Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Erſtes Bändchen.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Erſtes Bändchen.

I. Der Tempelherr.
II. Die Brüder.
III. Das Ebenbild.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Manche, mir zugekommene, freundliche Aufforderungen, der Rath einiger Freunde, deren Namen einen guten Klang im Gebiete der Literatur haben, und denen ich wohl einen, in meinem Vaterlande hochverehrten hinzufügen konnte, ja ſelbſt der ſo naive als von mir ungewünſchte Beifall einiger nachdruckenden Verleger kleiner Unterhaltungsblätter beſtimmen mich meine Erzählungen und Novellen dem Publikum geſammelt vorzulegen.

Ich bekenne offen und ehrlich, daß mir dabei weniger wohl zu Muthe iſt, als damals, wie ſolche in Journalen und Taſchenbüchern zuerſt gedruckt erſchienen und ſich einer nicht ungünſtigen Kritik zu erfreuen hatten. Eines Theils liegt immer etwas

Anmaßendes in der Geſammtausgabe der poetiſchen Erzeugniſſe eines angehenden Schriftſtellers — und ein angehender iſt jeder, der noch nichts Vortreffliches geſchaffen — andern Theils, weiß ich ſehr wohl, daß der Stempel des Ephemeren, welcher den meiſten der in Zeitſchriften erſcheinenden Darſtellungen, vielleicht eben darum, weil der Verfaſſer auf den Zeitgeſchmack, die Tendenz des Blattes, für das er ſchrieb, ja ſelbſt oft auf den Raum Rückſicht nehmen mußte, aufgedrückt iſt, ſich auch durch ſorgfältige Ueberarbeitung nicht ganz wieder verwiſchen läßt. Bei alledem würde ich mir Unrecht thun — eine Sünde, die beiläufig geſagt, ein Autor wohl am ſeltenſten begeht — wenn ich anzuführen unterließe, daß ich, beim Entwurfe dieſer Erzählungen ſchon, redlich auf eine Entſchädigung des Leſers für die etwaigen poetiſchen Mängel gedacht, die er vielleicht in ihnen antreffen könnte. Ich glaubte eine ſolche in der Wahl der Zeit und des Orts, wo die Begebenheiten ſpielen, ſuchen zu müſſen. Das eben Geſagte zu begründen, erlaube man mir einige Worte über meine Anſichten von hiſtoriſcher Novelle überhaupt, Worte, die der geneigte Leſer in Gottesnamen überſchlagen kann, die ich aber den Beurtheiler, auch wenn er ein ungeneigter wäre, auf einige Augenblicke zu beherzigen bitte. Will nun derſelbe mir ein paar, gleichviel ob bei- oder abfällige Worte, vor Allem aber ſolche, bei welchen ſich wirklich etwas denken läßt, darüber entgegnen, ſo ſollen mir dieſelben höchlich willkommen ſein, und gern will ich dann meine Anſichten nach ihnen berichtigen, ja ich verſpreche ſogar in dieſem Falle, den Kritiker, wenn er zu der modernen Schule, die ſich das Leſen des zu recenſirenden Buches zur Sünde anrechnet, ſich bekennen ſollte, von dem Durchlaufen meiner Novellen zu entbinden. Doch zur Sache.

So oft und reiflich ich auch über das Weſen der hiſtoriſchen Novelle — einer Dichtungsart, der ſich die beſten Köpfe Deutſchlands hingegeben und die ſelbſt Meiſter wie Tieck und Steffens nicht verſchmäht haben — nachdachte, kam ich immer auf den Gedanken zurück, daß ſolche, wenn ſie wirklich als geſchichtliche Darſtellung, nicht als bloße Genremalerei betrachtet werden ſolle, ſich nicht mit Zeichnung einzelner Charaktere, ja ſelbſt nicht mit der Darſtellung einer einzelnen weltgeſchichtlichen That, ſondern mit der tiefer eingehenden Schilderung eines ganzen bedeutungsreichen Zeitabſchnitts befaſſen müſſe. Ich weiß recht wohl, daß, um dieſes mit Glück zu verſuchen, der Dichter auch eben kein ſchlechter Hiſtoriker ſein dürfe, daß, um eine Erzählung, die geleſen und — vergeſſen wird, zu entwerfen, ein wochenlanges Quellenſtudium eben nicht immer unter die belohnendſten Beſchäftigungen gerechnet werden kann; aber liegt für den Geſchichtsfreund nicht eben in dem Studium die Belohnung, und wird der Freund der ernſtern Lecture nicht dem Dichter es Dank wiſſen, für die kleine Mühe die er ſich gemacht? Wie oft treffen wir auf eine Darſtellung, die, poetiſch in Entwurf, Verkettung der Begebenheiten und der

Diction, in hiſtoriſcher Hinſicht auf dem ſchwächſten Grunde ruht! Wie oft kommen wir, wenn wir einen Brocken aus der Chronik eines Ländchens, das in einem Vormittage durchreiſet werden kann, einen Zug aus der Geſchichte eines Fürſten, den der Hiſtoriker nur darum anzuführen ſchien, um keine Lücke in der Regententafel zu laſſen, zu einer, an ſich vielleicht recht poetiſchen Darſtellung ausgeſponnen ſehen, auf den Gedanken: was würde der Mann geſchaffen haben, wenn er einen lohnendern Gegenſtand bearbeitet hätte! Wozu auch endlich der freien Dichtung den hiſtoriſchen Schnürſtiefel anlegen, wenn das Hauptintereſſe der Novelle eben kein hiſtoriſches iſt? Zuletzt — und dies ſcheint mir ein bei weitem nicht genug beachteter Umſtand — iſt es jedesmal gefährlich eine hiſtoriſche Perſon zum Helden der Darſtellung zu wählen, denn unter zwanzig Fällen wird der Dichter neunzehnmal ſich genöthigt ſehen, eine ganz andere Perſon, als die war, die der Griffel der Geſchichte gezeichnet, in ihm darzuſtellen.

Wenn ich nun aber behaupte, daß der hiſtoriſche Novelliſt nicht das Leben, die Begebenheiten einiger einzelnen Perſonen, ſondern das Gemälde des Wirkens einer Zeit darzuſtellen ſuchen müſſe, ſo verhehle ich mir auch nicht die Schwierigkeiten der Ausführung ſeines Vorhabens. Nur durch tüchtiges Studium der Zeitgenoſſen, jener Autoren, die in der Periode lebten, deren Geiſt er darſtellen will, kann er ſich zu der hiſtoriſch ſichern Anſchauung, die ihm vor Allem beiwohnen muß, erheben, und dann erſt beſtimmt der Grad ſeines Talents die Auffaſſung der poetiſchen Seite des Angeſchauten. Aber auch hiermit iſt bei weitem noch nicht genug geſchehen. Der Dichter muß nun noch eben ſo ſorgfältig die Scene, den Boden, wo die Begebenheiten ſpielen, kennen zu lernen ſuchen, die ethnographiſchen Nüancen eben ſo genau wie die hiſtoriſchen zu erſpähen trachten; ein Leichtes, wenn er ſie in der Wirklichkeit, aus Anſchauung, kennen lernte, ſchwer, wenn er ſich lediglich aus Büchern unterrichten ſoll. Nur in dieſen Fällen — und nur in dieſen — darf meiner Meinung nach der Dichter einige Hoffnung hegen, daß es ihm gelingen werde, ein treues Bild des Zeitabſchnitts, den er ſchildern will, zu entwerfen, und gewiß ſein, daß die edlere Kritik, wenn ſie auch ſeinem poetiſchen Talente den Kranz verſagen müßte, ſeinem redlichen Forſchen eine Anerkennung nicht entziehen wird.

Ich ſehe, während ich Vorſtehendes niederſchreibe, im Geiſte einen jener Kritiker, wie wir ſolchen jetzt in ſo vielen Journalen begegnen, vornehm die Naſe rümpfen, und höre ihn ſpöttiſch fragen: ob ich wol glaube, daß ich Das, was ich, meinen Anſichten gemäß, als Forderung aufgeſtellt, auch geleiſtet? Demüthig lege ich die Hand aufs Herz, und antworte: Ich habe es gewollt, und Beſſere werden es können!

Ueber Das, was ich hervorbringen wollen, nur wenige Worte.

Im „Tempelherrn“ dachte ich einen Abſchnitt jener Zeitperiode darzuſtellen, in welcher die hehre Flamme, die den alten Kreuzfahrern, auf ihren — in unſern Tagen oft verkannten — Zügen, vorgeleuchtet, nur dann und wann noch aufzuckte, um endlich gänzlich zu erlöſchen. Ich wählte, um einen ſolchen Moment zu zeichnen, Odos von Saint Amand freiwilligen Opfertod. Man wende mir nicht ein, daß nicht alle gleichzeitige Schriftſteller die That erwähnen, mithin ſie nicht als hiſtoriſch feſtſtehend zu betrachten ſei. Ich weiß dies ſehr wohl, weiß dies um ſo mehr, als ich beinahe gänzlich aus Wilhelm von Tyrus ſchöpfte. Aber eben ſo gut weiß ich auch, daß der Biſchof keineswegs — wie ich mir zu dichten erlaubte — des Tempelmeiſters Freund war, daß er ihn vielmehr als einen Mann, der „animum furoris habet in naribus“ ſchildert (l. 21. Cap. 29.), aber zwei nicht üble Gewährsmänner Robert de Monte (p. 666.) und Trivetti cronicon (ad a. 1180) bezeugen die Sache als gewiß.

In den „Brüdern“ bemühte ich mich das innere

Leben und Treiben inmitten eines franzöſiſchen Heeres, und ſo, wie es mir ſelbſt, freilich in einer ſpätern Zeit, aus eigner Erfahrung kund geworden, zu zeichnen. Nebenbei ſchienen mir die Schlacht am Tabor und die Umgebungen des heiligen Berges wohl darſtellenswerth. Ich glaubte einige ſich mir aufdrängende Portraits nicht unbenutzt laſſen zu müſſen, und weiß, daß der „Doktor,“ wenn er noch lebte, über das ſeinige, freilich mit etwas zu ſtarken Zügen dargeſtellte, herzlich gelacht haben würde. Mißverſtändniſſe zu vermeiden, bemerke ich, daß General Kleber wol einen Bruder hatte, der noch, wenn ich nicht irre, vor wenig Jahren in Lüttich lebte, dabei aber ſeinem in dieſer Erzählung aufgeſtellten Bilde nicht im Mindeſten glich. Alles, was ſich auf dieſen bezieht, iſt mithin nur Dichtung.

Das „Ebenbild“ iſt mehr ethnographiſchen, als hiſtoriſchen Gehalts; dennoch glaube ich, daß mancher meiner Leſer, der von Riva aus den blauen Spiegel des Gardaſees durchkreuzte, unter den Eitronenbäumen von Liamone wandelte, auf dem Vorgebirge von San Vigilio ſtand, die Corridore und Säle des Dogenpalaſtes durchſchritt, die flüchtige Darſtellung nicht mit unfreundlichem Auge betrachten werde. Findet er ſie wahr, ſo halte ich mich hinlänglich belohnt.

Hinſichts der Erzählung „Die Verlobung“ wird der Leſer wol nicht im Zweifel ſein, daß hier ein Augenzeuge ſchildert. Land und Menſchen ſind nach dem Leben gezeichnet. Mißlang die Zeichnung, ſo trägt der Zeichner eine doppelte Schuld. Zeit genug hatte er, ſie an Ort und Stelle zu entwerfen! Ich hatte wenig hinzuzudichten nöthig. Die Begebenheiten ereigneten ſich größtentheils wirklich. Die unglückliche Kataſtrophe fand an dem Hochzeittage des Intendanten Rigo ſtatt.

Ueber „Cecilie Stuart“ und die Tendenz der Erzählung etwas Näheres anzuführen, iſt wol kaum nöthig. Als ſie im Taſchenbuche zuerſt erſchien, machte einer unſerer Dutzendrecenſenten mir den Vorwurf „aus purer moderner Loyalität, die Revolution mit der Legitimität verheiratet zu haben.“ Ei! könnte ich nur das Kunſtſtück in der Wirklichkeit! Ich wüßte manch Fleckchen in Europa, wo das Receptchen anzuwenden wäre, und wo man den verſchreibenden Arzt und den bereitenden Apotheker mit Gelde aufwiegen und in Silber faſſen würde! Laborirt aber die Erzählung an dem erwähnten Fehler, ſo iſt es mehr ein poetiſcher als hiſtoriſcher. Hätte der Beurtheiler gewußt, daß es einmal zwei Menſchen gegeben, von denen der eine Hume, der andere Robert Walpole geheißen, ſo hätte er eben ſo leicht durch Zufall erfahren können, daß der Erſte eine Geſchichte von England und der Andre allerhand andre, nicht üble Dinge geſchrieben. Aus den Werken des Einen hätte er dann lernen können, daß Cromwell wahrſcheinlich mit den Stuarts verwandt geweſen, und aus denen des zweiten, daß es ſein jüngſter Sohn, in einem nicht fernen Grade, gewiß geworden.

Ob es mir gelungen in „Guſtav Adolphs Tod“ aus der alten Geſchichte eine neue gemacht zu haben, überlaſſe ich der Kritik zu beantworten. Ich könnte mich nur noch anklagen, die That des Lauenburgers gewiſſer dargeſtellt zu haben, als es die Geſchichte, ſtreng genommen, erlaubt. Ich ſagte mir aber, daß alle ſchwediſche Hiſtoriker die Sache als ausgemacht annehmen, daß einem Fürſten, der während der Schlacht zum Feinde übergeht, gar wohl ſo etwas zuzutrauen, und daß das Motiv, ſo ich ſeiner That untergelegt, immer ein edleres ſei, als die einſt, von Guſtav Adolph, in Stockholm öffentlich empfangene Ohrfeige, welche, wie die Schweden meinen, eine unverſöhnliche Rache und die Schreckensthat erzeugte.

Der Verfaſſer.

Der Tempelherr.

Und wie ein Säuſeln kühlt' es ihm von oben,
Daß ihm das Herz vor Luſt zerſpringen wollte;
Gewand und Kette drückten ihn nicht fürder!
Denn das Gewand ſchuf er zum Königspurpur,
Und ſeine Kette ſchuf er zum Geſchmeide —
F. L. Z. Werner.

Das Ende des Jahres Eintauſend Einhundert und Achtundſiebenzig rückte heran. — Eine Waffenruhe, mehr durch Erſchöpfung der ſtreitenden Heere, als durch abgeſchloſſene Verträge herbeigeführt, war eingetreten; doch drohte die Kriegesflamme jeden Augenblick aufs Neue auszubrechen, aufs Neue der Kampf zu beginnen, welcher faſt ein Jahrhundert ſchon gedauert um ſechs Fuß Erde, eine Hand voll Staub, ein Grab. — Doch welch ein Grab! — Aus ihm war ein Unſterblicher hervorgegangen; er hatte die Vernichtung überwunden, der Hölle ihren Sieg geraubt, dem Tode ſeinen Stachel.

Aus dem Morgenlande waren früher Schaaren hervorgedrungen, welche bald den Oſten, bald den Süden Europas überſchwemmend, ungeſcheut verkündigten, daß es ihre Abſicht ſei, das Schwert in einer, den Koran in der andern Hand, ganz Europa dem Islam zu unterwerfen. Jener Glaube und dieſe Gefahren hatten die erſten Kreuzfahrer zu Tauſenden nach dem Oriente geführt, und ihre Begeiſterung gebar herrliche Thaten; aber ſeit mehr als dreißig Jahren hatten ſich die Umſtände ſehr gewandelt. — Sah man ſonſt an der Spitze des Heeres die Reliquien des wahren Kreuzes, von frommen Biſchöfen getragen, ſo erſcholl der Feldruf: Gott will es ſo! Alle Blicke waren mit Zuverſicht auf jenes Zeichen gerichtet, von dem man Hülfe hoffte in der Noth. Es kämpften, war groß der Drang, an des Heeres Spitze weiße Schaaren, in welchen man unmittelbare Hülfe des Himmels ſah. Blieb dieſe aus, ſo war man eifrig bemüht, durch Gebet und Faſten den Zorn des Höchſten zu verſöhnen, überzeugt, daß dieſer durch baldigen Sieg das Zeichen der Vergebung ſenden werde. — Alles dieſes hatte ſich in den letzten Zeiten ſehr geändert. Die Reliquie des Kreuzes wurde noch, wie ehemals, den Kämpfern an der Spitze des Heeres vorgetragen, doch dieſe ſahen darin nur einen veralteten Gebrauch; die Mehrzahl ſpottete des Heiligthums, und machte die Auffindung deſſelben lächerlich. Friede wurde geſchloſſen mit den Sarazenen, doch eben ſo oft gebrochen; jedesmal zuerſt von Seiten der Chriſten, und jedesmal zu ihrer Schmach. Das Kreuzheer wurde nach und nach dem Feinde verächtlich; mehr noch war dies der Fall mit deſſen Fürſten. Jeder von ihnen war bald in Verdacht, bald überführt des elendeſten Treubruchs, der ſchmählichſten Beſtechung. Erneute ſich der Kampf, ſo folgte Niederlage auf Niederlage, und ein Augenzeuge, der edle Erzbiſchof von Tyrus, klagte damals ſchon: es ſei ganz ſichtlich, daß der Herr, ihr Gott, von ihnen gewichen.

Auf dem Thron Gottfrieds von Bouillon ſaß in dieſer Zeit ein Jüngling von zwanzig Jahren, Balduin der vierte. Es fehlten demſelben nicht natürliche Talente, auch liebte er die Wiſſenſchaften, in denen er, ſo wie in ritterlichen Uebungen, bedeutende Fortſchritte gemacht, aber der Hauptzug ſeines Charakters war Schwäche, ein Fehler, der durch Anmaßung und Dünkel, die ſich ihm beigeſellten, unheilbar wurde. Zudem litt er ſeit ſeinen Knabenjahren an einer der ſchrecklichſten Krankheiten, dem Ausſatz, welcher ſich, aller ärztlichen Hülfe ungeachtet, immer heftiger entwickelte.

Ihm gegenüber, auf dem Sitze der alten Herrſcher von Memphis, der Amenophiten und Seſoſtris, ſaß ein Mann, in Allem das Gegentheil ſeines Feindes. — Kaum über einen der großen Männer der Vorzeit iſt das Zeugniß ſeiner Zeitgenoſſen ſo übereinſtimmend, wie über Salah ed din, den Sultan von Egypten und Damaskus. Er war aus dem Stamme der Kurden, eines tapfern und gaſtfreien Gebirgsvolks. Sowohl die Chriſten, von ihm beſiegt, als auch die Moslemin, durch ihn verherrlicht, preiſen laut die Milde ſeiner Sitten, ſeine Freigebigkeit und Gnade gegen Feind und Freund. Er ragte hoch hinweg über die Zeit, in der lebte, und wäre gern ein Freund des Königreichs Jeruſalem geworden. Wie wäre aber ein Bund denkbar geweſen mit einem Herrſcher, der unterthan war ſeinen Vaſallen, rohen Kriegern, die, nur den eignen Vortheil im Auge habend, ſich unaufhörlich unter einander bekämpften. Vorzüglich ſtanden in dieſer Zeit die Ritterorden des Tempels und des Hoſpitals ſich feindlich gegenüber. Ein Mann von Feuergeiſt und glänzender Tapferkeit, der Großmeiſter Roger du Moulin, war des letztern Haupt. Geachtet wegen jener Eigenſchaften bei dem Kreuzheer, war es jedoch von ihm bekannt, daß nichts ihm heilig war, ſobald es ſeinen Abſichten im Wege ſtand, oder ihn hinderte Rache an ſeinen Feinden auszuüben. Einſt glaubte er von dem Patriarchen ſich beleidigt. Da der Palaſt der Johanniter an die Kirche des heiligen Grabes ſtieß, ſo befahl er, daß, ſobald der

Patriarch, um das Hochamt zu feiern, in dieſer ſich befinden würde, man mit allen Glocken läuten, Kriegsmuſik ertönen laſſen und durch den furchtbarſten Tumult den Greis an ſeinem Vorhaben hindern ſolle. Nur mit Mühe wurde ein Gefecht am Grabe des Erlöſers ſelbſt verhütet. — Dieſer Mann, ſo wie der Seneſchall Honfroi von Toron, letzterer wegen früherer verrätheriſcher Verbindung mit Saladin berüchtigt, war in jener Zeit Liebling des Königs. Auf Beider Rath entbrannte der Krieg aufs Neue. Ein Sieg, erfochten am 25ſten November, glich dem letzten Aufflammen eines Lichtes, welches droht auf immer zu verlöſchen.

Es war gegen Sonnenuntergang an einem der heißeſten Tage des Auguſtmonats, als vier Reiter, zwei Ritter und zwei Knappen, alle vier in der Tracht des Tempelordens, auf einer Hochebene dahin zogen, die innerhalb der Gebirge liegt, welche das todte Meer, auf der Weſtſeite, in der Entfernung einer Stunde umſchließen. — Die Gegend war furchtbar. Ohne die Ahnung der Unendlichkeit, die der Anblick des ruhigen Meeres, oder der gränzenloſen Wüſte, der Seele des Reiſenden aufdringen, hatte ſie doch alle die Schrecken jener Gegenden, in deren Mitte Jeruſalem, die heilige, thront, ſie, die Königin der Wüſte. — Der ſich immer gleichbleibende Anblick jener Hügel weißen Sandes, ohne Baum, ohne Schatten, ohne Gras, zeigte nur die fürchterlichſte Oede, in der der Weg, weniger durch die breiten Fußtapfen der Kameele, als durch die, im Vorbeiziehen abgeweideten, einzelnen Dornen einer Rhamnusgattung bezeichnet wurde. — Mehr die Ermüdung ihrer ſchlechten Roſſe, die dann nur das matte Haupt erhoben, das brennende Auge öffneten und die vertrockneten Nüſtern aufblieſen, ſobald ein leiſer Luftzug aus der Gegend des Meeres her ihnen eine augenblickliche Kühlung zu verſprechen ſchien, als die Achtung vor dem Geſpräch ihrer Herren, ließ die Knappen eine Strecke hinter dieſen zurückbleiben. — Obgleich durch gemeinſame Tracht im Allgemeinen ſich ähnlich, war doch das Aeußere der Ritter im Einzelnen ſehr verſchieden. Der Aeltere, ein Mann über die Mitte des Lebens hinaus, würde in der Tracht ein Büßers ganz jenen Geſtalten geglichen haben, die uns die ältere florentiniſche Schule ſo ſchön zeigt. In dem ſchmalen blaſſen Geſichte lag ein Zug der Entſagung und Ertödtung, den die geſchloſſenen Lippen und das härene Hemd, das zum Kragen des Bruſtharniſches herausſah, nur noch mehr hervorhob. Sein jüngerer Gefährte erſchien in dieſer Beziehung ganz im Gegenſatz. Er war noch in der Blüthe des vollen Lebens, ſchlank, von kräftiger Geſtalt, und man würde ſein Antlitz haben ſchön nennen können, wenn der Ausdruck von Kühnheit, der in ſolchem als vorherrſchend erſchien, nicht oft im Feuer des Geſprächs in den der Anmaßung und des Hohns übergegangen wäre. Beide Ritter waren in einer Unterhaltung begriffen, die ſcheinbar den Jüngeren aufs Heftigſte aufregte.

Sagt, was Ihr wollt, Gerhard! rief er, und riß das müde Roß empor; ſagt, was Ihr wollt! Ihr werdet mich nicht überreden, daß ich Unrecht gethan. — Freilich, fuhr er mit ſpöttiſchem Lächeln fort, beurtheilt Eure Weisheit die That nach dem Erfolg, und denkt der Meiſter ſo wie Ihr, dann bin ich verloren!

Gerettet vielmehr, entgegnete ruhig der Aeltere, und ich wünſche zu unſerer lieben Frau, daß Seine Würden mit meinen Augen ſehen möge, was ich indeß nach dem, was ich erfahren, kaum zu hoffen wage.

So öffnet doch geſchwind den Schatz Eurer Erfahrungen! rief ungeduldig der junge Gefährte; wir ſind dann alles Streites überhoben, der ohnehin überflüſſig geworden wäre, wenn Ihr vorhin weniger im Brevier geleſen und dafür mehr geſprochen hättet.

Als ich letzten Sonntag, ſprach Jener, ohne ſich durch die Bemerkung des Andern irren zu laſſen, eben aus der Kirche des heiligen Grabes, wo ich zur Veſper gebetet, nach Hauſe kam, ſagte mir ein Bruder Servient, daß der hochwürdige Meiſter nach mir geſendet, und mehrmals fragen laſſen, ob Gerhard von Aveſnes noch nicht da ſei. Ich eilte nach dem Dienſtſaal, und vernahm dort, daß ein Kämmerling des Königs und der dicke Marſchall vom Hoſpital, der Boisgelin, ſich beim Hochwürdigen befänden. Ich wartete lange, und hörte den Meiſter heftig reden; ein ſeltner Fall, und ſonſt gar nicht in ſeiner Art. Endlich öffnete ſich die Thür, und der Herr begleitete die Beiden durch den Saal. Er war ganz blaß, wie ſtets, wenn er im Zorn iſt, und ſagte im Abgehn zum Kämmerer: Empfehlt mich Sr. Gnaden, und ich würde thun, was recht iſt; zum Johanniter aber ſprach er mit rauhem Tone: Sagt meinem Bruder vom Spital, der Templorden habe keine Schätze! Was er hat, erwarb er ſich mit Blut, und mit Blut nur zahlt er aus!! — Dann ſah er mich, und ſprach: Ihr eilt ſogleich nach Kama am todten Meer; dort verhaftet Ihr den Bruder Robert de San Albano, der ſich dort befindet; doch, ſetzte er mit Nachdruck hinzu, bedarf es nicht der Feſſeln, auch könnt Ihr ihm die Waffen laſſen.

Nun! ſeht Ihr wohl? rief Robert. Ihr wißt ja ſelbſt, wie ſtreng der Meiſter in ſolchen Fällen iſt; und hier, wo es ſich, wie Ihr behauptet, um's Leben handeln könnte, ließe er dem Gefangenen die Waffen? Das iſt undenkbar.

Dennoch, ſprach kopfſchüttelnd Gerhard von Avesnes, dennoch könnte der Herr wohl gute Gründe —

Welche, wenn's beliebt? rief Robert heftig: doch nicht etwa, um mir Gelegenheit zur Flucht zu laſſen? Nun ſeht, mein guter Bruder, der Meiſter iſt ein hochgeehrter Mann, ein Mann, der Könige und Fürſten Brüder nennt, aber alſo mächtig iſt er dennoch nicht, daß Robert Saint Alban vor einem Worte, das er erſt ſprechen ſoll, die Flucht ergreifen müßte. Ich werde vor ihn treten, werde reden, beſcheiden wie es dem Unglück ziemt, jedoch auch feſt, wie ein Mann, der überzeugt iſt das Beſte gewollt zu haben.

Saht Ihr ſchon den Meiſter? fragte Gerhard kurz.

Wie konnte ich? ſprach Robert. Ihr wißt ja, daß ich erſt ein Jahr in dieſem Lande bin, und dieſes lange Jahr brachte ich theils in Akkon, theils in jener Unglücksveſte zu.

Ich dachte es wohl! entgegnete der Ritter von Aveſnes, mit einem flüchtigen Blick auf den Jüngling. Darum haltet Ihr es für ſo leicht, zu ſtehen vor dem ſtillen Manne, mit dem Auge und der Ruhe des Löwen. — Verſucht es indeß einmal, und laſtet auf Euch das Senfkorn einer Schuld, ſo wird es zum Centner werden, durch das Bewußtſein, daß der nur ſchwer vergiebt, der ſelber der Verzeihung noch nie bedurfte.

Erlaubt, edle Herren! ſprach jetzt einer der Reiſigen, indem er das müde Roß, mit einigen Spornſtößen, zwiſchen die der beiden Ritter trieb; ſchon ſeit einer Stunde beſorgte ich, daß wir den Weg verfehlt, jetzt aber bin ich gewiß, daß wir in der Irre reiten. Der Weg, auf dem wir ſind, führt längs dem Meeresufer nach der Fuhrt des Jordans, welche das Heidenvolk die Fuhrt Jakobs nennt, und ſelbſt wenn wir aufs Schleunigſte umkehren, um noch vor Einbruch der Nacht den rechten Weg zu finden, mögen wir vor Mitternacht das Kloſter Sankt Saba nicht erreichen. Ohnehin, ſchloß er nach einigem Nachdenken, ſind wir nur eine halbe Meile Weges von jener Straße, welche von der Meeresküſte, von Deir el Schawtan nach Sankt Saba führt.

Dann könnten wir, ſprach Ritter Gerhard bedächtig, bei Mondſchein, links durch jene Hügelreihe — —

Unmöglich, edler Herr! entgegnete der Knappe. Jeder Oſtwind bewegt dies Meer von Flugſand, das nur den leichten Fuß der Gazelle und des Schakals zu tragen vermag; beſſer, wir bleiben, wo wir ſind.

Und hungern und durſten mit unſern Roſſen um die Wette? Fürwahr, ein herrlicher Rath! rief Robert. — Aber nannteſt Du nicht einen Ort? Wie hieß er doch?

Ueber dieſen, rief der jüngere Wappner lachend, kann Godefroi die beſte Auskunft geben.

Es iſt ein alt Gemäuer, entgegnete Jener ärgerlich, vielleicht die Reſte eines Kloſters aus König Gottfrieds Zeit. Die Fellahs der Gegend nennen es das Satanskloſter, weil, wie ſie ſagen, es dem Orte gegenüber liegt, wo Sodom ſtand. Uebrigens verdient es dieſen Namen, denn es wohnt ein verrückter Kerl von Klausner in dem Neſte, mit dem es ſich ſo ſchwer verkehren läßt, als mit dem Patron von dem das Ding den Namen hat.

Er nimmt uns auf! verſicherte Ritter Gerhard. Wir wollen ja nichts als Ruhe und Obdach bis Morgen früh.

Auch ich wollte nicht viel mehr, ſprach Godefroi, und doch warf mich der Kerl wider die Mauer, daß ich mein Lebtag daran gedenke. Ich ſah mich nur ein Bischen in den verſchiedenen Abtheilungen der Klauſe um, und da —

Hatte er ganz Recht, dich hinauszuwerfen! ſchloß Robert das Geſpräch. Aber eilen wir; die Sonne iſt im Untergehen.

Eben hatten die Reiſenden den oben angegebenen Weg erreicht, und ſie wendeten ſich nun rechts gegen die Meeresküſte, welche von einer Hügelreihe verdeckt wurde, durch die ſich ein ſteiler Hohlweg wand. Nur mit Mühe vermochten ihre Roſſe denſelben zu erklimmen, und die Gegend wäre hier faſt noch öder als der Pfad durch die Wüſte erſchienen, wenn nicht einige, aus dem Sande aufſtarrende, von der Luft geſchwärzte Felſen eine größere, wenn auch nicht angenehme Abwechſelung dargeboten hätten. Endlich hatten ſie die größte Höhe der Hügelkette erreicht, und als ſich der Weg um eine Felſenecke wand, betraten ſie ein Plateau, das hoch genug lag, um die Gegend in ihrer ganzen Ausdehnung überſchauen zu können. Unwillkürlich hemmten hier die Reiſenden den Gang ihrer Roſſe, und ließen den Blick in einer Gegend ſchweifen, der in ihrer Eigenthümlichkeit kaum ein anderer Punkt der Erde zu vergleichen.

Vor ihnen lag ein weites, ödes, unangebautes Thal, welches nur einiges Geſtrüpp hervorbrachte, deſſen entlaubte, von der mit Salztheilen geſchwängerten Luft ſchwarz gefärbte Zweige kaum im Stande waren, einige Pflanzen aus den Gattungen der Salſola und Salicornia vor der Mittagsglut zu ſchützen. In der Mitte dieſes Thales befand ſich ein ausgedehnter, bis in die weiteſte Nebelferne ſich erſtreckender See, deſſen ſchweres, unbewegtes, noch nie von dem Kiel eines Schiffes durchfurchtes Waſſer peſtilentialiſche, die Bruſt beengende Dünſte aushauchte, die an verſchiedenen Punkten Säulen gleich, oder wie der Dampf aus einem ſiedenden Keſſel, aufſtiegen und ſich über der Fläche der traurigen Gewäſſer zu ſonderbaren Formen ballten. Ein Fluß, deſſen gelbes, trübes Waſſer ſich nur mühſam in dem tiefen, von einigen entlaubten Weiden bekränzten, Bette daher wälzte, ſchien dem ungeheuren Keſſel

Nahrung zuzuführen. Jener See nun war das todte Meer, jener Fluß der Jordan.

Ein ſchreckliches, grauenhaftes Schweigen ruhte auf der Gegend. Kein lebendes Weſen befand ſich in der Nähe jener Ufer, auf denen ein tauſendjähriger Fluch zu raſten und fortzuwirken ſchien. Selbſt die Fährten der leichtfüßigen Gazelle und des ſie verfolgenden Schakals hörten auf am Rande jener Gewäſſer, die zu bitter ſind, um ein, vor Durſt verſchmachtendes Geſchäft erquicken zu können.

Eben war die Sonne im Untergehen, und ihr ſcheidender Strahl beleuchtete die den Reiſenden gegenüber, im Oſten des Sees, liegenden arabiſchen Gebirge, welche, ſo wie die in ihren Schluchten ſich preſſenden Gewitterwolken, in einem dunkelrothen Feuer erglänzten, und ihren Wiederſchein, in ſeltſamen Streiflichtern, auf die, aus dem Meere ſteigenden Dampfwolken warfen, als die Reiſenden ſchweigend ihren Weg fortſetzten, und nachdem ſie eine Weile ziemlich jäh bergab geritten, ſich am Eingange eines, am Seeufer liegenden, ziemlich ſonderbaren Gebäudes befanden. Es war der, im Einſtürzen begriffene Reſt eines alten Kloſters, augenſcheinlich zur Zeit des erſten Kreuzzugs erbaut; und ſichtlich war bei dieſem Gebäude, wie bei allen Klöſtern des

Morgenlandes, der Gedanke des Baumeiſters, mehr auf eine günſtige Lage zur Vertheidigung, als auf innere Bequemlichkeit, oder äußere Schönheit, gerichtet geweſen. Vorzüglich ſchien dies hier der Fall geweſen zu ſein, und die Erreichung dieſes Zweckes war dem Erbauer um ſo weniger ſchwer geworden, als ſchroffe Felſengruppen, die nur hier und da durch Zwiſchenmauern verbunden waren, um das Ganze ein Außenwerk zogen, das gar leicht durch wenige Mannſchaft gegen überlegene Macht vertheidigt werden konnte. Das Innere des Baues ward durch dieſe natürliche Mauer beinahe gänzlich verdeckt, und man ſah in einiger Entfernung nichts, was einen bewohnbaren Aufenthalt hätte andeuten können, als eine, faſt kegelförmige, aus zuſammengefügten Steinblöcken ziemlich unregelmäßig aufgethürmte Hütte, die auf einem, über die Fluthen hinausragenden Felſen, deſſen Fuß die Wogen unterwaſchen hatten, erbaut war, und die mit den Ruinen des Kloſters nur durch einen, kaum etliche Fuß breiten, Felſenrücken in Verbindung ſtand.

Lange forſchten unſere Reiſenden nach dem Eingange des Gebäudes, da ſelbſt Godefroi erklärte: daß die Lage des Orts, ſeit ſo langer Zeit und nach nur kurzem Aufenthalte, ſeinem Gedächtniſſe entſchwunden ſei; doch entdeckte er endlich, im Hintergrunde einer ziemlich ſchmalen Schlucht, das feſte, gewaltige Thor, über dem ein alter, vom Seewinde geſchwärzter Stein eingefügt war, auf dem man kaum die beiden Löwen, das Wappen der Grafen von Toulouſe, erkennen konnte.

Das Thor war von Innen aufs Feſteſte verrammelt, und das anhaltende Rufen und Pochen von Seiten der Reiſegeſellſchaft, welches ſich in dem Grade mehrte, als die Ungeduld zunahm, wollte immer noch kein lebendes Weſen herbeiführen.

Oeffnen wir ſelbſt die Thür! rief der Ritter von Sankt Alban endlich ungeduldig; denn es wäre eine Schande, wenn vier Gewappnete lange um den Eingang betteln ſollten! Und ſomit ſchritt er mit Kraft zum Werke, obgleich er bald einſah, daß die Pforte, nach der Kriegsweiſe damaliger Zeit, kunſtmäßig von Innen verwahrt worden, und mithin ſein Beginnen ein thörichtes ſei. — Eben hatten die Reiſenden ihre letzten Anſtrengungen, wie immer, wenn man ein Unternehmen aufzugeben halb und halb entſchloſſen iſt, verdoppelt, da donnerte eine rauhe Stimme von einem Felſenvorſprunge, der bisher ihrer Aufmerkſamkeit entgangen war, herab.

Gemach! rief ſie; gemach Ihr Herren! Beim Teufel, Ihr habt es eilig! —

Die Ritter blickten nach der Höhe, und ſahen dort eine Geſtalt, die ſich in der glühend rothen Abendbeleuchtung ſonderbar genug ausnahm. Vor ihren Augen ſtand ein großer, ſtarkknochiger Mann, über die Funfzig hinaus. Ein dicker, krauſer Bart verhüllte halb die düſtern Züge, die man von unten ohnehin nur mit Mühe erkennen konnte; der Abendwind ſpielte in dem verworrenen Haupthaar. Die Kleidung war die eines Anachoreten, von der braunen, groben, mit einem Stricke gegürteten Kutte an, bis zu dem kurzen Mantel von grauhaarigen Ziegenfellen. War aber ſein Anzug der eines Klausners, ſo deutete doch ſeine Haltung mehr einen Krieger an, wozu auch freilich die Armbruſt und einige Pfeile in ſeiner Hand das Ihrige beitragen mochten.

Die Erſcheinung des Alten war ſo unerwartet, daß die Reiſenden, ohne etwas auf deſſen Worte zu erwiedern, ſogleich von ihrem Beginnen abließen, um denſelben zu betrachten.

Nun, Ihr Herren! fuhr der Fremde nach kurzer Pauſe mit ſonderbarer Ausſprache des Fränkiſchen, und in einem widrigen, faſt höhniſchen Tone fort; Ihr ſeid ja in ſolcher Eil, als ob Saladin ſelbſt hinter Euch wäre; deſſen ungeachtet aber bitte ich Euch vorerſt um etliche Wörtlein, über das: Woher und Wohin. Vor Allem aber, ſetzte er hinzu, indem er die Armbruſt ſpannte und einen Bolzen auflegte, wollte ich Euch erſuchen Eure Blechkappen aufzuſetzen, denn es weht hier manchmal ſo ein verteufelt ſcharfer Seewind, der Euch das Haupt wohl ſchwindlich machen könnte.

Wie es ſcheint, übt Ihr auch hier noch die Gaſtfreiheit nach den Bräuchen Eures Landes, antwortete Robert lachend in ſpaniſcher Mundart, denn ein Kaſtilianer, oder mindeſtens ein Biskayer, müßt Ihr ſein; aber auch in Spanien verſchließt wohl Niemand ſo leicht die Thür dem rothen Kreuz vom Tempel.

Noch der Chriſt dem Chriſten; ſetzte Gerhard begütigend hinzu. Uebrigens mögt Ihr für dieſe Nacht ein Winkelchen uns gönnen, uns und den Roſſen. Wir machen Euch wohl den Liebesdienſt einſt wett.

Nach kurzem Beſinnen verließ die ſonderbare Geſtalt den Felſen, und bald hörten ſie im Innern den Fall einer Zugbrücke und das Knarren der weggezogenen Hängebalken.

Schweigend betraten nun die Reiſenden einen innern Hof, und der Klausner verrammelte aufs Sorgfältigſte die Pforte.

Ihr müßt ein Kriegsmann geweſen ſein, Alter! hob Gerhard von Avesnes freundlich an. Nur ein ſolcher konnte ſo kunſtgerecht Brücke, Balken und Verpfählung wiederherſtellen, und jenes ſtarke Gitter dort, am Eingange, ſchützt Euch ſelbſt dann noch, wenn offene Gewalt ſchon bis in dieſen Hof gedrungen wäre.

Offene Gewalt, ſagt Ihr? entgegnete der Klausner. Ganz recht; dieſe iſt es auch nicht, die ich fürchte. Aber Verrath, meint Ihr; nicht wahr? gegen dieſen ſchützt weder Gatter noch Riegel.

Während dieſer Rede war der Ruinenbewohner dem Ritter ganz nahe getreten, und als ein Mondſtrahl, die Gewitterwolken durchbrechend, die Gruppe auf einen Augenblick beleuchtete, konnte man deutlich bemerken, mit welcher Schärfe Jener den Eindruck zu belauſchen ſuchte, den ſeine Antwort auf den Ritter machen könnte. Der Alte ſchien ſichtlich beruhigt, als dieſer mit wenigen Worten anführte: es ſei ja bekannt, daß der Sarazene den Eremiten kein Leid zufüge, weil das Chriſtenheer dieſelbe Schonung gegen die mahomedaniſchen Santons und Fakihs beobachte. — Nachdem der Klausner der Geſellſchaft eine geſchützte Stelle, unter einem überhangenden Felſen, für die Roſſe angewieſen, betraten die Wanderer, unter ſeiner Leitung, die öde Kloſterkirche, durch welche, wie er ſagte, der Weg nach ſeiner Wohnung führe.

Nur noch die Reſte des Hochaltars und eine Reihe in die Wand gemauerte Grabſteine erinnerten an die Heiligkeit des Ortes. Die Sakriſtei war beſſer erhalten; doch rüttelte der Seewind die zum Theil zertrümmerten Scheiben der bunten Fenſter.

Hier werdet Ihr Euer Nachtlager halten, Ihr Herren, ſprach jetzt der Alte, indem er auf einen Haufen trocknen Seetangs zeigte; vorher aber nehmt vorlieb mit dem, was ſich in meiner Klauſe findet.

Verdammt luſtig logirt Ihr Eure Gäſte! rief Robert munter. Sollte ſich nicht in Eurer Wohnung vielleicht ein ſtilleres Plätzchen finden laſſen?

Dort eſſen, hier ſchlafen! entgegnete der ſonderbare Wirth, in einem rauhen, gebietenden Tone der auffallend mit ſeiner Lage kontraſtirte. — Ueberdies, ſetzte er mit einem hämiſchen Seitenblicke hinzu ſtreift der Emir von Koſſeir, Ibrahim el Sudawi mit zweihundert Dromedaren in dieſer Gegend. Ih ſeht alſo wohl, werthe Herren, ſchloß er lachend daß meine kleine Hütte zu enge würde für ſo vi liebe Gäſte, wenn es dem Muſelmanne einfiele, gleichfalls die Nacht hier zuzubringen.

Ihr würdet alſo dem Sarazenen die Pforte öffnen? fragte Gerhard betroffen.

Warum nicht? fragte der Klausner. — Doch ſeid ruhig, ſetzte er mit Bitterkeit hinzu. Auch in dieſem Falle wäre dem Sarazenen das Gaſtrecht heilig. Es war ein Templer, der den Abgeſandten der Aſſaſſinen erſchlug.

Ohne ſeinen Gäſten Zeit zur Antwort zu laſſen, trat der Alte ihnen voran. Durch eine eingeſtürzte Blende der Sakriſtei gelangten ſie ins Freie, und befanden ſich auf einer ſchmalen Felswand, rechts und links die unruhig werdende See, der Klausnerhütte gegenüber, die auf einer breiten Platte erbaut, ihrer äußern Form nach, einem ungeheuern Bienenkorbe glich. Die Wohnung war von jenem poröſen, der Lava ähnlichen Stein erbaut, welcher noch in unſern Tagen „Moſesſtein" genannt wird und der, ganz von Asphalt durchdrungen, lange Zeit brennt, ohne vom Feuer zerſtört zu werden.

Die Klauſe war im Innern ärmlich aber rein. Ein grob gezimmerter Tiſch, eine ähnliche Bank und ein Betſchemel war das ſämmtliche Hausgeräth; eine Armbruſt und ein ungeheures zweihändiges Ritterſchwert die einzigen Zierden; außerdem verbarg noch ein Vorhang den Hintergrund, und zwei Kerzen, in deſſen Nähe, ließen dort einen kleinen Altar oder ein Heiligenbild vermuthen. In einer kleinen kaminähnlichen Blende glimmte trockner Seetang, welcher nach einigen Bemühungen des Alten in hellen Flammen aufloderte.

Bis dahin hatten Wirth und Gäſte nur im Mondſchein oder Dunkel mit einander verhandelt, doch jetzt erleuchtete der brennende Tang mit bläulicher Flamme das Gemach.

Nehmt Platz, Ihr Herren! ſprach der Klausner, indem er auf die Bank zeigte; aber die letzten Sylben der Rede erſtarben, der Arm blieb gehoben, als ſein Blick auf Robert fiel; es war, als habe er ein Geſpenſt geſehn. Eine fahle Bläſſe überzog das Geſicht des Alten nach und nach, die Augen ſchienen ſtill zu ſtehn in ihren Höhlen, er hatte das Anſehn eines Geſtorbenen. Die vom Salzgehalt des brennenden Tangs erzeugte ſonderbare Beleuchtung des Gemachs vermehrte noch die grauenhafte Täuſchung.

Um Gott! rief Robert, die augenblickliche Stille unterbrechend; was iſt Euch? — Ihr gleicht ja gänzlich einem Todten!

Wirklich? — wirklich? — rief wild lachend der Eremit. Nun, ſeht Herr, das iſt ja luſtig; denn, denkt einmal, auch Ihr habt Aehnlichkeit mit Jemand, der längſt dahin geſchieden. — — Doch laſſen wir das! Hier, am Rande der Gewäſſer, die fünf Städte bedecken, hier, wo Tauſende verſanken in eine Tiefe, die bodenlos und doch nicht tief genug, den Gräuel zu verhüllen, wird auch das Außerordentliche gewöhnlich.

Der Alte ſprach die letzten Worte mit mehrerer Faſſung, doch ſah man, daß er noch eine Deutung in ſie legte, die, wie es ſchien, ihm nur allein bekannt war; auch lag ein ſeltſamer Ausdruck in ſeinen Mienen, ähnlich dem des ſtillen Wahnſinns, der dann erweckt wird, wenn man zufällig die Idee berührt, die ihn erzeugte.

Obgleich, ſobald es unbemerkt geſchehen konnte, des Klausners Auge fortwährend ſinnend auf Robert ruhete, bildete ſich unter den Dreien ein freundlicheres Verhältniß, und der Alte holte einen Krug jenes röthlichen, champagnerartigen Weins, wie ſolcher noch heute in der Nähe Jeruſalems gebaut wird; auch brachte er einige Kuchen von Dchurramehl, gleichfalls noch das gewöhnliche Nahrungsmittel der ärmeren Bewohner von Paläſtina.

Gerhard nahm einige Biſſen dieſes Brotes, ve weigerte jedoch, der Einladung ſeines Wirthes u geachtet, im Wein Beſcheid zu thun, weil, wie meinte, die Regel dies dem Templer unterſage; d mögt Ihr, ſprach er zu Robert, Euch nicht hinde laſſen, da das Geſetz den Kranken und Gefangen einen Labetrunk erlaubt.

Der Ritter iſt gefangen? fragte der Alte. D man die Urſache wiſſen? auch vergebt Ihr wo wenn ich um Euren Namen bitte.

Ich heiße San Albano, entgegnete Robert, ind er ſich leicht verneigte; auch habe ich der Urſa meiner Gefangenſchaft kein Hehl, vielmehr iſt es lieb, daß Ihr ſie wiſſen wollet, und deshalb ſ Ihr Richter ſein zwiſchen mir und Gerhard Avesnes.

Ihr ſeid der Ritter von Avesnes? fragte achtungsvoller Miene der Klausner.

Allerdings! entgegnete Gerhard.

Derſelbe, der von den Sarazenen an's Kr geheftet worden, weil er zum Islam ſich bekenn ſollen, und welchen Saladin begnadigte ob ſei Standhaftigkeit?

Derſelbe, ſprach der Ritter.

Nun ſeht, unterbrach ihn Robert lächelnd; d halb iſt er auch ſo ſtreng bei Anderer geringem Fehl. Doch, ſagt vor Allem: kennt Ihr den Tempelmeiſter Odo von Saint Amand?

Ob ich ihn kenne? rief der Alte, indem ſeine vorige Wildheit wiederzukehren ſchien; doch bald beruhigt ſetzte er hinzu: ich kenne ihn nur wenig; — ſo dem Rufe nach.

Das iſt Schade, ſprach Robert, denn unſer Streit erhob ſich eigentlich über die Art und Weiſe, wie meine Haſt ſich enden würde, ob mit Verluſt des Mantels auf drei Tage, oder dem des Halſes auf immerdar. Doch laßt mich jetzt zur Sache. — Es iſt nun ein Jahr, daß ich in Akkon gelandet; wie ich dahin gekommen, erzähle ich Euch wohl noch, wenn Ihr es ſo verlangt. Der Langeweile, die ich dort erlebte, werde ich bis an mein Ende denken. Von Tag zu Tage glaubte ich zum Heere gerufen zu werden, und wurde höchlich des müßigen Dienſtes ſatt, kleine Pilgerhaufen von da nach Joppe, und von dort zurück, nach Akkon zu geleiten. In dieſer Lage war es mir ein Feſt, als ich erfuhr, daß ich beſtimmt ſei, in der kleinen Feſte Mar Hannah am Fuße der arabiſchen Gebirge zu befehligen. Dort, dachte ich, dort giebt's vielleicht etwas zu thun: vielleicht verirrt ſich bis dahin ein Trupp vom Heere des Sultans, mit dem es anzubinden lohnt. Nun ſeht! mein Wunſch ging in Erfüllung. Wie Euch bekannt, brachte des Königs Sieg bei Ramlah wenig Frucht, dieweil man unterlaſſen ihn kräftig zu benutzen. Der Bruder des Sultans, Thuranſchah, verwüſtete das flache Land zwiſchen dem Gebirge und Paneas, und bald war meine alte Feſte zu klein, um alle die Flüchtlinge zu bergen, die der Ruf: es nahe der Sarazene, dahin geführt. Unter den Fliehenden befand ſich auch die Schweſter des Grafen von Tripolis nebſt ihrer Nichte, Iſolde von Toulouſe. Die Heiden hatten ihnen den Rückweg nach Tiberias verſperrt. Als ſchon ein Haufen Kurden im Angeſicht der Feſte war, erſchienen noch Einige des Ordens vom Hoſpital. Sie hatten mit Gold beladene Roſſe bei ſich, und verlangten Einlaß, weil es unmöglich ſchien die Komthurei von Sidon zu erreichen. Durch einen Landmann war mir der Befehl geworden, Gefechte mit den Feinden zu vermeiden, weil Reinald, Herr zu Sidon, ſchon Entſatz verſammle. Da dachte ich: nun iſt es Zeit, Ruhm zu erwerben und ew'ge Ehre! Alles, was in der Feſte lebte, ward bewaffnet, und als Reinald nahte, fiel ich aus. Der Kurdenhaufen, der uns einſchloß, ward zerſtäubt, und Alles trieb ich vor mir her, den Brüdern Luft zu machen. Die Heiden flohen von allen Seiten; da zeigte ſich ihr Haupttrupp, geführt vom Bruder des Sultans ſelbſt. Von einer Seite vom Ritter von Sidon gegen den Jordan gedrängt, auf der andern heftig von meinem Häuflein angefallen, blieb nichts ihm übrig, als Ergebung oder Tod. Schon war ich in der Nähe Thuranſchahs, erkannte ihn am kriegeriſchen Schmuck, der, wie Ihr wißt, der Heidenfürſten Art, da traf ein Kolbenſchlag mich an das Haupt; ich ſank vom Pferde. Mein Fall war auch das Zeichen zur Flucht der Meinen. Die Sinne ſchwanden mir. Als ich erwachte, befand ich mich im Zelte Ritter Reinalds. Ich wünſchte mir den Tod, wie ich vernahm, daß noch dieſelbe Nacht der Feind die ſchwach bewachte Feſte mit Sturm genommen habe.

Und die Frauen? fragte der Alte; und die Schätze der Johanniter? —

Erinnert mich nicht daran! entgegnete Robert, indem er ſich die Augen mit der Hand bedeckte; ſie fielen in die Hand des Feindes.

Und dennoch, Mann, und dennoch hofft Ihr, bei Odo werde der kühne Gedanke, den Bruder Saladins zu fahen, Euch für die Schätze des Hospitals, die Gefangenſchaft der Frauen und die verlorne

Feſte entſchuldigen? — Nun, Ihr ſeid ſtark im Hoffen, das geſteh ich!

Wie ich mir Odo denke, entgegnete der Jüngling warm, wie ich den Mann mir denke, der wie ein Rieſe daſteht in dieſer elenden Zeit, ſo mißt ein ſolcher nicht mit ſo gemeinem Maße die That nach dem Erfolge. Wer ſteht, wie er, in dem gedankenloſen Treiben auf dieſem Boden, den man den heiligen nennt? Wer könnte ſich mit Odo von Saint Amand vergleichen? Er iſt der Mann, das beſſere Wollen von dem unſeligen Erfolge zu unterſcheiden. Freilich, er nur allein. Dächte er wie jene andern gemeinen Seelen, dann wäre ich verloren. Wie hoch überragt der ritterliche, königlich geſinnte Greis die andern Heeresfürſten! Seht die Schilder, dort in der Grabeskirche aufgehangen; ſie erinnern Euch nur an die Nonnen der edelſten Geſchlechter des Abendlandes; die, die ſie erwarben, erröthen würden ſie über die Thaten ihrer Söhne. Iſt ſeit funfzig Jahren die Geſchichte des Königreichs Jeruſalem nicht zugleich die Geſchichte der Schwäche, der Schmach, des Treubruchs, des Verraths an jeder Tugend? Nennt mir, außer dem Tempelmeiſter Odo, nur einen unſrer Fürſten, der nicht im Rufe war, Gold zu empfangen von dem Sul tan. Und nun der König Balduin! Bei Gott! man weiß es nicht, ſoll man den Jüngling nur bedauern, oder wie der Sarazene ihn verachten! —

Und über Allen dieſen, fiel der Klausner ſpöttiſch ein, ſteht Euer Odo von Saint Amand?

Gewiß! ſprach Robert; und darum ſchon würde ich nicht fliehen, gäbe es auch einen Winkel, wo der ſtarke Arm des Meiſters nicht den entlaufenen Templer fände. Geſteht nur ſelbſt, wo wäre auch ein ſolcher? In allen Landen der Chriſtenheit hat unſer Orden Macht und Gewalt; mir bliebe nichts als Flucht zum Sarazenen.

Zum Erbfeind unſers Glaubens? rief Gerhard erſchrocken. Wo denkt Ihr hin? Nein, das verhüte Gott!

Und doch ficht mancher Chriſt, ſprach Robert lächelnd, auf jener Seite, die, wenn man es recht bedenkt, wohl auch die rechte ſein mag. Aber, beſorgt nur nichts, mein guter Bruder. So arg iſts noch bei weitem nicht.

Ihr wolltet, hob nach kurzer Pauſe der Alte an, wie mir bedünkt, noch erzählen, was Euch in Euren, noch ſo jungen Jahren ſo weit in dieſes Land geführt. Dem Namen nach ſeid Ihr ein Spanier.

Das iſt mir ſelbſt nicht klar; doch meine Erziehung erhielt ich allerdings im Kloſter der Bernhardiner zu Segovia Man ſagte mir: mein Vater ſei im heiligen Lande im Kampfe gefallen; doch kann es auch wohl damit noch ein anderes Bewenden haben, denn aus der früheſten Kindheit blieb mir eine Erinnerung, als ſei ich einſt in einer Burg geweſen, die vom Feinde erſtürmt und angezündet worden. Eine ſchöne Frau, deren Züge mir jedoch verſchwinden, ſobald ich mich genauer auf ſie beſinnen will, erklimmte, mich auf ihren Armen haltend, die Stiege eines Thurmes, der bald darauf in Flammen ſtand. Mir iſt auch manchmal, als hätte ſie mich dann vom Thurme herabgeſchleudert, doch weiß ich dieſes nicht ganz gewiß. Soviel iſt mir indeſſen klar, daß ich nach jener Zeit mit einem fremden Manne auf weiter Reiſe mich befand. Wir kamen in eine Stadt, in deren Mitte ein altes Schloß, auf einem Felſen, hoch in die Lüfte ragte, und welche, wie ich ſpäter hörte, Segovia hieß. Der Prior der Bernhardiner ſagte mir oft — — doch, Alter, mir iſt in dieſem Augenblicke, als ob Ihr ſehr dem Manne glichet, der damals mich dahin gebracht. Je länger, je genauer ich mich beſinne, je größer ſcheint mir die Aehnlichkeit.

Wenn Erinnerungen aus früher Jugendzeit verlöſchen, ſprach mit einiger Betroffenheit der Klausner, ſo ſchiebt die Phantaſie gar leicht ein ander Bild an deren Stelle. — Doch was ſagte der Prior Don Francesco?

Wie wißt Ihr, daß der Prior Francesco hieß? fragte Robert haſtig.

Nun, der Name iſt ja ſo häufig in jenem Lande! entgegnete der Alte in ſichtlicher Verwirrung. — Ich dachte, ſetzte er gefaßter hinzu, Ihr hättet ihn auch ſo genannt.

Der Prior, fuhr Robert fort, ſprach oft: mein Handwerk müſſe das des Kriegers ſein, ich tauge nicht zum Mönch. Als dann einſt — wie es oft geſchieht, daß Templer in den Kloſtern der Regel des heiligen Bernhard übernachten — der Hauskomthur des Tempels zu Marſeille, Roger Saint Alban, auf weiter Reiſe begriffen, in unſer Kloſter eingekehrt, ſah er mich dort, gewann mich lieb, und bald war ich der Knappe des alten Herrn. Der Komthur war der Letzte ſeines Stammes, er liebte mich mehr und mehr, und als ich feſt entſchloſſen ein Tempelherr zu werden, brachte er es bald dahin, daß ich nach ſeinem Tode ſein Wappenſchild und Namen führen durfte. — Doch, Alter, nun erzählt uns auch etwas aus Eurem Leben, das gewiß recht reich an mannigfachen Begebenheiten iſt.

Ein andermal! entgegnete der Klausner. Wir trennen uns ja noch nicht. Inzwiſchen erlaubt, daß ich auf einen Augenblick Euch verlaſſe, um Eure Lagerſtatt zu beſorgen. Ihr ſeid ermüdet, und ohnehin iſt es bald Mitternacht.

Je länger ich den Alten mir betrachte, ſprach der Ritter von Saint Alban, als beide Reiſenden ſich allein befanden, je feſter halte ich mich überzeugt, daß ich ihn ſchon irgendwo geſehn. Merktet Ihr wohl, Gerhard, wie er zuſammenſchrak, als ich dieſe Vermuthung ihm mitgetheilt? Und dann, wie käme wohl Schwert und Armbruſt in die ſtille Wohnung eines Eremiten? Aus welchem Grunde würde eine ſolche mit ſo viel Vorſicht befeſtigt und verrammelt? Glaubt mir, der Alte iſt ein Kriegsmann, der aus irgend einem Grunde in dieſem Gemäuer ſich zu verbergen ſucht. Was gilt's, es deckt ſelbſt dieſer Vorhang noch Waffengeräth?

Während dieſer Rede hatte der Ritter ſich genauer in der Hütte umgeſehn, und ſtand jetzt dicht neben dem Vorhange. Die Neugier bewog ihn die Decke wegzuziehn; ſeine Erwartung fand ſich inſofern getäuſcht, als ſtatt des Waffenſchmucks ein Gemälde hervortrat. Auf den erſten Anblick würde man daſſelbe für die Darſtellung des Martyrerthums einer Heiligen gehalten haben; dem widerſprach jedoch der Zuſammenhang des Ganzen.

Eine ſchöne Frau, in Lebensgröße abgebildet, ſtand auf der höchſten Zinne eines runden Thurmes, aus dem zu allen Oeffnungen die Flamme herausloderte. Ihr Haar, vom hellſten Blond, war aufgelöſt, und wurde, wie ein Theil ihres Gewandes, vom Sturm getragen. Die emporgehobenen Arme, die vorgebeugte Haltung, die Züge ihres Geſichts, zeugten von höchſter Angſt; ſie ſchien um Hülfe zu rufen, und doch an der Möglichkeit einer ſolchen zu verzweifeln, da die Flammen ſchon am Saume ihres Gewandes leckten. So ſchön auch die Geſtalt des Weibes war, erreichte ſie doch nicht das Idealiſche, und dies deutete gleichfalls dahin, daß der Maler ſich eine beſtimmte Perſon und Begebenheit zur Darſtellung gewählt.

Robert war ganz in die Anſchauung des Gemäldes verſunken. In ſeinem Geiſte formten ſich Erinnerungen aus der Kindheit, mit denen er ſich ſeit langen Jahren getragen hatte, zu beſtimmten Geſtalten, die ihn nun mit aller Macht des erſten *feſten* Auffaſſens vor die Seele traten.

In dieſem Augenblicke erſchien der Alte in der Hütte; er war ſichtlich betroffen, als er das Gemälde enthüllt ſah.

Vielleicht, ſprach er mit bitterem Tone, entſchuldigt Ihr einſt meine Weigerung, die Pforte Euch zu öffnen, wär' es auch nur darum, weil es Niemand freut, den fremden Gaſt in ſeinem Eigenthume die Muſterung halten zu ſehn.

Vergebt mir, Alter! entgegnete der Ritter. Ich geſtehe gern, daß meine Neugier, obgleich mehr Wer des Zufalls, eine ſtrafbare iſt, doch kann ich ſolch nicht bereuen, denn die Begebenheit, die dieſes Bil darſtellt, erzeugt in meinem Innern eine wunderbar Bewegung. Es iſt mir ganz, als ob ich, wie dieſe ſich begab, bei Allem zugegen geweſen, als ob ic Theil genommen hätte. Immer klarer und klare wird es mir, daß ich in früher Kindheit die Züg dieſer Frau geſehen, und daß ſie mir theuer ware ja, es wird mir immer deutlicher, daß es dies We geweſen, das mich die Stiege des brennenden Thurm emporgetragen, und Ihr, Ihr ſeid der Mann, d mich einſt nach Segovia gebracht. Ja, ganz g wiß, Ihr ſeid es! Es iſt, als ſtündet Ihr n in Rittertracht vor mir! Heißt Ihr nicht D Diego?

Ich nenne mich Jacinto! entgegnete der Eremit. Alles, was Ihr da ſagt, iſt nur Geburt Eurer jugendlichen Phantaſie. Länger, als Ihr leben möget, bewohne ich bereits dieſe Hütte. Doch, bald iſt's Mitternacht. Euer Lager iſt bereitet. Auch mir thut jetzt die Ruhe noth.

Es war ganz klar, daß der Alte jedes Geſpräch, das mit ſeiner Perſönlichkeit in Beziehung ſtand, zu vermeiden ſuchte, und es blieb dem Ritter nichts als der Vorſatz übrig, ſobald als ſchicklich, eine Gelegenheit aufs Neue herbeizuführen, welche ihm Aufklärungen verſchaffen konnte, die, wie er ſich überzeugt hielt, für ihn von großem Intereſſe ſein mußten. Die Müdigkeit Gerhards indeß, ſo wie die eigne, nöthigte ihn vorjetzt, zu der vom Alten bereiteten Lagerſtätte zu eilen, welche, wie die Reiſenden fanden, aber faſt zu luftig gewählt war, da der heftige Seewind, der dem immer mehr und mehr ſich nähernden Gewitter vorherging, zu den beinah gänzlich offenen Fenſtern hereinbrauſte und mit den wenigen Reſten der Scheiben und Einfaſſungen ſein lärmendes Spiel trieb.

Endlich brach das Gewitter in einer Furchtbarkeit los, die ſich in ſolcher Heftigkeit im Morgenlande nur ſelten kund gibt. Der tobende Südoſt rührte die Gewäſſer auf im tiefſten Grunde, und die Wellen brandeten dergeſtalt an den Felſen des Geſtades, daß der Grund des alten Gemäuers unter den Reiſenden zu erbeben ſchien. Alle dieſe Naturereigniſſe machten indeſſen einen mindern Eindruck als ſonſt auf beide Reiſende, von denen der ältere, des Tobens der See und des Sturmes ungeachtet, von den Beſchwerden der Reiſe in tiefen Schlaf gewiegt war, Robert aber, aufgeregt von allen ihm aufs Neue vor die Seele tretenden Erinnerungen, um ſo leichter der ihn beſchleichenden Ermattung widerſtand.

Es war indeß ſchon Mitternacht geworden und Sturm und Ungewitter hatten die größte Stärke erreicht, die ſich nun durch einige auf einander folgende, praſſelnde Schläge zu entladen ſchien.

Unter dieſen Umſtänden zu ſchlafen, ſchien dem Ritter nicht möglich, und er zog es vor im Freien ein Schauſpiel zu betrachten, welches bei aller Furchtbarkeit viel Anziehendes und Großartiges hatte. Er trat aus der Maueröffnung auf jenen Felſenrücken, der die Ruinen mit der Hütte des Klausners verband, und genoß hier lange Zeit beim Schimmer der Blitze und des dann und wann hervorbrechenden Mondes, des Anblicks der tobenden See, deren ſchwere dunkle Gewäſſer ſich in blendend weißen Schaum verwandelt hatten, welcher oft bis zu der Stelle, wo Robert unter einem Mauervorſprunge ſtand, heraufſpritzte. Da auf einmal wollte in den ſeltnen Zwiſchenräumen, in denen der Donner und die Brandung noch außer ihnen etwas zu hören erlaubten, dem Ritter es bedünken, als höre er den Alten in der Hütte im heftigſten Geſpräch mit Jemand. Es war verzeihlich, daß der Gedanke an die Möglichkeit eines Verraths in Robert aufſtieg, und um ſo mehr, als früher der Klausner die in der Gegend ſtreifenden Sarazenen erwähnte. Er beſchloß indeß, bevor er ſeine Gefährten zu wecken eile, ſich erſt, ſo gut als möglich, von der Lage der Dinge zu überzeugen, welches um ſo unbemerkter geſchehen konnte, als die Thür der hell erleuchteten Hütte offen ſtand. Er überſchritt demnach leiſe den Felſenrücken und trat in den Schatten eines Pfeilers, der ihm geſtattete, in das Innere der Klausnerwohnung zu blicken, ohne doch ſelbſt geſehen zu werden. Ein ſonderbarer Anblick bot ſich ihm dar. Das Innere der Hütte war von einem falben Lichte erleuchtet, das aus der Mauerblende kam, wo das Feuer, vom Sturmwinde darniedergedrückt, ſeinen Rauch auf dem Boden fortwälzte, ehe ſich letzterer vor dem vom Vorhange befreiten Bilde zu Wolken ballte, die deſſen Rahmen bedeckten und nun mit jenem auf dem Gemälde dargeſtellten Dampfe und Flammen ein Ganzes zu bilden ſchienen. Ein weißlichter Dunſt erfüllte die Hütte, und da nun ſolcher, gleich einem transparenten Schleier, die Hauptfigur des Bildes überzog, ſo war nach den Bedingungen der Strahlenbrechung leicht jene Täuſchung möglich, als ob dieſelbe, aus dem Rahmen des Gemäldes getreten, dicht vor dem Alten ſtünde. Obgleich der Ritter in ziemlicher Nähe ſich befand, war es ihm dennoch nicht möglich, alle Umriſſe genau zu unterſcheiden; ja, es wollte ihm ſogar bedünken, als ob die Stellung der Figur ſich weſentlich verändert habe; namentlich kam es ihm vor, als ob die vorgeſtreckte Hand derſelben mehr geſunken, und die Geberde, vorher ſo flehend, eine drohende geworden wäre.

Der Ausdruck im Antlitz des Alten war ein Gemiſch von Schreck, Gewiſſensangſt, erzeugt durch ſchwere Schuld, und glich im Ganzen den Zügen eines bis zum Wahnſinne Geängſteten, der, obwohl bei einiger Beſinnung, dennoch fühlt, daß ſeine Stunde nahe.

Bald überzeugte ſich Robert, daß es allein der

Klausner geweſen, der geſprochen, und eben öffneten ſich ſeine Lippen wieder zur wilder Rede, welche nur in abgebrochenen Sätzen beſtand, die, wie es ſchien, ganz ohne Bewußtſein ausgeſtoßen, nur zur Verbindung der Vorſtellungen in ſeinem Innern dienten:

Retten? ſchrie er; retten? — den Sohn des Todfeinds, der Dich mir geraubt, und Ruhe und Seligkeit? — — den Sohn des Mannes, der mich will verderben? — Ihn ihm wiedergeben, der mich getrieben, wie die Gazelle der Wüſte, bis ich mich in Höhlen verborgen, wie das Raubthier vor dem Jäger! — — Doch — Du willſt es und er iſt ja auch Dein Sohn! er iſt ja Dein, die Du ſo ſchuldlos wareſt und ſo lieblich und die ich gemordet, geopfert, martervoll und ſchmählich!! — —

Hier ſchien es, als ob der Alte ſtill zu weinen begönne.

O! könnteſt Du vergeben und ich ſterben! ſetzte er dann mit zitternder Stimme hinzu und ſank auf ſeine Knie, die kahle Stirn gedrückt an das Geſtein des Bodens. — Wie endlich etwas beruhigter im Innern, erhob er ſich dann und ſang mit leiſer Stimme ein Lied in gaskoniſcher Sprache, welches auch wohl noch heut zuweilen an den Ufern der obern Garonne und des Adours gehört wird und das ſich anfängt:

Donne deou cap deou pon,
Adjouda mi in queste houre!

(Mutter Gottes vom End' der Brück'
Steh mir bei in dieſer Stunde!)

Als der Geſang des Alten geendet und denſelben ſichtlich beruhigt hatte, trat Robert mit einigem Geräuſch, um ſich bemerkbar zu machen, in die Hütte, indem er äußerte, daß der entſetzliche Gewitterſturm ihn nicht einſchlafen laſſe. Der Klausner murmelte etwas von der Heftigkeit des Orkans, der wohl auch Beherzte zu Gebet und Geſang triebe; indeß, ſetzte er hinzu, iſt es wohl ein mächtig großes und wunderbares Schauſpiel, das Toben dieſer, ſonſt ſo ſelten bewegten Gewäſſer. — Gefällt es Euch, ſo begeben wir uns auf den Gipfel meiner Wohnung, wo die Ausſicht im hellen Mondſchein, der, wie ich ſehe, eben hervorbricht, ganz unbegränzt ſich darſtellt! —

Bei einigen Umherblicken in der Hütte ſah der Ritter, daß die veränderte Stellung des Bildes nur eine Täuſchung ſeiner Sinne geweſen ſein mußte; eben ſo erklärte er ſich das Benehmen des Alten aus der noch ſichtbaren Aufregung, in der derſelbe ſich befand.

Die Beiden erklimmten nun auf einer von Außen
ngebrachten Wendelſtiege die Spitze der, von asphal-
ſchem Steine erbauten Wohnung, welche eine Plat-
forme bildete, die eine ungemein erhabene Ausſicht
n die Ferne gewährte.

Zu ihren Füßen tobte das Meer auf eine fürch-
erliche Weiſe und die ſich öffnenden Abgründe erſchie-
nen als eben ſo viel ſich kreuzende Furchen in dem
lendend weißen Schaum. Vom Sturm und Donner
geängſtigt, heulte der Schakal in den Schründen
des Ufers ſein widriges, melancholiſches Lied. Zwar
rollte der Donner nur noch in längern Zwiſchenräumen,
auch mäßigte ſich der Sturm, aber noch
immer entluden ſich die Wetterwolken in einzelnen
ſcharfen Schlägen. Robert war ganz in Betrachtungen
verſunken. — Alle Umgebungen, hatten ſo viel
grauenhaft Geheimnißvolles. Was mußte vorhergegangen
ſein, ſchrecklich genug, um Jemand dahin
zu bringen, in dieſer Oede Zuflucht zu ſuchen! — Der
Alte ſchien die Gedanken ſeines Gaſtes zu errathen.

Wie gefällt Euch mein Aufenthalt? fragte er,
mehr ſchmerzlich, als bitter. Ich will Euch bekannt
machen mit der Umgebung. Seht! ſetzte er hinzu,
indem er den Ritter am Arme faßte; dort, drei
Armbruſtſchüſſe weit, da, wo das Waſſer ſo wühlet

in der Tiefe ſtand Sodom! Dort, rechts gegen das andre Ufer hin, Gomorha; die andern drei Städte dort in jener unüberſehbaren Ferne. Wie mochte wohl die Gegend ausſehen, als jene Städte blühten! — Und nun die Gegenwart! — — Seht, Ritter! ſprach er leiſe und geheimnißvoll; das macht der Fluch! meint Ihr nicht auch? — —

Der Ritter ſah dem Alten ins Geſicht und ſah mit Schrecken, wie ſich deſſen Züge in die des Irrſinns wandelten. —

Seht! fuhr der Klausner mit leiſer Stimme fort; Seht, lieber Ritter, ich kannte Einen, der zweifelte an der Sage, daß die Gerippe der verfluchten Städte ſich aus dem Waſſer höben, dann und wann. Da fuhr dann dieſer, auf einem kleinen Kahne, im Mondſchein, auf der See und es wollte ihm bedünken, als ſähe er Spitzen von Thürmen, auf der alten Stelle von Sodom, aus dem Waſſer ragen. Er näherte ſich nun dem Orte. Die Thürme verſchwanden; aber in der Tiefe war Alles wie von Kriſtall. Er ſah Häuſer, Märkte, Straßen; Alles wimmelte von Bewohnern, die nach der Höhe ſahen und zu bitten ſchienen, daß die Waſſer ſie ſchirmen, ſie bedecken möchten, vor'm Licht des Mondes. Glaubt Ihr nicht auch, daß dies des Fluches Folgen?

Offenbar, ſprach Robert, entſetzt über die Seelenfolter des Alten, war dies nur Sinnentäuſchung, oder — —

Das böſe Gewiſſen? Das wolltet Ihr wohl ſagen? — ſprach der Klausner mit rollendem Auge. — Doch was meint Ihr, lispelte er leiſe; derſelbe Mann, er konnte nun ſein Elend nicht länger tragen. Auf der Heimfahrt, da ſprang er in die See; doch die Gewäſſer ſpieen ihn aus. Am Ufer erwachte der Elende zu neuem Elend! —

Die Schwere des Waſſers — der ſtarke Salzgehalt — ſtammelte der Ritter.

Ja, erklärt nur! rief der Klausner mit bitterm Lachen; erklärt das Unerklärbare und Euch wird die Probe werden, daß nicht raſtet der Fluch der böſen That!

In dieſem Augenblicke ſchmetterte mit dem entſetzlichſten Krachen ein Wetterſtrahl herab und verſchwand in den Tiefen, die der Alte als die Stätte Sodoms bezeichnet hatte.

Descendit ignis in Pentapolim! rief faſt ſchreiend und wie außer ſich der Alte. Seht Ihr, Ritter? Seht Ihr das Beſtehen des tauſendjährigen Fluches? O, er iſt ein zorniger Gott, der Gott Iſraels! Er ſchont nicht Roß noch Reiter. — —

Der Klausner war aufs Aeußerſte erſchüttert; er ſchien einer Ohnmacht nahe. Nur mit Mühe vermochte ihn der Ritter die ſchmale Stiege hinab, in das Innere der Hütte zu geleiten, wo er ſich ſammelte, und als ſich beide am Tiſche niedergelaſſen, ſein Auge nicht ohne Theilnahme auf Robbert zu ruhen ſchien.

Vertraut mir, Ritter, hob er nach einer Weile zu ſprechen an, was Ihr zu thun gedenkt, um den Folgen einer Unvorſichtigkeit, die Ihr, aufs Gelindeſte geſprochen, Euch Schuld geben müßt, zu entgehen. Meines Bedünkens nach, bleibt nichts Euch übrig, als Flucht zu Saladin, und wählt Ihr dieſe, ſo könnte Euch vielleicht ein Schreiben nützlich werden, mit dem ich Euch verſehen wollte. Ihr ſcheint zu erſtaunen über die Sicherheit, mit der ich Euch dies ſage, mehr noch vielleicht als über meinen Rath; doch wird dies minder der Fall ſein, wenn ich Euch ſage, daß ich einſt Gelegenheit gehabt, dem Freunde Saladins, dem Fakih Iſſa, als er gefangen, einen großen Dienſt zu leiſten.

Nur die unerhörteſte Ungerechtigkeit, verſetzte Robert, könnte mich bewegen, den Schritt zu thun, den Ihr mir rathet, und einer ſolchen iſt Odo von Saint Amand nicht fähig, wie Ihr jedoch zu glauden ſcheint. Geſteht es nur, Ihr haßt den edlen Odo?

Ja! ſprach der Alte finſter. Ich haſſe ihn bis zum Erſchlagen. Das Warum erlaßt mir jetzt; doch glaube ich, daß bei den ſtrengen Regeln Eures Ordens und bei dem Umſtande, daß Schätze des Hospitals durch Eure Schuld verloren worden, er Euch nur ſchwer vom Untergange retten könnte.

Sei's darum! entgegnete Robert feſt. Eher tod als treulos. — Ich bin entſchloſſen, mich ihm zu ſtellen!

Auch für dieſen Fall, entgegnete nach kurzem Beſinnen der Klausner, bliebe noch ein Mittel. — Ihr erhaltet morgen vor dem Aufbruche auf alle Fälle den Brief, von dem ich Euch geſagt, und außerdem noch einen Zettel, den Ihr, doch nur im ſchlimmſten Falle und dann nur, wenn Euer Leben unzweifelhaft gefährdet und ſonſt kein Ausweg wäre, dem Meiſter übergeben möget. Doch über dieſen Punkt ſowohl, ſo wie darüber, daß Ihr, es möge geſchehen was da wolle, verſchweigen werdet, von wem Ihr den Zettel empfinget, gebt Ihr mir Euer Ritterwort; es ſei denn, daß ich Euch ſelbſt einſt Eures Worts entbände. Doch geht und ſchlaft. Ihr werdet nun wohl der Ruhe auch bedürfen. — —

Der Anbruch des Tages fand unſere Reiſegeſellſchaft ſchon fertig zur Fortſetzung der Reiſe nach der heiligen Stadt, und ehe Robert zu Pferde ſtieg, gab ihm der Alte die verſprochenen Briefe.

Mehr um dem Klausner die Freude zu laſſen, als habe er ihm einen wichtigen Dienſt geleiſtet, wie in der Meinung, daß ihm derſelbe nöthig werden könnte, nahm Robert beide Schreiben, indem er noch ſein Wort zum Pfande ſetzte, nur unter den gedachten Umſtänden Gebrauch davon zu machen. So zogen dann die Ritter den Kedron aufwärts, in deſſen Strombett auf einem Felſen das Kloſter Sankt Saba liegt, des Weges nach der ewig denkwürdigen Stadt.

Erſt am Morgen des dritten Tages waren die Reiſenden, dem Laufe des Kedrons folgend, in die Nähe Jeruſalems gelangt und hielten jetzt auf der Höhe eines Hügels, von dem ſie den größten Theil der Stadt und deren Umgebung überſehen konnten. — Auf zweien Anhöhen lag die heilige Stadt, dem Zion und dem Moria, beide abgeplattet gegen Norden, in welcher Richtung dieſelbe nur durch eine Mauer und trocknen Graben von dem Blachfelde geſchieden war. Die andern drei Seiten fielen ſteil ab, in zwei ſchmale Thäler, rechts das Thal Joſaphat, links das von Ben Hinnon, welche ſich am Fuße des Zion, eines gelblich braunen Hügels, bei der Quelle von Siloa vereinigten. Hell ſchimmerte das vergoldete Kupfer, einſt durch Omar aus den Ruinen von Balbek geraubt, um die Moſchee von Gameat el Sakhra, erbauet auf dem Platze des Tempels Salomons, damit zu ſchmücken. Die Kreuze auf der Kirche des heiligen Grabes glänzten wie Meteore in dem Morgenduft.

Seht! ſprach Gerhard, indem er ſein Roß zur Fortſetzung des Weges antrieb, zu ſeinem jungen Gefährten. Seht, lieber Robert, dort die letzte Spitze der Hügelreihe gegen Oſten, bedeckt mit wenigem Grün, das iſt der Oelberg. Dort, ebenfalls zur Rechten, doch mehr herwärts, der Berg des Aergerniſſes, wo Salomo den fremden Göttern opferte. Und hier, an unſerer Straße, da, wo jener Hohlweg ins Thal Ben Hinnon führt, das Blachfeld, wo Ihr ſo viel Reiterei verſammelt ſeht, das iſt das Blutfeld. Den Namen erhielt es von den dreißig Silberlingen, wofür es einſt erkaufet worden.

Unausſprechbare Gefühle bewegten Robert, ſein Geiſt war wie umnebelt von einem Meere von Gedanken. Lange war er keines Wortes mächtig;

endlich ſprach er leiſe, faſt unbewußt zu ſich ſelbſt: Dies alſo iſt die Stadt! dies der Augenblick, nach dem ich mein ganzes Leben mich geſehnt! Und ich zieh, ein Gefangener, in ſie ein!

Während die Reiſenden ſtill und langſam ihren Weg verfolgten, ſchwenkte die Reiterei, welche, wie Gerhard behauptete, aus den Reiſigen des Königs beſtehen müſſe, in kleinen Geſchwadern ab, ſetzte unter Pauken- und Trompetenſchall ſich in Bewegung, um durch das Thor Bab el Scham (das Thor von Damaskus) in die Stadt zu ziehen. Eben bewegten ſich die letzten Haufen vorwärts, da trennte ſich von dieſen ein glänzender Trupp von etwa zwanzig Reitern, die im ſchnellſten Roſſeslaufe daher und nach dem Hohlwege ſprengten, durch den die Ritter eben ziehen wollten.

Alle waren in prächtiger Kleidung; manche geharniſcht; unter ihnen viele Ritter vom Hoſpital. Ein Wald von bunten Federn und Schärpen wehte in der Luft.

An des Haufens Spitze ſprengte ein ſchöner Jüngling, ſchlank, von edlen Zügen, doch von Todtenbläſſe, die durch die dunkeln Augen und das kleine ſchwarze Bärtchen nur noch auffallender wurde. Er war ganz in Silberſtück gekleidet; die Kleidung war an vielen Stellen mit Purpurſammt geſchlitzt. Auf ſeiner linken Schulter hing nachläſſig ein Mäntelchen von eben dieſem Sammet, mit Hermelin verbrämt. Um die ſchöne Stirn trug er, als ſei er verwundet, eine Binde von feinem Linnen; nur wenig ward dieſe durch das Barett und die zur Seite lang herabhängenden Federn verdeckt.

Links an der Seite des Jünglings ritt ein alter Mann von harten, finſtern Zügen, in ſchwarzen Sammet gekleidet, und rechts ein anderer, in Johannitertracht Der letztere war in den Jahren des reifen Mannesalters, und die handbreite goldne Kette um den Hals, ſo wie das große Kreuz auf ſeinem Mantel, deuteten auf einen hohen Ordensgrad.

Wer ſind die Ritter? fragte Robert ſeinen Gefährten, als die Fremden faſt in der Nähe waren.

Still! nachher davon; entgegnete Gerhard und drängte ſein Roß zurück, dem Haufen Platz zu laſſen.

Jetzt war derſelbe angelangt, und der Jüngling an deſſen Spitze parirte ſein Roß, daß es faſt an das des Ritters von Avesnes prallte und knirſchend in die ſchaumbedeckten Zügel biß.

Wer ſeid Ihr, Ritter? und woher des Weges? fragte der junge Führer, indem er das wankende

Barett ſich mit der Hand feſtſchlug und Gerhard kaum eines Blickes würdigte.

Euer Gnaden zu Befehl! ſprach dieſer, ſich ehrfurchtsvoll verneigend; der Templer Gerhard Avesnes, beauftragt den Ritter San Albano nach dem Tempelhofe zu geleiten.

Alle Blicke fielen jetzt auf Robert.

Der Ritter iſt in Waffen? ſprach der Johanniter kurz und ſcharf.

Nach den Befehlen des hochwürdigen Meiſters! entgegnete Gerhard feſt und ernſt.

Ha, Meſſires! rief heftig der junge Mann, der an der Spitze des Haufens ritt; das ſcheint gerade ſo eingeleitet, wie mit Walter von Mesnel, dem Mörder des Aſſaſſinenhäuptlings. Meint Ihr nicht auch, Connetable?

Der ſchwarze Mann murmelte etwas von Templerübermuth, doch der Johanniter ſchlug heftig an ſein Schwert und rief: Diesmal, Sire, ſolls anders enden! par Dieu! oder Roger du Moulin müßte nicht über zwanzig Lanzen mehr zu gebieten haben!

Freundlich nickte der Jüngling dem Johanniter Beifall und ſpornte ſeinen Renner vorwärts. Der Haufen ſprengte in den Hohlweg und begrub unſere Reiſenden in ſeinen Staub.

Es war der König! ſprach Gerhard kopfſchüttelnd, indem er langſam in die Straße einlenkte; der Schwarze ihm zur Seite war der Seneſchall Honfroi von Toron, der Johanniter war der Großmeiſter vom Spital.

Sie zogen jetzt durch das Thor Bab el Nebi Dawud (Davidsthor) und längs der Straße Horat el Hamond (Säulenſtraße), die Jeruſalem der Länge nach von Süden nach Norden durchſchneidet, wandten auf dem großen Platze Suk el Kebir ſich in kleinere Straßen zur Rechten und kamen endlich vor dem Tempelhofe an, der, rückwärts an der Stadtmauer gelegen, von einer Seite vom Vorhofe des Tempels, auf welchem Platze die jetzt in eine Kirche verwandelte Moſchee el Sakhra ſtand, von der andern aber vom Richthauſe Pilati eingeſchloſſen war. Es war derſelbe ein großes kaſernenartiges Gebäude von vielen dunklen Höfen, in der Fronte mit einem Graben verſehen und durch Zugbrücke und Gatter, beide bei öftern innern Fehden nöthig, feſt verwahrt.

Ein Wappner erſchien über dem mit Zinnen gezierten Thore und ſtieß ins Horn.

Gerhard antwortete ihm mit dem Feldrufe der Templer: Ha Beauſeant.

Die Brücke raſſelte augenblicklich nieder und hob ſich wieder nach dem Eintritt der Reiſenden.

Werd' ich dich einſt in Freiheit überſchreiten? ſeufzte Robert.

In den Höfen, durch die ſie nach dem Hauptgebäude ſchritten, begegneten ſie mehreren Rittern, Servienten und Reiſigen; erſtere in ſchwarzer, letztere in weißer Kleidung, wenn ſolche nicht im Harniſch erſchienen. Alle gingen ſtill, mit über der Bruſt gekreuzten Händen, und man hörte kaum den leiſen Gruß: Gelobt ſei Jeſus Chriſt! oder die Antwort: In Ewigkeit!

Zwei Schildwachen, am Eingange des Hauptgebäudes, ſenkten beim Eintritte der Ritter ihre Lanzen, und unweit des Eingangs, an einem Fenſter der geräumigen Halle, ſaß ein alter, eisgrauer Tempelritter, welcher bis dahin in einem kleinen, kaum ſpannenlangen Büchlein geleſen hatte und nun den Reiſenden mürriſch entgegen trat.

Iſt der Hochwürdige zu ſprechen? fragte Gerhard. Ich bringe hier den Bruder San Albano.

Der Herr iſt jetzt bei Hofe! entgegnete der Alte. Beim König iſt Lever, wie ſie es, glaub' ich, nach neuer Sitte nennen. Auch die alten Herren ſind ſämmtlich dort; doch hat der Hauskomthur befohlen, ich ſolle den Ritter, ſobald er eingetroffen, nach der Zelle Nummero ſiebenzig bringen, und — ſetzte er leiſe zu Gerhard gewendet hinzu — ihn dort feſſeln laſſen.

Geht mit dem Ritter, Robert! rief Gerhard, vom Schmerze übermannt, und ſtürzte aus der Halle.

Vor der königlichen Burg und in den Höfen derſelben war ein reges Leben. Zierliche Knappen, gekleidet in die Farben der edelſten Geſchlechter des Abendlandes, hielten ſchön geſchmückte Roſſe, deren Herren nach dem Audienzſaale eilten. Die edlen Thiere, ſtolz auf ihren Schmuck, ſchäumten an den Zügeln, ſtampften den Boden und drehten wiehernd ſich im Kreiſe. Mitten unter ihnen ragten unbeweglich die langen Hälſe einiger, ſyriſchen Scheichs gehörender Dromedare in die Höhe, und letztere ſchienen über die ungewohnte Umgebung zu erſtaunen, indem ſie dann und wann ihre widrigen Stimmen ertönen ließen. Die Burg war von Gewappneten erfüllt, welche die breiten Treppen und einen Corridor entlang in Doppelreihen ſich aufgeſtellt befanden. An der Thüre des Audienzſaales ſtand ein Huiſſier des Palaſtes, der nach altfranzöſiſcher Sitte beim Aufreißen der Thüren die Namen der Eintretenden mit lauter Stimme wiederholte.

Das Innere des weiten Saales war ein ſonderbares, doch nicht ungefälliges Gemiſch von gothiſchem und arabiſchem Geſchmacke. Wie im Löwenhofe des Alhambra zu Granada, wurde die Decke deſſelben von einer Doppelreihe Säulen getragen, die je zwei und zwei auf einem Sockel ſtanden. Längs des Saales lief ein Schnitzwerk in der Höhe der von Holz getäfelten Wand, welches zierliche Verſchlingungen mannichfacher phantaſtiſcher Figuren, vermiſcht mit Gegenſtänden aus dem Pflanzenreiche, ſo künſtlich als ſinnreich, darſtellte. Zu oberſt des Saales ſtand ein Baldachin und unter ihm ein Thron. Neben demſelben befand ſich der Eingang zum Cabinet des Königs, vor welchem ein Ceremonienmeiſter, mit ſilbernem Stabe in den Händen, Wache hielt.

Die Verſammlung im Saale war zahlreich und bildete verſchiedene Gruppen, die leiſe mit einander flüſterten. In einer Fenſterblende ſtand der Großmeiſter Roger du Moulin, im heftigen Geſpräche mit dem Seneſchall, welcher durch Geberden das Vorgetragene zu billigen ſchien. Sobald die Stimme des Johanniters zu laut ertönte, oder er mit dem Eiſenhandſchuh auf die marmorne Einfaſſung der Fenſterbrüſtung ſchlug, erhob der Ceremonienmeiſter den ſilbernen Stab. Ein Mann in violettem Talare, auf der Bruſt mit einem Prälatenkreuze geziert, ſprach leiſe und, wie es ſchien, begütigend dazwiſchen.

Jetzt öffneten ſich aufs Neue wieder die hohen Thüren des Saales und der Pförtner rief: Der Meiſter Odo von Saint Amand und die Großwürden des Tempelordens!

Es trat herein ein hoher Greis, in voller Rüſtung, faſt kahlen Hauptes, um das ſich nur noch wenig Locken kräuſelten und mit dem dichten Bart zuſammenfielen. Seine ſtrengen, faſt harten Züge wurden durch die Sanftheit des Blicks gemildert. Der Ausdruck ſeiner Mienen deutete auf die eines alten Römers aus den Zeiten der Republik. Ueber der Rüſtung trug er den weißen Mantel von feinem Linnen, mit dem rothen Kreuz. Zur Seite des Meiſters befand ſich der Großkomthur, Arnold von Toroges, ein bejahrter Mann, der Drapier des Ordens, Ralph Howard, und der Befehlshaber der leichten Reiterei, oder wie man ihn nannte, der Turkopolier, Giulio Caſabianca, ein junger, feuriger Italiener. Außer dieſen folgten noch einige dreißig Ritter des Tempelordens.

Der Seneſchall, ſo wie der Großmeiſter des

Hoſpitals erwiederten nur kalt den Gruß der Templer, doch der Mann in violetter Kleidung ging den Eintretenden entgegen.

Sieh da, rief Odo, der Erzbiſchof von Tyrus! Gott grüße dich, frommer Wilhelm! Zurück doch von der Reiſe?

Mit Gottes Hülfe! entgegnete der Prieſter. Ja, es iſt lange, daß wir uns nicht geſehn.

Eben wurde nach altem Brauch am Innern der Cabinetsthür vom dienſtthuenden Kämmerlinge gekratzt. Der Ceremonienmeiſter riß die Thür auf und rief: Platz dem König!

Willkommen Erzbiſchof! ſprach der Fürſt, als er unter den Baldachin getreten war. Ihr findet uns in beſſerer Lage, als Ihr uns verließet. Es frägt ſich nun, ob wir die erlangten Vortheile verfolgen, oder uns begnügen ſollen, die Gränzen des Reiches zu bewahren, während wir unterhandeln.

Das wolle Gott nicht, Sire, rief Roger du Moulin, daß wir auf halbem Wege ſtehen bleiben! Auch hier der Connetable iſt dieſer Meinung.

Doch, verſetzte der Erzbiſchof, wenn ein günſtiger Friede zu hoffen wäre —

Dieſe Hoffnung kann ich mit Euch nicht theilen! fiel der König ihm in die Rede.

Vergebt mir, Sire! hob der Tempelmeiſter Odo zu ſprechen an. Ich halte mich überzeugt, daß Saladin, ſofern es nicht mit offner Schmach verbunden, jede Friedensbotſchaft mit offnem Arme empfängt. Er ſucht nicht Krieg, den Ruhm nicht, weil er ihn nicht braucht. Heerführer ſolcher Art ſind ſtets geneigt zu unterhandeln.

Wir wollen gar nicht läugnen, entgegnete mit boshafter Freundlichkeit der König, daß der Tempelorden ſtets aus beſten Quellen genaue Nachricht von dem Feinde hat, indeſſen täuſcht ſich auch ein geübtes Auge oft, wenn es zu lange auf der Lage des Feindes ruht, zum Nachtheil der Kampfgenoſſen. Ueberdies findet auch nur die Wahl ſtatt zwiſchen ſchnellem Angriff, um bald möglichſt den Krieg in Feindes Land zu tragen, oder Bewahrung der Feſten an der Gränze, und dazu fehlen uns die Mittel.

Was fehlt, ſprach Odo, gibt die Kirche, beide Orden und der Eifer der Vaſallen. Ich meines Theils glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich im Namen des Tempels tauſend goldne Byzantiner verſpreche.

Ich gebe zweitauſend! rief Roger du Moulin mit wildem Lachen; das iſt gerade der Betrag des Geldes, das der Orden des Hospitals durch ein

Mitglied des Eurigen verloren. Doch, da eb
von dieſer Angelegenheit die Rede, ſo bitten w
Euch, Sire, daß, da Ihr wollet, daß unſer Ord
allein den Schaden trage, Euer Gnaden die Auſſic
über die Strafe übernehme, welche den Frevler tr
ſen wird. Es wäre ſonſt leicht möglich, ſetzte
lachend hinzu, daß der Tempelorden uns etwa m
einer Anweiſung abfinden wollte, lautend auf zw
tauſend Byzantiner und zahlbar von dem Papſte;
wie damals, als ein Templer den Geſandten d
Aſſaſſinen erſchlug und wir den Austrag der Sa
auch von Rom erwarten ſollten, hätte unſer Schw
dieſelbe nicht früher ausgeglichen.

Und ſo wurde, rief heftig der Turkopolier, d
Verbrecher nicht gerichtet, ſondern gewürgt, geſchla
tet, treulos und mit Schande! Wer dies läu
net, dem will ich mit dem Schwerte Rede ſtehen!

Ruhig, Caſabianca! ſprach Odo ernſt. D
Sache iſt noch nicht zu Ende.

Wir ſind Euch dankbar, Herr von Saint Amar
ſprach ſtolz der König, daß Ihr der kleinen M
uns überhebet, dem Uebermuthe zu begegnen; üb
gens werden Wir über die Fortſetzung des Krie
beſchließen, was Uns gut dünkt. Doch was v
züglich Uns bewogen, Euch heute zu verſamme

war, Euch aufzubieten zu einem Streifzuge, den Wir übermorgen, in der Richtung gegen Ptolemais unternehmen wollen, welche Gegend, wie Wir Kunde erhalten, von den Räubern des Gebirges von Zebulon gebrandſchatzt wird. Mit Gott, Ihr Herren! ſetzte er leicht hinzu und entließ mit einer Bewegung der Hand die Menge.

Es war faſt Mitternacht, als Odo von Saint Amand, im Geſpräche mit dem Großkomthur, in einem gothiſchen Gemache der Tempelburg auf und abging. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ertönte der Ruf der Wachen in den Höfen und in der Stille der Nacht wurde derſelbe um ſo lauter nur gehört.

Sobald die Stimme des Wächters über dem Thore erſcholl, trat der Meiſter, als ob er Jemand noch erwarte, raſch ans Fenſter. Ein alter Servient legte eine Rolle Schriften auf den Tiſch, indem er mit leiſer Stimme bemerkte, daß es die Protokolle des Verhöres wären. Der Meiſter trat nun an einen Pfeilertiſch, auf welchem zwei das weite Gemach nur ſparſam erleuchtende Kerzen brannten. Nachdem er die Schriften hier ſchnell durchlaufen, reichte er ſie mit Achſelzucken dem Großkomthur und befahl dem Servienten, in einer halben Stunde den Gefangenen vorzuführen.

Er iſt nicht zu retten! rief Arnold de Toroges, indem er nach flüchtigem Durchblicken die Rolle hinwarf. In dieſem Augenblicke ertönte der Ruf des Wächters, man hörte die Brücke fallen und bald darauf eiligen Hufſchlag.

Endlich! ſprach der Meiſter; es klirrten Tritte auf dem Corridore und ein Jüngling, in weltlicher Rittertracht, trat ins Zimmer. Er war von hoher Geſtalt und edlen Zügen. Die Rüſtung von blankem Stahl war dicht mit Staub bedeckt; eben ſo die weiß und blaue Schärpe. Das lange Haar, aufgelöſt vom eiligen Ritte, hing in blonden Locken ihm um die Schultern.

Nun, Armand! gute Botſchaft? rief der Meiſter. Laut ſchluchzend und ohne Antwort fiel der Jüngling an Odos Bruſt.

Alſo ſchlimme? fragte der Greis. Welche Nachricht erhielteſt du von ihr?

Keine! rief ſchmerzerfüllt der Jüngling. Oheim, keine!

Und Thuranſchah?

Er nahm mich gnädig auf. Zu lange ſchon, ſprach er, dauert dieſer Krieg. Wäre dein Oheim nicht und Reinald von Sidon, wir wollten mit dem Ausſätzigen und ſeinen Günſtlingen bald fertig ſein. Doch, fuhr er gnädig fort, ſchätzen wir Tapferkeit ſo bei den Nazarenern, wie an den Moslemin. Er ſchickte Reitende an alle Kurdenſtämme, die bei dem Sturme gegenwärtig waren. Alle kamen ohne Nachricht, trotz der Belohnungen, die ihnen der Emir aus eigner Huld verſprochen. Zuletzt war er der Meinung: die Frauen müßten in der Greuelnacht gemordet, oder fliehend in die Hände der Beduinen gefallen ſein, die ſtets dem Heere folgen, wie der Schakal den Fußtritten des Löwen.

Vielleicht, ſprach nachdenkend der Meiſter, könnte man durch dieſe —

So dacht ich auch! entgegnete der Jüngling; doch alle Hoffnung war vergebens. Ich war auf dem Platze, wo einſt die Unglücksfeſte ſtand, die bald darauf beim Abzuge der Feind geſchleift. Ich ſchickte von dort aus Boten an alle Stämme des arabiſchen Gebirges; ich bot Geld, bot reichen Lohn; doch Alles, Alles war umſonſt!

Man bringt den Gefangenen, Hochwürdiger! meldete eintretend ein Servient.

Laßt ihn herein! befahl der Meiſter.

Robert erſchien in Feſſeln, begleitet von einem Tempelritter. Der Jüngling in Rittertracht trat an ein Fenſter.

Kommt näher! ſprach Odo, und Robert trat aus der Dunkelheit der Thüre an den Tiſch, auf welchem die Kerzen brannten. Heftig ſchrak der Großmeiſter zuſammen, als ſeine Blicke auf Robert fielen; endlich fragte er mit ſchwankender Stimme:

Ihr ſeid des Landes?

Ein Spanier! verſetzte Robert nach kurzem Schweigen.

Aus welcher Gegend?

Aus Segovia! Der Meiſter erholte ſich jetzt.

Habt Ihr nicht beſſere Gründe, als dieſes Blatt bekundet? fragte er dann.

Ich kann mich nur berufen auf beſſeres Wollen! ſprach Robert feſt. Wäre die That gelungen, ſo glänzte mein Name in den Annalen des Tempelordens neben denen von Hugo von Payens und Bernhard von Tremelay!

Unſinniger! rief erzürnt der Meiſter. Gelang auch Eure That, ſo war der Vortheil nicht ſo groß, als jetzt das Elend iſt, ſo Ihr gebracht habt über Viele! Ihr ſeid die Urſache, daß der Orden eine Feſte, das Hoſpital zweitauſend Byzantiner, der Graf von Tripolis die Schweſter und hier mein Neffe, Armand Saint Amand, die Braut verloren. Ganz recht erinnert Ihr an Bernhard von Tremelay, und Eure Tollkühnheit, wie einſt die ſeinige, weiht Euer Haupt der Rache!

Dann freilich, rief Robert wild und mit Bitterkeit, da die Dame die Verlobte Eures Neffen iſt, muß ein Opfer fallen

Raſender! was wagt Ihr? rief der Großkomthur, Ihr ſteht vor dem Großmeiſter des Tempelordens!

Nimm die Akten, Arnold! ſprach der Meiſter, nachdem er den Gefangenen lange mit einem Blicke betrachtet, der deſſen Inneres wie ein Schwert durchdrang. Arnold de Toroges! ſetzte er kalt hinzu; nehmt hier die Akten. Ihr werdet beim Urtheilsſpruch den Vorſitz führen an meiner Statt! Brüder! führt den Gefangenen fort!

Die folgende Nacht brach an. Schon ſeit Beginn des Tages tönten von Stunde zu Stunde die Glocken jener Kirche, die, auf dem Platze des ſalomoniſchen Tempels gelegen, mit der Tempelburg durch einen bedeckten Gang in Verbindung ſtand, und die, in unſern Tagen noch beſtehend, von einem Felſen in ihrem Innern, auf welchem Jakob einſt mit Gott geſprochen haben ſoll, die Moſchee Gameat el Sakhra geheißen wird.

Seit Einbruch der Nacht machte das Geläute keine Pauſe mehr. Die Wachen riefen unaufhörlich, die Runden gingen, und ein Geſchwader Reiter hielt

zwiſchen dem Eingange der Burg und dem Waſſer
behälter, der Prüfungsteich genannt, an welcher
einſt der Herr dem Kranken geboten: Nimm Dei
Bett und gehe heim! —

Es war bereits vier Stunden nach Sonnenun
tergang. Der Capitelſaal war hell erleuchtet. Au
dem Marmorpflaſter lag ein viereckiger Teppich au
gebreitet, an deſſen Seiten drei armsdicke Kerze
auf ſäulenähnlichen Leuchtern brannten. Der Ra
des Teppichs war geziert mit Bauwerk und Han
werkszeug verſchiedener Art, verſchlungen unter ſi
mit jenem ſtumpfen Kreuz, welches, dem Nilſchlüſ
der Hieroglyphen ähnlich, noch jetzt auf den Gra
ſteinen in den Händen der alten Templer zu ſeh
iſt. Vor dem Teppich ſtand ein ſchwarz behangen
Sarg; auf ihm und in deſſen Mitte lag ein To
tenkopf; links neben dieſen ein von Weidenäſten g
drehter Strang, rechts ein Mauerſtein. An beid
Seiten des Teppichs ſtanden an achtzig Tempelr
ter mit gezogenen Schwertern. Am obern Ende d
Saales, zu des Sarges Häupten und nur durch d
Raum weniger Schritte von ihm getrennt, befa
ſich ein ſchwarz behangener Tiſch und auf ihm e
Käſtchen, verhüllt mit einer Decke von Goldſtoff, a
der mit blutrother Seide in großen Lettern d

Wort Baſſometus geſtickt war. Auf dem Käſtchen lag eine aufgeſchlagene Bibel; auf dieſer ein blankes Schwert.

Am Tiſche ſaß der Großkomthur. Rechts und links neben dieſem, doch etwas rückwärts, der Drapier und der Turkopolier. Ein alter Presbyter des Ordens, deſſen geiſtlichen Stand die Tonſur kenntlich machte, legte eine Schriftrolle, die er, wie es ſchien, ſo eben vorgeleſen, auf den Tiſch. Vor letzterem ſtand Robert in ſchwarzer Kleidung und dem Ordensmantel, geiſterbleich, mit entblößtem Halſe und einen Strang um dieſen, jenem gleich, der auf dem Sarge lag.

Habt Ihr noch etwas zu Eurem Gunſten anzuführen? fragte der Großkomthur.

Robert machte eine verneinende Bewegung.

So leſet das Urtheil, Presbyter! ſprach Erſterer.

Der Prieſter ergriff nun eine andere Rolle und las: Dieweil nun beſagter Robertus de Sancto Albano hinlänglich überführet, daß er gefrevelt an dem Statut des Ordens, ſo derſelbe vor Zeiten von Sancto Bernhardo ſelbſt, wie von dem erſten Tempelmeiſter, Herrn Hugo de Paganis, überkommen, als ſoll derſelbe, nachdem zuvor des Ordens er entlaſſen, mit einem Krüglein Waſſer und einem Brote in ein Kämmerlein geſetzt, alda vermauert und ſeine Seele Gott empfohlen werden, wie ſolches nach dem Grundſatz: Ecclesia non sitit sanguinem, ein alter Brauch des Ordens. — Requiescat in pace!

Amen! riefen die Ritter.

Robert glich einer Bildſäule. Seine Züge blieben unbeweglich. Doch als der Drapier zu ihm trat und ſprach: Kraft meines hohen Amtes, entlaſſe ich des Ordens Euch und reiße Euch die heilige Schnu vom Mantel! da ſchienen die Knie ihm zu beben.

Habt Ihr noch eine Gnade, die mit dem Urthei ſich verträgt, Euch zu erbitten? fragte mit ſchmerzlichem Tone der Komthur.

Hier dieſen Brief! rief Robert, ſich ſchnell ermannend; gebt ihn ſogleich dem Meiſter. Mein Leben hängt davon ab!

Der Herr iſt dieſen Morgen mit dem König zum Heere abgegangen! entgegnete Arnold.

Dann Aufſchub! — Aufſchub, einen Tag nur wenn Ihr beim Ewigen auf Gnade rechnen wollet

Presbyter! ſprach kopfſchüttelnd der Komthur leſet den vierzehnten Artikel des Strafgeſetzes.

Und, las der Prieſter, es ſoll das Urtheil ſtet geſprochen ſein, drei Stunden vor Mitternacht; ein Stunde aber nach dieſer vollzogen werden.

Ihr ſeht, es kann nicht ſein! ſprach der Komthur.

So möge Gott mir helfen! rief Robert und fiel ohnmächtig zu Boden.

Kaum war Mitternacht vorüber, als ſich die Tempelritter in der Kirche verſammelten. Unweit des Hochaltars war in der Mauer eine Niſche ausgebrochen, die, ohne einem Darinſitzenden Kraftäußerungen zu geſtatten, doch weit genug war, die Bewegung der Arme zu erlauben, ohne daß jedoch Jemand darin aufrecht ſtehen konnte. Auf dem Steinſitze derſelben ſtand in einem Winkel ein Waſſerkrug; daneben lag ein Brot. Ein Prieſter begann das Todtenamt, während der Verurtheilte in der anſtoßenden Kapelle beichtete. Endlich kam der Augenblick, welcher über Tod und Leben entſcheiden ſollte. Der Prieſter ſprach die Worte: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi! und in dieſem Augenblicke ward Robert durch zwei Gewappnete hereingeführt, um nun lebendig in ſein Grab zu ſteigen. Die Ritter verhüllten, nach dem Brauche des Ordens, das Geſicht, indem ſie die Kappe des Mantels über das Haupt zogen, und ſtimmten das Miserere an. Ein Servient, zugleich auch Sakriſtan der Kirche, faßte den Gefangenen beim Arme, und indem er ihn mit anſcheinender Rohheit auf den Steinſitz niederdrückte, rief er mit lauter Stimme: Bruder, denkt an Gott, der — ſetzte er leiſer und über Robert gebeugt hinzu — einſt den Propheten errettete aus dem Rachen des Ungethümes! Seine Worte trafen indeß nicht das Ohr des Unglücklichen, der beſinnungslos zuſammenſank. Bald thürmten ſich die Quaderſteine auf einander, und ehe noch der Prieſter die Worte: **Requiescat in pace!** ſprach, ſtand dieſer Spruch ſchon mit großen ſchwarzen Zügen auf der friſch gemauerten Wand, die Robert von den Lebendigen ſchied.

Der Streifzug des Königs in die Gegend von Ptolemais war ſchnell beendigt. Ehe noch das Heer den Jordan überſchritt, erſcholl die Nachricht, daß ſich die Araber, mit Beute beladen, ihrer Gewohnheit nach, eilig in die Gebirge zurückgezogen hätten. Der König ließ ſie durch leichte Reiterei verfolgen und führte die übrigen Truppen nach Jeruſalem zurück. Kaum war die Nachhut derſelben in dem Lager auf der Nordſeite der Stadt angekommen, als der Erzbiſchof von Tyrus die Einladung erhielt, ſich zu dem Tempelmeiſter Odo zu begeben. Dringend verlangte dieſer ihn zu ſprechen. Der fromme Biſchof fand den Freund blaß und verſtört auf einem Ruhbett.

Du biſt krank zurückgekommen? fragte der Prieſter, indem er ſich an ſeiner Seite niederließ und freundlich die Hand ihm reichte.

Krank! Wilhelm, krank! entgegnete Odo, jedoch am kränkſten an der Seele. Sieh, Alter! fuhr er in heftiger innerer Bewegung fort; ſeit zwanzig Jahren trotzte ich des Lebens Stürmen, weil ſtets ich glaubte, es könne keinen heftigern geben, als der war, der mir das Liebſte nahm. Seit ich das Kreuz des Tempels auf dem Herzen trage, hoffte ich auf die Vernarbung ſeiner Wunden, und jetzt! — ſie bluten ſchmerzlicher als je.

Sie ſchließen ſich an Freundes Bruſt! ſprach tröſtend der Erzbiſchof.

Du Redlicher! entgegnete Odo, indem ſein ſchmerzerfülltes Auge lange auf dem edlen Greiſenantlitz des Biſchofs ruhte. Ja, ein Freund, das warſt du mir, von Kindheit an, bis wir uns trennten. Doch eben darum, blieb von meinem Unglück dir Vieles unbekannt. Du weißt, ich liebt' es ſtets, die Laſt des Schickſals allein zu tragen; doch jetzt wird ſie zu ſchwer.

Lege ſie auf Freundes Schultern! ſprach der Biſchof freundlich.

Du kennſt, ſprach Odo, nachdem er einen Augenblick ſich geſammelt, die Gegend, wo die Bidaſſoa ſich in das Meer ergießt. Dort, auf einem der letzten Hügel lag die Burg, in der ich geboren wurde. Im Angeſichte derſelben, doch ſchon auf ſpaniſchem Gebiete, liegt, vom Meere umtobt, das Schloß Fuentarabia. Der Burgherr und mein Vater, obgleich Vaſallen verſchiedener Fürſten, waren Freunde, doch ſelten daheim; die Lehnspflicht hielt häufig ſie beim Heere. Deſto häufiger ſahen ſich die Söhne. Du kannteſt ja auch Diego von Fuentarabia? —

Den Unglückſeligen! ja wohl; entgegnete der Biſchof ſeufzend.

Unwiderſtehlich fühlt' ich mich zu ihm hingezogen. Er war der ältere. Seine Schönheit, ſein Muth gewann mein Herz. Wenn er, der zwanzigjährige Jüngling, ſo in dem Schifflein ſtand, die zackige Harpune auf den Thunfiſch ſchleudernd, man glaubte einen der alten Seekönige zu ſehen, von dem die Nordlandsſagen uns berichten. Wir begaben uns als Knappen an den Hof des Grafen von Toulouſe, damals die hohe Schule der Ritterſchaft und Courtoiſie. Dort ſah ich Mathilde von Chateauroux. Wir liebten uns; doch um der Jungfrau Hand zu werben, war ich nicht reich genug. Als Diego und ich den Ritterſchlag erhalten hatten, begaben wir uns in unſre Heimath, doch wie erſchrak ich, als er mir eines Tages — mein Verhältniß zu Mathilden war ihm unbekannt — erzählte: er habe des Mädchens Hand begehrt. Der Vater, ſprach er, willige ein, die Jungfrau aber ziere ſich noch ein wenig. Er wolle, da zu dem Heere des Königs nach Aragonien er berufen, die weitere Bewerbung ausſetzen bis zur Rückkehr. Kaum war er fort, ſo ſchrieb Mathilde, daß ſie dem Vater unſere Liebe geſtanden habe. Der Alte ließ ſich erbitten; ſie ward mein Weib. Ich glaubte mich verpflichtet, Diego nun zu melden, wie Alles ſich gefügt; die Antwort war ein Brief, der Rache athmete. In heftigen Worten beſchuldigte er mich des Verraths, kündigte mir Fehde an und vermaß ſich hoch, das Banner von den Thürmen Saint Amands zu reißen. Ich hielt dies Schreiben für eine Aufwallung ſeines, mir längſt bekannten Ungeſtümes, die einſt bei ſeiner Rückkehr der Gegenwart des Jugendfreundes weichen werde. Diego ſchien mir keiner unedlen Rache fähig. Ein Jahr verging. Mathilde gebar mir einen Knaben, ihr Ebenbild, zum Sprechen ähnlich. In dieſe Zeit nun trifft ein Vorfall, der auf zu wunderbare Weiſe in mein Leben eingegriffen, als daß ich ihn nicht erwähnen ſollte. Wie dir bekannt, ſieht man auf vielen Gipfeln der Pyrenäen Klausnerhütten. Eine ſolche war in unſerer Nähe, und Mathilde beſuchte oft den alten Bewohner derſelben. Er trieb in früherer Zeit die Malerkunſt, und da auch Mathilde in ſolcher wohl erfahren, ſprach ſie oft mit Begeiſterung von den herrlichen Bildwerken in des Alten Wohnung. Ich konnte ihr Gefühl nicht theilen. Denn, waren auch die Bilder von hoher Kunſt, ſo herrſchte doch in ihnen allen ein myſtiſch dunkles Grauen, dem ich nicht Meiſter werden konnte. Faſt alle ſchienen Darſtellungen von Scenen aus Heiligenlegenden; doch war es auch wieder nicht ſo. In allen ſah man gar ſeltſame Zuſammenſtellungen. So hatte zum Beiſpiel ſich der Alte ſelbſt gemalt, als Sankt Laurentius auf glühendem Roſte, doch auch zugleich mit Pinſel und Palette in der Hand.

Wegen dieſes ſonderbaren Weſens, behauptete man von dem Alten, er könne in der Zukunft leſen. Bei aller Freundlichkeit, die er uns bewies, beſuchte er indeß niemals die Burg, die wir bewohnten. Eines Tages ward er krank, und da ihm Pflege mangelte, ließen wir den Alten in unſere Wohnung bringen. Als er dann in der Beſſerung war und ſich mit Malerei die Zeit vertrieb, drang einſt mein Weib aufs Heftigſte in ihn, uns Beide zu konterfeien. Lange ſträubte er ſich, doch endlich gewährte er, faſt wie im Zorn, die Bitte. Als er die Bilder, an denen er nur bei verſchloſſener Thüre ſtets gemalt, beendet hatte, enthüllte er dieſelben. Beide waren zum Täuſchen ähnlich, doch beide gleich grauenvoll. Mein Weib war auf der Zinne eines brennenden Thurmes und im Begriff ſich in die Flamme zu ſtürzen dargeſtellt, mich hatte er als Sankt Georg gemalt. Ich kämpfte mit einem furchtbaren Drachen. Das Ungeheuer hatte ſieben Häupter. Sechs davon trugen die Züge der Sarazenen; das ſiebente war das Antlitz meines Kindes.

Um dieſe Zeit erhielt ich, fuhr Odo nach einer Pauſe, in der er ſich erholte, fort, die Mahnung, dem Grafen von Toulouſe, meinem Lehnsherrn, ins heilige Land zu folgen. Kaum hier angekommen, ward mir Nachricht, daß Diego von Fuentarabia meine Burg erſtürmt, daß ſolche in Flammen aufgegangen und mein Weib in ihnen umgekommen. Diego, ſetzte man hinzu, habe Mathilden retten wollen, doch ſei es zu ſpät geweſen; auch habe er nichts hinweggeführt als meines Weibes Bildniß, ſo er mit eigner Hand aus dem Rahmen geriſſen. Von meinem Knaben erhielt ich keine Kunde; doch ging wohl ſpäter ein Gerücht, daß man am Tage der Erſtürmung meiner Feſte Diego mit einem Kinde auf ſeinem Pferde geſehen habe. Diego wurde, als Störer des Gottesfriedens, bald ohne mein Zuthun in die Acht erklärt und ſeine Burg gebrochen. Er verſchwand. Nun denke dir, mein Freund, was ich empfand, als heute bei meiner Ankunft man mir meldete, daß Robert San Albano, den man dem Hungertode übergeben, mich zu ſprechen verlangt und ein Schreiben hinterlaſſen habe. Ich öffne dieſes. Ich finde Diego's mir wohlbekannte Handſchrift! — Odo von Saint Amand, Du tödteſt Deinen Sohn! — ſtand in dem Briefe!

Ein Schein des Bernhardinerpriors von Segovia, ſchloß Odo mit matter Stimme, befand ſich noch darin; er ſagte: daß Diego von Fuentarabia an dieſem und dieſem Tage ihm einen Knaben zur Erziehung anvertraut. Das Datum war vier Tage nach Erſtürmung meiner Burg. Robert San Albano ſah täuſchend Mathilden ähnlich!

Entſetzlich! rief aufſpringend der Erzbiſchof. Laß ſchnell die Mauern öffnen! Ich übernehme die Verantwortung beim König und beim Papſte.

Jetzt? — nach ſechs Tagen? — entgegnete der Meiſter. Und fiel Robert nicht des Frevels vollſtändig überwieſen, nach Spruch und Urtheil des Capitels?

Als ich nach meines Weibes Tode Templer ward, gelobte ich nicht, des Ordens Satzungen zu halten bis in den Tod? Jetzt, nach zwanzig Jahren, nachdem ich des Ordens höchſtes Gut, den Meiſtermantel errungen habe, ſollte ich anfangen das Recht zu beugen? Ich fühle es, Wilhelm, wenn ich ſelbſt in offenem Capitel das Urtheil über meinen Sohn geſprochen hätte, es würde anders nicht gelautet haben.

Vielleicht iſt Alles nur eine Täuſchung! ſprach beruhigend der Biſchof; ein ſeltſames Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände. Wer geleitete den Ritter nach Jeruſalem?

Gerhard von Avesnes! antwortete der Meiſter.

Der fromme Gerhard? ſprach der Prälat. O laß ihn rufen. Er iſt wahrhaft. Vielleicht kann er uns Kunde geben.

Gerhard kam. Alles, was er über Robert und deſſen früheres Geſchick zu ſagen wußte, ſo wie der Umſtand, daß er zugegen geweſen, als der Klausner Robert den Brief gegeben, beſtätigte die Vermuthungen des Meiſters. Außerdem entſchloß ſich noch der Erzbiſchof, den eine Reiſe in die Gegend des todten Meeres führte, den Alten aufzuſuchen, um über Roberts Abkunft Gewißheit zu erlangen, obgleich er ſich feſt vornahm, Odo keine andere, als nur beruhigende Nachrichten zukommen zu laſſen. Seine Bemühungen blieben indeß umſonſt. Als er in den Ruinen ankam, war Alles leer, und keine Spur verrieth, daß ſie vor kurzem bewohnt geweſen wären.

Wir wenden uns nun zu Robert, der in ſeinem Grabe aus dem Schlummer der Ohnmacht mit den Gefühlen der Verzweiflung erwachte. Sein erſter Gedanke war, ſich mit eigner Hand den Tod zu geben, doch ſchon der Vorſatz erloſch am Mangel phiſiſcher Kraft. Mehr und mehr mangelte ihm die Luft zum Athmen, und da er eine Betäubung fühlte, die immer zunahm, ſo tröſtete ihn der Gedanke an ein baldiges und ſchmerzloſes Ende. Schon hatte er ſich gänzlich in ſein furchtbares Schickſal ergeben, als er ein leiſes Klopfen zu hören glaubte. Eine letzte Anſtrengung ſeiner Sinne überzeugte ihn, daß er ſich nicht getäuſcht. Bald darauf fing ein Stein der Mauer ſich zu bewegen an und ward endlich mit Vorſicht herausgezogen. „Er lebt noch!“ flüſterte eine Stimme. Mehrere Quadern wurden herabgehoben. „Ritter! ſteigt aus Eurem Grabe!“

ſprach Jemand leiſe. Mechaniſch that Robert, was ihm geheißen ward. Die friſche Luft der Kirche gab ihm Kraft, und bei dem Scheine des Mondes ſah er zwei Männer an ſeiner Seite. Der eine derſelben war der ihm wohlbekannte Sakriſtan, der andere ein Geharniſchter mit geſchloſſenem Viſir. Letzter ging, ohne ein Wort zu ſprechen, ſtill und vorſichtig voran.

Bald traten ſie aus einer Thüre der Sakriſtei und befanden ſich an einem Pförtchen, das durch die Stadtmauer führte, und deſſen verroſtetes Schloß ſich nur nach langen Anſtrengungen und mit vieler Mühe öffnen ließ. Robert war zu Muthe, als würde er neu geboren.

Ritter San Albano, Ihr ſeid frei! ſprach der Gewappnete mit dumpfer Stimme.

Wie ſoll ich Euch danken, mein Retter? — wie Euch nennen? jauchzte Robert, indem er dem Fremden in die Arme ſtürzte.

Ich bin Armand von Saint Amand! ſprach dieſer ſtolz zurücktretend, indem er das Viſir in die Höhe ſtieß; und danken ſollt Ihr mir damit, daß Ihr ein Pfand mir gebet und dabei verſprecht, in offenen Schranken auf Tod und Leben mit mir zu kämpfen, wenn wir je uns wiederſehen. Ja, Ritter!

auf dieſe Weiſe läßt der Wunſch nach Rache an dem Zerſtörer meines ganzen Erdenglückes, mit dem Antheil an einer Lage, in der vielleicht ich eben ſo gehandelt, am beſten ſich vereinen.

Eher möge dieſe Fauſt verdorren, ehe ich gegen den Retter meines Lebens ſie je erhebe! ſprach Robert feſt. Lieber gehe ich zurück ins Grab! Doch Ihr ſchweigt? Ihr werdet die unnatürliche Bedingung mir erlaſſen. Darum, Ritter, bitte ich Euch dringend, nehmt dieſe Kette, die ich ſeit meiner Wiege wie einen Talisman getragen. Wenn wir uns wiederfinden, ſei ſie ein Pfand, das mich auf immer an Euren Willen binden ſoll.

Das Herzliche der Rede ſchien ſeinen Eindruck auf Armand nicht zu verfehlen.

Hier, ſprach er nach einer Pauſe, hier habt Ihr Kleider und ein Schwert. Steigt vorſichtig die ſteile Wand den Kreidefels hinab und wandelt im Schatten der Mauer rechts, daß Euch die Wachen nicht gewahren. In dieſer Thalſchlucht, dem Thale Joſaphat, trefft Ihr am Abhange des Berges zur linken ein Gemäuer. Ihr kennt es gleich an einer kleinen Pyramide, ſo wie an vier Säulen an ſeinem Eingange. Es iſt eine Ruine aus der Römerzeit, doch nennen ſie die Eingebornen das Grabmal Abſalons. Dicht hinter derſelben trefft Ihr ein Roß, das Euch in Sicherheit bringt, während wir den Eingang Eures Grabes ſofort verſchließen.

Robert, keines Wortes mächtig, that einen Blick zum Himmel, preßte die Hand des Retters an die Bruſt und verſchwand hinter den Felſenwänden.

Ein Jahr verging unter abwechſelndem Kriegsglück, von dem überhaupt der König nur wenig Vortheil zu ziehen wußte, da in jener Zeit es Jedem mehr auf Erlangung reicher Beute, als auf durchdachte Benutzung des Sieges anzukommen ſchien. Bereitwilligkeit zum Kampfe zeigte ſich überhaupt nur dann noch, wenn dieſer dem Einzelnen hinlängliche Befriedigung der Raubgier bringen konnte. War dies der Fall, ſo ward mit Freuden das Schwert gezogen. So war zum Beiſpiel ſehr ſchnell ein Heer verſammelt, als man erfuhr, daß in den Wäldern um Paneas der Heiden zahlreiche Heerden weideten. Der König brach dahin auf; doch als die Chriſten ſich zerſtreuten, das von den Wächtern verlaſſene Vieh zu rauben, fielen ſie in den von Saladin gelegten Hinterhalt. In einem engen, von Felſen umgebenen Thale wurde die königliche Schaar umringt und gänzlich zerſtreut. Der Connetable Honfroi ward tödlich verwundet. Die Ritter Abraham von Nazareth und Gottſchalk von Turolte fielen in dem Beſtreben, den König aus dem unwürdigen Kampfe zu retten, welches überhaupt nur nach großem Blutverluſt gelang. Die Niederlage des Kreuzheeres erhob den Muth der Sarazenen. Saladin erſchien mit einem zahlreichen Heere in Syrien, doch mehr noch in der Abſicht, dem Fürſten Kilidſch el Arslan gegen die Armenier beizuſtehen, als gegen die Kreuzfahrer zu kämpfen. Sein Vortrab verwüſtete die Gegenden am Libanon. Mehrere kleine Feſten fielen in die Hand des Feindes, welcher in dieſem Feldzuge mit einer Kriegskunde verfuhr, die dem Gerüchte, es führe ein Chriſt den Vortrab Saladins, einige Wahrſcheinlichkeit verlieh. Bei dem Verfalle der Sittlichkeit des Heeres war dies nichts Ungewöhnliches und mehrere Heeresfürſten hatten ſchon früher ſich wohl öffentlich mit Saladin verbunden. In dieſer Noth entbot der König ſämmtliche Reichsvaſallen. Er zog über Tiberias und Saphed nach Toron, wo beſchloſſen wurde, dem Feinde unverzüglich zu begegnen. Obgleich hier Odo von Saint Amand, ſo wie der Graf von Tripolis mit Eifer darauf drangen, den Ritter Reinald von Sidon, der im Anzuge war, in einer feſten Stellung zu erwarten, ſo wurden beide doch überſtimmt, und an einem ſchönen Octobermorgen ſetzte ſich das Heer von Toron aus gegen den Libanon in Bewegung.

Die Macht des Heerbanns war in drei Haufen getheilt, die auf eben ſo vielen Wegen langſam vorwärts rückten. Der rechte Flügel beſtand aus den Johannitern und einigen tributpflichtigen Araberſtämmen. Ueber dieſen führte der Großmeiſter Roger du Moulin den Befehl. Den linken bildeten die Templer und die Mannen des Grafen von Touloufe. Hier befehligte Odo und unter ihm Graf Raymund. Der König ſtand an der Spitze der Hauptmacht, und der Turkopolier Giulio Caſabianca, unterſtützt von Armand und Hugo von Tiberias, dem Stiefſohn des Grafen von Tripolis, führte die Vorhut. Der Biſchof Albrecht von Bethlehem, bekleidet mit ſchimmerndem Gewande, die Inful auf dem Haupte, trug, umgeben von mehr als vierzig Prieſtern, an der Spitze des königlichen Heerhaufens das heilige Kreuz. Zur Seite der Reliquie wehte die Standarte des Königreichs Jeruſalem, eine Nachbildung von Frankreichs Oriflamme. Der Pannerer des Tempelordens trug in der Mitte ſeines Haufens den Beauſeant, die ſchwarz- und weißquadrirte Ordensfahne. Sie war verhüllt, indeß das weiße

Kreuz auf ſchwarzem Grunde, das Zeichen der Johanniter, bereits zum Kampfe wehte.

Das Heer befand ſich noch einige Stunden von Paneas, dem alten Cäſarea Philippi, und man ſah bereits, wenn vorliegende Hügelketten es erlaubten, die grauen Häupter des Libanons in die Wolken ragen; da jagten einige Reiter der Vorhut pfeilſchnell einen Hügel herab, und eben ſo ſchnell erſchien, ſie verfolgend, ein Haufen Sarazenen auf der Höhe. Mir nach! rief Armand und ſtürmte mit einer kleinen Schaar den Hügel aufwärts. Der Feind verſchwand mit Windeseile, nachdem er auf der Spitze des Berges einige Augenblicke im Anſchauen des Chriſtenheeres verweilt.

Bald meldete Armand, daß bei Paneas das Heer des Feindes im Lager ſtehe, und daß man letzteres auf der Höhe erblicken könne. Der König gab ſofort Befehl, daß ſich das Kreuzheer, von der vorliegenden Hügelreihe verdeckt, in Schlachtordnung aufſtellen ſolle, und berief die Führer auf die Höhe. Hier hatte man eine unbegränzte Ausſicht in das weite Thal, welches in der Mitte von einem ſchmalen, doch tiefen Fluße durchſchnitten wurde, deſſen ſumpfige Ufer nur einen Uebergang in der Nähe des Fleckens Mardſch Aſſafar erlaubten. Links wurde das Thal durch einen dichten Wald begränzt; rechts aber durch eine felſige, mit Holz bewachſene Bergreihe geſchloſſen, die durch mehrere Schluchten zerriſſen ward, in denen zwei Wege ſich nach der drei Stunden entlegenen Templerfeſte Belfort wanden. Den Hintergrund bildete die faſt bis an die höchſten Spitzen bewaldete Gebirgskette des Libanon.

Auf einer Hochebene, am Fuße der majeſtätiſchen Berge, ſtand das Lager der Sarazenen in aller Pracht des Orients. Einen ſtundenlangen Raum bedeckten ſchimmernde Gezelte, in maleriſch gruppirten, doch unregelmäßigen Haufen. Dem Brauche des Abendlandes entgegen, ſtanden vor der Fronte die Zelte der Emirs, Sandſchacks und Agas, nach Verſchiedenheit des Ranges geſchmückt mit einer Menge bunter Fahnen und Roßſchweife, letztere roth gefärbt. Saladins Gezelt, umgeben von denen ſeines Hofes, bildete, in der Mitte des Lagers gelegen, eine Gruppe für ſich, welche die andern alle überſtrahlte. Die Zahl der goldnen Monde, die Farbenpracht war hier verdoppelt, und Alles verkündigte würdig den Herrſcher von Aegypten. Diesſeits des Fluſſes ſtreiften, den Feind nicht ahnend, einige Haufen plündernder Sarazenen.

Lange ſtand der König vertieft in die Beſchauung des feindlichen Lagers. Er ſchien von Krankheit und Ermattung abgeſpannt; und die blaſſen Züge contraſtirten ſeltſam mit dem bunten Federſchmucke und dem Glanze der goldnen Rüſtung. Nachdem er lange die Stellung des Feindes betrachtet, wandte er ſich raſch an die Heeresfürſten.

Zwar habe ich, hob er an, ſchon lange den Plan zum Angriffe durchdacht, vielleicht auch ſchon beſchloſſen, was zu thun; doch will ich gern, Ihr Herren, Eure Meinung hören, um ſolche, wenn es mir räthlich ſcheint, mit meinem Plane zu verbinden. Ihr, Meſſire Odo, ſeid der Aelteſte, was rathet Ihr?

Ich kann, ſprach nachdenkend der Großmeiſter des Tempels, nicht zum Angriff von dieſer Seite rathen. Wie bekannt, iſt bei dem Flecken dort der Fluß allein zu überſchreiten. Jenſeits iſt das Gelände der Reiterei, ich meine unſerer ſchweren, geharniſchten, nicht günſtig; es ſteigt das Land fortwährend, und der Sarazene hat überall den Vortheil von oben herab zu ſtreiten. Zudem iſt heute das Heer vom Marſche ermüdet.

Eure Meinung alſo? fragte der König ungeduldig.

Durch eine Bewegung rechts, verdeckt durch dieſe Hügel, Alles aufzurollen, was von den Streifenden des Feindes auf dieſer Seite des Fluſſes iſt; dieſe Höhen ſtark zu beſetzen, um die Aufmerkſamkeit der Heiden rege zu erhalten; in der Nacht nach Belfort uns zu ziehen und mit Tagesanbruch des Feindes Linke anzugreifen, oder ihn in ſeinem Lager zu überfallen.

Das iſt auch meine Meinung! ſprach Graf Raymund von Toulouſe und Tiberias.

Und die Eurige, Roger? fragte der König.

Wenn, ſprach der Johanniter lächelnd, indem er mit des Schwertes Spitze ſpielend im Sande ſcharrte, die Meinung Euer Gnaden wäre, die Templerfeſte Belfort, die, wie es ſcheint, mein Bruder Odo für das Palladium des Reiches hält, um jeden Preis zu ſchützen, ſo iſt jener Plan dazu ganz gut geeignet. Ehe der Feind ſich jenen heiligen Mauern nahen kann, müſſen erſt eine, vielleicht gar zwei Schlachten verloren werden. Nur zweifle ich ſehr, daß es in dieſem Falle überhaupt zum Kampfe kommen dürfte, indem nicht anzunehmen, daß Saladin nicht ſogleich gewahre, was in ſeiner Linken vorgeht. Er rückt dann entweder vor und bricht das Lager ab, oder er zieht ſich ins Gebirge.

Im erſten Falle wäre er verloren! bemerkte Raymund.

Und im zweiten iſt unſer Zweck, ihn nämlich zurückzutreiben, ohne Verluſt erreicht! ſetzte Odo hinzu.

Ich habe mich für den Kampf von dieſer Seite entſchieden! fiel der König ein. Euer Haufen, Roger, beginnt den Angriff auf die zerſtreuten Haufen diesſeits des Fluſſes. Ich folge mit dem meinigen. Dann fallen wir auf das Hauptheer der Sarazenen. Ihr, Odo, mit dem Grafen beſetzt jene Höhe und decket unſere Linke, ſo wie den Rückzug, der, da Gott vor ſei, im ſchlimmſten Falle nach Belfort geht. So, endigte er mit einem zweideutigen Blicke auf Odo, ſind Eure Beſorgniſſe wegen Verluſt, der Schwierigkeit des Bodens und Eurer Feſte alleſammt gehoben.

Bruder von Avesnes! ſprach der Meiſter mit Würde zu Gerhard, der an ſeiner Seite ſtand; ſagt dem Komthur, er ſolle den Beauſeant entfalten laſſen und die Schaaren auf den Hügel führen, ſobald er das Hauptheer in Bewegung ſieht. Ich komme nach. Habt Ihr, Sire, noch ſonſt was zu gebieten?

Im Lager des Feindes war es jetzt etwas lebendiger geworden. Auf einer Felſenplatte, unweit des Fluſſes, deren Vorderſeite ſenkrecht abſchnitt, war eine Schaar vornehmer Sarazenen abgeſeſſen. Hinter ihnen, eine Strecke rückwärts, hielten Reiter mit blanken Stahlhelmen, denen der Spahis unſerer Zeit nicht unähnlich, die ſchön geſchmückten Roſſe. Wegen der gleichförmigen gelben Kleidung nannte man dieſe Schaar die gelbe Wache Saladins; ihre dunkelfarbigen Antlitze zeigten die Gegend der Katarakten am obern Nil als ihre Heimath an. Die Roſſe mager, doch von edler Art, hingen das Haupt bis an den Boden, an welchen die lange Mähne ſtreifte. Nach ihrer Art ſuchten ſie auf dieſe Weiſe daſſelbe vor dem heißen Sonnenſtrahl zu ſchützen. Nur dann und wann öffneten ſie das brennende Auge zu einem wilden, ſcheuen Blicke.

Im Vordergrunde, dicht am Rande des Felſens, ſtand ein Mann von ungefähr funfzig Jahren und von königlicher Haltung. Er war weiß gekleidet bis auf einen Kaftan von gelbem Sammt, ähnlich denen der Wachen, nur köſtlicher. Der Griff des Dolches in ſeinem Gürtel, ſo wie der krumme Säbel blitzten von köſtlichen Juwelen. Der grüne Turban bezeichnete den Abkömmling Mohammeds, ſo wie der Reiherbuſch mit koſtbarer Agraffe den Kaliphen. Die Züge des Mannes hatten etwas Hohes, Würdiges, und der Blick des ſchön geformten, geiſtreichen Auges ſchweifte wie der des Falken in der Ferne.

Zur Rechten des Herrſchers — denn jener Mann war Saladin — befand ſich ein Greis, deſſen Bart bis zum Gürtel reichte. Die grüne Kleidung deutete einen vornehmen Scheriff an. Links ſtand ein Jüngling in der Kleidung der Orientalen, zwar ſchön, doch koſtbar nicht, verziert. Das lange Haar floß in ſchwarzen Ringellocken unter dem Turban vor. Sichtlich war er kein Sarazene. Tiefer Gram laſtete auf den edlen, jugendlichen Zügen. Den Hintergrund erfüllte eine Schaar kurdiſcher Häuptlinge, in maleriſch verſchiedener Kleidung.

Nun, Selicktar! ſprach Saladin lächelnd zu dem Jünglinge zu ſeiner Linken. Werden deine Brüder den Kampf beginnen?

Ich zweifle, hoher Herr! ſprach dieſer, in die Ferne ſchauend. Die Beſchaffenheit des Bodens iſt ihrer Reiterei nicht günſtig.

Und du, mein treuer Iſſa? fragte Saladin den Greis.

Ich wünſche es! entgegnete derſelbe, es gebe Allah ſie in deine Hand, o Fürſt der Gläubigen! Der Todesengel durcheile ihre Schaaren!

Sieh, Selicktar Aga! hob Saladin, zu dem Jünglinge gewendet, an, dort, jenſeits des Fluſſes auf dem Hügel halten Geharniſchte.

Eine goldne Rüſtung glänzt unter ihnen! entgegnete jener aufmerkſam. Täuſcht mich mein Auge nicht, ſo iſts der König.

In dieſem Augenblicke ſprengte ein kurdiſcher Reiter im ſchnellſten Roſſeslaufe heran. Er ſprang vom Pferde, welches, keuchend und zitternd vom ſchnellen Laufe, wie angewurzelt ſtehn blieb. Der Reiter warf ſich vor dem Kaliphen zur Erde, dieſe mit ſeiner Stirn berührend.

Herr! ſprach er, als ihm Saladin ein Zeichen gab, es meldet Suleiman, Sandſchack von Damiat, daß hinter dem Hügel das volle Heer des Feindes in Bewegung.

Allah gibt ſie in unſere Hand! rief freudig der Sultan. Fort auf Eure Plätze!

Allah Akbar! riefen die Emire. Der Jüngling ſah ſeufzend in die Wolken. Der Haufen ſprengte fort mit Windeseile.

In dieſem Augenblicke erſchien die Vorhut des Chriſtenheeres auf der Höhe. Dieu le veut! rief Balduin das Schwert ziehend, und tauſend Stimmen riefen es ihm nach. Wolken von Weihrauch ſtiegen zwiſchen dem heiligen Kreuze und der Fahne des Reichs aus der Schaar der Prieſter, und dieſe ſangen, als das Heer hinabſtieg, folgende Verſe des 94ſten Pſalms:

Erſcheine, o Herr! denn die Rache iſt Dein!
Jehovah, Du zorniger Rächer, erſchein'!
Erhebe Dich, ewiger Richter der Welt,
Zerbrich ihren Bogen, zerſchmettre ihr Zelt!

Wie lange ſoll dauern der Gottloſen Ruhm?
Gott Jakobs! ſie trotzen dem Heiligthum,
Zerſchlagen Dein Erbe, zerſtören Dein Gut;
Es ſtrömet am Boden der Heiligen Blut!

Noch hatte der Geſang nicht geendet, als eine lärmende Muſik von ſeltſam geformten, zum Theil widrigtönenden Inſtrumenten ſich in der Mitte der Sarazenen erhob. Der Schlachtruf: Allah! Allah! ertönte herüber aus den Reihen der Moslemin, wie das dumpfe Gebrüll des Raubthiers im Waldgebirge, und verhallte langſam in den Klüften des Libanon.

Feierlich und unter Geſang ſtiegen die Heerhaufen der Chriſten in die Ebene hinab. Ein raſcher Angriff der Johanniter zerſtreute die Feinde diesſeit des Waſſers, und die Hauptmacht überſchritt den Fluß. Es nahte die Reiterei der Heiden. Der Kampf entbrannte mit Macht. Wolken von Kurden und Arabern auf leichten Roſſen umſchwärmten die ſchwere Reiterei der Chriſten, welche indeß überall ſiegreich vordrang. Jeder Angriff der ſchwergeharniſchten Geſchwader glückte. Aber wie die empörten Wogen im Sturme ſtets wiederkehren und an den

Kiel des Schiffes donnern, ſo wiederholten die leichten Reiter der Sarazenen ſtets den Angriff. Ihr Verluſt war nur gering, denn der unebene Boden bot ihnen Vortheil und hinderte die Chriſten an der Verfolgung.

Der gänzlichen Ermüdung der Roſſe zuvorzukommen, ließ der König die Haufen der Reiter öffnen und führte das Fußvolk gegen den Feind. Eine Wolke von Pfeilen durchkreuzte nach allen Richtungen die Luft. Lange ſtand der Kampf, doch endlich drang auch das Fußvolk vorwärts und trieb die Heiden aus einer Stellung, in der ſie, geſchützt durch Hecken und tiefe Graben, den tapferſten Widerſtand geleiſtet. Sie räumten den Platz und ließen einen Wall von Todten und Verwundeten zurück.

Da der weiche, vielfach durchſchnittene Grund das Vordringen der ſchweren Reiterei der Kreuzfahrer faſt unmöglich machte, war dieſe einige Armbruſtſchüſſe zurückgeblieben; auch ſchien der Sieg den Chriſten ohnehin nicht länger zweifelhaft. Da auf einmal ereignete ſich ein Vorfall, der ſchon öfters den ſichern Sieg des Heeres in eine Niederlage umgewandelt hatte. Mehrere Haufen Fußvolks hatten ſich, um die Todten zu entkleiden, vorzüglich aber ihrer koſtbaren Waffen ſich zu bemächtigen, vom

Heere getrennt. Dies ſehend, ſtürmte Saladin mit der geſammten Reiterei, ſeinem Bruder Thuranſchah und jenen Jüngling, ſeinen Waffenträger, an der Seite, auf das getrennte Fußvolk. Augenblicklich gerieth daſſelbe in Unordnung und eilte, bei der herbeiſprengenden Reiterei Hülfe zu ſuchen. Dadurch in ihren Bewegungen gehemmt, gerieth auch dieſe in Verwirrung und bald bildete das Heer nur einen regelloſen Knäuel. Ohne Befehle abzuwarten, ſtürmte Odo mit den Templern und den Mannen des Grafen von Tiberias heran. Es war zu ſpät. Er konnte nur die Flucht der Chriſten ſchützen, die wie ein Strom ſich in die Schluchten der Bergesreihe ergoß, durch die zwei Wege nach der Templerfeſte Belfort führten. Zu ſeinem Schrecken fand er, daß ein großer Theil des Heeres ſich in Schluchten warf, die keinen Ausweg hatten. In einer derſelben ſah er mit Entſetzen das königliche Banner wehen.

Als der König ſah, daß kein Entkommen möglich, eilte er mit ſeinen Begleitern an Odos Seite und kämpfte ritterlich. Immer wüthender ward hier der Kampf. Man ſahe, es wiſſe der Sarazene, um welchen Preis in dieſer Schlucht geſtritten würde. Immer neue Maſſen warf der Sultan in den Streit. An des Königs Seite fiel Balduin von Rames, ein tapferer

Degen, in die Gewalt des Feindes; bald darauf der edle Hugo von Tiberias; ein Lanzenwurf tödtete den heldenmüthigen Caſabianca.

Sire, rettet Euch! rief nun der Tempelmeiſter. Jeder Widerſtand wird bald hier unnütz! Armand! führe du den König auf Felſenſtegen durch das Gebirge nach Belfort. Du kennſt die Wege. Ich ſichere Euer Entkommen.

In dieſem Augenblicke warf ein Lanzenſtoß den Pannerer des Ordens von dem Pferde.

Arnold! ſchrie Odo heftig. Nimm des Ordens heiliges Panier und folge dem Könige. Gerhard, Ihr ſchützt und begleitet den Großkomthur!

Ich kann dich nicht verlaſſen! rief Arnold von Toroges.

Fort! Ich, dein Meiſter, befehle es dir! entgegnete Odo. Nur dem Einzelnen iſt ein Entkommen möglich!

Immer ſchwächer ward der Widerſtand der Chriſten, immer kleiner der Raum, auf den ſie ſich gedrängt ſahen, da brach die gelbe Wache Saladins in die Schlucht. An ihrer Spitze jagte jener fremde Jüngling, der Waffenträger des Kaliphen. Er hatte den Turban im raſchen Ritt verloren; das lange Haar ſchwamm in den Lüften. Jetzt erkannte er den

Meiſter am Purpurſaume des Mantels und dem großen Kreuze, den beiden Inſignien ſeiner hohen Würde.

Auf ihn, Osmanlis! ſchrie der Jüngling wild. Ergreift ihn! es iſt der Tempelmeiſter; doch ſchonet ſeines Lebens.

Robert! rief Odo mit Entſetzen, und ſank ohnmächtig vom Pferde. Ohne dies zu gewahren, jagte der Fremde mit einem Theile ſeines Trupps vorüber. Der Meiſter ward gefeſſelt.

Noch nie hatten die Kreuzfahrer eine Niederlage erlitten, die ihnen ſo verderblich geworden wäre, als der Verluſt der Schlacht von Belfort. Zwar langten zu dieſer Zeit die mächtigen Grafen Heinrich von Troyes und von Grandpré, Peter von Courtenay und andere tapfere Ritter an, aber der vor Kummer erkrankte König zögerte ſo lange, bis Saladin die mächtige Feſte Belfort mit Sturm genommen und die Templer, welche ſie bis auf den letzten Hauch vertheidigten, erſchlagen hatte. Da der Streit unter den Vaſallen des Reiches ohne Ende war, ſo ſah Balduin die einzige Rettung nur in einem Waffenſtillſtande, von welchem der edle Geſchichtſchreiber Wilhelm von Tyrus bemerkt, daß es der erſte geweſen, der bis dahin unter nachtheiligen Bedingungen für das Kreuzheer abgeſchloſſen worden. Dem Könige lag gegenwärtig viel an Odos Rückkehr. Theils hatte er die eigne Rettung ihm nur allein zu danken, theils fehlte er ihm als Gegengewicht gegen die Anmaßungen der andern Orden; denn während der Löwe in Banden lag, verfolgten die Wölfe nur um ſo dreiſter ihren Raub. Deshalb war auch die Rückkehr Balduins von Rames und Hugos von Tiberias ſehr willkommen, und der verwaiſte Tempelorden hoffte ſein Oberhaupt nun bald erlöſt zu ſehn. Dieſe Hoffnung ſchwand jedoch, als Hugo die Nachricht brachte, daß Saladin die Abtretung zweier, dem Tempelorden gehöriger Gränzfeſten verlange. Es hatte der Meiſter geantwortet: eher wolle er den Tod erleiden, als daß ſeine Freiheit dem Orden nur ein Goldſtück koſten ſolle! Auf dieſe Nachricht beſchloß das Capitel mit Bewilligung des Königs eine Botſchaft an Saladin zu ſenden, um auf dieſe Art die Befreiung des Meiſters zu bewirken. Die Wichtigkeit der Sendung forderte durchaus, daß ſich die Häupter des Ordens zu Saladin begäben. Man konnte vorausſehn, daß mehr die ſtrenge Tugend Odos, als die Forderungen des Sultans, zu bekämpfen wäre. Deshalb beſchloß der Großkomthur in Begleitung des Drapiers Howard und Gerhards von Avesnes, der inzwiſchen Hauskomthur von Jaffa worden, die Reiſe anzutreten. Der Biſchof von Tyrus und Armand ſchloſſen ſich ihnen an.

Um keinen Augenblick zu verlieren, machten ſie die Reiſe zur See, und ſchifften ſich an einem ſchönen Frühlingsmorgen des Jahres 1180 zu Jaffa auf einer dreißigrudrigen Galeere ein. Sie ſteuerten längs der öden Küſte von Gaza, umſegelten Cap Brulos und landeten nach drei Tagen im Boghoz von Raſchid, am weſtlichen Arme des Niles. Bald waren ſie in dem heutigen Roſette. Hier wartete eine ſarazeniſche Kriegsbarke der Geſandſchaft; ſie war beſtimmt dieſelbe ſtromaufwärts nach Kairo zu bringen.

Die Ritter ſahen auf ihrer Reiſe die Perle Egyptens, das Delta, in ſeiner Pracht. Zu ihrer Linken lagen unermeßliche Wieſen, auf denen zahlreiche Heerden weideten. Rechts, auf einzelnen Hügeln ſchimmerten freundliche Dörfer, dicht umſchattet von Palmenwäldchen, welche oft nur die Minarets glänzender Moſcheen erblicken ließen. Reis und Dhurrapflanzungen liefen bis zu den Ufern des Fluſſes herab. So näherte ſich die Geſellſchaft langſam der Hauptſtadt, in deren Umgebung ſie am ſechsten Tage eintraf.

Vor den Augen der Reiſenden lag nun das ungeheure Kairo mit ſeinen Moſcheen, Minareten und Kuppeln, umgrünt von Palmen und Sykomoren. Links ſahen ſie den Gipfel des Mokattam; in grauer Ferne die abgeſtumpften Pyramiden von Sakarah. Rechts glänzten weißlichgrau die hohen Dünen, welche die Wüſte von Libyen umſchließen und vor denſelben die Pyramiden von Dſchyſe.

Die Ritter landeten in der Gegend, wo heute die Vorſtadt Bulak ſich befindet; damals ein offener Platz. Ein Tſchauſch (Kämmerling), welcher ſie empfing, zeigte ihnen einen fernliegenden Thurm, wo, wie er ſagte, ihr Haupt gefangen ſitze.

Eben langten die Reiſenden in ihrer Herberge an, als der Iman auf dem Minaret der gegenüberbefindlichen Moſchee den Geſang Mogreb anſtimmte, und bald fand ſich ein Bimbaſchi (Befehlshaber über Tauſend) bei ihnen mit der Anzeige ein: daß des folgenden Tages früh ihnen der Kaliph geſtatten wolle, ſich vor ihm in den Staub zu werfen. Was würdet Ihr ſagen, Gottfried, Tankred und all' Ihr Alten! ſprach ſeufzend der Erzbiſchof von Tyrus.

Am frühen Morgen weckte die Ritter die lärmende Muſik eines Trupps Boſtandſchis, die zu ihrer Bedeckung geſendet waren. Schön geſchmückte

Roſſe, auf denen die Geſandſchaft ihren Weg antreten ſollte, wurden herbeigeführt. Zwei Baſchis der Tſchokodaren hatten die Oberaufſicht über den Zug, welchen zwei Tſchauſchen mit ſilbernen Stäben, das Zeichen ihres Amtes, in den Händen, eröffneten. Die Ritter erſchienen im Harniſch mit weißem Mantel und rothem Kreuze, außer Armand, der einen zierlichen Kettenpanzer trug. Der Biſchof war mit einem violetten Talar bekleidet und geziert mit dem Prälatenkreuz.

Der Zug ging nach der Inſel Rodah im Nil, über deſſen öſtlichen Arm eine Brücke geſchlagen war. Der Sultan bewohnte hier ein Landhaus, das ungefähr in der Gegend lag, wo ſich gegenwärtig die Trümmer von dem Palaſte Murad Beys befinden. Der Landſitz und die dazu gehörigen Gärten nahmen faſt die ganze Inſel ein. Hohe Mauern, über welche die langen Blätter der Palmen herüberhingen, umſchloſſen den ländlichen Aufenthalt. Ein Thor am Ufer des Fluſſes war der einzige Eingang in eine Maſſe von Gebäuden, die durch mehrere Höfe getrennt waren. Ueber dem Thore ſteckte auf einem Pfahle ein friſch abgeſchlagenes Haupt. Das an dem Pfahle befeſtigte Jaſta (der Urtheilsſpruch) lautete: dies iſt das Haupt des Mohamed Baſchli Aga, welcher gefrevelt an dem Namen des Kaliphen! Der

Aga der Naſaktſchis (Befehlshaber der Scharfrichter), ein Beamter von hohem Range, zeigte den Rittern an, daß der Sultan ſie in einem Kiosk der Gärten empfangen wolle.

Man führte die Reiſenden jetzt durch verſchiedene Höfe und dunkle Gänge nach einem Pavillon, welcher dicht an der Mauer, am Ufer des Nils gelegen, eine herrliche Ausſicht auf Kairo darbot. Der Eingang des Kiosks wurde von einem Haufen ſchwarzer Verſchnittenen bewacht. Sie fanden den Sultan dicht am Fenſter auf einer Ottomane ſitzend, umgeben von vielen ſeiner Großen, die ehrfurchtsvoll in einer kleinen Entfernung ſtanden.

Seid mir willkommen! ſprach der Sultan, als die Ritter mit tiefer Verbeugung ſich ihm nahten. Ihr ſeid die Aelteſten des Tempelordens? Setze dich, Alter! fügte er hinzu, indem er Arnold anſah. Ich ehre tapfere Feinde.

Ihr kommet, fuhr der Sultan nach einer kleinen Pauſe fort, um die Befreiung Eures Oberhaupts zu handeln, und thatet wohl, daß Ihr geeilt, denn wahrſcheinlich lebt Euer Meiſter nur wenig Tage noch.

Du wollteſt ihn tödten laſſen, Fürſt? fuhr Arnold auf.

Das ſei ferne! entgegnete der Sultan ſtolz.

Wann hörteſt du je, daß Salah ed Din unedel gehandelt? ſein eigner Starrſinn tödtet ihn. Erzähle, Kislar Aga! Doch die Wahrheit, bei deinem Haupte!

Ein Neger, das Haupt der ſchwarzen Eunuchen, trat hervor.

Du befahlſt, o Herr, hob er zu ſprechen an, daß ſich der Baſchli Aga zu dem Gefangenen begeben und ihm gebieten ſolle, binnen zwei Tagen zu erklären, ob er den ihm bekannten Preis für ſeine Freiheit, oder ewiges Gefängniß wähle. Der Aga glaubte ihn eher zu Erſterem zu bewegen, wenn er drohte, daß der Gefangene ferner keine Speiſe erhalten ſolle.

Weil Mohammed Aga, fiel hier der Sultan ein, zu dieſer Drohung nicht ermächtigt war, verlor er heute früh das Haupt. Erzähle weiter!

Darauf, fuhr der Schwarze fort, erwiederte der Chriſt: weil du im Namen deines Herrn gedrohet der Speiſe mich zu berauben, ſo diene dir zum Zeichen, wie wenig mich deine Drohung kümmert, daß ich mich von dieſem Augenblicke an jeder Speiſe, die du mir bieten möchteſt, enthalten werde! Odo, ſprach der Gefangene, zahlt nie dem Sultan ein Löſegeld.

Ihr hört, ſprach theilnehmend der Sultan, daß er zu ſterben beſchloſſen. Einen Tag ſchon verſchmäht er alle Nahrung.

Erlaube, o Herr, rief Arnold, indem er mit Haſt vom Sitze ſich erhob, daß wir zu unſerm Meiſter uns begeben, ihn ſprechen dürfen.

Gern, ſprach der Kaliph, gewähre ich Euch die Bitte. Ich ſchätze Odo von Saint Amand, den Einzigen im Morgenlande, der, wenn Raum zur Furcht in meinem Herzen wäre, mich dieſe kennen lernen könnte; doch eben darum gebietet mir die Herrſcherpflicht, den Mann nicht zu entlaſſen, der mir ſchon mehr geſchadet als ein Heer, es ſei denn, daß der Vortheil des Reiches geſichert wäre.

Durch einen freundlichen Wink der Hand entließ Saladin die Ritter. Auf das dringende Bitten derſelben, wurden dieſe augenblicklich nach dem Schloſſe von Kairo geleitet. Es lag auf einer felſigen Höhe, welche die Stadt beherrſchte, und war durch Saladins Vorfahr, den Kaliphen Aded, noch mehr befeſtigt worden.

Man führte die Ritter jetzt durch mehrere innere Höfe zu einem Thurme, der, unweit des ſogenannten Joſephsbrunnens, auf einer ſchroffen Klippe lag. Sie ſtiegen mehrere enge Treppen, die zum Theil in der viele Klaftern dicken Mauer liefen, zur Höhe des

Thurmes hinauf. Endlich öffnete ſich die Thüre eines kleinen, nicht unfreundlichen Gemaches. Auf einem Ruhebette, dicht an den beiden kleinen Fenſtern, ſaß der Meiſter. Sein Angeſicht war blaß. Er ſchien entkräftet, doch nicht krank. Eine unendliche Ruhe, die über ſein Antlitz ergoſſen war, milderte die ſonſt ſo ernſten Züge.

O meine ahnende Seele! rief er den Eintretenden entgegen und breitete die Arme aus, indem er mit Mühe ſich halb erhob. Laut weinend ſtürzte Armand zu ſeinen Füßen. Die Alten fielen ihm ſchluchzend um den Hals.

Es iſt doch ſchön von Euch, ſprach Odo mit unendlicher Milde, daß Ihr den weiten Weg nicht ſcheutet, den alten Odo noch einmal zu ſehen. — O, wie lieblich verſüßt Ihr mir die letzten Tropfen des Wermuthbechers!

Du darfſt nicht ſterben, Alter! rief Arnold, indem er ſich die Thränen von der narbigen Wange wiſchte. Wie? zum erſtenmale wollteſt du den Orden in der Noth verlaſſen? Wir kommen eben von Saladin. Er wird großmüthig handeln. Die Drohung, keine Speiſe dir zu reichen, kam nicht von ihm.

Ich dachte es wohl! ſprach Odo. Saladin iſt edel.

Auch hat er den, der dir gedroht, enthaupten laſſen; darum zweifle nicht an billiger Bedingung.

Glaubſt du, guter Arnold, erwiederte der Meiſter lächelnd, daß Saladin ohne Verletzung ſeiner Fürſtenpflicht mich freilaſſen kann für jenes Löſegeld, welches unſere theuer beſchworne Ordensregel dem Templer vorſchreibt? Nur einen Gürtel und ein Meſſer, ſagt ſie, wie ſolche im Gebrauche des Geringſten, darf der Orden zur Löſung eines ſeiner Söhne geben.

Du biſt das Ordenshaupt! rief Arnold; auch iſt die Regel nicht unabänderlich.

Sie iſts, ſo lange ich lebe! entgegnete der Meiſter. Da ſei Gott für, daß ich mir eine Ausnahme erlauben ſollte.

Das Capitel, ſprach Arnold dringend, vertritt, ſo lange du in Banden, des Meiſters Stelle, und dies kann eine Aenderung der Regel ſich erlauben.

Nicht ohne mich! Noch lebt der Ordensmeiſter! rief Odo feurig und ſtrengen, ernſten Blickes.

Ihr Guten! ſetzte er freundlicher hinzu. Wollt Ihr die letzten Stunden — ſie ſind ſo koſtbar — mir verbittern? Kommt Ihr, mir die Unſterblichkeit zu rauben? denn denken, das weiß ich, wird der Orden meiner neben Hugo und den andern Alten.

So genießet wenigſtens, bat Armand dringend, Speiſe und Trank; vielleicht kommt Hülfe noch.

Glaubſt du, erwiederte Odo lächelnd, ich wäre fähig mir das Leben zu verkürzen? Was ich im Unmuth dem übermüthigen Sklaven zur Antwort gab, verwirklichte ſchon die Natur; ſie iſt es, die Trank und Speiſe zurückweiſt. Ich fühle es, mein Ende nahet binnen wenig Stunden.

Es kann, es darf nicht ſein! riefen die Ritter ſchmerzbewegt.

Und doch! entgegnete Odo. Wir wollen uns nicht täuſchen. Die Zeit iſt koſtbar. Darum noch eine Bitte. Wollet Ihr ſie mir gewähren?

Die Ritter gaben ihm den Handſchlag.

So kehret Ihr drei, verſetzte der Meiſter, du Arnold, Howard und Gerhard, heute noch zurück. Sagt dem Könige: ich würde in wenig Stunden nicht mehr ſein, und ließe den Tempel ſeiner Huld empfehlen. Euch, Gerhard, ernenne ich zum Pannerer. Der Beauſeant war nie in einer beſſern Hand. Dir, Arnold, übergebe ich den Meiſtermantel. Bewahre ihn, bis dich der Orden wählt. Du wirſt am würdigſten ihn tragen. Ihr, Howard, ſeid Großkomthur. Armand bleibt hier, bis er die Augen mir zugedrückt. Du, frommer

Wilhelm, ſtärkſt mich zu der letzten Reiſe. Und nun kein Wort mehr! Gedenket, was wir in jenen hehren Hallen oft geſchworen! Gebt mir den Friedenskuß!

Die Alten umarmten ihn, ſprachlos verließen die drei Templer den Thurm.

Der Meiſter öffnete eins der kleinen Fenſter, welches eine herrliche Ausſicht in die Gegend jenſeits des Niles darbot.

Seht, Freunde! ſprach er. Geſtern noch, als die Sonne dort hinter den Pyramiden unterging und ihre Spitzen ſo ſchön vergoldete, da dachte ich: wenn doch ein ſolcher Strahl noch in die letzten Augenblicke des langen, angſtbewegten Lebens fallen wollte! und heute ſchon ward dieſer Wunſch erfüllt. Ich fühle mich wunderbar beruhigt.

Darum, ſprach tröſtend der Erzbiſchof, laſſe ich nicht die Hoffnung deiner Erhaltung ſinken.

Du täuſcheſt dich, guter Wilhelm! entgegnete der Alte. Ich fühle es nur zu deutlich, wie die ſchwache Flamme des Lebens ſo nach und nach verliſcht. Ich ſehe dieſe ſchöne Sonne nicht wieder aufgehn, und — bin beruhigt. Eins nur, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, zuckt manchmal ſchmerzhaft mir durch die Seele; es iſt die Erinnerung an meinen Sohn. Der Anführer der Sarazenen ſah ihm ſo täuſchend ähnlich.

Ihr hattet einen Sohn? fragte Armand befremdet. Ihr ſagtet mir doch nie von dieſem.

Weil ich ihn verloren hatte in ſeiner Kindheit, und nur wiederfand, um ihn noch ſchmerzlicher zu verlieren. Der Biſchof erzählt dir einſt die traurige Geſchichte.

Ein alter Wappner, den man aus den Gefangenen zur Wartung Odos ausgewählt, trat eben mit der Meldung ein: Ein ſchwarzer Heidenkerl ſei draußen und frage nach Ritter Armand.

Sonderbar! ſprach dieſer, als er nach einigen Augenblicken wieder hereintrat. Ein ſchön geſchmückter Neger harret draußen. Er ſagt: er ſei von ſeinem Herrn, dem Waffenträger Saladins, geſendet und ſolle mich, ſo ſchnell wie möglich, zu dieſem bringen. Zwar kann ich mir keinen Grund dafür erdenken, auch iſt ja mein Name hier ganz unbekannt, und dennoch — mir iſts, als weiſſagte mir etwas ein unerwartet fröhliches Ereigniß.

Armand folgte dem Neger. Es führte ihn derſelbe nach jener Gegend, wo der Landſitz des Sultans war. Nicht weit von dieſem, in der Nähe des Mekias (Nilmeſſers) ſtand ein Landhaus. Einfach, doch ſchön verziert, lag es in der Mitte eines, daſſelbe dicht umgebenden Palmenwäldchens. Die Bauart glich mehr den Häuſern des Abendlandes, doch ſah man, daß die Nachbildung hier unvollkommen geblieben ſei. Das Ganze der Umgebung hatte etwas Düſteres; es ſchien der Einſamkeit geweiht.

Armand folgte dem Neger in einen ſchönen Saal. Es war der letzterere mehr europäiſch als orientaliſch ausgeſchmückt. Hier blieb der Ritter, während der Neger ihn zu melden ging. Bald hörte Armand im Nebenzimmer ein leiſes Flüſtern mehrerer Perſonen. Der Vorhang, der den Saal von jenem Gemache trennte, bewegte ſich. Endlich flog er zurück und der Seliktar trat herein.

Robert Saint Alban! rief Armand voll Erſtaunen.

Ja Armand! entgegnete dieſer mit bewegter Stimme. Robert iſt es, der Verurtheilte, der ausgeſtoßene Templer! Er kommt, Euch zu vergelten, was Ihr an ihm gethan habt. Oder wollt Ihr noch auf Tod und Leben mit ihm kämpfen?

Robert winkte und der Vorhang öffnete ſich zum zweitenmale. Zwei Damen, eine ältere und eine in voller Blüthe der Jugend, traten herein. Beide trugen die Tracht des Morgenlandes, doch waren ſie ohne Schleier. Die blauen Augen, das blonde Haar der jüngſten verkündeten eine Europäerin.

Iſolde! rief Armand und eilte mit offenen Armen auf ſie zu.

Mein Armand! ſprach das Mädchen und lag in den zu ihrem Empfange geöffneten Armen.

Wie war es möglich, fragte Armand, nachdem der erſte Augenblick des Wiederfindens ihn zu ſich kommen ließ, wie war es möglich, daß Ihr den Schrecken jener Nacht entkommen konntet.

Wir hatten, ſprach die ältere Dame, in welcher Armand jetzt erſt die Gräfin von Toulouſe erkannte, während des Sturmes uns verborgen. In unſerem Verſteck erkannte ich einen alten Kiaſcheff, den ich einſt unter den Gefangenen meines Bruders geſehn zu haben mich erinnere. Ihm entdeckten wir uns, und ich verſprach ein hohes Löſegeld, wenn er uns ſchützen und in Sicherheit bringen wolle. Bei der damaligen Lage des Kampfes war es unmöglich, den Unſrigen Nachricht zu geben, und ſo führte er uns auf Umwegen nach ſeiner Heimat, wo wir, ſo lange der Krieg noch dauerte, Schutz und Achtung fanden. Eben wollten wir mit ihm nach Jeruſalem uns begeben, wohin der Waffenſtillſtand die Rückkehr uns geöffnet, da trafen wir den Ritter Saint Alban, der morgen bis zur Landesgränze uns begleiten wollte und unſerm arabiſchen Beſchützer das Löſegeld vorausbezahlte.

Robert! ſprach Armand, feurig deſſen Hand ergreifend. Sagt, wie ſoll ich Euch danken? Ohne Euch hätte ich Iſolden zum zweitenmale verlieren können, da ich entſchloſſen war, dies Land des Unglücks zu verlaſſen, ſobald ich meinem Oheim die Augen zugedrückt. Begleitet uns ins Vaterland. Doch! Ihr ſeid Muſelmann!

Wäre ich es, erwiederte Robert ſchmerzlich, wer hätte mich dazu gemacht, als eben die Chriſten, unſere Brüder? Saladin dachte edler. Er nahm den Flüchtling auf, und dachte nicht an den Glauben.

Doch kämpftet Ihr gegen uns!

Blieb mir wohl eine Wahl? Und thaten dies nicht ſchon Viele, die hochgeachtet ſind in Euren Reihen? Kämpfen in dieſen nicht Muſelmänner gegen Saladin?

Wir wollen nicht darüber rechten! ſprach Armand. Bald ſehen wir uns wieder. Ich eile zu Odo, die Freudenbotſchaft ihm zu bringen. Sie wird ihn ſtärken auf ſeinem Leidenslager.

Der Meiſter hatte unterdeſſen dem Biſchofe gebeichtet, und ſchlummerte nun ein wenig. Als er erwachte, trat Armand eben in das Gemach. Sein Antlitz war von der Freude verklärt. Er zitterte vor Haſt, dem Oheim die Nachricht ſeines Glücks zu bringen.

Was haſt du, lieber Armand? fragte dieſer freundlich, du ſcheinſt der Bringer einer Freudenbotſchaft.

Ja Oheim! rief der Jüngling. Einen Glücklichen würde ich mich nennen, wenn ich Euch nicht leiden ſähe! Die Frauen ſind gerettet! Ich komme von Iſolden!

Iſts möglich? ſprach der Alte mit zum Himmel gerichtetem Blicke.

Ja! rief Armand haſtig; und wißt Ihr, wer ſie in meine Arme führte? Robert Saint Alban!

Mein Sohn? rief Odo, vom Lager ſich erhebend.

Wie iſt es möglich? ſprach mit Erſtaunen der Biſchof. Alter, hörſt du? dein Sohn! er lebt!

Mit Befremden ſah Armand Beide an. Der Biſchof erklärte ihm mit wenig Worten den Zuſammenhang.

Ja! rief Armand jubelnd. Jetzt darf ich mich nicht mehr ſcheuen, es zu ſagen, daß ich es war, der aus dem Grabe ihn gerettet. Hier dieſe Kette gab er mir zum Pfande der Dankbarkeit.

Ich erkenne ſie! ſprach Odo leiſe und tief bewegt. Es iſt dieſelbe, die ich beim Abſchiede dem in der Wiege ſchlummernden Knaben umhing. Doch, ſetzte er ängſtlich hinzu, hat er den Glauben der Väter vielleicht verläugnet?

Nein, Oheim, nein! rief Armand. Ihr wißt ja ſelbſt, aus Paläſtina war kein Entkommen möglich. Er floh zu Saladin und kämpfte an deſſen Seite in einem Streite, den Ihr oft ſelbſt, weil derſelbe immer von uns erneuert worden, einen rechtmäßigen Widerſtand gegen Unterdrückung genannt. Doch indeß ich rede, flieht die Zeit! Ich eile auf Windesflügeln, den Sohn in Eure Arme zu führen.

Odo wurde ſichtlich ſchwächer. Die Ueberraſchungen des heutigen Tages hatten zu ſehr auf ſeine ſchwindenden Kräfte gewirkt. Mehr als der Mund es konnte, gab das Auge Kunde von dem, was in dem Vaterherzen vorging. Selbſt in den Augenblicken des Schlummers zeigten ſeine Züge Freude, nicht ungemiſcht mit Schmerz. Endlich erſchien Armand mit Robert und den Frauen. Laut weinend ſtürzte der Sohn zu den Füßen des Vaters, deſſen Knie er umklammert hielt. Odo richtete den Blick zum Himmel und legte die Hände betend auf des Sohnes Haupt.

Vater! rief dieſer, als er die Sprache wiederfand. Ich bringe Euch die Freiheit! So eben komme ich von Saladin. Der Gnädige gab mir nur ungern die Entlaſſung, um die ich bat, und zur Belohnung bewilligte er mir Eure Freiheit.

Bald, erwiederte Odo mit matter Stimme, bald erlange ich jene Freiheit, die Könige nicht rauben noch ertheilen. Ehe die Sonne hinter jenen dreitauſendjährigen Koloſſen verſchwindet, bin ich in dem Lande, wo allein nur die wahre Freiheit thront.

Vater! Vater! rief Robert; noch hienieden ſind glückliche Tage Euch aufgeſpart!

Der Sand verrinnt, entgegnete der Greis, darum ein Wort noch, weil es Zeit iſt. Ihr, Armand und Iſolde, werdet glücklich ſein! ſetzte er hinzu, indem er Beider Hände in einander legte. Du, Robert, verſuche, ob du es noch werden kannſt! Gehe nach Saint Amand, am Fuße der Pyrenäen; erbaue dort der Väter kleine Burg aufs Neue. Mein Segen, die Einſamkeit gieße Ruhe dir ins Herz. Der Biſchof wird beim Tempelorden dafür ſorgen, daß er nicht an Robert Saint Amand die Anſprüche erneue, die er an Robert Saint Alban gehabt. Zieht mit einander ins ſchöne Frankreich; liebt

Euch immer, und — denkt zuweilen des geſtorbenen Alten, deſſen müden Leib Ihr beſtattet habt, am fernen Nilesufer.

Odo entſchlummerte, um nie wieder zu erwachen. Die Hinterlaſſenen begruben ihn in dem Palmenwäldchen, bei Roberts Wohnung. Der Sultan ſorgte für die Erhaltung des Grabhügels ſeines edlen Feindes.

Die Brüder.

Von geheimnißvoller Macht
Zu einander hingezogen,
Einte unſer Leben ſich,
Wie zwei Ströme ſich begegnen.
Die Schuld.

Ein ſchöner Septemberabend des Jahres Siebzehnhundert und Achtundneunzig ergoß alle ſeine Reize auf die großartigen Umgebungen Kairos. Der Chamſin, der glühende Wind der Wüſte, hatte längſt die funfzig Tage vollendet, in denen ſein brennender Hauch aus der nubiſchen Wüſte, durch das Thal der Katarakten, in das Delta Aegyptens ſtrömt, und der Nil war im Steigen.

Zwar war der Boden längs des Fluſſes Ufern in Würfel geborſten, und die Dattelpalme, die Tochter der glühenden Erde, hing erſchlafft die gefiederten Zweige; aber ſchon hob ein leiſer Abendwind, der ſtete Begleiter des Steigens der Waſſer, dann und wann die Flagge der franzöſiſchen Republik, welche die Krieger auf der Citadelle von Kairo und dem Gipfel des Mokattam aufgepflanzt hatten.

In wenig Tagen ſollte das Durchſtechen des großen Kanals erfolgen, eine Zeit der Feſte und Luſtbarkeiten vorangehen, und auch an dieſem Tage war nach Untergang der Sonne auf dem Platze Esbekieh Alles in munterer Bewegung. Es war der ebengenannte Platz einer der ſchönſten Punkte der Hauptſtadt Aegyptens. Obgleich die Paläſte, die ihn umſchloſſen, nur als große, plumpe, faſt unförmliche Maſſen erſchienen, ſo waren dieſe doch wieder durch anmuthige Höfe und Gärten von einander geſondert, und aus den letzteren ragten vielfach die vergoldeten Spitzen phantaſtiſch geformter Kiosks und die ſtolzen Gipfel hoher Palmen, die dem Ganzen einen majeſtätiſchen Anſtrich liehen.

Während der Herrſchaft der Beys hatte der geräumige Platz nur zum Werfen des Dſcherids und zu andern kriegeriſchen Spielen gedient, und die von der ungepflaſterten Fläche ſich erhebenden Staubwolken hatten den Spazierenden ſehr beläſtigt, aber ſeit der Ankunft der Franzoſen erſchien Alles ſehr vortheilhaft verändert. Der ſchönſte Raſen, ſorgfältig unterhalten und künſtlich gewäſſert, bedeckte gegenwärtig den weiten Raum, der zierlich von geſtampften Kiesgängen durchſchnitten war. Mit vieler Mühe hatte man Palmen, Sykomoren und Platanen in Gruppen und Alleen gepflanzt, zwiſchen denen die gelben Blüthen der Kaſſie ſchimmerten, und Jasminum Sambac ſich emporrankte, die Abendluft mit den herrlichen Wohlgerüchen ſeiner weißen Blumen erfüllend.

In einer der Seitenalleen trieben franzöſiſche Krieger aller Waffen ihr lärmendes Spiel. Alles erinnerte an das Treiben in den kleineren Städten ihres Vaterlandes. Hier ſchlug man Federball. Dort rief eine Marketenderin, mit dem zierlichen Fäßchen auf dem Rücken, ſich in den Umarmungen bärtiger Sappeurs ſträubend, kreiſchend ihr à la goutte, Messieurs! Hier verkaufte in einer Bude, mit der Aufſchrift: à la bonne bière de Mars! ein ſchmuziger Jude eine abſcheuliche Gerſtentiſane und ſelbſtgefertigte Schöpſenkoteletts, und endlich hatte ſich dicht daneben ein Ecrivain public etablirt, eifrig beſchäftigt Billetdour zu ſchreiben, welche ihm benarbte Huſaren und reitende Jäger in die Feder diktirten. Allem Anſcheine nach verwaltete er ſein Amt ſehr zur Zufriedenheit ſeiner Kunden, denn eben waren einige derſelben beſchäftigt, um ſeinen Siz beſſer zu bezeichnen, dicht neben dieſem einen Wegweiſer zu errichten, auf dem, mit enormen Lettern: à Paris 1600 Lieues! geſchrieben ſtand.

In einem der einſamern Seitengänge wandelten indeſſen zwei franzöſiſche Krieger, von ſehr verſchiedenem Aeuſsern, bedächtig auf und ab. Der eine derſelben war ein junger Mann von noch nicht vollendetem dreißigſten Jahre. Er war von ſchlanker Geſtalt und trug die Offiziersuniform des vierten Regiments der Jäger zu Pferde. Von dem, mit blitzenden Behängen gezierten Tſchako wehte ein rother Federbuſch. Das blonde Haar, die helle Hautfarbe, die Geſammtheit der offenen, ſchönen Geſichtszüge zeigte beim erſten Anblicke, daß er ein Deutſcher ſei. Deſſelben Landes war auch ſein Begleiter, ſonſt aber im Anſehn beinahe gänzlich das Gegenſtück ſeines Gefährten. Man denke ſich eine Figur von etwas über vier Fuß Höhe, auf welcher, ohne von einem bemerkbaren Halſe unterbrochen zu werden, ein Haupt ſaß, mit dem allenfalls ein Rieſe hätte zufrieden ſein können. Die Geſichtszüge des Männleins, die ungefähr auf ein vierzigjähriges Alter ſchließen ließen, wären, eine allzulange Naſe etwa ausgenommen, nicht übel zu nennen geweſen, hätte ſolche nicht ein entſetzlicher Schnauzbart, der mit dem Backenbarte zuſammenlief, größtentheils verborgen. Trotz der grimmigen Miene, die der Kleine fortwährend anzunehmen ſuchte, war in dem Ganzen ſeiner Züge eine gewiſſe Gutmüthigkeit nicht zu verkennen, obgleich denſelben wieder durch den Ausdruck des Stolzes und einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit der Stempel des Lächerlichen aufgedrückt ward. Das Haupt der ſonderbaren Figur bedeckte ein großer dreigekrempter Hut mit einer dreifarbigen Kokarde, von dem Durchmeſſer eines mäßigen Kohlkopfs und der linke Arm des Männchens ward von einem entſetzlichen Säbel in blanker Scheide dergeſtalt herabgezogen, daß, wäre der Träger deſſelben nicht ſchon hinreichend bucklich geweſen, er wegen der ſchiefen Stellung durchaus hätte dafür gehalten werden müſſen. Der kleine Mann trug übrigens die Uniform eines Chirurgien-Majors, einen blauen Rock mit rothſammtnem Kragen.

Durch die, über die Hälfte der Lenden heraufreichenden ſchwer beſpornten Stiefeln ſehr beläſtigt, und darum außer Stande, mit ſeinem Begleiter gleichen Schritt zu halten, ſah der Kleine ſich genöthigt, ſeinen Arm in den des Offiziers zu hängen, eine Stellung, welche er ſchon darum gern annahm, weil ſolche, ſeiner Meinung nach, ihn durch den Ausdruck der Vertraulichkeit in den Augen der Vorbeigehenden, denen er als ein Appendix des ſchönen Jünglings an ſeiner Seite erſchien, bedeutend erhob. Trotz ſeines Beſtrebens, den jungen Begleiter zu unterhalten, und der lebhaften Geſticulation mit den, zur Ungebühr langen Armen und Fingern, unterließ er daher auch nicht, den Eindruck zu beobachten, den ſeine Perſönlichkeit auf die Vorübergehenden etwa machen dürfte, und er warf demgemäß einen trotzig finſtern Blick auf einen alten Türken, der mit dem Ausruf Allah Kerim! (Gott iſt barmherzig) und voll Verwunderung den ſeltſamen Feind betrachtete.

Jetzt ertönte Hufſchlag aus der Straße el Machmudije, und auf einem flüchtigen Araber ſprengte ein Huſarenoffizier, begleitet von einer Ordonnanz, heran. Das ſchwarze, krauſe Haar, die dunkle Hautfarbe, der eigenthümliche Accent ſeiner Sprache bezeichneten den Gaskogner.

Me voilà! rief er, indem er vom Roſſe ſprang, die Zügel deſſelben der Ordonnanz zuwarf und den Jüngern der beiden Spazierenden feurig umarmte. Sobald ich hörte, daß du in Kairo ſeiſt, war mir Beniſuef nicht zu entfernt, um augenblicklich herzueilen. Unſer alter Griesgram von Colonel, der mir dein Schreiben ſendete, bot mir Urlaub an, noch ehe ich Zeit gehabt, darum zu bitten. Er wußte wohl, daß Vence d'Iſtournel nicht Ruhe laſſen würde, wenn er erführe, daß Wilhelm Kleiber in der Nähe wäre. Doch fuhr er lachend fort, was bewegt ſich denn da unten? Cap de diou! es iſt Monſieur Armand, unſer rieſiger Aeskulap!

Herrmann! verbeſſerte der Kleine; ſchimpfiert mir doch den Namen nicht.

Ja, Ermann! rief der Gaskogner. Komm an mein Herz, du Monſtrum an Kühnheit und Gelehrſamkeit! und ſomit hob er den Kleinen, ihn unter beide Arme faſſend, hoch empor und drückte zwei ſchallende Küſſe auf ſeine bärtigen Wangen.

Immer noch die alte Unbeſonnenheit! ſprach dieſer ärgerlich, als er gewahrte, daß einige ſpazierende Soldaten über den Auftritt lächelten. Aber, ſetzte er mit einem grimmigen Seitenblicke auf die Lacher hinzu, junge Leute dürfen ſich wohl unter einander einen Scherz erlauben, wenn es auch Narren gäbe, die ſich darüber luſtig machen könnten. Freilich! früher war ich entſetzlich kitzlich in dieſem Punkte, und man mußte mit mir umgehn wie mit einem rohen Ei! Weißt du noch, Kleiber, die Geſchichte, wie ich in Heidelberg Senior der Weſtphalen war?

Mir iſt es nicht erinnerlich, daß du es je geweſen! verſetzte Jener.

Ganz recht! du kannſt es auch nicht wiſſen; erwiederte der Kleine lebhaft. Als du die Univerſität bezogſt, befand ich mich beinahe zehn Jahr ſchon dort, und die Sache, die ich im Sinne habe, begab ſich in der erſten Zeit. Gott im Himmel! es iſt mir noch, als ob es heute wäre. Oft ſchon hatte mich die Landsmannſchaft erſucht, die Seniorenſtelle aufzugeben, weil man behaupten wollte, daß ich dieſelbe, vermöge meines lebhaften Temperaments, in allzu öftere Schlägereien verwickelt habe, indeß vermißte man doch ungern meinen Hieber an der Spitze und endlich zog ich auch wirklich mich zurück, nachdem ich mich einſt mit ſechzehn Kurländern an einem Tage herumgeſchlagen, weil einer von ihnen, dem ich bei einem Kommerſche Schmollis! zugerufen, mir erſt nach drei Sekunden Fiducit! geantwortet.

Nun, theurer Doktor! rief Vence lachend, da werdet Ihr unſerm Freunde ſehr verbunden ſein, daß er Euch Gelegenheit gegeben, auf ſeinem Zuge Euren Heldenmuth zu zeigen; denn, erfuhr ich recht, ſo waret Ihr ja dabei. Aber wahrhaftig, Wilhelm, über unſern Heros vergeſſe ich allen Ernſtes, dir Glück zu wünſchen. Es war nichts Kleines, mit ſo einer Handvoll Leute die große Convoi zu retten!

Es iſt, verſetzte Kleiber, wohl kaum der Rede werth. Das Meiſte that der Zufall. Ueberdies wiegen auch wohl dreißig Jäger meiner Compagnie einen Schwarm Beduinen auf. Wären die Feinde von der braven Mameluckenreiterei geweſen, ſo möchte das Ende wohl blutiger geweſen ſein! Bei alledem verdient indeß Freund Herrmann recht lebhaften Dank, daß er ſo redlich beigetragen, die Ordnung bei der zahlreichen Ambulance zu erhalten.

Es ward mir ſchwer, Freund Kleiber! ſprach der Kleine, ſich ein Anſehn gebend. Nicht die Sache ſelbſt iſts, die ich meine; nein, das Zügeln meiner natürlichen Heſtigkeit vielmehr. Nur Pflicht und Freundſchaftsgefühl hielten mich ab, mich augenblicklich auf den Feind zu ſtürzen. Zudem beſitze ich beim wandernden Spital ein intereſſantes Sortiment von Krüppeln, die mir gar oft Gelegenheit zu mancher ſchätzbaren Bemerkung ſchon gegeben, und die ich deshalb nicht gern zu Schaden kommen laſſen wollte. Auch ſollen mir die guten Leutchen, wenn wir dereinſt ins Vaterland zurückgekehrt, durch die Geſchichte ihrer Amputationen ꝛc. noch einen Namen machen, wiewohl derſelbe ohnehin nicht ungekannt in den Annalen der Kunſt und Wiſſenſchaft. Doch, wißt Ihr auch, Freund Yence, daß bei dieſer Gelegenheit die Sonne des Hauptquartiers, die ſchöne Lucie San Gennaro, unſerm Freunde ihre Rettung dankt?

Die ſchöne Wittwe? Die Frau des Obriſten, der in der Schlacht bei den Pyramiden blieb? rief Nence lebhaft. Da ſieht man wieder einmal, daß Frau Fortuna noch die Binde trägt! Ein Deutſcher muß es gerade ſein, und obendrein, vergieb mir, Wilhelm, ein ſolcher, der, wenn ich nicht irre, ſein Glück nicht einmal zu ſchätzen, noch zu benutzen weiß.

Da könnteſt du recht haben! ſprach jener lachend. Ich dachte bis jetzt nicht einmal an dieſes Glück, und gern trete ich es dir ab, wenn du es ſonſt zu machen weißt.

Du kannſt nicht läugnen, fuhr Nence fort, daß es ein Weib iſt voll Grazie und blendender Schönheit.

Die erſte beſtreite ich nicht! entgegnete Wilhelm ruhig; und was die zweite anlangt, ſo ſcheint mir ſolche von jener Art, welche die Sinne erwärmt und wobei das Herz erfriert.

Recte! rief der Doktor. Auch meine Meinung! Obwohl man mir in Heidelberg allerlei loſe Dinge nachreden wollen, habe ich doch mehr auf Seelenſchönheit, als auf die des Körpers ſtets gehalten. Schönheit vergeht, Güte beſteht! pflegte die Tochter des alten Prorektors zu ſagen; Schade, daß das Mädel ſo krumme Beine hatte. Aber, Ihr Herren, verſäumen wir nicht die Aſſemblee beim General en

Chef! Wie es mir ſcheint, wird heute die Verſammlung ganz brillant, denn wie ich hörte, erſcheinen heute zum erſtenmale die Mitglieder des neuen Divans.

Da dürfen wir nicht fehlen! rief Nence d'Iſtournel, aus Leibeskräften lachend. Weit köſtlicher muß noch der Anblick der türkiſchen Gliedermänner, geziert mit der dreifarbigen Kokarde ſein, als der des Corps legislativ, jener lumpigen pariſer Advokaten, von denen Jeder ſich das Anſehn gibt, als ruhe Frankreichs Wohl auf ſeinen Schultern.

Unſere drei Freunde eilten nun nach dem Palaſte des Obergenerals, der auf der Nordſeite des Platzes gelegen, durch die dreifarbige Flagge und zwei Schildwachen bezeichnet war.

Sie traten in den Verſammlungsſaal, in dem ſich bereits eine anſehnliche Geſellſchaft drängte. Das Innere des Salons war feſtlich dekorirt. Blumen und Laubgehänge ſchmückten die weiten Wände, an denen in gleichen Zwiſchenräumen die Fasces der Republik, mit der Freiheitsmütze geziert, erſchienen. Um ſich dem türkiſchen Geſchmacke mehr zu nähern, hatte man hier und da en medaillon verſchiedene franzöſiſche und arabiſche Sinnſprüche angebracht. Sonderbar genug erſchien der Spruch: Vive la république, une et indivisible! neben dem: Es iſt nur ein Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet. Höchſt lächerlich aber zeigte ſich die Unterwürfigkeit der Offiziere niederer Grade gegen die der höheren, im Angeſicht des Mottos: Egalité, Fraternité, welches an allen Wänden prangte. Die Divans im obern Theile des Saales nahm eine Anzahl Damen vom verſchiedenartigſten Aeußern ein. Hier ſah man die ſo ſchön als elegant geſchmückte Pariſerin mit entblößtem Arm und nur wenig verhülltem Buſen, Blumen in das dunkle, glänzende, gelockte Haar gewunden, zur Seite der zitronengelben Koptin, die, bis ans Kinn verhüllt, von ſchimmernden Juwelen ſtrahlte. Ihnen zur Seite ſaßen Blondinen, in der Nähe des Rheins geboren, und zwiſchen ihnen eine Chriſtin aus Bethlehem, ein Horn von Goldſtoff auf dem Haupte tragend.

Unter allen dieſen ſo verſchiedenen Schönheiten, ſtrahlte am obern Ende einer Ottomane, eine Dame hoch hervor. Es war eine ſchöne Italienerin von ungefähr vierundzwanzig Jahren. Sie war von majeſtätiſcher Geſtalt und von vollendet ſchönen Zügen, denen das Feuer ihres Geburtslandes eine ungemeine Beweglichkeit mitgetheilt hatte. Das ſchwarze Haar der Dame ſchlängelte ſich in Locken um den vollen

Nacken von der Weiße des Marmors. Zwei junge Männer in Generalsuniform waren eifrig beſchäftigt, die Dame zu unterhalten. Einer von ihnen war von hoher Geſtalt und kriegeriſcher Schönheit. Das Aeußere des zweiten war minder vortheilhaft, auch war ſein Antlitz durch eine breite Schmarre verunſtaltet. Das Auge der Dame fiel eben auf Wilhelm, der mit ſeinen beiden Begleitern ſich in der Nähe befand.

Treten Sie näher, mein Paladin! rief ſie ihm zu. General Kleber! fuhr ſie, zu dem erſten der beiden Generale gewendet, fort, hier ſtelle ich Ihnen den Capitain Kleiber, meinen Beſchützer, vor. Außer der großen Aehnlichkeit ſeines Namens mit dem Ihrigen vereinigt er gleichfalls in ſich mehrere Vorzüge, die Frankreich und die Armee an Ihnen hochzuſchätzen ſich längſt gewöhnt. Ich glaube, daß er darum Ihrer nähern Theilnahme wohl würdig ſei.

Ich habe, ſprach freundlich der General zu Wilhelm, mir heute Gelegenheit genommen, Sie dem Obergenerale zu empfehlen, und hier der General Junot war entſchloſſen, Sie ſich von demſelben zum Adjutanten zu erbitten; doch hat der General en Chef noch etwas Beſſeres mit Ihnen vor.

Eben wollte Wilhelm einige Worte des Dankes entgegnen, als das Gedränge ſtärker wurde und ein Dutzend ſtattlicher Türken, ſämmtlich mit einem rothen Shawl und der franzöſiſchen Kokarde geziert, erſchienen. Es waren die neuen Mitglieder der ſo eben von einer Audienz bei Bonaparte zurückkehrenden Munizipalität. Mehrere Aides de Camp des Obergenerals, kenntlich an den blauen mit Gold geſtickten Schärpen, welche damals die Offiziere dieſes Grades am Arme trugen, begleiteten dieſelben, und zur Seite ihres Präſidenten ging der General Murat, ein junger Mann von ſchönem, edelm Aeußern, deſſen geſuchter, etwas phantaſtiſcher Putz aber mehr auffallend als vortheilhaft ins Auge fiel. Allem Anſehn nach war er mit der Einrichtung des heutigen Feſtes beauftragt, und nachdem er den Orientalen einen günſtigen Platz verſchafft, befahl er, die Muſik der zweiundzwanzigſten Halbbrigade im Hintergrunde des Saales aufzuſtellen.

Die Unterhaltung ward allgemein. Erfriſchungen wurden herumgereicht, die Geſellſchaft mehrte ſich immer noch, und der muntere Murat durcheilte die Gruppen, Alles durch die Lebendigkeit ſeiner Unterhaltung zur Fröhlichkeit fortreißend.

Jetzt drängte ein Aide de Camp ſich durchs Gewühl, und Murat eilte nach der Thüre, dem Chor der Muſikanten einen Wink ertheilend. Raſch flogen die Flügelthüren auf, und die Muſik fiel mit einer donnernden Fanfare ein, welche endlich in kriegeriſchen Tönen in den Anfang der Hymne: Seht, der Held tritt ein! überging.

Der Obergeneral Napoleon Bonaparte erſchien, begleitet von einem glänzenden Schwarme von Adjutanten. Er war kaum dreißig Jahr alt, und von auffallender Magerkeit, die ihm, vereint mit der ihm eigenen fahlen Hautfarbe, ein krankhaftes Anſehn gab. An ſeiner Hand führte er einen Mann, der die Uniform der Diviſonsgenerale trug. Das Aeußere des Letztern war faſt vernachläſſigt zu nennen, aber in dem ernſten, ſtillen Auge, in den edeln Zügen des blaſſen Geſichts lag ein Ausdruck, der den Helden bezeichnete. Dieſer Mann war der berühmte Deſaix. Seit längerer Zeit in Oberägypten das Commando führend, war er nur auf wenig Tage nach Kairo gekommen, und ganz vorzüglich ruhte das Auge der Orientalen auf dem Helden, dem ſie den Namen Sultan el Raſchid (der Gerechte) gegeben hatten.

Der Obergeneral ſprach mit jeder der Damen, und einigen der anweſenden Eingebornen etliche Worte, von denen, da ſie mit leiſer, etwas heiſerer Stimme vorgebracht wurden, die Umſtehenden wenig vernehmen konnten. Endlich trat er mit Deſaix, den er mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit zu behandeln ſchien, in eine Fenſterblende, wohin dann mehrere Einzelne, welche er zu ſprechen wünſchte, gerufen wurden. Auch Wilhelm ward dorthin beſchieden. Mit untergeſchlagenen Armen, einer ihm gewöhnlichen Stellung, und feſt auf den Ankommenden gerichtetem Blick trat der General dicht an Wilhelm und ſprach: Capitain! ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie werden als Escadronchef das Commando der zwei, aus Eingebornen zu errichtenden Jägercompagnien übernehmen und damit zur Brigade Junot ſtoßen. Die Regierung, ſetzte er, ihn entlaſſend, leicht hinzu, wird die Ernennung beſtätigen.

Murat trat, als Wilhelm eben für die ihm gewordene Rangerhöhung danken wollte, geräuſchvoll heran.

General! rief er. Es ſteht ein ganzer Schwarm Almehs und Pſyllen vor der Thür. Genehmigen Sie es, ſo laſſe ich ſie herein.

Bonaparte nickte mit dem Haupte, indem ein leichtes Lächeln über ſeine Züge glitt, und Murat eilte nach der Thür. Bald öffnete ſich dieſe, und eine Menge ägyptiſcher Tänzerinnen traten ein. Sie trugen faſt alle ein leichtes Kleidchen von weißer Seide und darüber einen Ueberwurf von blauem Flor. Das lange, glänzend ſchwarze Haar hing in Zöpfen, mit farbigen Bändern und Münzen reich verziert, den Rücken abwärts. In den Händen trugen ſie kleine Tamburins, welche den Schellentrommeln der Basken glichen. Obgleich eben nicht von ſtrenger Sittlichkeit, waren doch dieſe Almehs in den Kreiſen der vornehmern Aegypterinnen ſehr beliebt, da nicht blos eine ſchöne Geſtalt, ſondern eine für den Orient ſorgfältige Erziehung dazu gehört, um die Kunſt der Tänzerin mit Erfolg zu betreiben. Außer dem Tanze beſteht dieſelbe vorzüglich im Improviſiren von Gelegenheitsgedichten und dem Abſingen von Freude= oder Trauergeſängen, ohne welche ſelten ein Familienfeſt gefeiert wird. Auch heute eröffneten zwei der ſchönſten dieſer Mädchen die Scene mit einer Art von Recitativ, das die Eroberung Aegyptens durch die Franzoſen und das Lob ihres Feldherrn zum Gegenſtande hatte. Nach Beendigung deſſelben begann der Tanz. Eine ausführliche Schilderung deſſelben iſt um ſo leichter zu übergehen, da die meiſten Tänze der Morgenländer ſich gleichen, indem ſie mehr oder minder ſinnliche Genüſſe darſtellen, obgleich es nicht zu läugnen iſt, daß ſich in ihnen, wie in dem Fandango der Spanier, der grazievollen Stellungen viel entfalten.

Die Tänzerinnen wurden endlich reich beſchenkt entlaſſen, und mit Ausnahme der Aegypterinnen, erklärten ſich die anweſenden Damen, theils mit, theils ohne Ueberzeugung, unzufrieden mit der Ausführung des eben ſtatt gehabten Tanzes. Die Unſittlichkeit deſſelben war der allgemeine Einwand.

Sie würden, meine Damen, fiel eine junge Koptin, die Frau eines Kriegskommiſſairs und eine lebhafte Vertheidigerin des vaterländiſchen Tanzes, ein, Sie würden ohne Zweifel Ihre Meinung ändern und ſich bald überzeugen, daß man auch in dieſem Lande mit Anſtand und Grazie tanzen kann, wenn Sie eine junge Fremde, eine Chriſtin vom Libanon, die bei meinem Bruder wohnt, einen der Tänze ihres Landes aufführen ſähen.

Ich muß der Behauptung meiner Schweſter beipflichten! ſprach ein junger koptiſcher Kaufmann, der hinzutrat. Auch meine Gattin iſt der Meinung, daß es unmöglich ſei, mehr Grazie im Tanze zu entwickeln als dieſe Fremde. Sie iſt, ſetzte er auf das Befragen einiger Damen hinzu, von einem Hauſe zu Damaskus uns warm empfohlen und, wie es ſcheint, von vornehmem Stande; wenigſtens zeigt dies ihre Erziehung und Benehmen. Das Schreiben unſers Correſpondenten läßt vermuthen, daß ſie die Tochter eines chriſtlichen Scheikhs des Gebirges ſei, die wegen der innern Fehden der Druſen hierher geſendet worden.

Unſtreitig, ſprach die Schweſter des Kopten, iſt dies der Fall. Die Alte, welche ſie begleitet, ſpricht immer nur ſtehend und mit großer Ehrerbietung mit dem Mädchen. Auch die Alte iſt merkwürdig in ihrer Art. Sie gehört, wie mir die junge Fremde ſagte, zu dem Prieſterſtamme, deſſen Würde in einigen Familien erblich iſt. Auf mehreren der weiblichen Mitglieder dieſes Geſchlechts ruht eine Sehergabe, die auch der Alten im hohen Grade eigen.

Auffallend, ſprach der Kopte, bleibt es immer, wie richtig ſie Vergangenheit und Zukunft aus den Linien der Hände zu deuten weiß.

Das iſt kein Wunder! ſprach ein alter Türke, der, ruhig ſeine Pfeife ſchmauchend, bis dahin geſchwiegen. Es iſt ja etwas ganz Bekanntes, daß die Druſen mit dem Satan in Verbindung ſtehen. Je nach der Religion des Landes, in dem ſie ſich eben befinden, ſcheinen ſie bald Chriſten, bald

Moslemin; in ihren Höhlen aber beten ſie den Teufel an.

Sie allein, General, ſind ſchuld, ſprach Junot ſcherzhaft zu Murat, daß wir den ſchönen Dämon nicht hier beſitzen. Fort! treffen Sie Anſtalt, das Verſehen gut zu machen.

Glauben Sie, fragte Murat den Kopten, daß ſie wohl noch kommen würde?

Warum nicht? entgegnete dieſer. Sie äußerte mehrmals, daß es ihr lebhafter Wunſch ſei, die Damen des Abendlandes in der Nähe zu ſehn.

So eilen Sie, Bolzani! ſprach Murat zu einem gelben Italiener in Uniform. Entſchuldigen Sie uns, ſo gut Sie können, und bringen Sie die Schöne.

Und den prophezeienden Drachen auch! rief Junot nach.

In der Zwiſchenzeit erhielten die Pſyllen Befehl hereinzukommen. Ehe dies aber geſchah, kam der Doktor, der ſich in der Nähe der Damen befand, nochmals auf die Unſchicklichkeit der Landestänze. Er meinte, daß dieſe nur in der Seele des Beſchauers liege, dem Reinen hingegen Alles rein ſei; daß er, obwohl ein Mann in den beſten Jahren, bei ſolchem Tanze niemals eine unſittliche Regung in ſich verſpüre, und fügte dann noch eine Menge ins Detail gehender Behauptungen hinzu, die ihn bald gänzlich ſeiner erröthenden Zuhörerinnen beraubten; eine ausgenommen. Es war dies eine junge Pariſerin, welche indeß, auf heimliches Befragen von Seiten ihrer Nachbarinnen, verſicherte, daß ſie eigentlich auf die Darſtellungen unſeres Freundes nicht gehört, vielmehr in die Betrachtung ſeines Aeußeren allzuvertieft geweſen ſei. Es habe derſelbe nämlich eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit einem Affen, deſſen Tod ihr vor einigen Tagen viel Kummer verurſacht habe. Da dieſe Bemerkung dem Doktor verborgen blieb, ſo läßt ſich um ſo leichter erklären, daß er der Dame wegen ihrer Aufmerkſamkeit bei ſeinen Auseinanderſetzungen fortan viel Zuneigung bewies.

Die Pſyllen traten nun ein. Es waren zwei nervige Männer von wildem Anſehn und ſtarkem, faſt rieſenhaftem Bau. Ihr ſtruppiges Haar ſchien ſich zu ſträuben und hing nur hier und da in kurzen, verworrenen Locken um den Nacken. Außer dem nur bis an die Knie reichenden Unterkleide trugen ſie die Bornuſe, den Mantel der Beduinen. Arme und Füße waren bloß. Jeder der beiden Männer trug unter dem Arme einen runden, zierlich aus den Blättern der Dattelpalme geflochtenen Korb, welcher mit einem Deckel verſchloſſen war.

Es ſind Ismailis! ſprach ein Türke. Landsleute der Fremden, die Ihr vorhin erwähntet.

Die Pſyllen fragten, ob ſie das Spiel mit ihren Schlangen beginnen dürften, und bildeten, als ihnen die Erlaubniß ertheilt war, einen weiten Kreis, in deſſen Mitte ſie ihre Mäntel breiteten.

Nachdem ſie die Umſtehenden ermahnt, ſich ruhig zu verhalten, öffneten ſie die Körbe, und griffen raſch hinein. Ein furchtbares Geziſch erhob ſich augenblicklich in denſelben, und jeder der Männer brachte, am Nacken feſtgehalten, eine gelbbraune Schlange von der Dicke eines Armes heraus, die, den Rachen weit geöffnet, mit ihrem Leibe den nackten Arm des Mannes in vielfachen Schlingungen umwand.

Beide Thiere waren, wie die dunkle Zeichnung auf dem Nacken bekundete, von dem Geſchlechte der furchtbaren Brillenſchlange (Coluber naja).

Nachdem die Pſyllen noch gezeigt, daß man den Thieren die Giftzähne nicht ausgebrochen habe, warfen ſie ſolche mit Heftigkeit zu Boden und begannen einen wilden eintönigen Geſang. Hierdurch aufs Aeußerſte gereizt, erhoben ſich die Schlangen faſt bis zur Mitte ihres Leibes. Kopf und Nacken derſelben ſchienen bis zu doppelter Größe anzuſchwellen, die geſpaltene Zunge ſpielte in dem geöffneten Rachen, das wilde Auge funkelte wie ein Rubin.

Raſch hielten ihnen nun die Männer die geballten Fäuſte vor, auf welche die Thiere etwas beruhigter die Blicke richteten. So wie die Pſyllen ihre Arme erhoben, hoben ſich auch die vor ihnen, manchmal bis zur Spitze des Schwanzes aufgerichteten Schlangen, und da dies nach dem Takte jenes ſummenden eintönigen Geſanges geſchah, ſo bildete das Ganze wirklich eine Art von Tanz, welcher furchtbar und ſeltſam zugleich erſchien. Da die Damen Entſetzen und Abſcheu über das noch nie geſehene Schauſpiel zu erkennen gaben, ſo fühlte der Doktor ſich verpflichtet, dieſelben darüber zu beruhigen und ihnen aufs ſcharfſinnigſte den Zuſammenhang der Erſcheinung zu erklären. Er meinte, daß den Thieren ſonder Zweifel das Giftbläschen an der Zahnwurzel auf irgend eine Weiſe exſtirpirt worden, und er ſei von dieſer Meinung ſo gewißlich überzeugt, daß, wenn er nicht die Angſt der Damen fürchtete und überhaupt ſich ſolche Künſte für den Rang, den er im Heere begleite, ſchicke, er ohne weiteres mit den Schlangen noch weit bedeutendere Experimente ſonder Gefährde treiben wolle.

Die Aufforderung Yences, daß der Doktor ſich doch von einer der Damen eine Nadel erbitten und damit den Schlangen das Giftbläschen zum Spaße, und ob es auch wirklich exſtirpirt worden, unterſuchen möge, welches, wie Alle überzeugt wären, ihm nur ein Geringes ſein würde, wies er mit Achſelzucken und einem verächtlichen Lächeln ab.

Die Männer endigten nun den Geſang, und die Thiere, zu ihrer natürlichen Trägheit zurückkehrend, legten ſich ruhig auf einander. Da, auf einmal, öffnete ſich der Kreis, und es erſchien der Italiener, die ſchöne Fremde am Arme führend. Scheu prallte der Erſtere zurück, als er die Schlangen neben ſeinen Füßen erblickte.

Sie ſind gezähmt! ſprach lächelnd die Fremde im reinſten Italieniſch. Es iſt keine Gefahr dabei! und ſchob die Schlangen, welche langſam in ihre Körbe krochen, mit dem ſchön geformten Füßchen auf die Seite. Die Thiere zeigten keine Spur von Zorn, und die Pſyllen ſtürzten, als ſie die Eintretende erkannt, auf ihre Knie und berührten mit der Stirn den Boden. Alle Blicke fielen voll Bewunderung auf die Fremde. Sie war ſchlank und über Mittelgröße. In ihrem Antlitze, von der edelſten Form, miſchten ſich die Züge der Araberin mit denen der Bewohnerinnen des Abendlandes. Von der erſten hatte ſie das große, ſchwarze, ſchön beſchattete Auge, jenes Auge, das die Dichter des Orientes ſo oft mit dem des Hirſches und der Gazelle verglichen haben. Den Europäerinnen glich ſie in den reinen ſchönen Farben ihrer Haut und den Formen des Geſichts. Der Ausdruck des Ganzen war ein Gemiſch von Milde und Hoheit, welches Theilnahme und Ehrfurcht zugleich gebot. Die Tracht der Fremden war wenig von der arabiſchen abweichend und dem ſchlanken, wohlgebauten Körper angemeſſen. Das ſchöne Haupt war von einem koſtbaren Kaſchemirſhawl in Form eines Turbans dicht umwunden, und geſchmückt mit einer blitzenden Agraffe, in der die Federn des weißen Reihers ſchwankten; doch drängte ſich hier und da die Fülle des ſchönen, glänzend ſchwarzen Haares vor. Sie trug ein einfach weißſeidenes Kleid, und über dieſem einen kurzen, vorn offen ſtehenden Kaftan von violettem Sammt.

Die von fern ſtehenbleibende Begleiterin der Fremdin war eine Greiſin von hohem, ſtarkem, beinahe männlich zu nennendem Baue und ſtarren, faſt ſteinernen Zügen. Einzelne Locken des ſilbergrauen Haares ragten unter einem grau und ſchwarzgewürfelten Shawl hervor, und ein graues, faltiges Gewand floß lang herab bis zu dem nackten Fuße.

Sie ſetzte ſich ſtill und in der Entfernung auf eine Ottomane, die Hände auf den Knien, die Blicke an den Boden geheftet.

Die junge Fremde erregte bei den Frauen, mehr aber noch bei den Männern, Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Obwohl ſie wenig ſprach, ſo zeigte doch dieſes Wenige von ungemeinem Verſtande und ausgezeichneter, faſt europäiſcher Bildung, deren Ausdruck durch Verſchmelzung mit der des Orients nur um ſo intereſſanter ward. Auf Niemand aber machte die Fremde einen tiefern, bleibendern Eindruck, als auf Wilhelm. Der ſtille, freundliche Ernſt derſelben paßte zu ſehr zu ſeinem eignen Weſen, ſeiner tiefen, deutſchen Gemüthlichkeit, als daß er nicht, wenn er bemerkte, daß das klare, kluge Auge der Fremden öfter auf ihm, als auf einem Andern ruhe, in ſeinem Innern davon hätte aufs Aeußerſte ergriffen werden ſollen. Obgleich ſonſt ſtill und einſilbig in größerer Verſammlung, faßte er heute mit Feuer den Faden des Geſprächs, und die Blicke mehrerer Damen zeigten lebhafte Theilnahme an den jungen Deutſchen, der ihnen in ſeiner Begeiſterung, an welcher heimlich Theil zu haben, Jede von ſich ſelbſt verſichert war, um ſo intereſſanter nur erſchien.

Längere Zeit hatte ſich das Geſpräch um ſehr verſchiedene Gegenſtände bewegt, endlich aber drang die junge Koptin, die der Eifer, die Ehre des vaterländiſchen Tanzes zu retten, nicht länger zögern ließ, lebhaft in die Fremde, das Verſprechen, welches ſie in deren Namen gegeben, zu bewähren. Nach einigem Widerſtreben, bei welchem die Beſcheidenheit die junge Araberin öfters erröthen ließ, erhob ſie ſich, ſprach in einem unbekannten Dialekt einige Worte zu den Pſyllen, die ſich eben, reich beſchenkt, entfernen wollten, und trat, ſich von einer der Damen einen Shawl erbittend, in die Mitte des weiten Saales.

Die beiden Landsleute der Fremden erhoben jetzt einen Geſang von einfacher doch wohllautender Melodie, welche, da dieſelbe ſtets wiederkehrte, dem Muſikchore es erlaubte, dieſe in Variationen zu begleiten. Ohne das Einzelne des hinreißend ſchönen Tanzes zu beſchreiben, genügt es vielleicht zu wiſſen, daß derſelbe einige Aehnlichkeit mit dem indiſchen Shawltanze und dem Fandango der Spanier hatte, die grazievollen Stellungen beider in ſich verband, und doch dabei die ſchlüpfrigen Darſtellungen des letztern vermied. Am beſten werden diejenigen unſerer Leſer, welche einſt die Pyrenäen überſchritten, ſich denſelben vorſtellen können, wenn ſie ſich der Menuett aſtandangado der Spanier, verſchönert durch Drappirungen mittelſt des Shawls, erinnern wollen.

Ein ſtürmiſcher Beifall von Seiten der Geſellſchaft krönte des Tanzes Ende, obgleich manche ſchöne Hand ſich nur mit Widerſtreben zum Klatſchen bewegte.

Ich bin heute unerſättlich in Forderungen, liebe Maria! ſprach die Koptin, die ſchöne Fremde umarmend. Werden Sie mir wohl zürnen, wenn ich Sie bitte, Ihre Duenna zu bewegen, uns aus den Linien der Hand das Schickſal zu verkünden?

Der Sehergabe läßt ſich nicht gebieten, entgegnete Maria ernſt; doch — ich will fragen.

Sie ſprach nun einige Worte zu der Alten, die ſtill und ohne eine Miene zu bewegen zum Tiſche trat.

Nun, ſprach General Deſaix lächelnd, wer will den Anfang machen? Meldet ſich Niemand? Wohlan! hier iſt meine Hand!

Du kannſt es thun, Sultan el Raſchid! ſprach ernſt die Alte, nachdem ſie einen Blick auf die Hand geworfen. Rein iſt dein Herz wie deine Hand!

Sie ſah nun aufmerkſam auf die Verſchlingung der Linien derſelben, und eine leichte Röthe überflog ihre ſtarren Züge. Dann richtete ſie ſich plötzlich auf und ſprach mit einem feſt auf Deſair gerichteten Blick und in faſt grauenhaftem Pathos:

Mein Paladin! Dieweil Du mich erwählet,
Zu künden Dir Dein künftiges Geſchick,
So wiſſe: daß, obwohl ſie ſchon gezählet,
Des Lebens Stunden, dennoch Dir das Glück
Treu bis zum Ende bleibt — und zu beneiden
Biſt Du, mein Held! Du wirſt im Siegesdonner ſcheiden.

Ein ſchöner Spruch iſt dir geworden, Sultan! rief, glänzenden Auges, ein junger Scheikh der Thebaide. Mag doch die Sonne des Lebens untergehn, wenn nur ihr Wiederſchein, der Ruhm, noch lange erglänzet auf dem Meer der Zeiten!

Hier meine Hand! hob General Kleber an, indem er dieſelbe der Alten reichte.

Wie gleich die Züge denen der vorigen, murmelte dieſe, und wie verſchieden doch das Ende!

Bald darauf erhob ſie den Blick und ſprach:

Am gleichen Tag mit dem „Gerechten“ theileſt
Du einſt die Krone der Unſterblichkeit. *)
Iſt gleich ſein Ende ſchöner, ſo ereileſt
Du doch dafür ein Gut aus Jugendzeit;
Und treue Hände werden Sorge tragen
Der Wunden, die Dir Tiegerklauen ſchlagen. —

Der Spruch iſt dunkel wie mein Schickſal, ſprach

---

*) An demſelben Tage, an welchem Deſair bei Marengo fiel, ward Kleber zu Kairo ermordet.

Kleber lächelnd; doch glaube ich nicht, daß ſolches in den Linien der Menſchenhand geſchrieben ſteht.

Zweifle nicht! entgegnete ein alter arabiſcher Häuptling aus der Gegend der Natronſeen. In die Hand des Säuglings ſchrieb Allah ſchon ſein Geſchick, und es ſpricht der Prophet in ſeinem heiligen Koran: das Blut, ſo da fließen ſoll, wird nicht in ſeiner Ader bleiben!

Hier haſt du meine Hand, Alte! rief Murat munter; aber mein Orakel ſei deutlich und verſtändlich!

Die Linien deiner Hand, ſprach die Seherin, ſind ſo leicht zu leſen, wie die Züge in deinem Antlitz. Raſch ſprach ſie dann:

Dich führt das Glück an einem Roſenbande
Auf einen Thron. Es wird Dir unterthan
Das ſchönſte Land Europens; an dem Strande
Des Mittelmeers fängt ſeine Gränze an. —
Nur höre dann, was Klugheit Dir gebot:
Schon ſtarben Fürſten den Verbrechertod! —

Gieb mir den Thron und das Land, Mütterchen! rief Murat lachend; ich werde dann beides ſchon feſtzuhalten ſuchen!

Die Aktien ſteigen! lachte Junot. Wird Murat König, ſo werde ich Kaiſer, vielleicht von Trapezunt, oder Fez und Marocco. Geſchwind, Alte, ſieh in dieſe Hand und ſage mir, wo ich enden werde.

Mit einem feſten, nach und nach in Schmerz übergehenden Blick betrachtete die Alte den lebensfrohen, ruhmgekrönten jungen Krieger, dann ſprach ſie langſam und bedeutungsvoll:

Blind, wie die Kugel, die Dein Glück gegründet,
Als auf das Blatt ſie ſchleuderte den Sand, *)
Iſt auch die Göttin, der Du Dich verbündet;
Ihr rollend Rad, lenkt nicht die Menſchenhand.
Was iſt der welke Lorbeer? — Nicht'ges Laub! —
Was iſt der Menſch, faßt Wahnſinn ihn? — Kaum Staub! **)

Junot ſchien überraſcht. Es entſtand eine kleine Pauſe. Endlich unterbrach Murat dieſelbe.

Aber, General! rief er zu Bonaparte gewendet. Wie es ſcheint, wollen Sie ſich ganz der Weiſſagung entziehn! Geſchwind Ihre Hand!

Lächelnd reichte Bonaparte dieſelbe.

Die Alte ſah einige Augenblicke auf die Linien der außerordentlich kleinen, blendend weißen Hand, und ſprach dann im Tone ſcheuer Ehrfurcht:

Nie hat mein Aug' in eine Hand geſchauet,
Die dieſer gleich, an Kraft und an Gewalt,
In eine Hand, die bis zum Himmel bauet
Den ſtarken Bau, ſo rieſig von Geſtalt. —
Nur nennt der Starke, dem die Welt zu klein,
Nicht ſechs Fuß Erde einſt, darin zu ruhen, ſein!

---

*) In den Laufgräben von Toulon.

**) Er ſtarb wahnſinnig.

Alle Blicke fielen auf den Obergeneral. Er ſchwieg, lächelte und ſchlang die Arme in einander.

Wahrhaftig! rief endlich eine junge Franzöſin. Es iſt allerliebſt und außerordentlich galant! Die Herren ſcheinen zu glauben, ihr Schickſal allein bedeute etwas. Jetzt kommen die Frauen an die Reihe. Madame San Gennaro! machen Sie den Anfang.

Die Italienerin reichte der Seherin die blendend ſchöne Hand, und dieſe ſah mit ſichtlicher Anſtrengung, indem ſie den Schweiß ſich von der Stirne wiſchte, längere Zeit hinein; dann ſprach ſie, indem ſie die Hand der Dame fallen ließ, mit matter Stimme: Die Züge dieſer Hand verwirren ſich. Ich ſehe nichts als Blut, und es beginnt der Sehergeiſt von mir zu weichen.

Dann iſt es eine Mörderhand! ſprach leiſe Einer der Ismailis zu dem Andern.

Die Alte ſchien zu wanken. Sie war erſchöpft, einer Ohnmacht nahe. Dies bemerkend, ergriff Wilhelm ihren Arm und führte ſie ſorgſam auf ihren Platz zurück, wo ſich die Seherin niederließ und in das vorige Stillſchweigen verſank.

Schon vorher hatte Wilhelm mehrmals bemerkt, daß die Blicke der ſchönen Fremden längere Zeit auf ihm geruht; jetzt, nachdem er der Alten die kleine

Aufmerkſamkeit erwieſen, glaubte er, in ihnen das Zeichen dankbarer Anerkennung zu leſen, und dies ermuthigte ihn, öfters das Geſpräch an die Fremde zu richten. Er konnte ſich Anfangs einer gewiſſen Befangenheit nicht erwehren, die Worte zu dem gewöhnlichſten Geſpräch begannen ihm zu fehlen, und alles dieſes würde die peinlichſte Verlegenheit in ihm erzeugt haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß ſich ſeine ſchöne Geſellſchafterin mit ihm im gleichen Falle befunden hätte. Auch ſie erröthete oft und ſprach, wenn ihre Worte an Wilhelm gerichtet waren, weniger klar und folgerecht als ſonſt. Endlich aber machte, wie das in ſolchem Falle wohl zu geſchehen pflegt, dieſe Befangenheit, einem gegenſeitigen Vertrauen Platz, welches bei gleichgültigerem Geſpräch ſich erſt ſpäter zu erzeugen im Stande iſt.

Beiden kam die Loſung zu einem allgemeinen Aufbruche zu früh, und wenn auch die von Wilhelm ausgeſprochene Hoffnung, ſeine Geſellſchafterin wiederzuſehn, nur mit einer Verbeugung beantwortet wurde, ſo glaubte er doch in der Art, wie ſolche aufgenommen ward, eine gewiſſe Theilnahme zu bemerken.

Der Kaufmann, bei dem die ſchöne Fremde wohnte, kam nun herbei, und lud ſolche ein, ſeine Frau in eine Abendgeſellſchaft in deren Familie zu begleiten. Sie lehnte dies wegen des ſichtlichen Unwohlbefindens ihrer Begleiterin ab, und der italieniſche Offizier trat mit der Aeußerung hinzu, daß ihm von dem General der mit ſeinen eignen Wünſchen übereinſtimmende Auftrag geworden wäre, den ſchönen Gaſt nach ihrer Wohnung zu geleiten. Wie es ſchien, gab dieſe nur mit Widerwillen ihm den Arm, und Wilhelm bemerkte zu ſeinem Schrecken, daß das Geſicht des Offiziers vom feurigen Cyperwein, mit dem er ſich im Nebenzimmer gütlich gethan, erglühte. Um jede Unbill von einem Weſen abzuhalten, das, wie er wohl fühlte, mehr Eindruck, als je ein anderes auf ihn gemacht, beſchloß er ſchnell, doch unbemerkt den Abgehenden zu folgen. Er theilte dieſen Vorſatz dem Doktor, mit welchem er zuſammenwohnte, mit, indem er dieſen bat, ihn hier zu erwarten. Derſelbe verſicherte indeß, daß ihm Wilhelms Sorgloſigkeit nur zu bekannt ſei, er daher niemals erlauben werde, daß dieſer ſich in den engen Straßen der feindlich geſinnten Stadt zur Nachtzeit in eine Gefahr begebe, die er ſelbſt nicht mit ihm theile. Wolle er es indeß dennoch thun, ſo beſtehe er darauf ihn zu begleiten, und er habe ſich, wie es ſich bald zeigen werde, bereits auf ſolche Fälle vorbereitet, indem ſein Leben, ſeitdem er Heidelberg verlaſſen, ſtets eine Kette von Gefahren geweſen, wiewohl er auch dagegen nicht läugnen wolle, daß er ſich ſolche, vermöge ſeines heftigen Temperamentes, gewöhnlich ſelbſt zugezogen; auch möge wohl der Umſtand, daß er ſtets aus dieſen ſiegreich hervorgegangen, dazu beigetragen haben, daß er ſie faſt nur als eine Abwechſelung auf dem einförmigen Lebenspfade zu betrachten gewohnt ſei.

Die Vorbereitung, auf die der Doktor in ſeinem Geſpräche deutete, beſtand in einem breiten Gurt, in dem zwei entſetzlich lange Reiterpiſtolen ſteckten, und ſein Diener erwarte ihn mit dieſem Apparate vor der Thür. Abgeſehen von allen vorhergegangenen heroiſchen Aeußerungen des Doktors, war es nicht zu läugnen, daß der kleine Träger jener Mordgewehre ſchon wegen der Länge dieſer Waffen gezwungen war, jeder Gefahr zu ſtehen. Die Läufe derſelben, welche weit über die Knie hinabreichten, würden in Gemeinſchaft mit den mächtigen Stiefeln ohnehin jedes Entfliehen durchaus unmöglich gemacht haben.

Obgleich Wilhelm bei ſeinem Vorhaben einen Begleiter überflüſſig fand, auch in einem ſolchen Falle ihm Yence willkommner als der Doktor geweſen wäre, ſo hatte er doch den Erſten im Gedränge gänzlich verloren, und der gute Wille des Letztern, ſo wie der Wunſch, nicht längere Zeit noch zu verweilen, vermochte ihn, das Anerbieten endlich anzunehmen.

Der Mondſchein erleuchtete die Straßen faſt bis zur Tageshelle, und dieſer Umſtand machte es den Freunden leicht, den Abgehenden in einiger Entfernung nachzufolgen.

Wenige Schritte hinter ihnen gingen auch die Pſyllen mit ihren Körben auf dem Haupte, und es fiel unſern Freunden auf, daß ſolche ſich beſtändig in ihrer Nähe hielten. Die Muthmaßung Wilhelms in Hinſicht des Italieners war nicht ohne Grund, und er gewahrte deutlich, daß die freie Nachtluft den Rauſch deſſelben noch geſteigert hatte. Laut und zudringlich ſprach er zu ſeiner Begleiterin, und ſo ſehr ſich ſolche ihm zu entziehen ſuchte, ſchlang er oft den Arm um ihren Leib. Endlich waren ſie auf dem Platze der Moſchee el Azher, in deren Umgebung die Fremde wohnte, angekommen, und Wilhelm hörte deutlich, daß Bolzani darauf drang, ſie in die Wohnung zu begleiten. Das Mädchen bat, es flehete, doch er, im Taumel, beſtand darauf und ſtieß die Alte, welche drohte, hart zurück.

Eben naheten ſich die Freunde der Gruppe, als die Alte, ſie für die hinter ihnen hergehenden Pſyllen haltend, wüthend ausrief: Nieder mit ihm! Zu Hülfe der Tochter des Emirs. Seid Ihr nicht Ismailis?

In dieſem Augenblicke ſprang einer der Gerufenen auch ſchon mit gezücktem Dolche raſch an Wilhelm vorbei, doch dieſer faßte ihn am Arme, und rief: Mein iſt der Kampf! Laß mir die Rache.

Wilhelm trat zu dem Italiener. Herr! hob er mit ernſtem Tone an; was bedeutet dies Benehmen gegen die Dame?

Sie ſchänden die Uniform! ſetzte der Doktor ein wenig vorlaut hinzu.

Ich muß Sie erſuchen, ſprach Bolzani, der zur Beſinnung zu kommen ſchien, zu Wilhelm, daß, wenn Sie, wie es ſcheint, ſich niemals von Ihrem Narren trennen können, Sie auch dafür ſorgen, daß er nicht vernünftigen Leuten läſtig falle.

Der Doktor glaubte kaum ſeinen Ohren trauen zu können und gerieth bei der frechen Rede in eine Wuth, die ihn der Sprache faſt beraubte.

Ich muß Sie bitten, ſprach Wilhelm, um Hermanns Aeußerungen zuvorzukommen, ſich anſtändiger Ausdrücke über einen Mann von Offiziersrang zu bedienen; zudem bin ich auch gleichfalls der Meinung, daß durch Ihr Betragen die Uniform entehrt wird.

Wirklich? entgegnete Bolzani höhniſch. Es iſt unglaublich, bis zu welchem Grade von Anmaßung ein paar lobende Worte des Generals auch einen Philoſophen bringen können!

Sie wollen mich beleidigen! ſprach Wilhelm kalt; möchte das ſein, denn ich verachte Sie. Aber Sie haben dieſe Dame beleidigt, und das fordert Blut. Er griff hierauf nach des Doktors mächtigen Piſtolen.

Ich bin bereit! rief Bolzani; und zwar auf der Stelle.

Ihr werdet, ſprach Wilhelm zu den Pſyllen, für die Sicherheit der Dame ſorgen. Er verbeugte ſich nun gegen Marien, welche angſtvoll die Hände rang, und erſuchte den Italiener dann, ihn einige Schritte weiter ins Freie bis in die Gegend der Straße von Maſr el Atik zu begleiten, welche ganz zu der Ausführung ihres Vorhabens geeignet ſei.

Bald gelangten ſie dahin. Es war ein weiter wüſter Platz, auf dem unter Ruinen zerfallener Hütten noch einige bewohnte ſtanden. Der Mond ſchien hell.

Sie haben den erſten Schuß! ſprach Wilhelm zu dem Italiener, indem er ihm eine der Piſtolen reichte und an ſeinen Platz trat. Der Doktor maß die funfzehn Schritte ab.

In der Bruſt des Letzteren bewegten ſich indeſſen die entgegengeſetzteſten Gefühle. Ließ auch ſeine Liebe zu Wilhelm den ganzen Handel verwünſchen, ſo kannte er doch auch wiederum deſſen Geſchicklichkeit in Handhabung der Waffen und gönnte dem Italiener ſchon um des erlittenen Schimpfes willen eine derbe Lection. Ueberdies ſchmeichelte es ihm nicht wenig, daß morgen das ganze Hauptquartier ihn als Sekundanten in einer Ehrenſache nennen würde.

Die Gegner traten nun auf ihre Plätze. Bolzani zielte, ſchoß, und ſeine Kugel ſtreifte Wilhelms Epaulette, doch ohne ihn zu verletzen.

Ich zweifle nicht, hob dieſer zu Bolzani an, daß Sie bei ruhiger Beſinnung Ihr Benehmen gegen die Dame mißbilligen werden. Iſt dies vielleicht ſchon jetzt der Fall, ſo bedürfte es nicht meines Schuſſes, da eine Erklärung in dieſem Sinne mich um ſo eher zufrieden ſtellen würde, als mein Betragen hier und anderwärts weder einer Rechtfertigung noch eines Kommentars bedarf.

Keine Phraſen! rief Bolzani. Schießen Sie!

Sie wollen es! entgegnete Wilhelm und ſpannte ſein Piſtol. Er zielte nur einen Augenblick, ſchoß, und die Kugel durchbohrte den rechten Arm des Italieners.

Ende des erſten Akts, doch nicht des Stücks! rief knirſchend der Verwundete. Für heute muß ich indeß zufrieden ſein.

Der Doktor trat nun herzu und erklärte nach kurzer Beſichtigung, daß die Kugel im Arme und zwar auf einer ſchwierigen Stelle feſtzuſitzen ſcheine, weshalb man eilen müſſe, ſelbige herauszubringen. Alle drei traten hierauf in eine Hütte, in welcher man noch Licht bemerkt hatte, und der Doktor wiederholte nach nochmaliger genauer Unterſuchung der Wunde ſeine erſte Behauptung mit dem Zuſatze, daß die Kugel, welche zwiſchen Sehne und Knochen ſich feſtgeſetzt, zwar ſehr ſchwierig herauszuſchaffen ſei, daß er dieſes aber mittelſt Erweiterung der Wunde ohne üble Folgen auf der Stelle zu bewirken gedenke. Da er ſtets ein chirurgiſches Beſteck bei ſich trug, ſo legte er gleich Hand ans Werk, und vollendete die Operation mit einer ſo ausgezeichneten Geſchicklichkeit und Sorgfalt, daß Bolzani ſich gedrungen fühlte, nach der Beendigung derſelben, ihm in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ſeinen Dank zu zollen. Hermann legte endlich noch einen, aus dem Schnupftuche und der Adjutantenſchärpe Bolzanis höchſt kunſtgerecht verfertigen Verband um den Arm und fügte äußer vielen beruhigenden Worten noch eine Anweiſung für fernere zweckmäßigen Behandlung der Wunde bei. Die Theilnahme, welche in den Aeußerungen des guten Doktors lag, hätte jeden Unbefangenen auf die Vermuthung führen müſſen, daß der Patient zu deſſen vertrauteſten Freunden gehöre. Als er aber ſeine Inſtrumente aufbewahrt, den entſetzlichen Gurt ſich um den Leib geſchnallt und den Hut auf das gewichtige Haupt geſtülpt, da brach der innere, verhaltene Groll aufs Neue in helle Flammen aus, und er trat mit grimmiger Miene dicht an Bolzani. Wenn Sie, ſprach er hitzig, die Wunde morgen Ihrem Arzte gefälligſt zeigen wollen, ſo wird er gewißlich der Meinung ſein, daß Capitain Kleiber zur rechten Zeit ſeinen Narren bei ſich gehabt! Uebrigens wünſche ich wohl zu bekommen! Und ſomit brauſte er wie ein Sturmwind zur Thür hinaus.

Die von dem General en Chef erhaltene Beſtimmung gab Wilhelm vollauf zu thun. Der Grad eines Eskadronchefs, der, zufolge der Organiſation der franzöſiſchen Truppen, dem eines Bataillonschefs der

Infanterie gleich war, begriff das Obercommando zweier Compagnien der Reiterei in ſich, und da dieſe aus Eingebornen errichtet werden ſollten, ſo wurde ihm geſtattet die tauglichſten Offiziere dazu vorzuſchlagen. Er wählte Yence zu dem Befehlshaber der einen. Hielt er die nähere Vereinigung mit dieſem Freunde nun für ein Glück, ſo freute es ihn nicht minder, als der Doktor eines Tages mit wichtiger, ſein Entzücken nur ſchlecht verbergender Miene bei ihm mit der Nachricht erſchien, daß der Oberarzt der Armee ihm ſo eben die Beſtallung als **Officier de santé** bei dem Dromedarencorps und dem zu errichtenden Jägerregiment übergeben habe. Yence wünſchte ihm dazu Glück und fügte bei, daß es dem Doktor nun um ſo eher gelingen könne, die natürliche Heftigkeit, von welcher er ſo oft zu reden pflege, am Feinde auszulaſſen, da er ſich bei einer Brigade der Avantgarde befinden würde. Auch gedachte der muntere Gaskogner noch auf etwas zweideutige Art der Dromedare und des Zufalls, der unſern Freund gerade für dieſes Corps beſtimmt.

Verächtlich lächelnd, erwiederte der Kleine hierauf: Er mache ſich nichts aus Gefahren, ſuche vielmehr, der Abwechſelung willen, dieſelben auf; indeß ſei allerdings hinreichend bekannt, daß, wenn Frankreich der in ihren Fächern ausgezeichneten Männer viel beſitze, es auch dafür mit ihnen umgehe, als ob ihre Zahl niemals ein Ende nehmen könne. Dieſe Bemerkung dringe ſich ihm eben auf, obwohl er ſolche keineswegs auf ſich beziehen wolle, vielmehr ſogar meine, daß Jeder mit Recht dahin geſendet würde, wo man etwas Ausgezeichnetes von ihm erwarten könne. Was endlich die Dromedare anbelange, ſo theile er über ihre Brauchbarkeit die Ideen Bonapartes, und er ſei ſelbſt entſchloſſen, fortan auf Reiſen oder Märſchen ſich eines ſolchen Thieres zu bedienen, da deſſen eigenthümliche Bewegung vortrefflich zur Hebung der Leiden ſeines Unterleibes geeignet ſei.

Wilhelm kehrte eben von einer der ihm obliegenden häufigen Muſterungen zurück, als die alte Dienerin jener räthſelhaften Fremden in ſein Zimmer trat.

Ich habe dir, Herr, hob ſie in arabiſcher Mundart an, etwas zu ſagen, welches meine Lippen beſſer in ſich verſchloſſen hielten! Mirjam (arabiſch Maria) wünſcht dich zu ſprechen.

Iſts möglich! rief Wilhelm mit Entzücken. Sieh, Mütterchen! ich wäre längſt zu ihr, zu der das Herz mich zieht, geeilt, hätte nicht die Sitte eures Landes mich zurückgehalten.

Viel ſchlimmer alſo noch, als ich es mir gedacht! murmelte die Alte. Und doch, Herr, ſetzte ſie hinzu, möchte ich dir rathen den Gang zu unterlaſſen.

Schlage mich nicht nieder, Mutter, ſprach Wilhelm bittend, nachdem du erſt die Freudenbotſchaft mir gebracht.

Ich that es, entgegnete die Vorige, nur auf ausdrücklichen Befehl der Herrin und gegen meine Ueberzeugung. Das Schickſal bahnt ſich ſeine eigenen Wege und liebt es nicht, die Fußtapfen der Menſchen auf ihnen vorzufinden. Die Fäden des Knäuels, den es den Menſchen zuwirft, um ſich in ſeinen Labyrinthen zurecht zu finden, ſind fein, ſind unſichtbar, und doch gelangt er an ihnen einſt zu dem beſtimmten Ziele. Zerreißt der Thor ſie aber mit roher Hand, um eigne, ſtärkere anzuknüpfen, ſo entzieht ſich dieſer das luftige Geſpinſt, und der Unbeſonnene iſt verloren. Doch, ſetzte die Alte mit trübem Blicke noch hinzu, ich leſe in deinen Blicken die Beſtätigung, daß Weisheit und Erfahrung nur vergeblich zur Leidenſchaft und zu der Jugend ſpricht — darum wandle den Weg der Prüfung.

Die Alte ſchritt voran. Wilhelm folgte ihr mit einer Seele voll Entwürfen, voll Hoffnungen, die der nur kennt, dem die Erinnerungen, die Sprache des jungen Herzens nicht fremd geworden in des Lebens Oeden.

Wilhelm traf Marien in dem Garten ihrer Wohnung. Aus dem Schatten blühender Orangen und dunkler Sycomoren trat ſie ihm entgegen und bot ihm freundlich ihre Hand. Die Alte ſetzte ſich in geringer Entfernung ſtill auf eine Bank und verſank nach ihrer Art in innere Beſchauung.

Signor! hob Marie in italieniſcher Sprache an, vielleicht verſündige ich mich an der Landesſitte, wenn ich es mir nicht verſagen konnte, einem Mann, der meine ganze Achtung ſich erwarb, perſönlich meinen Dank zu bringen. Indem Sie das eigne Leben an die Vertheidigung von Frauenehre ſetzten, retteten Sie zugleich das Ihres unwürdigen Gegners, der ſonſt entſchieden unter den Dolchen der Genoſſen eines, dem meinen befreundeten Stammes gefallen wäre. Wir werden, fuhr ſie mit gepreßter Stimme fort, uns wahrſcheinlich auf dieſer Erde nie wieder ſehen, darum darf ich mir wohl erlauben, was ich ſonſt niemals mir erlauben würde. Von allen Seiten thürmen ſich Wetterwolken um Euer Heer zuſammen. Die Pforte hat Frankreich den Krieg erklärt. Sir Sidney Smith kreuzt mit dem Tieger und dem Tremendous vor Abukir, und man verſichert, er bringe Nachricht von der Annäherung türkiſcher und engliſcher Armeen. Eine Kataſtrophe iſt dann möglich, und der Gedanke, daß Sie einſt in die Hände der Muſelmänner fallen könnten, peinigt mich auf das Entſetzlichſte. Wäre aber, was Gott verhüten möge, dies Fürchterliche der Fall, ſo könnte nur Eins Sie retten. Es iſt dies dieſer einfache Ring. Schon jetzt befinden ſich viele der Stämme des Gebirges unter den Befehlen Murad Beys, und auf den Hattiſcherif des Sultans erheben ſie ſich in dieſen Tagen ohne Unterſchied des Glaubens. Die Stämme der Druſen befinden ſich ſtets beim Vortrabe des Heeres. Wenden Sie ſich daher in jedem unglücklichen Falle an den erſten Druſenhäuptling, den Sie erreichen können. Er wird Ihr Bruder ſein, Sie retten mit Gefahr des eignen Lebens. Auch werden die Scheikhs der wilden Napluſiner und der Beduinen aus der Gegend des Tabors und vom Karmel dies Zeichen achten.

Wilhelm betrachtete den Ring, von dem das Mädchen ſo große Dinge ſich verſprach. Es war ein einfacher Goldreif; blos in der Mitte mit den arabiſchen Zeichen, welche das Wort ER (Gott) bedeuten und einigen Zickzacks leicht verziert.

Ich nehme, ſprach Wilhelm leuchtenden Blickes, und indem er des Mädchens Hand ergriff, ich nehme dieſes Zeichen, doch nehme ich es in einer höheren Bedeutung, als der des Lebens! Nie wird ein anderer Ring als dieſer je meinen Finger zieren. Er ſei der erſte, der ſtärkſte an der Kette, die mich unauflöslich an dich bindet!

Um Gottes willen! rief die ſchöne Fremde. So hatte ich es nicht gemeint!

Gern glaube ich es Ihnen! entgegnete Wilhelm ſchmerzlich. So hoher Lohn wird dem Verlaſſenen nicht. Mögen Sie ihm nicht zürnen, wenn er es wagte auszuſprechen, was das Herz empfand.

Beide ſahen ſich längere Zeit mit einem Ausdrucke an, der ſelbſt der alten Duenna verſtändlich war. Dieſe trat langſam näher.

Scheidet! ſprach ſie, mit ungewöhnlich ſanfter Stimme. Es iſt ſo beſſer.

Leben Sie wohl! ſprach Marie und reichte unter Thränen dem Jünglinge ihre Hand.

Lebe wohl! rief dieſer, bedeckte die kleine weiße Hand mit brennenden Küſſen, und eilte aus dem Garten.

In ſeiner Wohnung fand Wilhelm den Tagesbefehl, und neben dieſem ein zierlich gefaltetes Billet, gerichtet an den Bürger Kleiber, Eskadronchef im

Jägerregiment Aegypten. Dem Inhalt des Erſten gemäß, ſollten mehrere Mitglieder des Inſtituts von Kairo den in ſein Hauptquartier zurückkehrenden Deſaix begleiten. Reiſenden, welche ſich, ihrer Sicherheit wegen, der Colonne anſchließen wollten, wurde dies geſtattet, und die Stärke der Eskorte auf fünfhundert Mann beſtimmt, über welche der Bürger Kleiber das Commando führen werde.

Das Briefchen war von Lucie San Gennaro. Sie ſagte, daß ſie die ſchöne Gelegenheit benutzen wolle, die Wunder Thebens zu ſchauen, und ſich deshalb dem kräftigen Schutze, den ſie aus Erfahrung kennen gelernt, anvertrauen werde.

Da die Straße nach Oberägypten, wegen der oft wie ein Wind aus der Wüſte heranſtürmenden Beduinen gefährlich war, ſo benutzten Viele die ſich darbietende ſichere Reiſegelegenheit, und die in den erſten Tagen des Oktobers ſich in Bewegung ſetzende Colonne bedeckte faſt auf die Länge einer Viertelmeile den Weg. Er wurde ſonder alle Gefahr bis Kus, der letzten Station vor Theben, dem Orte der Beſtimmung zurückgelegt.

Mit Sonnenaufgang brach der Zug an dieſem Tage auf, und Alle brannten vor Begierde, die Reſte jener Stadt zu ſchauen, die ſelbſt in ihren Träummern noch ſo erſtaunenswürdig blieb. Die Spitze der Colonne erreichte eben einen Hügel. Alles drängte ſich dort zuſammen, und Wilhelm, welcher etwas zurückgeblieben, ſprengte mit verhängtem Zügel vorwärts, weil er die Erſcheinung des Feindes vermuthete. Seine Erwartung ward angenehm getäuſcht. Es war der erhabene Anblick, der unwillkürlich Halt geboten hatte.

Vor den Augen der Krieger lag, faſt an zwei Meilen breit, das herrliche Nilthal, dieſſeits und jenſeits eingeſchloſſen von zwei Felſenketten, die es gegen den Andrang des Sandes der Wüſte ſicherten. So weit das Auge trug, erſtreckte ſich des Thales Länge, und durch das fruchtbare Gefilde, zwiſchen Palmen und Orangenwäldchen, wälzte langſam und feierlich der majeſtätiſche Nil die grünlich blauen Fluthen. Da ſtromaufwärts in blauer Ferne ſich die Felſenreihen dem Fluſſe näherten, ſo ſchienen ſie den Hintergrund zu ſchließen, und dies verurſachte eine Täuſchung, nach welcher die Waſſer wie aus unermeßlichen Behältern am Fuße der Berge herauszuſtrömen ſchienen. Die ganze unüberſehbare Fläche war bedeckt mit den Trümmern jener faſt unermeßlichen Stadt, die der Römer Diospolis magna, der Grieche aber mit vollem Recht Thebä hekatompyla (die hundertthorige) nannte. Vier Dörfer dieſſeits des Nils, Karnak und Luxor, jenſeits deſſelben Kurnu und Medinet Abu, lagen wie bewohnte Inſeln in dem Meere von Ruinen. Das Auge war ungewiß, ob es zuerſt ruhen ſolle auf den Trümmern jenes hehren Tempels, der eine Viertelmeile im Umfange hatte, und zu dem noch ganze Alleen von Sphinxen den Eingang bildeten, oder auf den Koloſſen des Memnoniums, die, trotzend der Zeit und Zerſtörungsluſt, ihre Stätte ſeit vier Jahrtauſenden behaupten.

Langſam bewegte ſich der kriegeriſche Zug endlich den Hügel abwärts, ging auf einer von franzöſiſchen Pontonniers bewachten Schiffbrücke über den Nil und lagerte ſich bei Medinet Abu. Hier zerſtreute ſich die Mehrzahl der Reiſegefährten. Da ein großer Theil derſelben ſich mit der Eskorte binnen zwei Tagen auf den Rückweg begeben ſollte, ſo beſahen dieſe nur wie im Fluge die Reſte jener Monumente, die deren Erbauer für die Unvergänglichkeit errichtet zu haben wähnten. Zahlreiche Gruppen franzöſiſcher Krieger durchzogen die Tempeltrümmer, deren Wände einſt, wie Diodor berichtet, von Gold und edlen Steinen ſtrahlten, und an denen ſich jetzt der Schutt faſt bis zur Decke häufte. Hunderte von Säulen, herrlich von kunſtverſtändiger Hand gemeißelt, lagen umgeſtürzt im Staube, oft im Schutt begraben bis an das Kapitäl. Selbſt die Natur ſchien zu der Zerſtörung der Kunſtgebilde beizutragen. Schlinggewächſe aller Art hatten ſich mit ihren Wurzeln in die Fugen der Steine eingeniſtet und zerſprengten Fries und Architrav. Ja ſelbſt die Koloſſe des Memnoniums hatten theilweiſe der Zeit und der Zerſtörungswuth erliegen müſſen. Zwar ſtanden noch mehrere derſelben aufrecht, und ſtarrten wie behauene Felſen aus dem ihren Fuß bedeckenden Boden, aber der größte unter ihnen, die berühmte Bildſäule Memnons, lag, faſt zur Hälfte zertrümmert, auf der Erde. Hier wartete einſt der kriegeriſche Römer, der kunſtverſtändige Grieche des erſten Strahls der Morgenſonne. Er hörte, oder glaubte jenen räthſelhaften Klang zu hören, und hoch erfreut, ſich deſſen einſt rühmen zu können in der Weltſtadt, grub der Prätor, ſo wie der Legionsſoldat den Füßen des Koloſſes ſeinen Namen und ein **Memnonem audivi!** ein.

Die erſte Hälfte des zweiten Tages widmete der größte Theil der Reiſenden den in dem Thale Biban el Meluk befindlichen Gräbern der Könige. Deſaix mit ſeinem Generalſtabe begab ſich dahin. Ihm folgten Wilhelm, Yence und Lucie San Gennaro. Schon während der ganzen Reiſe hatte ſich Letztere an Wilhelm angeſchloſſen, und es konnte dieſem nicht zweifelhaft bleiben, daß er auf die ſchöne Frau einen lebhaften Eindruck gemacht habe. Bei alledem fühlte er nur zu gut, daß er nicht im Stande ſei, die Neigung derſelben zu erwiedern, und ſeine Seele beſchäftigte ſich ſo lebhaft mit Marien, daß er oft, ſo unwahrſcheinlich dies auch erſchien, deren Geſtalt unter den Reiſegefährtinnen zu entdecken glaubte; ein Umſtand, der übrigens auch nicht mit Gewißheit hätte von ihm ermittelt werden können, da die meiſten der Frauen mit verhülltem Antlitze reiſten. Die lebhafte, geiſtreiche Unterhaltung Luciens verkürzte Wilhelm ungemein die Langeweile der Reiſe, doch wurden in ihm oft die entgegengeſetzteſten Empfindungen rege, wenn er bemerkte, daß die ſchöne Frau zum öftern mitten in dem größten, faſt bis zur Ausgelaſſenheit getriebenen Frohſinn plötzlich abbrach und in ein dumpfes Hinbrüten verſank, aus dem ſie ſpäter ermattet und wie aus einem Traume erwachte.

Die Geſellſchaft war endlich an dem oben bezeichneten, merkwürdigen Orte, den ſie ſich zum Ziele ihrer Wanderung für heute erſehen, angekommen. Zwei Felſenreihen bildeten hier eine weite Schlucht, die beim erſten Anblicke in der Seele der Beſchauenden den Eindruck des Verlaſſenſeins und der Oede, hervorbrachte. Schwarzgraue, nur ſpärlich mit Moos bewachſene Felſen ſtarrten aus tiefem Sande auf, und mit dem Kiesgerölle des letztern miſchten ſich Fragmente von Särgen und menſchliſchen Gebeinen. Die Felſen waren tief bis in das Innere ausgehöhlt, und ihre Vorderſeiten geſchmückt mit langen Hieroglyphenreihen. Alle die bildlichen Darſtellungen derſelben, ſoweit ſie erkennbar, ſtanden in Beziehung mit Grab und Tod. Nicht nur die alten Könige der Thebaide ſchlafen in dem Schoße dieſer Felſen, auch Tauſende geringern Standes begrub man in die unterirdiſchen Räume, aus welchen die Raubſucht der Araber ſie hervorholt, um ihre Reſte den wißbegierigen Europäern zu verhandeln.

Die Reiſenden hatten ſich ſehr getäuſcht, als ſie dieſe Wohnungen des Todes gänzlich ohne Leben wähnten. In den Eingängen der Höhlen fanden ſie ein wildes arabiſches Völkchen angeſiedelt, das mitten unter Graus und Todtenbeinen gemüthlich auf ſeine Weiſe lebte und liebte. Es waren dies die Araber von Kurun. Nur ungern dienten ſie indeß den Reiſenden zu Führern in die Gräber, deren Inhalt ſie als ihr Eigenthum betrachteten und als ein Handelsmonopol benutzten.

Das Dejeuner des Generalſtabes wollte kein Ende nehmen, und Wilhelm betrachtete unterdeſſen die Eingänge der Höhlen. Auf einmal ruhte der Arm Luciens in dem ſeinigen.

Was meinen Sie, Commandant, hob ſie an; beſehen wir das Innere eines dieſer Gräber, während die Herren tafeln? Ohnehin ſtelle ich mir das Durchkriechen dieſer Höhlen in Geſellſchaft der Menge ganz unvergnüglich vor.

Wilhelm verbeugte ſich und ging, einen Führer zu beſorgen.

Dieſer war auch in der Perſon eines alten Arabers ſchnell gefunden, und er eilte, mit einer brennenden Harzfackel in der Hand, ſeinen beiden Begleitern friſch voran.

Lange ging der Weg durch enge, in den Felſen gehauene Schlangengänge, die in den entgegengeſetzteſten Richtungen von andern durchſchnitten wurden. Ueberall war in den feſten Kalkſtein das ſchönſte Bildwerk kunſtvoll eingegraben. Die Figuren erſchienen en basrelief und waren ſämmtlich bunt übermalt. War gleich die Zeichnung ſteif und incorrect, die Farbentöne grell, ſo bildeten doch die Gemälde ein ſchönes Ganze von der ſonderbarſten Art. Sämmtlich hatten ſie Bezug auf das Leichenritual, die

Ankunft des Todten in der Unterwelt und deſſen Apotheoſe.

Wilhelm erreichte endlich mit ſeiner Begleiterin eine weite Höhle, die, von der Fackel des Arabers nur ſchwach erleuchtet, einen furchtbaren Anblick darbot. Nicht nur zu Hunderten, nein zu Tauſenden lagen hier die Mumien der niedern Klaſſen des alten, ausgeſtorbenen Volkes über und durcheinander. Die Haufen der Leichname, die Schwärze der Wände, die wilde ausgetrocknete Geſtalt des arabiſchen Führers, die nur wenig von denen der Mumien abwich, Alles dieſes vermehrte die Schrecken des Aufenthaltes. Der Gedanke an die Entfernung von der Oberwelt, die eingeſchloſſene Luft, der ſcharfe ätzende Geruch, und vor Allem jener feine Staub, welcher ſich aus der Zerſetzung der balſamirten Leichname entwickelt hatte und bei der leiſeſten Bewegung wie eine Rauchwolke erhob, ließ die Beſuchenden eben den Rückweg antreten, als in dieſem Augenblicke die Fackel den Händen des Arabers entfiel und ſchnell verloſch.

Bleibt hier! rief der wilde Führer. Ich eile die Kerze anzuzünden, und kehre ſogleich zurück.

Mit dieſen Worten eilte er, des Zurufs Wilhelms ungeachtet, ſchnell von dannen.

Die erſten Augenblicke des Alleinſeins hatten für Wilhelm und ſeine Begleiterin etwas Schreckliches. Wie, wenn vorſätzliche Bosheit des Führers die Kerze verlöſcht hätte? Schwer, faſt unmöglich war es, ohne dieſen den Rückweg zum Tageslichte zu finden. Wilhelm bat ſeine Begleiterin, auf einem vorſpringenden Felſenſtücke indeß zum Rückwege neue Kräfte zu ſammeln, und machte ſie dann ſo ſchonend als möglich mit ſeinen Beſorgniſſen vertraut.

Und glauben Sie, mein Freund, ſprach Lucie, als Beide ſich niedergelaſſen, daß der Gedanke, hier zu ſterben, mir ſo ein ſchrecklicher ſei? Freilich hätte die Art des Todes wohl etwas Fürchterliches, und der Gedanke, daß Sie daſſelbe Schickſal theilen müßten, wäre mir quälend, ſonſt aber erwarte ich den Genius mit der umgekehrten Fackel längſt als einen lieben Freund, der mich von dem traurigſten Daſein zu erlöſen kommt. Ja, fuhr ſie in einem unausſprechlich ſchmerzhaften Tone fort, es giebt wohl ſelten einen ſo entſetzlichen Zuſtand, als der iſt, in dem ſeit Jahren meine geängſtete Seele ſich befindet!

Wie wäre dies möglich? fragte theilnehmend Wilhelm. Sie, jung und ſchön, bei vollen Anſprüchen an's Leben, und dennoch ſo unglücklich.

Eben darum! entgegnete Lucie, von ſeiner Rede aufs heftigſte bewegt. Eben deshalb, weil Alle dieſe Anſprüche, dieſe Güter des Lebens zertreten, durch meine Schuld zertreten im Staube liegen! Faſt ein Kind noch, floh ich aus den Armen der Mutter mit einem Manne, den ich für einen Engel des Lichts hielt und der ein Teufel war. Zwar ward er mein Gatte, aber meine Mutter hatte indeß der Gram getödtet, und er, an deſſen Herzen ich Troſt finden ſollte, behandelte mich auf eine Weiſe, die noch heute meine Herz im Innerſten empört. Tritt dann in ſolchen Augenblicken, ſetzte ſie dumpf hinzu, der Verſucher, der Feind, herbei, ſo fällt dann wohl auch eine Seele, die reiner als die meine.

Lucie preßte bei den letzten Worten krampfhaft Wilhelms Hand, und dieſer drückte, voll Erbarmen mit dem furchtbaren Seelenzuſtande des ſchönen Weibes, ihre Hand an's Herz.

Wenigſtens, rief ſie laut weinend, finde ich den armen Troſt der Thränen in der Nähe eines Herzens, das mich verſteht! Mag dann immerhin der erkünſtelte Frohſinn mein Geſicht zum übertünchten Grabe wandeln.

Unter heftigem Schluchzen ſank ihr lockiges Haupt an Wilhelms Bruſt.

In dieſem Augenblicke ſchritten raſch mehrere

Menſchen, brennende Fackeln in ihren Händen, um die Ecke am Eingange des Gewölbes. Erſt als ſie vor der Gruppe der Sitzenden ſtanden, erkannte Wilhelm unter ihnen einen der beiden Pſyllen aus Kairo. Er hielt den arabiſchen Führer am Arme und trug einen entblößten Dolch in der Fauſt. Hinter ihnen ſtand, mit dem Antlitze eines zürnenden Cherubs — Maria.

Wilhelm und Lucie ſprangen auf.

Signor! hob nach langer Pauſe mit vor Schmerz bebenden Lippen Maria an. Der elende Araber wollte Euch verderben. Ich war Ihnen einſt einen Dank ſchuldig. Jetzt ſind wir quitt!

O mein Gott! rief Wilhelm wie außer ſich, aber wie auf Flügeln des Windes entſchwebte das Mädchen und war in wenig Augenblicken verſchwunden. Vergebens verſchwendete Wilhelm alle Verſprechungen an Mariens wilden Stammgenoſſen. Der Ismaili ſtierte den Jüngling gedankenlos an, beantwortete keine ſeiner Fragen über den Aufenthalt ſeiner Herrin, ſtieß kaltblütig dem arabiſchen Führer den Dolch durch den Arm und entfernte ſich mit ſchnellen Schritten am Ausgange der Höhle.

Alle Nachforſchungen Wilhelms, Marien betreffend, waren vergebens. Wie wäre es auch möglich geweſen in dem Gewühle, welches die Trümmerſtadt auf wenige Augenblicke belebte, zwei einzelne Frauen herauszufinden, wenn ſolche ſich abſichtlich verborgen halten wollten?

So wie die Hinreiſe war auch die Rückkehr nach Kairo ohne beſonders merkwürdige Zufälle. Wilhelm beſchloß Marien in Kairo aufzuſuchen, um über ſein Benehmen Aufklärung zu geben, da der Gedanke, daß ſie ihn für einen Unwürdigen halte, den Jüngling aufs Schmerzlichſte peinigte.

Bei allem Mitleide, welches ihm der Seelenzuſtand Luciens eingeflößt, fühlte er doch eine zu große Unbehaglichkeit in ihrer Nähe, um dieſe nicht aufs Aeußerſte zu vermeiden. Mußte er ſie auch als ganz ſchuldlos an dem ihn quälenden Mißverſtändniſſe anſehn, ſo konnte ihm doch ihre, wie es ſchien, zunehmende Neigung nicht entgehn. Dieſe aber zu erwiedern, fühlte er ſich außer Stande, und deshalb vermied er auch alles genauere Eingehen in Luciens frühere Lebensverhältniſſe. Daß Bolzani mit dieſen aber in Beziehung ſtehen müſſe, war ihm um ſo klarer, als Jene, in einem Geſpräche, das ſich um Wilhelms Streit mit dem Italiener bewegte, mit tiefer Bewegung in die Worte ausbrach: Hüten Sie ſich vor dem Schrecklichen! Er iſt fürchterlich in ſeinem Haſſe.

Die Reiſenden befanden ſich endlich in Kairo. Wie von einem Donnerſchlage, wurde Wilhelm durch die Nachricht betäubt, daß Maria ihre Wohnung verlaſſen habe, um in die Heimath zurückzukehren.

Kairo hatte ſich in der kurzen Zeit von Wilhelms Abweſenheit gewaltig verändert. Die Erklärung der Pforte, die Machinationen der Engländer, die eingeführten Neuerungen hatten die Gemüther in einem ſolchen Grade aufgeregt, daß ein furchtbarer Ausbruch erfolgt war General Dupuis war mit mehreren Offizieren vom Volke ermordet worden, und dieſes hatte ſich in den Moſcheen, wie in Feſtungswerken feſtgeſetzt, um ſich in ihnen zu vertheidigen. Der General Dommartin, der die Artillerie befehligte, hatte die Moſcheen mit Haubitzen beſchießen laſſen. Obgleich ſich bis zur Verzweiflung vertheidigend, erlag das eingeſperrte Volk endlich dennoch den Bajonnetangriffen der Infanterie, und die Ruhe ward auf kurze Zeit wiederhergeſtellt. Während der nun erfolgenden Stille aber entwarf die Pforte, im Verein mit England, einen allgemeinen Angriffsplan. Die vorzüglichſten Rüſtungen deſſelben fanden in Syrien ſtatt, und der Paſcha von Acre, mit dem Beinamen el Dgezzar (der Schlächter) übernahm das Commando der türkiſchen Truppen, die beſtimmt waren, der Pforte das verlorne Aegypten wieder zu erobern. Dieſem zuvorzukommen, beſchloß der franzöſiſche General en Chef eine Expedition nach Syrien. Bonaparte verließ Kairo am 6. Februar 1799 an der Spitze von vier Diviſionen.

Wilhelm war die Erneuerung des Feldzugs ſehr willkommen. In dem bewegten Leben, welches der Krieg herbeizuführen pflegt, glaubte er mehr Ruhe für ſein Herz zu finden, als in der Einſamkeit, die er ſeit ſeiner Trennung von Marien in Kairos Nähe aufgeſucht. Er täuſchte ſich nicht. Der Drang des Dienſtes, Yence's Frohſinn, ja ſelbſt die närriſchen Eigenheiten Herrmanns, deſſen lächerliche Außenſeite ein treues, redliches Herz verbarg, dienten dazu ſeinen Schmerz zu lindern. Nur zu leicht ward dieſer indeß von jeder äußern, oft zufälligen Veranlaſſung wieder aufgeregt, ſo ſehr übrigens auch Wilhelm eine ſolche zu vermeiden trachtete, indem er ſich zu überzeugen ſuchte, daß nur in der entſchiedenſten Entſagung, für ihn noch Lebensglück zu hoffen ſei. Bei alledem konnte er es nicht über ſich gewinnen, ſich von jenem geheimnißvollen Ringe Mariens zu trennen. Es erſchien ihm derſelbe als ein magiſches Band, als das einzige, durch das die Geliebte auch in der Ferne an ihn gefeſſelt bliebe, und welches dann erſt auf ewig zerriſſen wäre, wenn er ſich des Ringes entäußere.

Wir übergehen, als nicht weſentlich in die Schickſale unſers Freundes eingreifend, den Marſch des Heeres durch die Wüſte, und bemerken nur, daß Wilhelm wegen der Tüchtigkeit des von ihm errichteten Regiments zum Oberſten deſſelben, ſein Freund Yence aber zum Eskadronchef befördert wurde. Zu den ſpeziellen Schickſalen Wilhelms zurückkehrend, finden wir denſelben mit ſeinem Regimente und der Brigade Junot am Abende des 15. Aprils auf dem Plateau einer Hügelkette gelagert, die eine halbe Stunde öſtlich das Thal von Nazareth von dem Thale von Fuli ſcheidet. Es war dieſes ein in jeder Beziehung höchſt intereſſanter Standpunkt. Auf einer ziemlich kahlen Hügelreihe, über welche die Straße von Nazareth in die Umgebungen des Tabors führte, erhob ſich ein, auf einer Seite ziemlich ſchroffer Felſen. Es iſt dies, der Tradition zufolge, derſelbe, von welchem das erbitterte Volk den Heiland herabzuſtürzen trachtete, weshalb dann von den lateiniſchen Chriſten des Orients noch heut dieſer Hügel Mons praecipitii genannt wird. Der fromme Glaube behauptet ferner, daß der harte Fels ſich eher, als die Herzen der Verfolger, erweichte, und daher die Eindrücke der Finger des Herrn an dem Orte, wo er ſich vom Abhange herabgelaſſen, noch ſichtbar wären.

Die Umgebungen jener Felſenſpitze waren kahl, doch nicht gänzlich unfruchtbar. Wo eine ſpärliche Dammerde den Stein bedeckte, rankte die Koloquinte, prangend mit ihrer bittern gurkenähnlichen Frucht. Aus engen Felſenritzen drängte ſich eine kleine, ſtark gefüllte Abart der weißen Roſe, und durch die Felſen vor den Stürmen geſchützt, ragte aus tieferm Boden die ſtolze Palme von Idumea.

Die Ausſicht vom Gipfel des Hügels war entzückend. Rückwärts gegen Nordweſt, an dem Abhange einer, in einem tiefen Thale gelegenen Erhöhung, erſchien das merkwürdige Nazareth. Welche Erinnerungen bewegten Wilhelms Seele beim Anblicke des kleinen Ortes! Aus des Städtchens Mitte erhob ſich das Kloſter der Franziskaner, eines der größten Gebäude dieſer Art im Orient. In der Kirche deſſelben zeigt man die Grotte der Verkündigung, die Wohnung des heiligen Joſeph. Nicht weit davon erblickte man die Synagoge, in welcher der Herr am Sabbath lehrte und die Propheten las. Vorwärts, gegen Südoſt, ruhte das Auge auf dem Thale von Fuli, die Ebene von Esdrelon der Schrift.

Aus ihrer Mitte erhob ſich wie ein ſtumpfer Kegel der gewaltige Tabor. Mehrere Dörfer lagen in dem weiten, fruchtbaren Thale zerſtreut; unter ihnen, an des Berges Fuße das Dorf Deborah, alſo benannt nach der Prophetin, die unter der Palme zwiſchen Rama und Bethel wohnte, und zu der die Stämme Israels kamen vor Gericht.

Die Ebene prangte im Schmucke des Frühlings. Die Raine der Dhurrafelder bekränzten rothe und weiße Roſen, und die hellglänzenden Teppiche der Wieſen erſchienen wie beſäet mit Narziſſen, Lilien und Anemonen. Der Hintergrund des reizenden Gemäldes erſchien geſchmückt vom kriegeriſchen Prunke des ſich zwiſchen Fuli und dem Tabor weithin erſtreckenden, von der Abendſonne, genau in allen ſeinen Abtheilungen, erhellten Lagers Abdallah Paſchas. Es ſchimmerten die goldnen Monde auf den Gipfeln der bunten Zelte, und deutlich unterſchied man auf des Lagers Flügeln die ſchwarzen Filzhütten der Druſen und Napluſiner.

Auch dieſſeits bot die Hügelreihe, auf welcher die Brigade der Avantgarde unter dem General Junot bivouaquirte, einen glänzenden Anblick dar. In langen Reihen, längs dem Kamme der Anhöhen, blitzten die in Hunderten von Pyramiden zuſammen=

geſetzten Gewehre der Infanterie. Die dreifarbigen Fahnen der Bataillone waren, gedeckt von Wachen, in der Mitte derſelben aufgepflanzt. Hinter den Gewehrreihen loderten die Lagerfeuer des Fußvolks. Die Mannſchaft war mit der Bereitung der Abendmahlzeit eifrig um ſie her beſchäftigt. Auf dem rechten Flügel lagerte die Reiterei. Der Soldat beſtrebte ſich hier, den am Campierpfahl ſich munter drehenden vierbeinigen Gefährten, von dem das Wohl ſeines Meiſters abhing, aufs Beſte zu verſorgen.

In der Nähe des Felſens, auf welchem Wilhelm, von Yence und vielen andern Offizieren umgeben, Platz genommen hatte, arbeiteten an Wiederherſtellung der zerriſſenen Straße ein Trupp langbärtiger Sappeurs. Zwiſchen ihnen hinkte auf einem hölzernen Beine, einen langen Stab in der Hand, der Ingenieurgeneral Caffarelli. Er trieb unabläſſig zur Arbeit, bei welcher der Fleißigſte ihm nicht fleißig genug erſchien, und aus ſeinem Munde ſtrömten, gemiſcht mit ſonderbaren Flüchen und Verwünſchungen, bald Lob, bald Tadel. Stolz auf das erſte, konnte auch der zweite nicht den Muth und den guten Willen der Krieger beugen, denn nur zu wohl erkannten ſie den Eifer des zwar mürriſchen, aber viel erfahrnen Führers. Die Munterkeit ſtieg noch mit der Arbeit.

Tiens! rief Einer, der der Spaßmacher der Truppe zu ſein ſchien, indem er mit der Hacke auf den Felſengrund, und mit der linken Hand einen neben ihm arbeitenden Kameraden auf den Rücken ſchlug; das ſind die ſieben Morgen, die du bekommſt, wenn du einſt nach Frankreich zurückkehrſt. Der Obergeneral hat ſie uns im Tagesbefehl verſprochen, und ganz vorzüglich liebt er Euch Provenzalen!

Ein ſchallendes Gelächter belobte den derben Witz, und ſelbſt der ernſte Caffarelli konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten; doch ſprach er von militäriſchem Eifer, der auch in weiter Ferne vom Vaterlande niemals erkalten, noch die Belohnung berückſichtigen müſſe. Der Spaßvogel aber zeigte hinter dem Rücken des Generals auf deſſen hölzernes Bein, und meinte leiſe: daß dieſer gut reden könne, weil er immer einen Fuß in Frankreich habe.

Jetzt kam der Doktor Herrmann auf einem mächtigen Rappen angeſprengt. Nachdem er gravitätiſch abgeſtiegen, reichte er, nach leichter Verbeugung gegen den General, ſeinem Freunde Wilhelm die lange Hand zum Druck.

Nun, Doktor? hob Caffarelli an, nachdem er auf einen Augenblick im Kreiſe der Offiziere Platz genommen. Was giebts Neues im Hauptquartiere? Schon ſeit frühem Morgen bin ich von dort entfernt, und man erwartete etwas Wichtiges.

Allerdings, ſprach der Kleine mit vieler Würde, geht dort ſtündlich viel Intereſſantes vor. So zum Beiſpiel, mein General, überreichte ich heute dem Chirurgien en Chef meine Rapporte wegen der Ophthalmie, und morgen übergebe ich dem General Kleber meine Denkſchrift, betreffend die beſſere Verpflegung der Dromedare.

Gott erhalte dem ſeinen Verſtand, der welchen zu verlieren hat! entgegnete Caffarelli ärgerlich. Ich will wiſſen, ob Befehl zum Angriff angekommen, und der ſpricht von Blindheit, die Jeder vom Sande der Wüſte haben will, und die vom rothen Weine herkommt, der bis zur Ungebühr geſoffen wird. Auch ſchere ich mich den Henker um Ihre nichtsnutzigen Kameele!

Ja ſo! erwiederte Herrmann mit vielem Gleichmuth. Auch wegen des Angriffs kann ich dienen. Ich hörte, man erwarte mit Tagesanbruch den General en Chef mit ein paar Diviſionen; auch ſei Murat mit tauſend Mann Infanterie und fünfhundert Pferden nach der Brücke von Jakub aufgebrochen.

Und keine Ordre hier! rief Caſſarelli verdrüßlich, indem er aufſtand. Aber das liegt bloß an Berthiers rothhoſigem Adjutantentroß; dieſen verdammten pariſer Muscadins, mit der Eau de Cologneflaſche in der Patrontaſche! Ich muß eilen! wir brechen dann noch auf vor Tagesanbruch. Mit leichtem Kopfnicken hinkte der Murrkopf weiter.

Bei alledem, ſprach Wilhelm zu Vence, iſt es mir unlieb, daß wir die Poſition verlaſſen. Ich gedachte mit Tagesanbruch nach Nazareth zu reiten und dort im Franziskanerkloſter nach einem alten Oheime zu fragen, der ſeit zwanzig Jahren zu Jeruſalem im Kloſter der Terra ſanta lebt. Er muß auch hier gekannt ſein, da beide Klöſter mit einander in genauer Verbindung ſtehn.

Der Abend ſank endlich nieder, und wie ein Sternenkranz umgaben die türkiſchen Lagerfeuer den dunkeln Tabor, auf deſſen Spitze ein einzelnes Lichtlein glänzte und dann nach wenig Stunden erloſch. Die Abendpatrouillen waren längſt zurück, als General Junot mit ſeinem Generalſtabe auf dem rechten Flügel des Bivouaks erſchien.

Wir brechen auf um Mitternacht! ſprach er zu Wilhelm, den er am Arme ſeitwärts führte. Sobald die Avantgarde der Diviſion Kleber bei Ihnen eintrifft, ſo ſitzen Sie mit Ihrem Regimente auf, und eclairiren uns den Weg. Es gilt die Türken mit Tagesanbruch in ihrem Lager zu überfallen.

Ich weiß es nicht, ſprach Wilhelm zu den Freunden nach der Entfernung des Generals, ich weiß es nicht, woher mir die fatalen Beſorgniſſe vor dem morgenden Tage kommen! Zwar giebt es ganz entſchieden ein heißes Treffen, aber unſere neugeworbnen Leute fochten ſo trefflich bei Kana und Sed Dſcharra, daß ich eigentlich ein ſolches mit Sehnſucht erwarten ſollte.

Wahrhaftig! lachte Yence; faſt ſcheint es mir, du glaubſt an Ahnungen.

Dieſe ſind doch nicht ganz zu läugnen! ſprach der Doktor mit nachdenklicher Miene. Wenn mir etwas Uebles begegnen ſoll, habe ich immer erſt eine dunkle Vorempfindung. So zum Beiſpiel, neulich! Ich hatte mich den ganzen Tag in einer gewiſſen Unruhe befunden. Es wird dunkel. Wir machen einen Nachtmarſch. Ich will an einem Infanteriebataillone vorüberreiten, und reite in das Bajonnet eines außer dem Gliede gehenden Soldaten. Zum Glück traf der Stoß mein Tagebuch, ſo ich auf der Bruſt zu tragen pflege, indeß fiel ich doch vom Pferde und beſchädigte mich ſtark. Was mich am meiſten ärgerte, war, daß der unverſchämte Kerl das Bajonnet ganz ruhig gerade bog und ausrief: Wieder — einer weniger! — Ich weiß nicht, ſagte er, Arzt oder Gelehrter, oder ſo etwas.

Er wird Pflaſterkaſten geſagt haben! bemerkte Yence trocken.

Herrmann warf ihm einen halb verächtlichen Blick zu und fuhr fort: Ein zweites Mal, als ich zu Heidelberg —

Als Ihr dort, unterbrach ihn Yence ſpöttiſch, einſt zuviel Rheinwein getrunken hattet, trieb er das Blut Euch nach dem Kopfe, und dann hattet Ihr üble Ahnungen.

Sage, was du willſt, ſprach Wilhelm lächelnd; es iſt mir dennoch, als widerführe mir Morgen etwas, was Einfluß auf mein ganzes Leben hätte.

Unter ähnlichen Geſprächen war Mitternacht herangekommen. Es meldete ein Adjutant die Ankunft der Diviſion Kleber, und Wilhelm ſetzte ſich mit ſeinem Regimente in der Richtung nach Fuli in Bewegung.

Nur ſchwach beleuchtet von der ſich oft verbergenden Mondesſichel, ſchritt die Colonne durch die Nacht. Das Hufgetrappel, der Roſſe Brauſen unterbrach allein nur die tiefe Stille. Die verlaſſenen

Lagerfeuer, welche, um den Feind zu täuſchen, von zurückgelaſſener Mannſchaft unterhalten wurden, rötheten den Himmel in Südoſten. Auch nach der Seite des Feindes hin ſpürte man nichts, was auf eine Bewegung deſſelben hätte deuten können, und eben drang der muntere Yence in den Doktor, daß, für den Fall, wenn deſſen natürliche Heftigkeit, ihn im Gewühl des Angriffs bis mitten in den Harem Abdallah Paſchahs führen ſollte, er bei der Beutetheilung ſeine Freunde nicht vergeſſen möge, da knallten einige Schüſſe auf feindlicher Seite, und raſcher Hufſchlag tönte durch das Dunkel.

Wo iſt der General? rief eilig ein zurückſprengender Offizier des Generalſtabes. Es iſt der Feind auf ſeiner Hut, und Fuli von Infanterie beſetzt!

Dann bleibt nichts übrig, ſprach der beſonnene Kleber, der eben in der Nähe hielt, als mit Tagesanbruch das Treffen anzunehmen.

Er eilte mit ſeinem Gefolge in Galopp vorwärts, die Stellung des Feindes zu recognosciren.

Endlich dämmerte der Morgen und er fand die Diviſion-Kleber, nebſt der Brigade Junot, in einer Stellung, wie ſolche zu der Art, im Oriente Krieg zu führen, am beſten paſſen mochte; auch machte die zehnfache Uebermacht der feindlichen Reiterei dieſelbe nöthig.

Beide Corps bildeten zwei mächtige Vierecke, der Straße zur Rechten und zur Linken. Das Feuer derſelben war im Stande ſich zu kreuzen, und in der Intervalle war das Geſchütz in Batterien aufgefahren. Die, nur zwei Regimenter ſtarke Cavallerie hielt hinter dieſen, da an freien Gebrauch derſelben gegen die zwanzigtauſend Reiter des Feindes nicht zu denken war. In dieſer Stellung wollte man den Angriff nun erwarten.

Er blieb nicht lange aus. Die Schatten der Nacht waren noch nicht lange gewichen, als einzelne Reiterhaufen ſchon auf dem Blachfelde ſchwärmten und das ganze türkiſche Lager in Bewegung war. Das Wiehern der Roſſe, das Geſchrei in dem von Napluſinern beſetzten Fuli vermehrte ſich und als die Sonne aufſtieg, beleuchtete ſie eine unabſehbare Linie von Reiterei, die das kleine Häuflein der Franzoſen in einem weiten Halbkreiſe bereits umſchloß. Die Flügel deſſelben dehnten ſich immer weiter aus, und ſtießen faſt im Rücken der Stellung an einander. Deutlich ſah man Abdallah Paſcha und Ibrahim Bey, mit glänzendem Gefolge, an den Linien herunterjagen. Der Sandſchack Scheriff, die heilige Fahne des Propheten, wehte in der Mitte eines ſtarken Trupps.

Jetzt, auf einmal, wie ein lauter Donner, wälzte ſich der Allahruf von beiden Flügeln nach der Mitte; es war das Angriffszeichen. Von allen Seiten wogten die feindlichen Maſſen heran, und eine Staubwolke, die der Wind nach den Franzoſen zutrieb, ſtieg wie ein dicker Nebel vom Boden auf.

„Denkt an Frankreich! rief der muthige Kleber. Soldaten! nicht einen Schuß umſonſt.

„Kartätſchen auf funfzig Schritt! Nichts als Kartätſchen! ſchrie der feurige Dommartin, der Befehlshaber der Artillerie.

In dieſem Augenblicke ſtürmte die Maſſe der Mameluckenreiterei wie eine Windsbraut von allen Seiten auf das Häuflein. Die Dehlis, Freiwillige, welche, um bald zu ſitzen mit dem Propheten in den heiligen Lauben des Paradieſes, ſich dem Tode weihen, ſtürzten, die Piſtole in der Fauſt, den Säbel zwiſchen den Zähnen, ſich in die Bajonnette. Sie wären ihren Brüdern weit vorausgeeilt, und griffen noch im Sterben nach der Waffe, die ſie durchbohrte.

Kleber hatte bis jetzt ſtolz und ruhig in der Mitte des größern Quarrées gehalten. Mit ſtiller Bewunderung ruhten die Blicke des Commandeurs auf der ſchönen, athletiſchen Geſtalt, die der des

Kriegsgottes zu gleichen ſchien. Der General hob ſich jetzt ſchnell in den Steigbügeln empor, er ſchwenkte den Hut, mit den wallenden dreifarbigen Federn, und — Feuer! ertönte der Ruf der Führer von allen Seiten. Mit einem Krachen, als ob ſich die Erde öffne, ſpieen beide Vierecke Tod und Verderben um ſich her.

Die Trommeln wirbelten ununterbrochen auf den Angriffspunkten, das Feuer blieb in ſeinem fürchterlichen Rollen, und das Häuflein Franzoſen ſchien ein Vulkan, der immer neue Feuermaſſen auswarf. Wie die empörten Wogen im Sturme von allen Seiten an das Fahrzeug ſchlagen, zuſammentreffen und bis zur Höhe der Maſten empor ſich bäumen, ſo ſtießen die Wolken von Staub über den Häuptern der Kämpfenden aneinander, thürmten ſich empor, und bedeckten, wie ein braungrauer Mantel, Freund und Feind. Nur der leichtere Pulverdampf ſtieg, von der Morgenſonne hell erleuchtet, in der Geſtalt einer bläulich grauen ungeheuren Säule, lothrecht aus dem Knäuel aufwärts und ballte ſich zu Wolken.

Das Allah der Türken, welches im Anfange faſt den Donner der Feuerſchlünde übertönte, ward indeß ſchwächer, erſtarb endlich ganz, und ein langer

Trommelwirbel in beiden Vierecken gebot das Feuer einzuſtellen. Nur einzelne Kanonenſchüſſe fielen. Es legte ſich der Staub. Der Angriff war abgeſchlagen.

Der Anblick der nächſten Umgebung beider Quarrés war ſchrecklich. Faſt die ganze Ebene durchirrten Roſſe ohne Reiter, auch oft noch dieſen tödtlich verwundet mit ſich im Bügel ſchleifend. Ein Wall von Todten, zwiſchen denen noch ſich Sterbende krümmten, umgab die Stellung, und in der Mitte der Vierecke war man mit den Verwundeten beſchäftigt. Faſt athemlos drängte ſich Herrmann aus einem Quarré ins andere, um ſeine Untergebenen anzufeuern. Mit ſo viel Schnelligkeit als Geſchick legte er ſelbſt Hand ans Werk, und Mancher, dem er ſonſt ein Gegenſtand des Spottes war, konnte dem menſchenfreundlichen Manne, dem geſchickten Arzte ſeine hohe Achtung nicht verſagen.

Viermal erneuerte ſich noch die vorige Schreckensſcene, und eben wurden die letzten Pulverkarren aufgeriſſen, um neue Munition unter die Mannſchaft zu vertheilen, da erhob ſich auf dem Hügel in der Ferne, dem nämlichen, auf welchem Wilhelm mit ſeinem Regimente vorige Nacht gelagert hatte, ein kleines Rauchwölkchen, und nach wenigen Augenblicken vernahm man den dumpfen Schlag eines zwölfpfündigen Geſchützes. Ein ſchwarzer Streif bewegte ſich bald darauf den Hügel abwärts.

Unſere Brüder nahen! rief Kleber laut. Der Sieg iſt unſer! Ich erkenne die Fahne der ſechsunddreißigſten Halbbrigade!

In wenig Augenblicken wich der linke Flügel des Feindes den Kanonenſchüſſen der Diviſion Bon, welche unter Bonapartes eigner Leitung die Höhen zur Rechten bedeckte. Beide Vierecke formirten ſich augenblicklich zu Colonnen, und die Cavallerie ſetzte ſich durch einen Flankenmarſch mit den Neuangekommenen in Verbindung.

Auf der ganzen Linie ertönten nun die Signale zum Avanciren. Die Muſik ſpielte das Ça ira! und die marſeiller Hymne, deren kriegeriſche Töne die Republikaner ſchon ſonſt zu Tauſenden in deutſches Kartätſchenfeuer gejagt, und Alles bewegte ſich gegen Juli.

Nach tapferer Vertheidigung von Seiten der Napluſiner, jener kriegeriſchen Nachkommen der alten Samariter, ward das Dorf genommen, und der Rückzug der Türken ward bald zur wilden Flucht. Schon waren die erſten Flüchtlinge an der Brücke von Jakub angekommen, da blitzte Murats Feuer ihnen entgegen, und nun wandte ſich die fliehende Maſſe, um zwiſchen dem Tabor und dem Jordan die Brücke von Dſchiſr el Mekanié noch zu erreichen.

Nun iſt es an Ihnen, Colonel! rief Junot Wilhelm zu. Vollenden Sie; nur hüten Sie ſich vor allzuhitziger Verfolgung.

Die Trompeten ſchmetterten zur Attake. Wilhelm führte ſein Regiment en Echelons im Trabe vor, und ſo gelang es ihm ſich auf des Feindes Flanke ſchnell zu werfen.

Der Angriff ward mehrmals wiederholt und glückte jedesmal, bis es dem Feinde gelang, in die Gehölze, welche den Tabor vom Jordan trennen, zu entkommen.

Wilhelm befahl hier dem Regimente Halt zu machen und wollte eben nur noch einzelne Plänklertrupps entſenden, als Bolzani, der bis dahin von einem Hügel dem Kampfe zugeſehn, raſch zu ihm ſprengte.

Nun, Colonel! rief er Wilhelm zu. Iſt Ihr Tagewerk ſchon vollendet, und wollen Sie nicht weiter den ſichern Sieg verfolgen?

Das Terrain iſt mißlich, wie Sie ſehn; entgegnete Wilhelm. Wälder und Sümpfe machen die weitere Verfolgung faſt unmöglich. Bringen Sie mir aber Ordre vom General, ſo rücke ich vor.

Das eben nicht! erwiederte Bolzani leicht hingeworfen. Der General Kleber ſchien die Vernichtung des Feindes durch Ihre Jäger als etwas Gewiſſes anzunehmen. Vielleicht iſt es Ihnen indeß auch möglich, ihm eine andere Meinung beizubringen, wenn er auch Ihre Beſorgniſſe nicht theilen ſollte. Allerdings, ſetzte er mit einem hämiſchen Lächeln noch hinzu, iſt Vorſicht ſtets die Mutter der Weisheit. Uebrigens bin ich nur hier, dem General das Ende der Sache mitzutheilen, welches über Erwarten ſchnell einzutreffen ſcheint.

Bolzani grüßte lächelnd, warf ſein Pferd herum und ritt wieder den Hügel aufwärts.

Hierdurch gereizt, befahl Wilhelm dem Regimente vorzurücken. Yence ſprengte an ihn heran und ſalutirte mit dem Säbel, als ob er etwas zu melden habe.

Ich bitte dich, ſagte er leiſe, ſetze die Exiſtenz der Truppen nicht unnütz auf das Spiel. Viele von unſern Leuten, die die Gegend kennen, behaupten, es ſei ohne ſichere Führer hier nicht durchzukommen.

Es iſt der Wille des Generals! entgegnete Wilhelm.

Dann iſt es etwas anderes! erwiederte ſein Freund und jagte auf ſeinen Poſten.

Das Regiment verlor ſich endlich ins waldige Gelände.

Hab' ich dich, Männchen? rief Bolzani, der zurückgeblieben war, höhniſch lachend, indem er einen Plan der Gegend aus dem Buſen zog. Wenn Freund Abdallah dich aus dieſem Labyrinthe läßt, ſo verdient er mindeſtens geſpießt zu werden!

Raſch jagte er zur Heeresabtheilung des Generals Kleber.

Im einſamſten Winkel eines der kleinen Gärten, die das in ſeinen Trümmern rauchende Fuli rings umgaben, lag am Abende des Schlachttages Pence im Schatten eines Feigenbaums. Düſter hafteten ſeine Blicke auf dem dampfenden Gebälke eines nahe gelegenen Hauſes, aus dem noch dann und wann ein dicker Rauch aufſtieg und kleine blaue Flammen züngelten. Ganz ſeiner Gewohnheit entgegen, niedergeſchlagen und mit geſenktem Haupte ſchlich Herrmann eben herein und ſetzte ſich auf einen umgeſtürzten Baumſtamm in des Freundes Nähe.

Alſo wirklich todt? hob er nach einer Weile mit von Wehmuth erſtickter Stimme an, und zwei große

Thränen rollten über die bärtige Wange in den mächtigen Schnurrbart.

Ich ſah ihn fallen! entgegnete Yence düſter. Er erhielt zwei Kugeln; die dritte traf ſein Pferd, welches auf ihn ſtürzte. Gönnt ihm den Tod. Es wäre ſchrecklicher, wenn er lebend in die Hände der Barbaren gefallen wäre.

Konntet Ihr, fragte der Doktor nach einer Pauſe, nicht wenigſtens den Leichnam retten?

Unmöglich! erwiederte der Freund. Der Drang war allzugroß.

Und wie geſchah das Unglück?

Ich warnte ihn, erzählte Yence, als er mit dem Regimente in die waldigen Sümpfe jenſeits des Tabors eindringen wollte; er behauptete aber, es ſei dies der Wille des Generals. Auf einer Wieſenfläche fanden wir zahlreiche Reiterei ſehr günſtig aufgeſtellt. Wir greifen an und werden ſogleich von dem im Hinterhalt befindlichen Fußvolk der Napluſiner im Rücken angefallen. Wilhelm ſtürzte an meiner Seite von den erſten Schüſſen. Wir verloren einige achtzig Mann. Nur mit Mühe gelang es mir, das Regiment aus dem Gemetzel herauszuführen.

Herrmann ward jetzt abgerufen, und ſchlich ſtill und mit einem Händedruck von dannen.

Die Schlacht am Berge Tabor war für die Franzoſen nicht von dem gehofften günſtigen Erfolge. Die Belagerung von Acre, welches der Commodore Sir Sidney Smith in Gemeinſchaft mit Ogezzar Paſcha vertheidigte, zog ſich in die Länge, und endlich ſah ſich Bonaparte genöthigt, dieſelbe aufzuheben. Drei Stürme, ſämmtlich mit großem Verluſte abgeſchlagen, hatten viel Blut gekoſtet. Es fiel der tapfere Rambaud in der Breſche, in die er mit hundert Grenadieren eingedrungen. Die Generaladjutanten Feuler und Croiſier, ſo wie der Brigadechef Venour, ſtarben den Heldentod. Der General Bon ward tödtlich, viele Offiziere ſchwer verwundet. Bonaparte beſchloß mit der Armee zurückzukehren. Demgemäß verwüſtete er die Gegend, zerſtörte die Vertheidigungsanſtalten, die Magazine und alle Hülfsquellen, welche die Türken zum Angriff hätten benutzen können, und traf ſechsundzwanzig Tage nach Aufhebung der Belagerung in Kairo ein.

Auch hier ward ihm nicht die gehoffte Ruhe. Unter Muſtapha Paſcha ſchiffte ſich ein bedeutendes Corps Türken aus, und es kam am 23. Julius zur Schlacht, in der die Franzoſen Sieger blieben. Da inzwiſchen aus Frankreich Nachrichten von den Verluſten, welche die republikaniſchen Armeen in Italien und am Rheine erlitten hatten, eingetroffen waren, ſo dachte Bonaparte an geheime Rückkehr nach Europa, und ſchiffte, von Murat und einigen wenigen Getreuen begleitet, ſich dahin ein. Dem General Kleber wurde das Obercommando in Aegypten inzwiſchen anvertraut.

Wir kehren, um etwas Näheres über Wilhelms Schickſal zu erfahren, in jenes Land, auf jenen Berg zurück, an dem ſo viele unſterbliche Erinnerungen haften.

Auf dem Gipfel des heiligen Tabors lag an der Weſtſeite ein Stück angebautes, fruchtbares Land. Die Oſtſeite dagegen bedeckte eine Maſſe von Ruinen, welche Trümmer von Kirchen, Klöſtern und Feſtungswerken, ſämmtlich aus den Zeiten der Kreuzzüge ſtammend, zu ſein ſchienen. Hin und wieder ſchloſſen die Reſte einer Mauer, die dem höchſten Alterthume angehören mochte, das Ganze ein. Ein waldiger Gürtel umgab den Berg und verlor ſich erſt an ſeinem Fuße.

Unter den Trümmern, die die Oberfläche des Gipfels krönten, ragte die Ruine eines Kloſters maleriſch hervor. Zwar ſtand die Kirche, der Kreuzgang, das Refectorium ohne Dach; aber ein kleiner Anbau hatte der Zeit getrotzt und bot dem Einſamen, den das zertretene Herz, die müde Seele hier Zuflucht ſuchen ließ, noch eine Freiſtatt dar. Das Ganze war ergreifend und romantiſch. Die Schnörkel der Fenſterbogen, die auf den Grabſteinen eingehauenen Inſchriften waren umrankt von Schlinggewächſen, die kaum den Stein durchblicken ließen. Hecken von Rhamnus Spina Chriſti verdeckten faſt gänzlich die in Stein gehauenen Geſtalten der beinahe bis zur Unkenntlichkeit verwitterten Beter; in Kutte oder Harniſch und in der Höhlung der über den Wappen angebrachten Helme hielt der Sperling ſein munteres Haus. Zwiſchen den Trümmern der eingeſtürzten Decken und Gewölbe ſchlüpften muntere Eidechſen ſchnell umher und ſonnten ſich am Fuße der Altäre; auf jenem Steine aber, auf dem der Prieſter einſt das Brot geſegnet, lag, wenig vom Menſchentritt geſtört, eine in bunten Farben glänzende Natter im Schlafe feſtgeringelt.

Nur wenige Schritte von dem bewohnbaren Reſte des Kloſters ragte ein Felſen, des Berges höchſte Spitze, empor. Es führte ein ſchmaler Steig hinauf, und der Fels war abgeplattet bis auf die Mitte, in der man ein zum Tiſche geſtaltetes Viereck hatte ſtehen laſſen. Zwei Seiten des Plateaus umgaben Bänke, aus rohen Aeſten der Pinie geflochten. Auf einer derſelben ſaß ein Greis in Franziskanertracht. Es war ein ſchöner Alter von beinahe ſiebenzig Jahren. Das faſt gänzlich kahle Haupt umgaben nur wenig krauſe, ſchneeweiße Locken, die ſich zu einem ſchmalen Kranze bildeten. Das blaue Auge, voll Freundlichkeit und Seelenruhe, haftete feſt auf einem Becher von der harten Wurzel jenes Dornes, von welchem, wie man ſagt, die Krone Chriſti genommen wurde, und die kunſtverſtändigen Hände des Greiſes bemühten ſich, allerhand Bildwerk daran zu ſchnitzen. Da die aufgehende Sonne den Morgenhimmel röthete, ſo bildete dieſer gewiſſermaßen den Hintergrund des ſchönen Gemäldes, auf dem der Alte in ſeiner braunen Kleidung, mit dem weißen Stricke, dem edlen, hell umſtrahlten Greiſenhaupte, dem ſichtbaren Seelenfrieden in dem Antlitze, auf ſeinem hohen Felſenſitz, faſt wie auf einer Wolke thronend, wie ein Heiliger erſchien. —

Eben trat einer junger Mann von Todesbläſſe aus der Thüre von des Alten Wohnung und näherte ſich, an einem Stabe ſchleichend, dem Sitze des Letztern. Es war Wilhelm. Er war unbemerkt zu dem emſig beſchäftigten Klausner getreten und nahm nun neben dieſem Platz.

Um der heiligen Jungfrau willen! hob der Greis erſchrocken an. So früh vertraut Ihr Euch der ſcharfen Morgenluft? Möchte es doch wegen des verwundeten Armes ſein, aber bedenkt die verletzte Bruſt! Erſt ſeit wenig Tagen hat das heftige Fieber Euch verlaſſen, das Eure Geneſung immer noch ſo zweifelhaft gemacht.

Laßt mich gewähren, guter Vater! ſprach Wilhelm mit ſchwacher Stimme. Ich fühle es, die freie Luft, die Morgenſonne, die Ausſicht in jenes Paradies werden meine verlornen Kräfte heben.

Wohl iſt es ſchön hier, entgegnete der Alte ſchwimmenden Auges, und nicht mit Unrecht nennt Ihr die Gegend paradieſiſch. Bedenkt Ihr nun noch, daß jeder Fußtritt, ſo weit das Auge in jener Gegend ſchweift, einſt durch die Gegenwart des Herrn geheiligt worden, ſo möchte ich wohl den Fleck der Erde kennen, der mich, vermöge ſeiner Schönheit, zu einem Tauſche reizen könnte. Verzeiht mir, Sohn, wenn der geſchwätzige Alte verſucht wird, Euch mit der Gegend näher bekannt zu machen. Das Auge blickt von dieſer Bergesſpitze auf manche Punkte, gleich merkwürdig dem Chriſten wie dem Menſchen. Seht! fuhr der Greis als wie begeiſtert fort, die Kette der Berge dort im Süden, nur ſparſam mit Wald bewachſen, das iſt der Hermon, deſſen Thau der königliche Pſalmenſänger ſo poetiſch ſchildert. Links, hart an ſeinem Fuße, ſeht Ihr das Dörflein, deſſen Giebeldächer nur einzeln ragen aus dem Palmenwalde, der es umgiebt? Das Dorf iſt Nain; die Stadt, an deren Thoren der Herr einſt jenem Trauerzuge begegnete, der einen Jüngling, den Sohn der Witwe, zum frühen Grabe begleiten ſollte; da jammerte den Göttlichen der Gram der Mutter, und er in ſeiner Milde erbarmte ſich und gab ihr den Erſtandenen zurück. Am Fuße derſelben Bergesreihe, doch mehr in einer Schlucht, erblickt Ihr einen Ort, den Maſſen von Sykomoren und Platanen halb verdüſtern. Es iſt das alte Endor. In jener Felswand, von Pinien überragt, ſind Höhlen, in deren einer die Seherin gehauſet, die den erzürnten Schatten des Propheten heraufbeſchwor, um den verzweiflungsvollen Saul Tod und Verderben zu verkünden. Dort in der Ferne von Süd nach Oſt zieht ſich die Ebene von Galiläa, und mehr nach Norden hin ſehr Ihr den See dann von Genezareth, den Schauplatz ſo vieler Wunder, jenen glänzenden Spiegel, deſſen himmelblaue Waſſer anmuthig mit den dunkelbraunen Schatten der unfruchtbaren Hügel contraſtiren, die ihn umſäumen. In derſelben Richtung, doch mehr herwärts und eine Stunde nur vom Fuße des Berges, ſeht Ihr die Höhe, auf welcher die unvergeßlichſte der Reden gehalten wurde, jene Rede, welche die kommenden Geſchlechter überdauert, und in welcher der Herr die Friedfertigen ſelig preiſet und die Barmherzigen und Reinen. Dort liegt auch Saphet das alte Bethulia; doch könnet Ihr den Ort nicht ſehen, weil er zu fern iſt. Dafür erblickt Ihr aber durch jenen Einſchnitt zwiſchen zwei Bergen an der Gränze des Horizonts einen Theil der blauen Fluthen des Mittelmeeres; und jene Felſenhügel bei Nazareth bilden den Rahmen des großartigen Gemäldes.

Ja! ſprach Wilhelm, vom Feuer des Alten hingeriſſen, ja, mein Vater! das iſt der Boden, auf welchem der Erlöſer wandelte, das Land der Wunder, das Land der Schrift! Und iſt er nicht heute noch ſo, wie ihn die heilige ſchildert? Wälzt dort nicht der Jordan die gelblichgrauen Fluthen? Schwebt nicht über unſern Häuptern der Adler voll Majeſtät. Sproßt dort nicht die Palme, deren Zweige den Teppich gaben am Tage ſeines Einzugs? Ja, Vater, ich begreife, warum Ihr dieſen Fußbreit Erde gegen keinen andern vertauſchen würdet!

Beide ſanken, vom Anſchauen trunken, in tiefes Schweigen.

Bis jetzt, hob endlich Wilhelm an, unterſagte meine Krankheit mir die Erfüllung der freudigen Dankespflicht für Alles das, was Ihr ſo väterlich an mir gethan; denn nur Euch verdanke ich mein Leben. Gleichwohl iſt es mir ein Räthſel, wie ich in Eure Wohnung auf des Berges Spitze gekommen bin, da nach dem Schuſſe in die Bruſt mir die Beſinnung ſchwand. Auch kann ich nicht begreifen, wie Ihr allein den Lebloſen hier heraufgebracht.

Ich durchzog, erwiederte der Alte, das Schlachtfeld, um den Verwundeten beizuſtehn. Zwei Napluſiner brachten Euch getragen. Aber, ſagt mir, wo lerntet Ihr meinen Freund und Schüler, den Emir Juſuf el Schehab, kennen?

Noch niemals, entgegnete Wilhelm, hörte ich dieſen Namen.

Und doch, ſprach der Alte voll Aufmerkſamkeit, tragt Ihr dort einen Ring, der Euch als ſeinen Gaſtfreund und Bundesgenoſſen bezeichnet? Dieſer Ring rettete Euch allein, denn die Barbaren waren eben im Begriffe, Euch zu entkleiden, als ſie den Ring bemerkten und aus Ehrfurcht vor dieſem Zeichen Eurer ſchonten. Wie kamt Ihr zu dem Ringe?

Wilhelm erzählte dem Alten, wie ſich ſolches zugetragen, und dieſer zeigte in allen ſeinen Zügen und Geberden die lebhafteſte Theilnahme.

Es war Mirjam! ſprach endlich der Greis, als Wilhelm geendet hatte; ein Mädchen, an welchem meine Seele wie an einer geliebten Tochter hängt. Sie flüchtete mit ihrer Amme nach Kairo, während der blutigen Fehde ihres Bruders mit dem Scheikh el Beſchir, der deſſen Erbtheil in Anſpruch nahm. Aber, fuhr der Alte mit ſichtbarer innerer Bewegung fort, Ihr werdet es dem Greiſe, der zwanzig lange Jahre in dem Hauſe ſeines Freundes, des Vaters dieſes Mädchens, lebte, dieſes Kindes, deſſen reine Seele er ausgebildet, und das er ſah erwachſen, ſchön und edel, wie die Palmen dieſes Landes; ich ſage, Ihr werdet es dieſem nicht verdenken können, wenn ſeine Seele beängſtigt wird, ſobald er ſieht, daß das reine Herz, das ernſte ſtille Gemüth ſeines Lieblings ſich zu einem Manne gewendet, deſſen Inneres er noch nicht erforſcht und den er nun mit Fragen beſtürmen muß. Darum verzeiht mir, wenn ich Euch frage: Wie iſt Euer Verhältniß zu dem Herzen des lieben Kindes?

Wilhelm fühlte zu ſehr das Bedürfniß, Alles, was ſein Inneres quälte, in den Buſen eines Freundes auszuſchütten, als daß er den kleinſten Umſtand ſeines Bekanntwerdens mit Marien hätte verſchweigen ſollen. Das ſtille forſchende Auge des Greiſes ruhte während der Erzählung mit ſolcher Aufmerkſamkeit auf dem Jünglinge, daß es dieſem, wenn er minder ſchuldlos war, ſehr ſchwer geworden ſein würde, nicht einige Befangenheit zu zeigen.

Wer könnte, hob endlich der Greis, als Wilhelm geendet hatte, nach langer Pauſe an; wer könnte mit Euch darüber rechten wollen, daß Ihr Marien liebenswerth gefunden, da ja die Herzen Aller, die ſie kennen, ſich ihr mit Liebe nahen; auch will ich glauben, daß Ihr es verdienen könnet, von Ihr geliebt zu werden, doch dieſes würde nicht genug ſein, Euch Hoffnungen hinzugeben, denen Hinderniſſe wie Berge gegenüberſtehen.

Ich hoffe nichts, mein Vater! ſprach Wilhelm reſignirt. Maria hat nie ein Wort von Liebe zu mir geſprochen; und hätte ſie es, ſo wüßte ich nur zu gut, daß hier an einen Beſitz, dem alle Verhältniſſe ſo widerſtreben, gar nicht zu denken iſt. Bedarf es deſſen auch? Wenn ſie mich wirklich liebte, ſo heiß, ſo innig, wie ich ſie, ſo bliebe ſie dennoch mein, ob auch der Libanon, das Mittelmeer uns von einander trennte. Eins nur, ſetzte er noch bewegt hinzu; eins nur iſt es, was mich quälet. Nach dem, was ſich, wie ich es Euch eröffnet, zu Theben zugetragen, wird ſie mich ihrer Achtung unwerth halten.

Ich werde, verſetzte der Alte, nachdem er noch einmal den Jüngling forſchend angeblickt, Eure Vertheidigung übernehmen. Ihr müßtet ſehr verdorben ſein, wenn Ihr die Erfahrung des ſiebenzigjährigen Greiſes täuſchen könntet. Marie vertraut mir. Sie wird mit meinen Augen ſehen. Aber, ſetzte der Greis hinzu, ich bemerke eben, Ihr ſprecht das Italieniſche nicht mit franzöſiſchem Accent; Ihr ſeid kein Franzoſe?

Ich bin aus dem Elſaß, ſagte Wilhelm, und in Deutſchland ward ich von Verwandten auferzogen. Später trat ich in die Dienſte der Republik, obſchon ich mich zu einer andern Laufbahn vorbereitet hatte.

Ihr heißet? fragte der Greis.

Wilhelm Kleiber, und bin Oberſt des Jägerregiments Aegypten.

Kleiber? Wilhelm Kleiber? rief der Alte, indem er ſich ſchnell vom Sitze erhob. Verzeiht mir! Wohnte Euer Vater nicht einſt zu Kolmar?

Allerdings! entgegnete Wilhelm; doch ſtarb er wenige Wochen vor meiner Geburt.

Und Eure Mutter war?

Eine geborne Arnfeld.

Chriſtine Arnfeld? Und hatte ſie nicht einen Bruder?

Er lebt, entgegnete Wilhelm, als Mönch im Kloſter der Terra ſanta zu Jeruſalem. Ha, nun begreife ich, guter Alter, warum mein Name Euch ſo auffiel! Ihr kennt meinen Oheim?

Er liegt in deinen Armen, mein theurer Sohn! rief, faſt vor Freuden außer ſich, der Greis, indem die Zähren ihm über die gefurchten Wangen rollten. Er hält den Sohn der theuren Schweſter in ſeinen Armen! O Herr! nun laß den grauen Diener in Frieden fahren, den Du am Ende ſeiner Tage noch ſo erfreuet haſt!

Auch Wilhelm war aufs Aeußerſte entzückt und überraſcht. Er fand ſo unvermuthet den Einzigen der Seinen, von deſſen Leben etwas ihm bekannt geworden, im fernen Lande, und dem Oheime, dem Bruder der zärtlich geliebten Mutter verdankte er Leben und Erhaltung.

Beide hatten ſich unendlich viel mitzutheilen. Der Greis ſchilderte mit außerordentlicher Lebendigkeit die verſchiedenartigſten Scenen ſeines bewegten Lebens, und ſchloß endlich mit der Verſicherung, daß er erſt hier, auf dieſem Bergesgipfel, wo das Auge überall auf den Stätten unvergeßlicher Begebenheiten ruhe, jenen Frieden, den die Welt nicht geben könne, gefunden habe.

Wie ſehr wird ſich, ſetzte freudig der Greis noch hinzu, dein Bruder freuen, denn mit der Nachricht unſers Zuſammentreffens empfängt er erſt die Botſchaft, daß dich der Herr ſo wunderbar erhalten!

Mein Bruder ſagt Ihr, guter Oheim? ſprach Wilhelm ganz befremdet. Ich hatte zwar einen Bruder, doch dieſer war längſt verſchwunden, ehe die Mutter ſtarb, und ſelbſt auf dieſe kann ich mich kaum deutlich noch beſinnen, da ich im Auslande und in der Ferne erzogen wurde.

Du weißt es alſo nicht, daß General Kleber dein Bruder iſt?

Was ſagt Ihr, Oheim? rief Wilhelm voll Erſtaunen. General Kleber —

Iſt dein Bruder! fiel der Alte ein. Als deine Mutter geſtorben war, eilte er, damals Offizier der Revolutionsarmee, ſich deiner anzunehmen, ſogleich nach Eurer Heimat. Er fand dich nicht mehr dort; und da der Krieg am Rheine hauſte, ſo ward es ihm unmöglich Nachrichten einzuziehen. Die Verwandten, bei denen du dich befandeſt, waren indeß nach Deutſchland geflohen, und bei dem Drange der Begebenheiten war alles Forſchen umſonſt geblieben. Noch vor ihrem Tode hat eure Mutter mehrmals Nachrichten von deinem Bruder erhalten; nur deine Jugend ließ dieſen Umſtand dich vergeſſen. Seinen Namen änderte er in der Folge nach der Landesſprache.

Wilhelm konnte ſich von ſeinem Erſtaunen kaum erholen. Hier auf dem einſamen Gipfel eines Berges, kaum dem Tode entgangen und ſchwer verwundet, ſollten neue theure Bande ihn an's Leben knüpfen! Er, der Verlaſſene ſollte einen Bruder finden, und einen väterlichen Freund, und dieſer wollte ſein Vertreter werden bei einem Weſen, deſſen Angedenken ſein ganzes Herz erfüllte! Er war berauſcht von ſeinem Glücke. Vater! ſprach er oft, ſobald die Rede auf die Geliebte kam; Vater! warum iſt doch Marie nicht die Tochter eines der Fellahs, deren Hütten dort vor uns liegen! Der Arm, der einſt das Schwert nicht ohne Ruhm geführt, er wäre, iſt er geheilt, auch ſtark genug, das kleine Feld, hier auf des Berges Gipfel, anzubauen. Die kleine Ernte reichte aus, drei Glückliche zu nähren; und wer wäre es wohl mehr als wir? Vater! warum iſt Alles dieſes nur ein Traum?!

Der Greis beſchwor ihn dann, nicht Wünſchen nachzuhängen, deren Erfüllung unerreichbar ſei. Er zeigte ihm, daß, obwohl Maria eine Chriſtin, doch eine Verbindung derſelben mit einem Franken, bei dem Haſſe der Bergbewohner gegen dieſe, ganz unmöglich, und ihr Bruder, als Beherrſcher ſeines kleinen Landes, verpflichtet ſei, Gebräuche aufrecht zu erhalten, die ſeit Jahrhunderten in ſeiner Familie ſtatt gefunden, und nach denen die weiblichen Mitglieder derſelben ſtets nur mit einem Manne aus der Zahl der chriſtlichen Scheikhs des Landes ſich verbunden hätten.

Lange verzögerte ſich Wilhelms Geneſung. Die Wunde des Arms war längſt geheilt, aber immer öffnete ſich die gefährlichere in der Bruſt. Endlich ſchloß ſich auch dieſe, aber inzwiſchen waren Monate vergangen, und die Geſtalt der Dinge hatte ſich in Aegypten ſehr verändert. Die Lage des Heeres war dort täglich bedenklicher geworden. Die neue Landung der Türken war zwar nicht geglückt, aber die Franzoſen waren nicht ohne empfindliche Verluſte davongekommen, und nur die von Kleber bei Heliopolis errungenen Lorbeeren waren im Stande, dafür einigen Troſt zu gewähren.

Während der Zeit des Aufenthalts auf dem Tavorberge ſandte Wilhelm durch treue Boten die Nachricht von ſeiner Erhaltung nach Kairo, und der Alte theilte Klebern die frohe Botſchaft von dem wiederaufgefundenen Bruder mit. Die Antwort des Generals ſprach Freude und die Sehnſucht aus, den Todgeglaubten zu umarmen. Er konnte nicht genug die Ueberraſchung ſchildern, die ihm geworden, als er in einem Manne, den die ganze Armee mit Achtung nenne, ſeinen Bruder gefunden. Auch von Yence und Herrmann kamen Briefe, und Letzterer verſicherte, daß Wilhelms ſo wunderbare Erhaltung ſelbſt ſeine eignen merkwürdigen Schickſale ſeit ſeinem Abgange von Heidelberg zu übertreffen ſchienen.

Obgleich Wilhelm nun fähig war, die Reiſe nach Kairo anzutreten, ſo mußten doch, um dieſes Vorhaben auszuführen, Maßregeln ergriffen werden, die um ſo ſchwieriger erſchienen, als die Franzoſen, faſt auf die Hauptſtadt Aegyptens allein beſchränkt, von allen Seiten von Feinden umgeben waren.

Die Geſundheit Wilhelms war durch die erhaltenen Wunden zu zerrüttet, um beſondere Anſtrengungen zu geſtatten, und nur zu bald überzeugte er ſich, daß, wenn er auch glücklich dahin gelange, ſich mit dem Heere wieder zu vereinigen, er doch niemals wirkſame Dienſte in dieſem würde leiſten können.

Er bat deshalb den General, ihm ſeinen Abſchied und die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath zu bewirken. Endlich nachdem der Alte Wilhelm verſprochen, ihn nicht, ohne vorher ihn noch zu ſehn, nach Frankreich reiſen zu laſſen, begab ſich Letzterer, in Beduinenkleidung und von zwei treuen Arabern geleitet, auf den Weg.

Vor Ende Aprils war Wilhelm in Kairo. Der Empfang war, wie ihn ſein Herz geahnet. Mit feuriger Bruderliebe drückte Kleber den jungen Mann an ſeine Bruſt, und ihre Seelen verſchmolzen in Erinnerungen aus einer Jugendzeit, aus der ſie einander ſo Vieles mitzutheilen hatten.

Pence's Freude gränzte an Ausgelaſſenheit. Kaum hörte er von Wilhelms Ankunft, ſo ſtürmte er in deſſen Zimmer, indem er Herrmann, wie auf des Sturmes Flügeln, mit ſich ſchleppte. Auch der Doktor war tief bewegt. Die Anrede, die er beſchloſſen hatte, und die nicht ohne einige Seitenblicke auf ſeine, während Wilhelms Abweſenheit geübte Heldenthaten, geblieben wäre, machte einer Rührung Platz, welche ihm mehrere Thränen entlockte; doch ſetzte er dieſelben, um ſich nicht ſchwach zu zeigen, auf Rechnung des Windes der Wüſte, der, wie er behauptete, ihm ſtets das Waſſer in die Augen triebe.

Auch Bolzani fand ſich ein. Er ſagte, daß er ſeit Wilhelms Unglück ſtets ſehr bekümmert geweſen, indem er ſich als den, wiewohl unſchuldigen, Urheber deſſelben angeſehn, indem er vielleicht ein zufälliges Wort des Generals als einen beſtimmten Befehl gedeutet habe. Obgleich Pence während dieſer Rede einige gaskoniſche Flüche murmelte, und Herrmann mit zorniger Geberde den mächtigen Schnurrbart ſtrich, ſo verſicherte ihn Wilhelm dennoch, daß er dieſe Ueberzeugung ſtets gehabt, und daß man bei Gefährten, welche dieſelben Epauletten trügen, nur ritterliche Geſinnungen vorauszuſetzen habe.

Auch Lucien ſah Wilhelm wieder. Sie ſah blaß und leidend aus, und ſchien zerfallener mit ſich ſelbſt als jemals. So ſehr auch Wilhelm an dem Seelenzuſtande des ſchönen Weibes Antheil nahm, ſo muthmaßte er dennoch, daß dieſem ein furchtbares Geheimniß zum Grunde liegen müſſe, und es beunruhigte ihn dieſer Gedanke um ſo mehr, da er bemerkte, daß ſein Bruder ſich lebhaft um Luciens Gunſt bewarb. Es entging ihm ferner nicht, daß in ſolchen Augenblicken die Aufmerkſamkeit Bolzani's aufs Höchſte erregt ſchien, und ſeine Augen mit einem furchtbaren Ausdrucke auf Beiden ruhten; auch ſchreckte Lucie ſichtlich zuſammen, wenn in dieſem

Falle ihre Blicke denen des Italieners begegneten. Alles dieſes, vereint mit der ſich immer noch ſteigernden Neigung, die das ganze Weſen des Generals kund gab, ſobald er ſich in Luciens Nähe befand, war mehr als geeignet, Wilhelms Beſorgniſſe zu vermehren; doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, Warnungen auszuſprechen, denen er keine beſtimmten Thatſachen zu Grunde zu legen im Stande war.

In dieſer Zeit, an einem ſchönen Abende des Juniusmonats, ging Wilhelm mit ſeinem Bruder in den anmuthigen Gängen eines ſchönen Gartens ſpazieren, der, früher zu dem Palaſte Murad Beys gehörend, jetzt für Jedermann geöffnet war. Der General war ungewöhnlich heiter. Er hatte faſt den ganzen Tag in Luciens Nähe zugebracht, und auch jetzt noch ſchien ſeine ganze Seele bei ihr zu weilen, indem faſt der ganze Inhalt ſeiner Geſpräche ſich auf ſie bezog. Mit allem Feuer einer lebhaften Phantaſie ſchilderte er ſeinem Bruder die Vorzüge der ſchönen Frau, und fand jene noch mehr in ihrem Gemüthe, als in ihrem Geiſte und den Reizen ihres Aeußern. Ich würde, ſchloß er endlich ſeine feurige Rede, untröſtlich ſein, wenn mich die Zukunft, die unerwarteten Zufälle unſers kriegeriſchen Lebens aus ihrer Nähe führen könnten. Sie iſt es allein, die mich ſo glücklich macht und mich erhebt bei allen drohenden Ungewittern, die uns rings umgeben. Ja, Bruder! warum ſoll ich es länger dir verhehlen? Vor einer Stunde warb ich um ihre Hand, und in zwei Tagen erwarte ich eine Antwort, die mich zum Glücklichſten auf dieſem Flecke der Erde machen würde.

Wilhelm ward durch dieſe Erklärung ungemein erſchüttert. Obgleich nicht klar über die Urſachen der Bewegung, die dieſe unerwartete Nachricht in ſeinem Innern hervorgebracht, übermannte ihn doch eine böſe Ahnung, der er ſich nicht bemeiſtern konnte. Er war nicht im Stande, ein Wort zu erwiedern, und doch war es ihm, als müſſe er aufſchreien, als müſſe er den geliebten Bruder faſſen, um ihn von einem Abgrunde wegzureißen, der ſchon geöffnet war, ihn zu verſchlingen.

Eben wollte der General, befremdet über Wilhelms tiefes Schweigen, nach der Veranlaſſung desſelben forſchen, als aus einem, in dem äußerſten Winkel des Gartens am Nilesufer gelegenen Kiosk, in deſſen Nähe ſie angekommen waren, ein Geſpräch ertönte, in welchem ſich Luciens Stimme bemerkbar machte.

Still! ſprach der General. Es iſt Lucie und mein Adjutant Bolzani. Wir wollen ſie überraſchen.

Beide traten näher, an eine Hecke arabiſchen Jasmins, durch welchen Asclepias carnoſa die fleiſchigen Ranken ſchlang und um ſo dichter mit ihren dicken Blättern die Lauſchenden verdeckte.

Eben erhob Lucie aufs Neue ihre, von Weinen oft unterbrochene Stimme.

Erbarmen Sie ſich, Bolzani! ſprach ſie. Niemals reiche ich Kleber meine Hand. Ich achte ihn viel zu ſehr, als daß ich die befleckte in die des Helden legen könnte. Eben ſo feſt, eben ſo unerſchütterlich aber iſt auch mein Vorſatz, niemals die Ihrige zu werden. O, laſſen Sie uns zu der Blutſchuld nicht noch das Verbrechen geſellen!

So ſprachen Sie nicht, Madame, erwiederte kalt der Italiener, als San Gennaro, als Ihr Gatte, in der Schlacht der Pyramiden, im Gedränge, von meiner Kugel gefallen war! Ja, damals war eine andere Zeit! Sie meinen zwar, ſie hätten nicht die blutige That gewollt, aber können Sie es läugnen, daß Sie ſie nicht gebilligt, als ſie geſchehen war?

Niemals, rief Lucie, habe ich Sie zu dieſem Morde aufgefordert!

Mit Worten freilich nicht! entgegnete Bolzani;

doch aber unaufhörlich gefleht um Rettung, die nur, wie Sie gar wohl gewußt, durch ſeinen Tod begründet werden konnte. Ja, Madame! ich muß es wiederholen: damals war eine andere Zeit. Da war ich der trefflichſte der Freunde! der Helfer in Noth und Tod! Da ſchmeichelte man dem Falken, deſſen Fänge man gebrauchte, den Geier zu zerreißen, und den man nun mit dem Adler vertauſchen möchte. Wahrhaftig! der Plan iſt gut; nur Schade, daß nichts daraus wird!

Allerdings, verſetzte Lucie ſchluchzend, hielt ich Sie für einen Freund, für einen Mann, den Liebe und Gefühl für meine Leiden zu jener Schreckensthat getrieben. Deshalb hielt ich zur Vergeltung mich verpflichtet, deshalb gab ich Ihnen Hoffnung auf meine Hand, wenn ich auch damals ſchon die Ueberzeugung hatte, daß eine Verbindung, durch blutige That erzeugt, niemals zu gutem Ende führen kann. Dies war der Grund zu einer Uebereilung, in welcher ich das verbrecheriſche Wort geſprochen —

Und das Sie halten werden! fiel mit furchtbarem Ernſt Bolzani ein. Sind Sie, eine Kalabreſin von Geburt, ſo fremd geworden in unſern heimatlichen Bergen, daß Sie vergeſſen hätten, wie die Rache am liebſten in den Fußtritten des Treubruchs ſchleicht? Wann duldete der Kalabreſe eine Schmach? und welche gleicht der Schmach verſchmähter Liebe? Glauben Sie übrigens nicht, Madame, daß mir Ihre Erklärung ſo unerwartet kommt. O nein! Längſt kannte ich das falſche Spiel. Sie fühlten ſich gefeſſelt und wollten ſich befreien. Dies war der Grund, warum um Freunde geworben wurden; dies die Urſache zu der Reiſe nach den Ruinen Thebens, in der Geſellſchaft des deutſchen Philoſophen, der nun ſo wunderbaer Weiſe zu einem Bruder des Generals geworden.

Lucie antwortete nur durch Schluchzen.

Sparen Sie die Thränen! rief Bolzani wild. Es iſt die Zeit vorüber, wo Sie durch Thränen den Leuen an den Tiger hetzten. Dies falſche Weinen rührt nicht das Männerherz, das ſtets gewußt, was es gewollt, und das die Kraft hat, auch auszuführen, was ihm klar ward!

Schon beim Anfange des Geſprächs ſank Kleber, als wie erſtarrt, an einen Baumſtamm. Mehrmals war Wilhelm im Begriffe vorzutreten, aber krampfhaft hielt ihn des Bruders Hand zurück. Jetzt ermannte ſich der General, und trat in die Thür des offenen Pavillons. Mit einem lauten Schrei ſank Lucie auf einen Seſſel. Bolzani blickte wild den

Eintretenden entgegen. Es entſtand eine lange Pauſe.

Ich bedaure Sie, Lucie! ſprach endlich Kleber, mit weicher zitternder Stimme. Ihr Unglück iſt noch größer als das meine, wenn auch die Wunde, die Sie in dieſem Augenblicke mir geſchlagen, niemals vernarben ſollte. Doch Sie Abſcheulicher! ſprach er zornig zu Bolzani, Sie verdanken es nur meinem Mitleid mit dieſer Unglücklichen, daß ich nicht die Decke von einer Unthat reiße, die Sie dem Schaffotte überliefern würde. Gehen Sie aus meinem Angeſicht, und laſſen Sie ſich niemals in meiner Nähe blicken!

Knirſchend griff der Italiener nach dem Säbel, doch bald ließ er ihn ſinken und ſprach mit Eiſeskälte: Einmal noch, General, ſehn wir uns wieder, doch dann zum letztenmale! Schnell verließ er den Kiosk.

Männlich verſchloß Kleber den Schmerz in ſeinem Innern, doch fühlte er ihn nur darum deſto mehr. Er vermied es ſichtlich, mit dem Bruder über das Zuſammenſtürzen der ſchönſten Hoffnungen zu ſprechen, und wenn dann Wilhelm, gerührt von dem Zuſtande des Bruders, einen Troſt ihm bringen wollte, ſah dieſer ihn bittend an, drückte ihm gerührt die Hand, und blickte ſchmerzvoll nach oben. So vergingen mehrere Tage.

In dieſer Zeit kam ein Paketboot aus Frankreich an; es war der Wachſamkeit der Engländer entgangen. Die Depeſchen an ſeinem Bord ſchienen Klebern neues Leben mitzutheilen. Es waren Verhaltungsbefehle, die für das Schickſal des Corps entſcheidend waren. Auch auf Wilhelms Zukunft waren ſie nicht ohne Einfluß. Er erhielt die Ernennung zum Brigadegeneral, und die Regierung ließ ihm freie Wahl, ob er ein Ruheſtandsgehalt in Frankreich verzehren, oder die ehrenvolle Stellung eines Militärgouverneus in einem der Alpendepartements übernehmen wolle. Da auf jeden Fall ſeine Laufbahn ihn aus dem Kampfe entfernte, ſo wurde es Klebern leicht, für ſeinen Bruder freie Rückkehr bei dem engliſchen Feldherrn auszuwirken; doch ward es zur Bedingung gemacht, daß Wilhelm ſich zu Jaffa auf einem engliſchen Paketboot nach Frankreich einſchiffen ſolle. Kleber bereitete indeß, gemäß dem Inhalte der empfangenen Befehle, Alles zu einem neuen Feldzuge vor. Da die Hitze im Laufe des Junimonats angeſtrengte ſchriftliche Arbeiten nur um ſo beſchwerlicher machte, ſo pflegte er mit Sonnenaufgang ſolche in einer Laube, auf der Terraſſe ſeines Gartens, zu beginnen. In dieſer befand er ſich mit ſeinem Bruder, ſobald der Tag nur angebrochen war. Man hatte von dieſer Höhe eine herrliche Ausſicht auf Kairo.

Es war am 14. Junius des Jahres 1800. Die Sonne ging eben auf, und vergoldete die Gipfel des Mokattam mit ihren Strahlen. Die große glänzende Scheibe ſtieg über des Berges Ränder, und das Licht verbreitete ſich nun unterwärts nach allen Seiten. Die auf der weiten Fläche gelegene Hauptſtadt, mit ihren Bazars und Moſcheen, ihren Palmen und Sycomoren, ward hell erleuchtet. Die ſchöne Landſchaft durchſchlängelte der Nil, wie ein ungeheures hellgrünes Band, auf welchem der Barken weiße Segel wie leuchtende Punkte ſich bewegten. In der Ferne bildeten die auf Hügeln gelegenen Dörfer, die aus der Mitte dunkler Palmen und blaugrüner Tamarinden hervorſahen, vereinigt mit den Pyramiden von Sakarah, einen ſchönen Hintergrund.

Dicht vor den Brüdern, welche auf der höchſten Terraſſe ſich an dem herrlichen Anblick weideten, lag der blüthenvolle Garten. Herrliche Roſenhecken ſtanden in vollem Flor, und ihr ſanfter Duft vereinigte ſich mit dem Geruche des Jasmins, auf deſſen Blüthenſchnee die abgefallenen Blumen der höherragenden Granate wie Tropfen Bluts erſchienen. Die Brüder eilten, nachdem ſie den ſchönen Anblick lange genoſſen, nach dem Pavillon, in deſſen Schatten die Arbeit ihrer harrte. Bald tönte das rege Leben der Stadt zu ihnen herauf, und es nahte die Zeit, in welcher einzelne Bewohner mit Bitten, Meldungen und Beſchwerden vor dem Generale erſcheinen durften. Hier iſt der Tagesbefehl! ſprach Kleber endlich zu Wilhelm. Du könnteſt ihn wohl expediren. Es iſt mir immer ſchmerzlich, das kleine Häuflein unaufhörlich zum Kampfe mit zehnfacher Uebermacht anzufeuern; auch ſehe ich dort einen Mann mit einer Bittſchrift, der, wie es ſcheint, mich ſprechen will.

Wilhelm blickte auf. Er ſah in der Entfernung von ungefähr hundert Schritt einen Türken, begleitet von einem Offizier im Mantel. Der Letztere ſchien einige Worte mit dem Erſten zu ſprechen, und verlor ſich dann in die Laubengänge.

Soweit Wilhelm aus der Ferne es beurtheilen konnte, deutete das Aeußere des Türken auf einen jungen Mann aus den mittlern Ständen, und der grüne Turban auf einen Abkömmling Mohammeds. Der General ging dem Türken entgegen und nahm die von dieſem überreichte Bittſchrift aus deſſen Händen.

Wilhelm verfolgte, ohne etwas Weiteres zu beachten, ſeine Arbeit, und wollte eben eine Ordre an die Diviſion Friand beginnen, als ein heftiger Schrei ertönte. Er ſtürzte aus der Laube. Der Anblick, welcher ihn erwartete, war fürchterlich.

Der General lag zu den Füßen des Türken am Boden hingeſtreckt. Die gegen die Bruſt gepreßte Hand war nicht vermögend, zwei ſtarke Ströme Bluts zurückzuhalten, die fortwährend ſich unter ihr hervor, über die reiche Stickerei der Uniform, ergoſſen.

Wilhelm war im erſten Augenblicke wie betäubt. Er wußte nicht, ob er vor Allem dem Bruder Hülfe bringen, oder unbewaffnet, wie er war, ſich auf den Mörder werfen ſolle. Im Taumel wählte er das Letztere, doch dieſer ſtieß heftig ihn zurück, und hielt den blitzenden Dolch ihm raſch entgegen. Die Klinge der Todeswaffe war bedeckt mit Blut, und dieſes rauchte im Strahl der Morgenſonne.

Zurück, Aga der Franken! rief der Türke, ein ſchöner junger Mann mit ſchwärmeriſchem Auge. Es iſt nicht wohlgethan, dem Leuen ſich zu nahen, wenn er ſo eben erſt Menſchenblut gekoſtet! Doch, ſetzte er ſtarr auf Wilhelm blickend hinzu, wenn ich nicht irre, ſo biſt du der Bruder des Erſchlagenen. Hier liegt mein Handſchar! ſtoß' mich nieder.

In dieſem Augenblicke drangen die Wachen von allen Seiten in den Garten.

Unglücklicher! rief ein Offizier, den Mörder ergreifend. Wer hat dich gedungen? Dich geleitete ein Mollah, und der Commandant Bolzani brachte dich durch die Wachen!

Glaubſt du, Befehlshaber der Frankenſöldner, ſprach ſtolz der Muſelmann, daß die Nachkommen des Propheten mit Gold gedungen werden zum heiligen Kampfe? Wiſſe, den Gläubigen erwartet ein ſchönerer Lohn, denn er wird ſchmecken die Süßigkeiten des Paradieſes unter den Blüthenbäumen des ewigen Frühlings! Führt mich jetzt zum Tode.

Die Wachen ſchleppten den Mörder fort, und Wilhelm ließ den tödlich verwundeten Bruder nach ſeinem Zimmer tragen. Ungeachtet aller Sorgfalt Wilhelms und Herrmanns angeſtrengteſten ärztlichen Bemühungen, gelangte Kleber nicht wieder zum Bewußtſein. Die Todeswaffe war von allzuruhiger Hand geführt worden, als daß deren Stöße nicht hätten tödlich ſein müſſen. Nach wenig Stunden hatte Kleber ausgeathmet. Sein Mörder ſtarb, zufolge des Landesgebrauchs, den fürchterlichen Tod des Spießens. Alle Bemühungen, ihn zur Angabe der Mitſchuldigen zu bewegen, waren nutzlos geweſen, und es wurde nur mit Sicherheit erörtert, daß Bolzani, wenige Augenblicke nach verübtem Morde, mit dem Vorgeben eines Auftrags nach dem feindlichen Lager abgegangen ſei. Wilhelm hatte ſich vom erſten Schrecken noch nicht erholt, als ſeiner ein neuer wartete. Lucie ſchrieb ihm: daß ſie den Gedanken, die Urſache zu dem fürchterlichen Tode des Helden zu ſein, nicht länger tragen könne, und in des Niles Fluthen Ruhe ſuchen wolle.

Als Wilhelm in der Behauſung derſelben ankam, fand er ſolche bereits verödet. Sein Schmerz war unermeßlich. Nur wenig Tage war es ihm vergönnt geweſen, den theuren Bruder ans Herz zu drücken, und jetzt ſchon ſah er wieder ſich verwaiſet!

So ſehr auch die Trauer der Waffengenoſſen des gefallenen Helden ſich äußern mochte, ſo ſehr die Freunde Wilhelms Troſt in deſſen zerriſſenes Herz zu gießen ſuchten, ſo konnte doch Alles dieſes nicht die Schmerzen lindern, die in ſeinem Innern wühlten, und er erwartete mit Sehnſucht den Augenblick, der ihn von dieſer Stätte des Grauens entfernen ſollte.

Dieſer erſchien auch in wenig Tagen. Der Abſchied von den Freunden war die letzte Prüfung, die ſeiner harrte. Yence wußte ſich kaum zu tröſten, und Herrmann ſprach den beſtimmten Vorſatz aus, ſobald als möglich nach Frankreich zurückzukehren, um in des Freundes Nähe eine ruhigere Laufbahn zu ergreifen.

Da der engliſche General die Reiſeroute Wilhelms aufs Genaueſte bezeichnet hatte, ſo ward es ihm unmöglich, den Oheim auf dem Tabor heimzuſuchen. Er bat denſelben in dem Schreiben, in dem er die Schreckensbotſchaft von Klebers Tode ihm mitgetheilt, ein Wiederſehen in der heiligen Stadt ihm zu vergönnen, da Abercrombie ihm erlaube, über Jerusalem zu gehen, welches faſt auf ſeinem Wege liege. Zum Zuſammentreffen beſtimmte er ihm einen Tag zu Ende deſſelben Monats.

Es war an einem ſchönen Sommermorgen, als Wilhelm durch das Thor „des Vielgeliebten“ (Bab el Khalil) einzog in die merkwürdigſte der Städte. Er ſtieg, wie die meiſten der angeſehenern Reiſenden, im Kloſter der Terra ſanta ab, und fand, zufolge eines Briefes des Oheims, dort alles zu ſeiner Aufnahme vorbereitet. Kaum angekommen, eilte er die Stätten zu ſehen, denen an Bedeutung kein anderer Punkt der Erde gleichkommt, die Orte, wo der Edelſte, der Heiligſte gewandelt, und deren Andenken ſich erhalten wird bis zu der Zeiten Ende.

Ein ehrfurchtsvoller Schauer durchzuckte ihn, als er die Straße Harat el Allam, die alte Via dolorosa, den Leidensweg des Herrn, betrat. Beginnend am Thore Setti Mariam — ſonſt bei den Juden das Thor der Heerden — führte ſie, die Säulenſtraße quer durchſchneidend, bis zu der Grabeskirche. Der fromme Glaube zeigt hier ſeit Jahrhunderten die heiligen Stellen, und ihre Kunde verpflanzte ſich von dem Vater auf den Sohn. Hier ſtürzt der Gläubige auf die Kniee, und ſelbſt der Zweifler betritt ſie nur mit ſcheuer Ehrfurcht.

Wilhelm ſah hier den Ort, wo Simon von Cyrene die Laſt des Herrn erleichterte, die Stelle, wo er das göttliche Antlitz, das in beſſern Tagen die Sonne der Seinen war, mit dem Schweißtuche getrocknet, und wo er die Frauen angewieſen, nicht über ihn zu weinen, ſondern über ſich und ihre Kinder!

Der Eindruck, den der Anblick jener Orte auf Wilhelm machte, wurde nur von jenem übertroffen, den er beim Eintritt in die Kirche des heiligen Grabes empfand. Um dies zu fühlen, darf man nur erwägen, daß eine Menge verſchiedener Stellen, die ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden die Ueberlieferung als die merkwürdigſten bezeichnet in dieſe eingeſchloſſen ſind. So zeigt man in derſelben den Ort der Geißelung, der Kleidertheilung, der Auffindung des Kreuzes, der Salbung, und ſelbſt die Leidensſtätte. Sollte auch die Kritik des kalten Forſchers gegen die Vereinigung derſelben Manches einzuwenden finden, ſo iſt dies doch mit dem Grabe des Erlöſers nicht der Fall. Vom erſten Augenblicke an ſchrieb ſich das Gedächtniß des Ortes mit tiefen Zügen zu ſehr in Aller Herzen, um je aus ihnen zu entſchwinden, und niemals wurde er bezweifelt.

Wegen der Verſchiedenheit der Orte und der Ungleichheit des Bodens iſt die Grabeskirche (bei den Eingebornen Keniſet el Kiamet) ſehr unregelmäßig in ihrem Baue. Im Allgemeinen hat ſie die Geſtalt des Kreuzes, doch iſt ihr Aeußeres durch angebaute Hütten vielfach verunziert. Ihre Länge iſt ſechzig Ellen, ihre Breite fünfundvierzig. Drei Kuppeln zieren ſie, wovon die mittelſte das heilige Grab bedeckt, und, in der Höhe offen, das Licht einläßt, wie die des Pantheons zu Rom. Sechzehn Säulen ſtützen die Rotunde, und tragen, durch ſiebzehn Arkaden verbunden, eine obere Gallerie, in der viele Niſchen zum Aufenthalte der Prieſter dienen, die hier ihren Dienſt verrichten. Aus dieſen Niſchen, wie aus den zahlreichen Kapellen der Seitengänge und den unterirdiſchen Hallen, tönen die Gebete und Geſänge zu allen Stunden des Tages und der Nacht. Es miſchen ſich unaufhörlich die Orgeltöne und das Klingeln der Lateiner mit der Klapper des Syrers und den Cymbeln des Abyſſiniers, und zwiſchen ihnen erſchallen die Geſänge der Griechen, Kopten und Armenier. Die Dunkelheit der Kirche, vereint mit dem verworrenen Getöſe, das unaufhörlich ſich an den Wölbungen der Dome bricht, hat etwas Schauerliches, Geheimnißvolles. Niemand weiß es, woher die Töne kommen, und dennoch ergreifen ſie wunderbar das Gemüth des Hörers. Am meiſten aber wird dieſes erfaßt, beim Eintritt in das unvergeßlichſte der Gräber. Es iſt daſſelbe ein kleines, freiſtehendes, in feſten Fels gehauenes Cabinet von viereckiger Geſtalt. Beim Aushauen des Grabes ließ man in deſſen Innerm, links vom Eingange, einen viereckigen Tiſch deſſelben Geſteins. Hier lag der Leichnam. Eine Marmortafel deckt jetzt den Stein, und auch das Aeußere der Kapelle iſt mit Marmor, das Innere aber, in welchem beſtändig vierundvierzig Lampen brennen, mit Seidenzeug bekleidet.

Als Wilhelm in die Kammer des Grabes trat, begann ſo eben das Hochamt in einer der nahegelegenen Kapellen. Es that ihm wohl, ſich in dieſem Augenblicke allein zu ſehn. Er betete mit Inbrunſt, auf den Knien liegend, die Stirne ruhend auf dem Marmor. Ein Meer von unausſprechbaren Gefühlen wogte in ſeinem Innern. Es war ihm, als müſſe ſein Herz ſich öffnen, als müßten deſſen Sorgen hier ausgeſchüttet, gefeſſelt bleiben, in dem Grabe, an welchem, wie an einem Demantfelſen, des Todes Stachel ſtumpf geworden. In ſeine Seele ergoß ſich eine noch nie gefühlte Ruhe, und er zerfloß in Thränen, die unwillkürlich und unter wonnigen Gefühlen ſeinen Augen entſtrömten. In dieſem Augenblicke fühlte er eine Hand auf ſeinem Haupte, und eine feierliche Stimme ſprach: Des Herren Friede ſei mit dir, mein Sohn! Zeuch ein, Geprüfter, in Friede und in Freude!

Wilhelm erhob ſich raſch. Sein Oheim ſtand neben ihm. Zwei Pilger knieten an ſeiner Seite, und die andere Hand des Greiſes ruhte auf dem Haupte des Jüngſten unter ihnen. Es war Maria.

Wilhelm war wie einem Träumenden zu Muthe. Die liebliche Erſcheinung vor ſeinen Augen erſchien ihm wie ein Gebilde der Phantaſie, und ſelbſt als der zweite Pilger Mariens Hand in die ſeinige legte, glaubte er noch zu träumen.

Mechaniſch folgte er nun den Begleitern. Der Alte ſchritt voran und führte die Nachfolgenden in ein nahe gelegenes Haus, in welchem Emir Juſuf — Mariens Bruder, denn dies war der zweite Pilger — ſeine Wohnung hatte. Dort angekommen, ergriff der Letztere Wilhelms Hand, und ſprach mit einer, von Rührung faſt erſtickten Stimme: Bruder! ich gebe dir das Liebſte, was ich habe, die Hand der theuren Schweſter! Die alten Bräuche meines Stammes erlauben nicht, daß Maria, als Gattin eines Franken, in der Mitte unſers Volkes lebe. Sie folgt dir übers Meer ins ferne Abendland, und wird noch heute deine Gattin werden. Vergiß es nie, daß du den liebſten meiner Schätze mit dir nahmſt, und denke zuweilen deſſen, der ſeines Herzen Herz mit dir getheilt.

Wilhelm umarmte den jungen Fürſten, über deſſen edles Antlitz, Mariens Ebenbild, häufige Thränen rollten.

Unendlich Vieles hatten ſich die Liebenden zu ſagen. Beide hatten auf dem langen Lebenswege ſich nur für Augenblicke zuſammengefunden, und dieſe waren durch ſchmerzliche Zwiſchenräume zu öfters unterbrochen worden, als daß die Zeit, die ihnen jetzt zu Erklärungen verſtattet war, nicht Beiden nur allzukurz geſchienen hätte. Maria ſprach von dem Kampfe, in dem ihr Herz noch befangen geweſen, als bereits ihr Bruder, durch den Alten von ihrer Liebe unterrichtet, in ihre Verbindung gewilligt habe. Sie ſchilderte den Schmerz der Trennung von jenen Bergen, in deren Mitte ſie aufgewachſen, den Gedanken, entfernt von dem geliebten Bruder, von Allem, was ihr in der Heimath theuer, einem fremden Manne über das Meer zu folgen, und wie dann die Liebe am Ende alle Angſt doch überwunden. Wilhelm betheuerte, daß ſie in ſeinen Armen eine neue Heimath finden ſolle, die, wie er hoffe, das Andenken an die verlaſſene mildern werde.

Deſſelben Tages noch vereinigte der Oheim die Glücklichen in der Kloſterkirche der Terra ſanta, und der frühe Morgen des andern Tages ſah ſie ſchon auf dem Wege nach Jaffa.

Eine zahlreiche Menge beladener Dromedare trug Mariens Heirathsgut, und Juſuf, ſo wie der alte Oheim, begleiteten die Neuvermählten bis auf die Höhe, welche die letzte Anſicht von Jeruſalem verſtattet. Hier wendeten die Reiſenden noch einmal das Geſicht nach der heiligen Stadt. In ſchauerlicher Oede, doch noch erhaben in ihrem Falle, lag ſie wie ein Ruinenmeer zu den Füßen der Reiſenden. Seht! rief unwillkürlich und mit des Propheten Worten der Greis: Iſt das die Stadt, von der man ſagte, ſie ſei die allerſchönſte, und der ſich freute das ganze Land? Sie iſt wie eine Witwe, die eine Fürſtin unter den Heiden, eine Königin in den Ländern war! ſie muß nun dienen!

Stumm und in Abſchiedsthränen fielen endlich die Reiſenden einander in die Arme, und Wilhelm, ſo wie ſeine Gattin, winkten noch viele Abſchiedsgrüße in die Ferne, in der die Rückkehrenden verſchwanden.

Zu Jaffa angekommen, beſtiegen ſie das Schiff, ſo ihrer harrte. Kurz und glücklich war die Ueberfahrt, und bald betraten ſie das ſchöne Alpenland in Nizzas Nähe. Entfernt von Stürmen des häuslichen, ſo wie des öffentlichen Lebens, pflegen ſie dort edler Ruhe im Kreiſe ihrer Kinder. Auch Herrmann lebt bei ihnen. Zurückgekehrt aus fernem Lande, ruhet er auf ſeinen Lorbeeren in Freundesarme, doch beſucht er auch wohl von Zeit zu Zeit ſein liebes Heidelberg. Hier ſteht er auf der Platteforme der alten Burg, den Schauplatz ſeiner jugendlichen Heldenthaten überſchauend. Er freut ſich dann der muntern Burſchenzahl, welche die

Straßen ſo lebendig macht. Verjüngt durch die Erinnerungen aus ſeinem akademiſchen Leben, beſucht er dann in ihrer Mitte, in der er wohl gelitten iſt, den Königsſtuhl und den Wolfsbrunnen, und Keiner bleibt dann übrig, der nicht den Kampf mit den ſechszehn Kurländern, mit Variationen, hier erführe.

Das Ebenbild.

Eine Novelle.

— Und mit Grauen
Sieht, bei Zauberblitzes Licht,
Jeder Kämpfer ſein Geſicht
Aus der fremden Rüſtung ſchauen.
Die Schuld.

Eben hatte das Hochamt am Tage Mariä Himmelfahrt des Jahres 1778 geendet, und die Bevölkerung Roveredo's ſtrömte den freundlichen Corſo nuovo abwärts, als ein die Straße von Trient daherkommender, ſchwerbepackter Reiſewagen, vor welchem zwei faſt in Scheintod verſinkende Roſſe ſich bewegten, durch das Gewühl der Menge nach dem glänzenden Schilde des Cavallo bianco ſich mühſam Bahn zu brechen ſuchte. Obgleich der ältliche, in verſchoſſenen blauen Sammet gekleidete Vetturin aufs Aeußerſte ſich beſtrebte, der ſeufzenden Kreatur, deren Regierung ihm oblag, ein lebhaftes Weſen mittelſt Peitſchenhieben abzuringen, und er durch dieſe Anſtrengungen den neben ihm auf dem Bocke ſitzenden eisgrauen Diener der im Wagen befindlichen Herrſchaft faſt von dem luftigen Sitze ſtieß, ſo ſcheiterte doch alle Mühwaltung des Roſſelenkers an dem Gleichmuth der Thiere, und das Fahrzeug langte im Schritte eines Leichenconducts im geräumigen Vorhauſe des gran Albergo an.

Wäre aber, anſtatt der wackelnden Reiſechaiſe, Helios mit dem Sonnenwagen hereingebrauſet, ſein Empfang hätte nicht lärmvoller ſein können! Eine Glocke ertönte in vier bis fünf kurzen Zügen, und auf ihren Schall ſetzte ſich ſofort das ganze Haus in Bewegung. Zwei Stallieri kamen in Bogenſprüngen und griffen den Roſſen zu beiden Seiten in den Zügel, den Zuſchauer zweifelhaft laſſend, ob dies geſchähe, die Pferde vom Umfallen, oder Davonlaufen abzuhalten. Drei oder vier baumſtarke Kerle, welche bis dahin auf dem Steinpflaſter gefaulenzt hatten, warfen ſich mit Haſt auf das Gepäck, und Einer, der eine Haubenſchachtel die Treppe hinauftrug, ſeufzte hörbar unter der ſchweren Arbeit, um ſeine Anſprüche auf Belohnung deſto bemerkbarer zu machen. Athemlos ſprang der Cameriere, mit gelber Nankinjacke und weißer Schürze angethan, die Treppe abwärts und frug, die Wagenthüre unter vielen Bücklingen öffnend, in italieniſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache: wie viele Zimmer Eccellenza zu befehlen geruhen würden?

Verdammtes Volk, die Welſchen! brummte der alte Kammerdiener, mühſam vom Bocke ſteigend; aus dem Wagen aber rief eine Silberſtimme: daß di Geſellſchaft nur über Mittag in Roveredo weile und in der Abendkühle dann noch bis Riva fahre wolle; ein kühles Zimmer und gutes Mittageſſen ſe Alles, was man verlange.

Drei Damen entſtiegen nun dem ambulanten Ka ſten und begaben ſich, von der herbeigeeilten dicken Hauswirthin geleitet, die Treppe aufwärts, längs deren Wänden, ſo wie über den Thüren der meiſten Zimmer, die Wappen mehrerer Potentaten und anderer hohen Häupter prangten; es waren dies Den zeichen, daß jene Herrſchaften in gedachten Zimmern auf der Durchreiſe einſt pernoctirten, und reſpectuoſe Schauer rieſeln bei deren Anblick dem ſpätern Reiſenden über den Rücken, indem ſie zugleich, ſonderbarer Weiſe, demſelben die Vorahnung der zu erwartenden Rechnung zu Gemüthe führen.

Ehe wir die drei Damen in nähern Augenſchein nehmen, hören wir den alten Diener derſelben dem ihn dieſerhalb beſchwörenden Cameriere die ältere der Frauen als ſeine Herrin, die Gräfin Steinberg, die zweite als deren Tochter, und die dritte als die Freundin der Letztern, das Fräulein von Werdenfels, alle Drei von Berlin kommend, bezeichnen. Ein Zimmer, über deſſen Thüre der öſtreichiſche Doppeladler prangte, und aus dem die Fenſter einen angenehmen Blick auf den wimmelnden Corſo erlaubten, nahm die Reiſenden in ſeine, vorzüglich von dem marmorähnlichen, gelb, ſchwarz und weiß geſprenkelten Gypsestrich des Bodens erzeugte Kühle auf. Die älteſte der Damen, eine Frau von beiläufig vierzig Jahren, würde noch überall für eine ſchöne Dame haben gelten können, wenn nicht die liebliche Julie, das achtzehnjährige verjüngte Ebenbild der Mutter, ein lebendiges Zeugniß geweſen wäre, wie viel die Schönheit der Gräfin ſeit deren Blüthenzeit verloren habe. — Wirklich bot der Anblick des Mädchens ein überaus liebliches Bild. Juliens Ebenmaß, die blonden, glänzenden Locken, der blendende, durchſichtige Teint, vor Allem aber der freundliche, faſt kindliche Blick der großen blauen Augen zog unwillkürlich alle italieniſchen Männerblicke auf das Mädchen, und ſelbſt mancher Frauenmund konnte in deſſen Nähe und im Gedenken der eignen welkenden Blüthe ſich eines leiſen: o **bella gioventù**! nicht enthalten. Nur wenige Jahre älter war Juliens Freundin, das Fräulein von Werdenfels. Beſtach Juliens Freundlichkeit, der aus dem lieben Antlitze ſchimmernde Frohſinn die Herzen der Männer, ſo hatte der faſt ſchwermüthige Ernſt, der aus Klara's regelmäßigen, nur alzublaſſen Zügen, aus dem ſtill verſtändigen Auge ſprach, gleichfalls ungemein viel Anziehendes. Dunkle Locken beſchatteten die Wangen, von welchen, wie es ſchien, ſchon früher Gram die Roſen abgeſtreift; doch war es ſichtbar, daß Klara ſich Mühe gab, den innern Schmerz dem Auge der Gefährtinnen zu bergen.

Kaum waren die Damen in ihrem Zimmer angekommen, als die muntre Julie, den ſchönen Arm um den Nacken der Freundin ſchlingend, Letztere nach dem geöffneten Fenſter zog.

„Ich kann es dir gar nicht beſchreiben, Klara, hob das Mädchen an, wie ich mich freue, endlich in Italien zu ſein! Geſtern, in dem alten dunkeln Trient, erinnerten mich die Tracht, die Züge der Landbewohner, ja wohl noch hier und da ein deutſches Wort an unſer altes Vaterland; doch heute — wie iſt doch Alles anders! — Sieh nur! dort unten das Gewühl, die bunten Farben, die ſcharfgeſchnittenen Geſichter, der tolle Lärm! Erſcheint dir dieſes Alles nicht auch ſo fremd? und dann auch wieder ſo bekannt? Was haben wir über die Gegenden, die wir durchzogen, daheim nicht ſchon geleſen! und dennoch bedünkt es mich, als wäre mir Alles, was wir ſehen, noch neu und wunderbar.

Gewöhnlich, entgegnete Klara, entwerfen wir von dem Fernen, Niegeſehenen, wenn auch durch Rede oder Schrift genau bekannt Gewordenen, uns ein Bild, das Jahre lang, und gleichſam niet- und nagelfeſt geworden, uns vor der Seele ſteht, bis endlich, wenn die ſelbſt und unwillkürlich gefertigte Kopie mit dem Originale verglichen werden kann, die erſte für immer aus dem Rahmen ſpringt und letzteres darin Platz nimmt.

Ganz recht! ſprach Julie lachend; und darum fürchte ich mich beinahe, die Wunder der römiſchen Vorwelt zu beſchauen; denn ich beſorge, daß Manches, was wie ein Berg mir vor der Seele ſteht, beim eignen Anſchauen zum winzig kleinen Hügel werden wird.

Als ich vor zwanzig Jahren, fiel Juliens Mutter, ſich in der Nähe der Mädchen auf einem Sopha niederlaſſeind, ein, mit deinem Vater und in der heutigen Abſicht, meinen Bruder zu beſuchen, nach Neapel reiſte, da dachte ich ſo wie du; doch eben dadurch, daß ich mich in jener Vorausſetzung getäuſcht fand, daß jene großartigen Reſte noch bei Weitem die Bilder, die ich mir davon entworfen, übertrafen, daß die geſchäftige, leicht übertreibende Einbildungskraft hier dennoch hinter der Wirklichkeit zurückblieb:

dies lieh mir den erſten Maßſtab zur Erkennung der Größe jener Alten.

Mir iſt die lebende Welt doch lieber, als die todte! ſprach Julie lachend. Sieh nur, Klara, was es für hübſche Geſichter hier unter der Menge giebt! Das Mädchen dort, mit dem ſchwarzen Schleier und den Locken, die faſt ſo glänzend als die deinen ſind! es iſt gewiß nicht übel; — und hier der Knabe mit dem Bronzegeſichtchen, der hier gerade unter unſerm Fenſter ſpielt! ſieht er nicht aus, wie einer der beiden Engel auf dem Bilde der Siſtiniſchen Madonna? —

Beide Mädchen lehnten ſich weit aus dem Fenſter, um dem Kinde einige Zuckerbrötchen aus Juliens Körbchen hinabzuwerfen.

Sieh nur, Klara! hob Julie nach einer Pauſe an. Der junge ſchlanke Mann dort an der Ecke — ich meine den dort, mit dem runden Hute, welcher ſich ſo eben dicht in den braunen Tabarro hüllt — ſchon lange Zeit blickt er ganz unverwandt nach dir herüber!

Klara warf einen flüchtigen Blick nach dem bezeichneten Platze; doch kaum hatte ſie die Augen dahin gewendet, als das Mädchen, mit einem kurzen Schrei und mit beiden Händen das Geſicht ſich verhüllend, an die Seite der Gräfin auf das Sopha taumelte.

Um Gottes willen! theure Klara! rief die Gräfin, als ſie bemerkte, daß alles Leben aus den Zügen der jungen Freundin wich.

Herr Gott! ſie wird ohnmächtig! jammerte Julie. Ich will, ſetzte ſie ängſtlich hinzu, nach einem Arzte ſenden!

Laß! Laß! ſprach Klara mit matter Stimme; jener Anblick — —

Welcher Anblick? fragte Julie; noch immer in heftiger Angſt. Sprich! — du ängſtigſt mich aufs Aeußerſte.

Verzeihen Sie nur, theure Gräfin, hob Klara mit mehr Faſſung an, verzeihen Sie nur, daß ich Unbeſonnene Ihnen dieſen Schreck verurſachte; der mir ſo furchtbar gewordene Anblick jenes Mannes, auf welchen mich Julie aufmerkſam machte, erſchütterte mich ſo.

Und wie konnte, ſprach die Gräfin, der Anblick dieſes Fremden —

O wäre er mir fremd! rief Klara, von neuer Angſt gefoltert; wär' er mir ewig fremd geblieben! Lebhaft fühle ich es, verehrte Frau, fuhr endlich das Mädchen gefaßter fort, wie ſehr ich Ihre Vergebung zu erbitten habe, daß ich die Geſchichte meiner frühern Jugend Ihnen bis jetzt verſchweigen konnte. Sie wiſſen, begann ſie mit mühſam errungener Faſſung, wie nach dem Tode meiner Mutter, Ihrer verewigten Jugendfreundin, ich von langem Krankenlager auferſtand; nie werde ich die Güte, die treue Pflege, welche mir durch Sie und Julien geworden, vergeſſen! Nie wird es meinem Gedächtniſſe entſchwinden, wie damals Sie die Verlaſſene in Ihr Haus genommen, wie ſolche an Ihnen eine zweite Mutter, an Julien eine Schweſter wiederfand! O wie beruhigend tönen ſie noch heut in meinem Innern, die Troſtesworte, womit Sie die Gebeugte aufgerichtet; und dennoch kannten Sie nur die Hälfte meines Kummers. Thränen erſtickten hier Klara's Worte; doch, von Juliens Arm umſchlungen, erholte ſich das Mädchen, und fuhr dann fort: Wie Ihnen bekannt iſt, lebte ich mit meiner Mutter in Hamburgs Nähe auf einem kleinen Landſitze. Selten genoß ich die Vergnügungen der Stadt; doch drang die Mutter oft in mich, nicht gänzlich mich ihnen zu entziehen; die Jugendtage, pflegte ſie zu ſagen, ſeien zu ſchnell vorüber, der Ernſt des Lebens ſtelle wohl von ſelbſt ſich ein. So beſuchte ich alſo, mehr weil es der Mutter Wunſch war, als aus eignem Antriebe, die Cirkel der höhern Geſellſchaft. Aller Augen richteten ſich damals auf einen räthſelhaften Fremden, welcher ſeit wenig Wochen in Hamburg erſchienen war, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſolcher vermöge hoher Männerſchönheit, geſelliger Bildung und ausgezeichneter Talente die allgemeine Aufmerkſamkeit überall auf ſich gezogen haben würde. Er war, wie er ſagte, Offizier in ruſſiſchem Dienſt, Italiener von Geburt, und nannte ſich Antonio Malapiero. In allen Kreiſen der vornehmen Welt ſah man den ſchönen Fremden. Sein fremder Dialekt, die Art, mit welcher er ſeine mannichfachen Reiſeabenteuer vorzutragen pflegte, lieh demſelben in den Augen der Frauen ein ungemeines Intereſſe, und es that dieſem keinen Eintrag, daß er, unſerm Geſchlechte gegenüber, in den Formen conventioneller, doch kalter Höflichkeit ſtehen bleibend, kein weibliches Weſen insbeſondere auszuzeichnen ſchien. Der Umſtand, daß ich ſeit früher Jugend mir die Sprache ſeines Vaterlandes mit Ernſt eigen zu machen ſuchte, führte für den Fremden die Gelegenheit, ſeine Rede an mich zu richten, häufiger, als es wohl ſonſt geſchehen wäre, herbei; und obgleich ich gern bekenne, daß die Unterhaltung mit geiſtreichen Männern mir ſtets viel Freude machte, ſo glaube ich mir doch die

Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu müſſen, zu betheuern, daß ich jede Gelegenheit, die zu einer Unterhaltung mit dem Cavaliere Malapiero führen konnte, floh.

So ſchön, ſo intereſſant der Fremde mir auch erſchien, ſo überfiel mich doch in ſeiner Nähe ſtets eine unerklärliche Bangigkeit, welche bis zur Beklemmung ſtieg, ja mir faſt Rede und Bewegung raubte, wenn er das große, ſchöne, in düſterm Feuer erglühende Auge auf mich richtete und einige, häufig ganz unbedeutende Worte zu mir ſprach. Selbſt heute, nachdem ſchon Jahre zwiſchen mir und einem Verhältniſſe, was mich nur allzuunglücklich machen ſollte, liegen, kann ich meine, ſich damals ſo widerſtrebenden Empfindungen noch nicht enträthſeln, und die Gefühle, welche in Malapiero's Nähe mich erfaßten, mit dem Zauber nur vergleichen, welchen die Schlange, wie man ſagt, über den zum Tode geängſtigten Vogel übt; ja ſelbſt ſpäter, als unſer Schickſal ſich für immer einigen ſollte, als Antonio's Arme ſich mir unter den heftigſten Betheuerungen ewiger Liebe öffneten, ſelbſt dann gab es noch Augenblicke, in welchen ich zweifeln konnte, ob ich mich in die zum Empfang geöffneten ſtürzen, oder mit Entſetzen fliehen ſolle. Der Winter, welchen der

Fremde zu Hamburg verlebte, war zu Ende; wir hatten unſer Landhaus, welches wir zu Anfang der ſtrengen Jahreszeit verlaſſen hatten, bereits aufs Neue bezogen, und ich glaubte den Cavaliere nicht mehr zu ſehn, als Malapiero ſich unvermuthet eines Tages bei meiner Mutter melden ließ.

Erlaſſen Sie mir, theure Gräfin, die ausführliche Erzählung eines ſchönen und ſchrecklichen Jugendtraums! Antonio warb um meine Hand, ich lernte ihn lieben, wir wurden verlobt. Kaum aber war das Wort, daß ich für immer die Seine werden wolle, geſprochen, als jene ſtreitenden Gefühle wieder aufs Neue in meinem Herzen Wohnung nahmen. War Antonio entfernt, ſo hätte ich ihm nacheilen, ihn rufen, erſchien er, ſeinen Armen entfliehen mögen. Meine Mutter, dieſen Seelenkampf gewahrend, ward öfters über dieſe Grillen, wie ſie es nannte, zornig, ſie ſchalt mich kindiſch; doch ward ſie aufmerkſam, als ſich Gerüchte in Hamburg verbreiteten, welche des Ritters Charakter in einem höchſt zweifelhaften Lichte erſcheinen ließen. Faſt jeder der ſo häufig in Hamburg ankommenden Fremden wollte Malapiero in irgend einem entfernten Ende Europas kennen gelernt haben, und Jeder machte von ihm eine, von jeder andern höchſt verſchiedene Schilderung. Während der Eine ihn in Liſſabon als Abenteurer und falſchen Spieler geſehen haben wollte, hatte ein Anderer, und zu derſelben Zeit, ihn an der Spitze eines von der perſiſchen Gränze rückkehrenden Bataillons zu Petersburg getroffen; er hatte dort für einen, in jeder Hinſicht ausgezeichneten Offizier gegolten, und trug das Zeichen der Tapferkeit, eine tiefe Narbe auf der ſchönen Stirne. O wie beruhigend klang mir das letztere Zeugniß! Trug nicht Antonio beſtändig ein ſchmales, ſchwarzes Pflaſter, welches, wie er ſagte, eine früher empfangene Wunde vor dem Andrang der ihm empfindlich werdenden äußern Luft bewahren ſollte, an der Stirn?

Konnten nicht Namensgleichheit, entfernte Aehnlichkeiten zu einem Gerüchte Anlaß gegeben haben, deſſen mit einem Worte nur zu erwähnen Antonio aufs Bitterſte hätte kränken und beleidigen können?

So ſchwanden Monate zu Wochen, Wochen wurden Tage, und jener, der mich mit Antonio verbinden ſollte, war nicht mehr fern, als ich eines Morgens aufs ſchleunigſte ins Zimmer meiner Mutter entboten wurde. Ich fand dieſelbe faſt in Thränen aufgelöſt. Eine junge Dame, deren ſüdlicher Teint und fremdartige Phyſiognomie ſie als Spanierin oder Italienerin bekundete, ſtand bei meinem Eintritt vom Sopha, auf welchem ſie an der Seite meiner Mutter Platz genommen hatte, auf, und indem ſie mit einem fünfjährigen Knaben an der Hand ſich mir näherte, reichte ſie mir mit einigen in franzöſiſcher Sprache ausgedrückten bedauernden Worten ein Papier zur Durchſicht. Ich glaubte zu Boden ſtürzen zu müſſen, als ich einen Ehekontrakt, abgeſchloſſen zwiſchen Antonio Malapiero und Donna Hippolyta de Contreras, las; ihm war ein Atteſt über die Vollziehung durch die Trauung in der Kathedrale von Toledo beigeheftet.

Lautlos und wie verſteinert ſtand ich vor der Fremden.

Ein Blick auf dieſes Kind, ſprach ſie mit ſanfter Stimme, wird von der Aechtheit der Papiere Sie überzeugen. O Gott! der engelſchöne Knabe, er war Antonio's Ebenbild!

Ich komme nicht, fuhr Donna Hippolyta mit ſchmerzhaft bedauerndem Tone fort, Anſprüche zu erneuern, welche mein Herz ſchon längſt verwarf, ich denke vielmehr, dieſelben durch Geſetzesſpruch für immer auflöſen zu laſſen; die Urſache meines Kommens iſt die traurige Nothwendigkeit, die Reſte meines Eigenthums aus Antonio's Hand zu retten; dies zu verſuchen bin ich hier. Bei meiner Ankunft hörte ich die Nachricht Ihrer bevorſtehenden Verbindung mit Antonio. Damit der Mann, den ich einſt heiß geliebt, nicht zwiefacher Verbrecher würde, indem er eine neue Ehe ſchlöſſe, bevor die erſte aufgelöſet, damit Antonio nicht wider meinen Willen des Geſetzes Arm verfalle, darum eile ich zu Ihnen. Man pflegt wohl, ſchloß Hippolyta, durch Thränen lächelnd, den Frauen meines Landes die Fehler der Eiferſucht, des Haſſes beizulegen; doch, glauben Sie mir, Fräulein, nicht dieſe feindlichen Gefühle ſind es, die mich hierher getrieben; gern trete ich Ihnen Antonio ab, da, wie ich höre, die Geſetze dieſes Landes dem geſchiedenen Gatten die anderweitige Verehelichung erlauben; vielleicht gelingt es Ihnen, den Leichtſinnigen zu beſſern!

Nimmer! rief ich betheuernd, niemals reiche ich dem Manne meine Hand, der Ihrer und dieſes lieblichen Kindes zu vergeſſen im Stande war.

Kaum hatte die Fremde unſer Haus verlaſſen, als ich Antonio den Vorgang des Tages ſchrieb, und ihm erklärte, daß alle Verbindung zwiſchen uns für immer aufgehoben ſei. Er antwortete, er entſchuldigte ſich, doch konnte er die Wahrheit der Thatſachen nicht leugnen. In mehreren nacheinander folgenden Schreiben bat er um perſönliches Gehör; ich verweigerte ihm dieſes, und beantwortete keinen der ſpätern Briefe mehr. In dem letzten derſelben wechſelten die Betheurungen ſeiner Liebe mit den furchtbarſten Drohungen; er ſchwur, ich müſſe die Seine werden und ſollte er mich bis ans Ende der Welt verfolgen. In jener Zeit ſtarb meine Mutter; ich ſelbſt ſank kurz darauf aufs Krankenlager; ich wünſchte mir den Tod; doch er, der ſtille Arzt zertretener Herzen, wollte nicht erſcheinen. Endlich ſandte Er, der die Verlaſſenen tröſtet, in Ihnen mir eine zweite Mutter, in Julien eine Schweſter. Wie freudig ich den Vorſchlag, Sie auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten, dann ergriff, dies wiſſen Sie. Schon begannen die Wunden meines Herzens zu vernarben; Antonio's Bildniß trat mehr und mehr in den Nebel der Vergangenheit zurück: da — o Gott! — vor wenig Augenblicken — ſah ich ihn ſelbſt! —

Jener Fremde alſo? fragte Julie.

War Antonio! ſprach Klara. O Gott! ich habe nur zu deutlich ihn erkannt! Auch er erkannte mich; dies ſah ich nur zu genau an jenem Blicke, mit dem er zu uns herüberſtarrte.

Beruhigen Sie ſich, liebe Klara, ſprach die Gräſin. Reiſen wir nicht unter des Geſetzes Schutz? Mein

Bruder iſt Geſandter einer der erſten Mächte Europens in Neapel; überall hin haben wir Empfehlungen an die Behörden, ich außerdem noch Bekannte in faſt allen den größern Städten; was alſo hätten Sie zu fürchten?

O Sie kennen Antonio nicht! ſprach Klara; er haßt ſo, wie er liebt.

Was könnte er unternehmen? fragte Julie beruhigend. War Euer Verhältniß nicht ſchon nichtig nach dem Geſetz? — war er nicht ganz allein der Schuldige? müßte er denn, im Gefühl des Unrechtes, nicht darum ſchon deine Nähe fliehen?

Wer bürgt auch, ſprach die Gräfin, wohl überhaupt dafür, daß Sie vorhin ſich nicht in der Perſon geirrt? — Doch auch geſetzt, Sie hätten recht geſehen, ſo iſt die Furcht, Antonio aufs Neue zu begegnen, wohl eine eitle; wir verlaſſen heute noch die große Straße, beſchauen die Umgebungen des Gardaſees, und gehen dann auf einem Seitenwege nach Venedig, während Jener bis dahin ſich in dem Herzen Deutſchlands oder in einem entfernten Winkel Italiens befinden kann.

Die Vorſtellungen der Gräfin, ſo wie Juliens Tröſtungen wirkten beruhigend auf Klara's Gemüth. Bald erſchien ihr der Vorfall nur wie ein Traum, und gern überredete ſich Klara, daß die Lebendigkeit ihrer, durch frühere Leiden ſo aufgeregten Phantaſie ihr eine Täuſchung bereitet habe. Der Mittag verfloß indeß, und als die Zeit der Sieſta vorüber war, mahnten die, nach italieniſcher Sitte an den Geſchirren der Pferde befeſtigten, lauttönenden Glöckchen, daß es Zeit zum Aufbruch ſei, wenn die Reiſenden das, noch vier Stunden entfernte Riva erreichen wollten. Auf den Schall der Hausglocke ſtürzten die Bewohner aus allen Winkeln wiederum herbei; die Camerieri, Stallieri, die vor der Hausthür gelagerten Faulenzer, Alle nahten ſich mit Bücklingen und hohlen Händen; Jeder pries die Sorgfalt, welche er wegen des Gepäckes der Reiſenden getragen, und die entſetzliche Mühe, ſo er damit gehabt, und erſt als der alte Kammerdiener die letzte Scheidemünze, unter mehrfachen deutſchen Kernſprüchen, in die Hände der Verlangenden hatte gleiten laſſen, polterte der ſchwere Fenſterwagen, von der ſeufzenden Kreatur gezogen, über die Schwelle, und verſchwand in den krummen und engen innern Straßen des alten Roveredo's.

Langſam wurden dieſe nun durchzogen, und nachdem die Reiſenden ſich noch faſt eine halbe Stunde auf dem, zwiſchen hohen Gartenmauern ſich hinziehenden, ſtaubigen Wege gelangweilt hatten, bog die

Gebirgsſtraße, welche ſie nun einſchlugen, von dem großen Heerwege ab, und bald befanden ſie ſich in den, durch ihre ganze Phyſiognomie ſo anziehenden Alpen von Friaul.

Erſt vor wenig Tagen hatten unſere Reiſenden den furchtbar ſchönen und romantiſchen Weg über den Brenner zurückgelegt; um ſo auffallender erſchien ihnen der Contraſt zwiſchen hier und dort. Dort furchtbare Gebirgsmaſſen, die Gipfel mit Schnee bedeckt, und von mehr als achttauſend Fuß Höhe; über den Häuptern der Reiſenden drang der Blick nur wenig in die Nacht des Föhrenwaldes, welche die zerklüfteten Gebirgszüge deckte. Die ſichtlich neugeſchütteten Stellen des Heerweges waren Zeugen der Zerſtörungen, welche gewaltige Lawinen noch vor wenig Wochen angerichtet, und in dem Flußbette der zur Seite wild daherſchäumenden Eiſack brachen an herabgerollten, häuſergroßen Felſenblöcken ſich die grünlichen Waſſer zu einem, wie Nebel aufſteigenden, in der Sonne flimmernden Dampfe. Hier in der Nähe des reizenden Gardaſees erſchien die Scene gänzlich verwandelt: die romantiſchen Gebirgsformen verſchwanden, und die ſanfteren Geſtaltungen der ſüdlichen Natur begannen ſich zu zeigen. Zwar deckte kein Waldesdunkel mehr geheimnißvoll die Bergeſpalten; dafür aber bekleidete ein helles Grün, in welchem ſich die weißlichten Zaſerbüſchel des Perückenbaums aufs ſonderbarſte mit niedrigem Buchen- und Eichengeſträuch vermiſchten, die ſanftgerundeten Berge bis an den Gipfel. Zur Seite des, einen ziemlich hohen Berg ſich hinanſchlängelnden Fahrweges krochen die Ranken des wilden Weinſtocks an den wenigen nackten Felſen empor, oder ſchlangen ſich in das Geſtrüpp des zwergartig verwilderten Feigenbaums, in deſſen Schatten Erica herbacea und Cyclamen mit tauſend Blüthen einen rothgeſtickten Teppich breiteten. Ein ſchmaler, doch ziemlich langer Gebirgsſee, deſſen lachendes Ufer mehrere, ſeit langen Jahren der Familie Bettoni zugehörende Villen ſchmückten, lieh den Reiſenden ein Vorgefühl der weit herrlichern Naturſcenen, die ſie an den Ufern des Lago di Garda zu erwarten hatten. Endlich hatten ſie die größte Höhe des Berges erreicht; der breite Fahrweg führte abwärts, und ein Arm des Gardaſees, auf deſſen dunkelblauen Waſſern das Gold der Abendſonne zitterte, die Flecken Torbole und Riva, mitten in Wein- und Oelpflanzungen an den Ufern des Sees liegend, und nur von der ſich ſanft dahin ſchlängelnden Sarca getrennt, lag vor der Reiſenden entzückten Blicken.

Ein Haufen brauner Barcaroli drängte ſich in Torbole an den Wagen, und Alle boten ihre Schifflein zu der Fahrt, welche für den folgenden Tag beſtimmt war, an; jeder citirte die Santa Madonna zur Zeugin, daß ſein Fahrzeug das beſte, bequemſte von allen, deren Kiel von jeher den See durchfurchte, ſei; aber unſere Reiſenden ließen ſich nicht irre machen, ſondern ſetzten ihren Weg nach Riva, ſo ſchnell es nur immer die Schwere des ambulanten Hauſes zulaſſen wollte, fort. Der kurze Weg, welchen die Reiſenden noch zurückzulegen hatten, war überaus romantiſch. Wie ein ſilbernes Band wand ſich die Straße dicht an dem Ufer des Sees fort, über welchem eben die Sonne hinter dicken Gewitterwolken unterging, und blutrothe Strahlen auf die aus tiefem Blau faſt in Schwarz übergehende Waſſerfläche warf, auf welcher lange weiße, ſich fortwährend mehrende Schaumlinien das Unruhigwerden der Waſſer bezeichneten. Rechts des Weges füllten Oel- und Maulbeerpflanzungen das Thal der Sarca bis zu dem Seeufer. Aufwärts, in die Krone des Maulbeerbaums, wand ſich hier der Weinſtock, und ſchlang von da ſich in natürlichen Guirlanden bis zu dem nächſten Stamme, während hochaufgeſchoßter Mais den innern Raum jener unzähligen, parallellaufenden

Maulbeeralleen füllte. War irgendwo ein freies, von der Sonne beſchienenes Plätzchen, ſo überſpannen es, gleich einem grünen Netze, die dichten Ranken goldglänzender Melonen, und in den feuchten Niederungen rauſchten die zierlichen, ſpeerförmigen Blätter von Arundo donax.

Ja! dies iſt Italien! ſprach Klara, als der Wagen in das kleine, düſtre Riva hineinraſſelte. Jene Natur, und dieſe Menſchen! Sehen Sie nur, liebe Julie! dort die zerlumpten, in braune Mäntel gehüllten Männer, mit den breiten, tief in den Kopf gedrückten Hüten, der braungelben Haut, dem blitzenden Auge! Würde man einem ſolchen nicht ängſtlich aus dem Wege gehen, wenn er uns auf einem einſamen Pfade in unſerm Vaterlande begegnete? Und dort, bemerken Sie die beiden häßlichen Megären, von welchen eine ein engelſchönes, nacktes Kind auf ihrem Arme trägt?

Ganz recht! entgegnete Julie. Es iſt mir, als hätte ich nicht nur die Geſtalten, nein ſelbſt die Züge dieſer Menſchen auf alten Bildern guter Meiſter ſchon vielfach wiederholt geſehn. Betrachten Sie zum Beiſpiel nur einmal das hübſche Mädchen dort, ich meine jenes, welches den großen Waſſerkrug auf ihrem Kopfe trägt. Mir iſt es, als hätte ich die ſchlanke, ſchöne Geſtalt, in ihrer buntfarbigen Tracht, das römiſche Profil, die blitzenden Augen, die beiden langen, rabenſchwarzen Zöpfe ſchon hundertmal geſehn!

Während die Mädchen ſich über dieſe, ihnen ſo bekannten und doch ſo neuen Erſcheinungen unterhielten, raſſelte der Wagen in den Eingang des mit der Rückſeite an dem See gelegnen Wirthshauſes zu Riva. Für den, welchen Luſt oder Beruf je in die italieniſchen Gefilde geführt, würde es keiner Schilderung eines Locals bedürfen, welches er zwiſchen den Alpen und dem Garigliano verſchiedentlich, und in mißfälligen Varietäten, zur Gnüge kennen lernte; dem günſtigen Leſer aber, welcher den vaterländiſchen Boden nie verließ, iſt ſolche unerlaßlich.

Das Gaſthaus, welches unſere Reiſenden aufnahm, und an das rechts und links ärmliche Hütten angebaut waren, hatte faſt das Aeußere einer Burg aus dem Mittelalter. Durch eine hohe, gewölbte Halle, in der der Fußtritt der Roſſe vielfach wiedertönte, gelangte man in einen kleinen, innern Hof, aus welchem dunkle Gänge in enge, höhlenartige Ställe, eine ziemlich breite, ſteinerne Stiege aber aufwärts in die Zimmer des Hintergebäudes führte, welche vorzüglich zur Aufnahme der Reiſenden beſtimmt waren. Unter Vortritt eines Cameriere, der, mit einem Licht in der Hand und ſchweigend, die Damen durch dunkle, lange Corridore und weite, faſt gänzlich leere Zimmer führte, gelangten ſie endlich in jenes, welches ſie während dieſer Nacht beherbergen ſollte. Es war ein langes, ſaalähnliches Gemach von zwei Eingängen, deſſen ſämmtliches Mobiliar aus wenigen Seſſeln, einer langen Tafel, vorzüglich aber aus zwei ungeheuren Bettſtellen, von denen jede drei Menſchen ganz bequem in ſich aufnehmen konnte, beſtand. So ſehr in dieſen letztern für den Raum geſorgt ſchien, ſo wenig zur Ruhe ladend wollten ſelbige jedoch den Damen vorkommen, indem man, um auf die, mit raſſelnden Maisblättern geſtopften Pfühle zu gelangen, mittelſt Stühlen die faſt über drei Ellen vom Boden erhöhten Gerüſte hätte erklimmen müſſen. Nachdem unſere Damen alſo, dem Herkommen gemäß, zum Abendeſſen einen der berühmten Aale des Gardaſees, oder eine gleichfalls preiswürdige Tinca, ſo wie ein vierrudriges Schiff zur Abfahrt mit Tagesanbruch beſtellt hatten, beſchloſſen ſie, die Nacht wachend in ihrem Zimmer zuzubringen. Die Fenſter deſſelben waren nach dem See gerichtet, und nur eine ſchmale, einige Ellen über den Waſſerſpiegel erhöhte, mit niedrig gehaltenem Weingeländer bekleidete Terraſſe trennte das Haus von jenem, und ließ nur an ihrem einen Ende einer gewölbten Landungspforte Raum, durch welche die Waſſer hereinbrauſend den Stamm eines, das letzte Zimmerfenſter dicht beſchattenden Feigenbaums benetzten.

Die Dunkelheit war zwar bereits hereingebrochen, aber der Mond ſtieg auf und ließ in großen, dunkeln Maſſen das jenſeits des Sees liegende Vorgebirge von Ponale, die Waſſerfläche aber als eine milchweiße, hier und da von ſchwarzen Flecken auf Augenblicke unterbrochene Schaummaſſe erkennen, denn das Unwetter, welches bis dahin nur in der Ferne gemurmelt hatte, zog jetzt heran, und entlud ſich ſchon in einzelnen ſcharfen Schlägen. Mächtig rauſchte der See auf, und obgleich der das Gewitter begleitende Wind kein Sturm genannt werden konnte, ſo brauſeten doch die Wellen mit Macht zu dem Landungspförtchen herein, und ſchlugen klatſchend gegen die Grundmauern des Hauſes. Zwar dampfte der herrliche Aal bereits auf der Tafel, und der Glanz der friſch vor wenig Augenblicken gebrochenen Citronen ſpiegelte ſich in dem ſüßen Naß des, in ſchön geſchliffener Karaffe aufgetragenen, paduaniſchen Vino ſanto; aber unſere Damen blieben wie verloren im

Anſchaun des ſich ihren Blicken entfaltenden, furchtbar ſchönen Naturſchauſpiels. Selbſt abgerechnet die vor ihrem Auge aufgerollten, ſo höchſt romantiſchen Umgebungen, erſchien ihnen die eben beginnende Scene völlig neu und intereſſant. Gewöhnt an das, durch wenige Blitze durchzuckte tiefe Dunkel der nächtlichen Gewitter ihres nordiſchen Vaterlandes, ſahen ſie, faſt nur auf einen ſeltnen Augenblick durch Finſterniß verhüllt, den ganzen Geſichtskreis in Flammen ſtehen. Unaufhörlich und aller Orten, wohin das Auge ſah, traf ſolches auf zuckende, ſich vielfach durchkreuzende Blitze, welche die Gegend zur Tageshelle erleuchteten. Nur dann und wann, in langen, ſeltenen Intervallen, rollte ein majeſtätiſcher Donner, und brach ſich zu hundertfachen Echos in den Klüften des Monte Baldo, oder des Vorgebirges von Ponale.

Nach und nach ward das Gewitter ſchwächer, die Blitze wurden ſeltener, das Brauſen der an die Grundfeſten des Hauſes ſchlagenden Brandung zum Gemurmel, und die Damen ſetzten ſich zu dem frugalen, doch überaus ſchmackhaften Mahle. Die Unterhaltung drehte ſich während deſſelben, lebhaft und belebend, um die beſtandenen und noch zu beſtehenden Reiſeabenteuer. Die Gräfin ſprach, wie es immer in ihrer Art war, freundlich und belehrend über

Gegenſtände der Natur und Kunſt, nur ſelten durch Klara's ſinnige Fragen oder Antworten unterbrochen; Julie war luſtig, faſt ausgelaſſen.

Ich verſpreche mir, ſprach ſie lachend, von den nächſten Wochen eine ganz ungemeine Ausbeute für mein Tagebuch, und du biſt gar nicht ſicher, liebſte Mutter, daß du eines Tages ein niedlich gebundenes Büchlein, etwa mit dem Titel: Giulia's Reiſeabenteuer, auf deiner Toilette und ſomit deine Tochter in der Reihe der vaterländiſchen Schriftſtellerinnen finden dürfteſt!

Ich weiß nicht, entgegnete die Gräfin lächelnd, ob die Freude, welche ich darob empfände, eben ſo überſchwänglich ſein und bleiben würde.

Es ſoll auch, ſcherzte Julie, das Werk, mit welchem ich die Leſewelt einſt zu erfreuen hoffe, noch zwölf bis dreizehn Jährchen in meinem Pulte ruhen. Mit dem zurückgelegten dreißigſten Jahre pflegt ja der Geiſt ſchriftſtelleriſcher Weihe ſich unſerm Geſchlecht gewöhnlich erſt zu nahen; zieht er mir auch den Roſenkranz dann aus den Locken, vielleicht ſetzt er mir dafür auch eine Lorbeerkrone auf, in welcher ich entſetzlich weiſe thun, und mich geberden will, wie meine andern Schweſtern in Apoll, die auch die Kinderſchuhe längſt ausgetreten haben. Wahrhaftig aber, Klara, fuhr die Schwätzerin neckend fort, ich ſehe nicht ein, wie unſer Eintritt in Italien romantiſcher beginnen ſollte! Der Schreck von heute Mittag, deſſen Urheber, im Vorbeigehen geſagt, mir gar nicht ſo ſchreckhaft vorkam, der Blick ins paradieſiſche Thal der Sarca, das Gewitter, der tobende See: ſind alles dieſes nicht Ingredienzien, aus welchen eine geübte Feder wohl etwas machen könnte? Und haben wir nicht hier ein höchſt romantiſches Logis? Sieht es in dieſen langen, ſchallenden Gängen, den leeren, einſamen Zimmern nicht ſo höchſt unheimlich, ſo hinlänglich verdächtig aus, daß es ſich eine lebhafte Schriftſtellerphantaſie ſchon gar nicht beſſer wünſchen kann? Wenn dieſes nun hier der Fall iſt, wie ſoll es erſt bei Fondi und Itri werden? Mit einem Worte: unſere Reiſe beginnt ſchon unter zu romantiſchen Auſpizien, als daß ſie ſo ganz gewöhnlich, ſo erzproſaiſch enden könnte.

Ich ſehe gar nicht ein, ſprach Klara, wie du über Gegenſtände ſcherzen kannſt, die ſelbſt im Bilde mir nichts weniger als ſcherzhaft erſcheinen wollen, ja deren Gedenken nur mir jeden Genuß des Augenblicks zu rauben im Stande iſt. Das Haus, die abgeſchiedene Lage, in welcher wir uns befinden, hat eben nicht allzuviel Beruhigendes, und ich geſtehe gern, daß ich trotz aller Ermüdung nicht im Stande wäre, in dieſem Zimmer ein Auge nur zu ſchließen.

Es iſt das Neue, das Ungewohnte, was Sie ängſtet, entgegnete die Gräfin lächelnd. Sollte ſich dieſe Furcht nicht legen, ſo werden Sie bis nach Neapel viele ſchlafloſe Nächte haben.

Dann fühle ich mich verpflichtet, rief Julie lachend, trotz unſers, während des Gewitters gefaßten Beſchluſſes, den Morgen wachend zu erwarten, dir mit einem Beiſpiel von Heldenmuth voranzugehen, indem ich eines jener Gerüſte dort erklimme, und ſchlafend den Beweis zu führen trachte, daß ich mich weniger vor Räubern, als vor den Recenſenten meines künftigen Werkes fürchte. Ich denke, ſetzte die Schwätzerin mit Pathos hinzu, ich denke einen kurzen, doch feſten Schlaf zu thun, denn dieſes Tages Laſt war groß!

Mir däucht, es ſei der Vorſatz ſo übel nicht! entgegnete die Gräfin; der kommende Tag nimmt unſere volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und nach einer lang durchwachten Nacht bleibt auch das ſchönſte Schauſpiel reizlos; darum, liebe Klara, dächte ich, Sie folgten Juliens Beiſpiele; ich ſelbſt, ich ſchlummere ein wenig hier auf dem Stuhle.

Klara betheuerte wiederholt, daß Schlummer für den Augenblick ihr ganz unmöglich ſcheine, indem ſie nicht die geringſte Neigung dazu verſpüre; überdem verſpreche ſie ſich von dem Schauſpiel des eben über dem ſich immer mehr beruhigenden See aufgehenden Mondes einen ſo ganz beſonderen Genuß, daß ſie erſt dieſem noch ein Stündchen widmen und dann ſich ſpäter zur Ruhe legen wolle.

Julie war ſchon zu Bett, die Gräfin begann zu ſchlummern, als der Cameriere, mit einem angezündeten Nachtlicht eintretend, ſich noch ſchlüßlich nach den etwaigen Befehlen der Reiſenden erkundigte. Auf Klara's Fragen erwiderte er, daß, außer den Damen, ſich nur noch zwei Herren in dem Gaſthofe, und zwar in einem Zimmer nebenan, beſänden, welche gleichfalls mit Tagesanbruch, zu Schiffe, er wiſſe nicht, ob nach Garda oder Deſenzano, zu reiſen dächten.

Klara war jetzt allein. Sie ſetzte ſich an das geöffnete Fenſter, und blickte hinaus in die hell vom Monde beſtrahlte Waſſerlandſchaft. Ein lauer Nachtwind ſtreifte über die, durch ihn nur leicht bewegte, Oberfläche des Sees, auf welcher, wie ein lang hingedehnter Silberſtreif, der Widerſchein des Mondes zitterte. Leiſe plätſcherten und hüpften kleine Wellen zur Landungspforte herein, und erreichten kaum noch den Fuß des mächtigen Feigenbaums, an deſſen Stamme ſie ſich noch vor einer Stunde aufwärts gebäumt und ihren Schaum bis in die Krone deſſelben geſchleudert hatten. Endlich verſtummte gänzlich das Gemurmel der Waſſer, nur hier und da bewegte ſich eines der großen, ſaftſtrotzenden Blätter des Baumes, der Mond näherte ſich dem Gipfel des Monte Baldo, und Klara war eben im Begriff, auf ein Stündchen das Lager zu ſuchen, da tönte ein leiſes Flüſtern außerhalb des Landungspförtchens, und bald zeigte ſich dieſſeits deſſelben der Schnabel eines Kahns, welcher fünf oder ſechs Perſonen trug. Deutlich ſah Klara, wie eine derſelben den Kahn mittelſt eines kurzen Taues an dem Stamme des Baumes befeſtigte, und Alle näherten ſich ſodann ſchweigend der nach der Terraſſe führenden Hinterthür des Hauſes. Eine Perſon, in welcher Klara den Cameriere zu erkennen glaubte, öffnete die Thüre, flüſterte leiſe mit den Ankommenden einige Worte, und Alle verſchwanden im Eingange des Gebäudes. Eine gewaltige Angſt erfaßte das Mädchen; — ſie allein zu tragen, war Klaren unmöglich; raſch eilte ſie an Juliens Lager, und theilte der Erwachenden das Geſehene mit.

Du ſiehſt doch auch beſtändig Geſpenſter! ſprach die Freundin, indem ſie, noch taumelnd vom Jugendſchlaf, mit Klara zum Fenſter trat. Es wäre gar kein Wunder, wenn du in der Dunkelheit den Fra Diavolo, oder ſonſt einen berühmten Räuberhauptmann, der, uns zu rauben, zu Schiffe angekommen wäre, gleich an der Phyſiognomie erkannt hätteſt!

Es werden, ſprach die Gräfin, welche in halbem Schlummer das Geſpräch der Mädchen angehört hatte, unſere Schiffer geweſen ſein, die hier im Wirthshauſe den Tag erwarten wollen.

Leiſe Tritte mehrerer Menſchen in dem Vorſaale ſchienen indeß die Muthmaßung der Gräfin zu widerlegen, und eben als die Damen ihre Aufmerkſamkeit darauf richteten, öffnete ſich die Thür. Fünf Männer von wildem Anſehn, deren einer den Cameriere am Arme feſthielt, traten in das Zimmer. Sämmtliche Eintretende waren mit kurzen, braunen Jacken und dergleichen Unterkleidern angethan. Die Bruſt und der Hals waren bloß. Auf dem Kopfe trugen die Männer breitkrämpige Hüte, welche größtentheils die Züge des finſtern Angeſichts beſchatteten, und Alle glichen ſo im Allgemeinen den Schiffern des Gardaſees. Vielleicht würden die Damen die fremden Männer auch für die, zur Fahrt beſtellten Barcaroli gehalten haben, wenn nicht ihr trotziges Anſehn, vor Allem aber eine ſogenannte Tromba (ein Gewehr mit kurzem Laufe und weiter Mündung), welche einer der Fremden in der Hand hielt, und die Stilette, die in den Händen der Andern blinkten, dieſer Meinung widerſprochen hätten.

Welche von Ihnen, ſprach einer der Männer, indem er mit widriger Freundlichkeit ſich den Damen näherte, iſt Signora Klara?

Ich bin es! ſprach Julie, muthvoll vortretend, während Klara geiſterbleich auf einen Stuhl ſank.

Sie iſt es nicht, Anſelmo! ſprach einer der Männer im venetianiſchen Dialekt. Bedenke nur: ſchlank, dunkles Haar, blaſſes Geſicht!

So werden Beide uns begleiten müſſen! entgegnete der erſte; darum, meine Damen, machen Sie ich zur Abreiſe fertig; aber ſchnell und ſtill, wenn Ihnen Ihr Leben lieb iſt.

Um Gottes willen! rief die Gräſin; nehmt Al- es, Alles, was wir haben, nur laßt mir meine Kinder!

Es wird dieſen nichts geſchehen! entgegnete der Fremde. Wir ſind gedungen, Signora Klara ihrem Verlobten zuzuführen; die andre Dame kehrt in we- ig Augenblicken dann zurück, ſobald es nur ent- hieden, welches die Rechte iſt.

Nimmer! ſchrie Klara, ganz außer ſich; lieber todt!

Sie müſſen, Signora! ſprach der Räuber mit feſtem Tone. Fort jetzt! hier gilt kein Zaudern!

Mit einem entſetzlichen Geſchrei nach Hülfe klammerte ſich Klara an die Gräfin; aber der Fremde machte Anſtalt, Klara in die Arme zu faſſen, um ſie fortzutragen.

Schon im Anfange des entſtandenen Tumults hatte es Julien bedünken wollen, als höre ſie ein leiſes Geräuſch im Nebenzimmer; es ſchien, als mache Jemand den Verſuch, die Thüre zu eröffnen. Bald ward des Mädchens Ahnung zur Gewißheit. Mehrere Stöße, raſch aufeinanderfolgend und, wie es den Anſchein hatte, von der vereinten Anſtrengung verſchiedener Perſonen herrührend, ſprengten krachend die ſchwache Scheidewand; in wenig Augenblicken lag die Thüre in Trümmern.

Laßt die Dame los! rief mit Donnerſtimme ein junger Mann in Uniform, welcher, das geſpannte Piſtol in der Fauſt, hereinſtürzte, und dem ein Zweiter, in Civilkleidung, ebenfalls bewaffnet, folgte. Raſch flüchteten ſich die beiden andern Damen an die Seite ihrer Retter.

Möge der freundliche Leſer einige Augenblicke auf der Geſtalt der Fremden, die ihm im Verfolg der Geſchichte bekannter werden ſollen, verweilen. Der Erſte der Eintretenden war ein Mann von etwa dreißig Jahren, und von hohem, ſchlankem Wuchſe. Dunkle Locken umwallten ein Haupt, welches die Statue des Kriegsgottes nicht verunziert haben würde, und deſſen kriegeriſch edle Züge eine blutrothe, quer über die hohe Stirn herlaufende Narbe eher verſchönte, als entſtellte. Das roth emaillirte Ordenskreuz, welches auf der dunkelgrünen Uniform des Fremden ſchimmerte, ſprach für deſſen Militairverdienſte. Der Zweite der Hereinſtürzenden war ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, braunen Haares und von fröhlichen, doch geiſtreichen Zügen. Er ſtellte ſich dicht vor die Gruppe der geängſtigten Damen und richtete ſein Doppelpiſtol auf einen der Räuber, welcher Miene machte, näher zu treten, und der gleichfalls den Hahn der Tromba ſpannte.

Laßt die Dame los! rief nochmals der erſte Fremde; laßt ſie augenblicklich los, oder ich zerſchmettere Euch mit dieſem Schuſſe das Gehirn! Klara entwand ſich den ſie haltenden Armen.

Seid Ihr des Teufels, Signor Malapiero? rief der Räuber. Wer, als Ihr, befahl uns denn, ſie zu entführen?

Kerl, biſt du raſend? rief der Fremde.

Corpo di bacco! ſchrie der Räuber. Habt Ihr uns vierzig Zecchinen nicht verſprochen? Aber ich merke ſchon, mein feiner Signor Capitano! Ihr wollt Euch, da Euch der Handel reut und die Gelegenheit ſo leicht ſcheint, die vierzig Zecchinen nun ſelbſt verdienen! Cospetto! — Seht einmal! — Nein, daraus wird nichts! es bleibt, wie es beſchloſſen!

Unbegreiflich! ſprach der Fremde mit ſichtlichem Erſtaunen. Alſo, ſetzte er nach einem augenblicklichen Beſinnen raſch hinzu, wenn Ihr die vierzig Zecchinen baar erhaltet, laßt Ihr die Damen frei und packt Euch fort?

Alles, wie abgeredet! entgegnete der Räuber. Die Zecchinen unſer, die Dame Euer.

In dieſer Börſe ſind mehr als vierzig! rief der Fremde, eine ſolche dem Räuber zuſchleudernd. Nun aber haltet Wort!

Santa Madonna del Lago! verſetzte der Freibeuter; wer wollte daran zweifeln. Ehrlich gehandelt, ehrlich bezahlt! vierzig Zecchinen! nicht einer mehr, nicht einer minder! Hier, Signor! ſprach er nach einer Weile, in welcher er das Geld raſch durchgezählt; hier nehmt den leeren Beutel Euch zurück, und fünf Zecchinen, die darüber ſind; wollt Ihr aber einen derſelben, als **bona mancia**, meinen Kameraden noch extra überlaſſen, ſo wird derſelbe Euch, bei ähnlichen Gelegenheiten, die, wie es ſcheint, Euch geläufig geworden ſind, nun eben keinen Schaden thun.

Hier nehmt! rief der Fremde, den Reſt der Zecchinen einem der Räuber in den Hut werfend. Nehmt! aber nun fort!

Santa Madonna! Seid doch nicht ſo unhöflich, uns die Thür zu weiſen! erwiederte der Räuber; wir gehn ja ſchon! Noch eins indeſſen, Signor Malapiero! Sollten die Damen etwa ein wenig erſchrocken ſein: dicht nebenan wohnt der beſte Chirurgus und Aderlaſſer weit und breit; ein ſeelensguter und höchſt geſchickter Kerl, ein Spezial von mir aus früherer Zeit.

Schon gut, ſchon gut! rief ungeduldig der Fremde aus.

Nun dann! a **Dio**! ſprach der Räuber. Auf Wiederſehn, und nichts für übel!

Der Trupp verließ das Zimmer, leiſe, wie er gekommen war.

Der Vorgang, den wir ſo eben geſchildert haben, begab ſich in einem faſt noch kürzern Zeitraum, als der iſt, deſſen der Leſer bedarf, um ſich mit ihm bekannt zu machen. Die Bilder dieſer Scene wechſelten ſo ſchnell, daß das Ganze den dabei betheiligten Perſonen ſelbſt faſt wie ein Traum erſchien. Julie und die Gräfin ſtarrten nach der Thür, als fürchteten ſie jeden Augenblick, die Räuber wiederkehren zu ſehn; am meiſten aber ſchien Klara angegriffen. Mit Todtenbläſſe im Geſicht und einem Blick, welcher eine Verſtandeszerrüttung fürchten ließ, hatte ſie das Auge fortwährend auf den Fremden geheftet; dann mit dem Ausruf: O es iſt entſetzlich! warf ſie ſich auf einen Stuhl, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, und ihre Thränen floſſen unaufhaltſam.

Freundlich trat der Fremde an Klara's Seite, und während ſein Gefährte die Gräfin und Julien zu tröſten ſuchte, ſprach er mit ſanfter Stimme: Beruhigen Sie ſich, mein Fräulein, die Gefahr iſt jetzt vorüber, und für den übrigen Theil der Nacht wollen wir Sicherheitsmaßregeln nehmen.

Fürchterlich! fürchterlich! rief Klara, indem ſie aufſprang und händeringend ſich an die Seite Juliens flüchtete. Und Sie, Entſetzlicher, rief ſie, denken noch, dies Schandſpiel fortzuſetzen, nachdem der Mund des Räubers Sie entlarvte?

Ich habe, ſprach der Fremde, mit einem verwunderungsvollen Blicke auf ſeinen Gefährten, und einem andern auf die Gräfin, den Kerl vorhin nur halb verſtanden; irre ich nicht, ſo gab er mir einen Anſchlag zur Entführung des Fräuleins ſchuld; indeſſen bin ich nicht im Stande, mir irgend einen Grund zu dieſem tollen Vorgeben zu denken.

Und Sie läugnen es noch? rief Klara mit Heftigkeit. Oder verläugnen Sie auch Ihren Namen und unſer früheres Verhältniß?

Weder ich, noch hier mein Freund, entgegnete der Fremde ſtolz, hatten jemals Urſache, unſern Namen zu verläugnen. Ich bin der Ritter Malapiero, ehemals Hauptmann in der ruſſiſchen Garde, und dies iſt der Baron von Wachenſtein, Güterbeſitzer aus Kurland. Sie, mein Fräulin, aber ſehe ich heute zum erſtenmale in meinem Leben.

Läugnen Sie, Elender, rief Klara heftig, läugnen Sie immer, daß Sie mich elend machten, daß Sie Hippolyta und Ihr Kind verließen, daß Sie daran dachten, heute ein neues Verbrechen zu begehen; aber ein ſtarker Arm, ein Arm, welcher die Unſchuld ſchützt, wird endlich Sie doch ereilen!

Die Gemüthsbewegung Klarens war zu heftig, als daß ſie nicht eben ſo hätte auf ihren Körper wirken ſollen. Halb bewußtlos ſank das Mädchen auf einen Stuhl zu des Bettes Häupten und verhüllte das Geſicht in die Kiſſen.

Ich entferne mich, Madame! ſprach der Fremde, ehrfurchtsvoll zur Gräfin gewendet. Das Gemüth des Fräuleins iſt ſo ergriffen, daß die Folgen des Schreckens ſich, was Gott verhüte! mit einer Zerrüttung des Geiſtes enden könnten. Das Ziel Ihrer Reiſe iſt vor der Hand, wie ich heute Abend hörte, Venedig. Erlauben Sie, daß ich mich dort bei Ihnen melde, um jene Aufklärungen zu geben und zu empfangen, welche wir Alle wünſchen, ich aber meiner Ehre wegen durchaus verlangen muß.

Die Gräfin war betäubt, kaum war ſie eines Wortes mächtig; endlich ſuchte ſie ſich zu faſſen.

Ich halte mich überzeugt, ſprach ſie mit würdevollem Tone, daß alle die Räthſel dieſer Nacht ſich auf das ehrenvollſte für unſre Retter löſen und uns Gelegenheit verſchaffen werden, für eine Edelthat zu danken.

Beide Fremde verbeugten ſich tief und entfernten ſich ſodann.

Klara war von den Begebenheiten dieſer Nacht ſo furchtbar ergriffen, ſo durchaus erſchüttert, daß weder Julie noch die Gräfin ihre Meinung, daß

Klara ſich in der Perſon des Fremden geirrt haben müſſe, laut zu äußern wagten. An Schlaf war dieſe Nacht nicht mehr zu denken; ohnehin erſchien der alte Kammerdiener mit der Meldung, daß die Schiffer zu Abholung des Gepäckes ſo eben angekommen wären und dringend auf der Abreiſe beſtänden, indem ſie noch vor Tagesanbruch das Vorgebirge von Ponale zu umrudern, dann aber, ſobald ſich der Morgenwind erheben würde, von allen Segeln Gebrauch zu machen dächten; die beiden Fremden, ſetzte er noch hinzu, hätten gleichfalls ſich ſo eben eingeſchifft.

Nicht wenig erſtaunte der alte Diener, als er aus dem Munde ſeiner Herrſchaft die Begebenheiten dieſer Nacht erfuhr. Dringend beſtand er auf der Verhaftung des Cameriere, welcher augenſcheinlich, wie er meinte, mit den Räubern im Einverſtändniß ſei. Auf die Vorſtellung der Gräfin, daß ſich dieſes, und zwar in dieſem abgelegenen Winkel der Lombardei am wenigſten, erweiſen laſſe, und jede Unterſuchung nur einen verlängerten Aufenthalt an dieſem Orte zur Folge haben würde, beruhigte ſich der Alte, indem er das Herz durch einige Kernſprüche, gegen die Welſchen gerichtet, zu erleichtern ſuchte.

Noch herrſchte Dämmerung, als unſere Reiſenden auf einem mit vier Ruderern bemannten einmaſtigen Schiffe, in deſſen Mitte ein auf vier Pfählen ruhender, mit Brettern zum Schutz gegen die Sonne bedeckter Pavillon in aller Eil, wie dies auf den Schiffen des Gardaſees gewöhnlich, errichtet worden war, das Vorgebirge von Ponale umfuhren; jetzt aber vergoldete die hinter den tiroler Schneegebirgen aufgehende Sonne die Häupter jener mit ewigem Eiſe bedeckten Bergesrieſen, und es entfaltete ſich vor den Augen unſerer Reiſenden ein Schauſpiel, welches nur ſelten auf europäiſchem Boden ſeines Gleichen findet. Vor den Blicken der Frauen öffnete ſich der gegen zehn deutſche Meilen lange, faſt eine und eine halbe Meile breite See. Das Auge erreichte nicht deſſen Ende; die Waſſerlinie ſchnitt ſcharf am Horizonte ab. Die Farbe der Gewäſſer unterſchied ſich auffallend von allen, welche die Reiſenden noch bis dahin geſehn. Es war nicht das Stahlgrau der nordiſchen Gewäſſer, nicht das Hellgrün der Schweizerſeen, es war ein tiefes Himmelblau, welches dem Auge um ſo einziger erſchien, wenn die ſo eben aufgehende Sonne den Rand der leichten Wellen mit einem goldnen Saume zierte. Hohe Gebirgsmaſſen begränzten rechts und links den See, und unter dieſen ragte das über achttauſend

Fuß erhabene Schneehaupt des Monte Baldo hoch empor. Wie Silberfaden glänzend, ſtürzten Waſſerbächlein ſich über ſchroffe, nur hier und da mit niederem Grün bewachſene Felſen in die Fluth. Da, wo das nackte Geſtein nicht jeden Anbau verſpottete, wo ſanft abdachend der Fuß der Berge ſich in der Fluth verlor, da ſtrahlten Anbau, ſelbſt Werke der Kunſt, im innigen Vereine mit der entzückenden Natur. In der Mitte von Hunderten terraſſenförmig gelegener Citronengärten, in welchen eine Unzahl goldener Aepfel weithin leuchtete, lagen freundliche Dörfer, deren weiße Häuſerreihen in langen Linien ſich längs der Abhänge der Berge zogen. Herrliche Villen mit bedeckten Bogengängen, deren Säulen der See benetzte, lagen, von majeſtätiſchen Cypreſſen überragt, am Seeufer; der weiße Anſtrich derſelben, vereinigt mit dem Grün der zahlloſen Fenſterjalouſien, lieh dem Ganzen ein Bild von Nettigkeit, dem manchmal das Innere deſſelben nicht entſpricht. Die Zwiſchenräume, welche zu dem Anbau der Citronenpflanzungen nicht paſſend ſchienen, vorzüglich aber das linke Ufer, überzogen Olivenwälder, deren fahles Grün geeignet war, das glänzende Saftgrün jener noch mehr zu heben. Die Höhe der Gebirge deckte, wie die friauler Alpen überall, ein niedriges Geſträuch, und auf dem höchſten der Berge zur rechten Hand ſtrahlte ein kleines Kirchlein, der Madonna del Lago von frommer Hand geweiht, als wie ein Schneeglöckchen durch den Morgenduft.

Während die Barcaroli das Schifflein dicht am Fuße der Citronenpflanzungen des Dörfchens Liamone vorübergleiten ließen, entſpann ſich am Bord desſelben zwiſchen unſern Reiſenden ein lebhaftes Geſpräch über das Abenteuer der letzten Nacht.

Sage mir nur, ſprach Julie im Laufe desſelben zu ihrer Freundin, ſage mir nur, Klara, ob du jetzt, bei ruhigem Bewußtſein, noch immer der Ueberzeugung biſt, daß jener Fremde dein ehemaliger Verlobter war?

Kann es noch Zweifel geben, entgegnete Klara, nachdem er ſelbſt ſeinen Namen uns genannt? Wem, als Antonio, wäre auch die Entwerfung eines Anſchlags zuzutrauen, als deſſen Urheber ihn einer der Räuber in ſeiner Gegenwart bezeichnete?

Und ſein Benehmen bei der Sache, ſprach die Gräfin, ſein Benehmen, durch welches er den, ohne ſeine Dazwiſchenkunft bereits gelungenen Plan zerſtörte! ſein unverſtelltes Erſtaunen bei der Beſchuldigung des Räubers! die zuverſichtliche Erklärung, daß er Sie nie geſehen! wie wollen Sie alles dieſes ſich erklären?

Und, theure Mutter, ſetzte Julie noch hinzu, bemerkten Sie wohl, wie ſein Auge flammte, als er um die Erlaubniß bat, ſich in Venedig Aufklärungen holen zu dürfen, welche, wie er meinte, ſeiner Ehre wegen durchaus nothwendig ſeien?

Nein! Nein! rief Klara; es war Antonio! Nannte er nicht ſeinen Namen? So entſetzlich mir auch der Gedanke an dieſes Zuſammentreffen iſt, ſo kann er mich dennoch nicht ſo furchtbar ängſtigen, als jener, daß ich mich in der Perſon geirrt! Ich müßte vor Scham vergehen! Wäre er nicht Antonio, ſo könnte er mich nur für eine Wahnſinnige halten!

Er würde, erwiederte die Gräfin, es mit Ihrer Angſt, der Aufregung Ihrer Phantaſie entſchuldigen. Aufrichtig geſprochen, liebe Freundin, ich bin der Ueberzeugung, Sie haben ſich geirrt. Die Gleichheit des Namens beweiſet hier nichts. Der Name Malapiero kommt häufig in der Geſchichte Venedigs vor, und ehemals war dies Geſchlecht ſehr zahlreich. Die Beſchuldigung, welche der Räuber ſich erlaubte, war vielleicht eine im Drange des Augenblicks und darum wohl eben ſo ſchlecht erſonnene Liſt, durch die er gegen unſere Retter Verdacht erregen wollte.

Und dieſe Gleichheit der Geſtalt? ſprach Klara; die Züge, die Narbe auf der Stirn?

Wie war, frug Julie raſch, bei deinem Verlobten die Geſtalt der letztern?

Ueber dem rechten Auge, antwortete Klara ſichtlich betroffen, zog ſie ſich aufwärts, und verlor ſich in den Locken.

Siehſt du! rief die Freundin triumphirend; und bei dem Fremden — ich ſah es deutlich — zog ſie ſich quer über die Stirn!

In der That, entgegnete die Gräfin, dies war der Fall; ich beſinne mich ganz deutlich.

Und dennoch, erwiederte Klara lebhaft, giebt es noch einen Umſtand, welcher mehr, als Alles, beweiſet, daß jene Bande auf Antonio's Befehl gehandelt. Wußte der Räuber nicht meinen Namen? ſagte er nicht ausdrücklich, und ehe der Fremde eintraf, daß er gedungen ſei, mich abzuholen?

Allerdings, entgegnete die Gräfin, ſpricht dies dafür, doch das beweiſet es nicht, daß jener Fremde und Antonio nur eine und die nämliche Perſon ſind, und dieſes iſt es nur, welchem ich widerſpreche.

Möge niemals, rief Klara mit gefaltnen Händen, dieſes Geheimniß ſich enthüllen!

Ich kann nicht Ihrer Meinung ſein! entgegnete die Gräfin; ich erwarte vielmehr von deſſen Erklärung etwas Gutes, Beruhigendes für Sie, obwohl die Ahnung, welche dieſerhalb mir vorſchwebt, ſich meinem Geiſte zu keinem feſten Bilde noch geſtalten will.

Auch muß der Fremde, ſprach Julie, das Geld, womit er die Befreiung uns erkaufte, zurückerhalten, und wir wollen ſchon deshalb uns bemühen, ihn aufzufinden.

Natürlich! erwiederte die Gräfin. Es iſt dies eine Pflicht, welche ich im Drange des Augenblicks zu erfüllen vergeſſen habe, und wegen deren Unterlaſſung ich mir jetzt ſchon Vorwürfe machen muß.

Die Schiffer wendeten nun das Fahrzeug, um gegen die linke Seite des Sees nach dem Vorgebirge von San Vigilio zu ſteuern. Dort, meinten ſie, ſei der ſchönſte Punkt am ganzen Lago di Garda. Von dort aus könne man den See nach allen Richtungen, vorzüglich aber die reizende Halbinſel von Sermione mit den Ruinen des Landhauſes Catulls genau in allen Richtungen überblicken; auch ſei es nicht zu verachten, daß man daſelbſt verſchiedene Erfriſchungen erhalten könne, und endlich, wenn man von da, an der Grotta di Catullo vorüber, nach Deſenzano ſteuere, habe man die ſchönſte Anſicht des alten, ſtattlichen Garda.

Gern ſchlugen die Damen einen Weg ein, der, wie die Barcaroli verſicherten, gewöhnlich von allen Reiſenden genommen würde, und in weniger als einer Stunde Zeit bog das Schifflein um jene Landſpitze, welche ſchroff wie eine Mauer ſich aus dem See erhebt. Dicht am Rande des gegen vierzig Fuß über dem Waſſer erhabenen Plateaus lag eine einfache Villa, deren gegen den See gerichtete Seite eine Arkadenreihe zierte, die, der Behauptung der Schiffer zufolge, der vortheilhafteſte Standpunkt für den Beſchauenden war: dorthin, meinten ſie, könne man ſich aus dem am weiterhin ſich verflachenden Ufer gelegenen Häuschen allerhand Erfriſchungen bringen laſſen, indem der Eigenthümer jener Villa, der in Venedig lebende Nobile Ziani, den Fremden dies gern erlaube.

Ja, theure Mutter, dort wollen wir hin! rief Julie; dort muß es herrlich ſein. Sieh nur die thurmhohen Cypreſſen, welche den Garten des Landhauſes zieren, und irre ich nicht, ſo iſt die kleinere grüne Pyramide, dort an der Mauer, ein Lorbeerbaum!

Langſam ſchwamm das Fahrzeug nach der Gegend eines am immer flacher werdenden Ufer gelegenen Häuschens hin, vor deſſen Thüre ein Schwarm halbnackter, ſchwarzbrauner Kinder munter umherſprang. Die Stacheln der Agave americana, welche am felſigen Ufer häufig zwiſchen den Klippen wucherte, hinderte die älteren Knaben nicht, einige hervorragende Blöcke zu erklimmen, um den Reiſenden von dort aus ein Willkommen zuzurufen.

Auch die übrigen Bewohner der Hütte eilten herbei. Milch, dunkelrother Landwein, geſalzene Oliven und einige Früchte war Alles, was ſie den Ankommenden darzubieten hatten. Nur die erſte und einige der letztern wurden angenommen, und die Trägerin derſelben nach den Arkaden des Landhauſes beſchieden.

Euer Gnaden treffen Geſellſchaft dort! hob die Hausfrau, ein munteres Weibchen, mit einem Bronzeköpfchen und rabenſchwarzen Zöpfen, an. Ich bin ſo eben im Begriff, mit einigen Erfriſchungen für zwei Herren, welche vor einer Stunde angekommen, dahin zu gehen, und will, wenn Euer Gnaden es erlauben, Sie durch den Garten führen.

Rüſtig ſchritt die Lombardin den Damen damit voran. Sie traten in einen Garten, deſſen Verwilderung die Abweſenheit des Hausherrn nur allzuſehr verrieth; doch ſpottete der üppige Wuchs des Oelbaums, des Lorbeers, der himmelanſtrebenden Cypreſſe der ihn ſo augenſcheinlich vernachläſſigenden Menſchenhand.

Wie ein fröhliches Kind flog Julie von einem der fremden Bäume zu dem andern. Bei jedem derſelben hatte ſie etwas zu bemerken; man ſah es deutlich, daß ſie zum erſtenmale im Schatten jener Vegetation des Südens wandelte, die ſie bis jetzt nur in verkrüppelten Geſtalten in dem Dunkel unſerer Glashäuſer erblickte. Alles, Alles war ihr ſo neu, und dennoch wieder ſo bekannt! Jetzt aber fiel des Mädchens Auge auf eine Rieſenpflanze, welche es bis dahin noch nie geſehn. Ein Stengel von funfzehn Fuß Höhe erhob ſich in die Luft; ihn zierten in ſymmetriſchen Zwiſchenräumen achtundzwanzig Zweige, welche, aufwärts gebogen, mit ſchwefelgelben, im Halbkreis ſtehenden, röhrenförmigen Blumen prangten und ſo dem Ganzen das Anſehn eines rieſengroßen Kronleuchters liehen.

Sieh nur, Mutter! rief Julie jubelnd. Sieh das herrliche Gewächs!

Es iſt die ſeltene Blüthe der Agave americana, ſprach die Gräfin. Auch hier zu Lande blüht dieſe Aloe nicht oft.

Lange ſtanden die Reiſenden verſunken in das Anſchauen des Prachtgewächſes, bis endlich ihre Begleiterin bemerkte, daß die beiden unter den Arkaden befindlichen Fremden die Anlangung des beſtellten Rothweins erwarten würden, und deshalb ſie den Damen vorauszueilen genöthigt ſei. Langſam folgten die Frauen ihrer behenden Führerin; ſie ſchritten durch die Thüre des Landhauſes, deſſen kühle Hallen ſie bei der Tageshitze ungemein erquicklich fanden, und betraten endlich die Thüre, welche ſich nach dem Bogengange öffnete. Wie feſt gezaubert ſtanden die Frauen bei der Ausſicht, die ſich ihren Blicken darbot. Der dunkelblaue, mit goldigem Sonnenſtrahl erglänzende See, auf welchem weiße Segel in allen Richtungen ſich kreuzten, im Vordergrunde; zur Linken auf der reizenden Halbinſel die mächtigen römiſchen Ruinen, von dem Caſtell von Sermione überragt; in weiter Ferne, faſt im Duft verſchwimmend, das ſtattliche Salo; alles, alles dieſes bannte die Blicke der Reiſenden ſo feſt, nahm ihre Aufmerkſamkeit ſo ganz in Anſpruch, daß alle drei ſichtlich zuſammenfuhren, als eine männliche, doch ſanfte Stimme, dicht an Klara's Seite die Worte ſprach: Würden Sie auch jetzt, mein Fräulein, die Beſchuldigung von voriger Nacht noch wiederholen? und jener Fremde vor ihr ſtand.

Sprachlos richtete Klara ihre Blicke auf das würdevolle Antlitz des ſchönen Mannes, welcher ruhig lächelnd ihr gegenüberſtand. Verbindlich näherte ſich auch der Gefährte des Fremden der Gräfin und ihrer Tochter, und indem er ſich erkundigte: ob der Schreck des nächtlichen Auftritts auch ohne üble Folgen für die Geſundheit der Damen vorübergegangen ſei, woran er bei dem ſo heftig aufgeregten Gemüthe ihrer jungen Freundin beinahe gezweifelt habe, ſetzte er lächelnd noch hinzu, daß Letztere nun bei hellem Tageslichte und ruhigerer Seelenſtimmung wohl die Beſchuldigung einer Unthat zurücknehmen werde, welche zu begehen ſein Freund unter allen Menſchen am wenigſten im Stande ſei.

Wirklich erſchien Klara's Antlitz in dieſem Augenblicke bis an die ſchöne Stirn mit fliegender Röthe überzogen.

Sie werden, mein Herr, ſprach ſie in ſchamhafter Verwirrung, der Meinung ſein, in Riva eine Wahnſinnige aus Räuberhand gerettet zu haben, wenn mich ein unerhörtes Zuſammentreffen von Umſtänden und eine Aehnlichkeit, wie ſie ſonſt meinen Augen noch nie erſchien, bei Ihnen nicht entſchuldigt.

Sagte ich nicht gleich, du habeſt dich geirrt? rief Julie jubelnd. Die Herren ſahen mir gar nicht wie Raubgenoſſen aus.

Und dennoch, entgegnete Klara, würden Sie mich für gänzlich entſchuldigt halten, wenn der Mann, welcher dieſem Herrn ſo auffallend gleicht, ja ſelbſt denſelben Namen führt, hier vor uns ſtünde.

Er führt meinen Namen? rief der Fremde heftig; hörſt du, Wilhelm! fuhr er zu ſeinem Freunde gewendet fort; hörſt du? Es iſt wieder mein fürchterliches Ebenbild!

Unter dieſen Umſtänden allerdings; entgegnete der Baron ſchmerzhaft bewegt. Vielleicht aber, fuhr er fort, erlauben uns die Damen, einige Stunden in ihrer Geſellſchaft zuzubringen, in welchen ſich Zeit zu Erörterungen finden ließe, die doch endlich für dich einige Aufklärungen hoffen laſſen könnten.

Die Geſellſchaft nahm nun an einem Tiſche Platz, an welchem, wie es ſchien, bis dahin die Fremden geſeſſen hatten. Lebhaft bewegte ſich das Geſpräch in franzöſiſcher Sprache, derſelben, in welcher es bis dahin geführt ward, fort. Klara erzählte ihre, uns ſchon früher bekannt gewordene Geſchichte in wenig Worten, und ſo eingekleidet, wie die Delikateſſe, einem fremden Manne gegenüber, es verlangte. Sie machte tiefen Eindruck auf den Fremden. Mit ſichtlichem Abſcheu hörte er die Schilderung des Benehmens von Klara's Verlobtem, mit augenſcheinlicher Theilnahme die Erzählung von Hippolita's Unglück.

Alſo wirklich! rief er; der Name Malapiero, einſt hochgeachtet in dem Gebiete der Republik, dieſer Name, welchen Dogen trugen, der zugleich genannt ward mit den gefeierten der Dandolo, Ziani, Contarini, der Name, den ich mein Lebelang vor jedem Flecken zu bewahren ſuchte, wird überall mit Schande nur genannt!

Schon während Klara ihre Geſchichte den beiden Fremden mittheilte, war, unbemerkt von dem lebhaft erzählenden Mädchen und den mit Theilnahme zuhörenden Männern, ein Unbekannter in die Thüre des Corridors getreten, und obgleich er ſeine Blicke in der Gegend ſchweifen ließ, ſo warf er doch von Zeit zu Zeit einen derſelben auf die unweit von ihm befindliche Geſellſchaft. Der Unbekannte war ein Mann von Greiſenalter. Nur wenige dünne, ſchlichte Locken deckten das größtentheils kahle Haupt. Dicke, buſchige Augenbrauen ſchirmten die dunkeln Augen, welche ſich, trotz dem Alter des ungefähr ſiebzigjährigen Greiſes, durch eine ungemeine Lebhaftigkeit auszeichneten. Das Antlitz des Alten hatte etwas beſonders Ehrwürdiges; doch fand ſich in demſelben ein gewiſſer Zug von Stolz, welcher ſonderbar von der überaus einfachen, faſt ärmlichen Kleidung des Mannes abſtach.

Mit leichtem Kopfneigen begrüßte er im Vorbeigehn die Geſellſchaft und winkte ſchweigend der mit einem runden Tiſchchen herbeieilenden Aufwärterin, daſſelbe dicht an die Brüſtung des Corridors zu ſetzen. Hier nahm er Platz, und nachdem er einen Trunk aus einem herbeigebrachten Glaſe Milch gethan, begann er eifrig in einem aus der Taſche gezogenen Zeitungsblatte zu leſen. Da die Unterhaltung der Geſellſchaft, wie ſchon bemerkt, in franzöſiſcher Sprache geführt wurde, das Aeußere des Alten aber auf einen Mann aus den mittlern Bürgerklaſſen deutete, und nicht vorauszuſetzen war, daß ſolcher einer andern Sprache als der ſeines Vaterlandes kundig ſein könnte, ſo veranlaßte die Gegenwart des Letztern auch keine Unterbrechung des begonnenen Geſprächs.

Es iſt ſo ſonderbar, als unbegreiflich, begann Malapiero nach einer Pauſe, daß ein feindſeliges Weſen, welches wie ein Dämon der Unterwelt auf allen meinen Pfaden wandelt, welches, wie ich auch ſo eben durch Ihren Mund beſtätigt höre, mir bis zur Täuſchung gleichen ſoll, daß, ſage ich, dieſes gleichfalls ſo verderbend in Ihr Leben tritt. Wie furchtbar aber die Exiſtenz meines entſetzlichen Ebenbildes ſchon auf das meinige eingewirkt, dies können

Sie nur dann ermeſſen, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen meine Geſchichte mitzutheilen. Mein Vater, der Nobile Malapiero, war während ſeiner letzten Lebensjahre Gouverneur von Padua. Ohnehin nicht allzureichlich von der Republik beſoldet, zehrte der Aufwand, welchen ſeine Stelle von ihm erheiſchte, ſein weniges Vermögen auf; er ſtarb, und ſeiner Witwe, zwei Monate nach ſeinem Tode von Zwillingen entbunden, blieb nichts übrig, als armſelige Trümmer eines ſchon früher nicht bedeutenden eignen Vermögens. Nur vier Jahre genoſſen die Zwillingsbrüder, von welchen ich einer bin, der Mutterpflege: Krankheit und früher Gram tödteten die Mutter; uns trennte das Schickſal, und wie es ſcheint für immer. Meinen Bruder nahm eine in Neapel lebende Verwandte zu ſich, mich ein Oheim, der als Geſandter der Republik am franzöſiſchen Hofe lebende Ritter Malapiero. Ich wurde nun in Paris erzogen, und, Dank ſei es meinem Oheim! er verweichlichte mich nicht. Meine Neigung zur Waffenlaufbahn ward von ihm gebilligt; er ſuchte mich zum Krieger auszubilden. So erreichte ich mein vierzehntes Jahr. Damals ward mein Oheim aus Frankreich abgerufen und an den ruſſiſchen Hof in gleichen Aufträgen geſendet. Ich machte dieſe Reiſe mit und ſetzte in Petersburg meine Studien fort. Am Hofe, durch meinen Oheim vorgeſtellt, ſah mich die Kaiſerin verſchiedene Male; ſie richtete dann und wann ein Wort an mich; und wahrſcheinlich mehr, um meinem Oheim eine Gnade zu erweiſen, als weil die Antworten des Knaben ihr gefielen, erſuchte ſie den Erſtern, ihr meine fernere Ausbildung zu überlaſſen. Was Katharina für meine Erziehung that, war ihrer wahrhaft kaiſerlichen Geſinnungen würdig, und ewig werde ich ihr dankbar ſein. Zum Jüngling herangereift, focht ich in dem eben ausgebrochenen Kriege gegen die Pforte als Offizier der Linientruppen, und bei den Siegen am Pruth und Kagul fand ich Gelegenheit, meinen Verpflichtungen gegen die kaiſerliche Wohlthäterin genugzuthun. Aus Paris, wohin mein Oheim aufs Neue zurückgekehrt, erhielt ich manchmal, doch nur ſelten, Nachricht. Er ſchrieb mir, daß mein Bruder ſich bei ihm befände. Er lobte ſeine Kenntniſſe, meinte, daß, trotz eines auffallenden Muttermales an ſeiner Stirn, derſelbe für einen der ſchönſten jungen Männer der Hauptſtadt gelte; doch wollte er weniger günſtig von ſeinen Sitten ſprechen. Die ſpätern Briefe des Oheims enthielten ſtets ſtärkere Klagen über das Betragen ſeines Neffen, und — wer ſchildert meinen

Schmerz, als einer derſelben mir mittheilte, daß mein Bruder, mit Hinterlaſſung ungeheurer Schulden, ſich heimlich nach Amerika eingeſchifft, bedeutende Summen auf des Oheims Namen ſich zu verſchaffen gewußt, ſeit Kurzem aber ſich das Gerücht verbreitet habe, es ſei mein Bruder, bald nach ſeiner Ankunft in Neuyork, geſtorben.

Der Friede von Kainardſchi erlaubte mir, nach Paris zu reiſen; ich ſah dort meinen Oheim zum letzten Mal und fand den Greis ſehr angegriffen. Der Kummer über meinen Bruder, die Verluſte, ſo er durch ihn erlitten, hatten ſeine ohnehin geſchwächte Geſundheit untergraben. Außerdem bejammerte er den Verluſt verſchiedener wichtiger Papiere, deren Verſchwinden, wie er ſagte, er ſich nicht erklären könne, und welche, wenn ſie in feindliche Hände fielen, ihm furchtbare Verantwortung, der Republik aber bedeutenden Schaden bringen könnten. Kaum war ich nach Petersburg zurückgekommen, als dort die Nachricht vom Tode meines Oheims eintraf. Seine Liebe war auch im Tode ſich gleich geblieben; er ernannte mich zum einzigen Erben ſeines Eigenthums. Da die Pachtzeit der mir zufallenden, nicht ſehr bedeutenden Güter, welche mein Oheim auf dem Feſtlande der Republik beſaß, noch nicht abgelaufen war, ich aber die Bewirthſchaftung derſelben ſelbſt übernehmen wollte, ſo benutzte ich die Zwiſchenzeit zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe durch Europa. Dies aber war der Zeitpunkt, in welchem eine Reihe räthſelhafter Ereigniſſe begann, welche ganz geeignet ſchienen, mich zur Verzweiflung zu bringen. Kaum hatte ich die ruſſiſche Gränze überſchritten — und hier mein Freund iſt Zeuge, daß dies, ſo lange ich in jenem Dienſt war, nie geſchah — kaum hatten die Gränze Polens wir erreicht, ſo war es, als ob irgend ein Dämon der Hölle in meiner Geſtalt auf meinen Pfaden vor mir wandle. In allen Hauptſtädten Europens, an Orten, in welche ich niemals einen Fuß geſetzt, überall hatte man mich geſehn, und immer in einem verdächtigen, häufig auch nichtswürdigen Verhältniß. Während ich am Pruth dem Türken, dem alten Erbfeinde der Republik, den in frühern Kämpfen ſo wohlbekannten Namen Malapiero mit blutigen Zügen auf die Stirn zu ſchreiben ſuchte, hatte man zu Madrid in einer Geſellſchaft falſcher Spieler mich geſehn. Ueberall war ich nur im Bereiche zweideutiger, oder gar verächtlicher Blicke. Nicht gewohnt, dergleichen zu vertragen, foderte ich Rechenſchaft, und alles dieſes ſtürzte mich in eine Fluth von Händeln, deren viele nur durch den Degen, andere aber durch die Bemühungen meines Freundes geſchlichtet wurden. Oftmals war ich auf dem Punkte, mein entſetzliches Ebenbild zu erreichen; nur wenige Tage ſpäter erſchien ich an dem Orte, wo es ſich gezeigt; ſchon glaubte ich es zu faſſen; da war es, als habe es der Boden eingeſchluckt: es war verſchwunden. So irre ich nun ſchon im zweiten Jahre, mein Bild verfolgend, ſtets bereit, es zu ergreifen, und ſtets verſchwindet es mir unter der Hand.

In wenig Wochen iſt die Zeit gekommen, in welcher ich die Verwaltung meiner Güter antreten ſoll; ich eilte mit meinem Freunde deshalb nach Wien und meldete mich bei dem Geſandten der Republik. Anfangs mit Kälte mir begegnend, ſchien er nach und nach theilnehmender zu werden; er frug mich: ob ich, der einmal das Gebiet der Republik für immer verlaſſen habe, nicht angemeßner handeln würde, mein in den Gränzen derſelben gelegenes Eigenthum zu veräußern, als jetzt erſt dahin zurückzukehren. Als ich mein Befremden über dieſe Frage nicht bergen konnte und ihm dabei erklärte: daß ich niemals auf die Eigenſchaft eines Unterthans der Republik verzichtet habe, erkundigte er ſich in einem ganz eigenthümlichen Tone: ob mir bekannt ſei, daß man im

Nachlaß meines Oheims mehrere, der Republik gehörige, wichtige Papiere, welche an einem andern Orte jetzt zum Vorſchein gekommen, vermißt? Ich antwortete der Wahrheit nach: daß mir der Verluſt derſelben aus dem Munde meines Oheims bei unſerer letzten Zuſammenkunft bereits kund geworden, daß indeſſen eine Beſchlagnahme des Nachlaſſes um ſo weniger zu erwarten, als mir derſelbe längſt ſchon vollſtändig ausgehändigt worden. Mit einem Blicke, in welchem ſich Erſtaunen und Bedauern ausſprach, nahm der Geſandte meine Erklärung auf, in der ich mich einen Unterthan der Republik Venedig nannte und darauf in dieſer Eigenſchaft den Eid der Treue leiſtete; dann gab er mir Päſſe.

Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als, in Roveredo angekommen, ich eine Depeſche des Inhalts vorfand: daß der Republik kund geworden, wie Korreſpondenzen, welche aus dem Nachlaſſe des Geſandten am franzöſiſchen Hofe verſchwunden und in den Händen einer andern Macht zum Vorſchein gekommen wären, der letztern von dem ehemaligen Hauptmann, dem Cavaliere Malapiero (alſo von mir), zum Kaufe angeboten worden, weshalb der Rath der Pregadi beſchloſſen habe, gegen den gedachten Malapiero gerichtlich zu verfahren. Dieſer Acte lag eine Citation bei, vermöge welcher ich, des Staatsverraths beſchuldigt, bei Todesſtrafe und Confiskation des Vermögens vor das Gericht der Zehner gefodert werde.

Um Gotteswillen! rief Klara. Vor dieſes fürchterliche Bluttribunal! Und Sie, Sie fliehen nicht ſogleich?

Warum ſollte ich fliehen? fragte Malapiero lächelnd. Ich habe ja nichts begangen, was ſtrafbar wäre.

Schon als Klara in ihrer Erzählung den Namen Malapiero nannte, ſchien der alte Unbekannte aufmerkſam zu werden; doch nahm er an ſeinem Tiſchchen Platz und begann, wie es ſchien, mit vieler Aufmerkſamkeit in ſeinem Zeitungsblatte zu leſen; als aber der Ritter das Wort ergriff, ſchien ſich die Theilnahme des Alten von Zeit zu Zeit zu ſteigern. Die Meinung, daß derſelbe der franzöſiſchen Sprache nicht kundig ſei, veranlaßte den Ritter aber, die Beachtung des Fremden hintenanzuſetzen, und die Geſellſchaft war um ſo mehr erſtaunt, als jener, raſch von ſeinem Sitze ſich erhebend, zu Malapiero trat und mit ſtechendem Blick und rauhem, mißtönigem Organ, doch ſehr geläufigem Franzöſiſch die Frage that:

Kennen Sie, Signor, den Rath der Zehner?

Wie ſollte ich nicht? entgegnete der Ritter. Ich ſtudirte fleißig die Geſchichte meines Vaterlandes.

Ich habe — ſprach der Alte mit funkelndem Blick — man hat — verbeſſerte er — Helden vor ſeinen Schranken erblaſſen ſehen. Firmen Advokaten, gewandten Leutchen, welche im Stande geweſen wären, Räubern und Mördern über das alte Sprüchlein: si fecisti, nega! Collegia zu leſen, blieb vor den Zehnern das Wort im Halſe ſtecken, und Leiſetreter, welche ſich rühmten, auf einer Meſſerſchneide wandeln zu können, hat man danebentreten ſehen, wenn ſie den ponte de sospiri überſchreiten ſollten.

Sie ſcheinen, ſprach der Baron, mit dem Verfahren des Tribunals genau bekannt.

S'iſt meine Liebhaberei ſo! entgegnete der Alte mit einem heiſern Lachen. Ich betrachte das Gericht der Zehner, wie die Handvoll Salz, welche die Vorſehung ins Meer warf, damit die Waſſermaſſe nicht faul werde; wie den ſtürmenden Nordoſt, welcher den Ocean aufrührt im tiefſten Grunde, und der dabei die Luft von Dünſten reinigt.

Allerdings, entgegnete Malapiero ruhig, iſt das Gericht der Zehner nützlich. Oft ſchon, wenn ich die Geſchichte der Republik durchdachte, beſchäftigte ich mich mit der Unterſuchung, ob nicht daſſelbe, was von dieſem Tribunale geleiſtet wird, in mildern, wenigſtens freiern Formen zu erreichen wäre, und immer mußte ich es verneinen, ſobald ich von dem Satze ausging, daß vor Allem die durch Jahrhunderte bewährte Form erhalten werden müſſe.

Während der Ritter ruhig dieſe ſeine Anſicht äußerte, ruhte das Auge des Alten mit einem Blicke auf ihm, welcher Herz und Nieren prüfen zu wollen ſchien.

Dieſe Anſicht, ſprach endlich der Unbekannte in langſamem, zögerndem Tone, dürfte ſich wahrſcheinlich ändern, ſobald Ihr Fuß die Seufzerbrücke überſchritten haben wird; angenommen nämlich, daß Sie unſchuldig verurtheilt worden wären.

Es iſt wohl möglich, erwiederte der Ritter, daß unverſchuldetes Unglück uns für einen Augenblick das freie, wohl überlegte Urtheil raubt; doch glaube ich nicht, daß ich deshalb für immer gegen eine ſonſt wohlbewährte, wenn auch ſchon unter harten Formen beſtehende Verfaſſung ungerecht werden könnte.

Wie Ihre Sache ſteht, fuhr nach einer Pauſe der Alte fort, iſt Ihre Verurtheilung faſt gewiß; ſchon um des Beiſpiels willen muß der Rath Sie verdammen; es ſei denn, daß Sie ſonnenklare Unſchuldsbeweiſe ſich verſchaffen könnten; darum wäre der Vorſchlag, den Ihnen das Fräulein machte, doch wohl noch etwas zu überlegen.

Wohin, entgegnete feurig Malapiero, ſollte ich fliehen, wo mich der ſtarke Arm der Republik nicht finden könnte? Floh etwa Carlo Zeno, als er verurtheilt wurde, und iſt das Blut der Malapiero weniger edel, als das ſeine? Sind die Richter, vor welche ich beſchieden bin, denn etwa Wüthriche und Tyrannen? ſind es nicht Greiſe, ergraut im Dienſte der Republik, geadelt durch Geſinnung und Geburt, und frei von Leidenſchaft? Sind dieſe Greiſe nicht die Enkel jener Foscari und Veniero, ſtreng gegen das Verbrechen, und gälte es das Herzblut des eignen Sohnes, doch mild gegen die Unſchuld? Nein, Signor! ich fliehe nicht, und wäre mein Urtheil ſchon im Voraus geſprochen.

Freilich, ſprach der Alte lauernd, können Sie vermöge Ihrer Geburt ſich ſchon in etwas auf die Nachſicht des Gerichts verlaſſen. Sie ſind ein Nobile: die Richter gehören gleichfalls dieſem Stande an, und — nun man weiß ſchon: clericus clericum non decimat: ein Rabe hackt dem andern et caetera!!

Redensarten, wie dieſe, mein Herr, fiel Baron

Wachenſtein mit lautem Gelächter ein, führen Sie wohl gewöhnlich nur auf Reiſen, nicht Angeſichts der beiden Säulen auf der Piazzetta?

Angeſichts des Dogen und im Saale der Pregadi, ſprach der Alte, ſtolz das Haupt erhebend, würde ich ſie führen, wenn ich es für nöthig hielt! und — ſetzte er in verändertem Tone hinzu — dort der unbedeutende Seidenhändler Michele Salpi überhaupt etwas zu ſuchen hätte.

Wohlan, mein Herr, ſprach Malapiero mit flammendem Blicke, ſo werden Sie wiſſen, wie der venetianiſche Edle denken ſollte, und ich hoffe zu Gott, auch denkt! Als der Doge Francesco Foscari für den eignen, unſchuldig angeklagten Sohn, der, mit von der Qual der Folter zerriſſenen Gliedern, um Erbarmen flehend zu den Füßen des Vaters ſank, als, ſage ich, dieſer für den unglückſeligen Jüngling keine andre Tröſtung hatte, wie die Worte: Gehorſam will das Geſetz! als der Doge Venier für ein weit geringeres Vergehen, als das iſt, deſſen man mich anklagt, den Erſtgebornen zum Tode verurtheilte, da dachten ſich dieſe unſterblichen Alten nicht, daß einſtens eine Zeit erſcheinen könne, in welcher man wähnen werde, daß ein Edler, vor dem Gerichtshof ihrer grauen Söhne ſchuldig befunden, des Standes wegen ungeſtraft entlaſſen werden würde. Nein, mein Herr! ſo tief iſt noch Venedigs Adel nicht gefallen, daß der unſchuldig Angeklagte vor ſeinen Richtern zittern und der Verbrecher ſtraflos heimgehn könnte! Kommt dieſe Zeit dereinſt, dann werden die bunten Flaggen der meerbeherrſchenden Venezia nicht lange mehr an den drei Maſten auf dem Markusplatze wehen; dann werden ſich keine Arme finden, das Banner von San Marco zu vertheidigen, und ſchirmt dann nicht ein großer und mächtiger Monarch die alte Meerſtadt, ſo werden die Wellen der wilden Adria in Kurzem über die ſinkenden Murazzi und die Stätte rollen, welche einſt ein Heldengeſchlecht geboren werden ſah!

Anfangs mit ſpöttiſchem Lächeln, welches aber bald in tiefen Ernſt und in den Ausdruck von Theilnahme überging, hörte der Alte ruhig die Rede Malapiero's an.

Jeder nach ſeiner Weiſe! ſprach er endlich in einem Tone, welcher ſich von jenem, den er bis dahin angenommen, gänzlich unterſchied; ich ſpreche wie der Seidenhändler Salpi, Sie wie ein Abkömmling der alten Dogen! Es kommt blos darauf an, wer auch im Handeln ſich am treuſten bleibt. Wiſſen Sie, was ich an Ihrer Stelle und in dem Geiſte

Ihrer Worte thäte? Manchmal kommt guter Rath aus ſchlechtem Munde.

Nun? fragte Malapiero.

Sobald ich an der Piazzetta aus der Gondel träte, ginge ich in den Palaſt; dorte ſtellte ich mich zur Haft der drei Staatsinquiſitoren, und verlangte ſelbſt den Sequeſter auf mein Eigenthum, bis meine Unſchuld auf das Vollkommenſte erwieſen wäre.

Lächelnd reichte Malapiero dem Alten, welcher ihn ſcharf fixirte, ein offenes Schreiben.

Sie ſehen, ſprach er, daß unſere Ideen ſich begegnen. Hier in dieſer fertigen, nur noch ungeſiegelten Eingabe verlange ich wörtlich Alles, was Sie mir eben vorgeſchlagen.

Siegeln Sie! entgegnete der Alte, nachdem er die Schrift geleſen. Ich bin morgen mit Tagesanbruch in Venedig, wohin ich mit Courrierpferden in Handelsgeſchäften reiſe. Wollen Sie mir den Brief vertrauen, ſo iſt er, ehe die Sonne am Horizonte aufſteigt, in den Händen der Inquiſitoren.

Aengſtlich ſahen der Baron und die Damen auf Malapiero. Dieſer blickte dem Alten feſt in das Geſicht, öffnete dann die Brieftaſche, ſiegelte mit einer Oblate und ſprach, indem er demſelben das

Schreiben überreichte: Sie ſind ein Venezianer und ein Greis! Sie können nicht mein Vertrauen täuſchen!

Sie werden unſer Zuſammentreffen nicht bereuen! entgegnete der Alte würdevoll. Ich ſehe indeſſen, meine Zeit verrinnt!

Schweigend verbeugte er ſich gegen die Geſellſchaft und entfernte ſich ſodann.

Eben ſegelte ein Boot am Fuße des Felſens vorüber und legte endlich an einer Landungstreppe an. Es war daſſelbe ſchön geſchmückt und mit vier Ruderern, alle in reicher Liverei, bemannt. Wie erſtaunten unſere Reiſenden, da nach wenig Augenblicken, als der Alte die Treppe hinabgeſtiegen, er ehrfurchtsvoll von den Ruderern in das Schifflein gehoben wurde, und nachdem er die Reiſenden mit einem Winke freundlich zum Abſchiede gegrüßt, ſich auf ein Sopha unter dem Pavillon des Schiffleins niederließ! Raſch ſtießen die Ruderer vom Lande, ſpannten ein Segel auf, hißten eine Flagge, auf welcher ein Delphin, mit dem cornu ducale gekrönt, im waſſerblauen Felde prangte, auf den Maſt, und ſteuerten mit Windeseile gen Deſenzano.

Der Alte iſt nicht der, für welchen er ſich ausgiebt, ſprach Klara beſorgt zu Malapiero. Wir wollen nicht fürchten, daß er Ihr edles Vertrauen ſchlecht belohnen werde.

Wer iſt der Herr, welcher eben abfuhr? frug der Baron die eben eintretende Aufwärterin. Er ſagte, er ſei ein Seidenhändler aus Venedig.

Sagte er das? entgegnete in einiger Verwirrung die Gefragte. Nun, wenn er es ſagte, ſo wird er es auch ſein.

Du wärſt ein feiner Kriminaliſt geworden, Wachenſtein! ſprach lachend der Ritter. Aber ich glaube, es iſt Zeit zur Abfahrt.

Nach einigem Hin- und Herreden beſchloß die Geſellſchaft, ſich nicht zu trennen. Wenigſtens bis Verona, meinte die Gräfin, wolle man zuſammenbleiben, und dann ſolle die mehrere oder mindere Eile, die jeder Theil derſelben habe, das Weitere beſtimmen. Die jüngeren Mitglieder der Geſellſchaft aber waren in ihrem Herzen auch über dieſen Punkt mit ſich bereits im Reinen. Vermöge ihres muntern, lebensfrohen Sinnes neigte ſich Julie gern zu dem Baron. Scherze, muntere Anekdoten ſtanden dieſem in Menge ſtets zu Gebot, und Julien kam nichts gelegener, als Jemand, an dem ſie ihre kleinen Neckereien in Fülle auslaſſen und dennoch im Doppelmaße wieder zurückerhalten konnte. Klara's ernſte, faſt ſchwermüthige Seelenſtimmung näherte ſie mehr dem Ritter. Waren ſie nicht Beide unglücklich? unglücklich ohne Verſchuldung? Ueberdem erſchien ihrem reizbaren Gemüthe die edle Schwärmerei, welche aus dem ganzen Weſen des ſchönen, ritterlichen Mannes ſprach, ſo intereſſant. Wer möchte auch wohl in letzter Inſtanz entſcheiden wollen, wie viel die männliche Schönheit, die Erinnerung an die Tage der erſten Liebe im Arme des Verlobten, deſſen Ebenbild ſie hier, doch ſchöner, edler, verklärter wiederſah, dazu beitrug, das Mädchen dem Ritter zu befreunden? Noch ſaßen die jüngern Mitglieder der Geſellſchaft nicht eine Stunde in dem Schifflein, kaum hatten ſie das ſtattliche Garda aus dem Blicke verloren, noch befand ſich der Olivenwald der Halbinſel von Sermione mit den, einem ausgehöhlten ungeheuren Kürbis gleichen Ruinen der Grotta di Catullo ihnen zur Seite, als der Lago di Garda ihren jungen Herzen wie das Meer des Lebens erſchien, welches zu befahren ſie in ein gemeinſames Schiff geſtiegen wären. Es wäre wohl überflüſſig, wenn wir den freundlichen Leſern dieſer Zeilen noch ausführlicher Empfindungen zu ſchildern verſuchen wollten, mit allzu farbenloſem Pinſel Geſtalten unvergeßlicher Jugendträme auszumalen ſuchten, deren Angedenken, ſelbſt noch nach jahrelangem Scheiden, das niemals alternde Herz zu raſchem Schlag bewegt, und auf dem Pfauenfittig der Erinnerung die entzückte Seele in das ſchöne entſchwundene Land zurückzutragen im Stande iſt.

Bald lag Catulls liebliche Halbinſel von Sirmio, das maleriſche Caſtell des heutigen Sermione, der aus einem Oelbaumwalde ragende, alte, ſpitzige Thurm hinter den Reiſenden, und ihr Fahrzeug ankerte vor der Thür des Wirthshauſes zu Deſenzano. Auf der andern Seite des Gebäudes hielt eine Poſtkutſche, mit vier raſchen Rennern beſpannt, und erwartete einen Reiſenden. Ein Mann, welchen unſere Geſellſchaft als den Poſtmeiſter des Ortes bezeichnen hörte, lief geſchäftig ab und zu und beſchwor den Poſtillion zur Eile, Beſcheidenheit, Dienſtfertigkeit und zu noch allerhand andern Tugenden. Da es noch hoch am Tage war und in vier Stunden Verona erreicht werden konnte, ſo beſchloſſen unſere Reiſenden, noch bis dorthin zu fahren, und der Ritter rief den geſchäftigen Beamten in die Halle des Hauſes, um wegen der Abfahrt mit ihm zu unterhandeln. Mit einem Weſen, welches mit den dem Poſtillon gebotenen Tugenden im grellſten Gegenſatze ſtand, erklärte er ſich zu Herbeiſchaffung der

Equipagen bereit, doch forderte er den vierfachen Betrag des geſetzlich beſtimmten Satzes. Eifrig verhandelten die Männer mit dem Poſtbeamten, als auf einmal eine wohlbekannte Stimme von dem Abſatz der dunkeln Treppe herab ertönte: die Reiſenden erkannten die des Seidenhändlers, welcher herabkam.

Bewilligen Sie doch, meine Herren, ſprach er mit einem Lachen, welches, wie es ſchien, dem Poſtmeiſter durch Mark und Bein drang, bewilligen Sie doch dieſem vortrefflichen Beamten den vierfachen Betrag deſſen, was der Staat genau beſtimmte; Sie verlieren dabei nicht das Geringſte. Reuet Sie das Geld, um welches er Sie geprellt, ſo bedarf es nur einer kleinen Anzeige an die Inquiſitoren, und Sie erhalten augenblicklich es zurück; dieſer Herr aber wird dann blos ein Bischen erdroſſelt.

Gnade! um Gottes willen! Eure Herrlichkeit! rief der Poſtmeiſter und ſeine Gebeine ſchlotterten.

Ich habe keine Gnade zu vertheilen, und ſehe nichts Herrliches an mir! entgegnete der Alte mit ſtechendem Blick. Ich bin blos der arme, alte Michele Salpi, der Seidenhändler. Ihr kennt mich ja, Signore!

Ja! ſchrie der Poſtmeiſter. Ja! ich genieße dieſes unſchätzbaren Glückes, und habe mich vorhin nur in Angabe der Summe etwas verſprochen. Die Santa Madonna del Lago weiß es! ich bin manchmal ſo verteufelt zerſtreut! aber ich will es mir auch auf ewig abgewöhnen, und bitte, mir nur zu meiner eignen Beſtrafung zu erlauben, daß ich die Herrſchaften ohne alle Bezahlung bis nach Verona fahren laſſen darf.

Keineswegs! ſprach der Ritter; für angemeſſene —

Nehmen Sie es an! Nehmen Sie es an! rief der Alte mit ſpöttiſchem Lachen. Sie hören ja, wie dieſer ſo reuige, als uneigennützige Mann hier darauf dringt. Auf Wiederſehen, meine Damen und Herren! ſetzte freundlich der Alte nun hinzu, indem er nach dem bereitſtehenden Wagen ging. Und Sie, Herr Poſtmeiſter, ſprach er, noch einmal ſich umwendend; vergeſſen Sie mich und meinen Namen nicht!

In meinem Leben nicht, ſprach dieſer, mehr todt als lebendig, wird Dero verehrter Name mir aus dem Sinne kommen! und mit größter Unterwürfigkeit half er dem Alten in den bald darauf fortrollenden Wagen.

Sagen Sie mir, ſprach Malapiero zu dem zurückkehrenden Zerknirſchten: wer iſt dieſer räthſelhafte Mann?

Ach Santa Madonna! antwortete der Poſtmeiſter ängſtlich. Sie hörten es ja aus ſeinem eignen Munde! Sarvi, Salpi, oder Sarpi heißt er, und iſt ein Seidenhändler, oder, Gott weiß, was ſonſt noch! Auf jeden dieſer drei Namen bin ich bereit, einen körperlichen Eid zu leiſten, wenn er es ſonſt verlangt; Ihre Pferde aber ſind in fünf Minuten hier!

Dies ſagend, ſprang er aus der Thür und ließ die Sprechenden allein.

Auch von den übrigen Hausbewohnern, welche ſich während dieſer Scene auf der Flur verſammelt hatten, war keine Auskunft zu erlangen; eben ſo wenig von dem Poſtillon, der die Reiſenden wie im Fluge nach Verona fuhr und weder Trinkgeld noch Bezahlung annahm.

Wir begleiten die Reiſenden unter die Cypreſſen und Myrten des Gartens des Grafen Giuſti, zu den Ruinen des grauenvollen Hauſes des Berners, in das Amphitheater, an die Gräber della Scala, ja bis nach Veronetta zu Juliens und Romeo's Sarkophage, und — ſehen, daß die vier jüngern Mitglieder bei weitem mehr Intereſſe an einander, als an allen den Sehenswürdigkeiten fanden.

Es bedarf unter dieſen Umſtänden wohl kaum der Verſicherung, daß von einer Trennung der Geſellſchaft zu Verona nicht die Rede war. Beide Paare ſchloſſen ſich immer inniger aneinander, die Aufmerkſamkeit und Theilnahme, mit welcher Jedes dem Worte des Andern lauſchte, wuchs immermehr und vergrößerte ſich dergeſtalt, daß ſelbſt jene, welche in dem alten Padua herkömmlicher Weiſe dem Campo marzo, der Santa Juſtina, dem großen Rathsſaal, ja ſelbſt dem ſilbernen Sarge des heiligen Antonius gebührte, zur Null ward.

Jetzt aber, an einem ſchönen, ſonnenhellen Tage, rollte der große, geräumige Wagen, in welchem die ganze Geſellſchaft Platz genommen, längs den reizenden, mit unzähligen Landhäuſern beſäeten Ufern der Brenta, auf dem Wege von Padua nach Fuſina, dem Punkte, wo man von jener Seite nach Venedig überſchifft. Der Weg war herrlicher, als je; kaum unterbrachen einzelne Wein- und Maulbeerpflanzungen die lange Reihe von Paläſten, unter welchen das majeſtätiſche Stra, der Familie Piſani gehörig, wie das Juwel des ſchönen Kranzes hervorragte. Auf dem Kanal zur Rechten des Weges rauſchte die ſchnelle Poſtbarke, gefüllt mit ſchön geputzten Herren und Damen, vorüber, es ſangen die Führer ſchwer beladener Barchiellos mit weichem, ächt venetianiſchem Tone liebliche Canzonen, lachend zogen große Haufen junger Burſche und Mädchen des Weges daher — Alles, Alles ging heute, von den jüngern Reiſenden unbemerkt, vorbei. Die Lebendigkeit der Unterhaltung, in den vorigen Tagen nur auf ſeltene Augenblicke unterbrochen, wollte heute nicht in Gang gerathen, häufig begann das muntere Geſpräch zu ſtocken, Juliens Scherze waren ſparſamer als ſonſt, des Barons gewöhnliche Luſtigkeit gänzlich verſchwunden; Jeder fühlte, daß die Scheideſtunde nahe.

Noch am Morgen deſſelben Tages hatte der Ritter erklärt, wie ſeine Ehre und das gegebene Verſprechen es von ihm erheiſche, unmittelbar aus der Gondel ſich in die Gefängniſſe der Staatsinquiſition zu begeben; ſeinem Freunde hatte er die Aufſicht über die zurückzulaſſenden Effekten übertragen, und die Gräfin gebeten, zu erlauben, daß ſein Freund, ſo lange die Damen in Venedig verweilen würden, die Begleitung und den Schutz derſelben übernehmen und in ihrer Nähe weilen dürfe.

Die Reihen ländlicher Paläſte nahmen zu beiden Seiten des Weges nun ein Ende; der Weg ging durch eine ſich immer mehr verflachende Gegend, und machte ſo eben eine unbedeutende Krümmung, als auf einmal die Dogana von Fuſina wie ein am Meeresſtrande liegendes, großes Gefängniß ſich vor den Blicken der Reiſenden erhob. In wenig Augenblicken befand ſich der Wagen zur Seite des Gebäudes, und wie ein Zauberbild tauchte die Wogenſtadt, die alte Venezia, aus den Fluthen des adriatiſchen Meeres auf. In der Entfernung einer halben deutſchen Meile von dem Ufer, von einem Kranze ſchön bebauter Inſeln, welche mit dem Ganzen zuſammenzufließen ſchienen, umgeben, lag die ehemalige Gebieterin des Oceans. Bald hell erleuchtet von der untergehenden Sonne, bald halb verhüllt vom abendlichen Waſſernebel, erhoben ſich die zahlloſen Kuppeln, Thürme und Paläſte der ſchönen Meerſtadt. Zahlreiche weiße Segel glitten zwiſchen den Inſeln hin und her, ſich bald verlierend, bald wieder zum Vorſchein kommend, und brachten ſo ein reges Leben in das herrliche Gebild. Deutlich unterſchied man in der Mitte der unüberſehlichen Maſſe die zahlreichen Kuppeln der Markuskirche und mehr herwärts die ſtolzen Formen der Kirchen von San Giorgio, della Salute und del Redentore; über Alles aber, und bis in ſchwindelnde Höhe, erhob ſich der Campanile (Glockenthurm) von San Marco auf der Piazzetta.

Schweigend in das vor ihren Augen aufſteigende Gebilde ſtaunend, ſtanden die Reiſenden auf dem kleinen Quai am Meeresufer. Der Augenblick, auf welchen Klara ſeit ihren Kinderjahren ſich gefreut, in welchem die Geſtalten der Jugendträume ſich verkörperten, Geſtalten, die beim Leſen poetiſch romantiſcher Erzeugniſſe, welche die große Vorzeit Venedigs ſchildern, in dunkeln in ſich verſchwimmenden Umriſſen vor ihre Seele getreten waren, dieſer Moment, er war erſchienen; und doch — konnte er den Sinn des Mädchens nur auf wenig Minuten feſſeln! Klarens Auge ruhete dann wieder auf dem Freunde, welcher bald, vielleicht auf ewig, ſcheiden ſollte.

In Kurzem befand ſich die Geſellſchaft in einer der kleinen, ſchwarzen, den Reiſenden zu Fuſina zu jeder Stunde erwartenden Gondeln, und dieſe ſchwamm in dem breiten, in beſtimmten Diſtanzen durch hohe Pfähle bezeichneten Fahrwaſſer langſam Venedig zu.

Die Gräfin, der Baron und Julie ſtanden im Vordertheil des Schiffleins und theilten, ſo wie das Ufer zurückwich und die Umriſſe der vor ihnen liegenden koloſſalen Bauwerke in entſchiedenern Formen hervortraten, ihre Bemerkungen einander mit. Klara und der Ritter hatten, weil ſie, wie ſie ſagten, das Vordertheil des Schiffleins nicht allzuſehr belaſten wollten, auf den kleinen Divans im Innern der Kajüte Platz genommen und ſahen, einander gegenüberſitzend, dann und wann trübe durch die geöffneten Fenſter. Still und geräuſchlos glitt das Schifflein längere Zeit ſchon über den Meeresſpiegel, und jetzt bog der am Schnabel ſtehende Gondolier mit einem ſchrillenden Rufe, welchen die Bootsleute Venedigs, ſobald ſie eine Ecke umfahren, des Ausweichens halber hören laſſen, um einen Mauervorſprung in den großen Kanal der Giudecca. Weit vorwärts blickte das Auge in den über hundert Klafter breiten Waſſerweg. Schon ſah man die Dogana di Mare, das Gewimmel des Hafens, die Granitſäulen der Piazzetta, gekrönt mit dem Bilde des heiligen Theodor und dem geflügelten Löwen: da faßte der Ritter bewegt Klara's Hand, und dieſe heftig an ſein Herz drückend, ſprach er mit leiſer Stimme: Der Augenblick des Scheidens iſt gekommen! werden wir uns wohl jemals wiederſehn?

Ein Thränenſtrom entſtürzte Klara's Augen; ſie verbarg im Tuche ihr Geſicht.

Werden Sie mein gedenken? fragte Malapiero leiſe; werden Sie mein gedenken, ſo wie ich bis zum letzten Augenblicke Ihrer denken werde?

Immer! ewig! entgegnete das Mädchen mit von

Weinen erſtickter Stimme, krampfhaft die Hand des Ritters preſſend.

Dann trete ich, ſprach dieſer heftig bewegt, freudig vor meine Richter, ſelbſt wenn ich den traurigen Lebensreſt unter den Bleidächern, oder in den Grüften des Gefängniſſes vertrauern müßte!

Die Gondel legte an der Piazzetta, dicht neben den beiden koloſſalen Säulen, dem Dogenpalaſte gegenüber, an. Das große, mit roth und weiß gewürfelter Moſaik bekleidete Gebäude, mit ſeinen unregelmäßig vertheilten Fenſtern, den mächtigen Eingängen, der mauriſchen Architektur, mehr einem Palaſte der Kaliphen, als dem Sitze des Regenten jener alten kriegeriſchen Kaufleute gleichend, empfing eben die letzten Strahlen der Abendſonne, und die metallnen Pferde des Lyſippos glänzten von der Façade der Markuskirche, glühendem Golde gleich, als Malapiero in wenigen, rührenden Worten von ſeinen Gefährten Abſchied nahm. Klara ſaß in dem Häuschen der Gondel, einer Ohnmacht nahe, die Gräfin und Julie weinten leiſe, und der Baron ſchwor, daß, wenn er nicht in zwei Tagen beruhigende Nachricht von ſeinem Freunde höre, er Himmel und Erde zu deſſen Befreiung bewegen wolle. Noch einmal ſtürzte der Ritter in die Kajüte, drückte Klara's Hände an ſeine Lippen, ſprang dann an's Ufer, und mit feſtem Tritt die Piazzetta überſchreitend, verſchwand er im mittlern Eingang des Palaſts der Dogen.

Langſam glitt die Gondel durch das Gewirre der Barchiellos, Trabaccolos, Boven, Scorridoren, und wie alle die verſchiedengeſtalteten Schiffe, welche den adriatiſchen Golf befahren, heißen mögen, die von Menſchen wimmelnde Riva de Schiavoni entlang, und hielt endlich an der Waſſerpforte eines an dieſem ſo lebendigen Quai liegenden palaſtähnlichen Gaſthofes. Die Zimmer, welche unſere Reiſenden aufnahmen, boten eine herrliche Anſicht des großen Kanals der Giudecca, dieſes innern Hafens der ſchönen Seeſtadt; aber weder der großartige Anblick der von Palladio erbauten, jenſeits des Kanals liegenden, mit herrlichen Säulen geſchmückten Kirche von San Giorgio, der prachtvolle Anblick der Inſeln Lido, Giudecca, Malamocco, mit deren aus dem Meere ſich erhebenden Häuſermaſſen, der überall aufſtarrende Maſtenwald, das unſäglich rege Treiben der vor den Blicken der Geſellſchaft ausgebreiteten Waſſerwelt vermochten Klara's Gedanken nur einen Augenblick von dem Freunde abzuziehen, welcher, ihrer gedenkend, deſſen war ſie verſichert, in der furchtbaren Oede der Pozzi oder Piombi ſich befand.

Wirklich drehte den übrigen Abend das Geſpräch der Geſellſchaft ſich allein um Malapiero. Mit edler Freundeswärme wußte der Baron tauſend kleine Züge, alle zur Ehre ſeines Freundes gereichend, von dieſem zu erzählen, und er verſicherte: daß, wenn er nicht den folgenden Tag beruhigende Nachricht von ihm erhalten ſollte, er zu dem Botſchafter ſeines Hofes ſich begeben und dort Alles verſuchen wolle, die Theilnahme des Geſandten für einen Mann zu erregen, welcher durch ſeine der Krone geleiſteten Dienſte derſelben ſo überaus würdig wäre.

Schlaflos und in Thränen verwachte Klara die folgende Nacht. Wollte auf Augenblicke der Jugendſchlaf ſich ihrer bemeiſtern, ſo ſah ſie im Geiſte des Freundes theure Geſtalt in Ketten und Banden, und — durfte ſie ſchlafen, während der Theure, den ſich ihr Herz gewählt, ſchlaflos in ſeinem Kerker ſchmachtete? Dieſe und ähnliche ſchmerzliche Vorſtellungen hielten das Mädchen wachend, bis bei Tagesanbruch der gewöhnliche Kanonenſchuß von der Inſel Lido donnerte.

Sehr zeitig verſammelten ſich heute die Reiſenden in dem gemeinſchaftlichen Saale, um das Frühſtück einzunehmen. Es ward beſchloſſen, daß man vorerſt, um einen Ueberblick der merkwürdigen Seeſtadt zu erhalten, den Canal grande von der Kirche della Salute, durch Ponte rialto, bis dahin, wo er gegen Meſtre ſich ausmündet, befahren, dann ſeinen Weg rings um die Stadt, bis zu der Kirche San Giovanni und Paolo nehmen, gegen Mittag aber den Palaſt der Dogen beſichtigen wolle.

Ohne zu wiederholen, was unſere Reiſenden auf jenem ſchönen Waſſerwege ſahen, und was manchem der freundlichen Leſer beſſer, als wir es zu beſchreiben fähig ſind, aus eigner Anſchauung bekannt ward, ohne die Merkwürdigkeiten jener alten Baſilika, dieſer Weſtminſterkirche Venedigs, in welcher ſiebzehn Dogen ruhten, anzuführen, ſuchen wir die Geſellſchaft beim Eintritt in den Palaſt der Dogen auf. Durch eine lange, großartige Halle, von halb gothiſcher, halb mauriſcher Bauart, gelangen wir in einen mächtigen innern Hof, deſſen drei Seiten von dem Palaſte ſelbſt, die vierte aber von der anſtoßenden Markuskirche gebildet wird. Gerade dem mittlern Eingang gegenüber erhebt ſich eine Treppe von karrariſchem Marmor; die auf der Höhe derſelben zu beiden Seiten befindlichen koloſſalen Statuen des Mars und des Neptuns ertheilten ihr den Namen der Rieſentreppe. Auf dem Abſatze derſelben fiel einſt Falieri's ſchuldiges Haupt.

Die Geſellſchaft wendete ſich nun auf dem offnen Corridor zur Rechten, verweilte einen Augenblick bei den damals noch vorhandenen berüchtigten Löwenrachen und trat endlich in ein Vorzimmer, aus welchem ein Eingang in den Saal des großen Rathes führt. Die Flügelthüren des ungeheuren Saales waren weit geöffnet, und unſere Reiſenden konnten bequem das prachtvolle Innere überſchauen. Die Wände des gewaltigen Raumes waren mit allegoriſchen oder hiſtoriſchen Schildereien von den Händen berühmter Meiſter, und unter dieſen von Tintoretto, Baſſano, Cagliari ausgeſchmückt, ja gänzlich damit bekleidet. Ueber der Reihe dieſer, ſämmtlich auf Venedigs Ruhm und Größe Bezug habenden Darſtellungen lief eine Art von Fries, welcher, je zwei und zwei auf einem Gemälde, die Bruſtbilder ſämmtlicher Dogen zeigte. An der Decke befanden ſich drei Bilderreihen, gleichfalls hiſtoriſchen Inhalts; ſie trennten koloſſale, goldne Verzierungen, deren Glanz noch heute das Auge blendet und den Beſchauer überreden könnte, daß ſolche ſo eben erſt aus den Händen des Künſtlers hervorgegangen wären.

Eine Anzahl von zehn oder zwölf Perſonen, größtentheils junge Männer, wandelte Arm in Arm und in verſchiedene Gruppen getheilt laut ſprechend oder lachend im Saale auf und ab. Allem Anſchein nach gehörten ſie zu der Zahl der Nobiles. Eben näherte ſich eine Gruppe von drei derſelben dem Eingange, bei welchem unſere Geſellſchaft ſich befand. Mit achtungsvoller Verbeugung näherte ſich der Baron einem jungen Manne von hohem Wuchſe und ſtolzem Aeußern, welcher, die Begrüßung kaum mit einem leichten Kopfnicken erwiedernd, ſeine Blicke muſternd nach den Damen umherſchweifen ließ.

Iſt es uns wohl erlaubt, begann der Erſtere, die Merkwürdigkeiten des Saales zu betrachten?

Jetzt nicht! entgegnete der Gefragte, ohne den Baron eines Blicks zu würdigen. Sie ſehen, es befinden ſich noch einige Edle in dem Saale, und ſo lange dies der Fall iſt, iſt Fremden der Eintritt unterſagt.

Eben wollte der Baron ſich zurückziehen, als ein Mann in ſchwarzem, einfachem Hauskleide an ſeine Seite trat. Er erkannte in dieſem den Seidenhändler Michele Salpi, welcher, eben zur Thüre hereingekommen, die letzten Worte des Venezianers angehört.

In dieſem Falle, ſprach der Alte mit ruhiger Würde, dürften die Edlen wohl thun, hinauszugehn und draußen ſich ihrer gewohnten Beſchäftigung, dem far niente, zu überlaſſen. Wenigſtens könnten ſie ſo, in negativer Hinſicht, nützlich werden. Sie, Signor Contarini, könnten den Anfang machen!

Die erſte Bewegung des Venezianers, bei der ſo verſtändlichen Anrede, war eine drohende; ein Blick aber in das Geſicht des Sprechenden verwandelte ſie in Demuth und Unterwürfigkeit, und bald verließen die Nobiles mit tiefen Bücklingen den Saal.

Das ſind Eure Enkel, Ihr grauen Burſchen, ſprach der Seidenhändler, mit einem ſchmerzlichen Blicke auf die alten Dogenbilder, und lud die Damen zum Eintritt in den Saal.

Mit wenigen Worten, und ohne dabei des Ritters zu erwähnen oder ihn zu vermiſſen ſcheinend, erkundigte ſich der Alte nach den Begegniſſen der Geſellſchaft, ſeitdem er ſie verlaſſen, und bot ſich endlich, da, wie er ſagte, ſeine Zeit es eben erlaube, zum Cicerone bei den Merkwürdigkeiten des Palaſtes an.

Mit einer Geläufigkeit, welche die Kenntniſſe des Alten, und einem Adel des Ausdrucks, der die feine Bildung deſſelben über jeden Zweifel erhob, erklärte er den Reiſenden die Schildereien der rechten Seite, ſämmtlich Momente aus dem Kriege der Republik mit Friedrich Barbaroſſa darſtellend. Er begann mit dem Gemälde Carletto Cagliari's, welches die Anerkennung Pabſt Alexanders III. ſchildert, und ſchloß mit jenem Friedrich Zucchero's, auf welchem der gedemüthigte Imperator den kaiſerlichen Nacken mit den Worten: non tibi, sed Petro! zum Schemel der Füße des ſtolzen Oberprieſters beugt, und dieſer im Begriff iſt: et mihi, et Petro! darauf zu erwiedern.

Der Erklärung der Bilderreihe zur Rechten folgte die des Cyklus von Gemälden, welche die Thaten der Venezianer bei den beiden Einnahmen von Konſtantinopel und Zara ſchildern, ſämmtlich von Vicentino's, Palma's, Baſſano's und Tintoretto's Meiſterhänden; am längſten aber, und von den Darſtellungen am meiſten angezogen, weilten die Reiſenden in der linken obern Ecke des großen Saales. Beſchauen Sie dieſes Bruſtbild! ſprach der Alte: es iſt das einzige in der untern Gemäldereihe. Betrachten Sie das ernſte, würdige Antlitz, das faſt gänzlich geſchloſſen gehaltene Auge, jene Züge, über welche der Friede Gottes in dem Bewußtſein treu erfüllter Pflicht ganz ausgegoſſen ſcheint! Es iſt das Bruſtbild des großen, des unſterblichen Heinrich Dandolo! Einſt Botſchafter bei dem treuloſen griechiſchen Imperator Manuel, und von dieſem in einem Anfall thieriſcher Wuth des Augenlichts beraubt, wurde der erblindete Greis von der dankbaren Republik auf ihren Herzogsſtuhl gerufen. Er ward Eroberer Konſtantinopels! Niemals wieder umſtrahlte Venedig gleicher Glanz, als unter jenem Unſterblichen! Sein Name wird beſtehen, wenn dieſe Paläſte, dieſe ſtolzen Dome, zuſammenbrechend, in dem Schlamme der Lagunen verſinken werden!

Was bedeutet, fragte Klara den tief bewegten Führer, jener ſchwarz gemalte Vorhang dort in der Reihe der Dogenbilder?

Ihr jüngeres Auge, entgegnete der Alte, wird leicht auf ihm die Worte: Hic est locus Marini Falerii decapitati pro criminibus! erkennen; es iſt der Ort, an welchem ſich das Bruſtbild, des wegen Staatsverraths enthaupteten Dogen jenes Namens befinden ſollte.

Lange ſtanden die Reiſenden ſchweigend, auf die ſo merkwürdigen Darſtellungen die Blicke heftend, als ein Fremder, welcher gleichfalls die Merkwürdigkeiten des Saales zu betrachten ſchien, und der, von ihnen unbemerkt, ſo eben erſt eingetreten war, ſich der Gruppe näherte. Er ſtand dicht an Klarens Seite, als das Mädchen bei einer zufälligen Wendung ihn erblickte und — mit lautem Schrei auf einmal ohnmächtig niederſank. Raſch entfernte ſich der Fremde, das Schnupftuch vor das Geſicht haltend.

Nur langſam erholte ſich Klara unter den Bemühungen ihrer erſchrockenen Begleiter.

Iſt er fort? ſtammelte ſie ängſtlich.

Wer denn? um Gotteswillen! fragte die Gräſin.

Antonio! ſprach Klara, ängſtlich um ſich blickend.

Ihr ehemaliger Verlobter? Des Ritters Ebenbild? frugen der Baron und der Alte zugleich.

Jawohl! — ach furchterlich! entſetzlich! rief das Mädchen.

Nein, glücklich! rief der Alte. Der kommt zur rechten Zeit! Ich muß ſeine Bekanntſchaft zu machen ſuchen!

So raſch es ſeine Jahre erlaubten, eilte der Alte nach der Thür und ſprach zu dem wachhabenden Offizier, der zufällig ſich dort befand, einige leiſe Worte, worauf der Letztere, dieſe ehrerbietig anhörend, ſich verbeugte und haſtig das Vorzimmer verließ.

Die Gräſin, Julie, der Baron, Alle ſuchten, ſo viel als es möglich war, Klaren zu beruhigen; aber obgleich das Mädchen im Aeußern das Anſehn mehrerer Faſſung zu behaupten ſuchte, blickte die innere

Angſt doch unwillkürlich durch. Der alte Begleiter der Geſellſchaft führte dieſe nun noch durch die Säle der Pregadi, des Anticollegii, der quatro Porte, ja ſogar durch die Zimmer des eben abweſenden Dogen, welcher ihm dieſe Freiheit, wie er meinte, weil er dann und wann mit ihm in Geſchäften ſtehe, nicht übel nehmen würde. Eben waren die Reiſenden im Begriff, die Rieſentreppe hinabzuſteigen, als der Offizier der ſclavoniſchen Wache dem Alten einige Worte ins Ohr raunte, welche derſelbe mit einem Kopfnicken und mit leichter Bewegung der Hand beantwortete. Unter der großen Halle am Ausgange des Palaſtes nahm der Letztere nun von der Geſellſchaft Abſchied, indem er, wie er ſagte, noch einige Geſchäfte abzumachen habe, und eilte in das Innere zurück.

Der Reſt des Tages verging in der Beſchauung der herrlichen Markuskirche und dem Beſteigen des ihr gegenüber, da, wo die Ecke des Markusplatzes an die der Piazzetta ſtößt, freiſtehenden Glockenthurms. Was die Reiſenden hier geſehn, die Pracht der Erſten, den Blick von der Höhe des Zweiten auf die dem Meere entſtiegene Stadt, dies Alles zu beſchreiben, erlaſſen diejenigen Leſer, welche einſt auf jener Stätte ſich befanden, uns um ſo lieber, weil ſie wiſſen, daß jede Beſchreibung hier hinter der Wirklichkeit zurückbleibt.

Es wurde Abend. Die Geſellſchaft brachte denſelben in ihrem Logis in traulichem Geſpräche zu. Die Gegenſtände deſſelben waren die heutgeſehenen Merkwürdigkeiten der ſo höchſt intereſſanten Seeſtadt, der immer räthſelhafter erſcheinende Alte, vor Allem aber das Schickſal Malapiero's; auch waltete wohl dann und wann zwiſchen dem Baron und Julien ein leiſes und angelegentlich fortgeſetztes Geſpräch, deſſen Inhalt aber den übrigen beiden Damen nicht kund ward. So kam Mitternacht heran.

Eben wollte ſich der Baron in ſein Zimmer zurückziehn, als der Kammerdiener der Gräſin die Meldung brachte, daß ein Fremder, und, allem Anſehn nach, ein Mann von Stande, dieſelbe auf einige Augenblicke zu ſprechen wünſche. Befremdet über den ſo ſpäten Beſuch, gebot ſie dem alten Diener, den Fremden hereinzuführen; nach wenig Augenblicken trat er in das Zimmer. Es war ein alter Mann von ungewöhnlicher Größe, magerem Aeußern und ſchwarzer etwas altväteriſcher Kleidung; über die Schultern trug er ein kurzes Mäntelchen, und ein langer, ſchmaler Degen hing an ſeiner Seite.

Habe ich die Ehre, die Gräſin Steinberg zu ſprechen? frug der Fremde in italieniſcher Sprache, ſich tief dabei verbeugend.

Ich bin es! entgegnete die Gefragte: was iſt zu Ihren Dienſten?

Ich bin Beamter der Republik, antwortete der Fremde, und man hat mich beauftragt, Ihnen dieſe Citation zu überreichen, in welcher das in Ihrem Gefolge ſich befindende Fräulein von Werdenfels erſucht wird, mich auf kurze Zeit zu der mir vorgeſetzten Behörde zu begleiten, um dort in einer wichtigen Sache ein Zeugniß abzulegen.

Mit dieſen Worten überreichte der Fremde der Gräfin ein Papier, auf welchem ſich das große Siegel der Republik befand.

Ich muß Sie, Madame, noch erſuchen, ſetzte er, als die Gräfin die Schrift durchlas, hinzu, dem Fräulein weder die Sache, in welcher ſie ein Zeugniß abzulegen, noch das Forum, vor welches ſie ſich zu ſtellen hat, zu nennen; nur um Ihnen zu beweiſen, daß das Fräulein von Werdenfels ſich vor der Behörde ſo ſicher als im Schooße ihrer Familie befinden wird, iſt Beides in der Citation genannt; gewöhnlich geſchieht dies nicht.

Klara blickte bald ängſtlich auf die Gräfin, bald auf den Baron.

Würden Sie wohl erlauben, daß ich das Fräulein begleiten darf? fragte der Letztere. Sie ſehen, wie ſehr Ihre Foderung dieſe Dame beunruhigt.

Ich bedaure, entgegnete der Beamte achtungsvoll, daß ich dieſen ſonſt ſo billigen Wunſch nicht erfüllen darf. Indeſſen, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, hat die Behörde die Beſorgniſſe des Fräuleins vorausgeſehen und dieſes Billet mir deshalb anvertraut; es wird hinreichen, dieſelben zu zerſtreuen.

Es iſt von Ihrem Freunde! rief Klara mit freudeglänzendem Auge. Er bittet mich, der Auffoderung Folge zu leiſten, und ſagt, daß Sie ſeine Handſchrift ſogleich erkennen würden.

Allerdings iſt es die ſeinige! entgegnete der Baron mit einem Blick auf das Billet. Auch erklärt mein Freund, wie er vollkommen überzeugt ſei, daß keine Gefahr für Sie vorhanden, und bekräftigt dieſe ſeine Ueberzeugung mit ſeinem Ehrenworte. Wie ich ihn kenne, weiß ich, daß dieſes von ihm nur freiwillig gegeben, durch keine Kraft der Erde aber entriſſen werden konnte.

Der Ritter wünſcht es! ſprach Klara muthig: Mein Herr, ich bin bereit, Ihnen ſogleich zu folgen.

Zum Ueberfluß, ſprach der Beamte zu der Gräfin, erſuche ich Sie, Madame, meine den Hausbewohnern wohlbekannte Perſon von dieſen rekognosciren zu laſſen. Auf dieſe Weiſe kann Ihnen weiter kein Zweifel bleiben; doch muß ich bitten, daß Sie dem Fräulein über meinen Rang und Stand nicht Auskunft geben; es iſt ſo in der Form.

Die Gräſin begleitete den Beamten auf einige Augenblicke vor die Thüre des Saales. Bald darauf zu Klaren zurückkehrend, verſicherte ſie dieſer: daß ſolche ohne Furcht der Foderung des Geſetzes Genüge leiſten könne.

Ich fürchte mich nicht! entgegnete das Mädchen: Malapiero wünſcht es, und er wird mir nichts Schlimmes rathen! Gott, möchte es mir gelingen, zu ſeiner Freiheit beizutragen!

Haſtig warf Klara den Mantel um und nahm Abſchied von den Gefährten.

Ich muß Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich Ihnen die Augen verbinden darf! ſprach der Beamte. Auf dem Vorſaal erwartet Sie eine Sänfte.

Muß es ſein? frug Klara ängſtlich.

Die Form erfodert es! entgegnete der Vorige und ſchlang dem Mädchen ein weißes Tuch um das lockige Haupt.

Mit dem Verſprechen, ſeine ſchöne Begleiterin ſpäteſtens in drei Stunden bis auf den Platz, von welchem er ſie entführe, zurückzubringen, nahm der Beamte den Arm des Mädchens und führte Klaren in den Vorſaal, wo er ſie behutſam in eine Sänfte hob, die ſich in wenig Augenblicken mit ihr die Treppe hinabbewegte.

Noch hörte Klara ein reges Leben in den Straßen; doch verſtummte dieſes überall, wohin die Sänfte kam. Zweimal ging es kleine Treppen auf- und abwärts, und das Mädchen ſchloß daraus, daß die Sänfte eben ſo viel Kanäle überſchreite. Obgleich es ihr leicht geworden wäre, die Binde auf einen Augenblick zu lüften, ſo wagte dies Klara doch nicht, indem ſie mit Grund vorausſetzen zu können glaubte, daß die Sänfte von außen dicht verſchloſſen ſei und keinen Blick auf die Umgebung erlauben würde. Endlich dröhnten die Schritte der Träger durch eine weite Halle, und das Mädchen fühlte an der langſam ſteigenden Bewegung, daß die Reiſe eine längere Treppe im Innern eines Gebäudes aufwärts gehe. Jetzt hörte ſie mehrere Thüren öffnen, und bald darauf erſuchte Klaren ihr Begleiter, ihm den Arm zu reichen. Das Mädchen entſtieg der Sänfte, ward mehrere Schritte dann geführt und bald darauf von dem läſtigen Tuche befreit. Klara befand ſich in einem kleinen, mit rothem Tuche ausgeſchlagenen Gemache, in welchem auf einem kleinen Tiſche zwei Kerzen brannten. Nur wenige Stühle befanden ſich noch in dem ſonſt leeren Cabinete.

Ich gehe, Sie zu melden! ſprach ihr Begleiter. Durchleſen Sie doch einſtweilen dieſe Schrift. Es war eine, in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache abgefaßte Abhandlung von wenigen Seiten, die Wichtigkeit des Zeugeneides betreffend.

Nicht wenig beunruhigt von der Erwartung der kommenden Dinge, durchlas Klara die kleine Schrift. Von Zeit zu Zeit ertönten dumpfe Stimmen im Nebenzimmer. Endlich trat ihr Begleiter ein.

Man erwartet Sie! ſprach er; haben Sie die Güte, mir zu folgen!

Klara ſtand auf, und in dieſem Augenblicke öffneten ſich die Flügelthüren des anſtoßenden Gemachs. Das Mädchen trat in Begleitung ihres Führers in einen Saal, welcher, in Hinſicht der Wand- und Deckenverzierungen dem des großen Rathes gleichend, doch viermal kleiner als jener war. Man ſah in ihm nur vier Gemälde. Das an der obern Wand zeigte die Anbetung der Weiſen; das rechter Hand den Triumph des Dogen Ziani über Barbaroſſa; der Meiſter, welcher es gefertigt, konnte nicht bezweifelt werden; er hatte ſich in einer der Perſonen, welche einen Baldachin zu tragen beſchäftigt ſind, ſelbſt dargeſtellt: es war das wohlbekannte Geſicht Leandro Baſſano's. Auf der linken Seite erblickte man den Friedensſchluß von Bologna, von dem jüngern Tizian, und an der Decke den Jupiter, ſeine Donner ſchleudernd auf die Laſter, von Veroneſe's Hand. Drei große Bogenfenſter, dicht neben einander, nahmen die vierte Seite des Saales ein.

Vom obern Ende des Gemaches lief eine lange, ſchmale, mit rothem Tuche bedeckte Tafel abwärts. Sechs dicke Kerzen von gelbem Wachs brannten auf derſelben; in ihrer Mitte ſtand ein Kruzifix. Dreizehn Männer, faſt ſämmtlich Greiſe, in weite Talare von ſcharlachrothem Tuche gekleidet, ſaßen, einer derſelben am obern Ende, die andern, je ſechs an einer Seite, an dem Tiſche; am untern Ende aber befand ſich ſchreibend ein Mann in ſchwarzer Kleidung. Klara, von ihrem Begleiter ehrerbietig am Arme geführt, ſtellte ſich zur Seite des Schreibenden.

Sie heißen Klara von Werdenfels, ſind aus Hamburg gebürtig, katholiſch, und unverehlicht? ertönte die Stimme des Mannes vom obern Ende des Tiſches her.

Dem Mädchen war die Stimme des Fragenden ſo bekannt; es blickte hin! — Wer beſchreibt Klara's

Erſtaunen! ſie ſah in das Geſicht des Seidenhändlers Michele Salpi; kaum war ſie im Stande, die gethanen Fragen bejahend zu beantworten.

Der Secretair protokollirte und hatte ſchon geendet, als der Präſident Klaren noch mehrere Minuten Zeit ließ, ſich zu faſſen.

Wiſſen Sie, wo Sie ſich befinden? frug er nun ernſt, doch freundlich.

Klara verneinte es.

Sie ſtehen, ſprach er, vor den Staatsinquiſitoren der Republik und dem erlauchten Rathe der Zehner."

Wenn plötzlich ein Blitz aus heiterm Himmel herabgefahren wäre, ſo hätte das Mädchen nicht mehr zuſammenſchrecken können, als bei dem Gedanken, daß es jenem furchtbaren Divan des Todes, jenem heimlichen Gerichtshofe, deſſen Urtheil in dem Augenblicke des Ausſpruchs auch vollzogen wurde und vor welchem ſelbſt das geheiligte Haupt des Dogen nicht auf dem Rumpfe ſicher war, gegenüberſtehe. Dem geſchichtskundigen Mädchen fielen die Urtheile ein, welche dies furchtbare Tribunal ſchon vor Jahrhunderten gefällt, und wenn auch ſeit jener Zeit die Sitten milder geworden waren, ſo wußte Klara doch, daß keine höhere Gewalt über dieſem

Gerichtshofe ſtehe, ja, daß es nur des Ausſpruchs zweier Inquiſitoren bedürfe, um den dritten von ihnen, ohne Weiteres, erdroſſeln zu laſſen.

Sie haben, ſprach der Präſident, des Mädchens Angſt bemerkend, nicht das Geringſte zu beſorgen. Es iſt Ihr Zeugniß in einer wichtigen Sache, ſo man von Ihnen verlangt. Sprechen Sie frei und ungezwungen. Sie ſtehen Greiſen gegenüber, Männern von väterlichen Geſinnungen, welche die Unſchuld ſchützen und nur das Laſter haſſen und beſtrafen. Sind Sie der Landesſprache vollkommen mächtig, oder verlangen Sie einen Dollmetſcher? ſetzte er nach einer Pauſe noch hinzu.

Klara erklärte, daß ſie das Italieniſche geläufig ſpreche.

So blicken Sie auf das Kruzifix, ſprach der Vorige, legen Sie die rechte Hand auf Ihre Bruſt, und leiſten Sie den nöthigen Eid.

Der Secretair erhob ſich, und las dem Mädchen eine Eidesformel vor, welche ſich von einem gewöhnlichen, in criminellen Angelegenheiten zu leiſtenden Zeugeneide nicht weſentlich unterſchied; Klara ſprach die Worte des Eides nach.

Erzählen Sie, Fräulein, fuhr der Präſident nun fort, uns Ihr Verhältniß zu Marc Antonio Malapiero, mit welchem Sie zu Hamburg ſich verlobten, klar und deutlich, ſowie es der Wahrheit und Ihrem Eide gemäß iſt.

Klara wiederholte ausführlich Alles, was wir aus ihrem Munde zu Roveredo und San Vigilio bereits vernommen.

Würden Sie, frug einer der beiſitzenden Räthe, als Klara geendet hatte, Ihren einſtigen Verlobten von einer andern Perſon, die ihm ſehr ähnlich, unterſcheiden können, wenn beide einander gegenüberſtänden?

Wenn Sie unter dieſer, entgegnete das Mädchen, den ruſſiſchen Hauptmann, Ritter Malapiero, der mit uns vom Gardaſee hierher gereiſt, verſtehen, ſo kann ich entſchieden dies bejahen.

Treten Sie, ſprach der Präſident nach einer heimlichen Beſprechung mit dem Vorigen, dort in das Dunkel der Fenſterblende, und machen Sie auf keine Weiſe Ihre Gegenwart bemerkbar. Meſſer grande, beſorgen Sie jetzt das Weitere!

Klarens Begleiter, welchen die Anrede des Präſidenten als das Haupt der Sbirren bezeichnete, zog jetzt zweimal an einem Glockenſtrange. Einige durchdringende Glockentöne erſchollen außerhalb des Saales. Bald öffneten ſich zwei einander gegenüber befindliche Thüren, und zwei Männer, jeder in grün und rother Uniform, wurden mit verbundenem Geſicht von ſchwarz gekleideten Perſonen hereingeführt und zu beiden Seiten des Stuhls des Präſidenten einander gegenüberhingeſtellt. Die Begleiter derſelben löſten dann im gleichen Augenblicke ihre Binden.

Mit einem Ausrufe des Schreckens und Erſtaunens ſtarrten ſich beide Gefangenen an. Nur mit Mühe, obwohl ſchon vorbereitet auf dieſe Scene, konnte Klara ſich unbemerkt verhalten. Sie erkannte in dem Einen der beiden Männer ihren ehemaligen Verlobten Antonio, in dem Andern den Ritter Malapiero.

Selten hatte die Natur zwei Menſchen einander ſo ähnlich gebildet, als dieſe Beiden. Dieſelben Züge, das nämliche Haar, der gleiche Wuchs machten es dem, der ſie einzeln und zu verſchiedenen Zeiten ſah, faſt unmöglich, ſolche von einander zu unterſcheiden; dennoch bemerkte Klara jetzt, wo Beide ſich gegenüberſtanden, in ihrem Aeußern ſehr weſentliche Verſchiedenheiten. Die Züge des Ritters hatten einen Ausdruck von edlem Selbſtgefühl, von Offenheit und Freiheit, die ſeines Ebenbildes zeigten Schlauheit und Verſtellung; die Haltung des Erſten hatte etwas Ritterliches, welches der des Gegners fehlte. Am meiſten aber unterſchied dieſelben die queer über die Stirn des Ritters laufende Narbe, während über des Andern rechtem Auge ein fingerbreites, rothes Maal ſich aufwärts zog.

Marc Antonio Malapiero, hob der Präſident nach einer Pauſe, in welcher er beide Gefangene ſcharf fixirte, an: Sie ſehen hier Ihren Zwillingsbruder Ambroſio! Die Papiere, mit welchen Sie ſich ſeit einiger Zeit deſſen Rang und Namen aneigneten, wurden heute von dem ruſſiſchen Botſchafter als falſch, die Ihres Bruders als richtig anerkannt; was haben Sie hierauf zu erwidern?

Der Gefangene ſchwieg, ſeinen Blick ſtarr an den Boden heftend.

Haben Sie nichts, in Hinſicht der Ihrem Oheim entwendeten Papiere, zu bekennen? frug der Vorige weiter.

Nichts! entgegnete Antonio kalt.

Sind Sie verheirathet? frug der Präſident.

Ja! entgegnete der Gefangene: mit der Spanierin Hippolyta de Contreras. Wir wollten uns in Hamburg ſcheiden laſſen, weil unſere Ehe nicht glücklich war; man wies uns aber an das Forum unſers Vaterlandes; meine Gattin lebt in Spanien; wo? iſt mir unbekannt.

Haben Sie ſich, während Sie von Ihrer Gattin getrennt leben, ſonſt anderweitig verheirathet oder verlobt?

Ich bin verheirathet, Herr Präſident! entgegnete Antonio in einiger Verwirrung.

Und kennen Sie, frug dieſer, die Geſetze der Republik, welche die Verlobung eines ſchon Verehelichten, auch wenn die Doppelehe nicht vollzogen worden, als Bigamie beſtraft?

Ich war nie in dieſem Falle! erwiderte der Gefangene gefaßt.

Treten Sie näher, Fräulein von Werdenfels! rief der Präſident. Zitternd trat Klara hervor und näherte ſich deſſen Stuhle.

Kennen Sie dieſe Dame? frug der Vorige den Gefangenen.

Dieſer ſchien bei Erblickung des Mädchens zuſammenſinken zu wollen; doch ſchnell gefaßt, antwortete er mit einem entſchiedenen Nein! Ich habe, ſprach er nach einer Pauſe mit Feſtigkeit, dieſelbe nie geſehn.

Herr Secretarius! ſprach gelaſſen der Präſident: Leſen Sie die Ausſage des Fräuleins vor.

Unbeweglich und aufmerkſam hörte der Gefangene die Vorleſung an; dann ſprach er, jedoch mit merklichem Schwanken der Stimme: Von allem dieſen iſt mir nichts bekannt!

Auch nichts von den Papieren? frug der Vorige.

Eben ſo wenig! entgegnete Antonio.

In dieſem Falle, meine Herren, hob der Präſident, zu den Beiſitzern des Gerichts gewendet, mit Eiſeskälte an, dürfte es wohl angemeſſen ſein, gegen Marc Antonio Malapiero den erſten Grad der peinlichen Frage zu verfügen?

Allerdings! entgegnete Einer. Ohne Weiteres! ſprachen Mehrere.

Der Gefangene griff taumelnd nach der Lehne eines Stuhles.

Um Gottes willen! rief der Ritter, welcher bis dahin geſchwiegen: Um Gottes willen, meine Herren, laſſen Sie meinem Bruder nicht die Folter geben! Unglücklicher! rief er, zu dem Gefangenen eilend und ihn am Arme faſſend: Unglücklicher, flehe die Gnade deiner Richter an!

Ich will bekennen! ſprach dieſer mit hinſterbender Stimme, während einer der Sbirren zuſprang, den Sinkenden zu unterſtützen.

Ambroſio Malapiero! und Fräulein von Werdenfels! Sie ſind einſtweilen entlaſſen; begeben Sie ſich in das Vorgemach! ſprach jetzt der Präſident.

Gnade! Gnade für meinen Bruder! rief der Ritter, dicht an den Stuhl des Vorigen tretend.

Gehorſam will das Geſetz! ſprach einſt Foscari zu dem unſchuldig verurtheilten Sohne, erwiderte derſelbe ſtreng und ernſt: Abkömmling der Dogen! befolgen Sie ſein Beiſpiel!

Das Haupt der Sbirren öffnete die Thüre. Der Ritter entfernte ſich mit Klaren, welche vergeblich ſich heißer Thränen zu enthalten ſuchte.

Sagen Sie mir, um des Himmels willen! wer iſt der fürchterliche Alte? frug Klara den Ritter, als ſie in jenem kleinen Gemache ſich befanden.

Es iſt der Nobile Ziani, erſter Staatsinquiſitor und Präſident des Raths der Zehner; entgegnete Malapiero. Die Villa von San Vigilio am Gardaſee iſt ſein Eigenthum. Mein Oheim und Erzieher ſoll ſein beſter Freund geweſen ſein; er ſieht nun deſſen Andenken von Antonio beſchimpft, und darum fürchte ich Alles für den Unglücklichen.

Mehr als eine Stunde Zeit verging, während Klara und der Ritter ſich in dem Vorgemache befanden. Ohne etwas Beſtimmtes unterſcheiden zu können, hörten ſie nur dann und wann die flehende Stimme des Gefangenen; endlich ward Alles ſtill. Beide theilten ſich ihre Hoffnungen und Befürchtungen über das Schickſal des Unglücklichen mit, als Klarens Begleiter wieder eintrat und ihnen in den Saal zu folgen winkte. Antonio war nicht mehr in demſelben.

Ihre Ausſagen haben ſich beſtätigt! ſprach der Präſident. Sie ſind Beide deshalb entlaſſen, nachdem Sie zuvor an Eidesſtatt verſichert haben werden, Niemand etwas von dem, was Sie geſehen, zu entdecken.

Beide gaben feierlich die geforderte Verſicherung.

Ihnen, Hauptmann Malapiero, fuhr der Vorige fort, geſtattet die Republik den freien Antritt Ihres Beſitzthums, und ertheilt Ihnen aufs Neue die Vorrechte, welche Sie als einer der Edlen der Republik durch Ihre Geburt in Anſpruch nehmen können. Wollen Sie indeſſen das Gebiet der Republik verlaſſen, ſo iſt Ihnen eine Jahresfriſt zu dem Verkaufe Ihres Eigenthums bewilligt. Meſſer grande! ſchloß er: bringen Sie die Dame nach Ihrer Wohnung zurück.

Klara und der Ritter entfernten ſich jetzt, vom Anführer der Sbirren begleitet. Obgleich der Ritter verſicherte, daß Klara unter ſeinem Schutze ſicher nach ihrer Wohnung gelangen würde, ſo erklärte doch der Vorige, daß ſeine Begleitung der Form gemäß und unerlaßlich ſei; doch blieb die Binde um die Augen, ſo wie die Sänfte, weg.

Eine Todtenſtille herrſchte auf der Piazzetta, als alle drei den Dogenpalaſt, in welchem ſie ſich, wie Klara jetzt erſt ſah, befunden hatten, verließen. Der Mond erleuchtete die Umgebungen bis zur Tageshelle, und die beiden mächtigen Granitſäulen am Ufer warfen ihre dunkeln Schatten bis an die Ecke des Palaſtes. Eben hatten unſere Wanderer dieſe umſchritten, und ſtanden nun auf der kleinen Brücke des Kanals, welcher jenes ungeheure Gebäude von den öffentlichen Gefängniſſen trennt. In der Höhe von ungefähr zwanzig Ellen wölbt ſich ein bedeckter Bogen, die bekannte Seufzerbrücke, von dem Palaſte zu den letztern, und eben beſchäftigte den Ritter der ſchmerzliche Gedanke: ob wohl der unglückliche Antonio dieſelbe ſchon wieder überſchritten haben werde, als ſein Blick unwillkürlich auf den Kanal und eine, vor einem Ausgangspförtchen des Palaſtes liegende Gondel fiel. In dieſem Augenblicke ward das Pförtchen raſch geöffnet, und deutlich ſahen unſere Reiſenden im Mondſcheine zwei Männer, welche etwas, ſo einem menſchlichen Leichnam glich, der Länge nach auf den Boden der Gondel legten.

Den Ritter durchzuckte eine fürchterliche Ahnung. Signor! ſprach er heftig, ſeinen Begleiter am Arme faſſend, Signor! es iſt doch nicht —?

Wollen Sie ſein Schickſal theilen? ſprach dieſer dumpf, indem er den Ritter und Klaren vorwärts führte. Fort! keinen Laut mehr! es gilt Ihr Leben!

Wie vernichtet kamen Beide in ihrer Wohnung an.

Mit lautem Jubel wurden Klara und der Ritter von ihren Reiſegefährten empfangen. Bald lachend, bald weinend fiel Julie der Erſtern um den Hals. Von allen Seiten wurden ſie um Erzählung deſſen, was ſie geſehn und erfahren, beſtürmt; der Eid indeß, den ſie geleiſtet hatten, band ihre Zunge; nur ſo viel verſicherte der Ritter, daß er in ſeiner Haft anſtändig und ehrenvoll behandelt worden, ſodaß es ihm leicht geworden, mit ruhigem Muthe ſeine Unſchuld zu erweiſen. Der Staatsinquiſitor Ziani, ſetzte er noch hinzu, habe ſich auf eine wahrhaft väterliche Weiſe ſeiner angenommen.

Da der Tag bereits zu grauen anfing, ſo blieb die Geſellſchaft in ihrem gemeinſamen Local beiſammen, und es ward beſchloſſen, dieſen Tag zu Ausflügen nach Paleſtrina und den Murazzi zu verwenden; der Ritter erklärte indeß, zuvörderſt ſich zu ſeinem Beſchützer begeben, und dort, ſo viel es möglich, ſich von dem Schickſale Antonios unterrichten, auch, wenn es nicht bereits zu ſpät, Schritte zur Milderung ſeiner Strafe verſuchen zu wollen. Ein Schreiben aber, welches am frühen Morgen an den Ritter einlief, machte ſein Vorhaben unnütz: es war daſſelbe von den Inquiſitoren der Republik. Sie erhalten, hieß es darin, eine von uns beglaubigte Abſchrift der Geſtändniſſe Ihres Bruders Marc Antonio, welcher die Strafe ſeines Verbrechens bereits erlitten hat. Sie werden dadurch, ſowie durch dieſe unſere Erklärung, wenn Sie es vorziehn ſollten, das Gebiet der Republik zu verlaſſen, in dringenden Fällen überall im Stande ſein, Ihre Unſchuld an den Vergehungen, welche derſelbe unter Ihrem Namen ausgeübt, leicht zu erweiſen, und können auf den Beiſtand der Geſandtſchaften der Republik in ſolchen Fällen rechnen. Das Schreiben war von den drei Staatsinquiſitoren, Ziani, Bembo und Malateſta, unterzeichnet; ihm beigeheftet war eine gedrängte Ausſage Antonio's. Ich kam, fuhr er fort, nachdem er die vernachläſſigte Erziehung, welche er in Neapel erhalten, geſchildert hatte, ich kam jung, unerfahren und eitel nach Paris. Die Strenge meines Oheims raubte mir alles Vertrauen zu demſelben, und ſorgfältig verbarg ich ihm, ſo lange es geſchehen konnte, meine vorherrſchende verderbliche Neigung zum Spiel. Das Glück, welches mich im Anfange ungemein begünſtigt hatte, ſchien nach und nach vor mir zu fliehen; ich war genöthigt, Schulden zu machen. Dieſe wieder zu bezahlen, blieb mir nichts übrig, als die Hoffnung, mich eben wieder durch das Spiel zu retten. Was ich zu Anfang aus Leidenſchaft trieb, trieb ich nun aus Verzweiflung; endlich gewahrte mein Oheim die fürchterliche Lage, in der ich mich befand. Streng, wie er war, doch voller Ehrgefühl, bezahlte er meine Schulden; doch flammte fürchterlich ſein Zorn auf. Wüthend warf er mir die Abſchrift eines Teſtamentes hin, in welchem er mich enterbte; erſt nach Wochen durfte ich mich wieder ſeinem Angeſichte nahen, und ich verſprach Beſſerung. Längere Zeit hielt ich auch mein Verſprechen; doch die beſchränkte Lage, in welcher ich mich befand, zwang mich am Ende, wenn ich nicht alle Freuden der Jugend entbehren wollte, mein Glück aufs Neue im Spiele zu verſuchen. Dieſes aber ſchien nun auf immer vor mir zu fliehen. Bald ſah ich mich in den Klauen der Wucherer, und meine Schulden waren größer, als ſolche je geweſen. Keinen Ausweg mehr erblickend, kam ich auf den Gedanken, mit Zuſammenraffung aller nur zu erhaltenden Summen nach Amerika zu ſliehen. Indem ich wichtige Papiere aus den Archiven meines Oheims mit mir nahm, hatte ich den Vorſatz, ihn durch die Drohung, ſolche bekannt zu machen, zur Bezahlung meiner Schulden, vielleicht gar zu der Zurücknahme des Teſtamentes zu bewegen; doch gab ich gleich bei der Ankunft in Amerika dieſe Hoffnung, deren Richtigkeit mir in die Augen leuchtete, auf. Unter fremdem Namen die Papiere einem Hofe, deſſen Verhältniſſe ſie zunächſt betrafen, für eine bedeutende Summe zu überlaſſen und meine Zukunft dadurch zu ſichern, war mein zweiter Gedanke; deshalb verbreitete ich gefliſſentlich die Nachricht von meinem Tode. In kurzer Zeit erfuhr ich das Ableben meines Oheims, ſowie die Gewißheit, daß mein Bruder zu deſſen alleinigem Erben von ihm ernannt ſei. Raſch kehrte ich nach Europa nun zurück. Ich wußte, daß mein Bruder ſich in einer großen Entfernung befand; mein Oheim hatte mehrmals über unſere auffallende Aehnlichkeit geſprochen, ich beſchloß daher, unter ſeiner Maske jene Papiere an Mann zu bringen und dann für immer aus Europa zu verſchwinden. Da er alleiniger Erbe des Verſtorbenen geworden war, ſo konnte es Niemand befremdend finden, die Papiere in ſeinen Händen zu erblicken, ja ſogar bei ihrem möglichen Bekanntwerden konnte die Geſandtſchaft der Republik, da ſolche zum Theil aus Privatcorreſpondenz des Verſtorbenen beſtanden, dieſelben nicht leicht in Anſpruch nehmen, ſobald es nur bekannt war, daß ſolche von dem rechtmäßigen Erben jenem Hofe überlaſſen worden. Obgleich vorauszuſehen war, daß die Entdeckung jener Schleichwege einſt unausbleiblich erfolgen müſſe, ſo hatte ich doch die Gewißheit, bis dahin längſt in Sicherheit zu ſein; auch konnte jedenfalls mein Bruder leicht ſein Alibi beweiſen, und ohnehin ſah ich denſelben als unrechtmäßigen Beſitzer meines Erbes an.

Wider Vermuthen war der Ausgang jener Unternehmung meinen Erwartungen ganz entgegen. Der in jenen Papieren betheiligte Hof nahm dieſelben zwar zur Durchſicht an, doch mit entſchiedenem Abſcheue erklärte er, daß ſolche dem rechtmäßigen Eigenthümer, der Republik Venedig, ſogleich nach Durchſicht derſelben ausgehändigt worden; mir wurde der Befehl, das Land zu räumen. In dieſer Zeit durchſtrich ich Europa in verſchiedenen Richtungen. Falſche Spieler, in deren Geſellſchaft ich gerieth und in welcher die Nothwendigkeit mich feſthielt, verdarben mich endlich gänzlich; ich verpraßte das Eigenthum meiner Gattin, welche ich zu Madrid geehelicht, und entfloh mit dem Reſt nach Deutſchland. Zu Hamburg lernte ich Klara von Werdenfels kennen. Ich liebte ſie aufrichtig; ja, als durch Erſcheinung meiner Gattin unſere Verlobung rückgängig wurde, ſtieg meine Liebe bis zum Wahnſinn. Mich meiner Verlobten, ſelbſt wider ihren Willen, zu bemächtigen, war mein Entſchluß. Ich folgte ihrer Spur bis nach Italien. Einmal in meiner Gewalt, ſo glaubte ich, würde es mir gelingen, ſie zu vermögen, mir freiwillig zu folgen; deshalb unternahm ich den mislungenen Verſuch zu Riva. Dadurch nicht abgeſchreckt, trieb mich die Wuth, ſie zu beſitzen, bis nach Venedig; doch legte ich hier andere Kleidung an und bediente mich eines fremden Namens. Was auch, ſchloß das Geſtändniß, meine Richter über mich verhängen mögen: ich geſtehe ein, es verdient zu haben.

So ſehr auch Klarens Jugendzeit durch Antonio getrübt worden war, ſo ſehr der Ritter auch Urſache hatte, ſich über den Bruder zu beklagen, ſo weihten doch Beide dem Unglücklichen aufrichtige Thränen des Mitleids. In Venedig, dies fühlte jedes Mitglied der Geſellſchaft, konnte ihr Bleiben nicht länger ſein. Jeder Gang nach dem Markusplatze führte dicht an der Stelle vorüber, wo man die Reſte Antonio's in die Gondel gelegt, um ſolche außerhalb der Lagunen den Ungeheuern der Tiefe zu übergeben; jeder Blick auf den Dogenpalaſt erinnerte an das Haus, in deſſen Mauern der Unglückliche ſeine letzten Seufzer aushaucht. Von allen Seiten beſtürmten die Damen den Ritter zur Mitreiſe nach Neapel, und auch der Baron erklärte demſelben heimlich, daß er unmöglich ſich von Julien trennen könne und jene Reiſe benutzen wolle, bei der Mutter förmlich um deren Hand zu werben. Malapiero fühlte nur allzuwohl, daß er in Beziehung auf Klaren ſich mit dem Baron in gleichem Falle befände, und endlich kam man überein, daß die Geſellſchaft, da die Uebernahme von des Ritters' Beſitzthum nicht länger zu verſchieben ſei, vier Wochen auf deſſen Gütern verweilen, dann aber die Reiſe gemeinſchaftlich antreten ſolle. An einem herrlichen Morgen ſagten unſere Reiſenden endlich der ſtolzen Venezia ein Lebewohl, und bald befanden ſie ſich unweit Vicenza, in der Gegend der ſette Commune, jener ſieben deutſchen Gemeinden, welche von den alten Cimbern abzuſtammen behaupten. Hier, an einem Abhange der euganeiſchen Hügel, lagen die Beſitzungen Malapiero's. Obgleich etwas verwildert, waren die Umgebungen der alten, mit Cypreſſen, Myrten und Oelbäumen umgebenen Villa doch höchſt anziehend, und Klara meinte, ſie würde an des Ritters Stelle nie auf den Gedanken kommen, die reizende Beſitzung zu veräußern. Würden Sie ſich, fragte eines Abends Malapiero, als er bei einem einſamen Spaziergange Klaren Herz und Hand geboten, entſchließen können, hier unter den alten Cypreſſen ein langes, einfaches Leben mit mir zu durchwandeln? Ueberall! entgegnete Klara, den Lockenkopf an des Ritters Bruſt geſchmiegt: Ueberall mit Ihnen! doch hier am liebſten!

In einem ſchönen Pavillon, welcher eine herrliche Ausſicht auf das ſtattliche Vicenza darbot, jenſeits deſſen ſich der ſchöne Säulengang nach der Rotunde der Santa Maria del Monte wie ein weißer Streifen den grünen Hügel aufwärtszog, finden wir die Geſellſchaft bei einem Mahle, zu welchem ſich auch einige Bewohner der angränzenden Villen eingefunden hatten, verſammelt. Die vier Wochen, welche als die Zeit zur Abreiſe beſtimmt worden, waren eben vergangen; aber das heutige Feſt war kein Abſchiedsmahl: es hatte eine fröhlichere Bedeutung. Der alte, weißgelockte Prieſter am obern Ende des Tiſches, welcher in der Mitte zwiſchen zwei jungen

Paaren ſaß, hatte eben noch vor wenig Minuten den Segen über die auf immer Vereinigten geſprochen; dieſe Glücklichen aber waren: der Ritter und Klara, Julie und der Baron. Eben waltete die Freude am lauteſten, als der alte Kammerdiener der Gräfin eintrat und Klaren ein Käſtchen nebſt einem Briefe überreichte. Ein alter Bekannter, ſprach der graue Diener ſchmunzelnd, ſei eben vorbeigereiſt und ſende dieſes als ein Hochzeitgeſchenk. Haſtig erbrach Klara das Billet; es war von Ziani. „Gern", ſchrieb der Alte, „wäre ich heute auf einen Augenblick in Ihrer Mitte; wenn aber auch Ihr künftiger Gatte ein edler Venezianer iſt, und als ein ſolcher nicht haſſen kann den Staatsbeamten, der ſeine Pflicht that, ſo weiß doch Letzterer, daß der Bruder des Gerichteten nicht eine Gemeinſchaft mit deſſen Richter wünſchen kann. Ihr Gatte weiß indeſſen, daß ſein Oheim mein beſter Freund war, und darum wird er das Recht, Ihnen ein kleines Andenken am heutigen Tage zu überreichen, mir nicht ſtreitig machen. Mag daher die neue Tochter der Republik nicht Anſtand nehmen, ſich beigehenden Hauptſchmuck in das Haar zu winden; er zierte vor Jahrhunderten ſchon die Locken der Töchter der Ziani, meines verſinkenden Geſchlechts." Wahrhaft fürſtlich war das Geſchenk des Alten

Obgleich von alterthümlicher Faſſung und augenſcheinlich von einer Eroberung aus dem Orient ſtammend, hatte das reich mit Brillanten und Smaragden gezierte Diadem einen höchſt bedeutenden Werth und ein nichts weniger als ungefälliges Aeußere. Ehe Malapiero oder Klara ſich über die Annahme des Geſchenkes ausſprechen konnten, hatte Julie den Schmuck bereits im Haare der Geſpielin befeſtigt. Alle eingeladenen Gäſte waren der Meinung, daß, wenn auch Ziani wegen ſeiner Strenge im Gebiete der Republik gefürchtet ſei, doch ſeine Redlichkeit, ſein Edelmuth gegen Freund und Feind nur Lob verdienen; eine Rückſendung des Geſchenkes aber den alten Mann unendlich ſchmerzen würde.

Wenig Tage nach vollzogener Hochzeit reiſte die Geſellſchaft nach Neapel ab. Nach einigen Monden wieder auf die Beſitzungen des Ritters zurückgekehrt, trennten ſich die Gefährten erſt dann, als die Gräfin und der Baron verſichert hatten, die lombardiſchen Gefilde wenigſtens alle zwei Jahre einmal heimzuſuchen.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweites Bändchen.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweites Bändchen.

I. Die Verlobung.
II. Cäcilie Stuart.
III. Guſtav Adolf's Tod.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1830.

Die Verlobung.

Eine Erzählung.

— Und Beide waren jung und Eine ſchön.
Er ſah noch wen'ge Sommer, doch ſein Herz,
Weit überwuchs die Jahr' es, und ein Antlitz
Nur war auf Erden lieblich ſeinem Auge,
Und eben ſtrahlt's hinein; er hatte drauf
Geblickt, bis es nicht wieder weichen konnte.
Byron.

Die Sonne erſchien eben am Horizonte, und roſenfarben erglänzten in ihrem Lichte die ſchneebedeckten Spitzen des Guadarramagebirges, als eine franzöſiſche Brigade ſich langſam über die ſandige baumloſe Ebene daherbewegte, welche das alte ſtattliche Segovia von dem kleinen Städtchen Otero trennt. Ein Regiment deutſcher Bundestruppen marſchirte an der Spitze der Colonne, und abwechſelnd ertönte rauſchende Muſik und Trommelſchlag, um den Muth der Krieger beider Nationen zu beleben, denn es ſollte an dieſem Tage durch einen Doppelmarſch Guadarrama erreicht und vorher das in Entfernung einiger Stunden ſich wie eine Mauer aufthürmende Gebirge überſtiegen werden. So einförmig und öde die Gegend in der Nähe des kriegeriſchen Zuges erſchien, deſſen mannichfache Windungen nur wenig von niedrigem Rosmarin, Thymianſtauden und einzelnen, aus tiefem Sande aufſtarrenden Felſen verdeckt wurden, ſo gewährte ſolche doch dem Auge einen ziemlich angenehmen Blick ins Weite. Rückwärts, in der Entfernung einer Stunde, erhob ſich der Alcazar des romantiſch gelegenen Segovia auf einem ſteilen Felſen aus dem Bette der ſchäumenden Eresma, die an drei Seiten deſſen Fuß beſpülte. Hoch über die tiefgelegene Stadt, in welcher auf wunderbare Weiſe die römiſche Baukunſt mit der mauriſchen und gothiſchen wechſelt, führte eine rieſenhafte Waſſerleitung, gleichfalls ein Römerwerk, das Waſſer eines Bergquells nach dem Schloſſe, deſſen Thürme aus Cäſars Zeiten ſtammen ſollen, und ſelbſt in dieſer Ferne erſchienen die Bogen des Aquädukts groß und majeſtätiſch. Zur linken Hand der Straße, doch mehr herwärts, ragten die Kuppeln der Pavillons des Schloſſes San Ildefonſo aus einem Wäldchen von Encinnaseichen, und rechts derſelben lag auf einer weiten Ebene das Luſtſchloß Rio frio, ein koloſſales Viereck, von Iſabella Farneſe zu bauen angefangen, doch nie von ihr bewohnt und ſelbſt vor der Vollendung ſchon aufgegeben.

Eben tönte aus der Mitte der Colonne der helle Klang des Voltigeurhorns, und lange Trommelwirbel wiederholten an der Spitze der Bataillone das Signal: Halt! Es ſollte geraſtet werden, und die

Krieger ſtellten auf kurzes Commando ihrer Führer die Gewehre in Pyramiden auf und ſuchten ein Ruheplätzchen. Nur bei dem kleinen Häuflein der aus vierzig Voltigeurs von beiden Nationen gebildeten Avantgarde ſah man noch einige Bewegung. Ein junger Offizier des deutſchen Regiments, welcher, wie es ſchien, die Truppen führte, ſtellte auf einem Felſenvorſprunge, von dem man die Straße am beſten überſchauen konnte, zwei Poſten auf und erlaubte der Vorhut dann, ſich ſo, wie ihre Bataillone bereits gethan, der Ruhe zu überlaſſen. Raſch ging der Jüngling einem Häuflein Offiziere entgegen, welche, wohl wiſſend, daß ihr Freund den angewieſenen Poſten nicht verlaſſen dürfe, ſeine Geſellſchaft zu theilen kamen. Da das Geſchick des jungen Mannes aufs Innigſte mit den Ereigniſſen dieſer Erzählung verbunden iſt, ſo möge der freundliche Leſer bei einem Blicke auf deſſen Aeußerem verweilen. Ohne gerade auffallend ſchön zu ſein, hatten die Züge des jungen Mannes viel Anziehendes, Intereſſantes. Das große, helle, klare Auge zeigte von Seelenreinheit, und ſein ſchwärmeriſcher Blick verbreitete über die ſanften, reinen Züge ein edles Träumen, welches von einem tieffühlenden Gemüthe zeugte, wenn ſolches auch wohl weniger dem praktiſchen Kriegsleden geeignet war. Die Geſtalt des Jünglings war von Mittelgröße, und wenn auch die feinern, faſt mädchenhaften Formen den Beſchwerden des kriegbewegten Lebens nicht angemeſſen ſchienen, ſo war doch in dem Ganzen der Haltung und des Ausdrucks des jungen Mannes etwas Edles, Ritterliches nicht zu verkennen. Die ſchöne, knapp anliegende Uniform, die glänzende, nachläſſig über die Schulter geworfene Schärpe, der blitzende Tſchako auf dem blonden Haupte erhöhten die Vorzüge des Aeußern ungemein.

Setzt Euch, Freunde! rief ſcherzend der Jüngling, indem er den weiten Mantelkragen aus der Hand des Dieners nahm und in den Schatten eines Felsſtücks breitete; Ihr ſeid im ſchönen Lande des Weins und der Geſänge!

Wahrhaftig! ſprach ein Offizier von finſterer, mißmuthiger Miene, welcher ſich, wie die Andern, im Kreiſe niederließ; eine tollere Ironie kann es kaum geben, als jene ſchönen Worte des Dichterfürſten, ſobald es hier in dieſem miſerabeln Lande ausgeſprochen wird. Aber freilich, wer ſo wie du, Freund Werthern, blos in der Phataſie lebt, dem ſchmeckt der Valdepennas aus dem ſtinkenden Weinſchlauche wie ein Nektar, und die Schinkenſchnitte, welche dort unſer Jude in den ſchmuzigen Tatzen bringt, wie Ambroſia.

Und doch! rief Werthern lachend, und doch erkundigt ſich Niemand wie du ſo angelegentlich und oft nach echtem Manchaweine, und geſtern beklagteſt du mit trüber Miene, daß die bayonner Schinken des Marketenders zu Ende gehen wollten.

Ich bleibe dabei, ſprach Jener, ohne den Gegner anzuhören; in dieſem Lande taugen drei Dinge nichts! Erſtens das Land, zweitens die Bewohner, und drittens alle Beide. Bei Gott! fuhr er, nun einmal im Fluſſe der Rede, fort; es iſt mir unbegreiflich, warum der Kaiſer das miſerable Land durchaus erobern will; noch unbegreiflicher aber ſind mir die deutſchen Narren, die, auf der Poſtkaleſche hier durchkutſchirend, es dennoch loben können. Da ſprechen ſie von Oliven- und Orangenwäldern, von Gärten der Hesperiden, wo aus der Mitte der Goldorangen die Palme ragt, und wie etwa ſonſt der Unſinn noch weiter faſelt! Gott tröſte ſo einen Kerl, wenn, wider alles Hoffen, ich einſt im alten treuen Deutſchland ihm etwa begegnen ſollte.

Du wirſt doch, ſprach Einer lachend, den Spaniern die Oliven und Orangen nicht beſtreiten wollen?

Die Orangenwälder, entgegnete der Erſtere, ja.

die beſtreite ich; doch krüppelhafte Orangenbäume, welche am Tajo und am Guadalquivir zu Dutzenden etwa beiſammenſtehen, geſtehe ich zu; und dann Olivenhaine! Du lieber Gott! gibts etwas Erbärmlicheres als jene in Reihen gepflanzte, aufgeriſſene Stummel, gegen welche die Weiden unſerer Dörfer, des ſchönen grünen Blattes wegen, wie Fürſten des Pflanzenreiches erſcheinen.

Wir ſind, ſprach Werthern, in Altkaſtilien, und jene Reiſeſchilderungen ſprechen von Valenzia und Granada.

Ich habe beide noch nicht geſehen, ſprach Jener trocken; und was das Auge ſieht, das glaubt das Herz.

Aber die herrlichen Pyrenäen ſaheſt du? fuhr Werthern fort; jene majeſtätiſchen Bergesgipfel, deren ſtolze, ſchneebedeckte Häupter in die Wolken ragen, während herrliche Saaten, hervorgerufen von der fleißigen Hand des wackern Biscajers, ihren Fuß bedecken, ſo weit das Reich der Pinie und der immergrünen Eiche es nur geſtatten will. Du ſahſt ſchon bei dem Ueberſchreiten der Bidaſſoa die ſtolzen, ſtattlichen Cypreſſen, wetteifernd in ihrer Höhe mit dem Thurme von Irun; du ſahſt das nette, freundliche Vittoria, die ſchönen Ebroufer bei Miranda, den ſchauerlich ſchönen Paß von Pancorbo —

Halt! rief der Gegner. Bis hierher und nicht weiter. Pancorbo iſt das Thor von Altkaſtilien, und von dort an iſt Alles ſchlecht. Am liebſten möchte ich das theure Ländchen mit der Wüſte Barca vergleichen. Dort zerſtörte der Sand der Wüſte, vereinigt mit der Barbarei, die blühende Pentapolis, hier vertilgte der Unſinn, verbunden mit der Faulheit, ſeit drei Jahrhunderten gegen vierhundert Ortſchaften, deren Namen man noch kennt, in dieſer einzigen Provinz. Du ſcheinſt zu glauben, daß ich übertreibe, wenn ich die afrikaniſche Wüſte dem berühmten Kaſtilien zur Seite ſetze; aber ſpringt die Aehnlichkeit dir nicht ins Auge? Sieht man auf Stundenweite wohl einen Baum? Jene dort in Ildefonſo wirſt du doch nicht rechnen, ſie ſind dem Boden fremd, denn Philipps Eigenſinn ließ in den Felſenboden Keſſel ſprengen, in welche man die aus der Ferne geholten Bäume pflanzte; auch ſind die vierundfunfzig Millionen, welche die Anlagen gekoſtet, heute noch nicht bezahlt. Der Spanier liebt die Bäume nicht! Ganz recht! Wo Bäume ſind, ſpricht er, ſind Vögel, und dieſe freſſen Korner! und, ſetze ich hinzu, fünf Sperlinge freſſen in einer Woche, was altkaſtiliſcher Fleiß in einem Jahre hervorbringt.

Ein allgemeines Gelächter empfing die übertriebene Behauptung, und ſelbſt der ernſte Oberſt des Regiments, der inzwiſchen hinzugetreten war, konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Jetzt ſah man eine der auf dem Felſen poſtirten Schildwachen raſch in die Ferne deuten, und bald darauf erblickte man ein kleines Häuflein Reiter, welche im Trabe nahten. Die Uniform war unbekannt und glich im Schnitt und Farbe der Kleidung der franzöſiſchen Chaſſeurs à cheval, doch unterſchied der reich beſchlagene Helm mit rothem Kamme ſie von denſelben. Die Offiziere erhoben ſich, und Werthern eilte auf ſeinen Poſten. Es näherten ſich die Reiter.

Qui vive! rief die Schildwache und ſpannte raſch den Hahn.

Francia! entgegnete der Führer des fremden Trupps, indem er anhielt.

Quel regiment! rief Jener.

Guardia del rey José; Cazadores à caballo! entgegnete der Offizier, indem er, den Säbel in der Scheide, ſich der Schildwacht näherte, um das gefoderte Feldgeſchrei zu geben.

Es iſt die Jägergarde des Königs Joſeph! ſprach der Oberſt, als die Schildwacht die Flinte vom Backen nahm und den Hahn in Ruhe ſetzte.

Eben ſprengte der franzöſiſche Brigadegeneral, ein ſchöner junger Mann, begleitet von zwei Adjutanten, herbei; das Rufen der Wachen hatte ihn aufmerkſam gemacht. Qu' est ce que c'est? rief er, ſein Roß parirend, dem Spanier entgegen, welcher, die Hand am Helme, in ziemlich geläufigem Franzöſiſch ſeine Meldung machte und eine Ordre überreichte. Während der General dieſelbe flüchtig überlas, umgaben die Offiziere mit ſichtbarer Neugierde den fremden Kriegsgefährten. Er war ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, mager und von mittler Größe. Rabenſchwarze Locken beſchatteten das dunkelfarbige Antlitz, in deſſen ſcharfen, feinen Zügen man die ſpaniſche Nationalphyſiognomie im Augenblicke erkennen mußte. Der Fremde ritt einen ſchönen, ſchwarzen, andaluſiſchen Hengſt, an welchem die ſchlanken Schenkel, die weiten Nüſtern, die feine Mähne und endlich das feurige, ſchön geſpaltene Auge auf die arabiſche Abkunft deuteten. Noch immer las der General, und während dieſer Zeit unterhielt ſich der Fremde leiſe mit den umſtehenden Offizieren. So geläufig ihm auch die franzöſiſche Sprache ſchien, ſo unterſchied man dennoch deutlich die Kehllaute ſeiner Mutterſprache, und die Beweglichkeit der Züge in ſeinem Antlitze, verbunden mit überaus lebhafter Geſtikulation, erzeugte jenen Ausdruck, der dem Deutſchen an dem Spanier ſo leicht als widrig und falſch erſcheint und ſeinem ruhigen Weſen fremdartig und unangenehm vorkommen muß.

Die Sache geht Sie an, Colonel! ſprach der General, indem er die Ordre dem Oberſten hinreichte. Es iſt eine Requiſition des Gouverneurs von Madrid, des Generals Belliard. Im Caſtell Tormes, dem Sitze des Souspräfecten, ſeitwärts der Straße von Ildefonſo nach Escurial, ſteht ein Commando von vierzig Pferden. Da die Brigands von Empecinado's Bande ſich von Tag zu Tage mehr verſtärken, ſo ſollen funfzig Mann Infanterie zur Sicherheit zu jenem Poſten ſtoßen, um die Straße rein zu halten. Sie müſſen dies Commando geben, denn Ihre Bataillone ſind die ſtärkſten. Wählen Sie einen Offizier, welcher der Sprache kundig; wir haben ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten die beſten Leute oft verloren.

Die Herren, entgegnete der Oberſt, ſprechen faſt alle ſpaniſch. An wem ſteht das Commando?

An mir! ſprach Werthern. Ich melde mich dazu.

So nehmen Sie ſich funfzig tüchtige Voltigeurs, entgegnete der Oberſt. Es iſt mir ohnehin nicht unlieb, daß Sie gerade der Auftrag trifft, denn da Sie Zurückberufung ins Vaterland erwarten, ſo wird vielleicht das ganze Commando abgelöſt und könnte in Kurzem wieder zum Regimente ſtoßen.

Werthern durcheilte die Glieder der Compagnien, um ſeine Mannſchaft zu empfangen, theilte dieſe dann in Sectionen, und meldete, nachdem er den Kameraden die Hand geſchüttelt, daß er zum Abmarſche nun bereit ſei. Der letztere fand nun augenblicklich ſtatt, und nachdem der Spanier einige Reiter vorausgeſendet, den Weg zu eclairiren, ſetzte die Truppe ſich in Bewegung. So wie ſolche die raſtenden Bataillone aus dem Geſichte verloren hatte, ritt der ſpaniſche Offizier, einen Diener mit ledigem, ſchön geſchmücktem Handpferde hinter ſich, raſch zu ſeinem deutſchen Kriegsgefährten.

Ich habe, mein Kamerad, begann er mit freundlicher Verneigung, in einer gewiſſen angenehmen Ahnung vorausempfunden, daß es mir gelingen würde, die lange ſchon erſehnten Freund- und Leidgenoſſen, die jene Ordre mir verhieß, gleich mitzubringen, und darum erwartet dies ledige Roß nun ſeinen Reiter. Ich bitte Sie, daſſelbe zu beſteigen; wir plaudern ſo am beſten miteinander; auch haben wir ein ganz anſehnliches Ende Weges, bis wir am

Orte unſerer Beſtimmung ſind, und werden ſolchen vor Abend nicht erreichen.

Faſt beſchämt mich die gütevolle Aufmerkſamkeit, die Sie mir beweiſen; entgegnete Werthern, indem er ſich in den Sattel ſchwang. Aber, dürfte ich wohl fragen, wem ich dieſelbe zu verdanken habe?

Ich bin der Graf Francesco de Puentelarra, entgegnete der Spanier; derzeit Offizier der Garde, und Kammerherr des Königs Pepe! ſetzte er ſpöttiſch lächelnd noch hinzu.

Mein Name iſt Friedrich von Werthern, entgegnete der Deutſche. Ich hoffe, die Verſchiedenheit der Nation ſoll uns nicht ſtören in der gemeinſamen freudigen Ausführung unſerer Pflichten.

Gewiß nicht, Don Federigo! entgegnete der Spanier. Laſſen Sie, was gar nicht etwa ſo unmöglich wäre, einen Haufen jener braunen Canaillen, die in der Gegend ſtreifen, uns nur begegnen, und Sie ſollen die Probe ſehen.

Sie ſcheinen ſich warm zu intereſſiren für die Sache des Königs Joſeph, ſprach Werthern ganz befremdet.

Des Königs Joſeph? fragte Francesco lachend. Wahrhaftig, das lohnte ſich! Wenn es etwa noch Napoleon wäre; bei dem hat Alles noch einen groſten Schnitt. Nein, mein Allerliebſter! ich fechte einſtweilen für Pepe's Sache aus lauter Patriotismus, bei dem ja, wie gewöhnlich, auch etwas Egoismus unterläuft.

Aus Patriotismus? ſprach Werthern ſtaunend. Auf Josephs Seite? Das iſt mir neu.

Mir gar nicht! entgegnete der Spanier. Es kommt blos darauf an, die Begriffe feſtzuſtellen, und dann läßt ſich das Ding ganz leicht erklären; aber ehe ich mir erlaube, Sie damit zu ennuyiren, geſtatten Sie mir wohl, eine Trompetilla anzuzünden, denn dort mein Schafskopf von Bedienter hat die Cigarrenbüchſe daheim vergeſſen.

Mit dieſen Worten langte der Spanier nach einer flachen Rauchtabaksdoſe, welche ſein Diener aus der Satteltaſche holte, nahm mit drei Fingern etwas Tabak auf die flache Hand, blies darauf und formte ſolchen, nachdem er ihn lange zwiſchen den Händen hin- und hergerollt und ein dreieckig Stückchen Papier darumgeſchlungen hatte, in die Geſtalt einer Pfefferdüte, deren ſpitzes Ende er in den Mund nahm und das breite mit dem Ausrufe: Candela! an der Trompetilla eines Jägers anzündete.

Ich behauptete vorhin, mein Theurer, fuhr der Spanier nun weiterreitend fort, ich fechte aus Patriotismuſs für Pepe's Sache, und das geht folgendermaßen zu: Hier bei uns in Spanien theilen ſich die Anſichten der Nation, das Glück des Vaterlandes betreffend, in zwei große, ſich ſchroff entgegenſtehende Meinungen, welche, wie Feuer und Waſſer, einander ſtets bekämpfen werden. Die eine Hälfte der Nation, und es iſt, die Wahrheit zu geſtehen, bei weitem die größere, iſt für das Alte, Beſtehende. Dieſe will die Inquiſition, will Ketzer und Juden braten, Stiergefechte, Fandango tanzen, Proceſſionen, Mönche, Nonnen, Meſſerſtiche, und wie ſonſt die volksthümlichen Beluſtigungen etwa noch heißen mögen. Auf dieſer Seite ſind die Inhaber der großen Majorate, die Mönche ohne Ausnahme, die Weltgeiſtlichkeit zu einem Theile, der Bürger und der Bauer überall. Die andere Hälfte der Nation will Fortſchritte mit der Zeit; ſie will liberale Einrichtungen, hier und in den Colonien, Aufhebung der Majorate, Conſtitution, Handelsfreiheit und Freiheit der Religion, Bevölkerung verödeter Diſtrikte durch Aufnahme arbeitſamer Ausländer, mit einem Worte, will in der Kürze auf einen Punkt gelangen, zu dem ſie auf dem andern Wege noch in zweihundert Jahren nicht kommen wird. Zu dieſer Partei gehören die jüngern Söhne der größern Häuſer, wie hier ein ſolcher neben Ihnen zu reiten die Ehre hat, der Handelsſtand, die Hauptſtadt, die Hafenſtädte, und in Summa Alles, was einen Blick aufs Ausland geworfen.

Und die Armee? fragte Werthern.

Wird immer dem gehören, der ſie nicht hungern und betteln läßt. Wie geſagt, mein Wertheſter, fuhr der Spanier, ruhig ſeine Trompetilla rauchend, mit ſpöttiſchem Ausdrucke fort; der Patriotismus trägt hier zu Lande eine etwas verſchiedenartige Phyſiognomie. Unſere Gegner rufen: **viva Fernando!** während dieſer Fürſt ſich ruhig in Valancay befindet und zur Feier der Geburt des kleinen Königs von Rom illuminirt; wir ſchreien: es lebe Joſeph! und ſcheren uns den Henker um den franzöſiſchen Präfecten, den unter dem Königstitel der Kaiſer nach Madrid geſetzt. Ganz Europa ſchilt uns Verräther, und unſre Gegner nennt man Helden, und doch iſt die Zeit vielleicht nicht fern, wo man ganz anders urtheilen wird. Ich will damit nicht geradezu behaupten, daß blos der Wunſch, Verfechter, und, wie es ganz den Anſchein hat, auch Märtyrer einer beſſern Zeit zu werden, mich unter dieſe Fahnen führte, bewahre, ſo weit geht mein Enthuſiasmus nicht, und ich, wie jeder Andre, habe auch mein Päckchen Egoismus und folglich auch mein Plänchen. Sie ſehen, ich ſpreche ſo aufrichtig, wie in dem Beichtſtuhle man nur ſprechen könnte. Ich bin, fuhr der Spanier nach einer Pauſe fort, ich bin der jüngere Sohn des Hauſes. Mein Stiefbruder, der Marques de la Serna, iſt einziger Erbe der Titel und der Güter unſers Vaters. Wir liebten uns nicht von Anbeginn, denn ich konnte mich nicht daran gewöhnen, in meinem Bruder den Herrn und Meiſter zu verehren. Mit Mühe entging ich der Tonſur, und durch Vermittlung unſrer Verwandten erhielt ich endlich das Calatravakreuz, eine Penſion fürs Nichtsthun. Ein Aufenthalt in Frankreich lehrte mich Einrichtungen kennen, zu denen es hier niemals ohne eine allgemeine Umwälzung der Dinge kommen kann, und ich werde, wenn, wie es ſcheint, der Krieg zum Nachtheile unſerer Sache ſich endigen ſollte, ohne beſondern Schmerz mein Vaterland mit Frankreich vertauſchen können. Der Verluſt der Penſion kann mich nicht ſehr bekümmern, denn da mein Bruder der Junta nach Cadix folgte, gelang es mir, vom Könige die Aufhebung des Majorates zu bewirken und die in deren Folge erlangten Güter an franzöſiſche Speculanten zu verſilbern, welche dann zuſehen mögen, wie ſie zu ihrem Gelde kommen werden.

Hier hielt der Spanier ein Weilchen inne und warf einen Seitenblick auf Friedrich, als ob er erwarte, daß dieſer eine Meinung über das Gehörte äußern ſollte. Jener blieb indeß bei ſeinem Schweigen. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, ein beifälliges Wort über Meinungen zu äußern, in denen, ganz abgeſehen von der Unmoralität des Ganzen, die kälteſte, widrigſte Selbſtſucht überall zur Schau lag. Der Spanier ſchien Friedrichs Empfindungen auf dem Geſichte zu leſen.

Sie werden, ſprach er, meine Meinungen und Handlungsweiſe nicht billigen, ſo lange Sie nicht ganz vertraut ſind mit den innern Verhältniſſen dieſes Landes, und in dieſer Unbekanntſchaft liegt auch der Grund, warum das Ausland den Werth und die Beſtrebungen unſerer Gegner ſo ganz entſetzlich überſchätzt. So könnten wir, um nur aus vielen ein Beiſpiel anzuführen, mit dieſem unſern Häuflein an Cavalerie und Infanterie mitten durch alle Guerillabanden das Land nach allen Richtungen durchkreuzen, und werden von keinem jener in den engliſchen Zeitungen ſo hoch gerühmten Helden etwas zu beſorgen haben, ſo lange wir mit Vorſicht und ohne Gepäck marſchiren; aber, Freundchen! haben Sie einen Wagen, oder ſonſt dergleichen etwas bei der Truppe, dann empfängt man Sie bereits am

Thore von Madrid und eſcortirt Sie ſo zu ſagen bis nach Frankreich.

Auf dieſe Weiſe alſo, ſprach der Deutſche, erklären Sie Mina, Longa und Andere, von denen ſelbſt Franzoſen edle Handlungen zu erzählen wiſſen, für Räuberchefs?

Auf deren perſönliche Geſinnungen, fuhr der Spanier gleichmüthig fort, kommt es faſt gar nicht an; ſie ſind nicht Herren ihrer Truppe. Das Glück, der Ruf, den ſie genießen, vermehrt dieſe auf Tauſende, oder bringt ſie auf Nichts zurück. Der Eine kommt, der Andere geht, ſowie es ihm hier oder dort behagt, und darum wird es mit der Diſciplin auch nicht ſo genau genommen. Desgleichen iſt es auch mit der Moralität in ihren Proclamationen, trotz dem Rudel Mönche, welche die Banden ſtets begleiten, nicht gar weit her. So fiel uns neulich ein Aufruf in die Hände, der mit den Worten endigte: **Mugercillas tenemos in abondancia** (Weiberchen haben wir in Menge.)

Jetzt befanden ſich unſere Reiſenden an dem Fuße des hohen Guadarramagebirges, über welches ſich die herrliche, von Ildefonſo nach Madrid führende Straße in unzähligen maleriſchen Windungen ſchlängelt. Sie ließen die düſtere Karthauſe el Paular und das Dorf Balſain hinter ſich, indem ſie die Brücke der Eresma überſchritten. Wie eine ſchroffe ausgezackte Mauer ragte, getheilt in ſieben mit Schnee bedeckte Pyramiden, der nackte Gebirgskamm in die Wolken. Die Abhänge der Vorberge belebte noch die immergrüne Encinnaseiche, aus deren Mitte hier und da die Meerfichte ſich wie ein rieſiger Sonnenſchirm erhob. Endlich verwandelten ſich die ſchönen ſchattigen Umgebungen der Straße in nackte Schründe, nur hier und dort mit wenigem, krüppelhaftem Geſträuche bekleidet. Wie Silberfaden, in der Ferne glänzend, ſtürzten in ihnen kleine Bächlein ſich herab, um endlich am Fuße des Gebirges, in künſtliche Leitungen gefaßt, den Waſſerkünſten des Königsſchloſſes Ildefonſo Nahrung zuzuführen. Eben begann ſich die Abendſonne nach den Gebirgen von Avila zu neigen, als die Reiſenden den Paß von Navacerrada erreichten, durch den die Straße in einer Höhe von viertauſend Fuß über der Meeresfläche führt.

Unwillkürlich hemmte die Colonne ihre Schritte, als ſich hier in der Wolkennähe eine Ausſicht auf die weite, unbegränzte Ebene von Neukaſtilien öffnete. Der Anblick war bezaubernd. Man überſah die unermeßlichen Flächen zwiſchen dem Tajo und Duero, und nur zur linken Hand ward das großartige Panorama durch die Gebirgskette der Somoſierra, welche ſich zwiſchen Aranda de Duero und Buitrago herzog, etwas verengert. In der Mitte der weiten Fläche, in der Entfernung von fünf deutſchen Meilen, lag Madrid. Die ſtolzen Thürme der großen Hauptſtadt ſchwammen im Abendnebel, und deutlich unterſchied man das koloſſale königliche Schloß, am Abhange eines Hügels liegend, an deſſen Fuße der Manzanares ſich vorbeiwand. Links, mehr herwärts, lag in einem Eichenwalde das Luſtſchloß Pardo, und ihm zur Rechten, jenſeit der großen Straße, da, wo ſich ſolche beim Flecken las Rozas von dem Wege nach Escorial ſcheidet, der Flecken Galapagar und das große, mit einer Mauer umgebene königliche Jagdgehege. Ein Gebirgsaſt verbarg zur Rechten das etwa drei Stunden entfernte königliche Kloſter San Lorenzo del Escorial und ließ nur ſo viel Raum, um einige Meiereien zu erblicken, welche die öde traurige Umgebung des berühmten Ortes etwas freundlicher zu machen im Stande waren. Weit über Madrid hinaus verlor ſich der Blick der Reiſenden in der Gegend der Hügel von Toledo und in den Ebenen der Mancha.

Einen ſtattlichen Anblick bietet doch ihre Hauptſtadt! ſprach Werthern. Vorzüglich erſcheint von dieſer Seite das königliche Schloß recht majeſtätiſch.

Allerdings! entgegnete Don Puentelarra mit ſpöttiſchem Blicke. Auch von der andern Seite ſollen Sie es ſehen. Es werden eben einige Straßen abgeriſſen, um den Schloßplatz mit dem von San Domingo und Cannos del Peral zu verbinden; der Schönheit willen, wie man ſagt; ich glaube aber, man will ein hübſches Plätzchen haben, auf dem man, wenn etwa einmal es einen Aufſtand gäbe, die Bewohner der guten Stadt ein biſchen Mores lehren könnte. Auch, ſagt man, will Joſeph das, an ſich ungeheure Schloß um Vieles noch vergrößern, und ich finde dies in der Regel, denn bei unſern Königen nahm von jeher das Bauen zu, ſowie die Wohlfahrt des Landes abnahm, und ſo viel Provinzen und Länder ſie verloren, ſo viel ſetzten ſie Klöſter und Schlöſſer hin. Sehen Sie! dort rechts vom königlichen Schloſſe, jenſeit des Manzanares den kleinen Park? In deſſen Mitte liegt ein kleines altväteriſches Gebäude; dies iſt die Caſa del Campo. In dieſem Hauſe wohnten die Könige aus Oeſtreichs Stamme. Aus ihm beherrſchte Karl V. jenes Reich, in dem die Sonne nicht unterging! Aber, ſprach der Spanier, indem er ſeinem

Roſſe die Sporen gab, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, denn in zwei Stunden iſt es Nacht, und wir reiten jetzt auf Nebenwegen. Dort bei dem Wirths- und Zollhauſe, was Sie ſehen, es iſt die Venta von Zazadillam, biegt ſich der Weg nach Caſtel Tormes links in die Gebirge, und wir haben wol eine Stunde noch zu reiten. Die Reiſenden verfolgten dieſen Weg, der ſehr romantiſch wurde. Er wand ſich durch hohe Tannen, hier und da mit immergrünen Eichen untermiſcht, an hohen Felſenwänden fort, und durch mehrere Bergeslücken ſah man die zerſtreuten Hütten des Dorfes Navacerrada, welches tief unten im Thale lag. Bergwaſſer rauſchten, die Schalmeien der Hirten tönten, und zwiſchendurch ertönte das Wiehern der ſpaniſchen Roſſe, die die Nähe der Heimath witterten. Der Abend ſenkte ſich endlich nieder, und in der Waldung ward es dunkler. Es öffnete ſich dann die letztere, und die Reiſenden befanden ſich, nur durch eine ſchmale Schlucht getrennt, vor einem Schloſſe, das der Spanier dem Deutſchen durch einen Wink als das Ziel der Tagesreiſe bezeichnete.

Die Lage deſſelben war zu nachdrücklicher Vertheidigung gegen einen plötzlichen Angriff ganz ungemein geeignet. Auf einem ſchroff aus dem Thale aufſteigenden Bergesrücken liegend, den ein kleiner aber reißender Gebirgsſtrom von drei Seiten faſt umgab, nahm die Fronte des Schloſſes die vierte Seite ein. Die Bauart des ungeheuern Vierecks ſtammte ſichtlich aus den Zeiten der arabiſchen Herrſchaft, wofür die runden, mit kleinen Kuppeln gedeckten Thürme an den Ecken, mehrere mit Arabesken gezierte Erker, die wenigen unregelmäßigen Fenſter der Vorderſeite ſowie die platten Dächer zeugten. Eine ziemlich hohe Mauer, die, von den beiden hintern Eckthürmen der Burg ausgehend, die Wirthſchaftsgebäude und einen Garten voll hoher Schattenbäume in ſich ſchloß, krönte die ſchroffen Abhänge des Plateaus und ſicherte, verbunden mit dem in der Tiefe brauſenden Strome, das Ganze von drei Seiten. Die Fronte des Hauſes ſchützte ein tiefer trockner Graben, augenſcheinlich ein Werk aus früherer Zeit, doch kürzlich ausgebeſſert, wie die friſchen Mauerflecke der ſteilen Wände zeigten, und über dieſen zog ſich eine Brücke, die eine hölzerne, von großen Balken gezimmerte Befeſtigung, ein ſogenannter Tambour, vertheidigte. Die Fenſter des Erdgeſchoſſes der alten Burg waren, wie es ſchien, vor Kurzem erſt vermauert, doch hatte man in ihnen für den Fall des Angriffs Schießſcharten offen gelaſſen, auch war das mächtige Schloßthor mit kugelfeſtem Eiſenbleche beſchlagen. Nachdem die Schildwachen innerhalb der hölzernen Befeſtigung das Häuflein angerufen, ſaßen die Reiter ab, das Schloßthor öffnete ſich, und ſämmtliche Mannſchaft zog durch daſſelbe in einen innern, von dem Vierecke des Schloſſes gebildeten großen Hof, der mit breiten Platten von Granit gepflaſtert und deſſen Mitte mit einer hübſchen Fontaine geziert war.

Geht, Sargente major! ſprach Don Francesco zu einem Unteroffizier, der in der Abweſenheit des Offiziers mit einiger Mannſchaft das Schloß beſetzt gehalten hatte; geht! und ſorgt für das Unterkommen unſerer neuen Kameraden. Sie logiren bei Euch im zweiten Wirthſchaftshofe und erhalten heut doppelte Portionen. Und Sie, Don Federigo, fuhr der Spanier fort, indem er ſich den ſchweren Helm vom Haupte nahm und ſeinen Arm in den des Deutſchen ſchlang, folgen Sie mir nun zu den Schloßbewohnern, mit welchen ich, wie ich finde, Sie wenigſtens hiſtoriſch ſchon hätte in Bekanntſchaft ſetzen ſollen.

Der Hufſchlag der fortgeführten Roſſe verhallte dumpf in den innern Höfen, und beide Krieger wandelten in einer offnen Arkadenreihe, welche zu ebener

Erde den Schloßhof ringsumlief, der breiten Treppe zu, die in die obern Zimmer führte.

Wir ſind zur Stelle! rief Don Francesco, indem er die Thür eines Zimmers öffnete und ſeinen Kriegsgefährten nöthigte, hineinzutreten.

Es war ein ziemlich weitläufiges Gemach, jedoch mehr lang als breit. Die Decke bildete ein Tonnengewölbe, und an ihr waren als Zierath eine Menge metallener Sterne angebracht, welche, obwol von Roſt geſchwärzt, auf blauem Grunde nicht übel ins Auge fielen. Die Wände des Zimmers waren boiſirt, und die fahlrothe Farbe der alterthümlichen Holzwand zeigte, daß die Cypreſſe das Material dazu geliefert habe. Das Ganze deutete auf Reſte vergangener Pracht aus mauriſcher Beſitzzeit, und damit ſtimmten auch kleine Niſchen an der Außenſeite der Thürgerüſte, welche in jenen Zeiten zum Ablegen der Pantoffeln gedient haben mochten und in Stein gehauen die arabiſche Umſchrift trugen: Ehre ſei Gott und unſerm Herrn Abd Ali!

Die Familie des Schloßherrn fand in dem Zimmer ſich verſammelt. Der Burgherr, ein alter Mann von hoher, würdevoller Geſtalt, mit ernſter faſt düſterer Miene, geziert mit reich geſtickter Uniform, das rothe Band des neuen Ordens der ſpaniſchen Krone in dem Knopfloche, ſtand vor einem Tiſche, an dem zwei Damen ſaßen, von denen die jüngere, des Hausherrn Tochter, auf der Guitarre ſpielte. Es war dieſelbe ein ſchönes Mädchen von zwanzig Jahren, ſchlank, wie die Kaſtilianerinnen alle, von ausgezeichnet geiſtreichen Zügen und edler Haltung. Die rabenſchwarzen Locken ringelten ſich an beiden Seiten des ſchönen Halſes und dienten ſo, die Weiße der Hautfarbe zu erheben, welche heller, als bei den Spanerinnen ſonſt gewöhnlich, hier erſchien. Die Basquina, das enganliegende ſchwarzſeidene Kleid mit langen Aermeln umſchloß den ſchönen Körper und zeigte ihn auf das vortheilhafteſte. Von der Taille abwärts umgaben das Kleid ſechs Reihen lange, loſe hängende Franſen, von denen die obere aufhörte, wo die untere anfing, und die bei jedem Schritte in eine ſchwankende, zitternde Bewegung kamen. Die edlen, reinen Züge des Mädchens deckte ein Schleier innern Trübſinns, der ſich beſonders in dem Ausdrucke des ſeelenvollen Auges zeigte.

Der jungen Kaſtilianerin zur Seite ſaß eine Dame, in welcher der Weiberkenner die alternde Jungfrau auf jener Lebensſtufe gefunden hätte, auf der ſie mit vermehrter Kraft dem undankbaren Männergeſchlechte zu zeigen ſich bemüht, welch eine Freundin es im Begriff ſteht zu verlieren. Obgleich in Wuchs und Zügen von der Natur ſtiefmütterlich behandelt, hätte ſie mit vielen ihrer gleichgeſtalteten alternden Schweſtern ruhig und unangefochten von jenem leichtſinnigen Geſchlechte durch's Leben wallen können; aber der geſuchte jugendliche Putz, die auffallende Aenderung des Betragens in Männernähe, jene forcirte Naivität drückte ihr, wie mancher ihrer Gefährtinnen unter allen Zonen, einen unauslöſchlichen Stempel des Lächerlichen auf, und dies war augenſcheinlich auch der Grund, der Don Francesco veranlaßte, ihr gleich beim Eintritte eine Kußhand zuzuwerfen.

Jetzt bemerkte der Schloßherr die Eintretenden und ging ihnen raſch entgegen. Die Damen ſtanden auf.

Sie werden mein Tagewerk loben! rief Graf Puentelarra. Ich bringe funfzig tapfere Deutſche unter den Befehlen des Don Federigo —

Friedrich von Werthern; hob der Deutſche an. Ich ſchätze mich glücklich, beſtimmt zu ſein, zur Sicherheit des edeln Hauſes beizutragen.

Mein hochverehrter Freund und Vetter, der ſtellvertretende Xefe politico, Don Antonio de Heraſti, fuhr Francesco fort. Und dies dort iſt mein theures Mühmchen Iſabella. Dieſe Dame aber, ſchloß er mit affectirter Gravität, meine ſo verehrte als liebenswürdige Tante Donna Jazinta.

Sein Sie willkommen, Sennor, in meinem Hauſe! ſprach Don Heraſti würdevoll. Zweimal willkommen, da Sie ein Deutſcher ſind. Wir haben ein altes Sprichwort, welches die Deutſchen und Spanier Brüder nennt; es ſtammt aus glücklichern Zeiten. Aber, ſetzte er hinzu, Sie werden müde und hungrig ſein! Schweſter, beſorge doch etwas für die Herren.

Jazinta that ſehr geſchäftig. Mit ſichtlicher Anſtrengung eilte ſie, herbeizuſchaffen, was Küche und Keller nur vermochten, und bald erhob ſich vor den Beiden ein kleines Tiſchchen, welches die ſchnell gewärmten Reſte einer Olla, gebratene Rebhühner, mit dem Safte einiger Orangen übergoſſen, und eine Flaſche Valdepennas trug, an deſſen Aechtheit ſelbſt Werthern's Kamerad nichts auszuſetzen gefunden hätte.

Sind Sie auf Guerillatrupps geſtoßen? fragte Don Antonio, als Alle ſich im Kreiſe niedergelaſſen hatten.

Bewahre! entgegnete Puentelarra. Es blinkten Bayonnette.

Empecinado pflegt dieſe nicht zu ſcheuen! entgegnete Herasti. Selbſt heute will man Reiter von ſeiner Truppe unten in dem Thale geſehen haben.

Deſto beſſer! ſprach Francesco. So binden wir nach einigen Ruhetagen mit ihnen an. Die Pinien bei Navacerrada können keine beſſern Aepfel tragen als jene, womit ich ſie zu zieren denke; vorausgeſetzt, daß Einige von der Bande lebend in meine Hände fallen.

Der Schloßherr ſchwieg, und der Schleier der Schwermuth auf dem Angeſichte der Jungfrau ſchien ſchwärzer und dichter noch zu werden.

Ich verabſcheue den gräßlichen Gebrauch, die eingefangenen Guerillasreiter hinzurichten; ſprach Werthern. Es iſt mir immer als etwas Schändliches erſchienen, mit Menſchenleben ſo zu hauſen.

Das ſehe ich nicht ein! erwiederte Don Francesco. Es ſind blos Repreſſalien. Behandeln ſie uns denn anders? Aber Tia Jazinta, darf ich Sie wol noch um etwas Rebhuhn bitten, das Ihrer Küche alle Ehre macht?

Nimmer, ſprach Werthern, aufgeregt von des Spaniers Gefühlloſigkeit, nimmer könnte ich Gefangene hinrichten laſſen, ſo lange es in meiner Macht ſteht, ſie zu retten; eher ließe ich das eigne Leben!

Werthern ſah bei dieſen Worten zufällig auf

Iſabellen und begegnete einem dankenden, ſeelenvollen Blicke, welcher, von dem Deutſchen ſichtlich bemerkt, ſchnell einem ſchönen jungfräulichen Erröthen wich.

Ich kann es mir, ſprach das Mädchen, als eines der herrlichſten Gefühle des Kriegers denken, dem überwundenen, flehenden Feinde Schutz verleihen. Es liegt ſo etwas Göttliches in dieſer Handlung.

Sie kennen die Erbitterung unſerer Feinde ſchlecht, mein ſchönes Mühmchen, ſprach Don Francesco, wenn Sie dieſelben ſich flehend denken. Auch kämen ſolche in dieſem Falle mir faſt noch hängenswürdiger vor; denn ich, ich würde gleichfalls in dieſer Lage mich niemals zum Bitten bequemen können.

Es ſcheint mir, entgegnete der Deutſche, auch keines Flehens zu bedürfen. Der Gefangene ſteht unter dem Schutze des Völkerrechts ſowie der Kriegsſitte.

Wenn nach dieſer der Krieg geführt wird! ſprach der Spanier gähnend. Aber ſtreiten wir nicht um das Fell des Bären, oder vielmehr des Tigers, ſo lange er noch dort unten in der Ebene brüllt.

Nach mehreren geführten Wechſelreden kam Schlafenszeit herbei, und Donna Jazinta erkundigte ſich angelegentlichſt, ob Friedrich viel oder wenig Kiſſen und Matratzen, ſchwere oder leichte Decken, oder was ſonſt etwa noch zu brauchen in Gewohnheit habe, weil, wie ſie beizufügen nicht vergaß, die Häuslichkeit, welche ſie über Alles liebe, ihr die Verpflichtung auferlege, aufs Beſte für die Bequemlichkeit eines ſo angenehmen Gaſtes zu ſorgen.

War es auf die Aufregung von den Anſtrengungen des vergangenen Tages, oder waren es Phantaſiegebilde, unter denen als lieblichſte Erſcheinung ſich immer die Geſtalt der ſchönen Iſabella fand, Friedrichs Schlummer war unruhig und kurz. Schon mit dem Aufgange der Morgenſonne ſtand er am Fenſter, aus dem man eine Anſicht des ziemlich weitläufigen, doch ſichtlich etwas vernachläſſigten Gartens hatte. Raſch eilte er die Stiege abwärts; es ſchien ihm, dem Blumenfreunde, die Zeit jetzt am gelegenſten, die Kinder der hiſpaniſchen Flora durchzumuſtern. Durch eine gewichtige Pforte, knarrend in ſchweren Angeln, trat er ein. Das Vordertheil des Gartens war in holländiſch-franzöſiſchem Geſchmacke angelegt. Gänge, voll bunter Glas- und Eiſenſchlacken, ſchlängelten ſich vielfach durch altfränkiſche Blumenparterres, welche, mit **Lavandula multifida** und **Lavandula stoechas** rings eingefaßt, wenig Bemerkenswerthes boten. Der Boden war ziemlich ausgebrannt, und ſelbſt die Kugeln, Pyramiden und Obelisken, aus niedrig gehaltenen Cypreſſen und weißrandigem Ilex eben nicht ſehr geſchickt geformt, verriethen Dürre und Dürftigkeit. Freundlicher ſchien der hintere Theil des Gartens. Er bildete einen kleinen ſchattigen Park, und angenehm vermiſchte ſich hier das verſchiedenartige Grün der Pinien und Cypreſſen mit dem der hohen noch nie geſchälten Korkeichen und Encinas. Auf einem ſchönen dunkeln Schattenplätzchen befand ſich eine Fontaine, die, obwohl ſeit langen Zeiten des Waſſers gänzlich ermangelnd, doch von dem Aufwande der frühern Beſitzer des Schloſſes Kunde gab. Hier thronte Neptun auf einem künſtlichen Felſen und ſchwang den mächtigen Dreizack; fette Delphine, mit blechernen, verborgenen Röhren im offenen Rachen, hockten um ihn her. Ein Schwarm Najaden kämmte fleißig die mit Moos bedeckten Locken, und dicke, vierſchrötige Tritonen hielten geräumige Schaalen auf affectirte Weiſe, oder blieſen auf der Muſchel, als wollten ſie Backen und Lungen ſprengen. Zur Seite des ausgetrockneten Baſſins befand ſich eine Laube, durch einige im Viereck ſtehende Myrtenbäume kunſtlos, aber dem Auge angenehm gebildet. Die Seiten derſelben deckte Genista florida und einige rothblühende Ciſtusarten, deren große roſenrothe mit dunkeln Flecken gezierte Blumen zwiſchen dem ſchwarzgrünen Myrtenlaube recht angenehm ins Auge fielen. Eben näherte Friedrich ſich der Laube, als abgebrochene Worte darin ertönten; er eilte raſch dahin, es war ihm als müſſe er Iſabellen finden. Er täuſchte ſich, es war Tia Jazinta. Wie eine der Schickſalsſchweſtern im Macbeth ſtand ſie vor einem Kohlenbecken, welches eben in voller Glut war. Die gehörten Laute waren keineswegens Zauberformeln, es waren Liebesworte, gerichtet an den Liebling ihrer Seele, einen enormen Kater, der mit dem grünen blinzelnden Auge nach einer kupfernen Chokoladenkanne ſchielte, die auf den Kohlen ſtand, um welche Jazinta eifrig beſchäftigt ſchien.

Guten Morgen, Sennor Official! rief ſie dem Eintretenden entgegen. Sie ſind auch, wie ich ſehe, ein Freund der ſchönen Natur. Fühlende Seelen gleichen ſich doch unter jedem Himmelsſtriche! Ja, mir geht auch nichts über einen ſchönen Frühlingsmorgen, als etwa das Theater.

Sie lieben das Schauſpiel? fragte Friedrich.

Ganz erſchrecklich! Don Federigo; erwiederte Jazinta. Aber was Gutes muß es ſein; vorzüglich etwas Munteres: Don Quixote auf Gamacho's Hochzeit, zum Beiſpiel; oder: der Teufel ein Prediger. Glauben Sie aber nicht etwa, daß ich blos die Poſſe liebe. Bewahre Gott! ich habe auch das Gefühlvolle, das Rührende gern, und dies paßt auch am beſten zu meiner Stimmung. In dieſem Genre müſſen die Schriftſteller Ihrer Nation vorzüglich ſtark ſein, denn auf dem Theater del Prinnipe in Madrid giebt man fortwährend Stücke von einem deutſchen Dichter, der einen ſchnurrigen Namen hat, und der in dieſer Gattung entſetzlich ſtark iſt.

Kotzebue vielleicht? entgegnete Friedrich.

Ja ich glaube; entgegnete Jazinta. Aber Ihre Dramen müſſen alle ſehr rührend ſein, und wenn es auf dem Zettel heißt: aus dem Deutſchen! ſo kommt mir ſchon das Weinen an.

Schade, ſprach Friedrich trocken, daß Ihre Ueberſetzer nicht unſere neueſten Trauerſpiele ins Spaniſche übertragen. Manche ſind ganz über die Maßen luſtig, und ich kenne welche, in denen ich vom erſten bis zum fünften Akte nicht aus dem Lachen gekommen bin.

Das iſt recht ſonderbar, ſprach Donna Jazinta. Nein, bei uns iſt das Luſtſpiel luſtig, und das Trauerſpiel traurig. Vorzüglich iſt dies der Fall mit meinem Leibſtücke; vielleicht haben Sie es in Toledo ſchon geſehen, wo es öfter gegeben wird. Es heißt: die zärtliche, auf einem Felſen ſchändlich verlaſſene Mirabella. Vorzüglich gefällt mir darin eine Arie, die die Heldin des Stückes ſingt, und bei deren letztem Verſe ſie dann vor Gram der Schlag rührt. Aber, ſetzte Jazinta trüb hinzu, es iſt wohl ſündlich, an ſolche Vergnügungen zu denken in dieſen Tagen, in welchen die letzten Gerüſte unſers Glückes zuſammenbrechen! Ich fürchte, Sennor, es werden meine Auge das vaterländiſche Schauſpiel nicht oft mehr ſchauen.

Sollte, entgegnete Friedrich, im Falle die Sache Joſephs verloren wäre, wohl Don Heraſti auf ſeinem ſtillen Landſitze etwas zu fürchten haben?

Ach Sennor, erwiederte Jazinta, was erlaubte ſich nicht Parteienwuth! Angenommen aber, man wollte es vergeſſen, daß er in Joſephs Dienſt getreten, er müßte dennoch fliehen. Ich betrachte Sie, Don Federigo, fuhr Jazinta nach einer Pauſe fort, als einen Freund, als einen Reiſenden, der in demſelben Schiffe mit uns das Unglücksmeer durchſegelt, und darum bedarf es nicht des Verhehlens unſerer Verhältniſſe. Mein Bruder war niemals ſehr vermögend. Was er hatte, raubten ihm Unglücksfälle, und es blieb ihm endlich nichts als dieſes uneinträgliche Gut und noch ein Landhaus bei Madrid. Der Gedanke, dem Vaterlande zu verbeſſerten Einrichtungen zu verhelfen, vielleicht auch die Hoffnung, die geſunkenen Glücksumſtände herzuſtellen, trieb ihn in Joſephs Dienſt. Er wurde ſeines bekannten rechtlichen Charakters wegen mit Freuden aufgenommen, und ſelbſt unſere Gegner verweigern deſſen Anerkennung nicht. Fällt Joſephs Sache, ſo iſt mein Bruder, vielleicht wir Alle auch, dem Mangel preisgegeben, und blos auf der Verbindung Iſabellens mit Don Francesco beruht dann des Bruders Hoffnung.

Iſabella iſt die Verlobte Don Francesco's? rief Friedrich ſichtbarlich ergriffen.

Er hat das Wort des Vaters, und Iſabella iſt ſeit langer Zeit mit dem Gedanken an die Verbindung auch vertraut.

Sie liebt ihn? fragte Friedrich.

Mehr wie einen Bruder, als wie den künftigen Gatten, entgegente Jazinta. Eigentlich ſollten Menſchen, die mit einander groß gewachſen, nicht unter ſich das Band der Ehe knüpfen; ſie kennen jeden kleinen Fehler des Andern zu ſehr im Voraus, und dies iſt auch der Grund, warum das Mädchen ſo trübe in die Zukunft blickt. In Frankreich, behauptet ſie, habe Francesco die Vorzüge des ſpaniſchen

Nationalcharakters zurückgelaſſen und nur die Fehler deſſelben und eine geglättete Außenſeite zurückgebracht. Da Iſabella die Vaterliebe Don Antonio's kennt, und da ſie weiß, daß ſolcher in dieſer Verbindung ihr Glück begründet ſieht, ſo hält ſie jene Anſicht vor dem Vater aufs ſorgfältigſte geheim, und mich nur quält ſie mit dieſer Meinung und dem Anblicke ihres geheimen Kummers.

Und welche Meinung hat Don Heraſti von Francesco? fragte Friedrich. Er liebt in ihm den Sohn einer theuern Verwandten, und wenn er auch in vielen Stücken deſſen Geſinnungen nicht theilt, ſo meint er doch, daß ſein Charakter im Fond deſſelben gut ſei.

Nachdem Jazinta mit einem gewaltigen Löffel zu wiederholten Malen in dem Chokolatentopfe geſtört, fand ſie, daß das Getränk genießbar ſei, und ſchnitt dann eine Art ſehr feſten Weißbrots in dünne Scheiben. Jetzt hörte man mehrere Perſonen ſich der Laube nähern; es waren Antonio, Iſabella und Francesco; der Letztere zog Tia Jazinta vielfach wegen des tête a tête auf, zu dem, wie er feſt behauptete, ſie den Deutſchen in den Garten ſich beſtellt, und dieſe ſetzte ausführlich auseinander, wie Alles ganz zufällig ſich ſo gefunden.

Nun wurde das eben erwähnte Frühſtück gemeinſchaftlich verzehrt. Die während deſſelben geführten Geſpräche beſtätigten im Allgemeinen ganz die Meinung, welche ſich Friedrich ſchon im Anfange von jedem einzelnen Mitgliede der Familie gebildet, und er konnte den freien, würdigen und edeln Anſichten des Hausherrn ſeine hohe Achtung nicht verſagen. Am theilnehmendſten ruhete ſein Auge indeß auf Iſabellen. Jedes ihrer nur ſelten geſprochenen Worte verrieth die Reinheit einer ſchönen jungfräulichen Seele und eine ſcharfe Urtheilskraft; ja ſelbſt, wenn dieſe letztere durch eine einſeitige Anſicht vielleicht etwas befangen ſchien, ſo war dies eine Irrung, durch eine wenig mit der Welt bekannte, großartige Schwärmerei erzeugt; ein Irrthum, den nur edle Seelen theilen. Es konnte nicht fehlen, daß dem Deutſchen, deſſen Geiſtesheimath mehr das Gebiet der Phantaſie als der Tummelplatz des praktiſchen Lebens war, die Geſtalt der ſchönen Iſabella wie ein Genius des höhern Lebens erſcheinen mußte, wenn ſie, nachdem ſie lange dem Geſpräche ſchweigend zugehört, und dann, um ihre Meinung nun befragt, dieſelbe, ſtets von einem edlen Geſichtspunkte ausgehend, in einem ſeelenvollen Tone ausſprach, bei welchem die beweglichen, edlen Züge wie verklärt erſchienen.

Francesco's Rede war, wie gewöhnlich, ſo elegant als kalt und herzlos, und um ſo ſchneidender erſchien ſie, wenn er, wie ſolches ihm zur Gewohnheit geworden, ſelbſt bei den ergreifendſten Gegenſtänden, ſeine Meinung im ſpöttelnden ironiſchen Tone äußerte. Vorzüglich war Jazinta der Gegenſtand, an welchem er, beſonders in Abweſenheit des Hausherrn, unaufhörlich ſeinen Witz zu üben pflegte; eine Weiſe, die er mit Vielen ſeines Geſchlechtes theilte, deren roher, gemeiner Sinn ſie zu Spöttereien über Perſonen treibt, welche nur Gefühle des Mitleids und der Theilnahme erregen ſollten, ſelbſt dann, ja um ſo mehr, wenn ſolche, wie es freilich oft der Fall iſt, ſich in der Nähe ihres Treibers am beſten zu gefallen ſcheinen. Auch hier war dies der Fall. Francesco war ja ein Mann, dazu ein junger, ein ſchöner Mann, und darum ward ihr, bei vieler natürlicher Gutmüthigkeit, das Verzeihen jener Rohheit um ſo leichter.

Eben war die Geſellſchaft vom Frühſtücke aufgeſtanden, als der Alcalde des Dorfes Navacerrada dem Hausherrn die Meldung brachte, daß eine Ordre zur Lieferung einer beträchtlichen Menge Lebensmittel von dem gefürchteten Empecinado angekommen.

Da müſſen wir ausrücken! ſprach Werthern zu Don Francesco.

Allerdings! entgegnete der Letztere; ſo keck ſind auch die Kerls noch nie geweſen. Ich werde ſatteln laſſen.

In einer Stunde war Alles auf dem Marſche, und nur ein kleines Häuflein von weniger Mannſchaft blieb zur Bewachung des Schloſſes zurück. Nirgends zeigten ſich Guerillahaufen, und immer weiter ging der Marſch. Schon traten beide Führer des Trupps in Berathung, ob man noch weiter in der durchſchnittenen Gegend ſtreifen oder nach Hauſe kehren ſollte, als einige vorausgeſendete Flankeurs mit verhängtem Zügel in vollem Jagen die Meldung brachten: es halte ein Guerillatrupp von ungefähr funfzig Mann am Eingange eines Dorfes, welches eine vorliegende Waldecke von dieſer Seite den Offizieren noch verbarg.

Ein Spaß für meine vierzig Reiter! rief Don Francesco, den Säbel ziehend. Wenn Sie, Don Federigo, hier Poſto faſſen wollen, um etwa im ſchlimmſten Falle uns aufzunehmen, ſo hoffe ich in kurzer Zeit, und nicht ohne einen guten Fang, bei Ihnen wieder zu erſcheinen.

Im Trabe eilten nun die Reiter vorwärts und verſchwanden in wenig Augenblicken ſammt ihrem

Führer hinter der Spitze des Eichenwaldes. Friedrich unterſuchte eben nochmals die Gewehre und ließ noch mehrere Patronenpäckchen öffnen, als die Trompete der Jäger und das Signal: Galopp! ertönte, und bald ſcholl auch die Fanfare: zum Einhauen! hinterher.

Friedrich entſendete einige Voltigeurs zur Waldesſpitze, um zu recognosciren, und wählte eine feſte Poſition der Straße entlang. Bald ertönte die Trompete zum zweiten Male, und dann ward Alles ſtill.

Lange dauerte eine beängſtigende Pauſe, nur dann und wann durch Karabinerfeuer unterbrochen, das, dem Schalle nach, von Seiten der Feinde kommen mußte. Eilig kamen die Voltigeurs zurück. Die Unſern retiriren! riefen ſie. Im Augenblicke ſind ſie hier!

Wie ein Sturmwind brauſten die Jäger um des Waldes Ecke.

Sichtlich war ihre Zahl um einige Mann vermindert. Mehrere bluteten aus Schuß- und Lanzenwunden!

Sammelt Euch jenſeit des Defilees! ſchrie ihnen Friedrich zu; ich decke Euch den Rückzug!

Eben kam auch Don Francesco auf ſchaumbedecktem Roſſe dahergejagt. Der Kamm des Helms war durchgehauen und hing zur Seite. Die Uniform war an der Bruſt durch einen Lanzenſtoß zerſetzt, auch blutete er aus einer kleinen Wunde am Vorderarme. Sein Säbel troff von Blut.

Zweimal geworfen! ſchrie er knirſchend. Es war nicht möglich durchzudringen! ſie folgen mir auf dem Fuße! Es ſind an Hundertfunfzig.

Dann gibt es nur noch ein Mittel, ſprach Friedrich raſch. Sie ſammeln Ihre Leute dort auf dem Plateau! Vielleicht laſſen die Feinde, durch ihre geringe Anzahl dazu ermuntert, ſich dazu verleiten, den Hohlweg zu paſſiren. Werfen Sie dann raſch ſich auf die tête. Mich hat der Feind noch nicht geſehn. Ich ziehe mich hinter den Felſen fort und falle, wenn ſie in der Enge ſind, mit mörderiſchem Feuer ſie in der Flanke an.

Ja! rief Puentelarra, ſo wird es gehen! Vielleicht giebts noch Gelegenheit zur Rache!

In größter Stille, doch ſo raſch als möglich, zog ſich Friedrich mit ſeiner Mannſchaft hinter den mit dichtem Rosmarin- und Thymiangeſtrüppe bewachſenen Felſen fort, und wies dann in einem Hinterhalte, der etwa vierzig Schritte von dem Hohlwege noch entfernt war, ſeine Leute an, ſich ruhig zu verhalten.

Jetzt erſchienen einzelne Reiter an der Waldecke, und in wenig Augenblicken folgte ihnen ein ſtarker Trupp im Trabe. Unweit des Hohlweges hielt der Haufen an, und ſichtlich begannen die Führer Rath zu pflegen. Deutlich konnte Friedrich ſie aus ſeinem Hinterhalte ſehen. Der größte Theil des Trupps war mit Mauleſeln und, wie es ſchien, auch ziemlich ſchlecht beritten. Ein Strick vertrat bei Vielen des Zaumes Stelle; zwei Andere, über ein Kiſſen, das als Sattel diente, feſtgeknüpft, waren an der Stelle der Steigbügel; doch ſtand bei Einigen der feindlichen Reiter wohl auch der Fuß in einer Art ſonderbarem hölzernen oder metallenen Kaſten, welcher faſt den Bügeln der Türken oder der Perſer glich. Auf dem Haupte trugen die Feinde ſämmtlich die kaſtiliſche Montera, eine ſpitzige Mütze von ſchwarzem Filze, an der ein ſammetner Umſchlag als wie ein Horn hervorſtand. Bekleidet waren ſie mit kurzen, braunen Jacken, bei Vielen auf den Näthen ſonderbar mit breiter, bunter Blumenſtickerei verziert. Hals und Bruſt war nackt, und an den Füßen trugen ſie Sandalen. Ein Karabiner, zwei Piſtolen, dieſe wie der Dolch im Gürtel ſteckend, und eine lange Lanze, bildeten die Bewaffnung.

Endlich ſchien die Berathung des feindlichen Trupps geendigt, und unter einem fürchterlichen Geſchrei, in welchem ſich der Ausruf: Viva Fernando! Vencer ó morir! tauſendfach wiederholte, trabte der Haufen in den Hohlweg.

Eben war die Spitze deſſelben auf dem Plateau angekommen, als die Trompete der Jäger das Signal zum Einhauen ſchmetterte. Der heulende Ton des Voltigeurhorns beantwortete jenes Zeichen mit dem Rufe: zum Chargiren. Raſch ſprangen die Voltigeurs an den Rand des Hohlweges, und bald war dieſer, da jede Kugel traf, mit einer Menge Unglücklicher angefüllt, die von den Hufen der Roſſe ihrer fliehenden Gefährten und denen der nachhauenden Jäger zertreten wurden. An der Spitze der Letztern ſtürmte Don Puentelarra nach, und ſein Ruf: *Matar! matar!* (tödten) und *A baxo los perros* (nieder mit den Hunden) verſcholl in weiter Ferne.

Langſam zog ſich Friedrich nach der Waldecke. Von den Gefallenen war keiner mehr am Leben. Da die Guerillareiter völlig zerſtreut nach allen Seiten eilten, ſo entſendete er Trupps, um in dem längs der Straße ſich hinziehenden, mit Sümpfen durchſchnittenen Terrain Gefangene zu machen und die ledig herumirrenden Thiere der Gefallenen zu ſammeln. Er ſelbſt zog dann mit einigen wenigen Mann die Straße langſam vorwärts. Bald bemerkte er, daß die von der Verfolgung einzeln zurückkehrenden Reiter nach einer Gruppe Encinaseichen zogen, die die mächtigen Aeſte weit in die Lüfte breiteten. Er erkannte von Weitem Don Francesco, welcher abgeſeſſen, und richtete dahin nun ſeine Schritte.

Ein furchtbares Schauſpiel empfing ihn hier. Drei der Gefangenen hingen, mittelſt der Fouragierleinen der Jäger an eben ſo vielen Aeſten aufgeknüpft, an einer großen Eiche.

Ruhig ſtand Don Francesco, nach deſſen Befehlen man, wie es ſchien, gehandelt hatte, mit untergeſchlagenen Armen, die glimmende Cigarre im Munde vor einem Vierten, für welchen eben die fürchterliche Schlinge bereitet wurde. Das Aeußere des Gefanſangenen trug ein wildes, doch imponirendes Gepräge. Er war ein ſtarker nerviger Mann von beinahe ſechs Fuß Höhe. Seine Geſichtsfarbe war äußerſt dunkel und ſeine Züge ſtolz und gebietend. Das große würdevolle Auge ſchien nur zu befehlen gewohnt. Sein Anzug war die oben beſchriebene Kleidung der kaſtilianiſchen Landleute, jedoch von feinerem Tuche, auch hatte er einen braunen Mantel umgeſchlagen, der vorn herunter mit einem handbreiten Streifen violetten Sammets und an dem Kragen mit einer Silbertreſſe beſetzt war. Seine Piſtolen lagen an der Erde, und ſein Roß, ein ſchöner ſchwarzer Hengſt, hielt einer der ſpaniſchen Jäger in der Entfernung von einigen Schritten an dem Zügel.

Gut, daß Sie kommen! ſprach ein Korporal der Voltigeurs zu Friedrich, der in den Kreis trat. Wir fingen dieſen Mann dort in den Sümpfen auf einer Nebenſtraße. Er ſagt, er ſei ein Landbeſitzer aus Catalonien und habe dem Gefechte ausweichen wollen. Wir wollten auf Ihre Entſcheidung warten, aber der ſpaniſche Herr Offizier befahl, ihn aufzuknüpfen.

Ich muß dagegen, ſprach Friedrich zu Francesco, in jeder Hinſicht proteſtiren.

Er wurde mir, ſprach trocken Don Francesco, von einem meiner Jäger überliefert. Ich habe mein Wort gegeben, daß keiner dieſer Räuber ein anderes Ende finde als jenes, das Jedem bevorſteht, der lebend in ihre Hände fällt. Ueberdies, ſchloß er höhniſch, wenn Sie jeden dieſer Kerle hätten examiniren und ſeiner Ausſage glauben wollen, ſo würde es ſich am Ende finden, daß wir blos durch Zufall unter eine Geſellſchaft reiſender Gutsbeſitzer gerathen wären! Sie ſehen ja, es iſt der Kerl bewaffnet!

Von jeher reiſt der Spanier bewaffnet! ſprach der Gefangene mit ſtolzem Anſtande, indem er den rechten Arm aus der Verhüllung des Mantels zog und hoch emporhob. Graf Puentelarra! rief er mit ſtarker Stimme; aus jenen Wolkenhöhen ſieht ein unſichtbares richtendes Auge auf dieſe Gräuelſcene! Es zählt die Tropfen des Blutes unſerer Brüder, die dort von Ihrem Säbel träufeln, die letzten Seufzer jener Tapfern, welche heute für Vaterland und Freiheit ſtarben! Hoffen Sie nicht, ſetzte er ruhiger hinzu, das Herz des echten Spaniers zu ſchrecken; ſeine Pulſe beſchleunigt nicht das Dräuen des Vaterlandsverräthers.

Werft dem Hunde das Halsband um! ſchrie Don Francesco wüthend. Die Jäger drangen auf den Gefangenen ein.

Halt! rief Friedrich, indem er ſich die Schärpe abriß, ſie dem Gefangenen umwarf und den Säbel zog. Wer wagt es, dieſe Farben zu berühren? er iſt ein Kind des Todes. Blaſe Appell, Horniſt!

Der Ruf des Voltigeurhorns ertönte laut und wiederholt, und von mehrern Seiten ſtrömten die deutſchen Krieger nach und nach herbei.

Höre, Freund Spaniol! ſprach jetzt ein alter Voltigeur zu einem Jäger, welcher, den Strick in ſeiner Hand, um einige Schritte näher trat. Du weißt, ich bin dein guter Kamerad, und wir haben auch heute in weißem Kaſtilianiſchen erſt Brüderſchaft getrunken; aber du wirſt es mir nicht übel nehmen, wenn ich dir ſage, daß, wenn du den Gefangenen mit einem Finger nur berührſt, ich dir das Bayonnet bis an den Gewehrlauf in den Leib zu rennen genöthigt bin.

Es entſtand eine augenblickliche Pauſe, während welcher Puentelarra mit funkelnden Blicken den Deutſchen anſah, der mit der Ruhe des Selbſtbewußtſeins und der guten Sache den Spanier betrachtete. Francesco ſchien jetzt zu ſich ſelbſt zu kommen.

Wir wollen, ſprach er, indem er die Cigarre aus dem Munde nahm und ſie dem Gefangenen ins Geſicht warf, um das Leben dieſer Beſtie nicht ſtreiten! Der Gefangene iſt zu Ihrer Dispoſition.

Ich will, entgegnete Friedrich, indem er ſich die Schärpe überhing, den Menſchen in das Gefangenendepot nach Madrid transportiren laſſen; dort mag er nachweiſen, ob er ein Reiſender iſt, oder nicht.

Das lohnte ſich wohl kaum der Mühe! entgegnete Francesco auf franzöſiſch. Durch ſolche Transporte ſchwächt man ſich die Mannſchaft und exponirt ſie auf dem Wege. Eben deswegen laſſe ich auch vorzüglich die Kerle hängen. Da Sie dies nicht wollen, ſo dächte ich, Sie ließen den Schurken frei.

Mit unbeweglicher Ruhe, tief gehüllt in ſeinen Mantel, ſtand der Gefangene da, und ſein wildes, düſtres Auge ſchweifte mit einem Ausdrucke von Stolz und Hoheit in dem Kreiſe.

Bin ich frei? fragte er jetzt mit dumpfer Stimme.

Ja! rief Puentelarra. Reitet in des Teufels Namen!

Mit größter Ruhe ſteckte der Spanier nun ſeine Piſtolen in den Gürtel, hing dem Roſſe den aufgegangenen Wirbel der Trenſe ein, und nachdem er prüfend die Hand zwiſchen den Sattelgurt geſteckt und dieſen feſt geſchnallt, trat er zu Friedrich, und ſprach mit ſtarker Stimme: Sennor! erwartet keinen Dank. Eine That, wie jetzt die Eure, bedankt ſich ſelbſt; auch pflege ich gewöhnlich mit Worten nicht zu danken. Darum genüge Euch das Bewußtſein, daß Ihr edel, faſt wie ein Spanier, gehandelt habt. Ich ſelber hätte an Eurer Stelle nicht beſſer handeln können.

Langſam und mit Gravität beſtieg der Spanier darauf ſein Roß, legte die Hand an die Montera, und pfeilſchnell jagte er durch die Eichen.

Hörten Sie den Lump? rief Don Francesco, aus Leibeskräften lachend. Aber nun dächte ich, wir träten den Rückweg an, und unſere Leute mögen auf dem Wahlplatze Nachleſe halten, und dann die Beute theilen. Wollen Sie nicht das ledige Roß von einem meiner beiden getödteten Jäger beſteigen? ſetzte er noch hinzu.

Der Haufen näherte ſich langſam jenem Hohlwege, wo das Scharmützel vorgefallen war.

Wollen wir nicht, hob Friedrich an, dem Alkalden des nächſten Dorfes den Auftrag geben, die Todten zu begraben?

Das wird nicht nöthig ſein; erwiederte der Graf, indem er nach einer Cigarre langte, die ihm ein Jäger darbot. Täuſcht mich nicht mein Auge, ſo ſind die Hühnchen der Guadarramen dort ſchon mit voller Leſe beſchäftigt auf ihrem Erntefelde.

Friedrich blickte nun nach dem Wahlplatze, und ſah eine Menge Raubvögel, von der Größe des Steinadlers, eifrig beſchäftigt um die Todten. Mehrere ſchwebten, ſchreiend auf und niederſteigend, über dem Hohlwege in den Lüften; andere ſaßen, wie Wache haltend, auf den Felſenſpitzen, die meiſten aber ſchienen um die Gefallenen ſehr geſchäftig, oder gingen mit ſonderbar wankenden Schritten zwiſchen

en Letztern hin und her. Es war ein ſtarker Schwarm
eſiger Bartgeier (Vultur barbatus), welche, wie
jener Zeit in dieſen Gegenden gewöhnlich, den
odtengräber ſeines Amtes überhoben. Bei Annähe-
ung der Krieger erhoben ſie ſich ſchreiend in die
üfte, und wie das Brauſen eines Sturmwinds er-
önte in der Höhe ihr Flügelſchlag.

Wir eilen von dieſem Schreckensplatze in die Myrtenlaube des Schloſſes von Caſtel Tormes, wo wir Friedrich und Francesco nebſt der Familie des Hausherrn bei einem Abendbrote finden, das ſeit mehreren Stunden ſchon die Krieger erwartete.

Don Francesco erzählte die Begebenheiten des heutigen Tages, und erwähnte des zwiſchen Beiden vorgefallenen Zwiſtes in einem freilich etwas ironiſchen Tone, doch ſo, daß ſein Gefährte die Darſtellung nicht als beleidigend empfinden konnte. Der Hausherr billigte Friedrichs Benehmen, und tadelte Francesco mit ernſten Worten, welcher indeſſen ſeine Handlungsweiſe, als von der Nothwendigkeit herbeigeführt, ſo wie als Repreſſalie, darzuſtellen ſuchte. Jazinta nannte Friedrich einen chevalier sans peur et sans reproche, und fügte ſonſt noch viele Lobesworte bei. Am beredteſten aber ſprach der ſtumme Beifall, der aus Iſabellens ſchwärmeriſchem Auge ſtrahlte, und ſichtlich hing daſſelbe an jedem Worte, das über die Lippen des Deutſchen kam. Bei der Beſchreibung des Cataloniers fiel Don Antonio in tiefes Denken. Sollte es, — ſprach er nach einer Pauſe; — aber nein! — er läßt ſich nicht lebendig greifen.

Jetzt meldete ein alter Diener einen Knaben, der einen Brief an Friedrich bringe, und bald kam auch derſelbe hinterher. Es war eine ganz ſonderbare, närriſche Figur. Man denke ſich ein Kind von ſieben bis acht Jahren, von der Sonne faſt dunkelbraun gebrannt. Seine Züge, vorzüglich der Geiſt in ihnen, ſchienen dem zarten Alter vorausgeeilt. Das ſtechende, dunkelſchwarze Auge zeigte eine Miſchung von Furcht und Haß mit Liſt gepaart, faſt wie das Auge des jungen, gefangenen Wolfes. Seine Kleidung war eine vollſtändige kleine Kapuzinerkutte, in welcher er ganz nackend ſteckte. Der weiße Knotenſtrick um den Leib, ſowie das barbirte Haupt, um das nur ein dünner Kranz von ſchwarzem glänzenden Haare geblieben war, vollendete den Mönch in nuce.

So auffallend dieſe Kindertracht dem Nordländer erſcheinen mußte, ſo war ſolche in Spanien durchaus nicht ungewöhnlich, und wird in früher Jugend den

Kindern angelegt, die von den Aeltern bald nach der Geburt dieſem oder jenem Orden geweihet werden.

Friedrich erbrach den Brief. Es war derſelbe: Martin Catalano unterzeichnet, und lautete in wenig Worten:

„Sennor! Als mich heute mein Weg noch einmal vor jenem Baume vorüberführte, an welchem drei Märtyrer den Tod fürs Vaterland geſtorben, da fand ich dieſen Knaben. Er kniete zu den Füßen ſeines erwürgten Vaters. Mein Beruf reißt mich von hier. Ich kann das Kind nicht mit mir nehmen, darum vertraue ich es Ihnen an. In wenig Wochen erſcheine ich, es abzuholen. Bis dahin wird der Knabe Ihr Diener ſein. Sie werden dieſe Bitte ſtattfinden laſſen. Ein Mann, der ſo wie Sie gehandelt, kann kein Vertrauen täuſchen; darum beſchützen Sie den Knaben. Treu und gelehrig, wie der junge Bär der Pyrenäen, wird er zu Ihren Füßen liegen; dies verſichert ein Mann, der niemals ſein Wort gebrochen.“

Der Eindruck, den dieſer Brief auf die Geſellſchaft machte, war ſehr verſchieden.

Ein ſchönes Andenken, ſprach Don Franceſco. Der Sennor Catalano wird Ihnen die Teufelsbrut auf dem Halſe laſſen! Antonio meinte: es ſei wohl möglich, daß der Knabe als Spion ins Schloß geſendet würde, und in dieſem Falle könne man ihn lieber nach Navacerrada in Koſt und Verwahrung geben; aber Iſabella ſtürmte in den Vater, ſo daß dieſer ſelbſt am Ende Friedrich zuredete, den Knaben bei ſich zu behalten, wozu auch derſelbe längſt entſchloſſen war.

Nicht ganz mit Unrecht hatte Don Francesco im prophetiſchen Sinne dem Knaben einen Namen beigelegt, den dieſer auf mannichfache Weiſe zu rechtfertigen ſich bemühte. Obgleich ſtill und wortkarg im Winkel hockend, ſobald er beobachtet wurde, gerieth Pablo in eine wilde Luſtigkeit, ſobald er ſich allein ſah. Keine Mauer, kein Baum war ihm zu hoch, das Waſſer des reißenden Bergſtroms nicht zu tief, und häufig ſah man den kleinen Kapuziner auf dem dürren Wipfel einer Korkeiche in einer Höhe ſchlafend hängen, von wo es ihn herabzuſchleudern nur eines leiſen Windſtoßes bedurft hätte. Gegen Antonio und Jazinta war er ſtörriſch und einſylbig, gegen die Krieger, welche ihn oft mit ſeiner Tracht aufzogen, boshaft; indeß bedurfte es nur eines Winkes von Friedrich, um den kleinen Wilden zur Folgſamkeit, ja ſelbſt zur Freundlichkeit zu bringen. Obgleich der Knabe ſich eben nicht bemühte, Friedrichs

Befehlen zuvorzukommen, flog er doch, ſie zu erfüllen, ſobald derſelbe ſie ihm ertheilte. Am meiſten ſchien er Neigung für Iſabellen zu verrathen. Oft brachte er ihr einen Kranz von Wieſenblumen, und einmal fand ſie ihn beſchäftigt, eine geſprungene Saite ihrer Guitarre aufzuziehen, und dieſe zur Bewunderung rein zu ſtimmen.

Kannſt du ſingen, Bube? fragte Franceſco, der eben in die Laube trat.

Freilich, Sennor! ſprach der Kleine mit boshafter Miene.

Nun ſo laß uns etwas hören! fuhr der Erſtere fort.

Der Knabe ſpielte die Melodie einer langen altſpaniſchen Romanze, welche den Mord der Abencerragen ſchilderte.

Der Anfang, ſprach er, iſt mir entfallen, aber das Ende weiß ich. Hört nur, Sennor!

Beni Naſſr! ſprach der Letzte
Des Abencerragenſtammes,
Als des Bluts er eine Handvoll,
Aufwärts gen die Wolken ſchleudert.

So gewiß, als dieſe Tropfen
Nimmer wieder abwärts fallen,
So gewiß des Sattels Söhne
Droben ihren Rächer finden! –

Und das Blut, es flieget aufwärts!
Und es rollt ein dumpfer Donner:
Krachend fährt ein Bliz hernieder,
Und zu Boden ſtürzt der Zegri.

Wie zwei Flammen brannten des Knaben Blicke, womit er Don Francesco anſah. Laut lachend verließ er dann die Laube.

Wie ſie ziſcht, die junge Natter! ſprach Puentelarra, und fiel in langes, tiefes Denken.

Mehrere Wochen vergingen, während denen die Schloßbewohner ein ſtilles, auf ihren wechſelſeitigen Umgang beſchränktes Leben führten.

So oft auch die Reiter Don Francesco's in der Gegend ſtreiſten, fanden ſie dieſe doch immer leer von ihren Feinden, und Niemand wollte über Empecinado's oder Longa's Haufen Auskunft zu geben wiſſen. Dem Deutſchen war der Aufenthalt im Schloſſe je länger je beängſtigender. Er kämpfte aus allen Kräften ſeiner Seele, um die wachſende Neigung für Iſabellen niederzuhalten, für jenes Mädchen, welches ihm ſo ſchön, ſo liebenswerth und doch ſo unglücklich erſchien. Auch ſchienen die ſtillen Leiden deſſelben zuzunehmen. Täglich ward ſie bläſſer, ihr Aeußeres krankhafter. So ſehr auch Don Francesco ſich um ſie bemühte, ſo ſehr ſie ſich mit auffallender Gewalt beſtrebte, ſeine Huldigungen freundlich aufzunehmen, ſo wollte es Friedrich manchmal doch bedünken, als ob das Mädchen unwillkürlich in der Nähe des Spaniers ſchaudere.

Auch Don Heraſti ward täglich trüber, und hatte es kein Hehl, daß er mit größtem Kummer in eine Zukunft ſchaue, in die er um ſo ſchmerzlicher blicken mußte, als die politiſchen Wetterwolken über ſeinem Haupte ſich täglich immer mehr verdichteten. Von mehrern Seiten erhielt er die geheime Nachricht, daß die Engländer ihre Anſtalten am Tajo und an der Gränze von Aſturien ins Ungeheuere mehrten, und Alles zeigte, daß dieſelben von mehreren Seiten auf die Hauptſtadt loszugehen Willens ſeien.

Bald erſchien auch zu Caſtel Tormes eine Ordre des Gouverneurs von Madrid: daß beide Detaſchements an einem gewiſſen Tage in der Hauptſtadt eintreffen ſollten, um die Beſatzung zu verſtärken. Um die Augen des Volks zu blenden, jagten ſich Feſte und Gelage am Hofe des Königs Joſephs zu dieſer Zeit, und ſo war auch unter mehreren andern Feſtlichkeiten Anſtalt zu einem Stiergefechte getroffen worden, welches an Glanz und Größe, wie man ſagte, jedes frühere überbieten werde. Da nach Abzug der Beſatzung Don Heraſti als Beamter der

Regierung nicht Sicherheit zu Caſtel Tormes gefunden hätte, ſo beſchloß der Hausherr mit ſeiner Familie die Krieger nach der Hauptſtadt zu begleiten und ſeinen Aufenthalt in einem kleinen Landhauſe zu nehmen, welches eine halbe Stunde vor dem Thore von Fuencarral auf der Straße nach dem Flecken San Auguſtin gelegen war.

Wir finden an dem Tage, der dem zur Abreiſe beſtimmten vorherging, Iſabellen einſam in der Myrtenlaube. Sie ſchien geweint zu haben, als Jazinta eintrat, doch wollte dieſe es abſichtlich nicht bemerken.

Sei munter, liebe Iſabella, ſprach die Tante; denn ich habe dir von Seiten des Vaters etwas mitzutheilen, wozu ich ſonſt nicht kommen kann, ſo lange du ſo trübe ausſiehſt.

Dann, Tia Jazinta, ſprach das Mädchen, würde mir Eure Mittheilung lange verborgen bleiben müſſen. Aber was wünſcht der theure Vater? Ach, könnte ich dieſen nur munter und getroſt erblicken!

Das kannſt du, liebes Kind! erwiederte Jazinta. Darum ſo höre. Mich rufte der Bruder vorhin ins Arbeitszimmer und bat mich, dir etwas mitzutheilen, woran ihn, wie er ſagte, das bewegte Herz verhindere. Franceſco, ſprach er, habe heute in ihn gedrungen, den Tag zu Eurer feierlichen Verlobung feſtzuſetzen, ſo daß dieſelbe kurz nach unſerer Ankunft in Madrid erfolgen könne. Es ſei unmöglich, ſprach dein Vater weiter, noch länger die Verlobung aufzuſchieben, ohne durch die Weigerung Franceſco zu beleidigen; es habe zudem derſelbe ihm einen Entwurf zu einem Teſtamente übergeben, nach dem er dich zur Erbin ſeines in Frankreich untergebrachten Eigenthums ernennt, falls er vor der Vermählung im Kampfe fallen ſollte. Der Vater meint, nach Allem dieſen ſei die Sache auf einem Punkte, wo nur Verlobung oder der Bruch eines ſeit Jahren als feſtbeſtehend angenommenen Verhältniſſes erfolgen könne. Er glaube, fügte er dann hinzu, er habe wohl nicht nöthig, dir zu verſichern, daß nur dein freier Entſchluß den Ausgang beſtimmen ſolle; doch verhehlte er mir nicht (obgleich er meinte, daß ich es dir nicht mitzutheilen brauche), daß er nur nach deiner Verlobung mit Don Franceſco ruhig in die Zukunft blicken könne; nicht ſeinetwegen, wie er ſagte, er ſei gewohnt, ſich zu beſchränken, aber er könne dich nicht darben ſehen, und dazu müſſe es kommen, ſelbſt wenn es ihm gelänge, in der Geſchwindigkeit ſein Beſitzthum zu veräußern, wofür jetzt niemand den fünften Theil des Werthes bezahlen würde, da bei der Räumung der Hauptſtadt, wenn es ſich nicht in den Händen eines der Häupter der Gegenpartei befände, es nicht der Confiscation entgehen könne.

Schon bei dem Anfange der Rede bedeckte Iſabella das Geſicht mit beiden Händen. Es entſtand eine lange Pauſe. Ich bin bereit, ſprach endlich das Mädchen mit einem Blicke zum Himmel, Alles, Alles dem Glücke, der Seelenruhe des theuern Vaters zum Opfer darzubringen!

Opfer? ſprach Jazinta, welche, wie manche ihres Gleichen, die, ſonſt recht verſtändig, in zwei Perſonen ſprechen und handeln, ſobald es auf dieſen Punkt kommt. Opfer? — Iſt Francesco nicht hübſch? nicht jung? nicht reich? Viele würden an deiner Stelle jedes Opfer, was er etwa verlangen könnte, mit Freuden bringen! Ich freilich, ich kann es dir nicht verdenken, wenn es dir ſchwer wird, dem ledigen Stande zu entſagen; ich wüßte, wie mir in dieſem Falle zu Muthe wäre (hier ſeufzte ſie tief). Aber, ſetzte ſie dann hinzu, wenn es gerade des Schickſals Wille wäre, ſo würde ich mich am Ende doch entſchließen, weil ich es für ſündlich halte, ſeiner Beſtimmung zu widerſtreben auf ſo eigenwillige und frevelhafte Weiſe. Ich darf alſo, ſchloß ſie jetzt, dem Vater dein Jawort bringen.

Ja, ſprach Iſabella tief bewegt; ſobald es ſich um die Ruhe des Vaterherzens handelt, muß die Stimme des Herzens, jeder Gedanke an eigenes Glück verſtummen.

Mädchen! ſprach Jazinta erſchrocken und befremdet. Sollte dein Herz ſich einem andern Manne, vielleicht Don Federigo, zugewendet haben?

Ich bitte Euch, Tante! rief Iſabella in heftiger Bewegung. Nennt dieſen Namen nicht! Wenn Ihr mich liebt, kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand!

Höre! ſprach Jazinta jetzt. Mir kam es vor, als regte ſich dort etwas in dem Baſſin. Man hat uns doch nicht behorcht? Komm, laß uns ſehen.

Beide traten näher. Das Baſſin war leer; aber in einer rieſigen Muſchel, welche einer der koloſſalen Tritonen hoch emporhielt und die früher das aus Neptuns Dreizack laufende Waſſer aufgefangen hatte, ſprang Pablo, der ſich darin verſteckt gehalten oder geſchlafen hatte, auf. Laut lachend und mit zwei Sprüngen befand ſich der kleine Kapuziner zu ebener Erde, ahmte grimaſſirend Donna Jazinta's Erſchrecken nach, ſtürzte vor Iſabella auf die Knie, indem er den Saum ihres Gewandes an die Lippen drückte, und ſprang dann durch die Hecken, indem er, mit den Händen den Ton der Kaſtagnetten nachahmend, mit wilder Freude ſang:

Krachend fährt der Blitz dann nieder,
Und zu Boden ſtürzt der Zegri!

Es war ein ſchöner, nicht allzuheißer Mittag, als ſich faſt die Hälfte der Bewohner von Madrid in Bewegung befand, um nach der Casa de toros, dem Circus, in welchem die Stiergefechte gegeben werden, zu wandern. Die Calle major, eine Straße, die Madrid in zwei große Hälften ſchneidet, und zwiſchen dem königlichen Palaſte und dem Thore von Segovia bei dem Pförtchen de la vega dentro y fuera anfängt, erfüllte ein nicht abreißender Zug von Menſchen, und auf der puerta del sol, einem Platze, den man, ſeiner Lage wegen, als das Herz von Madrid, betrachten kann, vereinigten ſich mit demſelben neue Haufen, die aus ſieben dort zuſammentreffenden Straßen ſich hier zu einander fanden, worauf der Strom der Menge in der ungeheuren breiten Straße von Alcala ſich abwärts nach dem Prado wälzte. Hundert Schritte vor dem Thore von Alcala, zur linken Hand, dicht hinter dem Garten des Kloſters de recoletos, befindet ſich jener Circus, ein Gebäude, den Amphitheatern der Alten ziemlich ähnlich. Außer dem Kampfplatz in ſeiner Mitte, den eine Doppelbarriere rings umgibt, befinden ſich zwanzig im Cirkel laufende, und ſo allmälig ſich erhebende Reihen Sitze für die Zuſchauer. Die Logen ſind in des Gebäudes oberem Theile, und dieſe allein bedeckt. Dicht unter der mit Frankreichs und Spaniens Farben, den Wappen beider Reiche, und ſchimmernden Fahnen verzierten, mit purpurfarbenem Sammet ausgeſchlagenen königlichen Loge befand ſich der Stall der Stiere, und aus ihm erſcholl von Zeit zu Zeit ein dumpfes Brüllen, welches ſich mehrte oder minderte, jenachdem die Liebhaber des zu erwartenden Gefechtes, die ſich haufenweiſe über die Deckbalken des in Zwiſchenräumen oben offenen Behälters drängten, die Thiere mehr oder weniger neckten und ängſtigten. Die Logen belebten ſich mehr und mehr, und eben ſo erfüllten ſich die Sitzreihen des Amphitheaters. Auf der unterſten derſelben, unweit der königlichen Loge, und auf der Schattenſeite, die für die beſte, ehrenvollſte und darum theuerſte gilt, befanden ſich Francesco, Friedrich, Jazinta und Iſabella.

Ich habe, ſprach der Erſte, ſeit den beiden Tagen nach unſerer Ankunft die größte Mühe angewendet, vier Logenplätze zu erhalten, doch ſtets um=

ſonſt, und wie ich ſehe, geht es zu meinem Troſte vielen aus den erſten Familien Madrids nicht beſſer. Der Hof, ſowie die Generalität, erfüllen faſt die ganze Logenreihe.

Was ſchadets auch? entgegnete die wirthliche Jazinta. Wir ſehen hier das Nämliche, und beſſer, für ein Viertheil jenes Geldes. Zudem ſind Sie ja nicht in Uniform; wir Mädchen verhüllen uns, und Don Federigo iſt hier unbekannt; auch ſieht man ja viele Offiziere in den Reihen.

Bald erſchien der König, und eine rauſchende Muſik erſcholl; franzöſiſche Kehlen ſchrieen: Vivat! doch in den Reihen des Amphitheaters bliebs mäuschenſtill.

Nun wurde das große, der königlichen Loge gerade gegenüberliegende, Thor geöffnet, und zwei Picadores (Stierkämpfer zu Pferde), in altſpaniſcher Tracht und mit langen Lanzen in den Händen, ſtellten ſich in der Mitte der Arena in geringer Entfernung von einander auf. Zwei Alguazils (Gerichtsdiener), in ſchwarzer Kleidung mit großen Alongenperücken, ritten auf ziemlich magern Roſſen nach der königlichen Loge, um das Zeichen zu Oeffnung des Stierbehälters zu erwarten. Da dicht neben dem großen Eingangsthore das Gitter einer Loge herabgelaſſen wurde, ſo verſicherte Francesco auf Friedrichs Fragen, daß ſo eben, wie dies gewöhnlich, ein Prieſter mit der geweihten Hoſtie und dem heiligen Oele in jene Loge eingelaſſen worden ſei, um nöthigen Falls dem bis auf den Tod verwundeten Toreador mit den Sakramenten des Altars und der letzten Oelung beizuſtehen.

Endlich gab der König durch einen Wink das Zeichen zu Oeffnung des Stierbehälters. Die Thür ward aufgeriſſen, und in poſſirlicher Angſt entflohen die Alguazils.

In dieſem Augenblicke ſtürzte der Stier hervor, und ſchmetternder Trompetenſchall empfing denſelben. Bunte Tücher wehten in allen Händen, und der Ausruf: **Toro! Toro!** (Stier) erſcholl aus tauſend Kehlen; es war, als ob die Erde bebte. Scheu und erſchrocken ſtutzte das Thier im erſten Augenblicke, und die Zuſchauer gewannen Muße, es zu betrachten.

Es war ziemlich klein, faſt ſchwarzbraun, von glänzender Haut und ſtarker Bruſt. Kleine, ſpitze, wenig gekrümmte Hörner ragten aus dem krauſen Stirnhaar, und aus dieſen, wie aus der langen, von dem Halſe faſt bis zum Knie herabhängenden Wamme, wollte ein eifriger Dilettant, der im Rücken

Friedrich's auf einer der obern Bänke Platz genommen, ſchließen, daß der Stier von beſter Race und aus den Gebirgen von Renda ſei. Die Zweifel eines Nachbars erſchütterte der Kenner, indem er die Santissima virgen zur Zeugin nahm, und die Verſicherung durch verächtliche Blicke auf denſelben und den gewöhnlichen Leibfluch: Caraxo! noch verſtärkte.

Schon wollten mehrere Kenner an dem Muthe des Thieres zweifeln, aber jetzt begann das Feuer des andaluſiſchen Vaterlandes ſich in ihm zu regen. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen mit den kurzen Hörnern, den Boden aufzuwühlen, ſcharrte es mit den Vorderfüßen abwechſelnd in dem Sande, und ſchleuderte mit den Hufen Haufen von Kies bis in die Logen. Immer wilder ward das Thier; ein Glanz wie Feuerſtrahlen ſchoß aus dem gerötheten Auge, und es ſtieß ein kurzes Gebrüll aus. Auf einmal, wie auf des Sturmwinds Flügeln, ſtürzte es ſich auf den Picador. Dieſer, welcher bis dahin wie angeſchmiedet und regungslos im Sattel feſtgeſeſſen, wich durch eine leichte Wendung ſeitwärts dem Thiere aus, jagte in Galopp hinter dem fortſchießenden Thiere her, und brachte ihm mit der Lanze leichte Stöße in die Seiten bei. Wie raſend und vom Schmerze noch immer wüthender gemacht, jagte das Thier durch die Arena. Der zweite Toreador ſuchte vergebens die Aufmerkſamkeit deſſelben auf ſich zu lenken, und blieb dann mit ſeinem Pferde dem Thiere gleichfalls zu der Seite. Auf einmal wendete ſich der Stier, ſtand einen Augenblick, und ſtürzte ſich mit ſolcher Macht dann auf den erſten ſeiner Feinde, daß Mann und Roß zu Boden fiel, und die äußere Barriere, dicht vor dem Platze, wo Friedrich und Francesco mit ihren Begleiterinnen ſaßen, zu wanken anfing In dieſem Augenblicke ſprangen Fußkämpfer (**Chulos**), mit bunten Fähnchen in den Händen, von allen Seiten über die Bruſtwehr in die Arena, und es glückte ihnen, die Aufmerkſamkeit des Thieres dergeſtalt auf ſich zu ziehen, daß der nur leicht verwundete Picador indeſſen gerettet werden konnte; dem treuen Roſſe deſſelben aber war der Leib faſt eine Spannelang aufgeriſſen, und es ſtürzte außerhalb des Thores todt zu Boden.

Es winkte nun der König Joſeph, und ſchmetternde Trompetenſtöße gaben das Signal, das Thier zu tödten. Der Matador trat in den Kreis.

Auf dem Haupte das Haarnetz, in der linken Hand ein buntes Mäntelchen, in der Rechten ein langes Meſſer, ſchritt er vorwärts und verbeugte ſich gegen die königliche Loge. Dann ſtellte er ſich dem Thiere gegenüber, und dieſes ſchien zum erſten Male ſeinen Feind zu ſcheuen; bald aber erholte es ſich, und nun erwachte ſeine Wuth aufs Neue.

Mit kurzem Brüllen ſtürzte es ſich dem Spanier entgegen. Faſt berührten die Hörner des wüthenden Stieres den Leib des Matadors, als er das Mäntelchen dem Thiere vorhielt, zur Seite trat und jetzt den Dolch mit einem einzigen Stoße in den Nacken des Stieres faſt bis zum Hefte eintrieb. Wie vom Blitze getroffen und ohne Laut brach das Thier zuſammen, und rechts und links verbeugte ſich der Sieger. Wie raſend erhoben ſich nun die Zuſchauer auf ihren Sitzen, Trompeten ſchallten, und ein tauſendfaches Bien! und Viva! durchzitterte die Lüfte. Ein Zug ſchön geſchirrter, mit bunten Bändern an Schweif und Mähne reich verzierter, Mauleſel ſchleppte den Stier aus der Umhegung.

Wieder verkündigten die Trompeten den Anfang eines neuen Kampfes, und es ſtürzte ein friſcher, etwas größerer und wie es ſchien auch wilder Stier nun in die Schranken. Augenblicklich begann der Kampf. Es waren diesmal keine Picadores dem Thiere gegenüber, ſondern drei Paar Banderilleros erwarteten daſſelbe in des Platzes Mitte. Zu Fuße, ohne Waffen, als einige ſpitzige Pfeile mit Widerhaken, oben mit Fähnchen bunt verziert, in beiden Händen, begannen ſie den Kampf. Sowie der Stier geſenkten Hauptes ein paar der Kämpfer angriff, ſprangen ſie auseinander und ſtießen ihrem wüthend dahin ſchießenden Feinde von beiden Seiten ein paar der eben beſchriebenen Banderillas in den fleiſchigen Hals. Dies verdoppelte die Wuth des Thieres. Brüllend durchraſte es die Arena und verſuchte die Stachel loszuwerden. Vergebens warf es ſich nieder, ſprang wieder auf, und vermehrte ſo den Schmerz ins Ungeheure. Nach und nach erſchöpfte das nutzloſe Wüthen des Thieres Kräfte, und es ſtand unbeweglich in des Kreiſes Mitte; ſein häufig wiederkehrendes Gebrüll, der hochgeſchwungene Schweif bezeugte aber, daß es nur Athem hole und immer noch bereit zum Angriffe ſei.

Jetzt ſchlich ſich hinter des Thieres Rücken einer der Kämpfer leiſe herbei, und ſtieß auf einmal in vollem Laufe einen Pfeil, an deſſen Spitze ein Schwärmer brannte, dem Thiere in die Schulter. Raſch ſprang der Banderillero, von dem Stiere wüthend verfolgt, nach jener Seite, wo Friedrich und ſeine Begleiter ſaßen, und ſchwang ſich über die Umbegung.

Mit ungeheurer Kraft, verſtärkt noch durch des Thieres Lauf und Anprall, bohrte dieſes die Hörner in die Barriere, und dieſe brach, indem ſie die zweite halb darniederbog. Ein fürchterliches Geſchrei brach nun von allen Seiten los. Die Kämpfer thaten alles Mögliche, den Stier auf ſich zu ziehen. Es wurden Hunde losgelaſſen: Alles umſonſt. Während zahlreiche Feinde des Stieres Hintertheil zerfleiſchten, ſtand dieſer auf den Trümmern der am Boden liegenden Umhegung, und bohrte unaufhörlich mit den Hörnern in die ſchwache, ſchlotternde Breterwand, die ihn von unſerer Geſellſchaft trennte.

Gleich, wie die erſte Umzäumung ſtürzte, ſprangen unſere Freunde auf ihren Sitz.

Mit größter Anſtrengung bemühten ſich beide Männer, den Damen Platz zur Rettung zu verſchaffen, aber der Tumult auf den höher gelegenen Bänken war ſo ungeheuer, wie auf den untern. Ein Jeder wollte fliehen, und niemand fand einen Platz dazu. Bald ſah man, daß nicht an Flucht zu denken. In dieſem Augenblicke ſah Friedrich in Iſabellens geiſterbleiches Antlitz, und ſchnell ſtieg der Gedanke in ſeiner Seele auf, ſich für das Leben des Mädchens aufzuopfern.

Retten Sie Iſabellen! ſchrie er Francesco zu;

ich beſchäftige indeß den Stier! fliehen Sie über die Barriere in den Kampfplatz.

In dem Augenblicke brach die letzte Schranke, und Francesco hob Iſabellen über die Umzäunung, jenſeits deren ſie ein Banderillero in die Arme faßte. Dann holte er Tia Jazinta nach. Da nur ein ſchmaler Raum unmittelbar vor Friedrichs Bruſt zuſammengebrochen war, ſo war auch dieſer allein nur dem erſten Anfalle des Stieres preisgegeben, und während Friedrich den Säbel zu ziehen ſich bemühte, wühlten des Thieres Hörner in dem blitzenden Tſchako, den ihm der Deutſche vorhielt.

Noch hätte Friedrich vielleicht entfliehen können, aber die zerſplitterten Breter der Barriere verſperrten ihm links und rechts den Weg.

Werfen Sie den Säbel weg! erſcholl jetzt die Stimme des Dilettanten aus der Höhe. Hier! nehmen Sie dieſen Dolch! nur treffen Sie das rechte Fleckchen! Der Deutſche griff nun haſtig nach dem Stilett, und ſtieß daſſelbe mit aller Kraft dem Thiere in das Hinterhaupt, da wo das Rückenmark mit dem Gehirne ſich vereinigt. Dumpf brüllend fiel der Stier unter die krachenden Trümmer der Umzäunung, und ein entſetzlicher Lärm, in welchem das tauſendſtimmige Rufen faſt die Trompeten übertäubte, verkündigte den Sieg. Immer von Neuem erhob ſich lauter Jubel, in dem man deutlich: Es lebe der Deutſche! unterſchied. Blumenſträuße flogen aus den Logen in Friedrich's Nähe, und der König ließ ſich nach dem Befinden unſers Freundes durch einen Kammerherrn erkundigen. Viele franzöſiſche Offiziere drängten ſich zu dem Kameraden, und ſchüttelten freundlich ihm die Hand; ja ſelbſt der Dilettant des Stiergefechtes verſicherte, als Friedrich den Dolch ihm überreichte: es ſei erſtaunend, wie weit es ein Deutſcher bringen würde, wenn er ſo glücklich ſei, ſpaniſchen Unterricht zu genießen!

Eben wollte Friedrich ſeine Begleiter aufſuchen, als der kleine Pablo ſich durch die Maſſen drängte.

Gut, daß ich Euch finde, Sennor! rief der Knabe. Donna Iſabella glaubt Euch getödtet und iſt ganz außer ſich.

Wo iſt ſie? rief der Deutſche. Komm, Knabe, laß uns zu ihr eilen.

Dort in dem Garten des Kloſters de recoletos! rief der kleine Kapuziner, und ſprang voran.

Friedrich folgte mit Windeseile.

Er kommt! er kommt! ſchrie jetzt der Knabe am Eingange eines Pavillons.

Alſo doch! doch gerettet! O, Gott im Himmel ſei gedankt! rief Iſabella, und eilte dem Kommenden entgegen; bald aber beſann ſie ſich. Es wäre entſetzlich geweſen, ſprach ſie mit leiſer Stimme, wenn Sie ein Opfer für unſere Rettung geworden wären.

Es gab keinen Ausweg! entgegnete der Deutſche; nur auf dieſe Weiſe war ein glücklicher Erfolg zu hoffen. Ich war der einzige Bewaffnete in der Nähe, und ſo übernahm ich mit Freuden eine Pflicht, welche mir das Schickſal faſt ohne mein Zuthun angewieſen hatte.

Auch hat daſſelbe, ſetzte Francesco mit einiger Schärfe jetzt hinzu, die Ausübung derſelben Ihnen erleichtern helfen, denn allem Anſcheine nach befinden Sie ſich völlig unverletzt.

Völlig! entgegnete Friedrich trocken. Sie haben Recht; dem Zufalle gebührt das Verdienſt, wenn überhaupt ein ſolches bei Ausübung einer Pflicht in Rede kommen kann.

Friedrich begleitete ſeine Geſellſchaft bis nach dem Prado, wo ein dort in Bereitſchaft ſtehender Fiaker ſolche aufnahm, und nach dem Landhauſe Don Heraſti's vor dem Thore von Fuencarral brachte. Friedrich eilte nach ſeiner Wohnung, dem Cruz de Malta in der Alcalaſtraße. Hier fand er ein dickes Packet

Briefe aus dem deutſchen Vaterlande. Der erſte, den er öffnete, erhielt ſeine Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion und eines vaterländiſchen Ordens. Beide verdankte er ſeinem Benehmen bei der Schlacht von Santa Olalla. Ein zweiter Brief rief ihn ins Vaterland zurück, und ernannte ihn zum Capitain im Generalſtabe der Truppen.

Fort! rief er; fort! hinweg aus dieſem Lande, wo ſelbſt die herrlichſten Gefühle, die ſonſt das Menſchenherz bewegen, in Schmerz ſich wandeln! Am herrlichen Rheine, im deutſchen Vaterlande wird es mir gelingen, ruhiger an ein theures Weſen zu denken, das noch weit unglücklicher ſcheint als ich!

Friedrich verwendete nun die folgenden beiden Tage zur Uebergabe ſeiner Mannſchaft an den dazu vom Regimente abgeſendeten Offizier, ſowie zu Reiſeanſtalten. Bei Abholung des Marſchblattes (**feuille de route**) vernahm er indeß im Gouvernementsbureau, daß unter acht Tagen kein Convoi zum Abgange nach Frankreich ſich verſammle, und die Reiſe anders, als unter Bedeckung anzutreten, jetzt, wo die Inſurgenten bis wenige Stunden von der Hauptſtadt ſchwärmten, durchaus unmöglich ſei. Eben als er entſchloſſen war, ſich nach dem Landhauſe Don Heraſti's zu begeben, um dieſen von ſeiner in Kurzem bevorſtehenden Abreiſe Nachricht zu bringen, trat jener zu ihm ins Zimmer.

Geſtern ſchon ſagte man, ſprach Don Antonio, daß der Hof Reiſeanſtalten mache, und heute höre ich, daß Wellington ſeine Armeecorps concentrirt. Ich habe meine Dimiſſion heute eingereicht, und bin entſchloſſen, die Meinen nach Frankreich fortzuführen, denn unſere Sache iſt jedenfalls verloren. Uebermorgen iſt die Verlobung meiner Tochter mit Don Francesco, verſagen Sie dem alten Manne, der ohnehin wenige glückliche Tage zählte, die Freude nicht, einen bewährten Freund des Hauſes dabei zu wiſſen. Keine Entſchuldigung, Don Federigo! ſprach er, als er die ängſtliche Bewegung in den Zügen des Deutſchen merkte; ich lade Sie nicht zu einem Freudenfeſte, dazu enthält es des Beängſtigenden für ein Vaterherz zu viel, und ich brauche das Schmerzliche, was mich bewegt, dem Scharfblicke des Freundes nicht zu erläutern. Genug, Sie kommen, und nun davon kein Wort mehr.

So viel Mühe ſich Friedrich noch in der Folge gab, Entſchuldigung von einiger Erheblichkeit hervorzubringen, ſo ſcheiterten doch ſolche ſtets an der Beſtändigkeit Heraſti's, und endlich ergab er ſich in die Beſtimmung.

Noch dieſen Kelch geleert! rief er; es iſt der letzte. Dann aber fort! fort über die Guadarramen und Pyrenäen!

Endlich kam der zur Verlobung Iſabellens beſtimmte Tag herbei, und gegen Mittag fuhr Friedrich in einem von ſchön geſchmückten Maulthieren gezogenen Wagen durch das Thor von Fuencarral. Der kleine Pablo ſaß neben dem Kutſcher auf dem Bocke. Er hatte ſeine Guitarre an einem ſchönen Bande am Halſe hängen, und war ganz ungewöhnlich vergnügt und heiter.

Es ſcheint, als ob dich dein Katalonier vergeſſen hätte, Pablo! ſprach Friedrich. Am Ende mußt du mit mir nach Deutſchland reiſen. Was würde man dort für Augen machen, wenn wir ſo unſern Einzug hielten!

Man würde, ſprach der Knabe ſtolz, einen Krieger und einen Spanier ſehen; zwei Perſonen, denen niemand ſeine Achtung ſo leicht verſagt.

Bei alledem, entgegnete Friedrich, würdeſt du viel mit Zuſchauern von deinem Alter zu kämpfen haben.

Ich trage ſtets ein gutes Meſſer bei mir! ſprach der Knabe kalt. Für diesmal aber reiſe ich noch nicht nach Eurem kalten Lande; es iſt mir, als würden wir uns in wenig Stunden trennen, vielleicht noch heute.

Der Knabe ſprach die letzten Worte ſeiner Rede mit einer ſichtlichen Rührung, die ſonderbar mit dem trotzigen Anfange derſelben contraſtirte.

Weißt du etwas davon, daß man dich abzuholen geſonnen iſt? ſprach Friedrich aufmerkſam.

Nein, Sennor! entgegnete der Kleine. Ich habe manchmal nur ſo eine Art von Ahnung, die dann eintrifft. Seht, zum Beiſpiel, ſo ahnt es mir, Ihr würdet froher dies Land verlaſſen, als Ihr jetzt es denken möget, vorausgeſetzt, daß Ihr ſelbſt nicht durch eine unbeſonnene Handlung Euch ins Unglück ſtürzet.

Närriſcher Knabe! entgegnete Friedrich. Was könnte in dieſem Lande mich Gutes wohl erwarten.

Ein Glück, Sennor! ſprach feurig der Knabe, ein Glück, um das Ihr, wie mir mein Herz ſagt, wenn ich groß und Ihr nicht mein Beſchützer wäret, mit mir kämpfen müßtet!

Friedrich lächelte über des Knaben leidenſchaftliche Rede, aber bald machte dieſes Lächeln einer preſſenden Beklemmung ſeines Innern Platz, als Don Heraſti's Landhaus nun vor ihm lag. Es war ihm zu Muthe, als begäbe er ſich zu einer Todtenfeier.

Wohl iſt es eine ſolche, ſprach er dann unwilltürlich zu ſich ſelbſt, denn heute trägt man mein Erdenglück zu Grabe! Und möchte ſie nur glücklich ſein!

Der Wagen rollte durch das weit offene Gartenthor dem Landhauſe zu, das in der Mitte der freundlichen ſchattigen Anlagen ſich befand. Es war daſſelbe ein kleines, geſchmackvolles Gebäude, beſtehend aus dem Parterre und einem Stockwerke, aus deſſen Zimmern man den Garten überſehen konnte; doch hemmte die hohe Gartenmauer die Ausſicht in die Ferne. Vier Alleen hoher, ſchlanker Cypreſſen, welche, vom Hauſe ausgehend, den Garten in vier Quartiere theilten, gaben der Umgebung des Hauſes etwas Stattliches, und ſelbſt das Düſtere, das jene Bäume gewöhnlich mit ſich bringen, ward durch mehrere Blumenſtücke voll bunter Farbenpracht verdeckt. Friedrich fand die Geſellſchaft ſchon verſammelt. Außer den Mitgliedern der Familie beſtand ſie nur noch aus einigen ältern Männern, bewährten Freunden Don Antonio's. Der erſte Anblick der Verſammlung zeigte, daß hier kein heiteres Feſt gefeiert werde. Friedrich näherte ſich der Braut. Er wollte reden; aber ein Blick in Iſabellens blaſſes, ſchmerzliches Geſicht raubte ihm die Sprache. Zwei große Thränen rollten aus des Mädchens Augen. Endlich betheuerte Friedrich mit wenigen leiſen, mit zitternder Stimme hervorgebrachten Worten, daß er zeitlebens an Allem, was Iſabellen Glückliches widerführe, freudigen Antheil nehmen würde. Mit mehr Faſſung ſprach er zu Don Francesco und Heraſti. Die Unterhaltung, während welcher Anſtalten zum Mittagsmahle gemacht wurden, wurde ſehr einſylbig geführt, und ſelbſt Jazinta's Geſprächigkeit ſchien zu verſtummen. Faſt, als wolle man die Veranlaſſung des heutigen Feſtes zu erwähnen ſichtbar vermeiden, drehte ſich das Geſpräch um die politiſchen Begebenheiten jener Zeit und deren nächſte, wahrſcheinlichſte Folgen.

Eben wollte man ſich zu Tiſche ſetzen, als zwei Reiter von der Gartenthür her, und die Allee herab, ſich dem Hauſe näherten. Der vordere derſelben war, wie es ſchien, ein alter Mann, und ſaß gekrümmt zu Pferde. Er trug eine altmodiſche weiße Uniform mit ſchwarzen Aufſchlägen und Kragen. Die Schultern deckten Oberſtenepauletten mit ungewöhnlich langen Troddeln, ſo wie ſolche früher von den Offizieren der alten ſpaniſchen Armee getragen wurden. Allem Anſcheine nach war der Alte lahm, denn der hinter ihm reitende Bediente, in ſtark betreßter Liverei, hielt eine Krücke quer über den Sattel. Jetzt ſtiegen beide ab. Der Bediente band die Pferde an einen Baum und reichte ſeinem Herrn die Krücke, der mittelſt derſelben raſch das Haus umhinkte, und ſolches, wie es ſchien, mit ſcharfer Aufmerkſamkeit betrachtete; dann hinkte er einen Gang entlang und öffnete ein Pförtchen, um allem Anſcheine nach die Ausſicht auf die Hauptſtadt in Augenſchein zu nehmen. Der kleine Pablo, welcher dem Fremden in dem Gange begegnete, lief auf ihn zu, als wolle er ihn begrüßen, doch der Fremde hielt ihm die Krücke vor, und nun ſprang der kleine Kapuziner über eine Hecke. Der Bediente des Offiziers trat ins Zimmer.

Mein Herr, der penſionirte Oberſt des Regiments Afrika, Don Rodrigo Navarra, hob er an, läßt Euer Gnaden ſich empfehlen, und er habe aus dem Diarjo erſehen, daß Dieſelben dieſes Landhaus und die Beſitzung von Caſtel Tormes zu verkaufen wünſchten. Er bitte alſo Euer Gnaden um die Erlaubniß, einige Augenblicke die Gelegenheit des Ortes zu betrachten. Mit dem Innern des Hauſes habe es gute Wege, und er gedenke deshalb Euer Gnaden nicht zu ſtören.

Sagt dem würdigen Oberſten, hob Don Antonio an, das Letztere habe er nicht zu fürchten; ich würde mich glücklich ſchätzen, ihn bei dem Verlobungsmahle meiner Tochter, das heute gefeiert wird, in der Reihe der wenigen Gäſte zu erblicken, und ich hoffe deshalb keine Fehlbitte zu thun.

Der Diener ging.

Ein Käufer, wie dieſer, ſprach Don Antonio, wäre gerade mir willkommen. Als Offizier der alten Armee darf er nicht fürchten, in ſeinem Beſitze geſtört zu werden, und kann es alſo nicht als eine gewagte Spekulation betrachten.

Der Diener ging ſeinem Herrn entgegen, und theilte mit abgezogenem Hute in ehrfurchtsvoller Stellung dieſem die Botſchaft mit. Einige Augenblicke ſchien der Fremde zu überlegen, dann hinkte er dem Hauſe zu. Heraſti ging ihm entgegen, und trat, den Fremden an der Hand, in wenig Augenblicken wieder ein.

Der Alte hatte ein ziemlich ſonderbares Anſehen. Er ſchien von ſtarkem, kräftigem Baue. Die Farbe des Geſichts war dunkel; doch konnte man von den Zügen wenig nur erkennen, weil ein großes Pflaſter das linke Auge, ein ſtarker Knebelbart, der mit dem Backenbarte zuſammenlief, aber den größten Theil des Geſichts verdeckte. Auf dem Haupte trug er eine braune Perücke, deren Farbe, dem Anſcheine nach von Luft und Sonnenſchein etwas verändert, ins Rothe ſpielte. An ſeiner Hand blitzte ein großer Solitair. Die Ausſprache des Fremden war etwas ſtotternd, auch hörte man in ihr einige portugieſiſche Kehl- und Gurgellaute.

Meine Tochter! ſprach Don Heraſti und nannte dann die Namen der übrigen Anweſenden.

Der Oberſte hinkte auf Iſabellen zu, und faßte dann eine Hand derſelben mit beiden ſeinigen.

Donna! ſprach er, es gebe der Herr Euch ſeinen Frieden! dieſer aber entblüht nur aus dem Kampfe. Möge der Herr Euch ſtärken in der Prüfung, und Ihr auf ihn vertrauen, ſo werdet Ihr gewißlich nicht erliegen.

Jetzt verbeugte ſich der Oberſt gegen die übrigen Anweſenden und ſprach dann mit Heraſti über ſein Geſchäft.

Die alte Vogelſcheuche, ſprach Don Francesco leiſe zu Friedrich, iſt mir fatal. Finden Sie nicht auch, daß er eine entfernte Aehnlichkeit mit jenem ungehangenen Gauner hat, über welchen wir uns damals faſt entzweiten?

Ich dächte nicht! ſprach Friedrich; doch kann ich darüber eben nicht urtheilen, weil ich den Menſchen nur auf wenige Augenblicke ſah, und ſeine

Geſichtsbildung aus meinem Gedächtniſſe völlig verſchwunden iſt.

Das Mittagsmahl, welches jetzt begann, verlief, trotz allen Bemühungen Heraſti's, die Gäſte aufzuheitern, ſo trüb, als wie die andern Stunden dieſes Tages. Der Oberſt, der zur Seite des Hausherrn ſaß, ſchien nur Sinn für ſein Kaufsgeſchäft zu haben. Francesco ſprach leiſe zu der Braut, und dieſe antwortete einſylbig und zerſtreut. Friedrich zählte faſt die Stunden, die bis zur Befreiung aus dieſer peinigenden Situation zurückzulegen waren, und überhörte dabei Jazinta's Klagen über die bevorſtehende, vielleicht mehrjährige Entbehrung des ſpaniſchen Theaters. So ſehr auch die Geſellſchaft jeden Anſtoß, den die Politik des Tages herbeizuführen im Stande war, ſorgfältig zu vermeiden ſuchte, ſo ſprach ſich doch in dem Benehmen des Oberſten die Abneigung aus, welche die Uniform des Bräutigams bei dem Fremden gegen Don Francesco immer tiefer zu begründen ſchien. Sorgfältig vermied der Oberſt, dieſen in ein Geſpräch zu ziehen, ja er würdigte ihn keines Blickes. Alles dieſes konnte die gedrückte Stimmung der Geſellſchaft nur vermehren, und Don Heraſti ſuchte durch den heitern Geiſt des Weines derſelben eine heitere, fröhlichere Farbe mitzutheilen. Das Brautpaar lebe! rief jetzt einer der ältern Männer, und Don Antonio füllte die Gläſer bis an den Rand mit edelm Xeres.

Ich trinke auf das Wohl der Braut! ſprach Don Navarra mit ſtarker Stimme. Ich trinke auf das Wohl der Spanierin, der edeln Tochter des Vaterlandes! möge es ihr wohlgehen unter jeder Zone, und ihrer würdig ſei die Hand, welche ſie dereinſt zum Traualtare geleitet!

Francesco verbeugte ſich ringsumher und ſchien unter dem Erguſſe höflicher Rede den letzten Theil des Toaſts des Oberſten zu überhören.

Es wäre unverantwortlich, ſprach Don Antonio, anſcheinend in einer muntern Stimmung, aus Parteiſucht, bei einem Freudenmahle, eine alte, ehrwürdige Gewohnheit zu umgehen. Sennores! wir trinken auf das Wohl des Königs!

Jenſeits der Pyrenäen! rief der Oberſt.

Auch das! ſprach Don Antonio freundlich. Wer wollte Don Fernando nicht Gutes wünſchen? Seine Vorfahren waren die Könige unſerer Väter. Möge, ſprach er mit erhöhter feierlicher Stimme, möge er die Erwartungen der Nation erfüllen, wenn er einſt ſitzen ſollte auf ſeiner Väter goldenem Stuhle! möge er zu würdigen wiſſen die unermeßlichen Opfer, welche der größte Theil des Volkes ihm gebracht! Trägt er dazu die Wünſche in einem königlichen Herzen, die Ausführung in einer ſtarken Hand, dann möge dies graue, ſorgenſchwere Haupt beſtattet werden in fremder, ferner Erde! ich will mit Freuden dann in die Grube fahren.

So ſpricht der Spanier! rief Don Navarra feurig. Geht, Sennor! geht nach Frankreich! Und wenn einſt Don Fernando, umſtrahlt von königlichem Glanze, wird niederſitzen auf Spaniens Thron, dann will ich, und dies, ſo wahr als Gott mir helfe! mit Euch an meiner Hand, vor Ferdinand's VII. Stuhl erſcheinen und freudig ſprechen: Er iſt gefallen; doch hat er niemals das Vaterland verläugnet! Er konnte irren; aber auch irrend iſt er ein Spanier geblieben. Sire! ſein Loos iſt meines!

Während dieſer Rede funkelte das Auge des Oberſten, ſeine Stimme verlor das Stotternde, und man hörte nicht den Anklang des fremden Dialekts. Einmal angeregt, verlor ſich das Geſpräch nun in das politiſche Thema, und wurde nur vom Oberſten mit Feuer, doch mit Anſtand, von den Uebrigen aber mit Behutſamkeit geführt. Da es ſchon ſpät war, als man ſich zu Tiſche ſetzte, das Mittagsmahl aber mehrere Stunde gedauert hatte, ſo war unvermerkt der Abend herbeigekommen. Die Schatten wurden länger, und endlich wurden die Lichter im Saale angezündet.

Die Geſellſchaft erwartete, daß die Verlobungsceremonie anfangen ſollte, aber der Hausherr verzögerte immer noch deren Beginnen, weil er in dem Oberſten einen Fremden ſah, dem er die einzelnen Beſtimmungen, welche dabei verhandelt werden ſollten, nicht anvertrauen wollte. Letzterer ſchien indeß an einen Aufbruch nicht zu denken, vielmehr vertiefte er ſich mit Friedrich und einigen andern Männern, die in einem Fenſter im Kreiſe Platz genommen, in ein lebhaftes Geſpräch. Auch Francesco trat hinzu, doch ſchien ihn der Oberſt abſichtlich nicht zu bemerken. In dieſem Augenblicke ertönte Pablo's Stimme, vom Tone der Guitarre begleitet, von dem Gipfel einer neben dem Hauſe ſtehenden Cypreſſe.

Um Gotteswillen! ſprach Friedrich; es weht ein ziemlich ſtarker Wind; der unvorſichtige Knabe könnte herabfallen. Friedrich griff ſchon nach den Quaſten des herabgelaſſenen Rouleaus, um dann das Fenſter zu öffnen und dem Knaben zuzurufen, als der Oberſt aufſprang und den Deutſchen beim Arme faßte

Stören Sie ihn nicht! ſprach er mit ſtarker Stimme; er iſt in ſeinem Elemente. Es iſt der junge Falke der Guadarramen, den man aus ſeinem Horſte geworfen! Es iſt das wilde Huhn der Wüſte, dem die Alten man erwürgte, und ſein Schrei tönt durch die Nacht! Aber nicht nur durch das Dunkel, auch in dem Herzen jedes Spaniers tönt dieſer Ruf. Hören Sie nur! ſprach der Oberſt in einer Art wilder Begeiſterung, als der Knabe langſam und feierlich die Romanze vom Morde der Abencerragen ſang. Jetzt ſingt er, wie die Zegris (Beni Naſr, Söhne des Sieges) ſich zu dem Morde rüſteten; — und beſudeln nicht auch jetzt unwürdige Spanier ihre verruchten Hände mit vaterländiſchem Blute? Jetzt ſingt er: wie das Blut der edeln Abencerragen (arabiſch Beni Serradſch, Söhne des Sattels) wie Waſſerbäche ſtrömte im Hofe des Alhambra. Jetzt den Racheruf des letzten der edlen Dulder! Nun das Niederſchmettern des Blitzes aus heiterm Himmel! O! ſeine Donner werden auch in dieſer Zeit nicht ſäumen, die Häupter der Vaterlandsverräther zu zermalmen!

Heftig fuhr jetzt Puentelarra auf.

Sennor! rief er; noch dürft Ihr nicht triumphiren! noch hat Eure Partei nicht abgeſiegt! Wir lachen der Blitze, die Ihr ſchleudern könnet! Wir fordern ſie heraus!

Wirklich? rief der Oberſt; wirklich? Nun dann — herein, Empecinado's Treuen!

In dieſem Augenblicke wurden die Flügelthüren des Saales aufgeriſſen, und acht bewaffnete Spanier, an den rothen Bändern mit der Inſchrift: Vencer ó morir! als Inſurgenten kenntlich, drangen in das Zimmer.

Francesco ſowie Friedrich wollten nach dem Säbel ſpringen, aber der Oberſt warf eben beide Waffen durch das Fenſter. Zu Boden flog jetzt des Fremden Krücke, Bart und falſches Haar, und er rief nun mit einer Donnerſtimme: Erkennt Ihr Den, den Ihr erwürgen wolltet, Puentelarra? Ich bin Juan Martin, genannt Empecinado, und verhafte Euch auf Befehl der durchlauchtigen Junta, von wegen Hochverraths, und wegen der Ströme ſpaniſchen Blutes, die Eure Hand vergoſſen!

Schon bei dem Eintreten der Guerillareiter ſank Iſabella ohnmächtig zu Boden, und ward von Donna Jazinta und einigen Männern in ein anſtoßendes Zimmer fortgetragen. Zwei Spanier führten Francesco aus dem Zimmer.

Don Heraſti! ſprach jetzt Empecinado; beſorgt nicht, daß der Unwürdige von meinen Händen fallen werde. Er iſt nicht werth zu ſterben von Soldatenhand; ſein unedles Haupt fällt bald zu Cadir auf dem Schaffotte. Vergeßt ihn, denn nimmer ſeht Ihr ihn wieder. Ich handle auf Befehl der Junta, die an ihm ein Beiſpiel geben will. Uebrigens hält Empecinado, was Navarra verſprochen hat. In dieſem Portefeuille findet Ihr Wechſel auf Bayonne im doppelten Betrage Deſſen, was Ihr für Eure Beſitzungen gefordert. Sitzt Don Fernando auf Spaniens Thron, ſo kehrt zurück; ich ſchütze Euch mit dem eignen Leben. Wollt Ihr dann Eure Güter wieder, ſo ſind ſie Euer, und Ihr erſtattet mir den Kaufpreis. Don Federigo Werthern, ſchloß er, die Hand des Deutſchen mit einem Anſcheine von Rührung faſſend, ich vermag nicht, Euch zu lohnen; aber, geht es Euch übel in Eurem Vaterlande, dann kehrt nach Spanien zurück, und theilt mein Eigenthum mit mir. Findet Ihr mich nicht am Leben, ſo ſaget zu dem erſten Spanier, dem Ihr begegnet: ich war Empecinado's Retter! und Ihr werdet nicht Mangel leiden. Hier, ſprach er endlich nach einer Pauſe, hier ſind Päſſe für Euch und die Familie Don Heraſti's; reiſt damit nach Frankreich. Ihr werdet ſicherer auf dem Wege ſein, als Joſeph in ſeinem Königsſchloſſe.

Noch einmal ſchüttelte er die Hand des Deutſchen, und verließ mit ſeiner Begleitung raſch das

Zimmer. Jetzt ſtürzte der kleine Pablo herein. Friedrich wollte, weil der Knabe ſichtlich mit den Feinden im Einverſtändniſſe gehandelt und ihnen mit ſeinem Geſange Zeichen gegeben hatte, ſich von ihm wenden, aber der Knabe bedeckte ſeine Hand mit Thränen und mit Küſſen.

Reiſet glücklich! ſprach er mit leiſer Stimme; nehmt meinen Dank und lebt beglückt — mit Iſabellen. Er eilte aus dem Zimmer.

Wie retten wir den Unglücklichen? ſprach Friedrich zu Don Antonio, als Empecinado das Zimmer verlaſſen hatte. An Nachſetzen mit Reiterei iſt nicht zu denken. Unſtreitig wird der Gefangene auf wenig gekannten Wegen fortgeſchleppt, und eher würden ſie ihn tödten, als ſich entreißen laſſen.

Ich könnte, ſprach Don Heraſti, den König Joſeph wohl vermögen, von der Junta durch Unterhandlungen oder Drohungen für ſein Leben Sicherheit zu fordern; aber ſchon Joſephs Verwendung wäre hinreichend, den Unglücklichen auf das Schaffot zu bringen.

Mir fällt ein Mittel ein! rief Friedrich. Ich bin perſönlich dem Marſchall Jourdan nicht unbekannt Ich werfe mich auf ein Pferd und jage nach der Stadt. Es wird mir hoffentlich gelingen, den Marſchall zu vermögen, daß er Francesco durch einen ſchnell abgeſendeten Parlamentair in Cadix Sicherheit und eine anſtändige Haft bewirke. Als Commandirender der Truppen iſt er im Stande, dem Unglücklichen einen Rang im Heere des Kaiſers zu gewähren, und dann ihm, als franzöſiſchem Offizier, Schutz zu verſchaffen.

Ja! rief Heraſti; ja, edler Freund, auf dieſe Weiſe iſt es noch möglich, den Unglücklichen zu retten; ich ſelbſt, ich will mit Ihnen zu dem Marſchall eilen!

Bleiben Sie, Don Antonio! ſprach Friedrich. Beruhigen Sie die theure Iſabella. Ach, könnte ich mich wenigſtens über deren Befinden tröſten!

Sie iſt gefaßt; ſprach Jazinta, die eben eintrat. Ich ſuchte ſie durch die Verſicherung aufzurichten, daß Francesco's Leben für den Augenblick nicht bedroht ſei, und daß der Vater und Sie wol Mittel finden würden, durch welche der Unglückliche gerettet werden könnte.

Friedrich jagte nach Madrid, und ſchon am andern Tage eilte ein Courier nach Cadix, um im Namen des Marſchalls Schonung für den Gefangenen zu bewirken. Mehrere Tage nährten die Mitglieder der Familie, ſowie Friedrich, die beſten Hoffnungen, als ſich auf einmal ein Gerücht verbreitete, daß in den Ebenen von Mancha zwiſchen einem Guerillatrupp, welcher einen Gefangenen von Rang in ſeiner Mitte führte, und einem franzöſiſchen Reiterhaufen ſich ein Gefecht entſponnen, und daß in Folge deſſen, als der Gefangene geſucht, ſich zu befreien, er von den Spaniern ermordet worden wäre. Nach kurzer Ungewißheit beſtätigte ſich das Gerücht, und man brachte Francesco's Leichnam, auf Anordnung des Befehlshabers der Truppen in der Mancha, nach Madrid. Don Antonio ließ denſelben in der Kirche des Kloſters von Atocha, wo die Väter Puentelara's ſchlafen, mit vieler Feierlichkeit beſtatten. Sämmtliche Mitglieder der Familie betrauerten ihn aufrichtig, und ſeine Feinde ſelbſt bekannten, daß ſeine Fehler mehr in ſeinem Leichtſinne und wildem Hange zur Ungebundenheit, als in einem böſen, verdorbenen Herzen ihren Sitz gehabt. Heraſti ſendete das Teſtament Francesco's ſowie ſeine hinterlaſſenen Papiere, an deſſen Bruder, den Marques de la Serna, und erklärte, daß: da die Verlobung Francesco's mit Iſabellen nicht vollzogen worden, auch er ſelbſt gegen die Rechtlichkeit des Beſitzes der Güter des Verſtorbenen Zweifel hegen müſſe, ſeine Tochter keinen Anſpruch an die Verlaſſenſchaft zu machen denke.

Iſabella, die der Schreck an jenem Unglücksabende aufs Krankenlager geworfen hatte, genas langſam, und nun bereitete Don Heraſti Alles auf die ſo lange verſchobene gemeinſchaftliche Abreiſe vor. Dieſe fand in Kurzem ſtatt, und mit ſchmerzhaften Empfindungen ſahen die Reiſenden in der Nähe der Venta von Zazadillam das Dorf Navacerrada zu ihren Füßen, ſowie zur Seite die Bergesreihe, deren Felſen das Schloß von Caſtel Tormes ihrem Blicke entzogen. Täglich wurden die Reiſenden auf dem langen Wege, auf welchem ſie Spanien durchzogen, von Inſurgentenhaufen angehalten, aber ſtets ſprengten die Guerillareiter, ſobald ſie Empecinado's Geleitsbrief ſahen, mit freundlichem Winke und einem Griffe an die ſpitzige Mütze ihres Weges.

So befanden ſie ſich endlich auf jener Höhe zwiſchen Irun und Oyarzun, auf der das Auge, von der Spitze der beſchneiten Pyrenäengipfel, bis zu dem Spiegel des bewegten biscayiſchen Meeres, in einer wahrhaft entzückenden Gegend ſchweift. Hier überſah man herrliche, reichbebaute Thäler, in denen fleißige, fröhliche Gebirgsbewohner hauſen, und der belebte Seeſtrand wimmelte von den geſchäftigen Basken.

Lebe wohl, du theures Vaterland! rief Don Heraſti. Lebe wohl, du Land der edeln Sitte und des Heldenmuthes. Mein Herz bleibt ewig bei dir zurück!

Die Reiſenden überſchritten nun die Bidaſſoa, welche Spanien und Frankreich trennt.

Der lange Weg durch jene weiten Steppen des Departements des Landes ward endlich auch zurückgelegt; ſie ſahen das ſtattliche Bordeaux, ſowie die herrliche Touraine, den Garten Frankreichs, das alte Blois, Amboiſe, Beaugency und langten endlich in Orleans an. Hier hatte Don Heraſti beſchloſſen, ſeinen Aufenthalt zu wählen, und Friedrich wollte mehrere Tage bis zu der Abreiſe nach Deutſchland hier verweilen. Dieſe Tage aber vermehrten ſich zu Wochen, und endlich geſtand ſich jeder der Reiſenden ganz in geheim, es ſei ja ganz unmöglich, ſich zu trennen. Immer ſtärker ward Friedrichs Leidenſchaft für Iſabellen, und die Vermuthung, daß auch er dem Mädchen theuer ſei, ward zur Gewißheit.

So wandelten die Reiſenden eines Nachmittags nach Olivet, und beſuchten den kleinen aber freundlichen Park des Schloſſes la Source. Es führt den Namen nach der Quelle des Flüßchens Loiret, das in mächtigem Sprudel unter den Schattenbäumen des Parks entſpringt. Hier ſaßen unſere Reiſenden im freundlichen Geſpräche.

Ich weiß nicht, ſprach Don Heraſli, ob ich mir in der Länge unter dem leichtbewegten, fröhlichen Volke gefallen werde. Der ſpaniſche Volkscharakter iſt doch von jenem franzöſiſchen zu ſehr verſchieden.

So weiß ich, ſprach Friedrich feurig, ein anderes Land, das fröhlich iſt, und auch voll edeln Ernſtes; ein Land, wo mit dem Muthe und der Kraft ſich auch die Treue eint. Dorthin! Don Antonio, dorthin müſſen Sie mir fröhlich folgen. Dort weiß man den edeln Vertriebenen zu tröſten; Sie finden ein neues Vaterland, häusliches Glück; Sie finden — rief er, indem er Iſabellens Hand ergriff — dort einen Sohn, der um Ihren Segen bittet!

Iſabella erröthete und beugte ſich über die Hand des Vaters. Jazinta ſchluchzte hörbar, und der Alte warf ſchweigend einen Dankesblick gen Himmel.

Noch deſſelben Tages traf ein Schreiben des Marques de la Serna aus Cadir ein. Er beklagte den Tod des Bruders, und erklärte, daß er die letzten Verfügungen deſſelben aufrecht erhalten wiſſen wolle, weshalb er Iſabellen die Erbſchaft überlaſſe.

Wenige Tage darauf traten die Reiſenden den

Weg nach Deutſchland an. Bald nach der Ankunft ward Iſabella Friedrichs Gattin; Donna Jazinta beſuchte fleißig das deutſche Theater, und ward eine große Verehrerin des deutſchen Luſt-, Rühr- und Trauerſpiels.

Cäcilie Stuart.

Eine Erzählung.

Aus ſind Belſazars Tage,
Entriſſen ihm ſein Raub;
Er ſelbſt iſt auf der Wage
Ein leichter nicht'ger Staub.
Byron.

Die Schlacht von Naſeby hatte am vierzehnten Junius 1645 den langen Streit zwiſchen Karl I. und ſeinem Parlamente geendet. Trotz allen perſönlichen Anſtrengungen des Königs, von ſeinen Anhängern nur ſchwach vertheidigt, ſank blutbefleckt das Banner des königlichen Leoparden in den Staub, und Tiger, wie ſolche die Volkswuth ſtets gebar, bemüheten ſich, in Stücken es zu reißen. Der Zwieſpalt, der die Bevölkerung von England trennte, brach ſich Bahn ins Innere des Familienlebens, und oft waren die Glieder des einzelnen Haushalts die eifrigſten Anhänger der entgegengeſetzten Meinungen

Am rechten Ufer der Themſe, in jener Gegend, bis dahin, wo in unſern Tagen die letzten dichtſtehenden Häuſer, auf der Seite von Southwark ſich endigen, war damals freies Feld, nur ſparſam mit einzelnen Landhäuſern beſäet. Flußſchiffe pflegten dort anzulegen, deren Mannſchaft für ihre Beſchäftigungen außerhalb des Gewühles der Hauptſtadt einen freien Raum ſuchen wollte, den dieſe Umgebung hinlänglich darbot. Das Ufer war ein friſcher Wieſengrund von Fußwegen durchſchnitten, die von alten Eichen beſchattet wurden, und die Gegend wurde von Spaziergängern der untern Claſſen ſehr beſucht, welche dort dem Treiben der Schiffsmannſchaften zuſahen und die ſchönen Sommerabende genoſſen. Selbſt der Spätherbſt unterbrach dieſe Spaziergänge nicht, und am erſten November 1647 wimmelte der Strand bei Sonnenuntergang von Menſchen, die einem ziemlich ſeltſamen Schauſpiele zuſahen. Es lagen gerade eine Anzahl Schiffe feſtgeankert, deren Bemannung, aus den verſchiedenen Grafſchaften ſtammend, auch eben ſo verſchiedener politiſcher und religiöſer Meinungen war. Die Mannſchaft des einen, größtentheils Kinder der Hauptſtadt und mithin eifrige Anhänger des Parlaments, hatte auf dem Verdeck von Tonnen und Bretern ein Gerüſt erbaut, welches eine ſonderbare Gruppe von Schauſpielern zeigte. Ein baumſtarker Kerl von ſechs Fuß Länge ſtellte den Papſt, oder, was damals für ſynonym galt, den Antichriſt vor. Er hatte demzufolge eine dreifache Krone von Goldpapier auf dem Haupte und trug, außer einem langen, über die Kleider gezogenen Hemde, einen ſchäbigten violetten Mantel, der gleichfalls ſtark mit Goldpapier garnirt war.

Ein Dutzend ähnlich ausſtaffirter Matroſen hatten, als Darſteller des Cardinalcollegiums, ihre breiten Hüte reichlich mit rothem Papiere überklebt und die ganze Gruppe äffte auf eine widrige und rohe Art die Ceremonien der römiſchen Kirche nach, mit denen die der biſchöflichen Kirche von England eine Aehnlichkeit haben. So gemein auch immer der Witz erſcheinen mochte, welcher der Darſtellung zur Erläuterung diente, ſo fand er doch bei mehreren der an dem Ufer ſich in Gruppen ſammelnden Zuſchauer zu vielen Beifall und erregte bei der Bemannung eines danebenliegenden Schiffes, die größtentheils aus Anhängern der hohen Kirche beſtand, zu vielen Aerger, als daß ſich dieſe nicht hätten verſucht fühlen ſollen, auch ihrerſeits ein Pröbchen ihres mimiſchen Talents zum Beſten zu geben.

Es dauerte daher eben nicht allzulange, als auch auf dem Schiffe der letzteren ein Tiſch aus dem unteren Raume heraufgeholt und auf dieſen eine mächtige Tonne geſtellt wurde, welche als ambulante Kanzel ihren Redner aufnehmen ſollte. Dieſer erſchien bald nach beendigter Vorrichtung, und man mußte geſtehen, daß er in Haltung und Vortrag nichts ſparte, was die Galle der Gegenpartei erregen konnte. Es war ein kurzer ſtämmichter Kerl, mit weitem ſchwarzen Aermelmantel bekleidet. Wie die Geiſtlichkeit der Presbyterianer trug er das Haar kurzgeſchoren und er hatte die von Natur beträchtlich großen Ohren durch angebrachte Heftpflaſter ſo vom Kopfe abſtehend zu machen gewußt, daß er ſchon deshalb ein höchſt närriſches Anſehen gewann und bei ſeinem Erſcheinen den lauteſten Beifall ſeiner Partei einerntete. Außerdem äffte der Kerl den Stolz der Geiſtlichkeit ſeiner Gegner auf die übertriebenſte und tollſte Weiſe nach; er blähte ſich, ſo viel er konnte, trug die Augen auf einen geringen Spalt feſtgeſchloſſen, und indem er die Unterlippe auf eine abſcheuliche Art herabhängen ließ, ſchritt er wie ein Pfau nach der zu ſeiner Aufnahme beſtimmten Tonne, in welche er ſofort von vier ſeiner Kameraden gehoben wurde. Hier intonirte er nun in näſelndem Tone der presbyterianſchen Geiſtlichkeit eine Litanei, nach deren Beendigung er mit Donnerſtimme eine Rede hielt, in der er unter heftigen Fauſtſchlägen auf die Tonne den Beweis führte, daß es wohlgethan, die Bösgeſinnten, nach einem damals gewöhnlichen Ausdrucke, im Herzen zu treffen, worunter man ihre Ausplünderung und Beraubung verſtand;

er ſchloß mit der Aufforderung, mit ihm, wie man es gleichfalls etwas unpaſſend nannte, einen harmoniſchen Ruf zu erheben, um den Herren zu bewegen, ihre Gegner ſämmtlich dem unterſten Höllenpfuhle zu überantworten. Kaum hatte er indeß dieſen chriſtlichen Wunſch ausgeſprochen, als der laute Beifall der Zuſchauer die Galle der Gegner dergeſtalt aufregte, daß ſich der Antichriſt veranlaßt fand, ſammt dem Cardinals-collegium an Bord zu ſpringen, um der Sache ein Ende zu machen. Tiſch, Tonne und Stühle flogen über Bord, und während dieſe langſam die Themſe hinabſchwammen, rüſteten ſich beide Parteien zu einem Kampfe, welcher ſofort begonnen hätte, wenn nicht einer der Cardinäle mit einem lauten: Halt! dazwiſchengeſprungen wäre und die Aufmerkſamkeit beider Parteien auf ſich gezogen hätte.

Hört mich, Jungens! hob er an; ich bin keineswegs ein Kerl, der, wo es Püffe ſetzt, gewohnt iſt, das Weite zu ſuchen, aber dieſe fortſchwimmenden Stühle erinnern mich, daß unſere Rheder unſerm Vorhaben nicht viel Beifall ſchenken dürften. Darum hört einen Vorſchlag! Dieſer hier (er zeigte auf den Antichriſt) iſt ein tüchtiger Fauſtkämpfer, und obwol ich von Natur aller Prahlerei abgeneigt bin, auch als ein Chriſt und Anhänger der guten alten

Sache nie Schwüre und Betheurungen im Munde führe, ſo gebe ich Euch doch die kleine Verſicherung, daß ich zeitlich und ewiglich verdammt ſein will, wenn Ihr in ganz Middleſex ſeines Gleichen im Boxen findet, weshalb er auch dort von den Kunſtverſtändigen den Beinamen „das gute Kind“ erhalten hat; eine Ehre, die, wie Ihr wißt, nur einem Meiſter der edeln Kunſt zugeſtanden wird. Als ich nun vorhin Euren Kameraden in der Tonne ſah, ſo erinnerte ich mich ſogleich, daß ich ſolchen einſt auf der Rhede von Plymouth bei einem Fauſtkampfe geſehen, in welchem er, nach der Kunſt zu reden, ſeinem Gegner eine tüchtige Menge rothen Claret (Blut) abgezapft, und eine tüchtige Hand geſchrieben, die man ſofort, ohne zu buchſtabiren, leſen können. Iſt es Euch recht, ſo mögen beide die Sache in einem guten Kampfe am Ufer ausmachen.

Nie hätte ich geglaubt, ſchrie der Kerl von der Tonne, daß in einem Rundkopfe und Covenanter ſo viel Verſtand ſtecken könnte! Das „kleine Küchlein“ unter welchem Namen mich jedes Kind zu Glasgow kennt, wird nicht dahintenbleiben, wo ein Kreis gebildet wird, und du, obgleich du zu den Augenverdrehern gehörſt, magſt die Aufſicht über den Kampf führen und den Platz wählen.

Mit lautem Huſſah ſtrömte die Menge ans Ufer. Die Dilettanten der edlen Boxkunſt, welche haufenweis an demſelben verſammelt waren, bildeten einen Kreis und wetteten zwar nicht Guineen, aber doch Schillinge, auf, „das gute Kind“ oder „das kleine Küchlein.“

Beide Kämpfer waren bis zur Hälfte entkleidet, die Sekundanten hatten Platz genommen, und eben ſollte der Kampf beginnen, als der vorige Sprecher, welcher im Eifer noch immer die Cardinalsbekleidung auf dem Leibe trug, mit einer Stentorſtimme Halt gebot und bemerklich machte: daß, obwol die Sonne bereits hinunter, doch der Mond aufſteige und, wiewol es noch heller Tag, in der Stellung der Kämpfer, der Blendung willen, darauf billig Rückſicht genommen werden müßte, und man nicht ſagen ſolle, daß da, wo er die Aufſicht im Kreiſe geführt, ein Verſtoß gegen die Regeln der Kunſt begangen worden wäre, ein Fall, den er ſowol der Kunſtliebe als der Ehre wegen ſich nie würde verzeihen können.

Endlich waren alle Anſtände gehoben und der Kampf begann. Bei der Ungleichheit der Leibesſtärke beider Kämpfer, würde der Ausgang leicht vorherzuſehen geweſen ſein, wenn nicht die Gelenkigkeit des „kleinen Küchleins“ die Stärke des „guten Kindes“

wieder neutraliſirt hätte, doch machte Letzteres eben vermöge derſelben manche Finten des Erſteren nutzlos. Lange dauerte zum Mißbehagen der Kunſtverſtändigen der Kampf, ohne nur einen Anſchein von Entſcheidung herbeizuführen, als das kleine Küchlein, welches ſich eine Unachtſamkeit zu Schulden kommen ließ, einen ſolchen Stoß von der Fauſt des guten Kindes auf die Rippen der rechten Seite empfing, daß eine derſelben brach und die andern hörbar knackten, weshalb ein Dilettant im Enthuſiasmus ausrief: daß ihn Gott verdammen ſolle, wenn nicht alle übrigen gleichfalls brechen würden, ſobald ein ſolcher koſtbarer Stoß noch einmal die Seite des kleinen Küchleins auf dem nämlichen Flecke träfe. War es nun die ſo gewaltſam erregte Ambition des Letzteren, oder das Huſſah der Dilettanten, genug es machte nun ſo viel Finten und Querſprünge, daß es vermöge derſelben im Stande war, mit der Fauſt das Geſicht des guten Kindes zu erreichen und ihm einen ſolchen Schlag zu verſetzen, daß daſſelbe für immer eines Auges beraubt wurde. Augenblicklich gebot jetzt der Cardinal einen Halt und während die Sekundanten ſich auf ein Knie niederließen, um die erſchöpften Kämpfer auf dem andern Platz nehmen zu laſſen, erklärte der Erſtere in Ausdrücken der

Kunſt: daß, nachdem das kleine Küchlein dem guten Kinde ein Fenſter geſchloſſen und dieſes viel Claret verliere, man billig einige Minuten warten müſſe, ehe der zweite Gang beginnen könne.

Jetzt ließ ſich auf dem nahen Fahrwege der Hufſchlag trabender Roſſe hören, und die Verſammlung richtete dahin den Blick. Auf einem ſchönen, reichverzierten Falben nahte in ſchnellem Trabe ein junger Mann von hoher Geſtalt und edeln Zügen. Er trug einen lederfarbnen Reitrock und einen auf einer Seite aufgekrempten Hut, auf welchem eine blaue und eine rothe Feder wehte. Die reichgeſtickte Schärpe, gleichfalls von den Farben des Covenants, die zugleich zum Wehrgehänge diente, und die hinter ihm reitende Ordonanz deutete auf ſeinen bedeutenden Rang im Heere des Parlaments. Er kam eben in die Nähe des Kreiſes, und indem er anhielt, ruhte ſein kluges, freundliches Auge fragend auf der Menge. Mehrere der Umſtehenden entblößten ehrerbietig die Häupter, als ihre Blicke auf den Reiter fielen, und auch der Aufſeher des Kreiſes wurde dieſen gewahr.

Gentlemen! ſchrie er, macht Platz dem würdigen Oberſten, der eine Zierde das Heeres iſt; einem trefflichern Offizier habt ihr nie Platz gemacht.

Und Ihr, Sir Heinrich, fuhr er fort, könnt verſichert ſein, daß die dort ſich unter Euern Augen Püffe austheilen werden, über welche der Mann, der die edle Kunſt erfand, vor Freude aus ſeinem Grabe hervorkriechen könnte, um ſich hier nochmals todtboxen zu laſſen.

Der Oberſt dankte für die gute Meinung, indem er verſicherte, ſo hoch auch die edle Kunſt in der ſeinigen ſtände, ſo müſſe er doch bekennen, daß er mit den Regeln derſelben zu unbekannt ſei, um ein Urtheil zu fällen oder Kennern den Platz ſchmälern zu wollen.

Mit dieſen Worten lüftete er leicht den Hut und ſprengte von dannen.

Nichts iſt vollkommen hienieden! ſprach der Kunſtenthuſiaſt; vielmehr Alles eitel, wie Salomo ſagt, der aber unter den Gegenſtänden der Eitelkeit vernünftigerweiſe das Boxen ausgelaſſen hat!

Ohne zu erfahren, ob es dem „kleinen Küchlein" gelungen, dem „guten Kinde" das letzte Fenſter auch noch zu ſchließen, begleiten wir den Oberſten auf ſeinem eiligen Ritte durch eine Pappelallee, an deren Ende ein Landhaus mit einem Park, beides von einer hohen Mauer umgeben, ſichtbar wurde. Das Haus lag nur in geringer Entfernung von dem großen Gitterthore, das den Eingang verſchloß, und da indeß die Nacht hereingebrochen und die Fenſter des obern Stocks hell erleuchtet waren, ſo ſah man eine lebhafte Bewegung der Schatten mehrerer Menſchen an der Decke des einen Zimmers.

Den jungen Mann ſchien dieſer Umſtand ſehr zu beunruhigen und er ſtürmte mehrmals heftig an der Klingel. Erſt, nachdem er dies öfter wiederholt, erſchien eine Frauengeſtalt hinter dem Gitter mit der Frage: wer da ſei?

Mache auf, Mary! ſprach der Oberſt; ich bins. Was macht deine Herrſchaft?

Ach ſeid Ihr es, Sir Heinrich? rief die Haushälterin, indem ſie das Thor öffnete; nun da wird ſich Fräulein Cäcilie freuen, und die Lady hätte ſich die Angſt erſparen können; es iſt nämlich Beſuch oben und man berathſchlagte lange, ob ich öffnen ſolle.

Wozu dieſe Vorſicht? ſprach der Oberſt, als die Alte, ſo geſchwind ſie es vermochte, vorauseilte, um den Gaſt anzumelden; Mary glaubte indeß, dieſe Frage nicht erſt beantworten zu dürfen, ſondern rief dem Ordonanzſoldaten nur in der Geſchwindigkeit zu, daß er nach Beſorgung der Roſſe in der Küche ein Stück Roaſtbeef finden würde, an dem nur das Eine auszuſetzen, daß es von einem Covenanter und nicht von einem Cavalier verzehrt werden ſolle.

Heinrich trat in das Zimmer. Eine Dame, aus deren edeln Zügen, und obgleich ſie bereits über das mittlere Alter hinauswar, der Gram und lange Krankheit die Reſte ausgezeichneter Schönheit nicht hatten verwiſchen können, ſaß in einem Lehnſtuhle. An ihrer Seite ſtand ein Mann in Reiſekleidern, wie es ſchien im lebhaften Geſpräche mit derſelben begriffen, in deſſen Verfolg er ein Paket Briefe auf die Fenſterbrüſtung legte. Er war von mittlerem Alter, gut gewachſen und von ſchönen Zügen, doch war über dieſe ein Ausdruck von Melancholie verbreitet, welcher ihnen beim erſten Anblicke etwas Zurückſtoßendes mittheilte. Ein junges Mädchen, augenſcheinlich die Tochter der Dame, ſah erwartungsvoll dem Eintretenden entgegen. Sie war im erſten Blüthenalter. Ein dunkles Haar beſchattete die ausgezeichnet ſchönen Züge und lange dunkle Wimpern das lebhafte Auge. Ihre hohe Geſtalt gebot Achtung und eine gewiſſe Feſtigkeit im Ausdrucke ihres Geſichts, welches die Aehnlichkeit der Dame und des danebenſtehenden Mannes wunderbar in ſich vereinte, ſchien ſie über ihre Jahre zu erheben. Im Hintergrunde des Zimmers ſtanden drei einfach gekleidete Männer im ſtillen Geſpräche.

Der Oberſt Heinrich de Witt! ſprach die ſitzende

Dame zu dem neben ihr ſtehenden Manne, als Heinrich ſich verbeugend eintrat; er beſchirmte einſt unſere ſtille Wohnung vor den eindringenden Horden des Parlaments, und wir verdanken ihm unſer Eigenthum, vielleicht das Leben. Seit dieſer Zeit betrachten wir ihn als einen lieben Freund unſers Hauſes. Sir Heinrich, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, Ihr ſeht in dieſem Herrn einen unſerer geachtetſten Verwandten, den Ritter Thomas Falkland.

Mit einem Ausdrucke von Hoheit und Würde, der einigermaßen von ſeinem einfachen Aeußern abſtach, ſchritt der Fremde auf den Oberſten zu, und indem er ſeine Hand auf deſſen Achſel legte, ſprach er: Sir, ich grüße achtungsvoll den Beſchützer zweier mir Angehörigen, die meinem Herzen am nächſten ſtehen. Seid verſichert, daß, ſobald die Zeit erſcheint, Ihr keinen kargen Schuldner an mir finden werdet!

Dieſe Worte, ſo gutgemeint ſie immer ſein mochten, ſchienen einen höchſt unangenehmen Eindruck auf den Oberſten zu machen. Obgleich nach einem Blicke auf die bittenden, angſtvollen Augen der jungen Dame die ſchnell aufgeſtiegene Röthe aus ſeinem Geſichte wich, ſo erwiederte er doch kurz und ſcharf: daß er niemals den Ritter als ihm verpflichtet anerkennen würde, da er erſt in dieſem Augenblicke zu der Ehre ſeiner Bekanntſchaft komme, und übrigens ſein Leben gern daran ſetzen würde, jede Unbill von dieſem Hauſe abzuhalten, ohne auf fremden Dank Anſpruch zu machen.

Ihr müßt ihm dieſen Trotz zu gute halten, ſprach jetzt das Mädchen, indem es eine etwas ängſtliche Pauſe unterbrach; es kommt derſelbe augenſcheinlich von dem Andenken an das nicht ſehr edle Benehmen ſeiner Waffenbrüder, und ich ärgere mich immer, wenn ich deren Farben an ihm erblicke.

Allerdings, ſprach Heinrich, muß jetzt jeder edle Engländer wünſchen, *keiner* Partei anzugehören; auf einer Seite ficht er für Heuchelei und Pöbelherrſchaft, und auf der andern für Unterdrückung.

Die Mienen der Frauen wurden immer ängſtlicher.

Ihr heißt de Witt? ſprach endlich der Fremde nach langer Pauſe: vielleicht ſtammt Ihr von der holländiſchen Familie dieſes Namens und dient nur kurze Zeit im Heere des Parlaments. Dies ſcheint der Grund, warum ich niemals Euern Namen noch vernommen, und dieſer Umſtand, ſowie auch Euer Rang bei dieſer Jugend, iſt ein Beweis von ausgezeichnetem Verdienſte.

Nur in letzterer Vorausſetzung irrt Eure Güte, verſetzte Heinrich verbindlich; wirklich bin ich mit den holländiſchen de Witts, wiewohl nur weitläuftig verwandt.

Eben erinnerte einer der andern drei Fremden mit leiſer, ehrerbietiger Stimme den erſten, daß es die höchſte Zeit ſei, abzureiſen.

Noch auf ein Wort, Oberſt! ſprach dieſer und führte Heinrich in eine Fenſterblende. Ihr ſchient es mir vorhin zwar übel zu vermerken, daß ich von Dankbarkeit zu Euch geſprochen wegen des Schutzes, den Ihr den Damen bisher gewährt; deſſen ungeachtet muß ich dieſen aufs dringendſte für ſie in Anſpruch nehmen. Beide ſtehen meiner Perſon und meinem Herzen nahe und die Anſprüche, die mich dazu berechtigen, erfahrt Ihr in Kurzem aus deren eignem Munde. Ich gehöre zwar nicht zu Eurer Partei, doch ich vertraue Euch als einem edeln Feinde.

Wie ich fürchte, hat die Lady nur wenige Tage noch zu leben und ihre Tochter iſt dann verwaiſt, darum gebt mir Euer Ehrenwort als Britte und Offizier, daß Ihr ſie gegen jede Unbill ſchützen wollet, bis ich Euch ſelbſt einſt Eures Worts entbinde.

So möge Gott mir helfen, rief Heinrich feurig, als ich bereit ſein will, mein Leben zu ihrem Schutze daran zu ſetzen!

Ihr verſprecht, fuhr Jener fort, daß Ihr ſie ſchirmen wollet, rein und makellos, wie Gott einſt Eure Seele von Euch fordert?

Ich verſpreche es! ſprach Heinrich, die Hand erhebend.

So lebt wohl, erwiederte Jener. Die Unſchuld findet zwar im Himmel Schutz, doch hier, wo Teufel walten ſichtbarlich, bedarf ſie eines Stabes, einer Stütze.

Die Fremden ſchieden raſch; der Ritter augenſcheinlich mit der Beſorgniß, daß er die Lady nicht wiederſehen würde.

Längere Zeit drehete ſich das Geſpräch Heinrich's und der Frauen um die ſo bedeutenden täglichen Angelegenheiten jener Zeit.

Aber, ſprach Cäcilie, bald hätte ich vergeſſen, Rechenſchaft zu fordern, warum Ihr Euer Verſprechen, uns geſtern zu beſuchen, nicht gehalten?

Mein väterlicher Freund, der Dichter Milton, erwiederte der Oberſt, iſt dem Erblinden nahe. Geſtern unterzog er ſich der Operation und wünſchte, daß ich in ſeiner Nähe bleiben ſollte.

Milton Euer Freund? erwiederte die Lady

Man ſagt, er ſei ein raſender Anhänger des Parlaments.

Milton, ſprach lächelnd Heinrich, Milton, der edle Milton, raſend! Nun dann bin ich es noch mehr als er! Er iſt ein Schwärmer wie die Dichter alle; er lebt ſeinem Ideale, und dann mag ihm freilich manches ungewöhnliche Wort entfallen, doch in der Wirklichkeit iſt er außer Stande, ein Kind zu kränken; kennt Ihr ihn, Milady?

Ich habe nur einmal ihn geſehen in meiner Jugendzeit. Es war ein ſonderbares Zuſammentreffen: ich ging im königlichen Parke zu Windſor ſpaziren und las im Gehen, wie ich damals oft gethan; auf einmal ſtehe ich vor einem jungen Manne, der im Graſe lag und ſchlief. Ich bleibe einen Augenblick; da öffnete er die Augen und richtete ſich empor, indem er die Arme nach mir ausbreitete. Ich erſchrak und ſprang davon, indem ich das Buch und eine Roſe fallen ließ, die die Prinzeſſin mir geſchenkt. Nach einiger Zeit beſuche ich dieſen Platz, um das Verlorne zu finden, doch fand ich nur das Buch, die Roſe war verſchwunden. Die Mädchenneugier ließ mich forſchen und ich hörte, daß der Schlafende der Dichter Milton geweſen ſei.

Und dieſe Roſe, fiel feurig der Oberſt ein, be wahrt er heute noch in ſeinem Pulte, und Euer Andenken in ſeinem Herzen! Oft erzählte er mir, daß es ihm nie gelungen, ſein Ideal aufs Neue zu erblicken, doch habe es zu einem Gedichte ihn begeiſtert, welches er unter ſeinen Werken am meiſten ſchätzt, es hat den Titel: das verlorne Paradies. Oft habe ich die Schönheiten desſelben bewundert und er ſagte ſtets, daß er daſſelbe der lieblichen Erſcheinung im Windſorpark verdanke; außerdem bewahrt er Eure Roſe wie ein Heiligthum und dieſe, ſowie einen Lorbeerkranz, womit ein edler Frauenkreis ihn einſt beſchenkte, nennt er die einzigen Schätze, welche ihm die Welt gegeben. O Milady, ſetzte er hinzu, es ſind ſeit jener Zeit der Jahre viele ſchon verſtrichen; erlaubt, daß ich den Freund in Eure Nähe führe, bevor ſein ſchwaches Augenlicht auf ewig erliſcht!

Wenn es Euch Freude macht!. ſprach dieſe; bei meinen Jahren wird es Niemand übel deuten.

Hört einmal, Sir Heinrich, ſprach jetzt Cäcilie, die mehrmals aufgehorcht. Mir deucht, es fallen Kanonenſchüſſe.

Allerdings, erwiederte der Oberſt, als er das Fenſter geöffnet hatte, nach einer Pauſe; es iſt vom Tower. Dick! rief er hinab, geh und erkundige dich, was es geben mag.

Herr Oberſt! rief nach einer Weile die Ordonanz; der Tower feuert alle Minuten und die Brigg, die auf der Themſe als Wachtſchiff liegt, antwortet darauf und hat Feuerſignale auf den Maſten. Auch hörte ich deutlich den Generalmarſch bei Harriſon's Brigade, und ein Vorübergehender ſprach: es hieße, der König ſei entflohen.

Um Gottes willen! riefen die Frauen, indem ſie ängſtlich aufeinander blickten.

Unglücklicher Fürſt! ſprach Heinrich. Einen ſchlimmern Rath konnte ihm ſein ärgſter Feind nicht geben.

Bald tönte der Hufſchlag jagender Roſſe von der Landſtraße herüber und bald ſtürmte man heftig an der Klingel. Die alte Haushälterin ſtürzte ins Zimmer.

Ach Gott! rief ſie. Der ſchreckliche Oberſt Harriſon iſt draußen und ein Geiſtlicher, Peters glaube ich, heißt er, nebſt einer Menge Soldaten; ſie verlangen Einlaß.

Laßt eilig öffnen, Milady! ſprach Heinrich. Ich hoffe größres Unheil zu verhüten, denn ich weiß ſo ziemlich, wie der eine dieſer böſen Geiſter zu bannen iſt, und ich denke dann auch mit dem zweiten fertig zu werden.

Iſt es, ſprach dieſe, der raſende Schwärmer, der ehemalige Fleiſcher?

Der nämliche, entgegnete Heinrich.

Und der Andre? fragte Cäcilie.

Einer der Capelläne meines — des Generallieutenants Cromwell, ein ausgemachter Schurke.

Sporen klirrten und es öffnete ſich die Thür des Zimmers. Es trat ein Mann herein in Kriegeskleidung und faſt von Greiſenalter. Die wenigen grauen Haare hingen verwirrt um das faſt kahle Haupt. Die vom nächtlichen Gebet und Wachen gerötheten, grauen düſtern Augen lagen tief in ihren Höhlen. Das magere, runzliche Geſicht trug einen Ausdruck von Wildheit und Schwärmerei. Der Geiſtliche, Hugh Peters, war faſt das Konterfei „des kleinen Küchleins“ in der Tonne, nur etwas weniger Carikatur. Beide würdigten die Frauen nicht eines Blickes, noch einer Begrüßung.

Du hier? ſprach Harriſon mit dumpfer Stimme zu Heinrich; ich glaubte dich bei deinem Regimente.

In einer halben Stunde, antwortete der Oberſt, bin ich mit ihm in Hydepark. Doch jetzt zur Sache; was wollt Ihr hier? Dies Haus ſteht unter meinem Schutze.

Der gottloſe Ahab, ſagte der Geiſtliche, iſt, wie Ihr vielleicht ſchon wiſſen werdet, vor einer Stunde entflohen. Wir haben Ordre, ihn zu verfolgen und zu fahen, todt oder lebend, und hier vor dieſem Hauſe verſchwindet ſeine Spur.

Da habt Ihr ſchlecht geſchnüffelt, Freund Capellan! rief lachend Heinrich, indem er ihn wie zum Scherze, doch aus Leibeskräften auf die Schulter ſchlug. Ich bin nicht länger als eine Stunde hier, und hätte mir, wenn ich ihn getroffen, den Fang wohl nicht entgehen laſſen, denn Sachen von Werth verſchwinden ſchnell, das wißt Ihr wohl noch von der Zeit her, als Ihr die kirchlichen Gefäße aus Windſor holen ſolltet, die ſo ſchnell verſchwanden.

Auch, ſprach Peters kleinlaut, lautet unſer Auftrag, die Papiere der Bösgeſinnten zu unterſuchen, und es liegt dort ein Paketlein —

Mir gehörig! rief Heinrich, indem er ihn auf die andere Schulter ſchlug und das Paket in ſeinen Buſen ſteckte; lauter Rapporte und Vorſchläge an General Fairfax. Unter letztern einen: die Oberſten zu ermächtigen, diebiſche Geiſtliche, die ihren Stand entehren, aufknüpfen zu laſſen. Harriſon! ſetzte Heinrich ernſt hinzu; ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß außer uns, den Damen und der Dienerſchaft niemand in dieſem Hauſe gegenwärtig iſt. Ihr werdet in mein Wort, das guten Klang im Heere hat, nicht Zweifel ſtellen. Uebrigens wird Milady die Nachſuchung Euch nicht verweigern. Eben ſo iſt es mit den Papieren.

Harriſon ſah nach langem Schweigen den Oberſten mit ſeinem düſtern Blicke an und ſprach dann endlich: ich glaube dir, wiewohl man ſagt, daß du gehöreſt zu den Lauen. Ich will dir glauben, denn ich ſah dich kämpfen unter dem Banner der Auserwählten gegen Amalek. Und obgleich der Feinde waren tauſend zu deiner Rechten und tauſend zu deiner Linken, ſo achteteſt du ihrer nicht mehr, denn des Rohrs des Windes, und du ſtritteſt im Geiſte des Herren, der da unaufhörlich mir zuruft: Schlage, ſchlage gänzlich, und vernichte!

Der greiſe Schwärmer hatte dieſe Worte mit einer grauenhaften Begeiſterung geſprochen und verließ ohne Abſchied ſchnell mit dem Geiſtlichen das Zimmer. Heinrich gab das Paket mit bedeutungsvollen Geberden der Lady und folgte ihnen nach.

Die ſchlecht bedachte und noch ſchlechter ausgeführte Flucht des Königs war für dieſen Fürſten von den unglücklichſten Folgen. Oberſt Hammond, Gouverneur der Inſel Wight, auf welche ſich der König geflüchtet hatte, war der Schwiegerſohn des berühmten Hampden, eines Buſenfreundes Cromwell's. Wiewohl mit Ehrerbietung, wurde doch der unglückliche Monarch auf dem Schloſſe zu Caresbrook als ein Gefangener behandelt, und ſelbſt ſeine treueſten Anhänger wagten nicht, der Behauptung zu widerſprechen, er habe nach Frankreich fliehen wollen, wo ſich ſeine Gemahlin und der Prinz von Wales ſchon befanden. Längſt ſchon hatte man von Thronentſetzung geſprochen, doch jetzt begnügten ſich die Wüthenden damit nicht mehr, ſondern die Häupter ſeiner Gegner riefen laut, man müſſe wegen Hochverraths an der Nation, wie man es nannte, den König anklagen auf Leib und Leben. Demzufolge wurde er nach London abgeführt und ſcharf bewacht in dem Palaſte von Whitehall.

Unter den Häuptern der Volkspartei ragte um dieſe Zeit ein Mann hervor, den ſeine Zeitgenoſſen bald als einen Heiligen erhoben, bald als einen Böſewicht verdammten, und von dem die Nachwelt ungewiß iſt, ob er mehr Schwärmer oder Verbrecher war, dem aber die Geſchichte den Namen eines großen Mannes nicht ſtreitig macht. Es war der Generallieutenant Oliver Cromwell. Obgleich dunkler Herkunft, war er doch, wie man behaupten wollte, von mütterlicher Seite dem Throne verwandt. Sein Charakter wie ſein Leben waren voller Widerſprüche. Ausſchweifend bis zur Lüderlichkeit in ſeiner Jugend, vergaß er auf einmal Trunk und Spiel und warf ſich in die Arme der ſtrengſten Puritaner. Er ward Landwirth, doch ſein unruhiger Geiſt verleidete ihm das einfache Geſchäft; anhaltende inbrünſtige Gebete führten ihn zu einer Seelenſtimmung, die Geſichte und Erſcheinungen im Gefolge hatte, und durch die er ſich berufen glaubte, die Wiedergeburt des Landes, wie er es nannte, zu begründen. Er warb Soldaten für das Parlament und erhob ſich durch Tapferkeit bald zu den höchſten Stellen. Während in dieſen die ausgezeichnetſte Klugheit und Ueberlegung ſeine Bahn bezeichnete, ſtrotzten die öffentlichen Reden deſſelben Mannes von Unſinn und Gemeinheit. Nach mühſamer Bearbeitung eines Schlachtentwurfs, beſchäftigte er ſich, Predigten zu ſchreiben, die niemand leſen mochte, oder nahm Unteroffiziere oder Soldaten mit ſich ins Bett, um dort über dunkle Bibelſtellen mit ihnen zu disputiren. Das beſonnenſte Handeln, Ausdrücke ſchwärmeriſcher Begeiſterung, unanſtändige Scherze mit ſeinen Umgebungen, Rührung bis zu Thränen, welche er überhaupt ganz in ſeiner Gewalt hatte, wechſelten aufs Sonderbarſte bei ihm ab. Dieſer Mann nun hatte den Tod des Königs beſchloſſen und er war gewohnt ſeine Vorſätze auszuführen.

Auf den Rath des General Ireton verſammelte Cromwell die Häupter ſeiner Partei in dem Schloſſe zu Windſor, um dort, fern vom Gewühle der Hauptſtadt, über das Schickſal des Königs zu entſcheiden. Zwar war deſſen Tod ſchon im Voraus beſchloſſen, doch war es noch ganz unentſchieden, ob man im Angeſichte der Nation und öffentlich es wagen ſolle, die Schandthat zu verüben.

Die Umgebungen des Schloſſes zu Windſor waren in jener Zeit einſamer und unbeſuchter als in unſern Tagen und darum war dieſes wohl geeignet, ohne Aufſehen eine Anzahl Männer zu verſammeln, auf welche ſonſt die Augen der Nation gerichtet waren. Es lag das Schloß auf einer Anhöhe am ſüdlichen Themſeufer und war von majeſtätiſch alterthümlichem Baue. Durch den ſogenannten „runden Thurm“ in ſeiner Mitte, die Wohnung des Commandanten, wurden die beiden Höfe, aus denen es beſteht, geſchieden, und das Zimmer der Ecke nach Nordoſt im obern Hofe war zur Aufnahme der Verſammlung beſtimmt.

Aus den offnen Fenſtern hatte man eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht. Hier ſchweifte der Blick über die im hellſten Sonnenſchein erglänzende, von Hunderten von Schiffen und Booten belebte Themſe.

An ihrem Ufer lagen Dörfer, Landhäuſer und Gärten, im ſchönſten und mannichfaltigſten Gemiſche, das ſich erſtreckte, ſo weit das Auge trug. Der große, parkähnliche Wald von Windſor bildete den Rahmen des lieblichen Gemäldes. Das Zimmer ſelbſt war alterthümlich und ſonderbar verziert. Die Meubles ſowie die Täfelei der Wände waren von feſtem kernhaften Eichenholze, denen das Alter faſt die Farbe des Mahagoni gegeben hatte. In ziemlich gleichen Entfernungen an der Wand war vielfach das St. Georgenkreuz geſchnitzt, umgeben mit dem, von pausbäckigen Amoretten getragenen Hoſenbande, und der bekannten Inſchrift: **Hony soit qui mal y pense**. In Beziehung auf die vorzunehmende Berathung erſchien die letztere, ſo zufällig ſie immer hier war, als ein grimmiger Spott. Dieſem ganz angemeſſen war auch die Verſammlung. Zu oberſt einer langen Tafel ſaß der Capellan Hugh Peters, beſtimmt, wie in dieſer Zeit gewöhnlich war, die Conferenz mit langer Rede und vielfachen Gebeten zu eröffnen. Ihm zur Seite ſaß Coke, der Anwalt des engliſchen Volks. Sein Aeußeres war den Jahren vorausgeeilt. Auf ſeinem unbewegten Geſichte, in dem faſt erloſchnen Auge ſah man keine Spur der Leidenſchaften, die in ſeinem Innern wühlten. Mit dem Grimme und der Liſt des Tigers verband er noch die Faulheit der Klapperſchlange, welche dann nur Thätigkeit äußert und das Haupt erhebt, wenn ſie gewiß iſt, den Raub nicht zu verfehlen. Neben ihm befand ſich ein Mann von hoher Geſtalt und ſtarkem Baue, mit feſten, faſt ſteinernen Zügen. Es war Scott, ein ſtrenger Republikaner. Ihm folgte der Ritter Hazelvig, ein Schwärmer, und Carew, ein eifriger Millenarier, welcher auf baldige Erſcheinung des tauſendjährigen Reiches hoffte. Jenen zur Seite befand ſich der bekannte Harriſon, und neben dieſem zwei leere Plätze. Die Reihe ſchloß der General Fairfax, ein Mann, deſſen Aeußeres ziemlich mit ſeinen Genoſſen contraſtirte. Seine Dicke ſtach auf das Sonderbarſte von der Magerkeit der Andern ab, mehr aber noch das breite, fröhlich gemüthliche Geſicht mit deren finſtern Blicken. Vor ihm ſtand ein Kohlenbecken auf metallnem Unterſatze und er ſchien lediglich damit beſchäftigt, eine Kanne Gewürzwein zu erwärmen, die, wie er behauptete, am frühen Morgen ſeinem Magen unerläßlich ſei.

Am offnen Fenſter, den Rücken an einen Tiſch gelehnt, den ſtieren, theilnahmloſen Blick bewußtlos gerichtet in die bezaubernd ſchöne Landſchaft, befand ſich noch ein Mann, der zur Geſellſchaft nicht zu gehören ſchien. Sein Antlitz, von ſonſt nicht unedeln

Zügen, zeigte nicht eine Spur von Farbe, und das ſchwarze Haar hing in wirren Locken um das Haupt. In ſeinen Blicken, ſobald ſie einmal lebendiger wurden, brannte eine düſtre Flamme furchtbarer Leidenſchaft, und er richtete dieſelben manchmal mit einem Ausdrucke der Verachtung auf die Verſammlung. Sein Anſtand und die Auswahl in ſeiner ſonſt ganz einfachen ſchwarzen Kleidung zeigte, daß er den höheren Ständen angehöre.

Der General läßt lange warten, begann endlich Scott. Ich liebe das nicht; es ſchmeckt nach Stuarts Antichambre.

Er war, ſprach Peters, noch beſchäftigt, einen gottſeligen Mann aus Emer anzuhören, der wegen Lieferung an die Armee Gehör begehrte. Es heißt derſelbe: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens White.

Teufel! rief General Fairfax, was hat der Kerl für einen langen Namen. Ich bitte Euch, hängt ihn auf, wo möglich zweimal; einmal für die Lieferung, und das andre Mal wegen des Namens, mit dem er im Stande iſt, die Disciplin der ganzen Armee zu ruiniren. Wahrhaftig, Harriſon! Ihr wißt es ſelbſt, was jetzt für Teufelei mit dieſer Namensveränderung vorgeht. Die Namen des neuen Teſtaments ſind den Kerlen nicht genug, es müſſen welche aus dem alten ſein, Heſekiel oder Rehabeam etwa. Da jage einer einmal den Corporal John Langfinger davon, und er iſt gewiß, ihn in acht Tagen als Sergeant Zorobabel bei einem andern Regimente wiederzufinden.

Der Mann am Fenſter konnte ſelbſt ein leiſes Lächeln nicht unterdrücken.

Fairfax bemerkte es.

Nicht wahr, ſprach er, Ihr ſeid auch meiner Meinung? das iſt etwas Seltnes heut zu Tage! Nun, darum leert einmal mit mir den Becher Wein; auf ein glückliches und zufriedenes Ende!

Aufs Ende, General! rief der Mann, indem er haſtig nach dem Becher griff und dieſen hoch emporhob. Aufs Ende trink ich! doch nur auf dieſes! was darüber, iſt vom Uebel.

Jetzt klirrten Sporen auf der Treppe, und Cromwell trat ins Zimmer, hinter ihm der General Ireton. Der Erſtere war ein Mann von mehr als mittler Größe und ſtarker Leibesbildung, ſein Anſehen war feſt und männlich, doch nicht angenehm. Nur die lebhaften grauen Augen zeigten von einem Geiſte, der ſonſt in den plumpen Geſichtszügen nicht erkennbar war.

Ireton war jünger. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ein Gemiſch von Stolz und Heuchelei.

Verzeiht, Ihr Herren, hob Cromwell an, daß ich ſo ſpat erſcheine; ich war indeß nicht müßig. Seit frühem Morgen rang ich mit dem Herrn im Gebete, auf daß er von mir nehme die Laſt des Tages, von dem ich wünſchen möchte, daß ihn meine Augen niemals geſehen. Ehrwürdiger Hugh! beginnt Euren Vortrag, damit es uns ſtärke zu Dem, was unerläßlich iſt.

Peters begann nun eine Rede über folgenden damals ſehr beliebten Text: den 5. bis 9. Vers des 149. Pſalms.

„Die Heiligen ſollen fröhlich ſein und preiſen und rühmen auf ihren Lagern.

Ihr Mund ſoll Gott erhöhen, und ſollen ſcharfe Schwerter in ihren Händen haben;

Daß ſie Rache üben unter den Heiden, Strafe unter den Völkern;

Ihre Könige zu binden mit Ketten, und ihre Edlen mit eiſernen Feſſeln;

Daß ſie ihnen thun das Recht, davon geſchrieben iſt. Solche Ehre werden alle ſeine Heiligen haben."

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß dieſe

Rede ein tolles Gemiſch von Bosheit und Unſinn, und das Ganze eine Aufforderung zum Gräuel des Königsmordes war. Die Gefühle, welche ſie bei den Zuhörern erregte, thaten ſich in ihren Blicken kund, und während Harriſons Theilnahme bis zur Begeiſterung ſtieg, trank General Fairfax ein Schälchen Gewürzwein nach dem andern, um ſich des Schlafes zu erwehren, ſo ſehr dies auch der übrigen Geſellſchaft zuwider war.

Es gilt jetzt, hob Cromwell nach geendetem Gebete an, über das Schickſal Karl Stuarts zu entſcheiden. Wenn Jemand von freien Stücken den Vorſchlag gethan hätte, den König zur Strafe zu ziehen, ſo würde ich ihn für einen Verräther gehalten haben; weil uns aber die Vorſehung durch die Nothwendigkeit dazu gebracht, ſo will ich beten, daß ſie Eure Anſchläge ſegne. Ich ſelbſt, als ich neulich für die Wiedereinſetzung des Königs betete, fühlte, daß meine Zunge mir am Gaumen klebte, und ſah dieſen Zufall als eine Antwort an, daß ihn der Herr verworfen. Fairfax, fuhr er fort, Ihr ſeid Obergeneral. Wofür ſtimmt Ihr?

Für ſeine Freiheit, ſprach dieſer feſt. Ich fürchte, wir ſpielen ein ſchändliches Spiel.

Ich, rief Scott, ich ſtimme für den Tod, was auch daraus entſtehen möge! Meine Grabſchrift ſei einſt: Hier liegt Scott, der den König verurtheilt.

Auch Hazelrig und Carew ſtimmten für den Tod, doch behielt Letzterer für dieſen Fall dann Chriſto die Regierung des Reiches vor. Harriſon ſtand begeiſtert auf; Ihr ſagt, Fairfax, ſprach er, Ihr fürchtet, wir ſpielten ein ſchändliches Spiel! Was hier geſchieht, iſt keine Handlung, in einem Winkel ſoll begangen; ihr Gerücht erſchallet von Pol zu Pol. Nächte habe ich gelegen auf den Knien, und zu dem Herrn um Erleuchtung gebetet, und ſtets bin ich getröſtet aufgeſtanden. Die Nationen ſind in des Schöpfers Augen weniger als ein Tropfen Waſſers in dem Eimer, und ihr Urtheil iſt nichts als Finſterniß. Nicht Karl Stuart iſt es, den ich haſſe, es iſt die Unterdrückung in jeglicher Geſtalt; es iſt des Einen Herrſchaft, der ſich will erheben. Dieß zu bekämpfen bin ich ſtets bereit, und nicht Schmerz, nicht Schrecken, nicht der Tod kann dieſen Beſatz wankend machen!

Cromwell hatte die Rede Harriſons mit ſichtlichem Misbehagen angehört, und ſtörte wie abſichtslos mit der Feuerzange im Kohlenbecken. Eben fielen wie von ungefähr zwei große Kohlen in die Stiefeln des Oberſten, der augenſcheinlich vor Schmerz zuſammenfuhr. Es entſtand eine kurze Pauſe, während welcher der Redner einen ſtechenden Blick, der dann in den Ausdruck der Verachtung überging, auf Cromwell warf.

Mag endlich, fuhr Harriſon in noch höherer Begeiſtrung fort, ein anderer Tyrann den Thron beſteigen. Mag er zerreißen, mag er martern dieſen müden Leib. Jeder Funken — hier fuhr er mit der bloßen Fauſt in das glühende Becken und hielt eine Handvoll Kohlen hoch empor — jeder Funken des Feuers, das den Leib zerſtöret, geſtaltet ſich zu Sternen in der Strahlenkrone, welche einſt das Haupt der Heiligen umgibt. Ich ſtimme für den Tod!

Wir wären alſo, ſprach Cole kalt, in unſerer Anſicht der Sache einig, bis auf eine Stimme, die hier nichts ändert. Wie ſich von ſelbſt verſtehet, finden Verhöre, Urtheil und Hinrichtung öffentlich ſtatt. Bei erſteren thun Zeugen noth. Tretet näher, Lord Sinclair, und macht Euern Antrag, ſowie Ihr mir denſelben bereits eröffnet habt!

Raſch trat der Fremde vom Fenſter an den Tiſch. Ich erbiete mich, ſprach er mit feſter Stimme, unwiderſprechliche Beweiſe beizubringen, daß der König mit Frankreich und Spanien in heimlicher Correſpondenz geſtanden; doch kann dies nur geſchehen, ſobald Ihr eine Forderung mir bewilliget habt.

Und dieſe iſt? fragte Cromwell.

Daß Ihr mir verſtattet, falls der König auf die Beweiſe verurtheilt wird, daß, ſage ich, Ihr mir erlaubt, Der zu ſein, der da beſtimmt wird das Haupt ihm abzuſchlagen.

Alle Blicke, Coke's ausgenommen, richteten ſich mit Entſetzen auf den Mann, und Fairfax warf das Glas, woraus der Fremde erſt getrunken, ſammt Kanne und Kohlenbecken aus dem Fenſter.

Mit untergeſchlagenen Armen und offenbarem Grimm in den ſonſt heitern Zügen, trat er nun dichter an den Fremden und ſprach: Nun, Mylord Judas, oder beſſer, Lord Scorpion, habt doch die Güte, mir zu ſagen, was Euch veranlaßt, alſo zu thun an Eurem Herrn und Könige?

Was mich bewegt, ſprach dieſer düſter, indem er mit dem Finger die Stirn des Generals berührte, hat hinter dieſer glatten Stirn nicht Raum; doch diene dies Euch zur Erläuterung, daß, wenn Natur den Rieſen ſchuf, der da im Uebermuthe die nackte Ferſe ſetzte auf den Scorpion, ſo ſchuf ſie auch den Stachel des Inſectes, und die unbewehrte Stelle, in welche er ihn eindrückt.

Ich ſehe nicht, ſprach Coke kalt, was es hier zu ereifern gibt, und es fällt mir hierbei nur noch die Frage ein: wie, wenn Karl Stuart zu einer andern Straſe als der des Todes verurtheilt würde.

Immerhin! entgegnete der Fremde; dann ſeid Ihr Eures Wortes quitt, denn mir entgeht er nicht, ich bohr ihn nieder.

In dieſem Augenblicke erſcholl vor der Thüre des Zimmers ein gewaltiges Getümmel, und in das Rufen der Ordonanzen miſchte ſich kreiſchend eine Weiberſtimme. Laßt mich, rief dieſe, ich bin vom Herrn geſendet!

Es ſprang die Thür auf und ein Weib ſtürzte herein, in deren Blicken der Wahnſinn funkelte. In langen grauen Locken hing das Haar ihr um das Haupt, und ihre Kleidung war von langem Sträuben gegen die Wachen in Unordnung gerathen. Raſch ſchritt ſie nach dem Tiſche und blickte ſtarr auf die Verſammlung.

Als das Haupt des edeln Strafford fiel, begann ſie endlich, da kam der Geiſt des Herrn über mich; da ſchloſſen dem meinen ſich die Thore der Vergangenheit, und es eröffnete ſich mir der Zukunft Thür. Als ich nun heute Euch hier verſammelt ſah, kam eine Stimme über mich und ſprach: Gehe und verkunde ihnen: dieweil der König gewilligt in die Vergießung des unſchuldigen Blutes, habe ich ihn den Feinden übergeben, doch mögen dieſe ſich nicht freuen der böſen That; ihr Ende wird gleich ſein ihrer Blutſchuld. Darum ſage ich Euch: Ihr, Harriſon, Scott und Carew, werdet auf dem Block, jedoch in Eurer Ueberzeugung ſterben. Du, Coke, ſtirbſt wie ſie, doch endeſt du wie Hazelrig und Ireton in Verzweifelung. Cromwell, du Geißel in der Hand des Allerhöchſten, du wirſt leben, ſo lange du nichts ſein willſt, als ſein Werkzeug; ſobald du aber dieſes wirſt vergeſſen, wird dich der Herr verwerfen und in der Todesſtunde dann eine Stimme rufen: du biſt gewogen, doch zu leicht erfunden. Doch dir, du Scheuſal, ſprach ſie jetzt, indem ſie zu dem Fremden trat und ihre Wuth ſich immer ſteigerte, was habe ich dir zu ſagen? Ich verurtheile dich, zu leben hundert Jahre. Bald wird dein Geiſt gleich meinem ſein. Allnächtlich wirſt du irren zu der Stätte der grauſen That und ſie im Geiſte noch einmal begehen müſſen, wenn dein ſich nicht der Herr erbarmet.

Bei den letzten Worten, welche ſie mit ſinkender Stimme ſprach, fiel ſie ohnmächtig zu Boden und wurde hinausgetragen. Der Kaſtellan des Schloſſes, ein alter Mann, bat demüthig um Verzeihung wegen der Störung, ſo die Tolle angerichtet. Es ſei, ſprach er, dieſelbe aus Mitleid nach dem Tode ihres Herrn, Lord Straffords, aufgenommen worden, und erſt heute ſei ihr ſtiller Wahnſinn, der ſie bisher nicht an fleißiger Arbeit gehindert, zu einem Ausbruche dieſer Art gekommen.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß, den König vor das Gericht der wüthigen Parteihäupter zu ſtellen, ihn zugleich verurtheilen hieß. Obgleich im Glücke nicht frei von Schwachheiten, worunter eine bis zum Geize getriebene Sparſamkeit, und vorzüglich der Hang, die Rechte der Krone auf Koſten der Volksfreiheit auszudehnen, obenanſtanden, fielen dieſe im Unglücke von ihm, wie Schlacken vom Golde im läuternden Tigel. Mit bangem Erwarten waren die Augen der Nation auf das Gericht und auf den Angeklagten geheftet. Der Angeklagte war unſchuldig! Der Unſchuldige wurde verurtheilt! Der Verurtheilte war ein König!!

Wenden wir unſere Blicke von dem Gräuel auf den Helden unſrer Geſchichte.

Wir finden Heinrich in Begleitung ſeines Freundes Milton in der Pappelallee auf dem Wege nach dem Landhauſe der Lady Falkland. Der Dichter war damals ein Mann in mittlern Jahren, von angenehmer Geſtalt und ausdrucksvollen Zügen, welche jedoch des früheren Feuers der ſonſt ſchönen, jetzt aber faſt erlöſchenden Augen entbehrten. Beide Freunde waren im eifrigſten Geſpräche begriffen.

Ihr habt den Frauen Euern wahren Namen nicht genannt, lieber Heinrich? ſprach Milton, indem er ſtill ſtand; das will mir nicht gefallen.

Konnte ich? entgegnete dieſer; Cäcilien ſehen und lieben, war bei mir Eins. Meinen Namen nennen, hieße von meinem Glücke ſcheiden; die ſchwärmeriſche Royaliſtin würde zurückgeſchaudert ſein vor einem Namen, der bei ihrer Partei zum Fluche geworden.

Sie würde, ſprach der Dichter, unterſchieden, ſie würde die Schuld des Vaters nicht dem Sohne aufgebürdet haben! Jetzt freilich, nach Dem, was heut geſchehen, iſt es unmöglich, den Schleier raſch zu heben; beruhigen ſich aber die Gemüther, dann verſäumt nicht, Euch zu entdecken, denn ein Betrug, käme er aus noch ſo reiner Quelle, er ziemt nicht Eurer reinen Seele.

Die Freunde ſtanden endlich am Gitterthore des kleinen Parks. Nach längerem Warten erſchien die alte Mary. Nicht der Sprache mächtig und mit verweinten Augen, deutete ſie auf die Thür des Hauſes, aus der Cäcilie den Ankommenden entgegentrat.

Mein Freund Milton! ſprach Heinrich, ſeinen Begleiter vorſtellend. Aber um Gottes willen, ſetzte er hinzu, als ſein Auge auf den Traueranzug des Mädchens fiel und er den tiefen Schmerz bemerkte, der über ihr Antlitz verbreitet war, was iſt vorgegangen? Eure edle Mutter —

Iſt jenſeits! entgegnete Cäcilie, nur mit Mühe ihre Faſſung behaltend.

Unſeliger Dienſt! rief Heinrich, er zwang mich, einige Tage entfernt zu bleiben. Gern hätte ich die Edle zum letzten Male geſehen. Wann ging ſie hinüber?

Geſtern Nacht. Sie ſchied nicht, ohne ſich Eurer freundlich zu erinnern.

Dann, ſprach Milton, dann, Fräulein, weilt die Hülle der Vollendeten wenigſtens noch auf dieſer Erde! O, ich bitte Euch, vergönnt mir, ſie zu ſehen, die Geſtalt, die einſt den Jüngling zum Geſange begeiſterte, und die auch dem Gedächtniſſe des Mannes nicht entſchwand! Ich wollte, ſetzte er hinzu, indem er einen verwelkten Lorbeerkranz und ein, in feines weißes Pergament gebundenes Buch aus ſeinem Buſen zog, die kleine Gabe zu ihren Füßen legen; würdet Ihr wohl vergönnen, daß beides ſie nun in die Gruft begleite?

Das Mädchen winkte bejahend, indem ſie den Freunden voran auf einen Pavillon zuſchritt, deſſen Thür ſie eröffnete und ſich dann, das Geſicht verhüllend, auf einem Stuhle niederließ. In der Mitte des Gemaches ſtand der Sarg der Lady.

Sie iſts! ſprach Milton, indem Thränen ſeinen Augen entſtrömten. Still, mit gefaltenen Händen ſtand Heinrich zu des Sarges Häupten.

Es entſtand eine lange ſchmerzliche Pauſe, welche endlich Cäcilie unterbrach, indem ſie aufſprang und, mit ſchwer errungener Faſſung zu Heinrich tretend, leiſe ſprach: Vergönnt mir ein paar Worte, Oberſt de Witt; ich habe etwas Wichtiges mit Euch zu reden! Beide traten vor die Thür.

Ihr kennet, Sir Heinrich, hob Cäcilie an, nur noch die Hälfte meines Unglücks; ein noch fürchterlicheres bricht auf mich herein, wenn keine Rettung iſt. Ob dieſe möglich, ſollet Ihr entſcheiden. Ihr ſeid der einzige Freund auf dieſer Erde, dem ich mich vertrauen, bei dem ich auf Hülfe rechnen kann. Jetzt über dieſe mit Euch mich zu berathen, iſt unmöglich; in wenig Augenblicken iſt es Abend, und mit Einbruche der Nacht beſtatte ich meine Mutter allein und, wie ſie es gewollt, in der Kirche von Weſtminſter. Jede Minute iſt dann koſtbar, denn jede kann Verderben bringen einem edeln Haupte, deſſen Leben mir theurer als das eigne iſt. Wollet Ihr mir demnach verſprechen, mich zu treffen binnen zwei Stunden in der Weſtminſterkirche? Ihr findet mich dann in dem ſüdlichen Theile des Kreuzganges, in der Gegend von Spencers Grabmahle, wenn dieſes Euch bekannt iſt.

Ganz genau, ſprach Heinrich, es iſt das eilfte rechts an der äußern Wand, dicht neben dem Ben Jonſons; ich werde Euch pünktlich dort erwarten.

Jetzt ſtand Milton, der neben dem Sarge ſitzend und auf ſeinem Knie etwas auf den Einband des Buches geſchrieben hatte, auf, und legte letzteres ſowie den Lorbeerkranz, feierlich auf die Bruſt der Todten, indem er ihre kalte Hand an ſeine Lippen drückte.

So gewagt es immer ſein möchte, einige Klänge der Harfe des großen Dichters nachahmen zu wollen, ſo verzeihlich möge die ungefähre Mittheilung des Sinnes des Gedichtes, das er auf die Hülle des Buches ſchrieb, erſcheinen. Es lautete:

Ihr Aug' erloſch! verdunkelt ſind die Sterne,
Die meine Leitung waren auf dem Meer
Der Dichtung, die, wenn auch aus weiter Ferne,
In milder Schöne ſtrahlten zu mir her,
Die unerreichbar ſonſt und jetzt gefunden,
Dem Schiffer nun auf ewig ſind entſchwunden.

Auf wüſten Wogen ſchiffet nun der Arme,
Ihn freut nicht mehr der vollen Segel Pracht,
Er wirft die Schätze, die er führt, im Harme
Hinunter in der Tiefe düſtre Nacht.
Es tobt die Brandung, und die Wellen ſchäumen,
Das Steuer ſinkt — und er hört auf zu träumen.

Es wurde Abend. Ehe die Dunkelheit hereinbrach, ſtand Heinrich bereits an der weſtlichen Thür der Weſtminſterkirche. Indem man durch dieſe, die zwiſchen den beiden hohen ſchönen Thürmen, welche die Außenſeite zieren, angebracht iſt, in die Kirche tritt, hat man einen herrlichen Blick in das Innere der letztern. Zwar verhindern die vielen gemalten Glasfenſter etwas den genauen Ueberblick der hier befindlichen Monumente, aber eben dieſes Helldunkel, die feierliche Stille, welche nur dann und wann durch eine, aus irgend einer der Seitencapellen ertönende Litanei unterbrochen wird, tragen ungemein zur Majeſtät des erſten Eindrucks bei; hier ſtrahlt in den glühendſten Farben, in dem Fenſter der Weſtſeite, das

Gemälde Richards III., in dem Fenſter gegenüber das Bild Eduards des Bekenners.

Heinrich eilte nach dem ſüdlichen Arme des Kreuzes, das die Kirche bildet, welcher Theil, wegen der vielen Grabmähler engliſcher Dichter, gewöhnlich der Poetenwinkel genannt wird. Unweit von hier befindet ſich das Denkmahl der unglücklichen Maria Stuart, deren Gebeine, obwohl anfänglich zu Peterborough beſtattet, von ihrem Sohne, Jacob I., hierher geſchafft wurden. Dicht daneben iſt auf dem Grabmahle der Margaretha Douglas, der Sohn derſelben, Mariens unglücklicher Gemahl, der König Darnley, abgebildet, die Krone, welche Frauenuntreue ihm mit dem Leben zugleich entriß, im Bilde auf ſeinem Haupte tragend. Der Grabſtein Drydens, geziert mit des Dichters Büſte, iſt der erſte in der Sängerreihe; ihm folgen, jetzt von ſpätern unterbrochen, die Denkmahle Chaucers, Draytons und Ben Jonſons, zwiſchen welchem und dem von Edmund Spencer, Heinrich warten ſollte. Nur wenig ſtrahlte noch das Abendroth durch die gemalten Fenſter und erleuchtete ſparſam die ſchöne Inſchrift auf Spencers Grabmahle, welche dieſen den Dichterfürſten nennt. Deutlicher ſah man die poſſirliche Inſchrift: **O-rare Ben Jonson!** auf des Letztern Grabmahle, das ihm ein längſt vergeßner Dichter ſetzen ließ und ſeinen Einfall ſo vortrefflich fand, daß er ihn mit der kleinen Aenderung O-rare Sir William Davenant! auf dem eignen Denkmahle wiederholte.

Lange hatte Heinrich ſchon gewartet, als ſich leiſe Frauentritte am obern Gange hören ließen; raſch eilte er dem Schalle entgegen und traf in der Nähe der Capelle des heiligen Eduards auf Cäcilien.

Eben habe ich, ſprach dieſe mit mühſam errungener Faſſung, der Mutter die letzte Pflicht erwieſen; helft mir jetzt rathen, Heinrich, wie ich des Vaters heilig Haupt vom Block erretten möge!

Euer Vater — ſprach Heinrich mit Erſtaunen.

Iſt der König. Ja, Heinrich! nicht Cäcilie Falkland, Cäcilie Stuart, die rechtmäßige Tochter des Königs aus geheimer Ehe, iſt es, die Euch bittet, ihr beizuſtehen mit Rath und That.

Aber wie iſt dies möglich? fragte Heinrich voll Erſtaunen.

Die Familien der Falklands und Sinclairs ſind, wie Ihr wißt, durch häufige Vermählungen verſchwägert; ſo wurde auch meine Mutter in früher Jugend an Lord William Sinclair verlobt. Beide hatten ſich kaum je geſehen, da der Lord, bei der Geſandtſchaft in Paris angeſtellt, dort ſeine Zeit verlebte. Die

Verhältniſſe, in denen die Familie ſtand, führten meine Mutter an den Hof. Der König, damals noch Prinz, war jung und liebenswerth; er ſchloß ſich ihr näher an, und ſeine Liebe, ſein dringendes Bitten vermochten meine Mutter, ſich heimlich mit ihm zu vermählen. Ich bin die Tochter dieſer Ehe. Als der König genöthigt war, ſich eine fürſtliche Gemahlin zu erwählen, brachte meine Mutter ſeiner Ruhe gern ein Opfer durch Trennung dieſer Ehe; er ward ihr Freund und blieb es bis ans Ende. Als Lord William in Paris die Nachricht der Verbindung hörte, gebehrdete er ſich wie ein Raſender und ſchwor, Angeſichts meiner Mutter, dem Könige die fürchterlichſte Rache. Jetzt erſt hat er ſein Wort gelöſt: auf ſeine Anklage vorzüglich wurde der König zum Tode verurtheilt.

Unglückliche Tochter! rief Heinrich.

Dieſe bin ich, ſprach Cäcilie; unglücklicher als eine je geweſen; aber noch lebt er, und ſo lange er lebt, iſt Rettung möglich.

Welche? ſprach Heinrich. Er wird von Hunderten bewacht.

Die Nation iſt ſtarr vor Schrecken; im Innern verabſcheut ſie den Mord. Ein Anfang, und ſie wird in Maſſe ſich erheben. Darum, Heinrich, ergreifet die Gelegenheit, unſterblich Euch zu machen in der Treue Annalen. Stellt Euch an die Spitze Eures Regiments, entreißt den König ſeinen Mördern. Ich bleibe an Eurer Seite; niemand wird es unweiblich finden, daß die Tochter ihr Leben an das des Vaters ſetzt.

Kenntet Ihr die Stimmung des aufgeregten Heeres, ſprach Heinrich, ſo würdet Ihr leicht einſehen, daß eine Rettung dieſer Art unmöglich. Ich glaube die Liebe meines Regiments zu beſitzen, aber ich halte es für unmöglich, dem Könige nur einen Mann deſſelben zuzuführen.

So ſinnet auf ein andres Mittel, denn gerettet muß es werden, das edle Haupt. Heinrich! es iſt jetzt die Zeit nicht, jede Rückſicht zu beachten, die die Gewohnheit in das Leben bringt. Oft ſpracht Ihr, daß Ihr mich liebtet; rettet Euern Monarchen, meinen Vater und ich will Euer Weib, zeitlebens will ich Eure Sklavin ſein. Aber, fuhr ſie mit erhöhter Stimme fort, wird mein Vater nicht gerettet, ſo ſchwöre ich dort bei dem Bilde des Gekreuzigten, nicht eher einem Manne meine Hand zu reichen, bis der König gerächt iſt worden, oder Karl II., Stuart, wird niederſitzen auf ſeines Vaters königlichem Stuhle.

Mit dieſem Worte, ſprach Heinrich aufs Schmerzlichſte bewegt, bricht meines Glückes Bau zuſammen, doch ließe ſich auf deſſen Trümmern dem Könige noch eine Rettungsbrücke erbauen; vielleicht führt ſie zum Ziele.

O Heinrich! rief das Mädchen! ich habe auf dieſer Erde nur einen Wunſch noch, doch er erfüllt meine ganze Seele; es iſt des Vaters Rettung! Will denn der Helfer in der Noth, der ewige Lenker unſers Schickſals, zum erſten Mal mich in der Angſt verlaſſen!

Ein Mittel, ſprach Heinrich langſam und bewegt, ein Mittel gäbe es vielleicht; doch die Perſon, die es verſucht, iſt auch im Falle des Gelingens rettungslos verloren.

So laßt mich dieſe ſein! rief Cäcilie feurig. Was ſoll ich leben, wenn mein Vater, wenn mein König wie ein Verbrecher auf dem Blocke ſtirbt! Heinrich, wenn Ihr mich liebt, laßt mich das Opfer ſein!

Es iſt bereits gefunden, ſprach dieſer feierlich. Der Tod des Königs iſt für übermorgen früh beſchloſſen. Morgen Nacht alſo muß er gerettet werden — und er wird es. Wenn der König ſeiner Haft entkommen, iſt Jemand nöthig, der ihn bis dahin begleite, wo ſchnelle Roſſe zu ſeiner Flucht bereit gehalten werden. Kennt Ihr Jemand, dem man bis dahin die Sicherheit des Königs anvertrauen könnte?

Niemanden als mir ſelbſt, fiel Cäcilie ein, mag ich des Vaters Leben anvertrauen, ich will ihn ſelbſt begleiten in Männerkleidung. Verunglückt unſer Plan, ſo habe ich doch den Troſt, mit ihm zu ſterben.

Euer Wille erſchwert die Rettung, ſagte Heinrich; doch wenn Ihr darauf beſteht, mag ich nicht widerſtreben, beſonders, da um den erkornen Preis mir ſolche faſt unfehlbar ſcheint. Heute noch bereite ich Alles vor, und morgen Nachts eilf Uhr treffen wir uns auf dem Platze von Charing-Croß unweit des Palaſtes von Whitehall.

Das Klirren der Schlüſſel und der ſchwere, ſchallende Tritt des Pförtners unterbrach das Geſpräch, und Beide verließen nun die Kirche.

Die Nacht des folgenden Tages, jene Nacht, auf welche ein blutiger Morgen folgen ſollte, war angebrochen, und Heinrich ſtand, in einen dunkeln Mantel gehüllt, mit herabgekremptem Hute, ſtill und ſchweigend auf dem Platze von Charing-Croß und zwar auf jenem Punkte deſſelben, wo jetzt die Statue Karls I., das Geſicht nach der Gegend von Banquetinghouſe gewendet, befindlich iſt. Letzterer Palaſt, ſchräg der Admiralität, näher nach der Themſe hinab und an dieſem Fluſſe ſelbſt liegend, iſt ein Theil des alten Palaſtes von Whitehall, wo der König gefangen ſaß. Es iſt ein Haus von zwei Stockwerken, deren jedes mit einer Säulenreihe verziert und deſſen Dach durch eine Baluſtrade verdeckt iſt. Nach wenig Augenblicken erſchien Cäcilie in Männertracht, die ihr Aeußeres faſt unkenntlich machte.

Ehe wir, theurer Heinrich, ſprach ſie, unſer Werk beginnen, muß ich noch eine Frage an Euch richten Ihr wolltet, als wir geſtern von einander ſchieden, mich nicht unterrichten von der Art und Weiſe, wie Ihr den König zu retten denkt; auch ſagtet Ihr vorher, daß ſeine Rettung ein Opfer fordre. Beruhigt mich mit der Verſicherung, daß in dieſer Rede nicht der Sinn gelegen, der mir ſeit geſtern alle Ruhe raubt.

Zwiſchen den Mitteln, den König zu befreien, entgegnete Heinrich, gibt es keine Wahl. Es gibt nur eines, das ihn retten kann, und dies erfahrt Ihr in ſeiner Gegenwart, in welche wir, wie ich es hoffe, bald gelangen werden. Ueberlaßt Euch ungeſtört der Hoffnung, den König bald in Freiheit zu umarmen.

Ihr haltet Euch deſſen ſo gewiß?

Ganz ſicher, ſobald der König ſich der Gelegenheit bedienen will, und Fürſten, ſagt man, ſind nicht ſcrupulös bei ſolcher Wahl. Er ſprach die letzten Worte nicht ohne Bitterkeit. Kommt, ſetzte er nach einer Pauſe, in der das Mädchen ihn befremdet anſah, raſch hinzu, kommt Cäcilie, ehe der Sand verrinnt!

Sie ſchritten nach der Gegend von Whitehall.

Die Wachen wurden rege.

Laßt Euch nichts befremden und ſprecht kein Wort, flüſterte Heinrich leiſe, wenn man mich bei einem fremden Namen nennen, oder ich ſelbſt einen ſolchen gebrauchen ſollte.

Von der andern Ecke des Palaſtes her dröhnten raſche Hammerſchläge, von verwirrten Stimmen und den Tönen der Säge unterbrochen, durch die Nacht.

Um Gottes willen, ſprach das Mädchen, indem ſie furchtſam ſich an Heinrich drängte, ſie bauen das Schaffot!

Der König wenigſtens, entgegnete Heinrich düſter, wird es nicht beſteigen.

Wer da? rief jetzt eine Schildwacht, die Partiſane fällend.

Der Oberſt vom Dienſt!

Feldgeſchrei! wiederholte der Soldat.

England und Freiheit! antwortete Heinrich. Wer commandirt die Wache?

Der Lieutenant Axtel, ſprach ein Unteroffizier, welcher hinzugetreten. Befehlt Ihr, ihn zu rufen?

Der Oberſt nickte bejahend, und bald trat aus einem Zimmer ein kleiner Mann von mittlern Jahren, rothen Haares und einer Galgenphyſiognomie.

Wo finde ich den Oberſt Tomlinſon? fragte Heinrich.

Eine Treppe hoch, die dritte Thür links im erſten Corridor. Wenn Ihr erlaubt, Herr Oberſt, ſo will ich Euch begleiten.

Bemüht Euch nicht, entgegnete Heinrich mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit. Ich und hier der Sekretair des Generallieutenants, wir ſind Beide ziemlich bekannt, und finden uns ſchon zurecht.

Raſch zog er ſeine Begleiterin nun mit ſich fort, und Beide ſchritten die breite Stiege empor.

War das der Schändliche, der die Wache befehligte, die den König am Tage der Verurtheilung beſchimpfte? fragte Cäcilie ſchaudernd.

Er war es, ſprach Heinrich, doch ſtill um Gottes willen.

Beide waren nun an der bezeichneten Thür im obern Stockwerke und als ſich ſolche aufthat, ſah man in einen weiten Saal. Es war derſelbe nur von einem Lichte ſchwach erleuchtet, und an des Saales Ende ſaß ein alter Mann, aufs Eifrigſte in einer Bibel leſend.

Laßt Euch nieder! ſprach Heinrich laut zu ſeiner Begleiterin, indem er auf einen Stuhl in der dunkelſten Ecke des Saales zeigte. Erholt Euch hier, da, wie Ihr ſagt, Euch vom raſchen Gange unwohl geworden. Ich habe ohnehin noch mit dem Oberſten etwas zu ſprechen.

Gut, daß Ihr kommt, ſprach Tomlinſon, indem er bedächtig die große Brille abnahm und ſolche, um die Stelle, wo er geleſen, zu bezeichnen, in die Bibel legte; es wollten mir, als ich vorhin die Ordre, die Ihr mir zugeſtellt, noch einmal las, allerhand Zweifel aufſtoßen, die —

Ganz überflüſſig ſind! unterbrach ihn Heinrich. Wie ich Euch ſchon geſagt, will der geheime Rath dem Könige das Leben ſchenken, wenn er der Krone für ſich und ſeinen Stamm entſagen will. Um ihn dem Vorſchlage geneigt zu machen, wartete man bis jetzt, wo man das Schaffot vor ſeinem Fenſter bereits erbaute, und daß die Verhandlung jeden Falls geheim gehalten werden muß, dies wird Euch klar ſein.

Allerdings, ſprach Tomlinſon; — jedennoch

Dennoch?

Iſt die Ordre nur von Euerm —

Vom Generallieutenant Cromwell unterſchrieben, und dies iſt hinlänglich, da er ſolche auszuſtellen wohl ermächtigt iſt.

Gut, ſprach Tomlinſon, dies angenommen; ſiehe, junger Mann, oft werden aber auch Greuel, die mit dem Namen Staatsſtreiche bezeichnet werden, gegen Gefangene ausgeübt! Wenn dies —

Zu einem Bubenſtücke laß ich mich nicht gebrauchen. Die Perſon des unglücklichen Fürſten iſt mir heilig! entgegnete Heinrich.

Brav! ſprach der Commandant; höre! ich glaube ein Böſewicht, er könnte ſelbſt nichts unternehmen gegen dieſen Mann, der da erſcheint wie ein Gerechter. Manchmal glaube ich, daß ihm zu viel geſchieht. Du ſollteſt nur ſehen die Ergebung, mit der er ſein Unglück trägt; immer iſt er ſo ſtill und freundlich. Neulich hatte er ein Gedicht geſchrieben. Es heißt: die Majeſtät im Unglück Er las mir ſolches vor. Siehe! ich verſtehe von ſolchen Dingen nichts, dieweil das Waffenhandwerk von Jugend auf ſtets mein Geſchäft geweſen, aber, Kamerad, er nannte ſich darin „das graue entkrönte Haupt;“

das rührte mich. Höre, junger Mann! verſündige dich an dem gefallenen Fürſten nicht.

Der Alte ging mit dieſen Worten an das Fenſter, um ſcheinbar ſich dort ein Geſchäft zu machen und ſo zwei große Thränen, die ihm über die Wangen rollten, zu verbergen. Feurig ergriff Heinrich des Alten Hand.

Verbergt die Thränen nicht! rief er begeiſtert, ſie zieren Euch mehr als eine Gnadenkette aus Königshand. Der, ſo ſie zählt, er ſetzt ſie als Perlen in das Diadem, womit einſt ſeine Engel das Haupt geſtorbner Helden umwinden werden. Führt mich jetzt zum König!

Er ſchläft, ſprach Tomlinſon.

Er ſchläft, indeß man ſchon das Blutgerüſt vor ſeinem Fenſter zimmert? Doch ja, dies kann ja der Gerechte. Er ſieht den Tod nur als ein Erwachen an aus ſchwerem Traume.

Soll ich, ſprach Tomlinſon, Euch zu ihm begleiten?

Nein, guter Alter, entgegnete Heinrich, wir müſſen den König allein ſprechen. Uebrigens gebe ich Euch mein Ehrenwort, daß Das, was wir beginnen, des Königs Vortheil iſt, und gegen alles Uebrige deckt Euch die Ordre. Jede Folge, ſie habe einen Namen wie ſie wolle, nehme ich auf mich.

So geht mit Gott! erwiederte Tomlinſon. Er helfe Gutes Euch vollbringen.

Noch Eins, ſprach Heinrich. Es wünſcht nicht der geheime Rath, daß unſere Gegenwart zur Rede käme; darum trefft Anſtalt, daß ich und mein Begleiter ohne allen Aufenthalt ſodann das Haus verlaſſen können.

Schon gut, entgegnete der Alte; ich werde ſorgen, daß man unangerufen Euch paſſiren laſſe.

Raſch faßte Heinrich nun ſeine Begleiterin am Arme, und Beide ſchritten den Corridor entlang auf eine Thür zu, an welcher zwei Soldaten Wache hielten. Tomlinſon, der ihnen bis dahin gefolgt war, gebot den letztern, dem Oberſten und ſeinem Begleiter, ohne Hinderniß und ohne ſie anzurufen, die Rückkehr zu geſtatten. Leiſe öffneten ſie die Thür und traten in das Zimmer. Es war ein reinliches Gemach von mittler Größe, ärmlich meublirt. Nebenan befand ſich noch ein zweites, deſſen Thüre offen ſtand. In letzterem ſah man den König in vol-
lem Anzuge auf einem einfachen Feldbette ſchlafen. Sein Aeußeres hatte ſich ungemein verändert, das
unkle Haar war grau, faſt weiß geworden. Die

lebhafte Farbe war aus dem Geſichte gewichen; er ſchien faſt um zwanzig Jahr gealtert. Bei alledem hatte der Ausdruck ſeiner Züge viel gewonnen; die in denſelben vorherrſchende Melancholie und Strenge hatte einer milden, ſchmerzlichen Freundlichkeit Platz gemacht, die durch den Ausdruck eines ſanften ruhigen Schlafes noch erhöht wurde. In ſeinen Armen hielt er ſeinen Sohn, den Herzog von Glouceſter, den man, auf ſein dringendes Bitten, zu ihm gelaſſen hatte. Schön wie eine aufgeblühte Roſe, die Wangen glühend von Jugendſchlaf, lag der Knabe in des Vaters Armen, den Kopf voll blonder Locken an die Bruſt des Letzteren angeſchmiegt. Ungewiß, ob er den König wecken ſolle, trat Heinrich im vorderen Gemache an einen Tiſch, auf dem zwei faſt niedergebrannte Kerzen ſtanden. Hier lagen mehrere Papiere, unter ihnen ein Manuſcript, ſauber geſchrieben von des Königs Hand. Es war das Buch, welches unter dem Titel: „Eikon basiliké“ (das Bild des Königs), der auf dem Umſchlage mit griechiſchen Buchſtaben vermerkt war, nach des Königs Tode im Druck erſchien. Es gewann dem unglücklichen Monarchen noch im Grabe Tauſende von Herzen und bahnte ſeinem Sohne den Weg zum Throne. Neben dieſem lag das Gedicht, welches Tomlinſon erwähnte, und von dem leider die Geſchichte nur die zwei Worte aufbewahrte, die dieſem ſo rührend ſchienen. Sein Inhalt war etwa folgender:

Von Jugendkraft zu Thatendrang getrieben,
Gibt kaum die Welt dem wilden Herzen Raum.
Es will hinaus! verläßt den Kreis der Lieben.
Ein ſtilles Glück, ach! es verſteht es kaum.
Es will die Welt zum Ideal geſtalten,
Und ſieht ſie ſchön und ſchöner ſich entfalten.

Dann reift der Mann. Zu Thaten werden Worte,
Zur That, erblühend der Unſterblichkeit.
Er trozt dem Sturm des Lebens; nicht die Pforte
Des Todes ſchreckt ihn, wenn die Pflicht gebeut,
Er ſteht ein Fürſt; auf dieſes Lebens Höhen
Pflanzt er die Fahne, läßt ſein Banner wehen.

Der Mann wird Greis. Auf einer Stirn voll Wunden
Gedrückt von Zeit, trägt er die Krone, doch
Sie freut ihn nicht; er lebet nur den Stunden
Vergangner Zeit, nur der Erinnerung noch. —
So war mein Schickſal — Stiller Tröſter du!
Bring das entkrönte graue Haupt zur Ruh!

Jetzt bewegte ſich das Kind im Schlafe, und es erwachte der König. Raſch erhob er ſich und trat ins Vorderzimmer; laut weinend ſtürzte Cäcilie zu ſeinen Füßen.

Iſts möglich? rief der Fürſt, als er ſie erkannte;

mein theures Kind! Und Ihr, wer ſeid Ihr, der mir dieſe Labung ſpendet! Doch, ſetzte er hinzu, jetzt erkenne ich Euch. Ihr habt redlich das Wort gelöſet, ſo Ihr an jenem Abend mir gegeben.

Er thut noch mehr! rief Cäcilie, er hat ein Mittel ausgedacht zu Eurer Rettung!

Ungläubig und ſchmerzlich lächelnd ſchüttelte der König das Haupt.

Ja, Sire, ſprach Heinrich; alle Anſtalten zu Eurer Flucht ſind ſchon getroffen. Schnelle Roſſe bringen Euch an die Küſte, wo Euch ein Nachen nach Frankreich führt. Es kommt blos darauf an, herauszukommen aus dem Palaſte. Dazu nun gibt es ein ſicheres Mittel. Dieſes beſteht darin, daß Ihr geruhet, die Kleider mit mir zu tauſchen und mit dem Fräulein Euch ſchnell entfernet. Tomlinſon, von mir durch eine Ordre, die ich mir als Blanket aus dem Bureau des Generals zu ſchaffen wußte, getäuſcht, hat ſchon geſorgt, daß Ihr durch die Wachen nicht angerufen werdet. Ich ſtelle mich, ſo lange es irgend möglich ſein wird, ſchlafend und verberge, ſo gut es geht, mein Geſicht.

Und Euer Loos? ſprach der König.

Wahrſcheinlich der Tod, doch bringe ich mein Leben Euch und dem Vaterlande gern zum Opfer.

Cäciliens Geſicht überzog bei dieſen Worten eine Todtenbläſſe.

Und das Schickſal dieſes Kindes und Tomlinſon's? fuhr der König fort.

Es iſt nicht denkbar, erwiederte Heinrich, daß ſie es wagen würden, ſich an dem jungen Prinzen zu vergreifen, und Tomlinſon iſt hinreichend gedeckt durch ſeine Ordre. Ueberdies ſind auch die Augen von ganz Europa hierher gerichtet.

Und dennoch, ſprach der König, ſieht es Europa ruhig an, wie man vor ſeinen Augen einen König zum Blocke ſchleppt! Glaubt Ihr, es würde ſich erheben, wenn man ein Kind und einen Greis der Rache opferte? Nein, junger Mann, um dieſes müden Hauptes willen laß ich drei theure Leben, drei edle Geißeln, meinen Mördern nicht.

Ich beſchwöre Euch, Sire! rief Heinrich, Ihr müßt es thun! Cäcilie, helft mir bitten!

Und wäre auch nur Euer Leben, fuhr der König fort, allein in drohender Gefahr, ich würd' es nicht. Als ich einſt, von einer unglücklichen Minute überraſcht, den edeln Strafford der Wuth des Volkes zum Opfer brachte, da gelobte ich mir, daß dies das letzte wäre, was man mit meinem Willen dem Moloch hingewürgt, und daß ich lieber mein Haupt zum

Blocke tragen wolle, als zuzuſehen, daß meinetwegen noch eines falle.

Auch für den Fall gelungner Flucht, ſprach Heinrich dringend, iſt noch mein Untergang nicht ganz entſchieden. Die Gründe, welche mich dieſes glauben laſſen, eröffne ich Euer Majeſtät, wenn Ihr mir eine Minute geheimes Gehör vergönnen wollet.

Beide traten in das Nebenzimmer und Cäcilie ſah Heinrich eifrig und lange zu dem Könige ſprechen.

Nein, junger Mann, ſprach endlich dieſer laut, indem er ihn umarmte und in das Vorderzimmer trat, nimmermehr geſtatte ich, daß Ihr ein Opfer werdet! Meine Tochter! ſetzte er hinzu, noch weißt du es nicht, wie groß das Opfer war, das dieſer Edle uns bringen wollte; du wirſt die Schuld des Vaters tilgen müſſen; kannſt du dies einſt, ſetzte er noch bedeutungsvoll hinzu, ſo laß nicht Namen noch Verhältniſſe dazwiſchentreten. Doch jetzt kein Wort mehr von dieſer Flucht. Mein Tod iſt nützlich dem Vaterlande. Nur allein durch dieſen kann Ruh' und Friede begründet werden, darum ſterbe ich, ſelbſt dann, wenn ich mich retten könnte.

Wie geht es deiner Mutter? ſprach der König nach einer Pauſe zu Cäcilien. Was macht die ſanfte Eliſabeth?

Sie iſt hinüber! entgegnete das Mädchen.

Heute alſo, rief der König mit einem Blicke nach oben, werd' ich noch bei ihr ſein!

Heinrich und Cäcilie ſchluchzten laut.

Laßt uns ſcheiden! ſprach jetzt der Fürſt. Bald graut der Morgen. In einer Stunde erſcheint der Biſchof Juron, und ich will mich noch mit meinem Gott verſöhnen!

Der Jüngling und das Mädchen fielen zu den Füßen des königlichen Märtyrers, um ſeinen Segen bittend. Der König legte die Hände auf ihre Häupter, betete ſtill und küßte ſie auf die Stirn, dann wankten ſie, kaum ihrer Sinne mächtig, aus dem Kerker.

Der Morgen graute, und die erſten Sonnenſtrahlen fielen auf das Blutgerüſte, welches man vor dem Palaſte von Whitehall dergeſtalt erbaut hatte, daß der König aus einem Fenſter des erſten Stockwerks es betreten konnte, eine Vorſicht, welche man angewendet, um jeder Entweichung zuvorzukommen. Zahlreiche Menſchenmaſſen umgaben den Palaſt, und Tauſende hatten die Fenſter und Dächer der nahgelegenen Gebäude eingenommen. Zahlreiche Schwadronen, welche zur Bedeckung der Hinrichtung beordert waren, erſchienen von allen Seiten unter dem

Geſchmetter der Trompeten und ſtellten ſich nach dem ſchallenden Commando ihrer Führer in einem weiten Vierecke rings des Schaffottes auf. Den innern Raum deſſelben erfüllten Bataillone der Infanterie. Ueberall ſah man die Waffen blinken und die roth und blauen Fahnen des Covenants entfalten. Durch die Reihen der Truppen jagte der Commandirende des Tages, Oberſt Haker, auf ſchaumbedecktem Roſſe, Jedem mit dem Tode drohend, welcher beim Erſcheinen des Königs einen Laut zu deſſen Gunſten wagen wollte.

Der Tower feuerte Kanonenſchüſſe von Zeit zu Zeit, und manches Schiff, das auf der Themſe lag, zog eine Trauerflagge auf, trotz der Bedrohungen des Pöbels. Aus der Mitte des Volkes ertönten zwar dann und wann Verwünſchungen gegen den unglücklichen Monarchen, aber öfter noch Flüche, gerichtet gegen ſeine Verfolger, Klagen und lautes Weinen. Auf der noch leeren, mit rothem Tuche bedeckten Bühne ſtand ein Block, auf dem ein blitzendes Beil mit ſilbernem Hefte lag.

Endlich ward es hinter der Fenſterthür, welche auf das Gerüſt führte, lebendig, ſie ward geöffnet, und der Trauerzug trat hervor.

Es eröffneten denſelben vier Conſtables mit weißen Stäben in den Händen, ihnen folgten mehrere Sheriffs und Richter in langen ſchwarzen Kleidern, große Alongenperücken auf dem Haupte. Nun kam der König in einfach ſchwarzer Kleidung und kurzem Mantel, mit bloßem Haupt und Halſe. Ihm zur Seite ging der Biſchof Juxon, ein ehrwürdiger Prälat von hohem Alter. Den Zug ſchloß Oberſt Tomlinſon.

Einen Augenblick ſtand der Monarch in Mitte des Schaffottes. Es war eine Stille, welche faſt jeden Athemzug zu hören erlaubte. Nun trat er an den Rand und wollte reden. In dieſem Augenblicke erhob der Oberſt Haker ſeinen Degen. Alle Trommeln wirbelten, Trompeten ſchmetterten und eine rauſchende Muſik ertönte. Jetzt wendete der König ſich an Tomlinſon und ſprach kurze rührende Worte. Er betheuerte ſeine Unſchuld, doch erklärte er, wie er anerkenne, daß ein ungerechtes Todesurtheil, das er zugegeben, nun durch ein gleiches an ihm gerochen würde. Die Trommeln ſchwiegen. Der König trat zu Juxon.

Sire, ſprach dieſer, Ihr habt noch einen Schritt zu thun, er iſt zwar hart und angſtvoll, aber kurz.

Ich gehe, ſprach der König, von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen, wobei nicht Unruh' iſt noch Jammer.

Ihr gehet, Sire, entgegnete der Biſchof, aus dieſer Welt voll Thränen in den Himmel. Dort findet Ihr zu Eurer Freude den Preis, nach dem Ihr eilet, die Krone der Herrlichkeit. Fürſt! ein göttlicher Tauſch!

Bald warf der König den Mantel ab und näherte ſich dem Blocke. In dieſem Augenblicke ſtürzte aus dem offenen Gemache ein verlarvter Mann heraus. Er war in Schwarz gekleidet. Auf dem Haupte trug er einen Hut mit einer einzelnen rothen Feder. Das Geſicht bedeckte eine weiße Larve, durch deren Augenlöcher Blicke wie tödtliche Blitze brannten. Als er die Bühne betrat, ſtutzte er vor der Menge, ſowie der Tiger zurückſcheut, wenn man ihm den Käfig öffnet; dann trat er zu dem Könige, ſprach zwei Worte ihm ins Ohr und griff nach dem Beile.

Sichtlich erſchrak der Fürſt, doch faßte er ſich ſchnell und ſprach: Ach! ich verzeihe Euch. Gebieteriſch winkte ihm der fremde Mann zum Niederknien; und indem dies der König that, ſprach der Letztere: Wenn ich die Arme ausbreiten werde, dann — und legte das Haupt auf den Block. Er betete leiſe, breitete die Arme aus, und — nach einem ſchmetternden Schlage rollte das Haupt des Märtyrers zu Boden.

Wie die Hyäne auf die Beute, ſtürzte ſich der Verlarvte auf das Haupt, und indem er es am grauen Haare emporhob, rief er mit einer Stimme, die mehr dem Gebrülle eines Raubthieres als einer Menſchenſchenſtimme glich: Dies iſt das Haupt eines Verräthers!

Den ganzen Tag über ſtanden die Truppen des Parlaments unter den Waffen, und Heinrich befand ſich deshalb an der Spitze ſeines Regiments. Sobald es der Dienſt erlaubte, eilte er nach dem bekannten Landhauſe, um Cäcilien zu beruhigen und für ihre Zukunft Sorge zu tragen. Er fand es leer.

Die alte Mary überreichte ihm mit Thränen einen Brief und ſagte, daß ihre junge Herrſchaft noch vor der Hinrichtung abgereiſt ſei, und ihr Nachricht geben wolle, wohin ſie ihr zu folgen habe. In dem Schreiben ſagte Cäcilie: daß ſie unverzüglich die Stätte des Grauens verlaſſen müſſe und den Schmerz des Abſchieds ſparen wolle. Sie erkenne, wie ſehr Heinrichs Edelmuth in ſeiner heldenmüthigen Aufopferung ſich erwieſen, und es ſchmerze ſie deſtomehr, daß er ſie nun für eine Undankbare halten würde, welche den einzigen Lohn, über den ſie zu verfügen habe, den ihrer Hand, ihm jetzt verweigre. Nach langem Kampfe mit ihrem Herzen aber habe ſie lieber das erwählet, als ihn ferner zum Verbündeten des Unglücks machen wollen, beſonders da ſie überzeugt ſei, daß, wenn ſie auch nicht von Gott gewürdiget worden, Retterin ihres Vaters zu werden, ſie doch vielleicht beſtimmt ſei, ihn zu rächen, da der Herr auch in dem Schwachen mächtig. Uebrigens betheuere ſie, daß ſie niemals, auch wenn ſie ſich nie wiederſehen ſollten, einem anderen Manne ihre Hand je reichen würde, weil keiner lebe, den ſie höher ſchätzen könne.

Heinrich war tief erſchüttert. Dieſen Entſchluß hatte er nicht erwartet; und da alle ſeine Bemühungen fruchtlos waren, ihren Aufenthalt noch zu erforſchen, ſo fiel er in tiefe Schwermuth, die alle Blüten ſeines Geiſtes knickte.

Wir wenden unſere Blicke auf Englands Schickſal, welches im Anfange trüber war als jemals. Nicht nur verſchiedentlich verſuchte Landungen des Prinzen von Wales, der in den nördlichen Grafſchaften viel Anhänger fand, ſondern auch Spaltungen im Innern der republikaniſchen Partei ſtörten unaufhörlich des Landes Ruhe. Aller Widerſtand jedoch, ſowohl der innre als äußere, ſcheiterte an der Feſtigkeit des Generallieutenants Cromwell, welcher zum Protector des Reichs erwählt worden. Sein Talent, ſowohl als Feldherr wie als Regent, machte ihn gefürchtet und geachtet, und es iſt nicht zu läugnen, daß im Allgemeinen unter ſeiner Herrſchaft die Wunden des Landes anfingen zu vernarben. Auch war ihm eine gewiſſe Seelengröße nicht gänzlich abzuſprechen, und manche ſeiner Widerſacher erfuhren ſeine Großmuth. Sein Trachten ging nun dahin, ſich auf dem errungenen Throne ſo lange feſtzuhalten, bis es die Zeit vergönnen würde, ſich die blutbefleckte Krone aufs Haupt zu ſetzen; aber ſobald dieſer Vorſatz bekannter wurde, erfuhr er heftigen Widerſtand von allen Seiten, und ſelbſt ein Parlament, welches er aus einem Haufen Elender und ſeinen Werkzeugen gebildet hatte, wollte ihm nicht länger dienſtbar ſein. Er beſchloß es aufzulöſen.

In jene Zeit fallen eine Menge Mordverſuche gegen Cromwell, welche indeß ſämmtlich mißglückten. Ein gewiſſer Sindercome und mehrere Andre wurden ertappt und verurtheilt, ohne daß es gelungen wäre, aus ihren Ausſagen mit Gewißheit die Anſtifter zu beſtimmen. Zwar ſetzte man dieſe Anſchläge gewöhnlich auf Rechnung der nach Frankreich geflüchteten

Prinzen, deſſenungeachtet aber konnte ſich Cromwell nicht verbergen, daß eine Menge ſeiner ehemagen und nach und nach abgefallenen Anhänger zu Entwerfung ſolcher Pläne wohl geeignet wären. Alles dieſes beſtimmte den Protector, mit der Auflöſung des Parlaments zu eilen, und am zwanzigſten April 1653 begab er ſich unter ſtarker Bedeckung nach Weſtminſterhall, als daſſelbe eben Sitzung hielt. Nachdem er im Anfange ruhig Platz genommen, ſtand er auf einmal haſtig auf, hielt eine Strafrede an die Verſammlung, mit heftigen Schmähworten auf einzelne Mitglieder untermiſcht, und als die Escort auf ein gegebenes Zeichen in den Saal gedrungen war, gebot er dem Anführer derſelben, den Zepter von dem Tiſche des Sprechers wegzunehmen. Als man Anſtand nahm, wiederholte er den Befehl mit dem Aufrufe: Was ſoll das Spielzeug? nehmt dem Narren die Klapper weg! und alsbald zerſtreute ſich die Verſammlung.

Cromwell verließ nach dieſer Handlung Weſtminſterhall. Eben ſtieg er die Treppe hinab, welche vom obern Ende der großen Halle nach der königlichen Bank (Kings-bench) und dem Kanzleigerichte führt, als eine tief verſchleierte Dame an ihn trat und eine Bittſchrift ihm überreichte.

Waren es ihre Züge, die ihm, als ſie den Schleier zurückſchlug, aufzufallen ſchienen, oder die ſchnell wechſelnden Farben in denſelben, der Protector ſah ſie mit einem durchdringenden Blicke an. Es war der Blick des Löwen auf ein Lamm gerichtet. Das Mädchen zitterte, es ſchien zu taumeln, und etwas entfiel jetzt ihrer Hand, das der Protector, als es am Boden lag, ſchnell für einen Dolch erkannte. Verhaftet die Närrin! rief Cromwell mit Donnerſtimme und führt ſie nach dem Tower!

In dieſem berühmten Staatsgefängniſſe, welches früher eine Wohnung der Könige, dann ein Fort zur Beſchützung der Hauptſtadt war, verſammelte ſich damals faſt täglich eine Commiſſion, beſtimmt, die Verbrechen gegen den Staat, oder, was für daſſelbe galt, die gegen die Perſon des Protectors unternommen, zu richten; die Sitzungen derſelben wurden in dem Theile des Towers, der ſchon von Wilhelm dem Eroberer erbaut wurde und welcher der weiße Tower heißt, abgehalten. Mehrere Stiegen hinauf und durch lange gewölbte Gänge gelangte man endlich in den Sitzungsſaal, ein altes gothiſches Gemach, deſſen Decke in der Mitte von einem Pfeiler getragen wurde, und deſſen obere Hälfte von der untern durch hölzerne Schranken, geziert mit gothiſchem Schnitzwerk, geſchieden war. Aus den Fenſtern hatte man die Anſicht des ſogenannten Towerhügels, eines Platzes, wo Denen, die des Hochverrathes ſchuldig befunden worden, die Köpfe abgeſchlagen wurden.

Hier fielen einſt die Häupter Annens von Boulen und Katharinens Howard.

In dieſem Gemache nun verſammelte ſich das Gericht, um die Unbekannte wegen des höchſt wahrſcheinlichen Mordverſuches zu verhören und über ihr Schickſal zu entſcheiden. Vorſitzer des Gerichtes war der Oberſt Harriſon, Ankläger der öffentliche Anwalt Coke, Beiſitzer der Ritter Arthur Hazelrig, Carew und Oberſt Haker. Eben wollte der Erſtere Befehl ertheilen, die Angeklagte vorzuführen, als Lieutenant Artel in den Saal trat.

Eine Ordre von Seiner Hoheit, dem Lord Protector! ſprach er, indem er Harriſon ein Schreiben überreichte; eine zweite überbrachte ich an ſeinen Sohn, den Oberſt Cromwell.

Harriſon las und Mißmuth erſchien in ſeinen Zügen.

Seine Hoheit, ſprach er endlich, indem er das offne Schreiben dem Oberſt Haker zuſchleuderte, geruhen, mich für heute von dem Vorſitze zu ſuspendiren und zu ſolchem deren Sohn als Vicepräſidenten zu beſtimmen.

Das muß uns ſchaden, ſprach Hazelrig, und ganz vorzüglich in den Augen der zahlreichen Anhänger der Stuarts.

Ich ſehe nur, entgegnete Harriſon, eine mich perſönlich treffende Beleidigung und die Entfernung vom Geſetze. Glaubt etwa der Protector, daß eine Rückſicht, welche es immer ſei, mein Urtheil ändern könne?

Vielleicht, ſprach Coke, meint er, einer ausgebreiteten Verſchwörung beſſer auf den Grund zu kommen, weil er dem eignen Sohne den Vorſitz bei der Unterſuchung überträgt. Das wird wieder ein treffliches Stückchen Arbeit; ging es nach mir, ſo ſchlüge man der Midianiterin den Kopf ab und erſparte ſo viele Müh' und Arbeit.

Und ich, entgegnete Harriſon, ich ließe ſie frei. Wer kann dem Mädchen wehren, einen Dolch zu tragen zu ihrer Vertheidigung in dieſer Zeit? Gibts ein Geſetz dagegen? und was hat ſie gethan?

Mir auch recht! ſprach Coke ruhig, indem er ſich auf ſeinem Stuhle wiegte; es iſt nur wegen der Arbeit und Schererei.

Der Oberſt Cromwell iſt herein, meldete ein Soldat, und bald hörte man Sporenklang auf der

Stiege und im Nebenzimmer. Harriſon begab ſich in das letztere, nachdem er Befehl ertheilt, die Delinquentin vorzuführen. Lange hörte man im Nebenzimmer ein heftiges Geſpräch. Harriſon ſchien aufgebracht, doch eine zweite Stimme ſuchte ihn zu beſänftigen. Jetzt erſchien die Angeklagte, es war — Cäcilie.

Das Mädchen war blaß und leidend, doch, wie es ſchien, bei voller Faſſung.

Der Ritter Arthur Hazelrig trat in die Thür des Nebenzimmers, Oberſt Heinrich Cromwell! rief er laut; iſts Euch gefällig? die Angeklagte ſteht vor den Schranken!

Harriſon trat heraus, ihm folgte — Heinrich.

Wie betäubt und als vom Blitze getroffen ſank er an die Pfoſten des Thürgerüſtes, indem er nur den Namen „Cäcilie“ ſtammeln konnte. Das Mädchen war einer Ohnmacht nahe.

Kennſt du dies Mädchen? fragte Harriſon, indem er ſich an Heinrich wendete.

Allerdings, ſprach dieſer ſich ermannend, und darum kann ich den Vorſitz nicht übernehmen.

Keine Rückſicht der Perſon, entgegnete Erſterer, kann den Offizier ermächtigen, einen Auftrag abzulehnen, zu dem die Ordre ihn beſtimmt. Ich führe den Vorſitz auf keinen Fall!

Cäcilie trat kühn bis dicht an die Schranken.

Oberſt Heinrich Cromwell! ſprach ſie feſt; ich muß darauf beſtehen, daß Ihr das Richteramt verwalten wollet. Als ich gefangen ward, beſchloß ich feſt, lieber den Tod zu leiden, als einer Mörderrotte Antwort zu geben, oder dieſe als meine Richter zu erkennen. Euer Erſcheinen ändert meinen Vorſatz. Der Sohn iſt wohl befugt, Antwort zu fordern über ein Vergehen, gerichtet gegen ſeines Vaters Haupt. Ich bin bereit zu ſprechen.

Heinrichs Blick war feſt an den Boden gewurzelt, und es ſchien ein gewaltſamer Entſchluß in ſeinem Innern hart zu kämpfen. Er warf jetzt einen flüchtigen Blick auf die Anklageakte, nahm dann raſch im Lehnſtuhle Platz und rief mit lauter Stimme: Ihr Herren, die Sitzung iſt eröffnet!

Coke verlas nun mit eintöniger Stimme und unter wiederholtem Gähnen eine lange Klage, in welcher die gegenwärtige Cäcilie Falkland beſchuldigt wurde, einen Mordverſuch gegen den Lord Protector im Sinne gehabt zu haben, und trug dann auf die Todesſtrafe an.

Heißt Ihr Cäcilie Falkland? fragte Heinrich, und bekennt Ihr Euch des Verbrechens ſchuldig?

Meinen Vorſatz, ſprach Cäcilie feſt, werde ich niemals läugnen, aber eben ſo wenig meinen Namen, ich heiße Cäcilie Stuart und bin Tochter des königlichen Märtyrers aus geheimer, doch rechtmäßiger Ehe.

Die Richter ſahen einander verwundert an.

Wie wollt Ihr dies erweiſen? fragte Haker endlich.

Durch das Zeugniß des Pfarrers von Mary le Bone; Ihr müßt es unter meinen Papieren finden.

Man müßte alſo, verſetzte Coke ruhig, indem er nach der Feder griff, den Namen ändern; im Uebrigen behielte die Sache ihren Gang.

Keinesweges! ſprach Heinrich, indem er aufſtand; Seid Ihr ſo ein Neuling in Englands Geſetzen, daß Ihr nicht wiſſet, daß eine Unterlaſſung der nothwendigen Form die Freilaſſung der Angeklagten bewirken könnte, wenn ſie vor einer Jury ſtände? Bis dieſelbe ihr Recht auf jenen Namen bewieſen haben kann, erkläre ich die Sitzung für aufgehoben und werde über dieſes dem Lord Protector Rechenſchaft erſtatten.

Heinrich griff raſch nach den Akten und eilte aus dem Zimmer.

Eben führte man die Angeklagte über den Flur des Hauſes. Heinrich faßte haſtig ihre Hand und ſprach mit leiſer, doch feſter Stimme: Ihr wolltet nicht für mich leben, wenigſtens werdet Ihr Euch nicht weigern, mit mir zu ſterben.

Im ſchnellſten Roſſeslaufe ſprengte der Jüngling über die donnernden Zugbrücken des Towers und eilte nach Whitehall. In dem großen Saale des Palaſtes, demſelben, welcher heute als eine königliche Capelle betrachtet wird, ging der Protector, im eifrigſten Geſpräche mit Peters, auf und ab. Die Verzierungen des herrlichen Gemaches, damals der Audienzſaal Cromwell's, contraſtirten etwas mit dieſer Beſtimmung. Die Decke war von Rubens' Meiſterhand gemalt und ſtellte den Einzug und die Krönung Karl's I. vor. Als der berühmte Meiſter, welcher als Geſandter am Hofe ſich befand, das herrliche Gemälde fertigte, war des Königs Macht und Glanz auf ihrem Gipfel, und dahin deuteten auch die allegoriſchen Figuren. Die Wände waren reich verziert mit Darſtellungen aus der heiligen Schrift, ſämmtlich von hohem Werthe. Auf einem Tiſche lagen mehrere Gebetbücher und Bibeln, und zwiſchen ihnen ein Buch mit rothem Einbande, welches man „das Buch des Todes“ nannte; es war die Liſte der Verdächtigen.

Eben wollte Peters den Saal verlaſſen, als Heinrich hineinſtürmte.

Hinaus, verdammter Molch! rief er ihm zu, willſt du mir auch das Vaterherz vergiften?

Mit dem Ausrufe: O Lämmlein Gottes! ſprang Peters zur Thür hinaus.

Vater! Vater! rief Heinrich, indem er eine Aktenrolle auf den Tiſch warf und beide Hände ſich auf die Augen drückte; warum habt Ihr mir das gethan?

Cromwell trat dicht an ihn, und indem er den Blick drohend auf den Jüngling richtete, ſprach er mit ſtarker Stimme: Um zu unterſuchen den faulen Fleck, zu ſondiren die Wunde in deines Herzens Tiefe. Sieh, Knabe! ſetzte er hinzu, indem er mit ausgeſtreckter Rechte nach einem Bilde wies, welches die Opferung Iſaaks darſtellte; ſieh, Verblendeter, der du die Sache, die Ehre deines Hauſes verrathen haſt um ein moabitiſches Weib; wenn mir der Herr die Opferung beföhle, ich wäre im Zweifel, ob ich den Widder erwählen dürfte!

Weit entfernt, ſprach Heinrich, der Vaterhand zu trotzen, muß ich Euch bitten, mich zum Opfer zu erwählen. Dies Mädchen iſt ſeit Jahren meinem Herzen theuer.

Ich weiß es, Unglücklicher! rief Cromwell, und ſie iſt es auch, die dich dem Ruhme, dem Glanze deines Hauſes entfremdet hat. Ich hatte Pläne auf dich gebaut, die glänzen ſollten in der Geſchichte. Der ſanfte Richard iſt nicht geſchaffen, nach meinem Tode die Zügel des Reichs zu faſſen mit ſtarker Hand. Du ſollteſt mich erſetzen, verwirklichen das große Werk, ſo ich begonnen. Die Krone fand ich blutbefleckt im Staube, ich habe ſie aufgehoben. Zehnmal konnte ich mir den goldnen Zirkel ſetzen auf die eigne Stirn, ich habe es nicht gethan, ich zog es vor, ſie einſtens auf der Stirne eines ſtarken Sohnes zu wiſſen. Dieſer, ohne Antheil an blutiger Erringung, konnte ſich würdig auf Englands Königsſtuhl darniederſetzen, er konnte der Ahnherr werden einer neuen Fürſtenreihe. Statt alles Deſſen hängſt du dich an ein Mädchen, das ſammt ſeiner Mutter oben an ſteht in der Rebellenliſte.

Ein Schuldiger fehlt noch in dieſer, entgegnete Heinrich, indem er das Buch und eine Feder ſchnell ergriff; es iſt ein Offizier von Rang im Heere. Er ſah den König auf der Flucht, und er ergriff ihn nicht, verheimlichte vielmehr die Entweichung. Später entwarf er einen Rettungsplan, welcher gelungen wäre, hätte nicht der König die Zuſtimmung verweigert. Erlaubt, daß ich den Namen in die Liſte trage!

Schnell ſchrieb er ein Paar Worte und gab dem Protector das Buch zurück.

Menſch! rief dieſer; biſt du raſend? Es iſt dein eigner Name.

Allerdings, ſprach Heinrich, und ich rühme mich dieſer Geſinnungen. O, mein Vater, hättet Ihr ſtets die nämlichen gehabt! Hättet Ihr ſie noch! Die Geſchichte würde einſtens ſprechen: Er war gefallen, doch glorreich aufgeſtanden. Weit entfernt, auf Englands Königskrone Anſpruch zu machen, will ich nichts ſein als ihr Unterthan. Seit Ihr ein Herrſcher ſeid auf dieſem Boden, bin ich entzweit mit meinem Herzen; und iſt es unſer ganzes Haus wohl minder? Meine ältere Schweſter theilt den ſchwärmeriſchen Republikanismus ihres Mannes Fleetwood, und die beiden jüngern ſind eifrig königlich geſinnt. Mein Bruder Richard verbarg ſich in der Einſamkeit, und Eure edle hochbejahrte Mutter erſchrickt bei jedem neuen Wachsthum Eurer Größe. Ich ſelbſt, ich denke ungern nur der Waffenthaten, wofür Ihr und das Heer mich ausgezeichnet.

Bei dieſen Meinungen, verſetzte Cromwell finſter, darf es mich nicht wundern, wenn du Gemeinſchaft haſt mit meinen Mördern.

Es iſt der Mund des Vaters, erwiederte Heinrich, der dieſes ſpricht, und darum beuge ich mich der Rede. Seid indeß beim Höchſten und Heiligſten verſichert, daß das Mädchen meinen Namen nicht gekannt. Eben ſo wenig kann ich auf ihrer Seite an Mordgedanken glauben, an Gedanken, die ſie jetzt nur vorgibt, um den Tod zu finden. Wäre aber dies der Fall, ſo würden, wenn es auch Euer Sohn verdammen muß, ſich Menſchen finden, die es entſchuldigen, wenn Cäcilie Stuart den Tod des königlichen Vaters zu rächen ſuchte.

Der Protector, durch die letzten Worte aufmerkſam gemacht, griff nach den Akten des Verhörs, las ſie durch und ging dann ſchweigend im Saale auf und ab. Er ſchien mit irgend einem Entſchluß im Streite. Endlich trat er vor den Sohn und ſprach: Biſt du entſchloſſen, dem Mädchen für immer und ewig zu entſagen, wenn ich ihr Leben und Freiheit ſchenke? Willſt du mir verſprechen, ſie nie zu ſehen, niemals weiter an ihren Beſitz zu denken?

Ich verſpreche dies bei Gott und meiner Ehre! erwiederte der Jüngling feierlich. Auch ohne dies Verſprechen würde ich niemals ohne Euren Willen, ſobald Ihr ſolchen nur ausgeſprochen, eine Wahl getroffen haben, und der Vorſatz, deſſen ſich Cäcilie beſchuldigt, trennt uns für immer.

So geh nach Irland, Heinrich! ſprach Cromwell ſanfter; lebe dort dem Beſten des Vaterlandes. Ich hoffe, wenn du dort als Lord Statthalter regierſt, kommen unſre Geſinnungen dereinſt ſich näher.

Verbittert mir, ſprach Heinrich ſchmerzlich, nicht noch mehr den Kelch der Schmerzen. Vater! ſo wenig ich herrſchen kann, verſtehe ich Euch zu täuſchen. Landete der Prätendent, ſo wäre meine erſte Handlung, abzudanken, oder Karl II. zu proklamiren.

Unheilbarer Schwärmer! rief der Protector. Heinrich entfernte ſich.

Mehrere Jahren vergingen. Cäciliens Unglück hatte Heinrich's Herz zu ſchmerzhaft getroffen, und dieſes übte eine zu große Herrſchaft über den Geiſt deſſelben, als daß es nicht den ſonſt ſo lebensfrohen Jüngling hätte an den Rand des Grabes bringen müſſen.

Nur mit ſchmerzlicher Theilnahme konnte man den jungen Mann betrachten, der ehedem wie der Kriegsgott an der Spitze ſeines Regiments erſchien. Obgleich ſein Freund Milton oft rührenden Troſt in Heinrichs Herz zu gießen ſuchte, obgleich er von möglich glücklichem Ende zu ihm ſprach, ſchüttelte der Jüngling nur das Haupt. Nicht mit einem Worte erwähnte er Cäciliens, obgleich Milton ſich überzeugte, daß nur ſie ſein einziger Gedanke ſei.

Auch dem Protector blieb der Seelenzuſtand des Sohnes nicht unbemerkt. Voll Kummer ruhte oft ſein Auge auf dem einzigen der beiden Söhne, auf den er eine Hoffnung künftiger Größe bauen konnte.

Die Spaltungen in der Familie des Protectors erweiterten ſich immer mehr. Sein Schwiegerſohn, ein ſchwärmeriſcher Republikaner, ſtand an der Spitze ſeiner Gegner und deſſen Haus diente den Mißvergnügten zum Sammelplatz. Mehrere ſeiner treuſten Anhänger fielen von ihm ab, und er war genöthigt, Harriſon, Okey und mehrere der beſten Offiziere aus dem Heere zu entlaſſen; dabei vermehrten ſich die Mordverſuche, und nur die Furcht vermochte die Anhänger des Königs im Zaume zu halten. Schwindelnd endlich auf der Höhe, die er erklommen hatte, verlor der Protector allen Seelenfrieden; er fing an zu zweifeln an dem Zuſtande der Gnade, in dem er ſonſt ſich zu befinden geglaubt und in welchem er Kraft zu ſeinen Thaten gefunden hatte. Die Furcht bemächtigte ſich ſeiner. Er verdoppelte die Wachen zu Whitehall; nirgends fand er Ruhe. Niemals ſchlief er in dem Bette, in dem er die vergangene Nacht gelegen, und er wechſelte oft mehrmals in einer Nacht ſein Lager. Seine Zimmer hatten heimliche Ausgänge für den Fall der Flucht, und überall witterte er Mörder. Nur genau geprüfte Freunde durften ſich ihm nahen, und wenn Staatsgeſchäfte ihn nöthigten, ſeine Wohnung zu verlaſſen, ſo kehrte er nie auf dem nämlichen Wege zurück. Heinrich blickte nur mit Schmerz auf das Unglück des Vaters, und ſo ſehr es ihm Mühe koſtete, den eignen Seelenzuſtand zu verbergen, ſuchte er durch frommen Zuſpruch Balſam in die Wunden des Vaterherzens mild zu träufeln.

Es gereichte ihm zum Troſte, wenn er bemerkte, daß die Auseinanderſetzung ehrgeiziger Entwürfe weniger als ſonſt Gegenſtand der Geſpräche des Vaters war, und er erſtaunte nicht wenig, als ſich dieſer einſt über die Weiſe ſeiner Bekanntſchaft mit Cäcilien erkundigte. Auch Milton äußerte um dieſe Zeit, daß er tröſtliche Hoffnungen für Heinrichs Zukunft habe. Obgleich dieſer es nicht über ſich gewinnen konnte, einer Hoffnung Raum zu geben, ſo gewannen doch durch dieſe Tröſtungen ſeine Geiſteskräfte eine höhere Spannung, und er entfaltete eine erneuete Thätigkeit, als ihm der Protector eine Heerſchau an Schottlands Gränzen übertrug.

In dem Maße nun, wie Geiſtes- und Körperkräfte des Sohnes ſich neu erzeugten, ſchwanden die des Vaters. Kummer jeder Art, unaufhörliche Zwiſtigkeiten mit den Anführern des Heeres, Zweifel, vielleicht auch Reue und Gewiſſensbiſſe, erzeugten eine ſolche Unruhe in ſeinem Blute, daß dieſe ſich in Kurzem durch Ausbruch eines heftigen Fiebers äußerte. Um die Hoffnungen ſeiner Feinde im Keime zu erdrücken, verdoppelte Cromwell ſeine körperliche Thätigkeit und trotzte ſo der Krankheit, welche dadurch eine furchtbare Höhe erreichte. Endlich ſank er aufs Krankenlager.

Es ſchien, als habe Nemeſis den Ort erwählt, wo ihm das Sterbebett bereitet war. Es war ein Zimmer, welches unmittelbar an jenes ſtieß, aus deſſen Fenſter der unglückliche Monarch den Schmerzensgang gethan. Zwei Wände waren bekleidet mit Hauteliſſetapeten, darſtellend Begebenheiten bibliſcher Geſchichten. Die Geſtalten auf ihnen waren koloſſal. Auf der einen lag Siſſera ſchlafend, und Deborah trieb mit gewichtigem Hammer dem ſchlummernden Feldherrn den Nagel durch die Schläfe. Die zweite zeigte Judith, in ihren Händen das Haupt des Holofernes; beides Darſtellungen gelungener Rache, vollzogen während des Feindes heiligem Schlafe.

Auch im Nebenzimmer ſchlief einſt ein König, um beim Erwachen auf das Schaffot zu treten! „Glamis", ſagt der edle Dichter, „Glamis mordete den Schlaf, darum ſoll Cawdor nicht mehr ſchlafen!!"

Dieſer Ausſpruch ging nur zu ſehr an Cromwell in Erfüllung. Hatte auch am Morgen das Fieber nachgelaſſen, ſo tobte es am Abend in ſeinen Adern mit erneuter Wuth. Seine Phantaſien wurden wilder ſtets und wilder, und des Protectors Auge haftete auf der Tapetenthür, aus der er den Mörder treten ſah. So durchwachte er einſame Nächte.

Gewohnt, in ſeinem Vater nur einen Herrn und ſtrengen Gebieter zu erblicken, erſchien Richard nur an ſeinem Lager, wenn er Befehl dazu erhielt. Seine jüngern Töchter lebten entfernt, und die ältere ſowie deren Gatte mit dem Protector in offener Feindſchaft. Nur Aerzte und ſeine zahlreichen Kapelläne umſtanden das Krankenlager, bis auch die Letztern, müde der nächtlichen Gebete und Anrufungen, den Kranken nach und verließen, Einer ausgenommen.

Es war dies ein Greis, gebeugt von Krankheit und Laſt der Jahre. In früherer Jugendzeit war Goodwin Lehrer des Protectors geweſen und hatte ihn ſeitdem nie verlaſſen. Auch Milton, obwol bereits erblindet, ließ häufig ſich an das Schmerzenlager ſeines Beſchützers führen, und als die Aerzte erklärten, daß Cromwell nicht länger mehr als vierundzwanzig Stunden zu leben habe, verließ er nur auf Augenblicke deſſen Zimmer.

Es war den dritten September 1658 Nachts elf Uhr, als Milton zu Häupten, Goodwin zu den Füßen des Bettes ſaßen, in welchem der Protector im heftigſten Fieber lag. Unaufhörlich rann der Schweiß von der Stirn des Kranken und die Fieberhitze war immer noch im Steigen, ohne demſelben jedoch den freien Gebrauch der Sinne zu entziehen. Mit Mühe wendete ſich Cromwell nach der Seite, wo Milton ſaß, und indem er deſſen Hände in die ſeinen faßte, fragte er mit ſchwacher Stimme:

Iſt Euer Bote noch nicht zurück?

Noch nicht, Mylord! entgegnete der Dichter; doch erwarte ich mit jedem Augenblicke ſeine Ankunft, und ich hoffe, unſer Heinrich wird ihm auf dem Fuße folgen.

Ja, das wird er! ſprach der Kranke. Sein Weg iſt weit, doch er durchfliegt ihn; dies erwarte ich von ſeinem Herzen.

Und das Mädchen? ſetzte Cromwell nach einer Pauſe hinzu.

Sie ſagt, ſprach Milton, ſie kenne kein größeres

Glück auf dieſer Erde, als Heinrich ihre Hand zu reichen, auch habe es ihr der König die Macht vor ſeinem Tode gewiſſermaßen zur Pflicht gemacht; doch könne ſie dieſen Wunſch nicht eher in Erfüllung gehen ſehen, bis —

Sprecht es nur aus, bis die Sache des Königs triumphirt! Sie wird nicht lange ſäumen dürfen, ſich den Brautkranz in das Haar zu flechten. Milton! wie erſcheinen uns die Dinge doch ſo anders, wenn wir am Rande des Diesſeits ſtehn! Früher konnte ich nicht denken, daß mein Werk mit mir zugleich zuſammenſtürzen würde, und jetzt ſehe, ja ich wünſche es, denn dem ſchwindelnd ſtolzen Baue fehlt der Grundſtein der Gerechtigkeit. Doch geht, ſetzte der Protector noch hinzu, ruht noch ein wenig und erſcheint wieder mit dem Mädchen, ſobald mein Heinrich angekommen.

Milton verließ den Kranken und es entſtand eine lange Pauſe, während welcher Cromwell von heftigen Gemüthsbewegungen ergriffen ſchien.

Goodwin! ſprach er endlich; glaubet Ihr, daß Jemand, der ſich einſt im Stande der Gnade befunden hatte, dennoch fallen könne?

Nein, Mylord! entgegnete der Alte; wer ſich einmal in jenem ſeligen Zuſtande befand, kann niemals fallen! ſeinen Treuen wird nie der Herr verwerfen!

Verwerfen! ja, ſprach Cromwell, indem ſeine Blicke wilder wurden; verwerfen! ſo ſprach die Schreckensſtimme. Doch nein, ſetzte er ruhiger hinzu, ich weiß gewiß, daß ich dereinſt im Stande der Gnade war, darum wird auch der Herr ſich mein erbarmen.

Zweifelt nicht daran! tröſtete der Prieſter; der Herr hat mehr Gefallen an einem Reuigen, denn an zehn, ſo die Sünde niemals verſuchte.

Hört, lieber Goodwin! ſprach Cromwell endlich; leſet mir doch etwas aus der Schrift! ſie iſt ſo tröſtend.

Wo befehlt Ihr, entgegnete der Alte, daß ich anfangen ſoll? Wollt Ihr die Geſchichte von Hiskia, deſſen ſich einſt der Herr ſo ſichtbar angenommen auf dem Krankenlager?

Nein, ſprach der Kranke, ich war ſtets gewohnt, die Bibel aufzuſchlagen, und fand faſt immer eine Stelle, die wunderbar mit jener Lage in Beziehung ſtand, in der ich mich befand.

Cromwell ſchlug die Bibel auf, und deutete mit dem Finger auf die Seite, mit welcher der Alte beginnen ſollte.

So unlieb es dem Greiſe war, dem Zufalle zu überlaſſen, ob er durch eine, an ſich abergläubiſche Handlung der Seele des Protectors Troſt oder Schrecken bringen ſollte, ſo begann er doch zu leſen.

Die Stelle war das fünfte Capitel im Daniel, die Erzählung von Belſazers Gaſtmahl. Es konnte nicht fehlen, daß das Geheime, Grauenhafte der Geſchichte, verbunden mit dem ſteigenden Fieber, die Unruhe des Kranken aufs Höchſte treiben mußte. Der Alte las, wie einſt der große König in ſeinen Hallen der Gäſte viel verſammelt; wie Freude und Frohſinn dann gewaltet, bis endlich eine Schattenhand geheimnißvolle Worte an die Wand geſchrieben.

Er war bis zum ſechsten Verſe gekommen, als der Kranke ſich aufgerichtet hatte und mit der Hand nach der offnen Thür des Nebenzimmers deutete.

Goodwin! ſprach er leiſe, ſeht Ihr nichts im Nebenzimmer?

Ich ſehe nichts, Mylord! entgegnete der Alte ängſtlich.

Ja, fuhr Cromwell fort, ich ſah es deutlich. Es ging ein ſtiller Wanderer, Ihr wißt ſchon, wer, in jenem Zimmer auf und ab und ging dann, als es jetzt zwölfe ſchlug, durch die unglückvolle Fenſterthür.

Es ſind dies Fieberphantaſien! tröſtete der Prieſter.

Nein, nein! ſprach Cromwell. Ich ſah ihn auch wohl ſonſt in lang durchwachten Nächten durch dieſe Zimmer ſchreiten. Doch fahrt nur fort!

Der Alte las nun, wie der König die Magier verſammelte, und wie keiner der weiſen Seher weiſe genug war, das Sanskrit des Herrn zu entziffern. Er las, wie dann ein Jüngling, einer der Gefangenen aus Iſraels heiligem Volke, ſich gefunden, vor dem der Sinn jener geheimnißvollen Worte wie ein offenes Buch gelegen, und daß er ſolchen in den Worten: Mene, Mene, Tekel, Upherſin! ausgeſprochen.

Goodwin blickte jetzt auf Cromwell und ſah, daß ſich der Kranke aufgerichtet. Es befremdete ihn nicht, daß derſelbe mit ſtierem Blicke, aus dem alles Leben gewichen zu ſein ſchien, nach der Tapetenthür blickte, und er ſchrieb dieſe Erſcheinung auf Rechnung der von Fieberhitze aufgeregten Phantaſie. Er beſchloß deshalb, ſobald als möglich das Capitel zu beendigen, und las die Anfangsworte des ſechsundzwanzigſten Verſes: Und dieſe Worte bedeuten —

In dieſen Augenblicken fühlte er ſich an der linken Schulter von einer Fauſt gepackt, in welcher er die Fänge des Höllendrachen zu empfinden glaubte und eine entſetzliche Stimme rief:

Und dieſe Worte bedeuten: Du biſt gewogen, doch zu leicht erfunden!!

Wie vom Blitz getroffen, ſank der Kranke zurück aufs Bett, eine Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht, und er gab ferner kein Lebenszeichen.

Goodwin ſprang auf. Er ſah hinter ſich einen Mann, gänzlich in Schwarz gekleidet, bis auf eine einzelne rothe Feder, die er auf ſeinem Hute trug. In der linken Hand hielt er ein Beil mit ſilbernem Griffe, und deſſen Schneide war mit großen Flecken von Roſt bedeckt. Die Züge des Mannes waren unverkennbar die eines Tollen.

Wer ſeid Ihr, Schrecklicher! rief ängſtlich der Prieſter bei ſeinem Anblicke.

Kennſt du mich nicht? ſprach funkelnden Blickes der Mann. Kennſt du mich nicht? obwol mich Jeder kennt, wenn ich auch nur zur Nachtzeit wandle und täglich rufe: Bedecket mich, ihr Hügel, ihr Berge fallet über mich! Standeſt du nicht dabei, als einſt aus freiem Willen dieſe Fauſt das Beil zu einer That geführt, zu einer That, die ich jetzt allnächtlich wiederholen muß, obgleich dazu mit Sträuben die Fauſt vom Beil geführet wird. Denn wiſſet, ſetzte er jetzt leiſe und geheimnißvoll hinzu, es iſt ein Leben in dem Beile, und dieſes Leben dauert hundert Jahre, und dieſe hundert Jahre ſind dann der Anfang nur des Anfangs!

Beruhigt Euch, ſprach der Prieſter, und entfernt Euch nur, denn, wie Ihr ſeht, ſchläft dort ein Kranker.

Er ſchläft? erwiederte der Fremde mit wahnſinnigem Lächeln; ja ſchlafen, das iſt eine große Kunſt, die ich immer nicht erlernen kann. Einmal aber war auch eine Zeit, wo ich noch ſchlafen konnte.

Jetzt trat der Offizier der Wache und hinter ihm zwei Bewaffnete ins Zimmer.

Um Gottes willen! ſprach der Erſte. Durch Nachläſſigkeit der Schildwache, die eingeſchlafen, hat ſich Jemand eingeſchlichen; ich fand die Thür offen.

Es iſt ein Wahnſinniger! erwiederte Goodwin leiſe. Führt ihn fort und ſchonet ſeiner.

Die Wachen entfernten ſich mit dem Fremden, der nur mit Sträuben ihnen folgte.

Der Alte ſendete nun nach dem Arzte, welcher indeß erklärte, daß der Kranke gegenwärtig in ſanftem Schlaf befangen ſei und nicht erweckt werden ſolle.

Der Morgen graute endlich, und Cromwell erwachte.

Wie ſanft hab' ich geſchlafen, lieber Goodwin! ſprach er freundlich, indem er die Hände des Alten faßte. Und wie ſeltſam hab' ich geträumt! Der Anfang meines Traumes war wohl ſchrecklich, aber das Ende tröſtend. Denkt nur, ich ſah den Feind der Menſchen leibhaftig vor meinem Bette ſtehen. Er ſtreckte ſchon nach mir die Fauſt und rief dann etwas Schreckliches, was mir jedoch entfallen iſt. In dieſem Augenblicke aber trat ein Seraph neben mich, der deckte mich mit einem Palmenzweige und rief dem Feinde zu: Weißt du denn nicht, daß ihm der Herr vergeben?

Jetzt wurde raſch die Thür geöffnet, und Heinrich, in Reiſekleidern, ſtürzte zu des Vaters Bett und bedeckte, ſprachlos vor Schmerz, ſeine Hand mit Thränen.

Ich ſehe dich noch einmal vor meinem Scheiden, ſprach der Kranke; ein neues Zeichen, daß mein Gebet nicht unerhört bleibt! Wie freut es mich, daß ich noch ſelbſt den Lohn dir reichen kann, der deiner, du Vielgeprüfter, wartet!

Während dieſer Worte war Milton in das Zimmer getreten, er wurde von Cäcilien geleitet.

Dieſe, ſprach Cromwell, iſt der Lohn, den ich gemeint! Jungfrau! fuhr er fort, wendet Euer Auge nicht weg von mir. Richtet Den nicht, der ſchon in wenig Stunden vor einem Richter ſtehen wird, dem an Barmherzigkeit keiner gleicht. Ahmet in Verzeihung Eurem königlichen Vater nach. Kann ich Euch auch nicht erſetzen, was Ihr verloren habt, ſo gebe ich doch Euch dafür das Liebſte, was ich hatte auf dieſer Erde, den theuern Sohn, den Einzigen, der rein ſtand unter den Befleckten. Reicht ihm als Verlobte Eure Hand, und ohne Euer Gelübde zu verletzen werdet Ihr in Kurzem ſeine Gattin ſein, denn mir ſagts der Geiſt, in wenig Wochen weht die Fahne des Hauſes Stuart von dem Dache dieſes Palaſtes.

Ehe ich, ſprach das Mädchen weinend, Eurem Wunſche gemäß, der lange ſchon der liebſte meines Herzens war, Eurem Sohne meine Hand als Verlobte reiche, liegt mir daran, Euch zu betheuern, daß dieſe Hand ſich niemals zu einer Unthat gegen Euch bewaffnet hat. Zwar läugne ich nicht, daß ich einſt daran gedacht, Rache zu üben wegen des Todes meines Vaters, aber den Gedanken verſcheuchte ſchon das Buch, welches nach des Königs Tode jedem edlen Briten theuer worden, und in dem der Sterbende ſo dringend Vergebung anempfiehlt. Als ich vor Euch trat, war es nur eine Bittſchrift Euch zu überreichen, in welcher ich um Schutz gegen einige Wüthende, die mich in der Einſamkeit verfolgten, gefleht, und jenen Dolch trug ich nur als nothwendige Vertheidigungswaffe gegen dieſe. Als ich beim Verhöre in Heinrich Euern Sohn erkannte, gab ich mir aus Lebensüberdruß ein Verbrechen ſchuld, an das ich nie gedacht.

So lebet wohl, Ihr Guten! ſprach der Protector. Ihr dürfet mich nicht ſterben ſehen, und ich fühle, mein Stündlein nahet. Darum knie nieder, Heinrich, und empfange des Vaters beſten Segen. Iſt dieſe Hand zwar auch zum Segnen nicht rein genug, ſo iſt es doch immer ein Vaterſegen, den ſie ſpendet.

Die Verlobten knieten vor des Protectors Bette, er legte ſeine Hand auf Heinrichs Stirn und betete ſtill. Dann wendete er ſich an Cäcilien und ſprach feierlich:

Jungfrau, Euer edles Haupt darf nicht von dieſer Hand berührt werden. Auf ihm lag einſtens eine ſegnende Vaterhand, die reiner denn die meine war.

Nach wenig Stunden war Cromwell todt! Zwar beſtieg Richard, ſein älteſter Sohn, nach ihm den verwaiſten Thron; doch nach wenig Wochen wehte die weiße Fahne des Hauſes Stuart bereits von des Palaſtes Zinnen, und Karl II. zog ein in ſeines Hauſes Erbe.

Heinrich und Cäcilie lebten lange und glücklich, ihre Nachkommen blühen noch heut auf Erins grünender Inſel.

Gustav Adolf's Tod.

Eine Erzählung.

Er fiel auf fremder Erde wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte
Schiller.

In der Entfernung einer Stunde von dem alten ſchwediſchen Königsſchloſſe Gripsholm ſchimmerte das rothe Dach, die weißen Mauern eines freundlichen Landhauſes aus einem Kranze hoher Eichen, welche, den ländlichen Wohnſitz einſchließend, ſich in vermehrter Anzahl nach dem Geſtade eines kleinen Sees hinzogen und dort einen Luſtwald von nicht ſehr bedeutendem Umfange bildeten.

Der nette, in holländiſchem Geſchmacke angelegte Blumengarten, welcher das Wohnhaus mit dem Park verband, die glänzende, hell von der Sonne beſtrahlte Waſſerfläche, die weiten, im ſchönſten Schmucke des Frühlings ſchimmernden Wieſen, liehen dem Ganzen einen ſtillen, unendlichen Zauber und machten die freundliche Villa zu einem würdigen Lieblingsaufenthalte des edeln Kanzlers Axel Oxenſtierna.

Seit zwei Jahren aber war das liebliche Landhaus faſt unbewohnt, denn jener Weiſe, welcher von den Mühen des öffentlichen Lebens ſich hier ſo gern erholte, war an der Seite ſeines königlichen Freundes, des großen Guſtav Adolf, über das baltiſche Meer gezogen, um den deutſchen proteſtantiſchen Brüdern im Kampfe für Recht und Geiſtesfreiheit beizuſtehen. In den erſten Tagen des Junimonats des Jahres 1631 aber fing es an in der Gegend des Landſitzes lebendiger zu werden. Die Königin von Schweden verlegte auf einige Wochen ihren Hof nach Gripsholm, und Truppen, welche, wie man behauptete, zu der Verſtärkung des Heeres nach Deutſchland ziehen ſollten, campirten in der Gegend. Auch die Königin ſelbſt war, wie man ſagte, Willens, ſich unter dem ſichern Geleite dieſer Tauſende nach Deutſchland zu begeben, und erwartete nur noch die letzten Beſtimmungen ihres königlichen Gemahls. Der Aufenthalt der Fürſtin zu Gripsholm ward für die Gemahlin des Kanzlers, die Gräfin Oxenſtierna, nun Veranlaſſung, gleichfalls die Hauptſtadt Schwedens mit jenem Landſitze, dem Lieblingsaufenthalte ihres entfernten Gatten, zu vertauſchen, und wir finden ſie daſelbſt in jenen bewegten Tagen.

Dicht an dem Geſtade des kleinen Sees, deſſen Ufer zugleich die Grenzen des Parkes waren, lag eine kleine, halboffene, von Moos und rohen Baumſtämmen erbaute Einſiedelei, ehemals das Lieblingsplätzchen Oxenſtierna's. Ein grüner Teppich von dichtem Epheu überzog des Hüttchens Dach und äußere Wände, und alte rieſenhafte Eichen beſchatteten den breiten Kiesweg, der zu der Hütte führte. Der Eingang derſelben war nach dem See gekehrt, auf welchem einige kleine, mit blühendem Geſträuche bewachſene Inſeln einen ſchönen Anblick boten. Wenig Schritte von der Thür der Einſiedelei führte eine breite ſteinerne Treppe bis zu dem Waſſerſpiegel, und auf dieſem trieb eine kleine Gondel, mit langer Kette an einem Pfeiler feſt gemacht. Vier herrliche Schwäne kreuzten auf dem Waſſer dicht vor der letzten Treppenſtufe hin und her und ſchauten, den ſchlanken Hals hoch aufgerichtet, nach des Hüttchens Eingang, als ob ſie Etwas von dorther erwarteten.

Jetzt trat ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren aus der Hütte; es war die jüngſte Tochter des edeln Kanzlers und ihres Vaters Liebling. In langen blonden Locken umwallte das ſchöne Haar den Nacken, deſſen Weiße mit dem Gefieder der Schwäne zu wetteifern ſchien. Aus dem großen, blauen, ſternenklaren Auge, den regelmäßig ſchönen Zügen blickte Hoheit, gepaart mit Freundlichkeit und Milde, und bildete ſich ſo zu einem ſchönen Ganzen, würdig der Tochter eines ſolchen Vaters. Das Mädchen trug ein weißes leichtes Morgengewand, welches, obgleich ohne allen Schmuck und Putz, die ſchöne ſchlanke jugendliche Geſtalt nur um ſo lieblicher erſcheinen ließ. An dem Arme Matthildens Oxenſtierna hing ein kleines Körbchen, gefüllt mit Stückchen ſchwarzen Brotes, und des Mädchens freigebige Hände ſpendeten reichlich den harrenden Schwänen ihr Morgenfutter. Kaum aber hatten die ſchönen Segler ihren Imbiß begonnen, als ſich faſt ein Dutzend Bewohner der Tiefe, mächtige Karpfen, an das Tageslicht drängten, um eifrig mit den gierigen Schwänen das Morgenbrot zu theilen. Faſt bis zur Hälfte des bemoosten Kopfs und Rückens hoben ſich die Fiſche aus dem Waſſer, und häufig verſchwand die ſichere Beute vor dem Munde der ſchönen Vögel. Zornig blähten dieſe nun das glänzende Gefieder auf und hoben von Zeit zu Zeit die ſilberweißen Flügel, indem ſie mit den Füßen nach den unter dieſen pfeilſchnell hinſchießenden Fiſchen ſtampften. Häufig hieben auch die ergrimmten Schwimmer unter Ziſchen mit dem Schnabel nach den kecken Karpfen, ſobald dieſelben im Uebermuthe Kopf und Rücken über dem Waſſer ſehen ließen, und es würde mancher der muntern

Fiſche empfindliche Verletzungen davongetragen haben, wenn das Mädchen nicht durch erneutes Brotauswerfen den Zorn der Schwäne beſänftigt hätte. Endlich ward das Körbchen leer, und Mathilde ſetzte ſich im Hintergrunde des freundlichen Hüttchens auf eine Moosbank, neben welcher auf einem kleinen Tiſchchen eine Laute, geſchmückt mit einem buntfarbigen Bande, lag. Lange Zeit über den See hinblickend, verſank das Mädchen in tiefes träumeriſches Sinnen, während deſſen ſie nur dann und wann, wie unbewußt, mit dem Finger über die leiſe anklingenden Saiten der Laute fuhr. So hatte Mathilde längere Zeit, das Lockenhaupt leicht auf den Arm geſtützt, geſeſſen, als raſch ſie auffuhr und lebhaft nach dem Inſtrumente griff. Während eines kurzen, faſt nur aus einzelnen harmoniſchen Accorden beſtehenden Vorſpiels verklärten ſich des Mädchens Züge faſt bis zum Ausdruck einer ſehnenden und ahnenden Verzückung, und ſie ſang jetzt mit einer leiſen und lieblichen Stimme, welche deutlich Das, was in dem Innern der Sängerin vorging, bezeichnete, folgende Liederverſe:

Was iſts, wonach mein Herz in Sehnſucht ringt,
Der feuchte Blick durch blaue Fernen dringt,
Des Geiſtes Auge über Meere ſtreift,
Den Raum durchſpäht, um Bergesgipfel ſchweift?

Es iſt ein Bild aus ſchöner Kinderzeit,
Es blickt auf mich aus der Vergangenheit
Mit Augen fromm, und treu, und ſternenklar,
Rein wie das Herz des edeln Freundes war

So leuchtet es, ſei es auch ſo fern,
Durch dunkle Nacht, ein glänzend ſchöner Stern,
Stets zu mir her; mit magiſcher Gewalt
Erfaßt ſie mich, die theure Lichtgeſtalt.

Schon während des Geſanges des zweiten Verſes ſah man in einem Seitengange, den des Hüttchens Wand der Sängerin verdeckte, eine männliche Geſtalt mit eiligen Schritten ſich der Hütte nähern. Es war ein junger Mann von vier- bis ſechsundzwanzig Jahren. Seine edeln, kühnen Züge hatte die Sonne braun gebrannt, und dies, ſowie das ſchöne ſtolze Auge, das dunkle Schnauz- und Zwickelbärtchen, die militairiſche Haltung gaben dem Aeußern des Jünglings etwas Hohes, Ritterliches. Er trug über den blauen Reiſekleidern, beſtehend aus einem kurzen, mit weißem Atlas geſchlitzten Wamms und eben ſolchen Unterkleidern, eine blaue und gelbe Schärpe, und an ſeiner Seite hing ein langer Stoßdegen mit gerader breiter Klinge. An ſeinem Halſe glänzte eine breite goldene Gnadenkette, und von dem ſammetnen Barette hing eine einzelne weiße

Straußfeder bis zu der linken Schulter und verbarg faſt eine große Bandſchleife, mit welcher, nach der Mode der damaligen Zeit, das in mehrere Zöpfe geflochtene Haar des Hinterhauptes in der Gegend des linken Ohres befeſtigt war. Die etwas in Unordnung gerathenen dunkelbraunen Seitenlocken, ſowie nur unvollkommen verwiſchte Staubesſpuren in den Falten der Schärpe und an den weiten mit goldnen Franzen beſetzten Reiterſtiefeln ließen ſchließen, daß der Jüngling ſoeben erſt von weiter Reiſe komme.

Eben begann Mathilde den dritten Vers, als der Fremde in der Nähe der Hütte ankam, und es ſchien, als wolle er mit Windeseile in den Eingang ſtürzen; doch bald beſann er ſich und lauſchte jenen gemüth- und ſeelenvollen Tönen.

Jetzt hatte die Sängerin geendet, und raſch trat der Fremde in die Hütte.

Iſts möglich, rief Mathilde, Eduard Banner! In dieſem Augenblicke —

Dachteſt du mein? rief der Fremde, indem er ſich vor dem Mädchen auf ein Knie niederließ und feurig Mathildens Hände an ſeine Lippen drückte. Ja, Mathilde! wie könnte der an Deinem treuen Gedenken zweifeln, der unaufhörlich in weiter Ferne, nigs Wünſche und Befehle, würden ihn nicht hierzu nöthigen, darum habe es keine Eile und bedürfe nicht förmlicher Verlobung.

So ſchwer es mir auch wird, dies zu bekennen, entgegnete Eduard, ſo muß ich doch geſtehen, daß in jener Meinung dein edler Vater Recht hat. Wer opferte ſich wohl mehr als er, wenn es des Königs Dienſt gilt und Kampf für Geiſtesfreiheit? Wer im ganzen Heere kann ſich zur Seite ſtellen des Mannes, ſo weiſe im Rathe und ſo tapfer in der Schlacht? Und wer, wie er, nähme wohl ſo wenig Rückſicht auf das eigne Selbſt? Darum, Mathilde, laß uns die wenigen Stunden des Wiederſehens froh genießen, die uns der Herrliche in ſeiner Vatergunſt beſchieden.

Die wenigen Stunden ſagſt du, Eduard? entgegnete Mathilde. Es hat dir alſo die Mutter noch nicht geſagt, daß die Königin mich vor wenig Tagen zu einem der Ehrenfräulein erwählet hat, die ſie beſtimmte, ſie auf der Reiſe nach Deutſchland zu begleiten? Dort wenigſtens darf ich hoffen, ſtets ſchnelle Nachricht von dir und von dem Vater zu erhalten; vielleicht vergönnt uns auch ein günſtiges Geſchick wohl dann und wann die Freude des Wiederſehens.

Iſts möglich? rief Eduard jubelnd. Dann reiſen wir zuſammen, denn bis nach Berlin ſoll ich die Königin begleiten und mit der Nachricht ihrer Ankunft zu dem Monarchen nach dem Rheine eilen. O, er iſt ſtets ſo gütig und ſo herrlich, dein großer Vater! Er hat es vorausgewußt und wollte mich damit überraſchen und beglücken; und wer wüßte wohl ſo wie er die Dienſtpflicht mit allen ſchönen Regungen des Herzens zu vereinen? Wem, als ihm, habe ich doch alles Gute und Schöne zu verdanken?

Er nahm mich, als mein Vater ſtarb, einen zehnjährigen Knaben, in ſein Haus; er wußte nur allzuwohl, daß mein Oheim, der General, mir alles Andere, nur Vaterliebe nicht, gewähren könne. Er ward nun des Verlaſſenen Schirm und Schild; er hielt mich wie ſeinen Sohn; er ward mein Vorbild; und wenn ſein königlicher Freund, der große Guſtav, wie eine Sonne, in deren Strahlen Nähe man ſich nicht wagen darf, das blöde Auge blendet, ſo iſt dein weiſer Vater ein ſanfter Mond, in deſſen Sphäre man ſich vertrauungsvoll und unwillkürlich gezogen fühlt. Doch warum ſage ich dir dies Alles? Du weißt es ja, daß ſchon von jeher er, wie der Polarſtern, mir auf meinem Wege leuchtete.

Des Mädchens Auge ruhte bei dieſer Rede mit einer unausſprechlichen Liebe auf dem Jünglinge, der jene Worte aus voller Seele und wie begeiſtert ſprach.

Jetzt trat ein Diener in blitzender Livree ins Hüttchen. Er meldete im Namen der Gräfin Oxenſtierna, daß, nach einem Billet der Königin, dieſelbe die Gräfin, nebſt ihrer Tochter, und den Oberſtlieutenant Banner in ihrem Cabinete, kurz vor der für dieſen Abend angeſagten Cour, empfangen wolle.

Die Liebenden folgten langſam dem Abgehenden. Sie hatten ſich allzuviel zu ſagen, zu befragen, zu betheuern, zu viele Pläne für die nächſte Zukunft zu entwerfen, als daß ihnen die Stunden bis zum Abend nicht wie Minuten hätten erſcheinen ſollen. Auch die Gräfin, die würdige Gemahlin des berühmten Kanzlers, beſtürmte unaufhörlich den Angekommenen mit Fragen über Lebensweiſe und Geſundheit des geliebten Gatten. Endlich ſank der Abend nieder. Weit in die umliegende Gegend hinein ſtrahlte das erleuchtete Königsſchloß Gripsholm, und in dichten Maſſen drängte ſich in deſſen weitläufigen Höfen eine Menge ſchön geſchmückter Equipagen, deren Eigenthümer aus der Hauptſtadt hierhergeeilt, um der Königin Maria Eleonore den Abſchiedsgruß zu bringen; denn überall hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß die Befehle des Königs zu der Abreiſe und zum Aufbruche der Truppen angekommen wären.

In dem weiten Audienzſaal wogten viele Gruppen ſchön geputzter Damen und Herren durcheinander, und die von der Decke bis zum Boden reichenden Spiegel von venetianiſcher Arbeit, rings an den Wänden zahlreich angebracht, ließen die Zahl der Anweſenden dreifach ſo groß erſcheinen. Viele von der Decke herniederhängende Kronleuchter von ſtrahlendem Kryſtalle erleuchteten den Saal und die anſtoßenden Zimmer faſt bis zur Tageshelle, und in ihrem glänzenden Lichte funkelten in buntem Feuer der Schmuck der Damen und die Sterne des Seraphinenordens an der Bruſt der Mitglieder des Reichsrathes. Die Kleidung der Damen war nach ſpaniſchem Schnitte, damals die neueſte Mode, und eben ſo ſehr geliebt, als das Land, woher ſie kam, gehaßt, und dieſe, obwohl durch übertrieben hohe, geſteifte Kragen und ſonderbaren Kopfputz dem Auge weniger gefällig, bot doch im Ganzen einen maleriſchen Anblick dar. In leiſem Gemurmel wogte die Menge durcheinander, bis zur Erſcheinung eines Kammerherrn, welchem vier Pagen, mit ſchweren ſilbernen Armleuchtern in den Händen, folgten. Er ſtellte die ſchön geputzten Knaben in dem Nebenzimmer, welches zu dem Cabinet der Königin führte, zu beiden Seiten auf und trat dann in den Saal, die Anweſenden benachrichtigend, daß die Königin ſogleich erſcheinen werde. Raſch ſtob die Menge auseinander, die Handſchuhe flogen von den Händen der Herren und Damen, und Alles formirte in ſtiller Erwartung einen weiten Kreis.

Jetzt tönte der Ausruf: la reine! im Nebenzimmer, und Maria Eleonore trat am Arme des Oberkammerherrn Grafen Sparre in den Saal. Sie war eine Frau von mittlern Jahren und majeſtätiſcher Haltung, doch zeigten ihre Züge etwas Männliches, welches ſelbſt in dem Antlitze ihrer Tochter, der fünfjährigen Chriſtine, welche die Königin an der Hand hielt, ſich zu äußern ſchien. Der Königin folgte die Gräfin Oxenſtierna, eine Frau von vieler Würde, mehrere Ehrendamen und zur Seite eines Kammerherrn, der den Zug ſchloß, Eduard Banner; auch Mathilde war unter den Damen, welche die Fürſtin begleiteten.

Die Königin machte der Verſammlung eine kurze Verbeugung, ſprach einige Worte mit den zunächſtſtehenden Damen und nahm dann auf einem ſchön geſchmückten Lehnſtuhle Platz, zu welchem hierauf mehrere Perſonen gerufen wurden, mit denen ſich die Fürſtin einige Secunden unterhielt. Endlich ſtand die Königin auf, mit ihrer Tochter an der Hand in die Mitte des Kreiſes tretend.

Dieſen Morgen, ſprach ſie mit lauter Stimme, überbrachte Uns der tapfere Oberſtlieutenant Banner die Befehle Meines königlichen Herrn und Gemahls, und ehe noch die Sonne untergegangen war, hob ſchon die Corvette Freya ihre Anker, um nach Wolgaſt vorauszugehen und dort die Anſtalten zu Unſerer und der Truppen Landung vorzubereiten. Morgen beginnt bereits die Einſchiffung der erſten Abtheilung der Truppen, die zur Verſtärkung der weißen Brigade Damitz gehörig ſind, und in ſechs Tagen, hoffe Ich, ſoll von den fünf Tauſenden der letzte Mann am Bord ſein. In kurzer Zeit bin Ich mit den Tapfern, die Mich begleiten, auf Deutſchlands Boden, und Ich ſehe in dieſer Verfügung Meines königlichen Gemahls die Erfüllung eines lieben Wunſches. Ihnen laſſe Ich ein theures Unterpfand, Meine Tochter, Ihre zukünftige Fürſtin, hier zurück. Die ſchwediſche Treue wird über jedes Haar des Kindes wachen. Meine Begleitung auf der Reiſe war, wie Sie wiſſen, ſchon längſt gewählt; doch hat der Wille Unſeres königlichen Herrn Uns einen werthen Begleiter ausdrücklich noch beſtimmt. Es iſt dies der Oberſtlieutenant des finnländiſchen Reiterregiments, der tapfre Banner. (Hier gab die Fürſtin Mathilden einen Wink, und dieſe entfernte ſich ſchnell.) Bei Oppenheim am Rheine, fuhr die Fürſtin fort, war er einer der tapfern Führer jener Dreihundert, welche, unter des edeln Brahe Oberbefehl, gegen ſechsfache Uebermacht des Feindes mit Glück gekämpft und ſo das Leben Meines Gemahls, welches bedroht war, ſchützten. Der Wille Unſers Herrn, der hier, wie immer, mit Unſern eignen Wünſchen übereinſtimmt, ernennt den Tapfern zu dem Führer jener beiden Schwadronen, die bis Berlin Meiner Perſon als Leibwacht dienen ſollen.

Oberſtlieutenant, ſprach dann die Fürſtin, indem ſie ſich zu Eduard wendete, einen höheren Dank, als Ihr in jener Gnadenkette tragt, dem Zeichen der Gunſt des Königs und Eurer Treue, können Wir Euch nicht ertheilen; doch Eines iſt noch übrig, ein Zeichen Unſers königlichen Vertrauens für die Zukunft. Darum — hier winkte ſie Mathilden, die näher trat — nehmt hier dieſe Schärpe, mit welcher Euch die Tochter des würdigen Kanzlers bekleiden wird, als ein Zeichen, womit Wir Euch zu Unſerem Begleiter für die Reiſe weihen. Wir und die Damen Unſeres Hauſes haben mit eignen Händen ſie geſtickt; die Farben des Hauſes Waſa und Unſre eignen, des Hauſes Hohenzollern, mögen Euch bei ihrem Anblicke in würdigem Andenken bleiben! Tief gerührt ſank Eduard zu den Füßen der Königin, und hocherröthend ſchmückte Mathilde den Geliebten mit dem Zeichen der königlichen Gunſt.

Welch ſchönes Paar, flüſterte ein alter Reichsrath leiſe zur Gräfin Oxenſtierna, welche ſichtbar in der Anſchauung ihrer Lieben verloren war, und die nun freundlich ſich verneigte.

Ich empfange, ſprach Eduard mit vor Rührung zitternder Stimme, das Zeichen der Gnade Eurer Majeſtät mit dankerfülltem Herzen. Niemals wird man dieſe Farben weichen ſehen, ſo lange Unterthanentreue noch einen Fuß breit Boden findet, um für das angeſtammte Herrſcherhaus zu kämpfen und zu ſterben.

Die Königin verneigte ſich gegen die Verſammlung und ging in ihr Zimmer.

Von allen Seiten beſtürmte man darauf Eduard mit Glückwünſchungen und Fragen nach dem Zuſtande des Heeres, welches er erſt vor Kurzem verlaſſen hatte. Endlich zerſtreute ſich die Menge, und Eduard, berauſcht von ſeinem Glücke im Laufe des vergangenen Tages, ſuchte erſt ſein Lager, als die Sonne im Oſten aufſtieg.

Das regſte Leben waltete in dieſen Tagen im Hafen von Stockholm. Von frühem Morgen, bis der Abend niederſank, dauerte die Einſchiffung der Truppen, und am ſechsten Tage ging die Königin an Bord. Tauſende ſtanden dicht gedrängt am Ufer, als die Fürſtin in das Boot ſtieg, und wiederholten unaufhörlich ihr Lebewohl. Die Kanonen der Küſtenbatterien und der begleitenden Kriegsſchiffe donnerten, und der königliche Wimpel flog hochempor am großen Maſte des Admiralſchiffs.

Jetzt war die Königin an Bord geſtiegen, und ein einzelner Kanonenſchuß, dem mehrere farbige Signale an den Maſten der Kriegsſchiffe folgten, gab der Flotte das Zeichen, die Anker ſchnell zu heben. Raſch ward der Befehl erfüllt; es thürmten Segel ſich auf Segel, und mit günſtigem Winde entſchwand die Flotte in Südoſten.

Wir übergehen die Einzelnheiten jener Reiſe. Die Ueberfahrt nach Wolgaſt ward ſchnell vollbracht und unter gleich günſtigen Umſtänden der Weg bis nach Berlin zurückgelegt. Eduard und Mathilde lebten die glücklichſten Tage ihres Lebens. Jeden Augenblick, den der nur wenig beſchwerliche Dienſt ihm übrig ließ, brachte der Jüngling in der Nähe der Geliebten zu, genießend die reine Gunſt in vollem Maaße.

die ihm das Schickſal bot, und die das kriegsbewegte Leben nach wenig Tagen ihm wieder rauben ſollte. Beide erfreuten ſich der glücklichen Gegenwart, und wenn auch manchmal der Gedanke an Trennung aufſtieg, ſo wurde dieſer wieder durch kunſtreiche, von der Liebe noch wahrſcheinlicher gemachte Combinationen einer Möglichkeit des baldigen Wiederſehens dann verſcheucht. Endlich ſchlug die Trennungsſtunde, und Eduard eilte, von der Königin mit einer Abſchiedsaudienz beehrt, von Mathilden aber unter tauſend Thränen und nach wiederholtem Abſchiede erſt entlaſſen, zu ſeinem königlichen Herrn nach Weſten.

Aber nicht mehr in des Rheines Nähe befand ſich der große König. Tief bis ins Herz von Baiern hatte ſich der Krieg gezogen, und auf den Thürmen der Reſidenz des Kurfürſten wehte jetzt das ſchwediſche Banner. Vertrieben aus ſeinen Schlöſſern, flüchtete ſich Maximilian, des Königs größter und ſchlaueſter Feind, und Ferdinand II. begann in ſeinem Wien zu zittern Da ſiegten endlich des Kaiſers Bitten über den unzufriedenen Wallenſtein, und der kühne Unterthan ſchloß nun mit ſeinem Herrn einen Vergleich, deſſen die Krone erniedrigender Inhalt ſpäter die mörderiſche Partiſane gegen dieehrgeizige Herz gekehrt. Von allen Seiten ſtrömte Alles der alten friedländiſchen Siegesfahne zu, und bald ſtand Wallenſtein an der Spitze von ſechzigtauſend Mann den zwanzig Tauſenden des Königs bei Nürnberg gegenüber. Viel zu ſchwach war dieſes Häuflein, um einem Gegner, Guſtav Adolf's würdig, die Spitze damit zu bieten, und es beſchloß der große König, bis zur Ankunft der Verſtärkung, welche er unter den Befehlen Oxenſtierna's, Bernhards von Weimar und des erfahrnen General Banner, Eduard's Oheim, vom Rheine her erwartete, in einem großen Lager, in welches die Stadt Nürnberg mit ihrer Umgebung gleichfalls gezogen wurde, ſich zu verſchanzen. Ein zwölf Fuß breiter und acht Fuß tiefer Graben umſchloß das ganze Werk. Die Eingänge ſchützten halbe Monde und Redouten, und einzelne Baſtionen flankirten die Linien und Winkel. Der Pegnitzfluß theilte das Lager in zwei Cirkel, die durch Brücken zuſammenhingen, und gegen dreihundert Feuerſchlünde drohten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen. In langen unabſehbaren Reihen liefen die Linien der Lagergaſſen hin. Hier drängten ſich die Zelte der Infanterie; dort ſtand eine Wagenburg und bedeckte mit den unzähligen Fahrzeugen einen weiten Raum; auf jener

Seite lagerten die Regimenter der ſchweren finnländiſchen Reiter. Ueberall war im Bezirke des Lagers ein reges Treiben; doch unterſchied ſich dieſes von dem muntern Leben, das bei dem friedländiſchen Heere herrſchte, durch mehr als eine Eigenheit. Dort, unter den kaiſerlichen Fahnen, lebte der Soldat in Ungebundenheit, und Niemand fragte nach ſeinem Thun und Schaffen außer der Zeit des Dienſtes. Hier, im ſchwediſchen Lager, war Alles ſtrenger, geräuſchloſer, geregelter. Es wurden zu gewiſſen Zeiten jedes Tages förmliche Predigten gehalten, welche nur die dringendſte Nothwendigkeit unterbrechen oder abkürzen konnte. In kleinen Häufchen ſaßen die ſchwediſchen Soldaten vor des Zeltes Eingang und ſangen unter der Aufſicht und Theilnahme der Offiziere ein Morgen-, Abend- oder Bußlied; ja, es war nicht ungewöhnlich, die Hände, welche am Morgen den Degen nicht ohne Ruhm geführt, am Abend mit einem Strickſtrumpfe fleißig beſchäftigt zu erblicken. Man würde ſich indeß täuſchen, wenn man von dem ſtillen friedlichen Aeußern des ſchwediſchen Heeres auf einen Mangel an innerm kriegeriſchen Leben ſchließen wollte; dieſe Männer, dem Anſehen nach ſo ſtill und friedlich, waren Löwen in der Schlacht. So wie die Kanonen donnerten, die Fahnen entfaltet wurden, der Feldruf: „Immanuel!“ oder, Gott mit uns! ertönte, ſtimmten ſie vertrauungsvoll das alte, oft erprobte, in der breitenfelder Mordſchlacht wohl bewährte Lied dann an, und mit den Worten der herrlichen Hymne zeigte ſich dann der Herr ihr Gott als „eine feſte Burg, ein gute Wehr und Waffen.“

Wir wandeln nach des Lagers linkem Flügel und treffen innerhalb deſſelben in der Dämmerung des Vorabends des Sanct Bartholomäustages in einer ärmlichen, von den frühern Bewohnern verlaſſenen Hütte zwei Krieger an, deren Perſönlichkeit für den Verfolg dieſer Geſchichte zu bedeutungsvoll werden dürfte, um ihr Aeußeres ganz übergehen zu können. Der Eine derſelben, und wie es ſchien der Vornehmſte, war ein Mann in der Blüthe des Manneslebens; aber in dem blaſſen regelmäßigen Geſichte, welches von rabenſchwarzen Locken umſchattet war, und deſſen Bläſſe von dem kleinen dunkeln Schnauz- und Zwickelbarte zu der Weiße des Marmors geſteigert wurde, gab es Züge, welche ſchließen ließen, daß ſeit Jahren der Wurm der Leidenſchaft an dieſer Blüthe nage. Die Geberden des Mannes waren lebhaft, und das Feuer des ſchön geformten, aber tiefliegenden Auges zeigte das von der Leidenſchaft durchwühlte, entglühte Innere. Er war in Weiß gekleidet, doch deckte die Schultern ein blaues Sammetmäntelchen, mit einem Vorſtoße von Hermelin und blitzendem Stern verziert. Der Leſer möge in dieſem Manne den Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg erkennen. Ihm gegenüber ſaß auf einem hölzernen Schemmel, ein gefülltes Weinglas in ſeiner Hand, ſtarr ſeine Blicke auf den Herzog gerichtet, des Fürſten Stallmeiſter und Vertrauter, Archambaud de la Roue. Er war ein Mann von vierzig Jahren, in ſchwarzer Kleidung. Die gelbe Hautfarbe und der Schnitt des Geſichts verkündigte den Provençalen; in den Zügen des Mannes aber hätte eine etwas lebhafte Phantaſie das Sinnbild ſeines Namens erblicken können. Der ſtechende Blick des dunkeln Gefährten ruhte mit höhniſchem, widrigem Ausdrucke fortwährend auf dem Fürſten, welcher eben eine, wie es ſchien, in heftiger Aufwallung geführte Rede endigte.

Unter gellendem, mißtönigem Gelächter ſtieß Archambaud jetzt das volle Weinglas ſo heftig auf die Tafel, daß der hochaufſpritzende Inhalt über dieſe zur Erde floß.

Koſtbar! rief er. Eine herrliche Entdeckung! Nun, der Herzog Friedland wird ſich freuen! Nehmts nicht für ungut, mein edler Herr, wenn ich aus vollem

Halſe und zum voraus über den großen Rechenmeiſter lachen muß, der diesmal ſich in Euch ſo häßlich verrechnet hat; auch mögt Ihr mir erlauben, zu eigener Erbauung das Exempel noch einmal aufzuſtellen. Hier trank er den letzten Reſt aus ſeinem Glaſe. Der Friedländer, fuhr la Roue nun wieder fort, glaubte, als er das Commando wieder übernahm und gerade der Schwedenkönig am Rheine war, es ſei gerathen, in aller Stille einen Unterhändler an die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg zu ſenden, um dieſe von dem Bündniß mit Schweden abzuziehen. Zu dieſer Botſchaft, deren Folgen, wenn ſie günſtig, nicht zu berechnen waren, konnte nur Jemand dienen, durch deſſen Gegenwart an ihrem Hofe die Fürſten jedenfalls nicht compromittirt erſchienen, und darum wählte Wallenſtein hier meinen gnädigen Herrn. Durch die Verwandtſchaft mit jenen Fürſtenhäuſern, ja ſelbſt mit Guſtav Adolf, ward es dieſem leicht, der Sache ein Mäntelchen umzuhängen. Er ſtellte ſich unzufrieden mit dem Friedland, erklärte laut ſein Vorhaben, ſich dem Könige von Schweden anzuſchließen, und — unterhandelte im Geheim. Bisher ging Alles gut, und es war nicht zu zweifeln, daß, ward das große Werk nach Wunſch vollbracht, das größte offene Reichslehn und der goldne Widder in des Kaiſers Augen immer noch eine allzugeringe Gabe für die erſte Stütze ſeines Thrones, den Herzog Albert von Lauenburg, erſcheinen werde. Im ſchlimmſten Falle aber, und wenn auch Alles ohne Erfolg geblieben, hatte mein gnädiger Herr die ſchriftliche Ernennung zum Regimentschef in der Taſche. In Dresden ging Alles gut, und ungeachtet der ſchönen Augen der Damen am ſächſiſchen Hofe gelang es mir, meinen gnädigen Herrn bis nach Berlin zu bringen. Aber dort — dort war es aus. Die Königin von Schweden war eben angekommen, und in ihrem Gefolge glänzte ein Juwel, vor deſſen Strahlen in den Augen meines gnädigen Herrn der Glanz der kaiſerlichen Gnade erblinden mußte. Zwar war das Kleinod einem Manne zugehörig, welcher dem Herzoge von Lauenburg ſich ſtets als Feind gezeigt; zwar ſagte man, es habe dieſer Mann den Edelſtein bereits dem eignen Pflegeſohne zugeſagt, zwar ſchwindet beim längern Jagen nach dem Nebelbilde überirdiſchen Glückes das irdiſche Reichslehn ſowie der Orden des goldnen Vließes in nichts dahin; zwar koſtet es dem Friedland zwei Worte nur, um ſeinen Ambaſſadeur ganz öffentlich als einen Verräther darzuſtellen; aber Alles dieſes gehet unter in dem Anſchauen zweier

Mädchenaugen und dem Klange des Namens: Mathilde Orenſtierna.

Ja, Archambaud! rief ſchwärmeriſch der Herzog: Alles geht unter in dieſem Namen! Mag er behalten, der Kaiſer, ſein goldnes Widderfell! mag er behalten den kurfürſtlichen Hut, der erſt dem Haupte eines Andern entriſſen werden ſoll! Laß den Friedland mich brandmarken wollen mit dem ſchnöden Auftrage, den er mir gegeben und den ich in einer ſchwachen Stunde angenommen! Treu und ehrlich will ich vor Guſtav Adolf treten und alſo ſprechen: Sire! ich habe dich gehaßt, ſo heftig, als dieſes Herz nur haſſen kann, und ich hatte ein Recht, dich ſo zu haſſen, weil du mich einſt unköniglich behandelt; jetzt aber, Sire, erſcheine ich vor dir, denn du haſt einen Schatz in deinem Reiche, um den ich Leben, Ehre, Fürſtenhut, ja Alles, Alles opfern könnte; zeige dieſen mir als Ziel, und ich verſpreche Alles, was der Mann, der Ritter, der Fürſt dir nur verſprechen kann. Gieb mir Mathilden, und ich will dir dienen wie ein Knecht, ich will das Leben laſſen für deinen Ruhm, ich will, was ich ſonſt nie zu können glaubte, will dich lieben! ich will die Hand dir küſſen, jene Hand, die einſt im Uebermuthe — O Archambaud! rief der Herzog, indem er ſchnell mit beiden Händen die hocherglühenden Wangen ſich bedeckte, Archambaud! was kann die Liebe thun! Dein Herz von Stein, es hat noch nie geliebt.

Wenn ſo die Sachen ſtehen, rief la Roue, ſich ſchnell erhebend, indem, im kleinen Zimmer auf und abgehend, er dann und wann verachtungsvolle Blicke auf den Fürſten ſchoß, iſt freilich nichts mehr zu ſagen. Was denkt Ihr nun zu thun? ſprach er zum Herzog, deſſen Hände die über die blaſſen Wangen rollenden Thränen nur ſchlecht verbargen.

Was ich zu thun gedenke? rief der Herzog raſch aufſpringend, indem er Archambaud am Arme faßte. Mathilden zu erkämpfen, denke ich! Gefahren will ich ſuchen, und die größten ſollen die willkommenſten mir ſein. Guſtav ſoll keinen beſſern Kämpen in ſeinem Heere haben. Ich will ihn zwingen, mich zu achten; ich will Oxenſtierna zwingen, beſſer von mir zu denken. Guſtav ſelbſt ſoll um die Hand der Himmliſchen für mich werben, und dem Vater, dem ſchwärmeriſchen Freunde ſeines Königs, ſoll es unmöglich werden, die Werbung auszuſchlagen.

Und wenn er es dennoch thut? ſprach lächelnd der Vertraute.

Er kann es nicht! er wird es nicht! Du, der ſo haſchet nach Lohn und Ehrenſtellen, du könnteſt im Ernſte glauben, daß Oxenſtierna Anſtand nehmen würde, der Tochter blonde Locken mit einem Fürſtenhute zu bedecken, ſobald der König meine Sache führt?

Angenommen, doch nicht zugegeben, ſprach Archambaud nach düſterm Brüten, daß Oxenſtierna ſich bewegen ließe, ſo glaube ich doch nimmermehr, daß Guſtav Adolf in aufrichtigem Sinne je Eure Sache führt; verſprechen könnte er es Euch, ſo lange Ihr ihm ein tüchtig Werkzeug ſeid, das wäre möglich.

Sieh, Archambaud, erwiederte der Fürſt, weil du an keine Tugend glaubſt, ſo zweifelſt du auch an jener, die Guſtav's größte Feinde an ihm bewundern, an ſeiner Treue. Gibt er mir ſein Wort, ſo hält er es, dies iſt gewiß. Ich habe den König, ſprach der Herzog, indem er heftig auf- und abging, nie geliebt und liebe ihn heut noch nicht und hatte es bis jetzt nicht Urſach, aber ſeine Tugenden und ſeine Größe habe ich auch nie verkannt.

Wenn aber, ſprach lauernd Archambaud, wenn er — man kann ja die Fälle ſetzen — Euch gebrauchte als ſein Werkzeug, Euch nach Beſchaffenheit der Dienſte, die Ihr ihm leiſten wollet, auch ſchmeichelte und endlich wie einen Dolch, der ſtumpf und unnütz worden, am Ende auf die Seite würfe, zum Lohne etwa eine kleine Commandantſchaft an Lapplands Grenzen übertrüge? Wie dann, mein edler Herzog?

Dann, ſprach der Herzog mit ſtarker Stimme, dann hörte er auf zu leben! Pfui, Archambaud! wie kannſt du Schändliches von dem Manne glauben, den Alle, die ihn umgeben, ſo hoch verehren? Haſſe ihn, ſo wie ich ihn ſonſt gehaßt, aber laſſe ihm Gerechtigkeit widerfahren?

Ein Offizier trat ins Zimmer. Seine Majeſtät, hob dieſer an, verſammeln eben einen Kriegsrath der hohen Generalität in ihrem Zelte, und General Stenbock trug mir auf, im Namen des Königs Euer Gnaden aufs ſchleunigſte dazu zu laden.

Erwartet man einen Angriff? fragte der Herzog raſch.

Man ſagt, entgegnete der Offizier, der König habe vor, mit Tagesanbruch den Friedland anzugreifen.

Ich komme, rief der Herzog fröhlich. Ihr ſeid entlaſſen. Archambaud! rief der Fürſt, als jener Offizier das Zimmer verlaſſen hatte. Morgen ſollſt du von mir hören! Morgen kämpfe ich um einen edlern Lohn als jenes goldene Vließ, das mir dein Friedland bieten kann. Der Ruhm ſoll meine Argo werden, die mich nach meinem Kolchis führt! Er ſtürzte aus dem Zimmer.

Lieber in das Grab! ſprach la Noue mit finſterm Antlitz. Zerbrechen will ich mein Werkzeug eher, als es dulden, daß es gegen die Hand des Meiſters ſich empöre. Freilich, ſprach er nach längerm Sinnen, was wäre wohl dem ſchwärmeriſchen Tollkopf unmöglich?! Aber nein! er iſt mir unterthan, der Mann mit der Knabenſeele, und vielleicht erreiche ich auf dieſem Wege noch einen größern Erfolg!

Das weite, mit den ſchwediſchen Farben ſchön verzierte Zelt des Königs war mitten in der Lagergaſſe des Regiments Oſtgothland aufgeſchlagen. Starke Wachen, aus jenem Regiment gezogen, verhinderten die Annäherung der Unberufenen und deckten die vor dem Zelte aufgeflanzten Fahnen, ſowie die en trophée aufgeſtellten ſilbernen Keſſelpauken. Zwei Offiziere der finnländiſchen Reiter ſtanden mit gezogenem Schwerte vor des Zeltes Eingang, und hell erleuchtet war ſein Inneres. Am Ende einer langen Tafel, auf welcher eine rieſengroße Landkarte entfaltet lag, die linke Hand auf letzterer ruhend, ſaß Guſtav Adolf in einem Lehnſtuhl. Er war ein Mann von kräftigem Bau und königlicher Haltung. Die freundlichen Mienen des offenen Antlitzes, der wohlwollende Blick des großen blauen Auges war ganz geeignet, Vertrauen zu erwecken. Er trug einen Koller von Elenshaut, da eine früher erhaltene Wunde ihm nicht erlaubte, die Rüſtung anzulegen. Da der König, wenn er mit einem der Entferntſtehenden ſprach, die Hand dicht über das Auge hielt, er auch das Antlitz öfters auf die Karte beugte, und dieſe Bewegungen oft wiederkehrten, ſo fiel das kurze Geſicht des Königs um ſo mehr ins Auge. Mit großer Aufmerkſamkeit verfolgte er die Hand des nebenſtehenden Generals der Artillerie, Bernhard Torſtenſon, der mit dem Bleiſtifte mehrere Poſitionen auf der Karte bezeichnete. Dicht neben dem Stuhle des Königs ſtand der Herzog Bernhard von Weimar, ein Mann von mittler Größe, dunkeln, geſcheitelten, langen Haares und ſcharf markirten, verſtändigen Zügen. Wenig Schritte entfernt, befand ſich eine Gruppe der erſten Generale Guſtav's; alle leiſe ſich zuſammen unterredend. Unter ihnen ragte hoch empor ein Mann von funfzig Jahren, mit einer Römermiene und ſtattlich feſtem Anſehen: es war der Kanzler Graf Oxenſtierna. Stenbock, Banner, Horn, der Pfalzgraf von Birkenfeld, ſämmlich die erſten Generale Guſtav's, horchten mit Ehrfurcht des Kanzlers Rede. Ein großer Haufen Offiziere verſchiedener Waſſen füllte des Zeltes Hintergrund, und unter ihnen bemerkte man den Herzog von Lauenburg und Eduard Banner.

Laß gut ſein, Torſtenſon! ſprach endlich der König. Ich habe mich überzeugt; es bleibt nichts übrig als auszurücken und den Friedländer in ſeinen eignen Linien anzugreifen, und Ihr, Herr Herzog von Weimar, habt ganz Recht, wenn Ihr vermeinet, man müſſe den erſten Sturm gerad auf die größte Stärke des Feindes, die alte Feſte, richten. Können dieſe wir gewinnen, ſo iſt er in ſeiner Poſition verloren. Was meinſt du dazu, Oxenſtierna?

Es bleibt uns keine Wahl, entgegnete der Kanzler, welcher näher trat. Es gilt zu ſtürmen oder in dem Lager dem Hunger zu erliegen.

Euer Majeſtät genehmigt alſo den Plan, ſowie ich ſolchen vorgelegt? ſprach Herzog Bernhard.

Der Plan iſt brav, wie Alles, was Ihr thut, erwiederte der König freundlich. Die Finnländer und Weſtgothen ſollen den Angriff thun.

Es iſt der Kern des Heeres, bemerkte Oxenſtierna.

Du haſt Recht, entgegnete der König. Sie haben bei Breitenfeld genug gelitten; wir müſſen ſie für einen Nothfall uns bewahren. Die deutſchen

Regimenter alſo ſollen den Sturm eröffnen, und Finnland, Upland und Oſtgothland in die Reſerve rücken. Ein junger Offizier von anerkannter Tapferkeit in der Armee, ein Schwede, ſoll das erſte Regiment, das an den Wall rückt, führen. He! Eduard Banner! was meinſt du zu der Sache?

Mit Freuden! rief Eduard, aus der Gruppe der Offiziere hervor ſich drängend; mit Freuden, Sire, vernehme ich Eurer Majeſtät Befehl!

Raſch trat jetzt der Herzog Franz von Lauenburg vor den König.

Erlaubt mir, Sire, ſprach er mit feſter Stimme, daß ich mich an die Spitze des erſten Regimentes ſtelle, und denken die Deutſchen alle ſo wie ich, ſo ſchwöre ich bei meiner Fürſtenehre, es ſollen, ehe der morgende Tag ſich malet, die Farben des Hauſes Waſa auf der Zinne der alten Feſte glänzen, oder der letzte Deutſche jener Regimenter vor ihren Wällen fallen.

Aller Augen fielen auf den Herzog, und der König, welcher früher ihn nicht zu bemerken geſchienen hatte, erhob ſich aus dem Lehnſtuhl.

Sire! ſprach der Herzog immer dringender; bis jetzt hat manches Auge in dieſem edeln Kreiſe mit Kälte auf mich geblickt. Euere Majeſtät muß fühlen, daß der Fürſt, der Euerem königlichen Hauſe durch Verwandtſchaft nahe ſteht, der Krieger, der ſeines guten Willens ſich bewußt iſt, zweideutige Blicke nicht ertragen darf, und darum erbitte ich mir dies Commando als eine Gnade.

Ihr habt Recht! ſprach der König nach einer Pauſe, während welcher er mit dem großen blauen Auge den Herzog angeblickt, als ob er ihm auf den Grund der Seele ſchauen wollte. Eure Liebden ſoll das Commando der vier Bataillone haben, welche den Sturm beginnen, und Banner ſoll, wie dies ſeit jener Rückkehr von Stockholm der Fall geweſen, in meiner Nähe bleiben. Mit Gott, Ihr Herren! ſetzte der König hinzu, mit einer Handbewegung die Verſammlung nun entlaſſend. Ihr, Herzog Bernhard und Oxenſtierna, ſeid ſo gut, noch einen Augenblick zu bleiben!

Die Offiziere gingen aus dem Zelte.

Der Morgen graute endlich, und in gedrängten Maſſen rückten die Schweden aus ihrem Lager. Schon paſſirte ihre Vorhut den Rednitzfluß, und es wichen die kaiſerlichen Außenpoſten den Schüſſen der leichten ledernen Kanonen, eine neue Erfindung damaliger Kriegskunſt, als Guſtav Adolf noch wenige herzerhebende Worte zu den vorbeiziehenden Bataillonen ſprach, und laut ertönten aus deren Mitte geiſtliche Geſänge. Jetzt ſtanden endlich beide Heere ſich in Schlachtordnung gegenüber, und die Hauptmacht des Feindes krönte die Anhöhen zwiſchen der Biber und der Rednitz. In langen Linien breitete ſich das friedländiſche Lager durch das Feld. Schanzen, Verhaue, tiefe Gräben ſchützten den ſteilen Hügel, die alte Feſte, auch Altenberg genannt, und hundert Feuerſchlünde drohten den Stürmenden. Der König hielt auf einem Hügel und befahl, mit drei ſchweren ſchwediſchen Batterien das Kampfſpiel zu eröffnen. Sogleich donnerten die ſchwediſchen Kanonen, und es rückte der zum Angriff auf die Feſte beſtimmte Phalanx vorwärts. An deſſen Spitze marſchirten fünfhundert auserleſene Musketiere, ohne Fahnen, um im Unglücksfalle nicht dieſe zu verlieren; ſie wurden von fünf Oberſten geführt und ſollten ein unaufhörliches Gliederfeuer unterhalten, weil Wallenſtein des Berges Abhang, ſowie die Verhaue mit Scharfſchützen beſetzt hielt. Ihnen folgten vier auserleſene deutſche Bataillone, ſechszehn Mann hoch aufgeſtellt, in kleinen Intervallen; dieſe führte der Herzog Franz von Lauenburg. Mit gezogenem Degen und zu Fuße marſchirte er an der Spitze der Sturmcolonne und hatte die grüne Schärpe, das

Zeichen ſeines Hauſes, mit den Farben des Hauſes Waſa für heut vertauſcht. Er ſalutirte freudig den König mit dem Schwerte, als er am Fuße des Hügels, wo jener hielt, vorbeizog. Stufenartig folgten Bataillone auf Bataillone in einer Folgenreihe, der gemäß man in unſern Tagen dieſem Angriff den Namen einer „Attake en échelons vom linken Flügel“ beilegen würde.

Eben begann am Abhange des Berges das Musketenfeuer, und als ob ſich die Erde öffne, ſpieen die friedländiſchen Feuerſchlünde ihre ſchweren eiſernen Ballen von des Berges Spitze auf die Stürmenden, und der kaiſerliche Feldruf: Jeſus Maria! miſchte ſich mit dem: Hier Immanuel! der Schweden. Ganz in Pulverdampf gehüllt, ſtürmte die Angriffscolonne aufwärts und ſtand bald vor den feindlichen Paliſſaden. Aber hier war ſie dem fürchterlichſten Feuer ausgeſetzt. Gehacktes Eiſen, Kugeln, durch kurze Ketten unter ſich verbunden, beides Stellvertreter der heutigen Kartätſchen, riſſen die Stürmenden rottenweiſe nieder; ihr Verluſt ward immer ungeheurer. Mehrmals begannen ſie zu weichen, aber Herzog Albert mit geſchwungenem Degen führte ſie, wie der Todesengel, immer von Neuem an den Feind. Vergeblich mühte man ſich, in heftigem Kugelegen die hohen Palliſaden zu überſteigen, und wüthend warf der Herzog den Degen auf die Erde, mit Löwengrimme ſich beſtrebend, die Paliſſaden mit den Händen dem feſten Boden zu entreißen. Alles, Alles war umſonſt; es floß das Blut des Herzogs von beiden Händen von den Splittern der zerſchoſſenen Paliſſaden, aber einen Eingang zu öffnen, war unmöglich. Kaum waren von den vier Bataillonen noch hundert Mann am Leben, und dieſe wendeten ſich zur Flucht. Es rückte ein ſchwediſches Regiment im Pulverdampfe vor. Raſch ſprang der Herzog zu dem Commandeur.

Ihr ſeid es, Banner? rief er. Iſt dies nicht Finnland?

Ja, entgegnete Eduard. Nach des Königs Befehl ſoll ich es zum Kampfe führen.

Dann erlaubt mir, bei Euch zu bleiben! rief der Herzog in wilder Freude. Einer von uns erringt vielleicht den Sieg, und fällt der Eine, ſo wird der Andere des Siegeskleinods Erbe.

Das Krachen des Geſchützes entzog dem Ohre Eduard's die Hälfte der ihm unverſtändlich gebliebenen Rede, und von neuem begann der Sturm.

Der Tapferkeit der nordiſchen Eiſenmänner, unter der beſonnenen Anführung Eduards, gelang es endlich, was dem ungeſtümen Wüthen des Herzogs nicht hatte gelingen wollen, einen Eingang durch die Paliſſaden zu eröffnen. Das Handgemenge der Schweden mit der feindlichen Mannſchaft war fürchterlich, und es ſchwiegen Wallenſtein's Geſchütze für einen Augenblick, um Freund und Feind zugleich nicht zu zerſchmettern. Schwert wüthete gegen Schwert, und Partiſane gegen Partiſane. Im mörderiſchen Kampfe und mit dem Ausrufe: Hoch! Oeſterreich Hoch! fielen die kaiſerlichen Oberſten Graf Fugger und Caraffa, und endlich lag der Letzte, welcher die Paliſſaden vertheidigt hatte, auf der blutgetränkten Erde. Eben wollte Eduard und der Herzog den Graben überſchreiten, da eröffnete das fürchterlichſte Kanonenfeuer ſich aufs neue. In wenig Augenblicken lag die nordiſche Heldenſchar am Boden, und beide Führer, Eduard am Arme, der Herzog an der Schulter leicht verwundet, wurden von dem Häuflein der Wenigen, die in dem Mordſpiel übrig geblieben, zurück- und fortgeriſſen. Zehn Stunde dauerte der Angriff, und es kam ein drittes, viertes, fünftes und ſechstes Regiment zum Kampfe. Es fielen auf ſchwediſcher Seite noch der tapfre Boetius, Scepter und der Schotte Mac Kin; es wurden Erbach, Thurn und Eberſtein verwundet.

Torſtenſon fiel in die Gewalt des Feindes; doch alle dieſe Opfer waren fruchtlos. Am Fuße der Hügel übernachtete in Schlachtordnung die Armee, und obgleich am Abend Herzog Bernhard die Erſtürmung eines Hügels, von welchem die alte Feſte beſtrichen werden konnte, meldete, der tapfre Stalhanntſch mit zweihundert finniſchen Reitern die ſogenannten Unbeſieglichen des kaiſerlichen Oberſten Kronenberg zuſammenhieb, ſo ſandte der König doch den Schotten Hepburn an die Punkte, wo ſich das Treffen aufs Neue entzündet hatte, mit dem Befehle, die Regimenter aus dem Kampfe zu führen.

Es war am Abend nach der vergeblich geſchlagenen Schlacht, als Oxenſtierna, Eduard und der Herzog Franz ſich bei dem Könige in dem Zelte befanden, vor deſſen Eingange die Reiſekutſche des Kanzlers hielt, und ein Regiment leichter Dragoner aufritt.

Eile, Oxenſtierna, ſprach der König, eile raſch nach Erfurt. Du findeſt dort die Königin und die Verſtärkungen aus Pommern. Dein Eifer, deine Treue wird mir nach Franken den Weg bereiten, den ich in kurzem anzutreten denke, um in dem Unglückslager nicht noch dem Hunger und den Seuchen zu erliegen. Ihr, Eduard Banner, werdet mit den Dragonern die Reiſe des Kanzlers decken, und ich denke, ich darf Euch nicht noch beſonders die Hut der erſten Stütze meines Thrones empfehlen.

Mit meinem Leben, Sire, entgegnete Eduard feurig, hafte ich für jedes Haar auf dieſem theuern Haupte!

Beide gingen, und ein Page meldete die Verſammlung der zu dem König entbotenen Generale. Der Monarch ertheilte dieſen die nöthigen Ordres zur Wiederherſtellung der Ordnung in der durch den ungeheuern Verluſt zerrütteten Armee. Er lobte bald, bald tadelte er verſchiedene Anordnungen einzelner Führer in der Schlacht, und rief dann endlich den Herzog in des Kreiſes Mitte.

Herr Herzog, ſprach er mit bewegter Stimme, ich halte mich verpflichtet, Euer Liebden im Angeſichte dieſer verdienten Männer für Euer Benehmen in der Schlacht zu danken. Ihr habt nicht nur gewetteifert mit dem Tapferſten, Ihr habt ihn übertroffen, und darum halte ich es für meine Pflicht, Euch königlich zu lohnen. Es iſt ein alter Brauch, fuhr endlich der König fort, daß Jeder unſerer Soldaten ſich einen Waffenbruder wählt. Ich will ein Beiſpiel geben, daß auch der König das Schöne, Sinnige des alten Brauchs zu ehren wiſſe: Ihr ſollt mein Waffenbruder ſein!

Ueberwältigt von Gefühlen, ſank der Herzog ſprachlos vor dem Monarchen auf die Knie.

Ich könnte, ſprach der König, Euch ein Regiment ertheilen, und es ſind deren heute durch Gottes Fügung mehrere erledigt worden, aber ich glaube Euch ſo mehr zu ehren. Darum ſtehet auf, mein Waffenbruder; an meinem Herzen iſt Euer Platz, und in der Schlacht an meiner Seite.

Aller Augen blickten mit Theilnahme auf den Herzog, und über manche benarbte Wange rollte eine Thräne. Mit leichter Neigung des Hauptes entließ der König die Generale und winkte nur dem Herzog, noch zu bleiben.

Franz Albert, ſprach er nach einer Pauſe mit gerührter Stimme, ich habe ein großes Unrecht gut zu machen. Selbſt als du noch den Degen gegen mich geführt, war oft mir der Gedanke quälend, wie ich einſt in der Jugendhitze am Hofe von Stockholm dich ſo beleidigt. O könnteſt du empfinden was ich empfand, als ich dich heute ſo ritterlich, ſo redlich für mich ſtreiten ſah! Du würdeſt mir vergeben, wenn du in meinem Herzen leſen könnteſt, wenn du wüßteſt, wie ſchwer es dem Monarchen wird, die ächte Treue vom Schein zu unterſcheiden.

Alles, alles Vergangene habe ich vergeſſen, Sire! ſprach der Herzog unter Thränen, das glühende Geſicht auf Guſtav's Hand gebeugt; doch Sire! ich will nicht beſſer ſcheinen, als ich bin. Zwar habe ich, ſelbſt als ich auf Feindes Seite war, an Eure Seelengröße nie gezweifelt; aber nicht reiner Eife für die Sache unſers proteſtantiſchen Glaubens und des Rechtes war es, was mich unter dieſe Fahne führte. Einmal unter ihnen, würde ich auch ohn jede Nebenrückſicht gewetteifert haben mit dem Beſten in dem Heere, doch war die Leidenſchaft allei im Stande, zu ſiegen über den alten Groll, un mich dann zu bewegen, Euch meine Dienſte anzubieten. Ich will es frei bekennen, es war die Liebe die mich hierher geführt.

Die Liebe ſagſt du? ſprach der König. Wie iſ dies möglich?

Am Hofe zu Berlin, entgegnete der Herzog, ſa ich Mathilden Oxenſtierna, des Kanzlers jüngſte Tochter. Sie ſehen und ſie lieben war meinem Herze eins; ſie zu beſitzen, mein einziger Gedanke. Au jener Seite, ſprach mein Herz, mußt du ſie ſuchen das köſtlichſte Juwel in Schwedens Reichen dir mi dem Schwert gewinnen. Ich eilte her. Ich wußte nur zu gut, daß Orenſtierna ſelbſt einem Könige ſein Kind verweigern würde, hätte er für Schwedens Krone nicht geſtritten. Jetzt, Sire, habe ich mein Herz erleichtert; nicht ein Gedanke iſt in ihm verborgen, den ich Euch nicht offen, nicht treu und redlich dargelegt.

Gern, ſprach der König, würde ich, wie es einem treuen Freund und Waffenbruder ziemt, die Wünſche deines Herzens bei dem Vater des Mädchens unterſtützen, aber ich kenne ſchon den Alten; er würde zehnmal eher ſein und der Seinen Leben für mich zum Opfer bringen, als einmal irgend Jemand Einwirkungen in ſeines Hauſes Angelegenheit geſtatten. Sprachſt du das Mädchen?

Kaum konnte ich ihr wenige Worte ſagen, entgegnete der Herzog. Auch wollte ich mich erſt würdig zeigen, um ihren Beſitz zu werben.

Ich werde ſelbſt, entgegnete der König nach kurzem Sinnen, beim Alten um das Mädchen für dich werben, doch ſetze nicht zu viel Vertrauen auf den Erfolg der Werbung. Hat Orenſtierna einem andern Manne der Tochter Hand verſprochen, oder willigt nicht das Mädchen ein, ſo iſt all' unſere Müh umſonſt. Der Alte iſt nicht der Mann, der ſich läßt blenden vom

Fürſtenhut, der ſchwediſche Reichsrath ſteht in ſeinen Augen dem Fürſten gleich.

Schon die Gnade, rief entzückt der Herzog, die Gnade, Sire! die Ihr mir verheißet, iſt mir Bedeutung des glücklichen Erfolgs. Auf meinen Knien, Sire, — er umfaßte die Knie des Königs — zu Euren Füßen, ſchwöre ich Euch, zu vergelten, was Eure Majeſtät in der Erfüllung eines Wunſches, der meine ganze Seele einnimmt, für mich zu thun gedenkt.

Hoffe nicht zu viel! entgegnete der König, den Herzog ſanft erhebend. Deſto größer wird die Empfindung deines Glücks dann ſein.

Entzückt verließ der Herzog das königliche Zelt. Er hätte auf ſeinem Wege Freund und Feind umarmen mögen. Das Elend in dem Lager, das Stöhnen der Verwundeten, die kranken abgezehrten Geſichter der Soldaten, noch einmal ſo blaß als ſonſt erſcheinend in der Beleuchtung der Lagerfeuer, Alles ging an ihm vorüber, er dachte nur an Mathilden, und der kalte Herbſtwind, der durch das Lager ſauſte, ſchien ihm ein ſanfter Zephyr. Zwar wollte manchmal ihn bedünken, er ſei, trotz ſeiner ausdrücklichen Verſicherung, gegen den König ganz offen nicht geweſen, er habe ihm verſchwiegen, daß, einem Gerücht zufolge, Oxenſtierna die Hand der Tochter an Eduard bereits verſagt; aber theils gingen dieſe Zweifel unter in der Hoffnung, und theils entſchuldigte er ſich damit, daß jene Nachricht doch immer nur ein Gerücht geweſen. Voller Freuden theilte er Archambaud die Nachricht ſeines Glückes mit. Er ſetzte die finſtre Miene, die ſtarre Kälte des Vertrauten auf Rechnung eines heftigen Krankheitsanfalls, der ihn am vorigen Tage bereits verhindert hatte, dem Treffen beizuwohnen, und baute Pläne auf Pläne, Entwürfe auf Entwürfe, welche das Herz nur um ſo tiefer dann verwunden, wenn ihre ſchwankenden Gerüſte wie ſchwaches Rohr zuſammenbrechen vor dem Hauche des allgewaltigen Schickſals.

Die Noth im ſchwediſchen Lager ward täglich größer, und es hoffte der König von Tage zu Tage umſonſt, daß Wallenſtein das ſeinige zuerſt verlaſſen werde. Plünderungen und Gräuel aller Art nahmen jetzt überhand, und ganz vorzüglich zeichneten ſich in dieſen die deutſchen Truppen aus. Der König ergriff ſelbſt einſt einen Lieutenant, welchen beim Plündern man ertappte, und indem er ihn dem Strange überlieferte, ſprach der Monarch: Es iſt beſſer, daß du ſtirbſt, als daß der Zorn Gottes wegen dieſes Verbrechens dich, mich und das ganze Heer treffe!

An die deutſchen Offiziere hielt der König eine donnernde Rede, deren Eingang uns die Geſchichte wörtlich aufbewahrte: Ihr Fürſten, ſprach der edle Monarch, Ihr Grafen, Ihr Herren, Ihr Edelleute, Ihr ſeid diejenigen, die Ihr Untreue an Eurem eigenen Vaterlande beweiſet, welches Ihr ruinirt, verderbet und verheert. Ihr Oberſten, Ihr Offiziere, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, Ihr ſeid diejenigen, die Ihr ſtehlet und raubet, Keinen ausgenommen; Ihr beſtehlet Eure Glaubensgenoſſen und gebet mir Urſache, daß ich einen Ekel an Euch habe, wenn ich Euch anſehe, und daß mir das Herz im Leibe gället.

Noch lange ſprach der König in dieſem Tone, und ſeine Rede preßte der rauhen Verſammlung heiße Thränen aus.

Am achten September endlich brach der König aus ſeinem Lager auf. Er richtete nach Neuſtadt an der Aiſch und Windsheim ſeinen Marſch, doch blieb er hier nur fünf kurze Tage, um den Truppen Zeit zur Erquickung zu geſtatten, dann brach er nach Thüringen auf. Es war dem Könige äußerſt wichtig, ſobald als möglich ins Herz von Sachſen vorzurücken und dort den Friedländer aufzuhalten, welcher Miene machte, durch Gewalt der Waffen den

Kurfürſten zu nöthigen, dem ſchwediſchen Bündniſſe zu entſagen. Während die Armee durch Thüringen marſchirte, eilte der König raſch nach Erfurt, um ſeine Gemahlin dort zu treffen. Er traf ſie — zum letzten Mal.

Eine unzählige Menſchenmenge wogte, als der König zu Erfurt einzog, auf dem Graden, einem großen Platze vor der Kathedrale. Die Umgebungen der hochgelegenen Kirche, die Stufen, welche von dem Platze zu dieſer führen, die Fenſter und die Dächer der hohen ſchmalen Häuſer, Alles wimmelte von Menſchen, die den Einzug des nordiſchen Löwen, wie man Guſtav nannte, anſehen wollten. Auf den Geſichtern der Proteſtanten glänzte die Freude des Triumphes und that ſich in verſchiedenen Ausrufungen kund, als nun die Glocken zu läuten begannen und die Kanonen des Petersberges donnerten. Eben nahte ſich der König. Er war in ſeiner gewöhnlichen Kleidung, einem ledernen Koller, und ritt ſein Lieblingsſchlachtroß, einen ſtolzen Rothſchimmelhengſt. Von allen Seiten drängte ſich das Volk bis an ſein Pferd. Greiſe ſtürzten, Freudenthränen weinend und laute Segenswünſche rufend, ſich auf die Knie, Mütter hoben ihre Kinder hoch empor, damit einſt dieſe im reifern Alter ſich rüh men könnten, den großen König, das Schild und Banner der proteſtantiſchen Lehre, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben. Jünglinge warfen jauchzend die Hüte in die Luft, und Alle drängten ſich, um nur den Saum des Kleides oder das ſtolze Roß, das ihren Helden trug, mit einem Finger zu berühren. Freundlich, doch bereit, dem Taumel der Freudensbezeigungen zu entweichen, ritt der König durch die dichten Maſſen, welche ſich immer feſter ſchloſſen und endlich, größtentheils auf den Knien liegend, den Helden zwangen, ſtill zu halten; da empörte das große beſcheidene Herz der Anblick jener Ehren, die nur den Unſterblichen gebühren und welche die alte Vorzeit ihren göttergleichen Helden einſt gezollt.

Iſt es nicht, ſprach unwillig der edle König zu Eduard Banner und dem Herzog, welche an ſeiner Seite ritten, iſt es nicht, als ob dies Volk mich zum Abgott machen wolle? Ich fürchte, des Himmels Rache wird mich für dies verwegene Gaukelſpiel ſtrafen, und dem thörichten Haufen meine ſchwache ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren!

Wir finden den Monarchen am Abend ſeines Einzugstages in dem Cabinet der Königin. Es war ein kleines Zimmer, mit rothem geriſſenen Sammet austapeziert. Die hohen Spiegel mit ihren vergoldeten Rahmen, die blitzenden Meubles, die ſtrahlenden Kron- und Armleuchter, Alles zeigte von dem Beſtreben der erfurter Bürgerſchaft, die Wohnung des Herrſcherpaares aufs Würdigſte auszuſchmücken. Die Fürſtin ſaß auf einem niedrigen Sopha mit hoher vergoldeter, reich mit Schnitzwerk verzierter Lehne; ihre Züge verriethen Trauer. Der König ging nachdenkend mit kurzen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Alſo in wenig Tagen, ſagen Sie? ſprach jetzt die Königin mit ſchmerzlichem Ausdruck.

In wenig Tagen, erwiederte der Monarch mit feſter Stimme und hoch erhobenem Arm, in wenig Tagen denke ich dem Friedland eine Schlacht zu liefern, von welcher die Geſchichte reden ſoll, und die entſcheiden wird, wer Herr ſoll bleiben auf dieſem Boden. Bei Naumburg an der Saale denke ich ein ſchwediſch Heer zu ſammeln, wie keines auf deutſchem Boden noch erſchien, und Oxenſtierna ſchreibt mir, er hoffe, wenn ich ihm noch wenig Tage vergönnen wolle, wenigſtens mit zweitauſend Mann, die von der Elbe er heranzuziehen gedenkt, es zu verſtärken. Im erſten Augenblick, ſetzte der König nach kurzem Schweigen hinzu, war es mir unlieb, daß der Alte vorausgeeilt und noch ſo leichtſinnig geweſen, den Banner mit den Dragonern zurückzulaſſen, aber Recht hat er im Grunde doch wie immer.

Er ſagte, ſprach die Königin, als er abging: er hoffe Ihnen in Naumburg mehr zu nützen als General, wie hier als Kanzler.

Und doch, entgegnete der König lächelnd, hatte ich gerade ein wichtiges und dringendes Geſchäft mit Oxenſtierna hier abzuthun. Den zweiten Theil deſſelben muß ich nun freilich wohl verſchieben, den erſten aber will ich friſch beginnen: es iſt etwas, wobei Sie mich als mein geheimer Rath und Kanzler unterſtützen ſollen. Ja, lächeln Sie nur immer! Sie werden es ſchon ſehen. Iſt nicht Oxenſtierna's Tochter unter Ihren Damen? Ich dächte, der Alte hätte mir davon geſagt.

Sie iſt im Nebenzimmer, entgegnete die Königin; wollen Sie ſie ſprechen?

Der König neigte leicht das Haupt, und es ertönte die Silberklingel, die auf dem Tiſche der Fürſtin lag. Die Thüre öffnete ſich; Mathilde trat herein.

Komm näher, liebe Oxenſtierna! ſprach die Königin. Es wünſcht der König dich zu ſprechen.

Ei ſieh doch! ſprach der gütige Fürſt, indem er Mathildens hocherröthende Wange ſtreichelte, was biſt du groß und hübſch geworden! wie wird dein Vater ſich gefreut haben, dich ſo zu finden!

Die Gnade meiner theuerſten Monarchin, entgegnete Mathilde, den Saum der Schärpe des Königs an ihre Lippen drückend, verſchaffte mir das Wiederſehen des lieben Vaters. Möchte ich mit meinen geringen Kräften dieſe Huld verdienen können.

Und du haſt dich, ſprach der König ſcherzend, auch nicht gefürchtet, in den Krieg zu ziehen? Nun dafür ſollſt du auch Gelegenheit finden, Gefangene zu machen; verſteht ſich, blos in meinem Heere; ich wüßte ſelbſt ſo einen Ritter, dem ich zutrauen wür-e, daß er ſich bei der erſten Auffoderung ergeben önnte — was meinſt du dazu, mein Mädchen?

Eure Majeſtät, entgegnete Mathilde in jung-räulichem Erröthen, belieben mit Ihrer Magd zu cherzen.

Es iſt mein voller Ernſt! ſprach der Fürſt, in-em er ſich niederließ und Mathildens Hand ergriff. omm her und höre! ich will den Gegner dir be-hreiben. Sieh, mein Mädchen! es iſt ein hübſcher unger Ritter von ſchlankem Wuchs und männlicher eſtalt. Tapfer iſt er; er hat es neulich noch bewieſen im nürnbergiſchen Lager; verliebt iſt er auch hinlänglich, wie ich aus ſeinem eignen Munde weiß, und auf dem Kopfe trägt er den Fürſtenhut! Nun ſprich, ſind das nicht lauter hübſche Eigenſchaften?

Sie ängſtigen das arme Kind! ſprach die Königin, ſich freundlich Mathilden nähernd. Sehen Sie nur, wie ſie bald roth, bald blaß wird.

Das wollte ich nicht! entgegnete der gütige König, indem er Mathildens Hand fahren ließ. Aber nöthig iſt es, daß ich mit dir darüber ſpreche, liebes Mädchen; ich habe darauf mein Wort gegeben, und auch mit deinem Alten muß ich reden. Ja, Maria Eleonore, ſehen Sie mich nur an! ich habe verſprochen, den Freiwerber zu machen, und Sie ſollen einſt Zeuge ſein, ob ich auch redlich meine Schuldigkeit gethan. Höre, meine Tochter! rede jetzt frei, offen und ohne Furcht, ſowie es dir ums ſchwediſche Herz iſt, und ſowie es immer der ächten Nordlandstochter ziemt: Iſt dein Herz noch frei?

Es iſt verſagt! entgegnete Mathilde mit leiſer, kaum hörbarer Stimme.

Nun, bei meinem Eid! entgegnete der königliche Krieger lachend, du haſt keine Zeit verloren! Nun weine nicht! ſetzte er freundlich hinzu, als er bemerkte, daß der kriegeriſche Scherz Mathildens Auge mit Thränen füllte; ich meine es ja gut mit dir. Aber, ſprach er, haſt du es auch bedacht? Der Mann, für den ich werbe, trägt einen Fürſtenhut!

Der meiner Wahl, entgegnete das Mädchen feſt und feurig, verdiente ihn zu tragen.

Glaub's ſchon! entgegnete der König, aus vollem Halſe lachend. Und eine Krone drüber? nicht wahr, mein Mädchen? Nun, ſei nicht böſe. Es gab auch eine Zeit, wo ich die Welt mit deinen Augen betrachtet habe.

Ich bitte Eure Majeſtät in tiefſter Demuth, ſprach Mathilde, etwas gereizt vom Spott des Königs, Ihrer Magd zu glauben, daß Oxenſtierna's Tochter keine unwürdige Wahl getroffen hat. Es iſt, ſetzte ſie mit einem Muthe, den ſie ſpäter ſelbſt kaum begreifen konnte, hinzu, der Oberſtlieutenant Banner der Mann, den ſich mein Herz gewählt.

Wirklich? entgegnete freundlich der Monarch, indem er Mathilden auf die Wange klopfte. Nun, dachte ich es doch gleich, du würdeſt einen der Beſten meines Heeres zum Gefangenen machen! Alſo Banner! Nun ja, der iſt ein Ehrenmann, ein ächter Schwede; die Wahl macht deinem Geſchmack und Herzen Ehre. Aber, ſprach er ſcherzend zur Königin, ich muß Sie bitten, es bei Leibe meinem

Clienten nicht zu ſagen, daß ich ſo häßlich aus der Rolle falle und ſeinen Nebenbuhler lobe. Am Ende ſage ich Ihnen gar nicht ſeinen Namen, damit Sie mich nicht verrathen können. Aber, Mädchen! ſprach der König ernſter, weiß dein Vater um deine Wahl? Der Banner hat weder Geld noch Gut, und auch dein Vater iſt nicht gar zu reich, dazu iſt er zu ehrlich in ſeinem Poſten.

Es ſpricht der Vater, entgegnete Mathilde, daß, wenn beſſere Zeiten erlauben würden das Schwert zur Pflugſchar umzuwandeln, ſo müſſe Banner auf einem kleinen Gütchen mit dieſer uns ernähren, und er brauche dem Staate dann nicht zur Laſt zu fallen; der Vater denke es eben ſo zu machen.

Ja! rief der König, damit ſoll er kommen! Den Freund verlaſſen! das wäre mir eben recht. Nein! wenn Gott nach ſeinem weiſen Rathſchluß es fügen ſollte, daß wir Alle in Friede und in Freude die Segel zu der Heimkehr lichten ſollten, ſo denke ich wohl keinen meiner Treuen zu vergeſſen. Mit freundlichem Winke entließ Guſtav Adolf Mathilden. Zwar wird es, ſprach der König, als das Mädchen das Zimmer verlaſſen hatte, wohl umſonſt ſein, aber mit dem Alten muß ich dennoch reden; ich habe dem Lauenburger mein Wort darauf gegeben.

Der Lauenburg alſo iſt es, den Sie im Sinne hatten? ſprach die Königin. Ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, wie ich erſchrak, als ich den Herzog heute an Ihrer Seite ſah.

Und warum? entgegnete lächelnd der Monarch.

Von jeher, ſprach die Königin, überfiel mich ein geheimes Grauen in der Nähe dieſes Mannes; ſein Inneres ſcheint ein Vulkan voll Leidenſchaften, und ſeine Blicke brennen in einem wilden Feuer. Dazu iſt es ja auch hinlänglich bekannt, daß er Sie haßt.

Wir ſind verſöhnt, entgegnete der König. Wir haben alles Vergangene vergeſſen. Bei Nürnberg focht er wie ein Löwe für unſre gute Sache.

Dennoch, mein Gemahl, entgegnete ängſtlich die Königin, mögen Sie dem zweideutigen Mann nicht allzuviel vertrauen. Als Sie mir Nachricht gaben, daß der Herzog in Ihrem Lager angekommen, warnte mich in folgender Nacht ein furchtbar böſer Traum.

Ein ächter Frauengrund! erwiederte der König lachend.

Mögen Sie immer ſpotten! ſprach die Fürſtin. Ich ſah Sie im Gewühle der Schlacht. Das Gedränge war fürchterlich. Sie bluteten. Ueberall in Ihrer Nähe ſah man nur die blutrothe Schärpe, das friedländiſche Zeichen. Weit und breit war

Niemand von Ihren Schweden; blos der Lauenbur ritt an Ihrer Seite und ſtieß ein gellendes Gelächter aus.

Und ein Traum, entgegnete der König freundlich, indem er an der Seite der Fürſtin ſich niederließ, ein bloßer Traum, er könnte Sie ſo beunruhigen?

Und wenn ich, ſprach der Monarch nach kurze Pauſe, auch fallen ſollte, ſo fällt doch die heilig Sache, für die wir kämpfen, nicht mit mir! Wa wäre ſie, wenn eines einzigen Menſchen Leben ſi ſtürzen oder erheben könnte? Die theure Glaubensfreiheit, der hohe Preis, um den wir ſtreiten, jene Kleinod, wegen deſſen viel tauſend Heldenherze ſchon verbluteten, ſie iſt nicht an Zeit gebunden un an Raum. Mögen wir Alle hier begraben werde in fremder Erde, mag unſer Kampf erfolglo ſein, endlich wird doch ein Held erſtehen, der da heilige Banner ſiegreich auf unſere Gräber pflanzen wird!

Es war am erſten November, als die ſchwediſch Armee in der Nähe von Naumburg ankam, un wir finden in einem von den Bewohnern verlaſſene Hauſe, unweit des ſchwediſchen Lagers, den Stallmeiſter des Herzogs von Lauenburg in eifrigſten

Geſpräche mit einem Jünglinge von zwanzig Jahren, dem jüngſten der Secretaire Oxenſtierna's.

Ihr ſeid ganz närriſch, ſprach Archambaud, den Römer des Jünglings bis zum Rande mit Rheinwein füllend, Ihr ſeid ganz närriſch, ſo viel Umſtände zu machen, wegen eines Briefes, der, wie Ihr ſelbſt ſagt, zur Vernichtung ſchon beſtimmt iſt. Bedenkt doch: tauſend Ducaten, und ein einfältiger Zettel!

Aber, ſprach der Schreiber, bedenkt auch, Herr Ritter, meinen Hals, und ich bin gerade entſetzlich kitzlich an dieſem Theile. Zudem, wenn ich, wie ich Euch ſage, den Brief in Eurer Gegenwart ins Feuer werfen will?

Kann uns nichts nutzen! ſprach Archambaud. Seht, junger Freund, es liegt dem edeln Herzog daran, zu wiſſen, wie ſich der König, als mein edler Herr im nürnberger Lager erſchienen war, gegen den Herrn Kanzler, welcher damals ſich zu Mainz befand, wohl ausgeſprochen haben mag. Es koſtete meinem Herrn ein Wort nur, den Brief ſelbſt aus den Händen des Kanzlers zu erhalten, aber er will ihm dies Wort nicht gönnen, und überdies gingen Euch natürlich die tauſend Dukaten, die ich einem jungen Manne, wie Ihr ſeid und welcher ſie brauchen kann, zuwenden will, verloren.

Ich will, entgegnete der Schreiber nach einigem Beſinnen, Eurem gnädigen Herrn den Brief zum Leſen übergeben und dann ſogleich vernichten.

Geht nicht, Freundchen! geht nicht! ſprach Archambaud. Seht, mein gnädiger Herr behandelt und betrachtet die Sache nur wie einen Spaß und kann Euch deshalb nicht ſelber ſprechen; dies würde ſeine Würde compromittiren bei ſo unwichtiger Sache.

So nehmt eine Abſchrift! ſprach der Schreiber.

Lächerlich! entgegnete Archambaud. Mein gnädiger Herr würde mir die Abſchrift vor die Füße werſen; er würde merken, daß Ihr ihm mißtrauen könntet! Aber, ſprach der Stallmeiſter, nach einer Pauſe, leſet doch noch einmal jenen Brief, es ſtehet ja nicht ſo gar was Uebles drin.

Lieber Oxenſtierna! las der Schreiber, es iſt ganz überflüſſig, daß du mich vor dem Lauenburger warneſt. Ich betrachte ihn ohnehin nur als einen Spion, den Wallenſtein nach Berlin und Dresden geſendet hat, der ſich nun in meine Nähe drängt, um ſeinem Herrn und Meiſter Kundſchaft zu bringen, und der einſt verſchwinden wird, wie er gekommen. Laß dich darum nicht irren, wenn ich genöthigt bin, ihn zu ſchonen, oder ihm gar Beweiſe meiner Gunſt zu geben. Daß du aus ebenangeführten Gründen nichts mit ihm zu ſchaffen haben willſt, kann ich dir nicht verdenken. Guſtav Adolf. Gegeben in unſerm Lager zu Nürnberg, am zehnten des Auguſtmonats.

Das Datum, ſetzte der Schreiber noch hinzu, iſt etwas unleſerlich, es ſteht ganz unten hier am Rande.

Thut nichts zur Sache! ſprach Archambaud. Ueberhaupt kommts blos darauf an, daß dieſer Brief von der Hand des Königs iſt, und dieſes iſt der Fall. Aber wollt Ihr Euer Glas nicht leeren?

Mir wird ſchon ganz ſchwindlich! entgegnete der Schreiber.

Ei was! ſprach Archambaud. Trinkt doch, Herr Secretair! Ihr trinkt ja wie ein Mädchen!

Ja, was ich ſagen wollte, fuhr er dann fort; mein gnädiger Herr wird recht darüber lachen, wenn er erſieht, wie damals der König noch auf ihn ſo ärgerlich geweſen. Heute freilich iſt es anders! Er kommt gar nicht mehr dem König von der Seite, weil er ſein Waffenbruder iſt. Vielleicht hättet Ihr einſt wohl ein Anliegen an den König, und dies würde meinem gnädigen Herrn ein Wort nur koſten, um es erfüllt zu ſehen.

Hört, Herr Ritter! ſprach der Schreiber nach einigem Bedenken, auf vierundzwanzig Stunden will ich Euch den Brief wohl überlaſſen; dann könntet

Ihr ihn zerreißen und mir die Stücke zu völliger Vernichtung wiedergeben.

Zugeſtanden! rief lachend Archambaud. Herr Secretair, Ihr ſchickt Euch zu einem Diplomaten, ſo zäh ſeid Ihr im Unterhandeln. Hier alſo ſind die tauſend blanken Ducaten, und morgen holt Ihr Euch die Stücke jenes Zettels.

Ueber Erwarten iſt der Zufall günſtig! murmelte Archambaud, als Oxenſtierna's Schreiber das Zimmer verlaſſen hatte. So viel hätte ich zu hoffen kaum gewagt. Ich müßte meinen Brauſekopf nicht kennen, oder morgen Abend ſind wir wieder im Friedländ'ſchen Lager.

Was doch ſo ein kleiner Streifen Papier nicht machen kann! ſprach Archambaud nach einer Pauſe, während welcher er ein fingerbreites Stück vom untern Ende des Briefes abſchnitt und einige Worte an den Rand des Schreibens kritzelte. Statt des nürnbergiſchen Lagers und des zehnten Auguſts ſteht jetzt Erfurt hier, und der funfzehnte des Octobers. Das ändert die ganze Sache, und mit dieſem Schnitt der Scheere trenne ich die ganze königliche Waffenbrüderſchaft.

Am Abende des folgenden Tages lag der Herzog in einem Zimmer eines am Markte zu Naumburg an der Saale ſtehenden Hauſes an einem Fieberanfall krank darnieder. Er ſchien etwas zu ſchlummern, doch glühte ſein Geſicht in Fieberhitze, und heftig arbeitete die entblößte Bruſt. Langſam und ſichtlich beunruhigt, ging der Vertraute im Zimmer auf und ab, und ſah dann manchmal nach dem Schlafenden. Es ſchien der Letztere unruhig zu werden; er öffnete die Augen, aus denen die Gluth des Fiebers flammte, und richtete ſich halb empor.

Archambaud! rief er heftig. Ich hatte einen abſcheulichen Traum! Mir träumte eben von einem Briefe, von einem ſchändlichen, vermaledeiten Uriasbriefe! Was! ſchrie er voller Wuth der Fieberphantaſie; wer ſagt Spion? Archambaud! Wo iſt mein Dolch?

Beruhigt Euch doch, gnädiger Herr! ſprach Archambaud mit ängſtlicher Stimme. Ihr redet ja ganz irre.

Wo iſt der Brief? ſchrie der Herzog. Ich will dem Falſchen ihn vor die Füße werfen, und er ſoll mit mir kämpfen.

Wenn Ihr den Brief des Königs meint, entgegnete la Roue, den habe ich bereits vernichtet, wie ich ſolches zur Bedingung mir gemacht.

Und Alles, Alles hatte ich ihm vergeben! ſprac
der Herzog, welcher zur Beſinnung zu kommen ſchien
ſtill vor ſich hin. In meiner Seele war kein ſeind
licher Gedanke mehr! Treu wie die Beſten ſeine
Heeres wollte ich für ihn kämpfen. Mein Glü
wollte ich empfangen aus ſeiner Hand! Und an j
nem Tage, fuhr er fort, indem ihm Thränen übe
die brennenden Wangen rollten, an jenem Tage, w
er mir mit der theilnehmenden Freundesſtimme ve
kündigte, es habe Mathilde ihm geſtanden, ſie ſ
verlobt, doch wolle er ſich noch an den Vater de
Mädchens wenden, an demſelben Tage war er i
Stande, einen Brief zu ſchreiben, welcher aller Tre
und Ehre Hohn ſpricht!

Vergeſſet doch, mein gnädiger Herr! ſprach A
chambaud, indem er ſich am Bette des Herzogs ni
derließ, dies Unglücksſchreiben. Noch geſtern –
warum ſoll ich Euch dies nicht geſtehen — empfin
ich einen Brief vom Grafen Terzky. Es ſieht de
Herzog Euer Benehmen bis jetzt noch blos als ein
Maske an, die Ihr zu ſeinem Dienſte vorgenomme
und er wird mit offnen Armen Euch empfangen.

Schreibe ihm, entgegnete der Herzog raſch, i
würde kommen, doch eher nicht, bis ich dem Fried
land einen Dienſt geleiſtet, wie keiner ihm noch ge

leiſtet worden. Mein Entſchluß ſteht feſt. Es ſichert mir mein Rang den Zutritt zu dem Könige zu jeder Stunde. Ins ſchnöde Antlitz werde ich ihm erklären, daß er Wort und Treue mir gebrochen! Habe ich auch nicht den Brief mehr, ſo kann er ihn doch nicht im Angeſicht des Kanzlers läugnen.

Ihr vergeßt, mein edler Herr, entgegnete la Roue, daß zweier Menſchen Leben dadurch gefährdet würden, daß Ihr mir Euer Fürſtenwort gegeben habt, nichts von dem Briefe zu erwähnen, und daß der Kanzler den König nicht Lügen ſtrafen wird.

Zum zweiten Male alſo, rief der Herzog, ſoll ich mich von dem Stolzen, Falſchen, ſo ungerecht beſchimpfen laſſen?

Rächt Euch dadurch, daß Ihr ſobald als möglich ihn verlaſſet! ſprach Archambaud.

Der Oberſtlieutenant Banner! meldete ein Diener, welcher eintrat.

Iſt mir hoch willkommen! lachte der Herzog wild.

Seine königliche Majeſtät, ſprach Eduard, der ſich tief verbeugend ins Zimmer trat, iſt ſehr beſorgt, ſeitdem ſie heut vernommen, daß Eure Gnaden unpaß. Es laßt deshalb der König um Nachricht über Euer Befinden bitten, mit dem ausdrücklichen Zuſatz, daß es ihn über Alles ſchmerzen würde, Euren Arm in der Schlacht zu miſſen, die er nächſter Tage dem Friedländer zu liefern denkt.

Sagt dem Könige, rief der Herzog mit ſtarker Stimme, ich würde in der Schlacht nicht fehlen, ſo wenig wie irgendwo, wo Rache zu nehmen gegen feindlichen Uebermuth, und dem Befinden nach wäre ich ſo munter, daß ich Euch, Herr Oberſtlieutenant, hätte meinen Glückwunſch zur Verlobung mit der Gräfin Oxenſtierna darbringen können, wie ich es hiermit thue.

Eduard entfernte ſich mit tiefer Verbeugung und ſehr verwundert über die Kenntniß, welche der Herzog von der Angelegenheit ſeines Herzens hatte.

Dieſer Hohn nach jenem Schimpfe! er ſpricht ſein Urtheil! murmelte dann der Herzog.

Ihr wollet Euch alſo nicht von ihm trennen? fragte Archambaud.

Trennen? lachte fürchterlich der Herzog. Wie kann ich mich denn von ihm trennen? Die Majeſtät iſt ja mein Waffenbruder, und ſolch ein Bündniß trennt ſich erſt mit dem Tode!

Was ſoll ich alſo dem Grafen Terzky ſchreiben? fragte la Roue.

Schreibe ihm, entgegnete der Herzog mit ſtarker

Stimme, ich würde in wenig Tagen im Friedländ'ſchen Lager ſein, und eine Nachricht würde ich bringen, welche der Kaiſer mit dem goldnen Vlies zu wenig noch dem Ueberbringer belohnt zu haben glauben ſolle.

Wie läßt ſich dies denn mit dem Vorſatz, die Schlacht auf ſchwediſcher Seite mitzumachen, zuſammenreimen? fragte Archambaud.

Es wird nichts dabei gereimt, als etwa ein Leichencarmen! erwiederte der Herzog kalt und kehrte ſich nach der Wand.

Kopfſchüttelnd ſetzte der Vertraute ſich in einem Lehnſtuhl zu des Bettes Häupten.

Es war am Abend des fünften Novembers, als drei ſtarke Kanonenſchüſſe von dem Schloſſe zu Weißenfels donnerten. Graf Colloredo, welcher es beſetzt hielt, gab damit der kaiſerlichen Armee das verabredete Zeichen vom Anrücken Guſtav Adolf's. Graf Iſolani ſetzte auf dieſes Signal mit ſeinen Kroaten ſich in Marſch, um die Ufer der Rippach zu obſerviren, und der Herzog von Friedland ſtellte ſein Heer hinter der großen Straße von Lützen nach Leipzig in Schlachtordnung auf.

Nach den Regeln damaliger Kriegskunſt benutzte er auf das vortrefflichſte ſein Terrain. Die Straße war, wie dies bei den Chauſſeen jetzt überall der Fall, zu beiden Seiten durch Graben vom Felde getrennt. In dem erſten derſelben, nach der feindlichen Seite, ſtand eine Reihe Schützen, und da der Graben etwas ausgetieft, die Erde aber nach der Länge auf Bruſthöhe aufgeworfen war, ſo ſchoß die Mannſchaft geſchützt und ſicher über Bank. Die zweite Reihe der Musketiere ſtand auf dem Felde, dicht an der andern Seite des Weges, gleichfalls geſchützt durch eine Bruſtwehr, und war auf dieſe Art im Stande, über die Köpfe der erſten Reihe wegzuſchießen. Hinter dieſen hielt eine lange Reihe Croaten, die Huſaren unſerer Zeit, und dieſe ſchoſſen aus ihren Karabinern, da ſie zu Pferde waren, über die Köpfe beider Linien der Musketiere. Der rechte Flügel lehnte ſich an das brennende Lützen, das angezündet worden auf Wallenſtein's Befehl, der linke aber an den Floßgraben, einen Canal, welcher die Elſter mit der Saale verbindet. Hinter der auf jene Art benutzten Landſtraße erhob ſich eine Batterie von ſieben Kanonen des allergrößten Calibers, und vierzehn Geſchütze ſtanden bei den Windmühlen in der Gegend des rechten Flügels. In der Entfernung von etwa dreihundert Schritten ſtand das Friedländ'-

ſche Hauptheer, in fünf großen, ſchwerfälligen Brigaden und in der Form eines Kreuzes, wenig zweckmäßig aufgeſtellt. Da Wallenſtein, in der Meinung, es werde nicht zum Angriff kommen, vor mehreren Tagen ſchon den General Pappenheim mit ſeinen Truppen nach Halle beordert hatte, ſo war die kaiſerliche Armee nur wenig ſtärker als die ſchwediſche.

Die Sonne war eben im Untergehen, als die Schweden in der Ebene erſchienen, und noch vor Anbruch der Nacht ſtellte Guſtav Adolf ſeine Armee in Schlachtordnung auf; es war die nämliche, vermöge welcher er bei Breitenfeld geſiegt. Das ganze Heer bildete zwei Treffen, parallel den Kaiſerlichen gegenüber. Die Mitte hielt das Fußvolk, unter den Befehlen des tapfern Brahe. Auf beiden Flügeln ſtand die Reiterei, und vor der Fronte der Armee waren ſechszig Kanonen aufgefahren. Hinter dem zweiten Treffen ſtand die Reſerve, unter den Befehlen des Schotten Henderſon. Kaum waren die Regimenter in die Schlachtordnung gerückt, als das Abendgebet begann. Jedes Regiment ſchloß einen weiten Kreis, die Offiziere in ſeiner Mitte, und der Feldprediger, angethan mit langem ſchwarzen Doctormantel, begann eine Rede, welche vorzüglich die Pflichten des Soldaten bei dem morgen zu erwartenden blutigen Schauſpiel zum Gegenſtande hatte. Endlich öffneten die Kreiſe ſich wieder, und der Soldat lagerte ſich ſtill an der Seite des Waffenbruders, um die Morgenſonne und mit dieſer das Beginnen des Kampfſpiels zu erwarten.

Der König durchwachte die Nacht vor der Fronte des Regiments Smaland. Er war mit einem ledernen Koller und darüber mit einem Tuchrock angethan; ein Reitermantel ſchützte ihn vor der Kälte der rauhen Novembernacht. Still und einſylbig ſaß er auf einer Trommel im Kreiſe ſeiner Generale, welche über den bevorſtehenden Angriff dann und wann mit leiſer Stimme verſchiedene Fragen an den Monarchen richteten. Einförmig tönte das Rufen der Wachen durch die Nacht, und es fiel in langen Pauſen manchmal ein Flintenſchuß.

Wo iſt der Herzog von Lauenburg? fragte der König, und dieſer trat in den Kreis.

Sein Aeußeres hatte ſich auffallend verändert. Er war vom Kopf bis zu dem Fuße ſchwarz geharniſcht. Aus der Oeffnung des Helms, auf welchem, den Rücken abwärts, lange grüne Federn ſchwankten, blickte ein grauenhaft geiſterbleiches Antlitz in ſtierem ſtillen Lächeln. Die Schärpe über ſeiner

Schulter zeigte nicht mehr die ſchwediſchen Farben, er hatte mit einer grünen ſie vertauſcht.

Was befiehlt die Majeſtät? ſprach er zum Marſchall Horn, der vor ihm ſtand.

Albert! ſprach der König, nachdem er eine lange Zeit ihn ſtill betrachtet, du biſt ganz ſichtlich krank und ſollteſt dir Ruhe gönnen. Ich ehre dein Beſtreben, aber Krankheit verhindert die Pflichterfüllung. Geh in mein Zelt! ich habe Befehl gegeben, es hinter dem zweiten Treffen aufzuſchlagen.

Meine Krankheit, entgegnete der Herzog mit eintöniger metallloſer Stimme, wird nicht im Zelt gehoben, wohl aber im Gewühl der Schlacht.

Geh, lieber Lauenburg! ſprach der König. Du biſt kränker, als du es ſelber denken magſt. Geh nur! ich meine es gut mit dir!

Die gnädige Meinung Eurer Majeſtät, erwiederte der Herzog mit Eiſeskälte, iſt mir vollkommen klar geworden, und morgen denke ich darüber den Beweis zu führen; darum, Sire! erlaubt mir, daß ich bleibe.

Mit einer Verbeugung trat er in den Kreis zurück, entzog ſich dieſem dann und ſtarrte mit untergeſchlagenem Arm und ſchweigend hinaus in die düſtre Herbſtnacht.

Endlich zeigte ſich ein gelblicher Strahl in Oſten, und die Krieger erhoben ſich von dem harten Lager. Das Wiehern der Roſſe, das Erlöſchen der Lagerfeuer, das verſtärkte Rufen und die in kürzern Zwiſchenräumen fallenden Flintenſchüſſe zeigten, daß beide Heere ſich bereits zum Kampfe rüſteten. Es erſchien der Morgen.

Beide Heere ſtanden in ernſter, feierlicher Haltung. Jeder, vom General bis zum geringſten Krieger, wußte, daß an dieſem Tage ein Kampf gefochten werden ſollte, auf welchem das Auge und die Erwartung Europas ruhte. Zwei Fürſten ſtanden ſich gegenüber, deren Kriegsruhm die Welt erfüllte, und jetzt ſollte es ſich entſcheiden, wer von ihnen ſeinem Gegner den blutigen Lorbeer vom ſieggekrönten Haupte reißen werde.

Der Tag brach an. Er fand die Krieger beider Heere unter den Waffen, aber ein dicker, dem Auge undurchdringlicher Nebel ſenkte ſich auf das Gefilde und verzögerte das Gefecht noch mehrere Stunden.

Erſt ſpät begann der Nebel durchſichtiger zu werden, und der König begab ſich vor die Fronte des Regiments Smaland, um, wie er es vor jeder Schlacht gewohnt war, knieend ſeine Andacht zu verrichten. Die ganze Linie der Truppen ſank auf die

Knie, dem Beiſpiel des Königs folgend, und nach kurzem ſtillen Gebete gab der Hofprediger Fabricius, der unweit des Königs ſtand, dem Heere den Segen. Jetzt fielen die Muſikchöre der Regimenter mit klingendem Spiele ein und begleiteten das kräftige Lied, welches der unſterbliche Begründer der Reformation gedichtet und ſelber in Muſik geſetzt. Es ſang das ganze Heer. Die kräftigen Töne drangen zu den Wolken, und eben waren die erſten Verſe des Liedes beendet worden, als ein rollendes Gliederfeuer längs der Linie des Feindes ſich erhob. Mitten unter dem Praſſeln der Flintenſchüſſe tönte deutlich das kaiſerliche Feldgeſchrei, ſowie das Rufen: Vivat Ferdinandus!

Da der Nebel noch nicht ſo weit verſchwunden war, die ſchwediſche Schlachtlinie zu erblicken, ſo glaubte man auf Friedländ'ſcher Seite den Feind im Anrücken begriffen und hielt die Feldmuſik für das Signal zum Avanciren. Sogleich donnerte ein ſcharfer Signalſchuß aus einem der ſchwerſten Geſchütze von der großen Batterie der Kaiſerlichen in den dicken Nebel. Sauſend fuhr die Kugel durch die Lüfte, ſchlug, durch die Entfernung matt geworden, zehn Schritte vor der Front des finnländiſchen Regiments, unweit des Königs, auf den Boden, ricochetirte hier und hob ſich langſam in einem Bogen, dem Auge ſichtbar, über die Linie der Truppen, ohne Jemand zu beſchädigen.

So häufig dieſer Fall auch im Kriege wiederkehrt, ſo hatte doch der Augenblick, in welchem es geſchah, ſowie die Nähe des Königs Bedeutung ihm gegeben, und der Soldat betrachtete den Vorfall als ein Zeichen des Glücks, von der Vorſehung geſendet.

Einen Augenblick hatte die Muſik wie der Geſang geſchwiegen, aber kräftiger als jemals erhob ſie ſich nach dieſem Augenblicke. Mit vertrauensvollem Tone ſangen die Krieger:

Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nichts;
Das macht, er iſt gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Jetzt ſtieg der König auf ſein Schlachtroß, und indem er den Degen zog, gab er der Linie das Zeichen zum Avanciren; umgeben von ſeinen Offizieren, d[illegible]erzog und Eduard Banner unter ihnen, ſprengte er dann auf ſeinem Rothſchimmel nach dem rechten Flügel.

Nun begann die ganze Linie vorzurücken, und tauſend kühne Männerherzen ſchlugen heftiger bei dem Verſe:

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn
Und keinen Dank dazu haben!
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.

Der Nebel zertheilte ſich endlich, und der Feind wurde ſichtbar.

Aufs Heftigſte begann das Musketen- und Geſchützfeuer der Kaiſerlichen; es erſcholl das Loſungswort „Gott mit uns!“ auf ſchwediſcher Seite. Ueber Haufen gefallener Brüder ſtürmten die nordiſchen Männer nach dem Graben, und auf dem rechten Flügel ſprengte, der König an der Spitze, die Reiterei heran. Im erſten Anlauf überſprang die ſchwediſche Linie den Graben, und es flohen die Musketiere. Schnell ward die große Batterie erobert und die Kanonen gegen den Feind gekehrt. Unaufhaltſam dringen die Schweden vorwärts und werfen zwei Brigaden der Kaiſerlichen über den Haufen, und auch die dritte beginnt zu weichen. In dieſem Augenblicke erſcheint der Herzog von Friedland. Drei Regimenter Cavallerie wirft er den anſtürmenden Schweden raſch entgegen, und es erlaubt der Drang nur, Mann gegen Mann zu fechten. In Strömen fließt das Blut von Freund und Feind; es wird die theuer erkaufte Batterie aufs Neue von den Kaiſerlichen erobert, und die Schweden über den Graben zurückgetrieben.

Auch der König war an der Spitze der Reiterei des rechten Flügels ſiegreich über den Graben vorgedrungen, und die finniſchen Cuiraſſiere trieben die leichten Truppen des Feindes vor ſich her.

Um das Ganze beſſer zu überſchauen, hielt er auf einem kleinen Hügel, und von hier aus ſendete er ſeine Adjutanten mit Befehlen in das Gewühl. Bald war Niemand mehr an ſeiner Seite als der Herzog, Eduard Banner und der ſeitwärts in einer kleinen Entfernung haltende Archambaud de la Roue.

Ernſt blickte der König auf den Kampf der Seinen; Siegesfreude glänzte in Eduard's Antlitz, nur der Herzog ſtierte kalt und theilnahmlos in das Gedränge. Einzeln ſchlugen feindliche, zu hochgerichtete Kugeln in der Nähe des Königs ein, und eben ertönte wenige Schritte ſeitwärts ein dumpfſchallender Schlag.

Euer Stallmeiſter! rief der König, und die Augen ſeiner Begleiter fielen auf la Roue. Eine Kanonenkugel hatte ihn und ſein Roß zu Boden geriſſen; tödtlich verwundet lag er auf der blutgetränkten Erde und krümmte ſich im Staube.

Vielleicht iſt Hülfe möglich! ſprach der König.

Keine! erwiederte der Herzog kalt; die Kugel hat den Leib ihm aufgeriſſen! Glücklich ſind die Todten!

Ein Wort noch! lallte der Sterbende. Herzog! ich habe Euch betrogen!

Immerhin! entgegnete der Herzog ruhig. Du folgteſt blos einem erhabnen Vorbilde!

Tretet zu mir! ſtammelte der Sterbende; — der Brief — der Brief — ein Blutſtrom ſtürzte ihm aus dem Munde — er verſchied.

Mit Eiſeskälte wendete der Herzog das Auge abwärts von dem Todten auf den Kampf.

Eben ſprengte in raſchem Roſſeslauf ein Offizier heran.

Sire! rief er, die Unſern ſind über den Graben zurückgeworfen. Das Centrum verliert von Minute zu Minute mehr Terrain!

Setze dich an die Spitze des Regiments Stenbeck, welches dort hält! ſprach raſch der König zu Eduard Banner; und führe es herbei!

Wie auf Windes Flügeln eilte Eduard an die Tete des Regiments und kam damit heran.

Geſtreckten Laufes und geleitet von jenem Regimente, eilte der König mit ſeinen beiden Begleitern nach der bedrohten Mitte, und von dieſer dann nach dem linken Flügel.

Pfeilſchnell trägt der ſtolze Rothſchimmel den König über die breiten Gräben; nur mit Mühe vermochten Eduard und die Reiter ihm zu folgen, blos der Herzog blieb finſter und ſchweigend wie ein böſer Dämon ihm zur Seite.

Ruhig ſpähte der König mit ſeinem Feldherrnblicke nach dem Punkte, auf den er den Angriff richten könnte, und Eduard ſammelte die Reiter, um dieſen augenblicklich zu beginnen. Das kurze Geſicht des Königs hatte ihn zu nahe an eine feindliche Schützenlinie geführt, welche die tiefen Gräben des durchſchnittenen Terrains beſetzt hielt, und immer heftiger fiel der Kugelregen. Mehrere der ſich ſammelnden Reiter wichen ehrerbietig aus, um den Beobachtungen des Königs nicht in den Weg zu kommen. Dies gewahrte ein feindlicher Gefreiter, welcher neben einem Soldaten ſtand, der eben die Flinte an den Backen legte und die Lunte anblies, mit der nach dem Gebrauche damaliger Zeit dieſelbe losgefeuert werden ſollte.

Auf dieſen ſchieße! rief der Gefreite, auf den

König zeigend, das muß ein vornehmer Mann ſein!

Das Feuer ſprühte aus dem Rohr und mehrere Finger der linken Hand des Königs wurden von dem Schuß zerſchmettert.

Der König iſt verwundet! Der König blutet! riefen mehrere Reiter voll Entſetzen, und Eduard ſprengte raſch heran.

Es iſt nichts, meine Kinder! rief der Monarch, indem er die zerſchoſſene Hand unter des Pferdes Mähne zu bergen ſuchte; dann zeigte er auf eine Lücke, die in des Feindes Linie ſich gebildet hatte, und rief mit ſtarker Stimme: Brich ein! Eduard Banner, in Gottes Namen, brich ein!

Im raſchen Roſſeslaufe, verhüllt von einer Wolke von Staub und Rauch, ſtürmte Eduard an der Spitze der Cuiraſſiere über das Blachfeld und brach mit Löwengrimme in den Feind.

Unbeweglich und ohne das Schwert zu ziehen, hatte der Herzog an des Königs Seite bis jetzt gehalten. Als er das Blut des Königs fließen ſah, ſchien ihn eine innere gewaltſame Regung zu ergreifen; es war, als ob er heftig ſprechen wollte, und er drängte mit dem Schenkel ſein Roß an das des Königs. Ein Augenblick nur dauerte die Bewegung, und mit Heftigkeit riß er das Roß zurück am Zügel, daß es hochauf ſich bäumte.

Eine dichte Wolke von Rauch wälzte ſich über das Gefilde; ſie kam von feindlicher Seite von dem Punkte her, wo Eduard auf die Bedeckung einer Batterie einhieb.

Bringe mich ohne Aufſehen aus dem Kampfe! ſprach jetzt der König in franzöſiſcher Sprache zu dem Herzog. Es überwältigt mich der Schmerz, und ich bin einer Ohnmacht nahe. Ich erzeige dir wohl wieder einen Liebesdienſt.

Es iſt bereits geſchehen! entgegnete der Herzog mit grauenhaft ſtarker Stimme. Hier! ſprengt voran den Fußſteig, Sire! Er bringet Euch zur Ruhe.

Der König, den Zügel mit der Rechten faſſend, ſprengte nun voran; der Herzog, eine der langen Reiterpiſtolen aus dem Sattel ziehend, folgte, und Beide verhüllte der dichte Rauch.

Jetzt auf einmal durchzuckte ein leichter Blitz den dunkeln Qualm und eine matte Stimme rief: Ich habe genug, mein Waffenbruder! Suche du dich nur zu retten! — —

Aufs glücklichſte hatte Banner den Angriff ausgeführt. Es ſtoben die Croaten vor ihm her, und eine Fahne nebſt mehrern Geſchützen waren die Tro=

phäen. Er ließ zum Rückzug blaſen, da ſeine Siegesbahn ihn weit bis in die Mitte der feindlichen Linie geführt, und nahm nun die vorige Stellung ein. Es konnte ihn nicht befremden, den Monarchen auf dem vorigen Platze nicht mehr zu finden, da der Feldherr in der Schlacht nur ſelten längere Zeit auf einem Punkte weilte. Auf einmal erhob ſich ein Gemurmel längs der Linie der Reiter.

Seht, Herr Oberſt! riefen Mehrere, das Roß! Um Gottes willen! Es iſt des Königs Schlachtroß.

Raſch und wild warf Eduard ſeine Blicke auf ein Pferd, welches, des Reiters ledig, im tollſten Jagen längs der Fronte herſchoß. Lang hing der Zügel abwärts, und Sattel und Schabracke waren wie in Blut gebadet. Wiehernd ſtand es einen Augenblick, dann entſchwand es im vollſten Lauf!

Es iſt das Roß des Königs! ſprach Eduard zu einem Offizier. Reitet und ſaget dem Herzog Bernhard, was Ihr geſehen! Und Ihr, ſprach er zu einem Unteroffizier, nehmt einen Rottmeiſter und ſechszehn Mann mit guten Pferden und ſehet, was Ihr von der Perſon des Königs oder dem Herzog von Lauenburg erſpähen könnet!

Der König iſt gefallen! ſcholl jetzt die Nachricht längs der Linie abwärts, und Alles ſtand einen Augenblick als wie verſteinert. Bald aber zeigte ſich der Herzog Bernhard von Weimar als Commandirender der Truppen, auf ſchaumbedecktem Roſſe die Linien herunterjagend und die Schweden mit Wort und Wink zur Rache mahnend. Nun kennt die Wuth der Truppen keine Schranke mehr. Unter dem tapfern Horn ſtürmen die Regimenter Upland, Smaland, Finnland, Oſt- und Weſtgothland mit Löwengrimme in den Feind; und auch der ſchnellgeordnete linke Flügel dringt in Maſſe vor; das in der Nähe der Mühlen aufgefahrne Geſchütz wird ſchnell erobert und ſchleudert ſeine Blitze in die kaiſerlichen Reihen. Eben ſo fällt die große Batterie des Centrums den Schweden in die Hände, die Pulverwagen fliegen krachend auf, und eben ſcheint der Sieg entſchieden, als Pappenheim mit ſeinen berühmten Cuiraſſieren auf dem Schlachtfeld ankommt.

Es wendet ſich der Kampf aufs Neue. Acht Regimenter Reiter, unter ihrem weltberühmten Führer, ſtürmen im fürchterlichen Grimme in die Schweden. Ihren Schwertern erliegt das ganze gelbe Regiment, das tapferſte der Armee.

In derſelben Ordnung, wie ſie dem Angriff der Pappenheimer widerſtanden hatten, lagen dieſe Tapfern auf dem Boden. Ein blaues Regiment erſchien auf dem Kampfplatz, um auf den Leichen der gefallenen Brüder den Kampf noch fortzuſetzen, da kam Graf Piccolomini mit friſchen Regimentern angejagt. Sieben verſchiedene Male griff er an, und ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, da erlag auch endlich ſeinen Streichen das blaue Regiment. Immer wüthender ward der Kampf, faſt war die Sache der Schweden im Unterliegen, doch nun erſchien der Herzog Bernhard, die letzten ſchwediſchen Reiterregimenter in Perſon zum Kampfe führend. An ſeiner Seite, an der Spitze der tapfern Finnländer, ritt Eduard Banner, und gegenüber formirten ſich die kaiſerlichen Reiter zu neuem Angriff. In gedrängten Maſſen ſtürzte auch die Infanterie des ſchwediſchen Heeres dem Feinde entgegen, und beide Parteien ſtießen zuſammen. Das Gemetzel war fürchterlich. Wie Raſende fochten die Kaiſerlichen, und vor Allen zeichnete ſich einer ihrer Führer aus durch Tapferkeit und ſein kriegeriſches Anſehen. Es war ein Mann von hoher kräftiger Geſtalt, auf ſchwarzem Roſſe. Ueber der dunkeln Rüſtung trug er eine brennend rothe Schärpe, und eben ſolche Federn auf dem Helme. Das offene Viſir ließ ein von kriegeriſchem Muthe entflammtes Antlitz ſehen, und ſonderbarer Weiſe ſtrahlten auf ſeiner Stirn zwei rothe Streiſen in Schwerterform. Dieſer Mann war der berühmte Pappenheim.

Mitten in dem Kampfe ruhten die Augen der kaiſerlichen Krieger zum öftern auf jenem Führer, welcher als der furchtbarſte Vorfechter des Heeres erſchien. Wie der Todesſichel erlag dem Schwerte Pappenheim's Alles, was es berührte, und immer weiter drang er in die Schweden. Da erſah ihn Eduard und warf dem Furchtbaren ſich entgegen. Mehrere Minuten dauerte der Kampf, und Niemand ſchien in ihre Nähe ſich zu wagen; nun ſauſte ein Schwerthieb Pappenheim's herab und drang durch Eduard's Panzerhandſchuh; es war die rechte Hand gelähmt. Raſch faßte Eduard das Schwert mit ſeiner Linken, doch vermochte er nur ſchwach ſich gegen die kräftigen Streiche des Gegners zu vertheidigen, da knallten zwei Musketenſchüſſe hinter ihm. Zwei ſchwediſche Schützen hatten in das Handgemenge der Reiter ſich gewagt, ſie ſahen die Gefahr des jungen ritterlichen Führers, ihnen ſo wohl bekannt aus ſchönen Siegestagen, und brannten die Gewehre auf ſeinen Gegner ab. Beide Kugeln durchbohrten des Starken narbenvolle Bruſt.

Faſt mit Gewalt entriſſen die Cuiraſſiere ihren Feldherrn dem Gewühl und trugen jammernd ihn hinter die Linie, welche fortfuhr ſich zu vertheidigen. Eben erſcholl die Kunde, daß der König von Schweden gefallen ſei. Ein wildes Feuer blitzte in Pappenheim's Auge auf, und ſein Geſicht erheiterte ſich, indem er mit Mühe ſich in die Höhe richtete.

Sagt dem Herzoge von Friedland, rief er mit letzter Kraft, daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich ſcheide, nun ich erfahren, daß dieſer unverſöhnlichſte der Feinde unſers heiligen Glaubens an einem Tage mit mir gefallen iſt!

Der Widerſtand der Kaiſerlichen war jetzt ſchwächer. Sie wichen, doch nur wie der Löwe weicht, indem er, ſelbſt beim Rückzug, ſeinen Gegner mit dem grimmentflammten Auge an den Boden feſſelt. Die hinter dem Graben aufgepflanzten Stücke fielen zum dritten Male in ſchwediſche Hände; es endigte ſich die Schlacht, und endlich brach die Nacht herein und deckte Freund und Feind mit ihrem ſchwarzen Mantel.

Langſam und traurig verging den Schweden die rauhe Novembernacht. Nur wenig Lagerfeuer brannten, und an die Stelle ehemaliger Siegsgeſänge trat Todtenſtille, denn der König war gefallen. Noch hatte man den theuern Leichnam nicht gefunden, und auch der Herzog von Lauenburg ward noch vermißt;

doch behauptete ein einzelner Reiter, den Herzog gegen das Ende der Schlacht im raſchen Jagen gegen die feindliche Seite zu geſehen zu haben. Endlich brach ein trüber Morgen an.

Es ſah die Sonne durch den Nebel auf ein Schlachtfeld, welches neuntauſend Leichen deckten. Sprößlinge fürſtlicher Geſchlechter lagen an der Seite gemeiner Krieger, und nach langem Suchen fand man den königlichen Leichnam, bedeckt mit Blut und Wunden und faſt bis zum Unkenntlichwerden von Roſſeshuf zertreten, unter einem Haufen von Erſchlagenen. Er lag, entkleidet und alles kriegeriſchen Schmuckes beraubt, in einer Entfernung von achtzig Schritten von dem großen Steine, der heute noch der Schwedenſtein genannt wird, und welcher zwiſchen Lützen und dem Floßgraben liegt. Man brachte den theuern Leichnam nach Weißenfels. Dort ward er balſamirt, und öffentlich und zum letzten Male den Seinen, die er ſo ſehr geliebt, verſtattet, das würdige Antlitz, die königlichen Hände, die der Gnaden ſo viel geſpendet, mit heißen Thränen zu benetzen.

In der Mitte eines mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagenen Saales im Schloſſe zu Weißenfels finden wir in einem mit ſchwarzem Sammet überzogenen und mit ſilbernen Wappenſchildern reich verzierten Sarge die irdiſchen Reſte des großen Königs feierlich aufgeſtellt. Zwölf brennende Kerzen auf hohen Bronzeleuchtern umſtanden den Sarkophag, und zwiſchen ihnen lagen, auf niedrigen Tabourets, eine Nachbildung der ſchwediſchen Krone und des Scepters, ſowie der Degen und die Orden des Verſtorbenen. Ein alter eisgrauer General und drei jüngere Stabsoffiziere ſtanden im kriegeriſchen Schmucke an des Sarges beiden Enden, und an der Thür hielten zwei Reiteroffiziere mit gezogenem Degen Wache. Ein mit den Inſignien des Heroldsamtes geſchmückter Offizier vertrat die Stelle des Ceremonienmeiſters, indem er die Beſuchenden vom höheren Range an der Thür empfing und auf die ſtille Ordnung des Ganzen ſah.

Eben trat Graf Oxenſtierna ein; ihm folgten Eduard und Mathilde. Die beiden wachthabenden Offiziere ſenkten vor dem Kanzler ihre Schwerter, und die Oberſten verbeugten ſich ehrfurchtsvoll.

Tritt näher, Eduard! ſprach Oxenſtierna mit vor Schmerz zitternder Stimme, und ſo leiſe, als ob er den königlichen Schläfer zu wecken fürchtete. Sieh ihn zum letzten Mal, hier in der Seinen Mitte, die er Alle wie ein Vater getragen hat in ſeinem großen Herzen!

Eduard ließ ſich auf ein Knie zur Seite des Sarges nieder und küßte die königliche Rechte.

Mit ruhigem Antlitz, auf welchem ein namenloſer Friede ausgegoſſen ſchien, lag lächelnd der Monarch in ſeinem engen Hauſe. Keiner ſeiner Züge erſchien entſtellt; es war als ob er ſchliefe. Ein mit Hermelin verbrämter Sammetmantel, auf welchem der Stern des Seraphinenordens prangte, deckte die Bruſt, in der kein Herz mehr ſchlug, und barg die zerſchmetterte linke Hand.

Heftig weinten Eduard und Mathilde, und ſelbſt dem Kanzler rollten Thränen über die gefurchten Wangen. Es winkte Oxenſtierna, und die Beiden folgten ihm ſchluchzend in ein Nebenzimmer.

Nach einigen Minuten, in denen der Kanzler, Faſſung ſammelnd, im Zimmer ſtill auf und abgegangen war, wendete er ſich an Eduard.

Was ſagte, ſprach er, heute der Arzt von deiner Wunde?

Ach, mein Vater! entgegnete Eduard, denkt mir nicht daran! er meinte, ich würde den Arm nie wieder im Gefecht gebrauchen können.

Erlaubt dir deine Wunde eine weite Reiſe, wenn dieſe langſam iſt? fragte Oxenſtierna.

Der Schmerz iſt nur gering, erwiederte Eduard.

So ſollſt du, ſprach der Kanzler, die Reſte des Monarchen und die Königin, welche mir dieſen Wunſch geäußert, bis nach Stockholm begleiten. Wie gut der König mit uns Allen es gemeint, wird heute noch die Armee erfahren, wenn ich den letzten Willen des Monarchen, ſowie er dieſen vor wenigen Tagen in meine Hände noch gelegt, verkünden werde. Keinen ſeiner Treuen hat der Verewigte vergeſſen. Auch deiner hat er darin gedacht: er ſchenkt dir die Domaine, welche an die Güter deines Oheims gränzt; auch ernennt er dich zum Chef der Veteranen der finnländiſchen Regimenter, und zum Commandanten des königlichen Schloſſes Gripsholm, wenn du durch Wunden zum Dienſt untauglich würdeſt; und dieſes trifft nun ein. Ich werde dir die Beſtallung vor der Reiſe ausfertigen laſſen.

O Gott! rief Eduard, ich ſoll Euch, ſoll die Armee verlaſſen! Vielleicht kann ich Euch nützen im Feſtungsdienſt.

Es iſt der Wille des Verſtorbenen! ſprach der Kanzler. Jeder zahlt nach ſeinen Kräften, und du haſt deine Schuld dem Vaterlande bezahlt mit deinem Arm. Auch wirſt du ja daheim dem Vaterlande nützen, wirſt narbenvollen ſieggekrönten Kriegern den ſauererworbenen Lohn ertheilen, ihre letzten

Tage verſchönern können; fürwahr, ein ſchöner, ſeltener Beruf!

Eduard! ſprach der Alte mit bewegter Stimme, indem er ihm näher trat und deſſen geſunde Hand ergriff, es iſt heute ein Tag der Trauer, aber es drängt die Zeit. Nur wenig Augenblicke, weniger noch als ſonſt, vermag ich den Angelegenheiten meines Hauſes, meines Herzens zu vergönnen; darum höre einige Vaterworte. Ich habe dich geliebt wie einen Sohn. Ich habe dich zum Mann gebildet wie zum Krieger, und ich hoffe nicht eitel dich zu machen, wenn ich ſage: ich bin ſtolz auf mein Werk. Die Krone, welche ich auf dieſes wollte ſetzen, der Lohn, den ich dafür empfangen wollte, ſollte in dem frohen Augenblicke liegen, indem ich die Hand der Tochter in die deine legen würde. Ich hatte oft geträumt, dies müſſe geſchehen in ſchönen Friedenstagen, wenn unſere ſtolzen Wimpel heimwärts geführt das frohe Siegerheer. Der Herr hat anders es gefügt; wer weiß, wie nahe mir mein Stündlein iſt! Darum ſo gebe ich dir in dieſem Augenblicke die Hand der Tochter. Sobald die Hülle des unvergeßlichen Monarchen iſt beigeſetzt worden in der Kirche des Ritterholms zu Stockholm, wird dieſe Hand Fabricius, mit dem ich heute deshalb geſprochen, in die deine legen.

Unter Thränen tiefer Rührung empfingen Eduard und Mathilde des Vaters Segen.

Geht, ſprach Oxenſtierna, geht meine Kinder! Mein Vaterherz, es darf ſich heute mit Euch nicht freuen; von der Hülle des Unvergeßlichen muß ich den Blick auf Feindesſeite wenden, und auf die großen Pläne, für welche unſer todter Held und König das Leben hingegeben. Er ſoll mich ſeiner würdig finden, wenn ich, wer weiß wie bald, ihm dann entgegentrete in ſeligen Auen, wo aller Glaubensſtreit ſich endet!

In wenig Tagen trat die Königin den Rückweg nach Schweden an.

Wir übergehen die einzelnen Umſtände deſſelben und bemerken blos, daß überall, wo die entſeelte Hülle des Helden durchgeführt worden, kein proteſtantiſch Auge trocken blieb, und ſelbſt die Feinde dieſer Lehre den Reſten des großen Königs ihre Achtung nicht verſagen konnten. In der Kirche des Ritterholms ward dann die Leiche unter dem Zuſtrömen vieler Tauſende beigeſetzt, und alle dieſe Tauſenden fühlten nun ſich erſt verwaiſet.

Mehrere Wochen nach der Beerdigung war die Vermählung Eduard's und Mathildens. Die Gräfin Oxenſtierna fand in dem Zuſammenleben mit ihren

Lieben einen Troſt für die Abweſenheit des theuern Gatten, den ſeine Pflicht auf fremdem Boden lange noch zurückhielt, und jenes kleine Landhaus in Gripsholms Nähe blieb der Vereinigungspunkt der Glücklichen.

Vielleicht vermißte mancher unſerer Leſer ungern einige Worte über das fernere Schickſal des Herzogs Franz von Lauenburg.

Sein Leben ſchien fortan der Nemeſis verfallen. Obgleich der Erſte, welcher gleich nach der Schlacht dem Herzoge von Friedland die ſichere Nachricht von dem Tode des Königs überbrachte, fand er nicht Raſt und Ruhe bei dem kaiſerlichen Heere; er trat in ſächſiſche Dienſte. Später in den Sturz des Friedländers verwickelt, rettete er nur mit Mühe ſich vom Schaffot. Endlich ſtarb er als kaiſerlicher General, geſchlagen und verlaſſen von den Seinen, vor Schweidnitz an ſeinen Wunden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Drittes Bändchen.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Drittes Bändchen.

I. Der Wahn.
II. Die Geächteten.
III. Die Remonſtranten.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Indem ich dem Publicum aufs Neue zwei Bändchen Erzählungen und Novellen übergebe, kann ich mich nur mit Dank der Nachſicht erinnern, mit der die frühern aufgenommen wurden. Es iſt mir keine abfällige Beurtheilung, wohl aber manches freundliche, aufmunternde Wort zu Geſicht gekommen, und daß auch das belehrende nicht vergebens geſprochen worden, dafür denke ich, ſo weit meine Kräfte es geſtatteten, in den neuern Erzeugniſſen meiner Mußeſtunden redlich den Beweis geführt zu haben.

Ueber den Inhalt der beiden Büchlein nur wenige Worte.

In der Erzählung: „Der Wahn", ſchilderte ich die Perſönlichkeit Ankarſtröm's ganz nach dem Bilde, was mir einſt ein Mann, der den Unglücklichen genau gekannt, und der ſelbſt jener Unglücksgeſchichte nicht ganz fremd war, von ihm entwarf. Um Misverſtändniſſe zu vermeiden, bemerke ich jedoch ausdrücklich, daß Ankarſtröm nicht Swedenborgianer war. —

Den „Geächteten" liegt ein Abſchnitt der Geſchichte meiner eignen Familie zum Grunde. Der kaiſerliche Rath Johann David Wachsmann, ein eifriger Diener des Hauſes Oeſtreich, ſetzte als Fiscal bei der Commiſſion, die über die aus Schleſien gebürtigen Anhänger Friedrichs von der Pfalz zu richten beſtimmt war, den eignen Sohn auf die Aechtungsliſte und lies ihn in contumaciam zum Tode verurtheilen. — Hinſichts des Lebens Kotter's gibt. Menzel in ſeiner „Geſchichte Schleſiens“ ein Mehres. Die Namen veränderte ich, weil bei ähnlicher Veranlaſſung der wackere Blumenhagen von oberflächlicher Kritik ein unbilliges Urtheil erfuhr. —

Ueber die „Remonſtranten“ und „Brandenburgs Decius“ habe ich nur wenig zu ſagen; ich blieb der Geſchichte treu. Eine Braut begleitete Froben's Reſte zur Gruft. —

In „Margarethe Roſen“ hielt ich mich weniger an Voltaire's Karl XII. als an die ſchwediſchen Schriftſteller. Dieſe erwähnen ausdrücklich des Umſtandes des durch Swedenborg's Angabe wiederaufgefundenen Portefeuilles. Bei alledem ſuchte ich indeß das etwaige Intereſſe mehr in die der Erzählung zum Grunde liegende poetiſche Idee als in die bekannten hiſtoriſchen Züge zu legen.

„Die Sibylle“ beruht ganz auf hiſtoriſchem Grunde; und ſo ſehr auch dieſer in unſern Tagen in Vergeſſenheit gekommen iſt, ſo war er doch zu ſeiner Zeit der Stadt Breslau von nicht geringem Intereſſe. Der Herzog von Münſterberg brannte wegen Nichtaufnahme des Chriſtoph Rindfleiſch in den Rath der Stadt ſieben Dörfer an einem Tage ab.

Der Verfaſſer.

Der Wahn.

Eine Erzählung.

Laß dich den Teufel bei einem Haare faſſen! —
Shakeſpeare.

Im hohen Norden des Königreichs Norwegen, da, wo jenſeits Drontheim die Meeresküſte ſägenartig eingeſchnitten erſcheint, erſtrecken ſich mehre parallellaufende Vorgebirge an Viertelſtundenlänge in die See und bieten ihre zackige Bruſt den Wogen. Den zwiſchen ihnen befindlichen Raum erfüllen die ſogenannten Fiords, Meeresarme, oft von drei Seiten von Felſen eingeſchloſſen, deren ſteile Wände bis zu der Wolken Höhe ſich erheben. In das Innere dieſer dunkeln Buchten, wo auf die Fläche der einſamen Gewäſſer nur ſelten durch Bergeslücken ein Streiflicht der Sonne fällt, wagt ſich nur der Fiſcher auf leichtem Kahne, oder der einzelne Reiſende, welcher, um die Wunder des hohen Nordens zu beſchauen, in dieſe Oeden ſich verirrt. Auch bieten wirklich die Gegenden der borealiſchen Alpen der Neugierde des Wanderers ſo manche nie geſehene merkwürdige Gegenſtände dar. Vorzüglich war auf dem Schauplatze dieſer Erzählung in hohem Grade dies der Fall.

Man denke ſich ein ſchmales, von zwei Seiten vom Meere begrenztes Vorgebirge, welches, allmälig vom Lande aufſteigend, ſich auf ziemliche Weite in die See erſtreckt, und endlich mit einem ſchroff abgeſchnittenen Baſaltfelſen endigt, deſſen faſt ſenkrecht ſtehende Säulen unmittelbar dem Meere entſteigen, welches deren Zwiſchenräume zu tiefen Höhlen ausgeſpült und unterwaſchen hat. Die Flut bricht ſich in dieſen mit donnerndem Getöſe, und jeder ſcharfe Weſtwind entlockt dieſem Walde von Säulen fremdartige Töne, welche denen einer mächtigen, entfernten Aeolsharfe vergleichbar ſind. Auf dieſem Felſen liegt das Stammſchloß der Barone Norberg, ein alterthümliches Gebäu, das, der Sage nach, zur Zeit König Harald Harfagers der Sitz eines nordiſchen Jarls geweſen, von dem der jetzige Beſitzer abzuſtammen behauptete. Die Ausſicht von der ſchmalen Terraſſe, die das Schloß von drei Seiten einſchließt, iſt höchſt romantiſch. Gegen zweihundert Fuß über die tobende See erhaben, ſchweift der Blick zur Rechten über eine ziemlich breite Bucht, welche, ſich tief ins Innere der Umgebung erſtreckend, mit flachem, ſumpfigem Ufer endigt, und haftet auf dem jenſeits derſelben liegenden Vorgebirge, das terraſſenförmig faſt bis zu den Wolken ſich erhebt. Die einzelnen Abſätze des Berges bilden ziemlich breite Platten mit lebendig ſchimmerndem Grün bekleidet, auf dem, in der Wolken Nähe, kleine Heerden weiden, deren Eigenthümer in ärmlichen, an die Felswand geklebten Hütten leben. Leitern, an den Felſen hängend und oft von mehr als hundert Sproſſen Länge, bilden die einzige Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Plateaus, und nur auf ſolchen gelangt man ſenkrecht in die Tiefe der Meeresbucht, wo, an die letzten Sproſſen der Leiter feſtgekuppelt, kleine Kähne auf den Wogen treiben, obgleich nur ſelten ihre Eigenthümer auf ihnen nach dem jenſeitigen Ufer überſchiffen. Zur linken Seite des alten Schloſſes erſtreckt ſich ein ähnlicher, nur breiterer Fiord weithin ins Land, doch iſt das Ufer deſſelben gänzlich rauh und unwirthbar. Das alte Gebäude ſelbſt beſteht aus mehren Höfen, welche, in verſchiedenen Zeiten nach und nach erbaut, auch das Gepräge der Baukunſt dieſer Zeiten an ſich tragen, und es fällt ins Auge, daß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Meiſte für die Wohnlichkeit des Ortes geſchehen ſein mochte.

Obwol den Stammſitz ihrer Väter dann und wann beſuchend, war das Geſchlecht der Freiherren Norberg ſchon ſeit länger als hundert Jahren in Schweden heimiſch worden, und dieſe hatten, verſchiedene hohe Würden dort bekleidend, in jenem Reiche ſich weitläufige Beſitzungen erkauft. Auch mit dem jetzigen Schloßherrn, dem Freiherrn Klas v. Norberg, war dies der Fall. Seit früher Jugend diente er im ſchwediſchen Heere und war, mit Ehren und Narben überhäuft, entſchloſſen, ſein Leben in der Hauptſtadt zuzubringen, als die ſchnell und unerwartet eingetretene Revolution von 1772 ſeine Entſchlüſſe änderte. Um zu wiſſen, welche Umſtände dieſe veranlaßt hatten, iſt es nöthig, einen Blick auf Schwedens Vorzeit noch zu werfen.

Die Nachfolger des großen Guſtav Waſa waren faſt alle kriegeriſch geſinnt, und die Lage ihres Reiches, ſowie die Tapferkeit der Schweden, boten Gelegenheit und Mittel dar, der kriegeriſchen Neigung genugzuthun. Die rege Theilnahme an dem Schickſal der unterdrückten proteſtantiſchen Brüder ließ die Nation verkennen, daß die Heereszüge, die der große Guſtav Adolf unternahm, bei weitem den Kräften des Landes nicht angemeſſen waren, und der ſchwediſche Ruhm, welcher Europa füllte, der Glanz, welcher in einer gemeinſamen Glorie die Namen Guſtav, Banner, Wrangel, Torſtenſon und Orenſtierna umſtralte, ließ alle Opfer vergeſſen, jenes nicht ausgenommen, welches der große König brachte, als er ſein Blut vergoß und, wie unſer Dichter ſagt, „auf fremdem Boden fiel, als wie der Held auf ſeinen Schild, den er nicht laſſen wollte.“ Anders war es jedoch, als Karl der Zwölfte, von raſtloſem innern Drange nach Thaten ſtets getrieben, nach den verſchiedenſten Provinzen Europas zog, und bald verwünſchte Schweden einen König, deſſen Starrſinn das Land bis an des Abgrunds Rand gebracht. Es fiel das Eiſenhaupt, wie Karl den Zwölften die Janitſcharen von Bender nannten, vor Friedrichshall, und die Geſchichte läßt es unbeſtimmt, ob jene Kugel, welche den Starken fällte, von Mörders- oder Feindeshand entſendet wurde. Schweden ward durch dieſen Tod von einem Vernichtungskrieg errettet, und eine andere Regierungsform ward eingeführt. Der Wunſch, der königlichen Willkür einen Damm zu ſetzen, ließ eine Verfaſſung ins Leben treten, welche geeignet war, die königliche Macht faſt bis zum Nichts herabzubringen, und ſo entſtand die Conſtitution von 1720, die rein ariſtokratiſch war. Die Stimmen der hundert Mitglieder, welche der Bürgerſtand, und die der zweiunddreißig, welche die Geiſtlichkeit zum Reichstage ſandten, gingen unter in denen der achthundert Mitglieder des Adels, und es war nicht zu verwundern, daß ein junger, feuriger Fürſt wie Guſtav der Dritte, beſeelt vom Wunſche, ſelbſt zu herrſchen, bedacht war, des Jochs ſich zu entladen. Er führte den längſt bedachten Vorſatz aus, und dieſe Unternehmung glückte um ſo eher, da der König die beſten Köpfe und die kühnſten Männer auf ſeiner Seite hatte. Der König ließ den im Sitzungsſaale ſo eben befindlichen Senat verhaften, und die Truppen, ſowie das Volk, leiſteten unweigerlich den Eid der Treue. Die ſo merkwürdige Staatsveränderung wurde auf dieſe Weiſe plötzlich und ohne Blutvergießen ausgeführt, und erfuhr demnach nicht den geringſten Widerſtand. Demungeachtet waren die genommenen Maßregeln ganz dazu geeignet, in den Herzen vieler Senatoren und eines großen Theils des Adels das Feuer eines unauslöſchlichen Haſſes gegen den Monarchen zu erregen. Viele der jüngern Mitglieder deſſelben ſprachen ihre Meinung in drohenden Worten aus, und die bedeutendſten Familien mieden fortan den Hof.

Zu dieſen letztern gehörte der Baron Norberg. Obwol redlich und hochgeachtet von Seinesgleichen, ſowie geliebt von ſeinen Untergebenen, konnte der alte Mann es nicht ertragen, herabzuſteigen von der Stufe, auf die Landesſitte und Verjährung ihn geſtellt. Er konnte es nicht vergeſſen, daß die ſchwediſchen Senatoren, welche auf den Rang der Reichsfürſten Anſpruch machten, eine Gewalt verloren hatten, welche in Wirklichkeit als ein Ausfluß der Majeſtät erſchien. Niemals ſah man ihn mehr bei Hofe. Er lebte nur wenige Wintermonate in der Hauptſtadt und kehrte mit den erſten Frühlingstagen nach ſeinem Stammſitz in Norwegen zurück. Hier finden wir den Freiherrn in der alterthümlichen Halle ſeines Schloſſes, einem weitläufigen Gemache von gothiſcher Bauart, an deſſen gewölbter Decke, da wo ſich die ſpitzen Bogen kreuzten, kleine Schilder mit drei gekrönten Delphinen, dem Wappen ſeines Hauſes, geziert erſchienen. Möbeln und Wandverzierungen waren der Zuſammenſtellung angemeſſen. In langen Reihen erſchienen Familienbilder an den weiten Wänden. Die Männer, theils im Harniſch, theils in ſcharlachrother Kleidung, trugen, je nach dem Brauche ihrer Zeit, ſchön gepuderte Alongen- oder dunkle Knoten-Perrücken auf den Häuptern, und die Bruſt der Mehrzahl ſchmückte der goldene Engel, das Zeichen des Seraphinenordens. Die weiblichen Ahnenbilder, zum größern Theile blonde, blauäugige Geſtalten mit feinen, edeln Zügen, entſprachen den männlichen Genoſſen. Der vom

Maler in bauſchender Fülle und täuſchend ähnlich dargeſtellte Sammet und Atlas verhüllte faſt den ſchlanken Wuchs der jüngeren, deren feine, mit vielen Ringen reich geſchmückte Finger, aufs zierlichſte geſpitzt, eine Roſe oder andere Blume hielten, während zu den Füßen oder auf dem Arme der älteren ein zottiger Bologneſer ruhte. Die Kleidung abgerechnet, war die Aehnlichkeit des Freiherrn mit den in dem weiten Saale aufgeſtellten Ahnenbildern nicht zu verkennen. Er war ein hoher Greis von beinahe ſiebzig Jahren. Das ſchneeweiße Haar verſchönerte die edeln, wiewol etwas harten nordiſchen Züge und trug ſichtbar zu der Würde ſeines Aeußern bei. In dem ſpitzbogigen Fenſter eines Erkers ruhte er behaglich auf einem alterthümlichen, handfeſten Sorgenſtuhl, in emſiger Beſchäftigung, das Feuer der vor ihm ſtehenden dampfenden Kaffeemaſchine zu unterhalten, und es war ſichtlich, daß die Bereitung eines Getränkes, welches damals in Schweden hart verboten war, ihm eine angenehme Beſchäftigung gewährte. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf das bewegte Meer hinaus, auf welchem ein friſcher Herbſtwind wehte, und er wollte das Schreien des Eidervogels und die Regſamkeit der Tauchermöwe, die über die Spitzen der Wogen ſtreifte, auf das Nahen eines Sturmes deuten. Zwei junge Damen, im Anfange der Zwanzig, waren in der dem Erker am nächſten befindlichen Fenſterbrüſtung am Stickrahmen eifrig beſchäftigt. Die größere von ihnen, Oda von Norberg, des Freiherrn Tochter, war den weiblichen Geſtalten ähnlich, deren reine ernſte Züge auf den Bildern Albrecht Dürer's ſo häufig wiederkehren. Das ſtille, fromme Auge zeigte dann erſt ein erhöhtes, ſeelenvolles Leben, wenn es der Inhalt eines Geſprächs erregte, und verſank dann wieder in ein ſanftes Träumen, welches dem Ausdruck der Schwermuth nahe kam. Das blonde Haar, die blauen Augen, die reine Farbe des regelmäßigen Geſichts ließen die Nordlandstochter nicht verkennen. Ihre Geſpielin, Klara Löwenhaupt, war ihr im Aeußern ähnlich, doch von kleinerm Wuchs, und ihre Züge trugen einen Ausdruck von Fröhlichkeit, der faſt in Muthwillen überging.

An Klarens Stuhl gelehnt, ſtand vor den Mädchen ein Vetter des Hausherrn, der Baron Friedrich Norberg, ein junger Mann von angenehmem Aeußern, in modiſcher Kleidung. Er ſchien es zu verſchmähen, die von dem Könige neu eingeführte Nationalkleidung anzulegen, welche ſonſt, bei Strafe, in Schweden allgemein von den höhern Ständen getragen werden mußte. Er richtete ſeine Rede vorzüglich an die Tochter des Schloßherrn, obgleich dieſe weniger auf ſeine Unterhaltung zu achten ſchien, und nur dann und wann in abgebrochenen Sätzen antwortete. Ueberhaupt war in dem Weſen des jungen Mannes, bei vieler Gutmüthigkeit, eine gewiſſe Oberflächlichkeit nicht zu verkennen, welche die einfachen, aber ſinnigen, gedachten Antworten des Mädchens nur um ſo contraſtirender erſcheinen ließ.

Es hätte einem Fremden, der von ungefähr in dieſen Familienkreis getreten wäre, leicht begegnen können, einen fünften Anweſenden zu überſehen, welcher, von der übrigen Geſellſchaft geſondert, an einem unweit der Thüre befindlichen Fenſter ſitzend, in einem Buche las, das ſeine ganze Seele zu beſchäftigen ſchien. Die traurige Bedeutung, in welcher ſein Name auf immer in Schwedens Annalen verzeichnet iſt, macht es unerläßlich, auf ſein Aeußeres einen Blick zu thun. Es war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, und über Mittelgröße. Die Formen ſeiner Züge wären nicht unangenehm geweſen, hätte nicht ein Ausdruck von Mismuth und Unzufriedenheit einen düſtern Schleier über ſie gebreitet. Die feſt geſchloſſenen ſchmalen Lippen, die ſcharf zuſammengezogenen Augenbrauen gaben dem Ganzen des Geſichtes noch einen Ausdruck trotzigen Hohns, den der ſchwärmeriſche Blick des ſchön geformten Auges indeſſen milderte, und welcher deshalb weniger auffallend und unangenehm als ſonſt erſchien. Der Inhalt des Buches, in dem er las, ſchien ihn aufs heftigſte zu ergreifen, und das träumende Auge ruhte in den Pauſen ſeines Leſens bald auf den Gegenſtänden um ihn her, bald auf den Meereswellen, welche unter den Fenſtern des Schloſſes wogten, und bezeugte um ſo mehr, durch irre theilnahmloſe Blicke, des Geiſtes tiefes, ſtilles Grübeln. Der junge Mann trug die Uniform des ſchwediſchen Heeres, doch fehlte am Arme die weiße Binde, welche die Offiziere deſſelben, auf Befehl des Königs, zur Erinnerung an die Revolution von 1772 angelegt hatten. Wir überlaſſen ihn nun ſeinem ſtillen Forſchen und wenden uns zu den Uebrigen.

Eben hatte Klara den Stickrahm weggelegt. „Nimm die Harfe, Oda!“ rief ſie neckend. „Schon hat ſich der werthe Vetter den ganzen langen Nachmittag in unſerer Unterhaltung abgemüht, und noch macht der ſteinerne Gaſt dort an dem Fenſter keine Anſtalt, ihn abzulöſen!“ Die Tochter des Freiherrn lächelte und griff nach der in einem Winkel ſtehenden Harfe, während der Vetter die Neckerin mit dem Finger wiederholt bedrohte.

Was ſoll ich ſingen? fragte Oda.

Nichts anders als die Lieder, die Du aus Oſſian übertragen und ſo lieblich zur Harfe in Muſik geſetzt. Wer anders als „die Schatten der Wolkenhallen, die Geiſter, auf tönenden Flügeln des Windes daherfahrend,“ und wie ſonſt die nebelnden, ſchwebelnden Geſtalten heißen mögen; wer ſonſt, frage ich, kann unſern ſchweigſamen Freund aus ſeinem Fenſterwinkel locken, um uns armen Erdentöchtern einige Aufmerkſamkeit zu beweiſen?

Obwol alle Blicke auf den jungen Mann am Fenſter gerichtet waren, und dieſer eben in das Zimmer ſtarrte, ſo ſchien doch alles dieſes, ſowie die ziemlich laut ausgeſprochenen Neckereien Klarens, ſeinem Geiſte unbemerkt vorüberzugehen.

Alſo die Lieder aus Darthula? fragte Oda ihre Geſpielin.

Nein, aus Karrikthura! entgegnete dieſe; das Lied vom Jäger, den Geſang Vinvela's. Hier unſer theurer Vetter,[4] wie bekannt, ein Nimrod, wird in mancherlei Beziehung es Dir Dank wiſſen.

Oda lächelte und begann:

Ein Sohn des Hügels iſt mein Freund,
Dem flücht'gen Wilde folgt er nach,

Von grauen Doggen rings umſchnaubt,
Streift er im Forſt, ein Baum ſein Dach.

Des Bogens Sehne ſchwirrt im Wind.
Wo weilſt, wo ruhſt du, trauter Freund?
Iſt's, wo der Bergſtrom niederbrauſt?
Wo Quelle ſich der Quelle eint?

Iſt's, wo der Wind im Schilfe ſauſt?
Der Nebel über Hügel eilt? —
Ich will auf tief verborgnem Steg
Erſpähen, wo der Theure weilt.

Vom Felſen blick' ich zu ihr hin,
Zu Branno's alter Eiche, da,
Da war's, wo ich zuerſt, entzückt,
Dein theures, liebes Antlitz ſah.

So ſchlank, ſo herrlich kehrteſt Du
Vom Jagen heim, mein edler Freund,
Und nimmer wird dies Bild vergehn
Dem Herzen, das ſo treu dich meint.

Die Compoſition des Geſanges war gänzlich den Empfindungen angemeſſen, welche das Gedicht ſchildert, und die Art des Vortrags bezeugte deutlich, wie ſehr Oda dieſelben theilte. Sie ſang die erſten Strophen des Liedes mit leiſer, empfindungsvoller, das Geſtändniß und die Sehnſucht Vinvela's charakteriſirender Stimme, die endlich in die vollen jauchzenden Töne froher Erwartung überging. Oda's Geſang machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck, welcher ſich je nach den Eigenthümlichkeiten eines Jeden äußerte. Das würdevolle Auge des Freiherrn ruhte während des Geſanges mit freundlicher Rührung auf der lieben Tochter; Klara klatſchte nach Beendigung deſſelben in die runden Hände, während ihr eine ſchnell verſiegende Thräne über die vollen Wangen lief, und der Vetter ergoß ſich in einem breiten Strome galanter Redensarten über die Kunſtfertigkeiten des Mädchens. Das ſtillſte, und doch dabei das bezeichnendſte Zeugniß gab aber das Benehmen des ſtummen Gaſtes im Fenſterwinkel. Schon während der erſten Strophe des Geſanges horchte er auf, und ſchloß, ſtill auf einen Punkt blickend, wie unwillkürlich das Buch, in dem er las. Langſam erhob er ſich dann und ſchlich, wie ein Nachtwandler zum öftern ſtillſtehend, zu dem Platze, wo Oda ſaß, ſich ihr endlich mit untergeſchlagenen Armen gegenüberſtellend. Die düſtere Stirn erheiterte ſich etwas, und ſeine Züge ſprachen Theilnahme an dem Geſange aus, nach deſſen Beendigung er indeß, ohne ein merkbares Zeichen von Beifall zu äußern, in ſeiner angenommenen Stellung blieb.

Und der Geliebte, ſprach er endlich mit tiefer, dumpfer Stimme, fand ſie ihn?

Nur ungern, entgegnete Oda, ſinge ich ſeine Antwort; ja ſelbſt im Leſen übergehe ich dieſe ſtets, denn was wäre dem Herzen wol ſchmerzlicher als eine ſichere und doch getäuſchte Hoffnung.

Ja wohl! ſprach düſter der junge Mann; doch gibts auch ſtarke Herzen, durch deren kalten Panzer die falſchen Stralen dieſer Winterſonne niemals dringen, und die mit Ruhe der ſchmeichelnden Betrügerin dann ſagen können: geh fort! ich brauche dich nicht!

Demungeachtet muß ich bitten, ſprach der Vetter, uns mit der Antwort des Geliebten vertraut zu machen; denn wenn ich mich recht erinnere, ſo war dem Armen keine Untreue zur Laſt zu legen, und jedenfalls gedenke ich, ſeine Partei zu nehmen.

Dann muß ich freilich, entgegnete Oda, ſeine Antwort mittheilen. Sie ſang:

Welch liebe Stimme tönt mir nah?
Biſt du es? Iſt es Frühlingswehen? —
Nicht in dem Schilfe ruh' ich, kann
Nicht zu der theuern Quelle gehen,

In der dein Antlitz-ſtralt: Hinfort
Werd' ich dich, Theure, nimmer ſchauen.

Ich zieh auf Fingal's Kriegesbahn,
Du wandelſt in der Heimath Auen. —

Schön wie ein Stern den ſtillen Pfad,
Wie Mondesglanz auf Meereswogen,
So iſt dein liebes Bild vor mir
Hin durch das Gräberfeld gezogen.

Bald ſchweift mein Geiſt auf luft'ger Bahn,
Durch Wolkenhallen, auf dem Flügel
Des Nachtſturms. Harfentochter, du!
Vinvela, baue mir den Hügel.

Es beug' ein Baum ſich drüber her,
Ein grauer Stein in ſeinem Schatten,
Vom Moos begrünt, vom Dorn umblüht,
Er ſpreche zu dem Müden, Matten:

Ein Krieger liegt hier in dem Staub;
Das Herz vermodert, doch ſein Lieben,
Es war unſterblich. Jenſeits noch
Iſt es Vinvelen treu geblieben.

Sie ſehen, mein verehrter Vetter, ſprach Klara, durch Thränen lächelnd, nach kurzer Pauſe, daß der edle Silrich Ihrer beredten Vertheidigung nicht bedarf, indem Oda, wie mir ſcheint, dieſelbe mit vieler Vorliebe übernommen, und irre ich nicht, ſo hat dieſe ſie ſogar verleitet, etwas den Oſſian zu variiren, welches wir indeß, ihrer guten Abſicht wegen, großmüthig verzeihen wollen.

Wollten Sie nicht, ſprach der Offizier, uns einmal mein Lieblingslied ſingen? Es iſt aus Temora, das, welches Kathmor's Empfindungen ſchildert, als ihm Kairbar's Schatten im Traum erſchienen war.

Jedes andre, entgegnete Oda freundlich, indem ſie die weiße Hand ihm reichte, nur dieſes nicht, mein Freund. Ich kann den Eindruck nicht vergeſſen, den es auf Sie machte, als ich es neulich ſang.

Ganz recht! ſprach Klara. Singe es nicht! Es tönt ohnehin wie eine Geiſterbeſchwörung.

Und fürchten Sie die Geiſter? entgegnete der junge Mann lächelnd.

Das eben nicht, erwiederte Klara lachend; aber die Menſchen ſind mir lieber. Sie, freilich, ſetzte ſie ſpottend hinzu, ein Mann, den unſere arme Menſchlichkeit blutwenig intereſſirt, und der halbe Tage lang dort im Fenſterwinkel ſitzen kann, um im Swedenborg, erlauben Sie mir immer den barocken Ausdruck, die Naturgeſchichte der Geiſter zu ſtudiren, mag freilich darüber anders denken.

Seht einmal! rief jetzt der Freiherr, welcher lange und unverwandt durch das Fenſter nach dem Meere geblickt, der Dreimaſter, welcher ſchon ſeit einer

Stunde gegen den Wind lavirte und ſich der Küſte nähern zu wollen ſchien, wirft jetzt die Anker und hiſſt die ſchwediſche Flagge auf.

Die Geſellſchaft eilte nach dem Erkerfenſter.

Ein Boot wird herabgelaſſen, bemerkte der Vetter.

Und ein Mann ſteigt jetzt die Strickleiter abwärts! ſetzte Klara hinzu. Sehen Sie! Er muß etwas Rechtes ſein, denn irre ich mich nicht, ſo trägt er die ſchwediſche Nationalkleidung der höhern Stände!

Allerdings! ſprach der Freiherr. Das Boot nimmt ſeine Richtung nach der Landungstreppe in dem Fiord. He, Pehrſon! rief er in das Vorzimmer; gehe nach dem Landungsplatze und lade den fremden Herrn ein. Frage ihn jedoch nicht aus; es gnügt mir, zu wiſſen, daß er ein Schwede iſt.

Bald kehrte der Alte zurück. Der Baron Aarberg, Legationsſecretair bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft in London —

Iſt willkommen! ſagte der Freiherr, und ging, den Fremden zu empfangen.

Jetzt trat dieſer ein. Es war ein junger Mann von ungefähr ſechs- bis achtundzwanzig Jahren, groß, und ſchön gewachſen. Das blonde Haar ringelte ſich in Locken um die ſchöne Stirn. Das Geſicht war von ſprechendem, geiſtreichen Zügen. Der Fremde trug die neu eingeführte ſchwediſche Nationalkleidung, eine Art kurzen ſchwarzen Wamms und dergleichen Unterkleider; um den Leib hatte er eine ſchwarz und rothe Schärpe von ſeidenem Zeuche, und von der Schulter hing ein kurzes ſchwarzes Mäntelchen herab. Die Aehnlichkeit dieſer Kleidung mit der altſpaniſchen, welche durch einen vorn aufgekrempten Hut mit Federn nur um ſo auffallender wurde, war ganz dazu geeignet, die ſchöne Geſtalt des jungen Mannes aufs Vortheilhafteſte zu zeigen, und wenn man auch die Zweckmäßigkeit dieſer Kleidung in Schweden allgemein beſtritt, ſo war doch über ihre Schönheit nur eine Stimme.

Ich würde in Verlegenheit ſein, meine Zudringlichkeit zu entſchuldigen, hob der Fremde an; aber die Gaſtlichkeit des edeln Hauſes beſeitigte ſchon meine Beſorgniſſe, ehe ich noch aus dem Boote trat.

Der Anſtand, mit dem er dieſe Worte ſprach, und ſeine edle Haltung bezeichneten den Mann von feinen Sitten.

Ich heiße Sie nochmals willkommen, Baron Aarberg, entgegnete der Freiherr; wir Alle freuen uns des Zufalls, der einen Landsmann in unſere Einſamkeit geführt. Dieſe Geſinnungen theilt hier meine Nichte Löwenhaupt, meine Tochter, mein Vetter Friedrich, und dort unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Hauptmann —

Während dieſer Rede verbeugte ſich der Fremde gegen die Einzelnen der ihm Vorgeſtellten, und ſeine Blicke fielen endlich nun auf den Offizier, welchen der Freiherr zu nennen eben im Begriff war, als der Fremde dieſem, mit dem Ausdrucke der höchſten Ueberraſchung, entgegeneilte.

Iſt's möglich? rief er. Biſt Du es wirklich, Freund meiner früheſten Jugend, Jakob Ankarſtröm!

Ich glaubte kaum, ſprach dieſer, langſam die Hand dem Fremden reichend, ich glaubte kaum, daß Jemand, der mit dem Hofe in Verbindung ſteht, noch ein Gedächtniß für die Freunde aus frühern Zeiten haben könnte. —

Immer noch der alte Krittler! erwiederte Aarberg lachend; und irre ich nicht, ſetzte er, auf die Bücher zeigend, hinzu, auch noch der alte Schwärmer. Richtig! ſprach er, nach dem Titel des aufgeſchlagenen Buches blickend; er ſtudirt im Swedenborg: **Arcana coelestica, de coelo et inferno!**

Das darf Sie gar nicht wundern! entgegnete die muntere Klara; wir leben Alle, den Onkel und mich etwa noch ausgenommen, ganz überirdiſch. Hier, meine Oda, ſingt und dichtet, der Vetter geräth darüber vor Entzücken ganz außer ſich, wie es auch ſeine Schuldigkeit iſt, und dort der Hauptmann, der theilt die Geiſter in Claſſen ein.

Deine Neckereien, meine Klara, ſprach der Oheim, laſſen uns beinah eine Pflicht vergeſſen, die unſere erſte hätte ſein ſollen, denn eben bemerke ich, daß unſer Gaſt den linken Arm in der Binde trägt, und noch Niemand hat gefragt, ob eine Hülfe oder Erleichterung zu ſchaffen möglich ſei.

Ich möchte, ſprach Aarberg verbindlich, den böſen Zufall jetzt einen guten heißen, denn er iſt es zunächſt, der mir zu der Bekanntſchaft dieſes hochverehrten Hauſes und zu dem Wiederſehen eines Jugendfreundes hilft.

Vor vierzehn Tagen, ſetzte er erzählend hinzu, erhielt ich den Befehl zu meiner Rückkehr nach Stockholm, und ſchiffte mich vor einigen Tagen auf der Freya ein, welche ſo eben ſegelfertig lag. Vor zwei Tagen trieb uns ein Sturm aus unſerm Curſe, und da, wie es ſcheint, der Wind ſobald nicht günſtig werden dürfte, ſo faßte ich den Gedanken, ans Land zu gehen und ſo durch Norwegen und Schweden nach Stockholm zu reiſen. In dieſem Vorſatz wurde ich noch mehr beſtärkt, als ich geſtern Abend durch einen Fall, auf dem ſo ſchlüpfrig gewordenen Verdecke, mich an der Schulter ſtark beſchädigte. Vielleicht könnte ich, morgen mit dem früheſten nach Drontheim reiſend, dort einen Wundarzt treffen, deſſen Hülfe hier in der Nähe wol kaum zu erlangen ſein dürfte.

Und bis dahin ohne Hülfe bleiben? ſprach der Freiherr. Daran iſt nicht zu denken, ſo wenig als an die Reiſe ſelbſt. Ueberhaupt ſcheint es mir, Sie denken allzu gering von dieſem Erdenwinkel, in welchen wir unſer Sommerneſt gebaut. Freilich haben wir hier weder Arzt noch Wundarzt, aber wir haben einen Freund in unſerer Nähe, welcher in preſſanten Fällen deſſen Stelle wohl vertreten kann. Geh, Pehrſon, ſprach er zu dem alten Diener, geh nach der alten Burg und ſage dem Herrn Frank, ich ließe ihn bitten, ſchleunig heraufzukommen, es habe Jemand ſeinen Beiſtand nöthig! Du, Oda, fuhr der Freiherr fort, beſorge unſerm Gaſt ein warmes Stübchen, damit, wenn Frank erſcheint, er dort mit dieſem ſein Weſen in Ruhe treiben kann. — Ja, lieber Freund, Sie finden hier im hohen Norden ein anderes Klima, als jenes war, das Sie vor wenig Tagen verlaſſen haben.

Ein alter Jäger trat jetzt ins Zimmer; zwei friſch erlegte Schneehühner, welche an der Waidmannstaſche hingen, bezeugten, daß der Alte eben auf ſeinem Berufswege gewandelt ſei; er ſprach nun einige leiſe Worte zum Hausherrn. „Ich will, ſprach dieſer lächelnd zu den Mädchen, auf Eure Koſten dem Hauptmann einen Triumph bereiten! Sprich Deine Botſchaft aus, Klas Kundſon!

Als ich vor einer Viertelſtunde, erzählte der Waidmann, das Nordermoor durchkroch, ertönte auf einmal das Sprachrohr des Herrn Frank von der Höhe des alten Thurms. Er rief mich zu ſich, und als ich mit Mühe mir einen Weg durch das Geſtrüpp gebahnt, bat er mich dann, dem fremden Herrn, welcher ſo eben angekommen, doch zu ſagen, daß er mir auf dem Fuße folgen würde. Die Verletzung, meinte er, ſei weniger ſchmerzhaft als gefährlich, und unter einigen Tagen ſei an ein Weiterreiſen nicht zu denken.

Die Mädchen und der Vetter ſahen ſich befremdet an, und nur der Hauptmann lächelte ſtill vor ſich hin.

Iſt Pehrſon fort? frug Klara.

Er begegnete mir auf dem Flur; entgegnete der Jäger. Ich hielt ihn auf, weil nun Herr Frank ſchon auf dem Wege ſein muß.

Nun, ſprach Ankarſtröm zu Klaren, was meinen Sie zu dem alten Herrn?

Daß ich, entgegnete dieſe ärgerlich, alle die räthſelhaften Leute nicht gut leiden kann; Sie, Hauptmann, mit eingeſchloſſen. — Bietet uns die Natur, ja Alles, was uns umgibt, nicht ſchon ſo viel Geheimnißvolles? Sollen wir uns etwa noch künſtliche, gemachte Geheimniſſe erſt bilden, um in deren Löſung uns abzuquälen? Nein, wahrhaftig! mich bekehren Sie nimmermehr, und jetzt am wenigſten, wo ich an Baron Karberg Verſtärkung zu erhalten hoffe; ſonſt freilich ward es Ihnen leichter, denn wenn auch meine Oda im Ganzen meiner Meinung iſt, ſo iſt ſie doch auch Dichterin, und ſolche ſehen immer mit andern Augen, als wir Erdentöchter. Der Onkel iſt aus Neckerei mir ſtets entgegen, und hier der Vetter, nun, der wartet, um zu hören, was Oda ſagt, und ſagt dies auch, und macht dann noch ein Compliment, und ich, ich bin verlaſſen; jetzt aber ſoll es anders werden. — Damit Sie nun, mein Herr Alliirter, fuhr Klara mit komiſchem Pathos fort, als ein treuer Kämpfer für die gerechte Sache erfunden werden mögen, iſt es nöthig, Sie mit dem Stande derſelben bekannt zu machen. Vor drei Jahren etwa erſchien hierſelbſt ein Männlein, welches — nun, Sie werden es ja ſehen. Beſagtes Männlein alſo erklärte: es heiße Frank, ſei Doctor der Philoſophie, Deutſcher von Geburt, Mineralog, Aſtronom, und ſo zu ſagen, ganz vernarrt in dieſe Gegend, wozu, ſo unter uns geſagt, ein ganz eigner Geſchmack gehört. Gedachter Doctor erklärte ferner: die alte Burg, mitten in einem abſcheulichen Moor gelegen, ſei ein ganz abſonderlich plaiſirlicher Ort für einen Philoſophen; es eigne ihr alter runder Thurm ſich ganz vortrefflich zu aſtronomiſchen Beobachtungen, und, um es kurz zu machen, er bat den Oheim dann, den Tanzplatz der Ratten und der Mäuſe den Wiſſenſchaften zu überlaſſen. Dies ward bewilligt; die Burg ward eingerichtet, und Frank zog ein. — Hier obſervirte, botaniſirte und mineralogiſirte er nach Herzensluſt, und Niemand fiel es ein, in dem Herrn Frank noch etwas Anderes zu erblicken als einen jener Kräuter- und Steineſucher, wie ſolche mit Blechcylindern auf den Rücken, Hämmern in den Händen und großen Brillen auf den Naſen, zu Dutzenden aus Deutſchland durch alle Länder wandern, aber — da kam hier unſer verehrter Freund, der königliche Hauptmann, Herr Johann Jakob von Ankarſtröm, der fand es aus. Der merkte gleich, daß hinter dem grauen Männlein noch ein ganz anderes, erſtaunenswerthes Geheimniß ſtecke. Er fand es wohlerfahren in allen den Wunderdingen, welche Swedenborg gethan und nicht gethan, geſchrieben und nicht geſchrieben, und beweiſt demnach gedachtem Männlein eine entſetzliche Veneration. Daß er einen tiefen Sinn in Allem findet, was daſſelbe ſpricht, wäre es auch nur: guten Morgen, oder ſo etwas, iſt ganz natürlich und möchte hingehen, aber daß er den alten Herrn mit aller Gewalt, sans rime et sans raison, zu einem Propheten und Seher macht, das ärgert mich. Bei allem dieſen wollte ich mich endlich noch beruhigen, wenn nur der Frank, anſtatt ihn auszulachen, nicht unſern Freund in ſeinem Wahne beſtärkte.

Das kann man doch ſo eigentlich wol nicht behaupten, verſetzte Oda. Niemals prahlt Frank mit tiefem verborgenem Wiſſen oder magiſchen Geheimniſſen, und ſucht vielmehr das Geſpräch dann abzubrechen, wenn es darauf geräth.

Warum thut er dies? verſetzte Klara eifrig. — Um die Erwartung mehr zu ſpannen, um errathen zu laſſen, was er nicht geradezu behaupten will.

Sie können es nicht leugnen, verſetzte der Hauptmann, daß er auf unumwundene, entſchiedene Art Manches vorausgeſagt, was wunderbar in Kurzem eingetroffen, und welches vorauszuſehen nur einem mehr geöffneten geiſtigen Auge als dem unſern möglich war.

Und dies, entgegnete Aarberg, zu welchem Zwecke? — Iſt es möglich, dem vorausgeſagten Uebel zu entrinnen, nun ſo hat der Prophet gelogen; kann man es aber nicht, iſt man gezwungen, dem Schickſal ſtill zu halten, warum ſich quälen vor der Zeit? Ich halte es für ein großes Glück, daß eine weiſe Vorſicht den Schleier ſo dicht gewebt, welcher uns von der ſo ſcharf geſteckten Grenze der Zukunft trennt.

Und doch, ſprach Ankarſtröm mit einem Seufzer, welcher aus der Tiefe einer gepreßten Seele zu kommen ſchien, doch gibt es Augenblicke, wo der Menſch gern eine Frage richten möchte an ein Weſen, das höher auf der Stufenreihe der Geiſter ſteht, als er. In ſolchen Augenblicken, wo er ſtill ſteht zwiſchen Thun und Wollen, zwiſchen Handeln und zwiſchen Leiden, wenn er fruchtlos ſtarret mit den blöden Augen in ein Dunkel, welches ſich vor ihm nur immer mehr zur Nacht geſtaltet, da möchte er rütteln, möchte reißen an den Thoren, welche ihn von der Zukunft trennen! Er fühlt die Kraft in ſich! er, ein Simſon, faßt die Säulen, die das Gebäude des Unrechts tragen, mit ſeiner Hand, und — läßt erſchlafft die Hände ſinken, denn er, der Blinde, weiß es nicht, ob außer ihm, der gern, jedoch allein ſich opfern wollte, das Gebäu noch Mehrere in ſeinem Schutt begraben wird, und ob dann auf den Trümmern wol eine neue Babel ſich erheben könnte. — Alfred! ſetzte er dumpf hinzu; haſt Du niemals den Drang nach einem ſolchen Blick gefühlt?

Ich will nicht leugnen, ſprach dieſer mild, ich will nicht leugnen, daß in unſerm Innern ein Sehnen nach dem Geheimnißvollen, Verborgenen wohnt, und daß das wilde, unzufriedene Herz in ſeinen Kämpfen dann eine Frage thun will an das Schickſal. Hat aber dann die Vorſicht für einen treuen Führer, für einen weiſen Rather nicht bereits geſorgt? Er heißt: Erkenntniß des Guten und des Böſen. Ihn frage, wenn Du handelſt; ſonſt laſſe das Schickſal walten.

Spricht er in Dir ſo deutlich? erwiederte Ankarſtröm mit Heftigkeit. Wo lebte wol der Menſch, der immer, und ganz entſchieden, behaupten könnte, was gut und böſe ſei? —

Leiſe ward an der Thüre jetzt geklopft, und auf das kräftige: Herein! des Schloßherrn, öffnete ſich dieſelbe: Frank trat ein.

Er war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, doch waren dieſe über ſeinen Scheitel hingeſtrichen, ohne das dunkle Haar zu bleichen. Seine Geſtalt war unter Mittelgröße, ja faſt klein zu nennen, doch mochte die gebückte Haltung, an die er ſich gewöhnt, das Meiſte hierzu beitragen. Die Züge des Geſichts waren im Ganzen unbedeutend und verriethen keinesweges den Seher und Propheten, für welchen er, wie Klara wenigſtens behauptete, gern gelten mochte; doch war es ſchwer, darüber ein beſtimmtes Urtheil zu fällen, da ein krampfhaftes Zucken des linken Auges, welches ſich bis auf einen Theil der Wange erſtreckte, durch ſeine mechaniſche Bewegung die Empfindungen und Eindrücke, welche in den Zügen hätten ſichtbar werden können, verſchleierte. Sein Sprachton war ſo leiſe, daß er in geringer Entfernung faſt unverſtändlich wurde, und paßte demnach vollkommen zu dem Gange des Männchens, welches ſo leiſe auftrat wie die Hauskatze, deren Gegenwart ſich nur durch den Sinn des Geſichts bemerkbar macht. Bei aller Aufmerkſamkeit auf das Geſpräch der Andern ſprach Frank nur wenig, und auch dies Wenige gab er in kurzen Sätzen, und faſt nur als zufällige Bemerkung. — Nach einigen höflichen Verbeugungen und etlichen Worten, von denen nur die an den Hauptmann gerichteten von beſonderer Theilnahme zeugten, wandte er ſich an Alfred und erklärte: er ſei bereit, ſo gut es ihm möglich, hülfreiche Hand zu leiſten, doch müſſe er um Nachſicht bitten, wenn die Dienſte, die er zu leiſten ſich gern erbiete, nicht der Kunſt entſprächen. Alfred folgte ihm in ein entlegenes Zimmer. Es zeigte ſich, daß die Verletzung, welche Erſterer an der Schulter erlitten, beſonders in einer Verrenkung beſtand, die ſchleunige Hülfe nöthig machte. Dieſe zu gewähren war Frank vollkommen geeignet, und die gethanen Fragen, ſowie der kunſtgerechte Verband, zeigten, daß die früh ausgeſprochene Entſchuldigung gänzlich überflüſſig geweſen ſei.

Als Beide wieder zur Geſellſchaft kamen, fanden ſie das Abendeſſen in der alterthümlichen Halle angerichtet, und Frank ließ ſich nach einigem Sträuben bewegen, Theil daran zu nehmen. Alfred that verſchiedene, auf die Fortſetzung ſeiner Reiſe ſich beziehende Fragen, aber der ſeltene Fall, in dieſem entfernten Erdenwinkel einen Gaſt bewirthen zu können, veranlaßte den Hausherrn zu dem Verbot, auf irgend eine ſolcher Fragen binnen vierzehn Tagen Beſcheid zu geben.

Und doch, ſprach Alfred, muß ich darauf beſtehen, Reiſeanſtalten machen zu dürfen, ſo ſchwer mir, wie ich wohl fühle, die Abreiſe ſelbſt werden wird. Die ſchnelle Abberufung von London nach Stockholm läßt mich vermuthen, daß eine andere, vielleicht dringendere Beſtimmung meiner harre; zudem gebieten die ſo wichtigen Begebenheiten dieſer Zeit wol jedem treuen Diener des Königs und des Staats, ſo eifrig als nur möglich ſeiner Pflicht zu folgen.

Nenne den König nur allein, ſprach finſter Ankarſtröm, denn ſeit die Verfaſſung zertrümmert wurde, iſt er allein der Staat.

Ueber dieſen Punkt will ich nicht mit Dir rechten, ſprach Aarberg ruhig; ſchon vor zwölf Jahren, wie wir als Pagen am Hofe lebten, war dies der einzige Gegenſtand, der uns entzweien konnte. Denkſt Du noch jenes Abends, an welchem wir, von Jugendmuth überbrauſend, in einen Streit geriethen, der bald, wenn nicht Vernünftigere zugegen waren, mit einer Schlägerei geendigt hätte? Ich, hingeriſſen von des Königs edlem, ritterlichem Weſen, ſeiner Güte, die wie die Stralen einer milden Sonne Alles erfreut und erwärmt, was ihn umgibt, vertheidigte mit allen Kräften den Vorſatz eines jungen, feurigen Monarchen, jenen Vorſatz, ſein Volk ſelbſt zu beglücken, ohne ſich bei jedem Schritte von den Feſſeln einer ariſtokratiſchen Conſtitution eingeengt zu ſehen; Du warfſt mir vor, daß ich, den Pflichten und Geſinnungen des Standes, in welchem ich geboren wurde, nicht entſprechend, dieſe verleugne, um als Fürſtendiener mein Glück zu machen. Auf dieſe Weiſe geriethen wir an einander, und wer weiß, was noch geſchehen wäre, wenn nicht Klügere uns auseinanderbrachten. Jetzt denken wir wol ruhiger über dieſe Dinge; die Zeit hat jetzt an ihnen, wie an Allem, auch ihre beruhigende Kraft geübt. —

So ganz, wie Sie es meinen, ſprach Baron Friedrich, iſt dies wol nicht der Fall. Es konnte die Gewalt uns Rechte rauben, doch ſo weit erſtreckt ſich nicht die Kraft derſelben, uns das Verlorene in Vergeſſenheit zu bringen.

Ich kann nicht leugnen, ſprach jetzt der Hausherr, daß bei aller Achtung für die Würde und die Perſon des Königs, und unbeſchadet meiner Meinung, daß man der beſtehenden Gewalt, ſo lange ſie beſteht, Gehorſam nicht verſagen dürfe, ich die von unſern Vätern auf blutigem Felde theuer erkämpften Rechte nicht durch den Gewaltſchritt, ſo man begangen, auch als vernichtet anſehen kann. Nicht darum kämpften die Wrangel, Thure, Bielke, Horn, Holſt und Torſtenſon in Guſtavs Schlachten, um die mit ihrem Blute erkauften Ehren, ein theures Erbe ihrer Enkel, wieder an einem Tage zu verlieren.

Und kämpfte, ſprach Alfred ruhig, nicht die Nation, wie ſie? — Legte, als der Adel focht, der Bürger und der Bauer die Hände etwa in den Schoos? Bei Gott! es iſt mir immer ein ſchmerzliches Gefühl, wenn ich würdige Männer das Intereſſe unſers Standes als ein verſchiedenes von dem der Nation betrachten ſehe.

Sie, junger Freund, erwiederte der Freiherr, wurden in einer neuen, bewegten Zeit geboren; es wird Ihnen leichter, in Dinge ſich zu finden, die die Meinungen, meinetwegen auch die Vorurtheile, des alten Mannes ſcharf berühren. Wer wollte es dieſem wol verargen, wenn er einen Hof, an welchem ſein Name ſeit Jahrhunderten ein eingewohnter iſt, wenn er, ſage ich, dieſen lieber meidet, als ſich wie ein altes Möbel, welches man nicht ſo geradezu zerſchlagen will, in einen Winkel geſtoßen ſieht! So denke ich, ſo denken Viele, die ſelbſt manche der Anſichten des Königs theilen.

Und war, ſprach Alfred, der Erſte, der einen heut berühmten, glanzvollen Namen trug, nicht auch ein Neuling einmal in des Thrones Nähe? Waren jene Rechte, deren Verluſte man heute ſo ſehr beklagt, nicht einſt auch eine Neuerung, die Vielen drückend ſchien?

Kein Adel, kein Thron! ſprach Ankarſtröm mit düſterer Stimme. Beide ſtehen oder fallen mit einander. Blicke nur nach Frankreich. —

Ich wollte, entgegnete ihm Alfred, ich wollte, Du hätteſt Frankreich nicht erwähnt; wer ſtürzte, wer untergrub dort zuerſt den Thron?

Nein, ſprach Klara, nun wird es zu bunt! Wie oft hab' ich geſeufzet, wenn das alte gewohnte Klagelied geſungen wurde, und heute, als ich durch die Ankunft unſers Gaſtes eine neue Zeit in dieſen Mauern beginnen ſehe, zeigt ſich dieſer als ein Streiter, damit das alte Thema noch in andern Weiſen variirt ertöne. — Damit will ich indeß gar nicht behaupten, daß mir ein hübſcher, muntrer Streit, wie auch ein Bischen Zank, ſo gänzlich zuwider ſei; vielmehr bin ich geſonnen, noch einen neuen aufs Tapet zu bringen, darum: à vous, Herr Doctor! Wie konnten Sie, ohne unſern werthen Gaſt von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſo kecklich über die Beſchaffenheit ſeiner Verletzung ſprechen?

Und ſollte, ſprach der Gefragte mit einer etwas ſpöttiſchen Freundlichkeit, ſollte meine ſchöne Nachbarin, welche ſo gern Alles zu erklären ſucht, was —

Sie nicht verſteht! ſprach Klara trocken. Sprechen Sie hübſch Ihres Herzens Meinung aus.

Weit entfernt, ſo etwas ſagen zu wollen, entgegnete Frank, wollte ich vielmehr nur fragen, wie es möglich ſei, daß Ihnen in dieſem Falle eine hübſche natürliche Erklärung, wie Ihnen ſolche in weit ſchwierigern Fällen ſo zahlreich zu Gebote ſtehen, entgehen könne. — Ich ſchlage, ſetzte er kalt hinzu, etwa folgende vor: Der Frank ſieht mit dem Fernrohr von der Spitze des alten Thurms ein Schiff in See; aus dieſem ſteigt ein Herr, welcher den Arm im Bande trägt; der landet endlich bei der Burg. Da meilenweit kein anderes angemeſſenes Unterkommen, ſo ſchließt der Frank, daß der Fremde, ſowie er einſt ſelbſt, das Gaſtrecht des edlen Hauſes in Anſpruch nehmen werde, und die Haltung des kranken Armes läßt ihn an die Stellung denken, welche er in gleichem Falle, um den Schmerz zu lindern, einſt angenommen. Dies wäre etwa die erſte der Erklärungen, und dann die zweite —

Ich bin mit dieſer ſchon zufrieden, entgegnete Klara, nicht ohne einige Empfindlichkeit. Wenigſtens iſt ſie mir lieber, als wenn der Hauptmann mir nach ſeiner Art bewieſen hätte, Sie hätten die Sache aus dem Buche: De equo albo, oder wie das Ding heißt, das dort auf dem Fenſter liegt, ganz genau auspunktirt. —

Und doch, ſprach Oda, iſt gerade dieſes Buch, nach Dem, was uns der Hauptmann überſetzte, ſo übel nicht. Die Sprache in dem Buche iſt ſo einfach, ſo kindlich fromm, und ich weiß es nicht, ob dieſe Eigenſchaft oder die feſte Ueberzeugung des Verfaſſers, daß Alles, was er ſchildert, ſich bewähren müſſe, mich am meiſten rührt. Der felſenfeſte Glaube an Das, was ſeinem vom Schauen trunkenen Auge vorſchwebt, ſpricht ſich in dieſen ſchlichten Worten ſo einfach, ſo redlich aus, daß ich faſt böſe werden könnte, wenn man den edeln Schwärmer einer abſichtlichen Fälſchung zeihen wollte.

An ſeinem redlichen Wollen, entgegnete Alfred, bleibt mir kein Zweifel, und dennoch iſt meine Meinung, daß zehn Betrüger nicht ſo viel Schaden ſtiften würden, als dieſer ſonſt in jeder Hinſicht ſo achtungswerthe Mann. Die Gaukeleien des Betrügers ſind auf die Einfalt des Pöbels, gleichviel der höhern oder niedern Stände, mehr oder minder ſchlau berechnet, und werden endlich von ihrem Zweck verrathen, indeß die Schwärmereien eines Mannes, deſſen Charakter über jeden Zweifel erhaben daſteht, noch Jünger finden würden, ſelbſt wenn der Meiſter ſich eines andern überzeugte.

Du ſprichſt, entgegnete der Hauptmann, als ſtände es über allen Zweifel bereits entſchieden, daß Swedenborg nichts weiter als ein Schwärmer ſei, und dennoch wirſt Du es nicht leugnen können, daß denkende, ja gelehrte Männer unter der Gemeine ſind, die von ihm den Namen führt. Es iſt nicht denkbar, daß ein Mann, den Jeder als einen Redlichen verehrt, Jahrelang und bis an ſeinen Tod behaupten ſollte, daß er mit höhern Weſen in Verbindung ſtehe, und daß dennoch Alles nur Trug geweſen.

Es wäre, entgegnete Alfred, nicht das erſte, wohl aber ein merkwürdiges Beiſpiel von —

Einem partiellen Wahnſinn, meinſt Du! ſprach der Hauptmann; eine alte Erklärung eines unerklärbaren Dinges. Und ſeine unbeſtreitbaren Vorausſagungen zukünftiger Dinge, die in Erfüllung gingen, die ſind Zufall! —

Ich glaube, ſprach Alfred, man hat ihm dieſe wider ſein beſſeres Wollen aufgebürdet, wenigſtens gibt es kein unverdächtiges Zeugniß. Wo lebte wol ein Schwärmer, deſſen Jünger nicht Wunderwerke zu ſeinem Ruhm erfanden? Dinge, an welche, war er redlich, er nie gedacht! Unter ſolchen ſteht natürlich Prophezeien oben an; hat aber wol ein Schwede, deſſen Name einen guten Klang im Lande hat, jemals behauptet: Dies oder Jenes ſagte Swedenborg in meiner Gegenwart voraus, und es iſt eingetroffen? Dem Einzelnen iſt gut prophezeien! ſagt ein altes ſchwediſches Sprüchwort, und doch will ich den Seher loben, der mir in Gegenwart von unverdächtigen Zeugen ſagt, was in dieſem Angenblicke in einer Entfernung von vielen Meilen Dieſer oder Jener vornimmt; was, zum Beiſpiel, den König in dieſer Minute in ſeinem Cabinet beſchäftigt. Kann er dieſes, ſetzte Alfred lachend noch hinzu, ſo will ich ſein Jünger werden!

Bis hierher hatte Frank an dem Geſpräche nur als Hörer Theil genommen, und es ſchien, ſo ſchwer auch etwas ganz Entſchiedenes aus ſeinen Mienen zu entnehmen war, der Gegenſtand deſſelben ihn wenig anzuſprechen. Nur wenn Ankarſtröm etwas entgegnete, war ein gewiſſer Antheil Frank's bemerkbar.

Sie ſcheinen, Herr von Aarberg, ſprach er jetzt, einen beſondern Werth und ein Zeugniß für die Wahrheit aus einer Handlung zu entnehmen, welche blos die Frucht von Combinationen oder eines Ahnungsvermögens, das Dieſem oder Jenem beiwohnt, ſein könnte.

Die erſtern, entgegnete Alfred, ſind nicht denkbar in dieſem Falle, und das zweite muß ich beſtreiten, folglich auch die Möglichkeit des Ganzen.

Obgleich ich, ſprach Frank mit erhöhter Stimme in einem grauenhaft höhniſchen Ton, und indem ſein Auge funkelte; obgleich ich eben nicht Werth auf ſolche Dinge lege, ſo lohnt es doch, Ihnen zu zeigen, daß nicht Alles, was Sie für Täuſchung halten, auch Täuſchung iſt. Sie ſehen, ſetzte er, den Finger auf die Wanduhr gerichtet, noch hinzu, es iſt Schlag ſieben Uhr. In dieſem Augenblicke wird Graf Friedrich Ribbing, welchen, ſo wie Sie, Baron von Aarberg, der König heute zum Kammerherrn und Ritter des Waſaordens ernannt hat, dieſem in ſeinem Cabinete vorgeſtellt.

In dieſem Augenblicke erhob ſich Frank von ſeinem Sitze, indem er den Hausherrn um Verzeihung bat, wenn er ſich ſchnell entfernen müſſe, um noch einige Vorbereitungen zu aſtronomiſchen Beobachtungen zu treffen, für welche dieſe Nacht von beſonderer Wichtigkeit ſei. Die Zuverſicht, mit welcher Frank die oben angeführte Behauptung ausgeſprochen hatte, machte einen, wenn auch ſehr verſchiedenen, doch ſehr ergreifenden Eindruck auf die Geſellſchaft, und vielleicht wurde eben deshalb dieſes Gegenſtandes weiter an dieſem Abend nicht mehr erwähnt. — Obwol Alfred empfand, daß die von Frank ihm empfohlenen Mittel eine für ſeinen verletzten Arm günſtige Wirkung äußerten, ſo überzeugte er ſich demungeachtet nur zu bald, daß in einer Gegend, ſo unwegſam als die, in der er ſich befand, vor der Hand an eine Fortſetzung der Reiſe nicht zu denken ſei, und er ſchrieb nach Stockholm, um ſich dort einen vierzehntägigen Urlaub zu erbitten. Er hatte, von den Schmerzen wach gehalten, einen Theil der Nacht für ſeine Correſpondenz verwendet, und fertigte mit Tagesanbruch einen Boten nach Drontheim ab, um ſein Packet zur Poſt zu geben. Eben ging die Sonne auf. Es war ein herrlicher Herbſtmorgen, und bei der ungemeinen Reinheit des Horizonts erſchienen die beſchneiten Gipfel der majeſtätiſchen Fiällen, ſcharf in ihren Umriſſen gezeichnet, noch einmal ſo nah als ſonſt. Da Alfred die Familie des Hauſes noch in den Armen des Schlafes glaubte, ſo konnte er dem Drange nicht widerſtehen, noch einige Augenblicke in dem kleinen Parke zu luſtwandeln, welcher den ſchmalen Rücken des Vorgebirges einnahm, auf deſſen höchſter Spitze die Burg erbaut war. Zwar waren die Anlagen des Parks nur einfach, und beſtanden, einige Blumenſtücke abgerechnet, faſt nur aus einem niedrigen Birkenwäldchen, durch das ſich reinlich gehaltene Wege ſchlängelten, aber demungeachtet boten mehre ſinnig gewählte Punkte herrliche Anſichten des Meeres und der Gebirge dar, und es ſiel ins Auge, daß eine geſchmackvolle Auswahl in der Benutzung des gegebenen Terrains gewaltet. Ein beſonders intereſſanter Punkt befand ſich an dem Ende des Parks. Es war ein ziemlich erhöhter, oben abgeplatteter Hügel, deſſen Mitte eine alte herrliche Eiche krönte. Rings um dieſelbe ragten ſieben Blöcke von grobkörnigem Granit, von welchen einer höher als die übrigen erſchien. Es war augenſcheinlich dies der Ort, wo zu der Zeit des grauen Alterthums der Burgherr zu Gericht geſeſſen. Die Ausſicht auf das Meer war faſt die nämliche wie aus den Fenſtern des alten Schloſſes, doch kam hier nun noch die, welche die Landſeite darbot, hinzu.

Auch dieſer konnte man einen großartigen Charakter nicht abſprechen, doch trug er den Ausdruck der Einſamkeit und Oede. Weithin, faſt in die Länge einer Stunde, dehnte ſich ein weiter Moorgrund, deſſen ſchwammige Oberfläche durch die verſchiedenartigſten Waſſermooſe und durch das niedrige Geſträuch einiger Beerenarten, vom hellſten Gelb bis in das dunkelſte Braun ſchattirt erſchien. Nur hier und da erhoben ſich kleine unfruchtbare Hügel in dem Moraſte, und auf ihnen ſchlangen ſtruppige Fichten und verkrüppelte Birken die knorrigen Zweige in einander. Auf dem höchſten dieſer Hügel erhob ſich ein altes Gemäuer; doch würde der Blick von ihm nur wenig angezogen worden ſein, wenn nicht der ſtattliche runde Thurm in ſeiner Mitte die Aufmerkſamkeit gefeſſelt hätte. Dieſer, ſowie auch die faſt gänzlich zerfallenen Mauern, waren von dunkelm Ephen faſt überzogen, doch ſah man an den wohlerhaltenen Fenſtern und der Baluſtrade auf ſeiner Zinne, daß er noch gegenwärtig einen Bewohner habe. Jenſeits des moorigen Geländes erhoben ſich waldige Hügelreihen, und dieſe überragte wieder eine ziemlich hohe Felſenkette, deren höchſte Scheitel mit Schnee bedeckt erſchienen. Alfred verweilte einige Augenblicke unter der alten Eiche, im Beſchauen der Umgebung, und der Schmerz im Arme, von der Bewegung des Gehens aufgeregt, nöthigte ihn endlich, einige Momente auf einer Raſenbank zu ruhen, welche an des Hügels Seite, von einer dichten Hecke von Schlehdorn und den Ranken der Ackerbeere (Rubus arcticus) faſt verſteckt, ein freundliches Plätzchen darbot.

Eben wollte er ſich erheben, als Klara vor ihm ſtand. Ei, ſieh da! rief ſie lachend aus; wahrhaftig der Herr Gaſt ſind auch ſchon aus den Federn, und es hat derſelbe auch ſchon das ſchönſte Plätzchen der ganzen Gegend ausgefunden! Ich wenigſtens, ſetzte ſie hinzu, indem ſie auf Alfreds Bitte ſich niederließ, ich halte es dafür, und wandle alle Tage mit Sonnenaufgang dann hieher; nicht etwa, daß ich ſo entzückt von dieſer Gegend wäre; behüte mich der Himmel! Nein, wenn der Herbſt und mit ihm die Zeit der Rückkehr nach Stockholm herankommt, da finde ich, daß ich mich ſogar im Schlafe hier langweile; ich habe dann keine Ruhe mehr und breche mir ein Stündchen vom Schlafe ab. Es iſt auch, fuhr Klara plaudernd fort, dieſes Jahr hier langweiliger als jemals. Oda iſt trüb geſtimmt, weil es ihr ſchwer wird, in einen Lieblingsplan des Vaters, der eine Verbindung mit Vetter Friedrich projectirt hat, einzugehen. Dem Vetter, der Oda liebt, ſowie er allenfalls Jemand lieben kann, iſt dies natürlich kein Grund zum Frohſinn. Der Onkel politiſirt und ſpricht von alter Zeit; und dann der Hauptmann, der ſitzt ſtundenlang und lieſt, und ballt die Fauſt, und runzelt dann die Stirn, daß Ihrer armen Dienerin ganz angſt und bang wird.

Ich habe, ſprach Alfred, obgleich ich meines Freundes düſtere Stimmung von Jugend an gekannt, ihn dennoch finſterer als je gefunden.

Kein Wunder, fuhr Klara fort; die Unfälle, die ihn verfolgen, häuften ſich noch in der letzten Zeit.

Ein Proceß, von welchem, wie er behauptet, ſein Vermögen abhing, ging verloren, und, wie er meint, durch einen Gewaltſchritt, mit dem man ihm ſein Recht verweigerte; dazu kommt nun ſein Grübeln in myſtiſchen Schriften, in welchem ihn Frank beſtärkt. Aber apropos! Herr Alliirter von geſtern Abend! — dort wohnt der Feind, dort in dem alten Thurme! Doch, ſetzte das Mädchen lachend noch hinzu, jetzt werden Sie wol die Allianz verlaſſen, weil er Ihnen Orden und Ehrenſtellen zugeſagt.

Er iſt mir deshalb, ſprach Alfred, nur deſto mehr zuwider. Weit entfernt, zu glauben, daß ich durch die Erfüllung meiner Pflicht eine ſolche Belohnung mir verdient, könnte Frank mit dieſer Zuverſicht nicht eine Behauptung wagen, die, wenn ſie ſich nicht bewährt, ihn auf eine lächerliche Weiſe bloßſtellt; daß er es aber dennoch that, iſt ein Beweis, daß er über Quellen gebieten kann, die in der Nähe des Cabinets entſpringen, denn von übernatürlichen Mitteln kann nur im Scherz die Rede ſein.

Und doch übte, verſetzte Klara, dieſer Scherz auf Ankarſtröm alle Gewalt des Ernſtes. Sahen Sie ſein Staunen, die gewaltige Bewegung in ſeinem Antlitz?

Allerdings, ſprach Alfred, entging mir dieſe nicht und es ſchien mir Alles überhaupt auf ihn allein berechnet; auch zeigte Frank faſt dann nur Theilnahme, wenn der Hauptmann ſprach.

Dies iſt auch ſonſt der Fall, erwiederte das Mädchen. Häufiger als je beſucht uns Frank, doch geht er immer jetzt nur in Geſpräche ein, die Ankarſtröm intereſſiren; natürlich ſind dies ſolche, wie ſie deſſen düſter brütende Phantaſie herbeiführt, und ſo kam die Rede neulich: ob es die Möglichkeit ſei, den Geiſt eines Verſtorbenen zu citiren. Der Hauptmann, obgleich er, wie Sie wiſſen, an ſolchen übernatürlichen Dingen hängt, wollte doch die Sache nicht feſt behaupten, da, wie er meinte, die Ueberirdiſchen, die Swedenborg beſuchten, ſtets ungerufen kamen. Wir Alle ſprachen unſere Meinung entſchieden verneinend aus, nur Frank behauptete, die Möglichkeit der Sache ſei nicht zu bezweifeln. Ich zog ihn damit auf, und als er fortfuhr, zu behaupten, man könne Verſtorbene rufen, ſprach ich lachend: daß ich es auch nicht bezweifeln wolle, vielmehr dies ſelbſt im Stande ſei, und nur die Kleinigkeit vermiſſe, daß ſie nicht kämen. Frank aber nahm die Sache ernſthaft, und ſprach mit einer Stimme, die noch lange in meinem Innern wiedertönen wird: Sie kommen aber, Fräulein! es gibt gewißlich einen

Ruf, der bis in die Gräber dringt und dort den Schläfer zwingt, zu folgen! — Seit dieſer Zeit betrachtet der Hauptmann dieſen Gegenſtand als ganz entſchieden. — Aber, rief Klara jetzt, da ſeh' ich Oda, die uns ſucht! Kommen Sie zum Frühſtück, ſonſt ſchilt der alte Herr, und ich, ich trage, wie gewöhnlich, dann die Schuld.

Die Geſellſchaft verſammelte ſich nun um das dampfende Morgengetränk, und der Hausherr wiederholte, daß Alfred nur nach mehren Wochen an eine Abreiſe denken dürfe, da er die ſeltene Gelegenheit, ſich eines Gaſtes zu erfreuen, einmal recht genießen wolle. Nach Art der Alten kramte er nun eine Menge Familiengeſchichten aus, nach deren Beendigung er Alfred ſonnenklar bewies, daß eine längſt geſtorbene Aeltermutter eine Aarberg geweſen, und ſie mithin Verwandte wären. Auf Alfred machte dieſe Entdeckung einen recht angenehmen Eindruck, wenn auch weniger des Stammbaums als der ſchönen Oda willen. Schon beim erſten Anblick haftete ſein Auge auf der edeln Geſtalt, dem liebenswürdigen Aeußern des Mädchens. So ſehr auch dieſes allein im Stande war, einen lebhaften Eindruck auf das Herz eines jungen Mannes hervorzubringen, ſo wurde doch derſelbe, bei näherer Bekanntſchaft mit den reichen Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes der lieblichen Oda, ungemein erhöht. Zwar ſprach ſie wenig, doch jedes Wort bezeugte den reinen, klaren Sinn, die Herzensgüte, aus Grundſatz und aus Natur. Die natürlichen Talente Oda's waren trefflich ausgebildet, wozu in Schwedens Hauptſtadt nicht die Gelegenheit gemangelt, und man bemerkte bald, daß jedes Beſſere der alten wie der neuern Literatur dem Geiſte des Mädchens nicht fremd geblieben. Vorzüglich liebte ſie die Dichtkunſt in engliſcher und deutſcher Zunge. Beide Sprachen waren, wie die Mutterſprache, ihr geläufig, und die Tiefe, die Gründlichkeit, der Genius derſelben ſtimmten trefflich zu dem Reichthum ihres Gemüths. So viel Vergnügen es Alfred machte, ein Stündchen mit der muntern Klara zu verplaudern, ſo fühlte er doch bei Weitem mehr zu Oda ſich gezogen, und dies Gefühl erhöhte ſich von Tag zu Tage. Es that ihm wohl, zu ſehen, daß auch Oda, und wie es ſchien, nicht ungern, ſich in Geſprächen über Kunſt und Wiſſenſchaft mit ihm vertiefte, und daß es endlich nach und nach ihr zum Bedürfniß wurde, dieſe anzuknüpfen. Die gleichen Anſichten deſſen, was das Leben erhebt und verſchönt, erzeugten geſchwinder, als es wol ſonſt der Fall iſt, eine Näherung, welche

Beiden unwillkürlich immer lieber und nothwendiger wurde und ſie ſich der Täuſchung hingeben ließ, als habe ſolche ſeit Jahren ſchon beſtanden.

Die Mitglieder der Geſellſchaft gewöhnten ſich von Tag zu Tage mehr an Alfred. War auch ſein politiſches Glaubensbekenntniß ſehr von dem der beiden Freiherren und des Hauptmanns verſchieden, ſo ehrten ſie doch die Ueberzeugung des Gaſtes, und der freilich alle Tage wiederkehrende Streit über Gegenſtände dieſer Art wurde, ohne daß eine Partei die andere hätte zu einer Sinnesänderung bewegen können, ruhig und leidenſchaftslos geführt. Nur von des Hauptmanns Seite war dies manchmal mehr der Fall. Die Ueberzeugung, daß man ihm Unrecht gethan, und daß nur das erlittene Unrecht ihn ſeines ſämmtlichen Eigenthums beraubt, war bei dem ihm eignen Mismuth auf ſein Gemüth von größter Wirkung, mehr aber litt noch ſein verletztes Ehrgefühl. Manche von Zorn und Uebereilung ihm eingegebene unehrerbietige Vorſtellungen hatten ihn früher in Arreſt gebracht. Er foderte dann ſeinen Abſchied, und dieſer ward auf ehrenvolle Art und mit erhöhtem Grade als Hauptmann ihm ertheilt, und Ankarſtröm, wie der Ausdruck der Ordre lautete, aus Gnade des Verhafts entlaſſen. Die Form dieſer Befreiung empörte ihn mehr als alles Andere. So lange er, und wie er glaubte, mit Unrecht, litt, tröſtete er ſich mit der Ausſicht auf Reviſion ſeines Proceſſes, und ſeine Freiheit glaubte er durch den Ausſpruch des vorſchriftsmäßigen Kriegsgerichts zu erlangen. Beide Hoffnungen ſchlugen fehl, und dieſes brachte ſein ſtolzes, unzufriedenes Gemüth faſt zur Verzweiflung. In jener Zeit nun lud der Freiherr, ein Freund und Jugendgenoſſe des Oberſten Ankarſtröm, des Vaters des Hauptmanns, Letztern zu einer Reiſe nach Norwegen ein, und dieſer benutzte die Zeit, in welcher wir ihn kennen lernten, um eine unmittelbare letzte Vorſtellung an den Monarchen ſelbſt zu richten, welche die Reviſion ſeines Rechtshandels und das Verlangen, vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden, in ehrerbietigen, doch ſcharfen Worten foderte. Obwol der Hauptmann faſt täglich behauptete, daß er auf die Erfüllung ſeiner Bitte keine Hoffnung gründe, ſo hörte er doch nicht ungern die zuverſichtlichen Verſicherungen Alfreds, daß die Gerechtigkeitsliebe des Königs über jeden Zweifel erhaben ſei, und daß noch Niemand in dem Glauben an dieſelbe ſich getäuſcht gefunden.

Um ſolche entſchiedene Verſicherungen zu ertheilen, war Alfred von der Ueberzeugung, dem feſten Glauden an die Seelengröße eines von ihm ſo angebeteten Monarchen, und von dem Wunſche, dem Herzen des Freundes Troſt zu bringen, hingeriſſen worden, aber er bedachte nicht, daß die leidenſchaftliche Stimmung, in der ſich der Bittende befand, nur allzu leicht das Mislingen der Bitte ſelbſt bewirken konnte, und daß eine getäuſchte, leicht erregte Hoffnung nur einen um ſo fürchterlichern Eindruck hinterlaſſen müſſe.

Nur wenig Wochen dachte noch der Freiherr auf dem ſo nördlich gelegenen Landſitze zuzubringen, und es wurden bereits Anſtalten zu einer Luſtbarkeit getroffen, mit welcher er gewöhnlich ſeinen Aufenthalt in jener Gegend zu beſchließen pflegte, und die er zu einer Art von Volksfeſt für die Bewohner der umliegenden Hütten geſtaltet hatte. Für Alfred, ſowie für den Reiſenden, welcher die Gegenden des hohen Nordens nur wenig kennt, hatte ſolche zu viel Eigenthümliches, als daß nicht einige Worte zu deren Darſtellung hier einen Platz verdienten. So unwirthbar die Küſten ſo hoher Breiten dem Menſchen erſcheinen, der ſich nur ſparſam, gleichſam nothgedrungen hier anſiedelte, ſo lebendig regt und bewegt ſich dort das muntere Geſchlecht der Bewohner der Lüfte. Die weiten Regionen des arktiſchen Himmels ſind ihr

Tummelplatz, die Felſenhöhle iſt ihr Haus, die kräuſelnde Fläche des nördlichen Oceans ihr ſtets gedeckter Tiſch. Hier freut ſich das gefiederte Volk des bewegten, luftigen Lebens, und eine zahlreiche Nachkommenſchaft erfüllt die Spalten der Felſen. Während der wilde Schwan in ſeiner eigenthümlichen Schöne daher ſegelt auf den dunkeln Gewäſſern der einſamen Fiords, wagt ſich das gefräßige, leichtbeſchwingte Möwenvolk in Schwärmen bis in die Nähe des edeln, befiederten Schiffers, welcher, es verachtend, nur dann und wann das ſchöne Haupt erhebt und die Flügel aufbläht, um den lärmenden Trupp aus ſeiner Nähe zu ſcheuchen. Hier kommt die Bergente in Schwärmen von den Moräſten am Fuße der Fiällen gezogen, um das glänzende Gefieder in dem Waſſer des Oceans zu reinigen, und in ihre gedrängten Züge miſchen ſich mehre Gattungen dieſes zahlreichen Geſchlechts. Der kleine Sturmvogel, einer der geringſten der befiederten Küſtenbewohner, läßt ſich, nachdem er Tage lang über die Gipfel der kräuſelnden Wellen daher geſchwebt, ohne ſcheinbar zu ermüden, in der Mitte des ſchreienden, ſchnatternden Volkes nieder, und ſeine Behendigkeit läßt ihn die Broſamen des Mahles ſeiner größern Genoſſen ſammeln. Nur die Eidergans, hierin ihrem Geſchlechtsverwandten, dem Schwane, ähnlich, verſchmäht den lärmenden Troß und fiſcht einſam am Fuße der Felſen, umgeben von toſender Brandung. Aber nicht immer erfreuen ſich die gefiederten Fiſcher ſo behaglicher Ruhe; der weiche Flaum ihres Kleides reizt zu ſehr die Habſucht der Menſchen, und dieſe bemächtigt ſich ſeiner in einer jährlich dreimal wiederkehrenden Ernte. Faſt alle Waſſervögel, vorzüglich die Eidergans, ſchmücken das Innere ſowie den Rand des künſtlichen Neſtes mit einem dichten Teppich der trefflichſten Flaumfedern. Die Liebe zu dem künftigen Geſchlechte gebietet den Alten, die zarte Decke dem eignen Herzen zu entreißen, um das bebrütete Ei, das nackte Küchlein darein zu hüllen, wenn die heiße entfiederte Bruſt der nach Nahrung ausziehenden Mutter nicht beſſer dieſe Stelle vertreten kann. Auf dieſe Gewohnheit gründet der Küſtenbewohner ſeine räuberiſchen Pläne. Er weiß es nur zu gut, daß der ſorgſame Vogel die vergebliche Arbeit von Neuem beginnt, und ſo raubt er das erſte Mal Federn und Eier. Auch zum zweiten Mal holt er ſich die erſtern, doch ohne ſich der andern zu bemächtigen, und es fühlt endlich die faſt gänzlich nackte Mutter unter der Bruſt das ſich regende Leben der Kleinen. Hat endlich nun der Ocean die fröhlichen

Schwimmer aufgenommen, ſo beſucht der Küſtenbewohner die leeren Neſter zum dritten Mal und ſammelt die nun verunreinigten ſchlechtern Federn. Dieſe Ernten ſind gleichwohl nicht ohne mannichfache Gefahren. Die liſtigen Vögel, beſorgt, ſich gegen die Raubgier der Menſchen zu ſchützen, niſten in Felſenſpalten, zu denen der Zugang mit ſteter Gefahr für den Jäger verbunden iſt. Oft ſind die Höhlen, in welchen die Neſter befindlich, an hundert Klaftern über dem Meere erhaben, und bieten nur von dieſer Seite, an der ſenkrecht aus den Waſſern aufſtarrenden Wand einen Eingang dar. So unmöglich es ſcheint, ſich der köſtlichen Beute zu bemächtigen, ſo hat doch die Habſucht der Menſchen Mittel dazu erfunden, und an einem ſchönen Herbſtmorgen ſetzte ſich eine Anzahl der Bewohner der Küſte, zu deren Anwendung, auf das Gebot des Freiherrn in Bewegung. Schon mit Tagesanbruch tönte der gewichtige Schritt deſſelben durch die gewölbten Gänge der Burg. Der Schloßherr war gewohnt, an dieſem Tage den Bewohnern der an den Felſen klebenden Hütten ein Feſt zu geben, und er war eifrig beſorgt, daß es an Ort und Stelle nicht an Lebensmitteln, vorzüglich an einigen Fäßchen tüchtig wärmenden Wachholderbranntweins, fehlen möge. Da er den Ertrag der Beute den Landleuten überließ, ſo zeigten ſich dieſe bei den Zurüſtungen der Jagd, dem Herbeiſchaffen der Leitern und Taue, ſowie alles Deſſen, was ſonſt zu dem Vorhaben für nöthig geachtet wurde, nur deſto munterer, und es lagen bereits mit Tagesanbruch zwei Kähne an der Landungstreppe bereit, welche beſtimmt waren, die Familie des Schloßherrn aufzunehmen, da man nur von der Seeſeite her das Schauſpiel vollkommen betrachten konnte. Endlich ſchlug die Stunde des Aufbruchs, und die Geſellſchaft ging an Bord der beiden, mit den Farben des Hauſes bemalten und mit eben ſolchen Flaggen gezierten Gondeln. In die erſte derſelben ſtiegen der Schloßherr, die Mädchen und Alfred; die zweite nahm Friedrich, der Hauptmann und ein alter Diener mit einigen Körben Lebensmittel ein, und die Mädchen proteſtirten noch beim Einſteigen gegen jede Annäherung der zweiten Barke, als ſie bemerkten, daß der Hauptmann, ſowie der Vetter, ſich mit Feuergewehr verſehen hatten, um bei dieſer Gelegenheit einige Seevögel zu erlegen. Jede der Gondeln ruderte ein alter Fiſcher, welcher beſonders für dieſen Fall gewählt worden, da eine vorzügliche Gewandtheit dazu gehörte, um den vielfachen blinden Klippen, ſowie der hier und da ſehr gefährlichen Strömung auszuweichen.

Jetzt umſegelten beide Kähne das nördliche Vorgebirge, und in geringer Weite traten vielfach gezackte Klippen nun hervor, deren tiefe Spalten, ſowie das an manchen Orten wie mit Kalk übertünchte Aeußere, auf einen von vielen Seevögeln bevölkerten Aufenthalt ſchließen ließen. Ganze Gruppen der letztern ſchienen auf den in der Nähe der Wolken befindlichen Spitzen Wacht zu halten. Die Kähne ſtellten ſich nun in einer geringen Entfernung von den Klippen auf, und die ſchon unruhig gewordenen Vögel erhoben ſich jetzt auf einmal, wie auf ein gegebenes Signal, mit einem entſetzlichen Geſchrei in die Lüfte. Wenige Augenblicke darauf erſchienen auf der Höhe der von der Seeſeite unzugänglich ſcheinenden Felſen einige Landleute, welche in den tiefen Schründen die Spitzen der Felſen von der Landſeite her erklommen hatten. Sie begannen ihr Werk, indem ſie aufgerollte Taue an einander befeſtigten, und einige Jünglinge ſich anſchickten, auf kurzen, in die Seile eingeflochtenen Querhölzern, die Reiſe längs der ſenkrecht abfallenden Felſenwand, in die Tiefe anzutreten. Endlich waren alle Vorbereitungen geendet. Ein Dutzend ſtarker Männer faßten das aus Lederſtreifen geflochtene Tau; ein junger Mann beſtieg das in daſſelbe gekuppelte Querholz, und bald ſchwebte er in einer

Höhe von achthundert Fuß über der unter ſeinen Füßen wogenden See.

Es iſt ein furchtbarer Anblick! ſprach Klara zu Alfred. Er könnte mir durch ſein öfteres Wiederkehren minder ſchreckbar geworden ſein, und doch kann ich mich nicht an ihn gewöhnen.

Und der kärgliche Lohn! erwiederte Alfred.

Dieſer iſt es am wenigſten, worauf die Jünglinge Rückſicht nehmen, ſprach der Freiherr. Es iſt der Gedanke des Ruhms, welcher ſie die Gefahr vergeſſen läßt.

Inzwiſchen hatten die das Seil regierenden Männer den kühnen Jäger bis zu dem Eingang einer Felſenſpalte herabgelaſſen. Der junge Mann gab nun dem Taue eine ſchwankende Bewegung und ergriff, als dieſe ihn bis an eine vorſpringende Felſenplatte brachte, einen knorrigen Aſt, welcher aus einer Spalte ragte, und ſchwang ſich mittelſt deſſelben auf den gedachten Vorſprung. Nachdem er das Tau ſorgfältig befeſtigt, ging er nun in die Höhle, und kam nach einiger Zeit mit einem auf dem Rücken befeſtigten geſtrickten Beutel wieder zum Vorſchein, um den kühnen Ritt aufs Neue zu beginnen. Oft wiederholte ſich noch dieſelbe Scene. Den Horizont verfinſterten faſt indeſſen die ungeheuern Schwärme der geängſteten Vögel, deren Kreiſchen kaum die eignen Worte zu hören erlaubte. Nun wurde in beiden Kähnen ein frugales Frühſtück genommen, und die Gondel, in welcher ſich Friedrich und der Hauptmann befanden, fuhr ab, weil dieſe die Jagd beginnen wollten. Beide, vorzüglich der Vetter, bewährten ſich als geübte Schützen, und faſt jeder Schuß ſtürzte einen Vogel aus der Luft. Jetzt ruderte der Kahn des Freiherrn eben vor einem Felſen vorbei, den die Strömung faſt zur Hälfte ausgehöhlt, als zwei Schüſſe ertönten, und ein herrlicher Haubentaucher flatternd einige Klaftern vom Felſen ins Waſſer ſtürzte.

Ach, der herrliche Vogel, rief Oda; er iſt nur im Flügel verwundet. Sehen Sie! jetzt will er tauchen, aber der zerbrochene Flügel geſtattet es nicht. O, wenn wir ihn lebendig fangen und heilen könnten!

Olof! ſprach der Freiherr, getraueſt Du Dich bis in die Strömung?

Ich werde, entgegnete der Alte, mit dem Ruder den Kahn vom Felſen abhalten! und ſo ſchiffte er in den Strom.

Als die Geſellſchaft ſich bemühte, den ſchönen Vogel zu ergreifen, verbarg ſich dieſer mehrmals unter dem Waſſer und ſuchte endlich eine Zuflucht unter dem Bord des Kahnes. Da er dadurch auf einige Augenblicke aus dem Angeſicht der Suchenden verſchwand, ſo bemühten ſie ſich ſämmtlich, ſtark über Bord ſich beugend, den Flüchtling zu erſpähen, während der Alte mit der Ruderſtange das Boot von dem Felſen abhielt, gegen den es die Strömung drückte.

Ich habe ihn! ich habe ihn! rief jetzt Oda, indem ſie mit dem Arme, ſo weit es möglich war, unter die vorſpringende Galerie des Kahnes langte; aber — in dieſem Augenblicke brach das ſchwache Ruder entzwei, und der Alte behielt nur ein kurzes Stück deſſelben in der Fauſt. Auf eine entſetzliche Weiſe tauchte nun die Seite des Kahnes, auf welcher ſich die Geſellſchaft befand, in See, und Oda ſtürzte über Bord, während die Strömung den Kahn langſam entführte.

Um Gotteswillen! mein Kind! mein Kind! ſchrie der Freiherr. Klara rang laut aufſchreiend die Hände. Der Schiffer bemühte ſich mit allen Kräften, jedoch umſonſt, den Kahn mit dem kurzen Stücke des Ruders ſtroman zu bewegen, und das zweite Schifflein gewahrte, jedoch in der Ferne von mehr als dreihundert Klaftern, das geſchehene Unglück. So ſehr ſich daſſelbe auch bemühte, heranzukommen, wäre Oda, deren Kleider ſie bis jetzt über dem Waſſer hielten, dennoch verloren geweſen; aber in dieſem Augenblicke hörte man einen rauſchenden Schlag im Waſſer, und ein blonder Lockenkopf erſchien längs des Schiffbords in der Strömung ſegelnd. Es war Alfred, welcher ſchnell das Oberkleid abgeriſſen hatte und in die See ſprang, das Fräulein zu retten. Jetzt war er an ihrer Seite.

Halten Sie ſich feſt an meinen linken Arm! rief er der Sinkenden zu. Ich habe ohnehin in ihm zum Schwimmen keine Kraft; vielleicht kann ich uns mit dem rechten oben halten, bis Hülfe kommt!

Zwar trieb, aller Anſtrengungen des Schiffers ungeachtet, der Strom die Barke fort, in der der händeringende Vater und die auf die Knie geſunkene Klara ſich befanden, aber der zweite Kahn war nicht mehr fern. Mit Anſtrengung arbeitete ſich Alfred ſammt ſeiner ſchönen Laſt nun aus der Strömung in das ſtillere Gewäſſer, und das zweite Schifflein war jetzt an ihrer Seite. Beide wurden nun leicht gerettet, und der Freiherr fiel, als er in die Barke trat, bald der todtenbleichen Tochter, bald Alfred um den Hals. Klara weinte und lachte in einem Athem, und der Hauptmann, ernſt und ſtill nach ſeiner Art, reichte Alfred die Hand und ſprach: Du biſt der Alte noch.

Friedrich, ſo beſorgt er auch um Oda war und von den möglichen Folgen des Schreckens und der Erkältung redete, vermied es ſichtlich, zu Alfred über das Vorgefallene zu ſprechen, doch Letzterer tröſtete ſich leicht, als Oda ſprachlos, doch mit einem Blicke die Hand ihm reichte, welcher zu ſagen ſchien: „ſie iſt die Deinige auf ewig!“

Dieſer Tag, obgleich ſcheinbar ohne Folgen vorübergegangen, übte faſt auf jedes der Mitglieder der Geſellſchaft einen Einfluß für das ganze Leben, und derſelbe begann ſich bald in der Stellung des Einen zu dem Andern zu entfalten. Das fröhliche Leben unter ihnen war verſchwunden, und die Luſt, die kurze Zeit ihres Zuſammenſeins durch muntern Genuß des Augenblickes zu verſchönern, machte ernſteren Empfindungen Platz, welche, trotz allen Anſtrengungen eines Jeden, ſie zu verbergen, ſichtbar wurden.

Eine Stimme in Oda's Innern, deren Töne bis dahin nur leiſe Anklänge geblieben waren, ſprach klar und deutlich, daß nur allein der Arm, der ſie dem Ocean entriſſen, auch glücklich durch das Leben leiten könne. Alfred war erſt durch den Gedanken an die Größe des Verluſtes, der durch ihn verhütet worden, zu der Klarheit einer Anſchauung gekommen, welche ihn ſehen ließ, wie theuer ihm Oda war. So ſehr auch dieſe Gleichheit der Empfindungen Beide zu einander zog, ſo ſuchten ſie doch ſolche durch ein abgemeſſenes Betragen faſt unwillkürlich zu verhüllen, da ſie, bei der bekannten Geſtaltung der Verhältniſſe, einer ſchönern Hoffnung ſich nicht hinzugeben wagen konnten. Die fröhlichen, offenen Mittheilungen Deſſen, was ſie gedacht, gethan, geleſen, wurden ſeltener, und nur manchmal und unwillkürlich zeigten ſich, und auch dann nur auf Augenblicke, die Empfindungen ihres Innern. Daß in ſolchen Momenten dieſes aber entſchiedener, ſchärfer vortrat, war nicht zu leugnen. Klarens offenem Geiſte, dem ihre natürliche Fröhlichkeit oft nur zur Hülle diente, konnte dieſes Verhältniß nicht entgehen, und bei der Leidenſchaftlichkeit, mit welcher ſie an Oda hing, bei der freundlichen Neigung zu Alfred, mußte ihr Herz den feurigſten Antheil nehmen. Da ſie die Zukunft von düſtern Wolken getrübt erblickte, ſo ſprach ſie abſichtlich oft zu Alfred von des Freiherrn Plänen, und beſonders erwähnte ſie dann, daß einſt nach deſſen Tode der größere Theil der weitläufigen Beſitzungen, nach alten Familienbeſtimmungen, an eine andere Familie fallen müßte, wenn Oda nicht Friedrichs Gattin würde. Friedrich, obgleich ſich auf der Linie des Anſtandes haltend, welche die feinere Sitte der guten Geſellſchaft gebietet, ward täglich kälter gegen Alfred, welchen er als einen in die Familie läſtigen Eingedrungenen, dem der Zufall eine Bedeutenheit verliehen hatte, anzuſehen anfing. Es konnte ihm nicht entgehen, daß, trotz der äußern abgemeſſenen Entfernung Oda's und Alfreds, eben dieſer Zufall ein innigeres Verhältniß entſponnen hatte, welches ſeinen Hoffnungen ſchroff entgegentrat. Auch der Freiherr ſchien Friedrichs Beſorgniſſe zu theilen; aber wenn in ſolchen Augenblicken ſein würdevolles Benehmen förmlicher als ſonſt ſich ausſprach, ſo ſchien ihn ein innerer Tadel wegen der wenigern Herzlichkeit gegen den Retter der geliebten Tochter zu einer freundlichern, faſt väterlichen Hingebung an Alfred umzuſtimmen. Nur der Hauptmann allein blieb unter Allem, was ihn umgab, den Eigenheiten ſeiner gewohnten Stimmung treu. Riſſen ihn auch manchmal Alfreds Erinnerungen an die gemeinſam verlebte Jugendzeit aus ſeinem düſtern Brüten, ſo fiel er doch, ſobald die freundlichern Anklänge verhallten, aufs Neue in dieſes. Die Zeit kam jetzt heran, in der er eine letzte Entſcheidung des Monarchen auf ſeine Vorſtellungen erwartete, und an einem Vormittage, als die Geſellſchaft eben über eine kleine Reiſe in die Umgebung berathſchlagte, trat der Bote, welcher von der einige Meilen entfernten Poſtſtation mit den an den Freiherrn eingegangenen Briefen und Zeitungen entſendet war, ins Zimmer. Seine Ankunft war in dieſer Abgeſchiedenheit immer ein Ereigniß, welches die Theilnahme der ſämmtlichen Bewohner der Burg erregte, und der Freiherr öffnete das Packet, aus welchem eine Anzahl Briefe und Papiere fielen.

„An den Kammerherrn und Ritter des Waſaordens, Baron Aarberg!“ hob er an, indem er Alfred zwei Schreiben überreichte.

Wir gratuliren und ärgern uns! ſprach Klara. Sehen Sie, was der Hauptmann für triumphirende Mienen macht, daß ſein duckmäuſeriſcher Prophet nun Recht behält!

Es iſt nicht deshalb, entgegnete der Hauptmann; dies wußte ich vorher. Es iſt mir lieb, daß Jemand, der durch ſeine aufrichtige Meinung es verdient, bei Hofe einmal ſeinen Weg macht. Wenigſtens ein Redlicher auf zwanzig Speichellecker.

Ein Cabinetsſchreiben! fuhr der Freiherr fort; „An den verabſchiedeten Hauptmann von Ankarſtröm“

Der Hauptmann nahm es ſchweigend und ſetzte ſich an ſeinen gewöhnlichen Platz am Fenſter.

Während der Freiherr die Zeitungen durchlief, und beide Mädchen nebſt dem Vetter in den Nachträgen derſelben nach den Ankündigungen der Feierlichkeiten für den nächſten Winter ſuchten, öffnete Alfred beide Briefe. Der erſte enthielt ſeine Ernennung zum Kammerherrn und Ritter ſowie die Berufung zum Dienſte um die Perſon des Monarchen. Der zweite war vom Oberkammerherrn. Er enthielt die Bewilligung des Urlaubs, ſo lange ſolchen Alfreds Verletzung nöthig mache, und die Nachricht, daß ſeine, ſowie die Beſtallung des Grafen Ribbing, vom dritten deſſelben Monats datirt, und am genannten Tage Abends Letzterer dem Monarchen in dieſer Eigenſchaft bereits vorgeſtellt worden.

Jetzt ſah Klara vom Blatte auf, um Alfred die Nachricht von der Verlobung einer ihnen Beiden bekannten Dame mitzutheilen, aber das Wort erſtarb auf ihren Lippen.

Um Gotteswillen, Freund! ſprach ſie jetzt leiſe, indem ſie Alfred beim Arm ergriff. Sehen Sie doch dort den Hauptmann! —

Alfred ſah hin. Ankarſtröm ſaß noch in der vorigen Stellung, aber aus dem todtenbleichen Geſichte war alles Leben und alle Farbe fortgewichen. Ein convulſiviſches Lächeln ſpielte in den harten Zügen, und ſeine Hände riſſen langſam, faſt wie bewußtlos, den Brief in lange, ſchmale Streifen, welche er dann wieder neben einander auf die Fenſterbrüſtung legte. Jetzt ſprang er auf, ballte die Fauſt und lachte, daß die Fenſterſcheiben klangen; dann ſtürzte er aus dem Zimmer.

Die Umſtehenden fuhren heftig zuſammen, und Klara bedeckte die Augen mit der kleinen Hand. Alfred eilte dem Abgegangenen nach.

Um des Himmels willen! ſprach der Freiherr, was iſt ihm denn?

Seine Bitte, ſprach der Vetter, welcher an des Hauptmanns Platz gegangen war, iſt ihm in harten Ausdrücken abgeſchlagen, und er als Querulant zur Ruhe verwieſen worden.

Ich kann ihn nirgends finden! ſprach Alfred, indem er eintrat; indeſſen höre ich von den Gartenleuten, er ſei auf dem Wege, der zu der alten Burg führt, mit ſchnellen Schritten fortgegangen.

Alſo zu Frank! ſprach Klara. Ach, lieber Onkel, ſenden Sie ihm nach. Mir ahnet hiervon nichts Gutes.

Sonderbares Mädchen! entgegnete der Freiherr. Es iſt ja natürlich, ſelbſt wünſchenswerth, daß er ſich dort den Troſt zu holen ſucht, den wir ihm nicht gewähren können. Du kennſt ihn ja.

Ich leugne es nicht, ſprach Alfred, daß ich den Freund in dieſer Stimmung nicht gern in jenes Mannes Nähe weiß. Dieſe Züge ſind nicht gemacht zu tröſten. Es iſt mir immer, als hätte ich ſolche bereits in meinen Kinderjahren geſehen, bei irgend einer ſchrecklichen Gelegenheit, die mir indeß entgeht, wenn ich mich auf dieſelbe beſinnen will.

Waren Sie in Deutſchland? fragte Oda.

In Pommern, entgegnete Alfred, bekleidete mein Vater einen Poſten bei der Behörde.

Ich kann nicht leugnen, fuhr er fort, daß ich ſehr gern mich aller Forſchungen entſchlage, bei welcher Gelegenheit ich Frank geſehen. Es iſt mir immer, als könne jede genauere Erinnerung nur ſchreckend wirken, und einer ſolchen ſteht der Dank entgegen, zu welchem ich mich Frank wegen der Hülfe, die er mir geleiſtet, verpflichtet fühle.

Der Mittag kam heran, und der Hauptmann kehrte zurück, gefaßter, wie es ſchien, als je; nur als der Vetter unklugerweiſe ihn zu tröſten ſuchte, ſchüttelte er das Haupt und winkte abwehrend mit der Hand. Der Tag, der für ſämmtliche Burgbewohner zur Abreiſe nach Stockholm beſtimmt war, rückte indeß immer näher, und der Freiherr bedauerte, daß die ganze Geſellſchaft nicht die Reiſe gemeinſchaftlich zu machen im Stande ſei, weil er mit der Familie noch einige Tage in dem ſüdlichern Theile Schwedens bei einem Verwandten zuzubringen gedenke, welchem er dieſen Beſuch ſchon ſeit Jahren ſchuldig ſei. Je näher der zur Abreiſe beſtimmte Tag herankam, je ſchmerzlicher wirkte ſein Nahen auf Alfred und Oda. Es war Beiden, als müſſe der Augenblick der Abreiſe ſie für das Leben trennen, und ſo ſehr auch Jedes in ſeinem Innern alle Hoffnung niederzukämpfen ſuchte, ſo tauchte dieſe doch dann und wann in dem Troſte, ſich in Stockholm einſt wiederzuſehen, unwillkürlich auf. Endlich erſchien der Vorabend der Abreiſe. Der Freiherr, Friedrich und der Hauptmann waren mit Anſtalten zur Reiſe ſowie mit dem Ordnen ihrer Papiere beſchäftigt, und Klara that Alfred und Oda den Vorſchlag, noch einmal den Hügel am Ende des Parks zu beſuchen, um dort zum letzten Male das großartige Schauſpiel des Niedertauchens der Sonne in den Ocean zu genießen. Still und einſylbig machten ſie den Weg, und Klara ließ endlich Beide auf der Bank

unter der Eiche zurück, weil, wie ſie ſagte, ſie noc
ein Körbchen Ackerbeeren, dieſe letzten Früchte de
Nordens, auf die Reiſe ſammeln wolle, und d
Sonne noch hoch ſtehe. Alfred und Oda war
allein.

Morgen, hob Erſterer nach langer Pauſe
morgen eilen Sie nach Süden, ich nach Oſten.
weiß es, ich würde dann ein halbes Leben geb
wenn ich einen Laut aus Ihrem Munde hören,
Wort zu Ihnen ſprechen könnte, und jetzt, in die
Augenblicke, wo ich Sie noch ſehen, Ihre th
Stimme hören kann, läßt mich das volle Herz
ſtummen.

Auch ich, ſprach Oda, fühlte oft Aehnli
wenn ich von theuren Menſchen ſcheiden mußte,
jetzt auch —

O, ſprechen Sie es aus, das Wort! bat A
Mein unzufriedenes, gequältes Herz wird eine
derung, eine Beruhigung in dieſem Worte find

Warum ſollte ich es leugnen, entgegnete
daß ich Aehnliches empfinde, daß mir die Tre
von einem Manne, dem ich das Leben und m
ſchönen Augenblick verdanke, ſchwer wird. Wi
den uns zuſammen wie zwei Wanderer, die
tener Zufall ſo vereinte, und die des Andenkens

Stunden zuſammen lebten. Laſſen Sie uns zehren an der Erinnerung!

Glücklich, Oda, glücklich, daß Sie dies können! rief Alfred aus, indem heiße Thränen aus ſeinen Augen ſtrömten, und er dieſe mit der Hand bedeckte. Mein wildes Herz, es kann es nicht. Es kann ſich zu dieſer Höhe nicht erheben. Ohne Sie gibt es kein Glück für mich! Ich ſchaue in der Zukunft nur eine wüſte, trübe Oede! — Alfred ergriff mit Heftigkeit des Mädchens Hände und barg in dieſe ſein Geſicht. Oda beugte ſich ſtill weinend über ihn. — In dieſem Augenblicke rauſchte die Hecke hinter Beiden, und Friedrich ſtand vor ihnen. Alfred und Oda ſprangen auf. Es herrſchte eine ängſtliche Pauſe, die Oda unterbrach.

Sie waren, Vetter Friedrich, hob das Mädchen mit Würde an, willkürlicher oder unwillkürlicher Zeuge Deſſen, was hier vorging, und ich freue mich des Zufalls, der Sie hierhergeführt, weil er ein Verhältniß auflöſt, deſſen geſpannte Bande Sie preſſen ſowie mich. Etwas, was das ſchüchterne Mädchenherz vor wenig Augenblicken nicht auszuſprechen wagte, halte ich zu erklären jetzt für eine Pflicht. Ich liebe dieſen Mann! Glauben Sie deshalb nicht, daß ich die Seinige zu werden hoffe; meine Liebe weiß nichts von Hoffnung des Beſitzes. Ich ehre die Gründe, welche meinen Vater bewegen konnten, eine Verbindung herbeizuwünſchen, welche Ihnen, mein Vetter, das Glück, das Sie mit Recht verdienen, nicht bringen würde; mein Vater wird die Gründe der Tochter achten, die ſie bewegen, nie einem andern Manne die Hand zu reichen als dem, welchen ihr eignes Herz gewählt.

Dies ſchmerzhafte Zerreißen eines Bandes, hob Friedrich nach einer ſchmerzlichen Pauſe an — eines Bandes, welches mir theuer war ſeit meiner Kindheit, würde mich noch fürchterlicher überraſchen, wenn ich es nicht vorausgeſehen und über dieſen Fall Berathſchlagungen gepflogen mit der Ehre. Dieſe gebietet mir, Sie zu erſuchen, Ihren edeln Vater ungeſäumt von Ihrem Entſchluſſe zu unterrichten; nur auf dieſe Weiſe kann ich, ohne zu erröthen über eine Täuſchung, die ich nicht herbeigeführt, noch eine Stunde in deſſen Nähe weilen. Dann erſuche ich noch den Baron Aarberg, mir Tag und Stunde zu beſtimmen, wo wir über einen Gegenſtand, der unſere Ehre nur allzu nah berührte, auf eine Weiſe verhandeln können, welche das Herkommen in unſerm Stande ſo feſtgeſetzt.

Ganz vortrefflich! rief Klara aus, welche indeß herbeigekommen, und deren thränenvolle Augen ſehr von der angenommenen Munterkeit des Tones abſtachen. Ganz allerliebſt! der ſehr geſchätzte Vetter denken mit dem Degen in der Hand zu werben um ein Mädchenherz, welches zu erobern Ihnen nicht gelingen wollte. Fürwahr ſehr edel und ritterlich! Es fehlte dann nur noch, daß Sie den Oheim beredeten, Ihnen wider Oda's Willen deren Hand zu geben.

Sie werden, Vetter Friedrich, Ihrer und meiner würdig handeln! ſprach Oda jetzt. Morgen, und dies nur, um dem Vater und uns Allen nicht noch heute die peinigendſte Stellung zu bereiten, werde ich gegen dieſen mich erklären. Ich fühle tief, daß ich dies mir und Allen ſchuldig bin. Die Gefühle der Freundſchaft, die ich für Sie gehegt, ſie werden nicht erſterben für den Gefährten meiner Jugend, dem mehr zu ſein als eine Freundin ich mich unfähig fühle. Doch, ſetzte ſie jetzt ernſt hinzu, würde ich den Mann verachten müſſen, welcher, um einem rohen Vorurtheile zu genügen, den Namen der Freundin ſeiner Jugend und ſeinen eignen zum Gegenſtande der müßigen Unterhaltung entwürdigen wollte.

Ich glaube, Baron Norberg, ſprach Alfred zu Friedrich, daß Alles, was ich in dieſem Augenblicke Ihnen auch ſagen könnte, Sie unzart berühren müßte;

doch bitte ich Sie, mir zu glauben, daß, ſo bereit ich immer ſein werde, die Foderungen zu erfüllen, die ein Ehrenmann, der ſich durch mich verletzt glaubt, machen könnte, mir es ſchmerzlich werden müſſe, gerade gegen Sie und in dieſem Falle jene Pflicht in Anwendung zu bringen.

In welcher trüben Stimmung die Geſellſchaft den traurigen Abend hinbrachte, läßt ſich denken. Der Freiherr deutete ſolche auf das Gefühl der Trennung und berechnete den Tag, an welchem man in Stockholm ſich wiederſehen könne; dazwiſchen wunderte er ſich, daß der Hauptmann noch mit dem Anbruche der Dämmerung gegangen ſei, um von Frank Abſchied zu nehmen, obgleich er ſolchen Nachmittags, als dieſer zu gleichem Zwecke hier geweſen, geſehen habe; auch, ſetzte er hinzu, habe der Hauptmann beim Weggehen geäußert, daß er vielleicht erſt nach Mitternacht zurückkehren werde, indem der Doctor ihn erſucht, eine ſtattfindende merkwürdige Sternbedeckung mit ihm zu betrachten.

Wir eilen jetzt dem Hauptmann nach und treffen ihn auf dem Wege zur alten Burg. So ſchön die Sonne auch untergegangen war, ſo bedeckten doch ſchon damals dicke Nebelwolken wie ein grauer Mantel den Rücken des Gebirges, und nur einzeln erglänzten im roſenrothen Lichte die Gipfel der hohen Fiällen. Alles deutete auf einen nahen Sturm, und ſchon grollte die Brandung des Nordmeers ſtärker, und ein pfeifender Wind hob in einzelnen Stößen den Mantel des Hauptmanns, welcher eilig auf dem ſchmalen Stege nach der alten Burg durch das weite Moor dahinſchritt. Kein lebendes Weſen regte ſich um ihn her, und nur ein oder zwei Mal fuhr pfeifend die Pfuhlſchnepfe aus dem Moraſte auf, um ſich aus der Nähe des Störers ihrer Ruhe zu flüchten. Endlich glänzte wie ein matter Schein ein Lichtlein aus dem Mittelgeſchoſſe des Thurmes ihm entgegen, und nur mit Mühe wand der Hauptmann ſich den Hügel aufwärts durch die Ranken der arktiſchen Himbeere, welche in verworrenen Schlingungen den Weg verſperrten. Der Theil der Burg, durch welchen der Weg des Hauptmanns führte, war der einzige, welcher einem menſchlichen Bewohner noch einen Aufenthalt gewähren konnte und, obgleich noch ziemlichen Raum enthaltend, faſt nur der zehnte Theil des Ganzen. Der größte Theil des Schloſſes, welches aus vielen Höfen, deren innern Zuſammenhang man nur mit Mühe erkennen konnte, beſtanden hatte, lag in Schutt, und nur ein feſter Thurm in Oſten ſowie ein Gebäude, in ſpäterer Zeit erbaut, hatten den Stürmen und den Wettern bis jetzt getrotzt. Durch letzteres führte der Eingang in den Thurm, deſſen unteres Stockwerk weder Thüren noch Fenſter hatte; und es hatten die häufigen Stürme jener Gegenden dem einzigen noch übrigen Gebäude ſchon übel mitgeſpielt. Hin und wieder war die Bedachung bereits durchlöchert, und die Thüren, über denen ein Delphin, das Wappen der Freiherren von Norberg, vielfältig abgebildet war, ſchlotterten in den Gerüſten. Ein großer graubrauner Wolfshund machte dem Hauptmann den Zugang zu der am Ende eines langen Ganges angebrachten Treppe zum Thurme ſtreitig; aber ein durchdringender Pfiff, aus einem der obern Gänge, gebot dem Thiere Folge, und es ſchlich zähnefletſchend auf die Seite. Jetzt klopfte der Hauptmann an die alte, mit plumpem Schnitzwerk bedeckte Thüre, welche zu dem Zimmer im Thurme führte, und eine ſtarke Stimme rief im Innern: Herein, mein Auserwählter! — Ankarſtröm trat ein.

Es war ein kleiner runder Saal, der das ganze Mittelgeſchoß des Thurmes einnahm. Außer dem Eingange, durch welchen der Hauptmann gekommen war, hatte das Zimmer noch einen andern, der in eine Reihe von Zimmern des noch übrigen Theils des Schloſſes führte, die indeß dem Hauptmann unbekannt geblieben waren, da Frank ihn früher verſichert hatte, daß Fußboden und Decken derſelben jeden Augenblick den Einſturz droheten. Das Zimmer ſelbſt war altfränkiſch, aber wohnlich. Außer einem ungeheuern porzellanenen Ofen, an welchem ſowie an der Stuckaturarbeit der Decke der Delphin, umgeben von einem Kranze von Waſſerpflanzen, unzähligemal wiederholt war, enthielt das Zimmer mancherlei Geräthe. Aſtronomiſche Inſtrumente, Modelle verſchiedener Maſchinen, Bücher, Erd- und Himmelsgloben lagen bunt durcheinander und ſchienen, von Staub bedeckt, ſehr wenig nur gebraucht; ebenſo war es mit einigen Herbarien der Fall, von denen verſchiedene ſchlecht gehaltene Exemplare auf der Erde lagen. Nur ein ſchönes Fortepiano zeichnete ſich unter dem Wuſte der Geräthe aus; auch ſchien es häufiger gebraucht, und auf ſeinem Pulte lagen Meiſterwerke aufgeſchlagen. Zwei Lichter brannten auf einem Tiſche, welcher vor einem kleinen Sopha ſtand, und auf ihm lagen verſchiedene aufgeſchlagene Bücher. Frank, vom Kopfe bis zu den Füßen in ſchwarzer Kleidung, welche, außer dem fehlenden Mantel, der ſchwediſchen Nationaltracht ähnelte, trat dem Eintretenden entgegen und bot ihm ſchweigend und feierlich die Hand. Das Aeußere des Doctors ſchien ungemein verändert. Das kleine, graue, ſchwache, gebückte Männlein, mit dem unhörbaren Tritte, der leiſen Stimme und der Schmeichelmiene, mit welchen wir es im Schloſſe des Freiherrn gefunden haben, erſchien hier aufgerichtet, ſcheinbar größer, kraftvoll, mit ſtarker Stimme und funkelndem Blicke, welcher eher im Stande ſchien, zu drohen und zu gebieten, als zu ſchmeicheln. Sowie der Tiger in der Gefangenſchaft des engen Käfichs die Hände des Wärters leckt mit der Stachelzunge, die Pupille des gelbgrünen Auges zuſammenzieht zu einem Schmeichelblicke, ſich auf den Rücken wirft und die Bewegungen der Katze nachäfft; ſowie dies Raubthier, wenn es gefangen iſt, ſich unterſcheidet von ſeinem Ebenbilde, dem Schrecken der bengaliſchen Wälder, wenn es im Grimme mit dem Schweiſe die Flanken peitſchet, Feuerſtralen, leuchtend in der Nacht, ihm aus den Augen ſchießen, und es mit Donnerſtimme verkündiget, hier gebe es kein Entfliehen noch Erbarmen: ſo unterſchied ſich der Frank im Schloſſe von dem im alten Thurme. Auch der Hauptmann ſchien im erſten Augenblicke betreten, doch erholte er ſich gar bald.

Sie wiſſen, ſprach jetzt Frank, indem er mit einer einladenden Bewegung der Hand auf dem Sopha ſich niederließ — Sie wiſſen, ich halte nichts auf Aſtrologie; gleichwol beſchäftigte ich mich, als Freund der Sternkunde, doch mehr zum Scherz, früher einmal mit dieſer werthloſen Kunſt. Heute, als ich noch immer mich mit Zweifeln quälte, ob ich wol Ihr Verlangen erfüllen ſollte oder nicht, ſtellte ich, gleichſam zum Verſuche, ob ich die Regeln jener hohlen Kunſt vergeſſen hätte, Ihnen die Nativität. — Auf jener Tafel ſteht der Conſpectus, und ich bedaure nur, daß kein Verehrer der Kunſt zugegen iſt, um ſich an jener Zuſammenſtellung zu erbauen.

Und dieſe ſagt? — entgegnete der Hauptmann.

Sie ſagt, ſprach Frank, daß Sie, zu großen Dingen auserleſen, dieſe vollführen würden nach Anweiſungen aus Geiſtermunde. — Wie geſagt, ich halte nichts auf Aſtrologie, aber ſonderbar bleibt immer dies Zuſammentreffen mit dem Wunſche, ſo Sie mir geäußert.

Alſo wieder ein neuer Grund, nicht länger meiner dringenden Bitte zu widerſtehen.

Daß ich bis jetzt ihr widerſtrebt, ſprach Frank, dies, theurer Freund, und — erlauben Sie mir immer die Anmaßung — mein würdiger Schüler, ſei Ihnen Bürge meiner Liebe. Betrachten wir indeß die Sache von allen Seiten, dieweil es Zeit noch iſt.

Sagt nicht unſer unvergeßlicher, zu früh dahingeſchiedener Meiſter, ſagt nicht ſelbſt der edle Swedenborg: das Anſchauen eines geiſtigen Weſens knüpfe gleichſam einen Bund, einen unauflöslichen Verein zwiſchen uns und dieſem; und wehe Dem, der ihn zu brechen wage! Ich ſelbſt, ich leugne es nicht, ich ſcheue mich noch ſtets, Erſcheinungen hervorzurufen, in deren Nähe ich mich nur zitternd wage, und nur in den drangvollſten Umſtänden meines bewegten Lebens habe ich es mir erlaubt. Sie ſagen, ſchon ſeit langer Zeit erfülle Ihre Seele ein Entſchluß, welchen Sie umſonſt bekämpften, und wegen deſſen Recht und Unrecht in Ihrem Innern gleichſam zwei Seelen im Streite lägen. Der Rath der Menſchen, ſagen Sie, könne Ihnen darum nicht genügen, weil deren Anſichten und Stellung ihn bedingen, und Sie wollten ſchöpfen vom Born der Wahrheit ſelbſt. Dieſe Quelle aber, mein Freund und Schüler, liegt unter einem Siegel, welches die ſcheue Hand des Menſchen nur öffnen darf in höchſter Noth. Wie gährender Moſt entſtrömt dann ihr Gehalt in jene Schale, welche die zitternde Hand des Schwachen unterhält, und dann erſt zeigt ſich, ob er kühlend Waſſer oder glühenden Wein zu trinken hat; genoſſen aber muß es werden, denn nicht zum Zeitvertreibe war das

Siegel, ſo die Geiſterwelt verſchloſſen, aufgeriſſen worden, und beſſer wäre der Frevelhand, daß ſie verdorrte, ehe ſie ſolches that. — Dies, mein Freund, iſt Alles, was ich Verneinendes zu ſagen habe. Was Sie aber wählen, es muß Ihr freier Entſchluß, Ihr feſter und unerſchütterlicher Wille ſein. Bleibt dieſer feſt, ſo gebe ich Ihnen das Verſprechen, daß, wenn die Glocke dieſer Wanduhr Mitternacht verkündet, Ihnen ein Zeichen aus jenen fernen verhüllten Reichen werden ſoll, welches den Streit in Ihrem Innern endet.

Mein Entſchluß, entgegnete der Hauptmann, iſt längſt gefaßt und überdacht, darum, mein edler Meiſter —

Nicht zu vorſchnell! — Die Stralen jener fernen Sonne, die uns aus einer andern Welt herüberſcheint, ſie blenden ſchmerzlich oft das blöde Auge. Ich habe manchmal Erſcheinungen gehabt, Erſcheinungen, vor welchen ſich mein Haar geſträubt, und wieder bei andern Gelegenheiten erfuhr ich Dinge, von welchen ich im Zweifel blieb, ob ſie nicht ein Erzeugniß meiner Phantaſie. Beſonders war dies manchmal bei minder wichtigen Gegenſtänden der Fall, zum Beiſpiel neulich, in den Angelegenheiten Ihres Jugendfreundes, deren Umſtände mir faſt wie im

Traume erſchienen. Darum, mein Freund — antworten Sie mir jetzt nicht — darum gebe ich Ihnen eine Stunde Zeit, in welcher Sie ſich prüfen können, ob Sie ein Bündniß knüpfen ſollen, welches, einmal geſchloſſen, noch nie gelöſet worden.

Ohne die Antwort des Hauptmanns abzuwarten, ſetzte Frank ſich an das Fortepiano, und indem er, gleichſam ſich unbewußt, mit der rechten Hand einige, an ſich ſelbſt harmonieloſe Töne angab, ging er endlich in Phantaſien über, welche ein meiſterhaftes Spiel verkündeten und wie aus einer andern Welt herüberklangen. So oft auch der Hauptmann eine Berathung mit ſich ſelbſt beginnen wollte, ſo oft er ſtrebte, die wilden Entſchlüſſe, die in ſeiner Seele kämpften, auf den Punkt ruhiger Anſchauung zu fixiren, ebenſo oft brachte Franks Spiel ihn davon ab. Die Molltöne, in welche daſſelbe jetzt überging, Töne, welche wie immer ſchwellende Meereswogen hervor ſich drängten und unausſprechbare Gefühle in ihm erregten, ſtimmten alle ſeine Empfindungen zu einer ſonſt nie gefühlten, wollüſtigen Wehmuth, welche Thränen, wie er ſolche ſeit ſeinen Kinderjahren nicht geweint, aus ſeinen Augen lockten und ihn wünſchen ließen, in ihnen zu vergehen. Beide Hände vor den Augen, drückte der Hauptmann das erhitzte

Antlitz in des Sophas Kiſſen, als Frank in einem Spiegel, welcher vor ihm hing, dieſe Bewegung zu bemerken ſchien. Flugs änderte er ſein Spiel. Mit einigen raſchen Paſſagen ging er in ein rauſchendes Allegro über. Wie ein Waldſtrom brauſte die Muſik dahin, und mit ſchmetternden Schlägen, welche bis an die Grenzen des Mistons ſtreiften, endigte er ſein Spiel und warf dann krachend die Klappe des Inſtruments zu.

Sind Sie entſchloſſen? fragte er mit Eiſeskälte.

Ich war es längſt, entgegnete der Hauptmann, und wiederhole meine Bitte.

So ſei es! ſprach der Erſtere, indem er ſich niederließ. Ich glaube Ihnen nicht erſt bemerkbar machen zu dürfen, daß von magiſchen Zeichen, Zirkeln, Formeln und wie alle die Dinge heißen, womit der liſtige Betrüger den Schwachen umgarnt hält, hier nicht die Rede ſein kann. Nur durch feſtes Wollen, unaufhörliches Forſchen und dringendes Gebet kann es dem Blöden, Armen, endlich doch gelingen, daß ſich ſein inneres Auge öffne, und daß er zum Schauen komme. So gelang es Swedenborg, und ſo gelang es mir, dem allergeringſten ſeiner Schüler; doch mag ich mich nicht rühmen jener Klarheit, die dem Meiſter geworden iſt. Dies war der Grund, warum ich niemals in Sie drang, mir in das Innere Deſſen, was Sie quälte, einen Blick zu gönnen, denn ich wußte nur allzu wohl, daß ich allein die Decke nicht gänzlich lüften könne. Sie ſelber müſſen ſehen. — Die Art des Schauens vermag ich nicht zu deuten, doch bin ich überzeugt, daß Ihre Zweifel ſich löſen werden. — Was von dieſen aber übrig bleiben könnte, werden Blicke in dieſes treffliche Buch dann wol beſeitigen.

Frank reichte bei dieſen Worten dem Hauptmann ein in ſchwarzes Leder gebundenes Buch. Es war Swedenborg's **Summaria expositio sensus prophetici**.

Jetzt iſt es, fuhr er fort, beinah elf Uhr. Sie haben eine Stunde Zeit zur Stärkung durch Gebet, ſowie zum Leſen in dieſer Schrift. Von Ihnen allein hängt es dann ab, den Zeitpunkt zu beſchleunigen, der Ihren Wunſch erfüllt; nur muß ich bitten, daß, was auch geſchehen möge, Sie Ihre Stellung nicht verändern, am wenigſten den Platz verlaſſen. Es würde ein Frevel dieſer Art von fürchterlichen Folgen ſein. Ich ſelbſt ſtudire indeß ein wenig in unſers Meiſters **Apocalypsis explicata**, die ich ins Deutſche zu übertragen längſt entſchloſſen war.

Frank ſchlug jetzt einen Quartanten auf und ſetzte ſich auf das Sopha an des Hauptmanns Seite.

Das Leſen einer Schrift wie jene, deren Titel wir oben angedeutet haben, und deren Inhalt vielleicht der allerdunkelſte war von Allem, was Swedenborg je geſchrieben, würde auf ein ruhigeres Gemüth als das des Hauptmanns, welches faſt bis zum Wahnſinn exaltirt war, nicht ohne Wirkung geblieben ſein, und es läßt ſich demnach ſchließen, zu welcher Höhe die an ſich faſt krampfhaften Gemüthsbewegungen deſſelben geſteigert wurden. Was Swedenborg's reiches Gemüth, die ſtarke Phantaſie, ſein Kinderglaube, ſich ausgemalt, die Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Viſionen, ſo er gehabt zu haben bis an den Tod behauptete: dies Alles ſtand mit Flammenzügen in jenem Buche, deſſen Worte wie Feuerfunken in des Hauptmanns Seele fielen, und er konnte es nicht begreifen, wie Frank, als es dreiviertel auf zwölf ſchlug, beim Leſen eines gleich intereſſanten Buchs, ſcheinbar vom Schlafe überwältigt, mit dem Kopfe auf die Kiſſen des Sophas ſank und bald entſchlief.

Jetzt ſchlug es zwölf, und mit dem erſten Schlage eröffnete ſich die Thüre, welche in die baufälligen Zimmer führte; der Hauptmann, in dem Wahne, es habe der Wind, welcher ſich in dieſem Augenblicke mit Macht erhob, ſie aufgeriſſen, wollte eben aufſtehen, um ſie zu ſchließen, als mit dem zweiten Glockenton auch jene aufſprang, durch die er eingetreten war. Mit dem dritten und vierten Schlage öffneten ſich noch zwei Thüren der alten Zimmer, welche nun ein ſchwacher Stral des Mondes ihrer Länge nach erhellte. Jetzt ſchimmerte in dem entfernteſten derſelben ein leuchtender Punkt, welcher ſich ſcheinbar näherte und endlich zu einem hellen Kreiſe ward, in dem eine menſchliche Figur erſchien, die aber in jener Ferne zu erkennen um ſo weniger möglich war, als ein dichter, ſüßlich riechender, betäubender Dampf aus jenen Zimmern in den Saal drang und endlich ihn faſt ganz erfüllte. Nun nahte ſich die Figur und blieb nur wenig Schritte von dem Hauptmann im Saale ſtehen. Wer ſchildert ſein Entſetzen, als er bei näherer Betrachtung — ſich ſelbſt erblickte. Er war in der nämlichen Kleidung, in der er auf dem Sopha ſaß, das Auge war gen Himmel aufgeſchlagen, die Linke hielt eine Dornenkrone hoch empor, die Rechte ſchwang einen Dolch.

Ankarſtröm ſaß wie verſteinert. — Nur einen Augenblick ſtand die Figur, dann ſchwebte ſie in der nämlichen Stellung langſam zu der andern Thür des

Saals hinaus, und mit dem letzten Glockenſchlage ſchloſſen ſich die Thüren mit donnerndem Getöſe. — Wenn es gegründet iſt, daß es für den Menſchen keine fürchterlichere Erſcheinung gebe als das Erblicken ſeines eignen geiſterhaften Ebenbildes, ſo läßt ſich das Entſetzen des Hauptmanns um ſo mehr erklären, als er dieſen Anblick unter allen am wenigſten erwartete. Die Zeit, in der es ſich begab, war ſo kurz gemeſſen, daß die wenigen Augenblicke zwiſchen dem erſten und dem letzten Seigerſchlage ſie in ſich faßten, und ſelbſt einem ruhigern Gemüth, als das des Hauptmanns, wäre es kaum möglich geworden, hier Wahrheit von Täuſchung zu unterſcheiden. In den erſten Momenten, nachdem die Thüren ſich geſchloſſen, glaubte Ankarſtröm geträumt zu haben, aber noch wirkte jener ſeltſame Dampf auf ſeine Sinne, noch hörte er den Schlag der Uhr, der Thüren Krachen — — es war unmöglich, Alles dieſes ſo zu träumen.

In heftiger Bewegung ging er im Zimmer auf und ab. Alles war unverändert. Frank lag ſcheinbar in tiefem Schlafe, nur wollte den Hauptmann es bedünken, als ob ein matt geſchliffener Spiegel, über dem Platze, wo er geſeſſen, angebracht, früher von einem Vorhange bedeckt geweſen ſei. Er eilte die Hülle herabzuziehen, denn ſeit jenem Augenblicke konnte er nur mit Beben daran denken, zum zweiten Male die eigne Geſtalt zu ſehen. In dieſem Augenblicke erwachte Frank.

Sie haben geſehen? fragte er. Dieſer Rauch —

Ich habe; ſprach der Hauptmann.

Trat die Erſcheinung klar vor Ihre Seele?

Klar, aber furchtbar, entgegnete derſelbe.

Können Sie deuten?

Der Hauptmann ſah mit ſchmerzlichem Blick nach oben.

Und werden Sie dem Ausſpruch folgen?

Wie können Sie noch fragen? ſprach Ankarſtröm.

So gehe hin, mein ſtarker Schüler! rief Frank mit feierlicher Stimme, indem er ihn umarmte. Wir ſehen uns einſt wieder.

Dort! rief der Hauptmann, aufs ſchmerzlichſte ergriffen, indem er mit der Hand nach dem nächtlichen Himmel zeigte, welcher jetzt im Sternenlicht erſchien; dann hüllte er ſich in ſeinen Mantel, umarmte Frank und ſtürzte aus dem Zimmer.

Frank trat ans Fenſter und ſah, wie ſich der Hauptmann den Hügel abwärts durch das Geſtrüpp arbeitete. Da geht er hin, der Thor! faſt könnte er mich dauern! ſprach Frank und warf die Bücher von dem Tiſche, indem er ſolche dann noch mit dem Fuße bei Seite ſchob. Jetzt ergriff er das Licht und eilte in die anſtoßenden Gemächer. — —

Faſt war der Morgen angebrochen, als Ankarſtröm zurückkam. Er fand im Schloſſe ſchon ein reges Leben. Koffer und Gepäck war auf die Wagen bereits vertheilt, und die Abſchiedsſtunde kam mit des Tages Anbruch nun herbei. Der Freiherr nahm von Alfred Abſchied wie ein Vater von dem Sohne, denn wie ein ſolcher war der Jüngling dem Alten theuer worden. Oda war blaß und reichte ſchweigend Alfred ihre Hand. Klara weinte und ſprach vom Wiederſehen auf Stockholms Bällen und Maskeraden. Der Vetter war artig, aber kalt, und Ankarſtröm, wie immer, düſter und in ſich gekehrt. So beſtieg nun Alfred das leichte Fuhrwerk und rollte ſeine Straße. Seine Reiſe war ſchnell und ohne Unfälle, deshalb wurde ſie raſcher und in kürzerer Zeit zurückgelegt, als er in dieſer Jahreszeit es ſelbſt erwartet hatte. An einem ſchönen Wintertage nahte er ſich Stockholm; vor ihm lag das nordiſche Neapel. Es erglänzte im Stral der Winterſonne, und da eben noch kein Schnee gefallen war, ſo gewährte es einen lachenden Anblick. Zur Linken ſah der Reiſende der Oſtſee blaue Fluten, auf denen aber nur ſelten in dieſen Wintertagen ein weißes Segel leuchtete. Zur Rechten erſtreckte ſich der große Mälarſee mit ſeinen tauſend, zum Theil mit herrlichen Landhäuſern bebauten Inſeln, ins Weite. Deutlich erkannte man unter dieſen, in der Ferne einer Meile, das herrliche Drottningholm. In der Mitte, da wo die Oſtſee und der Mälar zuſammenſtoßen, lag die Hauptſtadt, theils auf Inſeln, theils auf Halbinſeln erbaut, die unter ſich mittels zwölf Brücken zuſammenhängen. So anſehnlich auch die eigentliche Stadt, mit dem königlichen Schloſſe, der Königsholm, der Blaſiiholm, die Heilige-Geiſtsinſel, erſcheinen mochten, ſo wurde doch der Blick mehr von dem Ritterholm und ſeiner ehrwürdig alten Kirche angezogen. Hier ruhen König Magnus Ladulas, der achte, zehnte, elfte und zwölfte Karl, Friedrich der Erſte und Guſtav Adolf, der Unſterbliche. Die beiden Vorſtädte, der Norder- und Südermalm, verloren ſich mit ihren kleinern Häuſern vor dem Blicke des Reiſenden in die Ferne, nur ragte bei dem erſten ein hoher Sandberg, auf welchem einſt das Blut des Reichsdroſten Brunke floß, noch hoch empor. Alfred eilte nach ſeiner Wohnung, unweit der Reſidenz, und fand hier einen ihm durch die Poſt zuvorgeeilten Brief des Freiherrn, der ihn tief erſchütterte. „Sie haben,“ ſchrieb ihm dieſer,

„einen Kummer auf mein graues Haupt gebracht, der dieſes bleichen würde, wenn es nicht das Alter bereits gethan. Die Erklärung meiner Tochter ſtürzt einen Bau zuſammen, an welchem ich ſeit deren Kinderjahren mit Vorliebe gearbeitet. Glauben Sie aber indeſſen nicht, daß jene Klagen, in welchen das Herz des alten Mannes ſich erleichtert, Vorwürfe ſind, welche Ihnen jetzt zu machen ich mich berechtigt halten könnte. Dies iſt keineswegs der Fall. Auch ich war jung, darum entſchuldige ich Euch Beide; indeß weiß ich es nur zu gut, wie öfters eine ſo raſch auflodernde Flamme dann erliſcht, und deshalb hoffe ich, daß Oda ſpäter ihre Geſinnungen ändern wird. Iſt dies in Jahren nicht der Fall, und iſt er es bei Ihnen nicht — nun dann! — Um die Erfüllung eines Lieblingswunſches will ich das Unglück des lieben Kindes nicht begründen. Bis dahin fodere ich von Ihnen, dem Edelmann, dem Mann und Ritter, daß Sie die Gelegenheit nicht ſuchen, Oda zu ſehen, und vor Allem — ſchweigen, auch über dieſen Brief.“

Die Antwort Alfreds drückte die Empfindungen ſeines Herzens aus, und er gab dem Freiherrn das Verſprechen, das er gefodert.

Es wird nöthig, jetzt auf die politiſchen Verhältniſſe Schwedens, inſofern ſie in die Begebenheit dieſer Erzählung eingreifen, noch einen kurzen Blick zu thun. Durch eine beiſpielloſe Revolution hatte ſich in jener Zeit Frankreich eine Verfaſſung gegeben, welche die Rechte des Thrones faſt bis zum Nichts herabgebracht und die Prinzen des franzöſiſchen Königshauſes, die den ihrigen nicht entſagen wollten, gezwungen hatte zu entfliehen, um in dem Auslande Hülfe zu ſuchen. Zwar war der Plan Guſtavs des Dritten, ſich, um dieſe herbeizuführen, an die Spitze einer europäiſchen Coalition zu ſtellen, nicht zur Ausführung gekommen, aber er beeilte ſich, mit Rußland einen Allianztractat zu ſchließen, um ſeiner Macht nach Außen mehr Gewicht zu geben und ſie im Innern zu befeſtigen. Das Letztere ſchien ihm vor Allem nöthig, denn er wußte, daß ein Theil des Adels den Plan gefaßt, den meiſten ſeiner Vorrechte zu entſagen, dem Reiche eine der franzöſiſchen ähnliche Conſtitution zu geben und die Macht des Königs aufs Aeußerſte zu beſchränken. Die Bürgerſchaft und eine Menge Individuen der Geiſtlichkeit gingen bereits in dieſe Ideen ein, deren Folgen der König durch eine Zuſammenberufung des Reichstages nach Geſle im Gäſtriklande zu hemmen ſuchte. Die vorzüglichſten Gegenſtände der Berathung waren die

Koſten des gegen Rußland geführten und vor kurzer Zeit geendigten Krieges, ſowie die ungeheuern Schulden des ſchwediſchen Reiches. Nur mit Schrecken konnte jeder Schwede an die Möglichkeit eines neuen Krieges mit Frankreich denken, und ſo ward eine Anleihe, die der König foderte, nicht bewilligt. Schon nach kaum monatlicher Dauer ging der Reichstag wieder auseinander.

Alfred war in dieſer Zeit viel um die Perſon ſeines Monarchen, und dieſer wurde von ihm faſt angebetet. Obgleich klein von Perſon, etwas mager und nicht von ſchönen Zügen, wozu noch die Sonderbarkeit kam, daß die eine Seite des Geſichts des Königs nicht ganz der andern glich, hatte er dennoch für die, welche in ſeiner Nähe waren, etwas Hinreißendes, Unwiderſtehliches. Ungewöhnliche Talente, der ſchärfſte Geiſtesblick, der auserleſenſte Geſchmack, Beredſamkeit und majeſtätiſche Haltung erweckten bei Jedem, der den König ſah, welches oft und bei den verſchiedenartigſten Gelegenheiten ſtatt fand, eine Bewunderung, die öfters ſelbſt ſeine Feinde zu theilen gezwungen waren. Seine Großmuth gegen dieſe machte oft die entſchiedenſten Gegner zu ſeinen Bewunderern; doch gab es eine große Anzahl von den erſtern, welche fortwährend bei der Behauptung blieben, daß nur der Tod des Königs das Reich vom Untergange retten könne.

Mit Schmerz erblickte Alfred ſeinen Jugendfreund, den Hauptmann, faſt immer nur in der Umgebung der erklärteſten Gegner der Regierung, und es fiel ihm auf, daß Ankarſtröm, der Freund der Einſamkeit, ſich häufig jetzt in den raſcheſten Strom des Lebens in der Hauptſtadt miſchte. Faſt überall, wo ſich der Hof hinzubegeben pflegte, war auch der Hauptmann. So ſah ihn Alfred zu Gefle und zu Haga; ja, an dem letztern Orte begegnete er ihm in der Begleitung des Grafen Horn, zur Nachtzeit, vor der Thür des königlichen Schloſſes, in deſſen unterm Stockwerke das Cabinet des Königs war. Ankarſtröm erzählte, wie es ſchien, mit vielem Antheil, daß im Vorübergehen ſie den Monarchen an dem Fenſter, gedankenvoll, mit untergeſtützter Hand und äußerſt bleich, in einem Lehnſtuhle ſitzen geſehen hätten, und deshalb faſt auf den Gedanken gekommen wären, es könne derſelbe wol vom Schlage getroffen worden ſein. Alfred, gerührt von dem beſorglichen Antheil, welchen der Hauptmann an dem Befinden des Monarchen zu nehmen ſchien, verſicherte beſtimmt das Gegentheil. Der ſtete Dienſt, welcher Alfreds Thätigkeit in vollen Anſpruch nahm, erlaubte ihm nicht, Oda im Laufe des ganzen Winters nur einmal zu erblicken. Eigenſinniger faſt wie ſonſt vermied der Freiherr des Hofes Nähe, und Alfreds gegebenes Wort geſtattete dieſem nicht, eine Gelegenheit zu ſuchen, welche der Gegenſtand der feurigſten Sehnſucht ſeines Herzens war. Nur einmal während des geräuſchvollen und doch ſeinem Herzen ſo öde erſcheinenden Winterlebens war es ihm vergönnt, die Freundin der Geliebten in einer der Abendgeſellſchaften Stockholms zu ſprechen. Auch Klara freute ſich des Wiederſehens und ſprach viel von Oda, ſowie von deren unveränderter Geſinnung. Alfred, welcher dies mit ſeinem dem Freiherrn gegebenen Worte nicht unvereinbar glaubte, bat ſie, Oda die Beſtändigkeit ſeiner ihr bekannten Meinung zu verſichern, und fügte bei, daß Gründe, deren Darlegung ihm nicht geſtattet ſei, nicht erlaubten, dies ſchriftlich oder mündlich ſelbſt zu thun. Klara tröſtete ihn mit der Hoffnung auf die Zukunft, welche die Wünſche Beider um ſo eher krönen werde, als der Freiherr, ſeit ihrer Trennung, niemals jener Pläne, die er auf die Verbindung Odas mit dem Vetter gebauet habe, mehr erwähne. Auch der Letztere, verſicherte Klara, ſcheine jenen Gedanken für immer aufzugeben, und ſie hoffe, Alfred und denſelben in glücklicheren Zeiten noch als Freunde zu erblicken. Die auffallende Theilnahme, mit der ſie dieſe Aeußerung that, beſtärkte Alfred in der ſchon früher gefaßten Meinung, daß der Baron Friedrich, trotz des Muthwillens, mit welchem ihn Klara manchmal behandelte, derſelben doch nicht ganz gleichgültig ſei. Klara ſchied mit der Verſicherung, daß es ihr viel Freude machen werde, Alfred auf einem für den 16ten März beſtimmten Maskenballe, welcher, wie man ſage, überaus glänzend ſein werde, wiederzuſehen; ſie ſelbſt habe ſich bereits vom Onkel die Erlaubniß, den Ball in Begleitung einer befreundeten Familie zu beſuchen, ausgewirkt.

Im Laufe des Februars hatte das Gerücht: es wolle der König, gleich nach Beendigung des Reichstages, auf einer vorhabenden Reiſe ins Ausland die frühern Pläne hinſichts einer Coalition gegen Frankreich aufs Neue aufnehmen, die Hauptſtadt ungemein beunruhigt, und die Feinde deſſelben trugen zur Verbreitung dieſer Nachricht aus allen Kräften bei. Die Gährung der Gemüther war ſtärker als je, und es wurden Briefe, welche heftige Drohungen gegen den Monarchen enthielten, hier und da gefunden. Die Freunde Guſtavs, und er hatte deren viele, zitterten, daß irgend eine verruchte Hand es wagen könne, ſich gegen die geheiligte Perſon des Monarchen zu erheben; nur der König allein blieb ruhig. „Sie werden es nicht wagen!“ ſprach er ſtets, wenn man ihn warnte. So nahte ſich nun der verhängnißvolle ſechzehnte März, an welchem jene Maskerade ſtattfinden ſollte, die in den Annalen Schwedens unvergeßlich bleiben wird. — Gewöhnlich wurden jene Bälle in dem Opernhauſe veranſtaltet, deſſen Parterre und Bühne, zu einem großen Saale eingerichtet, ein paſſendes Local gaben. Es iſt dies Haus ein großes, majeſtätiſches Gebäude, ganz der Hauptſtadt würdig, die es ziert, und heute noch werden die Vorſtellungen der Oper in ihm gegeben. Während dieſer haftet unwillkürlich das Auge des Fremdlings, ſchmerzlich befangen in den Erinnerungen vergangener Zeit, an einer Stelle, nahe der zweiten Couliſſe zur linken Hand. In dem Augenblicke vielleicht, in welchem auf dieſer Stelle ein blühendes Mädchen, mit blitzendem Auge, ſtralend vom Reize der Jugend, durch ihre Schönheit und die Höhe des Talents zu ſeinem Herzen und Sinnen ſpricht, durchzuckt das erſte eine traurige Erinnerung aus der Vergangenheit, gleichwie ein Blitzſtral, und ruft ihm die Schreckensworte zu: „Da, auf jener Stelle, wo ſo viel Liebreiz und Jugendſchöne vor Deinem Auge ſich entfalten, floß Königsblut, vergoſſen von Mörderhänden, einſt im Staube!“ —

Alfred, im Domino und mit halber Larve, war an jenem Abend einer der Erſten auf dem Balle; der Gedanke, Klara dort zu finden und ſich mit dieſer von der theuern Oda zu unterhalten, trieb ihn unaufhörlich, hinzueilen. Er muſterte bei ſeiner Ankunft die wenigen Masken, die im Saale wandelten; doch fand er nur Arlekine, Juden, Ritter und Gärtnermädchen, deren Anzug und Benehmen zeigte, daß ſie nicht eben zu den höhern Claſſen der Geſellſchaft gehören mochten. Nach und nach wurde es belebter im weiten Saale, und die Muſik nahm ihren Anfang. Jetzt ſtand plötzlich eine kleine runde Zigeunerin neben Alfred und machte unter poſſirlichen Geberden Anſtalt, die Linien ſeiner Hände zu betrachten. Dieſe Hand, ſprach ſie mit einer entſetzlich hohen Fiſtelſtimme, dieſe Hand, welche die Prinzeſſin aus den Fluten des Oceans gerettet, wird auch dieſelbe bald zum Altare führen!

Wollte Gott, Klara, Sie ſprächen wahr! entgegnete Alfred, der die Zigeunerin ſogleich erkannte; aber es iſt grauſam, mit meinem Kummer Ihren Scherz zu treiben.

Wer ſagt Ihnen denn, daß ich jetzt ſcherze, mein

Herr Alliirter? entgegnete das Mädchen, indem ſie den runden Arm in ſeinen ſchlang. Bei alle dem finde ich es ſehr ungalant von Ihnen, mich in meiner Vermummung ſo augenblicklich zu erkennen; Sie hätten ſich wenigſtens etwas überraſcht doch ſtellen ſollen. Aber, apropos, obwol Sie es eigentlich nicht verdienen, will ich doch Ihnen mitzutheilen nicht unterlaſſen, daß heute Vetter Friedrich dem Oheim eine Erklärung abgegeben hat, nach welcher Sie nicht zu befürchten haben, daß er Ihnen fürder bei Oda im Wege ſtehen könnte, dieweil nach ſchwediſchen Geſetzen —

Er, außer Klara Löwenhaupt, nicht eine zweite Gattin haben kann! rief Alfred jubelnd. Klara! mein Entzücken —

Theilt bald der ganze Saal, wenn Sie ſo ſchreien! entgegnete das Mädchen. Aber gehen wir zu der Geſellſchaft, mit der ich kam; man wird mich ohnehin vermiſſen. —

Alfred begleitete Klara und würde deren Umgebung, eine achtungswürdige Familie der Hauptſtadt, durch die verkehrten Antworten, die er in ſeinem Entzücken gab, nicht eben ſehr zu ſeinem Vortheil eingenommen haben, wenn dieſe nicht bereits mit den obwaltenden Verhältniſſen bekannt geweſen wäre.

Was ſagen Sie zu der Keckheit, die man ſich heute erlaubte? ſprach jetzt ein Freund vom Hofe, der zu Alfred trat.

Ich weiß von nichts! entgegnete derſelbe. Iſt etwas vorgefallen?

Eben, fuhr Jener fort, erzählte mir Jemand, der die Sache genau zu wiſſen behauptete, es habe ein unbekannter Knabe einen Zettel im Schloſſe abgegeben, in welchem der König gewarnt werde, ſo ihm ſein Leben lieb ſei, nicht den Ball heute zu beſuchen, und nicht ferner zu Haga parterre zu wohnen.

Die Erbärmlichen! ſprach Alfred. Sie kennen den König ſchlecht, wenn ſie vermuthen, ihn in Furcht zu bringen; ſein ritterlicher Sinn verachtet die Gefahr, und ich ſah vorhin ihn ſelbſt im Domino und in Begleitung des Grafen Eſſen nach jener Gitterloge gehen.

Ich wollte doch bei alle dem, ſprach Jener, daß er ſich nicht hier unten in das Gedränge wagte.

Gott ſchützt den Geſalbten! entgegnete Alfred. Wo wäre die ſchwediſche Hand, die ſich an dieſem vergreifen könnte?

Sie kennen den Wahnſinn des Fanatismus nicht! ſprach jetzt ein ehrwürdiger Alter aus Klara's Begleitung. Wir haben ſchon zwei Könige verloren, deren Ende zweifelhaft geblieben iſt.

Nur zweifelhaft! ſprach Alfred. Doch das iſt über allem Zweifel, daß an ihrem blutigen Ende ſich wenigſtens keine ſchwediſche Hand verſündigte.

Inzwiſchen hatte ſich die Maskenmenge ungemein vermehrt, und der ſonſt ungeheure Raum ward faſt den Tanzenden zu enge. Ganze Gruppen trieben ſich Arm in Arm im Saal umher und drängten ſich durch einander.

Der König iſt im Saale! flüſterte es jetzt hier und da, und Alles wogte nach der linken Seite.

Er iſt es! ſprach Alfred leiſe zu den Seinigen und deutete mit den Augen auf zwei Männer im Domino, von denen der eine etwas kleiner als der andere war. Viele andere Perſonen, außer Alfred, hatten den Monarchen auch erkannt, und es entſtand jetzt, da die Muſik ſoeben eine Pauſe machte, in der Gegend der zweiten Couliſſe links ein außerordentliches Gedränge.

Gute Nacht, Maske! ſprach jetzt ein Verlarvter mit ſtarker Stimme, indem er zu dem Könige trat und die Hand ihm auf die Schulter legte.

In dieſem Augenblicke knallte ein ſchwacher Piſtolenſchuß. Das Getümmel ward grenzenlos; Viele drängten nach den Thüren.

Der König iſt verwundet! ſcholl es durch den Saal. — Alfred war es zu Muthe, als begönne der Boden unter ihm zu wanken. Halten Sie ſich feſt zu einander! rief er ſeiner Geſellſchaft zu; ich eile zum Monarchen! Er drängte ſich zu dem geliebten Herrſcher, welcher die Larve jetzt abgenommen und mit ruhiger Stimme Befehl gegeben hatte, daß Jeder der im Saale Befindlichen aufgeſchrieben würde, und die Thore der Hauptſtadt geſchloſſen werden ſollten. Ohne fremde Hülfe ging der König in ein anſtoßendes Cabinet und ſetzte ſich dort auf ein Sopha, indem er ſich heiter mit ſeiner Umgebung unterhielt. Warum ſo ängſtlich, Freund? ſprach er zum Grafen Armfeld, der ſprachlos vor Beſtürzung und todtenbleich vor ihm ſtand. Sie wiſſen ja aus Erfahrung, was eine Wunde iſt! —

Während deſſen erſchienen die Geſandten der fremden Höfe und mehre Große, die ſeit Jahren den Hof gemieden hatten, unter ihnen auch Baron Norberg, in dem Cabinete.

Bin ich nicht glücklich? ſprach der König zu dem Letztern. — Meine alten Freunde kehren wieder zu mir zurück! — Jetzt brachte man den König nach ſeinem Palaſte.

Bei der Liebe Alfreds zu ſeinem Herrſcher waren jene Augenblicke für ihn von fürchterlicher Wirkung. Er glaubte faſt zu träumen, denn es ſchien ihm nicht möglich, daß es einen Schweden geben könne, der fähig wäre, das Ungeheure auszuführen. Zwar wußte er nur allzu wohl, wie viele Feinde der König hatte; aber dies Verbrechen zu begehen, dazu, meinte er, müſſe die Hölle ſelbſt das Werkzeug ausgeſpien haben. Stumm und bleich trieb er ſich in dem Dienſtſaal unter den jammernden Hofleuten umher, als er plötzlich ſeinen Namen nennen hörte. Es war ein Unterbeamter des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, der ihn eiligſt zu dieſem, ſeinem ehemaligen Chef, beſchied. Mit Blitzesſchnelle flog er nach dem Zimmer, in welchem der Miniſter ſeiner harrte. Es war ein ſchöner Greis, von würdevollem Aeußern.

Baron Aarberg! hob der Miniſter an; ich halte Sie für einen der getreueſten Diener des Monarchen, und auch der König hat von Ihnen dieſe Meinung.

Ich würde, entgegnete Alfred feurig, mein ganzes Herzblut an das Leben des geliebten Fürſten ſetzen.

Baron Aarberg! fuhr der Miniſter mit feierlicher

Stimme fort; es gibt Vaſallenpflichten, höhere und ſchwerer zu erfüllen, als jene iſt, die unſer Blut für ihn zu laſſen heiſcht.

Die ſchwerſte, betheuerte Alfred, wird die willkommenſte mir ſein.

So erneuere ich mit dieſem Handſchlag, ſprach der Miniſter, nochmals Ihren Eid der Treue, und verpflichte Sie zu eiſerner Verſchwiegenheit über Alles, was Sie jetzt hören werden. — Baron Aarberg, ſetzte er mit erhöhter Stimme noch hinzu, indem er auf das Zeichen des Waſaordens deutete; die goldene Garbe hängt nicht umſonſt an Ihrem Halſe. Der Monarch, das Reich, erwarten Frucht von Ihrer Treue! — Iſt der verabſchiedete Hauptmann Ankarſtröm Ihr Freund? fragte er jetzt ſchnell.

Er iſt der älteſte meiner Jugendfreunde, entgegnete Alfred; doch zieht er ſich ſeit einiger Zeit von mir zurück.

Halten Sie ihn des Verbrechens des Königsmordes fähig? fragte der Miniſter.

Unmöglich! erwiederte faſt ſchreiend Alfred, indem er vor Entſetzen einen Schritt zurücktrat. Nein! fuhr er, ſich einen Augenblick beſinnend, fort; Ankarſtröm iſt Myſtiker und Schwärmer bis zur Ueberſpannung, auch glaubt er ſich gekränkt, doch alſo konnte er nicht fallen.

Und dennoch hat es allen Anſchein. Hören Sie. Man fand im Unglücksſaal ein Meſſer, auf deſſen Klinge der Name des Verfertigers eingegraben iſt, und welches der Mörder im Getümmel wahrſcheinlich von ſich warf. Der Meſſerſchmied iſt verhaftet, und er erinnert ſich, vor wenig Tagen das Werkzeug dem Hauptmann Ankarſtröm verkauft zu haben.

Und dieß? fragte Alfred. Er war nicht auf der Liſte Derer, welche man aufgeſchrieben hat.

Es ſtürzten Anfangs, ſprach der Miniſter, Viele aus der Thür, weil man Feuer ſchrie. — In ſeiner Wohnung, fuhr er fort, iſt Ankarſtröm nicht zu finden. Seine Papiere, die man in Beſchlag genommen, ſind unbedeutend, bis auf den Anfang eines Briefes, in welchem er von dem Beginnen des Opfers in doppelſinnigen, dunkeln Worten ſpricht, und in welchem er Mitwiſſende erwähnt. Es iſt der Brief an einen gewiſſen Frank gerichtet, welcher — Kennen Sie dieſen Mann? —

Ja, Ew. Excellenz! rief Alfred; jetzt wäre es eine fürchterliche Möglichkeit, denn es thut ſich der Abgrund auf, welcher den Teufel birgt, der ihn verleitet haben kann.

Dieſer Frank, ſprach der Miniſter, iſt als ein gefährlicher Verbrecher längſt bekannt. Mit ungemeinen phyſikaliſchen und medicinischen Kenntniſſen ausgerüſtet, ward er vor Jahren in Deutſchland als Giftmiſcher verhaftet. Er flüchtete nach Schweden, und da er neue Verbrechen hier begangen, ward ihm der Proceß gemacht. Obgleich wegen Mangel an entſcheidenden Beweiſen freigeſprochen, blieb, auf Befehl des Königs, er verhaftet, weil die Inſtruction der Sache von Neuem beginnen ſollte. Er entfloh aus dem Gefängniß und verband ſich in Paris mit mehren Häuptern der Jakobiner. Daß von hier aus mit dieſen Unterhandlungen gepflogen wurden, iſt höchſt wahrſcheinlich; und da der König ſich an die Spitze der Verbündeten gegen Frankreich ſtellen wollte, ſo konnten die Ungeheuer leicht den Mord des Königs in ihre Pläne miſchen, und Frank konnte der Zwiſchenhändler ſein.

Iſt das Entſetzliche, ſprach Alfred, durch die Hand des Unglückſeligen begangen worden, ſo iſt Niemand als Frank der gräßliche Urheber der böſen That. Jetzt wird es mir klar, daß ich den Schändlichen ſchon früher einſt geſehen, als er hier im Gefängniß war.

Kennen Sie ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt? fragte der Miniſter.

Er lebt, ſprach Alfred, unweit Drontheim in Norwegen, auf dem Gute des Barons Norberg, der ihn arglos aufgenommen.

So machen Sie ſich reiſefertig! ſprach der Miniſter. In einer Stunde erhalten Sie die nöthigen Requiſitionen an die daſigen Behörden. Benehmen Sie ſich mit der größten Vorſicht, und ſuchen Sie das Ungeheuer in ſeiner Höhle zu überfallen. Vor Allem laſſen Sie ſeine Papiere ſich nicht entgehen. Zu viel kommt darauf an, in einer Sache auf den Grund zu ſehen, in welcher es ſich um das Leben des Monarchen und um die Ruhe des Reichs handelt. —

Noch ſchimmerten die Sterne, und das Licht des Mondes ſpiegelte ſich wie ein zitternder Goldſtreif auf den dunkeln Fluten des Mälars, als Alfred an deſſen Ufern in einer leichten Courrierchaiſe pfeilſchnell nach Norden jagte. In jeder andern Angelegenheit wäre es ſchwer, ja unerträglich ihm geworden, in einem Augenblicke, in welchem die ſchönſten ſeiner Hoffnungen aufs Lieblichſte zu entfalten ſich begannen, auf unbeſtimmte Zeit davonzueilen; doch kannte Alfred in dieſer ſolche Rückſicht nicht. Es galt das Wohl des Vaterlandes, des Herrſcherhauſes: Gegenſtände, die einem edeln Herzen niemals getrennt erſcheinen ſollten, und dieſe beiden ließen ihn das eigne

Selbſt vergeſſen. Er durchflog mit Windeseile die ſchnee- und eisbedeckten Fluren und ſtrebte, um der Nachricht der verübten Unthat zuvorzueilen, alle Hinderniſſe, die Weg und Jahreszeit mit ſich brachten, zu überwinden. In einer außergewöhnlich kurzen Zeit war er in Drontheim und erhielt dort ein kleines Detachement Soldaten, um die Höhle des Raubthiers zu umzingeln. Mit Untergang der Sonne traf er in der Nähe von Norbergs Schloſſe ein, und als die Nacht hereinbrach, führte er ſeine Begleiter längs der Küſte einen wenig betretenen und verborgenen Weg, der ihm auf ſeinen Streifereien in der Gegend bekanntgeworden war, und mittelſt welches man ſich der Burg in kürzerer Zeit als ſonſt und unbemerkt zu nähern im Stande war. Als er am Fuße jenes Hügels vorüberzog, auf welchem vor wenig Wochen Oda ihre Liebe ihm geſtanden, klopfte das Herz ihm hörbar in der Bruſt, und es wogte in ſeiner Seele eine Flut von unausſprechbaren Empfindungen. Jetzt befand ſich das Häuflein am Fuße jenes Hügels, auf welchem die Ruine lag. Es ſchimmerte noch Licht im Thurm. Alfred ließ den bewohnten Theil der Burg umzingeln, und mit wenig Mühe gelang es ihm und zwei Soldaten, die Thüre, welche morſch in ihren Angeln hing, ohne bedeutendes Geräuſch nun zu eröffnen. Jetzt aber ſtürzte mit fürchterlichem Bellen Frank's großer Wolfshund die Stiege abwärts den Eintretenden entgegen. Ein Degenſtoß ſtreckte den Hund zu Boden, und ein zweiter verkehrte ſein furchtbares Geheul in leiſes Wimmern. Mit gezogenem Degen ſprang Alfred den dunkeln Gang entlang, der zu dem Thurme führte; die beiden Begleiter folgten, jeder eine Piſtole in der Fauſt. Eben wollte Alfred die Thür öffnen, als Frank mit einem Lichte in der Hand ihm jetzt entgegentrat. Schnell wollte er, beim Anblick der Bewaffneten, in die innern Zimmer fliehen und warf raſch das Licht zur Erde; aber Alfred faßte in dieſem Augenblicke ihn am linken Arme, während ein Soldat die noch am Boden fortbrennende Kerze aufhob.

Sie ſind mein Gefangener! ſprach Alfred. Hier iſt der Verhaftsbefehl.

Es ſteht dem Manne, ſprach Frank mit trotzigem Hohne, deſſen Wunde ich geheilt, gar überaus wohl, als Häſcher mich zu ergreifen; doch Sie ſind Fürſtendiener! —

Ich will nicht leugnen, entgegnete Alfred, daß die auf mich gefallene Wahl mir drückend iſt; doch erfülle ich nur meine Pflicht. Ich bitte um den Schlüſſel zu Ihren Papieren.

Mit Vergnügen! ſprach Frank und wollte nach dem Schreibtiſch eilen.

Ich muß Sie erſuchen, entgegnete Alfred, dies Geſchäft in Ihrem Beiſein mir zu überlaſſen.

Frank ſah ihn mit einem wüthenden, durchbohrenden Blicke an.

Eben beſinne ich mich, ſprach er kalt, daß ich ſeit einigen Tagen den Schlüſſel ſchon vermiſſe. Die Papiere ſind in den untern Fächern, in welche man von oben kommen kann. Sprengen Sie doch mit einem Piſtolenſchuſſe das obere Schloß, ich bitte Sie darum; es ſchadet nur den alten Meubeln.

Dagegen ließe doch noch etwas ſich erinnern! ſprach jetzt der Zweite der Soldaten, welcher mit dem Lichte ſich in dem Zimmer umgeſehen. Aus der Wand des Schreibtiſches hängt eine Lunte, und hier liegt ein Schlüſſel auf dem Fenſter, der zu dem Schreibtiſche zu paſſen ſcheint.

Alfred öffnete dieſen und ſah mit Staunen, daß das hohle Innere vier Fäſſer Pulver barg, groß genug, das alte Gemäuer zu zertrümmern. Alle vier waren aufgeſchlagen, und durch dieſelben lief eine mit Spiritus getränkte Lunte.

Frank hatte indeſſen Alles mit ſcheinbar ruhigem

Blicke angeſehen und warf ſein Auge dann auf den Verhaftsbefehl.

Hochverräther und Königsmörder! ſprach er dann kalt. Alſo iſt das Werk gelungen. Da dies der Fall iſt, ſo muß ich wol allein die Reiſe beginnen, wenn Sie durchaus mich nicht begleiten wollen! —

In dieſem Augenblicke ſetzte er ein Fläſchchen, welches er unbemerkt aus ſeinem Aermel gezogen hatte, an die Lippen und trank es in einem Zuge leer. Dann fing er plötzlich an zu wanken und ſank mit Zuckungen zu Boden. In wenig Augenblicken war er todt. —

Er hatte ein Gift genommen, deſſen plötzliche Wirkung man damals weniger als in unſern Tagen kannte.

Während Gerichtsperſonen anlangten, die Alfred, bei der nothwendigen Schnelligkeit ſeiner Expedition, in dieſer Eile nicht hatte herbeiſchaffen können, wurde nun das Innere der alten Burg auf das Genaueſte unterſucht. Frank's Papiere, welche man in einer langen Kiſte unter einer beweglichen Diele des Wohnzimmers fand, gaben genaue Auskunft über die von ihm zu Stockholm unterhaltenen Verbindungen, mittelſt deren es ihm leicht geworden war, im Schloſſe des Freiherrn Dinge zu verkündigen, zu deren Kunde er ſcheinbar nur auf wunderbare Weiſe kommen konnte. Auch die innern, keineswegs ſehr verfallenen Zimmer lieferten, bei näherer Unterſuchung, merkwürdige Ergebniſſe. Es fand ſich, daß eins derſelben zum bequemen Aufenthalte für mehre Helfershelfer Frank's gedient haben mußte, und in dem andern fand man einen vollſtändigen Apparat zur Verfertigung falſcher Staatspapiere, vorzüglich engliſcher Banknoten, von welchen eine Menge, täuſchend nachgeahmt, vorräthig waren. Unter mehren ſehr intereſſanten phyſikaliſchen Inſtrumenten befand ſich ein optiſcher Apparat von neuer, ſehr ſinnreicher Conſtruction, und in dieſem ein kleines, auf Glas gemaltes, täuſchend ähnliches Bild von Ankarſtröm, in jener Stellung, in welcher ihm ſein Ebenbild erſchien.

Sowie die Unterſuchung geendet war, begab ſich Alfred mit denen bei Frank gefundenen Papieren auf die Rückreiſe nach Stockholm. Er fand den theuren Monarchen nicht mehr am Leben. Ankarſtröm war ergriffen worden; mit ihm Graf Horn, der Nämliche, welcher auf dem Balle, indem er die Hand dem Könige auf die Schulter legte, das Signal zum Morde gegeben hatte. Außer dieſen waren Graf Ribbing, General Pechlin, der Oberſtlieutenant Liljehorn, welcher das warnende Billet geſchrieben hatte, und mehre Andere verhaftet worden. Der Baron Thure Bielke hatte ſich vergiftet. Alle die verhafteten Verſchworenen wurden, auf ausdrücklichen Befehl des ſterbenden Monarchen, nur durch kurze Haſt oder mehrjährige Verbannung gelinde beſtraft. Auch Hinſichts ſeines Mörders hatte er befohlen, daß dieſer ſo gelinde, als irgend das Geſetz es immer geſtatten wolle, beſtraft werden möchte. Doch die Nemeſis foderte hier ihr Recht. Der Unglückliche ertrug mit einer Ergebung, die einer beſſern Sache werth geweſen wäre, die Qual der Ruthenſchläge, welche er vor der Hinrichtung erleiden mußte, ſowie den Hohn des Volkes, welches, wüthend, in dem König ſeinen Beſchützer verloren zu haben, ausrief: „das thut dem adeligen Körper wohl!“

Doch wenden wir das ſchmerzerfüllte Auge von jener Greuelſcene! —

Alfreds Hoffnungen erfüllten ſich auf das Herrlichſte. In wenig Tagen legte der edle Freiherr die Hände der Liebenden in einander, und der alte Mann war hoch erfreut, als Alfred ſich bereit erklärte, den Namen Norberg dem ſeinen beizufügen. Die Hochzeit Friedrichs mit Klara Löwenhaupt war mit jener Alfreds und Oda's am gleichen Tage; Alfred ſchied, auf ſein Verlangen, aus dem Dienſte bei Hofe, und an einem ſchönen Maimorgen fuhren beide junge Paare in Begleitung des Freiherrn nach der ihnen Allen ſo lieb gewordenen norwegiſchen Meeresküſte.

Hier hatten ſich bereits in mächtigen Scharen die gefiederten Bewohner der Lüfte eingeſtellt. Die Wieſen ſchmückte ſchon ein ſchönes Grün, durch welches ſich in langen Streifen Tauſende rothblühender Orchiden zogen, und an dem Abhange des alten Schloſſes ſchimmerten der Löwenzahn und die Schneeanemone.

Iſt es nicht ſchön in unſerm Norden? rief der Freiherr jubelnd; doch, ſo lange die Ruine im Nordermoor beſteht, hab' ich hier keine Ruhe.

Dieſem Uebel war leichtlich abzuhelfen, und die vier Fäſſer Pulver, welche man im Schreibtiſche gefunden hatte, thaten dermaßen ihre Schuldigkeit, daß ſchon am andern Tage von Frank's Wohnſitz nicht ein Stein mehr auf dem andern blieb. Zur Seite jenes Hügels, an des Parkes Ende, erhob ſich noch daſſelbe Jahr ein Wohnhaus in edelm Style, zum Theil aus den Trümmern der alten Burg erbaut, und Friedrich mit ſeiner Gattin bezogen es im nächſten Frühling. Alfred und Oda blieben bei dem Freiherrn, welcher die Umgebung des Stammſchloſſes verſchönerte, ſo viel die nördliche Lage es erlaubte.

Schon nach wenig Jahren verdeckten buſchige Farrenkräuter und die rankenden Zweige der Brombeere die wenigen Trümmer der alten Burg im Nordermoor, und zwei Pärchen, deren eins die Züge Friedrichs und Klarens, das andere Alfreds und Oda's trug, laſen munter die würzigen Beeren von den Stachelranken, ohne ſich viel um die Geſtalt des grauen Doctors zu bekümmern, welche, wie die Fiſcher der Umgegend verſicherten, zu Zeiten in der Dämmerung das Nordermoor durchkreuzte.

Die Geächteten.

Eine Erzählung.

Ihr armen Pilger, müd' und ſchmerzbeklommen,
Wie wollt Ihr fliehn und doch zur Ruhe kommen?
Die Taube hat ihr Neſt, der Fuchs die Kluft,
Der Menſch die Heimath — Ihr habt nur die Gruft!
Byron.

Die Schlacht am weißen Berge hatte in wenigen Stunden der Herrſchaft Friedrichs von der Pfalz ein Ende gemacht. — Während die mähriſchen Hülfsvölker unter dem tapfern Schlick, dem löwenherzigen jüngern Thurn der andringenden Macht des Feindes einen Widerſtand entgegenſetzten, der eines beſſern Erfolges würdig geweſen wäre, während der junge Fürſt von Anhalt, von Bucquoi's Reitern umzingelt, verwundet vom Pferde ſank, tafelte der leichtſinnige junge Herrſcher auf dem Hradſchin zu Prag und gewann kaum Zeit, ſich mit den Trümmern des zerſtreuten Heeres nach der Altſtadt zu flüchten. Vergebens erboten ſich die tapfern Bürger, eine Belagerung auszuhalten, vergebens erklärte der ritterliche Bernhard Thurn: er habe noch ſiebzehn Bataillone unter den Fahnen, achttauſend Ungarn ſtänden bei Brandeis, die Flüchtigen erwarteten ſehnſuchtsvoll, das königliche Banner, um welches ſie ſich ſammeln könnten, in ihrer Mitte aufgepflanzt zu ſehen. — Alles war umſonſt. — Friedrich, den nur das Zureden ſeiner Gemahlin zur Annahme der böhmiſchen Königskrone, einer Laſt, der er ſeinen Nacken nicht gewachſen fühlte, bewogen hatte, eilte, der gefährlichen Zierde ſich zu entladen. Von der Furcht, daß das ſo bitter getäuſchte Volk durch Auslieferung ſeiner Perſon mit Ferdinand dem Zweiten ſich verſöhnen könne, gepeinigt, ließ er das eingepackte Reichsarchiv, die Krone, die Kleinodien auf dem Markte der Hauptſtadt ſtehen und floh, geleitet von dreihundert engliſchen Reitern, nach Breslau. Hier berief er einen Fürſtentag. —

Hätte auch Friedrich der Fünfte die Unglücksſchlacht, die ſeine Herrſchaft in Böhmen vernichtete, auf eine entſcheidende Art verloren; wäre nur, ungebeugt vom Unglücke, er dem nachdringenden Feinde, tapfer ſeinen Rückzug vertheidigend, Schritt vor Schritt ſelbſt bis ins Herz von Schleſien gewichen; hätte er hier den Beiſtand ſeiner proteſtantiſchen Glaubensbrüder angerufen: tauſend ſchleſiſche Arme würden den Unglücklichen empfangen, zu ſeiner Vertheidigung ſich erhoben haben; doch den Mann, der im erſten Misgeſchicke an ſich nur denken konnte, den elenden Fürſten, der eine der edelſten, großherzigſten

Nationen, das eigne Selbſt nur im Auge habend, feig verließ, den Schwächling, der eine ſeit ſiebenhundert Jahren bewahrte Nationalunabhängigkeit durch ſeine Schlaffheit zu Grunde gerichtet hatte, empfing nicht Mitleid, nur Verachtung. Mit ſechzigtauſend Gulden Reiſegeld abgelohnt, entfernte er ſich von einem Boden, auf welchem zu herrſchen er berufen worden. Ferne Ufer boten ihm ein ſeines Ranges unwürdiges Aſyl und ein vergeſſenes Grab. —

Ferdinand der Zweite war nicht gewohnt, zu verzeihen, wo er beſtrafen konnte. Drei Monate waren ſtill vergangen. Viele der geflüchteten Anhänger Friedrichs waren, der kaiſerlichen Gnade vertrauend, zurückgekehrt; ſie hatten ſich dem Rächer überliefert! — In der Nacht des zehnten Februars wurden achtundvierzig der thätigſten Beförderer des Aufſtandes in Prag gefangen genommen. Siebenundzwanzig traf der Tod durchs Beil, die andern ewiges Gefängniß. Eine Proclamation befahl den ſämmtlichen begüterten Einwohnern Böhmens, ſich vor den Statthalter zu ſtellen, dort ihren Antheil an der Rebellion, ſo weit ſie deren theilhaftig, zu bekennen und um Vergebung zu bitten. Auf dieſe Bekanntmachung ſtellten ſich ſiebenhundertachtundzwanzig böhmiſche Herren und Ritter, um Gnade flehend. Ehre und

Leben ward ihnen zwar geſchenkt, doch ihre Güter theils gänzlich, theils zur Hälfte eingezogen. Wer ausblieb, ward geächtet, auf die Häupter der Stifter des Aufruhrs ſowie auf die der nächſten Umgebungen Friedrichs ein Preis geſetzt. Alle Religionsduldung verſchwand; den Majeſtätsbrief durchſchnitt der Kaiſer mit eigner Hand und verbrannte das Siegel. — Auf die Erklärung: daß der Kaiſer, einem Jugendgelübde zufolge, entſchloſſen ſei, alle Secten in ſeinem Reiche auszurotten, und fernerhin in Böhmen nur katholiſche Unterthanen haben wolle, verließen an dreißigtauſend der angeſehenſten Familien das Land. Aermere, denen die Erlaubniß, ihre Habe mitzunehmen, nichts helfen konnte, griffen in der Verzweiflung zu den Waffen; der Rabenſtein ward ihr Lohn. —

Erſt ſieben Jahre nach der prager Schlacht ward Ruhe; der Friede des Grabes herrſchte in dem Lande. — Ubi solitudinem faciunt, pacem appellant! ſagte ſchon Tacitus.

Es war an einem ſchönen Herbſtmorgen, und die Sonne vergoldete erſt ſeit wenigen Minuten die ſpitzen Giebel der hart an der Stadtmauer gelegenen Burg von Glogau, als ſich in einem nach der Oderſeite zu gelegenen Zimmer eine Anzahl Männer, denen der Kaiſer Ferdinand der Zweite große Gewalt verliehen, zu einer Gerichtsſitzung verſammelte. Die Geſellſchaft war noch nicht vollzählig, wie ſich aus der Anzahl der großen, ſchwerfälligen, mit rothem Tuche bekleideten und rings um eine lange Tafel aufgeſtellten Lehnſtühle ſchließen ließ, und die Mitglieder der Verſammlung gingen theils noch in dem weitläufigen Zimmer auf und ab, theils beſchäftigten ſie ſich mit Ordnen der auf dem grünen Tiſche aufgehäuften Actenſtücke.

Einer der im Saale Auf- und Abwandelnden — es war der Landeshauptmann Freiherr von Oppersdorf, ein ſtarker Mann mit echt ſchleſiſcher Phyſiognomie und harten Zügen — unterhielt ſich in der breiten Mundart der Provinz mit ſeinem Gefährten, einem ältlichen Manne in ritterlichem Reiſeanzuge. Die rothe Schärpe, welche Letzterer über die Schulter hängend trug, bezeichnete ihn als einen Vaſallen oder Dienſtmann des Herzogs von Friedland und Sagan.

Ein Mann, durch die ſchwarze Kleidung, den geſteiften Kragen, die Feder hinter dem Ohre als ein Gerichtsbeamter bezeichnet, wühlte fortwährend in dem auf der Tafel aufgeſtapelten Actenhaufen. Nur ſelten richtete er einige Worte an einen in der Blende des nahen Fenſters ſtehenden und, wie es ſchien, alle ſeine Aufmerkſamkeit einem kleinen, kaum ſpannenlangen Büchlein widmenden Jeſuiten, den der Beamte Pater Ignatius Fiedler nannte, und von dem er den Titel Herr Königsrichter zurückerhielt. — Außer jenen vier Männern befand noch ein fünfter ſich im Zimmer. Der Kleidung nach war er ein Kriegsmann von bedeutendem Range; jedenfalls ließen die goldene Gnadenkette,* mit dem Bildniſſe des Kaiſers, der ſilberne Griff des langen breiten Schwertes an ſeiner Hüfte, die goldenen Sporen an den weiten Stulpenſtiefeln von braunem Leder hierauf ſchließen. Das blaſſe Geſicht des Mannes trug einen gewiſſen Ausdruck von ſpöttiſchem Hohne, welcher die ſonſt nicht unedlen, geiſtreichen Züge entſtellte. Mit dem Freiherrn und ſeinem Begleiter im Auf- und Abgehen gleichen Schritt haltend, miſchte er ſich indeſſen nicht in deren Geſpräch, betrachtete nur, wie in ſtilles Grübeln verſenkt, die an den Wänden angebrachten Wappen mit dem halben Adler und dem Löwen und drehte den kleinen ſchwarzen, kriegeriſch geſtutzten Schnurrbart dann und wann mechaniſch aufwärts. Nur wenn der Landeshauptmann einige alltägliche, in polterndem Tone herausgeſtoßene Bemerkungen von ſich gab, ſchien er aufzuhorchen, und ſein Geſicht verzog ſich dann zu einem düſtern, höhniſchen Lächeln. —

Thut mir leid! rief jetzt ſtillſtehend der Freiherr von Oppersdorf, indem er mit den Achſeln zuckte; thut mir leid, Herr von Rechern! aber es geht nicht. — Wer Teufel heißt auch Euern Vetter ſich auf ſchleſiſchen Grund und Boden wagen? In der Lauſitz wäre er beſſer durchgekommen und heute längſt im Brandenburgiſchen.

Ich bezweifle keineswegs, verſetzte der Angeredete gereizt, daß, wenn derſelbe, ehe er in die Klauen des bunzlauer Rathes gefallen, im Stande geweſen wäre, ſich Eure gütige Meinung auszubitten, er dieſer Folge geleiſtet haben würde; da er jedoch dieſes Vortheils nicht theilhaftig geworden, ſo fragt es ſich jetzt nur, wie ſolcher nachträglich zu erſetzen. —

Still lächelte der zur Seite gehende blaſſe Kriegsmann und warf einen ſpöttiſchen Blick auf den Freiherrn. Dieſer ſchwieg. —

Erlaubt mir zu bemerken, Herr Freiherr, fuhr der zuletzt Redende in bitterm Tone fort, erlaubt mir, Euch zu ſagen, daß Grabus von Rechern, des Friedländers Landeshauptmann, nicht darum zu Sagan aufs Pferd geſtiegen, um zu Glogau Belehrungen zu empfangen; daß er nicht bei Nacht und Nebel ſieben Meilen durch Korn und Dorn geritten, um bei dem Landeshauptmanne von Glogau eine Fehlbitte zu thun. — Ha! wäre mein gnädiger Herr daheim, und brächte ich Euch eine Zeile ſeiner Hand, Ihr würdet anders ſprechen! —

Dann, entgegnete der Freiherr, ſendete ich die Zeile nach Wien und wüſche meine Hände in Unſchuld; was weiter geſchehen ſolle, würde man mir dann anbefehlen. Daß ich aber Euern Vetter, welcher zu den Geächteten gehört, ohne alle Unterſuchung in Freiheit ſetzen ſoll, iſt etwas zu viel verlangt.

Ihr habt es wol zu ſpät erfahren, daß Euer Vetter, der von der Duba, zu Bunzlau feſtgenommen worden? fragte der Kriegsmann, welcher bis jetzt geſchwiegen.

Das könnt Ihr denken, Herr Burggraf! erwiederte lebhaft Grabus von Nechern. Ich würde ſonſt eine Abtheilung Arquebuſire hingeſchickt und mit den Rathsleuten wenig Umſtände gemacht haben.

Erlauben Euer Hoch- und Hochwohlgeboren, daß ich meine unterthänige Meinung auf das allerſubmiſſeſte, jedoch ganz unvorgreiflichſt, ausſprechen darf! hob der Königsrichter, zu den Vorigen tretend, mit tiefer Verbeugung an. — Obgleich mir über das Gebaren meines bunzlauiſchen Herrn Collega — vorausgeſetzt, daß er gewußt, wie der gefangene böhmiſche Herr der leibliche Vetter des Herrn Landeshauptmanns von Sagan — gewiſſermaßen der Verſtand ſtillſtehen will, ſo bin ich doch der Anſicht, daß, da der von Duba einmal hierher geliefert, der Gefangene ohne alle weitere Procedur nicht wohl in Freiheit geſetzt werden könne. Heute iſt Schlußverhör des calviniſtiſchen Predigers als auch des ſprottauiſchen Lügenpropheten. Könnte deren Angelegenheit beendigt werden — hier machte er eine Bewegung mit der Hand nach der Kehle — ohne die des von der Duba mit jener zu vermengen, ſo ließe ſich, was ich mit Sicherheit vorausſetze, annehmen, daß derſelbe ganz irrthümlich verhaftet worden. Ohnehin iſt ja der Gefangene erſt geſtern hierſelbſt eingebracht worden; ich habe dem Fiscal noch keine Anzeige gemacht und werde es unter dieſen Umſtänden auch unterlaſſen, bis das Urtheil der Andern geſprochen iſt. Kommt Zeit, kommt Rath! —

Hilft Euch nichts! bemerkte der Burggraf Hannibal von Dohna. Die ganze Stadt iſt bereits von der Ankunft des Gefangenen unterrichtet, folglich auch der Fiscal.

Vielleicht, ſprach der Königsrichter, zögert er mit der Anklage, und die Zeugen ſind indeß in jene Welt hinüber.

Da kennt Ihr den Eifer des alten Felsmann ſchlecht! entgegnete der Burggraf. Auch wird er ſich die Gelegenheit, einen Edelmann an den Galgen zu bringen, nicht nehmen laſſen. Ich ſetze Euch meine Herrſchaft Wartenberg zum Pfande, noch in dieſer Sitzung verlangt er das Verhör und ſtellt ihn den Uebrigen gegenüber! —

Sie zeugen nicht gegen ihn! erwiederte der Königsrichter. Der Prädicant iſt zu toll, Kotter zu krank, um ihnen die peinliche Frage zuzuerkennen; das Zeugniß des mitgefangenen Dieners gilt nicht für voll; freiwillig zeugen ſie nicht.

Nun, Ihr ſeid ſtark im Glauben! rief lachend der Burggraf. — Wahr iſt's, Ihr Herren Juriſten bringt Vieles mit von Schulen und Univerſitäten: Gelehrſamkeit, Weiber und Schulden; wäre es auch nur immer mit dem geſunden Menſchenverſtande derſelbe Fall! — Ihr meint, der fanatiſche Calviniſt, der Leithammel der dickköpfigen Bande, wird anſtehen, ein Zeugniß abzulegen gegen den jungen Mann? — Ihr macht mich lachen! — In beſter Meinung wird er einen harmoniſchen Ruf, wie er ſein Blöken nennt, erſchallen laſſen, er wird erzählen, wie ſehr der von der Duba ſich um den Winterkönig verdient gemacht, wie er in der Schlacht am weißen Berge ſeinen Genoſſen ein Schild und Banner geweſen, und höchlich ſich verwundern, wenn er den jungen Mann auf das Schaffot gebracht, denſelben darob nicht ganz erfreut zu finden.

Ein Diener des Raths trat ein.

Mich ſendet, ſprach derſelbe, zu dem Königsrichter tretend, der Herr Fiscal. Der Herr läßt Euer Geſtrengen erſuchen, den gefangenen böhmiſchen Ritter in die Gefängniſſe des Schloſſes bringen zu laſſen, dieweil er ſolchen ſogleich vernehmen wolle.

Ohne ein Wort zu ſprechen, ließ der Burggraf einen ſpöttiſchen Blick von dem Königsrichter zu dem Landeshauptmanne von Sagan gleiten und ſetzte an der Seite deſſelben ſein ſtilles Wandeln fort. Mit verdrießlicher Miene gab der Königsrichter die nöthigen Befehle zur Herbeiſchaffung des Gefangenen.

Herr von Rechern! ſprach nach langer Pauſe der Graf mit halblauter Stimme zu dem an ſeiner Seite in verbiſſenem Grimme Auf- und Abgehenden; zum Ziele führen verſchiedene Wege: ein ziemlich ſicherer geht über Rom, und dort am Fenſter — er warf einen Blick auf den Jeſuiten — ſteht ein Wegweiſer.

Wird meinem Vetter nichts helfen, ſprach Rechern leiſe; ſein Geſchlecht war proteſtantiſch vom Beginne der Reformation her.

So? entgegnete der Burggraf trocken. Nun, da iſt es dies lange genug geweſen und könnte es nun einmal auf eine andere Art verſuchen. — Geht! geht! — ſprecht mit dem dort. — Die Hausapotheke der Geſellſchaft Jeſu beſitzt Mittel für jedes Uebel.

Rechern ging langſam, dann und wann ſtillſtehend, nach dem Fenſter und lehnte ſich endlich zur Seite des Paters auf einen dort befindlichen Lehnſeſſel.

Ihr ſeid Mitglied der Commiſſion, mein Vater? fragte er.

Ein ſchmerzlicher Auftrag, entgegnete der Jeſuit, die Frage mit leichter Verbeugung bejahend, und indem er das Brevier in die Taſche ſchob. Da unſer frommer Herr und Kaiſer nach den Worten der Schrift will, daß der Sünder ſich bekehre und lebe, ſo ward ich dem Gerichte beigegeben, und meine Bemühungen, den Verirrten auf einen beſſern Pfad zu leiten, waren ſchon oft vom beſten Erfolge. Nach dem Grundſatze der heiligen Kirche: ecclesia non sitit sanguinem, enthalte ich mich des Stimmens bei Urtheilsſprüchen.

Glaubt Ihr, fragte Rechern, daß mein Vetter etwas für Leib und Leben zu befürchten habe.

Zum Strange, edler Herr, erwiederte gleichgültig der Jeſuit, wird man, wie ich vermuthe, ihn verurtheilen; doch könnte man wol wegen ſeiner adeligen Geburt eine Ausnahme machen und aus Reſpect für Euch blos auf das Beil erkennen.

Vielleicht, ſagte der Landeshauptmann, könnte er durch einen Uebertritt —

Sich zwar, ſprach ruhig der Pater, nicht das Leben retten, doch aber das ewige Heil erwerben und männiglich ein ſehr erbauliches Exempel geben. — Ja wohl, Herr Ritter, das würde der Fall ſein, und was ich dazu beitragen kann —

Ach was! verſetzte Rechern; damit iſt mir nichts gedient. Ihr verſteht mich nicht oder wollt mich nur nicht verſtehen. Auch kann ich unmöglich glauben, daß ſeine Sache ſo ganz troſtlos ſei. Viele ſind mit Einziehung eines Theils ihrer Habe davongekommen.

Wie ich vernommen, ſprach ruhig der Jeſuit, ſoll der Herr Fiscal geäußert haben, daß Euer Vetter als einer der Gefährlichſten auf der Liſte der Geächteten verzeichnet ſtehe.

Nach Allem, was ich höre, ſagte verächtlich der Landeshauptmann, ſpricht hier der Fiscal das große Wort; in Sagan würde er etwas leiſer reden müſſen. — Beſchreibt mir doch ein wenig den gewaltigen Mann, der Euch und all den andern Herren ſo viel Reſpect einzuflößen im Stande iſt.

Es iſt der Rath ein hochverdienter Mann, verſetzte der Pater, und wird derſelbe von Seiten Seiner kaiſerlichen Majeſtät eines ganz beſondern Vertrauens gewürdigt; auch kann das allerdurchlauchtigſte Erzhaus wol nicht leicht einen eifrigern Diener haben. In ſtrengere Hand als in die ſeine hätte Euer Vetter wol kaum gerathen können.

Und, lieber Pater, ſprach Rechern, leiſe und vertraulich die Hand dem Prieſter auf die Schulter legend, gäbe es kein Mittel, den jungen Mann zu retten? — Unſchuldig mag er nun wol nicht ſein, doch fortgeriſſen vom jugendlichen Leichtſinne, iſt er durch Schlimmere in die böhmiſche Rebellion verflochten worden. Bei dem Allen — wäre er nicht mein naher Vetter, ſo möchtet Ihr ihn hängen oder köpfen; doch dieſer Schimpf — bedenkt, mein guter Pater! mein altes Haus, mein Rang — wahrhaftig! ich wüßte kaum, was mir ſo höchſt fatal wäre als dieſer Handel! —

Ich glaub's Euch gern, bemerkte trocken der Jeſuit. Die Sache wird Aufſehen machen.

Dem eben möchte ich begegnen! ſprach Rechern raſch. Wüßtet Ihr, mein Vater, ein Mittel, wie man an den Fiscal gelangen könnte, ſo ſollte Euch meine Dankbarkeit —

O, ich bitte, Herr Landeshauptmann! entgegnete der Mönch mit einer Verbeugung, die jenem das höhniſche Lächeln, das in den Zügen des Jeſuiten ſpielte, verbarg. Dort kommt ſo eben der Herr Rath Felsmann über die Schloßbrücke. Unſtreitig wird er, ſo weit es nämlich ſich mit ſeiner Pflicht verträgt, Euch gefällig zu werden ſuchen. —

Verdrießlich kehrte Grabus von Rechern dem Mönche den Rücken.

Die Thür öffnete ſich, und der Fiscal trat ein.

Die hohe Geſtalt des ungefähr funfzigjährigen Mannes, dem man aber der gefurchten Stirn, dem ergrauenden Haare nach ein höheres Alter zugetheilt haben würde, war ſtattlich und imponirend. In dem großen blauen Auge, den ſcharf gezeichneten Geſichtszügen las man den Ausdruck von Feſtigkeit und eines gewiſſen Stolzes, der indeß mehr durch tiefen Gram als durch die Jahre gemildert erſchien. Das ſchwarze Sammetkleid, der ſchmale Degen mit ſilbernem Griffe, die zierliche Halskrauſe von brüſſeler Spitzen bezeichneten den Eintretenden beim erſten Anblicke als eine Gerichtsperſon, und die große Schaumünze mit dem Bilde des Kaiſers, die er auf der Bruſt trug, gab

Kunde von ſeinen um das Erzhaus erworbenen Verdienſten.

Ich habe Euch, Herr Landeshauptmann, und alle die Herren, ſprach ehrerbietig der Fiscal zum Freiherrn von Oppersdorf gewendet, wegen meines längern Ausbleibens um Entſchuldigung zu bitten. Die Auffoderung an den Rath, den geſtern eingebrachten böhmiſchen Edeln —

Es iſt derſelbe, unterbrach der Freiherr den Vorigen, ein Vetter des Herrn Landeshauptmanns von Sagan, welcher wegen deſſen Befreiung dieſe Nacht anhergeeilt.

Gewiß, ſprach der Fiscal, mit einer Verbeugung zu Rechern, hat der Herr Freiherr in unſer Aller Namen das Bedauern ausgedrückt, das wir empfinden, Euern Wunſch unter dieſen Umſtänden nicht erfüllen zu können. Der von Duba iſt namentlich auf der Liſte der Geächteten verzeichnet.

Sein Geſchlecht iſt zahlreich! entgegnete Rechern; es kann hier nur ein Irrthum walten. Dieſen aber aufzuklären, muß ich darauf dringen, daß Ihr Herren, wie ſolches der elfte Artikel des von Ferdinando dem Erſten im Jahre 1528 zu Prag bekanntgemachten Landfriedens vorſchreibt, meinem Vetter vier Wochen Zeit zu ſeiner Vertheidigung, und ihn bis dahin zu Sagan in rittermäßiger Beſtrickniß verweilen laſſen wollt.

Der Landfriede Ferdinands des Erſten, bemerkte ruhig der Fiscal, bezieht ſich nur auf die Landesbeſchädiger und Raubritter jener Zeit, nicht auf Rebellen und Meuter. — Behauptet Euer Vetter, daß er ein Anderer als der in der Achtserklärung erwähnte Otto von der Duba, ſo iſt es ihm ein Leichtes, hier den Beweis zu führen. Als Befehlshaber eines Fähnleins der Leibwacht des Uſurpators iſt er in der Rebellenliſte aufgeführt; er ſtand mithin auf einem ausgezeichneten Poſten. Zwei der Geächteten befinden ſich in den Kerkern dieſes Hauſes. Wir wollen den Gefangenen dieſen gegenüberſtellen; vielleicht ergibt ſich dann das Weitere.

Nimmermehr! rief Grabus von Rechern hitzig. Niemals werde ich einwilligen, daß die von Todesfurcht oder der Hoffnung, das eigne elende Leben zu erhalten, dictirten Ausſagen eines halbtollen calviniſtiſchen Prädicanten oder jenes ſprottauiſchen prophetiſchen Weißgerbers das Leben eines Edelmannes und meines Blutsverwandten in Gefahr bringen könnten. — Ha! Herr Rath Felsmann! Der Landeshauptmann des Friedländers iſt des Bittens ziemlich ungewohnt; und thut er es, ſo iſt er leicht geneigt, die Gewährung der Bitte vorauszuſetzen.

Vor dem Geſetze, erwiederte Felsmann mit Eiſeskälte und Rechern feſt ins Auge blickend, gilt kein Anſehen der Perſon. Der Böhme wird gerichtet wie die Andern.

Wirklich! rief Grabus heftig. Meint Ihr dies wirklich? — Ihr hofft den Edelmann, den Ritter, den Blutsverwandten eines alten ſchleſiſchen Geſchlechts auf Eure Anklagen zum Tode verurtheilt zu ſehen, wol gar ihn mit jenem Rebellenpöbel an einem Galgen zu erblicken? —

Wir wollen, wenn Ihr es vorzieht, Herr Landeshauptmann, ſprach Felsmann ruhig, die Arme übereinanderſchlagend, ihm einen beſondern, höhern erbauen laſſen.

Ich muß Euch bitten, Herr! rief Rechern blutroth vor Zorn, Eure Ausdrücke beſſer zu wählen und Eure Scherze an einem paſſendern Orte anzubringen!

Das thue ich eben! erwiederte Felsmann kalt; Scherz gehört zum Scherz. Ihr fodert die Auslieferung eines Geächteten, weil er Euer Vetter und ein Edelmann. In dem Munde des Landeshauptmanns, des höchſten Beamten im Fürſtenthume Sagan, kann dies nur Scherz ſein. Ihr ſcherztet über das Geſetz, ich blos über die Vollziehung deſſelben.

So ungern, ſprach Rechern zu dem Freiherrn gewendet, ich meinen gnädigen Herrn, den Herzog, in ein Spiel miſche, welches ohne ihn gar leicht beendet werden könnte, ſo ſehe ich mich doch bei dieſer Lage der Dinge genöthigt, ſeine Hülfe in Anſpruch zu nehmen, indem ich zugleich, meiner Pflicht gemäß, deſſen Rechte verwahre. — Der Ritter von der Duba iſt Lehnsmann der Herrſchaft Friedland. Im Namen Seiner Gnaden verlange ich die Auslieferung des Gefangenen. In Sagan ſoll er gerichtet werden. Der Herzog beſitzt das Halsrecht. —

Aber nicht über rittermäßige Leute! fiel ruhig der Fiscal ihm in die Rede.

Noch heute, fuhr Rechern immer hitziger fort, ſende ich einen Reitenden an den Herzog und proteſtire hiermit feierlich in deſſen Namen gegen jedes weitere Verfahren in dieſer Angelegenheit.

Der Freiherr von Oppersdorf war ungemein verlegen. Mehrmals ſchien er antworten zu wollen. Unruhig irrten ſeine Blicke bald zu dem Fiscal, bald zu dem Burggrafen, welcher an der Verlegenheit des Landeshauptmanns ſich zu weiden ſchien, bald ruhte ſein Auge auf dem Königsrichter.

Meiner unvorgreiflichen Meinung nach, verehrteſter Herr Rath, hob Letzterer zögernd an, dürfte es unter dieſen Umſtänden wol angemeſſen ſein —

Die ungeſetzliche Proteſtation zurückzuweiſen und ungeſäumt in dieſer Sache zu verfahren! fiel Felsmann mit ſtarker Stimme ein. — Ja, Herr Freiherr, darauf beſtehe und dies verlange ich in des Kaiſers und des Geſetzes Namen! — Wie? fuhr der Fiscal immer heftiger werdend fort; ſollten wir darum mit dem Geſetze ein Schandſpiel treiben, einen Rebellen, auf dem die Acht des Kaiſers laſtet, ohne Unterſuchung in Freiheit ſetzen oder, was hier daſſelbe heißt, dieſen nach Sagan liefern, weil er ein Edelmann, ein Vetter des Landeshauptmanns, oder weil uns der Name des Herzogs in Schrecken gejagt? Wie, edle Herren, waren etwa die ſiebenundzwanzig Häupter, welche zu Prag an einem Tage fielen, weniger edel als das des von der Duba? — Hatten ſie etwa mehr verſchuldet als das Verbrechen, worauf man dieſen anklagt? — Ward der unglückliche Jeſſenius, ein Mann, den ich gekannt und wegen ſeiner Gelahrtheit ſonſt hoch verehrt, etwa glimpflicher behandelt, als man die Zunge ihm aus dem Halſe riß, weil er für eine Sache laut geſprochen, die dieſer Rebell mit ſeinem Schwerte verfochten? — Das wolle Gott nicht, daß ein Gerichtshof, der in des Kaiſers Namen urtheilt, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen treten, den adeligen Meuter frei entlaſſen und den verführten Bürger oder Bauer zum Galgen ſenden ſollte!

So bleibe, ſprach Nechern, mein Vetter hier in ritterlicher Haft; doch werde in ſeiner Sache nicht eher verfahren, bis der Herzog ſeine Meinung kundgegeben.

Der Herzog, rief der Fiscal, hat keine Meinung, wo der Kaiſer bereits die ſeinige ausgeſprochen, und dieſes iſt in jener Achtserklärung bereits geſchehen! Klar ſagt dieſelbe: wo der Geächtete ergriffen wird, ſoll er gerichtet werden. Dieſe Commiſſion richtet über alle in Niederſchleſien ergriffene Rebellen. —

So meint Ihr, erwiederte Nechern raſch, die Meinung des Herzogs verdiene keine Berückſichtigung? —

Nicht die geringſte! ſprach Felsmann feſt. Der Herzog iſt nichts als ein Unterthan, und dieſer ſchweigt, wenn ſein Herr bereits geſprochen. —

Wirklich! rief Nechern triumphirend. Nun, ich werde ohne Säumniß ihn von den Anſichten in Kunde ſetzen, welche über die Grenzen ſeiner Macht in Glogau walten. — Ihr, edle Herren, ſetzte er, zu dem betroffenen Freiherrn und dem Burggrafen gewendet, hinzu, werdet hoffentlich da, wo es Noth thut, der Rede geſtändig ſein? — Der Herzog wird kaum ſeinen Ohren trauen wollen!

Er wird Euch glauben, ſprach der Fiscal, dicht an den Landeshauptmann von Sagan tretend, mit kräftiger Stimme, wenn Ihr ihm ſagen werdet, wer dies Wort geſprochen. — Sagt ihm, der Mann, der das Wagniß unternommen, das Euch und die Herren hier ſo in Erſtaunen ſetzt, heiße Johann David Felsmann und ſei der nämliche, der einſtens in den dunkeln Hallen des alten Univerſitätsgebäudes zu Padua das Stilett des Italieners von der Bruſt eines gewiſſen Albrecht Waldſtein's abgehalten; derſelbe Felsmann, der bei dem Wagenrennen auf dem Campo marzo den ſcheu gewordenen Pferden jenes Waldſtein's in die Zügel gefallen; und wenn er heute noch an jenen Albrecht mit den Gefühlen alter Freundſchaft denkt, ſo ſchere er ſich dennoch nichts um die Gunſt des Herzogs von Sagan und Friedland. Sagt ihm das, Herr Ritter! — —

Herr von Rechern! ſprach der Fiscal nach längerer Pauſe zu dem ihn mit weitgeöffneten Augen Anſtaunenden, es iſt ein ſaueres Amt, das Amt eines Anklägers auf Leib und Leben. — Mein Haar wird grau, doch, hoffe ich, es bleicht mit Ehren. Gott ſei mein Zeuge! ich habe die furchtbare Pflicht, die mir der Wille meines Herrn und Kaiſers auferlegt, noch ſtets erfüllt mit beſtem Wiſſen. Wie ſauer mir dieſelbe oft geworden, weiß nur Der, der ins Verborgene ſieht! — Auch heute iſt es der Fall. Die Männer, welche Ihr in wenig Augenblicken als auf den Tod Verklagte vor dem Gerichtstiſche werdet ſtehen ſehen, ſind Schwärmer, Verführte mehr als Verführer; dennoch muß ich ein Verfahren befolgen, das der Wille des Kaiſers mir vorſchreibt. Er iſt der Herr und muß es einſt vertreten. — Auch Euer Vetter iſt angeſchuldigt und — dauert mich, ſchon ſeiner Jugend wegen. Wenn ich vorhin Euch hart geantwortet, ſo mögt Ihr es mir verzeihen; mich empörte der Gedanke, die Zumuthung, aus Rückſicht auf Adel und Verwandtſchaft auf hinterliſtigem Wege einen Mann begünſtigen zu ſollen, der eines Vergehens bezüchtigt, ob deſſen ſchon Tauſende auf Schlachtfeld und Schaffot verbluten mußten. Darum — und dies, Herr Landeshauptmann, ſei mein letztes Wort — mögt Ihr Euch verſichert halten, daß dem von Duba Zeit und Mittel gegeben werden ſollen, ſich von der ſchweren Anklage zu reinigen. Kann er dies nicht, ſo werde ich meine Pflicht thun; meine Pflicht, Herr

Ritter, die ich üben muß, und wäre ſie gegen das Haupt des eignen Sohnes gerichtet. — Glaubt mir, Herr von Rechern! ich weiß es aus Erfahrung, welche Leiden uns Die bereiten können, die unſerm Herzen am nächſten ſtehen! —

Der Fiscal hatte die letzten Worte mit einem ſo veränderten, ſo unendlich ſchmerzhaften Tone der Stimme geſprochen, und ſeine Rede hatte ihren Eindruck ſo wenig auf die Hörenden verfehlt, daß Rechern, ohne ein Wort zu erwiedern, an das Fenſter zu dem Mönche trat, während der Freiherr und der Burggraf an der Seite des Königsrichters Platz nahmen. Letzterer ſprach einige wenige leiſe Worte zu einem Gerichtsdiener, und nach kurzer Pauſe, während welcher auch der Jeſuit am Tiſche Platz genommen, öffnete ſich die Thür, und zwei Männer traten, von vier Bewaffneten geleitet, in das Zimmer.

Der eine der Gefangenen (denn als ſolche machten ſie die Handfeſſeln kenntlich) trug die Fetzen eines ſchwarzen Talars, der einſt den Schnitt eines Doctormantels gehabt haben mochte, auf dem Leibe. Nur ſpärlich bargen ſie die Reſte eines ſchäbigen Anzuges von ſchwarzem Sammet, welcher indeß, vor Alter ins Röthliche ſpielend, hier und da kahle Stellen zeigte, und auf dem nur noch einige der glänzenden, dunkeln Glasknöpfe übriggeblieben waren. Das wirre, ſtruppige Haar des Mannes hing in zerzauſten, ſchon hier und da ergrauenden Locken über ein Paar ſtierblickende Augen und blaſſe, von Hunger oder Krankheit ausgemergelte Züge. Bei dem allem ſchien der Gefangene von ſeinem Elende nicht niedergebeugt; ein Zug von ſtolzer Verachtung ſpielte in dem finſtern Antlitze, zornig ſchweiften ſeine Blicke auf der Verſammlung; doch verrieth das wilde, unſtete Irren des kleinen grauen Auges deutlich die verwirrte Phantaſie. — Der zweite Gefangene hatte das ſchlichte Anſehen eines einfachen ſchleſiſchen Bürgers. Der weitärmelige, vom Halſe bis zum Knie dicht mit großen härenen Knöpfen verzierte Rock von ziemlich grobem graublauen Tuche deckte eine magere, von Alter bereits gebeugte Geſtalt. In langen grauen Locken rollte das ſchlichte, geſcheitelte Haar bis auf die Schultern des Mannes. Die Geſichtszüge des Alten hatten nichts Ausgezeichnetes; im Allgemeinen drückten ſie ſtille, ruhige Ergebung, ein tiefes Leiden aus; doch lag in dem hellen, reinen, ſchwimmenden Auge ein Ausdruck frommer Schwärmerei, der zur Theilnahme auffoderte. Dieſe ſchien ihm jedoch von Seiten ſeiner Richter nicht zu Theil zu werden.

Tretet vor, Kotter! rief ihm der Freiherr barſch entgegen. — Mit tiefer Verbeugung gehorchte der Alte.

Waret Ihr in der Schlacht am weißen Berge? donnerte die Frage des Landeshauptmanns.

Nein, edler Herr! entgegnete der Gefragte.

Daß Ihr aber am Hofe des Winterkönigs waret, Euch Doctor nennen ließet, den Untergang des Erzhauſes prophezeihtet, werdet Ihr doch nicht leugnen wollen? —

Ich wurde nach Breslau berufen, als Herr Friedrich ſich dort befand, ſprach Kotter. Den Titel Doctor mir beizulegen, iſt mir nie in den Sinn gekommen; wie hätte ich armer, einfältiger Handwerksmann mich deſſen unterfangen können? — Daß die Herrſchaft des Hauſes Oeſtreich in Schleſien einſt ein Ende nehmen werde, habe ich vorausgeſagt.

Und welchen Grund hattet Ihr zu dieſer hochverrätheriſchen Weiſſagung? fragte der Freiherr.

Ein Engel ſagte es mir! ſprach Kotter ſchlicht und einfach. — Seht, liebe Herren! fuhr er mit halblauter Stimme und wie in ſchmerzlicher Erinnerung befangen fort; es war gerade am Todestage meines Weibes. Eben hatte die arme Dulderin den letzten ſchweren Kampf gekämpft; noch lag die treue Gefährtin meiner Lebensjahre auf dem Sterbelager, meine beiden Töchter — Kinder damals — knieten, laut klagend und weinend, an des Bettes Häupten. Ich konnte den Anblick des Jammers nicht länger tragen, ich ſtürze hinaus ins Freie. Draußen, ſagte ich zu mir, draußen unter Gottes freiem Himmel wird dir beſſer werden! ſo wandle ich — meine Wohnung zu Sprottau lag vor dem glogauer Thore — über das nahe Mühlenwerder. Aber, ach du mein Herr und Gott! meine Seele konnte keine Ruhe finden. Meine Lage war allzu traurig. — Die Krankheit meines Weibes hatte die letzten Pfennige aufgezehrt, das Häuschen war verſchuldet, ſeit mehren Tagen hatte ich keinen Biſſen Brot im Hauſe, die Kinder hungerten, und jetzt wußte ich nicht einmal zu den paar Kreuzern Rath, die Leiche meines Weibes unter die Erde zu bringen. Freunde hatte ich wol; aber wie hätte ich leihen mögen, wo ich nicht wiederzuerſtatten hoffen konnte? Eine ſolche Hoffnung aber ihnen vorzuſpiegeln, wäre gottlos und trügeriſch geweſen, denn mein Handwerk lag ganz danieder; es hatten damals nämlich ſchon die Zwiſtigkeiten zwiſchen den Katholiken und uns begonnen, ein katholiſcher Meiſter hatte ſich zu Sprottau angeſiedelt, und ſo verlor ich meine beſten Kunden und das ohnehin nur ſpärliche Brot.

Zur Sache! faßt Euch kurz! unterbrach der Königsrichter den Redenden.

Gleich, lieber Herr! ſprach Kotter ſchmerzlich. Ach Gott! ich muß Euch Alles ſo in der Reihenfolge erzählen, ſelbſt wenn Ihr ungeduldig würdet; ich weiß ſonſt gar nicht, wie Alles ſo ſich nach und nach ereignet; Kummer und Krankheit machen mich manchmal ganz wirr im Haupte. — Ja, als ich nun ſo, bald an dem Ufer des Bobers, bald an dem der Sprotte auf- und ablief, als ich in die reißende Strömung des erſten und in die ſtillen, ſich langſam daherwälzenden, dunkeln Waſſer der zweiten blickte, da kamen mir — ich habe Gott ſeitdem gar vielmal um Verzeihung gebeten — allerhand gottloſe Gedanken ein, und eben wollte ich eine entſetzliche That begehen, da — liebe Herren, faßt auf einmal ein fremder Jüngling mich beim Arme. Furchtbar erſchrak ich, denn ich wußte, außer mir befand ſich zu dieſer Zeit — es war früh drei Uhr — Niemand auf dem Werder. Der fremde Jüngling ſah ſtarr mir in das vom Weinen angeſchwollene Geſicht und ſprach ſodann mit ſtarker Stimme: Ihn, Ihn laß thun und walten, Er iſt ein weiſer Fürſt! — Dann zog mich der Fremde von dem Ufer, und ſprachlos wandelte ich an ſeiner Seite ins freie Feld. Wir gingen weit, weit, bis in den Nonnenbuſch. Ich erzählte dem Fremden Alles, was ich gelitten, wie ich ſo nach und nach ohne mein Verſchulden, größtentheils um des Glaubens willen, ins Elend gerathen und mir nicht weiter zu helfen wiſſe. Da, edle Herren, hob der Fremde an zu ſprechen Troſtesworte, die mir zu Herzen gingen. Er ſagte, wie bald ein anderes Zeitalter beginnen werde, wie die Unterdrückten, die Verfolgten zu Ehren kommen, die proteſtantiſche Partei triumphiren, die Hohen erniedrigt, die Niedrigen erhöht werden, dem Hauſe Oeſtreich aber die Krone entriſſen werden ſolle. — Während er nun dieſes ſprach, glänzte das Geſicht des Jünglings in einer Röthe, ſein Auge ſtralte in einem Feuer, welches faſt überirdiſch zu nennen war; gleichwol hätte ich nicht geglaubt, daß er ein Engel; doch, als ich fragte, wer er ſei, der dieſen Troſt mir ſpende, der mich aus der Verzweiflung rette, da rief der Fremde: Frage nicht! ich bin von einem Höhern geſendet, die Zahl der Treuen, die an dem Evangelium hangen, zu erkunden! Ehe ich mich beſinnen konnte, verſchwand der Fremde zwiſchen dem Geſträuche. — Wenig Tage nachher ließ mich ein edler Rath zu Sprottau zu ſich entbieten, indem ein Brief ohne Datum und Unterſchrift, begleitet von einer Summe von achtzig Kaiſergülden zu meiner Unterſtützung, bei demſelben eingelaufen. —

Unſinn! toller, verdammter Unſinn! rief unmuthig der Freiherr. — Und Friedrich von der Pfalz ließ ſich das Mährlein von Euch vorerzählen? — Die Kurfürſten riefen Euch deshalb an ihren Hof? — Der Rath von Straßburg bot Euch eine Freiſtatt an und ließ die Lügen drucken? — Nun, bei meinem Eide! etwas Dümmeres iſt mir nicht bald vorgekommen! —

Und mir, ſprach der Burggraf, ſich in dem Lehnſtuhle dehnend, indem er einen Fuß über den andern ſchlug, nicht bald etwas Geſcheiteres. — Der ſpionirende Engel hat ſeine Schuldigkeit nicht ſchlecht gethan; er hat Eifer und Thätigkeit genug entfaltet und, wie es in ſolchen Fällen ſein muß, Geld und gute Worte ſich nicht reuen laſſen. Je nachdem der Mann war, briet er ihm die Wurſt, wie ein altes Sprüchwort ſagt. Hätte der Höhere, der ihn geſendet, ſich nur halb ſo geſcheit benommen! — Uebrigens war es von den rebellirenden Herrſchaften kein übler Gedanke, den prophezeihenden Gerber nach Hofe zu berufen. Manche, die man bedurfte, waren etwas dickfellig bei den ſchönen ihnen gemachten Hoffnungen und Verſprechungen. Mit ſo einer Weiſſagung konnte man ihnen das geiſtige Fell wohl garzumachen trachten. Ich kenne ſelbſt Jemand, bei dem man dergleichen Mittelchen verſuchte, wenn auch nicht das eben in Rede ſtehende, welches freilich nicht ſehr angeſchlagen hätte. — Daß übrigens der arme Sünder da die Engelsſeherei nicht erlogen hat, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. —

Und was habt Ihr, Kotter, auf die Anklage zu erwiedern: daß Ihr ein Theilnehmer und Beförderer der Rebellion? fragte der Königsrichter.

Daß ich unſchuldig bin, geſtrenger Herr! entgegnete der Gefragte. Ich ſagte blos auf Befragen, was mein Auge geſehen, mein Ohr gehört, und was ich vor dem Altare Gottes beſchwören kann. Böſes habe ich nicht begangen.

Böſes habt Ihr nicht begangen? hob aufſtehend und zu dem Gefangenen tretend der Fiscal zu ſprechen an. Wie? nennt Ihr das nicht böſe, wenn der ſchlichte Handwerksmann, heraustretend aus dem engen Kreiſe ſeiner niedern Pflichten, miskennend wenige, von einem Unbekannten geſprochene Worte, dieſe zu einer Weiſſagung erhebt, den Untergang der Herrſcher ſeines Landes, des Fürſten, dem er durch Eid verpflichtet, des Geſalbten Gottes, vorausſagt? wenn dieſe Weiſſagung vielleicht eben darum, weil ſie aus ſo geringem Munde gekommen, durch alle Gaue des Vaterlandes, ja, wie es geſchehen, bis an die Grenzen Deutſchlands läuft, hier dem böswilligen Verräther und die von ihm begangenen Greuel rechtfertigt, den Schwachen verlockt, den treu der Pflicht Folgenden ſchwanken macht? — Nennt Ihr es nicht böſe, wenn Ihr — gleichviel, ob mit, ob wider Euern Willen — das Gift der Rebellion verbreitet, den Samen der Zwietracht in leider nur allzu empfänglichen Boden ſchleudert? — Wie, wärt Ihr der Einzige, dem es unbekannt geblieben, wie unglücklich durch dieſe unſelige Empörung das ſchöne Nachbarland, ja unſere Provinz geworden? Und ſind etwa verbrannte Städte, eingeäſcherte Dörfer, blutige Schaffotte, Tauſende auswandernder, ſonſt glücklicher Menſchen die einzigen Trauerzeichen unſerer Zeit? Sitzt etwa der böſe Wurm nicht tiefer? — Zwietracht, Feindſchaft, Haß, ja alle Leidenſchaften, die den Menſchen ſchänden, haben ſich, ſo in die Fürſtenburg wie in die Hütte des Armen, bis in das Innere jeder Familie Bahn gebrochen. Brüder haben die Schwerter feindlich gezückt, der Sohn wird Ankläger des Vaters, der Freund verräth den Freund, alle Familienbande reißen, nichts bleibt in ſeinem Gleiſe als nur die ewig waltende Gerechtigkeit. — Und dieſe, Menſch, glaubt Ihr dieſe geſühnt, wenn Euer niederes Haupt derſelben zum Opfer fällt? — Ha! glaubt dies nicht! Der Jammer, den die unſeligen Anſtifter, die unſinnigen Beförderer des Aufruhrs über das vormals ſo blühende Land gebracht, war allzu groß, als daß er ſo ſchnell vergeſſen werden könnte. Die fluchvollen Folgen Eurer unſinnigen Weiſſagung haben nur allzu ſchmerzlich gewirkt, als daß nicht Greiſe Euch fluchen, Witwen Euch verwünſchen, Waiſen noch über Euch klagen ſollten, wenn Euere Gebeine längſt in ungeweihter Erde modern, und nichts den Grabhügel, der ſie deckt, bezeichnet. —

Während der Fiscal mit einem Feuer, einem Ausdrucke, der deutlich anzeigte, wie ſehr Das, was er ſprach, aus dem Innern ſeiner Seele kam, ſeine Rede an den Gefangenen richtete, ſchien auch der Letztere von jedem Worte aufs furchtbarſte ergriffen. Aber nicht nur die Worte, auch die Perſon des Sprechenden machte augenſcheinlich einen entſetzlichen Eindruck auf den geängſteten Alten. Mit einem Ausdrucke unbeſchreiblicher Angſt ruhte ſein Auge auf dem Antlitze des Fiscals; die Gebeine des Armen ſchlotterten; nur mit Mühe konnte er ſich aufrecht erhalten. —

Euere Rede zermalmt mich! ſprach endlich Kotter mit dem Tone eines Gefolterten. — Und dann Euere Züge. — Um Chriſti willen! lieber Herr, wer ſeid Ihr? — Ich ſah Euch noch nicht unter meinen Richtern. —

Ein Mann, ſprach der Fiscal mit Befremdung und nicht unfreundlichem Tone, ein Mann, der, wenn es ihm auch ſeine Pflicht gebietet, Euch anzuklagen auf Leib und Leben, doch Mitleid fühlt mit Euerm Unglücke. — Sollte Euer Alter, Euere Schwäche irgend eine vermehrte Pflege in Euerer Haft Euch wünſchen laſſen, ſo wendet Euch nur ohne Weiteres an mich, den Rath David Felsmann, und Ihr werdet nicht umſonſt gebeten haben.

Ihr ſeid Herr Felsmann? rief Kotter erbebend, indem er nach einem leerſtehenden Stuhle taumelte. — Ja, verurtheilt mich immerhin! — Ihr habt ein Recht dazu. O! ich bin ein böſer Menſch! —

Mit Befremden und Verwunderung ruhten die Augen der Anweſenden auf dem Armen; nur denen des Freiherrn war die Scene unbemerkt vorübergegangen, und dieſer wendete ſich zu dem ruhig daſtehenden Prädicanten.

Wart Ihr in der Schlacht am weißen Berge? war auch hier die erſte Frage.

Ihr ſagt's! antwortete derſelbe feſt.

Und fochtet Ihr unter den Fahnen der Rebellen? fragte der Landeshauptmann weiter.

Keinesweges! entgegnete der Prediger mit Salbung. Ich befand mich dort, zu üben meine Pflicht, als ein verordneter Diener des Worts, und habe meine Hände aufgehoben zum Gebet, während des Streites gegen die Anhänger des Antichriſts, und nicht ſinken laſſen bis zur Mittagsſtunde.

Ei der Teufel! ſprach lachend der Burggraf; das nenne ich Kraft in den Knochen haben! — Wenn die Kerle von meinem Regimente zwei Stunden unter der Muskete ſtehen, ſo meinen ſie immer, daß ihnen die Hände vom Leibe fallen ſollen; der aber hält es von früh bis Mittag aus. —

Ihr geſteht es alſo ein, fragte der Freiherr weiter, daß Ihr an dem Schlachttage Euch auf dem Wahlplatze befandet, das Heer der Empörer durch Euern Zuſpruch anzufeuern? —

Ich bin ſtolz auf dies Bekenntniß! rief Nathanael Kuhlemann (ſo hieß der Geiſtliche). — Ich werde nicht verleugnen, was ich zur Ehre des Herrn gethan. Nicht umſonſt ſteht es geſchrieben: Ich werde ein Schwert unter ſie bringen, zu rächen den Streit meines Bundes. — Damit dieſe Verheißung in Erfüllung gehe, habe ich meine Stimme erhoben auf Straßen und Märkten, in Wäldern und Feldern, in der Einſamkeit und im Gewühle der Schlacht.

Elender! rief mit donnernder Stimme der Freiherr. Ihr wagt es, mit Euern Verbrechen noch zu prahlen? —

Ich bitte Euch, laßt ihn machen! ſprach lächelnd der Burggraf zum Landeshauptmann. — Das iſt gerade ein Mann, an dem ich Wohlgefallen habe. Solche Leute erſparen uns viel langweilige Seſſionen. — Nur weiter, mein ehrlicher Freund! Der Herr Freiherr wird nichts dagegen haben.

Es hätte dieſer Auffoderung wol kaum bedurft, den Geiſtlichen, deſſen exaltirte Phantaſie noch deutlicher aus ſeinen Blicken als aus ſeinen Worten ſprach, in ſeiner Rede fortfahren zu laſſen. Heftig ſtreckte er den dürren, entfleiſchten Arm, die Knochenfauſt gegen ſeine Richter und fuhr in immer ſteigender Begeiſterung fort.

Ich ſpotte, rief er, Eueres Dräuens, Euerer Wuth, Euerer Kerker und Euerer Blutgerüſte! — Ich ſpotte auch über den Zorn Deſſen, der Euch geſetzt hat zu richten über Tod und Leben! — Und wenn auch Euer Herrſcher ſich erhebt und in ſeiner Bethörung mit den Worten Sanherib's ausruft: Ich bin durch die Menge meiner Wagen auf die Höhe der Berg gestiegen, auf den Seiten des Libanons; ich hab abgehauen ſeine hohen Cedern und auserleſenen Tannen! wie wir ſolches leſen im zweiten Buche der Könige und deſſen neunzehntem Capitel, Vers 23: ſo wird doch endlich die Zeit kommen, wo ſeine Macht, wie die des Königs von Aſſyrien, wird gebrochen werden, wie wir gleichfalls finden im fünfunddreißigſten Verſe deſſelbigen Capitels und Buches. Darum alſo erhebe ich meinen Geſang —

Kein Wort mehr, Elender! herrſchte der Freiherr. — Das, was Ihr geſagt, iſt mehr als hinlänglich Euch an den Galgen zu bringen.

Wollt Ihr mir erlauben, einige Fragen an die Gefangenen zu richten, Herr Landeshauptmann? fragt der Fiscal nach kurzer Pauſe den Freiherrn. Dieſer nickte bejahend.

Ich hoffe, fuhr Feldmann zu Kotter gewend fort, daß Ihr Das, was ich von Euch zu wiſſen b gehre, beantworten werdet, ohne Lieb und Leid, ſo der Gunſt noch Haß, und ſo, wie Ihr es hofft v dem höchſten Richter, vor dem Ihr bald erſchein werdet, vertreten zu können. Iſt die Perſon eines g wiſſen Otto von der Duba, welcher Führer eines Fäh leins der Leibwacht Friedrichs geweſen, Euch bekam

Ja, geſtrenger Herr! entgegnete Kotter ſchmerzlich. Es war ein edler, ritterlicher Jüngling, und deshalb auch bei Hohen und Niedern wohl gelitten.

Wißt Ihr, fragte der Fiscal, ob er am weißen Berge gefochten?

Ich weiß es nicht! erwiederte der Gefragte.

Aber ich weiß es! rief laut der Prädicant. Er hat gefochten an dem Unglückstage als ein Streiter des Herrn, und ſein Schwert war roth vom Blute der Erſchlagenen. Er hat geſtritten bei Rakonitz gegen die Unterdrücker an dem Tage, als der Bluträcher hinter ihnen war; o, hätten Alle wie er gefochten, ſo wehte das Banner der gereinigten Kirche über den Gräbern ihrer Widerſacher! —

Während dieſer Rede des Gefangenen drückten ſich auf den Geſichtern der Anweſenden ſehr verſchiedenartige Gefühle aus. Der Freiherr und der Königsrichter konnten ihre Verlegenheit kaum verbergen; Grabus von Nechern ſchoß wüthende Blicke auf die Gefangenen; der Jeſuit ſah, ohne einen Geſichtszug zu verändern, ſtarr vor ſich hin; der Burggraf lächelte boshaft, ſich den dunklen Schnurrbart drehend, und nur der Fiscal behielt ſeine ruhige, offene Miene.

Unter dieſen Umſtänden, begann endlich der Letztere ruhig, trage ich darauf an, den gefangenen böhmiſchen Edeln den beiden Angeklagten gegenüberzuſtellen. Die Identität der Perſon muß ſich nun leicht ermitteln laſſen.

Mit verlegener Miene gab der Freiherr den Befehl, den Gefangenen vorzuführen. Nach wenig Minuten trat derſelbe in das Zimmer.

Die ſchöne edle Haltung des jungen, kaum ſechs- oder achtundzwanzigjährigen Mannes, die wohlgeformten kriegeriſchen Züge ſeines ſonſt echt ſlaviſchen Antlitzes nahmen ungemein zu ſeinem Vortheile ein. Mit ruhigem Stolze heftete er das große Auge auf die Verſammlung und trat mit leichter, anſtändiger Verbeugung näher.

Erkennt Ihr, ſprach der Freiherr zu Kotter und ſeinem Mitgefangenen, in dem Ritter jenen Otte von der Duba, von welchem vor wenig Augenblicken die Rede war.

Ja, edler Herr! entgegnete der Erſtere, mit ſchmerzlichem Blicke auf den Jüngling.

Er iſt es! rief der Prädicant. Ein feuriger Kriegsmann, der ſich auch jetzt nicht ſcheuen wird vor Euerm Dräuen, obgleich ihn der Herr in Euere Hand gegeben.

Ich kann Euch kaum ausdrücken, mein Vetter, ſprach Nechern, mit bedeutungsvoller Miene zu den

Gefangenen tretend, wie ſehr es mich ſchmerzt, daß ich Euch zu der Reiſe, um meine Beſitzung bei Sagan zu übernehmen, verleitet. Wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo wäret Ihr gewiß längſt im Auslande und könntet von dort aus die Gnade des Kaiſers anflehen, ſowie Ihr ſolche durch die Fürſprache Eueres neuen Oberherrn, des Herzogs von Friedland und Sagan, zu gewinnen hofft.

Ich bin Euch dankbar, Vetter, entgegnete der Jüngling, das dunkle Auge feſt auf Rechern richtend, dankbar für die Theilnahme, die Ihr geruht mir zu bezeigen. Meine Befreiung aber hoffe ich nicht durch Fürſprache und Gnade, ſondern auf dem Wege des Rechts. — Darf ich fragen, wendete er ſich an den Freiherrn, warum ich verhaftet bin?

Ihr ſeid geächtet wegen Hochverraths! erwiederte der Landeshauptmann.

Es waltet hier ein Irrthum! ſprach ruhig der Jüngling. Ich that nicht mehr noch weniger als Andere auch; wir fochten für die uralte Freiheit unſers Landes. — Unſere Sache nahm ein unglückliches Ende, vielleicht durch unſere eigne Schuld. Ich glaubte nicht, wie Manche, daß, nachdem wir die böhmiſche Königskrone dem unglücklichen Friedrich unter Jauchzen auf das Haupt geſetzt, wir nach dem erſten

Unfalle berechtigt wären, dieſelbe ihm unter Verwünſchungen herabzureißen. Ich gehörte zu den nähern Umgebungen des Monarchen; ich führte ein Fähnlein ſeiner Leibwacht. Meine Schar fiel mannhaft kämpfend an jenem Unglückstage, ich und Wenige nur konnten den Tod nicht finden. Meine Pflicht gebot mir, den unglücklichen Fürſten bis in ſeine Heimath zu geleiten. Sein Befehl hielt mich dort länger auf, als ich es dachte; ſpater erkrankte ich. Länger als ein Jahr ſchwankte ich zwiſchen Tod und Leben und konnte der Auffoderung, mich nach Prag zu ſtellen, nicht Folge leiſten — ſo ward ich geächtet. Deſſenungeachtet wollte ich mich nach Prag begeben, dort meine Sache zu führen; in Bunzlau aber ward ich verhaftet, doch, hoffe ich, werdet Ihr verſtatten, mein Vorhaben auszuführen.

Es thut mir leid, Herr Ritter, hob nach längerer Pauſe der Fiscal zu ſprechen an, daß, nach dem Buchſtaben meiner Vorſchrift, ich Euerm ſonſt billigen Verlangen widerſprechen muß. Deutlich beſagt dieſelbe: der Geächtete wird gerichtet, wo man ihn antrifft.

Wohl! entgegnete der Ritter. So ſtellt mich vor das Manngericht. Vor den Abgeordneten des Adels und der Städte werde ich meine Sache führen. Ich bin kein Fremdling in dieſem Lande. Meine Väter folgten dem Heerbanne der Piaſten; dieſer Boden war ihre Heimath.

Nach ausdrücklicher Beſtimmung Seiner kaiſerlichen Majeſtät, ſagte mit verlegener Miene der Freiherr, iſt dieſe Commiſſion allein befugt, zu richten über ritterbürtige Leute, und bis auf Weiteres das Mannrecht ausgeſetzt.

So kann mich der Kaiſer hinrichten laſſen, doch nicht richten! rief der Jüngling laut. Ich erkenne Euch nicht für meine Richter, nur für ſklaviſche Vollſtrecker ſeines Willens. Dies iſt das letzte Wort, das ich in dieſer Sache zu ſagen habe. Laßt mich in mein Gefängniß bringen! Ich bin ein freier Böhme und verwerfe dieſes Gericht! —

Der Freiherr winkte; die Gefangenen wurden abgeführt. Die Richter erhoben ſich von ihren Sitzen. — Grabus von Nechern ſchien eine heftige Rede an den Landeshauptmann richten zu wollen, da faßte ihn der Burggraf unter den Arm und führte ihn in eine Fenſterblende. — Sagt mir nur, werther Freund, ſprach er lächelnd, was Ihr an dem tollen Vetter habt, daß Ihr ihn durchaus nicht köpfen laſſen wollt? Der iſt ſo reif dazu, als er es nur immer werden kann, und würde, hülfet Ihr ihm noch dies Mal aus der Sache, Euch bei Zeiten in neue Verlegenheiten bringen. — Redet mir nicht von Eurer Familie, Freund! Das ſind ganz übertriebene Scrupel, die Ihr Euch macht. In dieſen letzten Jahren hat Mancher, dem es nicht an ſeiner Wiege vorgeſungen worden, das hänfene Halsband oder das kalte Eiſen am Genicke gefühlt, und wer wollte deſſen Familie einen Vorwurf machen? es waren hübſche Leutchen darunter! — Ihr meint, das ſei vorbei? Nun, es iſt noch nicht aller Tage Abend. Ich denke, es wird erſt angehen; ich habe ſo einen Vogel ſingen hören. Bis jetzt ſaßen die Proteſtanten hier noch ſo ſicher als im Mutterleibe. Das könnte anders werden. Neulich predigte der dicke Dompropſt über die Wunder des heiligen Petrus und meinte: es habe derſelbe einmal dreitauſend Menſchen durch eine einzige Predigt bekehrt. Was wollt Ihr wetten: binnen Jahr und Tag erneue ich Euch das Wunder, und — ohne Predigt.

Noch längere Zeit beſprachen ſich der Burggraf und der Freiherr mit dem Landeshauptmanne von Sagan, indem ſie denſelben über das Schickſal ſeines Anverwandten zu beruhigen ſuchten. Würde auch hier, meinte der Erſtere, nach dem Buchſtaben des Geſetzes dem böhmiſchen Ritter ein übles Urtheil geſprochen, ſo ſei es ja bekannt, daß zu deſſen Vollziehung erſt von Wien die Beſtätigung des Kaiſers einlaufen müſſe, und dort laſſe ſich mit einem tüchtigen Geldbeutel oder guter Fürſprache viel ausrichten; letztere aber würde der Herzog von Friedland ſeinem Landeshauptmanne nicht verſagen.

Alle dieſe Tröſtungen machten indeß auf Grabus von Rechern keinen Eindruck, ja ſie verdarben deſſen Laune nur noch mehr, und als beim Fortgehen ſich der Freiherr zu freundlichem Andenken empfahl, verſicherte der Landeshauptmann von Sagan heftig, daß er dieſes von dem des heutigen Tages als unzertrennlich betrachten werde.

Die Mitglieder des Gerichts hatten, bis auf den Jeſuiten, eben das Zimmer verlaſſen, und Grabus langte nach dem Federhute, um ihnen zu folgen, als er ſeine Hand von der des Mönchs ergriffen fühlte, und dieſer ihn an das Fenſter zog.

Glaubt Ihr im Ernſt, Herr Ritter, ſprach er lächelnd, daß der ſtaatskluge Herzog von Friedland ſich für einen böhmiſchen Rebellen bittweiſe in Wien verwenden wird? — Mit Gewalt der Waffen denſelben in Bunzlau zu befreien, das würde er eher zugegeben haben; ſie hätten in Wien die Pille wol niederſchlucken müſſen. —

Ohne ein Wort zu erwiedern, ſah Rechern finſter vor ſich hin.

Und doch, fuhr ruhig der Pater fort, muß der Böhme gerettet werden; denn wird er als Hochverräther aufgeknüpft, ſo kommt Ihr um die Güter.

Wie meint Ihr das? fragte Rechern betroffen.

Ich meine, ſprach kalt der Mönch, daß, wenn Euer Vetter verurtheilt werden ſollte, man ſeine Güter einziehen wird, ohne Rückſicht auf die Erbverbrüderung zu nehmen, welche Euere Großväter errichteten. — Der von der Duba iſt unvermählt. In Böhmen wird nicht ſein Bleiben ſein. In auswärtigen Kriegen könnte er leicht ſein Ende finden, und — Ihr wäret dann ein reicher Erbe.

Bei der heiligen Jungfrau von Hochkirch! rief Rechern erſtaunt; Ihr müßt mit dem Schwarzen im Bunde ſtehen, daß Euch die Gründe ſo genau bekannt ſind, aus welchen ich Alles aufbieten muß, den Tollkopf zu befreien. Gelänge es mir nur diesmal, dann kann er ſich in fremden Ländern hängen laſſen, je eher, je lieber! — Sagt, woher wißt Ihr dies Alles? —

Die Genealogia, item das Studium der Lebensbeſchreibungen berühmter Männer iſt mein Steckenpferd, ſprach mit treuherziger Miene der Mönch. Vermöge der erſteren hatte ich Kunde von der zwiſchen Euern Geſchlechtern beſtehenden Erbverbrüderung. — Herr von Nechern! ſetzte er nach einer Pauſe, den Landeshauptmann bei der Hand faſſend, hinzu; der Freiherr, der Burggraf, der Königsrichter können Euern Verwandten nicht retten; der Herzog darf nicht; der Fiscal — auch Einer, dem ſie in Wien zu viel trauen — könnte wohl, aber er will nicht. Ich kann's und will's!

Mann! wenn Ihr es könntet! rief Nechern heftig. Jeden Gegendienſt — — Meine Mühle zu Greiſitz — Euer Kloſter wünſchte ſie zu kaufen. Befreit meinen Vetter, und Ihr habt ſie umſonſt.

Bewahre! entgegnete abwehrend der Jeſuit. Nein! Ihr dürft Euch nicht berauben; mein Kloſter iſt reich. Wollt Ihr ihm ſpäter einmal die Mühle für ein angemeſſenes Pretium überlaſſen, dann iſt es etwas Anderes. Um Geldes willen diene ich Niemanden. — Freilich bin ich auch hier nicht ganz uneigennützig; ich hatte auch wol eine kleine Bitte an Euch; aber koſten darf Euch deren Erfüllung keinen Heller.

Sagt an, Pater! ſagt an! rief Nechern. Mein Ritterwort darauf, was in meinen Kräften ſteht, geſchieht! —

Ach! Ihr werdet lachen! ſprach zögernd der Mönch Ihr werdet ſagen, ich ſei nicht recht geſcheidt.

Heraus damit! heraus! rief der Ritter. Sei es ſo närriſch, wie es wolle.

Euch wird es nur ſo vorkommen! ſagte Pater Ignaz. Uns Literaten iſt oft eine Kleinigkeit von großer Wichtigkeit. — Seht, lieber Ritter, wie ich ſchon vorhin geſagt, treibe ich biographiſche Studien mit großer Leidenſchaft. Seit meiner Jugend ſchon ſammle ich Materialien zu den Lebensbeſchreibungen großer Männer, die aber erſt nach meinem Ableben dereinſt dem Drucke übergeben werden ſollen. Ich denke, auf dieſe Weiſe ſoll mein Name nicht vergeſſen werden. Plutarchus wurde unſterblich auf ſolche Art.

Ich begreife Euch nicht; was ich dabei ſprach Rechern.

Werdet gleich begreifen! unterbrach ihn raſch der Mönch. — Wer könnte wol für den Biographen von größerm Intereſſe ſein als der tapferſte der Krieger, der bewundernswürdigſte der Helden unſerer Zeit, der Herzog von Sagan und Friedland? — Glückſelig der Hiſtoriker, welcher gewürdigt wäre, deſſen Geſchichte, nach genauen Quellen bearbeitet, dereinſt dem Vaterlande darbieten zu können.

Wenn es weiter nichts iſt! rief Nechern erfreut. Da kann ich Euch über Vieles Auskunft geben.

Ei, ei! nicht zu vorſchnell, Herr Landeshauptmann, entgegnete der Pater. Ihr wißt nicht, welch eine ſchwierige Verpflichtung Ihr übernehmt. Ihr kennt nicht die Genauigkeit, die Scrupel des Biographen.

Mag Alles ſein! ſprach Nechern ungeduldig. Stellt mich auf die Probe; vor Allem aber — befreit meinen Vetter.

Sind wir einig, erwiederte der Pater mit feſtem Tone, ſo wird er frei. Ich verſpreche es Euch im Namen der Geſellſchaft Jeſu, und, Herr Ritter — dies ſprach er mit blitzendem Auge — ein Verſprechen dieſer Art findet Glauben von hier bis jenſeit des Weltmeeres. — Seht! fuhr er nach einer kleinen Weile ruhiger fort. Ihr könnt Euch von den Wünſchen des Hiſtorikers keine rechte Vorſtellung machen; Das, was Euch etwas Kleines ſcheint, iſt dieſem von beſonderer Bedeutung, und dann auch wieder umgekehrt. — So iſt mir gerade Das, was der Herzog in ſeinem Schloſſe, in ſeinen Mußeſtunden vornimmt, von größerer Wichtigkeit als Das, was er thut, wenn er an der Spitze der Truppen ſteht.

Nun, ſo will ich Euch Alles aufſchreiben, was er macht, ſo lange er in Sagan iſt, ſprach Nechern.

Wollt Ihr das, Herr Ritter? rief der Pater, deſſen Hand ergreifend. Ihr wolltet ſo eine Art von Tagebuch führen?

Recht gern! ſagte der Landeshauptmann, froh, ſeine Wünſche ſo wohlfeilen Kaufs erfüllt zu ſehen. Sagt mir aber, lieber Pater, worauf ich vorzüglich mein Augenmerk richten ſoll.

Vorzüglich auf Das, ſprach ſchnell der Mönch, was der Herzog über die politiſchen Angelegenheiten äußert; vor Allem über die böhmiſchen. Dann, welche Beſuche er empfängt. — Ihr erfahrt es leicht; Ihr wohnt ja im Schloſſe.

Freilich wohl! entgegnete Redern. Aber manchmal kommen auch Unbekannte, mit denen er ſich lange Zeit in ſeinem Cabinet einſchließt. Es ſind fremde Aſtrologen, wie es heißt.

Ja, ja! man weiß dies ſchon — ſprach Pater Ignaz. Es iſt der Fürſt ein großer Verehrer der Aſtrologia. — Nun, wenn Ihr Einen von Denen ſehet und ſeinen Namen nicht erfahren könnt, ſo beſchreibt mir mit ein paar Worten ſeine Perſon. Ich habe viel Bekanntſchaft unter den Schülern des Profeſſors Argoli zu Padua, zu denen ja auch der Herzog einſt gehörte. Ich finde mich dann vielleicht zurecht. —

Ja! was ich Euch noch fragen wollte: Kennt Ihr einen gewiſſen Sceſina? —

Meint Ihr den böhmiſchen Rebellen? fragte Rechern mit großer Aufmerkſamkeit.

Bewahre! erwiederte in leichter Verwirrung der Pater. Wie käme der nach Sagan! — Nein, es iſt ein Italiener; ein Aſtrolog. — Wenn Euch etwa ein kleines Männchen mit rothem Haar, dicker, unterſetzter Figur, hinkend auf einem Fuße, vorkommt, ſo gebt mir doch gefälligſt ſchnelle Nachricht. —

Rechern nickte bejahend.

Wir ſind alſo einig! ſprach der Mönch. Euer Vetter wird frei, und Ihr ſchafft mir Materialien zu einer Biographie, in welcher der Name des Ritters Grabus von Rechern, wohlbeſtallten Landeshauptmanns des Friedländers und deſſen alter ego zu Sagan, nicht vergeſſen werden ſoll.

Erlaubt mir eine Frage noch! ſagte Rechern, nach dem Hute greifend. — Wie gedenkt Ihr die Befreiung meines Verwandten zu bewirken? —

Darüber bin ich in dieſem Augenblicke noch nicht mit mir einig, entgegnete der Gefragte. Daß dieſelbe aber nicht fehlen kann, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. — Der Pater Lamormaine iſt Beichtvater des Kaiſers; dies, Herr Ritter, diene Euch einſtweilen als Antwort.

Mit Freundſchaftsverſicherungen trennten ſich nun die Sprechenden.

In jener Zeit, in welche die Handlung dieſer Erzählung fällt, erſtreckte ſich faſt von den Thoren Glogaus an, dem Damme des linken Oderufers entlang, bis in die Gegend des Dorfes Pridemeſt ein ſchattiger Eichenwald, der wegen der darin herrſchenden Kühle ein Lieblingsſpaziergang der Bewohner jener Stadt geworden. Eben hatte der Rath Felsmann die Seſſion verlaſſen, als er nach dem Jeſuitenkloſter eilte, um ſeinen Jugendfreund, den Pater Superior Franciscus Nerlich, zu einem Spaziergange längs den Oderdämmen und nach dem oben gedachten Eichenwäldchen abzuholen. Schweigend wandelte der Jeſuit, ein hoher Alter mit ſilberweißen Haaren und ehrfurchtgebietender, doch väterlich ſanfter Miene, an der Seite ſeines Freundes aus dem breslauer Thore, und in wenigen Minuten erreichten die Luſtwandler den ſchattigen Hain. — Mächtige Eichen ſtreckten hier ihre langen knorrigen Aeſte in die Luft, und die dichten, geſchloſſenen Laubkronen bildeten ebenſo viele Kuppeln eines ungeheuern grünen Domes, welcher ſeine dunkeln Schatten faſt bis in die Mitte des in kleinen kräuſelnden Wellen langſam dahinfließenden Stromes warf. Die hohen, geraden, aus einem ſchönen Raſenteppich ſich erhebenden, von keinem Unterholze verdeckten Baumſtämme ſchienen ebenſo viele Säulen eines weiten Tempels, und eine erhabene Stille, nur ſelten durch den Ruf des Hehers oder das Kniſtern des Eichhörnchens unterbrochen, herrſchte in der von der Natur gebildeten Halle. Langſam und von Zeit zu Zeit nur wenige Worte wechſelnd ſchritten die Freunde auf einem ſchmalen, in vielfachen Windungen ſich ſchlängelnden Waldpfade vorwärts, und öfters hemmte der alte Prieſter ſeine Schritte, um ſich an der, wie es ſchien, ihn ungemein anſprechenden Umgebung zu ergötzen. Mit einer unausſprechlichen Sanftmuth ruhte ſein helles blaues Auge auf den Naturgegenſtänden um ihn her, und mit faſt kindlichem Frohſinne machte er ſeinen Gefährten auf ein munteres Eichhörnchen aufmerkſam, welches die Broſamen des auf einem ſtarken Aſte verzehrten Mahles unter poſſirlichen Geberden zur Erde warf. —

Der Fiscal ſchien an der Munterkeit des alten Prieſters wenig Theil zu nehmen. Mit düſterer Miene und ſichtlich mit ganz andern Bildern beſchäftigt, als die Umgebung ihm darbot, ſtarrte er eine kleine Weile auf den Punkt, den der Wink des Gefährten ihm bezeichnete, dann richtete er ſeine Schritte mechaniſch vorwärts. Dem Geiſte ſeines Begleiters ging die finſtere Stimmung des Raths unbemerkt vorüber.

Sieh, guter David! hob der Prieſter, in fröhlicher Erinnerung befangen, an; ſo gut iſt es mir ſchon lange nicht geworden, an der Seite des älteſten, liebſten Freundes in meinem Lieblingshaine zu wandeln. — Wenn im Beginne der ſchönen Jahreszeit die wiederkehrende gefiederte Sängerſchar die grüne Halle lebendig macht, dann eile ich gewöhnlich ſchon mit Tagesanbruch in dieſes Wäldchen und werfe hier alle die Sorgen ab, mit denen Kabale von außen und Widerſpenſtigkeit von innen mir die alten Mauern des Kloſters verhaßt machen wollen. Hier, alter Freund, hier in Gottes freier, ſchöner Natur ſuche und finde ich den Frieden, den ich für den Abend meines Lebens brauche.

So biſt Du ſchon gelandet im ſichern Port? ſprach düſter der Fiscal. So gut iſt es mir noch nicht geworden. — Unſer Loos war ſehr verſchieden, ſeitdem wir die räucherigen Hallen des alten Univerſitätsgebäudes zu Padua verließen; doch Deines war das beſſere. — Du wardſt zum Segnen berufen, ich zum Fluch; Du ſäeſt, was körnerſchwer gedeiht, ich lege die Sichel an die Ernte, und meine Garben ſind — Menſchenhäupter.

Es iſt ein furchtbares Amt, das Du verwalteſt, ſprach der Alte mit tiefem Seufzer; doch Deine ſtarke Seele kann ſolche Laſt ertragen. So ſchwer Du leideſt, iſt es dennoch für das Land ein Glück, wenn in Zeiten, die Aemter wie das Deine nöthig machen, das Richteramt in reinen Händen ruht. Durch Dich wird kein Unſchuldiger angeklagt. —

Wenn innere Ueberzeugung, ſprach düſter der Fiscal, wenn beſtes Wollen, tadelloſer Wandel Unſchuld genannt werden kann, ſo iſt kein Schuldiger unter drei Unglücklichen, deren Häupter meine Pflicht in wenig Tagen als Racheopfer zu fodern heiſcht.

Du quälſt Dich unnütz! ſprach der Prieſter tröſtend. Wie fleckenlos auch ſonſt das frühere Leben jener Männer geweſen ſein mag, ſie ergriffen die Partei des Eingedrungenen, und Ketzer waren ſie von Anbeginn.

Ob auch dort oben, ſprach bitter der Rath, indem er die Hand gen Himmel hob, Alle für Ketzer gelten mögen, die wir als ſolche hier unten richten?! — Doch laſſen wir Das. Grübeln führt nur zum Zweifel. Die Zeit, die Weltgeſchichte, wird richten, wer Unrecht hat; wir oder ſie.

Ich kann es mir denken, ſagte nach einigen Augenblicken ſtillen Nachdenkens der Alte, indem er die

Hand des Freundes liebreich in die ſeine ſchloß; ich kann es mir denken, was Du leideſt, wenn die milde Stimme Deines Innern der ſtrengen, harten des Richters widerſprechen muß. Ich, an Deiner Stelle, hätte längſt ein Amt von mir geworfen, welches, ich weiß es wohl, Dir nur zu viel der Dornen ſchon geboten hat.

Und ſollte ich, ſprach heftig der Fiscal, des Kaiſers Richtſchwert dann wuthen ſehen in ſeiler Hand? — Jetzt — ich glaube, mein Feind wird es geſtehen müſſen — hat vor dem Gerichtshofe, den der erzürnte Monarch errichtete, nicht Anſehen gegolten, nicht Rang noch Stand. Dem Großen wurde das Urtheil geſprochen wie dem Kleinen. Träte ich feig zurück, was würde dann geſchehen? — Einen Markt würde man in der Halle der Gerechtigkeit errichten, und Menſchenleben würde die Waare ſein. Doch, wozu ſage ich Dir dies Alles! Du weißt es nur allzugut, daß jener Freiherr, der Mann, der die Zeiten des Herzogs Hans ſo gern zurückführen möchte, nichts weiter als ein Werkzeug in den Händen jenes eiskalten, das Heiligſte beſpöttelnden Grafen iſt, den, wenn mich meine wiener Nachrichten nicht trugen, wir binnen Jahr und Tag noch eine ganz andere Rolle werden ſpielen ſehen. Der Königsrichter iſt eine Sklavenſeele, und jener Mönch — ich erlaube mir über ihn kein Urtheil; nur ungern ſpreche ich Schlimmes von meinen perſönlichen Feinden.

Er iſt Dein Feind? ſprach unruhig der Alte. — Dann, guter David, bitte ich Dich, nimm Dich in Acht vor dieſem Manne. — Gern, ſetzte er nach einer Weile noch hinzu, ſpräche ich ausführlicher, wenn meine Pflicht mir hier nicht Stillſchweigen geböte.

O! ich kenne den böſen Wurm! erwiederte ruhig der Fiscal. Mir kommt er nicht bei. — Wer auf dem geraden Wege wandelt, hat nichts zu fürchten. — Auch hat er bei den breslauer Unterſuchungen mich kennen lernen. Eben darum war es mir höchſt fatal, in ſeiner Geſellſchaft hierherzureiſen; ja, ſchon in Prag ſuchte ich ihn zu vermeiden.

Schweigend gingen die Freunde eine Weile neben einander, dann fragte der Pater mit halblauter, zögernder Stimme: Haſt Du keine Nachricht von Deinem Franz? — Du warſt doch einige Zeit in Prag. —

Keine! erwiederte Felsmann mit dumpfem Tone. — Seitdem er mir in einem Briefe, deſſen Inhal mein Haar gebleicht, gemeldet, daß er, zur proteſtantiſchen Lehre übergetreten, ein Mädchen dieſe Glaubens ehelichen wolle, iſt er verſchwunden. —

Der Fluch des Vaters, ſetzte er, mit der flachen Hand ſich über die Augen fahrend, hinzu, hat ihn in di weite Welt gejagt.

Vielleicht, ſprach tröſtend der Mönch, bereute e und trat zurück, vielleicht — Du ſagteſt ja ſelbſt nicht Jeder iſt ein Ketzer, welcher als ſolcher gerichtet wird.

Ueber Verirrungen dieſer Art kann nur der Ewige richten, ſprach Felsmann. Nicht deshalb fluchte ich ihm. Sein Brief ſprach offen für ſeine Anhänglichkeit an die Sache der Rebellion.

Und deshalb, ſprach mit Erſtaunen der Mönch ſchmetterte ihn Dein Fluch darnieder? — Wegen ſeiner Neigung für eine Sache, welcher aus drei Viertheilen unſerer Provinz ein Freudenruf entgegenſcholl einer Angelegenheit, die ihre Vertheidiger eine große, eine heilige nennen? —

Die Sprache jedes hirnverrückten Meuterers! rief heftig der Fiscal. War ihre Sache heilig, war ſie groß, wie konnte ſie auf ſo elende Weiſe zu Grunde gehen? — Das wahrhaft Große, wahrhaft Heilige beſteht trotz Noth und Drang, ſchwingt ſich, ein ſchöner Phönix, nur gereinigter aus der umzüngelnden Flamme. Was untergehen kann, iſt niemals groß, iſt's nie geweſen. —

Still nachdenkend ſchritt der Mönch lange Zeit an der Seite des Freundes, dann ſagte er kopfſchüttelnd: Ich kann es mir kaum vorſtellen, wie der beſonnene, ſtill forſchende Franz auf ſolche Abwege kommen konnte! —

Eben dieſes Grübeln, antwortete Felsmann, verleidete ihm das Studium der Rechte; er ging übe zu dem der Philoſophie. Längſt war dieſe ja ſei Lieblingsſtudium. Er ſchloß ſich ſpäter an Jeſſenius was Wunder, daß die neue Lehre bei ihm Eingan fand. Den öffentlichen Uebertritt bewirkte die Leidenſchaft.

Die Freunde hatten jetzt das Ende des Eicher wäldchens erreicht, und ihr Blick ſchweifte in de offenen flachen Gelände, aus welchem in langer Rei die Strohdächer des Dorfes Priedemoſt und in we terer Entfernung der Kirchthum von Gramſchütz em porragten, als ſie auf einmal das klägliche Schrei eines Kindes von der Seite des Fluſſes her verna men. Wähnend, daß das arme Geſchöpf eine Beu des Stromes geworden, eilten die Männer nach de zwiſchen Weidengeſträuch verſteckten Damme. E engelſchöner Knabe von ungefähr fünf Jahren ka ihnen fliegenden Haares mit ausgeſtreckten Händch und in Thränen gebadet entgegen.

Helft, liebe Herren! helft! rief der Kleine. Meine liebe Mutter ſtirbt! — Laut jammernd ſprang der Knabe vor den ihm mit ſchnellen Schritten folgen den Alten her. Bald waren ſie an Ort und Stelle Eine ſchöne, junge Frau von ungefähr einigen zwanzig Jahren lag, wie es ſchien, ohnmächtig auf dem Abhange des Dammes. Todtenbläſſe überzog das edle, leidende, von dunkeln Haaren umwallte Geſicht, welches der Knabe mit tauſend Thränen benetzte. Ihrer Kleidung nach gehörte die Frau dem Mittelſtande an, und ſie befand ſich, allem Anſcheine nach, in den letzten Monaten der Schwangerſchaft.

Der Krankheitszuſtand iſt bald vorüber! ſprac der Pater, welcher den Puls der Kranken aufmerkſam unterſucht hatte und, einen Biſamapfel hervorholend, denſelben bald der Leidenden an die Naſe hielt, bald mit dem in Spiritus getauchten Schwämmchen ihre Schläfe rieb. Flehentlich bat der Knabe die Mutter, nur ein einziges Mal die Augen aufzuſchlagen, indem er die geſchloſſenen unaufhörlich mit Küſſen bedeckte. Es dauerte indeß längere Zeit, ehe die düſtere Wolke, welche die mütterlichen Augen, die Sterne, die dem Armen den Lebenspfad erhellten, umnachtet hatte, ſich verzog.

Meine Mutter lebt! ich habe meine Mutter wie-

der! jubelte endlich das Kind, das bis dahin ſic
durch die tröſtenden Zuſprüche der Freunde nicht hatt
beruhigen laſſen. Die Kranke hatte die Augen geöff
net. — Nur mit Mühe ſchien ſie die Beſinnun
wiederzuerlangen, und eine ſchnelle Röthe überfl
die blaſſen Wangen, als die Leidende fremde Perſ
nen um ſich beſchäftigt fand.

Eure Güte, ehrwürdiger Herr — ſtammelte
verwirrt, indem ſie ſich an der Hand des Mönc
aufrichtete. Ich wollte — ich war —

Erholt Euch, gute Frau! ſprach der Pater Fra
ciscus Nerlich. Sprecht jetzt nicht. Jede Anſtre
gung kann Euch noch ſchädlich werden.

Eure Theilnahme rührt mich innigſt! ſagte
Fremde, ſich freundlich zu beiden Männern wende
indem ſie nicht ohne Mühe aufſtand. Ich hatte U
recht, mich ſo weit vom Hauſe zu begeben, beſond
da ich weiß, daß dieſer Krankheitszuſtand, eine ti
Ohnmacht, ſo häufig wiederkehrt.

Langſam trat die junge Frau, von den Freund
begleitet, den Rückweg an.

Ich habe heute, fuhr die Fremde fort, mir d
ſen Unfall durch raſches Gehen zugezogen. Ich wol
den Knaben hier am Uferrande nicht aus den Aug
laſſen; er haſchte Schmetterlinge —

Ach ſchöne! rief der Knabe in kindiſcher Freude, indem er ein Papierchen öffnete und es dem Fiscal darreichte. Sieh nur! ſchwarz und roth! — ein blau! — und der hier! glänzt er nicht wie Gold? ſtralt er nicht beinahe ſo ſchön wie der Schaupfennig auf Deiner Bruſt? —

Sieh nur, Mutter! ſprach der Knabe nach einer Pauſe, in der er die Ehrenkette, die am Halſe des Raths prangte, unverwandt betrachtete. Die Kette, welche der alte Mann hier trägt, ſieht gerade wie die aus, die ſonſt der Vater trug; das Geſicht auf dem güldnen Pfennig aber kommt mir verſchieden vor. — Es mag wol nicht das des Herrn Friedrichs ſein? —

Beläſtige den Herrn nicht, Hänschen! erwiederte in auffallender Verwirrung die Fremde.

Iſt es erlaubt, nach dem Namen Eueres Gatten zu fragen? ſprach aufmerkſam der Fiscal.

Er heißt Franz Feldner, entgegnete die Fremde zögernd. Er iſt Doctor der Philoſophie und befindet ſich jetzt am Rhein, um in jener Gegend eine Anſtellung zu ſuchen. Findet er dieſe, ſo eilt er dann, uns dahin abzuholen.

Franz Feldner? fragte ſichtlich ergriffen der Rath

Doch nicht der Geheimſchreiber Friedrichs von der Pfalz?

Er iſt nicht mehr im Dienſte des unglücklichen Fürſten, entgegnete die Vorige. Obwol Herr Friedrich ihn nicht entlaſſen wollte, beſtand er doch darauf. Es meinte mein Gatte, ſo lange er Kräfte fühle, die Seinen zu erhalten, dürfe er, als ein überflüſſiger Diener, die ohnehin bedrängte Lage des Fürſten nicht verſchlimmern helfen. Seinem letzten Briefe nach hatte er Hoffnung, einen Lehrſtuhl an der Hochſchule zu Leiden zu erhalten; wird dieſe erfüllt, ſo kommt er in Kurzem, mich und den Knaben abzuholen.

So ſchreibt ihm, rief heftig der Fiscal, ſchreibt heut ihm noch, daß keinen Fuß er ſetze auf dieſen Boden! — In dem Archive, das man zu Prag gefunden, hat man entdeckt, daß Euer Gatte das ganze Vertrauen des Uſurpators beſeſſen, in die geheimſten Pläne deſſelben eingeweiht geweſen. — Vor wenig Tagen erſt ward ſein Name denen der Geächteten beigefügt, ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt.

Gott! Gott! rief die erſchrockene Frau, indem ſie ſtehen blieb und die Hände rang; ſo iſt das Maß des Unglücks, das uns trifft, noch nicht erfüllt geweſen! — Mein Vater in Banden, mein Gatte geächtet! — Doch, wer weiß, lieber Herr, ſetzte ſie nach einer Weile ſtill weinend hinzu, wer weiß, ob Ihr nicht ein falſches Gerücht vernommen; Jahre ſind ſchon vergangen ſeit jener Unglückszeit, und ſo —

Täuſcht Euch nicht mit leeren Hoffnungen, Frau! unterbrach der Fiscal die Geängſtigte, indem er der Schwachen ſeinen Arm bot; verliert keine Zeit! ſchreibt Euerm Gatten! — Jeder Schritt auf dieſen Boden iſt für ihn ein Schritt zum Tode. Seine Aechtung iſt unbezweifelt. Morgen könnt Ihr ſie an allen Stadtthoren leſen. Eine ſchmerzliche Pflicht gebietet mir, ſie dort anheften zu laſſen. Darum nochmals, verliert keine Zeit! Ich, der Fiscal des Kaiſers, der Rath Felsmann, verbürge Euch die traurige Wahrheit der Unglücksbotſchaft.

Ihr ſeid unſer Schutzengel, Herr! rief weinend die Frau, indem ſie die Hand des Raths heftig an ihre Lippen drückte. Gott möge Euch Euere Barmherzigkeit vergelten! — In einer Stunde ſind die Warnungsſchreiben an meinen Gatten auf dem Wege; ſie können ihn nicht verfehlen, er hat der Freunde viel; an jeden ſende ich einige Zeilen; irgendwo treffen ſie ihn gewiß. — Aber, lieber Herr, ſetzte die Unglückliche mit ängſtlichen Blicken hinzu, Ihr ſeid ſo gut, ſo menſchlich — mein Vater ſchmachtet im

Gefängniſſe; — nicht wahr, Ihr ſchützt den alten
Mann vor übler Behandlung? —

Der Name Eueres Vaters? fragte mitleidig der
Rath.

Kotter heißt er, edler Herr, und iſt aus Sprottau.

Unglückliche Tochter! ſprach der Fiscal halblaut,
indem er das Auge gen Himmel richtete. — Sorgt
nicht! ſetzte er nach einer Weile theilnehmend hinzu;
ich gebe Euch mein Wort! nichts ſoll ihm mangeln
in ſeiner Haft. — Vergönnte man Euch nicht den
Zutritt in ſein Gefängniß?

Nur ſelten, entgegnete die Aermſte; nur ſelten er
laubte man mir oder meiner unverheiratheten Schwe
ſter, den kranken Vater auf Augenblicke in ſeinem
Kerker zu beſuchen, und dies allein iſt es, was mi
bis jetzt in Glogau zurückhielt.

Ihr ſollt ihn pflegen dürfen, von morgen an, v
ſetzte der Rath; Ihr oder Eure Schweſter; verl
Euch darauf.

Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie wer
Barmherzigkeit erlangen! ſprach die Unglückliche ſ
weinend. Gott möge Euch vergelten nach ſe
Gnade! — Nur auf wenige Momente durften
uns dem Vater nahen; die Wächter trieben uns

ſo ſchnell von ſeinem Lager, auf dem er aus Schwäche faſt die ganze Tageszeit hinbringt. —

Sollte Euer Vater, hob der Mönch, welcher bis jetzt mit ſtiller Theilnahme zugehört, zu ſprechen an, geiſtlichen Zuſpruchs bedürfen, ſo ſendet nach mir, dem Pater Superior Nerlich, ins Jeſuitenkloſter; ich werde ſtets bereit ſein —

Ihr vergeßt, Hochwürdiger, ſprach ſchmerzlich lächelnd Kotter's Tochter, daß wir Proteſtanten —

Ja freilich, entgegnete leicht erröthend der Alte, freilich vergaß ich es. Aber — liebes Kind — meinen Zuſpruch, den weiſet Ihr freilich zurück und müßt es thun nach Euerm Glauben; indeß eine wohlgemeinte Gabe — nicht wahr? ſo werdet Ihr mi alten Mann nicht kränken, daß Ihr dieſe ausſchlagen ſolltet? —

Ehe die Ueberraſchte ſich beſinnen konnte, füh ſie ein kleines ledernes Beutelchen, das der Mönc aus dem Buſen gezogen, in ihrer Hand.

Ihr Engel Gottes, Ihr! rief heftig ſchluchzen die Frau, als alle Bemühungen, den Alten zur Rüc nahme zu bewegen, umſonſt geweſen waren. F möchte ich glauben, daß der Vater der Verlaſſen Euch ſelbſt aus ſeinem Himmel zur Hülfe uns U terdrückten ſendet! — Ihr, liebe Herren, ſeid beiden einzigen Seelen, welche uns, ſo lange wir in Glogau weilen, ein menſchliches Herz gezeigt! — Ja, jetzt lebt die faſt erſtorbene Hoffnung in meinem Herzen auf. Noch lebt mein Vater! o könntet Ihr etwas zu ſeiner Rettung thun! —

Denkt an Euern Gatten, Frau, verſetzte mit ſchmerzlichem Tone der Rath, und überlaßt Euch keiner trügeriſchen Hoffnung. — Der erzürnte Kaiſer hat ſeinen Willen klar und deutlich ausgeſprochen; an dieſem läßt ſich nichts drehen und deuteln.

In theilnehmenden Geſprächen näherten ſich die Wandelnden den Thoren der Stadt, während der Knabe jauchzend vor ihnen herſprang. Auf Befragen des Raths und ſeines Freundes erzählte Maria Feldner alle Begebenheiten, die ihrem unglücklichen Vater, ſeitdem er aus dem Kreiſe der beſcheidenen Verrichtungen des Handwerksmannes herausgetreten, widerfahren. Sie erzählte, wie derſelbe, als die Kunde von ſeiner Prophezeihung ruchtbar worden, an den Hof des Königs Friedrich geladen, wie ſie dort ihren Gatten, einen jungen Studioſum, kennen lernen, dieſer aber in die Dienſte des Königs getreten und endlich ſein Geheimſchreiber geworden. Sie ſagte, wie ſie damals befürchtet, daß Feldner, der ſchon ſeit Jahresfriſt mit ihr verlobt geweſen, ſein Verſprechen, ſie zu ehelichen, nicht halten würde, indem er, ſobald die Rede auf ſeine Familie oder die in ſeiner Heimath zu feiernde Verbindung gekommen, ſtets ſo traurig geworden. Maria meinte, daß Hinderniſſe, welche ihr Gatte indeß niemals näher bezeichnen wollen, ihrer Heirath im Wege geſtanden haben mußten, dieſe aber plötzlich verſchwunden wären, indem, ſeinem Verlangen gemäß, die Verbindung eines Tages, ohne daß ſie noch wenige Stunden vorher darum gewußt, vollzogen worden. Sie endigte damit, daß ſie in den Ausdrücken der innigſten Liebe der Vorzüge ihres Gatten erwähnte, und konnte kaum Worte genug finden, um ſeine Redlichkeit, ſeine Milde gegen Andersdenkende, ſeine Treue für die Seinen zu bezeichnen. — Erſt, nachdem ſie unter tauſend Dankesthränen von den Freunden Abſchied genommen, und Pater Nerlich Marien wiederholt aufgefodert, ſich, den Unterſchied des Glaubens unbeſchadet, in jeder vorkommenden Verlegenheit an ihn zu wenden, verſchwanden die Wandelnden in der Halle des Stadtthores. —

Es war eine ſtürmiſche Nacht, und der Regen floß in Strömen von den langen Schnabelrinnen der ſpitzgiebeligen Häuſer, als ein ſchlanker Mann, in einen weiten Regenmantel gehüllt, quer über den Dominicanerkirchhof zu Glogau ſchritt und endlich vor der dem Eingange der Kirche gerade gegenüberſtehenden Häuſerreihe ſtehen blieb, indem er, ſo gut es die Dunkelheit erlauben wollte, die Wahrzeichen der einzelnen Wohnungen, wie ſolche das Gewerbe der Inwohnenden anzeigten, zu erforſchen trachtete. In dem kleinen Oberſtübchen eines ſchmalen, nur zwei Fenſter breiten Hauſes brannte noch Licht, und ſein ſchwacher Stral erleuchtete dann und wann einen vom Winde bewegten, über der Hausthür an einem Eiſenarme in Ketten aufgehängten rieſengroßen Stulpenſtiefel, das Zeichen des ehrſamen Schuhmachermeiſters Benjamin Fröhlich. Lange Zeit betrachtete der Fremde das Schild des Hauſes; es ſchien, als habe er hier das Ziel ſeiner Wanderung gefunden. Deſſenungeachtet ſetzte er nach einer kleinen Weile ſeine Unterſuchungen fort und kehrte erſt dann zurück, als er ſich überzeugt hatte, daß bis zum äußerſten Ende der Häuſerreihe kein zweites Aushängezeichen dieſer Art vorhanden ſei. —

Während aber der Fremde ängſtlich das Aeußere der Wohnung erkundete, brachten in dem erleuchteten Oberſtübchen derſelben drei ihm ſehr nahe angehörende Menſchen einen traurigen Abend zu. — Wir finden in dem kleinen Raume, den die blanken Zinnteller, welche auf einem langen Brete prangten, der gewaltige Kleiderſchrank von Erlenholz, die ziemlich ſchlechten Pinſeleien von Pfuſcherhand, eine Menge hoher Potentaten darſtellend, als das Putzſtübchen des Meiſter Fröhlich bezeichneten, Marie Feldner und ihren Knaben, beide emſig bemüht, ein junges Mädchen, das faſt in Thränen zerfloß, zu tröſten. Die Weinende — Mariens jüngere Schweſter Katharina — mochte etwa zwanzig Jahre zählen. Die Züge derſelben glichen denen ihrer ältern Schweſter ungemein, doch verſchönte dieſelben noch die erſte Jugendfriſche und ein ſchwärmeriſcher Ausdruck des Auges. Die Schmeichelειen des Knaben, welcher unaufhörlich die Hände der geliebten Trauernden mit Küſſen bedeckte, das Zureden Mariens ſchienen auf die Leidende keinen Eindruck zu machen, wie das ſanfte Abwehren mit der kleinen Hand, der ſtarre Schmerzensblick des thränenvollen Auges deutlich darthat.

Ich bitte Dich, Katharine! — beſinne Dich! ſprach nach längerm ängſtlichem Schweigen Marie, ihre Hand auf das dunkle Lockenhaupt der Schweſter legend. — Liegt nicht etwa die Hand des Herrn ſchwer genug auf uns? Willſt Du die Laſt, die uns zermalmt, durch thörichte Leidenſchaft, durch fruchtloſes Jammern um einen Mann, der nie der Deine werden kann, vermehren? — Wie iſt es möglich, daß Du Gefühlen, die unter Verhältniſſen wie die unſern Dich nur in den tiefſten Abgrund jedes Elends ſtürzen müſſen, nur einen Augenblick Raum geben konnteſt? Die Tochter des ob Hochverraths eingekerkerten Handwerksmanns, die Schwägerin eines Geächteten kann nie das Weib eines ritterbürtigen Mannes werden, und deſſen Buhlerin — Katharine, laß mich das Entſetzliche nicht denken von meiner Schweſter! —

Das Unglück ſollte nachſichtig machen; Dich macht es ungerecht! ſagte Katharine. Als unbekannte Verhältniſſe Feldnern nöthigten, Euere Verbindung aufzuſchieben, Du darob ihm Mangel an Liebe Schuld gabſt, Deinen Kummer in meinen Buſen ausſchütteteſt, ich, von Deinem Jammer geängſtigt, Dir zuredete, ihn aufzugeben, was ſagteſt Du da? — O, ich weiß es noch ſehr genau! Du ſprachſt: aufhören ihn zu lieben, hieße aufhören zu leben! — Heute wiederhole ich Deine eignen Worte. — Schweſter, zürne nicht! ſagte nach langer Pauſe das Mädchen, als es bemerkte, daß Mariens Auge ſchmerz- und vorwurfsvoll auf ihr ruhe. Warum ſollte ich mich anders zeigen, als ich bin? warum heucheln in dem Augenblicke, in welchem das lecke Boot, in dem wir auf einem Unglücksmeere ſchiffen, zu Grunde

geht? — Ich weiß es wohl, die Sitte heiſcht e
daß die Jungfrau ihre Liebe verberge — und we
dürfte wol Katharine Kotter den Vorwurf mache
daß ſie jemals jungfräuliche Sitte und Zucht ver
letzt? Doch dieſe Schranke ward nur der Glückli
chen, der Hoffenden geſetzt. Ich habe nie gehoff
und meine Schweſter iſt die Einzige, die um mein
Liebe weiß! —

So blieb dem Ritter Otto Deine Leidenſchaft, di
feurige Erwiederung ſeiner Neigung unbekannt?

Niemals erwiederte ich ein Wort von Liebe, entgegnete das Mädchen. Die Kluft zwiſchen uns wa
allzu groß; er ein Edelmann, ich die Tochter eine
Handwerkers. Nie hätte ich gewagt, ein Wort m
ihm zu ſprechen, wohnte er nicht in Prag mit un
in einem und demſelben Hauſe, und wäre nicht Dei
Gatte ſein beſter Freund geweſen. — Jetzt freilic
ſchloß ſie mit dem Tone der tiefſten Schwermut
jetzt ſtehen wir beide an den Grenzen eines dunkel
unbekannten Landes, deſſen Bewohner ſich alle glei
ſind! — Otto betritt das Schaffot, wenn nicht ei
Wunder zu ſeiner Rettung ſich ereignet, und ich —
ich werde ihn nicht überleben! —

Das Mädchen hatte die letzten Worte in eine
ſchmerzvollen, verzweifelnden Tone geſprochen, un

die Schweſter, ohne ein Wort zu ihrer Tröſtung hervorbringen zu können, ſchloß die Leidende ſtill in ihre Arme. — Auf einmal wurden raſche Tritte, welche die aus dem untern Stockwerke aufwärts führende Treppe heraufzutönen ſchienen, laut, und bald öffnete ſich die Thür des kleinen Gemaches. Jener Fremde, welchem wir bereits auf ſeinem Wege begegneten, trat ein. Heftig ſchraken die Frauen zuſammen. Nur unvollkommen erhellte die Flamme der ſchwachen Lampe das Zimmer, und Marie näherte ſich ſchüchtern, um den Eintretenden nach ſeinem Begehr zu fragen, da — auf einmal flog Regenmantel und Hut zur Erde, und: Gott im Himmel! Du biſt es, Franz? rief die Erſtaunte.

Vater! lieber Vater! jubelte der Knabe und kletterte wie ein munteres Eichhörnchen an ihm empor.

Mit einem Ausdrucke unausſprechlicher Liebe und nur wenige unzuſammenhängende Worte ſtammelnd hing Marie an dem Halſe ihres Gatten. Stumm, ohne Ausdruck ihrer Empfindungen, mehr einer lebenden Bildſäule gleich, näherte ſich ſchweigend Katharine der Gruppe.

Betrachten wir das Aeußere des jungen Mannes — er konnte noch nicht das dreißigſte Jahr erreicht haben — indeß etwas naher. — Franz Feldner war von ſchlanker Geſtalt und zierlich gebildet. Seine Züge waren von beſonderer, faſt weiblicher Regelmäßigkeit. Die ovale Geſichtsform, die dunkeln Augen, der feine, von einem hellbraunen Bärtchen beſchattete Mund gaben, im Verein mit den vollen braunen Locken des Haupthaars, ein recht angenehmes männliches Bild. Der Haltung und dem Anzuge nach würde man in dem jungen Manne eher einen Krieger als einen Gelehrten vermuthet haben; doch trugen in jenen unruhigen Zeiten wol auch die Mitglieder des letztgenannten Standes auf längern Reiſen Waffen zum Schutz und Trutz, und ſo hing auch an Feldner's Hüfte ein breites Schwert, und ein Dolch blitzte in ſeinem Gürtel. —

Lange hielten die Gatten ſich ſtill umſchlungen, da fuhr auf einmal Marie, von einer furchtbaren Erinnerung erfaßt, erſchrocken in den Armen des geliebten Mannes auf. Franz! rief ſie; Du biſt geächtet! —

Sei ruhig! ich weiß es, entgegnete gefaßt der junge Mann.

Und Du wagteſt Dich bis in die Höhle des Raubthieres? ſprach die Gattin zitternd.

Um Euch zu ſehen, Euch abzuholen! erwiederte Feldner freundlich, indem er die Hand Mariens an die Lippen drückte. — Mich kennt hier Niemand. Ich habe einen Geleitsbrief unter fremdem Namen.

O, ſie haben tauſend Augen! ſagte die Gattin ängſtlich. Auch Otto von der Duba fiel in Feindes Hand.

Auch dieſe Nachricht trug dazu bei, mich herzuführen, entgegnete Feldner. Es gibt der Proteſtanten in Glogau viel. Manche unter ihnen gehören zum Adel. Sollte man durch eine Denkſchrift, die ich verfaſſen, durch unbekannte Hand ihnen zukommen laſſen wollte, ſie nicht vermögen können, des Standesgenoſſen ſich anzunehmen? — Manche, die mehr als mein Freund in Friedrichs Sache betheiligt waren, wurden ſchon durch Fürſprache gerettet; ich nenne nur einen der Hauptbeförderer der Sache, Colonna von Fels. Er fand ein Aſyl zu Brieg. —

Bei Nennung des Namens des Ritters ſchien Katharina ſich zu beleben; ihr Auge ward lebhafter. Bald aber verſank das Mädchen aufs Neue in düſtere Schwermuth.

Wie geht es, fragte Feldner nach einer Pauſe, in welcher er ſich auf ein ärmliches Ruhebett niedergelaſſen und den Knaben auf ſeine Knie genommen, wie geht es Deinem guten Vater? — Ich bin gewiß, ſie müſſen ihn entlaſſen. Die kleine Schuld, die ſie ihm aufbürden können, iſt hinlänglich gebüßt durch ſeine lange Gefangenſchaft.

O Gott! entgegnete Marie. Auch ich, ich hatte dieſe Hoffnung; doch heute lernte ich durch Zufall einen ſeiner Richter kennen. Es ſchien derſelbe ein Mann von edlem Herzen — dennoch ließ er mich für meinen unglücklichen Vater ein hartes Urtheil ahnen. Es war derſelbe Mann, der mir die erſte Nachricht von Deiner Aechtung gab.

Mutter! ſprach der Knabe nach einer Pauſe, in welcher er den Vater ſtarr angeblickt. Der ſchwarze Mann mit der goldenen Kette hatte recht viel Aehnlichkeit mit dem Vater; nur hatte er viele Runzeln im Geſichte und ſah auch nicht ſo freundlich aus. — Der Andere, der Mönch, gefiel mir beſſer. —

Von wem ſpricht das Kind? fragte Feldner befremdet die Gattin.

Ich ging mit Fränzchen, erzählte dieſe, heute früh am Oderufer ſpazieren. Mich wandelte eine Ohnmacht an; ein Zufall, der, wie Du weißt, ſo häufig bei mir wiederkehrt. Er mochte indeß den armen Franz geängſtigt haben, denn als ich wieder zum Bewußtſein kam, weinte der Knabe ängſtlich, und zwei Fremde waren um mich beſchäftigt; dieſe nun ſind es, von denen er ſpricht.

Und Einer von dieſen war es, der Dir die Nachricht von meiner Aechtung gab? fragte der Vorige.

Allerdings! erwiederte Marie. Er iſt Fiscal des Gerichts und kaiſerlicher Rath. Gewiß iſt er ein edler Menſch. Dein Unglück ſchien ihm recht nahe zu gehen. Mehrmals wiederholte er mir, daß ich Dich warnen ſolle.

Ein ſeltener Fall! ſprach Feldner bitter. — Es mag nicht häufig vorkommen, daß einer der Vollſtrecker des kaiſerlichen Willens ſo leicht auf die Gelegenheit verzichtet, dem erzürnten Herrſcher melden zu können, es ſei ein neues Racheopfer ins Garn gefallen. — Am meiſten wundert mich, ſetzte er hinzu, daß der Fiscal gewagt, in Gegenwart eines Dritten, eines Mönchs, ſo menſchlich ſich zu zeigen.

O! rief Marie, wäre jeder unſerer Prediger wie dieſer Mönch! Er iſt ein würdiger Jünger ſeines göttlichen Meiſters. — Sieh! ſetzte ſie hinzu, indem ſie das ihr von dem Alten aufgedrungene Beutelchen aus einem Wandſchranke holte — dies gab er mir und bat ſo dringend, daß ich die kleine Gabe behalten möchte. Ich hätte um Alles in der Welt es ihm nicht abſchlagen können, obſchon wir keinen Mangel leiden. Mit vollem Rechte nennt dieſer Alte ſich ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu! —

Es war ein Jeſuit, der ſich ſo menſchlich zeigte? rief Feldner ſtaunend. Fragteſt Du ihn nicht nach ſeinem Namen? —

Das kannſt Du denken; entgegnete Marie. Nerlich heißt er. —

Nerlich? Franciscus Nerlich? rief Feldner im Tone der höchſten Ueberraſchung.

Ganz Recht! erwiederte die Gattin. Und ſein Gefährte, der Fiscal und Rath, heißt David Felsmann. —

Hätte in dieſem Augenblicke ein Donnerſchlag das Haus in ſeinen Grundveſten erſchüttert, er hätte auf Feldner nicht betäubender wirken können als die einfachen Worte ſeiner Frau. — Einen Augenblick ſchien er ganz wie zu Stein geworden. Tiefe Bläſſe überzog ſein Geſicht. Sein Auge leuchtete nicht mehr. Dann, heftig aufſpringend, ſetzte er den Knaben auf den Schoos der Mutter und ſtürmte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. — Unter furchtbarer Angſt eilte Marie auf den Gatten zu, ſie drückte ſeine Hände an ihre Bruſt und ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken. Was iſt Dir, Du theuerer, lieber Franz? rief ſie mit dem Tone höchſter Beſtürzung.

Nichts! nichts! rief Feldner mit bebender Stimme. Ich muß hinaus! muß fort! noch dieſe Nacht! —

Vater! lieber Vater! jammerte der Knabe, verlaſſe uns nicht! —

Bei unſerer Liebe beſchwöre ich Dich, Franz! ſage, was Dich ſo erſchüttert! rief die Gattin.

Warum ſollte ich nicht? ſprach Feldner mit zitterndem Tone der Stimme. Ohnehin peinigte mich der Gedanke immer, daß ich Dir etwas verſchwiegen hätte, unwahr gegen Dich geweſen ſei. So wiſſe denn, Felsmann iſt mein Vater! Nerlich mein Lehrer! —

Marie wurde durch dieſe Erklärung aufs furchtbarſte erſchüttert. Jetzt erſt konnte ſie die Schwere des Unglücks ermeſſen, welches auf dem geliebten Haupte ihres Gatten laſtete. — Der Vater des Letztern war Mitglied des Gerichts, folglich Katholik; Franz war Proteſtant, Empörer gegen den Kaiſer, war geächtet! — Nur dunkel zogen vor ihrem geiſtigen Auge alle die Unglückswolken vorüber, die jeden Augenblick ſich zu entladen drohten; deſſenungeachtet ergriff die Ahnung der noch entfernten Gefahr die Seele des liebenden Weibes aufs heftigſte. Ohne nach den Einzelheiten der unglücklichen Ereigniſſe, die dieſe entſetzliche Lage herbeigeführt, zu fragen, ging ſie in die Idee des Gatten, daß ſchleunige Flucht das einzige Rettungsmittel ſei, mit Ueberzeugung ein. Ja! rief ſie, Franz! fliehe, fliehe, weil es noch Zeit iſt! —

Ihr werdet mich begleiten? fragte Feldner mit ſchwacher Stimme.

Wir folgen Dir in wenig Tagen! entgegnete Marie. Du wirſt nicht von mir fodern, daß ich den Vater verlaſſen ſoll, ehe ſein Urtheil geſprochen iſt. Er iſt ſo krank, bedarf der Pflege, und jetzt habe ich Hoffnung, dieſe übernehmen zu dürfen.

Du haſt Recht! ſagte Feldner. So werde ich blos den Knaben mit mir nehmen.

Mit düſterm Ernſte näherte ſich jetzt Katharine, welche bis dahin ſtill geſchwiegen, ihrem Schwager, und indem ihre Blicke mit vorwurfsvollem Ausdrucke auf ihm hafteten, ſprach ſie mit bitterm Tone: Habt Ihr noch etwas an Euern in Ketten liegenden Freund zu beſtellen? — Ehe er das Schaffot beſteigt, wird es ihm ein tröſtender Gedanke ſein, wenn er hört, daß Ihr ihn retten wollen, und — daß Ihr Euere Perſon glücklich in Sicherheit gebracht. —

Der Vorwurf Katharinens ſchien auf Feldner einen heftigen Eindruck zu machen. Seine Blicke fielen im erſten Augenblicke beſchämt zu Boden; er ſchwieg einen Moment; bald aber, ſich ermannend, ſprach er gefaßt mit freundlichem Tone: Ihr habt

Recht, Schweſter Katharine! Meine Pflicht gebietet, ſeine Rettung zu verſuchen oder mit ihm zu Grunde zu gehen; ich bleibe. —

Nimmermehr! rief Marie ängſtlich. Du retteſt ihn nicht und lieferſt Dich aufs Schaffot! —

Beruhige Dich! entgegnete der Gatte; ich verlaſſe dies Zimmer nicht. Iſt Meiſter Fröhlich ſo, wie Du ihn in Deinem Schreiben ſchilderteſt, ſo wird er mich nimmer verrathen. Das Kind bleibt, ſo lange ich hier verweile, in meiner Nähe. Sein Plaudern könnte Unheil ſtiften. Uebrigens habe ich die größte Hoffnung, Otto zu retten. Noch heute Nacht beginne ich die Denkſchrift, in welcher ich klar beweiſen und mit Belegen bezeugen will, daß Otto im Begriffe war, ſich nach Prag zu ſtellen, ſowie, daß ſein Geſchlecht aus Schleſien ſtammt. Hier ergriffen, gehört er vor das Manngericht. Der Kaiſer hat dies zwar für den Augenblick ſuspendirt, doch hat der ſchleſiſche Adel nur darum ſtill geſchwiegen, weil ſich bis jetzt kein Fall ereignet, daß ein ritterbürtiger Mann vor dieſe ungeſetzliche Commiſſion gezogen worden wäre. Der Adel der Gegend iſt proteſtantiſch. Er wartet nur auf eine Gelegenheit, der ungerechten Anmaßung ſich zu widerſetzen; dieſe muß ihm willkommen ſein. Der König Friedrich — Ihr wißt es — hielt etwas auf meine Feder; ſie ſoll ſich für den Freund nicht läſſig zeigen.

Auf dieſe Weiſe, ſprach Katharine, welche mit einer Lebendigkeit, einer Theilnahme zugehört, die ſich in jedem Zuge ihres ſchönen Antlitzes ausdrückte; auf dieſe Weiſe rettet Ihr nimmermehr den Freund! — Ha! glaubt Ihr, daß dieſer unthätige, furchtſame Adel, welcher ruhig zuſah, als man Jeſſenius, einem Schleſier, einem Manne, der durch Gelehrſamkeit dem Vaterlande Ehre machte, zu Prag die Zunge aus dem Halſe riß, glaubt Ihr, daß dieſer ſich erheben wird, wenn man einen unbekannten Edeln, einen Böhmen — denn ein ſolcher iſt er doch — hier vor Gericht ſtellt? — Das Höchſte, was Ihr erreichen könnt, iſt, daß der Adel eine Proteſtation einreicht, wie ſolcher bei den kaiſerlichen Gewaltſchritten es ſtets gethan; doch dabei — Ihr müßt dies beſſer wiſſen als ich — iſt es auch ſtets geblieben.

Wißt Ihr ein beſſeres Mittel? fragte Feldner.

Ja wohl! entgegnete Katharine heftig. Entdeckt Euch Euerm Vater! Werft Euch ihm zu Füßen! Beſchwört ihn um Otto's Rettung! —

Nimmermehr! rief der Vorige. Das hieße uns Beide nutzlos ins Verderben ſtürzen. — O! ſprach er mit dumpfer, vom Seelenſchmerze erſtickter Stimme; o, Ihr kennt meinen Vater nicht! — Als mir durch reges Forſchen, durch die weiſen Lehren des edeln Jeſſenius das Licht der gereinigten Lehre aufgegangen, da ſchrieb mein Vater: er wolle um mich trauern, doch mich verdammen wolle er nicht; als ich aber in König Friedrichs Dienſte getreten, gab er mir ſeinen Fluch! — Glaubt mir, Schweſter! Alles würde mein Vater der einmal von ihm erkannten Wahrheit, dem Rechte zum Opfer bringen, doch den Vaſallen Oeſtreichs kann er ihr nicht opfern. —

So wendet Euch an den Mönch, den Ihr Euern Lehrer nanntet! fuhr Katharine dringend fort. Gewiß gehört er unter die Zahl der Richter. Wie ich gehört, begleitete ein Jeſuit den Fiscal hierher; kein Anderer iſt's wie dieſer.

Ich glaube es ſelbſt! ſprach Feldner ſinnend. Auch iſt der Pater ein edler Menſch. Mit Schmerz blickte er von je auf die Verfolgungen der Andersdenkenden, obwol er ſelbſt ein eifriger Verfechter der römiſchen Kirche. Laßt mich den Fall ein wenig überlegen. —

Lange ging der junge Mann ſchweigend im Zimmer auf und ab. Sichtlich durchkämpfte er Katharinens Vorſchlag, während des Mädchens Augen mit

Angſt in ſeinen Zügen zu leſen ſuchten. Endlich trat er zu den Vorigen.

Ich habe Alles reiflich überlegt! ſprach Feldner. An Pater Nerlich's beſtem Wollen iſt nicht zu zweifeln, doch dieſes iſt hier nicht genug. Seine ſanfte Seele hat nicht die Kraft, mit Macht ſich den blutdürſtigen Beſchlüſſen eines Dohna und der Andern zu widerſetzen. Selbſt der Beredſamkeit meines Vaters könnte er nicht widerſtehen. Wollte ich ihm auch die ſtärkſten Gründe, welche für Otto's Freilaſſung ſprechen, darlegen, er hätte nicht den Muth, ſie vor dem verſammelten Gerichte zu vertheidigen. Mein erſter Vorſchlag, ich bin es überzeugt, führt eher zum Ziele. Der proteſtantiſche Adel der Gegend nimmt ſich des Standesgenoſſen an.

Nichts! nichts geſchieht! rief Katharine heftig. Verloren iſt Euer Freund, wenn er auf die Hülfe des Adels warten ſoll! Ihr werdet ihn das Blutgerüſt beſteigen ſehen, und Ihr, Ihr ſeid es, der das einzige Mittel zu ſeiner Rettung verabſäumt hat!

Katharine! ſprach Feldner mit Erſtaunen; ſo leidenſchaftlich habe ich Euch noch nie geſehen! — Gebe Gott, daß die Laſt des Elends, die uns erdrückt, nicht noch immer ſchwerer werde! — Es iſt nicht mein Gedanke, ſagte Feldner nach einer Pauſe mit milder Stimme zu dem hoch erröthenden Mädchen, es iſt nicht mein Gedanke, wenn mein Mittel fehl ſchlägt, die Rettung des Freundes um meines eignen Selbſt willen feig aufzugeben. Heute Nacht noch ſetze ich meine Denkſchrift auf. Morgen in aller Frühe ſuchen wir dieſe in die Hände des Freiherrn von Schöneich auf Beuthen, eines edeln Mannes, des Hauptes des proteſtantiſchen Adels der Gegend, gelangen zu laſſen. Weiſt dieſer ſie zurück, ſo iſt auf dieſem Wege nichts zu erlangen, und dann vielleicht entdecke ich mich meinem ehemaligen Lehrer.

Dann iſt es zu ſpät! rief Katharine.

Keineswegs! entgegnete Feldner. Der Herr von Schöneich befindet ſich in dieſer Stadt. Ich vernahm es heute, als ich durch Beuthen kam.

Wollt Ihr die Denkſchrift mir anvertrauen? fragte Katharine dringend.

Euch? entgegnete der Vorige befremdet.

Mir! ſprach Katharine mit blitzendem Auge. Ich ſage, Ihr hättet uns dieſelbe aus fernen Landen zugeſendet; ich gehe nicht eher aus dem Zimmer des Freiherrn, bis er die Schrift geleſen und Antwort ertheilt.

Faſt möchte ich, erwiederte Feldner mit tief bekümmerter Miene, Euere Mitwirkung in einer Sache von dieſer Wichtigkeit ablehnen, liebe Schweſter, — aber freilich iſt dies der einzige Weg, eine ſchnelle Antwort zu erhalten.

Gewiß, gewiß! rief Katharine dringend. O Gott! vielleicht bin ich von der Vorſehung auserkoren, zu Otto's Rettung beizutragen! —

Ich bitte Euch dringend, Schweſter! ſagte Feldner, nachdem er eine Weile das Mädchen mit trübem Blicke betrachtet; ich bitte Euch dringend, laßt Euch nicht durch Eure Heftigkeit zur Unvorſichtigkeit verleiten. — Der Freiherr iſt zwar — ich weiß es genau — ein edler Mann; um alles Gold der Erde würde er mich nicht verrathen; dennoch aber, vertraut ihm nicht mehr als nöthig. Warum auch die Laſt des Unglücks auf Schultern laden, die ihrer nicht ſo gewohnt als die unſern? — Jede Entdeckung meiner Perſon könnte dann auch den Freiherrn zu Grunde richten.

Sorgt nicht! rief Katharine mit einem Ausdrucke, welcher Feldner, wie ſeine Miene andeutete, keineswegs zu beruhigen ſchien. Ueberlaßt mir die Sache, und Ihr werdet ſehen, daß Ihr ſie keinem läſſigen Unterhändler übertragen habt! —

Wir übergehen den Reſt der Unterhaltung, welcher von Feldner beſonnen, von Katharinen mit der vorigen Heftigkeit fortgeführt ward. — Der Tag graute ſchon, als Erſterer noch mit der Denkſchrift beſchäftigt war, in welcher er mit ſo viel Gewandtheit als Klarheit des Freundes Sache vertheidigte. Er zeigte aufs deutlichſte, wie Otto nur durch Krankheit abgehalten worden, die vom Kaiſer proclamirte Amneſtie zu benutzen, und daß er eben die in jener Acte aufgeſtellten Bedingungen erfüllen und ſich nach Prag begeben wollen, als er in Bunzlau ergriffen wurde.

Katharine konnte kaum die Beendigung der Denkſchrift erwarten. Sobald dieſelbe in ihren Händen war, eilte ſie wie auf den Flügeln des Windes nach der Wohnung des Freiherrn. Freundlich nahm dieſer das Mädchen auf. Daß es eine Tochter Kotter's war, jenes Mannes, der allgemein als ein Märtyrer der Wahrheit (denn dafür galt ſeine Prophezeihung) angeſehen wurde, erregte die Theilnahme des Freiherrn. Nachdem derſelbe ſich gütig nach dem Befinden des Armen erkundigt und alle Unterſtützung, die dieſer etwa nöthig haben dürfte, der Tochter deſſelben angeboten hatte, durchlief er mit großer Aufmerkſamkeit die Schrift. Voller Hoffnung ruhte während des Durchleſens Katharinens Auge auf dem Antlitze des würdigen Freiherrn. Leider ward dieſe nicht erfüllt. Schöneich erklärte, daß der proteſtantiſche Adel des Fürſtenthums der kaiſerlichen Commiſſion zwar vorgeſtellt, daß Milde in der Beſtrafung der vor Gericht gezogenen Schleſier unfehlbar einen größern Eindruck als die in Böhmen bewieſene Strenge machen müſſe, daß ſolche, je unerwarteter ſie erſcheine, um ſo gewiſſer die Herzen der Proteſtanten dem Kaiſerhauſe gewinnen würde; er verſicherte, daß er ſich überzeugt, daß die Vorſtellung nach Wien gelangt, jedoch verhehlte er dem Mädchen nicht, daß die Verwendung die einzige Hülfe ſei, die die Gefangenen von dem Adel zu erwarten hätten. Er bedauere, ſetzte der Freiherr hinzu, daß die Denkſchrift Feldner's nicht früher in ſeiner Hand geweſen, er würde, meinte er, in dieſem Falle, ſchon der lichtvollen, ſachgemäßen Darſtellung halber ſie der des Adels beigeſchloſſen haben. Für Otto's Schickſal, ſprach er, ſei nichts zu thun; es wäre denn, daß deſſen Freunde Mittel fänden, ein Mitglied des Gerichts dahin zu ſtimmen, daß es, gemäß den in der Denkſchrift entwickelten Gründen, deſſen Vertheidigung übernähme. Nur ein ſolches, endigte der Freiherr, vermöge ihm dieſen Dienſt zu leiſten; jeder Beweis von Theilnahme von Seiten des glogauiſchen Adels würde den Ritter nur um ſo eher verderben und deſſen Vertreter ganz unfehlbar zu Grunde richten. — Unter tauſend Thränen verließ Katharine des Freiherrn Wohnung.

Wir übergehen die ohnehin ſpäter dem Leſer kundwerdenden, allerdings nicht unwichtigen Ereigniſſe mehrer Tage und verſetzen uns in das auf der Morgenſeite des Schloſſes gelegene Zimmer des Paters Ignatius Fiedler. Mit triumphirender Miene ging der Jeſuit im Zimmer auf und ab und blickte bald in ein in ſeiner Hand befindliches Actenſtück, bald aus dem Fenſter auf die Schloßbrücke. Sichtlich erwartete er Jemand. Nach langer Zeit ertönte ein leiſes Klopfen an der Stubenthür.

Tretet ein, Herr Königsrichter! rief der Pater, indem er dem Ankommenden kräftig die Hand ſchüttelte. Ihr ſeid ein herrlicher Mann! ſetzte er hinzu. Die Geſellſchaft Jeſu wird Euern Namen nicht vergeſſen, wenn ſie ihre Freunde zählt.

Habe ich meine Sache gut gemacht? — Seid Ihr zufrieden mit Euerm Diener, Hochwürdiger? — entgegnete ſchmunzelnd der Rechtsgelehrte.

Es iſt doch Alles ſtill abgegangen? kein Aufſehen erregt worden? — fragte beſorgt der Mönch.

Wie könnt Ihr nur ſo fragen, da ich doch Euern Willen wußte! erwiederte der Vorige. Ich ließ die Wohnung, damit uns das Füchslein nicht aus dem

Garne gehe, zwei Tage und zwei Nächte aus der Ferne beobachten, und dieſe Mitternacht packte ich dann den Patron. — Eins aber, Hochwürden, erlaubt mir jetzt zu fragen: Was hattet Ihr für einen Grund, mir vorzuſchreiben, bei der Vernehmung des Gefangenen die Punkte, ſo ſeine Heimath, Herkunft und ſo weiter betreffen, ganz aus dem Spiele zu laſſen.

Er hätte Euch, ſprach trocken der Jeſuit, vielleicht mehr erzählt, als wir vor der Hand gebrauchen können! Allzuviel iſt ungeſund! ſagt das Sprüchwort. — So, zum Beiſpiel, wäre es möglich geweſen, daß er Euch mitgetheilt, wie der Herr Hoffiſcal Rath Felsmann ſein Vater ſei. —

Nicht möglich! ſchrie der Königsrichter mit weitgeöffneten Augen, indem er die Hände zuſammenſchlug.

Verlaßt Euch darauf! ſprach kalt der Mönch.

Und Ihr wollt, entgegnete der Juriſt, die ſchöne Gelegenheit vorbeilaſſen, den ſtolzen Alten, den Todfeind Eueres Ordens, zu Boden zu ſchlagen?

Die Geſellſchaft Jeſu, ſprach ſtolz der Mönch, läßt nichts vorbei, wohl aber verſteht ſie ſelbſt den Todfeind zu ihren Zwecken zu gebrauchen, ehe ſie ihm den Fuß auf den Nacken ſetzt. Doch davon nachher. —

Sagt mir nur, Hochwürden, unterbrach der Königsrichter den Mönch, wie Ihr hinter das Geheimniß gekommen ſeid.

Durch einen Zufall, erwiederte der Pater mit ſelbſtgefälligem Lächeln. Vor zwei Tagen ſehe ich eben eines Morgens aus dem Fenſter dieſes Zimmers, als ein Mädchen haſtig über die Schloßbrücke eilt und nach dem Pater Nerlich fragt. Man habe ihr, ſetzte ſie hinzu, geſagt, er befinde ſich hier im Schloſſe. — Dies war auch wirklich der Fall geweſen. Er hatte den Fiscal beſucht, das Haus indeß vor wenig Augenblicken wieder verlaſſen. — Der Arquebuſirer von der Wache, an den ſie ſich gewendet, wies das Mädchen nach meinem Zimmer; er kannte meinen Namen nicht. Hier angekommen, fragte die Fremde ängſtlich, ob ich Beiſitzer des Gerichts und mit dem Fiscal Felsmann zugleich aus Breslau angekommen ſei. Ich konnte beide Fragen bejahen. Jetzt verlangte ſie mit mir allein zu ſprechen, und ich verſchloß die Thür. In dieſem Augenblicke ſtürzte das Mädchen zu meinen Füßen. — Sie ſei die Tochter des unglücklichen Kotter, rief ſie, und komme, für ihren Vater und den Ritter Duba meine Hülfe anzuflehen. — Ehe ich mich noch auf eine Antwort beſinnen konnte, riß ſie mit Haſt ein Papier aus dem Buſen. Es ſei, ſprach ſie, von der Hand meines unglücklichen Zöglings Felsmann, welcher, wie mir bekannt, unter dem Namen Feldner auf der Liſte der Geächteten ſtehe und um ſeinen Freund zu retten ſich heimlich in Glogaus Mauern befinde. — Der Name Felsmann fiel mir auf. Ich wußte, daß Nerlich, für den das Mädchen mich zu halten ſchien, ſeit Jahren der intimſte Freund des Raths geweſen. Einige gelegentlich hingeworfene Fragen entdeckten mir den ganzen Zuſammenhang der Sache. — Felsmann's Sohn ward Proteſtant, Geheimſchreiber des Winterkönigs, ward Gatte von Kotter's älteſter Tochter; der Vater gab ihm ſeinen Fluch. — Jetzt, in Glogau angekommen, ſeine Familie abzuholen, erfährt er die Anweſenheit ſeines Vaters; er will ſich ſogleich entfernen, doch der Gedanke, den Freund zu retten, hält ihn zurück; ſo fällt er in unſere Hand.

Es hätte nicht trefflicher kommen können! rief hocherfreut der Königsrichter, indem er ſich die Hände rieb. — Dieſen Schlag hält jener ſtolze Alte nicht aus; er wirft ihn mit einem Male zu Boden. — Bei dem allem aber, Hochwürdiger, kann ich nicht begreifen, warum Ihr den Verbrecher nicht ſogleich verhaften ließet, mich nicht beauftragtet, ihm ſeinen wahren Namen herauszupreſſen. Furchtbarer hättet Ihr den Fiscal nicht treffen können, als wenn Ihr ihm ſo unvermuthet den Sohn und deſſen Bekenntniß zugeſendet! —

Meint Ihr? verſetzte der Jeſuit mit höhniſchem Lächeln. Und was wäre dabei herausgekommen? Der Alte hätte ſein Amt niedergelegt, erklärt, nicht über den eignen Sohn zu Gericht ſitzen zu wollen, ſich vielleicht nach Wien gewendet, um Begnadigung gefleht, und wir wären ſo weit als zuvor. — Nein! ſo leichten Kaufs kommt er mir nicht davon!

Bei dem allem begreife ich nicht —

Werdet ſogleich begreifen! ſprach trocken der Mönch. Zwei Dinge habe ich bei der Sache vorzüglich im Auge; das erſte: die Befreiung des Böhmen — das Warum! gehört nicht hierher; das zweite: Felsmann's Fall. — Beide können nur gelingen, wenn dem Alten bis zu dem letzten Augenblicke die Verhaftung des Sohnes unbekannt bleibt. Wir müſſen ihn mit dieſer überraſchen. — Heute iſt Seſſion. In dieſer trägt der Fiscal auf die Verurtheilung der andern drei Gefangenen an. Ehe er ſeinen Antrag beginnt, übergeben wir ihm das Bekenntniß des ſogenannten Feldner. Er findet daſſelbe ſo offen, ſo vollkommen, daß ohne weitere Vernehmung er den Antrag auch auf die Beſtrafung des Letztern ausdehnen kann. Jetzt treten die Gefangenen ein. Er ſieht den Sohn —

Das überlebt er nicht! rief der Königsrichter, vergnügt ein Schnippchen ſchlagend.

Wäre mir recht fatal! ſprach kalt der Mönch; ſo fiele er mit Ehren. Nein! fallen ſoll er, das iſt gewiß, jedoch mit Schande fallen. — Hört nur weiter! Ich habe dem Sohne ſo unter der Hand die Weiſung zukommen laſſen, daß, wen er auch unter den Richtern erblicken möge, er auf keine Weiſe eine Ueberraſchung verrathen und feſt auf ſeiner Ausſage verharren ſolle; nur auf dieſe Weiſe könne er ſein Leben retten. — Von dieſer Seite alſo iſt nichts zu fürchten; der Alte aber wird ſich hüten, den Sohn als ſolchen zu erkennen, und er trägt auf ein gelindes Urtheil für ſämmtliche Gefangenen an. Schon wegen Berückſichtigung der Wünſche des von Rechern geht dieſes durch und muß durchgehen; ich habe verſprochen, den Böhmen zu retten. — Auch liegt mir viel daran, daß dies geſchehe, ohne daß ich genöthigt wäre, die offene Einwirkung unſers Ordens durchblicken zu laſſen. —

Und dann, Hochwürdiger? fragte der Königsrichter; dann iſt doch noch nicht das Lied zu Ende? —

So ziemlich! erwiederte ruhig der Jeſuit. Nur wenig iſt dann noch zu thun. Iſt der Böhme frei, dann läuft ein anonymer Brief bei dem Gerichte ein;

er meldet: daß Franz Feldner und Franz Felsmann nur eine Perſon ſind; die Sache wird unterſucht, und der Fiscal ſteht als Mitwiſſender und Verräther da.

Glaubt mir, ſprach kopfſchüttelnd der Königsrichter; der Sohn verräth ſich beim Anblicke des Alten!

Nicht zu erwarten! erwiederte trocken der Jeſuit. Ich habe die Weiſung, ſich ruhig zu verhalten, ihm dergeſtalt zukommen laſſen, daß es ſcheint, als käme ſie von dem Alten. —

Mich wundert nur, hob der Königsrichter nach einer kleinen Pauſe an, mich wundert nur, daß Feldner in ſeiner erſten Unterredung mit dem Mädchen, ich meine, nachdem ſie Euch verlaſſen, nicht Unrath witterte.

Dies war nicht möglich; entgegnete der Vorige. Sie hatte mir geſtanden, daß die Bittſchrift, welche ſie früher dem Freiherrn von Schöneich überreichen ſollen, von dieſem zurückgewieſen worden ſei, und daß ſie, wider Wiſſen und Willen ihres Schwagers, den Gedanken ausgeführt, den Pater Nerlich aufzuſuchen. — Ihr könnt leicht denken, daß ich, aus dieſem Umſtande Vortheil ziehend, die Leichtgläubige vermochte, das Zuſammentreffen mit mir dem Feldner und deſſen Gattin zu verſchweigen. Nur unter dieſer Bedingung, verſicherte ich ihr, könne ich für den Ausgang der Sache ſtehen.

Trefflich! ſprach vergnügt der Königsrichter. Bei dem heiligen Dominicus, meinem Schutzpatrone! In Euerer Schule, Hochwürden, kann auch der erfahrenſte Rechtsgelehrte noch etwas lernen. — Wie wird der ſtolze Rath die Augen aufreißen, wenn es ſich darum handelt, den Sohn auf Leib und Leben anzuklagen. Wie wird er ſchwanken, ob —

Ihr erweckt mir da, entgegnete der Jeſuit, indem er einige Mal in der Stube auf- und abging, einen Gedanken, der mich beunruhigen könnte. Der Alte iſt ein Schwärmer, ein Tollkopf — Aber nein! ſetzte er nach einer Pauſe ruhiger hinzu; dazu iſt er doch nicht toll genug. Meine Beſorgniß war ungegründet.

Ihr ſagtet vorhin, Hochwürden, hob der Königsrichter an, Ihr wolltet den von der Duba retten. Es iſt derſelbe einer der reichſten Rebellen, und —

Ein untergeordneter Umſtand! unterbrach der Jeſuit den Sprechenden; nicht in Betracht kommend, wenn es höhere Zwecke gilt. — Und dieſe, ſetzte er ſcharf betonend hinzu, gehen unſern Orden an. —

Ich beſcheide mich gern, ſprach erſchrocken der Königsrichter. Es ſind gewiß die edelſten, heiligſten; ich will einen Eid darauf leiſten. — Aber, Ihr ließet mich nicht ausreden, Verehrteſter. Ich meinte, wenn

der beſprochene günſtige Zufall ſich nicht ereignet
wenn ihn nun alſo das Gericht verurtheilt hätte? –

So würden ihn die Patres Weingärtner und
mormaine ſchon gerettet haben! erwiederte ruhig
Mönch. So aber iſt es beſſer; es gibt kein Aufſeh
und wir erreichen einen doppelten Erfolg.

Wenige Stunden nach dieſer noch längere
fortgeführten Unterredung hatte ſich die kaiſerli
Commiſſion in ihrem gewöhnlichen Sitzungsſaale
ſammelt. Die Beiſitzer des Gerichts hatten in ih
Lehnſtühlen an dem langen, mit großen Actenſtö
bedeckten Tiſche Platz genommen, und der Köni
richter war eifrig beſchäftigt, letztere zu ordnen. W
rend der Landeshauptmann in polterndem Tone
ab- und zugehenden Gerichtsdienern einige, unbed
tende Dinge betreffende Anweiſungen gab, der Bu
graf dem Jeſuiten freundlich zunickte, indem er d
und wann ſeine Blicke mit einem ſatyriſchen Läch
auf dem Freiherrn ruhen ließ, las der Rath F
mann mit großer Aufmerkſamkeit ein in ſeinen H
den befindliches Actenſtück. Die Aufmerkſamkeit
Leſenden ſchien zugleich das Intereſſe des Mön
aufs lebhafteſte zu erregen. Nur flüchtig er
derte er das freundliche Zunicken des Burggra
und ſein blitzendes Auge ſuchte angeſtrengt in

Zügen des Fiscals jeden Ausdruck zu verfolgen. — Auch das Antlitz des Königsrichters verrieth den lebhafteſten Antheil; dennoch ſchien dieſer etwas beängſtigender Art zu ſein, und dieſe Aengſtlichkeit begann ſichtlich zuzunehmen, je mehr der Fiscal mit der Durchleſung der Schrift zu Ende kam. Als nun aber der Rath das Actenſtück zuſammengefaltet ruhig vor ſich auf die Tafel legte, das große, blaue, durchdringende Auge des Alten einige Momente auf dem Königsrichter ruhte, da ſchrak dieſer ſo ſichtlich zuſammen, daß kaum der finſtere Blick des Jeſuiten im Stande war, ihm die Faſſung zu erhalten.

Ihr habt Euch viel Mühe gegeben, Herr Königsrichter! hob endlich der Fiscal mit lächelnder Miene und ruhigem Tone an. Um Mitternacht habt Ihr den Gefangenen feſtgenommen, habt ſeine Vernehmung mit ſolchem Eifer betrieben, daß jetzt ſchon ein Urtheil darauf begründet werden kann; Ihr müßt die ganze Nacht gearbeitet haben. — Gewiß habt Ihr gefürchtet, daß ich Euch einen Theil der Ehre, die Ihr in dieſer Sache einzulegen hoffet, vor dem Munde wegnehmen könnte.

O keineswegs, verehrteſter Herr und Freund! ſprach der Königsrichter, indem ihm eine Centnerlaſt vom Herzen zu fallen ſchien. — Ich dachte nur —

Ihr dachtet, entgegnete lächelnd der Rath: da Ihr allein eine wichtige Entdeckung gemacht, ſo wolltet Ihr auch allein die Sache zu Ende bringen und den Lohn dafür ernten, wie es recht iſt, und ich — ich denke eben ſo, nämlich, ſo weit die Sache Euch betrifft. — Ihr hattet nicht zu fürchten, daß ich Euch die Ehre verkümmern würde. — Da nun der Gefangene obendrein ſeine Schuld aufs genaueſte eingeſtanden, jeder weitern Vertheidigung entſagt hat und nur ein ſchnelles Urtheil heiſcht, ſo denke ich für meine Behauptung den Beweis zu führen, daß ich, wenn, wie zu vermuthen, er ſeine Ausſage aufs neue beſtätigt, den Strafantrag ſogleich darauf begründen werde.

Ganz wie es Euch beliebt, mein theuerer Freund erwiederte hocherfreut der Königsrichter. Der Lohn von dem Ihr ſprachet, und den Ihr ſo gütig ſeid mir zu verheißen, liegt in dem Bewußtſein, Euch eine kleinen Mühe überhoben zu haben. — Aber, ſetzte e mit einer tiefen Verbeugung gegen den Landeshauptmann hinzu, würden Euere freiherrlichen Gnaden vielleicht belieben, die Gefangenen jetzt vorführen zu laſſen.

Der Freiherr nickte bejahend, und nach weni Augenblicken traten die Gefangenen ungefeſſelt, doc von einer Abtheilung Arquebuſiere begleitet, in das Zimmer. — Mit ſtolzer, feſter Haltung ſchritt der böhmiſche Ritter voran; ihm folgte, ebenſo ungebeugt und ruhig, der Prädicant; Kotter, von Krankheit und tiefem Grame gequält, konnte kaum den ſiechen Körper bis vor die Richter ſchleppen; Feldner war todtenblaß, ſeine Schritte ſchwankend. —

Jetzt tönte der Name des Letztgenannten aus dem Munde des Freiherrn. Mit an den Boden geheftetem Auge trat der Gefangene aus der Mitte ſeiner Umgebung. Furchtbar wirkte ſein unerwarteter Anblick auf den Fiscal. —

Kaum war das Auge des Alten auf den Sohn gefallen, als eine Erſchütterung, wie von einem plötzlichen, ſtechenden Körperſchmerze herrührend, ihn zu durchzucken ſchien. Seiner erſten Bewegung nach ſchien der unglückliche Vater von ſeinem Sitze aufſpringen zu wollen, aber nur langſam und wie mit Anſtrengung erhob er ſich. Weit über den Tiſch vorgebeugt, richtete er das Auge, welches, wiewol glanzlos und erloſchen, ſich faſt aus ſeiner Höhle zu drängen ſchien, auf den Gefangenen. Das Geſicht des Alten überzog eine fahle Bläſſe, und während die eine Hand krampfhaft die Ecke des Tiſches packte, preßte die andere ein Actenſtück zum Knäuel. —

So vergingen mehre Augenblicke, und in ihnen richteten ſich nach und nach die Blicke aller Anweſenden auf den Fiscal. Der Jeſuit, welcher, wie es ſchien, mit völliger Gleichgültigkeit in einem Schriftenbündel geſtört, brach zuerſt das Schweigen.

Ihr ſeid unwohl, lieber Herr! hob er mit honigſüßem Tone, zu dem Rathe gewendet, an. Ein Zufall, der hoffentlich bald vorüber iſt. — Ich kenne ihn, da ich ihm gleichfalls oft unterworfen bin, und der ſo ſchnell vergeht, wie er erſcheint. — Kommt! tretet mit mir einen Augenblick ins Nebenzimmer ans offene Fenſter; die friſche Luft hebt Euere Uebelkeit. —

Die Stimme des Mönchs ſchien die Lebensgeiſter des Alten zurückzurufen. — Er wendete den Blick nach dieſem. — Die Todtenbläſſe machte einer tiefen dunkeln Röthe Platz; ſie ſchien ſich über die hohe Stirn hinauf bis in das dünne, ergrauende Haar zu ergießen. Der Blick, bisher ſo todt, ſo glanzlos, gewann neues Leben, und dieſes ſteigerte ihn bis zu einem Ausdrucke von Wildheit. — Heftig arbeitete die Bruſt des Alten, ſeine Lippen bebten, es ſchien, er wolle reden; doch noch verſagte ihm die Stimme. — Endlich begann er ſich zu ermannen. Hoch aufgerichtet, ſtreckte er den Arm gegen den Jeſuiten und den Königsrichter aus, und nun erſt entrangen ſich Töne der gepreßten Bruſt. —

Ihr habt, rief er mit ſtarker, furchtbar grauenhafter Stimme Jenen zu, Ihr habt Euer Ziel nur halb erreicht! — Nur über meinen Leib habt Ihr den Sieg davon getragen, und dieſer, ich fühle es, wird Euch zum Opfer fallen; die Seele aber habt Ihr nicht bezwingen können, und meine Ehre wird mich ins Grab begleiten! — Herr Freiherr! ſetzte er feſt hinzu; jener Gefangene iſt mein Sohn! —

Faſt ſprachlos vor Erſtaunen ließ der Landeshauptmann ſeine Blicke bald von dem Fiscal auf den Burggrafen, bald von dieſem zu jenem gleiten. Mit auffallender Angſt drängte ſich der Königsrichter in die Nähe des Mönchs; es war, als ob er bei dieſem Schutz ſuchen wolle. — Wirklich ſchien Letzterer auch der Einzige unter den Anweſenden zu ſein, auf welchen, dem Anſehen nach zu ſchließen, der eben ſtattfindende furchtbare Auftritt nicht den mindeſten Eindruck machte. Das dunkle, ſtille Auge des Jeſuiten blickte mit der gewohnten Ruhe in das vor ihm aufgerollte Schreckensgemälde; keiner der ſteinernen Züge ſeines Antlitzes verrieth die mindeſte Bewegung. Dennoch brach er zuerſt das lange Schweigen.

Den Empfindungen des Vaterherzens, ſprach e mit ruhigem Tone, in welchen er ſo viel als möglich eine milde Theilnahme zu legen ſuchte, verzeihe ich als Menſch, als Chriſt Beſchuldigungen, welche, ich weiß es wohl, nur von der Heftigkeit des Schmerzes erzeugt, gleich einem Nebel vor dem Blicke des Verſtändigen in wenig Augenblicken ſchwinden werden. Die Erfüllung einer der erſten Pflichten meines heiligen Ordens, Selbſtverleugnung, iſt mir noch nie ſo leicht geworden als jetzt in dieſem Augenblicke.

Während des eben ſtattgefundenen Auftrittes, deſſen einzelne Momente wie Traumbilder vorüberglitten, ſchien Feldner, den wir künftig Franz Felsmann nennen wollen, auf das Entſetzlichſte zu leiden. Als der Alte ihn als ſeinen Sohn bezeichnete, ſtieß e einen kurzen, unterdrückten Schrei aus; er machte Miene, ſich ſeinen Wächtern zu entreißen, zu des Vaters Füßen ſtürzen zu wollen, aber eine heftige, abwehrende Bewegung des Alten hielt ihn zurück, und er bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen. —

Herr Rath! hob endlich der Burggraf von Dohna nach langer Pauſe und in einem Tone, welcher ſich von dem ſcharfen, ſchneidenden ſeiner ſonſtigen Rede merklich unterſchied, zu ſprechen an; unter Umſtänden wie die ſo eben kund gewordenen, deren innerer Zuſammenhang uns ohnehin noch verborgen bleibt, dürfte es der Herr Landeshauptmann angemeſſen halten, die Sitzung für heute aufzuheben. Niemand — ich darf dies wol kaum erwähnen — wird der Meinung ſein, daß bei dieſer Geſtaltung der Ding Euch zugemuthet werden könnte, in dieſer Sache weiter zu verfahren.

Freilich! — freilich! — rief der Freiherr. Hoffentlich ſind wir Alle der Meinung, jedes weitere Verfahren ſo lange einzuſtellen, bis über den Gang deſſelben zu Wien entſchieden worden. Ich nehme deshalb alle Verantwortung über mich.

Jedenfalls, fuhr der Burggraf, zu dem Fiscal gewendet, fort, enthebt man Euch in dieſer Angelegenheit Euerer Amtspflicht, und Ihr habt bis dahin Zeit, die Gnade des Kaiſers für Euern Sohn zu erflehen.

Und meint Ihr, Herr Burggraf, entgegnete der Rath in heftiger Bewegung, daß ich dies thun werde? — daß ich es thun darf, ohne mein graues Haupt mit ewiger Schande zu belaſten? — Was ſollte ich ſagen, wenn ich, ohne zu lügen und ohne mich ſelbſt zu verachten, vor dem Throne unſers kaiſerlichen Herrn erſcheinen, das Leben eines Unwürdigen blos darum, weil er mein Sohn iſt, erbetteln wollte? — Was würde der erzürnte Kaiſer ſprechen? — Würde er nicht ſagen: Iſt das Verbrechen des Rebellen, um deſſen Leben Du im Staube liegend bitteſt, etwa ein anderes als die Verbrechen Jener, auf deren Häupter Du ſeit ſieben Jahren meine Rache herabgerufen? Iſt Deine furchtbare Pflicht Dir etwa darum leich geworden, weil die Verführten, die Unglücklichen, au deren Verurtheilung Du angetragen, nur Deine verirrten Brüder waren, nicht Blut von Deinem Blute Bemerkſt Du die Schärfe des Richtſchwerts, welches ich, Dich einen treuen Diener wähnend, i Deine Hand gegeben, jetzt erſt, da ſie Dir eindring in das eigne Fleiſch? — Ja, Herr Burggraf, ſ würde, ſo müßte der Kaiſer ſprechen, und ich, ic müßte vergehen in meiner Schande; ſpräche er nich ſo, nähme er Rückſicht auf die Bitte des Verworfenen, dann wäre es Zeit, nachzudenken, ob die Blu urtheile, die vollſtreckt worden, nicht eben ſo vie Morde geweſen wären. — Herr Landeshauptmann fuhr der Fiscal aufs heftigſte fort; in den ſieben Ja ren, ſeit denen ich das Amt des Anklägers verwalt iſt der Verſucher in vielerlei Geſtalt zu mir getrete und ich — mein Todfeind wird es geſtehen müſſen - habe nicht gewankt. Ohne rechts und links zu ſehe bin ich den Weg der Pflicht gewandelt. Furchtbar als heute aber iſt mir der Feind der Menſchen noch nie erſchienen; er hätte kein beſſeres Werkzeug als jenen Mönch erwählen können. Kann, Pater Fiedler, Euch dies Geſtändniß über das Mislingen Euerer Pläne tröſten, ſo nehmt es hin; doch, Prieſter, bereitet Euch, dereinſt vor einem Tribunale, welchem kein irdiſches gleicht, und vor dem, ich fühle es, ich bald erſcheinen werde, mir Rechenſchaft zu geben! — Die Bewegung, in welcher der Alte ſich befand, der Ton ſeiner Stimme, das wilde Feuer ſeines Auges, Alles insgeſammt war ſo grauenvoller Art, daß die Blicke der Anweſenden mit Entſetzen auf ihm ruhten Der Jeſuit allein blieb ruhig und unerſchüttert; ein gleichgültiges Lächeln ſpielte in ſeinen Zügen.

Herr Freiherr! hob endlich nach längerer Pauſe der Fiscal mit mühſam errungener Faſſung an; iſt es Euch gefällig, die Geſtändniſſe der Gefangenen, ſowie ſolche uns bereits in den Acten vorliegen, nochmals vortragen zu laſſen? Ich werde dem gemäß ſodann meinen Antrag bilden.

Unmöglich! rief der Landeshauptmann. Es kann nicht Euer Ernſt ſein! — Solch Entſetzliches begehrt der Kaiſer nicht! —

Es iſt mein Ernſt! rief der Fiscal mit feſtem Tone. Nur ſo bewahre ich meine Ehre! —

Auch ich, geehrte Herren, ſprach Franz Felsmann mit ſchwacher, zitternder Stimme, ich bitte darum als eine Gunſt. Jeden Aufſchub betrachte ich als eine Verlängerung meiner Qualen. —

Der Freiherr ſchwieg eine Weile, während welcher ihm der Burggraf einige leiſe Worte zuraunte, dann winkte er dem Königsrichter, die Vorleſung der Verhandlung zu beginnen. — Die Gefangenen beſtätigten, als die Leſung beendigt war, die früher von ihnen gemachten Ausſagen. Der Ritter von der Duba proteſtirte gegen dieſes, wie er es nannte, ungeſetzliche Blutgericht, und der Prädicant hob den dürren entfleiſchten Arm hoch empor. „Ihr rüſtet Euch,“ rief er mit den Worten des vierundneunzigſten Pſalms, „Ihr rüſtet Euch wider die Seele des Gerechten und verdammet unſchuldig Blut! aber der Herr wird Euch Euer Unrecht vergelten und wird Euch vertilgen um Euerer Bosheit willen!“ —

Mit verächtlichem Lächeln winkte der Burggraf den wachhaltenden Arquebuſieren zur Fortführung der Gefangenen. — Jetzt erſchien der furchtbarſte Augenblick. — Franz Felsmann, überwältigt von Gefühlen, ſtieß heftig den ihn ergreifenden Soldaten zurück, und die Arme nach dem Vater ausſtreckend, warf er einen herzzerreißenden Blick auf den Alten. Dieſer ſtand ſtill und wie zu Stein geworden. — Die Hände ringend, wollte der junge Mann den Leidensgenoſſen eben nach zur Thüre ſtürzen, als er eine ſchwache Stimme — es war die des Fiscals — ſeinen Namen nennen hörte. Franz! ſprach der Vater mit ſanftem Tone; knie nieder! ich will Dir meinen Segen geben! —

Vater! — Vater! — rief der junge Mann. Die Stimme verſagte ihm. Er ſtürzte zu den Füßen des Alten. —

Ohne ein lautes Wort hervorzubringen, legte der unglückliche Vater die Hände auf das Haupt des Sohnes. Lautlos bewegten ſich die Lippen des Greiſes. Er ſchien ein ſtilles Gebet zu ſtammeln. — Nach einer kleinen Pauſe erhob der Alte mit ſchwacher widerſtrebender Hand den Sohn, küßte ihn ſtill auf die Stirn und winkte nach der Thür. Schweigend ſtürzte der junge Mann aus dem Gemache. —

Es entſtand jetzt eine lange Pauſe, in welcher der Rath mit Mühe die nöthige Faſſung zu erringen ſtrebte. Aengſtlich blickte in dieſer der Königsrichter auf den Mönch, deſſen unzufriedenes, verächtliches Lächeln deutlich ſeinen Aerger über den mißlungenen Plan zu erkennen gab.

Ich bin bereit, meinen Vortrag zu beginnen! hob endlich der Fiscal mit ſchwacher Stimme und zu dem Freiherrn gewendet an.

Unglücklicher Mann! beſinnt Euch! — entgegnete dieſer.

Hier gilt kein Ueberlegen! ſprach der Alte. — Nur auf dieſe Weiſe, ſetzte er mit bitterm Tone hinzu, nur auf dieſe Weiſe bezeugt der in des Kaiſers Dienſt ergraute Diener, daß er kein Mitſchuldiger von Verräthern. — Habt die Güte mich anzuhören.

Langſam und mit aller der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſenen Genauigkeit ſetzte der Fiscal in deutlicher, lichtvoller Rede alle Umſtände, welche für oder wider die Gefangenen ſprechen konnten, auseinander. Er zeigte, wie Kotter, ſo viel auch deſſen angebliche, durch den Druck vervielfältigte Prophezeihung zur Aufregung der Gemüther beigetragen habe, doch keineswegs mit den böswilligen Anſchürern jener ſeit Jahren ſchon unter der Aſche glimmenden Flamme zu verwechſeln, ſondern nichts als ein blindes Werkzeug in der Hand der Feinde des Kaiſerhauſes geweſen ſei. Er ließ ferner nicht unbeachtet, daß, trotz aller Eingeſtändniſſe und ſeiner offenkundigen Theilnahme an der Sache der Rebellion, auch der Prädicant nicht nach dem ſtrengen Maße des Aechtungsdecrets gemeſſen werden könne, ja daß ſelbſt dem Ritter von der Duba ſein Vorhaben, ſich nach Prag zu ſtellen, als ein Zeichen von freilich allzu ſpäter Reue angerechnet werden müſſe. Nur für den letzten der Verbrecher — mit ſichtlicher Anſtrengung nannte er deſſen Namen — nur für dieſen, ſprach er, gäbe es keine Entſchuldigungsgründe; nur dieſer ſei der in der Achtserklärung bezeichneten vollen Strafe zu unterwerfen.

Und ſo, Ihr Herren, ſchloß endlich der Fiſcal die lange Rede, ſo trage ich, kraft meines Amtes und in des Kaiſers Namen, darauf an: daß Kotter, wegen lügenhafter Prophezeihung, zu Schandpfahl und Verbannung, doch ohne Staupenſchlag; Nathanael Kuhlemann zu lebenslänglichem Gefängniſſe; der Ritter von der Duba zum Tode durchs Beil, doch mit Empfehlung zur Begnadigung, und letztlich der Geheimſchreiber des Uſurpators, Franz Felsmann, alias Feldner, zum Tode durch den Strang — — —

Es war das fürchterliche Wort noch nicht gänzlich über die Lippen des unglücklichen Vaters geeilt, die furchtbare Rede noch nicht geendet, als der Greis zu taumeln anfing. Mit Macht ſuchte er ſich aufrecht zu erhalten, aber — die Sinne ſchwanden, und er ſank, dem Anſcheine nach ohne Leben, in den Lehnſtuhl.

Erſt nach längerer Zeit, nach vielen vergeblichen Anſtrengungen, waren die Anweſenden im Stande, den Alten ins Leben zurückzurufen. — Eben waren, auf Befehl des Freiherrn, einige Soldaten im Begriffe, den Fiscal in ſeinem Lehnſtuhle nach deſſen Wohnung zu tragen, als der Superior der Jeſuiten, der Pater Nerlich, in das Seſſionszimmer ſtürzte.

Alſo doch! — doch! — rief er aus, als ſein Auge auf den Freund fiel, welcher, ſtarr vor ſich hinblickend, noch nicht ſein volles Bewußtſein wiedererlangt hatte. — Gott! ich komme zu ſpät! — Ich wäre im Stande geweſen, ihn von dem Entſetzlichen abzuhalten! —

Glanzlos, ruhig, ohne Ausdruck ruhte das Auge des Alten auf dem Freunde. Mechaniſch hatte er das Haupt nach der Seite gewendet, woher die bekannte, ihm ſonſt ſo liebe Stimme ſcholl.

Bringt ihn fort! ſprach Pater Nerlich zu dem Anführer der Arquebuſiere. Sendet nach einem Arzte. In wenig Augenblicken bin ich bei Euch. —

Herr Landeshauptmann! hob der Superior nach wenig Augenblicken, in denen er ſich geſammelt, zu ſprechen an. Ich habe eine Beſchwerde bei Euch zu führen, die ich, wofern es mir geſtattet wird, in wenig Tagen am Fuße des kaiſerlichen Thrones zu wiederholen denke. — Der Mann, gegen den ich zu klagen habe, iſt — mit Schmerz nur kann ich es erwähnen — ein Mitglied meines Ordens; es iſt der Pater Ignatius Fiedler. — Wenn der Kaiſer an dem Rathe Felsmann — und ich glaube, er wird den heutigen Tag nicht lange überleben — einen ſeiner würdigſten Diener verlieren ſollte, ſo trägt jener Mann — er zeigte auf den Mönch — allein die Schuld. Er allein iſt es, der den Auftritt, von welchem Ihr Zeuge geweſen, auf hinterliſtige Weiſe, auf eine Art, die — ich wage es zu ſagen — unſern Orden ſchändet, herbeigeführt! — Geſtattet mir zu reden! fuhr der Superior, als Pater Fiedler ihn unterbrechen wollte, heftig fort. Ich ſage nichts, als was ich beweiſen kann! — Vor wenig Augenblicken, erzählte er, befand ich mich in meinem Zimmer, als mir gemeldet wurde, daß eine Unbekannte an der äußern Clauſur erſchienen ſei und dringend mich zu ſprechen verlange. Ich eile die Treppe abwärts und finde ein Mädchen, welches ich nie zuvor geſehen, und das, ſobald es mich erblickt, mit dem verzweiflungsvollen Ausrufe: Ich bin betrogen!

ich habe ihn ermordet! zu meinen Füßen fällt. — Nur nach längerer Zeit gelingt es mir, der Fremden Rede abzugewinnen, und jetzt erfahre ich, daß die Unglückliche Kotter's Tochter, die Schwägerin des jungen Felsmann sei. Sie habe, erzählte sie unter Händeringen, eine von Letzterm zu Gunſten des von der Duba verfaßte Bittſchrift zu dem Freiherrn von Schöneich gebracht, ſei von dieſem abgewieſen worden und habe mich, von dem ſie gewußt, daß ich dereinſt der Lehrer Felsmann's geweſen, aufſuchen, die Schrift in meine Hände legen wollen. Durch Misverſtand, erzählte die Arme, ſei ſie zu dem Pater Fiedler gewieſen worden, und dieſer habe meinen Namen gemisbraucht, um die Gefangennehmung des jungen Felsmann zu bewirken. — So, edle Herren, machte dieſer Mann die Entdeckung, und wie er ſie benutzt, iſt Euch bekannt.

Meint Ihr, ſprach kalt und lächelnd Pater Fiedler, ich hätte die Anweſenheit eines der gefährlichſten Rebellen verſchweigen ſollen, nachdem der Zufall ihn dem Rächer überliefert?

Das ſei ferne! ſprach der Superior feſt. Anzeigen, was Ihr erfahren, war Eure Pflicht.

Was alſo, fragte der Vorige höhniſch, iſt's, das Ihr tadelt?

Daß Ihr, rief heftig Pater Nerlich, mit teufliſcher Liſt Euch dieſer Entdeckung als eines Köders bedientet, um den Edelſten ins Garn zu locken! Ha! der hölliſche Jäger ſelbſt hätte ſeine Netze nicht ſchlauer ſtellen können. — So oder ſo, Ihr wußtet, daß er Euch nicht entgehen könne.

Ich werde, entgegnete jener mit Eiſeskälte, mein Verfahren vor den Obern zu vertreten wiſſen.

Das ſollt Ihr! ſprach der Superior mit mühſam errungener Faſſung. — Sowol über dieſen Punkt wie über eigenmächtige, mit dem von Rechern angeknüpfte Verhandlungen werdet Ihr Auskunft geben und übermorgen mich deshalb auf der Reiſe nach Wien begleiten.

Schweigend reichte Pater Nerlich dem Pater Fiedler ein verſiegeltes Schreiben.

Haſtig erbrach es der Jeſuit. Es war vom Provinzial des Ordens. — In ſtrengem Tone foderte dieſer den Pater Fiedler auf, ſich augenblicklich nach Wien zu ſtellen. Der Herzog von Friedland, hieß es, habe ſich beſchwert, daß jener ſeinen Landeshauptmann zum Spion gebrauchen wollen; die Unbefangenheit des von Rechern, ſein Mangel an Argwohn habe den Plan verrathen. Der Friedländer, ſchloß das Schreiben, fodere ſtrenge Unterſuchung und öffentliche Genugthuung.

Man braucht, ſprach kalt der Jeſuit, indem er das Schreiben zuſammenfaltete, ein Opfer, und ich, ich werde es ſein. — Wirklich beging ich einen nicht geringen Fehler; ich hielt einen Dummkopf nicht für dumm genug! — Uebrigens beuge ich mich gern dem Urtheilsſpruche der Obern. Der Erfolg hat immer Recht. — Gelang mein Plan, ſo war ich Superior eines Collegiums. Er iſt mislungen; folglich muß ich Strafe leiden. Alles dies iſt ganz der Ordnung gemäß.

Herr Freiherr! ſprach Pater Nerlich mit ſchmerzlichem Tone. Nur wenige Stunden werde ich bei meinem unglücklichen Freunde weilen. Die einzige Arznei — wenn überhaupt es eine für zertretene Herzen gibt — die einzige, welche den unglücklichen Vater, den zu Boden geſchlagenen Greis erhalten könnte, darf ich in Wien nur zu finden hoffen. Wolltet Ihr mir wol Euern Bericht an den Monarchen anvertrauen? — Einen ſchnellern Boten dürftet Ihr nicht leicht finden.

Recht gern, entgegnete der Landeshauptmann nach kurzem Beſinnen, recht gern vertraue ich Euch die verhandelten Acten. — In Gemäßheit des von dem

Fiscal gemachten Antrages fällen wir das Urtheil über die Gefangenen; der Wille des Kaiſers entſcheidet dann das Weitere. —

Während des Laufes dieſes und des folgenden Tages entfernte ſich der Superior nur auf Augenblicke von dem Lager ſeines im heftigſten Fieber liegenden Freundes. In den Stunden, in denen die Wuth der Krankheit etwas nachließ, entfloſſen Tröſtungsworte, würdig eines echten Jüngers ſeines göttlichen Meiſters, den Lippen des Prieſters. Die freundlichen, im Gewühle des wilden Treibens jener Schreckenszeit lang entbehrten Töne ſchienen Eingang in das gepreßte Herz des Greiſes zu finden. Sein Schmerz ward ſtiller. Er ſprach mit Ergebung, ja mit Freudigkeit von ſeinem nahen Tode, von dem Augenblicke, wo der geängſtigten Pſyche vergönnt ſein würde, das beengende Gewand abzuſtreifen. —

Am Morgen des zweiten Tages ſtand der Freund reiſefertig vor dem Lager des Alten.

Willſt Du, ſprach der Prieſter mit ſanftem Tone, mir nicht erlauben, Dir den armen Franz nochmals zuzuführen? Er wünſcht es ſo ſehr; er bat mich heut ſo herzlich darum! — Gewährteſt Du die Bitte in meiner Abweſenheit, ſo fürchte ich das Schlimmſte von dem Ergreifenden der Scene.

Warum ihn ſehen? erwiederte der Alte, die Hand des Freundes ergreifend, mit ſchmerzhaftem Tone. Ich habe ihm vergeben. — Warum aufs Neue in unſern Wunden wühlen? —

Haſt Du, fragte der Freund, eine Thräne im Auge zerdrückend, dem Monarchen etwas mitzutheilen durch meinen Mund? — Ich werde, ich muß den Kaiſer ſprechen.

Sage ihm, ſprach der Greis, indem er ſich mit Zuſammenraffung aller Kräfte vom Lager emporrichtete, ſage ihm, daß der alte David Felsmann weder Mitwiſſen noch Gemeinſchaft gehabt mit Oeſtreichs Feinden, und daß er ſterben wird, wie er gelebt, ein treuer Diener des Kaiſerhauſes. Sage ihm, daß ich das Amt, zu dem er mich berufen, treu verwaltet, daß ich das Richtſchwert, welches er mir anvertraut, mit ſtarker, doch reiner Hand geführt. — Was mir es koſtet, ſchloß er mit zum Himmel gerichtetem Auge, berechne ich Dem, vor deſſen Stuhle die Könige ſelbſt nur Staub ſind! —

Noch eine Bitte, ſprach der Superior mit herzlichem Tone, mußt Du mir gewähren! — Ich kann nicht reiſen, ohne Dich in freundlicher, theilnehmender Pflege zu wiſſen. — Gewähre, ſprach er mit leiſer, zögernder Stimme, daß die Gattin Deines Sohnes an Deinem Lager weilen darf. —

Die Proteſtantin? die Eingedrungene? ſprach Felsmann mit Erſtaunen. — Und Du, Alter, Du, de ſonſt ſo Strenggläubige, kannſt mir es rathen? —

Schreckenstage wie dieſe, ſprach in leichter Verwirrung der Mönch, Scenen wie jene, die wir in dieſer letzten Zeit geſehen, ſollten uns wol nachſichtig machen gegen die Verirrungen unſerer Brüder. — Sieh, guter David! ſetzte er hinzu, indem ſeine Verwirrung ſich noch ſteigerte. Ich weiß nicht, ob ich eine Sünde begehe, wenn ich Dir rathe, die Aermſt kommen zu laſſen, aber es iſt mir immer, als o eine innere Stimme ſagte: es ſei ſo recht und gut; und dann, Du Alter, bedenke nur — der lieblich Knabe! er iſt doch Dein Enkel einmal, und —

Laß Beide kommen! ſagte leiſe der Greis, indem er ſich eine Thräne verſtohlen aus dem Auge wiſchte. Der arme Franz! —

Stumm, unter Thränen und nach langer Umarmung ſchied der Superior aus dem Zimmer des Freundes.

Noch deſſelben Tages erſchien Franzens Gattin an dem Lager des Greiſes. Gerührt reichte der Alte ihr die Hand. Segnend legte er ſie dann auf das Haupt des Knaben. — Erſt nach längerer Zeit erkundigte er ſich mit leiſem Tone nach dem Befinden ihres Gatten.

Weinend erzählte Marie, daß er gefaßt, ergeben in ſein Schickſal ſei, daß eben auf ſein dringendes Bitten Pater Nerlich es übernommen, den Fiscal zur Annahme ihrer Dienſte zu bewegen, und daß der Superior vor wenigen Stunden mit der Verſicherung geſchieden, daß er entweder Franzens Begnadigung erwirken oder nimmer wiederkehren werde. —

Mehre Wochen dauerte die Abweſenheit Pater Nerlich's. — Zwar hatte die Heftigkeit des Fiebers des alten Felsmann ſich vermindert, aber weder der Kranke noch die in ſeiner Pflege unermüdliche Marie konnte es ſich verhehlen, daß die Lebenskräfte des Greiſes von Tag zu Tage mehr dahinſchwanden. Mit einer Hingebung ſonder gleichen belauſchte Marie jeden auch unausgeſprochenen Wunſch, jedes Verlangen des Alten, und ihre Thätigkeit ſchien alle Vorſtellung um ſo mehr zu überſteigen, als ſie ihre Aufmerkſamkeit zugleich auf die Bedürfniſſe ihres kränkelnden Vaters und des Gatten, dem das Gefängniß des Letztern zu theilen vergönnt worden, richten mußte. Nur wenig konnte ſie auf Katharinens Unterſtützung rechnen. Seit dem Augenblicke, wo

Franz verhaftet worden, ſchienen alle ihre Geiſtes- und Körperkräfte gebrochen. Mit wilder Wuth hatte das Mädchen ſich im Anfange als Franzens Mörderin angeklagt; jetzt ging die Aufregung in ſtille Schwermuth über. So verlebten die Armen vier ſchreckliche Wochen. Eines Abends endlich — die Sonne war ſchon untergegangen, und der Alte, in ſeinem Lehnſtuhle ſitzend, hatte mit ſehnſüchtigen Blicken ihren ſcheidenden Stral verfolgt — raſſelte ein Reiſewagen flüchtig über die Brücke in den Schloßhof.

Ob es Pater Nerlich ſein könnte? fragte Marie raſch. Mit bewegter Miene blickte der Fiscal nach der Thür. — Faſt eine Viertelſtunde war vergangen, da öffnete ſich letztere, und — der Superior trat herein, Franz Felsmann an ſeiner Hand.

Hier haſt Du den Sohn, alter David! rief der gute Mönch, indem ihm Freudenthränen über die Wangen liefen. Der Kaiſer hat das Todesurtheil in fünfjährige Verbannung gewandelt! —

Der Alte wollte ſich aufrichten in ſeinem Seſſel, er wollte kniend dem Geber alles Guten ſeinen Dank darbringen; ſeine Schwäche geſtattete es nicht. Sprachlos hob er die Hände empor. Franz ſtürzte zu ſeinen Füßen. —

Auch Euerm Vater, ſprach der Pater zu Marien, nachdem er ſich geſammelt hatte, ward Milderung des Urtheils. Die Verbannung iſt ihm erlaſſen.

Marie wollte aus dem Zimmer eilen.

Bleibe, theueres Weib! rief Franz. Er weiß es ſchon; er betet jetzt.

Und Ritter Otto? fragte nach einer Pauſe Marie; ſie dachte an die Schweſter.

Seine Güter, entgegnete der Prieſter, werden zum dritten Theile eingezogen, er ſelbſt verbannt auf zwanzig Jahre; der Prädicant für immer. —

Ich möchte Dir danken, Alter! hob Felsmann, das naſſe Auge auf den Freund gerichtet, an; Thränen erſtickten ſeine Stimme, er konnte nicht weiter ſprechen und deutete mit der Hand gen Himmel. — Der Mönch fiel ihm um den Hals. —

Mit welcher Anſtrengung, ſprach Felsmann nach einer Pauſe, die Hand des Freundes noch immer in der ſeinen haltend, mit welcher Mühe magſt Du Dich in Wien durch die Scharen gearbeitet haben, welche dort den Kaiſer umlagert halten! welche Kämpfe magſt Du beſtanden haben! —

Glaube dies nicht! ſprach Pater Nerlich. Die Klage des Friedländers hatte mir Bahn gebrochen.

Als ich ſagte, um was es ſich ſonſt noch handle, fand ich freien Weg.

Und Ferdinand? —

Er nahm mich gnädig auf! erwiederte Nerlich. Sein erſtes Wort war eine Frage nach Dir. Statt aller Antwort übergab ich ihm die Acten der letzten Gerichtsverhandlung. Schweigend reichte er ſie Eggenberg, der neben dem Monarchen ſtand, und welcher ſie ſtaunend las. Ich finde ihn, ſprach endlich der Kaiſer, wie ich ihn ſtets gefunden; er ſoll ſich auch in mir nicht betrogen haben. —

Wenige Tage darauf erhielt ich die Milderung des Urtheils und — dieſes Pergament.

Schweigend und nicht ohne einige Verlegenheit in der Miene zog Pater Nerlich eine große Rolle nebſt daran hängender Siegelkapſel aus ſeinem Buſen; es war ein Diplom, in welchem Felsmann zum Reichsritter ernannt wurde. —

Freundlich ruhte des Alten Auge auf der eigenhändigen Unterſchrift des Monarchen; da, auf einmal fiel daſſelbe auf das in der Mitte des Pergaments in bunten Farben ſtralende Wappenſchild. Er ſah den zum Kampfe aufgerichteten Löwen, das goldene Kreuz, aber — er ſah auch in dem obern

blutrothen Felde ein abgeſchlagenes Haupt, und —
ſchaudernd rollte er die Schrift zuſammen. —

Nur wenige Tage blieben die Perſonen, welch
dieſe Geſchichte unſern Leſern vorführt, noch in Glo
gaus Mauern, und ſelbſt in dieſen wenigen ſollt
noch ein Wermuthstropfen in ihren Freudenkelc
fallen. — Schon längere Zeit hatte Katharinen
Schwermuth den höchſten Gipfel erreicht. Ihr ſta
res Auge, ihre gepreßten Lippen, ihr tagelange
Schweigen ließ gänzliche Verſtandeszerrüttung fürch
ten. Weder die Umwandlung des Schickſals Dere
die ihrem Herzen theuer waren, noch die Tröſtunge
derſelben ſchienen einen Eindruck auf ſie zu mache
und eines Abends, als Ritter Otto erklärt, daß ei
Reiſe nach Böhmen ihn auf einige Wochen entfern
halten würde, verſchwand ſie plötzlich. Nie habe
die Ihrigen mehr ein Wort von der Unglückliche
vernommen. Wahrſcheinlich begruben der Oder ſtil
Wellen dies allzu feurig ſchlagende Herz.

Franz Felsmann und ſeiner Gattin ward auf i
dringendes Bitten verſtattet, den an einem ſchle
chenden Fieber langſam dahinſchwindenden Alte
nach Breslau zu begleiten. Hier erleichterten ſ
durch treue Pflege ſeine letzten Lebenstage. Nu
allzu bald waren dieſe geendet. Der Greis ve

ſchied, die ſegnenden Hände auf den Häuptern der Seinen. —

Kaum hatte Franz Felsmann und ſeine Gattin dem Geſchiedenen die letzte Pflicht erzeigt, als ſie eilten, den heimathlichen Boden, auf dem ſie des Jammers ſo viel erfahren, mit dem der Niederlande, wo freundliche Arme ſich ihnen öffneten, zu vertauſchen. Kotter begleitete ſie nach Leiden. Mit Schmerzen wandten ſie oft die Blicke nach ihrem Vaterlande, wo binnen Jahresfriſt ſchon der Fanatismus neue Opfer foderte.

Die Remonſtranten.

Ein Sargtuch die Gewande,
Sein Baldachin ein Stein!
Byron.

Ein zwölfjähriger Waffenſtillſtand hatte dem großen Kampfe, in welchem die Niederlande ſo heldenmüthig dem ſpaniſchen Unterdrücker widerſtanden, ein Ziel geſetzt, und beide Theile waren nun zum erſten Male im Stande, die ganze Größe der erlittenen Verluſte in Ruhe zu überſchauen. Spanien konnte es nicht verhehlen, daß es Provinzen, um deren Beſitz Europa es beneidete, nun wol auf immer verloren habe; die Blüte des caſtiliſchen Adels war auf den blutgetränkten Dämmen Hollands gefallen im mörderiſchen Kampfe, und eine Flotte, wie keine noch das Meer getragen, die unüberwindliche Armada, war verloren. Auch Hollands Verluſte waren unermeßlich. Unabſehbare Flächen, auf welchen ſonſt goldene Garben reiften, fröhliche Schnitter jubelten, muntere Heerden weideten, waren bedeckt von wüſten Meereswogen; man hatte das ſchöne Land lieber dem Meere wiedergeben als den ſpaniſchen Feinden überlaſſen wollen, und Dämme, welche zu errichten die fleißigen Väter ein Menſchenleben lang ſich abgemüht, durchſtach die Hand des Sohnes in wenig Augenblicken. Dennoch war alles Dieſes nur der geringere Verluſt. Faſt jede Familie hatte geliebte Todten zu beweinen, und zu beneiden war, wer im Kampfe gefallen; denn Greuel waren begangen worden, vor deren Erzählung die Menſchheit ſchaudert. Die Bevölkerung ganzer Städte war vertilgt; was der Vernichtung etwa entrann, fraß Alba's Henkersſchwert, und auf den überall errichteten Schaffotten floß das Blut der edelſten Geſchlechter der Niederlande. Auch war der große Wilhelm von Oranien durch Mörderhand gefallen, er, der allein ſo viel galt als ein ganzes Heer, und deſſen Werth ſein Todfeind, der ſtolze Alba, ſo wohl erkannte, daß er bei der Gefangennehmung der Grafen Hoorn und Egmont ausrief: Nichts iſt gewonnen, wenn uns der Schweigende (ſo nannte er ihn) entronnen iſt! — So erwünſcht nun der Bevölkerung Hollands eine zwölfjährige Waffenruhe kommen mußte, ſo gab es doch eine Partei, welcher die Fortſetzung des Krieges willkommener geweſen wäre. Faſt alle hohen Befehlshaber bekannten ſich zu dieſer, und an ihrer Spitze ſtand der Nachfolger des großen Wilhelm, der Statthalter, Prinz

Moritz von Oranien. — Nicht allein verlor er durch den Waffenſtillſtand ſeinen Antheil der Grafſchaften Lingen und Mörs, in deren Beſitz die Spanier blieben, ſondern ſein hoher kriegeriſcher Muth, dies Erbtheil des Hauſes Oranien, konnte ſich nicht gewöhnen an die Unthätigkeit und Ruhe friedlicher Zeit. Er, aufgewachſen unter dem Geräuſche der Waffen, wußte die ſtillen Wohlthaten des Friedens nicht zu ſchätzen; im Kampfe tapfer, von ſeinen Feinden ſelbſt bewundert, ſah er in dieſem nur Gelegenheit zu neuem Ruhme — und jetzt, dies ſtolze Herz, gewohnt nur zu gebieten, es ſollte ſich den förmlichen, umſtändlich langſamen Einrichtungen einer republikaniſchen Regierung beugen! — Kein Wunder, daß Prinz Moritz den heftigſten Widerwillen gegen den thätigen Beförderer der Waffenruhe faſſen mußte; es war dies Johann von Oldenbarneveldt, Generaladvocat von Holland. — Was Moritz von Oranien dem Vaterlande im Felde war, war Oldenbarneveldt im Cabinet. Siebzig lange Jahre, glänzend und fleckenlos durchlebt, lagen vor den Augen des ſtillen Weiſen ruhmvoll ausgebreitet. Er, der Freund Hugo's de Groot (gewöhnlicher Hugo Grotius genannt), der Bewunderer des großen Wilhelms, der edle Kämpfer für Recht und Geiſtesfreiheit, er konnte würdig der Ruhmbegierde des Fürſten entgegentreten und ſagen: es iſt genug! — Sein feſtes Wort durcheilte klangvoll die ſeufzenden Provinzen, und tauſend niedergetretene, ſchmerzerfüllte Herzen begannen aufs Neue fröhlicher zu ſchlagen. Mit Jünglingsfeuer ergriff der Greis bei eingetretener Waffenruhe alle Mittel, von denen zu glauben war, daß ſie die Wunden des Vaterlandes heilen könnten, und es gab kein neues ſchönes Unternehmen, bei welchem der Name Oldenbarneveldt nicht von dankbaren Lippen ausgeſprochen worden wäre. — Die Zeit des Friedens war die Zeit, in welcher die Saat des Guten, deſſen Samen er mit ſtarker Hand ſo vielfach ausgeſtreut, der Ernte entgegenreifen konnte, und vorzüglich war es die Provinz, in welcher er lebte, die Provinz Holland, der er alle ſeine Kräfte weihte. Mit Römerſinn dem republikaniſchen Geiſte zugethan, glaubte er nur durch dieſen dem Vaterlande eine neue Aera heraufführen zu können, und ſchon aus dieſem Grunde war er nicht im Stande, ſich mit dem Herrſcherſinne und der Kriegsluſt des Prinzen Moritz zu befreunden. Auch gab es noch einen andern Grund zur Zwietracht zwiſchen Beiden: ein Streit zweier Profeſſoren der Theologie der Univerſität zu Leiden ſetzte damals alle Gemüther in den Niederlanden in Bewegung.

Der Zwiſt entſtand über die Lehre von der Gnadenwahl. Franz Gomar, einer jener beiden Theologen, lehrte nämlich, daß durch einen göttlichen Rathſchluß es eine unumſtößliche Beſtimmung gäbe, welche Menſchen ſelig, und welche ganz unfehlbar verdammt werden müßten. Arminius, der Andere, behauptete dagegen, daß es der Wille des Schöpfers ſei, daß alle Menſchen gut und folglich ſelig würden, daß er aber Niemanden zu der Bekehrung zwänge, ſondern die Guten einſt belohne, ſowie die Unbußfertigen beſtrafe. — Kaum wird man es in unſern Zeiten glauben, daß die Vertheidigung von Gomar's finſtere Lehre im Stande war, mehre der edelſten Häupter Hollands auf den Block zu bringen; und doch war es ſo, denn ſehr verſchiedene Intereſſen miſchten ſich in den Streit. Die Aufgeklärten der Nation entſchieden ſich für Arminius, und auch die meiſten der weltlichen Obrigkeiten billigten ſeine Lehre, weil er ihnen eine bedeutende Gewalt in Kirchenſachen zuſprach; dagegen war die Geiſtlichkeit gänzlich für Gomar, denn dieſer legte die kirchliche Gewalt ſowie die Schlüſſel des Himmels in ihre Hände, und ſo ſprach ſich bei dieſem Stande in jener Zeit — und vielleicht nicht blos in jener — ein heftiges Verlangen nach mehrer Gewalt und nebenbei noch größern

Ehren aus. — Auf allen Kanzeln erſchallte ni
als: Vorherbeſtimmung und göttlicher Rathſchl
welchen letztern jeder Fanatiker nach ſeiner Weiſe d
tete, und die in Angſt getriebenen Arminianer ü
gaben bei immer heftiger werdendem Streite
Staaten von Holland eine Vorſtellung, in wel
ſie ihre Lehre näher zu erklären ſuchten, und von
man ihnen den Namen Remonſtranten beile
Sie erſuchten in jener Schrift die Staaten, daß n
ſie in einer rechtmäßigen Synode hören möge,
daß, wenn dieſes nicht geſchehen könne, man we
ſtens ſich brüderlich vertragen wolle. — Die Gom
ſten dagegen, welche man auch Contraremonſtran
nannte, regierte ein weit kriegeriſcherer Geiſt; ſie v
ſen jede Annäherung ab, verglichen die Arminia
mit den Kananitern, welche Gott zu vertilgen be
len habe, und nannten ſie vorläufig Baalspfa
Mameluckꝛen und Teufel! —

Die Maſſe der Nation, von allen Kanzeln h
hinlänglich bearbeitet, erklärte ſich für Gomar,
Prinz Moritz, ſtets danach trachtend, ſich popu
zu machen, verlieh den Eiferern nur um ſo li
ſeinen Schutz, als er die Namen Hugos de G
und Oldenbarneveldt's unter der kleinen Zahl der G
ner wußte. —

In jener Zeit — es war ein herrlicher Frühlingstag des Jahres 1618 — lag ein leichtes Geſchwader niederländiſcher Schiffe auf der Rhede von Schevelingen feſtgeankert. Das Ende der zwölfjährigen Waffenruhe vermochte den Prinzen Moritz, welcher mit Verlangen dem Beginnen der Feindſeligkeiten entgegenſah, die beiden noch übrigen Jahre mit Kraft zu nützen, um dem mächtigen Gegner gleich im Anfange des neuen Krieges mit Nachdruck zu begegnen. Häufige Kreuzfahrten auf der Nordſee, verdoppelte Thätigkeit in allen Zweigen der Marine ſchienen dem Fürſten Statthalter wohlgeeignet, jenen Eifer bei der Flotte aufs Neue zu entzünden, welcher in den Annalen der Niederlande ſchon in unſterblichen Zügen glänzte, und jene Gründe waren es, welche die kleine Flotte, von der hier die Rede iſt, nach den Befehlen des Statthalters auf der Rhede von Schevelingen, alſo ganz in der Nähe der Reſidenz, des Haags, verſammelte. Es waren in Allem ſechzehn Segel, worunter eine große, früher von den Niederländern eroberte ſpaniſche Gallione, die hier vor Anker lagen. Stolz wehte die große Flagge der Provinzen auf den Maſten, und alle Raen waren geſchmückt mit kleinen orangefarbenen Fähnchen, denn heute war der Jahrestag der Eroberung von Breda, der erſten That, mit welcher Moritz vor achtundzwanzig Jahren ſein Feldherrnleben begonnen hatte. Auf dem Admiralſchiffe, jener Gallione, deren früherer Name: Santa Tereſa, in Kroon van Holland verwandelt worden, wehte die Flagge des Schout by Nacht (Contreadmirals) Jakob L'Hermite, und die Fahnen aller befreundeten Nationen prangten auf dem Bogſpriet, dem Fock- und Beſansmaſte; nur die ſpaniſche hing am Hintercaſtelle des Schiffes, dicht neben dem Steuerruder, verkehrt hinab und ſchleifte auf den Wellen. —

So flach auch die Ufer der Nordſee in jenen Gegenden ſind, ſo hatte doch die auf dem Hinterdecke des Admiralſchiffes verſammelte luſtige Geſellſchaft einen nicht unintereſſanten Anblick in das ſie umgebende Rundgemälde. Auf der Landſeite ſah man das freundliche, hell in der Sonne erglänzende Fiſcherdorf Schevelingen. Die Menge der gruppenweiſe in der Gegend befindlichen Fruchtbäume lieh dem flache Gelände einen parkähnlichen Anſtrich, und in weite Ferne ſah man in der von Kanälen durchſchnittene Landſchaft hier und da ein weißes Segel durch da Grün der Bäume gleiten. — Die Seeſeite bot eine kriegeriſchen Anblick dar. Hier lagen, rechts und link der großen Gallione, die kleinern Schiffe; die Be decke derſelben wimmelten von der Beſatzung, und munterer Geſang und lauter Jubel verkündete, daß hier ein kriegeriſches Feſt gefeiert werde. Weit auf der Höhe der von friſchem Winde leicht gekräuſelten See ſah man verſchiedene Segel in mannichfacher Richtung ihren Weg verfolgen, und mitten unter ihnen kreuzte ein kleines Kriegsſchiff mit niederländiſcher Flagge, allem Anſcheine nach eifrig beſchäftigt, von den Begegnenden Kunde zu nehmen. —

Am Borde der Kroon van Holland ging es ſehr luſtig zu. — Von der Gegend des Fockmaſtes an bis zum Bogſpriet waren zu beiden Seiten des Schiffes lange Tiſche aufgeſchlagen, an denen die Mannſchaft jubelnd tafelte, und der unaufhörlich friſch gefüllte Becher mit blinkendem, ſtarkduftendem Wachholderbranntwein ging raſch im Kreiſe umher. Auf dem um einige Stufen erhöhten Hinterdecke ſaßen die Offiziere bei vollen Flaſchen an einer ſchöngeſchmückten Tafel, und die benarbten, braunen, von Wein und Sonnenhitze erglühenden Geſichter zeigten deutlich Jedermanns Beſtreben, bei der Feier des heutigen Tages kein ſäumiger Gaſt zu heißen. — Zu oberſt des langen Tiſches und auf dem Ehrenplatze befand ſich der Admiral Jakob L'Hermite, ein alter Seemann, von deſſen Thaten ein hölzernes Bein und eine breite

Narbe im Geſichte beredte Zeugen waren. In dem breiten, gutmüthigen Geſichte, in welchem ſich die Phyſiognomie der Nation entſchieden ausſprach, glänzte die Freude des feſtlichen Tages, und der alte Seeheld war aufs eifrigſte beſchäftigt, ſeinen Nachbar, den Domine (Prediger) des Schiffes, zu einem Pokale Rothwein zu bereden, welchen Zuſpruch Letzterer mit Bibelſtellen, die Mäßigkeit empfehlend, beantwortete, während ſein Vorgeſetzter das Glas des Geiſtlichen, und ohne ſichtbaren Widerſtand von deſſen Seite, bis zu dem Rande füllte. — Auch die übrigen Tiſchgenoſſen ſuchten durch eifrige Ermunterungen ihrer Nachbarn dem Beiſpiele des Befehlshabers zu folgen und erfuhren ſo wenig wie derſelbe in dieſem Beſtreben beſondern Widerſtand. — Das Aeußere der Geſellſchaft bot einen ſehr verſchiedenen, zuweilen etwas barocken Anblick dar. Die Mitglieder derſelben waren größtentheils ältere Männer von breitem, vierſchrötigem Anſehen; doch hatte ihre Haltung etwas Kriegeriſches, welches auch ohne ihren militairiſchen Aufputz ſich nicht verkennen ließ. Faſt Alle waren in koſtbare, doch ſchon etwas verblichene Wämmſer von ſpaniſchem Sammet gekleidet, und ihre reichgeſtickten Schärpen, die koſtbaren Spitzen an den faltigen Kragen zeigten, daß ſie auf leichte Weiſe in frühern Zeiten zu dieſem Staate gekommen ſein mochten. Der Admiral ſowie auch verſchiedene der ältern Offiziere trugen an goldenen Ketten eine große Medaille, auf welche das Bild des Würgengels, die Spanier verfolgend, geprägt war, an dem Halſe. —

Ein einzelnes Boot, in dem zwei Männer ſich befanden, ſtieß eben vom Lande ab, und bald befand ſich einer derſelben am Bord des Admiralſchiffes. Mit ehrerbietiger Verbeugung überreichte er dem Befehlshaber ein Schreiben und entfernte ſich dann ſogleich.

Leſet Domine! ſprach der Admiral; ich ſelbſt, ich bin kein ſonderlicher Kunſtverſtändiger, und heute — ich weiß nicht, wie es zugeht — erſcheinen mir die Zeilen alle doppelt. —

Das Schreiben iſt von dem Cabinetsrathe van der Werf! entgegnete der Geiſtliche, nachdem er ſolches eilig durchgeſehen. — Er ſchreibt, daß Seine Hoheit noch heut Abend den Herrn von Stoutenburg zu ſprechen wünſche.

Den jungen Oldenbarneveldt? rief Jakob L'Hermite. Und der Junge kreuzt dort noch auf der Höhe! — Hört, Hauptmann van der Maar! ſeid doch ſo gut und feuert einen Kanonenſchuß, damit der Schooner zurückkehrt. —

Der Flaggencapitain des Admiralſchiffs, ein alter dicker Seemann, erhob ſich raſch, und kaum war er vom Hinterdecke hinabgeſtiegen, als das Gebäude von einem ſtarken Schuſſe erdröhnte, und zwei bunte Fähnlein am Beſansmaſte erſchienen. —

Ich freue mich immer, ſprach der Admiral, indem er langſam, wie in ſüßer Erinnerung befangen, den Inhalt eines Bechers über die Lippen gleiten ließ; ich freue mich immer, wenn ich den Jungen ſehe, den Wilhelm Oldenbarneveldt! — Als funfzehnjähriger Knabe machte er am Borde von Heemskerk's Admiralſchiffe ſeinen erſten Seezug an meine Seite, und darum betrachte ich ihn immer als mei Geſchöpf. Der Alte hatte ſo zu ſagen den Knaben auf die Seele mir gebunden, denn, müß Ihr wiſſen, ich war damals Heemskerk's Flaggencapitain. —

Ihr ſprecht doch, entgegnete ein alter Offizie von jenem Zuge gegen die neun Gallionen des Jua Alvarez de Avila, die bei Gibraltar vor Anker lagen — Ja, bald ſind es elf Jahre, und mir iſt es noc als wäre es geſtern. — —

Seht! fuhr der Admiral, glänzend vom Feu des Weins und der Erinnerungsfreude, fort; ſeht, I Herren! der Spanier ſuchte den aus dem Mitte meere zurückkehrenden Schiffen aufzulauern; aber das bedachte er nicht, daß Mancher zur Schafſchur auszieht und am Ende ſelbſt geſchoren nach Hauſe kehrt. Doch dieſem Don, dem ging es noch etwas ſchlimmer, denn er hat die Heimath nicht mehr geſehen! — Kinder, es iſt mir, als ob es heute wäre! Es war ein herrlicher Morgen; das ſtolze ſpaniſche Admiralſchiff lag, als ob es uns kaum des Beobachtens würdigte, in der Mitte der im halben Monde aufgeſtellten Gallionen noch vor ſeinem Anker, als wir ſchon im Bereiche der Kanonen waren. Jakob! ſagte da der alte Heemskerk; führe das Zeepaard — ſo hieß unſer Schiff — dem Don bis auf Piſtolenſchußweite in die Flanken und thue eher keinen Schuß! — Es war ſein letztes Wort! ſanft ſchlafe der edle Streiter! eine Kanonenkugel riß ihm den Kopf vom Rumpfe. — Aber, Ihr Herren! als der alte tapfere Degen ritterlich am Bord gefallen war, da hättet Ihr unſere Jungen ſehen ſollen! — Eine Lage nur ward gegeben, dann griff Alles nach dem Haken und dem Enterbeil. Von der andern Seite führte Lambert — den ſchönen Lambert nannten ſie ihn — ja dieſer führte auch ſein Schiff heran, und bald lag noch ein dritter niederländiſcher Seehund am Hintertheile des Spaniers! — Glaubt Ihr, er hätte die

Flagge nun geſtrichen? — Ja, damit hatte es gute Weile. Wie ein Raſender focht Avila an der Spitze ſeiner Mannſchaft, und ſelbſt dann noch, als er von einem Partiſanenſtoß dahingeſtreckt am Boden lag, ermunterte er die Seinen zum muthigen Kampfe. Von allen Seiten ſprangen wir an Bord, und es wüthete der Streit vom Steuerruder bis zum Bogſpriet. Der Oldenbarneveldt — wie ich Euch ſagte, ein Knabe damals — war mit einer langen roſtigen Hellebarde, welche die ſchwachen Arme kaum regieren konnten, mir ſtets zur Seite. Die Sorge um den Knaben behinderte mich faſt am Kampfe; aber da half kein Befehl, daß er zurückgehen ſollte, er blieb und kämpfte wacker. Endlich hatten wir den Reſt der Spanier vom großen Maſte zurückgedrängt; da fehlt auf einmal das Kind an meiner Seite. Schon gab ich es verloren; da ſeh' ich mehre Spanier mit ihren Büchſen nach der Spitze des großen Maſtes feuern. Ich blicke aufwärts, und auf des Maſtes Spitze, denkt einmal, ſitzt Euch der Knabe, welcher eben die Flagge von Caſtilien vom Flaggenſtocke reißt und um den Leib ſich windet. — Nun könnt Ihr denken, von welcher Wirkung dieſer Anblick für die Spanier war! Wol zwanzig Schüſſe fielen auf den Knaben, aber pfeilſchnell glitt dieſer vom Maſte herab, und innerhalb zehn Minuten wehte die Fahne der Provinzen von dem Hauptmaſte der eroberten Gallione! —

Ja, ſprach einer der Offiziere, es war der Barneveldt von jeher ein kecker Burſche, und darum iſt er auch beim Prinzen gar wohlgelitten, ſo ſehr auch dieſer den Alten haßt.

Und daran thut er Recht, der Prinz! entgegnete, vom Geiſte des Weines aufgeregt, der Domine. — Heißt es nicht in der Schrift: Du ſollſt den Böſen von Dir thun! und weiter: Wehe Dem, von dem Aergerniß kommt! Und ſteht nicht der alte Oldenbarneveldt an der Spitze jener eingefleiſchten Teufelsbrut, der Remonſtranten? — Lagen ohne ihn und Hugo de Groot nicht dieſe Mamelucken, dieſe Abtrünnigen von der Kirche längſt in Ketten und Banden? —

Ich habe nichts dagegen! ſprach gleichmüthig der Vorige; gar im Geringſten nicht! — Seht, Domine! fuhr er fort, indem er langſam aus ſeinem Glaſe nippte; ſchon darum bin ich für die Lehre von der Vorherbeſtimmung, weil man bei dieſer wegen des Himmelreichs weiter keine Mühe hat; einem Jeden begegnet Das, wozu er da eben kataſtrirt. Komme ich ins Paradies — nun gut! — wo nicht —

nun ſo kann es doch anderswo auch nicht ſchlimmer werden, als es der Menſch aushalten kann! — Am Ende kann man auch, nach Euerer Lehre, weder etwas dazu noch abthun, und handelt mithin am klügſten, es ruhig abzuwarten. —

Sitzet nicht, wo die Spötter ſitzen! rief der Geiſtliche, kirſchbraun vor Zorn. Ihr ſeid auch ſicherlich ein Arminianer und werdet dereinſt im Höllenpfuhle —

Ruhe, Ihr Herren! rief der Admiral, indem er mit Heftigkeit auf den Tiſch ſchlug. Laßt dieſe Streitigkeiten dem feſten Lande! — Wer mir aber, ſo lange er ſalziges Waſſer unter den Füßen hat, noch einmal von göttlichem Rathſchluſſe oder Vorherbeſtimmung ſpricht, der muß zur Strafe ſieben Becher und, wohlverſtanden, auf die Geſundheit ſeiner Gegner leeren; und — Domine! das wäre Euer Ende! — Nun, Ihr Herren! ſprach endlich der Admiral, indem er feierlich vom Sitze ſich erhob, man ſoll nicht ſagen, daß, wo der alte Jakob zu oberſt bei der Flaſche auf einem Hinterdecke geſeſſen, die alte Geſundheit: Seemanns Glück! vergeſſen worden wäre! —

Unter lautem Jubel leerte die Geſellſchaft die mächtigen Becher.

un noch ein tüchtiges, echt niederlandiſches Lied
Schluſſe! rief luſtig der Admiral. Ihr, Ca-
Sneuwberg — er meinte jenen Offizier, den
onine immer noch mit giftigen Blicken anſah —
eid der Sänger der Armada! Macht und ſtimmt
an! aber etwas Gutes muß es ſein; ſo recht
tem Schrot und Korn.

ollt Ihr, entgegnete der Officier, das alte Lied:
mus von Naſſauen?

in! rief der Admiral; ein Seemannslied! —
halt! jetzt fällt mir etwas ein. Stimmt mir
rſang, das Schlachtlied der Meergeuſen an;
gt faſt wie Sturmesbrauſen und erquickt mir
das alte Seemannsherz!

e Ihr befehlt! entgegnete der Offizier, und mit
Winke an die Geſellſchaft, der zur Stille und
nmen auffoderte, hob er nun an:

Wo wehet der Wimpel vom Maſte ſo ſtolz?
tönen Trommetenklänge,
iſterte Siegesgeſänge?
n Decke des Geuſenſchiffs tönen ſie her,
lz weht ſeine Flagge auf nordiſchem Meer;
herrſcht auf den mächtigen Wogen,
ch die ſie im Siege gezogen.

Oranje boven! erſchallet der Ruf!
Er führet die Geuſen zum Siege,
Zum Tode im heiligen Kriege. —
Doch, todt oder ſiegend, des Vaterlands Sohn
Erwartet ein hoher, ein herrlicher Lohn:
Unſterblichkeit! ewige Ehre!
Und Vaterlands dankbare Zähre! —

Drum, Söhne der Freiheit, friſch an den Feind!
Die Flagge des Todes, ſie ſchwebe
Am Maſte empor! es erbebe
Der Spanier! er fühl', der Ocean
Sei Niederlands Söhnen noch unterthan!
Drum hier oder dort! tapfre Brüder! —
Doch — feſſellos ſehn wir uns wieder. —

Bravo! rief der alte Jakob, indem er mit der großen breiten Fauſt ſich über die braunen Wangen fuhr und eine Thräne zerdrückte. — Bei dieſen Tönen aus einer längſt vergangenen Jugendzeit pocht mir das alte wilde Herz doch immer mächtig an die Rippen! — Aber ſeht! da geht die Zeebloem ſchon vor Anker. Nun wird der Wilhelm Barneveldt bald hier ſein. — Wirklich legte in wenig Augenblicken ein kleines Boot ſich an die Seite des Admiralſchiffes, und ein junger Mann, in Kriegskleidung damaliger Zeit, erſchien auf dem Verdecke des Letztern.

Dem Anſcheine nach mochte der Jüngling etwa ſechs- bis ſiebenundzwanzig Lebensjahre zählen, doch konnte man ihn, durch ſeinen von der Sonne gebräunten Teint, desgleichen durch den Schnurr- und Zwickelbart dazu verleitet, leicht auch um einige Jahre älter halten. Sein Aeußeres trug das Gepräge des rüſtigen Seemanns. In langen, etwas in Unordnung gerathenen Locken ringelte ſich das rabenſchwarze Haar um Stirn und Schultern und vermehrte ſo den Ausdruck der kühnen Züge. Der ernſte, faſt trotzige Blick des ſchönen dunkeln Auges zeigte, daß dieſes längſt gewohnt ſei, die grauſenvollen Kämpfe des Menſchen mit dem widerſtrebenden Elemente ohne Furcht zu ſchauen. Die goldene Kette des Fürſten, welche an dem Halſe des Jünglings hing, deutete auf die Verdienſte deſſelben um das befreite Vaterland, und dieſe Kette, ſowie das kurze gerade Schwert an ſeiner Seite, waren der einzige Schmuck der hohen lebenskräftigen Geſtalt des jungen Mannes. —

Nun, Wilhelm! rief der Admiral, was bringſt Du uns für Kunde? — Wie einen muntern Delphin ſahen wir Dich den ganzen Tag dort unter den fremden Schiffen kreuzen.

Viele habe ich examinirt, mein Admiral! entgegnete der junge Mann mit militairiſcher Verbeugung; doch eins nur war ein Spanier. Es kam aus Ferrol, und ſein Capitain machte ganz übertriebene Schilderungen von Spaniens Rüſtungen zur See. So erwähnte er unter andern zehn großer Gallionen, ſo dort und in Corunna neu auf den Werften lägen.

Deſto beſſer! rief Jakob L'Hermite, indem er ſich den Schnauzbart ſtrich. Baut ſie der Spanier, ſo erſparen die Provinzen ſich das Geld, und große Schiffe, die ſind es gerade, die wir brauchen. Bis eins derſelben mein wird, halten wol noch die verfaulten morſchen Planken unſerer Kroon van Holland.

Herr Admiral! erinnerte der Domine; Ihr ſcheint es zu vergeſſen, daß Se. Hoheit heute noch den Herrn von Stoutenburg zu ſprechen wünſcht.

Ja freilich! beim Element! erwiederte der Alte. — Hier, Wilhelm! lies den Brief. —

Haſtig ergriff der Jüngling die Ordre, welche er raſch durchlief.

Du könnteſt mich, ſprach der Admiral, bald nach dem Haag begleiten. Heute Abend iſt große Cour, und ich wette darauf, daß, käm' ich nicht, der Prinz bei Zeiten fragen würde: wo iſt mein alter Einſiedler geblieben? — Ihr wißt es, es belieben Se. Gnaden immer, in Beziehung auf meinen Namen, mit mir zu ſcherzen. — Gewiß, würde er ſagen, hat ihn der ſüße Wein auf ſalzigem Waſſer zurückgehalten! —

Ich wollte ohnehin, ſprach Oldenbarneveldt, Euch bitten, mein Admiral, daß Ihr mir einige Stunden Urlaub nach dem Haag vergönnen wolltet. Ich habe mit dem Cabinetsrathe van der Werf etwas Dringendes zu ſprechen.

Du haſt ſeit einiger Zeit, entgegnete der Alte, indem er ſchalkhaft ein Auge zukniff, in dem Hauſe des Cabinetsraths entſetzlich viel zu thun! — Na, nimm's nicht übel, Wilhelm! Wir alle ſind einmal jung geweſen, und ich, ich will Dir's am wenigſten verdenken, wenn Du die Tochter des van der Werf auch liebenswürdig findeſt. Das Mädel gefällt mir ſelbſt, es hat ſo etwas Reſolutes, ſo Tüchtiges. Ihr wißt es, Sneuwberg, neulich, als ich das Fräulein am Hofe ſah, ſagte ich gleich zu Euch: das wäre ſo eine Seemannsbraut! —

Still und ſinnend ſtand der Jüngling während des Alten Rede, und man merkte deutlich, daß dieſer eine Saite, vielleicht ganz unwillkürlich, berührt hatte, die tief in Wilhelms Seele wiederklang. —

Der Abend brach endlich an, und Jakob L'Hermite begab ſich in Begleitung Wilhelms und der übrigen Commandeurs der Flotte nach dem Haag. —

Es war ein herrlicher Frühlingsabend, und eine zauberiſche Stille ruhte auf den ſchönen Baumrevieren, welche die ländliche Stadt umkränzen; Tauſende duftender Hyacinthen würzten die Luft mit ihren Wohlgerüchen, und in dem jungen Grün breitblätteriger Linden ward hier und da noch ein Frühlingsſänger laut. Unnennbar ſelige Gefühle drängten ſich in Wilhelms Herzen. Dort, wo die Fenſter des Schloſſes der Staaten ſo hell erleuchtet glänzten, ſollte er bald vor dem ſo hochverehrten Fürſten ſtehen; und hatte nicht ſein Fürſt, ſein Feldherr, trotz aller zwiſchen ihm und Wilhelms Vater beſtehenden Spannung, den Sohn ſo gnädig ſtets behandelt? — Wußte Wilhelm nicht, daß unter den Hunderten, welche in den weitherglänzenden Sälen bereits verſammelt waren, ein Weſen ſich befand, ein Weſen, deſſen reine Seele für ihn erglühte, deſſen ſchönes Herz für ihn nur ſchlug? — So näherte Wilhelm in der Mitte ſeiner Begleiter ſich dem Schloſſe. — In hellem Feuer erglänzte die, zum heutigen Feſte aufs reichſte illuminirte, faſt eine Viertelſtunde lange, Prinzengracht. Es drängten in der herrlichen Straße ſich reichgeſchmückte Equipagen, welche von allen Seiten nach dem Schloſſe eilten, und in den weiten, von der Menge erfüllten Höfen war kaum durchzukommen.

Endlich traten die Offiziere in die groſsen, zur Feier des heutigen Tages reichgeſchmückten Säle. Faſt Alles, was die ſieben befreiten Provinzen an groſsen Namen und edeln Geſchlechtern aufzuzeigen hatten, war hier verſammelt; man erblickte jene Helden, welche in dem ſpäter ausbrechenden Seekriege ihre Namen unſterblich machten; unter ihnen befanden ſich Tromp, Peter Hein und der tapfere de Ruyter. Man ſah hier die Nachkommen der Brederlohe, Hoorne und anderer Gründer der theuer erkauften Freiheit, noch hochgeehrt im Andenken an die Thaten ihrer Väter. — Aber nicht blos der Tapferkeit, dem Adel des Verdienſtes und der Geburt, ſondern auch der Schönheit war hier Platz bereitet. Obwol ſelbſt unvermählt, liebte es Prinz Moritz, bei ſeinen Feſten die ſchönſten Frauen des Landes zu erblicken. Demzufolge ſah man auch heute einen auserleſenen Kreis derſelben; es thronten hier die erſten Schönheiten von Amſterdam, Leiden, Rotterdam und Haag. Unter ihnen ragte ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, Cornelia van der Werf, die Tochter des Staats- und Cabinetsraths, hoch empor. — Es war eine ſchlanke, juneniſche Geſtalt. In dem dunkeln groſsen Auge, dem ſchwarzen Ringelhaar, den lebhaft geiſtig bewegten Zügen würde man eher eine Tochter des

Südens als eine Niederländerin zu finden geahnet haben; aber die feine, faſt durchſichtige Haut, die ſchönen Farben ihres Geſichts gaben die Küſten der nordiſchen Meere als die Heimath der Jungfrau an. —

Nur mit Mühe gelang es Wilhelm, in die Nähe des Fräuleins ſich zu drängen, und beide verſanken in eine Unterhaltung, deren Lebhaftigkeit ein Zeugniß für das Intereſſe gab, mit welchem ſie von beiden Seiten geführt ward. —

Während in den weiten, durch große Leuchterkronen faſt bis zum Sonnenglanze erhellten Sälen die Menge ſich bewegte, ging Prinz Moritz in einem mit rothem Sammet tapezirten Nebenzimmer im Geſpräche mit zwei Männern auf und ab. — Es war der Fürſt ein Mann von mehr als mittlerm Alter, ehrfurchtgebietendem, kriegeriſchem Aeußern und ſtrengen, faſt hart zu nennenden Zügen. Die einzige Zierde ſeiner ſonſt einfachen Kleidung von dunkelm Sammet war die über die Schulter hängende Schärpe von der Farbe ſeines Hauſes. Ein ſchmaler langer Stoßdegen hing an dieſer die Hüfte abwärts. — Ihm zur Seite ging ein Mann von gleichem Alter in dunkler Kleidung, deſſen gewandte Rede, die Schnelligkeit, mit welcher er den einſylbigen Bemerkungen des Fürſten zu begegnen wußte, auf den geübten Hofmann deuteten. — Der Dritte jener Auf- und Abgehenden war ein Mann im Prieſtergewande, mit breitem, ſteifem Faltenkragen. Die plumpen, ſtolzen Züge durchzuckte ſichtlicher Aerger über die von Jenem dem Fürſten ſoeben gemachten Vorſchläge. —

Ich kann mich mit Euerer Meinung nicht befreunden, Werf! hob der Fürſt Statthalter, indem er ſtillſtand, kopfſchüttelnd an; Ihr werdet ſehen, der alte ſtolze Schwärmer wird in jeder Annäherung von meiner Seite nur eine Schwäche finden. —

Möge Euere Hoheit mir erlauben, daß ich widerſpreche! entgegnete der Cabinetsrath eifrig. Zu lange iſt der alte Oldenbarneveldt ſchon Staatsmann, als daß er nicht wiſſen ſollte, wie es gemeiniglich der Sieger iſt, welcher zuerſt die Hand zum Frieden bietet.

Ihr meint alſo, ſprach der Prinz, ein Mittel zu beſitzen, vermöge deſſen Ihr ihn bewegen könntet, ſich von Hugo de Groot und Hogerberts zu trennen? —

Wenigſtens ihn dazu zu bringen, daß er in die Entlaſſung der Waardgelders, jener Stadtmilizen, in deren Errichtung Euere Hoheit einen Eingriff in die Rechte des Oberfeldherrn findet, willigen ſoll!

Weiter verlange ich nichts! entgegnete der Prinz. — Einen ſolchen Schritt von ſeiner Seite ſehen die

Häupter der Remonſtranten als einen Abfall von ihrem Bündniſſe an. —

Mir ſcheint es, entgegnete der Geiſtliche, welcher bis jetzt den heiligen Eifer nur mit Mühe unterdrückte; mir ſcheint es, der Herr Cabinetsrath verſpreche ſich allzu viel! — Nicht rathſam iſt ein Bündniß mit dieſem Ottergezüchte der Abtrünnigen, und die Beſorgniß, welche Euere Hoheit vorhin geäußert —

Dieſe Beſorgniß, Doctor Gomar, ſprach der Fürſt mit einem ſtechenden Blicke, äußerte ich, um, wie der Cabinetsrath ganz recht bemerkte, ſelbſt einen in der Wirklichkeit nicht zu erwartenden Fall nicht unberückſichtigt zu laſſen. — Uebrigens hoffe ich, ſetzte der Prinz mit bitterm Lachen noch hinzu, daß Euch der Kummer, den meine Beſorgniſſe Euch machen, nicht an der Ausführung meines Befehls, für einige Zeit jetzt alle Kanzelfehde einzuſtellen, hinderlich ſein werde!

Möge Euere Hoheit, entgegnete Gomar ganz zerknirſcht, meine unterthänige Meinung —

Dieſe, entgegnete kalt der Prinz, werde ich mir von Euch erbitten, ſobald ich mich in dem Fall befinden werde, derſelben zu bedürfen! — Ihr ſeid entlaſſen, Doctor!

Und durch den Sohn des Oldenbarneveldt, fuhr nun der Prinz in dem Geſpräche fort, wollt Ihr den Antrag an ihn gelangen laſſen? — Hört, Werf, ich dächte, Ihr ließet den Jüngling aus dem Spiele in dieſer böſen Sache; ich ſchätze den jungen Mann ſo ſehr, als ich den Vater haſſe.

Durch ihn allein, entgegnete der Rath, vermag ich auf den Alten einzuwirken; Geld rührt ihn nicht; ihn reizen nicht Ehrenſtellen; hat er die höchſten nicht bekleidet? — Von ſeinem Herzen alſo allein iſt etwas zu erwarten; er liebt den Sohn aufs zärtlichſte, und darum willigt er ein! — Wäre dies nicht der Fall, ich wäre auf immer compromittirt! — Aber nein! es iſt unmöglich! —

Wer wäre es dann mehr als ich? entgegnete mit Heftigkeit der Prinz. — Aber, ſetzte er mit flammendem Blicke noch hinzu, ſo iſt es gut! Wenigſtens wird es ſich entſcheiden, ob einige wenige ſchwindelnde Freiheitshelden oder Moritz von Oranien auf dieſem Boden herrſchen ſollen! — Stößt dieſer ſchnöde Graukopf die dargebotene Verſöhnungshand zurück, ſo ſollen die Provinzen ein Beiſpiel ſehen — — Ruft mir, ſetzte er ſich ſchnell beherrſchend jetzt hinzu, ruft mir den jungen Oldenbarneveldt! — Mit Mühe gelangte der Cabinetsrath durch die Menſchenmaſſe bis zu dem Orte, wo Wilhelm im Geſpräche mit Cornelien ſich befand.

Ich muß mir ſchon erlauben, ſprach der Cabinetsrath mit einigem Vorwurf in Ton und Blick, auf einige Augenblicke zu ſtören. — Es iſt der Fürſt, welcher den Herrn von Stoutenburg zu ſprechen wünſcht. —

Das Mädchen erglühte hoch. Wilhelm ſtarrte wie gedankenlos in das Angeſicht des Raths. — Darf ich bitten, mir zu folgen? fragte froſtig nun der Letztere. —

Wilhelm fuhr zuſammen, verbeugte ſich tief vor Cornelien und ging.

Nun, Lieutenant! ſprach freundlich der Fürſt zu dem Eintretenden; ſchon lange ſah ich Euch nicht hier. Vielleicht wart Ihr, wenn der Dienſt Euch nicht in Anſpruch nahm, auf Euerer Herrſchaft Stoutenburg.

Sehr lange, mein hoher Fürſt, entgegnete Wilhelm, war ich nicht dort. Der kleine Raum des Schiffes, auf welchem die Flagge der Provinzen wehet, und deſſen Befehl mir Euere Hoheit anvertraute, iſt meine Heimath. —

Daran erkenne ich den Seemann, ſprach der Fürſt, den Krieger, welcher ſich aufs Neue auszeichnen wird, ſobald das Vaterland uns zu den Waffen ruft. — Mich freuet Euer Eifer, den mir der Admiral L'Hermite ſchon oft gerühmt. — An dem Alten, ſowie hier an dem Cabinetsrathe, ſcheint Ihr zwei warme Freunde zu beſitzen.

Ich werde mich, entgegnete Wilhelm, ſtets bemühen, mich dieſer Güte werth zu zeigen.

Ich zweifle nicht daran! verſetzte leicht der Fürſt. Auch iſt die gute Meinung, die van der Werf von Euch gefaßt, gar nicht gering; ſo will er Euch jetzt zum Diplomaten machen! —

Befremdet ſah Wilhelm auf den Rath, welcher ill und beifällig lächelte.

Es iſt ſo eine Grille von demſelben, fuhr der Fürſt in ſeiner Rede fort. Er will eine Botſchaft n Euern Vater ſenden, und Ihr ſollt der Geandte ſein. — Ich zwar, ſetzte der Fürſt auf- und bgehend hinzu, ich finde das Ganze überflüſſig; aber Werf iſt der Meinung, man müſſe niemals etwas utes ſo unverſucht verwerfen, und vorzüglich könnte s für Euch von Nutzen ſein; darum nun beſonders abe ich darein gewilligt, und es wird morgen der ath das Nähere Euch eröffnen.

Iſt es etwas, mein gnädiger Fürſt, entgegnete Wilhelm feurig, das Euerer Hoheit oder der Provinzen Dienſt betrifft, ſo iſt dieſes allein hinreichend, alle meine Kräfte anzuſpornen.

Ich weiß es, ſprach der Fürſt mit gnädiger Miene. Vollziehet Euern Auftrag mit dem gewohnten Eifer. Bald nimmt dann dieſen der neuausbrechende Krieg in Anſpruch, und — vom Commandeur des Schooners bis zum Fregattencapitain iſt nur ein Schritt. —

Mit gnädiger Handbewegung entließ der Fürſt nun Wilhelm, und dieſer eilte zu ſeinen Cameraden, welche von weitem, vielleicht nicht ohne Neid, die kurze Audienz des glücklichen Gefährten angeſehen. —

Am Morgen des folgenden Tages ſtanden Wilhelm und Cornelia auf der hochgelegenen, von blühendem Flieder bekränzten Terraſſe des van der Werf'ſchen Landhauſes. — Der Jüngling war in Reiſekleidern. Auf ſeinem Antlitze glänzte das Feuer jugendlicher Liebe und froher Hoffnung; über das Geſicht des Mädchens aber hatte ſtille Trauer ihren Flor gebreitet.

Wie iſt es möglich, theure Cornelia, ſprach der Jüngling, daß gerade heute, heute an dem Tage, an welchem Dein edler Vater zum erſten Male die Billigung unſerer Liebe ausgeſprochen hat, Dich ſo ſchwarze Ahnungen befallen können? — Erwähnte er nicht ſelbſt des Tages ſchon, der uns auf ewig einigen ſoll.

Bedingungsweiſe nur! entgegnete das Mädchen trübe.

Wer kann es ihm verdenken, erwiederte Wilhelm, daß er die Ausſöhnung zwiſchen dem Prinzen und meinem Vater vorher bewirken will? — Er iſt Staatsmann und Fürſtendiener! —

Ganz recht! ſprach Cornelia, ſchmerzlich das feuchte Auge erhebend. Staatsmann und Fürſtendiener! — Der Gedanke iſt es, der die finſtern Ahnungen in mir erzeugt. — Und glaubſt Du wirklich, ſetzte das Mädchen gefaßter dann hinzu, glaubſt Du, daß eine Ausſöhnung zwiſchen Deinem Vater und dem Fürſten möglich ſei? —

Warum nicht? entgegnete Wilhelm raſch. Dies edle Zuvorkommen von des Fürſten Seite — denn dieſer iſt es doch, der dieſen Schritt durch Deinen Vater thut — die Annäherung eines großmüthigen Feindes kann ihre Wirkung auf die ſanfte Seele meines Vaters nicht verfehlen. — Blieben aber dennoch Zweifel in dieſer übrig, ſo wird die Ausſicht auf das höchſte, das einzige Lebensglück des Sohnes ſie gewiß tilgen. Ach Cornelia, Du weißt es nicht, wie ſehr mein Vater die Seinen liebt! Du haſt ihn im

Kreiſe ſeiner Lieben noch nie geſehen! — Wie freue ich mich des Augenblicks, in welchem es mir vergönnt wird, Dich in die Arme des herrlichen Greiſes und meiner Schweſter, der ſanften, ſeelenvollen Hedwig, führen zu können! —

Du ſagſt, erwiederte das Mädchen mit ſtolzer Faſſung, ich hätte Deinen trefflichen Vater noch nicht geſehen in ſeiner Lieben Kreiſe? — und iſt das *Vaterland*, iſt *Holland* nicht ſeine Liebe? — Ja, Wilhelm, ich habe ihn geſehen, den würdigen Greis, in der Verſammlung der Staaten. Ich hörte ihn ſprechen, den edeln Republikaner, Weisheitsworte, die nie verhallen werden in meiner Seele. Mit Ruhe blickte ſein klares Auge auf die tobende Menge, in der mit Hitze die verſchiedenſten Meinungen ſich bekämpften. Wie rein, wie groß, wie wahr war Alles, was er ſprach! Wie wußte er in ſeinen Darſtellungen Alles zu entfernen, was *ſein* Verdienſt betraf! Wie bezog ſich Alles, was er wünſchte, was er wollte, nur auf das Vaterland! Wie ſchonend ſprach er von ſeinen Feinden! Welche Flammenworte entſtrömten ſeinem Munde gegen die Feinde der wahren Freiheit! — Ich glaubte einen Cato oder den ältern Brutus zu erblicken; und Wilhelm — täuſchen wir uns nicht — Dein Vater, wenn er dieſen gleicht, muß den falſchen, hinterliſtigen Verſöhnungsantrag von ſich weiſen. —

Hinterliſtig, ſprach Wilhelm mit Erſtaunen, nennſt Du den Vorſchlag, und Dein Vater —

Es ziemt, erwiederte Cornelia, der Tochter nicht, die Handlungsweiſe des Vaters einer Prüfung zu unterwerfen. Als Staatsmann muß er vielleicht in dieſem Sinne handeln, ſowie Dein Vater, wenn er ſo hoch ſteht, wie Holland glaubt, in ſeinem handeln wird.

Du fürchteſt alſo? ſprach Wilhelm.

Daß unſere Vereinigung ferner iſt als je! antwortete Cornelia ſchmerzerfüllt, doch feſt. — Ja, Wilhelm, laß das Schlimmſte uns ins Auge faſſen! wir werden dann dem Schickſale wärmer danken, wenn es weniger grauſam iſt, als wir geglaubt. — Haſt Du das Schreiben meines Vaters an den Deinigen geleſen? —

Nein! entgegnete der Jüngling; doch ſprach er ganz ausführlich über deſſen Inhalt. Mit der Wärme des Vaters und des Freundes ſchildert er unſere Liebe, meldet meine Werbung um Deine Hand und billigt ſolche in dem Falle, daß dieſe den Beifall meines Vaters habe. Dann kommt er auf die Ausſöhnung meines Vaters und des Fürſten, welche er in dieſem

Zeitpunkte als etwas Leichtes ſchildert, und zeigt dann, daß ſolche, der beſtehenden Verhältniſſe wegen, einer nähern Vereinigung unſerer Häuſer durchaus vorausgehen müſſe.

Niemals, ſprach Cornelia, indem ſie ſchmerzbewegt die Hand des Jünglings faßte, niemals kommt dieſe Zeit! O glaube es meiner ahnungsvollen Seele! Klar liegt die Zukunft vor meinem geiſtigen Auge! — Nie kann der Römerſinn Johanns von Oldenbarneveldt ſich mit dem Herrſchergeiſte Oraniens befreunden! Aus dem ſo unnatürlichen Verſuche, ſie zu vereinen, kommt größerer Haß, und Tod, und Blut! —

Ganz unbegreiflich erſcheinſt Du mir heute, theuere Cornelia! ſprach erſtaunt der Jüngling. Nachdem wir Jahre lang unſere Liebe im Herzen ſtill getragen und dieſes mit ſchöner Hoffnung treu genährt, erſcheinſt Du jetzt ſo hoffnungslos, und dieſes kurz vor dem Tage, der uns auf ewig vereinen ſoll.

Und ſind wir dieſes nicht? entgegnete das Mädchen mit einem Blicke voll unausſprechlicher Liebe. Sind wir nicht längſt vereint? Waren wir es nicht in jenem unvergeßlichen Augenblicke, in welchem wir uns zuerſt geſehen? — Laß immerhin den Zwiſt unſerer feindlichgeſinnten Häuſer zwiſchen uns treten!

Bleibſt Du nicht mein? Bleibe ich nicht Dein? Kann jener unſelige Hader mir Deine Liebe rauben, oder Dir die meine? — Wer würde mich, die freie Tochter Hollands, zwingen können, einem andern Manne meine Hand zu reichen? Wer Dich nöthigen können, meiner Liebe zu entſagen? — Darum, mein einziger, mein edler Freund, laß immerhin ſie ihre hohlen Künſte treiben! Laß ſie feilſchen, laß ſie handeln um Gefühle, welche wol von edeln Seelen zu verſchenken, doch nimmer verkäuflich ſind! Laß immerhin ſie Alles, was edeln Herzen hoch und heilig iſt, zum Gegenſtande ihrer arithmetiſchen Exempel machen, und jedes Lebensglück der Andern an deren Ergebniß binden! Alles, alles dieſes — das können ſie! Sie können Herzen wol zerreißen; aber ihnen mit Erfolg zu ſagen: Hört auf zu lieben! — ſich, das können ſie nicht! —

Das Mädchen hatte dieſe Worte mit einem Feuer, einer Empfindung geſprochen, welche demſelben das Anſehen einer Verklärten lieh. So ſchön, ſo groß, ſo herrlich war ſie dem Jünglinge noch nie erſchienen. Sprachlos ließ er vor Cornelien ſich auf die Knie nieder und drückte ihre Hände an ſeine Lippen.

Laß uns, ſprach das Mädchen, indem es den Jüngling ſanft erhob, laß uns die Trennungsſtunde nicht noch mehr erſchweren, mein edler Freund! Wir Beide bedürfen Muth! Ich fürchte, die Prüfungsſtunden nahen! —

Still weinend begleitete Cornelia den Freund bis zu der Thür des Gartens.

Es war ein ſchöner heller Nachmittag, und die Sonne ſtand noch hoch am Horizonte, als Wilhelm vor der Thür eines in der Nähe von Haarlem gelegenen, in einem einfach edeln Style gebauten Landhauſes vom Roſſe ſtieg. Ein alter Seemann hinkte eilig ihm entgegen.

Ach, ſeid Ihr es wirklich, mein Commandant? rief freudig der Alte, als er ihn erblickte. Wie geht' der Zeebloem und ihrer Mannſchaft?

Alles munter, alter Jan! entgegnete Wilhelm dem Alten freundlich die Hände ſchüttelnd. Unſer kleine Nußſchale tanzt freudig auf den Wellen, un die Jungens fahren mit gutem Winde. — Aber Du alter Knabe, lavirſt noch häßlich, wie ich ſehe!

Daß ich, werther Junker, meinen Curs noc halten kann, verſetzte gerührt der Alte, verdanke ic nächſt Gott nur Euch und hier den Euern. Hätt man, als die große Rae mir in der Zuyderſee da Bein zerſchlug, mich in das Hoſpital gebracht, wäre ich wol längſt begraben! — Ich kann es Euch gar nicht ſchildern, welche Pflege ich in Euerer Aeltern Hauſe gefunden habe, vom erſten Augenblicke an, als Ihr mich hergeſendet.

Wo iſt mein Vater? fragte Wilhelm raſch.

Alle, Alle ſind dahinten im Pavillon, Eueres Vaters Lieblingsplätzchen. Auch Euer Bruder, der Herr von Groeneveld, iſt heute angekommen, mit ihm Herr Vorſtius! Von dieſem heißt es — doch ſtill! ich ſage weiter nichts! — Nun, das wird eine Freude ſein! —

Vorſtius, ſagſt Du, kam mit meinem Bruder? ſprach Wilhelm düſter. Meinſt Du den Vater oder den Sohn?

Ich meine Beide, entgegnete der Alte. Der Vater iſt ſeit einigen Tagen hier, aber der Sohn kam heute erſt mit Euerm Bruder. — Aber kommt nur! kommt! —

So gut es das kranke Bein erlauben wollte, hinkte der Alte voran den Gang entlang, der durch den Garten nach einem Sommerhäuschen führte, welches auf der Höhe eines durch Menſchenhände aufgethürmten mäßigen Hügels lag. Der Garten ſelbſt war ganz im Style jener Zeit; Alles freundlich, nett, doch ſonſt im kleinlichſten Geſchmacke. An Schatten überhängender Blütenzweige war nicht zu denken;

dieſen hatte längſt die Scheere des Gärtners weggenommen und aus den mächtigen Kronen ſchöner Linden Kugeln und Pyramiden, aus dem niedrig gehaltenen Taxus allerhand Ungeheuer, Pfauen, Hirſche und Sarkophage ausgeſchnitzelt. Kein Pfahl, keine Thür war ohne bunten Anſtrich, ja ſelbſt die Stämme der Bäume waren bis an die Aeſte mit weißer oder grüner Oelfarbe beſtrichen. Bunte Schnörkel, künſtlich geordnet aus blendendweißem Sande, zerſtoßenen Kieſeln, Schnecken- und Auſterſchaalen, zierten die Zwiſchenräume verſchieden, doch ſymmetriſch geformter Beete, auf denen die frühe Tulpe, die Kaiſerkrone, vor allem aber die herrlich duftenden Hyacinthen zu Hunderten in langen Reihen prangten. — Gleich barock, wie die Verzierungen des Gartens, war auch der auf der Spitze des Hügels befindliche Pavillon. Hier trugen ioniſche Säulen ein grün angeſtrichenes chineſiſches Dach, an deſſen Saume metallene, von der Luft bewegte Glöckchen hingen. Auf des Häuschens innern, mit ängſtlicher Genauigkeit gemalten Wänden ſaßen ruhig gemüthliche Chineſen, ganz beſchaulich in den Gärten von Yuen min Yuen ihr Pfeifchen rauchend, und blickten mit größtem Gleichmuth auf den Untergang der ſpaniſchen Armada, welche ihnen gegenüber mit gleicher Umſtändlichkeit abconterfeit war. Aus den weit offenen Fenſtern hatte man eine recht angenehme Ausſicht auf die Stadt Harlem und jenen großen See, das harlemer Meer genannt; große Segelböte ſchwammen auf demſelben. — Sämmtliche Mitglieder der Familie waren um einen runden, ſchön polirten Tiſch verſammelt, auf welchem eine mächtige Theekanne und außerordentlich kleine Taſſen, ſämmtlich von japaniſchem Porzellain, prangten; auch das Quiſpedoortje, jenes dem Ausländer ſo widerwärtige Geräth, war nicht vergeſſen und von demſelben Material. —

Zu oberſt und dem Eingange gerade gegenüber ſaß der Hausherr, ein einundſiebzigjähriger Greis, auf einem mächtigen Lehnſtuhle. Das dünn gewordene, ſchlichte, ſilberweiße Haar rollte in glänzenden Locken über den zierlich gefalteten Kragen auf das ſchwarze Hauskleid. Das Geſicht des Alten war von der edelſten Form. Ein ſanftes Roth verſchönte die gefurchten Wangen, Hoheit thronte auf der breiten, gewölbten Stirn, und ſanfter Friede blickte, wie das Bewußtſein treuerfüllter Pflicht und gutes Gewiſſen, aus dem hellen blauen Auge. Der Greis hatte ganz das Anſehen eines Patriarchen oder eines jener römiſchen Senatoren, welche, auf der elfenbeinernen **sella curulis** ſitzend, von den heranſtürmenden Barbaren für

Götterbilder gehalten wurden. — An der einen Seite des Alten ſaß die Hausfrau, ein freundliches betagtes Mütterlein, an der andern aber ein langer ältlicher Mann, von blaſſem Angeſichte und knochigem Bau, in geiſtlicher Kleidung. In das zwiſchen Letzterm und dem Hausherrn lebhaft geführte Geſpräch miſchte ſich dann und wann der älteſte Sohn des Hausherrn, ein ſtiller Mann von mittlern Jahren und anziehendem Aeußern. Zur Seite der Matrone befand ſich Hedwig, des Hausherrn ſchöne Tochter, ein blühendes, blondgelocktes Mädchen. Dem Anſcheine nach eifrig beſchäftigt, die Geſellſchaft mit dem chineſiſchen Tranke zu verſorgen, überhörte ſie doch keines der Worte eines ihr zur Seite ſitzenden jungen Mannes und erwiederte manches derſelben mit einem Liebesblicke. Der junge Mann trug, wie der ältere Fremde, gleichfalls die Kleidung der Docteren der Theologie. — Raſch hinkte der alte Jan an Wilhelms Seite vorüber. Unſer Junker, mein Commandant iſt da! ſchrie er aus Leibeskräften in die offene Thür des Pavillons, und freudig erhob ſich die Geſellſchaft. Wilhelm trat ein und warf ſich in die Arme des väterlichen Greiſes. —

Endlich, ſprach der Alte, endlich, Du wilder

Schiffer, läufſt Du in den Hafen ein, wo Dir doch immer die beſte Freiſtatt blüht! —

Wo gäbe es eine ſchönere? entgegnete Wilhelm äußerſt bewegt, indem er die Hände des Vaters und der hocherfreuten Mutter wechſelsweiſe an ſeine Lippen drückte. Und Alles, Alles, ſetzte er, den Kreis durchſchauend, hinzu, finde ich hier verſammelt; den Bruder, die theuere Schweſter und Dich, mein einziger Jugendfreund, mein Vorſtius! O, wie lange iſt es ſchon, daß ich Dich nicht geſehen! Denkſt Du wol manchmal jener Jugendſtunden, die wir in Leidens Schulen zugebracht? Du, immer fleißig, forſchend in den Alten und ſtets belobt; ich, ſtets geſcholten, weil mich die Bauart und das Segelwerk der römiſchen Triremen mehr als alle Reden, von denen das Forum einſt ertönte, an ſich zogen! —

Freundlich lächelnd umarmte Wilhelm den jungen Geiſtlichen.

Aber, erinnerte der Vater, über der Freude des Wiederſehens Deines Freundes vergißt Du die Bewillkommnung des meinigen, des würdigen Vaters Deines Jugendgenoſſen!

Ich freue mich, Herr Doctor und Profeſſor, ſprach Wilhelm mit ſichtlicher Kälte, indem er die dargebotene Hand des ältern Vorſtius leicht berührte; ich freue mich Euerer Gegenwart, wenn ſolche, wie ich nach den Euch ſeit längerer Zeit betroffenen Unglücksfällen vorauszuſetzen mich berechtigt glaube, dazu beitragen ſollte, den Zwieſpalt zwiſchen den beſten Männern der Provinzen friedlich beizulegen. —

Der Friede entblüht nur aus dem Kampfe! entgegnete Vorſtius ernſt, indem die Geſellſchaft ſich im Kreiſe niederließ. Gebietet nicht ſelbſt der Herr, daß Jeder für Licht und Recht ein Kämpfer ſei? —

Mein Vater, nahm der jüngere Vorſtius vermittelnd nun das Wort, iſt weit entfernt, der Intoleranz das Wort zu reden; wer dürfte die Duldung zu empfehlen auch wol geneigter ſein als eben der Unterdrückte? Dagegen iſt es ſchimpflich, ſich mit dem Munde zu etwas zu bekennen, während man das Gegentheil davon im Herzen trägt; dies kann kein Ehrenmann, und dennoch iſt es dieſes, was unſere Feinde von uns verlangen.

Wer verlangt es, fragte Wilhelm, als einige gomariſtiſche Eiferer?

Wären es dieſe nur, ſprach der alte Oldenbarneveldt, welcher mit ſichtbarer Theilnahme bis dahin zugehört, ſo wäre noch kein bedeutender Grund zu ernſten Beſorgniſſen vorhanden; nicht jene finſtern Zeloten, nicht der Pöbel, welcher den ſchreienden Führern folgt, ſind es, die ich fürchte. Hat Alba's Henkerſchwert, der Spanier Wüthen den Phönix unſerer Freiheit tödten können? und kann dies wol überhaupt je eine rohe offene Gewalt? — Könnte unſere theuer errungene Freiheit durch ſolche Feinde fallen, der nach den Wolken ſtrebende Bau ſo leicht zuſammenbrechen, dann wäre er des Falles werth! — Wenn aber der zum Hüter des Palaſtes geſetzte Starke das Siegerſchwert gebraucht, um mit dem lorberbekränzten Eiſen das Fundament zu untergraben, dann iſt es hoch an der Zeit, die ſchlummernden Bewohner des gefährdeten Hauſes aus ihrem Schlafe zu erwecken! —

Ihr miskennt, theuerer Vater, den edeln Moritz, entgegnete Wilhelm warm. Wenn die ganze Nation ſich für zwei verſchiedene Meinungen ausſpricht. ſoll dann der Fürſt nicht auch die eigne äußern dürfen?

Glaubſt Du im Ernſte, mein Freund, entgegnete der Vater, daß Prinz Moritz, der kalt Verſtändige, er, der die Toleranz, durch ſeine wahren oder falſchen philoſophiſchen Ideen dahingebracht, ſonſt bis zum Indifferentismus trieb, daß Dieſer ſich aus Ueberzeugung zu der finſtern, abſurden Lehre der Gomariſten halten, deren helldenkende Gegner verfolgen laſſen würde, wenn er nicht tiefere Pläne damit verflochten hätte.

Und dieſe, ſetzte der ältere Vorſtius hinzu, liegen nur allzu ſehr am Tage; ſein Wunſch iſt herrſchen, ſein Ziel der Thron.

O wie verkennt Ihr doch, entgegnete Wilhelm lebhaft, den edeln Moritz! Wie könnt Ihr den Außerordentlichen für ſo gewöhnlich halten? dieſen Helden mit ſo gemeinem Maße meſſen? — Und wollte er herrſchen, bedarf er dazu der Krone? Iſt er der Erſte nicht im Rathe, wie in der Feldſchlacht? — Und wie ſo raſtlos er bemüht iſt im Dienſte der Provinzen! Das Kleinſte wie das Größte entgeht ihm nicht, wenn es das Wohl der Flotte oder der Armee betrifft. Wie weiß er Jeden ſo richtig an den Platz zu ſtellen, der ihm gebührt? wie auch des allergeringſten Verdienſtes ſich zu erinnern?

Ich freue mich, entgegnete der alte Oldenbarneveldt, wenn der Krieger den tapfern Feldherrn lobt; aber der Sohn der Niederlande iſt mehr als Krieger, er iſt auch Bürger.

Und übt der Prinz, ſprach Wilhelm, indem er und nach ihm die ganze Geſellſchaft aufſtand, übt er nicht Bürgertugenden? — Oder nennt Ihr dies keine, wenn er, der Mächtige, ſeinem von ihm geachteten Gegner zuerſt die fürſtliche Rechte zur Verſöhnung bietet? — Daß er aber dieſes zu thun im Stande iſt, davon trage ich — hier zog er den Brief hervor — die Beweiſe auf meiner Bruſt, und darum bitte ich Euch, mein Vater, mir einige Augenblicke über eine Angelegenheit, die meinem Herzen theuer iſt, Gehör zu gönnen; denn morgen mit Tagesanbruch muß ich ſchon wieder auf der Rückreiſe mich befinden. — Ich bitte Euch, bleibt! ſetzte Wilhelm noch dazu, als er bemerkte, daß die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft den Pavillon verlaſſen wollten. Was ich dem Vater mitzutheilen habe, iſt kein Geheimniß und wird ohnehin bald offenkundig. —

Was das Herz des Sohnes dem Vaterherzen mitzutheilen hat, ſprach freundlich der jüngere Vorſtius, eignet ſich nicht für das Ohr des Dritten, ſelbſt wenn dieſer die ſchöne Hoffnung hat, in Kurzem den Sohn als Bruder zu umarmen.

Außer Wilhelm und deſſen Vater verließen alle Mitglieder der Geſellſchaft den Pavillon.

Verſtand ich, hob Wilhelm fröhlich an, die Worte meines Freundes recht? —

Schon längere Zeit, entgegnete der Vater, liebt Vorſtius unſere Hedwig. Ihre Herzen fanden ſich ſchon in der erſten Kindheit. Du würdeſt dieſes nicht vergeſſen haben, Wilhelm, wäreſt Du dem Vaterhauſe ſeit einiger Zeit nicht beinahe fremd geworden. — Ja, mein Sohn, fuhr ſichtbarlich ergriffen der Alte fort, Du wirſt ein Fremdling in des Vaters Hauſe! Die Augenblicke, in welchen der Dienſt Dir Zeit läßt, bringſt Du am Hofe zu oder in dem Hauſe des Günſtlings van der Werf! Frage ich einen Freund nach Dir, ſo hat er Dich nur dort geſehen. Den ſtolzen Nacken, welchen der freie Sohn der Niederlande eher dem Blocke als einem Alba beugte, ſchmückſt Du mit goldenen Ketten und trägſt des Fürſten Bildniß auf der Bruſt. Stolz ſchlingſt Du die ſeidene Schärpe mit ſeines Hauſes Farben um die Schulter, und Thörichter, Du bedenkſt nicht, daß Du damit der Knechtſchaft Farbe trägſt! —

Oraniens Farbe, ſprach mit nur mühſam unterdrücktem Unwillen der Sohn, iſt des Ruhmes Farbe; dieſer iſt es, den ich auf jener Seite ſuche, und ich bin gewiß, ihn dort zu finden! Iſt auch dabei ein Unrecht? Thue ich etwas Anderes, als auch die Egmont, die Hoorne, die Brederlohe thaten, als ſie ſich einſt mit Freuden unter die Befehle des großen Oranien geſtellt? Begehrt der Fürſt etwas von mir, das ſich nicht mit dem Bewußtſein des Ehrenmannes in Einklang bringen läßt? Verlangt er etwa eine Aenderung meiner Ueberzeugung zu Gunſten der Gomariſten, die mir faſt lächerlicher als furchtbar ſind? — Von allem Dieſen war nie die Rede; vielmehr, es wünſcht der Fürſt, ſich mit den Remonſtranten auszuſöhnen. Den Beweis davon habt Ihr in Händen; er iſt in jenem Briefe enthalten. —

Und zum Boten haben ſie Dich gewählt! entgegnete der Greis befremdet, indem er den Brief erbrach. Doch freilich, ſetzte er hinzu, wenn ſie die Seelen in Feſſeln legen wollen, ſo müſſen ſie der ſtärkſten Bande ſich bedienen; es iſt in ihrer Art. —

Aufmerkſam durchlas der Alte nun den Brief und las ihn wiederholt. Endlich legte er ihn ſchweigend auf den Tiſch, und mit einem Blicke, in welchem Vaterliebe und Schmerz ſich paarten, ruhte ſein Auge auf dem Sohne. Nach langer Pauſe dann, in welcher er mit Wärme Wilhelms Hand ergriff, ſprach er mit ſchmerzbewegter Stimme: Freund, ich bedauere Dich! —

Sprachlos ſtarrte Wilhelm in das Antlitz ſeines Vaters.

Ich will Dir, ſprach der Alte, und ſeine Lippen zitterten, ich will Dir keinen Vorwurf machen, daß Du dem Vater, Deinem beſten Freunde, Deine Liebe verheimlicht haſt und unſern Feinden für immer Dich in die Hand gegeben; ja ich verſichere und bitte Dich, mir zu glauben, daß, wenn es ſich um das Lebensglück des Sohnes handelt, ich keinen Anſtand nehmen würde, der Opfer größte, ſo weit ſie mit der Ehre beſtehen können, mit Freuden darzubringen. — Hier aber fodert nun der Fürſt, daß ich in die Entlaſſung der Milizen willigen, ſogleich die Freunde, die auf mich als den letzten Rettungsanker blicken, in höchſter Noth verlaſſen und nun auf dieſe Weiſe das zweiundſiebzigjährige, nicht ohne Ruhm ergraute Haupt mit Schande belaſten ſoll; nur in dieſer Vorausſetzung bietet der Fürſt die Hand zur Sühne, nur in dieſer willigt van der Werf in die Verbindung ſeiner Tochter. —

Cornelia, deine Ahnung! rief Wilhelm vom höchſten Schmerz ergriffen.

Ahnte ſie es? ſprach tiefgerührt der Greis. Ja, Freund, dann bedauere ich Dich doppelt. Jetzt weiß ich es, was Du an ihr verlieren wirſt. — Wilhelm, fuhr der Alte mit ſchmerzbewegter Stimme fort, indem er, die Hand des Sohnes ergreifend, dieſen ins Freie zog; Wilhelm, laß uns draußen unter dem blauen Himmelsdome von dieſen Dingen, den höchſten, die ein Menſchenherz bewegen können, der Freiheit und der Liebe, ſprechen. — Sieh, wenn die Welt und ihre Laſt den müden Geiſt erdrücken wollen, wenn manchmal noch das alte wilde Herz ſich im Gefühle erlittenen Undanks oder Unrechts wider den Drang von außen empören will, dann eile ich auf dieſen Hügel! Hier ſchaue ich in jene Weite auf das blühende Land, richte das Auge zu dem unermeßlichen Dome, über welchem ein Vater thront, der liebend das Weltall als wie Kind in ſeinen Armen hält; und niemals bin ich troſtlos von dieſem Plätzchen heimgekehrt. Es iſt mir immer, als riefe dann eine Stimme in meinem Innern mir ſeinen Ausſpruch zu: Selig ſind die, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen! und als fühlte ich ein Wehen aus jener Heimath, in welcher ich bald aus dem langen Lebenstraume zu erwachen hoffe! —

Unwillkürlich rollten Wilhelm bei des Greiſes gerührter Rede und im Gedenken des eignen Schmerzes einige Thränen über die Wangen.

Laß uns nicht weich werden! ſprach der Alte, dies bemerkend, indem er ſich zu faſſen ſuchte. Laß uns berathen, was geſchehen ſoll; auch möchte ich Dich nicht gern täuſchen. Zu gut nur weiß ich es, daß meine Weigerung wegen der Entlaſſung der Milizen den Prinzen nicht in ſeinem Gange aufhalten wird. Was ihm die Ueberredung nicht gebracht, erringt er durch Gewalt. Darum könnte man mein Widerſtreben thöricht, ja grauſam ſchelten, indem ich damit Dein Lebensglück vielleicht vernichte. Auch weiß ich, daß der Prinz dabei nicht ſtillſtehen wird. Einmal zu offener Gewalt genöthigt, muß er, um das im Auge gehaltene Ziel auch ſicher zu erreichen, ſich Bahn zu brechen ſuchen. Er muß, wie der der Mündung der Karthaune entſchleuderte Ball, auf ſeiner Bahn Alles daniederſchmettern, wenn er in Ruhe den Thron beſteigen will. Dies Alles, Alles weiß ich! Ich weiß auch, daß ich durch Nachgiebigkeit von meiner Seite das Unvermeidliche in mildern Formen ſich nahen ſehen könnte! Ich könnte, Sohn, Dich glücklich ſehen, durch Liebe glücklich, vielleicht auch groß und geehrt! — Und dennoch, Wilhelm, darf ich es nicht! — O richte ſelbſt, mein Wilhelm! Soll der Greis, der ſiebzig lange Jahre in dem Dienſte der Freiheit alt geworden, jener Freiheit, die er wie eine Gottheit ſtets verehrte, für deren Prieſter er ein langes Leben in dieſem Lande hat gegolten, ſoll er dieſe zum erſten Male verleugnen? Soll er aus Menſchenfurcht und um das Glück des Sohnes zu begründen, ruchlos den Altar nun zerſtören helfen, an welchem er ſein Lebenlang geopfert? Soll er, der lebensmüde Alte, um weniger Ruhetage willen geprüfte Freunde in der Noth verlaſſen? ſie vielleicht dem Henkerbeile überliefern helfen? — Sohn! Bürger Hollands! dies fodere nicht von mir! —

Von dieſer Seite, ſprach Wilhelm in ſchmerzlicher Rührung, habe ich es noch nicht betrachtet. Doch, könntet Ihr Euch auch irren? — Ihr haſſet den Prinzen Moritz und den Rath van der Werf!

Du irrſt Dich, mein Sohn, entgegnete der Alte, wenn Du vermeinſt, daß ich den Prinzen haſſe. Ich achte den tapfern Feldherrn hoch, jedoch bekämpfe ich ihn, wenn er den Thron beſteigen will. Eben ſo wenig haſſe ich den Cabinetsrath. Er folgt dem Sterne, welcher auf der Lebensbahn zur Sonne ihm geworden. Auch halte ich den Mann nicht eben für ſo böſe. Er iſt ein Hofmann; ſein Alles iſt ihm der Hof, und ſo muß er auch deſſen Aufblühen fördern. — Ich denke, endete der Greis, für deine Wünſche noch einen vermittelnden Schritt zu thun. Ich werde an den Cabinetsrath ſchreiben und förmlich um die Hand der Tochter für dich werben. Ich will erklären, daß ich nach dem Schluſſe der Dortrechter Synode bereit bin, meinem Poſten zu entſagen. Dieſer Entſchluß war längſt gefaßt; ich fühle den Druck der Jahre.

Keineswegs, mein Vater, entgegnete Wilhelm männlich, dürft Ihr mir dieſes Opfer bringen. Euer letzter Athemzug gehört dem Vaterlande; Euch ihm zu rauben, dies Vergehen würde mir ſchwerer auf der Seele ſelbſt als mein Unglück laſten.

Laß gut ſein, Freund! ſchloß nun der Greis. Ich habe nicht umſonſt gelebt! Ich habe dem Vaterlande ein langes Leben dargebracht. Es kann mir ſchon ein ruhig Sterbeſtündlein gönnen. —

Wilhelm eilte des folgenden Tages nach dem Haag zurück. Dienſtgeſchäfte, welche ihn eilig an Bord des Schiffes rieſen, erlaubten ihm nicht, den Brief des Vaters eigenhändig dem Cabinetsrathe zu überbringen; er ſendete ihn durch den alten Jan, welcher, obgleich noch hinkend, doch, wie er ſagte, ſich wieder auf das ſalzige Waſſer zu kommen ſehnte. Am folgenden Abend erſchien der Alte am Bord des Schiffes. Er war der Ueberbringer zweier Briefe. Der eine war von der Hand des Cabinetsraths. In kalter Höflichkeitsform bedauerte derſelbe, daß Wilhelms Vater die Ausſöhnung mit dem Prinzen abzulehnen ſcheine, und damit, für den Augenblick wenigſtens, unüberſteigliche Hinderniſſe einer Verbindung Wilhelms mit Cornelien in den Weg gelegt worden. Wilhelm könne es dem Diener des Staates nicht verdenken, ſchrieb er, wenn er, bis dieſe gehoben wor den, in eine Verheirathung ſeiner Tochter mit dem Sohne des größten Gegners des Prinzen Statthalters nicht willigen könne und deshalb Wilhelm bitten müſſe, ſeine Beſuche bis dahin auszuſetzen. — Wilhelm war wie vernichtet. Krampfhaft riß er den Umſchlag von dem zweiten Briefe; dieſer war von Cornelien. Heftig, ſagte der alte Jan, habe das Fräulein geweint, als es beim Weggehen ihm das Schreiben übergeben.

Faſſe Muth, ſchrieb ſie, mein Freund! Das Härteſte, was uns treffen kann, es iſt gekommen; die Fäden jenes trügeriſchen Geſpinnſtes, welche mein ahnendes inneres Auge längſt geſehen, ſie ſind zerriſſen, und wenn auch blutend, doch iſt die Seele frei. Jetzt wird es ſich zeigen, ob unſere Liebe die echte, reine war, die anſpruchsloſe, himmliſche, nicht geizend, nicht verlangend nach irdiſchem Beſitz! — Ich darf Dir, mein edler Freund, es wol kaum ſagen, daß Cornelie nur einmal liebt, nur einmal, und daß, wenn auch die Politik der Väter die Hände der Kinder auseinanderriß, doch dieſe mich niemals zwingen wird, die meinige, die Dir gelobte Hand in eines andern, fremden Mannes Hand zu legen. — Du, das weiß ich, wirſt gleichfalls mein gedenken. — Laß uns endlich, theurer Freund, nicht ungerecht ſein gegen unſere Väter. Der Deinige — ich ſagte es Dir gleich — der Edle kann nicht anders! Mein Vater aber, ſoll er die Früchte eines lang abgemühten Lebens von ſich werfen, um der Tochter den Brautkranz in das Haar zu flechten? — Laß uns gerecht ſein, endete ſie, liebe mich und leb wohl. — Kaum ſeiner Sinne mächtig, ſank Wilhelm auf die Lavette einer Kanone, an die er ſich gelehnt. Wol eine Stunde ſtarrte er faſt bewußtlos bald in den Brief, bald in die See. Endlich ſprang er auf. Sein Admiral, der alte Jakob, ſtand vor ihm. Sage mir, Junge, was Dir iſt! hob dieſer voll Beſorgniß an. Du ſiehſt ja aus, als wären Dir die Maſte alle über Bord geſtürzt, als hätte Dir der Spanier das Steuerruder weggeſchoſſen, und Du wollteſt eben nun die Flagge ſtreichen! Schon eine Viertelſtunde faſt rufen Dich Signale an meinen Bord: Du ſollſt mit mir zum Prinzen; hier iſt die Ordre. Da Du nicht kommſt, komm' ich, wiewohl dies gegen das Decorum iſt, Dich abzuholen. Aber, Junge, Du hörſt mich gar nicht! Wahrhaftig, nun weiß ich, was Dir fehlt! Du biſt verliebt! Ja, ja, ſo wird es auch ſein. Ich weiß es, wie Einem da zu Muthe iſt. Ich bin auch einmal verliebt geweſen; es war ganz närriſch! Denke mir, ich liebte Zwei auf einmal, und da —

Sagtet Ihr nicht, Herr Admiral, ſprach Wilhelm, indem er hoch erglühend aufſtand, wir ſollten uns zu dem Prinzen Statthalter begeben? Ich ſtehe Euch zu Befehl! —

Ja, Du haſt Recht, mein Junge! entgegnete der Alte. Es iſt wahrhaftig die höchſte Zeit! Unterwegs will ich Dir die Geſchichte von meiner Jugendliebe ausführlich noch erzählen. Es war ein ganz verteufelter Caſus! Du wirſt nicht wenig darüber lachen müſſen!

Ohne zu unterſuchen, ob dieſes wirklich der Fall geweſen, verſetzen wir uns mit den Beiden in das Vorgemach des Prinzen, wo ihnen ein Adjutant deſſelben, der Chevalier d'Entrecaſteaux, etwas zu warten gebot, indem, wie er ſagte, der Herr beſchäftigt ſei. Daß das Geſchäft aber mehr die innere als die äußere Thätigkeit des Fürſten in Anſpruch nehme, bemerkte Wilhelm durch die Spalte der etwas geöffneten Thür. — Es ging der Fürſt in ſeinem Cabinete mit raſchem Schritte auf und ab. In der Hand hielt er ein Blatt Papier, in welches er dann und wann, doch wie bewußtlos, hineinſtarrte. Sehr häufig wiederholte ſich dieſe Bewegung, dann aber griff der Prinz nach einer Feder, als wolle er die Schrift unterzeichnen; ſchon im Begriffe, die Feder anzuſetzen, warf er ſie wieder hin und dann fing ſein Auf- und Abgehen von Neuem an; Alles deutete auf einen mächtig in ſeinem Innern kämpfenden Entſchluß. — Endlich ſchien der Kampf geendigt. Raſch trat der Fürſt zum Tiſche, unterzeichnete die Schrift und rief mit ſtarker Stimme: Tretet ein, Ihr Herren! —

Eine ganz eigenthümliche, ſonderbare Bewegung ward in des Prinzen Zügen ſichtbar, als Wilhelm ſich tief verbeugend vor ihn trat. Es war, als müſſe ſich der Fürſt erſt ſammeln, ehe er ſeine Rede an ihn richten könne.

Ihr ſeid nicht glücklich in diplomatiſchen Geſchäften, Oldenbarneveldt! hob endlich und, wie es ſchien, gezwungen lächelnd der Statthalter an. So geht es häufig dem Krieger bei Dingen ſolcher Art; mir ſelbſt geht es nicht beſſer, und darum ſehe ich auch dem Feinde lieber kämpfend in das Auge, als daß ich lange um falſchen Frieden mit ihm verhandelte. Genug davon! Das Ganze war eine Grille von van der Werf, und er mag nun auch den Aerger davon tragen. — Hört, Admiral! fuhr der Prinz Statthalter weiter fort. Wie Euch bekannt, beunruhigen einzelne Corſaren unſern Handel jenſeit des Meeres. Längſt war es beſchloſſen, einige Kriegsſchiffe der kleinern

Art an der ſüdamerikaniſchen Küſte, vorzüglich in der Nähe des Golfs von Mexico, kreuzen zu laſſen; denn wenn auch der Spanier nichts davon wiſſen will, ſo wiſſen wir es doch, daß alle dieſe Freibeuter aus ſüdamerikaniſchen Häfen ausgelaufen. Bei dieſer Gelegenheit würde ein geſchickter Seeofficier, einer — hier ſah er Wilhelm an —, auf den man ein beſonderes Vertrauen ſetzte, gute Gelegenheit haben, genaue Nachricht über die Stärke und Rüſtungen der Spanier in jenen Häfen einzuziehen; und dieſes würde beim zu erwartenden Ausbruche des Krieges von höchſtem Nutzen ſein, auch dem mit dieſem Geſchäfte Beauftragten Vortheil und Ehre bringen. — Habt Ihr, Herr Admiral, zwei gute Segler in Euerer Flotte, welche ſchnell auszulaufen im Stande wären?

Kein beſſeres, ſprach der alte Jakob, als die Zeebloem, welche der Lieutenant Oldenbarneveldt führt; auch würde ſich ein zweites wol finden laſſen. Zu dem Befehlshaber der beiden Schiffe aber wollte ich, wenn Euer Gnaden nicht ſchon anders beſchloſſen haben, hier den jungen Mann empfehlen.

Ich dachte es wohl, erwiederte leicht der Prinz, daß Ihr mir Dieſen empfehlen würdet, auch zweifle ich nicht, daß er dazu geeignet ſei, und darum befahl ich, ihn zu rufen. — Ihr geht alſo, ſprach der Fürſt zu Wilhelm, mit erſtem günſtigen Winde, wo möglich binnen zwei Tagen, unter Segel und empfangt bis dahin Euere Inſtruction. Ihr kehrt — vernehmt dies wohl — bei Euerer Ehre, bei Euerm Haupte, nicht eher als in Jahresfriſt zurück! — Es ſei denn, ſetzte der Prinz nach kurzem Sinnen noch hinzu, daß Ihr höchſt wichtige Nachrichten zu bringen hättet. —

Schon von den erſten Worten des Prinzen war Wilhelms ganze Seele ergriffen worden. — Er ſah in ihm den gütigen, den großmüthigen Feldherrn, der dem geachteten Krieger, dem eine Sendung misglückt, gleich einen neuen Auftrag gibt, um ihm zu zeigen, daß er, trotz ſeines Misgeſchicks, in deſſen Tüchtigkeit keinen Zweifel ſetze. Er ſah in ihm den gütigen, väterlich geſinnten Herrn, welcher, bekannt mit ſeinen Herzensleiden, dieſe durch rühmliche Beſchäftigung zu heilen denkt. —

Mit Enthuſiasmus ergriff der Jüngling des Fürſten ausgeſtreckte Rechte und drückte feurig ſie an ſeine Lippen. Möge Gott Euch lohnen! rief er mit ſtarker Stimme; möge er Euch vergelten nach ſeiner Gerechtigkeit die Abſicht, welche Ihr bei dieſem Auftrage habt! möge er Euch einſt in den letzten Augenblicken Eueres Lebens die großmüthigen Beſchlüſſe dieſer Stunde vor Euere Seele führen, und dieſer Angedenken Euch bis zum letzten Athemzuge nicht verlaſſen! —

Heftig riß der Fürſt Statthalter ſeine Hand zurück. — Ihr wißt nicht, was Ihr redet! rief er erblaſſend aus. Geht, ſagte er dann gefaßter; geht, Ihr Herren, mir iſt unwohl! und eilte in die innern Gemächer.

Die Schrift, welche der Prinz vor Wilhelms Eintritte ins Cabinet, nicht ohne langen Seelenkampf, unterzeichnet hatte, war ein von ſeinen gomariſtiſchen Umgebungen ausgearbeiteter Plan, die ihnen verhaßte Partei der Remonſtranten gänzlich zu vertilgen. Wenn, hieß es am Schluſſe deſſelben, das Blut der Anführer jener abtrünnigen Demagogen auf dem Schaffotte flöſſe, dann erſt könnten die wohlthätigen Abſichten des Fürſten in Erfüllung gehen. — Lange hatte ſich die Seele des Prinzen gegen Maßregeln geſträubt, deren Ausführung leider ſeinen Ruhm bei Mit- und Nachwelt nur allzu ſehr beſleckten. Jetzt aber hatte Oldenbarneveldt das von dem Fürſten gethane Anerbieten vollkommener Verſöhnung zurückgewieſen. Der Stolze ſah dadurch auf immer ſich beſchimpft, und Blut nur, meinte er, könne den Flecken von ſeinem Namen waſchen. —

Moritz von Naſſau war nicht gewohnt, mit der Ausführung der beſchloſſenen Unternehmungen zu ſäumen. In der Verſammlung der allgemeinen Staaten brachte er in Abweſenheit der utrecht'ſchen und ohne Einwilligung der holländiſchen Abgeordneten die Entlaſſung der Milizen ſogleich in Vorſchlag und führte dann, ohne daß ſich ihm weiter Jemand zu widerſetzen wagte, den Vorſchlag aus. Hierbei aber glaubte er nicht ſtehen bleiben zu müſſen. Eine Nationalſynode, welche im voraus beſtimmt war, die Lehre der Remonſtranten zu verdammen, ward ausgeſchrieben, und während Wilhelm, mit den feurigſten Wünſchen für den Prinzen in dem Herzen, nach der ſüdlichen Hemiſphäre eilte, ward ſein Vater, der ſchwache Greis, nebſt Hogerberts und Hugo de Groot verhaftet. — Obgleich der größte Theil der Staaten von Holland dieſem gewaltſamen Verfahren widerſprach und laut die Loslaſſung der drei Gefangenen foderte, ſo tönte doch von allen Kanzeln das Hoſianna der Gomariſten, und Prinz Moritz, auf deren Unterſtützung ſich verlaſſend, ſetzte alle remonſtrantiſch geſinnte Obrigkeiten ab. Die nunmehr gänzlich gomariſtiſchen Stände überließen das Verfahren gegen die drei Gefangenen, zu welchen indeſſen noch der Secretair der Staaten von Utrecht, Ledenberg, hinzugekommen war, gänzlich dem Willen des Prinzen Moritz, und dieſer ernannte drei Fiscale, welche die Vernehmung der Gefangenen zu leiten hatten. Wie feindſelig das Verfahren der Unterſuchenden war, geht daraus hervor, daß Ledenberg ſich in der Verzweiflung, und weil man mit der Folter ihm gedroht, in dem Gefängniſſe das Leben nahm.

So verging faſt ein ganzes Jahr. Cornelia verlebte es in tiefem Grame. Wußte ſie auch, daß in dem furchtbaren Unglücke, welches über des Geliebten Familie hereinbrach, bei der heftigen Gemüthsart Wilhelms nur die Entfernung ihn zu retten im Stande war, ſo ſah ſie doch auch deutlich, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen die Kluft, welche ſie auf immer zu trennen drohte, ſich mehr und mehr erweiterte. Troſtlos, doch ſtill verlebte das Mädchen dieſe Zeit, und nicht ohne Beſorgniß ruhte das Auge des Cabinetsraths auf der Tochter, an deren Jugendblüte der Wurm des Grames nur allzu ſichtbar nagte. Zu gut nur wußte er ihren Schmerz zu deuten, als daß er ſich deſſen Urſprung noch länger hätte verhehlen können. Zum erſten Male ſah van der Werf, daß ſelbſt der helle Geiſt, der das Geſchick der Staaten ſchlau zu berechnen wußte, im armen kleinen Menſchenherzen auf Räthſel und Widerſprüche ſtoßen könne, die ſeinem Scharfſinne unauflösbar blieben. —

Endlich erſchien der zwölfte Mai des Jahres 1619, der Schreckenstag, an welchem vierundzwanzig Richter, größtentheils perſönliche Feinde Oldenbarneveldt's, über dieſen verkannten Edeln und über Hugo de Groot, zwei Männer, welche unter ſeine Söhne gezählt zu haben Holland heute noch ſtolz ſein kann, ein Urtheil ſprechen ſollten. — Sie ſprachen es. Es lautete für Oldenbarneveldt auf den Tod, für Hugo Grotius und Hogerberts auf ewiges Gefängniß. —

Aehnlich in mehrer Hinſicht jenem unſterblichen Alten, welcher, den Schierlingsbecher trinkend, dem Aesculap noch einen Hahn gelobte, hörte lächelnd der niederländiſche Weiſe das Todesurtheil an. — Und warum ſollte er auch nicht lächeln? Wußte er nicht, daß ſeine Richter gerichtet vor der Nachwelt ſtehen würden? Sah nicht ſein helles Auge, daß, während der Sturm der Zeiten die Aſche und die Namen ſeiner Gegner wie Staub verwehen würde, ſeine Thaten, ſein eigner Name im Tempel der Geſchichte leuchten müßten? Sollte er nicht lächeln, wenn er bemerkte, wie Prinz Moritz, jener Feldherr, welcher ein ganzes langes Leben dem Ruhme, gleich einem Gott, gedient, ſo eifrig ſich bemühte, der Ehrenſäule, die für die Nachwelt er ſich errichtet, einen unauslöſchlichen Flecken einzuätzen? —

Man würde indeß dem Prinzen Unrecht thun, wenn man behauptete, daß er ganz unbedingt das Blut Johanns van Oldenbarneveldt gefodert. Es erklärte ſich derſelbe vielmehr bereit, die drei Gefangenen zu begnadigen, wenn ſie bereuend und bittend ſich an ihn wenden wollten. Alle verwarfen die Begnadigung, und Oldenbarneveldt zuerſt. Er wußte, daß es Lehren gibt, welche dann erſt Glauben finden, wenn ſie mit dem Blute der Unſchuld beſiegelt ſind! —

So nahte der Funfzehnte des Maimondes, und ſeit frühem Morgen wogte in der Nähe des Palaſtes der Staaten eine unzählbare Menſchenmenge, welche des Trauerſpieles harrte, das in einem der innern Höfe beginnen ſollte. Starke Wachen, aus der gänzlich contraremonſtrantiſch geſinnten Beſatzung Amſterdams gezogen, umgaben ein in des Hofes Mitte aufgeſchlagenes niedriges Schaffot, und bald erſchien der Trauerzug. Umgeben von einer Escorte Bewaffneter, unter Voraustretung mehrer Gerichtsperſonen, an ſeiner Seite der jüngere Vorſtius in Prieſterkleidung, erſchien der alte Oldenbarneveldt. Er trug ſein ſchwarzes gewöhnliches Hauskleid, das ſchlichte ſchneeweiße Haar umwallte das edle Antlitz, über welches des Himmels Friede ausgegoſſen ſchien, und mit ſeliger Ruhe blickte ſein helles Auge lächelnd auf die Menge. Eine Todtenſtille herrſchte überall, wo der Verurtheilte ſich nahte, und obgleich die in den Höfen vertheilte Menge größtentheils zu der Lehre ſeiner Gegner ſich bekannte, ſo blickten doch ſämmtliche Zuſchauer mit Zeichen ſcheuer Ehrfurcht auf den Greis, und alle Hüte flogen, wenn er ſich nahte, von den Häuptern. Bis dahin hatte der Alte überall auf ſeinem Schmerzenswege mit ruhigem Schweigen die Troſteswoorte, welche den zitternden Lippen des jüngern Vorſtius entſtrömten, angehört, kein Laut der Klage ertönte aus ſeinem Munde; doch jetzt befand er ſich in jenem innern Hofe des Palaſtes der Staaten, in welchem man die Fenſter des Verſammlungsſaales, wo er der redneriſchen Triumphe ſo viele gefeiert, wo Alles ſonſt der Stimme des Freundes des Vaterlandes lauſchte, erblicken konnte, da übermannte ihn der Schmerz, und in dem Angedenken der frühern, ſchönern Zeiten rief er aus: Gott! Gott! was kann aus dem Menſchen werden! — Raſch, und wie durch Troſt aus der Höhe dann erhoben, ſchritt ſtolz an ſeinem Stabe er nun vorwärts, ſowie der Sieger zwiſchen den Beſiegten ſchreitet. Kein Wort mehr als jene letzten, welche die Geſchichte uns treulich aufbewahrte, entfiel noch ſeinem Munde. Lächelnd hörte der Edle das Urtheil verleſen, welches ihn einen Staatsverräther und Anſtifter von Religionsunruhen nannte; er kniete nieder — es fiel das edle Haupt! —

Mit allen Ehren, welche man dem hohen Amte des edeln Todten ſchuldig war, ward alſogleich die Hülle deſſelben beſtattet; aber noch deckte die mütterliche Erde dieſelbe nicht, als Nemeſis gegen die Verfolger des großen Mannes in ihre Rechte trat. Noch bis zum letzten Augenblicke hatte man geglaubt, daß der Fürſt Statthalter das Todesurtheil in ewiges Gefängniß wandeln würde, und ſtarr vor Entſetzen blickte nun die Menge auf die Stelle, auf welcher der fürchterliche Ausſpruch vor wenig Augenblicken vollzogen worden war. Murren, welches hier und da in laute Verwünſchungen gegen den Prinzen ausbrach, erhob ſich überall, und nur mit Mühe konnten die Wachen des Palaſtes die Menge in Schranken halten, die truppweiſe den ganzen Tag hindurch nach jenem Schreckensorte ſtrömte. —

Gegen Abend endlich hatte die Maſſe ſich verlaufen, und einzelne Bürger ſtanden nur noch an des

Palaſtes Thür und bildeten ſich zu einer kleinen Gruppe, welche über den Vorfall des Tages ſich unterhielt. Im Laufe des Geſpräches ward auch endlich der Familie mit Theilnahme gedacht.

Lieb iſt es mir, hob Meiſter Janſens, der Schneider, an, daß der jüngere Sohn des Todten, der Wilhelm Stoutenburg, nicht allhier geweſen am heutigen Tage; es iſt derſelbe ein feuriger Herr, und man möchte ihn am Ende mit demſelben Maße als wie den Alten gemeſſen haben.

Es heißt, entgegnete ein zweiter Bürger, er ſei mit zwei Schiffen bis auf die andere Seite der Welt, wo nicht noch weiter, geſendet worden und dürfte wol ſobald noch nicht zurückkehren.

Wirklich? ſprach ein Dritter; ſo iſt auch die Vermuthung, die man heute früh in Scheveling en äußerte, ganz unbewährt geblieben. Man erblickte nämlich mit Tagesanbruch drei Segel in Nordweſt und wollte in zweien derſelben die beiden Schiffe erkennen, mit welchen voriges Jahr der junge Oldenbarneveldt von daſiger Rhede abgeſegelt; das dritte war, wie es ſchien, von ſpaniſcher Bauart, doch trug es gleichfalls die Flagge der Provinzen.

Nun, liefen ſie nicht ein? fragte Meiſter Janſens.

Sie konnten nicht; entgegnete der Vorige. Es wehte heftig der Wind vom Lande, und die See ging hohl.

Noch theilten die Bürger ſich ihre Muthmaßungen über die vor Schevelingen erſchienenen Schiffe mit, als die Wache des äußern Hofes ins Gewehr rief, und ein Reiter auf keuchendem Roſſe in den innern ſprengte. Das Pferd, ein ſchweres frieſländiſches Thier, war ſichtlich nur aus Noth zu dieſem raſchen Ritte gewählt worden, auch triefte ein dicker weißer Schaum zu beiden Seiten von des Roſſes Flanken. Der Mantel des Reiters flog im Abendwinde und verhüllte wenig nur die ſchlanke Geſtalt des Mannes. Obwol die Dämmerung ſchon herniederſank und den Umſtehenden nicht mehr erlaubte, die Züge des todtenblaſſen Antlitzes des Fremden zu erkennen, ſo blinkte doch der goldene Anker an dem auf einer Seite aufgekrempten Hute deſſelben deutlich genug, um ihn als einen Offizier der Flotte zu bezeichnen. Angelangt vor dem innern Eingange des Palaſtes, parirte der Reiter ſein Pferd mit einer Heftigkeit, daß es faſt auf die Knie ſtürzte; raſch ſprang er dann von demſelben, warf ſeinen Mantel an den Boden und ſtürmte die Treppe aufwärts, die zu des Fürſten Zimmer führte. —

Die Nacht war indeſſen angebrochen, und Prinz

Moritz befand ſich in einem der innerſten Gemächer, welches, lang und ſchmal gebaut, hinſichtlich ſeiner innern Verzierungen zu einer Art Bildergalerie eingerichtet war. Die hölzernen getäfelten Wände ſchmückte zu jeder Seite eine lange Reihe bildlicher Darſtellungen, größtentheils von der Hand noch lebender Meiſter. Faſt ſämmtlich zeigten ſie hiſtoriſche Gegenſtände aus den Zeiten des frühern Freiheitskampfes, doch ſah man hier und da auch Darſtellungen der Kriegsthaten des Prinzen Moritz. Hier prangte die Einnahme von Breda, dort die Eroberungen von Zütphen, Deventer, Hulſt und Gertruidenburg; mitten unter ihnen aber ſah man ein ſeiner Länge wegen vorzüglich auffallendes Gemälde mit zahlreichen Figuren in Lebensgröße. Es zeigte die Sitzung der Generalſtaaten vom 6. Februar 1586 in dem Momente, in welchem der Prinz Moritz, auf Anrathen Johanns von Oldenbarneveldt zum Statthalter ernannt, mit aufgehobener Rechte den Eid der Treue leiſtet. Sämmtliche Figuren des Gemäldes waren genaue Portraits der Mitglieder der Verſammlung, doch waren die Geſtalten des Prinzen und Oldenbarneveldt's am meiſten hervorgehoben; es reichte der Greis mit dem ſchlichten anſpruchsloſen Aeußern dem in goldener Rüſtung dargeſtellten Prinzen die Beſtallung. — In dieſem nur ſchwach erleuchteten, auf dem Boden mit rothem Tuche belegten Gemache ging der Fürſt an jenem Abende nun auf und ab. Er ſchien heftig bewegt. Kaum hatte er einige Schritte gethan, ſo ſah er wieder in einen offenen Brief, den er in ſeiner Hand hielt, und welchen er, bald zu einem Knäuel geknittert, auf den Tiſch warf, bald wieder, deſſen Falten auseinanderſtreichend, ergriff, um dann von Neuem ihn zu leſen. Mehrmals hatte der Fürſt in tiefem Sinnen einige unverſtändliche Worte, wie dies in ſeiner Art war, ſtill vor ſich hingemurmelt, doch jetzt wurden dieſe Töne zu leiſem Selbſtgeſpräch, welches nur bei raſcherm Auf- und Abgehen heftiger wurde. Sichtlich vermied der Statthalter einen Blick auf jenes oben beſchriebene Gemälde; auch ſenkte er ſolchen, wie es ſchien, ganz unwillkürlich im Vorbeigehen vor einem gegenüberhängenden Spiegel, aus welchem Oldenbarneveldt's Geſtalt wie ein zweites Gemälde ſtralte. —

Alſo auch Ludwig von Frankreich! hob der Fürſt nach einigen Blicken in das Blatt von Neuem an; und Alles, Alles Gnade dem Greiſe! Gerechtigkeit dem alten verdienten Staatsmanne! — Warum aber, fuhr er heftig auf- und abgehend fort, warum begab der Greis ſich nicht zur Ruhe? War er ein Staatsmann, warum wußte er nicht, daß der rollende Siegerwagen den ſchwachen Arm, welcher ſo keck in deſſen Speichen greiſen wollte, zerbrechen würde? Und habe ich ſeinen kraftloſen Widerſtand nicht lange genug geduldet? — Von ungefähr fiel hier das Auge des Prinzen auf das Gemälde; ſichtlich fuhr er zuſammen, bald aber ermannte er ſich, und ſeine Rechte gegen das Bild ausſtreckend, rief er mit mühſam errungener Stärke: Sieh mich nicht ſo ſchmerzlich an, Mann mit dem klagenden Auge! Für zwei Herrſcher hatte Holland nicht Raum genug. — Warum warſt Du ein ſchwacher Greis? warum kein Krieger? Ich würde dich dann bekämpft, beſiegt, doch nicht — Wer ſagt ermordet? rief er, ſich raſch umwendend, mit Donnerſtimme! —

Oldenbarneveldt! ſprach hinter dem Rücken des Prinzen eine leiſe Stimme. Entſetzt und geiſterbleich wendete ſich der Fürſt, indem ſeine Hand nach dem Schwerte fuhr.

Was ſagſt Du, Menſch? ſchrie er heftig, ſeinen Adjutanten, den Ritter d'Entrecaſteaux, gewahrend, welcher ſtill eingetreten war und, mit den Eigenthümlichkeiten des Fürſten vertraut, in ſeiner Meldung fortfuhr:

Oldenbarneveldt, welcher mit beiden Schiffen ſoeben von ſeinem Zuge zurückgekehrt, bittet Ew. Gnaden um gnädige Audienz! —

Still und ſtumm, doch, wie ſein Auge zeigte, in heftiger innerer Bewegung, ſtand der Fürſt, die rollenden Blicke bald auf das Bild, bald auf den Ritter d'Entrecaſteaux gerichtet; dann, als ob er von längerer Geiſtesabweſenheit ſich erhole, ſuchte er mehr Faſſung zu gewinnen und ſprach mit feſter Stimme: Er iſt willkommen! —

Wilhelm trat ein. In ſeinem Geſichte war keine Spur von Farbe. Die geiſterhafte Bläſſe deſſelben, welche, durch das dunkle Haupthaar und den rabenſchwarzen Bart geſteigert, nur um ſo unheimlicher erſchien, die Unordnung in dem ſonſt ſo gewählten Anzuge des jungen Mannes gaben dem Eintretenden etwas ganz eigenthümlich Grauenhaftes. — Schweigend ſtanden der Fürſt und Wilhelm einige Momente, dann ſuchte ſichtbar der Letztere ſich zu faſſen und begann mit einer Ruhe, welche von ſeinen zuckenden Geſichtsmuskeln als eine gewaltſam erzwungene bezeichnet wurde, ſeine Meldung.

In dieſer Verhandlung, ſprach er mit hohler, metallloſer Stimme, indem er dem Fürſten einige Papiere überreichte; in dieſer Verhandlung findet Ew.

Gnaden die von einem Kriegsrathe der Offiziere beider Schiffe gebilligten Gründe, welche mich zu ſchleuniger Rückkehr noch vor dem Verlaufe des vorgeſchriebenen Jahres bewogen haben. — Der Spanier rüſtet in allen amerikaniſchen Häfen und hat in jenen Gewäſſern die Feindſeligkeiten bereits eröffnet. Die Papiere eines von uns durch Entern genommenen großen ſpaniſchen Schiffes, ſo dem niederländiſchen Handel bereits viel Schaden zugefügt, werden das Weitere ausführlicher beſagen. —

Ihr habt, erwiederte der Prinz, nach einigen Blicken in die Papiere, wie ich hieraus erſehe, die Erwartungen, die ich von Euch gehegt, erfüllt zu Ehren der Provinzen. Deshalb werdet Ihr als Capitain eines Kriegsſchiffes vom erſten Range das Commando der drei Fahrzeuge behalten und in der Eigenſchaft eines Commodore Euere Flagge auf die Maſten des eroberten ſpaniſchen Schiffes pflanzen.

Sichtbar war der Eindruck, den die Gnade des Fürſten auf den Jüngling machte. Es ſchien, als wolle er danken, als wolle er ſich zu den Füßen des Fürſten niederwerfen; es lebte augenſcheinlich der Geiſt des jungen Mannes in jenen Tagen verſchwundenen Glückes. — Bald aber beſann er ſich; das düſtere Feuer des rollenden Auges kehrte wieder, und er erwiederte mit dumpfer Stimme: Die einzige Gnade, die ich von Euch begehre, iſt einige Momente einſames Gehör! —

Einen Augenblick ſtutzte der Statthalter, dann winkte er dem Ritter Entrecaſteaux, und dieſer zog in die Mitte der Antichambre ſich zurück, nicht ohne zweifelhafte Blicke von jener Stelle aus auf die Zurückbleibenden zu richten.

Wilhelm verfolgte den Abgehenden mit dem Auge, ſchwieg eine Weile und ſprach dann mit einem grauenhaften Lächeln: Sollte Ew. Gnaden nicht mit dem Sohne des alten Mannes dort auf jenem Bilde für einen Augenblick allein in dieſem Zimmer bleiben wollen? — Und Euere Fürſtlichkeit verträgt doch, wie es ſcheint, mit einer Seele, die nichts erſchüttert, den Anblick jenes Bildes ſelbſt! —

Geh hinaus, Entrecaſteaux! rief heftig der Fürſt mit einem Blicke, der dem Blicke des aus ſeinem Lager aufgeſtörten Löwen glich. Geh hinaus und kehre nicht zurück, bis ich Dich rufe! — Mit einem Fußſtoße ſchloß er die Thüre.

Was beliebt Euch? Wir ſind allein! hob Moritz von Naſſau an, indem er mit erzwungener Ruhe die Arme übereinanderſchlug, und ſein Auge funkelte.

Als ich, ſprach Wilhelm nicht ohne Rührung; als ich, ein Knabe damals, in jener Seeſchlacht, von jugendlichem Uebermuthe getrieben, die ſpaniſche Flagge vom Maſte riß, da belohntet Ihr, nicht lange erſt erwägend, ob jene That von wirklich echtem Muthe oder von Unkenntniß der Gefahr geboren ward, den angehenden Krieger mit Euerm Bildniſſe und dieſer Ehrenkette — das war gnädig! — Als Ihr ſpäter ſahet, wie ich dies Bild, das wie ein heilig Pfand mich ſtets an eifrige Erfüllung meiner Pflichten mahnte, wie das Bildniß einer Gottheit ehrte, wie all mein Leben ich Euerm Dienſte weihte, da konnten die Einflüſterungen der Gomariſten mir nicht Euere Gnade rauben, und — das war edel! — Als endlich jener unſelige Zwiſt entſtand, als Ihr in jenem edeln Greiſe, welcher in dieſem Augenblicke vor Gott Euch anklagt, nur einen Todfeind ſahet, da überhäuftet Ihr deſſenungeachtet den Sohn des Feindes mit immer größern Ehren — das war groß! — Aus allem dieſen könnt Ihr ermeſſen, welch ſchweren Kampf es meiner Seele koſtet, ſich aus den Banden, womit Ihr ſie umſchlungen hieltet, zu befreien; jetzt aber hat dieſer Kampf geendet. Das noch im Hofe des Palaſtes nicht vertrocknete Blut des ſchuldlos hingewürgten Vaters und meines Hauſes Ehre, ſie ſchreien laut um Rache! — Indem ich die Beſtallung, durch welche zum Offizier der Flotte Ihr mich ernannt, ſowie die Kette mit Euerm Bilde hiermit von mir lege, entſage ich dem Dienſte der Provinzen und weihe mich fortan nur dem der Rache. — Nun aber, Moritz von Naſſau, ſtehe ich hier vor Euch, und mir zur Seite ſteht der Schatten des Erſchlagenen! Ich fodere Euch zum Kampfe, und einer von uns Beiden nur kann lebend das Zimmer verlaſſen. —

Ihr dauert mich, junger Mann! ſprach Moritz mit feſter Stimme und ſichtlich ohne alle Furcht. Ich will vergeſſen, was Ihr geſagt. — Ihr ſeid entlaſſen. —

Nicht alſo! rief der Jüngling heftig. Glaubt nicht, durch Euere Ruhe mich zu ſchrecken! — Oder habt Ihr verlernt, das Schwert zu führen? Iſt Euere Waffe nur das Beil? —

Verwegener! rief der Fürſt, indem er mit der Rechten nach dem Schwerte fuhr.

Mit Blitzesſchnelle war die Klinge des Jünglings aus der Scheide.

Steckt ein! herrſchte gebieteriſch der Fürſt. —

Ich oder Ihr! rief wüthend Wilhelm. Einer von uns muß ſterben! Vertheidigt Euch! — Er drang auf den Fürſten ein.

Ich warne Euch zum letzten Male! ſprach dieſer mit feſter Stimme, indem er den Degen zog. So oder ſo, Ihr fallt als Hochverräther!

Mit Löwengrimme und ohne noch etwas zu erwiedern fiel Wilhelm den Fürſten an. Blöße auf Blöße gebend, ohne gegen einen Angriff des Gegners ſich zu decken, richtete er wüthende Stöße gegen des Fürſten Bruſt. Dieſer, mit der ganzen Ruhe des erfahrenen Kriegers, beſchränkte ſich blos auf Vertheidigung. Lange dauerte der Kampf; endlich ſchien der Jüngling zu ermatten. Nun drang der Fürſt auf ſeinen Gegner ein, und bald ſah dieſer ſich genöthigt zur Vertheidigung. So heftig auch die Angriffe des Fürſten waren, ſo war es doch augenſcheinlich, daß dieſer unter der Gewalt derſelben nur einen Plan verbergen wollte, und bald gab ſich auch dieſer kund, denn kurz nach mehren nach der Bruſt des Jünglings geführten Stößen faßte er mit Rieſenkraft und raſcher Wendung ſeines Schwertes das des Gegners, und klirrend flog Wilhems Degen durch das Fenſter. Der durch das Krachen der fallenden Scheiben entſtandene Lärm drang durch die Antichambre bis in den Dienſtſalon, und mit dem Ausrufe: Ha!

Verrätherei! ſtürzte d'Entrecaſteaux mit gezogenem Degen in das Zimmer, in welchem Wilhelm entwaffnet und faſt bewußtlos vor dem Fürſten ſtand. —

Was willſt Du, Entrecaſteaux? ſprach kalt der Fürſt, indem er den Degen in die Scheide ſtieß. Hier der Hauptmann Oldenbarneveldt ſprach von einer neuen Art zu fechten, ſo er vor wenig Wochen jenſeit des Oceans geſehen. Ich bat mir eine Probe aus, dieweil ich ſelbſt ein ziemlicher Fechter und ein Freund von dieſer Kunſt bin. Dies iſt es Alles! — Ihr ſeid entlaſſen, Barneveldt! ſchloß er mit Eiſeskälte. Ihr ſeht, die Art und Weiſe des Angriffs, ſie taugte nichts. —

Faſt ohne Beſinnung wankte Wilhelm aus der Thür. Kaum ſich bewußt, ob wachend oder träumend, jagte Wilhelm auf der Straße nach Delft nach einem Landſitze ſeines Vaters, wo er die trauernde Familie verſammelt fand. Mit dem Tage der Gefangennehmung Oldenbarneveldt's hatten ſeine Lieben jenes Landhaus in Harlems Nähe ſogleich verlaſſen; ſie konnten keine Stunde länger an einem Orte weilen, wo jedes Plätzchen, jeder Baum ſie an einen ſo ungeheuern Verluſt erinnerte. — Wer könnte die Schmerzen des Augenblicks ſchildern, in welchem Wilhelm die Seinen wiederſah! Troſtlos, mit verweinten Au-

gen, eilten ſie in ſtummer Trauer dem Ankomme
den entgegen. Hedwig warf ſich an ſeine Bruſt,
Mutter ſaß in Schmerz verſunken, Renier, ſein äl
rer Bruder, reichte ihm die Hand zum Rachebün
niß, wie er ſagte; nur Vorſtius, welcher, wie W
helm erfuhr, vor einigen Monden Hedwigs Ga
geworden, ſprach Troſtesworte und beſchwor
Brüder, die Rache Dem zu überlaſſen, der ſol
ſein genannt, und welcher zu vergelten verſproc
habe. —

Tauſend Gedanken, Pläne und Widerſprüche du
kreuzten Wilhelms Seele. Bald wollte er flie
ein Land fliehen, deſſen Boden das Blut des E
ſten getrunken; aber lebte nicht Alles, was ihm
Theuerſte auf Erden war, lebte nicht auch Corn
in dieſem Lande? Sollte er die mütterliche Erde,
Heimathland verlaſſen, ehe er die Geliebte noch
Mal, ach! das letzte Mal geſehen? Sollte er
hen, und jener gerichtliche Mord, über welchen,
er wußte, jeder edle Niederländer nach Jahrhun
ten noch trauern würde, ungerochen bleiben? Ge
ken dieſer Art beſtürmten unaufhörlich des Jüngl
Seele und verſenkten ſolche nach und nach in
ſtill brütende Schwermuth, aus welcher Wilhelm
ten, ja nur auf Augenblicke ſich erholte. —

Stundenlang ſtreifte er einſam in der Gegend, ſtill über Plänen für die Zukunft ſinnend; mehr oder minder aber waren dies Racheplàne, welche das Innere des jungen Mannes nur immer mehr verfinſterten. — Zurückgekehrt von einer jener troſtloſen Wanderungen, fand Wilhelm einen Brief, der ſchon ſeit mehren Stunden ſeiner harrte. Die Aufſchrift war von Corneliens geliebter Hand. Dringend beſchwor ihn das Mädchen, nach dem Haag zu eilen. Ihr Vater, ſchrieb ſie, liege auf dem Sterbebette und wünſche ſehnlichſt, ihn zu ſprechen. — So ſchwer es dem Jünglinge wurde, noch einmal einen Mann zu ſehen, den er als einen der Urheber alles Unglücks, was auf ihn und alle die Seinen hereingebrochen war, anſehen mußte, betrachtete er dieſen Zufall jedoch als die einzige Gelegenheit, bei welcher er Cornelien ſehen, das letzte Lebewohl ihr ſagen könnte, und eilte nach dem Haag. Er fand Cornelien weinend an dem Bette ihres Vaters. Allem Anſcheine nach hatte der Cabinetsrath nur wenig Stunden noch zu leben.

Mit Mühe richtete ſich der Kranke auf, indem er Wilhelm ein Päckchen Schriften reichte. Aus dieſen Papieren, ſprach er mit matter Stimme, werdet Ihr erſehen, daß ich als Staatsmann zwar ſtets ein Gegner Eueres Vaters, doch niemals deſſen Feind iſt. Ich war ſo nahe, daß ich bemerken konnte, daß es wie dieſes nur zur Hälfte beſchrieben war. Als ich es vorhin auf dem Tiſche liegen ſah, ſo war ich ſogleich auf dieſen Umſtand aufmerkſam geworden, mir ward plötzlich ſo angſt, ich glaubte es könnte Euch ein Nachtheil daraus erwachſen wenn Ihr unterſchriebet, und als ich vollends bemerkte, daß die häßlichen Augen des Ritters ſo freudig zu funkeln begannen, ſo ſchüttete ich die Dinte auf das Pergament."

Guido ging einige Augenblicke nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann ſagte er ernſt aber nicht unfreundlich zu dem Pagen:

„Ich danke Dir, Klotar, für die Anhänglichkeit die Du mir beweiſeſt, aber ich muß Dich dennoch tadeln, daß Du Dich in Dinge miſcheſt, die außer dem Kreiſe Deiner Obliegenheiten ſich befinden. Der Ritter Ivo iſt mein erprobter Freund, und ich will nichts weiter über ihn hören, was nachtheilig für ihn ſein könnte. Für dieſes Mal verzeihe ich Dir Dein Vergehen. Ich weiß es daß Du mich liebſt, aber auch die Liebe muß zu ſchweigen verſtehen, wo reden nur Unheil bringen kann."

Der Page ſchien von den letzten Worten des Ritters tief ergriffen.

„Ja," rief er mit herzzerreißendem Tone, „ja Ihr habt Recht! Auch die Liebe muß zu ſchweigen wiſſen, zu ſchweigen bis an den Tod."

Wie außer ſich, und einen Strom von Thränen vergießend, eilte der Jüngling, ohne erſt einen Wink ſeines Herrn abzuwarten, aus dem Zimmer. —

Zwei Tage ſpäter befand ſich das Heer auf dem Wege nach dem Lager von Saffuri. Sybille war untröſtlich als ihr Gatte zu Roß ſtieg, und ihr zum Abſchiede mit der Hand winkte. Sie, die dem ihr beſonders widerwärtigen Pagen kaum einen Blick gönnte, ergriff die Hand Klotars, der eben im Begriff war ſich zu Pferde zu ſetzen.

„Wache über jeden ſeiner Tritte, ſorge für die kleinſten ſeiner Bedürfniſſe, und meine Gnade wird Dir niemals fehlen;" rief ſie ſchluchzend.

„Es bedarf einer Anfeuerung nicht, Madame!" erwiederte der Page mit ſeiner gewöhnlichen ſtolzen Kälte. „Mein Blut für ihn! Mein Blut für das ſeine."

Mit den letzten Worten ſchwang er ſich auf's Roß und jagte dem Ritter nach. —

Die Verſammlung des Chriſtenheeres im Lager von Saffuri begann unter ſehr traurigen Auſpicien. Saladin hatte einen kühnen Plan gefaßt. Faſt einen Monat früher als man es vermuthete und ehe noch der Waffenſtillſtand abgelaufen war, hatte er ein nicht unbedeutendes Heer verſammelt, und war, ſobald der zu Ende gehende Vertrag es ihm geſtattete, in Galiläa eingedrungen. Der König, auf die tapfere Vertheidigung der zwiſchen Naplus und dem See Genezareth liegenden Stadt Bethſan rechnend, erſchrak auf's Heftigſte als er hörte, daß die Bewohner beim Erſcheinen des feindlichen Heeres dieſe verlaſſen, und ſich nach Tiberias gerettet hätten. Die Streifparthieen der Saracenen rückten überdem mit ſolcher Schnelligkeit vor, daß bald Wolken ihrer leichten Reiterei das chriſtliche Lager einhüllten, und alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten wurde. Die Anſtrengungen des Marſches, der Kummer über dieſe Unfälle, hatten die Kräfte des Königs in wenig Tagen bereits erſchöpft, und Balduin ſah ein, daß es ihm, wenn der Sultan das Chriſtenheer angriffe, unmöglich ſein würde das letztere in den Kampf zu führen. Eine Verſammlung der Barone ward deshalb in dem Zelte des kranken Monarchen zuſammen berufen. Wie überraſcht war Guido, als Balduin erklärte, daß er ſich nicht mehr im Stande fühle das Reich zu regieren, und das Heer zum Kampfe zu führen, er ſei deshalb geſonnen einen Stellvertreter auf Ausübung voller königlicher Gewalt zu ernennen und ſtelle den Baronen als ſolchen ſeinen Schwager Guido von Luſignan vor! Was ihn ſelbſt anlange, ſchloß der König, ſo bedinge er ſich bis an's Ende ſeines Lebens blos die Stadt Jeruſalem und ein Jahrgehalt von zehntauſend Goldſtücken aus. Das Entzücken Guido's erreichte den höchſten Gipfel, als nicht ein Einziger der Barone der Ernennung widerſprach; ſelbſt Roger du Moulin begnügte ſich mit einem höhniſchen Lächeln. Dennoch wäre Guido's Freude bald in Trauer verkehrt worden, als der König verlangte, daß er Angeſichts der Barone ihm einen feierlichen Eid leiſten ſolle, keines der Lehen oder ſonſtigen Güter der Krone zu veräußern. Dieſe Forderung widerſprach geradezu dem von ihm zu Gunſten der mächtigſten Vaſallen auf Ivo's Dringen ausgeſtellten Documente. Aengſtlich blickte Guido im Kreiſe umher, ſeine Augen ſuchten den Templer, als ob er von ihm einen Rath heiſchen wolle, wie dieſe Gegenſätze ausgeglichen werden könnten. Des Documents zu erwähnen war unmöglich, eben ſo wenig konnte Guido einen ſo herkömmlichen als geſetzlichen Eid verweigern. Seine Angſt ſteigerte ſich, als er zwar Ivo erblickte, aber dieſer ſo ruhig, und mit ſeiner gewöhnlichen kalt-höhniſchen Miene vor ſich hin ſah, als ob ihn die Verlegenheit ſeines Freundes nicht im Mindeſten kümmerte. Wie es ſchien hatte der Ritter indeß dennoch bereits für ein Auskunftsmittel geſorgt, denn der Tempelmeiſter Gerhard von Riderfort warf, indem er ſich mehr wie geſprächsweiſe zu Balian von Ibelin wandte, einige Worte hin, welche andeuteten: Es verſtehe ſich von ſelbſt, daß Sr. Gnaden der neuernannte Reichsverweſer dieſen Eid nur für die Lebenszeit des Königs zu leiſten habe, da dem künftigen Thronfolger alle Rechte offen bleiben müßten. Schnell die Meinung des Sprechenden auffaſſend erhob Guido die Hand zum Schwur, und leiſtete den Eid. So wie er das letzte Wort geſprochen, fiel ſein Auge wieder auf Ivo. Die Miene des Templers ſchien zu ſagen: „Mit dieſem Eide biſt Du erſt gänzlich mein geworden, und wehe Dir wenn Du ihn zu brechen gedächteſt!“ — Ein dämoniſches Lächeln blitzte aus dem düſtern Auge Ivo's, und es wollte Guido bedünken, als ob er ſich weit ſtolzer und herriſcher als je aufrichte. —

Nachdem die Ernennung Guido's zum Alter ego des Königs ſo ruhig und ohne Widerſpruch erfolgt war, ging die Verſammlung zur Berathung über, was in der ſchwierigen Lage, in welcher ſich das Heer der Chriſten befand, am Beſten zu thun ſei. Die Einen riethen das Lager trotz dem Mangel an Lebensmitteln ſo lange zu vertheidigen, bis Graf Raimund von Tripolis und Boemund von Antiochien, an welche man ſich in der Noth gewendet hatte, Verſtärkungen geſchickt haben würden; die Mehrzahl ſchlug einen Rückzug vor. Guido theils einſehend daß die Vertheidigung um ſo ſchwieriger ſein würde, als Saladin den Kampf nicht eher beginnen werde bis das Heer noch mehr durch Hunger geſchwächt ſei, theils den übeln Eindruck fürchtend den es machen könnte, wenn er in dem Augenblick ſeiner Erhebung zu einem Rückzug riethe, ſchlug vor noch drei Tage auf die Verſtärkung zu warten, und wenn dieſe dann nicht anlange, dem Sultan entgegen zu gehen, und ihm in der Ebene von Esdrelon, wo die ſchwere Panzerreiterei der Chriſten ſich am Beſten bewegen könne, eine Schlacht zu liefern. Guido drang um ſo lebhafter auf die Annahme ſeines Vorſchlags, als die Blicke Ivo's ihm vollen Beifall ſpendeten. In der That machte der Antrag des jungen Reichsverweſers auf die Verſammlung bedeutenden Eindruck. Wiewohl die Einen ihn bei der mehr als dreifachen Uebermacht des Sultans für allzuverwegen erklärten, die Andern meinten daß man durch eine noch weitere Entfernung von der Hauptſtadt, dieſe den ſtreifenden Horden der Saracenen bloßſtellen würde, ſo gefiel Allen doch die ritterliche Kühnheit des Jünglings, und der Sinn für ſolche war im Chriſtenheer noch nicht ſo erſtorben, als daß ſich nicht eine Anzahl Anweſender gefunden hätte, die dieſer beigeſtimmt hätten. Nach längern Debatten ward beſchloſſen, nur noch ſo lange auf die Verſtärkungen zu warten, bis die eben vorhandenen Lebensmittel im Lager aufgezehrt worden, dann aber unverweilt auf den Sultan loszugehen, und ihn zur Schlacht zu zwingen. Jedenfalls gewann Guido durch ſeinen Vorſchlag ſo viel, daß Mancher der ſeine Fähigkeiten bis dahin ſehr gering angeſchlagen hatte, mit einer weit beſſern Meinung von ihm die Verſammlung verließ. —

Es giebt Momente in der Geſchichte, in welchen das Schickſal mit Menſchen von untergeordneten Gaben nicht nur ein ganz eigenthümliches Spiel zu treiben, ſondern ſie ſelbſt für eine Zeitlang zu ſeinen Lieblingen erkoren zu haben ſcheint. Es iſt dann als wolle es ihnen Gelegenheit geben ſich auf eine höhere Stufe zu erheben, und in der That das zu werden, für was die Menge den vom Glück Begünſtigten ſo leicht zu halten geneigt iſt. In einer ſolchen Lebensphaſe befand ſich Guido. Sein Rath, wäre er unmittelbar ausgeführt worden, würde das Heer unfehlbar in's Verderben geſtürzt haben. Ein Feldherr von ſo großartigen Anſichten, ſo glänzendem Talent, ſo ausgezeichneter Tapferkeit wie Saladin, hätte an der Spitze eines fanatiſchen Heeres, dem die berühmte „gelbe Leibwache‘ des Sultans als Vorbild diente, die Chriſtenſchaar unſtreitig auf's Haupt geſchlagen, nachdem er ſie bis auf einen ihm günſtigen Punkt gelockt, dennoch hätte ein weit erfahrener Feldherr als Guido bei der Art und Weiſe, wie ſich die Verhältniſſe binnen ganz Kurzem geſtalteten, keinen beſſern Rath ertheilen können. Schon nach vierundzwanzig Stunden erſchien ein Kundſchafter der ſich durch das Heer des Feindes geſchlichen hatte. Er brachte einen Brief von dem Grafen von Tripolis, in welchem dieſer meldete, daß er ſelbſt, Joscelin von Courtenay, Rainald von Chatillon ſo wie der Graf von Löwen und mehrere mächtige Bannerherren aus Frankreich und den Niederlanden die eben als Pilger in's heilige Land gekommen, an der Spitze von ſo viel Truppen herbeieilten, daß man dem Sultan nicht nur gewachſen, ſondern ſelbſt überlegen wäre. Schon den Tag darauf bemerkte man ungewöhnliche Bewegungen bei den Saracenen. Sie verkündigten daß die chriſtlichen Hülfstruppen ſich dem Lager näherten, und ehe noch die Nacht anbrach rückte die Vorhut derſelben in dieſes ein. Jetzt entſtand ein großer Jubel. Das Heer beſtand, wie man berechnen konnte, nun nicht weniger als aus dreizehnhundert Ritterfahnen und funfzehntauſend Mann Fußvolk. Seit dem letzten Kreuzzuge war keine ſo ſtarke Armee verſammelt geweſen. Am folgenden Tage war es bis auf den letzten Mann auf den Höhen von Saffuri vereinigt. Von allen Seiten ſehnte man ſich nach dem Kampfe. Jeder glaubte des Sieges bereits gewiß zu ſein. Wirklich konnte ein ſolcher kaum bezweifelt werden. Der Sultan, das Anrücken ſo zahlreicher Verſtärkungen nicht ahnend, hatte zu kühn den Jordan überſchritten, und befand ſich jetzt in einer Gegend, wo er zwiſchen dem See Genezareth und dem chriſtlichen Lager eingekeilt war. Wäre Guido, nachdem er den Neuangekommenen nur vierundzwanzig Stunden Ruhe gegönnt, auf den Sultan losgegangen, hätte er Saladin auf dem Terrain, auf welchem dieſer ſich befand, eine Schlacht geliefert, ſo wäre deſſen Untergang unvermeidlich geweſen. Dem Jüngling ſchien dieſe Idee vorzuſchweben. Er brannte ſich auszuzeichnen, und welcher Ruhm wartete des jungen erſt einige zwanzig Jahre alten Oberbefehlshabers, wenn ihm gelang, was noch Keinem gelungen war, die Vernichtung des gefürchteten Saladin! — Um ſich von der Stellung des Feindes Kenntniß zu verſchaffen, recognoſcirte er, an der Spitze eines kleinen Trupps Reiterei, dieſe letztere. Zu ſeinem Mißvergnügen bemerkte er, daß der Sultan die vorgeſchobenen Beduinen- und Turkmannenſchwärme etwas zurückgezogen hatte. Guido ſchienen dies Vorboten eines Rückzugs des Feindes. Unwiederruflich feſt war

war. Ihr werdet daraus erſehen, welche Mühe ich mir gegeben, einen Juſtizmord zu verhindern, welcher bei Mit- und Nachwelt den Fürſten anklagt. Feierlich erkläre ich, der Sterbende, daß ich keinen Theil an dieſem Verbrechen habe, und daß, wenn ich auch niemals mit den politiſchen Anſichten Eueres Vaters mich befreunden konnte, ja wenn ich das Glück der Niederlande in des Fürſten Thronbeſteigung zu finden glaubte, niemals ein verbrecheriſcher Gedanke, gerichtet gegen Euern Vater, in meiner Seele aufgeſtiegen iſt. — Meine Laufbahn als Staatsmann, fuhr der Kranke nach einer Pauſe fort, iſt nun geſchloſſen. Ich fühle — faſt iſt es zu ſpät — daß ich ihr theuere Verpflichtungen zum Opfer brachte. Daß ich das Verſäumte nicht gänzlich erſetzen kann, dies iſt es, was mich quält. — Am meiſten, ſprach er, Corneliens Hand ergreifend, beunruhigt mich das Schickſal meines Kindes. Nicht Glücksgüter ſind es, die ihr ermangeln werden — Das, was ich hinterlaſſe, ernährt ſie reichlich; aber ſie wird allein ſtehen auf der weiten Erde! — Schon früh ſtarb ihr die Mutter; die wenigen Verwandten, ſie ſind entfernt, im ſpaniſchen Antheile der Niederlande wohnhaft; ihr fehlt ein Freund! — Wilhelm von Oldenbarneveldt, wollt Ihr noch dem Mädchen ein ſolcher ſein?

ſein Vorſatz dieſem zuvorzukommen. Er beſchloß den Feind am folgenden Tage mit dem ganzen Heere anzugreifen. Zwar war es gewöhnlich, vorher einen Kriegsrath zu verſammeln um die Meinung der Häupter des Heeres zu vernehmen, aber drängte nicht die Noth? Konnte nicht durch Zögern Alles verſäumt werden? Ueberdies war Guido nur allzuſehr bekannt, daß durch ſolches Berathen oft das Gegentheil von Dem, was man beabſichtigte, herbeigeführt worden war, ja daß Saladin ſelbſt unter den Baronen Verbindungen hatte, und von den Berathſchlagungen Kenntniß erhielt. Guido beſchloß deshalb mit Anbruch des Tages ohne Weiteres den Befehl zum Vorrücken zu geben, und mit den Truppen des Königs und der Orden den Feind anzugreifen. Kam es dann zum Gefecht, ſo konnten die Vaſallen mit ihrer Mannſchaft nicht zurück bleiben. Eben beſchäftigte er ſich mit dem Plane zur Schlacht, als Ivo in ſein Zelt trat.

„Ihr erkundetet heute den Feind;“ ſagte der Templer indem er ſich auf einen Seſſel warf. „Dies ſcheint auf den Vorſatz zu deuten ihn anzugreifen. Ich denke Ihr habt ihn aufgegeben.“

„Keinesweges!" rief Guido lebhaft. „Morgen liefere ich ihm eine Schlacht."

„Bewahre!" ſagte Ivo kalt. „Es folgt Euch Niemand! Ihr müßt einen Kriegsrath zuſammenberufen, wenn Ihr nicht die Barone beleidigen wollt. Raimund ſagte vorhin zu Balian von Ibelin, ſeine Truppen müßten wenigſtens vier Tage ruhen, ehe er ſie in den Kampf führen könne, ſo ſehr wären ſie durch ſtarke Märſche abgehetzt."

„So wäre denn der Argwohn, daß der Graf mit dem Sultan in geheimen Verbindungen ſtehe, alſo dennoch gegründet!" rief Guido heftig.

„Meint Ihr daß dies der Fall ſei?" ſprach der Ritter kalt. „Nun es iſt immer klug ſich eine Thüre offen zu halten!"

„Dies kann Euer Ernſt nicht ſein!" rief Guido verdrießlich. „Mag er indeß zurückbleiben, mögen es auch die Andern thun. Sehen ſie uns im Kampfe, ſo greifen ſie dennoch an; im ſchlimmſten Falle decken ſie uns den Rücken. Ich beginne den Kampf mit den Truppen des Königs, denen vom Hoſpital und vom Tempel."

„Die letztern folgen Euch nicht! Ich habe es dem Meiſter widerrathen!“

„Was? Seid Ihr toll geworden?“ rief Guido betroffen.

„Ich that es blos Euretwegen;“ erwiederte Ivo mit großer Ruhe. — „So viel ſehe ich wohl,“ fuhr er mit ſeinem gewöhnlichen eiſeskalten Lächeln fort, „ein Staatsmann werdet Ihr nun und nimmermehr; ſo viel Einſicht aber traue ich Euch zu, mir folgende Fragen beantworten zu können. Der König kann nicht mehr vier Wochen leben. Gut. Der Knabe, der ihm auf dem Throne folgen ſoll, iſt kränklich, er ſtirbt ihm nach. Auch gut. Wen meint Ihr wohl, daß die Barone lieber als König anerkennen werden: Einen Sieger den ſie fürchten müſſen, der ſie alle im Zaume halten wird, der ihre Macht zu brechen ſuchen muß, wenn er die ſeinige ſichern will, oder Jemand den ſie zu gängeln, und einzuſchüchtern gedenken? Natürlich den Letztern! Sie wären Narren wenn ſie anders dächten. Nun geht hin, ſchlagt Saladin, den Einzigen der die Herren manchmal ein Bischen in Athem hält, macht Euch ſomit als Reichsverweſer durch Euer Anſehn ihnen unangenehm, und wartet dann bis in die Ewigkeit, ehe ſie Euch die erledigte Krone auf's Haupt ſetzen werden!“

„So meint Ihr denn, daß ich die günſtige, nie wiederkehrende Gelegenheit, Saladin mit einem Schlage zu vernichten, vorbeilaſſen ſoll?“ rief Guido heftig.

„Ich wüßte in der That nicht, wo, wenn Ihr den Sultan vernichtetet, Ihr dann in der Geſchwindigkeit einen andern hernehmen wolltet; und er iſt Euch doch ſo nöthig;“ ſagte der Templer phlegmatiſch, indem er ein Bein über das andere ſchlug. „Haben die Barone keinen äußern Feind zu fürchten, ſo beſchäftigen ſie ſich mit innern Zwiſtigkeiten. Vernichtet Saladin, und Ihr ſeid am längſten Oberbefehlshaber geweſen! Daß von der Krone Jeruſalems dann vollends nicht die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt. Die Leute, wie Balian und ſein Anhang, wären die Letzten, einem Manne, den ſie ſich überlegen fühlten, die Krone auf's Haupt zu ſetzen! Amalrich war ihnen ſchon zu viel.“

„Ich ſollte die Schande auf mich nehmen, feig zu zögern, wenn es gilt mit Uebermacht einen Feind auf für uns günſtigem Terrain anzugreifen!“ rief Guido.

„Wer ſagt denn daß Ihr zögern ſollt? Das Zögern wird ſich ſchon von ſelber finden, ſobald Ihr einen Kriegsrath zuſammenruft;“ ſprach Ivo gelaſſen. „Die Frage ſteht nach meiner Meinung ſo: Wollt Ihr den Ruhm erwerben Saladin geſchlagen zu haben, und dafür auf immer der Krone von Jeruſalem entſagen, auch in wenigen Monaten, bei geringer Veranlaſſung, der Oberbefehlshaberſtelle entſetzt ſein, ſo greift morgen den Sultan an, und Ihr werdet Euren Zweck erreichen; wollt Ihr aber das vorgeſetzte und von mir Euch hiermit nochmals verbürgte Ziel im Auge behalten, jenem liſtigen Raimund und den Baronen Sand in die Augen ſtreuen, und wie ein kluger Spieler, der ſeinen beſten Zug bis zuletzt aufſpart, Euch für den Fall der Noth an Saladin eine Stütze ſichern, ſo beruft einen Kriegsrath.“

„An Saladin eine Stütze?“ fragte verwundert der junge Mann.

„Glaubt Ihr nicht, daß der Sultan mindeſtens ſo viel in unſerm Reich mitregiere, wie Balduin ſelbſt?“ fragte Ivo mit ganz eigenthümlichem Lächeln.

„Ich könnte Euch Manches darüber mittheilen, wenn es an der Zeit wäre!"

„Ihr meint alſo ich ſoll ihn entwiſchen laſſen?" fragte Guido erſtaunt.

„Ihr? — Nein! Dafür werden ſchon Andere ſorgen. Beruft nur den Kriegsrath;" verſetzte der Templer boshaft lachend.

„Es iſt unmöglich, daß Jemand in demſelben eine ſolche Meinung äußern könne!" rief Jener.

„Bewahre! Aeußern werden ſie nichts dergleichen, ſie werden blos ſo lange berathen, bis er über den Jordan hinüber iſt;" verſetzte Ivo ruhig.

„Meine Meinung iſt," ſagte er aufſtehend und Guido unter den Arm faſſend, „Ihr handelt folgendermaßen, und ſeid dann von allen Seiten gedeckt: Ihr ſendet heute Nacht noch, und mit dem größten Aufſehn, Boten an alle Heeresfürſten. Ihr ladet ſie ein ſich morgen zur Berathung auf Burg Vieil Caſtel im Rücken des Heeres einzufinden. Dort eröffnet Ihr ihnen: daß Ihr Willens ſeid dem Sultan eine entſcheidende Schlacht zu liefern, daß indeß, obwohl ſtolz auf das Vertrauen das ſie Euch bewieſen, Ihr nichts ohne ihren weiſen Rath hättet beſchließen wollen.

Nun beginnen die Berathſchlagungen. — Ich rechne daß dieſe etwa ſechs bis ſieben Tage dauern werden. — Raimund aus alter Freundſchaft für Saladin, mit welchem er nur dann und wann, wie es wohl unter Freunden vorkommt, in Zwiſt geräth, Boemund und Balian weil ſie Euch durch einen Sieg nicht zu mächtig werden laſſen wollen, der Tempel aus andern Gründen, ſind gegen eine Hauptſchlacht; die vornehmen Fremden, um ihres Pilgergelübdes baldmöglichſt quitt zu werden, die Frommen, und die welche ſich den Beutel füllen wollen, an ihrer Spitze Rainald von Chatillon, ſind dafür. Roger du Moulin ſagt gleichfalls ‚Ja!‘ weil Gerhard von Ridersfort ‚Nein!‘ geſagt hat. Endlich geben die Erſten nach, eine entſcheidende Schlacht wird beſchloſſen. — Saladin aber iſt inzwiſchen über den Jordan hinüber. Daß er Euch, nach ſeiner ſprüchwörtlich gewordenen Großmuth, für den Dienſt, den Ihr ihm geleiſtet, gute Rechnung hält, dafür werde ich ſorgen.“

„Ihr?“ ſagte Guido verwundert.

„Ja, ich!“ ſprach der Templer kalt. „Das wie? geht Euch nichts an. — Uebrigens, Meſſire,“ fügte er ernſt, faſt drohend hinzu, „iſt im Grunde alles weitere Gerede unnütz. Ich hatte Euch verſprochen, Euch zum Gemahl Sybillens, zum Reichsverweſer und zum König zu machen, und Ihr ſagtet mir zu unbedingt meinem Rathe zu folgen. Meine Zuſage halte ich, haltet auch die Eure.“ —

Nur mit großem Widerwillen ging Guido auf den Rath des Templers ein. Noch im Laufe derſelben Nacht beriefen Reitende die Heeresfürſten nach dem Schloſſe Vieil Caſtel, aber da ſolche erſt im Laufe des folgenden Tages dort zuſammenkamen, ſo wurden die Berathungen erſt mit dem Beginn des dritten begonnen. — Ivo hatte übrigens Alles richtig vorhergeſagt. Die Berathungen zogen ſich in die Länge. Jeder der Barone berückſichtigte nur den eigenen Vortheil. Raimund hätte durch ein einziges kräftiges Wort vielleicht den Ausſchlag geben können, aber er hütete ſich wohl es auszuſprechen, und ſagte, er überlaſſe die Beſtimmung des Angriffs und die Zeit deſſelben allein der Entſcheidung Guido's, die Stimmen derer die für augenblicklichen Angriff waren, wurden durch kleine, von Balian und deſſen Anhängern hingeworfene Streitfragen, die mit vieler Weitläuftigkeit dann erörtert wurden, übertäubt, und auf dieſe Weiſe acht unwiederbringliche Tage verloren. Als endlich jeder der Widerſprechenden heimliche Nachrichten empfangen hatte, daß Saladin ſeinen Rückzug bereits vollführt habe, ſtimmten ſie für den Kampf. Niemand von allen Heeresfürſten hatte ein offenes Spiel geſpielt; den alten beuteluſtigen Rainald allein ausgenommen. Dieſer hatte gleich beim Beginn der Berathungen erklärt: ‚Es ſei ihm ganz einerlei, was man beſchließe. Jedenfalls hoffe er dem Sultan, ehe er über den Jordan hinüber ſei, ein paar Dutzend reichbeladener Kameele abzunehmen.‘ Dieſen Vorſatz den er ‚bei Gottes Helmmütze‘ betheuerte, führte er auch richtig aus, denn ehe die Fürſten noch auseinander gegangen waren, war er mit ſeiner Schaar bereits hinter Saladin her, und trieb ihn ſo noch geſchwinder, als er ſonſt wohl gegangen wäre, über den Jordan. — —

Kaum hatten die Angelegenheiten dieſe Wendung genommen, als ſich nicht nur beim Heere, ſondern auch zu Jeruſalem ein lauter Schrei über die Unfähigkeit Guido's hören ließ. Raimund, Boemund, ſelbſt die Gräfin Agnes, klagten laut über die Unſchlüſſigkeit Guido's, welche allein den bitterſten

Feind des Reichs vom Untergange gerettet habe. Die letztgenannte herrſchſüchtige Frau hatte indeß dabei nur ihren eigenen Vortheil im Auge, und ſie beſtimmte, um jedenfalls für den Todesfall des Königs den Anſpruch Guido's auf den Thron zu vereiteln, den Monarchen dahin, den kleinen Balduin krönen zu laſſen. Dies geſchah auch, und Guido wurde dabei auf eine ſo auffallende Weiſe zurückgeſetzt, daß er nicht einmal zur Huldigungsfeier, die dem königlichen Kinde bereitet wurde, eingeladen ward.

Da Balduin der Vierte nun auch die Krone niederlegte, und Raimund zum Vormunde des jungen Thronfolgers ernannt ward, ſo ſah ſich Guido dadurch mit einem Male abgeſetzt.

Wie eben ſo viel Donnerſchläge, wirkten die ſo ſchnell auf einander folgenden Unfälle auf den ohnehin haltloſen jungen Mann. Noch vor wenigen Wochen war er der Held des Tages geweſen, und jetzt wendete ſich Jeder, der ihm früher geſchmeichelt, das Außerordentlichſte ihm zugetraut hatte, von ihm ab. Guido fiel in eine lebensgefährliche Krankheit, von der er ſich erſt in Monden erholte, und von welcher eine große Körperſchwäche und tiefe geiſtige Niedergeſchla-

O Gott! rief Wilhelm, wäre es möglich? Cornelia mein?

Bringt Euere Verlobte, ſprach der Kranke, zu Euerer würdigen Mutter; beſtellt Euer Haus, und dann, wenn dies geſchehen, verlaßt mit Euerer Gattin Holland. Hier werdet Ihr nur ein Stein des Anſtoßes ſein; den Gomariſten iſt Euer Name ein Dorn im Auge, und die Remonſtranten werden Euch in revolutionnaire Pläne zu verflechten ſuchen; darum verlaſſet dieſes Land, ſobald es immer möglich. —

Gern, rief Wilhelm; überall, wohin Cornelia mich begleitet, blüht mir ein Vaterland!

Still legte der Kranke die Hände der beiden Liebenden in einander; in wenig Stunden war er todt. —

Monden vergingen. Beglückt verlebte ſie Cornelia in der Mitte der Familie des Geliebten. Von der Wittwe Oldenbarneveldt's, jener würdigen Matrone, wie eine längſterſehnte Tochter aufgenommen, geliebt von Hedwig wie eine theure Schweſter, fand ſie in dieſem ſtillen Kreiſe ein kaum geahntes Glück. Pläne für die Zukunft wurden in dieſer Zeit entworfen. Man berathſchlagte, in welchem Lande ſich die Familie niederlaſſen ſollte, denn auch die übrigen Mitglieder derſelben wollten eine Heimath, die ihnen ſo viel traurige Erinnerungen bot, verlaſſen. Vorgenheit zurückblieb. Sybille, obwohl ihrem Gatten ergeben, liebte in ihm nur den ſchönen Mann, für ſeine geiſtigen Leiden hatte ſie keinen Sinn, ja ſie begriff kaum wie die erfahrne Zurückſetzung ſo großen Eindruck auf ihn machen konnte. Ging doch überhaupt des Lebens Schmerz nur wie ein Streiflicht an ihr vorüber. Als der kleine Thronfolger an dem Genuß einer Orange tödtlich erkrankte, als der Vormund deſſelben, der Graf Raimund, beſtimmte: daß Joscelin den königlichen Knaben nach Askalon führen ſolle, weil die geſunde Seeluft dort günſtig auf ihn wirken werde, fiel es der Mutter nicht ein den einzigen Sohn dorthin zu begleiten. Die Luſtbarkeiten des Hofes, an denen ſie mit aller Luſt fröhlichen Lebens hing, hielten ſie in der Hauptſtadt zurück. Was Guido ganz beſonders auffiel, war, daß von dem Augenblick an, wo ſein Schickſal eine ſo ungünſtige Wendung nahm, der Templer verſchwand. Erſt nach längern Fragen theilte ihm Gerhard von Riderfort mit, daß dringende Angelegenheiten des Ordens ihn veranlaßt hätten, den Ritter mit Aufträgen, die ihn für einige Zeit entfernt halten würden, bis an die entlegenſte Gränze Syriens zu verſenden. So befand ſich denn Guido ganz allein in Mitte einer ihm größtentheils feindlich geſinnten Umgebung. Der König Balduin der Vierte, deſſen Auflöſung von Tag zu Tag näher rückte, ließ ihn trotz aller Bitten nicht mehr vor ſein Angeſicht, die Barone behandelten ihn mit Geringſchätzung, Sybille ſchwärmte in Luſtbarkeiten, welche anzuordnen ſie eine Meiſterin war, Niemand zeigte mehr eine beſondere Anhänglichkeit an Guido. Doch nein! Eine Seele gab es, die, je mehr Alles ihn zu verlaſſen Miene machte, ſich deſto inniger an ihn anſchloß; es war ſein treuer Page Klotar. Der ſonſt ſo träumeriſche, launenhafte Jüngling, bezeigte jetzt, neben der größten, regſten Aufmerkſamkeit, die gränzenloſeſte Hingebung für die Perſon ſeines Herrn. Nicht nur, daß er während der langen Krankheit Guido's nicht von deſſen Seite wich, die Tage an deſſen Lager, die Nacht auf den Steinplatten des Vorgemaches zubrachte; auch ſpäter, als das körperliche Leiden dem geiſtigen Platz gemacht hatte, bewies er ſich als den treueſten, den ergebenſten aller Diener. Er bot alle kleinen Talente, unter denen das eines lieblichen Geſanges oben an ſtand, auf, ſeinen ſchwermüthigen Herrn zu erheiteren, und wirklich bekannte Letzterer oft, daß er jeden heiterern Augenblick Klotar zu verdanken habe. Er behandelte ihn auch fortan weniger als einen Diener, wie als einen Freund, und er ſagte dann oft mit trübem Lächeln: er ſehne ſich nur darum noch einmal dem Feinde gegenüber das Schwert zu entblößen, um wenn Klotar an ſeiner Seite gekämpft, ihm damit den Ritterſchlag ertheilen zu können. Stundenlang unterhielt ſich Guido in dieſer Zeit mit ſeinem Pagen über Vorgänge des Tages, doch ſah er bald daß er zwei Gegenſtände zu vermeiden habe, weil ſolche den Jüngling ſtets auf die heftigſte Weiſe aufzuregen ſchienen. Der eine war der frühe Tod Klotildens, der zweite der Charakter Ivo's. Schien der Jüngling, ſobald die Rede auf die Schweſter kam, von der tiefſten Wehmuth ergriffen, und ſtürzte er, wenn Guido von den fröhlichen Kinderjahren auf Burg Chateaublanc zu ſprechen anfing, oft laut ſchluchzend zur Thür hinaus, ſo war dies freilich nicht zu verwundern, aber deſto mehr fiel es Guido auf, daß ſelbſt der Name Ivo's den jungen Menſchen in die ungewöhnlichſte Erregung verſetzen konnte. Er nannte den Templer einen böſen Dämon, der Guido zu umgarnen ſuche, um ihn zu ſeinen Zwecken zu nutzen und dann zu verderben, und ſchloß gewöhnlich mit den flehendlichſten Bitten ſich vor deſſen Schlingen zu hüten.

Konnte auch Guido dieſer Meinung nicht beiſtimmen — er war ja durch Ivo zum Gemahl Sybillens und zum Reichsverweſer erhoben worden, — ſo war ſein Herz dennoch voll Bitterkeit über die Art und Weiſe wie ihn der Templer, faſt wie in böſem Vorſatz, zu einem Entſchluſſe genöthigt, dem er den Zuſtand der Erniedrigung, in dem er ſich jetzt befand, allein zuſchreiben mußte. Wirklich war letzterer von einer Art, daß auch nicht der geringſte Anſchein vorhanden war, daß er ſich je wieder aus ihm erheben könnte. War Guido auch der Gemahl einer königlichen Prinzeſſin, ja ſelbſt der Stiefvater des unmündigen Königs, ſo gab es dennoch im ganzen Reiche vielleicht nicht einen einfachen Rittersmann, der von geringerm Einfluſſe als eben Guido auf die Verwaltung des Landes geweſen wäre, und er fühlte dies ſo tief, daß er jede Gelegenheit ſcheute, wo er genöthigt war ſich öffentlich zu zeigen. Stunden- ja tagelang befand er ſich in ſeinem einſamen Gemach, oder in einem ſchattenreichen Garten, der an den Palaſt ſtieß, und in dem er ſeinen ſchwermüthigen Gedanken nachhing. Eben erging er ſich eines Tages in einem dunkeln Gange deſſelben, als er den weißen Mantel eines Templers durch die Zweige der Hecken ſchimmern ſah. Er dachte an einen Beſuch Gerhards von Riderfort, welcher ſo ziemlich der Einzige der Großen war, der Guido nicht ganz vernachläſſigt hatte, und dem er deshalb nicht ausweichen konnte, als plötzlich — Ivo vor ihm ſtand.

„Ihr ſeid es!“ rief Guido überraſcht, und in einem Tone, der ſeinen Unwillen nicht verhehlen konnte. „Ich glaubte, wir würden uns nie mehr wiederſehen.“

„Und warum glaubtet Ihr dies, Meſſire?“ fragte der Templer mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe.

„Warum? Himmel und Erde! Ihr ſeid ein ſehr ſpaßhafter Frager;“ fuhr Guido auf. „Ich war dieſer Meinung wegen des vortrefflichen Rathes, den Ihr mir im Lager von Saffuri gegeben, oder vielmehr aufgenöthigt habt, und der für mich ſo herrliche Früchte trug.“

„Das Fatum iſt launiſch, es macht manchmal die beſten Berechnungen zu nichte;" verſetzte Ivo phlegmatiſch. „Die Sache nahm für Euch durch meinen Rath einen üblen Ausgang, der im Grunde aber, wenn man das Für und Wider gehörig erwägt, dennoch ein guter zu nennen iſt."

„Ein guter?" rief Guido mit Heftigkeit. „Ich bin gänzlich zu Grunde gerichtet."

„Ja, das iſt wahr! Eure Stellung, wie ſie eben iſt, iſt miſerabel. Das thut aber nichts. Wer heute unten iſt, kann morgen oben ſein."

„Ich danke Euch für dieſen elenden Troſt, und erſuche Euch ihn zu ſparen, wenn Ihr keinen beſſern habt!" rief Guido empört über die Gefühlloſigkeit Ivo's.

„Ich habe aber einen ſolchen, und Ihr werdet dies um ſo eher glauben wenn Ihr erwäget, daß ich gewiß ſonſt eher fern geblieben, als um zu nichts führende Vorwürfe, die ich von Euch erwarten konnte, einzuſammeln gekommen wäre;" verſetzte Ivo mit der größten Gelaſſenheit. „Der Zweck meines Erſcheinens iſt nämlich, mit Euch und Eurer Gemahlin Verabredungen zu treffen wie es am Einfachſten zu veranſtalten, Euch, wie es nöthig werden dürfte, zum

König von Jeruſalem krönen zu laſſen. — Ihr erſtaunt? Ihr haltet meine Rede für ungereimt, die Sache für unmöglich? Ich dachte es wohl, deshalb ſprach ich zuerſt mit Eurer Gemahlin davon und komme eben von derſelben.“

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, ſah Guido den Sprechenden mit allen Zeichen des Erſtaunens an.

„Ich reiſ'te,“ ſprach Ivo ohne von dem Staunen Guido's Notiz zu nehmen, „über Askalon, ich hörte daß der junge König wieder kränker geworden ſei, und überzeugte mich daß er höchſtens noch vierzehn Tage zu leben habe. Die Leute ſagen er habe Gift bekommen, Einige meinen Raimund ſelbſt habe es ihm beigebracht. Ich ließ ſie natürlich bei dieſem Glauben, denn wenn es auch nicht wahr iſt, ſo ſchadet es dem Grafen, und uns muß es Nutzen bringen. — Iſt der Knabe vergiftet worden, ſo kann es Raimund ja überdies eben ſo gut gethan haben wie ein Anderer; genug das Gerücht war mir nicht unangenehm. — Ich ſah nun daß keine Zeit zu verlieren ſei, wenn Ihr König von Jeruſalem werden ſollt, und begann meine Maßregeln darnach zu nehmen. Zuerſt ſprach ich alſo mit Joscelin von Courtenay —“

„Wie? Mit dieſem? — Das habt Ihr gut gemacht! Der Mann haßt mich von ganzer Seele;“ ſprach Guido.

„Nein, er vernachläſſigt Euch blos, und darauf gründete ich eben die Hoffnung Euch zu nützen;“ erwiederte Ivo, ſich gemächlich auf eine Ruhebank niederlaſſend. „Die Empfindlichkeit des eitlen Mannes, der ſich von Raimund nicht genug geehrt glaubt, war leicht aufzuſtacheln. — Doch was ſoll ich Euch weiter mit unſern Verhandlungen langweilen! Genug ich habe mit ihm abgeredet, daß er, ſobald ſein Zögling todt iſt, den Leichnam den Templern von Askalon übergiebt, um ihn zur feierlichen Beiſetzung in der Gruft der Könige hierher zu bringen und dann in einer Verſammlung der Barone, die Raimund, durch ihn auf mein Anſtiften dazu beredet, zuſammenberufen wird, die Herren ſich mit allerlei Dingen ſo lange beſchäftigen läßt, bis wir hier mit unſerm Vorhaben im Reinen ſind.“

„Und dieſes —“ begann Guido.

„Während die Barone berathen, wen von den

Fürſten des Abendlandes ſie auf den Thron berufen ſollen, ſetzen wir Eurer Gemahlin, der Tochter Amalrichs, und dieſe Euch, hier in Jeruſalem die Krone auf.“

„Sturmeswehen Eure Worte! Die Sache iſt unmöglich. Joscelin wird Euch dies ſchon geſagt haben;“ rief Guido.

„Anfangs ja, aber er ward bald anderer Meinung;“ verſetzte Ivo „Er fand die Unternehmung kühn, aber nicht unausführbar. Sie bedarf blos des Kopfes und der Fauſt eines Mannes, und — Meſſire, ich hoffe Ihr ſeid ein ſolcher.“

In den letzten Worten lag ein ſo ſchneidender Anklang von Hohn und Verachtung, daß Guido, heftig davon angeregt, ausrief:

„Zeigt mir die Möglichkeit des Gelingens, und ich ſetze Blut und Leben an die Sache, aber die Schande einer mißlungenen unſinnigen Unternehmung mag ich nicht auf mich laden.“

„Daß ſie nicht unſinnig iſt ſeht Ihr daraus, daß ich es war, der den Plan entwarf, und daß Joscelin, Rainald und Gerhard von Riderfort bereits darauf eingingen;“ verſetzte Ivo mit Kälte.

„Wie? Rainald, und der Tempelmeiſter?“ rief Jener erſtaunt.

„Ja, es wird viel Geld koſten! - Wir nehmen es aber von denen die ſich uns widerſetzen, und die wir deshalb in die Acht erklären;“ erwiederte der Templer gemüthlich. „Jemand muß doch die Zeche bezahlen, und Ihr habt nichts. — Sobald hier unſer Wirken beginnt, vertreibt man die Beſatzung von Berytus, Eure Vaſallen zu Accon und Joppe, die nach dem Tode des Königs nicht mehr durch ihren Eid an die höhere Lehnspflicht gebunden ſind, pflanzen Eure Farben auf, und die Mannen Rainalds, wie die des Tempels und des Hospitals, unterſtützen hier die Bewegung.“

„Ihr rechnet auf Roger du Meulin? — Unmöglich!“ rief Guido.

„Meint Ihr, daß wenn der Wolf an einem fetten Wilde nagt, der Bär appetitlos zuſehen werde?“ erwiederte Ivo höhniſch lachend. „Er wird ſich ein wenig ſperren, und — dann eine noch größere Portion als Jener verlangen.“

„Ihr denkt den klugen Raimund zu überliſten?“ rief Guido lebhaft. „Er wird ahnen was vorgeht —“

ſtius und die Frauen ſtimmten für Deutſchland; an des Rheines Ufern meinten ſie ein zweites beſſeres Vaterland zu finden. Wilhelm und ſein älterer Bruder zogen Frankreich vor. Dort, ſagten ſie, fänden Männer von Thatkraft Schutz und Anerkennung, vielleicht auch Gelegenheit zur Rache an Moritz von Oranien. — Nicht wenig bekümmerte es Cornelien, wenn ſie bemerkte, wie tief und feſt der Gedanke, des Vaters Tod zu rächen, in Wilhelms Seele wurzelte. Mit Schmerzen ſah ſie das öftere heimliche Kommen und Gehen mehrer der erbittertſten Remonſtrantenhäupter, und wenn auch Wilhelm ſie zu beruhigen ſtrebte, ſo konnte es dem Mädchen doch nicht verborgen bleiben, daß dieſe Zuſammenkünfte nicht ſo abſichtslos und bloßes Werk des Zufalls, wie Wilhelm vorgab, geweſen wären. — Seltener als ſonſt ſprach Wilhelm von Auswanderung. Er meinte jetzt, es könne Zeiten geben, in welchen das unterdrückte Vaterland die Kräfte jedes ſeiner Söhne in Anſpruch nehmen würde, und dieſe Zeiten wären nicht allzu fern. Flehentlich bat Cornelia, daß der Geliebte ſich nicht in gefährliche Pläne einlaſſen ſolle, in Pläne, welche um ſo gewiſſer ſcheitern müßten, als die Macht des Prinzen Moritz ja augenſcheinlich auf den feſteſten Pfeilern ruhe. —

„Nicht daran zu denken! Er traut Euch dieſen Schritt nicht zu;“ ſagte Ivo wegwerfend.

„Sie werden auf die erſte Nachricht ſogleich proteſtiren!“

„Unterdeſſen krönen wir Euch;“ erwiederte Ivo.

„Sie werden den Heerbann zuſammenrufen, uns angreifen!“

„So thun wir ſie durch den Legaten in den Bann!“ verſetzte der Templer gähnend. — „O Gott, Meſſire, es beſtreitet ja Niemand, daß ſie noch Dies oder Jenes thun können, oder thun werden, aber ſo viel iſt ſicher, daß wir nichts Beſſeres wünſchen können, als daß Jeder von ihnen nur halb ſo viel Bedenken habe als Ihr. Dann könnten wir hoffen daß gar nichts geſchieht! — Jetzt aber, Meſſire, ſeid ſo gut und wählt, ob Ihr König von Jeruſalem werden wollt oder nicht. Wir krönen ſonſt Eure Gemahlin allein, und es wird uns angenehm ſein, wenn Ihr als Zeuge der Ceremonie beizuwohnen gedenkt.“

Die Art und Weiſe wie der Templer die letzten Worte ſprach, zeigten von einer ſolchen Geringſchätzung, daß ſich Guido dadurch im Innerſten empört fühlte.

„Zweifelt Ihr an meinem Muthe, Herr," fuhr er heftig auf, „ſo kann ich Euch nur erwiedern, daß ich bereit bin mich mit Jedem zu meſſen, der dazu Luſt hat! Nicht der Kampf iſt es den ich ſcheue, es iſt vielmehr die Beſorgniß, daß es zu keinem Kampfe kommen, ſondern die Unternehmung ohne einen ſolchen verunglücken könnte. Nach den Erfahrungen, die ich durch Befolgung Eures Rathes bereits gemacht, wäre es mir auch nicht zu verargen, wenn ich dieſem mißtraute und von einer Sache mich fern hielte, deren glücklicher Ausgang ſehr zu bezweifeln iſt; indeß es handelt ſich hier nicht um mich allein, es handelt ſich um die Rechte Sybillens — und ſo ſagt was ich thun ſoll."

„Ihr, Meſſire?" rief der Templer mit ſtechendem Blick. „Vor der Hand gar nichts. Kommt es ſpäter zum Kampf, ſo kämpft für die Rechte Eurer Gemahlin, außerdem laßt Euch ruhig zum König krönen. — Eins, Meſſire, aber bitte ich Euch zu bedenken, nämlich: daß wir einen Pact abgeſchloſſen haben."

„Der mich aber nicht zur willenloſen Puppe machen darf!" rief Guido hitzig.

„So viel ich mich erinnere, war von ſolchen

Nebenbedingungen nicht die Rede!“ ſprach Jvo mit Eiſeskälte. „Ich verſprach Euch die Hand Sybillens, den Kommandoſtab des Reichsverweſers und die Krone des Königs; Ihr dagegen gelobtet meinem Rathe unbedingt nachzukommen.“

„Auch die größten Güter der Erde können zu theuer erkauft werden, und das höchſte Gut iſt die Ehre!“ rief Guido lebhaft.

„Ich entſinne mich nicht, daß Ihr dieſe Bemerkung gemacht hättet, als wir unſern Pact abſchloſſen;“ ſprach der Templer im vorigen Ton. „Es würde indeß zu nichts führen über dergleichen zu ſtreiten und ſpäterhin wäre es ſogar von meiner Seite gegen den Reſpect. Ich begnüge mich demnach Euch blos zu ſagen: daß ich es nicht vortheilhaft für Euch hielte, wenn Ihr unter dieſem oder jenem Vorwande unſer Abkommen zu vergeſſen trachtetet. — Da aber alle Erörterungen dieſer Art uns zu weit von unſerm Ziele abführen könnten, ja auch wohl zu ſpät kämen, ſo laßt uns lieber an die Ausführung unſers Plans denken. Um für dieſe Sorge zu tragen, habe ich ſo eben mit Eurer Gemahlin verabredet, daß der Patriarch, der Tempelmeiſter, Rainald von Chatillon, der bereits angekommen ſein muß, Ihr und ich, uns heute mit Anbruch der Nacht in Euren Zimmern zuſammenfinden wollen, um dort das Weitere zu beſchließen.“

Die Sicherheit, mit der Ivo von dem Unternehmen ſprach, die Rückſicht auf die Rechte ſeiner Gattin, die Ausſicht auf die Krone, Alles zuſammen ließ Guido die Sache endlich aus einem andern Lichte betrachten. Längere Zeit unterredete er ſich noch mit Ivo über dieſelbe, und mit jedem Worte des Letztern ward ihm die Ausführbarkeit des Planes einleuchtender. Ehe ihn der Templer verließ, war das frühere Verhältniß zwiſchen Beiden wieder hergeſtellt. — —

Alle die kühnen Schritte, welche auf Ivo's Rath und zufolge ſeiner klaren Darlegung, an dieſem Abende von den Verſammelten beſchloſſen wurden, gelangen auf's Vollſtändigſte. So wie die Nachricht von dem Tode des königlichen Kindes erſcholl, ſetzten ſich die Räder der von dem Templer ſo klug berechneten Maſchinen in Bewegung. Joscelin legte zu Accon die Larve ab, ſchloß die Thore und verjagte die Beſatzung Raimunds aus Bairut, die Vaſallen Guido's pflanzten zu Joppe das Panier ihres Herrn anſtatt des königlichen auf, Rainald von Chatillon eilte mit ſeinen kriegs- und beuteluſtigen Söldnern nach der Hauptſtadt. Als der Leichnam des königlichen Kindes, von den Templern geleitet, zu Jeruſalem ankam, verbreitete ſich unter dem Volke das Gerücht, der kleine König ſei an Gift geſtorben, und der Regent, Graf Raimund, ſei der Mörder. So grob auch die Verläumdung erſonnen war, maß das Volk ihr dennoch Glauben bei, und dieſer Glaube ward noch dadurch erhöht, daß der Graf die Leiche nicht nach Jeruſalem geleitet hatte. Der Anblick der an dem Grabe des Kindes weinenden Mutter, der Tochter und Enkelin einer langen Reihe von Königen, war, ſo ſchnell ſich auch Sybille über den Verluſt tröſtete, geeignet Theilnahme für ſie einzuflößen, und laut ſagte das Volk der Hauptſtadt: daß Niemand als die Prinzeſſin würdig ſei die Krone Jeruſalems zu tragen. Die übel berechnete Vorſicht Raimunds, vom Schauplatz der Begebenheiten ſich fern zu halten, begünſtigte die Pläne der Anhänger Sybillens ungemein. Wäre der Graf an der Spitze der Vaſallen von Tabaria gegen Jeruſalem gerückt, ſo würde er durch einen raſchen Angriff jene vielleicht im Keim erſtickt haben; vertrauend auf ſein Regentſchaftsrecht, berief er aber die Barone zu einer Verſammlung nach Napluſu. So wie die Nachricht davon zu Jeruſalem eintraf, erließ Sybille eine von Ivo entworfene Bekanntmachung, in welcher ſie dem Grafen von Tripolis und den Reichsſtänden ihre bevorſtehende Thronbeſteigung anzeigte, und ſie aufforderte, zu Jeruſalem zu erſcheinen um ihr den Huldigungseid zu ſchwören. Als dieſe Proklamation zu Naplus ankam, machte die Kühnheit derſelben auf die ſonſt ſo hochfahrenden und widerſpenſtigen Vaſallen den tiefſten Eindruck. Vielleicht würden die Thore der Hauptſtadt ſich ohne Widerſtand geöffnet haben, wenn die Barone ſelbſt ohne Heer, nur mit ihrem gewöhnlichen Gefolge, vor denſelben erſchienen wären, aber vermöge eines ſonderbaren Widerſpruchs mit ihrem Charakter, begnügten ſie ſich zwei vornehme Prälaten mit Vorſtellungen abzuſenden, indem ſie vorſchlugen, die Verfügung über die Krone dem Papſte und den drei größten Monarchen des Abendlandes anheimzuzu ſtellen. Sie erinnerten, daß König Balduin der Vierte auf ſeinem Todtenbette dies Verfahren ſo angeordnet, und die Stände es eidlich acceptirt hätten. —

So ſchwach auch die Demonſtration der Barone war, ſo machte ſie dennoch großen Eindruck. Der Großmeiſter des Hospitals erklärte, daß er, ohne ſich eines Meineids ſchuldig zu machen, nicht in die Krönung Sybillens willigen könne. Die Prinzeſſin, dadurch eingeſchüchtert, wollte bereits Alles aufgeben, da trat Guido, von Ivo angefeuert, plötzlich auf und ſagte: man ſei allzuweit gegangen um noch zurücktreten zu können, und man müſſe, um Alles zu gewinnen, das Aeußerſte wagen. Der Tempelmeiſter und der Patriarch ſtimmten ihm bei. Sogleich befahl Guido die Thore zu ſchließen, die Burg und die feſten Plätze zu beſetzen, und in der Stadt durch Herolde zu verkündigen, daß am folgenden Tage die Prinzeſſin in der Kirche des heiligen Grabes feierlich gekrönt werden ſolle. — Eine dumpfe Betäubung bemächtigte ſich der Bevölkerung der Hauptſtadt, als die Bürger derſelben am folgenden Morgen, einem gleichfalls öffentlich verkündigten Befehle zufolge, ſich nach der Kirche des heiligen Grabes begaben, und dort alle Zugänge mit Bewaffneten beſetzt fanden. Drohend betrachteten ſich die Ritter des Tempels und die des Hospitals. Jeden Augenblick, ſo meinte man, würde ein Kampf losbrechen, die heiligen Orte zu Stätten blutigen Gemetzels entweiht werden. Erſt als man den Großmeiſter Roger du Moulin in der Nähe der Prinzeſſin gewahrte, begann man ſich zu beruhigen. Sybille hatte, als ſie ſich, umgeben von ihrem Gefolge, an der Seite Guido's nach der Grabeskirche begab, nicht, wie es herkömmlich, eine Krone auf dem Haupte. Das Schatzgewölbe, in welchem die Reichskleinodien verwahrt wurden, befand ſich in der Kirche ſelbſt, es ſtand unter der Obhut der beiden Orden, und die Großmeiſter waren im Beſitz der Schlüſſel. Mit lauter Stimme forderte der Patriarch die letztern. Aller Augen blickten mit Erwartung auf Gerhard von Riderfort und Roger du Moulin. Ein Verweigern von Einem oder dem Andern der beiden Männern, die ſich ſtets ſo feindlich gegenüberſtanden, konnte zum Aeußerſten führen. Es war ein verhängnißvoller Augenblick. Der Tempelmeiſter gehorchte der Aufforderung ſogleich. Roger du Moulin zauderte einen Moment, dann griff er wie unwillig in den Gürtel, und ſchleuderte den Schlüſſel auf den Altar. Alles athmete freier. Die Einen glaubten, der Meiſter des Hoſpitals habe ſich aus Furcht gefügt, Andere, die ihn beſſer zu kennen meinten, hielten die anfängliche Weigerung nur für ein abgekartetes Spiel und wurden in dieſer Anſicht beſtärkt, als er weiter keinen Einſpruch that, oder ſich entfernte. Jetzt ließ der Patriarch die Schatzkammer öffnen, er nahm zwei Kronen heraus. Alle herkömmlichen Gebräuche wurden nun vollzogen und Sybille feierlich gekrönt. Als die Anweſenden die Prinzeſſin mit lautem Zuruf als Königin begrüßt hatten, trat der Prälat auf's Neue vor ſie hin. Mit lauter Stimme erinnerte er ſie an die Nothwendigkeit, als eine Frau ſich einen Gehülfen zur Führung der ſchweren Regierungsgeſchäfte zu erwählen, und zeigte ſodann auf die zweite Krone. Mit Entzücken blickte Sybille auf Guido, der heute in aller Männerſchöne, die noch durch die Heiterkeit ſeines freudeſtrahlenden Antlitzes und den Prunk der Kleidung gehoben ward, glänzte. Sie ergriff die Krone, und indem ſie ſolche auf das Haupt des vor ihr auf die Knie ſinkenden Gatten ſetzte, rief ſie laut: „Wo könnte ich einen Würdigeren finden als meinen Gemahl? Er empfange ſie aus meinen Händen.“

Das ‚Te Deum laudamus‘ und die Zurufe des Volkes brachen ſich an den Gewölben des Tempels. — —

Der Reſt des Tages verging der Hauptſtadt unter rauſchendem Jubel. Mancher hatte ihn mit bangen Erwartungen anbrechen ſehen; dieſe hatten ſich nicht erfüllt. Sybille war ganz glücklich. Ihr leichter Sinn erblickte alle Gefahren als für immer entfernt; ſie ſah ſich nur auf einem glänzenden Throne, und ihr zur Seite ſaß der ſchönſte aller Männer des Morgenlandes. Die Freude, der Glanz, der Jubel des Augenblicks ließen auch Guido vergeſſen, was eine nahe Zukunft in ihrem Schooße bergen könne, und als Ivo Abends in ſein Kabinet kam, um ihm mit einer affectirten Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen, warf er ſich an die Bruſt des Templers, und verſicherte ihm, wie er es nie vergeſſen werde, daß er ihm allein ſein Glück verdanke. — —

Lange ging der neue Monarch noch in ſeinem Gemache auf und ab. Das Blut wegte ihm zu heftig durch alle Adern, als daß er hätte ſein Lager ſuchen können. Er durchlebte im Geiſt noch einmal die

Inzwiſchen rückte das Ende des Jahres, während deſſen Cornelia den hingeſchiedenen Vater zu betrauern hatte, immer mehr heran, und es begannen die Anſtalten zu ihrer bevorſtehenden Vermählung. Wie eine Mutter ſorgte Oldenbarneveldt's würdige Witwe für jede Einzelnheit, welche das zu erwartende frohe Feſt bald nöthig machen ſollte, und Hedwig lebte und webte, nach Frauenart, in allen den verſchiedenartigen Beſorgungen deſſelben. Nur wenig Wochen waren noch bis zu jenem erſehnten Tage, als eines Abends die Familie in dem gewohnten ſtillen Kreiſe traulich verſammelt ſaß. Mit einer Wichtigkeit, als ob das Wohl der ſämmtlichen Familienglieder davon abhinge, gingen die Frauen in das kleinſte Detail der Hochzeitszurüſtungen ein und riefen dann, bei oftmals wiederkehrenden Meinungsverſchiedenheiten, die Männer als Schiedsrichter auf, ohne indeß durch deren Ausſpruch ſich von der eignen Meinung zurückbringen zu laſſen. Nur wenig aber nahmen Wilhelm und ſein Bruder an dieſem Geſpräche Theil. Sichtlich ſchienen Beide beunruhigt und warfen ſich, als eben der Prinz Moritz, wie er täglich zu thun pflegte, von ſtarker Escorte begleitet, vor den Fenſtern des Landhauſes vorbei nach dem Luſtſchloſſe Ryswick fuhr, bedeutungsvolle Blicke zu vergangenen Jahre, ſie erſchienen ihm wie ein Traum. Er ſah ſich auf dem Gipfel eines Glückes, das er nie für möglich gehalten hatte. Plötzlich öffnete ſich die Thüre und Klotar trat herein. Schweigend ging er auf Guido zu, er warf ſich auf die Knie, weinte heftig und drückte einen Zipfel des Mantels des Königs an die Lippen. Guido bemerkte die mächtige Bewegung, die in dem Innern des Jünglings ſtattfand.

„Du kommſt mir Glück zu wünſchen, lieber Klotar!“ ſagte er gütig, indem er ihm die Hand zum Kuſſe reichte. „Es bedarf keiner Worte;“ ſetzte er hinzu, als er bemerkte daß der junge Menſch vor Rührung unfähig war zu ſprechen. „Ich weiß daß Du es gut mit mir meinſt. Wie wäre es auch anders möglich! Du weißt, daß ich Dich liebe. Du biſt ja mein Jugendgeſpiele, und was mehr als Alles iſt, der Bruder Klotildens.“

„O Sire! — Sire!“ ſtammelte der Page, und ſeine Thränen ſtrömten noch heftiger.

Plötzlich ermannte er ſich, und ſtand raſch vom Boden auf.

„Verzeihung, Sire,“ ſagte er, ſeine Rührung gewaltſam niederkämpfend, „daß ich es wagte ungerufen vor Euer Gnaden zu erſcheinen. Ich glaubte Euch etwas berichten zu müſſen, was vielleicht von Wichtigkeit ſein dürfte. — Als ich vorhin aus dem Vorzimmer über den Gang kam, der nach der großen Treppe führte, ſah ich in einer dunkeln Ecke dies Blatt ſchimmern. Ich las es, und obwohl der Inhalt mir nicht ganz klar ward, da er in arabiſcher Sprache geſchrieben iſt, ſo konnte ich doch ſo viel davon entziffern, um auf die Meinung zu kommen, daß es nöthig ſei es Euer Gnaden ungeſäumt zu übergeben.“

Klotar übergab Guido mit den letzten Worten ein in Briefform zuſammengefaltetes, jedoch noch nicht mit einer Aufſchrift verſehenes, und ungeſiegeltes Blatt. — Der König entfaltete es ſogleich. Die Schrift war unregelmäßig und flüchtig.“ Er las:

‚Heil dem Schatten Allahs, dem Fürſten der Gläubigen!‘

‚Heute hat die Krönung ſtattgefunden. Morgen kommt die Nachricht davon nach Naplus. Zwiſt und Verwirrung wird losbrechen. Verſammle ſchleunigſt das Heer und führe es über den Jordan. Wenn

Du nicht ſäumſt, ſo müſſen ſie alle Bedingungen eingehen, die Du ihnen vorſchreibſt. Wo nicht, ſo greife ſie an ehe ſie ſich vereinigen, und Du wirſt das Banner Allahs auf dem Zion wehen ſehen. Dein Sklave Abd el Khalil.‘

„Ich danke Dir, lieber Klotar;“ ſagte Guido als er den Brief geleſen hatte. „Wie es ſcheint, hat einer der arabiſchen Scheiks, die ſich heute bei mir einfanden, dieſen Zettel verloren. Es darf uns nicht wundern, unter dieſen Leuten Verräther zu finden, giebt es dergleichen doch im Chriſtenheere.“

„Die Schrift, Sire, rührt von keinem dieſer Häuptlinge her;“ verſetzte der Page mit Beſtimmtheit. „Der Letzte derſelben verließ den Palaſt noch vor dem Anbruch der Dunkelheit. Bis dahin konnte der Zettel nicht unbemerkt bleiben.“

„Seit dieſer Zeit aber hat Niemand mehr mein Gemach betreten;“ bemerkte der König.

„Einer dennoch, Sire, und nur von dieſem kann der Zettel ſein! Ich weiß gewiß, daß er vor deſſen Erſcheinen nicht auf dem Gange lag. Nach ihm aber iſt Niemand mehr gekommen, oder weggegangen;“ verſetzte der Page mit dem Tone der Ueberzeugung.

„Und dieſer? — Wen meinſt Du damit?“ fragte der König lebhaft.

„Den Templer Ivo;“ ſagte Klotar mit feſter Stimme.

Mit einem Ausrufe des Unwillens unterbrach Guido den Jüngling.

„Ich muß Dich auf's härteſte tadeln, Klotar,“ ſprach der König mit gerunzelter Stirn, „daß Du aus einem ſo blinden als unerklärbaren Haß einen Mann von Verdienſt verläumdeſt, über den Du Dich nicht im Mindeſten zu beklagen haſt, und daß Du ihm auf die widerſinnigſte Weiſe ein Verbrechen ſchuld giebſt, das er gar nicht begangen haben kann. Der Schreiber jenes Briefes iſt augenſcheinlich ein Saracene, und ſogar ſein Name ſtehet unter dem Briefe. Ein Benehmen wie das Deine gegen den Ritter, iſt in keiner Weiſe zu entſchuldigen. Von dem Bruder Klotildens habe ich es in der That anders erwartet. Deine Schweſter würde nicht ſo gehandelt haben.“

„Ja, Sire, beim lebendigen Gott, ſie hätte eben ſo gehandelt!“ rief der Jüngling, ſeine Hände wie zum Schwure erhebend. „Der Eid den ſie Euch beim Abſchiede geleiſtet, der Schwur: Euch bis zum Tode getreu zu ſein, hätte ſie ſchon dazu verpflichtet, ſelbſt wenn Eure Liebe erloſchen geweſen wäre.“

Der Jüngling erſchien in einer ſolchen Aufregung, daß alle ſeine Glieder zitterten, und ſeine Stimme bebte.

„Ich will dem treuen Diener, dem Jugendgefährten, dem Bruder Klotildens, nicht zürnen, wenn er ſich eine Anklage erlaubt, die mindeſtens unbeſonnen genannt werden muß, da ſie alles Grundes entbehrt;“ ſagte der König ernſt aber theilnehmend. „Mag der von Verrätherhand geſchriebene Zettel von Jemand verloren, oder mit Vorſatz und aus böſer Abſicht hingeworfen worden ſein, Ivo hat auf keinen Fall Theil daran. Der Ritter iſt Chriſt, iſt Templer, der Schreiber des Briefes, deſſen Name überdies unter dem Blatte ſteht, iſt Saracene. Du ſiehſt, die Sache iſt unmöglich.“

„Ich ſehe ein,“ ſagte Klotar ruhiger geworden, „daß der Anſchein gegen meine Behauptung iſt. Könnte ich dieſe auch durch Vermuthungen, die längſt in mir aufſtiegen, unterſtützen, ſo will ich dies dennoch unterlaſſen. Vielleicht täuſche ich mich, und in dieſem Falle würde ich mich an dem Ritter, gegen den einen unüberwindlichen Widerwillen zu haben ich nicht läugne, ſchwer verſündigen. Uebrigens würde ich bei Findung dieſes Zettels nicht an ihn gedacht haben, wenn er mir nicht bei zwei früheren Gelegenheiten bereits verdächtig geworden wäre.“

„Und dieſe?“ fragte Guido über die Hartnäckigkeit des Pagen den Kopf ſchüttelnd.

„Es war am Abend vorher, ehe Euer Gnaden ſich aus dem Lager von Saffuri nach Vieil Caſtel begaben, als ich, um ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen, außerhalb einiger Pfeilſchußweiten von den Zelten ſpazieren ging. Ich erblickte einen Mann in weißem Mantel, der ohne mich zu bemerken haſtig einem Wäldchen zueilte, als ob er dort Jemand erwarte. Aus Neugier ging ich nach, und erkannte dort den Ritter Ivo, der ſich mit einem Saracenen längere Zeit unterredete, worauf Letzterer raſch davon eilte und ſich im Dickicht verlor.“

„Es wird ein Scheik unſerer arabiſchen Hilfstruppen geweſen ſein;“ bemerkte der König.

„Nein;“ verſetzte Klotar. „Dieſe tragen den

Mantel mit einem Strick von Kameelhaar am Haupte befeſtigt, der Fremde trug einen Turban, und, täuſchte mich die Dämmerung nicht, gelbe Kleidung."

„Und die zweite Gelegenheit, die Du erwähnteſt?" fragte der König.

„Nur bei der erſten bin ich meiner Sache gewiß, die andere würde mir nicht verdächtig erſchienen ſein, wenn ich nicht durch jene auf Ivo aufmerkſam geworden wäre;" erwiederte der Page. „Als Prinz Balduin zuerſt erkrankte, war es von dem Genuß einer Orange, von welcher nicht ermittelt werden konnte, von wem er ſie erhalten. Als der Prinz, halb geneſen, einſt im Garten ſpielte, ging der Ritter Ivo vorüber, und plötzlich rief das Kind: „Das iſt der Mann, der mir eine Orange gegeben hat!""

„Kein Wort weiter, Klotar!" rief der König heftig. „Ein zufälliges Zuſammentreffen von Umſtänden, und Deine Abneigung, läßt Dich einen Mann verläumden, deſſen Verdienſte unläugbar, und von mir nach ihrem Werthe anerkannt ſind. Ich will es Deiner Liebe und Treue zu mir zuſchreiben, daß Du es für angemeſſen hielteſt, Deinem Verdachte Worte zu geben, aber ich verbiete Dir, bei meiner

Ungnade, gegen irgend Jemand mit einem Worte deſſen zu erwähnen, was Du mir eben mitgetheilt haſt. Eben ſo will ich nicht, daß Du ferner noch etwas zu mir von dem Ritter ſprichſt, was deſſen Ehre nachtheilig wäre. Ich habe Proben, unläugbare Proben von ſeiner Treue und Anhänglichkeit."

Der König machte bei den letzten Worten eine raſche faſt unwillige Bewegung mit der Hand, durch welche er dem jungen Menſchen andeutete ſich zu entfernen, und beſtürzt verließ Klotar das Zimmer.

„Es iſt nicht möglich! Ein blinder Haß verblendet ihn;" ſagte Guido zu ſich ſelbſt, als er allein war. „Der Zettel? Es hat ihn Jemand hingeworfen, um mir Unruhe zu machen. Lacherlich! Ueberdies ſteht ja der Name des Elenden darunter, der ihn geſchrieben hat, wenn es Ernſt iſt. — Das Gerede des Kindes? — Man hat ſo viel über die Sache geſprochen, ohne etwas Näheres zu erfahren. — Die Unterredung Ivo's mit einem Saracenen in gelber Kleidung? — Gelb iſt die Farbe der Leibwachen Saladins. — Gelogen hat Klotar wohl nicht, aber die Dunkelheit hat ihn getäuſcht. Nein, es lohnt nicht darüber nachzuforſchen!"

So ſehr Guido ſich auch bemühte, ſich von dem gänzlichen Ungrunde der erhobenen Anklage zu überzeugen, ſo konnte er dennoch den Gedanken an ein ſo ſonderbares Zuſammentreffen von Umſtänden ſich nicht aus dem Sinne ſchlagen, und er entſchuldigte endlich den Pagen, dem es eben ſo gegangen zu ſein ſchien, bei ſich ſelbſt. —

Die Nachricht von der vollzogenen Krönung Sybillens kam zuerſt durch einen jungen als Mönch verkleideten Krieger, den die Barone nach Jeruſalem geſendet hatten, nach Naplus. Eine Kühnheit dieſer Art hatte Niemand für möglich gehalten. Der Unwille und das Erſtaunen war grenzenlos. Selbſt der Stiefbruder Guido's, Galfried von Luſignan, rief in offener Verſammlung: ‚Wenn ſie Den zum Könige gekrönt haben, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn ſie nächſtens einen Gott aus ihm machen!' Balduin von Ramleh aber ſagte: ‚Unter einem ſolchen Könige kann das Reich nicht ein Jahr beſtehen.' Er ſchloß damit, daß er die dringende Nothwendigkeit ſchneller und kräftiger Maßregeln zeigte, indem er behauptete, daß es Guido nicht an Anhängern fehlen werde, die ſeine Gewalt zum Verderben des Staats mißbrauchen würden. —

So drohend nun auch die Ausſichten für das neugekrönte Paar waren, und obgleich die Gegner ſich Mühe gaben, in Honfroi von Toron, der eine jüngere Tochter Amalrichs, die Prinzeſſin Iſabelle, geheirathet hatte, einen Gegenkönig aufzuſtellen, ſo geſtaltete ſich dennoch bald Alles günſtig. Das Volk nahm laut Parthei für Sybille und Guido, und zwar that es dies auf ſo entſchiedene Weiſe, daß ſelbſt Honfroi erſchreckt nach Jeruſalem eilte, ſich Sybillen und Guido zu Füßen warf, und ihnen den Huldigungseid leiſtete. Durch dieſen unerwarteten Zwiſchenfall ward die Hoffnung der Barone, Guido ſtürzen zu können, gänzlich erſchüttert. Sie hatten nur zwiſchen einem Bürgerkriege oder der Anerkennung Guido's zu wählen, und — ſie unterwarfen ſich. Alle erſchienen, um dem Königspaare den Eid der Treue zu ſchwören, nur Balduin von Ramleh konnte es nicht über das Herz bringen, ſich vor dem Manne, den er aus dem Staube ſich hatte erheben ſehen, zu beugen. Der ſtolze Rittersmann verleugnete nicht ſeinen ungebundenen Sinn. Ehe er die Hand zum

Der alte Jan, welcher Wilhelm in ſeine Zurückgezogenheit begleitet hatte, trat bald darauf ins Zimmer. Er war der Ueberbringer eines Briefes, welchen, wie er ſagte, ein Unbekannter ſoeben abgegeben. Nach leiſem Wortwechſel zwiſchen Wilhelm und ſeinem Bruder erklärten Beide, daß ein dringendes Geſchäft ihre Gegenwart zu Delft in Anſpruch nähme, dieſes aber ſie an baldiger Rückkehr nicht hindern ſolle. — Eine unerklärbare Bangigkeit überfiel Cornelien, als Wilhelm das Zimmer verlaſſen hatte. Ihre Theilnahme an dem früher ſo lebhaft geführten Geſpräche der Frauen ſank ſo ſichtbar, ihr Inneres war ſo beklommen, daß es den übrigen Mitgliedern der Geſellſchaft auffallen mußte, und Hedwig halb neckend äußerte: es ſei nöthig, Wilhelms Rückkehr abzuwarten, ehe man in den begonnenen Berathſchlagungen fortfahren könne. — Ungefähr eine Stunde mochte ſeit Wilhelms Abweſenheit vergangen ſein, als man in weiter Ferne mehre Schüſſe fallen hörte. Bald darauf ward Alles ſtill; doch eben als die Geſellſchaft, von dem frühern Lärme beunruhigt, an das Fenſter trat, jagte der Wagen des Fürſten, gefolgt von einem Theile der mit bloßem Säbel daherſprengenden Bedeckung, raſch an dem Hauſe auf der Straße nach dem Haag vorüber. —

Schwure erhob, redete er den König an. „Ich leiſte Euch den Eid, König Guido!“ rief er aus, „aber unter der Bedingung: nie Euer Vaſall zu werden!“ Mit dieſen Worten drückte er die Lehnsbriefe ſeinem Sohne, dem der König die Belehnung nicht verſagen konnte, in die Hand, und verließ mit dem letzten Worte des Schwurs, ohne den herkömmlichen Friedenskuß anzunehmen, ſtolz das Zimmer. — —

Guido und Sybille befanden ſich jetzt ganz auf dem Gipfel des Glücks. Die ſtolzen Vaſallen waren gedemüthigt — ſelbſt der mächtigſte, der Graf Raimund von Tripolis, hatte ſich mit dem Fürſtenpaare ausgeſöhnt — das Volk ſchien zufrieden, an den Gränzen herrſchte Ruhe. Blos Rainald von Chatillon konnte ſein wildes Stegreifleben nicht aufgeben, und leider erlaubte die Schwäche Guido's, vielleicht auch der Umſtand, daß er dem alten wilden Kämpen zum Theil auch die Krone verdankte, nicht, den ſo verderblichen als ehrloſen Beutezügen Schranken zu ſetzen. Während Sybille und Guido in der Hauptſtadt prunkvolle Feſte feierten, ein Theil des Adels am Hofe ſich mit müßigen Vergnügungen unterhielt, ſtreifte der alte Ritter, umgeben von einem rohen

Vaſallenhaufen, längs der Gränze bis an die Quellen des Jordans. Hier machte er Jagd auf die Ungläubigen wie auf reißende Thiere. Rainald, der überhaupt wie zum Verderben der Franken nach Paläſtina gekommen, durch vieles in ſeinem Leben erlittenes Ungemach nicht gebeſſert werden konnte, hing mit einer Art Leidenſchaft an dem blutigen Spiele, was ihm eben ſo viel Vergnügen zu machen ſchien, als es gewinnbringend für ihn war. Vorzüglich aus dieſem Grunde hatte er beſonders immer nach dem Beſitz der Burg Karrak getrachtet, wo eine Handelsſtraße von Damaskus nach Aegypten vorbei lief, und nicht eher geruht, bis Guido ihn damit belehnte, ja er hatte ſogar Schiffe auf dem rothen Meere ausgerüſtet, und den abentheuerlichen Plan gefaßt, Mecca und Medina zu plündern. War letzterer auch, nach Lage der Dinge, unausführbar, ſo empörte doch ſchon das Gerücht davon das Herz jedes Muſelmanns, und als Rainald eine friedliche Handelskaravane, die vertrauend auf den Waffenſtillſtand ſich von Damaskus nach Aegypten begeben wollte, unweit ſeiner Burg Karrak überfiel, plünderte, die Männer niederhieb und Weiber und Kinder als Sklaven verkaufte, da legte Saladin, als er dieſe Nachrichten bekam, die Hand auf ſein Haupt, und rief aus: „Bei Allah, dieſer Ungläubige ſoll keine Gnade finden, wenn er in meine Hand fällt!“ — —

Während aber in Jeruſalem Alles fröhlich und mit Luſtbarkeiten jeder Art beſchäftigt war, zog das Ungemach von Oſten her „düſter und drohend wie eine Wetterwolke“ heran, und lagerte ſich an des Reiches Gränzen. — Die Vertheidigungslinie des Königreichs ward nach der Seite von Damaskus hin von dem Jordan, und zwar von deſſen Quelle an bis zur Mündung in das todte Meer, gebildet. An der Quelle des Fluſſes, am Fuße eines Ausläufers des Antilibanon, lag eine Feſtung, welche den Paß beherrſchte, der nach Damaskus führt. Die Feſte hieß Panias, nach einer einſt dem Pan geheiligten Grotte, wo ſich die Hauptquelle des Jordans befindet. Den Mittelpunkt der Linie deckte eine zweite Feſtung unweit der Jakobsbrücke. Safed und Tiberias, zwei rückwärts gelegene ſtarke Feſten, deckten außerdem die in gutem Vertheidigungsſtand befindliche Gränze. Seit den Zeiten der Patriarchen bis auf die neueſten Tage, diente das Jordansthal häufig als Schlachtfeld. Hier, unweit des Sees Huleh, ſchlug Abraham einſt die vier Könige, hier trieb der Maccabäer Jonathas das zahlreiche Heer des Demetrius Nicator in die Flucht. Nicht weit davon ward Balduin der Zweite vom Sultan Monduk, an der Jakobsbrücke Balduin der Dritte, desgleichen Balduin der Vierte von Saladin, geſchlagen. — Mit Schrecken vernahm man zu Jeruſalem, daß Saladin, erzürnt über den von Rainald begangenen Friedensbruch, ein furchtbares Heer bei Damaskus zuſammengezogen habe, und ſein Sohn Aphdal mit einem Geſchwader bereits die Gegenden an dem Ufer des Sees Huleh durchſtreife. Guido berief eiligſt die Barone, und die beiden Großmeiſter, Balian von Ibelin und Rainald von Chatillon, wurden nach Tabaria geſendet, um den Grafen Raimund zu bewegen, ſchleunig mit ſeinem Heerbann nach der Gränze aufzubrechen, allein ein Bote des Grafen kam ihnen ſchon entgegen, der ſie benachrichtigte, daß die Schaar Aphdals bereits den Jordan überſchritten habe. Gerhard von Riderfort verſammelte ſogleich die Templer, die in den nächſten Burgen des Ordens ſich aufhielten, nöthigte den Großmeiſter des Hoſpitals ſich ihm anzuſchließen, nahm im Vorbeiziehen die Ritter der königlichen Beſatzung von Nazareth mit, und zog ſo mit einem Trupp von etwa neunhundert Mann gegen den ſiebenfach ſtärkern Feind. Nur ein Tollkühner, oder ein Verräther, konnte auf dieſe Weiſe handeln. Er ward auch ſogleich beim erſten Angriff total geſchlagen, Roger du Moulin nach wüthender Gegenwehr getödtet; Gerhard von Riderfort nebſt zwei Tempelrittern und wenigen Reiſigen entkamen. Als ihm die bewaffneten Einwohner von Nazareth auf der Flucht begegneten, beging er die Schändlichkeit, ſie dem Untergange zu überliefern, indem er ihnen zurief: ‚ſie ſollten eilen, um nicht ihren Theil an der Beute zu verlieren, da der Feind geſchlagen ſei.‘ — Alle wurden niedergemetzelt oder gefangen.

Wie ein Donnerſchlag erſchallte die Nachricht dieſes Unfalls zu Jeruſalem. Ein Schreckensgerücht folgte jetzt dem andern, und jedes beſtätigte ſich. Noch zu keinem Feldzuge hatte Saladin ſolche Zurüſtungen wie zu dieſem gemacht. Der Ruf gab ſeinem Heer eine Stärke von mehr als hunderttauſend Mann; daß es über achtzigtauſend ſtark war, war Gewißheit. Von der Wüſte Barka bis zum

Wendekreiſe, von dem gewürzreichen Yemen bis zum Fuße des Taurus und den Quellen des Tigris, war auf Befehl des Kaliphen der ‚Dſchad‘ (heilige Krieg) gepredigt worden, und alle dieſe Länder hatten ihre tapferſten Krieger geſendet. Am Fuße der Höhen von Tell Taiſal, in der Nähe von Hama, hielt Saladin Muſterung über die Krieger von Meſul, von Merdin und vom Euphrat; ſein Neffe Takoddin Omar führte die Schaaren von Haleb heran, die Pilger von Kahira und Damaskus ſtrömten durch die Wüſte und die Provinz Hauran herbei.

Guido ward von allen dieſen Nachrichten erſchüttert. Ein dunkles Vorgefühl des Kommenden bemeiſterte ſich ſeiner Seele. Erſt als er die Ankunft des Grafen von Tripolis erfuhr, faßte er neue Muth. Wäre dieſer zweideutige Mann abgefalle oder nur neutral geblieben, dies mußte ſich der Kö nig ſagen, ſo fiel die Krone von ſeinem Haupt In der Freude ſeines Herzens jagte er ihm dah bis zum „Schloſſe Hiobs“ (el Job, das alte Gibeo entgegen, ſprang bei ſeinem Anblick vom Pferde u fiel ihm um den Hals. Noch an demſelben T ward beſchloſſen, das Heer in dem ſchon früher zogenen Lager von Saffuri, als dem geeignetſten Punkte für Erwartung möglicher Fälle, zu vereinigen. Die Anſtrengungen, welche man machte um ein beträchtliches Heer zu verſammeln, waren größer als je. Die Vaſallen boten alle Waffenfähigen in ihren Beſitzungen bis auf den letzten Mann zur Heeresfolge auf, der Großprior der Hospitaliter, Werner von Syrien, trat an des Ordens Spitze, und er wie der Tempelmeiſter erſchienen mit allen in Paläſtina befindlichen Rittern. Durch dieſe Maßregel, und durch die gänzliche Entbleßung aller Städte und Burgen, wurde eine Armee von zwanzigtauſend Mann gebildet, eine Macht wie ſie noch kein König von Jeruſalem in's Feld geführt. Schon war das Heer beim Quell von Saffuri verſammelt, als auch König Guido dahin aufbrach. Der Ausmarſch aus Jeruſalem war feierlich, die Scene ernſt und ergreifend. Noch an dem Thore des Palaſtes fiel Sybille unter einem Strome von Thränen dem Gatten wiederholt um den Hals. Plötzlich begannen alle Glocken zu läuten, die zahlreiche Bevölkerung Jeruſalems, welche alle Straßen füllte, ſtürzte auf die Kniee, denn es nahete ein Mann auf milchweißem

Roß, der ein hohes, mit Edelſteinen beſetztes Kreuz in den Händen trug. Der Mann ſchimmerte in einer Kleidung von Purpur und Goldbrokat. Es war der Biſchof von Akkon; jenes Kreuz in ſeiner Hand, ſchloß ein Stück des Kreuzes Chriſti in ſich ein. —

Auch König Guido hatte ſeine Kniee vor dem Heiligthum gebeugt. Der Biſchof war vorübergezogen; ſchnell erhob ſich der Fürſt. Mit hoch erhobener Hand und ſtarker Stimme rief er aus: „Gott will es haben!" und die aufſtehenden Tauſende riefen es ihm nach. Der Ruf der Menge, in welche der Ton der ehernen Zeugen, von der Grabes- und der Verkündigungskirche her, einſtimmte, ward von dem Echo des Oelbergs und des Zion zurückgeworfen, und verlor ſich langſam in den Windungen des Kedronthales. — Eben hatte der König von Sybillen Abſchied genommen. Nur mit Mühe konnte man die Fürſtin bewegen, in den Palaſt zurückzukehren. Sie jammerte laut, und rief: ‚Eine düſtere Ahnuug ſage ihr, daß ſie den Gatten gar nicht, oder doch unglücklich wiederſehen werde.' Guido hatte raſch den brauſenden Araber, den Klotar am

Zügel hielt, beſtiegen. Plötzlich ſtürzte eine ſonderbare, abentheuerliche Geſtalt, mit zerzauſtem weißem Haar, den magern Körper mit Thierfellen ſpärlich bedeckt, auf ihn zu.

„Bedenke was Du thuſt, König von Jeruſalem!“ rief der Greis. „Du zieheſt aus, einen Löwen zu fangen, und könnteſt vor den Hörnern eines Stiers erliegen. — Folge weiſem Rathe, o Fürſt! Du wirſt ſonſt an einem Tiſche, wo Tauſende von fünf Broden und zwei Fiſchen ſatt wurden, verhungern, und an einem Quell, deſſen Waſſer ſich einſt in Wein verwandelte, verdurſten.“

„Sire,“ ſprach Klotar leiſe, indem er zu dem Könige trat, „erlaubt mir den Mann zu verhaften. Es iſt der Anachoret, deſſen Unterredung mit Ivo ich einſt belauſchte.“

„Nein Klotar! Kein Aufſehen;“ erwiederte Guido auf gleiche Weiſe. — „Hebe Dich weg!“ rief er laut. „Der Wille Gottes wird ſich erfüllen.“

Der Fremde verſchwand unter der durcheinander wogenden Menge. — —

Der König war noch nicht im Lager von Saffuri angelangt, als er ſchon durch Eilboten die Nachricht erhalten hatte, daß Saladin mit mehr als achtzigtauſend Mann über den Jordan gegangen ſei, daß er bereits Tabaria eingeſchloſſen habe, und Tauſende ſeiner Beduinen die Ebene von Esdrelon durchſchweiften. Guido überzeugte ſich daß kein Augenblick zu verlieren ſei, um nach damaliger Sitte in einem verſammelten Kriegsrath mit den Baronen den Angriffsplan zu berathen. Die Zuſammenkunft ward auf den nämlichen Abend im Zelte des Königs anberaumt.

Schon ſeit mehreren Tagen hatte Guido den Templer Ivo zu ſprechen gewünſcht, aber jetzt wie früher trat der Fall ein, daß gerade in dem Moment, wo der Rath dieſes Mannes am erwünſchteſten erſchien, der Ritter entfernt war. So oft auch der König geſendet, hatte er ſtets die Antwort erhalten, daß Ivo in Ordensangelegenheiten verſchickt worden ſei, jedoch ſtündlich zurückerwartet werde.

Der Abend dieſes Tages kam heran, und die Barone verſammelten ſich im Zelte des Königs. Guido hatte eben einen Eilboten erhalten, der nur mit Mühe aus Tabaria entkommen war. Eſchiva, die Gemahlin des Grafen von Tripolis, die ſich mit vier Söhnen in der vom Feinde blokirten Stadt befand, ſchrieb an

Während Vorſtius über die ungewöhnlich ſchnelle, in ſtürmiſcher Eile vollführte Rückkehr des Prinzen einige Vermuthungen hinwarf, ſtieg eine furchtbare Ahnung in Corneliens Seele auf. Es war ihr, als ſei etwas Ungeheueres, etwas Entſetzliches geſchehen. Wilhelm, dies ſagte ihr eine innere, immer lauter ertönende Stimme, ſei dabei betheiligt, ſei in Gefahr, vielleicht verwundet, wol gar ſchon todt!

Eben wollte das Mädchen ins Freie eilen, um dort — was wußte ſie, ob beiſtehen dem Geliebten, ob ſich erholen — als todtenbleich und bebend an allen Gliedern der alte Jan ins Zimmer ſtürzte. Um Gottes willen! rief der Alte. Ich weiß nicht, darf ich meinen Ohren trauen? — Soeben ſagte mir ein Bekannter, welcher aus Ryswick kommt, es habe ein Haufen vermummter Männer unweit von hier den Fürſten angefallen und ihn, man weiß nicht, ob nur gefangen nehmen oder ermorden wollen. Nach wüthender Gegenwehr aber habe die Escorte ſie überwältigt und vierzehn davon gefangen. Unter den Gefangenen aber — o Gott im Himmel! — ſei mein unglücklicher Herr und deſſen Bruder!

Gott, Deine Hand liegt ſchwer auf uns! rief Vorſtius, das ſchmerzerfüllte Auge zum Himmel hebend. Mit einem Ausrufe des Entſetzens ſank Hedden König und ihren Gemahl, und bat auf's dringendſte um ſchleunige Hülfe. Guido forderte den Grafen auf, zuerſt ſeine Stimme zu geben. Jedermann erwartete daß Raimund den Entſatz der Feſte vorſchlawürde. Alle erſtaunten, als er ſich dagegen erklärte.

Es iſt nur zu gewöhnlich, daß großen Männern, die von ihren Zeitgenoſſen nicht begriffen wurden, Vergehen Schuld gegeben werden, und kleine Seelen können nicht faſſen, daß es Menſchen giebt, die ihr eigenes Intereſſe gering anſchlagen, wo es mit einem fremden aber höheren in Conflict geräth. So bürden mehrere Schriftſteller jener Zeit dem Grafen die Schuld des Unglücks auf, welches das Königreich traf, aber die Rede, welche dieſer Mann im Kriegsrathe hielt, haben ſie nicht zu läugnen vermocht, um ihretwillen vergiebt ihm die Nachwelt ſeine Schwächen, und ſpricht ihn frei von jedem Verdacht eines Verraths.

Kaum hatte der König geendigt, als der Graf aufſtand und ſagte:

„Man wird ſich wundern, daß ich nicht den Entſatz einer Stadt vorſchlage, die den ſchönſten Theil meiner Beſitzungen bildet, und was mehr als Alles iſt, mein Weib und vier blühende Söhne in ihre

Mauern einſchließt. Es iſt kein Zweifel, und es wäre Schwäche mir zu verhehlen, daß Saladin Tabaria nehmen, und die Meinigen in die Gefangenſchaft führen wird. Meinen rechten Arm gäbe ich für die Stadt, mein Herzblut für Weib und Kind. Hier aber ſteht mehr auf dem Spiele: unſer letztes Heer, und mit ihm die Krone Jeruſalems. — Zwiſchen hier und Tabaria iſt ein waſſerleeres Gefilde. Saladin hat die Stadt angegriffen um uns hinzulocken, aber ehe wir die Ufer des Sees Genezareth erreichen, iſt das Heer durch Durſt zu Grunde gegangen. Der Brunnen Kelſon iſt der einzige in dem weiten Gelände. Sein ſparſames Waſſer reicht kaum für eine Handelskaravane aus. Bereiten wir dem Sultan das Geſchick, das er uns zu bereiten gedenkt. Mag Saladin Tabaria zerſtören, mag er dann herankommen durch das ausgedörrte Land. Wagt er zwiſchen uns und dem See vorzudringen, dann laßt uns als die Streiter Gottes mit ihm kämpfen, geht er zurück, um auf einem andern Punkt einzubrechen, ſo ſind wir ſtark genug, um ihm auch da mit der Kraft unſers Arms zu begegnen. Das Schickſal von Tabaria, meines Weibes und meiner Kinder, darf nicht das Heil von Paläſtina aufwiegen. Eine zerſtörte Stadt kann wieder erbaut, Gefangene können losgekauft werden, aber wenn dieſes Heer zu Grunde geht, ſo iſt Alles verloren. Hier iſt Alles für, dort Alles gegen den Erfolg. Hier, die Ebene von Saffuri, ſei der Ort der Entſcheidung.“ —

Alle ſchwiegen als der Graf von Tripolis geendigt hatte. Obwohl Viele dem Grafen Feind waren, ſo hatte dennoch ſein edles, großmüthiges Wort auf die rohen Herzen den Eindruck nicht verfehlt, und ſelbſt der alte grimmige Raimald, ſonſt einer ſeiner Hauptgegner, verſicherte dem neben ihm ſtehenden Tempelmeiſter mit allerlei ſonderbaren Betheurungen: der Graf habe als ein „wahrer franzöſiſcher Edelmann‘ und ſo geſprochen, daß er in gleicher Lage ſelber nicht beſſer würde ſprechen können; eine Bemerkung, die Gerhard von Riderfort nur mit einem Blicke voll tödtlichen Haſſes auf den Grafen Raimund, und einem verächtlichen Achſelzucken beantwortete. Da auch der neuerwählte Meiſter des Spitals und die ſämmtlichen Barone ſich einmüthig für die Anſicht des Grafen erklärten, ſo entließ der König um Mitternacht die Verſammlung. —

Kaum waren einige Minuten ſeit der Entfernung der Barone verfloſſen, als der Templer Ivo gemeldet ward. Haſtig befahl der König ihn einzulaſſen. Wie es ſchien war der Ritter eben erſt von weiter Reiſe angekommen, denn der Staub ſaß noch in den Fugen des Harniſches und den Falten des weißen Mantels, auch ſah Ivo ſehr blaß und angegriffen aus.

„Wie ſehnlich habe ich Euch erwartet!“ rief der König erfreut, indem er dem Ritter winkte ſich niederzulaſſen. „Ihr habt vernommen was beſchloſſen worden?“

„Ja, Sire,“ erwiederte Ivo, „und der Beſchluß war des Vorſchlages eines Verräthers würdig! — Es wundert mich nur, daß Ihr nicht die Schlinge bemerktet, die Euch von Euren Feinden gelegt ward.“

„In der That, ich verſtehe Euch nicht;“ ſagte der König betroffen.

„Eure Gnaden dürfen ſich nur erinnern, welche Folgen das frühere Verbleiben im Lager von Saſſuri gehabt, ehe die Unterſtützung herankam;“ ſagte der Templer mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe. „Es iſt jetzt ganz derſelbe Fall, nur mit dem Unterſchiede, daß damals eine auswärtige Hülfe herbeikam, was jetzt unmöglich iſt. Binnen vierundzwanzig Stunden iſt das Lager durch die leichten Truppen Saladins wie damals eingehüllt, die Zufuhr abgeſchnitten, und binnen achtundvierzig hungern wir auch, wie damals.“

„Ihr glaubt alſo“ — hob der König an.

„Daß die Erhaltung von Tabaria, daß Weib und Kind, dem Grafen nicht ſo lieb ſind wie Euer Verderben!“ fiel Ivo ein. „Sehet Ihr nicht, daß er blos darnach ſtrebt Euch zu ſtürzen? Auf Euch ſoll die Schande fallen, an der Spitze eines Heeres, größer als eines noch auf dieſem Boden erſchien, eine Stadt nicht gegen die Ungläubigen zu ſchützen vermocht zu haben. Auf dieſe Weiſe müßt Ihr Eure Regierung anfangen, und nicht blos der hinterliſtige Raimund, der ſtolze Balian, nein ſelbſt der tolle Rainald, ja jeder kleine Vaſall, der [illegible] in ſeiner Feſte hauſ't, wird daran denken Euch Geſetze vorzuſchreiben! Bei Gott, man glaubt es kaum! Tabaria iſt acht Stunden von hier, morgen Mittag können wir dort ſein, und wir ſollen hier liegen und warten bis Saladin uns eingeſchloſſen hat, und in aller Ruhe die Feſte ſtürmt. Ich hoffe Ihr werdet dies nicht zugeben. Ihr ſeid König und Feldherr, von Euch hängt Alles ab. Sprecht ein Wort, und Alles, was zum Tempel gehört, erhebt ſich. Keiner von uns wird ſeinen weißen Mantel ablegen, ehe die Schmach des letzten Gefechtes in dem Blute der Ungläubigen abgewaſchen iſt.“

„Da Ihr den Beſchluß vernommen habt,“ begann Guido, „ſo kennt Ihr auch den Grund, den der Graf angab —“

„Der Waſſermangel?“ unterbrach ihn Ivo verächtlich lachend. „Seit wann iſt denn der trockene Raimund ſo ein ſtarker Trinker geworden, daß er nicht einmal ſechs bis acht Stunden ohne zu trinken aushalten kann? Man könnte darüber lachen, wenn der Umſtand, daß ſämmtliche Barone dieſen leichtfertigen Grund ſo ruhig und ohne nur ein Wort zu verlieren hinnahmen, nicht ganz andere Bedenken aufkommen ließe. Ja, Sire, laßt uns gerade heraus ſprechen! Wozu auch Umſchweife! Es beſteht ein Complot gegen Euch. Man will Euch ſtürzen, Euch mitſpielen, wie man Euch bereits einmal mitſpielte. Doch nein! Was ſage ich? Für einen gefallenen König giebt es in Paläſtina keine ſchmachvolle Zurückgezogenheit mehr, für einen ſolchen giebt es nur einen geſchornen Kopf und ein Kloſter!" —

„Ha, was ſagt Ihr da?" rief Guido heftig.

„Nichts, als daß Ihr von Euren Vaſallen verrathen ſeid, und daß Ihr ihnen zuvorkommen ſollt!" ſprach Ivo ruhig. „Ich ſollte glauben, Ihr hättet dieſe Leute genugſam kennen lernen! Ihr wißt, was Ihr bei dem mindeſten Unfall von ihnen zu erwarten habt. Sie haſſen Euch grimmig, und ihr Stolz wird den Rittersmann, der an der Hand der Liebe die Stufen eines Thrones erſtieg, nur ſo lange auf dieſem dulden, als ſie ihn nicht herabzuſtoßen vermögen. Darum handelt, Sire! Handelt! Die Gelegenheit iſt vorhanden, Euch Eurer Feinde ganz und für immer zu entledigen, oder wenigſtens ihren Plan für jetzt zu Schanden zu machen."

„Und was meint Ihr, daß ich thun ſoll?" fragte Guido lebhaft.

„Iſt es blos Eure Meinung, für jetzt ihren Fallſtricken zu entgehen, und ihnen eine beſſere Anſicht von Eurem Geiſt und Talenten beizubringen, ſo geht auf Saladin los, entſetzt Tabaria und liefert dem Sultan in der Ebene von Esdrelon eine Schlacht.

— Ganz offen geſtehe ich indeß, daß, an Eurer Stelle, ich nicht ſo handeln würde. Das Glück der Schlachten iſt wandelbar, Niemand kann den Erfolg mit Gewißheit vorausſagen. Werdet Ihr geſchlagen, ſo ſeid Ihr und das Reich verloren, ſchlagt Ihr den Sultan, ſo befindet Ihr Euch auf dem alten Fleck, Eure Gegner ſpinnen im Stillen ihre Ränke fort, und Ihr habt mit Saladin Euren beſten Rettungsanker in der Noth verloren. Dieſe Noth, Sire, aber wird ſich früh genug einfinden. Die ehrgeizige Rotte des Adels iſt Euch Feind, gebt ihnen die geringſte Blöße, und ſie ergreifen die Gelegenheit Euch zu ſtürzen. Darum nochmals Sire: Kommt ihnen zuvor!“

„Erklärt Euch deutlicher, Ivo, wenn ich Euch verſtehen ſoll;“ ſagte der König, den Ritter nachdenkend betrachtend. —

„Für außergewöhnliche Gefahren giebt es nur außergewöhnliche Mittel;“ ſprach der Templer lebhaft. „Ihr ſeid auf zwei Seiten von Feinden umgeben. Hier die Barone, die Euch tückiſch den Dolch in den Rücken bohren möchten, dort Saladin, ein offener aber großmüthiger Feind. An Euch iſt die

Wahl, wen Ihr bekämpfen wollet. Saladin iſt zu verſöhnen, denn er iſt in ſeinem Recht, — die Raubzüge Rainalds kann weder Chriſt noch Saracene billigen, da ſie mitten im Waffenſtillſtand ausgeführt wurden, — die Barone ſind nicht zufrieden zu ſtellen, denn Eure Perſon iſt's, die ihnen im Wege ſteht. — Weiter, Sire," ſchloß der Templer mit ſeiner gewöhnlichen Kälte, „weiter habe ich Euch nichts zu ſagen!"

Wie es ſchien wollte der Ritter ſich entfernen, denn er ſtand auf und griff nach dem Helm, der auf einem Feldſtuhle lag.

„Bleibt!" rief Guido ihn bei der Schulter faſſend, und auf den Seſſel niederdrückend. „Ihr habt mir zu viel geſagt, um nicht einſehen zu müſſen, daß ich wünſchen muß, daß Ihr Euch ganz offen und ohne Rückhalt ausſprechen möchtet."

„Wäre es nicht gegen den Reſpect, Sire," ſagte Ivo in einem Tone und einer Miene, in denen ſich die Demuth, die in den Worten lag, eben nicht beſonders ſpüren ließ, „ſo würde ich erwähnen, daß es Fälle gab, wo man Jemand zum Reden aufforderte und, als er ſprach, hinterher es ihm ſchlecht vergalt.

Befehlt Ihr es indeß ausdrücklich, ſo will ich meine Meinung ſagen, die ja im Grunde eben nichts weiter als — die Meinung eines Einzelnen iſt.“

„Kennt Ihr mich denn ſeit heute erſt!“ rief Guido faſt unwillig. „Sprecht frei was Ihr meint daß ich thun ſoll. Ich verbürge Euch mit meinem Wort als König und Ritter, daß, was Ihr auch ſagen möget, es für Euch keine üblen Folgen haben ſoll.“

„Wohlan, Sire, ſo ſage ich Euch: Es giebt nur ein Mittel, Krone und Macht zu retten!“ rief Ivo. „Wendet Ihr es nicht an, ſo erkläre ich Euch hiermit, daß Ihr verloren ſeid, und werde Euch einſt an dieſes Wort erinnern. — Verſammelt heute Nacht noch Eure Söldner, auf einige Ritter des Tempels würdet Ihr gleichfalls rechnen können, nehmt den Grafen Raimund, Boemund, die beiden Balian, Rainald und den Meiſter des Spitals gefangen — ein Vorwand, zum Beiſpiel Majeſtätsbeleidigung oder dergleichen, läßt ſich ja leicht erfinden — und ſchließt mit Saladin Frieden. Die Bedingungen ſind: Die Uebergabe der Feſtungen am Jordan an den Sultan, ein Bündniß mit ihm gegen jeden wig auf das nahe Ruhebett. Sprachlos verhüllte die Matrone das Geſicht. —

Stumm und bleich, gleich einem Marmorbilde, ſtand Cornelia, ſich mühſam an der Lehne eines Seſſels aufrecht haltend; ſie hatte das Anſehen einer Geſtorbenen. —

Vorſtius eilte, das milde Amt, wozu er, der Diener des Wortes, vorzüglich berufen war, das Amt der Tröſtung bei der unglücklichen Mutter auszuüben. Es gelang ihm wenigſtens ſo weit, daß der Schmerz derſelben, ſowie der Jammer Hedwig's, in heiße Thränen ſich ergießen konnte. — Cornelia ſchien zu ſich ſelbſt zu kommen. Eben wollte Vorſtius zu ihr treten und tröſtend ſie auf Den verweiſen, zu dem das geängſtete Menſchenherz ſich flüchtet, wenn die Noth am höchſten, da richtete das Mädchen, als wie von plötzlicher Begeiſterung entzündet, ſich hoch empor. — Vorſtius! rief Cornelia; an der Seite der unglückſeligſten der Mütter iſt Euer Platz! Dort tröſtet, rathet, helft! Sie hat zwei theuere Leben, die Häupter zweier Söhne, zu verlieren! Eins davon — ſo wahr ich in dieſem Augenblicke Troſt von oben mich umwehen fühle — eines werde ich retten! ſteht ihr bei, das andere zu erhalten! —

Ein ſchwärmeriſches, faſt überirdiſch ſcheinendes

Feind des Abendlandes, Abtretung des Fürſtenthums Antiochien, und eine Entſchädigung des Tempelordens für die innegehabten Feſten. — Für die Annahme der Bedingungen ſtehe ich ein. Die Gefangenen ſendet Ihr nach Frankreich zurück.“

Wie von einem Blitzſtrahl getroffen, ſprang Guido bei den Worten Ivo's auf. Seine Geſichtsmuskeln zuckten, ſeine Lippen zitterten, ſein Auge flammte.

„Ich nehme Gott zum Zeugen,“ rief er die Hand hoch aufhebend, „daß, als ich Euch zum Sprechen aufforderte, mir nicht in den Sinn kam, daß Ihr mir den ſchändlichſten Treubruch, womit ſich kaum der niedrigſte Rittersmann beflecken könnte, vorſchlagen würdet! — Ich halte es für möglich, ja für wahrſcheinlich, daß mich die Barone haſſen, und mir Schlingen legen, ſo wie daß Raimund aus bösllicher Abſicht mich zum Stillliegen in dieſem Lager veranlaſſen will, aber mag kommen was da will, ſo werde ich die Würde der Krone und die Ehre meines Hauſes nie vergeſſen, daß ich heimlich und ſchimpflich die Sache der Chriſtenheit und des Reiches verrathen ſollte. Ich will lieber als König, als Ritter und als Chriſt, in ehrlichem Kampfe, wenn es

Gott beſchloſſen, zu Grunde gehen. — Ihr habt übrigens mein Wort, Ritter Ivo, daß Euer Vorſchlag für Euch keine üblen Folgen haben ſoll, und ich will glauben, daß Ihr, als Ihr ihn machtet, nur mein Wohl im Auge gehabt habet, aber Ihr werdet einſehen, daß wir mit einander nie wieder über Gegenſtände dieſer Art ſprechen können." —

Der König ſchien, als er dieſe Worte ſagte, mit Gewalt eine heftige Regung niederkämpfen zu wollen, ſeine Haltung wie ſeine Sprache waren würdevoll, aber ſeine Stimme bebte.

Ivo blickte inzwiſchen den Monarchen ruhig an. Keine Muskel ſeines blaſſen Geſichts verrieth eine beſondere Aufregung, nur in ſeinem Blicke zeigte ſich etwas wie Hohn, doch nicht gepaart mit Verachtung, wie es ſonſt manchmal der Fall war.

„Ich ſehe," ſagte er froſtig, indem er ſich von ſeinem Sitz erhob, „ich habe Euere Gnaden durch meinen Vorſchlag beleidigt, und dies thut mir leid, denn ich bin nicht der Mann, der Jemandem ſeinen Rath aufdringt. Die Zeit hat mich gelehrt, daß wo ich dies zum Vortheil irgend Jemandes gethan — und es iſt dies allerdings hier und da der Fall geweſen — ich ſchlechten Dank dafür geerndet. Ich könnte zur Entſchuldigung meiner Dreiſtigkeit ſo offen geſprochen zu haben, vielleicht anführen, daß zwiſchen Euer Gnaden und mir einſt ein Pact — Hofleute würden es blos eine Beſprechung nennen — ſtattgefunden, der mir gewiſſe Rechte einräumt, aber dieſer Pact ſcheint Euer Gnaden drückend zu ſein, und ſo wollen wir ihn denn hiermit aufheben. Ich bin nicht gemeint, den König von Jeruſalem um die Erfüllung der vom Ritter Guido von Luſignan gethanen Zuſagen zu bedrängen. Ihr, Sire, habt durch königliche Gewalt das Bündniß, das zwiſchen dieſem und mir beſtand vernichtet, und — meine Aufgabe iſt erfüllt."

Mit jedem Worte, das Ivo ſprach, ward ſein Ton bitterer und bitterer. Als er das letzte geſprochen, machte er eine tiefe Verbeugung, und ging, ohne das Entlaſſungszeichen zu erwarten, aus dem Zelte.

Die erſte Bewegung des Königs, nach der Entfernung des Templers, ſchien anzudeuten, daß er Willens ſei dieſen zurückzurufen, doch bald beſann er ſich und warf ſich auf eine Ruhebank.

Er wiederholte ſich in Gedanken Alles, was Ivo geäußert hatte, und es ſchien ihm in der That, als ob derſelbe in dem, was er von Raimund und den Baronen geſagt, nicht Unrecht habe. Schloß Saladin mit ſeinen Schwärmen leichter Reiterei das Lager ein, verheerte er das Land und erſtürmte inzwiſchen Tabaria, ſo entſtand Hungersnoth im Lager, das Heer war entmuthigt, und — ſo ſagte ſich Guido — die ihm feindlich geſinnten Barone würden Niemand wie ihm das Unheil dann ſchuld geben. Was aber war zu thun? Mit Saladin Frieden und Bündniß ſchließen, die Barone verrätheriſch überfallen und verhaften? Mit Abſcheu verwarf Guido dieſen Gedanken. Vorrücken und eine Schlacht liefern? War aber nicht ein paar Stunden vorher das Gegentheil beſchloſſen worden? — Guido erwog das Für und Wider des letzten Gedankens, und je mehr er darüber nachdachte, je mehr leuchtete ihm die Ausführbarkeit ein. Er meinte nur auf dieſe Weiſe ſeinen Feinden begegnen, Saladin und ſeine heimlichen Gegner zugleich bekämpfen zu können. Eins nur ſetzte ihn in Verlegenheit: die zu erwartenden Einwürfe der Barone gegen den kurz vorher gefaßten Beſchluß. Lange dachte Guido darüber nach; plötzlich ſprang er auf.

„Nur ſo," ſagte er zu ſich ſelbſt, „iſt jeder Widerſpruch zu beſeitigen! — Wenn augenblicklich aufgebrochen wird, ſo muß jeder Anführer an die Spitze ſeiner Abtheilung treten."

Raſch trat er aus dem Zelt und befahl dem Anführer ſeiner Leibwache, dem Ritter d'Entrecaſteaux, „zu Pferde' blaſen zu laſſen.

Erſchrocken fuhren, bei dem unerwarteten Feldrufe, die Befehlshaber von ihrem Lager auf. Keiner wußte was das Getümmel bedeute; Viele meinten, der Feind habe das Lager überfallen. Als Mehrere nach dem Zelte des Königs eilten, um die Urſache des Lärms zu erfahren, fanden ſie den Monarchen im Begriff die Rüſtung anzulegen. Mit Unwillen befahl er ihnen ſich auf ihre Poſten zu verfügen, wo ſie vernehmen würden was er beſchloſſen habe. —

Niedergeſchlagen, wohl auch laut murrend über den ſo übereilt gefaßten Entſchluß, traten die Führer in der Nacht an die Spitze der Geſchwader. Selbſt die gemeinen Krieger fühlten das Schwankende der genommenen Maßregeln, und ihr Vertrauen ward geſchwächt. Ueberdies hatten nur wenige Reiter Zeit gehabt die Roſſe zu füttern oder Nahrung zu ſich zu nehmen, da ſie das Lager vom Feinde überfallen glaubten. — Es war faſt Mittag, die Sonne ſendete glühende Strahlen herab, noch war die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, und ſchon ſtieß man auf Schwärme feindlicher Bogenſchützen. Nur langſam und unter fortwährendem Gefecht rückte das Heer vorwärts. Senkrecht ſtand jetzt die Sonne über den Häuptern der Truppen, der Felſenboden glühete unter den Hufen der Roſſe, die Eiſenrüſtung der Ritter erhitzte ſich bis zum Unerträglichen, nirgends fand ſich ein Tropfen Waſſer. Kaum konnten die ermüdeten Krieger noch ſich fortſchleppen; der König befahl nach dem Rathe des Grafen Raimund, bei dem Brunnen Kelſon, der erſt mit Blut erkauft werden mußte, und deſſen ſparſamer Waſſervorrath bald erſchöpft war, zu lagern. Eine traurige Nacht verging. Der größte Theil der Pferde blieb ungetränkt, Futter für die Thiere oder Nahrung für die Menſchen gab es nirgends. —

Ganz anders war es im Heere der Saracenen.

Mit Freudigkeit, und es als ein gutes Zeichen anſehend, daß der folgende Tag ein Freitag war, eilten die Geſchwader der Muſelmänner den Chriſten entgegen. Der Kern der Truppen ſtärkte ſich durch Speiſe und Trank, und ſah, in Schlachtordnung aufgeſtellt, dem Kampfe ihrer leichten Reiter mit den Chriſten zu. Der Adlerblick Saladins bemerkte bald die Ermattung der Gegner, und zu eben der Zeit, wo König Guido, um die Truppen zu tröſten, an ihrer Front herunterritt, und den Erſchöpften zurief: „Seid getroſt! Morgen werden wir mit unſern Schwertern Waſſer finden!“ ſtreckte Saladin ſeine Hand gegen die berühmte „gelbe Wache“ aus und rief begeiſtert: „Bei Allah! Die Ungläubigen ſind in unſerer Hand! Sie haben kein Waſſer als das der Thränen!“ —

Kaum graute der Tag, als Guido Befehl gab zum Angriff vorzurücken, aber anſtatt der Geſchwader des Feindes, wälzte ſich den Chriſten eine Rauchwolke von Meilenlänge entgegen. Die Saracenen hatten das dürre Gras und die Sträucher der Ebene angezündet. Erſt in der Mittagsſtunde konnte der Kampf beginnen. Mitten in dem noch dampfenden Gefilde kämpfte das Chriſtenheer mit dem Feinde, aber die Gegner, die es vor ſich hatte, waren nur Beduinenſchwärme, welche auseinander ſtoben und ſich wieder vereinigten, je nachdem es ihnen gutdünkte, die dabei aber dennoch im Stande waren, die Chriſten in der ſchattenloſen Ebene, beim ſengenden Strahl der Sonne, unter der Qual des Durſtes, in einer Menge Einzelſcharmützel feſtzuhalten, und es ihnen unmöglich zu machen die Hauptmacht des Sultans zu erreichen. So kam die zweite furchtbare Nacht heran. Sie war noch trauriger als die erſte. Der Verluſt der Franken durch die Pfeile der türkiſchen Bogenſchützen war beträchtlich geweſen Die Reiterei behauptete ihre unerſchütterliche Haltung, aber das Fußvolk begann ſich aufzulöſen. Haufenweiſe verließen die Halbverhungerten und Verdurſtenden ihren Zug, um im Felde irgend eine noch nicht ausgetrocknete Pfütze, oder eine ſaftige Pflanze zu erſpähen. Die Wenigſten kamen zurück. Sie fielen unter dem Dolchen der Saracenen, oder ergaben ſich den Feinden, indem ſie nur um einen Tropfen Waſſer fleheten, den verdorrten Gaumen zu netzen. Auf dieſe Weiſe verging die zweite Schreckensnacht. —

Während die Chriſten ſie in tiefer Niedergeſchlagenheit zubrachten, herrſchte im Lager der Saracenen die größte Freudigkeit. Jeder wußte daß der Sultan beſchloſſen hatte, mit Tagesanbruch dem Feinde eine Hauptſchlacht zu liefern. So wie ſich die Morgenröthe in Oſten bemerkbar machte, trat Saladin aus ſeinem Zelte, und indem er den brauſenden arabiſchen Schimmel beſtieg, befahl er die Pauken zu ſchlagen. Sogleich traten ſeine ‚gelben Leibwachen' unter die Waffen, und die Führer des Heeres ſammelten ſich um ihn her. Ein Wink ſeiner Hand, und es herrſchte eine Todtenſtille.

„Heute," rief er mit ſtarker Stimme, „werden die Söhne des Paradieſes und die Kinder des Feuers ihren furchtbaren Kampf auskämpfen! Der Flug der Pfeile wird in der Luft wiedertönen, wie der Flug des Vogels, und das Blut, dies Bad der Schwerter, wird am Boden hinrieſeln wie das Waſſer des Regens! — Seht dorthin! Dort glänzt der Panzer des Reiters des Abendlandes im Morgenſchimmer, aber Der, der ihn trägt, iſt krank, da ihn Allah mit Durſt gezüchtigt. Spricht nicht auch der heilige Koran: ‚Der Ungläubige wird ſagen: Bin ich nicht Staub?' — Seht hier das Schlachtfeld! Der ſüße Geruch des Sieges wird aufſteigen aus dieſen Gründen." —

Der tauſendſtimmige Ruf: „Allah akbar!“ bezeugte die Kampfluſt der Truppen, als der Sultan zu ſprechen aufgehört hatte. — —

Das Heer der Chriſten zog jetzt, unter dem Geſang eines Pſalms, langſam in vier Heerſäulen heran. Der Graf von Tripolis führte die Vorhut, Rainald von Chatillon und der Großmeiſter des Tempels die erſte, Almerich von Luſignan, ein Verwandter des Königs, die zweite Hälfte des Haupttreffens. Balian von Ibelin war mit der Nachhut noch zurück; der König erwartete ſeine Ankunft nicht. Guido befand ſich bei der zweiten Heeresabtheilung, der Biſchof von Accon trug ihm das Kreuz vor; Klotar, der dem Fürſten die beiden letzten Tage nicht von der Seite gekommen war, ritt ſtill hinter ihm her. Da Guido aus frühern Unterhaltungen mit Ivo deſſen Kenntniß der türkiſchen Kampfesweiſe kennen gelernt, und wußte, daß den Saracenen der Verluſt des „Sandſchak Scheriff“ (der heiligen Fahne) zugleich als Verluſt der Schlacht galt, ſo hatte er beſchloſſen an der Spitze der ſchweren Reiterei auf den Punkt, wo dies Zeichen ſich befinden würde, einzubrechen. Er befahl deshalb dem Pagen, nach dem erſten Treffen zu jagen, Feuer leuchtete aus des Mädchens Blicken, ſichtbar waltete in Corneliens Innern ein ahnungsreiches Vertrauen, welches ihr das Anſehen eines hülfebringenden Seraphs lieh.

Wir wollen, rief die Mutter ſich ermuthigend, ich die Mutter beider, Du die Verlobte eines der Unglücklichen, uns zu den Füßen des Prinzen werfen. Noch heute, in dieſer Nacht noch, eilen wir nach dem Haag; vielleicht iſt Hülfe möglich.

Allerdings, entgegnete Cornelia, wollen wir dies Rettungsmittel ſogleich verſuchen, wenn ich auch fürchten muß, daß wir das Felſenherz des Fürſten nicht erweichen werden. Jedenfalls rechtfertigt die gethane Bitte uns vor uns ſelbſt und gibt uns Kraft zu kühnerm Unternehmen.

Noch in derſelben Nacht eilten Cornelia und die Witwe nach dem Haag. Die erbetene Audienz ward ihnen ſogleich bewilligt; ſie trafen den Prinzen in jenem, uns als Bildergalerie bekannten Zimmer und warfen ſich bittend ihm zu Füßen. Kalt höflich erhob der Fürſt die Frauen. Schweigend hörte er die Ergüſſe des aufs höchſte geängſteten Mutterherzens, die Bitten der begeiſtertſten Jugendliebe.

Wäre ich, erwiederte der Fürſt, nachdem die und den Templer Ivo zu ihm zu beordern. In wenig Minuten war Klotar wieder zurück.

„Sire," ſagte der Page mit bewegter Stimme, „der Meiſter Gerhard von Riderfort läßt melden, daß Ivo nebſt vier andern Tempelrittern vorige Nacht zum Feinde übergegangen."

Guido erſtarrte. — Dies hatte er nicht erwartet. So hatte Klotar alſo dennoch Recht; der Mann, dem er ſo ſehr vertraut, den er für ſeinen beſten Freund gehalten, war ein Verräther. — So ſehr dieſer Gedanke auch den König erſchütterte, hatte er dennoch nicht Zeit darüber nachzudenken, denn eine Wolke von Pfeilen ſchwebte bereits von allen Seiten heran und raſſelte hernieder wie ſtarker Hagel. Ein heftiger Wind erhob ſich bald darauf; er trieb falbe Staubwolken auf das Chriſtenheer zu. Bald aber verkehrte ſich die Farbe derſelben in düſteres Grau und Schwarz. Die Saracenen hatten auf's Neue die Geſträuche und das Gras angezündet und dichte Rauch- und Feuerballen wälzten ſich, vom Winde getrieben, daher.

Obwohl von Flammen umgeben und vom Dampfe halberſtickt, vor Durſt lechzend und doch ohne einen Tropfen Waſſer, kämpften die Chriſten mit der Tapferkeit der alten Kreuzfahrer, zu der ſich der Muth der Verzweiflung geſellte. Mitten in dem dichten Rauch ſah man die Schwerter und Lanzen funkeln, und durch Flammenwogen ſtürzten die Geſchwader der Reiterei gegen die türkiſchen Haufen. Ohne Unterlaß wiederholte ſich dieſes Schauſpiel, aber überall fand man eine unüberwindliche Gegenwehr. Das Gemetzel war fürchterlich. Bald drangen die Chriſten, bald die Saracenen vor; über eine Stunde wogte der Kampf unentſchieden hin und her. Jetzt bemerkte der König, daß die Ritter ihre athemloſen Roſſe nur noch mit Mühe zum Angriff ſpornen konnten, er beſchloß einen Verſuch zu machen, das Centrum der Feinde durch einen Angriff in Maſſe zu ſprengen. Er befahl dem Grafen Raimund, den Feind mit ſeinen Panzerreitern anzugreifen, Gerhard von Riderfort mit der Macht des Tempels, und Rainald von Chatillon ſollten folgen. Der Graf gehorchte und warf ſich mit der Reiterei auf den Feind. Hier befehligte Tati ed Din, ein Neffe des Sultans, jung an Jahren aber alt an Erfahrung. So wie er die Panzerreiter heranjagen ſah, wich ſein Heerhaufen durch eine geſchickte Bewegung von beiden Seiten auseinander, ſchloß ſich ſodann, und begann den Grafen im Rücken anzugreifen. Dies hatte Niemand vorausgeſehen. Gerhard und Rainald zögerten Raimund zu Hülfe zu eilen. Dieſer, ſich abgeſchnitten ſehend, verlor die Beſinnung, und ſtatt ſich wieder rückwärts Bahn zu brechen, ergriff er mit ſeinem Heerhaufen die Flucht.

Der unüberlegt begonnene, und nicht unterſtützte Angriff, entſchied das Geſchick des Tages. Von allen Seiten ſtürmten die Saracenen jetzt auf das Heer, deſſen Nachtrab unter Balian von Ibelin immer noch nicht erſchien. Noch kämpften die Chriſten wacker, aber einzelne Haufen wurden umringt und niedergehauen. Die Lücken konnten nicht mehr ergänzt werden, die Abtheilungen, zum Theil ohne Führer, wogten regellos durcheinander, endlich bildete Alles nur einen verworrenen Knäuel, wo der Raum nicht einmal geregelten Kampf geſtattete. Der Kampf, die Hitze wurden immer erſtickender, man mußte wenigſtens Raum zu Fortſetzung des Kampfes haben. Nicht weit entfernt lag ein Hügel, der ſich an beiden Enden durch zwei Erhöhungen, die gewiſſermaßen zwei Hörner bildeten, der auf der einen Seite aber ziemlich abſchüſſig war, auszeichnete. Er lag dicht zur Seite eines Fleckens Namens Hittin, oder Hattin. Dem König ſchien jener Hügel eine Poſition, außer dem Bereich der Schlacht, eine Vertheidigungsſtellung, darzubieten. Ohne Ordnung, aber mit dem Muthe der Verzweiflung, brach ſich das Heer nach dem Hügel Bahn. Hier faßte es Poſto, und wenige Minuten ruhete der Kampf. Man glaubte ſchon, daß die Türken ihn für dieſen Tag nicht mehr fortſetzen würden. Die Chriſten fingen an einige Hoffnung zu ſchöpfen. Ein Wald befand ſich nahe. Im ſchlimmſten Falle konnte dieſer ein Rettungsmittel zur Deckung des Rückzugs werden. Bald ſahe man indeß, daß man ſich getäuſcht hatte. Eben als man beſchäftigt war ein Zelt für den König aufzuſchlagen, wogte ein Heerhaufe der Saracenen heran. Turbane und Kleider waren von gelber Farbe. „Es iſt Saladins gelbe Wache!" ziſchelten die Chriſten ſich leiſe in's Ohr. Jeder wußte daß es einen Kampf bis zur Vernichtung gelte. Wirklich war es auch ſo. Ein wüthender Kampf entſpann ſich. Saladin ſah ihm, an der Seite ſeines Sohnes Aphdal, von einer kleinen Erhöhung in der Nähe zu. Obwohl er mit Wink und Stimme die Seinen ermuthigte, ſo kämpfte doch König Guido mit ſeinen Rittern ſo tapfer, daß dieſer Angriff abgeſchlagen wurde. Ein Hagel von Pfeilen ſauſ'te indeß auf den Hügel. Ein Geſchoß durchbohrte die Bruſt des Biſchofs von Accon, der ſich dicht zur Seite Guido's befand. Raſch ergriff der Biſchof von Lydda das Heiligthum.

„Streiter Gottes!" rief er, es hoch erhebend. „Ihr ſteht auf heiligem Boden! — Hier zwiſchen dieſen Hügeln, die das Volk die Hattinshörner nennt, lagerten einſt Tauſende Hungriger, und der Herr ſättigte ſie mit fünf Broden und zwei Fiſchen. Er, der dies Wunder that, ſieht auf Euch in dieſem Kampfe. Streitet und ſieget oder ſterbet für ſeinen heiligen Namen. — Hier oder dort; Ihr werdet leben!"

Wie ein Blitzſtrahl durchzuckte den König das Wort, das der Anachoret beim Auszuge aus Jeruſalem zu ihm geſprochen, und das deſſen Einverſtändniß mit dem Verräther Ivo zu beweiſen ſchien. Dies waren die Hörner, denen er im Kampfe erliegen ſollte, dies der Tiſch an dem einſt Tauſende ſatt wurden, dort am Abhange eines gegenüber liegenden Berges lag Kana, wo das Wunder der Verwandlung des Waſſers in Wein ſtattgefunden! —

Ehe der König den trüben Gedanken noch länger Raum geben konnte, brauſ'ten die Saracenen auf's Neue heran. Sie wurden durch die Tapferkeit des Königs, der wie ein Löwe an der Spitze ſeiner Ritter focht, bis an den Fuß des Hügels zurückgetrieben, aber das Heiligthum des Kreuzes fiel in Feindes Hand, denn auch der Biſchof von Lydda ward von einem Pfeilſchuß durchbohrt.

Als ſich die Chriſten auf die Höhe zurückzogen, hielt Fürſt Aphdal an der Seite ſeines Vaters. „Sie fliehen!" rief der Jüngling freudig aus. „Schweige!" rief Saladin mit finſterer Miene. „Ehe nicht die Fahne des Königs ſinkt, ſind ſie nicht geſchlagen." Mit dieſen Worten ſpornte der Sultan ſeinen Araber mitten unter den Haufen ſeiner Leibwache.

„Der Satan hilft dieſen Franken!" ſchrie er, ſich mit der Hand am Barte faſſend. „Auf, ſtraft den Teufel Lügen!"

Wie raſend ſtürzten bei dieſen Worten die Saracenen auf's Neue den Hügel aufwärts. Diesmal erreichten ſie die Höhe, und auf dem Plateau entbrannte der wüthendſte Kampf. Lange blieb er unentſchieden, doch jetzt ſank das Panier des Königs in Gautiers de Villeneuve's ſterbender Hand. Ein Todesſchreck bemächtigte ſich der Truppen; ſie glaubten der König ſei gefallen. Wirklich war Guido in großer Gefahr, er focht in dichtem Gedränge. Nur zwei ſeiner Ritter und Klotar waren an ſeiner Seite; Alle im heftigſten Kampfe gegen vierfache Uebermacht. Ein rieſengroßer Neger drang auf den König ein. Klotar ſtürzte ſeinem Herrn zu Hülfe, da ſauſ'te ein Schwerthieb des Schwarzen herab, der Page ſank tödtlich verwundet vom Pferde. „Ergreift den Mann mit dem gekrönten Helm! Es iſt der König!“ rief mitten im Gedränge eine dem Monarchen wohlbekannte Stimme. Von allen Seiten ſtürzte man auf den Fürſten ein, er ward entwaffnet. — So wie der Ruf: ‚Der König iſt gefangen!‘ ſich verbreitete, warf Alles die Schwerter weg. In ſtummer Verzweiflung, und ohne weitere Gegenwehr, ergab ſich der Reſt des Heeres den Saracenen. —

Es war eine halbe Stunde ſpäter, als der König, Rainald von Chatillon, Gerhard von Riderfort, Almerich von Luſignan, Honfroi von Toron, Joscelin von Courtenay, der Marquis von Montferrat, Hugo von Dſchibele, der Marſchall von Jeruſalem, und noch andere Heereshäupter, als Gefangene in das Zelt des Sultans geführt wurden. Saladin ein ſchöner Mann, das Ideal eines Kriegers des Morgenlandes, ſaß auf einem Divan. Um ihn her ſah man eine Menge Emire, deren Geſichtsfarbe ſich von dem Schwarz des Negers aus Sudan bis zum Weiß des Kaukaſiers abſtufte. Dicht neben ihm ſtand ſein Sohn Aphdal, und der Geſchichtsſchreiber Kemal ed Din, welcher der Nachwelt die Vorgänge dieſes Tages aufgezeichnet hinterlaſſen hat.

So wie Guido in's Zelt trat, winkte ihm der Sultan freundlich, ſich neben ihn auf dem Divan niederzulaſſen. Kemal ed Din nannte die Namen der vorgeführten vornehmen Gefangenen, und je zahlreicher dieſe waren, je heiterer ward das Geſicht Saladins; er grüßte jeden Einzelnen durch Neigung des Hauptes; nur als Rainalds Name genannt wurde, ward ſein Blick düſter wie die Nacht. — Das Antlitz Guido's war todtenbleich, ſeine Zunge klebte vor Durſt am Gaumen. Der Sultan bemerkte ſeine Erſchöpfung; er winkte einem Sclaven, der einen Becher auf goldener Schüſſel trug.

„Erquicke Dich mit einem Trunk Sorbet, gekühlt mit dem Schnee der Berge;“ ſagte er freundlich.

Guido trank, und gab ſodann den Becher an Rainald von Chatillon, der ihm zunächſt ſtand.

Wild ſprang der Sultan von ſeinem Sitze auf.

„Du biſt es der ihm den Trunk bietet, nicht ich!“ ſchrie er heftig. „Aus meinem Becher ſoll der Verräther nicht trinken, der weder Treue noch Glauben hält!“

Der König wußte nicht, daß bei den Arabern der genoſſene Biſſen oder ein Trunk, den Gefangenen unter den Schutz des Gaſtrechts ſtellt, und erbleichte.

„Nun,“ fuhr der Sultan zornig zu Rainald gewendet fort, „meinſt Du nicht, daß ich die Sache des Propheten gerächt, und Deine Drohung, die heiligen Städte zu zerſtören, zu nichte gemacht habe? — Erkläre Dich jetzt, Elender, ob Du zur Sühne auf der Stelle die Lehre des Islams annehmen willſt.“

Ein feſtes ‚Nein‘ war die Antwort.

„Fluch über Dich! Du ſollſt von meiner Hand ſterben!“ ſchrie Saladin, riß den Säbel aus der Scheide, und führte wüthend einen Hieb nach dem Halſe des alten Mannes. Da er nur die Schulter getroffen hatte, ſo warfen ſich zwei Leibwächter des Sultans auf den Unglücklichen, ſchleppten ihn zum Zelte hinaus und hieben ihn dort in Stücke.

Die blutige That ſchien Saladin zur Beſinnung zu bringen. Als er in Guido's bleiches Geſicht blickte, und das Zittern ſeiner Lippen bemerkte, ſagte er mit einer Art Schaam:

„Fürchte Dich nicht! Es iſt nicht Sitte daß ein König den andern morde; aber dieſer war ein Verräther. Allah hat ihn gerichtet.“

Saladin ſtand jetzt auf, und nachdem er noch einige freundliche Worte zu Guido und den Andern geſagt, wendete er ſich zu den Emiren.

„Kemal ed Din,“ ſprach er, „führe die Gefangenen in ein Zelt und ſetze ihnen Speiſe und Trank vor. Sie ſollen ſich ſtärken zur Reiſe nach Damask, und wehe Dem der ſie antaſtet! — Die übrigen Gefangenen gehören Dem, der ſie erbeutet hat, die ausgenommen, die das Kreuz auf dem Mantel tra-

Frauen geendigt hatten, wäre ich nur Moritz von Naſſau, nicht auch der Statthalter der Niederlande, ſo würde ich meinen Mördern vielleicht verzeihen. Dem Privatmann wird es leicht, dergleichen Großmuthsſpiel zu treiben, der Staatsmann darf es nicht. — In dieſem Zimmer wagte einſt eine Schlange, die ich thöricht in dem Buſen mir großgezogen, mich anzuziſchen, den Stachel ſelbſt zu erheben gegen mich, und ich — in einem Anfalle von Schwäche, gern geſtehe ich es — zertrat ihr nicht das Haupt! — Madame! in dieſem Zimmer wagte einſt ein Mann, der Sohn des Todfeindes, ein Mann, den ich von Kindesbeinen an mit Gnaden überhäufte, das Schwert zu ziehen gegen mich. Ich konnte ihn als Hochverräther nach den Geſetzen dieſes Landes viertheilen laſſen, und ich — ich ließ ihn frei; ja, wenn er es gewollt, in Würden und in Ehren ließ ich ihn. — Und dieſer Mann, Madame, ſchloß mit funkelndem Blicke der Fürſt, er hieß — Wilhelm van Oldenbarneveldt! —

O gütiger Gott! rief die Matrone laut; ſo magſt Du ſeiner Dich erbarmen! —

Und warum, Madame, fuhr der Fürſt mit Eiſeskälte in faſt höhnendem Tone fort, warum verſchmähtet Ihr einſt, meine Gnade für Euern Gatten nachgen. (Er meinte die Templer und Hoſpitaliter.) Ich will die Erde befreien von dieſem unreinen Geſchlecht.“

Der unglückliche Fürſt und ſeine Mitgefangenen wurden nun von dem Emir in ein benachbartes Zelt geführt, um ſich dort mit Speiſe und Trank zu erquicken. König Guido bat jedoch nach wenigen Augenblicken, daß man ihn nach dem Platze bringen möchte, wo Klotar an ſeiner Seite gefallen war. Er dachte dem Treuen Hülfe zu bringen, oder wenn dies unmöglich ſein ſollte, den Todten noch einmal zu ſehn. Der Platz war um ſo leichter zu finden, als ein einzelner Felsblock am Fuße des Hügels ihn kenntlich machte. Schon von fern erblickte der König den Gefallenen. Er erkannte ihn von Weitem an den Farben der Kleidung. Der Page war todt. An ſeiner Seite knicte ein alter Kapellan des Biſchofs von Accon, an der andern Seite ſtand ein Saracene, dicht in einen gelben Mantel gehüllt. So wie der König näher kam, that er einen lauten Schmerzensſchrei. Sein Auge fiel auf die Leiche, in deren Bruſt eine weite Wunde klaffte. Geronnenes Blut bedeckte den ſchönſten — Frauenbuſen.

„O Gott im Himmel!“ rief der König, auf die Kniee ſtürzend. „Iſt's möglich? Klotilde von Chateaublanc!“

„Ihr letztes Wort war Euer Name;“ ſagte der alte Prieſter. „Sie ſagte mir ſterbend, daß ſie in den Kinderjahren Eure Verlobte geweſen, bei Cypern wunderbar aus einem Schiffbruche gerettet worden, und am Tage Eurer Vermählung in Jeruſalem angekommen ſei. Da ſie gelobt ihr ganzes Leben Euch treu zu ſein, ſo habe ſie ſich für ihren jüngern Bruder ausgegeben, und Euch als Page gedient.“

Der König rang die Hände und weinte laut. Schluchzend drückte er die Lippen auf die kalte Stirn der Todten, Kemal ed Din konnte ihn nur dann bewegen ſich zu erheben, als er mit ſeinem Dolche eine Locke von ihrem Haupte getrennt hatte. Dringend bat Guido den Saracenenanführer, in ſeinem Namen vom Sultan die Gunſt zu erflehen, daß der Leichnam Klotildens nach Jeruſalem geführt und dort beigeſetzt würde. Weinend löſ'te Guido noch die goldene Schnur ſeines Mantels, und breitete den letztern auf die theuren Reſte. Eben wandte er ſich, um nach dem Zelte zurückzukehren als ſein Auge auf den

Saracenen fiel, den er bei der Leiche Klotildens getroffen hatte. Ein lauter Ruf des Abſcheus entfuhr ihm, er erblickte die Züge Ivo's.

„Hebe Dich weg, Elender, von dieſer heiligen Leiche!“ ſchrie er heftig. „Ihr Leben, ja ihre ganze Seele, war Liebe, und die Deinige —“

„Iſt voll Haß;“ unterbrach ihn mit ſeiner gewöhnlichen Eiſeskälte der ehemalige Templer. — „Was ſcheltet Ihr mich, König Guido?“ fuhr er ruhig fort. „Wenn der Glaube der Todten ſie duldende Liebe lehrte, ſo lehrte der meinige mich kräftigen Haß. Ich ward als Moslem geboren, ich bin unter dem Templermantel Moslem geblieben und werde als ſolcher ſterben. — Als die Chriſten meinen tapfern Vater mordeten, mich fortſchleppten und wider Willen zum Chriſten machten, da ſchwur ich ihnen in meinem Herzen den unverſöhnlichſten Haß. Dieſer iſt mit mir aufgewachſen, erſtarkt, und er war das Oel daß die Flamme meines Lebens nährte. Ich ward Templer, um dem Tempel ſo viel als in den Kräften des Einzelnen ſtehen würde zu ſchaden. Wußte ich doch, daß die Moslemin den Orden am meiſten verabſcheuten. Mein Einfluß, den ich bald gewann, lehrte mich daß das Ziel, das ich mir geſteckt, zu klein ſei, daß Allah mich vielleicht zum Werkzeug erkoren habe, das Reich der Chriſten im Morgenlande zu ſtürzen. Dies war von jetzt an mein einziger Gedanke. Er war es, der mich Euch aufſuchen, Euren Ehrgeiz ſtacheln, Euch erheben ließ. Euer Charakter, ſchwankend und ſchwach, weder gut noch böſe, war hinreichend, um Verwirrung, wie ich ſie brauchte — und wozu mir die Hauptmittel: Geburt, Schönheit oder Reichthum zu eigener Thätigkeit fehlten — anzurichten, und das Reich durch Euch dem Untergange zuzuführen. Die Feilheit, der Stolz, die Zankſucht der Barone und der Ordensmeiſter, thaten das Uebrige. Was Euch anlangt, ſo haßte ich Euch nicht und liebte Euch nicht. Ich betrachtete Euch als das ſelbſtgeſchaffene Werkzeug, das ich zerbrechen wollte, wenn es Zeit ſei. Als aber die Zeit herankam, da jammertet Ihr mich. Nur ungern zerbricht ja der Meiſter den Dolch, das Schwert, was er ſelbſt geſchmiedet! Dies war der Grund warum ich Euch rieth, Euch mit Saladin zu verbinden, und unter ſeinem Schutz das kleine, für immer geſchwächte Reich, fortzuregieren. Es war eine Schwäche, daß ich Euch dies Anerbieten that, ich fürchtete faſt daß Ihr es annehmen könntet, und dann gab es doch wieder Augenblicke wo ich es wünſchte. Ihr verwarft meinen Vorſchlag, Ihr brachet unſern Bund, und ich athmete freier. Ihr ſelbſt gabt mich meiner Aufgabe: Dem Haſſe allein zu leben, wieder. Jetzt iſt dieſe erfüllt. Nicht Ehrenſtellen, die mir Saladin für meine Dienſte anbot, ſind es die ich ſuche. Ich eile nach den Gränzen Armeniens; dort will ich über dem Grabe meiner Eltern eine Kuppel errichten, und daran ſchreiben: „Sie ſind gerächt.‘“

Mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe machte Ivo eine abſchiednehmende Bewegung mit der Hand.

„Lebt wohl, König Guido!“ ſagte er kalt, kehrte ſich um, und beſtieg wenige Schritte davon ein Roß, das ein Neger am Zügel hielt. Raſch ſpornte er den Renner über das Schlachtfeld. — —

Der traurigſte Anblick erwartete den König, als er nach Verlauf weniger Stunden, nebſt ſeinen vornehmen Mitgefangenen, nach Damaskus abgeführt wurde. Auf dem Plateau, wo das letzte Gemetzel ſtattgefunden hatte, waren die Krieger, welche dem

Tode entronnen waren, wie eine große Heerde zuſammengetrieben. Die Zeltſtricke hatten nicht hingereicht, um die Männer aus den erlauchteſten Geſchlechtern Frankreichs aneinander zu feſſeln. Dreißig bis vierzig Ritter ſah man an eine einzelne Zeltleine, wie eine Kuppel Thiere, gebunden, daherziehen; ein einziger, ſtumpf und thieriſch ausſehender Neger war hinreichend, die einſt ſo ſtolzen Kämpen, als ihr Führer, vor ſich her zu treiben. Der Abhang des Hügels war beſäet mit weißen, rothbekreuzten Mänteln. Die einſtigen Träger derſelben lagen enthauptet umher. Eine lange Reihe kleiner Pyramiden war aus ihren Häuptern gebildet worden.

Es iſt nöthig, einen Vorhang über die traurige Scene zu ziehen. — Der Fall des Reiches war mit der Schlacht von Hittin vollendet. Obwohl Balian von Ibelin die Hauptſtadt tapfer vertheidigte, mußte ſie ſich am Ende dennoch ergeben. Saladin behandelte die Einwohner großmüthiger als die Kämpen, die ihm im Gefecht in die Hände gefallen waren, aber die Mauern Jeruſalems wurden gebrochen, der

Halbmond auf der Moſchee Omars aufgepflanzt. — Obwohl Guido ſpäter aus der Gefangenſchaft entlaſſen wurde, ſo war doch ſein Daſein, bei dem verblichenen Glanz der Krone und dem darauf erfolgenden Tode ſeiner Gemahlin Sybille, nur ein trauriges, kummervolles. Auch der in Europa wieder aufflammende Enthuſiasmus, die perſönliche Erſcheinung der drei mächtigſten Fürſten Europa's, des Kaiſers Friedrich, Königs Philipp von Frankreich und des löwenherzigen Richards, vermochte nicht den Thron Gottfrieds von Bouillon wieder aufzurichten. Der Glanz, der ihn einſt umgeben hatte, blieb „eine verlöſchende Leuchte, ein gefallener Stern.“

Die Einſiedelei del Parral.

Erzählung.

„Kein laſtend Grabmal drücke Deinen Staub,
Die Du verblühteſt in der Schönheit Lenze!“
Byron.

zuſuchen, und nehmt ſie doch jetzt für Euere Söhne in Anſpruch?

Im Innerſten empört, richtete ſich die Matrone mit Hoheit auf: Weil, ſprach ſie feſt, mein Gatte ſchuldlos war, und meine Söhne ſchuldig! — Sich ernſt verbeugend verließ ſie, von Cornelien unterſtützt, das Zimmer.

Nur mit Mühe gelang es den Frauen nach einigen Tagen, den Aufenthaltsort Wilhelms und ſeines Bruders auszuforſchen. Man hatte den Letztern nach dem Haag, den Erſtern nach der alten, am Strande der Nordſee gelegenen Veſte Merrembroek gebracht. Während Vorſtius, Hedwig und die Mutter über die Mittel zur Befreiung der Gefangenen ſich beriethen, hatte Cornelia zu gleichem Zwecke häufige Conferenzen mit dem alten Jan, und eines Morgens trat das Mädchen in Reiſekleidern in den kleinen Saal, in welchem die Familie ſich gewöhnlich zum Frühſtück zu verſammeln pflegte. — Cornelia war blaß und angegriffen, doch hatte ſie ein ruhiges, beſonnenes Anſehen. Ich kann, ſprach ſie, nicht länger in dieſem Hauſe dauern, während das Schwert des Todes wie an einem Haare über Wilhelms theuerm Haupte hängt. Ihn befreien oder mit ihm zuſammen untergehen, dies iſt mein einziger Wunſch. So, oder

Es giebt vielleicht keine Stadt in Mittelſpanien die in Beziehung auf Lage und Bauart einen Vergleich mit Segovia aushalten könnte. — Nähert man ſich der Stadt von Weſten, ſo ſteigen, in einem unbebauten unfruchtbaren Gelände, kleine, von dem Reiſenden faſt unbeachtete, ſteinerne Bogen auf, welche Anfangs kaum von zwei Fuß Höhe, endlich bei dem ſich immer mehr ſenkenden Terrain, bis auf hundert und zwanzig Fuß anwachſen, und ſich zu zwei Stockwerken von rieſigen Dimenſionen übereinander thürmen. Der kühne Bau beſteht aus drei Fuß langen, und zwei Fuß dicken, ſchwarz geſprenkelten, und darum von den Spaniern „Berroqueños" genannten Steinblöcken, die ohne durch Kitt mit einander verbunden zu ſein, nun ſchon gegen zwei Jahrtauſende den von den Gauadarramen herabbrauſenden Stürmen getrotzt haben. Auf der Höhe dieſer Bogen führt eine Rinne das aus einer wilden Berggegend kommende Waſſer des Rio Frio in Thurmeshöhe über das im Thale liegende Segovia, nach dem Alcazar, dem alten mauriſchen Reſidenzſchloſſe. Die Hiſtoriker haben dem rieſenhaften Bau oft einen fabelhaften Urſprung zugeſchrieben. Gregor Mayans nennt den Kaiſer Trajan, Florez die Gothen, Andere den ägyptiſchen Herkules, der gemeine Spanier aber kurzweg den Teufel als Erbauer des Denkmals, welches übrigens entſchieden den Römern angehört, und von dem ſogar Abbildungen auf römiſchen Münzen vorhanden ſind. Hat aber die, über das alte, düſtere Segovia, deſſen Häuſer oft wie Schwalbenneſter an einem der hundert und neunundfunfzig Bogen angeklebt ſind, hoch in der Luft hinführende Waſſerleitung ein großartiges Anſehen, ſo hat das Schloß, zu deſſen Dienſt ſie erbaut ward, etwas einzig Seltſames, Feenhaftes, Magiſches. Man denke ſich einen zerklüfteten, zackigen, gegen ſechshundert Fuß hohen Felſen, der an drei Seiten ſenkrecht aus einer Tiefe aufſteigt, in welcher zwei wilde Bergwaſſer — die Eresma und der Llamares — ſich ziſchend und tobend vereinigen. Auf der durch Kunſt und mit großer Mühe geebneten Felſenplatte, liegt ein Bau von fabelhafter, phantaſtiſcher Form, und zugleich auf römiſchen, gothiſchen, mauriſchen und ſpaniſchen Urſprung deutend. Wirklich haben alle dieſe Völker nach und nach die Hand dabei gehabt. In der Mitte der gegen die Stadt gekehrten, und mit dieſer durch eine Esplanade verbundenen Seite, erhebt ſich ein koloſſaler, von den Römern — nach Einigen von Cäſar — erbauter, viereckiger Thurm. Kleine runde Thürmchen anſtatt der Zinnen, und vortretende ſpitze Fenſter, geben ihm ein ſonderbares Anſehen. Das mächtige Bauwerk wird von einer Maſſe niedrigerer, bald gothiſchen bald arabiſchen Styl zeigender, von weißem Stein in phantaſtiſchen Formen, meiſt im achten Jahrhunderte errichteter Gebäude begränzt, über deren bleiernen Dächern ſich eine Menge bald größerer, bald kleinerer, ſpitziger, vielgeſtalteter Thürme und Zinnen erheben, die dem Ganzen das ſonderbarſte, fremdartigſte Anſehen verleihen. Rechnet man nun einige römiſche, oft verkehrt eingemauerte Inſchriften, verwitterte frazzenhafte Figuren und Thiergeſtalten aus der Gothenzeit, einen hier und da von ſpaniſchem Meißel nur halbzerſtörten

Koranſpruch über den Fenſterſimſen, endlich noch den in Stuck gearbeiteten, knotigen, und als Verzierung längſt der Façade hinlaufenden Franziskanergürtel hinzu, blickt man in die Schlucht der Eresma und des Llamares, über welche fünf kühngeſpannte Bogenbrücken führen, bis zu dem am Felsabhange romantiſch gelegenen, von Cypreſſen beſchatteten Kloſter Nueſtra Señora de la Fuencisla hinunter, ſo wird man geſtehen müſſen, daß dem Aeußern des Alcazars von Segovia kein anderes Gebäude in Europa gleiche. — Zur Kenntniß ſeines Innern wird folgende Erzählung einen Beitrag liefern. —

In einem altersgrauen mit großem Steinwappen über der Thüre verzierten Palaſte, der das Hauptgebäude einer der engen, gewundenen, unebenen Straßen Segovias ausmachte, und dieſe mehr noch verdüſterte als verzierte, befanden ſich, und zwar in einem weiten hallenden Saale, zwei Männer in einem eifrigen Geſpräch. Der Eine davon, Don Fadrique de Guzman, Graf von Benevente, war ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren. Seine Haltung war ſtolz, doch zierlich, und nicht unangenehm in's Auge fallend, ſeine Züge trugen den ächt kaſtiliſchen Ausdruck, und würden für ſchön haben gelten können, wenn in ihnen nicht etwas Herriſches, Anmaßendes gelegen hätte. Der Andere, mit dem ſich der Hausherr — denn dies war jener junge Mann — unterhielt, war ein Vierziger von ziemlich hoher Geſtalt, deſſen Geſicht durch den Ausdruck von Liſt und Tücke, der in ihm lag, faſt noch mehr als durch den düſtern Blick des grauen Auges, jeden ihm zum erſten Male Begegnenden abzuſtoßen geeignet war. Beide Männer trugen die ritterliche Haustracht des funfzehnten Jahrhunderts. Ihr Geſpräch drehete ſich um die Angelegenheiten der Zeit. Der Infant Don Enrique, Prinz von Aſturien, hatte ſich nach langem Zwiſt mit ſeinem Vater Johann dem Zweiten zwar ausgeſöhnt, aber der Günſtling des Königs, der Graf Alvarez de Luna, hatte Alles aufgeboten um den Infanten abzuhalten, nach der Reſidenz Valladolid zu kommen, und dies war ihm deſto leichter geworden, da der Prinz ſich eben nicht beſonders dahin gezogen fühlte. Am wenigſten war dies jetzt der Fall, wo der König im Begriff war eine Heirath mit der Infantin von Portugal einzugehen, und Feſte vorbereitet wurden, bei denen einen Zuſchauer abzugeben der künftige Thronfolger eben nicht ſehr geneigt ſein konnte. Don Enrique, war überdies ein junger Fürſt voll Leidenſchaften, die von ſeinen Umgebungen immer noch genährt wurden, und ſo war ihm und ſeinen Günſtlingen die Beſtimmung des Königs, daß der Prinz ſein Hoflager im Alcazar zu Segovia aufſchlagen ſolle, nichts weniger als unwillkommen geweſen. Unter jenen Günſtlingen aber war Don Fadrique einer der bedeutendſten, ja man konnte ſagen, daß bisher Niemand ſo hoch wie er in der Gunſt des Prinzen geſtanden hatte. Dieſe ſich zu erhalten war ſeine einzige Sorge. Starb König Johann, ſo gedachte er bei dem Thronfolger dieſelbe Rolle zu ſpielen, die Graf Luna jetzt bei dem Vater inne hatte, und Geburt, Reichthum, Geiſtesgewandtheit, Alles ſchien ihm die Ausſicht der Erfüllung ſeiner Hoffnungen zu gewährleiſten. Bis jetzt hatte er nur einen Wunſch laut werden laſſen dürfen um deſſen Verwirklichung, wenn ſolche in der Macht des Infanten ſtand, zu erlangen; um ſo mehr fiel es ihm auf, daß der Prinz auf ſeinen Antrag ihm das offen werdende Marquiſat von Villena, nach welchem ſich alle Hofleute drängten, vom König zu verſchaffen, noch nichts entſchieden hatte. Es fiel ihm nicht im Traume ein, daß ſein Wunſch beim Prinzen auf ein Hinderniß geſtoßen ſein könnte, er ſagte ſich ferner: daß der König ſeinem Erſtgebornen nach der neuen Ausſöhnung unmöglich die erſte dringende Bitte abſchlagen werde, um ſo mehr aber zerbrach er ſich den Kopf, wie es zugehe, daß die Entſcheidung ſo lange auf ſich warten laſſe, und dies war der Gegenſtand der, zwiſchen ihm und ſeinem Freunde, dem Grafen Rodrigo Torre de la Vega, ſtattfindenden Unterhaltung. Das „Für“ und „Wider“ war eben aus den vielfältigſten Geſichtspunkten verhandelt werden, als ein Page mit einem Schreiben in der Hand in's Zimmer trat.

„Von Sr. Gnaden dem Infanten!“ meldete der Knabe.

„Gieb! — Gieb!“ rief fröhlich Don Fadrique, winkte Jenem zum Hinausgehen, und riß den Faden aus dem Wachs.

So wie der Graf einige Blicke auf das Schreiben geworfen hatte, überzog ſein Geſicht eine fahle Bläſſe, die bald darauf in ein fliegendes Roth überging. Die Adern der Stirn und Schläfe ſchwollen, ſeine Blicke begannen zu flammen, und ſeine Züge verzerrten ſich zu einem Ausdruck von Wuth. Plötzlich fing er laut zu lachen an, aber dies Lachen ſchien von einem Paroxismus von Leidenſchaft eingegeben, es klang heiſer und krampfhaft, und ſein ganzer Körper ſchien zu beben.

„Bei San Jago! Was iſt Euch?“ rief Torre de la Vega, indem er den Freund erſchrocken anſtarrte. „Fehlt Euch etwas?“

„Ob mir etwas fehlt?“ ſchrie Don Fadrique mit Wuth. „Ja wohl fehlt mir etwas! Mir fehlt Jemand, den ich in dieſem Augenblick erwürgen könnte! — Hier leſ't! Leſ't, Torre de la Vega! Mein Geſuch um das Marquiſat von Villena iſt abgeſchlagen.“

„Der König alſo —“ hob Jener an, indem er nach dem Schreiben langte.

„Nein, der Prinz!“ fuhr Fadrique in voriger Aufregung fort. „Er hat ſich nicht für mich verwendet.“

„Vielleicht ein unüberſteigliches Hinderniß —“ ſagte der Graf in das Schreiben blickend.

„Was?“ ſchrie Fadrique. „Ein Hinderniß? Hölle und Tod! Ich kannte kein Hinderniß wo es galt ihm zu dienen! Ich war es, der den Adel von halb Arragon bewog ſeiner verfaulten Sache beizutreten, ich war es, der zuerſt das Schwert zu ziehen drohte, als der König den Infanten vor Gericht ziehen wollte, ich war es der Alvarez de Luna einſchüchterte! Ha, ich wollte, das alte Neſt in den Bergen Arragons, in welchem ich alle die Narren verſammelte, die ich bereden ſollte ſich ſeiner anzunehmen, wäre über unſern Köpfen zuſammengeſtürzt, anſtatt daß mein Plan gelang, und er den Schlingen entkam, die Luna ihm gelegt hatte!“

„Iſt denn das Marquiſat von Villena ſo bedeutend?“ ſagte der Graf bald in das Schreiben, bald auf den Sprechenden blickend.

„Bedeutend oder nicht!“ ſchrie Jener. „Hölle und Wetter! Ich habe ihn darum gebeten! Ich war es der es haben wollte! — Ich lege auf den Titel ‚Marques‘ keinen Werth — nein, nicht den geringſten, — aber ich denke daß Der, der ſo viel für den Prinzen gethan, daß der Sohn des Mannes, der für die Sache der Infanten von Arragonien gegen König Johann gekämpft und bei Olmedo fiel, und der alſo noch dies und das abzurechnen hat, nicht vergebens um Etwas bitten müßte. — Wahrhaftig der Titel „Marques de Villena“ iſt es nicht nach dem ich geize, der eines Grafen von Benavente klingt nicht ſchlechter als der beſte in beiden Kaſtilien; um das Einkommen iſt es mir auch nicht, ich habe wohl Tauſende um die Sache des Prinzen — und warum ſoll ich es nicht ſagen? — den Luna ein wenig zu hetzen, aus dem Fenſter geworfen. Dazu hatte ich noch einen beſondern Grund, warum mir das Marquiſat gerade am Herzen lag. Meine Schweſter iſt jetzt heirathsfähig geworden, es iſt an mir ſie auszuſteuern, ich wollte dies auf eine glänzende Art thun, dennoch aber möchte ich nicht daß man meinte, mein Vermögen ſei dadurch vermindert worden; da hätte ſich nun das Marquiſat gut gepaßt, um die Lücke wieder vollzumachen. Alles war ſo ſchön berechnet und eingefädelt, ich hatte Leonor aus Valladolid, wo ſie bei den Urſulinerinnen erzogen ward, herkommen laſſen, ich war ſchon halb und halb entſchloſſen in einen Plan des Prinzen einzugehen, der mir in verſchiedener Beziehung nicht ſo! Auf Alles bin ich gefaßt; doch längeres unthätiges Harren iſt Todesqual. — Was ich beginnen will? Ihr Lieben, noch fragt mich nicht; weiß ich es doch kaum ſelbſt. Die Hoffnung, die ich habe, ſie gleicht dem Strohhalme, an den der Sinkende ſich halten will! — Und doch, doch bleibt mir keine Wahl. Das Einzige, um welches ich Euch bitte, iſt, daß Ihr mir die Trennung nicht erſchweren wollet! Zu gut nur weiß ich, daß mein Beginnen an Thorheit grenzt, und dennoch, was unſerm ſterblich blöden Auge oft Thorheit däucht, dies iſt es oftmals jenem ewig klaren Auge nicht, und darum iſt nichts im Stande, meinen Vorſatz zu erſchüttern.

So war es auch. — Weder Vorſtius Rath, der Mutter Bitten, noch Hedwigs Thränen, nichts war im Stande, Cornelien zum Bleiben zu bewegen, und wir finden ſolche deſſelben Nachmittags zu Pferde, in leichtem Reiſeanzuge und in Begleitung des alten Jan, dicht an dem Meeresſtrande, längs dem ein wenig betretener Weg nach jener Veſte führte, in welcher Wilhelm gefangen ſaß. Der Aufzug der beiden Reiſenden war etwas abenteuerlich. Nahm ſich auch das Mädchen auf hohem Roſſe, im knappen Reitrocke, das Männerbarett tief in die dunkeln Locken gedrückt, nicht übel aus, ſo ſah man an der krumübel ſchien, und der zugleich mit der Wahl des Gatten ein gewiſſes Mißverhältniß ausgeglichen hätte —"

„Ei, mein verehrter Freund," unterbrach Torre de la Vega, der inzwiſchen von Zeit zu Zeit in den Brief geblickt, „verſtehe ich Euch recht —"

„Ich hatte den Gedanken," ſagte Don Fadrique, „durch eine Heirath meiner Schweſter mit Juan Pacheco den alten Zwiſt, der zwiſchen unſern Familien waltet, auszugleichen, — der Prinz war eigentlich zuerſt auf die Idee gekommen — ich würde meine Schweſter anſtändig ausgeſteuert, aber ihren Gatten, der nicht beſonders vermögend iſt, dadurch immer in einer gewiſſen Abhängigkeit von mir erhalten haben. Der Prinz, müßt Ihr wiſſen, hat ſeit einiger Zeit eine ganz beſondere Vorliebe für Don Juan, und der junge Herr, pfiffig wie er iſt, ſucht dieſe auf's Beſte zu benutzen. Nun hätte ich durch dieſe Heirath ihn mit mir verbunden, und doch hinlänglich ihn in der Hand gehabt, um beim Infanten mir ihn nicht über den Kopf wachſen zu laſſen."

„Wußte der Ritter um Euren Plan? Kannte er Eure Schweſter?" fragte der Graf.

„Er hat Leonor, und dieſe ihn, nie geſehen, der Prinz hat ihn mit dem Gedanken einer ſolchen Verbindung vertraut gemacht!“ entgegnete Fadrique.

„Aha, nun begreife ich!“ ſagte Graf Torre de la Vega lachend. „Der junge Herr iſt verzweifelt pfiffig. Die Heirath mit der Schweſter des mächtigen Grafen von Benavente iſt ihm ſehr willkommen, die Ausſöhnung der beiden feindlichen Familien gleichfalls, dankbar nimmt er auch die ſtattliche Ausſteuer der Braut, aber alle die ſchönen Dinge will er nicht durch eine Abhängigkeit von ſeinem Schwager und Gönner erkaufen, er greift nach dem Marquiſat von Villena, will dadurch auf eignen Füßen ſtehen, und — da es gerade ſich ſo fügt — ſich zu der Heirath durch den Infanten mittelſt des ſchönen Lehns auch ein wenig ausſtatten laſſen. — Geſteht, lieber Freund,“ ſchloß er mit boshaftem Lächeln, „diesmal ſeid Ihr an den Unrechten gekommen; Ihr habt Euren Meiſter gefunden. Der kluge Don Fadrique iſt ausgegangen einen Vogel zu fangen, hat ſich aber dabei in das eigne Netz verwickelt.“

„Meint Ihr?“ ſagte Jener, indem er die Arme über einander ſchlug. „So weit iſt es noch nicht, und Don Juan Pacheco ſammt dem Infanten ſollen ſich beide ſtark verrechnet haben. — Aus der Heirath wird nichts."

„Wie? Und Ihr habt mit dem Infanten, und dieſer mit Don Juan, davon geſprochen? Der Prinz hat, ſo zu ſagen, Euer Wort? Was iſt es das Ihr jetzt noch thun könntet?"

„Ich will es Euch ſagen was ich jetzt am Beſten thun könnte!" ſagte Fadrique dem Grafen nahe tretend. „Ich könnte nach Valladolid gehen, und mich dort dem Teufel, oder was gleichviel iſt, dem Alvarez de Luna, verkaufen. O, ich würde mit offenen Armen aufgenommen werden! Die aufgehende Sonne im Alcazar von Segovia, würde dareb etwas blaſſer ſtrahlen. Doch ſo weit iſt es noch nicht mit mir. Ich werde mich begnügen, dem jungen Pfiffieus, der mich entbehren zu können glaubt, eine derbe Lection zu ertheilen."

„Ich wäre doch begierig, wie Ihr dies anzufangen gedenket!" ſprach Torre de la Vega. „Ihr wollt die dem Prinzen gegebene Zuſage zurücknehmen?"

„Ich? — Bewahre! Ich bin bereit mein

Wort zu halten. Nur bedaure ich unendlich, nicht im Stande zu ſein es zu können. Ich bin ein zu zärtlicher Bruder, ich kann meine Schweſter zu keiner Heirath zwingen, dieſe iſt aber derſelben durchaus entgegen."

Fadrique lachte höhniſch, als er dieſe Worte ſagte.

„Und dies ſollte der Infant Euch glauben?"

„Glauben oder nicht, er muß es hinunterſchlucken;" verſetzte der Vorige. „Er und ſein milchbärtige Günſtling ſollen ſehen, daß ich auch ein Wort dabe zu ſagen habe. Dringt der Prinz ſehr in mich, ſ ſage ich, daß das Herz meiner Schweſter nicht me frei iſt, und nenne ihm den Erſten, Beſten; Euc zum Beiſpiel."

„Und ich," rief Torre de la Vega lachen „halte Euch dann beim Wort!"

Don Fadrique wollte eben Etwas erwiedern, ſich die Thüre öffnete, und eine junge Dame e trat. Sie trug ein ſeidenes Kleid nach der M der damaligen Zeit. Unter dem ausgezackten ſen Kragen, der den blendend weißen Nacken ü ragte, hing eine goldene Kette, woran eine Me len, bis auf die ſchöngeformte Bruſt herab.

runder Hut mit ſchwankenden Federn, deckte die wunderſchönen dunkeln Locken, die das etwas bleiche, aber geiſt- und ſeelenvolle Oval ihres überaus lieblichen Geſichts umringelten.

„Entſchuldigt, Kaballeros — ich wollte nicht ſtören,“ ſagte leicht erröthend das Mädchen.

„Wie könnt Ihr glauben, Señora, daß Eure Gegenwart eine Störung hervorbringen dürfte?“ ſagte Graf Torre de la Vega. „Doch ja!“ ſetzte er mit Galanterie hinzu. „Ohne Zweifel werdet Ihr bei den Feſten erſcheinen, welche der Infant, der Heirath des Königs wegen, geben wird, und da möchte ich nicht behaupten, daß die Schönheit der Doña Leonor de Guzman unter den bewundernden Herren, und den neidiſchen Damen, nicht allerlei Störungen zu veranlaſſen, mehr als allzu geeignet ſei.“

„Du wirſt,“ ſagte Don Fadrique zu dem über die Schmeichelei des Grafen in leichte Verwirrung gerathenen Mädchen, „heute Abend dem Infanten vorgeſtellt werden, und ich habe in dieſer Beziehung Dir Einiges mitzutheilen. — Wir ſprechen uns wohl noch bis dahin.“

Es war ſichtlich, daß Don Fadrique die Schweſter zu entfernen wünſchte, dieſe verſtand den Wink, und verließ nach einigen höflichen Worten, die zwiſchen ihr und dem Grafen gewechſelt wurden, das Zimmer.

„Señor,“ ſagte Torre de la Vega, und ſeine von Leidenſchaften durchwühlten Züge durchzuckte eine erhöhte Lebhaftigkeit, „was iſt Doña Leonor ſchön geworden ſeit ich ſie zuletzt geſehen! Iſt dies das kleine, blaſſe, kränkliche Mädchen, das ich vor drei oder vier Jahren ſah? Ich ſage Euch: ſie wird Aufſehen bei Hofe machen! Die Gräfin von Miraflores, die Marqueſa von Cotadilla, und wie alle unſere Hofſchönheiten heißen, werden durch ſie in Schatten geſtellt werden.“

„Meint Ihr?“ ſagte Don Fadrique zerſtreut.

„Ob ich es meine? — Bei unſerer Frau von Fuencisla! Eure Schweſter iſt ein Engel;“ rief der Graf immer lebhafter. „Aber hört, Don Fadrique! Erlaubt mir eine Frage: Seid Ihr wirklich entſchloſſen dem Infanten zu trotzen? Gedenkt Ihr dem neuen Marques de Villena nicht Eure Schweſter zur Frau zu geben?“

„Juan Pacheco wird nicht mein Schwager, nachdem er meinen Nebenbuhler beim Prinzen zu ſpielen gedenkt;“ erwiederte Jener feſt.

„Glaubt Ihr, daß Doña Leonor leicht zu bewegen ſein werde, eine Wahl zu treffen, die von Euch ausgeht?“

„Sie iſt ein gutes Kind! Sie willigt in jede;“ verſetzte Fadrique kalt. „Warum ſollte ſie auch nicht? Ich ſtatte ſie reichlich aus, und ſorge für ihr Beſtes. Ueberdies, bin ich nicht das Haupt der Familie, folglich ihr Herr? Muß ſie ſich nicht jedenfalls in meinen Willen fügen?“

„Man hat dennoch Beiſpiele —“ hob der Graf zögernd an.

„Aber in meiner Familie nicht!“ unterbrach ihn der Vorige mit Härte im Ton. „Ich wäre auch nicht der Mann dergleichen zu dulden. Leonor würde nicht wagen ſich mir zu widerſetzen, und wenn meine Wahl auf einen Greis von achtzig Jahren fiele. Sie iſt an pünktlichen Gehorſam gewöhnt. Ueberdies kennt ſie keinen Mann. Und möge Der, der ſich um ſie bewerben wollte ohne vorher bei mir anzufragen, wohl auf ſeiner Huth ſein!“

„Ich bin überzeugt, daß Ihr nicht der Mann ſeid, der ſich die Hand der Schweſter wider Willen abdringen laſſen wird. Dergleichen liegt nicht in dem Blute der Guzman;" verſetzte der Graf mit einem Tone, in dem Achtung und Schmeichelei gemiſcht war, und der auf Fadrique ſichtlichen Eindruck machte. „Erlaubt mir indeß eine Frage: Welche Eigenſchaften verlangt Ihr von Eurem künftigen Schwager?"

„Nur zwei: Ebenbürtigkeit und Ergebenheit. Außerdem ſo viel Muth um nöthigenfalls Beides mit dem Schwerte zu bethätigen;" verſetzte Fadrique.

„Und Vermögen?"

„Mir einerlei! Ich habe mehr als ich bedarf. Hat er welches — nun deſto beſſer."

„Ich denke, Don Fadrique, Ihr zweifelt weder an dem Adel der Torre de la Vega, noch an meiner Freundſchaft für Euch, und daß ich mehr als wohlhabend bin, iſt Euch gleichfalls bekannt."

„Wie? Verſtehe ich Euch recht, mein Freund —" hob Jener mit Verwunderung an.

„Ihr nanntet mir die Eigenſchaften, die Ihr von dem künftigen Gemahl der Señora fordert, und ich glaube, daß ich dieſen zu entſprechen im Stande bin. Es iſt wahr, ich bin älter als der Gatte Eurer

Schweſter vielleicht ſein ſollte, aber ich würde ſie darum nicht weniger lieben, auch ſagt Ihr ja ſelbſt, daß das Herz derſelben noch frei und Euer Wille der ihrige ſei. Geſtattet Ihr mir es alſo, ſo bewerbe ich mich um die Hand der Doña.“

„Ihr überraſcht mich in der That, mein Freund,“ verſetzte Jener. „Laßt mich indeß ganz offen reden. Geſtern würde ich vielleicht Anſtand genommen haben. Ihr ſeid bereits in der Mitte des Lebens, und ein Bewerber dieſer Art iſt bei den Weibern, wenn ein junger milchbärtiger Fant dazwiſchen kommt, immer im Nachtheil, ſo ſchätzbare Eigenſchaften er auch haben mag; Juan Pacheco dagegen iſt jung, die Frauen nennen ihn ſchön, mit einem Worte, er würde meiner Schweſter ein willkommner Freier geweſen ſein. Doch dies iſt vorbei, für immer vorbei, — die Zeit drängt, der Infant könnte heute Gelegenheit nehmen mit mir von der Sache zu reden — und ſo ſage ich Euch denn ohne Umſchweife: Eure Bewerbung iſt mir genehm, und Ihr ſollt mein Schwager werden.“

„Ha Dank, tauſend Dank!“ rief der Graf. „Seid verſichert, Fadrique, Ihr ſollt einen treuen Anhänger an mir haben, und thut es Noth, ſo wird mein Schwert und Dolch nicht ſäumen, Euch einen Pfad über Die, die Euch in den Weg zu treten geſonnen ſein könnten, zu bahnen. Bei dieſem Don Juan Pacheco denke ich aber den Anfang zu machen."

„Nein, mein Freund!" ſprach Fadrique lebhaft, doch mit ſichtlichem Vergnügen die Zuſicherungen des Grafen vernehmend „Macht jetzt kein Aufſehen. Ich bitte Euch ſogar, daß Ihr es nicht zu bemerken ſcheint, wenn der Ritter, von dem Infanten dazu bewegt, meiner Schweſter den Hof macht. Ich ſelbſt werde es eben ſo halten. Spricht der Infant mit mir, ſo verweiſe ich den Günſtling an meine Schweſter, und daß dieſe ihn mit einer langen Naſe abziehen läßt, wird dann meine Sorge ſein."

„Wie aber, wenn Ihr Euch in Doña Leonor täuſchen ſolltet?" ſprach nicht ohne Beſorgniß im Tone der Graf. „Wenn dieſe nun —"

„Jetzt ſehe ich, daß meine Schweſter wirklich Eindruck auf Euch gemacht!" unterbrach ihn Fadrique lachend. „Ihr habt ſie kaum geſehen, und ſchon fühlt Ihr die Qualen der Verliebten! — Seid ganz ruhig, Graf! Meine Schweſter iſt ein Kind. Sie men Stellung, den hochaufgezogenen, auswärts gerichteten Füßen des alten Jan, doch gleich im erſten Augenblicke, daß dieſer ſich in ſeinem Leben häufiger auf dem Verdecke als auf einem mächtigen Streitroſſe befunden habe.

Während die beginnende Flut die leicht gekräuſelten Wellen über die rollenden Kieſel der ſandigen Dünen faſt bis unter die Füße der Roſſe trieb, waren unſere Reiſenden in eifrigem Geſpräche begriffen.

Sagt, was Ihr wollt, mein Fräulein, ſprach kopfſchüttelnd der treue Diener; ich laſſe mich in meiner Meinung nicht wankend machen. Glaubt mir, wenn Euer wohlſeliger Herr Vater — dem der Herrgott dort oben einen guten Hafen und Ankerplatz angewieſen haben möge — wenn, ſage ich, dieſer auch dem alten Commandanten, dem Bunkershoeck, noch zehn Mal ſo viel Gefälligkeiten erwieſen hätte, als er, wie Ihr ſagt, gethan; und wenn Ihr ferner auch alle dieſe Kieſel zu Gold und alle dieſe Schalen vom Dintenfiſche, die hier am Strande liegen, und das andere Teufelszeug, was meinem Pferde jeden Augenblick zwiſchen die Beine kömmt, zu Edelſteinen und Perlen machen könntet: ſo würdet Ihr den alten Knaben dennoch nicht damit beſtechen. — Ihr könnt wohl denken, Fräulein, daß ich nicht ohne genaue hat keinen Willen. Ich bin ihr Bruder und ihr Herr, und mit einem Wort, Ihr ſollt mein Schwager werden, und wenn der Infant ſich ſelbſt für ſeinen jungen Günſtling verwendete, und Leonor zehn Mal: „Nein!“ ſagte.“ — —

Es war gegen Abend deſſelben Tages. Eine Sänfte, getragen von zwei Mauleſeln, die mit einer Menge ſchwarz und rother Bänder — die Farben des Wappens der Guzmann — geſchmückt, und in deren Schweif und Mähnen zierlich eingeflochten waren, ein ſchwarzer andaluſiſcher Hengſt, geziert mit ſilberbeſchlagenem Sattel und Zeuge, außerdem aber eine Menge Pagen und Lakaven, befanden ſich vor der Thüre des Palaſtes. In dem Hauptſaale des letztern ging Don Fadrique bereits die Schweſter erwartend auf und ab. Eben trat die Letztere ein. Sie war in großem Staat und bildete wirklich eine ſtrahlende Erſcheinung.

„Hübſch! — In der That recht hübſch!“ ſagte der Graf, indem er den Anzug der Schweſter muſterte, und ſich ſeine harten Züge zu einem Lächeln verzogen. „Ich hätte kaum geglaubt, daß Du im Kloſter Gelegenheit gefunden hätteſt, Dir ſo viel Geſchmack in Putz und Anzug anzueignen. Auch Deine Haltung und Dein Gang ſind ganz gut Ich fürchtete ſchon den ſchleppenden Nonnenſchritt an Dir bemerken zu müſſen. Das wäre abſcheulich geweſen. — Aber Perlen, — warum trägſt Du Perlen im Haar? Perlen ſind eine üble Vorbedeutung und heute trittſt Du zum erſten Male in die Welt;" ſetzte er rauh hinzu. „Du hätteſt Diamanten tragen müſſen."

„Ich glaubte," verſetzte Leonor ſchüchtern, „ſie paßten beſſer zu meinem Haar und dieſem Anzug, und dann, meinte ich, ſie ſeien für ein junges Mädchen ein beſcheidenerer Putz —"

„Ja, wenn es die Tochter oder Schweſter irgend eines unbedeutenden Rittersmannes, eines bettelhaften Don Sotano oder Fulano, nicht aber die Abkömmlingin des mächtigen Hauſes der Guzmann, die Schweſter des Grafen von Benavente iſt."

„Wenn Ihr befehlt, mein Bruder, ſo könnte dies noch geſchwind geändert werden;" entgegnete das Mädchen demüthig, indem es im Begriff war nach der Thüre zu eilen.

„Nein! — Laßt ſein! — Es iſt zu ſpät;" ſagte er Graf, indem er nach einer Waſſeruhr blickte, die auf einem Pfeilertiſche ſtand. „Ich habe Dir ohnehin noch Einiges zu ſagen. — Wie Du Dich gegen den Infanten, gegen die Damen und Herren vom Hofe, zu verhalten haſt, weißt Du;“ fuhr Don Fadrique im Saale auf und abgehend fort. „Laſſe Dir den Grundſatz: lieber für ſtolz als für allzuhöflich zu gelten, nochmals empfohlen ſein. Man muß eine Krone tragen, wenn man durch die letztere Eigenſchaft nicht verlieren ſoll. Eine Menge junger Männer werden Dich umſchwärmen. Du biſt eine neue Erſcheinung am Hofe. Sie werden Dir einen Wuſt ſchöner Dinge vorſagen. Höre alle kalt und ruhig an, aber behandle ſie mit gleicher Zurückhaltung. Mit zweien kannſt Du eine Ausnahme machen. Der eine iſt der Ritter Juan Pacheco, — den Grund, warum ich dieſen ausnehme, wirſt Du ſpäter erfahren, — der zweite der Graf Torre de la Vega, mein Freund und ein ſehr würdiger Rittersmann. — Doch Du haſt ja den Grafen ſchon früher, als heute geſehen?“

„Ja wohl;“ verſetzte das Mädchen lächelnd. „Und ich war heute recht verlegen als ich ihn wiederſah. Mir fiel ein, daß er ſich erinnern würde, wie ich mich als Kind ſtets ſo vor ihm gefürchtet. Ich ſelbſt erinnerte mich heute recht lebhaft jener Zeit, und wenn ich mich auch nicht mehr fürchtete, ſo fand ich ihn dennoch eben ſo entſetzlich häßlich wie einſt früher."

„Häßlich?" ſagte Don Fadrique gleichgültig. „Ich dächte nicht daß er häßlicher wäre als mancher Andere, der für einen Ausbund von Schönheit und Liebenswürdigkeit gilt, weil er vornehm, reich und unverheirathet iſt. Dieſe drei Eigenſchaften aber beſitzt der Graf, und darum iſt er bei den Damen vom Hofe ſehr angeſehen. Man würde Dich für ſehr einfältig halten, wenn Du nicht auch dieſer Meinung wäreſt. Doch gleichviel. Der Graf iſt ein würdiger Mann und mein Freund, und ich wünſche daß Du mit ihm näher bekannt werden, und ihn mit größter Auszeichnung behandeln mögeſt."

„Ich werde Euren Befehlen nachzukommen trachten, mein theurer Herr und Bruder;" erwiederte das Mädchen freundlich.

„Ich weiß," ſagte Don Fadrique mit dem Kopfe nickend und indem er ſo viel Milde, als er im Stande war, in ſeine Züge zu legen ſuchte, „ich weiß daß Du meinen Wünſchen nachkommen wirſt. Sie ſind ja überdies ganz auf Dein Wohl gerichtet. Ich will Dich glücklich, reich und geehrt wiſſen. — Doch noch Eins! Als ich Dir ſagte, daß Du Don Juan Pacheco artig behandeln mögeſt, meinte ich, daß dies nur unter allgemein hergebrachten Formen, und ohne etwas Beſonderes hineinzulegen, geſchehen ſoll. Höre Alles an, was Dir der Ritter ſagt, erwiedere aber nichts darauf, was auf einen beſondern Antheil von Deiner Seite ſchließen laſſen könnte. Mit dem Grafen Torre de la Vega iſt es indeß ein anderer Fall. Er iſt mein vertrauter Freund; und Du darfſt Dir bei dem, was Du ihm etwa freundliches ſagen willſt, keinen beſondern Zwang anthun."

„Ich denke," ſagte Leonor lächelnd, „ich werde mich nicht allzuſehr hingeriſſen fühlen."

„Lerne ihn näher kennen, und Du wirſt ihn ſchätzen;" entgegnete der Bruder. „Die Damen am Hofe behandeln ihn mit großer Zuvorkommenheit. Er iſt reich und gilt für einen ſehr annehmbaren Freier."

„Ich will ihn Keiner ſtreitig machen;" fiel Leonor lebhaft ein.

„Wäreſt Du," ſprach Fadrique düſter, indem er auf eine dem Palaſte gegenüber liegende Hütte zeigte, „die Tochter des ehrenwerthen Hidalgo da drüben, oder die des Herzogs von Medina Celi, ſo ließe ſich ein ſo vorſchnelles Urtheil dadurch rechtfertigen, daß, im erſten Falle, Du nicht Hinſichts einer Wahl in Verlegenheit kommen würdeſt, im zweiten aber, Dir Deines großen Vermögens wegen eine ſolche überall freiſtünde, in Deiner Lage aber wird es gut ſein, daß wir" — der Graf betonte dieſes Wort — „wenn eine ſolche Gelegenheit ſich zeigte, uns die Sache etwas reiflich überlegen. — Iſt's gefällig, Señora?" ſetzte er mit Eiſeskälte hinzu, indem er auf die Thüre zeigte, und der Schweſter den Arm bot. „Die Zeit iſt da. Wir müſſen nach dem Schloſſe." —

Mit einem leichten Seufzer legte die Schweſter ihren Arm in den des Bruders. Dieſer führte ſie die Treppe hinab. Sie ſtieg in die Sänfte, Don Fadrique ſetzte ſich zu Pferde, und nach dem Alcazar ging der Zug. —

Schon auf dem Platze, der den uralten, ſonderbaren Bau von der Stadt trennt, ſah man aus dem Volksgewühl, daß heute viel Bewegung im Reſidenzſchloſſe des Infanten ſein müſſe. Das Gebäude, deſſen Fenſter, Thürme und Thürmchen vom Mondlicht hell erleuchtet waren, nahm ſich noch phantaſtiſcher aus wie ſonſt. Magiſch aber war der Anblick der Leonors harrte, als ſie, nachdem die ſteinerne Brücke, die über einen breiten trockenen Graben führte, überſchritten war, aus der Sänfte ſtieg. Sie befand ſich in einem innern Hofe, der rings von Arcaden umgeben war, die heute von bunten Lampen erleuchtet wurden. In der Mitte des Hofes befand ſich eine Fontaine, die eine ſtarke Waſſergarbe hoch in die Lüfte trieb. Blickte man nun auf die Millionen herabfallenden Waſſerperlen, in denen ſich das bunte Lampenlicht prismenartig brach, ſah man auf die Fenſter und Thüren des alten mauriſchen Palaſtes, aus denen das Kerzenlicht wie Tageshelle ſtrahlte, erhob man das Auge zu dem, in der Mitte, in den Nachthimmel auftagenden Cäſarsthurme, deſſen Fuß die kleinen Spitzthürmchen wie Diener und Trabanten umgaben, ſo mußte man glauben, ſich am Eingange eines arabiſchen oder perſiſchen Palaſtes zu befinden, in dem ein Saladin, oder Harun al Raſchid, irgend ein ſeltſames, fabelhaftes Feſt feiere.

Leonor war von dem Anblick ungemein ergriffen.
Sie hatte bisher nur die dunkeln, kaum halb erhellten
Kreuzgänge des düſtern Kloſters zu Valladolid
durchwandert. Wie feſtgezaubert blieb ſie neben de
Sänfte ſtehen, und erſt als Fadrique ihr den Arm
bot, konnte ſie ſich von dem nie geſehenen Anblic
losreißen. So eigenthümlich aber Leonor das Ge
bäude von Außen erſchien, ſo ward dieſer Anbli
dennoch von dem des Innern überboten. So w
die Geſchwiſter durch ein großes getäfeltes Gema
geſchritten waren, das zu der Maurenzeit für d
Dienerſchaft gedient haben mochte, traten ſie in ei
Reihe Staatszimmer oder Säle, die faſt noch
demſelben Zuſtande waren, in dem die alten ara
ſchen Herrſcher ſie verlaſſen hatten, und an wel
andere, von Alphons dem Weiſen eingerichtete,
anſchloſſen. Die Stuckaturen an den Wänden
ren überaus kunſtreich, und die Plafonds ſtrah
von Gold und brennenden Farben. Ein Zimm
damals, ‚la cuadra‘, in neuerer Zeit ‚el Cabinete
pavellon‘ genannt, war vor nicht allzulanger

von einem Meiſter arabiſcher Abkunft, Namens Xadel Alcalde, mit einem prächtigen, pomeranzenförmigen, ausgeſchnitzten und über und über vergoldeten Gewölbe bedeckt worden, ein zweites nicht minder prächtiges, trug eine Bordüre aus lauter gemalten Elſtern beſtehend, eine Anſpielung auf eine begangene Untreue des Königs Alphons, über welche geſchwatzt worden war, und wofür die Königin ihren Gemahl zu beſtrafen dachte. Auf ein anderes Zimmer machte Don Fadrique die Schweſter im Durchgehen beſonders aufmerkſam. Es war der Saal ‚del rayo' (des Blitzes). Dieſer war darum ſo genannt worden, weil, als König Alphons einſt ſcherzweiſe geäußert: ‚wenn der Schöpfer ihn bei Erſchaffung der Welt zu Rathe gezogen, er ihm ganz gute Rathſchläge hätte geben wollen', ein in dies Zimmer niederſchmetternder Blitzſtrahl die kecke Rede beſtraft hatte. Der eigenthümlichſte Anblick erwartete Leonor aber erſt, als ſie in das Throngemach kam. Es iſt dies der Hauptſaal des ganzen Gebäudes, die merkwürdige ‚Sala de los reyes.' Hier ſaßen auf dem Geſimſe eines mit Figuren künſtlich verzierten Tafelwerks, zweiundfünfzig Königsbilder in Lebensgröße auf Thronen. Die Figuren waren theils von Holz geſchnitzt, theils von Wachs gearbeitet, und bunt angemalt. Es waren dies die Bilder von neunzehn Königen von Kaſtilien, von Fruela dem Erſten bis auf die Königin Johanna, ſechs Königen von Leon, ſechs von Oviedo, und zweien von Aſturien; zwiſchen ihnen befanden ſich die Bilder des Cid Campeador, des Fernan Gonzalez und anderer Helden. Majeſtätiſch, aber zugleich eigenthümlich ernſt und geſpenſtiſch, ſahen die Geſtalten, mit den Kronen auf den Häuptern und den Sceptern in den Händen, von ihren hohen Thronen herab auf die geputzte Menge der Ritter und Damen, die den Saal erfüllten, und zwiſchen deren wallenden Federn und Schärpen, man auch die weißen Gewänder und die Reiherbüſche einiger Maurenritter ſchimmern ſah, die den Geſandten des Emirs von Valencia, den tapfern Meley Abd el Aziz, herbegleitet hatten. Die Augen der Damen vom Hofe — noch mehr aber die der Herren — richteten ſich auf die, heute hier zum erſten Male erſcheinende Schweſter des mächtigen Grafen von Benavente, und bald bekundete das bewundernde Lächeln der Letzteren, ſo wie die höhniſch

Kunde ſpreche; ich kenne den Alten noch aus meiner Jugendzeit, wenn er auch meiner ſich nicht erinnern wird. Es war derſelbe ſtets ein tüchtiger Seemann, und er hätte wol mehr verdient, als hier in ſeinem Neſte am Meeresufer zu verkümmern. — Alſo, wie geſagt, mein Fräulein, mit Euerm Projecte, den Alten zu beſtechen, iſt es nichts; Ihr würdet erſt arge Gedanken bei ihm erregen. Das Beſte iſt, Ihr gebet Euch als auf der Reiſe nach Oſtende begriffen aus; wir wären, ſagt Ihr, vom Wege abgekommen; Ihr verlanget ein Nachtlager, und ſo weiter. Das Uebrige aber überlaßt Ihr mir. Schon ſeit einigen Tagen recognoscirt ein kleines Boot, mit unſern Verbündeten, die ich auf der Zeebloem angeworben, bemannt, das alte Gemäuer in der Morgendämmerung; und gibt es ſonſt kein anderes Mittel, ſo überfalle ich mit dieſen die aus wenig Invaliden beſtehende Beſatzung. — Freilich, ſetzte der alte Jan hinzu, würdet Ihr dann im Auslande für das Unterkommen der armen Teufels, die aus Liebe zu ihrem ehemaligen Capitain das Wageſtück beſtehen, ſorgen müſſen, denn den niederländiſchen Boden würden ſie dann wol zum letzten Male betreten haben.

Den letzten Biſſen, betheuerte Cornelia, theile ich mit den Braven.

emporgezogenen Lippen der Erſteren, daß die Schönheit Leonors ſich mit jeder andern am Hofe meſſen könne. Kaum hatte Fadrique ſo viel Zeit die Schweſter der, wegen der bevorſtehenden Vermählung des Prinzen ernannten, Camerera mayor vorzuſtellen, als Schwerterklirren in den Corridoren, und Aufſtoßen der Hellebarden von Seiten der Thürhüter im Saale, die Ankunft des Infanten bezeichnete. Die Augen Leonors flogen dem Eintretenden ſogleich entgegen. Don Enrique war ein junger bleicher Mann von ſchmächtiger Geſtalt, und weder ſchön noch häßlich zu nennen. Nur einen Moment verweilten die Blicke des Mädchens auf dem Prinzen, denn ſie wurden ſogleich mächtig von einer Geſtalt angezogen, deren Konterfei längſt in der Seele Leonores feſtgewurzelt war, da ſie es in Valladolid nicht nur wachend, ſondern ſelbſt allnächtlich in ihren Träumen erblickt hatte. In der Kloſterkirche, welche das Mädchen täglich mehrmals beſuchen mußte, befand ſich dem vergitterten Chor der Nonnen gegenüber ein Altar, der dem heiligen Erzengel Michael geweiht war. Das Auge der jungen Nonne ruhte faſt gezwungen fortwährend auf dem Altarbilde, das entzückende Werk

eines der größten Meiſter. Die Hauptfigur deſſelben
war, ſo zu ſagen, das Ideal aller Männerſchöne, wi
ſich ſolche die jungen Religioſen in ihrer Phantaſi
vormalten. Eine Fülle blonder Locken — ein i
Spanien ſeltener, und darum um ſo geachtetere
Vorzug — umwallte ein edles Haupt von der edel
ſten Form, und wallte über die Schultern herab
Ein überirdiſches Feuer ſchien aus dem zürnende
blauen Auge zu ſprühen, und der kraftvolle Ar
ſchwang die Flammenklinge, welche den bereits ſin
kenden Dämon in den klaffenden Abgrund ſtürze
ſollte. Stundenlang hatte Leonor ſonſt auf den gött
lichen Kämpfer geblickt, er war ihr oft in ihren lieb
lichſten Träumen erſchienen, und ſein Auge hatte ih
dann nicht zürnend ſondern freundlich zugelächel
wie betroffen war ſie, als ſie heute die nämlich
herrliche Geſtalt an der Seite des Infanten erblickte
Ja, das waren die nämlichen Züge, die goldene
Locken, der ſchlanke Wuchs, kurz die nämliche F
gur, auf der ihr Auge ſo oft mit Entzücken geruh
Leonor hatte für nichts mehr Sinn als für den ſch
nen Rittersmann, der ſich an der Seite des Pri
zen befand. Erſt als der Infant, welcher im Kre

der Damen herumging, ſich ihr immer mehr näherte, als die Camerera mayor an ihre Seite trat, kam ſie wieder zur Beſinnung. Jetzt ging der Prinz auf ſie zu. Er ſprach zu Leonor ſehr freundlich, nannte ihren Bruder ſeinen Freund, und ſchloß damit, daß er ihr ſein Vergnügen ausdrückte, ſeinen Hof um eine weibliche Schönheit reicher zu wiſſen. Leonor hatte nur etwas Weniges mit niedergeſchlagenen Augen erwiedern können, eben entfernte ſich der Infant, plötzlich ſah ſie deſſen ſchönen Begleiter ſich gegenüber.

„Señora!“ ſagte die Camerera mayor in ihrem ceremonioſen ſchleppenden Tone. „Don Juan Pacheco, Marques von Villena, wünſcht Euch vorgeſtellt zu werden.“

Leonor zitterte am ganzen Körper vor Ueberraſchung, das Blut ſtieg ihr in's Geſicht, ſie war keines Wortes mächtig, und blickte ängſtlich nach der alten Dame; aber dieſe hatte ſich ſchon entfernt. — Der junge Ritter ſchien die Verlegenheit Leonors nicht zu bemerken.

„Das Kloſter de la Fidelidad zu Valladolid iſt ſo glücklich geweſen, Euch längere Zeit in ſeinen

Mauern zu beherbergen;“ ſagte er mit einer voll und männlich, und dennoch zugleich weich und freundlich tönenden Stimme. „Wißt Ihr wohl, Señora, daß ich Luſt habe darauf ein wenig ſtolz zu ſein? Das Kloſter iſt eine Stiftung meines Hauſes, und das Bild des Erzengels, das Ihr unſtreitig geſehen haben werdet, da die Kapelle dem Chor gegenüber liegt, iſt zugleich das Konterfei des Stifters, Michael Pacheco, meines Ahnherrn.“

„In der That?“ rief Leonor überraſcht. „Jetzt kann ich mir erklären —“

Ihre Rede ſtockte, ſie erröthete nur noch mehr.

Der Ritter ſchien den Grund ihrer Verlegenheit, ſo wie das was ſie ſagen wollte, zu errathen. Um ſie der Verlegenheit zu entreißen, brachte er ſchnell die Rede auf die Aebtiſſin die er kannte, und die, wie er ſagte, eine nahe Verwandte von ihm war. Leonor fand darin einen Anknüpfungspunkt zur Unterhaltung, und dieſe dauerte ſo lange, und war ſo lebhaft, daß ſie es kaum bemerkte, als Graf Torre de la Vega ſich ihr genähert hatte, und nun ihr Geſpräch plötzlich unterbrach.

Wie unangenehm und widrig erſchien ihr Alles was der Graf ihr ſagte! Wie unendlich häßlich kam er ihr vor, wenn ſie ihn mit dem ſchönen Ritter verglich, der ſie mit einer artigen Verbeugung eben verlaſſen hatte! Sie antwortete ihm daher zerſtreut, oft ganz widerſinnig, und war in ihrem Herzen hocherfreut, als er ſie wieder verließ. Sie hatte heute für nichts mehr Sinn — weder für die Gnade des Infanten, der ſich längere Zeit mit ihr unterhielt, noch für die höflichen und galanten Worte der Männer, oder die boshaften Blicke der Frauen, — ſie war ganz glücklich als ihr Bruder, nach Entfernung des Prinzen, ihr den Arm bot, um ſie wieder nach der bereitſtehenden Sänfte zu führen. So wie ſie in ihrem einſamen Gemache angekommen war, wiederholte ſie ſich in Gedanken jedes Wort, was Juan Pacheco zu ihr geſprochen, und ſie ihm darauf geantwortet hatte. Der Ritter war der erſte Mann, der ihr je nahe getreten, und für den ſie hätte ein Intereſſe fühlen können. Dies Gefühl aber ergriff ſie mit ſolcher Macht, es erfüllte ihre jugendliche Seele ſo ganz, daß ſie an nichts als an den ſchönen Ritter und an den Augenblick dachte, wenn ſie ihn wiederſehen würde.

Der Zufall wollte, daß dies in dieſer Zeit faſt Tag für Tag ſtattfand. Die Etikette gebot dem Prinzen, die Vermählung des Königs ſeines Vaters durch einige Feſte zu feiern, der ſämmtliche Adel der Provinzen Segovia und Avila, ſo wie Diejenigen, welche ſich von dem Hofe von Valladolid fern halten und doch nicht den König geradezu beleidigen wollten, hatten ſich bei den Feſtlichkeiten eingefunden, und ſo war es bald ein Tanz, eine Jagd, ein Ringelrennen, was Tag für Tag unter einander abwechſelte. Bei allen dieſen Feſtivitäten waren Juan und Leonor zugegen, und obwohl Erſterer zu vorſichtig und gewandt war, um durch die Huldigungen, die er der Dame brachte, Aufſehen zu erregen, ſo konnte ein aufmerkſamer Beobachter dennoch bemerken, daß der Ritter ſich lebhaft für ſie intereſſire. Unter ſolchen Umſtänden war es wohl nicht zu verwundern, daß, bei dem täglichen Wiederſehen, das Bild des Ritters in dem Herzen Leonors eine immer feſtere Stätte fand, daß die jungen Leute ſich immer mehr befreundeten und daß endlich ihr Mund ausſprach, was die Herzen empfanden. Juan Pacheco ſagte Leonor, daß er nur das Ende der Feſtivitäten abwarten, dann aber mit ihrem Bruder ſprechen, ſich ihm erklären und um die Hand der Schweſter anhalten werde. Von allen den Feſtlichkeiten ſtand nur noch eine bevor, und dieſe war ein der Provinz Segovia eigenthümliches, uraltes Volksfeſt. Obwohl ſonſt nur von den niedern Volksklaſſen beſucht, hatte der Infant diesmal ſeine und des ganzen Hofes Anweſenheit, wenn auch nur als Zuſchauer, zugeſagt. Mit demſelben, das „Feſt der Santa Agueda in Zamarramala“ genannt, hatte es folgende Bewandtniß. Zamarramala iſt ein kleiner Ort, ehemals eine Vorſtadt von Segovia. Am fünften Februar jeden Jahres feiern deren Bewohner das Andenken der Schutzpatronin des Dorfes, der heiligen Agueda. Sei es nun, weil die heilige Schutzmacht eine weibliche iſt, ſei es aus andern Gründen, die ſeit grauen Zeiten in Vergeſſenheit gerathen ſind, an dieſem Tage haben die Frauen allein die Oberherrſchaft, und die Sache wird ſo ernſt genommen, daß die Ortsobrigkeit mit Anbruch des Tages feierlich ihre Würde niederlegt. Die Frauen des erſten und zweiten Alcalden, geſchmückt mit allem zamarriegiſchen Putz, empfangen von ihren Ehemännern auf dem Rathhauſe in voller Verſammlung den

Stab, der das Zeichen der Gerichtsbarkeit iſt, und fortan hat bis zum Abend Niemand als dieſe zu befehlen. Obwohl das Feſt und deſſen Einrichtungen ſcherzhafter Art ſind, ſo wird es mit den letztern doch auch wieder ſehr ernſthaft genommen, das Gefängniß und die Gerichtsdiener ſtehen zu der Verfügung der Alcaldeſſen, und dieſe wiſſen ihren Anordnungen Reſpect zu verſchaffen. —

So wie der Tag des Volksfeſtes erſchienen war, verkündigte am früheſten Morgen das „Tamboril“ (eine kleine Trommel) und die „Dulzaina“ (eine Art Dudelſack) die Feier des Tages; die Frauen von Zumarramala begaben ſich in feierlichem Zuge auf das Rathhaus, und ihre Anführerinnen empfingen die Alcaldenſtäbe, das Zeichen ihrer Würde. Mit dieſen traten ſie auf den Balkon des Rathhauſes, und die beiden Alcaldeſſen dem Volke vorſtellend, rief ein Alguazil mit lauter Stimme: „Aquel dia mandan ellas!“ — Die Gerichtsbarkeit der Frauen war damit eröffnet.

Auf Befehl der weiblichen Obrigkeit begab ſich jetzt der erſte Alguazil, den ſie ſofort erwählten, au den Platz. Dies war eine junge Frau von munteren

Anſehen. Sie war hübſch und in dem Anfange der Zwanzig. Auf dem dunkeln geſcheitelten Haar trug ſie einen weißen, unten abgerundeten Schleier. Ihr Anzug beſtand aus einem Leibchen, und einem Kleide mit geſchlitzten Aermeln. Sie verkündigte mit lauter Stimme, daß das Feſt der heiligen Agueda nun begonnen habe, und die Frauen von Zumarramala eingeladen würden, in der Kirche einer Meſſe zu Ehren der Schutzpatronin beizuwohnen. Die Männer hätten ſich unterdeſſen der häuslichen weiblichen Verrichtungen auf's Beſte anzunehmen, das Mittageſſen zu beſorgen, die Kinder zu pflegen, bei harter Strafe aber nicht zu unterlaſſen, den Säuglingen daheim die „puchereta" (eine Art Brei) in den Mund zu ſchmieren. Wer ſich irgend eine Nachläſſigkeit in dieſen verſchiedenen Verrichtungen zu Schulden kommen ließe, würde vor den „banco de la justitia" (die Gerichtsbank) gefordert, und ohne Gnade beſtraft werden, die pflichtgetreuen Männer aber mögten ſich Nachmittags auf dem „Dreſchplatze" einfinden, wo ſie nicht nur dem Tanze der Frauen zuſehen, ſondern auch mit Milchreis bewirthet werden ſollten. — Zum Schluſſe verkündigte die Ausruferin noch: „daß, da Sr. Gnaden

Glaub's ſchon, entgegnete der Alte. Wer kennte nicht Euere Freundlichkeit und Milde! — Bei alle dem, fuhr Jan in ſeiner Rede fort, iſt jenes Unternehmen, wenn auch das ſicherſte, doch das letzte Mittel, denn blutige Köpfe würde es ganz unfehlbar dabei ſetzen. Zum Glücke habe ich unter meinen Angeworbenen Niemand, der dieſe ſcheut. Indeſſen, wie geſagt, iſt offene Gewalt das letzte Mittel, und darum habe ich mich noch um andere umgethan, die freilich erſt ein glücklicher Zufall in Anwendung kommen laſſen dürfte. — Seht her, mein Fräulein! ſprach der Alte, indem er ein Päckchen aus einer verborgenen Taſche des Wammſes zog; hier dieſer Knäuel! wer ſähe es dem Dinge an, daß es eine ſeidene Strickleiter von zwanzig Ellen Länge iſt? — Könnte ich dieſe dem Herrn nur in die Hände bringen, dann wäre uns geholfen. Die Fenſter des Thurmes ſind alle nach der Waſſerſeite hinausgerichtet, und unſer kleiner Nachen kann bei finſterer Nacht am Fuße deſſelben landen. — Ein zweites Mittelchen aber, von dem ich wol keinen Gebrauch zu machen gedenke, ſteckt in dieſem Fläſchchen. Der Schiffschirurgus, welcher ſeine gute Stelle dem Herrn verdankt — es iſt ein ſchlauer Fuchs, er mochte bei meinem häufigen Erſcheinen auf dem Schiffe wol Lunte riechen —, ja men, ſollten die Tänze nach der Muſik des Tamboril und der Dulzaina, welche ſich in der Mitte des Platzes und zwar zur Seite von ungeheuren Weinkrügen befanden, die Juan Pacheco auf Befehl des Infanten mit Wein aus dem prinzlichen Keller hatte füllen laſſen, beginnen. Auf ein gegebenes Zeichen Jacinta's ſchritten die Tänzerinnen, je zwei und zwei ſich bei den Händen faſſend, paarweiſe in den eingehegten Tanzplatz. Sie trugen ſämmtlich ſcharlachrothe Strümpfe; ein Zeichen der Verheirathung, indem nur Ehefrauen dergleichen, Mädchen nur weiße, Wittwen blaue oder ſchwarze, tragen dürfen. Da an dieſem Tage nur die „rothen Strümpfe“ das Tanzprivilegium haben, ſo halten ſich die Inhaberinnen ſtets bereit, jeden Unberufenen, der ſich in ihren Kreis drängen wollte, durch einen allgemeinen Angriff mit Nadelſtichen wieder hinaus zu treiben. Der Tanz begann jetzt, aber ſo zierlich die Bewegungen der Tänzerinnen auch waren, ſo hätte er doch wegen der ziemlich unharmoniſchen, in einem und demſelben Satze immer wiederkehrenden Muſik, etwas ſehr Einförmiges und Langweiliges gehabt, wenn nicht wenigſtens das Zehntheil der Tänzerinnen aus alten ſechzig oder ſiebenzigjährigen Mütterchen beſtanden hätte, die heute indeß um keinen Preis der Welt ihre „rothen Strümpfe“, und mit dieſen ihr Privilegium als Ehefrauen und Theilnehmerinnen, würden aufgegeben haben. Mehrere von dieſen hatten die heutige Feier ſchon vierzig oder funfzig Jahre mit gemacht, und ihre Tapferkeit, mit der ihre Unbeholfenheit ziemlich gleiches Maß hielt, war ſo ziemlich das Intereſſanteſte bei dem ſonſt ſehr einfachen Rundtanze. Da die ältern Frauen noch die alte zamarriegiſche Tracht trugen, welche aus einer Mütze in Geſtalt eines Kegels, vier bis fünf Röcken, von denen einer immer etwas kürzer als der andere, einer Mantilla von ſchwarzem Tuch mit rothem Futter, außerdem aber aus Korallenſchnüren, Medaillen und andern Anhängſeln um den Hals beſtand, überdies aber dieſe alten Frauen entſetzlich häßlich waren, ſo gaben die Meiſten ein der Seherin von Endor, oder der Wittwe von Zarpath in Holzſchnitten alter Nürnberger Bibeln, nicht unähnliches Bild. Während aber die Weiß-, Blau- und Schwarzſtrümpfe heute zum Zuſehen verurtheilt waren, unterhielten ſich ‚los tios‘ (die Oheime) wie alle verheiratheten Männer, ſelbſt wenn ſie jung ſind, genannt werden, damit ‚a la calva' (Wurf nach dem Ziel) zu ſpielen, die Jünglinge ſagten ihrer ‚Zagala' (Schäferin) irgend etwas Angenehmes in's Ohr, und nur die Hageſtolzen, ‚los mozos' (Burſchen), von Böswilligen wohl auch in einem Wortſpiel ‚los mazos' (Mauleſel) genannt, vergnügten ſich in einer Weinbude mit einem Glaſe vino tinto.

Das Tanzfeſt war inzwiſchen in vollem Gange, der Infant unterhielt ſich überaus gnädig mit Don Fadrique; und Juan Pacheco, verfolgt von den düſtern Blicken des Grafen Torre de la Vega, ſprach ſehr angelegentlich mit Doña Leonor. Letztere war ganz glücklich als der Ritter ihr zuflüſterte, daß er noch heute bei ihrem Bruder ſchriftlich um ihre Hand anhalten, morgen aber ſich perſönlich einfinden werde, um ſeine Antwort einzuholen und das Weitere zu beſprechen. Er war entzückt als Leonor ihre Einwilligung dazu gab, doch verſprach er auf des Mädchens dringende Bitte weder in dem Briefe noch mündlich zu erwähnen, daß ſie ihm ihre Gegenliebe verſichert habe und ſie im Einverſtandniſſe handelten. Er kannte Fadrique's Stolz und Herrſchſucht allzuwohl, als daß er nicht Leonors Anſicht, der Bruder würde ſich beleidigt finden, daß Juan Pacheco ſich nicht vor Allem an ihn gewendet, hätte theilen ſollen.

Während der Ritter und Leonor ſich über dieſen Gegenſtand unterhielten, entſtand plötzlich in der Nähe des Tanzplatzes ein gewaltiger Lärm. Zwei Männer hatten einen dritten ſich heftig ſträubenden gepackt, und ſchleppten ihn zu der Tribüne des Infanten. Der, welchen ſie am Kragen gefaßt hatten, war ein ſtarker Mann von etwa vierzig Jahren, frechen und verwegenen Anſehens; er wehrte ſich auf's Heftigſte gegen die Angreifer, doch erlagen ſeine Kräfte gegen die der Uebermacht. So wie die Drei in der Nähe des Prinzen waren, hörte der Kampf auf. Alles drängte ſich zu ſehen was es gäbe, und Don Enrique, der inzwiſchen aufmerkſam geworden, erhob ſich und fragte: wer die Leute wären?

„Señor,“ ſagte einer von den Beiden, die den Fremden gepackt hatten, indem er ihn auf einen Moment losließ, „ich und mein Kamerad ſind zwei Alguazils aus Valladolid, ausgeſchickt um auf die vielen herumſtreifenden Räuber, Banditen und Vagabunden zu fahnden, von welchen die Provinz ſeit dem arragoneſiſchen Kampfe wimmelt. Auf die Gefangnehmung derſelben iſt eine Belohnung geſetzt. Da wir nun dachten, daß einer der ſchlimmſten dieſer Böſewichter, ein gewiſſer Sancho Nugno, ſonſt in Zumarramala wohnhaft, ſich wohl bei dem heutigen Feſte einfinden könnte, ſo eilten wir hierher, um ihn, wenn er ſich blicken ließe, zu ergreifen und, wenn es uns glückte, dadurch den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis von fünfhundert Realen zu verdienen. Dies iſt uns denn auch glücklich gelungen, und ſo überliefern wir Ew. Gnaden, als königlichem Statthalter der Provinz Segovia, den Spitzbuben, wogegen wir uns das Fanggeld, im Betrag vorbeſagter fünfhundert Realen, ausbitten.“

Eben wollte der Prinz etwas erwiedern, als aus dem Haufen der ſich zudrängenden Frauen plötzlich eine helle Stimme ertönte.

„Ei ſeht einmal! Spitzbube ſelber, wer meinen Sancho einen Spitzbuben nennt! — Alles mit Gottes Gnade jedoch, und der der Santa Agueda, und voll Reſpect gegen Sr. Gnaden den Infanten! — Hat Euch mein Sancho etwas geſtohlen, hombre? Ihr ſeht mir eben nicht aus, als ob Euch viel entwendet werden konnte. Uebrigens giebt es manchen braven Kerl, der ein wenig auf die Landſtraße geht, wenn daheim nichts zu verdienen iſt. Und Bandit? Es kann wohl einem Spanier und alten Chriſten paſſiren, daß er mit Jemandem in Streit geräth, und die Navaja zieht, und da hat Einer geſchwind etwas weg, denn der Teufel ſchürt zu. Daß mein Sancho unglücklicher Weiſe oft dabei war, wenn ein Streit entſtand, mag wahr ſein, und da iſt er dann immer ganz unſchuldig ergriffen worden, weil doch einmal Einer der Thäter ſein muß, und in der ‚ley de siete partidas‘ ſteht: wer bei einem Ermordeten getroffen wird, ſoll als der muthmaßliche Mörder verhaftet werden. — Ein Geſetz das gewiß ganz vortrefflich iſt, da es der in Gott ruhende König Alphons gemacht hat, wovon er aber gewiß nicht allein den Zunamen ‚der Weiſe‘ überkommen.“ —

Die welche ſich ſo lebhaft des Gefangenen annahm, war die hübſche Jacinta, die heute den Dienſt eines weiblichen Alguazils übernommen hatte. So keck wie ſich ſolche eben ausgeſprochen, wendete ſie ſich, nachdem ſie einer der Alcaldeſſen etwas leiſe in's Ohr geflüſtert, zu den beiden Gerichtsdienern aus Valladolid.

„Ich fordere Euch im Namen des Gerichts auf,“ ſagte ſie, „den gegenwärtigen Sancho Nugno, ehrſamen Einwohner von Zumarronnala, augenblicklich auf freien Fuß zu ſtellen, oder Euch im Falle des Ungehorſams bereit zu halten wegen Störung des heutigen Feſtes ſelbſt in's Gefängniß zu ſpazieren.“

Die Aufregung, die auf dieſe Worte folgte, war groß. Die Alguazils ſchrien über Mißkennung ihrer Würde, die rothſtrümpfigen Tänzerinnen machten Anſtalt ſie als Störenfriede der Luſt mit Nadelſtichen aus der Verſammlung zu treiben, der Infant lächelte, als er ſah daß die Weiber ſich nicht eben beſonders viel darum zu bekümmern ſchienen, was er entſcheiden würde, ſondern ſeine Gewalt wie die ihrer Ehemänner für heute ſuspendirt hielten, und die jungen Herren vom Hofe, da ſie den Prinzen bei ſo guter Laune ſahen, lachten überlaut. — Wie es ſchien gedachte der Prinz den Scherz noch weiter treiben zu wollen.

„Es will mir bedünken, Señora Alcaldeſſa,“ ſagte er, ſo ernſthaft als möglich ſich zu der älteſten von beiden weiblichen Gerichtsperſonen wendend, „daß Ihr wohl ein wenig allzuſchnell ſeid, einen Mann der als Räuber und Bandit angeklagt iſt, blos darum weil er ein Einwohner von Zumarramala, ſo ohne weiteres in Freiheit zu ſetzen, und ich ſollte denken, daß wenn es ſich erweiſen laſſe, daß dieſer ‚ehrſame‘ Zumarriego, wie ihn die hübſche Señorita, ſeine Ehefrau, betitelt, wirklich ein verdammter Spitzbube wäre und den Strang verdient hätte, dieſe Sache, als dem Blutbann anheimfallend, mir eigentlich zur Entſcheidung zukäme.“

„Mögen Eure Gnaden tauſend Jahre leben. Wir küſſen Euch die Füße, edler Señor;“ ſagte die Alcaldeſſa ruhig. „Wäre dieſer Mann geſtern gefangen worden, und Ihr ſtelltet ihn uns heute — vielleicht um das Feſt merkwürdig zu machen — als abgeurtheilten Verbrecher mit dem Auftrag ihn hängen zu laſſen zur Verfügung, ſo wüßte ich keinen Grund der uns abhalten ſollte, dieſen Auftrag auszuführen. Dieſer Mann iſt aber von auswärtigen Algualzils in unſerem Gerichtsbann, ohne vorhergehende Anzeige, ohne weiteres beim Kopfe genommen, und unſere Würde dadurch mißachtet worden. Wenn wir ihn alſo ebenfalls ohne Umſtände wieder in Freiheit ſetzen, ſo geſchieht nichts als was wir unſerm Anſehen ſchuldig ſind, und wir bitten Euer Gnaden, die uralten

Freiheiten von Zumarramala nicht durch einen entgegengeſetzten Befehl zu kränken. Wird der Sancho Nugno morgen oder einen andern Tag auf's Neue ergriffen, ſo kann kein Chriſt und guter Spanier etwas dagegen haben, wenn Euer Gnaden es belieben ſollte ihn hängen zu laſſen, aber heute würde es für ganz Zumarramala ein Schimpf ſein, da er im Vertrauen auf unſere Freiheit ſich hier eingefunden hat."

„Gott ſchütze Euer theures Leben, allergnädigſter Prinz!"· ſchrie einer der Alguazils, ſobald die Alcaldeſſa geendigt hatte. „Kein ächter Sohn eines alten Chriſten wird ſich unterſtehen Eure Handlungsweiſe zu tadeln, aber ſo viel ſage ich: wenn der Spitzbube ungehangen davon kommt, und wir die durch offenes Patent als Fanggeld verſprochenen fünfhundert Realen verlieren, ſo iſt weder Recht noch Gerechtigkeit mehr im Lande."

„Wie ich ſehe," ſagte Don Enrique, dem die Sache ſehr kurzweilig vorkam, „ſo kommen meine Rechte und Eure Freiheiten hier in Zwieſpalt. Da wir nun nicht in eigener Sache entſcheiden können, ſo ſoll ein Unpartheiiſcher den Ausſpruch thun. Ich habe Don Juan Pacheco für heute zu Eurem ‚teniente' ernannt, er iſt mein Lehnsmann und doch auch verpflichtet, Eure Gerechtſame im Schutz zu nehmen. Wollt Ihr Euch ſeinem Richterſpruch unterwerfen?"

„Allerdings!" — Wir willigen ein;" erwiederten die Alcaldeſſen nach kurzer Berathung mit Jacinta.

„Wohlan, Marques, ſo thut den Ausſpruch;" ſagte der Prinz zu dem Ritter.

„In Betracht," ſagte Juan Pacheco nach kurzem Nachdenken, „daß das Frauenregiment an dem Tage der Santa Agueda ein uraltes Herkommen, welches auch noch am heutigen Morgen durch die Behörde im Namen unſers königlichen Herrn, dadurch daß die beiden Alcaldeſſen dem Volke mit den Worten: ‚Aquel dia mandon ellas' vorgeſtellt wurden, erneuert worden iſt, dieſe aber befohlen haben, gegenwärtigen Sancho Nugno in Freiheit zu ſetzen, entſcheide ich daß dieſem Befehle genügt werden muß."

„Viva el Marques de Villena!" rief entzückt Jacinta, und alle Roth-, Weiß- und Blauſtrümpfe riefen es ihr nach.

„Señor," rief Sancho Nugno, indem er freudig die Hand des Ritters ergriff, „Ihr habt fortan über dieſer gab mir das Fläſchchen. Solltet Ihr, ſprach er, Euern Herrn in ſeiner Haft beſuchen, ſo gebt ihm dieſes Glas; es enthält ein Mittel gegen heftige Zahnſchmerzen, denen er öfters unterworfen. Sagt ihm jedoch, ſetzte er bedeutungsvoll hinzu, er ſolle ſich wohl in Acht nehmen; innerlich angewendet ſei es ein Schlaftrunk, welcher wol für drei bis vier Perſonen hinreichend ſei. — Kann ich alſo, ſchloß der Alte, zum Herrn gelangen, ſo ſtecke ich ihm Beides zu; man kann nicht wiſſen, wozu ihm die braunen Tropfen nützen könnten, falls er in ſeiner Zelle einen Wächter hätte. —

Das angelegentliche Geſpräch, in welches ſich unſere Reiſende vertieften, hatte ſie nicht bemerken laſſen, daß die Flut, welche ein friſcher Seewind weiter als gewöhnlich über die ſandigen Dünen trieb, den ohnehin wenig bemerkbaren Pfad bereits an mehren Stellen überſchritt. Immer näher hüpften die kurzen gekräuſelten Wogen über das bewegliche Gerölle und zwangen die Reiſenden bald, einen Weg zu verlaſſen, auf welchem dieſe, wenn ſie länger auf ihm verweilten, von dem eindringenden Waſſer eingeſchloſſen zu werden befürchten mußten. Jan lenkte ſein Roß nach einer unbedeutenden Anhöhe, von der man indeß das flache Gelände ziemlich überſchauen mich zu gebieten! Ich ſchwöre Euch dies bei Santa Agueda und allen übrigen Heiligen. — Die aber" — er zeigte auf die Alguazils — „ſollen mich nicht zum zweiten Male fangen!"

Mit den letzten Worten verlor er ſich unter der Menge.

„Aber Ew. Gnaden, wer zahlt uns denn das von unſerem königlichen Herrn verſprochene Fanggeld?" fragte einer der Gerichtsdiener mit kläglicher Stimme.

„Im Betracht, daß dieſes Geld durch ein königliches Patent den hier gegenwärtigen Alguazils zugeſagt, daß ſie dieſen Dienſt geleiſtet und den Verbrecher vor den Statthalter des Königs geführt, der Gefangene indeß ohne ihre Zuthun in Freiheit geſetzt worden, und ſie durch dieſen Umſtand nicht in Schaden gerathen dürfen, entſcheide ich: daß Don Enrique von Kaſtilien, als Statthalter des Königs, die beſagten fünfhundert Realen an die hier gegenwärtigen Alguazils auszuzahlen verbunden ſei."

„**Viva el Marques de Villena muchos annos!**" riefen jetzt auch die beiden Gerichtsdiener, und ein lautes fröhliches Jubelgeſchrei erſcholl in dem Kreiſe der Bewohner von Zumarramala.

„Wohlan,“ ſagte lächelnd der Prinz, „da iſt nichts weiter zu thun, und Ihr könnt Euch das Geld abholen, aber Euch, Juan Pacheco, mache ich nicht wieder zum ‚teniente‘ am Aquedafeſte.“

Um die eben ſtattgefundene Procedur aus dem wahren Geſichtspunkte zu erfaſſen, muß man bedenken, daß das Räuberhandwerk in Spanien in damaliger Zeit, ſo wenig wie in der heutigen, etwas unehrenvolles in den Augen des Volkes war, daß in jenem Lande nur ſelten der Ermordete, deſto mehr aber der Mörder, wenn er ſo ungeſchickt war ſich fangen zu laſſen, beklagt zu werden pflegt, und daß, nach Beendigung der arragoneſiſchen Händel, es in beiden Kaſtilien von einer ſolchen Menge Räuber und Vagabunden wimmelte, daß man ganze Wälder hätte zu Galgen verwenden müſſen, wenn man jeden der Letztern hätte aufhängen wollen. Die meiſten der Großen begünſtigten überhaupt dieſes Unweſen, um gewiß zu ſein eine gute Klinge und eine ſtarke verwegene Hand zu ihrem Dienſte zu haben, falls ſich eine Gelegenheit finden ſollte — und dieſe fand ſich allerdings oft genug — ſie zu gebrauchen.

Es würde zu weit führen, wenn Alles beſchrieben werden ſollte, was an Luſtbarkeiten an dieſem Tage die Theilnehmer am Aguedafeſte noch ergötzte, darum möge nur noch erwähnt werden, daß der Hof diesmal länger als ſonſt dabei verweilte, und vermöge der unerhörten Anſtrengungen, welche die ältern Rothſtrümpfe diesmal auf dem Tanzplatze ſich zumutheten, vielen Weißbeſtrumpften die frohe Ausſicht wurde, dieſe bald im Eheſtande, und demzufolge künftiges Jahr auf dem Dreſchplatz von Zumarramala zu erſetzen. — —

Es war am folgenden Morgen, als Leonor ſchon frühzeitig zu dem Bruder beſchieden wurde. Das Herz bebte ihr voll Angſt und Freude, als ihr einfiel daß die Bewerbung Pacheco's die Veranlaſſung dazu ſein könnte. Sie hatte ſich in dieſer Vorausſetzung nicht geirrt. Als ſie in's Zimmer trat hielt Fadrique ein offenes Schreiben in der Hand. Sein Blick war noch düſterer als gewöhnlich, ſeine Augenbrauen ſcharf zuſammengezogen.

„Lies dieſen Brief,“ ſagte er ernſt, indem er ihr das Schreiben hinreichte. „Der Ritter Juan Pacheco hält um Deine Hand an.“

Leonor zitterte heftig als ſie das Papier ergriff.

Es ſchwamm ihr vor den Augen. Mehrmals mußte ſie zu leſen anfangen, ehe ſie dazu gelangen konnte ſich von dem Inhalte des Schreibens zu unterrichten. Juan Pacheco ſprach in dem Briefe von den Eigenſchaften Leonors, und wie ſolche einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Herz gemacht, er ſagte, daß es wohl keine freundlichere Weiſe gäbe, den alten Zwieſpalt zwiſchen beiden Familien beizulegen als dieſe Verbindung, und deutete endlich darauf hin, daß ſolche den vollen Beifall des Infanten haben würde.

So wie Leonor den Brief geleſen hatte, legte ſie ſolchen ſchweigend auf den Tiſch. Es war ihr nicht möglich die Frage: was Fadrique geantwortet? an den Bruder zu richten. Schon der Gedanke daran ließ ihr ſchönes Geſicht über und über erröthen. Wer dies liebliche jungfräuliche Roth, in dieſem Augenblicke mit Roſenſchimmer ihre ſonſt etwas blaſſen Wangen überziehen geſehen hätte, würde ſie für noch reizender wie ſonſt gehalten haben.

„Ich kann,“ ſagte Don Fadrique, nachdem er eine Weile geſchwiegen, als ob er in der Pauſe eine Frage der Schweſter erwartete, und indem er, ohne

Leonor anzuſehen, im Gemache auf- und abging, „ich kann dem Antrage des Marques von Villena aus mehreren Gründen nicht meine Zuſtimmung geben. — Du biſt,“ ſetzte er hinzu als die Schweſter erbleichend ſchwieg, „ein verſtändiges Mädchen, und wirſt dieſe zu würdigen wiſſen.“

Da Leonor kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte, ſo fuhr Fadrique ſichtlich mißgeſtimmt fort.

„Die Abneigung, ja ich kann wohl ſagen die Feindſchaft, zwiſchen unſern Häuſern iſt faſt ſo alt als die Exiſtenz derſelben. In den meiſten Einzelfehden war das Schwert der Guzmann gegen die Pacheco's, oder dieſer gegen jene erhoben. Oft dachte man daran den alten Zwiſt durch eine Familienverbindung zu beendigen, aber ſtets kam etwas dazwiſchen, und er brach dadurch immer nur in deſto heftigere Flammen aus. Ich denke es wird ſtets wie heute geweſen ſein. Unſere Gegner ſind immer treulos und hinterliſtig geweſen, und hinterliſtig und treulos habe ich Juan Pacheco ebenfalls erfunden. Ich geſtehe offen daß ich, als ich Dich aus Valladolid herbeirief, einen Augenblick den Gedanken hatte zwiſchen Dir und dem Ritter eine Verbindung zu ſtiften. — Der Prinz faßte zuerſt den Gedanken, und ich wollte ihm gefällig ſein. — Da wird das Marquiſat von Villena offen, und dieſer Menſch, gierig wie der Hatzhund auf das Wild, ſtürzt ſich auf die Beute und ſchnappt ſie mir weg.“

„Warum aber ſollte er nicht,“ ſagte Leonor ſich ein Herz faſſend, „bei dem Prinzen um ein offen gewordenes Lehn anhalten?“

„Weil ich, ich, darum gebeten hatte;“ fiel Fadrique mit hartem Tone ein. „Er wußte es, und bat dennoch darum, deshalb wird er nicht mein Schwager. — Glaubt der junge Herr etwa, weil der Prinz ihm gnädig zulächelt, ſchon ſtark genug zu ſein, um mich bei Seite zu ſchieben, in den Winkel zu ſtellen, und wenn der Infant einſt König ſein wird, bei ihm den Alvarez de Luna ſpielen zu können? Bei Gott! er ſoll ſich verrechnet haben, und ſein gnädig lächelnder Gönner wird ſich auch verrechnen, wenn er meint daß der Graf von Benavente nichts weiter ſei als einer ſeiner Diener und Hofſchranzen! Er ſoll es bei dieſer Gelegenheit gewahr werden, und ein trockenes: ‚Nein‘ zur Antwort erhalten, wo er mit ſo viel anſcheinender Gewißheit ein zuvorkommendes: „Ja“ erwartet.“

„Dennoch,“ ſagte Leonor ſchüchtern, „gilt der Marques von Villena für einen ſehr anſtändigen Bewerber, und keine Dame am ganzen Hofe würde ihm ihre Hand verweigern.“

„Meinſt Du?“ erwiederte Fadrique mit bitterm Tone und ſpöttiſchem Lächeln. — „Nun um ſo mehr wird es den jungen Herrn Wunder nehmen, daß dies bei meiner Schweſter der Fall iſt. — Sei dies indeß wie ihm wolle,“ ſetzte der Graf kalt und trocken hinzu, „jedenfalls kommt die Bewerbung des Ritters zu ſpät, denn der Graf Torre de la Vega hat Dich bereits früher bei mir zur Gattin begehrt, und ich habe ihm meine Zuſtimmung zugeſagt.“

„O, mein Gott, was ſagt Ihr da!“ rief Leonor erſchrocken, und indem ſie die Hände faltete. „Nie und nimmer werde ich das Weib dieſes Mannes.“

„Und warum nicht, Señora, wenn ich fragen darf?“ ſagte Fadrique mit hartem Tone, und ſein Blick ward düſter wie die Nacht.

„Ich frage,“ fuhr er nach einer Weile fort, während welcher Leonor kein Wort hervorzubringen in

Stande war, „was Du an dem Grafen auszuſetzen haſt? Iſt er nicht reich, nicht von altem Geſchlecht, nicht angeſehen bei Hofe? Er iſt nicht ſchön, es iſt wahr, auch nicht ein Jüngling mehr, aber ich meine, die Schweſter des Grafen von Benavente denkt über dieſe Punkte wie es einer Dame ihres Standes zukommt, und nicht wie ein verliebtes Bürgermädchen.“

„Ach, dieſe Gründe ſind es nicht —“ hob Leonor in Verwirrung an.

„Ich kann nicht glauben, daß Du Dich ſo vergeſſen haben ſollteſt, mit Juan Pacheco von Liebe zu reden, und ihm wider mein ausdrückliches Gebot Hoffnung faſſen zu laſſen!“ rief Fadrique, indem er die Schweſter mit ſo zornigen Blicken anſah, daß ſie um Alles in der Welt nicht im Stande geweſen wäre das Gegentheil zu erklären. „Wäre dies der Fall, ſo ſtünde mein Entſchluß nur um ſo felſenfeſter, und ich würde von dem Ritter Rechenſchaft fordern, wie er es wagen konnte um Deine Hand zu werben, ohne ſich vorher gegen mich zu erklären.“

„Ich weiß,“ ſagte Leonor ſtockend, und indem ihr einzelne Thränen über die Wangen perlten, „daß ich Euch als meinen Bruder und Herrn zu ehren habe, und denke an keine Heirath, die gegen Euren Willen ſein könnte —"

„Nun ich glaube es wohl! Du biſt ein gutes Mädchen, Leonor, und ſiehſt ein, daß ich nur Dein Beſtes will;" verſetzte Fadrique ruhiger. „Späterhin wirſt Du es mir Dank wiſſen, daß ich die Bewerbung Pacheco's abſchlug. Sie iſt bei weitem nicht ſo vortheilhaft, als eine, wie ſolche der Tochter des Hauſes der Guzmann, der Schweſter des Grafen von Benavente, immer werden muß. Pacheco, es iſt wahr, iſt jung und ſchön, und jetzt der Günſtling des Prinzen, aber wer in der Gunſt des Fürſten heute oben iſt, kann morgen unten ſein, das Marquiſat von Villena iſt etwas, aber viel iſt es nicht und mit den Reichthümern des Grafen iſt es nicht zu vergleichen."

„O, mein Bruder!" rief Leonor, indem ſie Fadrique bei der Hand ergriff und ihre Thränen von Neuem floſſen. „Ich bin feſt überzeugt daß Ihr nur mein Beſtes wollt, und ich möchte Euch um Alles in der Welt nicht erzürnen. Eben ſo denke ich nicht daran eine Heirath einzugehen, die Euch ſo ſehr mißfällt, aber den Grafen — den Grafen kann ich nicht heirathen."

„Das wird ſich finden, und Du wirſt thun was die Ehre unſeres Hauſes zu thun gebietet;" ſagte Fadrique feſt und kalt. „Nach Neigung, und was den Augen wohlgefällt zu heirathen, iſt ein Vorzug den die untern Volksklaſſen vor uns voraushaben; in unſerm Stande iſt Anderes zu bedenken. Unſere Mutter heirathete auch nicht aus Neigung —"

„Sie war nicht glücklich, und fand einen frühen Tod;" fiel das Mädchen ein.

„Aber das Haus der Guzmann ward mächtiger durch dieſe Heirath, und das war es was unſer Vater durch die Verbindung beabſichtigte;" verſetzte Fadrique feſt.

„O, mein Bruder," ſagte Leonor in gewaltiger innerer Bewegung, indem ſie deſſen beide Hände mit den ihrigen ergriff, „wir ſind ja Kinder eines Vaters, einer Mutter, ich habe Niemand auf der weiten Erde als Euch, ich will Alles tragen was mir das Schickſal auferlegt, nur um Eins bitte ich Euch — zwingt mich nicht zu einer verhaßten Heirath mit dem Grafen Torre de la Vega."

konnte. — Es iſt ganz fatal, hob er nach einigem Schweigen an, daß uns die nicht in Rechnung gebrachte Springflut von unſerm Pfade drängen muß. Vertiefen wir uns zur Linken in die flache Gegend, ſo gelangen wir in ein Netz von Dämmen, welche, wie Ihr ſehet, die tiefer liegenden Wieſen kreuz und quer durchſchneiden, und ich fürchte, daß wir auf dieſe Weiſe vor Mitternacht die alte Veſte nicht erreichen. Das Beſte iſt, fuhr er nach einigem Sinnen fort, wir machen in der verfallenen Fiſcherhütte auf jenem Vorſprunge ein Stündchen Halt. Bis dahin tritt die Ebbe ein, und raſcheres Reiten erſetzt dann wol noch das Verſäumte.

Mit leichtem Kopfnicken willigte Cornelia ein und lenkte ihr Roß nach jener Gegend.

Die Hütte, von der hier die Rede iſt, war ein altes, faſt in Trümmer fallendes Gebäude. Das morſche Holzwerk, von welchem daſſelbe ſowie ein daranſtoßender Schuppen, der wahrſcheinlich zum Trocknen der Netze gedient haben mochte, errichtet war, ſtammte ſichtlich von dem Gebälke einiger Wracks, die das Meer in jener Gegend ans Land geſpült; auch war die Hütte unſtreitig ſeit längerer Zeit nicht mehr bewohnt; denn obgleich der ſchmale Erdrücken, auf dem das Gebäude lag, um mehre Klafter über

Die Aufregung, in welcher Leonor ſich befand, war ſo ſichtlich, ſie ſchien ſo erſchüttert, ihre Hände zitterten ſo heftig in denen des Bruders, daß dieſer es für nöthig hielt ſie zu beruhigen.

„Ich werde Dir Zeit laſſen den Grafen näher kennen zu lernen, und wenn dies der Fall iſt, wirſt Du ihn lieben oder doch achten;" ſagte er weniger rauh als früher. — „Doch wenn Juan Pacheco mich bedrängt," ſetzte er ſogleich wild hinzu, „wenn er den Infanten hineinmiſcht, dann wirſt Du an demſelben Tage noch das Weib des Grafen!" —

„Der Marques de Villena!" meldete ein Diener, der eben eintrat.

„Entferne Dich;" ſagte Don Fadrique zur Schweſter. — „Nein, dort hinaus;" ſetzte er hinzu, als Leonor das Gemach verlaſſen wollte, indem er auf die entgegengeſetzte Thüre zeigte.

Jetzt winkte der Graf bejahend dem Diener, und nach wenigen Augenblicken trat der Ritter in's Zimmer.

„Ihr habt meinen Brief erhalten, edler Graf;" ſagte Juan Pacheco freundlich zu dem Grafen, der deſſen Begrüßungen kalthöflich erwiederte. „Erlaubt indeß, ehe ich mir Eure Entſcheidung, an welcher das Glück meines Lebens hängt, erbitte, einige Worte vorher zu ſenden. Sr. Gnaden der Prinz ſagte mir, daß es ihm geſchienen als ob Ihr es übel aufgenommen, daß er mir und nicht Euch das offene Marquiſat von Villena beim König ausgewirkt.“

Don Fadrique erröthete, doch machte das Roth bald wieder der gewöhnlichen tiefen Bläſſe in ſeinem Geſichte Platz.

„Er ſagte Euch —“ hob er an.

„Daß Ihr um daſſelbe angehalten, und er es Euch auch entſchieden verliehen haben würde, wenn ich mich nicht bereits darum beworben hätte.“

„So? — Alſo deswegen?“ ſprach Fadrique halb ſpöttiſch, halb mit unterdrücktem Grimme.

„Ich würde Euch nicht in den Weg getreten ſein, edler Herr,“ fuhr der Ritter mit beſcheidenem Tone fort, „aber ich hatte bereits den Gedanken gefaßt, um Eure ſo edle als liebenswürdige Schweſter anzuhalten. Ich fürchtete — laßt mich ganz offen ſein — Ihr könntet einen Anſtoß daran nehmen, daß ich weniger vermögend bin als Andere, die ſich ihrer Geburt nach in die Reihe der Bewerber um die Hand der Doña ſtellen können. Dies war der Grund, weshalb ich den Infanten bat mir das offene Lehn zu verſchaffen, und ich denke Ihr werdet denſelben nicht tadelnswerth finden können.“

„O, keinesweges, Kaballero!“ ſagte der Graf mit einem höhniſchen Lächeln, in welchem zugleich etwas Verächtliches lag. „Ihr habt Euch in der Sache als ein kluger, und vor Allem als ein vorſichtiger Mann gezeigt. Ihr ſteht zwar jetzt — man ſagt es wenigſtens — beim Prinzen ſehr gut angeſchrieben, aber heißt es nicht ſchon in der Bibel: ‚Verlaſſet Euch nicht auf Fürſten, denn ſie ſind Menſchen?‘ — Ich ſelbſt habe in dieſer Hinſicht bereits gute Erfahrungen gemacht. — Dann habt Ihr auch klüglich überlegt, daß wenn es ſich fände, daß Ihr die Hand meiner Schweſter nicht erhalten könntet, Ihr Euch doch wenigſtens das Lehn nicht wegen einer unbedeutenden Nebenrückſicht hättet entgehen laſſen.“

„Wie Señor? — Verſtehe ich Euch recht?“ ſprach der Ritter erſchrocken.

„Allerdings muß ich bedauern Euch erklären zu müſſen, daß es unmöglich iſt Euch die Hand meiner

Schweſter zu gewähren, da ſolche ſchon anderweitig zugeſagt;“ verſetzte der Graf mit trockenem Tone.

„Unmöglich! — Ich bitte, ich beſchwöre Euch, edler Señor!“ rief der Ritter.

„Es thut mir leid Euch wiederholen zu müſſen, daß Leonors Hand bereits verſagt.“ — Der Graf betonte das letzte Wort beſonders.

„Darf ich wohl fragen: ob dies mit der Señora Zuſtimmung ſtattgefunden?“ fragte Juan Pacheco, indem eine ſchnelle Röthe ſein Geſicht überflog und ſeine Lippen bebten.

„Entſchuldigt, Kaballero!“ verſetzte Fadrique froſtig. „Es iſt eine Familienangelegenheit, welche Rückſichten erfordert. Ich kann deshalb nur ſagen daß Leonor verlobt iſt.“

„Da Ihr nicht ausdrücklich ausſprecht, daß die Señora ihre Zuſtimmung bereits gegeben, ſo erlaubt mir Euch dies Schreiben des Infanten zu überreichen, und meine Bitte nochmals dringend an's Herz zu legen;“ verſetzte Pacheco in einem Tone, dem man es anhören konnte, wie ſchwer es ihm war dieſen zu mäßigen.

Don Fadrique las das Schreiben des Prinzen von Anfang bis zu Ende durch, dann ſagte er kalt:

„Ich bedaure, daß die Fürſprache des Infanten zu ſpät kommt. Ich gab mein Wort; dieſer Umſtand wird mich bei Sr. Gnaden wie bei Euch entſchuldigen.“

Juan Pacheco ſah, wie es ſchien auf's Heftigſte empört, den Grafen an. Seine Stirnadern ſchwollen, ſein Mund zuckte, dennoch ſuchte er ſich zu bemeiſtern.

„Der Prinz,“ entgegnete er und ſeine Stimme bebte, „wird von der Nachricht, die ich ihm bringe, vielleicht überraſchter ſein als ich, denn wenn ich mir ſagen mußte, daß ich eines ſo hohen Gutes, wie die Hand Eurer edlen Schweſter, vielleicht nicht würdig bin, ſo tröſtete er mich, indem er meinte, daß Ihr auf ſeine Wünſche einige Rückſicht nehmen würdet, auch ſagten Sr. Gnaden, daß ſelbſt der König die Ausſöhnung des alten Zwiſtes zwiſchen unſern Familien gnädig vermerken werde.“

„O, ich zweifle nicht daß jetzt, wo alle Welt plötzlich ſo verſöhnlich geworden, auch der König ſich der Sache annehmen, und — was ſonſt etwas Seltenes war — Die, welche der Infant ſeiner Gunſt würdigt, mit ſeiner Gnade beglücken werde. Leider iſt indeß die Verlobung meiner Schweſter eine abgemachte Thatſache, und ich würde ſie unter allen Umſtänden, und ſelbſt wenn hohe Perſonen dies ungnädig vermerken ſollten, aufrecht zu erhalten genöthigt ſein.“

Der Ton, in welchem der Graf dieſe Worte ſprach, war ein Gemiſch von Spott und Stolz, und der Letztere trat beim Schluß der Rede ganz vorzüglich hervor.

„Der Infant wird zu wiſſen wünſchen, wem Ihr die Hand Eurer Schweſter zugeſagt. Iſt es erlaubt Euch zu fragen, was Ihr wollet daß ich antworten ſoll?“ fragte der Ritter heftig.

Eben meldete ein Diener den Grafen Torre de la Vega, und nach einigen Augenblicken trat der Gemeldete in das Gemach. Er ging freundlich, Don Fadrique begrüßend, auf die Sprechenden zu, gegen Juan Pacheco verneigte er ſich kaum.

„Ihr kommt eben recht, mein edler Freund!“ ſagte Fadrique, den Grafen mit Bedeutung anblickend. „Dieſer edle Kaballero meinte, daß es Sr. Gnaden dem Infanten wünſchenswerth ſein würde, den Namen des Verlobten meiner Schweſter zu wiſſen. Da die Sache noch nicht öffentlich bekannt gemacht worden, ſo nahm ich Anſtand —"

„Und warum?" unterbrach ihn Torre de la Vega hohnlächelnd. „Warum wollt Ihr dem Wunſche Sr. Gnaden nicht zuvorkommen? — Jetzt nehme ich mir die Erlaubniß Euch das Glück, Sr. Gnaden dienſtlich zu ſein, zu entziehen. — Ich, Señor Marques, bin der Verlobte des Fräuleins."

„Ha!" rief Juan Pacheco, und es war als ob ſeine Rechte nach dem Schwerte, das er an der Hüfte trug, fahren wollte, doch bemeiſterte er ſogleich dieſe Bewegung.

„Und darf ich fragen: Mit oder ohne freie Zuſtimmung des Fräuleins?"

„Ihr ſeid ein ſtarker Frager, Kaballero!" entgegnete Torre de la Vega. „Da Ihr — oder der Infant — es aber einmal wiſſen wollet, ſo ſage ich Euch: Mit derſelben."

„Und ich, Herr," rief Juan Pacheco mit einer Stimme, die etwas von der des erzürnten Löwen hatte, „ich ſage Euch: Ihr ſeid ein Lügner, ein

Elender, und will Euch dies mit meinem Schwerte beweiſen!“

„Ha, was erlaubt Ihr Euch!“ rief Fadrique heftig „Vergeßt nicht, Señor —“

Die aufflammende Wuth Torre de la Vega's ließ ihn nicht ausreden.

„Ihr wagt mich zu beſchimpfen? Mir zu drohen? Carajo!“ ſchrie er ſchäumend. „Ihr? Ein Habernichts, ein neubackener Marques, ein Hofſchranze —“

Im Nu warf ihm Pacheco ſeinen Handſchuh in's Geſicht.

„Sechs Gänge auf Schwert und Dolch!“ rief er aus.

„Morgen drei Stunden nach Sonnenaufgang bei der Einſiedelei del Parral!“ antwortete Jener.

„Bei der Einſiedelei del Parral! — Ihr ſollt nicht warten dürfen;“ entgegnete der Ritter, verbeugte ſich gegen Fadrique, und ſtürmte zur Thüre hinaus.

„Mir iſt die Wendung, welche die Sache genommen hat, höchſt unangenehm!“ ſagte Fadrique, indem er die Stirn runzelte, und ſich verdrießlich auf die Lippen biß. „Gebt Acht, die Sache wird ein Aufſehen machen und Folgen haben, die ſich gar nicht berechnen laſſen Das Schlimmſte iſt, daß Leonor mit ihm einverſtanden. Er hätte Euch ſonſt nicht mit ſolcher Zuverſicht in's Angeſicht Lügen ſtrafen konnen."

„Bah! Nicht ſo viel ſcheere ich mich darum!" rief der Graf, den Daumennagel an die Vorderzähne bringend und damit knackend. „Seid Ihr nicht das Haupt der Familie? Muß die Doña Euch nicht gehorchen? Ich werde ſie darum nicht mehr oder minder ſchätzen: Nämlich ſo viel ich es für die künftige Gebieterin meines Hauſes und die Mutter meiner Kinder angemeſſen erachte."

„Ihr verſteht mich nicht!" ſagte Fadrique düſter. „Nach abgemachtem Zweikampf wird der Menſch beim Prinzen, vielleicht beim König ſelbſt, einen großen Lärm erheben. Laſſe ich auch weder durch gnädige, noch durch drohende Worte meinen Sinn beugen — und darauf könnt Ihr Euch verlaſſen — wer ſteht mir dafür, daß nicht Jemand Leonor den guten Rath zuflüſtert, die Forderung zu ſtellen, zurück in's Kloſter gebracht zu werden, um zu überlegen ob ſie nicht Nonne werden wolle? — Hiergegen vermögen wir dann alle Beide nichts."

„So laßt uns ohne weiteres jedem Schritte des Königs und des Infanten zuvorkommen! Laſſet uns morgen mit Tagesanbruch in der Einſiedelei die Trauung vollziehen, ehe noch der Zweikampf vor ſich geht, und die Doña dann dem Fant in's Angeſicht erklären, ſie habe freiwillig und ungezwungen den Schritt gethan.“

„Unmöglich! Rein unmöglich!“ erwiederte Fadrique. „Zur Trauung wäre ſie vielleicht zu zwingen, doch zu einer ſolchen Erklärung, ihm gegenüber, nimmermehr. — Ich wüßte nicht wie dies zu bewerkſtelligen wäre.“

„Nichts iſt leichter!“ rief der Graf. „Wir erklären der Doña, daß, wenn ſie ſich nicht dazu entſchließt, ſie das Leben des Ritters aufopfert, indem wir Beide ihn ohne weiteres tödten würden.“

„Und wenn ſie dennoch ſtandhaft bleibt?“

„So machen wir die Drohung wahr!“

„Pfui!“ rief Fadrique. „Meuchelmord? Zwei gegen Einen? Dazu biete ich meine Hände nicht.“

„Iſt auch nicht gerade nöthig, wenn Ihr ſonſt nicht Luſt habt;“ erwiederte Torre de la Vega kalt. „Ich habe Jemand zur Hand, der mir in dieſer Anden Waſſerſpiegel ragte, ſo hatten frühere Sturmfluten daſſelbe doch erreicht und demzufolge ſein Inneres faſt zur Hälfte mit Sand ausgefüllt.

Nur wenige Schritte waren unſere Reiſenden noch von dem Häuschen entfernt, als Männerſtimmen und bald darauf Roſſegewieher ihnen entgegentönte. Beſorgt ſah Cornelia ihren Begleiter an; doch dieſer erblickte eben in der Thür des Hauſes eine männliche Geſtalt und ritt raſch auf dieſelbe zu. Allem Anſcheine nach war der aus der Thür tretende Fremde ein Kriegsmann; wenigſtens deutete das lange gerade Schwert, der militairiſch aufgeſtutzte Bart, die breite orangenfarbene Schärpe und die vom ſpitzigen Hute den Rücken abwärtshängende Feder von gleicher Farbe hierauf. —

Gibt's noch ein Plätzchen für zwei Reiſende, die ein Stündchen ausruhen wollen, in der Baracke? fragte Jan, indem er Anſtalt machte, von ſeinem Streitroſſe herabzuklettern.

Warum nicht? entgegnete der Krieger, beiläufig ein Mann von vierzig Jahren. Den Rottmeiſter Enkhuiſen von der Leibwacht hat noch niemals ein hübſches Mädchen vergeblich um ein Plätzchen angeſprochen, und auch Ihr, mein guter Freund, ſollt mir und meinen Kameraden willkommen ſein; wohl vergelegenheit beiſtehen kann. Bekümmert Euch alſo nicht darum, ſondern überlaßt mir das Weitere. Zu einer langen Unterredung zwiſchen Doña Leonor und Pacheco, darf es überhaupt nicht kommen. So wie er ankommt, tritt ſie allein und ohne Eure Begleitung auf den Balkon der alten Ruine, erklärt daß ſie mein Weib ſei, und daß ſie freiwillig ihr Wort gegeben. Ich und mein Begleiter halten uns während dem im Erdgeſchoß des Hauſes verborgen, und alles Uebrige hängt dann von dem Benehmen Pacheco's und Eurer Schweſter ab.“ —

Lange widerſtand Don Fadrique den Zumuthungen des Grafen, endlich willigte er dennoch ein. Er betrachtete Juan Pacheco als einen Nebenbuhler, der ihm die Gunſt des Prinzen, den er einſt, wie Luna den König, zu beherrſchen gedachte, zu rauben im Begriff war, und ſah in ihm überdies den Erbfeind, gegen den der Spanier ſich um ſo eher Alles erlauben zu können wähnt, weil er ihn als gewarnt, und das ganze Verhältniß als einen vollkommenen Kriegszuſtand annimmt. Ueberdies waren Treuloſigkeiten ähnlicher Art, unter hohen Perſonen, in Spanien ſchon früher öfter vorgekommen. So ließ Pedro der

Grauſame ſeinen Gaſt, den König von Granada, Mahomed el Bermejo, bei der Tafel überfallen und hinrichten, und gab, als der Maure ſchmerzvoll ausrief: „O Don Pedro, welche That für einen Ritter!“ ihm ſelbſt den erſten Lanzenſtoß. Später ward Pedro ſelber durch ſeinen natürlichen Bruder Heinrich von Traſtamara auf ähnliche Weiſe ermordet. — —

Es war am folgenden Morgen, und der Mond ſtand noch am Himmel, als Fadrique und ſeine Schweſter — Letztere tief verſchleiert, — der Graf Torre de la Vega, und jener Mann, den wir beim Aguedafeſte unter dem Namen Sancho Nugno kennen lernten, durch die Baumpflanzungen, die ſich längſt dem Ufer der Eresma fortziehen, in den Eingang eines Thalgrundes ritten, welchen die Natur mit vielen Reizen ausgeſtattet hat. Hohe Felſen, bewachſen mit Myrthen, Rosmarin, Hibiscus und andern ſtarkduftenden Gewächſen, ſchloſſen ihn von einer Seite ein, während wellenförmige Hügel, beſtanden mit Encinnaeichen, zwiſchen denen einzelne Pinien emporragten, ihn von der andern begränzten. Kleine Bergwaſſer bildeten von den Felſen herabhüpfende Kascaden, die ſich endlich zu einem Bächlein vereinigten, das wie ein Silberband den Thalgrund durchſchlängelte, und in demſelben die üppigſte Vegetation hervorrief. Am Ende des nur einen einzigen Zugang habenden Thales, lag dicht an einem etwas überhängenden Felſen höchſt reizend die Einſiedelei del Parral. Sie war ein gemauertes, nicht unbedeutendes Bauwerk, das, wie es ſchien, früher zu einem andern Gebrauch gedient haben mochte, jetzt indeß halb in Ruinen lag. Der bewohnbare Theil bildete zwei Stockwerke, deren unteres aus zwei Zimmern, das obere aber aus einem ziemlich geräumigen Saale beſtand, vor deſſen Fenſtern ein ſteinerner Balkon hinlief. Die Fruchtbarkeit des Thales, vermehrt durch die geſchützte Lage und den Waſſerüberfluß, bewies ſich auch mitten in den Ruinen, denn dieſe waren dermaßen mit Epheu überzogen, daß kaum hier und da ein Stückchen Mauer hervorſah, und die Wohnung des Einſiedlers eher einer Laube als einem gemauerten Gebäude glich. Das ganze Thal trug einen ſo ſtillen, heimlichen Charakter, es war ſo lieblich und angenehm, daß es bis in die ſpäteſten Zeiten ſeinen Ruf als reizender Aufenthaltsort bewahrte, und man noch heute zu ſagen pflegt: „De los huertos del Parral al Paraiso terrenal.' (Von den Gärten des Parral in's irdiſche Paradies).

So wie die Reitenden bei der Einſiedelei angekommen waren, ſtiegen ſie von den Pferden. Fadrique bot der Schweſter den Arm, und führte ſie in das Haus, der Graf und Sancho Nugno — Letzterer die Zügel der Pferde faſſend — blieben noch vor der Thüre in leiſer Unterredung beiſammen. So wie Fadrique, Leonor und der Einſiedler, der die Ankommenden erwartet zu haben ſchien, in der Thüre des Hauſes verſchwunden waren, ward die Unterhaltung jener Beiden lauter geführt.

„Was?" rief Sancho Nugno mit allen Zeichen der Ueberraſchung. „Don Juan Pacheco iſt es, auf den Ihr es gemünzt habt? — Caramba! Das hätte ich wiſſen ſollen! Der böſe Feind ſelber hätte mich nicht hergebracht."

„Fürchteſt Du Dich, Memme!" rief aufgebracht der Graf. „Sind wir nicht unſerer Zwei? Iſt Juan Pacheco etwa Cid el Campeador, oder Bernardo del Carpio?"

„Fürchten?" entgegnete Sancho verächtlich. „Ni esto! Ni tanto!“ — Er ſchnippte mit den Fingern. — „Aber, Señor Conde, ich betrachte den Ritter als einen Freund. Ich habe ein Gewiſſen im Leibe!“

„Du? — Wie wärſt Du denn dazu gekommen?“ ſprach der Graf verächtlich lachend.

„Der Ritter hat mich am Aquedafeſte, wo es mir an Hals und Kragen gehen konnte, vom Strange gerettet!“ rief Jener. „Und dann, Señor, habe ich auch gedacht, es handele ſich nur darum, das Fräulein ein wenig zu erſchrecken —“

„Und deshalb, Schurke, hätte ich nöthig gehabt Dich mitzuſchleppen?“ unterbrach ihn zornig der Graf.

„Ja, und außerdem, Kaballero, müßt Ihr einſehen, ſind dreißig Ducaten doch allzuwenig —“

„Aha, dies ſind die Gewiſſensbiſſe!“ rief Torre de la Vega. „Wohlan, Du ſollſt hundert haben.“

„Ei, ei! Edler Herr, wo denkt Ihr hin? Das Blut eines ſo edlen Ritters, von ſo altem Geſchlecht, eines Marques, ſo niedrig anzuſchlagen! Nicht um Alles in der Welt wollte ich an Eurer Stelle meinem Stande ſo viel vergeben;“ ſagte Jener in dem klagenden Tone des Vorwurfs.

„Wohl! Ich gebe Dir zweihundert Ducaten. Nun wirſt Du doch zufrieden ſein?"

„Gewiß, Señor! Ich würde Euch die Hände küſſen, wenn — der Ritter nicht mein Freund, mein Retter wäre. Ihr werdet mir zwar mit Recht einwenden, daß es auch Dolchſtiche für Freunde gebe, und daß bei einem Geſchäft alle perſönliche Rückſichten nicht in Betracht kommen ſollen. Alles dieſes gebe ich auch zu, aber Ihr werdet mir dagegen nicht beſtreiten können, daß Dolchſtiche für Freunde — beſonders wenn die Sache ſo preſſant iſt wie heute — auch theurer bezahlt werden müſſen."

„Ich gebe Dir dreihundert Ducaten, verdammter Schurke!" ſchrie der Graf. „Nimmſt Du ſie — gut. Wo nicht, ſo ſcheere Dich zum Henker. Aber Du ſollſt in dieſem Falle binnen vier Wochen baumeln, ſo gewiß baumeln, als ich Torre de la Vega heiße. Dies ſchwöre ich Dir, bei —"

„O, Señor Conde, ſchwört nicht! Ereifert Euch auch nicht! Es kommt dabei nichts heraus. Würde ich gehangen, ſo verlöret Ihr Jemand, den Ihr oft nöthig gehabt, und noch öfter nöthig haben könnt. — Wenn Ihr Alles bedenkt, ſo ſetzet Ihr mir nach glücklichem Ausgange freiwillig noch eine Kleinigkeit zu, und ich willige ein, da Ihr mein alter Kunde ſeid."

„Wohlan, ſo bleibt es dabei!" ſprach der Graf eilig. „Führe die Pferde hinter das Gemäuer, und komm dann in's Haus. Du findeſt mich auf dem Flur."

Während unten im Mitte jener reizenden Natur, in dem friedlichen Thale, das eher zu allem Andern wie zu Mordplänen geeignet ſchien, dergleichen Verhandlungen geführt wurden, fand eine faſt noch traurigere Scene zwiſchen Fadrique und ſeiner Schweſter ſtatt. Der Erſtere hatte Leonor bis jetzt glauben laſſen, daß er ſie auf eines ſeiner entlegenen Schlöſſer bringe, um ſie der Nähe Juan Pacheco's zu entziehen, jetzt machte er ihr bekannt, daß ſie noch in derſelben Stunde mit dem Grafen getraut werden würde. Geiſterbleich hörte das Mädchen die Rede des Bruders an, dann ſtürzte ſie vor ihm auf die Kniee, und beſchwor ihn bei Himmel und Erde, ſie nicht zum Weibe eines Mannes zu machen den ſie verabſcheue. Umſonſt hob ſie Fadrique freundlich auf, umſonſt zählte er ihr alle Vortheile auf, die aus der Verbindung mit einem der reichſten und mächtigſten Männer in ganz Kaſtilien und Leon für ſie entſtehen würden, Leonor bat ihn unter unzähligen Thränen, ſie nicht zu dieſer verhaßten Heirath zu zwingen, ſondern ſie in das Kloſter nach Valladolid zurückzuſenden, und dort Nonne werden zu laſſen. Die letztere Bitte Leonors beſtärkte den Bruder indeß nur um ſo mehr in dem Vorſatze, den er gefaßt hatte. Brachte er die Schweſter in's Kloſter zurück, ſo war es möglich, daß mittelſt einer Verwendung des Infanten, der König ſelbſt ſich zum Obervormund des Mädchens erklärte, und die Verbindung mit dem Marques von Villena, der in Hinſicht der Ebenbürtigkeit nichts entgegenſtand, billigte. Sich die Hand der Schweſter aber von dem Feinde abtrotzen laſſen? — jede Fiber Fadrique's bebte vor Zorn, wenn er nur an die Möglichkeit dachte. Er hätte nicht Spanier ſein, er hätte nicht haſſen müſſen wie ein Spanier zu haſſen im Stande iſt, wenn er nicht Alles hätte aufbieten ſollen, dieſer Möglichkeit zuvorzukommen. Vor Allem wollte er ſich indeß jetzt überzeugen, woher der Abſcheu rühre, den Leonor vor dem Grafen zu haben vorgab. Er warf daher der Schweſter Mangel an Offenheit vor, er ließ ſie die

Meinung faſſen, er könne ſich wohl noch erweichen laſſen, wenn er einen Grund höre, der nicht auf bloßer Mädchenlaune beruhe. Leonor ging in die Falle. Sie geſtand ihm daß ſie den Ritter liebe, daß ſie von ihrer Liebe mit ihm geſprochen; — ſie unterſchrieb damit ihr Urtheil.

„Du liebſt ihn alſo?“ ſagte Fadrique mit düſterm Lächeln. „Wohlan, Du kannſt ihm jetzt den erſten und letzten Beweis Deiner Liebe geben, indem Du das Leben des Elenden retteſt. In wenig Augenblicken wird er hier ſein, aber die Augenblicke, die er noch zu leben hat, ſind gezählt, er wird dies Thal nicht lebendig verlaſſen.“

„Um der Santa Virgen willen! Was ſagt Ihr da, mein Bruder!“ rief Leonor mit Entſetzen.

„Der Erbärmliche wagte den Grafen in meiner Gegenwart mit Schimpfworten zu überhäufen, mit Benennungen, für die der kleinſte Hidalgo nur Schwerthiebe oder Dolchſtiche als Antwort hat. Noch mehr: er warf ihm ſeinen Handſchuh in's Geſicht, und forderte ihn zum Zweikampf. Dies Benehmen erfordert aber nicht Kampf, ſondern Rache. Schimpflich hat er den Grafen beleidigt, und ſchimpflich ſoll ſein

Ende ſein. So wie er erſcheint, fällt er unter dem Schwerte des Grafen und des Mannes, der ihn begleitet und den Du geſehen haſt.“

„Unmöglich, Bruder! — Was Ihr ſagt iſt unmöglich!“ rief Leonor, aber ihr Ton widerſprach ihren Worten. „Don Fadrique, der geachtete, mächtige Graf von Benavente, ſollte zuſehen wie ein Rittersmann, ein Edler von Kaſtilien, in ſeiner Gegenwart ermordet wird, und er ſollte nachher die Hand der Schweſter in die des Mörders legen wollen?“

„Nein vorher!“ ſagte Fadrique mit Eiſeskälte. „Vorher, ehe die That ſtattfindet, wirſt Du das Weib des Grafen. Dies wird der Fall ſein, und wenn ſich Himmel und Erde widerſetzten, und wenn ich Dich mit Gewalt zum Altar ſchleppen ſollte. — Dies letztere zu verhüten, ſo wie das Leben Pachero's zu retten, hängt allein von Dir ab.“

„Wenn Du,“ ſagte Fadrique nach einer Pauſe, in welcher er dem geiſterbleichen Mädchen dem Anſcheine nach Zeit zur Sammlung ihrer Geiſteskräft laſſen wollte, „wenn Du ruhig dem Grafen zum Alta folgſt, wenn Du hierauf, von jenem Balkon hera dem Ritter erklärſt daß Du ihn nicht liebeſt und fr ſtanden jedoch, daß die Geneverflaſche, die dort an Euerm Sattelbogen hängt, nicht etwa leer iſt.

Keinesweges, erwiederte der Alte; ihr Inhalt reicht für uns Alle aus! — So raſch es ſeine Unbeholfenheit ihm erlaubte, half er Cornelien vom Pferde, und auch der Rottmeiſter, einſehend, daß die Reiſende eine junge Dame höhern Standes ſei, glaubte ſeine Galanterie dadurch zeigen zu müſſen, daß er indeß die Zügel ihres Roſſes faßte.

Während Jan die Thiere bei denen der Krieger unterbrachte, trat Cornelia in die Hütte. Ein junger Kriegsmann ſaß in dieſer und ſchmauſte behaglich an einem Stückchen Schwarzbrot und fettem Käſe, zu welchem er dann und wann ein Schlückchen Wachholderbranntwein aus einer an ſeinem Halſe hängenden mit Leder überzogenen Flaſche nahm. Bald nachher trat auch der Alte ein, und dieſer ſowie der Rottmeiſter bemühten ſich, für Cornelien aus den Sätteln und den Mänteln der Krieger in einer Ecke der Hütte einen nicht ganz unbequemen Sitz zu bereiten. Mit freundlicher Miene lud das Mädchen die Fremden ein, einige Erquickungen, mit denen die Sorgſamkeit des Alten die Reiſetaſchen verſehen hatte, anzunehmen, und bald belebte die Gaſtlichkeit, mit der Letzterer den hörnenen Reiſebecher zwiſchen ſich willig das Weib des Grafen geworden biſt, ſo verſpreche ich Dir, daß ſein Leben geſchont werden ſoll.“

„Bruder! — Bruder!“ rief Leonor mit gefaltenen Händen. „Bedenkt daß ein Gott über uns lebt, daß ſein allſehendes Auge den Frevel ſieht —“

„Mein Feind ſoll nicht triumphiren, er ſoll nicht über mich hohnlachen! Eher würde ich mich und Dich den Gewalten der Hölle zum Preiſe geben;“ rief Fadrique mit furchtbarem Tone. „Hoffe nicht,“ ſetzte er mit auf einander gepreßten Lippen hinzu, „hoffe mich nicht zu erweichen. Du würdeſt leichter dieſe Felſen erweichen können.“

„Nein, nein, Bruder! Ich muß eine andere Antwort von Euch haben!“ rief Leonor, nochmals vor Fadrique auf die Kniee ſtürzend. „Seht, hier liege ich vor Euch im Staube! Ich beſchwöre Euch bei dem Andenken an unſere Eltern, ich beſchwöre Euch bei dem Recht, das ein fremd und allein in der Welt ſtehendes Geſchöpf in Anſpruch nehmen kann, bei dem Rechte des unverſchuldeten Unglücks, mich nicht ſo gränzenlos elend zu machen! — Bruder! Bruder!“ rief ſie wie außer ſich. „Erhöre meine Bitte oder Deine That wird Dich gereuen, wenn noch Gerechtigkeit im Himmel oder auf Erden zu finden iſt.“

„Wahnſinnige, halt ein!“ rief Fadrique wild. „Ich will Dich eher todt wiſſen, ja ich will Dich eher mit eigener Hand tödten, als Dich als das Weib meines hohnlachenden Feindes ſehen! — Fort jetzt! — Fort in die Kapelle!“

Eben als der Graf die Unglückliche vom Boden aufriß, und ſie mit Gewalt zur Thüre hinausführte, kam Juan Pacheco langſam vom Eingange des Thales her auf die Einſiedelei zugeritten. Da er Niemanden hier erblickte, hielt er unter einer mächtigen Eiche an, band ſein Pferd an einen Baum, und ſetzte ſich auf einen Felſenblock, um die Ankunft ſeines Gegners zu erwarten. Die Trauung Leonors mit dem Grafen durch den Einſiedler hatte inzwiſchen ſtattgefunden. Gedankenlos, mehr einer Sterbenden als einer Lebenden gleich, hatte das Mädchen die kurze Rede des Mönchs angehört, gedankenlos hatte ſie, als Fadrique ſie mit der gepanzerten Rechte am Arme packte, ihr ‚Ja‘ geſagt, und gedankenlos, und ſich kaum auf den Füßen halten könnend, folgte ſie dem Bruder wieder in das Gemach des obern Stockwerkes. Ihr

Anſehen war todtenbleich, ihre Züge die einer Geſtorbenen, ihr Auge ohne Thränen. Jetzt fiel der Blick Fadrique's durch die geöffnete Balkonthüre auf Pacheco, der ſich erhoben hatte und auf die Einſiedelei zugeſchritten kam, um ſich nach dem Grafen Torre de la Vega zu erkundigen.

„Dort iſt er!“ rief Fadrique mit verbiſſenem Grimme, als er den Ritter erblickt hatte. —

„Tritt auf den Balkon!“ ſagte er zu Leonor, die vor Mattigkeit auf einen Stuhl geſunken war.

„Ja, mein Bruder;“ erwiderte ſie mit matter, metallloſer Stimme, indem ſie ſich erhob und mit ſchwankendem Schritte hinaustrat.

„Sage ihm, daß Du Dich freiwillig mit dem Grafen vermählt haſt;“ fuhr er gebieteriſch fort.

„Ja, mein Bruder!“ entgegnete ſie, aber ſie war nicht im Stande ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Sprich, Unglückliche, ſprich!“ ſagte Fadrique, indem er neben ſie auf den Balkon trat. — „Sprich,“ ſetzte er hinzu, „oder ich ſtampfe mit dem Fuße, und der Graf und ſein Begleiter, die unten auf dies Zeichen harren, ſtürzen aus dem Hauſe und hauen ihn nieder.“

In dieſem Augenblick bemerkte Pacheco die Geliebte, er ſah in ihr bleiches Geſicht, und bemerkte die grimmfunkelnden Augen ihres Bruders.

„Ha, Leonor! Um Gott! Was iſt geſchehen?“ rief er aus.

„Ich bin — vermählt!“ ſagte ſie mit ſchwacher hinſterbender Stimme.

„Sage nein! Es iſt unmöglich! Ich habe Dein Verſprechen;“ ſchrie Pacheco.

„Sie iſt das Weib des Grafen Torre de la Vega;“ ſagte Fadrique.

„Du lügſt!“ ſchrie Pacheco wüthend. „Ich muß es aus Leonors Munde hören, wenn ich es glauben ſoll. — Biſt Du das Weib des Erbärmlichen?“

Leonor konnte nicht ſprechen, aber ſie machte eine ſchmerzliche Bewegung mit dem Haupte.

„Ha Treuloſe!“ rief Pacheco. „So haſt Du mich hintergangen?“

„Ja,“ ſagte Fadrique, „ſie hat Dich hintergangen. Sie hat Dich immer verabſcheut.“

„Nein! — Nein!“ rief Leonor faſt bewußtlos. „Ich haſſe Dich nicht! — Ich habe Dich innig geliebt!“ —

„So ſollſt Du mir Rede ſtehen, Fadrique Guzmann!“ rief Juan Pacheco, ſeinen Arm gegen Jenen ausſtreckend. „Du ſollſt mir Rede ſtehen vor den Augen des Königs, vor ganz Kaſtilien und im Gottesurtheil!“ —

Wüthend ſtampfte Fadrique mit dem Fuße. Sogleich öffnete ſich die Thüre des Hauſes, und der Graf nebſt ſeinem Begleiter ſtürzten mit geſchwungenen Schwertern heraus. Mit jener ſchnellen Beſonnenheit, die Pacheco auch ſpäterhin als Freund und Rathgeber König Heinrichs bewährte, erkannte er ſogleich worauf es abgeſehen war. Er nahm ſeine Stellung ſo, daß ein Baum ſeinen Rücken deckte, zugleich erkannte er Sancho Nugno. Dieſer letzte Umſtand flößte ihm eine Kriegsliſt ein.

„Verräther!“ rief er dem Grafen zu, der mit Schwerthieben auf ihn eindrang. „Verräther, ich kannte Dein Vorhaben, aber Du haſt Dich in Deiner eignen Schlinge gefangen! — Komm, Sancho, ſtelle Dich an meine Seite! Unſere übrigen Gefährten werden gleich hier ſein.“

„Ha Elender! — Nimm das zum Lohne!“ ſchrie Torre de la Vega, und führte einen Schwerthieb nach Sancho Nugno, der, wenn er ihn getroffen, ihm unfehlbar den Schädel hätte ſpalten müſſen. Der Hieb traf indeß nur den Arm und machte ihn kampfunfähig.

„Carajo! Nehmt doch Vernunft an!“ rief der Bandit; da er aber ſah, daß der Graf fortfuhr auf ihn einzudringen, indem er ſich verrathen glaubte, ſo ſprang er einige Schritte rückwärts und ſchrie:

„Hol' Euch der Henker, Señor! — Wie es ſcheint ſoll ich um die verſprochenen dreihundert Ducaten kommen, und ſo will ich nur gehen und mich anderweitig ſchadlos halten.“

Nach ein paar Augenblicken ſah man ihn mit ſeinem und des Grafen Pferde, aus den Ruinen nach dem Eingange des Thales ſprengen.

Das Gefecht zwiſchen dem Grafen und Juan Pacheco ging inzwiſchen ſeinen Gang. Der Graf war keinesweges feig. Indem er und Fadrique übereingekommen waren den Ritter zu tödten, hatte der Gedanke, durch die Nachricht daß Pacheco im Zweikampf gefallen, dem Infanten wie dem König jede Möglichkeit zu benehmen, in der Heirathsangelegenheit einzuſchreiten, nicht aber Mangel an Muth, den Ausſchlag gegeben. Da überdies der Graf ein ſtarker Mann und der Führung des Schwertes gewohnt war, ſo bedurfte es aller Gewandtheit des Ritters, um ſeinen Gegner im Kampfe zu beſtehen. Dieſe letztere Eigenſchaft aber war es, die Pacheco in vollem Maße beſaß. Er ſuchte durch Geſchicklichkeit im Fechten den Grafen lange Zeit hinzuhalten, und erſt dann, als derſelbe weniger heftig auf ihn eindrang, begann er alle ſeine Kräfte anzuſtrengen. Jetzt wendete ſich der Kampf zu des Ritters Vortheil. Der Graf ſchien zu ermüden. Sauſend fuhr ein Schwerthieb herab, und Torre de la Vega lag tödtlich verwundet zu den Füßen des Gegners. Pacheco wollte eben nach der rohen Sitte jener Zeiten dem Beſiegten das Schwert durch die Gurgel ſtoßen, als ein durchdringender Schrei von der Einſiedelei her ertönte. Er glaubte Leonors Stimme zu erkennen. Augenblicklich ließ er von dem verwundeten Gegner ab. Wie wahnſinnig, das blutige Schwert in der Fauſt, ſtürzte er nach dem Gebäude, und eilte mit Windesflügeln die Treppe aufwärts, die nach dem Saale führte. Welch' ein Anblick wartete ſein! — —

So wie Sancho Nugno entflohen war, hatte Fadrique, wüthend mit dem Fuße auf den Boden ſtampfend und ſtarren Blickes, aus der Thüre des Balkons auf die Kämpfenden geſchaut. Oft fuhr er unwillkürlich mit der Hand nach dem Schwerte, doch ſtets ließ er ſie wieder ſinken, und nur einzelne unverſtändliche Sylben entglitten den gepreßten Lippen. Leonor ſtand an der Balkonthür, doch blickte ſie nicht hinaus, ſie zitterte an allen Gliedern. In dem Augenblick, wo Torre de la Vega ſich ſchwächer vertheidigte und Pacheco ihn heftiger angriff, ſchien Fadrique in eine plötzliche Wuth zu gerathen.

„Der Elende wird ſiegen, und ich bin beſchimpft!“ rief er knirſchend.

Wie der Blitz fuhr ſein Schwert aus der Scheide, und es über dem Haupte ſchwingend, eilte er wie ein Raſender nach der Thüre.

In dieſem Augenblicke ſchien Leonor neues Leben zu gewinnen, ſie flog nach dem Eingange und verriegelte die Thüre.

„Hinweg! Laß mich hinaus!“ ſchrie Fadrique. „Der Elende muß von meinen Händen ſterben.“

„Beſinne Dich, Bruder! — Um Gotteswillen!

Willſt Du ihn, oder ſoll er Dich ermorden?“ rief das Mädchen.

„Fort, oder ich tödte Dich und ihn!“ ſchrie Fadrique, deſſen Wuth ſich bis zur Raſerei ſteigerte.

Wie ein Wüthender ergriff er Leonor am Arme, und ſuchte ſie von der Thüre fortzureißen, aber mit faſt übermenſchlicher Kraft klammerte ſich das Mädchen an eine in der Wand befeſtigte eiſerne Krampe.

„Laß mich hinaus, oder Du biſt verloren!“ rief Fadrique ſchäumend.

„Tödte mich, und ſchone Pacheco!“ entgegnete das Mädchen ihre Anſtrengungen verdoppelnd.

„So ſtirb, elende Dirne, Schande unſers Geſchlechts!“ ſchrie Jener, und ſtieß ihr das Schwert in die Bruſt.

Mit einem durchdringenden Schrei fiel Leonor todt zur Erde. — —

Noch wollte Fadrique aus dem Zimmer ſtürzen, aber ein Blick auf die Schweſter, deren Blut aus dem Buſen über ihr weißes Kleid herunterfloß, ſchien ihn plötzlich zu verſteinern. Das Schwert entglitt ſeiner Hand, und fiel klirrend zur Erde. Er bückte ſich nicht es aufzuheben, er bewegte ſich nicht der

Sterbenden beizuſtehen. Todtenbleich und wie leblos ſtand er da, die rollenden Augen, welche aus ihren Höhlen treten zu wollen ſchienen, waren auf das Opfer gerichtet. Mehrmals fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn. Es war als ob er meinte ſich in einem Fiebertraume zu befinden, und als ob er die gräßlichen Bilder, die ſeine Sinne gefangen hielten, verſcheuchen wollte.

In dieſem Augenblicke trat Pacheco in's Zimmer, nachdem er mit ſtarkem Anlaufe den Thürriegel geſprengt. Als ob er ein Geſpenſt geſehen, prallte er vor dem unerwarteten Anblicke zurück.

„Unſeliger, was haſt Du gethan!“ rief er, und er zückte das Schwert, als ob er Fadrique niederſtoßen wollte.

Plötzlich riß ſich dieſer das Panzerhemd auf.

„Hierher ſtoße!“ ſagte er keuchend, indem er die Gegend des Herzens bezeichnete und die Arme ausbreitete.

Der Ritter machte eine Bewegung, wie wenn er den Worten Fadrique's nachkommen wollte, da fiel ſein Blick auf das Antlitz desſelben. Er begegnete hier einem ſeltſamen Lächeln.

und den beiden Kriegern kreiſen ließ, das eben begonnene Geſpräch. —

Die unerwartet hohe Flut, ſprach Jan, hat Euch, Ihr Herren, wol gleichfalls in dieſer Hütte zurückgehalten?

Allerdings! entgegnete der Rottmeiſter, indem er mit freundlicher Verneigung gegen Cornelien ſeinen Becher bis auf den Boden leerte. Wir ſind ſchon ſeit zwei Stunden hier, und darum möge es die geehrte Dame nicht übel uns vermerken, wenn wir durch Ablegung des Bruſtharniſches ſowie des Reitrocks es uns ein wenig bequem gemacht. — Unſere Roſſe, ſetzte er leicht hinzu, verlangen ohnehin nach Ruhe, und wir ſind, noch ehe die Nacht hereinbricht, bei guter Zeit zu Merrembroeck, denn weiter geht unſer Weg nicht.

Ihr gedenket nach Merrembroeck? fragte Cornelia aufmerkſam.

Ja wohl! erwiederte der Rottmeiſter. — Ich habe, ſprach er nach einer Pauſe, einen Auftrag von gar abſonderlicher Art und nicht gemeiner Wichtigkeit. — Ich will zwar, fuhr er, ſich ein bedeutendes Anſehen gebend, fort, nicht geradezu behaupten, daß man im Regimente nicht Mehre meines Grades finden ſollte, die einen bedeutenden Auftrag nicht eben ſo gut als

„Sammle doch dieſe Roſen!“ ſagte Fadrique halb leiſe, als ob er eine Schlafende zu erwecken fürchtete, und indem er auf das herabrinnende Blut zeigte. „Nimm ſie! Sie ſind alle Dein! Eine aber gieb mir. Sie hat mich einſt ja auch geliebt.“

Fadrique war wahnſinnig geworden. — —

Voll Entſetzen ſtand Pacheco noch einen Augenblick mit gezücktem Schwerte vor dem Unſeligen, dann ließ er es plötzlich ſinken.

„Lebe!“ rief er, indem ein Thränenſtrom ihm aus den Augen ſtürzte. „Lebe! Dich hat Gott gerichtet.“

Laut jammernd eilte er aus der Thüre. Er bat den Einſiedler, für den Unglücklichen und ſein Opfer Sorge zu tragen, dann warf er ſich auf ſein Pferd und jagte halb beſinnungslos nach Segovia. — —

Beinahe vierhundert Jahre ſind vergangen, ſeit ſich in jenem ſonſt ſo lieblichen Thale jene Schreckensſcenen begaben. Noch hüpfen rauſchende Bergwaſſer dort von den Höhen, noch ſäuſeln linde Lüfte in den Zweigen der Myrthe und des Hibiscus, noch ertönt dort die Stimme der Sänger des Haines, aber an der Stelle der Einſiedelei erhebt ſich ein prächtiges

Kloſter. In der Kirche deſſelben zeigt der greiſe Führer dem Fremden ein mit Statuen, Säulen und Candelabern geſchmücktes Grabmal. „Dies iſt das Grab unſeres Stifters!“ ſagt er dann, erzählt den blutigen Vorgang jener Tage, und zeigt mit dem Stabe auf den Namen:

‚Juan Pacheco, Marques de Villena.‘

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Sechsundzwanzigſter Band.

I. Das Wahrzeichen.
II. Das Heimweh.
III. Mohun Pang.

Leipzig, 1846.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Vierte Folge.

Vierter Band.

Leipzig, 1846.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite

Das Wahrzeichen 1
Das Heimweh 107
Mohun Pang . . . . 209.

Das Wahrzeichen.

Erzählung.

„Du nennſt mich Weib? — Ein Mann an Muth.
Schirm' ich Dich mit dem eignen Blut!
Drum ſei getroſt und bleib ergeben;
Mein Leben ſetz' ich an Dein Leben.“

Th. Moore.

ich nach Vorſchrift auszuführen im Stande wären; ganz eigen aber iſt es immer, daß bei Gelegenheiten dieſer Art am Ende ſtets der Rottmeiſter Enkhuiſen an die Reihe kommt.

Viel Dienſt, viel Ehre! ſprach lächelnd der alte Jan. — Iſt es indeſſen kein beſonderes Geheimniß, ſo möchte ich wol nach dem Geſchäfte fragen, womit myn Heer Enkhuiſen beauftragt iſt.

Es ſollte wol, entgegnete der Rottmeiſter ſichtlich geſchmeichelt, ein Geheimniß ſein, indeſſen kann ich einer ſo höflichen Frage nicht die Antwort weigern. — Kennt Ihr, fuhr er mit einer Verbeugung gegen Cornelien, nach einem Kapaunenflügel langend, fort, kennt Ihr den Wilhelm Oldenbarneveldt, den remonſtrantiſchen Rebellen?

Gar nicht! rief der Alte raſch, indem er das Mädchen anſah.

Nun ſeht, ſprach ruhig der Rottmeiſter; es wird derſelbe zu Merrembroeck in feſtem Gewahrſam gehalten. Wie man vernimmt, ſoll nun der Oldenbarneveldt mit ſeinen Spießgeſellen confrontirt werden, und darum habe ich die Ordre, ihn heute Nacht, auf daß es nicht beſonderes Aufſehen erregen möge, und längs der Küſte nach der Hauptſtadt zu geleiten.

Glaubt Ihr, fragte das Mädchen ängſtlich, daß

Die Trommeln raſſelten, die Trompeten ſchmetterten, es gab großen Lärm in den Straßen von Teruel. — Aus einer Wohnung, die den Pfarrgebäuden des Orts gegenüber lag, ward ein ſchöner andaluſiſcher Rappe geführt, ein Offizier der polniſchen Lanciers beſtieg denſelben, ſah einen Moment nach dem Hauſe des Küſters Eſteban Valdez herüber, griff freundlich grüßend an die Mütze und ſprengte ſodann nach dem Marktplatze. Der Gruß des jungen Offiziers galt den beiden Töchtern des eben genannten Kirchenbeamten, die, von dem Lärm auf den ziemlich gebrechlichen Balkon des erſten Stockwerks gelockt, neugierig in die Straße hinabſchauten. Das Aeußere der Schweſtern war ſehr verſchieden, beide konnten indeß ſchön genannt werden. Elena, die jüngere, war kaum ſiebenzehn Jahre alt, ziemlich klein, jedoch im zierlichſten Ebenmaß des Körpers geſtaltet. Haar und Augen waren kaſtanienbraun. Ein leichtes Flortuch fiel den Rücken abwärts über das ſchwarze Kleidchen, welches, den zierlichen jungfräulichen Leib eng umſchließend, kaum bis an die Knöchel reichte. Ein ernſter, faſt ſchmerzlicher Zug zeichnete ſich auf ihrem Geſicht ab, und dieſer wurde durch die halbgeſchloſſenen mit langen ſeidenen Wimpern geſchmückten Augenlider, die etwas bleiche Geſichtsfarbe noch vermehrt. Die ältere Schweſter war faſt das Gegentheil der jüngeren. Sie war, was in Spanien ſelten, von ziemlich hohem und ſtarkem Körperbau. Ihre Geſichtszüge waren von regelmäßiger Schönheit, doch von einem kecken, ſtolzen Ausdruck. Ihr Teint war bräunlich, in dem ſtarken Nacken in's Gelbliche ſpielend. Am ſchönſten waren Augen und Haar. Schlug ſie die erſtern nieder, ſo hatten ſie das eigenthümliche Schalkhafte und Nachläſſige, welches die Spanier mit dem Ausdrucke: „ojos adormidillos“ bezeichnen und beſonders hochſchätzen, öffnete ſie dieſelben aber, blickte ſie ſtarr auf einen Gegenſtand, ſo waren die großen, dunkeln, glühenden Augen zwar nicht minder ſchön, ſie nahmen aber dann einen Ausdruck ſcheuer Wildheit an, der zugleich anziehen und erſchüttern konnte. Die Haare, welche in reichen, rabenſchwarzen Flechten das Haupt umgaben, waren von einem ziemlich hohen ſilbernen Kamme feſtgehalten, und an dieſem eine Mantilla von ſchwarzer Seide feſtgemacht. Letztere fiel bis weit über den Rücken herab auf das Kleid von eben ſolcher Farbe, welches indeß kurz genug war, um ein paar weiße, mit bunten Zwickeln gezierte Strümpfe, und darin ein paar auffallend zierliche Füßchen ſehen zu laſſen.

„Unſere Todfeinde! Möchten ſie alle verderben!“ ſagte Fernanda, indem ſie mit einem Blicke voll unbeſchreiblichem Haß und Verachtung dem Offizier nachſah. „Warum erwiederteſt Du ſeinen Gruß, Elena?“

„Weil — weil —“ ſtammelte die Schweſter. „Er iſt immer ſo artig, ſo freundlich, wenn er herüberblickt —“

„Er ſoll aber nicht herüberſehen, der Freimaurer, der Jude,“ unterbrach ſie Fernanda heftig. „Es iſt frech und unſchicklich von ihm, daß er es thut.“

„Ei nun, wir thun es ja auch! Wir ſehen

ja auch hinüber;" verſetzte Elena ein wenig ſchnippiſch. „Und warum ſollte man den jungen hübſchen Mann nicht anſehen dürfen? Ich finde da nichts Uebles dabei. Du ſaheſt ja alle Minuten nach dem Fenſter des Vetter Euſebio, wie er noch hier war."

„Das that ich!" rief Fernanda, „weil er mir gefiel, weil er unſer Vetter iſt, und mein Liebhaber dazu, und weil er mich heirathen wird. Das kann alle Welt wiſſen; es iſt nichts Unrechtes. Euſebio war ein anſtändiger Eſtudiante — er verſtand ſich ſchon auf's Schröpfen und Aderlaſſen, und wäre der Krieg nicht gekommen, ſo ſtände heute ſchon: ‚Cirujano y Sangrador' mit großen Buchſtaben über ſeiner Thür, und ich wäre ſeine Frau, — dazu war er ein Spanier und alter Chriſt, Jener aber iſt ein Feind unſeres Landes, und ein Kaffer, und — mit einem Worte, es iſt unſchicklich, daß Du ſeine Parthie nimmſt."

„Hm, die Polen ſollen auch Chriſten ſein, wie ich mir habe ſagen laſſen —" hob Elena, vom Geiſte des Widerſpruchs getrieben, an.

„Gottes Leben! Chriſten oder nicht Chriſten! Sie fechten aber mit den verdammten Franzoſen zuſammen gegen unſer Land, und der Vater würde ſagen: ‚De tales polvos, ales bodos' (Aus ſolchem Staub, wird ſolcher Koth). Du aber biſt noch nicht hinter den Ohren trocken, und ſollſt nun einmal nicht nach dem Franzoſen und Freimaurer hinüber ſehen."

Elena ſchien von dem Zorn der Schweſter ſich nicht irre machen zu laſſen, ſondern etwas entgegnen zu wollen, als Don Eſteban, der Hausherr, in's Zimmer trat. Er war ein Mann von etwa ſechzig Jahren. Sein dunkles Haar begann hier und da zu ergrauen. Das volle Geſicht zeigte ſehr gutmüthige, wenn auch nicht eben geiſtreiche Züge. Die kurze, ſchwarze Jacke, welche durch eine Faja (Schärpe) mit den Unterkleidern verbunden war, die braunledernen Kamaſchen, die bis an das Knie reichten, die ziemlich ſpitze Mütze, deren Sammtumſchlag ein nach vorn gerichtetes Horn ſehen ließ, bezeichneten ſeine Tracht als die den Mittelſtänden gewöhnliche. Das Antlitz des Mannes glänzte von Vergnügen.

„S' wird losgehen, Kinderchen!" rief er beim Eintreten ſich vergnügt die Hände reibend. „Es hat ſich eine Guerilla auf der Straße von Valencia blicken laſſen, und nun rücken die Franzoſen aus, um ſie zu verfolgen, und glauben ſie bereits ſammt und ſonders im Rachen zu haben, aber ich denke: Del dicho al hecho va largo trecho! Zwiſchen ſagen und thun, iſt ein weiter Weg! Ich komme eben von unſerm Herrn Pfarrer, und der hat immer gute Nachrichten. In der Nähe von Caſtellon de la Plana ſtand vorgeſtern Jep el Montañes mit ſeinen Kataloniern, die Guerilla aber, die geſehen worden, kommt von Valencia herauf, und Euſebio iſt auch in der Nähe."

Wie?" rief Fernanda entzückt; „wißt Ihr das gewiß?"

„Der Herr Pfarrer hat es mir geſteckt, mein Salzfäßchen, und ich wollte Dir die frohe Nachricht nicht vorenthalten!" erwiederte der Vater vergnügt. „Der Vetter ſchweifte vor wenig Tagen an der Spitze von ſechzig wackern Andaluſiern, lauter ehemaligen Schulkameraden aus Sevilla, in der Gegend von Guadalaxara herum."

„Ha, wenn er doch hier wäre!" rief Fernanda. „Bei unſerer Frau von Cavadonga! Er würde den

Polen, welche immer ſo ſtolz thun, gewiß nicht den Rücken kehren."

„Wo man's nicht denkt, da ſpringt der Haſe,
Auf einmal munter aus dem Graſe!"

ſagte der Vater, wobei er das eine Auge pfiffig zukniff, als ob er zu verſtehen geben wollte, daß er noch gar Manches wiſſe, aber es nicht ſagen dürfe. „Aber ich muß auf den Thurm ſteigen, ich habe da oben etwas zu ſchaffen. Höre, Elena, chiquita, gieb mir ein rothes Schnupftuch! Ein rothes, hörſt Du? — So, Kinderchen, und nun haltet hübſch die Hausthür zu. Oeffnet ſie nicht, es geſchehe, was da wolle."

„Ei ſagt doch, Vater! Iſt etwas im Werke?" rief Fernanda fröhlich.

Der Alte zog die Augenbrauen übermäßig in die Höhe, und ſagte dann:

„A boca cerrada no le entran moscas!" („In den geſchloſſenen Mund kommt keine Fliege") worauf er ſchnell das Zimmer verließ.

Die Schweſtern betraten auf's Neue den hölzernen Balkon. Der Generalmarſch war verhallt. Einzelne franzöſiſche Infanteriſten wanderten nach dem

Markte zu, und man hörte den Hufſchlag der Pferde der ausrückenden Lanciers. Nach einer Weile ertönte Trommelſchlag. Auch die Kompagnie Infanterie, die in dem Orte lag, marſchirte ab.

„Ich muß durchaus wiſſen, was es giebt!“ ſagte Fernanda. — „Höre, Elena!“ ſetzte ſie in dem Tone der Ueberlegenheit, den ſie auch ſchon früher gegen die Schweſter angenommen hatte, hinzu: „Ich will auf den Boden ſteigen, um in's Freie zu blicken. Schließe die Hausthüre indeß. Ich kehre bald wieder zurück.“

Kaum hatte die jüngere Schweſter dieſen Auftrag erfüllt, und war in's Zimmer zurückgegangen, als in geringer Entfernung einige Schüſſe ertönten. Elena horchte aufmerkſam. Das Schießen nahm zu, es verſtärkte ſich von Minute zu Minute, endlich knatterte das Gewehrfeuer ununterbrochen. Das Mädchen trat auf den Balkon. Eine große Unruhe ward auf der Straße ſichtbar.

„Schließt die Thüren!“ rief ein Mann, der eilig die Straße herauf kam. „Die Franzoſen werden von allen Seiten angegriffen. Sie ſind am Thore im Handgemenge mit zwei ſtarken Guerilla's, die aus den Bergen hervorbrachen, während die Polen die Valencianer verfolgten."

„Nichts da!" ſchrie ein Anderer, der mit einer Flinte von ungewöhnlicher Länge aus dem Hauſe ſtürzte. „Die Franzoſen ſind in der kleinen Straße am Thore eingekeilt. Jep mit ſeinen Rothmützen iſt ihnen auf dem Leibe. Kommt Gevattern! Wir ſteigen auf die Dächer, und ſchießen ein Bischen in den Haufen."

„Recht, Kaballero!" ſchrie ein altes Weib von mumienartigem Anſehen aus einem Fenſter. „Ich will einen Kübel Waſſer heiß machen, und werde bald damit bei Euch ſein, um dieſen Söhnen der Ziege ein wenig das Fell abzubrühen."

„Drauf! — Zeigt, was Ihr könnt! — Nieder mit den Ketzern, den Kaffern!" ſchrieen einige Embozados (von embozarse, ſich das Geſicht bis an die Augen mit dem Mantel verhüllen, um unkenntlich zu bleiben), welche mit alten verroſteten Schießgewehren, die Straße hinab nach dem Thore zuliefen.

„Gottes Segen mit Euch, Kaballeritos! — Nieder mit den Enkeln eines räudigen Hundes! Einen Dolchſtoß als letzte Oelung den Freimaurern!" ſchrie die Megäre den Forteilenden nach, und humpelte dann eilig vom Fenſter weg, um das den Feinden zugedachte warme Sturzbad zuzubereiten. —

Das Schießen hatte indeß immer noch zugenommen. Der Kampf mußte bis zum Handgemenge gekommen ſein, denn man hörte deutlich das Geſchrei der Angreifenden, die ſich durch den Ruf: ‚Vencer ó morir!‘ oder: ‚Adelante Españoles!‘ zu ermuthigen ſuchten. — Jetzt ſchmetterten auch die Trompeten der Polen. Es ſchien, daß dieſe, durch das Schießen aufmerkſam geworden, von der Verfolgung zurückgekehrt waren, um ihren Waffenbrüdern beizuſtehen. Schon hatte der Kampf über eine halbe Stunde gedauert, aber er war noch nicht entſchieden. Allem Anſchein nach war die Uebermacht der Angreifenden bei Weitem überlegen, denn das Schießen näherte ſich immer mehr, und ſchien bereits innerhalb des Thores zu ſein. Unſtreitig waren die Spanier im Vortheil, denn ihr Angriffsruf klang immer heftiger, freudiger, während das ‚Vive l'Empereur!‘ der Franzoſen immer einzelner und hinſterbender ertönte.

Schon mehrere Male hatte Elena ein ſonderbares Pfeifen oder Ziſchen über ſich in der Luft vernommen, der Mann, welchen Ihr ſo eben nanntet, etwas für ſein Leben zu fürchten habe?

Kopf ab! wird es heißen, mein edles Fräulein! entgegnete der Rottmeiſter, indem er nach dem Becher griff; Kopf ab! ſo gewiß, als ich auf Euer beſtändiges Wohlergehen zu trinken mir erlaube. — Im Grunde kann es auch dem Rebellen gleichviel ſein, ob heute oder ſpäter ihn dieſes Schickſal trifft, dieweil nach göttlichem Rathſchluß doch eigentlich die Remonſtranten alle zum Köpfen oder ſonſtigen Untergange dort oben genotirt, wie ſolches vorigen Sonntag der Domine Maulmaaker ganz überaus erbaulich dargethan. — Daß man, ſchloß der Rottmeiſter, es ernſtlich mit dem Rebellen meint, könnt Ihr, mein edles Fräulein, aus dieſer Ordre klar entnehmen; ſeht Ihr? hier unten, wo es heißt: todt oder lebendig nach dem Haag zu liefern. — Es iſt nur auf den Fall, daß man denſelben mit offener Gewalt uns etwa zu entreißen ſuchen ſollte.

So ſchwer es auch Cornelien wurde, Faſſung zu behalten, ſo las ſie doch auf ihres Begleiters Bitte die Ordre laut vom Anfange bis zum Ende. Es ging aus dieſer klar hervor, daß auf dem richterlichen Wege für Wilhelm keine Hoffnung war.

Faſt wäre mir es lieb, hob endlich der jüngere eben ertönte es wieder, ein klatſchender Schall erfolgte, eine Menge Kalk fiel von der Mauer des Hauſes, und eine plattgeſchlagene Flintenkugel rollte zu ihren Füßen. Voll Schreck ſprang das Mädchen in's Zimmer zurück. —

Ein gewaltiger Lärm, ein Chaos von klapperndem Hufſchlag, Schießen, Trompetengeſchmetter, wüſtem Geſchrei, drang jetzt vom Ende der Straße her; Elena warf einen Blick dorthin. Ein Trupp Polen, wüthend verfolgt von einem Schwarm Spanier, ſtürzte die Straße herauf. Haſtig ſchlug das Mädchen die Balkonthüre zu

Der Lärm nahm indeß immer noch zu. Es war nur zu gewiß, man kämpfte in der Straße, der Kampf war hartnäckig, und die Polen im Nachtheil. — Das Mädchen überfiel in dieſem Augenblick eine entſetzliche Angſt, es wollte fliehen, da es ſich im Zimmer ſo allein nicht ſicher glaubte. Elena ſtürzte aus dem Gemach, die Stiege abwärts; ſie wollte durch den Hausflur, über den kleinen innern Hof, der das Haus mit der Kirche verband, zu dem Vater eilen; doch beſann ſie ſich, als ſie bemerkte, daß das Gefecht ſich weitergezogen hatte, und für den Augenblick keine

Gefahr ſein dürfte. Sich noch mehr davon zu überzeugen, ging ſie nach der Hausthür, um zu horchen, da ſie ſolche nicht zu öffnen wagte. Der Lärm entfernte ſich immer mehr. Wie es ſchien waren die Polen und Franzoſen aus der Stadt gedrängt worden. Auf der Straße ward es ſtiller und ſtiller. Schon wollte Elena wieder nach dem Zimmer hinaufgehen, als ſie dicht an der Hausthür ein tiefes Stöhnen hörte. Theils Neugier, theils Mitleid, veranlaßte Elena, die Thüre zu öffnen. Wie erſchrak ſie, als ſie den ſchönen Polen, der ſeit längerer Zeit ihr gegenüber gewohnt, todtenbleich an den Thürpfoſten gelehnt fand. Er ſchien völlig erſchöpft, und bedeckte eine Hiebwunde in der Nähe der Schläfe mit der rechten Hand, während aus einer zweiten am Halſe das Blut über den gelben Kragen der Uniform ungeſtört herabrieſelte. Elena war keines Wortes mächtig, ſo erſchütterte ſie der Anblick.

„Ich glaube, ich verblute! — Ich bin ſo matt. — Könnte ich mich doch niederlaſſen!“ ſprach der Verwundete mehr vor ſich hin, wie zu dem Mädchen gewendet.

„Kommt! Tretet herein, Señor!“ ſprach Elena, den Schwankenden unter den Arm faſſend, und ihn zu einer Bank innerhalb des Hausflurs führend. Schnell ſchloß ſie dann die Thüre.

„Mir iſt ſo ſonderbar! — Ich ſehe nichts!“ ſprach der junge Mann. Plötzlich ließ er die Arme fallen, und ſank mit dem lockigen Haupte an die Mauer.

„Heilige Jungfrau von Fuenſanta, er ſtirbt!“ rief Elena erſchrocken. „Um Gottes Willen! was iſt da zu thun? Könnte ich doch das Blut ſtillen!“

Sich einen Augenblick beſinnend, riß ſie ſich plötzlich die Mantille ab, faltete ſie zuſammen, ſtrich dem Ohnmächtigen die Haare von der Stirn, und wand ihm den Schleier um das Haupt.

„Aber, Dios mio, hier iſt es ja noch ärger!“ rief ſie von Neuem, als das Blut aus der Halswunde nicht zu rinnen aufhörte.

Unentſchloſſen blickte ſie umher, dann griff ſie nach dem Tuche, das ſie um den Nacken trug, riß dem Verwundeten den Uniformkragen auf, und ſchlang es ihm um den Hals.

„Cuerpo de Dios, was machſt Du da?“ erſcholl plötzlich die Stimme Fernanda's dicht zur Seite der

Schweſter. „Ich glaube Du verbindeſt einen Franzoſen! Biſt Du wahnſinnig? — Hinaus mit ihm! — Hinaus, ſage ich!“

„Abſcheulich! — Siehe doch her! — Willſt Du einen Sterbenden aus der Thüre werfen?“ erwiederte Elena heftig.

„Warum haſt Du ihn hereingelaſſen, Kindskopf?“ entgegnete Fernanda noch heftiger. — „Aber da ſchlägt ja Dein Todter die Augen auf! — Hinaus, Señor, hinaus mit Euch auf die Straße!“

Der Pole ſuchte mit Mühe ſich zu erheben, aber er taumelte und ſank wieder auf die Bank zurück.

„Ich kann nicht! — Laßt mir doch ein Fleckchen, um ruhig zu verbluten!“ ſtammelte er.

„Ich ſage, nein! — Ihr dürft nicht hier bleiben!“ entgegnete Fernanda. „Ihr müßt fort! Müßt ſogleich fort! — Geht hinaus, und übergebt Euch einem Guerillero als Gefangenen.“

„Nein!“ rief Elena. „Durchaus nicht! Man würde ihn in der erſten Wuth ermorden. Der wüthende Pöbel würde ihn in Stücke reißen.“

Die geſunkenen Kräfte ſchienen dem Verwundeten wiederzukehren. Mit Mühe erhob er ſich.

„Ich ſcheue nicht die Kugeln und Lanzen unſerer Gegner;“ ſagte er mit matter Stimme. „Ich würde ſogar einen ehrlichen Soldatentod der Gefangenſchaft vorziehen, aber unter den Henkershänden einer entmenſchten Rotte zu endigen, iſt bitter. Gebe Gott, Señora, daß wenn Ihr einen Bruder, einen Freund, einen Geliebten beim Heere habt, dieſer nicht ein ähnliches Ende finde, und Ihr Euch dann erinnert, was Ihr an mir verſchuldet!“

„Nein, Ihr dürft jetzt nicht hinaus! Es hieße Euch geradezu Euren Mördern überliefern!“ rief Elena.

„Erlaubt mir nur, ein paar Stunden in Eurem Hauſe zu verweilen, dann überliefere ich mich der Behörde als Gefangener;“ ſagte der Pole, Fernanda bittend anblickend.

Wie es ſchien, hatte die vorige Rede auf dieſe einen tiefen Eindruck gemacht.

„Nun wohl, ſo tretet hier hinein!“ ſprach ſie nach kurzem Beſinnen, indem ſie ein zur ebenen Erde gelegenes Zimmer öffnete. — „Elena, bleibe einſtweilen bei ihm; ich will dem Vater Nachricht bringen, und dann bei dem Pathen Cyrillo, dem Chirurgus, ein paar Pflaſter holen, und ſagen, es wäre für einen Landsmann und guten Chriſten. Die Santa Virgen wird mir die Lüge verzeihen.“ —

Mit dieſen Worten eilte Fernanda pfeilſchnell davon.

Elena führte den Polen indeß in das Gemach. Der junge Mann war von dem Blutverluſt ſehr erſchöpft, aber die Wunden ſchienen nicht gefährlich zu ſein. Das junge Mädchen befand ſich nun zum erſten Male in der Nähe eines Mannes, der ihr vor Allen außerordentlich intereſſant erſchienen war. Wirklich konnte ein Aeußeres, wie das ſeine, auf ein weibliches Weſen nur einen ſehr angenehmen Eindruck machen. Der junge Pole hatte etwas Edles, Ritterliches, wie es vielen der Individuen dieſer Nation beiwohnt, in ſeinem Weſen. Die außerordentliche Bläſſe, verurſacht von dem ſtarken Blutverluſt, gab den ſchönen geiſtreichen Zügen etwas Leidendes, das aber das Anziehende derſelben eher vermehrte als verminderte.

„Erholt Euch nur, Señor!“ ſagte Elena mit tiefem Mitgefühl im Tone, indem ſie ihn zu einem Stuhle führte, und ihn bat ſich niederzulaſſen. „Fernanda wird bald wieder hier ſein, und San Jago und die Virgen del Pilar werden geben, daß Eure Wunden nicht gefährlich ſein mögen.“

„Ich wollte, ſie wären es, und ich ſtürbe jetzt!“ verſetzte matt der junge Mann. „Ich könnte kein beſſeres Sterbeſtündlein finden, als in Eurer lieben Nähe, während nach ein paar Stunden, wenn man mich nicht geradezu ermordet, man mich doch, wie es ja den meiſten Verwundeten, die in die Hand Eurer Landsleute gefallen, zu geſchehen pflegt, durch Mißhandlungen und Beraubungen aller Art zu Tode quält.“

„Ihr bleibt heute bei uns! Wie könnten wir Euch in dieſem Zuſtande fort laſſen;“ tröſtete das Mädchen.

„O, Ihr ſeid gut! Ihr ſeid ein Engel!“ ſagte ſchmerzlich lächelnd der Pole. „Aber —“

„Fernanda?“ fiel Jene ein. „O, die iſt beſſer wie ich; nur heftig, ſehr heftig. Iſt ſie im Zorn, ſo könnte ſie gleich das Meſſer ziehen und Jemand ohne Weiteres über den Haufen ſtoßen, hernach aber ſich die Haare ausraufen, daß ſie es gethan. Auf ſie hoffe ich gerade am meiſten, daß ſie ein Mittel ausfindig machen ſoll, damit Euch nichts Böſes zuſtoße. Sie iſt klug, ſehr klug, und wenn der Vater und ich uns keinen Rath wiſſen, ſo fällt ihr immer noch etwas ein."

„Ja, aber ſie haßt mich als einen Feind ihres Landes, und darum wird ſie mich bald von dannen treiben;" ſprach der junge Krieger.

„O, das laßt gut ſein! Dann bitte ich ſie! Sie kann meinen Bitten nicht lange widerſtehen," fiel Elena ein. „Ich will ſie recht zärtlich bitten, daß ſie Euch in ihren Schutz nehme, und verſpricht ſie Euch dieſen, ſo ſetzt ſie auch ihren Willen durch, und wenn der Alcalde ſelbſt, ja ſogar ihr Liebhaber, der Vetter Euſebio, dagegen wäre."

Eben traten der Hausherr und Fernanda in's Zimmer.

„Da iſt der Pole von dem ich Euch geſagt, und auf's Rathhaus können wir ihn jetzt nicht ſchaffen!" rief Letztere aus. „Als ich über den Markt ging, ſchlug ein altes Weib einen verwundeten Franzoſen mit einem Stuhlbeine todt. Ich hatte große Luſt, ihr eine Ohrfeige zu geben, denn war's auch kein Chriſt, ſo war's doch ein Menſch, und es iſt eine Schande, irgend ein lebendes Weſen ſo zu tractiren. —

Nun, hombre,“ ſetzte ſie zu dem Polen gewendet hinzu, „haltet den Kopf her! Ich will Euch bepflaſtern.“

„Entſchuldigt, lieber Herr“ — begann der junge Mann zu dem Hausherrn gewendet.

„Laßt's gut ſein, Señor!“ ſagte der Alte. „Fernanda hat nicht Unrecht. Ich ſage ſtets: ‚El consejo de la Muger es poco, quien no le oye es un loco! An Weiberrath iſt wenig d'ran, doch nur ein Narr hört ihn nicht an;' und ich glaube allerdings, daß, wenn wir Euch auch lebendig auf's Rathhaus brächten, Ihr nur todt wieder herunter kämet, und ſo iſt es beſſer, Ihr bleibt einen oder ein paar Tage bei uns verborgen, bis ſich der Sturm gelegt hat, und ſich dann finden wird, was zu thun iſt.“

„O, wie ſoll ich Euch danken, Señor!“ rief der Jüngling.

„Vor Allem damit, daß Ihr ſtill ſitzt, denn ich komme ſonſt mit dem Verbinden nicht zurecht!“ unterbrach ihn Fernanda. — „So! Nun wären die Riſſe wieder zuſammengeflickt! — Sieh her, Elena! Iſt's nicht gut gemacht? Der Pathe ſelber hätte es nicht viel beſſer machen können. — Aber hört einmal, Señor! Da fällt mir ein fataler Umſtand ein. Hat die alte Schachtel da drüben, wo Ihr logirt habt, bemerkt, daß Ihr in unſer Haus Einlaß gefunden? Das wäre ſchlimm. Sie könnte es anzeigen, denn ſie hat ein übles Auge auf uns, weil wir hübſch ſind, und ihre Marzibille von Tochter iſt häßlich.“

„Es kann Niemand etwas geſehen haben, die Laden waren geſchloſſen und die Straße leer;“ erwiederte der junge Mann.

„Hm! Vorſicht iſt auf alle Fälle gut;“ ſprach Fernanda nach kurzem Beſinnen. — „Vater!“ ſetzte ſie hinzu, „wir machen es ſo: Das Haus bleibt verriegelt. Kommt Jemand und klopft, ſo geht der Herr durch die beiden anſtoßenden Zimmer hindurch in die alte Sacriſtei, oder wie Ihr es immer ſcherzweiſe nennt: in das ‚Zimmer der Liebenden.‘ Da dies aber nur ein kleines Fenſterchen hat, und es halb dunkel iſt, ſo logirt er in dem vorhergehenden. — Ihr, Señor — Aber wie heißt Ihr denn eigentlich?“

„Eugen Miersbitzki;“ erwiederte Jener.

„Nun alſo, Don Eugenio mit dem komiſchen Beinamen, Ihr riegelt Euch ſogleich in dem gedachten Zufluchtsorte ein, wenn —“

Kriegsmann an, wenn man auf unſerm Wege den Gefangenen uns ſtreitig machte; ich ſchöſſe ihn dann nieder, und wenigſtens entginge er ſo dem Henker, denn allgemein wird er bedauert; er ſoll ein tapferer Offizier geweſen ſein.

Mit einem bedeutenden Blicke auf Cornelien verließ der Alte auf einen Augenblick die Hütte. — Eben wollte der Rottmeiſter nach den letzten Reſten des Frühſtücks langen, als Jan raſch in das Häuschen ſtürzte.

Heraus! ſchrie er, heraus, Ihr Herren! — Unſere Roſſe haben ſich losgemacht und jagen am Strande umher! —

Wie der Blitz fuhren die Krieger vom Sitze empor und ſprangen zur Thür hinaus. Mit bedeutungsvollem Winke drückte Jan Cornelien das wohlbekannte Fläſchchen in die Hand und folgte ihnen nach.

Das Mädchen ſchauderte. Nicht von dem Inhalte des Glaſes Gebrauch zu machen, war Corneliens erſter Gedanke. Aber ſchwebte nicht das fürchterliche Beil über des Geliebten theuerm Haupte? Gab es noch eine andere Möglichkeit, die Spanne Zeit, welche nur noch übrig war, zur Rettung zu benutzen? Verſchwand nicht ſelbſt die Ausſicht einer Befreiung durch offene Gewalt bei dem Gedanken, In dieſem Moment klapperte Hufſchlag auf der Straße. Fernanda warf einen Blick nach dem Fenſter. „Dios mio!" rief ſie mit Entzücken. „Es iſt Euſebio, ſo wahr ich lebe! — Aber fort!" ſetzte ſie ſchnell hinzu. „Fort; Elena, führe den Señor in's Hinterzimmer! Euſebio darf nichts von ihm wiſſen. Mindeſtens nicht gleich. Er iſt wild wie der Teufel, und da könnte er die Navaja ziehen, und hombre, Ihr könntet Eins zwiſchen der vierten und fünften Rippe haben, ehe ich dazwiſchen ſpringen könnte."

Elena führte ſchnell den Polen aus dem Zimmer, der Reiter war eben von dem mit einem weißen Fliegennetz und ſcharlachrothen Bändern gezierten Braunen geſtiegen, und trat jetzt in's Zimmer. Er war ein junger, kräftiger Mann und eher groß wie klein zu nennen. Sein Geſicht war ziemlich gebräunt, die Züge keck, faſt trotzig im Ausdruck, im Ganzen regelmäßig und nicht unſchön. Augen, Backenbart und Haupthaar kohlſchwarz; das letztere ringelte ſich in kurzen dichten Locken. Jede Sehne des Mannes ſtrotzte von Kraft, und zeigte dabei von Gewandtheit und Behendigkeit. Die kurze, brauntuchene Jacke war vorn und auf dem Rücken mit bunten Blumen in Seide geſtickt. Eine rothſeidene Schärpe, wie ein Netz geflochten, und das eine Ende zugleich als Geldbeutel dienend, verband ſie mit den engen, bis an's Knie reichenden Beinkleidern, an welche ſich hellbraune, ebenfalls geſtickte Lederkamaſchen ſchloſſen. Unter der ſpitzen, auf ein Ohr gedrückten Mütze, hing ein grünſeidenes Haarnetz mit einer langen Quaſte den Rücken herab. Im Gürtel trug er ein paar Piſtolen, einen Dolch, und aus der Kamaſche am rechten Knie ſah der ſilberbeſchlagene Griff eines Stoßmeſſers.

„Willkommen! Tauſendmal willkommen, Euſebio! Held meiner Seele!“ rief Fernanda, ihm in die Arme fliegend, und die ihrigen um ſeinen ſtarken Nacken, den nur ein nachläſſig umgeworfenes ſeidenes Tuch deckte, ſchlingend.

„Ha, Du Geſalzene! (salada) Gott ſegne Deine ſchwarzen Augen, Königin!“ erwiederte Euſebio, das Mädchen an die Bruſt drückend. „Ha, Gottes Leben! wie glücklich bin ich, Dich wiederzuſehen! Wie ſchön Du biſt! Noch ſchöner wie ſonſt! Mein Salzfäßchen! Nelke meiner Seele! Zauber meiner Eingeweide! — Ah, Ihr ſeid auch da, tio Eſteban!“

Der Jüngling eilte auf den Hausherrn zu, und begrüßte ihn ſehr reſpectuös, mit vielen Ceremonien.

„Ich bleibe bei Euch! Zwei oder drei Tage bleibe ich, dann geht's wieder von dannen!" ſprach Euſebio, und dann zum Fenſter ſpringend, rief er hinaus: „Heda, muchacho! Chico, mein Junge! Führe den Braunen in den Hof, ſattle ihn nicht ab, aber binde ihn gut am Vorderbein an, und thue ihm Mais in den Freßbeutel! — Ich habe," ſagte er zu Don Eſteban, „das Thier ein Bischen abgehetzt. Ich war hinter einem Franzoſen her, der in den Sträuchern zu entkommen ſuchte, und bald über den Graben hinüber ſprang. Die Lanze brach mir dabei, aber ich griff nach der Navaja" — er zog dabei das lange ſchmale Meſſer aus der Kamaſche; die Klinge war ganz mit Blut bedeckt — „und ſtieß es dieſem Sohn einer Ziege durch das Genick, daß es an der Kehle wieder herausragte."

„Das haſt Du gut gemacht, Schatz!" rief Fernanda vergnügt. — „Alſo ein paar Tage bleibſt Du bei uns? Warum nicht länger?"

„Es geht nicht, Bräunchen! (morenita) Ich muß Ordre pariren. Ich ſtehe unter Jep el Montañes, den ſie auch wohl Jep el tuerto nennen, weil er ſchielt, und muß ihn mit meinem Trupp nach Catalonien begleiten, wo er mit ſeinen Rothmützen einen Schlag auszuführen gedenkt. — Aber jetzt gehabt Euch wohl! Ich muß auf's Rathhaus, wo berathſchlagt wird, was mit den Gefangenen gemacht werden ſoll.“

„Und was denkſt Du, mein Liebling, daß man beſchließen wird?“ fiel Fernanda haſtig ein.

„Sie werden gehangen, Schatz! Das verſteht ſich ganz von ſelber. Wo Jep befehligt, wird Alles gehangen.“

„Auch die Verwundeten?“ fragte Jene.

„Dieſe ganz vorzüglich, denn mit dieſen hat man die meiſte Schererei;“ erwiederte der Guerillero.

„Aber wenn Du für irgend einen — man kann ja die Fälle ſetzen — ein gutes Wort einlegteſt? Wenn es kein Franzoſe wäre, ſondern ein Chriſt, ein Deutſcher etwa, oder ein Pole?“

„Erſtlich thäte ich es nicht — warum ſollte ich auch? — weil ich mich damit verdächtigen würde, und dann gewährte Jep nicht die Bitte, darin verſteht er keinen Spaß, denn das Hängen iſt einmal ſein Vergnügen. — Aber warum auch einen Fall ſetzen, der ohnehin unmöglich iſt?“

Euſebio ſchüttelte mit einem: „Auf Wiederſehen!“ die Hand des Hausherrn, drückte die Geliebte an's Herz, und ging aus der Thür.

„Eine dumme Geſchichte mit dem Polen!“ ſagte Fernanda kopfſchüttelnd. „Daß ihn die Elena uns auf den Hals bringen mußte! Aber nun iſt er einmal unſer Gaſt; ihn jetzt fortſchaffen, hieße ihn an den Galgen liefern. Pfui! Das geht nicht. Das wäre ſchändlich. — Ich muß nur zu ihm gehen, um zu ſehen was Elena mit ihm angiebt, und wir müſſen überlegen, wo wir ihn hinſchaffen.“

Fernanda ging durch ein paar Zimmer in ein Gemach, welches mehr das Anſehen eines Gewölbes oder Kerkers wie das einer Stube hatte. Es war früher eine Abtheilung der Sacriſtei geweſen, in welche eine Thüre führte, die aber verſchloſſen war. Jetzt diente es zur Aufbewahrung allerlei Hausraths des Küſters. Ein alter ziemlich wackelicher Tiſch nebſt einigen Stühlen und einer Art Ruhebank ſtanden darin. Einige Körbe mit Vorräthen von Lebensmitteln nahmen eine Ecke ein, den Hauptplatz an der Mauer aber füllte ein ſehr großer Glasſchrank, deſſen Vorderſeite von ein paar grünen, ſehr von Mottenfraß durchlöcherten Vorhängen verdeckt wurde.

Fernanda fand die Schweſter mit dem Polen in lebhaftem Geſpräch. Letzterer hatte ſich auf der Ruhebank niedergelaſſen, und Elena ſtand vor ihm, ein Glas mit Wein von Alicante in der Hand.

„Das haſt Du gut gemacht, chica, daß Du unſerem Gaſt etwas zur Stärkung gegeben!“ ſagte Fernanda. „Ihr habt ein Bischen Blut verloren, hombre, und nichts erſetzt daſſelbe wieder ſo gut, wie ein Glas vino de Alicante. Aber wißt Ihr auch, Mann, daß wir ein wenig in Verlegenheit kommen, was wir mit Euch anfangen ſollen? Ich hatte den Gedanken, Euſebio ſollte Euch unter die Flügel nehmen, damit man Euch manierlich behandle, aber es geht nicht. Er iſt nach dem Rathhaus gegangen, und die Gefangenen werden wahrſcheinlich alle expedirt werden, ſo oder ſo.“

Sie machte die Bewegungen des Erſchießens und Hängens.

„Es iſt alſo nichts zu thun, als Euch hier zu behalten, bis die beiden Guerillas fort ſind, und dann müßt Ihr ſehen, wie Ihr nach Villa diego kommt! (Euch aus dem Staube macht.) Eine verdammte Geſchichte aber wäre es, wenn man Euch entdeckte. Cuerpo de Dios! wir kämen Alle in's Unglück. Aber das wird nicht ſein. Hört, was ich mir ausgedacht! Ihr bleibt in dieſem Gemache. Macht aber bei Leibe kein Gepolter mit Laufen, Huſten, Nieſen oder dergleichen. Elena und ich werden für Eure Lebensnothdurft ſorgen. Iſt Euſebio nicht da, könnt Ihr auch bis in's Wohnzimmer kommen, denn da ſchließen wir das Haus. Iſt er, oder ſonſt Jemand da, ſo ſperren wir Euch ein."

„Höre, corazon mio (mein Herz)," ſagte Elena ein wenig ängſtlich. „Vorhin ſah die Nachbarin, wie ich bemerkte, in einem weg nach unſerm Hauſe herüber. Ich möchte wiſſen, ob ſie etwas bemerkt hat. Ein Guerillero iſt, wie ich gleichfalls ſah, dort einquartirt worden. — Wäre es am Ende nicht beſſer, wenn wir den Señor auf dem Kirchenboden oder ſonſt wo verſteckten?"

„Nein," ſagte Fernanda, „das geht nicht. In Kurzem iſt das corpus (Frohnleichnamsfeſt). Alle die Gerüſte zu den Altären ſind oben, und die Arbeiter haben dort zu ſchaffen. Laſt mich die Sache ein wenig überlegen, denn eine Hausſuchung iſt möglich, wenn man etwas ahnete, was aber nicht wahrſcheinlich iſt." —

Auf einmal fing Fernanda aus vollem Halſe zu lachen an. Ihre Heiterkeit war ſo groß, daß ſie ſich vor Lachen die Seiten halten mußte.

„Ich hab's!" rief ſie noch immer lachend „Ich hab's! Sie ſollen den Señor nicht finden, und wenn ſie Naſen hätten, wie die familiares des heiligen Gerichtes! Wir ſperren ihn, wenn Nachſuchung wäre, in den Schrank zu den ‚Liebenden!'"

Sie zeigte auf den großen Glasſchrank. Der junge Mann machte große Augen. Er verſtand nicht, was Fernanda mit den ‚Liebenden' ſagen wollte.

„Wo denkſt Du hin!" verſetzte Elena niedergeſchlagen. „Kommen ſie in das Gemach, ſo öffnen ſie auch den Schrank, wäre es auch nur der Merkwürdigkeit halber."

„Mögen ſie! Ich werde auch dabei ſein, und es gilt mir eben für den Hauptſpaß, ſie an der Naſe herum zu führen;" verſetzte Fernanda keck. „Kommt her, Mann!" ſprach ſie zu Eugen gewendet, indem ſie zu dem Schranke trat, und ihn aufſchloß. „Habt Ihr ſchon von den „Liebenden von Teruel“ gehört? — Nicht? — Das ſind ſie.“

So wie das Mädchen die Flügelthüren des weiten und tiefen Schrankes geöffnet hatte, bot ſich dem jungen Polen ein ſehr unerwarteter Anblick dar.

Zwei Figuren, zwei alterthümlich ausgeputzten Puppen ähnlich, ſtanden aufrecht in demſelben. Die eine war ein Mann, die andere eine Frau. Der erſtere trug einen langen Scharlachmantel mit Treſſenbeſatz, auf dem Haupte aber den breiten ſpaniſchen Hut (sombrero), mit den Reſten einer faſt von den Motten gefreſſenen Feder. Die Dame war in Seide, von der man jedoch die urſprüngliche Farbe nicht mehr erkennen konnte, mit halbzerlumptem Spitzenbeſatz gekleidet. Von dem Geſicht des Mannes ſah man, des Hutes wegen, faſt nur das Kinn, welches ein kurzer Bart bedeckte; das der Frau war graubraun wie altes Holz.

„Ihr denkt wohl, dies ſind Puppen?“ ſprach Fernanda zu dem Polen. „Bewahre! Alles Natur! Die Leutchen haben gelebt und geliebt wie ich und Ihr. Eine merkwürdige Geſchichte, die zu ihrer Zeit viel Rumor gemacht, und ihnen eine große Celebrität verſchafft hat. Ich thu's ihnen nicht nach, und Ihr wohl auch nicht; dafür kommen wir aber nach unſerm Tode auch nicht in einen Glasſchrank. — Doch jetzt nichts davon! Elena wird Euch einmal erzählen, wie ſich das Ding zugetragen hat. Jetzt hört! — Ich denke ſo: Wir nehmen den Don aus den Schranke heraus. Ich öffne die Sacriſteithüre, und wir legen ihn — er iſt ganz federleicht — in die Kiſte der Kirchenwäſche, zu der ich den Schlüſſel habe. Hut und Mantel bleiben hier. Ich ſchließe Euch ein. Giebt's nichts Beſonderes, ſo öffne ich, wenn wir Euch beſuchen, ohne Weiteres die Thüre. Hört Ihr mich aber ſagen, ‚Ich habe den Schlüſſel verlegt!' oder ſo dergleichen, und ich rüttele vorher an der Thüre, ſo nehmt Ihr geſchwind den Mantel um, ſetzt Euch den Sombrero auf's Haupt — bis auf die Naſe! Verſteht Ihr? — tretet in den Schrank, und macht die Thüre hinter Euch zu."

Fernanda lachte über ihren Einfall wieder aus Leibeskräften.

„Nun, Kaballero!" ſetzte ſie endlich hinzu. „Was daß binnen wenig Stunden der Gefangene die Veſte verlaſſen würde, um ſolche mit einem Kerker zu vertauſchen, aus welchem eine Erlöſung undenkbar war? — Welche Abſicht aber konnte der Alte dabei haben, als er Cornelien ſo dringend bedeutete, den Schlaftrunk dem Getränke beizumiſchen? Hatte er einen feſten Plan zu Wilhelms Rettung darauf gebaut? Beabſichtigte er blos Aufſchub? — Alle dieſe Fragen beſtürmten Corneliens Geiſt; ſie zitterte, das offene Fläſchchen in den Händen haltend. — Raſch ſtürzte in dieſem Augenblicke der Alte in die Hütte. Habt Ihr? fragte er heftig mit gepreßter dumpfer Stimme. — Cornelia wußte ihm nicht zu antworten. — Her damit! rief Jan mit leiſen, unterdrückten Worten und leerte die Hälfte von dem Inhalte des Gläschens in die Reiſeflaſche. Bald traten auch die Kriegsleute in die Hütte.

Das hätte, ſprach der Rottmeiſter, eine ſaubere Geſchichte werden können, wenn uns die Roſſe entlaufen wären!

Trinkt Eins auf die Anſtrengung, Ihr Herren! ſprach Jan, indem er einem der beiden Krieger nach dem andern den vollen Becher reichte; wir kommen noch zeitig genug ein Jeder an ſeinen Ort.

Die Geſellſchaft nahm wieder die vorigen Plätze ſagt Ihr zu der Aufgabe, den ‚Liebenden von Teruel‘ zu ſpielen?“

Dem jungen Mann kam die Sache ſo komiſch vor, daß, ſo wenig er ſich eben in einer ſcherzhaften Lage befand, er dennoch herzlich in die Heiterkeit Fernanda's einſtimmte. Elena allein blieb ernſthaft.

„Aber,“ ſagte ſie ein wenig ängſtlich, „manchmal wollen Fremde die Merkwürdigkeit anſehen.“ —

„So zeige ich ſie!“ ſprach Fernanda keck. „Beſſer conſervirt iſt ihnen der ‚Geliebte‘ noch nie gezeigt worden.“

„Wenn aber Jemand auf den Gedanken käme, den Señor anzurühren?“ fuhr Jene fort.

„Wahrhaftig! Das wollte ich mir verbitten!“ rief Jene von Neuem lachend. „Euer Gnaden, würde ich ſagen, das geht durchaus nicht an; wie leicht könnte die Naſe, oder ſonſt etwas abbrechen! Es iſt Alles zu ſubtil, und hängt nur noch ſo an einander. Ihr würdet ein erſchreckliches Geld an die Kirche zu bezahlen haben.“

Fernanda ſagte dies überaus komiſch.

„Was gilt's,“ ſagte ſie lachend, „die Leute, wenn ſie dieſes hörten, hielten den Athem an, damit nichts beſchädigt wird. — Bei alledem, Señor," ſetzte ſie ernſthafter hinzu, „haben wir keine Zeit zu verlieren. Euſebie kann bald zurückkommen, ich kann dann nicht bei Euch bleiben, und die da"' — ſie zeigte auf die Schweſter — „hat keinen Muth."

Fernanda griff nach dem Schlüſſelbund, das ſie an dem Gürtel hängen hatte, öffnete die Thüre, die in die Sacriſtei führte, ging hinein und kam nach einem Weilchen wieder zurück.

„So!" ſagte ſie. „Die Kiſte iſt offen, und nun, hombre, packt an. Verfahrt mir aber ſäuberlich mit Sr. Gnaden Don Juan Martinez de Marcilla, denn wenn er mir auseinander ginge, ſo wäre das eine verteufelte Geſchichte."

Lachend hob Fernanda die Mumie aus dem Schranke. Der Jüngling unterſtützte ſie. Das Mädchen hatte wahr geſprochen, der Todte war federleicht. Nachdem man ihm mit Vorſicht Mantel und Hut abgenommen, trugen ihn Beide in die anſtoßende Sacriſtei. Eine große geöffnete Kiſte nahm ihn auf. Fernanda bedeckte den Todten mit Wäſche, ſchloß den Deckel, und indem ſie lachend mit der Hand auf letztern ſchlug, ſagte ſie:

„Hier ſucht ihn Niemand! — Er kann übrigens auch damit zufrieden ſein, einmal auf den Rücken zu liegen zu kommen, nachdem er faſt zweihundert Jahre auf ſeinen Beinen geſtanden."

Scherzend führte ſie den Gaſt wieder in's Zimmer zurück, ſchloß die Sacriſteithüre und ſprach:

„Nun, Señor, betragt Euch vernünftig! Es handelt ſich um Haut und Haar. Entdeckte man Euch, ſo wäret Ihr — vielleicht wir Alle — verloren. Was alſo auch geſchehen mag, keine Uebereilung. Ich werde Euſebio herumzukriegen ſuchen, daß er Euch Kleider zur Flucht leiht, auch muß ich vorſichtig ſein, denn er iſt wild und zur Eiferſucht geneigt, wie ein andaluſiſcher Majo. Ich werde einen guten Moment abpaſſen, und dann für Euch ſprechen, wenn ich meiner Sache gewiß bin."

„Ja, thue das, Schweſterchen! Mein Auge! Mein Herz! Mein Täubchen!" ſagte Elena ſchmeichelnd.

„Ich muß wohl! ‚A lo hecho, pecho!' würde der Vater ſagen. Aber in meinem Leben hätte ich nicht gedacht, daß ich für einen Feind etwas anderes als einen Meſſerſtich oder eine Kugel von Euſebio fordern ſollte.“

„Wie viel habe ich Euch zu danken!“ rief Eugen, als Fernanda aus dem Zimmer ging, und er mit Elena allein war. „Als ich dort drüben wohnte, und Stundenlang am Fenſter lauerte, um Euer liebes Geſicht einmal zu erblicken, hätte ich nicht gedacht, Euch, wenn auch auf ſo traurige Weiſe, näher bekannt zu werden.“

„Gott gebe nur, daß Euch in unſerm Hauſe nichts Böſes widerfährt; es wäre mein Tod;“ verſetzte Elena erröthend.

„O,“ rief der junge Mann, „mag kommen was da will! Mögen ſie mich tödten, wenn ich nur in Eurer Nähe, und von Euch betrauert, ſterbe.“

„Dios! Wie könnt Ihr nur ſo etwas ſagen!“ verſetzte das Mädchen, indem es ihn halb ängſtlich, halb zärtlich anſah. „Aber nein! Aengſtigen wir uns nicht! Fernanda wird ſorgen. Sie iſt klug und gut, nur etwas heftig. Was ſie einmal verſpricht, das hält ſie, und ich glaube, ſie würde Euch gegen halb Teruel vertheidigen. Sie hat Muth; Muth wie eine junge Löwin.“

Die jungen Leute plauderten noch lange. Die Art und Weiſe, wie ſie bekannt geworden waren, machte ſie in wenigen Stunden vertrauter, als ſie es ſonſt kaum in eben ſo viel Wochen geworden wären. Ein paar Flintenſalven, in geringer Entfernung abgefeuert, erſchreckten ſie zwar, aber ſie meinten es geſchähe zur Siegesfeier, und bald ſetzten ſie ihr trauliches Geſpräch wieder fort. Eine Stunde mochte vergangen ſein, als Fernanda wieder in's Zimmer trat. Sie war ernſter als vorher. Sie erzählte, daß ſie den Vater von ihren Plänen unterrichtet, und dieſer in ſolche, wenn auch nicht ganz ohne Widerſpruch, eingewilligt habe. Uebrigens empfahl ſie doppelte Vorſicht. Der Guerillachef Jep habe, nach ſeinem Grade als Obriſt, das Obercommando in der Stadt. Seine Grauſamkeit ſei in ganz Arragon und Catalonien bekannt, und eben ſeien, trotz allem Widerſpruch von Seiten Euſebio's, ſämmtliche Gefangene, Geſunde, Verwundete und Kranke, auf dem Marktplatze erſchoſſen worden.

Die Schweſtern beſorgten für den Gaſt nun ein frugales, aber nicht unſchmackhaftes Mittagsmahl, bereiteten, mittelſt ein paar Teppichen, auf der Ruhebank ein Lager, und verließen ihn, indem ſie ihm empfahlen, ſich zu erholen. —

Zwei Tage vergingen. Für Eugen und Elena waren es nur zwei Minuten. Eine zärtliche Neigung, die Beide um ſo weniger zu verbergen trachteten, als der Zufall ſie auf ſo wunderbare Weiſe einander näher gebracht, begründete ſich mehr und mehr, und der Mund unterließ nicht auszuſprechen, was das Herz ſo laut verkündete. Eugen meinte, daß, wenn er auch als Soldat beklage, von ſeiner Fahne durch einen Unfall getrennt zu ſein, ſo könne er es dem Schickſale doch nur Dank wiſſen, daß es ihm anderſeits ſo lieblich entſchädigen zu wollen ſcheine, und er ſei feſt entſchloſſen deſſen Fingerzeige zu folgen, indem er, falls er aus der gegenwärtigen Lage mit dem Leben davon käme, ſobald er könne, nach Teruel zurückkehre, um die Anſprüche auf die Hand Elenens, die ſie ihm gewähren wolle, geltend zu machen. — Da ſich plötzlich in der Stadt das Gerücht verbreitete, daß die kataloniſche Guerilla am vierten Tage die Stadt verlaſſen, und Euſebio mit den Seinen allein noch einen Tag länger verweilen werde, ſo ſchöpften Eugen und Elena Hoffnung, daß Alles ein ganz glückliches Ende nehmen, und der Erſtere, entweder mit Euſebio's Beiſtand, oder wenn dieſer ihn verſagen ſollte, unter Erkaufung eines gebirgskundigen Führers, den Fernanda zu verſchaffen meinte, die Gegend von Saragoſſa, wo ſeine Kameraden ſtanden, erreichen könne. Bald trat indeß ein ſehr eigenthümlicher Umſtand ein.

Euſebio, der Hausherr, und die Mädchen waren eben im Wohnzimmer verſammelt, als ſich die Thüre öffnete und drei Guerillero's eintraten.

„Ei ſiehe da, Don Joſe!“ rief Euſebio auf den Einen, welcher der Vornehmſte zu ſein ſchien, zueilend. „Nun es freut mich, daß Ihr mich vor Eurem Abmarſch in meiner Wohnung aufſucht. Es iſt dies eine große Ehre, die ihr mir erweiſet, Kaballero.“

Der Mann, an welchen Euſebio ſeine Rede richtete, war eine ziemlich ſonderbare Figur. Er war von herkuliſchem Bau, und obwohl er funfzig Jahre hinter ſich hatte, ſchien er doch überaus kräftig. Auf dem dreikrempigen, ziemlich hohen, ſpitzigen Hute, trug er einen armlangen, ſchwankenden, rothen Federbuſch. Seinen Körper deckte eine Obriſtenuniform, mit breiten Treſſen um den Kragen und die Aufſchläge. Die ziemlich ſchmutzigen Beinkleider dagegen, waren von grober Leinwand. An den Füßen hatte er Sandalen von Espartograſe geflochten. Ein großer Schleppſäbel, ein Dolch und ein paar Piſtolen vollendeten die ſonderbare Ausſtaffirung. Die Züge des Mannes hatten viel Kühnes, aber Rohes und Plumpes, überdies ſchielte er ganz fürchterlich.

Die beiden Leute, die ihn begleiteten, hatten die Tracht der kataloniſchen Gebirgsbewohner. Eine rothwollene Mütze deckte das Haupt. Ein Hemd, und weite, bis an das Knie reichende Unterkleider, ein paar Espardenya's (Sandalen) waren die ganze Kleidung, ein Stoßmeſſer die ausreichende Bewaffnung.

„Erlaubt mir, Señor, Euch hier meine Braut, mein Mühmchen und meinen künftigen Schwiegervater, Don Eſteban Valdez, vorzuſtellen!" ſprach Euſebio weiter. „Dieſer Herr —"

„Vrau de deu que te cerusa!" fiel der Fremde ihm mit einem gewöhnlichen kataloniſchen Fluche in die Rede. „Was haſt Du Dir für ein hübſches Bräutchen erleſen! Gott ſegne die Mutter, die Euch geboren hat, Königin! — Ich bin," ſagte er mit ſo viel Anmaßung als ungeſchickter Galanterie, „der königliche Obriſt Joſe Arrugaren, von dem Ihr wohl unter dem Namen ‚Jep el Montañes‘ gehört haben werdet, und wahrhaftig,“ fuhr er fort, indem er einen freundlich ſein ſollenden Blick ſeines ſchielenden Auges auf Elena warf, „wenn ich Wittwer und dann nicht einſt noch Euer Schwager werde, ſo trägt blos die Señorita dort die Schuld.“

Er lachte überlaut über ſeinen Scherz, und warf ſich uneingeladen auf die unweit des Fenſters ſtehende Ruhebank. Auch die ihn begleitenden Montenero's ſetzten ſich.

„Nun, Fernanda,“ ſagte Euſebio, indem er den Tiſch vor die Sitzenden ſchob und einen Duro aus der Faja hervorholte, „erlaube heute, daß ich den Wirth mache. Der Señor Coronel trinkt gern ein Glas Xerez; laß deshalb einen Schlauch vom beſten holen. Eben ſo eine Schüſſel mit Chorizos (kleine Würſtchen) zum Zubeißen.“

„Ich nehme es an! Ich nehme es an!“ rief der Guerillachef munter. „Ich will es mir in dieſem Hauſe wohl ſein laſſen, obwohl ich nicht ſollte, denn weißt Du wohl, Euſebio, wir kommen eigentlich in feindlicher Abſicht."

„Wie ſo?" fragte der Angeredete lachend.

„Du wirſt Dich wundern, Mann!" rief der Obriſt. — „Hört, Don Eſteban Valdez!" ſprach er zu dem Hausherrn gewendet. „Ihr habt Kanaillen in der Stadt, Hundsſöhne, die die beſten Patrioten an einander hetzen wollen, was ihnen aber nicht gelingen wird. Wißt Ihr, daß man Euch bei mir angegeben hat, als ob Ihr einen Franzoſen bei Euch aufgenommen und verſteckt hättet?"

„Heilige Jungfrau vom Pfeiler!" rief der Alte erſchrocken.

„Was?" ſchrie Euſebio lachend.

Elena verblich. Auch Fernanda erſchrak, doch faßte ſie ſich ſogleich, und ſtimmte in das Gelächter des Bräutigams ein.

„Der wäre bei uns gut aufgehoben!" rief ſie aus. „Euſebio würde ihn gut aufgenommen haben."

„Das ſagte ich auch! Rayon de deu que te cure! Ich hätte die Tochter der Ziege, welche dieſe Anzeige machte, gleich maulſchelliren mögen;" erwiederte Jep.

ein. Der Rottmeiſter erzählte ſeine Kriegsthaten, dann die der Compagnie, wobei er ſtand, endlich die der ganzen Leibwacht. Sein jüngerer Gefährte war in Kurzem ſanft entſchlafen. —

Ich weiß es nicht, ſchloß endlich der Erzähler, iſt es die Stärke des Genevers oder die Anſtrengung beim Fangen der entlaufenen Roſſe, was mich ſo ſchläfrig macht; kaum kann ich des Schlafes mich erwehren.

Kaum einige Minuten vergingen nach dieſen Worten, als der Rottmeiſter, wie vom Todesſchlafe befangen, ſich gegen die Wand der Hütte lehnte und weiter kein Lebenszeichen gab.

Geſchäftig eilte der alte Jan zu den Roſſen. Schnell waren dieſe gezäumt und vorgeführt, und ebenſo geſchwind hob der Alte Cornelien auf das ihrige. Ohne ein Wort zu ſagen, ging er nochmals in die Hütte. Mit leiſer Hand zog er die Ordre, welche der Rottmeiſter früher vorgezeigt, aus deſſen Wammſe, nahm die Seitengewehre, Hüte und Reitröcke beider Krieger auf ſeinen Arm, und kaum hatte er Alles an der Sattelſchleife leicht befeſtigt, als er auch ſchon zu Pferde ſaß.

Jetzt fort, daß die Funken ſtieben! ſprach er leiſe zu Cornelien.

„Alſo ein Weib! Ha, nun weiß ich! Es iſt die alte Vettel da drüben!“ rief Fernanda hitzig. — „Wart', ich will Dir meinen Dank abſtatten!“

„Laß mich machen, Fürſtin der ſchwarzen Augen! Sie ſoll ſich in ihrer eigenen Schlinge fangen;“ verſetzte Jener. „Ich mußte die Anzeige annehmen — es war eine amtliche Pflicht, — ich ſagte ihr, ich würde in Perſon mit zwei meiner braven Montenero's das Haus durchſuchen, dagegen aber dem Alcalden anbefehlen, die alte Nachteule drei Tage bei Waſſer und Brod in den Thurm zu ſtecken, wenn nichts gefunden würde.“

„Iſt es möglich? Solltet Ihr ſo etwas von mir denken können?“ rief Don Eſteban am ganzen Leibe zitternd. „Bin ich nicht ein Patriot? Habe ich Euch nicht Nachricht geben laſſen, wie ſtark die Feinde waren? Habe ich Euch nicht mit dem rothen Tuche von dem Thurme ein Zeichen gegeben, wie ſie ausrücken wollten? — Ich habe gedacht: Adquiero fama y echate a dormir! Und nun dieſer Schimpf!“

„Beruhigt Euch, Kaballero! Ich glaub's nicht! Es wird ſich ja gleich zeigen. — Aber da kommt der Xerez und die Würſtchen!“ rief Jep vergnügt, indem er nach dem Weinſchlauch langte, den ein Knabe brachte, ſodann das Rohr öffnete, den Kopf zurückbeugte, und ſich nun den Weinſtrahl in den weitgeöffneten Mund ſchießen ließ. — „Der iſt vom ächten! Trinkt, Kameraden! — Ihr müßt wiſſen, Señor, ich habe die braven Leute mitgebracht, daß ſie, während ich das Haus durchſuche, die Thüren beſetzen. Aber das hat Zeit. — Und die Würſtchen! Köſtlich! Gepfeffert, daß es Einem vorkommt, als führe eine glühende Kohle den Schlund hinunter. — Wißt Ihr aber, Don Eſteban, daß ich noch einen zweiten Grund habe, warum ich komme! Die guten Leute hier brachten mich darauf, als wir hergingen.“

„Ich wäre doch begierig, Señor Coronel —“ ſtammelte Don Eſteban verlegen.

„Dieſe Männer ſagten mir, daß in Eurer Behauſung die größte Merkwürdigkeit von Teruel, ja, ſo zu ſagen, das Wahrzeichen der Stadt zu ſehen ſei. Ich meine die berühmten ‚Liebenden.‘ Dieſe will ich in Augenſchein nehmen.“

Der Hausherr war wie vernichtet. Er wäre keines Wortes mächtig geweſen. Schon der Athem ſchien ihm auszubleiben. Troſtlos blickte er auf Fernanda und Elena, aber die Letztere war in eben ſolcher Beſtürzung wie er. Fernanda allein ſchien ganz unbefangen.

„Allerliebſt!“ rief ſie. „Ich hätte nicht gedacht, daß mir heute die Ehre werden ſollte, einem ſo berühmten Offizier, wie Don Joſe Arrugaren, die in der That außerordentliche Merkwürdigkeit, die unſer Haus birgt, zu zeigen. Ihr müßt nämlich wiſſen, Kaballero, dies iſt ganz vorzüglich mein Geſchäft, ja ich kann ſagen, ich allein bewahre den Schlüſſel zu dem Gemache, wo jene Seltenheit ſich befindet, und Vater und Schweſter haben mir die Sache ganz allein überlaſſen. Für Alles, was dieſe anlangt, bin ich verantwortlich, und ſo laſſe ich mir auch nicht die Ehre nehmen, berühmten Perſonen die ſtupende Seltenheit zu zeigen. — Doch vor Allem eine Frage: Iſt Euch die Geſchichte der ‚Liebenden von Teruel‘ ganz genau bekannt?“

„Keineswegs, Señorita,“ erwiederte Jep, „und ich bitte Euch, ſie uns, während wir den Xerez trinken, mit ein paar Worten zu erklären.“

„Mit ein paar Worten?“ rief Fernanda. „Werther Señor, das iſt durchaus unmöglich!“ — Sie ließ dabei einen Blick auf die hölzerne Wanduhr fallen, welche auf eine Stunde vor Sonnenuntergang zeigte. — „Das geſchieht blos bei ordinairen Leuten, Standesperſonen pflege ich ſolche aus einem ſehr ſeltenen Büchlein ausführlich vorzuleſen. Wie war es neulich mit dem Herzoge von Oſſuna, der bei ſeiner Durchreiſe die „Liebenden von Teruel“ beſichtigte! Auch dieſem habe ich die Geſchichte mitgetheilt. Auf dem Flecke, wo Ihr ſitzt, ſaßen Seine Herzogliche Gnaden, und die Vertiefung in dem Rohrgeflecht der Ruhebank rührt noch von ihm her, denn Hochderſelbe geruht etwas ſchweren und umfangreichen Körperbaues zu ſein. Ich werde Euch deshalb die merkwürdige Hiſtorie vorleſen, und Euch dann erſt an Ort und Stelle führen. Alles muß nach der Ordnung zugehen, und es wird mein Stolz ſein, einſt ſagen zu können, daß ich dem vornehmſten und dickſten Mann in ganz Neukaſtilien, und dem berühmteſten aus ganz Katalonien, die Liebenden gezeigt und ihnen die Geſchichte derſelben ausführlich vorgeleſen habe.“

„Ihr ſeid ein ſehr höfliches und angenehmes junges Frauenzimmer!“ rief Jep äußerſt geſchmeichelt. „Ich küſſe Euch die Füße. Möget Ihr tauſend Jahre leben! — Bei Alledem fürchte ich, daß, obwohl ich meine Escopete manchem Franzoſen durch den Leib gerannt, und mein Name wohl hier und da genannt wird, Ihr meine Bedeutung ein wenig überſchätzet.“

„Nein! Nein!“ rief Fernanda. „Ich weiß, welche berühmte Perſon ich vor mir habe.“

Mit dieſen Worten ging ſie nach einem Schrank, und holte ein kleines, vergelbtes, und bereits ſtark abgenutztes Büchelchen hervor. Nachdem ſie Jep ermahnt, ſich die Chorizos, aus denen der rothe Cayennepfeffer wie geronnenes Blut herausträufelte, während des Leſens wacker ſchmecken zu laſſen, und Euſebio einen neuen Schlauch mit Xerez herbeizuſchaffen eilte, las Fernanda wie folgt:

„Wunderbare und höchſt merkwürdige Hiſtorie von dem tapfern und edlen Don Juan Martinez de Marcilla, und der ſehr ehr- und tugendſamen Donna Iſabella Segura, wie ſich ſolche im Jahre des Heils eintauſend zweihundert und ſiebenzehn, in der Stadt Teruel im Königreiche Arragon, wirklich und wahrhaftig zugetragen. An's Licht geſtellt durch Don Pedro de Zafarana, Licentiaten der Weltweisheit.“

Fernanda las dieſen Titel mit einem ſo komiſchen Pathos, daß Euſebio, der in dem ganzen Vorgang nur ihren Vorſatz, ſich über Jep luſtig zu machen, erblickte, in lautes Lachen ausbrach.

„Sage mir nur, Fernandita, was Dich heute anficht —“ hob er an.

„Sei ſtille, Kindskopf! Es muß Alles ſeine Art haben, und — Dir wird Alles klar werden;“ fiel ſie ein. „Jetzt aber unterbrich mich nicht länger.“ Sie begann:

„Es iſt männiglich bekannt, wie König Jayme, dem der Herr eine fröhliche Urſtänd verleihen wolle, im Jahre der Gnade 1217 zu Teruel ſeinen Hof hielt, und allhier ein tapferes Heer verſammelte, um gegen den verruchten Maurenkönig Abu Ali von Valenzia zu ziehen. Nun war aber der Maure ein Mann von rieſenmäßiger Geſtalt und wurde von ſeinen Rittern an Tapferkeit gleichgeſtellt mit dem berühmten Cid Rui Diaz, genannt el Campeador, weshalb der König Don Jayme in ſeiner Weisheit beſchloß, ein Heer aufzubieten, wie ſich ſolches noch keines in den Grenzen des Königreichs von gleicher Stärke und Zahl zuſammengefunden. Er ließ demnach ein Gebot ergehen, daß an einem beſtimmten Tage ſich die ſämmtliche arragoneſiſche Ritterſchaft, von Alters her wegen ihrer Tapferkeit und adelicher Sitte hochberühmt, ſo wie auch alle waffenfähige Mannſchaft auf dem Campo grande vor dem Thore der guten Stadt Teruel einfinden ſolle Als dieſelbige dort zuſammen gekommen, ſtellte Sr. Gnaden der König den Ritterslenten und ſämmtlichen Arragoniern die große Vermeſſenheit und Gottloſigkeit des Mauren vor, und verſprach ihnen, daß, falls ſie den Sieg über den Heiden davon tragen, ſie großen Lohn an Geld und Gut, Diejenigen aber, die in dieſem Gott wohlgefälligen Kampfe umkommen ſollten, die ewige Seligkeit ganz gewißlich erwerben würden, welches Letzteres Sr. Biſchöfliche Gnaden von Saragoſſe, Don Luiz de Cardenas, im Namen der Santa Virgen del Pilar dem Heere noch ausdrücklich verbriefen und beſiegeln werde. Von ſolchen großen Vortheilen ermuntert, und von Gottesfurcht angeregt, rief das ganze Heer einſtimmig: „Gott will es haben!“ und zog freudig gegen Caſtellon de la Plana, wo der Maure ſtand, um mit ihm zu ſtreiten. Unter dieſem tapfern Heere befand ſich auch ein junger Rittersmann von uralter Abkunft, ſintemal deſſen Familie behauptet, daß ihr Ahnherr Steuermann in der Arche Noä geweſen, weshalb deſſen Geſchlecht auch zum Andenken eine Taube mit dem Oelzweig im Schnabel im Wappen führt, wie ſolches, über der Thüre des Eckhauſes des Marktes und der Trödelgaſſe abgebildet, noch heute zu ſehen. Mit dieſem jungen Ritter hatte es eine ganz beſondere Bewandtniß. Es war derſelbe ein junger Herr von vorzüglicher Leibesſchönheit, großer Tapferkeit, und andern nahmhaften Vorzügen, unter denen ihm blos der des Beſitzes einigen Geldes abging. Leider war dies aber eine Eigenſchaft, welche der reiche Don Pedro Segura — deſſen Haus noch heute auf der Hundegaſſe, die dritte Thüre rechts, zu erblicken — bei ſeinem künftigen Eidam durchaus nicht vermiſſen wollte. Daß demſelben aber ein Schwiegerſohn, wie er ihn nur zwiſchen dem Ebro und dem Tago ſich nicht beſſer wünſchen könnte, einſt zu Gebote ſtehen müſſe, dafür bürgte ſowohl ſein wohlgefüllter Geldkaſten, als auch die Schönheit ſeiner Tochter Iſabella, welches ein Mägdlein war überaus wohlgefällig anzuſchauen. Der Stadtſchreiber von Teruel, Don Eufemio Aſinero, der ein großer Dichter jener Zeit war, beſang die Schönheit der

Jungfrau in einer Cantarcilla, in welcher er ſagt: daß ſie in einem Auge die Sonne und in dem andern den Mond trüge, und in der er ihre Wangen mit den Roſen von Valenzia, und die Süßigkeit ihrer Lippen mit den Orangen von Murcia und den Datteln von Elche vergleicht. Unter ſolchen Umſtänden hatte es nicht fehlen können, daß eine große Menge, ja die Mehrzahl der heirathsluſtigen arragoneſiſchen Ritter ihr Auge auf Doña Iſabella gerichtet hatte, und die mehrgedachte Doña wußte ſich vor lauter Heirathsanträgen kaum zu laſſen. Keiner der Ritter hatte jedoch auf das Herz der Dame einen Eindruck u machen vermocht, ſondern dies war allein dem dlen Don Juan de Marcilla vorbehalten. Nachdem erſelbe die erwähnte Doña längere Zeit blos aus der Entfernung und ſchweigend verehrt, beſchloß er eines Tages ſich ein Herz zu faſſen, und er nahte ſich in er Frühmetten in der Kloſterkirche zu San Ber- ardo derſelbigen, und heftete ganz heimlich ein Zet- lchen an die Mantilla der Jungfrau, in welchem ihr ſeine feurige Liebe geſtand; eine That, welche, ſie an heiliger Stätte vorgenommen, gewiß nicht ur ſtarken Tadel verdient, ſondern wohl eine Verſündigung genannt werden kann, und der vorzüglich zuzurechnen iſt, daß die Geſchichte ein ſo miſerables Ende nahm.“

„Ihr müßt wiſſen, Señor Coronel,“ ſagte Fernanda, ihre Vorleſung einen Augenblick unterbrechend, „der Licenciado Pedro de Zafarapa, der dieſe Geſchichte beſchreibt, war ein alter Hageſtolz und darum ſieht er die Affaire auch mit den Augen eines ſolchen an, und rechnet ihr das nachherige Unglück zu. Ich denke aber, wenn alle die Liebespaare, die ſeit Anno 1217 ſich in der Bernardinerkirche zu Teruel Briefchen zugeſteckt haben, elendiglich umgekommen, und nach ihrem Tode in Glasſchränke geſetzt worden wären, ſo müßte das Glaſerhandwerk ſich zu einer ſtupenden Höhe aufgeſchwungen haben, und eine wahre Goldgrube geworden ſein. Da dies aber nicht der Fall, ſo ſcheint es mir, daß ſich der Autor in dieſem Punkte täuſcht.“

„Cap sagranat! Ihr habt Recht, Señora!“ erwiederte Jep lachend. „Es war auch in der Kirche, wo ſich die Liebesgeſchichte mit meiner erſten Frau anſpann, aber ſie ſtarb ganz anſtändig, und Niemand dachte daran, ſie nach ihrem Tode verglaſen zu laſſen.“

Fernanda nickte mit dem Haupte und fuhr fort:

Erſt noch dieſen Erſatz für das Geraubte! entgegnete das Mädchen, eine Börſe ziehend.

Meinetwegen! ſprach der Alte; aber dann ſchnell von hinnen!

Vorſichtig, um jedes Geräuſch zu vermeiden, ließ Cornelia das ſchwere ſeidene Netz auf die Schwelle der Hütte ſinken, und Beide ſprengten im ſchnellſten Roſſeslaufe von dannen.

Faſt einige Stunden mochten unſere Reiſenden im raſchen Reiten geblieben ſein, die Dämmerung ſank bereits hernieder, und man ſah die alte Veſte wie einen Felſen ſich in der Ferne aus dem Waſſer heben, als Cornelia den Zügel ihres Roſſes anhielt.

Das raſche Reiten, ſprach das Mädchen, betäubt mich faſt. Gönnt mir jetzt einige Augenblicke, mich zu erholen.

Dort hinter jenem Gehölze, erwiederte der Alte, Corneliens Roß aus dem Wege drängend. Dort müſſen wir ohnehin den Angriffsplan entwerfen.

Ihr meint doch nicht, ſprach Cornelia, als der Alte im Dunkel einiger Bäume ihr vom Roſſe half, daß wir in jener alten Veſte die Rolle der beiden Krieger ſpielen ſollen?

Allerdings iſt dieſes meine Meinung! entgegnete Jan, indem er ruhig das geraubte Gepäck entfaltete. —

„Obwohl Doña Iſabella als ſie zu Hauſe angekommen, über die an ihre Mantilla angeheftete Liebeserklärung heftig erſchrak, ſo vermochte die weibliche Neugierde dennoch ſo viel über ſie, daß ſie ſich entſchloß, den Brief zu leſen. Derſelbe war ſo höflich als wohlgeſetzt, und da überdies der junge Ritter ein Mann war, geſchaffen, weiblichen Augen wohlzugefallen, ſo war es nicht zu verwundern, daß der heidniſche Gott Amor, zwiſchen den Zeilen des Briefes hindurch, der Dame einen ſeiner ſchärfſten Pfeile mitten in das Herzlein ſchoß, dergeſtalt, daß daſſelbe bald in großer Liebe für den jungen Rittersmann ganz und gar entzündet wurde. Nachdem nun das Liebesverhältniß zwiſchen dem jungen Paare auf dieſe Weiſe angeknüpft worden, und längere Zeit gedauert hatte, entſchloß ſich die Dona Iſabella, ihre Liebe zu dem Ritter dem Don Pedro Segura, ihrem Vater, zu entdecken. Derſelbe erzürnte ſich jedoch dergeſtalt über die Liebe der Tochter zu einem Manne, dem, wie er ſagte, nicht der Ziegel auf dem Dache gehöre, daß ihm an demſelbigen Tage dreimal hinter einander von dem gegenüber wohnenden Bader zur Ader gelaſſen werden mußte, was nicht nur die Aufmerkſamkeit der

Bewohner der Hundegaſſe, ſondern auch faſt ganz Teruels erregte, und ſchließen ließ, daß in dem Hauſe Don Pedro Segura's etwas ganz Abſonderliches vorgegangen. Da unter ſolchen Umſtänden gar nicht daran zu denken war, daß Iſabella die Einwilligung des Vaters zu einer Vermählung mit Juan de Marcilla hätte erlangen können, ſo konnte ſie den Entſchluß des Ritters, in den Krieg gegen die Mauren zu ziehen, nicht mißbilligen, es gab aber, ehe ſolcher dieſen verzweifelten Entſchluß in Ausführung brachte, zwiſchen dem Liebespaar noch ſolche herzbrechende Abſchiedsſcenen, daß wir, um nicht den günſtigen Leſer allzuſehr zu erſchüttern, uns den Wunſch ſie poetiſch zu ſchildern, wiewohl ungern, verſagen müſſen."

„Ich glaube," unterbrach Elena die Schweſter ſeufzend, „der Licenciado wäre, als ein alter Hageſtolz, gar nicht im Stande geweſen dies zu thun. So etwas will gefühlt ſein. Man muß es ſelber erlebt haben."

„Und ich denke, mit Dir iſt dies doch, Gott ſei Dank, noch nicht der Fall!" fiel der Hausherr ein. — „Aber freilich: ‚Jede Gans erlebt einmal ihren Martinstag;' wie das Sprüchwort ſagt."

Fernanda las weiter:

„Als nun der König Don Jayme mit dem chriſtlichen Heere in der Ebene von Caſtellon de la Plana angekommen war, erſchrak er ſehr, denn anſtatt den König Abu Ali von Valenzia dort zu finden, ſtieß er auf ein heidniſches Heer, zahllos wie die Geſtirne am Firmamente. Dies kam aber daher, daß der Miramolin von Afrika, jenſeits des Meeres, erfahren hatte, daß der König Don Jayme in Perſon heranziehe. Da derſelbe aber in früheren Zeiten mehrmals die Mohren, ſo aus Afrika gekommen, um die Küſten zu plündern, angegriffen, und mit großem Blutvergießen in's Meer gejagt, ſo wollte der Mohr ſich rächen, und ſendete ſeinen eigenen Neffen mit vielen berühmten Kriegern der Heidenſchaft, um gegen den Herrn Don Jayme zu ſtreiten."

„Ich könnte," unterbrach ſich Fernanda, nachdem ſie einen flüchtigen Blick auf die Wanduhr geworfen, „Euch, Señor Coronel, Vieles von den Schlachten zwiſchen den Chriſten und Mauren verleſen; da ich Euch als einen berühmten Krieger, der da ſelbſt erlebt und ausgeführt, was wir Andern nur in Büchern finden, indeß damit zu langweilen befürchten muß, ſo will ich dieſen Theil der Geſchichte überſchlagen, und nur bemerken, daß der Krieg zwiſchen den Chriſten und den Mauren fünf Jahre gedauert, Don Juan de Marcilla in demſelben aber ſolche außerordentliche Thaten ausgeführt hat, daß die aller Andern dagegen nur wie ein Kinderſpiel erſchienen. Es verging nämlich ſelten ein Tag, wo er nicht ein paar Mauren im Zweikampf erlegte, und daß er einen Mohrenritter vom Kopf bis zum Sattel in zwei Hälften geſpalten, iſt während der fünf Jahre mehrmals vorgekommen."

„Cuerpo de Dios!" fiel Euſebio lachend ein. „Das wäre ich beim beſten Willen nicht im Stande, und Ihr, Don Joſe, auch nicht, obwohl Ihr mehr Franzoſen auf dem Gewiſſen, als Knöpfe am Rocke habt."

„Da haſt Du Recht! Trou de deu!" ſagte Jep, indem ſich ſeine Züge zu einem grimmigen Lächeln verzogen. „Rechne ich die Franzoſen zuſammen, welche ich ſeit vier Jahren habe hängen und erſchieße laſſen, und zähle ich aus meinen Contrabanditenlebe alle die Kreuze am Wege mit der Aufſchrift: ‚Muri de mano ayrada,' bei denen mir dies und das ei fallen könnte, hinzu, ſo kommt dennoch nicht Einer auf den Tag."

„Da der Krieg," las Fernanda weiter, „ſich in die Länge zog, und viele der berühmteſten Arragonier von dem Schwerte der Mauren gefallen waren, ſo nahm es Niemand Wunder, daß eines Tages in der Stadt Teruel ſich das Gerücht verbreitete, daß auch Don Juan de Marcilla von gleichem Geſchick ereilt worden. Doña Iſabella war darüber untröſtlich, obwohl Don Pedro Segura der Tochter unaufhörlich, vorſtellte, daß ſie ſehr Unrecht habe, ſich den Tod des Ritters ſo zu Herzen zu nehmen, da ſie mit ſeinem Willen gewiß niemals deſſen Frau geworden, und daß ſie die Trauer um denſelben billig den Gläubigern, welche anſehnliche Forderungen, die durch das baufällige Haus auf der Trödelgaſſe bei Weitem nicht gedeckt würden, überlaſſen möge. Solche ſpitzige und anzügliche Redensarten vermochten jedoch nicht das Geringſte über das Herz der Jungfrau, vielmehr jammerte ſie ſo anhaltend und laut, daß die Nachbarn rechts und links, Tag und Nacht davon beunruhigt, verſicherten, daß ein ſolches Herzeleid noch nicht erhört worden, ſo lange die gute Stadt Teruel exiſtire.

Nachdem die beſagte Doña Iſabella gemeldetes Jammern und Wehklagen drei Monate lang beſtmöglichſt unterhalten und fortgeſetzt, ſtellte ſie daſſelbe ein, und zwar aus folgendem Grunde. Es lebte in der guten Stadt damals ein gewiſſer Don Geronimo de Azagra, genannt el Calvo, weil er eine Platte hatte. Derſelbe hat den San Jagoſpittel vor dem Töpferthore geſtiftet, und liegt begraben in der Hauptkirche in dem Winkel rechts neben der Dominikuskapelle. Gedachter Don Geronimo war ein reicher Junggeſell in den beſten Jahren, ſintemal er die ſechzig noch nicht überſchritten hatte."

„Geh' mir mit Deinem Licenciado, Fernandita!" rief Euſebio die Leſerin unterbrechend. „In den beſten Jahren! Bei der Seele meiner Großmutter! Wenn das die beſten Jahre für einen Junggeſellen ſind, welches ſind denn die für einen Ehemann? Oder biſt Du auch der Meinung dieſes Sohns eines Kibitz?"

„Sei nicht ſo ſtolz auf Deine Jugend, hombre!" erwiederte Fernanda lachend. „Leute zwiſchen Funfzig und Sechzig" — ſie ließ den Blick auf Jep fallen — „können auch angenehm ſein. Alles mit Gottes Segen und dem der heiligen Jungfrau."

„Cap de biou. Señor, Ihr ſeid ein glücklicher Vater! Welch' eine verſtändige und angenehme Tochter Ihr habt!" rief Jep höchſt geſchmeichelt ſich zu dem Hausherrn wendend. „Und Du, Euſebio! Du verdienſt dieſe Braut kaum. Du biſt brav vor dem Feinde — Niemand wird es beſtreiten — aber nach der Schlacht iſt es, als ob Du ein Herz von Butter hätteſt, und darum verdienſt Du nicht ein Mädchen wie dies da."

„Ei nun — Señor — ſie iſt eben nicht ſchlechter als andere, die ſich auch ſehen laſſen können;" verſetzte der Hausherr. „Caballo grande, ande o no ande! wie das Sprüchwort ſagt. — Aber lies nur weiter, morenita!"

„Beſagter Geronimo de Azagra," las Fernanda, „hielt alſo um die Hand der ſchönen Iſabella Segura an. Anfangs ſträubte ſich die Jungfrau über alle Maßen, da ſie aber endlich als eine gute Chriſtin einſah, daß, wo der Himmel uns etwas Schätzbares genommen, dem Menſchen nichts übrig bleibt, als ſich in ſein Geſchick zu ergeben, und gelegentlich das, was ſich darbietet, gleichfalls zu nehmen, auch als eine gehorſame Tochter den Willen des Vaters und als eine verſtändige Frauensperſon die ihr von der Natur zugetheilte Beſtimmung erfüllen wollte, ſo entſchloß ſie ſich, dem genannten ehrenwerthen Don Geronimo de Azagra als Braut die Hand zu reichen."

„Mir ſcheint," ſagte Elena, die Schweſter unterbrechend, „die Sache doch ein wenig allzugeſchwind zugegangen zu ſein, nachdem die Doña mit ihrem Leid vorher die ganze Stadt ſo in Aufruhr gebracht. Drei Monat, und ſchon wieder verlobt! Ich hätte mich in ſo viel Jahren nicht tröſten können."

„A rey muerto, rey puerto! Wenn Du haſt Dein Liebchen verloren, nur bald darauf ein anderes erkoren;" verſetzte der Vater.

Fernanda zuckte die Achſeln und las:

„Don Pedro Segura war über den Entſchluß ſeiner Tochter außerordentlich erfreut, und da er wußte, daß er bei den Einwohnern der Stadt in dem Rufe einer übermäßigen Sparſamkeit ſtand, ſo beſchloß er in der erſten Freude ſeines Herzens, einen entſchiedenen Beweis großer Freigebigkeit darzulegen, indem er ein Hochzeitfeſt zu veranſtalten dachte, wie in der guten Stadt Teruel noch kein zweites gefeiert worden. Nicht nur, daß er die größten Delikateſſen, die nur zu erlangen waren, als Fiſche aus dem See von Albufera, Wachteln aus Valencia, Feigendroſſeln aus Alicante, und mehr dergleichen ſchmackhafte Dinge aus der Umgebung Arragons kommen ließ, ſondern er verſchrieb ſogar fette Schöpſenkeulen aus Otero jenſeits des Guadarramagebirges, wo ſolche, wie männiglich bekannt, am allervortrefflichſten in ganz Spanien erzeugt werden. Auch vergaß Don Pedro der Armuth nicht, ſondern er ließ auf dem Markte zwölf Keſſel mit in Waſſer gekochten Garbanzos (Kichererbſen) aufſtellen, von denen ein Jeglicher ſo viel eſſen durfte, als er nur Luſt hatte; das Brod mußte indeß ein Jeder ſelber mitbringen. — Während aber ein ſo unerhörtes Wohlleben in Teruel an dieſem Tage ſtatt fand, ritt ein einzelner Ritter, gefolgt von einem Knappen, zu dem Valencianer-Thor herein, durch die Trödelgaſſe dem Markte zu. Wie derſelbe in die Nähe des Hauſes Don Pedro Segura's gelangte, erblickte er vor der Thüre eine Menge Einwohner verſammelt, und es ertönte in der Wohnung eine liebliche Muſik, welche eine Bande Gitanos, die der Hausherr aus Grao kommen laſſen, auf Querpfeifen und Mohrentrommeln auf's angenehmſte executirte. Gemeldeter Rittersmann hielt aber sein Roß an und ſprach: ‚Sagt mir, Ihr guten Leute, was geht denn vor in dem Hauſe Don Pedro Segura's, wo es ſonſt ſo ſtill iſt, daß ſelbſt eine Amſel im Käfig dort das Pfeifen verlernt hat?‘ worauf eine alte Grünzeughändlerin, welche auf der Hundegaſſe ihre Bude hatte, ausrief: ‚Bei den Freuden des Paradieſes! Das iſt ja der edle Ritter Juan Martinez de Marcilla! Nun, Ihr kommt zu einer ſchönen Geſchichte zurecht! Ich will Euch zwar nicht erſchrecken, aber ſo viel kann ich Euch ſagen: Vor zwei Stunden iſt die Señora Iſabella Segura, der ich immer Eure Zettelchen zuſtecken mußte, mit Don Geronimo de Azagra getraut worden.‘ Als der Ritter dieſe Kunde vernahm, ſagte er weiter nichts als das Wort: ‚Carajo!‘ Er ſagte es nicht auf die Weiſe, wie man es ausſpricht, wenn man einen pugnalada (Dolchſtich) austheilt, ſondern vielmehr wenn man einen empfängt. Dann ritt er weiter.“

„Ich ſollte meinen,“ unterbrach Jep die Leſerin, „er hätte beſſer gethan, wenn es umgekehrt geweſen wäre. Er hätte ſich ja den Bräutigam herausrufen, und auf dieſe oder jene Weiſe mit ihm Händel an-

Oder iſt Euch, mein edles Fräulein, unterdeſſen etwas Beſſeres eingefallen.

Bedenkt doch! ſprach Cornelia. Man würde im erſten Augenblicke mein Geſchlecht erkennen. In meinem Leben trug ich noch niemals Männerkleidung. —

Hat nichts zu ſagen! ſprach der Alte. Es wird ſich mit Gottes Hülfe wol Alles zum Beſten fügen. Im ſchlimmſten Falle hängen ſie mich doch blos allein.

Nein! ſprach Cornelia. Es geht unmöglich! — Ihr wagt ganz nutzlos Euer Leben, und ich, ich zittere, wenn ich nur daran denke!

Ihr liebt und habt nicht Muth? entgegnete finſter der alte Seemann. — In wenig Tagen erbauen ſie im Haag das Schaffot; ſoll Euer Geliebter es beſteigen? — Nun dann, Fräulein! ſchloß der Alte; dort, wo jener Damm ſich hinzieht, findet Ihr eine große belebte Straße, ſie führt nach Leiden; ſchlagt dieſe ein, vielleicht vollbringt der alte graue Knecht, was Liebe, was die Verlobte nicht auszuführen wagte. —

Ich begleite Dich, Alter, und ginge es zum Tode! rief Cornelia.

Das war die Stimme der würdigen Braut! erwiederte der Alte freundlich; ich wußte es wohl, daß fangen können. Das Weitere" — Jep machte eine bezeichnende Bewegung mit der Fauſt — „würde ſich dann wohl von ſelber ergeben haben."

„Ich," ſagte Euſebio, „hätte ihn zum Kampf auf Meſſer gefordert."

„Ja freilich!" ſagte Fernanda. „Die Navaja iſt ohnehin bei Dir ſtets ſo ſchnell aus der Scheide, wie der Speck aus der Bratpfanne. — Höre aber jezt, denn nun kommt's ſehr rührend."

„Als das Abendeſſen zu Ende ging, und die Braut feierlich mit den üblichen Ceremonien in die Brautkammer geführt, auch vorher an den Bräutigam eine Anrede von dem Señor Cura gehalten werden ſollte, fand es ſich, daß dieſer Vorgang etwas abgekürzt werden mußte, ſintemal der Brautvater und der junge Ehemann, aus großer Zufriedenheit über die geſchloſſene Verbindung, einander dermaßen in gutem Valdepennas zugetrunken, daß man ſolche bereits nach ihren reſpectiven Lagerſtätten hatte tragen müſſen. Die an ſich merkwürdige Ceremonie fiel daher etwas ſimpel aus, und deren Einfachheit wurde noch vermehrt, als Doña Iſabella im Brautgemach erklärte, daß ſie ein Gelübde abgelegt, die erſte Nacht ihres Eheſtandes angekleidet und im Gebet zuzubringen.“

„Mir,“ unterbrach Euſebio die Leſende, „will dieſes Gelübde in verſchiedener Beziehung gleichfalls etwas ‚ſimpel‘ erſcheinen.“

„Mir aber gefällt's, und ich denke es gleichfalls ſo zu halten!“ verſetzte Fernanda ſchnippiſch. „Unterbrich mich aber nicht immer bei ſo unbedeutenden Gegenſtänden.“

Sie las weiter:

„Als Iſabella in der Brautkammer angekommen war, und die Thüre geſchloſſen hatte, warf ſie ſich nicht vor dem Bilde der Santa Virgen, wie es wohl paſſend geweſen, ſondern vor einer Ruhebank nieder, und indem ſie ihr ſchönes Geſicht in die Kiſſen derſelben drückte, ſchluchzte ſie ſo ſehr, weinte ſie ſo laut, daß dies, vermiſcht mit dem Schnarchen des ſchlafenden Bräutigams, ein theils herz-, theils ohrzerreißendes Conzert gab. Dies gewann nach und nach eine ſolche Stärke, daß einem dabei ganz Unbetheiligten, wenn ein ſolcher zugegen geweſen, das Herz hätte zerſpringen mögen. Der günſtige Leſer möge nun aber in ſeiner Weisheit ermeſſen, wie groß das Leid eines bei dieſem Auftritt überaus Betheiligten geweſen, als aus einem Wandſchrank auf einmal ein gleich heftiges Weinen und Schluchzen ertönte, welches das der ſchönen Iſabella noch bei Weitem überbot. Iſabella glaubte im erſten Augenblick, vor Schrecken ohnmächtig werden zu müſſen, dieweil ſie vermeinte, daß der Feind der Seelen, der hölliſche Greifgeyer, ſich in dem Schranke über ihr Herzeleid, welches gewiſſermaßen als ein Treubruch an dem Gatten zu betrachten, moquire. Sie war ſchon im Begriff, aus dem Gemache zu ſtürzen, um nach Hülfe zu rufen, als ſich plötzlich die Schrankthür öffnete, und der edle Ritter Don Juan Martinez de Marcilla heraustrat."

„Da haben wir's!" rief Jep vergnügt. „Ich habe es mir gleich gedacht, daß es ſo kommen würde, da er es unterließ, dem Bräutigam eine pugnalada zu verſetzen."

„Hm! Ich weiß nicht;" ſagte Euſebio, den Kopf ſchüttelnd. „Ein Kampf auf Meſſer; gut. Ein Dolchſtich — mag ſein. Eine Rache wie dieſe aber kommt mir ein wenig hundsföttiſch vor."

„Warum denn?" ſprach Elena unbefangen. „Er wird gekommen ſein, um Abſchied zu nehmen, und da ſehe ich nichts Uebles dabei."

„Richtig, Schatz!" verſetzte Fernanda. „Aber er hätte Abſchied nehmen ſollen, ehe ſich der Bräutigam betrank, vor deſſen Augen, in größter cachaza (Ruhe, oder wie man wohl ſagt: Pommade). Aber in den Schrank zu kriechen und dort zu heulen, iſt etwas altweibermäßig."

„Wie nun," las ſie weiter, „Iſabella den Ritter erblickte, ſank ſie ihm ohnmächtig in die Arme, als ſie aber wieder zu Sinnen kam, ging das Schluchzen und Weinen von beiden Seiten wieder von Neuem los, daß es ganz erbärmlich war. Da nun aber auf der Welt jedes Ding ein Ende hat, ſo war es mit dem Wehklagen der Liebenden auch der Fall, und ſie ließen ſich in ein Abſchiedsgeſpräch ein, wobei aber kein unſchönes Wort, vielweniger eine ſträfliche Handlung vorfiel, außer daß der Ritter zum Abſchiede einen Kuß begehrte. Dieſem Anſinnen widerſtand aber Doña Iſabella auf's Heftigſte. Sie erklärte, daß ſie zwar nie aufhören würde, das Bild des Ritters im Herzen zu tragen, ihm aber einen Kuß zu geben, dazu würde ſie ſich nie verſtehen, ſintemal ſie dieſes für einen Treubruch an dem Gatten halten müſſe. Don Juan de Marcilla drang indeß immer heftiger in die Schöne, und verſetzte zuletzt mit matter Stimme: ‚Er fühle, daß nur ein Kuß von ihr ſein fliehendes Leben erhalten, und er ſonſt den Abſchied nimmermehr ertragen könne.‘" —

„Nun," ſagte Fernanda, indem ſie auf einen Augenblick das Buch weglegte, „ſagt jetzt, Kaballeros, was die Doña thun ſollte."

„Ei," meinte Euſebio, „einen Kuß hätte ſie ihm immer geben können; wenn aber der Gatte erwacht wäre, und ihnen dafür ein paar Meſſerſtiche gegeben hätte, ſo hätten ſie ſolche auch hinnehmen müſſen."

„Natürlich!" ſagte Jep. „Er wäre in ſeinem Recht geweſen, und was Einem recht iſt, iſt dem Andern billig."

„Nein," fiel Elena ein, „ſie mußte es nicht thun! Was wollte er auch mit dem Kuſſe? Liebte ſie ihn nicht, und war dies nicht genug?"

„Deine Meinung iſt edel, chica, und Deine, Euſebio, iſt vernünftig;" verſetzte Fernanda. „Was mich anbelangt, ſo wäre es auf meine Stimmung angekommen, ob ich gerade mehr edel, oder mehr vernünftig geweſen wäre. — Hört weiter!"

„Da Doña Iſabella bei ihrer Weigerung eines Abſchiedskuſſes verharrte, ſo blickte der edle Don Juan de Marcilla die Dame lange und ſchmerzlich an. Es lag der Geſammtausdruck einer unausſprechlich flehenden Bitte und eines Vorwurfs in dieſem Blicke. Dann, als er ſah daß auch dieſer Blick keine Erhörung fand, ſagte er mit leiſer, hinſterbender Stimme: ‚A dios!' und wandte ſich nach der Thür, plötzlich aber fing er an zu taumeln, er ging einen oder zwei Schritte und fiel dann mit einem Male zur Erde. Mit Angſtgeſchrei eilte Iſabella auf den Ritter zu, ſie ergriff ihn am Arme, um ihm aufzuhelfen, aber machtlos ſank dieſer Arm wieder herab; ſie richtete das Haupt des Ritters in die Höhe, aber dieſes Haupt ſenkte ſich ſogleich wieder auf die Bruſt — Juan de Marcilla war todt!"

„Da haben wir's!" unterbrach Jep die Leſende. „In meinem Leben hätte ich nicht gedacht, daß Einem die Liebe auf dieſe Weiſe mitſpielen könnte. Cap ſagennat! Meine Alte war in ihrer Jugend wild wie der Satan, und wenn ſie gerade ihren böſen

Tag hatte, oder eiferſüchtig war, ſo hätte ſie mir wohl eher einen Meſſerſtich als einen Kuß gegeben, aber vor Kummer darüber umgefallen bin ich nicht, und an's Sterben war ſchon gar nicht zu denken."

„Fernandita, mein Seelchen," ſagte Euſebio lächelnd, „Dein Juan de Marcilla mag hinlänglich verliebt geweſen ſein, wenn aber der Señor Licenciado von ſeiner erſchrecklichen Tapferkeit, vom ‚Spalten bis auf den Sattel' redet, und dabei thut, als ob dies dem Ritter nur eine friolera (Kleinigkeit) geweſen wäre, ſo ſcheint mir dies eitel Wind zu ſein. Mir kommt nach dieſer Geſchichte der Ritter wie Einer von den modiſchen Kerlchen vor, die Sonntags auf der Alameda von Valencia in franzöſiſcher Kleidung herumgehen, und die ausſehen, als wenn ſie von Butter wären und nur Waſſer tränken, obwohl ſie dadurch in Gefahr kommen, daß ihnen Fröſche im Magen wachſen."

„Das ſpricht nur der Neid aus Dir, weil Du fühlſt, daß Du es dem Ritter nicht nachthun würdeſt!" rief Fernanda. „Weil Du aber die Küſſe ſo niedrig anſchlägſt, bekommſt Du keinen mehr, und damit Baſta!"

„Als die Dame,“ las das Mädchen weiter, „vor Schreck bald ohnmächtig geworden, bald vor Angst wieder zu Sinnen gekommen war, die Nacht aber zu Ende zu gehen drohte, bedachte sie, als eine verſtändige Perſon, was hier zu thun ſei. Vor Allem bedeckte ſie den Todten mit einem Teppich, ging dann zu dem Lager des Gatten, und als ſie aus deſſen ruhigern Schlummer ſchloß, daß er den Rauſch wohl ausgeſchlafen haben dürfte, weckte ſie denſelben, indem ſie ſagte: daß ihr die Nacht ſo lang werde, und ſie ſich ein wenig mit ihm unterhalten wolle. Don Geronimo de Azagra ſah in dem Benehmen der Braut nur eine Liſt, oder vielmehr einen Ausbruch großer Zärtlichkeit, ermunterte ſich demnach alſobald, und wollte allerhand verliebte Geſpräche beginnen. Doña Iſabella aber ſagte: ‚Es ſei nicht alſo gemeint, ſie wolle, ihrem Gelübde treu, vor der Hand nichts von Zärtlichkeiten wiſſen und, um die Nacht hinzubringen, ihm blos eine anmuthige Geſchichte erzählen, die ſich vor Kurzem in irgend einer Stadt der Königreiche Altkaſtilien oder Leon zugetragen.‘ Nun erzählte Iſabella den erſchrecklichen Vorfall, der ſich ſo eben ereignet, als einen ganz fremden, und fragte Don Geronimo endlich: ‚was die Dame wohl hätte thun, und ob ſie dem Ritter hätte einen Kuß geben ſollen oder nicht?‘ Derſelbe war mit der Antwort ſogleich fertig. Er erwiederte, daß die Dame grauſam und thöricht gehandelt, und daß ſie den Ritter hätte in allen Ehren küſſen müſſen.“

„Ich weiß nicht,“ verſetzte der Hausherr kopfſchüttelnd, „ob der todte Ritter für Don Geronimo nicht dem lebenden vorzuziehen war. Sie würden ſich am Ende befreundet haben, und das Sprüchwort ſagt: Cria cuervos y te sacaran los ojos. Halte Raben im Haus, und ſie hacken Dir die Augen aus.“

„Auch meine Meinung!“ verſetzte Jep. „Lieber wollte ich mich mit einem Juden, einem Freimaurer oder Mohren befreunden, als wie mit einem alten Liebhaber meiner Frau.“

„Ihr habt Beide Unrecht!“ fiel Euſebio lebhaft ein. „Er mußte ſeiner Braut glauben, daß ſie ſo und nicht anders handeln konnte, und daß ſie wiſſe was ſich ziemt, auch wenn er geſehen, daß Iſabella ihn geküßt hätte.“

„Brav, Euſebio!“ rief Fernanda, das Buch an den Boden ſchleudernd, aufſpringend und dem Geliebten einen feurigen Kuß auf den Mund drückend. „Jetzt verdienſt Du, daß ich Dich küſſe, aber ich werde Dich an Deine Worte erinnern.“

Sie hob das Buch wieder auf und las:

„Nachdem Iſabella ſich einigermaßen beruhigt hatte, berathſchlagte ſie mit dem Gatten, was nun zu thun. Don Geronimo wollte, um großes Aufſehen zu vermeiden, nicht wiſſen laſſen, daß der klägliche Todesfall ſich in ſeinem Hauſe zugetragen, und nach langem Hin- und Herreden ward beſchloſſen, daß man den Verblichenen in der Stille der Nacht bis zur Thüre ſeiner Wohnung tragen, und an deren Schwelle niederlegen wolle. Dies geſchah auch alſobald, und da es von Niemand bemerkt worden, ſo war am folgenden Tag ganz Teruel der Meinung, daß Don Juan de Marcilla, deſſen Neigung für die ſchöne Iſabella bekannt war, aus Deſperation wegen deren Vermählung ein Gläschen über den Durſt getrunken, und daß in deſſen Folge ihn der Schlag gerührt habe.“

„Man ſieht,“ fiel Euſebio lachend ein, „daß es in unſerer guten Stadt ſtets wie heute geweſen iſt, indem man immer geneigt war das Schlimmſte

Ihr den Herrn, ſo lange noch eine Hoffnung bleibt, nicht laſſen würdet. — Jetzt aber ſchnell, mein Fräulein! — Hier, nehmt die Männerkleider. Was etwa fehlt, das gibt Euch mein eignes Gepäck. Ich gehe indeſſen ſpioniren, ob ich etwas Verdächtiges bemerke. —

In wenig Augenblicken hatte ſich Cornelia in einen jungen Krieger umgewandelt.

Trefflich! ſprach der indeß zurückgekehrte Alte. Ganz allerliebſt! — Ihr könntet in dieſer Kleidung Eroberungen machen. Der ſchlanke, doch kräftige Wuchs, das dunkle Haar, die hohe Haltung, Alles paßt ganz herrlich zu einander. — Und wie hübſch Ihr, fuhr er fort, die langen Flechten ſo recht auf kriegeriſche Art, nach neuer Mode, Euch hinter dem linken Ohre befeſtigt habt! — Eins aber fällt mir ein: die Stimme könnte Euch verrathen! — Ihr ſtellt Euch alſo krank! Verbindet Euch den Mund! Für's Uebrige laßt mich nur ſorgen.

Beide Reiſende beſtiegen nun ihre Roſſe und näherten ſich auf dem gewöhnlichen Wege der alten Veſte.

Auf einem ſchmalen Bergrücken, welcher von drei Seiten von den Wogen der Nordſee umbrauſt wurde, lag der alte Bau; die Landſeite deſſelben ſchützten vorauszuſetzen. Mir fällt da gleich der Unſinn wegen des verſteckten Franzoſen ein.“

„Am dritten Tage,“ las Fernanda, „war ganz Teruel in Bewegung, das ſtattliche Leichenbegängniß des Ritters zu ſchauen. Daſſelbe war auch ſo feierlich, und dem adelichen Stande des Verblichenen dermaßen angemeſſen, daß manchem unter den Zuſchauern der Wunſch ankam, bereits geſtorben zu ſein, um nur ſo ſtattlich begraben zu werden. Der edle Ritter lag nämlich in einem eigenen offenen Sarge — nicht etwa in dem allgemeinen, wie es ſonſt üblich, wo der Todte wieder herausgenommen, und, in ein Tuch gehüllt, verſenkt wird — auf einer Bahre, die vor der Hausthüre auf der Straße aufgeſtellt war. Ueber ſeinen gewöhnlichen Kleidern hatte man ihm eine Franziskanerkutte angezogen, welche den frommen Brüdern mit zwanzig Duros bezahlt worden war, was bekanntlich — die Kutte nämlich — der Seele des Verſtorbenen ſehr nützlich iſt, und großen Ablaß gewährt. Auf dem Kopfe hatte der Ritter einen Blumenkranz, und ein Bouquet ſehr auserleſener Blumen in den Händen. Als nun aber die Bahre erhoben, und von zwölf Jünglingen nach der Kirche getragen ward, ging das ganze Ayuntamiento der Stadt, und alle Vornehmen, unter dieſen auch Don Pedro Segura und Don Geronimo de Azagra, hinterher, ſo daß es überaus feierlich und prächtig anzuſehen war. Alles weinte und ſchluchzte, was dem Zuge auf der Straße oder aus den Fenſtern zuſah; die Jungfrauen nämlich, daß nun wieder in Teruel ein Junggeſell, der heirathsfähig, weniger ſei, die Kriegsleute wegen der großen Tapferkeit, die der Ritter gegen die Mohren bewieſen, und die Weinwirthe und Zuckerbäcker, weil er ſtets por corpus — was bekanntlich für den Wirth am vortheilhafteſten — getrunken, und dulces dazu gegeſſen hatte.“

„O Dios!“ ſagte Jep gerührt; „es geht doch nichts über ein ſchönes Begräbniß. Welch' ein Unterſchied iſt es, ob man ſo hinter einem Strauche niedergeknallt, und dann, Kopf über, in den erſten beſten Abgrund geſtürzt wird — was Einem freilich auch leicht paſſiren kann — oder ob man erbaulich im Bette ſtirbt. Sollte mir das letztere beſtimmt ſein, ſo ſolltet Ihr Euch wundern, welchen ſchönen Todten ich darſtellen würde.“

„So wie,“ las Fernanda weiter, „der Seño

Cura die Leichenrede, die überaus erbaulich war, an dem offenen Sarge gehalten hatte, begann man die Litanei, welche dem Verſenken der Leiche vorhergeht. Plötzlich aber entſtand eine Bewegung in der Menge, man begann zu flüſtern, und aller Augen fielen auf eine tief Verſchleierte, die ſich durch die Maſſe drängte. Sie ſagt dem erſten Alcalden und dem Herrn Pfarrer ein paar Worte in's Ohr, dieſe verneigen ſich, und die Fremde geht auf den Todten zu. Da ſie ſich über ſolchen beugt, laut ſchluchzt, und ihr verhülltes Antlitz auf das blaſſe Geſicht des Todten drückt, ſo iſt man allgemein der Meinung, daß ſie eine nahe Verwandte deſſelben ſei. Die Litanei geht indeſſen ihren Gang. Jetzt ſind die Sänger zu der Stelle: ‚In exitu eet,' gekommen. Auf einmal ſinkt die Verſchleierte mit dem ganzen Körper auf den Todten nieder. Man rechnet dies dem Uebermaß des Schmerzes zu und läßt ſie gewähren. Endlich iſt die Litanei zu Ende. Der Señor Cura tritt zu der Fremden. Er flüſtert ihr zu, zurückzutreten, da die Leiche eingeſenkt werden müſſe. Sie antwortet nicht. Er wiederholt ſeine Worte. Sie antwortet nicht. Er faßt ſie bei der Hand. Die Hand iſt kalt. Die Fremde iſt todt." —

„Na, nun iſt mir Alles klar!“ rief Jep. „Bei den Wundern unſerer Frau vom See! Das nenne ich eine Zärtlichkeit! Rührt alle beide Liebenden der Schlag, ohne daß ſie ſelbſt recht wiſſen warum, und ſo zu ſagen Alles zum Spectakel! — Daß nämlich Iſabella unter dem Schleier ſteckt, ſetze ich voraus.“

„Allerdings war dies der Fall!“ ſagte Fernanda.

„So wie man das Antlitz der Todten erblickte,“ las das Mädchen weiter, „ertönte in der Kirche ein allgemeiner Ausruf des Schreckens. Don Pedro Segura und Don Geronimo, jammerten und ſchrieen, daß es hätte Steine erbarmen können; endlich erzählte der Letztere wie Alles ſich ergeben. Das Begräbniß wurde ſofort ausgeſetzt, und der Regidor der Stadt erklärte, daß der Fall ein ſo merkwürdiger ſei, daß das Ayuntamiento erſt berathſchlagen müſſe was zu thun. Die Sitzungen des Stadtraths dauerten mehrere Tage lang — von daher, und wegen der dabei ſtattfindenden Tractamente ſoll ſich der ſchlechte Zuſtand der Kämmereikaſſe noch bis heutigen Tag datiren; — endlich ward beſchloſſen, daß die beiden Liebenden in ein gemeinſames Grab gelegt, und ihnen auf Koſten der Stadt ein Monument errichtet werden ſolle.

Dies geſchah und der neugierige Wanderer findet in der Hauptkirche links vom Hochaltar ein Denkmal mit der Inſchrift: Hier liegen die berühmten ‚Liebenden von Teruel.‘“

„Beim Lichte betrachtet,“ ſagte Jep kopfſchüttelnd, „muß der Señor Azagra ein ſehr gutmüthiger Kauz geweſen ſein, und eine Galle wie ein neugebornes Täubchen gehabt haben. Poſito, ich wäre vor zwanzig Jahren in dem Schlafgemache einer Andern umgefallen, und man hätte mich nach Hauſe gebracht, meine Paquita würde eher eine jede andere Miene, als eine zärtliche gemacht haben. Dennoch gehört ſie nicht eben zu den Schlimmſten, und hat ſie ihre Sünden, ſo hat ſie einſt auch ihr Fegfeuer. Doch ich will nichts Uebles von ihr reden.“

„Was konnte Azagra anders thun, wenn er ein edler Mann war!“ ſprach Euſebio. „Eine ſo heiße und dennoch der übernommenen Pflicht eingedenk gebliebene Liebe, verdiente wohl daß die Arme, Unglückliche auch von Dem, den ihr Tod verletzte, geehrt wurde.“

„Unglücklich?“ ſprach Elena. „Dies, finde ich, war ſie nicht. Sie brauchte ſich keinen Vorwurf zu machen, blieb der Pflicht treu und ihrer Liebe werth, ſie ſtarb mit dem Geliebten, und ward mit ihm in ein gemeinſames Grab gelegt —“

„Ja,“ unterbrach ſie Jep, „und ſitzt mit ihm in einem gemeinſamen Glasſchrank. — Aber, ſagt mir, Señora, wie ſie in dieſen hineinkam?“

Fernanda las weiter:

„Es war im Jahre des Heils ſechszehnhundert und neunzehn, als der Señor Cura Don Pablo Agapida es für angemeſſen hielt, die Kirche neu anſtreichen und ausſchmücken zu laſſen. Da nun die verehrliche Donna Felicitas de Iribarren, welche geſtorben, in ihrem Teſtamente tauſend Goldunzen vermacht, um zum Seelenheil ihrer vier Ehemänner, welche ihr im Tode vorangegangen, einen Altar zu errichten und ein ewiges Licht zu ſtiften; es ſich aber fand, daß für den gedachten Altar kein ſchönerer Platz zu finden ſei, als wo bisher das Denkmal der ‚Liebenden‘ geſtanden, ſo ward beſchloſſen das Letztere auf eine andere Stelle zu verſetzen, die Leichname aber, falls ſolche noch vorhanden, gleichfalls zu erheben, und neuerdings unter demſelben zu beſtatten. Als es nun zu dieſem Actus kommen ſollen, hatte ſich eine große Volksmenge als Zuſchauer eingefunden, und wie groß war das Erſtaunen derſelben, als man fand, daß die Leichname der berühmten Liebenden noch ganz wohlerhalten wären. Auf das Gerücht von dieſem Umſtande ſtrömte die ganze Gegend, ja halb Arragon herbei, um die Merkwürdigkeit anzuſehen, und es ward von einem hochweiſen Rathe beſchloſſen, daß, zum Beſten der Armen der guten Stadt, die Liebenden für ein gewiſſes Schaugeld vier Wochen zur allgemeinen Beſichtigung ausgeſtellt bleiben ſollten. Da es ſich indeſſen fand, daß die Beſucher dieſer Merkwürdigkeit keineswegs abnahmen, vielmehr ein hochweiſer Rath, erwägend daß die Beſchauung derſelben zu allgemeiner Erbauung, ſo wie zur Vermehrung und Befeſtigung guter Sitte und Ehrbarkeit unter der arragoneſiſchen Jugend beitragen dürfte, ſo ward beſchloſſen, die Körper der beiden Liebenden in einen Glasſchrank zu verſetzen und ſolche gegen ein angemeſſenes Schaugeld anſtändigen Perſonen, ſo es verlangen ſollten, zu zeigen. Dieweil aber der derzeitige Küſter und Sacriſtan ſeit Jahren um eine Zulage zu ſeinem überaus dürftigen Gehalt eingekommen, ſo beſchloß ein edler Rath, daß die Einnahme des erwähnten Schaugeldes ihm zu Gute gerechnet, und als eine ſolche betrachtet werden ſolle.“

„Und ſo,“ ſagte Fernanda, einen flüchtigen Blick auf die Uhr, und einen zum Fenſter hinauswerfend, „wäre die Geſchichte zu Ende.“

„Und auch der Schlauch mit dem Xerez!“ fiel Jep ein, nachdem er ſich den letzten Reſt des Weins aus dem Rohr in den geöffneten Mund ſchießen laſſen. — „Jetzt aber, Señora, laßt uns die ‚Liebenden‘ ſehen, weil wir noch Alle in der Rührung ſind. Hernach will ich nach dem Franzoſen ſuchen. — Verſteht mich! blos der Ordnung halber; denn ich weiß im Voraus, daß keiner vorhanden iſt, und weil doch einmal eine Anzeige ſtattgefunden hat, wobei ich meine Pflicht thun muß.“

„Ich denke, Señor,“ ſprach Fernanda nach kurzem Beſinnen, „Ihr macht es gerade umgekehrt. Jetzt iſt es noch licht, Ihr könnt noch jeden Winkel durchblicken, und würdet eine Maus bemerken, auch könnte Euch der Franzoſe, wenn einer vorhanden wäre, eher entwiſchen, während die Liebenden im Glasſchranke Euch nicht davongehen werden.“

„Bei der Seele meiner Großmutter! Ihr habt

Recht;“ verſetzte der Guerillero lachend „So begleitet mich denn bis auf den Oberboden. Wir ſuchen von oben abwärts. Du, Euſebio, magſt auch mitkommen. Du, Kamerad,“ — er wendete ſich an Einen der beiden Catalonier — „beſetzeſt die Treppe. Du dort bleibſt inzwiſchen bei dem Hausherrn, und der Doña hier im Zimmer. — Es iſt,“ ſchloß er, „blos der Ordnung wegen. Die Alte da drüben ſoll ſich künftig in Acht nehmen, ehe ſie gute Patrioten verläumdet, und ſich einen andern Hund ſuchen, wenn ſie keinen beſſern Knochen hat. Caramba; Jep el Montanes iſt nicht dazu da, um zum Werkzeuge der Rache eines alten Weibes zu dienen. Tron de tron! Ich habe ſie auf heute Abend zu mir beſtellt, und ſie ſoll einen verteufelt hitzigen Mohren in's Feld rücken ſehen, wenn ſich, was ſich von ſelber verſteht, ihre Angabe als Lüge erweiſ't.“

Während der Guerillero ſprach, machte der Hausherr ein wahres Armeſündergeſicht, und Elena blickte ängſtlich auf die Schweſter. Dieſe ſchien indeß ganz ruhig.

„Ich führe den Senor Coronel durch's ganze Haus, vom Boden bis zum Keller;“ ſagte ſie. „Haben wir Alles durchgeſehen, ſo kommen wir wieder hierher, und gehen durch jene beiden Zimmer nach dem Gemache der Liebenden, wozu ich den Schlüſſel bei mir habe.“

So wie Fernanda mit dem Obriſten und Euſebio auf der Hausflur war, warf ſie einen Blick aus der Thüre. Sie bemerkte, daß auch hier einer der Mannſchaft ſich befand, ſowie daß die Kirchthüre offen, und gleichfalls beſetzt war. Alles dies bewies, daß Jep die Sache, trotz ſeiner Worte, dennoch ernſthaft nahm, und wenigſtens vor ſeiner Ankunft nicht ohne Argwohn geweſen ſein mochte.

Es dauerte über eine Viertelſtunde, ehe Fernanda mit ihren Begleitern wieder im Zimmer erſchien. Euſebio lachte und ſcherzte über den verſteckten Franzoſen, den man nicht gefunden habe, und Jep verſicherte hoch und theuer, daß er dem Hausherrn und ſeiner ſo reſpectabeln als liebenswürdigen Familie, wie er ſich ausdrückte, die eclatanteſte Genugthuung für die fälſchliche Beſchuldigung geben werde.

„Sie ſoll an mich denken, Eure Vecinitas da drüben!“ ſchrie er hitzig. „Glaubt dieſes Inquiſitionsfutter, dieſe Tochter einer Aeffin, daß ein königlicher vier halbe Karthaunen, welche zu beiden Seiten einer Zugbrücke aus ihren Schießſcharten dem Ankommenden entgegengähnten. Nur wenigen Raum gewährte des Schloſſes Inneres; denn außer einem mächtigen Thurme in Nordoſt beſtand der übrige Theil desſelben aus einem Haufen kleiner unregelmäßiger Gebäude. — Vergebens würde man in unſern Tagen die Reſte jenes Schloſſes an den Ufern der Nordſee ſuchen; ſchon in dem erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts unterwühlten mächtige Fluten die Landzunge, auf welcher der alte Bau gegründet, und ſo ſank dann derſelbe nach wenig Jahren in den Abgrund. Auf leichtem Kahne ſchwebt jetzt der Schiffer über den verſunkenen Trümmern und ſieht bei ſtillem Wetter den muntern Schellfiſch und den langſamen Hummer ſich in dem Geklüfte des alten Schloſſes bergen. —

Wir kehren nun zu unſern Reiſenden zurück und ſehen ſolche eben über die heruntergelaſſene Zugbrücke der Veſte reiten. —

Ein Winkelchen für meinen Kameraden, der, mit dem Roſſe ſtürzend, ſich gar arg den Mund beſchädigt! rief der alte Jan einem einbeinigen Invaliden zu, welcher ihm den Ort zu Unterbringung der Roſſe zeigte.

Obriſt darum auf dem Boden hinter der Feuereſſe herumkriechen ſoll, um einen Franzoſen aufzuſuchen, der ſo wenig in dieſem Hauſe zu finden iſt, wie el santo zancarron (ein Knochen Muhameds) in der Domkirche zu Barcellona, und Alles das blos um ihr Müthchen zu kühlen? Euren hübſchen Töchtern nachzuſagen, daß ſie einen verdammten Gavacho, einen geſchwänzten Ketzer und Juden, in ihrem Hauſe verſteckt hätten, während die eine obendrein die Braut eines wackern Guerillero iſt, der Kapitainsrang hat! Tron de l'are! Wäre einer vorhanden geweſen, und er wäre in meine Hand gefallen, er ſollte baumeln, und Ihr Alle ſäßet im Gefängniß — denn ich bin unpartheiiſch wie mein Schutzpatron, San Joſe im Himmel, der nach Keinem was frägt — aber narren laſſe ich mich nicht, weder von Chriſten noch Mohren."—

Jep hätte gewiß noch lange geeifert, wenn Euſebio ihn nicht daran erinnert hätte, daß man die merkwürdigen „Liebenden" anſehen müſſe, ehe die Dämmerung, die bereits eingetreten, noch ſtärker würde. Elena und der Hausherr ſahen bei dieſen Worten ängſtlich nach Fernanda. Dieſe ſchien indeß völlig gefaßt. „Folgt mir, Kaballeros, und Ihr ſollt die ſtupendeſte Merkwürdigkeit in ganz Arragon zu ſehen bekommen!“ rief ſie aus.

Die Geſellſchaft paſſirte zwei kleine Gemächer und war jetzt vor der Thür deſſen, in dem der junge Pole ſich befand.

„Wie vergeßlich ich bin!“ rief Fernanda laut lachend. „Der Schlüſſel liegt im Schrank, ich hole ihn, und werde gleich wieder hier ſein.“

Wie der Blitz war ſie zur Thüre hinaus und es dauerte mehrere Minuten, ehe ſie wieder kam.

„Es ſpukt im Gemach!“ rief Euſebio ihr lachend entgegen. „Kennte ich nicht die langſchwänzigen Bewohner, die das alte Haus unter der Diele beherbergt, ſo wollte ich ſchwören, es wäre Jemand im Zimmer.“

„In Deinem Kopfe ſpukt's, Seelenſchatz!“ verſetzte Fernanda, und ſtieß den Schlüſſel in's Schloß. In wenig Augenblicken war die Thüre geöffnet.

Die Dämmerung hatte bereits begonnen, das Zimmer war an ſich eben nicht das hellſte, dennoch war es noch nicht ſo dunkel, daß man nicht alle Gegenſtände hätte deutlich unterſcheiden können.

„Ich öffne Euch den Schrank, Kaballeros,“ hob jetzt Fernanda an, „aber ich bitte Euch, daß Ihr die

Reſte der Liebenden mit keinem Finger berühret. Wie leicht könnte etwas beſchädigt werden, und dann hätten wir das Unglück!“

Behutſam, als ob ſie die geringſte Erſchütterung fürchtete, öffnete ſie den Schrank, und blieb dicht zur Seite des Stellvertreters des ſeligen Don Juan de Marcilla ſtehen.

Der Hausherr war während deſſen in ſolcher Angſt, daß er kaum ein Glied ſtill halten konnte, auch Elena zitterte am ganzen Leibe; doch beruhigten ſie ſich Beide, als ſie ſahen daß der Pole ſeine Rolle recht gut aufgefaßt hatte. Der Hut war tief in die Stirn gedrückt, die lappige Krempe deſſelben beſchattete den größten Theil des Geſichts, und ließ nur Mund und Kinn deutlich erblicken. Der Mantel war vorn dicht über einander geſchlagen. Elena hatte beſonders gefürchtet, daß das Athemholen des jungen Mannes irgend eine Bewegung der Kleidungsſtücke, vor Allen der vom Mottenfraß halbverzehrten Hutfedern, bewirken könnte, dies war jedoch durchaus nicht der Fall; er ſtand ſtill wie der, den er vorſtellte.

„Höre, Fernanda, mein Seelchen!“ hob Euſebio ſcherzend an; „Dein Juan de Marcilla iſt gewachſen, ſeitdem ich ihn nicht geſehen habe. Mir kommt er faſt zwei oder drei Zoll höher vor wie ſonſt."

„Wie ſtattlich der Ritter ausſieht," fiel Jep ein. „Er hat eine ganz martialiſche Geſtalt. Viel ſtattlicher als der Madrider Gurkenkönig (Joſeph Bonaparte), der bei ſeinem Einzuge zu Valencia auch einen Scharlachmantel um die Schultern geſchlagen hatte. Er iſt überdies lange nicht ſo zuſammengeſchrumpft wie die ſchöne Iſabella, der heute kein Menſch mehr dies Prädicat beilegen würde, indem die Naſe mir ziemlich defect ſcheint."

„O," ſagte Fernanda, „dies iſt mit dem Ritter noch viel mehr der Fall. Deshalb hat ihm der Amtsvorfahr des Vaters, der ſelige Grillo, den Hut ſo tief in den Kopf drücken, und an die Schädelhaut annähen laſſen, damit das Geſicht, das ſo zerſtört iſt, nicht ſehr zum Vorſchein kommen ſoll."

„Mir kommt das Geſicht des Ritters gerade ganz beſonders gut conſervirt vor, beſonders was die Gegend um Mund und Kinn anbelangt," verſetzte Euſebio. „Kommt es daher, daß es ſchon etwas dunkel iſt, und daß dann Alles weißer als ſonſt durch die Dämmerung ſchimmert, aber um Kinn und Hals ſieht der Ritter nichts weniger als wie eine ſechshundertjährige Leiche aus.“

„Er wird ſo verſchimmelt ſein! Es kommt von der Verweſung;“ ſagte Jep mit dem Ausdrucke eines gewiſſen Widerwillens. — „Es iſt doch ganz kurios;“ fuhr er nach einer Weile fort. „Ich habe viele hundert Leichen geſehen, und Manchen, der es ſich nicht gedacht, ſelber zu einer machen helfen, aber vor einem Todten, der nicht auf dem Schlachtfelde, ſondern in ſeinem Bette geſtorben iſt, habe ich immer einen merkwürdigen Abſcheu gehabt. So möchte ich — mit allem Reſpect vor Eurem Juan de Marcilla, der ſo tapfer als Cid Rui Diaz, und ſo edel als Bernardo del Carpio geweſen ſein mag — nicht für eine Goldunze den verſchimmelten Ritter anrühren.“

„Das iſt ſonderbar!“ rief Euſebio. — „Nein, dieſe Empfindung iſt mir gänzlich unbekannt! Ein Todter iſt immer ein trauriger Anblick, ſei er nun auf dem Schlachtfelde oder im Bette umgekommen, aber — anrühren; warum nicht?“

Ehe Fernanda, die ſich dergleichen nicht verſah, nur daran denken konnte es zu verhindern, legte Euſebio ſeine Hand dem Ritter an den Hals, aber mit einem unwillkürlichen: „Ha!“ zog er ſie, ſo ſchnell als ob ihn eine Schlange gebiſſen hätte, wieder zurück. Das Auge des jungen Mannes nahm einen unausſprechlichen Ausdruck von Schreck und Wildheit an. Durchbohrend ruhete es auf Fernanda. Elena und ihr Vater waren ganz wie zu Boden geſchmettert. Sie hielten die Entdeckung der Sache nun für unvermeidlich, denn obwohl Jep ſo ſtand, daß er nicht die Geſichtszüge Euſebio's ſehen konnte, ſo war doch kaum zu hoffen, daß er durch deſſen Ausruf und Bewegung nicht aufmerſam geworden ſein, oder daß Euſebio die gemachte Entdeckung verſchweigen ſollte. Fernanda allein ſchien unerſchüttert. Hoch richtete ſie das Haupt empor, ihr Auge ruhete feſt auf dem Auge Euſebio's, langſam legte ſie die Hand auf die Bruſt, und ſagte ruhig und mit ernſtem Tone:

„Ich verbot Dir dieſe Geſtalt anzurühren, über welche zu wachen ich als eine heilige Pflicht übernommen habe. Du haſt es dennoch gethan. Entſtünde daraus das geringſte Unheil, ſo ſchwöre ich Dir bei den Schmerzen der Jungfrau vom Pfeiler, wir wären auf ewig getrennt!“ —

„Cuerpo de Dios!“ fiel Jep dem Mädchen lachend in's Wort. „Ihr ſprecht eine verdammt ernſthafte Sprache mit Eurem Bräutigam! Meine Alte war als Braut nichts als Liebe und Güte, aber hinterm Kreuz ſteckt der Teufel, wie das Sprichwort ſagt; ſie hat es mir hinterher genugſam eingetränkt. Am Ende iſt es beſſer, daß Ihr es umgekehrt anzufangen ſcheint. Und verdient hat er's doppelt, und wäre es auch nur um ſeiner Großſprecherei willen. Ich ſage, daß ich nicht eben ein Vergnügen daran finde Todte zu berühren — müßte es ſein ſo thäte ich es natürlich auch — er fährt zu, und ſchreit dann auf, weil, was ganz natürlich eine Leiche kalt iſt, wie ein Eidechſenſchwanz.“

Der Guerillero lachte, theils über ſeinen Witz, theils über die Betroffenheit, in welche er Euſebio durch ſeine Rede verſetzt zu haben glaubte, noch aus Leibeskräften, als Fernanda haſtig die Flügelthüren des Schrankes zuſchlug. Jep ſetzte dies auf Rechnung des Unwillens des Mädchens, und ſagte:

„Nun, nun, vergebt ihm nur ſeinen Fehler! Es iſt ja weiter kein Unheil geſchehen. Der Kopf ſteht ja dem edlen Juan de Marcilla noch auf dem alten Flecke, und ein Heiliger war er ja auch nicht, ſo daß es eine Verſündigung wäre, ſeine Gebeine aus Neugierde zu berühren."

„Ich habe ihm aber geſagt, daß er es nicht ſollte," fiel Fernanda ein, indem ſie ihr Auge feſt auf Euſebio richtete. „Ich konnte es überdies um ſo weniger vorausſetzen, da es noch keine Stunde her iſt, als er ausdrücklich von Geronimo Azagra geſagt: ‚Er mußte ſeiner Braut glauben, daß ſie wiſſe was ſich ziemt, und wenn er auch geſehen, daß ein fremder Mann ſie geküßt hätte.'"

Nachdem ſie dieſe Worte ſtolz und ernſt, wie eine Königin, geſprochen, wendete ſie Euſebio den Rücken und ging, von der Geſellſchaft gefolgt, in's Wohnzimmer zurück. —

Dem Hausherrn ſchien ein Stein von der Bruſt gewälzt, als die Gefahr für den Augenblick vorüber ſchien. Er wollte ſeine Gäſte durchaus noch bewegen, ſich auf's Neue einen Schluck Xerez ſchmecken zu laſſen, aber Jep ſtülpte den ſpitzen, dreikrempigen Hut, mit dem langen, rothen Federbuſch auf's Haupt, und ſagte mit wichtiger Miene:

„Es geht durchaus nicht; ich muß noch heute Nacht Teruel verlaſſen, und Ihr wißt nicht was der Kommandant eines Corps' da Alles zu bedenken hat. Morgen bin ich in Valencia, und da geht dann die Plage erſt recht los. Bald nimmt dieſer General, bald jener mich unter den Arm, und hat mir etwas zu ſagen oder aufzutragen. „Don Joſe,“ ſchreit Einer hier; „Obriſt Arrugaren,“ ruft Einer da, und ſo vergeht keine Stunde, wo nicht Sotano oder Fulano (Hans oder Kaspar, Der oder Jener) nach mir fragt. „Geduld, Ihr Herren!“ ſage ich dann wohl. „Zamora iſt nicht an einem Tage erobert worden,“ aber es hilft Alles nichts. — Und ſo gehabt Euch denn Alle wohl! Du, Euſebio, ziehſt wieder nach der andaluſiſchen Grenze. Ich denke binnen acht Tagen Dich dort zu treffen, dann wollen wir wieder den verdammten Gavacho's Eins zu verſetzen trachten. — Ihr, Eſteban, lebt wohl! — Auch Ihr, Königinnen! — Ich küſſe Euch die Füße Vor Allen Euch, Fürſtin der ſchwarzen Augen. Vivat usted muchos anos!“

Mit vielen Komplimenten ging der alte Guerillero zur Thür hinaus.

„Sagt mir, um des Himmels willen, Don Eſteban: wer ſteckt in dem Schranke?“ rief Euſebio, als

Jep mit ſeinen Begleitern kaum über die Schwelle geſchritten war.

„Sagt ihm kein Wort, Vater!“ fiel Fernanda ihm in die Rede.

„Es ſteckt ein Franzoſe darin!“ rief Jener heftig.

Das Mädchen ſchüttelte mit dem Kopf.

„So iſt's ein Nebenbuhler!“ ſchrie Euſebio. „Iſt dies der Fall —“

„So ziehſt Du die Navaja, und gehſt auf ihn los!“ vollendete Fernanda, als ſie ſah, daß der Geliebte, wie unwillkürlich, nach dem Meſſer griff.

„Scherze nicht, Fernanda! Ich bitte Dich, ſage es mir! Ich muß durchaus wiſſen, wer in dem Schranke iſt;“ rief Euſebio dringend.

„Du mußt? Ei ſieh doch! Nun ſo wiſſe: Unſer Don Juan de Marcilla war vor Alter zuſammengebrochen; ich habe einen Stellvertreter in den Schrank geſteckt, und der war noch nicht recht ausgekühlt, wie Du wohl bemerkt haben wirſt, als Du ihn am Halſe berührteſt.“

„Du wirſt mich noch toll machen mit Deinem Geſchwätz!“ rief hitzig der junge Mann. — „Ich bitte Dich, Fernanda,“ ſetzte er dringend hinzu, in-

Wird bei den Pferden bleiben müſſen, Herr Rottmeiſter! entgegnete der Krieger. Dort in dem Wachtzimmer gibt es nichts als hölzerne Bänke; hier wenigſtens findet er auf weichem Stroh ein Unterkommen.

So legt Euch nieder! ſprach der Alte zu Cornelien. Ich beſorge ſelbſt die beiden Roſſe; von Kranken kann man dergleichen nicht verlangen.

Der Invalide ergoß ſich in Lobeserhebungen über die Sorgſamkeit des Vorgeſetzten.

Wo finde ich Euern Befehlshaber? fragte Jan.

Dort oben! da, wo im Thurme das Lichtlein glänzt! erwiederte der Andere. Es iſt das Zimmer des gefangenen Oldenbarneveldt.

So? ſprach der Alte. Er iſt bei dem Gefangenen? — Was thut er dort? —

Es ſoll, entgegnete der Invalide, der Oldenbarneveldt ein tüchtiger Offizier geweſen ſein, deshalb beſucht ihn Herr Bunkershoeck zu Zeiten in ſeinem Neſte; gewöhnlich nimmt er den Domine des Schloſſes mit zu dem Gefangenen, und irre ich nicht, ſo befindet ſich derſelbe auch heute in deſſen Zelle.

So führt mich ſchnell zu ihnen! ſprach Jan die Stiege aufwärts. —

In Kurzem befand ſich Jan im Zimmer des Gedem er ſie bei der Hand faßte, „ich bitte Dich um unſerer Liebe willen, ſage mir was das Alles zu bedeuten hat?“

„Siehe, Schatz,“ ſagte Fernanda halb neckend, halb gerührt, „ich hätte eine ſo gute Gelegenheit, Dich zu betrügen, und — glauben würdeſt Du mir, da ich es bis jetzt noch nie gethan habe. Trotz dem will ich es nicht thun, ſondern ich ſpare es mir bis nach unſerer Verheirathung auf, für den Fall, daß es da nöthig werden ſollte. Ich ſage Dir alſo nur ſo viel: Der, welcher im Schranke ſteckt, iſt Dir keineswegs gefährlich, aber er könnte es vielleicht werden, wenn Du erführſt wer er iſt, und darum eben erfährſt Du es nicht.“

Euſebio ſah das Mädchen ſchweigend, aber halb bittend, halb fragend an, und Fernanda fuhr ernſthafter fort:

„Bis jetzt ſtehe ich für alle Folgen der Sache ein, wenn das Geheimniß entdeckt wird. Auch der Vater und die Schweſter dürfen dabei nicht in Frage kommen. Ich habe Alles allein gethan. Warum ſoll ich Dir, dem Guerillaführer, dem Offizier des Königs eine Verantwortlichkeit aufladen, Dich vielleicht mit

Deiner Pflicht in Zwieſpalt bringen, während Du mir bei der Sache nur ſchaden, nichts helfen kannſt? Noch mehr! Würde das Geheimniß entdeckt, ſo würde man die Unbeſonnenheit eines Mädchens vielleicht weniger ſchwer büßen laſſen, während man Deine Theilnahme, an einer ſolchen, Dir, und mit Recht, als ein Verbrechen anrechnen könnte.“

„So haſt Du alſo doch einen Franzoſen verſteckt, den Du retten willſt!“ rief Euſebio weniger heftig, aber mit tadelndem Tone.

„Keinen Franzoſen, verlaſſe Dich darauf! Viel beſſer iſt's indeß freilich nicht;“ erwiederte Fernanda. — „Jetzt aber, Schatz, frage nicht weiter, denn Du erfährſt nichts.“

Euſebio tadelte noch lange eine Unbeſonnenheit, welche, wie er ſagte, Fernanda in allerlei Verantwortlichkeit bringen könnte. ‚Er wolle zwar nicht leugnen,‘ ſetzte er hinzu, ‚daß es vorkommen könnte, daß Jemand einem Andern bei einem Wortwechſel einen oder ein paar Meſſerſtiche beibrächte, und dann entflöhe; es wäre auch unchriſtlich,‘ meinte er, ‚einem ſolchen armen Teufel ein Aſyl zu verſagen, da einem rechtlichen Mann und altem Chriſten ſo etwas ja jeden

Tag ſelbſt paſſiren könne; aber mit einem Franzoſen, oder ſonſt einem Feinde des Vaterlandes, ſei dies eine ganz andere Sache. Bei einem ſolchen ſei das Mitleid ganz am unrechten Platze, und habe ſie ſich dadurch hinreißen laſſen, ſo müſſe er es nach beſter Ueberzeugung tadeln.“ — Fernanda ſah während dieſer Rede öfters die Schweſter an, und nickte mit dem Kopfe, als ob ſie ſagen wolle, daß ſie dem Sprechenden eben nicht Unrecht geben könne. Euſebio, dies bemerkend, beruhigte ſich immer mehr. Er ſah wohl, daß die Rettung des Unbekannten der dabei ganz ängſtlich blickenden Elena, noch mehr als Fernanda am Herzen liegen mochte.

„Und was denkſt Du mit dem — Fremden, der kein Franzoſe iſt, anzufangen?“ fragte er endlich.

„Er muß fort! In drei Tagen etwa, wenn es möglich iſt. Er iſt verwundet;“ verſetzte dieſe.

„Verwundet? Ei, ſieh einmal!“ fiel Euſebio mit Antheil im Tone ein. „Iſt's vielleicht ein braver Kerl, der bei irgend einem Abentheuer eine Pugnalada empfangen hat?“

Er machte eine Bewegung des Stoßens.

„So etwas Aehnliches;“ erwiederte das Mädchen.

„Wohin ſoll er denn geſchafft werden?“ fragte Euſebio mit ſteigender Theilnahme. „Vielleicht wäre es dennoch gut, wenn Du mich in das Geheimniß einweihteſt, denn wenn er kein Franzoſe wäre, ſondern ein Chriſt, oder nur ſo eine Art von Chriſten, ein Deutſcher etwa, — ſelbſt ein Engländer oder ein Mohr — und man könnte dem armen Teufel forthelfen —“

„Ach ja, Vetter Euſebio! Thut das doch —“ fiel Elena ein, indem ſie die hübſchen Hände faltete.

„Nichts da!“ rief Fernanda raſch; „Euſebio darf durchaus nichts mit der Sache zu ſchaffen haben. Ich habe die Verantwortung übernommen und ich führe die Sache aus. — Doch eins fällt mir ein! Euſebio, leihe mir auf einige Zeit einen vollſtändigen Männeranzug.“

„Gern! Aber wozu? —“ verſetzte Jener verwundert.

„Das kümmert Dich nicht! Bei Deiner nächſten Herkunft empfängſt Du ihn zurück, oder den Werth dafür;“ entgegnete Fernanda. — —

Noch drei Tage blieb der Pole in ſeinem Gemach. Elena brachte einen großen Theil der Zeit bei ihm zu. Der junge Mann konnte nicht in Zweifel ſein, daß das Mädchen ihn feurig liebte, dennoch ſprach er wenig von Hoffnungen, die in ſeinem Herzen faſt noch tiefere Wurzeln, wie in dem ihrigen, geſchlagen hatten. Wozu hätte es ihm auch geholfen? Das Ende des Krieges war nicht abzuſehen, ſeine Ausſichten ungewiß, er durfte nicht hoffen, ſobald er Elena verließ, ſie bald wiederzuſehen. —

Es war am Abend des dritten Tages; Elena befand ſich bei dem jungen Manne, als Fernanda, ein Packet unter dem Arme, in's Zimmer trat.

„Hier, Señor,“ ſagte ſie, „ſind Eure Kleider. Da Ihr, wie Ihr meint, Kräfte genug habt, einen angeſtrengten Marſch auszuhalten, ſo müßt Ihr Euch heute Nacht noch auf den Weg machen. Euſebio iſt eben abmarſchirt. Die Alte da drüben könnte von Neuem von einem verſteckten Franzoſen ſchwatzen, und was das erſtemal uns gelang, könnte zum zweitenmal mißlingen.“

„Gewiß, ich darf Euch nicht länger in Gefahr ſetzen;“ ſagte der Jüngling. „Wüßt ich nur, in welcher Gegend unſere Vorpoſten —“

„Sie ſtehen drei Leguas dieſſeits Saragoſſa,“

fiel Fernanda ein. „Euſebio ſagte es mir. Auf der Landſtraße dahin zu gelangen, iſt indeß ſelbſt in Verkleidung für Euch unmöglich. Ihr ſeid der Landesſprache nicht ſo hinlänglich mächtig, als daß Ihr nicht ſogleich beim erſten Worte als ein Fremder erkannt würdet. Den Weg durch die Gebirge findet Ihr nicht allein, Ihr müßt einen Begleiter haben, und dieſer — werde ich ſein.“

„Nein, dies nehme ich nicht an!“ rief der Pole erſtaunt über den Entſchluß des Mädchens. „So weit darf Euch Euer Edelmuth [illegible] nicht

„Redet mir nicht von dergleichen!“ fiel Fernanda ihm in die Rede. „Wahrhaftig, es wäre angemeſſen die Zeit mit leerem Geſchwätz zu vergeuden! Ihr findet nicht Weg noch Steg, folglich muß Euch Jemand geleiten, das iſt ſo klar, daß darüber gar kein Zweifel walten kann. Glaubt Ihr aber daß ſich in ganz Teruel ein Menſch finden kann, der Euch in einer anderen Abſicht begleiten würde, als um Euch unterwegs todtzuſchlagen, ſo nennt ihn mir. —“

Dies war ein ſo ſtarkes Argument, daß der junge Mann durchaus nichts darauf zu erwiedern wußte, und Fernanda fuhr fort:

„Kleidet Euch jetzt um! Eure Uniform verbrennen wir, damit ſie Niemand zu Geſicht bekommen kann, wenn Nachforſchung wäre. Unterwegs ſeid Ihr mein Bruder, ſeid taubſtumm, ich bringe Euch nach Saragoſſa in's San Jagoſpittel. Fragt man mich unterwegs aus, ſo verrathet mit keiner Miene, daß Ihr hört was verhandelt wird. Wir werden auf dem Pfade durch die Berge Niemandem begegnen, es müßten denn Räuber ſein, vor denen ein paar Wanderer, bei denen nichts zu gewinnen iſt, ſich nicht eben beſonders zu fürchten haben. Für den Nothfall habe ich ein gutes Meſſer bei mir. Auch Euch habe ich eines in das Päckchen gelegt. Steckt es in den Aermel, damit Ihr es bald zur Hand habt. Solltet Ihr es gebrauchen müſſen, ſo ſtoßt von unten herauf; das iſt die beſte Weiſe, daß ſich die Klinge nicht umbiegt. — Und nun komm, Elena, daß ſich der Señor reiſefertig machen kann.“ —

Es war eine Stunde vor Mitternacht, der Hausherr war bereits zu Bett, als Eugen die Hand der in Thränen zerfließenden Elena in der ſeinen hielt, um Abſchied zu nehmen. Fernanda blickte düſter auf die Schweſter. Der junge Pole war kaum einiger Worte mächtig.

„Die Zukunft," ſagte er ſchmerzlich, „ſteht in Gottes Hand! Sollte aber dieſer Krieg ſich einſt endigen, ſollte ich über mein Geſchick gebieten können, dann eile ich nach Teruel —"

„Kein Wort davon, Señor!" unterbrach ihn Fernanda heftig. „Seid ein Mann, Señor, handelt, aber ſchweigt! Wollt Ihr dies arme, weichherzige Geſchöpf noch unglücklicher machen, als ſie es ohnehin durch Eure Bekanntſchaft ſchon geworden? — Gehe hinauf, Elena! Gehe in Deine Kammer! Bete für uns ein Ave." —

„Hundert! — Die ganze Nacht! —" rief das Mädchen, ſich mit dem Schleier das Geſicht verhüllend. Sie ſtürzte laut weinend zur Thür hinaus, und Fernanda und der Pole verließen das Haus durch ein Hinterpförtchen, auf einem Wege, der ſie bald in's Freie brachte. —

Auf unbetretenen Gebirgspfaden, nur ſelten, um einige Lebensmittel einzukaufen, in abgelegenen Venta's einkehrend, wanderten beide in der Richtung nach Saragoſſa fort. Zwei Nächte brachten ſie in Einſiedlerhütten, aus denen die Bewohner — von den Franzoſen ſtets für Spione gehalten — vertrieben worden waren, zu. Gegen Abend des dritten Tages, ſahen ſie den Ebro im Strahl der untergehenden Sonne erglänzen, eine Reihe Feuer flammten an einem Waldſaume auf.

„Das ſind unſere Pikets!“ rief der Jüngling freudig.

„Unſere Seelenfeinde!“ ſprach mit Haſſesblicken Fernanda düſter vor ſich hin.

„Kommt. Kommt, daß wir die Vorpoſten erreichen;“ ſagte Eugen, die Worte der Vorigen überhörend, und ſie ſchritten raſch feldein.

„Qui vive?“ tönte es nach einer kleinen Weile von einem Hügel zur Seite der Straße, und die Figur eines Reiters zeichnete ſich am Abendhimmel ab.

„France!“ erwiederte fröhlich der junge Mann.

„Quel Regiment? — Ralliement!“ rief der Dragoner mit geſpannter Piſtol den Hügel herunterjagend.

Er ſchien nicht wenig erſtaunt, als er nach der Antwort: „Legion de la Vistule!“ einen Menſchen in ſpaniſcher Kleidung vor ſich ſah, und erſt nachdem der junge Mann erklärt hatte, wer er ſei, und warum er das Feldgeſchrei nicht wiſſe, begleitete die Vedette die Beiden nach dem Piket.

Es traf ſich, daß der Dragoneroffizier, der hier kommandirte, ein Bekannter des jungen Polen war. Mit Jubel empfing er den Todtgeglaubten. Bald fanden ſich noch mehrere Freunde deſſelben ein. Fernanda ward mit Schmeicheleien und Lobſprüchen überhäuft. Schweigend und mit dem Lächeln tiefer Verachtung hörte ſie dieſelben an. Es war noch nicht eine Viertelſtunde vergangen, als ſie von dem Baumſtamme, auf welchem ſie, am Feuer ſitzend, ausgeruht, aufſtand, und zu dem Polen mit ruhigem Tone ſagte: „A Dios, Señor!“ —

„Wie?“ rief der Jüngling erſchrocken. „Ihr wollt fort?“

„Meintet Ihr,“ ſagte das Mädchen verwundert, „daß ich hier bleiben würde?“

„Aber doch bis Tagesanbruch;“ ſagte Jener.

„Nicht eine Minute länger;“ erwiederte Fernanda feſt. „Laßt mich bis über Eure Vorpoſten hinaus begleiten.“

Alles Zureden, den Morgen zu erwarten, ſich auszuruhen, war vergebens. Der junge Mann begleitete fangenen. Es war ein kleines, halbrundes Gemach und nahm den größten Theil vom obern Stockwerk des Thurmes ein. Wilhelm, der Commandant, ein alter dicker Seemann, ſowie der Domine, derſelbe, den wir auf Admiral L'Hermites Schiffe kennen lernten, und welcher hier ſein Ruheplätzchen gefunden hatte, befanden ſich vor einer mächtigen Bowle an einem runden Tiſche in demſelben. Jan trat zu dem Commandanten und überreichte ſeine Ordre. — So ſehr er auch ſein Geſicht im erſten Augenblicke vor Wilhelm zu verbergen ſuchte, ſo hatte dieſer ihn doch beim Eintreten ſogleich erkannt und ſtürzte mit dem Ausruf: Jan! iſt's möglich — auf den Alten zu.

Ihr kennt den Herrn? fragte der Commandant, mit Leſen innehaltend.

Keinesweges! erwiederte Jan mit barſchem Tone. Ich bin Rottmeiſter der Leibwacht und habe keine Bekanntſchaft unter den remonſtrantiſchen Rebellen.

Ich muß Euch erſuchen, Herr Rottmeiſter, ſprach der Commandant, die Achtung nicht zu vergeſſen, die Ihr dem Offizier, wenn ſolcher auch ein Gefangener, dennoch ſchuldig ſeid.

Wilhelm ſtand wie verſteinert; er wendete kein Auge von dem Alten, welchen indeß die Gegenwart ſie endlich bis zur Vorpoſtenkette, indem ſein Mund von tauſend Dankſagungen überſtrömte, und er verſicherte, ihren Edelmuth nie zu vergeſſen.

„Ihr ſeid recht ſonderbar!“ ſagte ſie endlich, nachdem ſie ihn lange angehört. „Nicht mir, ſondern Elena habt Ihr Eure Erhaltung zu danken. Als Ihr einmal als Gaſtfreund in unſerm Schutze waret, ſo blieb uns ja nichts übrig, als nöthigenfalls an dieſen unſer Leben zu ſetzen. Das verſteht ſich von ſelbſt, und es iſt gar nichts Beſonderes dabei. Drüben in Tanger, Alhucemas, und wie die Mohrenneſter heißen, würden ſie es in gleichem Falle eben ſo gemacht haben.“ —

Sie ſagte das ſo einfach, daß man gar nicht in Zweifel ſein konnte, daß dies ihre innigſte Ueberzeugung ſei. — Endlich kam der Moment des Abſchieds.

„Sagt Elena“ — hob Eugen an.

„Nichts ſage ich ihr, als daß Ihr in Sicherheit ſeid!“ unterbrach ihn Fernanda.

„Ihr ſeid ſo gut, und doch ſo grauſam!“ rief Jener aus. — Die Stimme verſagte ihm.

„Einen Gruß von Euch will ich ihr bringen!“

ſprach Fernanda mit etwas verändertem Tone. — „Lebt wohl! Gott ſchütze Euch!“

Haſtig ſchritt ſie fort, und verſchwand im Dunkel. — —

Sechs Jahre vergingen. — Der zweite Pariſer Friede war abgeſchloſſen. Die ſpaniſchen Regimenter waren längſt in ihren Standquartieren, als auf der Straße von Saragoſſa nach Teruel eine Poſtchaiſe daherraſſelte, und dicht vor der letzten Stadt anhielt. Ein Mann in Civilkleidung ſaß darin, und ſah einige Momente mit ſichtlichem Intereſſe einer Schwadron vom Regimente Almanza zu, welche dicht an der Straße manövrirte. Die ſchönen andaluſiſchen Hengſte, die martialiſche Haltung der Reiter, die ſtürmiſche Art, über Stock und Block zu manövriren, mochten den Fremden intereſſiren. Ein junger, bildſchöner Stabsoffizier, in glänzender Uniform, ſchien die Truppen befehligt zu haben. Er hielt zur Seite des Weges, und der Antheil, den der Fremde im Wagen an dem Manöver zu nehmen ſchien, hatte dem Anſcheine nach auch des Spaniers Aufmerkſamkeit erregt. Eben marſchirte die Schwadron Zugweiſe in Parade bei ihm vorbei. Einige Trompetenſtöße gaben endlich das Signal, die Säbel einzuſtecken. Das Manöver war geendigt, und der Fremde, um nicht von den Truppen aufgehalten zu werden, befahl dem Poſtillon, zuzufahren.

„Sie ſind Militair, Kaballero?“ tönte plötzlich eine wohlklingende Stimme neben dem Wagen. „Die Truppen ſcheinen ſie zu intereſſiren.“

Der im Wagen Sitzende ſah plötzlich den jungen Stabsoffizier, der ihn höflich begrüßte, zur Seite der Chaiſe reiten.

„Ich war Soldat. Jetzt bin ich Landmann;“ ſagte der Fremde, den Gruß erwiedernd. „Ihr Regiment iſt mir von Medellin her nicht ganz unbekannt. Wie es ſcheint, iſt es jetzt hier in Garniſon?“

„Seit Jahr und Tag;“ erwiederte Jener.

„So ſind Sie in Teruel gewiß gut bekannt?“ fragte der Fremde.

„Ich bin aus Teruel gebürtig;“ antwortete der Gefragte.

„O, dann können Sie mir vielleicht ſagen, ob der Küſter Eſteban Valdez noch lebt?“ ſagte Jener haſtig.

„Er iſt todt!“ erwiederte der Offizier, wie durch die Frage überraſcht.

„Er hatte zwei Töchter,“ fuhr der Fremde ſo haſtig fort, daß ihm die Stimme faſt verſagte.

„Ganz recht! Die Eine derſelben iſt meine Frau;“ erwiederte der Offizier immer aufmerkſamer.

„Welche? ich bitte Sie, mein Herr! Welche?“ rief der Fremde erbleichend.

„Die ältere;“ entgegnete Jener.

„Alſo Fernanda?“ fragte der Unbekannte aufathmend. „Und Elena? — Sagen Sie mir — iſt ſie verheirathet?“

„Nein! Sie hatte mehrere Anträge, aber ſie ſchlug ſie aus. Sie lebt in meinem Hauſe.“

„Und hier in Teruel?“ rief der Fremde.

„Allerdings!“ verſetzte der Offizier, Jenen immer aufmerkſamer betrachtend. „Aber darf ich fragen —“

„Heißen Sie vielleicht Euſebio Valdez?“ rief der Unbekannte haſtig.

„Das iſt mein Name! Obriſtlieutenant beim Regimente Almanza. — Und Sie, mein Herr?“ —

„Kapitain Eugen Miersbitzki; ehemals bei der Weichſellegion.“ —

„Was?“ ſchrie der Offizier. „Der Pole? — Der im Schrank? — Der Stellvertreter Juans de Marcilla?“

„Der Ihrer Gemahlin ſeine Rettung verdankt;“ antwortete Jener. „Ich komme dieſe aufzuſuchen.“

„O dann müſſen Sie einige Zeit bei uns verweilen!“ rief der Spanier hocherfreut. „Es iſt oft, ſehr oft, von Ihnen die Rede geweſen. Elena — ich will ſagen meine Frau — hat ſtets behauptet, daß wir Sie einſt wiederſehen würden. Sie wird entzückt ſein, daß ihre Vorherſagung eingetroffen iſt.“

Der Wagen bog eben in den Hof eines kleinen, aber freundlichen Landhauſes ein. Zwei Damen ſtanden an der Thür deſſelben. Mit einem Sprunge war Eugen aus dem Wagen, und der Spanier vom Pferde.

„Da habt Ihr ihn!“ rief jubelnd der Letztere. „Don Juan de Marcilla iſt von den Todten auferſtanden!“

„Wie? — Iſt's möglich? — Unſer Gaſtfreund aus den Kriegsjahren?“ rief Fernanda.

„Sagte ich es nicht ſtets?“ fiel Elena ein. „Immer behauptete ich, er würde kommen.“

„Um nie wieder zu gehen, wenn ich bleiben darf!“

ſprach der junge Mann leiſe, indem er ihre Hand an die Lippen drückte. — —

Und ſo kam es auch. Nach wenigen Wochen war Elena ſeine Gattin. Eugen hatte ihr frei geſtellt, ihn nach Frankreich zu begleiten, da ſie ſich indeß nur ungern von der Schweſter trennte, ſo verkaufte er das kleine Gütchen, was er in Frankreich erworben hatte, und ließ ſich in Valencia nieder, wo er ein Handelsgeſchäft anfing, welches ihn in Wohlſtand brachte. — Euſebio war einer der tüchtigſten Kavallerieoffiziere der Armee. Als einfacher Guerillero war er in den Krieg gezogen. Nach Beendigung des letztern war er Obriſtlieutenant. Jep — el tuerto, wie er meiſt von ſeinen Cataloniern genannt worden — war in den Gefechten, die gegen Ende des Feldzuges ſtatt hatten, gefallen. Er hatte durch Euſebio oft die Schweſtern grüßen laſſen, welche, wie er ſagte, das äußerſt merkwürdige „Wahrzeichen von Teruel“ hüteten.

Das Heimweh.

Erzählung.

„Dahin! Dahin
Geht unſer Weg; o Vater, laß uns zieh'n!“
Göthe.

Eine Anzahl-Lieuen von der Hauptſtadt des franzöſiſchen Guyana entfernt, an den Ufern des Aprouague, der hier eine bedeutende Krümmung machte, lag eine Pflanzung, die Herr von St. Croix, ein früherer Untergouverneur von Cayenne, angelegt hatte. Sein Augenmerk war bei der Anlegung mehr auf eine ſchöne Gegend als einen beſonders fruchtbaren Boden gerichtet geweſen, und wirklich übertraf die Niederlaſſung in dieſer Hinſicht jede andere weit und breit. Das Herrenhaus, ein langes einſtockiges Gebäude von vielen Zimmern, lag auf einem mäßigen Hügel dicht am Ufer des Stromes, der hier einige kleine Waſſerfälle bildete. In einem weiten Halbzirkel dehnten ſich die Baumreihen der Kaffeepflanzung aus, welche bis an den Fuß einer Hügelkette reichte, die von herrlichen Stämmen eines hier beginnenden, und bis an die Ufer des Oyapoc ſich erſtreckenden Urwaldes beſtanden war. Das Ganze der Plantage bot dem Auge des Beſchauers von ferne ein großartiges, in der Nähe ein überaus freundliches Bild. Sah man von weitem das weißangeſtrichene Haus, mit ſeiner grünvergitterten Veranda, auf dem Hügel thronen, erblickte man die weite grüne von den Kronen der Kaffeebäume gebildete Fläche, aus der in der Nähe des Wohnhauſes die kegelförmigen Dächer einer Anzahl Negerhütten emporragten, ſich nach und nach gegen die Hügel erheben, auf welchen der dichte Wald den Horizont begränzte, ſo mußte man unwillkürlich von dem Anblick eines von Natur und Kunſt faſt regelrecht gebildeten Amphitheaters, in welchem die Haupt- und Nebenalleen der Pflanzung die Gänge und Sitzreihen zu bilden ſchienen, überraſcht werden. Näherte man ſich dem Mittelpunkte der Plantage, ſo erblickte man ein Bild ländlicher Abgeſchiedenheit, die aber etwas Freundliches, Wohlthuendes hatte. Die Wohngebäude und Magazine bildeten einen, von einer hellgrün angeſtrichenen Stacketerie eingeſchloſſenen Hof, in welchem es von allerhand Geflügel wimmelte, das des Geiſtlichen verhinderte, dem Gefangenen einen Wink zu geben.

Es thut mir leid, Hauptmann Oldenbarneveldt, hob endlich der Commandant nach mehrmaliger Durchleſung der Ordre an, Euch eine Nachricht mittheilen zu müſſen, die ich wenigſtens noch nicht ſo ſchnell erwartete. Ihr werdet nach dem Haag gefodert und ſollt in dieſer Nacht noch die Reiſe dahin antreten.

Deſto beſſer! erwiederte Wilhelm; ſo wird doch endlich mein Schickſal ſich entſcheiden.

Zu Euern Gunſten, wie ich hoffe, mein werther Capitain, entgegnete der Domine. Ich könnte Euch ein Brieflein an den Hauscaplan des Prinzen, der ein würdiger Mann, ein eifriger Vertheidiger des Wortes iſt, mit auf die Reiſe geben; vielleicht verſchaffte es Euch Gelegenheit, zu den Füßen Sr. Hoheit —

Laßt's gut ſein, Domine! unterbrach Wilhelm die wohlgemeinte Rede des Geiſtlichen. Mein Vater iſt geſtorben für die Freiheit; es wird ſein Sohn deſſelben würdig bleiben!

Um vor unwürdiger Behandlung Euch zu ſchützen, ſprach der Commandant mit einem Seitenblicke auf Jan, gebe ich Euch zwei Mann von der Beſatzung mit.

vorzüglich die Umgebung einer zierlichen Fontaine belagerte, und nur dann ſchreiend auseinander ſtob, wenn ein junger zahmer Tapir unter plumpen Sprüngen herantrabte, um von Zeit zu Zeit ſeinen Durſt zu löſchen. Die Veranda, die das Haus umgab, war bis an's Dach mit allerhand blühenden Schlingpflanzen bekleidet, und ein mäßiger Blumengarten, der an das Gebäude ſtieß, ſchimmerte von der Pracht der Blumen tropiſcher Zone. Alles war auf's Netteſte, Sorglichſte unterhalten, überall Spuren von Fleiß und Wohlhabenheit. Die Neger, welche ſingend über den Hof gingen und in den Magazinen zu ſchaffen hatten, ſahen fröhlich aus, und waren gut genährt und gekleidet. Herr von St. Croix, der Schöpfer der nach ihm genannten ſchönen Plantage, war vor längeren Jahren geſtorben, und ſeine Wittwe, eine Matrone von ſechzig Jahren, bewohnte das Landgut. Obwohl ſie in Cayenne ein hübſches Haus beſaß, ſo liebte ſie doch das Landleben ungemein, und dieſer Umſtand trug dazu bei, daß ſie ſeit dem Tode des Gatten nur äußerſt ſelten in der Hauptſtadt erſchien. Frau von St. Croix war in der ganzen Colonie wegen ihres Characters, wohl auch wegen ihres Vermögens, ſehr geachtet, und dieſer Umſtand ließ auch eine kleine Schwäche, nämlich die, daß ſie ihre Verwandtſchaft mit berühmten Familien Frankreichs gern erwähnte, um ſo leichter vergeſſen, als ſie eigentlich nicht ſtolz genannt werden konnte. Ihr einziger Sohn und Erbe war franzöſiſcher Marineoffizier. Schon als Knabe war er von dem Vater zu ſeiner Ausbildung nach Frankreich geſchickt worden, und ſeit dieſer Zeit hatte er, obwohl er ſonſt viel gereiſ't war, ſein Heimathsland nicht mehr betreten. Leidenſchaftlich für Napoleon eingenommen, hatte er ſich durch verſchiedene Aeußerungen unter der Reſtauration compromittirt, und war deshalb plötzlich auf halben Sold geſetzt worden. So ſehr dies den jungen Mann betrübte, ſo war es doch der Mutter nicht eben unangenehm, indem ſie ſich bereits lange mit einem Plane beſchäftigt hatte, auf deſſen Ausführung ſie einen großen Werth legte. In ihrem Hauſe befand ſich ein junges Mädchen, Julie d'Esquirol, die Tochter einer Verwandtin, und einzige Erbin weitläuftiger Beſitzungen im holländiſchen Guyana. Die Mutter Juliens war vor mehreren Jahren, der Vater vor Kurzem verſtorben, und das

Teſtament des Letztern verordnete, daß die Tochter bis zu ihrer Verheirathung im Hauſe der Tante, der Madame de St. Croix, verweilen ſolle. Julie war jung, ſchön, reich, und dabei gut und liebenswürdig. War es Frau von St. Croix zu verdenken, daß ihr, ſobald ſie die Verabſchiedung des Sohnes vernahm, der Gedanke an eine Verbindung Alexanders mit Julien zu einem Lieblingsgedanken wurde? Die Mutter hatte deshalb alles Mögliche gethan, um den Sohn zu einer baldigen Reiſe nach Cayenne zu bewegen, und dieſer, dem der Aufenthalt in Frankreich verhaßt war, ſeitdem der Adler mit den Lilien vertauſcht worden, hatte dem Dringen der Mutter nachgegeben. Frau von St. Croix war mit einem Freunde ihres verſtorbenen Mannes, einem ſo würdigen als verſtändigen Alten, dem Doctor Valayer, welcher in ihrem Hauſe lebte und in der ländlichen Zurückgezogenheit ſich mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigte, dem Sohne bis nach der Hauptſtadt der Colonie entgegengereiſ't, und heute waren eben alle drei wieder auf dem Landgute eingetroffen. Obwohl ſich Frau von St. Croix feſt vorgenommen hatte, kein Wort von ihrem Lieblingsplane gegen

Alexander zu erwähnen, ſo hatte ſie dieſen dennoch unterweges ſo viel von den Vorzügen Juliens — nebenbei auch von deren Vermögen — unterhalten, daß der junge muntere Franzoſe der Mutter lachend verſicherte, daß von ſeiner Seite einer Verbindung mit Julien, wenn ſie nur die Hälfte jener Vollkommenheiten beſäße, nicht das Mindeſte im Wege ſtände, und als Julie die Stufen der Veranda herabhüpfte um die Ankommenden zu begrüßen, er ſcherzend der Mutter in's Ohr flüſterte: „Meine Zukünftige gefällt mir!“ —

In der That war aber Julie ein Mädchen, welches einem jungen Manne gar wohl gefallen konnte. Gehörte ſie eben auch nicht zu den Schönheiten erſten Ranges, ſo war die ſiebenzehnjährige Blondine mit dem, für die tropiſche Zone ſeltenen Teint und den roſigen Wangen — beides verdankte ſie der holländiſchen Abkunft — ein ſehr hübſches Mädchen zu nennen. Was ſie indeß beſonders anziehend machte, war der ſanfte Blick des blauen Auges, und der liebliche, faſt kindlich zu nennende Ausdruck der offenen, freundlichen Geſichtszüge.

Wie ein junges Reh hüpfte Julie an den Wagenſchlag, um Frau von St. Croix, welche ſie wie eine Mutter liebte, aus dem Wagen zu helfen, vorzüglich herzlich aber begrüßte ſie den guten Valaver, dem ſie, wie Alle die ihn näher kannten, beſonders hochachtete, und deſſen Schülerin ſie ſeit ihrer Ankunft zu St. Croix geworden war. Als indeß das Auge Juliens auf den jungen, krausköpfigen, dunkeläugigen Offizier fiel, der eben aus dem Wagen ſtieg, als die Tante ihr ſolchen als den längſterwarteten Alexander vorſtellte, und dem Mädchen nun dieſe und jene Anſpielungen, welche Frau von St. Croix dann und wann gemacht, einfielen, da erröthete Julie und ward ſo verlegen, ihre Bruſt ſo beklommen, daß ſie kaum die Begrüßungsworte des hübſchen jungen Mannes zögernd und halblaut zu erwiedern im Stande war. —

„Wie freudig haben Sie mich durch Ihre Ankunft, die wir erſt in einigen Tagen erwarteten, überraſcht!“ ſagte Julie als die Ankommenden in das Wohnzimmer, welches reich und nach neueſtem Geſchmack meublirt war, eingetreten waren. „Demetrie meinte zwar, ſie habe eine Ahnung daß Sie heute kommen würden, und ſie eilte deshalb auch vor einer

Stunde in den Wald, um für Mr. Balayer gewiſſe Blumen, die jetzt eben blühen und beſonders ſchön ſein ſollen, zu holen. Sie gedachte ſein Zimmer damit zu ſchmücken, da er, wie ſie ſagte, dieſe Art beſonders liebt."

„Es werden die herrlichen Melaſtomen geweſen ſein, die ſich ſeit unſerer Abweſenheit in ihrer größten Pracht entfaltet haben müſſen;" verſetzte der Doctor lächelnd.

„Sie geht immer ſo allein in den Wald!" ſagte Frau von St. Croix beſorgt. „Ich hoffe daß ihr kein Unfall zuſtößt."

„Ihr? — Wie können Sie dies glauben? Sie iſt in dem Urwald daheim wie in dieſem Zimmer;" ſagte Balayer. „Wir freilich ſind in jenem Tempel Gottes ängſtlich und unbeholfen wie Kinder. Uns beängſtigt jeder knarrende Baum, jeder knackende Aſt, uns treibt jeder der unzähligen Naturlaute in Angſt, während ſie in ihnen nur lauter bekannte freundliche Stimmen hört."

„Dennoch," ſagte Julie, „will ich einen Neger ihr nachſenden um ihr wiſſen zu laſſen daß unſere lieben Erwarteten bereits angekommen."

Raſch hüpfte die liebliche Blondine aus der Thüre.

„Nun, Alexander, habe ich zuviel geſagt, wenn ich von Julien ſprach?“ fragte Frau von St. Croix mit triumphirendem Lächeln.

„Zu wenig! Viel zu wenig, meine gütige Mutter!“ rief der junge Mann. „Mein Mühmchen iſt charmant. — Und die Kunſt der Muſik liebt ſie auch wie ich ſehe;“ ſetzte er hinzu, indem er auf eine Harfe zeigte, die im Winkel lehnte.

„Ja ſie ſpielt! Sie ſpielt ganz hübſch;“ verſetzte die Mutter. „Ich ſtreite mich zwar oft mit unſerm Freunde Balayer über ihr Spiel. Er läßt ihr nicht genug Gerechtigkeit widerfahren.“

„O dennoch!“ ſagte der Doctor lächelnd. „Aber ich ziehe das Spiel Demetriens vor. Julie giebt kunſtgerecht wieder, was der Komponiſt gut oder übel in Noten niederſchrieb, Demetriens Spiel iſt nicht kunſtgerecht, aber aus ihm tönt die Stimme des Genius.“

„Nein, ich liebe dies wilde Spiel nicht, das ich nicht verſtehe, und deſſen Empfindungen ich nicht zu folgen vermag;“ verſetzte Madame de St. Croix kopfſchüttelnd. „Ueberhaupt hat es etwas Beängſtigendes für mich, wenn das Mädchen ſingt. Ihre Phantaſien auf der Harfe — und in dieſen finden Sie ja, wie Sie ſagen, beſonders die Vorzüge ihres Spiels — tragen entweder einen wilden oder ſchwermüthigen Character. Da lobe ich mir die kleinen Chanſons, welche Julie ſo hübſch — faſt ſo hübſch wie die Comteſſe von Grammont, meine Couſine, die deshalb in ihrer Jugend berühmt war, — vorträgt. Von dieſen hat man doch etwas. Sie erheitern, während jene düſtre Melodien nur beängſtigen und verſtimmen.“

Alexander hatte während die Frau vom Hauſe und ihr Freund noch einige Worte über die Muſik wechſelten, in einem paar auf einem Tiſchchen liegenden Büchern geblättert.

„Was ſehe ich, Maman!“ rief er lachend. „Während ich nach den Beſtellungen, die Sie mir auftrugen, auf Ihren Geſchmack ſchließen zu können glaubte, und deshalb ein ganzes Packet Romane, wie ſolche jetzt die Boudoirs unſerer Pariſer Damen ſchmücken, mitbringe, ſehe ich daß Sie blos an lauter ernſten Dingen Gefallen finden. Hier iſt Rouſſeau's „Emil“, dort Volney's „Ruinen“ und — Dieu me preserve! —

endlich gar Youngs „Nachtgedanken.‘ Aber ich bin wohl in des Doctors Bibliothek gerathen?“

„Die Bücher waren allerdings ſonſt mein Eigenthum,“ erwiederte Valayer, „aber ſie gehören jetzt Demetrien, deren Lieblingslectüre ſie ausmachen.“

„Was? Ein Mädchen findet an den „Ruinen‘ und den „Nachtgedanken‘ Geſchmack?“ rief der Jüngling erſtaunt. — „Sagen Sie mir, Maman, wer iſt denn dieſe Demetrie, von der Sie mir nie ein Wort geſchrieben haben, und die —“

„Sie ſind angekommen? — Sie ſind da?“ rief plötzlich draußen eine klangvolle Stimme, und raſch trat ein Mädchen in's Zimmer, deſſen Erſcheinung etwas überaus Eigenthümliches hatte. Ihre Geſtalt war ſchlank und von Mittelgröße, ihr Anzug ein einfaches aber modiſch gearbeitetes Kleid. Die Züge des Mädchens hatten viel von denen der Spanierinnen, denen ſie beſonders hinſichts der dunkeln langbewimperten Augen, der kleinen Hände und Füße, und der zierlichen Haltung glich. Ihr Teint war bräunlich, und wie von der Sonne leicht geröthet. Man hätte ſie, ihrem Wuchs und ihren Zügen nach, mehr als hübſch, ja faſt ſchön nennen können, aber für

Alexander hatte ſie überdies etwas Seltſames, früher von ihm nie Geſehenes, was er zum Theil dem Umſtande, daß ſie ihr dunkles Haar gegen die Mode der Zeit aufgelöſt in langen Locken herabhängend trug, zum Theil dem Ausdruck ihres Auges, in dem etwas Unſtetes, faſt Wildes lag, zuſchreiben zu müſſen glaubte. Auch ein Halsſchmuck, eine Art Collier von ſchwarzem glänzendem Gagat, ſo wie zwei Armbänder von brennend rothen, kleinen Seemuſcheln, Beides eine damals ungewöhnliche Tracht, trugen noch dazu bei, das Auffallende der Erſcheinung hervortreten zu laſſen.

Mit Haſt, aber ohne eine ſolche Freudigkeit wie Julie blicken zu laſſen, eilte die Eintretende auf Frau von St. Croix zu, indem ſie ihr mit wenigen aber herzlichen Worten die Freude über ihre Rückkehr zu erkennen gab. Noch lebhafter bewillkommte ſie den Doctor.

„O,“ rief ſie, „ich habe alle Stunden bis zu Ihrer Ankunft gezählt! Alles blühte und verblühte und immer wollten Sie noch nicht kommen! Die ſchönſten Cypripedien, Epidendra, Utricularien, ſchimmern in allen Büſchen, und wenn eine neue Sobralia mit rothen Blüthen von Liliengröße verblüht, ohne

Aengſtlich blickte der Alte auf Wilhelm; dieſer ſchwieg.

Vor den Augen ſo vieler Zeugen, hob endlich der Alte an, dürfte ich dem gefangenen Herrn Offizier die Unterredung mit einem gewiſſen Fräulein, welches uns mit frühem Morgen dicht vor der Stadt erwarten will, dann nicht geſtatten.

Ich bitte Euch, Herr Commandant, ſprach Wilhelm eifrig, mich mit dem Rottmeiſter allein des Weges ziehen zu laſſen.

Es iſt die Tochter des verſtorbenen Cabinetsrathes van der Werf; fuhr Jan in einem gleichgültigen Tone fort. Da ich derſelben viele Verbindlichkeit ſchuldig bin, ſo möchte ich ihr nicht gern die kleine Bitte weigern; es ſei denn, Herr Commandant, daß Ihr das Gegentheil befehlet.

Thut was Euch Recht däucht! ſprach Bunkershoeck. Doch jetzt nehmt Platz. Die Bowle iſt einmal gefüllt; es muß derſelben ihr Recht geſchehen.

Obgleich Jan und Wilhelm, welcher, die Abſicht des Erſtern durchſchauend, doch mit dem Zuſammenhange des Ganzen noch nicht im Reinen war, wiederholt auf die Abreiſe drangen, ſo blieb der Commandant doch unerbittlich. Er berechnete, daß noch mehr als eine Stunde bis zur Abreiſe übrigbleibe, wiſſenſchaftlich getauft zu werden, ſo hat es Niemand wie Sie zu verantworten."

Erſt in dieſem Augenblicke ſchien das Mädchen den jungen Offizier zu bemerken.

„Mein Sohn Alexander!" ſagte die Mutter ihn Jener vorſtellend.

Demetrie ſah ihn einen Augenblick ſtarr und ſchweigend an. Dann ſagte ſie wie von einer tiefen innern Bewegung ergriffen:

„Ihre Ankunft hat gewiß viel Freude erregt. — O, es muß für ein Mutterherz wohl ein glücklicher Augenblick ſein, nach langer Trennung ſein Kind wieder zu beſitzen!"

Sich ſchnell beſinnend, und ſcheinbar als ob ſie zu viel geſagt hätte, ſetzte ſie ruhig hinzu:

„Wenn Sie es genehmigen, Maman, ſo will ich die beiden Gaſtzimmer für Herrn von St. Croix in Ordnung bringen laſſen."

„Ja, thue dies, mein Kind, und Julie mag Dich begleiten!" ſagte Frau von St. Croix. „Ich will indeß für die Tafel ſorgen, denn Alexander verſpürt gewiß einen Seemannsappetit."

„Sagen Sie mir, Doctor, wer iſt dies wunderbare Geſchöpf?“ rief der junge Mann als er mit dem Arzte allein war, den Freund bei der Hand ergreifend. „Ich habe nie etwas von dem Mädchen vernommen.“

„O dennoch! Ich ſelbſt habe Ihnen früher von ihr geſchrieben;“ verſetzte Balayer lächelnd. „Es iſt die ehemalige kleine Wilde vom Stamme der Noragen, die als Kind von neun Jahren halb verhungert im Walde herumirrend gefunden wurde. Mit Recht nennen Sie das Mädchen wunderbar, denn es giebt wohl kaum ein anderes Weſen, in welchem die verſchiedenſten geiſtigen Eigenſchaften, und deren Richtungen, ſo dicht und doch ſo abgeſchieden, ſo in einandergreifend, und doch ſich wieder ſo bekämpfend, in dieſer Vereinigung vorhanden wären. Demetrie iſt ein Phänomen für den Seelenkundigen, und hier könnten unſere Erziehungskünſtler intereſſante Studien machen. Sie würden eine eclatante Beſtätigung des Satzes: ‚Eines paßt ſich nicht für Alle‘ finden, ſie würden ſich überzeugen, daß man ein Kind zärtlich lieben, und aus lauter Liebe und Vorſorge ſehr unglücklich machen kann.“

„ Was ſagen Sie da?“ rief Alexander ergriffen. „Dies intereſſante Geſchöpf iſt unglücklich?“

„Sie iſt es ohne es ſich zu geſtehen, vielleicht ſelbſt ohne es klar zu wiſſen. Demetrie iſt eine Blume, die in fremden Boden geſetzt, ſchmachtet, welkt und endlich abfallen wird!“

„Das Mädchen,“ fuhr Valayer fort, indem er ſich auf einem Sopha niederließ, und dem jungen Manne winkte es gleichfalls zu thun, „ward im Walde gefunden, und hieher gebracht. Herr von St. Croix, der damals noch lebte, gab ſich alle Mühe etwas über die Angehörigen des Kindes zu erfahren, um es dieſen zurückſenden zu können. Dies war indeß damals unmöglich. Aus dem Kinde war wenig oder nichts herauszubringen. Es war ſcheu wie ein junger Vogel der Wildniß. Nur mit Mühe erfuhr man, daß der Dialect, den es redete, die Galibi-Sprache ſei, daß es dem Stamme der Noragen, die an den noch unentdeckten Quellen des Aprouague herumſchweifen, angehöre, und man es ‚Couramé‘ — was in jener Sprache ‚die Schöne‘ bedeutet, — genannt habe. Ich rieth Ihrem Vater die Gelegenheit zu benutzen, wegen Zurücklieferung des Kindes mit den Indianern jenſeits des Approuague, die ſich damals feindlich zeigten, Verhandlungen, die vielleicht zum Frieden führen könnten, anzuknüpfen, und Herr von St. Croix theilte meine Anſicht, aber der Gouverneur hatte von der Hauptſtadt aus bereits Truppen gegen die Wilden geſchickt und dieſe ſich weit in's Innere zurückgezogen. Dem Kinde ward jetzt eine Erziehung gegeben, die — was ganz richtig — der Zukunft deſſelben, falls man es wieder in ſeine Heimath verſetzen könnte, angepaßt werden ſollte. Zum Unglück Demetriens ſtarb mein Freund, und Ihre Mutter — der Himmel gebe daß ſie es nie bereuen mag! — änderte, trotz meiner dringenden Bitten, die Erziehungsweiſe. Sie meinte es ſei bei den Geiſteskräften des Kindes die ſich auf eine überraſchende Weiſe entwickelten, nicht nur Schade, ſondern ſelbſt ein großes Unrecht, das man begehe, wenn man der jungen Indianerin nicht eine europäiſche Bildung gebe. Sie betrachtete ſolche als Pflegetochter, die größte Sorgfalt wurde auf ihre Erziehung verwendet, weder Mühe noch Koſten geſcheut, dieſe zu vervollkommnen, und allerdings, wenn man ſein Augenmerk, ich will nicht ſagen blos auf Aeußerlichkeiten richtet, ſondern die Sache nur von dem gewöhnlichen Standpunkt beurtheilt, ſo muß man geſtehen, daß unter hundert Kindern nicht Eines ſolche Fortſchritte machte wie Demetrie. Sie ſpricht und ſchreibt franzöſiſch, engliſch und italieniſch mit gleicher Fertigkeit, ſie malt recht ſchön, ſie ſingt, und ſpielt die Harfe; was aber mehr als Alles, ihr Geiſt iſt in vielfachſter Beziehung ausgebildet.“

„Und dennoch,“ fiel der Jüngling ein, „dennoch ſagen Sie —“

„Daß dieſe Erziehung eine verkehrte, und Demetrie unglücklich iſt;“ ſprach Balayer mit dem Tone der Ueberzeugung. — „Sie war, als ſie aus ihrer Heimath, dem Urwalde geriſſen wurde, bereits neun Jahr alt, und in dieſem Alter erlöſchen die Eindrücke der früheſten Kindheit nicht mehr. In dieſem Umſtande liegt ihr Unglück. Wäre ſie zwei, drei Jahre alt geweſen, hätte nie die Stimme einer Mutter in ihrem Ohre widergetönt, ſo möchte es vielleicht möglich geworden ſein, die geheime Eingebung, den Inſtinct, der ihr ſagt daß ſie für ein anderes Daſein geſchaffen ſei, zu erſticken, ſo aber iſt dies unmöglich.“

Freundlich faßte Alexander den Doctor, als dieſer ſchwieg, bei der Hand.

„Ich achte in Ihnen den liebſten Freund meines Vaters, wie den Mann von Geiſt und Erfahrung," ſagte er, „dennoch glaube ich daß Sie ſich täuſchen. Demetrie verſtand, als dieſer Lebenswechſel vor ſich ging, bereits zu denken, folglich auch zu vergleichen, und man wird ſie gewiß auf den Unterſchied zwiſchen der elenden Exiſtenz des Wilden, und dem behaglichen Leben des gebildeten Menſchen aufmerkſam gemacht haben."

„Leider that man dies;" ſprach Valayer ſchmerzlich. „Demetrie litt an nichts Mangel, man gab dem Kinde allerhand Spielzeug; als es zur blühenden Jungfrau heranwuchs, zierliche Kleider, und unterhielt ſich bis zum Ueberfluß in ihrer Gegenwart von dem erbärmlichen Looſe des Wilden, und dem Glücke des Europäers. Man war der Meinung, die Lage, in die ſie durch die Güte ihrer Wohlthäterin gekommen war, ihr noch theurer zu machen, und man hat gerade das Gegentheil dadurch bewirkt. — Sehen Sie die Spielſachen, die Demetrien einſt gehörten, ſo werden Sie finden, daß ſolche nur wenig von Kinderhand berührt wurden. Betrachten Sie das ihr ſo wohl ſtehende, blaue Kleidchen das ſie trägt. Nun wohl! Faſt ihre ganze Garderobe iſt von dieſer Farbe, die einzige die ſie liebt. Blau aber war der Fetzen, den ſie auf dem Leibe trug, als ſie in dem Walde gefunden wurde, blau iſt die Lieblingsfarbe der Negern."

„Und aus dieſen Umſtänden ſchließen Sie —"

„Aus Symptomen," unterbrach ihn der Doctor, „ſchließt der Arzt auf die Krankheit! Es ſind aber dieſe Aeußerlichkeiten nicht allein, die mich Demetriens tiefes Leiden erkennen, und für unheilbar halten ließen. Weit mehr halte ich mich an die geiſtigen Merkmale. Sie ſpricht franzöſiſch, engliſch, italieniſch, ſie hört kein anderes Wort ſeit mehr als zehn Jahren, ſie müßte ihre Mutterſprache vergeſſen haben, dennoch iſt dies nicht der Fall, ſie zieht die Sprache der Galibis — ſo arm an überflüſſigen Worten und ſo reich an zärtlichen gefühlvollen Ausdrücken — allen andern vor. Sie hat die Gewohnheit, wenn ſie allein iſt laut zu denken, ſie ſpricht zu den Blumen im Garten, zu den Vogeln, zu dem Tapir dort in der Umhegung, und ſtets geſchieht dies in der Sprache der Galibis. — Demetrie machte reißende Fortſchritte im Harfenſpiel und Geſang, ihre Lehrer ſprachen davon wie von einem Wunder; nun hören Sie ſie ſingen und ſpielen! Iſt es eine Kompoſition, gleichviel von welchem Meiſter, ſo iſt Spiel und Geſang correct, jedoch mechaniſch, ſeelenlos; ergreift ſie aber die Harfe, wenn ſie ſich unbemerkt glaubt, überläßt ſie ſich ihren Phantaſien, ſingt oder vielmehr ſpricht ſie dazu, — denn ihr Geſang iſt eigentlich ein unbewußtes Sprechen — ſo würden Sie hingeriſſen, und von ihrer wilden Schwermuth, die in dieſen Tönen liegt, zu Thränen gerührt ſein.“

„Wie erklären Sie aber ihr wiſſenſchaftliches Streben, das Leſen jener ernſten Bücher?“

„Sie nimmt ein Intereſſe daran, wie es jeder denkende, in ſich gekehrte Geiſt an ihnen und dem Talent, mit dem ſie geſchrieben, nehmen wird. Einem ſolchen iſt jede leichte, frivole Lectüre zuwider oder doch gleichgültig. Nun aber betrachten Sie die kleine eigene Bibliothek Demetriens. Es ſind lauter Beſchreibungen Guyana's. Nichts als Schilderungen des Lebens der Wilden am Aprouague, Oyapok und Mucuri. Das Aeußere der Bücher wird Ihnen auch ſagen, wie unzählige Mal ſie durchſtudirt wurden. — Sie haben vorhin ſelbſt vernommen, mit welchem Eifer ſie der Flora des Urwaldes erwähnte. Demetrie liebt allerdings die Blumen wegen ihrer natürlichen Schönheit, ſie beſchäftigt ſich auch damit, weil ſie weiß, daß ich ein Freund der Botanik bin, und es mir Freude macht mich mit Jemand über ſolche auszuſprechen, aber glauben Sie, daß dies Alles iſt was ſie zu den Blumen zieht? Beobachten Sie Demetrien im Garten, wo es eine Menge europäiſche, folglich hier ſeltene Pflanzen giebt, ſie läßt ſie faſt unbeachtet; nun ſehen Sie das Mädchen im Walde, wie es dort den Standort jeder Pflanze zu finden weiß, wie es ſich für jedes Blatt, jede Knospe, jeden Lianenſtrang, n denen es eben ſo viel alte liebe Bekannte findet, ntereſſirt, und Sie werden wiſſen, woran Sie ſind. — Glauben Sie mir, mein junger Freund," ſchloß der Alte, indem ſeine Züge einen ſchmerzlichen Ausdruck annahmen, „dies arme Geſchöpf iſt ſehr krank, und die Krankheit an der es leidet, das Heimweh im höhern Sinne, wird es aufzehren. Der Arzt von Tact und Erfahrung, hat einen eignen Inſtinkt für die Sprache der Leiden. Die Wiſſenſchaft giebt darüber keine Normen an, aber tief in ſeinem Innern, leiſe zwar doch überzeugend, ſagt ihm eine Stimme, auf welche Weiſe die Geſetze des Lebens geſtört ſind.“

„Und glauben Sie, daß es für dieſe Krankheit keine Heilung giebt?“ fragte mit Theilnahme der junge Mann.

„Es giebt zwei Mittel: ein ſicheres und ein zweifelhaftes;“ verſetzte Valayer betrübt. „Das erſtere wird man nicht anwenden.“

„Und welches iſt dies?“

„Demetrien in den Urwald, zu ihrem Volke zurückzuſenden;“ ſprach der Alte mit Entſchiedenheit im Tone.

„Unmöglich! Nein unmöglich!“ rief der junge Mann. „Wie könnte Jemand daran denken, dies hochgebildete, mit der verfeinertſten Cultur vertraute Weſen, unter eine Horde heulender Wilden zurückzuwerfen?“

„Sie würde,“ ſagte Valayer, „dieſen unnatürlichen, ihr angebildeten Zuſtand abſtreifen, und wenn auch nie ganz glücklich, doch glücklicher ſein als hier.“

und dieſe nicht beſſer als zu dem gemeinſchaftlichen Genuſſe eines Abſchiedstrunkes angewendet werden könne.

So bewegte ſich das Geſpräch längere Zeit in den Begebenheiten des Tages hin und her. Wilhelms Zukunft, das Wohl der Flotte, das Verderben der Spanier, Alles dieſes ſpaltete ſich in eine ſo zahlloſe Menge Trinkſprüche, deren jeder wieder von einem tüchtigen Umtrunke begleitet wurde, daß, als die Bowle auf die Neige ging, die Geſichter des Domine und Herrn Bunkershoeck's als wie von einem überirdiſchen Feuer entzündet glänzten. Eben hatte Erſterer, zu ſeinem Lieblingsthema, den Irrlehren der Remonſtranten, übergehend, ſich hoch vermeſſen, daß er im Kriege gegen dieſelben den Auserwählten ſtets ein Schild und Banner ſein wolle, ſowie daß, außer gegenwärtigem Herrn Oldenbarneveldt, in deſſen Rückkehr zu der wahren Lehre er keinen Zweifel ſetze, keiner von dieſen mit großer Liſt und Vermeſſenheit ausgerüſteten Belialsſöhnen dem Verderben entrinnen werde, als auf einmal ſich raſch die Thür des Zimmers öffnete, und Cornelia, dem Anſcheine nach von einem heftigen Schreck befangen, eintrat. — Wilhelm, in ſeiner Seele von dem Gedanken an die nächſte Zukunft feſtgehalten, hatte die Eintretende nicht bemerkt, und ebenſo wenig war

„Und das zweite?“ fragte Alexander. „Das Mittel welches Sie ein zweifelhaftes nannten?“

„Sie müßte lieben; wenn ſie einen Mann von europäiſcher Bildung mit aller der Seelenſtärke, die ſie beſitzt, zu lieben im Stande wäre; dies könnte ſie mit dem unnatürlichen Zuſtande verſöhnen. — Bei alledem ſcheint mir dies, wie ich Demetrien kenne, ſchwieriger, als daß das hochgebildete, in alle Feinheiten der Geſellſchaft eingeweihte Mädchen, allen den angewöhnten Plunder von ſich wirft, und in den Urwald zu dem Lagerfeuer der Noragen zurückkehrt. Ihrer ſtarken Seele würde das Letzte ein Kleines ſein.“

Längere Zeit unterhielten ſich der Doctor und der junge Offizier noch in dieſer Weiſe von Demetrien und deren Zukunft. Endlich traten beide Mädchen Arm in Arm in's Zimmer, und riefen die Männer zu einem Souper, das eben aufgetragen werden ſollte.

Alexander erhielt ſeinen Platz neben Julien, und die beiden jungen Leute wurden bald ſo bekannt mit einander, als ob ſie ſich ſchon oft geſehen hätten. Alexander war munter, aufgeweckt, und liebte den

Scherz, Julie war ein fröhliches Mädchen und plauderte gern, die Anknüpfungspunkte zur Unterhaltung waren demnach bald gefunden. Letztere ward auch mit lebhaftem Intereſſe von beiden Seiten geführt. Hatte ſich auch Frau von St. Croix hinſichts eines Verbindungsplans gegen die jungen Leute nicht ganz offen ausgeſprochen, ſo waren doch beide mit deren Wünſchen hinlänglich bekannt, und fanden ſich ſchon dadurch veranlaßt ein näheres Intereſſe an einander zu nehmen. Julie war noch ſehr jung, und hatte ihre Zeit immer in ländlicher Abgeſchiedenheit zugebracht, es war demnach nicht zu verwundern, daß der hübſche junge Mann, der erſte dem ſie näher trat, einen günſtigen Eindruck auf ſie machte, aber auch Alexander nahm an Julien großes Intereſſe. Das hübſche Aeußere, das muntere, frohe, einfache Weſen des kaum zur Jungfrau erblühten Mädchens, unterſchied ſolche ſo vortheilhaft von den blaſirten, pretentiöſen Salondamen der Hauptſtadt, in deren Cirkeln Alexander ſich ſo viel umhergetrieben hatte, daß er ſich ſchon deshalb unwillkürlich zu ihr gezogen fühlte. Demetrie ſprach während des Eſſens nur wenig, und meiſt nur zu Valayer. Ihrer Sprache hörte man nicht das mindeſte Fremdartige an, es war das reinſte, gebildetſte Franzöſiſch. Sie lächelte ſelten, ſcherzte nie, doch trug das, was ſie ſagte, kein trauriges, düſtres, ſondern nur ein ernſtes Gepräge. Als die Tafel aufgehoben war, ließ ſich Alexander auch mit Demetrien in ein Geſpräch ein. Es war faſt das Gegentheil deſſen, was er mit Julien geführt. Dort lauter Frohſinn und Scherz über die verſchiedenartigſten, oft wenig erheblichen Gegenſtände, hier eine ernſte Unterhaltung über wiſſenſchaftliche Dinge. Der junge Mann erſtaunte über den ſcharfen Verſtand, das richtige Urtheil, und das Intereſſe an den verſchiedenartigſten Gegenſtänden, welches Demetriens Unterhaltung characteriſirte. Dazu kam, daß die Ausdrucksweiſe etwas ſehr Eigenthümliches hatte. Sie war nämlich überaus wortkarg, Alles, was ſie ſagte, war einfach, aber in wenigen Worten ſagte ſie gut Durchdachtes, und es trug einen feſten, ſcharfen, faſt epigrammatiſchen Character.

Eine Anzahl Tage vergingen. Alexander befreundete ſich mit den Bewohnern des Hauſes und ihrer Weiſe immer mehr. Die Mutter freute ſich innig als ſie ſah, daß ſich ihr Sohn und Julie vorzugsweiſe viel mit einander unterhielten. Es war ein fortwährendes Plaudern, Scherzen und Lachen zwiſchen den jungen Leuten. Man hätte meinen müſſen, ſie hätten ſich ſchon jahrelang gekannt. Fragte dann Frau von St. Croix ihren Sohn, was er von Julien dächte? ſo verſicherte er, ſie ſei eines der liebenswürdigſten jungen Mädchen die er je geſehen. Die Mutter ſchwieg dann gewöhnlich in der Erwartung, daß Alexander über kurz oder lang von ſelbſt ihr mit einem Eingehen in ihren Lieblingsplan entgegen kommen würde, und ſie glaubte ſich um ſo mehr aller Hindeutungen jetzt enthalten zu dürfen, da die Sache, wie ſie meinte, nicht fehlen könne. Bei Julien bedurfte es von Seiten der Frau von St. Croix keiner Frage, um Kenntniß von dem Intereſſe zu erlangen, das Alexander dem Mädchen eingeflößt. Julie war zu jung, zu unerfahren, um ihre unſchuldige Neigung zu dem ſchönen jungen Manne nur einen Augenblick verheimlichen zu können. Wer da ſah, wie unruhig das Mädchen aus dem Fenſter blickte, wenn Alexander mit dem Doctor ſpazieren gegangen, und über Erwarten ausgeblieben war, wer das Feuer bemerkte, das aus ihrem ſchönen blauen Auge ſtrahlte, wenn ſie ſich mit dem jungen Manne unterhielt, dem konnten die Gefühle Juliens nicht lange zweifelhaft bleiben.

Viel weniger als mit Julien unterhielt ſich Alexander mit Demetrien. Es war als ob der Ernſt, der in ihren Zügen ruhte, das Prägnante des Ausdrucks, wenn ſie ſprach, ja ſelbſt die oft ſeltſamen Wendungen ihrer Rede eine gewiſſe Scheu in dem jungen Manne hervorriefen, und Beide nie zu einer langen Unterhaltung kommen ließen. Demungeachtet übte das abſonderliche, ihm bei Frauen noch nie ſonſt vorgekommene Weſen Demetriens, eine ganz beſondere Anziehungskraft auf Alexander aus. Unwillkürlich beobachtete er ſie fortwährend. Sprach ſie etwas mehr wie gewohnlich, was aber ſtets nur dann der Fall war, wenn ſie ſich mit Valayer, zu dem ſie ein ganz beſonderes Vertrauen zu haben ſchien, unterhielt, ſo traf es ſich wohl, daß Alexander eine ihm ſonſt ſehr angenehme Unterhaltung mit Julien nach und nach abbrach, um Demetrien zuzuhören.

Man mußte indeß auch zugeben, daß ihre Mittheilungsweiſe, wie der Inhalt ihrer Reden ſtets ſehr intereſſant waren. Für Alles fand ſie den paſſendſten, den bezeichnendſten Ausdruck. Ließ ſie ſich, was indeß nur ſelten vorkam, unwillkürlich zu einer größern Wärme des Geſprächs fortreißen, dann trat das Seltſame, Eigenthümliche, aber dabei höchſt Anziehende, auf eine Weiſe hervor, die wahrhaft poetiſch genannt werden konnte. Ihre Rede nahm dann einen Schwung, der an Dichtung gränzte. Beſonders überraſcht war Alexander, als er zum erſten Male Demetrien bei der Harfe belauſchte. Sie war allein im Zimmer. Sie ſpielte. Das Spiel war ſeltſam, ungeregelt, aber ergreifend. Es war bald ſtürmiſch, bald klagend. Endlich ſang ſie. Es waren lauter Recitative, in einer fremden, aber nicht unharmoniſchen Sprache. Plötzlich tönte ein ſchreiender Mißton durch die Saiten, haſtig ſtellte Demetrie das Inſtrument in den Winkel, und verbarg das Geſicht in's Taſchentuch. Leiſe ſchlich ſich Alexander von dannen. Als er ſpäter in's Zimmer trat, glaubte er zu bemerken, daß Demetrie geweint habe. — —

Alexander mochte bereits ein paar Wochen auf der Pflanzung ſeiner Mutter verweilt haben, es war ein herrlicher Morgen, und die Geſellſchaft ſaß eben beim Frühſtück, als ſie einen Plantagenaufſeher eilig mit einer Flinte über den Hof gehen ſahen. Als Valayer fragte, was es gäbe? antwortete Jener, daß ein großer Schwarm Ara's, eine Art langſchwänziger Papagayen, in den Kaffeefrüchten eine gewaltige Verwüſtung anrichte, und ſich durch Lärmen nicht gänzlich verſcheuchen laſſe.

„Das iſt meine Sache!“ rief Alexander vergnügt, und befahl einem Diener, ſeine Doppelflinte zu holen.

„Wir begleiten Sie!“ rief Julie. „Es iſt ein ſo herrlicher Morgen.“

Nachdem Alexander ſeine Flinte über die Schulter geworfen, und die Mädchen nach Tüchern und Hüten gegriffen hatten, wanderten die drei jungen Leute raſch durch den Garten, und bald waren ſie in den langen ſchnurgeraden Alleen der Pflanzung.

Der Morgen war in Wahrheit himmliſch. Der Thau ſchimmerte wie funkelnde Edelſteine im Graſe und auf den Blättern, der ſich in unüberſehbaren Reihen weithin erſtreckenden Kaffeebäume.

Es dauerte nicht allzulange, bis man ſich in der Nähe des Feindes befand, dem der Streifzug galt.

Eine Unzahl in ihrem Scharlachgefieder ſtrahlender Ara's, der ſogenannten indiſchen Raben, hatte ſich auf den Kronen der in ihrem Schmucke prangenden, und mit röthlichen Kirſchen bedeckten Kaffeebäume niedergelaſſen, und richtete hier unter den faſt reifen Früchten eine greuliche Verwüſtung an. Schon in der Entfernung von mehr als hundert Schritt hörte man das Knacken und Krachen der unter den ſcharfen, dicken Schnäbeln platzenden Kerne. Alexander, überhaupt ein Schütze aus Leidenſchaft, hoffte mehrere der ſchönen, großen, in der Sonne in aller Pracht des Gefieders glänzenden Vögel, auf einen Schuß zu erlegen, da ſolche in ihrer verwüſtenden Arbeit ſo geſchäftig ſchienen, als ob ſie gar nicht daran dächten, durch Jemand geſtört werden zu können. Auf allen Zweigen flatterte, knackte und krachte es. Nur einzelne Papagayen ſaßen auf einigen Zweigſpitzen, ohne an dem allgemeinen Schmauſe Theil zu nehmen, und ließen dann und wann einen halblauten, krächzenden Schrei erſchallen.

„Wir wollen zurückbleiben!" ſagte Demetrie zu Julien. „Schleichen Sie ſich vorſichtig näher, Herr von St. Croix. Die Ara's ſind liſtig; ſie merken ſogleich die Flinte oder den Bogen, und ihre ausgeſtellten Wachen ſind auf guter Huth.“

Alexander nickte freundlich, ſpannte den Hahn und ſchlich ſich zwiſchen ein paar Baumreihen vorwärts, doch mehr um Demetriens Weiſung nachzukommen, als daß er es bei der Gier, mit der die Vögel ihre Verwüſtung fortſetzten, für nöthig gehalten hätte. Er mochte ungefähr vierzig bis funfzig Schritte auf dieſe Weiſe zurückgelegt haben, als er auf einen kleinen trocknen Zweig trat, der im Wege lag. Dieſer knackte. Augenblicklich ertönte ein lauter durchdringender Schrei. Wie auf ein gegebenes Signal ward dieſer aus tauſend Kehlen wiederholt. Ein Flattern wie Sturmwindsbrauſen entſtand in den Kronen der Bäume. Als Alexander in's Freie ſprang, erhob ſich eine blutrothe Wolke von gewaltiger Ausdehnung in die Luft. Sie ward von mehr als tauſend der prächtigen Vögel gebildet. Schreiend ſchwebten dieſe dem nahen Urwalde zu und ließen ſich dort auf den Gipfeln hoher Bäume nieder. Ein Schuß, den ihnen der junge Mann nachſandte, war ohne Wirkung geblieben. —

„Auf dieſe Weiſe werden Sie nicht viele Papagayen erlegen!“ ſagte Demetrie lächelnd zu dem jungen Manne, der ziemlich beſchämt zu den Mädchen zurückkehrte. „Die Thiere des Urwaldes ſcheuen den Menſchen; ſie ſind liſtig und furchtſam zugleich. Das Feuergewehr, mit ſeinem Lärm, iſt überdies eine ſchlechte Waffe um ſie zu erlegen. Ich wollte ich hätte eines von den Blaſeröhren hier, aus denen man in meiner Heimath kleine, mit Wuraligift beſtrichene Pfeile ſchießt, und damit den kleinſten Singvogel, wie den Tapir, erlegt; in zehn Minuten brächte ich Ihnen mehr von jenen Vögeln nach Hauſe, als Sie mit ihrer Flinte während des ganzen Tages.“

„Wir wollen warten bis ſie wiederkehren. Ich will mich inzwiſchen anſtellen;“ meinte Alexander.

„Sie kommen nicht!“ erwiederte Demetrie lächelnd. „Diesmal werden Sie ſich begnügen müſſen ohne Beute nach Hauſe zu kehren.“

„Gewiß nicht!“ ſprach Alexander lachend. „Ich muß Ihnen beweiſen, daß ich nicht ſtets ſo ungeſchickt bin. Wir wollen, wenn es Ihnen recht iſt, einen kleinen Umweg machen, und uns von jener Seite nach dem Waldrande begeben. Dort kann ich mich bequem anſchleichen, und werde vorſichtiger ſein.“

es den andern Anweſenden aufgefallen, daß Jan, nachdem er einige Worte mit ihr geflüſtert, ſie raſch wieder aus der Thüre ſchob. — Aus Leibeskräften lachend, ſetzte ſich der Alte wieder auf ſeinen Platz. Ihr hattet ganz Recht, mein hochgelahrter Herr, begann er, von öſterm Lachen vielfach unterbrochen, wenn Ihr jenen remonſtrantiſchen Belialsgeſellen eine den Kindern des Lichts nicht beiwohnende Schlauheit zuzulegen pfleget. Für ſo vermeſſen aber, wie Ihr bald hören werdet, hätte ich die Rotte deſſenungeachtet nicht gehalten.

Eben wollte der Commandant nach der Bedeutung dieſer Rede fragen, als der Sergeant der Wache ins Zimmer trat.

Herr Commandant! begann er ſeine Meldung; es haben bei dem Poſten an der Brücke zwei ſehr verdächtige Menſchen ſich eingefunden. Obwol von militairiſchem Anſehen, ſind ſie nur halb bekleidet. Beide behaupten zu der Leibwacht des Prinzen zu gehören und mit einer Ordre zu der Abholung des gefangenen Offiziers verſehen geweſen zu ſein. Um den Eintritt der Ebbe zu erwarten, hätten dieſelben in einer Hütte am Meeresufer angehalten und wären, als ſie dort entſchlafen, jener Ordre und ihrer Waffen, zum Theil auch ihrer Kleidung beraubt worden.

„Ja, und dann gehen wir noch ein wenig im Walde ſpazieren! Es iſt ſo ſchön dort;“ ſetzte Julie hinzu.

„O,“ rief Demetrie lebhaft, „Du ſollteſt ihn erſt oberhalb der Kataracten des Aprouague ſehen! Dort iſt er noch ſo unberührt von Menſchenhand, wie er hervorging in den Tagen der Schöpfung. Hier begegneſt Du auf jedem Tritt den Spuren der Axt und der Säge, dort ſiehſt Du Alles in dem Zuſtand urthümlicher Schöne. Großartig, eigenthümlich, ſeltſam iſt Alles wo Du hinblickſt. Wie würdeſt Du ſtaunen, wenn Du rieſige hohle Säulen, gebildet von den Ranken der Lianen erblickteſt, während der Stamm, den ſie einſt umflochten, an den ſie ſich emporgerankt, vielleicht ſchon vor einem halben Jahrhundert in Staub zerfiel!“

Während Demetrie mit Begeiſterung von ihrer wilden Heimath ſprach, waren alle Drei dem Walde zugeſchritten. Der Saum deſſelben war von rieſenhaften Cactusarten, gleichwie von zwölf bis ſechzehn Fuß hohen grünen Säulen eingefaßt, während zwiſchen dieſen die herrlichſten Archideen, Sobralien, Odontogloſſen, Oncidien wucherten, und die Morgenluft mit Wohlgerüchen füllten. Die Stämme baumartiger Farrenkräuter erheben ſich zehn bis zwölf Ellen über den Boden. Majeſtätiſcher als ſie ragten die Palmen in die Luft. Ihre zierlichen Wedel hingen in mächtigen Bogen abwärts, und bildeten grüne Laubdome, die ſich nur öffneten, wenn der Morgenwind ſie bewegte. Wie lange Schlangen hingen Cereusarten als Paraſiten an ihren Stämmen herab, und gaben den Baumgruppen, die ſie in einander verflochten, ein groteskes Anſehen.

Während Alexander ſich von Baum zu Baum dem Orte, wo die Papagayenſchaar ihren Sitz genommen und die Luft mit ihrem Gekrächz erfüllte, anzuſchleichen ſuchte, ſammelten die Mädchen eine Menge ſchöner Waldblumen, um damit daheim die Blumenvaſen neu zu verſorgen. Plötzlich fiel ein Schuß, und einer der ſchönen Vögel ſtürzte herab.

„Er liegt!“ rief Alexander vergnügt, während die Mädchen zu ihm eilten.

Der Vogel war in eine dichte Cactushecke gefallen, in welcher man ſein rothes Gefieder ſchimmern ſah. Alexander ſtreifte ſich den Arm auf, um von den Stacheln der Opuntienblätter unverhindert das ſchöne Thier herauszulangen.

„Warten Sie! — Greifen Sie nicht dort hinein, Herr von St. Croix!“ rief Demetrie haſtig. — Gebrauchen Sie den Ladſtock dazu! — Es könnte —“

Der junge Mann hatte voll Begierde, ſich in den Beſitz ſeiner Beute zu ſetzen, indeß ſchon in die Hecke gelangt. Plötzlich zog er den Arm mit einem lauten Schrei wieder zurück. Ein paar rothfunkelnde Augen blitzten zwiſchen den dicken Blättern der Opuntia, und ein leiſes Pfeifen ertönte.

„Zurück! — Eine Soraraima! — Sind Sie gebiſſen worden?“ rief Demetrie heftig.

Alexander hob den Arm empor. Man ſah zwei kleine Wunden wie Nadelſtiche.

„Ihren Arm her!“ ſchrie das Mädchen heftig. „Hier iſt ſchnelle Hülfe nöthig, oder Sie würden nicht eine Stunde leben. Dieſe Schlange iſt die giftigſte von allen.“

„Wir wollen ſchnell nach Hauſe eilen! Herr Balayer wird Mittel wiſſen“ — hob Julie ängſtlich an.

„Zu ſpät! Alles zu ſpät! In zehn Minuten ſtellen ſich Convulſionen ein!“ rief Demetrie, indem ſie ſich eine ſilberne Nadel aus den Haaren riß, und jede der kleinen Wunden rechts und links über einen halben Zoll weit aufſchlitzte, ſo daß das Blut herabſtrömte.

„Würdeſt Du ihm die Wunden ausſaugen können, bis ich wiederkehre? Es muß hier ein Kraut in der Nähe wachſen, das ich holen will;“ ſprach Demetrie in großer Haſt.

„Mich ſchaudert!“ ſagte Julie erbleichend; doch langte ſie nach dem Arme des Jünglings.

„Laß!“ rief Demetrie, und plötzlich lag ihr Mund an dem Arme Alexanders. Sie ſog heftig an deſſen Wunden.

„Himmel! Was machen Sie? — Nein! — Nein!“ rief der Jüngling, aber das Mädchen hielt den Arm feſt umklammert. Sie ſog fortwährend das Blut und winkte ihm ſich ruhig zu verhalten.

Julie zitterte indeß am ganzen Körper, ſie jammerte und rang die Hände. Alexander verbleichte und begann zu zittern. Demetrie blickte, während ſie den Mund nicht von den Wunden brachte, als um das Blut wegzuſpucken, dem jungen Manne fortwährend in's Auge. So war eine Viertelſtunde verfloſſen. Alexander wurde indeß auffallend matt, er verſuchte zu ſprechen, aber nur mit Mühe gelang es ihm, die Zunge war wie gelähmt.

„Die größte Gefahr iſt vorbei! Aengſtige Dich nicht, wenn er ohnmächtig werden ſollte! Ich bin bald wieder hier;" rief Demetrie jetzt, und mit ein paar Sprüngen war ſie zwiſchen den Bäumen verſchwunden.

Es dauerte mehrere Minuten, ehe ſie wieder kam. Sie hatte ein paar Blätter, die einen ſtarken Geruch verbreiteten, indem ſie ſolche zerrieb, in der Hand, und legte ſie auf die Wunden. —

„Jetzt fort, damit wir das Haus erlangen!" rief ſie. „Balayer mag das Uebrige thun. Sie ſind gerettet, aber vierzehn Tage werden Sie noch Schmerzen zu leiden haben. Es iſt jetzt die Zeit, wo ſich die Schlangen häuten, und da iſt ihr Biß doppelt gefährlich."

Nur mit Mühe erreichte Alexander die Wohnung. Er war außer Stande zu ſprechen, und fortwährend einer Ohnmacht nahe. Der Arm war ungeheuer geſchwollen, die Augen wie mit Blut unterlaufen.

Frau von St. Croix war außer ſich, als ſie vernahm, daß ihr Sohn von einer Labaria, wie dieſe Schlangenart von den Coloniſten genannt wird, gebiſſen worden ſei, doch beruhigte ſie Valayer, indem er ihr verſicherte, daß wenigſtens alle Lebensgefahr vorüber. Er gab jetzt dem Kranken verſchiedene Mittel, doch meinte er, dieſe würden allein nicht hingereicht haben, ihm das Leben zu retten, da nur die Indianer den Wirkungen des Schlangenbiſſes gründlich zu begegnen wüßten.

Beinahe vierzehn Tage hielten große Schmerzen den jungen Mann an ſein Lager gefeſſelt. Frau von St. Croix pflegte ihn auf's Sorgfältigſte. Da die Schicklichkeit Julien nicht geſtattete, ſelbſt an dem Lager Alexanders zu verweilen, ſo beſorgte ſie wenigſtens Alles was zur beſſern Pflege und Bequemlichkeit deſſelben irgend beitragen konnte, und Frau von St. Croix wußte die Theilnahme des Mädchens nicht genug zu rühmen. So ſehr aber Alexander dieſe auch anerkannte, ſo war doch ſein Geiſt fortwährend mehr mit Demetrien beſchäftigt. Es war, als ob ſeit dem Augenblicke, wo ihre Lippen auf ſeinem Arm geruht, eine früher nie empfundene Regung in ſeinem Herzen erwacht wäre, ein nie geahneter Zauber ſeine Nerven durchzuckt hätte. So wie Alexander zum erſten Male wieder in der Mitte der Hausgenoſſen erſchien, flog ihm Julie mit allen den freudigen Empfindungen eines jugendlichen Herzens, die ſich in ihren offenen Zügen ſo ſchön abzeichneten, entgegen, ſie ſprach es aus, wie glücklich es ſie mache, ihn wieder gänzlich hergeſtellt zu ſehen. Unmöglich konnte es dem Jünglinge gänzlich verborgen bleiben, daß er Julien lebhafte Theilnahme eingeflößt, aber ſeine ganze Seele war zu ſehr mit Demetrien beſchäftigt, als daß er dieſem Gedanken hätte nachhängen ſollen. Er hatte während ſeiner Krankheit mit Valayer ſo oft von Demetrien geſprochen, und dieſer, deſſen Liebling ſie war, hatte ihm ſo viel von ihren Vorzügen erzählt, daß er es kaum erwarten konnte ſie wiederzuſehen, und der Retterin ſeines Lebens ſeinen perſönlichen Dank darzubringen. Jetzt ſtand er ihr gegenüber, aber er war nur weniger Worte mächtig. Es fehlte ihm an Ausdrücken um das, was er empfand, auszuſprechen. Er mußte ſich ſammeln, um den Gefühlen, die ihm auszuſprechen geſtattet waren, Worte zu geben. Demetrie ſah ihn, während er ſprach, mit ihren großen dunkeln Augen ernſt und ruhig an.

„Sie überſchätzen den kleinen Dienſt, den ich Ihnen geleiſtet, durchaus, Herr von St. Croix;" ſagte ſie endlich, als er von ſeinen Empfindungen überwältigt ſchwieg. „Jeder Norage würde gethan haben, was ich that. Es war für mich nicht die mindeſte Gefahr dabei. Nur in friſcher Wunde wirkt das Gift der Schlange ſo zerſtörend. Das Ausſaugen deſſelben iſt ganz und gar gefahrlos."

Alexander fühlte ſich durch die Kälte, mit der Demetrie dieſe Worte ſprach, durch den wenigen Werth, den ſie auf ihre That zu legen ſchien, äußerſt unangenehm berührt. Er konnte ihr im Grunde nicht Unrecht geben, wenn ſie die Sache nicht höher anſchlug, als ſie Urſache zu haben meinte, demungeachtet ward er dadurch ſo mißgeſtimmt, daß er ſich unter einem, in der Geſchwindigkeit erſonnenen Vorwand, bald darauf in ſein Zimmer zurückzog.

Es war wenige Tage ſpäter, als ein Adjutant des Gouverneurs von Cayenne auf der Plantage eintraf. Er brachte der Frau von St. Croix ein freundliches Schreiben des Generals, worin er ſie zu der bevorſtehenden Feier des Ludwigstages, bei welcher Gelegenheit mehrere Feſte ſtattfinden würden, einlud. Die Ankunft des Adjutanten hatte indeß noch einen andern Grund. General N. war ein Freund der Indianer, und hatte den Plan ihre Lage, durch Verſuche zu ihrer Civiliſation, zu verbeſſern. Dieſe Abſicht glaubte er dadurch am beſten zu erreichen, wenn er es dahin brächte, ſie durch den Augenſchein von dem Werthe derſelben zu überzeugen. Zu Förderung dieſes Zweckes beſchloß er unter verſchiedenen Vorwänden Indianer nach Cayenne zu ziehen, und für jetzt bei dem intelligenteſten dieſer Stämme, den Noragen, den Anfang zu machen. Der Gouverneur hatte in Perſon eine Reiſe an die Gränzen der Colonie gemacht, dort war er mit dem Häuptlinge dieſes Stammes bekannt geworden, und hatte dieſem eine Menge Aexte, Flinten und allerlei nützlicher Geräthe verſprochen, wenn er ſie durch eine Anzahl Leute ſeines Stammes wolle in der Hauptſtadt der Colonie abholen laſſen. Der Chef der Noragen, ein Greis, hatte das Anerbieten mit Vergnügen angenommen, er bedauerte indeß, daß er nicht ſelbſt im Stande wäre, eine ſo weite Reiſe zu unternehmen, doch ſolle ſein Sohn

‚der ſpringende Panther‘ die Geſandtſchaft begleiten. Letztere nach Cayenne zu bringen, war der Auftrag des Adjutanten, und der morgende Tag der Termin, wo die Indianer auf der Pflanzung St. Croix anlangen ſollten. Wie der General ſchrieb, hatte er die Marſchroute derſelben ‚vorzüglich darum auf dieſe Weiſe angeordnet, weil er hoffte, daß durch die Güte der Pflegetochter der Frau von St. Croix, der ſo liebenswürdigen als wohlerzogenen Demetrie, vermöge deren Kenntniß der Sprache der Noragen, die möglichen Beſorgniſſe der ſtets argwöhniſchen Indianer gewiß am allerbeſten und gründlichſten beſeitigt werden können.‘ Frau von St. Croix fühlte ſich durch das Zutrauen des Gouverneurs ſehr geſchmeichelt, und nahm für ſich und die Ihrigen die Einladung nach der Hauptſtadt zu kommen, und das Ludwigsfeſt verherrlichen zu helfen, an, obwohl ſie wußte, daß ihr Sohn Alexander, unter andern Umſtänden, lieber das Feſt Napoleons gefeiert haben würde. Demetrie war von der Botſchaft des Gouverneurs am meiſten ergriffen. Freude glänzte in ihren Augen, obwohl ſie nichts äußerte was darauf Bezug hatte, und Balaner erzählte ſeinem jungen Freunde am folgenden Morgen, Was ſagt Ihr zu dieſem Märlein, Herr Commandant? rief lachend der alte Jan. Es iſt nur, ſprach er ernſter, ein wahres Glück, daß der Herr Oberſt der Leibwacht nicht zugegen iſt; derſelbe iſt ein zorniger Herr, er würde in Feuer und Flammen ſtehen, und die beiden Fremden dürften ihre Verwegenheit bereuen.

Habe ich es nicht geſagt? rief mit vieler Selbſtzufriedenheit der Domine. Es iſt ein liſtig, vermeſſen und rebelliſch Volk, ganz gleich der Rotte Korah, welche ebenfalls ſich gegen das Heiligthum empörte!

Führt die Kerls herbei, Sergeant! rief Bunkershoeck, vom Trinken erglühend. Erſt will ich die Böſewichter examiniren und dann mit Tagesanbruch über die Zinnen dieſes Schloſſes heraus mit einem hänfenen Halsbande um den Nacken einen Tanz im Freien antreten laſſen.

Wohlgeſprochen, Herr Commandant! entgegnete der alte Jan. — Aber, ſprach er, als ob er plötzlich ſich beſänne, indem er zugleich den abgehenden Sergeanten am Arme ergriff, erlaubt mir noch eine Bemerkung, die ſich mir ſoeben aufdringt. Wäre es nicht leicht möglich, daß eine Rotte Spießgeſellen der beiden Schurken hier in der Nähe verborgen läge? Würden dieſe nicht, wenn ſie eine Verhaftung ihrer wie er glaube daß Demetrie die ganze Nacht über nicht ihr Lager geſucht habe, da er ſie in ihrem Zimmer unausgeſetzt habe auf- und abgehen hören. Beim Frühſtück erſchien Demetrie in ihrem gewöhnlichen blauen Kleide, aber um den Hals trug ſie eine Schnur rother Perlen, ihre Ohren waren mit Korallen geſchmückt, und auch ihre Armbänder beſtanden aus dergleichen; ſie ſchien mit Abſicht einen Putz gewählt zu haben, der ihre Abkunft bezeichnete. —

Es war einige Stunden vor Mittag, als die Annäherung der Noragen gemeldet wurde. Sie waren eben aus dem Urwalde getreten, hatten dort einige Momente verweilt, und ſchritten jetzt in einer Reihe, ſo wie ſie in den engen Stegen des Waldes zu gehen genöthigt ſind, eine Allee der Plantage herab, dem Wohnhauſe zu.

Der Haufe beſtand aus Männern und Frauen; letztere meiſtens von jugendlichem Alter. Die Hautfarbe derſelben war ein mehr oder minder dunkles Rothbraun, doch gab es einige unter ihnen, welche ſich in dieſer Hinſicht nicht ſehr von Südeuropäern unterſchieden. Die Männer waren große, ſchlanke, aber dabei kräftige Geſtalten. Sie waren zum Theil bemalt, außerdem aber mit allerhand phantaſtiſchem Putz, als Vogelfedern und dergleichen geſchmückt; der Oberkörper gänzlich unbekleidet. In den Händen trugen Einige Bogen und Pfeile, Andere Blaſeröhre, oder kurze Keulen. Die Frauen, welche meiſtens recht angenehme Züge hatten, trugen Röcke von blauem Wollenzeug oder Calico. Ihre kleinen Füße umſchloſſen eine Art Halbſtiefel, die von Binſen und wollenen Fäden recht künſtlich verfertigt waren. Ihr Putz beſtand aus Federn und Muſcheln, auch aus Stückchen eines glänzenden ſchwarzen Steins, doch ſah man daß die Mehrzahl eine Art rother Beeren, welche den Corallen glichen, vorzugsweiſe zur Verzierung der Arme, des Halſes und der Ohren gewählt hatte. Ziemlich ſchüchtern — mit Ausnahme eines jungen Mannes der an ihrer Spitze ging — traten die Wilden in den umzäunten Hof der Pflanzung. Die Bewohner der letztern ſtanden unter der Veranda, als Jene eintraten. Der junge Mann, welcher der Führer der Neragen zu ſein ſchien, zog alle Blicke auf ſich. Er war einige Schritte voraus, während ſich ſein Trupp ſcheu am Eingange des Hofes zuſammendrängte, und von dieſem nicht zu weit entfernen zu wollen ſchien.

Der junge Norage war von hohem, ſchlankem Buchs. Sein Gang war leicht, ſeine Bewegungen anmuthig und ungezwungen. Der kräftige, jugendliche Körper war nur wenig bekleidet, ſo daß man das Spiel jeder Muskel bemerken konnte. Seine edlen, kühnen Züge, welche nicht durch Bemalung entſtellt, ſondern nur durch ihr natürliches Roth gefärbt waren, ſtimmten gut zu dem dunkeln, furchtbar ruhigen, glänzenden Auge, der hohen gewölbten Stirn, und der ganzen Haltung des edlen Hauptes. Sein Schmuck beſtand blos in einer Flügelfeder des Jabiru, die nachläſſig in den Knoten geſteckt war, der ſein ſchwarzes Haar auf dem Hinterkopf zuſammen hielt. Der Geſammtausdruck der Züge des jungen Noragen hatte etwas Gebieteriſches, dabei aber Schwermüthiges, oder doch Gedankenvolles. —

Frau von St. Croix glaubte, daß es bei den Indianern Zutrauen erwecken würde, wenn man ihnen entgegenginge. Die Geſellſchaft verließ deshalb die Veranda, und näherte ſich den Noragen. Dieſe drängten ſich noch ſcheuer als zuvor zuſammen, nur ihr junger Anführer zeigte keine Spur von Furcht. Wie es ſchien war er, ſo wenig als Einer der Seinigen fähig, ſich in franzöſiſcher Sprache auszudrücken.

„Wir ſind gekommen! Wir grüßen Euch!“ war Alles was er zu ſagen im Stande war.

Jetzt trat Demetrie vor, und ſprach ein paar Worte in der Sprache der Galibis, jenes zahlreichen Indianerſtammes, von denen die Noragen nur ein Theil ſind.

Wie ein Zauber wirkten die paar Worte auf die Indianer. Ein allgemeiner Ausruf des Erſtaunens erſcholl aus dem Haufen der Wilden. Mit einem Male ſchien alle Furcht verſchwunden. Wie auf ein gegebenes Signal ſtürzte der ganze Haufen herbei, und umringte die Geſellſchaft. Die Männer ſtarrten ohne irgend eine Bewegung Demetrien mit dem Ausdrucke des größten Staunens an, die Frauen überließen ſich indeß einer ausgelaſſenen Freude. Sie ergriffen ſie bei den Händen, betaſteten ihre Kleider, und ſtreichelten ihr ſanft die Wangen, oder ihr in langen Locken niederwallendes Haar. Frau von St. Croix hatte dafür Sorge getragen, daß den Wilden ein geräumiger Schuppen, welcher ſonſt zum Trocknen des Kaffees benutzt wurde, bis zu der, auf den folgenden Tag beſtimmten Weiterreiſe, eingeräumt würde. Dort hatte man für dieſelben ein Gaſtmahl, das indeß nach Demetriens Angabe nur aus einem dicken, von Maniocmehl bereiteten Brei, und einigen gegohrnen Getränken beſtand, angerichtet, und ohne eine Spur von Beſorgniß folgten die Noragen ihrer jungen Landsmännin dorthin. Auch die Plantagenbewohner begaben ſich an dieſen Ort, um die Wilden tafeln zu ſehen. Es war wunderbar, wie ſchnell Demetrie ſich mit den Noragen verſtändigt hatte. Zwar ſprachen meiſt nur die Frauen zu ihr, da Schweigen nach ihren Begriffen durchaus als zur Würde des Mannes gehörig betrachtet wird, aber die theilnehmenden Blicke der ſchwarzen glänzenden Augen, die fortwährend auf der jungen Landsmännin ruhten, drückten deutlich die Gefühle derſelben aus. Frau von St. Croix hatte an dem Verſammlungsorte Einiges, was die Aufmerkſamkeit der Wilden feſſeln ſollte, oder ſie intereſſiren konnte, unter andern ein paar große Spiegel aufſtellen laſſen. Dieſe, ſo wie einige aufgehangene Bilder, erregten indeß kein ſonderliches Erſtaunen, indem ſie, wie Demetrie lächelnd ſagte, der Meinung wären, ſie ſähen irgend einen Gegenſtand im Waſſer, das durch europäiſche Kunſt zu einem feſten Körper umgeſtaltet worden. Weit mehr intereſſirte es ſie, als Frau von St. Croix durch ihre Dienerſchaft Muſik machen ließ. Als aber, auf den dringenden Wunſch der Hausherrin, unterſtützt von den Bitten der übrigen Geſellſchaft, Demetrie ſich bewegen ließ, einen noragiſchen Tanz, womit ſie als Kind Frau von St. Croix oft unterhalten hatte, auszuführen, löſ'te ſich ſelbſt die künſtliche Gleichgültigkeit der Männer in laute Bewunderung auf. Jeder Bewegung Demetriens, die allerdings von ſo viel angeborner Anmuth und Zierlichkeit, wie von der Feinheit angewöhnter Bildung zeigte, folgten die dunkeln indiſchen Augen, in denen Bewunderung und Entzücken glänzte. Als der Tanz geendigt war, brachen Alle in einen lauten Ausruf der Freude aus, nur der junge Häuptling ſchwieg, aber indem er einen Finger auf Demetriens ſchönen runden Arm legte, ſagte er leiſe zwei oder drei Worte in der Sprache ſeines Landes zu dem Mädchen. Wie es ſchien war es eine beſondere Schmeichelei, denn Demetrie erröthete über und über, doch war ſie nicht zu bewegen mitzutheilen, was der junge Wilde zu ihr geſprochen. — — Dem Wunſche der Frau von St. Croix zufolge mußte Demetrie ihre Harfe holen, ſpielen und ſingen. Der Vortrag einer italieniſchen Arie und eines franzöſiſchen Liedchens machte nur den Eindruck von etwas Neuem, nie Gehörtem, als aber Demetrie eines ihrer ſeltſamen Recitative vortrug, als die Indianer wohlbekannte Töne in Verbindung mit ihrer Mutterſprache vernahmen, kannte ihr Entzücken keine Gränzen. Fortan konnte ſich Demetrie kaum auf Augenblicke von ihren Landsmänninnen losmachen, fortwährend ſchloß eine oder die andere eine Hand des Mädchens in die ihrigen, ſtreichelte ſanft ihren Arm oder ihr Kleid, und blickte ſie liebreich dabei an. Da Frau von St. Croix wünſchte, daß auch die Noragen eine Probe ihrer Geſchicklichkeit ablegen ſollten, ſo begann anfangs ſehr verſchämt, dann dreiſter, ein junges Indianermädchen einen Geſang. Die Melodie war wie alle Geſänge der Noragen traurig und melancholiſch, die Töne aber nicht unmelodiſch, und überaus ausdrucksvoll. Das Mädchen ſang ein Lied, das den Schmerz einer Mutter, deren Kind von den austretenden Waſſern des Aprouague fortgeriſſen worden, ſchildert. Die junge Indianerin hatte ihr Lied noch nicht vollendet, als ein Strom von Thränen aus Demetriens Augen ſtürzte. —

„Werden Sie mir bald glauben, wenn ich Ihnen ſagte, daß Demetrie trotz ihrem Geiſt, ungeachtet ihrer ausgezeichneten wiſſenſchaftlichen Bildung, dennoch mit dieſen Wilden mehr ſympathiſirt als mit uns?“ ſagte Valayer leiſe und ſchmerzlich lächelnd zu Alexander. „Bemerken Sie die entſchiedene Wechſelwirkung, den tiefen innern Anklang jedes Wortes, zwiſchen ihr und ihren Landsleuten! — Glauben Sie mir, mein junger Freund, es war eine Verſündigung an der Natur, als man dies ſchöne, und in ſeinem natürlichen Zuſtand ſo liebenswürdige Geſchöpf, ſeiner großartigen Heimath, dieſem ächten Tempel Gottes, vorenthielt, um ihr eine, ihrem ganzen Weſen widerſtrebende Kultur aufzuzwingen. Es geht ihr wie den in Ihre europäiſchen Glashäuſer verſetzten Pflanzen der tropiſchen Zone; — ſie verkümmern.“

So ſehr auch Alexander dem Freunde zu widerſprechen ſich gedrungen fühlte, immer kam dieſer wieder auf den Satz zurück, daß Demetrie unglücklich ſei, und daß die Natur ſich weder täuſchen, noch ungeſtraft beleidigen laſſe.

So lange die Noragen ſich in dem Umkreiſe der Pflanzung befanden, trennte ſich Demetrie nur auf Augenblicke von ihren Landsleuten, und am andern Morgen als ſie abzogen, blickte ſie ihnen nach, ſo lange ſie im Geſichtskreis waren. Unter Thränen verſchloß ſie ſich dann in ihr Zimmer.

Ungefähr acht Tage vergingen ehe Frau von St. Croix und ihre Hausgenoſſen nach der Hauptſtadt abreiſ'ten, um dort der Einladung des Gouverneurs zufolge dem Ludwigsfeſte beizuwohnen. Demetrie erwähnte in dieſer Zeit mit keinem Worte ihrer Landsleute, obwohl ſie wußte, daß ſie ſolche zu Cayenne wiederfinden würde. Alexander gebrauchte dieſen Umſtand im Geſpräche mit Valayer als ein Argument gegen deſſen Behauptungen; dieſer dagegen ſagte, daß die Empfindungen der Wilden tief eindringend und ſtark ſeien, daß ſie aber gewohnt wären, ſolche deſto verſchloſſener im Innern zu bewahren.

Obwohl die Einfachheit, die Unſchuld Juliens, ſelbſt hre Schönheit und Liebenswürdigkeit, von Seiten lexanders ihrem vollen Werthe nach gewürdigt wurden, ſo fühlte er ſich doch durch die ſeltenen Geiſteseigenſchaften Demetriens, ſelbſt durch die Eigenthümlichkeiten, durch die ſich ſolche von allen weiblichen Weſen, die er kennen gelernt, unterſchied, mehr zu dieſer gezogen. Es konnte nicht fehlen, daß er ſich endlich geſtehen mußte daß er ſie liebe. Zwar wußte er welche Hinderniſſe einer Verbindung zwiſchen ihm und Demetrien im Wege ſtehen könnten, vor Allem wie ſchwer ſich Frau von St. Croix von dem Gedanken einer Heirath zwiſchen ihm und Julien trennen würde, er kannte indeß auch die Liebe ſeiner Mutter zu dem einzigen Sohne, und er ſagte ſich, daß, wenn es ihm nur gelänge die Gegenliebe Demetriens zu erwerben, er am Ende dennoch hoffen dürfe die Einwilligung Jener zu erlangen. Lange ſchwankte er ob er mit Valayer von der Sache ſprechen, und dieſen um ſeine Vermittelung bitten ſollte, aber er beſorgte allzuſehr, von dieſem eine Menge auf Lebenserfahrungen gegründete Einwände zu hören, und ſo beſchloß er Demetrien unmittelbar ſeine Gefühle zu geſtehen. Die Gelegenheit, ſeinen Vorſatz in Ausführung zu bringen, wollte ſich indeß durchaus nicht finden. Befand ſich Demetrie nicht

Gefährten merkten, irgend ein verzweifeltes Unternehmen gegen die Veſte wagen? Könnten ſie, ſobald ſie in Erfahrung brächten, daß der Gefangene abgeführt ſei, mir nicht nachſetzen, und indem ſie denſelben mir zu entreißen ſuchten, mich zu Maßregeln nöthigen, die ich nur im äußerſten Falle, dann aber auch entſchieden anzuwenden gezwungen wäre? —

Ihr meinet alſo? fragte Bunkershoeck.

Daß Ihr die beiden Spione, antwortete Jan, ohne etwas zu unternehmen, einige Stunden aufzuhalten ſucht, ſie dann verhaftet und endlich mit Tagesanbruch, ohne ihnen etwas Leides zuzufügen, nach dem Haag entſendet. Ich will mein Haupt darauf verwetten, daß dieſem allen eine ausgebreitete Verſchwörung zum Grunde liegt.

Richtig! ſprach der Domine. Ich will mit Euerer gütigen Erlaubniß, Herr Commandant, den beiden Böſewichtern mit Tagesanbruch das Gewiſſen zu rühren ſuchen, und täuſche ich mich nicht gänzlich, ſo dürfte es uns ſchon hier gelingen, ihr Geheimniß zu erforſchen.

Meinetwegen! ſprach Bunkershoeck nach kurzem Sinnen. So mag es denn dabei bleiben. Geht alſo, Sergeant! laßt Euch nichts merken, haltet mir aber die Schurken gut im Auge.

auf ihrem Zimmer, wohin ihr zu folgen, es keinen ſchicklichen Vorwand gegeben hätte, ſo war ſie ſtets in Geſellſchaft Juliens, die ſie ſehr zu lieben ſchien, und von der ſie ſchweſterlich wieder geliebt wurde. Alexandern wollte übrigens bedünken, als ob Demetrie, ſeitdem er ſich ihr mehr zu nähern ſuchte, ihm gefliſſentlich auszuweichen begönne. Sagte er ihr irgend etwas Schmeichelhaftes, ſo nahm ſie es entweder kalt und ſchweigend auf, oder ſie machte ihm bemerklich, daß der Vorzug, den er an ihr rühme, bei Julien in einem weit höhern Grade vorhanden ſei. Ihr Benehmen blieb ihm überhaupt in vieler Beziehung räthſelhaft. So war es zum Beiſpiel deutlich zu bemerken, daß ſie ihre Pflegemutter, Frau von St. Croix, auf eine wahrhaft kindliche Weiſe ehrte, jeden kleinen Dienſt, den ſie ihr leiſten konnte, nicht nur nach den Regeln der Convenienz, ſondern aus ſichtlichem innern Drange zu übernehmen trachtete, dennoch wollte es Alexander bedünken, als ob ſich manchmal, faſt wie unwillkürlich, Zeichen einer entgegengeſetzten Gemüthsſtimmung kund gäben. Dies fand beſonders ſtatt, wenn Frau von St. Croix, ſobald die Talente Demetriens lobend erwähnt wurden, darzulegen ſuchte, welch' ein Glück es ſei, daß ſie dem elenden Zuſtande in dem ſie geboren, entriſſen worden, und ſich eine Gelegenheit gefunden jene, ihr von der Natur zugetheilten Gaben, auszubilden. War auch Demetrie nie in einer ſo heitern Stimmung, wie ſie bei Julien oder andern jungen Mädchen ihres Alters meiſt zu ſein pflegte, ſo zeichneten ſich ihre Züge dennoch, ſobald Frau von St. Croix auf ein Geſpräch dieſes Inhalts kam, durch eine ganz beſondere Düſterheit aus. Ein Schleier von Schwermuth ſchien über ſie gebreitet. Manchmal lächelte ſie wohl auch, aber dieſes Lächeln hatte etwas unbeſchreiblich Bitteres, faſt Höhniſches. Es war als ob ſie ſagen wollte: „Von Allem, was über dieſen Punkt geſprochen wird, würde nur das Gegentheil der Wahrheit nahe kommen.“ Sonderbar war es, daß, ſeitdem die Noragen anweſend geweſen waren, das Benehmen Demetriens, bei Geſprächen dieſer Art, von dem früheren gänzlich verſchieden war. Sie ſchwieg zwar wie früher, ſie lächelte wohl auch, aber die Bitterkeit, die ſonſt in dieſem Lächeln lag, war verſchwunden. Ihrer Landsleute erwähnte ſie nur ſelten, und wenn ſie auch in dem

Blatte das zu Cayenne erſchien, und das die Vorfallenheiten des Tages, folglich auch die eben in der Hauptſtadt anweſenden Indianer weitläuftig beſprach, mit Intereſſe zu ſtudiren ſchien, ſo pflegte ſie ſich doch nur ſelten, und dann nur im Allgemeinen, über dieſen Gegenſtand zu unterhalten. Frau von St. Croix glaubte die Verſchiedenheit dieſes Benehmens von dem frühern, der Ueberzeugung zuſchreiben zu müſſen, welche Demetrien bei der Anweſenheit ihrer Landsleute von deren Zuſtand geworden. Auch Alexander war im Grunde dieſer Meinung. Sollte auch die Entbehrung aller feineren Lebensgenüſſe, ja ſelbſt der zur Nothwendigkeit gewordenen Bedürfniſſe des cultivirten Menſchen, Demetrien in dem Zuſtande ihrer Landsleute nicht als ein unerträglicher Mangel erſchienen ſein, ſo mußte doch der Naturzuſtand des Wilden ihr, bei der hohen Ausbildung ihres Geiſtes und ihrer Talente, ſo roh, ſo armſelig vorkommen, daß ihr ein Leben wie dieſes nur als ein Vegetiren, als eine in jeder Hinſicht bejammernswürdige Exiſtenz erſcheinen konnte. —

Der Tag der Abreiſe kam endlich herbei. Valayer erbot ſich zur Beaufſichtigung der Plantage zurückzubleiben, was Frau von St. Croix um ſo lieber annahm, als ihre Abweſenheit eine mehrwöchentliche ſein ſollte. Der Abſchied Demetriens von Balayer war ein auffallender. Sonſt gewohnt ihre innern Empfindungen äußerlich wenig kund zu geben, ſchien ſie diesmal ganz von ihrer Gewohnheit abgewichen zu ſein. Sie war augenſcheinlich außerordentlich ergriffen und aufgeregt. Nur mit Mühe konnte ſie ihre Thränen zurückhalten. Schon im Wagen ſitzend reichte ſie Balayer nochmals die Hand. Selbſt Frau von St. Croix bemerkte, daß dieſe Hand heftig zitterte, und ſagte lächelnd: „Es ſei ja, als ob Demetrie für das ganze Leben von dem Freunde Abſchied zu nehmen dächte.“

Es war ein ſehr hübſches, und nahe am Gouvernementspalaſt zu Cayenne gelegenes Haus, welches der Frau von St. Croix gehörte. Obwohl einſtöckig, wie die meiſten Häuſer der Colonie, war es jedoch ſehr wohl eingerichtet. Die Ausſicht auf das Meer, und ein kleiner, aber gut angelegter Garten, vermehrte noch das Angenehme der Wohnung.

Nicht weit von derſelben befand ſich ein leerſtehendes Magazin, in dem man die Geſellſchaft der

Noragen für die Zeit ihrer Anweſenheit einquartiert hatte. Kaum bemerkten die Indianer, daß Demetrie angekommen ſei, als ſie ſich auch einfanden, die Landsmännin zu begrüßen. Da Demetrie hier der Convenienz wegen nicht in ihrem ländlichen Putz, mit aufgelöſ'tem Haar, ſondern in einem mehr der Mode der Zeit angemeſſenen Anzug erſcheinen mußte, wodurch ſie beinahe gänzlich das Aeußere einer Europäerin gewann, ſo ſchienen die Indianer anfänglich etwas ſcheu und zurückhaltend zu ſein, bald aber, beſonders nach ein paar Worten, die Demetrie in ihrer Landesſprache ausſprach, ſtellte ſich das frühere Zutrauen wieder ein, und als Frau von St. Croix geſtattete, daß Demetrie ihre Landsleute beſuchen durfte, führten ſie ſie jubelnd nach ihrer Wohnung. Faſt täglich wiederholte das Mädchen dieſen Beſuch. Es ſchien ihr Freude zu machen, alle Tage ein paar Stunden bei ihnen zu verweilen. Alexander, Julie, vorzüglich aber Frau von St. Croix, konnten nicht begreifen, wie der Aufenthalt unter den rohen Kindern der Wildniß, Demetrien, bei ihrem gebildeten Geiſte, ſo viel Vergnügen gewähren könne, und ſie mußte bei der Rückkehr oft deshalb allerlei Neckereien hören. Dieſe bezogen ſich vorzüglich auf die Begleiter, welche Demetrien gewöhnlich bis zu der Thür ihrer Wohnung brachten. Es waren dies das junge Indianermädchen, deren Geſang Demetrien an dem Tage ihrer erſten Bekanntſchaft ſo gerührt, ſo wie der „ſpringende Panther", der junge Noragenhäuptling, welcher, wie es ſich jetzt auswies, der Bruder jenes Mädchens war. Frau von St. Croix machte es Vergnügen, die beiden Noragen dann wohl noch einige Stunden zurückzuhalten, um deren Benehmen in Geſellſchaft von Europäern zu beobachten. Letzteres war in der That recht intereſſant. Die junge Indianerin hatte ungemein viel Kindliches, Freundliches, Sanftes. Faſt nie entfernte ſie ſich von der Seite Demetriens, ſie hielt faſt beſtändig eine deren Hände in den ihrigen und ihr großes dunkles Auge war mit einem Ausdruck inniger Liebe auf ihre Landsmännin gerichtet. Obwohl vergnügt, hatte ihre Fröhlichkeit nie etwas Lautes, Lärmendes. Ein kurzer Ausruf, ein ungemein liebliches Lächeln, bezeugten ihre Freude oder ihre Verwunderung über etwas Neues, Niegeſehenes. Aehnlich, und doch in mancher Beziehung wieder verſchieden, war das Benehmen des jungen Wilden. Sein ganzes Weſen hatte etwas Kaltes, Zurückhaltendes. Sah er etwas, das ihm noch nie vorgekommen war, ſo betrachtete er es ohne ein Wort zu äußern, ohne jedes Zeichen des Beifalls oder Mißfallens, mit großer Aufmerkſamkeit. Man ſah deutlich, daß nicht eine Art Stumpfſinn ihn abhielt, darüber irgend eine Bemerkung laut werden zu laſſen, vielmehr ſprach er ſich, wenn ſpäter die Rede auf den geſehenen Gegenſtand kam, mit kurzen Worten über deſſen Werth und Nutzen auf eine Weiſe aus, welche bezeugte, daß er darüber nachgedacht hatte, aber es ſchien gegen die männliche Würde, oder gegen die Etikette des Urwaldes, über irgend eine Sache Erſtaunen oder Verwunderung zu äußern. Geſchah durch das Organ Demetriens eine Frage an ihn, ſo antwortete er mit wenigen Worten feſt, beſtimmt, und ohne ſeine Meinung zu verhehlen, doch waren ſeine Antworten ſtets höflich und beſcheiden. Als ihn Alexander befragen ließ: warum er ſich nicht wie die andern jungen Männer ſeines Stammes bemale? erwiederte er einfach: „Seine Landsleute meinten durch dieſen Gebrauch ihren Feinden im Kampfe

Schrecken einzuflößen, da es ihm ſelbſt aber immer gleichgültig erſchienen, ob ſein Gegner ihm im Kampfe bemalt oder nicht, entgegengetreten, ſo habe er es für überflüſſig gehalten.[6] Bei Alledem ſchien er für den Putz nicht unempfindlich, denn als ihm der Gouverneur eine Medaille mit dem Bilde des Königs verehrte, trug er ſie beſtändig an einem weißen Bande auf der Bruſt. Bei aller Zurückhaltung hatte ſein Benehmen indeß nichts Schüchternes. Durch Hülfe eines Dolmetſchers unterhielt er ſich mit dem Gouverneur, ſo wie mit Seinesgleichen, und deſſen Rang, Orden und geſtickte Uniform, ſchienen ihm nicht im Geringſten zu imponiren. Obwohl er ſich am Tiſche der Frau von St. Croix, zu dem er oft eingeladen ward, nach europäiſchen Gebräuchen richtete, ſo geſchah es dennoch ohne die geringſte Affectation, und nicht auf eine unbeholfene Weiſe; wo ſeine Fertigkeit in Handhabung der Tiſchgeräthſchaften nicht ausreichte, bediente er ſich der Hand, wie er es in ſeiner wilden Heimath gewohnt war. Sein Betragen hatte im Ganzen genommen etwas Kaltſtolzes, faſt Vornehmes, nur gegen Demetrien zeigte ſich darin eine Art Unterwürfigkeit, die um ſo mehr auffiel, als er ſie ſonſt gegen Niemand in Anwendung brachte. Ohne daß man bemerken konnte, daß er das Mädchen beſonders beobachtete, errieth er ſo zu ſagen durch Inſtinkt, oft durch einen bloßen Blick, das was ſie eben wünſchte oder verlangte, und reichte oder verſchaffte es ihr dann, ohne dabei eine beſondere Haſt oder Zuvorkommenheit zu zeigen. Er ſchien dieſe kleinen Aufmerkſamkeiten als einen Dienſt zu betrachten, der ſich ganz von ſelbſt verſtehe, und wofür er keinen Dank erwarte. Es war auffallend, daß bei aller Artigkeit gegen Frau von St. Croix, oder gegen Julien, er nie dieſe Rückſichten beobachtete. Es war als ob er in ſolchen Beziehungen Demetrien allein verſtehe, nur ihre Wünſche und Bedürfniſſe zu errathen im Stande ſei. Ueberhaupt ſchienen die Empfindungen, wie die Ausdrucksweiſe, ſich ganz verſchieden zu geſtalten und zu äußern, wenn die jungen Noragen mit einander, oder mit den übrigen Mitgliedern der Geſellſchaft verkehrten. So erinnerte ſich Alexander, daß Demetrie, als er im Feuer der Rede einſt ihre Hand ergriff, ſolche erröthend aus der ſeinen zog, und doch ſah er jetzt, daß ſie es ganz unbefangen duldete, wenn der junge Indianer ſeine Hand in einem Geſpräch, dem er Bedeutung geben wollte, mit einem gewiſſen Ausdruck auf ihren Arm legte. Es war als ob ſie den jungen Wilden als einen Freund, als einen alten Bekannten betrachtete, während ſie den jungen Franzoſen als Jemand der ihr fremd ſei, ihr fern ſtehe, anzuſehen ſchien.

Je länger Alexander indeß in der Nähe Demetriens ſich befand, je größer ward das Intereſſe das er an dem Mädchen nahm. Es drängte ihn ſeinen Empfindungen Worte zu geben, ihr zu ſagen daß er ſie liebe. Sehnlich harrte er einer Gelegenheit dies thun zu können, aber es ſchien ihm als vermiede Demetrie eine ſolche mit ihm allein zu ſein. War dies aber auch einmal der Fall, ſo fühlte er ſich befangen, wenn er die kalte Ruhe in Demetriens Zügen erblickte, wenn er ihr dunkles Auge mit ſo tiefen Ernſt auf ſich gerichtet ſah. Es war ihm dann vollkommen unmöglich, das Wort, das ihm ſchon auf den Lippen lag, auszuſprechen, eine Scheu, der er nicht Herr werden konnte, bemeiſterte ſich ſeiner, und ehe er ſich ſammeln und einen feſten Entſchluß faſſen konnte war die Gelegenheit verſchwunden. Nach län-

Sorget nicht! entgegnete der Wachthabende; mir werden ſie nicht entgehen.

Nun aber, ſprach Jan, indem er, ſich gegen Bunkershoeck verneigend, ſein Glas ausleerte, nun iſt es hohe Zeit, uns aufzumachen! — Wenn es Euch alſo gefällig, Capitain? ſetzte er, Wilhelm anblickend, barſch hinzu. —

Ich bin bereit! entgegnete dieſer.

Noch dieſen Becher! ſchrie der Commandant. Auf baldige Befreiung!

Nochmals ging der Pokal im Kreiſe umher, und bald darauf nahm die Geſellſchaft ihren Weg die Wendelſtiege des Thurmes abwärts.

Die Roſſe! rief Jan, als Alle im Hofe angekommen waren, und bald darauf erſchien Cornelia, die Thiere an dem Zügel führend.

Ich leihe Euch mein Leibroß bis nach dem Haag! ſprach Bunkershoeck, als einer der Invaliden mit einem dritten Pferde an der Hand herbeikam. Aber Lichter herbei; es iſt ja dunkel wie im Grabe!

Kein Aufſehen, Herr Commandant! flüſterte Jan, indem er und ſeine beiden Geſellſchafter ſich auf die Roſſe ſchwangen.

Erlaubt mir ein Wort, Herr Commandant! rief germ Nachdenken beſchloß er Demetrien zu ſchreiben, und ihr bei der erſten ſich ereignenden, günſtigen Gelegenheit den Brief ſelbſt zu übergeben. Schnell brachte er den Entſchluß zur Ausführung.

In dem Briefe eröffnete er Demetrien ſeine Gefühle, und nachdem er einen Heirathsantrag darauf gegründet, ſchloß er damit, daß, obwohl er wiſſe, wie ſeine Mutter vielleicht einige Schwierigkeiten machen werde, ehe ſie ihre Einwilligung ertheile, ſie aus Liebe zu ihm und zu Demetrien, dieſe am Ende keinesfalls verſagen werde.

Mehrere Tage verwahrte er das Schreiben ohne Gelegenheit zu finden, es Demetrien übergeben zu können. Plötzlich meinte er dieſe gefunden zu haben. Der Gouverneur hatte an die angeſehenſten Familien der Hauptſtadt eine Einladung zu einem Maskenball ergehen laſſen. Ein Feſt dieſer Art war in der Colonie etwas ganz Neues, Unerhörtes, und Jedermann, der eine Einladung erhalten hatte, fühlte ſich dadurch ungemein beglückt. Julie freute ſich wie ein Kind auf den genußreichen Abend. Sie hatte zwar oft in Büchern Beſchreibungen von Maskenbällen geleſen, aber noch nie Gelegenheit gehabt einen zu ſehen.

Gern wäre ſie in einer Charactermaske erſchienen, aber unglücklicherweiſe erinnerte ſich Frau von St. Croix aus ihrer Jugendzeit, daß Perſonen von Stande zur Zeit Ludwigs des Sechszehnten nur im Domino, als edle Venetianer, oder höchſtens als ‚chauves souris‘ erſchienen wären, indem das Gegentheil als gemein gegolten, und ſo mußte auch Julie ſich zum Domino bequemen. Auch Alexander war der Maskenball ſehr willkommen. Nicht als ob er ſich dabei ein beſonderes Vergnügen verſprochen hätte, denn in Frankreich wurden Bälle dieſer Art ſchon damals mehr von den untern Volksklaſſen beſucht, und er hatte ſie hinlänglich kennen lernen, aber er gedachte einen Plan darauf zu gründen. Er nahm ſich nämlich vor, am Morgen jenes Tages Demetrien ſeinen Brief zu übergeben, und hoffte auf dem Balle dann Gelegenheit zu erhalten, ſich weiter über ſeine Empfindungen ausſprechen zu können.

Der Tag des Balles kam endlich heran; es war derjenige, an welchem die Geſellſchaft der Noragen wieder nach ihrer Heimath zurück zu reiſen ſich vorgeſetzt hatte. Schon früh erſchien der junge Häuptling mit ſeiner Schweſter im Hauſe der Frau von

St. Croix, um Abſchied zu nehmen. Letzterer war ernſt und einfach. Der Indianer ſagte zur Frau von St. Croix blos die Worte: „Ich danke Euch. Ich gehe,“ und gab dann Jedem der Anweſenden die Hand. Es fiel Alexander auf, daß er ſich gegen Demetrien eben ſo kalt benahm, doch ſchrieb Erſterer es dem Umſtande zu, daß es bei den Indianern als ein Verſtoß gegen das Herkommen gelte, bei irgend einer Veranlaſſung eine innere Bewegung zu zeigen. Auch Demetrie und das Indianermädchen ſchienen weniger ergriffen als man es erwartete, doch begleitete Jene die Abſchiednehmenden bis zu ihren Landsleuten, wo ſie einige Minuten verweilte und dann ſchnell auf ihr Zimmer ging. Letzteres war nur wenige Schritte von dem Gemache Alexanders entfernt. Der junge Mann erblickte ſeine Mutter und Julien im Garten, wo ſie auf einem Hügel ſtanden, und zuſahen wie die abziehenden Noragen eben auf Böten über den Fluß ſetzten. Alexander wollte die Gelegenheit wahrnehmen, Demetrien, welche eben allein war, ſein Schreiben zu übergeben. Er fand die Thüre ihres Zimmers offen, aber zugleich ertönten die Klänge ihrer Harfe in einer wildklagenden Weiſe, und bald vernahm er auch ihre Stimme, welche, in einem jener ſeltſamen Recitative, in die eigenthümlichen Melodien einſtimmte. Demetrie hatte den Rücken gegen die Thüre gewendet, ſie konnte mithin den Eintretenden nicht gewahren, auch blickte ſie ſtarr nach dem Fenſter, durch welches man die Böte mit den Indianern über den Fluß ſteuern ſah. Es wäre Alexander nicht möglich geweſen in dieſem Momente das Mädchen, welches von der Abreiſe ihrer Landsleute ſo ergriffen ſchien, zu ſtören, dennoch wollte er nicht die Gelegenheit verſäumen Demetrien den Brief zuzuſtellen, und ſo ergriff er den Ausweg ſolchen auf den Tiſch zu legen, wo er ihr unfehlbar in die Augen fallen mußte, ſobald ſie ſich umwendete; dann entfernte er ſich ſo ſtill wie er gekommen war. —

Das Herz pochte ihm hörbar, als er einige Stunden nachher in den Salon trat, wo das Mittageſſen auf ihn wartete. „Wie wird ſich Demetrie benehmen?“ Dieſe Frage hatte ihn ſeit dem Momente beſchäftigt, ſeit dem er den Brief auf den Tiſch gelegt. Er war deshalb ungemein überraſcht, das Mädchen nicht anweſend zu finden.

Die arme Demetrie mag von der Abreiſe ihrer

Landsleute recht angegriffen ſein!“ ſagte Julie ſchmerzlich als er eintrat. „Sie iſt krank, hat heftigen Kopfſchmerz, und wird vielleicht nicht einmal den Ball beſuchen können. Ich fand ſie in Thränen auf ihrem Zimmer. Das ſchmerzte mich recht. Ich habe ſie ſelten weinen ſehen. Jetzt hat ſie ſich eingeſchloſſen. Sie ſagte, ſie wolle ein wenig zu ſchlummern verſuchen, vielleicht würde ſich dadurch das Kopfweh mindern, und ſie am Ende dennoch auf den Ball zu gehen im Stande ſein.“

Frau von St. Croix meinte, daß es ihr unbegreiflich ſei, wie ein Mädchen von Geiſt, das eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen, ſich durch die Trennung von Menſchen, die auf einer ſo niederen Stufe der Geſittung ſtänden, anders als beglückt fühlen könne.

Alexander überhörte die Rede der Mutter. Er hing nur dem Gedanken nach, welchen Eindruck ſein Brief auf Demetrien gemacht haben könne, ob ihr Unwohlſein ein wirkliches oder nur ein vorgeſchütztes ei, und ob in dem letztern Falle er es zu ſeinem Vortheile oder Nachtheile zu deuten habe? So kam der Abend heran. Noch wußte Alexander nicht, ob Demetrie den Ball zu beſuchen im Stande ſein werde, als der Wagen bereits vorfuhr. Er eilte in den Salon, und fand Frau von St. Croix und Julien bereits ſeiner warten. Letztere nahm ſich mit ihrem ſchönen blonden Haar, dem friſchen roſigen Teint, dem lebensfrohen Geſichtchen im Domino ganz allerliebſt aus. Sie hatte den ſchwarzen ſeidnen Mantel nachläſſig um die Schultern geworfen, und trug die Larve in der Hand. Ein Blumenzweig ſchlang ſich graziös durch das feine ſeidene Haar, Julie erſchien dem jungen Manne heute viel ſchöner und lieblicher noch als ſonſt.

„Unſere liebe Demetrie kann oder will uns heute durchaus nicht begleiten!“ ſagte Julie. „Sie ſieht eben nicht krank aus, aber ich glaube daß ſie es werden wird, in einer ſolchen Aufregung befindet ſie ſich. Ich war bei ihr und redete ihr zu, ſei es auch nur auf eine Stunde, den Ball zu beſuchen, aber mit einem Blicke, der mir recht ſchmerzlich vorkam, rief ſie aus: ‚Wie könnte ich heute tanzen!‘ — Es kann nicht anders ſein, die Abreiſe ihrer Landsleute muß ſie ſo erſchüttert haben. Ich habe ſie no nie in einer ſolchen inneren Bewegung geſehen. Als ich von ihr Abſchied nahm, fand ich daß ſie heftig zitterte, während ſie mit Gewalt jedes äußere Zeichen ihrer Empfindungen zu unterdrücken ſuchte.“

„Unbegreiflich in der That!“ ſagte Frau von St. Croix, indem ſie ſich vor dem Spiegel die Larve zu befeſtigen ſuchte. „Die Aufregung Demetriens, die ich ſeit einiger Zeit gleichfalls bemerkt habe, muß einen andern Grund haben als die Abreiſe jener Wilden. Ich habe in meiner Jugend zu Paris mehrere Damen aus guten Häuſern gekannt, die aus Martinique oder St. Domingo gebürtig waren, und deren Teint mehr oder minder Zeugniß gab, daß Creolenblut in ihren Adern rolle, dennoch würden dieſe ſich gar ſehr gewundert haben, wenn man bei ihnen eine Vorliebe für die Schwarzen, oder nur für die Mulatten vorausgeſetzt hätte, und ich weiß mich zu erinnern daß, als der junge Vicomte Vaudremont eine reiche Creolin geheirathet hatte, ſeine Tante, die ſelbſt eine ſolche, wenn auch ein wenig weißer wie Andere war, in meiner Gegenwart über dieſe Heirath ſich ganz verzweifelnd geberdete. — Daß Demetrie ſich über die Abreiſe ihrer ehemaligen Landsleute dergeſtalt grämen ſollte, daß ſie darüber einen Ball verſäumte, kann ich unmöglich glauben.“

In der That war auch Alexander nicht der Meinung, daß blos die Abreiſe der Noragen Demetrien von dem Beſuch des Feſtes, von dem Julie ſchon ſeit Wochen geſprochen, und für die Freundin und ſich dabei ſo viel Unterhaltung gehofft hatte, abhalten könne, vielmehr begann er Demetriens vorgebliche Krankheit zu ſeinem Gunſten auszulegen. Er ſetzte ſie auf Rechnung eines Kampfes mit ſich ſelbſt, ob ſie einwilligen ſolle, um dem ihr bekannten Plane der Frau von St. Croix, der ſie ſo viel verdankte, hindernd entgegenzutreten oder nicht. Während der Fahrt nach dem Gouvernementspalaſte beſchäftigte er ſich fortwährend mit dieſem Gegenſtande. — —

General N., der damalige Gouverneur von Cayenne, war einer jener liebenswürdigen alten Franzoſen, welche überhaupt höchſt angenehme Geſellſchafter, beſonders aber als Norm freundlicher und gefälliger Wirthe gelten können. Er hatte alle Räume ſeines, noch aus älteren Zeiten ſtammenden, und daher eben nicht übermäßig großen Wohnhauſes, öffnen laſſen, um eine ziemlich zahlreiche, aus allen Notabeln der Hauptſtadt beſtehende Geſellſchaft aufzunehmen. Sämmtliche Zimmer waren, wenn auch nicht prächtig, doch recht geſchmackvoll, verziert. Daß die weiße Fahne der Bourbons, die Lilien, der Namenszug des Königs, bald mit Blumen, bald mit Waffen umgeben, wo es nur immer paßlich erſchien, angebracht waren, bedarf kaum einer Erwähnung.

Der größte Theil der Maskengeſellſchaft war ſchon verſammelt, als unſere Bekannten ankamen. Man ſah viel Domino's doch auch eine Menge Charaktermasken. Außer den gewöhnlichen Repräſentanten des Olymps, gab es die noch häufigern Ritter, Türken und Mohren, und was dergleichen ſtehende Figuren mehr ſind, doch ſah man auch eine Anzahl, freilich ſehr idealiſirter, Indianer und Indianerinnen, den Stämmen der Mucuri's, der Galibi's, und andern in der Provinz Guyana heimiſchen Völkerſchaften angehörig. — Der Ball begann ſogleich und war ungemein heiter und belebt. Der Gouverneur hatte mit franzöſiſcher Gewandtheit für die Unterhaltung ſeiner Gäſte geſorgt, und eine Ueberraſchung, ein Maskenſcherz, auf Anregung des Wirths durch die jungen Offiziere der Garniſon vorbereitet und ausgeführt, jagte den andern. Julie war von dem noch nie genoſſenen Vergnügen ganz begeiſtert. Alles erſchien ihr neu und intereſſant. Alexander fand ſeine Gefährtin heute ganz allerliebſt. Die Aufregung, in der ſie ſich befand, hatte ihre ſonſtige Befangenheit gänzlich verſcheucht, ſie gab ſich unbewußt ganz der Freude hin, und ſchien beſonders an den Neckereien der Masken großes Vergnügen zu finden. Zum erſten Mal bemerkte der junge Mann an ſeiner Gefährtin eine ausgezeichnete Gabe natürlichen Witzes, der nur die leiſeſte Anregung bedurfte um recht ſchlagend hervorzutreten. Eine treffende Antwort, ein witziger Scherz jagte den andern; ſo hatte er Julien noch nie geſehen. Das junge Paar nahm nun auch am Tanze Theil. Alexander war höchſt überraſcht, als er in Julien eine Tänzerin fand, wie er ſolche noch ſelten geſehen. Sie tanzte mit ſo viel Gewandtheit als Grazie. Selbſt in einem Pariſer Salon würde ſie bewundert worden ſein. Wie ein Zephyr ſchwebte ſie durch die Reihen. Ihr Tanz erregte die allgemeinſte Aufmerkſamkeit. Es konnte nicht fehlen, daß Julie bemerken mußte wie ſehr ihr Tanz bewundert wurde, denn eine Menge Masken ſammelte ſich um ſie her und jede begehrte jetzt einer der beiden Fremden, welcher ſich unbemerkt in das Gewühl der Abreiſenden gedrängt.

Nichts! Nichts! ſchrie Bunkershoeck. Morgen das Weitere!

Im Galopp ſprengten die drei Reiſenden über die Zugbrücke, die ſich dann raſch hinter ihnen hob.

Kaum tauſend Schritte mochten ſie auf der Straße nach dem Haag fortgeritten ſein, als Jan die Roſſe ſeiner Gefährten nach einem Fußſteige drängte, welcher ſich nach dem Meeresufer zog und in dem Sande der Dünen ſich verlor. Hier, ſprach der Alte, hier geht unſer Weg! Er iſt der ſicherſte, und die nächſte Flut verwiſcht die Spur.

Mehrmals wollte Wilhelm zu dem Alten ſprechen; er wollte das gepreßte Herz erleichtern, den Dankgefühlen, die daſſelbe füllten, Worte geben; dieſer aber behauptete fortwährend, noch ſei die Gefahr nicht ganz vorüber, und es am allerwenigſten an der Zeit, die koſtbaren Augenblicke mit Sprechen zu verderben. So ging die Reiſe dann immer im vollen Jagen vorwärts, und man hörte blos das Knirſchen der Kieſel ſowie den tönenden Hufſchlag der Roſſe. Endlich langten die Reiſenden n der Nähe einer Landſpitze an, die, obgleich nur wenig über den Spiegel der See erhaben, ſich weit in dieſelbe hineinzog. Jan hielt hier ſein Roß an, flüſterte einige einen Tanz. Es ſchmeichelte Alexander nicht wenig, als ſie ſämmtliche Anträge abſchlug, und ihm ſagte: es mache ihr mehr Vergnügen die verſchiedenen Koſtüme zu betrachten, und ſich mit ihm über das zu Sehende zu unterhalten. Dieſe Unterhaltung fand der junge Mann heute intereſſanter als je, und er mußte ſich heimlich geſtehen, daß wenn er Demetrien nicht gefunden, und Julien wie heute gekannt hätte, er ſich lebhafter, als es der Fall geweſen, für ſie intereſſirt haben würde.

„Wie jammerſchade iſt es doch,“ rief Julie wiederholt, „daß Demetrie nicht bei uns iſt! Obwohl wir in Hinſicht unſerer Vergnügungen ſelten übereinſtimmen, da unſer Geſchmack ſehr von einander verſchieden iſt, ſo bin ich doch überzeugt, das hübſche Feſt würde ſie aufgeheitert oder doch zerſtreut haben. Zudem lag Domino und Larve ſchon bereit, und ich bin überzeugt, ſie hätte uns begleiten können, wenn ſie nur gewollt. Ich werde ſie morgen tüchtig ausſchmälen.“

General N. und die Herren, welche ihn in den wirthlichen Bemühungen unterſtützten, luden jetzt die

Geſellſchaft ein, ſich den in den Nebenzimmern befindlichen Büffets zu nähern; mehrere Anweſende begannen ſich bereits zu demaskiren und auch unſere Bekannten folgten der an ſie ergangenen Einladung. Es war hier ein großes Gedränge, und Frau von St. Croix nebſt Julien fanden nur mit Mühe ein Plätzchen, wo ſie ſich niederlaſſen und ungeſtört etwas von den ſo zahlreichen als ausgeſuchten Erfriſchungen genießen konnten. Alexander war durch den Maskenſchwarm auf einen Moment von ſeinen Begleiterinnen getrennt worden. Er benutzte den Augenblick, um an eins der Büffets zu treten und etwas zu ſich zu nehmen, plötzlich fühlte er ſich bei der Hand ergriffen. Eine weibliche Maske in ſchwarzem Domino ſtand vor ihm, ſie überreichte ihm einen Brief, zeigte bedeutungsvoll mit dem Finger auf die Aufſchrift, drückte ihm heftig die Hand und war ſchnell im Gewühl verſchwunden. Alles dieſes war das Werk eines Augenblickes. —

Ganz betroffen ſtand Alexander eine Weile, dann trat er in eine Ecke, unter einen der Wandleuchter um die Adreſſe des Briefes zu leſen. Sie lautete „An Herrn von St. Croix. NB Der Empfänge wird als Mann von Ehre erſucht, dies Schreiben vor früh acht Uhr nicht zu eröffnen.‘

Der junge Mann war auf's Aeußerſte überraſcht. „Sollte der Brief von Demetrien ſein?“ dies war ſein erſter Gedanke. Aber welchen Grund konnte ſie haben, ihm das Schreiben auf eine ſo myſteriöſe Weiſe zu übergeben? — Sollte es auf die Anknüpfung eines Liebesverhältniſſes deuten? Wozu dann die Beſtimmung des ſpäten Eröffnens? — War es ein bloßer Maskenſcherz? Jedenfalls dann allzuviel Mühe für geringen Effect. — Ueber den ſonderbaren Verfall nachdenkend, begab ſich Alexander wieder zu ſeinen Begleiterinnen. Eben wollte er ihnen erzählen was vorgefallen, als Julie ihn lebhaft anredete.

„Ein Abentheuer,“ ſagte ſie, „ein Abentheuer, das mich faſt erſchreckt hätte, iſt uns paſſirt. Wir ſitzen da in jenem Winkel, und ſpeiſen in aller Ruhe ein Stück ganz empfehlenswerthe Torte, mit der Sie uns verſehen hatten, als eine weibliche Maske — Sie hatten ſich eben erſt entfernt — zu uns tritt. Sie küßt Maman die Hand, und wir glauben es die Fremde plötzlich um den Hals, küßt mich, was die halbe Larve, die ſie trug, ihr geſtattete, zweimal heftig auf die Wange, ſchluchzt dabei hörbar, und verſchwindet darauf im Gedränge.“

„Ich war ſo erſchrocken,“ ſagte Frau von St. Croix, „daß ich nicht im Stande geweſen bin ein Wort zu ſagen, wenn ich auch gewollt hätte. Wenn dies ein Maskenſcherz ſein ſollte, ſo war es wenigſtens ein eben ſo unverſchämter als abgeſchmackter.“

„Wäre ich nicht überzeugt, daß Demetrie wirklich daheim geblieben, und ihr ſo etwas nur im Entfernteſten zuzutrauen, ſo behauptete ich, ſie ſei es geweſen!“ fiel Julie ein. „Der Domino, die Larve
die die Fremde trug, waren ganz wie die, welche ic
für Demetrien beſorgt hatte, dazu war es ihre Größ
ihr Gang, ihre Geſtalt. Aber das iſt ja rein un
möglich! Welche Gründe könnte ſie haben hierh
zu kommen, und einen ſo ſonderbaren Scherz au
zuüben?“

Alexander war von der Mittheilung äußerſt üb
raſcht. Er wollte den Damen eben erzählen, w
ihm ſelbſt begegnet war, er unterließ es jedoch n
kurzem Beſinnen, da er dadurch früher oder ſp

zu einer Mittheilung des Inhalts des empfangenen Schreibens ſich hätte genöthigt ſehen können.

Die von Julien geäußerte Vermuthung: man würde vielleicht noch vor Beendigung des Balles, nach allgemeiner Demaskirung, die auf eine ſo ſeltſame Weiſe ſcherzende Maske kennen lernen, beſtätigte ſich nicht. Als der Tag anbrach, fuhr Frau von St. Croix mit den Ihrigen nach Hauſe, ohne daß ſich irgend etwas ereignete, welches auf einiges Nähere hinſichts des ſtattgehabten Vorfalls hätte ſchließen laſſen.

Es war ſchon hoch am Tage, Alexander lag noch in tiefem Morgenſchlafe, als er von einem Diener geweckt wurde, durch den Frau von St. Croix ihn bitten ließ ſchleunig zu ihr zu kommen. Er fand ſeine Mutter ſo wie Julien in größter Beſtürzung.

„Demetrie iſt verſchwunden! Ich bin außer mir vor Schreck;" rief Erſtere dem jungen Mann entgegen. „Gewohnt ſie bereits immer bei Bereitung des Frühſtücks im Salon zu treffen, und ſie hier nicht findend, geht Julie nach Demetriens Zimmer, das ſie verſchloſſen findet. Sie klopft Anfangs leiſe, dann ſtärker, und als nicht geöffnet wird, kommt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03070/019

ſie herab, mir Meldung zu machen. Ich, beſorgt daß dem Mädchen etwas zugeſtoßen ſein könne, begleite Julien hinauf, wir öffnen mit dem Hauptſchlüſſel, und — finden das Zimmer leer."

„Sie iſt fort? — Entflohen? — Unmgölich!" rief Alexander voll Schrecken.

„Es kann nicht anders ſein!" ſagte die Mutter. — „Das Bett war nicht berührt. Ihre Kleider und ſämmtliche andere Sachen ſind vorhanden. Nichts fehlt als ein blaues Kleid, und der werthloſe indianiſche Muſchelſchmuck, ſo wie die Korallen, die ſie ſo gern trug. Auf dem Tiſche lag ein Brief an Balaver, auf welchem bemerkt war, daß dieſer mich und Julien mit dem Inhalt bekannt zu machen, ſobald wir auf der Pflanzung angekommen wären, erſucht worden ſei."

„Und weiß denn Niemand, wann ſie ſich entfernte?" fragte Alexander.

„Niemand!" verſetzte Julie. „Der alte Jean meinte, ſie ſei um zehn Uhr Abends in den Garten gegangen, um, wie ſie geſagt, die Abendkühle zu genießen. Da er eine Stunde ſpäter die Laube, wo ſie geſeſſen, leer gefunden, ſo habe er in der Meinung, Demetrie ſei bereits auf ihrem Zimmer, das Haus geſchloſſen. — Iſt es mir erlaubt eine Meinung auszuſprechen, ſo ſage ich: eine unwiderſtehliche Neigung zu ihren Landsleuten hat ſie dieſen nachgezogen. Sie iſt zu den Noragen entflohen."

Frau von St. Croix bekämpfte dieſen Gedanken zwar aus allen Kräften, aber endlich war auch ſie der Meinung, daß es nicht anders ſein könne. Dieſer Anſicht war auch Alexander, der ſich jetzt Alles deſſen erinnerte, was Valaver über den Charakter Demetriens zu ihm geſprochen. Daß dieſe in dem bereit liegenden Domino auf einem Moment den Ball beſucht, um dort von Frau von St. Croix und Julien Abſchied zu nehmen, zeigte ſich endlich gleichfalls ſo gut als entſchieden, denn Domino und Larve fehlten.

Längere Zeit berathſchlagte man, was unter dieſen Umſtänden zu thun, und beſchloß endlich daß man, um alles Aufſehen zu vermeiden, den folgenden Tag nach der Pflanzung abreiſen und dort mit Valaver zu Rathe gehen wolle.

Alexander konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er auf ſein Zimmer eilen, und ſich mit dem

Inhalte des empfangenen Briefes bekannt machen konnte. Haſtig erbrach er ihn, und las:

„In dem Augenblicke“, ſchrieb Demetrie, „wo Sie dieſe Zeilen leſen, befinde ich mich unter meinen Landsleuten. Neben mir rauſchen die Waſſer des Apreuague, über mir die Wipfel uralter Bäume, die gellende Stimme des Toucan ertönt, und alle die Sänger der hallenden Wildniß werden wach. Ach, ich vernehme in dieſen Naturlauten tauſende lieber Stimmen, die mich in eine Heimath rufen, der ich niemals hätte entriſſen werden ſollen! Sie, Herr von St. Croix, Ihre ſonſt edle Mutter, ſelbſt die liebe Julie, werden mich für eine Unſinnige, oder mindeſtens für eine Schwärmerin halten, daß ich die Vortheile und Bequemlichkeiten des civiliſirten Lebens mit dem von Ihnen ſogenannten „rohen Zuſtand des Wilden“ vertauſche. Ich bin weder die Eine noch die Andere. Mit reiflicher Ueberlegung thue ich dieſen Schritt. Unſere Gefühle, unſere Empfindungen ſind gänzlich verſchieden, wir verſtehen einander nicht; dies iſt Alles. Wäre ich als ein Kind, das keine Mutter kannte, noch keine Worte ſtammeln konnte, in die Mitte der Civiliſation verſetzt worden, ich würde mich — und doch, wer weiß ob es der Fall! — in dieſe hineingelebt haben. So aber war mir dies unmöglich. Mein Leben war ein Leben der Trauer, der Angſt, der Qual; ſelbſt der Ueberfluß, die Bequemlichkeiten, die mich umgaben, ängſteten mich. Ach, ſo wie mir muß dem Schwane zu Muthe ſein, wenn er gehegt, gepflegt, gefüttert, in herbſtlicher Zeit ſeine den Aether durchſegelnden Brüder hoch über ſich in den Lüften erblickt, ſeine verſtümmelten Flügel erhebt; ihnen nicht folgen kann, und er ſich, den Tod im Herzen, in eine Ecke ſeines vergoldeten und gemalten Häuschens verkriecht, um dort dem Schmerze nachzuhängen. Doch wozu ſage ich Ihnen dies Alles! Sie können mich nicht verſtehen. Niemand verſteht mich, als nur Einer, mit dem ich doch niemals über meine Gefühle geſprochen, ich meine den edlen, tiefen, ſinnigen Valayer. O wenn ſein ſtiller, theilnehmender Blick ſchmerzlich auf mir ruhete, da wußte ich daß er mich verſtand, daß ſeine empfindungsvolle Seele fühlte was ich litt! Ich merkte wohl, daß er mich durch die Wiſſenſchaft an die Civiliſation zu feſſeln ſuchte, ich fand auch Troſt in ihr, aber um mich

Worte Cornelien ins Ohr, welche darauf den ſpitzen Hut tiefer in die Locken drückte, und ſprengte nach dem Ende der Landzunge, indem er ſeinen Gefährten ihn hier zu erwarten gebot. Der Mond war eben im Aufgehen, und es ſchien, als ob in weiter Ferne ein kleines Segel auf den Wellen ſchwankte. -- Bald kam in raſchem Jagen Jan zurückgeſprengt.

Capitain! ſprach er mit ernſter Stimme; die Stunde, in welcher wir uns trennen müſſen, naht; dort ſchwimmt das kleine Fahrzeug, das Euch nach Frankreich oder nach den ſpaniſchen Niederlanden tragen ſoll. Ihr ſpracht vorhin von Dankbarkeit; doch es iſt wenig, daß der graue Diener für Euch ſein Leben ausgeſetzt, denn ein weit theuereres war auf dem Spiele. — Ihr habt durch eine That, die ich zwar nicht verdammen, doch ebenſo wenig billigen will, unſäglichen Kummer über die Euerigen gebracht. Jetzt laßt mich wiſſen, ob Ihr noch fernere Rachepläne hegt, und ob ich, der müde Alte, der ſein ganzes Leben dem Vaterlande treu gedient, am Abend meiner Tage einen unverſöhnlichen Feind deſſelben gerettet habe.

Verkenne mich nicht, Alter! rief Wilhelm, des Greiſes Hand ergreifend. Das, was ich that, und was ich heute ſelbſt verwerfen muß, war gegen den Todfeind meines Vaters, nicht gegen das Vaterland gerichtet.

zu halten waren dieſe Bande zu ſchwach. Als ich meine Landsleute wieder erblickte, als ich Laute wieder hörte, die ich aus dem Munde einer liebenden Mutter zuletzt vernommen, da erwachte der Entſchluß in mir, mich dem unnatürlichen Zuſtande, in dem ich mich befand, gewaltſam zu entreißen. Wäre noch etwas nöthig geweſen mich in dieſem Vorſatze zu beſtärken, ſo war Ihr Brief dazu vollkommen hinreichend. Nein, Herr von St. Croix, wir können uns niemals angehören! Selbſt wenn ich eine Neigung für Sie zu empfinden im Stande wäre, würde ich Ihnen nicht meine Hand reichen. Ich beginge damit eine *Täuſchung*, und einen *Raub*. Eine Täuſchung, indem ich Sie dem Glauben an eine Dankbarkeit, daß Sie eine „Wilde“ zu Ihrer Gattin *erheben*, überließe, während ich den *höhern menſchlichen* Stand der Civiliſation nicht anerkenne; einen Raub, indem ich Ihre Hand einem Weſen entzöge, das Sie beglücken kann, was ich nie im Stande wäre, und das Sie — liebt. Ja, Herr von St. Croix, Julie *liebt* Sie mit dem erſten Feuer einer jungen, unſchuldsvollen Seele; ſie hat es mir geſtanden. O, warum wollten Sie auf dornigem, vielleicht Ihnen und Andern Gram bereitendem Pfade, mühſam ſuchen, was das Schickſal ſelbſt in der Perſon Ihrer Mutter, deren einziger Gedanke dieſe Verbindung iſt, Ihnen ſo ſchön zugeführt? — Lernen Sie Julien, dieſes edle, kindliche, liebliche Weſen nur näher kennen, und Sie werden ſo erfreut als erſtaunt ſein über die vielen Vorzüge ihres Geiſtes, wie ihres Herzens, und noch bei weitem mehr, daß Sie dieſe Vorzüge ſo lange überſehen konnten, und dies eines Mädchens wegen, das Ihnen nur Kummer als Morgengabe zugebracht haben würde. Darum alſo, Herr von St. Croix, bitte ich Sie um Ihrer ſelbſt, wie um Juliens Glückes Willen, ja wenn Sie mich wirklich geliebt, ſo beſchwöre ich Sie ſcheidend bei dieſer Liebe: lernen Sie Julien näher kennen, und vergeſſen Sie

Demetrien.“

Alexander war von dem Inhalt des Briefes tief ergriffen. Hätte er auch Demetrien nicht ſo geliebt wie dies der Fall war, ſo würde ihn doch der Gedanke, ein ſo gebildetes, talentvolles Geſchöpf einer Rotte halb thieriſcher Wilden — ſo dachte er ſich wenigſtens die Indianer — für immer hingegeben

zu ſehen, empört haben. Höchſt niedergeſchlagen tra
er daher mit ſeiner Mutter und Julien die Rückreiſ
nach der Pflanzung an. — — —

„Sie bringen Demetrien nicht zurück? — Ic
kann mir denken wo ſie iſt! Ich ahnete es;“ ſag
Valayer ſchmerzlich, als die Geſellſchaft aus de
Wagen ſtieg.

Kaum war man im Salon angekommen, a
Frau von St. Croix dem Freunde das Schreib
übergab, das Demetrie zurückgelaſſen hatte.

Noch zwei andere Briefe, einer an Frau von S
Croix, der andere an Julien, befanden ſich in de
Couvert. Der erſtere war in ehrerbietigen Ausdrück
geſchrieben, doch war der Dank für das Gute, w
Frau von St. Croix der Schreiberin erwieſen, n
für die guten Abſichten, die ſie mit ihr gehabt, m
in gemeſſene wie herzliche Worte gekleidet. Der Br
an Julien war freundlichen und liebevollen Inhal
In dem an Valayer ſprach ein tieffühlendes,
gänglich eröffnendes Herz; es ſtrömte über von E
pfindung. Man ſah daß Valayer der einzige Men
geweſen, an dem Demetriens Herz gehangen.
entſchuldigte ihren Entſchluß nicht, ſie ſetzte vora

daß der Freund annehme, ſie könne nicht anders handeln. Man ſah, daß nur ein Gedanke ſie beim Abſchiede betrübte, der, von dem Freunde für immer getrennt zu ſein. Sie beſtimmte zuletzt über die Sachen, die ihr lieb geweſen. Den Schmuck, den ſie nach und nach von Frau von St. Croix erhalten, gab ſie Julien, eben ſo ihre Harfe; ihre Bücher und Zeichnungen Valayer. Sie hätte, ſagte ſie, lange mit ſich gekämpft ob ſie nicht ein kleines Andachtsbuch, das ihr Valayer einſt geſchenkt, mit ſich nehmen ſolle, aber ſie habe ſich endlich auch von dieſem, das ihr ſonſt ſo theuer geweſen, getrennt. ‚Nichts,‘ ſo ſchloß ſie, ‚ſoll mich aus den Kreiſen der Civiliſation hinüber in die Heimath begleiten als der Gedanke, daß ich Sie, mein theurer, mein einziger Freund, einſt wiederfinde im Lande der Geiſter.‘

Thränen rollten über die gefurchten Wangen Valayers, als er den Brief ſtill zuſammenfaltete. Alexander und Julie blickten ſtill vor ſich hin. Frau von St. Croix ſchien erbittert. Sie nannte Demetrien eine Undankbare, die nicht erkannt wie wohl ſie ihr gewollt, und die ihren Entſchluß bei Zeiten bereuen würde. Der letzten Anſicht war ſelbſt Alexander, und er ſtellte die Frage: ob es nicht gut ſei Vorſorge zu treffen, um ihr Mittel zur Rückkehr zu eröffnen, wenn jener Fall einträte. Valayer ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das Haupt.

„Glauben Sie mir,“ ſagte er, „ſie wird ſich niemals zurückſehnen! Wenig Tage werden hinreichend ſein, um ihr die Vergangenheit wie einen Traum erſcheinen zu laſſen. In einem Jahre wird ſie Alles, nur nicht den Widerwillen gegen den Zuſtand, den ſie als einen zwangvollen betrachtete, vergeſſen haben. Sahen Sie je einen Vogel der, nicht im Käfig geboren, freiwillig in das goldne Gebauer, in dem man ihn vollauf mit Leckereien gefüttert, zurückkehren? Mit dem nächſten Wechſel der Federn, vergißt er jeden Ton des ihm jahrelang mit Mühe eingelernten künſtlichen Geſanges, den er in der Gefangenſchaft bis zum Ueberdruß freiwillig zu wiederholen ſchien. Der Trieb der Natur läßt ſich unterdrücken, für eine Zeitlang erſticken, aber vertilgen läßt er ſich nicht; er bricht zuletzt immer wieder mit Macht hervor. Sie können den Neger, den wilden Sohn Amerika's, den Araber und den Tſcherkeſſen, eine gekünſtelte Civiliſation anbilden, Sie können meinen, ihn in eine andere Form gegoſſen zu haben, im entſcheidenden Augenblick bricht aber dennoch der Trieb für ſeine natürliche Beſtimmung durch. Ja, ich nenne es eine ſolche; ich glaube zwar an mehr oder minder für die Civiliſation geeignete Menſchenracen, aber ich verwerfe jede Claſſification, welche irgend ein menſchliches Weſen, in rein menſchlicher Hinſicht, über oder unter das andere ſtellen will. Der Europäer iſt für die Wiſſenſchaft und Kunſt, der Beduine für das Leben in der Wüſte, der Amerikaner für den Urwald, der Eskimo für das Eis geboren. In dem Kreiſe der Natur giebt es kein Oben und kein Unten. Der höchſt Civiliſirte iſt an Unbeholfenheit ein Kind, wenn er, auf ſich allein angewieſen, ſich in einer Lage befindet, wo der Wilde ſich in ſeinem Elemente betrachtet. Der Sohn der Natur dagegen fühlt ſich beengt, geängſtigt, gequält in dem Kreiſe der Civiliſation. Möchte man daher doch vorſichtiger ſein, ehe man ihm ein Gut aufdrängt, das er immer als einen läſtigen Zwang betrachten wird. Es giebt zwar einzelne Naturen, die aus jenem von der Natur gezogenen Kreiſe heraustreten, und ſich in einem andern heimiſch niederlaſſen, aber ſie ſind Ausnahmen, ſo wie es Ausnahmen giebt, wo der civiliſirte Menſch aus freier Wahl, aus bloßer Neigung, ſich mitten unter den Wilden niederläßt. Jemanden zu Einem oder dem Andern zwingen wollen, bleibt gleiche Gewaltthat.“ —

Durch Vorſtellungen ähnlicher Art brachte Valayer Frau von St. Croix bald dahin, jeden Gedanken, Demetrien in die früheren Verhältniſſe zurückzuführen, aufzugeben. Schwerer ward es Alexander zu überzeugen, aber endlich ſah auch dieſer die gänzliche Wirkungsloſigkeit ſolcher Beſtrebungen ein. „Hätte,“ ſo ſagte er ſich, „Valayer auch wirklich Unrecht, wünſchte Demetrie ſelbſt die Rückkehr, ſo würde ihr dieſe durch ihre wilden Stammesgenoſſen nicht verſtattet werden.“ Gegen deren Willen ſie aber zurück zu führen, dafür gab es keine Mittel. Die Macht des Gouvernements erſtreckte ſich nicht über die Gränzen der Colonie.

Durch die Entfernung Demetriens war jetzt das Leben auf der Pflanzung noch ſtiller und einförmiger wie ſonſt geworden. Obwohl Valayer nur ſelten Demetriens erwähnte, ſo bemerkte man doch deutlich wie ſehr er ſie vermiſſe. Sie war ſeine gelehrige Schülerin, ſein Liebling geweſen, er hatte ihr ein Intereſſe für die Botanik beigebracht, mit ihr gemeinſam die Heilpflanzen Gouyana's, hinſichts welcher die Wilden eine Menge geheimgehaltene Kenntniſſe beſitzen, ſtudirt, er hatte ſich gänzlich an ſie gewöhnt. Er brachte jetzt beinahe den ganzen Tag in ſeinem Kabinet unter ſeinen Büchern und Herbarien zu, man ſah daß er im Studium Troſt über den für ihn ſo herben Verluſt ſuche. Bei dieſer Iſolirung Valayers war es natürlich, daß ſich Alexander weit mehr als früher an Julien anſchloß, und dieſes Anſchließen machte ihn mit den Vorzügen des Mädchens immer mehr bekannt, ſo wie es auch deren natürliche Schüchternheit immer mehr verſcheuchte. Von Natur heiter und fröhlich wie ein junger Franzos nur ſein kann, fand er den Wiederhall dieſer Stimmung in dem heitern Weſen Juliens nur um ſo angenehmer, und ganze Stunden vergingen unter fröhlichen Scherzen und Plaudereien wie eben ſo viel Minuten. Mußte er ſich auch ſagen, daß Demetrie tiefer, denkender, wiſſenſchaftlich ausgebildeter geweſen ſei, ſo gebührte Julien jedoch der Preis in anmuthiger, leichter, geſelliger Unterhaltung. Auch verſchiedene kleine Talente, deren Darlegung die Bekan=

genheit Juliens bisher verborgen gehalten hatte, kamen jetzt zum Vorſchein. Eins aber vor Allen erregte Alexanders Intereſſe — und er müßte kein Mann geweſen ſein, wenn es nicht der Fall geweſen wäre, — der Gedanke an die Verſicherung Demetriens, daß Julie ihn liebe, und daß ſie dieſe Neigung ihr ſelbſt geſtanden habe. Es hätte indeß dieſer Mittheilung kaum bedurft. Juliens Charakter war zu offen, ihr ganzes Weſen zu kindlich, als daß ſie dieſe Empfindung hätte ſo verborgen halten können, daß Alexander ſie nicht hätte bemerken ſollen. Von Tage zu Tage fühlte er ſich mehr und mehr zu Julien gezogen, von Tage zu Tage trat Demetriens Bild mehr in den Hintergrund, und er kam endlich dahin, zu erwägen, daß Letztere doch nicht ſo Unrecht gehabt hätte, wenn ſie in ihrem Briefe behauptete, daß ihre Hand ihn nicht beglücken würde. Es vergingen nur wenige Wochen, als Alexander kaum mehr begreifen konnte, wie es möglich geweſen ſei die Vorzüge Juliens, ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſo gänzlich zu überſehen; ihr Bild hatte das Demetriens gänzlich aus ſeinem Herzen verdrängt.

So wie Frau von St. Croix die Neigung ihres Sohnes für Julien bemerkte, glaubte ſie nicht länger ihre Wünſche hinſichts einer Verbindung zwiſchen den jungen Leuten verſchweigen zu müſſen. Sie ſprach ſich gegen Alexander darüber aus, und dieſer kam der Mutter auf halbem Wege entgegen. In kurzer Zeit waren Alexander und Julie ein Ehepaar. — — —

Zwei bis drei Jahre vergingen. Unſere Bekannten lebten glücklich und zufrieden auf der Pflanzung St. Croix. Von Demetrien hatte man nicht das Mindeſte vernommen. Eines Tages erhielt Valayer einen Brief von dem Gouverneur der Colonie. Er ſchrieb, daß die Blattern unter den Indianern am Aprouague und Mucuri wütheten. Aus Furcht vor der Krankheit habe ſich eine Horde der Noragen den Gränzen der Colonie genähert, und lagere nur wenige Lieuen von der Pflanzung St. Croix. Zu dem Erſtaunen des Gouverneurs hätten die Indianer Impfſtoff zum Schutz gegen die Pocken mit dem Beifügen begehrt, wie es nicht nöthig ſei, daß ſich ein Arzt aus Cayenne deshalb zu ihnen begebe, da eine Frau ihres Stammes mit der Impfung der

So gebt mir, ſprach der Alte, Euer Ehrenwort als
Mann und Offizier, daß Ihr auf keine Weiſe Euch ferner
an dem Prinzen rächen, nicht mit den Feinden Hol-
ands gemeine Sache machen wollet.

Niemals! entgegnete Wilhelm. Ich gelobe es bei
ott und meiner Ehre.

So zieht in Frieden! rief der Alte. Ich ſelbſt, ich
ehre nach dem Haag zurück zu Euerer edeln Mutter und
ringe dieſer die Botſchaft Euerer Rettung.

Und ich begleite Dich, Geliebter! rief Cornelia, den
Hut vom Haupte nehmend. — Der Mond erleuchtete
es Mädchens edle Züge.

Iſt's möglich! rief Wilhelm; Cornelia! Du —

Lange hielten die Liebenden ſich umſchlungen. Der
lte weidete ſich an der Gruppe.

Es iſt Zeit zu ſcheiden! erinnerte Letzterer endlich, und
rm in Arm näherten die Liebenden ſich einem Boote,
elches dicht an dem Ende der Landzunge verborgen
ng. Die beiden Männer, die ſolches führten, erkannte
ilhelm als zwei Matroſen der Zeebloem. Gerührt fiel
ilhelm dem alten Jan um den Hals, und dieſer beugte
einend ſich auf Corneliens Hand. Lebt wohl! lebt
ücklich! rief er, ſo lange die Scheidenden ſeine Stim-
e hören konnten; dann legte er ſeine gewöhnlichen
leider an, gab den Roſſen die Freiheit und wanderte

Schutzpocken Beſcheid wiſſe. Der Gouverneur ſchloß damit, daß er Balayer, der mit den Eigenthümlichkeiten und der Lebensweiſe der Indianer vertrauter ſei als einer der Aerzte der Colonie, erſuchte, ſich wenn es ſeine körperlichen Umſtände erlaubten, zu den Noragen zu begeben, und dort das Nöthige zu veranlaſſen, indem er nicht glaube, daß Jemand unter den Wilden die Blatterimpfung bewerkſtelligen könne.

„Es kann nur Demetrie ſein, die hier gemeint iſt!“ rief Balayer lebhaft, als er das Schreiben geleſen hatte. „Sie intereſſirte ſich für die Blatterimpfung, die ſie eine Wohlthat der Menſchheit nannte, und ich habe ſie darin unterrichten müſſen. Morgen begebe ich mich nach dem Lagerplatz.“

„Und wir begleiten Sie!“ fiel Julie lebhaft ein. — „Nicht wahr, Alexander?“ —

Fröhlich ſtimmte dieſer bei. Täuſchte ſich auch der Doctor in ſeiner Vorausſetzung, ſo intereſſirte es doch den jungen Mann außerordentlich, die Wilden in ihrem eigenthümlichen Lagerleben zu ſehen und zu beobachten.

Am folgenden Morgen ſo wie der Tag graute, ward aufgebrochen. Ein paar Tragſeſſel nahmen Balayer und Julien auf, Alexander, ſo wie ein paar Sclaven, welche Reiſevorräthe trugen, gingen nebenher. Der Weg war nicht zu fehlen, denn man durfte nur dem Ufer des Fluſſes folgen, um zu dem bezeichneten Lagerplatze zu gelangen, auch war der Pfad weniger beſchwerlich, da hier der Urwald weniger dicht und mehr von Unterholz befreit war. Die Reiſe war eine höchſt angenehme. Die Morgenkühle war äußerſt erfriſchend, und der Weg ſchlängelte ſich wie durch einen Park. Die Umſäumungen der Ufer des Aprouague waren maleriſch, und die Hügel zur Rechten bedeckt mit einer tropiſchen Vegetation, die nicht ſchöner ſein konnte. Hoch über die blühenden Bignonien, zwiſchen denen ſich zahlreiche Paſſifloren und andere Schlingpflanzen mit weißen, blauen, rothen und gelben Blüthen in zauberhaften Feſtons durchſchlängelten, ragte der Rieſenbaum der Tropen, die „mora excelsa", mit ihren ſchönen dunkelgrünen Zweigen empor. Die großen dunkelgelben Blumen der Martia, und die blauen der Jacaranda ſchimmerten aus den Hecken am Flußufer, und wie ein mit Perlen und Edelſteinen geſtickter Teppich, glänzte der mit niedern Blumen und Thautropfen bedeckte Boden. Es war noch nicht Mittagszeit, als die Geſellſchaft dicht am Ufer des Fluſſes auf eine Lichtung hinaustrat, wo einige zwanzig Indianerhütten aufgeſchlagen waren. Der Rauch ſtieg aus einigen derſelben auf, und ringelte ſich in leichten Wölkchen durch die Aeſte der nahen Bäume. Eine Anzahl Kinder tummelte ſich auf dem Platze umher. So wie dieſe die Geſellſchaft anſichtig wurden, ſchrien ſie laut auf und ſtürzten den Hütten zu. Bald kamen eine Menge Indianer, bewaffnet mit Bogen, aus den Wohnungen. Balayer bemerkte, daß es gut ſei einen Augenblick zu verweilen, um den Wilden Zeit zur Beſinnung zu laſſen. Er hatte Recht. Nach wenigen Minuten kamen zwei Indianer der Geſellſchaft entgegen, um ſie zu befragen: wer die Ankömmlinge wären? Balayer ſagte ihnen: daß er den von dem Gouverneur ihnen geſendeten Impfſtoff überbringe, und daß er und ſeine Begleiter hofften bei ihrem Stamme alte Bekannte zu finden. Zugleich fragte er nach dem Namen ihres Häuptlings. Die Wilden nannten „den ſpringenden Panther.“ So wie Balayer erwiederte, daß er dieſen kenne, ergriffen die Moragen ihn bei den Händen, und ſchnell gingen Alle der Niederlaſſung zu. Die Hütten, welche zahlreich bevölkert ſchienen, beſtanden aus einer Anzahl friſch abgehauener Stangen. Wände und Dach waren mit den Blättern der Mauritiapalme überkleidet. Wie es ſchien erwarteten die Indianer die Ankunft der Fremden mit einiger Spannung; ein paar aus der Ferne ihnen zugerufene Worte, brachten aber eine allgemeine freudige Bewegung hervor, und bald trat auch der Häuptling, ‚der ſpringende Panther‘, aus dem Haufen. Ungezwungen und mit freundlichem Ernſte reichte er den Ankommenden die Hand, und bat dann, ihn in ſeine Hütte zu begleiten. Ein Wink bahnte der Geſellſchaft den Weg durch das Gewimmel. Der junge Indianer ſchritt mit dem Anſtande eines Mannes, der ſich ſeiner Würde bewußt iſt, vor ihnen her. Es war etwas Stattliches, vorzüglich etwas höchſt Kriegeriſches in ſeinem Weſen. So wie die Geſellſchaft in die Hütte trat, war — Demetrie das erſte Weſen, das ſie erblickten. Sie legte ein Kind, das ſie eben geſtillt hatte, und das entſchlafen war, ſanft auf ein Blätterlager, erhob ſich dann raſch, und wiewohl ſie nach ihrer Weiſe jede innere Bewegung zu unterdrücken ſuchte, ſo zitterte doch ihre Stimme, als ſie die Hände Balayers mit den Worten: „Ach, mein Freund!“ in die ihren ſchloß. Sie begrüßte dann mit einer Umarmung Julien, und gab Alexander die Hand. Balayer war ſo gerührt, daß er vor Thränen, die dem Greiſe über die Wangen liefen, lange nicht ſprechen konnte. Erſt nach und nach entſpann ſich eine fröhliche Unterhaltung. Demetrie, oder wie ſie jetzt wieder von ihren Landsleuten genannt wurde, „Muramé“, war die Frau des Häuptlings. Sie beſchrieb in einfachen Worten ihre Lebensweiſe, und pries das Glück ihrer Lage. Sie hatte auch ihre Mutter wiedergefunden, doch war dieſe vor einigen Wochen geſtorben. Es ſchien ihr viele Freude zu gewähren, als ſie hörte daß Julie Alexanders Gattin geworden ſei. Die beiden Letztern konnten nicht müde werden Demetrien zu betrachten. In ihrem ganzen Weſen ſchien eine Veränderung vorgegangen zu ſein. Ihr Blick ſchien nicht mehr ſo umflort, ihre Züge trugen nicht mehr das Gepräge der Schwermuth. Munter blickte ihr Auge in der Hütte umher, ruhete mit Stolz auf dem Gatten, oder mit Liebe auf dem ſchlafenden Säugling. Ihr Aeußeres war noch immer ſchön, ihre Formen ausgebildeter. Ihre Kleidung war einfach, und wie die der andern Noragenfrauen, doch zeichnete ſie ein Halsband von Pantherzähnen, und einige Schnuren ſchöner Corallen um die Arme, vor dieſen aus. Der Häuptling verkündete nun ſeinen Leuten, daß ein „Pineman‘ (Zauberer, Arzt) der Weißen angekommen ſei, der ein untrügliches Mittel beſitze, die Blattern von dem Stamme abzuhalten. Er war zugleich der Erſte, der in Gegenwart der Menge den Arm hinhielt um ſich impfen zu laſſen. Balaver, unterſtützt von Demetrien, ſchritt raſch an's Werk und im Verlauf mehrerer Stunden ward die ſchützende Operation an Jung und Alt vollzogen. So wie das Geſchäft vorbei war, rüſtete Demetrie die Tafel. Das ganze Diner beſtand aus einem recht ſchmackhaft gebratenen Hirſchrücken.

„Ich hätte Ihnen,“ ſagte Demetrie ſcherzend zu Alexander, „in aller Geſchwindigkeit noch ein paar Gerichte, die gar nicht übel ſind, und nach denen Sie ſelbſt im Palais Royal zu Paris umſonſt nachfragen würden, zubereiten können, aber ich fürchtete, daß ſolche nicht nach Ihrem Geſchmack ſein dürften.

Obſchon Sie Auſtern und Muſcheln genießen, ſo glaube ich doch, daß wenn ich Ihnen einen Teller geröſtete Palmwürmer (calandra palmarum), die eben ſo gut, wenn nicht beſſer ſchmecken, vorſetzte, wenn ich Ihnen ein Ragout vom Leguan, dieſer recht wohlſchmeckenden Eidechſe, bereitete, oder einen der beiden Kapuzineraffen, die dort hinten hängen, briete, ſie meiner Küche bei Frau von St. Croix eben nicht lobend gedenken würden, und ſo muß ich mich begnügen Sie mit einem Hirſchbraten zu bewirthen, was bei uns allerdings ein ſehr gemeines Eſſen iſt."

Demetrie ſcherzte noch viel in dieſer Weiſe, und man konnte aus ihrem Ton bemerken, daß ihr der Scherz von Herzen ging. Valayer fragte ſie: „Ob ſie nicht manchmal an ihre Bücher zurückdenke?"

„Hier ſehen Sie die Gegenſtände all' meines Denkens!" ſagte ſie auf ihren Mann und den allerliebſten Knaben zeigend, der ſie lächelnd anblickte. „Ich bin Frau und Mutter. Mein Wiſſen iſt fort, nur meine Neigungen ſind geblieben. Eins habe ich nicht vergeſſen: Gott; Sie haben mich ihn kennen gelehrt. Dieſe Erkenntniß erhöht das Glück, das mir zur Theil ward."

Sie ſprach noch viel von den Vorzügen ihrer jetzigen Lage gegen die frühere. Man ſah daß es ihre Ueberzeugung war, und daß ſie weit entfernt ſei, ſich in die Kreiſe des civiliſirten Lebens zurückzuſehnen. Der Tag verging auf dieſe Weiſe. Als am andern Morgen ſich die Geſellſchaft zur Rückreiſe anſchickte, bemerkte man, daß die Noragen im Begriff waren ihre Hütten abzubrechen.

„Nur aus Noth,“ ſagte Demetrie lächelnd, „haben wir uns den Gränzen der Colonie genähert. Wir ziehen wieder nach den Quellen des Aprouague. Hier würden ſchlechte Subjecte unſeres Stammes bald mit ähnlichen aus der Colonie Bekanntſchaft machen, und deren Laſter unter uns verbreiten. In die Tiefe der Wildniß aber dringen dergleichen nicht.“

Unter den herzlichſten Abſchiedsworten trennte man ſich endlich. — Man hörte zu St. Croix nie wieder etwas von Demetrien.

Mohun Pang.

Erzählung.

nach dem Haag. Den Tag zuvor, ehe er dort ankam, war Wilhelms älterer Bruder, Renier, nebſt dreizehn Remonſtranten, welche gleichfalls im Complotte geweſen, hingerichtet worden. — Wilhelms Mutter, Hedwig und Vorſtius flohen das Land des Kummers und ließen ſich bei den beiden Liebenden, welche des Prieſters Hand vereinte, in der Nähe von Brüſſel nieder. Der alte Bunkershoeck war wegen Wilhelms Flucht, jedoch mit einem Gnadengehalte, entlaſſen worden und tröſtete ſich um ſo leichter, als Wilhelms Mutter ihm das liebliche Landhaus in Harlems Nähe überließ. Jan trennte ſich nicht mehr von ſeinem geliebten Herrn und lächelte freundlich, als endlich deſſen Erſtgeborener ihm in den greiſen Locken zauſte.

„Sein Haar war ergraut, die Wange verbrannt,
Doch treu war ſein Herz, und wie Stahl ſeine Hand.“

Eine der heiligſten Städte in Indien, ſelbſt Hurdwar, Allahabad, Benares und Dſchaggernath nicht ausgenommen, iſt Bindrabend in Bengalen. Seine Lage an den romantiſchen Ufern des Dſchumna iſt gleichfalls berühmt. Aus Bambus-, Palmen- und Piſangbüſchen ragen die zuckerhutförmigen Spitzen der Tempel Kriſchna's, denn hier waren die Lieblingsplätze des Gottes, ſo lange er auf Erden wandelte. Ein ungeheurer, viele Jahrhunderte alter Baum, deſſen Wurzeln einen natürlichen Sitz bilden, iſt beſonders verehrt. Hier pflegte Wiſchnu, ehe er die Verwandlung, welche „Kriſchna-Avatara“ genannt wird, einging, zu ſitzen und die Flöte zu blaſen, bei deren ſüßen Tönen ſich alle wilden Thiere und Schlangen der Gegend ſammelten, um ihm zuzuhören. Obwohl nun bereits ſeit ein paar tauſend

Jahren das göttliche Concert verklungen iſt, ſo ſcheint es dennoch dem Unkundigen, der nach der heiligen Stadt kommt, als ob die entzückenden Erinnerungen die wilden Zuhörer noch bis auf unſere Zeiten verſammelt gehalten hätten. Beſonders aber ſind es vier Thierarten, die, obwohl in ganz Indien hoher Verehrung genießend, in Bintrabend ganz beſonders gehegt und gepflegt werden, und wehe dem Reiſenden, der ein Mitglied derſelben nur im Geringſten beläſtigen oder gar tödten wollte, ſo ſehr er auch ſelbſt von ihnen incommodirt wird. Fällt dem Reiſenden ein, durch die engen und ziemlich dunkeln Straßen der Stadt zu wandeln, ſo mag er, falls ihm, was alle Augenblicke vorkommt, ein paar frei herumwandelnde heilige Stiere begegnen, ſich nur geſchwind an die Mauer drücken, wenn er nicht zerquetſcht werden will; denn, ſie durch Stoßen, Schlagen, ja ſelbſt nur durch rauhen Zuruf aus dem Wege zu treiben, darf er ſich nicht einfallen laſſen, weil ihn ſonſt der Pöbel in Stücke reißen würde. Da die vierfüßigen Heiligen gewohnt ſind, von den Vorübergehenden eine kleine Gabe von Mais oder Zuckerbrod zu empfangen, ſo wird er überdies wohl thun, ſtets etwas dergleichen in den Taſchen vorräthig zu haben, weil, wenn ſie an den letzten eine Weile vergeblich herumgeſtört haben, ſie mit den Hörnern ihren Forderungen manchmal Nachdruck zu geben pflegen. Vermöge ihres natürlichen Phlegma's iſt dieſe Heiligengattung indeß dennoch viel weniger beläſtigend, als eine andere: die dem Gott Hanuman, der für Rama die Inſel Ceylon eroberte, geweihten Affen. Trotz ihrer Heiligkeit haben ſie ihre unruhige, diebiſche, neckende Natur nicht nur beibehalten, ſondern vielmehr noch ganz beſonders ausgebildet. Der Reiſende — denn auf den Fremden haben ſie es ganz beſonders abgeſehen — kann ſich vor ihren mauſenden und zauſenden Krallen kaum einen Augenblick ſchützen. Auf allen Dächern der Verandahs, an allen Fenſterſimſen, ſpringen unzählige — meiſtens Weibchen — herum, aus allem Schnitz- und Schnörkelwerk der hölzernen Verzierungen langen ſchwarze Hände, oder fletſchen verzerrte haarige Geſichter, und verlangen durch Winken, Zwinkern und Zähneklappern einen Obſt- oder Confecttribut, der ihnen auch ſelten verſagt wird, da auf hartnäckige Weigerung oft ein ſtarkes Bombardement von Steinen, Knütteln, und oft noch unangenehmern Dingen, zu folgen pflegt. — Ruhiger ſind die dritte und vierte Art der heiligen Thiere, die Pfauen und die Fiſche. Für jene ſind mehrere große Getreideflecke angeſäet, und ſie werden zu beſtimmten Stunden mit Mais gefüttert. Faſt eben ſo ſchlimm als die Ochſen des Schiwa und die Affen des Hanuman aber ſind die Fakirs, die heiligen Bettler, die ſchmutzig, mit verwildertem Haar, den Körper mit Kreide und Kuhmiſt beſchmiert, mit fortwährendem Geſchrei: ‚Aga Saib! Topi Saib!‘ (‚Herr gieb Almoſen! Gieb zu eſſen!‘) die Straßen durchziehen, und damit, ſo wie mit dem Lärm einer ohrzerreißenden Muſik, dem in die indiſchen Myſterien nicht Eingeweihten die größte Qual empfinden laſſen. Hier zu Bindrabend finden ſich fortwährend Fanatiker aller Art; abgeſetzte indiſche Fürſten, welche für ihre Gräuel Buße thun wollen, wandeln neben den ſcheußlichſten Verbrechern, die ihre Sünden zu ſühnen trachten, indem ſie andere, von einer tollen Glaubenslehre vorgeſchriebene, zu dieſen häufen. Hier iſt es, wo die Unvernunft ſeit Jahrtauſenden auf dem Throne ſitzt, und mit dem Verbrechen einen immerwährenden Feſttag feiert. — — —

Im Frühjahr des Jahres 1824, zu einer Zeit, wo eine Unzahl von Pilgern ſich zu Bindrabend wegen eines Feſtes der Göttin Kali eingefunden hatte, luſtwandelten zwei junge Mädchen im Schatten eines Palmenhains, unweit einer, im europäiſchen Geſchmack gebauten Villa, die nicht entfernt von der Straße lag. Die beiden Schweſtern, Fanny und Betty Maccarthy, waren die Töchter eines Obriſten, deſſen Regiment jenſeits Mottra in Kantonnirungsquartieren lag. Man konnte es den jungen Damen nur wenig anſehen, daß ihre Mutter keine Europäerin geweſen war. Von hoher indiſcher Abkunft, hatte dieſe, bei Gelegenheit des Krieges gegen Tippo Saib, den damaligen Major Maccarthy kennen lernen, ſie war, was in Indien bis dahin faſt nie vorgekommen, Chriſtin geworden, und hatte den liebenswürdigen jungen Mann geheirathet; indeß war ſie nach wenigen Jahren geſtorben. Die Töchter hatten meiſtens im Hauſe eines Oheims gelebt, welcher Civilgouverneur des Bezirks war, und ſich theils in Calcutta, theils auf ſeiner Villa bei Bindrabend, den größten Theil des Jahres aufhielt. In wenig Tagen wollten die Schweſtern dieſen Aufenthaltsort verlaſſen. Fanny, die älteſte, war die glückliche Braut des jungen, ſchönen und reichen Charles Rivers, Majors in dem Regimente, welches Obriſt Maccarthy commandirte. Die Ankunft des Bräutigams, die auf dieſen Tag feſtgeſetzt war, hatte die Schweſtern zu dem Spaziergange verlockt, und ſie richteten ihre Schritte nach einem, auf einem Hügel gelegenen, etwas verfallenen, der Göttin Kali geweiheten Tempel, von wo man einen weiten Umblick auf die in voller Pracht des Oſtens prangende Gegend, beſonders aber auf die Straße hatte, von woher der Erwartete kommen mußte. Beide Schweſtern waren in Zügen und Formen ſehr verſchieden, doch beide überaus ſchön und anmuthig. Fanny war eine jener ſtrahlenden Schönheiten, deren Anblick ſchon im erſten Moment bezaubern, bei Betty trat das Liebliche, welches erſt nach und nach, aber dann um ſo ſtärker feſſelt, mehr hervor.

„Weiter gehe ich nicht, Schweſter! Ich fürchte mich;“ ſagte Betty, indem ſie Fanny bei der Hand faßte, und am Fuße des mit blühendem Hibiskus bedeckten Hügels, auf deſſen Gipfel die ſonderbaren Formen des kleinen Tempels emporragten, ſtehen blieb.

„Dann lohnte es ſich, daß wir ſo weit gegangen wären! Komm! Sei kein Kind!“ entgegnete Jene, indem ſie die Schweſter mit ſich fortzog.

„Wir haben uns nie ſo weit von der Villa entfernt, und Niemand iſt in der Nähe;“ verſetzte Betty, jedoch dem Drange nachgebend, und den Hügel aufwärts ſteigend.

„Ich weiß nicht, was Du haſt!“ rief Fanny lachend. „Wer ſollte es wagen, den Nichten des Gouverneurs nur einen Blick zuzuwerfen, wenn es ihnen nicht gelegen wäre?“

„Ei, das möchte ich dennoch nicht behaupten!“ ſprach Betty lächelnd. „Als ich mit dem Oheim heute in der Stadt war, ſah ich Einen, der kein Auge von mir verwendete.“

„Gewiß Mr. Rithie, der erſt kürzlich hier ankam, und vermöge ſeiner Pariſer Erziehung Alles ſich erlauben zu dürfen glaubt;“ ſprach Fanny.

„Nein, es war kein Engländer“ — hob Jene an.

„Was?“ unterbrach ſie Fanny ſogleich. „Ein Hindu? Der Unverſchämte! Und er erlaubte ſich Dich zu begaffen? Gewiß wird es ein verrückter Fakir geweſen ſein.“

„Auch nicht;“ verſetzte Betty. „Es war ein junger Mann; ein Pilger vermuthlich. Er war ſehr gut gekleidet. Säbel und Dolch glänzten von Gold und Silber. Ich hielt ihn für einen Dſchemador, oder ſonſt einen angeſehenen Mann aus der Provinz.“

„Immerhin, es war unverſchämt!“ fiel Fanny ein. „Dieſe Leute machen ſtets ein gewaltiges Geſchrei, wenn einer unſerer jungen Offiziere nur ein Auge zu den Fenſtern ihrer Zenana (Harem) erhebt, eine vornehme Begum (Dame) — und das ſind wir doch in ihren Augen — anzublicken, gilt ihnen für das Uebermaß aller Unſchicklichkeit.“

„Er ſchien es zu fühlen, daß er ſich vergeſſen hatte,“ fuhr Betty fort, „denn als ich ihn ſtarr anſah, ſchlug er die Augen nieder und ſchien beſtürzt. — Er war übrigens ein ſehr hübſcher junger Mann.“

„Hübſch? Ich begreife nicht wie bei dieſen gelben und ſchwarzbraunen Geſichtern davon nur die Rede ſein kann,“ rief die ältere Schweſter. „Mir iſt noch kein Hindu hübſch oder liebenswürdig erſchienen, in Beziehung auf letzteres Prädicat etwa unſern alten Freund, den Capitain Mohun Pang, ausgenommen. — Aber ſieh einmal, Betty,“ fuhr die Sprechende fort, als ſie auf dem Gipfel des Hügels angekommen, und in die offene Thüre des kleinen Tempels getreten waren, „da ſitzt die Göttin Kali in aller ihrer deteſtabeln Pracht.“

Ein ſchwarz angemaltes Götterbild, mit halbverwelkten Blumen bekränzt, thronte auf einer kleinen Erhöhung. Hinter ihm führte eine kleine halbverfallene Treppe auf die von einer hohen Baluſtrade umgebene Platteform des Tempels.

„Schade!“ rief Fanny lachend, indem ſie auf das koloſſale Haupt der Göttin zeigte, „daß Capitain Mohun nicht bei uns iſt! In welche Klagen über Vernachläſſigung des Cultus würde er ſich ergießen, wenn er ſähe, daß eine Schwalbe ſich in der Augenhöhle der Göttin ganz friedlich eingeniſtet hat, und dort ungeſtört aus- und einfliegt. Aber komm, Betty, laß uns auf die Platteform des Tempels ſteigen, dort muß eine herrliche Ausſicht ſein.“

Dies war in der That der Fall. Das Auge konnte meilenweit in der herrlichen Gegend, an den majeſtätiſchen Ufern des Stromes umherſchweifen. Kleine Wäldchen von Palmen und Bambus, oder maleriſche Gruppen koloſſaler Teackbäume, gaben dem

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Viertes Bändchen.

blühenden Gelände das Anſehn eines unermeßlichen Parks. Lange ſahen die Schweſtern nach der ſich, in weniger Entfernung am Fuße des Hügels vorbeiziehenden Landſtraße, aber immer wollte nichts ſichtbar werden, was auf die erſehnte Ankunft des geliebten Reiſenden gedeutet werden konnte. Während aber die Mädchen in die Ferne blickten, ertönten auf einmal Männerſtimmen unten am Eingange des Tempels. Erſchrocken blickten die Schweſtern durch ein paar kleine Oeffnungen im Fußboden, welche, wie es ſchien, zum Abzuge des Rauches bei Brandopfern angebracht waren, und durch die man in das Innere des Baues ſehen konnte, ohne von dort bemerkt zu werden. Sie ſahen zehn Männer mit Schwert und Dolch bewaffnet. Die meiſten hatten düſtere aber kühne Züge. Die Fremden ſprachen einige leiſe Worte, dann warfen ſie ſich vor dem ſchwarzen Bilde der Göttin im Halbkreiſe zu Boden, und berührten mit Stirn und ausgeſtreckten Armen das Pflaſter.

„Ich fürchte mich entſetzlich,“ flüſterte Betty, „aber wir können uns nicht unbemerkt entfernen, der Rückweg iſt uns abgeſchnitten.“

„Es ſind Pilger! Was iſt da beſonders zu beürchten? Sie verrichten ihre Andacht," verſetzte Fanny nbefangen, aber leiſe. „Laß uns ein wenig ihre omiſchen Ceremonien belauſchen."

So wie die Fremden eine Weile ſtill gebetet hat-en, ſtand einer, welcher, ſeinen Anzug und den glänzenden Waffen nach, der Vornehmſte zu ſein ſchien, uf, er erhob beide Hände über das Haupt, und rief nit ſtarker, in den Tempel wiederhallender Stimme:

„Heil mächtige Kali, eiſerne Mutter!" —

„Heil der Zerſtörenden und Erhaltenden!" riefen ie Uebrigen, indem ſie ſich gleichfalls erhoben.

Auf einen Wink des Erſten ließ ſich die Geſell-chaft im Kreiſe nieder. Der, welcher der Vorſitzer u ſein ſchien, hatte das Geſicht nach Weſten gerichtet.

„Große Göttin Allmutter, ſegne unſer Werk!" ief weiter der Vorige, die Augen gen Himmel erhe-end. — „Niſchan Wallah, enthülle die heilige Hacke."

Einer von den Zehn, ein junger, äußerſt ſchöner Mann, zog ein Packet aus dem Buſen.

Als er den Schleier, mit dem es umhüllt war, useinanderſchlug, kam eine ſtählerne Hacke, wie elche etwa die Gärtner brauchen um Gruben zu machen, jedoch mit etwas kürzerm Stiel, zum Vorſchein. Ein Zweiter ſetzte einen Teller von Meſſing in die Mitte des Kreiſes, und der Vorſteher legte das Inſtrument, welches er dem jungen Mann aus der Hand nahm, auf denſelben.

„Sieh, Fanny!“ flüſterte Betty leiſe. „Jener junge Mann iſt der, von dem ich ſprach. Iſt er nicht ſchön? —“

Die Schweſter antwortete blos durch ein Kopfnicken; die Neugier, was die Männer ſonſt noch beginnen würden, ſchien alle ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen.

„Brüder, Söhne der Erzeugerin und Zerſtörerin, bereitet das Weihopfer!“ rief Jener wieder.

Zwei Männer holten einen verdeckten Korb aus einer Vertiefung unter dem Piedeſtal des Götzenbildes hervor. Mehrere Päckchen, welche geſtoßenen Zucker, Knoblauch, weißes Sandelholz, und einige andere, den Schweſtern unbekannte Spezereien enthielten, wurden geöffnet, ein Feuer, mit einigen Stücken Mangoholz, die gleichfalls in dem Korbe waren, angezündet, und jene Dinge, ſo wie die äußeren Schalen von zwei Kokusnüſſen, in die Flammen geworfen, die Nüſſe ſelbſt aber vor den Vorſteher hingelegt.

Mit einer gewiſſen Gravität ergriff Letzterer die Hacke, welche auf dem Teller lag, fuhr ſiebenmal damit durch's Feuer und rief mit ſtarker Stimme:

„Soll ich ſchlagen?“

Auf eine Verneigung der Anweſenden faßte er die Hacke mit beiden Händen, und indem er mit der hammerförmigen Seite derſelben zwei ſchmetternde Schläge auf die Kokusnüſſe führte, rief er:

„Sei bei uns, Kali! Vernichterin, gieb uns ein Zeichen!“

Schalen und Kern der Nüſſe ſprüheten im Kreiſe umher. Die Geſichter der Männer drückten Ueberraſchung und Freude aus. Der Vorſteher nahm kleine Stückchen der Kokusnuß, tauchte ſie in Zucker, und ſteckte jedem der Anweſenden eins davon in den Mund. Alle übrigen Stücke, auch die kleinſten Partikelchen, wurden ſorgfältig zuſammengeleſen, und ſammt den Schalen in's Feuer geworfen. Die Hacke ging aus einer Hand in die andere im Kreiſe herum, Jeder drückte ſie mit Inbrunſt an die Bruſt, der junge Mann aber, auf welchen Betty die Schweſter aufmerkſam gemacht, wickelte ſie, ſo wie ſie zu ihm gelangte, ſorgfältig in den Schleier, und verbarg ſie in dem Buſen. Das Feuer ward nun zuſammengeſchürt, Alle ſaßen ſtumm und unbeweglich, wie in tiefen Betrachtungen verſunken, bis die Flammen verlodert und nichts als Kohlen übrig waren, dann erhob ſich der Vorſteher, und indem er, wie ſegnend, ſeine Arme über ſeine Genoſſen, die mit der Stirn den Boden berührten, breitete, rief er aus:

„Große Göttin! Allmutter! Iſt Dir unſere Reiſe genehm, ſo leihe uns Deinen mächtigen Beiſtand, ſende uns Deine Zeichen, und empfange die Opfer mit Wohlgefallen.“

Auf einen Wink des Sprechenden erhoben ſich Alle.

„Gehe,“ ſagte der Aelteſte zu dem jungen Manne, der die Hacke im Buſen trug, „vertraue das Heiligſte der Erde!“

Der junge Mann verließ den Tempel. Nach etwa fünf Minuten, welche ſeine Gefährten ſchweigend zubrachten, erſchien er wieder, indem er die Hände auf der Bruſt kreuzte. Auf einen Wink des Aelteſten verbarg einer der Männer den leeren Korb unter dem

Piedeſtal der Göttin, und die Geſellſchaft entfernte ſich in tiefem Schweigen.

„Begreifſt Du den Unſinn?“ rief Fanny lachend, als Jene ſich ſo weit entfernt hatten, daß die Sprechende nicht von ihnen gehört werden konnte. „Mir iſt es, ſeit ich in Bindrabend bin, als lebte ich in einem großen Narrenhauſe mitten unter lauter Verrückten, Dich und den Oheim ausgenommen.“

„Du ſollteſt nicht ſo ſprechen, Fanny!“ ſagte die Schweſter im Tone leiſen Vorwurfs. „Jeder Cultus hat Ceremonien, die dem, der ſie nicht verſteht, unbegreiflich oder abgeſchmackt vorkommen. Unter dieſer ſonderbaren Hülle birgt ſich gewiß ein ſehr frommer, kindlicher Sinn.“

„Ein kindiſcher vielmehr, wo nicht Verbrechen;“ fiel Fanny ein. „Die Augen dieſer Leute glänzten von einem unheimlichen Feuer bei dem Vorgange. Es ſind tolle Fanatiker.“

„Alle nicht!“ ſagte Betty lebhaft. „In den ſchönen, reinen Zügen jenes jungen Mannes —“

Die Sprechende ſtockte, über und über erröthend.

„Warum ſprichſt Du nicht weiter?“ ſprach die Schweſter aufmerkſam. „Ah, Du meinſt, ich könnte

Dich necken! Gewiß nicht. Wie könnte ich glauben, daß ein Hindu Dich beachten, oder Du für ihn ein Intereſſe fühlen könnteſt! Dieſe Leute ſind Narren. Eine Kuh mit vergoldeten Hörnern hat für ſie mehr Intereſſantes, als alle europäiſchen Schönheiten zuſammengenommen. — Aber ſiehe da! Dort wirbelt Staub auf der Landſtraße. Ein Elephant mit einem Haudah, in welchem eine rothe Uniform glänzt. Gewiß, er iſt's! Komm! Komm!" —

Mit aller Haſt einer harrenden Braut eilte Fanny Treppe und Hügel abwärts, und zog die Schweſter mit ſich fort. —

Am folgenden Tage war eine glänzende Soirée bei dem Gouverneur, dem Onkel der beiden Mädchen, in der Villa verſammelt. Europäiſche Angeſtellte, Kaufleute, Offiziere und vornehme Hindu's, wogten bunt durch einander. Kleider, ſelbſt Geſichter, zeigten eine wahre Muſterkarte von Farben. Europäiſche Weine und Delicateſſen, vermiſcht mit den auserleſenſten indiſchen Früchten und Confituren, wurden von reich gekleideten Negerbedienten herumgegeben. Unweit eines Fenſters unterhielt ſich Fanny mit ihrem Bräutigam, einem jungen Offizier von ſehr hübſchem Aeuern und dem feinſten Manieren; von dem Glück ihrer Zukunft. Neben ihr befand ſich die Schweſter im Geſpräch mit einem alten Cavallerieoffizier. Er war ein Hindu, und ſein graues Haar, die Runzeln im Geſicht, und eine furchtbare Narbe auf der Wange, waren eben nicht geeignet ihn zu einem, den Augen junger Damen wohlgefälligen Gegenſtand zu machen. Demungeachtet hatte der Mann etwas Stattliches. Obwohl ſchon von bedeutendem Alter, war ſeine magere Geſtalt nicht im mindeſten gebeugt, ſein Auge blitzte, und letzteres, wie der dichte, weiße Knebelbart in dem dunkelbraunen Geſicht, gaben dem alten Soldaten ein außerordentlich kriegeriſches Anſehn. Wie es ſchien, war Betty mit dem Alten ſehr befreundet, denn ſie litt es nicht nur, daß er ihre runde weiße Hand längere Zeit in ſeiner ſehnigen, dunkelgebräunten hielt, ſondern ſie blickte ihn ungemein freundlich mit ihren hellen, blauen Augen an.

„Ich kann gar nicht ſagen, welche Freude Sie uns machten, Capitain Mohun, daß Sie ſich bewegen ließen, den Major herzubegleiten, um uns abzuholen!“ ſagte ſie, ihm herzlich die Hand drückend. „Es iſt mir immer eine neue Freude, wenn ich den

Freund, dem unſer Vater ſo viel, ja als er in Tippo Saibs Gewalt war, Freiheit und Leben verdankte, den Mann, der unſere verewigte Mutter gekannt hat, und der, wie ich mich noch ganz dunkel erinnere, von ihr als der, den ſie nach dem Vater auf der Welt am meiſten ſchätzte, oft genannt ward, nach längerer Abweſenheit einmal wiederſehe.“

„Ihr Vater iſt ein Ehrenmann, Miß Betty, eine Zierde der Armee, tapfer, treu und edel, wie Lekeman, Rama's Gefährte;“ ſagte der alte Krieger. „Aber, Fräulein, wenn Sie Ihre Mutter länger beſeſſen, ſie näher gekannt hätten, Ihre ſchöne, edle, unvergleichliche Mutter *), ſo würden Sie mir beiſtimmen, wenn ich ſage, daß es ihresgleichen nicht mehr giebt, und daß ſie nicht nur von Sitta, die Wiſchnu auf Ceylon erkämpfte, den Namen trug, ſondern ihr auch an Schönheit und Tugend gleich kam. — Ja, Miß Betty,“ fuhr der Alte in tiefer Bewegung fort, „Ihre Mutter, von dem alten Geſchlecht der Herrſcher von Mayſur, wäre würdig ge-

---

*) Siehe Erzähl. u. Nov.: 9ter Band: „Die Verwandlungen.“

weſen, den Thron der Kaiſer von Delhi zu ſchmücken, ſie zog es indeß vor, ſich den Göttern Englands zuzuwenden, die in ihrer Art auch ganz gut ſein mögen, und Major Maccarthy die Hand zu reichen. Seit dieſer Zeit betrachte ich mich immer, als ein Anhängſel ihres Hauſes, deſſen Freude und Leid ich in allewege getheilt, und ſo verſteht es ſich ja auch von ſelbſt, daß ich Major Rivers, der ſeine Braut abholt, herbegleite, ganz abgerechnet, daß es um ſo nöthiger iſt, als die Straßen gegenwärtig nicht ganz ſicher ſind."

„Sie meinen wegen der zahlreichen Pilger, die gegenwärtig auf dem Zuge hierher ſind?" verſetzte Betty.

„Das nicht! Nein, durchaus nicht;" fiel der Capitain ein. „Es wird zwar in wenig Tagen das Feſt der Bhavani, der geſchaukelten, in der Luft aufgehenkten Göttin beginnen, wobei in alten Zeiten ſtets einige Menſchen geopfert wurden, jetzt aber fließt nur noch das Blut von Hähnen, die getödtet, und rauchend von Blut in die Luft geworfen werden. Nein, von den Pilgern iſt nichts zu beſorgen, aber die ‚Thags' laſſen ſich wieder ſpüren, und man kann ſagen, daß es am obern Dſchumna Gegenden giebt,

wo ſie, ſo zu ſagen, die Straßen mit Menſchengebeinen gepflaſtert haben."

„Die Thags?" fragte Betty befremdet. „Ich habe nie dieſen Namen gehört."

„Nicht? Das wundert mich;" verſetzte der Hauptmann. „Die Thags" —

In dieſem Augenblick trat der Gouverneur zu den Sprechenden. Drei Offiziere, in der Uniform der Sipais, der leichten Infanterie von Madras, begleiteten ihn. Zwei davon waren Männer von einigen vierzig Jahren, der dritte ein äußerſt ſchöner Jüngling im Anfange der zwanzig. Der Gouverneur war ein ältlicher, feiner Herr von würdigem Anſehn.

„Hier ſtelle ich Ihnen," ſagte er zu Rivers, Mohun und den Schweſtern, „die Capitains Garudha und Kanſa, und den Lieutenant Rao Gaddi, vom erſten Regiment der leichten Infanterie von Madras, vor. — Die Herren reiſen wie wir übermorgen nach Mottra, und ich habe ihnen vorgeſchlagen ſich uns anzuſchließen, und die Jagd, zu der uns Kaibar, Khan von Dewi eingeladen hat, mitzumachen."

Während Major Rivers ſich mit den Fremden unterhielt, und Capitain Mohun und Fanny ihm zuhörten, ruhte das Auge von Betty unverwandt auf dem jüngſten der Offiziere. Auch dieſer blickte Betty an, aber nur einen Moment, dann ſchlug er das Auge zu Boden, ohne ſich in das Geſpräch ſeiner Kameraden zu miſchen. Das letztere hatte ſich inzwiſchen auf die Jagd gewendet, welche der Nuwab dem Gouverneur zu Ehren veranſtalten wollte. Capitain Mohun ſchien dabei ganz in ſeinem Elemente.

„Gefahr, Miß Fanny?“ rief er. „Nicht die geringſte! Ich ſage Ihnen, eine Tiegerjagd iſt das angenehmſte, luſtigſte Schauſpiel von der Welt. O, Sie werden ſehen, wie ſtattlich das iſt, wenn eine ganze Linie Elephanten, jeder mit einem Haudah auf dem Rücken, in dem ſich ein paar Jäger mit guten Büchſen befinden, durch die Dſchungeln (Feldbüſche) vorrückt. Die klugen Thiere gehen langſam vorwärts, jetzt wittern ſie die Nähe der Beſtie, ſie heben die Rüſſel, und fangen an mit ihnen zu trompeten. Nun ſpringt der Tieger auf, er will entfliehen, Schüſſe fallen von allen Seiten, er ſtürzt —“

„Manchmal aber,“ fiel Fanny ſcherzend ein, „ſtürzt er auch nicht, er ſpringt auf einen Elephanten, reißt den Jäger aus dem Haudah, tödtet oder verwundet ihn — in die Wange zum Beiſpiel." —

Sie zeigte mit dem ſchneeweißen Finger auf die gewaltige Narbe, die Mohuns Wange faſt vom Munde bis zum Ohre überlief.

„Hm ja! manchmal; aber ſelten;" verſetzte Mohun lachend. „Damals ritt ich indeß auf keinem Elephanten. Ich war ein armer Hirkarrah (Läufer, Kundſchafter), der ſich damit, und mit der Tiegerjagd ſein Brod verdiente."

„Dann iſt's kein Wunder," ſagte der älteſte der fremden Capitaine, derſelbe, welchen der Gouverneur nur unter dem Namen Garudha vorgeſtellt, „wenn der Herr ſo ſehr für die Tiegerjagd eingenommen iſt."

Es lag etwas wie Verachtung in dem Tone, mit dem er dieſe Worte ſprach. Major Rivers glaubte dem Eindruck, den ſolche auf Mohun machen könnten, ſogleich vorbeugen zu müſſen.

„Noch beſſer wie auf die Tieger-, verſteht unſer Freund ſich auf die Menſchenjagd. Capitain Mohun Pang iſt einer der ausgezeichnetſten, erfahrenſten und tapferſten Offiziere der ganzen indiſchen Armee;" ſagte er, den letzten Theil der Rede beſonders betonend.

„Wirklich?“ ſagte Hauptmann Garudha mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln. „Dann freut es mich um ſo mehr, die Bekanntſchaft eines ſo würdigen Mannes gemacht zu haben.“

„Ganz recht nennen Sie, Herr Major, unſern Kamerad einen Menſchenjäger;“ fiel Capitain Kanſa, der zweite der Fremden, ein. „Jeder Soldat iſt einer, und ſpaßhafterweiſe iſt er auch wieder ein Wild, das gehetzt wird.“

Er lachte dabei überlaut, als ob er etwas ungemein Witziges geſagt hätte.

„Ich wundre mich,“ ſprach Hauptmann Mohun, „daß ich, obwohl ich früher mehrmals mit Offizieren Ihres Regiments zuſammen traf, ja längere Zeit mit dieſen zuſammen in der Nähe von Hydrabad ſtand, nicht ſonſt ſchon Ihre Bekanntſchaft machte.“

„Wir befanden uns ſeit längerer Zeit auf Kommando an der Grenze des Birmanenreiches;“ verſetzte Garudha in leichter Verwirrung. „Dieſer Umſtand war es wohl, der uns der Bekanntſchaft eines ſo achtungswerthen Kameraden beraubte.“

Während Mohun Pang und Rivers mit den Offizieren ſich in ein Geſpräch, ihre Reiſe und die bevorſtehende Jagd betreffend, einließen, führte Betty die Schweſter einige Schritte beiſeite.

„Was ſagſt Du zu dieſen Fremden?“ ſprach ſie haſtig und mit einer ſichtlichen Ueberraſchung.

„Mir iſt, als hätte ich ſie ſchon ſonſt wo geſehen;“ verſetzte Fanny nachdenkend.

„Freilich! — Freilich!“ rief Betty. „Erinnere Dich an die ſonderbare Pilgergeſellſchaft, die wir geſtern in dem Tempel der Kali beobachteten. Der Capitain Garudha — ſo nannte ihn ja wohl der Oheim — iſt derſelbe, welcher der Wortführer zu ſein ſchien, und die Andern waren auch dabei.“

„Du täuſcheſt Dich! Wie wäre dies möglich? Offiziere eines unſerer Sipaysregimenter!“ verſetzte Fanny lächelnd.

„Weiß Gott, wie es zugeht! Aber ich will gleich das Leben darauf laſſen, daß es dieſe ſind, die wir geſtern geſehen haben!“ rief Betty hartnäckig. „Ich will doch mit dem Oheim darüber ſprechen —“

„Um des Himmels willen nicht!“ fiel Fanny ein. „Er würde uns ausſchelten, daß wir uns gegen ſeine öftern Warnungen ſo weit von der Villa entfernten, und uns obendrein auslachen. Ueberdies iſt ja die Sache ganz unmöglich, eine Verwechſelung aber um ſo leichter, als dieſe dunkeln Geſichter ſich alle ähneln wie ein Waſſertropfen dem andern.“

„Mag ſein mit den beiden älteren, aber der jüngſte war dabei!“ rief Betty. „Ueberdies,“ ſprach ſie zögernd, „iſt es derſelbe, der mich neulich ſo lange anblickte.“

„Da haben wir's!“ rief Fanny lachend. „Nun erklärt ſich das Ganze! Er hat Miß Betty lange bewundernd betrachtet, er iſt ein Bischen hübſcher und weniger ſchwarz wie die Andern, und nun meint ſie ihn in jedem jungen Hindu, der einigermaßen paſſabel iſt, wiederzufinden.“

„Abſcheulich!“ rief Betty ärgerlich, und indem ſie die Hand aus der der Schweſter zog. „Drei Tage lang ſpreche ich mit Dir kein Wort mehr.“

Der Gouverneur hatte ſich indeſſen in ein lebhaftes Geſpräch mit den Offizieren eingelaſſen. Er ſprach mit lauter Stimme, ein Kreis hatte ſich um ihn gebildet, mehrere Damen, unter ihnen die beiden Schweſtern, traten hinzu.

„Ich ſage Ihnen, es iſt ſchändlich, daß dieſe Mörderbande nicht längſt ausgerottet iſt!“ fuhr er mit Eifer fort. „Werden Sie indeß glauben, daß ſelbſt einheimiſche Obrigkeiten, Deſchemadare angeſehener Dörfer, die Thags nicht nur ſchützen, ja ſelbſt die Beute mit ihnen theilen? — Bis jetzt war unſer Bezirk von dieſer Peſt noch frei geblieben, aber heute empfing ich einen Bericht, daß man drei friſche Gräber, kaum eine Stunde von hier, und dicht an der Landſtraße, entdeckte. Es ſind Kaufleute, die ermordet worden waren.“

„Iſt es denn aber auch gewiß, daß es Thags ſind, die ſie ermordeten?“ fragte Capitain Garudha im gleichgültigen Tone.

„Ohne Zweifel!“ ſagte der Gouverneur. „Es war Feuer auf dem Flecke, wo ſie begraben waren, angemacht worden. Dies iſt eine Gewohnheit jener Banditen, um die Gräber ihrer Opfer zu verbergen.“

„Dieſe Vorſicht könnten auch wohl Andere gebraucht haben;“ meinte der Vorige.

„Richtig! Aber man fand jeden Leichnam mit aufgeſchlitztem Leibe, und dies thun nur die Thags, damit ſolcher nicht aufſchwelle, und der ſich erhebende Boden die That verrathe. — Dieſe Mörderbande,“ fuhr der Gouverneur, gegen die Damen, die ihn fragend anſahen, gewendet, fort, „hat eine eigenthümliche Organiſation. Hindu's aller Kaſten, und Muhamedaner aller Secten ſind darunter. Sie ſind faſt militairiſch organiſirt; und unter den frühern Regierungen ſoll, was kaum glaublich iſt, ihr Mordgewerbe eine Art Legalität gehabt haben. Außer dem tollen Aberglauben und der Raubſucht, der ihrem ſcheußlichen Gewerbe zu Grunde liegt, haben ſie noch ganz abſonderliche Eigenheiten. So tödten ſie, zum Beiſpiel kein Weib, außer wenn es alt und reich iſt, und Einer ganz beſonders die Verantwortlichkeit dafür auf ſich nimmt. Auch Dichter, Tanzmeiſter, Muſiker, Schneider, Tiſchler, Gangeswaſſerträger, Wäſcher, außerdem — aus ganz natürlichen Urſachen — Fakirs, ſind ausgenommen. Eben ſo darf kein Blut vergoſſen werden. Ihre Opfer werden alle erwürgt. Das Sonderbarſte von Allem iſt, daß ſie ihr Gewerbe keinesweges für laſterhaft anſehen, ſondern eine gute That bei dem Morde zu verrichten meinen, ſo wie daß die Muhamedaner unter ihnen dabei indiſchen Traditionen folgen, und die Göttin Kali verehren, auf deren Kultus ſich überhaupt das Ganze gründen ſoll.“

„Dies iſt,“ fiel Mohun, welcher die kleine

Schwäche hatte, ſeine Kenntniſſe indiſcher Gottesgelahrtheit gern glänzen zu laſſen, ihm in's Wort, „auch allerdings der Fall; nur iſt die reine und hohe Lehre dabei auf's Schändlichſte verzerrt und gemißbraucht worden. — Die Göttin Kali hatte, um die neu erſchaffene Menſchheit zu beſchützen, einen Dämon von ſo ungeheurer Größe, daß ihm das Meer nur bis an die Mitte des Leibes reichte, erſchlagen. Leider half ihr dies nicht viel, denn aus jedem Blutstropfen, der auf die Erde fiel, entſtand ſtets ein neuer Dämon, und ſo begann immer der Kampf von Neuem. Sie erzeugte deshalb aus ihren Armen zwei Menſchen, und gab ihnen eine Schlinge, damit die Ungeheuer zu erdroſſeln. Dieſe Götterſöhne wurden in Kurzem mit ihren Widerſachern fertig, und als ſie nach vollbrachter Arbeit die Schlinge der Göttin zu Füßen legten, ſo ſchenkte ſie ihnen zum Lohne das unblutige Werkzeug mit der Erlaubniß, ſolche Menſchen, die nicht Diener ihrer Gottheit ſind, damit zu erwürgen und ſich ihrer Habe zu bemächtigen. Die Göttin ſtand damals auch ihren Erwählten bei, die Leichname der Ermordeten verſchwanden auf eine unbegreifliche Weiſe — wie Einige behaupten, ſoll ſie die Göttin verſchlungen haben, — zuletzt aber brachte der Vorwitz die beiden Helden um ihren Vortheil. Die Göttin hatte ihnen nämlich verboten, ſich nach geſchehener Erdroſſelung nach den Leichnamen umzuſehen. Einer von beiden übertrat dies Gebot, und nun nahm die erzürnte Göttin die Schlinge, die ſie ihnen gegeben ſo wie die Erlaubniß zur Tödtung, wieder zurück.“

„Aber wie geht es denn zu, daß das Gewerbe dennoch fortgeſetzt wird?“ fragte Betty ſo ernſthaft wie möglich, da ſie den guten Mohun, deſſen Liebling ſie war, um keinen Preis verletzen wollte.

„Hierin liegt eben die Nichtswürdigkeit, wegen welcher ich die Thags am liebſten an dem nächſten beſten Baum hängen ſähe!“ rief der Alte eifrig. „Einmal behaupten die Schurken, die Göttin habe Jenen die Erwürgung nicht verboten, ſondern nur als Strafe auferlegt, daß ſie künftig die Todten begraben müßten, ja ſie habe ihnen ſogar einen Zahn aus ihrem göttlichen Munde als Hacke, eine ihrer Rippen als Meſſer, und den Saum ihres Kleides als Schlinge gegeben; dann ſagen ſie ferner, daß ſie die Nachkommen jener beiden Götterſöhne wären. Eins aber iſt ſo falſch als das Andere.“

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Viertes Bändchen.

I. Brandenburgs Decius.
II. Margarethe Roſen.
III. Die Sibylle vom Eliſabeththurme.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.

„Es möchte Ihnen ſchwer werden dieſe Behauptung zu beweiſen;“ verſetzte Garudha mit Kälte. „Dieſe Tradition iſt ſo gut wie jede andere, oder man müßte alle verwerfen. Auch kann man die von den Thags vorgenommenen Tödtungen nicht Morde nennen. Es ſind Opfer, der Göttin dargebracht, welcher ſie ſich geweiht; ein alter, durch religiöſe Vorſchriften und die Zeit geheiligter Gebrauch. Verſtößt ſolcher gegen die weltlichen Geſetze, nun ſo bezahlen ſie ihre That mit ihrem Kopfe, und ich denke es wird ſich noch kein Thag geweigert haben, dieſen auf's Spiel zu ſetzen. — Sie ſind Radſchput? Nicht wahr? Nun, warum rühren Sie kein todtes Federwild an? Warum nehmen Sie keine Frucht, kein Glas Waſſer aus den ſchönen Händen dieſer Damen, während es Sie doch gewiß ſehr glücklich macht, denſelben dergleichen überreichen zu können? Es ſind religiöſe Vorſchriften Ihrer Kaſte, welche Sie befolgen. Nun wohl! Die Thags befolgen auch dergleichen, indem ſie die Nichtverehrer der Kali tödten. — Würden Sie aus Feigheit jene Vorſchriften verletzen? Gewiß nicht! Nun, die Thags ſtehen gleichfalls mit ihren Köpfen dafür ein. — Doch wozu,“ ſchloß er kalt lächelnd, „mache ich den Vertheidiger von Leuten, die mich nichts angehen! Die Thags werden thun, was ihre Lehre ihnen vorſchreibt, und wird man ſie dabei ergreifen, ſo wird man ſie aufhängen."

„Es iſt ſonderbar," ſprach Major Rivers, welcher, wie alle Europäer, in Oſtindien ſehr vorſichtig war, ſobald ſich das Geſpräch auf den Kultus richtete, „daß dieſe Leute ſonſt in andern Hinſichten gute Mitglieder der öffentlichen Geſellſchaft ſind. Ich habe längere Zeit am obern Dſchumna in Kantonnirungen geſtanden, und zwar in einer Gegend des Flußdelta's, wo eine Menge Einwohner verdächtig waren den Thags anzugehören, und gerade dort waren die Menſchen freundlich, liebreich und beſcheiden. Mehrere wurden wegen ihrer Thaten vor Gericht geſtellt und überwieſen, daß ſie der Secte der „Thaggi' angehörten; ſie geſtanden auch Alles ein, behaupteten aber einen Unterſchied zwiſchen ihren Menſchenopfern und dem Morde, den ſie zu verabſcheuen vorgaben, und indem ſie bis zum letzten Augenblicke ſich ihrer Rechtlichkeit rühmten. Alles lag ihnen daran, in den Verhandlungen nicht als Diebe oder Mörder bezeichnet zu werden; gegen die Strafe proteſtirte Keiner."

„Wie könnte er auch!“ ſagte Lieutenant Rao Gaddi, der bis dahin ſtill aber aufmerkſam zugehört. „Der Glaube, die Geſetze der Beherrſcher Indiens gebieten Ihnen, die Thags zu verfolgen und mit dem Tode zu beſtrafen. Dagegen läßt ſich nichts einwenden. Die Gewalt iſt auf Ihrer Seite, wie die Ueberzeugung des guten Rechts. Kann man aber deshalb annehmen, daß es eine Religion gebe, welche gebiete Verbrechen zu begehen? Iſt überhaupt Alles Aberglauben, was nicht mit unſern eigenen religiöſen Ueberzeugungen übereinſtimmt? Tödten die Thags aus Haß oder Rache? Iſt die Opferung um der Beraubung willen unternommen worden, oder iſt die letztere nicht nur die natürliche Folge jener? Verbarg je ein Thag einen Theil der Beute? Geſtanden die Thags vor Gericht nicht offen ihre Thaten mit der Bemerkung ein: ‚Wer kann ſich ſeines Gewerbes, ſeines Glaubens ſchämen?‘ — Und dieſe Leute ſollten Räuber oder Mörder ſein!“

Dem Gouverneur ſchien die Wendung, die das Geſpräch nahm, ziemlich unangenehm. Als erſte Magiſtratsperſon der Provinz konnte er es natürlich nicht gern ſehen, daß Verbrechen in ſeiner Gegenwart vertheidigt oder wohl gar gut geheißen wurden. Bei alledem war er ſchon zu lange Beamter in Indien geweſen, um nicht zu wiſſen, wie ſehr man jedes religiöſe Vorurtheil der Hindu's zu ſchonen habe, und ſo gab er dem Geſpräch bald eine andere allgemeinere Wendung. Sie betraf vorzüglich die gemeinſchaftliche Reiſe nach Mottra, die Einladung von Kaibar Khan und die Jagd, die Alles übertreffen ſollte, was man bis dahin von dergleichen geſehen.

Die Geſellſchaft blieb noch lange beiſammen. Die drei fremden Offiziere ſchloſſen ſich immer mehr den beiden Schweſtern, dem Major Rivers und dem Gouverneur an. Ihre Unterhaltung war angenehm. Die beiden älteren ſchienen Leute von ungewöhnlicher Bildung, und hatten auf Reiſen den größten Theil des Landes zwiſchen dem Ganges und Burramputeo kennen lernen. Der Lieutenant Gabdi war ſchweigſamer, aber auch ihm konnte man anmerken, daß er guter, gebildeter Geſellſchaft nicht fremd war. Gleichwohl war er auffallend verlegen, wenn er von den beiden Schweſtern oder deren Oheim angeredet wurde. Betty ſchien ihn beſonders zu intereſſiren, denn, obwohl er nur ſelten an ſie das Wort richtete, ſo blickte er ſie doch, ſobald es unvermerkt geſchehen konnte, verſtohlen an, und ſchien ſich den ganzen Abend in ihrer Nähe zu halten. Dieſer Umſtand konnte den beiden Schweſtern nicht unbemerkt bleiben, und Fanny neckte die Schweſter verſchiedentlich mit dem ‚ſteinernen Gaſte‘, wie ſie den jungen Mann nannte, Betty aber verſicherte immer beſtimmter, daß dieſer kein Anderer, als jener junge Hindu ſei, der ſie vor einigen Tagen auf eben ſolche Weiſe ſo unverwandt betrachtet habe. Sonderbar war es, daß Kapitain Mohun von den Fremden ſichtbar gemieden wurde und ſie einem längeren Geſpräche mit ihm gefliſſentlich auszuweichen ſuchten, ſo oft ſich dieſer auch an ſie wandte, um ein ſolches einzuleiten. Betty ſetzte dies auf den indiſchen Kaſtenſtolz und wurde in dieſer Meinung um ſo mehr beſtärkt, als Garudha ſie, mit einer Art von Geringſchätzigkeit auf Mohun blickend, fragte: ‚Ob der Herr mit der Schmarre, der ein ſo eifriger Tiegerjäger und, wie er ſelbſt geäußert, ein ehemaliger Hirkarrah ſei, ſie auf der ganzen Reiſe begleiten werde?‘

Das Mädchen erwiederte auf dieſe Bemerkung: ‚daß die Begleitung Mohuns, den ſie faſt wie einen

Vater verehre und liebe, von ihr zu einer der größten Annehmlichkeiten der Reiſe gerechnet werde;“ eine Antwort, die ſchweigend und mit einem ſpöttiſchen Lächeln von Garudha angehört wurde.

Am folgenden Tage früh ſetzte ſich die ganze Karavane bei Zeiten in Bewegung. Ein Ruſſola (Schwadron) von der Rohillareiterei machte, theils Anſtands, theils Sicherheits wegen, die Bedeckung aus. Die Reiter gewährten einen ſchönen Anblick, obwohl ſie eben nicht zu den beſten Truppen gerechnet wurden. Die rothen Uniformen, die ſtark beblechten, hohen, blauen Mützen, die blitzenden Waffen, vor Allem die goldgeſtickte Standarte mit dem Wappen der oſtindiſchen Kompagnie, die über ihren Häuptern ſchwebte, und von einem Offizier getragen wurde, gab dem Zuge ein ſtattliches Anſehn. Den Rohilla's folgten mehrere ſchön geſchmückte Elephanten; ſie trugen den Gouverneur, Major Rivers, Mohun und die Schweſtern. Die drei Sipavoffiziere waren zu Pferde und galoppirten zur Seite des Zugs, der durch die Dienerſchaft des Gouverneurs, ſo wie durch Händler, die ſich ihm angeſchloſſen, Pilger, Tanzmädchen und Reiſende verſchiedener Art, ſich noch vergrößert hatte.

Die Abreiſe war ziemlich geräuſchvoll, denn eine Menge Fakirs, welche die Reiſenden anbettelten, ſchrieen und lärmten, die Roſſe wieherten, oder ſcheuten ſich wohl auch, wenn einer der heiligen Affen durch den Zug ſprang; der Pauker an der Spitze der Rohilla's ſchlug in einförmigen, aber weit hintönenden Schlägen auf ſein Inſtrument, am anſtändigſten benahmen ſich die Elephanten, welche die Fakirs oder Affen, die ihnen den Weg verrammten, leiſe mit den Rüſſeln bei Seite ſchoben, und ihre koloſſalen, mit Schellen geſchmückten Füße langſam und bedächtig in Bewegung ſetzten. Erſt als man gänzlich aus dem Bereich der heiligen Bevölkerung von Bindrabend gekommen war, ward größere Ruhe in dem Zuge, und eine geregelte Unterhaltung möglich. — Die drei Sipayoffiziere hielten ſich während der Reiſe fortwährend in der Nähe der Elephanten, welche den Gouverneur und ſeine Begleitung trugen. Die Kapitains Garudha und Kanſa unterhielten ſich meiſt mit Major Rivers und dem Gouverneur, die zuſammen in einem und demſelben Haudah ſaßen, Lieutenant Gaddi tummelte ſeinen Rappen zur Seite des Thieres, das Mohun und die Schweſtern trug. — Der Lieutenant war weniger einſilbig als am Tage der erſten Bekanntſchaft, er richtete ſeine Rede meiſt an Betty, und das Mädchen fand Gefallen an der Unterhaltung des ſchönen jungen Mannes, der verſtändig, beſcheiden, und dabei wohlerfahren in den Formen indiſcher Galanterie war. Die Fragen Mohuns beantwortete er ſtets ſehr einfach, und wie es ſchien, mit einer gewiſſen Schüchternheit. So verging der erſte Reiſetag unſern Bekannten recht angenehm. Die Karawane übernachtete unter freiem Himmel in Zelten, welche der Gouverneur vorausgeſendet hatte, und die man zur Seite eines Dörfchens auf einem ſchönen Hügel bereits aufgeſchlagen fand.

Das Abendbrod ward in dem Zelte des Gouverneurs eingenommen, wo ſich die Geſellſchaft zuſammengefunden hatte, und einige Tanzmädchen, ſogenannte Bajaderen, eigentlich „Sängerinnen von Nautſch“, unterhielten ſie bis lange nach Mitternacht. —

Der folgende Tag, an welchem die Reiſenden an dem Hoflager Khaibar Khans eintreffen ſollten, fand ſie bereits ſchon frühzeitig unterwegs. Der Zug ſetzte ſich weniger tumultuariſch in Bewegung, und die drei fremden Sipayoffiziere ſprengten, die Damen begrüßend, eben bei deren Elephanten vorbei, nach der Avantgarde der Rohillareiterei, mit derem Führer ſie Bekanntſchaft angeknüpft hatten, als Mohun ihnen lange nachſah und auf eine ſonderbare Weiſe den Kopf ſchüttelte. Die Schweſtern fragten ihn, was ihm auffalle?

„Ich habe,“ ſagte er, „dem Oberbramin der Hauptpagode zu Bindrabend ſechs Rupien zu einem Opfer am Blumenfeſt für eine günſtige Reiſe gegeben, aber ſechs andere, dem Feuergott Agri geopfert, ſollten mich nicht reuen, wenn ich wüßte, was es mit Dieſen da“ — er zeigte auf die Offiziere — „eigentlich für eine Bewandnis hätte.“

„Wie meinen Sie das, Kapitain?“ fragte Fanny neugierig.

„Es iſt etwas Geheimnißvolles um dieſe Leute;“ verſetzte Mohun kopfſchüttelnd. „Sie ſind nicht das, für was ſie ſich ausgeben. Sie ſind weder Radſchputen noch Offiziere.“

„Was ſagen Sie da!“ rief Fanny mit größtem Erſtaunen. „Sie kennen ſie kaum zwei Tage, haben mit den Fremden nicht hundert Worte geſprochen —“

„Dennoch,“ fiel Mahun dem Mädchen in die Rede, „bin ich meiner Sache ganz ſicher. Erſtens iſt ihre Dienerſchaft für ihren Rang nicht zahlreich genug. Zwei Kapitains und ein Lieutenant; und alle Drei haben zuſammen nur ſieben Bedienten! Der ärmſte Lieutenant bedarf doch mindeſtens drei; den Bolaki Daß (Kammerdiener), den Khidmutgar (Aufwärter bei Tiſche) und einen Saes (Stallknecht).“

„Sie ſind auf weiter Reiſe, und werden nicht viel Geld übrig haben!“ meinte Betty.

„Nein? Nein! — Das iſt es nicht!“ erwiederte Mohun. „Kein Radſchput verletzt ſo den Anſtand, lieber unterläßt er die Reiſe. Ueberdies begegnen die Bedienten ihren Herren nicht mit der gewöhnlichen Achtung. Ich überzeugte mich heute Morgen davon, als ich bei dem Zelte jener Leute vorüberging. Ein Diener trat eben in daſſelbe, und rief ohne weiteres: ‚Es iſt Zeit aufzuſtehen. Der Zug wird ſich bald in Bewegung ſetzen‘. Eine ſolche Unverſchämtheit iſt von Seiten eines Dienſtboten rein unmöglich, wenn ſein Herr von einer höhern Kaſte iſt.“

„Und was hätte er denn thun ſollen?“ fragte Fanny.

„Ei," ſagte Mohun, „da iſt mein alter Rae Bura. Der Menſch war ſchon Diener bei mir, als ich noch Sergeant war, aber ſchon damals ſchlich er leiſe auf den Zehen in mein Zimmer, und rief mit ſanftem Tone: ‚Sahib! Sahib!' Machte ich nun die Augen auf, ſo rief er lauter: ‚Großer Herr! Erwählter Gottes! Es gefalle Dir aufzuſtehen! Man hat ſo eben den Reveilleſchuß abgefeuert!' Dann kam der Saes und fragte mit tiefer Verbeugung: welches Pferd ‚der Beſchützer der Armen' heute zu reiten gedenke? — Nein es iſt unmöglich!" ſchloß er eifrig; „dieſe Leute ſind nicht von einer hohen Kaſte."

„Nun wohl! Mag dies ſein;" verſetzte Fanny, „Offiziere bei einem Sipayenregimente können ſie deshalb dennoch ſein."

„Nimmermehr!" entgegnete Mohun. „Nicht einmal Soldaten! Haben Sie ſolche nicht ſtehen und gehen ſehen? Wenn ſie ſich vom Platze begeben, ſchreiten ſie zuerſt bald mit dem linken, bald mit dem rechten Fuß aus."

„Ich wüßte nicht, wie das anders ſein könnte!"

rief Fanny herzlich lachend, wobei die Schweſter einſtimmte.

„Kein alter Soldat in der Welt thut das!“ ſagte Mohun. „Ich meine: Kein Soldat, der an europäiſches Exercitium gewöhnt iſt. Er beginnt ſtets mit dem linken Fuße. — Und dieſer Garudha, wie einſilbig wird er, wenn ich vom Exercitium zu reden anfange! Geſtern war vom ‚Linksabmarſchiren‘ die Rede; ich glaubte kaum meinen Ohren trauen zu dürfen, als er darunter einen Marſch, der nach der linken Seite gerichtet, zu verſtehen ſchien. Jeder Tambour verſteht das. Nein, dieſe Leute ſind keine Soldaten.“

„Sonderbar!“ verſetzte Fanny. „Wer wären ſie aber denn?“

„Ja, wer dies zu beantworten wüßte!“ ſagte Mohun. „Mir iſt wohl ſchon eine Vermuthung aufgeſtiegen — aber nein; es wäre zu frech, zu abſcheulich. Bei Alledem iſt es gut, vorſichtig zu ſein. Dieſer Garudha vorzüglich iſt mir verdächtig. Schon ſein Name iſt ein böſes Zeichen. Garudha, müſſen Sie wiſſen, hieß der Vogel, der Geieradler durch welchen Kadru, die ſchwarze Böſe, die Gemahlin

Wiſchnu's, in den Beſitz des göttlichen Trankes zu gelangen gedachte, wie ſolches im Mahabharat in der Kriſchna-Avatara überaus ſchön erzählt wird."

Die Schweſtern blickten ſich einander an, und konnten nur mit Mühe ein Lachen zurückhalten, durch deſſen Ausbruch ſie indeß den alten Freund zu ſehr beleidigt haben würden, als daß ſie ſolches nicht ſogleich gewaltſam unterdrückt hätten. Um ſo herzlicher ließ indeß Fanny es ertönen, als bei einem Halt Kapitain Mohun von dem Elephanten ſtieg, um ein wenig mit dem Gouverneur und Major Rivers zu plaudern.

„Begreifſt Du den guten Mohun?" ſprach Fanny lachend zu der Schweſter. „Er, der ſo viel Vorzüge des Geiſtes und des Herzens hat, der in dem ganzen Heere wegen ſeiner Tapferkeit geachtet iſt, rechnet dies Alles für nichts, iſt mild und demüthig wie ein Kind, dagegen ſtolz auf ſeine Kaſte als Radſchput, und möchte am liebſten jene Offiziere für Diebe und Vagabunden halten, weil ſie ſich nicht von ihren Dienern: ‚Großer Herr!' und ‚Erwählter Gottes' nennen laſſen! — Nicht einmal Soldaten ſollen ſie ſein, weil ſie nicht mit dem linken

Fuße voranſchreiten, und auf ſein Kauderwelſch vom Linksabmarſchiren, wie es ſcheint, nicht eben beſonders Achtung gegeben haben; nun aber der Eine gar den ominöſen Namen des Vogels trägt, den Brama gewöhnlich als Reitpferd zu brauchen pflegte, haben ſie bei ihm vollends allen Kredit verloren."

Lange ſcherzten noch die Schweſtern auf dieſe Weiſe. Die Rückkehr des Hauptmanns machte erſt der Unterhaltung ein Ende. —

Es war gegen Abend des Tages, als ſie an dem Hoflager Khaibar Khans eintrafen. Daſſelbe beſtand aus einer Anzahl ſchimmernder, aber nur der Jagd wegen für einige Tage erbauter Pavillons, um die ſich Hunderte von Zelten reihten. Das Ganze ſah faſt wie das Kriegslager eines indiſchen Heeres aus, und nahm beinahe die ganze Vertiefung eines, nicht unbedeutenden Thalgrundes ein. Einige tauſend Menſchen, ſämmtlich zu der Dienerſchaft des Nuwabs gehörig, bewohnten die Zelte, aber bei weitem mehr waren unter freiem Himmel gelagert. Dies war beſonders mit den Soldaten, welche die Wachen des Häuptlings ausmachten, der

Fall, ſo wie mit den Leuten, welche die Fütterung und Verpflegung der Pferde und Elephanten zu beſorgen hatten. Wo die Zelte, die dem Gefolge des Fürſten zur Wohnung dienten, aufhörten, waren andere Zeltreihen aufgeſchlagen. In und um ſie her wimmelte es wie auf einem Jahrmarkt. Es war der wandelnde Bazar, der ſich jedesmal zu etabliren pflegt, wo der Krieg oder ein Uebungslager eine große Menſchenmenge zuſammenführt. Hier verkaufte man Lebensmittel, Kleidungsſtücke, europäiſche Tücher und Shawls aus Kaſhemir, dort boten alte Weiber Amulette gegen das „böſe Auge" aus, um ſolche den Pferden an die Hälſe, oder den Elephanten an die Beine zu hängen, auch ſchröpften ſie die Rücken der Sipay's und Rohilla's, um künftigen Krankheiten vorzubeugen. Einen beſonders guten Platz hatten die Tanzmädchen in dem Lager erhalten. Ihre militairiſchen Verehrer hatten ſchon im Voraus für denſelben geſorgt. Am ſchlechteſten waren die Fakirs einquartirt. Sie ſaßen, eine zerlumpte Decke zum Schutz gegen die Sonnenſtrahlen über ein paar Palmzweige geſpannt, auf der Erde, und bettelten die Vorübergehenden an, und gern warf der arme

Sipay eine vom Gehalt erſparte Kupfermünze in
as vor ihnen ſtehende Näpfchen. —

Noch an demſelben Abend empfing Khaibar Khan
nſere Bekannten in ſeinem Pavillon. Der Gouver-
eur hatte ſich um ſo mehr beeilt, dem Häuptling ſeine Aufwartung zu machen, als dieſer für das Un-
erkommen der Geſellſchaft beſtens geſorgt hatte. Vier Pavillons, ausgeſtattet mit Allem, was in Indien zur Bequemlichkeit gerechnet wird, waren für dieſe
rbaut worden, und man mußte geſtehen, daß die Ausſtattung ſo prachtvoll als elegant war. Die beiden Pavillons, welche der Gouverneur und die Schweſtern inne hatten, ſtanden auf keine Weiſe dem eigenen des Fürſten nach, aber auch die beiden andern, welche Rivers, Mohun und die drei Offiziere bewohnten, waren überaus elegant. — Khaibar Khan war ein Mann von einigen vierzig Jahren und von impoſantem Aeußern. Er liebte die Engländer und war viel mit ihnen umgegangen; ein Umſtand, der ſich in ſeinem ganzen Weſen bemerkbar machte. Dennoch hing er ſehr an gewohnten indiſchen Beluſtigungen, unter welchen die Jagd obenan ſtand. Er war dieſer ſo leidenſchaftlich ergeben,

daß er oft wochenlang in einem Zeltlager kampirte, und einen großen Theil des Jahres über, der Jagd wegen, ſein Gebiet von einem Ende bis zum andern durchzog. Kaum waren die erſten Begrüßungen vorüber, als er mit großer Lebendigkeit von der Tiegerjagd, die er auf morgen veranſtaltet habe, zu ſprechen anhob. Er rechnete die Ankunft des Gouverneurs und ſeiner Begleitung für ein höchſt glückliches Omen, denn, wie er ſagte, hatte er vor einer Stunde die Nachricht bekommen, daß die Dſchungeln (Feldbüſche), einer jenſeits des Lagers gelegenen Hügelreihe, drei Tieger, worunter einer von nie geſehener Größe, beherbergten. Die Anweſenheit Mehuns, den er als einen berühmten Tiegerjäger hatte nennen hören, machte ihm das höchſte Vergnügen, und er bat dieſen, daß er die Leitung der Jagd übernehmen möge. Die Frage der Schweſtern: ‚ob es wohl möglich ſei, das Schauſpiel mit einiger Sicherheit zu betrachten,‘ wurde von dem Nuwab dahin beantwortet, ‚daß ſich dies ganz von ſelbſt verſtehe, und daß dafür beſtens Sorge getragen würde. Ueberhaupt,‘ ſetzte er hinzu, ‚käme ſelten ein Unglück dabei vor, höchſtens würden einige Schikarri's (ein-

borne Tigerjäger von Gewerbe) dabei zerriſſen; da
es aber Leute aus niedern Kaſten wären, ſo habe
weiter nichts zu bedeuten.‘ Nachdem man abge-
det, daß mit Sonnenaufgang der Zug aufbrechen
llte, verließ die Geſellſchaft den Pavillon des Häupt-
ngs, und durchwandelte das Lager. Da der Abend
ßerſt ſchön war, ſo ſpazierte man längs dem Ufer
nes Baches bis in eine Verlängerung des Thals,
o ein Palmenwäldchen einen kleinen, ſchattigen Hain
ldete, deſſen Abgelegenheit und Stille einen intereſ-
nten Gegenſatz mit dem tobenden Lagerlärm machte,
nd den Schweſtern ſo gefiel, daß ſie beſchloſſen,
ächſter Tage es wieder zu dem Ziel eines Spazier-
nges zu wählen. — Während dieſes Abends hatte
ch Gaddi fortwährend in Betty's Nähe gehalten.
eine frühere Schüchternheit war verſchwunden, und
unterhielt ſich, ſo oft es nur die Schicklichkeit er-
ubte, mit dem Mädchen. Sein Auge glänzte dann
on einem ſolchen Feuer, ſeine Sprache war ſo voll
er lebendigſten, nur einer orientaliſchen Phantaſie
genen Bilder, daß es weder Betty noch ihrer Schwe-
er verborgen bleiben konnte, daß Erſtere den tiefſten
indruck auf den jungen Hindu gemacht habe. Wäre

Gaddi ein Europäer geweſen, ſo würden die glühenden Huldigungen des jungen Mannes, unterſtützt von einem höchſt einnehmenden Aeußern, ſchwerlich ohne Anklang bei Betty geblieben ſein; die Kluft, welche, durch Sitte, Religionsbegriffe und Herkommen geöffnet, zwiſchen beiden Nationen beſteht, war jedoch allzugroß, als daß die Liebe des jungen Mannes mehr als ein herzliches Wohlwollen bei Betty hätte hervorbringen können. Letzteres war indeß von der Art, daß ſie, als Fanny nach ihrer Weiſe die Schweſter mit der Neigung des jungen Mannes zu necken begann, dieſer um den Hals fiel, und ſie bat, ihr nicht durch Scherze, die eine an ſich edle Regung in den Kreis des Spottes zögen, wehe zu thun.

Da vermöge des Intereſſes, das die Schweſtern an dem jungen Manne nahmen, ſie ſein Betragen aufmerkſamer als das ſeiner Gefährten beobachteten, ſo konnten ihnen auch manche Eigenthümlichkeiten nicht entgehen. So glaubten ſie unter andern, eine gewiſſe Scheu des Jünglings vor ſeinen beiden Kameraden, welche indeß von der Abneigung, die dieſe Mohun bewieſen, verſchieden war, die aber auch nicht blos von den Subordinationsverhältniſſen bedingt ſein konnte, zu bemerken. Eine zweite Eigenthümlichkeit fanden ſie darin, daß, als Kapitain Garudha geſprächsweiſe hinwarf, wie der Abend ſo ſchön, und die Kühle ſo erquickend ſei, daß man den Spaziergang wohl noch weiter, das Thal entlang, bis zum Ufer des Dſchumna ausdehnen könne, Lieutenant Gaddi haſtig einwendete daß es unrathſam ſei, die Damen Gefahren auszuſetzen, indem eine Menge ſchlechtes Geſindel ſtets um ein Lager herumſtreife. Garudha warf, wie die Schweſtern bemerkten, hierauf einen durchbohrenden Blick auf den beſtürzt die Augen niederſchlagenden jungen Mann, doch fügte er nur, verächtlich lächelnd, die Bemerkung hinzu: ‚Einer Gefahr ſei für den, der ſeine Verpflichtungen kenne, eben nicht ſchwer zu begegnen, und Jeder von ihnen würde in einem ſolchen Falle wiſſen, was ihnen zu thun obliege.' Hätte etwas das Wohlwollen, welches Betty für Gaddi zu fühlen anfing, herabſtimmen können, ſo war es die ungemeine Aengſtlichkeit, mit welcher ihr der junge Mann zuflüſterte: ‚daß ein Spaziergang in einiger Entfernung vom Lager in mehreren Beziehungen ſtets mit Gefahr ver-

Brandenburgs Decius.

Eine Erzählung.

Pergite animo forti! hodie apud inferos
fortasse coenabimus. — —

knüpft ſei, und daß er ſie beſchwöre, ſich und die Schweſter einer ſolchen nicht auszuſetzen, jedenfalls aber, wenn wieder einer ſtattfinde, noch ein paar treue Diener mitzunehmen.‘ Betty ſah in der dringenden Bitte des jungen Mannes meiſt nur einen Mangel an Muth, eine Eigenſchaft, die eben nicht geeignet iſt, die Achtung einer Dame für einen Verehrer zu erhöhen. Sie antwortete deshalb ein wenig ſpöttiſch: ‚Sie habe nicht die geringſte Furcht, da ſie meine, daß er ſie im Falle einer Gefahr auf's Aeußerſte vertheidigen werde.‘ Zu Betty's Ueberraſchung nahm Gaddi dieſe Rede ganz anders auf als ſie geglaubt. „Bei Brama's göttlichem Haupte!“ rief er aus, indem er krampfhaft ihre Hand faßte, „nie ſoll des Ganges heiliges Waſſer meine Hand benetzen, nie ſoll meine Seele den ſeligen Kreislauf der Geiſter vollenden, wenn ich geſtatte, daß Ihnen in meiner Anweſenheit etwas Böſes widerfahre.“ —

Betty erſchrak nicht wenig über die Heftigkeit, mit welcher der Jüngling dieſe Worte ausſprach. Mit dem Ausdruck der Leidenſchaft, der in ihnen lag, war der einer feſten Ueberzeugung, daß wirklich Gefahr vorhanden ſei, gepaart. Gern hätte ſie ihm noch einige Fragen, die auf letztere Bezug hatten, vorgelegt, ſie fürchtete indeß bei der Bewegung, in der er ſich befand, daß ſeine Mittheilungen die Aufmerkſamkeit der übrigen Geſellſchaft erregen könnten, und ſo beſchloß ſie ſolche auf eine andere Gelegenheit zu verſchieben. — —

Die Dämmerung des folgenden Morgens war kaum angebrochen, als das ganze Lager bereits in Bewegung war. Zwanzig Elephanten Khaibar Khans ſtanden ſchon angeſchirrt, die zierlichen Haudahs mit koſtbaren Decken belegt, außerhalb des Lagerbezirks zum Abmarſch fertig, als der Gouverneur mit ſeinen Nichten, und der übrigen Reiſegeſellſchaft in das Zelt des Häuptlings trat. Der Letztere war ſehr geſchäftig, Befehle zu dem Transport von Zelten, ſowie von Körben, gefüllt mit allerlei europäiſchen und aſiatiſchen Köſtlichkeiten, mit denen er die Jagdgeſellſchaft zu bewirthen gedachte, zu geben. Einem Zemindar mit einem Kommando Rohilla's ward aufgetragen, die vorliegenden Hügel mit einer Poſtenkette zu beſetzen, damit Niemand aus dem Lager, des Zuſchauens halber, weiter als bis dorthin vordränge.

„Ihr, Hauptmann Mohun Pang,“ rief der

Nuwab unſerm Bekannten gleich beim Eintritt in's Zelt entgegen, „ſollt die Jagd leiten. Ich habe für Euch deshalb einen der behendeſten und dabei vollkommen jagdgewohnten Elephanten ausſuchen laſſen."

„Sorgt nicht, Radſchah;" verſetzte lächelnd der Alte, indem ſich ſein dunkles Geſicht zu einem wilden Ausdruck verzog. „Ich habe als armer Schikarrih über hundert Tiegern mit eigner Hand den Garaus gemacht, und bin bei dem Tode von einem halben Tauſend zugegen geweſen, ich weiß mithin wie mit den Burſchen umzuſpringen iſt. Die Hauptſache aber iſt die Eintheilung, und der Schutz der Nichtcombattanten. — Wie ſteht es mit Ihnen, Herr Gouverneur, und mit Ihnen, Major Rivers?"

„Wir ſind bei den Jägern, und bleiben bei einander;" verſetzte der Erſtere.

„Dem muß ich widerſprechen, Sir!" erwiederte Mohun. „Ich weiß zwar, daß Sie und der Major eine Saigaantelope, oder einen Hirſcheber gut niederzuſtrecken im Stande ſind, aber ein Tieger iſt ein anderes Wild. — Ich muß bitten, daß der Radſchah Jedem von Ihnen einen beſondern Elephanten, dazu aber einen guten Schützen zur Unterſtützung gebe. — Wer wird der Beſchützer der Damen ſein?"

„Dazu erbiete ich mich!" rief Gaddi lebhaft. „Ich ſchieße gut, und habe ſchon Tiegerjagden beigewohnt."

„Gut!" verſetzte Mohun Pang nach kurzem Nachdenken. „Sie werden mit den Damen in dem Haudah Platz nehmen, mir aber vor dieſen Herren Ihr Ehrenwort geben, ſich nicht von dem Wege, den ich Ihnen vorſchreiben werde, zu entfernen, und Ihr Gewehr nicht abzufeuern, ſelbſt wenn ſich ein Tieger vor die Füße Ihres Elephanten legte."

„Wie?" rief Gaddi, während die Geſellſchaft in lautes Lachen ausbrach. „Ich ſoll nicht ſchießen dürfen?"

„Sie dürfen nur in dem Falle Feuer geben, wenn ein Tieger den Elephanten, auf dem ſich die Damen befinden, anfällt. Daß dies nicht geſchieht, ſoll meine Sorge ſein;" erwiederte Mohun gleichfalls lachend. „Geben Sie mir Ihr Wort darauf?"

„Wenn es nicht anders ſein kann!" verſetzte der Lieutenant achſelzuckend.

Während die Schweſtern Gaddi mit Neckereien, hinſichts ſeiner Galanterie, die er nun allzuſpät zu bereuen ſchiene, überhäuften, erinnerte Mohun, daß es Zeit ſei aufzubrechen, weil die Tieger, nachdem ſie die Nacht auf Raub umhergeſchweift, nun am feſteſten in ihrem Lager lägen. Die Geſellſchaft begab ſich außerhalb des Lagerbezirks, Alle beſtiegen die harrenden Elephanten, und der Zug ging vorwärts. —

Für die Schweſtern war ein Ritt dieſer Art nichts Ungewohntes, ſie hatten ſchon mehrmals kleinere Jagdpartien auf ähnliche Weiſe gemacht, und zogen den Sitz auf hohem, luftigem Haudah, einem ſolchen in dem von Menſchen getragenen Palankine vor. Das Haudah, welches man auf Jagden anwendet, iſt von dem auf Reiſen gebräuchlichen einigermaßen verſchieden. Es beſteht aus zwei gepolſterten, hinter einander befindlichen, mit niedriger Seiten- und Rücklehne verſehenen Sitzen, die mit Teppichen bedeckt ſind. In dem vorderſten nahmen die Schweſtern Platz, hinter ihnen, in dem zweiten, ſaß Gaddi mit zwei ſcharfgeladenen Büchſen zur Seite. So wie der Zug auf den Höhen ankam, die das Lagerthal begrenzten, hielt derſelbe. Man ſah von hier aus in eine weite Ebene, welche der Dſchumna wie ein ſilbernes Band durchſtrömte. Das Thal war faſt ganz unbebaut, aber unfruchtbar war es nicht. Nur um ein in der Mitte deſſelben liegendes Dörfchen, welches Schairpur (wörtlich: „Tiegerort“) hieß, ſah man einige reifende Durrahfelder. Die Menge der Raubthiere, von dem der Flecken den Namen trug, hatte die Gegend faſt unbewohnbar gemacht. Khaibar Khan, obwohl ſonſt nicht einer der ſchlimmſten der kleinen indiſchen Herrſcher, war ein zu großer Jagdliebhaber, als daß er dieſem Zuſtand der Umgegend hätte ein Ende machen ſollen, und dies Thal war ſo zu ſagen ſein Tiegergehege. Eine große Anzahl kleiner Feldbüſche, die zum Theil unter ſich zuſammenhingen, war über das Thal zerſtreut, und dieſe waren die Zufluchtsorte der Raubthiere, wogegen das friedlichere Wild in dem faſt halbmannshohen Graſe der Ebene lagerte.

So wie die Geſellſchaft auf der Anhöhe Halt machte, ordnete Mohun die Aufſtellung.

„Sie, Lieutenant Gaddi, führen mit Ihrem Elephanten den linken Flügel;“ ſagte er. „Sie ziehen ſtets auf dem Kamme der Hügel vorwärts. Von hier aus können die Damen die ganze Jagd überſchauen, und ſchwerlich wird ein Tieger hierher den Lauf nehmen, da der Wind vom Lager herüberſtreicht. — Die Linie der Elephanten ſtellt ſich halbmondförmig quer durch das Thal auf. Der rechte Flügel lehnt ſich an den Fluß. Sobald der Radſchah das Zeichen giebt, indem der Tſchadda (der große Sonnenſchirm) über ſeinem Haudah geſchloſſen wird, geht Alles vorwärts.“

Die Anordnungen Mohuns wurden genau befolgt. Es bildete ſich ein Halbmond, in deſſen Mitte der Elephant, der den Häuptling trug, ſeinen Platz einnahm. Weiter rechts und links befanden ſich die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft, und einige indiſche Gäſte Khaibar Khans. Mohun allein nahm keinen beſtimmten Platz ein. Auf einem muntern Elephanten, geführt von einem rüſtigen Hindu, der auf deſſen Nacken ſaß, trabte der Alte längs des Halbmonds hin und her. Er ſchien heute ganz in ſeinem Elemente. Mohun, wie die drei Sipayoffiziere, hatten die enge europäiſche Uniform für heute abgelegt, und Erſterer ſchien damit einen andern Menſchen angezogen zu haben. Seine hagere Geſtalt, welche ſonſt von einer etwas ſchlotternden Uniform bedeckt war, nahm ſich in dem weiten, weißen mit einer Purpurſchärpe zuſammengehaltenen, indiſchen Gewande viel beſſer aus, und die tiefliegenden, forſchenden Augen blitzten unter den buſchigen, grauen Augenbrauen noch einmal ſo kühn aus dem dunkeln Geſicht. Der glänzend rothe Turban bedeckte ganz und gar die ſilberweißen Haare, und Alles zuſammengenommen, beſonders aber ſeine ungemeine Beweglichkeit, liehen dem Greiſe das Anſehn eines Funfzigers. Auch Gaddi ſtand die orientaliſche Tracht viel beſſer, als die beengende europäiſche. Er war in den weiten, fliegenden Gewändern, dem koſtbaren Shwalturban, wie ein junger Sultan anzuſchauen, und Fanny neckte die Schweſter, indem ſie ihr heimlich zuflüſterte, daß es Aufmerkſamkeit erregen würde, wenn ſie, wie es ſchiene, über den Anblick des jungen Mannes die ganze Jagdluſt vergeſſe. Gaddi war heute viel geſprächiger und unbefangener wie ſonſt. Er ſcherzte und lachte viel, bald pries er ſich glücklich, die Luſtparthie in der Geſellſchaft der Schweſtern zu genießen, bald jammerte er, daß er nicht würde Gelegenheit finden können, vor ihren Augen ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Muth zu beweiſen. Selbſt Fanny fand ihn heute ſehr liebenswürdig und unterhaltend.

Die Einziehung des mächtigen Sonnenſchirms des Nuwab gab endlich das Zeichen zum Vorwärtsrücken, und der ganze Halbkreis ſetzte ſich in Bewegung. Still und bedächtig ſchritten die klugen Elephanten durch das Gras der Ebene, welches ihnen faſt bis an den Bauch reichte. Die Linie war noch nicht tauſend Schritt vorwärts gezogen, hier und da ſprang bei ihrer Annäherung eine Antilope auf, und plötzlich rauſchte auch ein tüchtiger Hirſcheber, dicht vor den Füßen des Elephanten, der Rivers trug, aus dem Dſchungelgras hervor. Schon hatte der Major die Büchſe am Backen.

„Schießen Sie nicht, Major!“ ſchrie Mohun, auf ſeinem Thiere ſchnell herantrabend. „Die Tieger ſind liſtig wie alle Katzen. Sie dürfen ein paar Schüſſe fallen hören, und fort ſind ſie aus ihrem Lager, als ob ſie Flügel hätten wie Kalenki, das weiße Himmelsroß, oder Läufe wie Menu, der Mondſtier.“

„Ich glaubte,“ ſagte Rivers, „es ſei ein Tieger!“

„Ei, ei, welche Unerfahrenheit!“ ſprach Mohun. „Glauben Sie denn, daß die Gazellen und Babiruſſa's ſich, blos um das Vergnügen zu haben, von ihren Todfeinden gefreſſen zu werden, ſo nahe bei deren Lager aufhalten? — Blieb Ihr Elephant etwa ſtill ſtehen, um Ihnen Zeit zum Schießen zu laſſen, was das kluge Thier gewiß thun würde, wenn ein Tieger aufgeſprungen wäre? — Nein, Major, verlaſſen Sie ſich nur auf Ihren Elephanten, der Ihnen ſchon ein Zeichen geben wird, beſonders aber paſſen Sie gut auf, wenn er zu ſprechen anfängt.“

Rivers wollte eben den Alten fragen, was er unter der Elephantenſprache verſtehe, als dieſer bereits wieder nach einem andern Punkte der Linie eilte.

Letztere mochte etwa eine halbe Stunde vorwärts gezogen ſein, als man bemerken konnte, daß das Wild abnahm, und bald ſich kein einziges mehr blicken ließ. Die Dſchungeln wurden überdies dichter, ſumpfiger, und am Ufer des Dſchumna ſah man große Rohrbüſche. Plötzlich trabte Mohun nach einem Punkte, wo er halten blieb. Hier lag eine zerriſſene und halb verzehrte Saigaantilope. Der Boden umher war feſtgetreten, das Geſträuch zerſtört, Aeſte

lagen weit umhergeſtreut. Die Linie näherte ſich. Khaibar Khan trat auf dieſen Punkt.

„Kurz vor Tagesanbruch hat die Beſtie das Wild gefaßt, der Tieger iſt den Fußtapfen nach von Mittelgröße;“ ſagte Mohun, indem er aufmerkſam die Stelle betrachtete. — „Paſſen Sie auf, Major Rivers!“ ſetzte er nach einer Weile hinzu. „Zwiſchen Ihnen und dem Radſchah wird der Tiger herausbrechen. Sehen Sie dort in jener Dſchungel auf dem dürren Aſt den wilden Pfau, der ein Rad ſchlägt? Wo ein ſolcher iſt, iſt ein Tieger nicht weit. — Aha! Ihr Elephant ſpricht bereits. Er wittert die Beſtie ſchon.“

Rivers bemerkte, daß ſein Elephant auf eine ſonderbare Weiſe durch den Rüſſel quikte, dieſen empor hob, und ſich in dem Leibe des Thieres ein eigenthümliches rollendes Getöſe vernehmen ließ. Der Elephant des Häuptlings ſtieß kurz hinter einander ein paar ſcharfe Trompetentöne aus. Bei Alledem war nicht das Geringſte zu bemerken. Blos das Gras begann etwa zwanzig Schritt von dem Major, wie vom Winde leicht bewegt, zu ſchwanken.

„Feuer! — Schießen Sie doch, Major!“ rief

Mohun in heftigſter Aufregung. — „Sehen Sie nicht, der Tieger geht fort!“

Rivers ſchoß in das ſich bewegende Gras.

„Gefehlt!“ rief Mohun, als der Schuß gefallen war.

Jetzt knallte es aus dem Haudah Khaibar Khans.

„Er liegt!“ rief der Alte. „Spannt den Tſchadda auf, daß die Linie Halt macht!“

Das Signal ward ſofort befolgt. Einige Diener ſprangen von den Elephanten, um den Tieger herbeizuholen. Er war von Mittelgröße. Die Kugel des Häuptlings hatte ihn durch's Herz getroffen. Khaibar Khan befahl, daß er zu den Damen gebracht würde, damit dieſe das Thier betrachten könnten. Bald darauf ſetzte ſich die Linie von Neuem in Bewegung.

Dies geſchah indeß langſamer, und mit größerer Vorſicht wie früher. — Die Dſchungeln wurden dichter und dichter, die Rohrbüſche am Flußufer umfangreicher, der Boden ſumpfiger. Eine Menge von der Sonne bereits gebleichter Thierknochen, viele mitunter noch ganz friſche Tiegerſpuren, bewieſen, daß man ſich mitten in dem Lieblingsgehege dieſer Raubthiere befände. Die Aufmerkſamkeit der Jäger ward immer geſpannter. Jeder wehende Zweig, jeder ſich bewegende Rohrkolben, war ein Gegenſtand, der ſcharf in's Auge gefaßt wurde. Die Aufregung der Jagdgenoſſen theilte ſich auch den Elephanten mit. Aeußerſt langſam und bedächtig ſchritten ſie vorwärts, das kluge Auge der Thiere rollte in dem koloſſalen Haupte, und ſo wie ein Windzug die Witterung ihres Todfeindes ihren ſcharfen Geruchsorganen empfinden ließ, erhoben ſie die Rüſſel, und ſtießen die ſchrillenden Trompetentöne aus, welche anzeigten, daß ihnen wohl bewußt ſei, was vorgehe. So ging es eine Weile fort, kein Tieger ließ ſich ſehen, als plötzlich der Elephant, welcher Rivers trug, wie eingemauert feſt ſtand, den Rüſſel erhob, und das Rollen in ſeinem Innern ſich äußerſt ſtark bemerkbar machte. Eine kleine, kahle Fläche, die ſich etwas über das Dſchungelgras erhob, befand ſich einige vierzig Schritt von dem Major. Neben derſelben waren einige Geſträuche, und es kam Rivers vor, als ob ſich ein gelbbrauner Gegenſtand hinter ihnen bewege. Wie es ſchien, hatte Kapitain Garudha, der Nachbar des Majors, eine weniger verdeckte Richtung nach jenem Punkte, denn es fiel ein Büchſenſchuß aus deſſen Haudah. Auf den Knall erfolgte augenblicklich ein furchtbares Gebrüll in dem Geſträuch, welches ſogleich von dem Trompeten der Elephanten beantwortet wurde. In dieſem Moment erſchien ein Tieger der größten Art auf dem kleinen Hügel. So wie er ihn betrat, wandte er ſich gegen die anrückende Linie. Die Augen des Thieres ſprühten Flammen, ein Fieberſchauer ſchien den Körper zu durchzucken, ſein Schweif war hoch in die Luft gehoben, ſtarke Blutstropfen perlten über die breiten, ſchwarzen Streiſen, welche, wie dunkele Bänder, über die ſchöne, pomeranzenfarbige Sammethaut des Thieres herabliefen.

Rivers wollte ſich den Ruhm nicht entgehen laſſen, das mächtige Raubthier zu erlegen. Er befahl dem Treiber, den Elephanten weiter vorwärts zu bringen, da die Entfernung noch zu bedeutend ſei. Der Elephant gehorchte zwar, aber ſtöhnend und mit hoch gehobenem Rüſſel.

Der Tieger erwartete ſeinen Gegner ſtehenden Fußes. Stolz blickte er ihm entgegen, aber als ob er ihn warnen wolle, zeigte er ihm die Zähne, und ſtieß zweimal kurz hintereinander ein Gebrüll aus, wie Rivers es nie von einem gefangenen Tieger gehört hatte, und bei welchem ihn unwillkürlicher Schauder überlief.

„Halten Sie an, bis ich herankomme!“ rief Mohun in dieſem Augenblicke aus Leibeskräften in einiger Ferne. „Die Beſtie entgeht uns nicht. Sie iſt in den Bug verwundet.“

Rivers vernahm den Zuruf des Freundes, aber er dachte in dieſem Augenblicke nur an den Ruhm, der ihm entgehen könnte, zudem befand er ſich eben ſchußrecht, ſein Elephant ſtand plötzlich wie angepflöckt, und erhob mechaniſch den Rüſſel und den rechten Vorderfuß. Blitzſchnell führte der Major die Büchſe an die Wange, er zielte und ſchoß. In dieſem Moment ſtieß der Tieger einen Schrei des Schmerzes und der Wuth aus, er that vier bis fünf Sprünge, und erhob ſich, als er in der Nähe von Rivers war, kerzengerade auf den Hinterfüßen, indem er den blutrothen Rachen öffnete, und die Klauen ausſtreckte, um ſich an dem Kopfe des Elephanten feſtzuhalten. In der aufgerichteten Stellung, in der er war, hatte das Thier eine Höhe von faſt acht Fuß, es erreichte mithin die des Sitzes, auf dem ſich Rivers befand, und der Major empfand deutlich den betäubenden, faſt brennendem Kapſicum ähnlichen Geruch des Athems des Ungeheuers. — Rivers hatte nach dem erſten Schuſſe ſogleich nach der zweiten Büchſe gegriffen, ſie geſpannt und nach dem Backen geführt, aber er wäre dennoch, ehe er zum Zielen kommen konnte, in Gefahr gerathen, wenn nicht das kluge Thier, das ihn trug, ſich in's Mittel gelegt hätte. Ein wohlgezielter, ſchmetternder Schlag mit dem Rüſſel ſauſ'te auf den Tieger herab, die Beſtie ward zu Boden geworfen, und augenblicklich ſtand auch der ſäulenähnliche Fuß des Elephanten auf dem Gegner, deſſen Gebeine hörbar praſſelten und knackten. Das Ganze war nur ein Moment; in einem zweiten trat der Elephant mit einer Schnelligkeit, die man dem Koloſſe nimmermehr zugetraut haben würde, einige Schritte zurück. Noch wand der Tieger ſich am Boden, brüllend ſuchte er ſich zu erheben, aber ein Schuß knallte in dieſem Augenblicke dicht neben Rivers, und das Thier ſtürzte, durch den Kopf getroffen, leblos zuſammen.

„Welche Unvorſichtigkeit!“ ſchalt Mohun, nachdem er gravitätiſch ſeinem hinter ihm ſitzenden Diener die Büchſe gereicht, um ſie zu laden. „Warum warteten Sie nicht, bis ich heran war, oder Kapitain Garudha? Wiſſen Sie nicht, daß ſelten ein Tieger auf einen Schuß fällt? — Gut, daß Ihr Elephant beſonnen war!“

„Ich meinte,“ ſagte Rivers ein wenig beſchämt, „daß der Tieger fliehen würde, weil er ſich nicht, wie ich erwartete, zum Sprunge niederlegte.“

„Ja, zum Sprunge niederlegte! Steht in Büchern, iſt aber nicht wahr;“ eiferte Mohum weiter. „Der Tieger macht zwar gewaltige Sprünge im Laufen, aber nicht bei'm Angriff. Er ſucht ſich mit den Krallen an den Elephanten anzuhängen, um ſich ſo hinaufzuziehen und den Reiter zu erreichen. Danken Sie dem Himmel — und ich will, wenn wir nach Mottra kommen, Brama ein Blumenopfer dafür bringen — daß Sie auf dieſe Weiſe davon kamen.“

Der erlegte Tieger ward, wie früher, den Damen hingebracht. Fanny konnte nicht ſatt werden, das Thier zu bewundern. Es war der größte Tieger, den ſie je geſehen und, obwohl todt, war er dennoch von einer Furcht erregenden Schönheit. Starr blickte das gelbgrüne Auge. Der Rachen, aus welchem zolllange, elfenbeinweiße Zähne glänzten, und deſſen weißgelbe Lippen krampfhaft emporgezogen waren, war weit geöffnet. Zweifingerbreite, glänzendſchwarze Bänder liefen von dem dunkelgelben Rücken, längs der breiten Schultern herab, und verloren ſich unterhalb der, wie mit Sammet bekleideten, Seiten und der Bruſt. Da das Mädchen, der Entfernung wegen, nicht hatte gewahr werden können, in welcher Gefahr ihr Verlobter geſchwebt, ſo konnte ſie ſich ungeſtört der Luſt an der ſtolzen Beute überlaſſen, und ſie verſicherte wiederholt: „es gehe nichts über das Vergnügen einer Tigerjagd, welche ja überhaupt nur ein wahrer Spaß ſei.“

Der Jagdtag ſchien heute ein überaus glücklicher zu ſein. Noch zwei Tiger, doch von minderer Größe, als der Vorige, wurden erlegt, und nicht ein einziger Unglücksfall war vorgekommen, nicht einmal ein Elephant bedeutend verwundet worden. Die Luſt nahte ſich indeß ihrem Ende. Ein kleiner Strom von ziemlicher Tiefe, der, die Hügel durchbrechend, ſich in den Dſchumna ergoß, war von Khaibar Khan als die Grenze angenommen worden, bis wohin man verrücken und wo die Jagd ein Ende nehmen ſollte. Die felſigen, zerriſſenen Ufer dieſes Flüßchens, waren zum Theil mit Geſträuch bewachſen. Jenſeits deſſelben war das Terrain theils allzuſumpfig, theils ſo mit tiefen Ravins durchſchnitten, daß die Elephanten nur mit großer Unbequemlichkeit, ſelbſt mit Gefahr hätten vordringen können. Man befand ſich jetzt ſchon in der Nähe dieſes Striches Die Hügel ſenkten ſich hier gegen den Fluß hin ab, und ſchon lenkte der Mahawat (Führer) den Elephanten, welcher die Schweſtern trug, thaleinwärts, als dieſer plötzlich, in der Entfernung einiger dreißig Schritte vom Flußufer, ſtehen blieb.

„Was giebt's? — Was iſt dem Thiere?“ fragte Gabbi den Führer.

„O Sahib,“ erwiederte dieſer, „es muß ein Tieger ganz in der Nähe ſein! Meine alte Ada ſcheint ihn zu wittern, und ſie täuſcht ſich niemals.“

„Diesmal thut ſie es dennoch!“ fiel Betty lachend ein. „Es ſteckt, wie es ſcheint, ein Hirſcheber in dem Geröhrig. — Siehe Mahawat! Dort in dem Dſchungelgras kriecht ein Thierchen; es ſcheint ein Ferkel.“

„Nein! — Nein!“ rief der Treiber, während ſein Elephant zugleich einen ſcharfen Trompetenton ausſtieß und den Rüſſel bewegte. „Eine ſäugende Tiegerin muß in dem Geſträuch ſein, und — o Sahib, da kommt ſie.“

Er hatte dieſe Rede noch nicht ganz geendet, als es in dem nahen Rohr am Flußufer zu krachen begann, und plötzlich ein Thier herausbrach, welches mit kurzem Gebrüll und in Bogenſätzen nahte. Augenſcheinlich hatte die Tiegerin — denn eine ſolche war es — ihre Jungen aus den Augen verloren, der Lärm des Jagdzugs hatte ſie aufgeſchreckt und beſorgt gemacht, ſie wollte ihre Brut ſammeln und beſchützen, da erblickte ſie den Elephanten. In raſender Wuth ſtürzte ſie heran. Von Furcht oder Liſt, um ſich wegzuſtehlen, wie ſie die Tieger manchmal zeigen, war augenſcheinlich kein Gedanke.

„Feuer! — Feuer!“ rief der Treiber. „Er fällt uns an.“

Augenblicklich hatte Gaddi die Büchſe am Backen. Er zielte, drückte los — die Büchſe verſagte.

Die Schweſtern ſtießen ein lautes Angſtgeſchrei aus.

Der dreißigjährige Krieg hatte unſägliche Leiden über die Mark Brandenburg gebracht. — Die Neutralität, welche der friedliebende Georg Wilhelm ſo lange als nur möglich zu erhalten getrachtet, brachte beinahe mehr noch als ein offener Krieg das Land an den Rand des Verderbens. Beide Parteien, Kaiſerliche und Schweden, die Kriegsvölker der Liga wie die Truppen des Grafen von Mansfeld verheerten und brandſchatzten das Land. Bedeutende Städte wurden entvölkert, blühende Dorfſchaften verödet, und noch in unſern Tagen zieht der Pflug des fleißigen Märkers ſeine Furchen über Stätten, wo vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges lachende Ortſchaften geſtanden. Der Waffenſtillſtand von 1628 ſetzte zwar endlich ſo vielen Leiden ein Ziel, aber nur lange Friedensjahre wären im Stande geweſen, die Spuren derſelben zu verwiſchen, den Lebensabend des

„Schießt! Sahib, ſchießt, oder wir ſind verloren,“ rief erſchrocken der Führer, indem er ängſtlich nach Gaddi blickte, der Elephant aber Rüſſel und Vorderfuß erhob.

Gaddi hatte eben nach der zweiten Büchſe gegriffen. Der Tieger war ganz in der Nähe. Wuthbrüllend erhob er ſich. Gaddi zielte, er drückte los, aber in demſelben Augenblick ſchlug der Elephant mit dem Rüſſel nach dem Thiere, und dies gab dem Gewehr eine falſche Richtung. Die Kugel drang, anſtatt in die Bruſt, in den Hals des Tiegers, welcher zwar zuſammenſtürzte, aber ſich ſogleich wuthbrüllend wieder erhob, und die Klauen in den Bug des Elephanten ſchlug, um ſich an dieſem bis zu dem Haudah zu erheben.

Die beiden Mädchen ſtießen ein entſetzliches Angſtgeſchrei aus, ſie fielen einander in die Arme, und machten Miene, ſich aus dem Haudah zu ſtürzen. Der Treiber war voll Entſetzen von dem Thiere herabgeſprungen, hatte einen Teppich von dem Sitze geriſſen, ſich ſolchen um den linken Arm gewunden, und, indem er den Dolch zog, ſich zu einem perſönlichen Kampf mit dem Ungeheuer bereit gemacht.

Die Klauen des Thieres, der geöffnete Rachen
es Tiegers, von dem der Elephant ſich umſonſt
urch Schütteln und Stampfen, ſo wie durch Rüſ-
elſchläge zu befreien ſuchte, befanden ſich kaum ein
aar Spannen von den Schweſtern, welche ſich be-
eits verloren wähnten, als Gaddi ſein Gewand auf-
iß, ein Inſtrument von Stahl, von ſonderbarer
Geſtalt, zum Vorſchein brachte, und indem er ſich
ber die Mädchen beugte, aus Leibeskräften mit je-
em auf den Kopf des Ungeheuers loshieb. Bei
em dritten ſchmetternden Schlage ließen die Anſtren-
ungen des Tiegers, ſich emporzuziehen, nach, bei
em vierten und fünften brüllte er dumpf, ſchien be-
äubt, die Tatzen öffneten ſich, er ſtürzte zur Erde;
ogleich trat ihn der Elephant unter die Füße. —
In wenig Augenblicken war er von den Tritten des
Koloſſes faſt zermalmt. Kein Knochen des Raub-
hiers blieb ungebrochen, kein Gelenk in ſeinen Fu-
gen. Erſt als es beinahe zu einer unförmlichen
Maſſe getreten war, gelang es dem Treiber, den
aus mehreren Wunden blutenden Elephanten zu be-
änftigen.

Die Schweſtern waren, als der furchtbare Augenblick bereits völlig vorbei, als ein indiſcher Häuptling, der zunächſt denſelben ritt, ſich an ihrer Seite befand, und Mohun ſchnell herbeieilte, noch völlig ſprachlos und geiſterbleich.

„Dieſe Tiegerjagd iſt die erſte und letzte für mein ganzes Leben!“ rief Fanny, als ſie der Sprache wieder mächtig war.

„Ohne unſern Begleiter waren wir verloren!“ ſagte Betty auf Gaddi zeigend.

Mohun machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er nicht bedacht oder vorausgeſehen, was weder zu bedenken noch vorauszuſehen geweſen war, nämlich daß im Geſträuch am Flußufer, wo die Jagd ein Ende nehmen ſollte, ſich ein Tieger aufhalten könne. Er bat die Schweſtern, den Vorgang recht genau zu ſchildern, da, wie er meinte, die Erlegung des Thieres mit ſo eigenthümlichen Umſtänden, wie ſie ſelten vorkämen, begleitet geweſen ſei, und er beſichtigte die Reſte des Thieres von allen Seiten. Beſonders als Fanny ſagte, daß Gaddi das Thier durch Schläge mit einem Inſtrument getödtet — der Lieutenant fiel hier ein, es ſei ſein Dolch geweſen, den er nicht habe aus der Scheide bringen können, —

ſchien dieſer Umſtand den Alten dergeſtalt zu intereſſiren, daß er das Haupt des erlegten Tiegers längere Zeit in den Händen hielt, um es auf's Genaueſte zu unterſuchen.

Khaibar Khan, der Gouverneur, ſo wie Rivers, überſchütteten Gaddi mit Dankſagungen, wegen der ſo muthvollen als eigenthümlichen Vertheidigung der Schweſtern, auch Mohun ſchloß ſich ihnen an, doch ſchien es Betty zu bedünken, als ob er weniger warm in ſeinem Danke wäre, als er es hätte ſein müſſen, inſofern er ſich als den, obwohl unſchuldigen Veranlaſſer jenes Schreckensauftritts anklagte.

Während, nach Beendigung der Jagd, der größte Theil der Geſellſchaft noch mit dem Genuß der Köſtlichkeiten, womit Khaibar Khan dieſe bewirthete, beſchäftigt war, ſchlug Mohun der jüngeren der beiden Schweſtern vor, ihn nach einem Punkte zu begleiten, wo die erlegten Thiere zur Schau hingelegt waren. So wie ſie ſolche beſehen hatten, bat er Betty, ihm nochmals den Vorgang recht genau zu ſchildern, indem er wieder den Kopf des erlegten Unthiers in die Hand nahm.

„Haben Sie," fragte er ſodann, „den Dolch, oder wie Miß Fanny ſagte, das Inſtrument, womit Gaddi den Tieger tödtete, genau geſehen?"

„Nur auf einen Augenblick," verſetzte Betty unbefangen. „Er riß es aus dem Buſen, und ſchlug damit heftig auf das Thier, dann verbarg er es eben ſo ſchnell. — Ich hätte es nicht für einen Dolch gehalten, es ſah eher wie ein Hammer, oder eine Streitaxt aus, wie ſolche die Birmanen führen. Mag es indeß geweſen ſein, was es will, ich danke dem Himmel, daß es ſeine Schuldigkeit that, und werde dem guten Gaddi dieſe That nie vergeſſen."

„Gewiß, er verdient die größte Dankbarkeit;" ſagte Mohun, doch immer wieder von Neuem den Kopf des Thieres unterſuchend. — „Nein!" ſetzte er endlich nach einigem Nachdenken hinzu. „Mit einem Dolchgriff iſt Niemand im Stande, den harten Schädel einer alten Tiegerin einzuſchlagen."

„Sagen Sie mir nur, welches Intereſſe Sie daran nehmen können, ob der Kopf des Raubthiers mit einer Streitaxt oder einem Dolchgriff zerſchmettert wurde? Ich bin völlig zufrieden, daß es nur überhaupt der Fall iſt;" verſetzte Betty, zum erſtenmale ſeit dem Schreck wieder über eine der vielen

Eigenthümlichkeiten des alten Freundes herzlich lachend. — „Intereſſirt es Sie wirklich ſo ſehr, die Sache genau zu wiſſen, ſo will ich es Gaddi ſagen, und ihn bitten, uns das Inſtrument ſeiner Heldenthat ſehen zu laſſen.“

„Nein! — Nimmermehr! — Kein Wort davon!“ fiel Mohun ihr raſch in's Wort. „Es iſt am Ende doch wohl möglich, daß es ein Dolch war. Er ſagte es ja. — Ich bitte Sie, ſagen Sie kein Wort von unſerm Geſpräch zu Jemand. Es könnte den Schein des Lächerlichen auf mich werfen.“ —

Als ſie ſich den Andern näherten, erblickten ſie Garudha und Gaddi in heftigem Geſpräch. Erſterer ſchien dem Letzteren Vorwürfe zu machen, ſein Auge funkelte zornig, endlich kehrte er ihm aufgebracht den Rücken.

Wenige Momente ſpäter trat Alles den Rückzug in's Lager an. — —

„Wiſſen Sie wohl,“ ſagte Fanny zu Mohun, als dieſer zur Zeit des Sonnenuntergangs in den Pavillon der Schweſtern trat, „daß wir, ſobald es kühler geworden ſein wird, einen Spaziergang in die allerliebſte Thalſchlucht, die nach dem Ufer des Dſchumna führt, machen werden?"

„Major Rivers ſprach davon, und ich bitte um die Erlaubniß Sie begleiten zu dürfen;" erwiederte der Freund mit einer äußerſt düſtern Miene.

„Es iſt ganz allerliebſt dort, und man entkommt dem Lagergetöſe, das ich bereits herzlich ſatt habe;" fiel Betty ein.

„Dennoch hätte uns Gaddi, der eine eigenthümliche Abneigung gegen dieſes Thal zu haben ſcheint, und überhaupt ganz abſonderliche Eigenheiten hat, beinahe die Freude verdorben;" ſagte Fanny. „Stellen Sie ſich vor! Nachdem wir den Oheim zu dieſer Promenade beredet hatten, wobei uns Garudha und Kanſa unterſtützten, kehrt Gaddi, als jene fort waren, nochmals in's Zelt zurück, und dringt in den Oheim uns nicht dahin mitzunehmen. ‚Es ſei höchſt ungeſund an den Flußufern; man ſage, daß in den Dörfern der Umgegend Cholerafälle vorgekommen wären;' weiß der Himmel, was er ſonſt noch ſagte! Als ſeine Kameraden im Zelte waren, hatte er, vermuthlich aus Reſpect vor deren Rang, nicht ein Wörtchen von jenen Beſorgniſſen geäußert.

„Gaddi hat nicht Unrecht! Ich möchte Ihnen denſelben Rath geben;“ verſetzte Mohun.

„Und warum, wenn man fragen darf? Etwa auch wegen der Cholera, die am Flußufer auf uns lauert, ſich aber nicht in das Lager wagt?“ fragte Fanny ein wenig ſchnippiſch.

„Das nicht! Aus andern Gründen — die ich Ihnen nicht ſagen kann — wünſchte ich, daß Sie nicht mit uns gingen;“ ſprach der Alte mit düſterm Blick.

„Wahrhaftig!“ rief Fanny unwillig. „Iſt es nicht als ob Sie und Gaddi uns für ein paar Kinder hielten! — ‚Seid hübſch vernünftig, Kinderchen! Bleibt daheim! Ihr könntet ein Unglück anrichten, könntet zu Schaden kommen!‘ — Haben Sie einen vernünftigen Grund, ſo ſprechen Sie ihn aus, wo nicht, ſo gehen wir jedenfalls mit Ihnen und den Andern.“

Mohun ſchien etwas erwiedern zu wollen, doch beſann er ſich, machte eine Verbeugung und ſchwieg.

In dieſem Moment traten der Gouverneur, Rivers und die Fremden in den Pavillon.

„Gehen wir!“ ſprach der Erſtere. „Es iſt ſchon ganz angenehm, und ich habe ſpäter noch eine Konferenz mit Khaibar Khan, welche Geſchäfte betrifft.“

Bald war man zum Spaziergange gerüſtet. Das Lagergewühl, das Schreien der Käufer und Verkäufer, das brüllende Betteln der Fakirs, die Attitüden der Tanzmädchen, ſchienen Garudha und Kanſa ſo anzuziehen, daß ſie oft ſtehen blieben, und die übrige Geſellſchaft dadurch auch zum Stillſtande nöthigten. Es war bereits der Mond am Himmel aufgeſtiegen, als man am Eingange des lieblichen Thalgrundes, deſſen Stille die Schweſtern ſo anzog, angekommen. Der Abend war äußerſt angenehm, die Luft, während des Tages von der Sonnengluth ſo entzündet, war bereits ziemlich abgekühlt, die blühenden Hibiscusgeſträuche, womit die Anhöhen bedeckt waren, hauchten balſamiſche Gerüche aus.

„Iſt es nicht ſchön hier,“ rief Fanny ganz begeiſtert, als ſie in der Mitte der Schlucht, wo ſich ſolche zu einem kleinen grasreichen, von Höhen rings begrenzten Thale erweiterte, angekommen waren.

„Ich wünſchte, Khaibar Khan hätte unſere Pavillons hier aufſchlagen laſſen;“ ſagte der Gouverneur. „Es iſt nicht weit bis zu ſeinem Lager, und

adurch wäre man des Lärms, der mich vorige Nacht
um ein Auge ſchließen ließ, überhoben."

„Ich bin," ſagte Fanny lachend, „trotz dem, daß
r Nuwab Alles aufbietet, uns ſein Hoflager ſo
ngenehm als möglich erſcheinen zu laſſen, bereits
n dem Aufenthalt in demſelben völlig befriedigt,
nd hätte nicht das Mindeſte dagegen, wenn wir
it Tagesanbruch ſogleich die Weiterreiſe anträten."

„Ich bin ganz Deiner Meinung, Schweſter!"
immte Betty bei. „Die Tiegerjagd hat mir alle
ſt an den Vergnügungen indiſcher Fürſten und ih-
Höfe benommen, und ſollten es die des Maha-
ſchah von Lahore, oder von Delhi ſein."

„Nicht immer," ſagte Mohun, der zur Seite der
hweſtern ging, und dem Kapitain Kanſa folgte,
hrend Garudha und Gaddi hinter dem Gouver-
r und Rivers herſchritten, „nicht immer iſt die offen
herſtürmende Gefahr die größere. Es iſt die Frage,
dies ſtille Thal nicht grimmigere Ungeheuer birgt,
die Dſchungeln am Dſchumnaufer."

Der Sprechende murmelte dieſe Worte zwar nur
ſich hin, aber Fanny hatte ſolche verſtanden, und
lte eben befremdet fragen: was er damit meine?

Kurfürſten — unſtreitig des unglücklichſten Fürſten ſeines Stammes — aufzuhellen. So gut aber ſollte es dem Herrſcher nicht werden. Unaufhörliche Streitigkeiten mit Polen, Widerſpenſtigkeit der preußiſchen Landſtände verbitterten ihm die letzten Tage ſeines Lebens. Er ſtarb zu Königsberg im Jahre 1640. Erſt in der Gruft fand ſein ſorgenſchweres Haupt die lang erſehnte Ruhe.

Der Sohn und Nachfolger Georg Wilhelms, Friedrich Wilhelm, jener Fürſt, den die Mitwelt ehrte, und gegen den die Nachwelt nur gerecht war, wenn ſie ihn den Großen nannte, beſtieg den verwaiſten Stuhl ſeiner Väter. Nie hatte ein Würdigerer auf ihm geſeſſen als der zwanzigjährige Jüngling, der, geſchmückt mit Körperſchöne, verherrlicht durch Seelenadel, weiſe wie ein Greis im Rathe, tapfer wie ein Hohenzollern in der Schlacht, in wenig Jahren ſich einen Namen erwarb, der Europa füllte, an den Grenzen des fernſten Aſiens wiederhallte und noch jetzt wie eine Sonne durch die Nacht der Zeiten zu uns herüberſtralt. Fromm, doch nicht frömmelnd, freundlich, aber würdevoll, freigebig und prachtliebend ohne Verſchwendung, ein Freund der Dichter und Gelehrten, doch frei von Pedanterei ſeiner Zeit, leuchtete er ſeinen Völkern längſt in den häuslichen Tuals Kanſa ihm leiſe die Hand auf die Schulter legte und ſagte:

„Seht, Kamerad, wie jener Stern ſo hell hernieder leuchtet!" —

„Elender!" ſchrie Mohun in dieſem Augenblicke, indem er auf die Seite ſprang. „Du haſt ihn zum letzten Male glänzen ſehen!" —

Wie der Blitz riß er ein paar Piſtolen aus dem Buſen, er richtete eine davon auf Kanſa, und ſtreckte dieſen mit einem Schuſſe zu Boden.

Die Schweſtern ſchrieen in dieſem Augenblicke laut auf. Sie glaubten Mohun ſei wahnſinnig geworden. Kanſa wälzte ſich röchelnd in ſeinem Blute. Eben wollten ſie ſich zu dem Oheim flüchten. Was erblickten ſie! Der Gouverneur hatte eine Schlinge um den Hals, Garudha hatte ihn zu Boden geriſſen. Gaddi und Rivers waren im Handgemenge.

In dieſem Augenblicke ſtürzte ſich Mohun wie ein gereizter Tieger auf Garudha, er packte dieſen an der Kehle, indem er ihm das zweite Piſtol an die Stirn hielt.

„Laß ihn los, Verfluchter, oder bei Wiſchnu dem Erhalter, ich zerſchmettere Dir den Schädel! —

lajor Rivers, halten Sie Gaddi feſt! — He Jun-
ns! Herbei! Herbei!“

Während Mohun ſchrie, praſſelte es in dem Ge-
räuch. Menſchen ſchienen ſich durchzuarbeiten. Jetzt
irzten ſie hervor. Die Schweſtern erkannten die
iener Mohuns. Alle warfen ſich auf Garudha,
r, obwohl zu Boden geriſſen, ſich wüthend mit
nem Dolche vertheidigte. Bald war er indeß ent-
affnet und der Gouverneur von der ihm um den
als geworfenen Schlange befreit.

„Knebelt die Elenden!“ rief Mohun, auf Ga-
dha und Gaddi zeigend. „Bindet Ihnen die Hände
f den Rücken!“

„Um Gotteswillen, was iſt denn dies Alles?“
f Betty in höchſter Angſt. „Was geht denn vor?“

„Es ſind Thags! — Es ſind Mitglieder die-
verruchten Mörderbande!“ erwiederte Mohun.
lber bei Brama's Haupt! Ich will nicht den Fuß
einen Tempel ſetzen, bis ihre Vergehen beſtraft
d.“

„Ja,“ ſagte Garudha, während ihm die Hände
den Rücken gebunden wurden, und indem er
ächtlich vor Mohun auf den Boden ſpuckte, „wir

ſind Thags, und ich verachte Deine Drohungen! — Du aber, Memme," ſetzte er, ſich wüthend an Gaddi wendend, hinzu, „Du ſollſt mir einſt Rede ſtehen vor dem Angeſichte Kali's, der göttlichen Mutter!"

„Verzeihe mir, Bruder," ſagte Gaddi ſtammelnd, „aber ich konnte meine Hand nicht erheben, ich war wie erſtarrt, die Schlinge entfiel mir. Gern will ich mit meinem Blute meine Feigheit ſühnen."

„Verwünſcht ſei'ſt Du! Dreimal verwünſcht und auf ewig verſtoßen aus der Gemeinſchaft der Göttin, der wir dienen;" entgegnete Garudha mit voriger Wuth. „Weil Dein Auge zu lange auf ein Weib, auf eine Unreine geblickt, verſagte Dir die Göttin ihren Beiſtand und verſchmähte Deinen Dienſt."

Erſt nach und nach erholte ſich der Gouverneur. Während man ſich in's Lager begab, theilte ihm Mohun mit, daß er ſchon von dem erſten Tage an, an welchem ſich die Fremden eingefunden, Verdacht gegen ſie geſchöpft, und daß er beſonders durch den Umſtand, daß ſolche in Militairangelegenheiten ungeſchickte Antworten gegeben, auf dieſen gekommen. Als Gaddi den Tieger durch Schläge mit dem Dolchgriff getödtet haben wollte, während dies rein unmög-

ch ſei, und die Schweſtern gemeint, daß er ein
nſtrument, wie ein Hammer geſtaltet, aus dem
uſen gezogen habe, ſei ſein Verdacht immer mehr
ſteigert, und durch das Dringen zu dem einſamen
Spaziergang noch verſtärkt worden. Uebrigens kenne
die Gebräuche der Thags, da er deren Vernehmung
nd Verurtheilung zu Delhi oft beigewohnt. Das
nſtrument welches Gaddi gebraucht, ſei entſchieden
e „heilige Hacke", und indem ſie ihre Opfer auf
en Stand der Sonne, einen Stern oder einen flie-
enden Vogel aufmerkſam machten, diene ihnen dies
s gemeinſchaftliches Angriffsſignal, ſo wie zur Ge-
genheit, dem Gegner leicht die Schlinge über den
opf zu werfen. —

Nur mit Mühe konnte der Gouverneur Khaibar
han bewegen, mit Garudha und Gaddi nicht augen-
icklich eine Juſtiz zu üben, wie ſolche von den in-
ſchen Fürſten nur allzuoft geübt wird. Es wäre
m Häuptling nicht unlieb geweſen, wenn der Gou-
rneur eingewilligt hätte, ſolche mit einem Tieger
er Elephanten kämpfen zu laſſen, und nur ungern gab
zu, daß ſie nach ſummariſcher Vernehmung nach
elhi gebracht würden, um dort gerichtet zu werden.

Das Verhör begann noch an demſelben Abend. Der Häuptling ließ es ſich nicht nehmen, daſſelbe in Perſon zu leiten. Gaddi erſchien dabei äußerſt niedergeſchlagen, Garudha dagegen ruhig und feſt. Beide läugneten nicht das Geringſte. „Sie wären,“ ſagten ſie, „freie Grundeigenthümer aus der Gegend des obern Dſchumna, einige Meilen hinter Delhi. Kanſa ſei mit ihnen verwandt geweſen. Mit noch ſieben andern Perſonen hätten ſie die Reiſe nach Bindrabend gemacht, und dort ſei Gaddi erſt in die Secte der Thags aufgenommen worden. Da ſie von der Reiſe des Gouverneurs Kunde bekommen, ſo hätten ſie ſich entſchloſſen, ſich als Sipay-Offiziere ihm anzuſchließen, und die ganze Reiſegeſellſchaft zu ermorden. Gaddi habe dabei ſein erſtes Probeſtück machen ſollen, und man habe ihn zum Niſchan Wallah (Bewahrer der heiligen Hacke) ernannt. Dieſe Hacke ſei das Palladium des Ordens, und Kali, die Allmutter, gebe durch ſie ihren Dienern beſondere Zeichen. Wenn die Truppe irgendwo ſich länger als vierundzwanzig Stunden aufhalte, ſo werde die Hacke mit der Spitze nach jener Gegend, wohin man ziehen wolle, in die Erde gegraben. Sei das Vornehmen nicht zum Heile der Secte, ſo drehe ſich die Hacke von ſelbſt nach einer beſſern Richtung, die dann eingeſchlagen werde.‘

Als der Gouverneur, der nebſt Mobun und Rivers dem Verhör beiwohnte, äußerte: ‚daß dies eine Unmöglichkeit, daß es Gaukelei ſei,‘ fuhr Garudha auf.

„Was?“ rief er. „Ich bin kein Kind, ich bin ſeit zehn Jahren Dſchemadar (Vorſteher) einer Abtheilung meiner Genoſſen, und Hunderte ſind von meiner Hand gefallen! Binnen dieſer Zeit hat ſich das Wunder oft wiederholt. Sollten nicht ganze Generationen von Thags, die Wunder Gottes, die von den Kunſtgriffen der Menſchen ſo verſchieden ſind, unterſcheiden gelernt haben? — Ich will das mit dem heiligſten Schwure bekräftigen! Wer würde bei der Hacke einen falſchen Eid leiſten? Wiſſet Ihr nicht, daß dieſe uns ſo heilig iſt, daß, durch dieſen Eid gebunden, einſt eine Mutter ihren Sohn vor Gericht angab?“ —

Da Gaddi äußerſt zerknirſcht zu ſein ſchien, ſo wandte ſich der Gouverneur an den jungen Mann, um von dieſem mehr über die Secte zu erfahren.

„Ihr ſeid ſo jung;" ſagte er. „Ihr ſcheint wohlerzogen, nicht unbemittelt, und konntet Euch des Gewinnes halber zum Mörder machen wollen!"

„Um des Gewinnes halber?" rief Gaddi empört. „Ich will nie Brama's göttliches Antlitz ſchauen, wenn dies der Fall iſt! — Ich hatte ſtets vor Gewaltthat einen Abſcheu, ich ſchauderte vor dem Gedanken, einen Menſchen zu tödten, ich gehöre einer hohen Kaſte an, ich beſitze Vermögen, aber als ich von dem heiligen Zucker gegeſſen hatte, fühlte ich einen unwiderſtehlichen Drang, meinem Berufe als Thag zu folgen."

Dem Gouverneur war dieſe Antwort weniger auffallend, als man denken ſollte. Alle Thags, die von den Behörden gerichtet worden waren, hatten Aehnliches ausgeſagt. Ueberhaupt verſchwiegen Garudha und Gaddi nicht das Geringſte von den Gebräuchen ihrer Secte, nur über die Zahl und die Namen ihrer Genoſſen beobachteten ſie ein unverbrüchliches Schweigen, gegen welche alle Drohungen Khaibar Khans nicht das Mindeſte vermochten. Ihre Ausſagen waren ſo ſonderbar, als intereſſant. Nach ihren Behauptungen war in den urälteſten Zeiten die

Secte der Thags durch die Geſetze geſchützt geweſen. Unter der Herrſchaft muhamedaniſcher Fürſten wurden ſie zuerſt verfolgt. Hindu's aller Kaſten und Muhamedaner aller Secten gehören dazu. Die Verfertigung der Hacke, ihres Palladiums, geſchieht unter mancherlei Ceremonien. Nur Montag, Dienſtag, Mittwoch und Freitag ſind die dazu anwendbaren Tage. Die Einweihung — wie ſolche in dem Tempel der Kali ſtattfand, und wobei die Schweſtern unſichtbare Zeugen waren — iſt davon unabhängig. Bis zu ihr, darf der Schatten keines Menſchen auf die Hacke gefallen ſein. Sollten die Kokusnüſſe, die dabei zerſchlagen werden, nicht auf einen Schlag zerſpringen, ſo wird die heilige Handlung auf einen andern Tag verlegt. Jeden ſiebenten Tag wird der heiligen Hacke durch allerlei Ceremonien eine göttliche Verehrung erwieſen. Vor jedem Auszuge zu einer Expedition, wird die Kali angerufen ein Zeichen zu geben, wohin dieſe gerichtet werden ſoll, und ob ſie überhaupt an dem beſtimmten Tage zu unternehmen ſei. Eine Leiche, aus einem fremden Ort kommend, ein Brautzug, ein Mädchen mit einem Waſſerkrug, und verſchiedene Thiere ſind gute, eine Leiche aus der eigenen Stadt, ein Oelhändler, Tanzmeiſter, oder Tiſchler, ein Blinder oder Lahmer ſind ſchlimme Zeichen. Die Thags nehmen auf ihren Zügen das Anſehn von Kaufleuten, von vornehmen Radſchahs, oft aber auch von Bettlern, an. Das Opfer wird ſtets erwürgt. Blut darf durchaus nicht vergoſſen werden. Fromme Pilgerinnen zu erdroſſeln, iſt beſonders verdienſtlich, da ſie bei der Kali die geehrteſten und vornehmſten Diener, und der Göttin beſonders angenehm ſein werden. Die Leiche des Ermordeten wird ſogleich begraben, jedesmal ihr aber vorher der Leib aufgeſchlitzt, damit ihr Aufſchwellen nicht den Boden erhebe. Sind mehrere Thags beiſammen, und die Opfer erſcheinen einzeln, ſo hat jeder ſein beſtimmtes Amt: z. B. das des Erwürgers, des Grabmachers, Entkleiders, Aufpaſſers u. ſ. w. Nach geſchehener That, wird unter Ceremonien geweihter Zucker von denen, die bei dem Morde thätig geweſen, genoſſen. Im gewöhnlichen Leben, wenn die Thags nicht auf Expeditionen ſind, gelten ſie als redliche, nüchterne, ruhige Leute, die Niemandem ſchaden. Nie werden ihre Verbrechen in der Nähe ihres Wohnortes ausgeübt. —

So lange der Gouverneur, oder Khaibar Khan, Garudha über die oben angegebenen Gegenſtände befragten, war er völlig ruhig und gelaſſen. Mit großer Kälte ſprach er ſich über die ihn erwartende Todesſtrafe aus. So wie aber der Erſtere in Gaddi drang, ihm zu ſagen, was ihn in ſeinem Entſchluſſe ſchwankend gemacht, fuhr Garudha auf.

„Ich will es Euch ſagen!" rief er wüthend. „Um eines Weibes willen, Eurer Nichte wegen, entweihte er die heilige Hacke, indem er den Tieger damit erlegte. Dies mußte die göttliche Allmutter erzürnen, und ſie gab zu, daß unſer Vorhaben entdeckt ward, was nie geſchieht, wenn ſie gnädig ihren verhüllenden Schleier über die Geweihten und deren Thaten breitet. — Tauſend Todte würden nicht hinreichend ſein, um dieſen Elenden genügend zu beſtrafen, und die Göttin zu verſöhnen."

Gaddi war weit entfernt dieſen Beweggrund abzuläugnen.

„Du ſagſt die Wahrheit!" rief er aus. „Als ich von dem geweihten Zucker gegeſſen hatte, brannte ich vor Verlangen, der großen Göttin das ihr wohlgefällige Menſchenopfer darzubringen. Da ſah ich genden, den friedlichen Eigenſchaften vor, ehe eine bewegte Zeit ihm Gelegenheit gab, auch ſeine Feldherrngröße vor den Augen Europas zu entfalten. Nur zu bald nahm jene Zeit die Thatkraft des großen Kurfürſten in Anſpruch. Die nächſte Urſache war der zwiſchen Schweden und Polen ausgebrochene Krieg. Der Weisheit Friedrich Wilhelms war es nur allzu klar, daß im Kampfe zweier Mächtigen der Schwächere, welcher neutral bleiben will, deſto ſicherer vom Verderben ereilt wird; er ſchloß ſich mit ſeinem Heere den Schweden an. Die Schlacht bei Warſchau, wo 16,000 Brandenburger und Schweden 40,000 Polen ſchlugen und deren Hauptſtadt nahmen, ſicherte dem großen Kurfürſten zuerſt ſeinen Platz in der Reihe von Europas Feldherren. Bald ſollte ſich ſein Kriegertalent noch glänzender bewähren. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg brach aus und wüthete längs des Rheins bis an die Geſtade der Nordſee. Die von den Franzoſen in der Pfalz ausgeübten Grauſamkeiten führten einen Reichskrieg herbei, und der Kurfürſt ſtieß mit ſechzehntauſend Mann zum Heere Oeſtreichs. Das Zaudern des Befehlshabers der kaiſerlichen Heere, des Generals Bournonville, geſtattete Friedrich Wilhelm nicht, etwas Entſcheidendes gegen einen ſo berühmten und mächtigen Gegner jenes Mädchen. — Mein Auge haftete ſo oft, ſo lange auf ihr, bis es nicht wieder weichen konnte. Ich fühlte ein unendliches Wohl und Wehe. Gefühle, bis dahin mir noch unbekannt, bemeiſterten ſich meiner Seele, aber es war zugleich, als ob der Eifer, der Göttin zu dienen, in mir erkaltete, als ob die Kraft dazu immer mehr verſchwände. Dennoch würde ich den Gouverneur, Rivers, Mohun, oder wer es immer geweſen wäre, unbedenklich getödtet haben, aber in Gegenwart jenes Mädchens Jemand zu erwürgen, war mir unmöglich; meine Hand erſtarrte, die Schlinge entfiel ihr, als ich es verſuchte.“ —

Noch dieſelbe Nacht wurden die beiden Gefangenen in Ketten nach Delhi abgeführt, um dort gerichtet zu werden.

Dem Gouverneur wie ſeinen Begleitern, war durch die Vorgänge dieſes Tages der Aufenthalt an dem Hoflager des Nuwabs ziemlich verleidet worden! Alle Bitten Khaibar Khans, noch länger zu verweilen, waren fruchtlos. Als die Geſellſchaft in Delhi ankam, bat Betty den Oheim auf's dringendſte, ſich für Gaddi zu verwenden. Dies würde ihn aber dennoch nicht vor ſchwerer Beſtrafung haben ſchützen können, wenn die Ausſagen des Major Rivers nicht von der Art geweſen wären, daß ſie Gaddi ſo wenig als möglich compromittirten. Er ward daher nur mit dreijährigem Gefängniß, Garudha aber mit dem Tode beſtraft. — Fanny war längſt mit dem Major, Betty mit einem angeſehenen Civilbeamten vermählt, als Mohun eines Tages in das Zimmer der Letztern trat und ihr mittheilte, daß er Gaddi als Chef einer Abtheilung unregelmäßiger Reiterei, in Dienſten des Radſchah von Lahore, angetroffen, und daß er mit dieſer in den Kampf gegen die Afghanen gezogen ſei. — Der Bengal-Hurkaru meldete einige Monate ſpäter, daß der Reiteranführer Rao Gaddi, bei der Wegnahme von Kabul tapfer fechtend von einem Afghanen getödtet worden ſei.

Anzeige

für Freunde einer gediegenen Unterhaltungs-Lectüre.

In demſelben Verlage erſchienen:

Sämmtliche Erzählungen
von
Friederike Lohmann.

Ausgabe letzter Hand;
mit einem Vorworte der Verfaſſerin von
,Godwie Caſtle' ꝛc. ꝛc.
Achtzehn Bände; mit dem Portrait der Verfaſſerin in Stahlſtich.
Preis 12 Thlr. = 18 Fl. — Conv.-Münze.

Frau von Paalzow ſagt darüber im Vorwort u. a.

Indem ich die ehrenvolle Aufforderung annahm, die Werke der verewigten **Friederike Lohmann** bei der jetzt erſcheinenden neuen **Geſammt-Ausgabe** mit einem Vorworte zu verſehen — erfüllte ich damit eine Pflicht der Anerkennung gegen ein Talent, welches mir von dem Augenblick an, wo ich deſſen Erzeugniſſe kennen lernte, den lebhafteſten Antheil einflößte.

Ich wünſche, daß damit der Schein der Anmaßung verſchwinden möge, der vielleicht darin zu finden wäre, daß ich dem Publikum dieſe Werke zu empfehlen ſuche, welches ich gewiß für überflüſſig gehalten haben würde, hätte mich nicht die Erfahrung gelehrt, daß, faſt unbegreiflicher Weiſe, der Name und die Schriften dieſer ausgezeichneten Frau in den weiteren Kreiſen des Publikums unbekannt ſind.

Wo ſie jedoch Eingang fanden, erfuhr ich überall, daß ſich ihr Werth die Anerkennung erworben, die mit meiner Anſicht übereinſtimmte, und eine ſo genügte Meinung durfte ich unternehmen dem größeren Publikum auszuſprechen, um dadurch vielleicht den Genuß dieſer Schriften auch denen zu verſchaffen, welche bisher ohne Aufmerkſamkeit daran vorübergingen.

Daß ſie unter edlen und gebildeten Menſchen erwuchs, fühlt man der ungeſuchten Feinheit der Form an, in der ſie ſich bewegt; und daß ihr Herz von frühzeitigen Leiden erſchüttert ward, erfahren wir, außer der ergreifenden Darſtellung ſolcher Zuſtände, aus der höhern Läuterung ihrer Anſchauungen überhaupt, welche auf ein durchgekämpftes Gefühl ſchließen laſſen, welches nicht ſich ſelbſt, in den Zuſtänden, die ſie ſchildert, genug thun will, ſondern ihnen ihr Recht zuertheilt, unabhängig von eigner Erfahrung.

Sie ſchrieb ihre erſte Novelle, wie uns ihre Biographie ſagt, im Jahre 1810, alſo in ihrem 27ſten Jahre, und dieſe, welche ſie „Stephanie" nannte, beweiſt zugleich wie reif ihr Talent in ihr fertig da lag, denn ſie überſpringt damit ſogleich bei weitem ihre Vorbilder!

Was ſich in dieſer Novelle ausſpricht iſt dieſelbe Gabe, die wir ſpäter durch die zahlreiche Sammlung ihrer Erzählungen hindurch, bewundern müſſen; ich meine die reiche Erfindungsgabe, zu der ſich die Stärke einer folgerechten Compoſition geſellt, die den gegebenen Gegenſtand zu einer Entwickelung verhilft, welche ihm den Rang eines Kunſtwerkes einräumt.

In dem kleinen Raum von kaum hundert Seiten, finden wir oft ſehr überraſchend eine geheimnißvoll ſich darſtellende Verwickelung, welche uns Karaktere vorführt, die in ſo kurzer Zeit, ohne haſtige Uebertreibungen zu entwickeln und dadurch zum Ziele zu führen, von dem großen Talent der Verfaſſerin zeigt, von der Verſtändigkeit, womit ſie die Mittel zu prüfen weiß, von der taktvollen Menſchenkenntniß, mit der ſie das Weſentliche erkennt und für ihre Zwecke verwendet. Es findet ſich dabei, in der beſonnenen Motivirung von Perſonen und Zuſtänden, eine gewiſſenhafte Begründung der Einen durch die Andern. Wir werden nicht gezwungen Zuſtände zu erleben, von denen wir immer fortleugnen müſſen, daß die dazu gewählten Perſonen ſie herbeiführen konnten. Wir ſehen nicht, um eine romantiſche oder politiſche Scene darzuſtellen, oder um einen fehlerhaft angelegten Plan zu Ende zu bringen, die Karaktere, die wir kennen lernen, ſich plötzlich überſtürzen und von Allem, bis dahin ihnen eigen Gehörigen, ſich entäußern, um irgend eine launenhaft herbeigeführte Situation auszuführen, die ihnen den letzten Schatten ihrer möglichen, wirklichen Exiſtenz raubt, und ſie zu den Halbmaſken macht, hinter denen wir immer wieder den Autor erkennen, der ſich ſeiner eigenen Natur — auch nicht zu Gunſten ſeines Werkes — auf kurze Zeit entäußern konnte.

Dieſe Hauptkrankheit unſerer Novelliſtik, dieſe leichtſinnige Compoſition des Ganzen, dieſe Inconſequenz der einzelnen Karaktere, die oft das ausgezeichnetſte Talent verhindert ein Kunſtwerk zu ſchaffen, und das Publikum in eine übellaunige Stimmung verſetzt, die es ungerecht macht gegen die Schönheiten, und die

Funken des Talents, die es ſich mühſam heraus ſuchen muß, beleidigt, damit zugleich ein Werk hinnehmen zu müſſen, deſſen nachläſſige Arbeit eine hochmüthige Geringſchätzung gegen die Einſicht der Leſer verräth — dieſer Fehler, der immer in dem Autor, auf dem Mangel eines wahrhaft durchgebildeten äſthetiſchen Bedürfniſſes beruht — iſt der verdienſtlichen Schriftſtellerin, von deren Werken wir eben ſprechen, nirgends nachzuweiſen!

Einfach und leicht neben einander, bequem zu überſehen, liegen die Fäden vor uns, welche den Aufzug des Stoffes bilden, in welchem nun das kleine Webſchiff in der geſchickten Hand die bunten Bilder wirkt, die uns in die verſchiedenſten Zeiten und Zuſtände verſetzen und mit einer Feinheit und ächt romantiſchen Phantaſie unſer Intereſſe ſpannen, und oft bis an's Ende über die Entwickelung in Zweifel laſſen.

Wir freuen uns daß dieſe Werke, in einer neuen Ausgabe geſammelt und geordnet, dem Publikum übergeben werden, da ihr Werth ihnen eine *dauernde Anerkennung* ſichert!

Lilien.

Taſchenbuch

hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen für 1847,
von **E. von Wachsmann**.
Zehnter Jahrgang, mit 6 Stahlſtichen, höchſt
elegant und prachtvoll gebunden.
Preis 2¹/₃ Thlr.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Siebenundzwanzigster Band.

I. Natur und Bildung.
II. Ein Rendezvous.
III. Ein Mann aus dem Volke.

Vierte Folge: Fünfter Band.

Leipzig, 1847.
Verlag von Carl Focke.

Denkſteine.

Hiſtoriſche
Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Erſter Band.

Leipzig, 1847.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

P

Inhalt.

Seite

Natur und Bildung. 1

Ein Rendezvous. 109

Ein Mann aus dem Volke. . . . 203.

wie Turenne zu unternehmen, und mit Schmerz ſah der Kurfürſt einen Moment enteilen, der ihm Gelegenheit geben konnte, ſich mit dem erſten Feldherrn Europas zu meſſen. Während aber die Schwachheit der Verbündeten den Fürſten die ſich immer mehr entfernende Gelegenheit, den Lorberkranz ſich auf die Stirn zu ſetzen, betrauern ließ, grünte das unſterbliche Reis ihm auf den heimiſchen Fluren ſchon entgegen.

Der König von Schweden hatte, die Abweſenheit Friedrich Wilhelms benutzend, von Frankreich ſich bewegen laſſen, in die brandenburgiſchen Staaten einen Einfall zu thun. Demzufolge drangen im Jahre 1675 ſechzehntauſend Schweden in die Marken und überzogen den größten Theil des Landes. Die wenigen zurückgelaſſenen Truppen des Kurfürſten waren genöthigt, ſich in die Feſtungen zu werfen. Das Land war in der Gewalt eines Feindes, der die Mord- und Raubſcenen des dreißigjährigen Krieges zu erneuern drohte, ſein fürſtlicher Vertheidiger, das ganze Heer entfernt, der feindliche Feldherr Wrangel ſchon entſchloſſen, durch Uebergang über die Elbe ſich der einzig noch übrigen Altmark zu bemächtigen, da trat ein Moment ein, der ſeit jener Zeit ſich zwei Mal — ein Mal zur Zeit der

Natur und Bildung.

Erzählung

„Was ich geſollt, hab' ich vollendet;
Durch mich ſei Dir von nun an nichts verwehrt."

Göthe.

Schon längere Zeit hatte der Krieg in den Thälern und Schluchten des Kaukaſus gewüthet, mehrere Forts an den Küſten des ſchwarzen Meeres waren von den Bergvölkern genommen und zerſtört worden, und der ruſſiſche Oberbefehlshaber fand es angemeſſen, ſich für eine kurze Zeit, in welcher man die Ankunft friſcher Truppen erwarten konnte, auf die Defenſive zu beſchränken. General G. hatte ſein Hauptquartier zu Gori am Kur. Seine Vorpoſten ſtanden zu Gargareſch und Tſchala, und dieſe Stellung war ſo genommen, daß er bei Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten entweder gegen die Grenzen von Imerethi, oder das Innere des Gebietes der Oſſeten operiren konnte, inzwiſchen aber die in ſeiner rechten Flanke befindliche Straße von Wladi=Kawkas zu decken und jede Empörung in dem eroberten und noch immer unruhigen Gebiet von Achalzik zu verhindern im

Stande war. Zwar war es in dieſer Zeit ziemlich ruhig auf der Linie des Kur, aber dumpfe Gerüchte verbreiteten ſich, daß ein nicht unbedeutender Trupp Tſcherkeſſen aus der Gegend des Elbrus bis in den großen Bergkeſſel von Magrandwaleth vorgedrungen ſei, und die dort wohnenden Oſſetenſtämme, die ſich bis dahin immer ruhig und unterworfen gezeigt, aufzuwiegeln verſuche. Hierüber gewiſſe Nachrichten zu erhalten, ließ der Befehlshaber, General G., den Rittmeiſter vom Generalſtabe Fedor Michailowitſch Serpuchow, eines Morgens früh eiligſt zu ſich entbieten. Der junge Offizier war erſt vor wenig Tagen aus Petersburg mit Depeſchen beim kaukaſiſchen Corps angelangt. Er gehörte einer der angeſehenſten Familien von Moskau an, und nicht nur die Natur, ſondern auch der Zufall hatten den jungen Mann ſehr begünſtigt. Der erſtern verdankte er ſeine ſchöne hohe Geſtalt, und eine geiſtreiche, offene, Jedermann beim erſten Anblick zu ſeinem Vortheil einnehmende Geſichtsbildung, dem letztern nicht unbeträchtliche Glücksgüter, da er der einzige Sohn eines alten, in mehreren Gouvernements reich begüterten Hauſes war.

„Sie bedauerten noch geſtern," ſagte der General, mit der ihm eigenen gewinnenden Freundlichkeit zu dem eintretenden jungen Krieger, „daß wir verdammt wären, nur immer nach den ſchneebedeckten Gipfeln des Kreuzbergs und Welieti hinüber zu ſchauen, ohne daß ſich eine Gelegenheit finde, in das zwiſchen ihnen liegende geheimnißvolle Land einzudringen. Eh bien, mon ami! Die Gelegenheit hat ſich — für Sie wenigſtens — bereits gefunden. Es liegt mir viel daran, etwas Näheres über das Gerücht wegen der vordringenden Tſcherkeſſen zu erfahren. Begeben Sie ſich deshalb nach Gargareſch, und nehmen Sie dort eine Kompagnie des zehnten Jägerregiments und hundert tſchernomorskiſche Koſaken, rücken Sie mit dieſen über Tſchinwali längs der Liachwa bis in das Gebiet des Oſſetenlandes vor. Die Stämme ſind, wenn uns auch eben nicht beſonders zugethan, doch ruhig. Ich habe den Oſſetenhäuptling Aslan Beg Tabudew — ein braver junger Mann, den ich Ihnen als zuverläſſig empfehlen kann — angewieſen, daß er bei Tſchinwali zu Ihnen ſtoße, und den Führer mache. Sie dringen ſo weit in die Gebirge, bis Sie gewiſſe Nachrichten über die Tſcherkeſſen erhalten können, dann kehren Sie auf demſelben Wege zurück. Ich will gerade nicht, daß Sie ſo weit vordringen, bis Sie auf die Tſcherkeſſen ſtoßen, und in jenen Schluchten Ihren Trupp unnützer Weiſe Chancen ausſetzen, aber entſchiedene Nachrichten über deren Anweſenheit und Stärke muß ich jedenfalls haben. — Und nun, mein Freund, gehen Sie mit Gott, und bringen Sie uns bald gute Neuigkeiten!“ —

Mit einem freundlichen Händedruck entließ der, wegen ſeiner Humanität und militairiſchem Verdienſt allgemein geſchätzte Oberbefehlshaber den jungen Offizier, und eine halbe Stunde ſpäter ſprengte dieſer, von ein paar Koſaken begleitet, die hügelige Straße nach Gargareſch. — —

Es war beim Ausmarſch aus Tſchinwali, als ein Oſſete dem Rittmeiſter Meldung machte, daß Aslan Beg bei dem erſten Haltpunkte jenſeits der Gränze des Oſſetenlandes ihn erwarte, und um Erlaubniß bäte, dort den Truppen einige Erfriſchungen reichen laſſen zu dürfen. Gern nahm der junge Befehlshaber die freundliche Einladung an, und mit einem ſchrillen Ausruf warf der Oſſete die kabardiniſche Stute, die er ritt, herum und jagte wieder von dannen. — Nach etwa zwei Stunden überſchritt der Trupp die Gränze. — Da, wo ſich die ziemlich unwegſame Straße über einen Hügel zog, konnte man einen umfaſſenden Blick in das von einem Europäer nur ſelten betretene Land werfen. Es war eine reizende Gebirgsgegend. Rechts und links ſchaute man in Thalgründe voll blumiger Wieſen und wallender Waizenfelder. Die gegen Süden liegenden Hügelwände waren mit Wein- oder Maulbeerpflanzungen bedeckt, zwiſchen denen Wäldchen von Eſchen, Eichen und Kaſtanienbäumen ſich in die Thäler herabzogen. Auf den Spitzen der Hügel ragten ſonderbare, dreiſtockige Thürme, faſt den alten Warten deutſcher Ritterburgen vergleichbar, in die Luft. An ihrem Fuße ſah man meiſt eine Anzahl niedriger Hütten herumliegen, doch erhoben ſich auch dann und wann aus dem Häuſerchaos, oder in der Nähe eines ſolchen Thurmes, die Ruinen alter Bauwerke, deren einſtige Beſtimmung aus dieſen nicht mehr zu erkennen war. So angenehm dieſer Vorgrund des Gemäldes auch den Blicken des Beſchauers ſein mußte, ſo ward derſelbe doch bei weitem mehr von der großartigen Ferne gefeſſelt. Bergreihen hinter Bergreihen, die vorderſten dicht bewaldet, die entfernteren nackt und auf groteske Weiſe zerklüftet, ſtiegen amphitheatraliſch empor. Um die Mitte der höchſten zogen ſich Wolkenſchichten, welche dann und wann die Spitzen des Kreuzbergs und des Wilieti verhüllten. Im Hintergrunde, in weiter Ferne, glänzte, ſtrahlend im Sonnenlichte, der Gipfel des geheimnißvollen Elbrus. —

Noch eine Stunde mochte man am Ufer der forellenreichen Liachwa ſo fortgezogen ſein, als man, um eine Felſenecke biegend, ſich unweit eines ungeheuren Kaſtanienbaumes befand, wo ein kleiner Reitertrupp abgeſeſſen war, und die Ankommenden zu erwarten ſchien. Im Schatten des Baumes waren Teppiche von buntem perſiſchem Kattun ausgebreitet, zur Seite aber ſah man, neben Haufen aufgeſchichteter Brodkuchen, einige Branntweinfäſſer und große Keſſel mit Stücken Rindfleiſch; um letztere waren oſſetiſche Landleute beſchäftigt.

So wie man näher kam, fiel das Auge des Rittmeiſters auf einen jungen Mann, der am

Stamme des Kaſtanienbaumes lehnte, und die gemachten Vorrichtungen zu muſtern ſchien. Er hatte faſt das Anſehen eines Rittersmanns der Vorzeit. Auf dem Haupte trug er einen Stahlhelm, der in eine ſcharfe Spitze auslief. Den blautuchenen Halbkaftan deckte ein Kettenpanzer von vielfach und künſtlich in einander geſchlungenem Drahtgeflecht, welcher bis auf die Mitte der mit Stahlſchienen bedeckten Schenkel reichte. Am Arme trug der junge Mann ein rundes, mit Silber verziertes Lederſchild; eine lange, gleichfalls reich verzierte Flinte, ſo wie ein krummer Säbel in glänzender Scheide, hingen an dicker grünſeidener Schnur von Rücken und Hüfte herab. Die Züge des etwa ſechsundzwanzigjährigen Mannes waren ſchön und geiſtvoll, auch trugen ſie, die etwas hervortretenden Backenknochen abgerechnet, wenig den tartariſchen Typus.

Kaum hatte Fedor Michailowitſch ſeine Truppen halt machen und die Reiter abſitzen laſſen, als der junge Oſſete auf ihn zukam, und in ziemlich geläufigem, wenn auch etwas fremdartig klingendem Ruſſiſch, ſich als Aslan Beg Tabudow, den ihm vom General G. beſtimmten Führer, meldete, und ihn bat, Väter im ſiebenjährigen Kriege, das zweite Mal vor unſern Augen — wiederholte, der Moment, in welchem das zu Boden getretene preußiſche Vaterland, emporgehoben von dem ſtarken Arme eines Hohenzollern, glänzender als je erſtand. Der Adler, deſſen Fittich man auf immer gelähmt zu haben dachte, nahm aufs Neue ſeinen erhabenen Flug, und während ſeine Widerſacher ihn am Boden glaubten, rauſchte ſein majeſtätiſcher Flügelſchlag durch die Lüfte und trug ihn in Sternennähe.

Zu jener Zeit — es war im Frühlinge des Jahres 1675 — ſaß in dem traulichen Wohnzimmer eines alterthümlichen, in der Altmark gelegenen Schloſſes ein freundlicher Familiencirkel beim Abendeſſen. Zu oberſt des Tiſches ſaß der Hausherr, der Gutsbeſitzer von Schwanitz, ein alter Mann mit weißem Haar und von würdigem Aeußern. Seine ſtarken, echt märkiſchen Züge, ſeine hohe Geſtalt, der weite Schlafrock von großblumigem, etwas verſchoſſenem Seidenzeuche liehen dem Alten etwas Stattliches, Patriarchaliſches. Obgleich in Haſt ſein Abendſüppchen verzehrend, blickte er doch weniger auf dieſes als auf ein gedrucktes Blatt, welches er in der linken Hand hielt, und das einen blaſenden Poſtillon und die Aufſchrift: Kaiſerl. königl. Reichspoſtreiter, nebſt den Truppen einige Erfriſchungen anzunehmen, da die bevorſtehenden Anſtrengungen dergleichen wohl nöthig machen dürften.

Es lag in der Erſcheinung, dem ganzen Weſen des jungen Kaukaſiers, ſo etwas Ritterliches, Kriegeriſches und Gewandtes, das den Rittmeiſter gleich beim erſten Anblick außerordentlich für den Jüngling einnahm. Auf die Bitte des Letzteren, folgten ihm Fedor nebſt den Offizieren der Jäger und Koſaken zu dem Baume, unter welchem ein Frühſtück bereit ſtand. Während einige Oſſeten Fleiſch, Brod und Branntwein an die Soldaten austheilten, machte Aslan Beg bei den auf den Teppichen gelagerten Offizieren, mit einer faſt europäiſchen Gewandtheit den Wirth. Wie es ſchien, wußte der junge Kaukaſier ſehr gut, was zu einem europäiſchen Frühſtück gehöre. Wildbraten und Geflügel, verſchiedenes Backwerk, Lachs aus der Liachwa waren vorhanden, und eine Menge Bouteillen mit weißem, gruſiniſchem Wein, ſtanden in der Mitte. Mit freundlichem Eifer nöthigte Aslan zuzulangen, und ſchenkte ſelbſt eine Anzahl Becher voll, die von dem Horne des Turi, einer ſeltenen Gazellenart, gemacht, und mit

Silber kunſtreich verziert waren. Alle aßen und tranken; nur Aslan Beg hatte keinen Becher vor ſich ſtehen, weshalb Fedor halblaut und auf Franzöſiſch zu ſeinem Nachbar, einem Jägeroffizier ſagte, daß ihr Wirth wahrſcheinlich ein Muhamedaner ſei; da er den Wein verſchmähe. Aslan ſchien dies bemerkt zu haben, und Fedor war außerordentlich überraſcht, als der junge Oſſete ſich zu ihm wandte, und mit reinſtem franzöſiſchem Accent ſagte:

„Je n'en bois pas, parce que je dois me priver de tout ce qui échauffe."

„Sie ſprechen Franzöſiſch?" rief Fedor auf's Aeußerſte überraſcht.

„Wundert Sie das?" entgegnete lachend Aslan Beg. „Es iſt nur inſofern auffallend," fuhr er ſcherzend fort, „als der Kaukaſus nicht an Frankreich gränzt, denn ſonſt finden Sie bei uns, die wir die Nachbarn der Tſcherkeſſen, der Imerethier, der Lesghis, der Tſchetſchenzen, der Georgier — einſt auch der Türken und Perſer — zugleich aber die Unterthanen der Ruſſen ſind, von Allen dieſen etwas. Indeß bin ich Ihnen und den Herren eine beſſere Aufklärung ſchuldig. Ich lebte mehrere Jahre in Petersberg, und diente als Kornet in einem Kavallerieregiment der Garde."

„Das erklärt freilich die Sache!" rief jetzt gleichfalls lachend der Rittmeiſter. „Indeß muß ich geſtehen —"

„Daß Sie dies eben ſo auffallend finden!" fiel Aslan lächelnd ein. „Kennten Sie die Eigenthümlichkeiten unſerer Nation, ſo würde dies bei weitem weniger der Fall ſein. Die Geſchichte derſelben, wie die Lage unſers Gebietes, hat auf unſer Volks- wie Familienleben ſo eigenthümlich eingewirkt, ſo ſonderbar verſchiedene, und dann doch wieder ſo eigenthümlich feſt ſtehende Sitten und Gebräuche geſchaffen, daß ſie Dem, der nicht damit vertraut iſt, höchſt auffallend erſcheinen müſſen. Erlauben Sie mir nur Einiges davon anzuführen, und Sie ſind dann im Stande, auf das Uebrige zu ſchließen; Sie werden es ſich dann auch erklären können, wie ich auf die glänzenden Parkets Ihrer Hauptſtadt, in Ihre Thées dansants und Soirées musicales gerieth, und der kaukaſiſche Bär endlich wieder in die Höhlen und Schluchten ſeiner Felſenberge zurückkam." —

„Mein Vater," erzählte er, nachdem er ſeine

Gäſte zuzulangen genöthigt hatte, „war Muhamedaner, meine Mutter eine Chriſtin aus Georgien. Dabei iſt nichts Beſonderes. Viele unſerer Fürſtengeſchlechter, beſonders die von der Familie Tſcherkeſſate, bekennen ſich zum Islam, ſind aber mit Chriſtinnen verheirathet. Die Maſſe unſerer Nation erinnert ſich recht wohl, daß ihre Väter einſt ſämmtlich Chriſten waren, — ſchon die Hunderte von Ruinen chriſtlicher Kirchen mahnen ſie daran, — aber es iſt ihnen auch ſonſt eben nichts als dieſe Erinnerung und einige alte Gebräuche übrig geblieben. Sie beſuchen von Zeit zu Zeit jene Ruinen, und rufen in einer Art Litanei vor allen den heiligen Elias, auf den ſie große Stücke halten, außerdem den heiligen Georg, faſt niemals aber Chriſtum an, bei Gott für ſie zu bitten, richten aber zugleich ihre Gebete an Felſen, Berge und jene mehr oder minder für heilig gehaltenen Kirchenruinen, als an eben ſo viel mächtige ſchutzbringende Weſen. Die Meiſten feiern den Sonntag, Andere auch nebenbei den Freitag. Letztere, mehr ſich dem Islam nähernd, eſſen kein Schweinefleiſch, was jene nicht verſchmähen. Wein trinkt faſt Niemand, die Meiſten Branntwein, — Sie ſehen, daß meine Burſchen dort Ihren Jägern und Koſaken eben nicht nachläſſig Beſcheid thun, — Bier trinken Alle, und dies iſt auch in Wahrheit ſo vortrefflich, daß Fürſt Potemkin einſt deshalb oſſetiniſche Brauer nach Petersburg kommen ließ, die aber dort, des Waſſers wegen, nichts Gutes zu Stande brachten. Ich erzähle Ihnen alle die Eigenthümlichkeiten, damit Sie es weniger wunderbar finden, wenn ich Ihnen ſage, daß mein Vater — den ich früh verlor — ein eifriger Muhamedaner war, daß deſſen Neigung für den Islam auf meinen ältern Bruder forterbte, ich aber von der Mutter in der griechiſchen Religion erzogen ward, und daß man dies ganz natürlich fand. Nicht der Glaube, nur die Erziehung war es, welche die wenige Uebereinſtimmung zwiſchen uns Brüdern veranlaßte. Timur Beg war ganz und gar Krieger und Jäger, und von rauhen Sitten. Ich, der Liebling der Mutter, und ein ſchwächlicher Knabe, wuchs mehr unter den Frauen auf. Mein Bruder haßte die Ruſſen leidenſchaftlich, ich liebte ſie, denn die Mutter gehörte ihnen durch Glauben und Verwandtſchaft an. Als der Vater ſtarb, war Timur unſern

Sitten nach mein Herr und Gebieter. Um mich ſeiner Herrſchaft zu entziehen, ergriff ich mit Freuden den Vorſchlag der Mutter, nach Petersburg zu gehen und dort einige Jahre im Heere zu dienen. Mein Bruder willigte ein; es war ihm erwünſcht, mich nicht mehr um ſich zu wiſſen.“

„Iſt Ihr Bruder,“ unterbrach ihn Fedor, „vielleicht jener Timur Beg, der die Tſcherkeſſen bei dem Angriff der Forts Ardler und Suchum Kale kommandirte?“

„Und der bei dieſem Angriffe getödtet wurde,“ vollendete Aslan. „Sein Tod führte mich wieder in unſere Berge zurück, wo ich als Häuptling meines Stammes nicht fehlen darf. In der That befinde ich mich in dieſer Heimath beſſer, als in Ihren glänzenden Salons und eleganten Aſſembleen, ja ich möchte behaupten, ich fühle mich hier froher, freier und unbeſchränkter, als mancher kleine Souverain.“

„Nach dem, was Sie ſagten,“ ſprach Fedor lächelnd, „bewegt man ſich im Kaukaſus in politiſcher und religiöſer Hinſicht allerdings ſehr ungenirt, und ich glaube ſelbſt in Frankreich, von wo aus für alle Welt die Freiheit kommen ſoll, und in Deutſchland, wo man vor lauter Denken nicht zur Freiheit, und vor Freiheit nicht zum Denken gelangen kann, könnte man nicht freier ſein.“

„Dennoch,“ ſprach der junge Oſſete mit einem leichten Seufzer, „haben wir Alle, der Fürſt wie der Bettler, einen und zwar höchſt despotiſchen Herrn, er heißt: Das Herkommen. Ich könnte Raub, Mord, ja die größten Ungerechtigkeiten gegen meine Unterthanen begehen, ſie würden mich haſſen, vielleicht auch murren, aber ſie würden mir dennoch gehorchen, wollte ich ſie indeß in ihren Gebräuchen und Herkommen kränken, oder nur behindern, ja wollte ich ſelbſt nur im Geringſten von dieſen abweichen, ſo würden ſie ſich augenblicklich empören. Verginge ſich einer meiner Unterthanen gegen mich, weigerte er mir irgend eine Leiſtung, die mir zukäme, ſo könnte ich ihn augenblicklich tödten, und Niemand würde murren, mit aller meiner Macht aber könnte ich z. B. keinen meiner Leute hindern, Blutrache zu üben, ſobald er ſich dazu veranlaßt glaubte, und wäre die dazu veranlaſſende Beleidigung bereits von ſeinem Großvater oder Urgroßvater ausgegangen.“

Eben trug ein Oſſete von ziemlich wildem Anſehen einen Brodkorb bei der Geſellſchaft vorüber.

„Sehen Sie,“ ſagte Aslan, indem er auf ihn zeigte, „dieſer Menſch iſt ein Keſchelze. Er entfloh wegen Blutrache zu uns, und dennoch hat er ſie ſelbſt in hohem Maße geübt. — Du, Schawlocha, komm her!“ rief er den Oſſeten an. „Sage mir einmal: wie viel Leute Du wohl in Deinem Leben erſchoſſen haſt!“

„Ich weiß es nicht, Herr!“ erwiederte der Wilde, indem er verſchämt wie ein Mädchen lächelte, und die Augen niederſchlug.

„Nun, ſo ungefähr! — Denke einmal nach;“ ſprach Aslan Beg.

„Herr!“ ſprach der Oſſete ſchmunzelnd. „Ich denke, es werden ſo zwiſchen zwanzig bis dreißig geweſen ſein.“

„Es wundert mich nur, daß Du ihnen noch immer entgangen biſt;“ ſprach Jener weiter.

„Wenn ſie mir wie Katzen nachſchleichen, ſo gehe ich ihnen wie ein Fuchs aus dem Wege, und falle wie ein Wolf über ſie her;“ verſetzte heftig und mit blitzendem Auge der Wilde, indem er wie unwillkürlich den Kinſchal, den vergifteten Tſchetſchenzendolch, den er im Gürtel ſtecken hatte, mit den Fingern umkrallte. —

„Da hören ſie die Stimme unſers Gebieters: des Gebrauchs!“ ſagte Aslan, als Jener ſich entfernt hatte. „Und dennoch wäre es mir unmöglich, dieſen Menſchen zu beſtrafen, ja nur zu entfernen, obwohl er einem ganz andern Stamme angehört. Er hat einen Kunagh (Gaſtfreund) in dem meinigen. — Bei alledem,“ fuhr der junge Kaukaſier fort, „greift die Blutrache, ſo abſcheulich ſie iſt, nicht ſo verderblich, wie mancher andere, weniger auffallende Gebrauch, in das Familienleben. Einer der letztern wird ſelbſt über meine ganze Zukunft beſtimmen. Es iſt bei uns Herkommen, und zwar ein unabänderliches, daß der Bruder, wenn er unverheirathet iſt, die Wittwe oder die hinterlaſſene Braut des geſtorbenen Bruders heirathe, und dies wird jetzt mit mir der Fall ſein.“

„Die Dame iſt indeß liebenswürdig? Sie intereſſiren ſich für ſie?“ ſprach Fedor.

„Liebenswürdig? Ja. Man ſagt es. In Tiflis galt ſie dafür;“ erwiederte Aslan mit gleichgültigem Tone. „Mich für ſie zu intereſſiren habe ich indeß noch nicht Zeit gehabt, ich kenne ſie erſt ſeit einigen Tagen.“

„Geſetzt aber, Sie wären nicht im Stande, ſie zu lieben, ſie wäre unſchön, es fänden ſich religiöſe Hinderniſſe, da ſie unſtreitig Muhamedanerin iſt?“ fragte kopfſchüttelnd der Vorige.

„Sie iſt Griechin, eine Verwandte meiner Mutter;“ entgegnete Aslan. „Alles indeß, was Sie da einwenden, wäre es auch im äußerſten Grade der Fall, könnte die Verbindung nicht verhindern. Das Herkommen verlangt es einmal, und dies iſt bei uns mächtiger, als alles Andere. Eine grobe Verletzung deſſelben bringt ewigen Schimpf auf Jeden, der ſich ſolche erlaubt hat.“

Der Rittmeiſter bemerkte jetzt, daß es Zeit ſei aufzubrechen, wenn man einen gewiſſen Punkt, wo er das Bivouak für die Nacht aufzuſchlagen gedenke, bei guter Zeit erreichen wolle. Die Trommel rief die Truppen in Reih und Glied, und bald befand man ſich auf dem Marſch. Jeder wollte Seitenan der Stirn trug. — Zur Seite des Alten ſaß ſeine Nichte, die Tochter ſeines verſtorbenen Bruders, Mathilde von Schwanitz. Die Locken der ſtillen ernſten Jungfrau waren ſchwarz wie das Gefieder des Raben und ebenſo glänzend. Ihre Geſichtsfarbe war blaß, doch ermangelte dem Antlitze, das man edel, regelmäßig und würdevoll nennen konnte, keineswegs ein leichter Anflug von Roth. Beſonders verſchönte das letztere die ernſten Züge des Mädchens, wenn die Jungfrau ihre Rede an zwei ihr gegenüberſitzende junge Männer richtete, welche aufmerkſam jedes Wort von den ſchönen Lippen Mathildens wegzuhaſchen ſchienen. Der jüngſte beider aufmerkſamer Zuhörer, der ſichtlich geſchmeichelt und erfreut ſchien, wenn Mathilde, ihre Rede vorzugsweiſe an ihn allein richtend, ihn freundlich guter Vetter nannte, trug die Kleidung der Offiziere des Grumbkow'ſchen Dragonerregiments; ein Anzug, der, wenn er auch die ſchlanke Geſtalt des Jünglings weniger hervorhob als die Uniformen unſerer Tage, ihm dennoch ein nicht unvortheilhaftes ritterliches Anſehen lieh. Der Antheil, den der junge Mann an dem Geſpräche wie an der Perſon ſeiner Tiſchnachbarin zu nehmen ſchien, gab ſich nicht nur in ſeiner fröhlichen Unterhaltung, ſondern auch in jeder Miene ſeiner belebten und patrouillen rechts und links vom Wege abſenden, der junge Kaukaſier aber bat ihn dies zu unterlaſſen, ſo lange man ſich auf ſeinem Gebiete befände, da dies leicht zu Mißverſtändniſſen zwiſchen den Koſaken und den Bewohnern der Dörfer, in deren Nähe man vorbei käme, führen könne, und es überdies die Truppen nur unnütz abmühen heiße. „Er verbürge ſich,“ ſetzte er hinzu, „mit ſeinem Ehrenworte, daß keine Feindſeligkeiten gegen die Soldaten verübt werden würden, ſo lange ſie auf ſeinem Grund und Boden wären. Wollen Sie,“ ſagte er lächelnd, „der militairiſchen Etikette wegen, durchaus mit Avantgarde marſchiren, ſo erlauben Sie, daß ein Trupp meiner Leute die Spitze bilde, und ich werde dieſe ſelbſt überwachen.“

Fedor geſtattete dies gern, und er konnte ſich kaum ſatt ſehen an dem ſchönen ritterlichen Jüngling, der in dem glänzenden Panzer, auf dem ſchäumenden tſcherkeſſiſchen Rappen, an die Spitze des Zuges ſprengte, und ſich dort wie ein junger Kriegsgott ausnahm. Es machte dem Rittmeiſter Vergnügen, ſich dem jungen Mann, zu welchem er ſich immer mehr hingezogen fühlte, ſobald der Zug im

Marſch war, zuzugeſellen, und im Reiten ein neues Geſpräch über die Eigenthümlichkeiten der noch ſo wenig gekannten Gegend, in der er ſich befand, anzuknüpfen. Dieſes war ſo intereſſant als belehrend. Fedor fand in Aslan einen verſtändigen jungen Mann, der das, was ihm bei ſeinem mehrjährigen Aufenthalt in der Hauptſtadt vorgekommen, mit Nutzen geſehen und darüber nachgedacht hatte. Außerdem waren ihm die Anſichten und Urtheile des jungen Bergbewohners über Gegenſtände der Civiliſation von Intereſſe, indem ſich ſolche, vermöge der Anſchauung von einem naturgemäßen Standpunkte, überaus eigenthümlich geſtalteten; nur mußte er unwillkürlich lächeln, wenn Aslan Beg ſeine, oft einen orientaliſchen Schwung zeigenden Reden und Bemerkungen, im Feuer des Geſpräches mit den Salonsbetheuerungen: „Parole d'honneur!“ und „Vraiment!“ durchſpickte. —

Mehrere Stunden waren auf dieſe Weiſe vergangen. Der Weg zog ſich durch ein äußerſt romantiſches, einem unermeßlichen Park gleichendes Gelände fort. Bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Weges, blickten kleine, niedrige Wohnungen, überragt von einem, in ihrer Nähe, meiſtens auf einem

Hügel befindlichen Thurme, aus ſchattigen Kaſtanien- oder Eichenwäldchen; indeß konnte es dem Rittmeiſter nicht entgehen, daß das, meiſt aus ſich vielfach windenden Thalſchluchten, oder felſigen dicht bewaldeten Hügeln und Bergrücken beſtehende Terrain, für den Fall eines Angriffs, dem Feinde die weſentlichſten Vortheile bieten, für ein regelmäßiges Gefecht aber außerordentlich behindernd ſein würde. Eben dachte er über dieſen Gegenſtand nach, als zwiſchen den Felſen, zur Linken der Straße, ein Schuß fiel, und eine Kugel über die Köpfe der Reitenden dahin pfiff. Wie mechaniſch fuhr Fedor nach dem Säbel, und blickte nach dem Felſen, hinter welchem ſich ein kleines Rauchwölkchen in die blaue Morgenluft hinauf ringelte.

„Es iſt nichts!" ſagte Aslan kalt. „Sj' käm woina? (Wer hat Krieg?)" ſetzte er, zu ſeinen Oſſeten gewendet, hinzu.

„Ich, Herr!" ſprach einer derſelben.

„Du reiteſt in der Mitte der Koſaken, und rührſt Dich nicht!" befahl Aslan Beg. „Dieſer Mann," fuhr er ruhig zu Fedor gewendet fort, „hat in dieſer Gegend Blutfeinde. Sie haben ihn, vermöge des jedem Oſſeten eigenen ſcharfen Geſichts, aus der Ferne erkannt, und geben uns zu erkennen, daß dieſer Menſch ſich erſt entfernen müſſe, wenn wir etwa in ihrem Dorfe als Gäſte einzuſprechen gedächten. Wäre er allein geweſen, ſo hätte ihn die Kugel unfehlbar auf der Stelle niedergeſtreckt, während, dem Herkommen nach, in Begleitung Anderer und aus Achtung für dieſe, ihm vorher eine Warnung zukommen muß. — Uebrigens,“ ſchloß der junge Gebirgsfürſt lachend, „werden wir heute wohl dann und wann noch eine ſolche Warnungskugel pfeifen hören.“

Unter Geſprächen verſchiedener Art zog ſich der Weg immer mehr in die Gebirge hinein. Er ward immer romantiſcher. Auf der einen Seite rauſchte, von gigantiſchen Felſenmauern und Steinzinnen überragt, in ſchwindelnder Tiefe die ſchäumende Liachwa, auf der andern hüpften kleine Bergwaſſer von Bergterraſſe zu Bergterraſſe; ſie bildeten allerliebſte kleine Waſſerfälle, deren höchſte auf Momente von dem friſchen Morgenwinde zerſtäubt wurden, und erſt nach Verlauf von Minuten ſich wieder zu einem langen Silberbande zu vereinigen ſchienen. Eben hatte man eine etwas geräumigere Thalſchlucht erreicht. Der Weg führte auf einer ziemlich gebrechlichen Brücke über den Fluß.

„Hier," ſagte Aslan Beg, „iſt mein Terrain zu Ende, und das eines andern Stammes beginnt. Er iſt zwar mit den Dugurr, zu denen ich gehöre, nicht in Fehde, aber die Walagir ſind mit den Keſchelzen, dem wildeſten Geſchlecht unſers Landes, die den Gebirgsſattel der Brusabſeli (Scheunenberge) bewohnen und welche Freunde der Tſcherkeſſen ſind, in ſteter Verbindung, und ſo iſt Vorſicht nöthig. — Wollen Sie vielleicht die Truppen ein paar Augenblicke raſten laſſen? Wir könnten inzwiſchen Nachrichten einziehen."

„Recht gern!" erwiederte Fedor, indem er den Zug halten und die Koſaken abſitzen ließ. „Wo aber denken Sie Nachrichten zu erfahren?"

„Dort!" ſprach Aslan Beg, indem er auf einen großen Haufen durch Menſchenhand über einander gethürmter Steine zeigte, an deſſen Fuße eine ſonderbare Geſtalt hockte. Es war ein alter, zerlumpter Oſſete, der die Burka, einen braunen, groben Filzmantel, um die magern Glieder geſchlagen hatte. Ganz wider die Gewohnheit der Oſſeten, bedeckte ein verworrener weißer Bart den größten Theil des Geſichts.

„Jener Hügel iſt dem Elias geweiht und gilt als vorzüglich heilig;“ ſprach Aslan lächelnd. „Der Menſch aber iſt ein beſonders berühmter Kuiß-meh-zehk — was Sie ungefähr mit Zauberer oder Wahrſager überſetzen würden — und ſitzt hier um den Reiſenden für Geld und gute Worte zu verkündigen, was er über ihr Geſchick im Traume erfahren hat. Da wir doch nun auch — wenigſtens ſo vel quasi — eine Art Reiſende ſind —“

„Wie? Den Narren oder Betrüger ſollten wir befragen?“ ſprach Feder befremdet.

„Ei! Laſſen Sie dies gut ſein! Seine Nachrichten über unſere Gegner ſind nicht zu verachten. Er weiß, was er weiß!“ ſprach Aslan, Feder nach jener Gegend am Arme fortführend.

Der Rittmeiſter mußte unwillkürlich über das Gemiſch von Volksaberglauben und geſelliger Bildung, das der junge Kaukaſier in ſich zu vereinigen ſchien, lächeln, und folgte ſeinem Gefährten.

So wie ſich Beide dem Steinhaufen näherten, ſtand der Alte auf und verbeugte ſich tief gegen Aslan Beg.

„Ich habe Dich ſchon ſeit mehreren Stunden erwartet, o Fürſt;" ſagte der Greis mit hohler, zitternder Stimme. „Die Sonne war noch nicht über das Gebirge emporgeſtiegen, und die Thautropfen zitterten noch an den Spitzen der Grashalme, als ich ſchon immer auf den Weg blickte, von wo Du kommen mußteſt, mein ſchwaches Ohr glaubte oft ſchon den Hufſchlag oder das Schnauben Deines Roſſes zu vernehmen, aber es war ſtets das Gehämmer des Spechtes, der ſeine Nahrung im Holze der Föhren ſucht, oder das Schnauben des wilden Ebers, der im Dickigt den Boden durchwühlt."

„Und woher wußteſt Du, daß ich kommen würde?" fragte Aslan, indem er dem Alten ein Goldſtück zuwarf.

„Die fliegenden Kreuze (Sternſchuppen) waren häufig dieſe Nacht, ich ſchloß daraus, daß etwas Großes ſich begeben würde, und richtete ein eifriges Gebet an den Herrn der Felſengipfel, an die Brusabſeli, und alle Engel und Apoſtel die auf ihnen ſitzen, wie an alle gruſiniſchen und ruſſiſchen Kirchen" — hier warf er einen Blick des halberloſchenen grauen Auges auf Fedor — „und ſo ward mir ein

Traum beſcheert, in dem ich Dich, Fürſt der Iron (Oſſeten), in Begleitung dieſer Krieger des chriſtlichen, ruſſiſchen Kaiſers kommen ſah."

„Und ſaheſt Du noch ſonſt etwas im Traume?" fragte Aslan den Alten fixirend.

„O Fürſt," erwiederte Jener, „ich ſah wie gepanzerte Krieger in großer Zahl von den Seiten der Berge und aus den Thalſchluchten zuſammenſtrömten, ich hörte den Schlachtruf der Tſcherkeſſen, und das Wiehern ihrer Roſſe, und obwohl ich eifrig mein Gebet richtete an Ilia, den Herrn der Felſen, an den nariſchen St. Kirgi (St. Georg von der Schlucht von Nara) und alle Bergkirchen und heilige Hügel zwiſchen der Liachwa und dem Rion, ſo ſah ich doch, daß mancher Sohn einer Mutter, die an den Ufern der Newa ihr Garn ſpinnt, von der Tſcherkeſſenkugel durchbohrt ward."

Aslan warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Rittmeiſter, dann fragte er:

„Waren Bergbewohner aus den Hochthälern bei den Tſcherkeſſen, und war Dir die Gegend bekannt?"

Der Alte ſann einen Moment über die zu gebende Antwort nach. Es war, als ob er zweifelhaft ſei. Dann ſprach er:

„Ich ſah die fliegende Burka des Keſchelzen, neben dem Kettenpanzer des Tſcherkeſſen, auch eine kupferne Kugel (der Lesghier) ſah ich in einer Wunde funkeln, und der Ort des Gefechts war ſo weit von hier, als man in ſtiller Nacht das Geſchrei des Brunſthirſches vernehmen kann. — „Herr," ſetzte er nach einer Weile hinzu, „ziehe nicht mit dieſen Soldaten noch weiter vorwärts, denn Euch droht Gefahr, und wenn dies nicht der Fall iſt," — hier erhob er die Hände wie zum Schwur — „ſo will ich meinem Vater in jener Welt als Pferd dienen, und Du magſt einen Hund auf meinem Grabe ſchlachten!"

Aslan Beg warf dem Alten ein zweites Goldſtück hin.

„Wir wiſſen genug!" ſprach er zu Fedor auf Franzöſiſch, und winkte ihm, nachdem er den Greis gegrüßt, zum Fortgehen.

„Heil dem Freigebigen, dem ächten Abkömmlinge Abaſuks!" rief der Greis hinter ihnen her.

„Sie haben gehört!“ ſprach der Fürſt, indem er ſeinen Arm in den des Rittmeiſters legte. „Ein ſtarker Trupp Tſcherkeſſen und Keſchelzen, wobei noch einige Lesghi's, ſteht eine halbe Stunde von hier. Es kommt nun auf Sie an, ob Sie ſich mit dieſen Nachrichten begnügen, oder den Feind aufſuchen wollen.“

„Wie?“ rief Fedor erſtaunt. „Den Traum des kindiſchen Greiſes halten Sie für Nachrichten, mit denen ſich ein auf Recognoscirung geſendeter Offizier begnügen könnte?“

„Die Sache,“ ſagte Aslan kalt, „iſt ſo entſchieden richtig, als ob Sie den Feind mit eignen Augen geſehen hätten. Jener Alte hat die beiden größten Betheurungen hinzugefügt, die ein Oſſete von ſich zu geben pflegt.“

„Sie meinen alſo, der Menſch ſei ein Spion —“

„Ich meine nichts,“ unterbrach ihn Aslan Beg, „als daß die Sache ihre Richtigkeit hat. **Parole d'honneur**! Sie können ſich darauf verlaſſen. Uebrigens nehmen Sie Ihre Maßregeln, wie es Ihnen gutdünkt, nur muß ich Ihnen bemerken, daß es Ihnen ſchwer werden würde, Verwundete zurücklebensmuthigen Züge kund und zeichnete ihn vortheilhaft vor ſeinem ſchweigſamern Gefährten aus, der, wiewol nicht weniger aufmerkſam den Worten Mathildens horchend, ſolche nur ſelten durch einige wenige einſylbige Worte unterbrach. Da die Perſon des ſtillen jungen Mannes für den Verfolg dieſer Geſchichte von Bedeutung iſt, ſo möge es erlaubt ſein, einige betrachtende Blicke auf deſſen Aeußeres zu werfen. — Emanuel Froben, oder Frobenius — man pflegte zu jener Zeit den Namen der höhern Bürgerclaſſen, vorzüglich denen der Gelehrten, gern eine lateiniſche Endung zu geben — war ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren. Seine ſeelenvollen Züge trugen das Gepräge eines tiefen Ernſtes oder vielmehr einer ſtillen Schwermuth, deren Schleier ſich ſelbſt dann nur wenig hob, wenn der junge Mann eine verbindliche, doch ſtets ſehr kurze Rede an Mathilden richtete. Die ſchöne Stirn des Jünglings, das große kluge, doch wenig lebhafte Auge zeugte von Denkkraft und Gefühl, doch nur ſelten bildete ſich letzteres zu Worten, die dann wie unbewußt den ſchmalen geſchloſſenen Lippen entſchlüpften. Die Geſichtsfarbe des jungen Mannes war blaß, doch gab ein von Luft und Sonne erzeugtes Braun ihr eine nicht unangenehm ins Auge fallende Schattirung. Die Kleidung Froben's erſchien zuſchaffen, und daß Alle, die etwa liegen bleiben müßten, von den Bewohnern der umliegenden Dörfer ermordet werden würden, da wir auf einem, meinem Stamme feindlichen Gebiete ſind.“

„Ich muß es dennoch darauf ankommen laſſen!“ ſprach der Rittmeiſter nach kurzem Nachdenken. „Es iſt nöthig, mich von der Wahrheit der Worte jenes Menſchen zu überzeugen.“

„Wohlan, brechen wir auf!“ erwiederte ruhig Aslan Beg. „Die Ueberzeugung, welche Sie wünſchen, wird nicht auf ſich warten laſſen.“ —

Nachdem er Fedor erſucht, aus den Offeten die Seitenpatrouillen bilden zu dürfen, rief er ſeinen Leuten einige kurze Worte zu, worauf dieſelben wie Gemſen die Höhen rechts und links erkletterten, und ſich zwiſchen Geſtrüpp und Felſen verloren. Kaum war man eine Viertelſtunde marſchirt, als dann und wann auf den Höhen ein Schuß fiel. Fedor ward aufmerkſam, aber Aslan Beg beruhigte ihn ſogleich, indem er ſagte: daß dies Warnungskugeln ſeien, mit denen man ſeinen Leuten den Eintritt in die Dörfer unterſage, welcher ja auch ohnehin nicht beabſichtigt werde, da ſie außer dem Wege lägen. So ging der Marſch ruhig weiter, bis man in ein äußerſt romantiſches, von der Liachwa durchſchlängeltes Thal gelangte. Es war ein herrlicher Wieſengrund, von drei Seiten von ſanften, mit Eichen und Kaſtanien dichtbeſtandenen Höhen eingeſchloſſen. Plötzlich fielen dicht auf einander zwei Schüſſe in einer Thalſchlucht zur Rechten. Fedor würde, gewöhnt an die früherhin gefallenen Schüſſe, dieſen keine Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, aber Aslan Beg rief plötzlich aus:

„Das iſt der Knall der Flinten meiner Leute! Die Tſcherkeſſen ſind in der Nähe — und dort kommen ſie.“

Drei oder vier Panzerreiter brachen plötzlich aus einer Thalſchlucht, ſie jagten heran, als ob ſie in die Avantgarde, die jetzt von den Tſchernomorskiſchen Koſaken gebildet wurde, einbrechen wollten, in der Entfernung von hundert Schritten aber parirten ſie ihre Roſſe, feuerten drei Flintenſchüſſe ab, und verſchwanden ſo ſchnell wie ſie gekommen waren. — Drei Koſaken wälzten ſich in ihrem Blute.

Auf Befehl des Rittmeiſters trabte das Koſakenkommando vorwärts, um ſich auf einem günſtigern

Punkte, wo das breitere Thal und die minder ſteilen Hügel erlauben könnten, den Feind mit Vortheil anzugreifen, aufzuſtellen, und das Horn rief die Jäger zum Tirailliren. Jetzt erhob ſich auf den Höhen zur Rechten und Linken ein fortwährendes Gewehrfeuer, man konnte aus ihm ſchließen, daß man ſich einem zahlreichen Trupp Feinde gegenüber befand, man ſah oft zwiſchen den Bäumen und Felſen den Kettenpanzer oder den Helm eines Tſcherkeſſen flimmern, aber — im Thal erſchien Niemand.

Die Tirailleurkette der Jäger drang inzwiſchen überall vorwärts, aber eine gute Anzahl Verwundeter kamen in's Thal herabgehinkt, und der die Jäger kommandirende Offizier ließ melden, daß er bereits zehn Todte habe.

„Es hängt nur von Ihnen ab," ſagte Aslan Beg lächelnd zu Fedor, „unſere Gegner zwei bis drei Stunden vor ſich herzutreiben, vorausgeſetzt, daß Sie bis dahin noch einen Mann Ihres Kommando's übrig behalten, genügen Ihnen indeß Nachrichten über unſere Gegner, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß wir etwa vier bis fünfhundert Tſcherkeſſen — ich ſchließe dies nach dem Feuern und nach der Anzahl ihrer Usdens (Häuptlinge, Edelleute), die dort auf den Bergen herumſprengen — nebſt einer Anzahl Keſchelzen, und einige Lesghi's, vor uns haben."

Achſelzuckend bemerkte Fedor, es werde allerdings wohl nichts anders übrig bleiben, als zurückzukehren; er befahl den Tſchernomoriern die Bleſſirten, welche nicht zu gehen im Stande waren, hinter ſich auf die Pferde zu nehmen, und wollte eben zum Retiriren das Signal geben laſſen, als Aslan Beg ihn bei der Hand ergriff.

„Entſchuldigen Sie einen Subordinationsfehler!" ſprach er lächelnd. „Bisher haben wir ‚selon l'art' operirt, und — Leute verloren. Auf dieſe Weiſe kommt man im Kaukaſus nicht durch. Ihre Jäger richten gegen dieſe Leute, welche den Adler im Fluge mit der Kugel herunterzuholen gewohnt ſind, nichts aus. Laſſen Sie ſolche zuſammenblaſen, retiriren Sie mit ihnen auf dem Wege, den Sie gekommen ſind, und überlaſſen Sie mir Ihre Koſaken, mit denen und meinen Leuten ich den Rückzug decken will."

„Wie? Die Jäger in geſchloſſenem Trupp in der Ebene, und die Kavallerie auf den Bergen?" fragte Fedor erſtaunt.

„Ja,“ lachte Aslan munter, „im Reglement und in der ‚Art de faire la guerre‘ ſteht freilich nichts davon, aber — Parole d'honneur! — Sie werden ſehen die Sache iſt probat, und thun Sie es nicht, ſo werden Ihnen die Hälfte Ihrer Leute zuſammengeſchoſſen.“

Die letzten Worte wirkten als ein Argumentum ad hominem, und Fedor ließ Appell blaſen.

So wie ſich die Jäger im Thale ſammelten, hörte auf den Bergen das Feuern auf, nur dann und wann ſah man zwiſchen den Bäumen und Felſen ein Rauchwölkchen aufſteigen, und eine matte Kugel ſchlug klatſchend in der Nähe Fedors auf den Boden.

„Sie würden gut thun, eine Burka um die Schultern zu werfen, Ihre Epauletten bezeichnen Sie als Offizier, und kommt man Ihnen auf hundertfunfzig Schritt nahe, ſo ſind Sie getroffen. — Auf dieſe Diſtanz fehlt kein Tſcherkeſſe;“ ſagte Aslan mit beſorgtem Tone, als Fedor die Jäger ‚kehrt‘ machen ließ.

Der Rittmeiſter ſchüttelte lächelnd das Haupt, zeigte auf den Kettenpanzer des Kaukaſiers, der ihn ja auch vor ſeinen Leuten unterſcheide, und Aslan ſprengte, als Fedor den Rückmarſch antrat, an der Spitze der Koſaken raſch eine Berglehne empor.

Kaum hatte der Feind bemerkt, daß ſeine Gegner zu retiriren begonnen, als, wie dies bei ſolcher Gelegenheit ſtets der Fall iſt, der Kampf weit heftiger als früher entbrannte.

Bei alledem unterſchied er ſich weſentlich von der in dergleichen Fällen herkömmlichen Kampfart. Das Tirailleurfeuer ward niemals rollend. Die Schüſſe waren jeder einzeln zu unterſcheiden, da die Tſcherkeſſen und Oſſeten nur dann ſchoſſen, wenn ſie ihren Mann ſicher auf's Korn zu nehmen glauben konnten. Ihre Art zu tirailliren war ſonderbar. Bot ſich irgend ein Baum, ein Strauch, ja nur ein einzelner Stein, als Deckung dar, ſo ſchoſſen ſie, hinter dieſem ſtehend, ſitzend, zuſammengekauert, ja auf dem Bauche liegend; gab es kein ſolches Deckungsmittel, ſo trat ein Trupp von vier oder fünf Mann dicht hintereinander, ſo daß nur der Vordere, ſo lange er zielte, dem feindlichen Feuer blosgeſtellt, mit ſeinem Leibe die Andern deckte. Hatte derſelbe aber losgeſchoſſen, ſo ſprang er an das Ende der Reihe, und nun zielte der nach ihm Kommende langſam und ſchoß, wenn er es an der Zeit glaubte.

Auch die Koſaken vom ſchwarzen Meere waren mit Feuergewehren verſehen. Dieſe ſprengten einzeln auf ihren Gegner los, um ihn, wo es das Terrain erlaubte, mit der Lanze zu durchbohren, bot ſich unvermuthet ein Hinderniß dar, ſo warfen ſie das Pferd raſch herum und ſchoſſen im Davonjagen mit einer unglaublichen Sicherheit. Aslan Beg war inzwiſchen in einer beſtändigen Bewegung. Mit einer Unerſchrockenheit, die ihres Gleichen ſuchte, ſah man ihn, ſeine Oſſeten anfeuernd, mit ſeinem Rappen hier über eine Felsſpalte, dort über einen Baumſtamm ſetzend, dort ſeine Flinte abfeuernd, oder auf einen freien Platz jagend, einen ihm gegenüber befindlichen Usden der Tſcherkeſſen, durch deren nachſpottendes Angriffsgeſchrei ‚hi mardsha!‘ zum Zweikampf, wenn Jenem ein ſolcher beliebe, herausfordern. So war der Rückzug faſt zwei Stunden fortgegangen, als Fedor bemerkte, daß die Lage des Terrains von der Art ſei, daß die verfolgenden Feinde genöthigt werden würden, einen zur Seite gelegenen kleinen Aul (Dorf) von wenigen Häuſern zu paſſiren. Gelang es ihm, ſie während des Durchzugs in dieſem feſtzuhalten, und im Rücken anzugreifen, ſo konnte er hoffen, ſie mit dem Bajonnet zu erreichen, und dann ſicherte ihm dieſe Lieblingswaffe, wie die Tapferkeit ſeiner Ruſſen, den Sieg. Eine vorliegende Felſenreihe erlaubte ihm zugleich, ſeinen Rückzug unbemerkt vom Feinde zu verzögern, und er beſchloß raſch, die günſtige Gelegenheit, einen Schlag zu führen, zu ergreifen. Er ſendete deshalb ſogleich Aslan Beg den Befehl zu, durch Einſtellung der Retraite und Zuſammenziehung ſeines Trupps, den Feind zu Beſetzung des Auls zu veranlaſſen, da er dieſen umgehen, und ſodann mit Aslan zugleich die Tſcherkeſſen in Front und Rücken angreifen wolle. Die Vorausſetzung Fedors, daß der Feind in die Falle gehen werde, war gegründet. So wie Aslan Beg ſein Kommando zuſammenzog, that der Feind daſſelbe, und beſetzte das Dorf, durch welches er nothwendig beim weitern Vorrücken ſeinen Weg nehmen mußte.

Mehrere Minuten lang hatte das Geplänkel nachgelaſſen; der Feind ſchien mit ſich zu Rathe zu gehen, was vorzunehmen wäre, als er bemerkte, daß die Jäger auf dem Plateau erſchienen, und der Rückweg abgeſchnitten ſei. Ein furchtbares Geſchrei, dem ein rollendes Gewehrfeuer folgte, ertönte aus dem Dorfe. Bald darauf ward Alles ſtill. Der Rittmeiſter eilte, eine Angriffscolonne formiren zu laſſen. Eben war die Bewegung vollendet, als die Tſcherkeſſen, an der Spitze ihre Häuptlinge, letztere zu Pferde, wie raſend aus dem Dorfe ſtürzten, um ſich durch die Jäger Bahn zu brechen. Sie wurden ohne Schuß mit dem Bajonnet empfangen. Der Angriff war ſo wüthend, daß mehrere bis auf den Tod verwundete Feinde, noch mit der Hand die Bajonnete der Ruſſen zu ergreifen, und mit den Säbeln nach den Füßen der Gegner zu hauen verſuchten. So tapfer auch der Angriff geweſen war, ſo ward er dennoch abgeſchlagen, und der Feind in's Dorf zurückgeworfen. Mehrere tſcherkeſſiſche Edle, und über funfzig gemeine Krieger, bedeckten den Boden. Jetzt trat die vorige Stille ein. Fedor ſah dies als ein gutes Zeichen an. Er glaubte, daß es nicht unmöglich ſein könne, die Gegner zu einer Unterhandlung, wo nicht gar zur Ergebung zu bewegen, und ritt gegen das Dorf zu, indem er ein weißes Tuch im

Winde flattern ließ. Plötzlich ſah er Aslan Beg mit ſeinem Pferde über ein Ravin ſetzen, das er für unüberſchreitbar gehalten hatte.

„Halten Sie an!“ rief dieſer ſchon aus der Ferne. „Was wollen Sie thun? — Unterhandeln? — Kein Tſcherkeſſe unterhandelt, oder ergiebt ſich; am wenigſten Haſſan Beg Tiumenow, der dieſen Stamm befehligt. Es wäre gegen alles Herkommen. — Ich bitte, laſſen Sie ſtürmen, ehe die Gegner zur Beſinnung kommen!“

„Unſere Feinde ſind eingeſchloſſen, es wäre dennoch möglich;“ ſprach Fedor zögernd.

„Laſſen Sie ſtürmen, oder geben Sie ihnen freie Bahn zum Rückzug!“ ſprach Aslan dringend. „Man würde auf Sie Feuer geben, anſtatt zu parlamentiren.“

In dieſem Augenblicke fielen zwei Schüſſe. Fedor zuckte heftig zuſammen.

„Da haben wir es!“ rief der junge Kaukaſier. „Sie ſind verwundet?“ —

„Hoffentlich nur leicht! In der Schulter;“ entgegnete Fedor. „Laſſen Sie uns angreifen!“

weniger verziert als die des Dragoneroffiziers, dennoch kleidete der dunkelblaue, enganliegende, mit einer ſchmalen Treſſe verzierte Leibrock den jungen Mann nicht übel.

Alſo im Haag verließeſt Du ihn? ſprach der Herr von Schwanitz zu Froben gewendet, indem er kopfſchüttelnd das Zeitungsblatt bei Seite legte.

Ihr könnt Euch darauf verlaſſen! entgegnete der Jüngling Ich habe ihn aus den Winterquartieren, aus Franken dahin begleitet. Prinz Moritz von Oranien, der holländiſche Geſandte von Amerongen, der Obermarſchall Kanitz, der Oberhofmeiſter von Kneſebeck und mehre Andere waren in dem Gefolge.

Ich ſage es ja immer, rief der Alte, in dem welſchen Volke iſt nichts als Lug und Trug! — Hier in dem Wiſche ſteht eine Nachricht aus Frankreich, die beſagt, daß unſer Herr zu Cleve erkrankt und auf der Reiſe geſtorben ſei.

Krank war er wirklich, als wir im Haag anlangten, bemerkte Froben.

Aber todt nicht, Junge! todt nicht, rief der Greis; und ſo lange noch ein Lebensfunke in dem Kurfürſten iſt, iſt Brandenburg noch nicht verloren, ſelbſt wenn Magdeburg ein Schutthaufen, und in Berlin das Oberſte zu unterſt gekehrt wäre. —

„Dann bitte ich, daß Sie die Koſaken abſitzen und unter meiner Führung ſtürmen laſſen.“

„Die Koſaken? Wie?“ fragte Fedor.

„O, ſie werden mit Ihren Jägern wetteifern! Ich kenne die tapfern Reiter vom ſchwarzen Meere; ſie wiſſen die Lanze zu Fuß und zu Pferde zu handhaben.“ — Aslan ſprengte von dannen.

Das Kommando ertönte bald darauf. Jubelnd ſprangen die Koſaken von den kleinen Roſſen. Fedor ließ jetzt Sturmmarſch ſchlagen, und die Jäger, geführt von dem Rittmeiſter, ſtürmten von der einen, die Koſaken unter Aslan Beg von der andern Seite das Dorf.

Der Kampf war mörderiſch. Haus vor Haus, Gehöft vor Gehöft, jeder Fußbreit Boden mußte mit dem Bajonnet genommen werden. So lange noch einer ihrer Edeln an der Spitze der Tſcherkeſſen kämpfte, dachte keiner an Flucht, erſt als Haſſan Beg, ſchon auf der Erde liegend, und ſich noch gegen zwei Jäger vertheidigend, von mehreren Bajonnetſtichen durchbohrt worden war, brach der Reſt der Tſcherkeſſen, wie ein Rudel wüthender Panther, mitten durch die Ruſſen, und bezeichnete ſeinen Weg in die nahen Wälder durch Ströme von Blut. — In allen Gemächern der Häuſer, in allen Höfen, am meiſten an dem Eingange des Dorfes, lagen Leichname oder krümmten ſich Sterbende. — — —

„Sie haben ritterlich gekämpft!“ ſagte Fedor, als Aslan Beg den blutigen Säbel an der Mähne des Rappen abwiſchte, und ihn klirrend in die Scheide ſtieß. „Ich habe Ihnen kaum nachahmen können, denn ich glaube, eine Kugel ſteckt in meinem Arm; er ſchmerzt mich abſcheulich.“

„Laſſen Sie ſehen!“ rief Aslan, indem er eifrig dem Freunde die Uniform öffnete. „Wahrhaftig, ſie iſt noch darin!“

„Was wollen Sie thun?“ fragte Fedor, als er ſah, daß jener ein Meſſer zog.

„Das!“ erwiederte der junge Kaukaſier, indem er mit einem Schnitt die Wunde vergrößerte, und bald darauf die Kugel dem Rittmeiſter in die Hand drückte.

Er ſprach noch ein paar Worte zu einem ſeiner Leute, und dieſer reichte ihm ein Kraut, das er in der Nähe von einer alten Mauer gepflückt und zerquetſcht hatte. Mit Schnupftuch und Schärpe machte Aslan dem Verwundeten einen ziemlich geſchickten Verband und verſicherte ihm ſodann, daß nun die Sache weiter keine Folgen haben werde, indem dieſe Behandlung durch vielfache Anwendung erprobt ſei. Zu ſeiner Verwunderung fand Fedor, daß ſein junger Freund durch das, wie er ſagte, jedem Oſſeten bekannte Mittel, jeder fernern Blutung zuvorgekommen war, und ſich die Schmerzen von Minute zu Minute minderten. —

Die Sonne war bereits untergegangen, als man wieder auf dem Platze anlangte, wo Aslan am Morgen zu den Truppen geſtoßen war, und Fedor ſagte ſeinem Freunde, daß er beabſichtige, mit ſeinen Leuten bei einem der nächſten Dörfer ein Lager aufzuſchlagen, von dort aber einen Koſakenoffizier mit ſeinem Rapport von dem Vorgefallenen an den General zu ſenden, und ſich weitere Verhaltungsbefehle zu erbitten.

Aslan war hocherfreut über die Mittheilung. Er verſicherte ihm eifrig, daß kein Punkt der Gegend ſich beſſer zu einer militairiſchen Poſition eigne, als ſein eignes Dorf, das ganz in der Nähe liege, von wo man die Straße und beide Ufer der Liachwa überblicken könne, und das für den Nothfall durch ſeinen feſten Thurm gute Vertheidigungsmittel biete. — Dieſer Nothfall, ſchloß er lächelnd, würde indeß nicht eintreten, da die Tſcherkeſſen durch die empfangene Lection und wegen dem Verluſte ihrer Anführer, ſich beeilen würden dahin zurückzukehren, von wo ſie gekommen wären.

Man bog jetzt von der Straße ab, und gelangte in ein enges, ungemein romantiſches Thal. Die waldigen, mit großen Buchen und Eichen beſtandenen Hügel, welche den Rand des Keſſels bildeten, waren von mittler Höhe. An dem Fuße des einen derſelben, ſahen aus dem dunkeln Grün der herrlichen Waldnacht die Ruinen einer, einſt dem Erzengel Michael geweihte Kirche hervor. Auf dem mit Blumen überſäeten Thalgrunde, durch den ein kleines Gebirgsbächlein ſich wie ein Silberband hinſchlängelte, lagen eine Anzahl Hütten der Oſſeten zerſtreut. In der Mitte derſelben ragte ein mächtiger Felſen empor. Er war von der Höhe der das Thal begränzenden Hügel, oben abgeplattet, und trug, außer einem Thurme von drei Stockwerken, noch eine Anzahl einſtöckiger, mit einer niedrigen Mauer umgebener Gebäude, auf ſeiner Fläche. Da drei ſeiner Seiten, welche von jenem Bache umrauſcht wurden, faſt ſenkrecht abfielen, an der vierten aber ein ſchmaler Weg ſich in vielfachen Windungen emporſchlängelte, ſo fiel die Lage des Ganzen recht ſtattlich, und einer alten Ritterburg nicht unähnlich, in's Auge.

„Ich werde Sorge tragen, daß Ihren Jägern einige Häuſer eingeräumt werden, Ihre Koſaken werden ſich in ein Bivouak einrichten, für Verpflegung von Roß und Mann wird geſorgt werden;" ſagte Aslan munter.

In kurzer Zeit waren alle Anordnungen getroffen.

„Nun kommen Sie, mein Freund!" rief der junge Kaukaſier, als Alles beendigt, die Truppen untergebracht und Vorpoſten ausgeſtellt waren. „Die Anſtrengungen des Tages und Ihre Wunde mögen ſie ein wenig matt gemacht haben. Erholen Sie ſich in der Hütte eines Barbaren, wie Ihre Petersburger beau monde meine beſcheidene Wohnung, und eben nicht mit Unrecht, nennen würde."

Fedor folgte dem jungen Manne auf dem in klingenden Fels gehauenen Pfade, der ſich den Hügel aufwärts wand, und bald gelangte man durch eine, aus ſtarken, mit Eiſen beſchlagenen Bohlen gezimmerte Pforte, in einen zum Theil von der Ringmauer, zum Theil von den Gebäuden gebildeten Hof, in welchem Aslan Beg vom Pferde ſprang, und ſich beeilte, den Rittmeiſter, den er durch die Wunde behindert glaubte, gleichfalls von dem ſeinigen zu helfen.

Aber nicht die Wunde war es, die Fedor einige Minuten wie unbeweglich auf dem Roſſe zurückhielt. Durch Zufall war ſein Blick auf das offene Fenſter eines nahe liegenden Gebäudes gefallen, und mit Ueberraſchung ſah er im Zimmer eine weibliche Geſtalt von einer Schönheit, wie er kaum eine ähnliche geſehen zu haben ſich erinnern konnte.

Es war eine ſchlanke Brünette im Anfange der Zwanzig. Ihre Züge trugen europäiſchen Typus, aber ihre Kleidung war aſiatiſch, und ſchien eine Art Negligée. Sie ſaß oder lehnte vielmehr auf einem Divan, und ſchien, da ſie ein Schmuckkäſtchen in der Hand hatte, mit der Beſichtigung eines Geſchmeides beſchäftigt. Ihr Kleid war weit, und verhüllte zum Theil die ſchönen Formen. Ein Shawl war als Turban um das edle Haupt geſchlungen. — Fedor war auf's Höchſte überraſcht. Es war ihm, als ob er in den Burghof eines Ruſtan oder Antar eingeritten wäre.

Die Umgebung, in welcher Fedor die wunderholde Geſtalt erblickte, der von dem reichgeſchirrten Roſſe abſteigende, ſtahlgepanzerte junge Gebirgsfürſt, der enge, düſtre Burghof, der altersgraue von Epheu umrankte Thurm, Alles trug dazu bei, die Illuſion zu vermehren.

Fedors Neugier, zu erfahren wer das liebliche Frauenbild ſein möge, ward auf's Höchſte geſpannt, als Aslan die Dame mit einer achtungsvollen Handbewegung grüßte, und den Freund in das Haus zu treten einlud, an deſſen Fenſtern er ſolche erblickt hatte. Durch einen langen Gang führte Aslan ſeinen Bekannten in ein Gemach, das einfach, aber reinlich, übrigens halb europäiſch halb orientaliſch eingerichtet war. Teppiche bedeckten den Boden, Divans liefen an den Wänden rings herum, doch gab es einen Tiſch und einige Stühle.

„Ruhen Sie ſich aus, ich ſende Ihnen Jemand, der Ihnen einen geſchicktern Verband anlegt wie ich, und hindert Ihre Wunde Sie nicht, ſo hole ich Sie dann ab, um Sie meiner Braut und deren Mutter vorzuſtellen;“ ſprach Aslan, indem er den Freund ſich niederzulaſſen nöthigte.

„Wie?“ ſprach Fedor lebhaft. „Die Dame am Fenſter — “

„Iſt meine Braut, Euphemia Orbelianow;“ vollendete Aslan Beg. — „Ich muß Sie,“ fuhr er mit etwas verdüſtertem Blicke fort, „damit Sie von Dieſem oder Jenem, was Sie in meinem Hauſe bemerken dürften, nicht überraſcht werden, ſo wie mit meinen Verhältniſſen, auch mit der kleinen Geſellſchaft, die Sie vorfinden, näher bekannt machen. Die Mutter Euphemiens gehört einer früher wohlhabenden, jetzt indeß etwas heruntergekommenen gruſiniſchen Familie an. Aus dieſem Grunde, obwohl Griechin, und obgleich die Tochter eine mehr europäiſche Erziehung erhalten hatte, willigte ſie nicht ungern in die frühe Verlobung Euphemiens mit meinem Bruder. Dieſer fiel im Kampfe gegen Ihre Landsleute, und das Herkommen gebot, deſſen

Braut meine Hand anzubieten. Ich kannte dieſe nicht, und als ich es that, hegte ich, aufrichtig geſtanden, die Hoffnung, daß ſie ſolche ausſchlagen würde. Ich habe nicht lange außerhalb unſerer Berge gelebt, aber dennoch lange genug, um den Werth einer Wahl nach eigenen Empfindungen, von der von der Konvenienz gebotenen, unterſcheiden zu lernen. Euphemia, entweder die äußeren Verhältniſſe berückſichtigend, oder, was mir noch wahrſcheinlicher iſt, von der Mutter hierzu bewogen, acceptirt, ohne mich je geſehen zu haben, meinen Antrag. Seit einigen Tagen kennen wir uns nun, und ich denke, unſere Ehe wird eine glücklichere ſein, als ich unter dieſen Umſtänden zu hoffen gewagt habe. Euphemia iſt ſchön, — Jeder wird dies zugeben müſſen, — ſie ſcheint auch gut und liebenswürdig; bliebe mir noch etwas zu wünſchen, ſo wollte ich, daß ihr Character, ihre Stimmung, heiterer, lebensfroher, und ſomit dem meinigen ähnlicher wäre, ſo viel ich indeß in der kurzen Zeit ſie kennen lernen konnte, ſcheint ſie mir von trüber, faſt ſchwermüthiger Gemüthsart. Die Mutter — nun Sie werden ſie ja ſelbſt kennen lernen — kann die Zeit des früheren

Wohlſtandes, das Leben in Tiflis, vorzüglich in Moskau, wo ſie ein paar Jahre in Glanz und Glück zugebracht, nicht vergeſſen, und würde die Tochter eben ſo gern mit dem Schah von Perſien, wie mit mir oder jedem Andern, wenn ſolcher Euphemien nur ein glänzendes Loos bereiten könnte, verheirathen. — Noch eine dritte Perſon werden Sie in meinem Hauſe finden, und ich muß Sie durchaus auf ſolche vorbereiten, damit Sie ſich nicht durch dieſe oder jene Aeußerung derſelben verletzt fühlen mögen. Es iſt dies ein ehemaliger türkiſcher Derwiſch, Mullah Abdurrahman. Mein Vater, ein eifriger Muſelmann, hielt große Stücke auf ihn, und gab ihn meinem Bruder als Lehrer. Der Menſch iſt ein Fanatiker. Er war ein Freund des halbverrückten Kaſi Mullah, der Ihren Truppen, ehe er unterlag, ſo viele Noth machte, und er kämpfte an deſſen Seite, als das ganze Dagheſtan ſich gegen die Ruſſen erhob. Abdurrahaman hatte meinem Bruder denſelben fanatiſchen Eifer, denſelben Ruſſenhaß, der ihn ſelbſt beſeelte, einzuflößen gewußt, ihm vorzüglich rechne ich die Abneigung, die Timur gegen mich hatte, zu, und er iſt auch Schuld an dem

Vom Haag aber bis Magdeburg iſt ein weiter Weg! bemerkte Karl von Burgsdorf, ſo hieß der Dragoneroffizier. — Wir hätten uns gleich Anfangs auf den Wrangel werfen, im Augenblicke ſeines Einbruches ihm zu Leibe gehen —

Und Prügel bekommen ſollen? rief der Gutsherr ärgerlich. — Nimm's nicht übel, Vetter; Du biſt zwar meiner leiblichen Schweſter Kind und ſollſt auch, wie mir Grumbkow ſagt, von dem „Mit Vieren rechtsumkehrt!" und wie das neue Zeug heißt, das bei der Reiterei jetzt aufkommt, ſo Manches verſtehen, was ich Dir, im Vertrauen geſagt, nicht zugetraut hätte; aber was ſo das große Ganze anlangt — hier räusperte er ſich — das überlaß andern Leuten, die mehr Erfahrung und in der Politica ſich etwas umgeſehen haben. Denke nur nach, ob es möglich wäre, mit drei Regimentern etwas gegen ſechzehntauſend kriegsgeübte Schweden auszurichten.

Ihr mögt Recht haben, gnädiger Herr Oheim! erwiederte der Offizier, ohne zu bedenken, daß er das Uebel nur ärger machte. Auf die Bauernfähnlein, die ſich gebildet, iſt ohnehin nicht gerechnet.

Junge, was fällt Dir ein? ſchrie der Herr von Schwanitz ganz aufgebracht. Wie kann ein branden-

Tode meines Bruders, da er es war, der ihn zu dem Angriff auf Adler und Suchum Kole aufmunterte."

„Und dieſem Manne gewähren Sie einen Aufenthalt in Ihrem Hauſe?" ſprach Fedor betroffen.

„Er war der Freund meines Vaters, der Lehrer meines Bruders, der alte Gaſtfreund unſers Hauſes;" verſetzte Aslan achſelzuckend. „Ginge er von ſelbſt, ſo würde ich mich eben nicht grämen, aber ihn gehen heißen iſt unmöglich, obwohl ich weiß, daß er mich nicht liebt. Es wäre ſchimpflich, es wäre gegen alles Herkommen." —

Es war etwa eine Stunde ſpäter, als Fedor in das Zimmer ſeines Wirthes trat. Die Ausſtattung des letztern war, eine Anzahl glänzender Waffen, welche die Wände bedeckten, abgerechnet, ziemlich einfach. Aslan ſtellte ſeinem Freund Euphemia und deren Mutter vor. Fedor war ganz verwirrt, als er an die Erſtere einige Worte richten wollte. Noch nie hatte der Anblick eines weiblichen Weſens ſolchen Eindruck auf ihn gemacht. Die Mutter des Mädchens war eine bejahrte Frau, deren ſorgenvolle Stirn bezeugte, daß ſie die Leiden des Lebens genügend kennen gelernt. Ihre Haltung, wie ihre Worte, mit denen ſie Fedors Rede beantwortete, hatten etwas Steifes, Förmliches, das an veraltete Geſellſchaftsmanieren erinnerte, und das dem Rittmeiſter, hier mitten in den kaukaſiſchen Gebirgen wiederzufinden, ziemlich ſonderbar vorkommen mußte.

Das Abendeſſen ward eben aufgetragen. Es war einfach und auf europäiſche Art zubereitet; die Geſellſchaft nahm auf Stühlen an einem runden Tiſche Platz. Ein Stuhl war noch leer, und eben hatte man, anſtatt ein Couvert auf den Platz vor demſelben zu legen, einen Teller mit Reis und Lammfleiſch auf den Tiſch geſtellt, als ſich die Thüre öffnete, und ein Mann in einem faltigen dunkelbraunen Gewande in's Zimmer trat. Derſelbe mochte etwa funfzig Jahre zählen, aber der Bart, welcher das gelbe, knochige Geſicht faſt zur Hälfte bedeckte, war ergraut wie der Bart eines Greiſes. Die Züge des Mannes hatten etwas Unheimliches, die dunkeln, ſtechenden Augen blickten unſtät unter dem grünen Turban, der den Träger deſſelben als einen „Scheriff“ (Abkömmling des Propheten) bezeichnete, hervor. Als der Hausherr ſeinen Gaſt dem

Eintretenden als ruſſiſchen Offizier vorſtellte, flog ein unheimliches Lächeln durch die Züge des Mannes, und er erwiederte Fedors Gruß nur durch eine kurze Bewegung der Hand. Still ſetzte er ſich darauf an ſeinen Platz, und während Fedor ſich mit Frau von Orbelianow über moskauiſche Familien, die ſie während ihres dortigen Aufenthalts kennen gelernt, unterhielt, riß Jener mit den Fingern ſein Lammfleiſch in Stücke, und ſchob es nebſt einigen Reiskugeln, die er ſich in der hohlen Hand knetete, haſtig, und als ob er die Mahlzeit ſobald als möglich enden wollte, in den Mund. Das Geſpräch ward nach und nach zwiſchen den Anweſenden immer lebhafter, und verbreitete ſich über die verſchiedenſten Gegenſtände. Aslan hatte Recht gehabt, als er zu Fedor von der trüben Seelenſtimmung Euphemiens geſprochen. Das Fräulein nahm nur wenig an dem Geſpräche Theil. Sie ſchien dem der Andern zwar zuzuhören, aber wenn irgend Jemand die Rede an ſie richtete, ſo antwortete ſie verwirrt, zerſtreut, und es ergab ſich, daß ihre Gedanken mit etwas ganz Anderem beſchäftigt geweſen waren. Nur als Fedor die Schönheit der Gegend rühmte, und hinzufügte, daß in Mitte einer ſo erhabenen Natur zu leben ein großer Genuß ſei, ja daß der, welcher ſich ganz mit derſelben vertraut zu machen verſtehe, ſich, wie auch ſeine Verhältniſſe geſtaltet ſeien, nie ganz unglücklich fühlen könne, äußerte ſie bebhaft, daß ſie ganz ſeine Anſicht theile, und ergoß ſich enthuſiaſtiſch in das Lob der reizenden Umgebung. Ihre Rede war dabei ſo tief empfunden, ſo anziehend, der Ton ihrer Stimme ſo ſüß, daß Fedor in ſeinem Herzen Aslan ſehr glücklich pries, ein ſo holdes Geſchöpf einſt ſein nennen zu können. — Nach und nach nahm das Geſpräch eine andere Wendung; man kam auf die Ereigniſſe des Tages. Fedor rühmte die Tapferkeit der Tſcherkeſſen, und meinte, daß ein ſo braves Volk eines beſſern Looſes würdig ſei, als ſich in einem ſo fruchtloſen Kampfe nach und nach aufzureiben.

„Sie nennen,“ ſagte Aslan lächelnd, „den Kampf der Gebirgsvölker fruchtlos? Hier unſer Freund, Mullah Abdurrahman, wird Ihnen dies nicht zugeben; er glaubt nicht an die Bezwingung des Gebirges.“

„Nein!“ fiel der eben Genannte, der bis dahin geſchwiegen, mit ſtarker Stimme ein. „Nein" ich glaube nicht daran, denn Allah lebt, und ſeine ſtarke Hand wird die wackern Streiter beſchützen. Was ſagte einſt der fromme Kaſi Mullah zu mir, am Tage vorher, ehe er in den Engpäſſen von Hemri ſeinen Feinden erlag? ‚Ich werde fallen, Abdurrahman', ſagte er, ‚aber glaube mir: ſo gewiß als einſt der Prophet ſitzen wird auf dem vorragenden Stein in der Mauer von el Kods (Jeruſalem), um zu richten die Lebendigen und die Todten, ſo gewiß wird die heilige Sache, für die wir ſtreiten, dennoch triumphiren.'"

Während Abdurrahman ſprach, zeigte jeder ſeiner Züge von fanatiſcher Begeiſterung, und ſein Auge funkelte.

„Ich ehre," ſagte Fedor, „jede patriotiſche Anſtrengung, ſollte ſie auch aus Mißverſtändniſſen und Irrthümern entſpringen, und ſo will ich auch der großen Thätigkeit und Geiſteskraft des Mannes, von dem die Rede iſt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen, fromm aber kann man wohl einen Mann nicht nennen, der ſeinem Vater ſiedendes Oel in den Hals goß, und der ſich zu einem groben Betruge erniedrigte, indem er öffentlich behauptete, er ſei auf ſeinem Filzmantel (Burka) nach Mecca geflogen um die Kaaba zu beſuchen."

„Das Erſte," rief der Mullah heftig, „iſt eine verdammliche Lüge, erſonnen von ſeinen Feinden; und das Zweite — warum ſollte dies nicht möglich ſein? Geſtattete nicht Allah ſeinem Auserwählten — deſſen Name geſegnet ſei — in einer Nacht auf dem Thiere Barack durch alle ſieben Himmel zu reiten, und deren Herrlichkeiten zu ſchauen? Und hat Allah ſich nicht vor aller Augen an ſeinem Geweihten, dem frommen Kaſi, verherrlicht? Wie war es, als wir vor Derbend ſtanden! Kaſi Mullah begab ſich, blos von einem Nukär (Führer) begleitet, bis an die Stadtmauern; wie Schloſſen fielen die Kartätſchenkugeln, es ſprangen die Granaten, er ward nicht verletzt."

„Ein Fall, der im Kriege oft vorkommt," bemerkte der Rittmeiſter. „Es kam vom Zufall."

„Nein," rief Jener, „ſondern weil er ſich un-
ichtbar machen konnte."

„Endlich zog er aber doch unverrichteter Sache
b!" ſagte Aslan.

„Wir waren eines ſo großen Sieges nicht würdig.“ ſprach der Mullah, mit einem finſtern Blick den er auf Jenen warf. „Als Kaſi eines Morgens zum Gebet an's Meeresufer geritten war, gebot ihm Allah, noch drei Tage mit dem Sturm zu warten, weil unſere Sünden noch nicht von ihm verſühnt ſeien. Aber auch nach dieſer Zeit hatte das Heer noch nicht vor Allah Gnade gefunden, und unſer Führer hob die Belagerung auf. — Wie kannſt Du aber,“ fuhr er zu Fedor gewendet fort, „an den Wundern Kaſi Mullahs zweifeln, da ſie ſich ſelbſt in den Reihen ſeiner Feinde verherrlicht haben? Hat Kaſi Mullah nicht den Tod des ‚Vaters der Kanone‘ (Obriſt Miklaſchewsky) drei Tage vorher geſagt, und hat dieſer nicht ſelbſt eine Ahnung gehabt, ehe er bei Agatſchkale fiel?“

„In der That,“ ſprach Fedor lächelnd, indem er ſich zu Euphemien wendete, „hatte dieſer von unſern Gegnern ſo gefürchtete Führer in der Nacht vor ſeinem Tode einen Traum, den man wohl ahnungsreich nennen könnte. Er ſollte in Kurzem in die Heimath reiſen, um ſich zu vermählen, und ihm träumte, daß ſeine Braut jammernd, in Thränen und mit fliegendem Haar, in ſein Zelt ſtürze, um Abſchied zu nehmen. Früh, vor Beginn des Gefechts, erzählte er nachdenklich und mit düſtrer Miene ſeinen Offizieren dieſen Traum, er bezeichnete ihn als ‚dummes Zeug‘, wie er ſich ausdrückte, aber er konnte dennoch den Eindruck, den er auf ihn gemacht nicht verbergen. Wenige Stunden ſpäter fiel er beim Sturm auf die Schanze.“

„Man hat mehrmals,“ ſagte Euphemia, indem ſie ihr Auge lange auf dem Vorigen ruhen ließ, „von Ahnungen gehört, welche wie Schatten den folgenden Thaten vorangegangen ſind.“

„Es iſt gar kein Zweifel,“ ſagte Abdurrahman, ohne auf die Rede des Fräuleins zu hören, „daß Kaſi Mullah ein Geweihter Allahs, und mit Wunderkräften ausgerüſtet war, und ich — außer mir aber noch der tapfere Hamſad Beg und der treue und fromme Mullah Zepoff — habe mit dieſen meinen Augen geſehen, daß Kaſi am Morgen vor dem Gefecht bei Aliabadt, als er ſeine Hände erhob um Allah um Glück für unſere Waffen zu bitten, über einen Fuß hoch frei in der Luft ſchwebte.“

Mit Erſtaunen hörte Jeder eine Behauptung, welche er auch anderwärts ſchon gehört, aber nur als einen Scherz betrachtet hatte, in allem Ernſte von einem Manne, der Augenzeuge geweſen ſein wollte, wiederholen. Es bedurfte nur eines Blickes, um zu bemerken, daß Abdurrahman keineswegs täuſchen wollte, ſondern ſelbſt von ſeiner Wahrnehmung überzeugt war. Mit Verwunderung blickte Fedor auf Aslan Beg, welcher lächelnd ſagte.

„Es iſt nur Schade, daß Hamſad Beg, trotz dem Gebete Kaſi's, vom General Karpoff total geſchlagen ward. — Was das Wunder anlangt, ſo glaube ich wohl, daß Ihr Drei es mit angeſehen habt, und auch der Morgen bereits hell genug war, um keine Täuſchung vorkommen zu laſſen, demungeachtet — wünſchte ich wohl, ich wäre dabei geweſen.“

O, Aslan Beg,“ fuhr Abdurrahman heftig auf, „es ſteht dem Sohne des frommen Nusreddin, dem Bruder des tapfern Timur, wohl an, über fromme Männer, die ihr Vaterland vertheidigten, zu ſpotten, nachdem Du heute erſt Deinen Säbel in das Blut ihrer Brüder getaucht!“

Die Lippen des Fanatikers zitterten vor Wuth, als er dieſe Worte ausſprach. Raſch erhob er ſich vom Tiſche, und verließ ohne weiter ein Wort zu ſagen das Zimmer. —

„Sie ſehen," ſagte Aslan zu Fedor, indem er ſich zu lächeln zwang, während ſeine Stirn eine düſtere Wolke überflog, „daß meine Poſition, als verlorne Schildwache auf dem äußerſten vorgeſchobenen Poſten, der Civiliſation, eben nicht viel Angenehmes hat. Wie dieſer Mann denkt, ſo denken Tauſende in dieſen Bergen, und ſie befinden ſich wohl in dieſer Ueberzeugung, denn ſie glauben ſich in ihrem Recht. In ſolchen Augenblicken fühle ich nur allzuſehr, wie Unrecht meine Mutter hatte, in mir den Wunſch einer andern geiſtigen Ausbildung zum Funken, und dieſen zur Flamme anzufachen. — Hätte ich die Civiliſation nicht kennen lernen, wäre ich ein ganzer Barbar, wie alle die Andern um mich her, ich würde glücklicher ſein."

Das Auge des jungen Mannes verdüſterte ſich ungemein bei den letzten Worten, und auch Euphemia ſeufzte tief und blickte ſtill vor ſich hin. —

Lange wurde noch über dieſes Thema hin- und hergeſprochen, und Fedor überzeugte ſich nur allzuburgiſcher Edelmann von ſechzehn Ahnen und kurfürſtlicher Offizier ſolche dumme Reden führen! — Sind die Leute etwa weniger Brandenburger, weil ſie keinen blitzenden Firlefanz wie Du auf der Jacke haben? Lieben ſie den Kurfürſten — Gott ſegne den wackern Helden — etwa weniger als Ihr Rechtsumkehrtmacher? — Potz Blitz und Hagel! Können denn alle Menſchen Grumbkowſche Dragoner ſein? — Nicht auf ſie zu rechnen! nun ſeht einmal! — Glaubſt Du etwa, die Leute haben zum Spaße nur auf ihre Fahnen geſchrieben, daß ſie mit ihrem Blute dem Kurfürſten dienen wollen.

Karl meint wol nur, begütigte Froben den Alten, daß ein ungeübtes Landvolk blos unter den Augen des Kurfürſten einem ſo kriegserfahrenen Feinde wie den Schweden gegenübertreten könnte.

Ja wohl! ſprach der Offizier, verſtohlen Froben zunickend. So meinte ich es auch.

Freilich! freilich! ſeufzte der Greis. Er ſollte hier ſein! Ohne ihn ſind wir ein Körper ohne Seele. Aber der Löwe iſt nicht daheim, und ſo haben die Wölfe freie Jagd.

Und könnt Ihr zweifeln, ſprach Mathilde, die bis dahin geſchwiegen, mit vieler Wärme; könnt Ihr zweifeln, Oheim, daß der königliche Aar, durchſehr, daß die Zukunft Aslans und Euphemiens, welche in andern Verhältniſſen, bei einer günſtigen äußeren Lage und dem ſo entſchiedenen Werthe des jungen Paares, gewiß eine ſehr glückliche hätte ſein müſſen, unter den verhandenen Umſtänden nichts weniger als beneidenswerth ſei. —

Schon nach zwei Tagen kehrte der von Fedor entſendete Koſakenoffizier aus dem Hauptquartiere zurück. Er brachte ein ſehr freundliches Schreiben des Oberbefehlshabers, und den Befehl an Fedor, ſo lange mit dem Detaſchement in jener Gegend zu bleiben, bis man gewiſſe Nachrichten habe, daß der Reſt des zerſtreuten Tſcherkeſſenhaufens wieder in ſein Gebiet zurückgekehrt und an der Gränze Alles ruhig ſei. Aslan Beg ward außerdem beordert, ſich auf einige Tage in's Hauptquartier zu begeben, weil ihm der General für ſein Verhaben perſönlich danken, und über verſchiedene Verhältniſſe in Beziehung der dortigen Militairgränze, wo er ihm ein Kommando zu übertragen gedenke, mit ihm Rückſprache nehmen wolle.

Während der Abweſenheit des Hausherrn war Fedor auf den Umgang der beiden Damen faſt allein angewieſen, da der Mullah jede Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit dem jungen Ruſſen ſo viel wie möglich zu vermeiden ſuchte. Kam es indeß dennoch zwiſchen Beiden zu einer ſolchen, ſo war ſie nur kurz und abgebrochen, und Fedor konnte die tiefe Abneigung, den Haß, der im Herzen Abdurrahmans wohnte, in jedem Blicke und jedem Worte bemerken. Die Unterhaltung mit Frau von Orbelianow erſchien dem Rittmeiſter gleichfalls nicht beſonders intereſſant. Sprach ſie nicht von alten, längſtvergeſſenen Moskauer Feſten, ſo kam ſie auf Familien- und Verwandſchaftsverhältniſſe zu reden, und als ſie erſt ausgemittelt hatte, daß Fedor einem ſehr angeſehenen Geſchlechte aus den mittäglichen Gouvernements angehöre, ſehr vermögend, ja ſogar in einem entfernten Grade mit den Orbelianews verwandt ſei, ſo wußte er ſich vor der Geſprächigkeit der alten Dame kaum mehr zu retten. — Ganz anders war es, wenn er ſich Euphemien gegenüber befand. Anfangs war das Mädchen ſchüchtern und zurückhaltend, bald aber machte die Schüchternheit einer reizenden Vertraulichkeit Platz. Es ſchien manchmal als ob Euphemia, in der Ueberzeugung nun bald auf immer, in einer wildfremden Gegend, von allem Umgange mit gebildeten Menſchen abgeſchloſſen zu ſein, ſich noch zum letzten Male mit einer theilnehmenden Seele ausſprechen wolle, und nun konnte es Fedor nicht verborgen bleiben, daß ihr Geiſt ſo gebildet, als ihr ganzes Weſen ſchön und liebenswürdig ſei. Es waren ſehr glückliche Stunden, die Fedor an der Seite Euphemiens verlebten, und in der That fand dies faſt die ganze Zeit, welche der Dienſt nicht in Anſpruch nahm, ſtatt. Da das Thal, in welchem ſich das kleine Lager der Ruſſen befand, ungemein romantiſch war, da man von den Spitzen der daſſelbe umgebende Hügel reizende Fernſichten in das geheimnißvolle, noch ſelten von einem europäiſchen Fuße betretene Land hatte, ſo machten Fedor und Euphemia faſt täglich kleine Ausflüge, theils zu Roß theils zu Fuße, und beide waren bei der Rückkehr ſtets ganz entzückt von allen den neuen Naturſchönheiten, die ſie erblickt hatten. Anfangs begleitete Frau von Orbelianow die Spazierenden, endlich aber und weil, wie ſie ſagte, ſie Fedor als einen Verwandten betrachtete, unterblieb dieſe Begleitung ganz und gar. Es konnte nicht fehlen, daß durch das fortwährende Zuſammenleben zwiſchen den jungen Leuten eine immer größere Vertraulichkeit entſtand. Fedor hatte beim erſten Anblick ſchon die Schönheit Euphemiens bewundert, er war, ſo wie er ſie näher kennen lernte, von der Liebenswürdigkeit ihres Weſens ganz ergriffen worden; war es zu verwundern, daß ſich nach und nach zärtlichere Gefühle für ein Mädchen regten, das ihm liebenswürdiger erſchien, als er je zuvor ein anderes geſehen? Er erſchrak vor ſich ſelbſt, als er zum erſten Male ſich von den Empfindungen ſeines Herzens Rechenſchaft gab, er ſagte ſich ſogleich: daß Pflicht und Ehre geböten, dieſe Empfindungen niederzukämpfen, und er beſchloß hinfort alle Gelegenheit zu vermeiden, mit der Braut ſeines Freundes allein zu ſein. Er ward in dieſem Beſchluſſe noch durch den Umſtand beſtärkt, daß er auf jedem Spaziergang, den er mit Euphemien unternahm, und an Orten, wo man kaum die Gegenwart eines Dritten hätte erwarten ſollen, dem Mullah begegnete. Es ſchien Fedor unglaublich, daß bei der Indolenz der Orientalen, die ihnen von dem Genuß, den ein Spaziergang verleihen kann, nicht einen Begriff zu=

läßt, hier blos ein Zufall walten könne. Daß Aslan jenen Abdurrahman während ſeiner Abweſenheit als Späher angeſtellt habe, war bei der Sinnesart des jungen Häuptlings, wie bei ſeinem Mißverhältniß mit ihm, durchaus nicht anzunehmen, Fedor meinte daher, daß der Mullah aus eigenem Antriebe, und um ihm auf dieſe oder jene Weiſe Verdruß zu bereiten, ſich dieſe Aufgabe geſtellt haben müſſe, und er beſchloß, Allem dieſen durch das Aufgeben jener Spaziergänge auszuweichen. Als am folgenden Tage das Fräulein ihn wie gewöhnlich zu einem ſolchen aufforderte, entſchuldigte ſich Fedor mit Dienſtgeſchäften, aber dieſe Entſchuldigung war ſo verworren, ſein Benehmen ſo befangen, daß es dem Mädchen nicht verborgen bleiben konnte. Nachdem Euphemia Fedor einen Moment ſtumm angeblickt, erröthete ſie über und über und verließ ſchnell das Zimmer. Kaum war dies geſchehen, als der Rittmeiſter ſich die heftigſten Vorwürfe zu machen begann.

„Ich habe ſie beleidigt, das herrliche, liebenswürdige Geſchöpf!" ſagte er, ſich voll Verdruß vor die Stirn ſchlagend. „Und weshalb that ich es? Bin ich nicht ein Thor? Wenn Aslan hier wäre, er würde nicht das mindeſte Arg dabei finden! Und Euphemia! Wird ſie mich nicht für einen eingebildeten Gecken halten, der da meint, ihr gefährlich werden zu können? Abdurrahman aber — was hätte ich denn von allem Geträtſch, das der halbverrückte Derwiſch erheben könnte, zu beſorgen? Zwei Worte von mir würden hinreichen, den verſtändigen Aslan aufzuklären, wenn es überhaupt nöthig wäre. Bei Gott, ich habe wie ein Narr gehandelt!“

Voller Verdruß über ſich ſelbſt ging er zu dem Bivouak der Koſaken. Die wackern Reiter wunderten ſich nicht wenig, daß ihr junger Befehlshaber, den ſie ſonſt nur als ſo freundlich und gütig kannten, heute mehr zu tadeln fand als in der ganzen Zeit, welche ſie ſich unter ſeinem Commando befunden hatten. Eben wollte ſich Fedor auf den Rückweg begeben, als er Euphemiens weißes Gewand im Dunkel der Buchen, welche die Ruinen der Kirche des Erzengels Michael umſtanden, hervorglänzen ſah. Sollte er ihr nachgehen, ſie begleiten? Lange war er unentſchloſſen, aber während er noch mit ſich kämpfte, hatte er, wie unbewußt, ſich dem Fußſteige genähert, der nach jener Gegend führte, und nach wenigen Minuten befand er ſich am Eingange des alten Gotteshauſes. Dieſes war zwar noch unter Dach, aber im Innern faſt gänzlich zerſtört, blos der ſteinerne Hauptaltar und deſſen Stufen hatten ſich erhalten. Wie es ſchien hatte die Kirche in frühern Zeiten muhamedaniſche Kriegerhaufen beherbergt, denn die ziemlich kunſtloſen und im byzantiniſchen Geſchmack auf die Wände gemalten Heiligenbilder, waren meiſt vom Rauche geſchwärzt, oder durch muthwillige Hände verdorben worden; über der Hauptthüre aber ſtand mit rother Farbe, und in türkiſcher Sprache der Spruch des Korans: ‚Es giebt keinen Gott außer Gott. Er hat keinen Gefährten.‘ — Am wenigſten hatte ein, gleichfalls auf die Wand gemaltes, braunes Marienbild von der Zerſtörungswuth gelitten. Wie es ſchien hatte es einſt einem Seitenaltar der ärmlich ausgeſtatteten Kirche zum Schmucke gedient, denn es befand ſich ein Schutthaufen, wahrſcheinlich die Altartrümmer, und ein paar ziemlich erhaltene Stufen vor demſelben. Mit Ueberraſchung ſah Fedor Euphemien auf den letztern in Gebet und Thränen auf den Knieen liegen. Sie betete lange und inbrünſtig, dann ſtand ſie auf und ſetzte ſich auf eine am Boden liegende, halbverſtümmelte Granitſäule, trocknete ihre Thränen und ſchien in tiefes Nachdenken zu verfallen. Fedor beobachtete ſie lange Zeit. Er war unſchlüſſig ob er ſich ihr nähern oder unbemerkt zurückſchleichen ſolle, endlich entſchloß er ſich zu dem Erſteren. Beim Schall ſeiner Schritte ſah Euphemia etwas überraſcht empor.

„Ach, Sie ſind's!“ ſagte ſie mit jenem matten Tone der Stimme, welcher die Folge der Erſchlaffung nach langem und angeſtrengtem Seelenkampfe iſt. „Haben Sie Ihre Dienſtgeſchäfte beendigt?“ —

In dem Tone der Frage lag weder etwas Bitteres noch ein Vorwurf, dennoch ward Fedor davon ganz verwirrt.

„Ich ſah Sie ſo allein;“ ſtammelte er. „Ich fürchtete, daß Ihnen etwas zuſtoßen könne —“

„O nein!“ unterbrach ihn Euphemia ſchmerzlich lächelnd. „Ich bin öfters ſchon hierher gegangen, nie iſt mir etwas Böſes zugeſtoßen, wohl aber habe ich mir hier Troſt geholt.“

„Und ſollte Euphemia, die Gute, Edle, Schöne, dieſen bedürfen?“ fragte Fedor zögernd.

Das Mädchen warf einen Blick auf den Sprechenden, dann ſchlug es die Augen nieder und ſchien mit einem Entſchluſſe zu kämpfen.

„Es that mir recht leid, Fedor Michailowitſch," ſprach Euphemia nach längerer Pauſe, „als Sie heute früh ſagten, daß Sie der Dienſt von einem Spaziergange mit mir abhielte. Ich hatte mir vorgenommen, mit Ihnen über einen Entſchluß zu ſprechen, den ich gefaßt habe, und wobei ich Ihren Rath und Ihre Hülfe bedarf; ich ward indeß ſpäter zweifelhaft" — Euphemia erröthete über und über — „ob ich es wagen dürfte, mir dieſe zu erbitten."

„Wie iſt es möglich, daß Sie Anſtand nehmen können?" rief Fedor warm. „Alles, mehr wie mein Leben, wollte ich daran ſetzen, Ihnen nützlich zu werden! Halten Sie mich nicht für Ihren Freund?"

„Gewiß! Was aber hierbei am wichtigſten iſt, auch für den Freund Aslans;" fiel das Mädchen ein; „dies beſonders beſtimmt mich, Sie mit meinem Vorſatze bekannt zu machen. Erlauben Sie mir indeß zuvor einige Erläuterungen vorauszuſchicken. — Die Mutter Aslans und die meinige waren, wie Sie wiſſen, entfernte Verwandte. Als mein Vater ſtarb, lebten wir in Tiflis. Meine Mutter zehrte von den Trümmern eines, nie ſehr beträchtlichen Vermögens. Als Aslans Mutter einſt die meinige beſuchte, war ich ein Kind von vier Jahren. Sie fand Gefallen an mir, und bat meine Mutter ſie zu beſuchen und mich mitzubringen. Timur, ein Knabe von zwölf Jahren, war mein Spielgefährte während der kurzen Zeit meiner Anweſenheit. Als wir wieder in Tiflis waren, ſoll er ſich oft meiner erinnert haben, — ich hatte ihn längſt vergeſſen — und dies war ſpäter die erſte Veranlaſſung zu einer Verlobung, welche meine Mutter ſehnlich wünſchte, und die, wie Sie wiſſen, in dieſen Gegenden oft zwiſchen Kindern von ſechs bis acht Jahren von den Eltern abgeſchloſſen wird. Als wir erwachſen waren, brach die Empörung der Bergvölker aus, und Timur fiel bei dem Sturm der Forts am Ufer des ſchwarzen Meeres. Ich betrauerte ihn aufrichtig, obwohl ich ihn kaum einmal, als er erwachſen war, geſehen hatte. Jetzt kehrte Aslan aus Petersburg zurück und, nach der Sitte ſeiner Nation, hielt er ſich verpflichtet, mir ſeine Hand anzubieten. Meine Mutter drang eifrig in mich, ſie anzunehmen. Sie ſchwärmte er in noch ſo weiten Kreiſen das Luftrevier, nur einen Augenblick den heimathlichen Horſt aus ſeinem Auge verlieren würde? — Laßt immerhin den Habicht ſich in dem Neſte des Adlers niederlaſſen, unter den Fängen des Heimkehrenden wird er das Wagniß nur zu bald bereuen.

Geſprochen, wie die Tochter Deines Vaters ſprechen muß! ſagte freundlich der Alte, die große breite Hand auf die kleine zarte des Fräuleins legend. Gott ſegne das Andenken des guten Georgs; er hat viel verſchlafen in ſeinem engen Kämmerlein. Ha! lebte er noch, mit welcher Freude würde er den wiedererwachten Geiſt, den neubelebten Muth der Brandenburger ſehen! — Ihr, fuhr der Alte zu Froben und dem Offizier gewendet eifrig fort, Ihr wißt es gar nicht, was es heißt, nach ſo viel Leidensjahren einmal einen Augenblick zu ſehen, wo es den Söhnen des Vaterlandes möglich wird, mit Ausſicht auf Erfolg ihre Thatkraft zu entfalten. Freilich haben wir jetzt den Feind, und einen mächtigen, kriegeriſchen Feind im Lande; aber wer möchte es läugnen, daß dennoch Alles beſſer iſt als zu jener Unglückszeit, wo Niemand wußte, wer Freund, wer Feind war? — Damals führte der Zwang nur dem jungen Burſchen die Musquete in die Hand, und heute ſehen wir ſtellte mir unſere trüben Ausſichten in die Zukunft vor, ſie ſagte, daß das Glück ihres Alters davon abhinge, ſie ſchilderte mir Aslan als ſchön, edel und gut — und ſein Feind muß ihm dieſe Eigenſchaften zugeſtehen; — ich gab nach. Indem ich es that, beging ich ein Unrecht gegen Aslan, welches ich mit meinem Blute wieder gut machen möchte. Ich willigte ein, ohne mich vorher zu überzeugen, ob er mich, ich ihn — lieben könnte, ob er er durch ſeine Werbung nicht blos dem Herkommen genügen wollen, und nicht vielleicht froh geweſen wäre, durch eine abſchlägliche Antwort ſeiner Verpflichtung quitt zu werden. Je näher der Zeitpunkt kam, wo ich Aslan ſehen ſollte, je quälender ward mir dieſer, leider nur allzuſpät aufſteigende Gedanke. Ich gab mir Mühe ihn niederzukämpfen. Ich ſagte mir, daß mitten im Schoße der Civiliſation, in unſern glänzenden Hauptſtädten, hunderte von Ehen geſchloſſen würden, die nicht auf beſſerm Grunde ruheten. Umſonſt. — Ich zitterte vor dem Augenblicke, wo wir uns ſehen würden, ich meinte im erſten Moment die Beſtätigung meiner Beſorgniſſe in ſeinen Blicken zu leſen. Ich nahm mir vor, dieſe

Empfindungen ſo viel mir möglich zu verbergen, ihn mit einer Liebe, die ich nicht empfand, nicht empfinden konnte, entgegenzutreten. Ach, ich bin eine ſchlechte Schauſpielerin! Vielleicht war es gerade dieſer Umſtand, dieſe gut gemeinte, aber ſchlecht durchgeführte Täuſchung, was das Herz Aslans von mir fern hielt. Nur zu bald überzeugte ich mich, daß er mir nur des Herkommens wegen ſeine Hand gebeten, daß er nichts für mich empfand. — So quälen wir uns," fuhr Euphemia nach einer Pauſe fort, in welcher ſie die Thränen gewaltſam zurückzuhalten ſuchte, „nun ſeit dem Tage unſerer Zuſammenkunft. Hätte unſere Verbindung ſogleich ſtattgefunden, vielleicht wäre es beſſer geweſen; er und ich hätten in ihr eine unvermeidliche Nothwendigkeit gefunden, und uns dieſer gefügt. So aber iſt es anders. Aslan vermeidet den Tag derſelben zu beſtimmen, und ich kann dies natürlich eben ſo wenig. Lange habe ich mit mir gerungen, was ich thun ſoll. Nächtelang habe ich geweint, ganze Stunden hier im ſtillen Gebet auf den Knieen gelegen, und Gott und die Heiligen um Erleuchtung angefleht. An wen hätte ich mich auch ſonſt wenden ſollen? Wie dürfte ich meine Mutter mit dem Gedanken der Nichtvollziehung einer Heirath erſchrecken, auf die ſie mein ganzes Glück gegründet glaubt! Dennoch ſehe ich ein, daß mir nichts anderes übrig bleibt. Als ich Aslan erblickte ſah ich gleich, daß er mich nicht aus Neigung, ſondern aus Pflichtgefühl wähle; ich nährte immer noch eine leiſe Hoffnung, daß, wenn er ſich überzeugen würde, wie er von mir geliebt ſei, es vielleicht die Folge haben könne, daß ſein Herz ſich mir zuwende, aber ſeit Kurzem — ſeit einiger Zeit,“ verbeſſerte ſie — „ſchwindet auch dieſe Hoffnung, denn ich fühle, daß ich Aslan, ſo ſehr ich ihn ſchätze, niemals werde lieben können.“

Euphemia hielt hier einige Augenblicke erſchöpft inne; einige heiße Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Mir iſt angſt,“ fuhr ſie, nachdem ſie ſich erholt, zu ſprechen fort, „mir iſt unausſprechlich angſt in dieſer mir ungewohnten Umgebung! Mit Entſetzen kann ich nur daran denken, hier mein ganzes Leben verweilen zu müſſen. Halten Sie mich nicht für eine eitle, launiſche, genußſüchtige Thörin, Fedor Michailowitſch. An der Seite eines Mannes, den mein Herz ſich wählte, wollte ich in der einſamſten Wildniß wohnen, aber hier wo Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, mir roh, barbariſch, abſchreckend vorkommen, für immer zu leben, ohne durch einen Zug des Herzens gefeſſelt zu ſein, würde mich dem Wahnſinn nahe bringen."

Bei den letzten Worten rang Euphemia die Hände, ihre Blicke wurden wild, ſie weinte laut.

„Dieſer Zuſtand," fuhr ſie fort, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, „dieſer entſetzliche Zuſtand muß ein Ende nehmen! — Sie begreifen, Fedor Michailowitſch, wie ſchwer es mir werden müßte, ja wie unmöglich es mir wäre, mich gegen Aslan auszuſprechen; meine Mutter darum zu erſuchen würde zu keinem Reſultat führen. Sie würde meine Bitte nicht erhören, und auf alle Weiſe meinen Vorſatz wankend zu machen ſuchen. Sie ſind der Freund Aslans, und ich denke auch der meinige. An Sie wende ich mich in der Angſt meines Herzens. Sprechen Sie mit ihm in meinem Namen."

Fedor ſchrak bei dieſem Vorſchlage ſichtlich zuſammen. Euphemia bemerkte es.

„Ich weiß was ich Ihnen zumuthe;" ſagte ſie.

„Aber eben weil ich es weiß, und weil ich Ihren Werth erkenne, erlaube ich mir dieſe Zumuthung. Sie werden, Sie können mein Vertrauen nicht täuſchen."

„Nein, meine edle Freundin," rief Fedor, indem er die Hand Euphemiens an die Lippen drückte, „Sie ſollen es nicht vergeblich in mich geſetzt haben. Was wollen Sie, daß ich Aslan mittheilen ſoll?"

„Alles und Jedes was ich Ihnen geſagt habe!" ſprach Euphemia lebhaft. „Aslan iſt ein zu edler Menſch, als daß er auf irgend eine Art getäuſcht werden dürfte. Er hat nichts an mir verſchuldet. Im Gegentheil, ich fühle nur allzuwohl den Undank, mit dem ich ſeinen Edelſinn belohne, aber — ſo wahr ein Gott lebt — ich kann nicht anders. Ich kann mich nicht entſchließen unglücklich zu ſein und unglücklich zu machen."

Die Züge des ſchönen Mädchens hatten, als ſie dieſe Worte ſprach, einen Ausdruck, wie ſolchen Fedor noch nie in einem Menſchenantlitz bemerkt hatte. Sie ſchien ihm reizender als je.

„Nein," rief er mit allem Feuer der Empfindung aus, „Sie dürfen nicht unglücklich, Sie können mit dieſen Empfindungen nie Aslans Gatti- werden! Nur um den Preis der glühendſten Gegenliebe dürfen Sie einem Manne Ihre Hand reichen.“

Fedor hatte dieſe Wort laut und mit Enthuſiasmus geſprochen. Plötzlich entſtand ein Geräuſch an der Thür des Gotteshauſes. Erſchrocken blickte Euphemia dorthin. Abdurrahman lehnte an einem Pfeiler. —

Es konnte kein Zweifel ſein, der Mullah mußte Alles gehört haben.

Längere Zeit blickte er die Sprechenden höhniſch lächelnd an, die Letztern erhoben ſich von ihrem Sitz, da kehrte ſich Jener raſch um, und ging mit ſchnellen Schritten von dannen.

Fedor beſann ſich einen Augenblick, dann wollte er ihm nacheilen.

„Was wollen Sie thun?“ ſprach Euphemia Fedor zurückhaltend. „Mit ihm über das reden, worüber wir ſprachen? Er würde Sie nicht verſtehen. — Ihn durch Vorſtellungen oder Drohungen zum Schweigen bewegen? Er iſt beiden unzugänglich. — Uebrigens,“ ſchloß ſie, und ihre Miene nahm einen Ausdruck von Hoheit an, „kennt mich Aslan. Er iſt edel und verſtändig, und kann mir nichts Uebles zutrauen.“

„Ich werde,“ ſagte Fedor, „ſogleich mit ihm reden, ſobald er angekommen iſt. Der düſtre, böswillige Fanatiker ſoll mir nicht zuvorkommen.“

Unter Geſprächen verſchiedener Art gingen Beide nach der Burg zurück. — — —

Es war am früheſten Morgen des folgenden Tages, Fedor erhob ſich eben von ſeinem Lager, als ihm ſein Diener meldete, daß der Hausherr in der Nacht angekommen ſei und bereits mehrmals nach dem Rittmeiſter gefragt habe.

„Melde mich bei ihm! — Sage, ich hätte dringend mit ihm zu ſprechen!“ rief Fedor, indem er ſo ſchnell als möglich ſich in einen Morgenanzug warf.

Er war eben im Begriff nach dem Säbel zu greifen, als er ſich ſchnell beſann dieſen in einen Winkel warf und raſch das Zimmer verließ. Einen Moment ſpäter trat er in das Gemach Aslan Begs.

Er fand dieſen in lebhaftem Geſpräch mit dem

Mullah. Aslans ſchönes Geſicht war vom Feuer der Rede geröthet; er hatte den Eintritt Fedors nicht bemerkt und rief heftig aus:

„Sage was Du willſt, Abdurrahman! Es iſt unmöglich, er kann dieſe Worte nicht geſprochen haben.“

„Da iſt er ſelbſt! Frage ihn und richte!“ erwiederte Jener düſter, indem er auf Fedor zeigte.

„Haben Sie,“ rief Aslan Beg, indem er ſich raſch zu Fedor wandte, „zu Euphemien geſagt, daß ſie nie meine Gattin werden, und nur für den Preis glühender Gegenliebe einem Manne ihre Hand reichen dürfe?“

Die Stimme des jungen Gebirgsfürſten bebte als er dieſe Frage that, er ſchien kaum Athem finden zu können. — Fedor ſchwieg einen Moment, dann ſagte er ruhig aber feſt:

„Sie ſind Offizier, Fürſt Aslan, und Sie wiſſen mithin, daß dies nicht die Art iſt, wie man von einem ſolchen Auskunft begehrt. — Vor Allem erſuche ich Sie dieſen Menſchen hinausgehen zu laſſen.“

„Wozu?“ rief Aslan heftig. „Er iſt als Zeuge hier.“

„Glauben Sie einen ſolchen bei einer Unterredung nöthig? — Meinen Sie, daß ich eine Sylbe verläugnen werde die ich geſagt?" fragte Fedor ernſt.

„Gehe hinaus, Abdurrahman!" rief Aslan noch heftiger als vorher. — „Nun, mein Herr," ſetzte er mit vor Zorn zitternder Lippe und gerunzelten Augenbrauen hinzu, „wir ſind allein! Sprechen Sie! Erklären Sie ſich! Haben Sie dieſe Worte geſagt oder nicht?"

„Es iſt ſo! Ich habe ſo geſprochen, aber — ich bitte, daß Sie mich ruhig anhören;" ſprach der Rittmeiſter.

„Hölle und Teufel! So iſt es wahr? Sie haben gewagt mich zu beſchimpfen?" ſchrie Aslan, indem er ein Piſtol von der Wand riß und den Hahn ſpannte.

„Bedenken Sie was Sie thun wollen; erinnern Sie ſich, daß ich Ihr Gaſtfreund bin, und — daß ſich ein ruſſiſcher Offizier vor einem geſpannten Piſtol nicht fürchtet;" ſagte der Rittmeiſter ernſt.

Aslan Beg ſtand, ſprachlos vor Wuth, vor Fedor. Alle Leidenſchaften, welche das Blut eines Kaukaſiers in Bewegung zu ſetzen im Stande ſind, ſpiegelten ſich in den Zügen des jungen Oſſeten. Mehrmals erhob er das Piſtol, um es auf Fedor zu richten, doch ſtets ließ er den Arm wieder ſinken.

„Sprechen Sie, Herr!“ rief er endlich keuchend. — „Warum ſprechen Sie nicht? — Entſchuldigen Sie ſich, wenn es überhaupt eine Entſchuldigung für Sie giebt.“

„Entſchuldigung?“ ſagte Fedor ruhig. „Ich bedarf keiner. Ich habe mich nicht gegen Sie vergangen, und werde reden, ſobald ich Sie in einem Zuſtande ſehe, der Ihnen erlaubt mich ruhig anzuhören.“

Aslan ſtand mit zuſammengekniffenen Lippen, und ſtarr auf den Boden blickend eine Weile da, dann ſagte er, indem er das Piſtol auf einen Divan ſchleuderte, in einem Tone, der ſeinen Worten indeß ſehr widerſprach:

„Sprechen Sie! Sie ſehen ich bin gefaßt.“

Fedor ſagte ihm nun, daß er aus Aslans eigenen Aeußerungen, ſo wie aus ſeinem und Euphemiens Benehmen zuerſt geſchloſſen, daß mehr die Convenienz als Liebe ſie zuſammengeführt. Fedor habe indeß, wie Aslan wiſſe, es ſtets vermieden, ſo

Alt und Jung, den Hausvater wie den Jüngling zu den Fahnen eilen. — Ha! wäre ich nur zwanzig Jahre jünger, oder könnte ich Euch ſtatt meiner einen wackern Sohn zum Heere ſenden, aber — ich habe keine Kinder! Sie, die mir welche gab, Sie und der blühende, blondgelockte Knabe, ſie ruhen längſt im Grabe, während ich alter Burſche kinderlos auf dieſer Scholle ein Pflanzenleben führe. — Nun, ſeid nur nicht traurig! fuhr der Alte, eine Thräne mit der grauen Wimper zerdrückend, fort, als er das ſchmerzliche Schweigen der Anweſenden bemerkte; ich ſage ja nicht, daß ich ſo gänzlich verlaſſen ſei. Ich weiß es, Ihr habt Euern Alten lieb und macht mir Freude; freilich Jedes nach ſeiner Art. — Du, Dragoner, biſt, wie mir Grumbkow ſagt, ein wackerer Soldat, wenn mir auch manchmal einfällt, daß Du wol ebenſo wacker ſein könnteſt, wenn Du das Geld ein bischen beſſer zu Rathe hielteſt. — Du, meine Mathilde, haſt mich nie betrübt, wohl aber die Launen des Alten, die das Zipperlein erzeugte, mit immer gleicher Freundlichkeit ertragen. — Was ſoll ich von Dir ſagen, Du guter Emanuel? Als ich in Warmbad in Schleſien, wo Deine Mutter ſtarb, Dich, den verwaiſten fünfjährigen Knaben, zu mir nahm und in meine Heimath ſendete, da glaubte ich blos oft ſich auch Gelegenheit dazu gefunden, nur die entfernteſte Aeußerung über ein etwaiges Mißverhältniß dieſer Art gegen ihn fallen zu laſſen. Eben ſo wenig habe er zu Euphemien über ein ſolches geſprochen. Geſtern erſt, auf einem Spaziergange, wo er Letztere zufällig gefunden, ſei zum erſten Male die Rede davon geweſen.

Jetzt erzählte Fedor ſo genau als ſein Gedächtniß es ihm immer erlaubte, Alles, was Euphemia und er geſprochen, er fügte hinzu, daß es der Wille des Fräuleins ſei, Aslan Alles auf das Genaueſte mitzutheilen, und forderte ihn auf, es mit dem, was er durch Abdurrahman erfahren, zu vergleichen.

Während Fedor ſprach, ſchien ſich das Innere Aslans mehr und mehr zu beruhigen, und alle Empfindungen, die Fedors Darſtellungen anzuregen im Stande waren, zeigten ſich wie in einem Spiegel auf Aslans ſchönem Geſicht.

Jetzt hatte Fedor geendigt. Aslan ſchwieg, dann ſagte er leiſe, und wie vor ſich hin:

„Sie hat Recht! Wir ſind ſehr unglücklich!“

Es ſchien bei den letzten Worten, als ob ſich unwillkürlich Thränen in das Auge des jungen

Häuptlings drängen wollten. Er wandte ſich gegen das Fenſter. Als er ſich umkehrte bemerkte Fedor, daß ſeine Augen feucht waren.

„Fedor Michailowitſch,“ ſprach Aslan nach langer Pauſe mit gänzlich verändertem Tone der Stimme, „iſt das Alles, was Sie mit Euphemien geſprochen haben?“

„Alles, bei meiner Ehre!“ verſetzte Fedor die Hand auf die Bruſt legend.

„Ich glaube Ihnen;“ erwiederte Jener weich. „Erlauben Sie mir noch eine Frage, zu der ich freilich nicht berechtigt bin: Glauben Sie, daß Euphemia das Bild eines andern Mannes im Herzen trägt?“ —

Aslan blickte Fedor an, als ob er die geheimſten Gedanken ſeiner Seele aus deſſen Blicken leſen wollte.

„Ich habe keinen Grund dies zu vermuthen;“ erwiederte Fedor nach kurzem Nachdenken, aber völlig unbefangen. — „Nein,“ ſetzte er hinzu, „ich glaube nicht, daß dies der Fall ſei.“

„Wohlan,“ ſagte Aslan nach einigem Nachdenken, „ich will ganz offen mit Ihnen reden, und ich bitte Sie Euphemien Alles, was ich Ihnen ſage, zu hinterbringen. — Ich glaube meine Verbindung mit dieſem ſonſt ſo liebenswürdigen Weſen, wäre eine für uns Beide wenig heilbringende geweſen. Nicht daß ich meine, wie Jemand an Euphemiens Seite ganz unglücklich ſein könnte; o nein, für das Gegentheil bürgen die trefflichen Eigenſchaften ihres Herzens, aber ich bin hinreichend mit den Forderungen der Civiliſation bekannt worden, um jede Stunde an alle Entbehrungen erinnert zu werden, welche Euphemia hier zu ertragen gehabt haben würde. Dieſe Betrachtungen ſind es geweſen, die mich gequält, und jeden Blick in die Zukunft getrübt haben. Uebrigens waren ſolche nicht blos auf Aeußerlichkeiten gerichtet. Hätte mich Euphemia lieben können, ſo würde ihre ſo edle als ſtarke Seele ſich über dieſe hinweggeſetzt haben. Unſer ganzes Weſen iſt aber zu verſchieden, als daß wir hoffen dürften mit einander glücklich zu ſein. Ich fühle mich froher, leichter, freier in dieſen Bergen, als in den Salons der glänzenden Hauptſtadt; es iſt mir, ſeitdem ich hier bin, als hätte ich ein koſtbares, aber beengendes Feſtkleid ausgezogen. Mit Euphemien iſt es das Gegentheil. Sie kann nur die Nachtheile des Zuſtandes fühlen, der mir Freude macht. Auf den Parkets von Petersburg war der Huſarenkornet Aslan Tabudow, der halbwilde Oſſete, höchſtens der Seltenheit wegen beachtungswerth, hier iſt Aslan Beg einer der Landesfürſten, der, wenn er ſich auch aus Neigung der Sache Rußlands anſchließt, ſich eben ſo gut für die Gegner erklären, und bis in die Ebenen Georgiens furchtbar machen könnte. Euphemia würde, wenn ſie meine Gattin wäre, in mir immer nur den rohen Kaukaſier, den Häuptling und Anführer einer Art Räuberhorde, mithin einen ihrer Hand Unwürdigen, erblicken, während ſo weit man die Gipfel des Kasbeck und des Elbrus ſieht, von den Gränzen Dagheſtans bis Imirethi, es keinen Fürſten der Gebirgsvölker giebt, der mir die Hand ſeiner Tochter verweigern würde.“

Aslan hatte dieſe Worte mit einem ſo ſtolzen Geſichtsausdruck geſprochen, wie ſolchen Fedor noch nie an ihm bemerkte.

„Glauben Sie nicht, Fedor Michailowitſch,“ fuhr Aslan nach einer Pauſe fort, „daß ich dieſe Betrachtungen erſt jetzt angeſtellt habe. O nein! Ich bedachte Alles, als ich um die Hand Euphemiens anhielt, und ich hielt dennoch darum an, weil es das Herkommen ſo befiehlt. Hätte Euphemia meine Hand ausgeſchlagen, ſo war ich meiner Verpflichtungen quitt. Auch jetzt müſſen und werden dieſe gelöſ't werden, aber es geht nicht ohne Schwierigkeit, und nur unter Beobachtung herkömmlicher Gebräuche. Wäre Euphemia eine Oſſetin oder Tſcherkeſſin, ſo würde ihre Einwilligung oder Weigerung für nichts gezählt, ich könnte eben ſo wenig zurücktreten, gleichviel ob wir Beide unglücklich würden oder nicht; der Bruder muß die Frau oder Braut des verſtorbenen Bruders zur Gattin nehmen, ſo will es der Gebrauch. Gehörte in dieſem Falle ihr Herz bereits einem Andern, ſo würde dieſer ſie entführen, und zwiſchen ihm und mir fände dann ein Zweikampf, eine Art Gottesurtheil, ſtatt. Dem Ueberlebenden gehörte die Entführte, und er zahlte für den Erſchlagenen das Blutgeld. Von dieſer Form fände keine Ausnahme ſtatt. Der Umſtand, daß Euphemia eine Fremde iſt, läßt indeß einen Ausweg zu. Wenn ich auch gezwungen bin, unter allen Umſtänden mein Wort zu halten, ſo iſt dies doch mit ihr nicht der Fall. Erklärt ſie, daß ſie feſt entſchloſſen ſei, nicht mein Weib zu werden, ſo werde ich ein Schiedsgericht von ſechs Stammesälteſten berufen, und vor dieſen muß Euphemia ihre Erklärung wiederholen. Jedenfalls wird dieſes, in Betracht daß Euphemia nicht unſerm Volke angehört, und unſere Gebräuche mithin für Sie nicht bindend ſind, wegen der Weigerung ihre Verſtoßung von mir fordern. Die Worte: ‚Gehe, und kehre nicht wieder!‘ heben dann unſere Verlobung auf.“

Bei den letzten Worten war die Stimme Aslans weich, faſt zitternd geworden.

„Ach,“ ſetzte er nach einer Pauſe ſchmerzlich hinzu, „wer bin ich, daß ich mir, wenn auch nur der Form nach, dieſe Worte gegen Euphemia erlauben darf; aber ſie iſt es ja, die mich verſtößt.“ —

So wie die Unterredung zwiſchen Fedor und Aslan beendigt war, eilte der Erſtere das Reſultat derſelben Euphemien mitzutheilen. Sie hörte ihn ſtill, doch mit großer innerer Bewegung an.

„Sie haben mir einen großen, wenn auch ſchmerzlichen Dienſt geleiſtet, Fedor Michailowitſch;“ ſagte ſie mit naſſen Augen, als Jener geendet hatte. „Vollenden Sie ihn, indem ſie auch mit meiner Mutter ſprechen. Ich bin nicht im Stande ihr die erſte Nachricht zu geben"

Frau von Orbelianow war ganz außer ſich, als Fedor den ihm gewordenen Auftrag vollzogen hatte. Sie ſah in der aufgelöſ'ten Verlobung das Unglück der Tochter, und ihr eigenes. Sie wollte mit Euphemien ſprechen, ihr Vorſtellungen machen. Nur die Bemerkung Fedors, daß Aslan bereits von Allem unterrichtet ſei, und ſeine Zuſtimmung gegeben habe, vermochte ſie davon abzuhalten. Einen Troſt ſchien ſie in dem von Fedor angeregten Gedanken zu finden: wie es bei den ausgezeichneten Eigenſchaften Euphemiens nicht fehlen könne, daß das Fräulein einſt einem Gatten nach der Wahl ihres Herzens angehören werde, der überdies im Stande ſei, ſie und die Mutter in die Cirkel der Geſellſchaft, welchen die Letztere beſonders von Neuem willkommen ſein werde, zurückzuführen. —

Mehrere Tage vergingen, bis Aslan ſechs Aelteſte oſſetiſcher Stämme als Schiedsrichter verſammelt hatte. Er trug dieſen in Fedors Gegenwart den in Rede ſtehenden Fall vor. Alle waren der Meinung, daß ein ähnlicher ihres Wiſſens noch niemals vorgekommen ſei, und wenn Euphemia eine Oſſetin wäre, die Vermählung durchaus vollzogen werden müſſe, nur der Umſtand, daß das Fräulein eine Fremde ſei, geſtatte den Rücktritt, falls Aslan ſie verſtoßen wolle. Das Reſultat der Berathung ward ſofort Euphemien kund gemacht, ſie ward aufgefordert, das ſchiedsrichterliche Urtheil zu vernehmen und bald darauf das trennende: ‚Gehe, und kehre nicht wieder', von Aslan ausgeſprochen.

Obgleich das Ganze nur eine nothwendige Form war, ſo machte es dennoch auf die Anweſenden einen tiefen Eindruck. Aslan und Euphemia waren ſehr erſchüttert, auch Fedor war bewegt, Frau von Orbelianow weinte, die Schiedsrichter ſelbſt waren von der Neuheit des Falles angeregt; nur Abdurrahman, welcher gleichfalls zugegen war, ſtand finſterblickend wie immer, und ohne eine Miene zu verändern, in einer Ecke des Zimmers. Erſt als die Ceremonie zu Ende war, ſagte er mit einem Blick voll unverkennbaren Haß und Verachtung zu Aslan: „Dein Bruder Timur hätte dies nicht gethan," und verließ raſch das Gemach. —

Die Abreiſe Euphemiens und ihrer Mutter war auf den folgenden Tag feſtgeſetzt, als die Letztere von der Gemüthsbewegung, in welche ſie die Vereitelung ihres Lieblingswunſches verſetzt hatte, lebensgefährlich erkrankte. Die Gefahr ward zwar durch ärztliche Hülfe bald beſeitigt, aber die alte Dame war nach ihrer Geneſung ſo ſchwach, daß an einen Antritt der Reiſe nicht zu denken war. So unglücklich ſich Euphemia Anfangs fühlte, den bisherigen Aufenthalt nicht verlaſſen zu können, ſo ergab ſie ſich doch bald darein, als ſich das Zuſammenleben der Geſellſchaft täglich immer freundlicher geſtaltete. War auch das Benehmen der früheren Verlobten einige Tage lang ſehr befangen, ſo verlor ſich dies doch nach und nach, und machte einem ungezwungenern Verhalten Platz, und bald kam es dahin, daß Niemand das ſonſt beengende Verhältniß zwiſchen Beiden zu bemerken im Stande geweſen wäre. Fedor und Aslan befreundeten ſich immer mehr. Beide waren jung, lebensmuthig, von gleichen Neigungen. In Kurzem waren ſie ſo vertraut, daß keiner vor dem Andern ein Geheimniß hatte. Fedor geſtand dann wohl ganz offen, daß er nicht begreifen könnte, wie Aslan im Beſitz einer Braut, wie

Euphemia, ſich nicht als den Glücklichſten der Menſchen gefühlt, und nicht zuvor alles Mögliche verſucht hätte, um ihre Neigung zu gewinnen, ehe er ſich entſchloſſen, ſie aufzugeben. Aslan gab ihm dann lächelnd Recht; er ſagte, daß er die Vorzüge des Fräuleins nie verkannt habe, daß er aber der feſten Ueberzeugung ſei, wie, bei der Verſchiedenheit ihrer Geiſtesbildung und den Anſprüchen an das Leben, ihre Ehe niemals eine glückliche hätte ſein können. Da der Dienſt wie die Eigenthumsverhältniſſe Aslans den jungen Gebirgsfürſten oft tagelang von der Heimath entfernt hielten, ſo befand ſich Fedor faſt fortwährend in Euphemiens Geſellſchaft. Es fiel dem Rittmeiſter öfters auf, daß das Fräulein im Geſpräch mit ihm meiſtens weit befangener erſchien, als wenn ſie ſich mit Aslan unterhielt, auch kam es ihm vor, als ob ſie abſichtlich die ſonſt faſt täglichen Spaziergänge zu vermeiden ſuche. Dagegen glaubte er manchmal zu bemerken, daß Euphemiens Auge, wenn ſie ſich unbeachtet meinte, lange Zeit ſinnend auf ihm ruhe.

Frau von Orbelianow hatte ſich indeß nach und nach von den Folgen ihrer Krankheit erholt, und beeine gewöhnliche chriſtliche Pflicht zu üben; ich rechnete nicht auf die viele Freude, die Deine Folgſamkeit, Dein Fleiß, Dein reger Sinn für alles Gute dem alten Manne bereiten würde. Du glaubſt gar nicht, wie wohl es mir that, als vor dem Feldzuge der Oberſtallmeiſter einſt nicht Worte genug finden konnte, mir Deine Thätigkeit zu rühmen! Der Froben, ſagte er, iſt mir der liebſte meiner Unterbeamten. Immer thätig, ſprach er, immer eifrig, iſt Alles bereits geſchehen, ehe es mir noch anzuordnen einfällt. — Freilich denke ich manchmal, es wäre beſſer geweſen, Dich für den Lehrſtand zu beſtimmen; indeß, Du dienſt dem Fürſten, folglich dienſt Du dem Lande. Wehe dem Brandenburger, der beide trennen möchte.

Lange bewegte ſich noch das Geſpräch um Gegenſtände dieſer Art, und der Abend war ſchon zur Nacht geworden, ehe die Geſellſchaft auseinanderging. Emanuel Froben hatte in tiefen Gedanken längere Zeit ſein Schlafzimmer mit langen Schritten gemeſſen und betrachtete, wie es ſchien, in anhaltendes Sinnen verſunken, eine Reihe Blumennäpfe, deren blühende Zier Mathilde vor der anhaltend rauhen Witterung in dieſes Zimmer geborgen, als die Thür ſich öffnete, und Karl von Burgsdorf eintrat.

gann von ihrer Abreiſe nach Tiflis zu ſprechen. Für Fedor war dies wie ein Donnerſchlag. Er hatte ſich gewöhnt, Euphemien täglich zu ſehen, ſich mit ihr zu unterhalten; er hatte ſich in ihrem Umgange ſo glücklich gefühlt, jetzt ſollte dies aufhören, er ſie in Kurzem nicht mehr ſehen; erſt jetzt fühlte er zum erſten Mal wie theuer ſie ihm geworden. Während er über ſeine Empfindungen nachdachte, ſie ſich klarer zu machen ſtrebte, trat eines Morgens Aslan in ſein Zimmer, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen. Seine Stirn ſchien etwas bewölkt.

„Wiſſen Sie wohl, mein Freund," ſagte er, als ſie im Freien waren, „daß Frau von Dibelianow darauf beſteht, übermorgen abzureiſen?"

Fedor erſchrak.

„Sie ſagt," fuhr Aslan fort, „Euphemia dränge darauf. Ich kann es mir wohl erklären; Alles hier iſt ihr drückend, der Ort und die Erinnerungen. Wenn ſie fort iſt, wird ihr zu Muthe ſein, wie dem Vogel der dem Käfig entflogen. Dennoch fürchte ich, geht ſie keiner glücklichen Zukunft entgegen, obwohl ſie ſolche ſo ſehr verdient. — Betrachte ich es genau, ſo bin ich allein ſchuld, wenn ihre Zukunft eine trübe iſt.“

„Sie meinen die Zukunft Euphemiens ſei —“ hob Fedor an.

„Faſt ſo gut als verdorben — wie man es in Petersburg nennen würde;“ ſprach Aslan düſter. „Wie Sie wiſſen beſitzt Frau von Orbelianow kein Vermögen, die Familie kam in den äußern Verhältniſſen zurück; mit dieſen löſ'ten ſich auch die Verbindungen, die von günſtigem Einfluß ſein könnten, auf. Die jungen Männer, die aus der Hauptſtadt nach den transkaukaſiſchen Provinzen kommen, gehen meiſtens nur dahin um ſich ein Glück zu gründen. Heirathen ſie, ſo iſt es Einfluß oder Vermögen, was ſie beſtimmt. Bleibt, was faſt vorauszuſehen iſt, Euphemia unverſorgt — denn ohne Neigung wird ſie keine Heirath eingehen — ſo wird ſie mich einſt als Urſache anſehen, und dies mit Recht.“

„Sie ſind zu ſtreng gegen ſich, mein Freund;“ verſetzte Fedor. „Sie waren bereit Ihr Wort zu halten; Euphemia trat zuerſt zurück.“

„Dies wiſſen Sie, ich, wir Alle; aber die Welt wird das Gegentheil ſagen, und wenn ſie es eben ſo gut wüßte wie wir!" ſprach Aslan im vorigen Tone. „Iſt Ihnen bei Ihrer beau monde ſchon ein Fall vorgekommen, wo ſie nicht in ſolchen Angelegenheiten immer das Schlimmſte herausconjecturirt hätte? Nein! Nein! Euphemia iſt durch mich in eine üble Stellung gerathen, und — ich bin ihr Erſatz ſchuldig."

„Sehen Sie, Freund," fuhr Aslan nach einer Pauſe verdrießlich fort, „etwas giebt es was die geſchniegelten und geleckten Leute der großen Welt vor uns rohen Naturkindern beſonders voraus haben: Es iſt die Kunſt, mit der größten Freundlichkeit und lachendem Geſicht, ihrem Gegner Dinge zu ſagen, welche ihm das Blut in den Adern erſtarren machen, und heiße Thränen auspreſſen, während wir Andern ſo ungeſchickt ſind, nicht einmal Jemand ſagen zu können, daß wir bereit ſind ein gethanes Unrecht wieder gut zu machen. Das Letztere iſt jetzt mein Fall. Ich möchte etwas für Euphemien thun, weiß aber nicht was; wüßte ich es aber auch, ſo wäre ich nicht einmal im Stande es ihr zu ſagen. Dazu nun — und zwar zu beidem — ſollen Sie mir helfen."

„Ich weiß in der That nicht —" ſagte Fedor lächelnd.

„Euphemia," unterbrach ihn Aslan, „beſitzt Alles was mir abgeht: Schönheit, Geiſt, Bildung, kurz, außer Einem, Alles was die große Welt verlangt; der Zufall gab mir dieſes Eine in größerem Maße, als ich es bedarf, nämlich Vermögen. Finden Sie es da nicht vernünftig, wenn ich auszugleichen wünſche, was der Zufall vergeſſen hat? — O, mein Gott!" ſetzte er in komiſchem Aerger hinzu; „laſſen Sie mich doch nicht lange Auseinanderſetzungen machen, geben Sie für einen Moment die ſogenannte Delicateſſe auf, und ſagen Sie mir, der nichts davon verſteht, wie ich es anfangen ſoll, Euphemien ein Einkommen zu ſichern, und dieſe zu bewegen, es anzunehmen."

„In der That," erwiederte Fedor, „ſo großmüthig ein Anerbieten dieſer Art iſt, ſo glaube ich doch kaum, daß Euphemia, wie ich ſie kenne, zu bewegen ſein würde es anzunehmen."

„Freilich! — Freilich!" ſagte Aslan kopfſchüttelnd. „Ich bin auch der Meinung. Sie würde es — pfui über das Wort, aber ich weiß kein anderes! — für eine Art Ablehnung halten. Dennoch muß ich durchaus etwas für ihre Zukunft thun. — Was meinen Sie, Freund," — hier wurde der Ton ſeiner Stimme leiſer, ſeine Rede ſtockender, er ſah auf den Boden, — „wenn ſich irgend ein wackerer Mann, einer der Euphemiens werth wäre, und ihr gefiele, wenn ein ſolcher — ich ſetze den Fall — ſich um ſie bewürbe? Nun träfe es ſich aber — es iſt ja dies auch möglich — daß dieſer zufällig kein Vermögen, oder doch nur ein geringes hätte. Würde es da nicht angehen, daß ich dieſen auf eine gute Art, und daß Euphemia nichts davon erführe, in den Stand ſetzte, ihr ein bequemes Leben, ein beſſeres Loos, ſoweit dies von dem Aeußeren abhängig iſt, zu bereiten? — Ich weiß wohl, daß das, was die civiliſirten Leute Delicateſſe, oder ſo etwa, nennen, dagegen Einſprüche machen könnte, jedoch dies nur in ſo fern als es Euphemien angeht. Wenn dieſe aber nichts davon erführe, ſo ſehe ich gar nicht ein, was der Sache entgegen ſtünde."

„Wie?" ſagte Fedor gerührt und erſtaunt. „Sie wünſchen, daß Euphemia ſich bald verheirathet?"

„Natürlich!" fiel Aslan ein. „Ich möchte ſie glücklich ſehen; recht glücklich. Es iſt ja nicht ihre Schuld, daß ſie mich nicht lieben konnte. O, wenn Sie zu Euphemiens Glück beitragen könnten —"

„Ob ich dies im Stande wäre, möchte ich kaum behaupten, da mehr als der Wille dazu gehört;" unterbrach Fedor den Vorigen. „Einen Mann, der in Ihren Vorſchlag, ſo edel er auch iſt, eingehen könnte, vermöchte ich nicht aufzufinden, aber — an einem Bewerber ſollte es nicht fehlen."

„Was?" rief Aslan überraſcht. „Verſtehe ich Sie recht? Sie ſelbſt —"

„Mißverſtehen Sie mich nicht, mein Freund;" ſagte der Rittmeiſter. „Ich ſehe in Euphemien das liebenswürdigſte weibliche Weſen, was ich noch je gefunden. So erſchien ſie mir vom erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft an. Ich bin überzeugt, daß ich an ihrer Hand ſehr glücklich ſein würde, und wenn ich gleich kein Kröſus bin, ſo ſind meine Verhältniſſe dennoch von der Art, daß ich Euphemien ein anſtändiges Loos bieten könnte. Dennoch —"

„Dennoch?" rief Aslan. „Was ſteht alſo Ihrer Bewerbung im Wege?"

„Sie könnten den Gedanken faſſen —" ſprach Fedor zögernd.

„Hätte ich ihn gefaßt, ſo würde Einer von uns nicht mehr am Leben ſein!" unterbrach ihn Aslan ſtolz. „Sie ſind mein Freund, Sie haben ſich als Mann von Ehre gegen mich ausgeſprochen; ich bedarf nichts weiter."

„Dann freilich, in dieſem Falle —"

„Alſo wirklich?" rief Aslan. „Sie wollen ſich um Euphemia bewerben? Wohlan, ich will Ihr Freiwerber ſein!"

„Wie? Sie ſelbſt?" ſagte Fedor erſtaunt.

„Und warum nicht? Bin ich nicht Ihr Freund Nicht der Freund Euphemiens?" — —

Kaum vierundzwanzig Stunden vergingen un Euphemia war Fedors erklärte Braut. Wie in de Freund, ſo hatte auch Aslan in das Mädchen g drungen, und Euphemia bald dem Zuge des eigene Herzens nachgegeben. Nur mit Zagen geſtand ſ ſich jetzt ſelbſt, daß der Moment, in welchem ſ Fedor zuerſt erblickte, auch der geweſen ſei, wo ſ die Unmöglichkeit gefühlt Aslans Gattin zu werde

Frau von Orbelianow willigte ſehr gern in die neue Verbindung. Sah ſie doch die Tochter verſorgt, und konnte ſie doch hoffen die unvergeßlichen Moskauer Cirkel noch einmal mit leiblichen Augen zu ſchauen. Daß an eine Abreiſe der Mutter und der Tochter nun nicht zu denken war, verſtand ſich von ſelbſt. Fedor eilte jetzt an den kommandirenden General, der ſein Gönner war, zu ſchreiben, um durch dieſen die nothwendige Erlaubniß ſeiner Verheirathung zu erlangen. Letztere ſollte zwar bis zu Anbruch des Winters, wo der Feldzug ohnehin aufhören mußte, verſchoben, und dann zu Tiflis vollzogen werden, die öffentliche Verlobung aber ſtattfinden, ſobald die Genehmigung von Petersburg einträfe. General G. antwortete ungemein freundlich. Er ſchrieb, daß Fedors Geſuch nach Petersburg bereits unterweges ſei, der Rittmeiſter aber mit dem ihm untergebenen Kommando einſtweilen auf ſeiner gegenwärtigen Station verbleiben möge, da dieſe als vorgeſchobener Poſten zur Beobachtung der Gebirgsvölker vor der Hand noch nöthig wäre. Fedor war hocherfreut über den empfangenen Befehl, den er eben ſo ſehr auf Rechnung der freundlichen Geſinnungen des Generals, wie auf die des Dienſtes ſetzen zu müſſen glaubte.

Mehrere Wochen verfloſſen indeß wie eben ſo viel Tage. Fedor und Euphemia waren glücklich, und ſie waren es um ſo mehr, als ſie bemerken konnten, wie innig Aslan an ihrem Glücke Theil nahm. Was Beiden indeß am wunderbarſten vorkam, war, daß Abdurrahman ſein ganzes Weſen geändert zu haben ſchien. Er hielt ſich zwar einſam und abgeſchloſſen wie ſonſt, er konnte ſtundenlang mit finſterer, unheilverkündender Miene vor ſich hin in einen Winkel ſtarren, ſprach er aber, ſo war in ſeinen Worten nichts mehr von der früheren Härte zu ſpüren, vielmehr legte er in dieſelben dann und wann einige freundliche Aeußerungen, die um ſo mehr auffielen, weil ſie dem düſtern Charakter des finſtern Eiferers ſo fremd zu ſein ſchienen. —

Längere Zeit hatte Fedor inzwiſchen ſeiner Heirathsgenehmigung entgegen geſehen, als eines Tages ein Koſak einen Brief des Kommandirenden brachte, welcher das erſehnte Document enthielt. Jubelnd theilte Fedor der Geſellſchaft mit, daß General G. ihm Hoffnung mache, wie er ſelbſt am Verlobungstage, deſſen Datum ihm der Rittmeiſter mittheilen ſolle, ſich in der Burg Aslans einfinden werde. Er wolle, hatte er ihm geſchrieben, die Vorpoſten bereiſen, und ſeine Reiſe darnach einrichten. Die rückkehrende Ordonnanz nahm eine förmliche Einladung von Seiten Aslans und der Brautleute mit. —

Je näher der Tag der Verlobung heranrückte, je eifriger war Aslan in allen Vorbereitungen zur Feier deſſelben. Er hatte eine Anzahl ſeiner Stammesverwandten, und Fedor mehrere ihm befreundete Kameraden eingeladen. Nicht wenig befremdete es den jungen Gebirgsfürſten, daß auch Abdurrahman lebhaft an dem Vorgange Theil zu nehmen ſchien. Der Mullah erkundigte ſich angelegentlich nach Zahl und Namen der Anweſenden, und fragte: ob es denn nicht auch gewöhnlich, oder doch mindeſtens erlaubt ſei, der Braut an dieſem Tage Geſchenke zu überreichen? Als Aslan dies bejahte, vertraute ihm Abdurrahman, daß er beabſichtige auf ein paar Tage nach Achalzik zu reiſen. „Dort“, ſagte er, „habe er einen Freund, einen Kaufmann, welcher nach Perſien, ſo wie nach der Türkei, beſonders nach Trapezunt, große Geſchäfte mache. Durch dieſen, den er ohne-

Baſta! rief er, den breitgekrämpten Hut auf Froben's Lager werfend; der Sturm wäre glücklich vorüber; nun wollen wir noch ein wenig plaudern, das heißt nämlich, wenn der Herr Stallmeiſter ſich nicht zur Ruhe legen, oder nicht, wie gewöhnlich wenn ich rede, inzwiſchen ihren Gedanken Audienz geben wollen.

Du wollteſt Geld haben von dem alten Herrn? erwiederte Froben lächelnd, indem er dem Lieutenant die Hand reichte. Er zankte Dich aus; nicht wahr? — Nun, ich dächte, dieſes Thema müßte Euch Beiden ſchon ein gewohntes ſein. Du ſcheueſt Dich nur noch des Anſtandes halber, und er, er zankt, wie man ſo ſagt, pro forma.

Von Geld war hier nicht die Rede, bemerkte der Lieutenant ſeufzend.

Vom Gelde nicht? ſagte lachend der Freund. Nun, das iſt wol das erſte Mal, daß zwiſchen Euch, ſobald Ihr unter vier Augen Euch befandet, von dieſem Gegenſtande nicht die Rede war.

Spotte nur! entgegnete ärgerlich der Freund, während Froben einen der bunten Blumentöpfe in die Hand nahm und ſich an dem Geruche der würzigen Pflanze, die ſolcher in ſeinem Schooſe barg, ergötzte.

hin lange nicht heimgeſucht, hoffe er auf gute und billige Weiſe in den Beſitz von Putz oder Schmuckſachen zu gelangen, welche werth wären Euphemien als Verlobungsgeſchenk dargebracht zu werden.‘ Aslan war darüber außerordentlich erfreut, und bat den Mullah, daß er auch auf ſeine Rechnung, wofür er ihm einen unbeſchränkten Kredit eröffne, Alles was ihm paſſend und angemeſſen zu Geſchenken für die Braut erſchiene, einkaufen möge. Noch an demſelben Tage trat Abdurrahman die Reiſe an. —

Es war am Morgen des Verlobungstages, als eine Menge oſſetiſcher Häuptlinge, je nach Stand und Rang mehr oder minder zahlreich begleitet, auf Aslans Burg eintrafen. Auch viele ruſſiſche Offiziere waren angekommen, nur General G. fehlte noch. Aslan ſchaute von Viertelſtunde zu Viertelſtunde von der Höhe des Thurmes, und ward ſichtlich immer unruhiger. Nicht die verzögerte Ankunft des Generals war es indeß, was ihn ſo beunruhigte. Abdurrahman, und mit ihm alle die ſchönen Dinge, die dieſer von Achalzik mitbringen ſollte, waren noch nicht angekommen; blieben dieſe aus, ſo war dem Geber derſelben wenigſtens ein Theil der Freude verdorben. Plötzlich ſprengte ein Koſak in den Burghof; er meldete die Annäherung des Generals. In wenig Minuten langte derſelbe in Begleitung von ein Paar Adjutanten an. General G. war ein ſchöner, ungemein kriegeriſch ausſehender Mann. So wie er Euphemien und Fedor begrüßt und beglückwünſcht hatte, wendete er ſich zu dem Hausherrn.

„Wiſſen Sie,“ ſagte er, indem er eine ſorgenvolle Miene annahm, „daß ich beinahe abgehalten worden wäre mich einzufinden? — Ich habe höchſt unangenehme Nachrichten von der Gränze erhalten, und muß morgen Truppen dahin marſchiren laſſen. Die Peſt greift jenſeits mehr um ſich, der Kordon muß verſtärkt werden, und es iſt ein Fall vorgekommen, wo dieſer durchbrochen worden iſt.“

„Ja,“ ſagte ein Oſſetenhäuptling, „auch in Gruſien ſoll man bereits das ‚Peſtweib‘ geſehen haben, aber ein frommer Prieſter hat die Krankheit in einen hohlen Holzblock gebannt, darum iſt ſie nicht zum Ausbruch gekommen.“

„Dieſe Leute,“ ſagte General G. lächelnd zu Fedor auf Franzöſiſch, „perſonifiziren die Peſt in

Geſtalt einer bleichen, ſchwarzgekleideten Frau, oder als einen Nebel, der in einen Baumſtamm zieht, und dort mit einem Keil verſchloſſen wird. — Hoffen wir," ſetzte er auf Ruſſiſch hinzu, „daß Sanct Elia und Sanct Kirgi ſie nicht herauslaſſen.''

Ein Pferdegetrappel ward jetzt im Hofe hörbar. Abdurrahman ſprengte herein. Die ſchwarze Stute, die er ritt, war mit Schaum bedeckt, und zitterte, als ſie ſtillſtand, am ganzen Leibe.

„Wer iſt der Menſch?" fragte der General, aus dem Fenſter blickend, den Hausherrn.

„Ein Hausgenoſſe, ein Mullah, der bei mir lebt!" erwiederte Aslan, und eilte ſchnell und freudig aus dem Zimmer.

Der General griff in die Taſche, zog einen Brief heraus, überlas ihn mehrere Male, und rief dann einen ſeiner Offiziere, der gleichfalls in den Brief blickte, und mit dem er ſich leiſe aber eifrig beſprach. Ein paar Augenblicke ſpäter trat Aslan mit Abdurrahman in's Zimmer. Letzterer trug ein Päckchen unter dem Arme. Der Hausherr ſtellte den Mullah dem General und den Offizieren vor.

„Allah ſei gelobt, daß er mich zur rechten Zeit zurückgeführt, damit ich das Glück genieße, den großen Feldherrn, den Beſieger ſeiner Feinde, kennen zu lernen!“ ſagte Abdurrahman mit einer ſo augenſcheinlichen Freude, daß Fedor darüber erſtaunte.

„Edle Braut!“ fuhr er zu Euphemien gewendet fort, indem er die Schnur, die das Päckchen zuſammenhielt, durchriß, und letzteres öffnete. „Ich bin ſo glücklich der Bringer eines Liebespfandes zu ſein, welches Aslan Beg Dir zu dem heutigen Tage verehrt.“

„Siehe dieſe Shawls!“ ſetzte er hinzu, indem er mehrere von wirklich ſeltener Schönheit aus der Umhüllung nahm. „Schöner und weicher ward nie ein Geſpinnſt aus den Haaren der Ziege, die auf den Bergen von Kaſchmir weidet, gefertigt. — Dieſen hier fügt Dein treuer Diener Abdurrahman hinzu. Möge ſeine wohlthuende Wirkung auf die ſchöne Trägerin deſſelben, in vollem Maße der Abſicht des Gebers gleichkommen!“ —

Eben wollte Euphemia die Hand nach den Shawls ausſtrecken, als General G. ſie heftig am Arme faßte.

„Halten Sie ein! — Treten Sie zurück! — Bei Ihrem Leben!“ rief der General mit ſtarker Stimme, indem er ſich zwiſchen Abdurrahman und das Fräulein ſtellte.

Eine allgemeine Bewegung fand in der Geſellſchaft ſtatt; alle Blicke fielen auf den General.

„Fürſt Aslan Tabudow,“ ſagte General G., „ich frage Sie — und Ihr Kopf bürgt mir für die Wahrheit Ihrer Antwort, — wiſſen Sie, woher dieſer Menſch die Shawls geholt, und geſchah es in Ihrem Auftrage?“

„Beides iſt der Fall!“ entgegnete Aslan, ſichtlich über den Vorgang und die Frage erſtaunt. „Er that mir den Vorſchlag nach Achalzik zu reiſen, und dort von einem Kaufmann, der ihm bekannt ſei, Putz und Schmuckſachen zu Geſchenken mitzubringen.“

„Leſen Sie den Rapport, Lieutenant N., den ich vor einer halben Stunde empfing!“ ſagte der General zu einem ſeiner Offiziere, indem er ihm einen Brief reichte.

„Ich melde Ew. Excellenz', las derſelbe, ‚daß dieſen Abend als es zu dämmern anfing, ein Reiter auf einer ſchwarzen Stute, welcher ein braunes Gewand trug, und den ſein grüner Turban als einen Scheriff kenntlich machte, ſich auf einem abgelegenen Waldpfade durch die Poſten des Kordons zu ſchleichen ſuchte. Als er angerufen ward, gab er dem Pferde die Sporen, und jagte durch Schluchten und Abgründe, von ſechs unſerer Koſaken verfolgt, an der Linie fort, bis es ihm dennoch gelang, den Kordon zu paſſiren. Mehrmals ward nach ihm geſchoſſen; leider umſonſt. — Ich befehle dem dieſe Meldung überbringenden Koſaken, den letzten Hauch ſeines Pferdes daran zu ſetzen, um Ew. Excellenz dieſelbe auf's Schleunigſte zu überreichen.'

„Entſetzlich!" rief Aslan die Hände voll Schreck zuſammenſchlagend. „Nein, es iſt nicht möglich!"

„Ja, es iſt!" rief Abdurrahman, und ſein Blick war der eines Wahnſinnigen. „Glaubſt Du, daß ich es läugnen werde? Gumundſchiar (die perſonifizirte Peſt) iſt unter Euch! — Ich ritt nach Achalzik, dort kaufte ich die ſchönſten Shawls, die ich finden konnte. Mit ihnen ſchlich ich mich über die Gränze, ich ging in ein Peſtſpital, und rieb ſie an ſo viel Leichen als vorhanden waren.“

„Ungeheuer!“ rief Aslan voll Schreck. „Euphemien, die Dir nie etwas zu Leide gethan —“

„Was gilt mir dies Weib?“ unterbrach ihn der Mullah. „Dich, Du Abtrünniger von der Sache des Volkes, unſere Todfeinde, Euch alle, wollte ich verderben! Allah wollte es nicht zulaſſen! Meine Hand iſt nicht würdig, dieſe große That zu vollführen! Fluch! Fluch Euch Allen!“

„Laſſen Sie den Elenden fortführen, Fedor Michailowitſch!“ ſprach der General ruhig zu dem Rittmeiſter. „Er ſoll in eine einzeln ſtehende Hütte geſperrt, und dieſe mit Schildwachen umſtellt werden. Stirbt er, ſo wird die Barkacke angezündet, iſt er nach der Quarantainezeit noch am Leben, ſo werde ich ihn durch ein Kriegsgericht richten laſſen. Die Shawls laſſen Sie verbrennen, eben ſo das Sattelzeug, deſſen er ſich bediente. Das Pferd wird getödtet und verſcharrt.“

Unter lautem Hohngelächter und Verwünſchungen verließ Abdurrahman das Gemach. Es dauerte längere Zeit ehe die trübe Stimmung, die ſich der Theilnehmer an dem heutigen Feſte durch jenen Vorgang bemeiſtert hatte, verlor, und die Ceremonie der Verlobung vollzogen werden konnte.

Schon am folgenden Morgen erhielt Fedor die Meldung, daß der Mullah von der Peſt befallen worden ſei. Standhaft wies Abdurrahman alle Mittel, die man ihm in ſeinem Gefängniſſe zukommen laſſen wollte, zurück. Er ſtarb unter lauten Gebeten und Ausrufungen, daß Allah die Ungläubigen und ihre Genoſſen, welche Glauben und Herkommen wie Jene mit Füßen träten, ſchmählich untergehen laſſen möchte. —

Nur noch kurze Zeit blieben Fedor und Euphemia im Gebiete der Oſſeten. Die Kriegsbegebenheiten riefen den Erſteren zu ſeinem Corps, das Fräulein begab ſich mit ihrer Mutter nach Tiflis. Erſt als der Winter anbrach, und die gewöhnliche Waffenruhe eintrat, konnte der Rittmeiſter nach der Hauptſtadt Gruſiens eilen, wo der Segen der Kirche die Verlobten vereinigte. Eins fehlte an dieſem Tage, das Glück der Vermählten vollkommen zu machen: Die Gegenwart Aslans. Sein Zartgefühl hatte ihm dieſe als unangemeſſen erſcheinen laſſen, aber ein die herzlichſten und wohlwollendſten Gefühle ausdrückendes Schreiben, und reiche Geſchenke, bekundeten ſeine Theilnahme.

Ein Rendezvous.

Erzählung.

Ich geſtehe gern, daß es mir an jener haushälteriſchen Weisheit mangelt, die ich an Dir bewundere.

Alſo von Pferden war die Rede; fuhr Froben neckend fort. Du betrügſt Dich aber, wenn Du die Augen auf den hübſchen Braunen geworfen, den der alte Herr mit ſchweren Koſten kommen laſſen, und den er, um ihn vor den Klauen der Schweden zu ſichern, mir nach Magdeburg mitgeben will.

Spotte, Quälgeiſt, ſpotte! rief wider Willen lachend der Offizier. Ich kann nur mit den Worten jenes alten Griechen, oder wer es ſonſt war, ſagen: Schlage mich, aber höre! —

Ich bin ganz Ohr, erwiederte der Freund. So ehrbar, ſo ernſthaft fand ich Dich noch nie wie heute.

Glaub's gern! ſprach ſeufzend der junge Krieger. Man kann wol ernſthaft ſein, wenn man heirathen will, und es einem ſo ſchwer wie mir gemacht wird.

Heirathen? Du? rief Froben erſtaunt.

Nun, was gibt's da zu wundern? fragte Burgsdorf. Dächte Mathilde wie ich, ſo würden wir morgen ſchon getraut.

Sichtlich zuckte Froben bei den Worten des Freundes zuſammen, ſein Antlitz überzog Todtenbläſſe, und der Blumentopf, den er in der Hand gehalten hatte, lag, der letztern entglitten, in Scherben am Boden.

„Futter für Pulver, Heinz! Sterbliche Menſchen! Gut genug zum Spießen! Sie füllen eine Grube ſo gut aus wie beſſere.“

Shakeſpeare.

In der Zeit Georgs des Erſten kluger und friedlicher Regierung, war der Kampf zwiſchen den Whigs und Tories viel bedeutender und heftiger als je nachher. Eine große Anzahl Derer, die ſich zu der zuletzt genannten Partei bekannten, waren heimliche, aber vielleicht deſto eifrigere Anhänger des vertriebenen Königshauſes. Es verſtand ſich daher von ſelbſt, daß ſich die Regierung auf deren Gegner ſtützen mußte. So wie die innern Unruhen in England unterdrückt waren, ſuchte der König, vermöge ſeines in Unterhandlungen großen Talents, und durch Unterſtützung ſeines Miniſters Robert Walpole, im Auslande mächtige Allianzen anzuknüpfen, die noch bis in die Regierungszeit ſeines Nachfolgers, Georg des Zweiten, fortdauerten, und für deren Unterhaltung ſich die ſtaatskluge Gemahlin des Letztern ganz beſonders intereſſirte. Wirklich war die Prinzeſſin von Wales, die nachherige Königin Karoline, eine Frau von eminentem Geiſte, und da ſie in gegenwärtiger Erzählung eine bedeutende Rolle ſpielt, ſo iſt es nothwendig, und vielleicht nicht unintereſſant, zu verſuchen, mittelſt einiger Pinſelſtriche die Umriſſe ihres Characterbildes, wie es in ſpäterer Zeit erſchien, zu zeichnen. Die Königin Karoline war von der Natur mit einer angenehmen, edlen Geſichtsbildung, welcher die Blattern, wiewohl Spuren hinterlaſſend, nicht ihre natürlichen Reize hatten rauben können, begabt. Ihre Züge drückten Würde und Freundlichkeit aus, und man würde in jedem Frauenkreiſe in ihr die Dame von hohem Rang erkannt haben. Bei vieler Liebenswürdigkeit hatte die Fürſtin einen männlichen Geiſt, ſie war äußerſt klug, ihre Neigungen hatten mehr eine männliche als weibliche Richtung. Georg der Zweite hatte vielleicht in ſeinem ganzen Miniſterium keinen beſſern, treuern und klügern Rathgeber, als ſeine Gemahlin. In letzterer Beziehung wußte Niemand ſo wie die Fürſtin ihre perſönlichen Neigungen oder Abneigungen, dem Wohle des Staats und dem Ruhme ihres Gemahls, zum Opfer zu bringen. Auf die klügſte Weiſe blieb ſie mit Denen in einer freundlichen Verbindung, welche vermöge ihres politiſchen Syſtems ſich vom Hofe entfernt hielten, und ihr mußte es zugerechnet werden, daß deren Mißvergnügen nicht in Haß oder offene Empörung ausbrach. Die Verſicht, die ſie unter allen Umſtänden bewies, war oft ein gutes Gegengewicht für den kriegeriſchen Muth ihres Gemahls, und deſſen wenige Aneignung engliſcher Sitten und Gebräuche. Unter allen ihren Vorzügen ſtand aber die Delicateſſe, mit welcher ſie das eigne bedeutende Walten in den Hintergrund zu ſtellen, und allen Glanz ihrem Gemahl zuzuwenden ſuchte, oben an. So gern und leicht ſie eine Wohlthat, die von ihr ſelbſt abhing, bewilligte, ſo ſehr hütete ſie ſich jedoch etwas mit Beſtimmtheit zuzuſagen, falls die Einwilligung des Letztern nöthig war. Selbſt die Zuſage ihrer Verwendung nahm dann mehr den Schein eines guten Rathes, in Bezug auf den Gang der Sache, an, wenn auch der Bittende voraus wußte, daß von ihrem Worte die Gewährung oder Verſagung des Geſuches abhing. Selbſt auf die innigſten Beziehungen des eigenen Lebens dehnte ſie dieſe Delicateſſe, dieſe Selbſtverleugnung aus. Mit ſo großer Gewandtheit als

Selbſtbeherrſchung machte ſie die Lady Suffolk, eine ihrer vornehmſten Damen, zu ihrer innigſten Vertrauten, obwohl man allgemein behaupten wollte, daß die Lady ſich einer mehr als gewöhnlichen Aufmerkſamkeit von Seiten des Gemahls ihrer hohen Gönnerin erfreue. Ueberall erſchien ſie in Begleitung dieſer Dame, welche von ihr mit dem größten Anſtande behandelt wurde, und nur im vertrauteſten Kreiſe und in ſeltenen Fällen eine hingeworfene Bemerkung zu hören bekam, die ſie vielleicht nicht ſtets zu den angenehmſten rechnen mochte. Der „guten Howard", wie die Lady gewöhnlich von ihrer hohen Gönnerin genannt ward, kam bei ſolchen Gelegenheiten ihr ziemlich ſchlechtes Gehör gut zu ſtatten, und ſie wußte ſich durch geſchickte Benutzung dieſes ſonſt unangenehmen Naturfehlers, auf paſſende Weiſe aus Verlegenheiten zu ziehen. —

Unter den Damen, welche der Prinzeſſin — einer Tochter des Markgrafen von Anſpach — ſo wie ſie nach England kam, beigegeben wurden, befand ſich auch Miß Amelie W., ein junges, und eben ſo ſchönes als liebenswürdiges Mädchen, aus einer edlen, aber nicht beſonders begüterten, und deshalb ziemlich unbeachteten Familie. Amelie war Kammerdame, oder, wie man zu ſagen pflegte, ‚Lady of the bedchamber‘ der Prinzeſſin, und ſie hatte dieſe Stelle mehr ihren angenehmen Eigenſchaften, als dem Einfluſſe ihrer Verwandten zu verdanken. Die Prinzeſſin liebte das Mädchen ganz beſonders wegen ihrer Sanftmuth, der Freundlichkeit ihres Characters, und der unbegrenzten Anhänglichkeit an ihre Perſon, und es war daher kein Wunder, daß ſie in ihrer Gegenwart weniger als ſonſt im Geſpräch zurückhaltend war, namentlich aber ihrer Treue nicht nur Koſtbarkeiten von hohem Werth, ſondern auch Portefeuilles mit wichtigen Correſpondenzen, zur Aufbewahrung anvertraute. So wenig auch die Prinzeſſin, welche ihre Umgebung überhaupt auf die gütigſte Weiſe zu behandeln pflegte, ihre Zuneigung zu Amelien verbarg, und obwohl auch der Prinz die Günſtlingin ſeiner Gemahlin vorzugsweiſe unter den Damen der Letztern auszeichnete, ſo hatte Amelie dennoch faſt gar keinen Feind, und wenig Neider. Ihr Benehmen war ſo demüthig, ſo anſpruchslos, ſie war ſo zuvorkommend gegen die andern Damen des Hofes, es war zudem ſo augenſcheinlich, daß ſie nicht daran dachte, auf irgend eine Weiſe Einfluß zu gewinnen, daß man ſie ſchon deshalb in Frieden ließ, weil man ſich überzeugte, daß ſie weder Willens noch im Stande ſei, eines Andern Frieden zu ſtören. Auch die jungen Männer am Hofe intereſſirten ſich für Amelien, über deren Liebenswürdigkeit nur eine Stimme war, und es hieß, daß bereits mehrere derſelben um ihre Hand angehalten hätten. Dies wollte indeß das Mädchen niemals eingeſtehen, und ihre Bekanntinnen glaubten ihr um ſo eher, als Amelie nicht vermögend war, und ſie es nicht für möglich hielten, daß ein Mädchen eine zurückgewieſene Bewerbung verſchweigen könne. Uebrigens wußte Niemand etwas von den etwaigen Herzensangelegenheiten Ameliens. So viel war gewiß, daß niemals eine Liebſchaft des Fräuleins bekannt geworden war.

Es war eines Abends, als die Prinzeſſin von Wales an einem kleinen und eleganten Tiſche ſaß, der ihr für gewöhnlich als Schreibtiſch diente. Sie war beſchäftigt, eine Anzahl Briefe zu durchleſen und zu ſortiren. Auf einem Buche lagen einige Bijouterien. Amelie ſtand unweit der Thüre, und ſchien auf die Befehle der Prinzeſſin zu warten.

„Ach, Sie ſind hier, liebe Amy?“ ſagte die Prinzeſſin, ſich plötzlich umſchauend. „Es thut mir leid, wenn Sie vielleicht ſchon lange gewartet haben.“

„Eure Hoheit hatten befohlen“ — ſprach Amelie näher tretend.

„Ich ließ Sie rufen, um Ihnen noch Einiges zur Aufbewahrung zu geben;“ unterbrach ſie die Prinzeſſin. — „Sie haben doch, wie ich Ihnen geſagt, die beiden Portefeuilles in den Secretair des rothen Zimmers verſchloſſen?“

„Wie Eure königliche Hoheit mir befohlen haben;“ verſetzte das Fräulein.

„Nun wohl!“ fuhr die Prinzeſſin fort. „Nehmen Sie dieſe Schachtel mit Briefen, und dieſe Bijouterien, und verwahren Sie ſolche gleichfalls.“

„Die Schachtel im Secretair des rothen Zimmers, und die Bijouterien bei dem übrigen Schmuck?“ fragte Amelie.

„Nein, dieſe auch in dem Secretair!“ fiel die Prinzeſſin ein. „Ich will nicht, daß ſie vor der Zeit von Jemand außer Ihnen geſehen werden ſollen. Ich denke dem Prinzen zu ſeinem Geburtstage damit eine Freude zu machen. — Dieſer Ring rührt aus einer Erbſchaft her, und er befand ſich noch in Anſpach. Die Diamanten ſind von hohem Werth. Den mittelſten umfaßt ein Kranz von meinen Haaren. Auch dieſe Berloques ließ ich kommen. Die Steine daran ſind auserleſen und vom ſchönſten Waſſer. Schließen Sie Alles in den Secretair und behalten Sie den Schlüſſel.“

Amelie ſchlug die Briefſchachtel, ſo wie eine kleinere, in ein Tuch, die Prinzeſſin nickte ihr freundlich zu, und eben wollte ſie ſich entfernen, als die Fürſtin ſie noch einmal zurückrief.

„Behalten Sie den Schlüſſel zu dem Zimmer in Ihrer Verwahrung, damit, wenn ich etwas von jenen Papieren haben will, es bald zur Hand iſt. — Noch Eins, liebe W.!“ — Dies ſagte ſie ungewöhnlich ernſt. — „Ich darf Ihnen wohl nicht erſt ausdrücklich ſagen, daß der Zimmerſchlüſſel nie aus Ihrer Hand kommen darf, und daß Niemand wiſſen muß, daß dort irgend Etwas von Bedeutung aufbewahrt wird.“

Amelie verbeugte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, und entfernte ſich auf ein freundliches Zulächeln ihrer Herrin. Im Vorzimmer warteten bereits zwei Herren, die ſich gegen das Fräulein achtungsvoll verneigten, und jetzt der Prinzeſſin gemeldet wurden.

Schnellen Schrittes ging Amelie durch einen langen, nur wenig erhellten Gang. Sie öffnete endlich eine Thür zur Rechten, und trat in ein gelb tapeziertes Zimmer, aus dem eine zweite in ein mit rother Seide ausgeſchlagenes Kabinet führte. Hier ſtand ein ſchwarzer, mit goldenen Blumen in chineſiſchem Geſchmack verzierter Schreibtiſch. Amelie öffnete dieſen, legte in ein darin befindliches Fach die Schachtel mit den Briefen, ſo wie die kleinere mit den Bijouterien, und verließ Kabinet und Zimmer. Das letztere verſchloß ſie wieder auf's ſorgfältigſte. Eben war ſie auf dem Rückwege durch den Korridor, deſſen Ende ſie erreicht hatte, als ein junger Mann von etwa dreißig Jahren ihr entgegentrat. Er war von hohem Wuchs und nach der Mode der damaligen Zeit gekleidet, doch wich er in letzterer darin von andern jungen Leuten ab, daß er das eigene, volle, lockige Haar ungepudert trug. So ſchön ſeine ganze Figur war, ſo wurde ſie dennoch von der Schönheit ſeiner Züge übertroffen. Er hatte eine jener Phyſiognomien, die auch jetzt nicht ſelten

Was iſt Dir, lieber Emanuel? ſprach Burgsdorf, voller Beſorgniß zu dem Freunde eilend. Du wirſt immer bläſſer. —

Nichts! — Nichts! — Laß mich; gleich iſt's vorüber! — Ein Schwindel — ſtammelte Froben, ſich auf einen naheſtehenden Seſſel niederlaſſend.

Beſorgt ſprach längere Zeit der junge Krieger zu dem Freunde von ärztlicher Hülfe, nach der er ſenden, von Hausmitteln, die er holen wolle. Der Jüngling winkte abwehrend mit der Hand.

Es iſt vorüber! ſagte Froben nach langer Pauſe, in der er ſich zum öftern den kalten Schweiß von der bleichen Stirn gewiſcht. — Sagteſt Du nicht, Du liebteſt Mathilden?

Ich habe heute zu dem Oheim von einer Verbindung zwiſchen uns geredet; entgegnete Burgsdorf.

Und Mathilde? — Mathilde? Liebt ſie Dich.

Manchmal habe ich es gedacht; ſeufzte der Freund. Manchmal glaubte ich beinahe das Gegentheil. Sie zog mich neckend auf oder brach das Geſpräch ab, wenn Liebe der Gegenſtand der Rede war.

Und der alte Herr?

Er hielt mir eine lange Predigt, der er den gebei der Jugend der engliſchen Ariſtokratie angetroffen werden, und in denen Regelmäßigkeit, Offenheit, und ein durch Gefälligkeit gemilderter Stolz, ſich zu einem imponirenden Ganzen vereinigen.

„Endlich treffe ich Sie, meine Freundin!“ ſagte der junge Mann lebhaft, indem er des Mädchens Hand ergriff. „Schon ſeit einer Stunde irre ich umher eine Gelegenheit zu finden, Sie zu ſprechen.“ —

„Ich muß fort! Muß ſogleich fort;“ ſagte Amelie, indem ſie ſich ſchüchtern umſah.

„Ich weiß! Ich weiß!“ verſetzte Jener lebhaft. „Auch habe ich Ihnen Wichtiges zu ſagen, und dies iſt mit ein paar Worten nicht abgethan. — Wo kann ich Sie ſprechen?“

„Morgen, wie ſonſt, in Green-Park. Ich bitte Lady Suffolk —“

„Unmöglich! Heute muß es ſein. Unſere ganze Zukunft hängt davon ab;“ unterbrach ſie Jener. — „Ich muß Sie ſprechen, Amelie!“ ſetzte er dringend hinzu. „Mein Vater weiß Alles. Ich hatte einen Auftritt mit ihm. Morgen ſpricht er mit dem Prinzen.“

„O mein Gott!“ ſagte Amelie heftig erſchrocken.

„Ich trotze meinem Vater, dem Prinzen und Allen, aber — ſprechen muß ich Sie vorher;“ ſagte der junge Mann nur noch dringender. „Ich bitte, beſtimmen Sie: wo?“

„Wann verlaſſen Sie den Prinzen?“ fragte Amelie.

„Punkt neun Uhr begiebt er ſich in ſein Schlafzimmer, da er morgen zeitig jagen will.“

„Die Prinzeſſin entläßt mich Schlag zehn Uhr. Sie iſt pünktlich und Alles geſchieht nach der Minute;“ ſprach Amelie. „Ich müßte Sie dort am Ende des Korridors in dem gelben Zimmer ſprechen, und würde zehn Minuten nach zehn Uhr dort ſein. Begeben Sie ſich alſo etwa fünf Minuten früher dorthin. Hier haben Sie den Schlüſſel. Sie ſchließen ſich ein, und öffnen mir, wenn ich zweimal leiſe anklopfe. — Aber mein Gott, nein! Das geht nicht;“ ſetzte ſie nach augenblicklicher Ueberlegung hinzu. „Es ſind jetzt zwei ſchottiſche Herren bei der Prinzeſſin. Sie könnte etwas aus dem Schreibtiſch jenes Zimmers haben wollen, ich darf den Schlüſſel nicht aus der Hand geben. — Wiſſen Sie, was ich thun will? Wenn ich die Prinzeſſin in's

Schlafgemach begleitet habe, und mit Miß Warren zurückkehre, öffne ich unvermerkt die Thüre, indem ich den Schein annehme, als ob ich verſuchte, ob ſie auch gehörig verſchloſſen ſei. So wie meine Gefährtin in ihrem Zimmer iſt, kehre ich zurück. Ich müßte mich indeß darauf verlaſſen können, daß Sie ſogleich, wie wir den Corridor paſſirt haben, ſich in das gelbe Zimmer begeben, damit ſich nicht etwa Jemand einſchleiche."

„Nicht daran zu denken!" unterbrach ſie der junge Mann, indem er ihr vergnügt die Hand küßte. „Ich bleibe im Wachſaale, den Sie paſſiren müſſen, auf der Lauer, und unterhalte mich mit dem Offizier, der mein Bekannter iſt: ſo wie Sie durch ſind, entferne ich mich."

„Dann kann es kein Aufſehen erregen;" ſprach Amelie. „Ein Theil der Bibliothek der Prinzeſſin iſt in den Wandſchränkchen des rothen Kabinets, und man iſt es gewohnt, daß ich ſpät noch Bücher von dort hole, oder zurücktrage. Doch — fort jetzt."

„Wohlan, ſo ſei es!" rief der junge Mann. „Sie ſind klug, Sie ſind muthig, und ſo muß unſere Sache jedenfalls triumphiren."

Raſch trennten ſich Beide, indem Amelie um eine Ecke in einen andern Gang bog. —

Der junge Mann, mit dem das Fräulein geſprochen hatte, war Lord Heinrich B., der einzige Sohn des alten, ſtolzen, geizigen, aber unermeßlich reichen Grafen D. Obwohl Heinrich bereits im Mannesalter ſtand, und vermöge ſeines Amtes als erſter Kavalier des Prinzen eine angeſehene Stellung einnahm, ſo war der alte Graf dennoch von jeher gewohnt zu fordern, daß ſich der Sohn allen ſeinen Wünſchen unbedingt unterordne. Dies war auch bisher ſtets geſchehen, da er den Vater aufrichtig liebte, und die Weichheit ſeiner Seele ihn jeden Fall, der Jenen zu kränken im Stande war, ſorgfältig vermeiden hieß. Das gute Verhältniß, das bisher zwiſchen Vater und Sohn ſtattgefunden hatte, ſollte indeß jetzt plötzlich getrübt werden. So wie Heinrich dreißig Jahr alt geworden war, fand der alte Graf, wie es hohe Zeit ſei, daß er heirathe. Das: Wen? ſah der Vater ganz als eine ihm allein zuſtändige Sache an, und ſo hatte er denn richtig ausgerechnet, daß am ganzen Hofe nur eine einzige reiche Erbin ſich befinde, deren Adel von normänniſcher

Abſtammung, und eben ſo alt als der ſeinige, die Dame mithin die einzige paſſende Partie für Heinrich ſei. Daß jene Dame bereits mehrere Jahre älter als der junge Lord, und nichts weniger als ſchön ſei, hatte er ſo wenig wie die Möglichkeit, daß ſein Sohn bereits anderweitig gefeſſelt ſein könne, in Rechnung gebracht. Jene Möglichkeit war indeß ſchon längere Zeit zu einer Thatſache geworden. Der junge Lord hatte, vermöge ſeiner Anſtellung beim Prinzen von Wales, oft Gelegenheit gehabt Amelien zu ſehen. Da das Mädchen, obwohl ſchön, dennoch ſtill und einfach, ſich ſtets zurückgezogen und abgeſchloſſen hielt, hatte er Amelien lange Zeit unbeachtet gelaſſen. Durch Zufall unterhielt er ſich einſt in längerem Geſpräch mit Amelien. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Geiſt bei ſo viel Einfachheit, entzückte ihn. So oft er nun Gelegenheit fand Amelien zu ſprechen, nahm er dieſe wahr, und es entſpann ſich nach und nach zwiſchen den beiden jungen Leuten ein Liebesverhältniß, das von Tage zu Tage inniger wurde. Mehrmals hatte Heinrich dem Mädchen geſagt, daß er dem Vater ſeine Neigung entdecken, und deſſen Einwilligung zu einer Heirath begehren wolle, immer hatte ihn Amelie noch davon abgehalten. Ihr klarer Verſtand ſagte dem Mädchen, daß der Graf niemals in dieſe Verbindung willigen würde. In der Vorausſetzung, daß Amelie wohl nur allzurichtig geſchloſſen haben möge, hatte der junge Lord auch bis jetzt geſchwiegen; ſo wie der Vater ihn indeß zu einer Heirath drängte, konnte er nicht länger ſchweigen und entdeckte ihm ſeine Neigung. Der alte Graf war außer ſich über das was er hörte. Zuerſt unter Anführung von Gründen, ſpäterhin unter Aeußerungen des heftigſten Zornes, erklärte er, daß er nimmer ſeine Zuſtimmung zu einer Heirath, die er eine gänzlich unpaſſende nannte, geben würde, und ſchloß damit, daß er nächſter Tage mit dem Prinzen, ja, wenn es nöthig ſein ſollte, mit dem Könige von der Sache ſprechen werde. So ſtand die Angelegenheit an dem Abende, an welchem der Lord Amelien ſo dringend um eine Unterredung bat. Er war feſt entſchloſſen, dem Dringen des Vaters zu widerſtehen, wollte aber das Mädchen vor Allem von der Lage der Dinge in Kenntniß ſetzen, ſie zu gleicher Standhaftigkeit ermahnen, und ihre Meinung hören, ob es nicht angemeſſen ſei, Alles der Prinzeſſin zu entdecken, und deren Protection in Anſpruch zu nehmen. Gelänge es dieſe zu erhalten, ſo, meinte der Lord, würde es möglich ſein, auf ſolche Weiſe auch die des Prinzen zu gewinnen, und durch Letztern den Grafen günſtiger zu ſtimmen. Für jetzt war indeß beſonders nöthig, raſch zu handeln, um dadurch jedem Schritt des Grafen zuvorzukommen.

An dem gedachten Abende befand ſich ein kleiner Zirkel beſonders begünſtigter Perſonen bei der Prinzeſſin, welche gütiger, liebenswürdiger, freundlicher wie je war. Auch der Prinz von Wales mit ſeinen Kavalieren befand ſich anweſend, und Lord Heinrich war ganz entzückt, als zufällig das Geſpräch auf Amelien kam, und die Prinzeſſin ſich auf's huldvollſte über ſie ausſprach. Er ſah darin eine glückliche Vorbedeutung, und wenn Amelie, wie vorauszuſetzen war, einwilligte, einen günſtigen Anknüpfungspunkt zu einer Bitte um Verwendung. Die Prinzeſſin, pünktlich wie ſie war, entließ zur beſtimmten Minute die Verſammlung. Schon früher hatte ſich der Prinz in ſeine Zimmer zurückgezogen. So wie Amelie und eine andere Dame — Miß Warren —

die Prinzeſſin in ihr Schlafzimmer begleitet hatten, und ſie eben auf dem Rückweg durch den bekannten Corridor ſchritten, bat Amelie ihre Gefährtin nur immer weiter zu gehen, indem ſie nachſehen wolle, ob auch die Thüren der anſtoßenden Zimmer, die zu der Garderobe der Prinzeſſin gehörten, gehörig geſchloſſen ſeien. Sie nahm nun Gelegenheit die Thüre des gelben Zimmers zu öffnen, und beruhigte ſich gänzlich, als ſie im ſchnellen Durchgang durch einen geräumigen Saal Lord Heinrich B. im Geſpräch mit einem Offizier bemerkte. Da Beide ſie ſahen und grüßten, ſo wußte ſie, daß Heinrich gewiß keine Zeit verlieren würde, ſich nach dem Orte der Zuſammenkunft zu begeben. Nur noch wenige Minuten unterhielt ſie ſich mit Miß Warren, die heute geſprächiger als ſonſt war; ſie brach ſchnell ihre Unterredung unter dem Vorgeben einer Migräne ab, und eilte auf einem Umwege nach dem Corridor. Eben bog ſie um eine Ecke, als ſie ſchnelle Schritte vernahm. Sie erſchrak, da ſie befürchten mußte irgend einem Bekannten zu begegnen. Dies war indeß nicht der Fall. Ein Unbekannter, ein ſtarker, unterſetzter Mann in blauem Mantel, den Hut tief in die Stirn gedrückt, ging ſchnell bei ihr vorüber. Da die Begegnung dicht neben einer Wandlaterne ſtattfand, ſo war Amelie im Stande, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Züge des Fremden zu betrachten. Sie waren ſtark ausgeprägt, von verwegenem Ausdruck, eine lange blutrothe Schmarre zog ſich vom Auge quer über die eine Wange nach der Mitte der Oberlippe. Gang und Haltung des Mannes hatten etwas Militairiſches, und Amelie beruhigte ſich ſchnell über die Begegnung des Fremden, da ſie mit Gewißheit annehmen zu können glaubte, daß es ein Soldat der Garde ſei, der ſo ſpät noch einen Bekannten aus der Dienerſchaft beſuche, oder zu einem Stelldichein eile. So wie das Fräulein an dem gelben Zimmer angekommen war, klopfte ſie leiſe an, aber Niemand öffnete. Nach nochmaligem Klopfen griff ſie nach dem Thürſchloß. Die Thüre des Zimmers war offen, aber zu ihrem Schreck Niemand in dem Gemache. Raſch eilte ſie in das Kabinet, aber auch dieſes war leer. In dieſem Augenblicke trat Lord Heinrich ein.

„Ich ſtand auf Kohlen!“ ſagte er lebhaft. „So wie Sie durch den Saal gegangen waren, will ich mich hierher begeben. Führt da das Unglück den Oberſtallmeiſter des Königs, Lord Villiers, herbei! Ich denke der Schlag ſoll mich treffen, denn ich kenne deſſen ſtupende Unterhaltungsluſt. An Entwiſchen war nicht zu denken; er wußte, daß der Prinz bereits in ſeinem Kabinet war. Nun mußte ich ſo viel von ſeinen neu angekommenen Pferden hören, daß ich faſt in Verzweiflung gerieth. Meine Angſt, daß Sie ſchon hier ſein können, ſtieg von Minute zu Minute. Endlich gab ich vor, daß ich noch Einrichtungen für unſern morgenden Jagdritt zu machen hätte, ließ ihn gegen allen Reſpect ohne Weiteres ſtehen, und — da bin ich." Lord Heinrich erzählte nun Amelien ausführlich die Unterredung, die er mit ſeinem Vater gehabt hatte, und obwohl er Alles ausließ, was in deſſen Einwendungen Verletzendes über ſie vorgekommen war, ſo ſagte ihr doch ihr klarer Verſtand, wie hart der Kampf zwiſchen Vater und Sohn geweſen ſein mochte. Aufmerkſam hörte das Mädchen den jungen Mann an. Letzterer ſchloß mit der Betheurung, daß nicht der Wille des Vaters, ſelbſt nicht die Ungnade des Prinzen, ihn abhalten ſolle, den heißeſten Wünſchen ſeines Herzens wöhnlichen Text, von der Geldverſplitterung, zum Grunde legte; er fragte, ob ich als Ehemann ebenſo haushälteriſch mit dem Gelde Mathildens wie mit dem ſeinigen umzugehen gedächte, und meinte endlich, der Gedanke an dieſe Verbindung wäre der geſcheidteſte, den er ſeit Jahren aus meinem Munde gehört. — Er ſei zwar, ſprach er, weit entfernt, Mathilden zu einer Heirath mit mir zuzureden; er wiſſe am beſten, warum nicht, ſagte der alte Brummbart; aber ich ſei doch einmal ihr naher Verwandter, dazu ein alter Edelmann, und einen ſolchen könne Mathilde doch nur zum Manne nehmen; außerdem, meinte er, erregten des Mädchens Aeußerungen, nach erreichter Volljährigkeit ſich in ein Kloſter begeben zu wollen, ihm dann und wann wol einige Beſorgniſſe, und wenn er auf Reden dieſer Art auch eben kein beſonderes Gewicht lege, ſo habe der feſte Sinn von des Mädchens katholiſcher Mutter — zwei Eigenſchaften, wegen welcher er ſeine Schwägerin nie habe recht leiden können — ſich in gewiſſem Grade auch auf Mathilden vererbt, und ſo ſei ihr allerdings wol etwas dergleichen zuzutrauen.

Nach den Lehren der katholiſchen Kirche, ſagte Froben, iſt Euere nahe Verwandtſchaft —

Ein Hinderniß, entgegnete leicht der Offizier, das

zu genügen, und ſtellte ihrem eigenen Ermeſſen
heim, ob der Kampf von Anfang bis Ende du
gekämpft werden, oder ob man den Knoten zerha
ſolle, indem er ſeinen Dienſt als Kammerherr
Prinzen aufgebe und, ohne auf irgend einen
derſpruch zu achten, die eheliche Verbindung
gehe.

„Ich muß beiden Entſchlüſſen, die Sie
kurz oder lang bereuen würden, widerſprechen, li
Harry,“ ſagte Amelie ſanft, indem ſie den Gelie
bei der Hand nahm. „Ich bitte, mißkennen
mich nicht!“ ſetzte ſie ſchmerzlich lächelnd hinzu,
der Lord ſie erſchrocken anſah. „Meine Seele
nicht ſtark genug Ihnen zu rathen, den Geda
an unſere Verbindung aufzugeben, wenn auch, ſt
genommen, mir dies eigentlich obläge. Nie
würde ich mich entſchließen können, den einzigen S
mit einem ſiebenzigjährigen Vater zu verfein
Sagen Sie ſelbſt, mein Freund, hätte Ihr V
nicht Recht in allen den übeln Vorausſetzungen,
er über mich hegen mag; wenn ich einwilligte,
zum Trotz, Ihnen meine Hand zu reichen, Sie
einer glänzenden Laufbahn zu drängen, und auf

Weiſe alle Hoffnungen des alten Mannes mit einem Schlage zu vernichten?"

„In der That, Amelie," rief der Lord unmuthig, „auf einen Widerſtand von Ihrer Seite war ich nicht gefaßt."

„Deſto ſchlimmer, lieber Harry!" ſagte das Mädchen ſanft, doch faſt im Tone des Vorwurfs. „Sie haben mich alſo geringer taxirt als ich bin. Sollte ich mich in eine Familie drängen —"

„Alſo aus Stolz verſagen Sie Ihre Einwilligung!" rief der junge Mann noch unmuthiger.

„Nein, Harry, verkennen Sie mich nicht!" verſetzte Amelie ruhig und feſt. „Ich bin nicht ſchwach genug zu fürchten, daß mich unverdiente Mißachtung beugen könne. Was Ihre Verwandten, was der Hof über unſere Verbindung ſagen würden, iſt mir ziemlich gleichgültig, aber in den Augen Ihres greiſen Vaters mag ich nicht als eine pfiffige Intriguantin erſcheinen, die jene Plane, auf die er das Glück ſeiner letzten Lebenstage gründet, durchkreuzt, und wo möglich vernichtet."

„Es fehlte nur," rief der Lord heftig, „daß Sie mir riethen, jene verhaßte Heirath einzugehen! — Sie lieben mich nicht, Amelie!“

„Sie ſagen dies in Unmuth! Sie wiſſen, nein, Sie ſind feſt überzeugt, daß ich Sie liebe;“ ſprach das Mädchen, indem es den jungen Mann freundlich anblickte. „Noch mehr! Gewährt es Ihnen Beruhigung, ſo ſage ich Ihnen: Ich weiß, daß Sie mich lieb genug haben, um dem Zorn Ihres Vaters, und der Ungnade des Prinzen zu widerſtehen. Sie werden — dies weiß ich gleichfalls — jene Verbindung nicht eingehen. Dies aber, lieber Harry, muß, ſo lange Ihr Vater lebt, auch Alles ſein. Bis dahin iſt jede Verbindung zwiſchen uns unmöglich.“

So ſehr der Lord ſich auch in zärtlicher Ueberredungskunſt erſchöpfte, das Mädchen zu einem andern Entſchluſſe zu bringen, ſo blieb dieſes doch feſt bei demſelben. Sie betheuerte wiederholt, daß nichts in der Welt ſie bewegen würde, dem jungen Manne wider den Willen des Vaters die Hand zu reichen, daß ſie ihm aber unerſchütterlich treu bleiben werde, ſelbſt wenn ſie es für eine Möglichkeit hielte, daß ſeine Liebe zu ihr erkalten könne. Erſt nach langem

Zureden konnte ſie den Geliebten bewegen, daß er ihr verſprach dem Vater am andern Morgen zu erklären, wie er für jetzt den Gedanken an eine Verbindung mit Amelien aufgegeben habe. Der Lord verſprach dies erſt, als er ſah, daß weder Zureden noch Bitten, noch zärtliche Betheurungen etwas an dem ausgeſprochenen Willen Ameliens ändern konnten, doch ſetzte er hinzu, daß er um jedes ſpätern Drängens von Seiten des Vaters überhoben zu ſein, dieſem erklären werde, daß er Willens ſei niemals zu heirathen. —

Nach Verlauf von etwa einer Stunde trennten ſich die Liebenden auf verſchiedenen Wegen. —

Es war ein paar Tage ſpäter, als ſich die Prinzeſſin von Wales mit ein paar Damen in ihrem Zimmer befand, und mit freundlicher Aufmerkſamkeit ein Portefeuille betrachtete, das ihr eine derſelben überreichte.

„Allerliebſt erdacht und reizend ausgeführt!" ſagt ſie zu der neben ihr ſtehenden Dame, indem ſie auf eine Stickerei zeigte, mit der die Brieftaſche geziert war. „Man kann nichts Netteres ſehen, als Ihre Handarbeiten, liebe Koningham. Der Prinz wird große Freude haben. — Ein guter Gedanke, die Cottage in Windſor-Park, die er erbauen laſſen will, nach den flüchtigen Umriſſen, die er neulich aufzeichnete, ſo reizend darzuſtellen. — Nun, liebe Suffolk, jetzt iſt an Ihnen die Reihe! Ich kenne Ihren Geſchmack, und der Prinz kennt ihn noch beſſer, ſo wie Ihnen der ſeinige am beſten bekannt iſt! Jetzt zeigen Sie uns, was Sie ihm zum Geburtstagsgeſchenk beſtimmt haben.“

Die Angeredete war ziemlich kleiner Statur, hatte hellbraunes Haar, ſchöne dunkelblaue Augen, doch wenig regelmäßige, wiewohl angenehme Züge, die einen etwas melancholiſchen Ausdruck zeigten. — Sie hatte ein, mit karmoiſinem Sammet überzogenes Futteral in der Hand, und öffnete jetzt das letztere.

„Ein Stockband!“ ſprach die Prinzeſſin, indem ſie ſolches aus dem Futteral nahm und aufmerkſam beſah. „Hübſch! Sehr hübſch! Recht fleißig und ſorgſam gearbeitet. — Es hat viel Aehnlichkeit mit dem, was ich meinem Vater einſt ſchenkte. — Ich glaube es war vor ſechs Jahren. — Ei, und eine Deviſe mit Haaren geſtickt befindet ſich darin! — ‚Respect et Amitié.‘ — Warum haben Sie nicht blos das Wort: ‚Amilié‘ gewählt? Sie ſind ja ſeine Freundin — und die meinige auch — und da wäre ‚Amilié‘ bezeichnend genug geweſen. Und die Haare! Es ſind natürlich —“

„Die Eurer Hoheit!“ fiel Lady Suffolk ein. „Dies war der Grund, warum ich neulich ſo dringend um eine Locke bat.“

„Ganz Recht!“ ſagte die Prinzeſſin mit einem freundlichen Lächeln, bei dem aber ein kleiner ſpöttiſcher Zug um die Mundwinkel nicht zu verkennen war. „Ich dachte es mir gleich, daß Sie eine Abſicht dabei hätten. — Und wie licht meine Haare ausſehen!“ fuhr ſie, das Stockband immer genauer betrachtend, fort. „Sonſt findet bei Haaren, die geflochten ſind, immer das Gegentheil ſtatt. Es mag von dem dunkeln Grunde herkommen. Ein Bischen fade ſieht die Farbe dieſer Haare aus. Nun, das hat nichts zu ſagen. Man kann hellen Haaren nicht eine beliebige Farbe geben, wenn man es auch manchmal wünſchen möchte, und das Geſchenk wird deshalb dennoch viel Freude machen; halten Sie ſich davon im Voraus überzeugt.“

Lady Suffolk ſah während der Rede der Prinzeſſin etwas verlegen aus und ſchloß das Futteral, welches das Stockband enthielt, ziemlich geſchwind, als ſie es wieder in den Händen hatte.

„Nun muß ich Ihnen aber doch auch zeigen, was ich dem Prinzen zugedacht habe!“ ſagte die Prinzeſſin. „Es iſt zwar keine Haararbeit mit Deviſen — ich habe mich mit dergleichen lange nicht beſchäftigt, — aber ich hoffe, daß die Kleinigkeiten dennoch freundlich aufgenommen werden ſollen. — Liebe Amy!“ ſprach ſie zu Amelien, die in einiger Entfernung ſtand. „Holen Sie doch die Bijouterien, die ich Ihnen neulich zur Aufbewahrung gab.“

Amelie ging ſchnell auf ihr Zimmer, die Schlüſſel zu dem gelben Zimmer und dem in dem rothen Kabinet befindlichen Schreibtiſche zu holen. Sie eilte darauf durch den Corridor, und öffnete Zimmer und Sekretair. — Wer kann ihren Schreck ſchildern, als ſie das Fach, in dem ſich die Bijouterien befanden, leer ſah. Der koſtbare Ring, der Stockknopf, ſo wie die Schachtel mit den Briefen waren verſchwunden.

Ihre Kniee bebten, ihre Hände zitterten, als ſie mit einer unglaublichen Haſt alle Fächer des Schreibtiſches aufriß. Sie meinte, die Bijouterien durchaus finden zu müſſen. Alles umſonſt. Die Koſtbarkeiten und die Schachtel mit den Briefen waren fort. —

Es dauerte mehrere Minuten, ehe ſie ſich ſo weit erholen konnte, um ſich auf den Rückweg zu begeben. Mit ſchwankenden Füßen legte ſie dieſen zurück. Sie war todtenbleich, als ſie in das Zimmer der Prinzeſſin trat.

„Mein Gott! Amy, was iſt Ihnen?“ rief Letztere, als ſie das Mädchen blaß und an allen Gliedern zitternd erblickte.

„Ew. Hoheit,“ ſtammelte Amelie, „die Bijouterien ſind verſchwunden. — Irgend ein Dieb — auch die Schachtel —“

Sie konnte keine Sylbe weiter hervorbringen.

Die Prinzeſſin ſchrak heftig zuſammen, faßte ſich aber gleich.

„Ei, wie konnte ich mich doch ſo übereilen! Sie haben mich recht erſchreckt;“ ſagte ſie gefaßt. „Beſinnen Sie ſich doch! — Ich habe ja die Sachen von Ihnen zurückerhalten. — Ja, ja! Ganz richtig. Ich habe ſie aufgehoben. — Ein andersmal zeige ich ſie Ihnen, meine Damen.“

Ruhig, wie ſonſt, ſetzte die Prinzeſſin das Geſpräch mit den Ladys fort.

Amelie wußte nicht wie ihr geſchah. Sie wußte nicht ob ſie wache oder träume. Bald aber durchſchaute ſie die unglückliche Wirklichkeit. Die Prinzeſſin wollte nicht, daß von der Sache geſprochen werden ſollte.

Nach ein paar Minuten wurden die Damen entlaſſen.

„Iſt's möglich, Amelie," ſprach die Prinzeſſin, als Beide allein waren, „ſind die Sachen wirklich geſtohlen worden?"

„Ich bin in Verzweiflung, Ew. Hoheit!" rief das Mädchen in Thränen ausbrechend.

„Auch die Briefe ſind fort? — wie iſt es mit den Portefeuilles?"

„Die Portefeuilles ſind vorhanden, aber die Schachtel mit den Briefen und die Koſtbarkeiten ſind verſchwunden."

„Die Briefe," ſagte die Prinzeſſin mit großem Ernſt, „ſind mir noch wichtiger wie die Koſtbarkeiten, ſo werthvoll und ſo lieb mir dieſe auch ſein mochten. — Durch jene Briefe, wenn ſie in unrechte

Hände fielen, könnten würdige Männer compromittirt werden. — Amelie," ſetzte die Prinzeſſin mit einem durchdringenden Blicke hinzu, „haben Sie ſich in jugendlicher Unerfahrenheit zu irgend einer Intrigue verleiten laſſen?" —

„Nein, Ew. Hoheit! Gott ſei mein Zeuge!" rief das Mädchen, die Hände wie zum Schwur auf die Bruſt gelegt. „Keine Menſchenſeele konnte wiſſen, daß jene Koſtbarkeiten und Briefe in dem Schreibtiſche waren. Ich habe mit Niemand eine Sylbe davon geſprechen."

„Sie müſſen alſo beim Verſchließen des Zimmers oder des Schreibtiſches eine Unvorſichtigkeit begangen haben," ſagte die Prinzeſſin. „Sprechen Sie offen. Nur auf dieſe Weiſe kann dem Unglück vielleicht noch abgeholfen werden. — Haben Sie den Schlüſſel aus der Hand gegeben?"

„Das Zimmer iſt fünf Minuten durch meine Schuld offen geblieben. Ich hatte dort mit Jemand eine Unterredung."

„Mit wem?" fragte raſch die Prinzeſſin.

„Befehlen Ew. Hoheit, ſo werde ich die Perſon nennen, doch würde mich dies ſehr unglücklich maſich mit dem Geldbeutel in der Hand beſeitigen läßt. Ach, gäbe es kein ſchwereres! —

Liebſt Du Mathilden? fragte nach langer Pauſe Froben den Freund, indem er aufſtand und krampfhaft deſſen Hand ergriff. — Liebſt Du ſie ſo, wie ſie es verdient? wie dies edle Weſen geliebt werden muß? —

Wie kannſt Du fragen? entgegnete der Offizier. Mein Gott! wer wollte ein Mädchen nicht lieben, das jung iſt, ſchön und liebenswürdig obendrein? — Ein Bischen mehr Farbe könnte ihr nicht ſchaden, und auch der ſchneidende bittere Ton, den ſie manchmal annimmt, iſt mir zuwider, aber Alles iſt nirgends beiſammen. Nil perfectum! ſagte einſt unſer Magiſter von ſeiner Lieblingskatze, die, wie er meinte, Menſchenverſtand beſäße, als er fand, daß ſie in ſeiner Staatsperrücke Junge geheckt. — Nun! ſei mir nicht verdrießlich, wenn ich ſcherze! ſetzte der Lieutenant hinzu, als Froben ſich mit einem Blicke voll Unwillen wegwendete und haſtig im Zimmer auf- und abging. Sei kein Narr! Ich ſchätze Mathilden ſo hoch, ja höher, als ich je ein Mädchen geſchätzt. Die Redensarten aber, womit die jungen berliner Magiſter und andere Haſenfüße uns Soldaten den Rang bei dem Frauenzimmer abzulaufen ſuchen, ſind chen, und dennoch zu nichts führen. Die Perſon, mit der ich ſprach, iſt über jeden Verdacht erhaben. — Ew. Hoheit würden augenblicklich ſelbſt dieſer Meinung ſein — ſie kam auch ſpäter als ich in das Gemach. Unſere Unterredung betraf nur Verhältniſſe rein perſönlicher Art. Alles dieſes betheure ich bei meiner Ehre, und bei Seele und Seligkeit.“

„Ich will Ihnen glauben, und annehmen, daß Sie nur eine Unvorſichtigkeit, keinen Treubruch an mir begangen haben;“ ſprach die Prinzeſſin nach kurzem Nachdenken. „Dieſe Unvorſichtigkeit kann indeß, wenn auch nicht für mich, doch für Andere, von den übelſten Folgen ſein. Fielen die Briefe in üble Hände, ſo ließen ſich die Verdrüßlichkeiten, die daraus entſtünden, gar nicht berechnen. Auch die Koſtbarkeiten ſind ſchon durch die Hände, aus denen ich ſie empfing, für mich von hohem Werth. Alles muß deßhalb aufgeboten werden, um die Sachen wieder zu erlangen. Dennoch darf deshalb kein Aufſehen gemacht werden. Gleichfalls will ich nicht, daß mein Name dabei genannt werde. Laſſen Sie deshalb den Marſchall der City, Charles Hitchen, dem die Polizei in Angelegenheiten dieſer Art obliegt, ſogleich zu Ihnen einladen, machen Sie ihn mit dem Diebſtahl bekannt, ohne zu ſagen, daß ich bereits davon unterrichtet bin, und verſprechen Sie dem Entdecker des Diebes, oder auch dem Diebe ſelbſt, außer voller Strafloſigkeit, fünfhundert Pfund, die ich bezahle, wenn die Sachen ſämmtlich zurückgeliefert werden.“

„O, wenn dies möglich wäre, gern wollte ich die Koſten tragen! — Ich beſitze ſelbſt ein kleines Vermögen, und habe mir im Dienſte Ew. Hoheit noch Einiges erſpart —“

„Nein, ich bezahle das Geld, wenn die Sachen wieder erlangt werden ſollten;“ fiel die Prinzeſſin unmuthig ein. „Sie werden Ihr Eigenthum anderweitig brauchen. — Offen geſagt, Amelie, — und es iſt beſſer ich ſpreche mich ſogleich darüber aus, — ich werde Sie nur noch kurze Zeit bei mir behalten können. In der Umgebung meiner Perſon muß ich auf die größte Zuverläſſigkeit rechnen dürfen. Sagen Sie ſelbſt: ob, nach dieſem Vorgange, ich dies noch im Stande bin? Sie haben ſich eine große Unvorſichtigkeit, und zwar in zwiefacher Beziehung, zu Schulden kommen laſſen. Einmal haben Sie meinem ausdrücklichen Befehl, die größte Vorſicht zu beobachten, zuwider gehandelt, zweitens — und dies halte ich für das Strafbarſte — haben Sie in jenem Gemache, zu ungewöhnlicher Zeit, ohne zu bedenken, daß dies Ihren Ruf beeinträchtigen könnte, eine Unterredung gehabt."

„In dieſer Hinſicht," fiel Amelie hoch erröthend ein, „bitte ich Ew. Hoheit mir zu erlauben, offen den Namen der Perſon und die Veranlaſſung —"

„Nein, ich will nichts wiſſen! — Ich dränge mich in Niemandes Geheimniſſe," verſetzte noch unmuthiger die Prinzeſſin. „Setze ich auch die unſchuldigſte, Ihre Ehre in keiner Weiſe benachtheiligende Veranlaſſung voraus, ſo können Sie dennoch nicht leugnen, daß die Unterredung zu ungewöhnlicher Zeit, und auf unpaſſende Weiſe ſtattfand. Ich will nicht, daß man am Hofe ſagen ſoll, daß Damen, meiner Perſon attachirt, zu ſpäter Abendzeit in meinen Zimmern Rendezvous geben."

Die Prinzeſſin machte eine Bewegung mit der Hand, kehrte Amelien verdrüßlich den Rücken, und ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch. Das Mädchen ſchwankte, mehr todt wie lebendig, zur Thüre hinaus. —

In Thränen aufgelöſ't warf ſich Amelie, ſo wie ſie auf ihrem Zimmer angekommen war, auf das Sopha. Die Prinzeſſin hatte ſie ſtets ſo liebevoll, ſo herablaſſend behandelt, und jetzt — dieſe Strenge! Dennoch war Amelie nicht ſo verblendet, um ſich nicht zu geſtehen, daß ſie ſolche in vollem Maße verdient habe. So wie ſie zur ruhigern Beſinnung gekommen war, ſchrieb ſie zwei Billets. In dem einen lud ſie den Marſchall der City zu ſchnellem Beſuche ein, in dem zweiten benachrichtigte ſie Lord Heinrich B. von dem was vorgefallen. Schon nach einigen Stunden erhielt ſie Antwort von dem Letztern. Er ſuchte ſie auf alle Weiſe zu beruhigen, und erklärte, daß er, ohne Aufſehen zu erregen, ein Mittel in Anwendung zu bringen gedenke, von dem er mehr hoffe, als von dem Dienſteifer des City-Marſchalls. ‚Es gäbe,‘ ſchrieb er, ‚in London einen zwar ſehr berüchtigten, aber in ſeiner Art eigenthümlichen und überaus räthſelhaften Menſchen. Derſelbe heiße Jonathan Wild. Niemand wiſſe, ſei er der Anführer, das Haupt aller Spitzbuben von London, oder ſei er deren grimmigſter Feind. Eben ſo wenig könne man ſagen, ob die Regierung ſein Treiden blos dulde, oder geradezu billige. So viel ſei indeß gewiß, daß er mit allen Dieben in der Hauptſtadt in Verbindung ſtehe, deren Schlupfwinkel kenne, und die von Ihnen geſtohlenen Sachen gegen eine angemeſſene Auslöſung deren Eigenthümern meiſt wieder verſchaffe. Letztgedachten Umſtänden zufolge müſſe man annehmen, daß er ſelbſt ein Dieb, oder doch Diebshehler ſei, dem aber widerſpreche, außer daß er nie in einer Unterſuchung befangen geweſen, noch die entſchiedene Thatſache, daß er oft ſehr gefährliche Diebe eingefangen, und geradezu der Regierung überliefert habe. Dieſer Umſtand habe ihn bei dem Pöbel auch den Namen ‚tho thieftaker‘ (der Diebsfänger), unter dem er allgemein bekannt ſei, zugezogen. An dieſen Mann,‘ ſchloß Lord B., ‚werde er ſich ſogleich wenden, und er zweifle keinen Augenblick, daß derſelbe die geſtohlenen Papiere und Koſtbarkeiten ermitteln und wieder verſchaffen werde.‘ In einer Unterredung, die ſich Lord B. für den zweiten Tag zur Mittagſtunde in Green-Park erbat, würde er Amelien das Reſultat ſeiner Bemühungen mittheilen.

Wenige Stunden nach dem Abgange des Billets an den Marſchall der City, fand ſich dieſer bei Amelien ein. Er war, ſeinem Aeußern nach, ein wahres Abbild Sir John Falſtaffs, den er nur noch durch ſeine coloſſale Größe übertraf. Sonſt erinnerten Figur, Rede, vorzüglich aber die Hyperbeln in der letztern, jeden Augenblick an den dicken Ritter.

„So wie ich Ihr allerliebſtes Briefchen empfing,“ ſagte er beim Eintreten, „bin ich, meine theure Miß, auf Flügeln des Windes hergeeilt, und wie der Sturm gewaltig und ſchnell, werde ich eilen Ihre Befehle in Ausführung zu bringen.“

Wäre die Stimmung Ameliens nicht zu traurig geweſen, ſo würde ſie bei einer Vergleichung, die mit der Korpulenz des Sir Charles Hitchen im größten Widerſpruche ſtand, und die ſich höchſtens durch das Keuchen des dicken Mannes einigermaßen rechtfertigen ließ, haben laut auflachen müſſen. Sie begnügte ſich indeß, ihm den Vorgang zu erzählen und um ſeine amtliche Hülfe zu bitten.

Der City-Marſchall hörte dem Fräulein von Anfang bis zu Ende aufmerkſam zu, dann ſagte er mit bedenklichem Tone: „Meine theure Miß, das iſt eine ſchlimme Geſchichte, und mir will gemuthen, daß dabei wenig herauskommen wird. Ich calculire, daß Der, welcher die Koſtbarkeiten entwendet hat, entweder zu der Dienerſchaft des Schloſſes gehört, und in dieſem Falle hat Niemand, wie der Lord Obermarſchall, das Recht, eine Unterſuchung anzuſtellen, oder er iſt ein Fremder, der ſich eingeſchlichen, alſo, wie ich wiederum calculire, ein äußerſt verwegener und verſchmitzter Kerl, der gegenwärtig ſich gewiß ſchon aus dem Staube gemacht, und London verlaſſen haben wird. Ueberdies glauben Sie gar nicht, theure Miß, wie ſchwer es jetzt der Polizei gemacht wird, ein Verbrechen, namentlich einen Diebſtahl, zu entdecken. Ich, der ſonſt der ‚Schrecken von St. Giles' genannt ward, den die Londoner Diebe mehr wie den Satan fürchteten, dem nichts zu fein angelegt war, daß es nicht entdeckt worden wäre, bemühe mich jetzt meiſtentheils vergeblich. Obgleich ich, wie Harun al Raſchid, allnächtlich verkleidet umherſtreiche, und durch das Nachtwachen und die Anſtrengungen ſchon ganz elend geworden bin" — er ſeufzte bei dieſen Worten auf eine erſchreckliche Weiſe — „vermag ich doch ſo wenig wie meine Untergebenen zu entdecken. Woher aber kommt dies? Daher, daß man von obenher geſtattet, daß ein abſcheulicher, nichtsnutziger, durchteufelter Kerl, ein gewiſſer Jonathan Wild, genannt ‚der Diebsfänger‘, der Polizei in's Handwerk pfuſcht. Der Diebsfänger! der Kerl ſelber ſollte gefangen, und an einen Galgen gehangen werden, ſo hoch wie Haman, vierzig Fuß oder noch höher. — Sie müſſen wiſſen, meine verehrliche Miß, dieſer Kerl iſt das Haupt, der Pfleg- und Nährvater aller Spitzbuben in London. Alle dieſe Kanaillen kennen ihn, und er kennt ſie. Er iſt's, der ihnen angiebt: wo ‚mit etwas zu ſprechen‘ iſt. — So nennen ſie das Stehlen in ihrer Gaunerſprache. — Iſt nun etwas in ihren Krallen, ſo wendet ſich der Eigenthümer meiſt zuerſt an den ſaubern Jonathan Wild, und da dieſer um die Sache weiß, erhält jener das Seine — natürlich für ein Sündengeld — wieder zurück.“

„So wäre es alſo, Ihrer Meinung nach, am beſten, man wendete ſich an dieſen Mann“ — hob Amelie an.

„Um des Himmels Willen nicht, meine verehrliche Miß! Dies fehlte nur noch, daß er etwas im Schloſſe von St. James Geſtohlenes zurücklieferte, um ſeine Reputation nur noch größer zu machen, als ſie leider ohnehin ſchon iſt!" rief Charles Hitchen eifrig. „Ich werde rennen, laufen, eilen, werde alle Anſtalten treffen, die nur zu treffen ſind, aber ob etwas entdeckt wird, ſteht dahin. Iſt irgend einer der Dämonen jenes Oberſatans, des Jonathan Wild, der Thäter, ſo verzweifle ich faſt, daß es mir gelingen wird ihn zu ergreifen; dieſe Kerls ſtehen Einer für Alle, und Alle für Einen."

„So wäre es," fiel Amelie wieder ein, „am Ende dennoch beſſer, den Jonathan Wild geradezu anzugehen. Wenn er nun obendrein wüßte, daß auch die Polizei ſich bemühte, der Sache auf die Spur zu kommen —"

„So würde er," unterbrach der Marſchall das Fräulein, „ſchon um mir einen Poſſen zu ſpielen, ſich ſtellen, als wiſſe er von der ganzen Sache nichts, habe nie etwas mit Dieben und Diebsgenoſſen zu ſchaffen gehabt, und würde am Ende verſichern: er glaube gar nicht, daß es Menſchen gäbe, die ruchlos genug wären, aus den Zimmern unſerer gnädigſten Prinzeſſin Koſtbarkeiten wegzuſtibitzen. — Ach, werthe Miß," ſetzte er ſeufzend hinzu, „werden Sie glauben, daß dieſer

Menſch die Schändlichkeit gehabt, daß er die Ruchloſigkeit ſo weit getrieben, eine dicke Brochüre gegen mich zu ſchreiben, eine Schandſchrift, in welcher er behauptet, daß die öffentliche Aufſicht in London die allererbärmlichſte, und der Taſchendieb ein Stümper ſei, der dem Haupte der Polizei — da meint er mich — nicht den eigenen Geldbeutel aus der Taſche ziehen könne? Und dieſe Schrift — dies bezeugt recht die Bosheit des durchteufelten Buben — hat der Kerl, wie er behauptet, blos herausgegeben, um die Polizei zu thätigerer Pflichterfüllung anzutreiben! Ja, was noch mehr iſt, er hat ſolche mir ſogar geradezu zugeeignet, und ein Prachtexemplar durch die Poſt zugeſendet. — Seit dieſer Zeit aber, werthe Miß, lechze ich nach Rache, ein ganzer Vulkan kocht in meinem Buſen, und ich verſichere Ihnen feierlichſt, daß, wenn ich im Stande wäre Ihnen die geſtohlenen Sachen wieder zu verſchaffen, wenn es mir gelänge nachzuweiſen, daß Jonathan Wild um den Diebſtahl gewußt, und ich — o des ſeligen Moments! — denſelben zu Tyburn hängen ſähe, dies der glücklichſte Augenblick meines Daſeins ſein würde."

mir wie Gift verhaßt. Uebrigens wirſt Du, Emanuel, er reichte Froben die Hand, wol nicht bezweifeln, daß, wäre Mathilde meine Hausfrau, wir uns vertragen, ich allen ihren Wünſchen lauſchen, ja, was mehr iſt, verſuchen wollte, ſparſamer zu werden

Haſt Du, ſagte der Freund mit zögerndem Tone, haſt Du ihr ſchon Deinen Antrag gemacht?

Bewahre! erwiederte Jener. Ich thue es auch nicht. Eher käme ich dem Grumbkow vor Augen, wenn er am allerverdrießlichſten iſt. Nein! ich habe einen andern Plan. — Sieh, Emanuel! fuhr er etwas verlegen fort; wir wollen einmal recht ernſthaft von der Sache reden. — Ich weiß recht wohl, Mathildens Charakter und der meinige ſind ſehr verſchieden, deſſenungeachtet, denke ich, würden wir kein unpaſſendes Paar ſein. Der Oheim — ſagt er es auch nicht, ſo weiß ich es doch — wünſcht dieſe Verbindung. Mathilde iſt reich, ich bin dereinſt gleichfalls nicht unbemittelt, unſere Häuſer verſchwägerten ſich ſeit Jahrhunderten, unſer Adel iſt von gleichem Alter. Du ſiehſt, von dieſer Seite ſteht nichts entgegen. — Nun, höre weiter. Mathilde hat mir oft geſagt, wie ſehr ſie Dich ſchätze; und obgleich ſie niemals in dem muntern, ſcherzhaften Tone, den ſie gegen mich annimmt, zu Dir redet, ſo iſt doch nicht

Unter vielfachen Betheurungen, daß er in dieſer Sache den berühmten Polizeilieutenant Sartine zu Paris an Thätigkeit, Umſicht und Scharfblick zu übertreffen ſuchen würde, verließ Sir Charles Hitchen endlich Amelien.

Leider waren alle die ſchönen Verſprechungen nicht hinreichend das Mädchen zu tröſten. Sie erinnerte ſich jetzt oft gehört zu haben, daß der würdige City-Marſchall eben nicht für einen Hexenmeiſter in Ausübung ſeines Faches gelte, und alle ihre Hoffnungen ſtanden nun auf die Bemühungen, welche Lord Heinrich B. bei Jonathan Wild in's Werk zu richten verſprochen hatte. Sie zählte die Stunden bis zu dem Tage, wo ſie mit dem Geliebten in dem nahen Green-Park eine Zuſammenkunft haben, und den Erfolg ſeiner Anſtrengungen erfahren ſollte. Endlich waren zwei Tage verfloſſen, und Amelie begab ſich unter irgend einem Vorwande zu einer Bekanntin, die in der Nähe des St. Jamespalaſtes wohnte, von dort aber nach dem Punkte der Zuſammenkunft. Es war dies eine Buchenallee, die ſich mit einer verſteckt liegenden Laube endigte. Hier wartete Lord Heinrich bereits auf Amelien. Sein trüber Blick ſagte ihr ſchon beim Eintritt, daß die Nachforſchungen bis jetzt noch von keinem Erfolge gekrönt worden. So war es leider auch. Lord Heinrich erzählte, daß er perſönlich bei Jonathan Wild geweſen, daß er dieſem den Inhalt ihres Schreibens mitgetheilt, und Jener auch verſprochen, wie er Alles anwenden werde, den Dieb zu entdecken, doch habe er von dem berühmten „Diebesfänger“ vor etwa einer Stunde ein Billet erhalten, worin ihm derſelbe mitgetheilt, daß wenig Hoffnung dazu vorhanden ſei, indem keine von den Perſonen, auf die er ſein Augenmerk gerichtet, den Diebſtahl begangen habe. Bei Alledem — ſo habe Jonathan Wild hinzugefügt — werde er ſeine Bemühungen nicht verringern, ja ſie noch verdoppeln, nur müſſe er Zeit haben um Anſtalten zu treffen, die zum Ziele führen könnten. — Lord Heinrich erzählte noch, daß Jonathan Wild ihn beſonders ausführlich über den Mann mit der Schmarre, der Amelien an jenem Abende auf dem Gange begegnet ſei, und deſſen ſie in ihrem Briefe an Heinrich Erwähnung gethan, bei der perſönlichen Beſprechung befragt habe. Unter tauſend Betheurungen, daß er nicht ruhen werde, um entweder durch Jonathan Wild, oder auf irgend eine andere Weiſe den Dieb zu entdecken, und die geſtohlnen Sachen wieder zu erlangen, verließ endlich Lord Heinrich die Laube, in welcher Amelie, um ihm Zeit zur Entfernung zu laſſen, noch ein Weilchen zurückblieb.

Das Mädchen war ungemein traurig. Sie überdachte ihr verlornes Glück, alle ihre geſcheiterten Hoffnungen. Früher der Liebling der Prinzeſſin, hatte ſie jetzt auf einmal deren Gunſt verloren. Konnte ſie ſich auch auf die Liebe und Treue Heinrichs verlaſſen, ſo war doch der Wille des harten und ſtolzen Vaters, ſo lange dieſer lebte, ein unüberſteigliches Hinderniß, das ihrer Vereinigung mit dem Geliebten entgegenſtand. War auch ihr kleines Vermögen hinreichend, um ihr die Exiſtenz zu ſichern, ſo war ſie doch nicht eben gleichgültig bei dem drohenden Verluſt einer Stellung, die ehrenvoll, angenehm und einträglich geweſen war. Betrachtungen dieſer Art bewegten ihr Inneres dergeſtalt, daß ſie in Thränen ausbrach, und längere Zeit dieſen freien Lauf ließ. Laut ſchluchzend ſaß ſie da, und drückte ihr Taſchentuch vor das Geſicht, als rothen Abſätze an den Schuhen, deuteten auf einen Gentleman, der, obwohl er über die Mitte des Lebens hinaus war, dennoch ſich zu den jüngern Leuten rechnen mochte.

Amelie war von der Anrede des Fremden äußerſt betroffen.

„Ich weiß nicht, mein Herr,“ — ſtammelte ſie.

„Was mich ſo dreiſt macht, Miß W. zu ihr vielleicht ungelegener Zeit läſtig zu fallen, und ihres Kummers zu erwähnen?“ fiel der Fremde ein. „Zuerſt die allgemeine Achtung und Verehrung, deren Miß W. bei Allen, die ſie näher kennen, ſich erfreut, und die mir eine Bürgſchaft iſt, daß meine Theilnahme keine üble Deutung finden wird, dann die Hoffnung, dazu beitragen zu können Thränen zu trocknen, welche zu vergießen ſo ſchöne Augen nicht geſchaffen ſind, endlich der Wunſch Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin von Wales wieder zu ihrem Eigenthume zu verhelfen.“

„Mein Herr,“ rief Amelie überraſcht, „darf ich fragen, wer Sie ſind, und wie Sie wiſſen können —“

„In der That, meine ſchöne Miß, dies dürfen Sie nicht, wenn Sie mir meine Beihülfe Ihre

Wünſche zu erfüllen nicht erſchweren, vielleicht unmöglich machen wollen;“ fiel lächelnd der Unbekannte ein. „Sprechen wir lieber über die Möglichkeit zu dieſem Zwecke zu gelangen. Wie Ihr Verſtand Ihnen wohl ſelbſt, nach Ihrer Unterredung mit Sir Charles Hitchen, geſagt haben wird, dürften Sie, durch die Bemühungen dieſes Beamten, wohl ſchwerlich die geraubten Koſtbarkeiten und Briefe wiederſehen.“ —

„Wie?“ rief Amelie. „Auch von dieſer Unterredung wiſſen Sie?“

„Wie geſagt,“ fuhr Jener, ohne die Frage zu beantworten, fort, „auf dieſe Weiſe effectuiren Sie nichts. Nun hat ſich auch Lord Heinrich B., wie er Ihnen geſchrieben hat, an den ſogenannten ‚Diebsfänger‘ Wild gewendet, aber der Lord wird Ihnen wohl vorhin mitgetheilt haben, daß auch dieſer wenig Hoffnung giebt.“ —

„Mein Gott! — Sie verwirren mich faſt!“ rief Amelie. „Wie können Sie wiſſen was der Lord mir mitgetheilt?“

„Halten wir uns nur an Thatſachen, die zum Ziele führen, und dieſes iſt: die Wiedererlangung der Koſtbarkeiten;“ verſetzte Jener ſonderbar lächelnd.

„Genug, bis jetzt iſt noch ſo gut wie gar nichts geſchehen.“ —

„Erlauben Sie! Da Sie ſo viel wiſſen, ſo muß ich Ihnen dennoch ſagen, daß Lord B. große Hoffnungen auf die Geſchicklichkeit Jonathan Wilds ſetzt;“ fiel ihm Amelie in die Rede. „Der Menſch ſteht in dem Rufe, ein Genie für Entdeckungen ſolcher Art zu ſein.“ —

„Ja, aber allwiſſend iſt er ſo wenig wie ein Anderer;“ ſagte der Fremde trocken. „Dabei kommt Mancher oft wohlfeil zu dem Rufe eines Genie's. So lange es glückt, gilt er dafür, mißglückt es, ſo iſt er auf einmal ein Dummkopf. — Doch laſſen wir Alles, was nicht zur Sache gehört! — Erzählen Sie mir lieber, theure Miß, wie ſich Alles zugetragen. Sie gingen alſo um zehn Uhr, und etwa fünf Minuten nach dem gelben Zimmer des letzten Corridors, im linken Flügel des Palaſtes, um dort Lord B. zu ſprechen.“ —

Amelie erröthete über und über.

„Auf dieſem Wege begegneten Sie einem Manne, der ein militairiſches Ausſehen, ſtarke Züge, und eine Schmarre über den Backen hatte. — Iſt's nicht ſo?“

„Allerdings! So war es;“ ſtammelte Amelie.

„Nun gut! War die Schmarre auf dem rechten, oder dem linken Backen?“

„Ich glaube es war der linke;“ verſetzte das Mädchen.

„Entſchuldigen Sie, Miß! Hier iſt nicht von Glauben, ſondern von Gewißheit die Rede. — Wir dürfen keiner falſchen Fährte nachgehen, wo es ſich um wichtige Dinge, vielleicht gar für einen Dritten um Kopf und Kragen, handelt. — Sie wiſſen alſo nicht gewiß, ob die Schmarre ſich auf dem rechten oder linken Backen befand?“

„In der That, ich kann dies nicht mit Gewißheit behaupten;“ verſetzte Amelie.

„Fatal! — Höchſt fatal!“ ſagte der Fremde. „Und doch hängt daran die ganze Geſchichte. — Würden Sie,“ fragte er nach längerm Nachdenken, „den Menſchen wieder erkennen, wenn Sie ihn ſähen?“

„Unfehlbar! — Unter Tauſenden!“ — rief das Mädchen mit dem Tone der Gewißheit.

„Auch dann, wenn Sie ihn in anderer Kleidung, oder einer Perrücke erblickten?“ fragte Jener.

„Auch dann?" verſetzte Amelie nach kurzem Nachdenken. „Seine Züge ſtehen mir ſo lebhaft vor der Seele, daß ich mich wundere, nicht mit Gewißheit behaupten zu können, ob ſich die Schmarre auf ſeinem linken Backen befand."

„Wohlan," ſagte der Unbekannte, doch mehr vor ſich hin als zu Amelien, „ſo bleibt kein anderes Mittel! Alles Andere hieße leeres Stroh dreſchen. — Haben Sie Muth, Miß, zu einer Unternehmung, wobei an und für ſich zwar nicht das allergeringſte zu fürchten iſt, wo Sie ſich indeß in ziemlich ungewohnter Lage und Umgebung befinden würden? — Ich glaube Ihnen in dieſem Falle die Wiedererlangung der geſtohlenen Sachen mit Sicherheit zuſagen zu können."

„Das Leben würde ich daran ſetzen!" fiel Amelie haſtig ein. — „O mein Herr, wenn Sie im Stande ſind mir zu helfen, ſo reden Sie; ich bin zu Allem bereit."

„Ich verſichere Ihnen nochmals, daß nicht die geringſte Gefahr für Sie dabei vorhanden iſt; aber Muth gehört dennoch dazu. Wenigſtens ſo viel

Muth, daß ich ſicher ſein kann, daß Sie ſich nicht vor der Zeit verrathen."

„Sprechen Sie, Sir! — Sprechen Sie! — Ich wage Alles, wenn ich nur die geraubten Gegenſtände zurück erhalte;" rief Amelie dringend.

„Würden Sie," fragte der Fremde, „im Stande ſein, heute Abend um halb zwölf Uhr auf zwei Stunden das Schloß zu verlaſſen?"

„Iſt dies durchaus nöthig?" fragte das Mädchen zögernd.

„Durchaus;" erwiederte Jener. — „Sie können übrigens ohne Beſorgniß ſein;" fügte er lächelnd hinzu, indem er einen koſtbaren Brillantring vom Finger zog, und eine reich mit Edelſteinen verzierte Doſe aus der Taſche langte, und beides Amelien hinreichte. „Ich vermag zwar keine genügendern Bürgſchaften für Ihre Sicherheit zu ſtellen, indeß ſelbſt tauſend Pfund läßt Niemand leicht im Stiche. — Morgen hole ich mir dieſe Dinge wieder bei Ihnen ab."

„Entſchuldigen Sie! Es bedarf deſſen nicht. Ich vertraue Ihnen vollkommen;" ſagte das Fräulein, die Koſtbarkeiten zurückweiſend. — „Sagen Sie mir nur, was ich thun ſoll."

zu zweifeln, daß Du ihre Achtung in einem hohen Grade beſitzeſt, ſowie, daß ſie auf Deine Meinung einen beſondern Werth legt.

Ich kann nicht begreifen — ſprach Froben ängſtlich.

Du wirſt dies ſogleich, entgegnete Burgsdorf, wenn Du mich ausreden läßt. — Mathilde würde, ſpräche ich von Heirath zu ihr, die ganze Sache als Scherz behandeln, ſie würde mir, wie ſie es oft gethan, alle heirathsfähige Fräuleins der ganzen Gegend, mit genauer Angabe ihrer Schätze und Vorzüge, namentlich vorführen, bald Dieſe bald Jene als für mich ganz abſonderlich paſſend ſchildern und endlich mich ſo verdrießlich machen, daß ich froh wäre, von dieſem Thema abzukommen. Ich alſo, das ſteht feſt, werbe nicht perſönlich um Mathilden; wen aber ſollte ich bitten, mir dieſen Liebesdienſt zu leiſten, als Dich, der Du —

Um Gotteswillen nicht! unterbrach haſtig Froben den Freund. Nein! nein! mein Freund! Fodere Alles, nur dies Eine nicht! —

Als Dich, fuhr Burgsdorf unerſchütterlich fort, der Du, mit Mathilden aufgewachſen, als Bruder von ihr behandelt wirſt und ihre Achtung beſitzeſt.

Es iſt nicht möglich! rief Froben in höchſter Angſt. Es iſt rein unmöglich.

„Sie verlaſſen mit dem Schlage halb zwölf Uhr das Schloß, durch die Thüre zur Linken. Wenige Schritte davon wird eine Perſon Sie mit der Frage: ‚Iſt ſchon Mitternacht vorbei?‘ anreden. Sie antworten ihr: ‚Eben hat es halb zwölf geſchlagen!‘ und folgen ihr in der Entfernung einiger Schritte. — Das Weitere ergiebt ſich dann von ſelbſt. — So viel muß ich Ihnen indeß bemerken, daß Sie dieſer Perſon unbedingt vertrauen können, weshalb ich Sie bitte, Alles zu thun, was Ihnen dieſe ſagen wird.“

Amelie war von der Forderung des Fremden ſehr überraſcht. Sagte ihr auch eine Art innerer Ueberzeugung, daß ſie ihm trauen könne, ſo kam ihr doch die Sache ſehr bedenklich vor. Der Unbekannte ſchien in ihrer Seele zu leſen.

„Es ſteht in Ihrem Willen, Miß,“ ſagte er, indem er ſie ernſt anblickte, „ſich meinem Verlangen zu fügen oder nicht. Ich habe bei der ganzen Angelegenheit kein Intereſſe, als den Wunſch Ihnen nützlich zu werden, und der Prinzeſſin ihr Eigenthum wieder zu verſchaffen. Nochmals verbürge ich Ihnen die vollkommenſte Sicherheit, zugleich aber ſage ich Ihnen, daß die Annahme meines Vorſchlags das einzige Mittel iſt zum Zwecke zu gelangen. Weiſen Sie ihn zurück, ſo iſt kein Menſch, weder der City-Marſchall, noch Jonathan Wild, oder ſonſt wer, im Stande, die geſtohlnen Sachen wieder zu erlangen. Halten Sie ſich außerdem überzeugt, daß, wenn ich ein anderes Mittel wüßte, ich Ihnen dieſe Zumuthung nicht machen würde."

Blick und Ton des Mannes hatten, indem er dieſe Worte ſagte, etwas ſo Ueberzeugendes, ſie trugen ſo ganz den Ausdruck vollkommener Wahrheit, daß Amelie auf einmal wieder Muth faßte.

„Wohlan, Sir," ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff, „ich folge Ihrem Rathe! Es iſt unmöglich, daß Sie mein Zutrauen, die Angſt meiner Seele, zu niedrigen Zwecken mißbrauchen konnten."

„Es iſt unmöglich, Miß;" ſagte der Fremde, ſie feſt anblickend. „Sie werden es nicht bereuen mir vertraut zu haben."

„O Sir!" rief Amelie tief bewegt. „Wie ſollte ich es Ihnen vergelten, wenn es Ihnen gelänge, mich dieſem Kummer, dieſer Angſt zu entheben."

„Damit, Miß," verſetzte der Fremde, das Mädchen fortwährend fixirend, „daß Sie ohne meine ausdrückliche Zuſtimmung keiner menſchlichen Seele ſagen, was Sie dieſe Nacht erfahren werden. — Ich würde Sie für undankbar halten, wenn je ein Wort davon über Ihre Lippen käme.“

Mit den letzten Worten erhob ſich der Fremde raſch, er küßte Amelien mit Anſtand und etwas ceremoniös die Hand, und verließ, indem er mit Nachdruck: „Alſo um halb zwölf Uhr!“ ausrief, ſchnell die Laube.

Amelie, theils unwillkürlich, theils von weiblicher Neugier getrieben, folgte dem Unbekannten in der Entfernung nach. So wie dieſer am großen Eingange des Parks angekommen war, fuhr ein Wagen vor, er ſtieg hinein und rollte davon.

Den ganzen Tag beſchäftigte ſich Amelie mit Combinationen: wer wohl der fremde Mann geweſen ſein könne, und wie es möglich ſei, daß er den Vorgang mit den Koſtbarkeiten in Erfahrung gebracht habe. Alles Nachdenken führte indeß zu keinem Reſultat, und ihr blieb nur der feſte Vorſatz, komme was da wolle, das Abenteuer zu beſtehen. Die Umſtände ſchienen dieſen Beſchluß heute ganz beſonders zu begünſtigen. Die Prinzeſſin war von einer Spazierfahrt ermüdet, und deshalb zeitiger als ſonſt in ihr Schlafzimmer gegangen. Fiel irgend etwas vor, ſo mußte Miß Warren gerufen werden, an welcher heute die Reihe war. Amelie war deshalb ſicher, nicht geſtört zu werden. So wie es ein viertel auf zwölf geſchlagen hatte, warf ſich das Mädchen einen Mantel um, ſetzte einen Hut auf, der den größten Theil des Geſichts verbarg, und verließ, als die beiden verhängnißvollen Seigerſchläge ertönten, ſogleich das Schloß. —

Es war eine dunkle Herbſtnacht, durch dichten Nebel noch mehr verdüſtert. Das Mädchen mochte etwa dreißig Schritte gegangen ſein, als ſie eine dunkle Geſtalt erblickte. So wie ſie näher kam, ſah ſie eine Frau, gleichfalls in Hut und Mantel. Eben wollte ſie bei dieſer vorüberſchreiten, als eine leiſe Stimme fragte: ‚ob Mitternacht ſchon vorüber ſei?‘ „Es hat eben halb zwölf geſchlagen;“ verſetzte Amelie. Sogleich kehrte ſich die Fremde um und gebot ihr, mit einem Wink der Hand, zu folgen.

Kaum fünf Minuten mochten Beide hintereinander hergegangen ſein, als Amelie einen Wagen halten ſah, deſſen Thüre geöffnet war. Die Unbekannte gebot ihr einzuſteigen, und als dies geſchehen, und die Fremde gleichfalls eingeſtiegen war, rollte der Wagen in geſtrecktem Trabe von dannen.

Das Mädchen überfiel jetzt eine große Angſt, ſich ſo unbeſonnen in ein Unternehmen eingelaſſen zu haben, deſſen Ausgang ſie nicht vorherſehen konnte. Die Fremde ſchien es zu bemerken.

„Wir ſind gleich an Ort und Stelle,“ ſagte ſie mit etwas heiſerer mißtöniger Stimme. Wirklich hielt der Wagen in kurzer Zeit vor einem hübſchen Hauſe, und Amelien begann der Muth wieder zu wachſen, da ſie beim Ausſteigen die Gegend, in der ſie ſich befand, erkannte. Es war in der Nähe von Old-Bayley. —

So wie Beide im Hauſe waren, und die Fremde das Letztere ſorgfältig verſchloſſen und verriegelt hatte, traten ſie in ein Zimmer zur ebenen Erde, das von einer Kerze ziemlich düſter beleuchtet war. Das Gemach war komfortabel und anſtändig, doch ohne etwas Bemerkenswerthes weiter darzubieten, meublirt. Die Führerin Ameliens warf jetzt Hut und Mantel ab, und das Mädchen erblickte eine etwa funfzigjährige Frau des Mittelſtandes, mit eben nicht beſonders angenehmen oder Zutrauen erweckenden Zügen. Letztere hatten vielmehr etwas Gekniffenes, Verbiſſenes, welches man wohl an ältlichen Frauensperſonen ſieht, denen eine beſondere Keif- und Zankſucht eigen iſt.

„Wir können nur ein paar Minuten hier verweilen, Miß!“ ſagte die Frau, indem ſie nach einem Schranke ging, und ein Packet herauslangte. „Unſer Weg wird jetzt zu Fuß fortgeſetzt, aber vorher müſſen Sie ſich umkleiden.“

So wie die Frau das Packet geöffnet hatte, erblickte Amelie Kleidungsſtücke, wie ſolche damals von den Mädchen des mittlern Bürgerſtandes getragen wurden. Mit Hülfe der Unbekannten entkleidete ſie ſich jetzt und legte die Kleider, die ihr dargeboten wurden, und auf's genaueſte zu paſſen ſchienen, an. Auch die Fremde nahm eine Veränderung mit ihrer Toilette vor. Sie zog Kleider geringerer Art an. Ein gewaltiger Schreck befiel Amelien aber, als jene die Haube abnahm, die ſie trug, und die Haare zurückſchlug um eine andere aufzuſetzen. Der Unbekannten fehlte das rechte Ohr. —

Ein entſetzlicher Schreck zuckte Amelien durch alle

Glieder. Ihre Phantaſie malte ihr entſetzliche Verbrechen, welche die Fremde begangen hatte, und die von der Gerechtigkeit auf dieſe Weiſe beſtraft worden waren. Umſonſt ſagte ihr der Verſtand, daß ſie ſich ja nicht in der Türkei oder Perſien befände, wo auf dieſe Weiſe Juſtiz geübt wird, daß der Verluſt des Ohres jedenfalls nur durch einen unglücklichen Zufall herbeigeführt worden wäre, ſie zitterte wie Espenlaub, und konnte, ſo lange die Frau mit ihrer Coiffure beſchäftigt war, kein Auge von der Stelle des fehlenden Ohres wenden. Die Fremde, welche vor dem Spiegel ſtand, bemerkte in demſelben die Aufmerkſamkeit Ameliens.

„Sie denken wohl, Miß,“ ſagte ſie mit einer Art keifendem Tone, „daß ich auf eine ſchlechte Weiſe um mein Ohr gekommen bin, weil Sie ſo die Augen aufreißen? Oho, weit gefehlt! Es iſt blos die Folge eines kleinen ehelichen Zwiſtes, den ich mit meinem Manne hatte. In jeder Ehe giebt es dergleichen lebhafte Auftritte, und Sie werden auch noch einmal dieſe Erfahrung machen. — Ich meine nicht, daß Ihnen Ihr Mann einmal in der Hitze das Ohr glatt vom Kopfe weghaut, wie mir der meinige, ſondern ich rede blos von ein Bischen Lärm und Streit. — Die Männer ſind einmal nicht anders! Sie ſind jähzornig und leidenſchaftlich. Man muß ihnen ſo etwas nicht allzuübel anrechnen. Die Natur hat einmal die Männer zum Kampf, und die Frauen zum Dulden beſtimmt, und dieſen zur Vertheidigung blos die Zunge gegeben. Bei Alledem iſt ſolche, wenn auch nur ein kleines Glied, doch keine ſchlechte Waffe, und der ärgſte Mann hält es in der Länge nicht mit dieſer aus. — Die zehn Finger für den Nothfall noch nicht einmal in den Anſchlag gebracht.“ —

„Ja, meine gute Miß,“ fuhr ſie, die Haube ſich zurecht ſetzend, ganz ruhig fort, „die Ehe iſt wie das Wetter im April. Mein Alter war bei unſerer Verheirathung ganz Liebe und Güte, und Alles vortrefflich was ich that. Da hieß es: ‚liebe Mary‘ vorn, und ‚theure Mary‘ hinten, aber ein halbes Jahr ſpäter geberdete er ſich manchmal wie ein brüllender Löwe. — Dies war eben die Zeit, wo ich um das Ohr kam. — Jetzt iſt es zwar mit der ‚theuren Mary‘ vorbei, aber mit dem ‚Brüllen‘ auch, und finge er das Eine oder das Andere wieder an, ſo lachte ich nur dazu, denn damals fürchtete ich mich bei ſo einem Scharmützel, jetzt aber bin ich in der Uebung. — — Doch nun ſind wir ja mit dem Anzuge fertig, und können uns weiter auf den Weg machen. Wir haben nämlich eine gute Strecke zu gehen, ehe wir an Ort und Stelle kommen.“

„Wir gehen noch weiter?“ fragte Amelie beſorglich.

„Ja, meine gute Miß, wir haben noch ein Endchen Weges vor uns. Aber jetzt hören Sie, was Sie zu thun haben, wie ſolches mein Mann mir auf die Seele gebunden hat, und was er meine Inſtruction nennt. — Denn in Geſchäften, das muß man ihm laſſen, iſt er ſehr ordentlich. — Sie ſind alſo jetzt meine Nichte, und heißen ‚Liddy‘. Wir gehen in ein Haus, wo eine Anzahl Geſchäftsleute — von welchen Geſchäften die Rede iſt, wird Ihnen ſchon klar werden — allwöchentlich zuſammenkommen, ſich berechnen und auseinanderſetzen, endlich aber ein vergnügtes Abendbrod einnehmen. Mein Mann wird Sie den Leuten als ſeine Nichte vorſtellen, und denſelben ſagen, daß er in der Folge Sie auch mit Geſchäftsangelegenheiten beauftragen wird. So wie wir bei Tiſche ſitzen werden, betrachten Sie die Anweſenden auf's genaueſte, um zu ſehen, ob ſich der

Mann, dem Sie an dem Abende, als die Koſtbarkeiten geſtohlen wurden, in dem Korridor begegneten, unter ihnen befinden wird. Sie werden dazu bis zum Ende der Mahlzeit Zeit haben. Es darf keinen Unterſchied machen, ob Sie den Mann mit blondem oder ſchwarzem Haar, in Perrücke oder ohne eine ſolche, erblicken, denn Eins wie das Andere kann ſtattfinden, auch kehren Sie ſich nicht an die Schmarre im Geſicht. Es ſind ein paar unter den Gäſten, die auf dieſe Weiſe gezeichnet ſind. So wie das Deſert aufgetragen iſt, wird mein Mann ſie auffordern, mit einem Mitgliede der Geſellſchaft ein Glas auf gute Bekanntſchaft im Namen Aller zu leeren. Sie trinken dies nun dem Manne zu, den Sie — jedoch nur mit vollkommenſter Ueberzeugung — als Den erkannt, der Ihnen an jenem Abende begegnet iſt. Iſt dieſer nicht unter den Gäſten, oder ſind Sie Ihrer Sache nur im mindeſten ungewiß, ſo bringen Sie den Toaſt meinem Manne zu."

„Aber, gute Frau, ich kenne Ihren Mann noch nicht, und wenn wir in's Zimmer treten —"

„So wird Sie," fiel Jene ein, „mein Mann als ſeine Nichte der Geſellſchaft vorſtellen. Sprechen

Sonderbar! erwiederte der junge Krieger. Du ſchlägſt mir einen Freundſchaftsdienſt ab, den ich bei ähnlicher Gelegenheit dem gewöhnlichen Bekannten, Dir aber mit tauſend Freuden leiſten würde. Das, ich geſtehe es, habe ich nicht erwarten können.

Verkenne mich nicht, Karl! bat Froben dringend. Ich habe Gründe, Gründe, die Du billigen müßteſt.

So ſei ſo gut, mir dieſe zu nennen; entgegnete Burgsdorf mit ernſtem Blicke. Weißt Du einen Flecken an mir, an meinem Rufe, der mir als Offizier zur Schande gereichen könnte? —

Nein! antwortete Froben feſt.

Als Edelmann? fragte Burgsdorf weiter.

Ebenſo wenig.

Als Menſch? — Durch meinen Leichtſinn habe ich blos meinem Beutel, nicht meiner Ehre geſchadet.

Würde der Freund Dich anklagen? ſprach Froben ſanft. Wie oft habe ich Dich mit dem Oheim ausgeſöhnt.

So nenne Deine Gründe! rief Burgsdorf heftig. — Emanuel! ſprach er nach einer Pauſe, als Froben fortwährend ſchwieg; Emanuel, ich will nicht weiter in Dich dringen. Ich habe Dich treu erfunden, edel, aufrichtig, mit Einem Worte, als einen Freund. Es wäre ſo ungerecht als eigenſinnig, nach

Sie übrigens ſo wenig wie möglich. Die Leute möchten ſonſt Argwohn ſchöpfen und meinen, daß Sie aus einem etwas andern Holze geſchnitzt, als die übrigen Gäſte. Jedenfalls werde ich Ihnen, wenn Sie mit Reden in's Gedränge kommen ſollten, ſogleich aus der Noth helfen."

So wie die Frau die letzten Worte geſagt hatte, ergriff ſie das Licht, welches auf dem Tiſche ſtand, und winkte Amelien voran zu gehen. Mit großer Vorſicht verſchloß ſie ſodann das Zimmer, blies das Licht aus, öffnete die Hausthür, und verſchloß dieſe als ſie im Freien waren.

Der Weg ging nun durch einige Straßen, die für die Nachtzeit noch ziemlich belebt waren, bald aber bog Ameliens Führerin in kleinere Gaſſen, wo es ſtiller und ſtiller ward. Die Beleuchtung der Stadt war in jener Zeit meiſt allein dem Monde überlaſſen, dieſer aber ſtand in dieſer Nacht im letzten Viertel, und ſo waren die Straßen, durch welche die Beiden ſchritten, faſt gänzlich dunkel. Nach einer Wanderung von mehr als einer halben Stunde befanden ſie ſich in einer engen Sackgaſſe, wo die ſämmtlichen

Häuſer ärmlicher ausſahen, als irgend eine Hütte der Umgebung der Hauptſtadt in ſpäteren Zeiten. Jetzt ſchritt Ameliens Führerin in einen engen Gang, zwiſchen zwei Gebäuden, der eben nur breit genug war, um dem Abfluß der Dachtraufen Raum zu laſſen, aber zu ſchmal, als daß zwei Menſchen neben einander hätten gehen können. Eine niedrige Thüre befand ſich in der Mauer des Hauſes zur Linken. Die Frau klopfte hier leiſe, doch nicht an die Thüre, ſondern an einen der dicht geſchloſſenen Fenſterladen. Nach wenigen Secunden öffnete ſich der Eingang ſcheinbar von ſelbſt, und ſchloß ſich eben ſo hinter den Eintretenden. Ein ſchmutziges Lämpchen, das in einer Mauerblende ſtand, erleuchtete nur ſparſam einen langen Gang, der, bei einem offenen Keller vorbei, nach einem Zimmer führte, in welchem einige laute Männerſtimmen ertönten. Der Branntwein- und Biergeruch, der ſich mit dem von allerhand Speiſen miſchte, und der das ganze Haus zu erfüllen ſchien, ließ Amelie auf den Gedanken kommen, daß ſie ſich in einem Wirthshauſe der niedrigſten Art, oder in einer Garküche befände. Noch niemals hatte das Fräulein ein Etabliſſement dieſer Art betreten, und es ward ihr überaus unheimlich hier zu Muthe. Ihre Begleiterin ſchien dies zu bemerken.

„Laſſen Sie ſich nicht bange werden, Miß;“ ziſchelte ſie Amelien mit einem dumpfen Lachen in's Ohr: „Manche verlarvte und auf verſchiedene Weiſe verkleidete Damen Ihres Standes ſind ſchon dieſen Gang paſſirt, um droben im Oberſtübchen mit ihren Liebhabern ein vergnügtes Stelldichein zu verleben. Ich könnte Ihnen Namen nennen, wenn es erlaubt wäre, und Sie würden vor Verwunderung kaum zu ſich kommen. Dämchen, denen die Marmortreppen von St. James zu ſchmal ſind, und die vom Geruche einer Bratwurſt Krämpfe bekommen würden, haben den Parfüm dieſes Ganges weder geſcheut, noch iſt ihnen die alte winklige Hühnerſteige dort im Winkel unbequem vorgekommen, — aber wir ſind nun zur Stelle.“

Die Frau öffnete jetzt eine niedrige Thüre, und Beide traten in ein ärmliches, verräuchertes Zimmer von mittlerer Größe. Zehn oder zwölf Männer ſaßen um eine Tafel, auf welcher einige mächtige Porterkrüge ſich befanden, und über die ein ſchlechtes, bierbeflecktes Tiſchtuch gebreitet war. Der Anzug der

Anweſenden ließ in ihnen Leute aus den untern Volksclaſſen erkennen. Es waren meiſt ſtämmige unterſetzte Geſtalten, mit liſtigen oder verwegenen Phyſiognomien. Wer beſchreibt Ameliens Erſtaunen, als ſie am obern Ende des Tiſches den Fremden, den ſie in Green-Park geſehen, doch diesmal nicht in einem Anzug von Seide mit Perrücke und Degen, ſondern in einer kurzen, groben Tuchjacke, und geſchorenem Haar, welches eine Pudelmütze deckte, wiederfand! — Obwohl derſelbe gerade in einem lebhaften Geſpräch mit den Anweſenden befangen war, ſo unterbrach er dieſes doch ſogleich, als Amelie mit ihrer Begleiterin eintrat.

„Endlich kommt Ihr!“ ſchrie er ihnen entgegen. „Sage mir Mary, Du alter Teufelsbraten, wo Du ſo lange geſteckt haſt? Oder hat die kleine Liddy mit ihrem Putze etwa nicht fertig werden können? — Gentlemens!“ ſetzte er, zu den anweſenden Kerlen gewendet, etwas ceremoniös hinzu. „Ihr ſehet hier meiner Schweſter Tochter, Liddy Thiſtleſaake! Ich habe ſie auf eine Zeit zu mir genommen, da ihre Mutter zu Dublin im Gebauer ſitzt, weil ſie mit einer goldenen Halskette, die ein Schurke von Goldſchmied aus Prahlerei in's Schaufenſter gehangen, ‚geſprochen'. — Der Vater ſtarb zu Belfaſt an einer zu engen Halsbinde."

„Dann ſei uns das hübſche Kind doppelt willkommen!" ſchrie mit frechem Lachen ein Kerl, dem alle ſieben Todſünden auf dem Geſichte geſchrieben ſtanden. „Sie iſt alſo von guter Familie, und bekannt mit dem Handwerk."

„Alle Wetter!" rief ein Anderer, Amelien bei der Hand ergreifend. „Was bekommen wir da für eine niedliche Kameradin! — Ei, und welche kleine und zarte Hände ſie hat! An einem Händchen wie dieſem müſſen ja Börſen oder Tabakdoſen von ſelber hängen bleiben, wie Eiſenfeilſpäne am Magnet! — Ihr ſolltet ſie auf die Taſchenmanöver einüben, Präſident."

„Und meinſt Du nicht, Dick, daß das mein Mann ohne Deinen weiſen Rath ſchon gethan hat?" fiel Ameliens Begleiterin ein. „Die Kleine zieht der aufgehangenen Gliederpuppe die Uhr oder den Geldbeutel aus der Taſche, ohne daß eine Schelle ſich rührt. — Aber laß ihre Hand los, Menſch!" ſetzte ſie hinzu, indem ſie den Kerl bei Seite ſtieß. „Du weißt, ich halte auf Ordnung, und leide nicht, daß Du an dem Mädel herum vagirſt."

„Nun, nun, Mary! Seid nur nicht gleich ſo böſe! Wie es ſcheint habt Ihr heute Euren ſchlimmen Tag;" verſetzte lachend der Vorige. „Da, ſeht einmal dorthin!" ſetzte er hinzu, indem er auf ein Tiſchchen zeigte, das näher am Fenſter ſtand, und auf dem ein Haufen Geld, ein paar Uhren, und eben ſo viel ſilberne oder goldene Tabaksdoſen lagen. „Heute beim Ascotrennen haben wir einmal einen raren Fang gemacht. Der Präſident hatte ſchon recht, als er ſagte, daß wir die hieſigen Cockneys alle bei Seite laſſen, und vorzüglich mit den Taſchen der Fremden und der Country-Gentlemens ‚ſprechen' ſollten. Dieſe ſind noch von dem alten guten Schlage unſerer Großväter, und ſtecken Börſe und Doſe in die Rocktaſchen, während Jene, ſo dumm ſie ſonſt auch ſind, Beides bei ſolcher Gelegenheit in einer verborgenen Bruſttaſche verwahren."

„Hilft Alles nichts!" rief lachend ein Dritter mit einem ganz auffallenden Spitzbubengeſicht, und den runden Diebsaugen einer Elſter. „Hatte da ein French-Dog es recht geſcheit anzufangen geglaubt, und eine Börſe mit Gold in eine Bruſttaſche ſeines Rockes geſteckt, die von innen zugeknöpft war. Er mochte anſehnliche Wetten machen wollen, denn die Börſe war ſtrotzend voll, und bildete eine anſehnliche Beute. Dies aber bemerkte ich, ich amputirte ſie von außen, und da liegt ſie.“ — Er zeigte auf das Tiſchchen. — „Zwanzig Menſchen waren bei der Operation um ſie herum. Keiner bemerkte ſie. — Ich muß es Euch,“ ſchloß er lachend, „gelegentlich einmal vormachen, denn ich könnte ſterben, ehe Ihr Euch meine Manier angeeignet. Dann wäre die Kunſt verloren, Ihr würdet trauren, und lange nach meinem Tode noch in Grau oder Schwarz einhergehen.“

„Schwarz gehen, Trimm!“ ſchrie Einer, der dem Porterkruge fleißig zugeſprochen. „Bei Deinem Tode geht Niemand Grau oder Schwarz, als die Krähen, Raben und Dohlen!“

„Halt's Maul, Robin!“ rief Mary, als ſie ſah, daß Jener ein grimmiges Geſicht machte. — „Höre nicht auf das Porterfaß! Der Kerl ſchwatzt wie ein Staar, und iſt toll wie ein Märzhaſe. — Er kann Dich nicht beleidigen;“ ſagte ſie zu dem Andern.

„Recht Mary!“ erwiederte Dieſer verächtlich auf den Gegner blickend. „Er iſt kein Gentleman. Er kann mich nicht beleidigen. — Aber wie iſt's, Präſident? Wollt Ihr nicht den Ertrag der heutigen Arbeit notiren? — Ich wollte, daß wir zu Tiſche gingen. Das lebhafte Geſchäft von heute hat mich noch keinen Biſſen über die Lippen bringen laſſen, und ich bin hungrig."

„Recht!" ſagte Mary's Ehegemahl, der Unbekannte aus Green-Park. „Gebt mir die Kaſſenſchlüſſel. Wir wollen Rechnung halten."

Einer der Kerle reichte dem ‚Präſidenten' eine Zange und ein Stemmeiſen, während zwei Andere einen Schrank bei Seite ſchoben. Der Erſte zog nun mit leichter Mühe ein paar Nägel aus der Stubendiele, dieſe ward abgehoben, und eine ziemlich lange, mit zwei Schlöſſern verwahrte, eiſerne Kiſte herausgezogen. Die Letztere ward auf den Tiſch geſetzt. Der, welcher mit dem Namen ‚Präſident' angeredet ward, öffnete die Kiſte mit zwei Schlüſſeln, die aus einem verſiegelten Beutel genommen wurden.

„Beſtand blieb am Erſten des Monats hundertundzwanzig Pfund, drei Schilling, zwei Pence;" las der ‚Präſident', indem er in ein Büchelchen blickte, das er aus der Kaſſe nahm. „Heute kommen hinzu: an baarem Gelde neunzig Pfund ein Schilling; an Koſtbarkeiten der Werth von ſechzig Pfund; mithin bleiben in Summa, den Beſtand hinzugerechnet: zweihundertſiebenzig Pfund, drei Schilling, zwei Pence. — Heute über acht Tage iſt Kaſſenſchluß und Generalvertheilung. — Braucht Jemand Vorſchuß?“

„Ich möchte zwei oder drei Pfund haben;“ ſagte der Kerl, der von den Raben und Dohlen geſprochen hatte. „Ich war in Eaſtcheap, und da haben ſie mich in ‚Solo‘ und ‚klein Elf‘ rein ausgeſchält.“

„Hier haſt Du das Geld, Robin!“ ſagte der Präſident, indem er Jenem ein paar Goldſtücke hinwarf, und etwas in das Buch notirte. „Uebrigens habe ich Dir ſchon früher geſagt, wie es ganz unſchicklich iſt, daß Du nach Eaſtcheap gehſt, und mit Lumpenkerls Karte ſpielſt.“

„Freilich!“ ſchrie Trimm. „Er kompromittirt unſere ganze Geſellſchaft. Ein ordentlicher Kerl muß auf Farbe halten.“

Der Angeredete wollte etwas erwiedern, aber Mary fiel ihm ſogleich in’s Wort.

„Schweig ſtill, Robin!“ rief ſie. „Das ‚Solo‘

und die Würfel bringen Dich noch an den Galgen, und geſchieht dies, ſo will ich dabei eine vergnügte Zuſchauerin abgeben. Trimm hat ganz Recht! Du biſt kein Gentleman. Mit dem Lumpenvolk ſpielen? Pfui Teufel! Und Deine ſonſtige Kühnheit und Geſchicklichkeit haſt Du auch im Porterkruge erſäuft. Wie lange iſt's her, daß Du nichts Ordentliches ‚angeſprochen‘ haſt! Oder rechneſt Du die Lumpendoſe dort etwa für etwas Beſonderes? He? — Da warſt Du einſt ein ganz anderer Kerl! Ich glaube, Du hätteſt es unternommen, dem Lordkanzler die Börſe mitten im Hauſe der Pairs wegzufiſchen, und wenn er ſie unter ſeiner Perrücke verborgen hätte, und jetzt wollte ich darauf wetten, daß, wenn man dort oder im Palaſte von St. James die Doſen und Börſen mitten in den Hausflur legte, Du es nicht wagen würdeſt, die Schwelle zu überſchreiten.“

„Na, das laßt gut ſein, Alte!“ erwiederte Jener verächtlich mit den Achſeln zuckend. „Ich bin Der, der ich immer geweſen, und es würde mir nicht eben ſchwer werden, es Euch zu beweiſen, indeß — ich will ſchweigen.“

Bis jetzt hatte Amelie wenig auf die einzelnen zwanzig Jahren zum erſten Male an Deiner Freundſchaft für mich zu zweifeln. Du haſt alſo einen andern Grund zu Deiner Weigerung. Gott gebe, daß er nicht uns Beide, daß er nicht uns Alle elend mache!

Es entſtand eine lange Pauſe; Froben ſchwieg fortwährend; heftig ergriff Burgsdorf ſeine Hand.

Emanuel! ſprach er mit ſtarker Stimme; verkenne nicht, was ich Dir ſagen will. Gott iſt mein Zeuge! ich verachte das Vorurtheil, welches die Scheidewand zwiſchen dem Edelmanne und dem Bürger aufgerichtet, aber dieſe Scheidewand beſteht, ſie iſt unüberſteiglich.

Ich weiß es; entgegnete Froben ruhig.

Du biſt, fuhr Burgsdorf heftig fort, mit Mathilden, der früh Verwaiſten, in dieſem Hauſe aufgewachſen; auch ich kenne Dich, ſo lange ich denken kann. Stets habe ich einen Bruder in Dir geſehen; nie iſt ein feindlicher Gedanke, nur eine Spur von Neid gegen Dich, den mir der Oheim ſo oft als Muſter vorgeſtellt, ſo ſichtlich vorgezogen, in mein Herz gekommen.

Ich weiß es, entgegnete Emanuel gerührt, und habe Liebe mit Liebe vergolten.

So beweiſe es! rief hitzig der junge Krieger; beweiſe es in dieſem Augenblicke, indem Du mir die

Phyſiognomien der ſauberen Geſellſchaft geachtet. Ihre Angſt und Befangenheit war zu groß, als daß ſie hätte dazu kommen können. Um ſo mehr war ſie überraſcht, als ſie dem Sprechenden in's Geſicht ſah, und augenblicklich in ihm den Mann erkannte, der ihr an dem verhängnißvollen Abende auf dem Korridor begegnet war. Ja, dies waren die nämlichen ſtarken und verwegenen Züge, ſo wie die über den linken Backen herablaufende Schmarre! — Während der ſogenannte „Präſident“ die neugemachte Beute zu dem übrigen Beſtande in die Kiſte legte, dieſe verſchloß und verſenkte, und der Schrank wieder an ſeine Stelle gerückt ward, verwendete Amelie kein Auge mehr von jenem Manne. Mit jeder Minute wuchs ihre Ueberzeugung, und es nahm ſie nur Wunder, daß ſein Geſicht ihr nicht beim erſten Eintritt in's Zimmer aufgefallen war. Sie erinnerte ſich ganz genau des eigenthümlichen, halb forſchenden, halb drohenden Blicks, mit dem ſie der an jenem Abend ihr Begegnende im Vorübergehen angeſehen hatte, und es blieb ihr nicht der geringſte Zweifel, daß er es ſei.

Während ſie noch dieſen Gedanken nachhing, und einige der anweſenden Männer, wahrſcheinlich in der Abſicht mit ihr ein Geſpräch einzugehen, ihr näher traten, faßte Mary ſie plötzlich am Arme:

„Glaubſt Du,“ ſagte ſie mit keifendem Tone, „daß ich Dich deshalb hierher gebracht, daß die Burſchen da um Dich herumſcherwenzeln, und Du mit ihnen kakeln ſollſt? Du biſt deshalb hier, daß Du mir die Einrichtungen beſorgen hilfſt, und nebenbei ſieheſt, wie Leute, die zu etwas kommen wollen, ſich anſtrengen müſſen. — Mache fort! — Wir wollen den Tiſch decken!“ —

Mary ging ſofort nach dem Schranke, und holte dort ein ziemlich großes Tiſchtuch, das, zufolge des in einer Ecke eingewirkten Wappens, ſchwerlich von Haus aus für dieſe Tafel beſtimmt war. Einige Kerle gingen indeß hinaus und kamen mit Körben voll Weinflaſchen zurück, die ſie in ziemlich bedeutender Zahl auf dem Tiſche aufpflanzten. Den Etiketten nach war der Wein nichts weniger als ſchlecht. ‚Claret‘, ‚Sherry‘ oder ‚Dry-Madeira‘ ſtand auf den Bouteillen. Sonderbar contraſtirten damit die zinnernen Löffel, ſo wie die mit einfachen beinernen Griffen verſehenen Meſſer und Gabeln. Noch ſtärker ward indeſſen der Contraſt, als, ſobald ſich die Geſellſchaft zu Tiſche geſetzt hatte, eine Menge Speiſen erſchienen, die der Tafel des Lord-Mayors keine Schande gemacht haben würden. Der Roaſtbeef war ein Stück von einer ſolchen Größe und von ſo auserleſener Qualität, daß ein Alderman es mit Vergnügen auf ſeinem Tiſche geſehen hätte, der Plumppudding war höchſt ſchmackhaft, zuletzt aber erſchienen mehrere Paſteten, deren Hülle und Füllung ihre Originalität, als wirkliche ächte Chefs d'Oeuvres der Bäckerei von Perigord, außer Zweifel ſtellten. Daß die Gläſer öfters gefüllt wurden, während man den Eßwaaren auf's fleißigſte zuſprach, bedarf kaum der Erwähnung, und die Unterhaltung, die ſich meiſtens um glücklich ausgeführte, oder für die nächſte Zukunft projectirte Diebſtähle drehete, ward manchmal ſehr laut und lärmend. In dieſem Falle ſchlug indeß der Präſident zu wiederholten Malen mit dem Heft ſeines Meſſers auf den Tiſch, und ſie ward dann längere Zeit auffallend ſtill fortgeführt. Zweierlei fiel bei dieſen Geſprächen Amelien beſonders auf. Eines war die unbegrenzte Autorität, welche Mary's Gemahl, ‚der Präſident‘, über die ganze Bande zu haben ſchien. Er ſprach weniger wie jeder Andere, aber wenn er ſprach, ſo ſtockte ſogleich die Unterredung der Uebrigen; Alle lauſchten ſeinen Worten. Miſchte er ſich in das Geſpräch Anderer, ſo geſchah es meiſt, um ihren Beſtrebungen in der Kunſt der Dieberei Beifall zu ſpenden, oder ſie — mitunter ſelbſt in harten Worten — zu tadeln, und Alle ſchienen ſeine Ausſprüche für eben ſo viel Orakel anzuſehen. Das Zweite was Amelien ſonderbar vorkam, war die dringende Empfehlung des Mannes, bei jedem Diebſtahl von Bedeutung die Adreſſe des Beſtohlenen auf's genaueſte zu erforſchen, um denſelben die Zurückerſtattung des Raubes gegen ein angemeſſenes Löſegeld anbieten zu können. Hierauf beruhe, ſagte er, nicht nur ihre größere Sicherheit, weil Jeder, der ſich ſein geraubtes Eigenthum auf eine ſolche Weiſe wieder zu verſchaffen im Stande ſei, dies Mittel gern erwählen und über die Sache ſchweigen werde, ſondern es ſei auch anſtändiger — ‚very gentlemanlike‘, wie er ſich ausdrückte — auf dieſe Art, als wie auf ganz gemeine Weiſe, und ſo zu ſagen ‚auf den Raub zu arbeiten‘. — Die Tafelfreude mochte auf dieſe Weiſe etwa eine Stunde gedauert haben, als der ‚Präſident' Amelien aufforderte, als Gäſtin auf's Wohl der Anweſenden mit Einem der Letztern ein Glas zu leeren. Sogleich ergriff ſie das ihrige, und verneigte ſich gegen den Mann mit der Schmarre. Dies konnte um ſo weniger auffallen, als er ihr gerade gegenüber ſaß. Sie hatte dieſen Platz abſichtlich gewählt, um jenen Menſchen um ſo genauer betrachten zu können, und es war ihr kein Zweifel geblieben, daß er wirklich der Rechte. Bis jetzt hatte jener Menſch wenig auf Amelien geachtet, doch jetzt ſchien er aufmerkſamer zu werden, und betrachtete ſie oft, ſobald er ſich unbemerkt glaubte. Dem ‚Präſidenten' ſchien dies nicht zu entgehen, er beobachtete Jenen eben ſo verſtohlen, und befahl ſodann, daß Mary und deren angebliche Nichte die Flaſchen und Gläſer entfernen möchten, indem er der Geſellſchaft, ehe ſie auseinander ginge, noch einige Mittheilungen zu machen habe.

Es war auffallend, mit welcher Bereitwilligkeit die vor wenig Augenblicken noch ſo laut durcheinander Lärmenden und Trinkenden augenblicklich ſtill wurden, und ihre Gläſer leerten.

„Gentlemens!" ſagte der Sprecher, indem er ein kleines Büchelchen hervorzog. „Ich habe ſchon mehrmals zu meinem großen Mißvergnügen bemerkt, daß ſich erhebliche Mißbräuche bei uns eingeſchlichen haben. Dieſen aus dem Grunde zu ſteuern, haben wir Leute, die ſich ſolche erlaubten, aus unſerer Verbindung, der ſie Schande machten, ausgeſchloſſen, und ſie haben gewöhnlich bald darauf ein ſchlechtes Ende genommen. Mein Grundſatz iſt: daß die Geſetze, die wir uns auferlegt, ehrlich gehalten werden müſſen, und nur unter dieſer Bedingung habe ich Euch meine Dienſte gewidmet, denn Ordnung, Ehrlichkeit und Anſtand iſt bei mir die Hauptſache. Ich meine, Gentlemens, Ihr denkt eben ſo!"

„Natürlich!" rief Einer, der Mary zur Seite ſaß, und gegen den ſich dieſe wie ihr Gemahl beſonders freundlich und vertraulich erwieſen. „Rechtſchaffenheit und Ordnung muß ſein, ſonſt geht unſer ganzes Geſchäft zu Grunde. Dazu haben wir uns gegen Euch verpflichtet, und — dies wird jeder brave Kerl ſagen müſſen — Ihr ſeid der Athem in unſerer Naſe."

„Alles wahr! Alles wahr!" ſchrie ein Anderer, dem der Claret ein wenig im Kopfe zu rumoren ſchien. „Trimm hat Recht! Ihr habt uns erſt zu Dem gemacht, was wir ſind. Erſt ſeitdem Ihr an unſerer Spitze ſteht, hat Alles einen anſtändigen Schnitt.“

„Ich danke Euch, Tom Jenkins, ich danke jedem der anweſenden Gentlemens, der Eure Meinung theilt, für dieſelbe, und werde mich ſtets als den ergebenſten Diener unſerer Geſellſchaft erweiſen;“ verſetzte mit affectirter Beſcheidenheit der ‚Präſident‘. „Um ſo mehr muß ich indeß meine Pflicht thun, und ſo ſchmerzt es mich ungemein, anzeigen zu müſſen, daß, allem Anſchein nach, ein Unterſchleif in unſerm Geſchäft vorgefallen iſt.“

„Ei, da ſoll ja gleich das Wetter drein ſchlagen!“ ſchrie Trimm ganz erzürnt, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug.

„Der Oberſt Joſua Richards, von den ſchottiſchen Grauen, zeigt mir an, daß ihm am vorigen Montag Mittags ein Uhr ſeine goldene Doſe aus der Rocktaſche entwendet worden. Der Oberſt bietet für dieſelbe fünf Guineen, was eine annehmbare Bedingung wäre. Dieſe Doſe findet ſich indeß nicht bei dem Ertrage dieſer Woche vor. Gleichwohl weiß ich, daß bei Blackfriarsbridge, wo dem Oberſten die Doſe abhanden gekommen, Niemand iſt, der uns unbemerkt in's Handwerk pfuſchen könnte, ſeitdem Joe Tunſtall, der ſich ſolches unterfangen, zu Tyburn gehangen worden. — An jenem Tage aber waren Tom Jenkins und Robin Trotter bei Blackfriars ſtationirt."

„Ich weiß nichts von der Doſe!" ſchrie der zuerſt Genannte. „Wie iſt's mit Dir, Robin? — Haſt Du die Doſe nicht angezeigt, und denkſt auf dieſe Weiſe einen ehrlichen Kerl in Verdacht zu bringen, ſo breche ich Dir den Hals!"

„Verzeiht, Präſident!" ſagte Robin höchſt verlegen. „Die Doſe iſt in der That in meinem Beſitz, und oben in meinem Strohſack verborgen. Es ſind bereits acht Tage her, und ich hatte das Ding ganz vergeſſen. — Ihr könnt wohl denken, daß ich ſie nicht verheimlichen, oder gar verkaufen wollte; ich würde mir ſonſt nicht haben Vorſchuß geben laſſen."

Ein ſtarkes Gemurmel des Mißfallens ließ ſich unter den Anweſenden vernehmen. Drohende Blicke und geballte Fäuſte richteten ſich von allen Seiten auf den Sprechenden.

„Sagte ich es nicht längſt?“ ſchrie Trimm. „Der Kerl iſt nimmermehr ein Gentleman.“

Der Gemahl Mary's ſah jetzt längere Zeit, ohne ein Wort zu ſprechen, Robin mit ruhigem aber durchdringendem Blicke an.

„Du haſt die Doſe abzuliefern vergeſſen?“ ſagte er kalt. „Dies könnte leicht mit andern Dingen gleichfalls der Fall geweſen ſein. — Beſinne Dich, Robin Trotter, ob Du ſonſt noch etwas abzuliefern vergeſſen haſt.“

Der Angeredete ſchien anfangs verwirrt, er ſchlug die Augen nieder, doch plötzlich ſich ermuthigend, blickte er den Sprechenden halb ängſtlich, halb drehend an.

„Ich weiß nicht was Ihr wollt, Präſident! God dam! Haltet Ihr mich für einen ſchlechten Kerl? Man kann wohl einmal eine ſolche Lumperei vergeſſen.“

Mit Blitzesſchnelle riß der ‚Präſident‘ ein Terzerol aus der Bruſttaſche, ſpannte den Hahn, und indem er es über den Tiſch Jenem dicht vor die Stirn hielt, ſchrie er mit Donnerſtimme:

„Wo haſt Du die Koſtbarkeiten und die Briefe aus St Jamespalaſt, Kanaille? — Sprich, infamer Schurke, oder — bei allen Teufeln in der Hölle! — Dein Spitzbubengehirn fliegt im Zimmer umher!"

„Sie ſind — in meiner Kammer — unter dem Dache verborgen;" ſtammelte Jener erbleichend.

„Schlagt ihn todt, den Hund!" riefen die Anweſenden von allen Seiten, und Meſſer wurden gezückt.

„Ruhig!" donnerte der ‚Präſident' in den Lärm. „Wollt Ihr Euch unnützerweiſe mit dem Blute dieſes Schurken beſudeln? — Er hat geſtanden; mehr bedarf es nicht. Das Weitere iſt meine Sache. — Trimm und Jenkins," ſetzte er hinzu, „geht mit dem Menſchen auf den Oberboden, und holt die verhehlte Beute."

Die eben Genannten führten Robin hinaus, und brachten ihn nach kurzer Zeit wieder zurück, die Doſe, ſo wie die Schachteln mit den Koſtbarkeiten und den Briefen auf die Tafel legend.

„Es wäre nichts leichter," ſagte der Vorige ruhig zu Robin, „als Dich ſo zu beſtrafen, wie es Deine Schurkerei verdient hätte, Du biſt indeſſen einige Zeit unſer Kamerad geweſen, und ſo mag Gnade vor Recht ergehen. — Hier nimm dieſe Doſe Gew

Gründe angibſt, die mich in Deinen Augen der Hand Mathildens unwürdig machen.

Ich halte Dich, ſprach mit zitternder Stimme der Freund, Mathildens und jedes edeln Mädchens werth, ſobald nicht von Aehnlichkeit der Neigungen, der Richtung der Gemüther, ſondern von Ehre, Sittlichkeit, Rechtſchaffenheit die Rede iſt.

Beide Freunde ſchwiegen eine Zeitlang. Froben's Blick war an den Boden geheftet, der des Kriegers ruhte feſt auf dem Betroffenen.

Emanuel Froben! ſagte endlich der Offizier, mit Blicken, in denen Zorn und Rührung abwechſelten. Emanuel Froben! Du kannſt Mathilden von Schwanitz nicht heirathen! — Daß Du die Nichte des Wohlthäters, die Jungfrau aus einem der älteſten brandenburgiſchen Geſchlechter, zu einem Gegenſtande nichtiger Liebeleien machen, das Haupt des Mannes, der wie ein Vater Dich geliebt, mit Gram in die Grube ſenden ſollteſt, iſt nicht denkbar! —

Kaum waren dieſe Worte über die Lippen des Kriegers, als der Geſichtsausdruck, die ganze Haltung Frobens ſich plötzlich und auffallend veränderte. Das auf die Bruſt geſunkene Haupt des Jünglings richtete ſich hoch empor, der vorher ſo niedergeſchlagene Blick begann zu flammen; deſſenungeachtet war damit gleich nach Tagesanbruch zu dem Oberſten Richards. Laſſe Dir von ihm die fünf Guineen, die er dafür zugeſagt hat, auszahlen, und verlaſſe London vor Sonnenuntergang. Biſt Du nach vierundzwanzig Stunden noch in der Stadt, ſo biſt Du es auf eigne Gefahr. Sollteſt Du je von einer Behörde ergriffen werden, und der Name von einem Deiner Kameraden käme über Deine Lippen, ſo liegſt Du, und wenn alle Jury's Alt-Englands Dich freigeſprochen hätten, wenige Tage darauf mit einem Stricke um den Hals in der Themſe. — Nun Adieu, auf Nimmerwiederſehen!"

Der Menſch wollte noch einige Worte ſprechen, aber ein gebieteriſcher Wink verſchloß ihm den Mund, er nahm die Doſe vom Tiſche und ging zur Thüre hinaus.

Amelie war verwundert über dieſe Art von Juſtizpflege, ſie meinte, Einer oder der Andere werde Einwendungen machen, aber Alle ſchienen die Autorität ihres Vorgeſetzten ſo zu reſpectiren, daß ſich Niemand auch nur das kleinſte Wörtchen erlaubte.

Nur noch wenig wurde hin und her geſprochen. Mary's Ehegemahl bemerkte, daß es Zeit ſei ſich zu trennen. Die Anweſenden verließen einzeln das Zimmer, und Mary, ihr Gatte und Amelie waren die Letzten, die ſich auf den Heimweg begaben. Wie es ſchien, wählten die Begleiter des Fräuleins diesmal abſichtlich einen andern Weg als den früheren. Nach Verlauf von einer Viertelſtunde ſtanden ſie an der Thüre des kleinen Hauſes neben Old-Bayley. Kaum hatte ſich Amelie umgekleidet, als Mary's Gemahl, der ſich inzwiſchen entfernt gehabt, wieder eintrat. Er erſchien jetzt in der Haustracht eines gewöhnlichen Bürgersmannes. Von der Pudelmütze und Jacke war ſo wenig wie von Perrücke und Spitzenmanſchetten, diesmal etwas an ihm zu ſehen.

„Bald nach Tagesanbruch," ſagte er lächelnd, „wird Ihro Hoheit die Koſtbarkeiten und Briefe zurückgeſendet erhalten. Ich könnte ſie Ihnen ſogleich mitgeben, aber man würde Sie mit Fragen beſtürmen, die Sie in Verlegenheit bringen könnten, und ſo iſt es beſſer, die Sache hat den Anſchein, als wüßten Sie von der Wiedererlangung der Dinge nicht ein Wort. — Die größte Verſchwiegenheit darf ich Ihnen wohl nicht erſt anempfehlen."

„Nein, Sir," rief Amelie warm, „dies dürfen

Sie nicht! Ich wäre das undankbarſte Geſchöpf, wenn ich plaudern könnte. Sagen Sie mir lieber, wie ich Sie belohnen kann; denn außer den fünfhundert Pfund, die die Prinzeſſin ausgeſetzt, will ich gern aus eignen Mitteln —"

Jener unterbrach ſie durch eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Jonathan Wild," ſagte er höflich, „macht ſich ein Vergnügen daraus, Ihrer Hoheit der Prinzeſſin, ſo wie Miß Amelie W., gefällig geweſen zu ſein. — Ich werde nicht das Geringſte für die geringe Bemühung annehmen. — Sie, Miß," ſetzte er lächelnd hinzu, „hatten eigentlich die meiſte Mühe bei der Sache, und leider konnte ich Sie dieſer nicht überheben. Mein Verdacht war vorzüglich gegen einen Andern von der Geſellſchaft gerichtet, der wie Robin gleichfalls eine Schmarre im Geſicht hat. Beim Befragen würde nichts herausgekommen ſein; dies wußte ich. Ich mußte es mithin dem Schuldigen auf den Kopf zuſagen und ihn überraſchen können. Die Sache konnte aber nur glücken, wenn Der, dem Sie an jenem Abende begegneten, ermittelt war."

„Jedenfalls freut es mich," ſagte Amelie, „daß

Sie den Menſchen ſo gelind beſtraften. Nach dem Anſchein war zu befürchten, daß es von Seiten der Andern eine Schreckensſcene geben würde, und das wäre entſetzlich geweſen.“

„Ja, die Burſchen haben eine etwas hitzige Leber, und halten auf Ehre;“ verſetzte Wild mit Lachen. „Sie hätten ihn am liebſten todtgeſchlagen, und das wäre ein ganz unnützes Verbrechen geweſen. Dieſer Kerl wird ſich bei Zeiten ſelbſt dem Galgen überliefern.“

„Glauben Sie, daß er dieſe Doſe dem Oberſten überbringt?“ ſagte Amelie mit zweifelnder Miene.

„Wenn er geſcheit iſt, ſo thut er es, wenn nicht — ſo wird er gehangen;“ verſetzte Jener gleichgültig. „Es findet ſich dann ein ehrlicher Goldſchmied, welcher vor Gericht beeidigt, daß Robin Trotter ihm eine Doſe, die er an dem darauf befindlichen Wappen als dem Oberſten Richards gehörig erkannt, zum Kauf angeboten. Der Menſch wird verhaftet, von ein paar andern Zeugen wird eidlich erhärtet, daß ſie geſehen, wie er bei Blackfriars etwas dem Oberſten aus der Taſche gezogen habe, und davon gelaufen ſei. —

Zum Hängen iſt dies hinreichend, ſelbſt wenn er nicht eingeſtehen ſollte.“

„Und wenn er Sie und die Ihrigen vor Gericht angiebt?“

„Erſtlich thut er es nicht, weil er nicht weiß, daß von uns der Schlag kommt, thut er es aber dennoch, ſo findet er keinen Glauben. — Wiſſen Sie nicht, daß man in einem Magazin ſich manchmal ein paar Ratzen gefallen läßt, wenn ſie nicht allzugroßen Schaden anrichten, und man einmal weiß, daß ſie das Haus von fremden Ratzen rein halten? — Daß die Hunde in Konſtantinopel, wenn auch für unrein angeſehen, dennoch aus Rückſichten geduldet werden, und keinen fremden Compagnon in ihrem Revier aufkommen laſſen, iſt Ihnen wohl auch bekannt?“

Während Wild mit einer Ruhe ſprach, als ob es ſich von einer Sache handle, bei der er nicht im Allergeringſten betheiligt ſei, konnte Amelie nicht ſatt werden den räthſelhaften Mann zu betrachten, von dem ganz London ſprach, den Jeder kennen wollte, und den Jeder anders ſchilderte, und noch verſchiedener beurtheilte. In der That war damals ſein

Name in Aller Munde, er gehörte, ſo zu ſagen, zu den Merkwürdigkeiten Londons. Den Einen zufolge war er ein Menſch aus der Hefe des Volks, mit gemeinen Manieren, und einer pöbelhaften, aus Schwüren und Flüchen zuſammengeſetzten Sprache. Andere ſchilderten ihn dagegen als einen feinen, ungemein ceremoniöſen Gentleman, von ausgezeichneter Sprache und Bildung. Noch Andere erklärten beide Schilderungen für völlig untreu. Ihnen zufolge war er ein ganz gewöhnlicher Bürgersmann in Anzug, Rede und Benehmen; ſie fanden an ihm nichts, das ihn von andern Leuten dieſes Standes unterſchieden hätte. Eben ſo verſchieden wie ſeine Perſon ward auch ſein Wirken beurtheilt. Die Meiſten hielten ihn für einen ungemein kühnen und ſchlauen Dieb, der ſein Gewerbe als eine Art Monopol ausbeute, und darin von der Regierung, die ihn zugleich als Spion benutze, als ein nothwendiges Uebel ſo lange geduldet werde, bis ſie es angemeſſen fände, ihn aufhängen zu laſſen. Eine kleine Anzahl Philanthropen ſahen in ihm indeß einen Mann, der ſich aus Inſtinct oder aus Schwärmerei die Aufgabe geſtellt, die Diebe unerbittlich zu verfolgen, und ſie nach und nach an den Galgen zu bringen, und der, blos um dieſen Vorſatz auszuführen, ſich ihnen eine Zeitlang zugeſelle. Darüber indeß hatte man volle Gewißheit, daß Jonathan Wild alle Spitzbuben der Hauptſtadt kenne, daß er mehrere derſelben bereits dem Arme der Gerechtigkeit überliefert habe, und daß, wenn er von ihnen als Theilnehmer an ihrem Gewerbe bezeichnet und vor Gericht geſtellt worden, ihm niemals etwas bewieſen werden konnte. Jedesmal hatte er dann mit großer Ruhe Rede und Antwort gegeben, unverwerfliche Zeugen hatten für ſeine Unſchuld ausgeſagt, und ſein Alibi beſchworen; er war ſtets freigeſprochen worden.

Nach nur kurzer Unterhaltung hörte Amelie das Raſſeln eines Wagens.

„Der Wagen iſt zu Ihrem Befehl!" ſprach Wild verbindlich. „Mary wird ſie bis in die Nähe des Schloſſes begleiten, und mir Nachricht bringen, daß Sie das Portal glücklich überſchritten haben."

Mit einer artigen Verbeugung bot er dem Fräulein, das nicht genug Worte finden konnte, ihm ihre Dankbarkeit auszudrücken, den Arm, führte ſie zu dem Wagen, und bald rollte dieſer mit Amelien und ihrer Begleiterin von dannen. Auf demſelben Platze, wo ſie früher eingeſtiegen waren, hielt die Equipage wieder, und nach einigen hundert Schritten Gehens und etlichen Dankesworten, die Mary mit einer Art freundlichen Knurrens erwiederte, überſchritt Amelie das Schloßthor. Eine Frage an ihre Dienerin gab ihr die Gewißheit, daß Niemand ſie vermißt habe. —

Es war am folgenden Morgen, als Amelie zur Prinzeſſin gerufen ward. Die Fürſtin war noch im Bett. Als das Fräulein eintrat, las Jene eben ein Billet.

„Stellen Sie ſich vor, Amy, die Bijoux und die Briefe ſind wieder da!“ rief ihr die Prinzeſſin fröhlich entgegen. „Da, leſen Sie ſelbſt!“ —

Der Brief war von Jonathan Wild. Sie las: „Wie ich in Erfahrung gebracht habe, ſind, angeblich durch eine kleine Unvorſichtigkeit, die ſich Miß Amelie W. zu Schulden kommen laſſen, einige werthvolle Sachen und Briefe aus den Zimmern Eurer Königlichen Hoheit entwendet worden, und Höchſtdieſelben haben einen Preis von fünfhundert Pfund auf die Wiedererlangung geſetzt. Es gereicht mir zum größten Vergnügen, daß ich im Stande war, dieſe Gegenſtände auszumitteln, und ich habe die Ehre, ſie hiermit Eurer Hoheit zuzuſtellen. Möchten Sie genehmigen, daß ich auf den ausgeſetzten Preis verzichte, indem ich die Verſicherung beifüge, daß ich mich außerordentlich belohnt fühlen würde, wenn Eure Hoheit die Gnade, welche Miß W. durch den kleinen Fehler verſcherzt haben könnte, ihr wieder zuwenden wollten.

Jonathan Wild.'

„Ein ſonderbarer Menſch, dieſer Jonathan Wild!" ſagte die Prinzeſſin, als Amelie das Billet zurückgab. „Ich will mit Lord Walpole ſprechen. Man ſollte meinen, die ungemeine Umſicht und Thätigkeit jenes Mannes müſſe ſich zu beſſern, und der Geſellſchaft nützlichern Zwecken verwenden laſſen."

„Hier nehmen Sie!" ſagte die Prinzeſſin nach einigen Minuten Nachdenkens, indem ſie dem Fräulein die Koſtbarkeiten und die Briefe hinreichte. „Ich gebe Ihnen nochmals dieſe Dinge zur Aufbewahrung, und glaube damit dem Wunſche, der in dem Billet ausgedrückt iſt, nachzukommen. Ich denke Sie werden jetzt in doppelter Hinſicht vorſichtiger ſein."

Ameliens ſchönes Geſicht überflog bei den Worten ihrer Gebieterin der Purpur der Freude, wie der Beſtürzung.

„Lady Suffolk,“ ſprach die Prinzeſſin, als das Fräulein ihr in großer Verwirrung die dargebotene Hand geküßt hatte, „wollte bemerkt haben, daß Lord Harry B. ſich lebhaft für Sie intereſſire. — Ich für meinen Theil habe nichts bemerkt, aber die gute Howard hat in ſolchen Dingen ſcharfe Augen und viele Erfahrungen. — Ich fand angemeſſen, mit dem Lord geſtern darüber zu ſprechen, und dieſer erklärte, daß er ernſte Abſichten habe, daß ſein Vater aber gegen dieſe Verbindung ſei. Nun ſollte ich meinen, daß die Abneigung des Grafen ſich wohl beſiegen laſſen dürfte, und ich glaube daß wenn Lord Harry mit dem Prinzen ſpräche, und um deſſen Verwendung bäte — denn ich menge mich in nichts — ſo könnte das von guter Wirkung ſein. Sprechen Sie doch mit Lord B. darüber. — Ich bin überzeugt, der Prinz wird ihm die Bitte nicht abſchlagen. — Empfangen Sie aber den Lord öffentlich, und auf Ihrem Zimmer. — Guten Morgen!“

Es verging faſt eine Viertelſtunde, ehe die Röthe der Beſchämung von Ameliens Wangen gewichen war.

weder Zorn noch Anmaßung, nicht ein Schatten empfundener Beleidigung in den Zügen des jungen Mannes zu leſen.

Du läßt mir nur Gerechtigkeit in Deinen Vorausſetzungen widerfahren! ſprach er mit ruhiger Würde. Sei verſichert, daß ich morgen bei Mathilden für Dich werbe, ehrlich, und wie ein Freund für den andern zu thun im Stande iſt. — Gute Nacht.

Burgsdorf wollte ſprechen, Froben winkte abwehrend mit der Hand. Kopfſchüttelnd verließ der Offizier das Zimmer, und Emanuels Thränen rollten noch auf Mathildens Blumen, als der Stral der Morgenſonne den öſtlichen Himmel vergoldete.

Es war wenige Stunden nach Aufgang des ſchönen Tagesgeſtirnes, als eine Ordonnanz, durch ihre Uniform als dem Dragonerregimente Grumbkow angehörig bezeichnet, in den Schloßhof zu Schwanitz ſprengte und nach kurzem Verweilen ebenſo ſchnell davoneilte, als ſie gekommen war. Bald darauf ſah man die beiden jungen Männer in Reiſekleidern. Während Karl mit dem Oheim ſich in dem Zimmer des Letztern in lebhaftem Zwiegeſpräche befand, eilte Emanuel Froben mit ſchnellen Schritten in den alterthümlichen Garten. Mit Haſt durchſchritt er die dunkeln Buchengänge, welche denſelben in eine unendliche Menge

Es war kein Zweifel, die Prinzeſſin ahnete recht gut, warum an jenem Abende das Fräulein das Zimmer offen gelaſſen hatte. Auf eine Einladung Ameliens erſchien Lord Harry noch an demſelben Morgen bei ihr. Es hätte der Einladung überdies kaum bedurft. Er brannte vor Ungeduld dem Mädchen mitzutheilen, daß nicht nur die Prinzeſſin am geſtrigen Abend einige Worte über ſeine Neigung für Amelien geſprochen, und als er ihr ſeine Abſichten erklärt, geäußert habe, daß es ihr angenehm ſein würde, wenn die Verbindung zu Stande käme, ſondern daß er hoch erfreut geweſen ſei, als auch ſein Vater ganz von ſelbſt von dieſem Gegenſtand zu reden angefangen, und ſich erkundigt habe: ob Amelie mit einem verſtorbenen Fregattencapitain Sir William W. verwandt ſei? Auf die Antwort, daß dies Ameliens Vater geweſen, ſei der Graf nachdenklich geworden, und habe den Verſtorbenen einen ‚braven Mann' genannt. Mit dieſem Titel, ſetzte der Lord fröhlich hinzu, ſei ſein Vater nun nichts weniger als beſonders freigebig, er hoffe gegenwärtig das Beſte, und habe mit gutem Bedacht das Geſpräch mit dem alten Herrn nicht fortgeſetzt. Er kenne ihn zu wohl, und wiſſe, daß hartnäckiges Drängen ihn jederzeit nur noch unerbittlicher mache, während ruhige Ueberlegung ihn manchmal von einem gefaßten Entſchluß zurückkommen laſſe. Verwendete ſich nun der Prinz für die Sache, ſo könnte letztere, bei der großen Anhänglichkeit des Grafen an das königliche Haus, ſich auf keinem beſſern Wege befinden. —

Lord Harry hatte ſich in dieſer frohen Vorausſetzung nicht getäuſcht. Sein Vater war ein zu alter Tory-Edelmann, als daß ein paar Worte des Prinzen von Wales nicht die meiſten Schwierigkeiten, die einer Verbindung mit Amelien hätten entgegenſtehen können, aus dem Wege zu räumen im Stande geweſen wären. Was noch übrig blieb, ward durch die Erinnerung an den Ruhm, den ſich der Vater des Fräuleins als Seemann erworben, vollends gehoben. Es dauerte mithin nicht lange, bis der alte Graf ſeinem Sohne, wie ganz auf eigne Eingebung, erklärte, daß er ſich die Sache hinſichts einer Verbindung mit Amelie W. noch einmal überlegt hätte, und ſeine Einwilligung nicht länger vorenthalten wolle. Wenige Wochen ſpäter ward die Heirath fröhlich vollzogen. — —

Es dürfte dem Leſer vielleicht wünſchenswerth ſein, etwas über die fernern Schickſale Jonathan Wilds zu erfahren. Wie es ſchien, hatten die Anerbietungen, die dem ſonderbaren Manne von dem Miniſter gemacht worden, um ihm eine ſittlichere Bahn für ſeine ungemeine Regſamkeit anzuweiſen, nicht die Aufnahme gefunden, welche eine ſo wohlwollende Geſinnung verdient hätte. Er trieb ſein altes Leben, Diebe einzufangen, und an Diebſtählen Theil zu nehmen, um, wie er ſagte, „den Reichen eine Steuer aufzulegen,“ fort. Es iſt unbekannt geblieben, ob er am Ende allzuunvorſichtig, oder der Behörde, welche, weil ſie ihn gebraucht, ihn ſo lange geduldet, endlich zur Laſt geworden; ſo viel iſt gewiß, daß er, zwei Jahre nach Antritt der Regierung Georgs des Zweiten, wegen Diebſtahls verhaftet ward. Das Urtheil der Jury fiel ſehr ungünſtig aus. Er ward für ſchuldig erklärt, und, da nun eine ungeheure Menge Diebſtähle, an denen er Theil genommen, an's Licht kamen, ſo konnte er von Seiten der Krone nicht begnadigt werden. Er ward zu Tyburn gehangen. — Von der alten Mary, der er im Zorne oder Trunkenheit, außer dem Ohr, das ſie ſchon früher durch ihre Keifluſt verloren, noch in einem ehelichen Scharmützel die Naſenſpitze abgehauen, hatte er ſich bereits ſeit ein paar Jahren getrennt, ihr aber vorher eine Penſion geſichert. —

Ein Mann aus dem Volke.

Erzählung.

„Ihr ſagt: ich ſei ein Mann, und als ein Mann will ich mich zeigen.“

Erlach, in Joh. Müllers Geſch. d. Schweiz.

Ein paar Jahre vor Ausbruch der Revolution von 1789 hielt eine etwas altfränkiſche Staatskutſche vor der Thüre eines Hotels zu Verſailles, das der Marquiſe von Saint Georges gehörte. Der Kutſcher, ein großer baumſtarker Mann in ſtark brodirter Livrée, ſo wie zwei Laquaien, die rechts und links der geöffneten Wagenthüre ſtanden, blickten ſpöttiſch lächelnd auf einen jungen Bürgersmann, der einfach aber nicht ohne Geſchmack gekleidet, ſich in der Thür des nebenliegenden Hauſes befand, und der, als er bemerkte, daß er der Gegenſtand der Unterhaltung der Domeſtiken ſeiner vornehmen Nachbarin ſei, mit krauſer Stirn in ſein Haus zurücktrat. Eben erſchien die Marquiſe, eine Frau von etwa funfzig Jahren, begleitet von ihrer ſiebzehnjährigen Tochter an der Thüre. Die Erſtere war ſtark, unterſetzt, ihr Geſicht zeigte Spuren früherer Schönheit und trug den Ausdruck eines gewiſſen Stolzes. Beide zuletzt genannten Eigenſchaften waren noch mehr auf dem Antlitz der Tochter ausgeprägt. In der That galt Pauline von St. Georges für das ſchönſte Mädchen am Hofe von Verſailles. Ihr hoher Wuchs, ihre edle Haltung, die Lilienweiße ihrer Haut, ihr glänzend dunkles Haar, vereint mit der regelmäßigen Geſichtsform, lenkte überall wo ſie erſchien die Augen auf die ſchöne jungfräuliche Geſtalt. Daß ſie der Neiderinnen viele hatte, konnte nicht fehlen. Beſonders war dies der Fall, als Pauline von Seiten des Königs eine Auszeichnung erhielt, die ſchon lange nicht mehr ertheilt worden war. Es war dies das ſogenannte „Frauenbrevet“. Unter Ludwig dem Funfzehnten war man auf die Idee gekommen, jungen Mädchen aus den vornehmſten Geſchlechtern, die ſich durch ein beſonders vortheilhaftes Aeußere auszeichneten, an gewiſſen Tagen, wo ſonſt nur verheirathete Damen in den Hofcirkeln erſcheinen durften, gleichfalls den Zutritt zu geſtatten. Der für die Schönheit der Frauen ſo beſonders empfängliche Monarch hatte auf dieſe Weiſe den Damenkreis ſeines Hofes zu verſchönern geſucht. Da man indeß nicht allen jungen Mädchen aus den erſten Geſchlechtern dieſen Vorzug ertheilen wollte und konnte, ſo erfand man dieſe ‚Frauenbrevets‘ und die damit Begnadigte erhielt dadurch alle die Vorrechte und Ehrenbezeigungen, die ihr zugekommen wären, wenn ſie bereits mit einem Manne von dem Range ihrer eigenen Familie vermählt geweſen wäre. Unter Ludwig dem Sechszehnten wurde dieſe Gunſt nur noch ſehr ſelten bewilligt, da dieſer tugendliebende Fürſt ſehr bald die Uebelſtände erkannte, welche dieſe Einrichtung mit ſich geführt hatte. Da alle Welt wußte, daß nicht ein beſonders hoher Rang der Marquiſe von St. Georges, denn es gab unzählige Adelsfamilien, die der ihrigen gleich waren, noch ein vorzüglicher Reichthum, denn dieſer war ſehr zuſammengeſchmolzen, ſondern lediglich die ausgezeichnete Schönheit des Fräuleins die Urſache der erlangten Begünſtigung war, ſo war es nicht zu verwundern, daß die Vorſtellung ihres eigenen Werthes, die in dem Köpfchen der jungen Perſon erzeugt wurde, eben nicht hinter jener zurückblieb. Die Hofcirkel jener Zeit — beſonders aber am Hofe von Verſailles — waren äußerſt mannigfach. Außer den großen Courtagen, Präſentationen, Bällen, Concerten, den Feſten aller Art, die auch noch in unſern Tagen ſtattfinden, gab es noch Levers mit ‚petite‘ und ‚grande Entrée‘, ‚Fetes champetres‘ und dergleichen; der Rang und das Herkommen aber beſtimmten, wer daran Theil nehmen durfte oder eingeladen wurde. Die Abſtufungen waren ſehr vielfach, die Beſtimmungen, wer Zutritt habe und wer nicht, waren durch Ausnahmen, die zu Gunſten des Einen oder des Andern gemacht worden, ziemlich ungewiß, und es gab mithin eine Menge Intriguen. Wem es ſeinem Range nach erlaubt war, bei der ‚grande Entrée‘ zu erſcheinen, ſehnte ſich nach der ‚petite Entrée‘, und wer beim ‚königlichen Spiel‘ zugelaſſen wurde, bot Alles auf, um auch an den ‚Fetes champetres‘ Theil nehmen zu dürfen. Bei einigen der damaligen Hoffeſte fanden indeß ſehr ſonderbare Verhältniſſe ſtatt. Am meiſten war dies an den ‚Spielabenden zu Marly‘ der Fall. An ſolchen verſammelte ſich der königliche Hof, und die Herren und Damen, die das Vorrecht der ‚petite‘ und ‚grande Entrée‘ genoſſen, in dem ‚Pavillon der Sonne‘, in welchem die königliche Familie logirte. Hier ward an einer langen grünen Tafel ‚**Lansquenet**‘ (Landsknecht, ein bekanntes Hazardſpiel) geſpielt, und oft große Summen gewonnen oder verloren. So weit war Alles in der Ordnung und nichts Ungewöhnliches dabei. Beſondere Eigenthümlichkeiten, die in unſern Tagen wohl kaum mehr vorkommen würden, waren folgende. Ein gewiſſer Herr von Chalabre, der als ein Spieler von Gewerbe angeſehen ward, machte Bank, und ein verabſchiedeter Kapitain, Mr. Poinçon, war ſein Croupier. Nichthoffähige Damen aus Paris und Verſailles, die aber im Staat erſcheinen mußten, durften von einer Gallerie, die unter dem Plafond herumlief, dem Spiele zuſehen, doch nicht den Saal betreten, dagegen hatten Männer jedes Standes, wenn ſie nur anſtändig gekleidet waren, Zutritt in denſelben. Zwar war ihnen nicht erlaubt mitzuſpielen, aber es war ihnen geſtattet, auf die Karten einer ihnen bekannten Dame — wenn dieſe es Jemandem erlauben wollte — Geld zu ſetzen. Theils aus Neugier, theils aus Neigung zum Spiel, benutzten viele junge Männer aus Paris und Verſailles die ihnen ſich darbietende Gelegenheit, und deshalb war der Salon ſtets ſehr gefüllt. Auch heute war ‚Spielabend zu Marly‘, vorher aber ‚grande Promenade‘ des Hofes, und dies größerer und kleinerer Vierecke theilten, und blieb endlich am Eingange einer ſchattigen, in voller Blüte befindlichen Fliederlaube ſtehen, aus der ihm Mathilde entgegentrat.

Alſo iſt es wirklich wahr? fragte ſie haſtig. Ihr geht noch heute nach Magdeburg zurück.

Der Kurfürſt iſt mit dem Heere im Anzuge; entgegnete Froben. Seit ungefähr acht Tagen ſoll er die Ufer des Rheins verlaſſen haben. Alle Truppen der Altmark, ſammt den Fähnlein der Landesbewaffnung, verſammeln ſich bei Magdeburg. In wenig Stunden geht Karl zu ſeinem Regimente; ich erwarte den Fürſten gleichfalls in der Feſtung.

Endlich, rief Mathilde, wird das Vaterland befreit!

Gewiß! entgegnete der Jüngling; doch erſt nach blutigem Kampfe.

Meinſt Du? ſprach das Mädchen beſorgt.

Es iſt kein Zweifel! erwiederte Froben. Wrangel iſt kein ſchlechter Feldherr. In den Schweden lebt noch der Geiſt des großen Guſtav; ſie werden den Sieg nicht wohlfeil verkaufen. Mancher wackere Brandenburger, mir ſagt es eine innere Ueberzeugung, wird ſich auf grüner Haide betten, zog bei dem überaus günſtigen Wetter eine Menge Menſchen dorthin. Auch die Marquiſe von St. Georges und ihre Tochter beabſichtigten an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Schon ſaßen die Damen im Wagen, die Laquaien ſtanden hinten auf und der Kutſcher wollte eben die ſchönen Braunen antreiben, als Pauline von St. Georges den reich mit Lahn und Flittern geſtickten Fächer aus dem Wagenfenſter fallen ließ. Wie der Blitz ſprang der junge hübſche Bürgersmann, der inzwiſchen wieder in die Hausthüre getreten war, herbei, hob den Fächer auf und überreichte ihn dem Fräulein mit einer tiefen Verbeugung. Das ſchöne Geſicht des jungen Mannes war blutroth, als er der Dame den Fächer übergab. Entweder war dies die Folge der ſchnellen Bewegung oder der Betroffenheit über die auffallend kalte und verdrüßliche Miene, mit der das Fräulein den Fächer, ohne ein Wort zu ſagen, ihm aus der Hand nahm. Die Mutter nickte dem jungen Bürger dankend mit dem Haupte, und der Wagen rollte fort. So wie man das Steinpflaſter hinter ſich hatte, wendete ſich die Marquiſe zu der Tochter.

„Du hätteſt dem jungen Menſchen immerhin ein verbindliches Wort ſagen können;“ ſprach ſie verweiſend. „Es iſt angemeſſen, daß Leute unſeres Standes gegen die Bourgeoiſie höflich ſind. Gegen dieſe vergiebt man ſich dadurch nichts, denn es kann nicht zu Familiaritäten führen, was durch zu große Höflichkeit gegen den niedern Adel allerdings leicht der Fall ſein könnte.“

„Ich würde es auch gethan haben, Mama,“ ſagte das Fräulein, „aber der Menſch erſcheint mir ſehr unverſchämt. Er erlaubt ſich häufig nach unſern Fenſtern herauf zu ſehen, und begieße ich meine Blumen, ſpreche ich mit meinem Papagei, ſo kann ich auch gewiß ſein, daß er vor ſeiner Thüre ſteht und mich anſieht.“

„Wäre er ein Mann von Diſtinction, ſo wäre dies Benehmen allerdings unbeſcheiden, aber einem Epicier oder dergleichen muß man ſo etwas nicht anrechnen. Ein ſolcher iſt doch wohl nicht geeignet, Dich in Verlegenheit zu ſetzen. — Henrion!“ ſetzte die Marquiſe zu dem Kutſcher gewendet hinzu. „Kennt Ihr unſern jungen Nachbar? Ich meine den jungen Menſchen, der meiner Tochter den Fächer überreichte.“

„Ob ich ihn kenne, Madame?“ erwiederte der

Angeredete mit jener, einen Anflug von Unverſchämtheit tragenden Vertraulichkeit, den manche Domeſtiken gegen weibliche Dienſtherrſchaften ſich ſo leicht aneignen. „Freilich kenne ich dieſen hochnaſigen Monſieur François Hardy, der, weil er in Lieferungen ſich Geld verdient und ein Haus in Verſailles und ein anderes in Paris hat, ſich geberdet, als ob er ein Edelmann wäre. Stellen ſich Ew. Gnaden vor! Neulich biete ich ihm eine Priſe Tabak an, und erſuche ihn mir die Peitſche aufzuheben, die mir vom Bocke gefallen. Erwiedert mir da dieſer Getreidehändler, dieſe Art von Jaques Bonhomme: er ſchnupfe nicht, und ich möge mich ſelbſt herunter bemühen. Es iſt erſtaunlich, was ſich der Menſch einbildet! Ich wette, wir begegnen ihm noch auf ſeinem Braunen, der ihm hundert Louisd'or koſtet, denn er reitet ſehr oft nach Marly an den Tagen, wo die ‚Promenaden' ſtatt finden.“

„So iſt er wohl ein ſehr großer Verehrer des Königs und der Regierung?“ fragte die Dame.

„Keinesweges, Madame, und der Menſch iſt mir ſchon deshalb in der Seele zuwider, weil ich ihn neulich zu Jemand, der zu den unruhigen Köpfen, den

Schreiern, den Nivelleurs gezählt wird, ſagen hörte der Anfang vom Ende komme immer näher heran, und Frankreich ſei bereits am Rande des Verderbens.“

„Solche unverſchämte Aeußerungen werden jetzt oft gehört,“ verſetzte die Marquiſe, „und es iſt kein Wunder, wenn ſich die Populace dergleichen erlaubt, da Herr von Lafayette und die jungen Herren von der Partei der ſogenannten Amerikaner, von denen man doch etwas Beſſeres erwarten ſollte, ſolche Reden öffentlich hören laſſen. Bei alledem iſt keine große Gefahr dabei. Wer ſchreiet, handelt nicht, und ich kann die Beſorgniß vor einem Volksaufſtande nicht theilen.“

„Es iſt auch nur zum Lachen, Madame, aber manchmal ärgert man ſich dennoch!“ ſprach Henrion. „Der König iſt allzu gut. Er ſollte ſtrenger ſein, und den Herren von der Robe — denn die Advokaten ſind die Aufwiegler — tüchtig den Mund ſtopfen. Es iſt arg, was ſich jetzt das Volk erlaubt. Hatten ſich da neulich eine Menge Menſchen am Eingange des Schloßhofes zuſammenrottirt, die wegen der Brodtheurung einen greulichen Spektakel machten. Das Regiment Flandern rückte eben zum Exerciren aus. Wäre ich deſſen Oberſt geweſen, ich hätte mir das Vergnügen nicht entgehen laſſen, die Lärmmacher mit dem Bayonett auseinander zu fegen."

Der Kutſcher wollte in ſeiner Rede noch fortfahren, als plötzlich ein Wagen, gezogen von ein paar feurigen Rappen, vorbeibrauſ'te.

„Morbleu! Welche Frechheit!" rief Henrion, hieb auf ſeine Braunen, und jagte im Galopp vorwärts, um jenem zuvorzukommen.

Die Wagen fuhren in geſtrecktem Galopp einige Augenblicke neben einander, doch jetzt ſtießen ſie zuſammen. Der fremde Wagen krachte, aber Henrion ließ ſich nicht irren, er lachte laut auf und jagte vorbei. Alles dies war das Werk eines Augenblicks.

Da Frau von St. Georges vor Angſt laut aufſchrie, ſo ſuchte der Kutſcher die Pferde mehr anzuhalten, aber dieſe waren durch den Wettlauf, die Peitſchenhiebe, das Geſchrei der Damen wild geworden, ſie drangen auf die Zügel. Unglücklicherweiſe riß einer derſelben in dem Momente, als Henrion die Pferde wieder in ſeine Gewalt zu bringen ſuchte, und nun jagten die Roſſe in voller Karriere die Straße vorwärts. Die Gefahr war groß. Erreichten die

Pferde den Punkt, wo der Weg nach dem Orte einbog, ſo mußte der Wagen jedenfalls umſtürzen, und ein Unglück war unvermeidlich. Die Damen waren vor Schreck geiſterbleich. Zu ſchreien wäre ihnen ſelbſt nicht mehr möglich geweſen, ſie hielten ſich bereits für verloren. Plötzlich ſahen ſie einen Reiter, den ſie in einiger Ferne auf einem Feldwege vorbei galoppiren bemerkt, von ſeinem Wege abbiegen, ſein Pferd in Karriere ſetzen und mit verhängtem Zügel daher jagen. Mit augenſcheinlicher eigener Gefahr ließ er ſein Roß über einen Graben ſpringen, und in wenigen Augenblicken war er in der Nähe des Wagens. Mit Kraft ergriff er eins der beiden Pferde an den herumflatternden Zügeln, und indem er es dicht an das ſeinige heranriß, gelang es ihm nach und nach, die wüthenden Thiere zum Stehen zu bringen. Henrion und die Laquaien ſprangen nun auch von dem Wagen, ſie bemeiſterten die Roſſe und halfen den Damen, die faſt einer Ohnmacht nahe waren, aus der Chaiſe. Der Fremde ſtand indeß bei ſeinem Pferde, das von der Anſtrengung keuchte, er machte den Damen, deren Blicke ſich auf ihn richteten, eine ſtumme Verbeugung, und ſchien einen

Augenblick zweifelhaft, ob er noch länger verweilen und ſich nach dem Befinden der Damen erkundigen, oder ſeinen Weg fortſetzen ſolle, als die Marquiſe in ihm ihren jungen Nachbar erkannte.

„Wie, mein Herr,“ ſagte ſie verbindlich zu ihm, „meine Tochter hatte noch nicht Gelegenheit gefunden, Ihnen ihren Dank für die bewieſene Artigkeit auszudrücken, und ſchon verpflichten Sie uns auf's Neue durch einen bei weitem größeren Dienſt! — Ich wünſchte nur, daß ich Gelegenheit fände, Ihnen meine Erkenntlichkeit für Ihren Beiſtand in augenſcheinlich ſehr großer Gefahr zu bezeigen.“

„Gewiß,“ ſagte Pauline, hoch erröthend, als ſie ſah, daß der junge Mann ſein Auge mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit auf ihr ruhen ließ, „gewiß, wir ſind Ihnen ſehr dankbar.“

Die Pferde waren inzwiſchen immer noch ſehr unruhig und über und über mit Schaum bedeckt.

„Ich wollte Ihnen rathen, Frau Marquiſe,“ ſagte der junge Mann, „daß Sie bei der Aufregung der Thiere ſich ihnen nicht ſogleich wieder anvertrauen. Hier dieſer Fußweg führt nach dem Schloſſe. Er iſt dreimal näher als der Fahrweg.“

„Ich bitte, Maman, laſſen Sie uns ihn einſchlagen, denn ich fürchte mich entſetzlich;" ſagte das Fräulein.

„Wenn dieſer Herr unſer Führer ſein wollte, ſo bin ich gern dazu bereit;" ſagte die Marquiſe. — „Sie wollen, mein Herr? — Wohlan, ſo geben Sie Ihr Pferd einem meiner Laquaien und ſein Sie unſer Begleiter;" ſetzte ſie verbindlich hinzu.

François Hardy ging jetzt neben den Damen auf einem Fußſtege fort, der durch die ſchattigen Alleen des Parks nach dem Schloſſe führte. Die Unterhaltung ward bald lebhaft; obwohl ſie blos zwiſchen der Marquiſe und dem jungen Bürger geführt wurde, das Fräulein aber nur dann und wann ein Wort dazu gab. François Hardy zeigte ſich in ihr als einen einfachen, ernſten und wohlunterrichteten jungen Mann. Er war nicht im mindeſten verlegen, ſeine Reden zeigten von Verſtand und Anmuth des Weſens, er war höflich, doch war ſeine Höflichkeit weit von Kriecherei und Unterwürfigkeit entfernt. Man merkte, daß er mit Frauen, die nicht von dem Range der Marquiſe und ihrer Tochter geweſen wären, auf eben dieſelbe Weiſe geſprochen haben würde. Im

Laufe des Geſprächs richtete er ſeine Worte auch manchmal an das Fräulein, doch ſchien er hier etwas befangener als wenn er zu der Marquiſe ſprach; ſein ſchönes Geſicht überflog in dieſem Falle eine ſchnell erſcheinende und eben ſo ſchnell wieder verſchwindende Röthe. Da die Marquiſe über ſeine Familienverhältniſſe zu ſprechen anhob, ſo erzählte er in gedrängter Kürze: wie ſein Vater vor nicht zu langer Zeit geſtorben, daß er deſſen Geſchäft, den Getreidehandel, mit ungewöhnlichem Glück fortgeſetzt habe, und jetzt im Begriff ſei ſich in Paris niederzulaſſen, um ſein Geſchäft dort mehr im Großen zu betreiben.

Man war eben in einer Gegend des Parks angekommen, wo man eine Ausſicht in eine etwas entfernte Allee hatte. Wie es ſchien, bewegte ſich dort eine große Menſchenmaſſe.

„Die ‚große Promenade‘ hat ſchon begonnen!“ rief die Marquiſe, ihre Blicke nach jener Gegend richtend. „Gewiß hat der Wunſch, dieſe anzuſchauen, Sie heute nach Marly geführt, Mr. Hardy?“

„Keineswegs, Frau Marquiſe;“ verſetzte trüb lächelnd der junge Bürger. „Ich habe ſolche ſonſt ſchon geſehen, und muß offen geſtehen, daß in einer ſo unglücklichen Zeit wie die jetzige, die prunkvollen veralteten Formen zu ſchauen mich wenig vergnügt."

„Was alſo iſt's denn das Sie heute herführt?" fragte mit etwas krauſer Stirn die Dame.

„Der Wunſch, das ‚königliche Spiel' zu ſehen;" verſetzte Jener. „Man ſpricht ſo viel ungereimtes Zeug von den enormen Summen, die da täglich gewonnen und verloren werden ſollen, daß ich wohl wünſchte, einmal mit anzuſehen was davon wahr iſt."

„Nichts iſt davon wahr!" fiel Pauline eifrig ein. „Ich habe ſelbſt geſehen, daß der König eine ſehr verdrüßliche Miene machte, als Jemand aus ſeiner nächſten Umgebung ſich einen ungewöhnlich hohen Satz erlaubte."

„Er ſollte befehlen, ſtatt verdrüßlich zu ſein;" ſagte Hardy kalt. „Vielleicht thäte er am beſten, das öffentliche Spiel an ſeinem Hofe in der jetzigen Zeit gar nicht zu geſtatten."

Die Marquiſe machte eine Miene, als ob ſie ſagen wolle, daß ein Getreidehändler für Dinge dieſer Art kein Urtheil haben könne.

„Sie lieben wahrſcheinlich das Spiel nicht?" fragte Pauline ein wenig kurz.

doch nicht ohne vorher den Lorber ſich um die blutige Stirn gewunden zu haben.

Du biſt ſo ernſt, ſo feierlich! ſprach Mathilde, indem ſie durch einen Wink mit der Hand den Jüngling zu einem Spaziergange durch die ſchattigen Hallen auffoderte. Haſt Du eine beängſtigende Ahnung von dem Ausgange des Kampfes?

O nein! rief Froben. Der Ausgang wird, er muß herrlich ſein! Wir fechten auf heimiſcher Erde, für Vaterland und Freiheit. Er wird an unſerer Spitze ſein; er, unſer Fürſt und Führer. — Du ſollteſt ihn ſehen, Mathilde, am Tage des Gefechtes, wenn er das Schwert zieht, und die Adlerbanner entfaltet werden! Die unendliche Ruhe in den edeln Zügen, der ernſte und doch dann auch ſo freundliche Blick des Helden! Es iſt unmöglich, daß nicht auch das kleinmüthigſte Herz ſich gehoben fühlte bei dieſem Anblicke.

Lange wanderten der Jüngling und das Mädchen ſchweigend durch einen breiten Schattengang, der ſich vor ihnen aufthat. Beide ſchienen etwas auf dem Herzen zu haben. Jedes ſchien ſprechen zu wollen, ohne doch den Eingang finden zu können. Mathilde ermannte ſich zuerſt.

Könnteſt Du nicht, ſprach ſie mit einiger Verle-

„Dennoch, Madame!" erwiederte Hardy lächelnd. „Freilich muß es meinem Geldbeutel angemeſſen ſein, und da gewährt es mir mehr Vergnügen als das Zuſchauen. Würden Sie mir erlauben, heute einen Louisd'or auf eine oder die andere Ihrer Karten ſetzen zu dürfen, ſo würde ich Ihnen für dieſe Güte ſehr verbunden ſein."

Weder Mutter noch Tochter ſchienen von dieſem Antrage ſehr erbaut, doch war es nicht gut möglich ihn abzulehnen. Pauline ſah die Marquiſe fragend an, und dieſe erwiederte nach kurzem Bedenken, doch mit etwas vornehmer Miene:

„Ich denke es wird Niemand etwas Auffallendes dabei finden, wenn Du erlaubſt, daß Herr Hardy, unſer Hausnachbar, ein paarmal Deine Karten beſetze."

Da der Zug, den man von fern erblickt hatte, immer näher kam, ſo war es der Marquiſe gar nicht unangenehm, daß, als ein Laquai meldete, wie Pferde und Wagen ohne weitern Zufall glücklich untergebracht wären, François Hardy erklärte, daß er ſich jetzt entfernen werde. Die Marquiſe hatte unter den Damen des Hofes eine Menge Bekannte, und es wäre ihr wie auch der Tochter nicht ſehr angenehm geweſen, in Geſellſchaft eines Getreidehändlers, der „Hofpromenade‘ zuſchauend, gefunden zu werden. Die Allee hatte ſich indeſſen ziemlich mit Zuſchauern gefüllt, und bald trat der Zug in dieſelbe ein. Die Herren vom Hofe waren ſämmtlich zu Fuß, die Damen aber ſaßen in einer Art kleiner Wagen oder Kariols, die von allen Seiten offen aber mit einem reich vergoldeten Baldachin überbaut waren. Dieſe Wagen wurden von Laquaien in Hoflivrée gezogen. Die Königin, eine noch immer ſchöne Frau, ſaß an der Seite einer Dame von ungemein lieblicher Geſichtsbildung, blonden, reichen Haaren und großen blauen Augen. Der Geſichtsausdruck der Monarchin hatte etwas Ernſtes, faſt Schmerzliches, doch erheiterte er ſich, und er ward ungemein lieblich und freundlich, wenn ſie unter den begrüßenden Zuſchauern ein bekanntes Geſicht erblickte. Dies war namentlich der Fall, als ſie Frau von St. Georges und deren Tochter bemerkte. Obwohl die Mehrzahl beim Vorüberfahren der Königin — der König war nicht bei dem Zuge — auf die achtungsvollſte Weiſe grüßten, namentlich ſich ein Mann, der dicht neben der Mar=

quiſe ſtand, durch äußerſt tiefe Verbeugungen beſonders auszeichnete, ſo gab es doch auch einige Unverſchämte, die in dem Momente, als die Königin vorüberfuhr, ſich den Hut auf den Kopf ſtülpten und ihr ſtarr in's Geſicht blickten. Madame von St. Georges konnte nicht unterlaſſen, ihre Tochter mit einigen Worten des Unwillens darauf aufmerkſam zu machen.

„Sie haben ganz recht, Frau Marquiſe;“ ſagte plötzlich eine heiſere krächzende Stimme ihr zur Seite. „Es iſt nichtswürdig, deteſtabel! Eine ſo edle, vortreffliche Königin ſo augenfällig zu beleidigen! — Und dann die tugendhafte, liebenswürdige, herrliche Prinzeſſin von Lamballe, die, wie ihr Schutzengel, ihr ſtets zur Seite iſt! — Ich ſage nochmals: Es iſt nichtswürdig, abſcheulich, unfranzöſiſch!“ —

Jetzt erſt blickte die Marquiſe genau auf den Sprechenden. Es war ein Mann von kleiner Statur, mager und gegen fünfzig Jahre alt. Sein Kopf war unförmlich, ſein Geſicht verzerrt, ſein Blick hatte etwas Wildes. Sonderbar war es, daß eins ſeiner Augen faſt einen Zoll tiefer ſaß als das an=

dere. Wie es ſchien, rührte dies von den Folgen früherer Ausſchweifungen her.

„Ah, Sie ſind es! Ich glaubte Sie in England!" ſagte die Marquiſe, ihn wie einen Bekannten doch ohne beſondere Ceremonie grüßend.

„Längſt zurück, Madame! Längſt zurück!" erwiederte er. „Ich habe mich indeß an meinen Schreibtiſch gebannt, wo ich einige Broſchüren zu gehöriger Anerkennung der Tugenden unſers vortrefflichen Grafen Artois, ſo wie Sr. Hoheit Monſieurs, ausgearbeitet habe. Mein Symbolum iſt: Die Bourbons, ſtets die Bourbons!"

„Wer war der ſonderbare Mann?" fragte Pauline die Mutter, als das Gedränge Jenen entfernt hatte.

„Ein Taugenichts, ma fille!" ſagte die Marquiſe kalt. „Er war einſt herumziehender Charlatan und verkaufte Kräuter, ſo wie ein Wunderwaſſer, das aber, das Fläſchchen für 2 Louisd'or, wenig Abnehmer fand; endlich machte ihn der Comte d'Artois auf meine Bitte — er überlief mich täglich, da ich, wie er ſagt, ſeine Landsmännin, eine Neufchatellerin, ſei — zu ſeinem Roßarzt. Der Name des Menſchen iſt: Marat."

Die Menſchenmenge hatte inzwiſchen abgenommen, und die Damen gingen dem Schloſſe zu. Daſſelbe lag auf einem Hügel, und beſtand eigentlich aus dreizehn Pavillons, die unter einander durch Bogengänge verbunden waren. In dem mittelſten, dem „Pavillon der Sonne", logirte die königliche Familie; die andern, welche nach den zwölf Zeichen des Thierkreiſes, die in ihnen al fresco dargeſtellt waren, benannt wurden, dienten den Hofleuten zur Wohnung. In einem der letztern trat Frau von St. Georges mit ihrer Tochter ab. Eine Bekanntin logirte hier. Kaum hatten die Damen ihre Toilette vollendet, als die Zeit da war ſich zu dem Spiel zu begeben. Sie fanden bereits eine Menge Hofleute verſammelt. Die Marquiſe war nur in den Salon getreten, als die Gräfin von Senancourt, die Gemahlin eines Parlamentspräſidenten, zu ihr trat.

„Ich komme, Madame," ſagte ſie etwas piquirt, „mich bei Ihnen zu entſchuldigen, daß mein Kutſcher die Unverſchämtheit hatte Ihrem Wagen vorbeizufahren. Ich hatte nicht zeitig genug Ihre Livrée erkannt, um es ihm zu verbieten. Er hatte es indeß beſſer wiſſen ſollen. Jedenfalls bin ich hinlänglich beſtraft, denn mein Wagen iſt zerbrochen.“

„Es geſchah ganz gegen meinen Willen, daß der meinige eilte, ſeinen frühern Platz einzunehmen;“ verſetzte die Marquiſe. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich noch heute dem unvorſichtigen Domeſtiken tüchtige Verweiſe und den Befehl geben werde, nie wieder Ihrer Equipage vorauszueilen, ſelbſt wenn dies von der letztern zuerſt geſchähe.“

Wahrſcheinlich wären noch einige ſpitzige Reden von beiden Seiten gefallen, wenn nicht in dem Salon eine Bewegung entſtanden wäre, und ein Huiſſier mit lauter Stimme: ‚Le roi!‘ gerufen hätte.

Der König und die Königin erſchienen jetzt unter Voraustritt mehrerer Hofchargen, und gefolgt von der Prinzeſſin von Lamballe, der Gräfin von Polignac und einigen andern Damen und Herren. Mit großer Einfachheit und Leutſeligkeit unterhielten ſich der König und die Königin mit verſchiedenen unter den Anweſenden, und bald darauf begab man ſich in den Spielſaal, wo bereits Alles zur Banque arrangirt war. So wie ſich die hohen Herrſchaften und die Damen niedergelaſſen hatten, wurden die Thüren geöffnet und die Zuſchauer traten ein. Es waren deren eine ziemliche Anzahl. Man konnte an den umherſchweifenden Blicken Vieler bemerken, daß ſie ſich zum erſten Male in dieſen Räumen befanden, Andere eilten dagegen hinter die Stühle der Damen zu gelangen, um ſo die beſten Plätze zum Zuſchauen zu gewinnen. Augenſcheinlich waren die Letzteren ſchon öfter hier geweſen. Die Marquiſe und ihre Tochter hatten, wie die meiſten Damen, ihren Platz am Spieltiſche eingenommen. Die Erſtere ſpielte mit abwechſelndem Glück, die Andere mit entſchiedenem Unglück. Sie verlor faſt beſtändig. Eben hatte wieder eine neue Taille begonnen, als eine leiſe Stimme hinter Paulinens Rücken fragte: „Erlauben Sie, Madame?" und ein Louisd'or auf ihre Karte rollte. So wie ſie ſich ein wenig verdrüßlich umblickte, gewahrte ſie François Hardy, der ſehr elegant gekleidet und friſirt hinter ihrem Stuhle ſtand. Wer den jungen Mann in dem modernen, mit einer ſchmalen Goldtreſſe beſetzten Kleide, den Spitzenmanſchetten, der geſtickten Modeweſte geſehen hätte, würde ihn eher für einen der Hofleute, als für einen Getreidehändler gehalten haben; Paulinen fiel ein Stein von der

Bruſt, als ſie das elegante Aeußere ihres Bekannten bemerkte, denn nun konnte ſie hoffen, daß die Sache unbemerkt und ohne nöthig werdende Erklärungen gegen ihre Bekannten vorübergehen würde. Sonderbarerweiſe änderte ſich das Geſchick des Spieles auffallend, als Hardy die Karten des Fräuleins beſetzt hatte. Sie gewann einmal über das andere, und bald war nicht nur ihr Verluſt erſetzt, ſondern ein kleines Goldhäufchen lag neben ihr. Sie ſchien davon ſo angenehm erregt, daß ſie in den Pauſen des Spiels ſich mit dem jungen Manne lebhaft zu unterhalten begann. Sie fand ſich von dem Geſpräche ſehr angezogen als ſie bemerkte, daß der junge Bürger bei aller ſeiner Einfachheit ſehr wohl unterrichtet war, und es überraſchte ſie einigermaßen, daß, als ſie nach der Modeweiſe der Zeit einige engliſche Worte einmiſchte, François Hardy ungemein geläufig in dieſer Sprache die Unterhaltung fortſetzte. Auf ihr Befragen ſagte der junge Mann, daß er dieſe Sprache ſehr liebe, ſo wie, daß er eine kleine auserleſene Sammlung engliſcher Bücher beſitze, deren Benutzung er ihr mit Vergnügen anböte, und ſie um Erlaubniß bäte, ihr ein Verzeichniß derſelben nächſtens zuſtellen zu dürfen.

Das Spiel war in etwa zwei Stunden zu Ende, aber ehe dies noch der Fall war, hatte ſich Hardy ſo ſtill wie er gekommen, blos mit ein paar kurzen Abſchiedsworten wieder entfernt. Auf dem ganzen Nachhauſewege war Pauline zu ihrer eigenen Verwunderung bei weitem mehr mit dem Gedanken an den jungen Getreidehändler, wie an den für ihre Spielcaſſe ſehr anſehnlichen Gewinn von achtzig Louisd'or beſchäftigt. Warum? darüber wußte ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben. Er war hübſch, ſehr hübſch, aber unter ihren männlichen Bekannten gab es ſchönere Männer. Er hatte ihr nicht eine einzige Schmeichelei geſagt, in ſeiner Unterhaltung war nichts von modernen Calembourgs und Witzworten zu ſpüren geweſen, ſie war vielmehr ernſter und einfacher, als wie ſie nur je aus männlichem Munde vernommen hatte, und dennoch war ſie ihr ſehr intereſſant vorgekommen. Am Ende ward ſie ganz ärgerlich auf ſich ſelbſt, daß ſie ſo viel über die Individualität eines — Getreidehändlers nachdachte. Bei alledem hörte dies Denken erſt auf, als ihre Mutter nach der Ankunft in ihrem Hotel Henrion rufen ließ, um ihm, ihrem der Gräfin von Senancourt gegebenen Verſprechen nach, einen Verweis zu geben.

„Ich kann gar nicht ſagen, wie unzufrieden ich über Euer Benehmen bin;“ ſagte die Marquiſe zu dem mit einem frechen Phlegma ihr zuhörenden Domeſtiken. „Ganz abgerechnet die Gefahr, in die Ihr uns gebracht, habt Ihr mir bei der Gräfin von Senancourt, deren Livrée Ihr doch kennen ſolltet, Verdruß bereitet, und ich befehle Euch, künftig die Equipage derſelben ſtets vorauszulaſſen.“

„Madame,“ erwiederte der Kutſcher kalt, „eben weil ich die Equipage der Gräfin kannte, bin ich ihr vorausgefahren, und ich werde ihr ſtets vorausfahren, da dies meine Ehre ſo erfordert.“

„Eure Ehre? Ich verſtehe Euch nicht;“ erwiederte die Marquiſe verwundert.

„Allerdings! Meine Reputation würde darunter leiden, wenn ich dem Wagen der Gräfin von Senancourt den Vorrang geſtattete;“ verſetzte Henrion. „Ew. Gnaden Gemahl war Gouverneur der Bretagne, Sie haben das Recht der ‚petit Coucher‘ bei der Königin. Der Graf von Senancourt war blos Parlamentspräſident zu Rennes, die Gräfin erſcheint nur bei der genheit im Tone, noch einen Tag in Schwaniz weilen? Du ſollteſt bei dem Oheim meine Sache in einer Angelegenheit führen, mit der ich dem alten Manne, der uns ſo lieb hat, nicht gern weh thun möchte.

Ich für Dich reden? ſprach Froben erſtaunt; für Dich, ſeinen Liebling, den Troſt ſeines Alters, wie er Dich ſo gern zu nennen pflegt! —

Möchte er mir erlauben, dieſer Troſt zu bleiben! entgegnete das Mädchen ſehr bewegt; möchte er mir geſtatten, ihn zu pflegen, bis er dereinſt das ſchneeweiße Haupt unter dem Raſen birgt!

Würde er wünſchen können, ja würde er nur im Stande ſein, es zu ertragen, daß Du ihn auf immer verließeſt? fragte der Jüngling mit Verwunderung in Blick und Ton.

Und dennoch! ſagte das Mädchen mit ſchmerzlichem Lächeln. Begreifſt Du die Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Herzens? — Er weiß es, mit welcher Liebe ich an ihm hänge; ich kann mir ſagen, wie wehe es ihm thun würde, auf immer von einem Weſen ſich trennen zu müſſen, welches ihm ſchon durch Gewohnheit werth geworden; dennoch bildet er ſich ein, ich ſei nicht glücklich, bis ich nicht die Gattin irgend eines angeſehenen Mannes unſerer Provinz

‚grande Entrée‘, überhaupt wird die ganze Familie nur zu der ‚Noblesse de la Robe‘ gerechnet, und man ſoll nicht ſagen, daß der Kutſcher der Marquiſe von St. Georges, Dame zu Froulay, Senanges und Armentieres, geſtattet habe, daß ihm die Equipage einer Adeligen zweiter Claſſe den gebührenden Platz wegnehme.“

Der Marquiſe erſchien der ſtrenge Sinn ihres Kutſchers für Etiquette ziemlich komiſch, doch blieb ſie ernſthaft und ſagte:

„Jedenfalls werdet Ihr Euch darein finden müſſen, denn ich habe der Gräfin erklärt, daß ich ihr ſtets das Vorfahren geſtatten würde.“

„Ew. Gnaden hätten dies nicht thun ſollen;“ entgegnete Henrion kalt. „Es iſt durchaus gegen meine Reputation. Blos um dieſer keinen Eintrag zu thun, trat ich in den Dienſt der Frau Marquiſe, als ich den des Grafen Grammont verließ, obwohl mir ein Parlamentsrath ein weit beſſeres Gehalt bot. Die Familie deſſelben aber gehört zu dem Adel, der erſt nach dem Jahre vierzehnhundert datirt, und deshalb nicht einmal die ‚grande Entrée‘ hat, und darum ſchlug ich das Anerbieten aus.“

„Jedenfalls muß ich mein Wort halten, und ſomit befehle ich Euch, der Equipage der Gräfin von Senancourt den Vorrang zu laſſen;“ verſetzte die Marquiſe verdrüßlich.

„Es thut mir leid, dieſem Befehl nicht Folge leiſten zu können;“ verſetzte Henrion trotzig. „Ich kann mir meine Reputation nicht ſchmälern laſſen, und alle meine Collegen, die im Dienſte des hohen Adels ſtehen, würden es mir übel auslegen, wenn ich mir eine ſolche Zurückſetzung gefallen ließe.“

„Ihr habt zu wählen, ob Ihr gehorchen oder meinen Dienſt verlaſſen wollt!“ rief zornig die Marquiſe.

„Ich habe bereits meine Wahl getroffen, und werde die Equipage dem Nachfolger, den mir Ew. Gnaden beſtimmen werden, übergeben;“ ſagte Henrion hitzig. — „Wenn alle herkömmliche, zu Recht beſtehende und wohlerworbene Privilegien, auf dieſe Art verletzt werden, ſo wird freilich unſer Nachbar mit ſeiner Behauptung, daß der Anfang vom Ende nahe ſei, zuletzt Recht behalten;“ ſetzte er giftig hinzu, und verließ auf einen Wink der Marquiſe das Zimmer.

Der ganze Auftritt kam Paulinen, als Henrion ſich entfernt hatte, ſo überaus komiſch vor, daß ſie laut auflachte, und die Marquiſe zuletzt wider Willen darin einſtimmte.

Es war am Tage nachher, als Mr. François Hardy gemeldet wurde, der ſich nach dem Befinden der Damen erkundige und dem Fräulein ein Bücherverzeichniß überbringen wolle. Obwohl er das Letztere einem Bedienten übergeben hatte, und ſich eben wieder zu entfernen gedachte, ſo ließ ihn die Marquiſe dennoch erſuchen einzutreten, weil ſie ihm nochmals für den geleiſteten Beiſtand zu danken willens war. Sie that dies auf die freundlichſte Weiſe, und auch Pauline unterhielt ſich angelegentlich mit dem jungen Manne, deſſen ernſtes, zurückhaltendes, und dennoch dabei keinesweges ſchüchtern oder befangen erſcheinendes Weſen, ihn vortheilhaft von den vornehmen jungen Leuten ihrer Bekanntſchaft unterſchied. Während des Geſprächs kam auch die Rede auf Henrion, und das Fräulein erwähnte lachend den ihr ſo komiſch erſcheinenden Auftritt von geſtern Abend. Hardy hörte ernſt und aufmerkſam zu.

„In der Unvernunft dieſes Menſchen,“ ſagte er endlich ruhig, „erblicke ich nur ein, obwohl etwas verzerrtes, doch nicht untreues Spiegelbild der ſocialen Wirren unſerer unglücklichen Zeit. Jeder iſt leicht gereizt, ſein Egoismus ſchnell verletzt, er möchte dabei jeden bunten Lappen ſeines Putzes bis auf's Aeußerſte gegen einen Angriff vertheidigen, nicht das kleinſte Fädchen davon hergeben, aber an die Pflichten, die ihm die Gerechtigkeit, ja ſelbſt die Nothwendigkeit gegen Andere auflegen, denkt Niemand. Ihr Domeſtik mißkennt aus Narrheit und Ehrgeiz die Befehle, welche zu befolgen ſeine erſte und einzige Pflicht, ja ſein Vortheil iſt, aber thut er dabei etwas Abnormeres, als die jüngern Mitglieder unſers Adels, welche, um in der Mode zu ſein, die republikaniſchen Inſtitutionen Amerika's, die zu vertheidigen ſie ſelbſt über den Ocean eilten, mit vollen Backen anpreiſen, die das Anſehen, die Macht des Thrones, deſſen Stützen ſie ſein ſollen, untergraben, und die Ach und Weh ſchreien würden, wenn er, durch ihre unklugen Beſtrebungen über den Haufen geworfen, die Gerüſte ihres Glückes unter ſeinen Trümmern begrübe? Dieſe jungen vornehmen Republikaner werden vielleicht noch einmal — leider aber wenn es zu ſpät ſein wird — eifrige Royaliſten werden, und Ihr ultra-ariſtokratiſcher Kutſcher wird vielleicht, wenn die Gelegenheit und ſein Vortheil es ſo ergiebt, ſich an die Spitze eines revoltirenden Pöbelhaufens ſtellen.“

Lange ſprach François Hardy über die verſchiedenen Erſcheinungen des Tages, über jenes Mißbehagen, welches ſich faſt aller Klaſſen der Geſellſchaft bemächtigt hatte, und das Jeder ſeinen An- und Einſichten nach bald dieſer, bald jener Urſache zuſchrieb, das aber Alle wie die dumpfe Schwüle, die dem Ausbruch eines furchtbaren Gewitters vorherzugehen pflegt, empfanden. Der junge Bürger betrachtete allerdings auch die Sache von dem Standpunkte der Entwickelung volksthümlicher Inſtitutionen, er verhehlte die Mißgriffe nicht, welche den übeln Stand der Dinge herbeigeführt und, ſelbſt bei ruhigen und verſtändigen Männern, den Wunſch nach einer gänzlichen Umgeſtaltung der Verwaltung hervorgerufen hätten, aber er ſetzte hinzu, wie er hoffe, daß dies auf einem geſetzlichen, alle Intereſſen ſchonenden Wege zu erreichen ſein werde. Der Marquiſe und ihrer Tochter war dieſe Sprache völlig neu. Sie hatten ſich bis dahin nur in gänzlich ariſtokratiſchen Cirkeln bewegt. Hier hatten ſie das Alte, Herkommliche, Beſtehende meiſtens nur in einer Glorie ſich darſtellen ſehen, von welcher einen Strahl zu verwiſchen oder nur zu ſchwächen als ein Verbrechen betrachtet wurde, und wo Alle, die einer entgegengeſetzten Anſicht waren, als Demagogen, Aufwiegler und Taugenichtſe galten. Die Partei der Amerikaner‘ unter dem hohen Adel, galt hier für nichts, und wurde nur belächelt. Mit Ausnahme von ein Paar Enthuſiaſten, die, wie man glaubte, nicht in ernſtliche Betrachtung zu ziehen wären, ſah man die Andern blos für Modenarren an, die ſich eben jetzt für ‚Volksfreiheit‘ und ‚republikaniſche Einrichtungen‘ begeiſterten, wie ſie ſich ſonſt für engliſche Sitten und Gebräuche, für Tänzerinnen, Pferde und Hunde begeiſtert hatten. Es intereſſirte die Marquiſe ſo wie Paulinen, über Das, was ſich vorbereitete, das Unbekannte, was Jeder dunkel ahnete und doch Keiner zu nennen im Stande war, die Anſichten eines jungen nicht ungebildeten Mannes aus dem Volke zu vernehmen, ſie gingen in Erörterungen mit ihm ein, und ſo war es denn nicht zu verwundern, daß ſie kaum daran dachten, ſich etwas zu vergeben, wenn ſie François Hardy, dem Nachbar, dem Retter aus Lebensgefahr geſtatteten, ſie, ſo lange er noch in Verſailles wohnte, oder wenn er von Paris herüber kam um nach ſeinem Eigenthum zu ſehen, zu beſuchen. Dies Verhältniß geſtaltete ſich nach und nach immer freundlicher. Der junge Mann wiederholte ſeine Beſuche, wenn auch in Pauſen von mehreren Monaten, da ſeine ausgedehnten Handelsgeſchäfte ihm nur ſelten erlaubten ſich von Paris zu entfernen. Kam er dann einmal, ſo ward er von Mutter und Tochter freundlich empfangen. Theils hielt er ſich immer ſtreng in den Grenzen conventioneller Formen, ſo daß an ein Ueberſchreiten derſelben von ſeiner Seite nicht zu denken war, theils hatten die Volksbewegungen, die, wie das Geräuſch eines dumpfen Donners, dem darauf folgenden entſetzlichen Ausbruch des politiſchen Vulkans vorausgegangen waren, bereits begonnen, und es intereſſirte Frau von St. Georges lebhaft, aus wahrheitsliebendem Munde über die ſich jagenden Tagesereigniſſe etwas zu hören. Leider ſollte es für ſie indeß nicht beim Hören bleiben. Der ſociale Sturm rückte immer näher, und endlich fand der ſcheußliche Zug ſtatt, wo der Pariſer Pöbel ſeine Herrſcher aus dem Schloſſe von Verſailles unter Gebrüll und Hohnlachen nach Paris führte.

Die Tage voll Angſt, welche die Marquiſe hier erlebt hatte, das Entſetzen, welches ſie ergriff, als ſie die Köpfe zweier junger Edelleute, die in der Garde du Corps dienten und die ſie beide perſönlich gekannt, dem königlichen Wagen vortragen und dieſen von einer Rotte betrunkener Weiber umheult ſah, hatten ſo auf ihren Geiſt gewirkt, daß ſie ſich in Verſailles nicht ſicher glaubte, und entſchloſſen war nach Paris zu ziehen. Dort, meinte ſie, in einer Stadt von faſt einer Million Menſchen würden zwei ziemlich unbekannte Frauen viel unbemerkter bleiben als in Verſailles, wo ſie von jedem Kinde gekannt waren. Frau von St. Georges traf deshalb alle ihre Maßregeln. Sie ſchaffte ihre Equipage ab, entließ ihre Bedienten und behielt nur eine treue Kammerfrau. Auf dieſe Weiſe, und wenn ſie ſich in einer ruhigen Stadtgegend zu Paris ein nicht allzugroßes Logis miethete, glaubte ſie ziemlich geſichert zu ſein. So wie eines Tages im Jahre 1791 François Hardy, den die Damen ſchon lange nicht geſehen, aus der Hauptſtadt nach Verſailles kam, theilte ſie ihm ihr Vorhaben mit.

Er ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich möchte Ihnen dies geradezu widerrathen, Madame;“ ſagte er düſter. „Unſere ſchöne Revolution — ich nenne ſie ſo, weil ich von ihr die edelſten Früchte erwartete, die größten Hoffnungen auf ſie ſetzte, — iſt bereits in den Grund hinein verdorben. Unſchuldiges Blut iſt bereits in Strömen gefloſſen, noch mehr wird fließen, bis die Mörder in den Seen von Blut, die ſie geſchaffen, ſelbſt ertrinken werden. Ich erwarte furchtbare Tage. Leſen Sie dieſes Journal.“ — Er zog eine Zeitung aus der Taſche. — „Aufruhr, Mord und Plünderung wird in ihm mit einer Kühnheit gepredigt, von der man bisher kein Beiſpiel hatte. In der geſtrigen Nummer des ‚Ami du peuple‘ verlangt der ‚Vater der Sansculottes‘, wie ſich der Redacteur nennt, dreimalhunderttauſend Köpfe, die, wie er ſagt, das Piedeſtal der Statue der Freiheit feſter gründen würden; in der heutigen meint er, man müſſe in den Tuilerien achthundert Galgen errichten, und alle Adligen, alle Staatsmänner und alle Reichen daran aufhängen.“

„Und wie heißt der Unſinnige?“ fragte die Marquiſe entſetzt.

„Es iſt," erwiederte Hardy, „ein ehemaliger Pferdearzt des Grafen Artois, ein gewiſſer Marat."

„Nicht möglich!" rief voll Erſtaunen Frau von St. Georges. „Der Mann war ja der eifrigſte Royaliſt! — Sie täuſchen ſich wohl, Mr. Hardy. Ich meine jenen Doctor Marat, der ein Wunderwaſſer anpries und verkaufte, der eine ſchwülſtige Lobſchrift —"

„Auf den Grafen Artois und Monſieur geſchrieben hat;" vollendete Jener. „Ganz recht. Es iſt derſelbe. Hören Sie, was er in dieſer Nummer über ſeinen Royalismus und das Wunderwaſſer äußert.

‚Man ſagt, ich ſei Royaliſt geweſen! Grundfalſch. Ich habe den Hof ſtets zum Narren gehabt. Deshalb ließ ich auch einſt meine Waſſerkur austrompeten. Die zarten Herrchen und Dämchen ſoffen ganze Ströme des von mir geſegneten Waſſers. Damit iſt's aber heute nichts mehr. Ich habe meine Methode geändert und ihnen eine Blutkur verordnet, die wird beſſer unter ihnen aufräumen.'"

„Schändlich! — Schändlich!" rief Pauline auf die Mutter blickend. „Und dieſer Menſch iſt wie ein geworden. Dieſer Gedanke nun iſt hinreichend für ihn, um alle die Anträge zu unterſtützen, mit welchen jedes nicht ganz unbemittelte Mädchen verfolgt wird.

Die Laufbahn der Hausfrau iſt die Beſtimmung des Weibes! bemerkte Froben mit ſchwankender Stimme.

Glückſeligkeit die des Menſchen! entgegnete Mathilde innig bewegt. Emanuel! ſetzte ſie nach einer Pauſe in einem Tone hinzu, der dem Jünglinge bis in das Innere der Seele drang; ich weiß es, daß Du es gut mit mir meinſt, und ich — Wir fanden uns, ſprach ſie nach kurzer Pauſe, wie zwei Wanderer auf dieſer Erde! Du und ich, wir alle Beide vater- und mutterlos, kannten uns, ſo lange wir denken können. Eine Liebe pflegte uns, eine Erziehung gab dem Gedanken gleiche Richtung; Du kannſt, Du mußt mich verſtehen. Wenn Du mich lieb haſt, ſo bewege den Oheim, mich aller und jeder Heirathsanträge zu überheben, und zu erlauben, daß ich die Pflegerin ſeines Alters bleibe. Sind meine Bitten fruchtlos, ſo wähle ich den Schleier, ſobald ich mündig bin.

Nimmermehr darf dies geſchehen, Mathilde! rief Froben heftig. — Wie? ausgeſtattet mit allen Vorzügen, die nur das Leben erheben und verſchönern

Hund vor Ihnen gekrochen, damit Sie ihm die Stelle beim Grafen Artois verſchaffen ſollten."

„Wie? Sie kennen ihn?" fiel Hardy lebhaft ein. „In dieſem Falle rathe ich Ihnen durchaus ab nach Paris zu ziehen. Marat iſt jetzt dort allmächtig."

„Sie rathen mir deshalb ab?" ſprach die Marquiſe verwundert. „Wir werden uns ſo zurückgezogen halten, daß ſich Niemand um uns — zwei unbedeutende Frauen — kümmert. Fiele aber dennoch etwas vor, ſo würde die Macht Marats — an die ich indeß gewiß zuletzt appelliren würde — uns Schutz verleihen können."

„Nur in der Hoffnung daß er Ihrer ganz vergeſſen hat, können Sie auf Sicherheit hoffen, Madame!" fiel Hardy lebhaft ein. „Der Gedanke, daß Sie den Elenden in ſeiner Niedrigkeit geſchaut, erhöht meine Beſorgniſſe für Sie. Sind Sie in Paris, erblickt er ſie durch Zufall, erregt dies ſeine Erinnerungen, ſo ſind Sie auch verloren."

„Nein, Mr. Hardy!" rief lächelnd Frau von St. Georges. „Sie waren immer etwas Hypochonder, und jetzt ſind Sie es noch mehr geworden. Ein ſolches Ungeheuer, wie Sie eins vorausſetzen, giebt es nicht. Jener Marat iſt ein Wahnſinniger, ein wildes Thier vielleicht, aber auch dieſe kennen und reſpectiren die Hand, die ihnen einſt Nahrung reichte."

„Er iſt ein Raſender, doch mit Beſonnenheit!" rief Hardy lebhaft. „Sie ſind gefährdet, wenn Sie in ſeine Nähe kommen. Ich würde es für Sie für das vortheilhafteſte halten, wenn Sie hier in Verſailles bleiben, oder in eine kleine Stadt der Provinz zögen. Wollen Sie indeß durchaus Paris zum Wohnort wählen, ſo biete ich Ihnen mein Haus zur Wohnung an. Meine Section hat mich zum Mitgliede der Municipalität gewählt, und ich habe die Wahl angenommen um, ſo viel in der Macht des Einzelnen ſteht, Böſes zu verhindern. Ich ſtehe bei den Jacobinern zwar nicht hoch angeſchrieben — ich gelte für gemäßigt, was nicht viel beſſer als ein Verbrechen iſt, — aber ſie wiſſen, daß eine große Zahl der Arbeiter, die ich beſchäftige, die Verſammlungen der Cordeliers beſuchen, und daß dieſe mir nicht leicht etwas zu Leide thun laſſen würden. Genügt Ihnen deshalb der gute Wille und der ſchwache Schutz, den ich Ihnen zu gewähren vermag —"

„Nein, Mr. Hardy!" fiel die Marquiſe ihm in die Rede. „Durch uns dürfen Sie nicht kompromittirt werden, und Ihren Schutz werden Sie uns ja im Nothfall nicht verſagen. Ueberdies glaube ich auch nicht, daß wir gefährdet ſind. Warum ſollten wir etwas zu fürchten haben? Ein paar ſchwache Frauen aller Politik fremd; was könnte man dieſen vorzuwerfen haben?“

„Wohlan, ſo verſprechen Sie mir, ſo viel wie es Ihnen immer möglich, jede Gelegenheit, mit Marat zuſammenzutreffen, zu vermeiden, und legen Sie für einige Zeit Titel und Namen ab. Beides kann Ihnen jetzt nur ſchaden.“

„Das Erſte verſpreche ich;“ verſetzte die Marquiſe. „Mir gelüſtet nicht den Menſchen zu ſehen, von welchem ich kaum weiß ob ich ihn mehr verachten oder bemitleiden ſoll. — Was das Zweite anlangt,“ ſetzte ſie ſtolz hinzu, „ſo werde ich den Namen, den ich und die Meinigen nie anders als mit Ehren getragen, nimmer verleugnen.“

Hardy verbeugte ſich ſchweigend. Er ſchien noch etwas ſprechen zu wollen, aber er unterdrückte es gewaltſam, und erbat ſich nur noch Erlaubniß, die Marquiſe in Paris beſuchen und ihr die Notizen, die für ihre Sicherheit von Nutzen ſein könnten, mittheilen zu dürfen. —

In wenigen Tagen befanden ſich Mutter und Tochter in der Hauptſtadt, bald aber überzeugten ſie ſich, daß der Freund alle Urſache gehabt ſie zu warnen. Die Verhältniſſe verſchlimmerten ſich von Tag zu Tage. Die Flucht des Königs nach Varennes fand ſtatt, ſchon ſprach man von Abſetzung, von Verhaftung des unglücklichen Monarchen. Marat ſchleuderte aus den unterirdiſchen Räumen der Kirche der Cordeliers, wohin er ſich vor den Angriffen der Girondiſten, welche bereits einzuſehen anfingen, daß ſie mit dem Strick um den Hals kämpften, geflüchtet, ſociale Mord- und Brandbriefe unter das Volk. Sein Anhang unter der Hefe des Pöbels mehrte ſich von Tag zu Tage. Er konnte wieder wagen, öffentlich zu erſcheinen.

Auf die Verſtellungen Hardy's, der die Damen öfters in der kleinen Wohnung, die ſie in einer entfernten Straße gemiethet hatten, beſuchte, enthielt ſich die Marquiſe und ihre Tochter aller Beſuche, die ihr nicht eben nöthig ſchienen, doch fand ſie es feig, Freunde zu vernachläſſigen, mit denen ſie ſonſt in näherer Verbindung geſtanden hatte, und ſo ſah ſie dann und wann Perſonen vom Hofe, welche ihr eine klägliche Beſchreibung von dem traurigen Leben in den Tuilerien machten. So wie im Jahre 1789 die Partei der ‚Amerikaner‘ Franklin gefeiert, Jean Jacques Rouſſeau erhoben und endlich den ‚contrat social‘ für die Bibel des Menſchengeſchlechts erklärt hatte, ſo war es zwei Jahre ſpäter an der Tagesordnung Voltaire zu vergöttern. Ein Feſt bereitete ſich vor. Die Aſche des ‚Königs der Philoſophen‘ ſollte im Pantheon beigeſetzt, eine Art Triumphzug veranſtaltet werden. Wochen vorher ward ſchon davon geſprochen. Alle Welt war neugierig die Apotheoſe mit anzuſehen. Wie es hieß, und wie beſonders von dem ‚Ami du peuple‘ verſichert ward, würden die Einrichtungen an Sinn, Geſchmack und Poeſie Alles übertreffen, was die Pariſer an öffentlichen Feierlichkeiten dieſer Art bis dahin noch geſchaut. Dem Vernehmen nach ſollte die Aſche Voltaire's von einer Menge allegoriſcher Geſtalten, die ſeinen Dichtungen entſprächen, in feierlichem Zuge begleitet werden. Die Verehrer des Philoſophen erwarteten etwas Sublimes, ſeine Gegner etwas Lächerliches zu ſehen. Die Marquiſe, die zu den Letztern gehörte, war durchaus abgeneigt, die Apotheoſe des Philoſophen anzuſchauen, Pauline indeß, welche den Dichter des „Mahomed“, der „Zaire“ verehrte, drang in die Mutter, ſich mit ihr in die Behauſung einer Freundin zu begeben, wo der Zug vorübergehen mußte. So kam der dazu feſtgeſetzte Tag heran.

Da die Freundin der Marquiſe nicht eben ſehr entfernt wohnte, ſo ward es für überflüſſig gehalten, ſich eines Wagens zu bedienen; beide Damen gingen zu Fuße dahin. Die Zeit, wo der Leichenzug ſich in Bewegung ſetzen ſollte, war indeß ſchon vor länger als einer Stunde erſchienen, und als die Damen einen kleinen Platz, an welchem das Logis ihrer Bekannten gelegen war, überſchreiten wollten, befanden ſie ſich auf einmal in einer ſo dichten Menſchenmaſſe, daß ſie weder vor- noch rückwärts konnten. Zugleich ertönte das Geſchrei, daß der Zug eben erſcheinen werde. Dies war auch der Fall, und ſo hatten die Frauen keine andere Wahl als ſtehen zu bleiben, wo ſie ſich eben befanden. Dies war in dem dichteſten Knäuel einer großen Volksmenge, und ſie waren kaum im Stande die Arme zu bewegen.

Beide waren froh als der Zug erſchien. Auf einem mit ſechs Pferden beſpannten Wagen, dem ein Kommando der Nationalgarde voranging, befand ſich ein mit einer blauen Sammtdecke überbreiteter Katafalk, den ein Baldachin überragte, der ebenfalls mit blauem Sammt überzogen, und ſo wie jene Decke mit goldenen Sternen beſäet war. Der Wagen, die Säulen des Baldachins waren ſtark vergoldet. So weit wäre Alles recht angemeſſen geweſen, aber das Komiſche bei der Sache übertraf das Angemeſſene bei weitem. Auf dem Katafalk ruhete, angethan in römiſcher Kleidung, die dem Leben nachgebildete Wachsfigur Voltaire's. Aus einer ungeheuren ſchwarzen Perrücke ſah das kleine Geſicht des Philoſophen heraus. Es war ſprechend ähnlich. Die Züge hatten etwas von dem des Adlers und der Meerkatze. Von Jenem das ſcharfe, ſtechende Auge, von dieſer das Grinſende, Verzerrte der Wangen- und Mundpartien. — Hinter dem Wagen ging, dem erſten Anſchein nach, ein Maskenzug. Er beſtand aus den Geſtalten der in den Trauerſpielen Voltaire's vorkommenden Perſonen. Die Griechen, Römer, Babylonier, Muhamedaner, kurz alle poetiſchen Figuren aus den dichteriſchen Werken des Philoſophen gingen Arm in Arm, Hand in Hand, hinter dem Triumphwagen des Vergötterten her. War die Idee an ſich ſchon ziemlich komiſch, ſo war es die Haltung der Griechen und Babylonier noch viel mehr. Man konnte den Männern unter denſelben ihre ſonſtige Beſchäftigung, als ‚Starke der Halle‘, Fleiſcher und Seineſchiffer, den Frauen aber noch viel mehr anſehen. Zudem hatten Einige unter ihnen ſich, wie es ſchien, durch einen Schluck Aquavit, oder ſauren Landwein, vorher in eine begeiſterte Stimmung zu bringen geſucht, denn nur dieſem Umſtande konnte es zugeſchrieben werden, daß ‚Brutus‘ von Zeit zu Zeit den neben ihm daherſchreitenden ‚Mahomed‘ unter heißen Thränen umarmte, ‚Oreſt‘ aber ſich gegen eine ſehr dicke ‚Semiramis‘ überaus zudringlich bewies, weshalb er von ‚Kandide‘ und der ‚Jungfrau von Orleans‘ — denn Roman und Epos waren gleichfalls repräſentirt — mit einigen derben Püffen, in die Seite und zwiſchen die Schulterblätter, beruhigt wurde. Dies kam gerade noch zu rechter Zeit, denn ‚Semiramis‘ hatte bereits laut betheuert, daß ſie bereit ſei ‚de lui flanquer une douzaine de souflets‘, falls er in ſeinen Beſtrebungen, ihr den Hof zu machen, nicht nachlaſſen würde.

So ſonderbar Alles dies den Damen erſchien, ſo war ihnen doch noch eine weit größere Ueberraſchung vorbehalten. Eben war der Triumphwagen vor ihnen vorbeipaſſirt, und der trauernde ‚Brutus' befand ſich nur zwei Schritte entfernt, als Letzterer ſein weinglühendes Geſicht ihnen zuwendete. Wen erblickten ſie? Es war Henrion, der mit der Toga angethan, die Rolle des Befreier Roms vom cäſariſchen Joche übernommen hatte. Ihn erblicken und laut auflachen, war bei den Damen Eins. So hatte denn ſein Hyperariſtokratismus, ſeine ſtrenge Anſicht von Etikette, einem eclatanten Republikanismus Platz gemacht! Von dieſem Umſtande wurden die Damen nur noch mehr überzeugt, als Henrion, über ihr Gelächter erzürnt, erbittert ausrief: „Lacht nur, Ihr verdammten Ariſtokratinnen! Lacht nur! Ihr werdet in Kurzem bald eine ganz andere Miene machen!"

„Es iſt abſcheulich," ſagte die Marquiſe, als der Zug vorüber war, auf engliſch zu der Tochter, „welche jämmerliche und verächtliche Mittel die Aufwiegler wählen, um auf das Volk zu wirken. Kann man wohl etwas Geſchmackloſeres, Lächerlicheres und Erbärmlicheres ausſinnen, als dieſe Farçe? Und dies nennt jener Marat in ſeinem ‚Ami du peuple' eine ‚Apotheoſe des größten Philoſophen des Jahrhunderts', die Darſtellung ſelbſt eine ‚Verkörperung der Poeſie und des feinſten Geſchmacks!' Es iſt undenkbar, daß er ſo dumm oder geſchmacklos ſei, dies ſelbſt zu glauben, und ſo beweiſt dies, ſo wie ſeine Undankbarkeit gegen die Prinzen, nur noch mehr, welch ein nichtswürdiger Menſch er iſt. Welche Vorwürfe habe ich mir zu machen, daß ich einen ſolchen Schurken protegiren konnte!"

„Ich denke, Madame," ſagte plötzlich eine bekannte Stimme dicht hinter der Marquiſe, „daß ſich dieſe Vorwürfe durch meine, Ihnen heute vielleicht nützliche Protection etwas verringern werden. Wollte ich das Volk im ‚Ami du peuple' — oder allenfalls auch jetzt in dieſem Augenblicke — mit zwei Worten darauf aufmerkſam machen, daß zwei Damen über die Trauerfeier des göttlichen Voltaire geſpottet und ſie eine ‚lächerliche und erbärmliche Farçe' genannt hätten, dieſe Damen aber zwei enragirte Ariſtokratinnen und bekannte Volksfeindinnen, die Marquiſe können, geeignet, den Edelſten zugleich zum Glücklichſten zu machen, wollteſt Du die Schätze nutzlos vergraben, womit Natur Dich ausgeſchmückt? Dieſer Sinn, empfänglich für alles Große, Schöne, er ſollte erſterben in den engen Mauern, in denen kleinlicher Neid, Misgunſt und Klatſcherei ihr elendes Neſt ſich aufgebaut? Dein Geiſt, ſo heimiſch waltend im weiten Reiche des Gedankens, ihm ſollte die tauſend Mal geſungene Hora genügen? Dein edles Herz —

Ich bitte Dich, mein Freund! unterbrach Mathilde den Jüngling mit trübem Blicke. Noch niemals vernahm ich eine Schmeichelei aus Deinem Munde, und heute, heute, wo wir uns trennen, vielleicht auf immer trennen müſſen —

So möge Gott mir helfen! rief Froben mit hoch erhobener Hand, wie Das, was ich geſagt, aus meines Herzens Innerſtem gekommen! — Du ſagteſt, ſprach er tief bewegt, Du ſagteſt vor wenig Augenblicken: wir haben wie zwei Wanderer auf dieſer Erde uns gefunden! Ja, meine Freundin, meine Schweſter, erlaube mir dieſen Namen, wir fanden uns wie zwei Wanderer, die, wenn auch nicht ſtets durch lachende Auen wandelnd, doch manches Blümchen auf dem Pfade trafen und endlich nun am von St. Georges und ihre Tochter wären, und nun die Frage hinzufügen: ob man nicht gut thun würde ſie an jenem Laternenarm aufzuhängen? Was meinen Sie, Mesdames, würde die Rede des ‚nichtswürdigen Menſchen‘, des ‚Schurken‘ wohl ohne Wirkung bleiben?“

Frau von St. Georges und ihre Tochter erbleichten, als ſie in den häßlichen Zügen des Sprechenden den Mann erkannten, von dem eben die Rede geweſen war. Marat ſchien ihr Entſetzen zu bemerken und ſich darüber zu freuen, indem er ſie eine Weile mit grinſendem Lächeln anblickte.

„So geht denn, Ihr Truthühner!“ rief er endlich, indem er zu den Lieblingsausdrücken überging, die er täglich im ‚Ami du peuple‘ gebrauchte. „Nehmt eau de lavande, damit Eure blaßgewordenen Wangen wieder roth werden. Hütet Euch aber mir noch einmal vor die Augen zu kommen, Ihr Ariſtokratinnen, ſonſt werde ich Euch mitſpielen, wie ich den Courtiſans, den Staatsmännern und den andern Eſeln mitzuſpielen gewohnt bin *).“

---

*) Wörtlich aus dem ‚Ami du peuple‘.

Obwohl der Sprechende ſein krächzendes Geheul halb unterdrückte, ſo wurden die Umſtehenden doch bald auf ihn aufmerkſam, Marat ward erkannt, von allen Seiten ertönte Beifallklatſchen, ſo wie der Ruf: „Es lebe der Vater der Ohnehoſen!“ — „Der Freund des Volkes, der große Bürger ſoll leben!“

Voll Entſetzen verloren ſich Frau von St. Georges und ihre Tochter im Gedränge. —

Längere Zeit vermieden Beide alles öffentliche Erſcheinen. Die Scene und der Schreck jenes Tages waren ihnen in gutem Andenken geblieben. Dazu kam, daß François Hardy ihnen unaufhörlich verſicherte, daß nur die größte Zurückgezogenheit ihnen einen ſichern Schutz gewähren könne, und ſie vor Allem jede nicht beſonders dringende Beſuche bei Perſonen, die mit dem Hofe in nächſter Berührung ſtänden, vermeiden müßten. Frau von St. Georges ſah die Richtigkeit dieſer Bemerkungen ein, ſie beſchloß ihnen nachzukommen, doch wäre es ihr ſchmerzlich geweſen, wenn ihre Freunde bei Hofe, vor Allem die königliche Familie, an der ſie mit ganzer Seele hing, dies Benehmen aus einem falſchen Geſichtspunkt beurtheilt hätte. Da ſie von der Prinzeſſin von Lamballe genau gekannt war, ſo beſchloß ſie an dieſe zu ſchreiben, und ihr die Gründe ihres Verfahrens offen darzulegen. Sie that dies in einem Briefe, welcher die größte Ergebenheit für die Sache des Königs ausdrückte, und ſchloß damit, daß ihre Zurückgezogenheit nur ſo lange dauern ſolle, als ſie nicht Hoffnung habe auf irgend eine Weiſe der königlichen Familie wirklich nützlich ſein zu können. Träte letzterer Fall indeß ein, ſo bäte ſie die Prinzeſſin, ihr irgend einen Wink zukommen zu laſſen, und ſie würde dann, ohne auf ihre eigne Perſon irgend Rückſicht zu nehmen, ſogleich erſcheinen, um ihre Dienſte, ſo wie Hab und Gut, ja ſelbſt das Leben, ihren theuern Herrſchern zum Opfer darzubringen.

Hardy erſchrak, als ſie ihm mittheilte was ſie der Prinzeſſin geſchrieben.

„Ich mißbillige nicht Ihre Hingebung,“ wiederholte er mehrmals, „ich würde vielleicht an Ihrer Stelle eben ſo denken und handeln, aber ſchreiben hätten Sie es nicht müſſen. Sie ſtürzen ſich und Ihre Tochter dadurch vielleicht ganz nutzlos in Gefahr.“ —

Der unſelige zehnte Auguſt rückte indeß heran.

Die Schreckensſcenen dieſes furchtbaren Tages ſind bekannt. So wie die Schweizer niedergemacht und Pöbelſchaaren in das Schloß eingedrungen waren, wurde Alles ohne Unterſchied des Alters, des Ranges und des Geſchlechts niedergemetzelt. Die Hofmarſchälle, wie die Küchenjungen und Lakayen, wurden umgebracht. Ueberall, auf den Parquets, über die Treppenſtufen herab, rieſelte Blut, lagen nackte und auf's ſcheußlichſte verſtümmelte Leichname oder einzelne menſchliche Glieder. Alle Meubles wurden zerſchlagen, alle Schränke erbrochen, Alles was fortzuſchaffen war geſtohlen, oder zertrümmert aus den Fenſtern geworfen. Fiſchweiber und Höckerinnen theilten ſich in die Kleider der Königin und der Prinzeſſinnen, ſchmückten ihre in das Blut der Ermordeten getauchten Hände mit den geraubten Ringen, und tranken, ſitzend auf den Leichnamen der Erſchlagenen, die Deſertweine aus ſilbernen Nachtgeſchirren. Die anſtoßenden Gebäude wurden in Brand geſteckt, der Karouſſelplatz glühte wie ein feuriger Ofen. In dem Garten der Tuilerien ſpielten die Kinder mit den abgehauenen Köpfen und den Gliedmaßen der Getödteten. In allen Baſſins, am Fuße jedes Baums, jeder Statue, lagen zerfleiſchte Leichname. —

Die folgenden Tage waren ſtill. Ein ungeheurer Schrecken ſchien auf Paris zu ruhen. Die Mörder ſelbſt ſchienen davon ergriffen. Erſt als man hörte, daß der König und die Königin verhaftet und nach dem Tempel gebracht worden wären, ſah man die Parteien wieder in Bewegung.

Frau von St. Georges wie ihre Tochter waren, obwohl ſie nichts von Allem, was vorgegangen, mit angeſehen hatten, von dem, was ſie gehört, wie betäubt. François Hardy erſchien faſt täglich, Nachrichten bringend, ermahnend, tröſtend bei ihnen. Die Damen freuten ſich ſtets ſeiner Ankunft wie der des liebſten Freundes, ſie betrachteten ihn immer mehr als einen ſolchen. Beſonders nahm Pauline an ihm ungewöhnliches Intereſſe. Wie ſo ganz verſchieden von den galonnirten, ſüß duftenden, ſich in galanten oder frivolen Redensarten ergehenden jungen Hofherren, erſchien ihr der junge Mann mit dem ernſten Geſicht, der einfachen Rede, die ſich nur dann vorzüglich belebte, wenn er auf die unglücklichen Tagesbegebenheiten kam! War dies der Fall, ſprach er von dem Sturz des Thrones, dem Unglück der königlichen Familie, dann drückte ſich das Gefühl des tiefſten Mitleids, der innigſten Theilnahme auf ſeinem ſchönen, männlichen Antlitz aus. Kam die Rede auf die Ungeheuer, welche ſich ſchon damals die Stücke der zerbrochenen Krone ſtreitig machen zu wollen ſchienen, dann röthete ſich ſeine Stirn vor Unwillen, aber ſein Auge flammte, als die Marquiſe einſt die Hoffnung ausſprach, den Thron durch die Gewalt der Waffen des Auslandes wieder hergeſtellt und vor fernerer Unbill geſchützt zu ſehen. Er meinte, daß wenn ein äußerer Feind über die Grenzen des Reiches rücke, man vor Allem dieſen bekämpfen, nur allein an Frankreich, an das Vaterland denken müſſe. Dieſe Sprache war Paulinen völlig neu. Noch nie hatte ſie, gewohnt das Königshaus mit dem Reiche zu identificiren, etwas Aehnliches gehört. Sie war einen Moment unwillig, als ſie ſolche vernahm, ſie ſuchte den Sprechenden zu widerlegen, aber ſie überzeugte ſich bald, daß dieſe Meinung aus ſeiner tiefſten Seele käme, und ſie ſah ſich gezwungen, die Ueberzeugung des Mannes, den ſie achtete, zu ehren.

Dieſe Achtung aber befeſtigte ſich immer mehr, je näher ſie Hardy kennen lernte, und je deutlicher es ihr wurde, daß der junge Mann ſich mit den innigſten Gefühlen ſeines Herzens zu ihr gezogen fühlte. Sie erſchrak anfangs als ſie bemerkte, wie theuer ſie ihm war, doch der Abſtand zwiſchen den Standesverhältniſſen, beſonders aber die Selbſtbeherrſchung, vermöge welcher Hardy ſich ſtets in den Grenzen, die jene ihm vorſchrieben, zu halten wußte, beruhigten ſie bald, und ihr Umgang ward immer traulicher, ihr Antheil an ſeiner anziehenden und intereſſanten Perſönlichkeit immer lebhafter, die Achtung, die er ihr einflößte, immer größer.

Es war wenige Tage nach dem furchtbaren zehnten Auguſt, als Hardy mit beſorgter Miene in die Wohnung der Marquiſe trat. Er kam eben von dem Stadthauſe, und hatte ſich nicht einmal Zeit gelaſſen, das Zeichen ſeines Amtes, die dreifarbige Schärpe, abzulegen. Er theilte den Damen die Nachricht mit, daß man die Prinzeſſin Lamballe und faſt alle Damen aus der nächſten Umgebung der Königin verhaftet und nach dem Gefängniſſe ‚la forçe' gebracht habe. Das Eigenthum derſelben, ſetzte er hinzu, ſei mit Beſchlag belegt und ihre Papiere durchſucht worden.

„Ich leugne nicht, Madame,“ fuhr er mit trüben Blicken fort, „daß ich das Beginnen einer Schreckenszeit erwarte, die für jeden, der ſich durch Rang, Vermögen, beſonders aber durch notoriſch bekannte Hingebung für das unglückliche Königshaus auszeichnete, gefahrvoll werden kann. Sich einer ſolchen Gefahr zu entziehen iſt nicht nur klug, ſondern eine Pflicht gegen ſich ſelbſt und die Seinigen, wenn eine Aufopferung der eignen Perſon als vollkommen nutzlos ſich darſtellt. Sie, Madame, ſind von hohem Range, Sie haben dem Hofe nahe geſtanden, Ihre Anhänglichkeit an dieſen iſt bekannt. Wie leicht kann Ihr Brief an die Prinzeſſin Lamballe in feindliche Hände gerathen ſein, nachdem man ſich der Papiere der Fürſtin bemächtigt hat. Ich halte es durchaus der Vorſicht gemäß, daß Sie auf einige Zeit Paris verlaſſen, und ſich unter angenommenem Namen irgendwo, wo Sie nicht dem Argwohn ausgeſetzt ſind, aufhalten. Dazu bietet ſich jetzt eine gute Gelegenheit. Einige Stunden von hier, am Ufer der Seine, iſt ein hübſches Landhaus zu verkaufen. Nehmen Sie meinen Vorſchlag an, ſo kaufe ich es — ich habe gerade eine disponible Summe liegen — und Sie und Ihr Fräulein Tochter könnten ſich, unter dem Namen von Verwandtinnen von mir, ganz unbeargwohnt dort aufhalten, ſo lange bis der Sturm vorüber iſt.“

Die Marquiſe bemerkte, daß ſie ſich nichts vorzuwerfen habe, daß ſie nicht glauben könne in Gefahr zu ſein, endlich aber, daß, wenn man ſich ihrer Perſon bemächtigen wolle, man ſie dort eben ſo gut wie in Paris auffinden werde.

Mit augenſcheinlicher Ungeduld hörte ſie Hardy an.

„Sie ſind in Gefahr, Madame!“ rief er dann lebhaft; „Sie ſind von Rang und haben jenen unſeligen Brief an die Prinzeſſin geſchrieben. Wer weiß, ob nicht, während wir hier ſprechen, ſchon ein Verhaftsbefehl gegen Sie erlaſſen wird! Ich bitte dringend, folgen Sie meinem Rathe, beziehen Sie unter fremdem Namen jenes Landhaus. Dort ſind Sie ſicher. Niemand ahnet wer Sie ſind, wenn ich Sie dort als meine Verwandte einführe. Ich würde rathen, daß Sie Niemand, ſelbſt nicht Ihre Kammerfrau, mitnähmen. Letztere muß hier bleiben und Sie auf einige Zeit verreiſt glauben. — Sie willigen ein?" rief er endlich mit freudeglänzendem Geſicht, als die Marquiſe nachließ Gegenvorſtellungen zu machen. „Wohlan, ich gehe ſogleich mit einem Notar zu dem Eigenthümer. Morgen früh übernehme ich die Beſitzung, und noch vor morgen Abend ziehen Sie ein."

An demſelben Tage benachrichtigte Hardy die Frau von St. Georges, daß er Eigenthümer des Landhauſes ſei, und erſuchte ſie, ſich am andern Tage Abends nebſt Paulinen, in einem der zu übernehmenden Rolle angemeſſenen Reiſeanzuge, in einem Fiaker vor der Barriere einzufinden, und ihn dort zu erwarten. Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Die Kammerfrau wurde in dem Wahne gelaſſen, daß die Marquiſe eine weite Reiſe vorhabe, einige Koffer wurden gepackt und durch ein paar Dienſtleute Hardy's in deſſen Wohnung geſchafft, um ſpäter nach dem Landhauſe gebracht zu werden. Nachmittags am beſtimmten Tage war Alles zur Abfahrt bereit, der Fiaker ſtand vor der Thür, eben wollte die Marquiſe das Haus verlaſſen. Plötzlich trat ziemlich erſchrocken die Kammerfrau in's Zimmer und meldete, daß zwei Männer nach der Marquiſe fragten. So

Scheidewege ſtehen. In ſolchem Augenblicke, wer möchte es dem Scheidenden verargen, wenn ein ſonſt tief verſchloſſenes Wort aus dem geängſteten Herzen los ſich ringt. Darum, o meine Mathilde, verwirf den unſeligen Gedanken, den Du in einer unglücklichen Minute zuerſt gefaßt, der nie zum Vorſatze reiſen darf. Du biſt geboren, durch Liebe beglückt zu werden, durch ihre Erwiederung zu beglücken. Daß Du aber durch Liebe glücklich werden würdeſt, dies weiß ich, denn ich fühle, wie ſehr Du geliebt werden mußt. Ja, Mathilde, ich kenne Jemanden, der, es iſt daran kein Zweifel, Dich über Alles liebt. — Wie könnte er auch anders! Jahrelang war dieſer Mann in Deiner Nähe, keine Falte Deines Herzens, keine ſchöne Eigenſchaft Deines Geiſtes konnte ihm verborgen bleiben. Er mußte Dich lieben, lieben, innig und über Alles, wie nur je ein Mann geliebt. Die Fehler dieſes Mannes, ſeine Schwächen, ich darf ſie Dir nicht anführen, ſie lagen von jeher offen vor Deinen Augen; keiner iſt unter ihnen, der ſeinem Herzen Schande brächte, und ſeine Liebe zu Dir wird ſolche endlich, ich weiß es gewiß, bis auf die Spur vertilgen. — Iſt es wol nöthig, Mathilde, ſprach der Jüngling, als der Blick des Mädchens lange mit unendlicher Wehmuth auf ihm geruht, iſt wie Jene vorgelaſſen wurden, und Frau von St. Georges auf Befragen ſich ihnen zu erkennen gab, zog einer der beiden Fremden ein Papier aus der Taſche.

„Im Namen der Nation und im Auftrage des Wohlfahrtsausſchuſſes, verhafte ich Sie, Madame;“ ſagte er. „Sie ſind des Verraths an der Nation angeklagt, wie Sie aus dieſem Verhaftsbefehl ſich überzeugen werden.“

„Gott im Himmel, das iſt ein Irrthum! Es muß ein Irrthum ſein!“ rief die Marquiſe mit Entſetzen.

„Möglich;“ erwiederte kalt der Polizeicommiſſär. „Ich muß Sie indeß nach dem Gefängniß ‚la force‘ bringen.“

„Nicht ohne mich!“ fiel Pauline eifrig ein. „Ich verlaſſe meine Mutter nicht.“

„Wenn Mademoiſelle gleichfalls nach ‚la force‘ wandern will, habe ich nichts dagegen;“ verſetzte Jener mit malitiöſem Lächeln. „Es giebt noch Platz, obwohl die Geſellſchaft ſchon ziemlich zahlreich iſt.“

„Darf ich noch vorher ein paar Zeilen an einen Freund ſchreiben?“ fragte Frau von St. Georges.

„Nein, Madame;“ erwiederte hart der Commiſſär. „Sie werden im Gefängniſſe dazu noch hinlänglich Zeit und Muße haben. Ich erſuche Sie mir auf der Stelle zu folgen. — Sie, mein Herr,“ ſetzte er, zu ſeinem Begleiter gewendet, hinzu, „haben die Güte, ſogleich die Siegel an dieſe Zimmer zu legen.“

Wenige Minuten vergingen bis die Marquiſe und ihre Tochter in den Wagen zu ſteigen genöthigt wurden, und der nämliche Fiaker, der ſie nach jenem Landhauſe bringen ſollte, brachte ſie jetzt nach dem Gefängniß. — —

In ‚la forçe‘ fanden ſie eine zahlreiche Geſellſchaft. Die Korridore, ein großer Salon, ſelbſt zu gewiſſen Stunden ein kleiner Hof, dienten zu Verſammlungsorten der Gefangenen. Alle dieſe Räume waren belebt, als Mutter und Tochter erſchienen. Es waren zwar meiſt Damen aus der höhern Geſellſchaft, aber man ſah auch die mittlern und untern Stände vertreten. Auch einige ‚femmes entretenues‘, ſelbſt bekannte Freudenmädchen, waren eingeſperrt worden.

Man hätte denken ſollen, die Geſellſchaft ſehr niedergeſchlagen und betrübt zu finden. Bei Einigen war dies allerdings der Fall, aber bei der Mehrzahl verleugnete ſich die franzöſiſche Heiterkeit nicht. Lebhafte Geſpräche ertönten überall, hier und da hörte man ſelbſt helles Gelächter, und als Frau von St. Georges und Pauline die Treppe emporſtiegen, ertönten aus einer großen Marmorvaſe, welche das Treppengeländer zierte, die Anfangsworte eines damals beliebten Liedes:

‚Entrez, entrez Princesses!
Voilà mon joli château!‘

Sie kamen aus dem Munde der kleinen hübſchen Mezeray, einer beim Publikum ſehr beliebten Schauſpielerin vom Theatre français, die man wegen ihrer royaliſtiſchen Geſinnungen in ‚la force‘ eingeſperrt, und die ſich in der großen weiten Vaſe ein für ihr geſchmeidiges Perſönchen hinreichendes, abgeſondertes Plätzchen eingerichtet hatte.

Die erſte Perſon, welche Frau von St. Georges und Paulinen empfing, war die ſchöne und edle Prinzeſſin von Lamballe. Thränen floſſen über ihre Wangen.

„Ich kann Ihnen kaum ausdrücken, welche Vorwürfe ich mir gemacht, als ich Sie ankommen ſah, und mir ſagte, daß ich Unrecht gethan Ihren Brief nicht zu vernichten, ſo wie daß dieſer vielleicht die Urſache Ihrer Einkerkerung geworden;" ſagte ſie. „Ich wollte indeß nicht ein ſo ſchönes, von Ihrer Hingebung für unſere unglückliche Königsfamilie zeugendes Document zerſtören."

„Sie ſelbſt, Madame," erwiederte die Marquiſe gerührt, „zeigen uns ein ſo ſchönes Bild edler Aufopferung, daß ich erröthen müßte, wenn ich jenen Zufall Ihnen zur Laſt legte, ſelbſt wenn er die Veranlaſſung zu meiner Einkerkerung ſein ſollte."

Die Marquiſe hatte nur die Empfindungen ihres Herzens ausgeſprochen. Die Prinzeſſin war ein Muſter ſchöner Hingebung und Treue. Obwohl Kabale ſie eine Zeitlang aus dem Herzen der Königin, deren Freundin ſie war, zu verdrängen gewußt, ſo blieb ſie, obſchon die meiſten Adeligen von hohem Range bereits aus Frankreich entflohen waren, dennoch zu Paris. Sie wußte um die beabſichtigte Flucht der königlichen Familie, reiſte ihr nach Varennes voran und kehrte mit derſelben nach Paris zurück. Als der König und ſeine Familie nach dem Tempel gebracht wurden, folgte ſie dieſer freiwillig dahin, und erſt, als ſie von ihnen getrennt und in das Gefängniß ‚la force‘ geſendet ward, war ihr Schmerz grenzenlos.

An dieſe tugendhafte und verehrte Frau ſchloß ſich die Marquiſe und deren Tochter während der Gefangenſchaft beſonders an. Sie erſchien ihnen als ein Muſter der Religioſität, des Gottvertrauens und der Treue. Auch die Prinzeſſin fühlte ſich zu ihnen, beſonders aber zu Paulinen, hingezogen. So wie ſie mit dieſer genau bekannt worden war, drang ſie in das Mädchen, Schritte zu thun, das Gefängniß ſchleunigſt wieder verlaſſen zu können, was, da Pauline nicht angeklagt war, thunlich geweſen wäre.

„Glauben Sie mir,“ ſagte die Prinzeſſin dringend, „wir ſind Alle verloren und werden die Schwelle dieſes Hauſes nicht mehr lebend überſchreiten. Man wird uns nicht richten, man wird uns morden. Man bedarf eines großen Verbrechens, um Paris, um Frankreich einzuſchüchtern, damit es, ohne ſich zu widerſetzen, ein noch größeres, den Mord des Königs und ſeiner ganzen Familie, begehen laſſe. — Sie gehören dem Leben an, Sie ſind jung, Sie ſuchen das Leben noch im Leben. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, retten Sie ſich!“

So oft aber die Fürſtin auch in das junge Mädchen drang, ſo widerſetzte ſich doch dieſes ſtets. „Sie würde ſich,“ ſagte ſie, „nie von ihrer Mutter trennen, und dies ſelbſt dann nicht, wenn ſie es ihr befehlen ſollte.“ — So verging der Monat Auguſt.

Schon am Ende deſſelben verbreitete ſich in dem Gefängniſſe ein dumpfes Gerücht, daß man irgend einen Gewaltſtreich gegen die Gefangenen im Schilde führe. Paris war überdies in Gährung. Bald waren es Gerüchte von einer Contrerevolution, bald von dem Einrücken fremder Truppen in Frankreich, bald von einem Aufſtande in der Bretagne, welche die Volksmaſſen in Bewegung ſetzten. Die Ariſtokraten, hieß es dann ſtets, ſowohl die, welche über die Grenze gegangen, wie die, welche in den Gefängniſſen wären, hätten ungeheure Geldſummen verwendet, um einen Plan, die Patrioten niederzumetzeln und den König zu befreien, in's Werk zu richten; ihnen müſſe man zuvorkommen.

Gern hätten die Marquiſe und ihre Tochter ein paar Zeilen an Hardy gelangen laſſen, um, wenn er ſie auch nicht zu befreien im Stande geweſen wäre, ihm doch Nachricht zukommen zu laſſen, wo ſie ſich befänden. Ihre Bitten, um Erlaubniß hierzu, waren indeß umſonſt, eben ſo wollte es nicht glücken ihr Vorhaben auf andere Weiſe in's Werk zu richten. Am Morgen des zweiten Septembers konnte man bemerken, daß etwas ganz Beſonderes im Werke ſein müſſe. Die Gefangenen erhielten Befehl, ihre Zellen nicht zu verlaſſen; zugleich ertönte von der Straße und aus den Höfen herauf der dumpfe Schall vieler Menſchenſtimmen. Auf den Treppen und den Korridoren fand großes Rennen und Laufen ſtatt.

Die Prinzeſſin von Lamballe, ſo wie Frau von St. Georges und ihre Tochter, bewohnten daſſelbe Zimmer. Die Kammerfrau der Prinzeſſin, der man geſtattet hatte auf den Korridor hinauszugehen um Waſſer zu holen, kam mit verſtörtem Geſicht und todtenbleich wieder zurück.

„Madame,“ ſtotterte ſie erſchrocken, „in dem kleinen Hofe unten iſt ein furchtbarer Lärm. Ich vernahm wüſtes Geſchrei und Stöhnen; ich glaube man bringt die Gefangenen um! — Auch kam es mir vor,“ ſetzte ſie zögernd hinzu, „als ob man auf der Treppe Ihren Namen genannt habe.“

Die Prinzeſſin ſchien zu erſchrecken. Unwillkürlich ſank ſie auf ihr Bett. Dann richtete ſie die Augen gen Himmel und ſagte:

„Mein Gott, mein Leben iſt in Deiner Hand! Iſt es Dein Wille, ſo nimm es an für das Leben des Konigs und der Königin, — aber laß dieſe ſchreckliche Stunde ſchnell vorübergehen.“

Der Lärm draußen ward indeß immer ſtärker. Man hörte Fußtritte auf dem Gange, vor der Thüre. Endlich öffnete ſich die Letztere. Der Kerkermeiſter Richard — ein Mann, den die Gefangenen ſehr gern hatten, da er ſie nachſichtig behandelte — trat in Begleitung eines Gerichtsdieners ein.

„Madame,“ ſagte er mit kummervollem Tone zur Prinzeſſin, „Sie ſollen vor dem Wohlfahrtsausſchuſſe erſcheinen, der unten Sitzung hält. — Auch Sie, Frau und Fräulein von St. Georges, ſollen kommen.“

Ein elektriſcher Schlag ſchien alle Drei zu durchzucken. Am gefaßteſten war die Prinzeſſin. Die

Kammerfrau warf ſich, von Schmerz aufgelöſt, zu ihren Füßen.

„Weine nicht, Liebe;“ ſagte ſie gefaßt. „Sage dem König und der Königin, wenn es Dir geſtattet ſein ſollte ſie zu ſehen, daß ich gern ſterbe, wenn mein Tod ſie retten kann. Meine Ueberreſte — entreiße ſie, wenn Du es vermagſt, den Mördern und laſſe ſie in Rambouillet beſtatten. — Laſſen Sie uns gehen, mein Herr!“ ſetzte ſie ruhig, zu dem Schergen gewendet, hinzu.

Der rohe Menſch ſchien ſelbſt einen Augenblick betroffen. Er ging ſchweigend neben der Prinzeſſin her, die beiden andern Damen folgten. Auf dem Gange ſchloſſen ſich zwei Kerle, mit bloßen Säbeln in den Händen, die Aermel aufgeſtreift, eine wollene rothe Mütze auf dem Kopfe, ihnen an. Unten angekommen, faßte der Gerichtsdiener und ſeine beiden Begleiter die Damen bei den Armen, und hießen ſie durch einen kleinen Hof gehen. So wie ein Thor, das in einen größeren führte, geöffnet ward, ſah man den Boden mit Blut bedeckt. Eine Anzahl Menſchen befand ſich hier, und großes Geſchrei verworrener Stimmen ertönte. Die Prinzeſſin ſchien zu ſchwanken, ſie wollte in die Knie ſinken, aber ihr Führer hielt ſie aufrecht, und die Gefangenen traten in ein ziemlich geräumiges, von Menſchen halb erfülltes Zimmer. An der einen Seite befand ſich eine Tafel, an welcher ſieben oder acht Männer, alle mit rothen wollenen Mützen auf dem Haupte, ſaßen. Um den zu oberſt Sitzenden ſtanden Männer mit aufgeſtreiften Armen, blanke Säbel in den blutigen Händen.

„Treten Sie näher! — Wie heißen Sie?“ ſagte mit rauhem Tone zur Prinzeſſin der Präſident.

„Marie Thereſe Louiſe von Carignan, vermählte Prinzeſſin von Lamballe;“ erwiederte die Fürſtin gefaßt.

Alle Blicke richteten ſich auf ſie. Sie hatte ein einfaches weißes Hauskleid an. Ihr ausnehmend reiches, ſchönes, blondes Haar verbarg eine einfache Haube. Ihr edles Antlitz war blaß, aber es ſchien als ob ſelbſt der Gram ihre reizenden Züge noch verſchönert hätte. Selbſt die rohen Seelen der Mörder ſchienen einen Augenblick erſchüttert, denn es entſtand eine Pauſe von Todtenſtille.

„Ihr Amt bei Hofe?“ fragte der Präſident nach einer Weile.

es wol nöthig, Dir den Namen des Mannes zu nennen, von dem ich geſprochen? —

Nein, Emanuel! ſprach mit erzwungener Faſſung Mathilde, indem ſie des Jünglings Hand ergriff; es bedarf der Nennung des Namens eines Mannes nicht, deſſen Herz ich zu kennen glaube wie mein eignes. — Mein Freund, ſagte ſie mit weicher Stimme, wir hätten nimmer von Liebe reden müſſen! es iſt geſchehen, nun laß uns offen ſprechen; es kann nur zu unſerm Heile ſein, zu einem Frieden führen, der uns ſonſt ewig flieht. — Seit Jahren ſchon wußte ich, daß ich Dir theuer ſei, daß jene Liebe, die uns wie zwei Geſchwiſter an einander gefeſſelt hielt, in eine andere von höherer Bedeutung ſich verwandle. Ich — wen hätte ich wol auf dieſer weiten Erde, an den mein Herz ſich inniger ſchließen könnte als an Dich? — Es mag wol, ſprach hocherröthend das Mädchen mit leiſer Stimme; es mag wol gegen Das, was die kalte Außenwelt Herkommen und Sitte nennt, verſtoßen, wenn ich geſtehe, daß ich Dich lange ſchon geliebt. Gott iſt mein Zeuge, daß redlich ich gekämpft, Gefühle zu erſticken, die uns nur elend machen können. Dieſe alten Bäume, die ſchattigen Lauben ſind Zeugen der unzähligen Thränen, die ich vergoſſen, wenn ich mir

„Oberaufſeherin (Surintendante) des königlichen Hauſes.“

„Wußten Sie etwas von dem Complot gegen die Freiheit des Vaterlandes?“

„Ich wußte von nichts als von meinen Pflichten! — Sollten Sie mich im Ernſt für eine Verſchwörerin halten?“ ſagte die Prinzeſſin ſanft.

Ein leiſes Flüſtern unter den Umſtehenden ſchien anzudeuten, daß die Antwort Beifall gefunden hatte.

„Wohlan,“ ſagte der Präſident mit erhobener Stimme, „ſo ſchwören Sie Freiheit und Gleichheit, Haß dem Könige, der Königin und dem Königthum.“

Gefaßt und laut erwiederte die edle Frau:

„Ich bin bereit Freiheit und Gleichheit zu ſchwören. — Aber Haß gegen das königliche Haus kann ich nicht ſchwören, denn er iſt nicht in meiner Seele.“

Mit den Worten der edelſten unerſchütterlichen Treue hatte ſie ihr Todesurtheil geſprochen. Zwar hörte man ein paar Stimmen: ‚Gnade! Gnade!‘ flüſtern, aber laut rief der Präſident:

„Madame kann abtreten!“

Dies war das ſtehende Wort, in welchem

der Befehl zur Hinrichtung? — nein zur Ermordung — lag. Einige Naheſtehende flüſterten ihr zu, zu widerrufen. Sie ſchwieg und wankte nach der Thüre. Zwei der Henker ergriffen ſie bei den Armen und führten ſie in den Hof. Ein entſetzlicher Anblick erwartete ſie hier. Eine Pfütze von Blut bedeckte den Boden. An einer Seite des Gebäudes war an der Mauer ein ganzer Haufen von Leichnamen aufgethürmt. Er bildete mit einzelnen abgehauenen Gliedern ein wüſtes Chaos.

„Welch entſetzlicher Anblick! — Ich bin verloren!" rief die Prinzeſſin. Es waren die letzten Worte, die über ihre erbleichenden Lippen kamen.

„Beſteige den Altar des Vaterlandes, und ſchwöre Haß dem Königthume!" rief, vielleicht von dem Wunſche, die unglückliche Fürſtin zu retten, angetrieben, einer der ſie Führenden.

Sie ſchwieg. — Als ein Anderer ihr mit dem Säbel die Haube abreißen wollte, ward ſie über dem Auge verwundet. Ihr reichgelocktes Haar rollte über ihre Schultern herab. In demſelben Moment traf ein Keulenſtock ihr edles Haupt. Sie ſtürzte zu Boden. Man fiel über ſie her und endigte mit Pikenſtichen ihr Leben. Der Körper ward auf's entſetzlichſte verſtümmelt. Ihr Kopf, umwallt von einem Strome goldner Locken wie von einem Mantel, ward, auf eine Pike gepflanzt, nach dem Palais Royal und den Tuilerien getragen.

— Das menſchliche Ungeheuer, welches die ſchöne Form ſo grauſam vernichtete, war ein Tambour, Namens Charlot. Das Schickſal verurtheilte ihn zu leben. Er ſtarb erſt im Jahre 1843 als Greis von achtzig Jahren. —

Während draußen die entſetzliche Scene ſtatt fand, ward im Gerichtsſaal die Marquiſe aufgerufen.

„Ihr Name?" war auch hier die erſte Frage des Präſidenten.

„Marie Genevieve de Miomandre, vermählte St. Georges," hatte eben die Marquiſe zu antworten begonnen, als ſich die Thüre öffnete und ſechs oder acht Männer in rothen Mützen in den Saal ſtürzten. Zu ihrem Erſtaunen erblickten die Marquiſe und ihre Tochter an deren Spitze ihren Freund François Hardy. Er ſchien erhitzt, ſeine Stirne triefte von Schweiß.

„Was ſoll dies ſein, Bürger?" rief er heftig, indem er zu dem Präſidenten trat. „Ihr habt zwei

Patriotinnen, Madame St. Georges und deren Tochter, verhaftet. Die letztere iſt meine Braut, Jene meine künftige Schwiegermutter. Es iſt eine Namensverwechſelung vorgefallen."

„Das kann nicht ſein, Bürger Hardy;" verſetzte der Präſident. „Hier iſt das Verzeichniß der Gefangenen, hier die Anklageacte. Gräfin von St. Georges —"

„Da haben wir den Irrthum!" unterbrach Hardy den Leſenden. „Sie iſt nicht Gräfin, ſie iſt, oder vielmehr ſie war Marquiſe, hat aber dieſen Titel ſogleich abgelegt, als das Volk ſich für unſere glorreiche Revolution erklärte. Die Gräfin St. Georges, die in dieſem Document genannt iſt, befindet ſich längſt in Koblenz. Jene hat überdies keine Tochter, während hier die Tochter, und zwar ohne nur in der Anklageacte oder in der Gefangenliſte genannt zu ſein, zugegen iſt."

„So möge ſie Haß dem Könige und dem Königthume ſchwören" — hob einer der an der Tafel Sitzenden an.

„Sie hat dies mehr als hundertmal gethan, wie ich bezeugen kann!" rief Hardy. „Uebrigens denke ich, hat ſie einen weit beſſern Beweis ihres Patriotismus gegeben, als ſie ihre einzige Tochter, ein Mädchen aus einem der älteſten Geſchlechter Frankreichs, mit mir, einem einfachen Bürger, verlobte. Sie that dies blos wegen meiner Hingebung für die Sache der Revolution; oder, Bürger, ſoll auch dieſe hier in Zweifel geſtellt werden? Für dieſen Fall habe ich einige bekannte brave Bürger, die mich näher kennen, mitgebracht, und findet Ihr es für nöthig, ſo ſollen binnen zehn Minuten noch fünfzig andere, alle aus der Section der Cordeliers, hier im Saale ſein."

„Ja wohl!" ſchrieen die Männer, die mit Hardy gekommen waren. „Wer an dem Patriotismus des Bürgers Hardy etwas auszuſetzen hat, der ſage es nur frei heraus, und wir und hundert andere brave Leute werden ihm das Gegentheil auf ſeinen Kopf beweiſen."

„O, was die Bürgertugenden des bekannten braven Hardy anlangt," verſetzte der Präſident ein wenig betroffen, „ſo zweifelt Niemand daran, und was die Damen betrifft —"

„So nehme ich meine Braut und deren Mutter mit mir;" vollendete Hardy keck. — „Ich danke Euch, Bürger, daß Eure Einſicht den Fehler, durch den ein paar brave Patriotinnen hätten gefährdet werden können, ſo trefflich auszugleichen gewußt hat."

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, kehrte ſich Hardy zu der Marquiſe, die ſtumm und zitternd da ſtand, ſchlang ihren Arm in den ſeinen, reichte Paulinen die Hand und führte Beide zur Thüre hinaus.

Die Marquiſe erbleichte, Pauline zitterte heftig bei dem entſetzlichen Anblick, der ihnen beim Eintritt in den Hof in die Augen ſprang. Hardy war bemüht ihnen denſelben zu entziehen. Er drängte ſie nach dem Thore, aber dies war durch eine große Menſchenmenge geſperrt, und man konnte nur Fuß für Fuß dahin gelangen. Endlich waren ſie kaum noch wenige Schritte von dem Ausgange entfernt, als plötzlich ein Menſch von ſchrecklichem Aeußern herbeiſtürzte und neben die Marquiſe trat. Sein Antlitz war von dem genoſſenen Weine und dem Blute der Erſchlagenen, von welchem der in ſeiner Fauſt befindliche blanke Säbel triefte, geröthet. Sein Haar hing verworren um das Haupt, eine rothe Mütze deckte daſſelbe. Der Menſch war Henrion, der ehemalige Kutſcher der Marquiſe.

„Mort de ma vie!“ ſchrie er, als er die Damen erblickte. „Iſt das nicht die alte St. Georges und ihre Tochter? — Nun, es iſt mir lieb Euch hier zu treffen! Ihr kommt gerade zur rechten Zeit zu dem Schauſpiel das hier ſtattfindet.“ — Aller Augen richteten ſich auf die Damen, ein Gemurmel erhob ſich.

„Es ſind Ariſtokratinnen! — Sie wollen ſich durchſchleichen! — Man muß ſie beim Kopfe nehmen!“ riefen einige Kerle von wüſtem Anſehen.

„Ihr mißkennt dieſe Damen, Bürger!“ entgegnete Hardy mit ſtarkem, und wie es ſchien ruhigem Tone. „Dieſe Frau iſt allerdings die Wittwe St. Georges, aber es iſt wohl hinreichend ihren Patriotismus Euch darzuthun, wenn ich Euch ſage, daß ſie aus Enthuſiasmus für unſere glorreiche Revolution ihre Stellen und Titel niedergelegt, und ihre einzige Tochter mit mir, einem Manne aus dem Volke, einem Getreidehändler, verlobt hat. Aus Irrthum ward ſie verhaftet, aber ſogleich wieder freigegeben, da es ſich fand, daß eine Namensverwechſelung vorgefallen.“

Henrion ſchien ganz verdutzt, als er Hardy Paulinen als ſeine Braut proclamiren hörte.

„Das hört ſich Alles ganz gut an, Bürger,“ ſagte er endlich mit einem halb trotzigen, halb zaghaften Tone, „es frägt ſich aber nur ob es auch wahr iſt?“

„Es iſt gewiß wahr, Bürger Henrion,“ verſetzte Hardy, jenen ſtarr anblickend. „Ihr ſolltet dies wiſſen, denn Ihr kennt ja die Geſinnungen dieſer Frau. Ihr wiſſet, zum Beiſpiel, daß ſie einſt ihren Kutſcher blos darum aus dem Dienſte entließ, weil er ſo ariſtokratiſche Geſinnungen hatte, daß er keinem an Rang Niedrigerm das Vorfahren geſtatten wollte. — Erinnert Ihr Euch nicht mehr dieſes Umſtandes?“

„Hm ja! — Es iſt mir als ob etwas Aehnliches einſt ſtattgefunden hätte;“ erwiederte Henrion ziemlich kleinlaut.

„Seht Ihr nun, Bürger! O ich wußte wohl, daß Euer Gedächtniß Euch nicht untreu werden würde;“ verſetzte Hardy kalt. „Wie gütig Madame St. Georges iſt, könnt Ihr überdies daraus ermeſſen, daß der Name dieſes Menſchen ſeitdem nie von ihr genannt worden. Thäte ſie es noch, und erzählte jenen Vorfall ausführlich, ſo baumelte der Mann gewiß an dem erſten beſten Laternenarm, und meine braven Jungen aus der Section der Cordeliers machten ſich vielleicht ſelber das Vergnügen ihn aufzuhängen."

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen kehrte Hardy ihm den Rücken, und Henrion war ſo verblüfft, daß er weiter kein Wort ſagte, als Jener die Damen zum Hofe hinausgeleitete. —

„Eilen wir! Ich bin nicht eher ruhig bis ich Sie außerhalb Paris weiß!" flüſterte Hardy, als ſie außer dem Gedränge waren. Ein Fiaker, der nicht weit davon hielt, nahm alle Drei auf und eine Viertelſtunde ſpäter befanden ſie ſich in Hardy's Wohnung.

„Ich bitte, daß Sie ſich ſogleich umkleiden! Sie müſſen augenblicklich Paris verlaſſen;" ſagte Hardy dringend, als ſie allein waren. „Marat iſt Ihr Feind, und dieſer Mann hat jetzt eine unbegrenzte Macht. Auf meinem Landhauſe ſind Sie indeß ſicher. Niemand vermuthet Sie dort, wenn Sie unter dem Namen meiner Verwandtinnen ſich daſelbſt aufhalten. — Noch vortheilhafter wäre es," ſetzte er hinzu, und ſein ſchönes Geſicht überflog eine leichte Röthe,

„wenn Sie die mir heute vom Drang der Umstände gebotene Angabe, auch dort für's Erſte fortbeſtehen ließen. Man würde Ihren Aufenthalt um ſo erklärlicher finden."

„Alles was Sie wollen, ſoll geſchehen, mein edler Freund! Nur fort aus dieſer morderfüllten Hauptſtadt!" rief die Marquiſe, welcher die Schreckensſcene, die ſie erblickt hatte, noch immer vor Augen ſtand.

Eine halbe Stunde ſpäter rollten alle Drei zum Thore hinaus. Es war ein ſchönes, in einem kleinen Park im Thale von Montmorency gelegenes Landhaus, das ſie aufnahm. Pauline fand den Aufenthalt reizend, und dies ſchien Hardy ganz glücklich zu machen. Der treffliche Mann hatte für Alles geſorgt, was ihr wie ihrer Mutter den Aufenthalt angenehm erſcheinen laſſen konnte. Bücher, Muſikalien, Alles was einen ländlichen Aufenthalt verſchönern kann, war vorhanden. In wenig Tagen war es der Marquiſe und ihrer Tochter, als ob ſie immer dort gelebt hätten. Es war ſo ſtill, ſo heimlich auf dem Landſitze, während die namenloſeſten Schreckensſcenen, von denen ſie nur durch die Zeitungen oder die Berichte Hardy's Kunde erhielten, die Hauptſtadt mit Ent-

Vorwürfe machen mußte, Empfindungen zu nähren, die ich im Keime hätte erſticken ſollen. Mein Schmerz ward nur noch bitterer, unerträglicher, wenn ich mir ſagen mußte, mit welchem Undanke ich die Vaterliebe des guten Oheims vergalt, wenn ich ſo oft ſchon ſeine mich quälenden, und doch ſo herzlich gut gemeinten Vorſchläge mit künſtlichen, gemachten Gründen zurückwies, unwahr ſein konnte, wo ich ihm um den Hals fallen, mit heißen Thränen ſeine Theilnahme erflehen ſollte. — Wir können, ſprach das Mädchen nach langer Pauſe, in der ſie die herabrollenden Zähren ſich von den ſchönen Wangen trocknete, wir können uns nimmer als Gatte und Gattin angehören, mein edler Freund! Du wirſt dies ſelbſt geſtehen, theuerer Emanuel. Du kennſt ſo gut wie ich die Vorurtheile, von denen ſich der Oheim nur mit dem Leben trennen könnte. Den letzten Biſſen, ſeine ganze Habe würde der ehrwürdige Alte freudig mit uns theilen; er liebt uns, wie er die eignen Kinder lieben würde; dennoch würde er niemals in eine Verbindung willigen, welcher Meinungen, die er mit der Muttermilch eingeſogen, ſo ſchroff entgegenſtehen. —

Froben war wie betäubt bei des Mädchens Aeußerungen. Bei dem Geſtändniſſe einer Liebe, die er ſetzen erfüllten. Oft beſuchte der brave Hardy ſeine Gäſte. Seiner Ankunft ſahen ſie immer wie einem frohen Ereigniſſe entgegen. Sie verehrten in ihm ihren beſten, ihren einzigen Freund. Alles was ihnen ſonſt nahe geſtanden hatte, war über den Rhein geflohen, hatte ſich in entfernte Winkel der Provinzen zurückgezogen, oder den Kopf auf das Schaffot getragen. Und wie ſorgſam, wie zuvorkommend, wie beſcheiden war ihr Beſchützer! Während ſie ihm Alles verdankten, war es ſtets, als ob er ihnen Verpflichtungen für die Gunſt ihres Aufenthalts in ſeinem Hauſe hätte. In Gegenwart der Dienſtleute, ſo wie einiger Einwohner des benachbarten Dorfes, die manchmal auf der Villa erſchienen, benahm er ſich als der Verwandte ſeiner Gäſte, als der Verlobte Paulinens. Waren ſie allein, ſo war er weit entfernt von jeder Vertraulichkeit, dieſe machte dann einem zwar freundlichen, aber zugleich ehrfurchtsvollen Benehmen Platz.

Monate vergingen auf dieſe Weiſe. Die Häupter der königlichen Familie und einer Menge anderer Unſchuldiger und Edler waren bereits durch das Beil gefallen, aber die Vergeltung erreichte nun auch die Würger. Marat hatte unter dem Dolche Charlottens Corday verblutet, Robespierre und die Terroriſten waren am 9. Thermidor geſtürzt worden. Frankreich athmete freier, und es hätte der Marquiſe und ihrer Tochter vielleicht frei geſtanden unbeläſtigt nach Paris zurückzukehren, aber eine hartnäckige Krankheit, die ſich bald in vollkommene Auszehrung umwandelte, warf die Erſtere auf's Schmerzenslager. Herbeigerufene Aerzte erklärten eine Heilung für unmöglich. Frau von St. Georges hatte dies bereits längſt geahnt. Die Schrecken, die Aengſte der Zeit, hatten ihre ohnehin ſchwächliche Geſundheit vollends zerſtört, ihre Auflöſung rückte von Tag zu Tage näher. Auch in dieſen Beziehungen erwies ſich Hardy edel und hülfreich. Faſt täglich erſchien er in der Villa, ſo ſehr ihm dies ſeine ausgebreiteten Geſchäfte auch erſchwerten. Er ſorgte perſönlich für Alles was zur Pflege der Kranken, ja ſelbſt zu deren geringſten Bedürfniſſen gehörte. Zugleich gab er ſich alle Mühe, Frau von St. Georges von allen beängſtigenden Vorſtellungen hinſichts der Zukunft abzubringen. Man hatte ſie in der Liſte der Ausgewanderten aufgeführt, und ihre Beſitzungen eingezogen. Hardy ſuchte ſie über dieſen Punkt zu beruhigen. Er ſagte ihr, daß wenn es auch für jetzt nicht möglich ſei, wegen der Rückgabe Schritte zu thun, da das unglückliche Schreiben an die Prinzeſſin von Lamballe noch in gutem Andenken und in den Händen der Behörde ſei, ſo werde doch gewiß eine Zeit kommen, wo ſich Alles werde ausgleichen und das Verlorene zurück erlangen laſſen; bis dahin aber müſſe er durchaus darauf dringen, daß ſich die Marquiſe bei ihm wie in ihrem eigenen Hauſe betrachte.

Gelang es Hardy auf ſolche Weiſe ſich immer mehr bei der Marquiſe in Gunſt zu ſetzen und ihre Freundſchaft zu gewinnen, ſo hatten in dem Herzen Paulinens nach und nach ganz andere Gefühle immer mehr Platz genommen. Das Mädchen ſah in dem ernſten, und doch ſo gefühlvollen, in dem beſcheidenen, faſt ſchüchternen, und doch, wenn es galt, ſo kräftig und kühn auftretenden Manne, ein ganz anderes Weſen als ihr ſonſt in den jungen, galanten, fanfaronnirenden und endlich plötzlich ſo ſtill gewordenen Hofherren erſchienen war. Auch ſein ſchönes Aeußere, ſein feines von aller Zudringlichkeit entferntes Weſen, that das ſeinige, und ehe Pauline es ſich noch ſelbſt geſtand, hing ihr Herz mit immer wachſender Leidenſchaft an dem jungen Bürger. Still und ergeben, aber mit trüben Blicken, ſaß ſie bei der kranken Mutter, ſie lauſchte auf die Mienen, auf die geringſten Winke derſelben, ſo wie aber die Stunde kam, wo Hardy gewöhnlich zu erſcheinen pflegte, ward ſie zuſehends lebhafter, und hörte ſie nun den Hufſchlag ſeines Roſſes, ſo eilte ſie mit verklärten Blicken zur Thür hinaus, um den Freund zu bewillkommnen. Es konnte nicht fehlen, daß der Gemüthszuſtand Paulinens der Mutter nicht lange verborgen bleiben konnte. Die Marquiſe erſchrak anfangs bei der Entdeckung. Sie beſchloß mit der Tochter über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, ſie zu warnen. Schon die erſten Worte beſtätigten, daß ſie nur allzurichtig geurtheilt. Weinend warf ſich Pauline an der Mutter Bruſt, und geſtand ihr die Empfindungen die ihre ganze Seele erfüllten. Ein harter Kampf entſpann ſich in der Seele der Frau von St. Georges. Entfernung war ihr erſter Gedanke. Ihr Zuſtand war indeß von der Art, daß er eine ſolche unmöglich machte; ſie konnte nur auf Minuten noch das Bett verlaſſen. Paulinen fortſenden? Aber wohin? Alle Verwandten und Freunde waren in England oder in Deutſchland. Ihre gänzliche Hülfsloſigkeit, ihr Mangel an Mitteln, machten jeden Plan zunichte. Endlich fing ſie an die Sache vorurtheilsfreier zu betrachten. Hatte nicht eine furchtbare Revolution alle Standesverhältniſſe vielleicht für immer ausgeglichen? Konnte ſie, wenn ſie ſtarb — und ſie fühlte den Augenblick des Scheidens von Stunde zu Stunde näher rücken, — ihre einzige Tochter treueren Händen als denen eines Freundes dem ſie Alles, ſelbſt das Leben verdankte, überlaſſen? Was ſollte aus Paulinen werden, arm, allein ſtehend, gänzlich verwaiſ't? War Hardy endlich nicht ein Mann, den ſie aus Tauſenden ſich zum Eidam erwählt haben würde, wäre er ihres Gleichen geweſen? Der Kampf, der in der Seele der ſonſt klugen und guten, aber in dem Geiſte, wie in den Vorurtheilen ihrer Zeit und ihres Standes erzogenen, und während eines langen Lebens darin feſtgewurzelten Frau, ſtattfand, war lang und hartnäckig. So kam der Augenblick ihrer Auflöſung immer näher. —

Es war eines Abends, eine Stunde vor Untergang der Sonne, als Frau von St. Georges ängſtlicher als gewöhnlich fragte: ob Hardy noch nicht angelangt ſei?

Er pflegte ſtets zu dieſer Zeit zu kommen. Mehrmals wiederholte die Marquiſe dieſe Frage, und ein leiſes: „Gott ſei gelobt!" glitt über ihre Lippen, als ſie endlich bejaht wurde. Bald darauf trat der Freund in's Zimmer. Pauline ging hinaus, um wie gewöhnlich für den Ankommenden das Abendbrod bereiten zu laſſen. Frau von St. Georges winkte Hardy, ſich neben dem Lehnſtuhl, in dem ſie ſaß, zu ſetzen.

„Mein Freund!" ſagte ſie mit matter Stimme. „Wir ſehen uns heute zum letzten Male. Ich fühle mein Ende nahen. Ich habe ſehnlich heute nach Ihnen verlangt. Ich wollte über Paulinens Zukunft mit Ihnen ſprechen."

„Ich habe," ſagte Hardy ſchmerzlich, „bereits über dieſen Fall nachgedacht, und wollte Ihren Willen deshalb vernehmen. Gewährt es Ihnen eine Beruhigung, ſo werde ich, was auch daraus für mich entſtehen möge, Mittel finden das Fräulein nach England oder Deutſchland, in den Kreis und unter den Schutz Ihrer Verwandten zu bringen; genehmigen Sie es indeß, ſo würde Ihre Tochter in Paris bei einer unbemittelten aber tadelloſen und Ihnen vielleicht nicht unbekannten Dame, der Wittwe des ehemaligen Parlamentsraths de Chartrand, ein anſtändiges und ſicheres Unterkommen finden. Sie würden mir in letzterm Falle erlauben für die Subſiſtenzmittel zu ſorgen; ein Punkt, der ſich bei Rückerlangung des Erbes des Fräuleins dann zwiſchen uns leicht ausgleichen ließe."

„Ihre Vorſchläge," verſetzte die Marquiſe, indem ſie ihn mit dem erloſchenen Blicke bewegt anſah, „ſind ſo, wie ich ſie von einem ſo bewährten Freunde erwarten konnte, aber ich möchte die Laſt, die Sie ſich auflegen wollen, noch vermehren, ich möchte Paulinen unter Ihrem perſönlichen Schutze wiſſen."

„O mein Gott, Frau Marquiſe, was ſagen Sie da! — Ich weiß nicht, ob ich Sie verſtehe!" — rief Hardy in größter Bewegung und die magern Hände der Kranken mit den ſeinigen umfaſſend.

„Es iſt ein ernſter Moment, mein Freund!" ſprach Frau von St. Georges mit zitternder Stimme. „Sie können es nicht mißdeuten, wenn eine ſterbende Mutter offen, und auf eine ſonſt nicht vom Herkommen gebilligte Weiſe, mit Ihnen redet. Ich frage Sie deshalb: Welches ſind Ihre Empfindungen in Beziehung auf meine Tochter?"

„Die, welche ſie waren als ich noch keine Sylbe zu ihr geſprochen hatte, und die ich unter Freude und Qualen bis dieſen Augenblick ſtill in mein Herz verſchloß, die Empfindungen der innigſten, heißeſten Liebe!" ſagte Hardy; ſeine Wangen glühten, ſein Auge flammte.

Eben trat Pauline in's Zimmer. Ein Blick auf die Mutter, ein zweiter in das verklärte Antlitz Hardy's, ließen ſie ahnen, daß ein Geſpräch, das für ſie von Bedeutung wäre, ſtattgefunden habe. Mit Angſt näherte ſie ſich auf einen Wink der Mutter. Dieſe aber ergriff die Hände der jungen Leute und legte ſie in einander. „Seid glücklich!" lispelte ſie leiſe, ihre Lippen bewegten ſich zum Gebet, dann legte ſie ihr Haupt in den Lehnſtuhl zurück, athmete noch einmal tief auf, und — hatte zu leben aufgehört.

Es waren die verſchiedenartigſten Gefühle, welche die Herzen der beiden jungen Leute durchſchauerten. Für Paulinen war es der ſchmerzlichſte, und doch auch wieder der ſeligſte Moment des Lebens. Beide Empfindungen machten ſich in einem Thränenſtrome Luft. Mit einem ſtummen Händedrucke gelobten ſich die jungen Leute vor der Leiche der Mutter treue Liebe bis in den Tod. —

Ein halbes Jahr trauerte Pauline um ihre Mutter. Faſt täglich beſuchte Hardy in dieſer Zeit ſeine Braut. Stundenlang ſtand dieſe um die Zeit, wenn er kommen ſollte, auf dem Balkon, von wo aus man die Straße nach Paris überſehen konnte. Sah ſie dann einen einzelnen Reiter daher jagen, ſo eilte ſie flink wie ein Reh die Treppe herab und dem Parkthore zu, dem geliebten Manne entgegen. Die Stunden, wo er ſich bei ihr befand, vergingen ihr wie eben ſo viel Minuten. Erſt wenn die Sonne unterging, beſtieg Hardy dann gewöhnlich ſein Roß, Pauline begleitete ihn bis zu demſelben und nahm dann das vorige Plätzchen ein, um dem Freunde noch aus der Ferne mit dem Tuche ein Lebewohl zuzuwinken. — Nach Ablauf der halbjährigen Trauerzeit vereinigte der Segen eines Prieſters die Liebenden auf immer. —

Es war zehn Jahre ſpäter, und in den Tuilerien große Cour. Ein zahlreicher glänzender Damenzirkel war verſammelt. Der Kaiſer unterhielt ſich mit Verſchiedenen, indem er von der Einen zu der Andern ging, und ſein Geſicht bald einen freundlichen, bald einen ſtrengen Ausdruck annahm. Plötzlich blieb ſein Auge auf einer jungen Frau haften, die blaß aber ſchön war, einfach aber koſtbar koſtumirt erſchien. Raſch ging Napoleon auf ſie zu.

„Madame Hardy, geborne St. Georges?“ fragte er, indem er ſie ernſt aber nicht unfreundlich anſah. „Ich freue mich Sie zu ſehen, obwohl Ihr Mann ſich ſelten hier erblicken läßt. Er liebt mich nicht. Er iſt Republikaner; ich weiß es. Das iſt aber einerlei. Er liebt Frankreich, und hat dem Lande gute Dienſte geleiſtet. Es iſt ſelten, daß Jemand ſein großes Vermögen ſo zum Vortheil Anderer verwendet. Ich achte ihn, und darum habe ich ihn ſo eben zum Reichsbaron ernannt. Sagen Sie ihm das.“ — .

Hardy ließ ſich indeß nicht durch die kaiſerlichen Gunſtbezeugungen verlocken. Lächelnd ſchüttelte er ſtets das Haupt, wenn man ihn fragte: Warum nicht das ‚grüne Barett‘ mit den drei Straußenfedern wol manchmal geahnt, doch nie ſich zu hoffen geſtattet, war es ihm, als wenn ſich ihm ein ganzer Himmel öffne, Gefühle der Seligkeit durch die geängſtete Seele zögen; doch als er ſich beſann, was er dem Freunde zugeſagt, weshalb er Mathilden aufgeſucht, da fühlte er die kalte Hand einer entſetzlichen Nothwendigkeit an dem glühenden Herzen, und faſt bewußtlos ſtammelte er: Du verſtandeſt mich nicht ganz, meine edle Freundin. Ich ſprach nicht von einer Verbindung zwiſchen uns —

Ich weiß es, theuerer Emanuel! unterbrach ihn das Mädchen. Deinem klaren Geiſte leuchtet die Unmöglichkeit einer ſolchen ein; ebenſo weiß ich, daß Du nicht unedel die Schwäche eines Mädchens benutzen wirſt, ein Verhältniß fortzuſetzen, welches die Nothwendigkeit auszuſprechen gebot, und eben dieſe auf ewig abzubrechen heißt. Du weißt jetzt, wie peinigend die Vorſchläge ſind, mit denen mich der gute Oheim „zu meinem Beſten“, wie er ſagt, zu foltern pflegt; wende allen Deinen Einfluß an, ihn zu bewegen, daß er mich für die Zukunft damit verſchone. Nenne ihm Gründe, Gründe, wie Dein Verſtand ſie aufzufinden vermag; ſprich von meiner Schwärmerei, von meiner Abneigung gegen die jungen Männer unſerer Bekanntſchaft, ſage ihm Alles, Alles, was Du auf ſeinem Wagenſchlage zu ſehen wäre? und ſagte dann einfach: „Ich bin aus dem Volke, und bei dem Volke will ich bleiben.“

Glücklich in ſeinem Hauſe wie in ſeinen Geſchäften, die ihm ein ungeheures Vermögen erwarben, hatte er nie Urſache dieſen Entſchluß zu bereuen.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Achtundzwanzigſter Band.

I. Vulkaniſcher Boden.
II. Frauenhaß.

Vierte Folge: Sechſter Band.

Leipzig, 1847.
Verlag von Carl Focke.

Denkſteine.

Hiſtoriſche
Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweiter Band.

Leipzig, 1847.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Vulkaniſcher Boden. 1

Frauenhaß. . . . . 107.

Vulkaniſcher Boden.

Erzählung.

„Der wache Gram ſchaut eines Sterns Geſtalt,
Sichtbar — doch fern; hell — aber ach! wie kalt!“

Byron.

„Vierzehn Tage bleibe ich in Neapel, dann bin ich wieder hier, und bis dahin mußt Du Dich für Einen oder den Andern entſchieden haben!“ ſagte der alte Graf Serra di Falco zu ſeiner Tochter, der ſchönen Conſtanze, die betrübt vor ihm ſtand, und ihn bittend anſah. „Ich weiß auch gar nicht, was Du gegen die beiden Bewerber Bedeutendes einzuwenden haben könnteſt! Da iſt der Ritter Bruno Brunelleschi. Das alte Rattenneſt, das er bewohnt, iſt mehr eine Ruine, als ein Schloß zu nennen; ſeine Finanzen ſind eben nicht in der beſten Ordnung, aber laß ihn nur meinen Schwiegerſohn ſein, und Du ſollſt Dich wundern, wie ſich Alles ändern wird. Seine Gläubiger ſind meiſt Kaufleute aus Catania, und ich müßte mich wundern, wenn ſie mir ihre Forderungen nicht um die Hälfte verkauften, falls ich ſie durch die dritte Hand an mich zu bringen willſt, nur erſpare mir die Nothwendigkeit, zum erſten Male in meinem Leben gegen den ehrwürdigen Alten unwahr zu ſein, bei jedem Worte vor ihm erröthen zu müſſen. —

Es entſtand eine lange Pauſe; Froben faßte in tiefer Bewegung Mathildens Hand. Sanft entzog ihm das Mädchen dieſelbe.

Denke nicht ſchlimmer von mir, ſprach Mathilde ſanft erröthend, weil ich gethan, was ich nimmer zu können geglaubt, weil ich Gefühle ausgeſprochen, die ich mir ſelbſt hätte verſchweigen müſſen. Ich habe oft darüber nachgedacht, ich habe gerungen mit dem Entſchluſſe im ſchweren Kampfe; immer mußte ich mir ſagen, es ſei nöthig, es ſei redlich, und Du zu edel, um meine Gründe zu verkennen; auch wußte ich, daß Du nur dann, wenn Du Alles kannteſt, mir eine Bitte gewähren würdeſt, deren Gewährung Du als eine eiſerne Nothwendigkeit, ja als eine heilige Pflicht betrachten mußt. Emanuel! verſprich mir, daß wir uns niemals wiederſehen wollen! —

Das iſt unmöglich, Mathilde! rief Froben heftig. Warum uns muthwillig das höchſte Glück der Erde rauben? Wir können die Kluft, die uns trennt, bis auf den Grund ermeſſen. Unſer Herz iſt ſtark, durch Unglück ſtark; wir können ihm vertrauen.

ſuchte; denn daß ſie von Brunelleschi nicht bezahlt werden, iſt ihnen wohl längſt klar geworden. Uebrigens iſt das Beſitzthum des Ritters nicht ſchlecht — er kennt es ſelbſt nicht wie ich — und ſeine Tonnara die ergiebigſte an der ganzen Küſte.“

„Aber er ſelbſt, mein Vater!“ wandte die Tochter ein. „Er iſt ein Raufbold, ein Wüſtling, ein Mann von ſchlechtem Rufe.“

„Munter, Kind! Nichts als munter! Freilich ein wenig mehr als ihm gut iſt;“ berichtigte der Vater. „Er mag wohl ein Dutzend unnütze Händel angefangen, und eben ſo viel Zweikämpfe ausgefochten haben, aber es giebt nun einmal ſolche Käuze, denen in heiler Haut nicht wohl iſt, und die ohne Streit und Spectakel nicht leben können. Daß er in Palermo den Pedro Garibaldi erſtach, und in Meſſina den Conte Tremi erſchoß, mit deſſen Frau er ein Liebesverhältniß hatte, wirſt Du ihm doch nicht anrechnen wollen? So etwas kann unter jungen Leuten wohl vorkommen.“

„Jung?“ fiel die Tochter ein. „Der Ritter iſt ein Mann von vierzig Jahren. — Und dann ſein

Ruf! Dieſer iſt ganz abſcheulich. Wie es heißt, hat er ſogar noch gegenwärtig eine Mohrin —"

„Die ſchafft er ab!" unterbrach ſie der Graf. „Ein dummer Geſchmack, es iſt wahr; — aber dieſer Umſtand kann doch keinen Einwand abgeben. Er ſchickt die Schwarze hinüber nach Tunis, nach Sfax, oder ſonſt wo an die afrikaniſche Küſte. Dafür werde ich ſorgen, wenn Du es ſo haben willſt."

„Nein! Nein, Vater! Brunelleschi wird nie mein Gatte werden!" rief Conſtanze lebhaft.

„Nun, ich will Dich nicht zwingen, Conſtanze, wiewohl mir ſeiner etwas verwilderten, aber ſonſt trefflichen Olivenpflanzungen, beſonders aber der Tonnara wegen — Du glaubſt nicht welche Thunfiſche ſie liefert! — dieſe Wahl ſehr lieb geweſen wäre. Du biſt übrigens ein gutes und verſtändiges Kind, das mehr auf ſolides Weſen, wie auf Firlefanz und Aeußeres ſieht. Bleiben wir alſo bei Ruggieri Malagamba."

„Müßte, oder vielmehr könnte ich einen von Beiden heirathen, ſo wäre es allerdings Dieſer noch eher als Jener;" verſetzte das Fräulein. „Ich verkenne nicht die Vortheile dieſer Verbindung. Die weitläuftigen Beſitzungen dieſes Mannes, eines der reichſten Barone des Reichs, gränzen an die Eurigen —"

„Und würden mit dieſen einſt vereinigt ein Fürſtenthum ausmachen!" unterbrach ſie der Vater. —

„Die Lage am Fuße des Aetna, und ganz in unſerer Nähe, könnte nicht reizender, nicht erwünſchter ſein. Der Mann ſelbſt iſt verſtändig, ſeine Manieren, wie ſeine Sprache nicht unangenehm, aber in ſeinen Zügen liegt etwas Unheimliches, das mich fürchten machen könnte; und dann iſt er — Ihr werdet dies zugeben müſſen — doch ſehr mißgeſtaltet."

„Das ich nicht wüßte;" verſetzte der Vater unbefangen. „Er ſieht eben nicht gut aus; es iſt wahr. Die eine Schulter iſt ein gutes Theil höher als die andere; aber was thut das? Er hinkt auch ein wenig, aber dies ſoll mehr eine üble Angewohnheit ſein, als daß er wirklich lahm wäre, und vielleicht könnteſt Du es ihm abgewöhnen."

„Da iſt Francesco, der jüngere Bruder, doch ein ganz anderer Mann!" ſagte Conſtanze kleinlaut.

„Er hat aber nichts als den Malteſermantel, und auch den nicht, wenn ihm der Meiſter ihn auszuziehen gebietet!“ fiel heftig der Vater ein. „Ich bitte Dich, Mädchen, ſprich mir von dem Menſchen nicht mehr, wenn Du mir nicht die Galle in's Blut jagen willſt. Wahrhaftig, die einzige Tochter des Grafen Serra di Falco wäre keine üble Braut für einen jüngern Sohn des Hauſes, der nichts hat und nichts iſt, als ein armer Teufel, und der erſte Diener ſeines ältern Bruders! Doch genug des Geſchwätzes. Ich gehe nach Neapel um den König zu bitten, daß er einwillige durch Teſtament meinen Namen, Titel und Wappen auf meinen künftigen Eidam übertragen zu dürfen; dieſer aber heißt Ruggieri Malagamba, oder Bruno Brunelleschi.“

Ohne weitern Abſchied ſtürmte der Alte aus der Thüre, und eine Viertelſtunde ſpäter ſah man eine dreißigrudrige Galeere aus der Bucht ſegeln, die unweit des am Meeresſtrande gelegenen Schloſſes einen ſichern Hafen bildete. —

Wer die herrlichen Beſitzungen des Grafen, und die der beiden Bewerber um die Hand der ſchönen Conſtanze, gekannt hätte, würde es einem für den Glanz ſeines Hauſes beſorgten Edelmann eben nicht beſonders verargt haben, daß dieſer durch eine Heirath Beſitzthümer zu vereinigen wünſchte, die ihres Gleichen kaum auf der ganzen Inſel fanden. Alle drei lagen am Fuße des Aetna in einem wahrhaft paradieſiſchen Thale. Schönheit und Ueppigkeit der Vegetation, romantiſche Lage, Reichthum des Bodens, die Nähe des Meeres wie die des grandioſen Gebirges, Alles trug dazu bei, das Thal, welches dieſe Beſitzungen in ſeinem Schooße barg, zu dem reizendſten Siciliens zu machen. Faſt von der Meeresküſte an begannen Waizenfelder, die einen Ertrag lieferten, mit dem kein anderer den Vergleich aushielt; wo dieſe aufhörten, auf ſchwellenden, von alten Laven gebildeten Hügeln, gedieh die Traube, welche köſtlichen, noch den feurigen Syracuſer übertreffenden Wein hervorbrachte. Weit an den Vorbergen des rieſigen Vulkans zogen ſich dunkle Kaſtanien- und Olivenwälder, mit deren Erndte alljährlich mehrere Schiffe belaſtet wurden, hinauf. Auf drei im Thale gelegenen, ziemlich ſteilen Bergen, lagen im Dreieck, und etwa eine Stunde von einander entfernt, die Burgen der drei Barone.

Die Güter Malagamba's waren durch ihren Ertrag an Wein, die Beſitzungen Brunelleſchi's, wenn auch übel bewirthſchaftet, durch ihre Olivenpflanzungen, die des Vaters Conſtanzens durch beides, außerdem aber durch den beſonders einträglichen Thunfiſchfang berühmt. Hätte man alle drei vereinigen können, ſo würde dies eine fürſtliche Beſitzung, mit der ſich keine andere in Italien — vielleicht nicht in ganz Europa vergleichen ließ — geworden ſein. Der alte Graf, obwohl ohnehin ſchon einer der bedeutendſten Barone Siciliens, bedauerte daher nichts mehr, als daß Conſtanze nicht beide Bewerber zugleich heirathen konnte; daß es aber wenigſtens Einer von dieſen ſein müſſe, ſchien ihm ausgemacht. Welcher von ihnen es ſei, war ihm ziemlich einerlei. Für ihn waren die Oliven Brunelleschi's und der Wein Malagamba's von gleichem Werth, doch neigten die, wegen ſchlechter Einrichtung der Tonnara ungefangen bleibenden Thunfiſche, das Zünglein der Wage mehr zu Gunſten des Erſteren.

Die Galeere des Grafen hatte ſchon längſt den Hafen verlaſſen, als das Fräulein noch immer am Fenſter ſtand, und bald auf das Meer, meiſt aber auf den Vulkan blickte, der eine ſtarke Rauchſäule in den heitern Morgenhimmel hinaufſendete. Der

Morgenwind ballte die letztere zu dünnen Wolken, und trieb ſie nach den Küſten von Afrika. Schon ſeit ein paar Wochen hatte man einen Ausbruch des Aetna erwartet, und es war nicht zu verwundern, daß der Zuſtand des Berges, der ſo zu ſagen Glück und Unglück der Bewohner der Umgegend in ſeinem Schooße trug, auch Conſtanzens Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog. Nirgends nahm ſich übrigens das Gebirge ſchöner aus, als von dem Gipfel des Berges, auf welchem das Schloß des Grafen lag. Man hatte hier den Anblick der ganzen Bergkette, an deren Fuße das Gelb der reifenden Waizenfelder von dem Saftgrün der Weinberge, und dieſes wieder von dem Dunkel der Kaſtanien- und der noch höher liegenden Fichtenwälder abſtach, bis endlich über Allen die mit Schnee bedeckte Spitze ſich erhob, aus deren Krater der Vulkan ſeinen Feuerathem ſtoßweiſe gen Himmel ſendete. —

Noch ſchweifte das Auge des Mädchens bald auf dem blauen Meere, wo Boven, Scorridoren, Trabakeln, und wie die verſchieden geſtalteten Schiffe, die jene Küſten beſuchen, heißen, ſich in ihrem Laufe durchkreuzten, bald auf dem fernen rothſchimmernden

Catania, bald auf dem Schnee des Aetna, wo der Thurm des Empedocles wie ein ſchwarzer Punkt zu erblicken war, als ſich die Thüre des Zimmers öffnete, und eine Dienerin eintrat, die, ein Billet in der Hand, ſich nach allen Seiten vorſichtig umblickte, ehe ſie es dem Fräulein übergab.

„Von ihm!“ ſagte die Zofe leiſe. „Mein kleiner Vetter, der Geronimo, brachte es ſo eben.“

„Gieb! — Gieb!“ erwiederte Conſtanze faſt athemlos, und erbrach den Brief, als die Dienerin das Zimmer verlaſſen hatte.

‚Ich bin von Rom zurück!‘ las das Mädchen. ‚Meine Angelegenheiten ſtehen trefflich. Es iſt ſo gut als gewiß, daß der Papſt mich meines Gelübdes als Malteſer entbindet. Die Papiere, welche Burg und Beſitzungen von Scanagollo als Dotation der Secundogenitur ausweiſen, erlangte ich zum Theil. Mein Bruder wird durch Einſicht in dieſelben ſich leicht überzeugen laſſen, und ſeine Liebe wird das Uebrige thun. Sollte Euer Vater dann noch ſeine Einwilligung verweigern? — Nun noch eine, aber dringende Bitte! Geſtattet mir eine Unterredung heute Abend neun Uhr in dem Pavillon am Meeresufer! Dringend bittet darum Euer Francesco.‘

So wie das Fräulein dieſe Zeilen geleſen hatte, drückte es ſolche an die Lippen, ergriff Papier und Feder, bald ſtand eine Antwort auf dem erſtern, und raſch verließ Conſtanze mit dem Briefchen das Zimmer. — —

Es war einige Tage ſpäter, als der Baron Ruggieri Malagamba in einem ſchmalen, aber langen Gemache ſeines, wie ein Adlerneſt auf der Spitze eines Vorberges des Aetna gelegenen Schloſſes in tiefem Sinnen auf- und abging. Der Baron war ein Mann von einigen dreißig Jahren. Sein Aeußeres war wenig einnehmend. Er war von kleiner Statur, und ſchief gewachſen, doch dabei von ziemlich ſtarkem Körper. Die Züge ſeines Geſichts waren widerwärtig, ſeine ſcharfen, ſtechenden, von buſchigten Augenbrauen halb bedeckten Augen, verkündeten Liſt und ſelbſt Wildheit, aber der Geſammtausdruck des Geſichts war durchaus nicht gemein, ſelbſt nicht einmal entſchieden häßlich zu nennen. Haltung und Geberden des Barons verkündeten nicht nur den vornehmen Mann, ſondern auch den Mann von Welt, und was das unheimliche Gefühl, das Jeden beim erſten Anblicke Ruggieri's gegen ihn einnahm, ſogleich wieder verſcheuchte, war ſeine ſanfte, klangreiche, weiche Sprache. Es war faſt, als ſei ſolche beſtimmt das Unrecht, das die Natur an ihm begangen, wieder auszugleichen, und Der, welcher ihn blos gehört hätte, ohne ihn zugleich ſehen zu müſſen, würde ihn nicht nur für klug — denn als dies war er allgemein bekannt — ſondern auch für liebenswürdig gehalten haben. Wie es ſchien trug ſich der Baron heute mit tiefen Sorgen, denn ſeine Augenbrauen waren düſter zuſammengezogen, er blieb oft ſtehen, und blickte wie mechaniſch auf die verſchiedenen Waffen, womit die Wände des Gemachs, das eine Art Waffenkammer bildete, geſchmückt waren, bald trat er durch eine Art Loggia auf einen Balkon, und ſah nach dem Aetna hinüber, welcher ſich durch einen, wenn auch nur unbedeutenden Ausbruch ſeit einigen Tagen Luft gemacht hatte, und einen ſchmalen Lavaſtrom in die Waldregion hinabſendete.

„Der Cavaliere Brunelleschi!" meldete plötzlich ein eintretender Diener.

„Höchſt willkommen!" erwiederte der Baron. —

Das iſt die Sprache der Schwäche, die da hofft, wo Hoffen Thorheit wird! verſetzte Mathilde ernſt. Von Jugend an entbehrte ich der ſanften leitenden Mutterhand, unter Männern ward ich groß gezogen, ſeit den Jahren der Kindheit wies mich das Schickſal nur auf mich ſelbſt; ich könnte ſtark mich dünken, könnte dem Herzen trauen, und — ich glaube ihm nicht. — Emanuel! ſchloß Mathilde ſanft, verſprich mir, daß wir uns nimmer wiederſehen wollen! —

Schweigend und von unendlichem Schmerze durchdrungen reichte der Jüngling Mathilden die Hand.

Verſprich mir, ſagte Mathilde, daß nie ein Wort von Dem, was wir geſprochen, Deinen Lippen entgleite.

Wie kannſt Du, entgegnete Froben mit leiſem Vorwurf im Tone, eine Zuſage wie dieſe für nöthig halten! —

Verſprich mir, mich zu vergeſſen! ſagte das Mädchen mit ſchmerzlichem, ſanftem Tone.

Fodere was menſchlich iſt! erwiederte heftig bewegt der junge Mann. Willſt Du mir nicht einmal Dein Bild in der Seele laſſen? —

So laß uns ſcheiden, und Gott geleite Dich! Du, mein geliebter, mein einziger Freund! rief Mathilde laut weinend, ſchlang einen Arm um des Jüng-

„Ich wollte daß ihn der Satan holte!“ ſetzte er, als Jener ſich entfernt hatte, verdrießlich hinzu.

Ein großer wohlgebauter Mann mit kühnen Zügen, in welche aber Leidenſchaften aller Art tiefe Furchen gezeichnet hatten, trat ziemlich geräuſchvoll in's Zimmer. Er war leicht gerüſtet, trug Helm und Schwerdt in der Hand, und warf beides bald nach ſeinem Eintritt auf eine eichene Tafel, die zunächſt der Thüre ſtand.

„Willkommen, theurer Freund!“ ſprach Ruggieri, ihm die Hand reichend, mit dem ſanfteſten Tone der Stimme. „Ihr habt Euch lange nicht bei mir ſehen laſſen. Ich möchte Euch deshalb faſt Fehde ankündigen.“

„Per Baccho!“ rief wild lachend Brunelleschi. „Wißt Ihr, weshalb ich nicht kam? — Weil ich Luſt hatte, — und zwar in vollem Ernſt — Euch eine Herausforderung zu ſenden. Wir waren Nebenbuhler. Wißt Ihr das? Wir hielten Beide um ein und dieſelbe Dame an. Wäret Ihr glücklicher als ich geweſen, ſo hätte dies unmöglich ohne ein wenig Krieg abgehen können; indeß Ihr erhieltet einen Korb, und ich auch, und ſo wären wir närriſch, wenn wir uns um nichts und wieder nichts die Hälſe brächen."

„Einen Korb? — Ich wüßte nicht —" hob Ruggieri lächelnd an.

„O Signor, verſtellt Euch nicht!" unterbrach ihn der Ritter. „Ihr habt ſo gut wie ich einen Korb bekommen, wenn er auch vielleicht ein wenig manierlicher geflochten war. Oder wollt Ihr es läugnen, daß Ihr um die Hand der ſchönen Conſtanze angehalten?"

„Ach ſo!" ſagte Ruggieri mit dem gleichgültigſten Tone. „Wußte ich doch nicht gleich, worauf Ihr zieltet. Ja, es war ſo ein flüchtiger Gedanke. Der alte Malagamba ſagte oft, daß es ſchade ſei, daß unſere Beſitzungen nicht in einer und derſelben Hand wären, und dieſe Anſicht ſchien mir auch ganz vernünftig. Da der Alte es mir ſo zu ſagen in den Mund legte, ſo gab ich ihm allerdings zu verſtehen, daß ich mich unter gewiſſen Bedingungen wohl entſchließen könnte, die Tochter zu heirathen, und — ſo habe ich, wenn Ihr es ſo nennen wollt, allerdings um ſie angehalten."

„Wie mir deucht," fuhr er ruhig fort, indem er, durch einen Wink der Hand, den Ritter auf eine in der Loggia ſtehende Ruhebank ſich niederzulaſſen einlud, „iſt es indeſſen ganz gut, daß aus der Sache nichts geworden iſt, denn einmal war es, wie geſagt, nur ein flüchtiger Gedanke von mir. — Per Dio! Seht einmal, welche Rauchwolken heute der Berg ausſtößt! Wenn das ſo fort geht, bekommen wir dieſer Tage einen neuern und noch ſtärkern Ausbruch. — Dann iſt auch der Alte ein wunderlicher Kauz; überdies habe ich bei dieſer Gelegenheit, in Betreff der Dame, ſo Dies und Das gehört. Hätte ich nun obendrein gewußt, daß Ihr, mein edler Freund, dieſelben Abſichten hegtet, daß wir deshalb in Kampf und Zwiſt gerathen könnten, ſo hätte ich mir die Sache ſogleich aus dem Sinne geſchlagen, und keinen Schritt deshalb gethan."

„Danke, Signor, für die gute Meinung, die ich Euch — bei der Madonna! — nicht zugetraut hätte;" erwiederte der Ritter. „Per Dio! Mit allen Geiſtern des Abgrundes ſchlüge ich mich herum, wenn damit die Hand Conſtanzens zu erkämpfen wäre."

„Ei, Ihr ſprecht ja wie ein Verliebter," ſagte Ruggieri lächelnd, „und ſo thut es mir doppelt leid, daß Eure Bewerbung nicht geglückt iſt; die meinige, womit ich im Grunde nur den Wünſchen unſers Nachbars entgegen kommen wollte, gar nicht zu erwähnen.“

„Ihr ſcheint die Sache ſehr leicht genommen zu haben, Signor; ich nahm ſie deſto ernſter!“ verſetzte der Ritter düſter. „Ich ſah Conſtanzen in Catania, ich ſah ſie öfter, und fand daß ſie an Schönheit, Liebenswürdigkeit, dabei großer Einfachheit und Demuth, alle Frauen, die ich habe kennen lernen, — und deren waren nicht wenige — übertraf. Je öfter ich das Mädchen ſah, je mehr mußte ich es bewundern. Dieſe Beſcheidenheit, bei der Bewunderung die ihr alle Männer zollten, die Freundlichkeit gegen die Frauen, von denen ſie, was ihr nicht entgehen konnte, beneidet wurde, die hingebungsvolle kindliche Liebe gegen den Vater, deſſen Geiz wie ſeine Launen allgemein gekannt ſind! Lacht immer, Signor, wenn ich Euch ſage: Conſtanze war das erſte Weib, das ich liebte, denn ſie war das erſte, das ich achten lernte. Ich war inzwiſchen mit dem Vater näher bekannt geworden; der ſprach zu mir von meinen Oelpreſſen und meiner Tonnara, — Dio, was kümmert mich alles Oel Siciliens, und alle Thunfiſche des Mittelmeeres! — Indeß konnte ich ſo viel merken, daß er mir, oder vielmehr meinen Beſitzungen eine gewiſſe Neigung zugewendet hatte. Zum erſten Mal kam mir der Gedanke in den Kopf: ‚Wie, wenn Conſtanze Deine Gattin würde?‘ — Es giebt Stunden, Ruggieri, — und habt Ihr nicht dergleichen erlebt, ſo dankt Gott dafür — es giebt Stunden, wo, wenn man ſich in die Betrachtungen der Gegenwart und Vergangenheit verſenkt, man jene matt, ſchaal und unerſprieslich findet, dieſe aber zum Henker wünſcht, und der Meinung iſt, daß, wenn man ſein Leben nochmals beginnen ſollte, man es, ich will nicht ſagen beſſer, aber anders geſtalten würde. Der Gedanke: ob es nicht möglich ſei, einen Abſchnitt darin zu machen, und mit dem ‚Anders‘ es zu verſuchen, liegt dann ſo nahe. In einer ſolchen Stunde war es, wo ich zuerſt an eine Verbindung mit Conſtanzen dachte. Ich ſagte mir wohl, daß ich ihrer nicht werth ſei, daß der für ſie paſſende Gatte ein ganz anderer Mann ſein müſſe als ich, aber — Ihr lächelt über meine Schwäche; mögt Ihr doch! — ich meinte, daß es ihr wohl gelingen könnte, mich zu ſich empor zu heben, ja, ſo zu ſagen, einen andern Menſchen aus mir zu machen. Ich beſchloß um ſie anzuhalten. Mit dem Vater war ich bald im Reinen. Meine Thunfiſche bahnten mir den Weg, und mein Oel glättete ihn vollends. Er ſprach ſich offen gegen mich aus, aber er verhehlte mir auch nicht, daß ich bei der Tochter Schwierigkeiten finden würde, indem er zu ſeinem Erſtaunen zum erſten Male auf einen hartnäckigen Widerſtand geſtoßen, als Ihr um deren Hand angehalten, und ſie die Bewerbung mit Entſchiedenheit zurückgewieſen habe. Ich ging nun mit mir zu Rathe was zu thun, und fand endlich, es ſei das Beſte, mich offen, und zwar mündlich, an das Mädchen zu wenden. Das habe ich denn auch gethan. Ich ſagte ihr Alles, Alles. Ich ſagte ihr, was ich für ſie empfand, aber ich verſchwieg ihr auch nichts, was ich mir vorzuwerfen habe."

„Das war ſchön und edel von Euch, und ich bedauere, daß dieſe Selbſtverläugnung nicht von einem günſtigern Erfolge gekrönt wurde;" ſprach Ruggieri mit Theilnahme im Tone, wobei indeß ein leichtes, ſatyriſches Lächeln, doch nur einen Moment, durch ſeine Züge zuckte. „Darf man wiſſen, was Conſtanze Euch antwortete?“

„Warum nicht!“ rief Brunelleschi. „Ich habe Manches gethan ohne viel zu fragen, was man davon ſagen würde, und ſo ſehe ich auch nicht ein, warum ich hier ſchweigen ſollte. Habe ich meine Sünden, ſo habe ich auch mein Fegfeuer, und die Stunde der Unterredung gehört zu dem Letzten. — Conſtanze ſagte mir, daß ſie ſich durch meine Bewerbung geehrt fühle, inſofern jedes Mädchen ſich geehrt fühlen müſſe, welchem ein Mann erkläre, daß er ſie werth genug achte, um von ihr vorauszuſetzen, daß ſie zum Glücke ſeines Lebens beitragen könne; ſie würde ſich jedoch nie entſchließen können meine Gattin zu werden, da meine Vergangenheit ihr keine Gewähr für die Zukunft biete. Daß ich ſo offen von jener zu ihr geſprochen, werde ſie nie vergeſſen, und ſie geſtehe gern, daß ihr nach dieſer Unterredung eine ganz andere Vorſtellung von mir geworden, demungeachtet müſſe ſie mir ſagen, daß ſie dieſen Entſchluß nur als eine augenblickliche Regung, im beſten Falle nur als ein mühſames Aufringen aus einem traurigen Seelenzuſtande, ein Streben nach längſt verlornem Frieden, betrachte, daß dies indeß nicht hinreichend ſei, ſie zu beſtimmen mir ihre Hand zu reichen, indem Selbſtachtung die mindeſte Eigenſchaft ſei, die ſie bei ihrem zukünftigen Gatten vorausſetze."

Spöttiſch lächelnd hörte Ruggieri den Ritter an, dann ſagte er ruhig:

„Was antwortetet Ihr auf dieſen Sermon!"

„Anfangs nichts, per Dio! Ich war wie gerichtet;" verſetzte Brunelleſchi. „Das Mädchen mit dem ſchönen, edlen, ernſten Antlitz, erſchien mir in dieſem Augenblicke wie der Engel, der meine guten und böſen Thaten auf die Wagſchale gelegt hat, und mir nun verkündet, daß die letzten die erſten bei weitem überwiegen. — Was ich ſpäter ſagte, weiß ich nicht mehr. Ich war zu ergriffen. So viel erinnere ich mich, daß ich ihr ſagte, wie ich fühle, daß ich ihrer nicht werth ſei. — Und das iſt wahr, Malagamba; ich bin ihrer nicht werth!" rief heftig erregt der Ritter. „Es war ein dummer Gedanke, das Mädchen, das eine Heilige iſt, zu dem Weibe eines Sünders, wie ich einer bin, erniedrigen zu wollen! Ich fühle es, ich tauge nichts. — Lächelt nicht, Ruggieri! Ihr taugt auch nicht viel, wenn

Ihr auch ſtets den Schein zu retten wußtet. Denkt nur an den Proceß mit Eurem Vetter! — Was kümmert ſich dieſe ſtolze, kalte Tugend um einen Gefallenen, der ſich an ihr aufrichten möchte! Kann ich ſie tadeln, wenn ſie die Hand zurückzieht, ſobald ſie die, welche ſich nach ihr ausſtreckt, als unrein erkennt? — Es wäre wohl," ſetzte er nach einer Pauſe mit weichem Tone hinzu, „es wäre wohl ſchön geweſen, wenn ſie weniger ſtolz, weniger hart geantwortet hätte! Auch wenn ſie mir ihre Hand verweigerte, hätte ſie mich zu einem andern Menſchen machen können; aber darf ich ihr deshalb Vorwürfe machen? Sie iſt offen, ſie iſt wahr geweſen, ſie war in ihrem Recht; — dennoch wollte ich ihr für größere Milde, wenn dieſe auch blos eine Täuſchung war, dankbar ſein."

„Nun," erwiederte Malagamba kalt, „daran hindert Euch nichts. Sie hat Euch getäuſcht!"

„Was ſagt Ihr da?" fuhr Brunelleschi auf. „Es iſt nicht wahr!"

„Möglich!" erwiederte jener achſelzuckend. „Vielleicht täuſche ich mich, wenn ich als ganz entſchieden annehme, daß Conſtanze aus einem ganz andern

Grunde, als ſie Euch angab, Eure Bewerbung — und auch die meinige, da Ihr dies einmal von dieſer Seite nehmt — ausgeſchlagen hat."

„Und dieſer Grund? — Sagt, Signor! Dieſer Grund?" rief der Ritter dringend.

„Iſt nichts als eine Liebelei;" erwiederte Ruggieri leicht.

„Euer Grund iſt falſch!" rief Brunelleschi heftig und mit barſchem Tone. — „Uebrigens," ſetzte er rauh hinzu, „wäre es edler von Euch, wenn Ihr Euch nicht, wegen der erfahrnen Zurückweiſung, durch Erfindungen an dem Fräulein zu rächen ſuchtet."

„Erfindungen? — Kann ſein! Ich will ſie nicht beſchwören," entgegnete der Baron mit Ruhe. „So viel iſt indeß gewiß, daß ſie nicht von mir herrühren."

„Ich ſehe dies voraus," ſprach der Ritter in einem Tone, der indeß das Gegentheil ſagte, „denn Ihr würdet ſonſt damit behaupten, daß das Fräulein ſich über mich habe luſtig machen wollen."

„Wie könnt Ihr ſo etwas von mir denken!" ſprach Ruggieri mit dem ſanfteſten, einnehmendſten Tone, indem er dem Ritter die Hand drückte. „Ich lings Nacken und drückte einen flammenden Kuß auf ſeine Stirn. — In dieſem Augenblicke trat Karl von Burgsdorf aus einem nur wenige Schritte entfernten Laubengange. —

Froben fuhr beim Anblicke des Freundes heftig zuſammen, Mathilde trat ruhig und gefaßt zurück, das rollende Auge des jungen Kriegers ſchoß Blitze auf die Gruppe.

Ich hoffe, ſprach nach einigen Minuten einer ängſtlichen Stille Burgsdorf mit dumpfem Tone; ich hoffe, Herr Stallmeiſter, Ihr habt den Auftrag, den ich Euch an das Fräulein gab, nicht ausgerichtet. Ich ſage: ich hoffe, Ihr habt es nicht gethan. Hättet Ihr unter dieſen Umſtänden es dennoch thun können, ſo würdet Ihr mir ſelbſt zur Rache zu verächtlich erſcheinen; lieber wollte ich dann das Blut eines Hundes als das Euerige an meinem Schwerte ſehen.

Mäßige Dich, Karl! rief Froben heftig, indem die Glut des Zornes ſein Antlitz überflog. Keine Beleidigung! Ich dulde ſie nicht! —

Habt Ihr, fragte Burgsdorf kalt, habt Ihr meinen Auftrag ausgerichtet oder nicht? —

Nein! entgegnete Froben; ich that es nicht.

ſehe gar nicht ein, wie Eure Erklärung mit einem Gerücht, das ich weder erfunden, noch in Umlauf gebracht, und das, wie Ihr meint, unwahr iſt, in Beziehung kommen könnte. — Ueberdies angenommen — es iſt ja kein Verbrechen es anzunehmen — daß das Fräulein einen Liebhaber, und deshalb unſere Bewerbungen ausgeſchlagen habe, welche Verpflichtungen hätte Conſtanze gehabt, Euch davon zu unterrichten? Ich ſehe überhaupt die ganze Sache weniger poetiſch an, als Ihr, ich halte das Fräulein nicht für eine Heilige, ſondern nur für ein hübſches Mädchen, und ſo frage ich: warum ſoll ein ſolches nicht Liebesabentheuer haben, nicht mit dem Geliebten Abends zuſammen kommen? — Daß dies in Züchten und Ehren geſchieht, auch der Geliebte nicht, wie man munkelt, ein verkleideter Abbate, oder gar ein Mönch iſt, darauf will ich übrigens ſchwören.“

„Was? Das ſagt man?“ rief der Ritter mit Zorn und Erſtaunen. „Es iſt eine hölliſche verdammliche Lüge!“

„Ganz gewiß,“ verſetzte Ruggieri kalt. „Warum ſollte es eben ein Mönch ſein? — Es mag hier wohl ein Mißverſtändniß zum Grunde liegen, wenn es auch mit dem Stelldichein ſeine Richtigkeit hat.“

„Auch dieſes iſt nicht wahr!“ ſchrie Brunelleschi. „Mit Schwerdt oder Dolch will ich dies gegen Jeden behaupten. — Habt Ihr etwa Luſt dazu, Malagamba?“

„Behüte!“ erwiederte freundlich lächelnd der Baron. „Was gehen mich die Gerüchte an, die über Conſtanzen in Umlauf ſind? — Die Leute ſagen, ſie komme alle Abende mit einem Vermummten in einem Luſthäuschen — Ihr kennt es ja; es liegt an der Ecke des kleinen Olivengehölzes am Meeresufer — zuſammen. Ihr ſagt, es ſei nicht wahr; folglich wißt Ihr es beſſer. Uns deshalb auf Tod und Leben zu bekämpfen, möchte wohl um ſo weniger lohnen, als mir die Sache ganz gleich ſein kann, indeß — zu einer kleinen Wette bin ich bereit.“

„Wie? So meint Ihr dennoch —“ hob der Ritter verwundert an.

„Wir wetten um eine Kleinigkeit!“ unterbrach ihn Ruggieri lächelnd. — „Ich ſetze,“ fuhr er fort, indem er, ohne ſich umzuwenden, über ſich nach einem an der Wand hängenden Degen mit ſilbernem Griff langte, „dieſe hübſche Toledoklinge gegen Euer Schlachtſchwerdt, deſſen Stahlkorb mir gefällt.“

„Ei was? Euer Stoßdegen iſt von koſtbarer Arbeit,“ erwiederte Brunelleschi, ſichtlich von der Schönheit der Waffe, die er halb aus der Scheide zog, ergriffen.

„Mag ſein!“ unterbrach ihn leicht der Baron. „Ich habe mehrere dieſer Art, und nahm den erſten, beſten. — Ihr willigt ein?“

„Ja wohl! Und ich danke Euch zum Voraus für den Gewinn,“ entgegnete der Ritter. „Wer aber ſoll Schiedsrichter ſein?“

„Niemand als Ihr ſelbſt,“ ſprach kalt der Vorige. „Ihr begebt Euch in einer Stunde nach dem gedachten Orte, ſtellt Euch hinter einen Baum, und — ſeht dort das Fräulein, bald darauf aber den Galan ankommen.“

„Nein! — Nein, es iſt nicht möglich!“ ſprach der Ritter voll Erſtaunen die Hände zuſammenſchlagend. „Und dies wißt Ihr ſo genau?“

Ruggieri zuckte lächelnd die Achſeln.

„Sagte ich ja, ſo erzürntet Ihr Euch wieder. Der Ausgang der Sache mag entſcheiden. — Eine

Bedingung habe ich indeß zu machen, da jener von dieſer abhängen kann.“

„Aha! Jetzt lenkt Ihr ein!“ rief der Ritter.

„Ihr könnt nicht gerüſtet gehen,“ fuhr Ruggieri, ohne ſich irren zu laſſen, fort. „Um nicht Aufſehen zu erregen, und das Liebespaar zu verſcheuchen, nehmt Ihr einen Mantel um, ſetzt einen Hut auf, und bedeckt mit einer Larve das Geſicht. Der Galan des Fräuleins iſt gleichfalls ſtets verlarvt.“

„Per Baccho!“ rief heftig der Ritter. „Er ſoll ſie abnehmen. Ich zwinge ihn dazu, und — das ſoll meine einzige Rache an Conſtanzen ſein.“

„Dann,“ ſagte Ruggieri raſch, „müßt Ihr aber eine Waffe mitnehmen, denn blos mit ein paar Worten würdet Ihr den Signor wohl ſchwerlich dazu bewegen. Euer Schlachtſchwerdt umzugürten möchte nicht paſſend, und der Verkleidung hinderlich ſein, indeß — wißt Ihr, was Ihr thun könnt? Nehmt den Stoßdegen, den Preis der Wette. So ein Abbate wird ſich willig finden laſſen, wenn er überhaupt nur eine blanke Klinge ſieht.“

„Richtig! So ſoll es geſchehen,“ rief Brunelleschi lebhaft, indem er nach dem Degen griff. „Wahrſcheinlich gewinne ich die Wette, und ſo nehme ich den Degen gleich mit nach Hauſe.“

„Wahrſcheinlich verliert Ihr ſie!“ erwiederte Ruggieri mit dem Tone eines Mannes, der ſeiner Sache gewiß zu ſein glaubt.

„Und ſelbſt in dieſem Falle bin ich dann ein Gewinner!“ rief der Ritter heftig. „Ich gewinne dann die traurige Ueberzeugung, daß Conſtanze nicht beſſer iſt wie die Andern alle, und daß ich ein Narr war an weibliche Tugend, wie an die mögliche Aenderung meines Lebens, zu glauben.“

In ſichtlicher Aufregung erhob ſich der Ritter von ſeinem Sitze. Ruggieri ging lächelnd in ein Nebenzimmer, und kam bald darauf mit einem Mantel, Hut und Larve zurück.

„Hier!“ ſagte er. „Dieſe Dinge werden Euch unkenntlich machen. Ihr ſendet mir ſie morgen zurück, und empfangt durch den Boten Euren Helm. Euer Schwerdt,“ ſchloß er lachend, indem er die Waffe an einen Nagel hing, „ſoll fortan dieſen Platz zieren; wäret Ihr nicht ſo empfindlich, ſo hinge ich einen Zettel daran und ſchriebe darauf: ‚In einer Wette gewonnen von einem Gläubigen an Weibertugend.‘“

Geärgert von der Sicherheit, mit welcher Malagamba die Waffe bereits als ſein betrachtete, verließ Brunelleschi, nachdem er den Mantel umgeworfen, und den Hut auf den Kopf gedrückt, mit einem kurzen: „wir werden ſehen!“ und einer Handbewegung das Zimmer. —

Es begann bereits ein ſtarker Thau zu fallen, und deſſen Tropfen funkelten an den Spitzen der Blätter des Oelbaums, als Brunelleschi am Saume einer Olivenpflanzung dem Meeresufer zuſchritt, an deſſen hohem Geſtade, zwiſchen Felſen verborgen, ein kleines Hüttchen lag. Da es zu dunkeln anfing, und der Ritter ſich im Schatten der Bäume hielt, ſo konnte er weder von der Hütte noch dem zu ihr hinführenden Wege aus bemerkt werden, und er gelangte bis auf zwölf oder funfzehn Schritte von letzterm zu einem großen Oelbaum, deſſen breiter geborſtener Stamm einen natürlichen Schirm bildete, und die von Früchten beladenen Zweige tief herabhingen. Hier beſchloß der Ritter zu bleiben, und der Dinge, die da kommen würden, zu harren. Weit und breit war eine Todtenſtille, nur durch das Aechzen der in beſtimmten Zwiſchenräumen gleichförmig anſchlagenden Branbung unterbrochen. Da es immer dunkler ward, ſo konnte der Ritter nur mit Mühe noch ein einſames Reh, das ſchüchtern aus dem Olivengehölze trat, um ſich zu äſen, unterſcheiden, und ſelbſt der ſchmale Lavaſtreif, der ſeit einigen Tagen dem Krater des Vulkans entfloß, ſchimmerte nur hier und da durch die Wipfel der Bäume. Jetzt ſtieg indeß der Mond, groß und blutroth, aus dem Meere, und nachdem er ſich einige Grad aus dem Seenebel erhoben hatte, ergoß er ſein Silberlicht über Meer und Land, Alles wie in Tageshelle erleuchtend. —

Faſt eine Stunde hatte ſich der Ritter auf ſeinem Poſten befunden, Niemand war erſchienen.

„Malagamba hat ſich getäuſcht!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Vielleicht hat er auch nur aus Tücke das Gerücht erfunden, und ſucht es gut oder übel zu verbreiten. Daß er hämiſch und rachſüchtig, iſt bekannt.“ — Schon hatte auf dieſe und andere Weiſe ſich der Ritter zu bereden geſucht, daß er umſonſt harre, als er plötzlich etwas Weißes in einiger Entfernung auf dem Wege ſchimmern ſah. Brunelleschi blickte aufmerkſam hin, die Geſtalt kam näher und näher. Jetzt war ſie ihm gerade gegenüber.

„Sie iſt's! Bei Gott, ſie iſt's!" ſagte er zu ſich ſelbſt.

Er täuſchte ſich nicht, was er ſchimmern geſehen, war Conſtanzens weißes Gewand. Eben trat ſie in die Hütte.

„O Weiber! Weiber!" ſprach der Ritter, die Fauſt ballend, mit grimmigem Lachen. „So iſt denn die Eine, die ich für eine Ausnahme, für eine Heilige hielt, eben wie die Andern!"

Zu ſeiner Verwunderung bemerkte Brunelleschi, daß ein Fenſter des Hüttchens erleuchtet ward.

„Der Galan wird bereits dort ſein," ſagte er zu ſich ſelbſt, und überlegte, ob er ſich der Hütte nähern oder länger harren ſollte, als Männerſchritte vom Wege her ertönten. Der Ritter erblickte eine dunkle Geſtalt, die ſich näherte, und bald ſah er einen Mann von hohem Wuchs, einen ſpitzen Hut auf dem Haupte, eine Larve vor dem Geſicht und einen Mantel um die Schultern, eilig heranſchreiten. Raſch trat Brunelleschi aus ſeinem Verſteck, und ſtellte ſich mitten in den Weg.

„Nicht ſo eilig, Signor!" ſagte er barſch und rauh. „Ich habe ein Wort mit Euch zu reden"

„Da habt Ihr eine ſehr ungelegene Zeit gewählt!“ ſagte der Fremde in einem muntern, und keineswegs zaghaften Tone. „Wahrſcheinlich aber ſeid Ihr ein armer Teufel, dem das Geld ausgegangen, und wenn dies der Fall iſt, ſo nehmt dieſe Börſe und geht Eurer Wege, denn Ihr könnt nichts mehr von mir erhalten, als etwa einen guten Degenſtich.“

Mit dieſen Worten zog der Unbekannte den Degen und reichte mit der andern Hand dem Ritter einen Beutel hin.

„Behaltet Euer Geld, Signor! Ihr mögt deſſen ohnehin nicht allzuviel haben, und geht deshalb auf den Fang eines Gold- oder Silberfiſches aus,“ ſprach hohnlachend Brunelleschi. „Was mich herführt, iſt nicht Eure ärmliche Börſe, ſondern blos der Wunſch, Euer angenehmes Antlitz zu ſehen, und ſo ſeid denn ſo gut und nehmt die Larve ab, wenn ich Euch nicht dazu zwingen ſoll.“

„Zwingen? — Was? — Wer ſeid Ihr?“ rief zornig der Fremde.

„Dieſe Frage will Euer ergebener Diener gleichfalls an Euch thun, ſobald Ihr ſeine erſte Bitte gütigſt genehmigt habt!" ſagte der Ritter mit Hohngelächter.

„Aus dem Wege, Menſch, oder ich ſtoße Dich nieder!" rief heftig der Fremde, und ſchritt mit gezogenem Degen auf Brunelleschi los.

„Nicht einen Schritt, bis ich Dein Geſicht geſehen und Deinen Namen gehört habe!" entgegnete ihm der Ritter, und legte ſich zum Kampfe aus.

Sogleich begann das Gefecht. —

An Stärke war, wie ſich das alsbald zeigte, Brunelleschi dem Unbekannten, an Geſchicklichkeit dieſer aber Jenem überlegen. Jeden Stoß, den der Ritter that, wußte dieſer äußerſt fertig zu pariren. Brunelleschi, als er bemerkte, daß er einen gewandten Gegner vor ſich hatte, ward immer heftiger, er drang mit Macht auf den Fremden ein, indem er durch Kraft zu erſetzen ſuchte, was ihm an Kunſtfertigkeit abging; aber bald bemerkte er, daß der Unbekannte ihn vorſätzlich zu ermüden ſich bemühte. Leider machte er dieſe Bemerkung ein wenig ſpät, denn ehe er größere Vorſicht anzuwenden begann, fühlte er einen Degenſtich im Arm, und augenblicklich darauf ward ihm durch ein geſchicktes und kraftvolles Fechterkunſt-

Wohl! erwiederte der Krieger. Dann kann ich blos Rechenſchaft von dem Plebejer ſodern, der, ganz ſeinem niedern Sinne angemeſſen, vor wenig Stunden noch betheuerte, nicht daran denken zu wollen, ſich in eine der älteſten Familien Brandenburgs einzudrängen, und dann ſein Wort brach. Daß ich Euch dieſe Ehre gönnen will, habt die Güte unſern frühern Verhältniſſen zuzuſchreiben.

Du biſt im Irrthume, Karl! rief Froben bewegt.

Keineswegs! hob Mathilde ruhig zu Burgsdorf tretend an. Ihr ſeid keineswegs im Irrthume, Vetter! Wir liebten uns ſchon längſt, und heute haben wir es uns geſtanden. An eine Vereinigung diesſeits zu denken, dies kommt uns nicht in den Sinn. Wozu auch? Gehören wir nicht einander? Iſt irgend wer im Stande, uns dies Gefühl zu entreißen? — Uebrigens, ſetzte ſie mit bitterm Lächeln hinzu, beruhigt Euch, mein guter Vetter! Der Stammbaum unſerer Häuſer bleibt unbefleckt. In wenigen Monden bin ich mündig, dann gehe ich ins Kloſter, und Ihr habt eine Sorge weniger auf dem Herzen. Ob Ihr übrigens durch Mittheilung Deſſen, was Ihr geſehen und gehört, dem Oheim, jenem väterlichen Greiſe, die letzten Tage ſeines Lebens nutzlos verbittern wollt, dies bleibe Euerm Edelmuthe überlaſſen;

ſtück, die eigne Waffe aus der Hand geſchleudert. Ehe ſich Brunelleschi beſinnen konnte, ſtürzte ſich der Fremde auf die letztere, raffte ſie auf, und ſetzte ſeinen Degen auf die Bruſt des Ritters.

„An Euch, Signor, iſt es jetzt, die Larve abzunehmen und Euch zu nennen!" rief der Unbekannte. „Euer Leben iſt in meiner Hand!"

Brunelleschi ſtand einen Augenblick unentſchloſſen. Es war ihm ein entſetzlich beſchämender Gedanke, das Geheiß des Siegers erfüllen zu müſſen. Der Fremde ſchien zu fühlen, was in der Seele des Ritters vorging.

„An Eurer ritterlichen Kampfesweiſe konnte ich bemerken, daß Ihr kein gemeiner Wegelagerer ſeid;" ſprach der Unbekannte, indem er den Degen ſinken ließ. „Ich habe keinen Grund mein Antlitz zu verbergen, und ich erſuche Euch das Eure zu enthüllen."

Mit den letzten Worten nahm der Fremde die Larve ab.

„Wie? — Francesco Maiagamba!" rief der Ritter mit Erſtaunen.

„Brunelleschi?" erwiederte Jener eben ſo überraſcht, als der Ritter ſich entlarvte. —

Durch das Degengeklirr war Conſtanze aufmerkſam, und im erſten Augenblicke ſehr erſchreckt worden, nach kurzem Beſinnen eilte ſie aus der Hütte, und kam in dem Momente bei den beiden Männern an, als der Kampf zu Ende war.

„Um Gotteswillen, Francesco, Cavaliere Brunelleschi, was geht hier vor?“ rief das Mädchen voll Entſetzen.

„Ich glaube,“ ſagte Francesco Malagamba — der, nebenbei geſagt, ein ſchöner, ſchlanker, überaus ritterlich ausſehender Jüngling war — „hier muß ein ganz eigenes Mißverſtändniß walten, denn unmöglich kann ich glauben, daß ein Mann wie Bruno Brunelleschi um mich und eine Dame, die er ſonſt hochgeachtet, zu beſchimpfen, mir nächtlicher Weile auflauern ſollte.“

„Per Dio, Ritter, viel beſſer iſt's nicht!“ rief Brunelleschi mit ſeiner gewöhnlichen wilden Heftigkeit. „Die Sache ſieht indeß nur aus wie ein ſchlechter Streich, iſt aber keiner, und wenn Ihr es mir nicht glauben wollt, ſo will ich Euch mit Dolch und Schwerdt Genugthuung geben.“

„Ich zweifle ſo wenig wie irgend Jemand auf der ganzen Inſel an Eurer Tapferkeit," ſagte ruhig und ernſt der junge Mann, „indeß nach dieſem nächtlichen Ueberfall — verzeiht mir den Ausdruck; ich weiß keinen bezeichnendern — muß ich erſt wiſſen, ob ich noch eine Genugthuung von Eurer Seite würde annehmen können."

„Ha, Hölle und Wetter!" fuhr Brunelleschi auf.

„Ereifert Euch nicht, Ritter!" unterbrach ihn der Jüngling mit feſtem Tone. „Ich muß Euch bitten uns in jene Hütte zu begleiten, wo wir uns über dieſe Begegnung ruhig erklären wollen. Ihr müßt einſehen, daß wenn ich ohne weiteres den jetzigen Vorfall in der bevorſtehenden Verſammlung der Barone zu Palermo mittheilen wollte, dies für Euch unmöglich von Vortheil ſein könnte."

Die Worte des Jünglings machten auf Brunelleschi einen gewaltigen Eindruck. Von dieſer Seite hatte er die Sache noch nicht betrachtet. Seine Schulden nicht bezahlen, ein paar Leute im Zweikampf zu tödten, war nach den Begriffen des ſiebzehnten Jahrhunderts — und leider auch nach denen des jetzigen — nicht eben ſehr beſchimpfend, aber nächtliches Auflauren, um ein Stelldichein zu ſtören, und dabei beſiegt und entwaffnet zu werden, ward nicht für beſonders ritterlich erachtet. Ziemlich niedergeſchlagen folgte daher Brunelleschi den Beiden.

„Nun Ritter, erlaubt mir Euch zu fragen" — hob Francesco Malagamba an, als alle Drei in der Hütte angelangt waren, und Erſterer die Waffen auf einen Tiſch gelegt hatte.

„Madonna! Laßt mich reden, Signor, ich ſpiele ohnehin ſchon eine ſchlechte Figur, wie mir wohl bewußt iſt!" ſchrie, ihn unterbrechend, mit faſt komiſcher Heftigkeit Brunelleschi. „Ich möchte mich prügeln für meine Dummheit! — Aber daran ſeid Ihr Schuld, Signora! Ja, Ihr ſeid Schuld! Nicht daß Ihr mich nicht habt heirathen wollen; das kann ich Euch jetzt nicht verargen. Aber warum ſeid Ihr nicht offener gegen mich geweſen? Warum habt Ihr mir nicht geſagt: Ich habe einen Geliebten, und ſo weiter? — Im Grunde iſt es aber auch wieder eine neue Dummheit, daß ich Euch dies zumuthe, ohne daß ich ein Recht hätte es zu verlangen. — Am beſten iſt, ich erzähle Euch offen wie Alles kam."

„Seht," fuhr er ein wenig ruhiger fort, „ich liebte Euch aufrichtig, ich wollte an Eurer Hand mein Leben ändern. — Nun Ihr wißt was ich Euch geſagt, und ich will ein Schuft ſein, wenn nicht Alles wahr iſt — und darum ſchmerzte es mich außerordentlich, daß Ihr meine Hand ausſchlugt. Ich klagte Jemand, den ich nicht nennen will, der aber wie mir ſcheint ein ſchlechter Kerl iſt, mein Leid, und der gab mir zu verſtehen, er glaube daß Ihr eine Liebſchaft hättet, und daß Euer Liebhaber — ein Mönch ſei.“

Francesco lachte laut auf; das Fräulein lächelte.

„Ja ein Mönch, oder ein Abbate; kurzum ein Geiſtlicher. Das ärgerte mich, ich glaubte es nicht, ich widerſtritt, Jener blieb bei ſeiner Behauptung, und ſo kam es deshalb zwiſchen uns zu einer Wette, zufolge welcher ich mich überzeugen wollte, ob wirklich ein Mönch Euer Geliebter ſei.“

„Ei nun, ſo ganz Unrecht hatte Euer Gegner dennoch nicht;“ ſprach mit Jugendmunterkeit Francesco, indem er recht aus Herzensgrunde lachte. „Im Grunde gehöre ich ja auch ein wenig zur Geiſtlichkeit. Ich bin Malteſer, oder vielmehr ich war es, denn vor ein paar Stunden erhielt ich die Nachricht meiner Losſprechung von dem Ordensgelübde. — Aber was?

Was ſehe ich?" rief der Jüngling in höchſter Aufregung, nachdem er einen Blick auf den Degen des Ritters geworfen hatte. „Wie kommt Ihr zu dieſer Waffe?"

Der Degen, von dem die Rede war, war ein ſpaniſcher Stoßdegen mit ſilbernem Griff. Auf letzterem war in getriebener Arbeit ein Baſilisk, der einen Geharniſchten anhaucht, wovon dieſer kraftlos zu Boden ſinkt, abgebildet. Auf der ſchmalen Toledoklinge ſtand mit Goldſchrift in ſpaniſcher Sprache eingeätzt: ‚Muera! Rueguen por el alma!' (Er ſterbe! Bittet für ſeine Seele!) Die Spitze der Klinge war auf die Länge eines Zolles wie mit Grünſpan überzogen.

„Antwortet, Cavaliere Brunelleschi!" rief heftig Francesco, indem ſeine Wangen ſich vor Zorn rötheten, und die Adern ſeiner Schläfe aufſchwollen. „Sagt ſogleich, wie Ihr zu dieſer Waffe kommt! — Habt Ihr ſie mit Vorſatz gewählt, ſo verdient Ihr, daß Euer Wappenſchild an den Schwanz eines Mauleſels gebunden, und durch die Straßen von Palermo geſchleift werde! — Dieſer Degen iſt vergiftet."

Wie beim Anblick einer giftigen Schlange fuhr

Brunelleschi bei dieſen Worten zuſammen, dann ſtützte er ſich auf den Degen, beſah ihn einen Moment und warf ihn wüthend zu Boden, indem er ihn mit Füßen trat.

„Sagt nein, Francesco!“ ſchrie er wie raſend. „Sagt nein; ich bitte Euch! Ihr habt Euch getäuſcht, oder Euer Bruder iſt in wenigen Stunden eine Leiche!“

„Wie? Alſo aus Ruggieri's eigener Hand? — Es iſt unmöglich!“ rief Francesco.

„Dennoch! — Dennoch!“ rief Brunelleschi.

„Dann muß ein Irrthum walten! Daß mein Bruder Euch den Degen gab, iſt ein hinlänglicher Beweis, daß Ihr nicht mit Vorſatz handeltet,“ ſagte Francesco ruhiger. — „Dieſen Degen,“ ſprach er zu Conſtanzen, „brachte mein Vater als eine Seltenheit mit aus Spanien, und er bildet ein Kabinetsſtück in der Waffenſammlung unſers Hauſes. Jedenfalls werde ich Ruggieri bitten, daß er beſſer verwahrt wird, denn allerdings zieht die geringſte Verwundung mit dieſer Waffe den ſchnellſten Tod nach ſich. — Wie ging es zu, Cavaliere, daß ſich mein Bruder auf eine ſo unbegreifliche Weiſe irren konnte? — Er gab Euch den Degen mit eigener Hand?"

„Freilich!" rief der Ritter. „Wir ſaßen auf einer Ruhebank, und ſprachen von der Wette. Ruggieri ſagte, daß ich nicht mein Schlachtſchwerdt mitnehmen könnte, wenn ich hierher ginge, und ſo nahm er den hinter uns hängenden Degen von der Wand, und gab ihn mir."

„Ruggieri ſtand nicht auf, wie er ihn Euch gab, er kehrte ſich nicht um, beſah die Waffe nicht genau? — Ich bitte Euch dringend, Ritter, Alles genau zu bedenken! Es handelt ſich um Ehre — und um mehr noch als dieſe;" ſprach Francesco, den Ritter genau fixirend.

„Ich erinnere mich jedes Umſtandes;" verſetzte Brunelleschi nach kurzem Nachſinnen. „Euer Bruder langte über ſich, und ohne ſich umzukehren, nach der Wand wo mehrere Degen hingen; er nahm dieſen herab und gab ihn mir, ohne ihn zu beſichtigen. Dies bezeuge ich mit meinem Ritterworte. — Demungeachtet hätte er ihn erkennen, oder, da ihm nicht unbekannt war, daß eine ſo gefährliche Waffe ſich unter den übrigen befand, vorſichtiger ſein müſſen, und ich werde ihn deshalb zur Rede ſetzen. Er ſoll mir Genugthuung geben."

„Dagegen muß ich Einſpruch thun;" erwiederte Francesco lebhaft. „Nicht ein Wort dürft Ihr über den Vorgang äußern. Mein Bruder würde ſich zeitlebens wegen ſeiner Unvorſichtigkeit Vorwürfe machen. Ich habe jetzt ohnehin mit Ruggieri — ich will nicht ſagen einen Zwiſt — aber doch eine Meinungsverſchiedenheit wegen gewiſſen Familientractaten, und er würde über das Zuſammentreffen dieſes unglücklichen Vorfalls mit jenen ſehr beſtürzt ſein. Thut mir deshalb die Liebe an, über dieſe Sache gänzlich zu ſchweigen. Dies ſoll Eure einzige Buße ſein. — Den Degen hänge ich unvermerkt wieder an ſeinen Ort, und ſo erfährt er nicht ein Wort von Allem, was durch ſeine Unvorſichtigkeit hätte angerichtet werden können."

„Ja wohl!" fiel hier Conſtanze ein. „So iſt es am beſten. Ich bitte Euch herzlich, Cavaliere Brunelleſchi, ſchweigt über den Vorfall! — Thut es mir zu Liebe!" ſetzte ſie mit dem freundlichſten Blicke und der ſanfteſten Stimme hinzu, indem ſie dem Ritter die Hand reichte.

„Ihr ſeid ein Engel, Signora!“ rief der Ritter lebhaft ergriffen, indem er ihre Hand wiederholt an ſeine Lippen drückte. „Jetzt ſehe ich erſt ein, daß es eine Tollheit war Euch zum Weibe zu begehren. Ihr und Francesco müßt ein Paar werden! — Ihr ſeid ein braver Mann, Herr!“ ſetzte er, in ſeiner gewöhnlichen heftigen Manier, zu Francesco gewendet hinzu. „Und da Ihr und Conſtanze es ſo haben wollt, ſo will ich ſchweigen. Euer Bruder mag auch dasmal wohl unſchuldig ſein, aber er iſt dennoch — Nun, ich will nicht ſagen für was ich ihn halte; aber er ſoll mir nicht trauen — Cospello! — er dürfte an mir einen heißen Gegner finden.“

„Und an mir einen warmen Vertheidiger!“ erwiederte Francesco lächelnd.

Nur noch kurze Zeit ſprachen die Drei zuſammen, dann verließ Brunelleschi mit der Verſicherung, daß er zeitlebens der Freund Conſtanzens und, wenn es Noth thue, ihr Vertheidiger und Rächer ſein werde, die Hütte, und Francesco begleitete die Geliebte bis an den Fuß des Berges, auf dem ihre Wohnung lag. — —

Das Verhältniß der beiden Brüder Malagamba war von Jugend an ein ſehr eigenthümliches geweſen.

ich fodere nur, daß dieſe Mittheilung in meiner Gegenwart geſchehe.

Ich werde, entgegnete Burgsdorf ſtolz ſich verbeugend, Das thun, gnädige Baſe, was ich der Ehre unſerer Familie am angemeſſenſten finde. Ihr, Herr Stallmeiſter, habt die Güte, mir nach Euerer Ankunft in Magdeburg Euere Wohnung wiſſen zu laſſen.

Mit vieler Förmlichkeit zog der Krieger den breitgekrämpten Hut und ſchritt haſtig den Laubengang hinab. Der Jüngling und das Mädchen folgten ſtill und ſchweigend.

An einem ſchönen Juniusabende, wenige Tage nachher, als Burgsdorf und Froben Schwanitz verlaſſen hatten, ſchritt Erſterer zu Magdeburg an der Seite eines Mannes, der unſere Aufmerkſamkeit verdient, aus dem ſudenburger Thore. Wie es ſchien, war dem jungen Krieger die Begleitung höchlich unwillkommen, denn kurz und verdrießlich beantwortete er die Reden ſeines außerordentlich geſprächigen Geſellſchafters, und nur mit Mühe vermochte dieſer mit dem Dragoner gleichen Schritt zu halten. Daß dazu aber von Seiten des Fremden nicht geringe Anſtrengungen geboten, wird der gütige Leſer um ſo eher

Der Vater, ein Mann von geringen Geiſtesgaben aber tapfer in den Fehdezügen gegen die Barbaresken wie in anderen, hatte ſeine ganze Liebe dem jüngern Sohne, in dem er einen ſo ſchönen als tapfern Rittersmann heranreifen ſah, zugewendet; die Mutter, eine Frau voll Liſt und Intrigue, hatte ſich den ältern zum Lieblinge erwählt. Beide Aeltern waren kurz nach einander geſtorben, als Ruggieri eben mündig geworden, und dieſer hatte nichts eiliger zu thun gehabt als Anſtalten zu treffen, das Eintreten Francesco's in den Malteſerorden, da er ſich entſchieden gegen den Prieſterſtand erklärte, zu bewirken. Ruggieri hatte dabei im Grunde nichts gethan, als was bei den meiſten Familien des ſiciliſchen Adels herkömmlich war. Der Aelteſte erbte die Beſitzungen, die nachgebornen Söhne wurden Prieſter, oder traten in geiſtliche oder weltliche Ritterorden. So hatte es auch Francesco, beim Tode der Aeltern faſt noch Knabe, angeſehen. Er kannte ſeine Beſtimmung, ſah in Ruggieri das Haupt der Familie, es war herkömmlich, den Befehlen eines ſolchen zu gehorchen, und ſo nahm er ohne Widerrede den Malteſermantel. Als er jedoch die herkömmlichen drei Züge gegen die Barbaresken mitgemacht hatte, und zum Beſuch zu einem weitläuftigen Verwandten nach Palermo gereiſ't war, mit welchem, wie er hier erſt erfuhr, Ruggieri in Familienzwiſtigkeiten lebte, hörte er daß in der Familie Malagamba Beſtimmungen und Dotationen für eine Secundogenitur exiſtirten, die nur darum nicht in Anwendung gekommen wären, weil ſeit dem Tode des Stifters immer nur ein Sohn und mehrere Töchter vorhanden geweſen wären. Ob ſein Vater nicht daran gedacht, oder es ſelbſt nicht gewußt habe, war Francesco nicht klar; ſo viel war gewiß, daß dieſer nie zu dem Knaben von dieſem Verhältniß, ſondern nur vom Kriegs- und Jagdweſen geſprochen hatte. Die Nachricht, ſo wichtig ſie auch war, hatte indeß in jener Zeit auf Francesco wenig Eindruck gemacht. Es lag ihm weit näher ſich im Kriege gegen die Barbaresken auszuzeichnen, vielleicht einſt Komthur zu werden, als ſich in der Blüthe des Lebens auf die ziemlich einſam gelegene Herrſchaft von Scanagallo, den Hauptſitz jener Stiftung, zurückzuziehen, und ſo hatte er es nicht der Mühe werth gehalten, mit dem Bruder über dieſen Gegenſtand zu ſprechen.

Ohnehin beſtand zwiſchen den Geſchwiſtern kein eigentlich zärtliches Verhältniß. Einer vom Vater, der Andere von der Mutter bevorzugt, waren ſie nicht nur den geiſtig verſchiedenen Richtungen der Aeltern gefolgt, ſondern die Natur wies ihnen ſelbſt eine, jedem beſonders eigenthümliche, an. Franceſco ſtark, blühend, äußerſt gelehrig für Handhabung der Waffen, dachte an nichts als Kriegsruhm; Ruggieri, wiewohl ein Freund der Jagd und geſchickter Reiter, war durch ſeinen ſchwächlichen und mißgeſtalteten Körper verhindert, die Waffen zu führen, er wandte ſich daher ganz den Künſten des Friedens, beſonders der Verbeſſerung ſeiner Beſitzungen zu, und wirklich waren dieſe als die vorzüglichſten der ganzen Gegend bekannt, obwohl Viele behaupten wollten, daß es dem Baron Malagamba eben nicht auf die Rechtlichkeit der Mittel ankäme, ſobald Vortheile zu erlangen wären. — Vor Kurzem war aber nun Franceſco wiederholt in Palermo geweſen, hier hatte er Conſtanzens Bekanntſchaft gemacht, und dieſer Umſtand hatte ſein ganzes Weſen, alle ſeine Vorſätze verändert. So wie er dem Mädchen ſeine Liebe erklärte, hatte er ſich auch über ſeine Hoffnungen ausgeſprochen. Er ſagte Conſtanzen, wie er nicht zweifle, daß, ſobald er die Richtigkeit einer Dotation für einen zweiten Sohn des Hauſes durch Documente vollſtändig nachweiſen könne, ſein Bruder den gemachten Anſprüchen gnügen werde. Während indeß Francesco ſich bemüht hatte, jene Beweiſe zu ſammeln, war der Fall eingetreten, daß Ruggieri ſich ſelbſt um die Hand des Fräuleins bewarb. Da Francesco wußte, daß Conſtanze die Bewerbung zurückweiſen würde, ſo glaubte er aus ſchuldigen Rückſichten, vor der Hand und bis zu Erlangung jener Documente und dem Austritt aus dem Orden, gegen den Bruder von ſeinem Verhältniß zu dem Fräulein ſchweigen zu müſſen. Er gedachte einige Monate hingehen zu laſſen, und ſich mit Ruggieri erſt wegen der Herausgabe der Herrſchaft Scanagallo zu einigen, ehe er ſich gegen den Letztern über ſeine Abſichten ausſpräche, und bei dem Grafen um die Hand der Tochter anhielte. Die dazwiſchen liegende Zeit würde, ſo meinte er, das Unangenehme, das Ruggieri allerdings darin finden mußte, den Bruder erſt einen Theil der von ihm beſeſſenen Güter in Anſpruch zu nehmen, und dann als Bewerber um Conſtanzen auftreten zu ſehen, vielleicht einigermaßen zu mildern im Stande geweſen ſein. —

Es war an dem Tage, der dem Abende des Zuſammentreffens Francesco's mit Brunelleschi folgte, als Francesco ſich entſchloß, mit Ruggieri über ſeine Anſprüche auf Scanagallo zu reden und ihm den Austritt aus dem Malteſerorden anzuzeigen. Von ſeiner Liebe zu Conſtanzen gedachte er noch vor der Hand zu ſchweigen. Ruggieri hörte mit größter Ruhe die Auseinanderſetzungen an, welche Francesco der Vorlage der Documente vorausgehen ließ. Wer den Baron beobachtet hätte, hätte glauben müſſen, daß es ſich nicht um den Verluſt eines einträglichen Beſitzthums, ſondern um eine ihm gänzlich fremde Sache handle. Mit der ſanfteſten Stimme ſagte er, daß ihm die Exiſtenz der in Rede ſtehenden Stiftung bis dahin völlig unbekannt geblieben ſei, daß er ſich nicht der geringſten Aeußerung des Vaters, den er deshalb tadeln müſſe, da die Laufbahn Francesco's dann eine ganz andere geweſen, erinnern könne, daß es aber glücklicherweiſe ja immer noch Zeit ſei, das Verſehen wieder gut zu machen, und er jeden Augenblick ſich bereit halten würde, Scanagallo dem Bruder zu übergeben, ſobald dieſer die Anſprüche durch gültige Documente dargethan haben würde. Als Francesco die letztern vorzeigte, unterwarf ſie Ruggieri einer ruhigen Prüfung. Auf mehrere von untergeordneter Bedeutung, Rechnungen, aus welchen hervorging, daß in früheren Zeiten allerdings die genannte Herrſchaft, abgeſondert von den übrigen Gütern, und für Rechnung eines jüngern Sohns des Hauſes verwaltet worden, warf er nur einen flüchtigen Blick, und nur die Haupturkunde las er bis zu Ende durch. Mit größter Ruhe erklärte er nach der Durchleſung, wie er durch dies Document vollkommen überzeugt worden, daß die Stiftung ganz entſchieden exiſtire, und er alle Vorbereitungen treffen werde, die Herrſchaft ſogleich Francesco zu übergeben, nur bemerke er einen kleinen Mangel an dem Hauptdocumente, welcher indeß gewiß ſehr leicht gehoben werden könne. Die Urkunde ſei nämlich an ſich in beſter Form ausgeſtellt, aber Francesco werde wiſſen, daß nach dem in Sicilien gültigen Recht kein Familienhaupt des Standes der Barone, ohne eine ausdrückliche Autoriſation von Seiten der Krone, ſeine Stammgüter theilen dürfe; nun ſei aber die Stiftung für eine

Secundogenitur allerdings eine ſolche Theilung — oder es müſſe nachgewieſen worden ſein, daß Scanagalle nicht zu jenen gehört habe — und ſo fehle entweder das Autoriſationsdocument, das unſtreitig vorhanden ſei und leicht gefunden werden würde, oder jener Nachweis. Francesco würde alſo ſehr gut thun, alle Anſtalten zu treffen, um im Archive zu Palermo eins oder das andere aufzufinden, er ſelbſt wolle unter den Familienpapieren die ſorgfältigſten Nachforſchungen halten.

Als Francesco über dieſe, von ihm durchaus nicht erwartete Erklärung beſtürzt ſchien, ſagte Ruggieri lächelnd, daß Erſterer allerdings nicht ganz wohl gethan, eher ſein Verhältniß zum Malteſerorden aufzugeben, bis dieſe Angelegenheit geordnet ſei, doch werde ſich dies, wie jedes andere verwickelte Geſchäft, am Ende dennoch auf eine oder die andere Art beſeitigen laſſen. Freilich, ſchloß Ruggieri, müſſe er, wenn auch ungern, auf der Ergänzung des Fehlenden beſtehen, denn wenn er ſich auch mit den vorhandenen Nachweiſungen begnügen wolle, ſo verhinderten ihn doch daran die geſetzlichen Beſtimmungen, die, wie er nochmals bemerkte, alle Gütertheilungen der

Barone verboten, und die er, wie Francesco einſehen werde, nicht verletzen könne. — Daß Letzterer nun alle Anſtalten machte, die fehlenden Urkunden herbeizuſchaffen, darf wohl kaum geſagt werden. Auch Ruggieri ging in Beiſein des Bruders alle Actenſtücke des Familienarchivs, in welchem ſich jene Papiere finden konnten, durch, ohne daß ſolche aufgefunden wurden. Je beſorgter Francesco ward, deſto mehr ſuchte ihn Ruggieri zu beruhigen, indem er ihn auf die Ergebniſſe verwies, die das Archiv der Krone liefern würde. Während dies Alles ſtatt fand, lebte Francesco auf dem Schloſſe des Bruders. Nur ſelten erſchien er bei dem Grafen Serra di Falco, doch kam er dann und wann mit Conſtanzen in der Hütte am Meeresufer zuſammen. Beſonders wenn der Vater des Fräuleins, oder Ruggieri, nicht daheim waren, fanden dieſe Zuſammenkünfte ſtatt, und ſo blieben ſie unbemerkt. Der alte Graf drang in jener Zeit häufig in die Tochter, ſich Hinſichts einer Heirath zu entſcheiden. Obwohl Conſtanze feſt entſchloſſen war, nie Jemand als Francesco ihre Hand zu reichen, ſo erwähnte ſie deſſen Namen dennoch nicht, da ſie erſt dann mit ihrer Erklärung hervortreten wollte, wenn

Jener in den Beſitz von Scanagallo gelangt ſei, da ſie wohl wußte, daß dies der einzige Grund wäre, der den Grafen bewegen könnte, zu dieſer Verbindung ſeine Einwilligung zu geben. Bis dahin ließ ſie den Vater hoffen, daß ſie ſich wohl entſchließen würde Ruggieri zu heirathen; nur gegen eine Verbindung mit Brunelleschi erklärte ſie ſich entſchieden. Das Betragen Ruggieri's war in dieſer Zeit von dem was er früher gegen den Bruder beobachtet hatte, durchaus nicht verändert. Es war zwar niemals ſo traulich und herzlich wie es ſonſt unter Geſchwiſtern ſtattfindet, aber man konnte es eben ſo wenig zurückſtoßend, vielmehr eher ein kalt höfliches nennen. Brunelleschi kam nie wieder zum Beſuche zu Ruggieri. Da er überhaupt ſich ſelten auf ſeinen Beſitzungen, ſondern meiſt zu Catania aufhielt, wo er in Geſellſchaft lockerer Brüder die Nächte durchſchwärmte, ſo ſah ihn Francesco auch nur ſehr ſelten. Traf ihn dieſer in der eben genannten Stadt, und kam die Rede auf Conſtanzen, ſo ſprach Brunelleschi ganz begeiſtert von dem Fräulein, er nannte ſie einen Engel, pries Francesco als den Glücklichſten der Sterblichen, und verſicherte unter tauſend wunderlichen Betheurungen, daß er nur eine Gelegenheit haben möge, dem Paare ſeine Freundſchaft durch die That zu erkennen zu geben, aber jedesmal ſchloß er ſeine Rede damit, daß er ſagte: „Hütet Euch vor Eurem Bruder, Signor!“

Francesco ſuchte ihm nun zwar ſtets zu beweiſen, daß dieſer in ſeiner Angelegenheit die beſten Geſinnungen bethätige, und daß er ſelbſt nur aus ſehr erklärlichen Gründen ihm das Verhältniß zu Conſtanzen verſchwiegen habe, aber Brunelleschi ſchüttelte dann den Kopf und ſagte: „Denkt was Ihr wollt, aber — Euer Bruder taugt nichts. Hütet Ihr Euch nicht, ſo werdet Ihr es zu bereuen haben.“ —

Da Ruggieri ſehr die Jagd liebte, ſo begleitete ihn Francesco oft auf dieſer, obwohl dieſe Unterhaltung ſonſt eben nicht zu ſeinen Lieblingsneigungen gehörte. Der Umſtand, daß die Jagd zu Pferde in den Vorbergen des Aetna auf ſehr unbequemem Terrain ſtattfand, daß Ruggieri in der That ein ſo kühner als geſchickter Reiter war, und ſich dann oft einige Spötteleien über Francesco's Unbeholfenheit, da dieſer wohl ein tüchtiger Seemann, aber weder ein ausgezeichneter Jäger noch gewandter Reiter genannt ermeſſen, wenn er einige Blicke auf die Perſönlichkeit deſſelben zu werfen geneigt iſt. — Der berliner Rathsherr, Johann Matthias Roſenblatt, war ein munterer Junggeſell von ungefähr fünfundvierzig bis funfzig Jahren. Obgleich er oft ſcherzweiſe behauptete, in früherer Zeit ungemein wohlgewachſen geweſen zu ſein, ſo war doch jetzt von dieſem Körpervorzuge keine Spur mehr vorhanden, vielmehr ſchien ſeine Verſicherung, daß der Umfang ſeines Körpers auf ein Haar mit der Länge deſſelben übereinkomme, eben nicht ſehr übertrieben; ja das kurze ſchwarze Mäntelchen, die nach damaliger Mode entſetzlich weiten Pluderhoſen, welche, wie Herr Roſenblatt behauptete, dem kölner Propſte zum Gegenſtande dreier Faſtenpredigten gedient, ließen die Breite des Männleins nur um ſo auffallender erſcheinen. War aber die anſehnliche Rundung des Leibes unſers ehrſamen Rathsherrn des Collegii, dem er angehörte, nicht unwürdig, ſo konnte man dies von dem Haupte, das auf dem wohlgerundeten Körper ſaß, nicht minder verſichern; doch würde der gewöhnliche Vergleich eines runden glänzenden Antlitzes mit dem des Vollmondes hier inſofern ein hinkender genannt werden müſſen, als an dem alten, ruhig herniederblickenden Nachtgeſichte noch Niemand ein ſo bedeutendes Doppelkinn werden konnte, erlaubte, trug gleichfalls nicht dazu bei, ihn dieſer Luſt geneigter zu machen. Um dem Bruder ſich jedoch gefällig zu erzeigen, nahm Francesco den Schein an, als ob er der Jagd nach und nach mehr Geſchmack abgewänne, und er hielt ſich dazu um ſo mehr verpflichtet, als ihm Ruggieri eines Tages einen ungemein ſchönen und ſtattlichen neapolitaniſchen Rappenhengſt zum Geſchenk machte, den er, wie er ſagte, ganz beſonders als tüchtiges Jagdpferd für ihn kommen laſſen. —

Es war an einem ſchönen Herbſttage, und Francesco hatte zum erſten Male den geſchenkten Gaul beſtiegen, um ihn auf der Jagd zu verſuchen. Ruggieri hatte ſolche ziemlich hoch in der Waldregion angeordnet, und ſie war nichts weniger als beſonders ergiebig geweſen. Francesco ſetzte dies auf Rechnung des Schwefeldampfes, der die Gegend weit und breit bedeckte, und der von einem Lavaſtrom ausging, der einem ſeit wenig Tagen neu geöffneten Krater entfloß, und ſich in einer ſchmalen aber tiefen Felſenſchlucht, ohne hier beſondern Schaden anrichten zu können, einem Abgrunde zuwälzte. Ruggieri hatte die Jäger bereits nach Hauſe geſendet, und ſchlug dem Bruder vor, auf einem kleinen Umwege ſich nach der Gegend zu begeben, wo der Feuerſtrom in den Abgrund ſtürzte. ‚Es ſei dies,‘ ſagte er, ‚ein Schauſpiel, das er nicht oft genug genießen könne.‘ Francesco lächelte, da er wußte, daß der Bruder bereits öfter hingeritten war, was er jedoch mehr deſſen Beſorgniſſen wegen der tiefer liegenden Kaſtanienwälder, als ſeiner Neigung zur Bewunderung dieſes Naturereigniſſes zuſchreiben zu müſſen geglaubt hatte. Die Gegend, durch die beide Brüder ritten, war ein düſteres, mit Fichtenwald beſtandenes, ziemlich zerklüftetes Gebirgsthal. Ruggieri ritt eine ſchlanke braune Stute von jener ſiciliſchen Race, der man beim erſten Blicke anſieht, daß afrikaniſches Blut in ihren Adern rollt, und welche die Leichtigkeit, Ausdauer und Ruhe des Roſſes der Wüſte als Erbtheil erhalten zu haben ſcheint; Francesco dagegen hatte den ihm von dem Bruder geſchenkten, neapolitaniſchen Hengſt beſtiegen. Das Thier war edel und, ſo zu ſagen, der vollendete Typus ſeiner Abſtammung. Der breite Rücken, der ſtarke Schweif, der gebogene Hals, das Feuer das in den großen Augen glühte, die ſammetſchwarze Haut, Alles trug den Stempel der einſt als Schlachtroß, in ſpäterer Zeit als Wagenpferd, ſehr geſchätzten, neapolitaniſchen, ſchweren Raçe. Das Thier war überaus unruhig, und hätte wohl einen Reiter, der ſeinem Gewerbe nach nicht blos Seemann geweſen, Noth gemacht. Der Lärm der Jagd, der äußerſt unbequeme Weg, der kaum einen ſichern Tritt darbot, die Nähe des Roſſes, das Ruggieri ritt, hatten es ſo in's Feuer gebracht, daß Hals und Rücken mit Schaum bedeckt waren, die Schweißtropfen von ſeinen Flanken perlten, und es fortwährend auf den Zügel drängte. Ruggieri ſchien heute äußerſt ſtill und in ſich gekehrt, er beantwortete die Fragen, die Francesco an ihn richtete, kurz abgebrochen, und in ſichtbarer Zerſtreuung, ohne Francesco anzublicken. So ritten Beide ſchweigend hinter einander her, und erreichten endlich ein Plateau, auf welchem ſich ein, für den Beſchauer ſehr intereſſantes Schauſpiel darbot. Ein langer ſchwarzer Streif, meiſt aus verkohlten Bäumen beſtehend, zwiſchen denen ſich weiße Dämpfe erhoben, zog ſich von den Gränzen der Schneeregion abwärts.

Schon lange war ein ſonderbares Rauſchen, Raſſeln und Krachen hörbar geweſen, und hatte, je näher die Reiter dem Plateau kamen, von Minute zu Minute zugenommen. Hier angelangt, ſah man die Veranlaſſung dieſes Getöſes. Ueber eine niedrige Felswand, deren Höhe etwa ſechs bis acht Ellen betragen konnte, ſtürzte ein drei Ellen in die Breite haltender Lavaſtrom, in ein Ravin von eben ſolchem Durchmeſſer, jedoch von etwa zehn Ellen Tiefe, in welchem er weniger fortfloß, als vielmehr ſich langſam fortſchob, und in einiger Entfernung in einem Abgrunde verlor. Die Lava erſchien nur flüſſig und glühend, wo ſie ſich über den Abhang ſtürzte, wiewohl auch hier ihre Oberfläche mit großen, ſchwarzen, halb verglüheten Brocken bedeckt war. In dem Ravin ſah man nur in einzelnen Spalten des dunkeln Stromes kleine blaue Flämmchen aufzüngeln, oder die flüſſige Materie leuchten. Je näher die Reiter dem glühenden Stromfalle kamen, je unruhiger ward der Hengſt, den Francesco ritt. Der Schwefeldampf, der über die Fläche des Plateaus vom Winde daher getrieben wurde, das Poltern und Krachen der über den Abhang ſtürzenden Stein- und Lavabrocken, das Sauſen und Raſſeln des ſich langſam fortſchiebenden Glutſtromes, beunruhigten das Thier auf's Aeußerſte.

Schnaubend, und jeden Augenblick ſtutzend, wenn ein neuer Dampfknäuel herantrieb und die Reiter einhüllte, ließ es ſich nur durch das ruhige Beiſpiel der Stute, welche Ruggieri ritt, zum Vorwärtsgehen bewegen. Weder Güte, noch Straſe mit Sporn und Zügel, ſchienen auf das auf's Aeußerſte aufgeregte Thier zu wirken.

„Wie es ſcheint bedarf das ſonſt wackere Roß einen tüchtigen Reiter, wenn es nicht gänzlich verdorben werden ſoll;" ſprach Ruggieri kalt. „Es muß heran an die Lava, oder es prallt ſonſt vor jedem brennenden Kiehnſpahn zurück."

Ohne ſich um Francesco zu bekümmern, ritt Ruggieri bis an den Rand des Ravins, und ſein Thier ſtand dort ſo feſt, und ſo ruhig in den Graben hinabſchauend, als ob auf dem Grunde deſſelben nicht ein Feuerſtrom ſondern Waſſer flöſſe. Mit äußerſter Mühe hatte Francesco ſein Roß bis auf dieſen Punkt bringen können, aber nur das Beiſpiel ſeiner Gefährtin konnte es hier feſt halten, denn die Schenkel und den Hals vorgeſtreckt, den Leib zurückgebeugt, ſtarrte es mit aufgeblaſenen Nüſtern, geſträubter Mähne und hochgeſchwungenem Schweiſe in die

Tiefe, auf deren Grunde der raſſelnde und rauchende Strom ſich langſam fortwälzte. Laut athmete und ſchnarchte das ſcheue Thier, alle Muskeln des ſtarken Bugs zitterten und zuckten.

„Ein gut gerittenes Roß, und ein tüchtiger Reiter müſſen nicht Feuer und Waſſer ſcheuen!“ ſagte Ruggieri jetzt. „Hat der Letztere jenes in ſeiner Gewalt, ſo iſt es nur ein Spaß, über einen ſo erbärmlichen Graben zu ſetzen, gleichviel ob ein Waſſer- oder Feuerſtrom in ihm fließt.“

„Bruder, Du wirſt doch nicht“ — hob Franceſco erſchrocken an.

„Warum nicht?“ unterbrach ihn Ruggieri. „Hin und zurück; es iſt nur ein Kinderſpiel.“

Mit den letzten Worten hob er den Zügel, er drückte der Stute die Sporen in die Seite; ein Zungenſchlag, und das edle Thier ſetzte mit der Anmuth, Kraft und Schnelligkeit des Hirſches über das Ravin. —

Als das Roß, welches Franceſco ritt, ſich von ſeiner Gefährtin getrennt erblickte, ſchien es wie raſend zu werden. Schnarchend und wiehernd erhob es ſich kerzengerade auf den Hinterfüßen. So wie es ſich niederließ, ſuchte es Francesco herumzuwerfen, um ihm den Anblick, der es ſo aufregte, zu entziehen, aber es gehorchte weder Sporn noch Zügel mehr. Mit einer furchtbaren Kraft erhob es ſich zum Sprunge, um gleichfalls über den Graben zu gelangen. Der Sprung mißlang. Krachend ſtürzte es mit ſeinem Reiter in die Tiefe. — —

Ruggieri hatte eben ſein Pferd umgewendet. Er ſendete einen ſcheuen Blick in das Ravin, augenblicklich warf er aber ſein Roß herum und jagte, wie von einem Dämonenheer verfolgt, auf jener Seite über das Plateau in den Wald. — — —

Die Trauerbotſchaft, daß der jüngere Baron Malagamba auf der Jagd verunglückt ſei, erfüllte in den nächſtfolgenden Tagen die ganze Gegend. Der Bruder, vor deſſen Augen das Unglück vorgefallen, ſetzte man hinzu, ſei ganz untröſtlich. Er mache ſich, ſagte man, die ſchmerzlichſten Vorwürfe, Jenem ein paar Tage vorher ein treffliches Roß, das indeß freilich ſchwer zu reiten geweſen, geſchenkt zu haben. Gleichwohl habe Ruggieri den Bruder gewarnt, dieſes Pferd doch ja nicht eher auf der Jagd zu reiten, bis er ſich an daſſelbe gewöhnt. Leider hätte ſich dieſer nicht an die Warnung gekehrt, vielmehr in tollkühnem Muthe über den Hohlweg geſetzt, in welchem die Lava herabfließe, und ſo habe ſich Francesco faſt muthwillig ſeinen Untergang bereitet. Als man nun vollends vernahm, daß der Baron Malagamba ſeit jenem Unglücksfalle, ganz in Trauer verſenkt, tagelang keinen Biſſen Nahrung über die Lippen gebracht habe, und endlich dazu faſt gezwungen werden mußte; daß er bei den Kapuzinern in Catania ein Todtenamt für Francesco halten laſſen werde, das an Pracht die Beiſetzung des vor Kurzem verſtorbenen Vicekönigs überbieten ſolle, und daß an dieſem Tage die Armen der ganzen Gegend geſpeiſt werden würden, konnte man die brüderliche Liebe und Zärtlichkeit Ruggieri's nicht genug rühmen. —

Was Conſtanze bei dieſem Vorfalle gelitten hatte, war kaum auszuſprechen. Ihr Schmerz wurde noch dadurch erhöht, daß ſie Niemanden hatte, gegen den ſie ihn ausſprechen durfte. Brunelleschi wäre vielleicht der Einzige geweſen, aber dieſer ſchwärmte in Palermo, Syrakus und Meſſina herum; Niemand wußte wo er ſich eben aufhielt. Es that ihr daher gewiſſermaßen wohl, daß Ruggieri jetzt oft auf dem

Schloſſe ihres Vaters erſchien. Die tiefe Trauer der Schmerz des Barons, ſtimmten ſo zu ihrem eigenen, daß ſie in deſſen Anweſenheit eine Linderung ihrer Leiden fühlte. Ruggieri ſprach überdies oft von dem Unglücklichen. Er rühmte die vielen trefflichen Eigenſchaften des Bruders, und beklagte deſſen trauriges Ende, wie er ſagte, um ſo lebhafter, als er am Tage nach dem Tode deſſelben Documente aus Palermo zugeſendet erhalten hätte, die den Lebenden überaus glücklich gemacht haben würden. Da Conſtanze wußte, welche Documente darunter nur gemeint ſein könnten, ſo ſtieg Ruggieri, wegen der Uneigennützigkeit, die ſich, wie ſie meinte, ſo abſichtslos kundgab, noch bedeutender bei ihr, als dies ſchon vorher durch ſeinen Schmerz der Fall geweſen war.

Der Tag der Todtenfeier Francesco's kam endlich heran. Mit fürſtlicher Pracht war die Kirche der Kapuziner ausgeſchmückt, und der Katafalk, der in der Mitte errichtet war, überbot an Größe und Ausſchmückung bei weitem den, welcher bei dem Begräbniſſe des Vicekönigs errichtet worden war. Bei der Feierlichkeit, der der ganze Adel der Umgegend beiwohnte, zerfloß Ruggieri faſt in Thränen, und ſelbſt als die Anweſenden die Kirche bereits verlaſſen hatten, blieb er noch allein in derſelben zurück, weil er, wie er ſagte, noch einige Ave am Katafalk des Bruders beten wolle. Nach Verlauf von mehr als einer halben Stunde erhob er ſich von den Knieen, und wollte zur Kirche hinausgehen, als ein Mann in Trauerkleidern hinter einem Pfeiler hervortrat, und ihn am Arme faßte. Es war Brunelleſchi.

„Signor," ſagte er, mit zuſammengezogenen Augenbrauen, „es giebt Augenblicke, wo ſich der Menſch auf einem Scheidewege zu befinden glaubt. Zwei Straßen liegen vor ihm, und er weiß nicht, welche er wandeln ſoll. Er fühlt ſich wie feſtgebannt, denn an dem einen Arm hat ihn ein Engel, an dem andern der Teufel gepackt. In einem ſolchen Falle befinde ich mich in dieſem Augenblicke."

„Ihr habt doch ſtets etwas Abſonderliches!" erwiederte Ruggieri befremdet, aber mit dem Anſcheine der Ruhe. „Ich weiß indeß nicht, ob die Stunde, welche zu der Todtenfeier meines Bruders beſtimmt iſt, auch gerade eine geeignete für mich ſein dürfte, Eure Scrupel löſen zu können."

„Gewiß, Signor! Dieſe oder keine;" verſetzte wahrgenommen als das, mit welchem das joviale Antlitz Herrn Roſenblatt's ausgeſtattet war.

Wenn wir nun aber, als ein wahrheitsliebender Autor, nicht umhin gekonnt, auf gewiſſenhafte Weiſe die Einzelnheiten, welche das Aeußere des achtungswerthen Rathsverwandten als einigermaßen auffallend erſcheinen ließen, anzugeben, ſo eilen wir nun auch um ſo mehr, zu verſichern, daß Herr Roſenblatt ein Mann war, der in Berlin nicht nur von Hohen und Niedrigen wohlgelitten, ſondern ſelbſt geachtet wurde. Er beſaß ungewöhnliche Kenntniſſe, ſprach franzöſiſch, lateiniſch und italieniſch; ja er wußte ſogar in dieſen Sprachen keinen übeln Vers zuſammenzubauen. Freilich liebte er kein ernſtes Studium, am wenigſten eins der Facultätswiſſenſchaften, weshalb ihn die Gelehrten Berlins auch nicht ſo recht für ihres Gleichen anzuſehen geneigt waren; dennoch galt er für einen Polyhiſtor, war wegen ſeines frohen heitern Sinnes überall ſehr wohlgelitten, und ſelbſt der Kurfürſt ergetzte ſich an ſeinen witzigen, gewöhnlich ungemein treffenden Einfällen. Dieſer letztere Umſtand mochte auch wol die vorzüglichſte Urſache ſein, daß Niemand, ſelbſt nicht die Geiſtlichkeit, die in der damaligen Zeit übrigens nicht leicht mit ſich ſcherzen ließ, ihm etwas übel nahm, und unſer Rathsherr übte ſo zu ſagen der Ritter rauh. „Ueberdies würde es für uns Beide von Vortheil ſein, denn was mich anlangt, ſo zeige ich lieber die Klauen, als daß ich ſie einziehe, und Ihr, wenn Ihr auch der entgegengeſetzten Meinung ſeid, wißt dann doch, was Ihr von mir zu erwarten habt.“

„Wäre ich nicht ſo traurig geſtimmt, ſo müßte ich über Euch lächeln;“ erwiederte Ruggieri. „Sprecht deshalb, mein verehrter Freund, was Euch gutdünkt, und ſeid verſichert, daß ich Euch ruhig anhören werde, ſelbſt wenn es mich heute ſchmerzlicher als ſonſt berühren ſollte.“

„O was das ‚Anhören‘ anlangt, daran zweifle ich nicht, es iſt mir mehr um's Antworten!“ ſagte Brunelleſchi mit Geringſchätzung im Tone, und indem er ſich den Schnurrbart drehte. „Vor Allem beantwortet mir einige Fragen. — Wußtet Ihr, Signor, wen ich an jenem Abend, als wir wetteten, in der Hütte am Meeresufer bei Conſtanzen antreffen würde?“

„Nein;“ erwiederte Ruggieri kalt.

„Wißt Ihr wen ich angetroffen habe?“ fragte der Ritter Jenen ſcharf fixirend.

„Allerdings! Ihr trafet meinen Bruder;“ erwiederte Ruggieri mit der vorigen Ruhe. „Ich erfuhr dies zufällig einige Zeit darauf, als Francesco wieder mit Conſtanzen eine Zuſammenkunft gehabt hatte, und konnte mir nun das abſurde Gerücht, daß das Fräulein mit einem Geiſtlichen in einem Liebesverhältniß ſtehe, erklären, da der Umſtand, daß Francesco einem geiſtlichen Ritterorden angehörte, die Veranlaſſung gegeben haben mochte.“

„Sprachet Ihr mit Francesco über ſein Verhältniß zu dem Fräulein?“ fragte Brunelleschi weiter, indem er den Baron ſcharf beobachtete.

„Ich weiß nicht, wie Ihr eine ſolche Frage an mich richten könnt!“ erwiederte Ruggieri kopfſchüttelnd. „Wie verletzend und beſchämend hätte es für meinen Bruder ſein müſſen, wenn ich ihm auf dieſe Weiſe ſeinen Mangel an Vertrauen, indem er mir nichts von dem Verhältniſſe eröffnete, und — wie ſoll ich es nennen, wenn ich dem Andenken des geliebten Todten nicht zu nahe treten will? — die Unzartheit, mich um Conſtanzens Hand werben zu laſſen, obwohl er wußte, daß ich zurückgewieſen werden würde, hätte fühlen laſſen ſollen? — Nein, ich ſagte nichts;

daß Ihr ein wahrer Freund meines Bruders geweſen, beantwortet habe?“

„Per Baccho! Signor! Ein Freund Eures Bruders, und Conſtanzens dazu! Da trefft Ihr den Nagel auf den Kopf!“ rief Brunelleschi heftig. „Euer Bruder war ein wackerer Mann, den ich faſt durch einen Zufall — durch einen ganz infamen Zufall, Signor — in’s Verderben geſtürzt hätte, der aber werth war von dem Mädchen geliebt zu werden, das ein Engel iſt, und was wir Beide nicht verdient haben. Nun habe ich aber mein Wort verpfändet, Francesco’s und Conſtanzens Freund, und wenn es nöthig, ihr Rächer zu ſein. Da mir nun wegen Dem und Jenem einige Zweifel aufſteigen, ſo kam ich her und legte Euch ein paar Fragen vor, die Ihr — denn man muß ſelbſt dem böſen Feinde Gerechtigkeit widerfahren laſſen — ganz gut beantwortet habt. — Ich hatte zwar, ehe ich kam, mich ganz beſonders noch auf eine Hauptfrage gerüſtet, ich wollte Euch nämlich fragen, ob Ihr nicht Luſt hättet, Eure Hand auf dieſen Katafalk zu legen, und laut und vernehmlich zu ſprechen: ‚Ich Ruggieri, Baron Malagamba, verſichere vor Gott, daß ich an dem unglücklichen Tode meines Bruders Francesco keine Schuld habe, und aus ſolchem keinen Vortheil für mich zu ziehen gedenke;‘ aber ich habe mich über dieſen Gegenſtand anders beſonnen, denn, könnt Ihr es mit gutem Gewiſſen thun, ſo legt Ihr die Hand darauf, und ich habe Euch durch den Verdacht unnütz gekränkt, was nicht meine Abſicht iſt, weil ich will, daß wenn einſt der Tag kommt, wo wir die Spanier, unſere Unterdrücker, zum Lande hinausfegen, unter unſerm Adel keine Zwiſtigkeiten herrſchen ſollen, ſeid Ihr aber — nun ich will nicht ſagen, was — ſo legt Ihr die Hand auch auf den Sarg, und lacht Euch in die Fauſt. Ich ſage Euch demnach blos: Ich nehme an, daß Ihr mit gutem Gewiſſen jene letzte Frage beantworten könnet. Könnt Ihr dies nicht; erweiſet es ſich, daß Ihr falſch geweſen, dann Signor, nehmt Euch vor mir in Acht! Ich bin dann Euer Todfeind.“

Mit den letzten Worten machte Brunelleschi eine abſchiednehmende Bewegung mit der Hand, und entfernte ſich.

„Tropf!“ ſagte achſelzuckend und höhniſch Ruggieri, und verließ langſamen Schrittes die Kirche.

Die Beſuche des Barons auf dem Schloſſe des Grafen Serra di Falco wurden jetzt immer häufiger. Mit einer unermüdlichen Geduld hörte Ruggieri die Bemerkungen des Alten, wie die Olivenpflanzungen, der Thunfiſchfang, der Weinbau, immer einträglicher zu machen ſeien, ſtundenlang an; eine Aufmerkſamkeit, durch die ſich der Graf ſehr geſchmeichelt fühlte. Mit Conſtanzen ſprach er viel von den Vorzügen Francesco's, ohne jedoch mit einem Worte auf deſſen Verhältniß zu dem Fräulein anzuſpielen. Er rühmte deſſen Biederkeit, ſein ritterliches Weſen, und eine Menge anderer guter Eigenſchaften, wobei er oft über deſſen frühen Tod in Thränen zerfloß. So entſpann ſich zwiſchen Ruggieri, Conſtanzen, und dem Vater der Letztern, ein trauliches Verhältniß, das von Tage zu Tage zunahm, und vermöge deſſen Erſterer bald wie ein Mitglied der Familie betrachtet wurde. In der That war der Umgang Ruggieri's dem Mädchen von jeher niemals unangenehm geweſen, nur deſſen Werbung um ihre Hand, und ihr Verhältniß zu Francesco, hatte ſie von ihm entfernt gehalten. Jetzt, wo Beides nicht mehr entgegenſtand, fand ſie ſolchen ſogar recht angenehm. Der Baron war nicht ohne

Geiſt, im Geſpräch höchſt unterhaltend, er hatte viel geſehen, und wurde nach den Verhältniſſen jener Zeit ſogar als eine Art Gelehrter betrachtet, da er mehrerer Sprachen mächtig war. Was indeß Conſtanzen am meiſten anzog, war der ſanfte, wohlwollende Ton ſeiner Rede, in welchem ſie oft die Stimme Francesco's zu vernehmen glaubte. — Von Brunelleschi war lange Zeit nichts zu hören. Wie es hieß ſchwärmte er auf dem Feſtlande Italiens, Andere ſagten in Frankreich herum, und der alte Graf bejammerte um ſo mehr die, wie er ſagte, ſo herrliche Tonnara, die nun gänzlich in Verfall kommen würde. Nicht wenig war daher Conſtanze erſtaunt, als der Vater eines Tages mit einem Briefe in der Hand in ihr Zimmer ſtürzte.

„Denke einmal, Coſtanza!" rief er aus. „Brunelleschi iſt des Hochverraths angeklagt, ſeine Güter ſind mit Beſchlag belegt, überall wird auf ihn Jagd gemacht! — Hier! Lies ſelbſt die Ordre des Vicekönigs."

Das Mädchen nahm das Papier und las:

„Da der Baron des Reiches, Bruno Brunelleschi, Ritter, in dringenden Verdacht gerathen, ſich in eine

Verſchwörung gegen unſern allergnädigſten Herrn den König eingelaſſen zu haben, auch, wie von einem angeſehenen Mitgliede des Adels beſchworen worden, geäußert hat: „daß einſt der Tag kommen müſſe, wo man die Unterdrücker Siciliens, die Spanier, zum Lande hinausfegen werde“, ſo befehle ich, der Vicekönig, daß man den gedachten Bruno Brunelleschi, wo er ſich auch betreten laſſe, ſofort ergreife, damit er wegen ſeines begangenen, oder doch intendirten Hochverraths zur Unterſuchung und Beſtrafung gezogen werden könne. Bis dies aber geſchehen, ſind die Güter des Angeklagten in Beſchlag genommen, und der Verwaltung des Barons des Reichs, Ruggieri Malagamba, zum Beſten der Krone übertragen worden.‘

‚Alvarez de Luna.‘

„Ruggieri,“ fuhr der Graf, nachdem Conſtanze den Brief geleſen, fort, „ſchreibt mir, daß es ihm Brunelleschi's wegen lieb ſei, daß man ihm die Verwaltung der Güter übertragen, indem er ſolche, bis der Ritter ſich geſtellt und von der Anklage gereinigt habe, beſſer als Brunelleschi zu bewirthſchaften gedenke, nur müſſe er mich bitten, die Tonnara, mit der er ſich nicht befaſſen könne, für den Betrag des bisherigen Einkommens — des bisherigen, Coſtanza — in Pacht zu nehmen, was ich denn auch natürlich nicht abſchlagen werde.“

„Der arme Brunelleschi!“ ſagte Conſtanze mit mitleidigem Tone. „Ich habe ihn früher nie leiden mögen, weil er ein Wüſtling, wild und ausſchweifend iſt, aber mir ſagte einſt Jemand, der ihn genau zu kennen glaubte, daß ihn mehr eine natürliche Heftigkeit, die er nicht zu bemeiſtern im Stande ſei, als Schlechtigkeit des Characters, zu ſeinen allerdings nicht zu billigenden Streichen antreibe, und ſo will es mir nicht recht gefallen, daß Ruggieri, ſein Bekannter, ſein Nachbar, ſich die Verwaltung der Güter übertragen läßt.“

„Aus Freundſchaft, Kind! Blos aus Freundſchaft!“ rief der Graf. „Wer weiß was aus den Beſitzungen werden würde, wenn ein Fremder ſich damit befaßte. Reinigt ſich Brunelleschi von der Anklage, ſo findet er ſein Eigenthum in einem Zuſtande, wie es nie geweſen. — O Du glauſt nicht, Coſtanza, welch ein Ehrenmann Ruggieri iſt, und ich wünſchte nur, er erneuerte ſeine Bewerbung um Dich, denn ich hoffe, daß Du Dir die Sache ernſtlich und beſſer als früher überlegt haſt. Jetzt freilich hat er lange kein Wort mehr über die Verbindung fallen laſſen, ſelbſt wenn ich ihn abſichtlich auf dieſen Gegenſtand zu bringen trachtete, und ich fürchte ſehr, er hat ſeinen Vorſatz aufgegeben.“

In der That hatte Ruggieri ſeit dem Tode Francesco's, ſo oft er auch ſeitdem das Fräulein geſprochen, nicht mit einer Sylbe des früheren Antrages erwähnt, und dieſer Umſtand die Unterhaltung zwiſchen Beiden nur um ſo unbefangener geſtaltet. In der Zurückgezogenheit, in welcher Conſtanze lebte, war ihr jeder Beſuch, der ſich auf dem Schloſſe des Grafen ohnehin nur ſehr ſelten einfand, auf's Höchſte willkommen. Sie hörte dann wenigſtens von etwas Anderm als von den Wein- und Oelpreiſen auf den Märkten von Catania und Meſſina, oder von der Witterung reden, welche den Thunfiſchfang mehr oder minder ergiebig machte. Unter den wenigen Beſuchen aber, war ihr Ruggieri unſtreitig der willkommenſte. Seine Geiſtesfähigkeiten, ſeine geſellſchaftlichen Talente, ſeine Unterhaltungsgabe, überragten bei weitem die aller Uebrigen. Nahmen auch ſein mißgeſtaltetes Aeußere, ſeine unangenehmen Züge, im erſten Augenblicke gegen ihn ein, ſo verlor ſich doch vermöge jener Eigenſchaften, und ſeiner angenehmen Manieren, dies Gefühl immer mehr je öfter man ihn ſah, und ſo fand man endlich ſeine Perſon nichts weniger als widerwärtig. Wie es Jedermann in Beziehung auf Ruggieri erging, ſo ging es auch Conſtanzen. Sie gewöhnte ſich nach und nach ſo an ſeine Geſellſchaft, daß ſie immer ſehr erfreut war, wenn er ſich einfand, und es ſie für den ganzen Tag in Mißſtimmung bringen konnte, wenn er ausblieb, nachdem er zu kommen verſprochen hatte. Letzteres war jetzt manchmal der Fall, und das Fräulein konnte ſich dann nicht enthalten ihm darüber Vorwürfe zu machen. Weit entfernt ſich geſchmeichelt zu zeigen, daß Conſtanze ſeinen Beſuch vermißt habe, ſagte er eines Tages ganz trocken, daß das ungeheuer verwüſtete Beſitzthum Brunelleſchi's gegenwärtig ſeine ganze Zeit in Anſpruch nehme, daß er aber ſehnlich wünſche, dieſer Plage ſobald wie möglich überhoben zu werden, da von dem Ritter die übelſten Nachrichten eingelaufen wären, und wohl kaum zu hoffen ſtünde, daß dieſer ſein Eigenthum je wieder erlangen würde, indem deſſen Hochverrath vollſtändig erwieſen ſei.

nicht nur ein Privilegium aus, Jedermann in ſcherzhaften Worten ernſte Wahrheiten zu ſagen, ſondern auch ſeine vorherrſchende Neigung zu einem Fläſchchen ſüßen Sects, zum Kartenſpiele und luſtiger Geſellſchaft ward ihm als etwas, das ſich ganz von ſelbſt verſteht, zu Gute gehalten. Da er nun auch durch den Beſitz eines nicht unanſehnlichen Vermögens nicht nur im Stande war, ſeinem Hange zu Vergnügungen, ſondern auch der von natürlicher Gutmüthigkeit erzeugten Neigung zum Wohlthun freien Lauf zu laſſen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſeine Bekanntſchaften unter den niedern Volksclaſſen ſowie die mit der muntern lebensluſtigen Jugend der höhern Stände ungemein ausgebreitet waren, und es that weder ſeiner Beliebtheit noch ſeinem Anſehen als Rathsherr einen Eintrag, daß er, ſo wenig es auch für ſein Alter paſſen mochte, an den Vergnügungen der verſchiedenartigſten Stände aufs lebhafteſte Theil nahm. Da nun Karl von Burgsdorf, wie der Herr von Schwanitz zu ſagen pflegte, unter denen vom Adel, die einen Thaler Geld auf das Geſchwindeſte in Umlauf zu bringen wußten, oben an ſtand, ſo war es keineswegs zu verwundern, daß Herr Roſenblatt, als er von ſeinem Collegium nach Magdeburg geſendet wurde, um dort den Kurfürſten

Er würde jetzt dahin trachten, die Verwaltung der Güter abzugeben, da er dem Beſitzer einen Nutzen dadurch zu ſchaffen, keine Hoffnung habe, dieſer es aber auch nicht einmal um ihn verdiene, da er ſich in Genua, wo er ſich jetzt befände, auf die gemeinſte und böswilligſte Weiſe über ihn ausgeſprochen. Um ſich dieſer Sache mit einem Male zu entledigen, werde er nächſter Tage nach Palermo reiſen, Rechnung legen, und die Verwaltung aufgeben. Ob er für immer — wenigſtens mehrere Jahre — in Palermo ſeinen Aufenthalt nehmen, oder wieder auf ſeine Beſitzungen zurückkehren würde, hänge von einem Umſtande ab, der nächſtens zur Entſcheidung kommen werde. —

Auf Conſtanzen machten die letzten Worte Ruggieri's einen ſehr betrübenden Eindruck. Mit ihm ſchied ein lieber Bekannter, an deſſen Umgang ſie ſich gewöhnt, und ihn immer mehr zu würdigen gelernt hatte. Jetzt ſollte die Einſamkeit auf dem Schloſſe des immer grämlichern Vaters eine Tiefe erreichen, wie ſolche noch nie geweſen. Zum erſten Male kam Conſtanzen der Gedanke in den Sinn: ob ſie, wenn ſie Francesco nicht gekannt, wohl die Bewerbungen

Ruggieri's abgewieſen haben würde, und was ſie thun ſolle, wenn dieſer ſie erneuere? Daß von einem Wohlgefallen an ſeiner Perſon keine Rede ſein könne, verſtand ſich faſt von ſelbſt, aber ſeine geiſtigen Vorzüge vor denen aller der Männer, die das Fräulein kannte, waren unbezweifelt. Daß Baron Malagamba einer der reichſten Edelleute in ganz Sicilien ſei, war überdies allbekannt. Der letztere Vorzug war es nun beſonders, der den Grafen, ſo wie Ruggieri die Gegend verlaſſen hatte, zu unaufhörlichen Vorwürfen gegen die Tochter anregte. Er ſtellte ihr fortwährend vor, welches Glück ſie aus Eigenſinn oder Mädchenlaune von ſich geſtoßen, und ſuchte ſeine Behauptungen vorzüglich darauf zu begründen, daß, nachdem ſie früher die Bewerbungen Ruggieri's hartnäckig abgewieſen, ſie gegenwärtig ſeine Nähe angenehm, und ſeine Beſuche erwünſcht fände. Da Conſtanze es nicht für angemeſſen erachtete, mit dem Vater über ihr früheres Verhältniß zu Francesco zu ſprechen, ſo wußte ſie dieſen Beſchuldigungen nichts entgegenzuſetzen, als daß ſie erwiederte: ‚Sie habe die Vorzüge Ruggieri's früher nicht ſo wie jetzt erkannt, und würde, wenn dies der Fall geweſen wäre, — vielleicht anders gehandelt haben.‘ Dieſe Antwort indeß weit entfernt dem Fräulein Ruhe zu verſchaffen, vermehrte nur die Vorwürfe des Vaters, und er ſchwor bei allen Heiligen, daß, wenn der Fall ſich noch einmal ereigne, er Conſtanzen nur die Wahl zwiſchen einer Annahme der Bewerbung, oder dem Kloſter laſſen werde. Beide ahneten nicht, daß in Kurzem das Fräulein zu einer ſolchen veranlaßt werden würde. Wenige Tage nach der Abreiſe Ruggieri's, und als der Graf eben in Catania war, erſchien einer der Dienſtleute des Barons, welcher Conſtanzen zu ſprechen verlangte. Er ſagte, daß ſein Herr zwei Schreiben mit der Bedeutung zurückgelaſſen habe, ſolche dem Fräulein zu übergeben, ſie aber dann nur dem Letztern zu überliefern, wenn der Graf nicht daheim ſei, weil es ſich darum handle, dieſem eine Ueberraſchung zu bereiten. Mit Haſt eröffnete Conſtanze den an ſie gerichteten Brief. Ihr Herz klopfte hörbar, als ſie ihn zu leſen begann; ſie ahnete bereits den Inhalt. Sie hatte ſich nicht getäuſcht, Ruggieri hielt zum zweiten Male um ihre Hand an. —

Die Sprache des Briefes war ganz geeignet, die Achtung, welche das Fräulein für Ruggieri fühlte, noch zu vermehren. Er ſagte, er ſei weit entfernt zu verkennen, daß ſein Aeußeres weder auf Conſtanzen, noch ſonſt ein weibliches Weſen einen vortheilhaften Eindruck machen könne, er ſei indeß mit der Sinnesart des Fräuleins hinlänglich bekannt um zu wiſſen, daß das Aeußere allein nicht deren Wahl entſcheiden werde. Wenn er auch Conſtanzen leidenſchaftlich liebe, ſo ſei er doch reſignirt genug, von ihr nur freundſchaftliche, wohlwollende Geſinnungen zu verlangen. Ob er unter ſolchen Umſtänden hoffen dürfe, ihr ſeine Hand mit Ausſicht auf Erfolg zum zweiten Male anbieten zu können, darüber habe er lange mit ſich ſelbſt im Streite gelegen, doch wage er es im Vertrauen auf das Wohlwollen, was ſie ihm in letzter Zeit bezeigt. Er lege ſein Geſchick jetzt ganz allein in ihre Hand. Nur durch ſie allein ſolle über ſeine Zukunft entſchieden werden. Aus dieſem Grunde habe er ſich auch nicht an den Grafen gewendet, und er bäte das an dieſen gerichtete Schreiben nur dann zu übergeben, wenn ſeine Bitte Erhörung fände. Er wiſſe, daß der Graf für die Verbindung geſtimmt ſei, und darum wolle er im Verneinungsfalle vermeiden, durch eine voreilige Kund=

gebung ſeiner Abſichten, Conſtanzen trübe Augenblicke zu verurſachen. Sein Herz, ſchloß er, habe ihn oft gedrängt, ſich dem Fräulein gegenüber offen auszuſprechen, aber er habe Conſtanzen nicht übereilen, ſondern ihr Zeit zu einem Entſchluſſe laſſen wollen. Die Antwort Conſtanzens werde entſcheiden, ob er ſogleich von Palermo zurück eilen, oder für immer dort ſeinen Aufenthalt nehmen ſolle.

Das Fräulein war auf's Aeußerſte betroffen, als es dieſen Brief geleſen hatte. Nicht Liebe war es, was Ruggieri verlangte, und dieſe, dies geſtand ſie ſich, würde er ihr allerdings nie einzuflößen im Stande ſein, aber eines herzlichen Wohlwollens für ihn war ſie ſich längſt bewußt. War er nicht der Bruder des einſt von ihr ſo heißgeliebten Francesco, und verdiente er nicht ſchon dieſes Wohlwollen für die zarte Weiſe, mit der er ſeinen Antrag ganz allein in ihre Hände legte, während ihm ſowohl wie ihr bewußt war, daß ein Wort, an den Vater gerichtet, ſie unfehlbar gezwungen haben würde, ihre Einwilligung zu geben? Ueberdies war ſeit längerer Zeit, vorzüglich ſeit dem unglücklichen Ende Francesco's, der Aufenthalt in dem Hauſe des Vaters kaum mehr zu ertragen. Täglich machte der Graf der Tochter Vorwürfe, daß ſie die ihr gewordenen Heirathsanträge zurückgewieſen habe, und daß nach ſeinem Tode die in dem trefflichſten Zuſtande befindlichen Beſitzungen an die Krone zurückfallen würden, während es, falls ſie ſich vermählt hätte, leicht geweſen wäre, die Uebertragung des Beſitzes für dieſen Fall auf ſeinen Eidam durchzuſetzen. Conſtanze verhehlte ſich auch nicht, daß das Erbtheil, über welches der Vater zu verfügen habe, nur ein ſehr geringes ſei, und daß, wenn die anſehnlichen Beſitzungen an die Krone zurückfielen, ein kleines Jahrgeld im beſten Falle Alles ſein würde, was ſie zu erwarten habe. Mehrere Tage brachte ſie in ſolchen Betrachtungen zu, endlich entſchloß ſie ſich, dem Vater Ruggieri's Brief zu übergeben. Daß ſie damit zugleich ihre Einwilligung in die Verbindung mit Ruggieri gäbe, verhehlte ſie ſich nicht. Sie würde nicht auf eine frohe Minute in dem Schloſſe Serra di Falco haben rechnen können, wenn ſie nach Uebergabe des Briefes nochmals: ‚Nein‘, geſagt hätte. So nahm es auch der Vater. Eben von Catania, wo er große Verkäufe abgeſchloſſen hatte, zurückkehrend, war er bei Empfang des Briefes in einer überaus guten Laune. Eine Erörterung der Bewerbung Ruggieri's hielt er für ſo vollkommen überflüſſig, daß er die Zuſage der Tochter ohne weiteres vorausſetzte, und ſie ein Glückskind nannte, indem ſie eine Heirath einginge, um die ſie alle Damen der Inſel beneiden würden. Er habe nämlich von einem ſehr zuverläſſigen Manne in Catania vernommen, daß Brunelleschi, da er ſich nicht zur Beantwortung der Klage geſtellt, ſo eben als des Hochverraths ſchuldig in Palermo proklamirt worden ſei, und daß man dort allgemein glaube, daß die Güter des Geächteten dem Baron Ruggieri Malagamba als Lehn würden übergeben werden. Wäre dies aber der Fall, ſo machte dereinſt, wenn die der Serra di Falco hinzukämen, das Ganze ein Fürſtenthum aus, mit dem ſich ſelbſt das des Fürſten von Butera, des erſten Barons des Reichs, nicht würde meſſen können. Als unter dieſen Umſtänden Conſtanze gar nicht wagte, nur ein Wort des Widerſpruchs zu äußern, fügte der Graf hinzu, daß er noch an demſelben Tage einen Expreſſen an Ruggieri abſenden werde, und das Fräulein ihre Einwilligung ſogleich dem Baron in einem Briefe kundthun möge. Der Graf veranlaßte die Tochter nun in ſeinem Beiſein das Schreiben abzufaſſen, und die Sonne war noch nicht untergegangen, als daſſelbe ſchon nach Palermo unterweges war. — Wenige Tage ſpäter erſchien Ruggieri auf dem Schloſſe des Grafen Serra di Falco; er war gleich nach Empfang der Zuſage Conſtanzens von Palermo abgereiſ't. Dem Fräulein hatte vor der erſten Zuſammenkunft mit dem Verlobten gebangt. Einestheils war es ihr zu Muthe geweſen, als hätte ſie an dem Andenken Francesco's einen Treubruch begangen, anderntheils fühlte ſie, daß ſie nicht im Stande ſein würde den Zärtlichkeiten Ruggieri's in gleicher Weiſe zu begegnen. In der letztern Beziehung ward ſie durch Ruggieri's Betragen jeder Bangigkeit überhoben. Es war nicht anders als es vor ſeiner Abreiſe geweſen war. In jedem Worte ſprach ſich die höchſte Achtung, die innigſte Freundſchaft aus, aber er erlaubte ſich kein Wort, keinen Blick, welcher Conſtanzen hätte in Verlegenheit ſetzen können. Das Fräulein erkannte dies Zartgefühl auf's Vollkommenſte, ſie ſah ein, daß Ruggieri die Löſung der Frage: Ob ſie ihm Gegenliebe gewähren würde? der Zeit überlaſſen wolle, und ſie achtete ihn nur um ſo höher. Je traulicher das Verhältniß Beider wurde, je mehr glaubte Conſtanze Ruggieri achten zu müſſen. Die Milde ſeines Urtheils über Leute, die ſie zu ſeinen erklärten Widerſachern rechnen zu müſſen glaubte, war es vorzüglich, was ſie an ihm ſchätzte, und der Umſtand, daß ihr Verlobter ſie oft in ſeinen Angelegenheiten um ihre Meinung fragte, ſchmeichelte ihrem Verſtande.

Beides trat beſonders hervor, als er eines Tages einer Mittheilung Brunelleschi's erwähnte. Wie er ſagte, hatte man ihm gleich bei ſeiner Ankunft in Palermo die Belehnung mit den Gütern Brunelleschi's angetragen. Längere Zeit habe er ſie ausgeſchlagen, endlich aber unter der Bedingung annehmen wollen, daß man dem Unglücklichen aus dem Ertrage derſelben eine lebenslängliche Rente ausſetze, deren Höhe er nach dem Einkommen, das Brunelleschi, welcher von Wucherern ſtets furchtbar betrogen worden, von den Gütern bezogen habe, berechnete. Dies Geſuch ſei von dem Vicekönige abgeſchlagen worden, weil man durchaus nicht zugeben könne, daß einem Hochverräther ein Jahrgehalt ausgezahlt werde. Als Brunelleschi erfahren, daß ſeine Beſitzungen als Lehn an Ruggieri übergeben worden, habe er, ſeinem ungeſtümen Character nach, einen Brief voll der größten Drohungen an den Letztern geſchrieben, und dies habe dann dazu beigetragen, daß dieſer die Beſitzungen auch ohne jene Klauſel angenommen. Bei alledem, und obwohl Brunelleschi durch ſeine Verbrechen und ſein ganzes wüſtes Leben im Grunde keine Berückſichtigung verdiene, wolle er dennoch, die Lage des Unglücklichen bedenkend, deſſen Zukunft ſichern, und ihm, ohne daß der Name des Gebers genannt würde, jene Rente zukommen laſſen, und er bitte nun Conſtanzen zu überlegen, wie dies am beſten anzufangen ſei?

Das Fräulein war ganz hingeriſſen von dem Edelmuthe ihres Verlobten, welcher, obwohl er Brunelleschi als ſeinen Todfeind, als Mitbewerber um ihre Hand, und als Verbrecher haſſen mußte, dennoch auf eine ſo zarte und anſpruchsloſe Weiſe für deſſen Zukunft Sorge tragen wollte, und ſie fühlte ſich gedrungen Ruggieri ihre Empfindungen mitzutheilen. Lächelnd hörte ſie dieſer an, er drückte ihre Hand an ſeine Lippen, und meinte: „Er habe im Grunde gar kein Verdienſt dabei, und thäte es mehr weil Conzu erwarten und ihm die Verſicherungen der unerſchütterlichen Treue und des Muthes ſeiner guten Stadt Berlin zu überbringen, ſogleich das Logis ſeines jungen Freundes aufſuchte und dieſen, ſo unlieb es ihm auch heute eben ſein mochte, auf einem Spaziergange nach der Umgebung von Kloſter Bergen begleitete.

Ich kann Euch gar nicht genug meine Dankbarkeit ausdrücken, ſprach, ſo viel wie möglich das Keuchen, welches der ſchnelle Gang des Dragoners ihm auspreßte, unterdrückend, Herr Roſenblatt; ich kann Euch gar nicht dankbar genug für die Mühe ſein, die Ihr Euch gebt, mich ſo zu ſagen im Fluge ſpazieren zu führen; eines Theils iſt mir eine ſtarke Bewegung von meinem Arzte, dem Doctor Zipelius — Ihr kennt ihn ja, den würdigen Mann! ein guter Chriſt und ſtarker Treſchackſpieler — vorgeſchrieben, theils kann ich nun mit gutem Fug und Recht, und den Narren unter der Stechbahn, die mich mit meiner Dicke aufziehen, zum Trotze, behaupten, wir wären von Magdeburg bis Kloſter Bergen um die Wette gelaufen, und ich hätte Euch nichts nachgegeben.

Verdrießlich, auf dieſe Weiſe des Gefährten ſich nicht entledigen zu können, mäßigte Burgsdorf ſein ſtanze dann und wann an dem Schickſale Brunelleschi's eine mitleidsvolle Theilnahme gezeigt habe."

Bis jetzt hatte das Fräulein den Termin der Vermählung immer noch hinauszuſchieben geſucht, ſo ſehr auch der Vater deshalb in ſie gedrungen, und es war ihr um ſo leichter geworden, als Ruggieri dann ſtets gemeint, daß die Feſtſetzung deſſelben, ſo ſehnlich er auch die Beſchleunigung wünſche, nur von Conſtanzen abhängen dürfe. Heute ſprach der Vater wieder davon, Ruggieri ſchwieg zwar, aber er ſah die Verlobte bittend an, das Mädchen war noch ergriffen von Ruggieri's Edelmuth, und beſtürmt von dem Zureden des Vaters, beſtimmte Conſtanze den Tag der Vermählung. —

Die Anſtalten, welche Graf Serra di Falco machte, um die Hochzeitsfeier der Tochter würdig zu begehen, gingen in's Unglaubliche. Wie Alle, denen bekannt iſt, daß ſie der Knickerei beſchuldigt werden, nach langem Schwanken und Kampf mit ſich ſelbſt, endlich eine ſich darbietende Gelegenheit ergreifen, bei welcher ſie ihre Verläumder glänzend widerlegen zu können meinen, und nun in einer Art Desperation für diesmal einen Aufwand machen, der faſt Verſchwendung genannt werden könnte, ſo hatte auch der Graf Anſtalten getroffen, die der Hochzeitfeier einer Königstochter genügt haben würden. Der hohe Adel Siciliens war faſt ohne Ausnahme geladen, und da es unmöglich geweſen wäre alle Gäſte auf dem Schloſſe des Grafen unterzubringen, ſo hatte er alle nur zu vermiethenden Wohnungen Catania's für dieſen Zweck in Beſchlag genommen. Die Feſtlichkeit ſelbſt ſollte acht Tage dauern, und für jeden dieſer Tage war eine beſondere Hauptluſtbarkeit beſtimmt. Alle Jagden, Ringelrennen, Schifferſtechen, und wie die größern Vergnügungen immer genannt werden mochten, ſchienen indeß dem Grafen noch nicht hinreichend, er ließ in Malta und auf dem Feſtlande bekannt machen, daß Schauſpieler, Luftſpringer, Ringer, ſo viel deren auch immer ſich einfinden würden, ihm willkommen wären, und reichlich belohnt werden ſollten; ja in Angſt, deren noch nicht genug zuſammen zu bekommen, ſchickte er ſogar eine ſchnellſegelnde Speronara nach Tunis, um von dort eine Bande ſogenannter ‚Mohrentänzer‘ zu holen.

Der feſtgeſetzte Tag rückte indeß immer näher, und es wimmelte endlich in Catania von Fremden

Zufolge der Anordnungen des Grafen, ſollte die Trauung des Paares in der Kathedrale von Catania ſtattfinden, von dort ſich Alles in einem feierlichen Zuge, in ſchöngeſchmückten Barken, nach dem Schloſſe Serra di Falco verfügen, und nach einem Feſtmahle ein Tanz beginnen, wobei Maſken erſcheinen würden. Ein ſolcher Tanz war bei allen Hochzeitfeierlichkeiten jener Zeit eine ſtehende Beluſtigung, die niemals fehlen durfte. Sie war aus den verſchiedenſten Gründen ſehr beliebt. Die Einen gedachten ſich in der Maſkenkleidung ſo gewandt als vortheilhaft zu zeigen, ſie ordneten ſich in die anmuthigſten geſchmackvollſten Aufzüge und Quadrillen, und wendeten Alles an, was das Auge auf ſich ziehen konnte; Andere erſchienen in abentheuerlichem Putze, ſie ſtellten luſtige Perſonen und Carrikaturen der damaligen Zeit dar, und benutzten die Gelegenheit, das Brautpaar durch allerlei oft ziemlich derbe Späße zu necken und in Verlegenheit zu bringen; noch gab es welche, die, ohne erkannt werden zu wollen, den jungen Neuvermählten in den verſchiedenſten Vermummungen theils werthvolle, theils zu Scherzen Veranlaſſung gebende Geſchenke darbrachten, und ſo war denn der Tanz am Hochzeitsabend eine äußerſt beliebte, und als beſonders intereſſant geltende Feſtlichkeit. Was dieſelbe außerdem den ſchadenfrohen, oder neidiſchen Gemüthern unter den Gäſten noch ſehr pikant machte, war der Umſtand, daß ſich unter den Masken dann und wann auch ein abgewieſener Bewerber, oder eine verſchmähte Geliebte des Bräutigams, einfand, welche, da es ganz gegen alle Courtoiſie geweſen wäre, Jemanden gegen ſeinen Willen zur Demaskirung zu zwingen, überdies aber an ſolchen Abenden die größte Maskenfreiheit herrſchte, ihrem verhaltenen Groll in allerlei giftigen Andeutungen oder Darſtellungen Luft machten, und dann unerkannt wieder verſchwanden.

Faſt die ganze Umgegend war an dem Trauungstage nach Catania geſtrömt. Die Vermählung des Barons Malagamba, mit der Tochter des Grafen Serra di Falco, war für die Bewohner der ganzen Provinz ein bedeutendes Ereigniß. Die Straßen, durch welche die Verlobten kommen mußten, um ſich nach einem Palaſte zu begeben, von wo aus der Zug nach der Kathedrale gehen ſollte, waren voller Menſchen. Ein tauſendſtimmiges: „Evviva!“ ertönte, als Conſtanze in vollem Glanze ihrer Schönheit aus der Sänfte, und die Stufen der Treppe hinanſtieg. Bald kam auch Ruggieri. Er war zu Pferde, und von einer Anzahl ſeiner Freunde und den bedeutenderen Unterſaſſen umgeben. Eben war er vom Roſſe geſtiegen, als ein Mann, den ſeine Tracht als einen Bewohner Malta's kenntlich machte, zu ihm trat, und ihm einen Brief überreichte.

„An den Baron Ruggieri Malagamba!" ſagte er. — „Es bedarf keiner Antwort;" ſetzte er hinzu und verlor ſich bald darauf unter der Menge.

So wie Ruggieri ſich einen Moment in ein Kabinet begeben hatte um ſich anzukleiden, betrachtete er den Brief von allen Seiten. Das Siegel ſchien ihm bekannt, denn er riß es heftig aus dem Wachs, und öffnete ſchnell das Schreiben. Er ſchrak unwillkürlich zuſammen; der Schreiber des Briefes war Brunelleschi, und der Inhalt folgender:

‚Die Zeit iſt gekommen, Ruggieri Malagamba, wo ich mit Euch Rechnung halten muß. Dies ſoll jedoch nicht geſchehen in *Eurer* Weiſe, nämlich tückiſch, und mit Hinterliſt, es ſei denn daß Ihr mich dazu zwinget. Offen und im Licht des Tages will ich Euch beweiſen, daß Ihr ein Elender ſeid.

Es bedarf es kaum, Euch das Regiſter Eurer Sünden vorzuhalten. Euer Bruder Francesco war Euch mit ſeinen Anſprüchen auf Scanagallo, und die Hand Conſtanzens im Wege. Ihr kanntet ſein Verhältniß zu dem Fräulein. Aus dieſem Grunde hetztet Ihr mich mit einem vergifteten Degen auf Francesco, und als dies Bubenſtück Euch nicht gelang, entledigtet Ihr Euch des Bruders auf eine Weiſe, die nicht beſſer war als ein Mord. Als Ihr muthmaßtet daß ich Euch durchſchaute, ſuchtet Ihr auch mich zu verderben, und Ihr thatet dies, indem Ihr aus einer Aeußerung traulichen Geſprächs eine Anklage auf Hochverrath zu begründen wußtet, und Eure Ausſage beſchwort. Da ich mich dem entſchiedenen Untergange durch die Flucht entzog, ſo warfſt Ihr die Maske ab, und triebt die Schändlichkeit ſo weit, Euch mit meinen Gütern belehnen zu laſſen. So eben vernehme ich noch, daß Ihr auch die Frucht des Verraths an Eurem Bruder, die Hand Conſtanzens, Euch zu eigen zu machen ſucht. Conſtanzen trifft deshalb kein Vorwurf; ſie kennt Euch nicht, aber ich kenne Euch. Und ſo ſage ich Euch denn, daß das Maaß Eurer Verbrechen voll iſt, und daß ich auftrete als der Rächer Franceſco's, und als mein eigner. Ich fordre Euch daher hiermit zu einem Kampfe auf Dolch und Schwerdt, und zwar werdet Ihr mich finden in la Valetta auf Malta, wo ich Schutz und Sicherheit gefunden. Seid Ihr geſonnen Euch einzuſtellen, ſo ſoll dies ein Zeichen ſein, daß Ihr an dem Tage, wo Ihr dies Schreiben erhaltet, Eure Schärpe mit einem ſchwarzen Bande bindet, und ich nehme dann an, daß Ihr am vierzehnten Tage nachher, unfehlbar, Euch in benannter Stadt einſtellet. Tragt Ihr dieſes Band nicht, oder Ihr tragt es, und kommt dennoch nicht — denn einem Elenden wie Ihr ſeid, iſt Alles möglich — ſo wahret Euer Haupt. Dieſes iſt dann verfallen

Eurem Feinde
Bruno Brunelleſchi.'

„Dieſer Dummkopf will mich hetzen!" ſagte verächtlich lächelnd Ruggieri, indem er, den Brief in kleine Stücke reißend, langſam und nachdenkend im Zimmer auf und abging.

Nach einer kurzen Zeit trat ein Leibdiener herein, welcher die Staatskleider des Barons auf dem Arme trug; er begann ſie ſeinem Herrn anzulegen.

„Höre, Adriano!“ hob der Baron auf eine Weiſe an, als ob er ſich plötzlich auf etwas beſänne. „Kennſt Du den Matteo, den die Leute ſonſt auch ‚il greco‘ nennen?“

„Den Einäugigen? Sie heißen ihn auch wohl ‚den Banditen;‘ o ja, Monſignor —“

„Nennt man ihn auch ſo?“ unterbrach der Baron den Diener mit dem ſanfteſten freundlichſten Tone. „Nun er mag wohl in früherer Zeit allerlei böſe Dinge verübt haben, aber jetzt hat er ſich gebeſſert, wie mir unſer Herr Pfarrer ſagte. — Dem armen Kerl geht es ſchlecht, er klagte mir neulich ſeine Noth, ich verſprach an ihn zu denken, habe indeß gänzlich ſeiner vergeſſen. Bei Gelegenheit meiner Vermählung möchte ich gern etwas Gutes thun, und was wäre wohl beſſer, als aus einem reuigen Sünder einen braven Mann zu machen. So ſage doch alſo dem Matteo, daß er ſich morgen in aller Frühe bei mir einfinde. — Aber was iſt das?“ rief er lebhaft. „Warum bindeſt Du meine Schärpe mit einem ſchwarzen Bande?“

„Verzeiht, Monſignor!“ entgegnete der Diener befremdet, indem er das Band auseinander rollte. „Es iſt ſchwarz und gelb, Eure Wappenfarbe.“

„Hm, ganz recht! — Du haſt recht!“ verſetzte der Baron einen Augenblick nachdenkend. — „Aber nein! Nimm ein ſcharlachrothes Band. Heute will ich nichts Schwarzes an mir haben.“ — —

Zwei Stunden ſpäter war Conſtanze Ruggieri's Gemahlin. — Sie weinte heftig während der Trauung, ſie dachte an Francesco, und wie ſie mit ganz andern Empfindungen mit ihm vor dem Altar geſtanden haben würde, dann aber dachte ſie auch daran, daß Ruggieri Francesco's Bruder, und ein edler Mann ſei, an deſſen Hand ſie wenigſtens nicht unglücklich zu werden fürchten dürfe; und wenn ſie unter ſolchen Umſtänden auch keine frohe Braut genannt werden konnte, ſo war ſie doch eine zufriedene.

So wie die Trauung beendigt war, begab ſich der glänzende Feſtzug nach dem Hafen. Hier lagen zahlreiche Bote, deren Ruderer meiſt in die Farben des Grafen, — denn dieſer hatte nichts geſcheut den heutigen Tag glänzend zu machen — andere aber auch in die ihrer Herren gekleidet waren. Bunte Flaggen mit den Wappenfarben der anweſenden Adelsfamilien wehten von den Maſten. Bald ſteuerte das Boot, das die Neuvermählten und den Vater Conſtanzens an Bord hatte, aus dem Hafen. Barke an Barke, umſchwärmt von kleinen Barken der Einwohner von Catania, folgte dem Vorangehenden, und ſo wie der Zug das höhere Meer erreichte, ſegelte die buntbewimpelte Flotille mit einem friſchen Winde längs der Küſte nach Norden. —

Das Feſtmahl, welches die Gäſte auf dem Schloſſe des Grafen angerichtet fanden, war in allen Beziehungen prachtvoll zu nennen. Nichts war geſpart, was unter die Köſtlichkeiten der Tafel jener Zeit gerechnet werden konnte, und Alles war im größten Ueberfluſſe vorhanden. Der Graf war heute, ſowohl Hinſichts ſeiner Gaſtlichkeit, wie ſeiner Laune, ein ganz anderer Mann als ſonſt. Muntere Einfälle der ausgelaſſenſten Art entſtrömten dem Munde des ſonſt ſo mürriſchen Alten. Unaufhörlich ermunterte er ſeine Gäſte es ſich wohl ſein zu laſſen, und gab endlich in fröhlichem Muthe ſchmunzelnd zu verſtehen, daß heute Abend, beim Tanz, den Gäſten noch gar allerhand luſtige Ueberraſchungen bevorſtänden.

Der Abend kam endlich heran, und mit ihm be-

Schritte immer mehr und mehr und nahm endlich den langſamen Gang eines Leichenbegleiters an.

Ihr müßt mir zugeſtehen, daß Ihr zuerſt müde geworden! rief ſchalkhaft lächelnd der runde Rathsherr. Deswegen will ich aber keineswegs Euere Meinung tadeln, daß auch ein langſamer Gang ſeine Annehmlichkeiten habe, beſonders wenn man ihn durch angenehme Unterhaltung zu würzen weiß.

Ich bedaure nur, erwiederte Burgsdorf kurz, daß mir heute nicht verſtattet ſein dürfte, der Euerigen auf längere Zeit theilhaftig zu werden. Mich erwartet in der Nähe von Kloſter Bergen ein Freund, mit dem ich etwas Dringendes —

Dringend? rief kichernd Herr Roſenblatt, indem er ſchalkhaft ein Auge zukniff; dringend? — Glaub's ſchon! Ich bin vor zwanzig Jahren gleichfalls dann und wann ins Gedränge gekommen. Corpo di bacco! wie der Italiener ſagt; wenn ich mich noch manchmal jener Zeiten erinnere! — Nun, meinetwegen dürft Ihr keine Sorge haben; ich plaudere nichts aus. Ich werde, während Ihr Euch unterhaltet — ſei's mit einem Freunde oder einer Freundin — hundert Schritte davon vor jeder Unterbrechung Euch bewahren.

Ihr misverſteht mich ganz und gar, Herr Matgann auch das Tanzfeſt. Im Anfange erſchienen die Gäſte noch alle in ihrem feſtlichen Putze, aber bald verloren ſich Mehrere, und an ihrer Statt traten Bewohner aller Länder der bekannten Erde in den Saal. Die Masken damaliger Zeit waren in vielen Beziehungen freilich nicht mit denen ſpäterer Jahrhunderte zu vergleichen. Sah man auch gold- und ſchmuckbedeckte Saracenen, Mohrenkönige und Königinnen, den alten Artus nebſt Ginevra und der ganzen Tafelrunde, ſo wie alle Götter und Göttinnen des Olympos ſich bei ſolchen Gelegenheiten einfinden, ſo nahm man es dennoch mit dem Koſtüm nicht ſehr genau, und die Geſchichte jenes unglücklichen Monarchen, der als ſogenannter „wilder Mann" erſchien, und, da er über und über mit Werg, das mit Harz angepicht, bedeckt war, jämmerlich verbrannte, iſt bekannt genug. Würden alſo die in dem Schloſſe Serra di Falco erſchienenen Maskenzüge auch nicht den Anforderungen der Jetztzeit entſprochen haben, ſo waren ſie doch für die damalige ſo prachtvoll als ſinnreich ausgedacht zu nennen. Nicht nur daß der Schah von Perſien, der Chan von Katai, mit ihren Harems ſich einfanden, und allerlei abentheuerliche

Tänze ausführten, daß die edle Ginevra mit ihrem Lancelot ſich in einem zierlichen pas de deux, Angeſichts des Königs Artus und der ganzen Tafelrunde, ſehen ließen, auch der Braut und dem Bräutigam allerlei Geſchenke überreichten, auch ſelbſt der alte Empedocles, der vor ein paar tauſend Jahren in den Krater des Aetna geſprungen war, fand ſich ein, und nachdem er ein zierliches Solo getanzt, legte er um zu beweiſen, daß die Sage von ſeinem Pantoffel falſch ſei, ein paar niedliche, goldene Pantöffelchen zu Conſtanzens Füßen nieder.

Die Idee des alten Philoſophen ward von den Anweſenden überaus ſinnreich gefunden, und man wußte kaum, ob man dieſer, oder einem Aufzuge, in welchem Paris mit den drei Göttinnen erſchien, und Venus ſehr anſpruchslos erklärte, daß nach gehöriger Ueberlegung ihr die Ueberzeugung geworden, daß der Preisapfel eigentlich Conſtanzen gebühre, mehr Beifall ſchenken ſollte.

Um die Huldigungen der wirklichen wie der Fabelwelt angemeſſen zu empfangen, hatten Ruggieri und ſeine Braut am obern Ende des Saales eine Ruhebank eingenommen, die mit Sammet und Seide, und faſt wie ein Thron ausgeſchmückt worden war. Mitten in dem ausgelaſſenſten Jubel, den ſelbſt der Graf theilte, war das Brautpaar am ernſteſten. Ruggieri erſchien ziemlich zerſtreut, und dann wieder in tiefes Nachdenken verſunken, Conſtanze fühlte eine Angſt, die ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte. Es war ihr, als müſſe ſich etwas Erſchreckendes, etwas Störendes ereignen, und doch ſchalt ſie ſich wieder wegen dieſes Gefühls, zu dem ſie ganz und gar keine Veranlaſſung ſah. Da ſie ähnliche Maskenaufzüge, wie die bis jetzt erſchienenen, bereits oftmals geſehen hatte, ſo waren dieſe auch eben nicht geeignet, ihre Aufmerkſamkeit beſonders zu erregen, aber plötzlich war Letzteres der Fall, als ſich das Gerücht im Saal verbreitete, daß ein ganz beſonderer, intereſſanter allegoriſcher Aufzug nahe. Ein ſolcher war in jener Zeit gerade das Modernſte, das Ausgeſuchteſte was man kannte, und Jeder ſuchte durch die Erklärung der Allegorien ſeinen Scharfſinn darzulegen, was durch die Dunkelheit derſelben oft ziemlich erſchwert wurde. Hatte einer dergleichen beſondern Beifall gefunden, ſo nahmen die Darſteller nach Beendigung ihrer Aufgabe auf den Ruf: „Die Masken ab!' gewöhnlich die Larve von dem Geſicht, doch war dies ganz von ihrem freien Willen abhängig, und es geſchah meiſtens nur um die allgemeinen Belobungen einzuernten; hatten ſie indeß keine Luſt dazu, ſo entdeckten ſie ſich nur der Perſon, zu deren Ehre das Feſt angeſtellt war, oder ſie unterließen es auch gänzlich. Der Aufzug, der diesmal in den Saal trat, war nicht beſonders zahlreich an Theilnehmern, ſonſt aber ziemlich auffallend. Es waren zwei Perſonen, phantaſtiſch in Scharlach gekleidet. Ihre Tracht war nach ſpaniſchem Schnitte. Die Seide ihrer Bekleidung war mit Stickereien verziert, auf ihren Baretten ſchwankten ſcharlachrothe Federn. Die eine Perſon war groß und ſtark gebaut, die andere nur von Mittelgröße. Auf einem geſchmackvoll verzierten ſcharlachrothen Sammetſeſſel trugen ſie eine dritte Perſon. Vielleicht war es auch nur eine Puppe, denn ſie regte kein Glied. Dieſe war in Schwarz gekleidet, und hatte auf der Bruſt eine Silberſtickerei, in welcher das Wort: ‚Tristitia' zu leſen war. So wie die Fremden einen Umzug im Saale gehalten, und ſich vor dem Grafen und den Brautleuten verneigt hatten, ſetzten ſie den Seſſel mitten im Saale nieder, und begannen vor, und um denſelben, einen ſehr kunſtreichen, allegoriſchen Tanz. Die Bewegungen waren überaus grotesk und kühn, das Ganze drückte indeß, gegen das Ende, Traurigkeit aus. Dieſe ward beſonders dadurch bezeichnet, daß die Tänzer durch mimiſche Darſtellungen zeigten, daß ſie im Begriff ſeien die mitgebrachte dritte Perſon zu begraben.

So wie die Tänzer auf einen Augenblick innehielten, erſcholl in dem Kreiſe, der ſich um ſie gebildet hatte, ein rauſchender Beifall, und ein allgemeines Gemurmel entſtand nun, da Jeder der Erſte ſein wollte, der den Sinn der Allegorie erriethe.

„Ich hab's!" rief endlich ein alter Abbate. „Der Sinn der Darſtellung heißt: ‚Memento mori!'"

Der größte der beiden Tänzer ſchüttelte das Haupt.

„Nichts da!" rief der alte Graf Serra di Falco, ein wenig vom Syracuſer angeregt. „Es heißt: ‚Ein Jeder tanzt dem Grabe zu.' — Da war neulich ein Künſtler in Catania, ein Deutſcher, ein komiſcher Kerl, der hatte eine Tafel gemalt, wo der Tod mit dem Papſt, dem Kaiſer, dem Biſchof, und einer Menge anderer Perſonen ein Tänzchen macht, und wäre der Signor nicht ein Preller geweſen, ſo hätte ich die Schnurrpfeiferei gekauft. — Das hier aber bedeutet die nämliche Geſchichte.“

Der Tänzer ſchüttelte wieder mit dem Haupte.

„Mich will bedünken,“ ſagte ein Doctor aus Syracus, der wegen ſeiner Gelehrſamkeit berühmt war, „dieſe Perſonen wollen das Sprüchlein darſtellen: ‚Nemo ante mortem beatus!‘ Sagt doch ſchon jener berühmte heidniſche Dichter in ſeinen ‚tristiis‘ —“

Das Wort erſtarb ihm im Munde, denn der Tänzer ſchüttelte.

„Wie kann man da lange im Zweifel ſein!“ ſprach Ruggieri leicht. „Die Darſtellung bedeutet den ‚Sieg der Freude über die Traurigkeit.‘ Die Letztere wird von der Erſteren begraben.“

„Evviva!“ erſcholl es rings im Kreiſe, denn der Tänzer machte gegen Ruggieri eine tiefe, bejahende Verbeugung.

„Trefflich! — Ausgezeichnet! — Sehr ſinnreich!“ riefen zwanzig Stimmen. — „Herunter die Larven!“

Der Tänzer machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte, dann verbeugte er ſich gegen Ruggieri, und deutete mit dem Finger erſt auf die Larve, dann auf ein Nebengemach, wobei er einige tanzende Bewegungen machte.

„Ich verſtehe!“ ſprach der Baron lächelnd, indem er ſich erhob. „Die Sache iſt erſt halb beendigt; vorher aber wollen die beiden geehrten Masken ſich mir allein zu erkennen geben, und dann ihren Tanz fortſetzen.“

Beide Tänzer verbeugten ſich tief, ergriffen den Seſſel mit der Puppe, und folgten dann dem Barone in das nahe Brautgemach, deſſen Thüre ſich hinter ihnen ſchloß.

Die Beluſtigung hatte indeß ihren Fortgang. Immer noch erſchienen neue Masken, immer noch füllte ſich der Saal.

Eben war wieder eine Pauſe eingetreten, als jene beiden Tänzer auf's Neue erſchienen. Ihr Aeußeres hatte ſich inzwiſchen gänzlich verwandelt. Sie waren jetzt in ſchwarzen Sammet gekleidet. Die Figur, welche ſie, wie das vorige Mal, bis mitten in den Saal trugen, war dagegen roth angezogen. Auf der Bruſt war das Wort ‚Vendetta‘ in ſchwarzen Buchſtaben zu leſen.

So wie ſich wieder ein weiter Kreis um die Fremden gebildet hatte, begannen ſie einen neuen mimiſchen Tanz. Er war noch viel trauriger als der erſte; er enthielt die Darſtellung des höchſten Schmerzes.

Auf Conſtanzen machte das Ganze einen höchſt ängſtlichen Eindruck. Sie wollte Ruggieri um die Bedeutung der Allegorie fragen, aber das Gewimmel in dem Saale, wo mehrere hundert Menſchen ſich durch einander drängten, machte es ihr unmöglich ihn zu Geſicht zu bekommen.

Der Fortgang des mimiſchen Tanzes war von Minute zu Minute immer eigenthümlicher geworden. Bald umkreiſ'ten die beiden Schwarzen den Seſſel wie wüthende Bachanten, bald umſchritten ſie ihn wie Leidtragende, und tanzten bis über die Schwelle der Saalthür. Letzteres hatte bereits zwei Mal ſtattgefunden, jetzt tanzten ſie zum dritten Mal zur Thüre hinaus. Da es mehrere Secunden dauerte, ohne daß ſie wieder im Saale erſchienen wären, ſo glaubte man allgemein, daß ſie eine neue Ueberraſchung vorhätten, und entweder in einer andern Geſtalt, oder mit mehreren Genoſſen wieder eintreten würden.

Dieſe Erwartung ward jedoch nicht erfüllt. Faſt eine halbe Viertelſtunde verging, die Fremden ließen ſich nicht wieder blicken. Aller Augen waren fortwährend nach der Thüre gerichtet, endlich ging der Hausherr in's Vorzimmer, ſich nach ihnen zu erkundigen. Während ſeiner Abweſenheit ergingen ſich die Gäſte in allerlei Deutungen des Tanzes. Niemand wußte indeß eine nur einigermaßen angemeſſene zu finden.

Eben erſchien der Hausherr wieder.

„Ein komiſches Räthſel, meine Herren und Damen!" rief er aus. „Als ich mich im Vorzimmer nach den beiden Fremden erkundige, ſagt man mir, daß ſie haſtig zur Thüre hinaus und die Treppe hinabgegangen wären. Ich ſende ſogleich einen Diener nach, um zu hören was aus ihnen geworden. Nach längerer Zeit kommt dieſer zurück, und ſagt mir, daß die Unbekannten auf's Eiligſte zum Burgthore hinaus, und dem Meeresufer zugeeilt wären, dort hätten ſie eine Barke beſtiegen, die auf ſie zu warten geſchienen. Letztere hätte ſogleich Segel aufgezogen, und wäre in See gegangen."

Ein allgemeines Gemurmel des Erſtaunens durchlief den Saal.

„Dem Anſcheine nach,“ ſagte munter der Graf, indem er auf die Figur auf dem Seſſel deutete, „bleibt nun weiter nichts übrig, als den ſtummen Gefährten der ſchwarzen Tänzer einſtweilen in Verwahrung zu nehmen, bis ſie ihn wieder abholen. Hier möchte er uns ein wenig im Wege ſein.“

„Richtig!“ rief einer der Gäſte lachend. „Aber da wir nicht das Antlitz ſeiner Gefährten geſehen haben, ſo will ich wenigſtens dem Signor die Larve lüften.“

Unter Gelächter der Anweſenden riß er der Figur die Larve ab. Ein allgemeiner Schrei des Entſetzens tönte durch den Saal. Ruggieri's todtenblaſſes Geſicht kam zum Vorſchein. Er hatte einen Strick um den Hals. Er war erwürgt. —

Conſtanze ſtürzte ohnmächtig zur Erde. — — —

Es war am Jahrestage des unglücklichen Feſtes, als Conſtanze ſchwarz gekleidet, einen langen wallenden Schleier über dem Haupte und ein Buch in der Hand, ſich in der Kirche der Franciskanernonnen zu Catania auf einem Betſchemmel niederwarf, und dort inbrünſtig betend faſt in Thränen zerfloß. Nach thias! rief verdrießlich der Offizier. Der, mit dem ich mich treffen will, iſt ein Mann, und männlich denke ich mit ihm zu ſprechen.

Aha! jetzt hab' ich's! lachte Roſenblatt. Ja, ich täuſche mich nicht leicht! Es iſt der Fähnrich Schnurrpfeil, der bei allen Potentaten gedient hat, und der, wie ſie ſagen, drei Mal katholiſch und vier Mal proteſtantiſch geworden iſt. — Sagte ich Euch nicht immer, mit dem möchtet Ihr Euch nicht in Treſchack einlaſſen, denn da iſt er Euch überlegen? Im Würfeln hätte es eher ſein mögen, wenn Ihr nur nicht gerade mit denen geſpielt hättet, die er immer im Wammſe bei ſich führt. Erſpart Euch die Mühe, es mir zu erzählen, wie Alles gekommen iſt, Herr von Burgsdorf! rief der kleine Mann, als der Lieutenant ihn unterbrechen wollte. Er hat Euch ausgeſchält, und Ihr wollt Euch mit ihm ſchlagen; voilà tout! wie der Franzoſe ſagt. Alles wohlerwogen, kann ich es Euch nicht verargen, und ich werde mit Eurer Erlaubniß dabei ſein und darauf halten, daß Alles in guter Ordnung zugeht.

Ihr irrt Euch, Herr Matthias, ſprach der Lieutenant verdrießlich, wenn Ihr vermeint, daß die paar Gulden, die mir der ſchwediſche Ueberläufer neulich im Spiele abgenommen, mich bewegen könnten, den langer Zeit erhob ſie ſich, und ging mit ſchwankendem Schritt nach der Treppe, die zu den Zimmern der Aebtiſſin führte, in denen ſie bald darauf verſchwand. Wenige Tage ſpäter verbreitete ſich das Gerücht, daß die ſchöne einzige Tochter des vor drei Monaten verſtorbenen Grafen Serra di Falco ſich in dem gedachten Kloſter als Novize befinde. So war es auch. Bald nach dem Wiedererſtehen von einer langen Krankheit, welche der Schreck über die Ermordung Ruggieri's dem Fräulein zugezogen, hatte Conſtanze dem Vater ihren feſten Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen, kundgethan, und dieſer entweder aufgegeben, oder auf beſſere Zeiten verſchoben, weiter in ſie zu dringen, hatte denſelben zu billigen geſchienen. Eine auszehrende Krankheit, die den Grafen bald darauf befiel, hatte ſeinem Leben ſpäter ein Ende gemacht, und ein Verwandter gleichen Namens erſchien, mit einem neuen Belehnungsbriefe in der Hand, um die Herrſchaft in Beſitz zu nehmen. Zwar war Conſtanze nicht unvermögend, ihr Loos völlig geſichert, aber der grauſame Tod beider Brüder hatte ſie auf den Gedanken kommen laſſen, daß jeder, dem ſie als Braut die Hand reiche, dem Untergange geweiht ſei, und dies hatte ihren Entſchluß, Nonne zu werden, herbeigeführt.

Der Tag, an welchem Conſtanze als ſolche eingekleidet werden ſollte, kam endlich heran. Eine ungeheure Menſchenmenge erfüllte die Kirche; Jeder wollte die Gräfin Serra di Falco, berühmt wegen ihrer Schönheit und Frömmigkeit, ſehen. Als ſie — zum letzten Male für das Leben — in vollem Putz zum Altare trat, als, unter den üblichen Ceremonien, ſie deſſen entkleidet, das lange Haar abgeſchnitten, und die Kutte ihr übergeworfen wurde, da ſchluchzte Alles laut, nur Conſtanze allein weinte nicht; ſie ſchien ruhig und ergeben. Plötzlich entſtand ein Gedränge in der Verſammlung.

Ein Pilger, groß und ſtark von Figur, in ſchwarzer Kleidung, ſtürzte herbei, wie außer ſich warf er ſich vor Conſtanzen auf die Kniee, und ſeine Hände zu ihr emporſtreckend, rief er mit erſchütternder Stimme: „Heilige Schweſter, erbarmt Euch eines großen Sünders! Betet für einen Unglücklichen, der ſich auf der Wallfahrt nach San Jago befindet!“

Conſtanze blickte ihn einen Moment ſchweigend an, dann ſagte ſie:

„Bereuet was Ihr gethan, und Gott möge Euch vergeben!“ —

So wie ſie dieſe Worte geſprochen, drückte der Fremde den Saum von Conſtanzens Gewand an die Lippen, ergriff haſtig, und, als ob er ſich ein Andenken an dieſe Stunde ſichern wolle, eine von Conſtanzens Locken, die ein Diacon auf einer ſilbernen Schüſſel in den Händen hielt, und verlor ſich augenblicklich unter der Menge.

Dieſer Pilger war Brunelleschi. —

Frauenhaß.

Erzählung.

„Ich möchte nicht
Ein ſolches Herz in meinem Buſen tragen."
Shakespeare.

Die ältere Geſchichte Schottlands ſcheint wie mit Blut geſchrieben, und deren Lettern wie mit dem Beil auf ihren Tafeln eingehauen. — Von König Bruce's Zeiten an bis auf jene ſchöne Königin, die als eine Heldin ſühnte, was ſie als Weib gefehlt, hatte jeder der Regenten dieſes Landes Kämpfe zu beſtehen, wie ſie kaum ſonſt wo in der Geſchichte vorkommen. Die härteſten bereitete ihnen ein zwar tapferer und thatkräftiger, aber roher und unbändiger Adel; war es daher wohl zu verwundern, daß ein ihm entſproſſener, in gleichen Sitten auferzogener Fürſt Gewalt übte, wenn die Gewalt ihm Krone und Leben bedrohte? — Ein berühmter Dichter der Neuzeit hat die intereſſanteſten Züge der Geſchichte ſeines Vaterlandes, bekleidet mit romantiſchem Gewande, den Leſern vorgeführt, einige davon hat er aufzuführen unterlaſſen; dennoch ſind auch ſie nicht unbedeutend für die Characteriſtik jener Zeiten und jenes Landes. Möge die Darſtellung des folgenden Nachſicht finden. —

Jakob der Zweite hatte, nach der am 20ſten Februar 1437 ſtattgefundenen Ermordung ſeines Vaters, als ſechsjähriger Knabe den Thron beſtiegen, und während ſeiner Unmündigkeit verwalteten zwei Staatsmänner von vielen Talenten, aber wenig Grundſätzen, das Reich. Sir Alexander Livingſton, der Oberhofmeiſter des jungen Fürſten, und Sir William Crichton, der Reichskanzler, lagen beſtändig wegen des Grades von Macht und Anſehen, den jeder in Anſpruch zu nehmen hätte, in Fehde mit einander. Vereinigten ſie ſich einmal, ſo war es um das Anſehen einer Familie, die mächtiger war als ſie alle Beide, zu bekämpfen. Dieſe Familie — es war die der Grafen Douglas — ſtand damals auf dem Gipfel ihres Glückes und ihrer Macht. Dem Haupte derſelben, dem ſogenannten ‚großen Grafen‘, gehörten Annandale und Galloway, das Herzogthum Touraine und die Grafſchaft Longueville in Frankreich, ſonſt aber noch viele Herrſchaften im ſüdlichen Schottland.

Durch Verheirathung waren die Douglas mit dem königlichen Hauſe verwandt, und aus dieſem Grunde ſowohl, als wegen ihrer Macht, nahmen ſie den Rang unabhängiger Fürſten in Anſpruch. Als ob Fortuna alle ihre Güter auf die Häupter dieſer Familie häufen wolle, hatte ſie ihnen nicht blos Rang und Reichthum gegeben, ſondern auch Schönheit und kriegeriſche Talente waren bei dieſem Geſchlecht ſtets vom Vater auf den Sohn übergegangen. Leider hatte aber auch eine böſe Fee ſich bei der Wiege jedes Douglas einzufinden nicht verſäumt. Ihre Gabe war: ungeheure Anmaßung und ungemeſſener Ehrgeiz. —

In der Zeit, als Jakob der Zweite mündig geworden, war Graf Archibald Douglas das Haupt der Familie. Er ſtand an der Spitze jener Linie ſeines Geſchlechts, die man die ‚ſchwarzen Douglas‘, als Gegenſatz der Linie der ‚rothen Douglas‘, nannte. Theils, weil er ſich mehrerer Gewaltthaten bewußt war, theils weil das Gerücht den jungen König als muthvoll und thatkräftig ſchilderte, hielt ſein Schlauſinn es für angemeſſen, ſich zu Schutz und Trutz an die Grafen von Crawford und Roß, die beide mit der Regierung unzufrieden waren, und von denen der erſte in den Grafſchaften Angus und Perth, der zweite in Nordſchottland große Macht hatte, näher anzuſchließen. Das Bündniß der drei mächtigen Grafen beſagte ausdrücklich, „daß ſie einander gegen Jeden, den König nicht ausgenommen, beiſtehen wollten.“

Der König, welcher einſah, daß, wenn es zu offener Empörung käme, die vereinigte Macht der drei Grafen die ſeinige bei weitem übertreffen würde, beſchloß, auf welche Art es immer ſei, dieſen Bund zu trennen. Ehe er indeß zu gewaltſamen Maßregeln ſchritt, wollte er einen Verſuch machen, auf eine verſöhnende Weiſe zu Werke zu gehen, und ſo hatte er, um ſeine Anſichten mit denen ſeiner Rathgeber und anderer wichtiger Männer auszutauſchen, eine kleine Zahl der Vertrauten auf ſein Schloß zu Stirling eingeladen. Das letztere lag auf einem, mitten aus einer Ebene ſich erhebenden Felſen am obern Ende der Stadt, und war nur durch einen einzigen, mit Thurm, Fallgattern und Thoren befeſtigten Eingang zugänglich. Die Beſprechung des Königs mit ſeinen Vertrauten fand in einer alterthümlichen, mit Waffen aller Arten, von dem plumpen Streithammer des Picten, bis zur glänzenden Ritterrüſtung, ausgeſchmückten Halle ſtatt. Die Fenſter dieſer Halle gingen in den Schloßgarten, und noch heute wird ſie als der Schauplatz einer ſo merkwürdigen als tragiſchen, in dieſer Erzählung zu berührenden Scene, dem Reiſenden gezeigt. Der König Jakob war ein kräftiger, nicht unſchöner junger Mann, im beginnenden Mannesalter. Seine Bewegungen waren lebhaft, faſt heftig, ſeine Züge ſpiegelten alle Regungen ſeines Geiſtes wieder, und dieſer Umſtand, ſo wie ein Feuermaal auf einem Backen, hatten ihm den Beinamen „Jakob mit dem feurigen Geſicht‘, oder auch „Jakob mit dem feurigen Gemüth‘, zugezogen. Livingſton, ſo wie Crichton, waren Männer in vorgeſchrittenem Alter, und von bereits ergrauenden Haaren, mit klugen aber düſtern Zügen. Sie ſaßen zur Rechten und Linken des jungen Königs an einer Tafel, wo die Berathung ſtattfand, doch letzterer ſchien nur wenig auf die hingeworfenen Bemerkungen ſeiner beiden Miniſter zu achten, und horchte deſto aufmerkſamer auf die heftige Rede eines rieſigen, vom Kopf bis zu den Füßen gewappneten, äußerſt kriegeriſch ausſehenden Mannes, der ihm gegenüber

Lump herauszufodern. Die Rechnung, die ich abzumachen habe, rührt nicht von Karten und Würfeln her.

Aber mit rother Dinte wird dennoch das Facit geſchrieben! Das alſo hatte ich richtig errathen! rief pfiffig Herr Roſenblatt. Nun ſeht, werther Freund, jetzt muß ich aus vielen Gründen dabei ſein. Erſtens, iſt nicht der Schnurrpfeil oder einer ſeiner Conſorten Euer Gegner, wo es ſonſt freilich nicht viel darauf ankäme, ob Ihr ihm Euern Degen in den Leib ſtießet oder nicht; ſind aber — nehmt es mir nicht übel — einmal zwei, übrigens anſtändige Leute verrückt genug, mit blanken Schwertern ſich einen Zeitvertreib zu machen, ſo iſt es immer gut, wenn wenigſtens ein Verſtändiger dabei iſt, um die Narren im Zaume zu halten. Zweitens —

Laßt's gut ſein, Herr Roſenblatt! unterbrach der Lieutenant den etwas läſtigen Freund. Ich bin eben nicht aufgelegt, Euch mehr als das bereits Geſagte zu Gute zu halten.

Nun, Ihr müßt nicht Alles gleich ſo übel aufnehmen! es war gut gemeint; erwiederte Herr Matthias. Aber darf man nicht den Namen Eueres Gegners wiſſen?

Dort ſteht er! ſprach Burgsdorf düſter und zeigte ſaß. Dieſer war Sir Patrik Grey, der Befehlshaber der königlichen Garden. Das Haar dieſes Mannes war faſt weiß, aber ſeine harten, von Wind und Wetter gerötheten Züge, ſeine nervigen Fäuſte, ſtrotzten von der Kraft eines Mannes im beſten Alter.

„Bei St. Patrik meinem Schutzpatron!“ rief er laut und ſchlug mit der Fauſt dabei auf ſeinen Bruſtharniſch, daß die an ſeiner Hüfte hängende, koſtbar mit Silber eingelegte Streitaxt — das Zeichen ſeines Amtes als erſter Leibwächter des Königs — laut erklirrte. „Ew. Gnaden hat nicht wohl gethan den Douglas hierher zu entbieten. Der Graf von Orkney hätte Euch beſſer rathen ſollen. Mit dieſem ſtolzen Geſchlecht iſt ſchwer zu verhandeln, und falſch ſind ſie Alle.“

„Nein, Sir Patrik Grey!“ rief der König ihn lebhaft unterbrechend. „Denkt an die großen Erinnerungen dieſes Geſchlechts, denkt an jenen Douglas, ‚der Gute genannt‘, den König Bruce vor allen Rittern des Heeres erwählte, um ſein Herz nach Jeruſalem zu bringen, denkt wie es der Treue in einer ſilbernen Kapſel Tag und Nacht an ſeinem Halſe trug, wie er, als er von den Schaaren der

Ungläubigen umringt, nicht an den Ort der Beſtimmung gelangen konnte, es von der Bruſt reißt und es im Kampfgetümmel mit den Worten unter die Feinde wirft: ‚Geh voran in die Schlacht, wie Du es immer gewohnt warſt, und Douglas wird Dir folgen und ſterben!‘ — Nein, Sir Patrik, ein Douglas kann bethört und verführt werden, er kann als offener Rebell gegen mich auftreten, aber zum heimtückiſchen Verräther kann er niemals werden.“

„Ich will,“ ſprach heftig der Vorige, „Gott preiſen, wenn Ew. Gnaden ſich nicht täuſchen, aber ich erwarte von dieſer Zuſammenkunft nichts Gutes. Erſcheint er, wie er ſeinem Stolze nach gewohnt iſt, mit tauſend Lanzen, ja rückt er mit Heeresmacht heran, und läßt das alte Feldgeſchrei ſeines Geſchlechts: ‚Douglas! Douglas!‘ herausfordernd ertönen, dann traue ich ihm, dann weiß ich, wie ich mit ihm daran bin, doch ſtellt er ſich zu einer Berathung ein, ſo hat er einen hinterliſtigen Anſchlag.“

„Ihr ſeid nun einmal ſein Feind, und darum haltet Ihr ihn für treulos;“ ſagte lächelnd und kopfſchüttelnd der König.

„Ja, ich bin ſein Feind bis zum Erſchlagen!“

rief der Lord. „Sanct Andres von Schottland aber möge mich bewahren, Jemand deshalb zu verläumden! Ich bin sein Feind, weil ich ihn habe treulos handeln ſehen. Ha, Sire, wenn Ew. Gnaden es vergeſſen konnten, wie er in der Sache meines Vetters Maclellan gehandelt hat, ſo werde ich doch mein Lebtag daran denken! Als Ihr mich mit einem Briefe, in welchem Ihr Euch für meinen Vetter verwendetet, an ihn ſandtet, da nahm mich der Falſche lächelnd bei der Hand, und führte mich zu der Tafel, von der er eben aufſtand, indem er ſagte: ‚Ein voller Wirth und ein nüchterner Gaſt können ſich nicht gut verſtehen.‘ Als wir vom Tiſche aufſtanden, ging er mit mir in den Hof, hob einen blutbefleckten Teppich auf, und ſagte kalt: ‚Ihr ſeid ein wenig zu ſpät gekommen. Hier liegt Euer Schweſter Sohn, aber ohne Kopf. Der Leichnam ſteht Euch übrigens zu Dienſten.‘“

„Es war eine böſe That,“ ſagte der König achſelzuckend, „aber ſie waren in Fehde, Maclellan ſein Gefangener, und — ich habe ihm verziehen.“

„Ich nicht, Sire! Ich nicht!“ ſprach Sir Patrik mit Blicken voll tödtlichen Grimms. „Als ich mein Pferd beſtiegen hatte, da rief ich: ‚Mylord, wenn ich das Leben behalte, ſollt Ihr dies Tagewerk theuer bezahlen.‘ Dies Wort werde ich halten.“

„O Mylord,“ fiel der König ſchmerzlich ein, „wenn alle meine Räthe nur nach ihren Privatverhältniſſen urtheilen wollen, dann werde ich in Sachen des Reichs mich bald rathlos ſehen, und nur nach eigenem Gutdünken Beſchlüſſe faſſen müſſen. — Was ſagt Ihr, Sir William Crichton?“

„Aufrichtig, Sire, ich bin der Meinung, daß die Unterredung, die Ihr mit dem Douglas zu halten begehrt, zu nichts führen, und den Stolzen nur noch ſtolzer machen wird. — Ich glaube, der Graf von Orkney hat Euch übel gerathen.“

„Das iſt auch meine Meinung;“ fiel Livingſton ein. „Douglas wird dadurch nur noch übermüthiger werden, er wird Bedingungen machen, die nicht zu erfüllen ſind. Auf großmüthige Geſinnungen dürft Ihr nicht hoffen. Bei Alledem könnte dieſe Unterredung uns aus allen Verlegenheiten retten, wenn ſie gehörig benutzt würde. — Erlaubt mir, Sire, vor Allem die Frage: Habt Ihr dem Douglas freies Geleit zugeſagt?“

„Ich hielt dies für überflüſſig. Der Graf iſt in dem Schloſſe ſeines Königs ſo ſicher, wie in dem eigenen Hauſe,“ erwiederte Jakob lächelnd. „Es ſchien mir ganz unfürſtlich, ihm einen Geleitsbrief anzubieten. Seine Sicherheit iſt etwas, das ſich von ſelbſt verſteht. Zu meiner Verwunderung ſah der Earl von Orkney die Sache indeß anders an, und ſo gab ich ihm denn ein ſolches Document mit, doch befahl ich ihm, dem Grafen nur etwas darüber zu ſagen, wenn dieſer ſelbſt davon zu ſprechen anhöbe.“

„Vortrefflich, Sire!“ fiel Livingſton lebhaft ein. „Wie ich höre, kommt Orkney nicht mit Douglas zurück; dies thut aber nichts. Es läßt ſich ſchon erfahren, ob er den Geleitsbrief hat oder nicht. Iſt dies nicht der Fall, ſo iſt mein Rath, den Douglas ſogleich in Ketten werfen zu laſſen.“

„Ja wohl! Man muß ihn mit ſeinem eignen Maße meſſen!“ rief Sir Patrik Grey.

„Von Seiten des Rechts läßt ſich dagegen nichts einwenden! Sein Bündniß mit Crawford und Roß iſt offenkundig, und er folglich ein Empörer;“ ſtimmte Crichton ruhig bei.

„Was, Mylord? Iſt das der Rath, den Ihr

mir nur zu geben wißt?“ rief der König heftig, und indem er ſich zornig von ſeinem Sitz erhob. „Ich ſoll einen Vaſallen, der, wenn auch mein Feind, doch in gutem Glauben über meine Schwelle gekommen iſt, in Feſſeln legen laſſen? Nimmermehr wird dies geſchehen! Niemand ſoll ſagen, daß König Jakob von Schottland unritterlich gehandelt. Douglas ſoll mein Haus, gleichviel ob er ſich unterwirft oder nicht, ſonder Gefährde verlaſſen.“

„Wie Ew. Gnaden belieben;“ verſetzte Livingſton kalt. „Er würde, wenn Ihr Euch in ſeine Gewalt begäbet, anders handeln. Schwerlich dürfte ſich indeß ſpäter eine Gelegenheit finden, ſo mit einem Schlage der Rebellion, die das Reich, ja ſelbſt die Krone und Euer Leben gefährden kann, ein Ende zu machen. Mögen Ew. Gnaden indeß unſere treue Meinung nicht übel vermerken. Es iſt ſogar noch die Frage, ob Douglas kommen wird. Kommt er, ſo kommt er gewiß aus einem andern Grunde, als ſich mit Euch zu verſtändigen.“

„Und dieſer Grund? Welcher könnte es ſein?“ fragte der König.

„Euch eine Menge harter Dinge in's Geſicht zu ſagen, Euch in den Bart zu lachen, und dann mit dem Geleitsbriefe in der Taſche hohnlachend aus dem Thore zu ziehen!“ rief heftig Sir Patrik Grey. „Dies aber iſt der beſte Fall. Noch einen zweiten giebt es. — Denkt an Euren Vater und an Robert Grahame.“

„Lächerlich!“ ſprach König Jakob verächtlich. „Douglas ſollte mich in meinem Hauſe, mitten unter meinen Wachen umbringen wollen?“

„Ich habe ſchon öfter unter Euren Hofleuten Geſichter geſehen, die mir nicht gefallen wollen;“ verſetzte Sir Patrik finſter. „Der Verrath findet, wie die Luft, wohl Eingang durch verſchloſſene Thore. Douglas reitet nie ohne tauſend Mann Begleitung. Unſere Beſatzung iſt kaum halb ſo ſtark. Fiele in der Burg etwas vor, das Schrecken unter die Beſatzung brächte, ſo hätten die Seinen leichtes Spiel. Er — dafür ſtehe ich — ſollte zwar dies Schloß nicht lebend verlaſſen, aber ſagt nicht ein Sprüchwort ſeines Geſchlechts: ‚Auch ein todter Douglas kann noch eine Schlacht gewinnen.‘“

„Mylord hat Recht! Kommt Douglas, ſo brütet er Verrath!“ ſprach Livingſton.

„Ew. Gnaden hätten ihn nicht einladen laſſen ſollen;“ ſetzte Crichton hinzu.

„Ich erſtaune, Mylords, ſolche Reden zu hören!“ ſagte der König mit Befremden, indem er Einen nach dem Andern anblickte. „Ihr ſeid erfahrene Männer, ſeid von erprobter Tapferkeit, und nun ſolche Beſorgniſſe!“

„Die Erfahrung, die Ew. Gnaden uns zutrauen, iſt es eben, die ſie erregt;“ verſetzte Crichton.

„Laßt mich bei der Unterredung an Eurer Seite weilen, Sire, und der Teufel ſoll ſein Schoßkind haben, falls es nur eine Bewegung mit den Augenbrauen macht, die wie Verrath ausſieht!“ rief grimmig Patrik Grey.

„Ich muß annehmen, daß drei erfahrene und mir ergebene Männer nicht über einen mir ganz unbegreiflichen Punkt ſo einer Meinung ſein könnten, wenn nicht Grund dazu wäre;“ ſagte der König nach kurzem Nachdenken. „Macht deshalb Anſtalten, das Schloß gegen jeden Angriff von Außen gut zu verwahren. Auch habe ich nichts dagegen, wenn Ihr, Sir Patrik, während der Unterredung im Nebenzimmer bleiben wollt, obwohl es unnöthig iſt. Brütete Douglas Verrath gegen meine Perſon, ſo würde ich ihn ritterlich beſtehen, wie jeder andere Mann in ganz Schottland. Im Zimmer darf indeß Niemand bleiben, und die Unterredung ſoll nach alter Sitte erſt nach einem fröhlichen Mahle, wozu ich Euch Alle einlade, ſtattfinden.“

Der König entließ die Anweſenden freundlich, nachdem er die Berathung aufgehoben hatte. —

So wie die Ritter einen langen Gang durchſchritten hatten, und Crichton ſich von den beiden Andern trennte, faßte Patrik Grey Lord Livingſton bei der Hand.

„Der Douglas,“ ſagte er leiſe aber heftig, „ſoll mir nicht lebend aus der Burg! Vergißt er ſich auf irgend eine Weiſe — und ſtolz und aufbrauſend wie er iſt, wird dies gewiß der Fall ſein, — ſo fällt er als Hochverräther oder Majeſtätsbeleidiger durch meine Hand.“

„Ich werde,“ ſagte Livingſton, nach Hofmannsweiſe die Erklärung des alten wilden Leibwächters unbeantwortet laſſend, „indem ich ihn, meinem Amte gemäß, empfange, dafür ſorgen, daß außer ihm

Niemand von Bedeutung das Thor überſchreitet, damit Unheil verhütet wird.“

Beide trennten ſich mit einem Händedruck und Blicken, die noch ausdrucksvoller waren als ihre Worte.

Während auf dem Schloſſe zu Stirling über die Zuſammenkunft mit dem Grafen Douglas ſo ernſte Berathungen ſtattfanden, wurden gleichfalls auf Burg Threive, wo ſich dieſer eben aufhielt, ähnliche, doch in einem andern Sinne, gepflogen. Graf Douglas hatte mehrere Brüder, ſie beſaßen die meiſten Eigenſchaften, welche alle Mitglieder dieſes mächtigen Hauſes zierten, aber Lord Jakob, der älteſte von ihnen, hatte nicht die Thätigkeit, die das Haupt des Geſchlechts auszeichnete. Archibald ſetzte auf ihn ein nur geringes Vertrauen, unbegrenzt aber war ſeine Meinung von der Klugheit, der Geiſtesſtärke und der Thatkraft einer Frau, mit der er ſich eben verlobt hatte. Dies war Lilias von Keir, eine junge Wittwe, welche mit den Krawfords verwandt, und durch welche der Graf zu dem Bündniß der beiden Grafen ganz beſonders vermocht worden war. Lilias war zeitig vater- und mutterlos geworden. Ein alter Oheim mit der Hand nach der Ecke eines kleinen Buchenwäldchens, über welches die Thürme des Kloſters Bergen herüberragten, und von dem jetzt keine Spur mehr übrig iſt.

Ihr ſcherzt wol? ſagte mit Erſtaunen im Tone der Rathsherr, nachdem er eine Weile nach dem angedeuteten Punkte geblickt. Täuſcht mich mein Auge nicht, ſo iſt der junge Mann im Mantel, der dort an dem Stamme des Baumes lehnt, der Stallmeiſter Froben, Euer Freund.

Daß ich der ſeinige nicht bin, erwiederte der Lieutenant, davon werdet Ihr ſogleich die Probe ſehen.

Mit verdoppelten Schritten eilten Beide nun nach der Waldecke, wo Froben ſtand.

Ich hatte Dich allein erwartet, Karl, ſprach dieſer ſanft, doch im Tone leiſen Vorwurfes. Hinterliſt oder Verrath war wol nimmer bei einem Kampfe zwiſchen uns, wenn überhaupt, was ich ſtets für unmöglich hielt, ein ſolcher ſtatt finden ſollte, zu beſorgen.

Wenn ich auch, erwiederte Burgsdorf bitter, nach den Erfahrungen, die ich gemacht, an der Möglichkeit eines elenden Verraths nicht zweifeln möchte, ſo verſichere ich Euch jedoch, Herr Stallmeiſter, daß ich von rohen Sitten, und fortwährend in Grenzfehden lebend, hatte das Mädchen unter Gefahren und Fehden faſt auf männliche Weiſe erzogen, und es, als es kaum mannbar geworden, an einen reichen gichtbrüchigen Greis, der ſein Verwandter war, verheirathet. Obwohl das Gerücht die junge Witwe reich, ſchön, und als von guten Geiſtesgaben bezeichnete, ſo war es dennoch in Betreff der Eigenſchaften ihres Characters nicht eben ſo vortheilhaft wie hinſichts jener Vorzüge. Man nannte die junge Frau eine harte Herrin ihrer Untergebenen, ja man wollte ſelbſt von Zügen unedler Rachſucht und Grauſamkeit wiſſen. Ihr Betragen, wie ihre Art zu leben, ſollte nach Einigen etwas Männliches an ſich haben; Andere dagegen beſtritten dies, und meinten, ſie hätten an ihr durchaus nichts Auffallendes, oder einer Dame ihres Ranges Unpaſſendes bemerkt. So viel war unbeſtritten, daß eine für Frauen ganz ungewöhnliche Energie ein Grundzug ihres Characters war. Sie bethätigte dieſe Eigenſchaft jetzt beſonders durch die Anſtrengungen, die ſie gemacht hatte, ihren Verlobten zu der Verbindung mit den beiden Grafen zu vermögen, und deſſen Thatkraft zu den entſcheidendſten

Maßregeln anzuſpornen. Sie ward allgemein nicht nur für die Vermittlerin, ſondern für die Seele des ganzen Bündniſſes angeſehen, und Leute, die ihr nicht wohlwollten, und von der Sache genau unterrichtet zu ſein behaupteten, waren der Meinung, daß eine Jugendliebe, welche nicht Erwiederung gefunden, die vorzüglichſte Veranlaſſung zu ihrem Haſſe gegen die Partei des Königs ſei. Faſt noch Kind habe ſie ihr Oheim dem Lord von Lorn vermählen wollen, aber dieſer ſei durch ſeinen Freund, den Grafen von Orkney, und einige Bemerkungen Livingſtons, abgehalten worden, um ihre Hand zu werben. —

Es war auf Schloß Thrieve, wo Graf Archibald Douglas mit ſeiner Verlobten zuſammenkam, ehe er ſich, zufolge der Einladung des Königs, nach Stirling begab. Lady Lilias, ſo war beſchloſſen, ſollte ſich von hier zu Lord Crawford begeben, um mit dieſem und dem Grafen Roß Verabredungen zu treffen, welche geeignet ſein konnten, das Bündniß der Empörer noch weiter auszudehnen. Schon harrte das Gefolge der beiden Verlobten vor dem Schloßthore, aber noch waren ſie nicht im Stande ſich zu trennen. Ihre Unterredung fand in einem Kabinet ſtatt, von dem aus man einen weiten Umblick auf den Lauf des Fluſſes Dee, der die Inſel, auf der die Burg Thrieve lag, einſchloß, und auf das romantiſche Gelände hatte.

Die beiden Verlobten waren in jeder Hinſicht ein Paar, wie für einander geſchaffen. Lady Lilias war eine ſtolze Schönheit, deren Erſcheinung hinriß, und der man beim erſten Anblick anſah, daß ſie gewohnt ſei, ſich Alles zu unterwerfen. Graf Archibald Douglas war das verkörperte Bild des Kriegsgottes. Sein hoher Wuchs, die Kraft des Körpers, ſeine kriegeriſchen Züge, der ſtolze Blick, Alles ſtimmte mit dieſem Bilde überein.

„Sagt was Ihr wollt, mir ahnet nichts Gutes von dieſer Zuſammenkunft!“ ſprach die Lady zu Douglas, nachdem dieſer in einer langen Rede verſucht hatte, ihre Beſorgniſſe zu zerſtreuen. „Ich weiß, Ihr könnt es nicht mehr ändern, nachdem Ihr dem Orkney Euer Wort gegeben und den Geleitsbrief angenommen, ich weiß daß die Gnadenworte Jakobs Euren Sinn nicht beugen werden, dennoch iſt es mir, als müßte ich eher Euren Pferden die Sehnen durchſchneiden, wie Euch ziehen laſſen. Bei Gott!

Könnte ich weinen — was ich ſeit meinen Kinderjahren nur einmal gekonnt, — ich glaube ich weinte jetzt.“

„Es würden,“ ſagte Douglas, indem er der Lady zärtlich die Hand küßte, „die köſtlichſten Thränen ſein, die je um mich vergoſſen worden; dennoch, theure Freundin, trauert Ihr ohne Urſache. Die Einladung kam mir ganz gelegen, und an Gefahr iſt dabei gar nicht zu denken. Daß der König mich einladet, iſt ein Beweis, daß Crichton und Livingſton, meine Todfeinde, bei ihm nicht mehr in Gnaden ſind. Mit ihrer Beiſtimmung wäre ich nimmermehr eingeladen worden. Orkney ſagte mir geradezu, daß Beide nichts davon gewußt, daß er es ſei, der den König dazu gerathen habe, und Alles allein zwiſchen ihnen abgemacht worden ſei.“

„Deſto ſchlimmer! Er will Euch verderben;“ fiel die Lady ein.

„Sagt mir nur, was Ihr gegen den Grafen habt!“ verſetzte Douglas lächelnd. „Ihr haßt ihn ohne ihn zu kennen.“

„Ich kenne ihn genug, um ihn zu haſſen;“ verſetzte Lilias kalt.

„Zwei Dinge ſind möglich: Entweder der König geht unſere Bedingungen ein, oder er thut es nicht, und ich weiß kaum welchen Fall ich für den erwünſchteren halten ſoll. Zeigt er ſich nachgiebig, ſo iſt die Verbannung aller ſeiner Räthe, Orkney etwa ausgenommen, und die Vertheilung ihrer Güter, das Erſte, was wir fordern. Was nachkommt, wird er außerdem bald gewahr werden. Giebt er nicht nach, ſo ſoll er Dinge zu hören bekommen, wie er ſie noch nicht gehört haben wird. Außerdem haben wir Zeit gewonnen, unſere Macht zuſammenzuziehen, und alle Vorbereitungen zum Angriff zu treffen, um auf Edinburg loszugehen. Ihr gebt ja ſelbſt zu, daß dies ein großer Vortheil ſei.“

„Ja, aber der einzige!“ fiel die Lady ein. „Möchtet Ihr immerhin die Unterredung mit ihm haben, aber nur nicht in jenem Schloſſe. — Ich bitte Euch, Archibald! Ich bitte Euch um unſerer Liebe willen: Fordert das freie Feld als den Ort der Zuſammenkunft. — Denkt nur dies einzigemal an das Wort Eures Ahns, als er ſagte: ‚Ich will lieber die Lerchen ſingen, als die Mäuſe pfeifen hören.‘“

„Ein Douglas hätte kühner ſprechen ſollen!“ ſagte der Graf mit Stolz. „Ueberdies, habe ich nicht des Königs Geleitsbrief? — Ich ſchämte mich einen ſolchen zu fordern, aber Orkney bot mir ihn an, und ſo nahm ich ihn, obwohl er überflüſſig iſt.“

„Ich gebe nichts auf das freie Geleit, wo durch einen Treubruch ſo viel zu gewinnen iſt;“ ſprach die Lady. „Fragt Hamilton von Cadyow, und er wird Euch ſagen, daß ſein Vetter Livingſton unſern Bund eine Hydra, und Euch das Haupt, das man zuerſt abhauen müſſe, genannt habe.“

„Livingſton iſt mein Feind! Warum hätte er nicht ſo ſprechen ſollen? Der König wird anderer Meinung ſein;“ verſetzte lächelnd der Graf.

„Douglas! — Douglas!“ ſagte die Lady, nachdem ſie ihn lange und düſter angeblickt, mit Heftigkeit. „Ich bitte Euch, geht nicht nach Stirling! Es iſt mir, als müßte dort ein ungeheures Verbrechen an Euch begangen werden, und als würden wir uns, wenn Ihr gienget, nimmer wiederſehen.“

Douglas ſchwieg eine Weile, die Lady ernſt anſchauend, dann ſagte er:

„Lilias, Ihr wißt, daß ich dem Grafen Orkney mein Wort gegeben habe, zu Schloß Stirling zu erſcheinen. Ich habe den Geleitsbrief angenommen, und der König weiß bereits, daß ich komme. — Könnt Ihr mir mit Ueberzeugung verſichern, daß Ihr mich noch achten und lieben könnt, wenn ich nicht hingehe, ſo will ich bleiben.“

„Ich würde Euch immer lieben;“ ſprach die Lady halblaut.

„Auch achten? Lilias, auch achten?“ fragte Douglas im vorigen Tone.

Die Lady ſchwieg eine Weile mit niedergeſchlagenen Blicken. Es war, als ob ſie einen ſchweren innern Kampf kämpfe. Endlich ſchien ſie ſich mit Gewalt zu faſſen, und richtete ihr blitzendes Auge auf den Verlobten.

„Es ſteht dem Grafen Douglas nicht an, der trüben Ahnungen eines Weibes willen, in den Augen ſeiner Feinde furchtſam zu erſcheinen, und es iſt meiner unwerth, durch weibiſches Jammern Euch von möglicher Gefahr abzuhalten. — Geht nach Stirling! Sagt dem Stuart, daß er es ſei, der ſich beugen müſſe, und die ihm gemachten Bedingungen anzunehmen habe. Ich eile zu Crawford und Roß. Binnen acht Tagen ſollen ſie ihre Macht zuſammenziehen. Wagt der König Euch gefangen zu nehmen, ſo werden wir mit Schwert und Feuerbrand in ſeiner Hauptſtadt erſcheinen. Verletzt er ein Haar Eures Hauptes" — die Lady hob eine Hand wie zum Schwur gen Himmel, während ſie die andere auf die Bruſt legte, — „ſo ſollt Ihr furchtbar gerächt werden, und dies: ſo wahr Gott mir helfe!" —

Die ſchönen Züge der Lady nahmen einen ſchrecklichen Ausdruck an, jedoch ohne ſich zu verzerren. Ihr Auge ſchien dunkler und düſterer, ihre Wangen immer bleicher zu werden, Eiſeskälte des Todes auf beiden zu ruhen. Es war das Antlitz der Meduſe. —

Während der letzten Rede der Lady war ein junges Mädchen, von etwa zwanzig Jahren, in das Kabinet getreten. Es war dies eine arme Verwandte der Lady, eine vater- und mutterloſe Waiſe. Anna von Keir, bald nach der Verheirathung der Lady in ihr Haus gekommen, und wiewohl es ihr dort eigentlich an nichts fehlte, ſo war Lilias, ja ſelbſt deren Gemahl, gewohnt geweſen, ſie als eine Art Aſchenbrödel, jedenfalls mehr wie eine Dienerin, als eine Verwandte, zu behandeln. Seitdem die Lady, Witwe geworden, hatte ſich das Loos des jungen Mädchens in ſofern verbeſſert, als ſie jetzt nur noch die üblen Launen einer einzelnen Perſon zu ertragen hatte, ja es gab Tage, wo das Leben Anna's nicht ganz freudlos war, denn Lilias, der man, bei ihren übrigen üblen Eigenſchaften, nicht die des Geizes ſchuldgeben konnte, machte der Verwandtin dann und wann kleine Geſchenke, und unterhielt ſich mehr wie früher über ihre eigenen Angelegenheiten mit ihr. Ohne von ausgezeichneter Schönheit zu ſein, hatten die Züge Anna's doch ungemein viel Liebliches und Angenehmes. Beides trat beſonders hervor, wenn ſie ſprach. Obwohl ihre Rede einfach war, ſo zeigte jedes Wort doch von gutem Verſtande, ihr Blick war ſo offen und unſchuldsvoll, ihre Stimme ſo weich und wohllautend, daß Jeder, der ſie hörte, von ihr eingenommen ward.

„Ein Reitender iſt angekommen, Mylord!" ſagte ſie zu Douglas. „Sir Hamilton von Cadyow läßt Euch melden, daß er Euch jedenfalls ſelbſt nach Stirling begleiten, und zur Mittagszeit bei der Maleiche von Fala erwarten würde."

„Daran erkenne ich den wackern Freund!" ſagte

Douglas vergnügt. „Zwar täuſcht er ſich, wenn er glaubt, den König und ſeinen Vetter mit mir auszuſöhnen, aber es iſt doch immer eine gute Meinung. — Doch es iſt die höchſte Zeit, daß ich reite. Ich will Hamilton nicht warten laſſen.“

Nach einigen herzlichen Worten trennte er ſich von der Lady und eilte aus der Thüre. Die Lady trat an's Fenſter, und ſah wie der Graf in's Boot ſtieg, über den Dee ſchiffte und ſich, mit ſeinem ihn erwartenden Gefolge, auf die Roſſe ſchwang. Noch grüßte er herüber, Lilias ließ ihr Taſchentuch aus dem Fenſter flattern; bald darauf war die Reiterſchaar verſchwunden.

Anna von Keir war inzwiſchen neben ihre Verwandte getreten, um den Grafen abreiſen zu ſehen. Sie blickte jetzt in das Geſicht derſelben. Dies war ſo todtenbleich, ihr dunkles Auge blickte ſo dämoniſch, daß das Mädchen unwillkührlich zuſammenfuhr. Anna wollte eben die Lady fragen, ob ſie krank ſei? als dieſe krampfhaft ihren Arm ergriff und mit dumpfer Stimme ſagte:

„Er iſt fort! — Meine ahnende Seele ſagt mir, daß wir uns niemals wiederſehen werden. — Der

n ſolchen nicht gefürchtet. — Herr Matthias
 mir bezeugen, daß er ſich durchaus nicht abhal-
 laſſen, mich hierher zu begleiten, und daß —

Ich ganz von ſelbſt, fuhr Roſenblatt fort, auf
Vermuthung Deſſen kam, was hier vorgehen ſoll.

Und vorgehen wird! rief Burgsdorf heftig; es
denn, daß Froben bekenne, daß er ein Elender
ein Verräther an der Ehre, der Dankbarkeit und
Freundſchaft.

Ho! ho! Freundchen! Nicht ſo hitzig! rief Herr
thias. Solche Reden dringen tiefer als ein
werthieb und vernarben nicht mit dieſem. — Wäre
er Euch nicht gefällig, ein wenig tiefer in das
chen zu ſpazieren. Ihr erzähltet mir inzwiſchen
Ge[illegible]ſtand des Streites; und läßt er ſich nicht
b[illegible]gen, nun — dann kann es losgehen.

ch weiß nicht, ſprach Froben vorangehend, ob
der Meinung ſein dürfte, daß die Hochachtung
ir der Ehre, dem Rufe einer dritten dabei be-
ten Perſon ſchuldig ſind, erlauben dürfte, de-
Namen in einer Angelegenheit zu [illegible]nnen, die —
 verhehlen kein Grund vorhanden iſt! fiel Burgs-
mit Heftigkeit ihm in die Rede. Froben ver-
 mir, dem Jugendfreunde, um die Hand
Mädchens, mit dem er aufgewachſen, der Toch-

liſtige Vogelſteller, der Orkney, hat dieſen Adler in's Garn gelockt, wo er erwürgt werden wird. Iſt dies aber der Fall — dann — dann —"

Die Lady war nicht im Stande ein Wort weiter zu ſagen; ihre Bruſt arbeitete, ihre Stimme bebte.

Anna ſchien die innere Bewegung ihrer Verwandtin nicht zu bemerken. So wie Jene den Namen des Grafen von Orkney nannte, belebten ſich ihre wohlwollenden Züge ganz ungewöhnlich.

„Nein, theure Baſe!" rief ſie; „Ihr täuſcht Euch jedenfalls. Graf Douglas kann Gefahr laufen, er kann der Gefahr erliegen, aber Orkney trägt keine Schuld."

„Wie kannſt Du dies ſagen? — Du weißt nicht was Du ſprichſt, und haſt jenen Mann niemals geſehen;" verſetzte Lilias finſter.

„O, dennoch Baſe! Ich habe ihn geſehen!" rief Anna lebhaft. „Ich war ein Kind noch, kaum zwölf Jahre alt. Niemals wird mir ſein Bild aus der Erinnerung ſchwinden. Er beſuchte meinen Vater, mit dem er eine Unterredung hatte. Ich war im Zimmer. O, Baſe, ich wollte, Ihr kenntet ihn von Perſon. Ihr würdet ſagen, dieſer Mann kann kein böſer Menſch, am wenigſten ein Verräther ſein. Löge dieſes edle, freundliche, offene Geſicht, dann wäre jedes Menſchengeſicht eine Fratze, und jedes Freundeswort eine Lüge.“

Finſter aber ruhig blickte Lilias das Mädchen an. „Dieſer Menſch,“ ſagte ſie, „hat einmal ſchon mein Lebensglück zerſtört. Ich liebte. — Doch genug! Ich glaube, ich habe Dir ſchon davon geſagt.“

„Ja Baſe,“ fiel ihr Anna in's Wort, „aber Ihr ſagtet mir auch, daß Ihr ihn nie geſehen und geſprochen, und wie er nicht gewußt hätte, daß Ihr liebtet. — Es wäre ſonſt auch gar nicht möglich geweſen, daß er Euch gekränkt hätte;“ fuhr ſie immer eifriger fort. „Er ſprach ſo mild, ſo freundlich, ſo verſöhnend mit meinem Vater, und dieſer ſagte ſo viel Gutes von dem Grafen, als er fort war, — um was es ſich handelte blieb mir, dem Kinde, unverſtändlich, — daß Ihr Euch durchaus täuſchen müßt, wenn Ihr den Grafen für einen böſen Mann haltet.“

„Und das haſt Du als zwölfjähriges Kind Alles aus ſeinem Geſicht geſchloſſen, und es iſt ſo feſt in

Deiner Erinnerung geblieben? — Sonderbar!“ ſprach die Lady, Anna aufmerkſam betrachtend.

„O, Baſe,“ rief Anna, indem eine glühende Röthe ihr ſchönes Antlitz überflog, „wer dieſen Mann einmal geſehen hat, der wird ihn lieben oder haſſen müſſen, aber vergeſſen wird er ihn nicht können!“

„Du magſt Recht haben, Anna;“ verſetzte Lilias mit einem ſonderbaren Lächeln. „Ich glaube, wenn ich ihn ſähe, würde dies meinerſeits gleichfalls ſtattfinden. — Doch es iſt Zeit, daß wir aufbrechen, wenn ich noch heute mit Crawford zuſammentreffen will.“

In wenigen Minuten beſtiegen Lilias und Anna die am Ufer des Dee ſie erwartenden Roſſe. Nur eine kleine Zahl Gewappneter begleitete die Damen, und ſchnell ging der Ritt durch einige Hohlwege in das bewaldete und gebirgige Gelände hinein. Die Sonne ſtand bereits hoch, als die Reitenden an einen zwar kleinen, aber reißend ſtrömenden Fluß kamen, an deſſen Ufern der Weg hinführte. Der Fluß war tief. Schäumend brachen ſich die Waſſer zwiſchen Felsblöcken, oder dreheten ſich an tiefen Stellen in langſamen Wirbeln. Das jenſeitige Ufer war ſo ſteil, daß wenn der Fluß auch weniger tief geweſen wäre, das Erklimmen des Erſteren für einen Reiter dennoch unmöglich war. An der andern Seite des Weges, der überhaupt ſo ſchmal war, daß höchſtens zwei Perſonen neben einander reiten konnten, ſtieg eine Felſenwand wie eine Mauer in die Höhe. War auch dieſe hin und wieder durch eine Lücke unterbrochen, ſo war ſolche doch wieder durch Schwarzdorngebüſch und Brombeerranken ſo verwachſen, daß mit Mühe vielleicht ein Fußgänger, keinenfalls aber ein Reiter, hindurchdringen konnte. Eben befand ſich die Geſellſchaft in dieſem Engpaß, als plötzlich eine Anzahl Bewaffneter den Weg verſperrte. Sie waren mit Armbrüſten und dem langen ſchottiſchen Schlachtſchwert bewaffnet. In dem Tartan, von dem ihre Plaids und Kilts verfertigt waren, glänzte vorzüglich viel Scharlachroth neben Grün.

„Ha, was iſt das?“ rief Lady Lilias, als ſie die Bewaffneten erblickte. „Zieht die Schwerter! Es ſind Feinde! Das iſt der Tartan der Royal Stuarts!“ —

Die Begleiter der Damen — zwölf Reiter an der Zahl — zogen die Schwerter, aber in demſelben Augenblicke ſchienen die Felſen um ſie her lebendig zu werden. **Ueberall, auf jedem** Felſenvorſprung, in jedem **Dornbuſche,** ſah **man** Bewaffnete mit geſpannter Armbruſt und aufgelegten Bolzen.

„Für wen ſeid ihr?“ rief jetzt der Anführer der Bedeckung den Fremden zu.

„Für den König!“ erwiederte eine Stimme aus dem Haufen, und ein Mann, den eine Adlerfeder auf der Mütze auszeichnete, trat, eine mit Silber ausgelegte Streitart — eine ſogenannte Lochaber-Art — auf der Schulter, heran.

„Seid Ihr Lady Lilias von Keir?“ fragte er die Lady, die ihr Pferd neben das des Anführers der Bedeckung drängte. — „Ich verhafte Euch, Lady, wegen Aufruhr, im Namen des Königs!“

„Ha, Verrath!“ rief Lilias. „Drauf meine Getreuen! Es ſind Straßenräuber.“

„Keiner rühre ſich!“ entgegnete laut der Anführer der Gegner, indem er winkte und ſeine Leute die Armbruſt an den Backen legten.

Die Reiſigen blickten um ſich. Ueber hundert Feinde hielten den Zug zwiſchen den Felſen eingekeilt. Wo Jene hinblickten, vor, hinter und über ſich, ſahen ſie feindliche Geſchoſſe auf ſich gerichtet. Sie konnten weder vorwärts noch rückwärts, an Vertheidigung war nicht zu denken; ſie wären kaum im Stande geweſen, ihre Pferde in dieſer Enge zu wenden.

„Wir haben nichts mit den Leuten des Grafen Douglas zu ſchaffen;“ ſagte der feindliche Anführer. „Mein Auftrag lautet blos, die Lady gefangen zu nehmen. Wer ſie vertheidigen wollte, würde ſich mit ihr des Aufruhrs gegen den König ſchuldig machen. — Ihr ſeht,“ ſetzte er hinzu, als er bemerkte, daß die Gegner unſchlüſſig waren, „daß Ihr weder vor- noch rückwärts könnt, und daß hundert Bolzen bereit ſind Euch von den Pferden zu ſtürzen, wenn ich meine Hand bewege.“

„Lady,“ ſagte leiſe der Anführer der Bedeckung zu Lilias, „befehlt Ihr, ſo greifen wir an! — Das Leben wollen wir für Euch gern im Dienſte unſers Herrn laſſen, aber — Euch zu retten, und uns durchzuſchlagen iſt unmöglich.“

„Wohlan!“ ſagte die Lady, indem ſie Anna neben ſich winkte, und auf den Gegner zuritt. „Ich ergebe mich Euch. — Ihr,“ ſprach ſie zu der Bedeckung, „reitet zurück, und ſagt Eurem Herrn, wenn Ihr ihn lebend wiederſehen ſolltet: Er möge gedenken mich zu rächen, ſo wie ich ſeiner gedenken würde.“

Mit kalter ſtolzer Ruhe ritt Lilias, begleitet von Anna, vorwärts, der Schwarm der Gegner umgab die Roſſe, deren Zügel ein paar Clansmänner nach Anweiſung ihres Führers in die Hand nahmen. So ging der Zug eine Viertelſtunde ſchweigend vorwärts. Plötzlich ſchlug er die Richtung nach Norden ein, indem er in einen wenig betretenen Waldweg einbog.

„Was iſt das?“ fragte Lilias heftig, als ſie ſah, daß man ſie in einer Edinburg gerade entgegengeſetzten Richtung fortführte. „Wo wollt Ihr mich hinſchleppen? — Denkt Ihr mich zu ermorden?“

„Beruhigt Euch, Lady! Niemand hat ſo etwas im Sinne;“ verſetzte der Führer der Schaar, der neben ihrem Roſſe herging. „Wir haben Befehl Euch nach den Orkney-Inſeln zu bringen. Ihr werdet als Gefangene in dem Schloſſe des Grafen verweilen, bis es Seiner Königlichen Gnaden belieben wird Euch wieder in Freiheit zu ſetzen.“

Lady Lilias ſchlug ein furchtbares Hohngelächter auf.

„Hörſt Du, Anna? Hörſt Du? — Dieſe Handlungsweiſe iſt jenes Mannes würdig.“

Die Worte der Lady wie ihr Gelächter drangen dem Mädchen bis in das Innere der Seele. Sie wagte nicht ein Wort zu Gunſten des Mannes, der ſeit den Kinderjahren als das Ideal aller Männlichkeit vor ihrer Seele geſtanden hatte. Stumm und traurig ritt ſie, zur Seite der Lady, in das immer wilder und wilder ſich in höchſt romantiſchen Formen erhebende Gebirge hinein. —

Es war ein paar Tage ſpäter, zur Mittagszeit, als Graf Douglas, begleitet von einem ſtarken Gefolge, zu Stirling ankam. Ein Ritter des Königs war ihm entgegengeeilt, um ſeine Leute in der Stadt unterzubringen, da, wie er ſagte, in der Burg kein Platz für ſie ſei. Hamilton von Cadyow, ein junger lebensluſtiger Mann, ein Neffe des Oberhofmeiſters Livingſton und Freund des Grafen Douglas, hatte ihn begleitet. Er hoffte dem Grafen nützlich zu werden, ſei es nun, daß er meinte ſeinen Oheim mit dieſem zu verſtändigen, oder den König fürchten laſſen könnte, daß der mächtige Clan der Hamiltons ſich vielleicht mit den Aufſtändiſchen verbinden würde, wenn man dieſen nicht günſtige Bedingungen zugeſtehe.

Als Douglas und ſein Begleiter nebſt einigen Dienern vor dem Burgthore angekommen waren, lächelte Erſterer, als er bemerkte, daß man, wie es ſchien, nicht ohne Furcht vor ſeinem Gefolge geweſen ſei, denn auf den Mauern und am Thore zeigten ſich viele Bewaffnete, und Leute ſtanden an den Ketten des Fallgitters. Bei alledem ſah er ſich einen anſtändigen Empfang bereitet, denn Lord Livingſton — auffallenderweiſe indeß, gewappnet und mit einer Lanze in der Hand — empfing ihn am Thore, der Kanzler Crichton aber innerhalb deſſelben. Der Graf begab ſich mit Letzterm eben durch den Schloßhof in's Hauptgebäude, als Hamilton, der mit einem Bekannten ein paar Augenblicke im Geſpräch verweilte, ihm raſch nachfolgen wollte. Schnell trat ihm Livingſton in den Weg.

„Zurück, Neffe!" rief der Alte barſch. „Du biſt nicht geladen."

„Mag ſein!" verſetzte dieſer leicht. „Ich will Sr. Gnaden, dem Könige, meine Aufwartung machen."

„Heute nicht! Komme morgen. Ich werde Dich melden;" verſetzte Jener.

„Ich weiß nicht, was Euch anficht, Oheim!"

rief Hamilton lachend. „Ich bin ſchon öfter unangemeldet nach Schloß Stirling gekommen.“

Mit den letzten Worten wollte er neben dem Lord vorbei in das Schloßthor ſchreiten, als der Alte ſeinen großen Stulphandſchuh auszog, und dem Neffen damit in's Geſicht ſchlug. —

Hamilton wußte gar nicht, wie ihm geſchah. Wüthend über den Schimpf riß er das Schwert aus der Scheide, aber der alte Lord legte die lange Lanze, die er in der Hand trug, ein, und trieb den Neffen damit zum Thore hinaus. Auf einen Wink des Lords raſſelte das Fallgatter nieder.

Wie ein Beſeſſener tobte der junge Ritter vor dem Thore, und rief St. Andreas, St. Bennet und ſonſt noch viele gute ſchottiſche Heiligen zum Zeugen an, daß er die ihm angethane Beſchimpfung blutig rächen wolle, aber Livingſton ſtand ihm keine Rede, ſondern eilte, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen, in die Burg. Weder Bitten noch Verſprechungen konnten den Ritter, der am Thore die Wache hatte, bewegen, Hamilton beim Könige zu melden, und ſo ging er nach einer Stunde fruchtloſen Harrens unter lautem Fluchen und Schelten in die Stadt hinab. —

ter ſeines Wohlthäters, meiner Verwandten, für mich zu werben, und wenige Stunden darauf überraſchte ich ihn in ihren Armen.

Ei, das klingt nicht fein, Herr Frobenius! rief kopfſchüttelnd der Rathsherr, deſſen muntere Züge ſich in die des Ernſtes wandelten. Womit könnt Ihr dieſe Behauptung widerlegen?

Mit meinem ganzen frühern Leben! entgegnete der Gefragte, einen wehmüthig ernſten Blick auf Burgsdorf richtend.

Kannſt Du leugnen, rief Burgsdorf heftig, daß Du mir verſprachſt, um Mathilden für mich zu werben?

Du drangſt in mich! ſagte Froben ſchmerzlich. Ich hätte es Dir nicht zuſagen ſollen; daß ich es Dir verſprach, das iſt mein Unrecht, doch in einem andern Sinne, als Du meinſt.

Haſt Du Dein Verſprechen erfüllt? fragte Burgsdorf mit immer ſteigender Heftigkeit. Traf ich das Mädchen nicht in Deinem Arme? Küßte ſie Dich nicht?

Mathilde iſt rein von jeder Schuld! rief Froben, Hand und Blick gen Himmel gerichtet. Iſt Jemand ſchuldig, ſo bin ich es allein. —

Wohl! rief der junge Krieger, indem er an das Schwert griff, ſo gebt mir Rechenſchaft, Herr

Der König empfing den Grafen nicht unfreundlich, doch ſah man, daß er bei ſeiner leicht aufbrauſenden Gemüthsart ſich Zwang anthun mußte, um nicht heftig zu werden, als die Rede auf Roß und Crawford kam. Bald wendete ſich indeß das Geſpräch auf andere Gegenſtände, und nahm einen muntern, dieſe Sache ganz unberührt laſſenden Gang. Inzwiſchen ward zur Tafel geblaſen, und der König führte ſeinen Gaſt in die bereits früher erwähnte Halle. Der Kaplan des Königs ſprach das ‚Benedicite!‘ und die Geſellſchaft, etwa zehn bis zwölf Perſonen ſtark, ließ ſich an dem Tiſche nieder. König Jakob hatte dem Grafen Douglas die Stelle zu ſeiner Rechten angewieſen. Weiterhin ſaßen Livingſton, Crichton und einige Ritter vom Gefolge. Patrik Grey, obwohl ſeinem Range ein höherer Platz gebührte, hatte den ſeinigen vorſätzlich ganz am Ende der Tafel gewählt. Eine Menge der verſchiedenſten Speiſen ward nun zugleich auf die Tafel gebracht. Hirſebrei und Fiſche, in Honig gekochtes Obſt, Wild verſchiedener Art, und eben ſo verſchieden zubereitet, erſchien auf dem Tiſche; nur kleine Vögel wurden an eiſernen Spießen, von denen ſich Jeder nach Belieben einige abſchnitt, von Hand zu Hand herumgereicht. Das Geſpräch der Tiſchgenoſſen war ſehr lebhaft, und glich inſofern den diplomatiſchen Mahlzeiten der Neuzeit, daß über hundert verſchiedene Gegenſtände auf das ausführlichſte geſprochen, dagegen auf das ſorgfältigſte vermieden wurde, ein Wort über den Gegenſtand zu ſagen, der Allen am meiſten am Herzen lag, und um deſſentwillen man ſich eigentlich zuſammen geſunden hatte. So erörterten Livingſton und Crichton, obwohl alle Beide ſich nicht im Mindeſten für Muſik intereſſirten, die Vorzüge des königlichen Leibdudelſackpfeifers Evan Roy, welcher, wie Erſterer behauptete, den in ganz Schottland berühmten erſten Pfeifer der Campbells noch übertreffe, wenn auch, wie er beifügte, nichts über die Kunſt gehe, mit welcher dieſer den Schlachtgeſang: ‚Clan Campbell zieht heran!‘ mit der Sackpfeife begleite. Crichton ſtimmte in dieſer Behauptung dem Oberhofmeiſter bei, und ſagte, daß er Sr. königlichen Gnaden vorſchlagen werde, dem Genannten, um dieſer Vorzüge willen, die eben vacant gewordene Stelle ‚des Königs Hahn und Schreier‘ (Cock and Cryer), welcher die Verpflichtung hatte, ſeinen Herrn mit Pfeifenklang zu wecken, zu verleihen. Auch Graf Douglas blieb in diplomatiſcher Unterhaltung nicht zurück. Er lobte die Falken des Königs, die er ein Jahr vorher bei einer gewiſſen Gelegenheit fliegen geſehen, über die Maßen, und ließ ſich ganz beſonders über die Erziehung dieſer Jagdvögel, namentlich: ob es beſſer, ſie durch Hunger und Wachen, oder durch Feuer und Rauch zu zähmen, des Breitern aus. Zuletzt bat er um die Erlaubniß, Sr. Gnaden einen ächt isländiſchen Falken, den er als Neſtling erhalten, ſelbſt abgerichtet, und der ſo edel ſei, daß er blos auf den Reiher ſtoße, alles andere Wild aber verſchmähe, zuſenden zu dürfen.

Während dieſer Geſpräche ſpielte der Leibbarde des Königs die Harfe, und ſang ein von ihm neu gedichtetes Lied, welches die Gnade des Monarchen pries, und deſſen Vaſallen zu Treue und Gehorſam mahnte.

So wie der zweite Gang der Gerichte auf der Tafel erſcheinen ſollte, ward Graf Douglas plötzlich ſehr ſchweigſam, er blickte fortwährend nach der Thüre, und griff verſtohlen nach dem Dolche, den er an der rechten Hüfte trug. Es lag dem Grafen daran, zu wiſſen, ob bei dieſem Gange als Hauptgericht ein gebratenes Lamm, oder ein ſchwarzer Stierkopf erſcheinen würde. Das Erſtere war ein Friedenszeichen, der Andere das Signal zu Kampf und Tod. Da nun der Sackpfeifer des Königs um die Tafel ging, und den ‚Pibrach‘ (das Schlachtlied) der Royal Stuarts ſpielte, ſo glaubte er ſich um ſo mehr vorſehen zu müſſen. Es erſchien indeſſen das Lamm, und ſo ließ er wieder leiſe den Griff des Dolches aus der Hand gleiten.

Die Speiſen wurden endlich abgetragen, die Becher gingen noch fleißig in die Runde, das Geſpräch ward lauter und lärmender. Am vergnügteſten ſchien der königliche Wirth. Er wiederholte mehrmals, wie er bedaure, daß Graf Orkney noch nicht zurückgekehrt ſei, denn dieſer habe den Gedanken, den Grafen Douglas einzuladen, um ſich mit ihm über einige Mißverſtändniſſe, die er bereits ſo gut als beſeitigt anſähe, zu beſprechen, in ihm erregt. ‚Es würde,‘ ſetzte er hinzu, ‚den Grafen gewiß freuen, wenn er ſehen werde, welche gute Folgen ſein Rath gehabt.‘ — Douglas ſtimmte zwar mit ein paar verbindlichen Worten in die königliche Rede ein, doch war er —

Einen ausgenommen — der ernſteſte, ſchweigſamſte der Gäſte. Dieſer Eine aber war Patrik Grey. Still und düſter ſaß er da, wie ein ſteinernes Ritterbild auf alten Grabmählern. Er brachte faſt keinen Biſſen über die Lippen, that nur dann und wann einen langen Zug aus ſeinem Becher, und ſtieß den letztern, als der König eben ein paar verbindliche Worte zu Douglas geſagt hatte, mit Heftigkeit auf die eichene Tafel.

Das Gaſtmahl war endlich aus, und der König erhob ſich.

„Wir haben nun, Ihr Lieben, ein freundliches und fröhliches Mahl gehalten;“ ſagte er. „Geht Alle jetzt auf einige Augenblicke in jene Zimmer. Nur Graf Douglas ſoll bei mir bleiben. Ich will mich mit meinem getreuen Vaſallen über einige Gegenſtände berathen, und werde Euch dann rufen laſſen.“

Alle gingen hinaus. Sir Patrik Grey zuletzt. Man konnte bemerken, daß er die Thüre des Nebenzimmers ein wenig offen ließ.

Der König ergriff den Grafen bei der Hand, und führte ihn in eine Fenſtervertiefung. In ruhiger Rede ſetzte er ihm auseinander, wie unvereinbar mit der

Ruhe des Reiches und mit ſeinen Unterthanenpflichten das Bündniß ſei, in welches er ſich eingelaſſen hätte. Er ſagte, daß er die Grafen Crawford und Roß als ſeine Feinde betrachte, da dieſe ſchon ſeit längerer Zeit ſich bemühet hätten, nicht nur ihm allerlei Verdruß zu bereiten, ſondern auch ſelbſt die ihm ergebenen Unterthanen aufzuwiegeln. ‚Dies aber,‘ ſetzte er hinzu, ‚ſei den Uebelwollenden noch nicht genug, ſie beabſichtigten die Engländer in's Land zu rufen, und dieſe würden auch mit den Verräthern bereits gemeinſame Sache gemacht haben, wenn ſie in den Fehden von York und Lancaſter nicht im eigenen Lande genug zu thun hätten.‘

„Ich bitte Euch dringend, Mylord,“ fuhr der König nach einer Pauſe fort, „trennt Euch von jenen Männern, denn ich möchte Euch nicht gern als meinen Gegner betrachten. Was jenen Crawford aber anlangt, ſo will ich, ſo wahr mir Gott helfe, den oberſten Stein ſeiner Burg Finhaſen zum unterſten machen.“

„Es wird Ew. Gnaden ſchwer werden,“ ſagte Douglas höhniſch, „dieſen Schwur zu erfüllen.“

„Nur dann, wenn Ihr mit dem Verräther im

Bunde bleibt;“ verſetzte der König, ſichtlich von dem Hohne des Grafen geärgert. — „Ich bitte Euch nochmals, Mylord, gebt die böſe Sache auf! Alle Guten und Edlen müſſen es Euch verdenken, daß Ihr auf jene Seite treten wollet.“

„Alle Guten und Edlen?“ fuhr Douglas auf. „Ich erſuche Ew. Gnaden zu glauben, daß ſeit Menſchengedenken die Douglas in Schottland ſtets zu dieſen gezählt wurden; und mein Stamm iſt zahlreich.“

„Niemand wird dies bezweifeln, aber ſelbſt das, was Ihr eben ſagt, ſpricht gegen Euch;“ verſetzte der König, ſich mit Gewalt zur Mäßigung zwingend. „Der Graf von Angus, ſelbſt ein Douglas, hat mir noch heute ſagen laſſen, daß er auf jeden Fall auf meiner Seite ſein wird.“

„Hat er?“ erwiederte Douglas noch höhniſcher. „Immerhin! Der ‚rothe‘ Douglas wird den ‚ſchwarzen‘ nicht zu Boden werfen.“

„Bei Gott, Mylord!“ ſagte der König, dem die Geduld zu mangeln begann. „Das iſt nicht die Sprache, in der ein Vaſall mit ſeinem Könige ſprechen ſollte.“

„Ich fürchte, Ew. Gnaden werden von Andern noch ganz andere Dinge hören;“ verſetzte Douglas im vorigen Tone.

„Es wäre beſſer, Mylord,“ ſprach Jakob mit wahrhaft fürſtlicher Würde, „Ihr ſagtet mir ruhig, offen und auf eine Weiſe, die mit meiner Ehre und mit der Eurigen vereinbar iſt, worüber Ihr Euch zu beklagen habt, und ich gebe Euch als König und als Ritter mein Wort, daß ich die Sache erwägen, und nach Recht und Gerechtigkeit entſcheiden will. — Ein Wortſtreit ſolcher Art kann zu nichts führen.“

„Darin haben Ew. Gnaden Recht!“ ſagte Douglas kalt. „Worüber ich wie meine Bundesgenoſſen zu klagen haben, iſt Euch längſt ſchriftlich und mündlich bekannt worden. Hätte man uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen wollen, ſo wäre übrig Zeit geweſen. Jetzt noch darauf zu hoffen wäre eitel.“

„Nochmals, Mylord Douglas, erſuche ich Euch, Eure Sache nicht mit der jener Beiden zu vermiſchen. Ich verſpreche Euch binnen vier Wochen Eure Forderungen nicht nur nach dem ſtrengen Recht, ſondern nach den Grundſätzen äußerſter Milde zu erwägen.“

„Ich trenne mich nicht von Crawford und Roß' Ihr Loos iſt mein's!" ſprach rauh der Graf.

„So befehle ich Euch hiermit, das Bündniß aufzulöſen!" rief heftig der König, indem er ihn mit ſtrengen Blicken maß.

„Graf Archibald Douglas iſt nicht gewöhnt, auf einen bloßen Befehl die Verpflichtungen, die er übernommen, aufzugeben!" verſetzte der Graf mit größter Anmaßung. „Hofft nicht, Sire, mich von dem Bunde, den ich eingegangen bin, abzubringen, bis alle unſere Forderungen erfüllt ſind."

„Wohlan, ſo werde ich Euch dazu zwingen!" ſprach mit heftig ausbrechendem Zorne der König.

„Zwingen? — Mich zwingen?" rief Douglas mit höhniſchem Gelächter. „Ich möchte doch wiſſen, wie Ihr dies anzufangen gedächtet."

„Mit dem Schwert in der Fauſt, und im Vertrauen auf mein Recht!" ſchrie der König. „Ja, zu dieſem Mittel werde ich greifen, denn meine Geduld iſt aus!"

Douglas lachte laut auf, dann ſagte er kalt und höhniſch:

„Haben Ew. Gnaden ſonſt noch etwas zu befehlen? — Meine Zeit iſt koſtbar.“

Mit den letzten Worten machte er eine leichte Verbeugung, als ob er das Zimmer zu verlaſſen gedenke.

„Hier ſollt Ihr bleiben und mein letztes Wort anhören!“ rief der König vor Zorn bebend. „Bei Gott, Mylord, wenn Ihr Euch nicht von dem Bunde der Hochverräther losſagt, ſo werde ich ihn auf andere Art aufzulöſen wiſſen.“

Da der Graf noch immer Miene machte, ſich, ohne entlaſſen zu ſein, aus dem Zimmer zu begeben, ſo hatte der König ihn bei den letzten Worten, und vielleicht ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, am Schwertgehänge gefaßt. Glaubte Douglas, daß ihn der König entwaffnen und feſtnehmen laſſen wolle, war es ein unbändiger Zorn, oder ein unglücklicher Zufall, der Graf packte den Mantel des Monarchen. Wie der Blitz ſo ſchnell, riß der König den Dolch aus der Scheide, und ſtieß zweimal damit nach dem Grafen. In dieſem Augenblicke ſtürzte Sir Patrik Grey mit hoch erhobener Streitaxt wie ein Raſender aus dem Nebenzimmer, Lwingſton und einige Ritter

Stallmeiſter! Nur Einer von uns verläßt lebend dieſen Platz.

Festina lente! wie der Lateiner ſpricht, rief Herr Roſenblatt, dem Erzürnten in den Arm fallend. Erſt laßt mich Euerm Gegner ein paar Fragen vorlegen.

Ich werde Euch keine beantworten, ſprach Froben feſt, keine, die die Hochachtung gegen die Dame, von der die Rede war, verletzen könnte. Was mich ſelbſt betrifft, ſo will ich Euch gern über Alles Rede ſtehen.

Nun denn, Herr Froben, ſagte Roſenblatt, den Finger bedächtig an die Naſe legend; hattet Ihr wirklich die Abſicht, Euerm Verſprechen gemäß für Euern Freund um jene Dame zu werben?

Ich war Willens, es zu thun, es war mein Vorſatz, noch wenig Augenblicke vorher, ehe Karl uns antraf.

Und warum, fragte der Vorige bedächtig weiter, warum führtet Ihr nicht dieſen Vorſatz aus? Was konnte Euch auf einmal anderes Sinnes werden laſſen? —

Ich vermag Euch dieſe Frage nicht zu beantworten, entgegnete Froben mit ſchwankender Stimme.

des Königs hinter ihm her. Ohne ein Wort zu ſagen, führte Grey einen furchtbaren Streich auf Douglas. Er ſpaltete ihm das Haupt. Der Sterbende ward von den Uebrigen noch mit mehreren Schwertſtößen durchbohrt, mit Tigerwuth gepackt und aus dem Fenſter geſtürzt. — —

Der König ſtand während der Gräuelſcene wie erſtarrt. Er war kaum ſeiner Sinne mächtig. Alles ſchien ihm nur ein Traum. Wirklich war ſie ſo ſchnell wie ein ſolcher vorübergegangen. Kaum drei Minuten hatte der entſetzliche Auftritt gedauert.

Noch ſtanden die Theilnehmer an demſelben wie betäubt, nur Sir Patrik Grey wiſchte mit grauſenhafter Ruhe, mit einem Fetzen der abgeriſſenen Schärpe des Erſchlagenen, das blutige Hirn von ſeiner Streitart, als ſich die Thüre öffnete, und ein Geharniſchter von einem ſo ſchönen und ſtattlichen Aeußern, wie man es nur ſelten erblickt, athemlos hereinſtürzte. Der kunſtvoll gearbeitete, mit edlem Metall verzierte Harniſch, der goldene Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln den Helm zierte, von welchem eine weiße Pferdemähne herabwallte, deuteten ſchon auf einen Mann von Rang, wenn auch nicht die männlich ſchönen Züge, das große dunkle Auge, ſo imponirend geweſen wären. Von Anſtrengung des Rittes und innerer Erregung war das ſchöne Geſicht des Eintretenden geröthet, ſein Auge flammte.

„Was muß ich hören, Sire? Welches Unglück!" — rief derſelbe, indem er auf den König zuſtürzte. „Ein Treubruch wie dieſer, eine ſolche Felonie iſt nicht erhört! — Douglas hatte einen Geleitsbrief."

„Sagt nein, Graf Orkney!" rief der König mit Entſetzen. „O mein Gott! Ich bin nicht ſchuld an dieſer That! Ich habe ſie nicht gewollt! — Was werden unſere Feinde dazu ſagen!"

„Dies werde ich in wenigen Stunden wiſſen;" ſagte Orkney. „Aus meinem Munde ſollen ſie zuerſt dieſen Vorgang hören! Ich bin es, durch den Douglas bewogen worden, herzukommen, ich werde ihnen den Geleitsbrief, und mit ihm mich ſelber überliefern."

„Ha, Ihr wollt Euch den Rebellen anſchließen, wollt Euch rächen?" rief Lwingſton heftig.

„Eine ſolche Handlungsweiſe ſtünde Euch an, nicht mir;" ſagte der Graf mit Würde. „Ich bleibe dem Könige und meinem Eide treu, aber die That,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4

WACHSMANN,K.A.VON FN. 03071/020

die geſchehen iſt, werde ich laut und überall verdammen.“

„Ich darf Euch nicht ziehen laſſen, Graf!“ ſagte der König geängſtigt. „Meine Feinde werden den unglücklichen Vorgang als eine im Voraus abgeredete Sache betrachten, und ſich an Euch rächen wollen. Ich will einen meiner Ritter, ich will einen Herold an die Douglas ſenden.“ —

„Meinen Ew. Gnaden, daß nach einer That wie dieſe ein königlicher Herold mehr Glauben finden werde wie ich?“ verſetzte Orkney ernſt. „Ich bin gewohnt, daß Freund und Feind unbedingt meinen Worten vertraut. Ich werde den Douglas die Wahrheit, die ganze Wahrheit, Alles was beſchloſſen worden und was geſchehen, ſo weit es zu meiner Kunde kam, mittheilen. Mißtrauen ſie meinen Worten, wollen ſie ſich an das unglückliche Werkzeug des Todes ihres Verwandten halten, ſo mögen ſie es thun.“

„Ihr dürft Euch nicht den Wüthenden überliefern! Ich gebe es nicht zu!“ rief der König.

„Als Ew. Gnaden mich an Douglas ſendeten, und dennoch dieſe That geſchehen ließen, ertheiltet Ihr mir damit auch das Recht, laut zu erklären, daß ich an dem Treubruch keinen Theil habe; von dieſem Rechte werde ich jedenfalls Gebrauch machen;" ſprach feſt der Graf. „Mein König kann nicht wollen, daß ich mich eines Verbrechens beſchuldigen laſſe, an dem ich keinen Theil habe."

„Ein Verbrechen?" ſprach Patrik Grey mit rauhem Tone. „Ich ſah die Hand des Rebellen an dem Mantel des Königs, und meine Axt ſchmetterte ihn darnieder."

„Es kommt mir nicht zu, zu unterſuchen, ob Unterthanenpflicht oder Rache Eure Hand geführt. Euer Gewiſſen wird Euer Richter ſein;" verſetzte Orkney.

„Wir werden den Vorgang in ganz Schottland bekannt machen, und Jeder wird ſagen, daß ein anmaßender und verwegener Rebell gerichtet worden;" ſagte Livingſton.

„Nein ermordet, Mylord!" fuhr Orkney auf. „Wehe Euch, wenn die That vorausbedacht und von Euch gebilligt worden! Ihr habt Euch dann an dem Könige und Eurer Ritterehre zugleich vergangen. — Doch ich habe noch etwas Anderes mit Euch abzumachen! Vor einer Stunde ward mir gemeldet, daß Lady Lilias von Keir auf Euren Befehl im Namen des Königs auf der Straße überfallen, feſtgenommen und nach Orkney gebracht worden iſt. Ich frage Euch, Mylord: ob Ihr auf Befehl Sr. königlichen Gnaden gehandelt, und warum Ihr die Lady gerade auf eine meiner Burgen geſendet habt?“

„Der Lord ſagte mir, daß die Lady eine Hauptanſtifterin des verrätheriſchen Bündniſſes und ihre Verhaftung nothwendig ſei;“ verſetzte der König. „Ich ſelbſt kam auf den Gedanken, ſie Eurer Aufſicht zu übergeben. Euer Name ſollte ihr Bürgſchaft ſein, daß man nichts Uebles gegen ſie im Sinne habe. Sie weiß, daß Ihr mit Douglas ſtets in gutem Vernehmen geſtanden.“

„Weil dies der Fall geweſen, Sire,“ ſagte der Graf mit ernſtem Tone, „bitte ich, daß Ihr geruhen möget, die Dame ſogleich wieder in Freiheit zu ſetzen, oder mir mindeſtens zu geſtatten, ſie Eurer Gnaden zu überliefern. Niemals werde ich Frauen gefangen halten, und am wenigſten, wenn eine ſolche die Verlobte eines Mannes war, deſſen Thaten ich zwar nicht gebilligt habe, vielmehr verdamme, der aber dennoch mein Freund geweſen iſt.“

„Lady Lilias iſt die Seele des Bundes der Rebellen!“ rief Livingſton.

„Es iſt höchſt gefährlich ſie in Freiheit zu ſetzen;“ ſtimmte Crichton bei.

„Wohlan, Graf!“ ſagte der König nach kurzem Nachdenken. „Sendet die Dame nach Edinburg. Ich gebe mein königliches Wort, daß ſie dort gut behandelt werden, ja gänzlich in Freiheit geſetzt werden ſoll, wenn ſie ſich verpflichtet, ſich ruhig zu verhalten.“

„Ich werde der Lady die Botſchaft ſelbſt überbringen, und ſie nach Edinburg geleiten, vorausgeſetzt, daß ich die Burg Jakobs Douglas, des älteſten Bruders des Getödteten, lebendig verlaſſe;“ ſprach Graf Orkney.

Alle Vorſtellungen des Königs, den Grafen von ſeinem Vorſatze, ſich ſelbſt in die Mitte der feindlich geſinnten Familie zu begeben, abzubringen, waren umſonſt. Noch in derſelben Stunde reiſte er ohne alle Bedeckung von Stirling ab. Nur mit Mühe ließ er ſich dahin bringen, daß er Hamilton von Cadyow geſtattete, ihn zu begleiten. Letzterer verzieh jetzt um ſo lieber den Schimpf, den ihm ſein Oheim, Livingſton, angethan, da er einſah, welch einen Freundſchaftsdienſt ihm dieſer erwieſen hatte, als er ihn nicht in die Burg ließ. —

Ein Wuth- und Racheruf erſcholl in dem ganzen mächtigen Stamme der Douglas, als Orkney die Nachricht von dem Tode des Grafen brachte. Der Ueberbringer derſelben würde unfehlbar niedergemetzelt worden ſein, wenn nicht der Umſtand, daß er ſelbſt in ihrer Mitte erſchien, und ihnen den Geleitsbrief des Königs, den man bei dem Leichnam des Todten gefunden hatte, überbrachte, ein Zeugniß für ſeine Unſchuld geweſen wäre. Der Graf erzählte den vier Brüdern des Getödteten auf's genaueſte den ganzen Vorgang, und fügte nach ſeiner Ueberzeugung bei, daß, obwohl Douglas durch höhniſche und trotzige Reden den König erzürnt, dieſer dennoch nicht mit Vorbedacht den Grafen habe tödten laſſen, ſondern dies das Werk ſeiner Umgebung geweſen ſei. Eben ſo bemerkte er, daß der König, obwohl er vermuthen konnte, daß Douglas einen Geleitsbrief habe, dieſen Umſtand nicht mit Beſtimmtheit gewußt, der Graf bei ſeinem Erſcheinen deſſelben nicht erwähnt habe, Orkney aber erſt nach vollzogener That in der Burg ngekommen ſei. Hamilton von Cadyow bekräftigte Alles, was Orkney ſagte, indem er vor ſeiner Abeiſe an Ort und Stelle von dem Vergange ſich genaue Kenntniß verſchafft hatte, und erklärte, daß er der Sache der Douglas treu bleiben werde, doch nur, wenn Letztere den Grafen Orkney, der an dem Tode hres Oberhauptes völlig ſchuldlos ſei, freie Abreiſe geſtatteten. Sie gewährten dieſe Forderung um ſo mehr, als der Graf ihnen den gefaßten Beſchluß hinſichts der Lady Lilias mittheilte. Orkney verließ demgemäß die Burg der Douglas, um die Dame abzuholen, und nach Edinburg zu geleiten.

Die Familie Douglas ſchnaubte indeß die grimmigſte Rache. Der älteſte Bruder des Getödteten, Lord Jakob, ward zum Haupte des Stammes erklärt, dann eilten alle vier Brüder auf ihre Burgen, verſammelten ihre Lehnsleute, und zogen mit großer Macht nach Stirling. Hier proclamirten ſie unter dem Schalle von fünfhundert Hörnern und Trompeten den König Jakob als einen ‚falſchen und treuloſen Mann'; den Geleitsbrief banden ſie einem ihrer Diener als Schlepp hinten an den Rock und ließen ihn ſo durch die Straßen ziehen, dann plünderten ſie die Stadt. Das Schloß war indeß zu feſt, als daß ſie gegen dieſes etwas hätten unternehmen können.

Hätte der König ſich nicht mit ungemeiner Klugheit und Mäßigung benommen, ſo würde der unglückliche Vorfall in ganz Schottland ein Feuer entzündet haben, das Niemand ſo bald wieder hätte löſchen können. In der That war es ſchon ſo weit gekommen, daß er unſchlüſſig war, ob er den bevorſtehenden Kampf ausfechten oder nach Frankreich fliehen ſolle. Sein Muth und der Rath Kennedy's, Erzbiſchofs von St. Andrews, eines der klügſten Männer ſeiner Zeit, beſtimmten ihn indeß für den Kampf. Der König machte durch mehrere Agenten dem ſchottiſchen Adel Vorſtellungen, durch die er bewies, daß, wenn er in dieſem Streite unterliege, die Douglas ſo mächtig werden müßten, daß für die übrigen Großen des Reichs aller Einfluß verloren ſei. Ehrenſtellen, Ländereien und Geldſummen wurden Denen verſprochen, welche ſie verlaſſen, und auf die Seite des Königs treten würden. Dieſe Verſprechungen, und die Furcht vor der Gewalt der Douglas, bewegten Manchen, ſich der Sache des Königs feſter anzuſchließen. Das größte Aufſehen erregte es, als

Hm! thut nichts! ſagte Herr Matthias mit bedächtigem Kopfnicken. Konntet Ihr den Erfolg Euerer Werbung ahnen, wenn Ihr nämlich dieſelbe angebracht hättet?

Ich hatte Urſache, zu glauben, erwiederte Froben nach kurzer Pauſe, daß der Antrag abgelehnt werden würde.

Hatte die Dame ſich über dieſen Punkt ſchon vorher gegen Euch ausgeſprochen? fragte Jener mit ungemein ſcharfem Blicke.

Niemals! entgegnete Froben feſt und ernſt. Niemals habe ich ſie früher etwas Anderes behaupten hören, als daß ſie ſich nimmer vermählen würde.

Nur noch eine Frage! ſprach Roſenblatt mit vieler Wärme, indem er näher zu Froben trat. Ihre Beantwortung ſei der Maßſtab der Achtung, die ich und jeder Ehrenmann, ganz abgeſehen von dem Ausgange des vielleicht ſtattfindenden Zweikampfs, Euch hinfür noch zollen können. Hättet Ihr gewünſcht, daß die Dame, von der die Rede iſt, Burgsdorf's Werbung angenommen hätte? —

Froben fuhr erſchüttert zuſammen, ſein Auge füllte ſich mit Thränen; doch dieſe ſchnell unterdrückend, ſprach er mit bewegter Stimme: Ich hätte es geſich der Graf von Angus, ſelbſt ein Douglas, aber von einer jüngern Linie, für die Sache des Königs erklärte. Die Meinung des Getödteten: daß der ‚rothe Douglas‘ nicht den ‚ſchwarzen‘ zu Boden werfen werde, ging ſomit nicht in Erfüllung. Die große Familie Gordon ſchloß ſich nun auch dem Könige an, und ihr Haupt, der Graf von Huntly, ſammelte ein Heer, womit er den Grafen von Crawford in der Schlacht von Brechin eine totale Niederlage beibrachte. Der innere Krieg in Schottland wüthete indeſſen in kleinern Gefechten noch lange fort, ehe er ſich mit der Niederlage der Douglas endigte.

Während der König einen Aufruf an ſeine Vaſallen ergehen ließ, und durch eine offene Erklärung ſein Verfahren gegen den Grafen Douglas zu rechtfertigen ſuchte, befanden ſich Lilias und Anna von Keir auf der Inſel Mainland, der bedeutendſten der Orcaden. Dieſe Inſeln, hoch im Norden liegend, und durch eine wüthende Strömung ‚den Ruſt von Pentland Frith‘, von der Nordſpitze von Schottland getrennt, ſind vermöge ihrer Lage in ſo hoher Breite rauh und unwirthbar. Die Birke und der Wachholder ſind die einzigen baumartigen Gewächſe, und wenn nicht zur Sommerzeit grüne Matten dem Auge einigen Genuß gewährten, ſo würde der Aufenthalt auf den Orkney-Inſeln ein ſehr trauriger genannt werden müſſen. Am anmuthigſten — wenn dieſe Bezeichnung überhaupt in Beziehung auf die Orkneys paſſend genannt werden kann — ſo wie am cultivirteſten, iſt die Inſel Mainland, oder Pomona. Obwohl ziemlich einförmig und öde, hatten die alten Jarls der Vorzeit, die Ahnen der Grafen von Orkney, ſie dennoch zu ihrem Sitze gewählt. Von nordiſchen Seekönigen entſproſſen, beherrſchten ſie von hier aus die Orcaden und die Shetlands-Inſeln, und von der Zeit an, wo der Dienſt Odins und Freya's dem Dienſte des Kreuzes Platz gemacht hatte, waren ſie ſtets ein mächtiges und gefürchtetes Geſchlecht geweſen. Bald nach dem Tode des heiligen Magnus, der von der Mörderhand heidniſcher Druiden fiel, hatten deſſen Nachkommen auf Mainland ein gothiſches, palaſtähnliches Kaſtell zu bauen angefangen; der Plan dazu aber war ſo großartig angelegt worden, daß es erſt unter Magnus dem Dritten im dreizehnten Jahrhundert beendigt worden war. Der Punkt, auf dem das Schloß erbaut worden, war überaus wohlgewählt am Strande einer ſchönen Bay, welche die Vorgebirge Inganeß und Quanterneß einſchließen. Zur Seite des Kaſtells erhob ſich die damals noch ſehr unbedeutende Stadt Kirkwall, aus der indeſſen die St. Magnuskirche und die Wohnung des Biſchofs bereits ſtattlich emporragten.

Das Kaſtell, oder ‚der Grafenpalaſt‘, wie er in neuerer Zeit, die nur noch die Trümmer von ihm geſehen hat, genannt ward, war ein ſehr großer, gothiſcher, und in der Reinheit ſeiner Architectur ſo ausgezeichneter Bau, daß er in ſeinen Ruinen noch heute zu Studien gothiſcher Baukunſt dienen könnte. Er nahm drei Seiten eines viereckigen Platzes ein, und ſeine Ecken waren mit mächtigen Thürmen, ſowohl zur Zierde wie zur Vertheidigung geeignet, verſehen. Von dem Hauptportale aus, gelangte man auf einer großen zierlichen Treppe von drei Abtheilungen, in einen ſehr geräumigen Prunkſaal, der mit mehreren runden Thurmzimmern in Verbindung ſtand, und an jedem Ende einen ungeheuren Kamin hatte. Die Decke des Saales war, ſo wie die beiden Seitenwände, mit dem Wappenſchilde des Grafengeſchlechts verziert, und Familiengemälde, von dem

Portrait des heiligen Magnus an, bis zu dem des letzten Beſitzers, dienten ihm zu einem ſtattlichen Schmuck. Ein einziges ungeheures Fenſter mit einem gothiſch geſchnörkelten, ſteinernen Rahmen, erhellte das weite Prunkgemach. An dieſem Fenſter befanden ſich eines Morgens Lady Lilias und Anna, und ſahen auf die von der Sonne beſtrahlte flimmernde See, als ein Rennen und Laufen der Einwohner von Kirkwall, die dem Hafen zuſtürzten, ihre Aufmerkſamkeit rege machte. Schon längere Zeit hatten ſie ein mit vollen Segeln heranſteuerndes, ſtattliches Schiff bemerkt, aber ſie hatten demſelben keine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Jetzt ſahen ſie plötzlich eine bunte Flagge an dem Hauptmaſte des Schiffes emporſchweben. Ein freudiger Ruf erſcholl aus dem Knäuel der Einwohner, der ſich an der Landungstreppe des Hafens gebildet hatte, und ſogleich flog an der dort aufgepflanzten Signalſtange die Flagge von Orkney empor. Das Schiff ſteuerte indeß mit Windeseile heran, und warf, unter lautem Zuruf der Einwohner, endlich Anker. Ein Boot landete, und der Jubelruf wiederholte ſich mehrmals. Die Entfernung war zu groß, als daß die Damen hätten deutlich bemerken können was vorging, doch jetzt wälzte ſich die Menge der Bevölkerung vom Hafen dem Palaſte zu. Ein Geharniſchter, auf deſſen Silberhelm ein goldener Adler ruhete, ging an der Spitze der Menge. Er blieb dann und wann ſtehen, und ſprach ein paar freundliche Worte mit Einem oder dem Andern aus dem Haufen. Jetzt befand ſich die Schaar auf dem Platze vor dem Schloſſe.

„Wer mag der ſtattliche Rittersmann ſein?“ fragte die Lady ihre Verwandte. „Wie ein Fürſt erſcheint er unter dieſer Menge. — Aber mein Gott! Es iſt doch nicht —“

„Ja, er iſt's!“ rief Anna lebhaft. „Ganz recht nennt Ihr ihn einen Fürſten, Baſe, denn wie ein ſolcher erſcheint er neben jedem andern männlichen Weſen. — Es iſt Graf Orkney.“

„Ha!“ rief die Lady überraſcht. „Orkney iſt's? Nun wundert es mich nicht mehr, daß Du immer ſeine Partei nimmſt. So ſchön und ſtattlich hatte ich mir meinen Kerkermeiſter nicht gedacht.“

Der Graf war inzwiſchen in das Schloß getreten. Seine Sporen klirrten auf der Treppe. Er trat in den Saal. Er war heute wunderſchön. Da er den

Helm abgenommen hatte, ſo fielen ſeine vollen, langen, dunkeln Locken bis auf die Schultern herab. Seine ſchönen Züge durchzuckte heute nicht der Ausdruck des Schreckens und des Zorns, wie zu Stirling. Freundlichkeit und Milde, verbunden mit einer edlen Ruhe, waren über ſie ausgebreitet.

„Mylady von Keir," ſagte er in einem nicht nur höflichen, ſondern faſt herzlichen Tone, „ich ſollte mich eigentlich nur freuen, Euch zum erſten Male in meinem Hauſe begrüßen zu können, und dennoch miſchen ſich ſchmerzliche Gefühle in die Begrüßung einer ſo hochgeachteten Gäſtin."

„Einer armen Gefangenen wollt Ihr ſagen, Mylord;" erwiederte die Lady mit Stolz und Kälte.

„Dieſe ſeid Ihr nicht mehr, ſobald Ihr nur ſelber wollt;" verſetzte der Graf. — „Aber jetzt ſehe ich erſt, daß ich eine Bekannte aus früherer Zeit an Eurer Seite finde! Fräulein Anna; nicht wahr? — O ich erkannte Euch gleich! Ihr waret ein Kind noch als ich Euch im Hauſe Eures Vaters ſah, aber das liebe Geſicht der kleinen Bekannten, die ſo gut und freundlich gegen mich war, habe ich nicht vergeſſen."

Anna konnte kein Wort erwiedern. Sie wollte reden, aber das Herz war ihr ſo voll. Es war ihr zu Muthe, als ob ihr die Bruſt zerſpringen ſollte.

„Mylady," fuhr der Graf, zu Lilias gewendet, weiter fort, „Ihr ſeid übel, und ich darf wohl ſagen ungerecht behandelt worden." —

„Meint Ihr?" unterbrach ihn die Dame mit Hohn.

„In meinem Namen hat man Euch übel behandelt, dennoch bin ich unſchuldig an dieſer That;" ſagte Orkney.

„O ich weiß!" verſetzte die Lady mit höhniſchem Lächeln. Ihr habt blos dazu gerathen. Die Söldner des Königs führten ſie aus."

„Ich habe nicht dazu gerathen, Mylady! Wäre ich zu Stirling geweſen, als man dieſen Beſchluß faßte, ſo wäre er nicht zur Ausführung gekommen. Leider kam ich zu ſpät, um ihn noch hintertreiben zu können."

„Was hat man über mich beſchloſſen?" fragte die Dame mit verächtlicher Miene, und als ob ſie andeuten wolle, daß es ihr einerlei ſei, ob der Graf oder ein Anderer den Rath gegeben habe.

„Sr. Gnaden, der König hat mich beauftragt, Euch nach Edinburg zu geleiten. Verzichtet Ihr auf jede Theilnahme an dem Bunde ſeiner Feinde, ſo wird man Euch ſogleich in Freiheit ſetzen."

„Und wenn ich es nicht thue?" fragte die Lady kalt.

„So würdet Ihr bis nach Beendigung des Kampfes dort bleiben müſſen. Daß man Euch gut behandelt, dafür würde ich haften;" verſetzte Orkney.

„Ich nehme Eure Bürgſchaft nicht in Anſpruch, Mylord;" ſagte Lilias ſtolz. „Ob mich der König in Edinburg in Freiheit ſetzen, ob er mich hier von jenem Vorgebirge herab in's Meer ſtürzen läßt, es iſt einerlei. Niemals werde ich einem Bunde entſagen, bei welchem Douglas beharrt, und bei dem zu beharren ich ihm mein Wort gegeben habe."

„Ach Mylady," ſagte der Graf unwillkührlich von der Erinnerung an den Getödteten ergriffen. „Douglas wird Euch nicht daran mahnen."

„Wie ſoll ich Euch verſtehen, Mylord?" verſetzte die Lady raſch. „Hat man den Edlen, trotz Eurer Friedensverſicherungen und des Geleitsbriefes, den Ihr ihm gebracht, etwa auch eingekerkert, ohne daß Ihr dazu gerathen habt, oder dabei geweſen wäret?"

Das Auge der Lady flammte. Hohn und Verachtung ſprach aus ihren Blicken.

„Wäre ich zu Stirling geweſen, als Graf Douglas dort ankam, ſo wäre es mir gewiß gelungen, ihn mit dem Könige zu verſöhnen;" ſagte Orkney, indem ein Zug tiefer Trauer ſeine ſchönen Züge durchzuckte.

„Nun Mylord? — Ihr ſchweigt auf meine Frage! — Hat man wirklich den ſchändlichſten Treubruch an dem Wackern begangen? Hat man ihn gefangen genommen?" rief die Lady heftig.

„Wollte Gott, ich könnte Euch eine beſſere Botſchaft bringen, als es der Fall iſt!" ſprach ſeufzend der Lord. „Ich bitte Euch, das, was ich zu ſagen habe, mit Faſſung anzuhören, mir aber vor Allem auf mein Ritterwort zu glauben, daß Niemand mehr wie ich beklagt —"

„O Mylord, ſprecht nicht von Euch! Sprecht von Douglas!" unterbrach ihn die Lady mit einem Ausdruck von Wildheit in ihrem Auge.

„Der Graf kam nach Stirling, er ward freundlich vom Könige aufgenommen, ſie tafelten und tranken in Friede und Freundſchaft. Nach aufgehobener Tafel blieben beide allein. Die Räthe und Ritter des Königs waren in den anſtoßenden Zimmern. Längere Zeit beſprachen ſich der König und Douglas mit einander. Plötzlich hören die Lords die Stimmen Beider laut lärmend ertönen. Sie ſtürzen in die Halle, und erblicken Douglas den König am Mantel feſthaltend, letztern aber mit gezogenem Dolche. Jetzt werfen ſie ſich auf den Grafen —"

Orkney ſtockte.

„Sie ergreifen ihn! Werfen ihn in Feſſeln!" fiel Lilias faſt ſchreiend ein.

„Nein! — Nein! — So war es nicht;" ſprach Orkney zögernd. „Sie zogen die Schwerter, Sir Patrik Grey ergriff die Streitaxt —"

„Was? Sie haben ihn verwundet? — Doch nicht tödtlich? Nein, Graf Orkney! — Nur verwundet, leicht verwundet, dann gefangen genommen? Nicht wahr, weiter nichts?"

Ein Fieberſchauer ſchien die Lady bei dieſen Fragen zu ſchütteln. Ihr Geſicht ward bleicher und bleicher.

wünſcht, wünſche es noch, und will mein Leben dafür laſſen, wenn ich die Gewißheit erhalten kann, daß Mathilde glücklich wird.

Ich halte Euch für einen Ehrenmann, Herr Froben! ſprach Roſenblatt, indem er dem Jünglinge die Hand reichte, und eine immer größer werdende Rührung ſich in den ſonſt ſo muntern und lebensfrohen Zügen offenbarte. Ihr mögt unglücklich genug ſein, und mit meinem Willen ſoll Euer Unglück nicht noch dadurch vergrößert werden, daß Ihr von der Hand eines Jugendfreundes fallen ſolltet oder das furchtbare Bewußtſein hättet, einen ſolchen getödtet zu haben. —

Die ernſte Rede des ſonſt ſo frohen, ſo lebensluſtigen Mannes ſchien ihres Eindrucks auf Burgsdorf nicht zu verfehlen, und nur mit Mühe konnte er eine Bewegung innerer Rührung unterdrücken. Ich gehöre nicht zu Denen, ſprach er, indem eine hohe Röthe ſein Antlitz übergoß, welche jahrelange Freundſchaft über Augenblicke elenden, nichtswürdigen Zwiſtes vergeſſen können. Hier iſt aber von keinem Mißverſtändniſſe, von keiner unbedeutenden Zänkerei die Rede. Emanuel Froben! es iſt davon die Rede, ob Du je mein Freund geweſen, ob Du ein edler Menſch oder ein nichtswürdiger, ſchleichen-

„Ich kann Euch, Mylady, die traurige Wahrheit nicht verbergen;“ ſagte der Graf betäubt. — „Douglas fiel unter den Schwertern ſeiner Gegner.“

„Todt? — Todt?“ rief die Lady laut ſchreiend, und ihre Stimme ſchallte ſchauerlich in der weiten Halle zurück.

„Der Vorfall iſt ein entſetzlicher, und der König ſelbſt davon tief ergriffen;“ ſagte Orkney. „Wie der Streit ſich angefangen hat, weiß Niemand, da der König ſelbſt darüber ſchweigt. Die Hofleute ſagen, der Graf habe ihn durch ſchnöde Reden gereizt, und der König ſei gezwungen geweſen, ſich mit dem Dolche zu vertheidigen.“

Die Lady ſah mit ihren dunkeln Augen, die ſich in dem marmorblaſſen Geſicht um ſo geiſterhafter ausnahmen, dem Sprechenden ſtarr in's Geſicht, dann ſagte ſie nach langem Schweigen: „Darf ich fragen, wo Ihr Euch befandet als der Mord geſchah?“

„Ich hatte mich im Auftrag des Königs zu dem Grafen von Angus begeben müſſen, und traf unglücklicherweiſe erſt zu Stirling ein, als die That geſchehen war.“

„Wie ſonderbar es ſich doch trifft, daß Ihr immer abweſend waret, wenn Jemand in eine, in Eurem Auftrage gelegte Schlinge fällt?“ ſagte die Lady nach einer langen Pauſe, in der ſie eine innere Bewegung, die aber von der heftig arbeitenden Bruſt, der bebenden Lippe verrathen wurde, gewaltſam zu verbergen ſuchte. „Ich werde heimtückiſch überfallen und gefangen genommen, werde durch wilde, unwirthſame Gegenden auf eines Eurer Schlöſſer geführt; Ihr ſeid abweſend! — Ihr bringt Douglas einen königlichen Geleitsbrief, Ihr bewegt den Vertrauenden nach Stirling zu gehen; dort wird er ermordet. Ihr ſeid wieder abweſend!“

„Zeitlebens werde ich dies unglückliche Zuſammentreffen, das mich tiefer betrübt als Ihr meinen möget, beklagen;“ verſetzte Graf Orkney traurig. „Gebe Gott, daß die unheilvolle That nicht für Schottland, für den König, für uns Alle, von den unglücklichſten Folgen ſei! Was Ihr verlort, Mylady —“

„O, ich bitte Euch, Mylord!“ unterbrach ihn bitter die Lady. „Was ich verlor, fühle ich tief bis in die innerſte Seele, aber ich bedarf und verlange keinen Troſt. Ich gehöre nicht zu den wimmernden

Weibern, die durch Haarzerraufen und Händeringen den Mann, den ſie liebten und verloren, wieder in's Leben rufen möchten. Ich würde mich des edlen Helden, der offen und vertrauend in das Haus des Mordes, aus dem er nicht wiederkehren ſollte, ging, unwerth glauben, wenn ich auf ſolche Weiſe ſeine Leichenfeier begehen ſollte. — Für jetzt bitte ich Euch, mich auf einige Zeit allein zu laſſen."

Mit jedem Worte, das die Lady ſprach, ward ihre anfangs zitternde Stimme ruhiger, ihre Haltung gefaßter. Dem Grafen war es willkommen, die ihm peinliche Unterredung endigen zu können, und er war froh, als er die Halle verlaſſen konnte. —

So wie die Lady und Anna allein waren, ging letztere auf die Verwandte zu, und ergriff ſanft ihre Hand. Mit einer Art Haſt zog Lilias ſie aus der der Verwandtin, indem ſie ihr winkte, ſie jetzt ſich ſelber zu überlaſſen. Ohne eine Thräne zu vergießen, ſchritt ſie lautlos, bald langſamer, bald ſchneller, im Saale auf und ab. Sie ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Dann trat ſie wieder an's Fenſter. Ihr düſteres Auge ſchauete hinaus auf das ruhige blaue

Meer, ſie lehnte die mit kaltem Schweiß ſich bedeckende Stirn an die ſteinernen geſchnörkelten Säulen, die den Fenſterrahmen bildeten, und blieb längere Zeit in dieſer Stellung. Plötzlich kehrte ſie ſich um, und winkte Anna, ſich auf einen der beiden Steinſitze, die rechts und links in der Vertiefung des Fenſters angebracht waren, niederzulaſſen, während ſie ſelbſt auf dem andern Platz nahm.

„Wir werden einige Zeit noch hier bleiben, Anna;“ ſagte ſie mit einer Faſſung und Ruhe, die das Mädchen ganz in Verwunderung ſetzten. „Daß ich von dem Bunde, dem Douglas angehörte, mich nicht losſage, darf ich wohl kaum erwähnen. Was aber ſoll ich dann in Edinburg? Es ſteht mir nicht an, meinen Feinden dort zum Schauſpiel zu dienen. Hier in dieſem abgeſchiedenen Winkel der Erde, wo Alles mit meinen Empfindungen übereinſtimmt, will ich bleiben, und Graf Orkney wird mir die Bitte nicht verſagen.“

„Gewiß erfüllt er dieſen Wunſch, wenn Ihr ihn ausſprecht;“ fiel das Mädchen lebhaft ein. „Ich will mich herzlich darüber freuen. Die Einſamkeit wird Euch wohlthun in Eurem Schmerze. Was

ich anlangt, ſo finde ich dieſe entlegenen Inſeln
r nicht ſo häßlich, wie Ihr immer meintet, daß
wären. Alles trägt einen ſo eigenthümlichen Cha-
cter, daß ich ihn gar nicht mit Worten zu ſchil-
rn im Stande wäre. Blicke ich hier auf Main-
nd um mich her, ſehe ich dieſes flache, begrünte,
nſame Land, ohne Bäume, ohne Geſträuch, nur
n den vielfarbigſten Mooſen überwachſen, ſo em-
nde ich einen ſonderbaren, aber durch ſeine Ruhe
ohlthätigen Eindruck, der indeß wieder einem ganz
dern, gerade entgegengeſetzten Platz macht, wenn
die zackige Felſeninſel Hoy betrete, und dort in
s tobende, donnernde, ſich in zerklüfteten Wirbeln
erſtürzende Meer hinabblicke. Ich wüßte nicht zwei,
eine Empfindungen ſchildernde und dabei ganz er-
öpfende Worte, zur Bezeichnung dieſer unendlichen
uhe und jenes Aufruhrs anzugeben."

„Ich aber weiß ſie!" ſagte die Lady mit einem
auſigen Lächeln. „Das Land iſt wie der Tod,
d das Meer wie die Rache."

Ohne weiter etwas hinzuzufügen, erhob ſie ſich,
d ging, Anna betroffen zurück laſſend, nach ihrem
mmer.

Die Lady blieb den ganzen Tag, ohne etwas von Speiſe oder Trank über die Lippen zu bringen, in ihrem Gemache. Stumm wie ein Steinbild, ohne daß eine Thräne ihren Augen entfloß, ſaß ſie da, und ſtarrte auf den Eſtrich des Bodens. Alle Anreden, alle Bitten Anna's, ihrem Grame Worte zu leihen, wurden nur mit einigen abwehrenden Winken der Hand beantwortet. Um ſo erſtaunter war das Mädchen, als es am folgenden Tage die Lady gänzlich umgewandelt fand. Eine unbegreifliche Ruhe, eine Faſſung der ſeltenſten Art war über ſie gekommen. Sie ließ den Grafen zu ſich bitten, ſie ſagte ihm, daß ſowohl die Lage der Dinge, wie ihre Stimmung, ſie wünſchen ließen, einige Zeit von Edinburg, wie von dem Schauplatze des Kampfes zwiſchen dem König und ſeinen Gegnern, entfernt zu ſein, und daß ſie ihn deshalb bäte, ihr den Aufenthalt zu Kirkwall oder auf einer andern ſeiner Burgen zu geſtatten. Die Art, wie ſie dies ſagte, war ſo einfach, ſo gänzlich von jedem Ausdruck von Haß oder Bitterkeit entfernt, daß Orkney ſich um ſo mehr freuete, dem geäußerten Wunſche ſogleich entſprechen zu können. Er ſchlug der Lady vor, noch ein paar

Tage auf der Inſel zu verweilen, dann werde er ſie ſelbſt nach einer ſeiner Burgen in der Nähe von Perth geleiten, wo ſie, ſo lange ſie wolle, verweilen könne. Der Graf ſetzte hinzu, daß dies Schloß einen recht angenehmen Aufenthalt darbiete, da es höchſt romantiſch gelegen ſei, und indem er es als ſeinen Lieblingsſitz betrachte, habe er es vor allen ſeinen Schlöſſern mit den größten Bequemlichkeiten ausgeſtattet.

Die Lady war heute in ihrer Sprache, wie in ihrem ganzen Weſen, eine ganz Andere, und nicht nur Anna, ſondern auch Orkney, ſchien dies aufzufallen. Sie erwähnte des Unglücks, das ſie getroffen, mit keiner Sylbe, ſie vermied ſelbſt den Namen ‚Douglas' auszuſprechen, und der Graf hütete ſich natürlich ebenfalls, des traurigen Vorfalls zu erwähnen. Indem er ihr Unglück ehrte, erſchöpfte er ſich in Aufmerkſamkeiten aller Art, um auf dieſe Weiſe der Lady zu zeigen, daß ſie bei ihm mit Recht ganz andere Geſinnungen vorauszuſetzen habe, als die, welche ſie früher gefaßt. Er lauſchte auf jeden ihrer Winke, und überhäufte ſie mit Artigkeiten, doch auf eine ſo gewählte Weiſe, daß jeder Gedanke eines Aufdringens derſelben fern bleiben mußte. Dies Verhältniß fand auch in den folgenden Tagen gleichmäßig ſtatt. Anna konnte ſich nicht genug über die Verwandte wundern. Sonſt überaus leidenſchaftlich in Liebe wie in Haß, in Freude wie in Trauer, war ſie jetzt die Gelaſſenheit, die Ruhe ſelbſt; ſonſt gewöhnlich bei Kleinigkeiten leicht aufgeregt, und dann in ihren Aeußerungen kaum Maß und Ziel findend, war ſie jetzt mit Allem zufrieden, ja ſie ſchien Uebelſtände, die ſie ſonſt in üble Laune verſetzt haben würden, gar nicht zu bemerken. Unterhielt ſie ſich mit Orkney, ſo ſprach ſie blos über die Zuſtände, die Eigenthümlichkeiten der Inſeln, welche das kleine Reich des Grafen bildeten; jede Kleinigkeit ſchien ſie dann zu intereſſiren. Da Lilias, von Natur verſtändig und ſprachgewandt, ihre Unterhaltung, ſobald ſie wollte, ſehr angenehm zu machen wußte, ſo war es kein Wunder, daß der Graf ſich in ihrer Nähe ſehr wohl befand, und dieſe fortwährend aufſuchte. War die Lady nun aber in ſeiner Gegenwart ſehr geſprächig geweſen, ſo ward ſie, ſobald er das Gemach verließ, um ſo ſchweigſamer. Es ſchien dann, als ſei ſie ganz erſchöpft von einem Zwange, dem ſie ſich nothgedrungen unterzogen habe. Stunden lang ſaß ſie dann am Fenſter ſchweigend vor ſich hinſtarrend, oder wie mechaniſch auf das Meer hinausblickend, und als Anna, davon geängſtigt, ſie einſt mit liebendem Tone bat mit ihr zu reden, riß ſie heftig ihre Hand aus der des Mädchens, und ſagte mit finſterer Miene: „Laß mich! Ich kann nicht ſprechen, ich kann nur denken.“ — Dennoch war ſie, als Orkney einige Zeit darauf in's Gemach trat, ſo geſprächig wie zuvor.

Da der Graf glaubte, daß der Schmerz der Lady milder geworden ſei, und ſie einſehe, daß ihr nichts übrig bleibe, als ſich in das Unvermeidliche zu fügen, ſo ſuchte er alle Gelegenheiten auf, ſie, ſo viel in ſeinen Kräften lag, zu unterhalten und zu zerſtreuen. Seefahrten nach der romantiſchen Inſel Hoy wurden unternommen. Hier führte der Graf die Damen nach dem berühmten Wart-Hill, einem Berge, auf deſſen unzugänglicher Spitze, den Meinungen der Inſelbewohner nach, ein bezauberter Karfunkel liegen ſoll, den Mehrere zur Mitternachtszeit wie einen Stern durch das Dunkel ſtrahlen geſehen. Er zeigte ihnen auch den Dwarf-Stone, eine durch Menſchenhande ausgearbeitete, oder doch erweiterte Höhle, eine ehemalige Druidenwohnung, in welcher indeß die Orcadier den Aufenthalt des in den alten Sagen oft erwähnten Zauberzwerg Trolld erblicken wollen. Erlaubte die ſtürmiſche See nicht ſo weite Ausflüge, ſo ritt die Geſellſchaft auf kleinen Shetlandspferden nach dem ‚See von Stennis‘, einem ſchönen Waſſerſpiegel, den ein ſich in's Innere von Mainland ziehender Meeresarm bildet. Hier befinden ſich alte druidiſche Denkmale, welche ſelbſt dem von Stonehenge nicht nachſtehen. Der Graf zeigte ihnen hier die ‚Brücke von Broisgar‘, den Zugang zu einem Druidentempel oder Opferplatz, von welchem ungeheure bemooſ'te Steinblöcke emporragen, und machte die Frauen beſonders auf einen Steinpfeiler aufmerkſam, bei welchem, der Sage nach, in grauer Zeit die Liebenden ‚den Schwur bei Odin‘ leiſteten. Anna konnte kein Auge von dem ſchönen Manne wenden, wenn er mit einer ungemeinen Lebendigkeit von den alten wunderbaren Zeiten erzählte. Er erſchien ihr wie einer der in den Nordlandsſagen verherrlichten mächtigen Seekönige, wenn ſie mit goldnem Helme, und der flatternden Mähne des Pferdes der Verräther biſt! Warſt Du das Erſte, ſo mußteſt Du, wenn Du Mathilden liebteſt, meine Bitte um ihre Hand zu werben, mir verſagen, gleichviel, ob Du mir den Grund der Weigerung angeben konnteſt oder nicht; hatteſt Du aber die Zuſage mir gegeben, ſo mußteſt Du ſie ausführen, und nichts kann die Treuloſigkeit, von der ich Zeuge ward, entſchuldigen. — Emanuel! ſprach Burgsdorf nach längerer Pauſe mit weicherer Stimme; ich glaube, daß unſer Verhältniß nie wieder das vorige werden kann; aber — ich möchte das Blut des Freundes nicht gern an meinem Schwerte erblicken; ich habe Dich im Felde tapfer kämpfen ſehen, ſelbſt da, wo Dein Beruf es nicht gefodert; dennoch bin ich in Handhabung des Schwertes Dir überlegen, jede Wunde, Dir beigebracht, ich fühlte ſie im eignen Fleiſch. Ich will einen Schleier über das Vergangene werfen, will jede Schuld in ewige Vergeſſenheit begraben, wenn Du mir frei bekennſt, was Dich bewog, meinen Antrag zu übernehmen, und dann Dich abhielt, ihn auszuführen?

Quale mich nicht, Bruder! rief Froben mit Verzweiflung im Tone. Ich habe Dich treu geliebt, liebe Dich jetzt wie damals, aber — Deine Frage kann ich nicht beantworten.

geſchmückt, zur Seite des Opferſteins ſtanden, und der weißgekleidete Druide den Beiſtand Odins und Thors für den nächſten Meerzug auf ſie herabrief. Ueberhaupt hatte der Graf einen unendlichen Eindruck auf das Herz des Mädchens gemacht. Von der Natur mit einer gefühlvollen, den leiſeſten Eindruck empfindenden Seele begabt, hatte es, von Jugend an in einer düſtern Burg eingeſperrt, noch nie andere Männer als Greiſe oder rohe, ungebildete Kriegsleute um ſich geſehen. Dies war der Grund, weshalb das Bild des Grafen Orkney, als dieſer zuerſt in der Burg ihres Vaters erſchien, einen ſo unauslöſchlichen Eindruck zurückgelaſſen hatte. Jetzt ſah ſie ihn täglich, ſie fand, daß er ſo liebenswürdig als ſchön ſei, und es war mithin kein Wunder, daß ſein Bild ihre ganze Seele füllte. Anna war indeß weit davon entfernt, ſich zu geſtehen, daß ſie ihn mit allem Feuer einer jugendlichen Seele liebe. Sie war arm, zurückgeſetzt, von Kindheit an gewöhnt, ſich mehr als die erſte Dienerin, wie als die Verwandte der Lady zu betrachten, und es ſchmerzte ſie deshalb auch nicht, wenn ſie ſah, daß der Mann, der ihr ein höheres Weſen ſchien, der der Abgott ihrer Seele war, alle ſeine Aufmerkſamkeit der Lady widmete, und für ſie nur dann und wann einige herzliche und freundliche Worte hatte. Da Anna ſich fortwährend in der Geſellſchaft ihrer Verwandtin und des Grafen befand, ſo konnte ihr nicht entgehen, daß jene Beiden von Tage zu Tage immer befreundeter, ja vertrauter wurden. Es war, als ob ſie ſich von jeher gekannt hätten, beſonders aber, als ob Douglas nie exiſtirt habe. Nicht ein einziges Mal erwähnte die Lady des Verſtorbenen, aber auch ſelbſt von den Zwiſtigkeiten des Adels und des Königs war mit keiner Sylbe die Rede. Es ſchien, als ob Lilias abſichtlich vermeide, davon zu ſprechen. Daß Orkney nicht über dieſen Gegenſtand zu reden Luſt hatte, war erklärlich. Bis jetzt hatte Anna ſtets in dem Benehmen der Verwandtin den Plan geſehen, das Vertrauen des Grafen zu gewinnen, und ihn durch dieſes zu vermögen, ſie auf ihre Güter zu entlaſſen, wo nicht ihn gar zu dem Bunde hinüberzuziehen. Nach und nach kam ſie indeß wieder von dieſem Gedanken ab. Zu ihrem Erſtaunen fand ſie, daß der Widerwille, der Haß, den Lilias gegen jenen Mann gehabt, in der kurzen Zeit ihres Beiſammenſeins nicht nur völlig verſchwunden ſchien, ſondern ſogar wohlwollenden Gefühlen Platz gemacht haben müſſe. Nicht nur, daß ſie alle die kleinen Gefälligkeiten, die Ueberraſchungen, die ihr Orkney bereitete, mit ſichtlichem Wohlwollen aufnahm, ſondern ſie ſagte ihm bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich einige verbindliche Worte; ein Umſtand, der dem Mädchen um ſo ungewöhnlicher vorkommen mußte, als dergleichen ganz außer den Gewohnheiten der Lady lag. Der Graf ſchien die Umwandlung der Geſinnungen derſelben indeß nach ihrem Werthe zu veranſchlagen. Er veranſtaltete allerlei kleine Feſte, wo er ſeine „Udaller“ (freie Unterſaſſen) dazu einlud, und Lilias erſchien ſtets als die Königin ſolcher Luſtbarkeiten. Ganz glücklich war er dann, wenn er ſah, daß die Lady einen freundlichen Antheil zeigte, und ihm dies in einigen Worten zu erkennen gab. Seine Freude war dann ſo groß, ſein Dank für die Anerkennung ſeiner Bemühungen ſo feurig, daß ſich nicht nur freundliche, ſondern ſelbſt zärtliche Worte in ſeine Erwiederungen miſchten. Anna erſchrak faſt, als ſie dergleichen zum erſten Male vernahm. Dem Character der Lady nach mußte ſie glauben, daß dieſe ſich dadurch beleidigt finden würde. Dies war indeß nicht im geringſten der Fall. Lilias nahm dieſe Aeußerungen mit einer ſo ſanften Freundlichkeit auf, wie ſie Anna, ſo lange ſie denken konnte, an der Lady noch nicht wahrgenommen hatte.

Das Verhältniß des Mädchens zu derſelben war früher nie ein ſehr herzliches geweſen. Anna hatte ſie ſtets als ihre Verwandte geehrt, aber mehr noch gefürchtet. Sie erlaubte ſich daher nie eine Bemerkung über das Benehmen des Grafen gegen ſie. Als aber der Letztere eines Morgens der Lady einen koſtbaren Blumenſtrauß überreichte, als er ein paar zärtliche Worte dazu ſagte, und Lilias ſich mit dem Strauße geſchmückt hatte, ſo glaubte Anna eine neckende Bemerkung fallen laſſen zu können, als ſie am Abende den ſchönen Strauß der Verwandtin vom Buſen nahm, um ihn in einem Becher länger zu bewahren. Lilias erwiederte kein Wort darauf; blos ein bitteres Lächeln zeigte ſich um ihre Mundwinkel. Dann nahm ſie den Strauß aus dem Becher, warf ihn auf den Boden, trat mit dem Fuß darauf, und ſchleuderte ihn zuletzt mit einem Fußſtoß in das lodernde Kaminfeuer. — Anna, obwohl an die Leidenſchaftlichkeit der Verwandtin gewöhnt, ſchrak bei dieſem Auftritt heftig zuſammen, und es verging ihr die Luſt, noch ein Wort über dieſen Gegenſtand zu äußern. Mit Kummer ſah ſie die ſchönen Blumen ſich in den Flammen krümmen, und dann zu Aſche werden. Ach, hätte der geliebte Mann ihr ein einziges armes Blatt überreicht, ſie würde es treu auf ihrem Herzen bewahrt haben. —

Die Zeit rückte endlich heran, wo man die Inſel verlaſſen und ſich nach Schottland begeben wollte. Schon lag das Schiff ſegelfertig, das am nächſten Morgen die Geſellſchaft aufzunehmen beſtimmt war. Der Graf befand ſich den ganzen Abend in der Geſellſchaft der Damen. Er war heute zuvorkommender, galanter, die Lady freundlicher wie je. Der Graf ſagte, wie er bedauere, daß ſeine ſchönen Gäſte längere Zeit auf einer unwirthbaren Inſel, und in einem ſo wenig Bequemlichkeiten darbietenden Schloſſe, hätten zubringen müſſen, indeß geſtehe er, daß er ſich, ſobald er einmal, was freilich nur ſelten der Fall ſei, in dieſen Mauern befinde, nur ſchwer von ihnen trennen könne. So ein unbequemer Wohnſitz es auch ſei, ſo hänge doch ſein Herz ſehr daran. Es ſei das Stammſchloß ſeines Hauſes, die Wohnung einer Reihe ſeiner Vorfahren, die glücklich hier gelebt, und er fühle ſich heimiſcher als auf ſeinen andern Burgen. Dies ſei auch der Grund, weshalb er Alles für die Erhaltung des alten Baues thue, obwohl er ſich nicht die kleinſte Aenderung der inneren alterthümlichen und freilich wenig bequemen Einrichtung erlaube. Die Lady hörte dieſen Aeußerungen mit großer Aufmerkſamkeit zu, ſie gab ihm in Beziehung auf die unveränderte Erhaltung vollkommen Recht, aber es kam Anna vor, als ob bei den letzten Worten das boshafte falſche Lächeln, welches ſich, ſobald Jene irgend eine ganz entgegengeſetzte Meinung hegte, als ihre Worte beſagten, kund gab, über das Geſicht der Verwandtin ſich verbreite. —

Es war am folgenden Morgen, als bei heftigem Nordweſt, und ziemlich hochgehender See, der Graf und ſeine beiden Gäſte an Bord eines ſtattlichen Schiffes ſtiegen. Sogleich entfaltete ſich die große Flagge von Orkney am Hauptmaſt, der Anker ward gehoben, und ein tauſendſtimmiger Abſchiedsruf erſcholl aus dem Haufen der Inſelbewohner, die ſich am Hafen verſammelt hatten, um ihren Gebieter abreiſen zu ſehen. — Es war Anna aufgefallen, daß wenige Augenblicke vor der Abreiſe die Lady, welche ſich ſonſt um das wenige Gepäck, das ſie auf Reiſen mitzunehmen pflegte, durchaus nicht bekümmerte, ihr ausdrücklich aufgetragen hatte, dieſes bis nach dem Hafen zu begleiten, wohin ſie in Geſellſchaft des Grafen bald nachkommen wollte. Jetzt, als das Schiff unter Segel, und der Graf mit den Schiffsleuten in Geſpräch war, kam ihr vor, als ob ihre Verwandtin irgend einen Gegenſtand von geringer Größe über Bord ſchleudere, doch getraute ſie ſich derſelben keine Frage deshalb vorzulegen, weil ſie befürchtete, deren üble Laune zu erregen. — Das Schiff ſegelte ſcharf beim Winde, und der Lauf deſſelben ward bald noch durch die herrſchende Strömung vermehrt. In weniger als einer Stunde erſchien Mainland nur noch wie ein ſchwaches Wölkchen am Horizonte, aber dennoch ward die Aufmerkſamkeit des Grafen und der ganzen Schiffsmannſchaft bald nach ener Gegend gezogen. Eine dunkle Wolke erhob ſich über der Inſel. Vom Winde getrieben bildete ſie inen langen, ſich nach Südoſten erſtreckenden Schweif, er bis an die ſchottiſche Küſte reichte, dennoch ſchien ſie ſich immer noch zu vergrößern. Es blieb ungewiß, ob es eine gewöhnliche Wolkenbildung ſei; dem widerſprach indeß Farbe und Geſtalt. Zuletzt einigte ſich die ganze Schiffsmannſchaft dahin, daß es eine Feuersbrunſt ſei, die zu Kirkwall bald nach dem Abſegeln des Schiffes ausgebrochen. Man war bereits zu entfernt, um umzukehren, überdies wäre es, wenn nicht unmöglich, doch jedenfalls gefährlich geweſen, bei dem immer heftiger wehenden Winde das Schiff zu wenden, und ſo wurde die Fahrt auf Befehl des Grafen weiter fortgeſetzt. — —

So wie die Geſellſchaft an der ſchottiſchen Küſte an's Land geſtiegen war, fand ſie eine Reiterſchaar vor, welche der Graf zur Bedeckung beordert hatte. Demungeachtet mußte man Umwege nehmen, um nicht vielleicht einer Streifparthie der Douglas in die Hände zu fallen. Auf dieſer Reiſe nahm das freundliche Verhältniß zwiſchen Orkney und der Lady immer noch zu, und Anna ſtaunte, wenn ſie ſah, daß die Lady ſich mit einem Manne, den ſie noch vor Kurzem für ihren Todfeind erklärt hatte, auf eine Weiſe unterhielt, die jedenfalls eine trauliche genannt werden konnte. So erreichte man nach drei Tagen das

Schloß des Grafen. Letzteres war ganz das Gegenſtück des Grafencaſtells von Kirkwall. Es lag höchſt romantiſch auf dem platten Gipfel eines Felſens, der über einem Waldſtrome hing. Größere und kleine Thürmchen ragten aus einem Conglomerat von Gebäuden, die ein dem Auge wohlgefälliges Ganze bildeten. Trug der Palaſt von Kirkwall den Typus von Feſtigkeit und einſamer Größe, ſo war der dieſer Burg der Ausdruck von Zierlichkeit und behaglicher Wohnlichkeit. Ein lachendes, grünes Thal, ein See, in welchem jener Waldſtrom einmündete, gaben der Umgebung, die ſich nach einer Seite weithin öffnete, etwas ungemein Freundliches. Da der Weg, der nach der Burg führte, plötzlich um eine Waldecke bog, und man nun auf einmal den vollen Eindruck des erſten Anblicks des reizenden Geländes hatte, ſo war es nicht zu verwundern, daß Anna ein lautes: „Ach!“ nicht zurückhalten konnte, und auch die Lady unwillkührlich ihr Roß anhielt. Auf die Bemerkung der Letztern, daß das Schloß eine ſo ſchöne Lage, wie ſie nur ſelten eine gleiche erblickt, hätte, bemerkte der Graf mit noch mehr herzlichem als galantem Tone, daß es nur auf ſie ſelbſt ankommen werde, wie lange

Zeit ſie in der Burg verweilen wolle. — Das Innere des Schloſſes entſprach in jeder Hinſicht der Schönheit der Umgebung. Nicht nur alle Bequemlichkeiten, wie ſie in den Schlöſſern der Vornehmen in jener Zeit etwa zu finden, waren vorhanden, ſondern ſelbſt eine ſtille Pracht herrſchte überall, und gab von dem Geſchmack und dem Reichthum des Beſitzers Kunde. Mit ſichtlichem Behagen zeigte der Graf ſeinen Gäſtinnen die Gemächer des Schloſſes, und wies ihnen dann eine Reihe der ſchönſten zur Wohnung an. Graf Orkney erſchöpfte ſich jetzt in Vorſchlägen zu Beluſtigungen aller Art, von denen er glaubte, daß die Lady ein Vergnügen daran finden könnte. Schon am nächſten Tage ſollte eine Spazierfahrt auf dem See unternommen werden, aber eine den Grafen ſo überraſchende als unangenehme Botſchaft unterbrach für dieſen Tag die Veranſtaltungen. Der Burgvogt des Schloſſes von Kirkwall meldete, daß bald nach der Abreiſe des Grafen, und während ſein Schiff ſich noch im Geſichtskreiſe befand, ein Brand in der Burg ausgebrochen ſei, deſſen Entſtehen man nicht enträthſeln könne. In einem entfernten Gemache des Schloßflügels, den die

So möge das Schwert entſcheiden! rief heftig der junge Krieger und griff nach der Waffe.

Der größte Theil des Geſpräches, das wir unſern Leſern mitgetheilt, wurde auf einem von hohen Buchen und dichtem Unterholz umſtanderen Plätzchen geführt, welches die ſich ſchon verlängernden Abendſchatten noch immer düſterer machten. Die Einſamkeit deſſelben ſchien es ganz zu dem blutigen Vorhaben der beiden Jünglinge zu eignen und jeden Störer entfernt zu halten; dennoch war Letzteres nicht der Fall. Noch ehe die jungen Männer und ihre Begleiter auf dem Platze erſchienen, hatten zwei Luſtwandelnde, in ernſtem Geſpräche vertieft, auf einem vom Winde umgeſtürzten Baumſtamme Platz genommen, und ihnen entging kein Wort von dem Streite der Ankommenden, die eine hohe Buchenhecke von den Beobachtern trennte. Beide Fremde waren Männer von reiferm Alter, doch konnte der ältere derſelben — wenigſtens deutete das ergrauende Haar darauf — vor ſeinem Gefährten eine ziemliche Anzahl Jahre voraushaben. Die Kleidung der Unbekannten war ziemlich übereinſtimmend: ein breitgekrämpter Hut mit ſchwarz und weißer Feder, ein dunkelblauer, enganſchließender Rock, weite Stiefeln von braunem Leder mit mächtigen Sporen, endlich

Damen bewohnt hätten, habe man plötzlich Feuer bemerkt. Als man ſich dahin begeben wollen, um es zu löſchen, habe man die Thüren verſchloſſen gefunden. Kein Schlüſſel ſei zu finden geweſen. Als man ſie mit Aexten eingeſchlagen, habe bereits das Feuer ſo überhand genommen, daß man ſich auf die Rettung des übrigen Schloßtheils beſchränken müſſen, und nur durch die größten Anſtrengungen ſei man dazu gelangt.

Dem Grafen ſchien die Meldung vielen Schmerz zu verurſachen. Er wiederholte mehrmals, daß es nicht die Koſten der Wiedererbauung des abgebrannten Schloßtheiles ſeien, die er ſcheue, ſondern die Unmöglichkeit, mit Geld den Schaden, den das Stammhaus ſeines Geſchlechts erlitten, herzuſtellen, die Zerſtörung der alten, ihm aus den Kinderjahren lieb gewordenen Räume, ſei es, die ihn betrübe. — Als die Rede von der Entſtehung des Brandes war, ſagte die Lady, daß ſie ſich ſolche ſehr gut erklären könne. In den entfernten Gemächern habe ein Diener am Morgen der Abreiſe Feuer angemacht, und das Brandmaterial ſo nahe an dem Kamine aufgethürmt, daß es ihr aufgefallen ſei, und ſie ihn ſelbſt auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht habe. Anna war von der Behauptung ihrer Verwandtin ungemein überraſcht. Gewohnt, für alle Kleinigkeiten auf der Reiſe Sorge zu tragen, hatte ſie wenige Minuten zuvor, ehe ſie das Schloß verlaſſen, jene Gemächer nochmals durchſtreift. Sie erinnerte ſich mit Beſtimmtheit, kein Feuer in den Kaminen jener Gemächer bemerkt zu haben; folglich war die Behauptung der Lady eine entſchiedene und mit Vorſatz geäußerte Unwahrheit.

Der Aufenthalt der Geſellſchaft auf der Burg des Grafen verlängerte ſich über Erwarten. Schon am Tage der Ankunft hatte er einen Bericht an den König geſendet, in welchem er anzeigte, daß er in Beziehung auf die Lady von Keir vollſtändig getäuſcht worden. Er ſchilderte ſie als eine ſanfte, von jeder Intrigue entfernte Frau, und ließ die Hoffnung durchblicken, dahin zu gelangen, daß es ihm vielleicht gelingen würde, durch ſie Verhandlungen mit den Verbündeten einzuleiten. Er ſchloß damit, daß er auf ſeiner Burg die weitern Befehle des Königs erwarten würde.

Es war kein falſches Vorgeben, wenn Orkney dem Könige Hoffnung machte, durch die Lady Verhandlungen mit den Douglas zu eröffnen. Mehrmals hatte er in Anna's Gegenwart mit der Lady über eine Ausſöhnung des Königs mit ſeinen Gegnern geſprochen, und dieſe ihn ruhig angehört. Das Mädchen war erſtaunt, als Lilias, die dem Könige ſonſt ſo feindlich geſinnt war, nur einige leichte Einwürfe machte, und nachdem der Graf dieſe widerlegt, von der Möglichkeit einer ſolchen Ausſöhnung überzeugt ſchien. Anna wußte nicht, ob ſie wache oder träume, ſo groß ſchien ihr die Veränderung, die mit der Verwandtin vorgegangen. Alles dies hätte ihr nur freudige Empfindungen erregt, aber etwas gab es, was ihr einen tiefen Seelenſchmerz bereitete. Das Benehmen des Grafen gegen die Lady wurde von Tage zu Tage zärtlicher, das der Dame entgegenkommender. So traurig es für die liebende Seele des Mädchens ſein mußte, den Mann, den ſie von Kindheit an als das Ideal ihres Herzens und Geiſtes zu betrachten gewohnt war, Huldigungen, die ſie beſeligt haben würden, einer Andern darbringen zu ſehen, ſo würde ſie, da ſie ja nie der geringſten Hoffnung Raum gegeben hatte, dieſen Schmerz mit

Ergebung getragen haben; aber — ſo fragte ſie ſich unaufhörlich — iſt denn Lilias dieſes Mannes werth? Sie mußte ſich, ſo partheilos zu ſein ſie ſich auch beſtrebte, dieſe Frage ſtets mit ‚Nein‘ beantworten. War die Liebe, welche Lilias ſonſt für Douglas gezeigt, eine ächte, waren alle ihre Schwüre keine fortgeſetzten Lügen, ſo konnte ihr Benehmen nach ſeinem ſo unvermutheten traurigen Tode nichts anders als Verſtellung ſein. Ein Wechſel, wie er ſich kund gab, wäre faſt noch unwürdiger als jene geweſen. — Was aber, ſo fragte ſich Anna weiter, bezweckte ſie damit? Welche Pläne gedachte ſie darauf zu gründen? Mit Lilias darüber zu ſprechen, war unmöglich. Von Douglas zu reden, ohne daß die Lady von ihm anhob, was nie geſchah, wäre höchſt unzart geweſen; von Orkney ſprach ſie ohnehin nur in allgemeinen Redensarten, und brach das Geſpräch ſtets bald wieder ab. Ueberhaupt war die Stellung Anna's zu der Verwandtin von jeher eine zu untergeordnete, als daß ſie hätte unternehmen ſollen, die Rede auf einen bedeutenden Gegenſtand zu bringen, von dem Lilias nicht zuerſt zu ſprechen angefangen hätte. Bei Alledem ward die Aufmerkſamkeit Anna's durch das ſonderbare Benehmen der Lady von Tage zu Tage noch erhöht, und es war natürlich, daß ſie die Veranlaſſung dazu um ſo eifriger zu ergründen ſtrebte.

Es war in dieſen Tagen, als Graf Orkney einſtmals ſchnell in das Zimmer der Damen trat. Er hatte ein offenes Schreiben in der Hand.

„Ich bringe Euch Nachrichten, Mylady," ſagte er freundlich zu Lilias, „zufolge deren Ihr mir die von Euch ſo oft erbetene Vermittelung wohl nicht länger abſchlagen werdet, und die ich deshalb Euch mitzutheilen eile. Der König ſchreibt mir, daß der Graf von Huntly an der Spitze der Gordons gegen Euren Vetter, den Grafen Crawford, gezogen ſei, und dieſen, da Johann Colaſſe von Balnamoon ihn beim erſten Angriff verlaſſen, geſchlagen habe."

„Der Elende!" rief Lilias mit ihrer ganzen frühern Heftigkeit.

„Vielleicht wird dies zum Frieden dienen;" fuhr Orkney fort. „Da zugleich die Burg Finhafen ſich ergeben —"

„Was? Die feſte Burg?" rief die Lady.

„Sie öffnete ihre Thore, und da der König geſchworen hatte: daß, wenn ſie in ſeine Hand fiele, er den oberſten Stein zum unterſten machen wollte —

„So hat er ſie zerſtört;“ ſagte Lilias kalt.

„Nein!“ fuhr Orkney fort. „Der König iſt leicht zum Zorn geneigt, aber eben ſo ſchnell zur Gnade. Er beſuchte die Burg, beſtieg die Mauer, und warf, um ſein Gelübde zu löſen, einen kleinen Stein, der eben oben lag, in den Graben. Euer Verwandter bat ſodann um Gnade, und der König gewährte ſie ihm.“

„Wirklich? O er iſt überaus gnädig,“ ſagte die Lady mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Das iſt allerdings der Fall;“ verſetzte Orkney. „Jetzt ſchreibt er mir, daß er einen entſcheidenden Schlag führen wolle, der ſeine Gegner für immer zu Boden ſchmettern müſſe, wenn er gelänge. Der König ſteht vor Abercorn, welches er belagert. Jakob Douglas ſammelt die ganze Macht ſeines Stammes, die des Königs iſt indeß der ſeinen bei weitem überlegen. Der Sieg kann ihm mithin nicht fehlen, und dies um ſo weniger, als er mir befiehlt, mich mit den Gordons zu vereinigen, und ihm ſo die ganze Macht Nordſchottlands zuzuführen. Ihr werdet zugeben müſſen, wie es faſt unmöglich iſt, daß die Douglas dem Könige mit Erfolg widerſtehen können. Sie haben nur noch einen einzigen Verbündeten, dies iſt Hamilton von Cadyow, aber auch dieſer ſchwankt, da ſeine Verwandten, der Erzbiſchof von St. Andrews und Livingſton, in ihn dringen, ſo ſchnell als möglich ſich von den Douglas zu trennen.“ —

„Weiter, Mylord! — Weiter!“ ſagte Lilias, indem ihr dunkles, feuerſprühendes Auge, während einer kurzen Pauſe, auf dem Grafen ruhete.

„Seid verſichert, Mylady,“ ſagte dieſer mit herzlichem Tone, „ich bin kein Feind der Douglas. Mich jammert der Untergang dieſes großen, edlen Geſchlechts. Dieſer aber iſt gewiß, wenn der König Zeit behält, ſeine ganze Macht mit der, ſo ich ihm zuführen werde, zu vereinigen. Ich erlaube mir daher Euch vorzuſchlagen, daß Ihr als Vermittlerin auftretet. Die Douglas halten viel auf Euch. Sie werden — verzeiht mir, wenn ich eine kaum vernarbte Wunde aufreißen muß! — die Stimme hören, die ihrem unglücklichen Verwandten ſo theuer war.“

„Sprecht davon nicht, Graf!“ ſagte Lilias, in dem ſie Ruhe in den Ton zu legen ſuchte, der aber eine innere Erregung zu widerſprechen ſchien.

„Ihr, Mylady!“ fuhr Orkney dringend fort, „könnet die Retterin dieſes edlen Geſchlechts werden. Wendet Euch an Jakob Douglas, daß er ſich dem Könige unterwirft. Acht Tage hat er Zeit, ehe ich mit der neuen Macht zu dem Heere ſtoße. Der König wird ihm günſtigere Bedingungen ſtellen, als wenn es geſchähe, wenn ein Heer beiſammen iſt, dem er nicht widerſtehen kann. Jetzt könnte der Sieg, wenn es zur Schlacht käme, noch zweifelhaft ſein, ſpäter nicht mehr. Die zehntauſend Mann, die ich dem Könige zuführe, geben den Ausſchlag. Verlieren die Douglas die Schlacht, wie es nicht anders möglich, ſo kann der König nicht mehr Gnade üben, ſelbſt wenn er es wollte.“

Die Lady ſchien über die Worte des Grafen tief nachzudenken, ihr Blick verfinſterte ſich immer mehr.

„Ich glaube, es iſt ſo wie Ihr ſagt;“ verſetzte ſie ſodann.

„Ich bitte Euch, Mylady, geht in meinen Vorſchlag ein!“ ſprach Orkney dringend. „Ihr könnet unendlich viel Gutes damit bewirken, die Douglas retten, Menſchenblut ſchonen, Euren Frieden mit dem König machen. Binnen drei Tagen ſtoße ich zu den Gordons. Gebt mir ein Schreiben mit, und ich ſende es durch einen Herold an Jakob Douglas, ſobald wir uns mit dem Heere des Königs vereinigt haben.“

„Es würde Euch nichts nützen;“ ſprach die Lady ruhig. „Man würde ſagen, Ihr hättet mich dazu gezwungen.“

„Das iſt wahr;“ ſprach nachdenkend der Graf. „Es giebt indeß einen Ausweg. So wie die Lage der Dinge iſt, würde Euch ein Aufenthalt in Edinburg gewiß nicht erwünſcht ſein. Verſprecht mir auf dieſem Schloſſe bis zu meiner Rückkehr zu verweilen, und ich übernehme es auf meine Verantwortung, Euch für frei zu erklären.“

„Ich gebe es Euch;“ ſagte haſtig die Lady. „Seid verſichert, Lilias von Keir entflieht nicht heimlich, wenn ſie öffentlich gefangen genommen werden. — Dies aber hilft Euch Alles nichts, wenn Jakob Douglas das Schreiben durch Euch empfängt; indeß will ich Euch einen Vorſchlag thun. Laßt einen meiner Diener, den ich bezeichnen werde und den

Jakob Douglas kennt, von meiner Burg holen, dieſen werde ich mit einem Schreiben abſenden.“

„Ja, ſo wird es am beſten ſein;“ verſetzte Orkney. „Ich ſende ſogleich einen Reitenden, Morgen kann Euer Diener hier ſein. Wenn Ihr übermorgen den Brief abſendet, ſo iſt er drei Tage ſpäter in der Hand des Douglas.“

„Wohl!“ ſagte die Lady, und ihr Auge ſtrahlte vor Freude. „Ich werde ſchreiben, ich werde einen Boten ſenden, und an mir ſoll es nicht liegen, wenn die Fehde nicht früher noch zu Ende iſt als Ihr es vermuthet.“

Orkney erſchöpfte ſich in Dankesworten. Er ſagte, daß auf dieſe Weiſe das Unglück, zu dem er, ohne es zu wollen, beigetragen, ſo weit es in menſchlicher Macht ſtehe, wenigſtens in ſeinen Folgen wieder gut gemacht werden könne.

So wie er ſich entfernt hatte, ging die Lady, augenſcheinlich heftig bewegt, im Zimmer auf und ab. Einige Fragen, die Anna an ſie that, blieben unbeantwortet, ſo ſehr ſchien ſie mit dem Gegenſtande, von dem der Graf geſprochen hatte, beſchäftigt. Das Benehmen derſelben erſchien Anna immer ein breites Schwert mit gerader Klinge und ſchwarz und weißem Gehenke, letzteres in Form einer Feldbinde, war der Putz des Einen wie des Andern. So ſehr aber die Fremden ſich in ihrer Kleidung ähnelten, ſo verſchieden waren ihre Geſichtszüge. In dem Antlitze des Aelteren vermiſchte ſich der Ausdruck von Feſtigkeit mit dem einer gewiſſen Härte, und ſelbſt die Biederkeit, die ſich in den ſtarken gedrungenen Zügen ausſprach, war wegen der rauhen Form des Ganzen weniger geeignet, Zutrauen zu erwecken, als eine furchtſame Ehrerbietung zu erzwingen.

Das Antlitz des zweiten Fremden, beiläufig eines Mannes in der Mitte des Lebens, bildete ein vortheilhaftes Gegenſtück. Ueber das ſchöne volle Oval, das von zwei großen, blauen, geiſtreich blickenden Augen, einer gebogenen Naſe, einem freundlich lächelnden Munde verſchönert wurde, war ein unverkennbarer Ausdruck hohen Seelenadels ausgegoſſen. Die braunen, von der Zeit noch nicht gebleichten Locken ringelten ſich um eine Stirn, auf welcher Majeſtät und Milde vereint zu thronen ſchienen, und die wir nur dann und wann bei der Antike wiederfinden. Die Bewegungen des Fremden während des Geſprächs mit ſeinem Begleiter — und Letzterer horchte auf jedes Wort mit dem Ausdrucke tiefer Ehrfurcht — waren unerklärlicher. Sie konnte das ſchnelle Eingehen in den Vermittelungsvorſchlag nicht mit dem tödtlichen Haſſe gegen den König, mit den Schwüren ihrer Rache zuſammenreimen. Selbſt die Annahme, daß in dem Herzen der Lady eine Neigung zu Orkney aufkeime, — was ſo kurze Zeit nach dem Tode des Verlobten doch kaum vorauszuſetzen war — ſchien es ihr noch nicht hinlänglich zu erklären. Dennoch blieb ihr kaum etwas Anderes anzunehmen übrig. Noch an demſelben Tage las die Lady in Anna's Gegenwart dem Grafen den Brief vor, den ſie an Jakob Douglas geſchrieben hatte. Sie begann damit, daß ſie ſich, voll Erkenntlichkeit gegen Orkney, über die Lage in der ſie ſich befände, ausſprach und hinzufügte, daß ſie ſo gut als frei ſei. Mit Scharfſinn und Sachkenntniß ſetzte ſie ſodann dem Lord auseinander, daß es nach der Niederlage Crawfords nicht länger möglich ſei, der Macht des Königs zu widerſtehen, und rieth dringend zur Unterwerfung.

Orkney war hocherfreut über das, was er hörte. Er küßte die Hände der Lady wiederholt, und ſagte, daß er nicht einen Augenblick länger an dem Abſchluſſe des Friedens zweifle. Lilias ſiegelte in des Grafen

Gegenwart den Brief und bat ihn, am folgenden Tage, wo ihr Diener jedenfalls noch vor ſeiner Abreiſe zum Heere eintreffen werde, demſelben ſolchen zu übergeben. Mit tauſend Dankſagungen verließ der Graf das Zimmer. —

„Sie liebt ihn!" ſagte Anna, als ſie allein war, und unwillkührlich floſſen dem Mädchen ein paar heiße Thränen über die Wangen. „Sie liebt ihn, und dies erklärt Alles! Wie wäre es auch möglich dieſen Mann nicht zu lieben! — Freilich ſtarb Douglas erſt vor Kurzem, und ſie war es eigentlich, die ihm den Tod gebracht, da ſie ſeinen Haß gegen den König immer mehr anfachte. Sie ſollte ihn nicht ſo bald vergeſſen haben! — Aber ſie hat Orkney geſehen, ſie hat längere Zeit in ſeiner Nähe geweilt, ſie hat zärtliche Worte aus ſeinem Munde gehört — wie wäre es möglich, daß ſie widerſtehen könnte?" —

Bereits am nächſten Tage gegen Abend fand ſich ein Diener der Lady ein. Graf Orkney übergab ihm das Schreiben der Dame, ſo wie noch eins, worin er ſelbſt ſich mit Friedensvorſchlägen an die Douglas wendete. Schon in der folgenden Nacht ſollte der

Diener ſich auf den Weg machen, und Anna befand ſich eben im Nebenzimmer, als Lilias ihn entließ.

„Setze den letzten Hauch Deines Pferdes daran, und beſorge genau was ich Dir geſagt habe!“ ſprach die Lady halblaut zu ihm. „Deine und der Deinigen Wohlfahrt haftet mir dafür, daß meine Botſchaft, ehe achtundvierzig Stunden vergehen, an Jakob Douglas gelange.“

Wenige Minuten ſpäter hörte Anna den Diener zum Thore hinausſprengen. —

Mit vielen herzlichen, ja zärtlichen Worten hatte nzwiſchen auch Graf Orkney von Lilias Abſchied genommen. Er bat, daß ſie ſich während ſeiner Abweſenheit gänzlich als Herrin der Burg betrachte. ‚Es ſei ihm,‘ ſagte er, ‚ein ſehr angenehmes Gefühl ſie als dieſe ſich zu denken. In wenig Tagen hoffe er ihr angenehme Nachrichten über die Friedensverhandlungen geben zu können; die von dem Abſchluſſe derſelben gedenke er ſelbſt zu überbringen.‘ —

Sechs oder ſieben Tage nach Abreiſe des Grafen verbrachte die Lady beinahe fortwährend in ihren Zimmern. Sie ſchien ſtets in tiefen Gedanken verſunken. Plötzlich aber ging eine weſentliche Veränderung mit ihr vor. Sie, welche niemals an einer Jagd Theil genommen, dieſe vielmehr für ein rohes und langweiliges Vergnügen erklärt hatte, begann plötzlich eine Art Leidenſchaft dafür zu fühlen. Vom achten Tage nach des Grafen Abreiſe an unternahm ſie, ſobald der Morgen dämmerte, Jagdzüge, auf denen ſie der Kommandant der Burg, ein Unterhäuptling des Clans, mit einer Anzahl Bewaffneter ſtets begleiten mußte. Die Jagdausflüge, auf welchen Anna mit ihr war, dauerten immer nur ein paar Stunden, und wurden ſtets in derſelben Richtung unternommen, weil Lilias, trotz dem Zureden ihres Begleiters, der ihr wildreichere Punkte vorſchlug, ſtets auf der zuerſt eingeſchlagenen beſtand. Sie äußerte, wenn Anna über die plötzliche Jagdneigung ſcherzte, daß es ihr weniger um die Jagd als um einen Morgenritt in eine Gegend, die ſie immer reizender finde, je öfter ſie ſolche ſähe, zu thun ſei. —

Es war eines Morgens, da ſie eben von der Jagd zurückkehrten, als ein Reitender, von dem Grafen Orkney geſendet, in die Burg ſprengte. Der Graf ſchrieb an Lilias, daß, ehe er ſich mit dem Könige vereinigen können, ein mörderiſches Gefecht ſtattgefunden habe. Er ſei unvermuthet und auf äußerſt ungünſtigem Terrain von den Douglas mit mehr als doppelter Macht angefallen worden. Nach bedeutendem Verluſt von beiden Seiten ſei es ihm indeß gelungen, ſich durchzuſchlagen und zum Könige zu ſtoßen. Obwohl nach dieſem Vorgange die Gegner allem Anſchein nach nichts weniger als zu einem Vergleich geſtimmt ſchienen, ſo habe er jedoch dem Könige gerathen, ſie nochmals durch einen Herold dazu auffordern zu laſſen, ehe es zur Schlacht käme. Der Graf ſchloß mit einer Menge Betheurungen ſeiner Verehrung und Anhänglichkeit an die Lady.

„Iſt denn der Satan mit dieſem Menſchen im Bunde, daß nichts gelingen will?“ rief die Lady voll Wuth, und indem ſie das Schreiben auf den Tiſch ſchleuderte, doch plötzlich, wie ſich ſelbſt bemeiſternd, ſetzte ſie, als ſie Anna im Zimmer erblickte, hinzu: „Gehe und rufe mir den Boten; er ſoll mir Auskunft über das Treffen geben.“

Die Lady hörte die Erzählung des Verfalls mit großer Ruhe an. Nach der Beſchreibung, welche der Mann davon machte, war der Kampf äußerſt hartnäckig geweſen, und hatte ſich anfangs gänzlich zum Vortheil der Gegner gewendet; nur der Tapferkeit des Grafen Orkney war es zuzuſchreiben, daß die Douglas endlich geſchlagen worden. Der Graf von Huntly hatte dies, nach der Vereinigung mit dem Heere des Königs, ſelbſt öffentlich anerkannt.

Anna konnte die Ruhe der Verwandtin, die jener erſten heftigen Regung ſo ſchnell nachfolgte, nicht begreifen, ſie ſuchte ſich umſonſt klar zu machen, ob ſie mit jenem Zornesausruf die Hartnäckigkeit der Douglas, oder das Kriegsglück der Königlichen gemeint. Um ſo überraſchter war ſie, als Lilias das Schreiben des Grafen äußerſt theilnehmend beantwortete, und am Schluſſe beifügte, „ſie wiſſe kaum, ob ſie Jakob Douglas wegen der Niederlage, die er erlitten, bedauern ſolle, da er die in ſo naher Ausſicht ſtehenden Verhandlungen muthwillig durch dieſen Angriff geſtört habe.“

Mit der Abſendung dieſer Antwort ſchien die Lebensweiſe, die Lilias die Tage vorher geführt, wieder plötzlich geändert. Auf's Neue blieb ſie ſtundenlang in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, ohne daß ſich ihr Jemand nähern durfte. Von den Jagdausflügen war

ſeine Rede weiter. War Anna bei ihr, ſo fand ſie
die Verwandte ſtets in der üblen Laune, die ſie ſonſt
an ihr zu finden gewohnt war, oder ſie ſtarrte, ohne
in Wort zu ſprechen, ſtill vor ſich hin. So ver-
gingen drei lange traurige Wochen. Plötzlich ver-
reitete ſich die Nachricht, daß eine große Schlacht
wiſchen dem Könige und ſeinen Gegnern vorgefallen
ei; wo? dies ſtattgefunden; und wer? Sieger ge-
lieben, war unbekannt. Auf das Gemüth der Lady
chien dies wie ein electriſcher Schlag zu wirken.
Nach allen Seiten wurden Boten ausgeſendet, um
Nachrichten einzuziehen, aber man konnte nichts Ge-
wiſſes in Erfahrung bringen. Plötzlich gerieth eines
Tages die ganze Burg in Bewegung. Anna und
ltas eilten an das Fenſter, um zu ſehen was der
ärm bedeute, da erſchellen Trompetenſtöße, Huf-
hlag ertönte, und der Graf ſprengte in die Burg.
Wenige Minuten ſpäter trat er in das Zimmer der
Damen.

„Ihr ſeid frei, Mylady, und der Krieg iſt aus;“
gte er nach den erſten Begrüßungen. „Ich konnte
mir nicht verſagen, Euch zuerſt die Nachricht zu
erbringen.“

„Hat Jakob Douglas unterhandelt?“ fragte die Lady auf eine Weiſe, die mit der fröhlichen Neugkeit augenſcheinlich contraſtirte.

„Leider nein!“ erwiederte Orkney achſelzuckend. „An meinen Bemühungen lag es nicht, daß er nicht einwilligte. — Nur mit Mühe,“ erzählte er weiter, „bewog ich den König, einen Herold an ihn abzuſenden, und ihm und allen Verbündeten, wenn ſie die Waffen niederlegen wollten, volle Verzeihung zuzuſichern. Douglas nahm die Friedensbotſchaft mit Hohn auf, er ließ zum Angriff blaſen und rückte unſerm Heere entgegen. Auch wir waren in Schlachtordnung vorgerückt, und erwarteten das Beginnen des Kampfes. Zu unſerer Verwunderung zögerte Douglas uns anzugreifen, aber noch mehr erſtaunten wir, als Hamilton von Cadyow plötzlich das Heer der Gegner verließ, und mit den Seinen zu uns ſtieß.“

„Was? Auch dieſer? Iſt es möglich?“ rief die Lady, indem ein dunkles Roth ihr Geſicht überflog.

„Hamilton löſ'te uns das Räthſel;“ fuhr Orkney fort. „Die Abſendung des Herolds, dem überdies aufgetragen war, überall die Nachricht, daß der König Jedem, der die Waffen niederlege, Verzeihung, ja ſelbſt Belohnung gewähren wolle, auszubreiten, hatte ihre Wirkung gethan. Douglas ſah oder meinte zu ſehen, daß ſeine Truppen ſchwankten, er führte ſie deshalb in das Lager zurück, in der Hoffnung ihnen mehr Vertrauen einzuflößen. Hamilton war deshalb zu ihm geeilt, um eine Erklärung von ihm zu fordern: ob er geſonnen ſei ſich zu ſchlagen, oder nicht? Er fügte bei, daß, je länger Douglas die Schlacht aufſchiebe, je weniger Leute würde er unter den Fahnen behalten. Douglas antwortete ihm voll Verachtung, ‚daß, wenn er nicht bei ihm bleiben wolle, er von dannen ziehen könne‘. Empört über die ſchnöde Verkennung ſeines Eifers hatte Hamilton ausgerufen: ‚Wohlan, Mylord, ich werde gehen, aber Ihr werdet es zu bereuen haben.‘ Sogleich ließ er ſeine Leute aufſitzen, und ſtieß, wie die Nacht angebrochen war, zu unſerm Heere. Seinem Beiſpiele folgten Mehrere. Als der Tag anbrach, war das Heer der Gegner in vollem Rückzuge. Ich verfolgte es mit der ganzen Reiterei bis in die Grafſchaft Annandale. Der König trug mir nun auf, den Befehl in der Hauptſtadt zu übernehmen. Auf meine Bitte genehmigte er es, Euch in Freiheit ſetzen zu dürfen, doch fügte er den Wunſch bei, daß Ihr Euch ſo lange in Edinburg aufhalten möchtet, bis die Fehde mit den Douglas ganz beendigt iſt.“

„O,“ rief die Lady, indem das gewöhnliche höhniſche Lächeln um ihre Lippen ſpielte, „er kann ſicher ſein, daß ich mich nicht eher von dort entferne.“

„Dann, Mylady,“ ſprach der Graf mit herzlichem Tone, „bitte ich Euch dringend, daß Ihr mein Haus zu Edinburg für die Zeit Eures Aufenthalts zur Wohnung wählet. Betrachtet Euch als die Herrin deſſelben, und ſchaltet in ihm nach Gefallen.“

Nach einigen Augenblicken Nachdenkens willigte die Lady ein, und fragte nur noch, wenn der Graf befehle — ſie betonte dies Wort — daß die Reiſe angetreten werde? Orkney erwiederte verbindlich, daß ſeit ſie in voller Freiheit ſei, er nur von ihr Befehle anzunehmen habe, daß er ihr aber vorſchlage, nach zwei oder drei Tagen abzureiſen, und ſie bäte die Damen begleiten zu dürfen. —

Die Reiſe ward am dritten Tage früh angetreten, und von Anfang bis zu Ende ungeſtört zurückgelegt. Graf Orkney benahm ſich gegen die Reiſegefährtinnen ſehr galant. Am meiſten unterhielt er ſich zwar frei und ungezwungen; die ganze Haltung des Körpers hatte etwas Edles, Ritterliches. —

So lange Froben und ſeine Begleiter mit Erörterung ihrer Streitſache beſchäftigt waren, hatten die Fremden, von Jenen unbemerkt, als ſtille Zuhörer auf ihrem Platze geſeſſen; ſowie Burgsdorf aber das Schwert zog, ſtanden ſie auf und traten näher. Obgleich ſie nur durch eine unbedeutende Buchenhecke von Burgsdorf getrennt waren, ſo bemerkte doch weder dieſer, noch Froben, noch der Rathsherr die Unbekannten. Herr Roſenblatt war eifrig bemüht, den erhitzten Krieger von ſeinem blutigen Vorhaben abzuhalten; dieſer aber ſchien wenig auf die Bemühungen zu achten und winkte Froben, der, in dumpfes Schweigen verſunken, gleich einem Träumenden daſtand, ebenfalls nach der Waffe zu greifen. Lange ſtand der Jüngling unbeweglich. Er ſchien kaum zu wiſſen, kaum begreifen zu können, was hier vorgehen ſolle. Heftig fuhr Burgsdorf auf.

Ziehe Dein Schwert, Emanuel Froben! rief er, indem ein wildes Feuer ihm aus den Augen blitzte.

Bruder! ſprach Froben — und der ſchwache Ton ſeiner Stimme verrieth, daß er kaum ſeiner Sinne mächtig war — Bruder! ich kann nicht gegen Dich kämpfen! —

mit der Lady, aber auch mit Anna ließ er ſich oft in längere Geſpräche ein. Je mehr dies letztere ſtattfand, je mehr ſchien er an ihrer Unterhaltung Intereſſe zu finden. Er bewunderte den Verſtand, die Einfachheit, ſo wie die Herzensgüte, die aus den Worten des Mädchens hervorleuchteten, auch erregte die Lage Anna's, aus der hervorging, daß ſie nicht eben eine beneidenswerthe ſei, ſeine Theilnahme. — Das Haus, in welches der Graf ſeine Gäſte in Edinburg einführte, war ein altes palaſtähnliches Gebäude. Die innere Einrichtung war faſt klöſterlich zu nennen. Ein langer Gang durchkreuzte ſtets den andern, und alle waren von Diſtanz zu Diſtanz durch hölzerne Thüren, in Art der ſogenannten Klauſuren der Klöſter, abgeſchloſſen. Die Zimmer waren groß, und ſtattlich ausgeziert, aber düſter. Nur nach längerer Zeit konnte man ſich in dem Gebäude bequem zurecht finden, denn es war überaus winklich, und von den früheren Beſitzern durch Holz- und Tafelwerk, um noch mehrere Abtheilungen und Gemächer zu gewinnen, überaus verbaut. Man würde ſich übrigens irren, wenn man die Einrichtungen der Schlöſſer der Großen jener Periode, mit denen der Neuzeit nur einigermaßen in Vergleichung bringen wollte. Die Zuſammenſtellung der Zimmerausſchmückung war ziemlich heterogen. Koſtbare Tapeten hingen oft in Gemächern, wo der Fußboden aus Ziegeln oder einem Eſtrich von Lehm beſtand, in einem Marmorkamin loderte manchmal ein halber Baumſtamm, der, ſo wie er abbrannte, fortwährend nachgeſchoben wurde, koſtbare ſilberne und goldene Pokale ſtanden auf rohen, kaum mit dem Hobel bearbeiteten Tiſchen von Fichtenholz, die Stelle der Fußtapeten vertrat — kurz gehacktes Stroh oder Fichtenreiſig, welches letztere man wegen ſeines Harzduftes beſonders gern dazu anwandte. Auf ähnliche Weiſe war auch der Palaſt des Grafen Orkney in der Hauptſtadt Schottlands eingerichtet und verziert. Beſonders war den Zimmern, in denen die Damen wohnen ſollten, alle Aufmerkſamkeit zugewendet worden. Die Tapeten von vergoldetem Leder, welche an langen Schnüren an den Wänden hingen, — denn damals kannte man nur dieſe Art, ſie anzubringen, — waren erſt vor Kurzem aus Frankreich gekommen, die Pfeilertiſche trugen eine Menge Toilettengegenſtände damaliger Zeit, beſonders Salbenbüchschen — die Parſtüms jener Periode, — der Fußboden war handhoch mit Fichtengezweig beſtreut.

Graf Orkney ſchien außerordentlich beſorgt, daß es ſeinen Gäſten an nichts fehlen möge, beſonders ſuchte er jeden Wunſch, den die Lady hegen könnte, ſtets im voraus zu errathen. Letztere nahm die Vorſorge auch immer auf eine höfliche Weiſe auf, und es wollte Anna bedünken, als ob ihre Verwandtin von Tage zu Tage gegen den Grafen freundlicher geſinnt würde. Aber auch gegen Anna war Lilias jetzt gütiger als je. Das Mädchen war erſtaunt, als es kein heftiges Wort mehr aus dem Munde der Lady hörte, dieſe vielmehr immer auf eine überaus freundliche Weiſe zu ihr ſprach. Anna fand ſich daher weniger überraſcht, als Lilias ſie eines Morgens mit den Worten: „Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen,“ bei der Hand nahm und in eins der entfernteſten Gemächer führte. Hier gebot ſie dem Mädchen ſich zu ſetzen, und nahm an ihrer Seite Platz.

„Anna,“ ſagte ſie, „ich habe einen Plan gefaßt, den ich, es koſte was es wolle, durchführen will, und der, er mag gelingen oder nicht, jedenfalls Dein Glück machen wird, wenn Du mir zu deſſen Ausführung behülflich biſt. Auf keinen Fall iſt für Dich eine Gefahr dabei, und den Lohn empfangſt Du im Voraus, damit ſelbſt für den Fall, daß ich zu Grunde gehe, Du auf alle Weiſe geſichert biſt."

„O mein Gott, Baſe," ſagte das Mädchen, „kann ich Euch nützlich werden, ſo ſprecht doch; ich will ohne Belohnung gern Eure Wünſche erfüllen, ſelbſt wenn es mir noch ſo ſchwer erſchiene." —

„Ein Kind könnte es vollbringen," unterbrach ſie die Lady. „Ich bedarf blos einer Perſon, die keinen Verdacht erregt. — Damit Du indeß freudig an das Werk gehſt, ſo ſage ich Dir, was ich für Dich zu thun gedenke. Du kennſt die Burg am Dee, welche etwas entfernt von meinen übrigen Beſitzungen liegt. Dieſe, nebſt den dazu gehörigen Ländereien, will ich Dir durch eine Schenkungsacte abtreten, ehe unſer Werk beginnt. Glückt das letztere, ſo iſt es für mich nur ein geringes Opfer, denn ich werde mich nie wieder verheirathen, und habe keine andern Verwandten, zu denen ich eine beſondere Neigung hätte, mißglückt es, ſo verliere ich mehr als jene Beſitzung. Dieſe iſt überdies bedeutend genug, um Dir ein Auskommen und die Ausſicht zu einer Deinen Wünſchen angemeſſenen Verbindung zu ſichern. Ehe ich Dir aber mein Vorhaben mittheile, mußt Du mir ſchwören, daß, ſelbſt wenn Du — was wohl kaum zu erwarten iſt — nicht darauf eingehſt, unter keiner Bedingung einer menſchlichen Seele ein Wort davon entdecken willſt."

„Wie könnt Ihr glauben, daß ich ſo undankbar ſein ſollte!" rief Anna lebhaft. „Mag es ſein, was es will, ich würde das elendeſte Geſchöpf ſein, wenn ich an Euch zur Verrätherin werden könnte."

„Du ſchwörſt alſo?" fragte Lilias, indem ſie das Mädchen ſtarr anſah.

„Ich ſchwöre das unverbrüchlichſte Schweigen!" rief Anna die Hand auf die Bruſt legend.

„Wohlan, ſo höre!" ſagte die Lady. „Nach der Schlacht am Carron ſind die Douglas ſo gut als verloren, ich aber bin es, die den Edlen, der ſo ſchuldlos gemordet worden, bewogen hat, dem Bunde beizutreten. Ich habe bei ſeiner Abreiſe einen feierlichen Eid geleiſtet, ihn zu rächen; dieſen will ich halten und ſeine Brüder retten."

„Und auf welche Weiſe" — begann Anna.

Die Lady unterbrach ſie ſogleich.

„Nur durch Liſt iſt dies möglich, obwohl ich ſonſt lieber zur Gewalt Zuflucht nehme. — Du wirſt bemerkt haben, Anna," fuhr ſie fort, indem ſie das Mädchen genau fixirte, „daß Orkney ſehr zuvorkommend gegen mich iſt. Heute ſuchte er mich auszuforſchen, ob ich wohl geneigt wäre, wenn meine Trauerzeit vorüber ſein wird, eine neue Verbindung einzugehen."

Anna verblich unwillkührlich. Bald aber ſuchte ſie gewaltſam ſich zu faſſen. Wirklich behauptete ſie den Anſchein innerer Ruhe. Lilias ſchien davon befriedigt.

„Du kannſt denken," ſagte ſie, „daß ich von ſeinen Andeutungen ziemlich überraſcht war, dennoch ließ ich mir nichts merken."

„Was erwiedertet Ihr darauf?" fragte Anna, indem ſie nur mit Mühe dieſe Worte über die Lippen brachte.

„Ich antwortete ſo, daß er Hoffnung ſchöpfen konnte;" verſetzte die Lady kalt.

„Was? Ihr machtet ihm Hoffnung?" rief das Mädchen.

„Ich that es, um ihn zu vermögen mir wider

Willen und ohne Wiſſen bei Ausführung meines Planes behülflich zu ſein;“ verſetzte Lilias. „Daß ch nimmer meine Hand in die eines Mannes legen werde, der, wie ich überzeugt bin, mit Vorſatz, oder wie Du behaupteſt, ohne daß er es wollte, Douglas n das Todesnetz gelockt, darf ich wohl kaum erwähnen.“

Anna erſtaunte über die Falſchheit der Lady, inem ſie an die Zuvorkommenheit, die Freundlichkeit achte, welche Lilias die ganze Reiſe über gegen den Grafen zur Schau getragen hatte. Oder ſollte dies ielleicht blos eine neue Maske ſein?

„Und Euer Plan?“ fragte ſie endlich.

„Durch Crawfords Niederlage, durch die Schlacht m Carron, iſt die Macht der Douglas vernichtet;“ agte die Lady. „Es bleibt ihnen nichts übrig als nterwerfung. Fügen ſie ſich in ſolche nicht, ſo weren ſie als Rebellen und Hochverräther geächtet. Es t die höchſte Zeit, wenn ſie gerettet und Archibald Douglas gerächt werden ſoll. Beides ſteht jetzt in meiner Hand, wenn Du mir behülflich ſein willſt. Du kennſt, Anna, die mir zugehörige Burg Faſtaſtle. Sie liegt einſam, faſt unzugänglich auf einer über die See hängenden Klippe. Douglas verglich ſie oft mit dem Neſte des Meeradlers, und meinte, ein ganzes Heer könnte Monate lang ſie belagern, ohne ſie zu bezwingen.“

„Und dort,“ unterbrach ſie Anna raſch, „würden die Douglas einen Zufluchtsort finden, wo ſie ſich aufhalten könnten, bis es Euch gelänge, durch Orkney für ſie beim Könige Verzeihung zu erlangen? So meint Ihr es doch? — O Baſe, wenn ich Euch dabei behülflich ſein könnte.“

„Ganz gewiß kannſt Du es!“ fiel die Lady ein. „Niemand wird es auffallen, wenn Du Dich in Begleitung einiger Diener nach Faſt-Caſtle begiebſt. Von dort ſendeſt Du Vertraute nach der Gegend von Arkinholm mit Briefen von mir, worin ich die Douglas auffordere, jeder Vertheidigung jetzt zu entſagen, und mit dreißig tüchtigen entſchloſſenen Männern ſich auf Umwegen nach jener Burg zu begeben, dort aber ohne jemand Fremdes in dieſelbe zu laſſen, einſtweilen verborgen zu halten.“

„Mit Freuden will ich dies thun!“ rief Anna, als die Lady ſchwieg. „Nichts iſt leichter als auf dieſe Art die Unglücklichen ihren Verfolgern zu entziehen.“

Gewiß;" verſetzte Lilias; „aber dies iſt erſt ein
meines Planes. Das Schwerere kommt noch.
vie die Douglas dort angekommen ſind, ſendeſt
mir einige unverfängliche Zeilen, in denen Du
ſagſt, daß Du zu Faſt=Caſtle biſt, und dort
wohlauf ſei. Inzwiſchen wird Orkney ſeine
abungen bei mir wiederholt haben. Anfangs
ſtehe ich, ſobald ich Nachricht habe, daß die
las zu Faſt=Caſtle ſind, willige ich ein und
ge nur, daß an dem beſtimmten Verlobungs=
Livingſton, Crichton und Patrik Grey zugegen
nochten, damit ich mich überzeuge, daß die
ndung Orkney's mit mir, die den Haß des
s auf ſich geladen, ihm bei dem Monarchen
einen Räthen keinen Nachtheil bringe."

Ich bekenne, daß ich Euch nicht faſſe;" ſagte
die Lady mit Befremdung betrachtend. „Vor=
agtet Ihr, daß Ihr niemals eine Verbindung
Orkney einzugehen dachtet, und jetzt —"

Sobald der Tag beſtimmt iſt, ſende ich Dir die
icht, und lade Dich zu meiner Verlobung ein;"
Lilias, die Bemerkung des Mädchens unbeachtet
, fort. „Mein Luftſchiff, das zu Faſt=Caſtle

liegt, beſteigen die Douglas und deren Getreue verkleidet, und laufen an dem Tage vor der Zuſammenkunft der Räthe in die Mündung des Frith of Forth. Du begiebſt Dich in Begleitung zweier der Unſrigen, die Deine Diener vorſtellen, zu mir und bringſt mir Nachricht. Am folgenden Tage Abends, wenn wir tafeln, ſchleichen ſich die Douglas in die Stadt, und in das Haus, bemächtigen ſich Orkney's und der Andern, und bringen ſie mit Gewalt nach dem Schiffe, mit dem wir nach Faſt-Caſtle abſegeln."

„Wie," ſagte Anna erſchrocken, „Ihr wolltet Orkney und drei mächtige Staatsmänner mitten aus der Hauptſtadt gewaltſam entführen?"

„Warum nicht?" verſetzte Lilias ruhig. „Mir ſtehen über dreißig rüſtige Männer bei. Wir bahnen uns mit Gewalt den Weg. Sind jene Menſchen einmal in unſerer Gewalt, weiß man, daß Ihr Leben nur von unſerm Willen abhängt, ſo würde ſich Niemand widerſetzen und wenn wir ſie am hellen Tage fortführten."

„Und was würdet Ihr mit ihnen beginnen, wenn Ihr ſie in Faſt-Caſtle hättet?" fragte Anna zaudernd.

So iſt es alſo Lüge, was man von Deiner Tapferkeit im Felde ſpricht? rief Burgsdorf wüthend. Ziehe, oder bekenne, daß Du ſo feig biſt als heuchleriſch und verrätheriſch! —

Eine tiefe Röthe überflog in dieſem Augenblicke Froben's Züge. Er ſchien zu ſich zu kommen. Die Hand fuhr nach dem Schwerte, und dieſes wie ein Blitzſtral aus der Scheide.

Haltet ein, Ihr Herren! rief Roſenblatt ängſtlich, indem er ſich bald an den einen, bald an den andern der kampfbereiten Jünglinge wendete. **Corpo di bacco!** wie der Italiener ſagt. Ihr müßt Vernunft annehmen, weil es Zeit noch iſt. Laßt uns die Sache noch einmal überblicken! — Herr von Burgsdorf! ſeid Ihr denn rein des Teufels? Ich ſage Euch, ich mache einen Lärm, den man bis im Kloſter hören ſoll, wenn Ihr nicht Vernunft annehmt! Gott im Himmel! er hört nicht! wie ſoll das enden? —

Mit dem Verluſte des Kopfes und der rechten Hand für Den, der übrigbleibt! rief mit rauher Stimme der Aeltere der beiden Unbekannten, die unbemerkt indeſſen näher getreten waren.

Die Streitenden waren wie vom Blitze getroffen.

Der Feldmarſchall! rief Burgsdorf im Tone des Schreckens.

„Zwei davon ſollten mir als Geißeln dienen, bis
önig den Douglas, die er ohnehin nicht in ſeiner
alt hätte, Verzeihung gewährte. Patrik Grey,
— noch Einen, ließe ich gleich nach der Ankunft
upten.“

„Entſetzlich!“ ſchrie Anna, indem ſie erſchrocken
hr.

„Warum entſetzlich?“ ſprach Lilias mit Eiſes=
„Als ſie Douglas in's Garn gelockt hatten,
n ſie es nicht entſetzlich, ihn trotz freiem Geleit
iedlicher Halle zu ermorden. Oder meinſt Du,
ich meinem Schwur und ſeinem Andenken treu=
verden, und er ungerächt bleiben ſoll?“

„Ich bitte Euch, Baſe,“ rief Anna dringend,
ab von dieſem Plane! Er iſt gräßlich, er
nausführbar, und würde Euch in's Verderben
n.“

Gräßlich? Warum?“ fragte die Lady ruhig.
erleiden nichts, als was ſie einem Andern er=
ließen. Unausführbar iſt er eben ſo wenig.
de nicht der Vater des Königs, mitten in ſeiner
t Perth, durch Robert Graham auf ähnliche
überwältigt und getödtet? Geſetzt aber, man

verweigerte den Douglas die Amneſtie, ſo vertheidigen wir uns zu Faſt-Caſtle, und entfliehen, wenn dies nicht mehr möglich iſt, zur See nach England. Bedenke Anna, daß Du die Douglas retten, und Dein Glück begründen kannſt. Ueberdies würde ich meinen Plan ſelbſt ohne Dich auszuführen trachten, wenn ich auch einen andern Vertrauten ſuchen ſollte. Du würdeſt zu ſpät dann bereuen, nicht eingewilligt zu haben. Von Gefahr, die für Dich entſtehen könnte, kann überdies nicht die Rede ſein. Du darfſt uns, um ganz ſicher zu ſein, nicht einmal auf der Flucht aus Edinburg begleiten, und bei der ganzen Sache wird Dein Name nicht genannt."

„Würdet Ihr mir verſprechen, kein Menſchenblut zu vergießen, Orkney gänzlich aus dem Spiel zu laſſen, und die Andern blos als Geißeln zu behalten, bis die Douglas begnadigt worden —"

„Nimmermehr!" fiel die Lady mit Heftigkeit ein. „Douglas zu rachen, habe ich einen theuren Eid geleiſtet, und ich will ihn halten, und wenn ich das eigene Haupt auf das Schaffot tragen müßte. Ich habe es in ſeine Hand geſchworen an jenem Morgen, als er mit edlem Vertrauen ſich ſeinen Feinden über-

rte. Dies gilt mir mehr als Alles, ſelbſt mehr
die Rettung ſeiner Brüder. — Meinſt Du,"
e ſie hinzu, indem ſie mit ihren feuerſprühenden
gen Anna anblickte, „ich könnte den Mann, der
ſeiner Streitaxt dies edle Haupt ſpaltete, ruhig
hen, ich könnte ihn in meiner Gewalt haben, ohne
zu erſchlagen?"

Das Ausſehen der Lady war, als ſie dieſe Worte
ch, ſchreckenerregend. Ihre Züge waren ſchön,
immer, aber die Bläſſe derſelben, das wild-
er, das in ihren Blicken funkelte, machten das
ädchen ſchaudern. Anna mußte ihren ganzen Muth
ammennehmen, wenn ſie widerſtehen wollte.

„Es thut mir leid, Baſe," ſagte ſie endlich, ſich
Herz faſſend, „daß ich auf dieſe Weiſe nichts
Rettung der Douglas beitragen kann. Ich kann
ht meine Hand zu einem Unternehmen leihen, wo-
Blut — und laßt mich es in Beziehung auf
kney offen herausſagen — unſchuldiges Blut ver-
ſen werden ſoll."

„Unglückliche!" rief die Lady, indem ſie das Mäd-
n zornig anblickte, „Du liebſt dieſen Mann! Hoffe
er nichts. Er wird weder Dir noch einem andern

Weibe je die Hand reichen, oder ich müßte nicht leben.“

„Ich ihn lieben?“ ſagte Anna ſchmerzlich lächelnd. „Es wäre wenigſtens die hoffnungsloſeſte Liebe, die es geben könnte. Und dennoch hoffen? Dieſe Thorheit trauet Ihr mir ſelbſt nicht zu.“

„Wohlan, wenn Du ihn nicht liebſt, was gilt Dir dieſer Mann, und was Patrik Grey?“ rief Jene mit Heftigkeit. „Du ſtößeſt Dein Glück zurück, Thörigte! Was hält Dich ab, es auf ſo leichte Weiſe zu begründen?“

„Der Gedanke, daß ein Gott über uns iſt!“ erwiederte Anna mit der ganzen Hoheit der Unſchuld. „Er hat geſagt: ‚Wer Menſchenblut vergießt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden.‘“

„Ich räche nur bereits vergoſſenes!“ erwiederte Lilias düſter, und indem ſie unwillkührlich den auf Anna gerichteten Blick zu Boden ſchlug.

„Der Herr,“ rief Anna mit erhobener Stimme, „der Herr ſagt: ‚Die Rache iſt mein, ich will vergelten.‘“

Lilias ſchwieg längere Zeit. Die Feſtigkeit des Mädchens ſchien ihr imponirt zu haben. Sie ging e Weile nachſinnend im Saale auf und ab, dann ſie mit gänzlich veränderter Miene zu dem idchen.

„Es iſt nicht zu leugnen,“ ſagte ſie ruhig, „das ernehmen iſt kühn und vielleicht gefahrvoll. Ich l es mir noch länger überlegen. Ich finde wohl n andern Ausweg. Vergiß deshalb, was ich mit über dieſen Gegenſtand geſprochen habe. Auf ine Verſchwiegenheit rechne ich natürlich unter allen ſtänden. Ich habe Deinen Eid.“

„So möge mir Gott helfen, als ich jedes Wort, wir geſprochen haben, nicht nur verſchweigen, dern auch zu vergeſſen trachten will!“ rief Anna aft. „O Baſe, möchtet Ihr doch auch nicht r daran denken!“

Anna ſagte die letzten Worte mit einem Tone, aus dem Innerſten ihrer Seele kam. Sie ergriff as bei der Hand, aber dieſe entzog ſie ihr, und fte ihr ſie zu verlaſſen.

Es war wenige Tage ſpäter, als Anna einem ann von ſtattlichem Anſehen, und vom Kopf bis n Fuße gepanzert, im Vorſaale begegnete. Er te den geöffneten Helm auf dem Haupte, und ein langer weißer Bart hing zu dem offenen Viſire heraus und bis über die Bruſt herab.

„Iſt Graf Orkney daheim?" fragte er einen Diener, der im Saale war, mit rauher und tiefer Grabesſtimme. „Sage ihm: Patrik Grey wolle ihn ſprechen."

„Das alſo war der furchtbare Greis, unter deſſen Streitaxt der edle Douglas fiel!" ſagte Anna faſt erſchrocken zu ſich ſelbſt, als Jener im Innern der Gemächer verſchwunden war. „Wird Lilias ihn ſehen, und ſeinen Anblick ertragen können?" —

Die Ankunft des Lords erweckte in der Seele des Mädchens das Andenken der Worte, welche die Lady in Beziehung auf dieſen Mann und Orkney geſprochen, und ſo ſehr ſie ſich bemühete, ſich die mit Lilias gehabte Unterredung aus dem Sinne zu ſchlagen, ſo kam ſie doch ſtets unwillkührlich darauf zurück. Obwohl ſie mehrere Jahre in dem Hauſe der Lady zugebracht hatte, ſo kannte ſie ſolche immer noch nicht hinlänglich, um ſich ein ganz genaues Bild von ihrem Character machen zu können. Am eigenthümlichſten war es ihr immer vorgekommen, wie Lilias bei ihrem raſch auflodernden Zorne ſtets im Stande war, ſich ſo zu beherrſchen, daß, wenn ſie den in ihrem Innern tobenden Sturm mit feſtem Willen zurück drängen wollte, Jemand, der ſie nicht näher kannte, unmöglich ahnen konnte, was in ihr vorging. Auch Anna war früher oft dadurch getäuſcht worden, aber ſpäter ſah ſie die wechſelnde Geſichtsfarbe, die eingekniffenen Lippen, beſonders aber einen unausſprechlichen Ausdruck höhniſchen falſchen Lächelns, als eben ſo viel Symptome an, daß Lilias ſich die größte Gewalt anthue, eine heftige innere Regung zu verbergen. Dies Alles war heute beſonders hervortretend geweſen, und Anna war deshalb keinen Augenblick in Zweifel, daß die Lady weit entfernt ſei, ihren gewaltthätigen Plan aufzugeben. Sie war dagegen feſt entſchloſſen, auf keine Weiſe dazu die Hand zu bieten, und lieber, wenn es zum Aeußerſten käme, ihre Verwandtin zu verlaſſen, um anderweitigen Schutz aufzuſuchen. Als ſie eben, von ſo beängſtigenden Gedanken bewegt, im Zimmer auf und ab ging, trat Graf Orkney plötzlich in ihr Gemach. Sein Blick war trübe, ſeine Züge drückten Kummer aus.

„Verzeiht, Anna, daß ich mir erlaube, Euch in Eurem Zimmer aufzuſuchen, aber ich muß wegen

Dingen mit Euch reden, die mich wie Centnerlaſt bedrängen. Patrik Grey hat mir Nachrichten der unangenehmſten — nein der traurigſten Art gebracht. Aber dies war noch nicht genug; auch von anderwärts habe ich ſolche erhalten. Ihr ſeid allein im Stande, mich über furchtbare Zweifel aufzuklären."

„Ich?" ſagte Anna verwundert. „Wie könnte ein unerfahrnes Mädchen Zweifel löſen, die durch Dinge erzeugt wurden, die ein greiſer Staats- und Kriegsmann Euch mitgetheilt?"

„O dennoch! dennoch!" rief Orkney trübe. „Doch zuerſt muß ich Euch eine Trauerbotſchaft bringen, die auch mich tief betrübte, und welche ich eben Lady Lilias mitgetheilt habe. Die Douglas ſind gänzlich verloren. Sie wurden bei Arkinholm erreicht und total geſchlagen. Einer der Brüder blieb in der Schlacht, ein zweiter wurde verwundet, gefangen und ſodann hingerichtet, der dritte, ſo wie Lord Jakob flohen nach England."

„O mein Gott!" rief Anna erſchrocken. „Und Ihr habt Lilias dieſe Nachricht bereits mitgetheilt? — Wie nahm ſie ſie auf?"

„Mit einer mir unbegreiflichen Faſſung!“ verſetzte der Graf. „Sie hörte ſie ſo ruhig an, als ob von einer ganz gleichgültigen Sache die Rede wäre. Dies eben iſt es, was mich ganz irre an ihr macht. Dieſe Ruhe kann keine natürliche ſein. Es liegt etwas Furchtbares, etwas entſetzlich Beängſtigendes darin. Es iſt nicht möglich, daß Lilias die Verbindungen, bei denen ſie — worüber Freund und Feind faſt einſtimmig ſind — die Seele war, ſo ganz und gar gleichgültig geworden ſind; wäre dies aber nicht der Fall, wozu die gewaltſame Unterdrückung ſo natürlicher Gefühle? Und welche Verſtellung gehörte dazu, um den Anſchein ſolcher Theilnahmloſigkeit durchzuführen?“

Anna ſchwieg, obwohl der Graf zu erwarten ſchien, daß das Mädchen etwas äußern würde. Orkney hatte den Punkt, um den es ſich handelte, ſo genau berührt, daß Anna kaum einer Erklärung ausweichen konnte, ſie wäre indeß nicht im Stande geweſen ein Wort zu ſagen, da ſie ihre Verwandte weder mit Ueberzeugung in Schutz nehmen, noch ſeinen Beſorgniſſen beipflichten wollte.

„Anna,“ ſagte der Graf nach längerm Schweigen, „Ihr ſteht Lady Lilias nahe, Ihr ſeid ihr vielleicht verpflichtet, Ihr würdet gewiß nicht gern etwas ſagen, was ihr nachtheilig ſein könnte, ich kenne Euch erſt ſeit kurzer Zeit, aber dennoch kenne ich Euch lange genug, um zu wiſſen, daß Ihr offen, redlich und edlen Herzens ſeid. In Eurer Hand ſteht es vielleicht, großes Unglück zu verhüten. Ich will deshalb ganz offen mit Euch reden. — Von dem Augenblicke an, wo ich den Tod des unglücklichen Douglas, der in der Halle zu Stirling umgebracht wurde, vernahm, war ich wie vernichtet. Ich ſagte mir unaufhörlich: daß, wenn ich auch in gutem Glauben gehandelt, wenn ich es nicht als möglich denken konnte, daß den mit einem Geleitsbriefe Verſehenen in dem Hauſe ſeines Königs ein Leid widerfahren könne, ich dennoch Schuld an ſeinem Tode ſei, indem ich ihn nicht, wie ich gekonnt, nach Stirling begleitete. Wäre ich dort geweſen, ſo würde die That nicht geſchehen ſein. Mit dem eignen Leben hätte ich das ſeine geſchützt. Da ſich das Unglück nicht ungeſchehen machen ließ, ſo gab ich mir ſelbſt das Wort darauf, Alles zu thun, was in meinen Kräften ſtünde, um die weiteren übeln Folgen zu

Der Kurfürſt! ſtammelte Froben, ſobald er auf den jüngern Fremden geblickt, und indem er auf die Knie ſank.

Herr Matthias war wie zur Bildſäule geworden.

So alſo, ſprach der Kurfürſt mit tiefem Ernſte in Ton und Stimme, und nachdem er Froben zum Aufſtehen einen Wink ertheilt; ſo alſo gedenkt Ihr des theuern Eides, den Ihr dem Vaterlande und mir geſchworen? Während feindliche Banner im Herzen des Vaterlandes, faſt vor den Thoren der Hauptſtadt wehen, während der Landmann die Senſe zur Waffe wandelt, um das Theuerſte zu vertheidigen, während er Hab' und Gut dem Feinde überläßt und mit Weib und Kind an der Hand einem ſelbſtgeſchaffenen Paniere zuzieht, deſſen Inſchrift noch nach Jahrhunderten durch der Zeiten Dunkel ſtralen wird, ſtehen zwei Jünglinge, die der Fahne den Eid geleiſtet, in nichtswürdigem Zwiſte, mit dem Schwerte in der Fauſt ſich gegenüber? —

Burgsdorf wollte eine Entſchuldigung ſtammeln.

Schweige! rief der Fürſt, und Zorn blitzte in dem großen ſchönen Auge. Du biſt der Strafbarere! — Der geworbene Landsknecht zieht der Fahne zu, an die er den Sieg gefeſſelt glaubt, er dient dem Herrn, der ihm am meiſten bietet, und verläßt ihn, wie er verhindern. Ich gab mir alle Mühe, den König zu verſöhnlichen Maßregeln zu bewegen. Seine Räthe hatten Lady Lilias als die böſe Fee geſchildert, welche den der Krone ſo gefährlichen Adelsbund in's Leben gerufen, und Douglas vermocht ſich an deſſen Spitze zu ſtellen. Lilias war verhaftet worden. Livingſton beſtand auf Unterſuchung, ſelbſt auf Hinrichtung. Als ſelbſt Crawford nach ſeiner Niederlage gegen ſie ſprach, wurde der König nur noch erbitterter. Ich ſetzte mich mit aller Kraft gegen das Verfahren. Zuletzt blieb mir nichts übrig, als dem Monarchen zu erklären, daß ich gedächte ſie zu heirathen, und es mir als eine Gnade erbat, daß man von jeder Verfolgung abſtehe. War auch mein Vorgeben damals nur ein Vorwand, um ſie zu retten, ſo läugne ich nicht, daß die Schönheit und der Geiſt der Lady einen großen Eindruck auf mich machten, und ich nach und nach ernſtlich den Entſchluß faßte, Lilias meine Hand anzubieten. Ihr immer traulicher werdendes Benehmen, vielleicht auch der Gedanke, ſo meine Schuld zu ſühnen, trugen weſentlich dazu bei. Jetzt erhalte ich zwei Nachrichten, die, wie zwei Donnerſchläge bei heiterm Himmel, mich erſchrecken. Ihr wißt, Anna, daß Lilias auf meine Bitte einen Reitenden an Jakob Douglas mit einem Briefe ſendete, den ich ſelbſt dem Boten übergeben habe, und in dem ſie den Lord dringend zu Unterhandlungen aufforderte. Ihr wißt ferner, daß, als ich zu dem Könige ſtoßen wollte, ich auf dem Marſche von den Gegnern überfallen wurde, und mich nur mit großem Verluſte durchſchlagen konnte. Jetzt kommt Patrik Grey und zeigt mir an, daß der bei Arkinholm gefangene Douglas vor ſeiner Hinrichtung ausgeſagt, daß jener Bote dem Lord Jakob mündlich die dringende Mahnung gebracht, ſich durchaus in keine Verhandlungen einzulaſſen, ſondern ſich vielmehr mit ſeiner ganzen Macht, ehe ich zu dem Heere des Königs ſtoßen könne, auf mich zu werfen. Lady Lilias, hat Douglas noch beigefügt, habe ſeinem Bruder überdies genaue Nachrichten über die Stärke meines Heeres, ſo wie über den Weg, den ich zu nehmen gedächte, zukommen laſſen.“ —

„Obwohl,“ fuhr der Graf nach kurzer Pauſe fort, „mir Patrik Grey ſein Ritterwort verpfändete, daß der Gefangene dies in ſeiner Gegenwart ausgeſagt, ſo würde mich es dennoch nicht bewegen, an die

Schuld der Lady zu glauben, da ich Livingſtons und Crichtons Verfahrungsweiſe, durch welche der Gefangene zu ſolcher Ausſage veranlaßt worden ſein kann, kenne; jetzt kommt mir aber von einer ganz andern Seite eine Nachricht zu, die ich für ein abgeſchmacktes Mährchen halten würde, wenn ſie nicht das Ergebniß einer Unterſuchung wäre. Der Brand zu Kirkwall, der einen Theil meines Stammhauſes zerſtörte, war mir ſo ſchmerzlich geweſen, daß ich den Burgvogt Magnus Fea beauftragte, eine ſtrenge Unterſuchung über die Entſtehung deſſelben vorzunehmen. Heute langt dieſer Mann hier an, und berichtet mir, daß das Feuer in dem letzten Zimmer des Flügels, den die Lady bewohnte, ausgebrochen, daß jenes Zimmer nicht geheizt geweſen ſei, und in dem Augenblicke, wo Ihr auf das Schiff gegangen, Lady Lilias ſich in dieſes Gemach begeben habe. Dies bezeuge einer der Diener, welcher der Dame die Nachricht gebracht, daß Alles zum Abſegeln bereit ſei. So wie man das Feuer bemerkt, und ſich nach em Gemache begeben wollen, habe man dieſes und as vorhergelegene geſchloſſen gefunden. Ein Matroſe es Schiffes hat aber ausgeſagt, daß, ehe wir das

Aufſteigen der Rauchſäule erblickt, er deutlich geſehen habe, wie die Lady einen Schlüſſel über Bord geworfen; ein Umſtand, der ihm ſo ſonderbar vorgekommen ſei, daß er ihn ſpäter auch den andern Bootsleuten mitgetheilt habe.“

Anna hatte bisher dem Grafen ſchweigend zugehört. Alles, was dieſer ſagte, ſtimmte ſo mit ihren eigenen Erfahrungen hinſichts des Verfahrens ihrer Verwandtin, daß es ihr vollkommen unmöglich geweſen wäre, jene Angaben für eben ſo viel Erfindungen zu erklären. Der Graf ſchien zu bemerken, was in dem Innern des Mädchens vorging. Er blickte ſie längere Zeit ſchweigend an, dann ſagte er:

„Ihr ſeht, theure Anna, wie das, was gegen die Lady vorgebracht wird, von der Art iſt, daß es mich zu einer entſchiedenen Handlungsweiſe beſtimmen muß. Iſt die Lady unſchuldig, beruht Alles auf Verläumdung oder einem unglücklichen Zuſammentreffen von Umſtänden, ſo kann ich die Anklage am beſten niederſchlagen, indem ich Lady Lilias am Altare die Hand reiche und ſie zu meiner Gemahlin mache. Dies würde jede Verläumdung vernichten.

Ihr die Anklage mittheilen, iſt jedenfalls unmöglich. Wenn ſie unſchuldig, ſo wäre es eine unerhörte Beleidigung, ſo etwas als nur möglich, wenn auch als unwahrſcheinlich, anzuführen. Iſt ſie ſchuldig, ſo müßte dies mich zwar für immer von ihr trennen, aber ich würde es bei dem Könige mir als eine Gnade erbitten, daß Lilias nicht weiter beunruhigt würde. Ihr, Fräulein Anna, ſeid es allein, die mir über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines ſolchen Vergehens von Seiten der Lady Licht geben kann. Ihr ſeid gut, offen und edel, Ihr werdet Eurer Verwandtin, wenn Ihr von ihrer Unſchuld überzeugt ſeid, keinen Nachtheil zufügen, aber eben ſo wenig einen Mann, der Euch nie beleidigte, der Euch hochſchätzt und alles Gute gönnt, in Schande und Elend ſtürzen wollen. Sprecht deshalb offen: Haltet Ihr es für möglich, daß Lilias begangen habe was ihr zur Laſt gelegt wird? Glaubt Ihr, daß ſie falſch an mir handeln könne?“ —

„Um Gott, Mylord!“ rief Anna erſchrocken. „Wie könnt Ihr ſolche wichtige Fragen an mich unerfahrnes Mädchen richten? Wie könnte ich es über mich nehmen, durch ein Wort über Glück und Unglück, über Ehre und Schande zweier Menſchen zu entſcheiden?"

„Niemand wie Ihr, Anna," ſprach der Graf, ſie feſt anblickend, „iſt im Stande Auskunft zu geben. Ihr ſeid ſeit Jahren in der Nähe dieſer Frau, Ihr müßt ſie beſſer als ſonſt Jemand kennen. Ihr habt ſie ſeit der Gefangennehmung nie verlaſſen. Es kann mithin nicht fehlen, daß nicht Umſtände, die gegen oder für jene Anklagen ſprechen können, zu Eurer Kenntniß gekommen ſind, Lilias kann Euch ſelbſt ſogar Mittheilungen gemacht haben —"

„Hätte ſie dies gethan, Mylord," unterbrach Anna den Sprechenden, „ſo wäre es meine Pflicht, gegen Niemand ein Wort davon zu erwähnen."

„Dies mag ſein;" verſetzte Graf Orkney. „Ich verlange auch nicht, daß Ihr als Anklägerin gegen ſie auftreten ſollt; was ich indeß wohl verlangen kann, iſt, daß wenn Ihr Gründe habt, ſie für ſchuldig zu halten, Ihr wenigſtens die Möglichkeit eines Vergehens dieſer Art einräumt —"

„Nimmer werde ich dies thun! Es wäre eben ſo viel, als wenn ich ſie anklagen wollte;" fiel Anna ein, ohne den Grafen ausreden zu laſſen. „Hätte ich Vermuthungen dieſer Art, ſo würde ich ſie ſchon darum nicht ausſprechen, weil ich, wenn ſie falſch wären, damit ein grauſames Unrecht begehen könnte."

„Wohlan, dann genügt es mir, daß Ihr ausſprecht, daß Ihr ſie nicht habt;" verſetzte Orkney ruhig. „Erklärt, daß Ihr Lilias eines ſolchen Frevels nicht für fähig haltet, und ich werbe heute noch um die Hand der Lady. Ich lege mein und ihr Schickſal in Eure Hand." —

Anna erbleichte. Sie konnte den Schwur, den ſie geleiſtet, nicht brechen, eben ſo wenig ſich aber entſchließen, den Mann, den ſie unter allen Menſchen auf der Welt am höchſten ſchätzte, wiſſentlich zu täuſchen. Hatte Lilias ihr auch geſagt, daß ſie niemals Orkney's Gattin werden würde, ſo wußte ſie doch nicht, welchen verderbenbringenden Plan dieſe auf das Vertrauen des Grafen, das ſie durch ihre Ausſage befeſtigen würde, gründen könnte.

„Ich kann nicht die Richterin in dieſer Sache ſein;" ſagte ſie endlich heftig ergriffen, als der Graf ſie längere Zeit fragend anblickte. „Ich kann eine Verantwortlichkeit dieſer Art nicht auf mich laden."

„So gebt Ihr alſo die Möglichkeit zu“ — hob Orkney an.

„Nichts gebe ich zu! Niemals werde ich Lilias anklagen;“ fiel Anna ein.

„Dann erklärt Ihr ſie für ſchuldlos, und ich werde nicht ſäumen der von ihren Feinden verfolgten Frau meinen Schutz zu gewähren;“ ſagte der Graf, Anna feſt anblickend. „Doch genug für jetzt. Ich habe Euch überraſcht und will Euch nicht bedrängen. Patrik Grey wird durch Staatsangelegenheiten bis morgen in meinem Hauſe zurückgehalten. Bis dahin habe ich Zeit, mich gegen ihn zu erklären, und ſpreche vorher nochmals mit Euch. Ueberlegt Euch, ob Ihr reden oder ſchweigen ſollt, und welches von Beiden Ihr vor Eurem Gewiſſen verantworten könnt. Ihr ſeid die Einzige, die mir Aufklärung verſchaffen kann, und es würde Euch gewiß einſt ſchmerzen, daß Ihr ſie mir, einem Manne der Euch achtet und hochſchätzt, verweigert hättet.“

Es war eine wahre Seelenfolter, auf welche Anna ſich durch die Zumuthung Orkney's geſpannt ſah. Sie konnte weder mit dem Gedanken vertraut werden, den Mann, der ihr von Kindheit an als das Ideal aller Männlichkeit vor der Seele geſtanden hatte, ſich blindlings in die ihm geſtellten Netze ſtürzen zu ſehen, eben ſo wenig aber hätte ſie Lilias anklagen, oder gar ihren Schwur brechen können. Der Graf hatte ſie längſt verlaſſen, als ſie noch immer rathlos und in Verzweiflung im Zimmer auf und abging.

Es ward endlich Abend. Die Lady war beinahe den ganzen Tag in ihrem Gemache eingeſchloſſen geweſen. Als Anna ſie ſah, ſagte Lilias, daß ſie unwohl ſei, ſich zeitig in's Bett legen wolle und Anna bäte, dies gleichfalls zu thun. Letztere befolgte zwar dieſe Weiſung, aber Mitternacht kam heran, und noch hatte ſie kein Auge geſchloſſen. Im Hauſe und auf der Straße war es todtenſtill geworden. Anna warf ſich ſchlaflos auf ihrem Lager hin und her. Unaufhörlich ging ſie mit ſich zu Rathe, was ſie Orkney antworten ſollte, wenn dieſer die Fragen des vorigen Tages an ſie richten würde. Während ſie aber noch dieſen Gedanken nachhing, öffnete ſich das Zimmer der Lady, und dieſe trat völlig angezogen, eine Kerze in der Hand, aus demſelben. Die durchſichtigen Behänge des Bettes erlaubten Anna jede

Bewegung der Eintretenden wahrzunehmen. Schon wollte ſie fragen: ob Lilias etwas zugeſtoßen ſei? als ſie bemerkte, daß Jene das Licht vorſichtig hinter einen Schirm ſtellte, leiſe auf ihr Bett zuſchritt und einen Zipfel des Vorhangs lüftete. Neugierig, was dieſem räthſelhaften Vorgange zum Grunde liege, ſtellte Anna ſich ſchlafend, und nach ein paar Augenblicken vernahm ſie zu ihrer Verwunderung, daß Lilias das Zimmer verließ und zu der Thüre hinausſchritt, die auf den Gang führte, welcher die ganze Zimmerreihe entlang lief. Durch das geheimnißvolle Benehmen der Lady überraſcht, fragte ſich Anna, was wohl ihr Vorhaben ſein könne? Wäre ſie kränker geworden, war ihr Hülfe nöthig, ſo würde ſie ſie ja geweckt haben, wie ſie es auch früher oft gethan. Es mußte alſo ein anderer Grund vorhanden ſein. Allerdings mußte Lilias, um auf den Gang gelangen zu können, Anna's Gemach paſſiren, aber wozu dieſe Vorſicht, dieſe Genauigkeit, mit der ſie ſich zu vergewiſſern ſuchte, ob Jene ſchliefe? Lilias mußte irgend einen Plan haben. Plötzlich überkam Anna eine entſetzliche Angſt, von der ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte. Es war ihr, als ob etwas gekommen. Nicht ſo der Ritter. Was jener freiwillig des Lohnes wegen that, iſt dieſem heilige Pflicht. Der Edelmann iſt der geborene Vertheidiger des Landes. Das eigne Selbſt muß er vergeſſen, wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt. Der Tropfen Blutes in ſeinen Adern, er gehört nicht ihm, dem Lande gehört er an. Schande Dem, der ihn in nichtswürdigem Streite vergeudet, während das Wohl des Ganzen ihn in Anſpruch nimmt; entehrt das Schwert, gezogen in eigner Fehde, während das Vaterland in Noth iſt! Fühlſt Du dies nicht, ſo biſt Du weniger als jener fremde, ſich verkaufende Söldner: er wenigſtens hat das eigne Wohl im Auge; Du nicht das Deinige, nicht das des Vaterlandes. —

Burgsdorf war ganz daniedergeſchmettert. Sein Auge ruhte am Boden. Seine Pulſe bebten.

Leider, ſprach nach kurzer Pauſe der Fürſt in milderm Tone und halb zu dem Feldmarſchall Dörfflinger gewendet; leider habt Ihr nicht Unrecht, als Ihr vorhin behauptet, daß Mehre vom Adel wie dieſer Jüngling denken; aber glaubt mir, eine ſchönere Zeit blüht uns herauf! Der Bauer zeigt dem Ritter, was ſeine Pflicht. Seid verſichert, Alter, dereinſt kommt eine Zeit — ich werde ſie nicht mehr erleben, aber ſie kommt gewiß — wo, wenn das Va-

Gefahrvolles, etwas Entſetzliches im Werke ſei. Faſt unwillkührlich ſprang ſie vom Lager auf, warf die Kleider über, und tappte im Dunkeln nach der Thüre, die ſie offen fand. So wie ſie auf den Gang hinaustrat, kam ihr ein ſonderbarer Rauch- und Harzgeruch entgegen, und ſie erblickte Lilias, die in einiger Entfernung die ſchweren Riegel einer Thüre, die nach dem Flügel des Hauſes führte, wo der Graf wohnte, vorzuſchieben trachtete. Beunruhigt was Alles dies zu bedeuten habe, ging ſie auf die Lady zu. Dieſe ſchrak ſichtbar zuſammen, als ſie Anna erblickte. „Was willſt Du? — Was ſchleichſt Du mir nach?" ſagte ſie heftig, doch mit halb unterdrückter Stimme. „Ich war unwohl, ich wollte hinaus, auf den Balkon des Hauſes, in die freie Luft. — Fort, zurück auf Dein Zimmer!"

„Wie könnte ich Euch verlaſſen, wenn Ihr unwohl ſeid?" ſagte Anna ängſtlich. „Ich will bei Euch bleiben, will Euch begleiten. — Aber, mein Gott, was iſt das? Dieſer Rauch —"

„Du biſt eine Thörin! Biſt im Schlafe! Fort in Dein Gemach!" ſprach Lilias, indem ſie Anna beim Arm ergriff.

„Nein, nein Baſe! Ich bin ganz munter! Es iſt wahrhaftig Rauch, der den ganzen Gang erfüllt. — Und dann — hört nur! — Ein Gepraſſel! — Es kommt von dort her. — Es iſt Feuer! Es muß Feuer ſein!"

„Es iſt nichts! — Gewiß, es iſt nichts! — Fort, auf Dein Zimmer!" ſagte die Lady heftig, indem ſie das Mädchen mit ſich fortreißen wollte.

„Nein, es iſt Feuer! — Hört Ihr es nicht praſſeln? Und dort der Schein, der durch die Thürritzen blinkt! Laßt uns um Hülfe rufen!"

„Schweige! Sprich nicht ein Wort weiter!" ſprach Lilias finſter. — „Ja, Anna, es iſt Feuer, und ich habe es entzündet! — Patrik Grey und Orkney müſſen ſterben! Hoffentlich hat die Flamme ſchon ihr Gemach ergriffen. Du kannſt ſie nicht retten, darum ſchweige."

„Nein! Nimmermehr!" rief Anna laut.

„Du wirſt ſchweigen, oder auch Du mußt ſterben!" ſagte die Lady, indem ſie einen kleinen Dolch hervorzog.

„Feuer! — Hilfe! — Mord!" ſchrie Anna, indem ſie einen Schritt zurückſprang.

„Elende, Du biſt verloren!“ rief Lilias auf das Mädchen zuſtürzend.

Anna, in Todesangſt, packte mit beiden Händen die Lady an der Hand, in der ſie den Dolch hielt. Die Angſt verlieh ihr doppelte Kraft, und ihr wiederholter Feuerruf tönte durch die Hallen des Hauſes. Jetzt ward es in letzterem lebendig. Diener ſtürzten die Treppe herauf.

„Rettet! — Rettet Euren Herrn!“ rief Anna ihnen entgegen.

So wie die Lady die Ankommenden erblickte, warf ſie den Dolch zu Boden und eilte in das Gemach, deſſen Thür ſie hinter ſich zuſchlug.

An der Spitze der zu Hülfe Herbeieilenden ſtürzte Anna nach der Thüre, hinter welcher die Flammen praſſelten. Sie ſtieß den Riegel zurück. Das gehackte Fichtenreiſig, das den Boden bedeckte, war bereits zuſammen gebrannt, aber das Holzwerk, womit die Wände getäfelt waren, ſtand in Flammen. Jetzt ertönte auch die Stimme des Grafen am Ende des Korridors.

„Rettet den Grafen! Laßt uns vorwärts eilen!“ rief Anna, und ſtürzte durch den Qualm, der ſie faſt zu erſticken drohte, nach jener Gegend. Auch hier war die Thüre verriegelt. Orkney und Patrik Grey verſuchten aus allen Kräften ſie einzuſtoßen. Anna war mit einem Tuche vor dem Munde, nur von einem einzigen Diener gefolgt, bis hierher vorgedrungen. Sie tappte nach dem Riegel, endlich fand ſie ihn, und ſtieß ihn zurück.

„Anna, Ihr?" rief der Graf, der beim Scheine der Flamme das Mädchen erkannte. Er faßte ſie unter dem Arm, und ſtürzte den Gang vorwärts. Patrik Grey folgte. In wenig Augenblicken waren ſie in Sicherheit.

Eine große Anzahl der Hausbewohner war indeß herbeigekommen. Ihren vereinten Anſtrengungen gelang es dem Feuer Einhalt zu thun.

„Wo iſt Lilias?" rief Graf Orkney jetzt in ſtrengem Tone. „Dies Feuer iſt ihr Werk! Niemand wie ſie hat es entzündet."

„Die Lady hat ſich ſo eben aus dem Fenſter geſtürzt!" rief ein Diener, der keuchend die Treppe herauf geeilt war. —

So war es auch. So wie die Lady geſehen hatte, daß ihr Plan mißlungen ſei, war ſie in ihr

Zimmer geeilt, hatte es hinter ſich verſchloſſen und ſich auf das Pflaſter der Straße herabgeſtürzt. Sie war indeß nicht todt. Ohnmächtig und ſtark beſchädigt ward ſie in's Haus zurückgetragen, und dort der Pflege herbeigerufener Frauen und des Arztes übergeben. —

Es war gegen Mittag, als die Lady den Grafen erſuchen ließ, zu ihr zu kommen. Jeden Beſuch Anna's hatte ſie feſt zurückgewieſen. Als Orkney zu ihrem Lager trat, lag ſie in einem heftigen Fieber.

„Ich habe Euch rufen laſſen, Graf Orkney,“ ſagte ſie, indem ſie die möglichſte Ruhe in ihre Rede zu legen ſuchte, „um Euch Auge in Auge ſagen zu können, daß ich es war, die das Feuer entzündete. Patrik Grey und auch Ihr ſolltet in den Flammen zu Grunde gehen. Mein Vorhaben iſt mißglückt, und ich bedaure daß dies der Fall iſt. Glaubt nicht, daß an der Schwelle des Grabes ich Reue fühle über meine That. Sie war ohnehin nur ein ſchwacher Verſuch, den Racheſchwur zu erfüllen, den ich, als der edle Douglas durch Eure Verrätherei gefallen war, geleiſtet habe. Wären frühere Anſchläge geglückt, ſo wäre meine Rache vollſtändiger geweſen. Ich war es auch, welche Jakob Douglas Nachricht von Eurem Zuge und den Rath gab, Euch während deſſelben zu überfallen; **ich war es**, die den Feuerbrand in das Haus Eurer Ahnen zu Kirkwall geſchleudert. Alles iſt mir nur halb geglückt; dies iſt's was mich ſchmerzt. Hätten alle die Memmen, die ſich Männer und Freunde des ermordeten Douglas nennen, nur mit der Hälfte der Kraft des Haſſes gehandelt, wie ich, ſo wäre die Rache vollſtändiger geweſen. — Dies, Graf Orkney, Euch Alles in das ſchnöde Antlitz zu ſagen, iſt es, was mich bewog Euch zu mir zu fordern. Jetzt aber laßt mich ruhig ſterben, und befreut mich von Eurem verhaßten Anblick.“ —

So wie die Lady dieſe Worte geſprochen hatte, kehrte ſie ſich nach der Wand und redete keine Sylbe weiter. —

Es kam übrigens anders, als Alle vermutheten. Lilias ſtarb nicht. Ihre Verletzungen heilten wunderbar ſchnell. Patrik Grey und die übrigen Räthe des Königs drangen darauf, ihr den Prozeß zu machen, was wahrſcheinlich mit ihrer Hinrichtung geendigt haben würde. Graf Orkney proteſtirte indeß mit ganzer Kraft dagegen, und der König entſchied, daß ſie in ein Kloſter gebracht würde, um dort bis zu ihrem Tode gefangen gehalten zu werden. — Die Güter der Lady ſollten zum Beſten der Krone eingezogen werden, indeß gelang es dem Grafen Orkney, ſo wie Hamilton von Cadyow, der inzwiſchen ſo in die Gunſt des Königs gekommen war, daß er ihm ſeine Tochter zur Frau gab, den Monarchen dahin zu vermögen, daß er ſie unter die Verwandten der Lady vertheilte, und dieſen blos die Verpflichtung auflegte, die gefangene ehemalige Beſitzerin bis zu ihrem Tode davon anſtändig zu erhalten. Einen bedeutenden Antheil empfing Anna als nächſte Verwandte.

Da die Lady dem Grafen Orkney offen und in's Angeſicht erklärt hatte, wie ſeit dem Tode ihres Verlobten all' ihr Denken nur darauf gerichtet geweſen ihn zu verderben, ſo konnte es nicht fehlen, daß er mit Anna darüber ſprach. Dieſe, durch die Erklärung der Lady ihres Eides entbunden, und ſich gewiſſermaßen verpflichtet haltend, nun gleichfalls offen mit ihm zu reden, erzählte ihm Alles, was ſie wußte. So ſehr auch das Mädchen ihre Empfindungen zu verhüllen trachtete, ſo ſah doch der Graf nur zu gut, mit welcher innigen Neigung ihr Herz ſeit der früheſten

Zeit an ihm gehangen, und er hätte kein Mann, und Anna weniger gut, liebenswürdig und ſchön ſein müſſen, wenn ihre Worte nicht in ſeinem Herzen einen Funken erweckt hätten, der nach und nach zur Flamme aufloderte. Nach Jahresfriſt war Anna des Grafen Verlobte und bald darauf ſeine glückliche Gattin. — —

Lilias erreichte in der Zurückgezogenheit des Kloſters ein hohes Alter. Sie blieb indeß ihren feindlichen Geſinnungen bis an's Ende treu, und eine Ueberlieferung behauptet, daß, als der König, von einer eigenthümlichen Neugier getrieben, die Frau, deren Handlungsweiſe damals ſo großes Aufſehen erregt hatte, zu ſehen verlangte, ſie dieſe Gelegenheit benutzt habe, ihm heftige Vorwürfe zu machen, eine Dreiſtigkeit, die er ihr indeß, in Betracht des herben Verluſtes, den ſie erlitten, mild verzieh*).

---

*) Vidi de la Porte, tome 20.

MONACENSIS.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Neunundzwanzigſter Band.

I. Nord und Süd.
II. Der Helgoländer.
III. Deſolation.

Vierte Folge: Siebenter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Carl Focke.

terland in Noth, wenn es vom Feinde überſchwemmt wie heut, Alle, der Graf ſowie der Bürger, der Ritter wie der Bauer, nur Einen großen Heerbann ausmachen werden. Dann werden aufſtehen Männer eures Gleichen, und Fürſtenenkel werden mit Stolz ſich unter die Befehle dieſer Männer ſtellen; von allen Seiten ſtrömen die Söhne des Vaterlandes dann der ſchwarz und weißen Fahne zu; kein Fremder, kein Miethling iſt mehr in ihren Reihen, und an der Spitze des Heerbannes ziehen wackere Hohenzollern, ſteht ein Fürſt, würdig ein Volksheer ins Feld zu führen. —

Geht! ſprach der Kurfürſt, indem er einen Blick, in dem ſich mehr Rührung als Strenge ausſprach, auf Burgsdorf und Froben warf. Ich will vergeſſen, daß Ihr Euere Pflicht vergeſſen konntet. Ein Ehrloſer Der, der dieſen Streit aufs Neue aufnimmt. In wenig Tagen habt Ihr Gelegenheit, Euern Muth auf beſſere Weiſe zu bewähren.

Noch betäubt von Allem, was vorgegangen, begaben ſich beide Jünglinge auf den Rückweg, und auch Herr Matthias, in der Meinung, daß ſeine Anweſenheit bei dem Streite der jungen Männer ihm beim Kurfürſten eben keine ſehr wohlwollende Aufnahme bereiten dürfte, wollte ſich ihnen anſchließen,

Epheuranken.

Hiſtoriſche
Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Erſter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite

Nord und Süd 1
Der Helgoländer 73
Deſolation 161

Nord und Süd.

— — Mich dünket: Nie
Sollten Nord und Süd ſich küſſen,
Pole ſind ſie Eines Stabes,
Ihre Axe trennet ſie.

Müllner.

„Nach Batavia! Nach Batavia, um dort das Glück oder ein Grab zu finden!“ So lautete im vorigen Jahrhunderte die Loſung einer Menge Abenteurer, die, mit ſich und der Welt zerfallen, über den Ocean dem niederländiſchen Indien zuſtrömten. Wenige ſahen den erſten, die Meiſten den zweiten jener beiden Wünſche ſich erfüllen. Nach Batavia zu gehen galt daher für einen verzweifelten Entſchluß. Man nannte es nur das „Grab der Europäer.“ Den Meiſten ward es ein ſolches in kurzer Zeit durch eigene Schuld. In der Meinung einem, wie ſie meinten, mörderiſchen Klima auf die Länge doch nicht widerſtehen zu können, wollten ſie ſich die letzten Lebenstage ſo angenehm wie möglich machen, und ſo leerten ſie den Kelch der verderblichſten Lebensfreuden mit vollen Zügen bis auf die Hefen. Solche Freuden bietet in der That faſt kein anderes Land der Welt dem Schwelger dar, wie die Inſel Java. Da in jener Zeit das Vorurtheil, hinſichts des lebensgefährlichen Klima's, in Europa überall verbreitet war, und auch die Niederländer daſſelbe theilten, ſo erhielt der in Batavia Angeſtellte ein großes Gehalt. Er ward dadurch in den Stand geſetzt ein Leben zu führen, ſo üppig wie er in ſeinen früheren Verhältniſſen es ſelbſt im Traume nicht geſchauet; aber nicht dies allein, ſondern ſelbſt Ehre und Anſehen warteten des vielleicht in Europa Entehrten. Schon die weiße Haut der Europäers iſt in Java eine Art Adelsdiplom. Mit Achtung nimmt der Malaie beim Begegnen eines Weißen den breiten chineſiſchen Strohhut vom Haupte, und ſelbſt der javaniſche Raden (Fürſt) unterläßt nicht, ihn höflich zu grüßen. Dem, der von Kindesbeinen an gewohnt war ſein eigener Diener und noch mehr der eines Andern zu ſein, war es ein ungemein behagliches Gefühl, ſich von Bedienten der verſchiedenſten Art umgeben zu ſehen. Hatte er in der alten Heimath kaum ein Paar Dreier erarbeitet, um den nagenden Hunger zu befriedigen, ſo erſchien es ihm um ſo auffallender, Leckereien, die in Europa nur für ſchweres Geld auf den Tafeln der Reichen prangen können, Ananas von ungeheurer Größe, Melonen, Orangen, Feigen von vorzüglicher Güte, für wenige Pfennige im Ueberfluß zu erhalten. Der vor kurzer Zeit angekommene bettelhafte Fremde betrachtete ſich im vorigen Jahrhundert, bei ſeiner Ankunft in Batavia, als einen vornehmen Mann, und das Wohlleben, die Art von Achtung, die ihm blos der Hautfarbe wegen von den Eingebornen gezollt ward, beſtärkten ihn in dieſer Einbildung. Kaum hatte er eine noch ſo geringe Unterbeamtenſtelle erlangt, ſo begann er ein Leben, das er ſo üppig als möglich zu verbringen ſuchte, da es, wie er ſich ſagte — und er hatte meiſt in dieſer Vorausſetzung Recht — ohnehin nicht lange dauern würde. Hatte er eine ſchöne Wohnung, Equipage, Bedienung, vor allen eine vortreffliche Tafel errungen, ſo fehlte ihm ſeiner Meinung nach nur noch Eins: eine ſchöne Frau. Dieſe war ſchwer, und doch auch wieder leicht zu erhalten, ſchwer, wenn es eine Europäerin ſein ſollte, — denn ſelbſt die, welche in dem alten Lande mit ihrem Rufe, und ſelbſt mit ihren Reizen ziemlich fertig, und aus Speculation nach Batavia gegangen waren, pflegten dort Anſprüche zu machen, — leicht, wenn der Verlangende ſich mit einer hübſchen Malaiin begnügen wollte. Hier fand indeß ein eigener Umſtand ſtatt. Mit einer Eingeborenen konnte, da ſie eine Mohammedanerin war, keine durch religiöſe Bande geknüpfte Ehe eingegangen werden, hätte ſie ſich aber auch taufen laſſen wollen, ſo würde dies in dem Verhältniſſe nichts gebeſſert haben. Ein Europäer, der ſich mit einer bekehrten Eingeborenen trauen laſſen wollte, hätte nach den Kolonialvorurtheilen eine Art ‚faux pas‘ begangen, und ſich dadurch, ſo zu ſagen, von aller guten Geſellſchaft excludirt. Da aber das Bedürfniß zu Verbindungen jener Art einmal da war, ſo hatte man — gleichfalls auf dem Wege des Vorurtheiles — einen Ausweg gefunden. Fand ein Europäer eine Eingeborene, mit der er ſich zu verbinden wünſchte, ſo verſtändigte er ſich mit deren Anverwandten, die eine Ehre in dieſem Verhältniſſe ſahen, er bezahlte eine gewiſſe Morgengabe, Beide betrachteten ſich als Mann und Frau, und wurden auch von aller Welt als ſolche betrachtet. Vielen Europäern war aber dies Verhältniß noch zu unbequem. Dieſe hielten ſich eine als ein lautes: Bleibt Rathsherr Roſenblatt! ihn an den Boden feſſelte.

Lange irrte Froben im Freien herum, endlich kam er wie betäubt in ſeiner Wohnung an. Tauſend Qualen drängten ſich in ſeiner Seele. Er ſagte ſich, wie redlich er gekämpft, ſeine Gefühle für Mathilden zu unterdrücken, welchen ungeheuern Schmerz er dann empfunden, als er das Opfer bringen wollen, für einen andern Mann um der Geliebten Hand zu werben; endlich wie das Geſtändniß ihrer Liebe, ein Geſtändniß, welches ſonſt vermögend geweſen, ihn zum Glücklichſten auf dieſer Erde zu machen, unter dieſen Umſtänden ihn ganz vernichtet hätte. Dennoch, rief er, ſich in den Lehnſtuhl werfend und die Hände an das glühende Antlitz drückend; dennoch wird jener edle Graukopf, wenn Karl zu ihm geſprochen, mich für einen Böſewicht, der Freund für einen feigen, ſchleichenden Verräther, der Fürſt für einen elenden Raufbold halten! —

Bewahre! rief eintretend Herr Roſenblatt, der die letzten Worte mit angehört. Das wird Alles hoffentlich nicht der Fall ſein. — Aber, ſetzte er hinzu, indem er den Hut auf den Tiſch warf, habt Ihr etwas Genießbares bei der Hand, ſo laßt anfahren, denn mich hungert ganz entſetzlich; ich fürchte, der

Menge hübſcher Malaiinnen zu ihrer Aufwartung, und dennoch nahm Niemand Anſtand einem ſolchen Manne ſeine Tochter zu geben, ſobald er ſie zur Ehe verlangt hätte, in welchem Falle er nur ſeinen Harem abzuſchaffen, oder auch nicht abzuſchaffen hatte, je nachdem die Frau ihm eine größere oder geringere Portion Toleranz als Morgengabe zubrachte. Dies letztere Auskunftsmittel, wiewohl das weniger moraliſche, kam am allermeiſten in Anwendung; denn, obgleich eine mit einer Malaiin eingegangene eheliche Verbindung keine Geſetzkraft hatte und es nur von dem Manne abhing, die Frau fortzuſchicken ſobald er wollte, ſo hatte dies doch hin und wieder ſehr traurige Folgen gehabt, da ſich die Angehörigen der Letzteren dadurch als beſchimpft anſahen und ihre Ehre zu rächen ſuchten. — —

Es war an einem ſchönen Sommerabende, als der Lieutenant von Sternſtein, ein Deutſcher in holländiſchem Dienſte, auf einem kleinen Pferdchen, dem man die arabiſche Race anſah, auf der Chauſſée von Weltevreden nach Meſter Cornelis dahinſprengte. Die Gegend prangte, da es gegen Ende der Regenzeit war, im herrlichſten Grün. Eine friſche Luft ſtrich durch die Wipfel der Tamarinden und Canarienbäume, und die Sawahs oder Reisfelder ſchimmerten in der Farbe des Smaragdes. Der Weg lief allmälig aufwärts. Ein Landhaus der wohlhabendſten Europäer folgte dem andern und kontraſtirte durch ſeine Schönheit mit den die Zwiſchenräume ausfüllenden Bambushütten der Eingebornen, von welchen ſich nur eine durch ihre Nettigkeit, Größe und den Umſtand, daß ſie mitten in einem herrlichen Orangengarten lag, von den andern vortheilhaft unterſchied. Nur wenige hundert Schritte von dieſer Malaienwohnung bog der Lieutenant von dem Wege ab und ſprengte einem ſchönen Landhauſe zu, das mitten in einem Palmen- und Canarienwäldchen reizend gelegen war. Vor dem Hauſe, das indeß nur aus einem Stockwerke beſtand, befand ſich ein ſchöner Blumengarten und eine Terraſſe oder geräumiger Vorplatz. Eine breite zierlich vergitterte Gallerie, welche mit Meubles und Gemälden verziert war, lief längſt der ganzen Fronte des Gebäudes hin. Die Weiße des Landhauſes, die großen leichtvergitterten Fenſter, die Nettigkeit und Zierlichkeit der umherlaufenden mit buntem Sande überſtreuten

Wege, die ſchattigen Bäume, die das Ganze wie in einem Rahmen einſchloſſen, liehen der Niederlaſſung etwas ungemein Behagliches und Liebliches. So wie der Lieutenant vom Pferde ſprang, ſtürzten ein Paar malaiiſche Diener aus der Thüre, um ihm ſein Roß abzunehmen und der Offizier trat, nachdem einer der Leute ſeine Frage: „Ob Myn Herr van Braamkamp daheim ſei?“ mit einer tiefen Verbeugung beantwortet hatte, in das Gebäude.

Der Lieutenant Sternſtein war eben nicht ſchön, aber er galt in Batavia dafür, denn obwohl er bereits ein Jahr in Indien war, ſo hatte das Tropenklima das natürliche Roth ſeiner Wangen noch nicht gänzlich verwiſchen können. Dies aber, ſo wie ſeine weiße Haut und ſein blondes Haar, ſchien in Batavia eine ſolche Seltenheit, daß er in den Zirkeln der Damen nur unter dem Namen „der hübſche Deutſche“ bekannt war. Jedenfalls verdiente er dies Prädicat doppelt und dreifach, wenn man ſein Aeußeres mit dem des Herrn Braamkamp, in deſſen Wohnzimmer er als Freund des Hauſes ohne Weiteres unangemeldet eintrat, hätte in Vergleichung bringen wollen. Derſelbe war ein ſpindeldürrer todtenblaſſer Mann von etwa dreißig Jahren, den man aber eben ſo gut für einen Greis von ſiebzig hätte halten können. Wie es ſchien hatte er eben ſeine Sieſta beendigt, denn er ſaß, oder lag vielmehr, blos mit Pantalons von feinſter weißer Leinwand und einem Battiſthemde bekleidet, auf einem eleganten Sopha. Zwei ſehr hübſche ſchwarzäugige Malaienmädchen waren mit ſeiner Toilette beſchäftigt. Eins davon knieete vor dem Sopha und zog mit einer Vorſicht, als ob es ſich darum handle einen Gichtkranken zu bekleiden, dem jungen Manne ein Paar ſeidene Strümpfe auf die bloßen Füße, das andere ſteckte ihm eine bereits angebrannte Cigarre vorſichtig in den Mund, und eilte dann nach einem ſeidenen Sarong — eine Art Schlafrock — um ihm dieſen gleichfalls ſo behutſam als möglich anzuziehen. Wer den jungen Mann in dieſem Zuſtande ſah, hätte meinen mögen, daß ſolcher todtkrank ſei; dies war indeß im Mindeſten nicht der Fall. Anſtrengungen im Dienſte der Compagnie — wie er behauptete — Ausſchweifungen verſchiedener Art — wie Andere ſagten — hatten ihn ſo heruntergebracht. Demungeachtet galt „Myn Herr Ambroſius van Braamkamp für keinen ſchlechten Beamten, und da er überdies in Holland angeſehene Verwandte hatte und ſehr reich war, ſo war er ſogar der Gegenſtand der Speculationen friſch angekommener heirathsluſtiger Europäerinnen, von denen ihn indeß bis jetzt noch keine zu feſſeln vermocht hatte.

So wie der Lieutenant in's Gemach getreten war, bewillkommnete ihn der Hausherr mehr mit einem Winke der Augen, als mit der ſchwach erhobenen Hand. Eine der Malaiinen ſtellte ſich mit einem großen Fliegenwedel zu Häupten ihres Gebieters, die andere aber ging, um durch die Domeſtiken allerlei Erfriſchungen herbeiſchaffen zu laſſen.

„Sie haben Weltevreden ſchon vor Sonnenuntergang verlaſſen?“ ſagte Braamkamp endlich mit langſamer gezogener Stimme zu dem Bekannten. „Was ſo ein Deutſcher für Kräfte hat! Ein toller Sonnenbrand heute! Ich arbeitete heute früh eine Stunde auf dem ‚contor bahru‘ — dem Finanzdepartement — und bin jetzt noch wie todtgeſchlagen.“

„Ich werde,“ ſagte Sternſtein lächelnd, „in Kurzem noch ganz andere Hitze zu überſtehen haben.

Unſer Bataillon geht binnen vierzehn Tagen nach Celebes, wo Unruhen ausgebrochen ſind."

„Ich hörte es heute," ſagte Jener. „Das iſt eine ganz dumme Geſchichte. Sie werden dort zu Grunde gehen. Kämen Sie auch glücklich zurück, ſo wird hier dennoch aus Ihnen nichts. Sie haben keine Fürſprache, man rechnet Sie mithin zu der gewöhnlichen Klaſſe der europäiſchen Ankömmlinge. Vor zwanzig, dreißig Jahren, wo Mancher oft den Schuſterſchemel mit dem Präſidentenſtuhle zu vertauſchen ſo glücklich, und das Sprichwort: ‚La canaille de l'Europe devient le beau-monde des Indes', eine Wahrheit war, konnte man noch ohne Protection zu etwas kommen, heute aber kommt man mit aller Mühe und Anſtrengung zu nichts."

Sternſtein mochte wohl ſo ziemlich der Anſicht ſeines Bekannten ſein, er zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Ich habe," ſagte Braamkamp, nachdem er mehrere Male laut gegähnt, „heute den ganzen Tag über Ihr Geſchick nachgedacht, um irgend eine für Sie günſtige Chance aufzufinden, endlich bin ich auf eine gekommen. — Sie müſſen Ihren Abſchied nehmen."

„Dann bin ich ein Bettler," fiel jener ein.

„Sie müſſen in andere Dienſte gehen. Aus denen des Mars in die der Venus. Sie müſſen heirathen. — Apropos, haben Sie den Reſidenten van der Maar auf Amboina gekannt? Nicht? Nun das ſchadet weiter nichts. Er war ein gichtbrüchiger Krüppel und ein Dummkopf dazu, und es war ein Glück für die Regierung, daß er ſtarb, da man ihn nicht gern abſetzen wollte, weil ſein Bruder im ‚Raad van Indien' das große Wort führt. Der Mann hat eine Wittwe hinterlaſſen, welche zweimalhunderttauſend Rupien beſitzt und eine weitläufige Verwandte von mir iſt; die ſollen Sie heirathen."

„Ich kenne ſie aber nicht, und bin auch, ſo viel ich weiß, von ihr nicht gekannt," — hob Sternſtein an.

„Thut nichts! Heirathen Sie ſie immer. Sie hat zweimalhunderttauſend Rupien," fiel Jener ihm in's Wort. „Ich mache die Heirath, verlaſſen Sie ſich darauf. Uebrigens ſollen Sie nicht die Katze im Sacke kaufen. Sie kommt nächſtens nach Buitenzorg, da fahren wir hin. Es wird zwar eine abſcheuliche Anſtrengung ſein, aber ich thue es Ihnen zu Liebe. Die Frau iſt eine Dreißigerin und ein wenig paſſirt, ſonſt aber nicht von üblen Formen. Man ſagt ihr wohl ſo dies und jenes nach, aber wer weiß, ob die Hälfte davon wahr iſt! Ueberdies war ihr Mann ein erbärmlicher Geſelle, den ſie in Europa geheirathet hatte, um ſchnell von Amſterdam wegzukommen, wo ſie eine Affaire hatte, auf die ich mich nicht mehr beſinne, die aber von keiner beſondern Bedeutung war."

„Ich erkenne Ihre gute Meinung," ſagte Sternſtein lächelnd, „aber ich bin bereits im Begriff zu heirathen, und eben hergekommen, um Ihnen dies mitzutheilen."

„Auch gut!" verſetzte Braamkamp mit dem Kopfe nickend. „Gewiß iſt's eine hübſche Liplappin (Creolin), die noch mehr als zweimalhunderttauſend Rupien beſitzt? — Sie haben gut ſpeculirt, werden aber wenig Vergnügen davon haben. Dieſe Frauenzimmer verſtehen nichts als ſich zu putzen, zu tanzen und ſind am Ende äußerſt ennuyant."

„Es iſt keine Creolin, die ich heirathen will, es iſt eine Eingeborene," bemerkte der Lieutenant.

„Ach ſo!“ erwiederte Jener mit dem Tone getäuſchter Erwartung. „Da käme meine Wittwe alſo dennoch in Betrachtung. — Aber, mein Freund, ich muß Ihnen bemerken, daß ich glaube, wie ‚Myfrouw van der Maar‘ in dieſem Punkte nicht viel mit ſich ſcherzen läßt. Sie würde keine indiſche Sundal (Maitreſſe) neben ſich leiden wollen. Ich rathe Ihnen deshalb für jetzt die Sache lieber wieder rückgängig zu machen.“

„Dies iſt unmöglich!“ fiel Sternſtein eifrig ein. „Ich liebe dies Mädchen grenzenlos und kann deshalb keinenfalls an eine Heirath mit einer Europäerin denken. Meine ganze Seele hängt an jenem lieblichen Weſen.“

„Sind Sie beſeſſen!“ ſchrie Braamkamp, indem er, wie von etwas Außerordentlichem überraſcht, ſich halb aufrichtete. „Eine Neigungsheirath? Wohl gar eine platoniſche Liebe zu einem Malaienmädchen? Nun, Gott ſchütze Ihren Verſtand! Das iſt echt deutſch! Das paßt für Java wie ein Paar Schlittſchuhe, die ich einſt einen Landsmann von Ihnen aus ſeinem Gepäck auskramen ſah! — Hören Sie, Freund,“ ſagte er nach einer Weile ruhiger, „mir ſcheint es, als ob Sie Ihre Poſition ganz verkennten und einen Narrenſtreich begehen wollten, den Sie ewig bereuen würden. Sie ſind jung, hübſch und in den Cirkeln von Weltevreden beliebt. Dies ſind Schätze, die Sie zu verwerthen ſuchen müſſen, und eine reiche Heirath kann Ihnen nicht fehlen. Gefällt Ihnen eine Malaiin, eh bien, ſo nehmen Sie ſie zu ſich — wiewohl es für einen Heirathskandidaten jetzt eben nicht beſonders politiſch iſt — und laſſen Sie dann ſolche wieder laufen, wenn das Feuer Ihrer Neigung verraucht iſt. Aber heirathen — wäre es auch nur à la mode du pays — dies geht durchaus nicht; Ihre Actien fielen gleich um fünfzig Procent."

„Ich muß Ihnen bemerken," verſetzte Sternſtein mit einem etwas verdrüßlichen Lächeln, „daß wir uns durchaus nicht zu verſtehen ſcheinen. Ich liebe das Mädchen mit allem Feuer meiner Seele und werde nie eine andere Heirath eingehen, ſelbſt wenn ich mein ganzes Leben mittellos und in einer untergeordneten Stellung bleiben ſollte."

Braamkamp betrachtete längere Zeit ſchweigend den Sprechenden, wie man wohl Jemand betrachtet, Schreck von heute Abend iſt mir in den Magen geſchlagen, und ich will es Euch auch weiter nicht übel nehmen, wenn Ihr mir die Ueberbleibſel Eueres Mittagsmahles auftiſchen ſolltet.

Froben hätte nichts ungelegener kommen können als der nächtliche Beſuch des muntern Rathsverwandten; deſſenungeachtet beſchloß er ſo viel wie möglich gute Laune zu zeigen.

Bei der Hand iſt nichts! ſprach er freundlich, aber ich will gleich etwas herbeiſchaffen laſſen, wenn Ihr mir ſagen wolltet, was Euch beliebt.

Fragt nicht, was mir beliebt, amice! erwiederte Herr Matthias, ſich gemächlich in dem Lehnſtuhle, in dem Froben geſeſſen, niederlaſſend. Fragen dieſer Art ſind mir wie Gift zuwider. Unter zehn Malen könnt Ihr neun Mal Euch verſichert halten, daß ein ſolcher Frager Euch am allerliebſten gar nichts gäbe. — Ihr müßt dieſe Bemerkung übrigens nicht auf Euch beziehen; ich halte Euch eben nicht für einen Knauſer; es iſt nur ein Scherflein aus dem Schatzkäſtlein meiner Erfahrungen, die mich übrigens, unter uns geſagt, bereits ein erſchrecklich es Geld koſten.

So will ich denn, ſagte Froben, nach eigner Wahl etwas kalte Küche und ein Glas Wein —

Thut das, Freundchen! ſprach Herr Roſenblatt, von dem man nicht recht weiß, ob er betrunken oder ſonſt ſeiner Sinne nicht mächtig ſei, dann ſagte er, kopfſchüttelnd:

„Wo und wie haben Sie denn die malaiiſche Houri, die Ihnen das Herz geraubt, gefunden?“

„Erſt vor wenigen Tagen,“ verſetzte Sternſtein lebhaft. „Ich ritt von Meſter Cornelis nach Weltevreden. Da ſehe ich einen jungen Malaien — er wohnt nicht weit von hier — in ſeinem Garten Orangen vom Baume nehmen. Unwillkührlich halte ich an und ſehe zu. Der junge Mann tritt höflich an den Gartenzaun und fragt, ob der **tuwan wolanda** (der holländiſche Herr) nicht eintreten und ſich mit ein Paar Früchten bewirthen laſſen wolle. Er that dies ſo freundlich, daß ich es unmöglich abſchlagen konnte. Ich ſteige deshalb vom Pferde und trete in den Garten. Kaum habe ich mich dort niedergelaſſen und mit dem jungen Manne einige Worte geſprochen, als ich durch eine Erſcheinung überraſcht wurde, die mir faſt die Sprache raubte. Es war ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Der Hautfarbe, ja ſelbſt den Zügen nach hätte man ſie eher für eine Spanierin oder Sicilianerin, als für eine Malaiin halten können. Was ſoll ich Ihnen weiter von dem herrlichen Weſen ſagen! Es war die ſchönſte Javanerin, die meine Augen noch je erblickten. Ich war hingeriſſen, bezaubert. Der junge Malaie ſtellte mir das Mädchen als ſeine Schweſter vor. Ich war kaum im Stande zwei Worte mit ihr zu ſprechen, aber ich fühlte, daß ihr mein Herz auf ewig angehöre. Von jenem Tage an ſah ich ſie faſt täglich. Der Bruder des Mädchens ſchien eine Ehre in meinen Beſuch zu ſetzen und Gefallen an meinem Umgange zu finden. Auch mir gefiel der junge Menſch. Seine Bildung unterſcheidet ſich vortheilhaft von der ſeiner Landsleute, und er iſt gewöhnt mit Europäern zu verkehren. Auch die junge Eingeborene ſchien ſich gleich Anfangs für mich zu intereſſiren, und ſchon nach wenigen Tagen kam es zwiſchen uns zu einer Erklärung. Ich wendete mich jetzt an den Bruder und begehrte Adilé zur Frau. Der junge Mann ſchien zu erſchrecken, dann erklärte er, daß er nie einwilligen werde, ſeine Schweſter zur Buhlerin eines Europäers herabſinken zu ſehen. Ich erwiederte, daß ich einen ſolchen Gedanken verabſcheue, daß ich ſeine

Schweſter zur Gattin begehre, und daß nur der Unterſchied der Religion und die daraus entſpringende Unmöglichkeit einer durchaus legalen Verbindung mich abhalten könne, mir ſie als ſolche antrauen zu laſſen. Lange dauerte noch ſein Widerſtand, nur die Thränen und Bitten der Schweſter konnten dieſen beſiegen, endlich willigte er ein.“

„Mein Freund,“ ſagte Braamkamp, als Jener zu ſprechen aufgehört, „Sie haben da nicht nur einen einfältigen Streich begangen, Sie ſind auch im Begriff Ihre ganze Carriere zu vernichten und ſich in eine große Gefahr zu ſtürzen. Ihre Malaiin mag ſchön, meinetwegen auch liebenswürdig ſein, aber Sie für die ganze Lebenszeit zu feſſeln iſt ſie durchaus außer Stande. Die Geiſtesrichtung dieſer Menſchen iſt eine ganz andere als die unſerige. Ein anderes Verhältniß zwiſchen Ihnen, als ein rein materielles, iſt ein Ding der Unmöglichkeit. In ganz kurzer Zeit würden Sie dies ſelbſt klar einſehen. Dann aber ſind Sie gebunden, Sie fühlen die Feſſel, die Sie ſich leichtſinnig ſelbſt geſchaffen haben, Sie wollen ſie abwerfen, dies aber iſt jedesmal mit Gefahr verknüpft. Käme nun noch dazu, daß Ihre Erwählte nicht ganz aus der niedern Volksclaſſe — doch Sie haben mir noch nicht den Namen des Bruders derſelben genannt.“

„Sie kennen ihn vielleicht,“ fiel Sternſtein ein. „Seine Beſitzung liegt da drüben auf dem Hügel, nur ein Paar Büchſenſchüſſe von hier. Er heißt Tjakra-Api.“

„Da haben wir es!“ rief Braamkamp lebhaft. „Nicht ein einfältiger, nein ein toller Streich iſt es, den Sie zu begehen im Begriff ſind. Seine Schweſter ſoll, der Sage nach, allerdings ſehr ſchön ſein, aber der Menſch gehört zur Klaſſe der ‚Mantris‘ (Edelleute) und will, glaube ich, gar ein ‚Raden‘ ſein. Laſſen Sie ſich in die beabſichtigte Verbindung ein, ſo ſind Sie Zeitlebens ein Sclave derſelben, und an eine Auflöſung der Ehe iſt dann niemals zu denken. Die Rachſucht, der Ehrgeiz des Malaien, vielleicht auch die Eiferſucht der Frau, Alles käme zuſammen, Sie zu verderben, ſo wie Sie nur einen ſolchen Gedanken faßten.“

„Sie vergeſſen,“ erwiederte der junge Mann lebhaft, „daß ich ihn niemals faſſen werde, daß meine ganze geiſtige Exiſtenz an dieſer Verbindung hängt, daß ich allein in ihr mein Glück ſinden kann. Niemals wird es mir in den Sinn kommen, mich von Adilé zu trennen und ſo erledigen ſich Ihre Beſorgniſſe von ſelbſt."

„Und dennoch werden Sie in dieſer Ehe bald eine unerträgliche Feſſel ſehen!" rief Braamkamp. „Wollen Sie indeß durchaus dieſen tollen Streich begehen, ſo verwöhnen Sie Ihre Erwählte wenigſtens nicht. Gewöhnen Sie ſie, in Ihnen den Herrn und Gebieter zu ſehen und dulden Sie nicht die geringſte Anmaßung. Befolgen Sie dieſen Rath, der auf genaue Kenntniß des Charakters der Malaien gegründet iſt, nicht durchaus, ſo werden Sie es ſpäter vielleicht bitter zu bereuen haben. Der Eingeborene muß in dem Wahne erhalten werden, daß der Europäer, ſo zu ſagen, ein ganz anderes, ein höheres Weſen ſei als er. Hat er dieſen Glauben, ſo wird er, von Natur ſanft, fröhlich, kindlich, wie ein Kind, das Gute wie das Böſe ruhig hinnehmen; ſtellen Sie ihn dagegen mit Ihnen auf eine Stufe, ſo wird er, ebenfalls wie ein Kind, ſtörrig, eigenſinnig und widerſetzlich ſein. Jener Wahn hält ſelbſt ſeinen Hauptfehler, die Rachſucht, zu Boden. Er ſieht in dieſem Falle ein ihm angethanes Unrecht als ein unvermeidliches Uebel, dem ſich nichts entgegenſetzen laſſe, an, während er, wenn es ihm von Seinesgleichen widerführe, eine Beleidigung, einen Schimpf darin erblicken und dieſen blutig zu rächen ſuchen würde. — Ich dürfte" — alles dies ſagte er auf Franzöſiſch — „gegen dieſe Mädchen nur ein Paar Mal den Sentimental-Zärtlichen ſpielen und ſpäter der ſtrenge Herr und Gebieter ſein wollen und es früge ſich, was ich ein Paar Tage darauf in der Chocolade, oder ſonſt zu mir nehmen würde! — Offen geſtanden," ſchloß er endlich und Blick und Ton zeigten von ernſter Beſorgniß, „traue ich Ihnen nicht die nöthige Charakterſtärke, die Umſicht zu, ſich ohne Nachtheil in dem Verhältniſſe, in das Sie ſich begeben wollen, zu bewegen, noch ſobald es Ihnen zur Laſt wird, ſich wieder herauszuziehen. Die Sache iſt ernſtlicher als gewöhnlich. Die Familie, von der die Rede iſt, gehört einer höhern Klaſſe an, und da iſt die Verbindung doppelt gefährlich."

Lange ſprach Braamkamp noch auf dieſe Weiſe zu Sternſtein, aber Letzterer blieb unerſchütterlich —

Er würde, ſagte er, an das Glück, Adilé die Seinige zu nennen, Alles, ſelbſt das Leben, mit Freuden ſetzen und kein Gedanke an ein für ihn aus dieſer Verbindung hervorgehendes Uebel, könne ihn abhalten, dieſe zu ſchließen. Sein Bekannter gab deshalb bald alle Hoffnung auf, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen und ermahnte ihn nur noch dringend, ſich gegen die Erwählte ſtets mehr als Herr wie als Gatte oder, was noch ſchlimmer ſei, als zärtlicher Liebhaber zu betragen.

So wie Sternſtein das Landhaus Braamkamps verlaſſen hatte, eilte er in raſchem Roſſeslaufe nach dem Hauſe Tjakra-Apis, welches mitten in einem dunkeln Orangenhaine, der mit Bambus eingezäunt, gelegen war. Die Hütte des Malaien unterſchied ſich mehr durch die größere Reinlichkeit und Nettigkeit ihres Aeußern, als durch ihren Bau, von der anderer Eingeborenen. Kaum war der junge Offizier vom Pferde geſtiegen, als ein junges Mädchen in der Hausthür erſchien. Es war in ein leichtes faltiges Gewand gekleidet, das durch einen ſilbernen Gürtel um die Hüften feſtgehalten ward. Die junge Javanerin war ſchön, aber die Lieblichkeit, die über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen ſchien, ſo wie ihr herrlicher, in allen Theilen ebenmäßiger Wuchs fielen noch mehr wie die Schönheit ihrer Züge in's Auge. Letztere waren ungemein ſanft, ſie hatten etwas zart Jungfräuliches, faſt Kindliches.

„Verzeihe," ſagte ſie, Sternſtein ſanft bei der Hand faſſend, „verzeihe, daß mein Bruder Dir nicht, wie es Dein Rang erfordert, bis zur Thür des Hauſes entgegen kommt, aber ein vornehmer Prieſter iſt bei ihm und da ſchickt es ſich nicht, daß er ihn verlaſſe."

„Hat er ſich mit ihm berathen? Iſt ſein Ausſpruch beifällig?" fragte raſch der junge Mann.

„Allerdings, aber Du ſollſt ein feierliches Verſprechen ablegen, mich nicht zu verſtoßen. Ich hätte es niemals verlangt," erwiederte das junge Mädchen.

„Alles was ſie wollen, ſoll geſchehen, ſo überflüſſig es auch iſt," erwiederte Sternſtein und trat, die Geliebte am Arme, in das Haus.

Am Eingange eines Gemaches, das einfach, aber reinlich war, kam ihnen der Hausherr, ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, in Begleitung eines Greiſes entgegen. Der Bruder Adile's war von ziemlich dunkelbrauner Hautfarbe und ſeine ſcharfausgeprägte Nationalphyſiognomie gab ihm etwas Chineſiſches, was durch die ceremoniöſe Umſtändlichkeit, mit der er den jungen Offizier empfing, noch auffallender wurde.

„Du weißt, o Herr,“ ſagte er zu Sternſtein, „wie ich es mir zur Bedingung machte, daß wenn Du bei dem Entſchluſſe bliebeſt, eine Verbindung mit meiner Schweſter einzugehen, Du die feierliche Zuſage geben müßteſt, ſie niemals zu verlaſſen und ſie wie Deine rechtmäßige Gattin zu behandeln, und ich habe deshalb den ehrwürdigen Saleh ed Din eingeladen, um Dein Verſprechen als Zeuge entgegenzunehmen.“

„Ich habe,“ ſagte der Alte, „Tjakra-Api und ſeiner Schweſter vorgeſtellt, daß die Verbindung eines Europäers mit einem Weibe höherer Klaſſen nicht nur ſelten, ſondern faſt nie ohne üble Folgen vorgekommen und ich warne auch Dich, Herr, nochmals vor einer ſolchen Verbindung. — Beſtehſt Du indeß darauf, ſo bin ich bereit, Dir Dein Verſprechen abzunehmen.“

„Ich willige in Alles, ich verſpreche, Adilá ewig zu lieben, ſie nie zu verlaſſen und ſie ſtets als meine einzige und rechtmäßige Gattin zu halten," rief Sternſtein, die Hand wie zum Schwure erhebend.

„Ich habe," ſagte Tjakra-Api düſter, „die Europäer wohl bei unbedeutenderen Dingen ein heilig gegebenes Wort brechen ſehen. Würdeſt Du Dich entſchließen, Deine Worte auch auf unſere Weiſe zu bekräftigen?"

„Auf alle und jede!" rief der junge Mann.

„Wohlan," ſagte der Malaie, „wir haben von unſern Vätern eine Eidesform überkommen, die nur bei den wichtigſten Vorfällen angewendet wird. Was aber kann mir wichtiger ſein, als das Wohl meiner Schweſter und die Ehre meines Namens?"

Mit den letzten Worten zog er den Kris (der malaiſche Dolch), den er im Gürtel hatte, erfaßte die Schweſter bei der Hand und ritzte ihr leicht einen Finger. Die zwei oder drei Blutstropfen, die hervordrangen, ließ er in ein auf dem Tiſche ſtehendes mit Waſſer gefülltes Glas träufeln. — Ebenſo verfuhr er mit Sternſtein.

„Trinkt Beide daraus und gebt Euch die Hände," ſagte er dann laut. — „Du," ſprach er zu Sternals der junge Mann ſich entfernte, um Anſtalten zu treffen. Aber nichts Saueres! rief er ihm nach. Es iſt was Entſetzliches, welches Zeug hier in Magdeburg als Wein verkauft wird. — Ich habe mich, ſprach er, als Froben zurückkehrte, ſeit vorgeſtern keine Mühe verdrießen laſſen, etwas Gutes in dieſem Artikel aufzufinden; glaubt Ihr, daß es mir nur im geringſten gelungen? Und heute Nacht, wo ich noch ein paar Meilen zurücklegen ſoll, möchte ich mich gerade am wenigſten gern von ſo einem verdammten ipse feci der hieſigen Weinſchenken moleſtiren laſſen.

Ihr wollt heute noch den Rückweg nach Berlin antreten? fragte der Jüngling aufmerkſam.

Nach Berlin? — Hm! nein! das eben nicht, erwiederte Roſenblatt. Ich habe einen andern Auftrag. — Aber ſeht einmal, wie prompt Ihr bedient werdet; dort kommt ja bereits, was des Menſchen Herz erfreuen kann! — Sect? wahrhaftig echter Muskat! der iſt in der kühlen Nacht beſſer als ein geſtepptes Wamms — und Würſtchen? die würden ſich freilich beſſer zu altem Rheinwein ſchicken, aber nichts iſt vollkommen auf dieſer Welt! —

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, beſchäftigte ſich Herr Matthias nun ſo eifrig mit Dem, was die ſtein, „verſprichſt, dieſe als Deine rechtmäßige Gattin zu betrachten und ſie nie zu verlaſſen; Du, Adilé, ſchwörſt ihn zu lieben, ihm gehorſam zu ſein, ſowie, wenn er Dich je verſtoßen ſollte, Dich nach der Sitte und dem Brauch unſeres Landes zu rächen.“

„So ſei es,“ ſagte das Mädchen leiſe und nippte ein wenig aus dem Glaſe.

„Ich werde mein Verſprechen halten,“ rief Sternſtein und trank gleichfalls.

„Und ſo gewiß,“ rief Tjakra-Api mit erhobenem Arme, „ſo gewiß als dies Blut nie wieder in ſeine Adern zurückkehrt, ſo gewiß werde ich über die Erfüllung Eurer Eidſchwüre wachen!“

Mit den letzten Worten ſchüttete er den Reſt des blutigen Waſſers auf den Boden.

„Gott iſt Gott und Mohammed iſt ſein Prophet! Allah allein weiß, was gut iſt! — Geht in Frieden und denket beſtändig dieſer Stunde,“ ſetzte der alte Prieſter mit tiefem Baßtone hinzu.

„Du haſt noch,“ ſagte Sternſtein zu dem Malaien, indem er eine Börſe aus der Taſche zog, „nach der Sitte des Landes den Brautpreis zu empfangen. In dieſer Börſe ſind hundert ſpaniſche Piaſter in Gold. Ich ſchäme mich faſt, daß ich Dir nur dieſe Kleinigkeit anbieten kann." —

„Es iſt dies," fiel Tjakra-Api ihm lächelnd in die Rede, „nur eine Form, die aber beachtet werden muß."

Er nahm den Beutel in die Hand, nahm ein einzelnes Goldſtück heraus, ſteckte es in den Gürtel und gab die Börſe der Schweſter.

„Du wirſt dies Geld brauchen können auf dem Feldzuge Deines Gatten in Celebes," ſagte er dann.

„Du meinſt, ich würde Adilé dahin mit mir nehmen?" verſetzte Sternſtein lebhaft. „Dies holde zarte Geſchöpf auf einen Kriegszug, der ſo beſchwerlich ſein wird!" —

„Und warum," fiel Adilé ihm in's Wort, „ſollte ich in Celebes Dich nicht bedienen, Dir Reis mit Kirri kochen und Dich lieben können wie hier?"

Ihre Worte waren in einem ſo unſchuldigen liebenden Tone geſprochen, daß Sternſtein ſtatt aller Antwort ſie zärtlich in die Arme ſchloß und einen Kuß auf ihre leicht gebräunte ſanft erröthende Wange drückte.

„Die Frau gehört zu dem Manne in Leid und Freude, in Noth und Tod!“ ſprach der Malaie ruhig. „Als meine Schweſter beſchloß, Deine Gattin zu werden, konnte ſie nicht daran denken Ausnahmen zu machen. Sie müßte zurückbleiben, wenn Du es ſo befiehlſt, aber ſie würde trauern. Ueberdies würde ſie Dir, der Du erſt kurze Zeit in dieſem Lande lebſt und deſſen Sitten und Gefahren noch ſo wenig kennſt, auf dem Zuge von großem Nutzen ſein; es iſt gewöhnlich, daß die Befehlshaber Eurer Soldaten ihre Frauen mit ſich nehmen, und ſo muß auch Adilé Dich begleiten, wenn Du es nicht anders verlangſt.“

Sternſtein, der nur mit Kummer daran gedacht hatte, daß er ſich in Kurzem von der Geliebten würde trennen müſſen, war hocherfreut, als dieſer Umſtand ſo wider alles Erwarten beſeitiget werden konnte, und willigte mit Freuden in Adilé's Begleitung.

Schon am folgenden Tage zog die Neuvermählte in Sternſteins Wohnung. Der junge Deutſche fühlte ſich glücklich in den Armen der ſchönen Malaiin. Die Vorzüge europäiſcher Bildung, die ihr freilich gänzlich abgingen, erſetzte ſie durch einen natürlichen Verſtand, leichte Faſſungsgabe, vorzüglich aber durch eine grenzenloſe Hingebung und die feurigſte Zärtlichkeit für ihren Gatten. Wenige Tage vergingen und ſie war ſo weit, jeden Blick ſeiner Augen zu errathen; ſie flog, alle ſeine Wünſche zu befriedigen ehe ſie nur ausgeſprochen wurden. Täglich entdeckte Sternſtein neue Vorzüge des Geiſtes und Herzens an Adilé und er zögerte nicht gegen Braamkamp, den er öfters beſuchte, auf's lebhafteſte ſein Glück zu preiſen. Wenn dieſer ihm etwas zu entgegnen verſuchte, ſo ſchlug Sternſtein jede Einwendung damit nieder, daß er ſagte, wie der Freund erſt dann über Adilé urtheilen könne, wenn er ſie geſehen und näher kennen gelernt haben würde. Er ruhete auch nicht eher bis Braamkamp verſprach ihn zu beſuchen. Dies war in Kurzem der Fall. Der Holländer betrachtete Sternſteins junge Gattin ſehr aufmerkſam, ſie ſchien ihm zu gefallen, doch erwähnte er kein Wort über ſie als Sternſtein ihn in der Abendkühle nach ſeinem Landhauſe begleitete. Der Letztere konnte ſich endlich nicht länger halten, den Bekannten um ſeine Meinung über Adilé zu befragen.

„Mein Freund,“ ſagte Braamkamp, „Sie wollen es und ſo will ich offen mit ihnen reden. Ihre Frau iſt ohne Widerrede die ſchönſte und liebenswürdigſte aller Malaiinnen, die mir noch vorgekommen. So lange ſie jung, ſchön und zärtlich iſt, werden Sie ſich in ihren Armen glücklich fühlen, Sie werden geiſtige Bildung nicht vermiſſen und ſie durch Ihr Benehmen immer mehr verwöhnen. Es wird aber nur wenige Jahre dauern — denn dieſe Malaiinnen verblühen ſchnell — und die ſchönen Formen werden erſchlaffen, dieſe vollen Wangen runzlich, die jugendlichen Züge ſcharf und eckig werden. Die Hingebung, die Aufmerkſamkeit auf alle Ihre Wünſche wird Ihnen dann nur als eine gewohnte Pflichterfüllung, ihre Zärtlichkeit gleichgiltig, vielleicht widrig erſcheinen. Wäre dies Mädchen nicht Ihre Gattin, wäre ſie das, was der Malaie mit dem Worte ‚Sundal‘ und der Franzoſe mit ‚bonne amie‘ bezeichnet, ſo würden Sie ſich leicht von ihr losmachen können, auch würde ſie dies, da ſie es nicht anders erwartete, ganz natürlich finden. Wehe Ihnen indeß, wenn ein ſolches Verfahren Ihnen einſt bei Adilé in den Sinn kommen ſollte! Dieſe Taube würde zum Geier werden und Sie würden ſtaunen, wie ſchnell die Verwandlung vor ſich gehen würde. Ich bringe den Bruder Adilé's dabei nicht einmal in Anſchlag. Sie ſelbſt mit ihrer Sanftmuth, ihrer kindlichen Einfachheit würde eine entſchiedene Zurückſetzung — ich will nicht einmal von Verſtoßung reden — furchtbar rächen. — Sie lächeln? Sie glauben mir nicht?“ fuhr Braamkamp nach einer Pauſe achſelzuckend fort. „Einer meiner Neger hatte eine jener kleinen bunten, aber nichtsdeſtoweniger giftigen Korallenſchlangen gezähmt. Er ſpielte mit ihr, ſie ſchlief in ſeinem Buſen, er ſchlang ſie oft zum Scherz ſich wie ein Halsband um den Nacken, wo ſie ſich mit ihren rothen, ſchwarzen und grünlichweißen Würfeln wie ein Kunſtgeflecht recht artig ausnahm. Dies Alles litt ſie geduldig. Eines Tages aber trat der Schwarze ihr unvorſichtig auf den Schwanz, ſie ſchlug ihre Gifthaken in ſeine Wade und in drei Stunden war er eine Leiche. Nehmen Sie ſich in Acht! Ihre Malaiin iſt eine ſolche bunte Korallenſchlange.“ —

Sternſtein war ganz empört von der Rede des Holländers, noch mehr aber von der Ruhe und von dem Tone der Ueberzeugung, mit dem er ſie ausſprach. Er nahm einen ſehr kühlen und einſilbigen Abſchied von Braamkamp, ſo dringend ihn dieſer auch einlud, das Abendbrot in ſeiner Villa einzunehmen und er beſchloß, ſich von einem Manne, der ſeine innigſten Gefühle auf eine ſo rohe Weiſe verletzt hatte, für immer loszumachen. Die Gelegenheit hierzu ſchien ſich von ſelbſt darzubieten. Als Sternſtein zu Hauſe angekommen war, fand er eine Ordre, ſich mit einem Detaſchement von hundert Mann bereit zu halten, binnen vier Tagen nach Celebes eingeſchifft zu werden. Der Aufſtand, welcher dort ſtattgefunden, war zwar bereits unterdrückt worden, aber einige herumſchwärmende Haufen Macaſſaren beunruhigten die Umgegend der Küſtenforts und der Kommandant der dortigen Truppen hatte eine Verſtärkung verlangt. Sternſtein freute ſich, daß ſein Chef ihn zum Befehlshaber des Detaſchements auserſehen. Es war ein ziemlich ſelbſtſtändiges Kommando und ſomit ihm eine bis jetzt ermangelnde Ausſicht ſich auszuzeichnen, folglich auch, im glücklichen Falle, zur Beförderung oder Belohnung aufgethan. Er war entzückt, wenn er bemerkte, mit welcher Sorgſamkeit Adilé Alles berückſichtigte und vorbereitete, was zu ſeiner Bequemlichkeit auf der Reiſe oder während des Feldzuges dienen konnte. Sie vergaß nichts, was nothwendig oder nützlich war, und Alles hatte blos auf ihren Gatten Bezug. Jede Kleinigkeit, die er zu gebrauchen pflegte, ward ſorgfältig in Stand geſetzt oder eingepackt; was ihre Perſon allein anging, ward faſt gar nicht berückſichtigt. Machte Sternſtein ſie darauf aufmerkſam, ſo erwiederte ſie, daß er, an das Klima und die Lebensweiſe noch nicht hinlänglich gewöhnt, nicht zu viel Unterſtützungsmittel, um ſolche zu ertragen, um ſich haben könne, während ſie, mit beiden vertraut, in Celebes wie auf Java, in Gebirg und Wald wie in Stadt oder Dorf daheim ſein würde.

Nach Ablauf des vierten Tages ging der junge Deutſche mit ſeiner Gattin an Bord des Transportſchiffes, auf dem ſich bereits ſein Detaſchement befand. Die Fahrt war herrlich. Spiegelglatt breiteten ſich die Gewäſſer, in denen ſich ganze Heerden ſpringender Delphine regten, vor dem Schiffe aus. Das Meer war ſo durchſichtig, daß man in der Nähe der Küſten bis auf den Grund ſehen konnte. Letzterer war bedeckt mit Seepflanzen von wunderlichen Formen, zwiſchen denen äſtige Korallen von den brennendſten Farben, aus Scharlachroth in Violet, Roſenroth, Braun und bläuliches Hellgrün übergehend, emporragten. Grün und rothgeſtreifte Papagayfiſche, feuerrothe Seeſterne, Polypen, die mit langausgedehnten Armen auf ihre Beute lauerten, ſchwammen in dem unterſeeiſchen Garten hin und her oder klebten wie ſonderbar geformte Früchte an den Aeſten der Korallen. Endlich kam die gebirgige Küſte von Celebes am Horizonte empor und am Morgen des darauf folgenden Tages ſtieg man bei einem dicht am Ufer liegenden Fort an's Land. Die kleine Feſtung, welche nur aus Erdwällen, beſetzt mit einigen Stücken Geſchütz, beſtand, lag am Ufer einer tiefen Bai, in einer herrlichen ſchattenreichen Gegend. Mitten in Gruppen von Fruchtbäumen, unter denen Palmen und Orangen die vorherrſchenden waren, lagen Hütten der Eingeborenen, nach Art des Landes auf Pfählen gebaut. Eine derſelben wurde von dem in dem Fort commandirenden Major unſerm Bekannten und ſeiner Gattin eingeräumt; das Detaſchement kampirte in einem

Palmenwäldchen, deſſen breite Kronen ein natürliches Dach bildeten. Sternſtein vernahm hier, daß der Rebellenhaufe, der das Fort blockirte, ſich vor ein Paar Tagen mehr nach dem Fuße des Gebirges zurückgezogen habe und ſich jetzt damit begnüge, die Campongs (Dörfer) der ruhigen Einwohner zu brandſchatzen; er empfing zugleich den Befehl, nach ein oder zwei Raſttagen ſich in Marſch zu ſetzen, um die herumſchweifenden Trupps der Macaſſaren in die Gebirge zurückzuwerfen. So wie die Zeit des Abmarſches herbeikam, drang er in Adilé, in dem Fort bis zu ſeiner Wiederkunft zurückzubleiben, indem er ihr vorſtellte, daß der Streifzug, den er vorhabe, für eine ſchwache Frau zu angreifend, jedenfalls aber nicht ohne Gefahr ſein würde. Die junge Malaiin hörte ihn ruhig lächelnd an.

„Weshalb,“ ſagte ſie dann, „bin ich denn Deine Frau geworden, als um Alles, gute und böſe Tage, Freude und Noth, mit Dir zu theilen? Du meinſt der Streifzug würde für mich zu angreifend ſein? Ich glaube vielmehr, daß wo Ihr, Du und Deine europäiſchen Soldaten, auf den Tod erſchöpft ſein werdet, ich noch keine Ermattung ſpüren werde, da

Vorſorge des Freundes herbeigeſchafft, daß er die verſchiedenen Fragen des Letztern kaum durch ein Kopfnicken, durch ein Hm! oder ſo? zu beantworten Zeit gewinnen konnte. Erſt als er Meſſer und Gabel bei Seite gelegt, beantwortete er in kurzen Worten Froben's Frage: Seit wann denn der Kurfürſt ſich in Magdeburg befinde? dahin, daß derſelbe, wie er eben vernommen, den Truppen vorauseilend, um kein Aufſehen zu erregen, incognito in Kloſter Bergen im Laufe des vorigen Tages eingetroffen ſei und, dort die mit Eilmärſchen heranrückende Reiterei erwartend, die Schweden unvermuthet anzugreifen denke.

Aber nun, ſprach Roſenblatt, den letzten Reſt des Fläſchchens in ſein Glas leerend, nun, beſter Freund, erlaubt mir, einige Fragen an Euch zu richten, auf die ich mir, dieweil ich mit der Zeit ein wenig preſſirt, um ſo mehr eine runde und genaue Antwort erbitte, als ich ſolche an Euch zu thun ausdrücklich höhern Orts beauftragt worden. Pro primo alſo: wie hieß Euere Mutter?

Marie Dörflinger! entgegnete Froben befremdet; aber ich weiß nicht —

Habt's auch nicht nöthig! erwiederte Roſenblatt mit einer Bewegung der Hand. Seid Ihr ein Verwandter des Feldmarſchalls?

ich mit dem Klima und den Mitteln, deſſen verderblichen Folgen zu begegnen, vertrauteter bin als Ihr. Und Gefahr? Ich fürchte keine, wenigſtens nicht für mich.“

Adilé ſagte dies Alles ſo einfach, ſie ſchien das Opfer, was ſie zu bringen dachte, ſo niedrig anzuſchlagen, ja als gar keins anzuſehen, daß Sternſtein nicht länger Anſtand nahm, ſeiner Gattin zu geſtatten den Streifzug in die Gebirge mitzumachen.

In wenig Tagen hatte er Gelegenheit ſich zu überzeugen, daß er und ſein ganzes Detaſchement ſich glücklich ſchätzen könne, die junge Malaiin bei ſich zu haben. So lange der Zug durch bevölkerte Diſtricte ging, ſtieß man auf wenig Hinderniſſe und kein Feind ließ ſich ſehen, ſo wie man aber ſich der Gebirgskette näherte, die ſich mitten durch die Inſel zieht, änderte ſich die Scene. Die Dörfer hörten auf, die einzeln liegenden Wohnungen ſtanden meiſtens leer oder die Bewohner waren von zweifelhafter Geſinnung. Das Terrain war zerklüftet, mit Dickichten verwachſen, man bedurfte kundiger Führer. Hier zeigte ſich Adilé außerordentlich nützlich. So wie man ſich eines Eingeborenen, der zum Wegweiſer dienen ſollte, verſichert hatte, begann ſie ſich mit ihm in ein Geſpräch einzulaſſen. Sie legte ihm eine Menge Fragen vor, die geeignet waren nicht nur Nachrichten einzuziehen, ſondern auch die Stimmung des Befragten zu erforſchen. Das Ende des Geſpräches beſtimmte ſie dann, zu Sternſtein mit aller Ruhe, als ob es ſich um eine geringe häusliche Angelegenheit handele, auf holländiſch zu ſagen: „Dieſem Menſchen kannſt Du trauen!“ oder „Schicke den Mann fort, er iſt zweideutig!“ Aeußerſt überraſcht war Sternſtein, als nach einer ähnlichen Unterredung Adilé ſich mit dem ruhigſten Tone der Stimme und dem ſanfteſten Blicke des Auges zu ihm wendete und ſagte: „Laß dieſen Menſchen erſchießen, er iſt ein Verräther und von den Macaſſaren abgeſandt, um Dich in's Verderben zu locken.“ Ein umſtändliches Verhör bewies dem jungen Offizier, daß Adilé ſich nicht getäuſcht; der Malaie bekannte ſeine Schuld und ward in Feſſeln gelegt, um bei der Rückkehr nach dem Fort dem Commandanten zur Beſtrafung abgeliefert zu werden. Es war bewundernswürdig, wie ein gewiſſer Inſtinct, vielleicht auch Mittheilungen ihrer Landsleute, die junge Frau auf Vorſichtsmaßregeln kommen ließ, an die ohne ihre Gegenwart weder Sternſtein noch irgend einer ſeiner Soldaten gedacht haben würden. Adilé warnte beſtändig, nie aus einem Brunnen, ſondern nur aus fließendem Waſſer zu trinken, da es eine Gewohnheit der Gegner ſei, mittelſt ſchädlicher Subſtanzen die Brunnen zu vergiften. Noch hatte man keinen Feind geſehen, dennoch behauptete Adilé, daß man von ſolchem beobachtet ſei und ſich jeden Augenblick gefaßt halten müſſe auf ihn zu ſtoßen. Da man der Hitze wegen meiſt nach Sonnenuntergang ſich erſt in Marſch ſetzte, ſo beſtand die junge Malaiin darauf, daß der eingeborene Führer, gefolgt von ein Paar Soldaten, ſtets einen Büchſenſchuß vor dem Detaſchement vorausgehen müſſe. „Es ſei,“ ſagte ſie, „eine ganz gewöhnliche Liſt der Malaien, ſich im Dunkeln einen Büchſenſchuß ſeitwärts des Weges in Hinterhalt zu legen, über den Steg, den die Gegner betreten müßten, ein dünnes Seil zu ſpannen, ſobald dies aber berührt würde in deſſen Richtung zu feuern. Obwohl Sternſtein ungläubig dazu lächelte und dieſe Kriegsliſt eine kindiſche nannte, ſo ward er in der nächſten Nacht doch davon überzeugt.

Einige zwanzig Schüſſe fielen aus dem Dunkel. Der malaiiſche Führer und ein denſelben begleitender Soldat wurden getödtet. Wären jene Schüſſe auf das in militairiſcher Ordnung marſchirende Detaſchement gerichtet geweſen, ſo würde der Verluſt vielleicht ein zehnfach ſtärkerer geweſen ſein.

Nach dieſem Vorfalle war nicht mehr zu zweifeln, daß man ſich vom Feinde umgeben befand; was indeß das Schlimmſte dabei war, war der Umſtand, daß man es mit einem unſichtbaren, überall ausweichenden Gegner zu thun hatte. Befand man ſich auch auf der Spur eines Haufens herumſtreifender Macaſſaren, ſo war es dennoch ſtets unmöglich ihn zum Gefecht zu bringen. Schüſſe aus dem Dickicht, von Felſengipfeln herab, war Alles worauf ſich der Feind einließ. So drang Sternſtein mit ſeinem Detaſchement immer weiter in das Gebirge ein. Hier waren die Stege, welche durch die zerklüfteten Gebirgsthäler nach einer Gegend führten, die als der Hauptſitz der Aufrührer betrachtet wurde, immer ſchwieriger, der Feind konnte ſich ungeſehen der Colonne nähern und man mußte doppelte Vorſicht beobachten. Da die Temperatur in den Gebirgen kühler war, ſo konnte man bei Tage marſchiren und auch die immer nöthiger werdende Vorſicht gebot daſſelbe.

Es war eines Mittages, als man in einem Thale in der Nähe eines ſtrömenden Baches das Bivouak aufſchlug. Sternſtein und ſeine Mannſchaft waren erſchöpft, man beſchloß, ein Paar Stunden zu raſten und dann in der Abendkühle weiter zu marſchiren. Ein Paar Schildwachen bewachten die Gewehrpyramiden, während die Mannſchaft ringsumher ſich in dem Schatten der Bäume und Geſträuche der Ruhe überließ. Sternſtein ruhete zur Seite eines von einer dichten Hecke umgrünten Felsblockes, neben ihm lag ein leichtes Infanteriegewehr, mit dem er ſich, des Gefechtes in coupirtem Terrain wegen, bewaffnet hatte. Adilé ſaß ihm zur Seite und es wollte ihm bedünken, als ob ſie einige Male ſcharf aufhorche. Nach und nach ſchien die junge Frau ſchläfrig zu werden, ſie legte ſich, mit dem Geſichte gegen das Strauchwerk gewendet, in das Gras und ſchloß die Augen, um ſie nur dann und wann einmal zu öffnen. Sternſtein glaubte die Gattin von der Anſtrengung erſchöpft, er hörte zu ſprechen auf und begann eben einzuſchlafen, als Adilé plötzlich aufſprang, das Gewehr ergriff und mit dem Bajonnete zwei Mal hintereinander in das Strauchwerk ſtieß.

Ein Todesſchrei ertönte plötzlich in der Hecke, ein Macaſſare, durch einen Stich in der Bruſt und einen zweiten in der Seite verwundet, taumelte heraus und ſtürzte ſodann zu Boden. Wie eine gereizte Tigerin warf ſich Adilé auf ihn und durchbohrte den Sterbenden mit vier bis fünf Bajonnetſtößen.

Sternſtein und ſeine Leute ſprangen erſchrocken empor. Alles war das Werk einiger Secunden. So ſchnell wie Adilé ihre That vollbracht hatte, ſo ſchnell beruhigte ſie ſich wieder.

„Ich ſah ihn," ſprach ſie, „wie eine Schlange ſich heranwinden, ich ſah die kurze Lanze in ſeiner Hand nur eine Spanne von Deinem Haupte und tödtete ihn. Hätte ich früher Lärm gemacht, ſo wäre er entflohen, da er allein war. Ich beobachtete ihn ſeit einer Viertelſtunde."

Sie ſagte dies ſo einfach und ruhig, als ob es ſich von der Tödtung eines giftigen Wurmes handele. Ihre Miene war ſanft wie vorher, ihre Stimme zitterte nicht im allergeringſten. Sternſtein war äußerſt betroffen. Voll Freude und Dankbarkeit fiel er Adilé, die ſeine Liebkoſungen erwiederte, um den Hals. Als das Detaſchement wieder in Marſch war, konnte er nicht umhin, über den Vorfall auf's Neue nachzudenken.

Die Beſonnenheit Adilé's im Momente der Gefahr, die mit feſter Hand vollführte Tödtung des Gegners, die Wuth, mit der ſie ſich auf den bereits auf den Tod Verwundeten geſtürzt, die Ruhe nach der That, Alles kam ihm ſo eigenthümlich, ſo ſonderbar contraſtirend vor, er konnte den Vorgang mit dem ſonſt ſo ſanften, kindlichen, unbefangenen Weſen Adilé's ſo wenig zuſammenreimen, daß er immer wieder darüber auf's Neue zu grübeln begann. So viel wurde ihm klar, daß die Verſchiedenheit der Empfindungen Adilé's von denen, wie er ſich ſolche gedacht, zu bedeutend ſei, als daß ſie nach dem Maßſtabe des Europäers gemeſſen werden könnten und unwillkürlich kamen ihm die Worte Braamkamps, daß dieſe ‚Taube zum Geier werden könnte‘ in den Sinn. Wie ſanft auch ihre Augen auf ihn blickten, wie liebend ſie ihren Arm auch um ſeinen Nacken ſchlang und mit der vollen, runden, kleinen Hand ſeine Wangen ſtreichelte, immer ſah er dieſe Augen vor Wuth funkeln und dieſe Hand einem bereits auf den Tod Verwundeten das Bajonnet zu wiederholten Malen in die Bruſt bohren. —

Am folgenden Tage erhielt Sternſtein die Nachricht, daß die Bewohner eines Gebirgsdorfes, das man als den Heerd der Empörung bezeichnet hatte, bereit ſeien, ſich ohne Widerſtand zu unterwerfen und ihn einladen ließen, friedlich bei ihnen einzuziehen. Der Ort war eine ſtarke Tagereiſe entfernt, doch aber im Laufe eines Tages zu erreichen. Veranlaßt von dem Wunſche, ſeinen Leuten ſobald als möglich Ruhe und Erholung zu gönnen, hatte Sternſtein den Abgeordneten der Bewohner deſſelben bereits zugeſagt, am Abende des kommenden Tages bei ihnen einzutreffen und ſie mit dieſem Beſcheide entlaſſen, als Adilé ſich lebhaft dagegen erklärte. Sie behauptete feſt, dieſe Einladung ſei nur eine Liſt, um die Truppen in's Verderben zu locken. Die Gegner hätten berechnet, daß die Soldaten todtmüde bei ihnen ankommen und deshalb alle Vorſicht vernachläſſigen würden; dieſen Moment wollten die Feinde benutzen, um ſie in der darauf folgenden Nacht niederzumetzeln. Sie beſtand deshalb mit

Hartnäckigkeit darauf, daß Sternſtein mit dem Detaſchement zwar bis in jene Gegend marſchiren, dann aber Halt machen, an dem darauf folgenden Tage erſt in den Ort einrücken und die ihm entgegenkommenden vornehmſten Einwohner als Geißeln bei ſich behalten ſolle. Alle Einwendungen ihres Mannes ſchlug Adilé mit den Worten nieder, er kenne nicht den Charakter der Eingeborenen und nur aus dieſem Grunde bemerke er nicht die Schlinge, die man ihm legen wolle. Nicht durch Demonſtrationen, nur durch Gewalt ließe ſich der Malaie unterwerfen, da das Gegentheil für Feigheit, folglich als beſchimpfend gelte. Ueber die ſo entſchieden vorgebrachten Einwürfe nachdenkend, beſchloß Sternſtein endlich ſeinen Plan zu ändern und die Einwohner des Orts zu benachrichtigen, daß er erſt am Morgen des zweiten Tages bei ihnen eintreffen werde; er ſetzte ſich deshalb langſamer, als es ſonſt geſchehen ſein würde, in Marſch. Noch hatte er nicht den halben Weg zurückgelegt, als eine neue Deputation erſchien, die ihn noch dringender als vorher einlud, indem ſie anführte, daß die Einwohner eine Menge Vorkehrungen für dieſen Abend getroffen hätten und betrübt ſein würden, den frohen Empfang der Truppen auf dieſe Weiſe vereitelt zu ſehen. Als Sternſtein indeß bei ſeiner Weigerung beharrte, baten ſie, daß er wenigſtens bis auf einen Punkt, den ſie ihm als ſehr anmuthig bezeichneten, vorrücken und erlauben möchte, daß ſie zur Unterhaltung der Truppen eine Bande macaſſariſcher Tanzmädchen dahin vorausſenden dürften. Sternſtein, um alle Unordnungen zu vermeiden, wollte eben die Bitte abſchlagen, als Adilé, welche die Dolmetſcherin machte, ihrem Gatten erklärte, daß ſie das Geſuch bereits bewilligt habe und die Abgeſandten ſich gleich darauf fröhlich entfernten.

„Sie denken uns zu haben, aber wir haben ſie, die Verräther!“ rief ſie, als ſie mit Sternſtein allein war, mit einer Art wilder Freude.

Sie bat ihren Gatten dringend bis zu dem von den Gegnern bezeichneten Punkte vorzurücken, auf dieſem, nachdem er ihn von allen Seiten unterſucht, das Lager zu ſchlagen und das Weitere dann ihr zu überlaſſen.

Es war ein ziemlich enges von waldigen Höhen umſchloſſenes Thal, das einen engen Eingang und

Ein entfernter; ſprach der Vorige lächelnd. Ich werde mich hüten, der Verwandtſchaft zum zweiten Male gegen ihn zu erwähnen.

Thatet Ihr es ſchon früher? fragte der Rathsherr.

Als ich zum Unterſtallmeiſter ernannt ward, ſagte der Jüngling, ließen einige Umſtände mich vermuthen, ich könnte dies der Fürſprache des Feldmarſchalls zu verdanken haben. Ich glaubte mich verpflichtet, ihm perſönlich meine Dankſagungen darzubringen; er aber antwortete mir in ſeinem gewohnten rauhen Tone: ich würde beſſer thun, darauf zu halten, daß unſer gnädiger Herr, der Kurfürſt, nicht von ſeinen Marſtallsbeamten ſo gräßlich wie bisher beſtohlen würde, als über Empfehlungen und Verwandtſchaften zu grübeln, um die er ſich alleſammt den Henker ſchere.

Das ſieht dem alten Haudegen ähnlich, der den Feldmarſchallsſtab ſo rüſtig wie einſt die Schneiderſchere zu handhaben weiß! ſagte Roſenblatt lachend. Bei dem Allen hat er Euch nicht aus dem Auge verloren, aber — hier ſchlug ſich Herr Matthias mit der Hand auf den Mund.

Befremdet blickte Froben auf den Rathsherrn.

Weiter im Texte! ſprach Roſenblatt endlich. Wie eben ſolchen Ausgang hatte, wo man übernachten ſollte. Die Poſition ſchien gefährlich und Sternſtein unterſuchte ſie vorher von allen Seiten.

Da durchaus nichts Verdächtiges zu bemerken, hier auch das einzige fließende Waſſer weit und breit und der Ort in der That ſehr anmuthig war, ſo ließ er ſein Detaſchement lagern und ſtellte die Vorpoſten aus. Es dauerte nicht lange, als ein Transport von Lebensmitteln ankam, der ihm von den Einwohnern des am folgenden Tage zu beſetzenden Ortes zugeſendet ward. Die Ueberbringer koſteten, zum Zeichen, daß ſie nicht vergiftet ſeien, davon und entfernten ſich ganz wohlgemuth. So wie es Abend ward, erſchienen die angekündigten Tänzerinnen. Sie waren faſt alle ſchön und mit ihrem beſten Putz geſchmückt, zugleich kamen eine Menge Krüge, gefüllt mit Arak, an, der für die Soldaten beſtimmt war, Sternſtein nahm den letztern ſogleich in Beſchlag. um jedem Trinkgelage vorzubeugen. Die Tanzmädchen waren in Kurzem mit den Soldaten ſehr vertraut und bald begannen ſie ihre Darſtellungen, die nach der Sitte oder vielmehr Unſitte des Landes, ziemlich laſciver Art waren. Sternſtein erſtaunte nicht wenig, als Adilé, ſich unter ſie miſchend, in kurzer Zeit ſehr vertraut mit ihnen war, und ſich viel in's Geheim mit ihnen unterhielt. Die Nacht war bereits eingebrochen, die Tänze fanden fortwährend ſtatt, der Jubel war groß, als Adilé ihren Gatten bei Seite nahm.

„Suche ſo unbemerkt wie möglich einen Theil Deiner Soldaten aus dem Gewühle zu ziehen," ſagte ſie lebhaft. „Poſtire ſie am Eingange des Thales in einen Hinterhalt und befiehl den Andern, ſich nicht von ihren Waffen zu entfernen, die Tänze aber laß fortdauern."

Sternſtein ſah Adilé betroffen und fragend an.

„Du wirſt," fuhr dieſe fort, „eine Stunde nach Mitternacht von hundert Macaſſaren und den Bewohnern des Dorfes, das Dich eingeladen hat, überfallen werden. Sie kommen durch jenen Hohlweg. Sowie ſie ihn paſſirt haben, empfange ſie mit einem lebhaften Flintenfeuer. Auf dieſes Signal müſſen Deine Leute aus dem Verſteck vorbrechen und ſie im Rücken angreifen. Dadurch erſchreckt, werden ſie ſich verloren glauben und Du wirſt ſie faſt wiverſtandslos bis auf den letzten Mann niedermachen können."

„Und wie," fragte Sternſtein erſtaunt, „haſt Du dies Alles erfahren?"

„Ich gab mich für eine Gefangene aus, die ſich zu befreien wünſche, ſie ließen ſich hintergehen und erzählten mir Alles."

Jetzt ward Sternſtein die Zuvorkommenheit der Eingeborenen klar, er konnte nicht länger zweifeln, daß Alles ſich ſo verhalte, wie Adilé angab, und er traf im Stillen ſeine Maßregeln. Sie bewährten ſich auf's Beſte und Alles kam ſo, wie die junge Malaiin vorausgeſagt. Ein ſtarker Trupp Macaſſaren erſchien nach Mitternacht. Ihr Angriff war lebhaft und es bedurfte groſſer Anſtrengungen den erſten Stoß auszuhalten, ſo wie ſie aber im Rücken angegriffen wurden, wendeten ſie ſich zu wilder Flucht. Alle, die ſich nicht in die Gebüſche warfen, wurden getödtet; gegen achtzig Feinde deckten todt den Kampfplatz. Die Tänzerinnen waren gleich im Anfange des Gefechtes im Geſträuche verſchwunden. Als Sternſtein am Morgen nach dem Dorfe vorrückte, fand er es leer von Bewohnern. Alle waren aus

Furcht vor Vergeltung entflohen. Adilé drang heftig in Sternſtein, den Ort niederbrennen zu laſſen. Jede Schonung, meinte ſie, würde für Zaghaftigkeit oder Unverſtand gehalten werden. Nichts mache, ſagte ſie, auf den Malaien einen ſchlechtern Eindruck als eine Großmuth dieſer Art. Er verachte den Feind, der es unterlaſſe ſich zu rächen, ſobald er es im Stande ſei. — In einem Paar Stunden war das Dorf ein Aſchenhaufen. —

Der Schlag, den Sternſtein den Aufrührern beigebracht hatte, entſchied das Ende des kleinen Feldzuges. Die einzelnen rebelliſchen Gebirgsdörfer ſchickten Abgeordnete und baten um Schonung. In wenig Tagen konnte das Detaſchement nach dem Fort zurückkehren. Der Kommandant deſſelben machte den vortheilhafteſten Bericht an den Generalgouverneur und in kurzer Zeit kam mit der Ordre zur Rückkehr nach Batavia ein Tagesbefehl, in welchem der Lieutenant Sternſtein auf's ſchmeichelhafteſte erwähnt und zum Capitain ernannt wurde. Er fand ſich einigermaßen beſchämt, wenn er bedachte, daß er dies Avancement ſammt den Lobeserhebungen faſt nur allein den Rathſchlägen Adilé's verdanke, ja daß, wenn dieſe ihn nicht in dem Bivouak von der Lanze des Macaſſaren errettet, ſeine Expedition eher geendet haben würde, als er noch einen Feind erblickt hätte. Es war dem jungen Manne ein gewiſſermaßen demüthigendes Gefühl, daß er einem gänzlich unerfahrenen Weibe Leben und Ehre zu verdanken haben ſollte. Dies Gefühl ward aber um ſo öfter in ihm angeregt, als man ihm, und zwar häufig in Adilé's Gegenwart, über ſeine Tapferkeit, vorzüglich aber über ſein geſchicktes Benehmen bei jener Expedition, die größten Lobſprüche machte und er meinte ſogar zu bemerken, daß dann der Blick ſeiner Frau mit einem ſatiriſchen Ausdrucke auf ihm ruhe. Es war eigenthümlich, daß die Verpflichtung zur Dankbarkeit, zu welcher er ſich gedrungen fühlte, anſtatt ſeine Liebe zu Adilé zu erhöhen, eher das Gegentheil bewirkte. Dieſe Verpflichtung erſchien ihm faſt als eine Laſt und in Momenten des Unmuthes hätte er beinahe gewünſcht, daß der ganze für ſeine Zukunft ſo vortheilhafte Feldzug gar nicht ſtattgehabt. Jedes Lob aus fremdem Munde kam ihm in ſolchen Augenblicken als ein beißender Spott vor, der ihm um ſo unerträglicher wurde, als er ſich ſagen mußte, daß er jenes in der That nur halb verdient habe. Im Allgemeinen hatte die ſchwärmeriſche Liebe für die junge Malaiin ziemlich nachgelaſſen. War er mit ſeiner Gattin allein, ſo wurde die Unterhaltung bald ziemlich einſylbig. Sie drehete ſich meiſt um häusliche Vorfälle und einfache Gegenſtände, und wirklich würde, nachdem die früheren Liebesbetheuerungen nach und nach immer mehr und mehr verklungen waren, nicht füglich eine andere haben ſtattfinden können, da der Ideenkreis der jungen Malaiin ziemlich beſchränkt war. Den Gedanken, Adilé'n eine europäiſche Ausbildung oder doch wenigſtens den Anſtrich davon zu verſchaffen, hatte Sternſtein bei dem entſchiedenen Widerwillen der jungen Frau bald aufgegeben und es war kaum ein Jahr ſeit ſeiner Verheirathung vergangen, als er ſich meiſt überall behaglicher wie in ſeinem Hauſe befand. Daß er unter ſolchen Umſtänden das letztere verdrüßlich verließ und verdrüßlich wiederkam, war nicht zu verwundern. Als das Feuer der Liebe verraucht war, meinte er bei Adilé alle die Uebelſtände zu erblicken, die den Charakter ihrer Landsleute bezeichnen, wenigſtens war er geneigt, ihrer Art zu ſein einen ſolchen Urſprung beizulegen. Daß das häusliche Leben der beiden Gatten dadurch nicht angenehmer wurde, war natürlich. — Auf dieſe Weiſe verging faſt ein volles Jahr. —

Eines Tages war Sternſtein zum Generalgouverneur eingeladen. Er fand dort große Geſellſchaft. Auch Braamkamp, den er ſeit ſeinem Abgange nach Celebes nicht mehr geſehen, war dort. Da dieſer ihm freundlich entgegenkam, entſpann ſich zwiſchen den alten Bekannten bald ein Geſpräch, und Sternſtein, über ſein eheliches Leben befragt, ſagte dem Freunde unverhohlen, daß er das Glück, welches er ſich in Adile's Armen geträumt, nicht gefunden habe.

„Sagte ich es Ihnen nicht vorher?“ erwiederte Braamkamp lächelnd. „Eine Malaiin iſt keine Frau für Ihre deutſch-poetiſchen Herzensempfindungen. Sie hätten ſich in die Sache nicht einlaſſen ſollen und es gehört ein feſterer Charakter als der Ihrige dazu, ſich wieder herauszuziehen. Das Beſte iſt, daß Sie keine Kinder haben. In dieſem Falle trügen Sie das Joch, das Sie ſich aufgelegt, bis an den Tod. Ohnehin iſt Ihr Verhältniß ſchlimm genug. Fortſchicken können Sie Ihre ſchöne Hälfte nicht, wenn auch geſetzlich dem nichts im Wege ſteht. Adilé würde ſich rächen. Thäte ſie es nicht, ſo thäte es ihr Bruder. Sie wären nicht eine Minute Ihres Lebens ſicher. Wollen Sie die Feſſeln, in denen Sie ſich befinden, löſen, ſo müſſen Sie es dahin zu bringen ſuchen, daß ſie wünſcht, ſich von Ihnen zu trennen und da Sie Ihre Frau gewiß hinreichend verwöhnt haben, indem ſie ſolche à la Européenne behandelten, ſo würden Sie, um zum Zwecke zu gelangen, nun à la Malaye, nämlich als Herr und Gebieter in Ihrem Hauſe, auftreten müſſen und dazu — ich geſtehe es offen — traue ich Ihnen die nöthige Kraft nicht zu."

Sternſtein wollte eben etwas erwiedern, als eine allgemeine Bewegung in der Geſellſchaft ſtattfand und man ſich in den Speiſeſalon begab. Sowie der junge Mann ſich niedergelaſſen hatte, ſah er ſich in der Mitte zweier Damen, von denen die eine ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade feſſelte. Es war eine Frau von einigen und dreißig Jahren, üppigen Formen, ſo wie einem Teint, deſſen Weiße das indiſche Klima nichts hatte anhaben können und der durch das dunkle Haar noch mehr gehoben ward.

Ihre Züge waren geiſtreich, ihr Auge feurig, der Ton ihrer Stimme melodiſch und angenehm. Es bedurfte kaum einiger Anregung von Sternſteins Seite, als ſich die Dame in ein lebhaftes Geſpräch mit ihm einließ. Das letztere war von um ſo größerem Intereſſe für ihn, als er ſeit langer Zeit nicht Gelegenheit gehabt, ſich mit einer Frau von ſo ausgezeichneter Bildung, wie ſeine Nachbarin war, zu unterhalten. Sie ſprach über deutſche, holländiſche und franzöſiſche Literatur mit gleicher Kenntniß und als das Geſpräch auf Muſik kam, zeigte es ſich, daß ſie ſich viel mit dieſer Kunſt beſchäftigt habe, wiewohl ſie mit großer Beſcheidenheit nur als Dilettantin gelten wollte. Sie ſchien die Verhältniſſe Sternſteins ziemlich genau zu kennen, erwähnte des Ruhmes, den er ſich in dem kurzen Feldzuge in Celebes erworben habe und bemerkte ſcherzend, daß dieſer, vielleicht aber noch mehr ſeine Neigung für eine indiſche Schönheit, ihr die Gelegenheit, früher ſeine Bekanntſchaft zu machen, geraubt habe, indem ein Verwandter ihn damals bei ihr hätte einführen wollen.

Sternſtein konnte ſich durchaus nicht beſinnen, bei welcher Gelegenheit dies ſtattgefunden; überdem glitt die Dame ſo ſchnell über dieſen Gegenſtand hin, ſie vertiefte ihn in ein neues anziehendes Geſpräch, daß er ſie nicht deshalb fragen konnte; aber ehe noch die Tafel aufgehoben war, war er von ſeiner ſchönen Nachbarin ſo hingeriſſen, daß, als man aufſtand, er nichts Eiligeres zu thun hatte, als Braamkamp um deren Namen zu befragen.

„Sie kennen ſie nicht?“ fragte der Holländer phlegmatiſch. „Es iſt eine Verwandte von mir, dieſelbe, bei der Sie mir den einfältigen Streich ſpielten ſich in Ihre Malaiin zu verlieben und die Sie nicht heirathen wollten, obgleich ſie zweimalhunderttauſend Rupien hat. — Es iſt Madame van der Maar.“

Sternſtein war wie vom Blitze getroffen. Das alſo war die Wittwe, die Beſitzerin von zweimalhunderttauſend Rupien, zu deren Hand ihm Braamkamp hatte verhelfen wollen, welche er aber Adilé's wegen verſchmäht hatte! — Hatte er ſich bisher nie geſtehen wollen, daß ihn der gethane Schritt reue, ſo trat jetzt dies Gefühl um ſo entſchiedener und ſchmerzlicher hervor. Er fühlte, was er einer iſt Euer Verhältniß zu Euerm Pflegevater, dem alten Herrn von Schwanitz?

Das beſte! erwiederte der Jüngling mit Wärme. Nie hörte ich den leiſeſten Vorwurf aus dem Munde des edeln Greiſes. Möge Gott ihm Alles vergelten, was er an mir gethan!

Ob wol der alte Herr, ſprach Roſenblatt, indem er eine ſchlaue Miene anzunehmen ſuchte, niemals daran gedacht hat, Euch, wenn Ihr in dieſem Kriege — man kann ja die Fälle ſetzen — etwa zu höhern Ehren kämet, dereinſt Fräulein Mathilden zur Frau zu geben? Gewiß ſtand dieſer Gedanke bei Euch im Hintergrunde, als Ihr ſo wenig Euch beeiltet, die Werbung Eueres Freundes bei dem Fräulein anzubringen. —

Herr Roſenblatt, entgegnete entrüſtet der junge Mann, indem ein hohes Roth ſeine blaſſen Züge überflog, es würde Euch nichts ſchaden, wenn Ihr Euch gewöhntet, der Handlungsweiſe Anderer beſſere Beweggründe unterzulegen. Uebrigens verſichere ich Euch, daß der Herr von Schwanitz noch nie daran gedacht, dem Junglinge von dunkler Herkunft die Hand der nächſten, einzigen, weiblichen Verwandten zu ſchenken, noch iſt es dem Letztern eingefallen, den Mann, dem er ſo Vieles ſchon verdankte, zu einem augenblicklichen Regung wegen — denn aus dieſem Geſichtspunkte begann er ſeine Liebe zu Adilé anzuſehen — aufgegeben hatte. Schon oft hatte es ihn in Mißſtimmung verſetzt, wenn er in Geſellſchaft von Europäern eine Menge Ehepaare erſcheinen ſah, die ſich über die Angelegenheiten des Tages unterhielten, während er bei ſolchen Gelegenheiten ſtets unbegleitet und zu Hauſe eine Mittheilung des Gehörten, wegen mangelnden Intereſſes Adilé's, ſo gut als unmöglich war. Gegenwärtig fühlte er dies mehr als je, und eben wollte er unbemerkt die Geſellſchaft verlaſſen, als Madame van der Maar zu Braamkamp trat.

„Wiſſen Sie wohl, Vetter," ſagte ſie, „daß ich das Landhaus des Herrn de Leuw gekauft habe und in wenigen Tagen, ſo zu ſagen, Ihre Nachbarin ſein werde? — Die Villa liegt kaum ein Paar Büchſenſchüſſe von der Ihrigen und iſt allerliebſt, nur hinſichts der allernächſten Nachbarſchaft bin ich übel daran und an einen geſellſchaftlichen Umgang iſt nicht zu denken. Ich wohne zwiſchen einer alten nervenſchwachen Franzöſin, einem noch ältern podagraiſchen Herrn und einem Malaien — Tjakra-Api heißt er, und die hübſche Orangenpflanzung, die ſich bis zur Straße herabzieht, gehört ihm — und mit ſolchen Leuten giebt es keinen Umgang. — Ich hoffe, Vetter," ſchloß ſie neckend, „Sie werden jetzt alle die Beſuche, die Sie mir in Buitenzorg verſprochen und unausgeführt gelaſſen haben, in Erfüllung bringen, und wenn Sie Ihren Freund, den Hauptmann Sternſtein, mitbringen wollen, ſo wird mir dieſer gleichfalls willkommen ſein."

„Ich denke, Capitain," ſagte ſie lachend zu dem Letzteren, „Sie werden es nicht übel deuten, wenn eine Frau einen Herrn zum Beſuche einladet. Sie ſind lange genug in Batavia, um aus Erfahrung zu wiſſen, daß eine vernünftige Unterhaltung hier einen noch größern Werth als in Europa hat. Man lebt den halben Tag, von der Hitze beinahe umgebracht, zwiſchen ſeinen vier Wänden, kommt nun noch die Langeweile hinzu, ſo iſt es gar nicht auszuhalten."

„Ein Paar Mal gehe ich hin," ſagte Braamkamp, als die Wittwe Beiden zum Abſchiede freundlich mit dem Kopfe genickt hatte und dann zu einer andern Gruppe getreten war. „Ein Paar Mal, aber nicht mehr beſuche ich ſie, dann können Sie es allein verſuchen, wenn Sie Luſt haben! Die Frau iſt immer noch allerliebſt und trotzdem, daß ich mich für ziemlich feuerfeſt halte, könnte ich am Ende noch einen dummen Streich begehen. Es war eine wahre Sünde, daß ſie an den alten van der Maar — ein Kerl wie eine Kreuzſpinne — verkuppelt wurde, und hat ſie, wie man behauptet, auch dies und jenes Abenteuer gehabt, ſo iſt die junge, lebensluſtige Frau doch zu entſchuldigen. Sehe ich ſie, ſo möchte ich ihr immer zurufen: „Gehe hin, Weib, Deine Sünden ſind Dir vergeben!“ und ich wollte Sie hätten ſie damals kennen lernen, ehe Sie ſich mit der Malaiin einließen; Sie hätten gewiß eben ſo gedacht und wären heute im Beſitz der hübſchen Frau und der nicht minder hübſchen zweimalhunderttauſend Rupien.“ —

Die letzten Worte Braamkamps waren für Sternſtein auf ſeiner Heimfahrt ein ziemlich reichhaltiges Thema zum Nachdenken, und wirklich durchdachte er es ſo von allen Seiten, daß er bei ſeiner Zuhauſekunft noch verdrüßlicher war wie gewöhnlich. Alles, was Adilé heute ſagte um ihn zu erheitern, kam ihm, verglichen mit der Unterhaltung der Wittwe, einfältig, ſchaal und ungebildet vor, und als ſeiner Frau einfiel, daß geſtern ein Brief an ihn angekommen ſei, deſſen zu erwähnen ſie vergeſſen hätte, machte er ihr über ihre Nachläſſigkeit die heftigſten Vorwürfe. Der Brief war mit einem Schiffe aus Holland angelangt. Ein Freund benachrichtigte ihn, daß er wegen ſeines Streifzuges in Celebes den Orden erhalten hätte und der deshalb erſchienene Tagesbefehl mit dem nächſtens abgehenden Regierungsſchiffe in Batavia anlangen werde. Sowie die erſte Freude über die Nachricht vorüber war, mahnte ihn eine innere Stimme an Alles das, was er Adilé zu verdanken hatte. Sie hatte ihm das Leben gerettet, durch ihren Rath nur hatte er die Maßregeln getroffen, die ihm zu Avancement und Auszeichnung verhalfen. Alles war indeß nicht hinreichend ſeine Gedanken an die Wittwe zu verſcheuchen. Er war des Militairdienſtes in einem Tropenklima herzlich ſatt, er ſagte ſich, daß der Beſitz einer ſchönen geiſtreichen Frau und eines ſo bedeutenden Vermögens Rang und Orden vielfach aufgewogen haben würde, und verwünſchte den Moment, wo er Braamkamps Vorſchläge unbeachtet gelaſſen hatte.

In wenig Tagen erhielt er von dem Freunde eine Einladung, ihn zu Frau van der Maar zu begleiten. Letztere war heute liebenswürdiger als je und Sternſtein beſchloß, ſeine Beſuche recht oft zu wiederholen. Dies geſchah von nun an faſt täglich und bald waren beide auf ſehr freundlichem Fuße mit einander. Die Wittwe behandelte ihn wie einen alten Bekannten, ſie war munter und zutraulich, als ob ſie ſich ſchon ſeit Jahren geſehen; doch als ſein Benehmen nach und nach immer zärtlicher wurde, ſagte ſie ſpöttiſch, daß ſie ſich nicht entſchließen könne, das Herz eines Mannes, ſo ſehr ſie ihm auch wohlwolle, mit einer — Malaiin zu theilen.

Es war einige Monate ſpäter, als Tjakra-Api eines Abends in das Gemach ſeiner Schweſter trat. Er war faſt ſeit einem halben Jahre nicht bei ihr geweſen, weil Sternſtein ihn in einem Anfalle verdrüßlicher Laune kalt und geringſchätzig behandelt hatte. Adilé flog ihm freundlich entgegen, dann küßte ſie nach der Sitte ihres Volkes dem Bruder die Hand. Die Blicke des Malaien waren düſter. Die Schweſter ladete ihn ein ſich niederzulaſſen und einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen.

„Ich komme nicht, um zu eſſen und zu trinken," erwiederte er rauh, indem er auf dem Divan Platz nahm. „Ich komme wegen Deiner beleidigten Ehre. Dein Mann behandelt Dich ſchlecht."

„Er iſt mein Herr," erwiederte Adilé nach kurzem Schweigen.

„Er liebt Dich nicht mehr und vernachläſſiget Dich auf alle Weiſe."

„Er iſt nicht mehr wie ſonſt gegen mich," ſagte ſeufzend die junge Frau.

„Er iſt Dir untreu," fuhr jener fort.

„Das iſt nicht wahr!" rief Adilé mit flammendem Blicke.

„Man ſagt, er werde eine weiße Wittwe, die zweimalhunderttauſend Rupien beſitzt, heirathen."

„Es iſt nicht wahr!" rief Adilé noch heftiger.

„Er beſucht ſie, ſie wohnt in meiner Nähe, ich ſehe ihn täglich hinreiten," erwiederte Tjakra-Api.

Adilé ſah dem Bruder ſtarr in's Geſicht. Sie ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie mit ſchmerzlichem Tone:

„Dieſe Europäerinnen ſollen ſehr liebenswürdig ſein und viele Künſte können, welche die Männer vergnügen. Ich verſtehe nichts von allen den ſchönen Dingen.“

„Nicht wegen der Künſte der Unterhaltung beſucht ſie Dein Mann, er geht zu ihr weil er ſie liebt,“ verſetzte der Malaie mit Beſtimmtheit.

„Ich bitte Dich, Bruder, ſprich nicht aus Haß oder in Uebereilung ein Wort aus, deſſen Gewicht Du kennſt,“ ſagte Adilé mit ungewöhnlichem Ernſte.

„Ich ſage nichts, als was ich weiß,“ erwiederte kalt der Malaie. „Auch bin ich nicht der Einzige, der davon ſpricht.“

„Bei einem Gegenſtande, wo es ſich um Glück und Leben handelt, ſollte ein Mann, wie Tjakra-Api, nicht auf das Geſchwätz der Leute achten.“

„Ich achte nicht auf ſolches. Von dem, was ich ſage, habe ich Beweiſe,“ ſprach jener.

„Beweiſe?“ fuhr Adilé auf. „Ich verlange, daß Du mir ſie darlegſt.“

Tjakra-Api ſchwieg eine Weile, ſein Inneres ſchien bewegt, er kämpfte ſichtbar mit einem Entſchluſſe. Die Schweſter ſchüttelte unwillig das Haupt:

„Es ſteht dem Sohne unſers Vaters nicht wohl an, einen Mann, den er haßt, ohne Beweiſe anzuklagen,“ ſagte ſie dann ruhig und mit einer gewiſſen Würde.

Noch immer ſchwieg der Bruder, dann ſagte er: „Liebſt Du Deinen Mann?“

„Nicht mehr, wenn er untreu iſt,“ entgegnete Adilé feſt.

„Und wenn er es iſt, willſt Du Dich von ihm trennen?“

„Mich trennen? — Er darf nicht leben!“ rief Adilé mit flammendem Auge.

„Verſtehe mich recht, Bruder,“ ſagte ſie nach einer Weile gefaßter, aber ihre Lippen zitterten. „Nicht den Leuten glaube ich, ſie können lügen. Auch Dir — verzeihe mir — kann ich nicht trauen, Du haſſeſt ihn und könnteſt Dich täuſchen. Ich traue Niemand, als mir ſelbſt und meinen eigenen Augen. Kannſt Du mir Beweiſe ſchaffen?“

„Ich kann,“ unterbrach Tjakra-Api die Schweſter, ohne ſie ausreden zu laſſen. „Nimm Deinen Mantel und begleite mich.“

„Iſt's möglich? Bruder, iſt's möglich?“ rief Adilé mit Entſetzen.

„Begleite mich und Du wirſt Dich überzeugen,“ ſagte jener.

Raſch ſtürzte Adilé in's Nebenzimmer, ſie brachte eine leichte dunkle Hülle, eben wollte ſie ſolche über die Schultern werfen, als ſie ſie zur Erde fallen ließ und ein Strom von Thränen aus ihren Augen ſtürzte. Der Malaie ſchien erſchüttert, er ging düſter und ſchweigend im Zimmer auf und ab, und ſchien einen ſchweren Kampf zu kämpfen. Endlich faßte er ſie bei der Hand.

„Du kennſt unſere Sitten und die Geſetze der Ehre,“ ſagte er dann. „Die Tochter Tjakra-Negoro's konnte das Weib eines Weißen werden, aber ſich verſtoßen laſſen oder zur Buhldirne herabſinken darf ſie nicht. Hängt Dein Herz an dieſem Manne, ſo will ich es nicht brechen, indem ich Dich und mich räche, obwohl dies meine Pflicht wäre, ich will mit ihm reden und meine Worte ſollen eben ſo ſcharf, wie der Gegenſtand, den mein Name bedeutet (Tjakra-Api, Feuerpfeil), ſein Herz treffen.“

„Nimmermehr!“ fiel Adilé heftig ein, indem ſie ſich ermannte und die ihr entfallene Hülle um die Schultern ſchlug. „Iſt er untreu, bin ich beſchimpft, ſo werde ich mich rächen, wie es das Geſetz der Ehre und die Sitte des Landes verlangen. Könnten wir noch leben, nachdem wir den theuer beſchworenen Eid gebrochen hätten?“

Mit den letzten Worten gab ſie dem Bruder den Arm und Beide gingen zur Thüre hinaus.

Ein leichter Wagen wartete ihrer, ſie ſtiegen hinein und fuhren nach der Wohnung des Malaien.

So wie ſie hier angekommen waren, warf Tjakra-Api einen dunkeln Sarong um ſich und führte die Schweſter durch den Garten in's Freie.

Wenige hundert Schritte davon war ein hübſches Landhaus, nach welchem ein Fußſteig führte und das mitten in einem Garten lag. Die Nacht war bereits eingetreten. Aus einem Gartenpavillon ſchimmerte helles Licht. Sowie die Wandelnden an einer kleinen Pforte, die unweit des Pavillons in dem Bambuszaune angebracht war, angekommen waren, ließ der Malaie einen leiſe pfeifenden Ton, ähnlich dem der großen javaniſchen Fledermaus, vernehmen und ſogleich öffnete ſich die Pforte. Ein junger Malaie trat heraus.

„Iſt er noch da?“ fragte Tjakra-Api haſtig.

Schritte, der den Meinungen des Standes, dem er angehört, ſchnurſtracks entgegen, auf irgend eine Weiſe zu vermögen.

Wir wollen uns, ſprach Roſenblatt lächelnd, indem er dem Jünglinge die Hand reichte, über Das, was in gewiſſen Fällen geſchehen könnte, nicht zanken. Ohnehin iſt es mein Grundſatz, nach eingenommenem Abendeſſen über nichts in der Welt zu ſtreiten, vielmehr pflege ich, ſchon um der Nachtruhe willen, dann zu Allem Ja zu ſagen, wiewol dieſer Grund heut wegfallen dürfte, dieweil von Ruhe in dieſer Nacht nicht eben viel die Rede ſein wird.

Ihr müßt alſo wirklich fort? fragte Froben.

Leider! entgegnete Herr Matthias. Aber nein, nicht leider! ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, indem er aufſtand und nach dem Hute langte; ich thue es gern und hoffe, ein braver Mann ſoll mir einſt Dank dafür wiſſen. — In der Gegend von Rathenow ſehen wir uns wieder, Freund! bis dahin lebt wohl und munter und ſchlagt Euch die Grillen aus dem Sinne. Könnt Ihr übrigens von dieſem Secte oder echten Rheinwein noch etwas auskundſchaften, ſo denkt an mich. Im Felde werden wir dergleichen brauchen können, und eher verlaſſe ich nicht das Heer, bis ich die Nachricht von einem ent-

„Ja, Herr! Im Pavillon," entgegnete jener.

Tjakra-Api ergriff die Schweſter bei der Hand und beide folgten dem malaiiſchen Diener auf einem ſchmalen Steige durch die Hecken bis zu dem Pavillon. Da dieſer von Bambusbrettern gebaut, die Fenſter, nach Landesſitte, aber unverglaſt, nur vergittert waren, ſo konnte man Alles ſehen und hören, was in dem Luſthauſe vorging.

Adilé biß die Zähne heftig zuſammen, ſie fürchtete ſich durch irgend einen Laut zu verrathen, als ſie Sternſtein neben Frau van der Maar ſitzend und ſeinen Arm um ihren weißen Hals gelegt erblickte.

„Morgen alſo willſt Du ihr ſagen, daß Du geſonnen biſt, Dich von ihr zu trennen?" fragte die Wittwe mit zärtlichem Tone Sternſtein.

„Morgen ſpreche ich mit ihr," verſetzte dieſer beſtimmt. „Ich bin überzeugt, daß dieſe Trennung auf leichte Weiſe vor ſich gehen wird, denn ſie kann ihre jetzige Lage nur unangenehm finden, wozu ich freilich in letzter Zeit hinlängliche Veranlaſſung gegeben habe."

„Dennoch bitte ich Dich, ja recht vorſichtig zu ſein, dieſe Malaien ſind ſo rachſüchtig wie hinterliſtig," verſetzte Frau van der Maar mit beſorgtem Tone.

„So wie ich mit ihr geſprochen habe, entferne ich mich noch an demſelben Tage. Ich habe mir eine Sendung von Seiten des Gouvernements nach Sumatra verſchafft. Ich ſchlage ihr vor, ſich in meiner Abweſenheit zu ihrem Bruder zu begeben. Niemand kann ſich darüber wundern. Wenn ich nach einem Vierteljahre zurückkehre, iſt Alles bald vergeſſen. Ueberdies geſtatte ich ihr überall zu verbreiten, die Trennung ſei ihr eigener Wille geweſen, und in vier Monaten biſt Du für immer die Meine."

Während Steenſtein ſprach, ſchien ein Fieberfroſt den ganzen Körper Adilé's zu erſchüttern. Ihre Hand bebte in der ihres Bruders und ihre Zähne ſchlugen hörbar aufeinander. Als bei dem letzten Worte des Sprechenden Frau van der Maar ihm einen feurigen Kuß auf die Wange drückte, kehrte ſich Adilé um. Sie riß den Bruder mit ſich fort. „Laß uns gehen!" ſagte ſie keuchend, „ich habe genug gehört." —

Tjakra=Api ging mit der Schweſter nun wieder ſeiner Wohnung zu. Der kleine Wagen hielt ange=

ſpannt vor dem Gartenthore. Beide ſtiegen hinein und im raſchen Galopp jagte der Malaie nach Weltevreden. So wie Adilé in ihrem Zimmer angekommen war, wollte der Bruder mit ihr über die Entſchlüſſe, die ſie zu faſſen habe, reden. Adilé unterbrach ihn ſogleich.

„Kein Wort, Bruder!“ ſagte ſie, indem ſie das Zittern ihrer Stimme gewaltſam zu unterdrücken ſuchte. „Ich habe ihn grenzenlos geliebt, ſo lange er mich liebte. Als ſeine Liebe erloſchen war, lebte ich meiner Pflicht. Dieſer hat er mich jetzt ſelbſt entbunden und die Tochter Tjakra-Negoro's weiß, was ihr Schwur und die Geſetze der Ehre und Landesſitte ihr vorſchreiben. Ich bitte Dich, mich jetzt zu verlaſſen. Wir ſehen uns noch vor Tagesanbruch. Bereite Alles zu ſchneller Flucht.“ —

So wie Tjakra-Api das Haus verlaſſen hatte, trat Adilé zu einem Schranke, aus dem ſie Zucker und Orangen nahm und eine Art Limonade bereitete.

„Trage dies in das Schlafzimmer,“ ſagte ſie zu einem Diener, der durch das Zimmer ging. — „Nein,“ ſetzte ſie nach einem augenblicklichen Beſinnen hinzu, „nimm es mit hinaus und thue dann, was ich befehlen werde.“

Schweigend ging ſie eine Weile in dem nur düſter erleuchteten Gemache auf und ab, endlich ertönte Hufſchlag und bald darauf trat Sternſtein in’s Zimmer.

„Du biſt noch auf?“ ſagte er verdrüßlich. „Ich meinte Dich ſchlafend zu finden. Du wirſt geſtört werden. Ich ſtehe früh auf, da ich Ordre erhalten habe, mit einem Regierungsſchiffe nach Sumatra abzugehen.“

„Dann,“ ſagte Adilé ihn ſtarr anblickend, „werde ich noch dieſe Nacht unſere Sachen zuſammenpacken.“

„Unſere? — Du kannſt mich nicht begleiten,“ fiel ihr Gatte haſtig ihr in’s Wort.

„Und doch habe ich Dich nach Celebes begleitet. Ich war bei Dir, als die Lanze des Macaſſaren eine Spanne von Deinem Haupte funkelte.“

Sternſtein war verwirrt, doch bald ſchien er ſich zu ſammeln.

„Dies Mal iſt’s unmöglich,“ ſagte er rauh. „Die Art meiner Geſchäfte nöthiget mich zu verſchiedenen ſchnellen Reiſen, Du würdeſt mir hinderlich ſein. Du wirſt inzwiſchen zu Deinem Bruder gehen."

„Nicht einen Schritt aus dieſem Hauſe, ſo lange ich Dein Weib bin," ſagte Adilé kalt, doch ihren Gatten ſcharf fixirend.

„Was? Du widerſetzeſt Dich mir?" rief Sternſtein heftig.

„Wo wareſt Du heute Abend?" fragte Adilé, ohne auf ſeinen Zorn zu achten.

„Was geht dies Dich an? — Soll ich Dich vielleicht um Erlaubniß fragen, wohin ich gehen darf?" entgegnete er verwirrt.

„Wo wareſt Du heute Abend?" fragte Adilé zum zweiten Male, doch mit erhöhetem Tone. — „Du wareſt," fuhr ſie fort, als er ſchwieg, „bei der weißen Wittwe, die Du täglich beſuchſt."

„Beim Teufel, ja!" ſchrie Sternſtein, ſich zur Wuth aufſtachelnd. „Ich war dort und werde dort ſein ſo oft es mir beliebt! Das fehlte noch, daß Du mich mit Eiferſucht plagen, meine Gänge auskundſchaften laſſen ſollteſt! Habe ich Dich je gehindert Deinen Bruder zu beſuchen, obwohl ich nicht zu ihm ging und überzeugt war, daß er Dich gegen mich aufhetzt? Gehe jetzt zu ihm, auf ſo lange Zeit Du willſt und ſollteſt Du nicht wieder zurückkehren, ſo bin ich es gern zufrieden."

Adilé blickte ihren Gatten, je heftiger und aufgeregter er ward, um ſo kälter an.

„Willſt Du mir geſtatten, Dich nach Sumatra zu begleiten?" fragte ſie mit feſtem, ruhigem Tone, als er ausgetobt zu haben ſchien.

„Nein!" erwiederte er, auf's Neue in Zorn ausbrechend. „Du gehſt zu Deinem Bruder."

„Willſt Du mir mit Deinem Ehrenworte verſprechen, jenes Weib, das Du täglich und auch heute noch beſucht haſt, niemals wieder zu ſehen?" fuhr ſie mit düſterm Ernſte fort.

„Nein, und tauſendmal nein!" ſchrie jener in immer geſteigerter Wuth. „Ich werde thun was mir beliebt und morgen früh ſollſt Du meine übrigen Entſchlüſſe erfahren. — Gehe jetzt auf Dein Zimmer! Auch ich will zu Bette gehen."

Mit großer Ruhe zog Adilé an einer Klingelſchnur. Der vorige Diener trat ein.

„Myn Herr will zu Bett! Leuchte und bringe ihm ſeine Limonade,“ ſagte ſie mit größter Ruhe. — Sternſtein ſtürmte aus dem Zimmer.

Als nach einigen Minuten der Diener zurückkehrte, fragte Adilé mit ruhigem Tone:

„Iſt der Herr zu Bett? — Hat er die Limonade getrunken?“

So wie der Diener dies bejaht hatte, ſagte ſie kalt:

„Schließe das Haus und bringe mir den Schlüſſel, dann lege Dich ſchlafen.“

So wie der Diener den Schlüſſel gebracht und ſich entfernt hatte, ſchloß Adilé die Thüre, die nach Sternſteins Schlafzimmer führte; ſie ging dann zu einem Schrank und nahm weibliche Schmuckſachen heraus, die ſie in ein Packet zuſammenpackte. Alles dies geſchah mit großer Ruhe, nur ſchien ſie dann und wann einige Zeit aufzuhorchen. So mochte eine Stunde vergangen ſein. Jetzt nahm ſie den Schlüſſel und das Packet, ſie verlöſchte das Licht und in wenig Minuten verließ ſie ſtill und geräuſchlos das Haus. — —

Am dritten Tage darauf las man in der Zeitung von Batavia folgende Anzeige:

„Am 24ſten d. M. früh fand man den Kapitain Adolph von Sternſtein vom —ten Regiment todt in ſeinem Bette. Die vorgenommene Section ergab, daß er an Gift geſtorben. Da die bei ihm lebende Malaiin Adilé, ſowie deren Bruder, der Eigenthümer Tjakra-Api, in der vorhergehenden Nacht ſich plötzlich entfernt haben, ſo iſt gegen die Genannten der dringende Verdacht, ein Attentat verübt zu haben, vorwaltend.“

Mit der Aufforderung, Adilé und ihren Bruder zu verhaften, wo man ſie finde, ſchloß die Proclamation, die von dem Gouvernement ausgefertigt und unterzeichnet war.

Alle Nachforſchungen blieben indeß fruchtlos. Einem Gerüchte zufolge hatte ſich Adilé und ihr Bruder in die Gebirge, zu irgend einem der dort wohnenden wenig civiliſirten Stämme geflüchtet, wo an eine Aufforderung und Auslieferung nicht zu denken war.

Der Helgoländer.

„Ihr dachtet zu feſſeln den Ocean,
Ihr meintet im ſchimpflichen Netz uns zu fahn;
So glaubtet Ihr.
Doch auf der grünenden Inſel lebt
Ein Volk dem das Herz im Buſen nicht bebt;
So denken wir.“

Altes Lied.

ſcheidenden Siege der wackern Hauptſtadt überbringen kann.

Mit treuherzigem Händedrucke verließ der muntere
Rathsherr den Jüngling, und dieſer hörte in wenig
ugenblicken den Hufſchlag des mit Herrn Matthias
avoneilenden Roſſes.

Während die Schweden den großen Kurfürſten
och fern in Franken wähnten, ja während ſie, durch
as umlaufende Gerücht ſeines Todes eingeſchläfert,
h einer gefährlichen Ruhe überließen, begann der
ſterbliche Feldherr einen überaus kühnen Plan in
usführung zu bringen. — Sonntags, den 12.
unius, Abends um neun Uhr überſchritt ſein klei-
s Heer, aus viertauſend Reitern und zweitauſend
ann Fußvolk beſtehend, die Elbe. Dreizehn Ge-
ütze und anderthalbhundert Frachtwagen, deren jeder
en Kahn zum Ueberſetzen über die Havel führte,
gten dem ſtillen Zuge. Am zweiten Tage Abends
t Uhr ſtand das Häuflein an den Ufern des letz
achten Fluſſes. Ein edler Patriot, ein Mann,
den der Kurfürſt ein großes Vertrauen ſetzte, der
drath von Brieſt, hatte bei dem Dorfe Bähne
Fahrzeuge, die er nur erlangen konnte, für den
ergang verſammelt und war dann in das von den

Schon in den älteſten Zeiten waren die Augen der Küſtenbewohner des deutſchen Meeres mit Intereſſe auf Helgoland, Deutſchlands „ultima Thule", gerichtet. Der acht Meilen in der See, einſam gelegene, aus tobendem klippenvollem Meere, gegen zweihundert Fuß aufſteigende nackte Felſen, hatte die Phantaſie der alten Frieſen durch ſeine großartige Oede dergeſtalt angeregt, daß ſie ihn als geheiligt betrachteten, und den Tempel Foſetens, eines ihrer Hauptgötzen, dorthin verlegten. In ſpätern Jahrhunderten, als dem alten frieſiſchen Götterſitz nichts mehr als der Name „heiliges Land" (Helgoland) und einige Hügel, unter welchen die Gebeine alter Frieſenfürſten und Druiden ruhen, geblieben war, erſchien die Inſel wegen ihrer Lage unweit der Mündungen dreier ſchiffbaren Ströme von politiſcher Bedeutung, und da es Deutſchland im fünfzehnten Jahrhundert, ſo wenig wie im neunzehnten, darauf anzukommen ſchien, ob der Fremde den Schlüſſel ſeiner Thore ſich aneigne oder nicht, ſo war es nicht zu verwundern, daß Dänemark ſich bemühte das Pförtneramt zu übernehmen. Im Jahre 1470 hatte König Chriſtian die Inſel dem Domkapitel von Schleswig übertragen, als aber 1544 Holſtein und Schleswig getheilt werden ſollten, ſah Dänemark die Wichtigkeit des Beſitzes der Inſel zu gut ein, als daß es ſeine Anſprüche hätte aufgeben ſollen. Länger als anderthalb Jahrhunderte ward es zwar noch zu Schleswig gerechnet, eine ſchleswig'ſche Beſatzung befand ſich in der Burg, bis die Inſel am 7ten Auguſt des Jahres 1714 von Neuem durch Bombardement von den Dänen erobert ward.

In jener Zeit war das Aeußere Helgolands von dem der Neuzeit ziemlich verſchieden. Eine halb kreisförmige Landzunge verband die eine Viertelſtunde entfernte Sandinſel mit dem Hauptlande, und beide Eilande umſchloſſen auf dieſe Weiſe einen für Schiffe mittlerer Größe ziemlich ſicheren Hafen. Da ſchon damals das Felſenplateau nur mittelſt einer Treppe erſtiegen werden konnte, ſonſt aber von allen Seiten ſchroff in die See abfiel, ſo war die Inſel vermöge ihrer geſicherten, leicht zu vertheidigenden Lage nur durch eine größere Kriegsmacht einzunehmen, und ſelbſt zu Anfang des Jahres 1714 hatten die Dänen nur ein Kriegsſchiff in der Nähe von Helgoland, welches beſtimmt war die Inſel zu obſerviren und, nach Umſtänden, zu blokiren. Der däniſche Kaper „der Falke“, unter den Befehlen des Kapitains Jobſt Springer, lag deshalb bei ruhiger See meiſt mitten im Fahrwaſſer des Eingangs des Hafens, etwa anderthalb Kanonenſchüſſe von der Südſpitze Helgolands vor Anker, und beläſtigte oder unterbrach auch völlig allen Verkehr mit der Inſel. Nicht nur daß jedes einlaufende Schiff gezwungen ward die Danebrogflagge zu begrüßen, ohne daß der ſtolze Befehlshaber in den meiſten Fällen es angemeſſen fand den Gruß zu erwiedern, befahl ein Kanonenſchuß, deſſen Kugel oft kaum wenige Klaftern vor dem Vorderſteven des Ankömmlings über die Waſſerfläche dahin tanzte, dieſem beizudrehen, und ruhig abzuwarten bis ein Boot herbeikam, um das Schiff vom Deck bis zum Kiel zu durchſuchen. Manchmal fiel es dem däniſchen Befehlshaber auch ein, dieſe oder jene Forderung an die Bewohner Helgolands zu machen, und ſolche mußte um ſo eher befriedigt werden, als der Däne, ſo zu ſagen, Leben und Tod der Einwohner ganz in ſeiner Hand hatte. Damals wie heute lebten die Einwohner nur vom Handel und Fiſchfang. Blokirte der Däne die Inſel mit aller Schärfe, ließ er kein Torf- oder Getreideſchiff einlaufen, geſtattete er keinem Fiſcherboote in See zu gehen, ſo waren ſie alle verloren. Ihre Ueberlegenheit an Zahl, die ſchleswig'ſche Beſatzung in dem Blockhauſe, die von einem wackern alten Degen, dem Major Bolduwahn, kommandirt wurde, konnte unter ſolchen Umſtänden ſie nicht im mindeſten ſchützen. So ſehr die Inſelbewohner auch im Stillen knirſchten, wenn ſie ihrem Feinde auf Verlangen friſches Waſſer zuführen, und ſich gefallen laſſen mußten, daß er von allem ihnen zugeführten Proviant ſich einen Theil des Beſten auswähle, ja, wenn kein Fiſcherboot den Kaper paſſiren durfte ohne daß Letzterer, wenn er es für gut fand, einen Theil des Fanges zurückbehielt, ſo mußten ſie ſich doch geduldig dieſen Quälereien unterwerfen. Höchſtens brauchten ſie das Vorſichtsmittel nie einzeln, ſondern ſtets mehrere Boote in Gemeinſchaft vom Fiſchfange nach Hauſe zurückzukehren. Der Däne begnügte ſich dann nur eines derſelben anzuhalten, und da dies meiſt das am ſchlechteſten rudernde, oder ungeſchickt ſegelnde traf, ſo ward dieſes dann nicht nur eines Theiles ſeines Fanges beraubt, ſondern die darin Befindlichen von ihren Kameraden daheim verſpottet und ausgelacht. Größere Feindſeligkeiten, wodurch das Leben oder das Eigenthum in bedeutendere Gefahr gerathen wäre, waren bis dahin nicht vorgefallen. Die gänzliche Unterbrechung des Handels — mit Ausnahme der Zulaſſung der mit Lebensmitteln für die Inſel ankommenden Schiffe — war die Hauptplage, ſonſt glich der Zuſtand im Allgemeinen einem ſtillſchweigend eingegangenen Waffenſtillſtande. —

Es war an einem heitern ſonnenhellen Nachmittage des zuletzt genannten Jahres, als die beiden ſchönen Töchter des Kommandanten von Helgoland auf einem Spaziergange ſich an der ſüdweſtlichen Kante des Inſelplateaus, etwa hundert Schritt entfernt von einem cirkelrunden Hügel, dem ſogenannten „Flaggenberge“ befanden, und in die See hinabſchauten. Die Mädchen waren Zwillinge, ſonſt aber im Aeußern und Gemüthsart gänzlich verſchieden. Regine war ſchlank und äußerſt lebhaft, von energiſchem Charakter und galt für ſtolz, weshalb ſie bei den Inſelbewohnern wenig beliebt war; Margarethe war kleiner von Geſtalt, ſanft und ſtill, manchmal faſt ſchwermüthig, und da ſie gegen die Einwohner ſtets freundlich und zuvorkommend war, von dieſen wohlgelitten. In Beziehung auf geiſtige Bildung ragte Regine weit über die Schweſter empor. Sie war in Hamburg bei einer Verwandtin erzogen und ſoweit die Forderungen der damaligen Zeit es bedingten, ſo gut wie irgend ein Mädchen aus den beſten Familien der Hanſeſtadt in allen weiblichen Kenntniſſen unterrichtet worden. Seit einem Jahre war ſie auf die Inſel zurückgekehrt, doch fühlte ſie ſich hier nichts weniger als glücklich, und hatte auch dieſer Empfindungen kein Hehl. Stets ſprach ſie von den Vergnügungen, den Geſellſchaften, der Pracht Hamburgs, von der Bildung der Einwohner, und verglich dann die Einſamkeit, die Oede Helgolands, mit dem geräuſchvollen muntern Leben der glänzenden Seeſtadt. Sie wiederholte oft der Schweſter — denn in Gegenwart des Vaters vermied ſie ſolche

Reden, da dieſer ſtets ſehr verdrießlich dadurch geſtimmt ward, — daß ſie ſich wie eine auf kahler Klippe angefeſſelte, auf Tod und Leben Gefangene, betrachte, und mit Sehnſucht den Augenblick herbeiwünſche, um dem alten rothen Felſen auf immer Lebewohl zu ſagen. Mit Margarethen war es in dieſen Beziehungen ganz anders. Sie hatte die Inſel noch nie verlaſſen. Die geiſtige Ausbildung, die ſie auf ihr erlangen konnte, war mangelhaft. Ein wenig Leſen und Schreiben war Alles was ſie gelernt hatte; die Beſorgung der Hauswirthſchaft — der ſie übrigens meiſterhaft verſtand — ihr einziges Vergnügen. Da es ihr an Vergleichungen mit andern geſellſchaftlichen Zuſtänden fehlte, ſo gefiel ihr das ruhige und einförmige Leben auf der Inſel ganz wohl, und ſie fühlte ſich für alle Anſtrengungen des Tages hinreichend belohnt, wenn Herr Siemon Siemons, der Stadtſchreiber und einzige Geſellſchafter des Kommandanten, Abends an dem Tiſche des Letztern verſicherte, daß Niemand auf der Inſel ſo ſchmackhaften Pudding oder rothen Grütze zu bereiten, noch den Schellfiſch und Dorſch ſo verſchiedenartig zuzurichten verſtehe wie Margarethe, und daß ſolche überhaupt ein Muſter einer Hauswirthin, und Vorbild aller „Famels“ (Mädchen) auf der Inſel ſei. —

Es wäre nicht möglich zu beſchreiben, welchen freudigen Eindruck das mit einem gewiſſen ſchalkhaften Blicke begleitete Lob des Stadtſchreibers auf Margarethen zu machen pflegte. Dies aber ging folgendermaßen zu. Herr Siemon Siemens war vermöge ſeines Amtes ein ſehr angeſehener Mann. In ſeiner Jugend Kapitain eines Handelsſchiffes, hatte er ſich ein bedeutendes Vermögen erworben, und nach dem Tode ſeiner Frau, mit der er eine kinderloſe Ehe geführt, nach Helgoland zurückgezogen. Sein einziger Erbe war ein junger Mann, der als ſein Verwandter galt, deſſen Herkunft indeß dunkel war, und den er als einjährigen Knaben vom Feſtlande nach der Inſel gebracht hatte. Einige behaupteten — und er ſelbſt ſagte es ſtets ſo — der junge Menſch ſei der Sohn eines verſtorbenen Schiffskapitains, ſeines Vetters; Andere meinten indeß, er möge wohl ihm näher angehören, und wenn nicht ſein eignes Kind, doch der Sohn einer Schweſter ſein, die als geiſtesgeſtört in ſeinem Hauſe lebte, und in ihrer Jugend einige Zeitlang in Hamburg ſich aufgehalten hatte. Der junge Menſch hieß Peter Krohn Rickmers, woraus geſchloſſen werden konnte, daß ſein Vater Krohn Rickmers Peter, ſein Großvater aber Rickmers Peter Krohn geheißen haben müſſe; eine in Helgoland eigenthümliche Namenfolge, die erſt im Jahr 1774 auf obrigkeitlichen Befehl aufgehoben und dagegen beſondere Familiennamen eingeführt wurden. Herr Siemon Siemons, in ſeiner Jugend ein tüchtiger Seemann, hatte den eifrigen Wunſch, daß ſein Pflegeſohn auch ein ſolcher werden ſolle, und wer das kräftige Aeußere des jungen blonden, ſtarken Mannes allein in's Auge gefaßt hätte, würde ihm ohne Weiteres die dazu nöthigen Qualitäten zugeſprochen haben; dem ungeachtet fehlten ihm letztere gänzlich. Schon als Knabe war er meiſt in ſich gekehrt, und lag beſtändig über den Büchern, weshalb der alte Pfarrherr, deſſen Liebling er war, beſtändig in den Stadtſchreiber drang, Petern Theologie ſtudiren zu laſſen, „da er doch einmal zum Seemann nicht paſſe.“

Letzteres war auch unter der Helgolander Jugend als feſtſtehend angenommen, und Peter wegen ſeines linkiſchen Weſens, ſeiner Träumerei und Unbeholfenheit, wenn es beim Fiſchfang oder Segelwerk eines raſchen Zugreifens bedurfte, oft ein Gegenſtand des Geſpöttes der jungen Seeleute. Was indeß ſchlimmer als Alles war: der Neid über den künftigen Wohlſtand des einzigen Erben des reichen Stadtſchreibers ſchrieb die Unbeholfenheit des jungen Schiffers nicht auf die Rechnung des ermangelnden Talents für ſein Handwerk, ſondern legte ihr vielmehr einen Mangel an Muth zu Grunde, und ſo kam es denn, daß Mancher, der in allen Beziehungen weit unter dem jungen Manne ſtand, ihn auf verſchiedene Weiſe aufzuziehen, oder in Verlegenheit zu bringen ſuchte. Da der Jüngling die Neckereien ſtill ertrug, ſie meiſtens, ohne in Zorn zu gerathen, nur durch ein verächtliches Lächeln erwiederte, ſo ward man in der Meinung, daß es ihm durchaus an Muth gebreche, um ſo mehr beſtärkt, und viele Leute, beſonders die jungen Lootſen, behandelten ihn, trotz ſeines reichen und angeſehenen Pflegevaters, etwas geringſchätzig.

Selbſt von Seiten des Kommandanten, ſo ſehr auch dieſer der Freund ſeines Vaters war, war dies

Schweden beſetzte Rathenow vorausgeeilt, um dort die treuen brandenburgiſchen Herzen mit der Nachricht, daß ihr fürſtlicher Helfer in der Nähe ſei, aufs Neue zu beleben. In den Mauern der Stadt befand ſich kein Verräther. Während die Schweden ſich in ſtarkem Bier, das ihnen Brieſt und die Bürger im Ueberfluſſe reichen ließen, berauſchten, wehten, vom Feinde unbemerkt, die brandenburgiſchen Fahnen ſchon vor den Thoren Rathenow's. Der Feldmarſchall Dörflinger, begleitet von einem kleinen Haufen Reiterei in ſchwediſcher Uniform, erſchien um zwei Uhr Nachts vor der Brücke und foderte Einlaß. Das Feldgeſchrei, welches man von einigen gefangenen Schweden erfahren hatte, ſicherte ihm denſelben. Die Zugbrücke raſſelte nieder, und — die, die ſie bewachen ſollten, fielen unter den Schwertern der Brandenburger. Während aber die große Havelbrücke dem Feldmarſchall ein zweites, noch zu überwindendes Hinderniß blieb, ward das ſogenannte kleine Thor ſowie die Mauer in der Nähe der Mühle von den Tapfern unter der Anführung von Götz und Dönhof erſtürmt. Unter Beiſtand der Bürger ſchlugen ſich die Krieger bis zu dem Waſſerthore durch, die Zugbrücken werden niedergelaſſen, ein fehlendes Brückenſtück ergänzt, und mit dem Ausrufe: Es lebe der Fall. Der alte Major ſchätzte nichts ſo hoch als kriegeriſchen Muth, und darum kam ihm der junge Mann, dem es, wie man allgemein ſagte, an ſolchem gebrechen ſollte, nicht ſehr ehrenhaft vor.

„Der Peter iſt ein altes Weib, eine Memme!“ rief er oft, wenn er, um den jungen Menſchen in Harniſch zu bringen, ihn vexirt hatte, und nun mit den Mädchen allein war. „Iſt er denn ein einziges Mal grob geworden, wenn ich ſage, daß er keine Kourage beſitzt? Alle Wetter, und ich ſuchte ihn doch blos zu reizen, damit ich eine beſſere Meinung von ihm bekäme!“ — Regine lachte meiſt laut auf, wenn der Vater auf dieſe Weiſe ſprach, aber Margarethen ſchnitt es durch die Seele. Peter war von Jugend auf ihr einziger Geſpiele geweſen, ſie hatten ſich befreundet als Kinder, und — liebten ſich, als ſie nun erwachſen waren. Sie allein kannte den jungen Mann durchaus, keiner ſeiner Gedanken, ſeiner Empfindungen waren ihr fremd, ſie allein wußte, daß man ihm Unrecht thue.

Eine unüberwindliche Schüchternheit, ein natürlicher Mangel an Selbſtvertrauen, zwei Eigenſchaften, die er nicht los werden konnte, dies war es, was ihm überall im Wege ſtand, und weshalb er allgemein falſch beurtheilt wurde. Daß Letzteres auch von Seiten ihres Vaters ſtatt fand, ſchmerzte Margarethen am meiſten, da ſie es, wie ſie dieſen kannte, als ein unüberſteigliches Hinderniß einer Verbindung zwiſchen ihr und dem Geliebten zu betrachten hatte.

„Margrito,“ (belgol. für Margarethe) hatte der Vater einſt geſagt, „der Stadtſchreiber ließ mir heute merken, daß er aus Dir und dem Peter ein Paar zu machen wünſcht, aber ſetze Dir nichts in den Kopf; aus der Sache wird nichts. Der Junge wird zwar einſt viel Geld haben, er iſt auch nicht ganz unter Deinem Stande, denn ſein Vater war Schiffskapitain, und ich habe einſt mit dem gemeinen Soldaten angefangen, obwohl ich es zum Major gebracht; in dieſer Art wäre alſo nichts gegen die Heirath einzuwenden; aber der Peter iſt ein Träumer, ein Bücherhocker, ein Kerl, der keine Kourage hat, und deshalb nicht geachtet iſt. Mein Schwiegerſohn muß ſich ſehen laſſen, ich muß ihn zeigen können, überall und ohne mich ſchämen zu müſſen. Dies würde ich aber; darum geht's nicht, und damit — baſta!"

Hatte der alte Herr aber einmal bei irgend einer Sache das entſcheidende: „Baſta!" geſprochen, ſo war — dies wußte Margarethe aus Erfahrung — jede weitere Verhandlung vollkommen unnütz, und durch eine ſolche wäre nur ſeine Galle auf viele Tage aufgeregt worden; ſie begnügte ſich deshalb, ihre Hoffnungen der Zukunft anheim zu geben, und von dieſer das Beſte zu erwarten. — — —

In derſelben Zeit, wo die Mädchen auf ihrem Spaziergange ſich am ſüdweſtlichen Felſenrande befanden, und in die hier über hundertfünfzig Fuß betragende Tiefe hinabblickten, kam „der Falke" unter wenigen leichten Segeln, und kaum in der Entfernung zweier Flintenſchüſſe von der Inſel, hinter einer etwas vorſpringenden Klippe herumgeſteuert. Wie es ſchien, hatte er auf der Höhe des Eilands in Nordweſten gekreuzt, und wollte jetzt ſeine gewöhnliche Station im Fahrwaſſer einnehmen, da ein paar heimkehrende Fiſcherboote ſich der Inſel näherten.

Das Kriegsſchiff hatte etwas ungemein Zierliches. Die ſchlanken Spieren, die breiten Raaen, die vollkommene Schichtung des Tauwerks, unterſchieden es vortheilhaft von einem ſchwediſchen Schoner und einer plumpen, oldenburgiſchen Kuff, die ſchon ein paar Monate im Hafen vor Anker lagen und durch die Anweſenheit des Dänen ſich an der Heimfahrt behindert ſahen. Der Kriegskutter zog ſo nahe an der Inſel vorüber, der Tag war ſo hell, daß man auf's genaueſte ſehen konnte, was auf dem Verdecke vorging. Auf dem Hinterdeck ſtand ein, der Haltung nach, junger, wohlgewachſener Mann. Wie es ſchien, war es der Befehlshaber, denn auf ſeinen Wink ſtieg eine bunte Signalflagge am Maſte empor. Als der Kutter langſam und ſtolz, wie der ſchiffende Schwan, vorüberzog, nahm der Fremde den Hut von dem dunkellockigen Haupte, und grüßte, indem er nach der Höhe blickte. Sogleich ließ Regine ihr weißes Tuch im Winde flattern.

„Wie?" ſagte Margarethe ein wenig ärgerlich. „Du erwiederſt den Gruß des Unverſchämten, des Feindes? — Das Herz kehrt ſich mir um, wenn ich die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze erblicke, und Du dankſt ihm noch, wenn er uns verſpottet."

„Verſpottet?“ entgegnete Regine lachend. „Der Gruß iſt ganz ernſtlich gemeint. — Das heißt,“ ſetzte ſie ſchnell hinzu, „ich glaube, daß, wenn ein hübſcher Mann ein paar junge Mädchen grüßt, kein Grund zu der Meinung iſt, daß er habe damit einen Spott treiben wollen.“

„Und wie weißt Du, daß jener Mann hübſch iſt?“ fragte die Schweſter befremdet. „Du haſt ihn ja nie geſehen.“

„Ich denke mir's!“ erwiederte Regine leicht. „Daß er gut gewachſen iſt, ſieht man ſelbſt von hier aus. — Aber ſieh! Jetzt ſetzt er mehr Segel bei. Hui, das iſt doch eine andere Sache mit ſo einem Kriegsſchiffe, als mit unſern erbärmlichen Sniggen und Schonern! Sieht er jetzt nicht aus als wie der erzürnte Schwan, wenn er die Federn ſträubt und ſeine Flügel hebt? — Aber ich vergeſſe, daß Du auf unſerm erbärmlichen Felſen noch keinen Schwan geſehen haſt. Der auf dem Kupferſtich, in des Vaters Schlafſtube, ſieht wie eine gemäſtete Martinsgans aus. Die ich in Hamburg ſah, waren ganz andere Thiere. — Sieh nur, wie er ſo ſtolz dahin ſteuert! — Jetzt ein Kanonenſchuß! —

Aha, er gebietet den Fiſcherböten beizulegen. Er will ſich ein paar Gerichte Schellfiſch ausbitten."

„Und das ſagſt Du in einem Tone, als ob es Dir Freude machte, wenn der fremde Dränger unſere braven Leute plündert?" rief Margarethe erzürnt.

„Herr Gott, was iſt's denn weiter?" entgegnete Regine. „Ein paar Dutzend Schellfiſche; mehr nimmt er ihnen gewiß nicht. — Aber die Böte fliehen! — Er jagt ſie!" —

„Jetzt wieder ein Schuß!" rief Margarethe erſchrocken. „Der Schändliche kann ein Boot in den Grund bohren. Und Peter — Peter iſt auch in den Böten."

„Hab' keine Angſt, er will ſie blos ſchrecken! Das heißt, ich glaube, daß er es nicht ernſtlich meint, weil ja bisher noch Niemand zu Schaden gekommen iſt. — Aber ſiehe einmal die Wettfahrt! — Die Böte fliehen mit vollen Segeln. Drei werden glücklich hereinkommen, aber das vierte — das vierte ereilt er. Es wird ungeſchickt geſteuert. Ich wette, Peter ſitzt am Ruder!"

„Und das kannſt Du ſo mit kaltem Blute ſagen?" rief die Schweſter empört.

„Es geht ihm ja nicht an Hals und Kragen! — Es geſchieht ihm nichts, als daß man ihm ein paar Schellfiſche abnimmt, und wir wollen ihn tüchtig damit necken;“ ſprach Jene leicht. — „Aber richtig! Das Boot liegt bei! — Sie reichen einen Korb mit Fiſchen hinauf. — Jetzt ſetzt es ſeinen Weg wieder fort. — Siehſt Du, ich ſagte gleich, daß es weiter nichts wäre.“

„Ach,“ erwiederte Gretchen ſeufzend, „es iſt nicht um die Fiſche, aber wenn Peter das Boot geſteuert hat, ſo wird wieder des Geſpöttes und Neckens kein Ende ſein.“

„Ich weiß gar nicht, wie Du ſo mit ganzer Seele an dem Menſchen hängen kannſt,“ ſagte Regine; doch fortwährend nach dem Dänen, der ſich jetzt auf der gewöhnlichen Stelle vor Anker legte, hinblickend. „Er iſt hübſch; mag ſein, aber es giebt noch hübſchere, junge Männer. Er hat Geld; ganz gut, aber auf dieſer öden Klippe iſt's am Ende einerlei, ob man welches hat oder nicht. Ein Tag iſt ja doch wie der andere. Das Jahr zählt dreihundertfünfundſechzig langweilige, graue Tage, und das Leben des reichen Stadtſchreibers unterſcheidet ſich von dem des ärmſten Fiſchers blos dadurch, daß Jener ein Glas Wein trinkt, und mit dem Vater eine Parthie Piquet macht, während Dieſer im ‚rothen Waſſer' bei einem Gläschen Schnaps Schafkopf ſpielt. — Und dann hat der Vater wirklich nicht Unrecht, daß er nichts vom Peter wiſſen will. Ein Mann, der keinen Muth hat, iſt gar kein Mann. Ich glaube, ich ſelber hätte mehr Kourage wie er. Nein, der Mann der mir gefallen ſoll, muß ſich mit dem tobenden Meere herumzubalgen wiſſen, und obendrein nicht etwa um Fiſche zu fangen, er muß einen Dreimaſter um die Welt führen, oder ein Kriegsſchiff befehligen können. Sieh' einmal das kleine Ding dort an!" — Sie zeigte auf den Dänen. — „Es hält ein paar Tauſend Menſchen auf dieſer Klippe in Reſpect, und ſteigt ein bunter Lappen am Maſt empor, ſo ſind aller Augen auf ihn gerichtet, knallen aber ein paar Kanonenſchüſſe an ſeinem Bord, ſo fahren ſie wie ein Haufen Mäuſe auseinander."

Es hatte Margarethen oft ſchmerzlich berührt, wenn die Schweſter geringſchätzig vom Peter ſprach, aber noch niemals ſo ſehr wie heute. So ſanft ſie ſonſt auch war, ſo wollte ſie ihr dennoch eben etwas Unfreundliches entgegnen, als Regine ſie plötzlich am Arme faßte.

„Sieh einmal die alte Ulla!“ kicherte ſie leiſe, indem ſie mit den Augen nach dem nahen Hügel — dem Flaggenberg — deutete. „Die hat heute wieder ihren luſtigen Tag! Sie ſieht, wie ſie manchmal wohl ſtundenlang thut, fortwährend auf die See hinaus, ſpricht mit ſich ſelbſt, und geſtikulirt mit den Händen dazu.“ —

„Die Aermſte!“ ſagte Margarethe mitleidig. „Ich habe ſie oft hier ſtehen und nach Süden blicken ſehen. Gott weiß, was ſie dort einſt erlebt hat! Die alten Leute ſagen, ſie ſei ſonſt das ſchönſte Mädchen auf der Inſel geweſen, aber nach einem Aufenthalt von ein paar Jahren geiſtesgeſtört vom Feſtland heimgekehrt. Ihr Bräutigam, ſagen ſie, wäre mit ſeinem Schiffe auf der See untergegangen, aber ſie wolle es nicht glauben, und erwarte immer noch ſeine Ankunft; deshalb ſtünde ſie bei Tag- und Nachtzeit ſtundenlang auf dem Hügel, oder irre um die Kante der Inſel herum.“

„Ja,“ ſprach Regine lachend, „und ſie ſagen, ſie unterhielte ſich mit den alten Wahrſagern und Götzenprieſtern, die unter den Hügeln begraben liegen, und beſchwöre ſie ihr zu ſagen wenn ihr Geliebter kommen werde. — Komm Margrito," ſetzte ſie hinzu, „wir wollen ſie anreden, und das wird mir Spaß machen."

„Nein, nein! Sie hat es nicht gern;" entgegnete Margarethe ſich ſträubend, aber die Schweſter zog ſie mit ſich fort.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, der ſich darbot. Auf dem abgeplatteten, etwa zehn Fuß ſich erhebenden Hügel, ſtand eine Frau von etwa ſechzig Jahren. Sie war mit einem rothwollenen Rocke mit ſchwefelgelbem Beſatz — dem helgoländer Peik — und einer dunkelblauen Jacke bekleidet. Unter der weißen enganliegenden Haube, mit emporſtehender geſteifter Kante, ſtahlen ſich einzelne lange graue Locken empor, mit denen der Wind ſein Spiel trieb. Das Geſicht der Alten war regelmäßig, und verrieth ſelbſt noch Spuren früherer Schönheit, doch trug es den Ausdruck von Düſterheit und Strenge. Das Auge irrte unſtet in der Ferne. Als die Mädchen zu ihr traten, blickte ſie ſolche wohl auf einen Au-

Brandenburg! bricht die Reiterei wie ein Strom in die nun offene Stadt. —

Nicht ein Mann von der ſchwediſchen Beſatzung, die ſich mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte, entkam. Als der Morgen anbrach, war auch der letzte Schwede todt oder gefangen. Unter dem Freudengeſchrei der Einwohner hielt an der Seite des tapfern Prinzen von Homburg der große Kurfürſt ſeinen feierlichen Einzug in die gerettete Stadt.

Eine glänzende Waffenthat folgte in dieſen Tagen der andern. In eben der Nacht, in welcher Rathenow erſtürmt ward, war der tapfere la Roche — ein Name, der in Preußens Annalen oft, und ſtets mit Ruhm genannt wird — in die Vorſtadt von Brandenburg eingedrungen und hatte die ſchwediſche Beſatzung niedergehauen. Mit zweihundert erbeuteten Pferden kam er zurück. — Von allen Seiten wichen jetzt die Schweden. Alles ſchien darauf zu deuten, daß ſich ihre Hauptmacht bei Havelberg unter dem erfahrenen Wrangel concentriren werde. Der Kurfürſt bot alle Kräfte auf, um eine Vereinigung der vor ihm zurückweichenden Corps mit dem Hauptheere zu verhindern. Der tapfere Henning, von ihm entſendet, umging mit hundert Cuiraſſieren und dreißig Dragonern den fliehenden Feind, rechts und links genblick an, doch ſah ſie ſogleich wieder in die Weite.

„Guten Tag, Ulla!“ hob Margarethe an.

Die Alte nickte, doch ohne ein Wort zu ſagen.

„Ihr erwartet wohl Jemand,“ ſprach Regine, „weil Ihr ſo auf die See hinaus blickt?“

„Wohl erwarte ich Jemand! Ich warte ſchon lange. Ich glaube es mögen wohl Wochen, vielleicht auch Jahre ſein, aber er kommt immer noch nicht;“ erwiederte Jene mit einem Seufzer, der aus der Tiefe der Seele zu kommen ſchien.

„Dieſes Warten mag wohl recht ſchmerzlich ſein;“ ſprach Margarethe mitleidig.

„Ja, Kind! ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich;“ verſetzte die Alte.

Sie fuhr ſich wie unwillkührlich mit der Hand nach dem Herzen, als ob ſie darinnen einen körperlichen Schmerz empfände.

„Wißt Ihr denn nicht, wenn Der, den ihr erwartet, kommen wird?“ fragte Regine lächelnd.

Die Alte ſah das Mädchen finſter an, dann ſchüttelte ſie verneinend mit dem Haupte.

„Weiß es denn ſonſt Niemand?“ fragte Jene weiter, ohne ſich irren zu laſſen.

„O ja!“ erwiederte die Alte, und ihr düſterer Blick ſchien ſich noch mehr zu umfloren. „Einer weiß es, aber er ſagt's nicht! — Oft habe ich ihn gefragt zur Mitternachtszeit, und bei anbrechendem Tage, er ſprach nicht; auf meinen Knieen habe ich ihn gebeten, aber ſein Mund blieb ſtumm.“

„Und wer iſt das, wenn ich fragen darf?“ ſagte Regine ſpöttiſch lächelnd.

„Der, auf deſſen Grabhügel wir ſtehen;“ entgegnete ernſt die Alte, das Mädchen ſtarr anblickend.

Regine lachte laut auf.

„Ja,“ ſagte ſie nach einer Weile, und obwohl ihr die Schweſter zuwinkte, ihr Lachen immer noch nicht mäßigend, „wenn Ihr bei ſolchen Leuten Eure Erkundigungen einzieht, da werdet Ihr lange auf Antwort warten müſſen.“

„Meinſt Du? — Thörigte, meinſt Du?“ ſagte die Alte ſichtlich erzürnt. „Und doch weiß der ſtumme Mund zu ſprechen, wenn er auch nicht Antwort giebt auf Fragen, die mein Leid betreffen. — Du zweifelſt? — Du lachſt, thörigtes Mädchen? —

Soll ich Dir ſagen, was er mir vertraute? Willſt Du von mir hören, warum jenes Kriegsſchiff vor wenigen Minuten die kleine Flagge am Fockmaſt aufzog? Weshalb Du das Schnupftuch ſchwenkteſt? Was Du vor haſt um Mitternacht?" —

Es war als ob ein Blitzſtrahl bei den letzten Worten das Mädchen durchzuckte, ſie bemühte ſich ruhig zu ſcheinen, zu lächeln, aber ihre Züge drückten Schrecken aus. Margarethe wollte die Alte begütigen, aber dieſe warf einen zornigen Blick auf Regine, kehrte ſich plötzlich um und eilte den Hügel hinab. Die Mädchen ſahen ſie einen Pfad einſchlagen, der queer über das Feld nach dem nordöſtlichen Felſenrand hinführte, und dort in der Tiefe, die von einem der trockenen Teiche — der ſogenannten ‚Sapskuhlen' — gebildet wird, hinter dem Damme verſchwinden. — —

Die eben genannten Waſſerbehälter ſtehen unſtreitig mit der älteſten Kulturgeſchichte Helgolands in inniger Beziehung, und ſind deshalb für Den, welchen dieſe intereſſirt, nicht ohne Bedeutung. Es ſind zwei rechtwinklige, von Menſchenhand gegrabene, nicht ſehr tiefe Baſſins, die in gegenwärtiger Zeit meiſt trocken liegen, früher aber gewiß mehr gefüllt waren, da das Regenwaſſer von dem ganzen Inſelplateau, das hierher ſeinen Fall hat, hineingeleitet werden konnte. Unſtreitig dienten ſie in den älteſten Zeiten zu Bädern oder Waſchungen, die durch den Dienſt der alten Frieſengottheiten vorgeſchrieben waren. Wirklich exiſtiren in ſolchen Beziehungen noch dunkle Ueberlieferungen. So ſoll der alte Frieſenfürſt Radbod in dem erſten derſelben getauft worden ſein. In dieſem ſaß auf einem Granitblock — der ſchon als ſolcher merkwürdig iſt, da bei der Thonſchieferformation Helgolands ſonſt weit und breit kein Granit vorkommt, — die alte Ulla in leiſem Selbſtgeſpräch. Nach einiger Zeit näherte ſich ihr, auf einem Fußwege daher ſchreitend, ein hochgewachſener, blonder, junger Mann. Seine offenen, nicht unedlen Züge, drückten Traurigkeit aus.

„Ich ſuchte Euch, Baſe Ulla,“ ſagte er freundlich, indem er die Hand ſanft auf die Schulter der Alten legte. „Der Vater meinte, Ihr hättet den ganzen Tag noch keinen Biſſen gegeſſen, ich ſah Euch, von der See aus, ſtundenlang auf der Höhe des Flaggenberges ſtehen, und ich komme deshalb um Euch zu fragen, ob Ihr nicht mit mir heim gehen und etwas genießen wollet?“

Die Alte ſchien bei der Rede des jungen Menſchen wie aus einem tiefen Traume zu erwachen, ihr Auge ward klarer, der Blick hatte nicht mehr jene ſtarre Wildheit, ſie ſah mit Freundlichkeit auf den jungen Mann.

„Du wareſt auf der See? — Wie iſt es Dir ergangen, mein Sohn;“ ſagte ſie freundlich und mit der Mattigkeit im Tone, den man an Menſchen bemerkt, die aus einem längern, traumvollen Schlafe erwachen. Man konnte nichts von der Schärfe, von der Haſt, mit der ſie früher mit den Mädchen geſprochen, in ihm bemerken.

„Schlecht wie immer, Baſe;“ ſprach ſeufzend der junge Menſch. „Ich paſſe einmal nicht zum Seemann. Hätte mich der Vetter zu dem reichen Handelsherrn nach Bremen, mit dem er befreundet iſt, in die Lehre gegeben, das wäre gewiß beſſer geweſen. Das wäre eine Luſt für mich geweſen alle die Länder, von denen in den Büchern geſchrieben ſteht, zu ſehen, Menſchen kennen zu lernen, und die gemachten Erfahrungen daheim in Handel und Wandel anzuwenden. Ich habe einmal keine Luſt, und — ſie ſagen es wenigſtens Alle — kein Geſchick zum Fiſchfang. Dazu iſt's, als ob mich das Unglück dabei verfolgte. Wie war es heute! Meine Leinen waren in beſter Ordnung, der Köder ſo friſch, wie er nur ſein konnte, dennoch hatte ich nicht die Hälfte ſo viel gefangen wie die Andern. Aber auch von dieſem Fange iſt mir nur wenig geblieben. Das Steuer war ſchadhaft geworden, ich hatte, um es in Ordnung zu bringen, ein wenig zurückbleiben müſſen, der Däne hielt mich an, um ſich mit Fiſchen zu verſehen, während die Uebrigen den Umſtand benutzten und davon ſegelten."

„Nun, was iſt da für ein Unglück dabei, Peter?" ſprach die Alte. „Ich denke, auf unſerm Tiſche wird deshalb kein Mangel ſein."

„Ach was mache ich mir aus den Fiſchen! Ich wollte ſie blieben alle auf dem Meeresgrunde, und ich läge unter ihnen!" rief mißmuthig der junge Mann. „Der Spott, Baſe, der Spott der mich wegen meines Unglücks — meinetwegen auch wegen meines Ungeſchicks — trifft, der iſt's welcher mir die Fiſcherei vollends vergällt. War das heute wieder ein Ziſcheln, ein Lächeln, als ich aus dem Boote ſtieg! Sie meinten — oder die, welche mich nicht leiden können, ſtellten ſich wenigſtens ſo — ich hätte nur aus Furcht vor den Kanonen des Dänen nicht zu ihnen gehalten, als ſie davon ſegelten, und mir deshalb lieber freiwillig die Fiſche nehmen laſſen. — Mochte der Verluſt meinetwegen noch ſein!“ fuhr der junge Menſch immer heftiger fort. „Es ſoll mir aber noch einmal Jemand unter dieſen Burſchen Mangel an Muth in's Angeſicht vorwerfen, und er ſoll meine Fauſt in dem ſeinigen fühlen! Ich paſſe nicht zum Seemann, das weiß ich, ich bin ſchüchtern, linkiſch, ungeſchickt; Alles dies iſt wahr, aber ich habe heute feſt beſchloſſen, nicht die geringſte Anſpielung, die mich zu kränken beſtimmt iſt, mehr zu dulden, und auf irgend eine Weiſe eine Gelegenheit aufzuſuchen, wo ich ihnen Allen beweiſen kann, daß ich ſo viel Muth beſitze, wie irgend Einer unter ihnen. Ich ſagte ihnen dies auch gerade heraus, und wäre der Major nicht dazu gekommen, ſo glaube ich, hätte es eine Schlägerei gegeben.“

„Und was ſagte der Major?“ fragte Jene.

„Ach Baſe, das was er ſagte, ergriff mich mehr, es ſchnitt mir tiefer in's Herz, als das Geſpött der Andern;“ verſetzte Peter ſeufzend. ‚Laßt ihn doch! Er iſt nun einmal ſo!‘ ſagte er, und dieſes: ‚ſo‘ ging mir durch Mark und Bein, es klang wie ein Todesurtheil. — Und es iſt auch ein ſolches, Baſe!“ rief der Jüngling mit Heftigkeit; ſeine Lippen zitterten und zwei große Thränen rollten über ſeine Wangen. „Ohne Margarethe kann ich nicht leben, jenes kleine Wörtchen ſpricht aber hinlänglich aus, daß ſie ihr Vater mir nie zum Weibe geben wird. Und er hat Recht, der Mann. Er hat Recht. Wie kann ich verlangen, daß er die Gute, Edle, Schöne, einem Menſchen geben ſoll, den er verachtet? Das aber ſoll und muß anders werden. Ich trage es nicht länger, ihm ein Gegenſtand des Mitleids, und den Andern einer des Spottes zu ſein. Darum bin ich entſchloſſen, in ein paar Tagen die Inſel zu verlaſſen, und, Ihr Baſe, ſollt den Vetter darauf vorbereiten.“

„Peter, was fällt Dir ein?“ rief die Alte erſchrocken. „Du darfſt nicht von uns. Wo wollteſt Du auch hin? Was gedächteſt Du anzufangen?“

„Wohin? Nach Hamburg, Bremen, England. — Was ich anzufangen gedenke? Was es immer ſein mag! Etwas, womit ich den Leuten beweiſen kann, daß ich nicht der Feigling bin, für den ſie mich halten. Ich gedenke Soldat zu werden.“

„Nimmermehr!“ rief die Baſe. „Würde Dir der Major etwa ſeine Tochter geben, wenn er vernähme, daß Du irgendwo gemeiner Soldat geworden? Und Margarethe; ſoll dieſe etwa auch ihr Leben in Angſt und Kummer um Dich vertrauren, und von Tage zu Tage“ — die Alte ſeufzte tief — „mit Schmerzen Deiner Rückkehr harren? Nein, hier iſt der Ort, wo Du zeigen mußt, daß man Dir Unrecht gethan, daß Du kein Feigling biſt. Hier mußt Du etwas thun, das Dich bei den Leuten in Achtung ſetzt, das ſie zwingt, anders von Dir zu denken, und — dazu will ich Dir verhelfen.“

„Ihr, Baſe?“ ſagte der junge Mann ungläubig lächelnd.

Er wußte wohl, daß, wenn der Nebel, der ihre Seelenaugen verdunkelte, ſich auf einige Zeit zertheilte, Ulla Beweiſe eines natürlichen ſcharfen Verſtandes gegeben hatte, aber ihm war auch nicht unbekannt, daß dies ſelten länger anhielt, als wenige Momente, und bald darauf Verſtand und zerrüttete Phantaſie wieder ſo in einander ſpielten, daß man nicht wiſſen konnte, was dem erſtern oder der letztern angehöre.

„Ihr Baſe,“ wiederholte er, als Ulla, wie es ſchien, ſich gewaltſam zu tiefem Nachdenken anſtrengte, „Ihr wollt mir eine That nennen, durch die ich die Achtung der Leute gewinnen, und mich auf irgend eine Weiſe auszeichnen kann?“

„Gewiß;“ ſagte ſie mit feſtem Tone. „Beides wird der Fall und, wenn Du die Sache mit Vorſicht, Klugheit und Muth durchführſt, Du ſo geehrt als früher verſpottet ſein.“

„Muth, Baſe?“ rief heftig der Jüngling. „Ich will den Schimpf, der auf mir laſtet, abwaſchen, oder nicht leben! — Vorſicht aber und Klugheit —“

„Thue blindlings, was ich Dir ſage, und es kann nicht fehlen;“ unterbrach ihn Ulla.

„Wohlan, ſo laßt hören;“ verſetzte Peter zweifelhaft.

„Du nimmſt,“ ſprach die Alte, „heute Abend zwei wohlgeladene Piſtolen. Eine Viertelſtunde nach alle Brücken zerſtörend. Auf allen Dämmen, die jenſeit Nauen und unweit Königshorſt den ausgedehnten Moraſt durchſchneiden, ward gekämpft. Mehr als tauſend Schweden erlagen der Schärfe der brandenburgiſchen Schwerter. —

Der Feind, dem nun jeder andere Ausweg abgeſchnitten war, beſchloß jetzt, ſich nach Fehrbellin zu ziehen. Hier allein konnte er hoffen, über das Flüßchen Rhin zu kommen; dieſe einzige Brücke war Henning's Aufmerkſamkeit entgangen. Auf der weiten Ebene zwiſchen den Dörfern Tornow und Henkenburg, an der Straße von Fehrbellin, den linken Flügel von einem Moraſte, den Rücken vom Rhin gedeckt, lagerten die Schweden in der Nacht vom 17. auf den 18. Junius. Der letztere Tag brachte die Entſcheidung.

Wir finden Nachts zwölf Uhr dicht hinter einem Gehölze, das das brandenburgiſche Heer von den ſchwediſchen Vorpoſten ſchied, den Kurfürſten in der Mitte der angeſehenſten Führer ſeiner Schaaren. Der Held ſaß auf einem umgeſtürzten Baumſtamme und unterhielt ſich leiſe und freundlich mit dem grauen Dörflinger und einem ſtattlichen Manne in bürgerlicher Kleidung und lockenreicher Perrücke. Letzterer war Niemand anders als der Herr von Schwanitz.

Mitternacht, gehſt Du nach der Südſpitze der Inſel unten am Seeſtrande. Du ſchleichſt Dich ſo leiſe als möglich am Felſen fort, bis Du in die Nähe von „Young-Gatt“ („dunkle Höhle“ helgol.) kommſt. Zehn Schritte vorher ragt, wie Du weißt, ein Felſen aus der See. Dort wirſt Du ein kleines Boot am Strande finden. Es kommt nun Alles darauf an, dieſes leiſe und unhörbar in die See zu ſchieben, und den Wellen zu übergeben. Das geringſte Geräuſch würde Alles verderben, und Dich vielleicht in große Gefahr bringen. So wie Du das Boot vom Ufer forttreiben ſiehſt, verbirgſt Du Dich hinter der Klippe, an welcher das Boot gelegen hatte, und richteſt Dein Auge auf „Young-Gatt“. In etwa einer Stunde wirſt Du zwei Perſonen, einen Mann und ein Weib, aus der Höhle treten ſehen. Der Erſtere wird Jene etwa hundert Schritte oder weiter begleiten, dann aber allein zurückkehren, um ſich nach dem Boote, das er hinter dem Felſen verborgen wähnt, zu begeben. Dies iſt der Moment zu handeln. So wie er neben Dir iſt, packſt Du ihn mit der einen Hand an die Kehle, und ſetzeſt ihm, mit dem Rufe ſich zu ergeben, mit der andern die Piſtole auf die Bruſt. Will er ſich loszumachen ſtreben, ſo drücke los. Der Mann iſt der Kapitain des däniſchen Kriegsſchiffs. Nichts wird leichter ſein, als ſich todt oder lebend ſeiner zu bemächtigen."

„Ha, was ſagt Ihr da?" rief Peter überraſcht. „Bei Gott! Wenn dies der Fall iſt, ſo ſoll der Däne in meiner Hand ſein, oder ich will nicht leben! — Aber — entſchuldigt Baſe," ſetzte er kopfſchüttelnd und mit Zweifel im Tone hinzu; „woher wißt Ihr denn, daß ſich Alles verhält, wie Ihr ſagt?"

„Ich könnte Dir wohl ſagen," ſprach ſie, indem ſie mit irrendem Blicke rings umher ſah, gleichſam, als ob ſie behorcht zu werden fürchtete, „ich könnte Dir ſagen, wer es mir vertraute, ehe ich mich ſelbſt davon überzeugte, aber es müßte nicht in dieſem Raume geſchehen. Da Du mir es aber nicht glauben würdeſt, ſo ſage ich Dir, daß ich in den beiden vergangenen Nächten mit eigenen Augen geſehen habe, daß der däniſche Kapitain in ‚Young-Gatt' mit einem Frauenzimmer eine Unterredung hatte."

„Und das Frauenzimmer, habt Ihr es gekannt?" fragte der junge Mann neugierig.

„Allerdings;“ erwiederte Ulla. — „Ich könnte ſie Dir nennen;“ ſetzte ſie nach einem Momente Nachdenkens hinzu. „Sie verdient es nicht um mich, daß ich ſie ſchone, dennoch will ich es nicht thun, und darum iſt es auch gut, daß Du ſie erſt fortgehen läſſeſt, ehe Du den Dänen gefangen nimmſt, oder ihn tödteſt.“

„Gut! Gut! Ich folge Eurem Rathe, der mir das Leben wieder giebt;“ rief jubelnd der junge Mann, der ſich nun überzeugt hielt, daß Ulla bei ihrem öftern, nächtlichen Wandeln, dem man kein Hinderniß in den Weg legte, recht geſehen haben könne.

„Sollteſt Du,“ ſagte Ulla beſorgt, „Dir vielleicht nicht getrauen, allein den Dänen zu bewältigen, ſo nimm noch einen jungen Mann —“

„Nimmermehr!“ rief Peter heftig. „Ich allein will ihn beſtehen, und wenn er ein Rieſe wäre.“

„Haſt Du nur erſt mit Vorſicht das Boot in See geſchoben und iſt dies fortgetrieben,“ ſagte Ulla, „ſo iſt der Fremde in Deiner Hand, denn er wird dann den Muth verlieren, indem Brandung und

Klippen ihn ſelbſt am Schwimmen verhindern würden, wenn er, was ohnehin auf ſolche Entfernung nicht möglich iſt, dadurch ſein Schiff zu erreichen, trachten ſollte. Ueberdies iſt die Lootſenwache nicht ſo weit entfernt, daß man in ſtiller Nacht nicht Deine Stimme vernehmen ſollte, wenn Hülfe nöthig wäre."

„Sie iſt nicht nöthig!" rief Peter keck. „Kommt der Däne, ſo iſt er mein Gefangener."

„Wohlan, ſo ſei es!" ſagte Ulla. „Aber," ſetzte ſie unruhig werdend hinzu, „gehe jetzt, mein Sohn, denn die Sonne iſt hinunter, und da iſt es nicht gut, wenn Jemand außer mir dort auf dem Hügel, oder hier in dem gefeiten Bade weilt. Die, welche hier walten, ſehen es ungern, wenn ein Fremder hier iſt, wenn ihre Zeit gekommen." —

Der Jüngling wußte aus Erfahrung, daß der zerſtörte Geiſteszuſtand ſeiner Verwandtin ſich Abends, wenn die Schatten ſich verlängerten, am meiſten kundgab, und daß man dann am Beſten that, ſie ſich ſelbſt, und dem Verkehr mit der unſichtbaren Geſellſchaft, von der ſie ſich umgeben glaubte, zu überlaſſen. Eilig begab er ſich dann auf den Rückweg, um ein paar Piſtolen, die er in dem Beſitz des Vaters wußte, in Stand zu ſetzen, und Alles auf die nächtliche Expedition, die er vor ſich hatte, vorzubereiten. — —

Es war eine Viertelſtunde nach Mitternacht, als ſich Peter, eine Piſtole in der Hand, eine andere unter dem Arm, dicht am Felſen hinter den Packhäuſern der Bremer und Hamburger, die einzigen Gebäude, die in jener Zeit auf dem Vorlande der Inſel errichtet waren, nach der Südſpitze ſchlich, und von dort nach der Höhle, welche den Namen ‚Young Gatt' trägt, wendete. Letztere iſt eine ziemlich weite Wölbung, welche die ſüdweſtlichen Sturmfluthen ausgewaſchen haben, und die man zur Zeit der Ebbe, welche einen Gang rings um die Inſel geſtattet, trockenen Fußes erreichen kann. Die Nacht war ſternhell, der Mond ſtand indeß nicht am Himmel. Die See war ſpiegelglatt. Das Rauſchen der Wellen, dieſer in gleichförmigen Intervallen wiedertönende Pulsſchlag des Meeres, ſchallte laut durch die ſtille Nacht. Weithin auf der See ſchimmerte ein Lichtlein am Bord des däniſchen Kapers. Vorſichtig, um kein Geräuſch zu veranlaſſen, trat der Jüngling dicht an der ſich hoch in die Lüfte wie eine Mauer erhebende Felſenwand, von Stein zu Stein, und hielt dann und wann einmal in ſeinem Wandeln inne, um zu horchen, ob irgend etwas auf die bereits erfolgte Ankunft ſeines Gegners deute. Er hörte nichts als den einförmigen Wellenſchlag, oder das Geräuſch eines von der Felswand ſich losmachenden und herabfallenden Thonſchieferbröckchens. Jetzt war er etwa noch hundert Schritte von dem Eingang der Höhle. Ungefähr zehn bis zwölf Schritt von dieſer ragte ein, ſeit jener Zeit von den Wogen längſt zertrümmerter Felſenkegel, von der Höhe eines mäßigen Hauſes, in die Luft. Wie Peter genau bekannt war, reichte das Waſſer zur Zeit der Ebbe gerade bis an ſeinen Fuß, und bildete hier für ein kleines Boot einen bequemen und verborgenen Landungsplatz. Weder von der Höhe der Inſel, noch ſelbſt wenn man den Fuß derſelben umging, konnte ein ſolches bemerkt werden, wenn man nicht von deſſen Anweſenheit unterrichtet war. Obwohl die Entfernung von der Höhle faſt noch hundert Schritt betrug, ſo wendete ſich der Jüngling doch jetzt von der Inſelwand nach der Waſſerlinie; er wußte, daß er auf ſolche Weiſe von dem vorliegenden, mit ihm und dem Höhleneingang nun in gerader Linie befindlichen Felſenkegel, gedeckt würde, und wenn er jedes Geräuſch vermiede, ſich jenem Punkte unbeſorgt nähern könne. Leiſe ſchlich er ſich näher und näher. Das Herz klopfte ihm voll Erwartung, ob er in einer, etwa drei Ellen breiten Spalte, jenem vorher erwähnten, verborgenen Landungsplatze, das Boot vorfinden würde. Jetzt blickte er um die hervorſpringende Ecke. Siehe da! Das Boot war vorhanden. —

„Ich habe ihn! Er iſt mein!" ſagte der Jüngling, vor Kampfluſt und Erwartung zitternd, zu ſich ſelbſt. Schnell legte er die Piſtolen auf einen Felſenblock, um das Boot in's Waſſer zu ſchieben, und, wie Ulla ihm geboten hatte, es den Wellen zu übergeben. Hier trat aber ein übler Umſtand ein. Es war gerade die Zeit der alle vierzehn Tage eintretenden Tiefebbe, und das Boot ſaß auf dem Grunde feſt. Bei den Körperkräften Peters war es nicht eben unmöglich, es in das tiefere Waſſer zu ſchieben; aber, ſo fragte er ſich: würde es auch ohne Geräuſch geſchehen können, da der Grund voller

Rollſteine und Felſenbrocken war? In einer Viertelſtunde begann zwar das Waſſer zu ſteigen, in einer halben Stunde war das Boot flott, aber konnte bis dahin der Fremde nicht bereits erſcheinen? Konnte er nicht ſchon vor längerer Zeit, vielleicht früher wie ſonſt, in der Höhle angekommen ſein? Mehrere Minuten berathſchlagte Peter mit ſich ſelbſt, endlich beſchloß er zu verſuchen, das Fahrzeug flott zu machen, und dies mit aller Vorſicht zu bewirken. Es ging ſchwerer als er gemeint. Das Boot ſaß wie angepflöckt auf dem Grunde. Ungeduldig geworden, hielt er es für nothwendig, größere Gewalt anzuwenden. Er ſtrengte alle Kräfte an, das Boot wich der Anſtrengung, aber ein lautes Krachen ertönte, als es über die Kieſel ſtreifte. Peter erſchrack. Er horchte länger als eine Minute, er griff nach den Piſtolen, Alles blieb todtenſtill.

„Es iſt geglückt!“ ſagte er zu ſich, als etwa zwei Minuten vergangen waren. „Nun bedarf es noch einer mit Vorſicht unternommenen Anſtrengung, und das Boot iſt flott.“

Er bückte ſich tief, er ſtemmte ſich mit aller Anſtrengung an den Bord des Fahrzeugs, um es in’s

Waſſer zu ſchieben, als er plötzlich einen ſolchen Fauſtſchlag in's Genick empfing, daß er ohnmächtig zu Boden ſtürzte. — —

So wie er nach einiger Zeit zu ſich kam, fand er ſich auf der Erde ausgeſtreckt, die Hände auf den Rücken mit einem Stricke zuſammengebunden, deſſen Ende ihm um die Füße geſchlungen war. Ein Schnupftuch, das ihm um den Mund gebunden war, verhinderte ihn einen Laut von ſich zu geben. Als er die Augen aufſchlug, ſah er einen dunkelgelockten, jungen Mann über ſich gebeugt, der ihn mit grimmigen Blicken betrachtete.

„Elender Bube," ziſchelte der Fremde, indem er ihm ein Piſtol vor die Stirne hielt, „ich könnte Dir mit einer Kugel das Hirn zerſchmettern, aber dann würdeſt Du den Tod eines Mannes ſterben. Wie eine Katze biſt Du mir nachgeſchlichen, und wie eine ſolche ſollſt Du hier elendiglich erſäuft werden."

Mit der Fauſt packte er ihn jetzt am Kragen und ſchleifte ihn bis dicht an die Waſſerlinie.

„Hier liege!" ſagte er, indem er ihn mit dem Geſichte nach der See richtete. „Siehe Welle auf

Welle herankommen, bis die letzte Dich mit ſich fortreißt.“

Laut lachend ging der Fremde nun nach dem Boote. Mit leichter Anſtrengung ſchob er es, da die Fluth bereits zu ſteigen begann, in See; er ſprang hinein, und nach wenigen Ruderſchlägen war er im Dunkel der Nacht verſchwunden. — —

Alles, was vergegangen war, erſchien Peter faſt wie ein Traum, nur die hülfloſe Lage, in der er ſich befand, ſo wie ein heftiger Schmerz im Hinterhaupte, erinnerte ihn an die traurige Wirklichkeit. So wie er ſeine Kräfte wieder zunehmen fühlte, ſuchte er ſich mit größter Anſtrengung von ſeinen Banden zu befreien; dies war aber durchaus unmöglich. Sein Gegner hatte ihm Arm und Füße dermaßen zuſammengeknebelt, daß es ihm auf keine Weiſe gelang, ſich ohne fremde Hülfe loszumachen. Selbſt das Tuch abzuſtreifen, war nicht möglich. Er verſuchte nun, ob er nicht im Stande ſei, ſich bis zur obern Fluthmarke fortzuwälzen, um auf dieſe Weiſe dem Tode, in dem von Minute zu Minute ſteigendem Waſſer, zu entgehen, aber das Ufer ſtieg auf dieſem Punkte ſo ſteil aufwärts, daß er jeden

Im Laufe des Geſpräches blickte derſelbe öfters wohlgefällig auf einen langen Wagenzug, der, wie es ſchien, einen gewaltigen Proviantvorrath herbeiführte, und um den es von geſchäftigen Grumbkow'ſchen Dragonern wimmelte. Der Vollmond beſtralte das ſchöne edle Geſicht des Kurfürſten. Die offenen freundlichen Züge drückten Wohlwollen, und ſein Lächeln Theilnahme an der ſelbſtgefälligen Miene des alten Herrn aus, der ſich in dem Gefühle weidete, daß er gar wohl gewußt, was dem Heere fehlen könne, und daß es ihm gelungen, dem Mangel abzuhelfen. Wenige Schritte von dem Herrſcher entfernt, unterhielt ein ſchöner Jüngling, deſſen Aeußerm ſchon die Natur den Stempel des Helden aufgedrückt, der Landgraf von Heſſen-Homburg, ſich mit einer Gruppe von Männern, aus der die Namen Grumbkow, Rochow, Wedel, Kleiſt, Arnim, Schwerin und andere wiedertönten, Namen, die ſo oft genannt werden, als von der Kriegsgeſchichte des Vaterlandes die Rede iſt. Aber nicht nur dieſe Männer, nach denen nie umſonſt auf dem Kampfplatze gefragt wurde, ſelbſt Herr Roſenblatt befand ſich in der Mitte der reiſigen Geſchwader. Mit großer Redſeligkeit ſuchte er ſeinem Freunde Froben, der, lächelnd an einen Baum gelehnt, ihn anhörte, zu beweiſen, daß, wenn in großer Hitze, wie

Verſuch, aus Mangel an Kraft, bald aufzugeben genöthigt war. Welle auf Welle kam inzwiſchen näher und näher heran. Zoll für Zoll ſtieg die Fluth. Wie der Zeiger an einer Uhr, ließ ihm das allmählige Vorrücken der Waſſerlinie die Minute ſeines Todes berechnen; der einförmige Anſchlag der wieder und immer wiederkehrenden Fluthwelle, war der Laut des Perpendikels dieſes furchtbaren Seigers. Jetzt befand ſich die Waſſermarke noch eine Elle von ihm, jetzt noch einen Fuß, nun nur wenige Zoll. Der Giſcht, in dem die letzte Welle beim Anſchlagen zerſtäubte, benetzte ſein Antlitz. —

Die Lage, in der ſich der junge Mann befand, war eine entſetzliche. Er ſagte ſich, daß er nur nach und nach ertrinken, durch jede zutretende Welle wieder auf eine Sekunde in's Leben gerufen, und erſt dann des Athmens beraubt werden würde, wenn der Spiegel des Waſſers ſich bis über ſein Geſicht erhöbe. Die Marter müſſe mithin faſt eine volle Viertelſtunde dauern. Er beſchloß zu beten, und dann ſich auf das Geſicht zu kehren, um ſo ſeinen Leiden ſchneller ein Ende zu machen. —

Eben waren die erſten Sylben eines kurzen Gebetes über ſeine Lippen gekommen, eine Welle, etwas höher als die früheren, überſtürzte ihn mit ihrem Schaum, als er ſich am Rücken berührt fühlte und bemerkte, daß eine Hand eifrig ſeine Bande zu löſen bemüht war. Eine Lebenshoffnung rieſelte wie belebendes Feuer durch ſeine Adern. Jetzt fühlte er die Füße frei, jetzt die Hände. Wie außer ſich ſprang er empor, und riß das Tuch vom Munde. Ein weibliches Weſen ſtand hinter ihm. — Es war Regine.

„Regine, Ihr meine Retterin?“ ſprach erſtaunt der junge Mann.

„Ihr ſeid es, Peter? — Wie kommt Ihr hierher? Wie in dieſe Lage?“ fragte das Mädchen, ohne von dieſen befremdlichen Umſtänden eben ſehr überraſcht zu ſcheinen.

Der Jüngling ſchwieg einen Augenblick. Er ging mit ſich ſelbſt zu Rathe, ob er dem Mädchen Alles entdecken ſollte. Aber dann hätte er Ulla nennen müſſen.

„Ich ging noch ſpät am Strande umher ſpazieren“ — hob er verlegen an.

„Mit Piſtolen bewaffnet?“ unterbrach ihn Regine ſcharf, indem ſie auf die, auf dem Steinblocke liegenden Waffen zeigte. „Geſtehet offen: Ihr ginget, um den Mann, der Euch in den Zuſtand verſetzte, in dem ich Euch fand, aufzulauern, Euch ſeiner Perſon zu bemächtigen, oder ihn zu tödten?“

„So iſt's! Ich will es nicht läugnen;“ erwiederte der Jüngling.

„Und woher wußtet Ihr, daß Ihr ihn hier treffen würdet?“

„Ich kann es nicht ſagen. Ich würde eine Undankbarkeit begehen;“ erwiederte der Jüngling.

„Auch dann nicht, wenn ich es als Dank für die Euch von mir geſchehene Hülfe forderte?“ fragte Regine mit ſcharfem Tone.

„Auch dann nicht;“ verſetzte Peter zögernd. „O Regine, ich verſichere Euch, ich erkenne in tiefſter Seele, daß ich Euch und Eurem Edelmuthe meine Rettung zu verdanken habe, ich würde der undankbarſte aller Menſchen ſein, wenn ich das je vergeſſen könnte, ſelbſt wenn das Mißgeſchick, das mich überall zu verfolgen ſcheint, mich wünſchen laſſen könnte, daß jener Mann ſein Vorhaben, mich zu tödten, vollbracht hätte, ſagt mir aber —“

„Nichts ſage ich Euch!“ unterbrach ihn heftig das Mädchen. „Ich möchte lieber zweifeln, ob ich Euch nicht hätte Eurem Schickſale überlaſſen ſollen. Ihr habt feig und mit Hinterliſt einem Manne, — ich ſage einem *Manne*, — der beſſer iſt als Ihr, heimlich aufgelauert, Ihr habt ihn meuchlings niederſchießen wollen, wenn Ihr, was nimmermehr der Fall geweſen, Euch ſeiner nicht hättet bemächtigen können. Wolltet Ihr mit ihm einen ehrlichen Kampf beginnen: dort iſt ſein Schiff! Verſucht's, nehmt Hundert wie Ihr ſeid mit Euch, greift ihn an mit Feuergewehr, den Säbel, das Enterbeil in der Fauſt. Er wird Euch mit ſeinen Kanonen antworten, er wird nicht fliehen, nicht ein Segel aufziehen, nicht den Anker heben. Aber Ihr wißt nichts, als heimlich ſeine Wege zu erforſchen, dem Tapfern eine Falle zu legen, vielleicht gar zu verſuchen ihn ungewarnt hinterrücks zu erſchießen“

„Regine!“ — Regine!“ ſagte Peter entſetzt und empört, als das Mädchen von Eifer erſchöpft einen Augenblick inne hielt. „Hielte mich nicht die Pflicht der Dankbarkeit ab, ich könnte Euch harte Dinge ſagen —“

„Ich entbinde Euch dieſer Pflicht!“ rief das Mädchen noch heftiger wie vorher. „Ich kümmre mich nicht das geringſte um das was Ihr oder irgend Jemand auf dieſer Inſel — meinen Vater etwa ausgenommen — mir ſagen kann. Glaubt Ihr mir Dankbarkeit beweiſen zu müſſen, ſo ſchweigt von dem unwürdigen Vorhaben dieſer Nacht. Ihr werdet Euch damit ſelbſt am beſten danken. Wollt Ihr aber davon reden, ſo thut es immerhin. Ich werde dann auch und überall erzählen, in welcher kläglichen, jämmerlichen Lage ich Euch gefunden, und wenn Ihr mit Euerem tapferen Vorhaben dann auf der ganzen Inſel zum Geſpött werdet, ſo habt Ihr es Euch ſelber zuzuſchreiben.“

Mit den letzten Worten, die ſie im Tone der tiefſten Verachtung ausgeſprochen hatte, wendete Regine dem jungen Manne den Rücken und entfernte ſich eiligſt.

Peter war wie vernichtet. Er ſchlug ſich mit beiden Händen vor die Stirn.

„Wär' ich todt!“ rief er vor Zorn weinend. „Hätte ſie mich nicht gerettet, jetzt wäre Alles vorbei!“

Er blickte dabei wild auf's Meer hinaus, und der Gedanke ſchoß ihm durch den Kopf, freiwillig aber ſchneller zu enden, wie ihm von ſeinem Gegner beſtimmt worden war.

„Aber nein!“ ſagte er, indem das Gefühl erlittenen Unrechts ihn erhob, wie es alle edleren Seelen erhebt, die ſchuldlos leiden. „Ich will leben, und ſie ſollen gezwungen ſein mich zu achten! Ich bin beſſer als ſie glauben, und es ſoll ſie reuen mich ſo gemißhandelt zu haben! Finde ich den Tod — und ich will ihn in einem ehrenvollen Unternehmen ſuchen — ſo will ich nicht fallen durch eigene Hand als ein Feiger, der die Schläge des Schickſals und das Unrecht der Menſchen nicht länger zu ertragen vermag, ich will kämpfend fallen, Angeſichts derer, die mich verhöhnt und geſchmähet haben, und das ſoll von dieſem Augenblicke an mein einziges Trachten ſein.“

Die ganze übrige Nacht wälzte ſich der junge Mann ſchlaflos auf ſeinem Lager umher. Das was er Ulla über das mißgeglückte Unternehmen ſagen ſolle, ſo wie Reginens Antheil an dem Vorfalle, ging ihm fortwährend im Kopfe herum. Er beſchloß der Verwandtin zu ſagen, daß der Fremde nicht erſchienen ſei, aber ſein Verhalten gegen Regine machte ihm mehr zu ſchaffen. Sollte er nochmals mit ihr über den Vorfall reden oder nicht? Er beſchloß das Letztere. Er fürchtete ſie nur noch mehr zu erzürnen, wenn er ſich ſcheinbar in ein hier waltendes Geheimniß zu drängen ſuchte. Daß ein ſolches aber ſtattfand, war klar. Unmöglich konnte Regine zu ſo ungewöhnlicher Zeit ſich durch Zufall an jenem Orte befunden haben. Sollte ſie aber — und dies ſchien ihm gleichfalls unwahrſcheinlich — die Perſon ſein auf die Ulla gedeutet, und die in Young-Gatt mit dem feindlichen Kaperkapitain eine Zuſammenkunft gehabt? — Das Schiff lag ſeit ſechs Wochen vor der Inſel, nie hatte der feindliche Anführer einen Fuß an's Land, Niemand einen an Bord ſeines Schiffes geſetzt. Reginens Vater war Kommandant der Inſel, jener Mann ſein feindlicher Gegner; ſollte die Tochter des Kommandanten im Einverſtändniß mit dem Feinde ſein? Peter erſchrak faſt vor dem Gedanken, er nahm ſich vor mit keinem Menſchen ein Wort über dieſen Gegenſtand zu ſprechen; ſelbſt Margarethe ſollte nichts davon erfahren. So kam der Morgen heran. —

Es war ein paar Stunden nach Tagesanbruch, als Herr Siemon Siemons ſeinem Pflegeſohne ſagte, daß ſie beide zu dem Kommandanten zum Mittagsmahl eingeladen wären; auch der Kapitain des ſchwediſchen Schiffes, das im Hafen lag, ſei dort.

So wie die Mittagsſtunde da war, begaben ſich Beide nach dem Hauſe des Kommandanten, einem kleinen einſtockigen Gebäude von einfachem Anſehn, aber netter innerer Einrichtung. Major Bolduvahn, ein ſilberlockiger, kriegeriſch ausſehender Alter, empfing ſie an dem Gatter, das den Eingang zu dem Hofe und dem naheliegenden, ziemlich weitläuftigen, aber kahlen, baumloſen Garten bildete. Mit ſoldatiſcher Herzſichkeit reichte er dem Stadtſchreiber die Hand, Petern nickte er blos mit dem Kopfe zu, ohne weiter eine beſondere Notiz von ihm zu nehmen.

Im Zimmer befanden ſich der ſchwediſche Kapitain, — ein ſchlichter Mann von freundlichem Anſehn — ſo wie die Mädchen.

Peter wagte kaum einen Blick auf Regine zu richten, und auch dieſe ſuchte dem ſeinigen auszu-

Glück und Geſchick! Wenn es auch bei Euch ein wenig ſpät zu kommen ſcheint.“ —

„Ein Fiſcherboot,“ ſagte ein eben eintretender Diener, „hat dieſen Brief mitgebracht.“

„Was?“ rief der Major, als er ihn haſtig erbrochen hatte. „Eben ſprachen wir von dem Wolfe, und da iſt er ſchon! — Der Brief iſt von dem Dänen.“

Der Kommandant durchlief haſtig das Schreiben. Je weiter er las, je röther ward ſein Geſicht, je ſtärker ſchwollen die Adern ſeiner Stirn. Zuletzt ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten.

„Welche Frechheit! Welche Unverſchämtheit!“ rief er, den Brief dem Stadtſchreiber zuſchleudernd. „Leſ't Herr Siemons! Eine ſchöne Geſchichte, das! Verlangt der Kerl, daß wir ihn verproviantiren ſollen, weil ſein Proviant zu Ende gehe! Geſchähe dies nicht, ſo, ſchreibt er, würde er kein Fiſcherboot auslaufen laſſen.“

Der Stadtſchreiber zuckte mit den Achſeln, ſetzte eine mächtige Brille auf die Naſe, und las. Dann faltete er den Brief langſam zuſammen, ſchien eine die des vergangenen Tages, dem menſchlichen Körper nichts zuträglicher geweſen als ein Glas alter Sect, dieweil ſolcher allein im Stande, die erſchlafften Nerven in Spannung zu erhalten, ſo ſei hinwiederum, um bei der feuchten Nachtluft einer Erkältung vorzubeugen, nichts unerläßlicher, vorausgeſetzt, daß er nicht bei ſonſt gänzlich leerem Magen genoſſen werde. — Während Herr Roſenblatt die Richtigkeit dieſer Behauptung ſeinem jungen Freunde theoretiſch und praktiſch zu beweiſen bemüht war, wandelte der Feldmarſchall in tiefem Geſpräch und Hand in Hand mit dem alten Herrn von Schwanitz langſam nach der Gegend des Baumes zu, unter dem die Vorigen ein ſtilles Plätzchen [illegible] im Gewühle des Lagers gefunden hatten.

Gebt Acht, amici! rief fröhlich ein Schnippchen ſchlagend der Rathsherr. Wenn der Teufel nicht Unkraut unter meinen Weizen geſät, ſo bekommt Ihr jetzt etwas zu hören, worüber ich mich mehr freuen werde, als wenn ich dem Oberſtallmeiſter zwanzig Partien hinter einander im Bretſpiele abgewonnen hätte.

Eben wollte Freden, deſſen Neugierde durch die Worte des Rathsherrn aufs lebhafteſte rege gemacht ward, nach der Bedeutung der ihm unverſtändlich

Weile nachzudenken, und indem er das Schreiben dem Major zurückgab, ſagte er kopfſchüttelnd:

„Jobſt Springer heißt er!"

„Mag er Jobſt Teufel heißen!" ſchrie der Major ärgerlich. „Ich wollte ich ſähe ihn ſpringen, an einem guten hänfenen Stricke, deſſen Ende an die Rahnocke ſeines Fockmaſts befeſtigt wäre, zehn Ellen über dem Verdeck! — Was meint Ihr aber zu der allerliebſten Forderung?"

„Daß wir ſie bewilligen müſſen;" verſetzte der Stadtſchreiber, indem er erſt die rechte, dann die linke Achſel zuckte.

„Bewilligen?" rief der Kommandant immer heftiger. „Den Kerl füttern, während er uns aushungert? Wahrhaftig, Stadtſchreiber, ich glaube Ihr und Eure ganze Familie ſeid ſtets recht gute Leute geweſen, aber Helden habt Ihr eben nicht viele darin gezählt."

„Ich ſehe nur nicht ein, was da zu thun iſt;" ſagte Siemons ruhig, indem er ſein Glas ausſchlürfte. „Läßt der Däne kein Fiſcherboot aus dem Hafen, ſo ſind wir fertig — perdu, wie der Franzoſe ſagt — und ich wüßte nicht, wie wir zweitauſend Mäuler, die auf der Inſel leben, ohne Fiſcherei verſorgen wollten."

„Wir müſſen uns ſchlagen, den Dänen aus dem Fahrwaſſer jagen!" rief der Major, mit jedem Glaſe immer kampfluſtiger werdend. „Ich laſſe den alten Mörſer, der beim Zollhauſe liegt, auf die Südſpitze bringen — Trinkt Herr Schwede! Oder ſchmeckt Euch mein Wein nicht? — ich laſſe einen Ofen für glühende Kugeln bauen —"

„Der Kaper zieht ſich aus deren Bereich!" unterbrach ihn der Stadtſchreiber.

„Ihr bemannt Eure Böte, Ihr ſtellt mir bewaffnete Freiwillige, ich ſteige mit meinen vierzig Soldaten in die Fahrzeuge —"

„Mit vierzig Krüppeln?" unterbrach ihn Siemons wieder.

„Wir greifen ihn an! Wir entern!"

„Er wartet es nicht ab, hebt den Anker, und bohrt Euch im Segeln in den Grund!" verſetzte ruhig die Magiſtratsperſon. „Nein, nein, Major! Das iſt die alte ſoldatiſche Hitze, die Euch ſo reden läßt. Wenn Ihr ruhig darüber nachdenkt, ſo müßt Ihr ſagen, daß der Däne ein Narr wäre, wenn er vor Anker und im Bereich glühender Kugeln bliebe. Eben ſo müßte er ein ganz erbärmlicher Seemann ſein — und als ein ſolcher hat er ſich bis jetzt nicht gezeigt — wenn er, auf dem Deck eines flinken Kriegskutters von zwölf Kanonen, ſich unſere Sniggen, und wenn ſtatt Euch und Euren ſchleſwiger Invaliden lauter Goliathe drinn ſäßen, auf den Leib kommen ließe.“

„Schafft mir Freiwillige, junge flinke Kerls, die Kourage im Leibe haben! Ich exercire ſie ein, binnen acht Tagen wiſſen ſie mit den Waffen umzugehen, und dann greifen wir zur Nachtzeit den Dänen an;“ rief der Major mit jedem Glaſe Bordeaux immer kampfluſtiger werdend.

Leider brachte der Rothwein bei dem Stadtſchreiber gerade das Gegentheil hervor. Je mehr er Beſcheid that, je ruhiger ward er.

„Hört ſich gut an, nützt aber zu nichts!“ verſetzte er phlegmatiſch. „Erſtlich bekommt Ihr Niemand, der ſich freiwillig die Beine entzweiſchießen läßt, denn die Leute würden ſagen: Dafür ſind die Schleſwiger da, die das ganze Jahr ruhig im Zollhauſe ſitzen und zum Zeitvertreibe Strümpfe ſtricken, die Schildwache allenfalls ausgenommen. Bekämt Ihr aber die nöthige Anzahl Leute, und wolltet Ihr ſie einüben, ſo wüßte der Däne binnen vier und zwanzig Stunden um Euer Vorhaben, denn — es thut mir Leid es ſagen zu müſſen, aber ich wollte ſchon früher mit Euch davon ſprechen — ich glaube daß der feindliche Kapitain Einverſtändniſſe auf der Inſel unterhält."

„Was ſagt Ihr da, Stadtſchreiber?" rief der Kommandant erhitzt. „Wär's möglich, daß ſo etwas vorkommen könnte?"

„Es iſt nicht anders!" ſagte Herr Siemons achſelzuckend. „Hat er ein Fiſcherboot gezwungen beizulegen, und frägt nach Dieſem oder Jenem, ſo ſind ſeine Reden von der Art, daß er Alles bereits auf's genaueſte zu wiſſen ſcheint, und als ob er nur ſehen möchte, ob man ſich erlauben wolle ihm falſche Antworten zu geben." —

Während der Stadtſchreiber auf dieſe Weiſe ſprach, aß Regine ohne von ihrem Teller aufzublicken. Peter, der ſie beobachtete, hatte ſie noch nie ſo eifrig eſſen ſehen.

„Ich möchte nur wiſſen," fuhr Siemons nach einer Weile fort, „ob der Däne wirklich Jobſt Springer heißt, oder ob er ſich fälſchlich dieſen Namen beigelegt hat.“

„Ei, zum Wetter, warum ſoll der Kerl nicht Jobſt Springer heißen?“ rief verdrießlich der Major. „Daß er toll genug mit uns umſpringt, dies werdet Ihr wohl nicht bezweifeln wollen.“

„Ich kannte einſt Einen, der ſo hieß;“ verſetzte Siemons düſter. „Er ging unter ſammt ſeinem Schiffe, mit Mann und Maus, in dem indiſchen Meere.“

„Nun, da iſt's nicht derſelbe! Darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, Stadtſchreiber;“ rief der Major gutmüthig lachend. — „Aber,“ fuhr er auf's Neue heftig fort, „ſchändlich wäre es, infam, niederträchtig, wenn Jemand dem Dänen Nachrichten zukommen ließe! Er müßte nicht einen Funken Vaterlandsliebe im Leibe haben.“

„Welche denn? Helgoländiſche, oder Schleswigſche?“ fragte Regine ſchnippiſch. „Ich weiß nicht, ob die eine oder die andere bei unſern Einwohnern beſonders groß iſt, aber das weiß ich, daß die Inſel einmal däniſch geweſen — vielleicht wird ſie es einſt wieder — da könnte der Hochverräther däniſch geſinnt ſein, die verroſteten ſechs Kanonen, mit den verfaulten Lavetten, gezählt, und dem Feinde die wichtige Nachricht zugeſchmuggelt haben.“

„Rede nicht, Mädel!“ rief der Major. „Mulier taceat — Na, wie heißt doch das Sprüchlein? Ich bin kein Lateiner. — So viel aber ſage ich,“ fuhr er heftig fort, „kommt es heraus, daß Jemand mit dem Feinde in Verbindung iſt, ſo ſtelle ich ihn vor ein Kriegsgericht. — Was nun die Verproviantirung des feindlichen Kriegsſchiffs anlangt —“

„So übernehmen wir ſie;“ vollendete der Stadtſchreiber ruhig, indem er ſein Glas austrank und die Finger darüber breitete als ihm Margarethe von Neuem einſchenken wollte. „Ich wüßte auch in der That nicht, Herr Major, wie Ihr es anders anfangen wolltet, Ihr mögt nun Eure alten Donnerbüchſen laden laſſen, oder ein Gallenfieber Euch an den Hals ärgern.“

Gegen dieſes Argument ließ ſich eben nichts Beſonderes einwenden. Führte der Däne ſeine Drohung aus, ſo war die Hälfte der Bevölkerung Helgolands, welche ſich damals wie in unſern Tagen faſt allein von Fiſchen erhielt, einer Hungersnoth ausgeſetzt. Es ward demnach beſchloſſen, daß Herr Siemons noch an dieſem Tage die Rathsmänner und Juraten des Orts verſammeln, und mit ihnen berathſchlagen ſolle, auf welche Weiſe man ſo wohlfeil wie möglich die Forderungen des Feindes befriedigen könne. Zugleich wollte man verſuchen, ob durch ein geregeltes Abkommen nicht vielleicht für Fiſchfang und Zufuhr günſtigere Bedingungen zu erlangen wären. Nachdem ſich das Geſpräch noch längere Zeit um dieſen Gegenſtand gedreht, ward die Tafel aufgehoben. —

Während der Stadtſchreiber ſich entfernte, um, wie er ſich mit wichtiger Miene ausdrückte, „das plenum“ zu verſammeln, die Mädchen ſich auf ihr Zimmer begeben hatten, der Major und der ſchwediſche Kapitain aber beiſammen geblieben waren, um gemeinſchaftlich eine Bouteille Burgunder zu leeren, ging Peter in tiefem Nachdenken die Treppe nach dem Unterlande hinab, der Lootſenwache zu, auf welcher ſich gewöhnlich eine Menge junger Leute zum Zeitvertreibe zu verſammeln pflegten. —

Es mochte etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang ſein, als der junge Mann wieder im Hauſe des Kommandanten erſchien. Sein Geſicht war geröthet, ſein Auge blitzte lebendig und fröhlich. Margarethe befand ſich eben im Garten. Sie eilte raſch auf Peter zu.

„Iſt Euer Vater daheim?“ fragte er eilig.

„Allerdings! Der ſchwediſche Kapitain iſt noch bei ihm;“ erwiederte das Mädchen, verwundert über die Eile des jungen Mannes.

„Wo iſt Regine?“ fragte er weiter.

„Sie ging ſpazieren. Ich wollte ſie begleiten, aber ſie ſagte: ich möchte zu Hauſe bleiben, im Fall der Vater etwas verlangen ſollte.“

„Ich muß den Major ſogleich ſprechen;“ ſagte Peter lebhaft. „Um Eins bitte ich Euch, Margrito: Sorgt dafür daß uns Niemand ſtöre, vor Allem nicht Eure Schweſter. Haltet ſie — ich bitte Euch dringend — zurück, wenn ſie etwa unerwartet zurückkehrt.“

„Sagt mir Peter, was Ihr vorhabt!“ ſprach Margarethe, äußerſt befremdet über die ſichtliche Aufregung, in der ſich der junge Menſch befand.

„Ich darf nicht, Margarethe! Ich darf nicht!

— So viel ſage ich Euch: Entweder ich erwerbe mir bis morgen die Einwilligung Eures Vaters zu unſerer Verbindung, oder ich habe aufgehört zu leben."

Der junge Mann ſagte dieſe Worte mit flammendem Auge, er drückte die Hand des Mädchens an's Herz, und war bald darauf mit ein paar Sprüngen im Hauſe des Kommandanten.

Der Major bemerkte kaum ſeinen Eintritt in's Zimmer. Er donnerte noch fortwährend auf den Dänen los, und endete, daß er ſeinen alten Kopf freudig hingeben wolle, wenn er den feindlichen Kaper eine Stunde vorher in den Grund bohren könne.

„Verzeiht, Herr Kommandant," ſagte Peter beſcheiden aber mit feſtem Tone, „ich komme im Namen einer Anzahl junger Leute, um Euch einen Vorſchlag zu machen, dies zu bewerkſtelligen, ohne daß Euer uns Allen theures und ehrwürdiges Haupt dabei zum Opfer gebracht würde. — Wir ſind Willens heute Nacht den Dänen anzugreifen, und zu nehmen oder umzukommen."

„Biſt Du toll, Junge!" ſchrie der Major. „Und

Du, Du gerade wäreſt der Mann, ſo etwas auszuführen?"

„Das Ausführen wird ſich erſt zeigen, wenn das Werk begonnen hat, aber zum Beginnen ſind wir entſchloſſen, wenn Ihr uns mit Waffen und Munition unterſtützt;" ſprach der Jüngling ruhig.

„Hört, Peter, macht keinen dummen Streich;" ſagte der Kommandant in väterlichem Tone. „Ihr habt manchmal Unglück auf der See gehabt, und da haben Euch unſere jungen Seeleute geneckt — ich ſelbſt habe es gleichfalls gethan — jetzt wollt Ihr nun zeigen, daß Ihr nicht ohne Ehrgefühl ſeid. Ich begreife das, und tadle Euch nicht, aber wenn man etwas unternimmt, ſo muß es vor allen Dingen ausführbar ſein, ſonſt vergrößert man den Mißcredit, in den man, mit oder ohne Schuld, gerathen iſt."

„Die Sache iſt ausführbar, Herr Major, und wir werden ſie ausführen wenn Ihr uns die Erlaubniß gebt, oder dabei zu Grunde gehen;" verſetzte feurig der junge Mann. „Es könnte freilich nichts ſchaden, wenn wir ein paar Männer ſtärker an Zahl wären, aber zehn Männer voll Muth und gebliebenen Rede fragen, als Schwanitz und der Feldmarſchall zu den Vorigen traten. Der Mond beleuchtete hell die würdigen Züge des alten Gutsherrn. Froben glaubte in ihnen ein Gemiſch von Stolz und Rührung, welches er der gnädigen Aufnahme des Alten von Seiten des Kurfürſten zuſchrieb, zu leſen.

Emanuel! ſprach nach einer Pauſe Schwanitz zu dem Jünglinge, der, den Feldmarſchall mit ſcheuer Ehrfurcht begrüßend, ganz betroffen daſtand; ich habe Dir etwas Wichtiges zu ſagen. Heute noch muß dies geſchehen. Der Ausgang des Tages ſteht in Gottes Hand; mancher Tapfere wird auf grüner Haide fallen; auch Du kannſt unter ihnen ſein, und ich möchte doch jedenfalls gern, daß Du wüßteſt, wie gut ich es mit Dir gemeint, und daß Dein alter Pflegevater im Stande iſt, aus Liebe zu Dir Hoffnungen aufzugeben und Meinungen zu vergeſſen, mit denen er ſich ſo viele Jahre herumgetragen. — Nun, Emanuel! ſage mir jetzt offen und ehrlich: liebſt Du Mathilden? —

Froben war aufs höchſte überraſcht.

Ich will ſie vergeſſen! ſtammelte er endlich mit zitternder Stimme, Roſenblatt's heftige Winke überſehend.

Auf dieſe Art kommen wir in einer Stunde noch gutem Willen können wohl auch mit dreißig Miethlingen fertig werden.“

„Mit zehn Mann wollt Ihr den Kaper angreifen? Dummes Zeug!“ rief der Major. „Laßt indeß Euren Anſchlag hören, Peter, und iſt er vernünftig, ſo ſoll zu mehrer Mannſchaft wohl Rath werden.“

„Ich habe neun andere junge Leute für die Sache gewonnen, und wir dachten ſie folgendermaßen einzurichten. Wie Ihr wißt, Herr Kommandant, laufen unſere Fiſcherböte meiſt zur Nachtzeit auf den Fang aus. Sie müſſen dann bei dem Kaper anlegen und ſich melden, wenn ſie unter ſeinen Kanonen vorbeipaſſiren wollen. Da dies faſt täglich geſchieht, ſo kann es nicht auffallen, wenn wir heute Nacht zwei Boote beſteigen, und uns an die Seite des Dänen legen. Gewöhnlich ſind nur ein paar Leute auf dem Deck. Während dieſe uns examiniren, kappt Einer von uns im Dunkeln heimlich mit einem ſcharfen Meſſer das Kabeltau des Kutters. Das Schiff fängt an zu treiben, und die Dänen werden meinen, der Anker habe vom Grunde gelaſſen. Während ſie, um einen Nothanker auszuwerfen — wie Ihr wißt liegt der Kutter nicht weit vom Süderriff — nach dem Vorderdeck eilen, erſteigen wir den Kutter, und greifen ſie an. Verwirrung wird eintreten, denn wenn auch die ganze Mannſchaft auf dem Deck wäre, ſo müßte dennoch ein Theil Sorge tragen, das Schiff bei dem heute herrſchenden friſchen Südwind vom Riffe abzuhalten, wenn ſie nicht ſtranden wollen. Den übrigen Theil der Bemannung hoffen wir inzwiſchen zu überwältigen."

„Sie würden," ſagte der ſchwediſche Kapitain bedächtig, „den Kutter treiben laſſen, und ſich Alle gegen Euch wenden."

„Auch dies haben wir bedacht!" fiel Peter lebhaft ein. „Wir wollten daher den Herrn Major bitten, ſobald dieſer Fall eintritt, ohne Rückſicht auf uns, mit den Kanonen der Südſpitze auf den Dänen feuern zu laſſen. Damit das Schiff nicht in die Schußweite gerathe und dort vielleicht auf dem Riff feſtſitzen bleibe, werden ſie wohl an das Ankerwerfen denken; jedenfalls würde das Kanonenfeuer die Verwirrung vermehren, und ſie einen neuen bedeutendern Angriff vermuthen."

Bis jetzt hat der Major mit lebhaftem Intereſſe zugehört.

„Baſta!“ rief er nun. „So geht's nicht! Ihr ſeid zu ſchwach. — Aber,“ ſetzte er hinzu, indem er einen Augenblick nachdachte, „dumm iſt der Anſchlag nicht. Laßt mich Eure Dispoſition machen. Vor Allem iſt's Mannſchaft, die Euch fehlt. Ich ſtelle Euch zehn von meinen Soldaten. Mit dem Erſteigen des Schiffes, Seitens meiner Invaliden, iſt's zwar nichts. Die armen Narren danken Gott, wenn ſie die Treppe des Oberlandes herauf kriechen können, aber ſie legen ſich mit ihrem Boot unter die Kanonen, unterhalten ein Feuer von unten herauf, und kappen den Kabel des Nothankers, wenn die Dänen einen ſolchen ausbringen ſollten.“

„Ich ſtelle Euch ein halbes Dutzend meiner beſten Matroſen;“ ſprach der Schwede. „Sie ſollen Euch beiſtehen mit Haken und Enterbeil.“

„Ich laſſe,“ rief eifrig der Major, „meine Kanonen und den alten Mörſer nach dem ‚Sadhorn‘ ſchaffen. Hauet, ſobald Ihr an Bord ſeid, Tauwerk und Wanten durch, damit der Däne nicht manövriren kann, und macht, ſobald er auf dem Riff ſitzt, daß Ihr über Bord kommt. Ich bohre ihn in den Grund, wenn er einmal feſtſitzt.“

„Herrlich! — Herrlich!“ rief Peter. „So kann und muß es gelingen.“

„Waffen,“ rief der Major immer eifriger, „Waffen und Munition ſollt Ihr haben ſo viel Ihr wollt. Ich will ſogleich Anſtalt machen —“

„Durchaus nicht, Herr Major!“ fiel Peter lebhaft ein. „Es muß nicht das geringſte geſchehen, ehe wir nicht in Begriff ſind in's Boot zu ſteigen.“

„Ach was!“ rief der Kommandant. „Peter, das verſtehſt Du nicht! Vor jedem Gefecht müſſen Dispoſitionen getroffen —“

„Aber,“ unterbrach ihn freimüthig der junge Mann, „dieſe vor dem Feinde geheim gehalten werden, wenn nicht Alles verunglücken ſoll. Der Däne hat Einverſtändniſſe auf der Inſel, und ich bin gewiß, daß, geſchähe nur das geringſte, dieſer durch geheime Signale gewarnt würde.“

„Schändlich, wenn es ſo wäre — aber unmöglich iſt's nicht, und Du kannſt Recht haben;“ verſetzte der Major nachdenklich. „Du haſt indeß mit Deinen Kameraden geſprochen —“

„Wir haben einen Eid geleiſtet, gegen Niemand ein Wort zu erwähnen, ehe wir am Strande ſind;“ unterbrach ihn der Jüngling.

„So werde ich nur mit Deinem Vetter ſprechen, daß er ſich bereit halte, mir Leute zum ſchnellen Transport der Geſchütze zu ſtellen.“

„Auch dieſes bitte ich zu unterlaſſen;“ ſagte der junge Mann. „Außer uns Dreien muß vor Anbruch der Nacht Niemand ein Wort erfahren. Sogar — entſchuldigt die Bitte, Herr Major — Eure Tochter nicht.“

„Närriſcher Menſch!“ rief der Kommandant lachend. „Du biſt vorſichtiger als ſonſt Leute zu ſein pflegen, die ſich in ein verzweifeltes Unternehmen einlaſſen wollen. Mag es indeß ſein. Ich gebe Dir mein Wort; Niemand ſoll etwas erfahren, bis Du es ſelbſt für gut hältſt.“ —

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als der Major mit Peter die Treppe nach dem Unterlande hinab ſtieg. Es war ſtockdunkel, und eine Todtenſtille herrſchte; man hörte nur das Brauſen der Fluth, welche gegen das Bollwerk donnerte. Bei der letzten Treppenſtufe angekommen, blieb der Major ſtehen und faßte Peter bei der Hand.

„Du gehſt einen ernſten Gang, junger Menſch;“ ſagte er mit bewegter Stimme. „Niemand kann wiſſen ob wir uns wiederſehen. Ich weiß was Dich auf die See in ein gewagtes Unternehmen, vielleicht in den Tod treibt. Es iſt nicht gut, wenn man dabei einen Groll im Herzen trägt, und man denkt ruhiger an die Möglichkeit vor ſeinen Richter treten zu müſſen, wenn die Seele frei und leicht iſt. Ich weiß dies aus Erfahrung, und ich bin deshalb nie mit Haß im Herzen in's Feuer gegangen. Ich bin vielleicht manchmal ungerecht gegen Dich geweſen, noch mehr, ich habe Dir Deinen liebſten Wunſch verſagen müſſen. Hätte ich Dich wie heute gekannt, vielleicht hätte ich anders geſprochen. Gehe deshalb nicht mit Groll gegen mich in's Boot. Du wirſt ſehen, Peter, es ficht ſich beſſer, wenn man keinen Haß in der Seele trägt.“

So väterlich hatte der Major noch nie zu dem jungen Manne geſprochen. Nur ſelten pflegte er ihn Du zu nennen, that er es aber, ſo war es ſtets ein Zeichen großer Freundlichkeit. Der Jüngling war innig gerührt.

„O Herr Major,“ ſagte er ſchluchzend, „wenn ich jetzt nicht meinen letzten Blutstropfen freudig an unſere Unternehmung ſetzte, ſo wäre ich Der, für welchen Ihr und viele Andere mich bisher gehalten haben. Nur als Sieger, oder nie, ſehen wir uns wieder.“

Gewaltſam die Bewegung niederkämpfend, ging Peter mit dem Major nach dem Strande. Drei Boote lagen zur Abfahrt fertig. Eine Menge dunkler Geſtalten kamen von allen Seiten herbei. Es waren junge Fiſcher, mit Säbel und Piſtolen bewaffnet, ſo wie die Soldaten des Majors. Die Matroſen des ſchwediſchen Schiffes waren bereits verſammelt.

„Hört jetzt, Freunde, wie wir die Sache angreifen wollen;“ ſagte Peter, die Gefährten um ſich verſammelnd. „Wir Helgoländer gehen mit unſerem Boote voraus, Ihr Andern folgt dicht hinterher. So wie wir bei dem Bug des Kapers ankommen, und ich die gewöhnlichen Fragen beantworte, kappen die Schweden den Kabel des Kutters, werfen, wenn dies geſchehen, eine Strickleiter, die mit Haken verſehen iſt, und die unſere Leute mitgebracht haben, in das Tauwerk des Bogſpriets. Damit dies ſchnell geſchehen könne, müſſen ſie ihr Boot vor die Vorderſteven des Kutters legen. Die Soldaten nähern ſich indeß dem Spiegel des Schiffes. So wie die Matroſen finden, daß die Strickleiter gefaßt hat, geben ſie durch einen lauten Ruf ein Zeichen. In dieſem Augenblick klettern ſie an der Leiter, wir Andern an Leinen, die wir mit Haken verſehen haben, und in die Wanten werfen, am Bug empor, und die Soldaten feuern durch die Fenſter der Kajüte, und auf den Steuermann, wenn er zum Rade tritt."

„So wie ich auf dem Oberlande bin, laſſe ich Alles bereit halten, um, wenn der Kutter auf das Riff treibt, das Feuer zu eröffnen, wenn Euer Angriff nicht glücken ſollte;" ſagte der Major. „Iſt er in Eurer Hand, ſo gebt mir ein Zeichen, indem Ihr zwei Lichter am Fockmaſt aufzieht. — Und ſo zieht mit Gott! Möchtet Ihr Alle glücklich zurückkehren."

„Dolleng dú, maren mi! (Heute mir, morgen Dir)," ſagte lächelnd ein baumſtarker junger Helgoländer. „Die ‚Likpapting‘ (Leichenrede), die uns der ‚Karkiar‘ (Prediger) halten wird, wird darum nicht ſchlechter lauten, wenn wir vor dem Feinde, als wenn wir im Sturme zu Grunde gehen.“

„Recht, Michel Jaspers!“ rief der Major, indem er ihm die Hand ſchüttelte. „So oder ſo, es iſt Alles eins, wenn man nur als Mann, und mit Ehren fällt.“

In wenigen Augenblicken waren die drei Böte in See geſchoben, die Mannſchaft ſprang hinein, und bald darauf paſſirten ſie, obwohl die See ziemlich hoch ging, zugleich die Brandung. — So wie ſie einen Büchſenſchuß vom Strande waren, ſetzte ſich das Boot, welches die Helgoländer trug, an die Spitze. Die beiden andern folgten in kurzer Diſtanz. Alles war ſtill, man hörte nur das Rollen der Brandung vom Ufer her, und das Anſchlagen der entgegenkommenden Wogen, wenn ſie ſich an dem Buge des Bootes brachen. So dauerte es eine Viertelſtunde. Die Südſpitze der Inſel lag bereits rechts rückwärts, und zur Linken ertönte in der Ferne das donnernde Getöſe der Fluth von der Spitze der Sandinſel.

„Sollte ſie (im Helgoländiſchen iſt, wie im Engliſchen, das Schiff ein Femininum) ihren Stand verändert haben?“ ſagte Michel Jaspers zu Peter, indem er ſich bis auf den Bord des Bootes niederbog, um gegen den Horizont zu viſiren. „Aber nein! Dort liegt ſie. Sie kehrt uns die Breitſeite zu? Sollte man Unrath wittern, oder hat man ſie vor zwei Anker gelegt?“

„Nein,“ verſetzte Peter ruhig, „es iſt die Dünung, welche ihr dieſe Richtung giebt.“

„Sieh einmal, Peter,“ fuhr Jaspers fort, indem er rückwärts nach der Inſel zeigte. „Dort an dem Giebelfenſter des Kommandantenhauſes ſtehen drei Lichter. — Wäre es ein anderes Gebäude, ich ſchöpfte Argwohn, daß dies ein Signal für den Dänen ſein ſollte.“

„Nein! — Nein!“ fiel Peter lebhaft ein. „Es iſt Nichts! In dem Zimmer wohnt eine der Töchter des Majors, und dort wird jetzt Alles auf den Beinen ſein. Man transportirt die Kanonen über den Falm; das hat Lärm gemacht. — Aber darauf, Freunde! Macht daß wir vorwärts kommen.“

Die jungen Leute ſtrengten alle Kräfte an; Peter nicht zum Ziele! rief der Feldmarſchall ungeduldig. Vergeſſen! dummes Zeug! Hätteſt's früher thun ſollen! Ich wette darauf, daß, während wir hier unnütze Reden halten, die Grumbkow'ſchen den Andern die angekommenen Lebensmittel bis auf den letzten Biſſen wegfreſſen werden. Ueberlaßt es mir, Herr von Schwanitz, dem Burſchen zu erklären, wie Alles zuſammenhängt. Er ſoll mit drei Worten wiſſen, woran er iſt. — Aber was habt Ihr denn da, Herr Roſenblatt? ſagte der alte Krieger, indem er Herrn Matthias die Flaſche aus der Hand nahm, ſie an den Mund ſetzte, mit einem Zuge leer trank und ſie dann dem wehmüthig blickenden Eigenthümer zurückgab. Sect! ſprach er; Sect! pfui Teufel! Wie könnt Ihr Euch mit dem ſüßen Zeuge den Magen verderben? Da iſt mir am Ende Grünberger oder Gubener lieber; die fühlt man wenigſtens noch lange nachher an dem Rumor, den ſie verurſachen. Aber freilich, im Grunde iſt auch dies flaue Zeug noch immer beſſer als gar nichts. — Doch zum Texte! — Höre, Emanuel Froben! Du biſt meiner leiblichen Schweſter Kind; darum habe ich Dich anfangs auch nicht recht leiden mögen, denn meine Verwandten, die ich ſo nach und nach in großer Anzahl habe kennen lernen, taugen alle zuſammen nicht recht viel.

blickte von Zeit zu Zeit unruhig bald auf den Kutter, der todtenſtill auf dem Waſſer lag, und von den mächtigen Wogen gehoben und geſchaukelt ward, bald wieder auf die Inſel, von wo die drei Lichter herüberglänzten. Endlich war man in der Nähe des Dänen.

„Wer da? — Wohinaus?“ ertönte eine Stimme vom Deck.

„Auf den Fiſchfang!“ erwiederte Peter, und das Boot legte ſich an den Bug des Kutters, während die beiden andern gleichfalls die vorgeſchriebene Poſition einnahmen.

„Bei ſo unruhiger See! — Warum ſeid Ihr ſo ſtark bemannt?“ fragte eine rauhe Stimme vom Deck.

„Der ſtarken Strömung wegen, aber da beißen die Fiſche am beſten;“ entgegnete Peter, unruhig nach dem Boote der Schweden blickend, die jetzt mit dem Kabel des Kutters beſchäftigt ſchienen.

„Wartet noch!“ rief die vorige Stimme. „Ich muß den Kapitain rufen.“

„Eilet!“ ziſchelte Peter den Schweden zu.

„Ha, was iſt das? — Drei Lichter? — Verrath! — Zu den Waffen!“ rief plötzlich eine helle Stimme von der Schiffsluke her.

In dieſem Augenblicke flog die Strickleiter in's Tauwerk des Bogſpriets.

„Drauf!“ rief Peter. „Entert, Ihr Brüder!“

Jetzt krachten die Schüſſe der Soldaten hinter dem Spiegel, die Kajütenſcheiben klirrten.

Die Leinen der Helgoländer flogen nun auch in die Wanten und Braſſen, und die ſchwediſchen Matroſen, ſo wie die Helgoländer, kletterten an Bord. Hier fanden ſie einen Theil der Mannſchaft, der ihnen mit Säbel und Feuergewehr entgegenſtürzte.

„Nieder mit ihnen! — Nieder mit den Verräthern!“ rief ein junger Mann, der an der Spitze der Schiffsmannſchaft nach dem Vorderdeck ſtürzte, und in einer Hand den hochgeſchwungenen Säbel hielt, mit der andern ein Piſtol auf die Gegner abfeuerte.

„Kapitain, wir treiben! — Sie haben das Kabeltau gekappt!“ ertönte eine ängſtliche Stimme.

„Wendet! — Ich ſage Euch: wendet!“ rief

laut der junge Mann, der an der Spitze der Dänen kämpfte.

„Der Steuermann iſt erſchoſſen!“ tönte es aus dem Haufen der Dänen.

„So laßt das Schiff treiben! Laßt es ſcheitern auf dem Riff, aber keiner dieſer Schurken ſoll es lebend verlaſſen!“ rief wüthend der Däne, und der Kampf raſ'te vom Bogſpriet bis zum Hinterdeck. — — —

Während auf dem ‚Falken‘ von beiden Seiten mit dem Muthe der Verzweiflung gefochten ward, war die halbe Bevölkerung Helgolands nach dem ‚Falm‘ geſtrömt. Es iſt dies die Brüſtung, welche den äußerſten Klippenrand begränzt. In einer Batterie auf dem ‚Sadhorn‘ (der Südſpitze) befanden ſich einige Geſchütze, und zu deren Seite ein alter Mörſer, den der Kommandant dort hatte aufſtellen laſſen. Der größte Theil der invaliden, grauköpſigen Beſatzung war hier verſammelt, und die Kriegsluſt der jüngern Jahre ſchien in die alten Soldaten gefahren zu ſein. Sie blickten mit aller Anſtrengung der alten Augen hinunter auf das Meer nach dem Kutter, auf welchem Gewehr- und Piſtolenſchüſſe knatterten, und von wo dann und wann wildes Geſchrei durch die an den Felſen donnernde Brandung herübertönte. Der Major war feurig und kriegsluſtig wie ein Jüngling. Er ſtand auf der Bruſtwehr der Batterie, der Hut war ihm entfallen, der Nachtwind ſpielte mit ſeinen weißen Locken.

„Haltet Euch brav, Jungen!“ rief er, als ob die Angreifenden ſeine Stimme hören könnten. „Haltet Euch, bis das Schiff auf dem Riff ſitzt; dann kommt an uns die Reihe!“

Das Geſchrei und das Schießen dauerte noch immer fort.

„Klas Peterſen!“ rief der Alte ungeduldig einem ſeiner Invaliden zu. „Haue einmal auf! Schicke eine Bombe hinüber! — Das Schiff können wir zwar nicht treffen, — und ich wünſche dies auch nicht, ſo lange unſere Leute darauf ſind; — aber wir müſſen doch den ‚Danebrog‘ begrüßen, und zeigen daß wir gleichfalls munter ſind.“

Ein Blitz, ein Donnerſchlag, und die Bombe flog, einen weiten Feuerkreis beſchreibend, in die

Nacht hinaus, und ſank, die Maſten und Spieren des „Falken“ auf einen Moment matt erleuchtend, nicht weit von dem Kutter in die See.

Faſt eine halbe Stunde mochte der Kampf gedauert haben, und es dämmerte bereits in Oſten, ehe Alles ſtill ward. Aber auch auf dem „Falm“, auf dem „Sadhorn“ ward es ſtill. Leiſe ziſchelten die Leute zuſammen. War der feindliche Dränger in der Gewalt der Helgoländer? Sollten die Inſelbewohner frei aufathmen können, oder hatten ſie eine Anzahl blühender Söhne zu beweinen? Waren ſie der Rache des Dänen nun bis zum Hungertode preisgegeben? Eine bange halbe Stunde verging. Es ward etwas heller auf der See, man ſah das Schiff am Rande des Süderriffs, es war ſichtlich vor Anker gelegt; wer aber befehligte jetzt darauf? Eben ſtieg eine Flagge empor. War es der Danebrog? War es die roth-weiß-grüne Helgolands? Niemand konnte es ſagen. Große Nebelballen, vermiſcht mit Pulverdampf, ſchwebten um die Maſten und verhüllten ſie, gleich einem faſt undurchſichtigen Schleier. —

Plötzlich ertönte in der Volksmaſſe längs dem

‚Jalm' ein Gemurmel, das bald in ein lautes Rufen überging. Niemand wußte in der Batterie, war es ein Freuden- oder Schmerzgeſchrei. Da auf einmal rief eine ſtarke Stimme: „Wo iſt der Major? — Wo iſt der Kommandant?"

„Hier! — Hier!" antwortete der alte Herr, faſt athemlos aus der Batterie ſtürzend.

Ein junger Mann, Geſicht und Hände vom Pulverdampf geſchwärzt, drängte ſich durch den Menſchenknäuel.

„Wie ſteht's, Michel Jaspers?" rief ihm der Alte ängſtlich entgegen.

„Wir haben ſie! — Seht dort die Flagge von Helgoland!" antwortete der Jüngling, den Arm nach dem Meere ausſtreckend. — Eben theilten ſich die Nebel, und die dreifarbige Fahne flatterte von dem Maſte des Kutters. —

„Der Kapitain, ſein Lootſe, und zwei Soldaten ſind getödtet, die übrigen gefangen. Hier ſind die Schiffspapiere;" ſetzte der junge Mann hinzu.

„Und die Unſrigen? Und Peter?" fragte haſtig der Major.

„Zwei ſind geblieben. Peter iſt tödtlich verwundet. Er wurde von einem bereits gefangenen Matroſen mit einer verborgen gehaltenen Piſtole durch den Leib geſchoſſen. Wir haben dem Mörder bereits ſein Recht angethan, und ihn an die Fockraa gehangen.“

„Und das Schiff? Sitzt es auf dem Riffe?“ fragte der Major.

„Nein! Der Kampf war bereits geendet, ehe es das Riff erreichte. Wir haben es vor Anker gelegt.“

„Laßt die Todten in den Feuerthurm bringen! Auch die Feinde müſſen ein ehrlich Begräbniß haben;“ ſagte der Kommandant. „Die Gefangenen ſperrt in eins der Packhäuſer auf dem Unterlande.“

Der Major begab ſich nun ſo ſchnell ihn ſeine alten Füße tragen wollten, nach der Wohnung des Stadtſchreibers. Sie lag am Falm. Eben brachte man Peter getragen. Er ſaß auf einem Lehnſtuhl und war todtenbleich. In der Hand hatte er eine zuſammengerollte Flagge.

„Hier iſt die Danebrogfahne! Wir haben unſer Wort gelöſ't;“ ſagte er mit mattem Tone, aber ein fröhliches Lächeln durchzuckte ſeine blaſſen Züge. „Ich denke,“ ſetzte er hinzu, „wenn ich auch ſterbe, ſo wird doch mein Andenken in Ehren bleiben.“

„Es giebt keinen wackerern Kämpfer unter uns alten Burſchen, als dieſen jungen Mann!“ rief ein Unteroffizier der Beſatzung, der bei der Expedition geweſen war. „Wie ein junger Löwe ſtürzte er ſich auf den Kapitain, und als er dieſen mit eigner Hand getödtet hatte, war er ſchnell am Maſte empor, und riß die Dänenflagge herunter. Das brach den Muth der Feinde, und ſie ergaben ſich.“

„Du wirſt leben! — Du mußt leben!“ rief der Major, das Haupt des jungen Mannes mit ſeinen beiden Händen umfaſſend. „Ich könnte ja ſonſt das Unrecht nicht gut machen, das ich Dir angethan.“

So wie Peter in ein Zimmer des obern Stockwerks gebracht worden war, drängte ſich Alles in das Haus des Stadtſchreibers. Dieſer ſo wie Margarethe weinten heftig, als ſie den Verwundeten nach ſeinem Lager begleiteten, doch erklärte der herbeigerufene Arzt, daß, obwohl die Kugel ihm durch den Leib gegangen, Hoffnung ſei ſein Leben zu erhalten. So wie Herr Siemons ſich in das Wohnzimmer begeben hatte, um das Weitere, hinſichtlich der Gefangenen, mit dem Kommandanten zu beſprechen, fand er dieſen eben bei Durchſicht der Schiffspapiere. Regine ſtand todtenbleich am Fenſter. Ihre Lippen waren zuſammengekniffen, die dunkeln Locken, welche verworren um das blaſſe Geſicht hingen, gaben ihr etwas Geiſterhaftes. Am Tiſche, in dem alten braunledernen Armſtuhl, ſaß Ulla, wie ein Steinbild auf alten Grabmälern, ſtarr vor ſich hinblickend.

Der Major öffnete ein Papier nach dem andern.

„Hier die Kommiſſion!“ ſagte er. — „Dies das Schiffsjournal. — Hier ſeine Beſtallung. — Dies hier iſt, glaube ich, ſein Taufſchein. Laßt doch ſehen: wer und woher!“ —

„Getauft,“ las halblaut der Major, „am zehnten Auguſt des Jahres 1680 in hieſiger Petrikirche ein Knäblein, das die Namen: ‚Jobſt Wilhelm‘ empfing. Sein Vater war der Hamburgiſche Schiffskapitain Wilhelm Springer, ſeine Mutter Ulla — —"

Plötzlich hielt der Major inne. Haſtig faltete er das Papier zuſammen, und wollte es eben unter die übrigen ſchieben, als Ulla es ihm aus der Hand riß, einen Blick hineinwarf, und mit einem Schmerzensruf vom Stuhle aufſprang.

„Gehe auf Dein Zimmer, Schweſter;" ſagte der Stadtſchreiber verwirrt. „Ihr habt wohl die Güte ſie zu begleiten, Fräulein?" ſetzte er zu Regine gewendet hinzu.

So wie Ulla auf der Hausflur angekommen war, wendete ſie ſich zu dem Mädchen.

„Ich habe Dich nie geliebt, Regine," ſagte ſie mit ſtarren Blicken Jene anſchauend, „aber das Unglück iſt ein ſtarkes Band, ganz gemacht gebrochene Herzen zu vereinen. — Ich weiß wer Dir der Todte war. Willſt Du mich zu ihm begleiten?" — Stumm und ſchweigend drückte Regine ihr die Hand.

Beide gingen durch den Garten nach einem, auf einem Hügel ſtehenden viereckigen Thurm, auf deſſen

Bei dem Allen ward ich Dir gewogen, als ich im Felde Deine Liebe zum Viehe bemerkte. — Verſtehe mich recht! ich meine, als ich ſah, daß ungeachtet der Kriegsſtrapazen die Pferde unſers gnädigen Herrn am Rheine ein beſſeres Anſehen hatten als im berliner Marſtalle. Ich ſchloß daraus auf Deine Ehrlichkeit. Die Leute ſagen auch, daß Du tapfer ſeiſt; mag ſein, aber ich ſetze keinen großen Werth darauf, die Brandenburger ſind alle brav. Was mir am beſten an Dir gefiel, war Deine Beſcheidenheit. Daß Du Dich mit unſerer Verwandtſchaft nicht groß machteſt, war hübſch — ich hätte es Dir auch nicht rathen wollen —; daß Du aber auch mit der Gunſt unſers gnädigen Herrn nicht prahlteſt, war hübſch und geſcheidt zugleich. Es muß ein vernünftiger Kerl ſein, der Manuel, dachte ich manchmal ſo im Stillen. Du möchteſt wol etwas für ihn thun. Er könnte wol ein dankbares Herz haben, könnte manchmal noch in Liebe an den Alten denken, wenn die Sturmwinde ſich dereinſt ſchon um deſſen Aſche zanken werden. Sieh! ſo dachte ich dann und wann, wenn mir die Zeit lang ward, und ich ſonſt nichts Geſcheidteres zu denken hatte, und — ſo habe ich mich endlich entſchloſſen, Dich zu meinem Erben einzuſetzen.

Halt's Maul und unterbrich mich nicht, denn das

Platteform ein zur Nachtzeit entzündetes Steinkohlenfeuer den Schiffen zur Richtung diente. In dem Erdgeſchoſſe des Thurmes hatte man die Leichen der getödteten Dänen niedergelegt. Auf einer Tragbahre in der Mitte lag der Kapitain des Kutters. Sein blaſſes Geſicht war im Tode noch ſchön. Er war durch die Bruſt geſchoſſen, wie das geronnene Blut, von welchem ſein Kleid ſtarrte, bewies.

Laut aufſchreiend warf ſich Regine neben dem Todten auf die Knie, und bedeckte ſeine herabhängende, ſchneeweiße Hand mit Küſſen. Ulla ſtand, ohne ein Wort zu ſagen, regungslos neben der Leiche. Nur das Zucken ihrer Lippen deutete auf die heftige Regung in ihrem Innern. Plötzlich ſchien ſie die Sprache wiederzufinden.

„Mein Sohn!“ rief ſie mit ſchauerlichem Tone. „Er war mein Sohn, und ich habe ihn ermordet Ich gab Peter den Rath ihn in Young-Gatt zu überfallen, und da das Unternehmen mißglückte, ſuchte er ihn am Bord des Schiffes auf.“

„Nein! Ihr ſeid unſchuldig, Ulla! Ich bin's die ihn in den Tod gelockt!“ rief Regine händeringend. „Wir lernten uns in Hamburg kennen, wir liebten uns, wegen mir übernahm er das Kommando des Kapers, mit dem er die Inſel blokirte.“

Der Wahnſinn ſchien Ulla's Sinne wieder zu umdunkeln. Sie zeigte auf den Boden.

„Sie ſind falſch!“ flüſterte ſie. „Die Untern ſind falſch. Sie ſagten mir: der Vater ſei in der Nähe, und es war der Sohn. — Komm laß uns gehen! Sie ſind hier! Sie umſtehen uns! Siehſt Du, wie ſie höhniſch lächeln? Es iſt keine Treue bei den Todten noch bei den Lebendigen.“

„Nein Ulla, Ihr irrt Euch!“ rief Regine mit aller der ihr eigenen Leidenſchaftlichkeit. „Dieſer Todte war treu, und auch ich, die Lebendige, will ihm im Tode treu ſein!“

Sie drückte mit den letzten Worten einige glühende Küſſe auf die kalte Stirn des Erſchlagenen, faßte dann Ulla's Hand, und zog ſie nach der Thüre des Thurmes. Von dort waren etwa hundert und achtzig Schritte bis zum ſüdlichen Klippenrande. Beide gingen Hand in Hand mit ſchnellen Schritten bis dorthin. Es war, als ob ſie ſich verabredet hätten, und doch hatte Keine ein Wort geſagt. Unten, in einer Tiefe von hundert und fünfzig Fuß, brandeten die Wogen in dem zerklüfteten Geſtade.

„Willſt Du?“ fragte Ulla mit ſchaurigem Tone.

„Ja!“ rief Regine mit feſter Stimme. —

Beide umfaßten ſich, ſie neigten ſich über den Abgrund, ein Sprung — und die Wellen riſſen bei ihrem Zurückprallen zwei zerſchmetterte Leichen weithin in die See. — — —

Es war einige Wochen ſpäter, als der Stadtſchreiber, Peter und Margarethe, ſich in dem Zimmer des Majors befanden. Der alte Mann ſchien geweint zu haben. Er ſtarrte mit gefaltenen Händen vor ſich hin.

„Sie hat mir durch ihren heftigen, leidenſchaftlichen Sinn immer viel Kummer gemacht, das Unglückskind, aber ich wollte dennoch gern ſterben, wenn ich ſie damit in's Leben rufen könnte;“ ſagte er ſchmerzlich. „Was ſie nur zu der That bewogen haben mag? Doch ich will nicht grübeln —“

„Ich kann nicht glauben, daß ſie vorſätzlich ſich den Tod gegeben;“ ſagte Siemens. „Man hat ſie mit meiner unglücklichen Schweſter nach dem Klippenrande gehen ſehen. Gott weiß, was dieſe vorgehabt! Aus den Papieren ging hervor, daß der Kapitain Jobſt Springer ihr Sohn, der Sohn des Mannes, durch den ſie verführt und deshalb tiefſinnig ward, geweſen. Hat ſie ſich nun von der Klippe ſtürzen, Regine ſie von der That abhalten wollen, und iſt in dieſem Beſtreben mit hinunter geſtürzt —“

„Stellen wir Gott die Sache anheim!“ fiel der Major ihm tiefſeufzend in die Rede. „Dies wilde verlangende Herz ſchien nur im Tode Ruhe finden zu ſollen. Dennoch wünſchte ich, ſie hätte mich zuerſt in die Grube gehen laſſen.“

Peter blickte Margarethen während dieſer Reden wehmüthig an. Ihr hatte er, während er an ſeiner Wunde darniederlag, wenn ſie ihn mit Erlaubniß des Vaters beſuchte, Alles was er wußte anvertraut. Sie hatte ihm dagegen geſagt: wie ſie geahnt, daß Regine irgend ein Verhältniß habe, das verborgen bleiben ſolle, da ſolche ſtets darauf beſtanden, allein und abgeſondert wohnen zu wollen, und als ſie einſt bei unvermutheter Erkrankung des Vaters ſolche in ihrem Zimmer zur Nachtzeit aufgeſucht, ſie nicht daheim gefunden. Die auffahrende Gemüthsart der Schweſter habe ſie abgehalten ſie deshalb zur Rede zu ſetzen, auch habe ſie den Vater nicht mit einer Entdeckung betrüben wollen; überdies habe ihr Regine in einem vertraulichen Augenblicke einſt geſagt: ſie ſei mit einem Fremden verlobt, den ſie aber erſt nach Beendigung des Krieges heirathen könne, und den ſie in Hamburg kennen gelernt habe. Peter und Margarethe waren darauf überein gekommen, weder dem Major, noch dem Stadtſchreiber, etwas von dem was ſie wußten zu ſagen, da es nur dazu gedient haben würde, den Schmerz des Einen wie des Andern zu vermehren. —

Ein halb Jahr ſpäter waren Peter und Margarethe Mann und Frau. Bei dem kirchlichen Aufgebot wurde es öffentlich kund, daß die Sage, welche den jungen Mann als einen unehelichen Sohn Ulla's, oder des Stadtſchreibers genannt, gänzlich falſch, ſondern er wirklich ein Neffe des letztern, der Sohn eines entfernten Verwandten in Bremen ſei. Obwohl auf Helgoland nun Niemand mehr an dem Muthe des jungen Mannes zweifelte, ſo entſagte er dennoch freiwillig dem Gewerbe des Seemanns. Sein wiſſenſchaftliches Streben zog ihn mehr zur Feder, und als Herr Siemons Alters halber ſein Amt niederlegte, ward Peter einmüthig erwählt, den Verwandten zu erſetzen. — —

Deſolation.

„Es mag durch Kunſt die Schlang' im Feld
Zu zähmen Dir gelingen,
Doch die, die unſer Herz umhüllt,
Vermag kein Spruch zu zwingen.“

Byron.

Zwiſchen Montreal und la Chine, — etwa eine deutſche Meile von erſterer Stadt — liegt am Ufer des St. Lorenzſtromes ein einſames Landhaus. Die Umgegend erſcheint reizend, zumal bei Sonnenuntergang, wenn die Wellen des ſich hier zu einem See erweiternden Stromes im letzten Abendſtrahle glänzen. Ein ſüdlicher Hauch ſcheint dann, zur Ueberraſchung des Beſchauers, auf der canadiſchen Landſchaft zu ruhen. Die Luft iſt ſo rein, ſo durchſichtig, die Felder, Bäume und Sträucher erſcheinen in ein ſo üppiges Grün gekleidet, daß, wenn man nicht den eigenthümlichen Wuchs der amerikaniſchen Eichen, das Blatt des Hickorynußbaums, oder des in Maſſen vorhandenen, ſich bereits mit herbſtlichem Roth bekleidenden Sumach bemerkte, man eher an den Ufern des Rheins, als in Canada ſich zu befinden vermuthen könnte. Nur wenn man, zwiſchen den rieſigen Eichen hindurch, auf den Strom blickt, und das Auge eines der landesüblichen „bateaux,“ gefüllt mit Indianern, die der Hauptſtadt zurudern, erfaßt, wenn man ihre maleriſchen Gewänder, das Glitzern der Tomahawks, vor Allem die ſchöne Geſtalt ihres im Kahne aufrechtſtehenden Führers ſieht, dann erſt erſcheint Scene und Umgegend amerikaniſch. —

So ſchön und zur Niederlaſſung einladend aber auch das Gelände erſcheinen mag, ſo dachte doch der Erbauer des Landhauſes „les cedres“, wie es gewöhnlich, wegen einer in der Nähe befindlichen Gruppe dieſer Baumart, genannt ward, weniger daran, als an die Einſamkeit, die Abgelegenheit von jeder frequenten Landſtraße, da er den Wohnſitz wählte. Mr. Eduard Sommers, oder der „Squire von les cedres“, meiſt aber von den Bauern franzöſiſcher Abkunft „Monsieur le muet“ genannt, war eine ſehr eigenthümliche Perſonage. Er war nicht eben menſchenſcheu, denn man ſah ihn nicht nur täglich auf weiten Spaziergängen, die er ganz beſonders liebte, er erſchien auch nicht ſelten in den Hütten armer oder kranker Nachbaren, denen er dann gewöhnlich eine iſt wider den Reſpect! rief der Feldmarſchall, als Froben überraſcht deſſen Hand ergriff und ſeinen Dank ſtammeln wollte. Als neulich unſer gnädiger Herr dem Rathsherrn hier wegen ſeiner Theilnahme an Deiner projectirten Rauferei mit dem Lieutenant den Pelz wuſch, erfuhr ich zufällig, daß Du in die Nichte meines alten Freundes verliebt ſeiſt, und da ſchoß mir dann der Gedanke durch den Kopf, daß ich am beſten mein Geld los werden könnte, wenn ich Dich ausſtattete. Ich hielt auch mit meiner Meinung nicht eben gegen Se. Gnaden hinter dem Berge; doch wollte der Kurfürſt Anfangs für mein Project nicht rechte Ohren haben. Da — ich muß es frei geſtehen — fing Herr Roſenblatt, der bis dahin wie ein naßgewordener Pudel die Ohren hängen laſſen, auf einmal mit ſolcher Wärme für Dich zu ſprechen an; ich ſelber hätte nicht vernünftiger reden können. Das Ende vom Liede war, daß der Rathsherr nach Schwanitz geſendet wurde, und daß Du das Mädel heirathen und nach dem Tode Deines Pflegevaters deſſen Namen und Wappen führen ſollſt.

Unmöglich! rief Froben, von Beſtürzung und hohem Entzücken zugleich ergriffen. Ich hatte meinem Freunde Burgsdorf verſprochen, bei Mathilden für ihn zu werben, und nimmer werde ich —

Geldunterſtützung zurückließ, oder ärztliche Hülfe ſandte, aber der Mann war ſtets ſo ſtill, ſo in ſich gekehrt, daß es Niemand in der ganzen Gegend gab, der ihn je zehn Worte hintereinander hatte ſprechen hören. Mr. Sommers war übrigens allgemein geachtet, und die Achtung ward noch durch den Umſtand erhöht, daß er für ſehr reich galt. Wie man ſagte, war er in ſeiner Jugend Beamter der Hudſonsbai-Kompagnie geweſen, und hatte als ſolcher längere Jahre in einem einſamen Fort am Sclavenſee, einem der entlegenſten Pelzhandelsposten, zugebracht. Jetzt war er einer der bedeutendſten „Partner“ der Geſellſchaft. So oft ſich aber auch die Theilnehmer der letztern zu Montreal oder Quebeck verſammelten, niemals ward Mr. Sommers in ihrer Mitte erblickt. Ihn vertrat dann ſein Sohn, welcher in einem bedeutenden Handelshauſe als Volontair arbeitete, und mancher der ältern Herren ſchüttelte den Kopf, daß Sommers ſein bedeutendes Intereſſe einem jungen, noch nicht mündigen Manne anvertraute, ſein gewichtiges Votum bei allgemeinen Angelegenheiten aber einem Handelshauſe überlaſſen hatte, mit dem er in faſt gar keiner Berührung ſtand. Nur wenige der nächſten Nachbaren, vorzüglich nicht die aus der gebildeten Klaſſe, kannten den „Squire von les cedres“. Beſuchten ſie ihn einmal, ſo ließ er ſich zwar nicht verläugnen, aber ſie langweilten ſich bei dem zwar verſtändigen, aber äußerſt einſylbigen Manne, der erſt dann etwas geſprächiger wurde, wenn man Anſtalten zum Aufbruch machte. Am mittheilendſten erſchien Mr. Sommers, wenn Jemand irgend ein Anliegen hatte. Er ging dann gründlich in ein kurzes Geſpräch ein, half, wenn es in ſeiner Macht ſtand, oder gab guten Rath, wenn die Gewährung des Wunſches außer den Gränzen ſeines Wirkungskreiſes lag. Sein regelmäßiges, offenes Geſicht, nahm dann gewöhnlich einen lebendigern Ausdruck an, und ein theilnehmendes Eingehen in die Verhältniſſe des Andern war unverkennbar. In einer Angelegenheit indeß durfte man von ihm weniger Rath und Hülfe erwarten, und ſelbſt ein darauf bezügliches Geſpräch ſchien ihm ſchon unangenehm zu ſein. Es war dies das Geſchäft, dem er, ſo zu ſagen, ſeine ganze Jugend gewidmet, und dem er ſein großes Vermögen verdankte, — der Pelzhandel. Sprach man über dieſen, ſo nahmen ſeine Züge ſogleich einen düſtern Ausdruck an, er brach ſo ſchnell als möglich davon ab, und ſchloß gewöhnlich mit der Verſicherung, daß er ſeit vielen Jahren ſich nicht um dies Geſchäft bekümmert habe, und deshalb über nichts Auskunft, vielweniger Rath ertheilen könne. Was aber am allermeiſten auffiel war, daß, als einſt der Sohn eines ſeiner ärmern Nachbaren als „Voyageur“, wie die franzöſiſchen, oder „Trapper“, wie die engliſchen Koloniſten die Jäger der Hudſonsbai-Compagnie nennen, in die Dienſte der letztern gehen wollte, Mr. Sommers, ohne alle äußere Veranlaſſung, in dem Hauſe des Vaters des jungen Mannes erſchien, und dieſem nicht nur ſein Vorhaben ausredete, ſondern ihm auch dreißig Pfund Sterling zu einem anderweitigen Etabliſſement ſchenkte. Wie der Jüngling äußerte, hatte Sommers den Pelzhandel ein „fluchwürdiges Geſchäft“ genannt und geſagt, daß an jedem „Biberfell“ ein Tropfen Herzblut eines Indianers oder eines Weißen hänge; eine Aeußerung, die in dem Munde eines „Partners“ der Kompagnie doppelt auffällig erſchien. —

Was „les cedres“ nur noch einſamer erſcheinen ließ, war die mit dem Wohlſtand des Beſitzers beſonders kontraſtirende Anzahl der Bewohner. Der Hausherr hatte nur einen einzigen Diener, an welchen er ſich ſeit langen Jahren gewöhnt hatte. Miſtreß Sommers, ſeine Gattin, hätte außer zwei weiblichen Dienſtboten gern noch für mehrere zum häuslichen Komfort nöthige geſorgt, aber ſie wußte, wie unangenehm ihrem Manne jedes neue fremde Geſicht war, und ſomit war ſie hocherfreut, als ihr dieſer einſt vorſchlug, zu ihrer Unterſtützung im Hausweſen eine entfernte Verwandte aus New-York zu ſich zu nehmen. Es hätte in der That keine beſſere Wahl getroffen werden können. Fanny White war ein äußerſt einfaches, dienſtfertiges, wohlunterrichtetes, dabei ungemein liebenswürdiges und ſchönes Mädchen. Sie hatte Vater und Mutter früh verloren, befand ſich als Gehülfin der Hausfrau in dem Hauſe eines Kaufmanns, wo ſie eben nicht das beſte Loos hatte, und ſah es als eine Fügung des Himmels an, als ſie eine Einladung von ihrer Verwandtin nach ‚les cedres‘ erhielt. In Kurzem ward ſie der Liebling der Miſtreß Sommers, und auch der Hausherr gewöhnte ſich ſo ſchnell an ſie, daß er oft, im Geſpräche mit ſeiner Frau, die Idee zur Aufnahme Fanny's „einen guten Gedanken“ nannte: In der That mußte Jeder das Mädchen lieb haben, der es ſelbſt zum erſtenmale ſah. In dieſem Auge lag eine ſolche Seelenreinheit, in den ſchönen edlen Zügen ſo viel Herzensgüte mit Geiſt gepaart, daß man ſich ſogleich zu Fanny hingezogen fühlte. So wortkarg Mr. Sommers auch für gewöhnlich war, ſo hatte er es doch gern, wenn Fanny ihm etwas vorplauderte, und da ihre Unterhaltung meiſt wiſſenſchaftliche Gegenſtände betraf, ſo ward Jener manchmal unvermerkt ſo darin verwickelt, daß er geſprächiger als ſonſt erſchien. Niemand freute ſich in ſolchen Momenten mehr als die Hausfrau. Sie hing mit der liebendſten Sorgfalt an ihrem Manne. Ihr noch in den vierziger Jahren ſchönes Geſicht war, ſo zu ſagen, die ſichtliche Barometerſcale der Seelenſtimmung ihres Gatten. War dieſer trübe geſtimmt, blickte er, wie er oft zu thun pflegte, düſter vor ſich hin, ſo erſchien auch ihre Stirn umwölkt. Ohne ihn mit Fragen zu quälen, — ſie wußte zu gut, daß dieſe die Qual einer geängſtigten Seele nur vermehren, — ſuchte ſie ihn in ein wiſſenſchaftliches Geſpräch mit Fanny zu verwickeln, und man ſah eine verſteckte Freude in ihren Blicken glänzen, wenn ihr die unſchuldige Liſt gelungen war. Sie dehnte die letztere auch dahin aus, daß ſie Fanny bei Zeiten davon unterrichtet hatte, wie ein Geſpräch über ſeine früheren Reiſen, in Geſchäften der Kompagnie, ihren Gatten ſtets ſehr mißlaunig mache, und das Mädchen vermied nun ſehr ſorgfältig, Herrn Sommers nur mit einer Sylbe an jene zu erinnern.—

Es war eines Tages, als der Hausherr, mehr denn je in trüber Seelenſtimmung, ſeinen Spaziergang in den angrenzenden Eichenwald angetreten hatte, und Miſtreß Sommer und Fanny in einem Geſpräch am Fenſter des Wohnzimmers mit weiblicher Arbeit beſchäftigt beiſammen ſaßen. Man hatte hier einen Blick in den vor dem Hauſe liegenden Garten, und konnte vorzüglich den breiten Gang, der nach dem großen Eingangsthore führte, bequem überſehen.

„Alſo ſchon vor Ihrer Verheirathung?“ fragte Fanny, in dem Geſpräch fortfahrend, indem ſie die Hausfrau anblickte.

„Allerdings!“ erwiederte dieſe. „Als ein fröhlicher, junger Mann, zog er in jene Einöden nach

Norden, und ſelbſt dort unter den größten Entbehrungen bewährte ſich ſeine immer gleiche gute Laune. Ich bewahre noch alle die Briefe, die er mir von Fort Chippewyan, und ſpäter aus dem am Sclavenſee ſchrieb. Es gab kaum etwas Unterhaltenderes als die Schilderungen jener Lebensweiſe in ſo hohen Breiten, mitten in einer Oede, die nur ſelten der Fuß eines Weißen betrat, wo Alles anders iſt, wie in den bewohnten Gegenden, und das, was wir für ein dringend nöthiges Lebensbedürfniß halten, ſchon als ein Luxusartikel betrachtet wird. So viel aber auch Sommers entbehrte, er nahm alle dieſe Entbehrungen nur von der komiſchen Seite. Seine Briefe ſind voll von Scherzen darüber, ſie ſprudeln von munterer, ja muthwilliger Laune. Wie ſehr mußte ich aber erſtaunen, daß ſolche nach einer Reiſe voll ungeheurer Beſchwerlichkeiten, die ihm aufgetragen worden war, um ein anderes Etabliſſement der Kompagnie zu beſuchen, plötzlich die düſterſte Färbung annahmen. Er ſchrieb, daß, obwohl ihm dort der Platz eines Hauptagenten mit einem äußerſt bedeutenden Gehalte angetragen worden, er dieſen nicht annehmen werde, das er vielmehr um ſeine Entlaſſung eingekommen ſei, und ſich um eine untergeordnete Stelle in dem Bureau der Kompagnie zu Quebeck beworben habe. Als er zurückgekehrt, war aus dem ſo heitern Jünglinge ein tiefernſter Mann geworden. Wir heiratheten uns nun. Sein Fleiß, ſeine Umſicht, hoben ihn bald von einem Poſten zum andern, er ward ‚Partner‘ der Kompagnie, ſein Vermögen wuchs, plötzlich aber ſchied er gänzlich aus dem Dienſte der Kompagnie, und wir zogen uns auf dies Landhaus zurück!“ —

„Und Sie konnten niemals vermuthen, was dieſe Umwandlung bewirkte?“ fragte Fanny.

„Niemals;“ verſetzte Miſtriß Sommers. „Ich dachte Anfangs, es ſeien die Beſchwerden jener Reiſe geweſen, die ihm das Leben in der Wildniß ſo verleidet hätten, aber er hatte vorher mehrere ähnliche gemacht, und mir dann oft geſchrieben, daß er ſich nie ſo froh, ſo frei, ſo ſtark gefühlt, als im Kampfe mit der Natur in jenen unerforſchten Einöden, und in Ertragung der damit verbundenen Beſchwerden.“

„Haben Sie ihn denn niemals gefragt, was ihn quäle?“ fragte Fanny mit theilnehmendem Tone. „Er liebt Sie ſo ſehr, er würde Ihren Bitten um

Aufklärung nicht haben widerſtehen können.' Es würde ihm gewiß ein Troſt geworden ſein, wenn er ſein Herz auf dieſe Weiſe hätte ausſchütten können."

„Einmal habe ich es gethan, aber dann niemals wieder," erwiederte die Hausfrau, mit tiefem Seufzer. „Er ſchien einen Augenblick im Begriff mir zu antworten, dann aber ſprang er plötzlich auf und rief mit herzzerreißendem Tone: ‚Nein, Du darfſt es nicht wiſſen! Es iſt entſetzlich! Du kannſt es nicht ertragen'. Er bat mich ſodann, nie wieder deshalb eine Frage an ihn zu richten."

„Sonderbar!" ſagte Fanny, mit inniger Theilnahme auf die Hausfrau blickend. „Bei alledem muß doch jene Reiſe, die ſeine Gemüthsart ſo veränderte, von wichtigen Ereigniſſen begleitet geweſen ſein. — Sprach er denn nie von ſolchen?"

„Er vermied ſtets von dieſer Reiſe zu reden. Geſchah es aber, ſo that er es nur in allgemeinen Ausdrücken. Er ſagte: er ſei durch Mangel an Lebensmitteln in furchtbare Lagen gerathen, und habe mehrere Gefährten durch Hunger und Krankheit verloren."

„Es wundert mich nur," ſprach Fanny, „daß die Länge der Zeit nicht die Eindrücke jener Tage verlöſcht hat.“ —

„Gemildert hat ſie ſie dennoch;“ verſetzte Miſtriß Sommers. „Er iſt jetzt viel ruhiger als früher, wo Eins oder das Andere ſie immer wieder auffriſchen mochte. Sein Seelenzuſtand war dann manchmal der traurigſte, und ich fürchtete oft das Aergſte davon. Beſonders war dies der Fall, wenn er den Beſuch eines Mannes erhielt, der ihn auf jener Reiſe begleitet hatte.“

„Konnten Sie denn von dieſem nichts erfahren, was hätte Aufſchluß geben können?“ fragte Fanny lebhaft.

„Nein, mein Kind;“ erwiederte Jene. „Offen geſtanden: ich habe es auch nie verſucht. Der Menſch war mir ſo in der Seele zuwider, daß ich mich zwingen mußte, um nur nicht die gewöhnliche Höflichkeit bei Seite zu ſetzen. Ich vermied jede Unterhaltung mit dem überdies ganz rohen, ungebildeten Manne. Er war einer jener ungeſchlachten, halbwilden ‚Voyageurs‘, die nur wenig über dem Indianer, ja, ich möchte faſt ſagen, in manchen Stücken noch unter dieſem ſtehen, auf den ich indeß

Sie will ihn aber nicht! potz Schweden! ſchrie der Feldmarſchall.

Burgsdorf wird mich für einen Elenden halten —

Er ſoll ſich unterſtehen! rief der alte Krieger.

Die Familie des Fräuleins! die entfernten Verwandten —

Hölle und Teufel! was haben ſie an dem Neffen des Freiherrn von Derfflinger auszuſetzen? rief grimmig der Alte. Aber rede weiter nicht, denn das iſt gänzlich gegen den Reſpect. Ich und Schwanitz, wir haben Alles ſchon abgemacht, und damit Punktum.

Eben wollte der alte Gutsherr noch einige Worte an Froben richten, da ſtarrte er hinaus in das weite, vom Monde hell erleuchtete Blachfeld und rief: Dort kommen ſie!

Ein langer Zug Bewaffneter, in deſſen Mitte große weiße, vom Winde bewegte Fahnen wehten, nahte mehr und mehr. Der reiſige Haufen ſchien gleichförmig in Weiß gekleidet: noch etwas Seltenes bei den Heeren der damaligen Zeit und erſt ſeit wenig Jahren eingeführt. Die im Mondſtrale blitzenden Waffen waren ſo vielfacher als ſonderbarer Art. Hier erhob ſich ein zackiger Morgenſtern von der älteſten Form, dort ragte ein Feuerrohr an der Seite einer Heugabel empor, am meiſten aber ſah man einige Rückſicht nehmen mußte, da er ein alter Bekannter meines Mannes war. Jetzt iſt er gewiß längſt todt, denn es ſind wohl ſchon zwölf Jahre, ſeit er damals bei uns in Quebeck war. — Uebrigens," fuhr die Hausfrau nach längerer Pauſe fort, „danke ich Gott, daß mein Mann Willens iſt, William ſeine ‚Partnerſchaft' an der Kompagnie gänzlich abzutreten, und ſich eine Jahresrente vorbehalten will. Wenn er durch nichts mehr an das unglückliche Handelsgeſchäft erinnert wird, ſo kann ſein Gemüthszuſtand nur dabei gewinnen."

„Und Sie erwarten in Kurzem Ihren Sohn?" fragte Fanny.

„Jeden Tag;" fiel mit heiterer Miene Miſtriß Sommers ein. — „Bereite Dich nur," fuhr ſie lächelnd fort, „einen ganz hübſchen, jungen Mann kennen zu lernen. Er iſt ganz das Abbild ſeines Vaters, wie dieſer in der Zeit unſerer erſten Bekanntſchaft war. Nur noch ſtattlicher iſt William, entſchiedener, feſter. Das kommt daher, weil er ſchon weite Reiſen gemacht hat. In Europa iſt er geweſen, auch in Braſilien und Buenos Ayres.

Jetzt hat er, um ſich, wie er ſagt, ein wenig in dem Geſchäft der Kompagnie zu orientiren, eine Reiſe nach den Forts der Kompagnie gemacht. Auch das am Sclavenſee hat er beſucht, und ſo die meiſten Handelsſtationen, bis dahin, wo dieſe mit denen der Nordweſtkompagnie zuſammenſtoßen. Einen jungen Indianer bringt er mit, der ſich an ihn mit beſonderer Anhänglichkeit angeſchloſſen hat. — Aber ſieh einmal!" ſagte die Hausfrau, indem ſie aufſtand und zum Fenſter hinausblickte. „O, mein Gott! Mein Gott!" ſetzte ſie mit Zeichen der Ueberraſchung, oder vielmehr des Schreckens hinzu. —

Fanny blickte zum Fenſter hinaus. Sie ſah einen ältlichen Mann von ſtarker unterſetzter Figur, doch ſchon etwas gekrümmten Rücken, ziemlich raſchen Schrittes, den Hauptgang nach dem Hauſe zu kommen. Er trug die gewöhnliche Tracht der canadiſchen Pelzjäger. Eine Mütze von Biberfell deckte das bereits ergrauende Haupt, eine grüne, ziemlich verſchoſſene Jacke den Oberkörper. Kamaſchen von Hirſchleder reichten bis auf die halben Schenkel herauf. Auf dem Rücken hatte er eine Stutzbüchſe, an der Seite eine Jagdtaſche, welche von ſeinen Habſeligkeiten angefüllt ſchien, im Gürtel ſteckte ein ſogenanntes „Bowiemeſſer‘.

„Mein Kind,“ ſagte Miſtriß Sommers jetzt eilig zu Fanny, „dieſer Menſch iſt ein Bekannter meines Mannes. Du weißt indeß, wie dieſen jeder unerwarteter Zuſpruch zu beunruhigen pflegt, und ſo will ich ihm entgegengehen und ihn auf den Beſuch vorbereiten. Empfange den Fremden deshalb. Sage ihm, wir wären ſpazieren gegangen und würden bald wieder hier ſein.“

Schnell ging Miſtriß Sommers nach den letzten Worten aus dem Zimmer, und Fanny hörte, wie ſie eben ſo raſch durch die Hinterthür das Haus verließ. Gleich darauf trat der Fremde in das letztere. Das Mädchen ging nach der Thür und nöthigte ihn einzutreten. Er unterſchied ſich wenig von den ‚Voyageurs‘ der Kompagnie, wie ſolche Fanny in Montreal und Quebeck geſehen hatte. Obwohl er bereits die Sechszig erreicht haben mochte, ſo war er dennoch ein Bild plumper Kraft, und ſeine Haltung ſchien mehr durch Gewohnheit, als durch die Jahre gekrümmt zu ſein. Geſicht und Hände waren von Wind und Wetter geröthet und durchfurcht. Der

Ausdruck ſeiner Züge hatte etwas Düſteres, dabei Rohes und Gemeines.

„Iſt Eduard Sommers daheim?“ fragte er in breitem ſchottiſchem Dialect und gemeiner Ausſprache, indem er zugleich die Flinte von der Schulter nahm, und ſie ohne weiteres an einen Stuhl lehnte. „Wenn er daheim iſt, ſo ſagt ihm, ein alter Bekannter ſei gekommen, ihn zu beſuchen. — Thomas Ogilvie heiß' ich.“

„Herr und Miſtriß Sommers ſind ſpazieren gegangen, ſie werden indeß in Kurzem zurückkehren;“ verſetzte Fanny, den Fremden, der einen ungemein widrigen Eindruck auf ſie machte, von Kopf bis zu den Füßen anblickend. „Gefällt es Euch, ein wenig zu warten? Mr. Sommers kann nicht lange ausbleiben.“

„O, ich warte ſchon bis er zurückkehrt;“ verſetzt der Fremde, mit einem gewiſſen Hohn im Tone.

Ohne Umſtände nahm er nun die Jagdtaſch von der Schulter, warf ſie neben die Flinte, un ſich auf einen Stuhl, der dem, auf welchem Fan geſeſſen hatte, gegenüberſtand.

„Wie ſich Eduard Sommers ſo hübſch ein

richtet hat!“ ſagte der Pelzjäger, indem er ſich im Zimmer rund umſah. — „Nun, immer hat er es auch nicht ſo gehabt! Als wir im Fort Croßpoint am Sclavenſee zuſammenſteckten — Ihr müßt wiſſen, Miß, dies iſt das verteufeltſte Neſt auf dem ganzen Gebiete der Kompagnie — und dort einen langen Winter mit einander zubrachten, ſah man nichts von allen den hübſchen, blanken Schnurpfeifereien, die hier im Zimmer ſind. Ein Fell des grauen Bärs über eine hölzerne Pritſche gebreitet, war das Sopha und Bett in Sommers' Gemach, darneben ſtand ein Tiſch und ein Stuhl, den ich mit dem Beil gut und übel gezimmert, an der Wand hing ein Raſierſpiegel, an Werth von einem Schilling, und dieſer, ſo wie ein verräucherter Kupferſtich mit dem alten King Georg, waren die ſämmtlichen Zierrathen. Bei mir in Fort Chippewyan ſieht es heute noch nicht eben übertrieben zierlich aus, während Sommers, wie ich ſehe, ſich ein ganz anderes Neſt gebaut hat. Nun, immerhin! Wer das Kreuz hat, der ſegnet ſich zuerſt. Das iſt ſo der Lauf der Welt. Wir können nicht alle reich ſein. Denken aber ſollte ein Jeder, der es geworden, daß er einſt arm geweſen, und thut er das nicht, ſo ſollte man ihn daran erinnern. — Seid Ihr nicht auch der Meinung, Miß?"

„Ich," ſagte Fanny lächelnd, „bin nicht reich, und werde es wohl auch niemals werden. Ich weiß mithin nicht, wie ich mich in einem ſolchen Falle benehmen würde. Was aber Herrn Sommers anlangt, ſo thut er den Armen viel Gutes."

„Thut er? Nun ja, man kennt dies ſchon! Di Reichen werfen einem armen Teufel, wenn ſie gerad bei guter Laune ſind, eine Brodrinde hin."

„Mit Herrn Sommers iſt es ein anderer Fall;" fiel Fanny lebhaft ein. „Es macht ihm Freude, de Armen beizuſtehen, wie ich, obwohl ich erſt kürze Zeit in ſeinem Hauſe bin, ſelbſt bezeugen kann."

„Wirklich? Nun zu einem ſolchen Vergnüg kann ich ihm Gelegenheit verſchaffen;" erwiederte d Pelzjäger mit einem höhniſchen Lachen. — „I müßt nicht etwa denken, Miß," fuhr er fort, ind ſeine von Natur düſtern Züge ſich nur noch m zuſammenzogen, „daß ich ein Bettler ſei, der gen früherer alter Bekanntſchaft komme, Edu

Sommers um eine Gabe anzuſprechen. Pfui Teufel! So hat ſich Tom Ogilvie noch nie weggeworfen, und hat es auch nicht nöthig, ſo lange die da" — er zeigte auf ſeine Büchſe — „in gutem Stande iſt. Ehe ich das thäte, verhungerte ich lieber, oder ich ginge hinaus in die Wildniß, richtete das Rohr gegen dieſen alten Schädel, und drückte los. Niemand würde gehen mich aufzuſuchen, ginge aber zufällig ein Tſchippewä oder ein Hundsrippen-Indianer vorbei und ſähe mich liegen, ſo würde er einen Haufen Steine über mir aufthürmen, und ſpäterhin kein Menſch mehr fragen, wer darunter liegt. — Wie geſagt: Geld iſt's nicht, das ich von Eduard Sommers zu verlangen komme, oder vielmehr, ich verlange gar nichts für mich, und wenn ich einen Dienſt für einen Andern von Eduard Sommers anſpreche, ſo weiß ich, daß ich ſolchen im Nothfall fordern kann. Er ſelber aber weiß es noch beſſer. — Doch laſſen wir das! — Ihr ſeid in Dienſten des Hauſes?"

„Das eben nicht. Ich bin eine Verwandte der Hausfrau;" verſetzte Fanny.

„So! — Und da wird Eduard Sommers gewiſs auch für Eure Zukunft ſorgen, Euch ausſtatten, wenigſtens wenn Ihr heirathen ſolltet?“

„Er hat ſelbſt einen Sohn, geſetzliche Anſprüche habe ich durchaus nicht;“ entgegnete das Mädchen unbefangen. „Ich zweifle indeß nicht, daß in einem ſolchen Falle ſich Herr Sommers gütig zeigen würde. — Meine Ausſtattung,“ ſetzte ſie lachend hinzu, „würde ihn auch eben nicht ruiniren, da, wenn ich mich verheirathete, mein Zukünftiger wohl ſchwerlich mehr als ein kleiner Farmer, oder ein Unterbeamter der Kompagnie ſein würde. Meine Bedürfniſſe ſind ſo gering, wie meine Anforderungen an das Leben. Meine Eltern mußten ſich kümmerlich behelfen, und ſo kann ich es auch. Ich betrachte meine jetzige Lebensweiſe blos als eine glänzende, ſich für mich eigentlich nicht paſſende Uebergangsperiode.“

„Ihr ſeid ein ſo vernünftiges als hübſches, junges Frauenzimmer, Miß,“ rief Ogilvie mit lebhaftem Antheil. „Ich glaube, Ihr hättet wohl Courage genug, um mit einem Manne mitten in der Wildniß, in einem unſerer Handelsforts, zu leben?“

„Warum nicht, wenn ich ihn liebte?“ ſagte

Fanny, die Frage für einen Scherz nehmend, und in dieſen eingehend. „Ich würde mich, in dieſem Falle, weder vor dem Tomahawk der Indianer, noch vor dem nordiſchen Winter fürchten.“

„Bravo, Miß!“ rief der Pelzjäger. „Was würdet Ihr aber ſagen, wenn ich einmal wieder herkäme, wenn ein junger Agent der Kompagnie mich begleitete, und ich Euch dann an Euer Wort erinnerte?“

„Ei, Ihr ſcherzt! Der Fall wird nicht eintreten;“ ſprach Fanny lachend.

„Nein, es iſt mein Ernſt!“ ſprach Ogilvie. „Was würdet Ihr erwiedern, wenn ein junger Agent aus FortChippewyan käme und um Euch anhielt?“

„Ich würde,“ ſagte Fanny in vorigem Tone, „mir den Mann anſehen, ihn kennen zu lernen ſuchen, und dann: ‚Nein‘, oder — ‚Ja‘ ſagen.“

„Gut! — Gut! — Es bleibt dabei; — gebt mir Eure Hand darauf!“ rief der ‚Voyageur‘. „Daß Eduard Sommers, entweder aus eigenem Antriebe, oder indem ich ihm zwei Worte in's Ohr flüſtere, — Euch eine Ausſtattung giebt, wie einer Lordstochter, dafür laßt mich ſorgen.“

„Ihr trauet Euch einen großen Einfluß zu, Sir;" ſagte lachend das Mädchen. „Freilich, da Ihr ein alter Bekannter, ein Freund des Herrn ſeid —"

„Ein Freund? — Hm, ja! Es giebt Freundſchaften verſchiedener Art, und die auf noch verſchiedenere Weiſe geſchloſſen wurden;" unterbrach ſie der Pelzjäger mit einem ſonderbaren heiſern Lachen. „Manchmal erinnern ſich die Freunde nicht gern an die letztere, und da muß man ihrem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen. Mit dieſem iſt es überhaupt ein eigenes Ding. Es giebt Leute, die eine große Summe für ein gutes Gedächtniß hingäben, während andere noch weit mehr bezahlten, wenn ſie dies oder das vergeſſen könnten."

„Wenn Ihr meint, Sir," ſagte Fanny, „daß Mr. Sommers, weil Ihr ihn arm gekannt, Euch vergeſſen haben würde —"

„O, nein," unterbrach ſie der Pelzjäger, „das meine ich nicht! Er erinnert ſich meiner, und wenn wir uns ſeit einem halben Jahrhundert nicht geſehen hätten. Ihr ſollt einmal ſehen, was der Mann für eine Freude über meinen Beſuch haben, und wie er Tom Ogilvie beim erſten Blick wieder erkennen wird."

breite, auf lange Stangen gepflanzte, gerade gerichtete Senſen. — Langſamen Schrittes, doch näher und näher bewegte ſich der Zug. Er nahm ſeine Richtung nach der Gegend, wo der Kurfürſt ſaß. Jetzt war er wenige Schritte von dieſer Stelle angelangt und ſtellte ſich, zwar ohne militairiſche Evolutionen und Commando's, doch in einer ziemlich geraden Linie auf. — Der Fürſt erhob ſich von ſeinem Sitze und ging an der Spitze ſeiner Umgebungen auf die Neuangekommenen zu. Auch der Feldmarſchall, Schwanitz, Roſenblatt und Froben richteten ihre Schritte auf dieſen Punkt. Neugierig blickte Letzterer auf ein emporragendes, mächtiges Panier. Ein Windſtoß breitete es eben aus. Wir ſind, las Froben:

Wir ſind Bauern von geringem Gut
Und dienen dem Kurfürſten mit unſerm Blut!

Es ſind drei Bauercompagnien aus den mir gehörigen Dörfern, gnädigſter Herr! ſprach Schwanitz zu dem Herrſcher, welcher mit Rührung auf die langen Reihen der Landleute, denen die Liebe zu ihrem angeſtammten Fürſten die Waffen in die Hand gegeben, blickte; die Ankunft Herrn Roſenblatt's und die Nachrichten, die wir durch ihn empfingen, ſetzten uns in den Stand, hier früher als unſere Nachbarn eintreffen zu können.

Der ‚Voyageur‘ lachte laut, als er dieſe Worte ſprach, aber es lag etwas ſo Eigenthümliches, faſt Grimmiges in dieſem Lachen, daß Fanny dadurch zuſammenſchrak. Dies war um ſo mehr der Fall, als der Pelzjäger auf einmal in ſeinen frühern finſtern Ernſt überging, ſeine breite ſchwielige Hand auf ihren Arm legte und ſagte:

„Glaubt mir, Miß, Tom Ogilvie iſt nicht der Mann, der ſich irgendwo in einen Winkel, oder vor die Thüre ſtellen läßt, und er hat vor keinem Menſchen, der reich iſt, jemals einen Katzenbuckel gemacht. Im Gegentheil, es hat Augenblicke in meinem Leben gegeben, wo ich, der Arme, der vom Schickſal Gehetzte, irgend einen Begünſtigten, der die Naſe hoch trug, beim Genick packen konnte, wie der Hatzhund das Kaninchen beim Genick packt, und wenn ich ihn dann tüchtig ſchütteln und wieder laufen laſſen konnte, ſo iſt mir das immer eine Luſt geweſen.“

Die Züge des Mannes trugen in dieſem Augenblicke einen ſolchen Ausdruck von Grimm, Grauſamkeit und tödtlichem Haß, daß das Mädchen ſchauderte, und der Meinung war, wie das Bild, welches Ogilvie bei ſeinem Gleichniß gewählt, ein ungemein paſſendes ſei.

Sie war dabei ſehr ſtill geworden, und ſuchte eben ein anderes Thema der Unterhaltung auf, als ſich die Thür aufthat und Mr. Sommers mit ſeiner Gattin eintrat.

Er ſah ziemlich bleich aus, und es kam Fanny vor, als ob er bei dem Anblicke des Pelzjägers wie überraſcht zuſammenfahre. Ogilvie ſchien dies zu bemerken, jedoch ohne eben unangenehm davon berührt zu werden.

„Ei, Sir," rief er lachend, indem er ſich erhob, „ich hoffe, Ihr erſchreckt nicht, daß der alte Tom noch auf der Welt iſt und Euch heimſucht! Ja, es iſt nicht anders! Noch haben mich die Sioux nicht ſcalpirt, die Bären nicht gefreſſen und die Wellen des Saskatſchewan nicht verſchlungen, wenn es auch gute Freunde gegeben hätte, die bei der Nachricht nicht eben vom Schlage getroffen worden wären."

„Seid mir willkommen, Tom! — Ich hoffe, es iſt Euch wohlgegangen?" ſagte Sommers, ihm, wie es Fanny vorkam, mit einem gewiſſen Widerſtreben die Hand reichend.

„Prächtig; ich bin nicht verhungert;“ erwiederte der Pelzjäger kurz.

„Ihr ſeid auf der Reiſe nach Montreal? — Ich hoffe, Ihr ruht einen Tag oder länger bei uns aus;“ ſprach Sommers gefaßter.

„Oder länger?“ wiederholte Ogilvie lächelnd. „Ich danke Euch, wenn dies Eure aufrichtige Meinung iſt. — Morgen früh,“ ſetzte er mit rauhem Tone hinzu, „gehe ich nach Montreal. Ich habe ein Geſchäft dort. Nachher reden wir davon.“

„Miſtriß,“ ſagte er mit mehrerer Freundlichkeit zu der Hausfrau, indem er aus dem Jagdranzen ein Packet herausnahm und aus dieſem drei wunderſchöne Biberfelle entrollte, „hier eine kleine Vergütung für die Unruhe, die ich verurſache.“

Madame Sommers nahm das Geſchenk mit Freundlichkeit auf, doch konnte man eine gewiſſe Aengſtlichkeit dabei bemerken. Da es bereits Zeit zum Abendeſſen war, ſo wurde die Tafel ſervirt, das Gepäck des Pelzjägers nach einem Gaſtzimmer gebracht, und die Geſellſchaft ließ ſich zum Eſſen nieder.

Die Unterhaltung bewegte ſich Anfangs ſehr einſolbig und geſpannt. Mr. Sommers ſprach nach ſeiner Gewohnheit äußerſt wenig, die Hausfrau that einige Fragen an den Pelzjäger, die ſein Hausweſen betrafen, und die dieſer ziemlich kurz beantwortete. Für Fanny ſchien der Fremde eine gewiſſe Vorliebe zu empfinden, denn während in ſeinen Reden, wenn ſie an den Wirth oder deſſen Gattin gerichtet wurden, eine Art Trotz zu bemerken war, zeigte ſich in ſeiner Unterhaltung mit dem Mädchen weniger Gezwungenes, ja es machte ſich ſelbſt eine gewiſſe Freundlichkeit bemerklich. Da auf der Tafel ein paar Flaſchen Claret ſtanden, ſo reichte der Hausherr eine davon Fanny hin, um ihrem Nachbar einzuſchenken, aber der Pelzjäger breitete ſeine Finger über das Glas. —

„Erſt ſprechen, dann trinken;“ ſagte er kurz. „Ich muß Euch erſt ſagen, was mich nach Montreal führt, dann trinke ich ein Glas, wenn auch nicht von dem Zeuge da,“ — er wies auf den Wein, — „ſondern ein Glas Rum, wie ich es gewohnt bin, und wie Ihr es auch gewohnt waret, ehe Ihr ein reicher Mann geworden ſeid. — Ihr wißt, Sir,“ fuhr er fort, „daß, als ich das letztemal

Euch beſuchte, mein Weib geſtorben, und mein Sohn ein Knabe von etwa zwölf Jahren war.“

„Ihr brachtet ihn auf die Schule nach Montreal und ich denke, ich habe Alles nach Euren Wünſchen dort beſorgt;“ verſetzte der Hausherr. „Meiner Meinung nach, nahmet Ihr ihn nur etwas zu zeitig wieder zurück.“

„Er ſollte kein Komtoirhocker werden;“ fiel der Pelzjäger ein. „Leſen und ſchreiben ſollte er lernen, und damit holla! Ich nahm ihn, als er ſechszehn Jahr alt war, nach Fort Chippewyan. In der Jagdzeit begleitete er mich, außer dieſer kopirte er Rechnungen auf der Station — er ſollte die Federfuchſerei doch nicht ganz vergeſſen, endlich ward er als Unteragent angeſtellt.“

„Es geſchah, als er kaum zwanzig Jahr alt war, und die Sache hat mir, wie Ihr wiſſen werdet, viel Mühe gekoſtet;“ ſagte Sommers.

„Hat ſie? — Nun ich glaub's ſchon! Ein gutes Wort für einen armen Teufel einzulegen, macht den reichen und vornehmen Leuten ſtets viel Mühe;“ erwiederte Ogilvie mit ein.m malitiöſen Seitenblicke.

„Der Junge,“ fuhr er nach kurzer Pauſe fort,

„iſt jetzt vierundzwanzig Jahre alt, und ich denke, es iſt Zeit, ein Neſt für ihn zu bauen, das ihn warm hält. — Ihr, Sir, dachtet auch in dieſem Alter daran. Ihr hattet dafür einen bewundernswürdigen Tact und dürft Euch eben nicht über den Erfolg beſchweren. Was mich betrifft, ſo habe ich mich nie ſehr auf meinem Vortheil verſtanden, und wer dafür kein Talent und ſonſt noch Unglück hat, dem fegt der Sturm ſelbſt den brennenden Schwamm von der Tabackspfeife. Mit einem Worte, ich blieb ein armer Teufel. — So aber, Sir, ſoll es meinem James nicht gehen, und dazu ſollt Ihr mir behülflich ſein. — Ich denke,“ ſchloß er rauh, „ich bin Euch auch einſt hilfreich geweſen.“

„O, gewiß! — Ganz gewiß! — Ich habe es nicht vergeſſen;“ ſagte Sommers ängſtlich.

„Ich auch nicht,“ ſprach trocken der Pelzjäger, „deshalb ſpreche ich eben Euren Beiſtand an. Ein Dienſt iſt des andern werth. — Nun, ſeht, Sir, im Fort Saskatſchawan wird jetzt eine Agentenſtelle offen, und die ſollt Ihr meinem Sohne verſchaffen.“

„Ei, Tom, wo denkt Ihr hin!“ fiel Sommers ein. „Euer Sohn iſt noch ſehr jung, iſt erſt ſeit vier Jahren Unterbeamter —“

„Mit kaum ſechszig Pfund Gehalt!“ rief Ogilvie. „O man weiß es, wie Ihr reiche Leute uns arme Teufel bezahlt! Das Lumpengehalt ſteht ohnehin nur auf dem Papier, denn mit dem Kredit, den die Kompagnie uns eröffnet, nehmt Ihr uns, ſo zu ſagen, mit Leib und Seele gefangen. Wie Satan, führt Ihr uns immer tiefer und tiefer hinein, bis wir für immer Euch verfallen ſind. Mit dreißig bis fünfzig Prozent Gewinn, liefert Ihr uns, was wir nöthig haben, und wenn das Jahr um iſt, ſo haben wir nichts, als das nackte Leben, und ſtecken nur noch tiefer in Eurer Schuld.“

„Was mich anlangt,“ ſagte Sommers warm, „ſo kann ich bei Ehre und Leben betheuern, daß keine Verſammlung der Aſſociés vorgekommen iſt, wo ich nicht die Sache der Pelzjäger und Unterbeamten nach Kräften vertheidigt und die Einführung eines andern Syſtems beantragt habe.“

„Iſt eines eingeführt worden? Werden wir weniger gepreßt und ausgeſaugt, wie ſonſt?“ fragte

Ogilvie, und in ſeinen Augen funkelte etwas wie Widerwille und Haß. „Aber ſo habe ich noch alle die vornehmen Herren ſprechen hören. Erinnert Ihr Euch noch des alten Jak Thiſtlewaite, des Oberfactors, in Fort Churchil? — Das war ein ſchnurriger Kerl, Miß!“ ſagte der Pelzjäger lachend, ſich zu Fanny wendend. „Sah er einen Ballen hübſcher Biberfelle, ſo bot er ſtets die Hälfte des Preiſes, und ſetzte, wenn es ein Weißer war, der ſie brachte, ſein Ehrenwort zum Pfande, daß er nicht mehr geben könne; war es aber eine Rothhaut, ſo beſchwor er es bei Manitou; dazu weinte er vor Rührung, daß ihm die Thränen über die Backen liefen, wenn von der Noth der ‚Trapper‘ oder der Indianer die Rede war, betrog aber beide indeß nach Möglichkeit. — Was meinen Sohn anlangt, Sir,“ ſprach er, ſich wieder zu Sommers wendend, „ſo ſage ich Euch, daß ich das Eiſen, dieweil es glüht, geſchmiedet haben will, und daß Ihr die Stelle ihm verſchaffen müßt.“

„Seid vernünftig, Tom!“ fiel Sommers ein. „Was würde die Generalverſammlung denken, wenn ich einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren zu einer Oberagentenſtelle, auf welche nur altgediente Leute Anſpruch haben, vorſchlage!“

„Sie würden meinen, Sir, daß Ihr ſeinem Vater Verpflichtungen hättet, denen Ihr Euch unter keinen Umſtänden entziehen könntet, und darum würden ſie auf Euren Vorſchlag eingehen.“

Dieſe Worte ſagte der Pelzjäger mit einem harten, faſt drohenden Tone, und begleitete ſie mit einem Blicke, daß Fanny davor zuſammenſchrak.

„Wenn ich auch gern Eure Bitte erfüllen wollte,“ verſetzte Sommers kleinlaut, „ſo kommt doch ein eigener Umſtand hinzu. Ich bin im Begriffe, meinem Sohn, den ich jeden Tag erwarte, meinen Antheil an den Geſchäften der Kompagnie zu übergeben, und kann dann den Verſammlungen derſelben nicht mehr beiwohnen.“

„Ihr würdet in dieſem Falle,“ ſagte Ogilvie kalt, „die Sache durch Euren Sohn müſſen durchfechten laſſen. — Ich denke, es iſt gleich, wer einen Wechſel einzukaſſiren hat, wenn dem urſprünglichen Gläubiger nur die gehörige Valuta geſichert iſt. Daß ich dieſen aber mit Recht auf Euch ziehe, werdet Ihr wohl nicht beſtreiten wollen. Ich meine, Ihr erinnert Euch noch des Tages, an dem er ausgeſtellt wurde. Es war am Ufer des Kupferminenfluſſes, bei den Waſſerfällen, dort auf der breiten Felſenplatte, die über den Strom hinaushängt —"

„Ja, Tom, ich erinnere mich Eurer Dienſte ganz genau, und werde thun, was in meinen Kräften ſteht;" fiel Sommers mit einem eigenthümlichen, beinahe zitternden Tone der Stimme ein. „Verlaßt Euch darauf, Euer Sohn ſoll die Stelle haben, wenn ſie nur zu erlangen iſt."

„Nun, ich wußte es wohl," ſagte Ogilvie lächelnd, und in einem weit mildern Tone als früher, „daß Ihr die Wünſche des alten Tom nicht unberückſichtigt laſſen würdet. — Und ſo, Sir, denke ich, iſt unſer Geſchäft abgemacht. Ich gehe morgen nach Montreal und reiche bei den Directoren meine Bittſchrift ein, Ihr aber unterſtützt ſie. Jetzt trinke ich auch ein Glas Rum auf Eure und Eurer Lady Geſundheit."

Der Pelzjäger veränderte nun ſeinen Sprachton auffallend. Er hatte nicht mehr das Harte, Höhniſche, Drohende, es war vielmehr die Sprache eine zwar ungebildeten, aber nicht unverſtändigen, un

Ihr ſeid zu früh gekommen! ſprach der Kurfürſt gerührt und wie in tiefes Sinnen verſunken.

Wollet zu Gnaden halten, gnädiger Herr! entgegnete Schwanitz eifrig. Die Schweden merkten nicht das Geringſte von ihrem Marſche. Durch Wälder und Brüche habe ich den Leuten den Weg vorgeſchrieben.

Sie kommen, ſprach Friedrich Wilhelm lächelnd, um anderthalb Jahrhunderte zu früh, mein treuer Schwanitz. — Aber, laßt einen Kreis formiren. Ich möchte gern einige Worte zu dieſen treuen brandenburgiſchen Herzen ſprechen.

Schneller und regelloſer, als eingeübte Truppen es wol gethan haben würden, bildeten die Landleute einen weiten Zirkel um den Kurfürſten. Aller Augen ruhten mit Zuverſicht und Liebe auf dem Helden, der in der Mitte ihrer Scharen ſtand, und jedes Herz ſchlug lebhafter unter dem Leinenkittel, der es deckte, als der Fürſt zu ſprechen begann.

Vergeblich würden wir uns bemühen, die Rede des Helden in ihrer ſchlichten, einfachen Größe wiederzugeben. Wir begnügen uns, zu ſagen, daß der Eindruck, den ſie auf die Gemüther der Hörer hervorbrachte, der Stärke der ſeelenvollen Worte gleich kam. Im Allgemeinen erlauben wir uns nur, anzumit ſeinem mühevollen Metier genau vertrauten Mannes. Vorzüglich richtete er ſeine Rede an Fanny. Er beſchrieb ihr ganz ausführlich Fort Saskatſchawan, das er, wie er ſagte, erſt ganz vor Kurzem beſucht hatte. Er meinte, es läge zwar auf einem ziemlich gefährlichen, von treuloſen „Rothhäuten“ umgebenen Punkte, beſtehe aber aus einigen ganz hübſchen mit Zink gedeckten Häuſern, die mit einer zwanzig Fuß hohen Verpalliſadirung umgeben, und im Innern ganz nett eingerichtet ſeien. Der Agent, der dort befehlige, könne ſich, ſo zu ſagen, als der Fürſt der ganzen Gegend, die freilich eine menſchenleere Wildniß ſei, anſehen. Habe er nur einen gehörigen Vorrath von Thee, Rum und andern Luxusartikeln, ſo fehle ihm nichts weiter, da die Jagd und der Fiſchfang die nothwendigen Bedürfniſſe im Ueberfluſſe lieferten. Schmackhaftere Lachſe, fettere Biſonsbuckel und zartere Hirſchkeulen, ſchloß er, gebe es auf dem ganzen Gebiete der Kompagnie nicht, und es fehle dem künftigen Gebieter zu Fort Saskatſchawan dann nichts als die Gebieterin, die ſie ihm verzehren helfe.

Der Pelzjäger kicherte ſtill vor ſich hin, als er dieſe Worte geſprochen hatte, dann winkte er Fanny bedeutungsvoll zu, und bat ſie ein Glas Wein auf die Geſundheit ‚ihres Zukünftigen‘ mit ihm zu trinken. Er ſelbſt that jedoch im Rum Beſcheid, indem er ein mächtiges Glas bis auf die Nagelprobe leerte. — Obwohl man nicht ſagen konnte, daß das Getränk den Pelzjäger in einen berauſchten Zuſtand verſetzt hätte, ſo exaltirte es ihn doch einigermaßen und er begann von ſeinen Streifzügen und Indianerkämpfen zu erzählen. Eine große Erbitterung gab ſich in ſeinen Darſtellungen gegen die Eingebornen kund.

„Es iſt ein treuloſes, verrätheriſches Geſchlecht!“ rief er, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend. „Man ſollte ſie niederſchießen, wo man ſie findet, denn eher iſt ein Wolf zu zähmen, als ſo ein boshafter Sioux, und ein Panther iſt dankbarer gegen di Hand, die ihm Nahrung reicht, als eine ‚Rothhaut‘ Wie war es zu Fort Churchil! Waren da gegen zweihundert Indianer zu der jährlichen Abrechnun verſammelt. Sie tranken, tanzten, ſchrieen, wi das ſo in ihrer beſtialiſchen Art iſt, und ſchiede endlich in lauter Liebe und Güte. Am andern Mor gen fand man drei unſerer „Trapper" todt und ſcalpirt. Sie hatten ſich ein Mooſethier zugeeignet, das die Rothhäute angeſchoſſen, und darüber war Streit entſtanden. — Aber auch die Jagd wird in den Grund ruinirt, ſo lange nicht die Indianer bis an die Mündungen der nördlichen Flüſſe zurückgedrängt werden. Stoßen ſie auf eine Heerde Rennthiere oder wandernde Biſons, ſo tödten ſie alle bis auf das letzte Stück, wenn es irgend in ihrer Gewalt ſteht. Ich kann ſelbſt davon ein Beiſpiel erzählen. Es war vor fünf Jahren, als ich mich zu Stony Point befand. Ich hatte einen Schaden am Fuße, der mich genöthigt hatte, in den Fiſcherhütten der Kompagnie eine Zuflucht zu ſuchen. Aus Langeweile rudere ich auf dem See umher, und lande auf der ſüdlichen Rennthierinſel. Eben ſehe ich eine wandernde Rennthierheerde über den See ſetzen, die indeß plötzlich in Unruhe geräth, und ſich, was ſonſt nicht geſchieht, nach verſchiedenen Seiten zerſtreut. Ein paar Minuten darauf bemerkte ich einige ſterbende Thiere, die von den Wellen geſchaukelt, dicht am Ufer vorbeitreiben, und es will mir bedünken, als ob ich das Klatſchen einer indianiſchen Bogenſehne höre. Ich ſchleiche einem Felſen zu, von woher der Ton zu kommen ſcheint; was ſehe ich? Steht da eine verdammte ‚Rothhaut', und ſchießt ein Thier nach dem andern im Waſſer todt, und ein zwölf- oder funfzehnjähriger Knabe ſpringt vor Freuden immer hoch auf, wenn wieder ein neuer Pfeil von dem Bogen des Vaters fliegt. — Ihr ſeht, Miß," ſagte Ogilvie lachend zu Fanny, „daß die indianiſche Brut ſchon ganz giftig und boshaft, wie eine Klapperſchlange, aus Mutterleibe kommt."

„Und was thatet Ihr, Sir, als Ihr dies ſahet?" fragte das Mädchen.

„Wie ich dies ſah, legte ich die Flinte an den Backen —"

„Herr Gott! Ihr habt den Menſchen doch nicht ermordet?" rief Fanny erſchrocken.

„Wie ſagt Ihr? — Ermordet?" fragte Ogilvie betroffen. — „Nein, ermordet habe ich ihn nicht. Die Büchſe brannte zwar los," ſetzte er kalt hinzu, „aber der Indianer war fort. Er mochte in's Waſſer geſprungen und fortgeſchwommen ſein."

„Und der Knabe?" fragte Fanny weiter.

„Der war auch fort! Ich habe nichts weiter von beiden gehört;“ verſetzte der Pelzjäger mit der vorigen Kälte.

„Es iſt allerdings eine beſondere Eigenthümlichkeit der Indianer, ganz nutzlos unter den Heerden der Wanderthiere zu wüthen, und eben ſo auffallend iſt es, daß da, wo ſo etwas geſchieht, ſich lange Jahre nachher kein Zug derſelben blicken läßt;“ bemerkte Sommers. „Man ſollte alle Mittel anwenden, ihnen ſolche unſinnige Verwüſtungen abzugewöhnen.“

„Ja, und das Mittel ſollte aus gutem Pulver und Blei beſtehen;“ verſetzte der Pelzjäger verächtlich. „Am Theetiſche zu Montreal oder Quebeck, haben ſie ſchon viele andere ausgeheckt, aber keines hat geholfen.“ — —

Schon mit dem früheſten des folgenden Morgens brach Ogilvie nach Montreal auf. Da Sommers bereits am Abende vorher den Begleitungsbrief geſchrieben hatte, ſo erwartete der Pelzjäger nicht das Aufſtehen des Hausherrn, wiewohl ſolcher — wie Ogilvie hämiſch lachend zu Fanny ſagte — dabei um das Vergnügen des Abſchieds käme. — In Kurzem, fügte der Pelzjäger, mit bedeutungsvollem Blicke auf Fanny bei, würde er, und zwar nicht allein, erſcheinen, und dann würden ſie ſich über einen, ſie alle beide intereſſirenden Gegenſtand unterhalten.

Sommers war mehrere Tage noch niedergeſchlagener wie ſonſt, doch als er einen Brief aus Montreal erhalten hatte, ſchien er munterer zu werden. Er theilte der Hausfrau und Fanny mit, daß Ogilvie Montreal verlaſſen hätte, und auf einem andern Wege nach Fort Chippewyan zurückgekehrt ſei. Er ſetzte hinzu, daß deſſen Sohn Ausſicht habe, den Poſten eines Oberagenten der Station Saskatſchawan zu erhalten, indem es ſich gezeigt, daß gegen die Aufführung des jungen Mannes nichts einzuwenden ſei, vielmehr ſich ſolcher ſtets thätig und ordentlich betragen habe. Sommers ſchien mit dieſer Nachricht ein Stein vom Herzen gefallen zu ſein, und Fanny, da es auf der Hand lag, daß, um eines frühern Vorgangs willen, der Hausherr nur ungern den Pelzjäger wiederſah, verſchwieg deshalb, daß dieſer beim Abſchied von baldiger Wiederkehr geſprochen hatte.

Es war nicht lange Zeit nachher, als ein anderer Beſuch, aber diesmal ein willkommener, die Bewohner von ‚les cedres' überraſchte. William Sommers erſchien, um die Geſchäfte des Vaters als Aſſocié der Kompagnie zu übernehmen, und da die Auseinanderſetzung und Beſtätigung von Seiten der Direction längere Zeit erforderte, ſo verlängerte ſich der Aufenthalt des jungen Mannes auf ein paar Wochen. Fanny ſah William zum erſtenmal, und doch war es ihr, als ob ſie ihn ſchon längſt gekannt habe. Sie hatte in ihm das Ideal gefunden, das in den Augenblicken, wo das jugendliche Herz ſich nach einem andern Herzen ſehnt, vor ihrer Seele ſtand. Ohne ausgezeichnet ſchön zu ſein, war William Sommers dennoch ein ſehr hübſcher Mann. Was ihn beſonders angenehm in's Auge fallen ließ, war ſeine ſchlanke und doch dabei kraftvolle Geſtalt, ſeine edle Haltung, ſeine geiſtreichen und dabei faſt kühn zu nennenden Züge. Wirklich hatte er, als der Vater ihm den Antrag machte, ſeine Geſchäfte zu übernehmen, eine ſo ausgedehnte als gefahrvolle Reiſe gemacht; er wollte die Handelseinrichtungen, wie das Terrain der Kompagnie auf's genaueſte ſtudiren. Noch ſah man dem jungen Mann die

Strapatzen der Reiſe an, auf der er alle Forts, von dem am Sclavenſee bis dahin, wo ſolche an die Etabliſſements des Nordweſtkompagnie ſtoßen, beſucht hatte, aber man konnte auch bemerken, daß er der Mann ſei, deſſen Muth durch keine derſelben gebeugt worden war. Fanny hörte halb mit Angſt, halb mit Vergnügen zu, wenn William auf die lebendigſte, anſchaulichſte Weiſe von ſeinen Streifzügen erzählte. Es war in der That intereſſant zu hören, wenn der junge Mann ſich über die Art und Weiſe ausließ, wie er wohl auf hundert Meilen von jedem andern Etabliſſement entfernt, den vorigen Winter mit zwei Pelzjägern und drei Indianern in dem zerſtörten Fort Entrepriſe zugebracht. Hier, von Schneeſtürmen eingeſchloſſen, hatten ſie einige Wochen von dem wenigen Wilde, was ſie unter ſolchen Umſtänden zu erlegen im Stande waren, gelebt. Als indeß auch die letzten Wanderthiere ſie verlaſſen hatten, meilenweit keine andere Fährte, als die eines einſam herumſchweifenden Fuchſes, oder einiger Mäuſe auf dem Schnee, zu erblicken, und das letzte Loth Pemmican (gepulvertes Rindfleiſch), ein gewöhnliches Nahrungsmittel reiſender Pelzjäger, aufgezehrt war, hatte die Noth einen Höhegrad erreicht, welcher Menſchenkräfte zu überſteigen drohte. Ein übelſchmeckendes Kraut, von den „Trappers“ Tripe de roche (Felswurz, **Pyrophora**) genannt, und zerſchlagene, in Waſſer zerkochte Rennthierhörner, die in den Ruinen des Forts gefunden worden, waren nun das einzige Nahrungsmittel geweſen. Ein junger Indianer, den William ſeit fünf Jahren bei ſich hatte, und der ihn auch nach „les cedres“ begleitet, hatte dieſe Winterreiſe mitgemacht und ſich ſeinem Herrn ungemein hilfreich erwieſen. Tagelang war er umhergeſchweift, um irgend einen Raubvogel, eine Krähe, die ſich beim Erſterben alles Lebendigen noch in der Wildniß verſäumt hatte, zu erlegen, und ſie als einen Leckerbiſſen ſeinem Herrn zu bringen. Der Jüngling gehörte zu dem Stamme der „Hundsrippen-Indianer“, und war einſt in der Nähe des großen Sclavenſee's halbverhungert im Walde gefunden worden. Damals ein Knabe, war er jetzt zu einem hübſchen achtzehnjährigen Jünglinge aufgewachſen. Sein indianiſcher, faſt unausſprechbarer Name, welcher: „Der welcher ſich nicht fürchtet“ bedeutete, war von den Pelzjägern in: „Hans

Ohnefurcht" zuſammengezogen worden, und William verſicherte oft lachend, daß der junge Menſch den Namen mit der That führe. Immer hatte er ihn ſich unerſchrocken und in allen Beziehungen brav benehmen ſehen. Seit William ihn zu Croß Point zu ſich genommen, bewies der Indianer ihm die größte Anhänglichkeit. Sein Herr vergalt ihm dieſe indeß auf alle Weiſe. Da „Ohnefurcht" eine große Abneigung zeigte, ſich europäiſch zu kleiden, ſo hatte William ihm Indianertracht, wenn auch etwas verſchönert oder veredelt, machen laſſen. Die Mocaſſins waren überaus zierlich genäht, der Tomahawk im Gürtel war mit Silber eingelegt, und der „Medicinbeutel", worin der Indianer Geld, Taback oder ſonſtige Kleinigkeiten zu verwahren gewohnt iſt, war ihm von einer Dame zu Montreal, die damit auf ſeinen Herrn ſpeculirte, verehrt, und von ihr eigenhändig geſtickt worden.

Da William längere Zeit zu „les cedres" verweilte, ſo war er mit Fanny ſehr genau bekannt worden. Es konnte ihm nicht entgehen, daß das Mädchen ſich für ihn intereſſire, wenn er ſah wie ihr Auge ſtets auf ihm ruhte, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, führen, daß, nachdem der Herrſcher ſeinen Dank für die Anhänglichkeit an ihn und ſein Haus, ſowie die Anerkennung ihrer Liebe zum Vaterlande ausgeſprochen, er hinzufügte, daß nur der äußerſte Nothfall ihn bewegen würde, die Scharen ſeiner treuen, aber des Krieges unkundigen Landleute gegen die geübteſten Truppen Europas zu führen.

Trauert nicht, meine Kinder! ſchloß der Held, als er einen ſtillen Schmerz, von ſeinen letzten Worten hervorgerufen, in den Geſichtern der Treuen erblickte. Das Gefühl, welches Euch zum Kampfe rief, das Euch das Schwert, die Lanze in die des Streites ungewohnten Hände drückte, es wird, einmal zum Leben erwacht, in dieſen Gauen nimmer ſterben. Bedroht von zehn Mal ſtärkern Feinden, werden nach Jahrhunderten Euere Enkel, eine Wehr des Landes bildend, freudig zu den weiß und ſchwarzen Fahnen eilen. In gleicher Linie, zur Seite guter, des Krieges kundiger Truppen kämpfend, werden ihre Scharen, ein Gegenſtand der Bewunderung Europas, den Sieg von den Geſtaden der Oſtſee bis zu dem Weltmeere tragen. Gleich fertig und geübt in Handhabung des Pfluges wie des Schwertes, wird einſt der junge Landmann alljährlich zu der Waffenübung ſtrömen, doch ſparend das freudig dargebotene wie ihr Ohr jedem Worte lauſchte, das über ſeine Lippen kam. William hatte zu Quebeck und Montreal viel ſchönere, auch wiſſenſchaftlich gebildetere Mädchen kennen lernen, wie Fanny war, aber gemüthlicher, liebenswürdiger, natürlicher, war ihm noch keins vorgekommen. Zum erſtenmale dachte er jetzt daran, daß, wenn er ſich je verheirathen ſollte, ſeine Erwählte Fanny gleichen müſſe. Der Gedanke, dieſe in Jener zu finden, lag allzunahe, als daß er nicht der unmittelbare Nachfolger des erſteren geworden wäre. Er beſchloß indeß zuerſt mit ſeinen Eltern über den Gegenſtand zu reden, ehe er Fanny etwas von demſelben merken ließ. Letzteres ſollte erſt geſchehen, wenn er die Einwilligung jener erhalten haben würde, und überdies erſt dann, wenn er von Quebeck, wohin ihn eine Geſchäftsreiſe rief, zurückkehren würde. Je länger er ſich zu ‚les cedres‘ aufhielt, je ſchwerer ward es ihm ſeinen Vorſatz durchzuführen, deßhalb beſchloß er die Reiſe baldmöglichſt anzutreten, vorher entdeckte er aber dem Vater ſeine Abſichten. Es machte William ganz glücklich, als dieſer augenblicklich darauf einging. Er glaube gern, ſagte Mr. Sommers, daß William leicht ein reicheres, einer angeſehenen Familie angehöriges, vielleicht auch ſchöneres Mädchen finden könne, aber nie würde er eine Wahl treffen können, die ſeinem Vaterherzen eine willkommenere ſein würde. Auch Miſtriß Sommers, als ſie die Abſichten des Sohnes vernahm, war hocherfreut. Fanny war ihre nächſte Verwandte, ſie liebte ſie, wie eine Tochter, warum hätte ihr die Verbindung mit William nicht Freude machen ſollen? Als der junge Mann abreiſ'te, als er von Fanny Abſchied nahm, als er das Mädchen erröthen und erbleichen, und einen Strom heißer Thränen aus ihren Augen ſtürzen ſah, da wäre das Wort, das bis zu ſeiner Rückkehr unausgeſprochen bleiben ſollte, beinahe ſeinen Lippen entſchlüpft, aber ſtark, wie er war, riß er ſich muthvoll los, ſich dabei ſtill gelobend, wenn er wiederkäme, nicht einen Augenblick zu ſäumen, ihr die Gefühle ſeines Herzens zu entdecken. —

Es war Fanny nach Williams Abreiſe zu Muthe, als ob ſie erſt, nachdem ſie den jungen Mann geſehen, das Glück und die Freude kennen gelernt, und als ob ſie nun beide für immer verlaſſen hätten. Als William da war, erſchien ihr

Alles, der Wald, der Strom, die Wohnung, wie von roſigem Licht umfloſſen, und nun war Alles ſo trübe, ſo öde, ſo todt. Sie liebte den Jüngling mit den heißeſten Erſtlingsgefühlen eines jugendlichen Herzens. —

Die Abweſenheit Williams verzögerte ſich mehr als früher berechnet worden war. Berichte, die er den Directoren über das Verhältniß der Factoreien der Amerikaner zu denen der Hudſonsbai-Kompagnie abgeſtattet hatte, veranlaßte dieſe, ihn nach New-York zu ſenden, um vorgekommene Mißverſtändniſſe auszugleichen. Inzwiſchen liefen oft Briefe von ihm ein. In allen erkundigte er ſich ſo angelegentlich nach Fanny, Miſtriß Sommers lächelte dann ſo freundlich und ſcherzte ſo liebevoll mit dem Mädchen, daß dieſes endlich immer mehr auf den Gedanken kam, wie die Erkundigungen wohl etwas mehr, als bloße Höflichkeitsformeln ſein möchten. Fanny erſchrak faſt, als ſie zum erſtenmal auf den Gedanken kam, von William geliebt zu ſein. Sie ſagte ſich, daß es ſie nur allzuunglücklich machen würde, wenn ſie eine Idee in ſich aufkommen ließe, die ſich als eine Täuſchung erweiſen könnte. Jeder neue Brief des jungen Mannes regte indeß in ihrem Herzen auf's neue dieſen Gedanken an, bis ſie ihn nicht wieder verbannen konnte, und ſich eingeſtehen mußte, daß ohne William kein Glück für ihre Zukunft denkbar ſei. Halb vor Freude, halb vor Angſt zuſammenſchreckend, vernahm ſie eines Tages aus dem Munde des Hausherrn, daß er ſeinen Sohn in Kurzem erwarte, da dieſer bereits von New-York nach Quebeck zurückgekehrt ſei. Eine andere Ueberraſchung war indeß für die Bewohner von „les cedres" bereitet. Es war eines Tages, da man ſich eben zur Tafel niederſetzen wollte, als ſich die Thüre öffnete und Tom Ogilvie in Begleitung eines jungen Mannes eintrat. Der Letztere konnte weder ſchön noch häßlich genannt werden. Seine Züge waren nicht abſtoßend in ihrem Geſammtausdruck, hatten aber eben ſo wenig etwas Anziehendes, und mochten am beſten mit dem Ausdrucke „gemein" bezeichnet werden können. Die Kleidung war de eines Farmers ähnlich, der lange nicht in eine Stad gekommen war, und ſich deshalb eben nicht ſonderlich um die Modeforderungen hatte bekümmern können. Tom Ogilvie ſtellte den jungen Menſchen a ſeinen Sohn vor und ſagte, daß dieſer eben im Begriff ſei, nach Montreal zu reiſen, indem er die Agentenſtelle im Fort Saskatſchawan erhalten hätte, und ſich nur bei der Direction der Kompagnie ſeine Beſtallung und die nöthigen Inſtructionen holen wolle. Er ſelbſt würde die Rückkehr deſſelben zu „les cedres“ erwarten. Während des Eſſens war die Aufmerkſamkeit Fanny's vorzüglich auf James Ogilvie, der an ihrer Seite ſaß, gerichtet. Der junge Mann erſchien ihr durchaus nicht ſo zurückſchreckend und ſo widerwärtig, wie ſein Vater, aber dies war auch Alles, was man, hinſichts ſeines Aeußern und ſeines Benehmens, zu ſeinem Vortheil ſagen konnte. Er war vollkommen roh und ungebildet. Welche Saite der Unterhaltung auch angeſchlagen wurde, bei Allem erſchien der junge Menſch unwiſſend oder mindeſtens gänzlich theilnahmlos, nur wenn die Rede auf den Pelzhandel oder die Jagd der Wanderthiere kam, wurden ſeine ſteifen, unbelebten Züge lebendiger, und dann ſprach er ſich allerdings wie ein Mann aus, der mit ſeinem Metier vollkommen bekannt war. In Beziehung auf die Eingebornen theilte er ganz die Geſinnungen ſeines

Vaters. Man müſſe ſie, ſagte er, gegen die Mündungen der Flüſſe, in Regionen, wohin man nicht füglich Niederlaſſungen verlegen könne, zurückdrängen, die beſſern Jagdreviere den ‚Trappern' vorbehalten, und von den Indianern den Ertrag ihrer Jagd durch Branntwein zu erhandeln ſuchen. Letzterer, ſetzte er kalt hinzu, würde dann ſchon ohne weitere Gewaltthaten unter der rothhäutigen Raçe aufräumen. Ehe man nicht den Grundſatz aufſtelle, auf jeden Indianer, der innerhalb der Gebiete der Kompagnie der Jagd obliege, wie auf einen Wolf Feuer zu geben, würde man nie den Verwüſtungen derſelben Einhalt thun können.

Fanny konnte ſich kaum ſagen, wer bei dieſem Geſpräch ihr mehr zuwider war, der junge Mann, der von der Ausrottung der urſprünglichen Bewohner des Landes ſo gleichgültig ſprach, als ob es ſich um die Vertilgung ſchädlicher Gewürme handle, oder ſein Vater, der jede dieſer Anmerkungen mit einem bedächtigen Kopfnicken, oder einem beifälligen Lächeln begleitete. Sie war froh, als Mr. Sommers, der dabei düſter vor ſich hinſah, das Zeichen zum Aufſtehen von der Tafel gab. —

Es war am folgenden Tage, und James Ogilvie bereits nach Montreal abgereiſ't, als ſich Sommers und der Pelzjäger, in einem abgelegenen Zimmer des Hauſes, in einem, wie es ſchien, heftig geführten Geſpräche befanden.

„Alles Schnickſchnack, was Ihr ſagt, Sir, und dem alten Tom werdet Ihr nicht weiß machen wollen, daß nicht ein anderer Grund dahinter ſteckt, warum Ihr eine Verbindung zwiſchen Eurer Verwandten und meinem Sohne nicht zu wünſchen ſcheint;“ ſchrie Ogilvie heftig. „Ihr denkt, weil Ihr jetzt ein reicher Mann ſeid, und Ihr Euch zugleich einbildet, auch ein vornehmer zu ſein, ſo würde eine ſolche Heirath Euch Schande bringen. Ich aber, Sir, habe Euch als einen armen Teufel gekannt, der Gott dankte, als er den Poſten eines Unteragenten erhielt, und dem es ſchlecht anſteht, ſich wie ein Pfau zu ſpreizen und arme Leute zu verachten.“

„Ich erwiedere nichts auf den abſurden Vorwurf, den Ihr und Alle, die einem Andern ſein ehrlich erworbenes, oder ererbtes Gut beneiden, gewöhnlich zu machen pflegen, wenn ſie ihm nichts Anderes vorzuwerfen haben;“ erwiederte Sommers.

„Nichts Anderes! Oho, Sir, Ihr thut heute verteufelt keck! — Doch laſſen wir das jetzt;“ verſetzte Jener boshaft. „Ich habe,“ fuhr er im vorigen Tone fort, „mit meiner Behauptung nur ſagen wollen, wie Eure Reden, daß die jungen Leute ſich erſt kennen lernen müßten, daß Fanny freie Wahl habe und ſo weiter, nur faule Fiſche ſind. Eure Verwandte iſt jung und iſt ein Mädchen, das heißt: ſie will heirathen; ſie hat aber nichts, folglich iſt von langem Wählen, Kennenlernen und Beſinnen, keine Rede, ſie kann nur durch Euch zu etwas kommen, folglich nimmt ſie den, den Ihr vorſchlagt. So, Sir, ſteht die Sache, und wenn Ihr mir blauen Dunſt vormachen und ſagen wolltet: ſie ſtehe anders, ſo habt Ihr einen Plan dabei.“

„Allerdings,“ verſetzte Sommers nach kurzer Pauſe, „habe ich einen Plan —“

„Seht Ihr wohl! — Ich dachte mir es gleich;“ rief Ogilvie hohnlachend.

„Mein Plan iſt, daß mein William und Fann ſich heirathen ſollen;“ ſagte Sommers einfach. „

verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dies nur dann wünſche, wenn die jungen Leute einander gefallen.“

„O, was das Mädchen anlangt,“ fiel der Pelzjäger giftig ein, „ſo zweifle ich nicht, daß ſie ſich in Euren Sohn leidenſchaftlich verliebt hat, denn er iſt einmal ein reicher Erbe.“

„Ihr möchtet,“ erwiederte Sommers, indem er kaum ſeinen Zorn und ſeine Verachtung zu unterdrücken im Stande war, „Euch dennoch täuſchen, wenn Ihr Fanny ſo niedrige Geſinnungen zutraut. Bis jetzt habe ich nicht im geringſten bemerkt, daß ſie meinem Sohne beſonders entgegengekommen wäre. William dagegen liebt das Mädchen, und wird, ſobald er von Quebeck zurück iſt, um ihre Hand anhalten.“

„Bis jetzt alſo,“ ſagte Ogilvie, indem er Sommers forſchend anſah, „iſt es noch nicht geſchehen?“

„Nein, bis jetzt noch nicht;“ erwiederte dieſer unbefangen.

„Wohlan, Sir,“ verſetzte der Pelzjäger kalt, „ſo mögt Ihr geſtatten, daß mein Sohn als Mitbewerber des Eurigen um Fanny’s Hand auftrete, oder vielmehr, daß ich noch heute in James Namen um dieſe anhalte."

„Wie?" verſetzte Sommers überraſcht und mit dem Ausdrucke der tiefſten Indignation. „Ich habe Euch geſagt, daß mein Sohn ſeine Verwandte liebt —"

„Aha, kommt Ihr da heraus?" rief Ogilvie mit offenbarem Hohne und laut auflachend. „Weil Fanny Eure Verwandte iſt, und Euer Sohn ſie haben will, ſo denkt Ihr, daß eine Bewerbung von Seiten des Sohnes eines armen ‚Trappers' ein Ding der Unmöglichkeit, und ſchon der Gedanke an dieſe Heirath eine Art Frechheit ſei! — In der That, die Spielpartie, die zwiſchen uns beginnen ſoll, iſt ein wenig ungleich, wir werden die Steine etwas gleicher vertheilen müſſen. Ich werde deshalb nach Montreal gehen, werde in den daſigen Blättern den Namen Palmer nennen, und werde dabei die Fata einer Reiſe und was dabei vorgekommen, erzählen. Sicher würde das Publikum, möglicherweiſe auch die Juſtiz, von der Sache Notiz nehmen, jedenfalls aber der Rangesunterſchied zwiſchen dem Sohne des armen ‚Trappers' und eines — Nun, Ihr wißt, Herzblut, wird mein Enkel nur dann den edeln Phalanx zum Kampfe führen, wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt, wenn Recht und Ehre ſolches fodern, und wenn der Wahlſpruch meines Hauſes: Jedem das Seine! es erheiſchen wird. —

Kein Auge blieb bei der Rede des Herrſchers trocken. Eine tiefe Stille herrſchte; nur dann und wann vom Schluchzen einzelner, von Rührung fortgeriſſener Greiſe unterbrochen.

Morgen, fuhr der Kurfürſt nach langer Pauſe fort; morgen wird auf dieſer Ebene das Schickſal des Vaterlandes entſchieden werden. Der mehr aus Ueberraſchung denn aus Furcht bisher zurückgewichene Feind wird einen Widerſtand, ſeines ſo oft bewährten Kriegsruhmes würdig, mir entgegenſetzen. Gott wird mit der gerechten Sache, wird mit dem Lande ſein, doch — ich kann fallen. Gern möchte ich für den Beweis von Liebe, den ich ſoeben von Euch empfange, Euch einen Beweis von *meiner* Liebe geben. Mein Nachfolger, ja ſelbſt der Feind, blieb ieſer Sieger in dem Kampfe, er würde ein ſolches Vermächtniß achten. Sprecht, meine Kinder! erbit et Euch etwas zum Andenken dieſes Tages, und ern will ich, wenn es Euch wahrhaft nützen kann, s dann gewähren. —

was ich ſagen will! — ein wenig ausgeglichen werden."

Mit Schreck in den Zügen, mit Angſt in den Blicken hatte Sommers bis jetzt dem Pelzjäger zugehört.

„Ihr ſeid ein böſer Dämon, von der Hölle von Zeit zu Zeit geſendet, mich zu quälen!" rief er jetzt. „Ihr wißt, was geſchah ward von der Noth, nein, von der Verzweiflung geboten, und überdies habt Ihr an dem Vorgange Theil genommen."

„An Allem nicht, Sir! An Allem nicht!" rief Ogilvie mit vorigem Hohne. „Was ich that, richtet die Reputation des ‚Trappers' nicht zu Grunde, während Eure That, wird ſie bekannt, Euch und Eure Familie für immer vernichtet, vielleicht Euch für Eure Perſon in Ketten und Banden bringt. — Fürchtet indeß nicht, Sir," ſprach Ogilvie ruhiger, „daß ich Euch blos aus Luſt unglücklich machen will, ich trete nur gegen Euch auf, wenn Ihr mich dazu zwingt. Ich verlange nichts weiter als gleiches und ehrliches Spiel."

„Ich verſtehe Euch nicht;" fiel Sommers tiefaufathmend ein.

„Ihr werdet mich ſogleich verſtehen, Sir;“ verſetzte der Pelzjäger kalt. „Da es keine Frage iſt, daß wenn Euer Sohn und der meinige zugleich um Fanny anhalten, der letztere zurückſtehen würde, weil er nicht reich iſt, ſo verlange ich, daß Ihr von den Abſichten, die Ihr habt, dem Mädchen nicht eher etwas mittheilt, bis ſie ſich über meinen Antrag entſchieden hat.“

„Und dieſes nennt Ihr ehrliches Spiel?“ rief Sommers heftig.

„Ich nenne es ſo, auf unſer Verhältniß angewendet;“ erwiederte Ogilvie mit voriger Ruhe. „Hätte Fanny zwiſchen zwei jungen Männern zu wählen, deren Vermögensverhältniſſe ſich gleich wären, ſo hätte ich nichts dagegen, ihr von beiden Bewerbungen Kunde zu geben, da dies aber nicht der Fall iſt, ſo iſt es billig, daß der unbemittelte ſich zuerſt bewerben dürfe, und — kurz, Sir, — ich will, daß es ſo ſei.“

„Ich weiß nicht —“ fuhr Sommers auf.

„Was mich zu dieſem Tone gegen Euch berechtigt?“ fiel der ‚Trapper‘ ein. „Das, was an jenem Tage am Flußufer geſchah.“

„Bedenkt doch, Tom —“ hob Sommers an.

„Alles iſt bedacht, und — es bleibt dabei;“ verſetzte Jener.

„Möge Euer Sohn ſich eine andere Frau ſuchen, ich will ſie ausſtatten.“

„Dies wird mit Eurer Verwandten gleichfalls ſo ſein.“

„Ich gebe Euch eine gewiſſe Summe.“

„Kaufen? — Wißt, Sir, es giebt Dinge, die nicht käuflich ſind! Mein Wille zum Beiſpiel. — Mit einem Worte, Sir, gebt Euch keine Mühe. Ihr beugt meinen Vorſatz nicht. So wie ich dies Zimmer verlaſſe, ſpreche ich mit Fanny und halte im Namen meines Sohnes um ſie an. Schlägt ſie, trotz der Vortheile, die ich ihr vorlegen werde und die für die Verbindung ſprechen, dieſe dennoch aus, wohlan, dann werde ich ihr und Euch nicht länger läſtig fallen, fordert ſie Bedenkzeit, ſo gewähre ich ſie bis zu James Rückkehr. In dieſem Falle aber, Sir, hütet Euch mit Fanny ein Wort über die Sache zu reden, denn ſolltet Ihr wagen, durch ein ſolches oder nur durch eine Miene auf ihren Entſchluß einwirken zu wollen, ſo würdet Ihr meine ganze Rache auf Euch laden, und dieſer würde ich nicht eher genügt zu haben glauben, bis ich Euch moraliſch — vielleicht auch phyſiſch vernichtet haben würde.“

Während Ogilvie ſprach, nahmen ſeine Züge einen furchtbaren Ausdruck an. Seine Augen funkelten, wie die des gereizten Wolfes. Es war kein Zweifel, daß er im Stande ſei, ſeiner Drohung Folge zu geben.

Ohne ein Wort weiter zu ſagen, kehrte der Pelzjäger ſich raſch um und verließ das Zimmer. Sommers warf ſich auf das Sopha und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Ogilvie begab ſich, wie er Sommers geſagt, ſogleich zu Fanny. Er erinnerte ſie an das, was er über ihre Zukunft bei ſeiner erſten Anweſenheit mit ihr geſprochen, und hielt dann Namens ſeines Sohnes um ihre Hand an. Das Mädchen war auf's höchſte von dieſem Antrage überraſcht. Ihre Gedanken waren die letzte Zeit zu ſehr mit Willia beſchäftigt geweſen, als daß ſie mit einer Sylbe a Ogilvie's frühere Aeußerung gedacht hätte. Uebrigens war ſie nicht im mindeſten in Zweifel, wa ſie zu thun habe. Hätte ſie auch William nie geſehen, ſo würde ſie James Ogilvie dennoch nie zu ihrem Gatten gewählt haben. Nicht nur, daß er ihr nicht das mindeſte Intereſſe hätte einflößen können, war er ihr vielmehr durch ſeine Aeußerungen über die Indianer beſonders zuwider geworden. Auch die Ausſicht, ihre Zukunft mitten in einer Wildniß an den Ufern des Saskatſchawan, umgeben von rohen Trappern und Indianern, zuzubringen, konnte für ſie, zu ‚les cedres‘ an die Bequemlichkeiten des gebildeten Lebens gewöhnt, eben nichts Anziehendes haben. Freilich, wäre William an James Stelle geweſen, ſo würde ſie ſich nicht einen Augenblick bedacht haben, ihm über Flüſſe und See'n in die Einöde zu folgen; dort in einer Hütte, in einem ärmlichen Blockhauſe mit ihm zu leben, würde ſie allen Bequemlichkeiten, die ſie gewohnt war, vorgezogen haben. In allen dieſen Beziehungen einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen, würde ihr mithin nicht ſchwer gefallen ſein, aber — ſo ſagte ſie ſich — es war doch immerhin eine gute Meinung, die Ogilvie's Wahl auf ſie gelenkt hatte, und dieſe ſofort durch ein trocknes: ‚Nein‘ zu erwiedern, konnte ſie nicht über das Herz bringen. Der Gedanke, Zeit zu gewinnen, um zu überlegen, auf welche Weiſe ſie ihm eine abſchlägliche Antwort am wenigſten unangenehm machen könnte, bewegte ſie, ihm zu ſagen, daß ſie zwei Tage Zeit zur Ueberlegung verlange. Wie die Folge es ergab, war dies freilich der unglücklichſte Entſchluß, den ſie nur faſſen konnte. Hätte ſie ſogleich den Antrag abgelehnt, ſo konnte bei Ogilvie nicht der geringſte Zweifel aufkommen, daß ſie nur nach eigener Eingebung handle, während bei ihrer Forderung ſogleich der Argwohn aufſtieg, daß ſie ſich vor Allem mit Sommers berathen wolle. Dies zu verhindern bot Ogilvie alle Ueberredungskraft auf. Er gab ihr zu verſtehen, daß ihre Verwandten ſie um ihre Geſchicklichkeit in Führung des Hausweſens zu benutzen, ſo lange als möglich von jeder Heirath zurückhalten, und zuletzt mit einer erbärmlichen Ausſtattung ablohnen, oder wenn ſie nicht heirathe, der Gnade des künftigen Erben überlaſſen würden, während ſie jetzt nur das Wörtchen: „Ja“ auszuſprechen brauche, um, wofür er einſtehen wolle, von Sommers eine reiche Mitgabe, vielleicht ſogar eine gute Rente für die ganze

Lebenszeit, zu erhalten. Jemehr Ogilvie indeß in Fanny drang, jemehr beſtand ſie auf der geforderten Bedenkzeit. Der Trapper bewilligte dieſe auch endlich, indem er eine heitere Miene anzunehmen ſuchte, doch bemerkte Fanny deutlich, daß dies nur eine Maske war, um das innere Mißvergnügen zu verbergen. —

Am folgenden Tage machte Ogilvie eine Reiſe nach Montreal, wo er Geſchäfte hatte. Er flüſterte indeß dem Mädchen bei ſeiner Abreiſe zu, daß er am zweiten Tage, Abends, wieder zurückkehren, und ſich dann eine, wie er mit Zuverſicht hoffe, günſtige Antwort von ihr erbitten werde. Fanny befand ſich inzwiſchen in einer großen Unruhe. William hatte an ſeinen Vater geſchrieben, daß er nächſter Tage von Quebeck über Montreal zurückkehren, ſich am letztgenannten Orte einige Stunden aufhalten, ſeine Ankunft zu ‚les cedres‘ aber vorher durch den jungen Indianer, den er vorausſenden werde, wiſſen laſſen wolle. So ſehr Fanny ſich auf Williams Ankunft freute, ſo ſehr wünſchte ſie, daß Ogilvie und ſein Sohn vorher abgereiſ't ſein möchten. Sie kannte Williams etwas aufbrauſende Gemüthsart, und wußte, daß wenn der „Trapper“ mit Sommers auf ſeine gewöhnliche geringſchätzige Art ſprechen würde, dies zu ſehr unangenehmen Erörterungen führen könne. Fanny war deshalb ſehr froh, als Ogilvie bei ſeiner Rückkehr aus Montreal hinwarf, daß er ſeinen Sohn am folgenden Tage erwarte, und daß die Umſtände dann entſcheiden würden, ob er an dem darauf folgenden Morgen abreiſen werde oder nicht.

In großer Unruhe brachte Fanny die Nacht hin. Ihr einziger Wunſch war, daß der nächſte Tag bereits vorübergegangen ſein möchte. Sie ſchrak ſichtbar zuſammen, als Ogilvie mit bedeutendem Seitenblick auf Sommers ihr nach dem Frühſtück vorſchlug, mit ihr einen Spaziergang in das nächſte Wäldchen zu machen, wo ein Landungsplatz war, auf welchem die Indianer, die den Fluß herauf oder herabkamen, gewöhnlich anzulegen oder auch zu übernachten pflegten. Auch die Böte pflegten dort Reiſende einzunehmen oder auszuſchiffen, und man fand dort oft Fahrzeuge liegen. Eine Gelegenheit zur Heimreiſe auszukundſchaften war, wie Ogilvie ſagte, die Hauptabſicht bei dieſem Spaziergange.

So wie beide den kleinen Park verlaſſen hatten, hob Ogilvie von der Bewerbung zu ſprechen an, und erbat ſich Fanny's Entſcheidung. Das Mädchen hüllte die abſchlägliche Antwort in eine Menge verbindlicher Redensarten ein, dennoch bemerkte ſie, daß das Geſicht ihres Begleiters immer düſterer und düſterer, endlich aber finſter wie die Nacht geworden war.

„Ich erkenne Miß," ſagte er in einem gereizten Tone, als ſie zu reden aufgehört hatte, „in Eurer Antwort die Einwirkungen jenes Mannes, der vergeſſen hat, was er einſt geweſen, und der, wie alle reiche und vornehme Leute, nun mit Verachtung auf ſeine ehemaligen Standesgenoſſen blickt. — Ihr werdet mich," fuhr er heftiger, bei einer verneinenden Bewegung des Mädchens fort, „nimmermehr überreden, daß Ihr nicht mit ihm über die Sache geſprochen hättet! Ich ſelbſt habe mit ihm bereits darüber geredet, er geſtand mir, daß er Euch mit ſeinem Sohne verheirathen möchte, und dies iſt der Hauptgrund Eurer abſchläglichen Antwort. Erklärt mir, Miß, auf Euer Wort, daß Ihr nie an eine Heirath mit William Sommers gedacht, daß deſſen

Vater weder direct noch indirect etwas darauf Bezügliches zu Euch geäußert. — Ihr ſeid verlegen, Ihr werdet roth, Ihr könnt es nicht." —

„Ich kann Euch heilig verſichern, Sir, —" hob Fanny ſtammelnd an.

„Ich bitte Euch, Miß," unterbrach ſie der Pelzjäger, in hartem, faſt drohendem Tone, „daß Ihr Euch nicht erſt Mühe geben möget, mir einen blauen Dunſt vormachen zu wollen. Das mag in den Städten — auch in dem glänzenden Landhauſe dort, — ſo Brauch und von Wirkung ſein, in den Wäldern und Prairien iſt man ſolcher Künſte ungewohnt. Ihr ſagt mit überzuckerten Worten: ‚Ich will James Ogilvie nicht zum Manne', und ich antworte darauf: ‚Es thut mir leid, Miß, indeß wird mein Sohn auch anderweitig ein Frau finden.' Soweit iſt Alles in der Ordnung. Ihr habt einen freien Willen. Ich aber, Miß, habe auch den meinigen, und dieſen werde ich nun vor Allem darin auslaſſen, jenem ſtolzen, ſich ſpreizenden Pfau, der ſich ſo ſorgfältig hütet, ſeine häßlichen Beine zu betrachten, die glänzenden Federn ein wenig auszurupfen. Euretwegen hätte ich ihn geſchont; dieſer Grund fällt nun

Mehre Minuten herrſchte eine tiefe Stille; ein alter Bauer trat hervor.

Was ſollten wir bitten, gnädiger Herr? ſprach er traulich. Das größte Uebel, den Feind, den ſchafft Ihr mit Gottes Hülfe aus dem Lande, und wir, wir wollen, wenn Ihr es nur erlaubt, dabei Euch treulich helfen. Die Abgaben — nun ja, die ſind ein übles Ding und drücken ſchwer genug; doch aber beim Lichte beſehen, es mag auch wol nicht anders gehen. Die Schweden — Ihr habt ſie Euch nicht auf den Hals gezogen, ſie kamen ganz von ſelber; ſie zu verjagen, da muß Geld ſein, und Euer ſeliger Herr Vater — ich habe ihn noch ganz wohl gekannt — mag Euch wol auch nicht viel volle Kaſten hinterlaſſen haben. Es war ein recht guter Herr, aber Geld hatte er nicht viel, und wenn er auch welches hatte, ſo konnte er es wenigſtens nicht lange leiden. —

Aber vielleicht Erlaß von einem oder dem andern Euch ganz beſonders beſchwerlichen Dienſte? unterbrach der Kurfürſt lächelnd den Redner.

Potz Schecke! ja, das iſt wahr! rief der Vorige, als einige Naheſtehende ihn am Rocke gezogen und etwas ins Ohr geziſchelt hatten. Ew. Gnaden haben da einen geſcheidten Einfall. Eine Bitte ſolcher weg. Ueberdem hat er, wie ich in Montreal gehört, meinem Sohne eine verteufelt kühle Empfehlung gegeben, und mag in ſolcher meiner eben auch nicht mit beſondern Liebesworten gedacht haben.“

„Herr Sommers kannte Euren Sohn nicht, wie hätte er ihn dringend empfehlen ſollen? Daß er ſich über ſeine Anſtellung freute —“

„Glaube ich gern, weil er mich damit loszuwerden glaubte;“ unterbrach ſie Ogilvie. „Ich ſage Euch, Miß, ich kenne dieſen Menſchen. Er iſt ſo falſch als hoffärtig. Er hat nie etwas aus freiem Willen für mich gethan, obwohl es in ſeiner Macht geſtanden hätte, mir eine Penſion oder dergleichen von der Direction auszuwirken. Jetzt beweiſ't er ſeine Falſchheit auf's Neue, indem er gegen meine ausdrückliche Forderung — Ihr mögt es nun läugnen oder nicht — dennoch von ſeinem Plan, Euch mit ſeinem Sohne zu vermählen, geſprochen hat. Er glaubt, der Sohn des armen Trappers müſſe jedenfalls zurückſtehen und hatte ſogar die Frechheit, mir dies merken zu laſſen, ich aber habe ihm darauf nach Verdienſt geantwortet. Ich ſagte ihm, die Partie, die wir ſpielen, ſolle gleich ſein und ich würde

Sorge tragen daß ſie es würde. Er meint, es ſei eine Schande für ihn, wenn mein Sohn Euer Gatte und ſomit ſein Verwandter würde. Nun, wir wollen ſehen, wer bei einer ſolchen Verwandtſchaft Ehre oder Schande einzuerndten hat, und Ihr — nein, ganz Montreal — ſoll darüber Richter ſein. Ich will dieſem Hochmuthsnarren die Larve abreißen, oder nicht leben. Damit Ihr aber nicht meinen möget, daß meine Worte leere Phraſen ſind, ſo höret folgende Geſchichte, die Ihr binnen vier Wochen im ‚Enquirer' zu Montreal, nur noch viel ausführlicher finden werdet.“ —

Nach kurzer Pauſe fuhr er ruhiger fort:

„Sommers, damals Unteragent in Croß-Point am Sclavenſee, ich und ein ‚Voyageur', Namens Palmer, nebſt fünf Hundsribben-Indianern, wurden abgeſendet, die Gegend zwiſchen dem See und dem Kupferminenfluſſe zu durchſtreifen, um einen Platz, wo früher ein vorgeſchobener Poſten geſtanden hatte, zu beſuchen, und ihn wieder in Stand zu ſetzen, um dort von Neuem den Handel mit den Kupfer-Indianern eröffnen zu können. Der Punkt war der nördlichſte von allen. Mit Recht hieß er ‚Fort Deſolation', denn es gab keinen troſtloſern Aufenthalt. Als wir ankamen, fanden wir die Wohnung faſt in Ruinen. Sie nur einigermaßen wieder herzuſtellen, erforderte mehr Zeit als wir, der Lebensmittel wegen, darauf verwenden durften. Sommers aber beſtand darauf. Durch forcirte Rückmärſche ſollte ſie wieder eingebracht werden. Palmer hatte ſchon Anfangs deshalb mit Sommers einen heftigen Zank. Er ſagte, dieſer würde uns Alle in's Unglück ſtürzen, denn wenn der Winter früher als ſonſt hereinbräche, wären wir verloren. Den nordiſchen Schneeſtürmen könne Niemand widerſtehen, es ſei dann an keine Rückreiſe zu denken, die Indianer würden uns verlaſſen, binnen vier Wochen ſei vielleicht Niemand mehr am Leben. — Sommers, ſchon damals aufgeblaſen und auf ſeine Agentenwürde pochend, beſtand auf längern Aufenthalt, bis das Fort hergeſtellt ſei. So ſehr aber wir mit Hülfe der Indianer arbeiteten, war dieſer Zweck noch nicht völlig erreicht, als in drei Tagen eine ſolche Maſſe Schnee fiel, daß wir in „Fort Deſolation' vollkommen eingeſchloſſen waren. An eine Abreiſe war nicht zu denken, bis der Schnee eine ſo feſte

Rinde bekommen würde, um auf ihm eine Wanderung, die ſtets ein verzweifeltes Unternehmen blieb, anzutreten. So lange noch ein Stück Wild zu erlangen war, ging Alles noch ſo ziemlich, jetzt aber ließ ſich keine Fährte mehr ſpüren, der letzte Sack Pemmican, der letzte Zwieback war verzehrt, und wer beſchreibt unſer Entſetzen, als in der Nacht die fünf Indianer auch verſchwunden waren. Sie hatten uns verlaſſen, um zu verſuchen irgend ein Winterlager ihrer Landsleute zu erreichen, uns aber ihren Plan verſchwiegen, weil ſie fürchteten von deſſen Ausführung abgehalten zu werden. Was für einen Indianer ein gewagtes Unternehmen iſt, iſt für einen Europäer ein Ding der Unmöglichkeit. Wir waren an die furchtbarſte Einöde gefeſſelt, hundert Meilen weit kein menſchliches Weſen, die Natur todt, ausgeſtorben. Wir waren allein, verlaſſen, nichts war bei uns, als der Hunger und die Verzweiflung. — Wir wollten dennoch verſuchen aufzubrechen, um irgend eine Indianer-Niederlaſſung zu erreichen. Umſonſt. Der Schnee war wie Sand, wir verſanken bis an den Gürtel. Bei einer Kälte von dreißig Grad zurückgekehrt, mußten wir Anſtalten treffen, unſer elendes Daſein noch auf mindeſtens vier Wochen lang friſten zu können. Dann, ſo hofften wir, könnte zufälliges Thau- und Froſtwetter den Schnee feſter machen. Abgenagte Rennthier- und Hirſchknochen, die im Fort herumlagen, wurden ſorgfältig geſammelt, zerſchlagen und aus dieſen, ſo wie aus Felswurz, die wir unter dem Schnee hervorſuchten, eine Suppe gekocht, die uns erhalten ſollte. Bald nahmen aber auch dieſe Nahrungsmittel ein Ende. Die Knochen waren verzehrt, die ohnehin ſpärlich wachſende Pflanze mußte acht Fuß tief unter dem Schnee hervorgeholt werden. Endlich ward auch dies unmöglich. Unſere Kräfte waren erſchöpft, und wenn wir ſtundenlang gearbeitet hatten, trafen wir auf nackten Fels oder Moorboden, wo kein eßbares Blatt zu finden war. Wir verzehrten jetzt das Leder unſerer Jagdtaſchen, unſerer Schuhe; ſogar das Pergament, welches einſt in Ermangelung des Glaſes die Fenſterſcheiben gebildet hatte, ward aus dem Holzwerk geriſſen und verzehrt. So ſaßen wir bei einem Holzfeuer im Rauch unſerer Hütte, aus hohlen Augenhöhlen einander anſtarrend, dem heulenden Hunger faſt erliegend. Wir waren ſo erſchöpft, daß wir kaum ſprechen konnten. Da, eines Abends, ſagte Palmer: ‚Es iſt keine Ausſicht vorhanden, uns zu retten. Alle weitere Anſtrengungen ſind unnütz. Ihr thätet beſſer, mich zu tödten und zu eſſen‘.“

„Entſetzlich!“ rief Fanny ſchaudernd.

„Ja, Miß,“ ſagte der Pelzjäger düſter, „auch ich und Sommers riefen: ‚Entſetzlich!‘ aber nach wenigen Minuten blickten wir alle drei auf einander mit den Augen des hungernden Wolfes, Einer gierte nach dem Fleiſche des Andern, und der Gedanke kam uns weniger entſetzlich vor. — Am folgenden Morgen, als Sommers auf ein paar Augenblicke das Haus verlaſſen hatte, ſagte Palmer zu mir, daß Sommers von unſerm Unglück die alleinige Urſache ſei, daß, wenn dieſer zurückkäme, er ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, und daß wir uns dann von ſeinem Fleiſche das Leben friſten wollten. Ich widerſetzte mich indeß dem Vorſchlage, und gab im Laufe des Tages Sommers einen Wink davon, damit er ſich vor Palmer hüten könne. Sein Leben hing damals blos von meinem ‚Ja‘ oder ‚Nein‘, ja von meinem bloßen Kopfnicken ab.“ —

„Er wird ſich dafür gewiß dankbar bewieſen haben;“ fiel Fanny ein.

„Ja,“ ſagte der Pelzjäger trocken, „er nannte mich damals ſeinen Retter, und beweiſ't jetzt, wie er die That zu würdigen weiß. — Doch hört weiter. Am Tage darauf ſagte Palmer: er wiſſe einen Punkt, wo ſich ein Strauch Sumpf-Roßmarin (Ledum palustre) unter dem Schnee befinden müſſe, dieſen wolle er aufſuchen, und wir könnten dann aus den Blättern einen Theeaufguß bereiten. Der Ort war nur wenige Schritte von unſerer Wohnung. Palmer nahm eine Schaufel und ging. Kurze Zeit darauf rief Sommers, er habe einen Raubvogel ſich auf einer Felſenzacke, unfern des Flußufers, niederlaſſen ſehen. — Dies war der Ort, wohin Palmer gegangen. — Sommers nahm die Flinte und verließ die Hütte. — Ungefähr eine Viertelſtunde ſpäter krachte ein Schuß, und einige Minuten darauf kam er todtenbleich in die Hütte zurück. Er erzählte Folgendes: Als er die Gegend des Flußufers erreicht habe, ſei der Vogel fortgezogen, und er habe bemerkt daß Palmer in den Ritzen einer Felsplatte geſchaufelt, dort aber nicht Sumpf-Roßmarin, —

denn ſolcher habe ſchon neben ihm gelegen, — ſondern Felswurz gefunden, dieſe aber ſofort theils gegeſſen, theils im Schnee verſcharrt habe. Er habe ihm dies mit harten Worten vorgeworfen, worauf Palmer, mit der Schaufel in der Hand, wüthend auf ihn losgegangen ſei, und einen Schlag nach ihm geführt habe. Er, um ſich zu vertheidigen, oder den Angreifer vielmehr nur zu ſchrecken, habe die Flinte an den Backen gebracht, da ſei plötzlich das Gewehr losgegangen und Palmer mit zerſchmettertem Schädel todt zu Boden geſtürzt. Sommers war in großer Verwirrung, als er dies erzählte. Wie ich mich erhob, um nach jenem Platze zu gehen, wollte er mich zurückhalten. Er ſagte, er ſei nicht im Stande, die Leiche noch einmal zu ſehen, ich beſtand indeß darauf."

„Und was geſchah mit dem Getödteten?" fragte Fanny ängſtlich.

„Was geſchah?" erwiederte der Pelzjäger kalt. „Wir haben ihn gegeſſen."

„Ha!" rief das Mädchen, vor Entſetzen laut aufſchreiend. „Sommers nicht! — Nicht wahr? Sommers nicht?"

„Auch Sommers;“ erwiederte Jener mit der nämlichen Ruhe. „Wir nährten uns vier Wochen von dem Fleiſche, dann ward die Witterung ſo, daß wir die Reiſe antreten konnten. Wir erreichten endlich Croß-Point.“ —

„Es iſt furchtbar! Es iſt entſetzlich!“ rief Fanny ſchaudernd, nach langer Pauſe.

„Nicht wahr?“ ſprach der Pelzjäger mit düſterm Lächeln. „Meint Ihr nicht auch, daß es in der Zeitung von Montreal einen pikanten Artikel geben wird, wenn man lieſ't, daß der ‚Partner‘ der Kompagnie, der reiche Beſitzer von ‚les cedres‘, wenn nicht ein vorſätzlicher Mörder, — was ich dahin geſtellt laſſen will, obwohl, ſo viel ich mich erinnere, Palmer nicht durch die Stirn, ſondern durch das Ohr in den Kopf geſchoſſen war, — doch jedenfalls ein Menſchenfreſſer ſei?“

„Und dies ſagt Ihr? Ihr, der an der entſetzlichen Nahrung Theil nahm?“ rief Fanny empört.

„Ich habe Palmer nicht erſchoſſen;“ verſetzte der ‚Trapper‘ mit großer Ruhe. „Bei meinen Bekannten ſchändet mich der Vorgang nicht, denn jeder ‚Voyageur‘ weiß, daß er heute oder morgen in eine ähnliche furchtbare Lage kommen kann; Sommers aber iſt in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, ſelbſt wenn er ſich vor einer Jury gereinigt hätte. — Ihr ſeht, Miß," fuhr er ruhig fort, „Ehre und Schande der ganzen Familie Sommers liegen in meiner, oder vielmehr in Eurer Hand. Heirathet Ihr den Sohn jenes Mannes, ſo mache ich den Vergang bekannt, wählet Ihr die Hand des meinigen, ſo ſchweige ich unter der Bedingung, daß Sommers Euch ein Heirathsgut von zweitauſend Pfund Sterling ausſetzt, was er mit Vergnügen thun wird. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Ihr Euch das Anſehen geben könnt, als ob Ihr von dem Vorgange, den ich Euch mitgetheilt, nicht das geringſte wüßtet, und die Mitgabe als blos von der Großmuth jenes Mannes ſtammend anſähet. Doch mögt Ihr über dieſen Punkt ſelbſt entſcheiden. Ihr ſeid klug und werdet Euer Benehmen darnach einzurichten wiſſen."

„Nimmermehr und auf keine Weiſe werde ich auf einen Vorſchlag eingehen," — hob Fanny, mit empörtem Gefühle, an.

„Ganz wie Ihr wollt, Miß;" verſetzte der Pelz-

Art hätten wir allerdings zu thun. — Es hat ſich nämlich vor einiger Zeit eine höchſt ſchädliche Neuerung eingeſchlichen —

Eine ſchädliche Neuerung? ſprach der Kurfürſt befremdet, doch mit Lächeln.

Ja, außerordentlich ſchädlich und beſchwerlich! erwiederte der Redner, ohne ſich irren zu laſſen. Wir hätten auch längſt deshalb uns an Ew. Gnaden gewendet; aber wir hörten immer, daß Ew. Gnaden die Sache ſelbſt ſo ausgedichtet hätten und — mit Verlaub zu ſagen — ganz eifrig darauf wären. Aus dieſem Grunde nun verlangen wir auch nicht, daß das Ding, das auch wol ſeine guten Seiten haben mag, ſo ganz und gar für die Zukunft abgeſchafft werden ſoll; aber wir hätten gern, daß, wie die Grundſteuer, auch dieſe Laſt auf gleiche Weiſe vertheilt werden möchte.

Ihr macht mich ganz neugierig! ſagte der Kurfürſt. Nenne mir ohne Weiteres die Neuerung, die Euch allen ſo drückend ſcheint, mein alter Freund.

Es iſt das ſogenannte Betengehen, gnädiger Herr! ſprach mit größter Ruhe der Alte. Unſer Herr Paſtor nennt es auf neumodiſch den Nachmittagsgottesdienſt. — Ew. Gnaden können ſich gar nicht vorſtellen, was das für eine ſchädliche Neuerung iſt, jäger mit düſterm Ernſte. „Seid verſichert, mein Sohn wird auch anderweitig eine Frau bekommen, obwohl ich gewünſcht hätte, daß Ihr dieſe geworden wäret.“

„Ich müßte mich ſelbſt verachten, wenn ich zu einer ſchändlichen Erpreſſung von zweitauſend Pfund —“

„Erpreſſung?“ unterbrach ſie Ogilvie mit einer Art ſtolzer Kälte. „Ich wollte blos, daß Ihr durch die Heirath nicht um Eure Mitgabe kommen möchtet. Ich that dieſen Vorſchlag blos wegen Euch. Meint Ihr dies nicht, ſo wollen wir die Forderung weglaſſen. Mein James wird ſeine Frau ſelbſt zu erhalten im Stande ſein. — Erpreſſung? Ha, Miß, mich könnte dies Wort beleidigen! Ich ſcheere mich nichts um Geld. Ich haſſe vielmehr Alle, die welches haben. Meine Büchſe, mein Meſſer ernähren mich. Hätte Sommers für mich eine Penſion erwirkt, ich hätte ſie vielleicht abgelehnt, aber ich hätte ſeinen guten Willen geſehen. Statt deſſen hat er ſich von mir zurückgezogen wie von einem Ausſätzigen. — Erpreſſung! Wollte ich von dieſem Menſchen Geld erpreſſen, er würde mir, um geſchont zu werden, ſein halbes Vermögen zu Füßen legen. Er iſt mein Sclave durch ſein Geheimniß.“

Fanny blickte mit Verwirrung auf Ogilvie. Bis jetzt hatte ſie immer gemeint, daß Eigennutz dem Pelzjäger alle die Quälereien dictire, mit denen er Sommers verfolgt hatte, dieſe Anſicht ward indeß wankend, als ſie ſich ſagte, wie ſie nie merken können, daß Ogilvie von Sommers Geld verlangt habe, vielmehr erinnerte ſie ſich, daß ſeine Anliegen ſtets anderer Art geweſen. Sie überzeugte ſich, daß ſein ganzer Haß nur dadurch erwachſen ſei, daß er Sommers für einen reichen Emporkömmling, der den armen Standes- und Unglücksgenoſſen verachte, anſehe.

So viele Mühe ſie ſich auch gab, den ‚Trapper‘ auf mildere Gedanken zu bringen, ſo mißlang es ihr doch durchaus, und ſie konnte nichts von ihm erlangen, als daß er ihr ſo lange Bedenkzeit zugeſtand, bis ſein Sohn aus Montreal anlangen würde, was für den nächſten Tag mit Sicherheit zu erwarten war. Obwohl Fanny ſich ſagte, daß ihr Entſchluß durchaus keine Aenderung erleiden könne, ſo bedurfte ſie doch einiger ruhiger Momente, um ſich zu ſammeln und ihr Benehmen mit Ueberlegung zu regeln.

Während des eben ſtattfindenden Geſpräches waren beide an dem Flußufer angekommen. Hier lagen mehrere Böte, welche mit Aus- und Einladen beſchäftigt waren, und Ogilvie glaubte unter dieſen eins zu erkennen, das aus der Gegend, wohin er zu reiſen gedachte, gekommen ſei und nun zurückkehre. Es fand hier ein großes Menſchengewühl ſtatt. Der Pelzjäger ſagte, daß er den Eigenthümer des Fahrzeugs aufſuchen wolle. Fanny war indeſſen durch einen andern Gegenſtand aufmerkſam gemacht worden. Unter einer alten Eiche, etwa zweihundert Schritte entfernt, am Waldrande, brannte ein Feuer, und eine Gruppe reiſender Indianer war dort gelagert. Wie es ſchien, waren die Leute in Montreal geweſen, und kehrten jetzt in ihre Heimath, in die Wälder, zurück. Es intereſſirte Fanny, das Treiben derſelben in der Nähe zu betrachten, und da ſie mehrere Frauen und Kinder als Zuſchauer von dort kommen ſah, ſo ſagte ſie zu Ogilvie, daß ſie ſich dorthin begeben würde und er ſie nach Beendigung ſeines Geſchäfts abholen ſolle.

Die Indianer ſchienen Anfangs durchaus keine Notiz von ihrer Annäherung zu nehmen. Sie ſaßen im Kreiſe und unterhielten ſich in einer Sprache, die, einige Gutturallaute abgerechnet, nichts Unangenehmes hatte. So wie aber Fanny zu dem Kreiſe trat, ſprang plötzlich einer der Indianer auf. Es war jener Jüngling, den William zu ſich genommen und den Fanny bereits zu ‚les cedres‘ geſehen hatte. Er ſagte dem Mädchen, daß, nachdem er eine Anzahl ſeiner Landsleute zu Montreal geſehen, ihm plötzlich ein ſo unwiderſtehlicher Drang, ſie in die Heimath des Stammes, der gegenwärtig in der Nähe des Sclavenſee's lagere, zu begleiten, überkommen ſei, daß er dieſem nicht widerſtehen können, und deshalb William gebeten habe, ſie begleiten zu dürfen. Fanny war durch dieſe Mittheilung, die der junge Menſch Angeſichts der Andern und in ziemlich geläufigem Engliſch ausſprach, durchaus nicht überraſcht. Sie hatte oft gehört, daß auch die bequemſte und angenehmſte Lage dem Indianer nie ſeine wilde Heimath vergeſſen machen könnte, und fragte nur noch nach dem Tage von Williams Ankunft in ‚les cedres‘; worauf der junge Menſch entgegnete, wie dies ganz in der Kürze ſtattfinden werde, daß aber ſein Herr es noch nicht ganz zuverläſſig hätte beſtimmen, noch ihn beauftragen können ſolche in „les cedres“ zu verkündigen.

Noch unterhielt ſich Fanny mit dem jungen Indianer, als ſie ſah, daß plötzlich eine auffallende Veränderung in den Zügen des Jünglings vorging. Bis dahin waren ſolche ruhig, ja faſt von einem phlegmatiſchen Ausdrucke geweſen, jetzt plötzlich begannen ſie ſich zu ſpannen und einen Ausdruck anzunehmen, wie ſolchen das Mädchen noch nie geſchaut hatte. Das dunkle Auge begann zu rollen, der Mund öffnete ſich etwas, die Lippen verzerrten ſich. Erſchrocken ſah Fanny ſich um. Ogilvie trat eben neben ſie. Der Indianer ſtieß ein paar kurze rauhe Laute aus. Er riß den Tomahawk aus dem Gürtel.

„Dies iſt der Mann, der meinen Vater erſchoſſen hat!“ ſchrie er wüthend, und ehe Ogilvie ſein Bowiemeſſer zur Vertheidigung ziehen konnte, ſtürzte er ſchon unter der Streitart des Indianers, mit einer tödtlichen Kopfwunde, zu Boden.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Fanny ſank ohnmächtig zur Erde. — —

So wie ſie wieder zur Beſinnung gelangte, waren die Indianer ſämmtlich verſchwunden. Sie hatten ſo eilig die Flucht in den Wald genommen, daß, obwohl der Vorfall kaum hundert Schritt von dem zunächſt liegenden Flußſchiffe ſtattgefunden, keine Spur von ihnen mehr zu entdecken war, als man auf den Gedanken kam, den Thäter feſtzunehmen. An eine Rettung Ogilvie's war nicht zu denken. Er hatte nur noch ſo viel Kraft, ein paar Worte zu ſtammeln. Er ſagte daß er glaube, in den Angreifer einen jungen Indianer erkannt zu haben, deſſen Vater er bei einer gewiſſen Gelegenheit, wo derſelbe auf eine nutzloſe Weiſe unter einer Rennthierheerde, auf einer Inſel im Sclavenſee, gewüthet, erſchoſſen. Ein Friedensrichter aus der Gegend, der ſich zufällig am Einſchiffungsplatze befand, brachte in einer Hütte, wohin man den Verwundeten trug, die Ausſage zu Papier, und Fanny beſtätigte die Erklärung. Obwohl das Mädchen wünſchte, daß man Ogilvie nach „les cedres“ bringen möchte, ward dies doch bald unmöglich. In weniger als einer halben Stunde hatte er zu leben aufgehört.

Die Kunde von dem Vorfalle war indeß bereits nach dem Landhauſe gedrungen. Als Fanny dort ankam, fand ſie Alle in der größten Beſtürzung. Es ward ſogleich ein Reitender nach Montreal geſendet, um James Ogilvie von dem unglücklichen Schickſal ſeines Vaters zu unterrichten. Dieſer kam bereits am folgenden Morgen zu „les cedres“ an. Er ſchien indeß ziemlich gefaßt. Er ſagte, daß Vorfälle dieſer Art auf den Stationen der Kompagnie nicht ſelten vorkämen, indem die Indianer oft nach Jahren, und wenn Niemand es mehr erwarte, Rache für eine vorgefallene Beleidigung übten. Ein Verſuch den Thäter zu ermitteln, würde übrigens ganz ohne Erfolg ſein, weil Indianer, die einen Mord an einem Weißen begangen hätten, ſich nicht leicht mehr einer Niederlaſſung der Letzteren naheten; an eine Beſtrafung von Seiten des Stammes ſei ſchon darum nicht zu denken, weil, nach indianiſchen Begriffen, der Thäter in ſeinem Recht geweſen. Unter dieſen Umſtänden fand Fanny es für angemeſſen, zu verſchweigen, daß ſie den Letztern kenne. Es hätte William ſchmerzen müſſen, in dem jungen Menſchen, den er mehr wie ſeinen Zögling, als einen Diener betrachtete, und welcher ihn kaum ſeit einigen Tagen verlaſſen hatte, einen Mörder zu finden.

Wenige Stunden nach James Ankunft erſchien auch William zu ‚les cedres'. Die Neigung deſſelben zu Fanny, die Freundlichkeit des jungen Mädchens gegen ihn, thaten ſich ſo offen kund, daß James keinen Verſuch machte, ſeine Bewerbung um Fanny zu wiederholen. Er verließ das Landhaus, ſobald ſein Vater zur Erde beſtattet worden war. Es war, als ob eine Centnerlaſt dem Mädchen vom Herzen gefallen ſei, als James abgereiſ't, obgleich ſie ſchon vorher aus einer Unterredung, die ſie mit ihm hatte, ſchließen konnte, daß deſſen Vater ihm die nähern Umſtände, die bei der Tödtung Palmers ſtattgefunden, nicht vollkommen mitgetheilt habe. Es war ihr dies doppelt erfreulich, als ſie nun die Ueberzeugung faſſen konnte, daß Niemand lebe, der außer ihr um das Geheimniß wiſſe, ſo wie ſie ſich noch feſter als vorher überzeugt hielt, daß Sommers jenen Unglücklichen nicht mit Vorbedacht, ſondern aus Nothwehr erſchoſſen habe. Sie glaubte um ſo gewiſſer annehmen zu können, daß Ogilvie ſelbſt nicht an einen vorſätzlichen Mord geglaubt, ſondern das Zuſammentreffen der Umſtände nur benutzt habe, um ſeinem Haſſe gegen den, reich und vornehm gewordenen Standesgenoſſen genug zu thun. Die Hoffnung, daß Sommers nun Ruhe finden, und den Abend ſeines Lebens in einer heiteren Seelenſtimmung zubringen würde, wurde indeß nicht erfüllt. Die jahrelange Angſt, das über ſeinem Haupte aufgehangene Damoclesſchwert, hatten ſo ſeinen Geiſt gebeugt, daß er nie mehr froh werden konnte. Vielleicht mochte ihm auch die Erinnerung an die entſetzlichen Vorgänge zu Fort Deſolation, ſo allen Lebensmuth gebrochen haben, daß er ſich nie mehr erheben konnte. Nur einzelne Stunden gab es, wo er im Kreiſe ſeiner Familie, die, als Fanny die Gattin Williams geworden war, ſich vermehrte, weniger melancholiſch geſtimmt erſchien. Sein umflorter Blick ruhte dann freundlich auf dem glücklichen Paare und den blühenden Enkeln.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

und welche Hinderung in der Wirthſchaft daraus entſteht! — Wenn aber, wie geſagt, es Ew. Gnaden einmal ſo für gut befinden, nun — ſo kann kein Chriſtenmenſch etwas dagegen haben, und wir wollen dann blos bitten, daß das Betengehen nach Hufen angelegt und im Steueramte darüber Rechnung gehalten werde, dieweil es doch eine Ungerechtigkeit, daß ein Koſſäthe, der blos ſeine Hütte beſitzt, gleichwie ein Bauer von drei und vier Hufen zu öffentlichen Laſten angezogen werden ſoll *).

Wie könnt Ihr, meine Kinder, ſprach lächelnd, doch befremdet, der Kurfürſt, den Gottesdienſt für eine Laſt —

Mit Verlaub, Ew. Gnaden, unterbrach ihn der Vorige eifrig, das Müſſen iſt immer eine Laſt. — Wüßten wir, daß Ew. kurfürſtliche Gnaden eine Luſt, ein Plaiſir oder wol gar ein Vergnügen daran hätten, und wäre nur nicht überall den Herren Paſtoren die Aufſicht übertragen, keine Seele würde dann zu Hauſe bleiben; aber ſo —

Euer Paſtor, ſagte der Fürſt, iſt doch ein vernünftiger Mann, und dann —

---

*) Hiſtoriſch. Eine Gemeinde aus der Gegend Küſtrins machte wörtlich dieſen Antrag in einer Eingabe an den großen Kurfürſten.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Dreißigſter Band.

I. André.
II. Adrienne de Sergy.
III. Ladika's Lampe.

Vierte Folge: Achter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Carl Focke.

Epheuranken.

Hiſtoriſche Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweiter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite

André 1

Adrienne de Sergy 121

Ladika's Lampe . . . . 199.

André

„Laßt, laßt das Herz verweſen,
Geſundet und geneſen
Hebt Pſyche ihre Flügel
Und ſteigt verklärt empor.“
Altes Lied.

Das Jahr 1774 war ein ſehr verhängnißvolles für Nordamerika. In ihm durchbrach der Keim des Samenkorns der Freiheit ſeine Hülle, und ſeit dieſer Zeit iſt er zu einem rieſigen Waldbaume aufgeſchoſſen, deſſen Schatten dreißig Millionen Menſchen deckt. Steht auch der alte Grundſatz: daß eine Kolonie nur ſo lange von dem Mutterlande abhängig bleibt, als ſie ſich nicht ſtark genug fühlt ſich von ihm zu trennen, feſt, ſo iſt doch die Veranlaſſung zu der Trennung Amerika's von England immer merkwürdig genug. Die Kolonie ward von dem Mutterlande nicht tyranniſirt, das Letztere hatte ſie ſelbſt nach und nach mit mehr als einer Million Pfund Sterling unterſtützt, dennoch löſ'ten ein paar Pfund Thee, einige Blätter Stempelpapier, alte, zweihundertjährige Bande. —

An einem ſchönen Frühlingsabende des oben genannten Jahres ſtiegen zwei junge Männer Arm in Arm einen Hügel empor, auf welchem der Leuchtthurm von Boſton ſteht. Der Eine derſelben war der erſt vor wenig Tagen aus England angelangte Adjutant des General Clinton, Lieutenant André, der Andere ſein ehemaliger Spielgenoſſe und Studiengefährte auf dem Colleg, ein junger Amerikaner, der in England erzogen worden war. Richard Talmadge war einziger Sohn eines reichen Landbeſitzers, und nach dem Tode des Vaters ſogleich nach der Heimath geeilt, um die weitläufigen Beſitzungen zu übernehmen. Da er den Freund, welcher ſeit jener Zeit Soldat geworden war, in Canada gedient und ſich im Kriege gegen die Franzoſen ausgezeichnet hatte, nun ſeit Jahren nicht geſehen, ſo machte es ihn ganz glücklich, als er plötzlich einen Brief erhielt, der von deſſen Ankunft zu Boſton Kunde gab. Der General Clinton hatte ſeinen Adjutanten von England nach Amerika vorausgeſendet, um dort mit dem zu Boſton kommandirenden General Gage alle militairiſchen Maßregeln zu verabreden, die zur Aufnahme und Unterbringung eines Truppencorps zu

Da ſind Ew. Gnaden ganz links, wenn Sie dieſe Meinung haben! erwiederte der Vorige mit unerſchütterlichem Gleichmuthe. Ein frommer und gelehrter Mann iſt der Herr Paſtor, aber ſehr zornig und auffahrend; gerade ſo, wie er unſern Herrgott nach den Büchern des alten Teſtamentes ſchildert; aber vernünftig — ich glaube, er verklagte Ew. Gnaden beim Kammergerichte, wenn er wüßte, daß er vernünftig geheißen worden wäre. Ich wollte nur, daß Ew. kurfürſtliche Gnaden der letzten Sonntagspredigt beigewohnt hätten. Der Herr Paſtor redete von der Unvernunft der Vernunft oder von dem durch die Pechkugel des Glaubens in die Luft geſprengten Bel zu Babel. Er ſagte da ganz klar heraus, daß er alle Diejenigen, welche nach beſuchtem Vormittagsgottesdienſte die Kleinigkeit von zwei Meilen zum Beſuche des Nachmittagsgottesdienſtes ſcheuten, geradezu und ohne Weiteres als Vernünftige anſehen werde, und verglich dann dieſe mit den Kananitern, Amalekitern, Sodomitern und was dergleichen Spitz- und Ekelnamen noch mehr waren.

Mögen Ew. Gnaden es mir glauben oder nicht, ſprach treuherzig der alte Landmann, indem er den Kurfürſten traulich bei der Hand faßte; das brandenburgiſche Volk iſt wie ein treuer Jagdhund, dem man

Boſton, wohin ein ſolches nächſtens abgeſendet werden ſollte, dienen könnten. Nichts hätte den jungen Offizier erwünſchter kommen können als dieſe Sendung. Längſt waren alle ſeine Gedanken, ſeine Empfindungen nach Amerika gerichtet. Indeß war es weder Krieg noch Politik, die ſie dahin zogen. Der Gegenſtand einer Liebe, die man wohl eine unglückliche nennen konnte, lebte in dieſem Lande. André hatte, als er noch Schüler war, in dem Hauſe ſeiner Mutter eine junge Amerikanerin kennen lernen, die mit ſeinen beiden Schweſtern eine und dieſelbe Penſionsanſtalt beſuchte. Obwohl damals das Mädchen faſt noch Kind war, ſo hatte er dennoch eine glühende Leidenſchaft für Eleonore S. gefaßt. André war Dichter und Maler. Eleonore war die Muſe, die ihn zu beiden Künſten begeiſterte. Sie war ſtets der Gegenſtand ſeiner Lieder, ihre Züge fand man in allen ſeinen Bildern. Umſonſt hatten ihn Mutter und Schweſtern auf die Unmöglichkeit einer Verbindung aufmerkſam gemacht, und von dieſer Leidenſchaft abzubringen geſucht. Eleonore war zwar reich, war eine Waiſe, aber ſie war, ſobald ſie erwachſen, dennoch abhängiger als ob ſie Vater und

Mutter gehabt hätte. Ein Teſtament ihres Vaters hatte ihr einen gewiſſen Milizoberſten Arnold in den amerikaniſchen Kolonien zum Vormund, und dieſem ſo ausgedehnte Vollmachten ertheilt, als nur der Vater ſelbſt geſetzlich hätte in Anſpruch nehmen können. Das Beſitzthum Eleonorens beſtand meiſt in Landeigenthum, deſſen Verwaltung Arnold oblag. Der Ertrag ſollte zur Erhaltung und Erziehung des Mündels, der etwaige Ueberſchuß aber zur Verbeſſerung der Güter verwendet werden. Rechnung hatte der Vormund, nach dem Teſtamente, bis zur Mündigkeit des Mädchens Niemandem abzulegen. Zu einer Verheirathung war deſſen Zuſtimmung abſolut nothwendig. Hätte man annehmen dürfen, daß Oberſt Arnold, bei der Wahl eines Gatten für ſeine Mündel, nur die perſönlichen und geiſtigen Vorzüge deſſelben im Auge haben werde, ſo würde man dem Lieutenant André zu dieſer haben Glück wünſchen können, denn er war ein ſo ſchöner als wohlgeſitteter, kenntnißreicher und von ſeinen Vorgeſetzten wie von Allen, die ihn kannten, ſehr hochgeſchätzter junger Mann. Leider aber war er nicht nur blutarm, ſondern, da ſeine Mutter in letzter Zeit durch den unglückſeligen Banquerot eines Verwandten um ihr kleines Vermögen gekommen war, ſo ſah er ſich auch noch genöthigt, dieſe, ſo wie ſeine Schweſtern, von ſeinem Lieutenantsgehalte zu unterſtützen. Iſt eine ſolche Lage im Allgemeinen eben keine beſondere Empfehlung bei dem Vormunde einer reichen Mündel, ſo war ſie es bei dem Oberſten Arnold am allerwenigſten. Der Ruf dieſes Mannes war nicht der beſte. Zwar hatte er ſich im Kriege in Canada als tapfer erwieſen, indeß behauptete man, daß er habgierig ſei und ſich auf unrechtmäßigem Wege und durch Erpreſſungen zu bereichern verſucht habe. Logen dieſe Gerüchte nicht, ſo konnte Andre ſich nicht verhehlen, daß bei einem Manne, der das Vermögen einer reichen Erbin ohne beſondere Rechnungslegung zu verwalten habe, eine Bereitwilligkeit zur Vermählung derſelben eben nicht mit Grund vorauszuſetzen ſei, und daß dieſer die Armuth des Bewerbers als einen beſondern Stein des Anſtoßes betrachten würde. Jedenfalls war ihm indeß die Sendung nach Boſton ſehr willkommen geweſen, da er Eleonoren dort wieder zu finden hoffen konnte. Dieſe Hoffnung hatte auch den jungen Mann nicht getäuſcht; er fand die Geliebte jetzt zur vollendeten Jungfrau aufgeblüht; die Neigung zu ihm war unverändert geblieben. Ein freundlicher Genius, der Eleonoren zur Seite ſtand, hatte ſogar dazu beigetragen dieſe Liebe zu unterhalten und zu ſtärken. Es war dies eine ſo reizende als liebenswürdige junge Frau, die Gemahlin des Oberſten Arnold, in deſſen Hauſe Eleonore lebte. Ihr hatte ſich das Mädchen anvertraut, und dieſe, an den unſchuldigen Gefühlen der jungen Freundin Antheil nehmend, hatte ſich nicht nur oft mit ihr von dem Geliebten unterhalten, ſondern ihr auch verſprochen, zur rechten Zeit allen Einfluß, den ſie auf den Gatten üben könnte, für dieſe Liebe anzuwenden. Leider war dieſer Einfluß nicht von beſonderer Stärke. Arnold liebte ſeine Gattin zwar, aber er liebte den Vortheil mindeſtens eben ſo ſehr, und letzterer war es, der bei ſeinen Entſchlüſſen meiſtens den Ausſchlag gab. Als André zu Boſton anlangte, befand ſich der Oberſt abweſend. Er war zu Philadelphia, wo er längere Zeit verweilen mußte, da er mit ſeinem Schwiegervater, Sir Eduard Schippen, mehrere verwickelte Geſchäfte abzumachen hatte. Lieutenant André hatte inzwiſchen die Oberſtin kennen lernen, und dieſe, nicht nur durch die angenehmen Eigenſchaften des jungen Mannes, ſondern auch durch die vortheilhaften Schilderungen, die ihr von allen Seiten zukamen, für ihn eingenommen, hatte den Entſchluß gefaßt, ſich für die Verbindung Eleonorens mit ihm aus allen Kräften zu intereſſiren. Um mit Erfolg zu wirken, war ein vollkommener Plan gefaßt worden. Sobald der Oberſt zurückkommen würde, ſollte André durch Richard Talmadge, der ein Verwandter des Oberſten war und als Kapitain in deſſen Milizregiment diente, in dem Hauſe feierlich eingeführt werden, und ſo nach und nach ſich in die Gunſt Arnolds zu ſetzen trachten, bis man den Zeitpunkt erfaſſen könne, mit dem eigentlichen Antrage hervorzutreten. Dem Anſcheine nach war der gefaßte Plan ein ſehr zweckmäßiger. So wie Arnold zurückgekehrt war, und André kennen gelernt hatte, ſchien er ſich lebhaft für ihn zu intereſſiren. Der Oberſt wurde durch das militairiſche Weſen des jungen Mannes, die ausgezeichneten Kenntniſſe, die er beſaß, die Achtung, die ihm ſeine Vorgeſetzten wie ſeine Kameraden bewieſen, ungemein für ihn eingenommen. Wäre Arnold nicht perſönlich dabei intereſſirt geweſen, ſeine Mündel ſo ſpät wie möglich verheirathet zu ſehen, ſo ließ ſich mit Grund annehmen, daß er, wenn André als Bewerber auftrat, nicht beſondere Schwierigkeiten erhoben haben würde. Im vorliegenden Falle mußte indeß vorſichtiger zu Werke gegangen werden, da, wie die Sachen ſtanden, eine vorzügliche Geneigtheit zur Einwilligung bei dem Oberſten in keinem Falle vorauszuſetzen war. Selbſt die Lebensweiſe des Oberſten, welcher zu den Leuten gehörte, die in der Regel mehr ausgeben als einnehmen, zwang ihn gewiſſermaßen, ſo lange als möglich die in Händen habende Gelegenheit zu benutzen und auszubeuten. Da indeß endlich doch ein Entſchluß gefaßt werden mußte, ſo übernahm es Madame Arnold, mit ihrem Gatten über die Neigung André's zu ſprechen, und es war verabredet worden, daß ſie und Eleonore mit dem jungen Manne auf einem Spaziergange bei dem Leuchtthurme zuſammentreffen und ihm das Reſultat der gehabten Unterredung mittheilen wollten. Richard Talmadge, welcher den Freund auf dem Gange dahin begleitet hatte, war zwar von der

Sache unterrichtet, doch gedachte er ſich aus Diſcretion zurückzuziehen, wenn die Damen erſcheinen würden.

Die Freunde hatten längere Zeit ſchweigend Arm in Arm neben dem Leuchtthurm geſtanden, und auf die Inſeln der Bai hinausgeblickt. Die Sonne vergoldete noch die Spitzen der Maſten der vielen Fahrzeuge, und die Flagge von England, die auf einem Außenwerke aufgepflanzt war, warf in dem friſchen Abendwinde ihre weiten Falten. Der rege Hafenlärm tönte dumpf aus der Ferne den Hügel herauf.

„Wie friedlich, wie munter geſchäftig heute noch Alles ausſieht!“ ſagte Richard Talmadge zu dem Freunde, indem er den Arm nach dem Hafen ausſtreckte. „Wer kann ſagen, ob nach Jahresfriſt dort unten nicht Alles ſtill und leer, oder noch voller und lärmender iſt, und die Vierundzwanziger der Linienſchiffe donnern!“

„Du ſiehſt zu ſchwarz, Richard!“ ſagte André lächelnd. „Es wäre ja auch lächerlich, wenn wegen ſo unbedeutenden Dingen ein Bruderkrieg entbrennen ſollte.“

„Unbedeutend?“ fiel Talmadge ein. „Ein Princip iſt niemals unbedeutend.“

„Nennſt Du ein paar Pfund Sterling ein Princip?“ fragte Jener lachend.

„Man fordere eine Million, und Amerika wird ſie geben, wenn es ſeine Ehre gebietet, aber mag die unrechtmäßige Beſteuerung, die man ihm auflegen will, nur hundert Pfund betragen, es wird ſie ſich nicht abdrängen laſſen.“

„Alſo die paar Pfund Thee“ — hob André achſelzuckend an.

„Ja, die paar Pfund Thee, welche jenes Schiff, das dort im Hafen liegt, in ſeinem Raume birgt, entſcheiden das Schickſal Amerika's!“ rief feurig der junge Mann.

„Ich kann unmöglich glauben, daß dies die Anſicht aller Amerikaner iſt;“ ſagte Jener.

„Aller nicht, aber von neun Zehntheilen!“ rief Richard.

„Es iſt ganz des Teufels!“ ſagte eine brummende Stimme hinter dem Rücken der Freunde. „Haben mir die ‚Freiheitsſöhne‘ wieder ihren ver=

dammten Zettel angeklebt, und ich habe ihn heute doch ſchon dreimal abgeriſſen!“

Es war der Thurmwart, der eben beſchäftigt war, ein gedrucktes Placat von der Mauer abzureißen.

„Erlaubt, mein Freund!“ rief André neugierig, indem er den Zettel dem Manne aus der Hand nahm.

André las:

‚Freunde, Brüder, Mitbürger!

Der fluchbeladene Thee, von der oſtindiſchen Compagnie nach dieſem Hafen geſendet, iſt angelangt, die Stunde der Vernichtung oder der kraftvollen Erhebung gegen die Tyrannei hat geſchlagen. Wer ſein Land liebt, über ſein eigen Glück und das der Nachwelt wacht, verſammle ſich heut Abend um neun Uhr zu Faneuil-Hall, um der abſcheulichen und zerſtörenden Verwaltungsmaßregel nachdrücklich entgegen zu wirken.‘

„Glaubſt Du noch nicht, daß es ſich um ein Princip handelt und daß die Exiſtenz der Colonie auf dem Spiele ſteht?“ fragte Talmadge, als der Freund den Zettel geleſen hatte.

„Die Forderung, daß die Colonie zu den Koſten eines Krieges, der ihretwegen geführt worden, beitragen ſolle, iſt billig, das Recht des Parlamentes, ihren Handel zu beſteuern, unbeſtritten;“ ſprach André.

„Ja, aber es darf das Netz innerer Abgaben nicht über die freien Häupter der Amerikaner breiten!“ rief Talmadge warm. „Keine Beſteuerung ohne Vertretung der Beſteuernden.“

„Dies kann ein Gegenſtand der Beſchwerde ſein, aber der Inhalt jenes Maueranſchlags iſt ein Aufruf zur Rebellion;“ verſetzte André.

„Sieht England Amerika als den jüngern Stiefbruder an, den man durch Gewaltmittel in Zucht halten müſſe, ſo iſt es an dieſem zu zeigen, daß er der Ruthe entwachſen ſei und keinen Zuchtmeiſter bedürfe!“ rief Talmadge heftig.

„Wie?“ ſprach André erſtaunt. „Richard, mein ruhiger ſanfter Richard, kann der Empörung das Wort reden?“

„Abſcheulich,“ rief Jener, „wenn von einer Sache die Rede wäre, die mit dieſer Benennung bezeichnet zu werden verdiente. Dies iſt aber nicht der Fall. Amerika vertheidigt ſein gutes Recht, und iſt dazu immer die Leine etwas lang laſſen darf. Die Witterung für Recht und Unrecht ſteckt ihm in der Naſe, die Anhänglichkeit an ſeine Hütte im Kopfe, die Liebe zum gütigen Herrn im Herzen; nur allzu kurz führen läßt er ſich nicht gern, am wenigſten von Jägersleuten, die ſchwarze Röcke tragen. Bellt er auch manchmal zur Unzeit, iſt er vorlaut; nun im Grunde thut er doch immer, was er ſoll, und dem rechten Jäger iſt auch das Bellen lieb, er ſieht daraus, daß der alte Hund noch nicht toll geworden.

Nun ſo wollen wir denn, ſprach gütig lächelnd der Kurfürſt, die Rechnung über das Betengehen fürs Künftige weder dem Paſtor noch dem Steuereinnehmer, ſondern dem Gewiſſen eines Jeden überlaſſen.

Abgemacht! rief vergnügt der alte Bauer. Ihr hört es, Leute! Die Sache hat ihre Richtigkeit! —

Es öffnete ſich der Kreis, der Kurfürſt ging auf ſeinen Platz zurück, und mehre Mitglieder der hohen Generalität ſchüttelten dem alten Bauer, der ſo freimüthig zu dem Herrſcher geſprochen, freundlich die Hand. Auch das Gefolge des Fürſten überhäufte den Landmann mit Freundſchaftsbezeigungen, und der Mohr des Kurfürſten, ein ſtattlicher, rothgekleideter, goldbetreßter Neger wußte dem Alten nicht beſſer ſeine Neigung zu erkennen zu geben, als daß er ihm in das Wort nicht hinreichend, nun wohl, ſo muß es mit dem Schwerte geſchehen."

„Ich bitte Dich, Richard," entgegnete André den Freund heftig bei der Hand faſſend, „ich bitte Dich, ſprich nicht auf dieſe Weiſe zu mir. Ich bin Engländer, bin Offizier des Königs und darf dieſe Sprache nicht hören."

„Du haſt Recht, mein Freund;" ſagte Talmadge nach kurzem Nachſinnen mit trüber Miene. „Ich hätte allerdings nicht ſo zu Dir reden ſollen, dennoch möchte ich nicht ſchweigen, weil wir an einem Scheidewege ſtehen, wo bald Jeder — auch Du — ſeine Wahl wird treffen müſſen."

„Auch ich? — Ich verſtehe Dich nicht, Richard;" ſprach André mit Befremden. „Giebt's für mich eine Wahl, wo England und ſein König zuſammen auf einer Seite ſtehen?"

„Ganz Recht!" erwiederte trübe der Freund, indem er André mitleidig anſah. „Auf einer Seite ſteht England und ſein König, und auf der andern — Dein Lebensglück."

Eben wollte André fragen, was Richard mit dieſen Worten ſagen wolle? als dieſer mit einer Bewegung der Hand nach der Gegend zeigte, von wo ſich zwei Spaziergängerinnen näherten. Er ſchüttelte dem Freunde mit einem wehmüthigen Blicke nochmals die Hand, und ging dann ſchnell auf der entgegengeſetzten Seite den Hügel abwärts. —

Die ältere der ſich nähernden Damen gehörte zu den Frauen, die man mit dem Ausdrucke einer „ſtrahlenden Schönheit" am Beſten bezeichnen könnte, und wirklich, wenn zu Philadelphia oder Boſton von ſchönen Frauen die Rede war, ſo ward der Name der Oberſtin Arnold ſtets zuerſt genannt. Aber nicht nur über ihre Schönheit, ſondern auch über die Liebenswürdigkeit ihres Weſens, die Reinheit ihrer Sitten, ihre große Beſcheidenheit, war das allgemeine Urtheil übereinſtimmend. Eleonore S., ihre Begleiterin, kam der Oberſtin an Schönheit nicht gleich, dennoch konnte ſie für ein Mädchen von ſehr hübſchem Aeußern und einer, gleich beim erſten Anblicke für ſie einnehmenden Geſichtsbildung gelten. Beſonders aber hatte ſie die zierliche Haltung, welche die Mehrzahl der Amerikanerinnen gewöhnlich auszeichnet, in einem hohen Grade.

„Sie haben lange auf uns gewartet? — War das nicht Talmadge, der Sie ſo eben verließ?“ fragte Madame Arnold nach den erſten Begrüßungen. „Ich wollte, er wäre geblieben: ich hätte wohl mit ihm reden mögen. Mein Mann hält viel auf den jungen Mann, er iſt Ihr Freund, und ich möchte gern, daß er mit Arnold von Ihrer Angelegenheit ſpräche.“

„Könnte dieſe wohl in beſſern Händen ruhen als in den Ihrigen?“ ſagte André verbindlich.

„O dennoch! Dennoch! Ich wollte Ihr Freund ſpräche mit ihm;“ verſetzte die Oberſtin, und ihr ſchönes Geſicht überzog eine Miene des Nachdenkens.

„Haben Sie mit Ihrem Gemahl von den heißeſten Wünſchen meines Herzens geredet?“ fragte André.

„Gewiß! Ich habe es gethan, und ich darf Ihnen wohl nicht erſt ſagen, wie ich es gethan habe. Auch Eleonore ſprach mit ihm, und wenn der Muth ſonſt eben nicht zu den Vorzügen, die ſie auszeichnen, gerechnet werden kann, ſo muß ich ihr doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ſolchen diesmal bewährt hat.“

André blickte zärtlich auf die Geliebte. Dieſe reichte dem jungen Manne lächelnd die Hand.

„Darf ich fragen, wie Oberſt Arnold die Mittheilung aufnahm?“ rief der junge Mann in ängſtlicher Spannung.

„Ich kann nicht ſagen, daß es auf eine mißfällige Weiſe geſchehen wäre; im Gegentheil, es war ſo, daß ich Hoffnungen ſchöpfte; dennoch weiß ich nicht, ob ich Ihnen dergleichen machen darf. Er hörte mir, was ſonſt bei ſeiner etwas heftigen Gemüthsart nicht immer der Fall iſt, ruhig zu, er lobte Sie und nannte Sie ‚einen jungen Mann, den er beſonders ſchätze‘; — Sie wiſſen, er iſt mit dergleichen Lob nicht eben allzu freigebig. — Dann fragte er, ob Eleonore um die Bewerbung wiſſe, und was ſie darüber denke? Sie werden wohl glauben, mein Freund, daß mir dieſe Frage eben gelegen kam, und ich brachte auch deshalb eine kleine Frauenliſt — Arnold würde es eine Frauenfalſchheit nennen — in Anwendung. Ich ſagte, daß Eleonore im Allgemeinen davon unterrichtet ſei, daß ich ihre Meinung aber nicht genau kenne, und ſo brachte ich es dahin, daß er ſelbſt mit ihr zu ſprechen verlangte.“

„Und nun? — Nun?“ fragte André lebhaft die Hand der Geliebten mit Küſſen bedeckend.

„Ich ſagte — was ich jetzt nicht zu wiederholen geſonnen bin;“ erwiederte Eleonore mit jungfräulichem Erröthen.

„Was Sie ſich aber denken können;“ verſetzte die Oberſtin lächelnd. „Mein Mann kam ſpäter auf mein Zimmer. Er war, ich will nicht ſagen mißlaunig, aber wie es ſchien ſehr nachdenklich geworden. Er ſprach — entſchuldigen Sie, aber als Ihre Freundin muß ich offen ſein! — er ſprach von Ihrem untergeordneten Grade in der Armee, ſo wie daß Sie, ſelbſt ohne Vermögen, noch Angehörige zu unterhalten hätten, und daß, bei einem vielleicht bevorſtehenden Kampfe zwiſchen England und der Colonie, es eben nicht an der Zeit ſei an eine Verbindung dieſer Art zu denken.“

„So ſchmerzlich es mir auch iſt,“ ſprach André, als die Oberſtin einen Augenblick inne hielt, „ſo kann ich dennoch nicht umhin zu ſagen, daß Oberſt Arnold nur die Wahrheit ſprach, und ſo niederſchlagend dies immer auch für mich und meine Hoffnungen ſein mag —“

„Dies ſoll es aber nicht ſein!“ fiel die Dame lebhaft ein. „So iſt es auch ſelbſt vielleicht von meinem Manne nicht gemeint, denn er hob bald darauf wieder von der guten Meinung, die er von Ihnen hege, zu ſprechen an und meinte endlich: ‚Er müſſe vor Allem, und zwar ſo bald als möglich, ſelbſt mit Ihnen über die Sache reden.‘“

„Wirklich? Sagte er dies? rief André erfreut. „O dann will ich noch heute, ich will ſogleich —“

„Nein, heute nicht;“ unterbrach ihn die Oberſtin. „Er ſagte, er wolle Sie morgen früh um zehn Uhr ſprechen. Er läßt Sie zum Frühſtück einladen. Sie werden den Doctor Warren — Sie kennen ihn ja wohl? — und noch einen Herrn aus Virginien bei ihm treffen. Er wolle, meinte mein Mann, Sie mit dieſem bekannt machen.“

„Nach Allem, was ich höre,“ ſprach André erfreut, „hat der Oberſt meinen Antrag wenigſtens nicht mit ſo entſchiedenem Mißfallen aufgenommen, daß ich eine gänzlich abſchlägliche Antwort zu fürchten hätte.“

„Nein, dies nicht;“ verſetzte die Dame. „Aber er ſprach von Schwierigkeiten, die bedeutend wären und nur durch Sie allein gehoben werden konnten, er redete von gewiſſen Bedingungen, die er mir nicht mittheilte, — wenigſtens nicht ſo mittheilte, daß ich eine beſtimmte Einſicht erlangt hätte, — und wegen deren ich gern vorher mit Talmadge geſprochen hätte.“

„Ich gehe ſie ein! — Ich gehe jede Bedingung ein, die Oberſt Arnold mir machen wird! — Er kann und wird nichts verlangen, was ſeiner oder meiner nicht würdig wäre;“ rief der junge Mann mit großer Lebhaftigkeit.

Mit ſchwärmeriſcher Jugendphantaſie ſprach er nun noch von dem Glück, das er zu erſtreben hoffen könne, von ſeiner ewigen Dankbarkeit gegen die Beſchützerin ſeiner Liebe, und die Oberſtin mußte ihn zuletzt erinnern, daß es Zeit wäre ſich zu trennen.

Schon hatten die Frauen ſich ein paar Schritte entfernt, als Eleonore plötzlich umkehrte, als ob ſie dem Freunde noch etwas zu ſagen vergeſſen habe.

„Mißtrauen Sie Arnold! Er will Sie für ſeine Zwecke benutzen. Gehen Sie nichts ein, was Ihnen im Mindeſten als zweideutig erſcheinen könnte, und rechnen Sie darauf, daß ich unverbrüchlich mein Wort halte.“

In größter Haſt hatte Eleonore dem Geliebten dieſe Worte zugeflüſtert, dann eilte ſie ſchnell wie ein Reh den Hügel hinab und der Gefährtin nach. André blieb ſo lange ſtehen, als er das weiße Gewand der Geliebten noch zwiſchen ein paar Gartenhecken ſchimmern ſehen konnte, und eben wollte er den Hügel verlaſſen, als der wilde Geſang eines Schwarms Männer, die am Fuße deſſelben vorbeizogen, herauftönte. Sie ſangen nach der Melodie eines damals ſehr bekannten Gaſſenhauers:

‚Wer ſeine Ketten brechen will,
Der zieh' hinaus! —
Wer aber will ein Sclave ſein,
Schlürfe den Thee hinein
Und bleib' zu Haus!‘

„S' geht los, Euer Ehren! Soll mich der Henker holen, wenn's nicht los geht!“ rief der Thurmwart, mit großer Geſprächigkeit zu André tretend. „Wollen Euer Ehren ſich ein wenig zu mir herauf bemühen, und durch das Fernrohr ſehen, ſo werden Sie bemerken, daß dort unten am Hafen Alles durcheinander wimmelt, wie in einem Ameiſenhaufen. Hm, wäre ich Se. Excellenz der ſehr ehrenwerthe Thomas Gage, Statthalter der Provinz Maſſachuſetts und General en Chef, ſo ließe ich das brave Vierunddreißigſte ein wenig vorrücken — ich habe auch dabei gedient, Sir! — und brächte die Yankees ein Bischen in Ordnung. Sind Euer Ehren nicht auch dieſer Meinung?"

„Was haben denn die Leute eigentlich vor?" fragte André nach dem Hafen blickend.

„Ja, wer das wüßte! Aber ich denke es wird wohl nicht mehr noch minder wie ein Stückchen Rebellion ſein;" verſetzte gemüthlich der Thurmwart. „Da iſt der Doctor Warren, der ſteht, wie die Leute ſagen, an der Spitze der ‚Söhne der Freiheit'. — Euer Ehren müſſen wiſſen, das iſt ſo eine Art Geſellſchaft, die ſich verpflichtet hat, überall hin zu eilen, wo die neuen Maßregeln der Regierung durchgeſetzt werden ſollen, um ihnen entgegen zu wirken. — Dieſer Warren — nun es ſoll mich nicht wundern, wenn ein Bischen Krieg daraus wird, da die erſte Sylbe ſeines Namens ſchon Krieg bedeutet." — Hier lachte der Thurmwart ſehr ſelbſtgefällig über ſein Wortſpiel (war, engl. Krieg) — „nun dieſer Warren hielt heute früh den jungen Leuten eine Rede an der Thüre von Fannel-Hall, eine Rede, Sir, die ſich überall konnte hören laſſen. Von Thee ſprach er, und von der Freiheit, und daß nun der Tag gekommen ſei, und dann ſtreckte er ſo den Arm, und dann wieder ſo. Meiner Treu, Euer Ehren, es hörte und ſah ſich ganz gut an, und die Leute waren alle ſehr ergriffen und gerührt, und als Einer etwas einwenden wollte, gab ihm ſein Nachbar einen Stoß auf den Magen, daß ein gelernter Boxer ſeine Freude daran hätte haben können. Alle die Leute aber, die heute früh verſammelt waren, ſind herunter gezogen nach dem Hafen, und der Doctor Warren iſt mitten drunter. Es wimmelt Alles auf dem Quai, und quirlt durcheinander wie die Tauben im Frühling oder die Schwarzkrähen. Und auch Indianer ſind unter dem Hauſen, Mohawks glaube ich, und die Kerle waren bemalt, Euer Ehren —"

„Wie? Indianer?" rief André neugierig. „In der That, die möchte ich ſehen."

„Ah, Euer Ehren ſind, wie ich merke, erſt vor der Freude ſeines Herzens die eigne brennende Tabackspfeife anbot. Es kam dem wackern Guineaſohn indeß durchaus nicht in die Gedanken, daß der ehrliche Landmann ihn der rothen Kleidung, der ſchwarzen Hautfarbe und vor Allem der angezündeten Pfeife, eines damals in jener Gegend noch gänzlich unbekannten Dinges, wegen, für Jemand ganz Andern halten könnte, und er erſchrak ebenſo ſehr als der Bauer, wie dieſer, beſtürzt zurückſpringend, mit tiefem Kratzfuße und zitterndem Munde ausrief: Ne, gnädiger Herr Teufel! ich freſſe kein Feuer! —

Ruhig verfloß indeß der Reſt der Nacht. Der Schlummer deckte manches Heldenauge, welches ſich nur noch einmal öffnen ſollte, um dann auf ewig ſich zu ſchließen. Während aber Alles ſchlief, wandelte Emanuel Froben, von den beſeligendſten Gefühlen wach gehalten, unter dem Sternenhimmel auf und ab. Das Herz des Jünglings ſchwamm in Entzücken. Er ſah Wünſche erfüllt, die nur ſich ſelbſt zu geſtehen er gezittert hatte. Er, der Arme, Verwaiſte, Verlaſſene war auf einmal der geachtete Verwandte, der einzige Erbe des mächtigſten Mannes, des angeſehenſten Feldherrn des Landes; er war der Verlobte eines Mädchens, welches er ſeit Jahren im Verborgenen, und darum nur deſto glühender geliebt;

Kurzem aus dem alten Lande gekommen!“ ſagte der Thurmwart immer geſprächiger. „Ja dann müſſen Sie hinunter gehen und den Spectakel ein wenig anſehen. Ich denke es wird ein luſtiger Abend werden, beſonders wenn Sir Thomas auf den guten Gedanken käme, das brave Vierunddreißigſte anrücken' zu laſſen. Zu thun würde es ſchon bekommen, denn dieſe Yankees ſind ganz des Teufels, wenn ihnen einmal eine Idee zu Kopfe ſteigt, dasmal aber iſt's der Thee — der verſteuerte nämlich — und nun muß ich hinauf und die Lampen anzünden, wäre es auch nur, daß die Leute zu ihrer Prügelei gehöriges Licht haben.“

André war erſt kurze Zeit zu Boſten, er hatte oft von dem lebhaften Charakter des Volks, ſo wie von den geheimen Geſellſchaften, die ſich gebildet haben ſollten, gehört, auch intereſſirte es ihn, Mohawks, die er ſeit dem Feldzuge in Canada nicht erblickt, in ihrem eigenthümlichen Koſtüm zu ſehen, und ſo ging er, als der Thurmwart ihn verlaſſen hatte, einen Fußſteig hinab, der nach dem Hafen führte. Es gelang ihm nicht, durch die wogenden Menſchenmaſſen bis an die Quais zu kommen.

Wie es ſchien waren die Leute in großer Aufregung. Drohungen, Schimpfreden, Klagen über „Ungeſetzlichkeit“ und „Tyrannei“ erſchollen in dem Gedränge. Dabei ſah man einige wohlgekleidete Leute ſich durch die dichteſten Haufen drängen, hier ein paar Menſchen anreden, dort anderen ſtumm die Hand drücken, oder ihnen bedeutungsvoll zuwinken. André, um das Ganze beſſer zu überſehen und doch, wenn man ihn als Offizier erkannte hätte, von der aufgereizten Menge ſich nicht Inſulten auszuſetzen, nahm ſeinen Standpunkt auf einem Haufen Bauholz, was über einander gethürmt unweit des Hafens lag. Hier konnte man Alles ſo ziemlich überblicken. Auf dem nächſten Quai, in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten, war ein großes Gedränge. Dort befand ſich ein Trupp Indianer von etwa dreißig Mann. Obwohl es ſchon zu dämmern anfing, ſo konnte André doch bemerken, daß die Leute in den Geſichtern ſchwarz und weiß bemalt waren, und daß die Whiskyflaſche unter ihnen fleißig von Hand zu Hand ging. Plötzlich drängte ſich ein wohlgekleideter Mann in deren Nähe. Eine Anzahl Leute hob ihn auf einen Tiſch, und Jener hielt eine kurze aber heftige Rede, von der André indeß, der Entfernung wegen, nur einzelne Worte verſtehen konnte. Kaum hatte jener Mann ſeine Rede geendigt, als einer der Mohawks den Kriegsſchrei ausſtößt. Er wird von mehr als zwanzig Stimmen beantwortet. Zugleich ſah André, daß die Indianer ſich in ein Boot ſtürzen, und auf ein Schiff, das mitten im Hafen lag, hinrudern. Ein hundertſtimmiges Hurrahgeſchrei ſchien ihnen Beifall zuzurufen. Eine ganze Anzahl Böte ſtieß bald darauf vom Lande ab und umringte jenes Schiff. Im Nu war es von den Mohawks erklettert, und in wenig Minuten ſah der junge Mann hunderte von Kiſten über Bord werfen. Unter ungeheurem Jubel wurden die Kiſten von den Leuten in den umherliegenden Böten ſogleich untergetaucht, oder mit Ruderſchlägen zerſchmettert. Um André her hatte ſich inzwiſchen, zwiſchen ein paar Zuſchauern, eine lebhafte Converſation erhoben.

„Ich freue mich nur auf alle die Schimpfreden, die in Weſtminſterhall ertönen werden!“ ſagte lachend der Eine. „Was werden ſie da wieder der ‚factions and ungovernable race of people‘ nachzuſagen wiſſen!“

„Und wie werden ſie die Augen aufreißen, wenn ſie leſen werden, daß es Mohawks geweſen, die das Schiff erklettert und den Thee in's Waſſer geworfen haben!“ rief ein Anderer.

„Nicht Mohawk! — Bleichgeſichter;“ ertönte plötzlich eine tiefe Kehlſtimme hinter dem Rücken André's.

Dieſer, ſo wie die, welche geſprochen hatten, kehrten ſich um. Hier ſahen ſie einen Indianer von etwa fünfzig Jahren und ziemlich dunkler Farbe. Er war von hoher Geſtalt, und ſein halbnackter Oberleib, der durch eine wollene Decke ſehr wenig verhüllt war, ließ einen mehr knochigen als ſtarken Körperbau erblicken. Die vielen ſilbernen Zierrathen, die er um den Hals und am Gürtel trug, die zierlichen Moccaſſins, ſo wie die Adlerfeder in dem auf dem Haupte in einem Knoten verſchlungenen Haar, vor Allem aber die ſtolze Miene, die er annahm, gaben dem Indianer etwas Imponirendes.

„Nun, Bruder, warum biſt Du nicht bei Deinen Stammgenoſſen?“ ſagte Einer der Umſtehenden zu dem Manne. „Haſt Du nicht ihren Kriegsſchrei gehört?“

Verächtlich blickte der Indianer auf den Fragenden.

„Kann ‚Schwarzvogel‘ nicht das Bellen des Hundes von dem Heulen des Wolfes unterſcheiden?“ ſagte er dann in gebrochenem Engliſch.

„Es ſind aber Mohawks, ſind Deine Brüder, und ſie ſind auf dem Kriegspfade!“ rief ein Anderer.

„Kriegspfad? — Theekiſten! — Nicht Rothhäute. Bleichgeſichter;“ ſprach unwillig der Indianer, kehrte ſich um und verſchwand in der Menge.

Verwundert ſahen ſich die Sprechenden an. Es ſchien Jenem offenbar unangenehm geweſen zu ſein, daß ſeine Landsleute an dem Angriffe auf das Schiff Theil genommen haben ſollten, dennoch war dies gar nicht zu leugnen. Es war noch hell genug, um die Indianer zu unterſcheiden, als das Schiff erklettert wurde, die Leute waren eben ſo geputzt wie ihr Landsmann, und zwiſchen dieſem und ihnen war keine Verſchiedenheit als deſſen etwas dunklere Hautfarbe, und daß ſie bemalt waren, er aber nicht. André dachte darüber nach, was der Indianer wohl mit den wenigen Worten, die doch unmöglich ein Leugnen ganz offenbarer Thatſachen bedeuten konnten, hatte ſagen wollen. Noch ſah er das blitzende dunkle Auge, die Zorn und Verachtung ausdrückenden Züge des Mohawk vor ſich, und er prägte ſie durch Nachdenken ſo feſt ſeinem Gedächtniſſe ein, daß ſie ihm den ganzen Abend fortwährend vor der Seele ſtanden.

Der Lärm hatte indeß immer noch zugenommen. Nichts wäre leichter geweſen, als der Gewalt durch Gewalt zu begegnen. Das Theeſchiff lag mitten im Hafen. Es hätte zwei oder drei Kanonenſchüſſe von einer der Batterien, die den Letztern beherrſchten, bedurft, und kein Menſch hätte gewagt das Schiff anzugreifen. Welches Unglück aber hätte dabei entſtehen, welche Maſſe von Menſchenleben, bei der dichtgedrängten Volksmenge, die die Umgebungen des Hafens durchwogten, gefährdet werden können! Dieſe Betrachtungen mochten auch wohl den Gouverneur bewogen haben, jede Einſchreitung zu unterlaſſen. Jetzt wurden indeß Trommelwirbel laut. Ueberall wurde das Geſchrei, daß Truppen anrückten, gehört, und unter lautem Fluchen und Schimpfen zerſtreuten ſich die Volksmaſſen. Bald ſtieg der Mond empor, und man ſah nun den ganzen Hafen bedeckt mit Theekiſten, die auf dem Waſſer umher trieben und von den lachenden und jubelnden Matroſen der vor Anker liegenden Schiffe, unter allerhand derben Witzen aufgefiſcht, und wenn ſie fanden, daß das Seewaſſer bereits eingedrungen war, wieder über Bord geworfen wurden.

André war endlich in ſeinem Logis angelangt. Er verbrachte die Nacht faſt ſchlaflos. Hoffnungen und Befürchtungen über das, was ihm Arnold ſagen werde, erfüllten ſeine Seele. Daß dieſer Mann es war, in deſſen Hand ſeine Zukunft zu liegen ſchien, war ihm ungemein peinlich. Seit ſeiner Ankunft zu Boſton hatte er ſich verſchiedentlich über den Oberſten erkundigt, und die Antworten waren nicht nur übereinſtimmend, ſondern auch ſeinen eignen Bemerkungen conform geweſen. Ueberall galt der Oberſt als ein Mann von militairiſchen Talenten, ſeine Tapferkeit war erprobt, er konnte ſogar, wenn er wollte — was freilich nicht immer ſtattfand — ſehr angenehm ſein, aber ſeine ungeregelte Lebensweiſe, ſeine Habſucht, ſeine Ungenirtheit in der Wahl der Mittel, die letztere zu befriedigen, war gleichfalls in Aller Munde. Da André an dem Oberſten überdies eine große Gewandtheit und Ueberredungsgabe, wenn es galt irgend einen Zweck zu erreichen, kennen gelernt hatte, ſo ſagte er ſich, daß er, bei ſeiner Jugend, einem ſolchen Manne gegenüber würde doppelt vorſichtig ſein müſſen, und er gelobte ſich feſt, daß er alle Zumuthungen, die ihm gemacht würden, reiflich erwägen und nichts beſchließen oder ſich zu etwas verbindlich machen wolle, wenn es ſich nicht mit den ſtrengſten Begriffen von Ehre vertrüge. Von dem was Arnold ihm mitzutheilen haben, oder welche Bedingungen er ihm wegen einer Verbindung mit Eleonoren machen werde, wußte er ſich keine nur einigermaßen wahrſcheinliche Vorſtellung zu machen, doch kam er ſtets darauf zurück, daß es ſich wohl am Ende um eine zu benachſichtigende Rechnungslegung, bei der Herausgabe des Vermögens der Mündel des Oberſten, handeln werde. Zu dieſer Meinung ward er durch die oft gehörte Behauptung, daß der Oberſt, trotz allen den Plänen und Projecten, mit denen er ſich ſtets herumtrage, fortwährend in Geldverlegenheiten ſei, beſtimmt.

Es war am folgenden Tage früh, als er durch eine Ordonnanz zu dem Gouverneur, dem General Thomas Gage, gerufen wurde.

„Sind Sie vielleicht zufällig geſtern Abends in der Nähe des Hafens geweſen, als der Angriff auf das Theeſchiff ſtattfand?“ rief ihm der General entgegen, als er in's Zimmer trat. „Ich empfange da eine Menge ſich widerſprechender Rapporte von den Offizieren, die in denen, den Hafen beherrſchenden Batterien commandirten, und dennoch muß ich heute oder ſpäteſtens morgen früh ein Fahrzeug mit dem Bericht des Vorgefallenen nach England expediren.“

„Ich befand mich allerdings durch Zufall nahe genug, als der Lärm begann, und habe die Erſteigung des Schiffes mir angeſehen;“ verſetzte André.

„Nun wohl!“ ſagte lebhaft der General. „Die Herren rapportiren, daß es eine Schaar von etwa zwanzig oder dreißig Indianern geweſen, die das Schiff zuerſt erklettert und denen der Pöbel gefolgt wäre, worauf dann die Theekiſten über Bord geworfen worden. Es ſollen Mohawks geweſen ſein.“

„So ſcheint es;“ fiel André ein, als der General ihn fragend anſah. „Einer, der aber an den Exceſſen nicht Theil nahm, ſtand ſelbſt neben mir. Daß es Indianer waren, die zuerſt das Schiff angriffen, habe ich gleichfalls geſehen.“

„Aber, mein Gott, wo ſind dieſe Leute denn her= und wo ſind ſie hingekommen?“ rief lebhaft der Gouverneur. „Geſtern früh ſoll nur ein Mohawk, ein Häuptling, der ſeit ein paar Tagen hier iſt, in der Stadt geweſen ſein, Abends greifen dreißig Indianer das Theeſchiff an, und als man ſich heute Nacht die größte Mühe giebt, ſie aufzuſuchen und feſtzunehmen, iſt es als ob die Erde ſie eingeſchluckt hätte. Man findet nur jenen Einen, und dieſer behauptet, er habe an den Exceſſen nicht Theil genommen, und es ſeien außer ihm keine Mohawks in Boſton geweſen.“

„Es iſt unbegreiflich wie er leugnen kann, was Tauſende mit Augen geſehen haben!“ ſprach André mit dem Tone der Verwunderung.

„Ich habe Befehl gegeben, den Menſchen zu verhaften;“ verſetzte der Gouverneur. „Hat er an dem Angriffe Theil genommen, ſo werde ich ihn vor ein Kriegsgericht ſtellen und kurzen Proceß mit ihm machen. Jedenfalls muß er bekennen, wo ſeine Landsleute hingekommen ſind. Er iſt ein Häuptling — obendrein einer, deſſen Name bei dem Kriege in Canada nicht ganz unbekannt war, — und es

Mathildens Beſitz, ein Glück, an das er in ſeinen kühnſten Träumen nicht zu denken gewagt, war ihm geſichert — er hätte laut aufjauchzen, alle die Schläfer um ihn her mit ſeinem Glücke bekannt machen mögen. Die Seele des Jünglings durchzuckten Gefühle der Seligkeit. —

So kam der Morgen des 18. Junius herauf. Schon fielen einzelne Schüſſe bei den Vorpoſten; die Reiterei des Prinzen von Homburg ſetzte ſich in Bewegung; Froben war unempfindlich für Alles um ihn her; erſt die Stimme des Kurfürſten, welcher ſein Schlachtroß vorzuführen befahl, rief ihn aus ſeinem Taumel.

Während der Kurfürſt längs den Linien der Reiterei herunterritt, hier lobte, dort ermahnte, eilte der Prinz von Homburg an der Spitze der aus tauſend Reitern beſtehenden Vorhut, voll Verlangen, ſich mit dem Feinde zu meſſen, wie auf den Flügeln des Windes vorwärts. Kaum gewahrten die ſchwediſchen Vorpoſten die nahende brandenburgiſche Reiterei, als ſie von allen Seiten ſich zurückzuziehen begannen. Eiferſüchtig, auch nur das kleinſte Reis aus dem zu erkämpfenden Siegerkranze ſich entgehen zu ſehen, befahl der junge Fürſt, den Feind aufs heftigſte zu verfolgen. Seine Kampfluſt ließ ihn vergeſſen, daß der iſt unmöglich, daß, wenn wirklich Mohawks den Angriff begangen haben, er nicht dabei geweſen ſein, oder nichts davon wiſſen ſollte. Da Sie ſich nun in der Nähe befanden, als die That geſchah, da Sie die Indianer mit eignen Augen geſehen haben, ſo kommen Sie doch um zwölf Uhr wieder hierher. Ich habe befohlen, daß um dieſe Zeit das Verhör ſtattfinden ſoll, und werde Sie dem Menſchen gegenüber ſtellen. Er wird dann wohl einſehen, daß ſein Leugnen ihm zu nichts hilft."

Mit freundlichem Kopfnicken entließ General Gage den jungen Offizier, der nun in aller Haſt nach der Wohnung des Oberſten Arnold eilte, da die Zeit, zu welcher er ſich zum Frühſtück einfinden ſollte, bereits erſchienen war.

In dem Zimmer des Oberſten fand André ein ſehr copieuſes Frühſtück aufgetragen, aber Arnold und zwei Herren, die ſich bei ihm befanden, ſchienen ſich noch wenig darum bekümmert zu haben, da alle drei ſich um einen Tiſch verſammelt hatten, wo ein Plan von Boſton und der Umgegend ausgebreitet war. Sie hatten den Eintretenden nicht bemerkt, ſo eifrig waren ſie im Geſpräche.

„Von dieſer Seite!“ rief Arnold, ein Mann von ſtattlichem Anſehen aber einer unangenehmen Phyſiognomie, indem er auf einen Punkt der Karte zeigte.

„Nein von dieſer!“ erwiederte lebhaft ein Anderer, in welchem André den Doctor Warren erkannte, da er ſolchen mehrmals bei Arnold getroffen hatte.

Der Doctor war ein Mann von großer Beweglichkeit, einnehmender Geſichtsbildung und kühnen Zügen.

Der dritte Anweſende lächelte, legte den Finger auf einen Punkt des Planes, der jenen beiden entgegengeſetzt war, und ſagte ruhig: „Hier liegt die Entſcheidung.“

André hatte Zeit gehabt jenen Dritten genau zu betrachten. Er war ein großer, gutgewachſener Mann, zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren. Seine Geſichtsbildung trug einen Ausdruck von Würde und Beſonnenheit. Sein Auge blickte gedankenvoll, faſt ſchwermüthig. Die gerade Naſe, die ſchöne Stirne, gaben ihm ein faſt griechiſches Profil, der untere Theil des Geſichts, beſonders die feſtgeſchloſſenen Lippen, liehen ihm einen Ausdruck von Feſtigkeit und Charakterſtärke. Der Fremde kündigte ſich durch ſein ganzes Anſehen als ein Mann von Stande an, und obwohl er in Civilkleidung war, ſo hatte doch ſeine Haltung, wie die Art der Friſur des Haares, etwas entſchieden Militairiſches.

„Ah da ſind Sie ja!“ rief Arnold lebhaft, als ſein Auge auf den Eintretenden fiel. „Wohlan, Sie ſind Offizier vom Generalſtabe, ſind wenigſtens ſo lange in Boſton, um die Stadt und Gegend zu kennen, und müſſen deshalb eine Meinung abgeben! — Treten Sie her! Betrachten Sie den Plan! — Von welchem Punkte aus würden Sie Boſton angreifen, wenn Sie ein feindlicher General wären, und ein tapferes, wenn auch nur ſchwaches Corps unter Ihren Befehlen hätten?“

André blickte einige Momente auf den Plan, dann ſagte er:

„Ich würde dieſe Höhe zur Rechten des Dorfes Charlestown, ſo wie das Dorf ſelbſt beſetzen, und an der äußerſten Kante des niedrigen Kammes, der hier etwas in die See ausläuft, und die durch ihre Lage den innern Hafen beherrſcht, vor Allem ein paar Batterien aufwerfen laſſen. Von dieſer Poſition aus würde man, ſelbſt mit einem ſchwachen Corps, der Garniſon Schaden thun, und wenn man, was natürlich nicht ausbliebe, ſelbſt angegriffen würde, ſich mit Vortheil vertheidigen können.“

Der ſtattliche Fremde lächelte André freundlich zu.

„Ich freue mich, daß wir einerlei Meinung ſind;“ ſagte er ſodann.

„Alſo auch Sie ſtimmen für die Seite von Bunkerhill?“ ſprach Arnold. „Nun ich will nicht widerſprechen, wenn mir die Stellung auch ein Bischen zu gewagt vorkommt, beſonders — aber da fällt mir ein, daß ich Sie dieſem Herrn noch nicht vorgeſtellt habe: Lieutenant André, Adjutant des Generals Clinton! — General Waſhington!“

André war ungemein überraſcht. Dies alſo war General Waſhington, der ſich, als Jüngling von einigen zwanzig Jahren bereits, durch ſeinen kühnen Zug nach dem Fort du Quesne berühmt gemacht, mit dreißig Jahren an der Spitze eines Regiments ſtand und ſich, wie man ſagt aus Verdruß wegen Zurückſetzung der Milizoffiziere, ſpäter nach ſeinem Landſitz Mount Vernon zurückgezogen hatte! —

„Ich freue mich,“ ſagte André verbindlich, „daß ich durch die Güte des Oberſten Arnold einen General kennen lerne, deſſen Thaten ich ſtets bewunderte. Vielleicht bin ich, falls es in Canada nochmals zum Kampfe käme, ſo glücklich dies in größerer Nähe zu thun und unmittelbar unter Ihren Befehlen zu dienen.“

„In Canada nicht, aber vielleicht anderswo!“ fiel mit einem eigenthümlichen Lachen Arnold ein. „Wäre Waſhington tapfer wie Roland, und ein Feldherr wie der große Alexander, er iſt einmal Milizgeneral, und regulaire Truppen darf jetzt Niemand anders als ein General der Armee commandiren.“

„Wenn ein ſolcher ſonſt ein tüchtiger Mann iſt,“ ſagte Waſhington lächelnd, „würde ich recht gern unter ihm ſtehen. Befehlen iſt meiſt ſchwerer wie gehorchen, und auch bei Letzterem iſt Ehre zu erwerben.“

„Es kommt darauf an, wem man gehorchen ſoll, Sir!“ rief Arnold heftig. „Bis jetzt habe ich noch immer wenig Dank vom Gehorchen gehabt, und wünſchte wohl, daß nun auch das Befehlen einmal an mich käme. Als ich in Canada ein paar

Kugeln in's Bein bekam, nahm kein Menſch Notiz davon. — Ich war ja nur Offizier von der Miliz und Coloniſt! — Wenn ich Offizier der Armee und wo möglich ein Lord geweſen, ſo wäre ich mit allerhand ſchönen Redensarten in den Zeitungen erwähnt worden."

„Ich weiß nicht," ſagte Waſhington mit feinem Lächeln, „ob dies für ein lahmes Bein eine hinreichende Vergeltung iſt. Sie haben übrigens eine erhalten, die Ihnen Niemand rauben kann: das Bewußtſein Ihre Pflicht gethan zu haben."

„Alles gut," ſagte Arnold mit wildem Lachen, „aber fett iſt noch Niemand davon geworden!"

„Hoffen wir," fiel Doctor Warren mit Wärme ein, „daß eine Zeit kommen wird, wo die Söhne Amerika's die Früchte ihrer Thaten ernten werden. Ich rede hier nicht von Gewinn und Vortheil, ſondern von Erlangung ihrer jetzt ſchmählich mit Füßen getretenen Rechte, und ich denke der Anfang der neuen Aera wird ſich von dem geſtrigen Abend datiren."

„Ja wohl!" rief Arnold mit Feuer. „Ich kann übrigens kaum ſagen, wie ich mich freue, daß ſich jetzt die Sache zu rühren und zu regen beginnt. — Trinken wir," ſetzte er hinzu, indem er ſeinen Gäſten die Gläſer einſchenkte und den Doctor Warren bedeutungsvoll anſah, „auf das Wohl deſſen, der den Anſtoß gegeben."

„Ich geſtehe offen," ſagte Waſhington mit Ruhe, „daß mir der Auftritt von geſtern Abend wenig Freude macht. Auf Gewalt folgt Gewalt, auf Uebertreibung folgt Uebertreibung. Die Colonie hat geſetzliche Mittel ihre natürlichen und politiſchen Rechte zu wahren, und iſt ſtark genug, um nicht zu ungeſetzlichen ihre Zuflucht nehmen zu müſſen. Will man ſich vor Unbill ſchützen, ſo muß man ſich vor Allem hüten, ſelbſt welche zu begehen."

„Sie mißbilligen alſo auch die Plünderung und Zerſtörung der Theeladung?" fragte André mit Intereſſe.

„Allerdings!" erwiederte der General. „Es freut mich indeß, daß bei den Auftritten, welche durch die Maßregeln des Parlaments hervorgerufen wurden, kein Menſchenleben gefährdet und das Anſehen der Krone nicht mißgekannt worden. Kein unwürdiges Wort gegen den König wurde gehört."

„Demungeachtet wird man die Amerikaner zu Rebellen ſtempeln!“ rief Arnold.

„Mag man! Wir werden dazu lächeln und ſchweigen!“ erwiederte der General.

„Man wird ſich an unſern Perſonen und Rechten vergreifen!“ rief Warren.

„Wir werden ſie vertheidigen;“ verſetzte Waſhington kalt. „Das Geſetz legt uns zwei unfehlbare Mittel in die Hand: Es erlaubt uns, uns zu berathen und zu bewaffnen.“

„Dies eben,“ rief Warren, „wird man durch Gewalt zu verhindern ſuchen.“

„Dann thut man es auf eigene Gefahr, und löſ't mit eigener Hand die Bande, die uns an die Geſetze und an England knüpfen. Hüten wir uns, zuerſt Hand daran zu legen;“ ſprach Waſhington mit einer Ruhe und Würde, die André ungemein imponirten und ihm ſagten, daß wenn Amerika nur noch einige ſolche Männer beſäße, keine menſchliche Gewalt im Stande ſei, es unter unweiſe oder gewaltthätige Maßregeln zu beugen.

Während des Frühſtücks unterhielt ſich Waſhington viel mit dem jungen Offizier, an dem er ein beſonderes Intereſſe zu nehmen ſchien. Die liebreiche Art, mit der er ſprach, die Mäßigung, mit der er die unklugen Maßregeln, die man in Beziehung auf die Colonialverhältniſſe genommen, beurtheilte, die Würde mit der er auseinanderſetzte was Amerika thun müſſe, um ſich nichts zu vergeben, und unter allen Umſtänden auf dem Wege des guten Rechts zu bleiben, erfüllten André mit einer ſolchen ehrfurchtsvollen Hinneigung zu dem Sprechenden, daß er, von Jugendfeuer hingeriſſen, am Ende der Unterredung nochmals offen ausſprach, wie glücklich er ſich ſchätzen würde, wenn es ihm vergönnt wäre, in einem künftigen Feldzuge an der Seite eines ſo würdigen Führers gegen den Feind zu ziehen.

Es mochte etwa eine Stunde vergangen ſein, als Waſhington — für André viel zu früh — die Wohnung Arnolds verließ und Doctor Warren dem General bald nachfolgte. Längere Zeit ſprach der junge Mann noch mit Enthuſiasmus von Waſhington, und der Oberſt ſchien dieſen Ergüſſen nicht ungern zuzuhören, doch lächelte er auch manchmal ſpöttiſch dazu. So wie André geendigt hatte, ſagte der Oberſt kalt:

„Warren iſt ein Enthuſiaſt, der Alles übereilen und die Birne halb unreif vom Baume reißen möchte; bei alledem thun Leute wie er, jetzt Noth. Waſhington iſt ein Fabius Cunctator, der in die Speichen der Räder des rollenden Zeitwagens eingreifen, und ſeinen Lauf ſo regeln möchte, daß Niemand zu Schaden kommt; dennoch wird er von dieſem mit vorwärts geſchoben werden. Beide ſind mir zu wenig praktiſch, ſie hängen zu ſehr an Doctrinen. Ich bin für das Reelle. Doch genug von Politik! — Sie haben, Mr. André, mit meiner Frau von Ihrer Neigung zu Eleonoren geſprochen,“ fuhr der Oberſt fort, indem er nach einem Schreibtiſche ging und einen Brief herausnahm, „und ihr geſagt, daß Sie ſolche zu heirathen wünſchen. Meine Frau verſichert, daß das Mädchen Ihre Neigung theile. Das wäre nun Alles recht gut und ſchön, und Sie wiſſen, daß ich durchaus nichts gegen Sie habe, vielmehr Sie höher ſchätze, als Andere aus jenem Hauſen Generalſtabsoffiziere und junger Lordsſöhnchen, womit uns das alte Land ſo freigebig verſieht. Bei alledem, Sir, werden Sie mir zweierlei zu Gute halten müſſen: einmal, daß ich nicht verliebt bin, Kurfürſt noch nicht ein einziges Regiment des regulairen Fußvolks, faſt ebenſo wenig Geſchütz, im Ganzen nur ſechstauſend Reiter an ſeiner Seite hatte, und daß dies kleine Heer den gegenüberſtehenden elftauſend Schweden, unter welchen allein ſiebentauſend Mann Fußvolk waren, bei weitem nicht gewachſen ſein konnte. Als daher der Fürſt auf die Hauptmacht der Schweden ſtieß, ſah er dieſe nicht mehr, wie in den vorigen Tagen, in eiligem Rückzuge begriffen; ihre zwiſchen den Dörfern Tornow und Hakenburg aufgeſtellte Schlachtlinie ſagte ihm, daß Tag und Stunde gekommen ſei, an denen Brandenburgs Schickſal entſchieden werden müſſe, und augenblicklich entbrannte der Kampf. Der kühne Fürſt ſah ſich von fünffacher Uebermacht umzingelt. —

Sobald der Kurfürſt die erſte Nachricht von dem ungleichen Gefechte erhielt, rückte er aufs eiligſte vorwärts, doch mit einem Blicke die vortheilhafte Stelung des Feindes, die große Uebermacht deſſelben erwägend, verſammelte er einen Kriegsrath; er wollte, he er etwas Entſcheidendes beſchlöſſe, die Meinung einer treuen, unter den Waffen ergrauten Kampfenoſſen hören. Die meiſten derſelben ſtimmten geen die Annahme der Schlacht. Selbſt Dörflinger chauptete: es ſei ein tollkühnes und ſeit Erfindung und alſo nicht wie ein Verliebter rede, zweitens, daß ich mich ſtricte nach dem mir bekannten Willen des Vaters Eleonorens richten muß. Hier leſen Sie den letzten Brief, den er mir von ſeinem Krankenlager ſchrieb. Er weiſ't mich darin an, darauf zu ſehen, daß, wenn ſich Eleonore verheirathe, ſie eine ihren Verhältniſſen angemeſſene Wahl eingehe. Eleonorens Vermögenszuſtände ſind zwar etwas verwickelt, und werden ſich auch erſt nach und nach auflöſen laſſen, indeſſen wird ſie einſt dennoch vielleicht ein jährliches Einkommen von ungefähr zwölf- bis fünfzehnhundert Pfund beſitzen. Sie, Mr. André — verzeihen Sie mir, daß ich mit militairiſcher Offenheit ſpreche, — ſind ohne Vermögen. Sie unterſtützen von Ihrem Gehalt Ihre Mutter und zwei Schweſtern — was allerdings recht löblich iſt, — Sie ſind Lieutenant, und es kann noch lange dauern, ehe ſie auf dem gewöhnlichen Wege einen höhern Grad erlangen. Nun, Sir, erlauben Sie mir — ich ſpreche hier, wie geſagt, nicht wie ein Verliebter, ſondern als Eleonorens Vormund — Sie zu fragen: Glauben Sie, daß ein Lieutenant ohne Vermögen, der noch Mutter und Schweſtern zu erhalten hat, eine Eleonorens Verhältniſſen angemeſſene Partie iſt?"

Der Ton, in welchem Arnold dieſe Worte ſprach, war zwar kalt und herzlos wie meiſtentheils, wenn er ſich über Verhältniſſe unterhielt, die nicht ſeine eigene Perſon betrafen, doch konnte dies André, der den vollendeten Egoismus des Sprechenden kannte, weniger verletzen, als er nicht das Spöttiſche darin bemerkte, welches Jener in ſolchen Fällen überdies in ihn zu legen pflegte.

„Wenn Sie bloß Geld und Rang unter dieſer Bezeichnung verſtehen," ſagte André nach einigen Momenten mit ſchmerzlichem Tone, „ſo muß ich dieſe Frage allerdings mit ‚Nein' beantworten."

„Ich verſtehe," verſetzte der Oberſt ziemlich trocken, „das darunter, was alle Welt, vorzüglich aber jeder Vater und Vormund darunter verſteht."

„Dann freilich," ſprach André betrübt, „würde ich auf jede Hoffnung Ihrer Einwilligung verzichten müſſen."

„Hm, das iſt es gerade nicht, was ich mit jenen Worten ausdrücken wollte, ich äußerte nur meine Bedenklichkeiten;" verſetzte Arnold mit mehr Lebhaftigkeit. „Rang oder Vermögen ſind es, wie ich bereits geſagt, was mich abhält in eine Heirath, die ich — das heißt in einiger Zeit — ſonſt ganz gern ſehen würde, einzuwilligen. Aber gäbe es denn kein Mittel auf einem beſondern Wege ſchneller zu dem erſten, und natürlich dann auch zu dem zweiten zu gelangen? Wir leben jetzt in einer bedeutungsvollen Zeit, ja in einer politiſchen Kriſe, und in einer ſolchen hat ſchon mancher junge talentvolle Mann eine reißende Carriere gemacht.“

„Ich bekenne, Sir, daß ich Sie nicht ganz verſtehe!“ ſagte der junge Offizier mit großer Aufmerkſamkeit.

„Sie kennen,“ ſprach Arnold, indem er auf das Sopha zeigte und ſich dann zuerſt darauf niederließ, „die Verhältniſſe der Colonie. Die Sachen ſtehen auf dem äußerſten Punkte, die Saite iſt geſpannt zum Reißen, und dies, denke ich, hat bereits geſtern Abend ſtattgefunden. Das engliſche Miniſterium wird Gewaltmaßregeln nehmen, Kriminalunterſuchungen, und Gott weiß was ſonſt noch, werden folgen. Vielleicht vernichtet das Parlament gar den Freibrief der Provinz. Nun immerhin! Je toller, je beſſer!

— Daß man dies hier nicht ſo gelaſſen anſieht, verſteht ſich von ſelbſt. Wird die Colonialgeſellſchaft als ſolche unterdrückt, ſo taucht ſie als Ligue wieder auf, und Maſſachuſetts ſchließt dann mit andern Provinzen ein Bündniß. — So weit iſt's indeſſen noch nicht. Gegen Berathung und Bewaffnung kann man für jetzt, nach den beſtehenden Geſetzen nichts einwenden. Beide werden dieſer Tage ſtattfinden. In Concord werden ſich in Kurzem die Repräſentanten verſammeln, dort wird man Kriegsvorräthe anhäufen — beides kann man nicht hindern — auch einige Mannſchaft zur Deckung des Ortes aufſtellen. Was meinen Sie, haben Sie Luſt die Organiſation der Militairangelegenheiten zu Concord zu übernehmen und Ihre Stelle als königlicher Offizier aufzugeben? — Sollten ſich die Angelegenheiten wider Vermuthen bald ruhig ausgleichen, ſo müßte man Sie natürlich entſchädigen, wofür ich beſtens ſorgen würde, und Niemand wäre im Stande Ihnen einen Vorwurf zu machen, da Sie nichts Ungeſetzliches gethan hätten.“

„Und wenn das Miniſterium zu der Gewalt der Waffen ſeine Zuflucht nimmt, — was wahrſcheinlich iſt, — wenn es nach aufgehobenem Freibriefe ſolche Bewegungen als Rebellion erklärt?" fragte André kopfſchüttelnd.

Arnold ſchlug mit der Hand bedeutungsvoll an die linke Hüfte, wo der Degen zu hängen pflegt, dann ſagte er:

„In dieſem Falle ſind Sie Major und Adjutant Waſhingtons, oder deſſen, der den Oberbefehl übernimmt, wenn er ihn ausſchlägt."

„Alſo Bürgerkrieg? Rebellion?" ſprach André erſchrocken.

„So würde man es Anfangs nennen, vielleicht auch ſpäter: wenn nämlich die Sache ſchlecht ginge — wäre dies nicht der Fall, ſo würde man vielleicht wohlklingendere Benennungen brauchen;" ſagte Arnold ſpöttiſch. „So etwas regulirt ſich immer erſt am Ende, wie das Facit unter einer Wirthshausrechnung."

Arnold ließ den jungen Mann eine Weile zu längerem Nachdenken Zeit, dann fragte er ruhig:

„Was denken Sie über meinen Vorſchlag?"

Hätte André ſeine wahren Empfindungen ausſprechen wollen, ſo würde er ihm ſeinen Abſcheu zu erkennen gegeben haben, er glaubte indeß den Oberſten, wegen ſeines Verhältniſſes zu Eleonoren, ſchonen zu müſſen, und erwiederte daher blos:

„Sie haben vergeſſen, daß ich kein Amerikaner, ſondern ein Britte bin.“

„Freilich!“ erwiederte Arnold etwas ſpöttiſch. „Dieſe Einwendung habe ich nicht bedacht. Ich meinte, Sie hätten die Anſicht anderer jungen thatmuthigen Leute, nämlich: ‚Ubi bene ibi patria!‘. Ich dachte ferner blos daran, daß das Beſitzthum Eleonorens nicht in England, ſondern in Amerika liegt, und daß Sie durch eine Heirath ja eben auch ein Koloniſt würden. — Uebrigens bin ich weit entfernt Sie zu etwas beſchwatzen zu wollen, an das ich für mein Theil mich auch nur anſchließe, weil es die Verhältniſſe ſo mit ſich bringen, und vor Allem weil man mich, trotz dem was ich für den Dienſt des Königs gethan, trotz dieſem zerſchoſſenen Bein und meiner zerrütteten Geſundheit, ſchlecht behandelt hat.“

„Ich begreife ſehr wohl,“ verſetzte André, „daß ſowohl aus dieſem Geſichtspunkt, vorzüglich aber aus dem des amerikaniſchen Patriotismus, man die man die Sachen, wie ſie ſich geſtalten, ganz anders wie in England anſehen, und ſie vielleicht auf's Aeußerſte ankommen laſſen kann. Ich kann die traurigen Umſtände beklagen, ich kann ſelbſt die Gründe, welche für die Selbſthülfe ſprechen, wenn nicht billigen, doch achten; aber gegen mein Vaterland und deſſen Sache das Schwert ziehen, als Offizier des Königs in einem ſolchen Augenblicke den Dienſt verlaſſen, würde ich für ſchändlichen Verrath halten, ſelbſt wenn ich dadurch die Ausſicht auf den Beſitz Eleonorens aufgeben müßte."

Arnold ſah André während dieſer Rede, bei welcher der junge Mann bis an die ſchöne Stirn erglühte, düſter an, dann ſchlug er die Augen nieder, und als er eine Weile nachgedacht, ſagte er:

„Wohlan, Sir, dann bedaure ich, für jetzt meine Einwilligung zu einer Verbindung mit Eleonoren verweigern zu müſſen. Verſtehen Sie mich recht: Ich ſage für jetzt. — Gelingt es Ihnen im Kriege — denn daß es zu dieſem kommt iſt gewiß — ſich auszuzeichnen, erringen Sie einen bedeutenden Grad, ſind Sie und Eleonore dann noch derſelben Meinung, ſo habe ich nichts gegen eine Verbindung. Ich muß

Sie indeß darauf aufmerkſam machen, daß die Erfüllung Ihrer Wünſche in ziemliche Ferne, jedenfalls bis nach Beendigung des Kampfes, — gerückt wird, und daß der Sinn der Frauen wandelbar iſt. Ueberdies müßte ich Sie bitten, bis zu der angedeuteten Zeit jeden Umgang mit dem Mädchen, das dadurch kompromittirt werden könnte, zu vermeiden.“

„Würden Sie mir wohl erlauben,“ ſagte André zögernd, „mit Eleonoren in ſchriftliche Verbindung zu treten, wenn dieſe es geſtattet?“

„Ja,“ ſagte der Oberſt nach kurzem Nachdenken, „wenn es nicht heimlich geſchieht und die Correſpondenz durch die Hände meiner Frau geht. — Sie ſehen, Sir,“ ſetzte er hinzu, „daß ich nichts gegen Ihre Perſon, ſo wie gegen dieſe Heirath habe, und mich ſolcher nur für jetzt, im Sinne des Vaters Eleonorens, widerſetze. Einem Andern würde ich dieſe Bewilligung nicht gemacht haben. Außerdem achte ich Ihre Bedenklichkeiten, ja, ich würde ſie, trotz dem daß ich Amerikaner bin, theilen, wenn man mich nicht mit ſchändlicher Undankbarkeit behandelt hätte. — Ueber das Verſchweigen deſſen, was wir eben verhandelt haben,“ ſagte er aufſtehend, „darf ich wohl nicht erſt Ihr Ehrenwort verlangen. Ausplaudern würde Ihnen jedenfalls ſchaden.“

Arnold ſah bei den letzten Worten den jungen Mann mit einem ſo ſtechenden Blicke an, daß dieſer den Sinn, den der Sprechende in ſie legte, nicht verkennen konnte.

Mit tiefem Kummer in der Seele verließ André die Wohnung des Oberſten. So waren denn alle Ausſichten auf den Beſitz Eleonorens nichts als ein vorübergehender Traum geweſen! Denn daß das Hinweiſen Arnolds auf einen zu erlangenden höhern Grad, im Dienſte Englands, nichts anders als ein gefliſſentliches Ausweichen ſei, lag auf der Hand. „Aber warum,“ ſo fragte ſich der Jüngling bald, „ſollte es nicht möglich ſein, wenn es zum Kriege käme, durch irgend eine kühne That dieſe Vorſpiegelungen zur Wahrheit werden zu laſſen?“ Von dem General Clinton wie ein Sohn geliebt, konnte er ſich ſagen, daß bei irgend einer ſich darbietenden Gelegenheit es nur von ſeinen eigenen Wünſchen abhängen werde, zu einer Expedition verwendet zu werden, von deren Ausgang ſeine Zukunft abhängen konnte. Er beſchloß feſt, Alles daran zu ſetzen, um, falls es zum Kriege käme, eine Entſcheidung ſeines Schickſals auf ſolche Weiſe herbeizuführen, für jetzt aber bei der nächſten und letzten Zuſammenkunft mit Eleonoren, die er durch Vermittelung der Oberſtin zu erlangen hoffte, dieſer ganz offen ſeine Pläne, wie ſeine Befürchtungen und Erwartungen hinſichts der Erfüllung derſelben, mitzutheilen. Konnte er dann die Ueberzeugung faſſen, daß Eleonore jenen allerdings noch entfernten Zeitpunkt erwarten würde, ſo ſollte ihm jedes ehrenhafte Mittel, und ſei es das kühnſte und gefährlichſte, ein willkommenes ſein. —

André war noch nicht lange in ſeiner Wohnung, als es ihm einfiel daß die Zeit, wo er ſich zu dem Gouverneur begeben ſolle, bereits erſchienen ſei. Wirklich war er dort ſchon erwartet worden. General Gage ging im Zimmer auf und ab, und horchte mit verdrüßlicher Miene einem Verhör zu, welches ein Offizier oder Auditeur mit einem Mohawkindianer angeſtellt hatte. — Der Letztere war beſchuldigt worden, an dem Tumulte vom vorigen Abende Theil genommen zu haben, aber er leugnete hartnäckig. Da er nicht nur ſehr einſylbig war, ſondern überaus gebrochen Engliſch ſprach, ſo konnte des Feuergewehres unerhörtes Beginnen, mit einem Haufen Reiterei und ohne Geſchütz einen zweifach ſtärkern Feind, die beſten Soldaten Europas, in einer vortheilhaften Stellung anzugreifen. Der Kurfürſt allein war anderer Meinung. Die Krieger, ſagte er, ſind voll Muth und Schlachtbegierde; noch iſt der Feind in Furcht, in Ueberraſchung befangen, bald ſchwindet dieſer Zauber. Ziehen wir uns zurück, ſo gehen die Schweden über den Rhin, und dann — mein Homburg! er hat gefehlt, doch Helden nur begehen dieſen Fehler. —

Greifen wir an! rief Dörflinger, indem er an ſein Schwert ſchlug.

Mit Gott, fürs Vaterland! ſprach der Kurfürſt ernſt und laut.

Mit Gott für Fürſt und Vaterland! riefen die Generale. Siebentauſend Männerſtimmen wiederholten den Ruf, und die Geſchwader rückten vorwärts.

Der Kurfürſt, von einem brauſenden Schimmelhengſt getragen, das Haupt bedeckt mit einem ſchwarzen Sammethute, von welchem ſchwarz und weiße Federn herabwallten, zog langſam an der Spitze ſeines Gefolges einem Sandhügel zu, auf welchem er das wenige Geſchütz des Heeres aufzuſtellen befahl, nichts aus ihm herausgebracht werden, als daß er mitten unter einem Haufen Unbekannter dem Auftritt von ferne zugeſehen habe.

„Es iſt unbegreiflich, daß dieſer Menſch behaupten kann, die Leute, die das Schiff erſtiegen, wären keine Indianer geweſen!“ ſagte der General höchſt verdrüßlich in franzöſiſcher Sprache zu dem Verhörenden. „Hundert, ja tauſend Augen haben es geſehen. Es iſt eine Unverſchämtheit eine ſolche Behauptung aufzuſtellen.“

„Wie will mein Bruder es beweiſen, daß die Leute, die das Schiff erſtiegen, keine Mohawks geweſen, da ſie doch eben ſo bekleidet, eben ſo bemalt waren wie die Leute ſeines Stammes, und den nämlichen Kriegsſchrei ausſtießen?“ fragte der Verhörende.

„Den Kriegsſchrei?“ ſagte der Indianer verächtlich. „Würde mein Bruder einen Hund knurren hören und glauben, es ſei der graue Bär geweſen? Würde er das Blöken des Kalbes für den Brunſtſchrei des Hirſches halten?“

„Und die Kleidung?“ fuhr jener fort. „Seht dieſen Mocaſſin, dieſe Adlerfedern, die Einer verloren, und die man auf dem Schiffe gefunden hat.“

„Adlerfeder? — Truthahnfeder!“ ſagte der Mohawk mit verächtlichem Lachen. „Hat dieſen Mocaſſin die Hand verfertigt, die dieſen gemacht?“ ſetzte er hinzu, indem er den vorgezeigten Halbſtiefel neben den ſeinigen hielt.

Beim erſten Anblick hätte man beide für ziemlich gleich halten können, wenn man ſie indeß näher betrachtete, ſo ſah man allerdings eine Verſchiedenheit, wenn auch keine auffallende.

„Wozu alle dieſe Umſchweife und Weitläufigkeiten;“ rief der Gouverneur, indem er ſtill ſtand und den Indianer mit zornigen Blicken betrachtete. „Wenn der Menſch vor das Kriegsgericht geſtellt ſein wird, wird er ſchon inne werden, daß ſein Leugnen zu nichts helfen kann.“

„Leugnen?“ rief ſtolz der Indianer indem er ſich hoch aufrichtete. „Der ‚ſchwarze Vogel‘ großer Häuptling! Nichts ſagen was nicht wahr iſt. — Kein Mohawk auf dem Schiffe. Bleichgeſichter.“

In dieſem Augenblicke war es, wo André in's

Zimmer trat. Obwohl Letzterer heute in Uniform war, erkannte ihn doch augenblicklich der Indianer.

„Der dabei geweſen! Der wird ſagen!“ ſprach ruhig der Mohawk, indem er den Arm gegen André ausſtreckte.

„Haben Sie geſtern Abends dieſen Indianer geſehen?“ fragte General Gage, indem er auf Letzteren deutete.

„Allerdings!“ erwiederte André ihn betrachtend. „Er ſtand neben mir, und er fiel mir auf, weil er nicht, wie ſeine Landsleute, am Angriffe auf das Schiff Theil nahm und nicht bemalt war.“

„Kein Mohawk auf dem Schiff!“ rief hartnäckig der Indianer.

„Er befand ſich während der Zeit als das Fahrzeug erſtiegen wurde, neben Ihnen?“ fragte der Gouverneur. „Sie ſind überzeugt, daß Sie ſich nicht täuſchen?“

„Ich weiß es genau, und eben fällt mir auch ein, daß er behauptete, die Angreifenden ſeien keine Mohawks!“

Der Indianer legte mit einem unwiderſprechlichen Ausdruck von Wahrheit die Hand langſam auf ſeine nackte Bruſt, wo ein Thierbild, das Zeichen ſeines Stammes, mit blauer Farbe eingeätzt war.

„Die Stimme des ‚ſchwarzen Vogels‘ iſt nicht die Stimme der Spottdroſſel;“ ſagte er. „Sein Geſang iſt derſelbe unter dem Tomahawk, wie vor dem rauchenden Feuerrohr. Nur Bleichgeſichter; kein Mohawk auf dem Schiff.“

„Da Sie behaupten,“ ſagte General Gage kopfſchüttelnd zu André, „daß dieſer Menſch während des Tumults ſich in Ihrer Nähe befand und nicht Theil daran nahm, ſo läßt ſich freilich nichts thun um auf dieſem Wege hinter die Sache zu kommen. — Mein Bruder kann gehen! Ich glaube, daß er unſchuldig iſt.“

Ohne ein Wort zu ſagen, kehrte ſich der Indianer nach der Thüre, doch plötzlich wendete er ſich, als ob er ſich beſönne, noch einmal um, er ſah André ſtarr in's Geſicht und ging dann ruhig und ohne ein Wort zu ſprechen zur Thüre hinaus. —

Schon am folgenden Tage hatte André eine Unterredung mit Eleonoren. Die Oberſtin hatte ſie, jedoch mit Genehmigung ihres Mannes, vermittelt. Sie intereſſirte ſich überhaupt für das junge Paar, und Beide verehrten die Gönnerin wie eine ſchützende Fee. Sophie Arnold galt überhaupt in Philadelphia wie in Boſton nicht nur als die ſchönſte, ſondern auch als eine edle, vortreffliche und kluge Frau. In der Unterredung mit den beiden jungen Leuten vertheidigte ſie zwar die Anſichten ihres Mannes von dem Geſichtspunkte aus, den dieſer ſelbſt in Beziehung auf die Geſinnung des Vaters Eleonorens aufgeſtellt, indeß ſagte ſie ihnen ihren vermittelnden Schutz zu, und machte André insbeſondere darauf aufmerkſam, daß es ihm in ſeiner Stellung an Ausſichten zu einer günſtigen Laufbahn viel weniger als irgend einem andern jungen Manne fehlen könne. Ueberdies, ſetzte ſie hinzu, ſei Eleonore noch ſo jung, daß der Aufſchub von ein paar Jahren, — denn länger würde ein ſolcher ja doch nicht dauern, — bei der in Rede ſtehenden Verbindung kaum in Anſchlag zu bringen ſei. Zuletzt kündigte ſie André an, daß um allen Inconvenienzen, die daraus entſtehen könnten, wenn die beiden jungen Leuten in Boſton blieben ohne ſich ſehen zu dürfen, vorzubeugen, ſie morgen mit Eleonoren ſich auf ein ihrer Familie gehöriges, in der Nähe von Weſt-Point am Hudſon gelegenes Landhaus begeben würde, wohin André ſeine Briefe adreſſiren ſolle. —

Schon an den folgenden Tagen ward dieſer vom Dienſte in Anſpruch genommen. General Gage nahm Maßregeln, um einem Aufſtande, der täglich mehr zu drohen begann, zu begegnen. Bald langten auch ſtrenge Befehle aus England an. Der Hafen von Boſton ward für geſchloſſen, der Freibrief der Provinz für vernichtet erklärt. Ein allgemeiner Wuthſchrei ertönte jetzt zu Boſton und in ganz Maſſachuſets. Die Colonialverſammlung rief die andern Provinzen zum Bündniß auf, und man beſchloß jede Verbindung mit England bis zum Widerruf jener Geſetze zu unterbrechen. Ueberall wurden jetzt Waffen und Pulvervorräthe geſammelt, in der nahen Stadt Concord ein Depot davon errichtet, und es bildeten ſich bewaffnete Freiſchaaren, welche, da die Mannſchaft meiſt von kleinem Wuchs war, von den Engländern ſcherzweiſe ‚minute men‘ (Männerchen) genannt wurden. Bald langten auch zwölftauſend Mann Truppen aus England, unter den Generalen Bourgoyne, Clinton und Howe an. General Clinton ſchickte ein Detaſchement nach Concord um die dort aufgehäuften Waffen in Beſchlag zu nehmen. Bei Lexington traf es auf achtzig bewaffnete Amerikaner. Major Pitkairn, der die Engländer commandirte, rief ihnen zu die Waffen niederzulegen. Als dies nicht geſchah, ließ er Feuer geben. Ein Amerikaner ſtürzt. „Ich räche Dich!“ ruft ein Anderer, und mit ſeinem erſten Schuſſe entbrennt die Flamme des Bürgerkriegs, der mit dem Verluſt der Colonien für England endigt. Das ſchwache engliſche Detaſchement ward an der Brücke von Concord von denen in größerer Maſſe herbeieilenden Amerikanern zurückgeſchlagen. Ein rechts und links, zwiſchen Hecken und Gräben hervorblitzendes Gewehrfeuer würde es vollends vernichtet haben, wenn nicht Lord Percy mit ſeiner Diviſion zur Unterſtützung vorgerückt und Pitkairns Rückzug gedeckt hätte. Von allen Seiten und wie ein einziger Mann erhoben ſich jetzt die Provinzen. Bald entbrannte der Krieg von allen Seiten, und unter den Augen der Bewohner Boſtons ward auf Bunkerhill, dem Punkte, der von André in dem Zimmer Arnolds als eine vortheilhafte Poſition bezeichnet worden war, eine Schlacht geliefert, in welcher zwar Doctor —

jetzt General — Warren das Leben ließ, wo aber die Amerikaner zeigten, daß ſie würdig wären ſich auf blutigem Schlachtfeld mit den beſten Truppen Europa's zu meſſen.

Der Beginn des Krieges deutete für die Colonien faſt auf ein trauriges Ende. Ausgezeichnete Truppen, geführt von Männern, deren Namen nicht ohne Ruhm genannt werden, ſtanden gegen ſie im Felde. Da war General Bourgoyne, genannt auf den Schlachtfeldern von Deutſchland und Portugal, da war Lord Howe, ein Mann aus einem durch Waffenthaten berühmten Geſchlecht, da war endlich der durch Tapferkeit im Gefecht, wie durch die Sanftheit ſeiner Sitten bekannte General Clinton, ein von den Truppen geliebter Anführer. Unter ihnen commandirten Männer wie die Generale Grant, Robertſon, Pigot, endlich Lord Percy, ‚the great Northumbrian,' wie er von den Gegnern, als Sohn und Erbe des Herzogs von Northumberland genannt ward. Wen aber hatte Amerika dieſen ruhmgekrönten Feinden gegenüber zu ſtellen? Nur einen Mann, aber dieſer Eine war größer als ſie Alle! Es war Waſhington. — Zwar befehligten tapfere

Männer, wie Putnam, Arnold und Andere unter ihm, aber alle dieſe Namen gingen unter in dem einen. Erſt als Lafayette als Kämpfer für die Freiheit Amerika's auftrat, erleuchteten einige Strahlen der Aureole, die bereits das Haupt Waſhingtons umgab, auch das des jungen europäiſchen Waffengefährten.

Der begonnene Kampf ward längere Zeit mit abwechſelndem Glück geführt. Von beiden Seiten erſchienen immer größere Maſſen auf dem Kriegsſchauplatz. Schien es Anfangs, als ob England bei Zeiten die inſurgirten Colonien unterwerfen würde, da es nicht nur eine immer größere Anzahl eigener Truppen, ſondern auch Deutſche über den Ocean führte, ſo änderte ſich doch die Sache, als Frankreich ſich für die Unterſtützung Amerika's entſchied, und Admiral d'Eſtaing mit einer anſehnlichen Flotte, welche Truppen an Bord hatte, an den amerikaniſchen Küſten erſchien. Der Kampf entbrannte immer ſtärker, die Maſſen vermehrten ſich noch immer, das Zünglein der Glückswage ſchwankte herüber und hinüber. Unſtreitig würde es ſich auf die Seite der Engländer geneigt haben, wenn nicht Waſhington an der Spitze der Amerikaner geſtanden hätte und, ſo zu ſagen, die Seele des Ganzen geweſen wäre. Der tapferſte Anführer im Kampfe, der weiſeſte Staatsmann im Rathe, der beſcheidenſte, anſpruchloſeſte Bürger im Familienkreiſe, machte er ſich bei Freund und Feind geachtet, und ſchon damals konnte man wiſſen, daß ſein Name mit Ruhm genannt werden würde, ſo lange das Weltmeer an die Küſten Amerika's brandet. Seine Umſicht, ſeine Sorgfalt wußte für Alles Rath, ſein conciliatoriſches Talent vereinigte die widerſtrebendſten Meinungen. Alles ſah nur auf ihn, Alles nannte nur ihn, und dennoch athmeten ſeine Berichte an den Congreß eine Hingebung, eine Unterwerfung unter deſſen Anordnungen, eine Anſpruchsloſigkeit, als ob er nichts als ein eifriger Diener in Ausführung der ihm zugekommenen Befehle geweſen wäre. — Ganz das Gegentheil von Waſhington war Arnold, der eine Diviſion unter deſſen Befehlen commandirte. Sein Kriegstalent war anerkannt wie ſeine Tapferkeit, und deshalb hatte der Oberbefehlshaber ihm nicht nur ein bedeutendes Corps übergeben, ſondern ihm ſelbſt das Obercommando des linken Flügels der Armee ange-

und hinter dem das Dragonerregiment Grumbkow ſich zur Deckung der Kanonen in Schlachtordnung aufſtellte.

Froben ritt nur wenige Schritte hinter ſeinem Herrn. Er ſtaunte nicht wenig, Herrn Matthias an ſeiner Seite zu erblicken. Seiner Meinung nach konnte nur gänzliche Kriegsunkunde den Rathsherrn auf einen Punkt geführt haben, wo das Losbrechen des hitzigſten Kampfes jeden Augenblick zu erwarten war. Der Jüngling glaubte den Freund auf dieſen Umſtand aufmerkſam machen zu müſſen.

Glaubt Ihr, amice, daß ich dem Spectakel etwa wie Moſes vom Berge Nebo zuſehen ſoll? ſprach Herr Roſenblatt lachend. Würden die ſpitzmäuligen Helden von der Stechbahn nicht mit allerlei verzwickten Deviſen um ſich werfen, wenn ich mich ſo gradatim entfernte wie Petrus vom Kohlenfeuer? Und dann beim Lichte betrachtet, was liegt an mir? Weder Hund noch Hahn kräht um den alten Junggeſellen. Höchſtens würden Die, welche mir regelmäßig das Geld im Treſchack abzunehmen gewohnt ſind, meinen Tod betrauern, dieweil er früher eingetreten, ehe mein letzter Gulden ſich in ihrem Seckel befand. — In allen Dingen iſt immer ein Unterſchied, carissime! An mir iſt, wie geſagt, weiter nichts geleboten. Seine Habgier, dabei eine Verſchwendungsluſt, die ihn in Schulden geſtürzt, fortwährende Zwietracht mit ſeinen Kriegsgefährten, Widerſetzlichkeit gegen den Congreß hatten ihn dagegen bei Vielen verhaßt gemacht. Beſonders waren alle dieſe Fehler bei einem Marſche ſeines Heertheils gegen Quebeck hervorgetreten. Von allen Seiten liefen Klagen wegen Erpreſſung und Unterſchleif ein. Er mußte vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, und dieſes würde ihn verurtheilt haben, wenn der Congreß, der Arnold zwar als Menſchen nicht achtete, aber als General nicht entbehren konnte, nicht den Ausweg getroffen hätte, ihn einem officiellen Tadel des Oberfeldherrn zu unterwerfen. Waſhington, voll Milde und Umſicht, kleidete dieſen Tadel in wahrhaft väterliche Worte ein. Er ſagte am Schluſſe des Schreibens: ‚Geben Sie uns neue Beweiſe jener glänzenden Eigenſchaften, welche Sie bereits auf gleiche Stufe mit den ausgezeichnetſten Generalen ſtellen.‘ Aber er konnte nicht unterlaſſen hinzuzufügen: ‚Ich werde nichts verſäumen, um Sie in den Stand zu ſetzen, die Achtung wieder zu erobern, die Sie früher ſo wohl verdienten.‘

Wie Feuerflammen brannten dieſe Worte in Arnolds Bruſt. Es iſt unedlen Seelen eigen, daß die Vorwürfe, welche ſie verdient zu haben fühlen, ſie am meiſten erbittern. Mochte Waſhington, um ihn ausdrücklich bemerkbar zu machen, daß mit dieſem Tadel jede Erinnerung an Arnolds Vergehen verlöſcht ſei, ihm nun ein ſo hohes Vertrauen, wie das Anerbieten des Armeecommando's vom linken Flügel war, zeigen, mochte er ihn, ſo zu ſagen, zwingen wollen, fortan auf der Bahn der Redlichkeit zu bleiben, in ſeinem Herzen keimten und wucherten bald nur noch die Gefühle des bitterſten Haſſes. Er wies Waſhingtons edles Anerbieten mit Kälte zurück, er erklärte, daß ſeine Wunden ihn für den Dienſt im Felde untüchtig machten, und bat, daß man ihm die Vertheidigung der Feſtung Weſtpoint übertragen möchte. Waſhington genehmigte die Bitte auf Lafayette's Bemerkung: „daß Arnold der einzige unter allen amerikaniſchen Offizieren ſei, der bei ſeinem Kommando ſich zu bereichern geſucht habe, und daß ſeine Entfernung von der im Felde befindlichen Armee deshalb zu wünſchen wäre.“

Während Arnold in der Achtung Derer, die ihn kannten, ſehr geſunken war, fand bei André gerade das Gegentheil ſtatt. Nicht nur das Armeecorps, bei dem er ſich befand, das ganze engliſche Heer kannte und ſchätzte den jungen Adjutanten des General Clinton. Der Letztere aber liebte ihn wie einen Freund, ja wie einen Sohn. Thätig, unverdroſſen, tapfer in der Schlacht, liebenswürdig und von feiner Sitte in der Geſellſchaft, diente er den jungen Offizieren des Heeres zum Muſter, ja er ward ihnen oft als ſolches genannt. Demungeachtet hatte er keinen einzigen Feind. Obwohl man ſeinen Einfluß bei Clinton kannte, ſo ward ihm dieſer doch von Niemand beneidet, denn es gab wenig Offiziere, die er nicht eben durch denſelben auf die eine oder die andere Weiſe ſich verpflichtet hätte. Dazu war er der heiterſte und gefälligſte Kamerad, und wo er befehligte, der freundlichſte, gütigſte Vorgeſetzte. Allgemein gönnte man es ihm, daß bei verſchiedenen Expeditionen, die ihm übertragen waren, das Glück ihn dermaßen begünſtigt hatte, daß ſolche ſtets von dem beſten, über alle Erwartungen günſtigſten Erfolg begleitet geweſen, und ihm Auszeichnungen, ſo wie Avancement eingetragen hatten.

Bald nach den erſten Gefechten war er Kapitain, und zu Anfang des eben wieder beginnenden Feldzugs Major geworden. André konnte nun nicht länger zweifeln, daß, ſobald der Krieg zu Ende ſein würde, er das Ziel aller ſeiner Wünſche, die Hand Eleonorens, erlangen werde. Er war nie ganz außer aller Verbindung mit ihr gekommen. Durch Sir Edward Schippen, den Vater der Oberſtin, erhielt er dann und wann auf einem Umwege einen Brief von dieſer, und ſtets enthielt ſolcher eine Inlage von der Hand der Geliebten. Obwohl nicht mehr zu zweifeln war, daß, ſobald der Krieg beendigt ſein würde, General Arnold ſeine Zuſtimmung zu einer Vermählung Eleonorens mit André nicht länger, mit Berufung auf die Anſichten des Vaters des Mädchens, vorenthalten könne, ſo lag es doch in dem ganzen Sinne des thatkräftigen, vom Glück begünſtigten und ſich um ſo ſicherer dünkenden jungen Mannes, noch vor Ende des Kampfes ſich durch eine That auszuzeichnen, die ſeinem Streben die Krone aufſetzen ſollte. Es war überdies nicht zu leugnen, daß ein früher nie gekannter, durch die ſteten glücklichen Erfolge immer mehr genährter Ehrgeiz, ein Drang ſich durch irgend etwas Ungewöhnliches, auf den Gang des ganzen Feldzugs Beziehung habendes, auszuzeichnen, nach und nach in André's Seele Platz genommen hatte. Er lächelte zwar oft über ſich ſelbſt, wenn er über Pläne dieſer Art nachdachte, er ſagte ſich, daß um etwas dergleichen zu vollbringen, man auf einem höhern Grade der Macht ſtehen müſſe, als einem einfachen Generalſtabsoffizier beſchieden ſei, aber er hatte ſich ſo in den Gedanken an die Ausführung einer kühnen, einflußreichen, zur Entſcheidung des Krieges beitragenden That vertieft, daß er ſich am Ende ſelbſt überredete, er ſei zu einer dergleichen vom Schickſale beſtimmt. Der Gedanke war zuletzt ſo in ſeiner Seele feſtgewurzelt, daß er ihn in Traum und Wachen nicht wieder loswerden konnte, ja ſogar in ſeinen Briefen an Eleonoren und die Generalin Arnold ausſprach. Zu ſeinem Befremden war die Antwort der Letzteren voller Warnungen ſich dieſem Gedanken hinzugeben. Sie verglich ihn mit dem Geſang einer Sirene, dem zuletzt ſelbſt die Natur des Edelſten erläge, da er den ſchmeichleriſchen Lockungen auf die Länge nicht widerſtehen könne. Sie bat ihn dringend ſich mit dem zu begnügen, womit bisher das Glück ſeine Anſtrengungen gekrönt, was mehr, als er früher in ſo kurzer Zeit zu erlangen gehofft, jedenfalls aber hinlänglich ſei, ihn in den Beſitz der Hand Eleonorens zu ſetzen. André konnte ſich nicht verhehlen, daß die Generalin in ihren Behauptung Recht habe, aber er war nicht im Stande eine Art Vorgefühl, daß er zu etwas Außerordentlichem, Ungewöhnlichem beſtimmt ſei, wieder aus der Seele zu bannen. Bald ſchien ſich dieſe Vorahnung auch zu bewähren. Beide feindliche Armeen ſtanden ſich gegenüber. Die Feſtung Weſtpoint, an ſich ſchon von großer Wichtigkeit, ward es durch ihre Lage in der Nähe der ſchlagfertigen Heere und des Hudſons nur noch mehr. Fiel dieſe Feſtung in die Hände der Engländer, ſo war dies eine Begebenheit von unermeßlichen Folgen. Dieſe ließen ſich dann ſo wenig berechnen, daß die Entſcheidung des ganzen Feldzugs, zum Nachtheil der Amerikaner, davon abhängen konnte. — —

Es war eines Morgens, als André ſich eben erſt von ſeinem Lager erhoben hatte, nachdem er ein paar Stunden von einer überaus anſtrengenden Recognoſcirung ausgeruht. Eine Ordonnanz beſchied ihn augenblicklich zu dem General Clinton zu kommen. So wie er in deſſen Zimmer trat, bemerkte er, daß ſolcher in einer, wie es ſchien, ſehr freudigen Erregung ſei. Der General ging, wie dies in ſeiner Art war, ſich die Hände reibend raſch auf und ab. Ein offener Brief lag auf dem Tiſche, ein verſiegeltes Billet desgleichen. Kaum war André eingetreten, als Clinton die Ordonnanzen aus dem Vorzimmer mit dem Befehle fortſchickte, während der nächſten halben Stunde Jedermann abzuweiſen, wenn es nicht eine Meldung von höchſter Wichtigkeit betreffe. Er verſchloß ſodann die Thüre, und wendete ſich zu André.

„Da, leſen Sie!“ rief er lebhaft, indem er den offenen Brief vom Tiſche nahm.

Das Erſte was André in die Augen fiel, war die Unterſchrift. Er erſtaunte, als er — Arnolds Namen las; noch mehr erſtaunte er über den Inhalt des Briefes. Es war folgender:

‚Indem ich‘ — ſo ſchrieb er — ‚die Sache unſers Herrn und Königs verließ, glaubte ich der meines Landes zu dienen. Aus dieſem Wahne bin ich fürchterlich erwacht. Es war nicht genug an den

Vorwürfen meines Gewiſſens, der ſchändlichſte Undank war der Lohn ſo vieler Dienſte und der Wunden, die ich, wie ich glaubte, für ein erkenntliches Vaterland empfing. Alles, was ich geleiſtet, ward verkannt, ich ward wegen Dingen, die nicht der Rede werth, vor ein Kriegsgericht geſtellt, und als man ſah, daß ich glänzend freigeſprochen werden müßte, verſagte man mir mein Urtheil, und auf Befehl des Congreſſes ſprach jener kalte tugendſtolze Mann, der den Oberbefehl des Heeres führt, einen Tadel gegen mich aus, der ſchmerzlicher brennt als meine Wunden. So aber mußte es kommen, um mich mein gegen den König begangenes Unrecht einſehen zu lernen, und zu dem Entſchluſſe kommen zu laſſen, es wieder gut machen zu wollen. Ich darf Sie, General, nicht erſt auf die Wichtigkeit der meinen Befehlen anvertrauten Feſtung Weſtpoint aufmerkſam machen; die hohe Bedeutung des Beſitzes derſelben liegt auf der Hand. An ihr hängt vielleicht der Ausgang des Krieges. Wohlan, General! Können Sie mir mit Ihrem Ehrenworte die Begnadigung von Seiten des Königs, und die Sorge für meine Exiſtenz von Seiten des Miniſteriums verbürgen, ſo bin ich bereit Ihnen Weſtpoint zu überliefern. — Damit dies aber nicht mißglücke, muß ich mit einem von Ihnen abgeſandten Unterhändler eine Zuſammenkunft haben, da das Unternehmen ſchriftlich zu verhandeln unthunlich und gefährlich iſt. Dieſer Unterhändler darf jedoch kein Anderer als Ihr Adjutant, der Major André, zu deſſen Umſicht und Geſchicklichkeit ich ein unbedingtes Vertrauen habe, ſein. Ich erwarte ſolchen, wenn Sie auf mein Anerbieten eingehen, künftigen Sonnabend um Mitternacht in dem Wäldchen, welches an den Garten des von meiner Frau bewohnten Landhauſes ſtößt. — Bald für immer der Ihrige

Arnold."

André war ſprachlos vor Erſtaunen, als er den Brief geleſen hatte. Eine Fluth von Gefühlen ſtürmte auf ihn ein. Die Freude über ein Unternehmen, das für Beendigung des Krieges von Entſcheidung ſein konnte, der Abſcheu über Arnolds Verrath, der Reiz, den jedes mit Gefahr verknüpfte Unternehmen auf die Seele eines jungen Kriegers ausübt, Alles wogte durch einander und wechſelte fortwährend ab.

„Hier auch ein Billet an Sie!“ ſprach Clinton, ihm das verſiegelte Briefchen hinreichend.

‚Sie werden mich tadeln,‘ ſchrieb er, ‚aber Sie haben nicht die Qualen verletzter Ehre empfunden, noch kennen Sie die Gefühle des Haſſes und der Rache, die meine Bruſt durchtoben. Ich will den Elenden, die mich erniedrigen wollen, zeigen, was es heißt mich zu beleidigen! — Kommen Sie, damit wir uns über die Ausführung unſers Unternehmens, das nicht ohne Schwierigkeiten iſt, beſprechen. An dem Tage, wo das Banner Alt-Englands auf den Wällen von Weſtpoint flattert, lege ich Ihre Hand in die Hand Eleonorens.‘

Jede Nerve des jungen Mannes bebte vor Freude und Unternehmungsgeiſt, als er den Zettel dem General Clinton zur Durchſicht hinreichte. So ſchnell am Ziele ſeiner Wünſche, und dieſes an die Ausführung eines Unternehmens geknüpft, welches von ſo ungeheurer Bedeutung war, ſolch Glück hätte er ſich vor wenig Stunden nicht träumen laſſen! Clinton bemerkte deſſen Aufregung. Er fixirte ihn eine Weile und ſprach:

„Dieſer Menſch — der General Arnold,“ vergen; aber ſetzt einmal den ſchlimmſten Fall, eine Kugel hätte ein Billet auf Jemanden, der dort an unſerer Spitze wie der Kriegsgott ſo hehr und herrlich einherreitet: was ſollte dann aus dem Lande, ja aus uns Allen werden? Ruhm, Glück, Vaterland, Ehre, Alles wäre beim Teufel, perdu ohne Weiteres, wie der Franzoſe ſagt. — Doch, fuhr Roſenblatt nach einer Pauſe des Nachdenkens fort, wir wollen uns nicht einmal Alles ins Allerſchwärzeſte malen. Wäre es nicht ſchon ein ganz verfluchter Streich, wenn Ihr zum Beiſpiel getroffen würdet, he? — Seht, vor einigen Wochen, am Rhein, in Weſtphalen et caetera, da hatte Euer Daſein noch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit meinem. Ihr ſchwammt wie eine wilde Ente auf dem Strome des Lebens. Hätte Euch eine verwünſchte Kugel auf einem kitzlichen Flecke berührt, Ihr wärt vergeſſen worden, ſo gut wie ich. — Ich will damit nicht ſagen, daß Euch, ſowie es bei mir der Fall wäre, keine Thräne gefloſſen. Ach nein! Mathilde liebte Euch ſchon längſt, ſie würde Euch redlich betrauert haben. Aber heute iſt es doch immer ein ganz anderes Ding: Ihr ſeid verlobt, ſeid geehrt, ſeid der Erbe des Feldmarſchalls; doch, pfui Teufel! wie kommt mir nur das traurige Zeug in den Kopf? — Ich wollte eigentlich beſſerte er — „bietet mir die Ueberlieferung Weſtpoints an, und es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die ungeheure Wichtigkeit der Sache es mir zur Pflicht macht, dies Anerbieten mit beiden Händen anzunehmen, und ſeine Bedingungen auf meine eigne Verantwortlichkeit zu bewilligen. Ich kann und will Sie nicht nöthigen eine Sendung, mit der die größte Gefahr verknüpft ſein kann, wenn Sie in die Hände des Feindes fielen, zu übernehmen, und ich frage Sie daher mehr als Freund wie als Ihr Vorgeſetzter: Wollen Sie ſolche übernehmen? — Im Verneinungsfalle würde ich wohl ein anderes Mittel ausfindig machen, um mich mit Arnold in Verbindung zu ſetzen."

„Ew. Excellenz kennen meine Verhältniſſe!" entgegnete André lebhaft. „Leſen Sie dieſe Zeilen und Sie werden meine dringende Bitte: Niemand als mir dieſen Auftrag zu geben, gerechtfertigt finden."

Clinton überflog das Billet, dann ſagte er nachdenklich:

„Es iſt in jeder Beziehung die größte Vorſicht nöthig."

„Ich kenne," fiel André ihm lebhaft in's Wort,

„hier mehrere, unſerer Sache ergebene Männer. Ich werde ſuchen mir einen derſelben zum Führer durch die feindliche Poſtenkette zu verſchaffen."

„Keineswegs!" unterbrach ihn General Clinton. „Sie könnten aufgefangen und nach den Kriegsgeſetzen zu einem ſchmählichen Schickſal verurtheilt werden. Auf dieſe Weiſe geht es nicht. Weder Ihre Sicherheit, noch die des Unternehmens darf compromittirt werden. Ich bin dafür verantwortlich. Ich habe folgenden Plan. Das Kriegsſchiff: „der Geyer", ſoll ſich in der Mündung des Hudſon vor Anker legen. Wahrſcheinlich wird es von amerikaniſchen Wachtböten beobachtet werden, dies thut aber nichts; zur Nachtzeit ſchlüpft ein kleines Boot überall durch, auch werde ich, anſcheinend wegen Auswechſelung der Gefangenen, einen Parlamentair an Arnold ſchicken, dieſem aber ſchreiben, daß er Sonnabends Nachts die Wachtboote entweder zurückziehe, oder dem Commandirenden derſelben die Ordre, gebe einen vertrauten Kundſchafter, den er abholen laſſen werde, paſſiren zu laſſen. Arnold mag ſelbſt einen ſichern Mann ſenden, der Sie vor Mitternacht vom Bord des „Geyers" abholt, und ehe der Tag anbricht, wieder dorthin zurückbringt. Drei Dinge empfehle ich Ihnen dann noch: Sich nicht zu verkleiden, auf keinen Fall anders als auf dieſe Weiſe die feindlichen Linien zu paſſiren, und von Arnold keine Papiere anzunehmen. — Selbſt den ſchlimmſten und nach vorher getroffener Einleitung faſt unmöglichen Fall angenommen, daß Sie dem Feinde in die Hände fielen, ſo iſt Ihre Sicherheit wenigſtens nicht gefährdet; Sie ſind ein Offizier des Generalſtabes, der die feindlichen Poſten ſo unbemerkt als möglich recognosciren wollte."

„Ew. Excellenz," ſagte André lächelnd, „ſind faſt ſo bedenklich als Sie gütig ſind. Die nöthige Vorſicht —"

„Fehlt Ihnen wie allen jungen Offizieren, die ſich auszeichnen wollen, und mit ihrem Muth überall auszureichen gedenken;" unterbrach ihn der General. „Durch Uebermaß deſſelben aber iſt bereits manches gut berechnete Unternehmen geſcheitert, und ich mache es Ihnen deshalb nochmals zur Pflicht, jene Vorſchriften nicht aus den Augen zu laſſen. — Am Abend vor Ihrer Abreiſe gebe ich Ihnen noch mündlich die nöthigen Inſtructionen."

André konnte kaum den feſtgeſetzten Tag erwarten. Er war hocherfreut, als ihm Clinton bereits am Morgen deſſelben ſagte, daß ‚der Geyer‘ bereits in der Mündung des Fluſſes vor Anker liege, daß ein Mann, Namens Smith, ihn in der Nacht vom Borde des Schiffes abholen, und wieder dorthin zurückbringen werde, und Arnold den Wachtböten Befehl ertheilen würde, den Smith paſſiren zu laſſen. Bis zum letzten Augenblicke zitterte André nur immer, daß irgend ein unvorhergeſehener Vorfall, eine Armeebewegung, ein Hinderniß in die Unternehmung bringen könnte, als er aber die Inſtructionen eingeholt, und der General ihn mit der Mahnung, ja recht vorſichtig zu ſein, entlaſſen hatte, ſo bebte ihm das Herz vor freudigen Erwartungen. — —

Es war eine ſtille ſternhelle Nacht, als ein kleines Boot zu dem mitten im Fluſſe in majeſtätiſcher Ruhe vor Anker liegenden Kriegsſchiffe ‚der Geyer‘ heranrauſchte, und drei leiſe Ruderſchläge das Zeichen gaben, daß es bereit ſei den Major André aufzunehmen. Schon längere Zeit hatte dieſer, in einen weiten Ueberrock gehüllt, auf das Boot gewartet, und raſch ſtieg er, nach einem mit dem Befehlshaber des Schiffes gewechſelten Händedruck, das Fallreep hinab. Die Züge des Mannes, der ihn in dem Boote erwartete, hatten etwas Keckes, Verſchmitztes und Gemeines, ſo viel André bei dem ſchwachen Scheine der Schiffslaterne zu bemerken im Stande war. So wie der junge Mann im Boote war, ruderte der Bootsführer dem Ufer zu, um den dunkelſten Schatten desſelben zu gewinnen, und nun ging es auf's eiligſte ſtromauf. Nach längerer Zeit ſah man einige Lichter in den gegenüber liegenden Verſchanzungen von Weſtpoint flimmern. Der Bootsmann hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, ja, ſo zu ſagen, von André noch keine Notiz genommen; auch jetzt ſagte er nichts, aber er zeigte nach ein paar dunkeln Punkten, die ſich mitten im Strome bewegten, und begann ſeine Kräfte auf's heftigſte mit rudern anzuſtrengen. André bemerkte, daß es die feindlichen Wachtböte waren, auf die ihn ſein Führer aufmerkſam machen wolle, und es ward ihm viel leichter um's Herz, als man auf eine Stelle kam, wo der Fluß eine Krümmung machte, und nun, von beiden Seiten von hoher Waldung eingeſchloſſen, noch weit mehr als bisher beſchattet war. Der Kahnführer nahm ſich jetzt mehr Zeit als früher. Auch begann er zu André zu ſprechen.

„Es iſt mir lieb, daß wir den Höllenhunden dort aus dem Rachen ſind!“ ſagte er. „Haben ſie gleich den Befehl mich paſſiren zu laſſen, ſo hätten ſie doch, wenn ſie Eure Uniform unter dem Ueberrock hätten hervorſchimmern ſehen, Argwohn ſchöpfen können. Deshalb bitte ich Euch auch, Sir, daß Ihr Euch in Eurer Unterredung mit dem General recht kurz faſſen möget, denn wir müſſen vor Tagesgrauen die gefährliche Stelle wieder im Rücken haben.“

„Das wird ſchwer halten!“ bemerkte André. „Der Tag bricht zeitig an.“

„Es muß aber ſein!“ ſagte Jener haſtig. „So wahr ich John Smith heiße und meiner Mutter Sohn bin, ſo gewiß fahre ich Euch bei Tageslicht nicht den Strom hinab. Mein Hals iſt mir lieber als lumpige zwanzig Pfund.“

Ganz nahe ertönte plötzlich ein ſchriller Ruf, der einer Menſchenſtimme nicht ganz unähnlich war.

Zwei ähnliche ſchienen von verſchiedenen Seiten aus einiger Ferne zu antworten.

„Was ſind das für Töne?“ fragte André, unwillkührlich zuſammenfahrend, und indem er nach dem Säbel griff, den er blankgezogen unter dem Rocke hatte.

„Jener Ruf?“ erwiederte Smith mit heiſerm Lachen. „Es iſt nichts, Sir! Es iſt ein Kauz, welcher ſchreit, und dem ein paar Kameraden antworten. — Aber dennoch!“ ſetzte er etwas ernſthafter hinzu. „Es iſt dennoch etwas, und ich wollte, ich hätte ſein verdammtes: ‚Komm' mit! Komm' mit!‘ lieber an einem andern Tage gehört. Dies Geſchrei bedeutet nie viel Gutes, und da gerade drei Eulen ſchreien, und Ihr, ich und General Arnold auch gerade Drei ſind, ſo käme, wenn wir ergriffen und gehangen würden, ‚auf den Mann ein Vogel‘, oder vielmehr ‚ein Vogel auf den Mann‘.

Zu einer andern Zeit, und an einem andern Orte, würde André den vom Aberglauben erzeugten Witz ſeines Führers überaus komiſch gefunden haben, heute war es indeß etwas Anderes. Die tiefe ſtille Nacht, der Umſtand, daß er, ſo zu ſagen, auf

Discretion, einem Verräther überlaſſen war, in deſſen Willkühr es ſtand, ihn, je nachdem es ihm vortheilhafter erſchien, zu einem noch größern Verräther zu führen, oder ohne weiteres den Feinden zu überliefern, ſtimmte ihn ernſthaft, und er war daher ganz wohl zufrieden, als Smith das Boot in ein Schilf= und Weidendickig ſteuerte, und ſagte: „Wir ſind zur Stelle, Sir!"

Während ihm der Mann aus dem Boote half, ward André noch dringend ermahnt, ſpäteſtens in einer Stunde zur Abfahrt bereit zu ſein. Am Lande angekommen, ſah der junge Mann bereits eine in einen Mantel gehüllte Geſtalt, in welcher er bald Arnold erkannte, auf ſich harren, und zugleich faßte ihn Letzterer ſchweigend am Arme um ihn weiter in's Gebüſch zu führen. Auf einem mitten im Dickicht liegenden, vom Ufer etwa dreihundert Schritte entfernten freien Plätzchen, ſetzte ſich Arnold auf einen umgeſtürzten Baumſtamm, und bat André gleichfalls Platz zu nehmen.

„Wahrſcheinlich," ſagte er, „haben Sie mein Schreiben an Clinton geleſen, und ich habe mithin über die Bewegungsgründe zu meiner gegenwärtigen

Handlungsweiſe nichts hinzuzufügen. An meinem feſten Willen, meinen Plan auszuführen, wird der General ohnehin nicht zweifeln; mit meinem Briefe hat er zugleich meinen Kopf als Bürgſchaft in der Hand. Nun über die Mittel zur Verwirklichung unſers Vorhabens. Das letztere iſt ſchwer in's Werk zu richten, und jedenfalls gefährlich. Eine Ueberredung der Beſatzung, die engliſche Fahne aufzupflanzen, iſt unmöglich. Die offene Uebergabe beim Anrücken eines ſtarken Corps, nach vorhergehendem Parlamentiren, gleichfalls. Man würde, ſobald man etwas der Art merkte, mich ſogleich verhaften, und die Feſtung ſo lange halten, bis Waſhington, der ganz in der Nähe iſt, Verſtärkung ſendete. Es bleibt mithin nichts übrig, als daß eine ſtarke Colonne unter Führung des Mannes, der Sie hierher gebracht, zur Nachtzeit in der Mündung des Stromes landet, und auf Umwegen ſich der Feſtung von der Landſeite nähert. Ich entblöße jene Flanke, unter dem Vorgeben, als ob ich einen nächtlichen Angriff von der Stromſeite her erwarte, ſo viel wie möglich von Truppen, und laſſe den Haupteingang dort nur von Conſcribirten bewachen. Man wird dies unter ſolchen Umſtänden ganz natürlich finden. Um Mitternacht rückt „der Geyer“ der Stadt näher, bedroht die Kanonenböte, und ſobald die Stromſeite in Allarm geräth, dringt Ihre Colonne aus dem Hinterhalte vor. Ich begebe mich nach dem Landthore, laſſe dies unter dem Vorwande eines Ausfalls öffnen, und die Ihrigen ſtürzen ſtürmend in die Stadt. So iſt es möglich, vielleicht ſelbſt noch den Schein zu retten.“

Arnold ſchwieg einen Moment, als ob er erwartete, daß André etwas ſagen würde. Dieſem aber wäre es nicht möglich geweſen nur ein Wort zu erwiedern, ſo ſehr fürchtete er den Abſcheu zu verrathen, den er gegen einen Mann empfand, der die ihm anvertraute Feſtung dem Feinde überliefern, die eigenen Waffengefährten hinmetzeln laſſen und dabei noch den Schein des Verraths vermeiden wollte. Es war der abſcheulichſte Egoismus, der ihm nur je vorgekommen.

„Sie werden begreifen,“ fuhr Arnold fort, „daß wenn das Vorhaben gelingen ſoll, ein genaues Zuſammengreifen der wirkenden Kräfte und große Pünktlichkeit ſtattfinden muß. Ich habe es deshalb für

darthun, daß immer ein Unterſchied ſtatt findet,
Dieſer oder Jener todtgeſchoſſen wird.

Ohne es zu wiſſen, hatte der Rathsherr eine Saite
hrt, die zum erſten Male, und darum um ſo
mdender in Froben's Innerm an dieſem Mor-
wiedertönte. Noch vor wenigen Wochen, am
ne, hatte er an den Tagen, wenn ein Gefecht
rwarten war, ſeine Ungeduld kaum zu zügeln
ocht. In dem zu hoffenden Siege ſah er den
ſen Preis, die Krone des Lebens. Er kannte
höheres Ziel, als ein neues Blatt in den Sie-
anz winden zu helfen, der die edle Stirn ſeines
chen Feldherrn ſchmückte. Auch heute — dies
ihm ganz über allem Zweifel — mußte Fried-
Wilhelm ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen,
— dennoch, dennoch fehlte in dem Innern des
lings jene Thatkraft, jene Freudigkeit, die allein
roße Thaten zu gebären im Stande iſt. Aengſt-
ja zürnend auf ſich ſelbſt, forſchte Froben in
Innern. Mit Verachtung verwarf er den Ge-
, das Gefühl des Glückes, deſſen Gipfel er
rzer Zeit erſtiegen, könne die Erzeugerin eines
Wunſches der Lebenserhaltung auf Koſten der
und der Ehre ſein. Lebhafter ergriff die Vor-
, daß er auf Koſten des Jugendfreundes ein

nöthig erachtet, eine genaue Inſtruction auszuarbeiten, ſo wie einen Plan der Feſtung und des Weges, den die Colonne zu nehmen hat, beizufügen. Hier ſind die Papiere. Geben Sie ſolche dem General Clinton. Desgleichen auch dieſen Brief, in welchem ich ihn bitte Ihnen den Befehl über die Colonne zu übertragen."

„Der General," fiel André lebhaft ein, „hat mir durchaus unterſagt Papiere irgend einer Art anzunehmen."

„Ich begreife dies wohl;" erwiederte Arnold ruhig. „Er hat Sie für den Fall eines Unglücks nicht compromittiren wollen; doch ein ſolches iſt bei der angewendeten Vorſicht nicht denkbar. Mich träfe es ja noch ſchlimmer als Sie, und Sie ſehen, daß ich eben keine beſondern Beſorgniſſe hege. Uebrigens hat Clinton von den Umſtänden, die es nöthig machen, nichts wiſſen können, und ich muß durchaus darauf beſtehen, daß Sie ihm dieſe Papiere bringen. Die Sache iſt ſehr combinirt, der Weg, den die Truppen zu nehmen haben, um unſern Patrouillen auszuweichen, ſehr verworren, eine Irrung in Ort oder Zeit könnte Alles verderben. — Wo die Sicherheit ſo Vieler auf dem Spiele ſteht, kann die des Einzelnen nicht in Anſchlag gebracht und jede entfernte Möglichkeit mit übertriebener Sorgfalt abgewogen werden."

In den letzten Worten Arnolds lag der Ausdruck von Spott und Hohn, den er ſo gern, wenn es Gelegenheit gab Andern wehe zu thun, hineinzulegen pflegte, und welchen André aus frühern Erfahrungen kannte.

„Wohlan," verſetzte der junge Mann lebhaft erregt, „geben Sie mir die Papiere. — Es iſt keineswegs wegen der Gefahr, die ich laufen könnte, wenn ich dem Feinde in die Hände fiele, ſondern wegen des ausdrücklichen Befehls des Generals, der mir die Annahme verbot, daß ich ſie zurückwies."

„Er konnte," wiederholte Arnold kalt, „die Nothwendigkeit derſelben nicht wiſſen. — Was mein Verſprechen wegen Ihrer Verbindung mit Eleonoren anlangt, ſo werde ich es pünktlich halten. So wie Ihre Truppen Meiſter von Weſtpoint ſind, lege ich die Hand meiner Mündel in die Ihrige. Mißlingt unſer Unternehmen, ſo habe ich wahrſcheinlich zu exiſtiren aufgehört. Thun Sie dann was Sie wollen. Après moi le deluge! Ein Zuſtand, wie mein jetziger, iſt mir unerträglich. Nur weil ſie mich nöthig haben, ſchmeicheln mir die Herren vom Congreß. Sobald dieſe Zeit vorüber iſt, gedenken ſie mich in den Winkel zu ſtellen. Sie ſollen ſich indeß arg verrechnet haben, oder ich will nicht leben.“

Arnold kam nun auf ſein Verhältniß zu Waſhington und andern Generalen zu ſprechen, er redete dann von Neuem von der Ungerechtigkeit, der wenigen Rückſichtnahme auf die von ihm geleiſteten Dienſte, von Seiten des Congreſſes, und redete ſich dabei ſo in's Feuer, daß es André durchaus nicht gelingen wollte, ihn von dieſem Thema ab- und wieder auf das projectirte Vorhaben zu bringen. Da die Zeit immer mehr verrann, ſo blieb dem jungen Manne durchaus nichts weiter übrig, als ihn geradezu zu erinnern, daß bereits über eine Stunde vergangen ſei, und daß er ſo ſchnell als möglich nach dem Boote zurückkehren müſſe, aber ſelbſt dieſer Erinnerung ungeachtet brachte ihn Arnold unter fortwährenden Verwünſchungen ſeiner Gegner nur langſam nach dem Einſchiffungsplatze, indem er ſagte: „er habe zum Ueberfluſſe noch einen Paß, um jedenfalls ungebindert die amerikaniſchen Vorpoſten zu paſſiren, für ihn ausgefertigt' — mit dieſen Worten gab er ihm ein Papier — ,und ſomit ſei jede Beſorgniß überflüſſig.'

Kaum hatte er von Arnold Abſchied genommen und das Boot trieb in der Mitte des Stromes, als ſich der Führer deſſelben verdrüßlich zu André wendete.

„Ich habe wie auf Dornen geſtanden, während ich Eure Rückkehr erwartete!“ rief er aus. „Bis Tagesanbruch können wir die Wachtböte nicht mehr paſſiren, und dann iſt die neue Ablöſung da, die nichts von dem Befehle weiß uns fahren zu laſſen.“

„Ich habe einen Paß von Arnold;“ ſagte André.

„Wollt Ihr in Eurer Uniform in die Feſtung gehen um ihn dort viſiren zu laſſen, oder ſoll ich es thun, ich, den dort jeder Hund kennt? Wollt Ihr, während ich in Weſtpoint wäre — wiewohl ich ein ſolcher Narr nicht ſein werde — Euch von den Wachthabenden in den Böten begaffen und ausfragen laſſen? — Das fehlte blos um uns Beiden baldmöglichſt in's Himmelreich zu verhelfen, wofür ich bis dato mich noch gar nicht preſſirt fühle! —

Jetzt müſſen wir das Ding anders anfangen. Eine Meile von hier müſſen wir landen, und zu Fuß durch die amerikaniſchen Linien zu kommen ſuchen, doch müßt Ihr die Uniform zurücklaſſen."

„Unmöglich!" rief André erſchrocken. „Ich habe auch wichtige Papiere bei mir." —

„Bah!" fiel Smith ihm in's Wort. „Die verbergt Ihr in Euren Stiefeln. Ich bringe Euch überdies bis über die Vorpoſten hinaus, wo Ihr mithin in Sicherheit ſeid. Ich kenne Stege wo der böſe Feind ſelbſt nicht hindringt. Außerdem habt Ihr ja noch den Paß des Generals. Ich bin wohl zwanzigmal ſchon durch die Vorpoſten hinüber und herübergegangen, und Niemand hat mich aufgehalten. Uebrigens iſt es der einzige Weg, der uns übrig bleibt, denn jetzt, wo ſchon der Tag anbricht, die Wachtböte paſſiren zu wollen, grenzte an Verrücktheit."

André ſah nur zu wohl ein, daß Smith vollkommen Recht habe, und ſobald das Boot an einer verborgenen Stelle landete, zog er die Uniform aus, verbarg ſeine Depeſchen auf die angedeutete Art, und Beide traten durch ein, wohl nur ſelten vom

Fuße eines Menſchen betretenes Dickicht, ihre Wanderung an.

Sie mochten wohl eine halbe Stunde fortgegangen ſein, als Smith ſeine Schritte ſo beſchleunigte, daß André ihm kaum folgen konnte. Letzterer ſchrieb dies dem Umſtande zu, daß der Wald hier etwas lichter war. Bald fiel Smith indeß in den vorigen Schritt.

„Ihr werdet wiſſen wollen, warum ich Euch ſo in Athem gebracht,“ ſagte dieſer jetzt. „Ich eilte durch die Vorpoſtenkette der Yankees zu kommen. Rechts und links, etwa zweitauſend Schritt von einander, ſtehen dort zwei Vedetten, auch kommt manchmal eine Patrouille der Rifflemen die Chaine herunter. Jetzt indeß ſind wir glücklich durch.“

In wenigen Augenblicken öffnete ſich der Wald, und beide Wanderer ſtanden an einer kleinen Brücke, die über einen Bach führte.

„Ihr ſeid nun völlig in Sicherheit und wir können uns trennen!“ ſprach Smith weiter. „Bis hierher kommt keine Patrouille. Ihr verfolgt jetzt dieſen Weg bis über jenen Hügel, wo er ſich in zwei Pfade theilt. Der zur Linken geht durch Wald und krümmt ſich ein wenig, er iſt folglich der längere und wird ſelten betreten, der andere führt bei etlichen Farmen vorbei, und wird von den engliſchen „Kühjungen“ (Spottname eines Freikorps), die bis an dieſe Brücke kommen, abpatrouillirt. Beide führen nach den „weißen Ebenen“, wo Eure Vorpoſten ſtehen, und Ihr könnt alſo nicht mehr fehlen. Eure Uniform verberge ich im Walde.“

André war zu Muthe, als ob ihm eine Centnerlaſt vom Herzen fiele. Er befand ſich nun ſammt den Papieren außer dem Bereich des Feindes, und hatte ſeine Miſſion glücklich vollbracht; in einer Stunde konnte er innerhalb der engliſchen Linien ſein. Nach ein paar Abſchiedsworten an Smith wanderte er fröhlich dem Hügel zu. — —

Es war am folgenden Tage, als General Waſhington zur Seite eines jungen blonden Mannes in Generalsuniform, begleitet von drei Adjutanten und ein paar Ordonnanzen, längſt dem Ufer des Hudſon auf einem Pfade hinritt, der ſich äußerſt romantiſch durch Wald und Felſen wand, und ſtets einen freien Blick auf den breiten Waſſerſpiegel, dann und wann aber auch auf die in einiger Entfernung liegenden Wälle der Feſtung Weſtpoint zuließ.

„Welche wundervoll romantiſche Gegend!“ ſagte Waſhington, als er auf einem Kreuzwege ſein Roß anhielt, mit ſinnigem Lächeln zu ſeinem jungen Begleiter. „Sehen Sie dieſe Schluchten, dieſen alten Urwald, den majeſtätiſchen Strom! Die Salve, die uns erwartet, während wir über den Hudſon ſetzen, muß von prachtvoller Wirkung ſein, und feierlich erhaben der Kanonendonner hier ertönen. — Meinen Sie nicht auch, Lafayette?“

„Ganz gewiß wird dies recht ſchön ſein,“ erwiederte lachend der junge General, „aber Sie vergeſſen eine andere Schönheit, die wir nicht auf uns harren laſſen dürfen. — Madame Arnold erwartet uns zum Frühſtück, und der Weg über Weſtpoint dürfte uns doch etwas zu weit abführen.“

„Ich weiß ſchon,“ erwiederte Waſhington über den Contraſt beider Aeußerungen gleichfalls lachend, „Ihr jungen Leute ſeid alle in die Generalin Arnold verliebt, und könnt nicht frühe genug dort ſein. So reitet denn Alle hin. — Sie, Tombleſon, der ſich nicht mehr zu den jungen und verliebten Leuten zählen wird, mögen bei mir bleiben, — und ſagt ihr, daß man mich nicht zum Frühſtück erwarten ſoll. Ich will noch einige Verſchanzungen beſichtigen, und werde Ihnen bald nachkommen."

Der General ſprach dieſe Worte mir ſo viel Milde, mit einem ſo guten und liebenswürdigen Humor, daß Lafayette und zwei Adjutanten keinen Anſtand nahmen, die Erlaubniß Waſhingtons zu benutzen, ſondern ſofort auf einem, nach Arnolds Landhauſe führenden Wege munter davon trabten.

Der General, ſo wie deſſen Gattin und Eleonore, empfingen die Ankömmlinge an der Thüre des Hauſes. Der Erſtere war ziemlich einſylbig und auffallend ernſt. Er ſagte, daß er ſeit ein paar Tagen ſich unwohl befinde, und die Bläſſe ſeines Geſichts ſchien dies zu beſtätigen. Madame Arnold hatte ſich nicht nur die Schönheit, ſondern auch den ganzen Zauber ihrer jungfräulichen Jahre zu bewahren gewußt, und war heute ſo liebenswürdig wie nur je. Dies war für einen jungen Franzoſen, wie Lafayette, hinreichend, um alle ſeine Aufmerkſamkeit der Dame vom Hauſe zuzuwenden, während ſich die beiden Adjutanten mit Eleonore und Arnold unterhielten.

Da Waſhington erſt nach einigen Stunden erwartet wurde, ſo ſetzte man ſich zu dem Frühſtück, das eigentlich ein copieuſes Mittagsmahl genannt werden konnte. Lafayette führte vorzüglich die Unterhaltung. Mit der ihm eigenen Lebendigkeit erzählte er von dem Leben zu Paris, und die geiſtreichen und von Antheil zeigenden Bemerkungen der Hausfrau, ermunterten ihn immer noch in ſeinen Mittheilungen fortzufahren. Dies mochte ungefähr eine Stunde gedauert haben, als ein Diener eintrat und einen Brief brachte, der ſo eben angekommen war. Während Lafayette, noch immer im beſten Erzählen, die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft gefeſſelt hatte, erbrach Arnold das Schreiben. So wie er einen Blick hineingethan hatte, überzog eine fahle Bläſſe ſein Geſicht, er ſtürzte indeß raſch ein Glas Wein hinunter, und las nun den Brief bis zu Ende.

„Man ſattle mir ein Pferd!“ ſagte er jetzt zu dem Diener, wandte ſich dann zu der Geſellſchaft und ſprach, indem er aufſtand, mit ruhiger Stimme:

„Meine Gegenwart iſt zu Weſtpoint nöthig. Dies darf indeß — und ich beſtehe darauf — hier keine Störung veranlaſſen; in Kurzem bin ich wienur in den kühnſten Träumen geahnetes Glück erlangt, daß er gegen dieſen nicht ſo offen, wie er geſollt, geweſen, und daß das Gefühl des Unrechts ihm alle Thatkraft lähme, Froben's Seele. Er gewahrte in dieſem Augenblicke Burgsdorf an der Spitze eines Reitertrupps, der zur unmittelbaren Bedeckung des Kurfürſten dicht hinter deſſen Gefolge aufgeritten war. Dringend fühlte Froben das Bedürfniß, den Freund zu ſprechen. Bald war er an ſeiner Seite. — Bruder! ſagte der Jüngling, Burgsdorf's Hand ergreifend, doch ſchnell verſtummend, als dieſer ihm mit ſtarrem Ernſte ins Auge blickte.

Laß ſein! ſprach dieſer. Das Gebäude unſerer Freundſchaft, einmal niedergeriſſen, wird nimmer wieder aufgebaut. Du kannſt unſchuldig ſein; mag ſein. Iſt es der Fall — nun ſo bedarfſt Du meiner Verzeihung nicht. Uebteſt Du Verrath, verbrachſt Du etwas an mir, ſo wird Dich Dein eignes Bewußtſein ſtrafen. Der reiche Emporkömmling, der Neffe des Feldmarſchalls, Mathildens Gatte wird, niedergebeugt von der Laſt des eignen Unwerthes, dieſe Laſt nicht abzuwerfen im Stande ſein, ſie wird ihn immerdar am Boden halten, und nimmer wird je eine Edelthat dem engen Herzen Deſſen entſprießen, der den mühſam erſtrebten Genuß der hier. Ich bitte bis dahin meine Abweſenheit zu entſchuldigen."

Raſch ging er nun zur Thür hinaus.

„Man wird," ſagte Lafayette, „die Gegenwart des Obergenerals am andern Ufer gewahr geworden ſein, und deshalb nach dem Gouverneur geſendet haben, da man nicht wiſſen konnte, daß Jener hier einſprechen will."

„Allerdings! So wird es ſein;" bemerkte Einer der Adjutanten.

„So wollen wir uns auch," rief Lafayette munter, „durch die Abweſenheit des Hausherrn nicht ſtören laſſen! Jedenfalls gefiele es uns in den Wällen von Weſtpoint nicht halb ſo gut, und beſſer nicht in ganz Amerika."

Wieder nahm der General das frühere Geſprächsthema auf, als die Dame vom Hauſe plötzlich abgerufen wurde. Ein Diener beſchied ſie leiſe zu dem General Arnold. So wie ſie in ſein Kabinet trat, nahm er eben eine Rolle Gold und ein paar Piſtolen aus dem Schreibtiſch. Mit düſterem Blick trat er zu ſeiner Gattin und führte ſie zu dem Sopha.

„Faſſe Dich bei dem was Du hören wirſt:"

ſagte er dumpf. „Ich verlaſſe Dich — vielleicht auf immer. Mein Leben hängt von dieſem Augenblicke ab. Erreiche ich die feindlichen Linien nicht, ſo bin ich verloren.“

Er wollte noch einige Worte hinzufügen, aber ſchon ſank Jene ohnmächtig zu Boden. Schnell hob er ſie auf, legte ſie auf das Sopha, griff nach Hut und Säbel und ſtürzte aus der Thür. Im Hofe angekommen, ſchwang er ſich auf's Pferd und jagte wie ein Raſender nach dem Ufer des Hudſons. —

Während Sophie Arnold von der Tafel abweſend war, unterhielten ſich Lafayette und ſeine Begleiter mit Eleonoren. Auch Letztere ward jetzt abgerufen, doch erſchien ſie nach einer Weile auf ein paar Augenblicke, indem ſie ziemlich verſtört anzeigte, daß Madame Arnold plötzlich unwohl geworden ſei.

Lafayette und ſeine Begleiter berathſchlagten einige Zeit, ob ſie unter dieſen Umſtänden noch länger verweilen oder nach Weſtpoint reiten ſollten, um dort mit Waſhington zuſammenzutreffen, doch entſchied man ſich endlich für das Erſtere, als einer der Adjutanten bemerkte, daß Waſhington wohl nicht die Feſtung beſucht, ſondern ſich ſo lange mit Beſichtigung der diesſeitigen Poſten verweilt haben werde, da man den Kanonendonner der Begrüßung — nach damaligem Militairgebrauch — nicht vernommen habe, und er folglich jeden Augenblick auf dem Landhauſe eintreffen könne.

Die Ankunft Washingtons verzögerte ſich indeß bis um vier Uhr Nachmittags, und die Geſellſchaft begann unruhig zu werden, als plötzlich Hufſchlag ertönte und der General nach einigen Augenblicken in's Zimmer trat.

„Iſt General Arnold krank?“ war ſeine erſte Frage.

Man antwortete ihm, daß er nach Weſtpoint geritten ſei.

„Unmöglich. Ich komme von dort,“ erwiederte Washington befremdet. „Ich wunderte mich, daß die gewöhnliche Salve nicht abgefeuert wurde, und vernahm, als ich die Offiziere ſprach, daß General Arnold ſeit geſtern nicht in der Feſtung geweſen ſei. Man habe mich am entgegengeſetzten Ufer die Poſten viſiren ſehen, und geglaubt, daß ich, weil Arnold nichts von ſich hören laſſen, Weſtpoint heute nicht beſuchen würde. — Als ich die Feſtung wieder verließ, war er noch nicht dort.“

Die Offiziere beſprachen längere Zeit alle Möglichkeiten, die Arnold wohl zu dieſem ſonderbaren Benehmen veranlaßt haben könnten, als ein Offizier auf einem mit Schaum bedeckten Roſſe in den Hof ſprengte, abſprang und nach wenigen Augenblicken in's Zimmer trat.

„Kapitain Jameſon, der zu Northcaſtle commandirt,“ meldete derſelbe, „ſendet mich um Ew. Excellenz anzuzeigen, daß ſieben amerikaniſche Farmer, welche ſich geſtern außerhalb unſerer Vorpoſten in Hinterhalt gelegt hatten, um den engliſchen „Kühjungen“ aufzulauern, dort einen Mann trafen, der, obwohl er einen Ueberrock trug, militairiſch ausſah und ihnen deßhalb gleich verdächtig vorkam. Sie ließen ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und gebrauchten die Liſt, ſich ſelbſt für die genannten Freibeuter auszugeben. Da er nun mit der Sprache herausging, und ſie ſich vergewiſſerten, daß er ein feindlicher Offizier ſei, ſo verhafteten ſie ihn und brachten ihn nach Northcaſtle. In ſeinen Stiefeln fand man Schriften, welche Kapitain Jameſon hier überſendet. — Der Gefangene verlangte an Ew. Excellenz ſchreiben zu dürfen, und hier iſt ein Brief von ihm.“

Waſhington erbrach das Schreiben und las es aufmerkſam durch.

„Das iſt eine ſehr traurige Geſchichte,“ ſagte er indem er die Achſeln zuckte und den Brief zuſammenfaltete. „Der Generaladjutant Clintons, Major André, hat die Unbeſonnenheit gehabt, ſich, um wie er ſagt mit irgend einer Perſon eine Unterredung zu haben, durch unſere Vorpoſten zu ſchleichen, und iſt in Civilkleidung gefangen worden.“

„Und dieſe Perſon? — Nennt er ſie?“ — fragte Lafayette.

„Das nicht;“ erwiederte Waſhington. „Vielleicht geben dieſe Papiere Auskunft. — O mein Gott!“ rief er aus, indem er ſie kaum entfaltet hatte. „Es iſt ein Plan von Weſtpoint! Der Unglückliche iſt verloren, und wir haben einen Verräther unter unſern Truppen.“

„Ha, ich möchte ihn nennen!“ rief der Adjutant Tombleſon, ein alter Militair.

„Sie täuſchen ſich vielleicht!“ unterbrach ihn

Waſhington, indem er einen ernſten Blick auf den Sprechenden richtete. „Auf ſolche Weiſe kann man einem Unſchuldigen leicht grauſames Unrecht thun. Da der Verrath nicht geglückt iſt, ſo wäre es faſt wünſchenswerth, daß der Verräther unentdeckt bliebe und er die Laſt ſeiner Schande, entfernt von der Armee, in irgend einem entfernten Winkel des Landes verberge."

Während der Obergeneral und die Offiziere ſich auf dieſe Weiſe ſtill in einer Ecke des Saales mit einander unterhielten, und der Erſtere endlich den aus Northcaſtle angekommenen Offizier mit der Weiſung abgefertigt hatte, den Gefangenen nach dem Hauptquartier bringen zu laſſen, war Eleonore beſchäftigt für Waſhington ein Frühſtück auf einem kleinen Tiſchchen zu ſerviren, da er ſeit dem frühen Morgen noch nichts genoſſen hatte. Kaum hatte er ſich indeß niedergelaſſen und die Mahlzeit begonnen, als eine Ordonnanz mit einem Schreiben ankam. Es war von dem Offizier, der die auf dem Hudſon liegenden Kanonenböte commandirte.

‚Als Ew. Excellenz,' ſchrieb er, ‚ſo eben nach Weſtpoint übergeſetzt waren, paſſirte General Arnold in einem ſechsrudrigen Bote meine Linie, und rief mir im Vorüberfahren zu, daß er ſich auf Ihren Befehl als Parlamentair an Bord des feindlichen Schiffes, das auf dem Fluſſe liegt, begäbe. Ich ſah ihn bald darauf mit einem weißen Schnupftuche ein Zeichen geben, das von dem Fahrzeuge durch Aufziehen einer Flagge beantwortet wurde. So eben kommt das Boot, jedoch ohne den General, mit einem Briefe an Ew. Excellenz zurück, welchen ich hiermit durch eine Ordonnanz überſende.'

Haſtig erbrach Waſhington das Schreiben, er that ein paar Blicke hinein, dann ließ er die Hände ſinken, ſchüttelte traurig das Haupt und ſagte:

„Leſen Sie, Lafayette! — Wem darf man noch trauen?"

„Ha, meine Ahnung!" rief Tombleſon grimmig, indem er mit der geballten Rechten in die geöffnete Linke ſchlug. „Nicht wahr, Arnold iſt ein Verräther und zum Feinde übergegangen?"

„So iſt's!" erwiederte Waſhington betrübt. „Er ſchreibt mir: Er wolle ſich nicht die Mühe nehmen, ein Verfahren zu rechtfertigen, welches der gemeine Hauſe tadeln werde; ſeiner Mitbürger Undankbar=

keit ſei ihm ja bekannt, von ihnen hoffe er keine Gunſt, und die Rechtfertigung ſeines Gewiſſens ſei ſein einziger Troſt. Seine beiden Adjutanten hätten von ſeinen Plänen nichts gewußt, und die einzige Gnade, um welche er bitte, ſei die, daß man ſeiner Frau, welche unſchuldig wäre wie ein Engel, geſtatte, ſich nach Philadelphia zu begeben."

„Ich wünſchte," rief Tombleſon in komiſcher Wuth, „der Elende fiele in meine Hände, und ich hätte über ſein Schickſal zu verfügen! Wiſſen Sie, was ich thäte? Ich ließe den Schurken hängen; aber zuerſt ließe ich ihm das Bein, welches für das Vaterland empfangene ehrenvolle Wunden trägt, amputiren und mit militairiſchen Ehrenbezeigungen zur Erde beſtatten."

Lafayette und die Adjutanten lachten.

„Es iſt nur gut, daß wir den Andern haben, den Engländer!" fuhr Tombleſon in voriger Weiſe fort. „Ein Offizier, der ſich ohne Uniform und mit verrätheriſchen Correſpondenzen durch die Vorpoſten ſchleicht, iſt nichts als ein Spion und muß die Strafe eines ſolchen erleiden."

„Ich fürchte, er wird ein trauriges Loos haben!"

ſagte Waſhington ſchmerzlich. „Der junge Mann dauert mich übrigens. Ich ſah ihn nur ein einziges Mal und kaum auf ein paar Minuten, dennoch ließ eine einzige Bemerkung von ſeiner Seite, in ihm einen geſchickten Generalſtabsoffizier erkennen. Clinton wird ihn gewiß reclamiren, er ſelbſt deutet auf die Amerikaner, die wegen eines Complots in Charlestown in deſſen Gewalt ſind, aber das iſt ein anderer Fall. Ich muß ihn vor ein Kriegsgericht ſtellen, und dieſes, fürchte ich, wird ihn zu einem ſchimpflichen Tode verurtheilen.“

Längere Zeit unterhielten ſich die Offiziere, während Waſhington tief nachzudenken ſchien, über den Vorgang. Plötzlich öffnete der General ſein Portefeuille, riß ein Blatt heraus und ſchrieb ein paar Zeilen mit Bleiſtift darauf. Eben trat Eleonore wieder in's Zimmer.

„Geben Sie dies an Madame Arnold, liebe Miß;“ ſagte er theilnehmend und mit ſanftem Tone. „Sagen Sie ihr: Sie möge ſich beruhigen und ſich an mich wenden, wenn ſie Rath oder Hülfe nöthig hätte.“

Freundlichen Abſchied nehmend, verließ er dann mit ſeinen Begleitern das Landhaus und ſprengte davon.

Eleonore warf einen Blick auf den Zettel. Sie las:

„Ihr Gemahl iſt am Bord des engliſchen Kriegsſchiffs. Die Gattin kann ſich über deſſen Rettung freuen.

Waſhington.“

Voll Freude eilte Eleonore der Freundin das troſtreiche Billet zu überbringen. Die Aermſte ahnete nicht, daß dem Manne ihres Herzens ein weit traurigeres Loos als Arnold zugefallen ſei. Da Waſhington und die Offiziere ſich blos insgeheim, kaum halblaut und nur wenn das Mädchen nicht im Zimmer war, über den in Rede ſtehenden Vorfall unterhalten hatten, auch der General nicht von dem Verhältniſſe André's zu Eleonoren unterrichtet war, ſo hatte dieſe kein Wort von deſſen unglücklichem Schickſal hören können. Aber auch von Seiten der Madame Arnold konnte ſie nicht davon in Kenntniß geſetzt werden, da deren Gatte niemals mit ihr über ſeine Verhandlungen mit den Engländern geredet, und ihr auch heute nichts Näheres über das Mißlingen ſeines Vorhabens, oder über die Gefangendes tückiſch errungenen Glückes für das höchſte Gut der Erde hält.

Halt ein! rief Froben, vom höchſten Schmerze erfaßt. — Lebe wohl! ſprach er dann ruhiger; ich verzeihe Dir, und Gott möge zwiſchen uns entſcheiden. —

Gefaßter ritt der Jüngling auf den ihm beſtimmten Platz im Gefolge ſeines fürſtlichen Herrn. Er fühlte, daß ihm der Freund Unrecht gethan, und dies Gefühl gab ihm die Geiſtesſtärke wieder, welche jede edle Seele erhebt, wenn ihr bewußt wird, daß ſie mit Unrecht leidet.

Kaum war der Kurfürſt mit ſeinem Gefolge auf der Höhe jenes bereits erwähnten Hügels angekommen, kaum hatten die Feinde die in zwei Linien anrückende brandenburgiſche Hauptmacht erblickt, als ſie von dem der Ueberzahl faſt erliegenden Prinzen von Homburg abließen und ihr Feuer auf die in Schlachtordnung ſich aufſtellenden Bataillone richteten. Längere Zeit hatten die brandenburgiſchen Linien den ſchwediſchen Kanonen einen mehr oder minder vom Terrain begünſtigten Zielpunkt dargeboten, als das Feuer der letztern an den meiſten Orten nachzulaſſen begann und dagegen in der Mitte der Stellung, dem Punkte, wo der Kurfürſt mit ſeinem Gefolge nehmung André's mitgetheilt hatte. Die letztere erregte indeß in beiden ſich gegenüberſtehenden Armeen die größte Theilnahme. Nicht nur in dem engliſchen, ſondern auch in dem amerikaniſchen Heere war André, wegen ſeinen Talenten, ſeiner Tapferkeit und Liebenswürdigkeit, gekannt und geachtet. So wie Clinton von deſſen Gefangennehmung Kunde bekam, ſchrieb er nicht nur an Waſhington, ſondern er ſendete mit deſſen Bewilligung ſogar drei Offiziere zur Ausmittelung aller Thatſchen, welche das Benehmen André's rechtfertigen konnten, in das amerikaniſche Hauptquartier ab. Dieſe erfüllten ihre Pflicht mit Liebe und Sorgfalt, nichts blieb unerörtert. Mit einem Edelmuth, der Waſhington wie der Armee, die er befehligte, in den Annalen des Krieges ein unvergängliches Denkmal ſetzt, ward ihnen jede Gelegenheit gegeben, die Thatſachen zu prüfen und Beweiſe beizubringen, welche André's Handlungsweiſe, als dem Kriegsgebrauch gemäß darzuſtellen im Stande wären. Leider war dies unmöglich. Den feindlichen Offizier, der in Civilkleidung, mit Papieren und Plänen, die auf die Kriegführung Bezug haben, ſich durch die Vorpoſten des Gegners geſchlichen hat und ergriffen wird, erwartet das Loos des Spions; er iſt einem ſchimpflichen Tode verfallen. Obwohl feierlich gegen ein ſolches Verfahren proteſtirend, dennoch aber im Herzen überzeugt, daß es den ſtrengen Geſetzen des Kriegs gemäß ſei und im engliſchen Heere bei gleichem Falle nicht anders gehandelt werden würde, verließen die drei Offiziere das amerikaniſche Hauptquartier. Sie nahmen die Ueberzeugung mit, daß Waſhington nichts angenehmer geweſen ſein würde, als wenn ihm die Möglichkeit gegeben worden wäre, André zu retten. Dieſer ward überdies auf das edelmüthigſte und ausgezeichnetſte behandelt. Seinem Wunſche gemäß ward ihm erlaubt an Clinton zu ſchreiben, und dem Freunde André's, dem Kapitain Talmadge, der inzwiſchen zum Major avancirt war, die Bewachung und Vorſorge für den Gefangenen übertragen. Amerikaniſche Offiziere, die ihn kannten, beſuchten ihn, und von allen Seiten erhielt er Beweiſe von Theilnahme. So wie die Verhöre zu Ende waren, bei welchen er ſtandhaft den Namen des Mannes, der ihn durch die Vorpoſten geführt, zu nennen verweigerte, da er dieſen dadurch ein gleiches trauriges Loos zu bereiten fürchten mußte, trat das Kriegsgericht zuſammen. Es beſtand aus vierzehn Offizieren, die in Beziehung auf ihren Charakter jeder Armee zur Zierde gereicht haben würden. Alle beklagten ſein Loos in tiefſter Seele, aber ſie mußten nach den Geſetzen, nach den vorliegenden Thatſachen ihr Urtheil fällen. Jene waren klar, und dieſe nicht abzuleugnen; — das Urtheil lautete auf den Tod.

So wie es bekannt ward, ſchrieb Clinton nochmals an Waſhington, und verwendete ſich auf das dringendſte. Letzterer fragte heimlich bei dem Congreß an; dieſer aber beſtätigte das Urtheil. Er wollte in einem Kriege, wo der Feind notoriſch viele Einverſtändniſſe mit Eingebornen unterhielt, ein Beiſpiel geben, und nicht einen Präcedenzfall aufkommen laſſen, auf den man ſich künftig hätte berufen können. Das Verfahren des Congreſſes war nicht zu tadeln. Es war ſtreng gerecht und verſtändig; aber Milde — wäre erhaben geweſen.

Während aber im engliſchen, und faſt in gleicher Weiſe auch im amerikaniſchen Heere, alle Gemüther bei dem über den unglücklichen jungen Mann gefällten Urtheil auf's äußerſte bewegt waren, hatte in der Seele André's eine Ruhe, ein Klarheit Platz gefunden, die faſt an das Uebernatürliche grenzte. Noch ehe das Kriegsgericht ſeinen Ausſpruch gethan hatte, ſprach er oft mit ſeinem Freunde Talmadge über das Geſchick das ſeiner wartete. Er ſagte dann ganz ruhig, daß das Urtheil nicht anders als auf den Tod lauten könne, und daß, wenn er ſelbſt in gleichen Falle ein ſolches abzugeben hätte, er nicht anders urtheilen würde. Mit gleicher Ruhe ſetzte er hinzu, daß nach Lage der Dinge jede Verwendung Clintons umſonſt ſein müſſe, und daß weder Waſhington noch der Congreß ſein Loos ändern könnten, wenn ſie ihrer Pflicht genügen wollten. Nur über einen Punkt ſprach er ſich ſehr bekümmert aus. Es war ihm ein entſetzlicher Gedanke, daß Eleonore am Tage ſeiner Hinrichtung, ganz in der Nähe, alle die Qualen, die einem ſo traurigen Augenblicke vorausgehen, mit ihm empfindend, Stunde und Minute ſeines Todes erfahren würde. Dieſer Kelch ſollte ihm indeß glücklich vorübergehen, denn ehe noch das Urtheil gefällt war, brachte ihm Talmadge die Nachricht, daß ſchon am Tage nach Arnolds Flucht die Gattin des Letztern mit Eleonoren nach Philadelphia abgereiſt ſei.

Nichts kann beſſer die ruhige Ergebung, den ungebeugten Muth und die Seelenklarheit André's ſchildern, als der Brief, den er an Clinton ſchrieb, nachdem ſein Urtheil gefällt war. Die Geſchichte hat denſelben treu aufbewahrt.

‚Ew. Excellenz' — ſo ſchrieb er — ‚kennen die Art und Weiſe wie ich zum Gefangenen gemacht ward, die ernſte Bedeutſamkeit, in der ich mich befinde, und das Schickſal, welches mich erwartet. Ich habe von Waſhington die Erlaubniß erhalten, an Sie zu ſchreiben. Ich möchte nicht den Gedanken in Ihrer Seele Wurzel faſſen laſſen, als könne mein Schickſal Ihnen zur Laſt gelegt werden, und als hätte ich mich durch Ihre Befehle verbindlich geachtet, zu thun was ich gethan. Als ich die feindlichen Linien überſchritt, als ich meine Uniform ablegte, handelte ich gegen Ihre beſtimmten Befehle, daher meine jetzige Lage. Was den Weg anlangt, welchen einzuſchlagen ich mich genöthigt ſah, ſo wurde derſelbe mir durch die Ereigniſſe aufgedrungen. Ich bin vorbereitet auf mein Schickſal, es mag kommen wie es will, ein ehrenwerther Eifer für den Dienſt des Königs hat mich zu Grunde gerichtet. Indem ich an Ew. Excellenz ſchreibe, ſteigen die Verbindlichkeiten, die ich Ihnen ſchulde, das tiefe Dankgefühl, welches ich gegen Sie hege, lebhaft in meiner Erinnerung auf. Empfangen Sie denn den Dank eines Sie heiß liebenden aufrichtigen Herzens, und die innigſt gehegten Wünſche für Ihr künftiges Wohl. Ich habe eine Mutter und zwei Schweſtern, welche die neuerlichen Ereigniſſe zu Grunde gerichtet haben, und für welche mein militairiſcher Sold eine Schickſals = Verbeſſerung geweſen wäre. Es iſt nicht nöthig mich weiter zu erklären. Ew. Excellenz Güte iſt mir ja bekannt.' —

Es war am Morgen des erſten Octobers, und der frühe Herbſt hatte den Blättern der alten Rieſenbäume, die das romantiſche Ufer des Hudſon bekränzen, eine durch alle Schattirungen des Grün, Gelb, Roth und Braun ſpielende Färbung gegeben, als André in der zur ebenen Erde gelegenen Eckſtube einer Farm am Fenſter ſaß, und mit der Feder ſein eigenes Portrait zeichnete. Er wollte es ſeinem Freunde Talmadge zum Andenken übergeben, und es ſollte heute noch fertig werden, denn der zweite October war zu ſeinem Todestage beſtimmt. Schweigend, und mit innigem Mitgefühl in den Zügen, blickte Talmadge bald auf den ruhig arbeitenden Freund, bald auf die Schildwacht vom Corps der Rifflemen, die draußen vor der Hausthür in gemeſſenen Schritten auf und abging; bald auch, beſonders wenn die auf den Tod Bezug habenden Bemerkungen André's ihm das Waſſer in die Augen trieben, auf den in großartiger Pracht ſich in geringer Entfernung hinziehenden Urwald. Man ſah, außer der Schildwacht vor der Thür, keine andern Wachen. Auf die Fürſprache des Major Talmadge und deſſen Verſicherung, daß er alle Verantwortlichkeit auf ſich nehmen wolle, hatte man den Gefangenen mit allen Förmlichkeiten und ſonſtigen Vorſichtsmaßregeln, die einer Flucht vorbeugen ſollten, verſchont. Da der Major geſehen, daß ſolche den Freund beunruhigten, und die geräuſchvollen Ablöſungen der Wachen deſſen wenige Nachtruhe vollends vernichteten, ſo war er, ohne ihm deshalb ein Verſprechen abzunehmen, gern jene Verpflichtungen eingegangen. Ohnehin war er ja Tag und Nacht ſelbſt bei ihm im Zimmer.

„Wenn ich todt bin," ſagte André ruhig fortzeichnend und ohne auf Talmadge zu blicken, „ſo laſſe man meinen Leib dort nach jenem Hügel bringen, und ihn am Fuße der alten Eiche, die ſeinen Gipfel krönt, begraben. Von dort aus muß Weſtpoint und ſelbſt vielleicht das Landhaus, wo Eleonore wohnte, zu erblicken ſein. Es iſt mir ein freundlicher Gedanke dort zu ruhen."

„Da Du es verlangſt," ſagte Talmadge, gewaltſam das Zucken ſeiner Lippen unterdrückend, „ſo will ich es thun. Täuſchen mich indeß meine Ahnungen nicht, ſo wirſt Du nicht lange dort verweilen. Deine Aſche wird zu Weſtminſter ruhen, oder England müßte den Werth ſeiner Söhne nicht mehr zu ſchätzen wiſſen."

„Das Bild Eleonorens, das ich ſelbſt gemalt und ſtets auf der Bruſt getragen, und eine Locke von meinem Haar, übergieb ihr mit eigener Hand und ſage ihr: Sie und das Vaterland ſeien mein letzter Gedanke geweſen."

„Es ſoll geſchehen;" ſagte Talmadge ſchmerzlich.

In dieſem Augenblicke trat André's alter Diener, den die drei Offiziere aus dem engliſchen Hauptquartier mitgebracht hatten, und der auf ſeinen Wunſch bei André geblieben war, in's Zimmer.

„Ein Indianer iſt draußen! Er kennt Sie, Herr Major, wie er ſagt, und wünſchte Sie noch einmal zu ſehen;“ meldete der Alte.

„Willſt Du den Menſchen ſprechen?“ fragte Talmadge.

„Wenn Du es geſtatteſt;“ verſetzte André. — „Ich weiß mich zwar keines Indianers zu erinnern, der an mir ein Intereſſe nehmen könnte.“

Talmadge ging hinaus und trat einige Augenblicke darauf in Begleitung des Angemeldeten wieder in's Zimmer.

Der erſte Blick, den André auf den Indianer warf, brachte ihm die Züge des ‚ſchwarzen Vogels‘, jenes Mohawk, für den er zu Boſton Zeugniß abgelegt, in's Gedächtniß. Es fiel André auf, daß der dunkle Mann nicht nach der Weiſe ſeines Stammes, ſondern vielmehr nach der der Tſchirokis, die auf der Seite der Amerikaner ſtanden, bemalt war; auch Mocaſſins und Decke waren anderen Gewebes als die der Mohawks. Wie der Blitz ſchoß André durch den Sinn, daß ‚Schwarzvogel‘ wohl als

Kundſchafter der Engländer durch die feindlichen Poſten gekommen ſein könne, und deshalb dieſe Art Verkleidung gewählt habe. Die Anrede des Indianers ſchien ihn in dieſer Meinung zu beſtärken.

„Wir lernten uns kennen im Kriege des Landes gen Mitternacht;“ ſagte er in gebrochenem Engliſch. „Mein Bruder wird einen weit führenden Pfad betreten. Der rothe Mann wollte ihn noch einmal ſehen, ehe er hinzieht in das Land der Geiſter.“

André ſchüttelte dem Indianer freundlich die Hand, dankte ihm für das bewahrte Andenken und ließ ſich dann in ein, allgemeine Gegenſtände berührendes Geſpräch ein, was von ‚Schwarzvogel‘, deſſen rollendes Auge eine innere Unruhe verrieth, ziemlich einſylbig beantwortet wurde. In einiger Zeit wurde die Schildwache abgelöſ't und Talmadge ſtand auf, um durch die abgehende eine Beſtellung nach der Hauptwache gelangen zu laſſen. So wie er hinausging, erhob ſich der Indianer wie der Blitz von dem Seſſel, auf dem er ſich niedergelaſſen hatte, und indem er neben André trat und ſeine Hand leiſe auf deſſen Schulter legte, ſagte er:

„Ich bin gekommen meinen Bruder zu behielt, gegenüber, ſich von Minute zu Minute verſtärkte. Dem nach einem günſtigen Angriffspunkte umherſpähenden Auge des Kurfürſten entging dieſer Umſtand. Er war zu ſehr in die Berechnungen ſeines Schlachtplanes vertieft, als daß er an ſeine Perſon oder an die nächſten Umgebungen hätte denken können. Die feindlichen Eiſenballen hüpften indeſſen immer häufiger auf dem Sande des Hügels umher, der Staub, von ihnen emporgetrieben, wirbelte immer dichter, und in Zeit von wenigen Minuten ſtürzten mehre Reiter der Bedeckung ſammt ihren Roſſen tödtlich verwundet zu Boden. —

Alle dieſe im Kriege ſo häufig wiederkehrenden Umſtände würden auf die kriegsgewohnten Umgebungen Friedrich Wilhelms keinen Eindruck gemacht haben, aber ein ſonderbares, ſtets wiederkehrendes Ereigniß zog die Aufmerkſamkeit der Generale bald auf ſich. Alle Kugeln ohne Ausnahme ſchlugen ſtets im Umkreiſe weniger Schritte in der Nähe des Kurfürſten ein. — Während jeden Augenblick in dem Verderben bringenden Zirkel ein Offizier oder ein gemeiner Reiter todt zu Boden ſtürzte, traf kein Schuß die an des Hügels Seite ſich langhin erſtreckenden Linien. Am auffallendſten war es, daß, wenn der Kurfürſt, von dem Eifer ſeiner Beobachtungen hinfreien! — Wenn der Offizier in's Zimmer treten wird, werde ich hinausgehen, und dem Soldaten, der vor der Thüre ſteht, ſobald er mir den Rücken zuwendet, mit dem Tomahawk den Schädel ſpalten. Mein Bruder ſtoße dann dieſes Meſſer" — er zog ein Meſſer mit ſchmaler Klinge unter der Decke hervor — „dem Offizier durch die Kehle und ſpringe aus dem Fenſter."

André war von dem unvermutheten Vorſchlage ſo überraſcht, daß er keines Wortes mächtig war.

Der Indianer nahm dies für eine Zuſtimmung.

„Wir eilen," fuhr Letzterer fort, „mit der Schnelligkeit des Hirſches über das Feld und werfen uns in den Strom. Zwei meiner jungen Leute ſind in dem Geſträuch am Ufer verſteckt. Sie ſchwimmen mit meinem Bruder durch die Fluthen."

Jetzt erſt konnte André Worte finden.

„Nimmermehr!" ſagte er heftig, indem er den Indianer drängte das Meſſer zu verbergen. „Dieſer Offizier iſt mein Freund, mein Bruder."

„So tödte," ſagte der Indianer ruhig, „mein Bruder den Soldaten mit dem Tomahawk. Ich werde den Offizier feſthalten ohne ihn zu tödten."

„Nein!“ rief André im vorigen Tone. „Dies kann nicht ſein. Dieſe That würde mich beſchimpfen. Unſere Sitten erlauben ſie nicht.“

„Dann will ich forteilen und fünfzig meiner jungen Leute zuſammenrufen. Wir legen uns dieſe Nacht in Hinterhalt. Mein Bruder wird nicht weit vom Ufer des Waſſers zum Orte des Leidens geführt werden. Dann brechen wir vor, und hauen ihn mit dem Tomahawk aus der Mitte der Soldaten.“

„Dies iſt unmöglich, und würde nur ein unnützes Gemetzel geben!“ ſprach André. „Mein Bruder darf nichts, durchaus nichts unternehmen! Ich will und werde ſterben.“

„Die weißen Männer ändern manchmal ihren Sinn, während die Rothhaut den ihrigen niemals ändert;“ verſetzte der Indianer. „Ich will dennoch meine jungen Leute in Hinterhalt legen. Möge mein Bruder mit einem Tuche, das er in die Höhe wirft, wenn er am Orte der Qual anlangt, uns ein Zeichen geben.“

„Es wird auf keinen Fall geſchehen;“ verſetzte André. „Will mein Freund mir aber einen Dienſt erweiſen, ſo gehe er noch heute zu dem General Clinton und ſage: daß ich freudig ſterbe und ihm meine letzten Grüße ſende.“

Eben trat Talmadge wieder in's Zimmer. André reichte in großer Bewegung dem Indianer die Hand zum Abſchiede. Mit einer Theilnahme, die ſich blos in dem düſtern Auge, aber nicht in den dunkeln marmorartigen Zügen verrieth, ſagte der Indianer: „Möge mein Bruder freudig hinübergehen in die glücklichen Jagdgefilde!“ und ging ohne Talmadge anzublicken zur Thüre hinaus.

„Der letzte Tropfen in dem Leidensbecher!“ ſprach André, drückte die Hände vor die Augen und war erſt nach einiger Zeit im Stande eine Unterredung mit dem Freunde anzuknüpfen. — — —

Zwei Tage vergingen. — Am Morgen des dritten ward dem General Clinton gemeldet, daß ein feindlicher Parlementair ſich bei den Vorpoſten befände.

„Sattelt!“ rief Clinton ſchnell, und nach wenig Augenblicken ſprengte er, gefolgt von einem Adjutanten und einer kleinen Eskorte, nach dem äußerſten Piket.

„Ach Major Talmadge!" rief er lebhaft, als er den amerikaniſchen Offizier erblickte. „Was bringen Sie: Tod oder Leben?"

Talmadge hob die Augen gen Himmel.

„Alſo todt!" rief der General ſchmerzlich. „Ich hatte nochmals an Waſhington geſchrieben, und hoffte bis zum letzten Augenblicke."

„Es war nicht möglich ihn zu retten. Die Befehle des Congreſſes lauteten zu beſtimmt;" erwiederte Talmadge betrübt.

„Sie waren ſein Freund. Waren Sie bei ſeinem Tode?" fragte der General nach längerer Pauſe.

„Ich brachte ihm dies Opfer, er verlangte es ſo;" entgegnete Jener mit vom Schmerze der Erinnerung bebender Stimme.

„Und die Todesart? Dieſe hat man doch zufolge meiner Bitten gemildert, geändert?"

„Der Congreß war unbeugſam."

„Das war — ſtreng, ſehr ſtreng;" ſprach Clinton finſter.

„Es war geſetzlich, Herr General, und Sie wiſſen was die Militairgeſetze bedeuten;“ erwiederte Talmadge in vorigem Tone.

„Wie ſtarb er?“

„Wie ein Held!“ rief Talmadge lebhaft. „Mit Theilnahme hafteten die Blicke des Militärs, wie der Menge die ſich verſammelt hatte, auf ihm. Sein feſter Tritt, ſeine würdevolle Haltung bezeugten, daß er den Tod verachte. Ein leichtes Lächeln verſchönte ſeine angenehmen Züge. Er grüßte Alle, die er kannte, und ſein Gruß ward von Jedem achtungsvoll erwiedert. Er ſprach ruhig mit mir, bis wir an dem Platz der Hinrichtung angekommen waren. Ein leiſer Schauder ſchien ihn hier zu durchzucken, und er ſagte: ‚Wohl war ich ſtets bereit für mein Vaterland zu ſterben, doch dieſe Todesart iſt mir verhaßt.‘ Jetzt zog er plötzlich ein weißes Tuch aus der Taſche und indem er ſtolz das Haupt emporhob und ſich die Augen damit verband, ſagte er ruhig: ‚Es wird nur eine kurze Angſt ſein!‘ In dieſem Augenblicke trat der Oberſt, der das Executionscommando zu befehligen hatte, heran, und erinnerte ihn, daß, wenn er noch etwas zu ſagen habe, es ihm erlaubt ſei zu ſprechen. Da nahm André noch einmal das Tuch von den Augen und ſagte, indem er den Oberſten feſt anblickte, mit ſtarker Stimme: ‚Ich wünſche nur noch, daß man mir bezeuge, daß ich mich meinem Schickſale als ein braver Soldat unterwarf.‘ — Wenige Augenblicke ſpäter hatte er aufgehört zu leben.“

„War Waſhington bei ſeinem Tode zugegen?“ fragte Clinton nach langer Pauſe.

„Nein, er vermochte es nicht ihn ſterben zu ſehen;“ entgegnete Talmadge. „Der General war innig von dem grauſamen Schickſal unſeres unglücklichen Freundes gerührt. Er erkundigte ſich täglich nach ihm, und ſendete ihm ſtets das Eſſen von ſeiner Tafel. Es liebten ihn Alle, die ihn kannten. Selbſt ein Tſchiroki-Indianer beſuchte ihm am Tage vor ſeinem Tode. Als André zur Hinrichtung geführt wurde, ſah man den Indianer in einiger Entfernung am Rande eines dichten Gebüſches ſtehen. Obwohl dieſe Leute ſonſt ſelten äußere Zeichen ihrer Empfindungen blicken laſſen, ſo ſchien er doch an André viel Antheil zu nehmen, denn im verhängnißvollen Momente kehrte er ſich um und ſtürzte in das Dickigt.“ —

„Der Zweck meiner Sendung," fuhr Talmadge nach längerem Schweigen fort, „iſt Ihnen, Herr General, die Effecten, die unſer Freund zurückgelaſſen, zur Beförderung an die Seinigen zu übergeben, und die Bitte beizufügen, daß Sie deſſen alten treuen Diener an irgend einen guten Herrn empfehlen wollen."

„Er iſt von dieſem Augenblick an in meinen eigenen Dienſten;" verſetzte, der General.

Mit Thränen in den Augen trennten ſich bald darauf die Freunde des Frühgeſchiedenen.

Talmadge hatte Recht gehabt, als er André auf die Dankbarkeit, die Anerkennung Englands vertröſtete. Nicht unter der Eiche am Hudſon in fremdem Lande, in Weſtminſter, neben der Aſche der Könige und der Ausgezeichnetſten des Landes, ruhen die Reſte des jungen Mannes, bedeckt von glänzendem Marmor. Eine Inſchrift bezeugt, daß er für Britannien geſtorben.

Eleonore betrauerte längere Jahre das Schickſal des Geliebten, ehe ſie ihm nachfolgte. Das Andenken ſeines frühen Todes entblätterte die ſich kaum erſchließenden Roſen ihres Glückes.

Arnold ſtarb in England in Dunkelheit und Verachtung, von einer kleinen Penſion lebend. Ein Verſuch ſich zu rechtfertigen, gelang ihm nicht. Niemand nahm ſich ſeiner an als ſeine Gattin.

Adrienne de Sergy.

„Kein laſtend Grabmal drücke Deinen Staub,
Die Du verblühteſt in der Schönheit Lenze;
Es ſtreu' auf Deine Bruſt die Roſ' ihr Laub,
Die erſte die entblüht der Frühlingsgränze.“

Byron.

geriſſen, ſeine Stellung veränderte und nach einer andern Seite der Anhöhe ritt, das feindliche Feuer ſogleich auf wenige Augenblicke ſchwieg, um dann um ſo verderblicher auf dem Platze zu wüthen, den der Feldherr ſoeben eingenommen hatte.

„Diente ich noch im öſtreichiſchen Heere, murmelte der Feldmarſchall zwiſchen den Zähnen zu Grumbkow, der an ſeiner Seite hielt, ſo würde es mich gar nicht wundern, wenn Alles um mich her, ſich kreuzend und ſegnend, der Meinung wäre, daß die Kerls da drüben mit dem Teufel im Bunde ſtänden. Alle Kugeln kommen in der Nähe des Herrn zuſammen. Es wäre kein Wunder, wenn er hier niedergeſchoſſen würde! — Na, ſeht einmal! ſetzte er, die Fauſt ballend, hinzu, als wieder zwei Reiter ſtürzten; da fehlen Euch wieder zwei brave Kerls. —

Auf dieſem Punkte darf er nicht länger bleiben! ſprach Grumbkow eifrig, indem er ſein Roß in die Nähe des Fürſten drängte. Ew. kurfürſtlichen Gnaden, ſagte er, ſind hier der größten Gefahr ausgeſetzt. Jede Kugel des Feindes iſt hierhergerichtet, und dort bringt er noch mehr Geſchütz angefahren.

Wo es Feinde gibt, gibt es auch Kugeln! entgegnete Friedrich Wilhelm in einem Tone, der durch ſeine Härte und Rauhheit den alten Krieger

Zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts waren die Functionen eines ‚Doctors der Medicin‘ von denen eines ‚medicinae practicus‘ noch ungemein verſchieden. Der Erſtere ward meiſt nur von vornehmen oder beſonders wohlhabenden Perſonen in wichtigen Fällen zu Rathe gezogen, er beſchäftigte ſich gelehrte Abhandlungen zu ſchreiben, oder mediciniſche Gutachten abzugeben, während der Andere ſo recht eigentlich der ‚Arzt für Haus und Hof‘ war. Die Benennungen des Letzteren waren wie ſeine Verrichtungen überaus mannigfaltiger Art. In Spanien nannte man ihn: ‚Sangrador‘, in Frankreich ‚Saigneur‘, weil man in beiden Ländern ganz beſonders auf periodiſches Aderlaſſen hielt, ohne welches man nicht geſund bleiben zu können meinte; in Deutſchland, wo man Bäder als der Geſundheit vorzüglich dienlich betrachtete, ward er ‚Bader‘ genannt. Dieſe Bader bildeten eine Arzt-Zunft, ihnen ward von den Behörden das Recht ertheilt, ‚Badſtuben‘ zu errichten, und ſie waren es vorzüglich, die bei dem großen Publikum die ärztliche Praxis ausübten. Manche derſelben erwarben ſich einen großen Ruf, und wir finden oft in deutſchen Chroniken angeführt, daß dieſer oder jener ‚Badergeſelle‘ ſich bei der eben graſſirenden ‚Peſt‘ — wie damals jede Epidemie genannt ward, — bei den ‚großen‘ oder ‚kleinen Sterben‘ dieſes und jenen Jahres beſonders geſchickt und hilfreich erwieſen, und daher von einem ‚hochedlen Rathe‘ mit ſo und ſoviel ‚Gülden, Groſchen und Kreuzern extra belohnt worden ſei‘. — Ein Bader, der ſich einen Ruf erworben hatte, war in manchen Familien das mediciniſche Orakel und Factotum. Er hatte dann alle Hände voll zu thun. Er raſirte den Hausherrn, er bereitete der Hausfrau ein Bad von allerlei vegetabiliſchen Ingredienzen, um die bis dahin umſonſt erſehnte Nachkommenſchaft zu verſchaffen, er ſetzte dem Erſteren alle halbe Jahre ein Dutzend Schröpfköpfe, ließ alle drei Monat beiden zur Ader, und gab ‚der Jugend‘, ſo wie dem

Geſinde, alle vier Wochen eine vehemente Purganz ein. Befiel Jemand in den Familien eine bedeutende Krankheit, ſo bereitete er die Mittel, welche ihm die Empirie oder irgend ein altes „Krankenbuch“ für dieſen Fall an die Hand gab; ließen ihn beide im Stiche, ſo kurirte er friſch weg nach den Symptomen, und am Ende hatte Jeder, der nicht geſund ward, doch den Troſt, „nach der Kunſt“ zu ſterben. Das Anſehn des Baders blieb in der Familie ungeſchwächt. —

Einen ſolchen Arzt von vielem Rufe gab es zu Paris im Jahre 1699. Meiſter Gabriel St. Elme wohnte in einem kleinen Hauſe der „Rue Croix de petits Champs“ und ſeine Berühmtheit erſtreckte ſich nicht nur um die Louvregegend, ſondern bis auf das andere Seineufer hinüber. Er ſchröpfte und purgirte nicht blos die Mittelklaſſe, ſondern er ward auch, „wegen ſeiner leichten Hand“ beim Aderlaſſen, in vornehme Häuſer geholt. Dort blühte ſein Waizen ganz beſonders. Man nahm damals an, für eine Dame von Rang ſei nichts unanſtändiger und unverzeihlicher, als wenn ſie geſund ausſähe. Fahl und ledergelb konnte man ſein; dem ließ ſich durch

Schminke leicht abhelfen, aber roth und blühend ausſehen war „gemein‘, und man konnte auf dieſe Weiſe nicht in Geſellſchaften der „haute volée‘ erſcheinen. Daß Meiſter St. Elme unter ſolchen Umſtänden Ströme von Frauenblut fließen ließ, war ganz natürlich, und daß dadurch ein „anſtändiges Aeußere‘ leicht und gründlich hervorgebracht ward, war es auch. Ein Indigeſtion, die ſich ein alter Marquis öfters zuzog, brachte aber erſt ſeinen Ruf auf den Gipfel. Es war in einem Kloſter Italiens ein Inſtrument, eine ſogenannte „Magenbürſte‘, erfunden, und deren Handhabung dort Anfangs als ein Geheimniß betrieben worden. Durch Zufall war ein Bruder dieſes Ordens in Paris erkrankt, Meiſter St. Elme hatte ihn behandelt, und der Mönch aus Dankbarkeit ſeinen Retter in das Geheimniß eingeweiht. Letzterer ließ ſich das Inſtrument nach der Angabe verfertigen, er probirte es zum erſtenmale an dem Marquis, die Sache gelang, und nun brauchten die Pariſer Gourmands nicht mehr nach Italien zu reiſen um ſich die Magen ausbürſten zu laſſen. St. Elme fegte ſie ihnen auf das geſchickteſte, und mit beſtem Erfolge aus. Sein Ruf war jetzt wie auf einen Felſen gegründet. Aber nicht allein ſeine Geſchicklichkeit im Aderlaſſen und in der Handhabung der Magenbürſte, gab dem glücklichen Arzte in den höhern Kreiſen von Paris ein Anſehn, noch ein anderer Umſtand machte den Namen: St. Elme vielgenannt. Der Wundarzt hatte einen Sohn von vierundzwanzig Jahren, welcher unbedingt für den ſchönſten jungen Mann in der Hauptſtadt galt. Da ſein Vater ihn gewöhnlich als Gehülſen bei ſich hatte, ſo war er überall gekannt, und wenn irgend ein Mädchen behauptete, daß der Marquis X. ſchönere Augen, der Graf Y. edlere Züge, der Baron Z. einen ſchlankeren Wuchs habe, als der junge St. Elme, ſo waren doch alle Damen der Meinung, daß das Enſemble ſeines Aeußern incomparabel ſei. Dies war auch in der That der Fall. Philipp St. Elme war ſo ſchön, daß er überall wegen ſeiner Schönheit auffiel. Letztere ward überdies durch eine elegante Haltung, und eine Kleidung nach der neueſten Mode unterſtützt. Da nun der König, der für den feinſten Kenner und das Muſter aller männlichen Eleganz angeſehen wurde, einſt von dem jungen St. Elme, der ihm im Garten von Verſailles begegnet war, geſagt hatte: ‚Ce saigneur a l'air d'un grand Seigneur', ſo wurde der junge Mann von der ‚haute volée' fortwährend nur: ‚Le beau saigneur' genannt. Die Damen wollten dadurch die Schönheit, die jungen Hofherren den untergeordneten Stand des Jünglings, Alle zuſammen aber den Calembourg des Königs in Erinnerung bringen.

Bei dem Aufſehen, das er erregte, war es nicht zu verwundern, daß der junge Mann eben keinen geringen Werth auf ſeine Perſon legte. Er war zwar keineswegs ungeſchickt, er liebte auch wohl die Wundarzneikunſt, aber dieſe Liebe ging nicht ſo weit, daß er nicht daran gedacht hätte, wie er der einzige Sohn und Erbe eines wohlhabenden Mannes ſei, und ſein Metier einſt nach dem Tode des Vaters blos nach Neigung fortſetzen, oder auch ganz aufgeben könne. Der erſtgedachte Zeitpunkt ſchien überdies immer näher heranzurücken. Maitre St. Elme war hecktiſch, und als Arzt konnte er die Annäherung ſeines Todes um ſo eher beurtheilen. Sein Wunſch war, daß Philipp als Hausarzt bei einer Menge ſeiner Kunden ſeine Stelle einnähme, dann aber eine arme Verwandte, welche Maitre St. Elme's Wirthſchaft führte und die dieſer ſehr liebte, heirathen möchte. — Martha Menuiſier war in früheſter Jugend in das Haus ihres Vetters gekommen. Sie war blutarm und eine Waiſe. Jetzt war ſie zur Jungfrau aufgewachſen, und wenn man ſie auch eben nicht häßlich nennen konnte, ſo war ſie doch weit entfernt für ſchön gelten zu können. Sie ſchien auch übrigens nicht darauf Anſpruch machen zu wollen. Der Sinn des Mädchens war ein ungemein beſcheidener. Zwar war ſie von ihrem Verwandten äußerſt gütig, von Philipp, mit dem ſie aufgewachſen war, wie eine Schweſter behandelt worden, dennoch verkannte ſie nicht die Abhängigkeit ihrer Lage, und dies Gefühl gab ihr das Anſehn von Niedergeſchlagenheit, oder vielmehr von einer Verſchloſſenheit, welche ganz geeignet war die Vorzüge ihres Geiſtes und Herzens einem oberflächlichen Beobachter zu verbergen. Ein ſolcher war Philipp St. Elme aber unbedingt. Wenn er ſich mit Martha unterhielt, ſo war die Schönheit der vornehmen Damen — und für Frauenſchönheit hatte er ganz beſonders Sinn — meiſtens der Gegenſtand ſeines Geſprächs. Er erzählte dann von den ſchönen Augen, den reizenden Locken, dem herrlichen Teint aller der ſchönen Vicomteſſen und Marquiſinnen, bei denen er eben in Begleitung des Vaters ärztliche Beſuche abgeſtattet hatte, daß er im Feuer ſeiner Rede gar nicht bemerkte, welchen ſchmerzlichen Eindruck ſein Enthuſiasmus auf Martha machte. Jedes ſeiner Worte erinnerte das Mädchen, daß ſie arm, unſchön, und von Philipp unbeachtet ſei. Letzteres ſchmerzte die Aermſte am meiſten, denn — ſie liebte den jungen Mann mit einer um ſo ſtärkern Gluth, als ſie dieſe im Tiefinnerſten des Herzens verſchließen mußte. Wußte ſie auch, daß der Vater es nicht ungern ſehen würde, wenn der junge Mann ſich für ſie intereſſire, ſo ſagte ihr doch eben die Unbefangenheit, mit der Philipp ihr täglich von den Vorzügen der Hofſchönheiten, und was Dieſe und Jene gegen ihn geäußert, vorerzählte, daß an eine Herzensneigung für ſie, ſeiten Philipps, gar nicht zu denken ſei. Oft beſchloß ſie unter heißen Thränen, ſich dieſe troſtloſe Liebe aus dem Sinne zu ſchlagen, aber niemals wollte es ihr gelingen, und ihr einziger Gedanke war nur, wenn ihr Oheim ſterben ſollte ehe Philipp ſich verheirathete, ſogleich zu einer Verwandtin nach Ber=

deaux zu ziehen, wo ſie dann hoffen könne, den Gegenſtand, der ihrem Herzen ſo bittere Leiden bereitete, nie wieder zu ſehen, und ihn dann vielleicht zu vergeſſen.

Es war zu Anfange des Frühlings des Jahres 1700, als die Kränklichkeit St. Elme's ſo weit vorgeſchritten war, daß er nur ſelten noch ſein Haus verlaſſen konnte. Alle ſeine Kranken hatte er nach und nach dem Sohne übergeben, und die Hofleute, beſonders die Damen, hatten ſich dem Tauſche auch nicht abgeneigt gezeigt; nur in einem Hauſe zu Paris hatte er die ärztlichen Functionen bisher noch ſtets ſelbſt verrichtet. Dieſes Haus — war die Baſtille.

Der Gouverneur, Herr von St. Mars, hatte bis jetzt immer Bedenklichkeiten gezeigt, einen ſo jungen Mann, wie Philipp St. Elme, als Arzt bei den Staatsgefangenen zuzulaſſen, und obwohl der Vater ſtets deſſen Solidität und Verſchwiegenheit gerühmt, ſo hatte er den Gouverneur noch nicht dazu beſtimmen können, dem Sohne eine ſo wichtige und vorzüglich rentable Stelle zuzuſichern.

Eines Mittags kam Maitre St. Elme, zwar bis auf den Tod erſchöpft, aber mit ziemlich heiterm

Geſicht nach Hauſe. Philipp befand ſich eben im Zimmer und erzählte ſeiner Verwandtin, daß man bei der Comteſſe de Chateauroux viel von der größten aller Pariſer Schönheiten, der berühmten Marquiſe Adrienne von Sergy, geſprochen habe. Schon längſt, ſagte er, habe er gewünſcht eine Dame zu ſehen, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit in Aller Munde ſei, für die alle Dichter und Künſtler in Paris ſchwärmten, und von welcher der berühmte Girardon es ſich als eine hohe Gunſt erbeten habe, ſie bei der Bildung ſeiner Nymphen im Apollobade in Verſailles zum Muſter nehmen zu dürfen. Das, was er gehört habe, ſetzte er hinzu, ſolle indeß die kühnſten Erwartungen übertreffen. Man müſſe, heiße es, die Marquiſe ſehen, um an die Exiſtenz einer ſo vollkommenen, faſt überirdiſch zu nennenden Schönheit zu glauben.

In der That hatte Martha ſchon öfters von der Schönheit der Marquiſe ſprechen hören. Dieſe war ſo berühmt, daß wenn die Dame im Theater erſchien, ſelbſt in Gegenwart des Königs, ein ſolcher Aufſtand ſtattfand, daß er die Vorſtellung für einen Moment unterbrach. Erſchien ſie auf der ‚place um ſo mehr zuſammenſchreckte, als er auffallend mit der gewohnten Milde des Kurfürſten contraſtirte. Habt die Güte, mich meinen Platz nach Gefallen wählen zu laſſen. —

Ich dachte es mir wohl! ſprach der Feldmarſchall leiſe zu Grumbkow, der tief verletzt ſein Pferd zurückzog. Aber, laßt's gut ſein, Alter; er meint es nicht böſe.

Die angeborene Herzensgüte des Fürſten ließ ihn ſogleich den Beweis der Behauptung des Feldmarſchalls führen. Er ſchien es zu fühlen, daß er gegen den grauen Krieger zu hart geweſen.

Ihr habt ganz richtig bemerkt, Grumbkow, ſprach er gütig, daß der Feind noch mehr Geſchütz dort gegenüber aufſtellt und uns zum Zielpunkte deſſelben machen will. Wir müſſen ihm indeß für einige Minuten dies Vergnügen gönnen. Es trifft zu genau mit meinem Plane zuſammen, als daß ich ihn nicht ruhig machen laſſen ſollte. — Ihr ſeht, Herr Feldmarſchall, ſprach er zu Dörflinger, wie ſehr die Schweden ihren rechten Flügel von Geſchütz entblößen. Sie könnten mir gar nicht beſſer entgegen kommen. Sobald nun jener Zug Kanonen uns gegenüber angekommen ſein wird, fallen wir mit aller Macht des royale" — der damaligen Promenade der beau monde — ſo entſtand meiſtens ein ſolches Gedränge, daß ſie ſehr bald ſich genöthigt ſah, in ihren Wagen zu ſteigen und ſich wieder zu entfernen. —

Während Philipp noch von der Schönheit der Marquiſe mit einer Begeiſterung ſprach, die Martha das Herz zerriß, winkte Maitre St. Elme ſeinem Sohne ihm in das Arbeitskabinet zu folgen. Dies Gemach war zu einem Drittheile Apotheke, zu einem Drittheile Laboratorium, und zu einem Drittheile Curioſitätenkabinet. Nahe an dem mit Retorten und Gefäßen verſchiedener Art umpflanzten Kamine, befand ſich der Schreibtiſch, dieſem aber gegenüber eine Anzahl Glasſchränke, die zum Theil Schachteln und Büchſen von mannigfachen Größen, zum Theil aber Gläſer mit Präparaten, Bücher, ſo wie Inſectenſammlungen, hinter ihren Fenſtern bargen. Auf einem Tiſchchen ſtanden drei Hauptmerkwürdigkeiten: ein Mumienfuß, und eine Elendthierklaue unter zwei Glasglocken, zwiſchen ihnen aber ein Krug mit ächtem venezianiſchen Theriak; drei koſtbare Mittel aus der damaligen Pharmakopöe, und nur für vermögliche Kranke zu erſchwingen. Das erſte half für Nervenübel, das zweite für Epilepſie, das dritte — für Alles.

So wie Maitre St. Elme Hut, Stock und Degen abgelegt hatte, winkte er dem Sohne ſich niederzulaſſen und warf ſich dann erſchöpft in einen Lehnſtuhl.

„Heute,“ ſagte er dann, „habe ich meinen letzten ärztlichen Beſuch gemacht, und Du, Philipp, wirſt nun überall meine Stelle allein vertreten. — Das war ein harter Tanz, den ich hatte, mit dem Herrn von St. Mars! Wollte der Mann Dich durchaus nicht zum Arzte der Staatsgefangenen in der Baſtille annehmen! Erſt als ich ſagte, daß ich deshalb zu Monſeigneur dem Herrn Miniſter von Louvois gehen, und dort meine vierzigjährigen Dienſte in Erinnerung bringen wollte, willigte er ein, daß Du ein Vierteljahr auf Probe angenommen werden, und wenn nichts gegen Dich einzuwenden wäre, dann beſtätigt werden ſollteſt.“

„Aber, lieber Vater,“ ſagte lächelnd der junge Mann, „iſt denn die Stelle ſo einträglich, daß Ihr Euch wegen dieſer ſo abgemüht habt?“

Dem Jünglinge ſchien die Ausſicht, in den

Thürmen und Gewölben der Zwingburg täglich ein paar Stunden zuzubringen, und das Aechzen und Stöhnen auf Lebenszeit eingeſperrter Jammergeſtalten anzuhören, keineswegs ſo einladend, um ſich deshalb ſo große Mühe zu geben.

„Einträglich oder nicht! Das verſtehſt Du nicht;“ fuhr verdrüßlich der Alte auf. „Es iſt ein Ehren=, ein Vertrauensposten! — Wenn man weiß, daß Du Arzt bei den Staatsgefangenen biſt, und Eintritt in die Baſtille haſt, ſo bauet alle Welt Häuſer auf Deine Verſchwiegenheit, die Prinzeſſin X. fürchtet nicht Dir zu offenbaren, daß ſie einen Buckel hat, und die Gräfin Y. wird Deine Hilfe in Anſpruch nehmen, und ein Mittel gegen ihre krummen Beine verlangen.“

„Da würde,“ erwiederte lachend der junge Arzt, „ſie ſich in ihrem Vertrauen indeß getäuſcht finden, denn gegen dieſe Uebel wüßte ich in allen drei Naturreichen kein Mittel, das zu verſchreiben wäre.“

„Nicht? — Hundert,“ ſprach finſter der Alte.

„Es hilft aber keines;“ erwiederte der Sohn.

„Ja ſo!“ entgegnete Jener kalt. „Natürlich giebt es keine Mittel gegen angeborne und veraltete

Mißbildungen, aber verſchreiben kann man immer etwas. Es nicht zu thun wäre ſehr ungeſchickt, und verriethe einen Mangel an Menſchenkenntniß, ganz abgerechnet, daß ſolche Kuren ſich auf ein halbes Menſchenalter ausdehnen laſſen, und folglich die lukrativſten ſind. — Doch bleiben wir bei der Sache! — Du wirſt alſo morgen Dich Herrn von St. Mars vorſtellen, die Gefangenen beſuchen, und den Eid der Verſchwiegenheit leiſten.“

„Ich könnte Dir,“ fuhr Maitre St. Elme nach einigem Nachdenken fort, „über Eins und das Andere einige Verhaltungsregeln geben, ich fürchte indeß dadurch ſelbſt gegen den Eid zu verſtoßen, und ſo ſage ich nur: Sprich wenig, höre noch weniger, wenn Du das Thor der Baſtille überſchreiteſt, und vergiß Alles, was Du geſehen und gehört, wenn Du es wieder im Rücken haſt. Ich habe es ſtets ſo gehalten, und bin gut dabei gefahren. Vor Allem: Sprich nie ein Wort zu einem Gefangenen, das ſich auf etwas Anderes, als auf ſeine Krankheit bezieht. Thäteſt Du es dennoch, ſo würde, abgerechnet die Gefahr die es Dir bringen könnte, Herr von St. Mars ſogleich die Gelegenheit benutzen, Dir den

Poſten zu entziehen, den ich ihm für Dich gleichſam abgezwungen habe.“

„Ich werde,“ ſagte Philipp verbindlich, „es mir zur Pflicht machen, mich gänzlich nach den Befehlen zu richten, die Eure väterliche Liebe und Fürſorge mir dictirt.“

Maitre St. Elme, dadurch geſchmeichelt, drückte dem Sohne freundlich lächelnd die Hand.

„Du biſt ein guter Menſch, Philipp, nur für einen Medicus manchmal ein wenig zu unbeſonnen, zu vorſchnell,“ ſagte er. „Ein Arzt muß zwiſchen Frage und Antwort immer eine Pauſe laſſen; das zeigt von Nachdenken und giebt ein Anſehn. Auch ſprichſt Du Dich oft über das Weſen eines leicht zu erkennenden, oder unbedeutenden Uebels aus. Dies taugt durchaus nichts. Allenfalls hinterher, wenn der Patient geſund geworden, kann der Medicus in einigen leicht hingeworfenen Worten, auf die er ſcheinbar kein beſonderes Gewicht legt, merken laſſen, daß die Krankheit bedeutender geweſen als der Patient vermuthet. Doch das wird ſich Alles finden, ſo wie Deine Erfahrungen ſich vermehren werden. — Noch Eins! Ich wünſche, daß Du überall anſtändig, ja mit einem gewiſſen Anſehn auftrittſt. Ich bin zwar mein Lebelang zu Fuße gegangen, aber es iſt jetzt Mode geworden, daß ſich vielbeſchäftigte Aerzte ein Pferd oder einen Mauleſel anſchaffen, auf denen ſie zu ihren Kranken reiten. Dieſes Thier wird dann unten an die Hausthür angebunden, und macht ſo zu ſagen den ſtummen Herold ſeines, in der Krankenſtube befindlichen Herrn. Du magſt Dir auch ein ſolches Vieh anſchaffen, Philipp, denn klimpern gehört einmal zum Handwerk."

Der junge Mann machte ein ſehr vergnügtes Geſicht, und verbeugte ſich ehrfurchtsvoll.

„Bringe mir einmal das Beſteck dort! Ich meine das in dem ſammetnen Futteral;" fuhr Maitre St. Elme fort, indem er nach einem Glasſchrank zeigte.

Philipp brachte es.

„Ich kaufte dies Bindezeug aus dem Nachlaſſe des berühmten Doctors Poitevin;" ſagte der Alte, indem er das Beſteck öffnete. „Ich nahm es nie in Gebrauch. Es war für mich zu prachtvoll, und ich hatte mich an mein altes Zeug in der ſchwarzledernen Hülle einmal gewöhnt. Du, Philipp, magſt dies aber in Gebrauch nehmen. Es iſt ein Pracht- und Erbſtück, und ging immer von einem Poitevin auf den andern.“

„In der That,“ ſagte Philipp äußerſt erfreut, „dies Beſteck iſt ſehr ſchön und koſtbar. Vor Allem jene Lancette. Der Griff von Stahl, mit Gold geäzt!“

„Dieſes Stückes wegen kaufte ich eigentlich das Beſteck;“ verſetzte der Alte lebhaft. „Es iſt eine Curioſität, oder vielmehr eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit. Poitevin zeigte ſie mir einſt, und die Erben müſſen nichts davon gewußt haben, ſonſt hätte ich die Sachen nicht ſo leicht, und für einen ziemlich billigen Preis bekommen. Mit dieſer Lancette ſind der berühmten Françoiſe de Chateaubriand, der ſchönen Geliebten Franz des Erſten, als ihr eiferſüchtiger Gemahl ſie umbringen ließ, die Adern geöffnet worden.“

„Nicht möglich!“ rief Philipp überraſcht, indem er lebhaft das Inſtrument ergriff und es von allen Seiten betrachtete.

„Ein Vorfahr Poitevins hatte, von dem Vicomte gezwungen, ſeine Hand zu dem Morde leihen müſſen, und ſo iſt das Inſtrument vom Vater auf den Sohn, bis auf den vorigen Beſitzer gekommen.“

„Du wirſt,“ fuhr Maitre St. Elme, während der Sohn die Lancette noch immer betrachtete, lächelnd fort, „Dich den ſchönen Marquiſinnen und Comteſſen, die Du zu behandeln haſt, angenehm machen, wenn Du ihnen die Merkwürdigkeit zeigſt. Die Mehrzahl von ihnen würde ſich vielleicht freiwillig die Adern öffnen laſſen, wenn ſie dadurch bei unſerer jetztregierenden Königlichen Majeſtät auf einige Zeit die Stelle Françoiſens einnehmen könnte! — Du kannſt ihnen noch ein Märchen dabei erzählen, an welches der gute Poitevin wie an das Evangelium glaubte. Er ſagte mir nämlich, er habe die Lancette nie in Gebrauch genommen, weil er von ſeinem Vater, und dieſer von dem Großvater gehört, daß jede, auch die geringſte Operation damit unglücklich ablaufe, ja vielleicht den Tod nach ſich ziehe. Es ſcheine ein Fluch auf dem Inſtrumente zu ruhen, das Françoiſen den Tod gegeben. So viel ſei wenigſtens gewiß, daß dem Operateur, der ſie zu einem

Gebrauch, welcher es immer ſei, anwende, dadurch ein großer Nachtheil entſtehe.“

„Poſſen,“ rief Philipp lachend. „Auf die Gefahr wollte ich dem ganzen Hofe mit dieſer Lancette zur Ader laſſen, und Niemand würde dabei zu Schaden kommen.“

„Nun ich glaub's ſchon;“ erwiederte Maitre St. Elme lächelnd und mit dem Kopfe nickend. „Du haſt eine ſichere Hand, und ich habe der Sache auch nur als eines Märchens erwähnt. — Doch zu etwas Anderm, zu etwas Ernſtem! — Ich habe Dir manchmal geſagt, daß ein junger Arzt, der in die Praxis kommen will, nicht übel thue, wenn er ſich in Häuſer einführen laſſe, wo heirathbare Töchter ſind; er kann dann darauf rechnen in Kurzem Patienten zu finden. Dagegen muß ein Arzt, der bereits Praxis hat, im Ernſt an's Heirathen denken, denn dies befeſtigt ihn in den Augen der Frauenwelt erſt wirklich im Vertrauen. Du, Philipp, biſt jetzt in der Praxis. Nun ſage an: wie ſteht es mit dem Heirathen?“

„Offenherzig, lieber Vater: Ich habe noch nicht daran gedacht," ſagte Philipp vergnügt, da er, was nicht immer der Fall, den Alten ſo gut gelaunt ſah.

„Hm, es iſt mir lieb, und auch wieder nicht lieb, daß Du nicht daran gedacht haſt;" ſprach Maitre St. Elme, indem ihm eine leichte Wolke über das Geſicht zu ziehen ſchien. „Da es ſo ſteht, werde ich Deinem Nachdenken zu Hülfe kommen müſſen. Was meinſt Du zu Martha, Philipp?"

Der junge Mann erſchrak faſt, ſo unerwartet kam ihm die Frage des Vaters. In der That war der Gedanke, daß Martha einſt wohl ſeine Frau werden könnte, ihm noch nie in die Seele gekommen. Er hatte das Mädchen, ſo lange er denken konnte, gekannt, und war gewohnt ſie wie eine Schweſter zu betrachten. Nie hatte er irgend einen Rückhalt gegen ſie gehabt. Von Kindesbeinen an war er gewohnt, ſich gegen Martha über Alles, was ihm in den Sinn kam, auszuſprechen. Von irgend einer andern Rückſicht, als wie ſie zwiſchen Schweſter und Bruder ſtattfindet, war nie die Rede geweſen. Er hatte mit ihr geplaudert, geſcherzt, wohl auch gezankt und ſie ein wenig tyranniſirt, aber an Liebe oder Heirath nie gedacht. Das Wort des Vaters war

Feindes rechten Flügel an. Glückt es uns, dieſen zu durchbrechen, ſo iſt der Sieg nicht zweifelhaft.

Recht hat er, wie immer! ſagte Dörflinger leiſe zu den Generalen, als der Kurfürſt in ſeinen ſtillen Beobachtungen fortfuhr; aber lieber wüßte ich ihn mitten im Handgemenge unter den ſchwediſchen Schwertern, als hier auf dieſem verdammten Flecke.

Ein mörderiſcher Kugelregen raſte in dieſem Augenblicke in dem Gefolge des Kurfürſten. Der tapfere Oberſt Mörner fiel von zwei Kugeln zugleich durchbohrt.

Es iſt, als ob die Feinde wüßten, wer ſich auf dieſem Hügel befindet! bemerkte kopfſchüttelnd ein alter General.

Der Kurfürſt, ſagte leiſe ein junger Offizier, reitet beſtändig jenen Schimmel. Zwei Gefangene entliefen uns dieſe Nacht. Die Feinde konnten wol durch dieſe —

Ihr habt Recht, Köckeritz! ſagte grimmig der Feldmarſchall. Dieſe ungehangenen Höllenbrände haben ſie da drüben aufmerkſam gemacht. Es iſt die höchſte Zeit, daß er hier wegkommt. — Meinen Ew. Gnaden nicht, daß es jetzt wol Zeit zum Angriffe ſei? fragte der Alte ängſtlich den Kurfürſten.

Noch nicht, lieber Dörflinger! ſprach in ſteter Beobachtung der Herrſcher. Wartet nur noch ein kleiihm daher ſo fremd, ſo neu, daß er wie vom Blitz getroffen daſtand.

„Nun, Philipp,“ ſagte der Alte, als er ſah, daß ihn der Sohn mit einer Art Erſtaunen betrachtete, „kommt Dir denn meine Frage ſo wunderbar vor? — Martha iſt gut, iſt wirthlich, ihr Aeußeres nicht übel, ſie würde gewiß eine gute Ehefrau ſein. — Ueberlege Dir doch die Sache.“

„Ja, Vater,“ ſprach der junge Mann, in ſichtlichem Beſtreben die gute Laune des Alten zu erhalten, „dazu muß ich aber mindeſtens ſiebenundzwanzig Wochen Zeit haben! — Ich bin, wie Ihr wißt, gerade ſiebenundzwanzig Jahre alt, in der ganzen Zeit iſt es nicht ein einzigesmal mir in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken, wie es möglich ſei, daß Martha meine Frau würde; rechne ich alſo auf jedes Jahr eine Woche, ſo iſt dies gewiß nicht zu viel, beſonders da Ihr ja ſelbſt immer eine Heirath als den wichtigſten Schritt im Menſchenleben bezeichnet habt.“

„Ach was! Du biſt ein Farçeur!“ ſagte der Vater ein wenig verdrüßlich. — „Ich wünſchte in der That, daß aus Dir und Martha ein Paar würde.

ohne von dem Uebel während der Zeit nur im mindeſten genirt zu werden. —

Philipp war ganz wie zum Frauenarzt geſchaffen. Er hörte nicht nur die Erzählung der Baronin, ſondern auch die der übrigen Damen mit der theilnehmendſten Miene geduldig an, er gab in den Pauſen, welche das Athemholen zuweilen herbeiführte, ſein inniges Mitgefühl bei den ‚ſchweren Leiden‘ in gefühlvollen Worten zu erkennen, und verſicherte endlich, daß ein ganz kürzlich erſt entdecktes Mittel — er meinte hiermit den Rhabarberzucker, den er der Baronin mit einer gewiſſen Feierlichkeit zuſtellte — ſo wie der ‚aromatiſche Thee‘ — ſo nannte er den Baldrian — ſich bei Vapeurs als außerordentlich hilfreich, ja als ein wahres Specificum erwieſen hätte. Die Art und Weiſe wie Philipp dies vortrug, der Triumph, der in den Blicken der Baronin glänzte, als der Arzt von ihren ‚ſchweren Leiden‘ ſprach, machte auf die anweſenden Frauen einen ſo gewaltigen Eindruck, daß jede derſelben in ihrem Herzen das Gelübde that, Niemand anders, als ‚le beau saigneur‘, dieſer theilnehmende, gefühlvolle Arzt, ſolle künftig ihnen zur Ader laſſen, ſie purgiren, und mit ihren geheimen und offenbaren Leiden vertraut werden.

Während Philipp aber mitten in ſeiner Eloquenz von Zeit zu Zeit an allerlei traurige Gegenſtände zu denken ſich genöthigt ſah, um den gehörigen Ernſt, ſo wie die bei einem Frauenarzt ſo beliebte theilnehmende Miene beizubehalten, ereignete ſich ein Umſtand, der ihn der fernern Anſtrengung und der Furcht vor einem, von unterdrückter Lachluſt vielleicht herbeigeführten, Kinnbackenkrampf plötzlich überhob. Die Thüre öffnete ſich, und eine Frau trat ein, ſo ſchön, wie er in ſeinem Leben noch keine zweite geſehen. Ein wahrer Zauber ſchien über ſie ausgegoſſen. Ihre Schönheit war ſtrahlend und lieblich zugleich. Philipp fühlte ſich von ihrem Anblick ſo hingeriſſen, daß ſein Auge, wie von dieſem feſtgebannt, nicht wieder von der holden Geſtalt weichen wollte. Alle Reden der Damen zur Rechten und Linken, die in aller Eil über ihre Uebel Auskunft verlangten, beantwortete er in flüchtigen und wenig zuſammenhängenden Worten, und er fiel zuletzt ſo aus ſeiner Rolle, daß er einer alten dicken Parlamentsräthin, die über anhaltendes Drücken in der

Magengrube, klagte, ein tüchtiges Brechmittel vorſchlug, und ſie vor übermäßigem Eſſen warnte. Wie ward aber erſt dem jungen Manne, als die Frau vom Hauſe ihn der ſchönen Unbekannten vorſtellte, und ihn einen ‚äußerſt kenntnißreichen, gebildeten, zartfühlenden und theilnehmenden Arzt' nannte, den ſie ihr für vorkommende Fälle auf's beſte empfehlen wolle. Philipp wollte einige beſcheidene, das Lob ablehnende Worte erwiedern, aber er war nur vermögend unzuſammenhängende Redensarten zu ſtammeln; er erröthete über und über und verſtummte, als die fremde Dame ſeine gränzenloſe Verlegenheit zu bemerken ſchien. Mit freundlichem Lächeln ſagte die Fremde: ſie gedächte jedenfalls in vorkommenden Fällen von ſeiner Hülfe Gebrauch zu machen, nur müſſe ſie zu ihrer eignen Beſchämung geſtehen, daß, während die ganze Damenwelt zu Verſailles mehr oder minder krank ſei, ſie eine ſo außerordentliche Geſundheit genieße, daß ihr bis jetzt, ſo lange ſie am Hofe lebe, noch kein Finger geſchmerzt, und ſie glaube, wenn dies ſo fortgehe, noch lange Zeit nicht ſeine Kunſt in Anſpruch nehmen zu dürfen.

Noch in voller Verwirrung entfernte ſich Philipp St. Elme.

„Wer war die Dame die zuletzt kam?“ — fragte er haſtig den Portier.

„Die Marquiſe von Sergy;“ antwortete dieſer.

„Das alſo war die Frau, von deren Schönheit ganz Paris ſpricht!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, als er wie ein Trunkener, Kopf und Herz von dem Geſehenen erfüllt, durch die Straßen der Hauptſtadt taumelte, und ohne einen Bekannten zu begrüßen, oder einen ſeiner gewöhnlichen Kranken zu beſuchen, nach Hauſe eilte.

„Ja,“ ſetzte er hinzu, „diesmal ſagt die öffentliche Stimme nicht zuviel. Dieſe Frau iſt ein Meiſterſtück der Natur. Paris, ganz Frankreich, Europa, hat nicht ihres Gleichen.“

Philipp war mehrere Tage wie bezaubert. Stundenlang ſtarrte er vor ſich hin, er dachte nur an Adrienne de Sergy. Ging er über die Straße, und erblickte er einen Wagen, in welchem ſich Damen befanden, ſo blieb er ſtehen um zu ſehen, ob nicht die Marquiſe unter ihnen ſei. Einmal begegnete er ihr wirklich, und — o Himmel und Erde! — ſie erkannte ihn, ſie lächelte ihm zu, ſie nickte leicht mit dem Haupte. Er hätte allen ihm Begegnenden um den Hals fallen mögen. —

Wie ſehr aber wurde der arme junge Mann noch an demſelben Tage aus ſeinen Himmeln geſtürzt, als ihn der Vater in kaltem Geſchäftstone fragte: ob er ſich die Angelegenheit einer Verbindung mit Martha nun gehörig überlegt?

In Wahrheit, er hatte ſeit der letzten Unterredung mit dem Vater auch nicht mit einer Sylbe mehr an dieſen Gegenſtand gedacht. Dies dem alten Herrn zu ſagen, wäre rein unmöglich geweſen. Er hätte ihn damit erzürnt, und ſich eine derbe Strafpredigt zugezogen. Er ſagte daher: er habe allerdings über die Sache hin- und hergedacht, aber noch zu keinem feſten Entſchluß kommen können, da es doch ein ſehr wichtiger Schritt und für das ganze Leben von Entſcheidung ſei.

Obwohl der Alte bei der Antwort eine krauſe Stirne zog, ſo drang er doch nicht weiter in Philipp, und dieſer war froh diesmal ſich ſo leicht aus der Schlinge gezogen zu haben.

So ſehr auch Maitre St. Elme die Verbindung ſeines Sohnes mit Martha wünſchte, ſo fügte es doch das Geſchick, daß er eine Verwirklichung dieſes Wunſches nicht erleben ſollte. Schon lange Zeit hatte er ſich krank gefühlt, nun verließ er auch das Zimmer nicht mehr, er magerte von Tage zu Tage ab und ward, ehe er ſelbſt, ſo wie der Sohn, die Nähe des Todes ahnete, eines Morgens im Bette todt gefunden.

Die Trauer des jungen Mannes um den Vater, der bei aller Pedanterie, und der in der Zeit ſeiner Kränklichkeit ſich vermehrenden üblen Laune, ihn dennoch zärtlich geliebt hatte, war groß. Auch Martha war ganz in Thränen aufgelöſ't, als ſie an dem Sarge des Verwandten ſtand, der ihr ein treuer Beſchützer und Erzieher geweſen war. Bald nach der Beerdigung drang ſie auf ihre Abreiſe nach Bordeaux. Es lag ihr daran aus einem Verhältniſſe erlöſ't zu werden, in welchem ſie ſich höchſt unglücklich fühlte. Sie konnte ſich über Philipp nicht beſchweren. Er hatte ſie, beſonders in der letzten Zeit, ſtets ſehr freundlich und mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt; auch jetzt erklärte er, daß ihre Zukunft wie die eigene ihm am Herzen liege, und er feſt entſchloſſen ſei, für ſie wie ein Bruder für die Schweſter zu ſorgen. Es war ihr deshalb unmöglich ſeine Bitte, wenigſtens noch einige Wochen in dem Hauſe, namentlich ſo lange zu weilen, bis er die Nachlaßangelegenheiten regulirt und anderweitig für ihre Subſiſtenz das Nöthige feſtgeſtellt haben werde, abzuſchlagen. So wie ſie ſich indeß allein befand, brach ſie in einen Strom bitterer Thränen aus. Ach es war ihr ja nicht um ein ſorgenfreies Auskommen zu thun! An ſeiner Hand würde ſie gern Kummer und Mangel getragen haben. Eben die Ruhe, die Beſtimmtheit mit der er über jene Angelegenheit, über die Zeit ſprach, wo ſie für immer von ihm getrennt leben ſollte, war es, die ihr das Herz zerriß. — —

Es war ungefähr acht Tage nach dem Tode des Vaters, als Philipp ſich in die Baſtille begab, um dort bei Herrn von St. Mars nachzufragen: ob einer der Gefangenen ſeiner Hülfe bedürftig ſei? Er ward, ſo wie er Thor und Fallgatter im Rücken hatte, ſogleich zu dem Gouverneur beſchieden. Immer hatte der junge Mann ein ganz eigenes Gefühl empfunden, wenn er mitten aus dem lärmenden geräuſchvollen Treiben der pariſer Straßen, ſich in die düſtern einſamen Höfe, die halbdunkeln nur von dem Raſſeln der Waffen, dem hallenden Fußtritt der Schildwachen, wiedertönenden Korridore des Staatsgefängniſſes verſetzt ſah. Herr von St. Mars bewohnte ein halbrundes Zimmer in einem der Eckthürme, durch welche das Gebäude flankirt wurde. Er ſchien den jungen Mann bereits erwartet zu haben.

Wenn man den Gouverneur der Baſtille zum erſtenmal erblickte, ſo fiel Einem unwillkürlich ein, daß das Aeußere des Mannes mit ſeinem Amte von wunderbarer Uebereinſtimmung ſei. Herr von St. Mars war ein langer, hagerer Sechziger, von kerzengerader ſteifer Haltung. Der Militär, ſo wie der vornehme Mann, waren nicht zu verkennen. Seine Züge mochten in der Jugend nicht häßlich geweſen ſein. So vertrocknet ſie waren, ſo erloſchen ſein blaugraues Auge erſchien, immer hatten ſie noch ein nicht übles Enſemble. Was ſie indeß dennoch unangenehm machte, war die eiſige, man konnte faſt ſagen, grauſame Kälte, die in ihnen lag. Ja, ſo mußte der Mann ausſehen, der zum unerbittlichen mitleidloſen Wächter von Menſchen, die oft bis an ihren Tod nicht erfuhren, warum ſie plötzlich aus ihrem Eigenthum, aus der Mitte ihrer Familie geriſſen werden, beſtellt war!

Mit dem höflichen aber kalten Air eines grand Seigneur jener Zeit, erwiederte der Gouverneur die tiefe Verbeugung Philipps, als dieſer ins Zimmer trat.

„Es iſt mir lieb, daß Sie kommen, mein Herr! Ich wollte eben nach Ihnen ſenden;“ begann er in etwas gezogenem Tone ſeine Rede. „Ich werde Sie zu einem Gefangenen begleiten, der über Geſchwulſt der Füße klagt, die aber nicht viel zu bedeuten hat, und blos durch ſeine hartnäckige Weigerung ſich Bewegung zu machen, wozu ihm Gelegenheit gegeben wird, entſtanden iſt.“

Philipp verbeugte ſich ſchweigend

„Wie Sie das Uebel auch finden,“ fuhr der Gouverneur fort, „Sie werden nicht durch ein Wort, nicht durch eine Miene, eine Meinung äußern, bis wir wieder in dieſem Zimmer ſind. Was er auch ſagen, welche Fragen er auch an Sie richten könnte, nes Weilchen. — Hier iſt der einzige Punkt, auf dem man Alles aufs genaueſte überſehen kann. Alles kommt auf den rechten Zeitpunkt an.

Ein neuer Kugelregen ſauſte daher. Der Major von der Marwitz, der dicht zur Seite des Kurfürſten hielt, ſank mit durchbohrter Bruſt vom Roſſe, und dieſes jagte wiehernd durch das Blachfeld.

Dieſer Umſtand ſowol wie eine leichte Verletzung durch einen von einer ricochettirenden Kugel zur Seite geſchleuderten Stein machte den Schimmel, der den Kurfürſten trug, ungemein unruhig. Das feurige Roß fing an, ſich im Kreiſe zu drehen, hieb mit den Vorderfüßen heftig in den Boden und drängte fortwährend auf den Zügel.

Er wird hier noch getroffen werden! ſprach mit unterdrückter Stimme und die Fauſt ballend der Feldmarſchall. Sie ſchießen ganz augenſcheinlich auf den Schimmel. Die Fauſt gäbe ich darum, wüßte ich ein Mittel, ihn von der verdammten Mähre herunter zu kriegen! — Aber da dürfte man nur davon ſprechen! Damit dürfte man ihm kommen!

Während aller dieſer Reden hatte das Auge Emanuel Froben's mit dem Ausdrucke höchſter Angſt auf dem Kurfürſten geruht. Plötzlich änderten ſich bei den Worten Dörflinger's die Züge des Jünglings

Sie werden keine, weder durch ein Wort noch eine Geberde, beantworten.“

Der junge Mann verbeugte ſich wieder, als der Gouverneur eine Pauſe machte.

„Sie werden,“ ſprach Herr von St. Mars weiter, „beim Eintritt, bei Unterſuchung des Uebels, und beim Weggang, ſich benehmen, als ob Sie mit einer Perſon von hohem Range zu thun hätten. — Zuletzt verpflichte ich Sie hiermit, bei Verluſt der Freiheit, über Alles, was Sie hören oder ſehen werden, das unverbrüchlichſte Stillſchweigen zu beobachten. Daß dies geſchehen ſei, werden Sie jetzt atteſtiren.“

Der Gouverneur zeigte mit den letzten Worten auf ein Blatt Papier und ein Schreibzeug, was ſich auf dem Tiſche befand.

Philipp las: daß er von dem Gouverneur der Baſtille zur Behandlung des Staatsgefangenen Antonio Marchiali berufen werden, und daß er ſich mit ſeinem Worte für das gänzliche Verſchweigen von Allem, was er dabei hören oder ſehen werde, verbürge.

„Kommen Sie, mein Herr!“ ſprach nun Herr von St. Mars, indem er die Schrift in ein Pult verſchloß, aus letzterem einen Schlüſſel nahm, und eine Tapetenthür öffnete, aus der eine Wendeltreppe in das obere Stockwerk führte. —

Beide gingen einen langen, halbdunklen Gang entlang, und der Gouverneur öffnete ſodann eine Thüre, die mit Eiſen beſchlagen und mit zwei Schlöſſern verwahrt war. Philipp glaubte in einen düſtern Kerker zu treten, dies war indeß durchaus nicht der Fall. Es war ein kleines, aber ganz komfortabel eingerichtetes, und ſehr anſtändig meublirtes Zimmer, in dem er ſich befand.

„Erwarten Sie mich hier, mein Herr;“ ſagte der Gouverneur, nachdem er die Thüre wieder ſorgfältig verſchloſſen hatte, und begab ſich durch eine andere Thüre in ein anſtoßendes Zimmer, das er, wie Philipp vernahm, hinter ſich verriegelte.

Der junge Mann blieb längere Zeit allein. Er hatte Zeit genug ſich in dem Gemache umzuſehen. Dieſes unterſchied ſich bedeutend von denen, welche andere Staatsgefangene, die er bereits beſucht hatte, bewohnten. Jene waren, mehr oder minder, kerkerähnlich, die Einrichtung ärmlich geweſen. Dies

Stübchen war, die Eiſengitter vor den Fenſtern abgerechnet, ganz freundlich und heimlich. Eine hübſche Ottomane, und drei oder vier Armſtühle mit Seide überzogen, ein Spiegel in Goldrahmen, eine Stutzuhr, und ein Repoſitorium, in welchem ein paar Dutzend Bücher waren, bildeten die Einrichtung.

„Wer der Herr Marchiali nur ſein mag, mit dem man ſo viel Umſtände macht, während man die Ducs und Comtes, die auf Lettres de Cachets hier eingeſperrt werden, mit ſo wenig Façon behandelt?“ ſagte der junge Mann zu ſich ſelbſt.

Plötzlich fiel ihm ein: ob nicht die Auswahl der Bücher über ſeinen Stand eine Andeutung geben könnten. Er trat an das Repoſitorium, und überblickte die Rückentitel. Monfaucon, Froiſſard, die „gesta Dei per Francos“ ſtanden dort; der Reſt lauter Gebetbücher.

„Daraus iſt nichts zu entnehmen! Wahrſcheinlich iſt's ein Geiſtlicher;“ ſprach Philipp zu ſich ſelbſt, und trat an's Fenſter um zu ſehen, wohin ſich die Ausſicht erſtrecke. Hier erblickte er etwas, das ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, was aber ein

Anderer vielleicht ganz unbeachtet gelaſſen hätte. Philipp war zu ſeinem Vergnügen Entomolog. Die Inſectenſammlung ſeines Vaters hatte dieſe Liebhaberei begünſtigt. Bei dieſer Gelegenheit hatte er ſich oft mit dem innern Bau und den Arbeitswerkzeugen der Spinnen beſchäftigt. Wegen Unvollkommenheit der optiſchen Inſtrumente, konnte man in damaliger Zeit die Unterſuchungen nicht mit der nöthigen Genauigkeit anſtellen. Er war daher ſo überraſcht als erfreut, weil er das Netz einer ungeheuren Kreuzſpinne erblickte, das zwiſchen dem Fenſter und der Ecke des Büchergeſtelles aufgehangen war. Das in der Mitte ſitzende Thier war ein wahrer Rieſe ſeiner Gattung. Die Größe der Spinne übertraf die gewöhnliche faſt um das Doppelte.

„Die nehme ich mit!“ ſprach Philipp vergnügt zu ſich ſelbſt. „Aber wohin thun? — Keine Schachtel, und — wahrhaftig auch kein Schnupftuch! — Geht's nicht lebendig, ſo muß es todt angehen! Ich hülle ſie in einen Handſchuh.“ —

Raſch fing er die Spinne, die ſich gar nicht zu fürchten ſchien. Er betrachtete ſie längere Zeit. Es war ein ausgezeichnetes Exemplar. Die weißen regulairen Flecke leuchteten auf dem dunkeln Grunde.

„Nicht einmal eine Nadel, um ſie zu tödten!“ ſagte er verdrüßlich, als er lange an ſich herumgetaſtet hatte. „Durch's Zerdrücken würde ſie ganz ruinirt. — Aber bin ich nicht einfältig! Wozu habe ich denn die Lancette?“

Raſch griff er nach dem Beſteck. Er öffnete es mit einer Hand, nahm die Lancette heraus, die Françoiſen den Tod gegeben haben ſollte, durchſtach das Inſekt, und wickelte es raſch in einen ſeiner Handſchuhe, den er in die Bruſttaſche ſchob. —

Kaum hatte er ſein Beſteck wieder in die Rocktaſche verborgen, als in dem Nebenzimmer Tritte ertönten, der Riegel zurückgeſchoben wurde, und ſich die Thür öffnete. Ein Mann von hoher Geſtalt und edler Haltung trat heraus, hinter ihm der Gouverneur.

Philipp war äußerſt überraſcht, als er dem Unbekannten in das Geſicht blickte, denn dieſer trug eine Maske von ſchwarzem Sammet vor demſelben. Die Maske ſchien am Kopfe oder Halſe feſtgemacht, und der Gefangene nicht im Stande zu ſein ſie abnehmen zu können, denn unweit des linken Ohres glänzte ein kleines, ſilbernes Vorlegeſchloß.

„Dies, Monſeigneur, iſt der Arzt;“ ſagte Herr von St. Mars mit tiefer Verbeugung, indem er Philipp vorſtellte.

Der Anrede und Haltung nach ſchien der Unbekannte ein vornehmer Mann zu ſein.

„Wie oft ſoll ich Ihnen aber ſagen, Herr von St. Mars, daß ich mich gar nicht unwohl fühle?“ ſprach der Gefangene mit einer Art Unwillen im Ton. „Meine Füße ſchwellen mir; es kommt dies vom Mangel der friſchen Luft. Laſſen Sie mich ein paar Stunden des Tages auf eine der Platteformen der Thürme bringen, ſo giebt es ſich von ſelbſt.“

„Dies darf nicht ſein, Monſeigneur! Es iſt gegen meine Inſtruction;“ verſetzte kalt der Gouverneur.

„Wenn Ihnen dieſe verbietet mir ein wenig freie Luft zu gewähren, ſo laſſen Sie mich wenigſtens ruhig die Folgen dieſer Einrichtung tragen; ich beklage mich ja nicht;“ entgegnete der Gefangene mit bitterm Tone.

„Ich bemerkte,“ erwiederte St. Mars, „daß Monſeigneur an einem Fuße Schmerz zu leiden ſchienen, und für dieſen Fall ſchreibt mir meine Inſtruction vor, einen Arzt zu Rathe zu ziehen.“

Raſch, und wie unwillig warf ſich der Gefangene in einen Lehnſtuhl.

„Nun ſo unterſuchen Sie, mein Herr;“ ſagte er mit unwilligem Tone zu Philipp. „Vielleicht beruhigt ſich Herr von St. Mars, wenn er ſeiner Inſtruction Genüge geleiſtet hat, bei der es, wie es ſcheint, auf die Heilung des Uebels weiter nicht ankommt.“

Philipp entblößte die Füße des Gefangenen. Die Haut war von blendender Weiße, die Glieder von feinen Formen. Die Fußgelenke waren geſchwollen. So wie der junge Mann die Unterſuchung geendigt hatte, verbeugte er ſich gegen den Gefangenen.

„Der Inſtruction wäre nun genügt!“ ſagte Letzterer mit großer Bitterkeit. „Uebrigens erkläre ich, daß ich kein Mittel als das was mein Uebel ſogleich heben würde, täglich einen Gang in friſcher Luft, dagegen anwenden werde. Verſchonen Sie mich daher mit allen Arzneien und Salben.“

„Ich werde,“ verſetzte St. Mars ruhig, „die Anſicht des Arztes vernehmen, über dieſe höhern Orts Bericht erſtatten, und Monſeigneur dann den Beſchluß mittheilen.“

„Das letztere, mein Herr,“ fiel der Gefangene in vorigem Tone ein, „iſt vollkommen überflüſſig. Der Beſchluß wird ganz in dem Sinne ausfallen, in dem Ihre Inſtruction gegeben wurde: Man ſoll dem Uebel ſeinen Lauf laſſen.“

„Wie können Monſeigneur glauben —“ hob der Gouverneur an.

„Ich glaube an das wovon ich die Proben habe;“ rief der Gefangene heftig. „Ich glaube an den edlen Sinn Ihrer Inſtruction, und ich glaube, daß man in Ihnen ganz den Mann gefunden um dieſe auszuführen. — Aber ha! Was iſt das?“ rief er immer hitziger, indem er aufſprang und zu dem Fenſter ging, wo er das in Fetzen herumhängende Spinnennetz betrachtete. „Wer hat dies gethan? — Meine Spinne! — Wer hat mir meine Spinne genommen? — Ach, jetzt begreife ich!“ ſagte er mit dem Tone tiefſter Verachtung, indem er ſich zu dem Gouverneur wendete. „Jetzt weiß ich warum Sie erſt geſtern meine geſchwollenen Füße bemerkten, obwohl ich ſchon ſeit einem halben Jahre Schmerzen leide! Sie hatten geſehen, daß nachdem man mir einen Hund, einen Vogel, den ich zu meiner Unterhaltung wünſchte, abgeſchlagen, ich eine Spinne gezähmt hatte, und dieſe mir Vergnügen machte. Das war zu viel, Herr von St. Mars! Nicht wahr? — Der Hund, ja der Hund hätte meinen Namen bellen, der Vogel mit einem Blatt Papier, auf welchem dieſer geſchrieben, zum Fenſter hinausfliegen können, aber die Spinne, Herr von St. Mars, dieſe würde nicht die Mauern der Baſtille überſtiegen haben, und zur Verrätherin geworden ſein. Die Spinne hätten Sie mir immer laſſen können."

„Ich verſichere auf meine Ehre —" hob der Gouverneur zu ſprechen an.

„O ſchweigen Sie, Herr von St. Mars! Ich kenne das;" unterbrach ihn der Gefangene mit hartem, faſt befehlshaberiſchem Tone. „Sie haben die einzige Freude, die ich in meinem Kerker hatte, und die Ihnen deßhalb ein Dorn im Auge war, nicht vernichtet, aber Sie haben dieſen Menſchen mitgebracht und ihm befohlen, während Sie bei mir in jenem Zimmer waren, es zu thun. Dieſe Edelthat ſieht Ihnen gleich, Ihnen, dem würdigen Vollſtrecker der — Inſtruction, die Sie ſtets im Munde führen."

Das Auge des Gouverneurs flammte, als der Gefangene auf dieſe Weiſe zu ihm ſprach, er ſchien am ganzen Körper zu zittern, und ſeinen Zorn nur mit Mühe zu bemeiſtern. Auch Philipp fühlte ſich empört, ohne Grund einer, mindeſtens geſagt, herzloſen Handlung beſchuldigt zu werden. Der junge Mann konnte ſich nicht länger halten.

„Verzeihen Sie, Monſeigneur;" ſagte er lebhaft. „Ich bin allein der Schuldige. — Ich ſah das Inſekt, ich bin ein eifriger Entomolog, es fiel mir nicht ein, daß es für Sie einen Werth haben könnte, darum tödtete ich das Thier, und hier iſt es."

Mit den letzten Worten holte er die Spinne aus der Bruſttaſche hervor.

„Ich verbürge mich für die Wahrheit meiner Worte," rief er, als Jener zweifelnd auf ihn zu blicken ſchien. „Ich verbürge mich: ſo lieb mir der Name eines ehrlichen Mannes iſt!"

Der Ton, der Blick Philipps, ſchien Eindruck

Ein Blitzſtral ſchien dieſelben zu durchzucken. Sein Auge leuchtete.

Erlauben Ew. kurfürſtliche Gnaden mir ein Wort! ſprach er, indem er den Braunen, welchen er ritt, raſch vorwärts trieb. Ich hatte vor wenigen Tagen das Unglück, den Schimmel, als ich ihn vor Schuß und Hieb zu ſtehen gewöhnen wollte, leicht zu verletzen. Er wurde davon ſo unruhig, daß er auf die Stange biß und trotz aller Mühe nicht wieder ruhig zu machen war. Jetzt iſt er durch einen Stein verwundet —

Er wird ſich beruhigen! ſagte der Kurfürſt.

Ich bitte unterthänig, ſprach Froben dringend, daß Ew. Gnaden geruhen wollen, nur eine halbe Stunde das Pferd, auf dem ich reite, zu beſteigen — Ew. kurfürſtliche Gnaden würden den Schimmel, ſowie er jetzt iſt, im Handgemenge durchaus nicht an einen feindlichen Reiter bringen können.

Die letzte Behauptung Froben's ſchien auf den Fürſten Eindruck zu machen.

So gib mir den Braunen! ſprach er gütig, indem er abſtieg. Du mußt es freilich am beſten wiſſen, denn Du verſtehſt Dein Handwerk aus dem Grunde. — Reite, ſetzte er hinzu, aus dem Gedränge und ſuche das wackere Thier bald wieder zur Ruhe auf den Gefangenen zu machen. Es entſtand eine Pauſe.

„Ich will Ihnen glauben — nein, ich glaube Ihnen;“ ſagte er, und es lag Güte, Schmerz und Beſchämung in dem Tone. „Sie müßten ein ſehr böſer Menſch ſein, wenn Sie hätten handeln können, wie ich irrig vorausſetzte, und in Ihrem Geſicht“ — er betonte das Wort — „liegt nichts, was mich zu dieſer Meinung berechtigte.“

„Nehmen Sie, mein Herr,“ ſetzte er freundlich hinzu, „das arme Thierchen mit, vereinigen Sie es zu meinem Andenken Ihrer Sammlung, und vergeſſen Sie die unverdiente Kränkung.“

„Es thut mir leid, Monſeigneur! — Meine Inſtruction verbietet auch das mindeſte Geſchenk“ — ſtammelte St. Mars.

„Verlaſſen Sie mich, mein Herr,“ ſprach der Gefangene mit dem Tone tiefer Verachtung.

Gegen Philipp machte er eine freundliche Bewegung mit der Hand. Dieſer und Herr von St. Mars gingen zur Thüre hinzu. —

Ohne ein Wort zu ſagen, verſchloß der Gouverneur wieder beide Schlöſſer an der Gefängnißthüre, und eben ſo hielt er es mit der Tapetenthüre, als ſie in dem Wohnzimmer angekommen waren.

„Was ſagen Sie zu dem Zuſtande des Herrn Marchiali?“ fragte er kalt, indem er einen Bogen Papier nebſt Schreibzeug zurechtlegte.

„Die Geſchwulſt der Füße kommt von Mangel an Bewegung;“ verſetzte Philipp. „Ein Gang von täglich einer Stunde in freier Luft würde dem Uebel bald abhelfen.“

„Giebt es dafür nicht andere Mittel?“ fragte Jener weiter.

„Arzneien können dabei nichts thun. Bewegung in freier Luft iſt das einzige, was helfen würde.“

„Wohlan, ſo ſchreiben Sie dieſe Meinung nieder, und unterzeichnen Sie Ihre Erklärung;“ ſprach St. Mars auf das Papier zeigend.

Philipp that wie ihm geſagt wurde.

„Mein Herr,“ ſagte der Gouverneur, indem er die Schrift flüchtig überlas, „es thut mir leid, daß Sie die Stelle als Arzt der Gefangenen der Baſtille nicht definitiv erhalten können.“

„Herr Gouverneur, erlauben Sie mir zu fragen,“ — hob Philipp an.

„Sie ſind ſehr neugierig, mein Herr;“ unterbrach ihn mit Eiſeskälte der Gouverneur. „Ich hätte eigentlich nicht nöthig Ihnen dieſe Frage zu beantworten, indeſſen will ich es um des Andenkens Ihres Vaters willen thun. Sie haben ſich unverantwortlich benommen, indem Sie meine, Ihnen erſt heute noch gegebene Inſtruction übertraten. Ich rede hier nicht von dem Vorfalle mit der Spinne, ſo tadelnswerth es iſt, daß Sie ſich mit etwas befaßten, das Ihnen nichts anging, und wozu Sie durch eine lächerliche Liebhaberei getrieben wurden. Sie haben die Ihnen gegebenen Befehle übertreten, indem Sie an den Gefangenen das Wort richteten.“

„Großer Gott! Ich that es um Ihre und meine Ehre zu vertheidigen;“ rief Philipp betroffen.

„Was die meinige anlangt;“ verſetzte Herr von St. Mars kalt, „ſo wüßte ich nicht, daß ich Sie dazu beauftragt hätte, und die Ihrige kann, wo Sie beſtimmte Befehle zu ſchweigen hatten, nicht in Frage kommen.“

„Sollten die paar unſchuldigen Worte ein Grund ſein —“ ſprach Philipp noch betroffener.

„Ein hinlänglicher;“ ſagte der Gouverneur, ihm in die Rede fallend. „Wenn Sie nicht noch außerdem wegen Pflichtverletzung zur Verantwortung gezogen werden, ſo haben Sie es meiner Nachſicht und dem Andenken an Ihren Vater zu verdanken. — Leben Sie wohl, mein Herr!“ —

In größter Beſtürzung verließ Philipp die Baſtille. Es war ihm nicht um das wenig einträgliche Amt, er hatte Vermögen, um ſelbſt ohne Ausübung ſeiner Praxis leben zu können, aber man ſah ihn bereits überall als den Nachfolger ſeines Vaters an, und er wußte wie nachtheilig es ihm ſein werde, wenn man erführe, daß ihm das bereits anvertraute Amt wieder entzogen würde. Das Schlimmſte war, daß er zu Niemand ein Wort über die Urſache äußern durfte. Ein ‚Lettre de cachet‘, eine mehrjährige Einſperrung, wäre die unfehlbare Folge des Plauderns geweſen.

„Daß ich auch die verdammte Spinne nicht ſitzen laſſen, daß ich ſie mit der Lancette aufſpießen mußte!“ rief er im höchſten Unmuthe, als er in ſeinem Zimmer angekommen war. — „Mit der Lancette,“ ſetzte er nach einigem Beſinnen hinzu. „Sollte an dem Aberglauben, daß ihr Gebrauch Unheil herbeiführe, daß ein Fluch auf ihr ruhe, dennoch etwas Wahres ſein? Kaum wende ich ſie das erſtemal zu einem unbedeutenden Gebrauch, zu dem die erſte beſte Nadel eben ſo gut, ja beſſer geweſen wäre, an, ſo bringt ſie mich um Ehre und ein geachtetes Amt! — Ach was! Das ſind Narrheiten! Lauter dummes Zeug! Wie kann ich nur auf ſo alberne Dinge kommen?" fuhr er verdrüßlich fort. „Hätte ich die Spinne an eine Nadel geſpießt, die Sache wäre nicht um ein Haar anders geweſen." —

So wenig es Philipp um den Verluſt des Amtes zu thun war, ſo verdroß ihn doch das Aufſehen, den ſolcher vielleicht machen würde. Das Fatalſte war, daß er Niemand die nähern Umſtände mittheilen durfte. Zu Martha ſagte er, daß er mit Herrn von St. Mars einen Streit über einen unbedeutenden Gegenſtand gehabt, weshalb ihm dieſer nun die Beſtätigung zu der bereits eingenommenen Stelle verweigert. Das Mädchen tröſtete den jungen Mann auf's freundlichſte.

Niemand werde ſich wundern, ſagte ſie. Herr von St. Mars ſei als ein menſchenfeindlicher launenvoller Mann bekannt, und Jeder werde der Meinung ſein, daß Philipp bei ſeinen Vermögensumſtänden lieber freiwillig das Amt aufgegeben, als mit dem Gouverneur länger habe verkehren wollen. — In der That wurde auch die Sache ſo betrachtet, und der Vorfall that dem Rufe des jungen Arztes keinen Eintrag. ‚Le beau Saigneur' blieb der geſuchteſte Damenarzt in Paris. Sich von Jemand anderem ärztlich behandeln laſſen, würde bei der Damenwelt für ‚unmodern' gegolten haben, und obwohl die jungen Hofherren deshalb allerlei Witze machten, und eine Menge ſelbſterfundene Geſchichtchen in Umlauf brachten, ſo behauptete der junge Mann dennoch ſein Monopol, der weiblichen beau monde zur Ader zu laſſen, und ihr die Vapeurs zu vertreiben. Wirklich fehlte es indeſſen nicht an Intriguen, welche Philipps ausgezeichnetes Aeußere veranlaßt hatte. Er erhielt anonyme Billets, mitunter auch Geſchenke, deren Geberinnen nicht unſchwer zu errathen geweſen wären, dennoch hatte bis jetzt noch nichts einen bleibenden Eindruck auf das Herz de jungen Mannes machen können. Er war eitel genug, von allen ſolchen Zuſendungen Martha Mittheilungen zu machen, und ſie die Zuſchriften leſ zu laſſen. Sie bemühte ſich dann wohl mit ihm darüber zu ſcherzen, und dies gelang ihr auch, ſo ſchwer es ihr manchmal ward, da ſie meiſt bemerkte, daß Philipp für die Schreiberinnen in der That nichts empfand. Ganz etwas Anderes war es aber, wenn die Rede auf die ſchöne Marquiſe de Sergy kam. Hatte Philipp von den Hofſchönheiten allerlei kurzweilige Dinge mitzutheilen, machte er ſich über ſie und ihre Briefchen luſtig, ſo war er dagegen ganz verändert, wenn der Name: Adrienne de Sergy, genannt ward. Sein Geſicht zeigte dann einen Ausdruck von Bewunderung und Ehrfurcht, als ob von einem höheren Weſen die Rede wäre, und er ergoß ſich in ein enthuſiaſtiſches Lob ihrer Reize, das der armen Martha faſt das Herz zerriß. Leider ſprach er faſt täglich von der ſchönen Marquiſe, er hatte ihr bald hier bald dort begegnet, und hatte ſie ihn angeblickt, ihn gegrüßt, ſo konnte es Martha ſchon beim Eintritt in's Zimmer an ſeinem freudeſtrahlenden Geſicht erkennen. Hatte er nun längere Zeit die arme Martha von der Marquiſe unterhalten, und verließ er dann das Zimmer, ſo brach ſie gewöhnlich in einen Strom von Thränen aus. Sie liebte Philipp ſo ſtill, ſo tief, ſo innig, daß ihr jedes ſeiner, die Marquiſe mit Begeiſterung feiernde Worte, wie ein Dolchſtich durch das Herz drang: „Fort! Nur fort!“ rief ſie dann, indem ſie die Hände ringend im Zimmer auf und abging, aber ſo oft ſie von ihrer Abreiſe ſprach, drang Philipp von Neuem in ſie, noch einige Zeit zu bleiben. Er fragte ſie dann in ſo liebevollem freundlichem Tone: ob es ihr denn ſo leicht werde ſich von dem Geſpielen ihrer Kindheit zu trennen? und wenn ſie ihn nicht auf das, was in ihrem Innern vorging, aufmerkſam machen wollte, ſo ſah ſie ſich genöthigt, ihre Abreiſe immer wieder hinauszuſchieben. —

In dieſer Zeit machte eine beſondere Erſcheinung in Paris großes Aufſehen. Es erſchien nämlich ein Italiener, ein gewiſſer Doctor Allegro aus Bologna, daſelbſt und reichte beim Könige, mittelſt geltendgemachtem auswärtigem Einfluß, zwei Denkſchriften ein, welche halb Paris, vor Allem aber die mediciniſche Facultät, in große Bewegung brachten. Scharfe Dialectik, geſchickte Auffaſſung der ſchwachen Seite der Gegner, die Keckheit mit der er auftrat und Beweiſe ſeiner Behauptungen vorzulegen verſprach, vorzüglich aber bereitwillige Aufnahme ſeiner Denkſchriften von Seiten des Monarchen, machten aus dem Italiener, der von den Pariſer Aerzten ein Charlatan geſchimpft wurde, eine nicht zu überſehende, den Gegnern ſelbſt nicht ungefährliche Individualität. Die Gegenſtände ſeiner Memoriale waren folgende: In der erſten Denkſchrift erklärte er: der Zucker ſei ein Gift, das langſam, aber um ſo gewiſſer zerſtörend auf die Verdauungswerkzeuge wirke. — Obwohl in jener Zeit ein Uebermaß ſüßer Speiſen und Getränke zu dem Weſen einer ausgezeichneten Tafel gerechnet wurde, und ſomit durch dieſe Uebertreibung mancher Schaden angerichtet werden konnte, auch cum grano salis genommen, Doctor Allegro nicht eine gänzlich aus der Luft gegriffene Behauptung aufgeſtellt hatte, ſo ließ man ſich dennoch auf die letztere wenig ein, dagegen fiel Alles, Kunſtverſtändige wie Laien, mit einer wahren Wuth über die zweite der aufgeſtellten Theſen her. Dieſe lautete: „Es iſt unter allen Umſtänden ſchädlich, ja ein wahrer Mord, einem Menſchen nur die geringſte Quantität Blut abzuzapfen.‘ Doctor Allegro behauptete in einem, nicht ohne Geiſt und mit ſcharfer Dialectik geſchriebenen Traktate: Alle Aerzte ſeit Galens Zeiten, welche Aderläſſe verordnet hätten, ſeien nichts mehr und minder als lauter Charlatane geweſen, welche die Natur des menſchlichen Körpers mißgekannt hätten, und ihre Verordnungen ſeien demnach von der Art, als ob ſie ihren Patienten eine Kugel durch den Kopf gejagt, oder ein Meſſer in die Bruſt geſtoßen.

Man kann denken, welche Wuth die freche Behauptung unter den Pariſer Aerzten hervorrief, aber dieſe erreichte erſt ihren Gipfel, als Allegro ſich erbot den **Beweis** ſeiner Behauptung zu führen. Er richtete nämlich an den Miniſter die Forderung, ihm fünfhundert Kranke, die an den verſchiedenſten Uebeln litten, zur Behandlung zu übergeben. Keinem davon werde er zur Ader laſſen. Eben ſo wünſche er, daß man ſeinen Gegnern die nämliche Zahl Patienten übergebe; ſie möchten bei dieſen die Aderläſſe nach Gutdünken in Anwendung bringen. Die Zahl der Todten möge dann über die beiderſeitigen Syſteme entſcheiden.

Ueberall in Paris, bei Hofe wie in Privatzirkeln, nahm man für oder gegen Allegro Parthei, und zu bringen; hörſt Du? — In einer Stunde muß ich den Schimmel wieder reiten können.

In heftiger Bewegung griff Froben nach dem Zügel des Thieres, ſchwang ſich auf das Roß und flog wie ein Pfeil von der Seite des Fürſten.

Zwei Mal hatte Froben das Roß im Kreiſe herumgeritten, dann ſtellte er ſich ungefähr dreißig Schritte von dem Gefolge ſeines Herrn, dicht am Abhange des Hügels, mit dem Antlitze nach dem Feinde gewendet auf.

Das Geſchütz der Schweden ſchwieg in dieſem Augenblicke. Es vergingen mehre Minuten. Verwunderungsvoll blickte Friedrich Wilhelm auf ſeine Umgebungen.

Merken die Herren da drüben vielleicht, was wir vorhaben, und denken das Geſchütz abzufahren? ſprach er lächelnd.

Bald ward ihm aber die Meinung des Feindes klar. Als ob ſich die Erde öffne, ſpien auf einmal die ſchwediſchen Kanonen ihre Ballen mit furchtbarem Gekrache herüber. Alle ſchlugen in Froben's Nähe ein. Ein Wirbel von Sand und Staub erhob ſich in die Luft. Der Jüngling hielt wie eine Reiterſtatue feſt und unbeweglich in dem düſtern Qualme.

übertrieb natürlich von beiden Seiten. Während die Einen ihn für einen tiefen Denker erklärten, nannten ihn die Anderen einen unwiſſenden Charlatan. Schriften für und gegen ſein Syſtem erſchienen, aber alle waren extravagant. Er ward entweder durch Lobreden übermäßig erhoben, oder mit Schimpf bedeckt. Da faſt alle Aerzte an dem Streite Theil nahmen, ſo ließ auch Philipp eine Schrift über dieſen Gegenſtand erſcheinen. Man würde vielleicht dem Werke eines ſo jungen Praktikers wenig Werth beigelegt haben, indeß war ſo viel gewiß, daß mancher alte Arzt nicht ſo oft den Aderlaß hatte in Anwendung bringen können, als der junge Modedoctor, ‚le beau saigneur', durch den ſich die ſchöne Welt par excellence das Blut abzapfen ließ. Wollte dieſer, ſo meinte man, offen ſeine Anſichten und Erfahrungen mittheilen, ſo müßten ſie immerhin ein Wort zur Zeit ſein können. Dieſer Wille war bei Philipp St. Elme durchaus vorhanden, und ſeine Schrift ſo wahrhaft, als einfach und lichtvoll. Er gab von vorn herein den ungeheuren Mißbrauch, der mit dem Blutabzapfen getrieben wurde, zu, er meinte, daß man in bisheriger Weiſe durch den

Aderlaß in den meiſten Fällen eher geſchadet wie genützt, er verwarf endlich das zur ſtehenden Gewohnheit gewordene periodiſche Blutlaſſen; dagegen erklärte er, in gewiſſen Fällen, namentlich bei Schlagflüſſen ꝛc., den Aderlaß für das einzige Rettungsmittel. Die von Allegro vorgeſchlagene Probe verwarf er als einen völlig unſicheren, zu nichts führenden Verſuch, und meinte, daß die Regierung unter keinen Umſtänden geneigt ſein würde tauſend Menſchenleben auf ſo leichtfertige Weiſe auf's Spiel zu ſetzen. Wer ihr einen ſolchen Vorſchlag machen könne, habe ſich und ſein Syſtem ſchon dadurch gerichtet. — Die Ruhe, die ſichtliche Ueberzeugung, die edle Sprache, die der Schrift Philipps eigen waren, verfehlten nicht einen großen Eindruck hervorzubringen. Die Anhänger des Blutlaſſens betrachteten ihn als einen der Ihrigen, die Gegner kamen dadurch zu einigem Nachdenken, Alle aber waren der Meinung, daß der einfache Wundarzt den Nagel beſſer auf den Kopf getroffen, als die Doctoren von berühmten Namen, die ihre Behauptungen über die Spitze getrieben, und dem ſchlauen Italiener dadurch manche Blöße gegeben hätten. Philipp erlangte nun durch ſeine Schrift auch bei Leuten, die nicht der Mode huldigten, bei dem ſolidern Publikum einen bedeutenden Ruf. Es dauerte deshalb auch nicht lange, ſo war Philipp St. Elme durch ſeine Schrift gegen Allegro eben ſo in dem Munde der Leute, wie durch ſeine ſchwärmeriſche Verehrung der Schönheit der Marquiſe von Sergy, und zu der Bekanntwerdung der letzteren hatte ſeine Unbeſonnenheit redlich beigetragen. Es konnte endlich auch nicht fehlen, daß die Marquiſe erfuhr, worüber ſich ganz Paris unterhielt. Adrienne de Sergy war indeß keineswegs darüber erzürnt. Sie ſah die Zuneigung des jungen Mannes mehr von der ſcherzhaften Seite an, da ihr Rang zu bedeutend war, als daß jene ihrem Rufe auf irgend eine Weiſe hätte einen Eintrag thun können. Der Zufall fügte es, daß ſie ſich ſelbſt von der Leidenſchaft, die ihre Schönheit dem jungen Manne eingeflößt, überzeugen ſollte. Die alte Herzogin von Duras, welche bettlägerig war, hatte eines Tages Philipp rufen laſſen, um ſich bei ihm wegen eines Schadens am Fuße Raths zu erholen. Ein zahlreicher Damenzirkel umgab das Bett der Kranken.

Wie überraſcht und entzückt war der junge Mann, als er die Königin ſeines Herzens, die Marquiſe von Sergy, unter ihnen erblickte! Die Herzogin ſetzte dem jungen Arzt auf's weitläuftigſte alle Krankheitsumſtände auseinander. Es war meiſt umſonſt. Philipp that Fragen, welche bewieſen, daß er kein Wort der langen Darſtellung aufgefaßt. Jetzt wandte ſich die Marquiſe, der dieſer Umſtand nicht entgangen war, an ihn. Sie ſetzte ihm die Krankheitsſymptome der Herzogin auseinander. Sogleich beantwortete er Alles auf's lichtvollſte und machte die zweckmäßigſten Verordnungen. So wie er das Zimmer verlaſſen hatte, lachte die Kranke laut auf.

„Ihnen allein, Frau Marquiſe,“ rief ſie, „verdanke ich es, daß Sie meinen Arzt, der bei Ihrem Anblick alle Contenance verloren hatte, wieder zur Beſinnung brachten. Gott weiß, ob er mir nicht ſonſt, wegen meines Schadens am Fuße, ein Brechmittel oder etwas ähnliches verſchrieben hätte! Der arme junge Menſch! Neulich ſah ich ihn, bei abſcheulichem Wetter, längere Zeit vor der Hausthür der Frau von Valazé, die mir gegenüber wohnt, ſtehen. Ich wunderte mich anfangs, aber da erblickte ich Ihre Livrée bei dem Wagen, der vor der Thüre hielt. Nun wußte ich warum er daſtand!“

Die Damen neckten noch längere Zeit die Marquiſe mit ihrem enthuſiaſtiſchen Bewunderer, und dieſe war klug genug, um unbefangen auf alle dieſe Scherze einzugehen, und ſelbſt noch einige zum Beſten zu geben.

„Ich muß Ihnen, meine Damen,“ ſagte ſie munter, „ein Abentheuer mittheilen, das ich neulich erlebte. Ich würde es unbedingt verſchweigen, wenn irgend eine andere Perſon, als ‚le beau saigneur‘ darin die Hauptrolle ſpielte; da dies aber der Fall iſt, ſo darf ich es Ihnen wohl mittheilen ohne befürchten zu müſſen, für allzu eitel gehalten zu werden. Ich fuhr neulich nach den Tuillerien, um in dem Garten ein wenig ſpazieren zu gehen. Wie Sie wiſſen, gehört es ſeit einiger Zeit zum Ton, ſich dort in der Nähe des Baſſins auf Stühlen niederzulaſſen, und die Vorübergehenden zu beſchauen. Ich ſitze da ein Weilchen, als ich aus der Mitte eines Häufleins junger Herren, unweit von mir, eine halblaute Stimme ertönen höre, die ich für die St. Elme's erkenne. Er declamirte ein Gedicht, das gar nicht ſo übel war, und in welchem die Grazien — Gott weiß warum! — den Olymp verlaſſen, und ſich nach einer vierten Schweſter umſehen. Sie finden dieſe auch richtig. Und wo? In Paris, Rue Berteuil. Dieſe vierte Grazie aber — iſt Ihre ergebene Dienerin. Sie können wohl denken, daß meine Promenade nun beendet war, und ich eilte mich wieder in meinen Wagen zu begeben.“ —

Die Damen lachten.

„Wenn Sie ſich den Blicken Ihres Bewunderers nicht mehr ausſetzen wollen,“ ſagte eine derſelben, „ſo müſſen Sie Ihre Theaterloge aufgeben. Im Hintergrunde der gegenüberliegenden ſtand neulich — ich glaube es war in dem neuen Schäferſpiele von Lamotte — unſer ‚beau saigneur‘ und hat während der drei Acte kein Auge von Ihnen gewendet.“

„Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn der junge Menſch vor Bewunderung der Reize der Marquiſe den Verſtand verlöre;“ ſagte eine der anweſenden Damen, welche eben nicht die ſchönſte in der Verſammlung war. „So viel iſt gewiß: ich möchte nicht, daß er mir zur Ader ließe, wenn die Frau von Sergy im Zimmer wäre. Ich ängſtigte mich, daß er irgend ein Unglück anrichtete.“

„Auf dieſe Gefahr,“ rief die Marquiſe lachend, „halte ich ihm ſelbſt meinen Arm hin! Sie haben wenig Muth, ma chère. — Uebrigens,“ ſcherzte ſie weiter, „werde ich nächſtens die Kunſt unſers ‚beau saigneur‘ in Anſpruch nehmen müſſen. Ich fühle ſeit einiger Zeit einen gewaltigen Blutandrang nach dem Kopfe, und Doctor Durand, der Leibarzt des Königs, meinte, ich müßte durchaus zur Ader laſſen.“

„Und da ſoll unſer Adonis die Operation vornehmen?“ fragte die Vorige lebhaft.

„Warum nicht?“ entgegnete die Marquiſe unbefangen. „Er oder ein Anderer; es iſt gleich. Am Ende iſt er der Geſchickteſte, und ſo werde ich ihn rufen laſſen.“

„Da muß ich dabei ſein!“ rief jene Dame, in der Hoffnung, daß irgend etwas vorkommen könne, woraus ſich ein Hof- und Stadtgeſchichtchen componiren ließe. — „Sie erlauben es doch, Frau Marquiſe?“

„Wenn es Ihnen ſonſt Vergnügen macht!“ erwiederte Frau von Sergy lachend.

„Ich bin auch dabei!“ fiel eine zweite Dame ein. „Unſer Mann wird ſich gewiß ſehr poſſirlich anſtellen, und — das muß ich ſehen.“

„Ja wohl! — Ich komme auch!“ bemerkte eine Dritte.

„Wir kommen Alle! — Sie laſſen es uns mittheilen, wann die Sache ſtattfindet!“ riefen die Uebrigen.

„Wahrhaftig,“ ſagte Frau von Sergy lachend, „ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß ein Aderlaß, den ich für eine ſehr unintereſſante Nothwendigkeit anſehe, für Sie, Mesdames, ſo viel Intereſſe haben könnte! Da dies nun aber einmal der Fall zu ſein ſcheint, und ich gern meinen Kopfſchmerz loswerden möchte, ſo mag die Sache übermorgen früh um zehn Uhr vor ſich gehen, und ich lade Sie ſämmtlich für dieſe Zeit bei mir zum Frühſtück ein.“

Es wurde noch lange Zeit zwiſchen der Marquiſe und ihren Bekannten über dieſen Gegenſtand hin und her geſprochen, geſcherzt und gelacht, und als Alle auseinandergingen, gaben ſie ſich das Wort, daß keine zu der bezeichneten Stunde fehlen wolle. —

Philipp ſprang am folgenden Tage vor Freuden von ſeinem Stuhle auf, als er ein Zettelchen von dem Doctor Durand erhielt, in welchem dieſer ihm mittheilte: daß er der Marquiſe von Sergy einen Aderlaß verordnet habe, daß ſolcher am Arme zu vollziehen ſei, und Maitre St. Elme ſich deshalb um die und die Zeit in deren Hotel einfinden möge. Der junge Mann war ganz außer ſich. Er ſollte die Königin ſeines Herzens nicht nur ſehen, er ſollte ſie unter ſeine Patienten zählen, ihren ſchönen Arm berühren dürfen! Dies Glück war zu groß, es war kaum zu faſſen. — Die mediciniſchen Rathſchläge, welche Philipp an dieſem Tage ertheilte, waren unſtreitig die am wenigſten durchdachteſten von allen, die je aus ſeinem Munde gekommen waren. Alle ſeine Gedanken waren bei Adrienne von Sergy. Er konnte kaum die feſtgeſetzte Stunde erwarten. So wie ſie herankam, raffte er ſeine Inſtrumente zuſammen, ſchob ſie mechaniſch in das Futteral, ſteckte dieſes in die Taſche, und ehe der letzte Glockenſchlag ertönte, befand er ſich ſchon in der Rue Verteuil, vor der Thüre des Hotel Sergy. —

Philipp war ungemein überraſcht, als er in dem Boudoir der Marquiſe einen anſehnlichen Damenzirkel vorfand. Daß ſolcher durch irgend einen beſondern Grund, nicht wegen der Krankheit, hier verſammelt war, darüber konnte kein Zweifel obwalten, denn die Marquiſe ſah keineswegs krank aus, ſie blühte wie eine Roſe, und das wohlgewählte Negligée ließ ſie reizender als je erſcheinen. Philipp war ſehr verlegen, als er die Augen aller der ſchönen Damen auf ſich gerichtet und um den Mund der Einen und der Andern ein ſatyriſches Lächeln ſpielen ſah; dazu wollte ihm bedünken, als ob eben, wie er die Thüre öffnete, ſein Name genannt worden wäre. Sie hatten, ſo ſagte er ſich, von ihm geſprochen, wahrſcheinlich über ihn geſpöttelt; ſeine Verlegenheit ſtieg immer mehr. Frau von Sergy bemerkte es, und ſuchte ſolcher ein Ende zu machen.

„Wie Ihnen Doctor Durand mitgetheilt haben wird, ſoll ich zur Ader laſſen;“ hob ſie mit anmuthigem Lächeln an. „Da es das erſtemal in meinem Leben iſt, ſo meinen dieſe Damen, daß ich ihnen durch Aengſtlichkeit eine Gelegenheit geben werde, über mich zu lachen. Dies wird jedoch nicht der Fall ſein. Ihre bekannte Geſchicklichkeit, mein Herr, überhebt mich jeder Furcht. Gehen wir alſo friſch an's Werk.“

Braver Junge! Wackerer Neffe! rief Dörflinger laut.

Ha! war das ſo gemeint? rief der Kurfürſt, dem jetzt Alles klar ward. Zurück, Froben, zurück! Ich befehle es Dir! —

Es war zu ſpät. —

Eben entluden ſich die ſchwediſchen Kanonen aufs Neue. Die Kugeln ſchlugen nieder — und der Schimmel, der Froben trug, erhob ſich hoch auf den Hinterfüßen, mit den Vorderhufen in die Luft hauend. — Der Reiter ſchien ſich mit Macht im Sattel aufzurichten, er ſtreckte den rechten Arm gen Himmel, und mit dem Ausrufe: Hoch, Brandenburg! und Friedrich Wilhelm hoch! ſtürzte er ſammt dem edeln Roſſe zu Boden.

Mein Herr und Gott! er iſt getroffen! rief der Kurfürſt. Wo iſt mein Wundarzt? — Außerdem noch Jemand, der für ihn Sorge trage! —

Ich will dies thun! ſprach Roſenblatt und ſpornte ſein Rößlein nach der Gegend, wo der Verwundete lag.

Nur zu bald überzeugte ſich der Arzt, daß hier keine Rettung ſei. Die Wunde war tödtlich. Eine Kanonenkugel hatte die Hüfte des Jünglings zerſchmettert.

„Was iſt auch da viel zu fürchten!“ rief eine überaus dicke und häßliche Parlamentsräthin. „Ich laſſe alle vier Wochen zur Ader. Es iſt ein wahrer Spaß.“

„Alle vier Wochen? Das ſieht man Ihnen nicht an;“ bemerkte eine ältliche Dame boshaft. — „So arg treibe ich es nicht. Ich pflege alle Vierteljahr Blut zu laſſen.“

„An der Stelle der Frau Marquiſe ängſtigte ich mich dennoch;“ ſagte mit ſonderbarem Lächeln die Gattin eines Receveur général. „Es iſt immerhin ein Wagſtück, das ſie unternimmt.“

„Ein Wagſtück?“ verſetzte Frau von Sergy lachend. „Ein Aderlaß? Und ein Aderlaß, den Herr St. Elme ausführt?“

„O ich habe nichts gegen die Geſchicklichkeit des Herrn St. Elme!“ fiel Jene boshaft ein. „Geſetzt aber, daß ihm irgend etwas das Herz lebhafter ſchlagen machte, ſo könnte ihm, trotz ſeiner Meiſterſchaft, dennoch die Hand zittern.“

Die Dame hatte nicht ganz Unrecht, als ſie den ebengedachten Fall ſetzte. Aber nicht blos die An=

ſpielungen und Spöttereien, die er zu hören hatte, waren es, die ſein Inneres heftig bewegten, es war ein Umſtand, der noch nie vorgekommen, und der ihn in die peinlichſte Verlegenheit ſetzte. Philipp war, ſobald er den Zettel des Herrn Durand empfangen hatte, eingefallen, daß die Lancette, die er für gewöhnlich in ſeinem Beſteck hatte, nicht mehr ſo ſcharf ſei als es nöthig, und er hatte ſie, ehe er ſich zu der Marquiſe begab, herausgenommen, um eine andere an deren Stelle zu thun. Zu ſeiner größten Verlegenheit bemerkte er, daß er ſich in der Haſt vergriffen, und ein anderes ähnliches, aber nicht zum Aderlaß geeignetes, Inſtrument beigeſteckt habe. Was war nun zu thun? Sollte er ſeinen Irrthum geſtehen, nach Hauſe eilen, die vergeſſene Lancette holen? „Aber,“ ſo ſagte er ſich, „wird man mich nicht für einen Pinſel halten, der zwar alles Andere, nur das nicht, was er nöthig hat, mit ſich führt?“ Er durchmuſterte nochmals ſein Beſteck um genau nachzuſehen, ob die Lancette nicht dennoch vorhanden ſei. Sie war es nicht. „Aber mein Gott, was quäle ich mich denn?“ dachte er, als ſein Auge plötzlich auf die Lancette aus der Erbſchaft

Poitevins fiel. „Hier iſt ja eine Lancette, ſo trefflich als irgend eine nur ſein kann!“

Die Marquiſin hatte inzwiſchen den langen Handſchuh abgeſtreift.

„Bitte, mein Herr,“ ſagte ſie indem ſie den Arm ausſtreckte, „ſehen Sie doch nach, ob die Ader gut zu finden ſein wird.“

Philipp zitterte am ganzen Körper, er ward glühend roth, als er den ſchönen Arm, der einer Venusſtatue Ehre gemacht haben würde, mit der Hand berührte.

„Gewiß! — Gewiß!“ ſagte er ſtammelnd. „Die Ader liegt ſo vortrefflich, daß man ſich gar nicht irren kann. — Wie ſollte es auch bei einer ſo vollkommenen Bildung anders ſein können?“

Die Wahrheit war indeß, daß es dem jungen Manne in dieſem Moment dergeſtalt vor den Augen flimmerte, daß er die Ader nicht bemerkt haben würde, auch wenn ſie bereits unterbunden geweſen wäre.

Mit größter Haſt griff St. Elme jetzt nach der Binde, um die Ader hervortreten zu machen, und als dies geſchehen war, nach der Lancette.

„Aber, mein Gott,“ dachte er plötzlich, und ein

Schauder überlief ihn unwillkührlich, „ſtarb nicht Françoiſe de Chateaubriand durch dieſen Stahl? Soll nicht ein Fluch auf ihm ruhen? Und dann die Geſchichte mit der Spinne! Kam ich nicht bereits durch die Anwendung dieſes Unglücksinſtruments um eine Anſtellung?"

„Lächerlich! — Alberner Aberglaube! — Was kann das todte Metall für einen Einfluß üben?" ſetzte er indeß bald hinzu. „Tauſendmal habe ich die einfache Operation unternommen! Es iſt kindiſch nur einen Augenblick Anſtand zu nehmen."

In der That iſt der Aderlaß mittelſt der Lancette — und nur auf dieſe Weiſe wird er in Frankreich vollführt — jedenfalls ſicherer, als mit dem in Deutſchland gebräuchlichen ‚Schnepper'. Die mittlere Hauptvene des Arms (vena mediana), welche von dem Vorderarm herkommend, ſich gegen die ‚vena basilica' nach der Mitte des Oberarms hinzieht, liegt im Elbogengelenke auf der fleiſchigen Muskelbinde, wo ſich dieſe mit der Sehne des ‚zweibauchigen Armmuskels' vereinigt und die ‚Arterie des Arms' und den ‚Medianerven' bedeckt. Auf dieſem Punkte wird beim Aderlaſſe am Arm die ‚Medianvene gewöhnlich geöffnet. Große Vorſicht iſt nöthig, damit nicht jener Nerv, oder die unter der Vene liegende Armpulsader verletzt werde. Ein Verſehen würde große Gefahr herbeiführen, da eine verletzte Pulsader wegen der beſtändigen, durch die Blutwelle hervorgebrachten Bewegung — den „Pulsſchlag“ — ſchwer heilt, und die Mündung der Wunde nicht zuſammenhält, ſondern rund und offen bleibt. — —

Obwohl Philipp, in ſo großer Verwirrung ſein Inneres auch war, im Aeußern eine gewiſſe zuverſichtliche Ruhe zu bewahren ſuchte, ſo ging auch dieſe faſt verloren, als er den Arm der Marquiſe anfaßte, um die Operation zu vollziehen. Der Arm war ſo fleiſchig, die Adern ſo fein, ſo tiefliegend, ſo wenig hervortretend. Seine Verwirrung ſtieg immer höher, als er ſelbſt beim feſtern Anziehen der Binde nicht mit Entſchiedenheit die Stelle finden konnte, wo die Ader geöffnet werden müſſe. Von Augenblick zu Augenblick ſtieg ſeine Verlegenheit, der Schweiß brach ihm aus allen Poren, das Blut ſtieg ihm nach dem Kopfe. Plötzlich ward ihm zu Muthe, als ſollte er ohnmächtig werden. Ein Fieberfroſt durchſchauerte ihn, er fühlte ihn ſeinem Herzen näher treten. Jetzt mußte die Operation vollzogen werden, denn ſchon begann ſich das Zimmer mit ihm im Kreiſe zu drehen. Er glaubte in dieſem Moment die Vene ſtärker hervortreten zu ſehen. Er drückte die Lancette in die Ader. Ein Blutſtrahl ſpritzte hoch auf. Plötzlich fängt der junge Mann an zu taumeln.

„Großer Gott!“ ſchreit er. „Ich habe ſie ermordet! Ich habe die Schlagader getroffen!“

Ohnmächtig ſtürzte er zu Boden. — — —

Die Verwirrung, die in dieſem Augenblicke in dem Kreiſe der Anweſenden ſtattfand, war entſetzlich. Einige Damen wurden ohnmächtig. Andere ſchrieen laut auf, oder ſtürzten nach der Thüre. Am ruhigſten war Adrienne de Sergy.

„Man ſende ſchnell nach dem nächſten Wundarzt,“ rief ſie einem Diener zu, indem ſie ſich ein Tuch feſt um den Arm ſchlang. — „Vor Allem, meine Damen,“ ſetzte ſie hinzu, „ſtehen Sie dem armen jungen Manne bei, und laſſen Sie ihn in dem erſten beſten Wagen nach ſeiner Wohnung bringen.“

Philipp war wie betäubt als er zu ſich kam.

„Beruhigen Sie ſich, mein Herr," ſagte die Marquiſe zu ihm. „Es wird gewiß nicht ſo ſchlimm ſein, als Sie ſich vorſtellen. Jetzt bitte ich Sie, ſich nach Hauſe bringen zu laſſen. Der Schreck hat Sie angegriffen. Sie bedürfen vielleicht mehr der Hülfe als ich."

Philipp ſtarrte die Sprechende mit weitgeöffneten Augen an. Es war nicht der Blick eines Wahnſinnigen, es war das glaſige Auge eines Sterbenden, das auf ihr zu ruhen ſchien. Der junge Mann ward mehr in den Wagen getragen als geführt. —

Es dauerte nicht lange, bis zwei Wundärzte herbeikamen. Sie machten einen kunſtgerechten Verband, als aber die Marquiſe in ſie drang mit Entſchiedenheit auszuſprechen: ob ſie rettungslos verloren ſei oder nicht? ſo zuckten ſie die Achſeln und ſagten: daß ſie eine Herſtellung kaum zu hoffen wagten.

Mit der Ruhe einer Heldin hörte Adrienne de Sergy den Ausſpruch an, während die anweſenden Damen laut ſchrieen und jammerten. Sie bat dieſe dann eben ſo ruhig, ſie zu verlaſſen, da ſie Anſtalten treffen müſſe, ihren letzten Willen gerichtlich aufſetzen zu laſſen. — —

Martha war mehr todt wie lebendig, als Philipp in einem faſt bewußtloſen Zuſtande nach Hauſe gebracht ward. Sie hörte von der ihn begleitenden Dienerſchaft, was dieſen veranlaßt hatte. So wie der junge Mann ſein Bewußtſein wieder erhielt, ſchrie er laut auf. Er wollte ſein Pult aufreißen, um ſich mit dem erſten beſten Inſtrumente den Tod zu geben. Martha fiel ihm zu Füßen, ſie umfaßte ſeine Kniee, um ihn davon abzuhalten. Die Verzweiflung des Mädchens verhinderte ſein gewaltſames Vorhaben, aber unaufhörlich klagte er ſich als Adrienne's Mörder an. Wenige Stunden vergingen, und er fiel in ein hitziges Fieber, das ihm tagelang die Beſinnung raubte, und ihn an den Rand des Grabes brachte. Keine Feder beſchreibt die Qualen, welche die arme Martha während dieſer Zeit auszuſtehen hatte. Sie wich Tag und Nacht nicht von Philipps Lager. Mit einer Aufopferung, die ihre ſchwachen Kräfte weit überſtieg, ſorgte ſie für die Pflege des Kranken.

Als Philipp zum erſtenmale wieder zur Beſinnung kam, war er ſo ſchwach, daß er kaum die Lippen bewegen oder die Hand erheben konnte. Er ſah Martha auf den Knieen vor ſeinem Bette liegen, ihre Hände waren gefaltet, Thränen rollten über ihr blaſſes kummervolles Geſicht. Raſch ſprang das Mädchen empor, und eine glühende Röthe überzog ihr Antlitz. Sie ſchien ſich zu ſchämen ihre innerſten Empfindungen verrathen zu haben. Letzteres war in der That der Fall. Zum erſtenmale kam es Philipp in die Gedanken, daß mehr die Liebe als die Macht der Gewohnheit Martha zu ihm gezogen haben könne. Er reichte ihr die Hand, und führte dann die ihrige an ſeine Lippen. Das Mädchen ſchluchzte laut. Philipp fühlte ihre Hand in der ſeinigen erbeben.

Doctor Durand trat eben in's Zimmer.

„Er iſt gerettet!" ſagte er zu Martha, nachdem er dem Kranken an den Puls gefühlt.

„Und Adrienne? — Adrienne de Sergy?" ſtammelte Philipp.

„Jetzt nichts von ihr! — Morgen ſprechen wir davon;" verſetzte Durand.

Er gab noch Martha einige Verhaltungsregeln und ſetzte hinzu, daß er am folgenden Tage bei guter Zeit wieder kommen wolle.

Martha war ganz glücklich, als ſie ſah, daß ſich Philipp ſichtlich erholte. In der That hoben ſich die Lebenskräfte des jungen Mannes wunderbar. Das Auge des Mädchens ſtrahlte vor Freude, als Philipp, indem er ihre Hand in der ſeinigen hielt, von Zeit zu Zeit einige dankerfüllte liebevolle Worte an ſie richtete. Ein ruhiger Schlaf ſtärkte den Kranken in nächſter Nacht noch mehr, und ſeine Kräfte hatten ſichtlich zugenommen, als Doctor Durand am folgenden Morgen in's Zimmer trat.

„Wie ſteht es mit der Marquiſe?“ fragte Philipp, ſo wie ſein Blick auf Durand fiel. „Ich bitte Sie, verſchweigen Sie mir nichts! Es würde meinen Zuſtand nur verſchlimmern.“

„Sie ſind Arzt,“ ſagte Durand zögernd. „Sie können ſich mithin ſelbſt ſagen —“

„Sie iſt todt! — Durch mich geopfert! — Sie ſchied mit Verwünſchungen gegen mich!“ rief Philipp, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

„Sie iſt todt, aber ſie ſtarb mit den wohlwollendſten Geſinnungen gegen Sie;“ ſagte Jener. „Hören Sie einen Paragraphen ihres Teſtaments, und Sie werden ſich ſelbſt davon überzeugen.“

Matthias und der Arzt zogen den Verwundeten unter dem ſterbenden Roſſe hervor. Noch eine dritte Hand war zu ſeiner Hülfe beſchäftigt. Als Froben das matte Auge aufſchlug, blickte es in Burgsdorf's Antlitz.

Du zürnſt mir nicht? ſprach Froben mit matter Stimme. Das iſt doch ſchön von Dir! —

Vergib mir, Bruder, wenn ich Dich beleidigte? entgegnete Burgsdorf weinend. Eine That wie die Deine kann nur aus einer reinen Seele kommen.

Grüße Mathilden! bat der Verwundete; ſie wird noch im Augenblicke des Scheidens mein letzter Gedanke ſein.

Ich ſehe ſie nicht wieder! ſprach der Freund mit dumpfem Tone. Ich habe eine Ahnung; ich falle heut.

Laßt doch die Todesgedanken fahren! rief Roſenblatt in einem Tone, der munter ſein ſollte, dem aber die zitternde Stimme widerſprach. Ihr, Herr von Burgsdorf, ſeid munter und friſch; ich hoffe Euch in dieſem Leben noch manches Spielchen abzugewinnen, und was Euch anbelangt, Herr Froben, auch Ihr werdet leben! Nicht wahr, Herr Doctor? —

Gewiß! im Herzen jedes Brandenburgers; ſprach gerührt der Arzt, indem er den Puls des Kranken ſondirte. Aber eilen wir, ihn aus dem Gefechte zu bringen.

„Was Herrn Philipp St. Elme anlangt," las Durand, „ſo ſchmerzt es mich, daß derſelbe ſich eine Schuld an meinem Tode beimeſſen wird. Ich bitte, ich fordere ihn auf, ſich darüber zu beruhigen. Es war ein unglücklicher Zufall. Deshalb biete ich ihm auch keine Verzeihung an. Er hat kein Unrecht an mir begangen. Da aber die Welt bei Beurtheilung meines Unglücks unbillig über ihn abſprechen, und ihm dadurch ein namhafter Nachtheil zugefügt werden könnte, ſo will ich dieſer Unbill zuvorkommen, und ich vermache ihm hiermit eine jährliche Rente von zweitauſend Thalern. Ich erwarte dagegen, daß er ſich nicht der Verzweiflung überlaſſe, noch weniger, daß er dieſes Vorfalls wegen ſeine Kunſt aufgebe, vielmehr daß er ſich befleißige, nicht blos der vornehmen Welt, ſondern vorzüglich den Armen und Nothleidenden, nützlich zu werden."

Philipp weinte laut, als Durand geendigt hatte.

„Ich ſchwöre," rief er dann, indem er die Hand des Leibarztes ergriff, „ich ſchwöre bei dem Andenken der theuren, edlen, durch mich in die Grube geſtoßenen Todten, daß ich ihren Willen auf's heiligſte befolgen will. Ich will alle jene Eitelkeiten ablegen und meiden, die mich in die Schlöſſer und Paläſte der Großen führten, und meinen Weg nur in die Hütten der Armen nehmen. Dort will ich meine Kunſt unentgeldlich ausüben, und jedesmal, wenn ſich ein Dankeswort der Geretteten an mich wendet, will ich entgegnen, daß nicht mir, ſondern der edlen Marquiſe von Serge, in deren Auftrag ich gehandelt, der Dank gebühret. Für die Seele der edlen Todten ſoll das Dankgebet der Armuth gen Himmel ſteigen.“

Philipp hielt, was er verſprochen. — Es war überhaupt, als ob der entſetzliche Vorfall ſein ganzes Weſen umgewandelt hätte. Aus dem gutmüthigen, aber eiteln, und ſeine Kunſt mit wenig Vorliebe ausübenden jungen Manne, war ein ernſter, nachdenkender, eifriger Arzt geworden. Kaum hatte er ſich ſo weit erholt, daß er das Haus verlaſſen konnte, ſo ſah man den, noch todtblaſſen jungen Mann ſich ſchwankenden Schrittes nach den Stadtvierteln des Marais und St. Antoine begeben, und dort die Hütten des Elends aufſuchen. Hier ſpendete er nicht nur Rath, ſondern auch Geld; er half auf alle und jede Weiſe. Nur ſelten erſchien er in den Paläſten der Vornehmen, wohin er auch ſeit jener unglücklichen Begebenheit nur zuweilen gerufen wurde. Geſchah es aber, ſo verwendete er den Ertrag ſeiner Bemühungen zu Unterſtützung nothleidender Familien. Er galt jetzt nicht mehr für einen Modearzt, aber bald nannte man ihn als einen der wohlthätigſten, hülfreichſten Männer in Paris. Auch in ſeinem Hauſe erſchien er ganz verändert. Niemals hörte Martha je wieder die Namen der ſchönen und eleganten Damen des Hofes, die ſonſt ſtets von ſeinen Lippen tönten; nur Adrienne de Sergy erwähnte er oft. War es aber der Fall, ſo war nicht mehr die Rede von den Reizen, die er ſonſt ſo rühmte und die ihn entzückten, er ſprach dann nur um ſich und ſein unglückliches Verhängniß anzuklagen. Auch ſeine ganze Denk- und Anſchauungsweiſe war klarer geworden. Er erblickte in der Lancette, die der Marquiſe den Tod gegeben, nicht mehr das mit einem Fluche beladene Unglücksinſtrument, dem er die Schuld hätte beimeſſen können, er dachte nur an die Unbeſonnenheit, die ihm in dem erſten Falle ihrer Anwendung beiwohnte, und an die Verwirrung, die Befangenheit, die falſche Schaam, die das letzte entſetzliche Unglück herbeiführten, als er ſich jenes Stahles bediente.

In Beziehung auf Martha's Neigung zu ihm, fiel es ihm nun wie Schuppen von ſeinen Augen. Er erinnerte ſich aller Situationen, die ihm längſt die ſtille Neigung des Mädchens hätten errathen laſſen ſollen, und nun konnte er ermeſſen, wie oft er durch ſeine Eitelkeiten ihr treues Herz, das mit ſo unausſprechlicher Liebe an ihm hing, verwundet hatte. Er fühlte zuerſt inniges Mitleid mit ihrem Zuſtande, bald aber entſprang aus dieſem eine Liebe, nicht heftig und glühend, aber innig, und bis zum Grabe dauernd. — Etwa ein Jahr nach dem Tode Adrienne's de Sergy ward Philipp Martha's Gatte. —

Ladika's Lampe.

„Kalt iſt mein Bett, Lord Archibald,
Und trüb der Schlummer mein,
So ſoll auch Dir gebettet kalt,
Du Falſcher, morgen ſein.“
Engliſche Ballade.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte auf einem alterthümlichen Landſitze im Kaurzimer Kreiſe in Böhmen, eine ſo reiche als ſchöne junge Witwe, die der Gegenſtand der Bewerbungen der jungen Edelleute der ganzen Gegend war. In der That hätte der, welcher im Stande geweſen wäre, Herz und Hand der liebenswürdigen Frau zu erobern, ein glücklicher Mann genannt werden können. Die Baronin Theodore S. war ungemein reich. Sie war die einzige Erbin ihrer Eltern geweſen, und ihrem Gatten, den ſie nur wenige Jahre beſeſſen, gehörten eine Menge Güter am Ufer der Sazawa, von denen ſie gleichfalls den größten Theil geerbt hatte. Ihre Schönheit war ſo zu ſagen ſprichwörtlich, und ſolche ward nicht nur von den Herren, ſondern ſelbſt von den Damen anerkannt, da ſie gar keinen Werth darauf zu legen ſchien, und Keine behaupten konnte, an der jungen Frau nur eine Spur von Koketterie oder Eroberungsſucht bemerkt zu haben. Obwohl ſie ſich nie über ihre Meinung von einer Wiederverheirathung ausgeſprochen hatte, ſo nahm man faſt allgemein an, daß ſie ſich ſchwerlich wieder verehelichen werde. Das Warum? war der Gegenſtand vielen Kopfzerbrechens. Die Einen meinten, ihre erſte Ehe ſei nicht ganz glücklich geweſen. Dieſem widerſprachen Andere, die das Zuſammenleben der beiden Gatten genau gekannt zu haben behaupteten, geradezu. Wie ſie meinten, hätte die Baronin den unſchönen und kränklichen Gemahl allerdings mehr wegen ſeines Vermögens als der Perſon, und zwar beſonders auf Zureden ihrer Eltern, gewählt, aber ihr eheliches Leben ſei das beſte geweſen. Der Baron, ſo ſagten ſie, habe ſeine Frau angebetet, und wenn ſie vielleicht ſeine Liebe nicht in eben dem Grade erwiedert habe, ſo hätte dies mehr in einem natürlich ruhigen Temperamente, als in Kälte oder gar Abneigung gelegen. Dies von Natur ‚ruhige Temperament' ward indeſſen von Perſonen, welche die Baronin als Mädchen in Wien gekannt hatten, nicht ganz zugegeben. Sie ſagten, daß die jetzt ſo ernſte, ja manchmal faſt ſchwermüthige, junge Frau, bei ihrem erſten Erſcheinen in den Cirkeln der großen Welt, das fröhlichſte, lebendigſte, leicht in einen ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus zu verſetzende Mädchen geweſen, und daß beſondere Lebenserfahrungen erſt ſpäter ihren Schleier über das von Lebensluſt und Lebensmuth erglühende ſchöne Antlitz gebreitet hätten. Worin dieſe Erfahrungen beſtanden hätten, blieb indeß zweifelhaft. Obwohl alternde Jungfrauen, und Mütter ſchwer zu verſorgender Töchter, ſich große Mühe gegeben hatten das Geheimniß aufzulöſen, und mancher abgedankte Dienſtbote der Baronin, blos um dieſem Verlangen zu genügen, von jenen theilnehmenden Seelen eine Anſtellung erhielt, ſo blieben doch alle Bemühungen fruchtlos. Sie waren zuletzt genöthigt, die Abneigung der dreißigjährigen Witwe gegen jede neue Heirath, auf Rechnung einer „Kaprice“ zu ſetzen, die ihnen Allen ganz über den Horizont ging, die ſie ihr aber lieber als jede andere verziehen. Da es immer mehr bekannt ward, daß die Baronin viele ſehr vortheilhafte Heirathsanträge von der Hand gewieſen, ſo wagte kein Edelmann der Gegend mehr, ſich in die Gefahr zu ſetzen, auf's neue einen Korb zu bekommen, und es waren jetzt faſt zwei Jahre vergangen, ohne daß ſich wieder ein Bewerber eingefunden hatte. Endlich erſchien aber dennoch ein ſolcher, und zwar einer, der, wie man meinte, nicht ohne alle Ausſichten war, ſein Ziel zu erreichen. Er war ein naher Verwandter der Baronin, und beide hatten ſich ſchon als Kinder gekannt. Graf Ladislav Z. war ein ungariſcher Edelmann, der, nachdem er einige Zeit in Kriegsdienſten geſtanden, ſeinen Abſchied genommen hatte, um den Güterbeſitz ſeines vor kurzem verſtorbenen Vaters anzutreten. Er hatte bis jetzt eben nicht daran gedacht, ſich zu verehelichen, — vielmehr wurde ihm eine Neigung zu allerhand Liebesabentheuern nachgeſagt, — aber ſeine Mutter drang fortwährend in ihn, ſich eine Frau zu ſuchen, damit der Stamm eines altberühmten Geſchlechts nicht eines jungen Sproſſen ermangle, und ſo war man denn darauf gekommen, daß die reiche und ſchöne Verwandte, die Baronin S., eine in jeder Hinſicht paſſende Partie ſein möchte. Mit einem dringenden Empfehlungsbriefe der Mutter, Eben ſchmetterte eine Trompete.

Fort, mein Karl! rief mit aller Anſtrengung der Verwundete. Fort auf Deinen Poſten, und — grüße Mathilden.

Stumm warf ſich Burgsdorf dem Freunde an den Hals, ſprang auf das Pferd und flog auf ſeinen Poſten.

Die Geſchwader ſetzten ſich eben in Bewegung. Der Kurfürſt befahl dem Lieutenant, mit der Escorte in das Regiment einzurucken, und ſtellte ſich an die Spitze des Regiments Grumbkow. Ein Wink von ihm, und alle Trompeten ſchmetterten; die ſämmtliche Reiterei rückte im Trabe vor; bald ward dieſer zu ſchnellem Roſſeslaufe, und mit dem Ausrufe: Hier Brandenburg! und mit gezückten Schwertern ſtürzten ſich die Escadronen in den Feind. —

Wir übergehen, als nicht weſentlich zu unſerer Geſchichte gehörend, die Einzelheiten des Kampfes. Beide Theile kämpften mit ungemeiner Tapferkeit. Ein Angriff der Schweden auf jenen Hügel, den der Kurfürſt zur Aufſtellung ſeines wenigen Geſchützes gewählt hatte, ſcheiterte gänzlich, indem die Regimenter Anhalt und Mörner die Angreifenden, mit Ausnahme weniger Entfliehenden, niederhieben. Bald war der Sieg für die Brandenburger entſchieden. Die war der Graf nach Böhmen abgereiſ't, und dieſer ſowohl, als auch freundliche Erinnerungen aus der Kinderzeit, verſchafften ihm bei ſeiner ſchönen Couſine eine ſehr freundliche Aufnahme. Es würde bei dem lebhaften Charakter, und dem leicht entzündlichen Herzen Ladislavs, vielleicht weniger liebenswürdige Eigenſchaften, als die Baronin beſaß, bedurft haben, um den jungen Mann in Feuer und Flammen zu ſetzen. Schon in ſeinem erſten Briefe dankte er der Mutter auf's feurigſte, ihm die Idee, die Bekanntſchaft mit der Baronin zu erneuern, eingeflößt zu haben. Mit der Verſicherung, daß die Aufnahme, die er gefunden, die beſten Hoffnungen in ihm aufkommen laſſe, ſchloß der Brief. Hierin täuſchte ſich der Graf indeß. Gewohnt durch ſein höchſt vortheilhaftes Aeußere, durch ſeine Unterhaltung auf die Frauenwelt leicht günſtigen Eindruck zu machen, glaubte er des letztern auch bei der Baronin um ſo gewiſſer zu ſein, als die Aufnahme, die er gefunden hatte, die freundlichſte war. Er bemerkte überdies, daß bald nach den erſten Tagen ihr Umgang, ihre Rede, den Anſtrich des Verwandtſchaftlichen, Herzlichen angenommen hatte; um ſo betroffener war er aber, als die Baronin, ſo wie er das erſte, auf innigere Empfindungen deutende Wort ausſprach, ſogleich ſtill und zurückhaltend zu werden ſchien, und das Geſpräch plötzlich abbrach. Dies war ſpäter auch, bei jedem neuen Verſuche dieſer Art, immer wieder der Fall. Bis jetzt war dies dem Grafen noch nicht oft vorgekommen. Man hatte dem ſchönen, reichen, dreißigjährigen Manne ſtets ſo viel Bereitwilligkeit gezeigt, Alles, was auf dieſes Thema Bezug haben könne, mit größter Hingebung anzuhören, daß ihn das Beiſpiel vom Gegentheil ganz beſonders frappirte. Hätte er die Verwandte nun auch wirklich weniger reizend gefunden, als es der Fall war, jetzt ward ihm der Erfolg eine Art Ehrenſache, und der Gedanke, ſtatt als glücklicher Sieger heimzukehren, ſich nun vielleicht den übrigen abgewieſenen Bewerbern anſchließen zu müſſen, kam ihm ganz unerträglich vor. Je zurückhaltender die Baronin ward, je lebhafter ſetzte der Graf ſeine Bewerbungen fort, und da alle ſeine Gedanken auf dies Ziel gerichtet waren, ſo gelangte er endlich dahin, daß er ſich ſagte, wie Theodore S. das einzige weibliche Weſen ſei, deſſen Hand ihn beglücken könne, und daß er ſie auf's glühendſte liebe. —

Es war in dieſer Zeit, als er ſich eines Tages in dem Bibliothekzimmer des Schloſſes befand; ein Lokal, das die Baronin ſowohl, weil ſie die Literatur liebte, als weil man aus ſeinen Fenſtern eine wundervolle Ausſicht genoß, beſonders gern hatte, und wo ſie, mit Leſen oder weiblichen Arbeiten beſchäftigt, einen großen Theil des Tages zuzubringen, gewohnt war. Das Zimmer war alterthümlich, aber ſehr geſchmackvoll eingerichtet. Die eichenen Schränke, welche die Wände ringsum bedeckten, und in ihrem Innern eine ſehr werthvolle Büchersammlung, ſo wie allerlei Kunſtſachen bargen, die der verſtorbene Gatte der Baronin aus Italien einſt mitgebracht, die mit gothiſchen Schnörkeln an ihren hohen Lehnen verzierten Seſſel, der ungeheure runde Tiſch in der Mitte des Gemachs, bildeten ein eigenthümliches, beſonders zuſammenpaſſendes Enſemble. Die Baronin ſaß, mit einer Stickerei beſchäftigt, an dem offenen Fenſter. Graf Ladislav ſtand neben ihr und ergoß ſich in Lobeserhebungen der herrlichen Ausſicht.

„Sie finden es ſchön hier?“ ſagte die Baronin freundlich. „Ja, Sie haben Recht. Ich wüßte keinen Aufenthalt, wo es mir beſſer gefallen hätte, als hier. Blicken Sie einmal dorthin über das grüne Waldmeer, aus welchem ſich der runde, mit Strauchwerk und einer Ruinenkrone gezierte Kegel ſo majeſtätiſch erhebt. — Welche prächtige, höchſt maleriſche Ruinen haben wir doch in unſerm Böhmen! Faſt jeder der ſo eigenthümlich geformten kegelförmigen Berge, iſt mit einer ſolchen Mauerkrone geziert. — Und ſehen Sie einmal dorthin! Da, wo die beiden rothen Dächer aus einem Eichen- und Buchenwäldchen halb verſteckt hervorragen. Es iſt ein neues Etabliſſement, eine Badeanſtalt, die mein Nachbar, Graf P., angelegt hat, die aber nur von Leuten aus der Umgebung beſucht wird, da der Brunnen nicht viel zu bedeuten haben ſoll. Ich war neulich dort. Es iſt Alles recht hübſch, faſt elegant eingerichtet, aber ein wenig einſam, denn der Badegäſte ſind nur wenige. — Aber da fällt mir etwas ein, das Sie, Vetter, gewiß auch intereſſiren dürfte. Ich habe eine Bekannte aus unſerer Jugendzeit dort angetroffen. Entſinnen Sie ſich wohl des kleinen Mädchens, der Tochter des Hausmeiſters, mit der wir, obwohl wir vier oder fünf Jahre älter waren, immer zu ſpielen pflegten? Sie war ſo lieblich, ſo hübſch und wohlgezogen. — Wir, Sie müſſen dies zugeſtehen, waren dies nicht immer! — Deshalb durften wir mit ihr umgehen; wir ſollten uns an ihr ein Beiſpiel nehmen. Nun ſehen Sie! Die kleine Sophie habe ich neulich als eine Madame Müller in jenem Badeorte wiedergefunden.“

„In der That? — Wirklich?“ ſagte der Graf betreten. „Sie hält ſich in dieſer Gegend auf?“

„Warum ſollte ſie ſich nicht hier eben ſo gut, wie anderwärts aufhalten können?“ verſetzte die Baronin lachend, indem ſie das ſchöne Auge von der Arbeit auf den Grafen richtete. „Aber ich glaube, Vetter, Sie erinnern ſich gar nicht mehr der kleinen Sophie?“

„Ich? — O, ganz gut! Sehr gut!“ ſagte Jener haſtig. „Das heißt,“ verbeſſerte er, „ſo wie man ſich etwa noch an Perſonen, aus den Kinderjahren, zu erinnern pflegt. Ich glaube, ich würde ſie nicht wieder erkennen.“

„Das wäre ſchlecht, ganz ſchlecht von Ihnen, mein ſchöner Vetter;“ ſprach die Baronin neckend. „Die kleine Sophie, — nebenbei geſagt: aus mir machte ſie ſich nicht viel — hing mit einer wahren Leidenſchaft an Ihnen. Ich entſinne mich ſogar, daß ſie es auf ſich nahm, als Sie eines Tages, nach gewohnter Weiſe, einen Unfug angerichtet, ich glaube einen Porzellannapf zerbrochen hatten. — Nun, wie geſagt, ich ſah Sophie'n als Madame Müller. Herr Gott, wie war das hübſche Geſicht ſo mit dem Ausdruck tiefen Grames bezeichnet! Ich fragte ſie, ob ſie ihren Gatten verloren habe? — Das tiefe Herzeleid ſprach zu ſehr aus allen ihren Zügen, als daß man nicht auf einen unermeßlichen Schmerz hätte ſchließen müſſen, — da ward ſie zuerſt blutroth, dann wieder blaß, wie eine Leiche, Thränen ſtürzten ihr über die Wangen, und mir verging der Muth, mich weiter zu erkundigen."

„Aber was iſt Ihnen denn, Vetter?" fragte die Baronin ängſtlich, als ſie einen Augenblick von der Arbeit zu dem Grafen aufgeblickt. „Sie ſcheinen unwohl. Sie ſind ganz bleich geworden. Sind Sie krank?"

„Durchaus nicht! Es iſt ſo in meiner Art, plötzlich blaß und dann wieder roth zu werden. Ein

Blutandrang, weiter nichts, „ſtammelte in einiger Verlegenheit der Graf. „Und jene Sophie, — oder Madame Müller vielmehr, — iſt ſie noch hier in der Nähe?"

„Ich weiß es nicht;" erwiederte die Baronin unbefangen. „Wir könnten indeß hinfahren und ſie beſuchen, wenn Sie es wünſchen —"

„Nein! — Nein, durchaus nicht! — Wer weiß, was aus ihr geworden, welche Fata ſie gehabt! Ich erneue nicht gern Bekanntſchaften aus der Jugendzeit. Man ſchafft ſich manchmal ganz unnützerweiſe eine Feſſel, die Einem ſpäter läſtig wird."

Dieſe Worte ſprach der Graf mit ſo beſonderer Haſt, daß es der Baronin auffiel, und ſie ihn deshalb längere Zeit betrachtete. Er ſchien indeß ihrem Blick ausweichen zu wollen, blickte erſt auf die Stickerei, dann aus dem Fenſter, und ſagte endlich mit mehrerer Ruhe:

„Wahrſcheinlich befindet ſich die Perſon, — Sophie," verbeſſerte er, — „in traurigen Umſtänden, in Geldverlegenheiten. Wäre dies der Fall —"

„So würde ich, mein ſchöner Vetter," fiel ihm die Baronin ein wenig piquirt in's Wort, „dieſen

Verlegenheiten wohl abgeholfen haben. Ich habe unſere ehemalige Geſpielin nicht vergeſſen, und würde, wenn ich die Ueberzeugung bekommen hätte, daß mit Geld ihr zu helfen, gewiß nicht einen Augenblick gezögert haben, ſie zu unterſtützen. Wirklich dachte ich auch einen Moment daran, ich gab ihr zu verſtehen, daß ich ſie zu mir nehmen, für ſie ſorgen wolle, aber ſie ſagte mit einem ſo troſtloſen Tone, daß ich ſolchen nie vergeſſen werde: ‚Mir mangelt nichts. Ich danke Ihnen. Für mich giebt's keine Hülfe‘. — Ich ſage Ihnen, Vetter,“ ſetzte die Baronin hinzu, „es war etwas Schauriges in der Art und Weiſe, wie ſie dieſe Worte ſprach. Sie ſagte ſie kalt, ruhig, aber ein gebrochenes Herz, nein, eine gemordete Seele ſprach aus ihnen.“

Graf Ladislav ſagte nicht ein Wort, er ſetzte ſich der Baronin gegenüber auf einen Stuhl, und ſah ſtarr vor ſich hin.

„Sie ſind krank! Sie ſind dennoch krank, und wollen es nur nicht ſagen;“ ſprach die Baronin, den Grafen von Neuem betrachtend. „Sie wechſeln fortwährend die Farbe. — O über die Männer

Ihre Eitelkeit läßt ſie nicht einmal ein unverſchuldetes Uebel, ein vorübergehendes Unwohlſein eingeſtehen.“

„In der That, mir iſt wohl! Ganz wohl! Ich wüßte nicht, wann ich mich wohler befunden hätte;“ verſetzte der Graf, eine unbefangene Miene anzunehmen trachtend.

Dies gelang ihm jedoch ſo wenig, daß die Baronin, dann und wann von der Arbeit aufblickend und ihn verſtohlen anſehend, plötzlich tief nachdenkend wurde, und eine lange Pauſe verging, ehe beide wieder das Geſpräch fortſetzten.

„Ich habe Ihnen,“ ſagte die Baronin endlich, „bereits mehrere ſchöne Punkte unſerer Gegend gezeigt, aber, mit gutem Bedacht, den ſchönſten noch immer für einen recht heitern Nachmittag aufgeſpart. Es iſt jener ruinengekrönte Berg, der aus dem Walde ragt. Man hat dort eine herrliche Ausſicht. Dieſe aber iſt nicht allein bemerkenswerth, ſondern es ſind an jene Ruinen auch ein paar höchſt poetiſche Sagen geknüpft, die den Ort intereſſant machen, und die ich Ihnen ſpäter mittheilen will. Mein Mann, ein Freund der vaterländiſchen Geſchichte, hat ſie zu Papier gebracht, ja ſelbſt, da in den Ruinen früher allerhand alterthümliche Waffen gefunden wurden, Ausgrabungen veranſtaltet, die ein höchſt intereſſantes, mit jenen Sagen zuſammenhängendes Reſultat geliefert haben."

„Und dieſes? Sie machen mich ganz neugierig;" verſetzte Graf Ladislav.

„Davon ein andermal!" erwiederte die Baronin ſcherzhaft. „Damit Sie das koſtbare Ergebniß der Ausgrabungen gehörig würdigen, und die daran haftende Poeſie nach ihrem Werthe ſchätzen lernen, müſſen Sie erſt ‚gradatim' — ſo heißt es ja wohl? — in die letztere verſetzt werden. Wir fahren zuerſt nach den Ruinen, dort leſe ich Ihnen das Manuſcript meines Mannes vor, und endlich zeige ich Ihnen die Rarität, um die es ſich handelt."

„Aber nennen könnten Sie mir doch ſolche vorher, theures Mühmchen!" ſprach der Graf lächelnd.

„Nicht daran zu denken! Dann wäre die halbe Illuſion fort;" entgegnete die Baronin lachend. „Für jetzt ſage ich Ihnen blos, daß die Ruinen an ſich ſchon ſehr merkwürdig ſind. Sie ſtammen zum Theil aus der graueſten Vorzeit. An den

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03054/003

Quadern eines viereckigen Thurmes ſieht man Spuren faſt verwitterter Schriftzeichen, die ſich aus den Zeiten der Markomannen herſchreiben ſollen. Man findet dergleichen, wie Ihnen bekannt, auch ſonſt wohl an uralten Bauten in unſerm Vaterlande, und Niemand hat ſolche noch enträthſelt. Aber auch der übrige Theil der Burgreſte reicht in eine graue Vorzeit. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gehörte Schloß ‚Dub', — wie man ſagt, ſoll es Libuſſa erbaut und eine Eiche (böhm. Dub) dabei gepflanzt haben, — einem Herrn Milohnew, der den Ungarkönig Andreas nach Paläſtina begleitet, und ſich im heiligen Lande großen Ruhm erworben hatte. Später beſaß es Markita von Richemburg, die es an Bertha von Krawirz verkaufte. Bohus von Poſtupitz, der im Jahre 1443 das ‚Eichenſchloß' von Zdebar von Bozehowiz an ſich brachte, brach das Gebäude ab, und ſeitdem galten die Ruinen, bei dem Landleuten der Gegend, für den Wohnſitz böſer Geiſter."

„Dieſe beſchwören und erlöſen wir ſämmtlich, wenn es nicht zu umſtändlich iſt!" rief der Graf mit Muthwillen. „Ich bin ganz heftig darauf, die

Ruinen des „Eichenſchloſſes‘ zu beſuchen, Abentheuer dort zu beſtehen, und Schätze zu heben! Welche Poeſie die alten Trümmer dort umſchwebt! Ich ſehe ſie faſt wie eine Nebelwolke über dem Felſenkegel lagern, der ſich aus dem düſtern Buchenwalde erhebt. Schloß Dub, von Libuſſa erbaut! Markita von Richemburg! Bohus von Poſtupitz! Ausgrabungen! Markomannenſchrift! Böſe Geiſter! — Wenn das nicht mittelalterliche Poeſie iſt! — Welch ein Thema zu einem dreibändigen Roman, gedruckt bei Fürſt in Nordhauſen!“

„Lachen Sie nur, mein ſchelmiſcher Vetter! Lachen Sie immer. Sie ſollen dennoch zugeſtehen müſſen, daß die Sage, die an den Trümmern des ‚Eichenſchloſſes‘ hängt, des Tragiſch-Poetiſchen nicht ganz entbehrt. Kann ich das letztere — verſteht ſich, nicht durch Erfindung ſondern auf reelle Weiſe — noch erhöhen, und demſelben dadurch ein größeres Intereſſe verleihen, ſo ſoll es nicht an mir liegen, wenn es nicht geſchieht.“

„Das Poetiſche erhöhen? Dies können Sie unſtreitig, ſchöne Couſine,“ — fiel der Graf ein, indem er die Hand der Baronin an die Lippen führte.

„Ich ſprach nur von dem Ergebniß der Ausgrabungen, das ich Ihnen dann vorlegen wollte;“ verſetzte die Baronin kalt, indem ſie eifrig ſich mit ihrer Arbeit beſchäftigte, und dann in ein anderes Geſpräch überging. Ehe der Graf das Zimmer verließ, ſchlug ihm noch die Gräfin für den Nachmittag eine Spazierfahrt nach den Ruinen vor.

Schon hatte Ladislav ſich zu derſelben bereit gemacht, ſchon war der Wagen angeſpannt, als ihm die Gräfin ſagen ließ, daß ſie bedauere, für heute die beſchloſſene Fahrt nicht unternehmen zu können, da ſie durch einen Beſuch daran verhindert würde. Auf Befragen erzählte ihm der Kammerdiener, daß eine Fremde ſich bei ſeiner Herrin melden laſſen, dieſe ſich mit der Unbekannten eingeſchloſſen und jede Störung verboten habe. Schon durch dieſe Mittheilung aufmerkſam gemacht, ward es Ladislav noch mehr, als bis zum Abend die Fremde das Schloß noch nicht verlaſſen hatte, dann aber plötzlich in der Equipage der Baronin, — wie er beim Einſteigen bemerkte, in Trauer und tief verſchleiert, — davonfuhr.

Beim Souper war die Baronin ungemein ernſthaft und nachdenkend. Der junge Mann erlaubte ſich, ſo neugierig er auch war, nicht mit einer Sylbe der Fremden zu erwähnen, da er die Stimmung der Verwandtin auf Rechnung des Beſuchs ſetzen zu müſſen meinte. Sie ſelbſt gedachte des letzteren durchaus nicht, und die Unterhaltung war ſehr einſylbig. Der Graf fand überhaupt heute die Baronin in ihrem Benehmen gegen ihn ſehr verändert. Er bemerkte nicht jene gewohnte unbefangene Herzlichkeit, vielmehr herrſchte ein gewiſſes ceremoniöſes Weſen vor, welches ihm, da er deſſen ungewohnt war, um ſo mehr auffiel. Kopfſchmerzen vorſchützend, verweilte die Baronin nun ſehr kurze Zeit im Speiſezimmer, und wünſchte dem Grafen, anſtatt wie ſonſt noch ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, ſo wie ſie von der Tafel aufgeſtanden war, gute Nacht.

Jemehr Ladislav über dies Benehmen nachdachte, jemehr ſchien es ihm mit dem Beſuche der Fremden zuſammenzuhängen. Sollte die Baronin unangenehme Nachrichten irgend einer Art erhalten haben? Sollten dieſe auf irgend eine Weiſe ihn ſelbſt betreffen? Der Gedanke quälte ihn überaus. Er dachte über dies und jenes, was er eben nicht gern zur Kunde Thereſens gebracht geſehen hätte, nach, doch kam er auf nichts Beſtimmtes. Bei alledem ſchien es ihm immer mehr, daß er bei der Sache betheiligt ſein müſſe. Das Benehmen ſeiner Couſine war gar zu auffällig geweſen. Zwei oder dreimal hatte ſie ihn ſtatt „lieber Vetter“, wie ſie es gewöhnlich zu thun pflegte, „Herr Graf“ genannt. Ohne Urſache konnte dies nicht geſchehen ſein. Die Schloßuhr hatte bereits Mitternacht geſummt, ehe Ladislav ſein Lager ſuchte. —

Am folgenden Tage früh war die Baronin — in Geſchäften, wie es hieß, — weggefahren; erſt Abends kehrte ſie wieder. Den Morgen darauf, als Ladislav ſie in ihrem gewöhnlichen Lokal der Bibliothek aufſuchte, ſchien keine Spur mehr von der vorgeſtrigen Verſtimmung vorhanden. Sie war zwar ernſt, aber freundlich wie früher. Nach Tiſche ſchlug ſie ihm vor, den ſchönen Nachmittag zu einer Fahrt nach den Ruinen von Dub zu verwenden. Mit Freuden willigte Ladislav ein, und bald befanden ſie ſich in einer eleganten Chaiſe, von ein paar herrlichen Rennern gezogen, auf dem Wege. Die Schatten eines ſchönen Buchen- und Eichenwaldes nahmen ſie in ihr Dunkel auf. In Mitte deſſelben ragte ein bis zur Hälfte mit Bäumen bewachſener, auf ſeinem Scheitel uralte Ruinen tragender Bergkegel über die Kronen bemooster Eichen empor.

Die Baronin erklimmte ihn am Arme des Grafen, und bald ſtanden ſie in Mitte der Trümmern. Das Schloß hatte zu ſeiner Zeit gewiß eine große Bedeutung gehabt. Es war von ziemlicher Ausdehnung geweſen. Die Ruinen bedeckten die ganze Stirn des Berges. Freilich waren es meiſtentheils nur mächtige Steinhaufen, welche die Linien der Umfaſſungsmauern, ſelbſt zum Theil der Gebäude, bezeichneten, doch konnte man den Plan des Ganzen noch ziemlich erkennen. Am wohlerhaltendſten war ein Reſt des aus der Mitte emporragenden uralten, viereckigen Thurmes. Hier und da ſah man an den altersgrauen Quadern halbausgewitterte Schriftzüge, die jedoch mehr Steinmetzenzeichen als Buchſtaben glichen, und die von Alterthumsforſchern bald als ſolche, bald als der erloſchenen Sprache der alten Markomannen zugehörig angeſehen worden waren. So wie die Beſuchenden eine halbe Stunde zwiſchen den Trümmern herumgeſtiegen waren, gingen ſie auf eine ungeheure, alte, dicht neben dem ehemaligen Burgthore ſtehende Eiche zu, und ließen ſich dort auf einem Steinblock nieder. Die Baronin bezeichnete die Eiche als den „Baum der Libuſſa".

„Wären wir auch nicht müde genug," ſagte ſie ſcherzhaft, „um ſchon aus dieſem Grunde dies Plätzchen aufzuſuchen, ſo hätte ich Sie dennoch, um Sie in die rechte poetiſche Stimmnng zu bringen, erſucht hier Platz zu nehmen. Heute Abend leſe ich Ihnen die „Sage von dem Eichenſchloſſe" vor, und vielleicht hilft mir dann Libuſſa durch ihre Zauberkraft den poetiſchen Effect hervorzubringen, der meiner Leſerei ſonſt abgeht."

„O Mühmchen," rief Ladislav zärtlich, „Sie bedürfen nicht Libuſſa's Zauber, um Poeſie um ſich her zu verbreiten; Ihr eigener reicht dazu vollkommen aus."

„Beſäße ich ihn," ſagte die Baronin mit zweideutigem Lächeln, „ſo würde ich ihn dennoch mit dem der Libuſſa vereinigen, um ſo nur noch unfehlbarer die Moral, die in der Sage liegt: nämlich die,

‚daß ein Ehrenmann unter allen Umſtänden ſein Wort halten muß, wenn er nicht ſich und Andere ſehr unglücklich machen will', zur Anſchauung zu bringen."

Ohne den Grafen anzuſehen, erhob ſich die Baronin, brach einige Zweige, von den ſich weithin erſtreckenden und tiefherabhängenden Aeſten der Eiche, und reichte ſchweigend dem Grafen den Arm, um zu dem harrenden Wagen zurückzukehren. —

Es war gegen Abend, als ein Diener dem Grafen meldete, daß die Baronin ihn in dem Bibliothekzimmer erwarte. So wie er eintrat, bemerkte er ein auf einem Tiſchchen liegendes Manuſcript. Die Baronin hatte ſich in einem Fauteuil niedergelaſſen, und winkte ihm auf einem zweiten Platz zu nehmen. Eine Lampe von ziemlicher Größe, aber ſonderbarer Form brannte auf dem Tiſche. Die Lampe ſchien uralt. Sie war gefäßähnlich, durchſcheinend, gelbweiß, und wie es ſchien von Alabaſter. Rings herum liefen ſonderbare Sculpturen. Aus allerlei Schnörkelwerk blickten Geſichter, oder vielmehr ein und daſſelbe Menſchenantlitz, doch eigenthümlich variirt, hervor. Das erſte war ein ſchönes, regelmäßiges, faſ lieblich zu nennendes Frauengeſicht. Im zweiten erſchien daſſelbe etwas verhäßlicht, im dritten, vierten, fünften und ſechsten immer häßlicher, bis es endlich im ſiebenten als eine wahre Teufelsfratze hervortrat. Es konnte nicht fehlen, daß das ſonderbare Kunſtwerk ſogleich des Grafen Aufmerkſamkeit erregte. Er betrachtete die Lampe von allen Seiten, und ſah dann die Baronin fragend an.

„Sie ſehen hier einen Theil des Fundes bei den Ausgrabungen im Schloſſe Dub;“ ſagte die Dame. „Er iſt unſtreitig der merkwürdigſte, denn an ihn knüpft ſich eben die Sage, die ich Ihnen vorleſen will. Nach dieſer ſtammt die Lampe von Libuſſa ſelbſt, und die zauberkundige Fürſtin hatte an den Beſitz dieſes Geräthes Bedingungen gebunden, welche der Verfolg der Sage gleichfalls namhaft machen wird. — Jetzt hören Sie zu.“

Die Baronin las:

‚Es war im Jahre 1220, als König Andreas, aus Paläſtina wiederkehrend, durch Bulgarien zog, und ſich längere Zeit an dem Hofe des Fürſten Aſan aufhielt. Unter den Rittern des Königs befand ſich ein junger Böhme von edler Geburt, der

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03072/021

Schweden verließen das Schlachtfeld und mit ihm drittehalbtauſend Leichen ihrer gefallenen Brüder, acht Fahnen, zwei Standarten und acht Feuerſchlünde.

Am vierten Tage nach der Schlacht war die Domkirche zu Köln an der Spree zu einem Trauergottesdienſte feierlich ausgeſchmückt. Ein würdiger Geiſtlicher ſtand auf der Kanzel und deutete in ſeiner ſalbungsvollen, kein Auge der Hörer trocken laſſenden Rede auf vier, in der Mitte des Gotteshauſes aufgeſtellte, mit Lorberkränzen und Militairinſignien gezierte Särge. Der Kurfürſt, die Prinzen ſeines Hauſes, der ganze Hof hatte ſich zu dieſer Todtenfeier eingefunden. Eben hatte der Geiſtliche ſeine Rede geendet. Ein Commando von achtundvierzig Unteroffizieren, zwei Stabs- und Subalternoffiziere an der Spitze, trat herbei; es war beſtimmt, die ruhmvoll Geſtorbenen nach ihrer ſtillen Wohnung zu geleiten; da wankte eine tiefverſchleierte Geſtalt am Arme des Feldmarſchalls zu dem Stuhle des Herrſchers. Sie ſchlug den Schleier zurück; es war Mathilde. Nach einigen leiſe gewechſelten Worten erhob ſich der Kurfürſt, erfaßte die Hand des Mädchens und näherte ſich den Särgen. Auf einen Wink von ihm wurden die Deckel zweier derſelben abgehoben.

Sie bargen Froben's und Burgsdorf's Reſte. —

Ritter Milohnew von Dub. Seine Geſtalt war hoch und ſchlank, dabei aber kräftig. Sein Haar fiel in rabenſchwarzen Ringellocken über die Schultern auf die blanke Rüſtung herab. Die Geſichtszüge des jungen Mannes waren ſcharf geſchnitten, aber nicht unſchön, und dieſe, vorzüglich aber das dunkle mit langen Wimpern gezierte Auge, verriethen auf den erſten Anblick den Tſchechen. Unter den Magnaten Bulgariens zeichnete ſich beſonders Herr Bohoriz, Obermundſchenk des Fürſten Aſan, einer der mächtigſten Bannerherren aus. Sein Gebiet lag an den Vorbergen des Vulkangebirges, und erſtreckte ſich meilenweit. Er intereſſirte ſich lebhaft für den Ritter Milohnew; denn die Gemahlin des Obermundſchenken, die indeß vor mehreren Jahren geſtorben, war von Geburt eine Böhmin geweſen, und Herr Bohariz liebte deshalb die Nation der Tſchechen. So wie beide Ritter nähere Bekanntſchaft gemacht hatten, fand es ſich ſogar, daß Milohnew mit Lidwina von Pardubitz, der Gattin des Herrn Bohoriz, in entferntem Grade verwandt war, und es war Erſterem deshalb weder auffallend noch ſelbſt unbekannt, daß eine Vorfahrin derſelben die Lieblingsdienerin der in dem Gedächtniß jedes Böhmen lebenden Libuſſa geweſen. Schon oft hatte Bohoriz den jungen Ritter nach ſeinem im Balkangebirge liegenden Schloſſe eingeladen, dieſer indeß immer noch die Einladung abgelehnt, da die Dauer des Aufenthalts des Ungarkönigs am Hofe Aſans noch nicht genau beſtimmt war; wie es ſich aber feſtſtellte, daß dieſe noch über einen Monat dauern würde, ſo ſagte Milohnew um ſo lieber zu, als er Bohoriz vorher zu einer Bärenjagd, die ihm dieſer als ſehr beluſtigend beſchrieb, begleiten und ihm dann auf ſein Schloß folgen ſollte. Nach längerer Reiſe durch ziemlich unwegſame Gebirge und Wälder gelangten beide, begleitet von der zahlreichen Dienerſchaft des Obermundſchenken, nach jenem Theil des Gebietes des Herrn Bohoriz, das, ein einziger Urwald, jedoch nur wenige Stunden von deſſen Burg entfernt war. Es war, ſo zu ſagen, deſſen Lieblingsjagdgehege. Wild verſchiedener Art war hier im Ueberfluſſe vorhanden, aber das Elenn, der Bär und der Auerochſe die Hauptbewohner des Waldes.

Es war an einem neblichen Herbſtmorgen, als die Jagd beginnen ſollte. Einige hundert zerlumpte

Bulgaren, Leibeigene des Obermundſchenken, hatten in einem, faſt eine Meile im Durchmeſſer betragenden, Kreiſe ein Dickicht umſtellt, das auf einigen Stellen mit Sumpf und Hochland abwechſelte. Herr Bohoriz hatte eine Linie Armbruſtſchützen quer durch den letzteren antreten laſſen, und Milohnew etwa hundert Schritte von dem Bannerherrn, dicht an einer alten Eiche, etwa einen Bogenſchuß weit von einem mit Rohr und Geſtrüpp durchwachſenen Sumpfe, ſeinen Platz erhalten. Jetzt gab der Jagdherr mit dem Horn das Zeichen zum Beginn der Jagd, und bald hörte man in der Entfernung die Stimmen der Treiber und das Geklaff der Hunde ertönen. Milohnew, die geſpannte Armbruſt mit aufgelegtem Bolzen in der Hand, den Jagdſpieß an die alte knorrige Eiche gelegt, erwartete das kommende Wild. Bald erſchien es auch. Ein Fuchs trabte in der Ferne, ein Rudel Rehe ſchußrecht vorüber, nicht lange darauf folgte ein mächtiger Eber. Schon brachte Milohnew die Armbruſt an den Backen. Er hätte dem Thiere, deſſen Zähneknirſchen wie das Wetzen einer Senſe ertönte, gern einen Bolzen zugeſendet, aber Bohoriz rief ihm zu, daß er den Schuß für ein beſſeres Wild ſparen möge. Dieſes erſchien auch bald. Es war ein gewaltiger Elennhirſch. Seine Größe war die eines Schlachtroſſes. Schwerfällig trabte er durch die Bäume daher, das Haupt mit dem Schaufelgeweih mehr ſenkend als erhebend. Milohnew fühlte die Pulſe bis in die Schläfe klopfen, als das Wild näher kam. Jetzt aber erblickte dieſes den Jäger, es veränderte ſeinen Lauf, kam in die Nähe des Obermundſchenken, und ſtürzte auf einen Armbruſtſchuß des letzteren krachend zu Boden.

Während Milohnew zu dem herrlichen Thiere, von deſſen Geſchlecht er noch keines ſo nahe erblickt, hineilte, um es zu betrachten, donnerte es hinter ihm, als ob ein Wagen durch den Wald rollte. Sträucher und Aeſte knackten und brachen. Es war ein Auerochs, der geſenkten Hauptes, wie raſend, vorüberſtürmte, doch aber zu entfernt war, um ihm mit Glück einen Bolzen zuſenden zu können. Eben war Milohnew wieder auf ſeine Stelle zurückgekehrt, als er in dem Rohre ein ſich wiederholendes leiſes Winſeln und Gebrumm vernahm, dem ein ſich dann und wann wiederholendes Brechen der Rohrſtengel folgte. Zugleich ſah Milohnew, daß Bohoriz durch eifriges Zuwinken ihn aufmerkſam zu machen ſtrebe. Der junge Mann blickte jetzt nach dem Dickicht. Er ſah, wie ſich die Fahnen und Kolben des Rohres bewegten, und wie die Bewegung langſam näher und näher kam. Das Knicken und Knacken dauerte gleichfalls fort. Jetzt auf einmal öffnete ſich das Dickicht, und herausſchritt, langſam und ſcheinbar ohne der Umgebung die mindeſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ein brauner Bär von einer Größe, wie er Milohnew in den Wäldern Böhmens noch niemals vorgekommen. Er nahm langſam ſeinen Weg gerade auf die Eiche zu, an der Milohnew poſtirt war, doch nun begann er Witterung von dem Jäger zu erhalten. Er ſtand, erhob das ſchwere Haupt, ſchnüffelte rechts und links. Eben brachte Milohnew die Armbruſt an den Backen. Die Bewegung erregte die Aufmerkſamkeit des Thieres. Langſam erhob es ſich auf den Hinterfüßen. Die breite Bruſt des Bären bot einen guten Zielpunkt. Milohnew drückte los, die Sehne klatſchte, der Bolzen ſauſ'te von der Armbruſt. Unglücklicherweiſe hatte er aber nicht die Bruſt, ſondern die Schulter des Thieres getroffen, von welcher ſogleich ein Blutſtrom durch das zottige Haar herabrann. Mit kurzem Gebrüll und geöffnetem Rachen ſchritt das Thier auf Milohnew zu, welcher kaum ſo viel Zeit hatte, die Armbruſt von ſich zu werfen und nach dem Speere zu greifen. Die kleinen Augen des Thieres brannten wuthglänzend in einem grünlichen Feuer. Zwei Zoll lange Hauer blickten unter den zurückgezogenen Lippen hervor. Schon war der Bär drei Schritt von dem Jäger. Mit aller Anſtrengung der Kräfte rannte der junge Mann ihm den Jagdſpieß in die Bruſt. Das Thier taumelte. Milohnew wollte die Waffe zurückziehen, um ihm einen zweiten Stoß zu verſetzen, aber die Bewegung hatte ihn demſelben näher gebracht, als er ſelbſt wollte, und ehe er es ſich verſah, fühlte er die Klauen des Thieres an ſeinem Arm. Es hatte ihm denſelben vom Ellenbogen faſt bis zur Handwurzel aufgeriſſen. —

So wie Boboriz den jungen Ritter im Kampfe mit dem Ungeheuer erblickte, war er ihm augenblicklich zu Hülfe geeilt. In dem Moment, wo Milohnew verwundet wurde, drang der Jagdſpieß des Bulgaren dem Bären durch die Seite in das Herz. In Strömen ſchwärzlichen Blutes athmete das Thier die Seele aus.

Der erſte Augenblick des glücklich beſtandenen Kampfes, ließ Milohnew nicht an ſeine Verwundung denken, aber bald bemerkte Bohoriz das durch die Kleidung dringende, und an der Hand herabrinnende Blut.

„Ihr ſeid verletzt,“ ſagte er, die Wunde betrachtend. „Hm, die Wunde iſt nicht klein. Ja, Meiſter Braun führt ſtarke Waffen! Nun, laßt es gut ſein. Es iſt keine Gefahr dabei, und meine Tochter Ladika wird Euch in ein paar Tagen wieder hergeſtellt haben. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß, obwohl alle Frauen unſeres Landes in der Arzneikunde wohl bewandert ſind, ſo übertraf doch meine verſtorbene Gattin ſie darin ſämmtlich, und die Kunſt iſt von der Mutter auf die Tochter übergegangen. Es iſt Libuſſa's Geiſt vielleicht, der noch in der Enkelin ihres Lieblinges wirkſam iſt. Ich ſage Euch, es iſt in dieſen Bergen kein Kraut, keine Heilpflanze, die Ladika nicht kennt. Dies wäre zwar noch nichts. Die Bulgarenfrauen ſind ſämmtlich in dieſer Kunde wohlbewandert. Aber was will die Arznei ſagen, wenn man nicht mit der rechten Zeit, wann die Wurzel gegraben, das Kraut gepflückt, der Trank bereitet werden muß, eben ſo vertraut iſt! Und dann das Sprüchlein, das bei den verſchiedenen Kuren hergebetet werden muß! ‚Der Spruch iſt die Hauptſache‘! pflegte Lidwina ſtets zu ſagen, wenn ſie mir Arznei reichte. Und dann murmelte ſie dies und das. Ehe man ſich es verſah, war Schmerz und Fieber weg, und ich war friſch und geſund. Habt deßhalb keine Bangigkeit. In zwei Stunden ſind wir auf meiner Burg. Ladika ſorgt dafür, daß Eure Wunde nicht ſchlimm wird, und in ein paar Tagen iſt ſie geheilt.“

Milohnew konnte nicht in Allem die Meinung des Obermundſchenken theilen. Zuerſt ſchmerzte ihn ſein Arm ganz abſcheulich. Die Klauen des Bären waren bis auf den Knochen gedrungen; und obwohl Bohoriz die Wunde ſo feſt wie möglich mit der Schärpe des Jünglings verband, träufelte doch fortwährend das Blut die Hand herab. Was aber dem jungen Mann noch weniger gefiel, war das, was Bohoriz von den ‚Sprüchen‘ geſagt, mit denen die Kur begleitet ſein würde. Er hatte in ſeinem Vaterlande oft vernommen, daß es mit den Kentniſſen, die Libuſſa ihren Dienerinnen mitgetheilt, eine ganz eigene Bewandtniß haben ſolle, und der fromme Burgkaplan im Hauſe ſeines Vaters hatte dieſelben oft ganz unverholen „ſeelenmörderiſche Teufelskünſte" genannt. Der Jüngling war noch in dieſen verſchiedenen Bedenken befangen, als man ſich bereits in Nähe eines altersgrauen, mit Wallgraben umgebenen, von Thürmen überragten Gebäudes befand.

„Wir ſind zur Stelle!" rief Herr Bohoriz, als von dem Thorthurme ein paar, ziemlich übeltönende Trompetenſtöße erſchallten.

Nach einem kurzen Ausruf des Obermundſchenken, in bulgariſcher Sprache, raſſelte die Zugbrücke nieder, und beide ritten in den düſtern, ziemlich engen Burghof.

Bald führte Bohoriz ſeinen Gaſt in die Waffenhalle; ein weites, und zugleich das Hauptgemach des Schloſſes. Es war ziemlich roh mit Ziegeln gepflaſtert. Die Wände waren mit Waffen der ſonderbarſten, oft plumpeſten Art verziert. Ein Tiſch und Seſſel von ordinairem Eichenholz, ziemlich ungeſchickt gearbeitet, ſtanden in der Mitte des Gemaches.

In einer Art Kamin loderte ein halber Fichtenſtamm, der, wenn er ein Stück abgebrannt, immer wieder nachgeſchoben werden mußte. Ueber dem Kamin war das Wappen des Geſchlechts: eine Jungfrau, auf einem Bären reitend, angebracht.

„Sage meiner Tochter, daß ſie dem Gaſte den Willkommen reiche, und eine kleine Fleiſchwunde verbinde!“ rief Herr Bohoriz einem Diener zu.

Wenige Augenblicke darauf trat die Genannte ein. Milohnew dachte nicht einen Augenblick an ſeinen verwundeten Arm, als er die Jungfrau erblickte. Es war eine herrliche Geſtalt, mit dunklen Haaren, blauen Augen, und Zügen der vollendetſten Schönheit.

Der Jüngling bemerkte kaum, daß ein Diener mit einem ungeheuren Weinkruge, und einer Silberplatte, beſetzt mit ſonderbar geformten Trinkgeſchirren, ſie begleitete. Er ſprach kein Wort, kaum verneigte er ſich, und erſt, als die Jungfrau Wein in eins der Geſchirre gegoſſen, ihn an die eigenen Lippen gebracht, und nun mit gebogenen Knieen und dem Rufe: „Herr, ich bringe es Euch!“ ihn dem Ritter kredenzte, kam er wieder zur Beſinnung.

Haſtig ergriff er das Gefäß, eben ſo haſtig trank

Der Kurfürſt ergriff einen der Lorberkränze und drückte ihn ſchweigend auf Froben's Haupt.

Lange ſtand Mathilde in unendlichen Schmerz verſunken, die ſtarre Hand des Verlobten in der ihrigen haltend; dann wankte ſie, von dem Feldmarſchall und Schwanitz unterſtützt, aus dem Gotteshauſe. — Auch Roſenblatt war unter den Trauernden. Er trennte ſich erſt in der Gruft von dem geſtorbenen Freunde.

Manche der freundlichen, fühlenden Leſerinnen werden noch einige Worte über Mathildens ferneres Schickſal zu hören begehren. — Nur mit Mühe konnte der alte Herr von Schwanitz das Mädchen von dem Entſchluſſe, den Schleier zu wählen, abbringen. Sobald der Alte das lebensmüde Auge geſchloſſen, begab ſich Mathilde in ein in Weſtfalen gelegenes Fräuleinſtift. Längſt Aebtiſſin deſſelben, entlockte der Name Fehrbellin, ſo oft er genannt ward, ihrem Auge eine Thräne des Schmerzes, der Erinnerung und der Liebe.

er es aus. Noch hielt er es leer in der Hand, als Boboriz ausrief:

„Nun, Ladika, begrüßeſt Du nicht den Gaſt nach Landesſitte?“

Erröthend neigte ſich die Jungfrau zu Milohnew, und bot ihm die Wange zum Kuſſe dar. So unbekannt Milohnew mit den bulgariſchen Sitten war ſo gefiel ihm doch dieſe Art der Begrüßung ganz ausnehmend. Schnell drückte er einen glühenden Kuß auf die heiße Wange des Mädchens.

„Nun noch einen Trunk, dann, Ladika, verbinde ſeine Wunde!“ ſprach der Wirth.

Milohnew hielt das Gefäß hin, um es füllen zu laſſen, aber faſt hätte er es vor Schreck wieder fallen laſſen, als er darauf blickte. Es war ein in Silber gefaßter Todtenſchädel. Boboriz bemerkte ſogleich den Schreck des Grafen.

„O, Ladika,“ rief er lachend, „unſer Gaſt iſt ein Tſcheche, und da hätteſt Du es noch von Deiner Mutter her wiſſen ſollen, daß dieſe nicht aus ſolchen Gefäßen zu trinken lieben! Stelle die Hirnſchale Haſſan Begs bei Seite und nimm einen andern Becher.“

Es überlief den Jüngling ein Schauder, als er bedachte, daß er bereits aus dem ſonderbaren Becher getrunken hatte, als er aber einen andern aus den Händen der Jungfrau empfing, als er bald darauf dieſe mit einem kunſtgerechten Verbande an ſeinem Arme beſchäftigt fühlte, da dachte er weder mehr an ſeine Wunde, noch an den Türkenſchädel; er ſah und hörte nichts mehr als Ladika.

Die Wunde des Jünglings, welche der Obermundſchenk, ziemlich nach bulgariſchen Anſichten urtheilend, eine ‚leichte Fleiſchwunde‘ genannt hatte, erwies ſich als gefährlich. Ein heftiges Wundfieber ſtellte ſich ein, und Milohnew lag hart darnieder. Obwohl Ladika Alles aufbot ihm Hülfe zu bringen, ſo konnten doch weder ihre Kräuter, noch ihre Kühltränke, noch die ‚Sprüche‘ Libuſſa's verhindern, daß der Kranke in die heftigſten Paroxismen verfiel. Die Sitten der damaligen Zeit geſtatteten, daß die Frauen, welche den Kranken hilfreich beiſtanden, zur Pflege in den Krankenzimmern verweilten, und ſo befand ſich denn auch Ladika den größten Theil des Tages in der Nähe Milohnew's. Ihre Hand verband ſeine Wunde, ihre Hand reichte ihm jeden Labetrank, aus ihrem Munde vernahm er Worte des Troſtes und der Unterhaltung. War es zu verwundern, daß ſich in dem Herzen des Jünglings eine Leidenſchaft feſtſetzte, daß ſich ſolche dem Herzen des Mädchens mittheilte, daß ſie endlich über beiden in wilden Flammen zuſammenſchlug? — —

Nur ſelten war Bohoriz daheim. Ein leidenſchaftlicher Jäger, wie er war, ſtreifte er fortwährend durch Wald und Feld, oder war mit Schlichtung der Streitigkeiten ſeiner Leibeignen beſchäftigt. Milohnew war zwar ganz wieder hergeſtellt, aber theils bemerkte der Obermundſchenk, daß der junge Mann weder ein leidenſchaftlicher noch beſonders geſchickter Jäger war, weshalb er ihn weniger, als ſonſt wohl geſchehen wäre, zur Begleitung aufforderte, theils ſtellte ſich der Jüngling noch krank und ſchwach, um ſich nicht tagelang von Ladika trennen zu müſſen, und ſo kam es denn, daß die jungen Leute faſt von Morgen bis Abend beiſammen waren, von der Gunſt des Augenblicks Vortheils ziehend, und nur ſich und ihrer Liebe lebend.

Es war eines Abends, als Ladika ſich wie gewöhnlich in dem Gemache des Geliebten befand.

Die Dunkelheit war angebrochen. Eine Lampe brannte auf dem Tiſche. Es war diejenige, welche während Milohnew's Krankheit die Nächte hindurch neben ſeinem Lager geſtanden hatte. Die Lampe war ſonderbarer Art. Sieben Geſichter waren an ihr kunſtreich in Alabaſter geſchnitten. Alle glichen ſich. Es waren dieſelben Züge, doch ein Uebergang von idealer Schönheit bis zur abſchreckendſten Häßlichkeit. Milohnew's Auge fiel auf die Lampe.

„O, meine Geliebte,“ ſagte er lebhaft zu Ladika, „erkläre mir doch, welche Beſchaffenheit es mit dieſer Lampe hat. Sie iſt, wie es ſcheint, ganz eigenthümlicher Art. Oft in den langen Nächten meiner Krankheit erſchien es mir, als ob die Geſichter an dieſer Lampe Leben erhielten. Es kam mir dann in meiner Fieberphantaſie vor, als ob ſie ſich von dem Stein ablöſ'ten, als ob ſie im Kreiſe mich umſtänden, mich bald höhniſch, bald drohend anlächelten, ja, als ob ſie in einer wilden, übeltönenden Sprache zu mir redeten. Ja, Ladika, ſelbſt in dieſem Augenblick kommt es mir noch vor, als ob die Züge dieſer Geſichter ſich veränderten; bald verſchönerten, bald ſich verhäßlichten, was doch durchaus nicht der

Fall ſein kann. Sage mir, Geliebte, welche Bewandtniß hat es mit dieſer Lampe?“

Ladika ſtarrte, als Milohnew ſo zu ihr ſprach, verwirrt zur Erde. Es ſchien, als ob ſie ſprechen wollte, ſie ſchwieg indeß.

„Um Gott, Ladika, ſage mir: Dieſe Lampe iſt doch kein Zaubergeräth?“ fragte der Ritter beſtürzt.

„Das nicht! Das eben nicht,“ verſetzte das Mädchen betroffen.

„Sage mir alſo, Geliebte,“ — hob der Jüngling von Neuem an.

„Frage mich nicht, Mann meines Herzens!“ unterbrach ihn das Mädchen, den weißen Arm um ſeinen Hals ſchlingend. „Frage mich nicht um etwas, das ich Dir nicht ſagen kann! — Die Lampe iſt aus dem Erbe meiner Mutter, die ſolche als eine große Koſtbarkeit betrachtete. Aengſtet Dich das Geräth, ſo ſoll es nicht wieder zum Vorſchein kommen, und ich mache mir Vorwürfe, daß Du es erblickt haſt. — Wenn Du mich liebſt, Milohnew, ſo frage mich nicht mehr über dieſe Lampe, und ſuche zu vergeſſen, daß Du ſie jemals geſehen haſt.“

Milohnew war außerordentlich betroffen über die

Worte, welche Ladika geſprochen hatte, ihre Schmeicheleien, die Zärtlichkeiten, mit denen ſie ihn überhäufte, und die früher bereits das innigſte Verhältniß herbeigeführt hatten, ließen ihn alle Bedenklichkeiten vergeſſen, und der Morgen brach bereits an, als ſich Ladika wieder in ihr Gemach ſchlich. — —

Die Baronin Thereſe hätte für einige Momente zu leſen aufgehört. Graf Ladislav betrachtete die Alabaſterlampe von allen Seiten.

„Und dieſe Lampe?“ ſagte er lächelnd. „Sollte ſie etwa die Lampe Ladika's, und aus Bulgarien nach Schloß Dub gekommen ſein?“

„So ſcheint es in der That;“ verſetzte die Baronin. „Milohnew ward der ‚Erbe der Lampe.‘ Wie er es geworden, meldet der Verfolg dieſer Sage. — Eigenthümlich und ſonderbar bleibt es immer, daß die Geſchichte derſelben längſt in dieſer Gegend bekannt war, ehe bei den Ausgrabungen in den Ruinen des Schloſſes Dub, dies Geräth, das in Beziehung der Hautreliefs, die darauf angebracht ſind, ſo wunderbar mit Ladika's Lampe übereinſtimmt, gefunden ward.“

„In der That, es iſt ſeltſam;“ entgegnete Ladislav. „Aber wiſſen Sie, Couſine, was noch ſeltſamer iſt?“ fuhr er nach einer Weile lächelnd fort. „Die Lampe hat in der That etwas Zauberhaftes; für mich wenigſtens. Der Ausdruck in jenen Geſichtern ſcheint ſich jeden Augenblick zu verändern, bald ſchöner, bald häßlicher, jetzt freundlicher, dann wieder drohender und grinſender zu werden.“

„Finden Sie dies?“ fragte die Baronin lachend. „Nun, ſo hüten Sie ſich, daß Sie nicht der ‚Erbe der Lampe‘ werden. — Sie ſcheinen,“ ſetzte ſie, mit einem den Grafen ſonderbar fixirenden Blicke, hinzu, „ohnehin für die dahin einſchlagenden Bedingungen viele Anlagen zu haben.“

Sie las weiter:

‚Der Obermundſchenk war längere Zeit, oft viele Tage hintereinander, von ſeiner Burg abweſend. Es ſchien ihm nicht unlieb, daß die jungen Leute ſich für einander intereſſirten, wiewohl er nicht ahnete, wie weit die Vertraulichkeit zwiſchen beiden bereits gediehen ſei. Als er eines Tages wieder anweſend war, ſagte ihm Milohnew, daß er ſich nächſtens zu dem Könige Andreas begeben, dann aber mit deſſen Genehmigung nach Böhmen reiſen wolle, da er ſeine-

Beſitzthümer ſeit langer Zeit nicht beſucht habe, und ſeine Anweſenheit dort nöthig ſei. Obwohl die letztere Behauptung nicht alles Grundes entbehrte, ſo war der angegebene doch nicht der einzige. Ein anderer, den ſich der Ritter vielleicht ſelbſt nicht einmal eingeſtand, lag im Hintergrunde: Milohnew wünſchte von dem Schloſſe des Obermundſchenken fort zu kommen. — Der junge Mann war eben nicht von ſchlechtem Charakter, aber ein Hauptzug des letztern war Unbeſtändigkeit und Genußſucht. So lange Ladika ſeine Liebesſchwüre angehört hatte, ohne die Gluth ſeiner Empfindungen zu theilen, war ſeine Leidenſchaft höher und höher geſtiegen, als aber auch ſie, von dieſer fortgeriſſen, ganz ſein eigen geworden, als die Aermſte nichts mehr zu gewähren hatte, erkaltete ſeine Neigung von Tag zu Tage. Es iſt unedlen Seelen eigen, daß wenn ſie im Begriff ſind ein Unrecht zu begehen, ſie ſchnell fertig ſind, Scheingründe zu ermitteln, vermöge deren ſie ſich ſelbſt zu überreden ſuchen, daß das vollſte Recht zu ihrem Vorhaben auf ihrer Seite ſei. So war es mit Milohnew. Er fühlte, daß es ſchlecht ſei, Ladika, die mit ſo glühender Liebe an ihm hing, zu verlaſſen; aber, ſo ſagte er ſich, war ſeine Liebe nicht eine ſtrafbare, wenn, worauf ja ſelbſt der Vater derſelben einmal hingedeutet, das Mädchen mit geheimen, von der chriſtlichen Kirche verdammten Geheimmitteln, mit Zauberſprüchen vielleicht, vertraut ſei? War ihr Benehmen, als er ſie über die Eigenthümlichkeiten der Lampe gefragt, nicht das auffälligſte geweſen? Geſetzt, daß er ſie heirathen wollte, würde er nicht ſein Gewiſſen belaſten, wenn er mit einer Zauberin einen Ehebund ſchlöſſe? Das Geheimniß der Lampe mußte vor Allem klar ſein, ehe nur an eine Verbindnng mit Ladika gedacht werden konnte. Milohnew meinte, es würde am beſten ſein, auf eine vorſichtige Weiſe den Vater des Fräuleins deshalb auszuhorchen, und dazu bot ſich bald eine Gelegenheit dar. Der Obermundſchenk zeigte eines Tages ſeinem Gaſte eines jener ſeltenen Schwerter, wie ſie in Damaskus geſchmiedet wurden, und das er, ſeiner Behauptung nach, mit nicht weniger als tauſend goldenen Byzantinern bezahlt hatte. In dem Schranke, wo ſich das Schwert befand, ſtand auch jene Lampe.

„Sagt mir, Herr Obermundſchenk,“ hob Miloh=

new an, „welche Bewandtniß hat es mit dieſer Geräthſchaft? Während meiner Krankheit hatte Ladika dieſe Lampe an mein Lager geſtellt, und es wollte mir in meinen Träumen manchmal bedünken, als ob Eure Tochter mit den Figuren, die dort abgebildet ſind, ein Geſpräch begönne, ja oftmals war es als ob die Geſtalten ſelbſt zu mir in einer fremden Sprache zu reden anhüben.“

„Ei, das glaube ich wohl;“ erwiederte Boheriz unbefangen. „Dieſe Lampe iſt ein wunderbares Ding. Mein Weib brachte ſie unter ihrem Heirathsgute aus Böhmen mit. Sie ſagte, daß ſie von ihrer Urältermutter ſtamme, die ſie aus Libuſſa's Händen empfing. Was die Figuren bedeuten, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß bei wichtigen Gelegenheiten mein Weib die Lampe anzündete, und ſich mit den abgebildeten Geſtalten zu unterhalten ſchien. Sie wollte mir nie über die Sache Auskunft geben, aber es gelang ihr Alles, was ſie unternahm, und dies pflegte ſie der Lampe zuzuſchreiben. Meine Tochter, die ſie von der Mutter erbte, weiß gleichfalls damit umzugehen, und wenn ſie ſolche während Eurer Krankheit anzündete, ſo beweiſ't dies,

wie ſie dieſe für ſo gefährlich hielt, daß gewöhnliche Mittel nicht ausreichten.“

„So iſt es wohl,“ fiel Milohnew ſichtlich erſchrocken ein, „eine Zaubergeräthſchaft?“

„Aller Wahrſcheinlichkeit nach;“ entgegnete der Obermundſchenk, mit voriger Unbefangenheit. „Daß mein Weib manchmal zu der Lampe in einer ſeltſamen Sprache redete, ja ſelbſt der Umſtand, daß dieſe von Libuſſa herrührt, ſcheint dafür zu ſprechen.“ —

„Gott bewahre mich,“ ſprach Milohnew zu ſich ſelbſt, und ſchlug ein Kreuz, als er allein war, „daß ich das Verhältniß mit Ladika fortſetzen ſollte, da ſie eine Zauberin iſt! Und an eine Verheirathung mit einem Mädchen aus einem ſo zauberkundigen Stamme, iſt vollends ohne die größte Verſündigung nicht zu denken! Ich habe Ladika zwar die Ehe verſprochen, aber wußte ich denn, daß es dieſe Bewandtniß mit ihr hatte? Ich will es ihr ſagen, daß ich ſie deshalb nicht ehelichen kann.“ —

„Nein, dies geht nicht;“ ſagte der Ritter, nach kurzem Nachdenken, zu ſich ſelbſt. „Sie könnte mit dem Vater davon reden, dieſer mit Gewalt mich zurückhalten, zur Trauung zwingen, oder mir ſonſt einen Schimpf anthun. Ich ſage, daß ich nach drei Monden wiederkehren will. — Aber wenn es da nicht geſchieht, wird dann Ladika nicht ſehr unglücklich ſein? — Ja, aber ſie hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben; warum iſt ſie eine Zauberin? — Jedenfalls mag ſie es auch durch Zauber dahin gebracht haben, daß ich beim erſten Anblick ſo von ihr hingeriſſen wurde. Auf natürlichem Wege hätte dies auch gar nicht der Fall ſein können. Es war von Anfang an nichts als liſtige Berechnung, mich in's Garn zu locken, und ich bin ſelbſt überzeugt, daß der Vater mit ihr darüber einverſtanden war, ja daß er den ganzen Plan entworfen, und mich blos deshalb zu der Herreiſe beredet hat. War es aber ein im voraus angezettelter liſtiger Plan, warum ſollte ich mich ihm nicht durch Liſt entziehen können? Das Liebesfeuer Ladika's, ihre Hingebung an die glühendſte Leidenſchaft, war gewiß nichts als Verſtellung, um mich dadurch um ſo feſter zu binden. Beide glauben mich gefangen zu haben, ſie ſpotten vielleicht in dieſem Augenblicke des Thoren, der ſo einfältig in ihr Netz gegangen iſt. Sie ſollen ſich verrechnet haben.“

Während Milohnew ſich Mühe gab, die bereits beſchloſſene Untreue vor ſich ſelber zu rechtfertigen, trat Ladika, ſichtlich beängſtigt, in’s Zimmer.

„Ein Brief an Dich, mein Geliebter!“ ſagte ſie, dem Ritter ein Schreiben hinreichend. „Auch der Vater hat einen erhalten. Er muß in’s Hoflager des Fürſten. Aber Du, theurer Mann, Du bleibſt hier? — Nicht wahr? — Du mußt hier bleiben.“

„In der That, Ladika,“ verſetzte Milohnew, nachdem er das Schreiben überblickt hatte, mit nur ſchwer verhehlter Freude, „ich muß gleichfalls fort. — Da lies ſelbſt! — König Andreas geht nach Ungarn zurück. Ich muß ihn begleiten. Von dort gehe ich nach Böhmen, um nach meinem Eigenthum zu ſehen, doch nach wenigen Monden bin ich wieder hier.“

„Nein, Milohnew!“ rief Ladika entſetzt. „Mondenlang kannſt Du mich nicht verlaſſen. Du mußt hier bleiben. Du darfſt nicht fort. Es iſt unmöglich.“

„Beſinne Dich, Geliebte;“ erwiederte der Ritter, erſchrocken von der Aufregung, in der er das Mädchen ſah. „Selbſt wenn ich bleiben wollte, wäre es unmöglich. Ich bin des Königs Lehnsmann, ich kann ihm die Begleitung nicht verſagen. Auch nach Böhmen muß ich. Ich will mich indeß beeilen. In ſechs, ſieben Monden bin ich wieder hier.“ —

„Zu ſpät! — Zu ſpät!“ rief Ladika, die Hände ringend.

„Warum zu ſpät?“ ſagte Milohnew. „Ich verlaſſe Dich dann nicht mehr. Du wirſt mein Weib.“ —

„Zu ſpät!“ wiederholte das Mädchen, in einen Strom von Thränen ausbrechend. „Du fändeſt mich nicht mehr unter den Lebendigen. Mein Vater würde mich tödten.“

„Ha, was ſagſt Du?“ ſprach der Ritter erſchrocken. „Verſtehe ich Dich recht? — Nein, es kann nicht ſein! Du täuſcheſt Dich.“

Ladika's ſchönes Geſicht überflog in dieſem Moment ein dunkler Purpur. Sie rang wie in Verzweiflung die Hände, dann ſchluchzte ſie laut und lispelte leiſe dem Ritter zwei Worte zu. —

„O mein Gott!“ ſagte Milohnew erbleichend, als er dieſe vernommen hatte. — „Aber ſei ruhig!

Beruhige Dich, Ladika! Du wirſt mein Weib, mein theures Weib. Ich muß reiſen. Dies ſteht feſt. Es iſt nicht abzuwenden. Ich werde indeß meine Reiſe beſchleunigen. Ich gehe nicht mit dem Könige nach Ungarn. Ich bitte ihn, daß er mir erlaubt, ſogleich nach Böhmen abzureiſen. In zwei, drei Monden bin ich wieder hier." —

„Milohnew! — Milohnew!" ſprach das Mädchen mit herzzerreißendem Tone. „Wenn Du mich verließeſt, wenn Du nicht wiederkämeſt, es könnte Dir nicht wohlgehen hier oder dort!"

Sie zeigte gen Himmel, und ihr Antlitz war mit Todtenbläſſe überzogen. Kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn.

„Beruhige Dich, Theure! Wie kannſt Du dies glauben? Habe ich Dir nicht oft verſprochen, daß Du mein Weib werden ſollſt?" erwiederte der Ritter geängſtigt, indem er den Seelenzuſtand, welcher Ladika folterte, bemerkte.

Erſt nach und nach gelang es dem Ritter, das Mädchen zu beſchwichtigen. Als ſie das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte er ſich, daß ſie am Ende doch keine Zauberin ſein möge, und es am beſten ſein würde, über dieſen Punkt nicht weiter nachzuſinnen. Der entſetzliche Zuſtand, in dem er ſie befangen ſah, hatte ſein Herz gerührt. Er beſchloß ſeine Verſprechungen zu halten.

Am folgenden Tage beſtieg er ſein Roß. Der Obermundſchenk galoppirte bereits über die Zugbrücke. Blaß, mit erloſchenem, von durchwachter und durchweinter Nacht geröthetem Auge, trat Ladika zu dem Ritter. Sie legte die ſchneeweiße Hand auf die Mähne des ſcharrenden Rappen.

„Reiſe mit Gott, Milohnew;“ ſagte ſie mit matter Stimme. „Wiſſe, daß wenn Du in drei Monaten nicht zurück biſt, ich nicht mehr lebe. Dann aber würde Dich die Rache ereilen, ſelbſt nach meinem Tode.“

Der Ritter flüſterte ihr noch einige Liebesworte zu, dann ſprengte er dem Mundſchenken nach. —

Nur kurze Zeit hielt Milohnew ſich bei dem Ungarkönige auf, dann eilte er nach Böhmen. — Je weiter er ſich von Bulgarien entfernte, je mehr verblich das Bild Ladika's. Bei alledem hatte er indeß noch die Abſicht zu ihr zurückzukehren und ſie zu heirathen. Ein Geſchäft zog ihn indeß nach

Böhmens alter Hauptſtadt. Hier war der junge, ſchöne, vor kurzem erſt aus Paläſtina zurückgekehrte Mann ein Gegenſtand von großem Intereſſe. Männer und Frauen wetteiferten, ihn zu erheben, ihm zu ſchmeicheln, ſein Lob überall zu verkünden. Am eifrigſten zeigte ſich darin Bertha von Horoſchowitz, eine junge, reiche Wittwe, Beſitzerin einer Herrſchaft, die an die Güter Milohnew's gränzte. Es konnte nicht fehlen, daß das enthuſiaſtiſche Lob, das ihren Lippen entſtrömte, bald zu den Ohren Milohnew's kam, und er deßhalb die Dame kennen zu lernen wünſchte. Ihr Anblick machte ſogleich einen gewaltigen Eindruck auf ihn. In der That war Bertha wohl geeignet, das Bild der armen Ladika in Schatten zu ſtellen. Sie war eine Frau von Geiſt, von hoher Bildung, eine ſtolze Schönheit, gewohnt zu ſiegen, wo ſie ſich zeigte. Schon an dem Tage ihrer Bekanntſchaft ſchmachtete Milohnew in ihren Feſſeln. Er war fortan von ihr unzertrennlich, er hielt es für das größte Erdenglück, die reiche, ſchöne, den edelſten Geſchlechtern Böhmens verwandte Witwe, ſich als ſeine künftige Gattin denken zu dürfen, und bald blieb ihm auch kein Zweifel mehr, daß dies Glück ihm beſchert ſei. In wenigen Wochen war Bertha ſeine Verlobte. —

Bis jetzt hatte er wenig oder gar nicht an Ladika gedacht. Die Zeit ihres Beiſammenſeins, ihrer Liebe, ihrer Trennung, Alles erſchien ihm nur wie ein Traum. Erſt als er Bertha's Jawort erhalten hatte, ſtieg ihr Bild für einen Augenblick vor ſeiner Seele auf. Es war, als ob ſich Gewiſſensbiſſe regen wollten. Er beſchwichtigte dieſe jedoch ſogleich auf die frühere Weiſe. Er ſah in Ladika nur eine Liſtige, die ihn durch unerlaubte Mittel, nach einem mit ihrem Vater vorher abgeredeten Plane, in's Garn gelockt und ihn durch ihre Liebkoſungen, ihren vorgeſpiegelten Schmerz beim Abſchiede, endlich durch eine, vielleicht ganz unwahre Mittheilung darin zu erhalten geſucht hatte. Der Ritter ließ alle dieſe Vorſtellungen noch einmal ſeinem Geiſte vorüberziehen.

„Ein Thor wäre ich,“ rief er am Ende ſeiner Betrachtungen aus, „ein auslachenswerther Thor, wenn ich ein paar hundert Meilen nach einem barbariſchen Lande zurückginge, um von dort ein ungebildetes Mädchen, unbekannt mit Allem, was das geſellige Leben verſchönert, als Braut heimzuführen, während hier weit höhere Reize, ein Weib, um welches mich alle Ritter des ganzen Landes beneiden, meiner harren. Täuſche ich Ladika, ſo hat ſie mich zuerſt getäuſcht, und Sünde wäre es, wiſſentlich ein Weib zu ehelichen, deſſen Vater ſelbſt es für eine Zauberin zu halten ſcheint.“

In zwei oder drei Monaten ward die Hochzeit Milohnew's und Bertha's auf dem Schloſſe der letztern mit größter Pracht gefeiert. Alles, was vornehm, reich, angeſehen in der Umgegend, war zu dem Feſte eingeladen worden, und jeder hatte nach damaliger Sitte der Braut irgend ein Hochzeitgeſchenk dargebracht. Auch die Unterſaſſen beider Herrſchaften hatten ſich mit Geſchenken eingefunden. Alle dieſe Geſchenke, groß oder klein, von Werth oder werthlos, waren auf langen Tafeln in der Schloßhalle aufgeſtellt, um dort von den Hochzeitgäſten in Augenſchein genommen zu werden. Niemand bekümmerte ſich weniger um dieſe Herrlichkeiten als Milohnew. Er hatte nur Augen für die reizende Braut, die an Anmuth, Geiſt und Schönheit alle die Damen, die zum Hochzeitfeſte geladen waren, überſtrahlte. Er fühlte ſich überglücklich in deren Anſchauen. Erſt am Tage nach dem Feſte, als auch die letzten der Gäſte die Burg verlaſſen hatten, gab er dem Wunſche der Gattin, die Geſchenke nun einzeln und in Ruhe zu beſchauen, nach. Aber auch hier hatte er für die pracht- und werthvollen Dinge kaum einen halben Blick. Freute ihn etwas dabei, ſo war es die Freude, die Bertha kundgab, wenn ihr ein Geſchenk von beſonderem Werth oder eigenthümlicher Art vorzüglich auffiel. Plötzlich aber ward ſein Auge durch einen beſondern Gegenſtand gefeſſelt. Mitten unter Geräthſchaften verſchiedener Art ſtand eine Lampe von Alabaſter mit den Abbildungen von ſieben in Hautrelief angebrachten Figuren. Die Aehnlichkeit dieſer Lampe mit der in dem Beſitze Ladika's befindlichen, war zu auffallend, als daß ſie nicht Milohnew's Aufmerkſamkeit hätte erregen, ja ihm einen gewiſſen Schreck einjagen ſollen. Er betrachtete die Lampe genauer. Es war gar kein Zweifel, ſie war das genaueſte Facſimile der bulgariſchen. In den Geſichtern bemerkte der Ritter die ihm wohlbekannten Züge, ſo wie die vom Schönen zum Häßlichen übergehenden

Margarethe Roſen.

Eine Erzählung.

Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich der Arme quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt.
Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.
Göthe.

Abſtufungen. Milohnew betrachtete die Lampe immer länger.

„Sollte es mehrere ſolcher Lampen geben? — Dieſelbe kann es nicht ſein! — Und dennoch dieſe Aehnlichkeit; genau wie die zweier Waſſertropfen!“ ſo ſagte er ſich unaufhörlich, indem er die Geräthſchaft nach allen Seiten wendete.

Plötzlich durchzuckte es ihn wie mit einem elektriſchen Schlage. Eine Ader im Alabaſter zog ſich durch das Antlitz des häßlichſten der auf einander folgenden Geſichter. Er hatte ſie an Ladika's Lampe oft ſtundenlang, während ſeiner Krankheit, betrachtet. Zweimal konnte das gleiche Naturſpiel ſich nicht wiederholen. Dieſe Lampe, — es war nicht anders, — mußte Ladika's Lampe ſein.

Wie aber kam ſie auf Bertha's Burg? Dieſe Frage ſtellte ſich der Ritter unaufhörlich. Vielleicht konnte man Auskunft erhalten, wenn man den Ueberbringer erführe. Mit ſo gleichgültigem Tone, als ihm anzunehmen möglich war, befragte er die Gattin.

„Ach,“ rief Bertha, „es iſt gut, daß Du mich daran erinnerſt. Dieſe Lampe gehört Dir, mein Milohnew.“

„Mir?“ fragte der Ritter erſchrocken. „Wie wäre dies möglich? — Es kann nicht ſein.“

„Ja, Dir;“ verſetzte Bertha ihn ſchelmiſch anblickend. „Es muß mit der Lampe eine eigene Bewandtniß haben, und Du ſollſt es mir erklären. Denke nur! Geſtern Abend, als unſere Gäſte in Braus und Jubel waren, und der Wächter eben Mitternacht vom Thurme rief, ſagte mir ein Diener, daß mich Jemand zu ſprechen verlange, der ſich mit einem Hochzeitgeſchenk verſpätet habe. Ich begebe mich in die große Halle. Dort ſteht ein weißgekleidetes, todtenblaſſes Mädchen, mit dieſer Lampe in den Händen. Sie übergiebt mir die letztere und ſagt mit dumpfer, matter Stimme: ‚Für Milohnew! Er iſt jetzt der Erbe der Lampe.‘ — Der Erbe! Iſt das nicht ſonderbar? — Nun ſage, theurer Mann: wer war das Mädchen, und wie kommſt Du zu der eigenthümlichen Erbſchaft?“

Der Ritter erblich, doch ſuchte er ſich ſo gut er konnte zu faſſen.

„Es iſt ein Scherz. Ein unbeſonnener;“ verſetzte er. „Ich will es Dir gelegentlich mittheilen.“

„Nein!“ rief Bertha, aufmerkſam werdend. „Zwiſchen Neuvermählten muß es keine Geheimniſſe geben. Sei es was es wolle. Unſer Leben beginnt von heute. Was hinter Dir liegt, gehört nicht mir, und Du haſt in keinem Falle einen Vorwurf zu fürchten.“

„Wohlan,“ erwiederte Milohnew, „Du ſollſt es wiſſen, noch heute, aber nicht in dieſem Augenblicke. Es iſt eine traurige Geſchichte, die Dich indeß nicht im mindeſten berührt. Heute Abend erzähle ich Dir die Sache.“ — —

Milohnew war allzuſehr erſchüttert, als daß er in dieſem Augenblicke hätte über den Gegenſtand weiter ſprechen können. Den ganzen Tag quälte er ſich mit der Frage, ob er Bertha Alles ſagen ſolle, und entſchied ſich endlich dafür, ihr nichts zu verhehlen. Als beide Abends allein waren, ſah er, daß ſeine Frau die Lampe bereits auf den Tiſch geſtellt hatte.

„Angeſichts der Lampe ſollſt Du Dein Bekenntniß ablegen;“ ſagte ſie ſcherzhaft.

„Ich bitte Dich, ſchaffe ſie fort!“ erwiederte Milohnew. „Das Beſte wäre, wir würfen ſie zum Fenſter hinaus.“

„Das wollte ich mir verbitten!“ rief ſeine Frau, den Scherz weiter fortführend. „Die hübſche Lampe wegwerfen! Das wäre mir eben Recht! Weißt Du auch, daß ſie mir ausnehmend gefällt? — Nun, beginne Deine Beichte.“

Milohnew erzählte ausführlich und der Wahrheit gemäß Alles, was ſich auf ſein Verhältniß zu Ladika bezog. Er verſchwieg nicht das mindeſte. Es ſchien ihm eine Art Troſt in dem Gedanken zu liegen, ſeinem Weibe nichts verſchwiegen zu haben. Mochte nun geſchehen, was da wolle, mochte Bohoriz, mochte Ladika ſich rächen wollen, Bertha wußte von Allem. Es mußte ihr ſchmeicheln, daß er — und ſo ſtellte er es ihr vorzüglich dar, — bezaubert von ihren Reizen und um ihretwillen gegen Ladika wortbrüchig geworden wäre.

Der Ritter hatte ſich während ſeiner Darſtellung ſo in's Feuer geredet, daß alle ſeine Pulſe ſchlugen, ſeine Augen brannten, ſein Kopf wie von Fieberhitze glühete. Bertha hatte ihm ruhig lächelnd, ja von Zeit zu Zeit ihn liebkoſend, zugehört.

„Sei ganz ruhig, mein Milohnew;“ ſagte ſie endlich, mit der ſchönen Hand ihm über die glühende Wange fahrend. „Was Du gethan, iſt ſchon tauſendmal vorgekommen. Was will Bohoriz Dir anhaben, oder Ladika? Sind wir nicht bereits Mann und Frau? Und was mich anlangt, ſo mache ich Dir keinen Vorwurf. Was geſchah, ehe wir uns kennen lernten, kümmert mich nicht. — Und die Lampe! Alſo eine Zauberlampe iſt es?“ ſetzte ſie mit Intereſſe hinzu. „Aus Libuſſa's Händen hervorgegangen. Merkwürdig, höchſt merkwürdig! Wir können ſie zwar nicht benutzen, das wäre auch Sünde, aber ein werthvolles Stück bleibt es immer. Ich werde ſie ſorgfältig bewahren. Vor Allem aber muß ich ſie leuchten ſehen. Ich will ſie anzünden. Ich will doch ſehen, ob dieſe Köpfe mir auch zugrinſen werden oder nicht.“

Unter lautem Lachen goß Bertha Oel in die Lampe, ſie legte einen Docht hinein, brachte Feuer an dieſen, er flammte auf.

Kaum war dies geſchehen, als Milohnew mit einem lauten Schrei von ſeinem Seſſel aufſprang.

„Um Gott!“ rief Bertha erſchrocken. „Was iſt Dir, Geliebter?“

„Dort! — Dort! — Bertha, um Gotteswillen löſche die Lampe aus!“ ſchrie der Ritter, indem ſich ſein Geſicht, wie das eines Wahnſinnigen, verzerrte.

Bertha hatte die Lampe bereits ausgelöſcht, als Milohnew immer noch die Augen mit den Händen bedeckt hielt. Er zitterte an allen Gliedern, ſein ganzer Körper ſchien zu erbeben.

„Sage mir, Milohnew, ſage mir, mein Geliebter, was Dir iſt?“ rief ſeine Gattin ängſtlich.

„Schaffe dies Zaubergeräth fort, dann will ich es Dir ſagen;“ erwiederte der Ritter erſchöpft.

Bertha verſchloß die Lampe in den Schrank.

„Du wirſt mir nicht glauben, Du wirſt mich für wahnſinnig halten, wenn ich Dir ſage, was ich ſah, und dennoch iſt es nur eine entſetzliche Wahrheit;“ ſprach Milohnew, verſtört umherblickend. „Als Du die Lampe angezündet hatteſt, trat aus einem Lichtnebel, den ihr Schein verbreitete, Ladika mit einem Kinde auf dem Arm. Ihr erloſchenes

Auge war ſtarr auf mich gerichtet, die Augen des Kindes, das eine Leiche zu ſein ſchien, waren geſchloſſen."

„Unmöglich!" rief Bertha, als Milohnew zu ſprechen aufgehört hatte. „Du täuſchteſt Dich. Das, was Du ſaheſt, war nur in Deiner Phantaſie vorhanden. Du hatteſt Dich durch die vorhergehende Erzählung aufgeregt —"

„Nimmermehr! Ich ſah Alles mit meinen leiblichen Augen;" verſetzte der Ritter. „Ich bitte Dich nochmals, Bertha. Wenn Du mich liebſt, ſo wirf die Lampe weg."

„Sei kein Kind, Milohnew! Das koſtbare Stück. Wir dürfen Sie ja nur nicht anzünden, und ſo kann ſie Dir keine Unruhe machen."

Milohnew flehte die Gattin ſo oft und dringend an, die Lampe zu vernichten, daß ſie endlich, wiewohl nicht ohne ſichtbare Verſtimmung, nachgab. Der Ritter ergriff die Geräthſchaft, er ſchleuderte ſie aus dem Fenſter auf die Klippen, die ſich unmittelbar unter dieſem befanden. Er glaubte zu vernehmen, wie ſie zerſprang, und die Scherben umher klirrten. Beruhigt begab er ſich mit der Gattin in's Schlafgemach. Als er am Morgen erwachte, war das erſte, was er auf dem Tiſche erblickte, — die Lampe. Ein Diener ſagte: er habe ſie unten zwiſchen den Felſen gefunden, und in der Vorausſetzung, daß ſie geſtohlen und von dem Diebe dort verborgen worden, an ſich genommen.‘ — —

„Ah, der ‚Pantoffel des Abul-Kaſem‘!“ rief Graf Ladislav lächelnd, als die Baronin einen Augenblick das Manuſcript aus der Hand legte. „Hören Sie, ſchöne Couſine, Ihre Erzählung ſpielt etwas zu ſehr in's Märchenhafte, als daß ſie mir ſonderlich gefallen könnte. Bei einem Märchen mag dergleichen angehen, aber mit einer Sage, die ja, ſo zu ſagen, immer ein Stück Hiſtorie ſein ſoll, iſt es etwas anderes. Von dieſer verlange ich, daß die Hauptſache wenigſtens möglich ſein ſoll.“

„Und dies beſtreiten Sie?“ ſprach die Baronin, ihn mit dem ſchönen dunklen Auge ruhig anſehend. „Nehmen Sie, mein lieber Graf, die Sache einmal ein wenig allegoriſch, und ſie kann, — ſelbſt Ihnen, — noch alle Tage paſſiren. Ja, ſelbſt buchſtäblich und materiell genommen, könnte ſie ſich in gewiſſen Beziehungen noch heute wiederholen. — Sie zweiſeln? Sie meinen, eine ſolche Zauberlampe gäbe es nicht? Ich ſage: jeder Menſch beſitzt eine. Sie brennt nur nicht immer. Man hütet ſich, ſie anzuzünden, doch flammt ihr Docht dann und wann auf zauberhafte Weiſe von ſelbſt auf. Dieſe Lampe, mein Herr, heißt das Gewiſſen." —

Ladislav bemühte ſich zu lachen, aber dies Lachen hatte etwas Gezwungenes. Thereſe ſah ihn überdies mit ihren ſchönen, dunklen Augen ſo ernſt, ſo unverwandt in's Geſicht, daß er in einer Art Verwirrung die ſeinigen niederzuſchlagen gezwungen ward.

„Laſſen Sie," fuhr ſie nach kurzer Pauſe fort, „das wenige Märchenhafte weg, und ich wette darauf, die in der Sage enthaltenen Thatſachen werden Ihnen gar nicht mehr ſo fremd vorkommen. Nehmen wir an, ein junger Mann aus der großen Welt findet in ländlicher Einſamkeit ein junges, mit den verführeriſchen Künſten der vornehmen Geſellſchaft unbekanntes Mädchen, das ſeine anderweitig hundertmal angebrachten Huldigungen für baare Münze nimmt, die ihr vorgelogene Liebe wahr und glühend erwiedert, und endlich dadurch elend wird. Der junge Mann hat ſich, mit einem Eheverſprechen und der Verſicherung bald wiederzukehren, entfernt, er hat auch einen Augenblick vielleicht den redlichen Vorſatz dazu gehabt, aber ſo wie er die Arme, Unglückliche nicht mehr ſieht, kommen ihm die Gedanken an Geburt, Rang, den Spott der Menſchen über eine Mißheirath, und er findet es nun, um ſich ſelbſt die Möglichkeit der letztern abzuſchneiden, für's Beſte, ſo ſchnell wie möglich eine ſtandesmäßige Ehe einzugehen. Dies geſchieht auch, aber nun flammt plötzlich die, jedem beſſern Menſchen in der Bruſt glimmende, nie gänzlich zu verlöſchende Lampe auf, das Bild der Verrathenen, für ſo viel Liebe gänzlich zu Grunde Gerichteten, tritt aus dem Nebel, der bis dahin ſeine Augen umhüllte, er fühlt, wenn er nicht ganz verdorben iſt, die Qualen, die wohlverdienten Qualen, des böſen Gewiſſens. Dann —"

„Dann, Couſine? — Dann?" ſprach Ladislav, als die Baronin ſtockte. Der Schweiß rann ihm in großen Tropfen über die Stirn herab.

„Dann wird er elend, und macht elend, und das iſt eben die Moral, die der Erzählung zum Grunde liegt;" verſetzte die Baronin kalt. „Wie geſagt, Graf, die Sache kann alle Tage paſſiren und

paſſirt auch alle Tage. Ich wette darauf, Sie könnten über keinen Friedhof gehen, wo es nicht Leichenſteine gäbe, unter denen nicht Herzen ruheten, die auf ſolche Weiſe hingemordet wurden. — Doch jetzt laſſen Sie uns weiter leſen:

„Die Ehe Milohnew's mit Bertha war keine glückliche. Die ſtolze Frau wußte zu gut die Vorzüge zu würdigen, welche ſie zum Gegenſtand der Bewerbungen eines ſo großen Theils der böhmiſchen Ritterſchaft gemacht hatte. Sie war eben noch nicht lange mit Milohnew verheirathet, als ſie ihm zu verſtehen gab, daß er es mehr einem glücklichen Zufall, ja einer ihrer augenblicklichen Launen zuzuſchreiben hätte, daß ſie ihm vor ſo vielen reichen und mächtigen Bewerbern den Vorzug gegeben, daß ſie aber auch dafür eine beſondere Unterordnung unter ihren Willen erwarte. So ſehr auch Milohnew ſich dieſem unterwarf, ſo ward es ihm dennoch bald unmöglich, allen den eigenſinnigen Launen Bertha's ſich anzubequemen, und er ſuchte ſeine männliche Autorität geltend zu machen. Dies brachte indeß Bertha's immer ſteigenden Groll vollends zum Ausbruch. Als einſt Milohnew ihr heftig widerſprochen, ihr erklärt hatte, daß ſie als Frau ihm zu gehorchen habe, ſprang ſie wüthend auf, und indem ſie ausrief: „Ich weiß ein Mittel, Dich unter meinen Willen zu beugen!“ zündete ſie die bekannte Lampe an. Sogleich ſtürzte unter lautem Angſtruf der Ritter aus dem Zimmer. Aber auch die Entfernung brachte Milohnew keine Ruhe. Er kehrte bald wieder zurück, und bat ſeine Gattin, die Lampe auszulöſchen, da, wo er immer ſei, die Geſtalt Ladika's ihn verfolge.

Die eben beſchriebene Scene wiederholte ſich nun öfters. Bertha benutzte die Lampe als Mittel, Milohnew auf alle Weiſe zu tyranniſiren. Ihre Ehe ward von Tag zu Tage unglücklicher. Der ſonſt ſo lebensluſtige, junge Mann, verfiel endlich in eine unheilbare Schwermuth, die immer peinigender ward, und endlich mit einer Krankheit endete, die ſeinem Leben ein Ende machte.

„Jetzt erbſt Du nach mir dieſe Lampe!“ ſagte der Sterbende mit ſchmerzlichem Lächeln zu der Gattin, die ruhig und kalt an ſeinem Schmerzenslager ſtand.

Wie man behauptet regte ſich der Zauber der Lampe auch bei der neuen Beſitzerin derſelben. Sie fand ſich geängſtigt und gequält, und ſoll ſich in einem Anfall von Wahnſinn von einem der Thürme des Schloſſes geſtürzt haben.' —

Die Baronin endigte hier die Vorleſung des Manuſcripts. Eine Pauſe von einigen Minuten entſtand.

„Die Geſchichte iſt eine ſehr traurige. Wir wollen hoffen, daß ihr keine Wahrheit zum Grunde liege;" ſagte endlich Graf Ladislav.

„Dennoch iſt ſie wahr;" ſagte düſter die Baronin. „Eine innere Wahrheit liegt ihr zum Grunde, wären auch die Aeußerlichkeiten nur erdichtet. Ein Vorfall aus meinem eigenen Leben, und der mir das letztere für immer verbittert hat, läßt mich dies nur allzuſehr erkennen."

„Aus Ihrem Leben, theure Freundin?" fiel Ladislav mit Wärme ein. „Iſt es möglich, ſo bitte ich, daß ſie ihn mittheilen. Sie können ſich nichts Unrechtes vorzuwerfen haben. Jeder, der Sie kennt, wird dieſer Meinung ſein."

„Und dennoch würde ſich Jeder täuſchen;" ſprach die Baronin ſchmerzlich. „Sie, Graf, ſind der Einzige, zu dem ich über dieſen Gegenſtand ſprechen will. Gebe Gott, daß ich, indem ich Ihnen dieſe Mittheilung mache, das Unrecht, das auf mir laſtet, dadurch ſühne, daß ich Sie bewege, etwas für ſich zu thun, was für mich zu bewirken ich nicht im Stande bin. — Entſinnen Sie ſich wohl aus unſern Kinderjahren auf den Sohn eines Rentbeamten meines Vaters, Namens Förenbach?“

„Ei, freilich!“ erwiederte der Graf. „Es war ein allerliebſter, blondgelockter Knabe, und ich habe oft mit ihm geſpielt.“

„Er beſtimmte ſich frühzeitig die Kunſtgärtnerei zu erlernen, durchreiſte, behufs ſeiner weitern Ausbildung, Frankreich und England, und kam als ein geſchickter und, nebenbei geſagt, ſehr ſchöner, junger Mann, zurück. Mein Vater der, wie Sie wiſſen, das Gartenweſen liebte, übertrug ihm die Anlegung eines Parkes, zu dem unſere alten Anlagen umgeſchaffen wurden. Förenbach trat als Obergärtner, mit einem anſtändigen Gehalt, in die Dienſte meines Vaters. Ich ſah den jungen Mann faſt täglich, da mir die Umſchaffung der Anlagen viel Vergnügen machte. Da ich ihn kannte, ſo lange ich denken konnte, ſo ſah ich nichts Unrechtes dabei, mich viel und gern mit ihm zu unterhalten, was ich ſonſt — ich war damals achtzehn Jahr alt, — mit einem fremden, jungen Mann nicht gethan haben würde. Förenbach ſprach ſehr gut engliſch und franzöſiſch, er war ein Menſch von Bildung, doch etwas exaltirt, ein wenig eitel und, wie mir ſpäter ſchien, ſich zu gut für eine untergeordnete Stellung dünkend. So gut wir auch mit einander bekannt waren, trat er doch nicht aus der Poſition, in der er ſich, der Tochter ſeines Herrn gegenüber, befinden mußte, doch bemerkte ich, daß er, beſonders wenn er franzöſiſch ſprach, allerhand kleine Galanterien in ſeine, an ſich intereſſante Unterhaltung, einzuflechten ſuchte. Ich gewöhnte mich, aus ſeinem Munde dieſe Sprache anzuhören — mein erſtes Unrecht, — und daß ſie mir ſchmeichelte, war mein zweites. Ich fühlte ein herzliches Wohlwollen für den jungen Mann, der ſeit Kindesbeinen mein Bekannter war, und ſo geſtattete ich, oder vielmehr ich bemerkte es nicht, wie ſeine Sprache immer zärtlicher ward, und er mir am Ende nicht undeutlich merken ließ, daß ich einen lebhaften Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte. Jetzt hätte ich zum Nachdenken gelangen, mich plötzlich von ihm zurückziehen müſſen. Ich that es nicht, ich war ſo thöricht in einer Befriedigung meiner Eitelkeit zu ſchwelgen. Er war der erſte junge Mann, aus deſſen Munde ich mehr als fade Galanterien hörte. Meine Verheirathung mit meinem künftigen Gemahl, war in jener Zeit von meinen Eltern projectirt worden. Ich wurde eben nicht beſonders dabei befragt. Baron S. war kränklich, er war nicht ſchön, aber ich hatte von ihm ſtets als von einem guten Manne reden hören. Er war unſer Verwandter, war vermögend; als er um mich anhielt, ſagte ich: ‚ja‘. Ich würde bei jedem andern ebenfalls: ja, geſagt haben. Die Anſtalten zur Vermählung wurden gemacht, doch darüber noch nichts verlautbart. Mein Vater wollte nicht, daß früher, als kurz vor der Hochzeit, davon die Rede ſein ſollte. Ich beſuchte in jener Zeit täglich den Park, ich unterhielt mich mit meinem Bekannten, der immer zärtlicher zu mir zu ſprechen anhob, was mir in meiner kindiſchen Eitelkeit viel Vergnügen machte, obwohl ich meinerſeits nichts darauf erwiederte. Ich glaube, die Sache würde ſo bis zu meinem Hochzeitstage fortgegangen ſein — ich dachte gar nichts Arges dabei, denn eine Liebelei ſeitens einer Braut, mit einem Diener des Vaters, ſchien mir ein Ding der Unmöglichkeit, — ich fühlte ein lebhaftes Wohlwollen, aber weiter nichts für den jungen Mann, als eines Tages, wo ich mich vielleicht herzlicher, traulicher als ſonſt gegen ihn ausgeſprochen haben mochte, er plötzlich vor mir auf die Kniee fällt, und mir in der ungeheuerſten Aufregung ſeine Liebe erklärt. Ich war in dieſem Augenblicke mehr todt wie lebendig. Ich wußte zu Anfang keine Sylbe hervorzubringen, mir war entſetzlich angſt. So wie ich mich indeß zu faſſen geſucht hatte, ſagte mir mein Verſtand, — bis dahin hatte ich ſolchen eben nicht beſonders bewieſen, — daß die Sache zu keinem Spiel der Eitelkeit und der Koketterie geeignet, ſondern in die Phaſe eines traurigen Ernſtes getreten ſei. Um aller näheren Erörterungen über ſeine und meine eigenen Empfindungen mich überhoben zu ſehen, ſagte ich ihm, — ich konnte kaum den nöthigen Athem dazu finden, — daß ich Braut, und in vierzehn Tagen meine Hochzeit ſei."

„Graf," fuhr die Baronin nach kurzer Pauſe fort, indem ſie die Hand wie unwillkürlich auf's

Herz legte, „nie in meinem Leben werde ich den Schmerzensausdruck in den Zügen des Aermſten vergeſſen, als ich dieſe Worte ſprach. Seine Lippen zuckten krampfhaft, ſein ſchönes Geſicht ward todtenbleich, es war, als ob ich ihm ſein Todesurtheil verkündigt hätte.“ —

Und,“ rief ſie heftig, „es war ſein Todesurtheil! Hören Sie weiter. — Daß ich, von dieſem Tage an, mich hütete den Garten zu betreten, können Sie denken. Ich dankte Gott, als mein Hochzeittag herankam, und ich wußte, daß ich nun bald den Ort verlaſſen und Förenbach nicht mehr wiederſehen würde. Am Morgen meiner Trauung, überreichte mir die Kammerfrau mit dem Brautkranze zugleich ein wunderhübſches Bouquet mit dem Beifügen, daß Förenbach es gebracht hätte und bäte, mich an meinem Hochzeittage damit zu ſchmücken. Es war in eine Papierhülle eingeſchlagen. Wie ich ſolche ablöſe, leſe ich auf der innern Seite den allbekannten Vers:

‚Quand on a tout perdu,
Quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre
Et la mort un devoir.‘

Ich erſchrak über den Inhalt, indeß ich kannte Förenbachs Handſchrift nicht, ich ſetzte es auf Rechnung des Zufalls, daß gerade dieſe Zeilen auf dem Papier ſtanden. Die Trauungsſtunde war erſchienen, die Ceremonie eben geendet, da, — Graf, Sie kennen die Localitäten und wiſſen, dem grünen Salon gegenüber befindet ſich die Mauer, welche den Blumengarten begränzt — da knallt ein Schuß unter dem Fenſter. Wir Alle eilen, um zu ſehen was es giebt. Das Erſte, was ich erblicke, iſt Förenbach, auf der Erde liegend; ſein Hirn klebte an der weißen Gartenmauer.“

„Entſetzlich! — O, mein Gott;“ rief Ladislav erſchrocken.

„Von dieſem Augenblicke an,“ fuhr die Baronin mit mühſam errungener Faſſung fort, „habe ich nie wieder recht froh werden können. In den froheſten Stunden des Lebens ſah ich plötzlich mit meinen geiſtigen Augen den unglücklichen, jungen Mann, zerſchmetterten Hauptes am Boden liegen, und alle Freude, aller Lebensmuth war verſchwunden; in traurigen Lebensmomenten war es noch ſchlimmer. In dieſen ſah ich Alles, was mir Schlimmes widerfuhr, nur als das Walten einer gerechten Nemeſis an. Ich ſagte mir: ‚Du haſt aus Eitelkeit und Leichtſinn ein jugendlich frohes Gemüth zu Grunde gerichtet, Du haſt ein redliches Herz gebrochen, darum ſollſt Du nicht wieder froh werden‘.“

„Sie ſind zu hart gegen ſich, Sie haben nicht mit Vorſatz gefehlt;“ ſprach Ladislav, ſtarr vor ſich hinblickend.

„Und dennoch drückt mich dieſe Laſt zu Boden. Ich möchte nicht, daß ſie um ein Senfkorn ſchwerer wäre,“ verſetzte die Baronin. — „Meine Ehe,“ fuhr ſie nach kurzer Pauſe fort, „war weder glücklich noch unglücklich. Mein Mann hat mich durch nichts als durch ſeinen Tod betrübt, aber ſeine fortwährende Kränklichkeit hat mir das Leben verkümmert. Alle dieſe traurigen Erinnerungen haben in mir den feſten Entſchluß hervorgebracht, mein Leben der Hülfe leidender Mitmenſchen zu widmen, aber mich nie zum zweiten Male zu verheirathen. Thäte ich es je, ſo würde Ladika's Lampe gewiß noch lebhafter, als es ohnehin dann und wann der Fall iſt, in meinem Innern auflodern, und der Schatten des armen Unglücklichen, der das Opfer meiner jugendlichen Un-

Der milde Schein der Frühlingsſonne des Jahres 1709 hatte ſelbſt in dem ſo nördlich gelegenen Schweden zu Anfang des Maimondes ſchon Tauſende von Blätter- und Blütenknospen geöffnet, und der über den glänzenden Mälar zitternde Abendſtral brannte in den Fenſterſcheiben des Schloſſes Gripsholm, als der altersgraue Kaſtellan Friedrich Roſen, an der Seite eines jungen Kriegsmannes in einem der weiten Zimmer des Schloſſes auf- und abgehend, der lebendigen Erzählung des jungen Mannes, ſeines vor wenig Tagen von der Armee zurückgekehrten Neffen, theilnehmend zuhörte. Die feurige Darſtellungsweiſe des Jünglings, der Enthuſiasmus, welcher ſich in jedem Worte ſeiner Rede zeigte, bezeichnete den jungen Krieger als einen der eifrigſten Diener des löwenherzigen Karls. Während der Jüngling mit der Spitze des gewaltigen, mit großem Eiſenkorbe verſehenen Reiterdegens auf der Diele die Poſitionen, die der König beſonnenheit, meiner kindiſchen Koketterie geworden iſt, mir wie ein Schreckbild in trüben Stunden vor der Seele ſtehen.“

Ein paar helle Thränen perlten in den Augen Thereſens, als ſie dieſe Worte ſprach. Ladislav ſchien davon auf's Lebhafteſte ergriffen zu werden.

„O, meine Freundin,“ rief er aus, „wenn Ihre ſchöne Seele ſo an den traurigen Folgen eines jugendlichen — faſt kaum ſo zu bezeichnenden — Fehltritts leidet, welche Vorwürfe müßte der ſich zu machen haben, der weit Schwereres ſich ſchuld zu geben hätte, wenn jugendliche Unbeſonnenheit, und ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden, nicht in die andere Wagſchale gelegt werden könnten.“

„Sophie?“ ſagte die Baronin, bedeutungsvoll betonend.

„O, mein Gott? Sie wiſſen —“ rief erſchrocken Graf Ladislav.

„Alles;“ verſetzte Jene.

„Nun dann,“ rief der Graf heftig, „dann bitte ich Sie zu reden. Ich will wiſſen, wie groß meine Schuld iſt. Ich will wiſſen, ob ich betrogen ward, oder ob ich eine Unſchuldige zu Grunde gerichtet habe. — Hören und entſcheiden Sie:

„Wie Ihnen bekannt iſt, intereſſirte ſich meine Tante, die reiche kinderloſe Gräfin B., für die kleine Sophie, ſie ließ ſie in der Reſidenz zur Gouvernante ausbilden, nahm ſie aber ſpäter als Geſellſchafterin zu ſich. Es iſt Ihnen gleichfalls bekannt, daß die Gräfin mit großer Liebe an mir hing, und ich von meiner Geburt an zu ihrem einſtigen Erben beſtimmt war. Ich beſuchte ſie, wenn ich von meinem Regimente abweſend und in der Heimath auf Urlaub war, auf mehrere Monate. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich Sophie wieder. Aus dem kleinen Mädchen war eine erwachſene, blühende Schönheit geworden. Bekannt mit ihr aus den Kinderjahren her, knüpfte ſich bald zwiſchen uns ein inniges Verhältniß. Ich liebte Sophie'n mit größter Leidenſchaft. Sie theilte die letztere. Als die Tante unſer Verhältniß entdeckte, Sophie'n ſofort verſtieß, dieſe nach der Reſidenz zurückging, kam es zwiſchen der Gräfin und mir zu den heftigſten Auftritten. Ich erklärte, daß ich das Mädchen heirathen würde, heirathen müſſe, daß ich ihr die Ehe verſprochen hätte. Die

Tante war außer ſich. Sie beſchwor mich mit Bitten und Thränen, ſie erſchöpfte ſich in Drohungen, ſie erklärte, ihr Teſtament vernichten zu wollen, wenn ich nicht von dieſer, wie ſie ſagte, unwürdigen Leidenſchaft abließe. Alles dieſes hätte mich nicht von Sophie'n entfernt, ich blieb mit ihr in brieflicher Verbindung, und war feſt entſchloſſen, mein gegebenes Wort zu halten, ſelbſt auf die Gefahr hin, mich mit der Tante auf immer zu entzweien, und die Ausſicht auf die Erbſchaft zu verlieren. Da wurden die Briefe Sophie'ns ſeltener und ſeltener. Ein eigener, kalter, geſpannter Ton gab ſich darin kund. Ich machte ihr deshalb Vorwürfe. Sie überging dieſe in ihren Antworten. Auch ich ſchrieb nicht mehr ſo oft wie ſonſt. Von mehreren Seiten hörte ich jetzt Anſpielungen auf Sophie'ns Benehmen in der Reſidenz. Dies erbitterte mich noch mehr. Eines Tages trat die Tante mit einem offenen Briefe in mein Zimmer. Ich beſitze ihn noch dieſen Brief. Er war von der Frau, bei welcher Sophie logirte, und die eine ehemalige Dienerin unſers Hauſes geweſen war. Er beſagte, daß Sophie in letzter Zeit ſich einem Lebenswandel ergeben, der ihr nicht geſtatte, ſie länger in ihrem Hauſe zu behalten. Ein Schreiben an Sophie'n, in welcher ich ſie in vielleicht etwas zu harten Worten aufforderte, ſich zu verantworten, blieb unerwiedert, und ſomit war unſer Verhältniß aufgelöſ't. — Mehrere Jahre vergingen. Ein Zufall führte mich in die Reſidenz. Eben ſo zufällig hörte ich eines Tages Sophie'ns Namen erwähnen. Ohne zu ſagen, daß ich ſie genauer kennte, erkundigte ich mich näher. Sie hatte vor längerer Zeit die Reſidenz verlaſſen, aber was ich über ſie vernahm, war nichts weniger als unehrenvoll. Meine in dieſer Hinſicht hingeworfenen Bemerkungen wurden mit Eifer wiederlegt. Wie man behauptete, hatte ſie ſtill und anſpruchlos gelebt, und ſich mit dem Unterricht junger Mädchen beſchäftigt. Dies machte mich ſtutzen. Sollte man ihr dieſe anvertraut haben, wenn ihr Wandel ſo tadelhaft geweſen wäre? Hätte ich ihr Unrecht gethan? Ich beſchloß mich genauer zu erkundigen. Ich wollte mit jener Frau, bei der Sophie gewohnt hatte, ſprechen. Dieſe fand ich indeß nicht mehr. Sie war geſtorben. Seit dieſer Zeit hörte ich nichts mehr von Sophie'n, bis Sie, theure Freundin, mir ſagten, daß ſie in der Nähe weile. So ſteht die Sache noch heute. Habe ich an Sophie ein grauſames Unrecht begangen, war ſie meiner Liebe wirklich unwerth? Ich weiß es nicht. Dennoch muß ich das Letztere glauben. Wie würde eine dritte, völlig unbetheiligte Perſon ſie angeklagt haben, wenn es keinen Grund dazu gegeben hätte? Warum antwortete ſie mir nicht auf den letzten Brief, den ich deshalb an ſie ſchrieb? Alles dieſes iſt mir unerklärlich.“

„Es ſoll Ihnen nur allzuklar werden;“ ſagte die Baronin mit wehmüthigem Ernſte, indem ſie einen Brief hervorzog und ihn dem Grafen hinreichte. „Ueberzeugen Sie ſich, daß Sie auf die ungerechteſten Anklagen, auf eine ſo oberflächlich angelegte Intrigue, daß eine einfache Beſprechung mit Sophie'n hingereicht hätte, Sie über Alles in's Klare zu ſetzen, ein treues Herz gebrochen, eine Unſchuldige zu Grunde gerichtet haben.“

Mit Haſt ergriff Ladislav den Brief. Er war von der Frau, bei welcher Sophie einſt gewohnt, und an die Letztere gerichtet. Es waren, wie es in ihm hieß, ‚Worte einer Sterbenden, die Verzeihung erflehen wolle‘. Die Schreiberin ſagte, daß die Gräfin B., welcher ſie von frühern Zeiten her Dank ſchuldig geweſen, ſie einſt zu ſich habe entbieten laſſen, ihr geſagt daß eine Heirath, welche ihr Neffe, Graf Ladislav, mit Sophie'n ſich in den Kopf geſetzt, Schande und Trauer über die ganze Familie bringen würde, daß, wenn dies geſchähe, ſie ihren Neffen enterben würde, daß man aber der Ausführung der jugendlich leichtſinnigen Idee noch zuvorkommen, und dabei den Frieden in die Familie zurückbringen könne. Demzufolge habe Gräfin B. die Schreiberin veranlaßt, einen Brief an ſie zu richten, in welchem ſie Sophie'ns Aufführung verdächtige, ſo wie die Briefe Ladislavs aufzufangen, und der Gräfin einzuhändigen. Dies Letztere habe zwar nur mit einem derſelben ſtattgefunden, aber dennoch empfinde ſie darüber, ſo wie über jene Verdächtigungen, ſolche Gewiſſensbiſſe, daß ſie nicht eher ſterben könne, bis ſie Sophie'ns Verzeihung erfleht habe.

„Sie ſehen, Graf," ſagte die Baronin, als Ladislav die Durchleſung geendigt hatte, „wie plump Sie getäuſcht worden, und wie leicht Sie in die Falle gegangen ſind. Durch Zufall traf ich Sophie'n in dem nahegelegenen Badeorte N., wo ſie eingezogen lebt, und ſich mit ihrer Händearbeit auf anſtändige Weiſe erhält. Die ſichtliche Schwermuth der Jugendgeſpielin fiel mir auf, aber es bedurfte längerer Zeit, ehe ich ſie dahin brachte, mir zu entdecken, was ihre Seele drückte. Die Arme hatte ſo feſt auf Sie gebaut, und da Sie ſie ſo ſchmerzlich getäuſcht, allen Glauben an das Gefühl eines Menſchenherzens verloren. Erſt, als es mir gelungen war, ſie von meiner Theilnahme zu überzeugen, öffnete ſich ihr Herz und ſie entdeckte mir Alles. Ich habe ſeitdem die ſorgfältigſten Erkundigungen über Sophie'n eingezogen. Sie lauten auf's ehrenvollſte. Nie iſt ſie Ihrer unwürdig geweſen. Sie leidet ſtill ihr unverdientes Geſchick, in das ſie ſich ergeben, und — ach, ich glaube, ſie liebt Sie immer noch, wenn ſie es auch nicht eingeſtehen will."

„O, mein Gott," ſagte Ladislav, nach längerm ſchmerzlichen Schweigen, „wie ſoll ich es wieder gut machen, was ich an der Aermſten verſchuldete?"

„Wie, Graf? — Es giebt nur eine Art, die der Mann von Ehre in dieſem Falle einſchlagen kann. Ihr Wort einlöſen;" verſetzte die Baronin ihn feſt anblickend.

„Wollte ich es auch,“ entgegnete Ladislav, „ſo wäre es noch die Frage, ob Sophie mir verzeihen, ob ſie mich noch lieben könnte.“

„Was verzeiht ein Weib nicht, wenn es wahrhaft liebt, und daß dies wirklich bei Sophie’n der Fall iſt, dafür getraue ich mir die Bürgſchaft zu übernehmen.“

„In der That? Sie könnten es?“ fragte Ladislav lebhaft.

„In dieſem Augenblicke, wenn Sie entſchloſſen ſind, als Mann von Ehre Ihre Schuld gegen Sophie abzutragen.“

„Wohlan, meine Freundin,“ rief der Graf, „kann Sophie mir verzeihen, ſo erkläre ich, daß ich ſie heirathen will. Regte ſich nicht noch immer, ſelbſt als ich ſie ſchuldig glaubte, die Liebe zu ihr in meinem Herzen, ſo wäre ich, da ich nun weiß, daß ſie unſchuldig iſt, zu dieſer Genugthuung verpflichtet. — Ich bitte, daß Sie die Sache vermitteln, und ihr meine Erklärung mittheilen wollen.“

„Dies bedarf es nicht;“ verſetzte Thereſe lächelnd.

„Sehen wir, ob Ladika's Lampe noch die alte Zauberkraft innewohnt."

Mit den letzten Worten zündete die Baronin die Lampe an, ſtand auf und ſtellte ſie an das Fenſter. Ladislav wollte die Freundin fragen, was dies zu bedeuten habe, er blickte ſie einige Augenblicke ſprachlos an, als ſich plötzlich die Thüre öffnete, und ein weißgekleidetes, blaſſes, aber dennoch ſchönes Mädchen eintrat.

Mit einem Ausruf, der halb von Freude, halb von Schreck zeigte, ſprang der Graf von ſeinem Sitze auf, eilte auf die Eintretende zu und warf ſich ihr zu Füßen. Letztere beugte ſich über ihn, ſie war keines Wortes mächtig, ſie weinte laut.

„Sagte ich es nicht, liebe Sophie, daß der erſte Strahl dieſer Lampe Sie aus Ihrem Zimmer herüber, und in die Arme dieſes Reuigen führen würde?" ſprach die Baronin, die Hände beider in einander legend.

„Hoffentlich," ſetzte ſie mit wehmüthigem Lächeln hinzu, „iſt Ladika's Geiſt verſöhnt, nun die Lampe zum erſtenmal mit ihrem Strahl Troſt in ein bekümmertes Herz gegoſſen hat.“ —

Wenige Zeit ſpäter waren Ladislav und Sophie ein Paar, und Ladika's Lampe beleuchtete die reiche Ausſtattung, welche die Baronin der Braut zugedacht hatte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

in der Schlacht von Narva innegehabt, vorzeichnete, trank der Alte von Zeit zu Zeit aus einem mächtigen Becher einige Schlucke ſtarken Bieres und ließ ſich endlich in einem großen Sorgenſtuhle nieder, welcher zur Seite des leicht erwärmten eiſernen Ofens, von entſetzlicher Größe, ſtand. Auch dieſer, bei ſtrenger Jahreszeit dem Nordlandsbewohner ſo freundlich erſcheinende Hausrath bot in ſeinen gewaltigen Basreliefs von Gußeiſen dem Beſchauer den Anblick verſchiedener kriegeriſcher Scenen dar; nur hatte der Künſtler weniger, als der Lieutenant in der Darſtellung der Schlacht von Narva, ſich an Ort und Zeit gebunden, und ſo ſah man in dem Mittelfelde, welches den Tod Abſaloms vorſtellte, einen hebräiſchen Artilleriſten einen Zwölfpfünder auf den blutgierigen Feldherrn richten, der ſo eben im Begriff war, den an der Eiche hängenden Prinzen mit der Lanze zu durchbohren. — Obgleich die Theilnahme des alten Mannes an der Erzählung des Jünglings nicht zu verkennen war, ſo ſchien der Greis doch beiweitem weniger von den Heldenthaten des Königs ergriffen zu werden als der Erzähler, und ſich, da die Darſtellung kein Ende finden wollte, endlich einem ſtillen Hinbrüten zu überlaſſen, deſſen Gegenſtand, dem Ausdrucke ſeiner Züge nach, ein kummererzeugender

☞ **Vortheilhaftes Anerbieten!** ☜

Ermäßigte Preiſe:

Lilien.

Taſchenbuch

hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen

von

C. von Wachsmann.

Die Jahrgänge 1842 bis 1848, nebſt: **Adami, Frauen-Novellen 1843; zuſammen** für **6** Thlr. (ſtatt 18 Thlr.)

Erzählungen und Novellen

von

C. v. Wachsmann.

28 Bände, für **24** Thlr. (ſtatt 44¼ Thlr.)

Sämmtliche Erzählungen

von

Friederike Lohmann.

Ausgabe letzter Hand; mit einem Vorworte der **Verfaſſerin** von **Godwie Caſtle** **2c.** und dem Portrait der Verf. in Stahlſtich. 18 Bände (307 Bogen) in Schillerformat für **8** Thlr. (ſtatt 12 Thlr.)

ſein mochte. Der Jüngling, dies bemerkend, endete nun die Erzählung, und der Alte nahm das Wort. Wo, ſprach er, verließeſt Du den König, lieber Alfred?

Auf dem Wege nach der Ukraine! entgegnete der Neffe. Nur mit Mühe gelang es mir, nach Riga zu Löwenhaupt zu kommen, an welchen ich Depeſchen hatte. Von Riga ſchiffte ich nach Stockholm.

Und ſo wenige Tage, fragte der Alte weiter, denkſt Du uns Deine Gegenwart zu gönnen? —

Wie ich geſagt, mein theuerer Ohm! entgegnete der Jüngling freundlich. Jeden Augenblick erwarte ich die Ordre des Grafen Sparre. Das Schifflein, ſo mich und die Depeſchen nach Riga bringt, liegt ſegelfertig in dem Hafen.

Ein weiter Weg iſt's, ſprach der Oheim, den Du zurückzulegen haſt, ehe Du den König antriffſt.

Gewiß! verſetzte feurig der junge Krieger. Wer vermag wol den Siegesflug des Adlers zu berechnen? — Doch ſeid verſichert, daß, wenn Löwenhaupt mich nicht etwa aufhält, ich wie auf Fittigen des Windes eile. All mein Denken und Trachten ſteht nach dem fernen Oſten, wo Karls des Zwölften Glücksſtern wie eine Sonne leuchtet.

Sprich lieber: wie ein Komet! verſetzte trüben

Blickes der Alte. Er leuchtet ſtralend, doch erwärmt nicht; mit Schreck nur blickt auf ihn das Auge der Menge. —

Der Menge, ja! rief warm der junge Krieger; jedoch der Edle, Beſſere gehört nicht zu der Menge! — Lieber Oheim, ſchloß mit bedeutungs-, faſt vorwurfsvollem Blicke der junge Mann, gar Vieles hat ſich, wie ich finde, in den Jahren, in welchen wir uns nicht geſehen, verändert! —

Findeſt Du es? entgegnete mit ſchmerzlichem Tone der Alte. Findeſt Du dies? — Nun ſo gib den größern Theil davon dem Könige Schuld! —

Ihr habt, mein theuerer Ohm, ſprach mit gerührter Stimme der Jüngling, indem er die dürre Hand des Alten an ſeine Lippen drückte und ſich zur Seite deſſelben niederließ, ſtets wie ein Vater an mir gehandelt. Ich, der die Aeltern früh verlor, der niemals ſie gekannt, konnte bei der Sorgfalt, die Ihr dem Pflegeſohn erwieſen, die Hingeſchiedenen nicht vermiſſen. Ihr machtet keinen Unterſchied zwiſchen mir und Euern eignen Kindern. Ihr liebtet mich ſo, wie Ihr Euern Guſtav und Margarethen liebtet. Gott hat den erſten Euch vor Kurzem durch den Tod geraubt; betrachtet mich als Euern Sohn! Schüttet in meinen treuen Buſen den Kummer, der Euch quält! —

Du ſahſt Margarethen! ſprach trüb der Alte; nun weiſt Du auch die Urſache meines Kummers.

Ja, theuerer Oheim! entgegnete Alfred ſchmerzlich. Wie hat Margarethe ſich verändert! Kaum konnte ich bei ihrem Anblick mich überzeugen, ſie ſei dieſelbe, die vor neun Jahren ich verließ. Hat dieſe blaſſe, ſtille, ernſte Jungfrau, ſie, die nur ſelten wenige ernſte Worte an den Gefährten ihrer Kinderjahre richtet, wol einen Zug noch von jenem Mädchen mit der Knabenſeele, das, blühend wie die ſich entfaltende Roſe, munter wie das Reh der Berge, ſo friſch und ſo lebendig, immer vor meinem innern Auge ſtand! — O! fuhr der Jüngling mit Enthuſiasmus fort; o! ſie war herrlich, die ſchöne Kinderzeit! — Seht, lieber Oheim, als ich heute Morgen einſam am Ufer des Sees ſpazieren ging, da mahnten mich die alten Bäume, die plätſchernden Wellen, die Schattenlauben ſo lebhaft an die liebliche Vergangenheit; es war, als ſei dieſelbe in Eins gefloſſen mit der Gegenwart! Ich ſah wie damals den König, einen herrlichen achtzehnjährigen Jüngling, aus dem Boote ſteigen; wir Kinder, Margarethe, ich und Guſtav eilten ihm entgegen; er nahm uns mit ins ſtille Erkerſtübchen der Bibliothek. Hier frug er uns nach ſeinem Murrkopf — Ihr wißt es wohl, ſo nannte er Euch — dann langte er uns mit ſeiner königlichen Hand die alten Folianten von den beſtaubten Repoſitorien, und während man ihn in Stockholm im Strudel der Lebensgenüſſe glaubte, bereitete ſich hier der Königliche auf eine Laufbahn vor, zu der man die Beiſpiele nur im Alterthume findet. — Oft kam in jener Zeit der König, noch ganz erhitzt von ſtundenlangem Brüten über Planen oder Charten, ins Vorgemach, wo wir ein lärmend tolles Weſen trieben; hier ſah er dem muntern Treiben zu, belobte wol, wie es in ſeiner Art war, Den von uns Dreien, der es am ärgſten machte. Gewöhnlich war dies Margarethe, und darum ſagte auch oft der König, ſie ſei der einzige Knabe unter uns. Wer hätte auch damals in dem kecken ſchwarzlockigen Perſönchen in Knabenkleidern, welche letztere auf Margarethens dringendes Bitten der Vater zu tragen ihr geſtattet, wer, ſage ich, hätte in dem Spielgefährten der Knaben, welche, die Armbruſt in der Hand, durch jedes Dickicht ſtreiften, im leichten Boote die Inſel rings umfuhren, ein Mädchen ahnen können? —

O ſchweig, mein Alfred! ſprach der Alte, indem er mit der grauen Wimper eine hervorquellende Thräne zerdrückte. Jedes Deiner Worte, gehaltvoll an ſchönen Erinnerungen für Deine Jünglingsſeele, iſt eine Anklage des Greiſes. Hätte der unbeſonnene Alte, geſchmeichelt durch das Beifallswort des jungen Fürſten, nicht ruhig ſtets dem wilden Treiben des Knaben zugeſchaut, ſo würde der aufblühende Jüngling, der einzige Sohn, nicht von den ſtürmenden Wellen des Mälars verſchlungen worden ſein.

O dennoch Oheim! ſprach Alfred tröſtend. Er wollte Bedrängte retten, darum ſtieg er, wie Ihr mir ſelbſt ſchreibt, in den Kahn. Wenn er auch niemals früher ein Ruder in die Hand genommen, Guſtavs edle Seele hätte ihn in das Boot getrieben.

Oft, ſprach der Alte etwas gefaßter, bin auch ich Deiner Meinung. Er ſtarb in der Erfüllung ſchöner Pflicht; dies iſt das Einzige, was mich tröſtet. — Doch, lieber Alfred, wenn der Kummer, der nun ſo lange mir auf der Seele laſtet, wenn dieſe Bürde ſich erleichtern will, dann fällt mein Auge auf Margarethen. Ich ſehe täglich mehr die Roſen von dieſen Wangen ſchwinden; das Auge, in deſſen Blicken ich Troſt und Himmelsruhe zu finden ſonſt gewohnt, es iſt erloſchen und roth geweint; die liebe Stimme, die bei der Gattin, des Sohnes Tode, freundlich mir zugeſprochen, ſie iſt verſtummt. Ich ſehe den Wurm in dieſer Blüte nagen; ich ſehe ſie immer mehr zerſtören, und doch kann ich das Weſen des Feindes nicht ergründen. —

Und ſpricht Margaretha nie darüber? fragte theilnehmend der Jüngling.

Niemals! entgegnete trüb der Greis. Wenn ich ſie bitte, in ſie dringe, dann ſpricht ſie, daß ich mich über ihren Zuſtand täuſche, zwingt ſich wol einige Tage heiterer zu ſcheinen und fällt dann in die alte Schwermuth.

Und habt Ihr keine Muthmaßung über die Urſache derſelben? fragte Alfred.

Nicht die geringſte, entgegnete der Greis. Ich habe die verſchiedenartigſten Möglichkeiten mir oft durchdacht. Schon glaubte ich die Urſache ihres Trübſinnes in Leidenſchaft für Dich, da Du der Einzige, den ſie gekannt, zu finden; ich bedachte, wie herzlich ſie Dich als Kind geliebt; doch fand ich, daß ich mich geirrt, als ſie bei eingegangener Nachricht von Deiner Verwundung weniger, als ich erwartete, zuſammenſchrak und bald darauf, als ſie erfuhr, daß Deine Wunde nicht tödlich ſei, begeiſtert ausrief: Der Glückliche! er hat ſein Blut für ſeinen König vergießen können!

Ich wußte es längſt! ſprach Alfred mit ſtillem Seufzer; Margarethe liebt mich nur wie einen Bruder! —

Doch innig gewiß und herzlich! ſprach der Alte; Du kannſt Dich darauf verlaſſen.

Und ihre ehemaligen Lieblingsbeſchäftigungen? fragte der Jüngling, mit der Hand über die naſſen Augen fahrend; liebt ſie noch die Fiſcherei, das Fahren auf dem Waſſer?

Seit einem Jahre, ſprach der Oheim, iſt ſie nicht mehr ins Boot gekommen. —

So hat ſie mehr zu weiblichen Beſchäftigungen ſich gewendet?

Sie beſorgt, entgegnete der Greis, mit Sorgfalt die kleine Haushaltung, doch, glaube ich, mehr aus Pflicht als aus Neigung. Kalt, wie Du ſie gefunden, iſt ſie bei Allem; nur bei Nachrichten vom Kriegesſchauplatz erwacht der alte unweibliche Geiſt der Kinderjahre; mit Haſt durchläuft ſie die angelangten Blätter, die ehemalige Heftigkeit ſpricht dann aus ihr, und neulich, als ein Gerücht den König tödlich verwundet ſagte, fiel ſie in Ohnmacht. — Sieh, lieber Alfred, fuhr der Greis bekümmert fort; in ſolchen Augenblicken fällt der Kummer wie eine Centnerlaſt mir auf die Bruſt. Wenn Margarethens Schwermuth in ihrem eigenſten Weſen mir immer auch unerklärlich bleibt, ſo ſteht doch der Grundgedanke in meiner Seele feſt: der Zwieſpalt in ihrem Innern fand ſeinen Keim in ihrer unweiblichen Erziehung. Dann — ich leugne es nicht — dann füllt die Vaterſeele ſich mit Bitterkeit gegen den König, der in einem Anfalle von Laune, gleichviel ob unbewußt, Veranlaſſung zu all dem Kummer ward, der mich betroffen, obwol ich fühle, daß ich allein es bin, den ich anklagen ſollte.

Nennt es nicht Laune, Oheim, ſprach der Jüngling, was den König bewog, Margarethens Bitte, Knabenkleider anlegen zu dürfen, durch ſeinen Wunſch zu unterſtützen. O wäre es möglich, manchmal einen Blick in Karls des Zwölften großes Herz zu werfen, er würde billiger beurtheilt werden! — Mir, Oheim, ward ein ſolcher Blick vergönnt. Obwol ein dreizehnjähriger Knabe damals, fühlte ich dennoch den Eindruck jenes Augenblickes, und niemals wird ſein Angedenken in mir verlöſchen. —

Ihr wißt es, lieber Oheim, fuhr Alfred erzählend fort, wie damals die Königin Mutter, getrieben von der Luſt, zu herrſchen, ſich alle Mühe gab, die Majorennitätserklärung des achtzehnjährigen Königs ſo lange als möglich zu verſchieben. Ihr kennt auch die Mittelchen, durch welche man verhoffte, den jungen

Fürſten noch mehre Jahre von der Beſteigung des Thrones abzuhalten. Was nicht durch rauſchende Vergnügungen geſchehen konnte, verſuchte man durch Weiber. Einer jungen Dame — ich brauche Euch ihren Namen wol nicht erſt zu nennen — gelang es, ſein Herz zu feſſeln. Karl liebte und glaubte ſich geliebt. Da, eines Morgens — o der Augenblick ſteht klar vor meiner Seele — ſaß der König, vertieft in ſeine Plane, im Erkerfenſter der Bibliothek; er war mit Anbruch des Tages ſchon angelangt. Wir Kinder ſpielten, was er ſo gern erlaubte, in ſeiner Nähe. Freundlich richtete er dann und wann ein Wort an uns und gab uns endlich ein großes Glas von jenem ſüßen Weine, von dem er in jener Zeit wol einige Gläſer, beſonders wenn die Morgenluft ihn angegriffen, trank. In dieſem Augenblicke brachte ein Lakai ihm einen Brief; er las ihn wiederholt; der Inhalt ſchien den König furchtbar zu ergreifen. Dann ging er einige Mal im Zimmer auf und ab, und Oheim — Niemand von ſeinen Umgebungen würde heut mir Glauben ſchenken — der König weinte! — Endlich ſetzte er ſich an den Tiſch, zerriß den Brief, den er erhalten hatte — er war von einer Männerhand — und ſchrieb dann einen andern, in franzöſiſcher Sprache; die Aufſchrift war an jene Dame. Eben hatte der

König den Brief geendet; wir Kinder ſtanden um ihn her. Jetzt machte er die Aufſchrift, ſiegelte und ſtieß die Feder heftig auf den Tiſch, indem er die letzten Tropfen Weins aus ſeinem Glaſe trank. Dann warf er heftig das Glas zur Erde, daß es in tauſend Splitter ſprang, und Margarethe vor Schreck laut aufſchrie, als der König ausrief: Das letzte franzöſiſche Wort! der letzte Tropfen Wein! und — indem er die Erſchrockene in die Arme ſchloß — der letzte Kuß! — Furchtbar ſchien er im Innerſten zu leiden, denn gleich darauf ſchleuderte er auch Margarethen, die weinend ſich an ihn ſchmiegte, von ſich, indem er ſprach: Fort, kleine Schlange! auch Du biſt ja ein Weib, darum fort aus meinen Augen! — Wir Kinder waren damals wie betäubt von jenem Auftritt; beſonders konnte Margarethe ſich nicht beruhigen, als die folgenden Tage der König ſie gar nicht zu bemerken ſchien, und darum drang ſie, lieber Oheim, ſo lange in Euch mit Bitte, ihr Knabenkleider zu vergönnen, weil ſie die Hoffnung hegte, in dieſen durch die Gewandtheit in körperlichen Uebungen, in welchen ſie es uns beiweitem zuvorthat, die Gunſt des Königs wiederzuerlangen. Daß der gütige Fürſt, durch Margarethens emſiges Beſtreben erweicht, ſich dann herabließ, des Mädchens Bitte bei

Euch zu unterſtützen, iſt Euch bekannt, ſowie, daß ſie in männlichen Jugendübungen, als Reiten, Schießen, Fechten, in Kurzem manchen Jüngling überholte.

Und ſo entſtand, ſprach ſchmerzlich der Kaſtellan, dies Zwitterweſen, nicht Mann, nicht Weib! — Margarethe empfindet, wie fremd ſie ſei im ſtillen Kreiſe der weiblichen Beſtimmung. Wie einen Kerker betrachtet ſie den friedlichen Zirkel des ſtillen Waltens, ſo die Natur dem Weibe vorgezeichnet, und welcher ſich nicht überſchreiten läßt. Die tauſend kleinen Beſchäftigungen des Weibes, dies täglich ſich erneuende, doch ewig gleiche Wirken erſcheint dem Mädchen eine unerträgliche Laſt; und dennoch muß Margarethe ſelbſt ſich ſagen, daß die unweiblichen Beſchäftigungen der Kinderjahre nicht mehr für die erwachſene Jungfrau paſſen. Dieſer Zwieſpalt der Seele nun und das ſo unwillkürlich, doch ſtark hervorbrechende Gefühl des ſchon ſo früh verfehlten Lebens, dies iſt der Grund von Margarethens Schwermuth; wenigſtens bleibt es der einzige, den ich mir denken kann.

Und zu Niemand, fragte der Jüngling, ſprach ſie darüber?

Wie ich Dir ſage; entgegnete der Alte. Wem hätte ſie ſich auch entdecken ſollen? Sie ſieht ja Niemand als mich und etwa Swedberg dann und wann. —

Swedberg? Den Sohn des Biſchofs von Weſtgothland? fragte Alfred.

Den nämlichen; ſprach der Oheim. Seit wenig Wochen iſt er von Reiſen zurückgekehrt; er ſoll ein grundgelehrter Mann ſein, beſonders in den Fächern der Mathematik und Mineralogie. Er brachte einen Befehl vom König mit, daß ihm die hieſigen Archive, welche wichtige Documente über die frühere Bearbeitung der ſchwediſchen Eiſenwerke enthalten, zu allen Zeiten offen ſtehen ſollen. In dieſen alten Papieren ſtudirt er nun ganze Nächte, und es wundert mich, daß er ſchon einige Tage ausgeblieben. Wie man behauptet, hat er die Anwartſchaft auf eine Aſſeſſorſtelle beim Bergwerkscollegium.

Wenn ich mich recht entſinne, verſetzte Alfred, ſo habe ich Swedberg in Sachſen im Hauptquartiere des Königs einſt geſehen; man erzählte ſich dort von ihm gar wunderliche Sachen.

Ganz recht! erwiederte der Greis. Du meinſt doch das Gerücht von ſeiner Geiſterſeherei? — Nun ja, er hat wol ſo etwas Abſonderliches an ſich. Die Leute behaupten, er habe ſich überſtudirt, und es mag am Ende auch wol wahr ſein.

Es hieß, ſprach Alfred, er gebe vor, mit Engeln oder Geiſtern Unterredungen zu haben

Davon, entgegnete der Alte, hat er ſich hier nichts merken laſſen, ich habe doch ſchon oft mit ihm geſprochen; das aber ſoll gewiß ſein, daß er dem Patkul einſt ſein fürchterliches Ende vorausgeſagt.

Mir ſind, ſprach Alfred, dergleichen Propheten ganz ungemein zuwider.

Demungeachtet, erwiederte der Oheim, verſpreche ich Dir, daß Dir der junge Mann gar wohl gefallen wird. Sieh in ſein treues offenes Auge, und Du wirſt finden, daß Geiſterſeher dieſer Art recht liebenswürdig ſind. In Swedberg findeſt Du nicht eine Spur von Falſchheit; kein Fünkchen Stolz noch Anmaßung blickt aus den redlichen, echt ſchwediſchen Zügen. Die Beſcheidenheit des jungen Mannes gleicht der Gelahrtheit, die man ihm beimißt. Wie gerne horch ich ſeinen Reden, beſonders wenn er über religiöſe Gegenſtände ſpricht. Es liegt ſo etwas Friedliches, ſo Heimliches in ſeinen Worten; ich blicke dann immer ſo zufrieden, ſo ſehnſuchtsvoll nach jener Heimath, zu welcher, wie er ſagt, wir ſämmtlich als Pilger auf der Wanderung uns befinden. Manchmal freilich kann ich ihn nicht verſtehen; ſeine Reden klingen mir etwas verworren, ſie lauten faſt wie Weiſſagung, und Swedberg ſelbſt erſcheint als ein Träumender; aber es denkt ſich ſo manches Gute doch dabei — Du glaubſt nicht, Alfred, fuhr der Alte, nun einmal im Zuge der Rede, fort, Du glaubſt nicht, wie ſchön er ſpricht! Man ſieht es ſo recht deutlich, wie Alles, was er ſagt, ſo ganz aus tiefſtem Grunde der Seele kommt. Wie eines Verklärten Antlitz glänzt das ſeine, wenn er ſich von dem Gegenſtande, über welchen geſprochen wird, ergriffen fühlt. Oft, mitten im Fluſſe der Rede, bricht er dann ab; er ſcheint es nicht zu wiſſen, daß er ſchweigt, denn ſeine Züge ſprechen fort; der Ausdruck derſelben iſt ergreifend. Verloren in ein inneres Anſchauen, wie ich es nennen möchte, ſitzt er dann ſtill wie ein Geſtorbener auf ſeinem Platze; doch in dem ſchwärmeriſchen Auge, in den edeln Zügen ſiehſt Du den Abglanz jener Bilder, die ihm ſoeben durch die Seele ziehen. Sein Antlitz iſt ein aufgeſchlagenes Buch voll unausſprechlicher Gedanken. —

Sollte Swedberg, ſprach Alfred nach einer Pauſe, wenn er der Mann iſt, wie Ihr ihn ſchildert, nicht zur Ergründung von Margarethens Schwermuth mitwirken wollen? Vielleicht vertraute ſie ſich ihm an. —

Ich glaube, ſprach betrübt der Kaſtellan, daß dies bereits geſchehen; doch Swedberg's Schweigen, ſein Trauerblick, ſo oft ich dieſe Saite noch berührte, bezeugt mir immer mehr, daß er des Mädchens Zuſtand für einen hoffnungsloſen halte.

Noch wollte der Alte fortfahren, den langgenährten Kummer in den Buſen des Jünglings auszuſchütten, als die Thür ſich öffnete und Margarethe Roſen eintrat. Es war eine ſchlanke junoniſche Geſtalt im Amazonenkleide von dunkler Farbe. Schwarze Locken beſchatteten das ſchöne Oval des edeln, nur allzu blaſſen Antlitzes und ſielen zu beiden Seiten des Halſes bis auf die durch die Form des Kleides gänzlich verhüllte Bruſt. Nach Alfreds Erzählung von Margarethens Kinderjahren hätte man etwas Keckes, faſt Männliches in dem Benehmen und der Haltung des Mädchens erwarten ſollen, und dennoch war dieſes keineswegs der Fall. In dem Ausdrucke der Züge Margarethens las man vielmehr das Zeugniß jungfräulicher Schüchternheit und ruhiger Ergebung in langes, tiefes Leiden.

Gleich beim Eintritt ſiel Margarethens Auge auf das trübe, ſchmerzbewegte Antlitz des Vaters. Mit ſichtlicher Selbſtbeherrſchung ſuchte ſogleich das Mädchen eine fröhlichere Miene anzunehmen, und indem ſie die Hand des Alten an ihre Lippen drückte, ſprach ſie mit freundlicher Anmuth: Ich habe, in Vorausſetzung Euerer Genehmigung, das kleine frugale Abendbrot nach dem chineſiſchen Pavillon am Ufer des Sees tragen laſſen; ich weiß, es iſt dies eins von Alfreds Lieblingsplätzchen, und die Milde des heutigen Abends beſtärkte mich in meinem Vorſatz.

O das iſt herrlich! entgegnete Alfred. Ja, es iſt ein lieblicher Ort, der Pavillon; und auch der König liebte dies ſtille Häuschen ungemein. — Doch warum erinnere ich Dich daran, mein theueres Mühmchen! Dein zarter Sinn hat ohnehin gewiß von dieſem Umſtande Gelegenheit genommen, uns dort ein fröhlich Stündchen zu bereiten, und in der Seele thut es mir wohl, zu ſehen, daß Dich wie mich das Angedenken an den edeln Helden doch ſtets begleitet.

Der letzte Theil von Alfreds fröhlicher Rede ſchien Margarethen in eine ungemeine Verwirrung zu verſetzen. Eine hohe Röthe überzog mit Blitzesſchnelle des Mädchens Antlitz und machte erſt nach einigen Minuten der gewöhnlichen Bläſſe Platz.

Auch Herr Swedberg, ſprach Margarethe nach mühſam errungener Faſſung, iſt angekommen; ich habe ihn nach Euerm Wunſche zum Abendbrot geladen. Wahrſcheinlich iſt er bereits im Pavillon.

So laßt uns gehen, ihn aufzuſuchen! ſprach der Alte. Es iſt mir herzlich lieb, daß Du ſeine Bekanntſchaft machſt, mein theuerer Alfred. Du wirſt

Dich in der Ferne mit Freuden noch des Biedermanns erinnern.

Beide, der Oheim ſowie der Neffe, wandelten nun nach dem Pavillon. Auch Margarethe folgte nach einem Weilchen mit einigen vollen Flaſchen, deren Inhalt, wie der Alte meinte, bei der Kühle des Frühlingsabends dem Magen um ſo zuträglicher erſcheinen dürfte.

Bald waren ſie an Ort und Stelle. — Das Hüttchen, welches die Geſellſchaft aufnahm, war ein kleines, im chineſiſchen Geſchmack bemaltes Breterhäuschen mit ausgeſchweiftem Dache, an deſſen Ecken kleine, im Abendwinde ertönende Glöckchen hingen. Der Pavillon war dicht am Ufer des Sees gelegen, und aus der vordern Thüre deſſelben, von welcher eine breite Landungstreppe ſich bis zum Waſſerſpiegel herabzog, hatte man eine herrliche Ausſicht über die gekräuſelten, in der Abendſonne in goldigem Glanze ſchimmernden Wellen des majeſtätiſchen Mälars. —

Durch eine Seitenthür traten unſere Bekannten in das Innere des Hüttchens. Auf dem kleinen, mit blendend weißem Tuche bedeckten Tiſchchen dampfte bereits das einfache, doch durch Margarethens Sorgfalt ſchmackhaft bereitete Mahl, und Aller Augen ſuchten den hier erwarteten Gaſt; da erblickte Alfred denſelben ſitzend auf dem Geländer der breiten Treppe und allem Anſcheine nach wie verſunken in das Anſchauen der eben hinabſteigenden Sonne. Es war derſelbe ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Er war bekleidet mit einem dunkelbraunen Frack von franzöſiſchem Schnitte. Das feine Tuch deſſelben ſowie die ſchwarzen ſeidenen Unterkleider, die blendendweiße Wäſche, das Spitzenhalstuch, waren mit Geſchmack und nach der Mode der damaligen Zeit gewählt; nur gab die runde hellbraune, doch ſorgfältig geordnete Perrücke dem jungen Manne ein etwas pedantiſches Anſehen. Im Allgemeinen würde man das Aeußere deſſelben in dem der ältern Mitglieder der Brüdergemeinden unſerer Tage wiederfinden können; nur ſah man in Swedberg's Antlitz mehre von dieſen bedeutend abweichende Verſchiedenheiten. Die jugendlichen Züge des überaus wohlgebildeten Geſichts hatten etwas Heiteres, Offenes, faſt Kindliches. Zwar zeigte das große, blaue, träumeriſch ſchwimmende Auge keinen geringen Grad von Schwärmerei; doch blickte es auch ſo innig fromm, ſo ſtill entzückt auf jenes herrliche Schauſpiel des Sonnenuntergangs, die reinen Züge ſpiegelten ſo treu die in der Seele des jungen Mannes waltende Rührung wieder, daß hier an keine Affectation zu denken war. Mehre Minuten ſtanden die Angekommenen unbeweglich; es war als fürchteten ſie Swedberg aus ſeiner ſtillen Andacht zu erwecken; endlich trat der Kaſtellan, aufs freundlichſte die Hand des Träumenden ergreifend, an ſeine Seite.

Ein ſchönes Schauſpiel, der Untergang der Sonne! ſprach der Alte. Schade nur, daß ſie ſo ſchnell hinab iſt. —

O, ſagen Sie gut vielmehr! ſprach aufſtehend Swedberg mit freundlichem Drucke der Hand. Dies Schauſpiel iſt das Spiegelbild unſeres Daſeins. Der ſchöne Himmelskörper verſinkt nur in das Dunkel, um glänzender wieder aufzuſteigen.

Alfred trat jetzt näher, und der Oheim war eben im Begriffe, ihm Swedberg vorzuſtellen, als dieſer freundlich ausrief: Der Lieutenant Alfred Roſen! O, es bedarf der Nennung des Namens nicht; ſo leicht vergeſſe ich nicht die Züge des Ehrenmannes, den man im Hauptquartiere des Königs mir als einen der tapferſten Kämpfer des Heeres nannte. —

Margarethe erinnerte, daß es Zeit ſei, ſich zum Mahle zu ſetzen, und die Genoſſen nahmen Platz. Lebhaft und belebend führte Swedberg die Unterhaltung, und Alfred fühlte ſich von der Liebenswürdigkeit, dem Geiſte, der aus jedem Worte des jungen

Mannes ſprach, ſo angezogen, daß er mehrmals auf den Gedanken kam, ob auch wol eine heimliche hoffnungsloſe Liebe zu Swedberg der Grund von Margarethens Schwermuth ſein könne. So oft indeſſen dieſer Gedanke ſich ihm aufdrang, ſo widerſprach ihm doch des Mädchens Benehmen. Bei allen unverkennbaren Beweiſen hoher Achtung, die Margarethe Swedberg zollte, erblickte man doch nichts, was man auf Liebe hätte deuten können. Mit vieler Aufmerkſamkeit horchte ſie ſeinen geiſtreichen Bemerkungen; doch äußerte ſie dann nur einige wenige Worte, wenn das Geſpräch die Thaten berührte, durch welche Karl der Zwölfte in jenen Zeiten Europa in Erſtaunen ſetzte. Auch Swedberg war dem großen Könige von Herzen zugethan, wiewol er die Uebertreibungen deſſelben und namentlich die an Patkul geübte furchtbare Ungerechtigkeit nicht billigen konnte. Die licht- und geiſtvolle Art, mit welcher der junge Mann ſeine Meinung über jene damals vielbeſprochene Begebenheit kundgab, die Gelehrſamkeit, mit welcher er ebenſo leicht als ſiegreich Alfreds zum Vortheil Karls gemachte Einwürfe beſtritt, verſetzte dieſem nicht wenig in Erſtaunen, und es ward ihm kaum möglich, die glänzenden Geiſtesgaben Swedberg's mit Gerächten in Einklang zu bringen, welche damals über das

Weſen des jungen Mannes ſich erhoben, und die jetzt, nach mehr als einem Jahrhunderte, bei Nennung des Namens Emanuel von Swedenborg noch nicht verhallt ſind. —

Ich werde, ſprach Alfred ſchaudernd, zeitlebens des fürchterlichen zehnten Octobers nicht vergeſſen! Ich war, vom Dienſte dazu gezwungen, verpflichtet, die Marterſcene vom Anfange bis zu Ende anzuſchauen. Patkul, ſagte man, hätte noch vom Königſtein entfliehen können; ſein Geiz hielt ihn zurück. Uebrigens glaube ich, daß der König ſelbſt auf Patkul's Flucht gerechnet hatte und darum nur das fürchterliche Urtheil vollſtrecken ließ, weil er gewohnt war, nie einen Ausſpruch zurückzunehmen. Leider hatte der Unglückliche keinen Freund, der ihn zur rechten Zeit gewarnt.

Ein Mann, der nicht ſein Freund, ſprach Swedberg mit ſchmerzlichem Blicke, hat ihn gewarnt; doch er verſchmähte jede Warnung.

Es iſt unglaublich, fiel der Kaſtellan ihm in die Rede, wie viel der König durch dieſe Grauſamkeit ſelbſt in den Herzen der treueſten Anhänger verloren hat! Mehre fromme Geiſtliche behaupteten auf öffentlicher Kanzel, daß dieſe Gewaltthat durch einen ſchnellen oder gar gewaltſamen Tod des Königs gerochen werden würde. Seltſame Gerüchte verbreiten ſich auch ſeitdem, und nur mit Mühe habe ich es verhindern können, daß nicht von hier aus noch zu der Vermehrung derſelben beigetragen wurde.

Das wäre? ſprach lächelnd Alfred. — Ihr macht mich neugierig, lieber Oheim.

Ja, lächle nur! entgegnete der Letztere. Was wahr iſt, bleibt darum doch wahr. Im Königsſaale iſt die Erſcheinung, welche gewöhnlich das Geſicht Karls des Elften genannt wird, geſehen worden.

Habt Ihr ſie ſelbſt geſehen? fragte Alfred lachend.

Das eben nicht, entgegnete der Oheim. Indeß wirſt Du den Augenzeugen nicht ganz verwerfen können; es iſt der alte Magnus Karlsſon, der Haushofmeiſter.

Mein alter Lehrer in der Fecht- und Schwimmkunſt? entgegnete Alfred. Und der alte Knabe wird jetzt ein Geiſterſeher! — Doch ſagt uns, lieber Oheim, wie begab ſich denn die Sache? —

Du kennſt, begann der Alte, den Königsſaal? —

Wie ſollte ich nicht! erwiederte der Neffe. Gar oft betrachtete ich als Knabe die lebensgroßen Gemälde der alten Herren im Panzer oder Hermelin. In langen Reihen zierten ſie die Wände. Sie ſahen ſo ernſthaft aus mit ihren langen Bärten, die Kronen auf den Häuptern und die Reichsäpfel und Zepter in den Händen. — Doch die Erſcheinung, Oheim, die Erſcheinung! —

War gerade ſo, erwiederte der Alte, wie ſie der vorige König einſt gehabt, und wie die Protokolle darüber in den Archiven liegen.

Das genügt mir nicht! ſprach Alfred. Ich bitte Euch, lieber Oheim, erzählt mir das Märlein nur ausführlich.

Ich hoffe, ſprach der Kaſtellan, Du wirſt die Wahrheitsliebe, die Redlichkeit, die Liebe des alten Magnus zu ſeinem Könige nicht in Zweifel ſtellen. — Nun höre an! — Schon lange wurmte es dem treuen Diener, daß hier und da behauptet wurde, es ließe ſich zur Nachtzeit Licht im Königsſaale ſehen. Oft fluchte er über die Verbreitung dieſer Sage; denn abgerechnet, daß nach der Meinung der Leute das Wiederkehren der Erſcheinung auf den Tod des eben regierenden Herrn zu deuten ſei, ſah überhaupt der Alte in der Entſtehung des Gerüchtes böswillige Pläne, den großen Haufen auf ein Ereigniß vorzubereiten, welches freilich, wenn man des großen Guſtav Adolfs Ende ſowie des Königs tollkühnen Muth betrachtet, gar leichtlich ſich ereignen kann. Oft ſchalt der alte Magnus die Diener des Schloſſes ſowie die Wachter aus; ſie, meinte er, wären es vorzüglich, welche zur Verbreitung der Lüge beigetragen; doch wie erſtaunte der alte Brummbart, als Alle einſtimmig behaupteten, daß die Erſcheinung eines ungewöhnlichen Lichtglanzes an den Fenſtern des Königsſaales von ihnen allen zu verſchiedenen Zeiten, doch ganz vorzüglich in den Tagen des Neumondes, gewöhnlich aber nach Mitternacht erſt wahrgenommen worden ſei. — Du hätteſt nun den Alten hören ſollen! Wie beſeſſen tobte er bei der Ausſage. Lügner, und Böſewichter, die ihren Herrn verrathen! waren die gelindeſten Benennungen, mit denen er um ſich warf, und bei dem Abendeſſen noch, zu dem er mich geladen, vermaß er ſich mit einer Menge kauderwelſcher dalekarliſcher Schwüre: er wolle die Erſcheinung bannen oder nicht länger leben. — Nach vielem Hin- und Herreden über den Grund oder Ungrund der Sache wurde endlich zwiſchen uns beſchloſſen, daß, ſobald ſich in jenem einſamen, entlegenen Theile des Schloſſes aufs Neue Licht erblicken ließe, wir Beide uns ſogleich dahinbegeben und das Nähere zu erforſchen verſuchen wollten. — Wochen vergingen; nichts ward geſehen, und Magnus triumphirte. Da ſaß ich eines Abends — Mitternacht war bereits herangekommen — mit Magnus bei einem Kruge Doppelbier;

denn obgleich das Zipperlein mir mein Pedal gar arg in Anſpruch nahm, ſo hatte ich mir meinen gewohnten Labetrunk doch nicht verſagen mögen. Auf einer gewaltigen Karte, ſo Magnus aus der Bibliothek herbeigeholt, berechneten wir mit Margarethens Hülfe — als welche bewanderter als wir in ſolchen Dingen — den Weg, ſo unſer Heer von Sachſen aus wol eingeſchlagen haben könnte; da trat der Wächter heftig erſchrocken in das Zimmer. Eben — ſo meldete er — als die Schloßuhr Mitternacht verkündet, und er die Runde in dem Gebäude habe machen wollen, ſei ſein Blick von ungefähr auf die Fenſterreihe des Königsſaals gefallen. Es ſtrale der Saal im hellſten Glanze, und wenn er nicht früher ſchon einmal dieſelbe Erſcheinung wahrgenommen und nicht die gewiſſe Ueberzeugung hätte, daß Niemand unbemerkt in jenen Theil des Schloſſes gelangen könne, ſo würde er auf ein dort ausgebrochenes Feuer ſchließen. —

Du kannſt wol denken, fuhr der Oheim nach einer Pauſe fort; Du kannſt wol denken, wie begierig wir waren, der Sache auf den Grund zu kommen. Gern hätte ich den Magnus nach dem Königsſaale begleitet, aber das Podagra erlaubte mir keinen Schritt. Margarethe bot ſich an, doch Magnus verbat ſich jeden Gefährten und ſendete ſelbſt den erſchrockenen Wächter in den Hof; dort, meinte er, möge derſelbe die Fenſter des Saales genau betrachten; er ſelber wolle, wenn er das verſchloſſene Gemach eröffnet, an einem der Fenſter mit dem Lichte in der Hand erſcheinen, und der Beobachter in dem Hofe ſolle dann ihm über die Fortdauer der Erleuchtung Auskunft geben. Das Ganze, meinte er lachend, ſei weiter nichts als der Widerſchein des Nordlichts, ſo man in der Tiefe des Hofes nur nicht bemerken könne. —

Und ſo, ſprach Alfred, wird es auch geweſen ſein. —

Ich dachte es auch, entgegnete der Oheim, und dies war es allein, was mich beſtimmte, zuzugeben, daß Magnus ohne alle Begleitung ging. Nur nach dringendem Zureden nahm er eine meiner geladenen Piſtolen und verließ uns, mit dem Lichte in der Hand raſch nach dem Königsſaale eilend. — Wir mochten, fuhr der Alte nach einer Pauſe fort, etwa zehn Minuten gewartet haben. Jeden Augenblick hofften wir Magnus ins Zimmer treten zu ſehen; da ſtürzte der Wächter athemlos herein. Ein Schuß, rief er, iſt in dem Saale gefallen, und die Erleuchtung verſchwand ſogleich. —

Alſo doch eine ſchandbare Gaukelei? rief Alfred heftig. — Ihr ſetztet doch ſogleich die ganzen Schloßbewohner in Bewegung?

Naturlich war dies unſer Wille! entgegnete der Kaſtellan. Doch eben als Margarethe eilen wollte, die Dienerſchaft zu wecken, trat Magnus in das Zimmer.

Nun? fragte neugierig der Jüngling. Was hatte er im Saale bemerkt?

Vor Allem ſchickte er, als er zurückkam, den Wächter auf ſeinen Poſten. Es ſei, ſprach Magnus zu demſelben, das Licht ihm beim Eröffnen des Saales aus der Hand gefallen; im Finſtern habe er den Drücker des Piſtols berührt, ſo ſei der Schuß gefallen; im Saale aber befinde ſich Alles in der gewohnten Ordnung, ſo viel er nämlich im Dunkeln habe wahrnehmen können.

Das alſo war das Ende des Abenteuers? rief Alfred lachend.

Keineswegs! entgegnete der Oheim. Schon das Aeußere des Alten verkündete etwas Ungewöhnliches, und ſchwerlich konnte ſein Vorgeben auch den Diener täuſchen.

Weiter! Oheim, weiter! ſprach Alfred ungeduldig.

Ich will, fuhr der Kaſtellan in ſeiner Erzählung fort, Deine Neugierde mit Magnus' eignen Worten zu befriedigen ſuchen. — Sobald der Wächter das Zimmer verlaſſen hatte, theilte mein alter Freund uns Folgendes mit. Schon als ich, ſprach er, den langen Corridor betrat, dachte ich nicht mit einer Sylbe mehr des Gerüchtes, welches von einer Erſcheinung, bekannt unter dem Namen: das Geſicht Karls des Eilften, ſeit Jahren von der Menge nachgebetet wird. Mit größter Aufmerkſamkeit lugte ich durch die runden Scheiben der Fenſter des langen Ganges nach dem nördlichen Himmel; die Sterne ſchimmerten aufs hellſte, doch da war nichts von einem Nordlichte zu erblicken. So gelangte ich durch viele Zimmer bis an die Thüre des Königsſaales; doch was erblickten meine Augen! — Als ich die Thüre öffnete, fand ich den Saal erleuchtet, faſt bis zur Tageshelle. Die alten kryſtallenen Kron- und Armleuchter, welche ſchon ſeit Jahren nicht angezündet worden, ſtralten im hellſten Feuer. Es würde ihr Glanz meine alten Augen geblendet haben, wenn nicht ein feiner Nebel, faſt dem Froſtnebel an kalten Wintermorgen gleichend, die ganze Weite des Saals erfüllt hätte. So ſtand ich einen Augenblick wie feſt gezaubert; doch welch Entſetzen packte mich jetzt! Dieſelbe Erſcheinung, wie ſolche einſt der hochſelige König in dem Saale gehabt, und die ſein Begleiter, der Graf Wachtmeiſter, feierlich beſchworen, ſtellte ſich meinen Blicken dar. Zu beiden Seiten der langen, mit rothem Scharlach gedeckten Tafel ſaßen im Panzer oder Krönungsmantel, wie ſolche auf den Bildern des Saales abkonterfeit, die Herrſcher dieſes Landes. Hundert verſchiedene Male hatte ich die Bilder mir angeſchaut, und darum nahm ich mit immer ſteigendem Entſetzen in den Geſichtern der grauſigen Geſellſchaft die wohlbekannten Züge wahr. Hier thronte Olof der Erſte, einen Mantel von weißem Fuchs um ſeine Schultern, das Kreuz auf ſeiner Zackenkrone; dort ſah man die wilden Züge von Magnus Smek und Erich dem Vierzehnten. Hier, Jenen ſchräg gegenüber, erblickte man den ritterlichen großen Waſa, das königliche Auge feſt auf den Unſterblichen heftend, welcher bei Lützen Deutſchlands Freiheit mit ſeinem Blute bezahlte. Dicht ihm zur Seite ſaß Chriſtine in ihrem abenteuerlichen, halb männlichen Putze; neben dieſer Johann der Zweite und ſo fort die Könige, alle vor und aus Waſa's Herrſcherſtamme. — Mehre Minuten, erzählte uns Magnus, ſtand ich; es ſträubte ſich mir das Haar; es war, als ſollten mir die Augen aus ihren Höhlen fallen. Mit Mühe nur konnte ich mich beſinnen, ob ich wache oder träume. Faſt glaubte ich das letztere. Aber — dies war ja der wohlbekannte Saal; ich ſelbſt befand mich, Licht und Piſtole in den Händen, in demſelben; ich hatte die vollkommenſte Beſinnung meines Thuns und Laſſens; und dennoch, dennoch ſah ich mit meinen Augen die Geſtalten; ſah unbeweglich, in todtengleicher Stille, ſie an dem Tiſche ſitzen; ich fürchtete wahnſinnig zu werden. Da auf einmal erblickte ich an des Tiſches Ende, kaum ſechs Schritte von mir entfernt, auch die Geſtalt unſers jetzt regierenden Königs. —

Schändlich! rief Alfred wild. Und Magnus gab nicht Feuer auf den Betrüger?

Höre nur! ſprach der Oheim und fuhr mit den Worten des Vorigen fort. — Ich faßte die Geſtalt genau ins Auge. Sie war bekleidet, wie es des Königs Gewohnheit iſt: das ſchwarze Halstuch, der blaue Rock, die großen Stiefeln; doch bei viel Aehnlichkeit im Allgemeinen waren die Züge einigermaßen verſchieden.

Seht Ihr! rief Alfred triumphirend.

Die Züge der Geſtalt, erzählte der Oheim weiter, ohne ſich ſtören zu laſſen, waren mehr als zehn Jahr älter als die des Königs. Zwar hatte ich, ſagte Magnus, nun ſchon den König ſeit neun Jahren nicht geſehen, doch iſt derſelbe erſt in der Mitte der Zwanzig, und dies Geſicht trug das Gepräge von mehr als einigen dreißig Jahren. Immer genauer faßte ich die mich ſtarr anblickende Geſtalt ins Auge. Der Gedanke, hier ſei Betrug vorhanden, ergriff mich mehr und mehr; da ſah ich — o mein Lebelang vergeſſe ich den Anblick nicht — eine fürchterliche, von geronnenem Blute ſtarrende Wunde am Haupte der Geſtalt! — Nach einem Augenblicke des heftigſten Entſetzens ermannte ich mich. Fürchterlich ergrimmt von dem Gedanken eines bis zu ſolcher Höhe getriebenen Betrugs, richtete ich mein Piſtol auf die Erſcheinung! — ich drücke los! — es fällt der Schuß! — und ich befinde mich mit einem Male allein in dem ſtockfinſtern, todtenſtillen Gemache. — Die Kerze ſelbſt, ſo ich bis dahin brennend in der Hand hielt, war erloſchen, und die Erſcheinung ſchwand wie ein Nebel. —

Toller Unſinn! rief Alfred ärgerlich. Was meinen Sie, Herr Swedberg, zu dem Geſchichtchen?

Swedberg antwortete nicht, und Alfred richtete die Blicke auf den Genoſſen. Das Aeußere deſſelben bot einen ſo eigenthümlichen als auffallenden Anblick dar. Swedberg lag allem Anſcheine nach in tiefem Schlafe. Rückwärts gegen die Lehne des Stuhls geſunken, ruhte ſein Haupt auf letzterer.

Die linke Hand des Entſchlafenen hielt den Arm des Lehnſtuhls feſt umklammert; die rechte, zur Fauſt geballt, preßte er krampfhaft auf die Gegend der Magengrube. Am ſonderbarſten erſchien ſein Antlitz. Obwol die Augenlieder beinahe geſchloſſen waren, ſo konnte man demungeachtet bemerken, daß die Pupille des Auges ſich krampfhaft aufwärts zog. In den Zügen des Geſichts waltete ein ganz unbeſchreiblicher Ausdruck. Im Allgemeinen trug er das Gepräge ruhiger Heiterkeit, doch wandelte ſich dieſes öfters in das des tiefſten Schmerzes ſowie des ſeligſten Entzückens, je nachdem die Bilder des einen oder des andern durch die Seele des Schlafenden zu ziehen ſchienen. — Der günſtige Leſer wird ſich beſſer als die im Pavillon verſammelte Geſellſchaft Swedberg's Erſcheinung deuten können, wenn er denſelben ſich im Zuſtande eines natürlichen Somnambulismus denkt; ein Zuſtand, für welchen in jener Zeit freilich weder Wort noch Begriff vorhanden war. Mit Schreck blickte Alfred einige Augenblicke auf den Schlafenden, und eben war er im Begriffe Swedberg am Arme zu faſſen, um von dem Befinden deſſelben, den er in einer Ohnmacht befangen glaubte, ſich zu unterrichten, als Margarethe heftig ihn zurückhielt.

Laß ihn! ſprach ſie leiſe; er iſt öfters in dieſem Zuſtande. Bald wird er ſich erholen. — Auch der Kaſtellan winkte dem Neffen, ſich ruhig zu verhalten, und Letzterer, nachdem er noch einige Augenblicke Swedberg ſchweigend fixirt, kam auf den vorigen Gegenſtand des Geſprächs zurück.

Unterſuchtet Ihr nicht, frug Alfred, den Saal ſogleich nach Magnus' Rückkehr?

Natürlich! ſprach der Oheim. Margarethe und der Alte trugen mich mehr, als ſie mich führten, die Treppe aufwärts; wir wollten, um alles Gerede zu vermeiden, keinen Begleiter haben und hatten uns gut bewaffnet, auch alle Ausgänge gut verſchloſſen.

Und Ihr fandet? —

Nicht das Geringſte! — Keine Spalte der Wände, kein Meuble blieb ununterſucht! — Die Kugel, ſo Magnus dem Ebenbilde des Königs zugeſendet, ſteckte in der Täfelung der Wand, und bei der Nähe der Thür ſowie nach der Stellung des Alten hätte ſie ein Körperweſen unmöglich fehlen können.

Das Alter abgerechnet alſo, fragte Alfred weiter, glich die Geſtalt dem Könige?

Wie ich Dir ſage, entgegnete der Ohm.

Und am Haupte war eine Wunde? —

Eine Wunde, in die man, wie Magnus ſagte, wohl ein paar Finger hätte legen können, und etwa ſo, wie eine Kartätſchenkugel ſie machen würde. — Irre ich nicht, ſchloß nach einigem Nachſinnen der Kaſtellan, ſo ſagte Magnus, ſie ſei am linken Schlafe oder an der linken Seite der Stirn geweſen. —

Es war der rechte Schlaf! rief Swedberg auf einmal, mit einem ſo eigenthümlichen, durchdringenden Tone der Stimme und ſo ſchmerzhaft bewegten Zügen, daß Alfred mit einem Ausrufe des Entſetzens aufſprang und eine neben ſeinem Sitze ſtehende Flaſche vom Tiſche warf. — Die klirrenden Scherben weckten den Schlafenden. Er ſchien faſt wie betäubt, auch war kein Bewußtſein ſeines frühern Zuſtandes, noch der Worte, die er ſoeben geſprochen, an ihm bemerkbar. Mit ſchwankender Hand und beinahe noch wie im Traume langte er nach einem vor ihm ſtehenden Glaſe Wein und führte es an die Lippen.

Wolltet Ihr uns nicht, Herr Kaſtellan, ſprach Swedberg, wie es ſchien mit einiger Anſtrengung, ein Ereigniß mittheilen, welches, wie Ihr eben ſagtet, mit der alten Erzählung, die über das ſogenannte Geſicht Karls des Elften im Volke herumgeht, in Verbindung ſteht? —

Ein ander Mal, Herr Swedberg! ſprach, obgleich die Eigenthümlichkeiten des Gaſtes kennend, dennoch mit einiger Verwirrung der Kaſtellan. Leeren wir indeß ein Glas auf eine glückliche Reiſe meines Neffen.

Sie wollen Schweden ſchon wieder ſo bald verlaſſen? fragte Swedberg, nachdem er mit freundlicher Verneigung ſein Glas geleert, den kaum von ſeinem Erſtaunen zurückgekommenen Alfred.

Ich ſollte, entgegnete dieſer, ſchon auf dem Rückwege ſein. Ein Zufall, welcher, wie ich fürchte, dem Könige ſehr unangenehm erſcheinen wird, hält mich länger, als ich vermuthen konnte, in Stockholms Nähe feſt.

Und dieſer, fuhr Swedberg fort; iſt es erlaubt danach zu fragen?

Warum nicht? erwiederte Alfred freundlich. Der König gebot mir nicht, ein Geheimniß daraus zu machen. — Mit den Depeſchen, die derſelbe gewöhnlich alle Monat an den Reichsrath ſendet, ward mir der Auftrag, ein Portefeuille zurückzubringen, deſſen Inhalt dem Monarchen allein bekannt iſt, und welches ſich im Cabinete zu Stockholm, wo es der König aufbewahrt zu haben glaubt, nicht wieder auffinden läßt. Den Grafen Sandels, welcher beauftragt war, das Portefeuille mir zu überliefern, überraſchte dieſer Zufall auf das unangenehmſte, da er Papiere von großer Wichtigkeit darin vermuthet. Nach den Befehlen des Miniſters hat man das königliche Schloß zu Stockholm faſt bis an das Dach durchſucht, auch hier zu Gripsholm ſind Nachforſchungen gehalten worden; doch nirgends hat ſich ein roth ſaffianenes Portefeuille, mit goldener Schnur umwunden, verſiegelt mit des Königs Petſchaft, vorfinden wollen.

Roth, ſagten Sie, war die Brieftaſche? — mit goldener Schnur umwunden? — war es nicht ſo? — ſprach Swedberg in tiefem Nachdenken, ſich mehrmals mit der flachen Hand die Stirne berührend.

Ganz recht! entgegnete Alfred. Der König bezeichnete ſie mir ſo genau, ſo wiederholt, daß ich unmöglich fehlen konnte. —

Ob man, ſprach Swedberg noch immer in tiefes Nachſinnen verſunken; ob man die Bibliothek des hieſigen Schloſſes wol auch genau durchſucht hat?

Alle Bücherſchränke ſind durchgeſehen worden! betheuerte der Kaſtellan.

Und ſtößt nicht, fuhr Swedberg, die Augen ſtarr auf einen Fleck gerichtet, fort, ein Erkerſtübchen an den Bücherſaal?

Ja wohl! verſetzte der Vorige. Es enthält die Mappen mit den Charten und Plänen; auch dieſe hat man durchgeſehen.

Und ein alter nußbaumener Schreibtiſch ſteht in dem Erker? fragte Swedberg weiter.

Ganz recht! erwiederte der Kaſtellan. Auch dieſer ward durchſucht.

Dennoch vielleicht nicht die geheimen Fächer! rief Swedberg lebhaft. Mir iſt, als hätte ich den König ein Portefeuille, gerade von dem Aeußern wie Euer Neffe es bezeichnet, in eins derſelben legen ſehen.

Ihr täuſcht Euch ſelbſt, Herr Swedberg! verſetzte mit ſichtlichem Befremden der Kaſtellan. Als der König noch im Lande war, hattet Ihr niemals Gripsholm betreten, und auch die Bibliothek habt Ihr erſt einmal und zwar in meiner Gegenwart beſucht.

Ganz recht, Herr Roſen! erwiederte in leichter Verwirrung Swedberg. Ihr habt darin ganz Recht! Es fließt bei mir wol manchmal Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart ſo ineinander, daß ich zuletzt das Eine von dem Andern nicht recht zu unterſcheiden weiß. — Auch, ſprach er lächelnd, könnte ich leichtlich in den Verdacht des Lügens kommen, denn eine lebhafte Phantaſie verwechſelt wol das nur Gehörte mit dem Angeſchauten. — Bei alle dem, ſchloß er nach einer Pauſe, wäre es immer gut, den Schreibtiſch noch einmal durchzuſehen; es iſt ja nur eine kleine Mühe. Auch kann ich mir das Bild der Sache nicht aus dem Sinne treiben; mir iſt es immer, als hätte ich etwas davon gehört oder geſehen. —

Obwol Margarethe während des Abendeſſens beinahe gänzlich geſchwiegen, ſchien dennoch keins der Geſpräche der Tiſchgenoſſen für ſie verloren. Die bewegten Züge des blaſſen Angeſichts drückten fortwährend die lebhafteſte Theilnahme an demſelben aus, und als die Rede auf die geiſterhafte Geſtalt des Königs kam, als Swedberg in dem Zuſtande eines räthſelhaften Hellſehens den Ort der Todeswunde bezeichnete, ſchien dieſe bis zur Ueberſpannung geſteigert. Eine fliegende Röthe, welche bald wieder von krankhafter Bläſſe verdrängt wurde, überzog Margarethens Geſicht. Oft glänzte das Auge des Mädchens in fieberiſchem Feuer, oft ſchien es gänzlich erloſchen; es zuckte der ſchöne, leicht geöffnete Mund; der Schweiß entrann in großen Tropfen der blendend weißen Stirn. Auch jetzt, als Swedberg mit anſcheinender Sicherheit den Ort des vermißten Portefeuilles angab, ſchien dieſer Umſtand Margarethen aufs heftigſte zu ergreifen. Erlaubt mir, Vater, ſprach das Mädchen, daß ich, weil es noch Tag iſt, gehe, den Schreibtiſch zu eröffnen; ich kenne den Schlüſſel deſſelben ganz genau und bin in wenigen Minuten wieder hier.

Es iſt umſonſt! entgegnete der Alte. Laß ſein bis Morgen. Wie käme überhaupt das Portefeuille in den Schreibtiſch!

Nein! nein! erwiederte Margarethe heftig. Erlaubt mir, daß ich augenblicklich mich hinbegebe. Das Portefeuille iſt in dem Schreibtiſche. Es muß darin ſein! — An einem Tage, ſchloß ſie mit zitternder Stimme, an einem unvergeßlichen Tage — es war derſelbe, an welchem Er zum letzten Male Gripsholm beſuchte — ſah ich eine Brieftaſche, wie die vermißte, in ſeiner Hand. —

Der Vater widerſprach nicht länger, und Margarethe ging. Längere Zeit drehte ſich das Geſpräch um die Angelegenheiten des Tages, und Alfred ſtaunte immer mehr, wenn er die ſo klar ausgeſprochenen, von ſo ſcharfem Verſtande zeugenden Urtheile und Anſichten Swedberg's mit jenen ſonderbaren Eigenthümlichkeiten deſſelben, von welchen er vor wenig Minuten noch ein Zeuge geweſen war, zuſammenhielt. Dabei leuchtete aus jedem Worte des jungen Mannes eine ſo ausgezeichnete Beſcheidenheit, eine Anſpruchsloſigkeit, welche in dem Beſtreben, nicht auffallen zu wollen, faſt bis in Aengſtlichkeit überging, ſodaß Alfred ſich vollkommen überzeugte, Swedberg konnte nicht mit jenen Menſchen verwechſelt werden, die darum nur die Maske des Ungewöhnlichen vornehmen, um tiefer liegende unmoraliſche Pläne darunter zu verbergen.

Noch waren die Männer im lebhafteſten Geſpräche begriffen, als Margarethe fliegenden Schrittes, faſt athemlos, mit klopfendem Herzen, die Hand, in welcher ſie eine rothe Brieftaſche hielt, hoch empor gehoben, in das Hüttchen ſtürzte. Hier! rief ſie, hier! und ſank erſchöpft auf den Stuhl.

Sie iſt's! rief Alfred. Es iſt die bezeichnete!

Wirklich! ſprach der Kaſtellan, das Portefeuille aufmerkſam betrachtend. Es iſt das kleinere Siegel des Königs mit ſeinem Namenszuge; daſſelbe, welches er gewöhnlich zu führen pflegte.

Dann, ſprach Alfred, iſt meine Zeit gemeſſen. Ich eile nach Stockholm. Mit Tagesanbruch denke ich wieder hier zu ſein, um Abſchied zu nehmen, und morgen Abend bin ich auf der See.

Sehen Sie, Herr Swedberg! rief Margarethe mit einer Begeiſterung, wie Alfred ſie noch niemals an dem Mädchen wahrgenommen; erkennen Sie eine geheimnißvolle, unſichtbare Macht, welche die Fäden, auch des geringſten Ereigniſſes, ſo den König betrifft, in ihrer Hand hält! — O! über den Unverſtand, der alles dieſes mit dem Wörtlein: Zufall, erklären wollte! — Nein, feſt wie ein Fels ſteht meine Ueberzeugung! ich erblicke darin ein neues Pfand nur für meinen Glauben! — Swedberg ſchwieg, den Blick, welcher tiefes Mitgefühl ausſprach, ſchmerzvoll auf das Mädchen gerichtet. —

Schon hatte die Nacht ihren dunkeln Schleier über den Spiegel des Mälars gebreitet, als Alfred, an der Ritterholmskirche vorüber, nach den Palaſten der Grafen Sparre und Sandels eilte. Freudig erkannte der Letztere ſogleich das in des Jünglings Hand befindliche Portefeuille und beſtimmte den Abend des folgenden Tages als den Zeitpunkt der Abreiſe. Er hoffe, ſagte der gütige Miniſter, daß, wenn der eben wehende Nordweſt den gleichen Strich mit Alfreds Eifer für die Sache des Königs halte, die in dem Hafen liegende Brigg: der Falke, ihn in wenig Tagen nach Riga, dem Landungspunkte, bringen würde. Leicht erhielt der Jüngling die Erlaubniß, die bis zur Abreiſe übrigen wenigen Stunden zu Gripsholm zuzubringen, und noch war die Sonne nicht weit am Horizonte heraufgeſtiegen, als Alfred ſich wieder in den Mauern des alten Schloſſes befand. Angekommen in ſeinem ſtillen Stübchen, ſo traulich ihm, ſo wohlbekannt aus ſchöner Kinderzeit, fiel ihm ein Zettel ins Auge; die Aufſchrift war von Margarethens Hand. Er öffnete und las:

„Du wirſt, mein einziger Freund — ſo ſchrieb das Mädchen — es mir verzeihen, wenn ich aus Gründen bis zum letzten Augenblicke gezögert, Dir eine Bitte vorzutragen, Eröffnungen zu machen, an welchen all mein Glück, die Ruhe meines Lebens, ja mehr als dieſes hängt. Eile deshalb, ſobald als Du zurückgekehrt, nach dem Pavillon; dort triffſt Du Margarethen.“ —

Noch hatte Alfred den Oheim heut nicht geſehen, doch eilte er pfeilſchnell, ſobald er das letzte Wort geleſen, nach dem Hüttchen. Dort, ſagte er ſich, wird Margarethe mir ihr Herz eröffnen. Iſt einmal der Sitz der Krankheit, die Tiefe der Wunde nur erkannt, ſo iſt auch Heilung möglich; und wer, wer könnte mein Glück ermeſſen, wäre ich im Stande, dieſe ihr zu bringen. — Unter Gedanken, in Gefühlen, in welchen ſich dem Jünglinge ein Blick in eine ferne ſelige Zukunft zu eröffnen ſchien, trat Alfred in die Hütte. Margarethe ſaß auf dem Sopha, neben ihr lag ein Päckchen mit einem weißen Tuche bedeckt; ſie reichte dem Jünglinge die Hand entgegen.

Ich habe Dich gebeten, theurer Alfred, ſprach in einiger Verwirrung das Mädchen, indem eine holde Schamröthe das ſchöne blaſſe Antlitz übergoß.

Wie glücklich machſt Du mich damit! rief Alfred, neben Margarethen ſich niederlaſſend und ihre Hand an ſeine Lippen drückend. Ach! könnte ich Dich doch noch einmal ſo froh, ſo glücklich ſehen, wie einſt in jener ſchönen Zeit, in jenen Tagen, die längſt vorüber ſind!

Du meinſt, entgegnete Margarethe, den Blick an den Boden geheftet, als wie in jenen Tagen, da Er noch hier war. — Ja! das waren herrliche Zeiten! —

O! weißt Du noch, ſprach Alfred, wie wir in Freude und Angſt beſtändig den Tagen entgegenharrten, in welchen er, wie uns bekannt war, in Gripsholm zu erſcheinen pflegte? in Angſt wegen des gefürchteten Zeugniſſes des Lehrers, den er mit königlicher Freigebigkeit für uns beſoldete. Noch heute empfinde ich die Schauer, welche damals mir über den Rücken rieſelten, wenn der Magiſter, das mit gewaltiger Wolkenperrücke bedeckte Haupt auf zornige Weiſe ſchüttelnd, uns erklärte, daß bei des Königs nächſter Ankunft er unſere ſchlechten Fortſchritte in litteris nicht länger verſchweigen werde. Doch welche Freude gab es dann, wenn des Magiſters: „ich bin zufrieden, Ew. Majeſtät!“ wiewol mit beimlich drohendem Winke begleitet, endlich heraus war, und unſer königlicher Gönner uns erlaubte, die körperlich erlangten Fertigkeiten in ſeiner Gegenwart zur Schau zu legen! Wie haſchte Jedes da nach einem Beifallszeichen! Wie ſuchte Eins das Andere zu übertreffen! — Haſt Du vergeſſen, theure Margarethe, wie einſt, als Du im Schwimmen mich und Guſtav übertreffen wollteſt, Du in Gefahr gerietheſt und leicht ein Unglück hätteſt nehmen können, wenn Dich der König nicht mit eigner Hand gerettet hätte?

Wie könnte ich, ſprach ſchwärmeriſch das Mädchen, etwas vergeſſen, was ſich auf ihn bezieht? Mein Leben — Alfred! es gibt Augenblicke, in welchen ich dieſe Bürde gern von mir werfen möchte! — mein Leben ſchätze ich nur darum noch, weil er es mir gerettet. Bin ich denn etwas Anderes als ſein Geſchöpf? Alles, was ich habe, was ich weiß und kann, wem habe ich es denn zu danken wol als ihm, dem königlichen Edeln, dem Manne mit dem großen, ewig unverſtandenen Herzen?

Ja! entgegnete warm der Jüngling; ja, Margarethe, Du haſt Recht; wir haben dem Könige viel zu danken, und ſtolz bin ich darauf, daß mir bei Narwa Gelegenheit geworden, den kleinſten Theil der Schuld mit meinem Blute zu bezahlen.

Fühlſt Du dies, Alfred? rief das Mädchen in heftiger Regung. Siehe! ich gedenke noch des Augenblickes, wie wir als Kinder erſtmals ſchaudernd die Geſchichte des Begräbniſſes jener afrikaniſchen Herrſcher laſen, deren Lieblingsſklaven ihnen freiwillig in die Grube folgten. Weinend beklagten wir die Armen, und heute — kann ich ſie glücklich preiſen! Sie hatten ein ſchönes Loos empfahen, man vergönnte ihnen, mit ihrem Herrn zu ſterben.

Möge der unſrige noch lange zum Wohle des Vaterlandes leben! verſetzte Alfred.

Er wird nicht! ſprach Margarethe mit gedämpfter Stimme, auf geheimnißvolle Weiſe und in einer Spannung, bei welcher der Jüngling, für den Verſtand des Mädchens fürchtend, entſetzt zurückfuhr. — Denke nur an die Erſcheinung im Königsſaale.

Poſſen! rief Alfred ärgerlich. Gott mag wiſſen, was dem alten Magnus das Hirn verrückte!

Nein! rief Margarethe haſtig. Die Ausſage des Alten läßt ſich nicht beſtreiten! Wurde ſie nicht geſtern gewiſſermaßen aufs Neue durch Swedberg's Benehmen beſtätigt? — Bezeichnete er nicht den Ort der Todeswunde? — Und trifft nicht immer Alles ein, was er vorausgeſagt? —

Es iſt ſchmerzlich, entgegnete Alfred, daß ein ſo achtbarer Mann wie Swedberg ganz ohne ſein Verſchulden und wahrſcheinlich durch einen ſo auffallenden als glücklicherweiſe ſeltenen Krankheitszuſtand in die Gefahr gerathen kann, für einen Gaukler gehalten zu werden. Der Ausſpruch eines Seelenkranken iſt mir kein Pfand für die Ereigniſſe der Zukunft.

Du erſchütterſt mit Deinen Zweifeln nicht meinen Glauben! ſprach Margarethe. Wiſſe! ſetzte ſie geheimnißvoll hinzu; mir ſelber ward ein Wink des Schickſals.

Dir? fragte Alfred mit Erſtaunen.

Ja, mir! entgegnete das Mädchen. In jener Nacht, als Magnus die Erſcheinung im Königsſaale geſehen, und ich noch bebend von dem Gehörten mich niederlegte, da hatte ich einen Traum, welcher ſeitdem nun ſchon zum vierten Male wiederkehrte.

Einen Traum? ſprach Alfred. Und ſolchen nennſt Du einen Wink des Schickſals? — Wenn auch, ſetzte er, in den Vorurtheilen ſeiner Zeit befangen, noch hinzu, es nicht zu läugnen iſt, daß Träume, inſofern ſie auf denkwürdige Ereigniſſe ſich beziehen, wol manchmal in Erfüllung gehen, ſo iſt dies doch nur die Ausnahme, nicht die Regel.

Und wenn nun eben hier die Ausnahme ſich verwirklichte? ſprach Margarethe.

Bezog Dein Traum ſich auf den Tod des Königs? entgegnete Alfred fragend.

Ich ſah, erzählte das Mädchen, den König ſich mit wenigen Treuen — wir Beide waren unter ihnen — in einem kleinen Hauſe gegen eine unermeßliche Anzahl von Feinden, welche das Gebäude belagert hielten, tapfer vertheidigen. Die Hütte ſtand in Flammen. Krachend ſtürzte ſchon ein Sparren nach dem andern, doch wüthete der Kampf fortwährend. Ein dicker Rauch, in welchem man einzelne Flammenzungen längs den Wänden kniſtern ſah, erfüllte den innern Raum. Da drangen, mit wüthendem Allahgeſchrei, die Feinde endlich in das Haus. —

Du haſt, unterbrach Alfred lächelnd die Erzählerin, von Türken geträumt; wir kämpfen aber gegen die Moskowiter.

Ich erzähle, wie ich es ſah! erwiederte Margarethe. Männer in fremder, nie geſehener Kleidung drangen, bewaffnet mit Säbel und Piſtole, in das Haus. Einer derſelben richtete die Waffe auf den König; ich deckte dieſen und empfing den Schuß. Die Feinde waren verſchwunden, ich lag am Boden, und Er, er beugte ſich ſo traurend und ſo freundlich über mich. —

Ein ſeltſamer Traum! ſprach Alfred. Doch trägt er ſchon die Unmöglichkeit ſeiner Erfüllung in ſich ſelbſt.

Das Ungewöhnliche, entgegnete das Mädchen lebhaft, iſt darum dennoch nicht unmöglich. — Mir gilt der Traum als Pfand, daß ich beſtimmt bin, den König aus dringender Gefahr zu retten.

Du, Margarethe? fragte der Jüngling mit Erſtaunen; Du den König retten, aus Kampfesgefahren? — Ich muß bekennen, daß ich Dich nicht verſtehe.

Erinnerſt Du Dich, entgegnete Margarethe mit immer ſteigender Schwärmerei, wie Er uns einſt ſo ſchön die Geſchichte jenes Decius erzählte? wie er uns ſagte, daß, als die Auguren ſeinen Tod zur Rettung des Vaterlandes nöthig erklärt, der Edle ſich mit dem gabiniſchen Gewande bekleidet und mit dem Ausrufe: **Sacer estod**! ein Todesopfer in den Feind geſtürzt?

Ich wiederhole, erwiederte Alfred, daß ich Dich nicht verſtehe.

Du willſt mich nicht verſtehen! rief Margarethe heftig. So wiſſe denn, daß ich entſchloſſen bin, den König zu retten. Der Traum gilt mir als Ausſpruch des Augurs, und dies iſt mein gabiniſches Kleid! —

Haſtig riß ſie das Tuch vom Sopha; eine männliche Kriegskleidung ward ſichtbar. —

Schwärmerin! Du meinſt doch nicht — rief Alfred voll Erſtaunen.

Ich bitte Dich, unterbrach ihn Margarethe feſt, mich mit zum Heere zu nehmen.

Denkſt Du, entgegnete der Jüngling hitzig, Deinen Scherz mit mir zu treiben, ſo finde ich wenigſtens die Zeit ſehr übel gewählt; und ſprichſt Du, ſetzte er beſänftigter hinzu, ſprichſt Du im Ernſt, wie dies Dein klagend Auge mir verſichert, dann, Margarethe, kann ich Dich nur betrauern.

Kein Menſchenherz alſo, rief mit ſchmerzbewegten Zügen Margarethe, kein Menſchenherz gibt es, das mich verſteht! —

Bedenke doch! entgegnete der Jüngling ſanfter; es iſt ja ganz unmöglich. Was würde Dein Vater zu dieſem unweiblichen Verlangen ſagen? —

Er würde weinen und — mich ziehen laſſen! Es gilt des Königs und ſeines Kindes Leben.

Welch ſonderbarer Einfall! fuhr Alfred, Margarethens Antwort unberückſichtigt laſſend, fort. Wenn ich auch zugeben wollte, daß die durch Deine männliche Erziehung erworbenen Fertigkeiten Dir dienen könnten, Dein Geſchlecht der Menge zu verbergen, ſo könnte doch der kleinſte Zufall es entdecken; was würde dann die Folge ſein? —

Niemand, entgegnete Margarethe, vermuthet in mir das Weib. In jeder Kriegesübung getraue ich mir es dem Geübteſten gleich zu thun.

Der König, wendete Alfred ein, erkennt Dich auf den erſten Blick.

Ich habe daran gedacht! erwiederte das Mädchen. Neun Jahre hat der König mich nicht geſehen; erwachſen niemals. Du weißt es, wie ſehr ich in jenen Zeiten meinem Bruder glich. Der Tod des Letztern blieb dem Könige unbekannt; ich nehme Guſtavs Namen an.

Nimmermehr! rief Alfred heftig. Nimmermehr biete ich die Hand, den Fürſten zu hintergehen, ſei auch die Abſicht noch ſo rein!

Alfred! rief Margarethe mit zitternder Stimme; Alfred, willſt Du mich der Verzweiflung überlaſſen?

Weinend verbarg ſie das Lockenhaupt in die Kiſſen des Sophas.

Fodre mein Blut, und es ſoll fließen! entgegnete der Jüngling, in höchſter Regung ſich erhebend; doch daß ich den Fürſten hintergehen, den Kummer Deines grauen Vaters vermehren, Deinen Ruf befleckt, meine eigne Ehre im Entdeckungsfalle vernichtet ſehen ſoll — das, Margarethe, das fodere nicht von mir!

So lebe wohl! entgegnete das Mädchen mit einer Kälte, der die innere Bewegung widerſprach. Mein Schickſal wird dennoch ſich erfüllen.

Haſtig ſtand ſie auf, im Begriff den Pavillon zu verlaſſen.

Zürne mir nicht! ſprach Alfred, ſie ſanft umſchlingend. Bei Gott! ich kann nicht anders. O Margarethe! wer weiß, ob wir uns jemals wiederſehen! So glaubte ich nicht von Dir zu ſcheiden.

Ich zürne nicht! entgegnete das Mädchen mit trübem, doch freundlichem Blick. Wir handeln Beide in dem Sinne, wie die Natur, vielleicht durch einen Fehlgriff, uns ausgeſtattet. Du, Alfred, wirſt mit Deiner ſanften Seele, treu Deiner Pflicht, doch frei von Thatendurſt, im ſtillen Kreiſe Deines Hauſes Dich glücklich fühlen, wenn dieſes wilde, ſtets verlangende Herz ſchon längſt der Raſen deckt. Doch lebe wohl und laß uns ſcheiden.

Alfred eilte nach dem Zimmer ſeines Oheims. Wir ſehen uns, ſprach der Alte, bitterlich am Halſe des Jünglings weinend, dieſſeits nimmer wieder. Kehrſt Du zurück, und lebt Margarethe noch, ſo ſei, was Du ihr ſtets geweſen, ein Bruder, ein treuer

Freund. Ich, o mein Alfred, ich hatte einen ſchönern Plan erdacht; ich habe mich ſeit Jahren damit getragen; er ſollte mir mein Alter heiter machen. — Gott ſcheint es nicht zu wollen! — Was ſind auch Menſchenpläne? —

Trauernd nahm der Jüngling von dem Oheim Abſchied; es wollte das Herz ihm brechen. — Wie auf Windesflügeln eilte er nach der Barke. Der Boden des Vaterlandes, ihm ſonſt ſo heilig, jüngſt noch ſo erſehnt, ſchien unter ihm zu brennen; er flog ihn zu verlaſſen.

Die Sonne war eben im Untergehen, als Alfred in Reiſekleidern, die Couriertaſche auf der Bruſt tragend, ſich durch das rege Gewühl des Hafens drängte, in deſſen Mitte, mit aufgepflanztem Wimpel, der königliche Kutter: der Falke, vom friſchen Nordweſt bewegt, ſich munter an ſeinem Kabel ſchwenkte. Schon lag ein wohlbemanntes Boot am Kai, den Längſterwarteten an Bord zu bringen, und eben wollte Alfred es beſteigen, als eine Männerhand die ſeine faßte. Raſch wendete ſich der Jüngling, und — Swedberg ſtand vor ihm.

Ich wollte, ſprach der Letztere ſanft, nicht ohne einige herzliche Wünſche Sie reiſen laſſen! —

Ihr Anblick, entgegnete Alfred mit Innigkeit, indem er Swedberg aus dem Gedränge zog, iſt mir ein Troſt von oben. — O Herr Swedberg! ſetzte er hinzu; ich gehe, um nimmer vielleicht zurückzukehren. Verlaſſen Sie meinen Oheim, vor Allem aber jene Unglückliche nicht, die heute mir einen Blick in ihr zerriſſenes Herz geſtattet hat.

Sie hat ſich Ihnen entdeckt? fragte Swedberg mit Wehmuth.

Sie äußerte mir einen Wunſch —

Ich kann mir denſelben denken! entgegnete der Vorige ſchmerzlich. O, welch ein reiches Gemüth iſt hier zerrüttet! —

Sagen Sie ſelbſt, ſprach Alfred: wie könnte ich in dies Verlangen willigen? Dort fände ſie —

Den Tod! ſprach Swedberg; doch hier den Wahnſinn!

Es wäre entſetzlich! entgegnete Alfred ſchaudernd. Und doch — bei Gott! — ich kann nicht anders handeln!

Sie handeln, entgegnete Swedberg, wie die Vernunft und Ehre es gebieten. Das Weitere ſteht in Gottes Hand! —

Noch eine Frage! ſprach Alfred mit zitterndem Ton der Stimme. Ich habe zwar mir ſelber ſie ſchon beantwortet, doch kann, o möchte ich mich täuſchen! Sie, Herr Swedberg, ſind ein Kenner des Menſchenherzens! — Was iſt der Grund von Margarethens Schwermuth? —

Sie liebt den König! ſprach der Gefragte mit wehmüthig zum Himmel gerichtetem Blick.

Schweigend ſtürzte Alfred an Swedberg's Bruſt. Zwei heiße Thränen entfielen des Jünglings Augen, dann eilte er in das Boot. Wenig Augenblicke nachher wand der Falke den Anker auf, die Segel blähten ſich entfaltet, zehn Kanonenſchüſſe donnerten, und es entſchwand das Schifflein in Südoſten. —

So günſtig Anfangs Wind und Wetter der Reiſe des Jünglings waren, ſo widrig zeigten ſich beide, als das Schiff ſchon auf der Höhe von Riga ſich befand. Nach mehrtägigen vergeblichen Verſuchen, in den Hafen einzulaufen, gelang es endlich, auf der Rhede Anker zu werfen; doch kaum hatte Alfred ſich bei dem Gouverneur gemeldet, als er die Vorboten eines Fiebers fühlte, welche eine Fortſetzung ſeiner Reiſe durchaus unmöglich machten. Der Nachfolger Löwenhaupt's — denn dieſer General war mit einer anſehnlichen Diviſion nach der Ukraine aufgebrochen — war genöthigt, die von Alfred mitgebrachten Depeſchen durch einen andern Offizier an den König zu ſenden, und unſer junger Bekannter quälte ſich faſt vier Wochen auf einem Schmerzenslager, welches er erſt dann verlaſſen konnte, als er befürchten mußte, den zu dem Heere führenden Weg von herumſchwärmenden Koſakenhorden beſetzt zu finden.

Während Alfred nun in kurzen Tagemärſchen durch die Sandſteppen des Oſtens zog, hatte die Lage des Heeres, mit dem er ſich wieder vereinigen ſollte, ſich ganz ungemein verändert. Obgleich der Koſakenfürſt Mazeppa, unzufrieden mit dem Czar, dem Könige eine anſehnliche Verſtärkung zugeführt, ſo rechnete doch der Letztere weit mehr auf die unter Löwenhaupt heranziehenden funfzehntauſend Schweden als auf die zahlreichen Horden jenes Nomadenvolkes; auch begannen Munition und Lebensmittel dem Heere ſchon zu fehlen. Endlich erſchien der von dem Könige ſehnlichſt Erwartete, doch brachte er nur die Trümmer der Diviſion. Bei Mohilow über den Dnieper gehend, war er zwanzig Meilen auf der Straße nach der Ukraine vorgedrungen. Seinen Zug erſchwerten gegen achttauſend Wagen, alle mit Lebensmitteln und Munition, einige auch mit Geld beladen. Gelang es Löwenhaupt, in dieſem Zuſtande ſich mit dem Könige zu vereinigen, ſo hätte dies Zu ſammentreffen das Schickſal von Europa verändern können. Die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. Bei Lesno, nahe an dem Zuſammenfluſſe der Pronia und der Soſſa, fand Löwenhaupt den Czar in Schlachtordnung. Muthig griffen fünfzehntauſend Schweden die gegenüberſtehenden, von der Gegenwart Peters des Großen befeuerten vierzigtauſend Ruſſen an. Am erſten Tage geſchlagen, erneuerte der Czar den zweiten und dritten Tag den Angriff. Fünf Mal ſtürzten die Ruſſen, durch die Ankunft des General Bauer bis zu dreifacher Uebermacht verſtärkt, ſich auf die Schweden. Löwenhaupt ward geſchlagen. Er rettete nur die Trümmer des Heeres und die Ehre. Im Rückzuge noch gefürchtet von dem Feinde, überſchritt er mit ſeinen Tapfern die angeſchwollene Soſſa und kam, mit kaum fünftauſſend Schweden, beim Heere des Königs zu Pultawa an.

Hier hatte der Mangel überhandgenommen; es fehlte an Brot und Kleidung. Zwar ging die Nachricht ein, daß Beides man ſoeben von Stockholm abgeſendet; doch zwiſchen Pultawa und jener Hauptſtadt war eine Strecke von drittehalbhundert Meilen! — In Pultawa befand ſich ein anſehnliches Magazin; war dies erobert, ſo herrſchte Ueberfluß, und es ward möglich, die Ankunft neuer Verſtärkungen zu erwarten. — Der König beſchloß Pultawa zu erſtürmen. —

Es war in der Nacht vom 7. zum 8. Juli des Jahres 1709, als ſich in dem, ſüdlich der Stadt Pultawa gelegenen ſchwediſchen Lager eine lebhafte Bewegung zeigte. Hell brannten die Feuer der in zwei langen Linien ſich etwas öſtlich hin erſtreckenden Zeltreihen, durch welche ſich Krieger von dem verſchiedenſten Aeußern drängten. Hier ſah man den ſtillen ernſten Schweden, an der Seite des bedächtigen Deutſchen; dort taumelte ein trunkener Zaporoger; hier lärmten wilde Walachen und Ukrainer, und mitten in dem Tumulte ſchlichen behende Zigeuner, auf Diebſtahl ſinnend, von Zelt zu Zelt. Selten ſah das Auge des Soldaten ein Kriegslager, aus ſo verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzt. — Während aber das Getümmel, auf beſondere Ereigniſſe des folgenden Tages deutend, im ſchwediſchen Lager noch immer zuzunehmen ſchien, herrſchte auf ruſſiſcher Seite eine Todtenſtille. Das belagerte Pultawa ſchien wie in Schlaf verſunken, und ſelten nur hörte man von dem entfernten Ufer der Worskla her einen einzelnen Ruf.

Das Getümmel des ſchwediſchen Lagers verlaſſend, finden wir einige hundert Schritte im Rücken des letztern unter den ſich weithin erſtreckenden Aeſten eines knorrigen Eichbaums und dicht vor einem großen Wachtfeuer eine nicht unintereſſante Kriegergruppe verſammelt. Dicht am Stamme des Baumes, halb ſitzend, halb liegend, auf einem ausgebreiteten Bärenfelle, befand ſich ein am Fuße verwundeter Krieger von beiläufig einigen dreißig Jahren. Es war derſelbe von anſehnlichem Wuchſe, bekleidet mit einfacher dunkelblauer Uniform von grobem Tuche, ledernen Unterkleidern, und indem er an dem geſunden Fuße einen mächtigen Stiefel trug, ruhte der andere entblößt auf einem Mantelſacke, vor welchem ein Wundarzt, eifrig mit dem Auspacken verſchiedener Inſtrumente beſchäftigt, kniete. Das große, blaue Auge voll Sanftmuth, die edle Stirn, die ſchön geformte Naſe gaben dem obern Theile des Geſichts des Kriegers einen ungemein intereſſanten Ausdruck; weniger war es der untere, den ein allzu häufiges, man könnte ſagen feſtſtehendes Lächeln entſtellte; auch machte der äußerſt dünne Haarwuchs und der beinahe gänzlich mangelnde Bart das Aeußere des Mannes weniger angenehm ins Auge fallend. Für den geſchichtskundigen Leſer bedarf es wol kaum der Bemerkung, daß wir mit dieſen wenigen Federſtrichen die äußere Erſcheinung Karls des Zwölften zu zeichnen ſuchten. —

Noch vor wenig Tagen war die Ferſe des Königs durch einen Flintenſchuß zerſchmettert worden. Heute hatten die Wundärzte erklärt, daß der Fuß abgenommen werden müſſe, doch einer von ihnen, Namens Neumann, geſchickter und dreiſter als die übrigen, war der Meinung, daß durch tiefe Einſchnitte dem Könige das Bein erhalten werden könne, und eben begann er mit deſſen Zuſtimmung ſein Werk. Eine Gruppe von Generalen, unter denen wir Roos, Löwenhaupt, Schlippenbach, Horn, Sparre, vorzüglich aber den franzöſiſchen Geſandten, den Chevalier de Croiſſy, einen jungen Mann von intereſſanter Geſichtsbildung und vorzüglichen Liebling des Königs, bemerken, umgaben, auf umgehauenen Baumſtämmen ſitzend, das Wachtfeuer. Obgleich Neumann das Wundmeſſer bereits wacker in der Ferſe des Königs walten ließ, ſo dictirte dieſer doch ohne das geringſte Zeichen von Schmerz die Kampfesordres für den künftigen Tag zwei Secretairen, welche, zwei umgekehrte Trommeln als Tiſch benutzend, jene aufzuzeichnen befliſſen waren. Der ältere der Schreibenden, des Königs Schatzmeiſter, Baron Grothuſen, war ein Mann über die Mitte des Lebens hinaus; der zweite ein Jüngling in knapp anliegender Uniform und weiten Pantalons, mit tief in die Stirn gedrücktem Federhute, deſſen Krempe das blaſſe Geſicht des ſich über die Schrift daniederbeugenden jungen Mannes größtentheils verdeckte.

Schneide wacker drauf los und fürchte nichts! ſprach jetzt der König zu dem einen Augenblick innehaltenden Wundarzt, indem er, das Bein mit beiden Händen haltend, ruhig die tiefen Einſchnitte beſichtigte. — Grothuſen! fuhr er fort; wo blieb ich ſtehen?

Und muß — las dieſer.

Und muß, dictirte der König weiter, die fausse attaque mit Heftigkeit gegen die Lunette am Moldauer Thor unausgeſetzt gerichtet werden, bis daß der wahre Angriff ſich wenigſtens ſchon des bedeckten Weges bemeiſtert. — Daſſelbe, ſprach der König zu dem Jüngern der Secretaire, ſchreibſt Du an Hamilton; doch mit dem Beiſatz: daß, wenn er die heute eröffnete, noch nicht recognoscirte Breſche praktikabel fände, er dann den falſchen Angriff in einen wirklichen verwandeln könne.

Eben legte Grothuſen die beendigte Ordre auf die Trommel des Gefährten, und dieſer begann dieſelbe für Hamiltons Brigade zu copiren, als das Auge des jungen Mannes von ungefähr auf den verwundeten Fuß des Königs fiel, in welchem das Biſtouri des Arztes aufs furchtbarſte hauſte. Stromweis rann das Blut des Königs durch die Finger des Chirurgen, und eben zog dieſer aufs Neue die Klinge durch eine ſtark angeſchwollene Stelle, als vor Entſetzen dem Jünglinge die Feder aus den Händen fiel. Obgleich er augenblicklich dieſelbe wieder ergriff und haſtig in ſeiner Beſchäftigung fortfuhr, ſo entgingen, ſo ſehr dies auch der Jüngling zu verhindern ſuchte, dem Könige einige Thränen nicht, die aus den Augen des Schreibenden auf das Papier herniederträufelten.

Wahrhaftig! rief der König, und zwar mit mehr Gefühl im Ton als in den Worten; wahrhaftig! ich glaube, Du weinſt, Cadet? — Hätte ich Dich nicht geſtern an meiner Seite wacker kämpfen ſehen, ſo müßte ich Dich als eine Merkwürdigkeit betrachten! — Ein Schwede, welcher kein Blut ſehen kann! —

Ich liebe, ſprach der Ritter von Croiſſy auf franzöſiſch zu dem Könige, den jungen Mann ob dieſes Ausbruchs ſeines Gefühls nur deſto mehr. Ich wette darauf, er würde Ströme des eignen Blutes freudig fließen ſehen, wenn er dagegen, Sire, Ihnen einen Tropfen des Ihrigen erhalten könnte! — Ein langer ſeelenvoller Blick des Jünglings ſagte dem Geſandten, daß er ihn wohl verſtanden.

Unweit des Platzes, auf welchem die militairiſche Geſellſchaft ſich befand, wurde es unruhig. Pferdegetrappel ließ ſich hören. Die Wachen riefen an. Bald trat ein ältlicher Mann in Generalsuniform, mit mehren Orden decorirt, ans Feuer.

Willkommen Rehnſchöld! rief der König. Wir ſtürmen mit Tagesanbruch! —

Soeben, ſprach der Feldmarſchall, die Worte des Königs blos mit einer tiefen Verbeugung erwiedernd; ſoeben iſt der Lieutenant Alfred Roſen, von Riga kommend, die Vorpoſten paſſirt. Mein Adjutant, der Hauptmann Cederſtröm, hat ihn geſprochen. Ein Koſak, der in der Dunkelheit ihn für einen Ruſſen hielt, und den er gefangen einbringt, hat ausgeſagt, daß heute der Czar mit ſeinem ganzen Heere am Ufer der Worskla angelangt.

Deutlich las man auf allen Geſichtern, das des Königs ausgenommen, den unangenehmen Eindruck der ſo fatalen Neuigkeit, und bei der Nennung von Alfreds Namen fuhr der ſchreibende junge Krieger, wie von einem elektriſchen Schlage berührt, zuſammen.

Sollten Ew. Majeſtät, ſprach der Feldmarſchall nach langer Pauſe, etwa die Generale zu einem Kriegsrath zuſammenberufen wollen?

Wozu? entgegnete der Monarch mit leicht gerunzelter Stirn. Wir leiden Mangel, und in Pultawa ſind Lebensmittel. Was brauchts da des Berathens? Die Noth gebietet, was zu thun.

Ew. Majeſtät, ſprach Rehnſchöld erſtaunt, ſind alſo dennoch zum Sturm entſchloſſen, obgleich der Czar zur ſelben Zeit zur Schlacht uns zwingen kann?

Sie meinen, Feldmarſchall, verſetzte der König ernſt, die Schlacht uns *anbieten* kann. — Nun ja, wenn ich an Narva denke, wo weniger als achttauſend Schweden ein Heer von achtzigtauſend Ruſſen ſchlugen, ſo ſcheint es eben mir noch keine Unmöglichkeit, zur gleichen Zeit die Stadt zu ſtürmen und meinen Bruder Peter in Schach zu halten; da ich indeſſen dem Glücke allein nichts zu verdanken haben mag, ſo liefere ich die Schlacht mit Tagesanbruch, und ſtürme Pultawa des folgenden Tages.

Eine lange Pauſe, während welcher Karl den Wundarzt, der ſoeben ſein Werk vollendet hatte, freundlich entließ, herrſchte nun in der Verſammlung. Keiner der Generale, die Hartnäckigkeit des Königs kennend, wagte etwas zu erwiedern; dennoch verhehlte keiner ſich die misliche Lage, in der man ſich befand. Karl, verwundet, unfähig, raſch zu handeln, lagerte in einer Wüſte, ohne Lebensmittel und ohne Munition, von einem mächtigen Feinde, der ihm den Rückzug und alle Zufuhr abſchnitt, zwiſchen dem Dnieper und der Worskla eingeſchloſſen. Nie hatte eine Armee in mislichern Umſtänden ſich befunden. — Ein Adjutant trat eilenden Schrittes zu der Gruppe. Der Lieutenant Roſen, von Riga kommend! meldete er. Alfred folgte ihm auf dem Fuße. Tief bückte der ſchreibende junge Krieger ſich auf das Papier.

Du bringſt uns ſchlimme Nachrichten! rief der König dem Ankommenden entgegen. — Beruht Deine Botſchaft blos auf der Ausſage des Gefangenen?

Die Ankunft des Czars, verſetzte Alfred, iſt nur allzu gewiß. Nur mit Mühe entging ich geſtern den Streifpatrouillen der unter ihm heranziehenden Colonne.

Ich habe, ſprach der König zu Rehnſchöld, auf dieſen Fall im Voraus eine Dispoſition getroffen. Hier! ſetzte er, unter den Papieren wühlend und eins davon dem Marſchall reichend, noch hinzu; hier! nehmen Sie. Verſammeln Sie die Generale und treffen ſie alle Anſtalten zur Schlacht.

Der Marſchall verbeugte ſich und ging. Nur wenige Schritte vom Wachtfeuer traf er den Grafen Piper; Gibt's etwas Neues? frug der Miniſter.

Nein! verſetzte Rehnſchöld, welcher den Grafen nicht wohl leiden mochte, kalt, indem er ſich aufs Pferd ſchwang, um ſeine Anſtalten zu treffen.

Hat Euch Rehnſchöld nichts erzählt? fragte Karl ſeinen herantretenden Miniſter. —

Nicht das Geringſte! entgegnete der Graf.

Nun ſo erzähle ich Euch, erwiederte der König lächelnd, daß wir morgen eine Schlacht liefern werden. Hier der Lieutenant Roſen bringt uns die gewiſſe Nachricht, daß Peter mit Verſtärkungen angelangt.

Der Miniſter, obwol über den ſo raſchen als gewagten Entſchluß erſchrocken, gab keine Misbilligung, und ſein Erſtaunen nur durch das tiefſte Schweigen zu erkennen. —

Du wurdeſt, ſprach der König nach einer Pauſe zu Alfred, von einer Unpäßlichkeit zu Riga zurückgehalten? —

Von einer harten Krankheit, Sire! entgegnete der Jüngling. Nur eine ſolche war im Stande, meine Reiſe zu unterbrechen.

In dieſem Falle, ſprach der König mit vorwurfsvollem, faſt hartem Tone zu jenem mit Schreiben beſchäftigten Cadeten; in dieſem Falle hätteſt Du Deinen Vetter nicht verlaſſen müſſen. Du hätteſt in Riga bleiben, ihn pflegen ſollen. Einen Tapfern dem Vaterlande erhalten, heißt mehr als ſieben Feinde tödten. —

Der Angeredete ſchien von dem Vorwurfe des Königs einen Augenblick tief erſchüttert, doch raſch gefaßt erhob er ſich und ſprach: Möge Ew. Majeſtät zu Gnaden halten! Erſt nach der Abreiſe meines Vetters erlaubte mir mein Vater zum Heere zu gehen. Wir machten die Reiſe nicht zuſammen. Als ich durch Riga kam, vermuthete ich Alfred ſchon bei der Armee. —

Geblendet von der Flamme des Wachtfeuers konnte Alfred nicht gleich die Züge des Sprechenden erkennen. Die Stimme war ihm bekannt. Er trat zur Seite. Wer beſchreibt ſein Erſtaunen! — er erblickte Margarethen. —

Dann habe ich Dir, ſprach der König, Unrecht gethan; ich will es durch Vorſorge für Dich nun zu vergüten ſuchen. — Dein Vetter Guſtav, fuhr er zu Alfred gewendet fort, welcher erſt ſeit wenig Tagen hier angelangt, ſcheint aus Begierde, ſich auszuzeichnen, ein wenig voreilig Gefahren aufzuſuchen. Seinen dringenden Bitten gemäß erlaubte ich ihm, ſich zu den Ordonnanzen des Hauptquartiers zu halten. Du, Alfred, haſt die Aufſicht über dieſe. Deiner beſonnenen Tapferkeit vertraue ich den Jüngling. Du wirſt denſelben zum Krieger bilden. Er wohnt fortan mit Dir in einem Zelte.

Alfred ſtand wie verſteinert. Er wußte nicht, ſollte er ſchweigen, ſollte die Wahrheit er entdecken; da fiel ſein Auge auf Margarethens blaſſes Geſicht, in welchem ſich die Angſt der Verzweiflung malte, und — Alfred ſchwieg.

Verlaßt uns, meine Herren! ſprach jetzt der König. Wir Alle bedürfen wol der Ruhe. Der junge Tag wird unſere Kräfte in Anſpruch nehmen.

Alle gingen, nur Croiſſy blieb. Freundlich winkte ihm der König, auf dem für Beide hinlänglichen Raum gewährenden Bärenfelle Platz zu nehmen, und indem er den Ritter mit dem eignen Mantel deckte, ſprach er lachend: **Veni! maledicamus de rege!** — Da nie ein franzöſiſches Wort über ſeine Lippen ging, pflegte er ſich mit dem Lieblinge ſtets in lateiniſcher Sprache zu unterhalten. —

In tiefem Schweigen ging Alfred an Margarethens Seite durch das Gedränge der langen Lagergaſſen. Es regte ſich, obgleich Mitternacht bereits heran war, das munterſte Leben. Hier ſcherzten

Schweden und Deutſche mit einem zaporogiſchen Koſakenmädchen, welches die aufgedrungenen Liebkoſungen mit kräftiger Fauſt zurückwies; dort ſchleifte ein ukrainiſcher Renner, wiehernd die Zeltreihe herunterjagend und von ſeinem von allen Seiten ausgelachten Herrn verfolgt, den ausgeriſſenen Campierpfahl in vollem Laufe hinter ſich. Auf dieſer Seite erſchienen die Zelte ganz transparent. In ihrem hellerleuchteten Innern verſpielten ehrliche Deutſche an verſchmitzte Zigeuner die letzten, noch aus der narvaer Beute ſtammenden Pfennige. Dort in den Zeltreihen der ſchwediſchen Regimenter war die Erleuchtung ſchon erloſchen, die Bewohner der Leinwandhütten lagen zum Theil in tiefem Schlafe; doch regte und bewegte ſich Alles, als ein trunkener Walache, über die Pflöcke und Leinen eines Zeltes taumelnd, das leichte Haus den Bewohnern über die Köpfe zuſammenſtürzte, und Flüche in allen ſkandinaviſchen Mundarten hinter dem entfliehenden Uebelthäter ſchalten.

Im Zelte angekommen, bereitete Alfred, ſo gut es gehen wollte, für Margarethen aus Decken und Mänteln ein bequemes Lager, auf welchem mit einigen höflichen aber kalten Worten er ſie Platz zu nehmen bat. Er ſelbſt ſetzte ſich ſchweigend auf einen der beiden Breterſtühle, womit die Soldaten, welche wahrſcheinlich dies armſelige Geräth aus einer Bauerhütte geraubt, Alfreds Zelt meublirt hatten.

Lange ſaß der Jüngling ſtill und ſtumm, das Auge zur Erde geheftet. Eine unbeſchreibliche Bitterkeit herrſchte in ſeinem Innern. Er kämpfte mit ſich ſelbſt, ob er ſeinem Herzen durch Vorwürfe Luft machen, ob er durch Kälte und Schweigen Margarethen für ihr unweibliches Beginnen ſtrafen, oder ob er endlich Gelegenheit ſuchen ſolle, ſich gänzlich von dem Mädchen loszuſagen. Da ſchlug er unwillkürlich das Auge auf, Margarethe ſtand vor ihm. Sein Blick fiel auf das liebe, blaſſe, ſchöne Geſicht, ſo theuer ihm, ſo lange er denken konnte. — Wie hatte der Gram in dieſen Zügen gewaltet! wie ſichtbar tiefes Leiden dem edeln Antlitz ſeinen Stempel eingeprägt! — Pfui, Unmenſch! ſprach Alfred zu ſich ſelbſt; wie konnteſt Du nur einen Augenblick daran denken, die Unglückliche ſich ſelbſt und ihrem Grame zu überlaſſen? — Margarethe, rief er laut, indem er beide Hände des Mädchens mit den ſeinen faßte und heiße Thränen ihm den blanken Küraß abwärts rollten, o Margarethe! warum haſt Du das gethan? —

Frage Den, ſprach ſie ſtill weinend und ſich auf Alfred niederbeugend, frage Den, der unſer Herz in ſeiner Hand hält! — Ich konnte nicht anders; hier nur finde ich Ruhe! — Der Vater, ſprach Margarethe nach einer Pauſe, in welcher ſie ihre Thränen trocknete, ſchickt Dir dieſen Kuß! — ſie küßte leiſe den Jüngling auf die Stirn — Du möchteſt, bat er, ſein gedenken. — Auch Herr Swedberg grüßt Dich; er gab mir dieſen Brief. — Ach, lieber Alfred! ſchloß ſie mit zitternder Stimme, freundlich die weiße Hand auf das Haupt des Jünglings legend; was Swedberg Dir auch ſchreiben mag, verkenne mich nicht. Gott iſt mein Zeuge, wie ich gerungen habe im Gebet, in ſchmerzlich lang durchwachten Nächten. Mein Flehen ward nicht erhört! Hier, hier nur finde ich Ruhe; und bald auf ewig! —

Alfred erbrach haſtig Swedberg's Schreiben. „Ich kann mir," ſchrieb derſelbe, „Ihren Schmerz und Ihr Erſtaunen denken, wenn Sie durch Margarethen dieſe Zeilen erhalten werden. Selbſt auf die Gefahr, den erſtern zu erhöhen, will und darf ich nicht leugnen, daß ich es war, der Margarethens Vater bewog, ſeine Einwilligung zu einem, wie ich wohl einſehe, ſo abenteuerlichen als gefährlichen Vorhaben zu geben; doch tröſte ich mich mit der Ueberzeugung, daß, wären Sie hier geweſen, Sie meinen Anſichten beigepflichtet hätten. Der Grund von Margarethens Schwermuth iſt Ihnen bekannt. Kaum waren Sie abgereiſt, als dieſer betrübende Zuſtand eine Höhe erreichte, welche ihren Endpunkt nur im Selbſtmorde oder gänzlicher Verſtandeszerrüttung gefunden hätte. Scheint Ihnen Margarethens fixe Idee, daß ſie beſtimmt ſei, den König aus dringender Gefahr zu retten, nicht eine trübe Deutung, wie ſehr der ſonſt ſo helle Geiſt des Mädchens ſchon umnebelt? — Doch freilich, wer wollte hier ein feſtes Urtheil wagen? wer wollte meinen, daß er im Stande ſei, die tauſend räthſelhaften Formen, in denen ſich die Neigungen, die nur geahneten Kräfte des Menſchenherzens zeigen, im Auge zu behalten? wer endlich ſich unterfangen, ſie zu berechnen, in des Gedankens Joch zu zwingen? — Erlauben Sie mir daher nur einige, wahre oder falſche, Muthmaßungen. Margarethens ſonſt ſo heller Verſtand wird weit von ihrem Gemüthe überragt. Beide beherrſcht die lebhafteſte Phantaſie, von ihrer gewöhnlichen Amme, der Einſamkeit, zur Rieſin auferzogen; ſo trat Margarethe aus den Kinderjahren. — Der einzige fremde Mann, den ſie geſehen — denn Sie erſchienen ihr als ein Bruder — ward ihr zum Ideal. Dies Ideal — es war ein Fürſt, ein König! — Ausgeſtattet mit Macht, mit Geiſt, mit Jugendſchöne, nahm er mit Vorliebe ſich des Mädchens an; er flößte ihm ſeine Neigungen für das

Ungewöhnliche ein. Nach langerſehnten Tagen erſchien der junge Fürſt auf Augenblicke nur in Gripsholms Einſamkeit; doch war er jedes Mal der Bringer einer Freude. Er war der Richter, der Belohner jeder neu erworbenen Fertigkeit. An ſeinem lächelnden oder ſtrafenden Blicke hing hohes Entzücken oder Schmerz. Der Zufall endlich machte ihn zu Margarethens Retter aus wirklicher oder auch nur möglicher Gefahr. War es ein Wunder, wenn Margarethe in dem jungen Fürſten einen jener Unſterblichen zu ſehen glaubte, welche in goldenen Zeiten von des Olympos Höhen niederſtiegen, um ihre Lieblinge unter den Menſchen zu beglücken? wenn endlich dem erwachenden, jungen, heiß verlangenden Herzen der Gegenſtand der Verehrung zum Gegenſtande der glühendſten Liebe ward? — Ringend in den Kämpfen des Verſtandes gegen die Macht der Leidenſchaft, bot Margarethens lebendige Phantaſie die Mittel dar, dem Kopfe die Verirrungen des Herzens zu verſchleiern; obgleich nicht wagend die romantiſche Liebe zu dem Könige ſich zu geſtehen, und doch bei Tag und Nacht nur die Seele erfüllt von dieſem Einen, konnte es nicht fehlen, daß phantaſtiſche Bilder, in welchen Margarethe ſich ſelbſt als handelnde Perſon zu ſehen wähnte, die Seele des Mädchens umgaukelten. Jetzt auf einmal erſchollen Todesnachrichten; ſelbſt in Gripsholm wollte man eine, auch hiſtoriſch merkwürdige Erſcheinung, ſo auf den Tod des Königs gedeutet wurde, ſich wiederholen geſehen haben. Iſt es zu verwundern, daß aus Margarethens Seelenkampf die fixe Idee hervorging, ſie, und ſie allein, ſei von der Vorſehung beſtimmt, den König aus der ihm drohenden Gefahr zu retten? — Daß nun dieſe Margarethe geiſtig untergehen muß, wenn nicht die ſchleunigſte Rettung naht, dies wurde mir immer klarer; die einzige Art der Rettung aber beruht auf unſerm Eingehen in jenen unglückſeligen Gedanken. Sie, mein Freund, Sie können, Sie müſſen Margarethens Engel werden. Ohne gegen des Mädchens romantiſche Liebe anzukämpfen, ohne die phantaſtiſche Idee, welche daſſelbe aus dem Vaterhauſe trieb, beſtreiten zu wollen, ſtehen Sie Margarethen ein ſchirmender Genius zur Seite, und — noch gebe ich nicht die Hoffnung auf — die Arme kehrt geheilt zurück. Ganz anders, als in einſamen Stunden die Phantaſie ihr vorgeſpiegelt, wird Margarethen die Welt, das Leben, ja ſelbſt ihr Ideal erſcheinen. Zurückgeriſſen aus jenem nebelvollen Reiche der Bilderwelt, verſetzt in eine drangvolle Gegenwart, wird ſie in dieſer einen Haltpunkt ſuchen; Sie, Alfred, müſſen derſelbe ſein. Die Bahn, die bis zu dieſem Ziele für Sie zu bezeichnen ich mir erlaube, ſie iſt, ich weiß es, dornenvoll; doch war dies nicht von jeher der Weg des Guten? Darf auch die Roſe ohne Dornen ſein? — Darum, mein Freund, o laſſen Sie uns aufwärts blicken zu Dem, der treu die Seinen liebt, wenn er ſie auch auf rauhen Pfaden leitet. Vertrauen Sie auf ihn! — Durch Dunkel auf zum Licht! —

Ihr Swedberg."

Alfred hatte geendigt; gerührt blickte er auf Margarethen, die Hand des Mädchens an ſeinen Buſen drückend.

Ja, ſprach er mit bewegter Stimme, ich will, wie Swedberg es verlangt, und wie auch ohne ihn mein Herz gebietet, Dir ſtets ein treuer Freund, ein Bruder ſein! Mein Alles, mein Blut, mein Leben will ich an Deine Ruhe ſetzen. — O Margarethe! möchteſt Du nur glücklich ſein!

Ich dachte es wohl, erwiederte das Mädchen freundlich, daß Du, mein Alfred, die arme Margarethe nicht hart behandeln würdeſt; dennoch habe ich mich manchmal vor Dir gefürchtet. Ach könnteſt Du in mein gequältes Herz ſehen, Du würdeſt mit mir trauern! — Laß uns, ſprach Margarethe endlich, indem ſie mehr Faſſung zu gewinnen ſuchte, laß uns nicht weich werden, laß uns vorwärts blicken. — Sprach nicht der König vom Beginn der Schlacht mit Tagesanbruch?

Allerdings! entgegnete der Jüngling. Im Grunde hat er auch keine weitere Wahl.

Die Wunde des Monarchen, fuhr Margarethe fort, erlaubt ihm nicht aufs Pferd zu ſteigen; ſchon ſeit geſtern bedient er ſich einer Sänfte. Die Bedeckung derſelben wird wahrſcheinlich aus der Zahl der Ordonnanzen genommen werden. Iſt es Dir möglich, ſo ordne mich derſelben zu.

Ich weiß es nicht, entgegnete Alfred, die beſtändige Gefahr in der Nähe des kühnen Königs erwägend, ob es der Dienſt erlauben wird. —

Warum nicht? erwiederte Margarethe lebhaft. Dem Dienſte kann es einerlei ſein, ob Dieſer oder Jener bleibt.

Eben wollte Alfred antworten, als eiliger Hufſchlag durch die Lagergaſſe tönte. Ein Offizier kam angeſprengt. Er fragte nach dem Könige. Beim Feinde, ſagte er, bemerke man ungewöhnliche Bewegung. — Eben fiel ein Kanonenſchuß in der Ferne, und bald darauf rollte ein heftiges Kleingewehrfeuer. — Die Sonne war noch nicht am Horizonte heraufgeſtiegen, als 21,000 Schweden unter dem Befehle ihres kühnen Königs den Ruſſen entgegenzogen. Klein war das Häuflein in Betracht des gegenüberſtehenden, mehr als drei Mal ſtärkern Feindes; die ganze Artillerie beſtand aus vier Kanonen; dennoch wankte nicht der alte, kühne Muth. Rehnſchöld, Sparre, vorzüglich der feurige Prinz von Würtemberg durcheilten die ſchwediſchen Scharen, indem ſie die Krieger an jenen unvergeßlichen Tag erinnerten, an welchem der zehnfach ſtärkere Feind geworfen, ja faſt vernichtet worden. Karl, an der Spitze ſeiner Infanterie, in einer Sänfte getragen, leitete den Angriff. Auf ſeinen Befehl ſtürzte ſich der tapfere Schlippenbach, gefolgt vom Kern der ſchwediſchen Reiterei, mit Löwenkühnheit auf den Feind. Die ruſſiſchen Schwadronen, befehligt vom Fürſten Menzikoff und von dem Grafen Golowin, waren im Nu durchbrochen; es ſtäubten die ruſſiſchen Reiter von allen Seiten aus einander. Dem Fürſten wurden drei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen. Eine Musketenkugel durchbohrte den Hut des den Seinen zu Hülfe eilenden Czars. Die Schweden erhoben ein Siegsgeſchrei. — Während dieſer glückliche Angriff ausgeführt wurde, befand ſich die Sänfte des Königs auf einem Hügel, von welchem aus derſelbe das weite Gelände bis in die größte Ferne zu überſchauen im Stande war. Alfred führte die Bedeckung, aus einem Commando von ſechzig Reitern beſtehend. Sie waren in einem Zuge auf dem Kamme des Hügels aufgeſtellt. Alfred hielt vor der Mitte; Margarethe befand ſich auf dem linken Flügel. Selten ſchlugen nur einzelne Kanonenkugeln am Fuße des Hügels ein; die Stelle bezeichnete ein aufſteigendes Wölkchen von Staub.

Mit freudeklopfendem Herzen ſah Alfred den ſiegreichen Kampf der Brüder. Er hätte hineilen, an ihrer Seite ſich befinden mögen. Jetzt hörte er ihren Siegesruf. Schnell warf er die Blicke auf den König; er wollte die Zufriedenheit mit den Thaten der Seinen in deſſen Augen leſen. Doch wie erſtaunte er! — Das große durchdringende Adlerauge blickte nicht auf das Feld des Sieges. Unruhig, faſt ängſtlich ſchweifte der Blick in dem durchſchnittenen Gefilde zur linken Hand. Ganz augenſcheinlich erwartete der König von dorther etwas. — Und ſo war es auch. Mitten in der Nacht hatte der König den General Kreutz, mit einer Diviſion von 5000 Reitern, in die Flanke des Feindes geſendet. Erſchien er in dieſem Augenblicke, ſo war die Schlacht gewonnen, der Czar verloren; doch — Kreutz blieb aus.

Mit Blitzesſchnelle ſammelte Peter die Seinen wieder. An ihrer Spitze ſtürmte er auf die dem Siegestaumel ſich überlaſſende ſchwediſche Reiterei. Zweiundſiebzig ruſſiſche Kanonen feuerten. Schlippenbach ward gefangen, ſein Corps vernichtet. — Mit einem Ueberblicke, des größten Feldherrn würdig, entſendete Peter den Fürſten Menzikoff in eine Stellung, durch deren Einnahme und Behauptung er nicht nur die Verbindung zwiſchen der ſchwediſchen Armee und ihrem Lager abſchnitt, ſondern auch ein Reſervekorps von dreitauſend Mann, dem er auf ſeinem Wege begegnete, gänzlich vernichtete. Alles dieſes Unglück trug ſich Angeſichts des Königs von Schweden zu. Immer ſpähte ſein Auge noch nach der erwarteten Hülfe; doch dieſe blieb aus, und bald ſah er ſich genöthigt, einen neuen Schlachtplan zu entwerfen. Er ſtellte die Infanterie des ihm noch übrigbleibenden Häufleins in das Centrum, auf beide Flügel die Reiterei; die vier Kanonen, welchen ſchon die Munition zu mangeln anfing, begannen nichtsdeſtoweniger das Feuer. In ähnlicher Schlachtordnung wie die der Schweden, doch ſolche rechts und links weit überflügelnd, rückten die ruſſiſchen Linien unter dem Feuer von zweiundſiebzig Geſchützen heran. Der ruſſiſche Monarch, obgleich er nur den Rang eines

Generalmajors in ſeinem Heere angenommen hatte und ſich den Befehlen des Generals Scheremeteff unterzuordnen ſchien, ſprengte auf einem türkiſchen, reichverzierten Roſſe, einem Geſchenke des Sultans, durch die Reihen ſeiner Krieger und verhieß den Tapfern kaiſerliche Belohnungen.

Vorwärts! rief jetzt Karl, in mehr liegender als ſitzender Stellung, auf ſeiner Tragbahre den Degen ziehend. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten ſchmetterten, ein rollendes Gewehrfeuer lief die Linien abwärts, und eine Rauch- und Staubwolke umhüllte das tapfere Häuflein.

Seit Tagesanbruch hatte bereits der Kampf gewüthet. Es war neun Uhr, und nichts war noch entſchieden. Jetzt warf der König die letzten beiden Regimenter, welche noch nicht zum Schlagen gekommen waren, in den Kampf. In der Intervalle der beiden kleinen, mit Wuth angreifenden Heerſäulen befand ſich die Sänfte des Königs. In ernſter Ruhe, dicht hinter der Bahre, folgte Alfred mit der Bedeckung. Aengſtlich fielen die Blicke des Jünglings von Zeit zu Zeit auf Margarethen. Das Mädchen war bläſſer noch als ſonſt, doch ſah man kein Zeichen von Furcht; ihr Auge ruhte fortwährend auf dem Monarchen.

Nur eine kurze Strecke von den ruſſiſchen Linien, welche einen heftigen Kugelregen entſendeten, befand ſich der kleine Haufen der Angreifenden, da gewahrte ein ruſſiſcher Artillerieoffizier die Sänfte des Königs. Mit verdoppelter Haſt ſpien ſechs ruſſiſche Geſchütze die tödtlichen Eiſenballen auf dieſen Punkt, und in weniger als drei Minuten waren von vierundzwanzig Trabanten, welche abwechſelnd die Bahre des Königs trugen, nur noch drei am Leben. Auch in der von Alfred geführten Bedeckung raſte die Kugelſaat. Kaum lebte noch ein Dritttheil der tapfern Mannſchaft. Bei den Regimentern entſtand Unordnung. Jetzt donnerten alle ſechs feindliche Geſchütze auf einmal in den Knäuel; Kettenkugeln, die Stellvertreter der heutigen Kartätſchen, ſauſten daher. Die Sänfte des Königs ward zerſchmettert; der Fürſt herabgeworfen. —

Mit einem durchdringenden Schrei des Entſetzens ſprang Margarethe, welche bis dahin unbeweglich wie ein Marmorbild in den Kampf geſchaut, vom Roſſe; der Säbel flog zur Erde; ſie ſtürzte zu dem Monarchen, ſeine Knie umfaſſend. —

Gott! rief das Mädchen. Sind Ew. Majeſtät verletzt? Ich will —

Auf Deinen Poſten, Cadet! fuhr der König

Margarethen mit hartem Tone an, indem er ſich auf zwei Trabanten ſtützte. Wer befahl Dir Deinen Platz im Gliede zu verlaſſen? Ich will und bedarf Deine Hülfe nicht! —

Wie zu Stein geworden, ſtand das Mädchen bei dieſer harten Rede. Einer Ohnmacht nahe, wankte ſie zu ihrem Roſſe; das Herz ſchien ihr gebrochen.

Nur die nächſte Umgebung des Monarchen hatte bemerken können, daß dieſer unverletzt ſei; die im Kampfe begriffenen Regimenter hatten die Sänfte ſtürzen ſehen und glaubten ihn getödtet. Beſtürzt wichen die Schweden zurück, und mit verdoppelter Wuth drangen die Ruſſen auf die Wankenden ein. Obgleich der König, von den Armen der Trabanten emporgehalten, die Seinen durch lauten Zuruf zu ermuthigen ſuchte, ſo hatte doch die Unordnung zu ſehr ſchon überhandgenommen, als daß es möglich geweſen wäre, den immer größer werdenden Tumult zu beſchwichtigen. In völliger Verwirrung ſtürzte die auf vielen Punkten durchbrochene Schlachtlinie ſich auf das zweite Treffen und — dieſes nahm die Flucht. Bald bot das ganze ſchwediſche Heer nur eine regellose, durcheinanderirrende Menſchenmaſſe dar, und Jeder, die nächſte Umgebung des Königs ausgenommen, ſuchte das eigne Leben auf Koſten des Ganzen ſo ſchnell, als es nur immer möglich war, zu retten. Schon waren Rehnſchöld, der Prinz von Würtemberg und mehre andere Generale in der Gewalt des Feindes; nur Karl blieb mit dem Muthe der Verzweiflung feſt auf ſeinem Platze. Der König wollte nicht fliehen, noch konnte er ſich vertheidigen. In dieſem furchtbaren Augenblicke ſprengte der General Poniatowsky, ein Mann von großen Verdienſten, welcher als Obriſt der ſchwediſchen Garde des Königs Stanislaus von Polen dem Könige von Schweden aus perſönlicher Zuneigung nach der Ukraine gefolgt war, mit fünfhundert in der Verwirrung geſammelten Reitern über das Blachfeld daher. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen faßten plötzlich zwei Diener den widerſtrebenden König unter die Arme, hoben ihn auf ein Pferd, und in vollem Roſſeslauf ſtürmte der Haufen durch die in Unordnung den Feind verfolgenden Ruſſen. Durch zehn Regimenter brach ſich das Häuflein Bahn; freilich nur mit großem Verluſt. Dem Könige ward das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen; der tödtlich verwundete Obriſt Geita gab ihm das ſeinige, und immer weiter ging die Flucht. Angekommen bei dem Gepäcke fand man den Wagen des Grafen Piper. In dieſen ſetzte man den Monarchen und jagte nach dem Ufer des Dniepers zu.

Wo iſt der Graf? fragte der Monarch, der bis dahin nicht ein Wort geſprochen.

Er iſt gefangen; er und die ganze Kanzlei! antwortete man ihm.

Und Würtemberg, Rehnſchöld und die Andern?

Auch dieſe ſind gefangen! erwiederte Poniatowsky.

Gefangen bei den Ruſſen! ſprach Karl mit Achſelzucken. Fort alſo! wir wollen lieber zu den Türken! —

Wir übergehen die mancherlei Gefahren und Beſchwerden, welche den Monarchen trafen, ehe er den Fuß auf einen befreundeten Boden ſetzen konnte. Der Untergang vieler der Seinen beim Ueberſchreiten des Dniepers, die Gefangennehmung des Reſtes der ſchwediſchen Armee unter Löwenhaupt, die körperliche Entkräftung, der Schmerz in ſeiner eiternden Wunde hatten den König ganz ungemein gebeugt. Wie einen faſt bewußtloſen Kranken ſchleppte man den Fürſten in einer ſchlechten Kaleſche, in der ſich außer ihm der General Hold befand, über die türkiſche Grenze. Achtzehnhundert Mann ſtark war das Häuflein der den Monarchen begleitenden Getreuen. Es war der Reſt von Einundzwanzigtauſenden, und unter ihnen befanden ſich Alfred und Margarethe.

Werfen wir einige Blicke auf das Benehmen Be der von dem Augenblicke an, wo ſie im Gefolge des Königs das Unglücksfeld von Pultawa verließen, bis zu der Ankunft des Häufleins in den Ebenen von Bender.

Ruhig und beſonnen, wie es in ſeiner Art war, weder entmuthigt oder auch nur gebeugt, durchzog Alfred an der Spitze der übriggebliebenen Trabanten die waſſerloſen, von der Julihitze erglühenden, unter dem ſiebenundvierzigſten Breitengrade liegenden Wüſten zwiſchen dem Dnieper und dem Bug, dem Hippanis der Alten. Mit der Seelenruhe des wahrhaft Tapfern führte er ſein Häuflein bei dem gefahrvollen Uebergange über den Dnieper, an jenem furchtbaren zehnten Juli, an welchem der Reſt der ſchwediſchen Armee durch Menzikoff's zehntauſend Reiter, deren jeder einen Infanteriſten hinter ſich auf dem Pferde ſitzen hatte, vernichtet wurde, über den Fluß. Dicht hinter dem elenden Karren, der den verwundeten König trug, mit ſeinen Reitern folgend, ſchien er nur das Wohl ſeines Haufens und die Sicherheit des Fürſten im Auge zu haben. Still und anſpruchslos, doch ohne zu ermüden, verſah er ſeinen gewohnten Dienſt. Die Lage, in welcher der König ſich befand, ſchien ſeinen Dienſteifer weder zu vermehren noch zu vermindern, und man würde in dem ganzen Weſen des Jünglings nicht die mindeſte Aenderung haben ſpüren können, wenn nicht in den gefahrvollſten Augenblicken, ſowie in denen, in welchen der Dienſt nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, das Auge des jungen Mannes mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit auf Margarethen geruhet hätte. Hatte Alfred aber die Pflichten, welche ihm als Anführer ſeiner Schar oblagen, in ihrem ganzen Umfange erfüllt, ſo ſchien er ſich gänzlich der Sorge für Margarethen nur zu weihen. War auch die Hitze der Wüſte noch ſo glühend, erlagen ihrem brennenden Hauche auch Roß und Mann, faſt immer hatte Alfred für Margarethen noch einen Labetrunk in Bereitſchaft. Die Sattel und Satteldecken beider Pferde verſchafften jeden Abend dem Mädchen durch Alfreds Sorgfalt ein für dieſe Umſtände bequemes Lager; das Haupt des Jünglings ruhte auf einem Stein, ſein Reitermantel war ihm Lager und Decke. Die Untergebenen Alfreds ſahen in deſſen Sorge für Margarethen nur die freundliche Sorgfalt eines ältern Bruders für einen jüngern und liebten den geachteten Führer nur darum deſto mehr.

In Margarethens Seele ſchien ſeit dem Augenblicke, in welchem das harte Wort des Königs ſie erſchütterte, ein furchtbarer Zwieſpalt vorzugehen.

Stumm, faſt gleichgültig gegen jede Gefahr, folgte ſie beinahe maſchinenmäßig ihrem Haufen bis zu dem Ufer des Dniepers; hier aber nahm die erneuete Gefahr des Königs ihre Seelenthätigkeit aufs Neue in Anſpruch. Sie ſah, wie der König mit dem Hetmann Mazeppa in eine elende Barke ſtieg, um den reißenden Dnieper zu überſchiffen; ſie ſah, wie der Koſakengeneral in der Mitte des Stroms drei Viertheile ſeiner Schätze in den Fluß warf, um die Barke zu erleichtern, und ehe noch das Commando es befahl, ſprengte ſie mit dem Roſſe in den Strom, um für den Fall der Noth dem Könige durch Schwimmen beiſtehen zu können. —

So ſehr mancher Fürſt ſich dem Unterthan, der ſolche wiederholte Beweiſe der feurigſten Anhänglichkeit an die Perſon des Herrſchers gegeben, verpflichtet gefühlt hätte, ſo wenig war das bei Karl der Fall. Die Gefahr war das Element, in dem er ſich bewegte, und die größeſte ihm willkommen. Die eigne Perſon galt ihm nichts; ſein Alles war ihm der Ruhm. Ihn einer Gefahr entziehen, hieß ihm den letztern rauben wollen. Finſter kehrte daher am andern Ufer der Fürſt Margarethen den Rücken und würdigte ſie keines Wortes. Er ſah in den Ausbrüchen von Margarethens glühendſten Gefühlen nichts als das Beſtreben eines eiteln Jünglings, der ſich bemerkbar machen, unter den Augen ſeines Fürſten ein Glück ſich gründen will, und nicht das leiſeſte Zeichen von Billigung belohnte hinfort Margarethens Ergebenheit. Wie vernichtet eilte manchmal Abends das Mädchen auf ihr Lager, wenn ſie im Laufe des Tages die übrigens nicht eben häufig vertheilten Beifallsbezeigungen, mit welchen der König ſeine Getreuen, vorzüglich aber Alfred ehrte, mit angeſehen, während ſein Auge gleichgültig an ihr vorübereilte. — Der Seelenkampf, welcher fortwährend das Innere Margarethens durchwühlte, konnte Alfred nicht unbemerkt bleiben; ebenſo wenig blieb ihm deſſen Urſache verborgen. Gefühle des innigſten Mitleids, die ſich von Tage zu Tage ſteigerten, drängten ihn zu der Unglücklichen. Durch die freundlichſte Theilnahme, durch Herbeiführung von Gelegenheiten, vermöge deren ſie das Lob ihres Eifers aus dem Munde der Generale hören mußte, ſuchte Alfred den Schmerz verſchmähter Neigung in Margarethens Seele zu mildern, und bald gaben die Gefühle des Mitleids in des Jünglings Herzen jenen innigern, ältern Empfindungen aufs Neue Raum.

Auf türkiſchem Boden angekommen, ward der König mit Ehrenbezeigungen empfangen und endlich durch eine weite Steppe, die alte „solitudo Getarum," nach Bender geleitet. — Achmet der Dritte ſaß damals auf dem Throne der Osmaniden. Perſönlich für Karl den Zwölften, der ihm durch ſeinen eiſenfeſten Willen, durch ſeinen Kriegsruhm imponirte, eingenommen, ward er in dieſer Neigung noch mehr durch ſeine Umgebungen beſtärkt. Gleich nach der Ankunft auf türkiſchem Boden hatte der König den Grafen Poniatowsky nach Konſtantinopel geſendet, und dem gewandten, ſtaatsklugen Polen war es gelungen, ſeinem Herrn im Serail eine mächtige Partei zu gründen.

Durch den portugieſiſchen Juden, den Arzt Fonſeca, wirkte Poniatowsky auf die Veziere, mehr noch durch eine Jüdin auf Achmets Mutter, die Sultanin Validе. Bald ward die Fürſtin eine enthuſiaſtiſche Verehrerin Karls des Zwölften, und häufig nannte ſie ihn ihren Löwen. Wann, ſprach ſie oft zu ihrem Sohne, wann wirſt Du meinem Löwen helfen den Czar zerreißen? —

Während der König auf ſo verſchiedenen Wegen die Hülfe des Sultans zu erlangen ſuchte, lagerte er mit ſeinem Häuflein in der Nähe von Bender. Er hatte es ausgeſchlagen in der Stadt zu wohnen. Es wurde vor derſelben für ihn ein Haus erbaut. Die

Offiziere folgten dem Beiſpiel ihres Herrn, es erbauten die Gemeinen ſich Breterhütten; in Kurzem ſah man eine kleine militäriſche Stadt entſtehen. Es herrſchte eine Art von Luxus in derſelben. Täglich erhielt der König von dem Sultan 500 Thaler; außerdem bezog er Geld aus Frankreich, auch entlieh er bedeutende Summen von den Kaufleuten in Konſtantinopel. Freigebig vertheilte er ſolche Gelder unter ſeine Offiziere. Baron Grothuſen, ſein Schatzmeiſter, half nach der Möglichkeit — und wider die Gewohnheit Derer, welche ſonſt dies Amt bekleiden — dem Könige die Caſſe leeren. Faſt war er freigebiger noch als ſein Herr. Einſt brachte er demſelben, in zwei Zeilen, die Berechnung von ſechzigtauſend Thalern. „Zehntauſend Thaler," lautete ſie, „auf gnädigſten Befehl den Schweden und Janitſcharen gegeben, das Uebrige ſelbſt verzehrt."

So lieb' ich es! rief der Monarch. Wie oft gab Müllern mir wegen zehntauſend Francs ganze Seiten voll Zahlen zu leſen! Grothuſen's lakoniſcher Styl gefällt mir beſſer! — Oft brachte freilich ihn dieſe Freigebigkeit dahin, daß er nichts mehr zu ſchenken übrig hatte. — Obgleich der König dem Anſchein nach Jenen am liebſten Geld zu geben gewohnt war, welche am leichteſten damit fertig zu werden wußten, ſo erhielt doch Alfred, ungeachtet ſeiner von Jugend an geübten Sparſamkeit, bedeutende Summen von dem Fürſten. Niemals erhielt Margarethe das Allergeringſte, und dennoch — wer in dem kleinen Heere würde die unbedeutendſte Gabe aus des Monarchen Hand wol freudiger, dankbarer, als eben ſie empfangen haben? Ertheilt nicht eben die Hand des Gebers dem Gegebenen den bleibendſten, den dauerhafteſten Werth? —

Während in ſeinem Exil zu Bender der König durch ſeine Freigebigkeit, die Regelmäßigkeit, mit welcher er täglich zwei Mal dem öffentlichen Gebete beiwohnte, durch ſeine Abneigung vor dem Weine die Liebe der Türken in einem ſo hohen Grade gewann, daß ſie ihn „einen wahren Moslem" nannten und unter ſeiner Anführung nach Moskau zu marſchiren wünſchten, hatte ſich in Konſtantinopel die Lage der Dinge ganz ungemein verändert. Zwar waren durch Poniatowsky's Bemühungen zwei Großveziere abgeſetzt worden, die Pforte hatte mit Rußland einen hartnäckigen Kampf begonnen, der Czar wurde in ſeinem Lager am Pruth von mehr als 200,000 Türken und Tataren umringt, nichts ſchien ihn vom Untergange retten zu können; aber Peter hatte einen hülfreichen Genius in ſeinem Lager — es war das merkwürdige „Mädchen von Marienburg," ſeine Gemahlin, Katharina die Erſte. Alle Koſtbarkeiten, Juwelen, Geld, Alles was ihr im Lager zu Gebote ſtand, ja was ſie nur von den Generalen ſich durch Anleihe verſchaffen konnte, ſchickte ſie an Osman Aga, den Stellvertreter des Großveziers, und — Baltadſchi Mehemet ſchloß Frieden, ohne des Königs von Schweden zu erwähnen. Während der Czar mit der Armee davon zog, kam Karl der Zwölfte von Bender — er hatte die funfzig Stunden zu Pferde zurückgelegt, den reißenden Pruth durchſchwommen — im türkiſchen Lager an. Traurig erzählte ihm Poniatowsky, was geſchehen, und wüthend eilte der König ins Zelt des Großveziers, den er mit Vorwürfen überhäufte. Unſer Geſetz, antwortete der Türke gravitätiſch, befiehlt uns, den Feinden den Frieden zu ſchenken, wenn ſie um Mitleid flehen. Was? ſchrie der König zornig; gebietet es Dir auch, einen ſo elenden Frieden zu ſchließen? Hing es nicht blos von Dir ab, den Czar gefangen nach Konſtantinopel zu führen? —

Hm! antwortete der Türke trocken; und wer hätte denn in ſeiner Abweſenheit ſein Land regieren ſollen? Es müſſen ja nicht alle Könige aus ihrem Hauſe entfernt ſein. —

Verächtlich lächelte der König, welcher neben dem

Vezier auf dem Divan Platz genommen. Mit einem Blicke, in dem ſich Zorn und Verachtung malten, verwickelte er abſichtlich ſeine langen Sporen in das Kleid des Türken, zerriß es ihm, ſprang auf und jagte wie ein Verzweifelnder zurück nach Bender. Hier fand er ſein kleines Lager vom ausgetretenen Dnieſter überſchwemmt, und nun war er genöthigt, ſich bis zum Dorfe Warnitza zurückzuziehen. Dort, wie im Vorgefühl der Zukunft, ließ er drei ſteinerne, ziemlich geräumige Häuſer, die im Nothfall wol einen Angriff aushalten konnten, bauen; das eine, ſchön ausmeublirte, bezog der König, das zweite war für die Kanzlei, das dritte bezog Grothuſen, der auf Befehl des Königs ſtets offene Tafel hielt.

Wir übergehen als nicht hierhergehörig die Aufzählung der mannichfachen Intriguen, durch welche verſucht wurde, die Pforte zu einem neuen Kriege gegen Rußland zu bewegen. Leider hatten ſie für den König nur das traurige Reſultat, dieſen Fürſten in den Augen des Sultans als einen läſtigen Mahner, einen unbeſcheidenen Gaſt erſcheinen zu laſſen, und Achmet foderte in einer in ſeinem Divan gehaltenen Rede den Mufti auf, durch ein Fetwa zu entſcheiden, ob es gegen die Vorſchriften des Korans ſei, einen ungläubigen Fürſten, welcher in der ihm von den Moslemin gewährten Freiſtatt ſich unangemeſſen betrüge, aus dem Lande zu weiſen? — Obgleich das Fetwa des Mufti gewöhnlich nichts als der Wiederhall der Meinung des Sultans iſt, ſo gilt daſſelbe doch bei der Menge als ein Orakelſpruch, und leider lautete es nicht eben vortheilhaft für den König. „Gaſtfreundſchaft,“ hieß es wörtlich, „iſt der Moslem ſchuldig den Moslemin, doch nicht den Fremden. Dem Undankbaren werde ſie verſagt! Gott weiß, was am beſten iſt. Sein armer Knecht Aariſ Zade ben Dſcherar.“ —

Noch deſſelben Tages gingen Bujuck, Jenraur, Großſtallmeiſter, und noch ein anderer Hofbeamter mit dem Fetwa und dem Befehl zur Abreiſe nach Bender ab. Ismael Paſcha befand ſich eben bei dem in der Umgegend lagernden Tatarchan von Badziak, Dhelwet Gherai. Nachdem er mit dieſem über die Art und Weiſe der Befehle des Sultans, den König mit Güte oder Gewalt fortzuſchaffen, Abrede genommen, begab er ſich nach Warnitza und brachte dieſem Fürſten die unwillkommene Botſchaft. Karl gerieth außer ſich vor Zorn über den ſoeben erlittenen Schimpf.

Gehorche Deinem Herrn, wenn Du es wagſt! rief er höchſt aufgebracht dem Paſcha zu. Jetzt aber packe Dich fort! — Wüthend ſetzte der Türke ſich zu Pferde, und indem er im Galopp, ganz wider die Gewohnheit der Muſelmänner, davonjagte, rief er Fabricius, dem Geſandten des Herzogs von Hölſtein, zu: Der Eiſenkopf will nicht Vernunſt annehmen! Du wirſt ſonderbare Dinge erleben! —

Noch an demſelben Tage ſchnitt er dem Könige die Lebensmittel ab und befahl den Polen und Koſaken, ſogleich das Lager des Königs zu verlaſſen. In wenig Stunden hatte der Fürſt nur noch dreihundert Schweden und die Offiziere ſeines Hauſes um ſich. Das kleine Lager umringten zwanzigtauſend Tataren und ſechstauſend Türken.

Obgleich die Lage des Königs zu Warnitza eine troſtloſe, und ungemein verſchieden von jener war, in welcher er, der Anführer einer Armee, die Rußland zittern machte, ſich befunden hatte, ſo hatte doch die Anhänglichkeit, die Liebe der Seinen nicht im mindeſten ſich verändert; vielmehr ſprach ſich dieſelbe, je nachdem ſich mehr und mehr Gefahren zeigten, nur um ſo entſchiedener aus. Obwol von ſehr verſchiedenartigen Gefühlen erzeugt, war Alfreds und Margarethens Benehmen dem Aeußern nach faſt eins und daſſelbe. Die Kälte des Königs, in der das Mädchen Widerwillen und Verachtung zu erblicken glaubte, hatten Margarethens Herz gebrochen. Obgleich Alfred, so gut es der überaus zarte Gegenstand erlauben wollte, die Freundin zu beruhigen suchte, so wies dieselbe doch stets durch schmerzliches Schweigen oder durch einen wehmüthigen Blick alle Tröstungen zurück; indessen wollte es dem Jünglinge bedünken, als sei durch eben dieses Seelenleiden das ganze Wesen des Mädchens weicher, sanfter, ja, so zu sagen, weiblicher geworden, und um so mehr nur fühlte er zu der Armen, Verlassenen sich gezogen. Oft seufzte er im Stillen über jene unselige Leidenschaft, jenes so unnatürliche Verhältniß welches unfehlbar ein mit so viel Körper- und Seelenvorzügen geschmücktes Wesen, so würdig, durch feurige Gegenliebe beglückt zu werden, endlich vernichten mußte. Zwar konnte der Jüngling es sich nicht verhehlen, daß seine Gefühle für Margarethen täglich lebendiger, inniger wurden, aber ebenso oft sagte er sich, daß hier ein Hoffen Thorheit, und Margarethe Das wirklich geworden sei, als welches sie sich ihm schon in Gripsholm bezeichnet, ein Opfer des Verhängnisses. — Ganz ihrer sonstigen natürlichen Heftigkeit entgegen, betrug sich Margarethe jetzt nur leidend. Streng erfüllte sie die Obliegenheiten des Dienstes, doch niemals sah man sie, wie ehemals, ſich in die Nähe des Königs drängen. Stolz, oder Furcht, zurückgeſetzt zu werden, ſchien ſie zurückzuhalten. Je gebeugter aber die Seele des Mädchens erſchien, deſto mehr verdoppelte der Jüngling die unzähligen Freundesdienſte, die er Margarethen ſeit ihrer Ankunft beim Heere geleiſtet. Er glaubte auf dieſe Weiſe das niedergetretene Gemüth erheben, der Freundin zeigen zu müſſen, daß eine Seele lebe, welche an ihrem Wohl und Wehe den innigſten Antheil nehme. Wirklich machte ſeine Bemühung, allem Anſcheine nach, auf das Mädchen den tiefſten Eindruck. Hätte ſie auch den Grund ihrer Leiden für Alfred verborgen glauben können, ſo wußte ſie doch, daß Swedberg's Forſcherblick, ehe dieſer ſich entſchloſſen, den Vater zur Reiſeeinwilligung zu bereden, tief in ihr Herz geſchaut; ſie konnte es ſich vorſtellen, daß dieſer ſeine Anſichten, wenigſtens zum Theil, Alfred eröffnet; ſie kannte die Gefühle, die Hoffnungen, mit welchen der Jüngling ſich getragen, und dennoch — dennoch hatte nichts die innige Anhänglichkeit, die gefühlvollſte Theilnahme des edeln Freundes mindern können. Ueberall ſuchte er, häufig mit Schmälerung des eignen Verdienſtes, die Vorzüge Margarethens in den Augen der Krieger zu erheben; ſeit dem Tage ihres Zuſammentreffens hatte er ſich faſt jede Bequemlichkeit verſagt, um ſolche Margarethen zuzuwenden; mit ſichtlicher Angſt ruhte ſein Auge in den Augenblicken der Gefahr auf ihr. — Zwar ſprach Margarethe, wie dies in ihrer Art war, nur wenig, ja um ſo weniger, wenn Gefühle der Rührung und des Dankes ihr die Seele füllten, doch begegnete Alfred wol manchmal einem Blicke, welcher ihn für die Vergießung ſeines Herzblutes entſchädigt haben würde. Einmal nur — es war am Abende eines in der waſſerloſen Steppe zugebrachten Julitages, als Margarethe durch einen Zufall erfuhr, daß der Freund den ganzen Tag gedürſtet, um ihr den einzigen Labetrunk nicht zu entziehen — ſchien das Mädchen von der Heftigkeit der Gefühle fortgeriſſen. Möge Gott Dir vergelten! rief ſie mit Thränen, die Hände des erſtaunten Jünglings an ihre Lippen drückend. Ich Unwürdige, Undankbare, bin Dein nicht werth! — Mit Haſt eilte ſie aus dem Zelte. —

Kaum hatten die Türken und Tataren Miene gemacht, das kleine ſchwediſche Lager einzuſchließen, als der König Befehl gab, daſſelbe, ſo gut es gehen wolle, zu befeſtigen. Er ließ durch ſeinen Getreuen regelmäßige Schanzen errichten, die Fenſter der Häuſer verrammeln und Paliſaden einſenken. Er ſelbſt legte, wie der gemeinſte Krieger, Hand an das Werk, und alle Offizianten ſeines Hauſes mußten zur Arbeit ſich bequemen. Sobald der holſteiniſche Geſandte Fabricius und der engliſche Geſchäftsträger Jeffreys die dem Könige drohende Gefahr ſahen, übernahmen ſie die Vermittlung zwiſchen dieſem Fürſten und den Anführern der Türken. Der Erſte erklärte, der König ſei der Meinung, daß man ihn ſeinen Feinden ausliefern wolle, und daß die angeblich aus Konſtantinopel gekommenen Befehle untergeſchoben ſein müßten. Der Tatarchan, der Paſcha und die Andern aber riefen Gott zum Zeugen und betheuerten bei ihren Bärten die Echtheit jener Documente. Sie verſicherten, daß ſie eher ihren letzten Blutstropfen vergießen als dem Könige eine Unbill zufügen wollten; dagegen müßten ſie aber durchaus auf Ausführung der Befehle des Sultans beſtehen.

Ueberlegt Euch, rief Fabricius mit Wärme, ob dieſe Befehle auch ſo weit gehen, das Blut eines Monarchen zu vergießen.

Ja! rief der Chan Dhelwet Gherai; ſie gehen ſo weit, wenn dieſer Monarch dem Sultan in ſeinem eignen Lande trotzt! —

Da ein Gemetzel nun unvermeidlich ſchien, der Sultan aber, dieſen Fall nicht ahnend, keinen Befehl gegeben hatte, den König im Falle des Widerſtandes zu tödten, ſo ſendete der Paſcha einen Tatar nach Adrianopel, wo ſich der Großherr eben aufhielt, um deſſen letzte Befehle einzuholen. Fabricius und Jeffreys eilten fröhlich dem Könige die angenehme Nachricht des Aufſchubs zu überbringen; doch wie erſtaunten ſie, als dieſer ſie unberufene Vermittler nannte und mit Unwillen entließ. Die Generale Dahldorf und Hard, die der Meinung waren, kein Gefecht zu beginnen, welches jedenfalls ſich nur unglücklich endigen konnte, zeigten dem Könige ihre mit Wunden bedeckte Bruſt; ſie ſagten, daß ſie mit Freuden für ihn zu ſterben bereit ſeien; daß ſie ihn aber dringend bäten, ſein und ihrer aller Leben für einen beſſern und nöthigern Kampf zu ſchonen. Ich weiß es, antwortete Karl, aus eigner Erfahrung, und meine und Euere Wunden bezeugen es, wie tapfer wir Alle gekämpft! Ihr habt bis heute Euere Schuldigkeit gethan; wohlan! thut ſie auch heute! —

Nach wenig Tagen kam der Befehl des Sultans: alle Schweden, welche den geringſten Widerſtand zu wagen ſich erlauben würden, ohne Weiteres zu tödten, und ſelbſt des Königs nicht zu ſchonen. Fabricius brachte dem Fürſten die traurige Nachricht Sagt ihnen, ſprach der König lachend, daß auch dieſer zweite Befehl ein untergeſchobener iſt, und daß ich durchaus nicht abreiſen werde! — In heftiger Bewegung warf der Geſandte, der den König liebte, ſich ihm zu Füßen. Er bat, er wurde zornig, er warf in harten Worten dem Monarchen ſeine Hartnäckigkeit vor — doch Alles war umſonſt. Geht, rief der König noch immer lachend, geht zu Euern Türken! ich werde mich ſchon zu vertheidigen wiſſen. — Auch eine Geſandtſchaft der Janitſcharen, der Aufſchub des Kampfes auf vierundzwanzig Stunden, welchen Ismael Paſcha wider die Meinung des Tatarchans bewilligte, nichts konnte den eiſenfeſten Sinn des Königs beugen; ſelbſt ſeine Geiſtlichen, die auf den Knien und mit Thränen den Fürſten beſchworen, die unglücklichen Reſte von Pultawa nicht zu vernichten und ſeine geheiligte Perſon nicht einem gewiſſen Tode auszuſetzen, wies er erzürnt mit harten Worten von ſich. — Obgleich ein jeder der Generale dem andern ſein Wort gegeben zu haben ſchien, alle Kräfte zur Beſiegung der Hartnäckigkeit des Monarchen anzuwenden, ſo kannten ſie doch auch zu genau den eigentlichen Sinn des Königs, als daß ſie von dem vielfach wiederholten Beſtreben nur des allergeringſten Erfolges ſich ſchmeicheln konnten, und Jeder wußte, wie bei dem Durſt nach Abenteuern es dem

Könige willkommen war, im Angeſichte von ganz Europa mit einem Häuflein von dreihundert Schweden ein ganzes Heer von Türken und Tataren zu bekämpfen. Wirklich vertheilte auch der Monarch mit einer ganz beſondern Freudigkeit die Kampfesrollen. Er ſtellte Jeden an ſeinen Poſten. Der Kanzler Müllern, der Secretair Cagreus und die Geiſtlichen ſollten das Kanzleigebäude vertheidigen. Grothuſen, der Baron Ruf und Andere, an der Spitze der Köche und Stallbedienten, erhielten einen zweiten Poſten. Die Generale commandirten die Mannſchaft in den Schanzen. Er ſelbſt befehligte das Ganze. — So nahte endlich der Augenblick des Kampfes. Wie eine dunkle Wolke erſchien das Heer der Türken und Tataren. Mit zehn Kanonen und zwei Mörſern an der Spitze formirte der Haufe der Orientalen einen weiten Halbkreis, deſſen beide Enden, ſich näher und näher rückend, endlich das kleine Lager rings umgaben. Zwar flatterten die Roßſchweife des Tatarchans und des Seraskirs, gemiſcht mit Hunderten von bunten Fähnlein in den Lüften, es ſchmetterte in kurzen Pauſen eine wilde mißtönige Muſik; doch war das Zeichen zum Angriff noch nicht gegeben, man hörte kein Schimpfwort in den Reihen der Feinde, nur hier und da ertönte der Ausruf: Demirbaſch!

(Eiſenkopf). Man glaubte immer noch, es werde der König ſich beſinnen. — Endlich hatte der Paſcha die Hoffnung aufgegeben. Er zog den krummen, reich mit Demanten beſetzten Säbel. Die Tataren erhoben ein Kriegsgeſchrei. Mit dem Rufe: Allah! Allah! beantworteten es die Türken. Von Neuem ſchmetterten die Trompeten, und die keilförmigen Angriffscolonnen der Janitſcharen, gefolgt von wilden Reiterhaufen, ſtürzten ſich auf das ſchwediſche Lager. Hier hatte aber die Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolges den Muth der Tapfern bereits gebrochen. Kaum zwanzig Schweden zogen das Schwert. Im erſten Anlauf ward die Verſchanzung ſchon erobert; die Mannſchaft ergab ſich ohne Widerſtand. — Der König befand ſich in dieſem Augenblicke, umgeben von den Generalen Sparre, Hard und Dahldorf, Alfred, Margarethen und wenigen Ordonnanzen, zwiſchen ſeinem Hauſe und der Verſchanzung. Als er bemerkte, wie ſeine Mannſchaft ſich ruhig, faſt ohne alle Gegenwehr, gefangen nehmen ließ, ſagte er kaltblütig zu ſeiner Umgebung: So wollen wir denn das Haus vertheidigen! Wir werden, ſetzte er mit dem ihm eigenthümlichen Lachen noch hinzu, ſo recht pro aris et focis fechten! —

Der König hatte vierzig Mann von ſeiner Dienerſchaft im Hauſe als Beſatzung zurückgelaſſen; die Generale, Offiziere und Ordonnanzen, die den Fürſten in dieſem Augenblicke umgaben, betrugen gleichfalls etwa zwanzig Mann. Mit dieſen Letzteren ſtürmte er gegen die Thüre der Wohnung. Wie erſchrak die Umgebung des Königs, als ſie das Haus faſt gänzlich von Feinden erfüllt fanden! Beinahe zweihundert Tataren und Türken waren durch ein Fenſter in das Haus gedrungen. Sie hatten aller Zimmer, einen großen Saal, in welchen die Beſatzung ſich zurückgezogen, ausgenommen, im erſten Anlaufe ſich bemächtigt und waren fleißig mit Plünderung beſchäftigt. Zum Glück war der Eingang in den Saal unweit der Thüre des Hauſes. Schon hatte der König, an der Spitze ſeines Häufleins, denſelben beinahe erreicht, als die Janitſcharen von allen Seiten auf den Monarchen eindrangen. — Der Paſcha hatte für den Fall, daß ſie den König lebendig fangen ſollten, Jedem, der auch nur das Kleid des Fürſten berührt hätte, acht Dukaten verſprochen. — Wie Verzweifelte vertheidigten ſich die Schweden. Der König verwundete und tödtete Alle, die ſich ihm nahten. Dicht an der Seite des Königs befanden ſich Alfred und Margarethe. Immer heftiger ward der Kampf. Nur wenige Schritte befand man ſich vom Eingange des Saales. Jetzt hielt ein Janitſchar, welchem der König einen Säbelhieb ins Geſicht verſetzt hatte, ſeine Flinte, im Begriff ſie loszubrennen, dicht vor das Antlitz des Monarchen. Nur ein Augenblick noch, und der König war verloren. Da ſtürzte, mit geſpanntem Piſtol, Margarethe wie eine Löwin ſich auf den Türken. Ein Druck des Fingers, und der Arm des Janitſcharen ſank zerſchmettert abwärts. Der Fürſt durchſtach den Türken mit ſeinem Degen. Zwar war das Leben des Königs durch die Entſchloſſenheit des Mädchens gerettet worden, doch hatte ſie nicht verhindern können, daß der Türke im Rückwärtsſinken ſeine Flinte abfeuerte. Der unſichere Schuß zerſchmetterte dem General Hard den Arm und nahm dem Könige ein Stück vom Ohre weg. — Jetzt hatte man endlich den Eingang des Saals erreicht. Die Beſatzung öffnete die Thüre. Mit Blitzesſchnelle ſtürzte der König und ſein Häuflein in das Zimmer. Der Eingang ward aufs feſteſte verrammelt. Wenige Minuten nur erlaubte die Ungeduld des Königs, die Vertheidigung durch Schießen aus den Fenſtern fortzuſetzen. Er wußte, daß die Feinde den übrigen Raum des Hauſes inne hatten. Wir wollen, rief er lachend, dieſe Heiden doch ein wenig aus meinem Hauſe jagen! und öffnete, an der Spitze ſeiner Leute, ſelbſt eine Thüre, die nach ſeinem Schlafzimmer führte. In Alfreds und mehrer andern Offiziere Begleitung trat er ein und gab Feuer auf die Plünderer. In Verwirrung ſprangen die Meiſten aus den Fenſtern; die Zurückbleibenden wurden getödtet. In einer Viertelſtunde war das Haus von Feinden leer. — Vollkommen Meiſter des Gebäudes, verſchloſſen und verrammelten nun die Schweden aufs Neue Thüren und Fenſter. Aus allen Schußlücken ſprühte ein mörderiſcher Kugelregen auf die Osmanlis. In weniger als funfzehn Minuten zählten die Türken über zweihundert Todte. Nun aber befahl Ismael Paſcha, alle Schonung bei Seite zu ſetzen. Zehn Feuerſchlünde formirten ſich in Batterien und ſpien ununterbrochen ihre Eiſenballen gegen des Hauſes Wände. Zum Glück beſtanden dieſelben aus einem ſehr weichen Kalkſtein. Die Kugeln bohrten ſich hinein, doch konnten ſie die Mauern weder durchlöchern noch zerſchmettern. So dauerte das Kanonenfeuer, durch fortwährendes Schießen der Schweden beantwortet, faſt eine halbe Stunde.

Dhelmet Gherai, der Chan der Tataren, glühend vor Zorn und Scham über den erlittenen Verluſt, und begierig den König von Schweden lebendig zu ergreifen, befahl jetzt Feuer in das Haus zu werfen, und nach wenig Augenblicken ſenkte ſich eine Wolke von Pfeilen, jeder mit einer brennenden Lunte umwunden, auf das Dach. In wenig Augenblicken ſtand dieſes in hellen Flammen. — Obgleich mehre Offiziere mit der Nachricht von dieſem, ſo hohe Gefahr drohenden Ereigniſſe zum Könige eilten, ſo ſchien derſelbe doch von ihrer Meldung nicht im mindeſten beunruhigt. Mit gleichgültigem Tone befahl er ihnen, ſo gut es gehen wolle, Löſchanſtalten zu treffen doch konnte er nur mit Mühe bewogen werden, einen Theil ſeines Häufleins hierher zu beordern. —

Werfen wir, während das Gefecht noch im vollen Gange, einen Blick auf Alfred und Margarethen. — Sowie die Gefahr, welche dem Könige und ſeinen Treuen drohte, von Augenblick zu Augenblicke ſtieg, ſchien ſich Alfreds gewohnte Thätigkeit zu erhöhen. Ihm war die Vertheidigung eines zunächſt der Thür des Hauſes gelegenen Zimmers übertragen. Mit Haſt eilte er von Fenſter zu Fenſter. Hier unterſuchte er den Zuſtand der Verpfählung. Mit Ruhe und Freundlichkeit ermahnte er ſeine Untergebenen, die Munition zu ſchonen, und eher nicht zu ſchießen, bis dieſes mit voller Wirkung geſchehen könne; dies aber ſei dann der Fall, ſobald der Feind eine volle

Lage ſoeben abgefeuert. — Margarethens Benehmen während des Gefechtes war von ihrem frühern, bei ähnlicher Gelegenheit gezeigten gänzlich verſchieden. Mit Abfeuerung ihres Piſtols, wodurch die Rettung des Königs bewirkt worden, ſchien ihre Sendung gänzlich erfüllt. Mit Ruhe und ohne Aenderung eines Zuges in ihrem blaſſen Antlitze blickte ſie durch die Oeffnung, an welche die Anordnung des Königs ſie geſtellt, in das Toben des Gefechtes. Nur ſelten entlud ſich ihr Gewehr; dem heftigſten Feuer der Feinde trotzend, dachte ſie an keine Deckung. Es war, als warte ſie mit Ruhe des Augenblicks, an dem ſich ihr Geſchick erfüllen müſſe. —

Eben befand ſich der König in dem Zimmer, in welchem Alfred befehligte, als ein Offizier ganz athemlos mit der Meldung in daſſelbe ſtürzte: es habe das Feuer die Treppe, die von dem obern Stockwerk abwärts führe, bereits ergriffen, und es beginne ein Theil des Daches einzuſtürzen. Ruhig befahl der König die Löſchungsverſuche zu verdoppeln, und da er ein kleines Fäßchen mit Flüſſigkeit im Zimmer fand, ſo faßte er ſelbſt mit an und trug es mit Hülfe des Offiziers und eines Trabanten dahin, wo die Flamme am heftigſten wüthete. Zum Unglück war dies Gefäß mit Spiritus gefüllt. Der Drang der Umſtände hatte nicht daran denken laſſen. Jetzt ſchien das Feuer mit der raſendſten Wuth ganz überhand zu nehmen. An Löſchen war fürder nicht mehr zu denken. Wie feurige Zungen liefen die Flammen an den Balken der Zimmerdecken; zu allen Ritzen der hölzernen Zwiſchenwände züngelten ſie herein. Der große Saal, in welchem die meiſten der Schweden verſammelt waren, ward erfüllt von Rauch und Flammen; zu allen Thüren der benachbarten Zimmer ſchlugen ſie in denſelben. Ein Sauſen wie das Gebläſe einer Schmiedeeſſe tönte auf dem Oberboden und in den Zimmern des erſten Stockwerks, nur dann und wann vom Krachen herabſtürzender Balken und Sparren unterbrochen. Jetzt auf einmal erſchütterte ein fürchterlicher Knall das Haus. Es war das Dach herabgeſtürzt. Die eine Hälfte fiel in das Haus, indem ſie einige Zimmerdecken durchſchlug; die andere fiel nach außen. Mehre Schweden waren erſchlagen worden.

Ein Gardiſt, Walberg hieß er, erſchüttert von dem grauſenvollen Moment, rief laut: man müſſe ſich ergeben. — Das iſt ein ſonderbarer Menſch, erwiederte der König kalt; er denkt nicht daran, daß es ſchöner ſei zu verbrennen als ſich gefangen nehmen zu laſſen!

Erlauben Ew. Majeſtät mir eine Bemerkung! ſprach Alfred, welcher mit den Seinen, von Rauch und Flammen aus dem Zimmer gedrängt, zum Könige getreten war. Das Kanzleigebäude iſt nur fünfzig Schritt entfernt und hat ein ſteinernes Dach; das Gebäude iſt demnach feuerfeſt. Ein raſcher Ausfall —

Das iſt ein wahrer Schwede! rief der Monarch, den Jüngling umarmend. Alfred Roſen! ich ernenne Dich zum Obriſten in der Armee! — Fort Freunde! rief er; nehmt ſo viel Pulver und Blei, als jeder tragen kann! wir wollen uns nach der Kanzlei durchſchlagen! —

Der Plan zum Ausfalle war ſchnell gemacht. — Der König war geſonnen ſich an die Spitze zu ſtellen; dem aber widerſprachen einſtimmig alle Anweſenden. Es ward beſchloſſen, den Fürſten in die Mitte des Haufens zu nehmen. Sobald die Thüre geöffnet würde, ſollte dem Feinde, eine volle Lage aus allen Gewehren gegeben werden; dann, ohne wieder zu laden, wolle man die Türken mit dem Säbel in der Fauſt anfallen, und ſo mit äußerſter Kraftanſtrengung das Kanzleigebäude zu erreichen ſuchen. Die jüngſten und kräftigſten Männer, unter den Befehlen Alfreds, ſollten die Spitze der Colonne bilden.

So unſicher auch der Erfolg des verzweiflungsvollen Unternehmens ſchien, ſo hatte man, wenn man ſich nicht dem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben wollte, doch weiter keine Wahl. Der Rauch erfüllte alle Räume des Hauſes; mehre Soldaten waren dem Erſticken nahe, die Wände fingen an zu berſten. —

Vorwärts! rief jetzt der König. Die Thüre des Hauſes ward aufgeriſſen, und die kaum funfzehn Schritt entfernten Feinde erhielten eine Flintenſalve, welche dem Leben von mehr als zwanzig Türken ein Ende machte. —

Mir nach! rief Alfred, und ſtürzte ſich mit geſchwungenem Säbel in die Feinde. Die Colonne der Angreifenden ſtürmte hinter ihm her; von allen Seiten wich der Feind. Faſt hatte man die Thüre des Kanzleigebäudes erreicht, eben ward dieſe von der Beſatzung geöffnet, als ſich ein Zufall ereignete, welcher der Sache der Schweden eine höchſt unglückliche Wendung gab. Der König, der, wie gewöhnlich, große Stiefeln mit übermäßig langen Sporen trug, verwickelte ſich in letztere und fiel. Mit furchtbarem Triumphgeſchrei ſtürmten die Feinde auf dieſen Punkt. Einundzwanzig Janitſcharen warfen ſich, wiewol von den Säbelhieben der Schweden zerfetzt, auf die Perſon des Fürſten. Mehre ihrer Genoſſen eilten ihnen zu Hülfe. Der König, um ihnen nicht ſeinen Degen überliefern zu müſſen, warf dieſe Waffe hoch in die Luft. Mit Freudenruf trugen die Türken den Monarchen, ihn wie einen Kranken an den Armen und Füßen faſſend, im Triumph davon. —

Alles dieſes war das Werk eines Augenblicks. —

Alfred, eifrig bemüht, den Nachfolgenden Bahn zu brechen, hatte nichts von Dem bemerkt, was hinter ihm vorging. Jetzt an der Thür des Kanzleigebäudes angekommen, wendete er ſich um. Sein erſter Blick fiel auf die mit dem Fürſten davoneilenden Janitſcharen, ſein zweiter auf die todtenbleiche, nur mit Mühe ſich aufrecht erhaltende Margarethe. Das Mädchen befand ſich dicht an des Jünglings Seite. Sie hatte den Säbel fallen laſſen. Ueber die hellgelben Aufſchläge der Uniform perlten einzelne Blutstropfen, die zwiſchen Halstuch und Kragen hervorzudringen ſchienen. — Ich glaube, ich bin verwundet! ſprach ſie mit matter Stimme. Lieber Alfred! tödte mich; aber laß mich nicht in die Gewalt des Feindes fallen! —

Alfred war wie vom Donner gerührt. Dem Könige Hülfe zu bringen war unmöglich; ſein Entſchluß war ſchnell gefaßt; er weihte ſich der Rettung Margarethens. Noch iſt nicht Alles verloren! rief er aus; komm! folge mir! — Aber — die Kräfte des Mädchens ſchwanden, ſie begann zu taumeln. — Raſch bückte ſich der Jüngling, Margarethen in die Arme faſſend. In dieſem Augenblicke ſtürmte ein Haufe Türken daher. Im linken Arme das Mädchen haltend, konnte Alfred ſich mit dem rechten nur ſchwach vertheidigen. Ein Säbelhieb pfiff daher; er raubte dem Jünglinge zwei Finger der rechten Hand. Demungeachtet gelangte der Jüngling, unter Beiſtand ſeiner Kameraden, mit ſeiner theuren Bürde in das Haus.

Vertheidigt Euch wacker! rief er den Soldaten zu; gleich bin ich wieder bei Euch! und eilte mit Margarethen in eins der Hinterzimmer. Hier, wo, wie er wußte, als am wenigſten dem Feuer ausgeſetzt, die Munition in großen Tonnen aufbewahrt wurde, legte er das Mädchen auf einige am Boden liegende Decken. Mit ſchnellen Fragen ſuchte er die Beſchaffenheit der Wunde zu erkunden. Margarethe ſagte, daß ſolche zwiſchen Hals und Schulter am obern Theile der Bruſt befindlich, und, wie ſie glaube, von einem Piſtolenſchuß verurſacht worden ſei. Der Schmerz ſei übrigens nicht allzu groß, und ſie wolle verſuchen, die Blutung, ſo gut es gehe, durch einen

Verband zu ſtillen. Alfred riß ſich zu dieſem Behuſe mit Haſt Halstuch und Schärpe ab; da ertönte ein wüthendes Angriffsgeſchrei im Eingange des Hauſes. Ein geſpanntes Piſtol in der linken Fauſt — die rechte konnte keine Waffe halten — eilte er zu Hülfe den Gefährten. Leider war es zu ſpät. Ein Hauſe Türken ſtürmte durch die Zimmer. Ismael Paſcha war an ihrer Spitze; an ſeiner Seite der Tatarchan und mehre Agas. Wahrſcheinlich ſuchten ſie in dieſen abgelegenen Zimmern die Schätze und wichtigſten Papiere des Königs. An längere Vertheidigung war nicht zu denken. Das geſpannte Piſtol in ſeiner Linken, ſtellte Alfred ſich zu Häupten Margarethens, die Ankommenden erwartend. Eben ſtürzte der Haufen in das Zimmer. „Ergreift den Giaur!" donnerte Dhelwet Gherai ſeinen Tataren zu, mit dem blitzenden Damaszener auf den Jüngling zeigend. Mehre Osmanen ſprangen auf Alfred zu.

Halt! rief jetzt dieſer, mit der blutenden Rechten den Deckel von einer Tonne ſtoßend, die bis an den Rand mit Pulver gefüllt war. Ruhig ſenkte er das geſpannte Piſtol bis an die Batterie in letzteres. Mit einem Ausrufe des Entſetzens taumelten die Türken zur Thür zurück.

Keiner entferne ſich, wenn ihm ſein Leben theuer iſt! rief mit donnernder Stimme Alfred in türkiſcher Sprache. — Ismael Paſcha! Chan von Badziak! Euer Beider Leben hängt an dem Drucke meines Fingers! —

Die Türken ſtanden wie leblos; in ihren Blicken malte ſich Schreck und Staunen. —

Ich will, ſprach Alfred ruhig, mich ergeben, wenn Ihr mir einige Foderungen bewilligt.

Fodre Chriſt! entgegnete der Paſcha.

Zuerſt die Freiheit meines verwundeten Gefährten! ſprach der Jüngling.

Sie iſt gewährt! entgegnete der Türke.

Dann meine eigne, und die Erlaubniß, das Schickſal unſers Herrſchers theilen zu dürfen; desgleichen die Erlaubniß, zu deſſen Schutz die Waffen zu behalten.

Frei mögt Ihr ſein; erwiederte der Paſcha; doch ohne Waffen; desgleichen nicht in der Nähe Eures Fürſten.

Es muß ſein, rief der Jüngling mit erhöhter Stimme. — Bewillige Paſcha! bewillige! ſetzte er hinzu, indem er mit der Piſtole in dem Pulver wühlte. —

Allah hat dieſem Giaur große Kraft verliehen!

bemerkte der Tatarchan, mit einem ängſtlichen Blicke auf den Gefährten.

So mögt Ihr, ſprach Ismael Paſcha nach einer Pauſe, bei Euerm Fürſten bleiben, ſo lange es Euch beliebt, jedoch dürft Ihr die Waffen nur dann behalten, wenn man dem Könige den Degen wiedergibt.

Nicht mehr als billig! erwiederte der Jüngling. Wer bürgt mir aber für unſere Sicherheit? — Beſchwöre ſie beim Barte des Propheten! —

Mein Wort iſt Bürge! rief unwillig der Türke.

Schwöre, Paſcha! rief Alfred laut.

Nun dann, ſo ſchwöre ich beim Barte des Propheten und bei dem eignen, die Bedingungen zu halten! entgegnete mit ſichtlichem Widerwillen der Türke. Verlangſt Du ſonſt noch etwas? —

Nichts weiter, entgegnete Alfred, die Waffe zu den Füßen des Paſchas niederlegend, als daß Du uns baldmöglichſt zu dem Könige geleiten laſſeſt, und einige Stärkung für meinen verwundeten Kameraden.

Beides ſoll Dir werden! ſprach Ismael, freundlich auf den Jüngling blickend. Nehmt Euch ein Beiſpiel an dieſem Ungläubigen! ſetzte er, verächtlich ſein Gefolge betrachtend, hinzu. Die Köpfe dreier

Agas und eines Beys gäbe ich darum, könnte ich aus dieſem Schweden einen Moslem machen!

Jsmael Paſcha hielt ſeinen Eid. In völliger Freiheit und zu Pferde durften Alfred und Margarethe dem Wagen folgen, auf welchem ihr Herr und König nach Demotica, einem Städtchen, ſechs Stunden von Adrianopel und an der Mariza, dem Hebrus der Alten, gelegen, als ein Gefangener geführt ward. Sie theilten dieſe Vergünſtigung mit dem Kanzler Müllern, Grothuſen und dem Obriſten Dubens; doch durften ſie nicht eher mit dem Monarchen ſprechen, als bis dieſer an dem Orte der Verbannung angekommen war.

So ſehr auch Alfred an den Schmerzen ſeiner Wunde litt, ſo ging doch dieſes Gefühl in den Beſorgniſſen des Jünglings um Margarethen unter. Wirklich hatte ſich deren Zuſtand auf der Reiſe ganz ungemein verſchlimmert. Zwar hatte die Kugel keinen der edlern Theile verletzt, doch hatte der bedeutende Blutverluſt die Aermſte ganz ungemein erſchöpft, auch war an ärztliche Behandlung ihrer Verwundung, ſo lange das Geſchlecht des Mädchens verborgen bleiben ſollte, nicht zu denken. Um ſchlimmern Folgen, als deren Vorboten Alfred ein ſich am letzten Reiſetage einſtellendes Fieber anſah, zu begegnen, drang dieſer heftig in Margarethen, den einzigen ſchwediſchen Wundarzt, welchem dem Könige in die Gefangenſchaft zu folgen verſtattet war, in das Vertrauen zu ziehen; doch heftig wies das Mädchen den Vorſchlag von ſich. Sterben, meinte ſie, wolle ſie eher, als ſich preisgeben dem Gelächter, vielleicht auch dem Hohne der Menge. — Angekommen am Ziele der Reiſe, ward unſern Bekannten endlich verſtattet, dem Monarchen ſich zu nahen. Sie fanden denſelben in einem kleinen Hauſe, in welchem auch die nothwendigſten Bequemlichkeiten mangelten. Drei Zimmer und eine Küche, dies war das ſämmtliche Local. In letzterer fungirte der Kanzler Müllern. Als er Stockholm verließ, würde ihm der Gedanke: daß er beſtimmt ſei, in einem kleinen Städtchen der Türkei die Kochkunſt auszuüben, als ein unſinniger erſchienen ſein, und dennoch gebot dies die Nothwendigkeit. Die Schätze des Königs waren bei der Plünderung verſchwunden. Der Sultan bewilligte für den Monarchen und ſein Gefolge nicht mehr als täglich fünfundzwanzig Thaler; man war genöthigt, mit den täglich gelieferten Lebensmitteln aufs ſpärlichſte umzugehen. — Alfred und Margarethe, Letztere ſich auf den Arm des Jünglings ſtützend, traten, den Befehlen des Monarchen zufolge, in deſſen Zimmer. Freundlich eilte der König ihnen entgegen. In ſeinem Aeußern würde Niemand den Herrſcher eines mächtigen Reiches geahnet haben; es war noch unverändert ſo, wie er das brennende Haus bei Bender verlaſſen hatte. Die grobe, dunkelblaue Uniform, von welcher bei dem Fauſtkampfe mit den Janitſcharen faſt ſämmtliche große, kupferne Knöpfe abgeriſſen worden, hing kaum in Stücken ihm auf dem Leibe. Die eine Seite des Haupthaares, ſowie die Wimpern und Augenbrauen, waren glatt abgeſengt, Rock, Unterkleider und Halstuch ſtrotzten von Schmuz und Blutflecken. Demungeachtet war Karls des Zwölften Haltung die eines Königs. Noch ſtralte der alte Muth aus ſeinem großen blauen Auge; noch lächelte der Mund; nicht im Geringſten ſchien dies kühne Herz entmuthigt. In ehrfurchtsvoller Stellung ſtand der Bimbaſchi, der die Bedeckung befehligt hatte, an der Thüre. —

Seid mir willkommen! rief der Fürſt. O! hätten Alle ihre Schuldigkeit wie Ihr gethan, wir hätten uns zehn Tage bei Bender halten können! — Aber, ſagte der König, einige Blicke auf Margarethen werfend, Du biſt verwundet? Nun, wir Alle wollen Dich treulich pflegen. — Auch Du, Alfred, biſt nicht unverletzt davongekommen? — Ganz Recht!

ſoeben erinnere ich mich, daß Jsmael Paſcha mir es ſchon erzählte, als er die Geſchichte Eurer Capitulation mir mitgetheilt. — Es war ein Stück! fuhr der König mit lautem Lachen fort; Schade, daß ich nicht dabei war. Nun, ſie haben auch ohne mich geſehen, was es wol heißen will, auf einen Schweden treffen.

Wäre es, ſprach Alfred ehrfurchtsvoll, durch gnädige Verwendung Eurer Majeſtät wol möglich, für meinen verwundeten Kameraden irgend ein einſames Stübchen zu erhalten, welches nicht dem Andrange —

Darum eben ließ ich Euch rufen! unterbrach der König den Sprechenden. Von dieſen Türken mag ich für mich, ſowie für die Meinigen, nichts erbitten; doch hier in meiner Wohnung iſt Raum genug. Wir haben drei Zimmer in dieſem Hauſe, ein überflüſſiger Raum für ſechs Perſonen. — Ich und Grothuſen, wir bleiben im Mittelzimmer; Dubens und Müllern bewohnen das zur rechten Hand; Du, Alfred, und Dein Vetter, Ihr nehmt Beſitz von dem zur Linken. —

Alfred und Margarethe waren über den Vorſchlag des Königs nicht wenig betroffen. Alle mögliche Einwendungen wurden von Beiden hervorgeſucht; aber ſchlecht mußte Der mit dem Charakter des Königs bekannt ſein, welcher nur einen Augenblick glauben konnte, daß dieſer Fürſt im Stande ſei, auch in den allergeringſten Kleinigkeiten ſeine Befehle abzuändern. Es blieb nichts übrig, als in den Willen des Monarchen ſich zu ergeben; auch ſprach er dieſen auf eine zu gnädige Weiſe aus, als daß noch weitere Entgegnungen möglich geweſen wären. Der tapferſte Mann im Heere, ſagte er, der, den er wegen ſeines ausgezeichneten Benehmens, ſeines Muthes, als Alles bereits gezweifelt, auf dem Kampfplatze ſelbſt zum Obriſten befördert habe, dürfe nicht ſchlechter wohnen als er ſelbſt; auch müſſe er für den verwundeten Retter ſeines Lebens Sorge tragen. So gnädig auch der Blick war, mit dem er die letzten Worte an Margarethen richtete, ſo ſah man doch, daß er, ganz ſeinem Charakter angemeſſen, einen beiweitem größern Werth auf Alfreds als auf die Thaten des Mädchens legte.

Wir übergehen die Vorfälle zweier Tage, während deren Margarethens Krankheitszuſtand ſehr bedenklich war. Die Beſchaffenheit der blos von ihr allein, natürlich alſo mit Unkenntniß, behandelten Wunde, die Anſtrengungen der Reiſe hatten das Mädchen ungemein erſchöpft; dennoch widerſtand Alfred, deren dringenden Bitten zufolge, den Vorſtellungen

Grothuſens und des Obriſten Dubens, die auf die Berufung eines Wundarztes drangen. Der König, ſelbſt zu wenig von ärztlicher Hülfe haltend und deshalb, gut oder übel, ſein verwundetes Ohr behandelnd, hatte ſeine Meinung über dieſen Punkt nicht ausgeſprochen. — Zwar hatte jetzt das durch die erlittenen Beſchwerlichkeiten faſt mehr noch als durch die Wunde erzeugte Fieber ein wenig nachgelaſſen, doch war die Schwäche des Mädchens größer als ſonſt, und öfters ſtellten ſich Ohnmachten ein, von denen Margarethe nur langſam ſich erholte. Auch jetzt, in der Nacht des dritten Tages, war dies der Fall. Margarethe lag völlig angekleidet auf dem durch Alfreds Sorgfalt von Decken und Matratzen bereiteten Lager in tiefer Ohnmacht. Noch vor wenig Augenblicken hatte ſie mit ſchwacher Stimme den Jüngling dringend gebeten, im Falle ihres Todes nicht zu erlauben, daß irgend Jemand ſie berühre. Alfred kniete neben dem Lager der Kranken. Er hielt die Hand des Mädchens in der ſeinen, ängſtlich die Pulsſchläge zählend und über Mittel nachdenkend, die ſchwindenden Kräfte zu beleben. Von Minute zu Minute wartete er auf das Wiederöffnen der lieben Augen, und in Seelenangſt beugte er ſich über die Kranke, um ihre Athemzüge zu belauſchen. Im Re-

Seid Ihr toll geworden, Doctor? rief ärgerlich der Monarch. Ich meine ja nur, daß ich Euer unnützes Curiren im Allgemeinen nicht leiden kann. — Steht es ſo arg mit ihm, ſo gebt ihm in Gottes Namen alle Eure verwünſchten Pillen, Tränke und Latwergen ein; ja ſelbſt mein Blut gebt ihm zu trinken, wenn dies ihn retten kann.

So wollen wir, ſprach der Arzt, den Kranken vor Allem von den preſſenden Kleidungsſtücken befreien und dann durch einige Spirituoſa —

Ich muß, ſprach Alfred erſchrocken, leider dagegen proteſtiren. Mein Vetter hat dringend mich erſucht, jede fremde Hülfe zurückzuweiſen.

Ihr werdet mich, rief der König, noch raſend machen! — Erſt will Jener mit aller Gewalt den Kranken curiren und wirft mir deshalb alle Verantwortlichkeit auf den Hals; nachdem ich endlich es aber zugegeben, will nun der Andere nicht! — Doch jetzt genug! es bleibt dabei! Grynäus, verrichtet Euer Amt! —

Ich bitte dringend, Ew. Majeſtät! ſprach Alfred ganz beſtürzt.

Ich aber befehle es! rief der Monarch, über den von allen Seiten erfahrenen Widerſpruch aufs höchſte aufgebracht. — Fort, Obriſt Roſen! — Grothuſen, löſt dem Kranken die Halsbinde! — öffnet die Uniform! —

Beide, der Schatzmeiſter und der Arzt, hatten kaum ihr Werk begonnen, als ſolche, voll Erſtaunen ihre Blicke bald auf die Kranke, bald auf Alfred richtend, plötzlich in ihren Bemühungen inne hielten.

Was iſt Euch? rief der König. Iſt er bereits verſchieden? —

Er riß das Licht vom Tiſche und eilte zum Lager der Kranken. Ein Blick auf Letztere, und — ein voller Buſen quoll unter blutbefleckten Binden hervor. —

Ha Hölle und Teufel! ſchrie der Monarch mit einer Stimme, welche, wenn die Ohnmacht Margarethens nicht ſo todtähnlich geweſen wäre, ſie unfehlbar hätte erwecken müſſen. Elender! ſetzte er, mit einer Hand nach dem Degen, mit der andern Alfred am Arme ergreifend, hinzu. Elender! wer iſt dies Weib? —

Margarethe Roſen, entgegnete der Erſchrockene, welche —

Was? rief der König, außer ſich vor Wuth. Und dieſes Mädchen, welches Dir theuerer als Dein Auge, ſo theuer als die Ehre des ſchwediſchen Namens ſein ſollte, führſt Du, Verruchter, ein Opfer Deiner Lüſte, in Blut und Tod? —

Ich bin Offizier und Mann von Ehre! rief Alfred, von der Beſchuldigung im Innerſten empört. Das Mädchen iſt engelrein! Kam ſolche Rede nicht aus dem Munde meines Monarchen, ſo würde ich mit dem Schwerte darauf zu antworten wiſſen. —

Mit hohlen Worten entkommſt Du nicht! ſchrie der Monarch; und nicht zum zweiten Mal ſollſt Du ſo ungeſtraft Dein Schandſpiel treiben! — Behaupteſt Du, daß Du nicht Margarethens Verführer ſei, ſo nenne mir die Gründe, welche das Mädchen hie hergeführt.

Den wahren Grund, verſetzte Alfred, hat Margarethe ſich wol kaum ſelbſt geſtanden. Mir ſag ſie, ſie halte ſich für auserwählt, das Leben Ew. Majeſtät zu retten.

Toller Unſinn! rief immer erbitterter der König. Wo nehme ich dieſe Langmuth her, dergleichen elende Spiegelfechtereien anzuſehen! — Trotze nicht darauf, daß ich hier ein Gefangener bin. Gedenke an Chriſtinen und Monaldeschi! Das Blut des Italieners floß ſchuldloſer vielleicht und um geringerer Urſache, als bald das Deine fließen kann! —

Das meinige möge fließen, entgegnete ehrfurchtsvoll der Jüngling, wenn die geringſte Verſchuldung gegen Margarethen mir auf der Seele laſtet. — Ich könnte, ſchloß er, ſchriftliche Beweiſe von meiner Unſchuld, ſowie daß Margarethens Vater um deren Vorhaben gewußt, Ew. Majeſtät zu Füßen legen; und dennoch darf ich es nicht, geſchehe auch, was da wolle. —

Vielleicht finde ich noch andere in dieſem Portefeuille! entgegnete der König, indem derſelbe eine Brieftaſche aufhob, die, des Mädchens Uniform entfallen, am Boden lag. — Zittere, rief er, wenn ſolche gegen Dich zeugen könnten! —

Raſch eilte der König in das Nebenzimmer. Endlich hatte der Wundarzt den kunſtgerechten Verband vollendet. Grothuſen beſchäftigte ſich indeſſen, nach den Anweiſungen des Arztes, durch Anwendung verſchiedener Mittel die fliehenden Lebensgeiſter der Kranken zurückzurufen, und — es gelang. Margarethe ſchlug die Augen auf. Mehre Momente vergingen, ehe ſie ſich beſinnen konnte; dann warf ſie ängſtliche Blicke auf Grothuſen und den Arzt. Alfred trat zu dem Lager der Kranken; er wollte ſie beruhigen. Jetzt erſt bemerkte das Mädchen die am Boden liegende Uniform. Raſch fuhr ſie mit ihrer Hand nach dem Verbande, und nun bemerkend, was mit ihr vorgegangen, rief ſie mit Händeringen aus: Ach Alfred! Alfred! ſo erfüllſt Du meine Bitte? —

Während dieſer und der Arzt Margarethen zu beruhigten ſuchten, war der König in das Zimmer getreten. Mit einem Ausdruck von Rührung in ſeinen Zügen, wie ſolche Alfred noch nimmer an ihm wahrgenommen, beugte der Fürſt ſich über die Kranke, und während er das in der rechten Hand verborgene Portefeuille unbemerkt neben das Lager der Kranken niedergleiten ließ, legte er ſchweigend, mit einer wehmüthigen Freundlichkeit, die Linke auf das Haupt des Mädchens. Beruhige Dich, Du Leidende, Arme, Treue! ſprach er mit einem ungewöhnlich ſanften Tone der Stimme. O! fürchte nicht, verkannt zu werden! Männer von echtem ſchwediſchem Sinn und Herzen umſtehen ja Dein Schmerzenslager.

Mit einem Blicke, in welchem unverkennbar die Bitte um Verzeihung lag, reichte ſchweigend der Fürſt dem Jünglinge, den er vor Kurzem noch ſo hart beſchuldigt, die königliche Rechte.

Deiner Sorgfalt, Alfred, ſprach er nach einer Pauſe, bleibe unſere arme Kampfgenoſſin noch ferner anvertraut; ſie kann und konnte nimmer in beſſern Händen ſein. — Und Ihr, Gronäus — ſetzte der König, durch Margarethens wiederkehrende Lebenskraft beruhigt, noch munter hinzu — Ihr, Doctor, zeigt, was Eure Kunſt vermag. Es wäre die einzige Gelegenheit, bei welcher Ihr mir von Euern häßlichen Medicamenten beſſere Meinungen beibringen könntet. — Rettet mir dieſe, ſchloß er lebhaft, un Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.

Mein gnädiger König! ſprach ſanft weinen Margarethe, die Hand des Fürſten mühſam an ihr Lippen führend. Ich ſterbe gern, nun ich —

Sprich nicht vom Sterben, Kind! entgegnet Karl. Wir Alle werden, hoffe ich, uns einſt im alten treuen Norden wiederſehen und froh und fröhlic ſein. — So Gott will, wirſt Du noch einſt m Freuden die Blicke rückwärts auf deine Pilgerlaufbah wenden, und — ſprach er mit gerührtem Tone, i dem er freundlich Alfreds Hand ergriff — gelangte Du nicht zum rechten Ziele, ſo war es Deine Schul

Die Worte des Königs ſchienen auf Alfred un das Mädchen einen ſo verſchiedenartigen als tief Eindruck zu machen. Still und ſchmerzlich blickte d Jüngling zu Boden, während Margarethens Au mit einem unausſprechlichen Ausdrucke auf ihm ruht

Gott laſſe Dich geneſen und ſchenke Dir ſein Frieden! ſchloß mit bewegter Stimme der Kön und ging ins Nebenzimmer.

Alfreds Gemüth war von der Gefahr, in we
cher, wie der Arzt behauptete, Margarethe ſchweb
noch zu bewegt, als daß er Betrachtungen über d
Aufſchlüſſe, die der König in dem Taſchenbuche d
Mädchens gefunden haben mußte, hätte anſtellen kö
nen. Alle ſeine Gedanken, ſeine Empfindungen w
ren auf den Zuſtand Margarethens gerichtet. Je
erſt ſah er, wie theuer ſie ihm ſei. — Noch ſchweb
ſie am Rande des Grabes. Alfred bot, in Gemei
ſchaft mit dem Arzte, alle Körper- und Seelenkraf
auf, dem Tode ſeine Beute zu entreißen. Kein Sch
kam in die Augen des Jünglings, ſo lange noch
Anſchein einer Gefahr vorhanden war. Nur ſehr lang
ſam konnte die letztere beſeitigt werden. Bei d
Plünderung hatte der Arzt faſt alle Medicamente v
loren. Wie ſchwer waren dieſe in einem ſo barbar
ſchen Lande zu erſetzen! Alfred war der einzige d
Gefangenen, welchem durch des Paſchas Erlaubn
verſtattet war, ſich frei bewegen zu dürfen. Obglei
durch Angſt und nächtliches Wachen aufs Aeußerſ
erſchöpft, eilte er nach dem nur wenige Stund
entfernten Adrianopel, um dort die Hülfsmittel z
holen, die in dem ärmlichen Demotica ſo gänzli
fehlten. Endlich genas Margarethe, und häufig wi
derholte der Doctor, daß ſie Geſundheit und Lebe

mehr der ſorgſamen Pflege Alfreds als ſeinen eignen Bemühungen zu danken habe. Auch der König, obgleich er wiederholt erklärte, ſein dem Doctor gegebenes Wort in vollem Umfange halten zu wollen, konnte ſeiner natürlichen Abneigung gegen alle Arzneimittel nicht widerſtehen, und meinte oft, daß Margarethe, trotz allen Pillen und Latwergen, nimmer geneſen wäre, wenn nicht ihr Schutzgeiſt, welcher in Schlachten und Gefahren mit wachſamem Auge ſie begleitet, in Alfreds Perſon an ihrem Krankenlager geſtanden hätte. Obgleich das Mädchen, nach ihrer Gewohnheit, in den Momenten der höchſten Rührung nur wenig ſprach, ſo ſagte doch ihr Blick bei dieſen Aeußerungen des Königs dem Jünglinge mehr, als die feurigſte Dankesrede.

Endlich war Margarethens Geſundheit ſo weit befeſtigt, daß man an die Rückreiſe nach Schweden denken konnte. Alfred, ſo hatte es der König beſtimmt, ſollte ſie ins Vaterland begleiten. Längſt waren die nöthigen Päſſe aus Konſtantinopel angekommen, aber immer verzögerte noch der König die Abreiſe; es ward ihm ſichtlich ſchwer, von Beiden ſich zu trennen. Da, eines Morgens — der König hatte gerade Briefe aus Schweden erhalten — ſtürmte der Fürſt mit aller Heftigkeit ſeines Charakters in Alfreds

Zimmer; die andern Hausgenoſſen folgten. Kinder! rief er, morgen reiſt Ihr ab. Zwar wird es mir ſchmerzlich ſein, Euch entbehren zu müſſen; aber es geht nicht anders! — Denke Dir, Alfred! die alten Perrücken zu Stockholm wollen mit dem Czar ſowie auch mit dem Könige von Dänemark Frieden ſchließen! — Nun wartet nur! — Du, Obriſt, ſollſt Ihnen meine Meinung eröffnen! Sage den vorlauten Herren: daß, wenn ihnen etwa die Luſt ankäme, herrſchen zu wollen, ich ihnen einen meiner Stiefel ſchicken würde, von dem ſie Befehle annehmen ſollten! —

Lange ſprach Karl noch in dieſem Tone. So ſehr auch Grothuſen und Müllern ihn zu beruhigen ſuchten, verpflichtete er doch Alfred bei ſeiner Ehre, die eben empfangene Botſchaft ſowie die etwaigen Zuſätze, die er im Laufe des Tages ihm noch mitzutheilen für gut befinden würde, dem Reichsrathe wörtlich zu hinterbringen. Alfred beſänftigte den Fürſten endlich, indem er verſprach, kein Wörtlein jener Botſchaft auszulaſſen.

Mehre Minuten ging der König verdrießlich und ſchweigend im Zimmer auf und ab, dann mit freundlicher Miene ſich zu den Anweſenden wendend, ſprach er ſcherzend: Der Czar, ſammt ſeinem Beſchützer

Baltadſchi Mehemet, haben mir nicht die gute Laune rauben können, und ſo ſollen auch die Jeremiaden meiner Schweſter Ulrike und die Beſorgniſſe der alten Perrücken dies zu bewirken nicht im Stande ſein! — Grothuſen! ich gebe heute Abend unſern Reiſenden einen Abſchiedsſchmaus; verſehet Euer Hofmarſchallamt aufs beſte. Was von meinen Getreuen in dieſem Neſte vorhanden iſt, wird eingeladen. Seht nicht auf Rang und Stand; wir feiern, ſo zu ſagen, ein Familienfeſt. Jetzt aber geht Alle hinaus! — Du, Margarethe, bleibſt! Ihr, Müllern, auch! Ich habe mit Euch Beiden ein Geſchäft. — Während der Kanzler hier ſein ehemaliges Amt verwaltet, mag Dubens in der Küche ihn vertreten. — Du, Alfred, erwarteſt mich in meinem Zimmer! dort empfängſt Du Deine Papiere; ich will dann weiter heute nichts mehr von Geſchäften hören. —

Längere Zeit, faſt eine Stunde, wartete Alfred im Nebenzimmer. Er hörte den König viel und laut zu Margarethen ſprechen. Die Antworten des Mädchens waren leiſe; ſie wurden häufig von der Gegenrede des Königs unterbrochen. Mit ſtarker Stimme, wie dies in ſeiner Art war, wenn irgend ein Gegenſtand ihn lebhaft ergriff, ſchien er die Einwürfe des Mädchens zu widerlegen. Endlich ward es ſtill. Es wollte Alfred bedünken, als höre er den König dem Kanzler Müllern einzelne Säße dictiren. Nach langer Pauſe öffnete ſich die Thür, und der Monarch, von Müllern gefolgt, trat ein. —

Jeßt, rief er fröhlich, iſt es an uns! — Die Botſchaft, welche Alfred nach Stockholm zu überbringen hatte, war kurz und energiſch; doch wurde ihre Härte durch eine lange Liſte von Belohnungen, welche der König verſchiedenen treuen Dienern in Schweden zugedacht, in etwaß wieder gemildert. Nun aber, rief ſchlüßlich der König, indem er die Feder, mit der er unterzeichnet hatte, wegwarf; nun rede mir heute Niemand mehr von Ruſſen, Große vezieren, Reichsräthen und Tatarchanen. Laßt heut alles Vergangene hinter uns, wir wollen an eine beſſere Zukunft denken! —

Der König war im Laufe des Tages ganz ungemein geſchäftig. Mit einer Wichtigkeit, als ob es die verwickeltſten Angelegenheiten gälte, verhandelte er mit Grothuſen die Zurüſtungen zu dem Feſte, welches er ſeinem Häuflein geben wollte. Immer hatte er noch etwas zuzufügen. Der Antheil, den er daran nahm, ſprach ſich in jedem Worte aus. Endlich kam der Abend heran. —

In einem an das Haus ſtoßenden, etwas be ſchränkten Gärtchen war eine Tafel aufgeſchlagen, eben groß genug, die kleine Anzahl der in Demotica befindlichen Veteranen aufzunehmen. Das Häuflein der ſich verſammelnden Offiziere war nur klein; doch ſah man keinen unter ihnen, deſſen Tapferkeit nicht durch ehrenvolle Narben bekundet geweſen wäre. Mit ungemein gnädiger Miene, doch etwas linkiſcher Galanterie führte der König Margarethen in die Mitte dieſer Tapfern. Hier pries er mit vielen Lobesworten das Benehmen der Schwedin, welche, wie er ſagte, die feurigſte Vaterlandsliebe zu männlichen Thaten begeiſtert habe, und die als die Königin des heutigen kleinen Feſtes angeſehen werden müſſe. — Unter den Glückwünſchen der Tapfern ſchritt Margarethe zu dem ihr zur Rechten des Königs angewieſenen Platze. Alfred nahm den zur Linken des Fürſten ein. Der König war ungewöhnlich heiter. Obgleich er, ſeiner Gewohnheit nach, nicht einen Tropfen Wein an ſeine Lippen brachte, ſo konnte er doch nicht aufhören, ſeine Treuen zu ermahnen, jede glückliche Waffenthat, von welcher die Rede war, durch einen Trunk zu ehren. Nur mit Mühe hatten in dem Lande, wo der Saft der Rebe unter die verbotenen Genüſſe gehört, Grothuſen und Müllern die benöthigte Quantität des Labetranks anſchaffen können; wer indeſſen die Aufmunterungen des Monarchen vernahm, hätte der Meinung werden müſſen, es flöſſe der Wein aus dem nimmerverſiegenden Krüglein der Witwe von Sarepta. Es iſt wol überflüſſig zu ſagen, daß unter dieſen Umſtänden der Jubel der Gäſte ſich von Stunde zu Stunde ſteigerte; nur Alfred und Margarethe ſahen ſtill und ſinnig in das ſie umgebende Treiben. — Waren es die Auszeichnungen, womit der König Margarethen überhäufte, war es die Verlegenheit, zum erſten Male nach Kundwerdung ihres Geſchlechts in dieſem Männerkreiſe zu erſcheinen; genug, das Mädchen ſchien heute ganz ungemein befangen. Selbſt Alfreds Nähe, welche doch ſonſt ſo wohlthuend auf ſie wirkte, erhöhte ſichtlich ihre Verlegenheit. Jedes freundliche, herzliche Wort des Jünglings trieb das Blut ihr in die Wangen, und gegen Ende des Mahles ſtieg Margarethens Befangenheit bis zur Aengſtlichkeit. — Jetzt erhob ſich endlich der König von ſeinem Stuhle, und ein Zeichen ſeiner Hand verkündete, daß er ſprechen wolle. Der laute Jubel verwandelte ſich in die tiefſte Stille. —

Ihr Herren! hob der König an; ehe die Beiden, denen zu Ehren wir das heutige kleine Feſt begehen, uns verlaſſen, um in das geliebte ſchwediſche Vaterland zurückzukehren, fühle ich mich bewogen, im

Namen eben dieſes theuern Vaterlandes und in dem meinigen durch Thaten zu bezeigen, daß wir die Dienſte, durch die ſie ſich ausgezeichnet, zu würdigen wiſſen. Du, Margarethe Roſen — hier nahm er ein Papier aus Müllern's Hand — empfängſt hier die Schenkung eines Gutes, geeignet, Dich Zeitlebens vor Mangel zu bewahren. — Da Wir, fuhr der König mit ſchlauem Blicke fort, leicht ermeſſen konnten, daß zur Verwaltung jener Domaine ein treuer Gatte an Deiner Seite ſtehen müſſe, und Du nach Unſerm Wunſche die Wahl uns überlaſſen, ſo haben Wir hierauf Bedacht genommen und erklären Dich hiermit feierlich als Braut des Generals und Commandanten von Karlskrona. — Der König hielt hier einen Augenblick inne. Alfred war wie vernichtet; es war ihm, als ſähe er alle ſchönen Hoffnungen in tiefen Meeresgrund verſinken. — Zu dieſen beiden Ehrenſtellen aber, fuhr der König in ſeiner Rede fort, ernennen Wir einen der tapferſten Offiziere des Heeres, einen Mann, dem Wir uns ſelbſt höchlichſt verpflichtet halten, — den Obriſten Alfred Roſen. —

Lauter Jubel der Anweſenden folgte der Rede des Fürſten. Schon bei den erſten Worten hatte eine glühende Röthe das Antlitz Margarethens überzogen; augenſcheinlich war das Mädchen von dem ganzen

Inhalte derſelben unterrichtet. Alfred ſchien deſto überraſchter. Kaum einiger Dankesworte mächtig, beugte er ſich unter Thränen der Rührung auf die königliche Hand, die ihm der herrlichen Gaben ſo viel geſpendet. Bald darauf ward die Tafel aufgehoben. Die Verlobten wurden faſt betäubt von dem Gewühle der Glückwünſchenden, welches von allen Seiten auf ſie einſtürmte. Erſt nach langer Zeit gelang es ihnen, in ihr Zimmer ſich zurückziehen zu können. —

Hier angekommen, fanden ſich Beide, die ſeit länger als einem Jahre ein Zimmer, ein Zelt, ja oft ein Lager mit einander getheilt, ganz ungemein befangen. Die höchſte Verlegenheit ſprach aus Beider Zügen. Alfred brach zuerſt ein Schweigen, während deſſen er die Hand des Mädchens ſprachlos an ſein Herz drückte. Margarethe! ſprach er innig, Du weißt es nur zu gut, wie unausſprechlich ich Dich liebe! das größte, beſeligendſte Glück für mich iſt Deine Hand! — Doch, Margarethe, fern ſei es von mir, daß ich mein Erdenglück dem Machtgebote des Königs zu verdanken haben ſollte; Dein Herz allein kann hier entſcheiden. —

Ich kann es mir wohl denken, theurer Alfred, erwiederte das Mädchen ſanft erröthend, während eine zerdrückte Thräne ihre Wimper näßte; ich kann es mir wohl denken, wie ſehr Du zweifeln magſt an dieſem unruhigen verlangenden Herzen, nachdem Du ſo viele Male Gelegenheit gehabt, in ſeine Verirrungen zu ſchauen; doch, o mein einziger Freund, halte mich auch nicht für ſchlimmer, als ich mich ſelbſt gefunden. — Hier, lieber Alfred, ſprach ſie hocherröthend, das Portefeuille, in welches ohne ihr Wiſſen der König bereits geblickt, ihm überreichend, hier findeſt Du ſeit jenem Tage, an dem ich das Vaterhaus verlaſſen, die geheimſten Gedanken, alle Empfindungen, ſo weit mir ſolche ſelber klar geworden, mit einer Wahrheit aufgezeichnet, wie ſolche ich einſt vor Gottes Throne vertreten kann. — Lies, ſchloß ſie, lieber Alfred! und dann entſcheide über uns! —

Mit Haſt durchlief Alfred die ihm fortwährend von dem Mädchen aufgedrungenen Blätter; ſie enthielten ein vollſtändiges Gemälde ihres Innern. Er ſah Swedberg's Vorausſagung in ihrem ganzen Umfange erfüllt. Er ſah, wie die feurigſte, ihr ſelbſt nicht klar gewordene Liebe zu einem Ideale das Mädchen hinaus in Blut und Tod getrieben; wie, hinausgeſtoßen in das wirre, wüſte Treiben der Wirklichkeit, das Ideal zu einem Nebelbilde geworden, und dann die kälteſte, verzweiflungsvollſte Oede das glühende Herz erfüllt. Er ſah, wie die vom Boreas des Lebens erkaltete

Pflanze ſich einen Stamm geſucht, an welchem ſie zu freudigerm Erblühen ſich aufranken könne, und wie er ſelbſt ein ſolcher ihr geſchienen; wie die Gefühle der Dankbarkeit, ſo Margarethen an ihn gekettet, in höhere, innigere ſich nach und nach verwandelt; und wie nun endlich ſein eignes Bild die ganze Seele des Mädchens fülle. —

Mit den beſeligendſten Gefühlen drückte Alfred nach Durchleſung jener Blätter die Geliebte ſchweigend an die Bruſt. Es war der Augenblick des höchſten Lichtglanzes ſeines Lebens.

Der anbrechende Tag fand die Verlobten ſchon auf der Reiſe. Mit geflügelter Eile durchreiſten ſie die öſtreichiſchen Staaten, um die ruſſiſchen Heere in Polen zu umgehen, und nach weniger als zwei Monaten langten ſie glücklich in Gripsholm an. — Es hieße die Langmuth des gütigen Leſers zur Ungebühr in Anſpruch nehmen, wenn wir verſuchen wollten, die Freuden des Wiederſehens von Seiten des Vaters und Swedberg's ſowie das Glück zu ſchildern, welches die Verlobten in der nach wenig Tagen gefeierten Verbindung fanden.

Die Sibylle

vom

Eliſabeththurme.

Eine Erzählung.

Einer wackern Herd' gar edler Hirt
Am Rathe zu Breslau gefunden wird!
Sprüchwort aus dem 14. Jahrhunderte

Zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ſtand zu Breslau, in der Nähe des Hinterdoms, und zwar nicht allzu entfernt von jener Gegend, wo in unſern Tagen die ſchönen Schattengänge des botaniſchen Gartens dunkeln, in einem etwa einen Büchſenſchuß langen und breiten Gärtchen das Haus eines Mannes, deſſen Name zwar in dem Munde jedes Einwohners der Hauptſtadt war, den aber von Hunderten nicht Einer je erblickt hatte. Wirklich war es auch nicht leicht, zu dem Eigenthümer des eben bezeichneten Gartenhauſes zu gelangen; denn hatte der Beſuchende ſich durch vergebliches Klingeln und viertelſtundenlanges Stehen an dem verſchloſſenen Gitterthore nicht ermüden laſſen, hatte er nur mit Mühe, nach aufſpringender Thür, ſich einer zähnefletſchenden Dogge und eines malitiöſen, rabenſchwarzen, ſtets nach dem Hintertheile des Eintretenden trachtenden Ziegenbockes erwehrt, ſo erſchien gewöhnlich an der

Thür des Hauſes ein krummbeiniger, grämlicher, in grobes graues Tuch gekleideter Zwerg, mit dickem Kopfe, breitem Munde und ellenlangem, dreidrähtig geflochtenem Haarzopfe, dem Ankommenden die Nachricht ertheilend: wie Sr. Edlen, Geſtrengen und Wohlgelahrten, der Herr Doctor Johannes Rindfleiſchius leider, wie gewöhnlich, nicht zu Hauſe wären, daſſelbe auch dieſer Tage nicht eben häufiger der Fall ſein dürfte, indem er über die Maßen mit Geſchäften überhäuft, deſſen Abweſenheit aber im Grunde nichts zu ſagen habe, da der werthe Antragende ſich ja ſchriftlich an den Herrn Doctor wenden oder ihm, ſeinem Famulo Jeremias Fäuſtel, das Anliegen anvertrauen könne, eine Erkundigungsweiſe, die der Herr Doctor jeder mündlichen Unterredung bei weitem vorziehe. —

Der werthe Leſer wird uns beipflichten, wenn wir der Meinung ſind, daß bei der zurückgezogenen Lebensweiſe des Doctors Medicinä Johann Rindfleiſch die Nummern ſeines Krankenbuches ſich nicht eben bis in die Tauſende erſtreckt haben mögen; deſſen ungeachtet hatte der Mann hinſichts ſeiner Geſchicklichkeit einen außerordentlichen Ruf. War es nach einer Menge vergeblicher Gänge — weswegen man auch nur in verzweifelten Fällen Hülfe bei ihm ſuchte —

endlich gelungen, ihn bis ans Krankenbett zu bringen, ſo war mit ihm auch meiſtentheils ſchon die Hülfe da. Die zweckmäßigſten Anordnungen, verbunden mit der ſtärkſten, durch die Seltſamkeit des Mannes auf das Gemüth des Kranken hervorgebrachten moraliſchen Einwirkung, ſchufen Erfolge, die an das Wunderbare grenzten. Am meiſten war dies bei den Kranken der niedern Volksclaſſen der Fall. Bei dieſen wirkte die Phantaſie am mächtigſten, denn unter den Patienten war keiner, der nicht den Doctor Rindfleiſch für einen mächtigen Schwarzkünſtler hielt, bei dem es nur auf Willen und Laune ankam, ob der Kranke binnen vierundzwanzig Stunden geſund herumſpringen, oder auf der Bahre liegen ſolle. Der Arzneien, des Pulsfühlens, des Krankenexamens, meinte man, bediene er ſich nur des Decorums halber, und um nicht, wenn es etwa ſchlimm hergehen ſollte, dereinſt den Scheiterhaufen beſteigen zu müſſen. Ueber das Treiben des Doctors walteten überhaupt ganz närriſche Sagen. Nur in der Nacht, behauptete der Eine, dürfe der Doctor Rindfleiſch ſeine Kranken beſuchen; ſo laute ſein Pactum mit dem Böſen; wolle er dies zur Tageszeit thun, ſo drehe ihm Contrahent ohne Weiteres den Hals um. — Dieſer Behauptung aber widerſprach der nächſte Nachbar des Doctors, der Klempner Säuberlich, ein Mann, der wegen ſeiner an den blauen Montagsabenden bei einer Flaſche Braunbier im Schenkhauſe zum polniſchen Herrgott geführten Redensarten für höchſt aufgeklärt, ja für einen halben Freigeiſt galt. Mit der ſchwarzen Kunſt, meinte er, ſei es nur lauter Larifari; aber ſo viel wolle er mit gutem Gewiſſen behaupten, daß der Doctor Rindfleiſch ſehr der Alchymie ergeben. Den ganzen Tag ſitze er im Laboratorio, und dann ſtiegen bald blaue, bald grüne, bald ſchwefelgelbe Dunſte zum Schornſteine hinaus, welche, vermöge dieſes Farbenwechſels, alle auf metalliſch-chemiſche Proceſſe deuteten. — Er, ſchloß Säuberlich dann gewöhnlich mit wichtiger Miene, dürfe als Metallarbeiter ſo etwas nur mit einem halben Auge ſehen, um die Katze, wie er ſich ausdrückte, gleich beim Schwanze zu faſſen. Daß unter ſolchen Umſtänden — und über dieſen Punkt waren die ſämmtlichen Biergäſte einig — der Doctor das Curiren gleichſam nur zum Spaße und als Nebenſache treibe, ſei ganz natürlich und werde ſchon durch den Umſtand bezeugt, daß derſelbe jede Belohnung, ſie beſtehe nun aus Geld oder Geldeswerth, ein für alle Mal von ſich weiſe. —

Die höhern Claſſen der Bevölkerung Breslaus, vorzüglich die Patrizierfamilien, denen der Doctor ſelbſt durch Herkunft und vielfache Verwandtſchaften angehörte, ſahen in ihm nun zwar eben keinen Hexenmeiſter, bei dem allen aber dünkte ihnen ſeine Lebensweiſe immer auffallend genug. Mehre alte Herren behaupteten, den Doctor Rindfleiſch als einen muntern, lebensluſtigen Mann, ja faſt als einen Bonvivant gekannt zu haben, dem, obwol man in ſeine Geſchicklichkeit nie einen Zweifel geſetzt, eher alles Andere als die Goldmacherei zuzutrauen geweſen. Er habe dies, meinten ſie, auch dadurch bewieſen, daß er ſeine Braut, die Tochter eines zwar nicht vermögenden, ſonſt aber angeſehenen Mannes, plötzlich, wie ſie ſich ausdrückten, habe ſitzen laſſen! Das Mädchen, ſonſt ſchön und gut, habe ſich einem leichten Leben ergeben, endlich aber einen Polen geheirathet, in deſſen Vaterlande ſie, wie man ſage, in Kummer und Elend umgekommen. Alles dies, behaupteten die alten Herren weiter, habe auf den Doctor nicht den mindeſten Eindruck gemacht, welcher auch kurz darauf die Tochter eines reichen Handelsherrn als Gattin heimgeführt; ja ſelbſt nach deren Tode, den er ſich eben nicht über die Maßen zu Herzen zu nehmen geſchienen, habe er mit Zurücklaſſung des einzigen Sohnes mehre Reiſen in entfernte Län der unternommen, und er ſei auf dem beſten Wege geweſen, das erheirathete Geld auf die ſchnellſte Weiſe los zu werden, als eine Reiſe nach Polen den ganzen Mann auf eine wunderbare Weiſe verwandelt habe. Bald nach ſeiner Rückkehr habe er ſich in das Haus, das er noch jetzt bewohne, eingeſchloſſen, ſei ganz menſchenſcheu geworden, und außer ſeinem Sohne, dem Kaufmanne, und der Nichte, die ſeine kleine Haushaltung beſorge, hätten nur Wenige bei Tage ſein Antlitz ſchauen dürfen. — Was die ſo auffallende Gemüthsveränderung des Mannes herbeigeführt, darüber waren die Stimmen ungemein getheilt, und nur die ältern und die jüngern Jungfrauen Breslaus waren — was ſonſt ſelten der Fall — in dem Punkte einig, daß unerhörte Gewiſſensbiſſe über das böſliche Verlaſſen der Braut den Doctor ſo menſchenſcheu gemacht und ihn noch in ſeinem Greiſenalter fortwährend auf die Seelenfolter ſpannten. —

Schon trieb der Herbſtwind des Jahres 1511 in dem Garten des Doctors mit den herabfallenden Blättern ſein luſtiges Spiel, als Jemand zu früherer Tageszeit als gewöhnlich an der Klingel des Gartenthores ſtürmte. Die Art und Weiſe der Anmeldung mochte den Hausbewohnern wol über die Perſon des Ankommenden Kunde gegeben haben, denn nicht der grämliche Famulus watſchelte den Gang herauf, ſondern ein niedliches braungelocktes Mädchen von zwanzig Jahren tänzelte nach der Gitterthür zu, und Bock und Dogge begleiteten das liebliche Kind in Bogenſätzen.

Dachte ich es doch, daß Du es wäreſt! rief fröhlich das Mädchen, mit der ſchneeweißen Hand den gewichtigen Riegel zurückſchiebend, einem ſchlanken, hübſchen, jungen Manne zu, der, nachdem er einen Späherblick den Gang entlang nach dem Hauſe geworfen, mit dem kräftigen Arme das muntere Jüngferchen umfaßte und ſchnell einen Kuß auf die blühenden Lippen drückte.

Schäme Dich, Chriſtoph! rief das Mädchen, ſich dem Arme des Jünglings entwindend; der alte Herr ſteckt gerade im Laboratorium; von dort aus kann er uns bemerken, und dann gibt es eine Predigt. —

Bei der nicht viel Worte fallen dürften, Bärbelchen! ſcherzte der junge Mann, indem er die kleinen Hände des Mädchens mit den ſeinigen faßte. — Aber rathe einmal, weshalb komme ich ſo früh? —

Um mich zu ſehen! rief ſchäkernd Bärbchen. Du ſiehſt, daß ich Dir an Keckheit nichts nachgebe.

Errathen, Bärbchen, aber nicht Alles! ſprach lachend der junge Mann. Ich habe ein wichtiges Geſchäft mit meinem Vater abzuthun.

So kehre geſchwind um, lieber Chriſtoph! entgegnete die Vorige lachend, indem ſie an der Seite des Jünglings den Gang langſam hinabſchritt. Du weißt, daß, wenn der Mercurius, der Sulphur, oder wie ſonſt das garſtige Zeug heißt, das zuweilen ſo einen abſcheulichen Geſtank im Hauſe verurſacht, im Tiegel prickelt, Dein Vater keiner Menſchenſeele Audienz gibt.

Ich blaſe ihm das Feuer unter dem Tiegel aus! rief mit komiſcher Grandezza der junge Mann. Mein Geſchäft leidet keinen Aufſchub. Es hat ſich etwas gar Wichtiges ereignet.

Das wäre! ſpottete Bärbchen. Iſt eine Karavane mit Talg und Honig aus Polen angelangt, und kann ſie im polniſchen Biſchof nicht hinlängliches Unterkommen finden?

Rathe beſſer, Bärbelchen, rathe beſſer! lachte der Jüngling, indem er aufs Neue den Arm um den ſchlanken Leib der Widerſtrebenden legte. — Aber ich ſehe ſchon, Du trifſſt nicht den rechten Fleck. So wiſſe denn: ich werde Rathsherr! Die Reichskrämer wählen mich zum Neujahr. —

Wirklich? ſtammelte die Jungfrau, bis an die ſchöne Stirn erröthend.

'S hat ſeine Richtigkeit! rief Chriſtoph fröhlich. Und — ſetzte er mit komiſchem Ernſte hinzu — da ſomit gewiſſe Bedingungen eines gewiſſen Teſtaments erfüllt werden, ſo will ich bei meinem Vater anfragen, ob er nichts dagegen habe, wenn ich um die Hand meines lieblichen Mühmchens, der ehr- und tugendbelobten Jungfrau Barbara Folgersbergin, des weiland Herrn Godofredi Folgersberg, angeſehenen Kauf- und Handelsherrn, auch Rathsſcabini allhier einzigen hinterlaſſenen Jungfer Tochter, zu werben mich unterfange.

Wie Du mich erſchrecken kannſt! rief Bärbchen, in einer Verwirrung, die wol auf Ueberraſchung, keineswegs aber auf Schreck zu deuten ſchien. Bis dahin kann ſich noch Vieles —

Kann ſich nichts ändern! verſicherte Chriſtoph. Die löblichen Reichs- und Partkrämer wollen durchaus ihr Intereſſe bei Regierung der guten Stadt durch einen gewiſſen Chriſtophorus Rindfleiſch, der ihnen bei Verkauf des Unſchlitts und der hungariſchen Ochſenhörner weniger als andere Leute das Fell über die Ohren zieht, vertreten ſehen, und ich möchte daher wiſſen, welcher Chriſtenmenſch etwas dagegen einzuwenden haben könnte. — Darum alſo, Bärbelchen, wenn Du mich liebſt, wie Du mir wol manchmal geſagt, ſo ärgere mich nicht, ſondern komme mit mir zum alten Herrn. Und ſomit griff der Jüngling nach der Klinke der Thür des Laboratoriums, vor welchem die Sprechenden angekommen.

Nimmermehr! rief Bärbchen. Ich könnte Deinem Vater ein halbes Jahr lang nicht wieder in die Augen ſehen!

Und ſomit ſprang das liebliche Kind, leicht wie ein Zephyr, die ſchmale Stiege hinauf, die in ihr ſtilles Giebelſtübchen führte.

Der Jüngling öffnete nun, als auf ſein wiederholtes Anklopfen kein: Herein! erfolgen wollte, die Thür des Laboratoriums und trat leiſe und in einer ehrerbietigen Haltung in das Gemach.

Es war dies ein weites, gewölbtes, doch ziemlich helles Zimmer. Auf den Repoſitorien, welche die Wände deckten, befand ſich eine Unzahl Phiolen, Schachteln, Bücher in buntem Gemenge. Die auf dem Fußboden zerſtreuten, zum Theil zertretenen Kohlen, der Staub, welcher einige Erd- und Himmelsgloben deckte, die aufgeſchlagen herumliegenden Bücher und Papiere, ja ſogar die Pudelmütze des Doctors, die er einem rieſigen Skelett auf den nackten

Schädel geſtülpt, und die Sorgloſigkeit, mit der er einen ausgeſtopften, auf dem Rücken ganz kahlen Seehund zum Fußſchemel gemacht hatte, gaben ſammt und ſonders Kunde, daß es jedem weiblichen Weſen unterſagt ſei, hier einzutreten, um einige Ordnung in das Chaos zu bringen. — An einem Tiſche, zur Seite des im Hintergrunde befindlichen Herdes, ſaß der Doctor Rindfleiſch, ein Greis von hoher Geſtalt, knochigem Bau und ſtarken Zügen. Sein Haupt war faſt kahl, nur um den Nacken kräuſelten ſich noch einige weiße Locken. Das Antlitz des Mannes mochte in früherer Zeit nicht übel geweſen ſein; jetzt erſchien es mager und hohläugig. Eine düſtere Wolke ſchien auf der breiten gerunzelten Stirn zu ruhen.

Sowie ſich die Thür öffnete, warf der Doctor einen Blick auf den Eintretenden und ſah dann wieder auf das in ſeiner Hand befindliche Buch, während er mit dem Zeigefinger der Linken auf einen zerlumpten Seſſel in der Nähe des Tiſches deutete. Dummes Zeug! murmelte er, das Buch zuſchlagend und unter den Tiſch werfend. Daß der Tartarus ein Salz, weiß jeder Apothekergeſelle. — Nun? ſetzte er, den Jüngling anblickend, nach einer Weile fragend hinzu.

Ich ſtöre vielleicht, lieber Vater? ſprach dieſer zögernd.

Wenn Du dieſer Meinung warſt, ſo hätteſt Du Dir es draußen überlegen können; ſprach der Alte mürriſch.

Ich hoffte auf Eure Güte und Nachſicht; entgegnete der Sohn.

Nachſicht und Güte! murmelte bitter der Greis. Jeder ſpricht davon, Niemand hat ſie, und Narren hoffen darauf. — Zur Sache!

Ich komme in einer Angelegenheit — ſprach Chriſtoph ſtotternd.

Der Alte ergriff eine Feder. — Eine *Angelegenheit* heißt beim Kaufmanne *Verlegenheit*, und Verlegenheit heißt Geld; wie hoch beläuft ſich die Summe? —

Ihr misverſteht mich, lieber Vater! ſprach Chriſtoph lächelnd, indem er einige Papiere aus dem Buſen zog. Meine Geſchäfte ſind in der beſten Ordnung; hier der Beweis. —

Alſo *kein* Geld! entgegnete der Doctor gleichgültig, nach einem Blicke in die Papiere, und indem er ſie zurückgab.

Ich bin geſonnen, mich zu verheirathen! ſagte nach einer Pauſe der junge Mann.

Thue das! entgegnete der Alte ohne alle anſcheinende Theilnahme, und indem er, etwas von „verdammter Kälte“ zwiſchen den Zähnen murmelnd, ein Scheit Holz in den eiſernen Ofen warf.

Ich möchte Bärbchen heirathen! ſetzte der Jüngling leiſe ſeine Rede fort.

Der Alte ſchien zu ſtutzen, ſtand auf, kramte in einem Haufen beſtäubter Papiere, und indem er eins davon dem Sohne hinreichte, ſprach er trocken: Geht nicht. —

Ich kenne das Teſtament von Bärbchens Vater ſprach Chriſtoph, das Actenſtück dem Alten ehrerbietig zurückgebend. Er wünſchte, daß die Tochter einen Patrizier, einen Rathsherrn heirathen ſolle.

Er wünſchte, und ich will; ſprach der Doctor feſt.

Und Euer Sohn thut nie etwas ohne Euern Willen; entgegnete Chriſtoph ſanft. — Ich bin aus einem der Geſchlechter. (So wurden die Patrizierfamilien vorzugsweiſe genannt.) Ein Wort von Euch, und dieſe würden mich wählen, wenn —

Ich ſpreche dieſes Wort nicht! unterbrach ihn kalt der Alte.

Wenn — fuhr ruhig der Jüngling fort — mich nicht ohnehin die Reichskrämer erwählten.

Du haſt bei den Schwefelholzhändlern gebettelt? fuhr der Alte auf, und die erloſchenen Augen begannen zu blitzen.

Sie haben mich einmüthig gebeten, als einer der vier zünftigen Rathsherren einzutreten; verſicherte der Sohn.

Es kann nicht ſein; Du darfſt nicht Rathsherr werden; fuhr der Alte haſtig und wie erſchrocken heraus.

Warum nicht, lieber Vater? ſprach Chriſtoph befremdet. Ich glaubte Euch eine erfreuliche Nachricht zu bringen.

Erfreulich! — erfreulich! — eine erfreuliche Nachricht! rief der Greis, heftig im Zimmer auf- und abgehend. — Chriſtoph! es kann nicht ſein. Du darfſt die Wahl nicht annehmen.

Verzeiht mir, Vater! ſprach der Sohn ehrerbietig, aber feſt. Ich gab den Anfragenden mein Wort. Die ganze Stadt weiß es bereits.

Tritt zurück, Chriſtoph! rief der Alte. Du bringſt Unglück und Schande auf Dein Haupt.

Schande — fuhr der Sohn mit einiger Heftigkeit auf — kann nimmer den Unſchuldigen, den Unbeſcholtenen treffen! Wer könnte etwas gegen meine Sitten, mein Gewerbe, meinen Wandel anführen? Wer könnte behaupten, daß ich eine Gelegenheit verſäumt, mir die Erfahrungen, die Kenntniſſe zu ſammeln, die nöthig ſind, um mit Ehren im Kreiſe von Ehrenmännern, wie ſolche unſer Rath aufweiſt, Platz zu nehmen. Seid verſichert, Vater, wenn Schande je mein Haupt treffen könnte, ſo wäre ſie nicht durch meine Schuld herbeigeführt worden. —

Wahr! ſehr wahr! ſprach leiſe der Greis, mit der Hand ſein erblaſſendes Antlitz bedeckend.

Ich kann nicht begreifen, Vater, ſprach Chriſtoph ſanft, was Ihr gegen meine Verbindung mit Bärbchen einzuwenden haben könntet. — Das Mädchen iſt gut, edel, liebenswürdig. Bärbchen liebt Euch wie eine Tochter, und Jeder, der ſie kennt, wird eingeſtehen müſſen, daß ſie die trefflichſte Hausfrau werden muß.

Ich habe nichts gegen die Heirath; ſprach der Alte mit tiefem Seufzer. Heirathe das Mädchen — aber werde nicht Rathsherr.

Ihr vergeßt das Teſtament, Vater! ſprach lächelnd und mit Kopfſchütteln der Sohn. Und dann, welchen Grund könnte ich wol anführen, um eine Ehre auszuſchlagen, nach der ſich Hunderte drängen? —

Ich bitte Dich, Chriſtoph — ſagte der Alte dringend — ich bitte Dich, lehne dieſe Ehre ab; ſie wird Dich ins tiefſte Elend ſtürzen! —

Hättet Ihr früher ſo zu mir geſprochen, mein Vater — entgegnete mit größter Befremdung der junge Mann — ſo würde ich Euern Willen, wie ſich von ſelbſt verſteht, für einen Befehl geachtet und das mir gewordene Anerbieten unter irgend einem Vorwande abgelehnt haben; doch jetzt, da ich den Aelteſten der Innung es förmlich zugeſagt, jetzt, da nichts mehr als die leere Formalität der Wahl noch übrig iſt — Ihr ſeht wohl, Vater, jetzt noch, und ohne Angabe gewichtiger Gründe zurückzutreten, iſt rein unmöglich. — Aber — ſetzte er nach einem Blicke, den er durchs Fenſter geworfen, hinzu — täuſche ich mich nicht, ſo kommt dort Baſe Conſtantia und Vetter Zacharias. Wo dieſe ſind, da iſt meines Bleibens nicht. — Nun, theurer Vater, ich gehe doch nicht ohne Eure Einwilligung in meine Bitte? —

Gott ſchütze Deine Unſchuld! ſprach erſchüttert der Greis, und Chriſtoph eilte, da er den ſchleppenden Tritt der Baſe hörte, aus dem Zimmer und die Treppe, die nach Bärbchens Stübchen führte, aufwärts.

Erſt nach mehrmaligem Anklopfen erfolgte von

Seiten des Doctors ein mürriſches: Herein! und es erſchien Jungfrau Conſtantia Hanold, nebſt ihrem Begleiter und Neffen, dem Herrn Zacharias Machnitzky, wohlbeſtalltem Rathsſecretario; Letzterer bei dem Publicum der Hauptſtadt indeß mehr unter der Bezeichnung: der lange Rathsſchreiber, als unter ſeinem Geburtsnamen bekannt. Aber nicht nur die ungewöhnliche Leibeslänge und die mit ihr verbundene Magerkeit gab dem mit Gemeſſenheit und Würde einhertretenden Rathsmitgliede einen ſonderbaren Anſtrich, ſondern auch ein überaus pedantiſches Weſen, eine affectirte Freundlichkeit, die mit der Raubvogelphyſiognomie des Antlitzes in grellem Widerſpruche ſtand, theilten dem Manne etwas ungemein Widriges mit. —

Jungfrau Conſtantia Hanold, vulgo Hanoldſtanzel — man pflegte nämlich im ſechzehnten Jahrhunderte in Breslau ſo gern wie in unſern Tagen die Leute mit einem Namen zum täglichen Gebrauche zu verſorgen — war von Natur nicht mit beſonderer Leibesſchönheit bedacht worden, und auch das grauſeidene Oberkleid nach neueſtem Schnitte, welches wir in etwas verjüngter Geſtalt in früherer Zeit unter dem Namen Schwenker, doch nur als eine rara avis und blos bei den Urgroßmüttern aus den niedern Claſſen, durch die Straßen Breslaus ziehen geſehen haben, ſowie die goldbrocatene, mit Behpelzwerk verbrämte ſogenannte Schwanzmütze konnte die ermangelnden Reize nicht ganz erſetzen, ja die breslauer Muſcadins jener Zeit, obwol ſie in Beurtheilung weiblicher Reize leiſer als die unſerer Tage aufzutreten pflegten, waren einſtimmig der Meinung, daß Spitzen, Flor und Seide noch niemals eine röthere Naſe und ein ſpitzigeres Kinn als das der Jungfrau Conſtantia Hanold verhüllt hätten. Eine langjährige fatale Harthörigkeit veranlaßte die Jungfrau überdies, zu beſſerer Vernehmung fremder Rede — und die Privatverhältniſſe der Bewohner Breslaus hatten für dieſelbe ſtets ein ungemeines Intereſſe — den ſprachfertigen Mund ein wenig geöffnet und das Haupt auf die Seite geneigt zu halten, ein Umſtand, der gleichfalls wenig geeignet war, ihre leiblichen Reize dem Beſchauer annehmlicher erſcheinen zu laſſen, ſelbſt wenn deren funfzigjährige Ueberreiſe ihm kein Stein des Anſtoßes geweſen wäre. —

Wir würden aber, wenn wir fortführen, die Leibesvorzüge der Jungfrau Conſtantia des Breitern zu ſchildern, etwas thun, was ſelbſt der wildeſte Bonvivant jener Zeit nicht unternommen, nämlich uns allzu ſehr in dieſelben vertiefen, und melden daher nur mit kurzen Worten, daß ſich beide Ankommenden auf einen Wink des Doctors, nach vorhergegangener Erkundigung von Seiten der Jungfrau: ob das Leben noch friſch und ſonſt Alles wohl auf ſei, zur Seite des Tiſches niederließen.

Alſo ſo früh ſchon auf, liebwertheſter Herr Vetter? begann Conſtantia, die Schleuſen ihrer Beredſamkeit öffnend; oder ſo ſpät vielmehr, da ich vermuthen kann, daß Ihr die ganze Nacht in Euerm Labertorium, oder wie ihr das Gewölbe nennt, beſchäftigt geweſen; was Euch, wenn Ihr einmal Euch ſolchen Künſten ergeben, Niemand verdenken wird, denn Jeder ſucht nach Möglichkeit Nutzen aus Dingen zu ziehen, an die er einmal ſein Herz gehangen, ſollte der Preis, den es ihm gekoſtet, auch größer ſein, als insgemein mit ſeinem Seelenheile verträglich. — Doch laſſen wir das! Der Grund, der uns hierher geführt —

Iſt, unterbrach der Doctor die Redende trocken, daß ich Euch oder dem Vetter Geld zu vier vom Hunderte leihen ſoll, um es zu zwölf vom Hunderte den Dürftigen auf Pfänder vorzuſtrecken.

He, he, he! Der Herr Vetter iſt doch noch immer ſo ſpaßhaft! grinſte der Secretarius.

Und wenn es ſo wäre, ſprach Conſtantia hitzig, indem ſie die Falten der großblumigen Schürze glatt ſtrich, ſo würde es wol Niemand tadeln, dem nicht ein Holzklotz zwiſchen den Schultern als Kopf ſitzt; denn einmal ſteht es in der Schrift: Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, nicht das Maul verbinden; item: Macht Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon; zweitens wird es wol Niemanden leichter, zu Gelde zu kommen, als dem lieben Vetter, das heißt, wenn man nur das zeitliche Wohl betrachtet; und drittens wäre es wol nicht mehr als billig, wenn Ihr der Schweſter und dem Sohne der unglücklichen Margarethe zu einem kleinen Vortheile —

Ihr gebt da einen Grund an, Muhme, ſagte der Doctor, nicht ohne ſichtbare innere Bewegung, von dem Ihr aus hundertfacher Erfahrung wißt, daß ſolcher meinerſeits nie ungehört und, wie ich glaube, auch nie ohne Folge geblieben, ſo ſchwer auch manchmal —

Leer? unterbrach hitzig und vermöge ihrer Taubheit ihn misverſtehend, Conſtantia den Sprechenden. — Leer, Eure Caſſe? — Nun, bei den geſegneten Gebeinen meiner heiligen Namensverwandtin! wenn die Caſſe eines Mannes, der nur ein Pfund Blei in den Tiegel zu werfen braucht, um in einer Viertelſtunde ein Pfund reines Gold herauszuziehen, leer genannt werden kann, wie ſoll es dann in dem

Säckel unſerer guten Stadt ausſehen, wenn es den Rathsfrauen einfallen ſollte, noch längere Schleppen, und ihren Männern, noch weitere Pluderhoſen als bisher zu tragen? Aber beruhigt Euch, Herr Vetter! Wir kommen heute nicht wegen Eures Geldes und Silbers, deſſen Erringung Euch freilich hoch genug zu ſtehen kommen mag, ſondern vielmehr iſt es nur eine Gefälligkeit, die Ihr aus Liebe zu Gott — wenn man nämlich, ohne Euch einen Nachtheil zuzufügen, deſſen Namen hier ausſprechen darf — und als ein Andenken — — Aber, fuhr Conſtantia mit einem leichten Schrei auf, wackelte dort das Skelet nicht eben mit dem Kopfe? Bei dem Leichname des heil. Theodor, wie ſolcher in dem Glasſchreine auf dem Hauptaltare des kleinen Chors in der Domkirche zu ſehen! Es kam mir ganz deutlich vor, als ob die Pudelmütze auf dem kahlen Schädel ſchwanke. —

Kann wohl möglich ſein! ſprach der Doctor, indem er ſarkaſtiſch lächelnd den gleichfalls aufs höchſte erſchrockenen Rathsſchreiber betrachtete. Die Mauerkälte wird dem alten knöchernen Burſchen einen ſteifen Hals zugezogen haben, und ſo ſchüttelt er dann und wann das Haupt, ſo gut es ihm die Eiſenſtange am Genicke erlauben will.

Gott ſtehe jedem Chriſtenmenſchen bei! — mit Eurer Erlaubniß nämlich, daß ich deſſen heiligen Namen nenne — rief Conſtantia, den Seſſel dergeſtalt zurecht rückend, daß er dem Skelete den Rücken wandte; aber wir können nicht lange hier verweilen.

Und ſo eile ich denn, liebwertheſter Herr Vetter, fiel der Secretarius ein, Euch mein Anliegen geziemend vorzutragen. — Ich bin, fuhr er nach einem gravitätiſchen Räuspern fort, gegenwärtig in meinem fünfunddreißigſten Jahre und deshalb entſchloſſen, mir unter den Töchtern unſerer Stadt ein Mägdlein zu meinem ehelichen Gemahl zu erkieſen. Obwol nicht ganz gleichgültig gegen Schönheit des Leibes und Gemüthes, iſt mir jedoch nicht unbekannt, daß beide im Eheſtande manche nicht unerhebliche Aenderungen zu erleiden pflegen, und ich achte es deshalb einem vorſichtigen Manne wohl anſtändig, auch andere weſentlichere Vorzüge, als da ſind einiges Vermögen, Geburt, Verwandtſchaften und ſo weiter, nicht ganz aus dem Auge zu laſſen. Wenn ich mich nun in letzter Zeit unter den Töchtern der guten Stadt, ſo weit es mit Amt und Würde vereinbar, umgeſchaut, ſo iſt mein Blick dennoch am meiſten an unſerer lieben Verwandtin, der bei Euch und unter Eurer Obhut lebenden Barbara Folgersbergin, haften geblieben, und ich habe immer mehr die Ueberzeugung gewonnen, wie beſagte Barbara ſei ein Mägdlein von guter Herkunft, erklecklichem Vermögen, rechtſchaffenen Sitten und einer dem Auge über die Maßen wohlgefälligen Leibesgeſtalt. Deſſenungeachtet wird der liebe Herr Vetter wohl vermerken, daß alles dieſes, inſonderheit ſo lange der zweite der angeführten Vorzüge noch nicht des Genauern erörtert, nicht hinlänglich ſein dürfte, einen umſichtigen Mann ſo blindlings in Hymens Netze zu locken; aber es ereignet ſich gerade ein Umſtand, der mir die in Rede ſtehende Verbindung über die Maßen plauſibel machen könnte. Wie dem Herrn Vetter bewußt, ſind anjetzo zwei Schöppenſtellen bei einem edeln Rathe erledigt, und bis zu der, will's Gott, im Januario erfolgenden Ankunft Sr. geheiligten Majeſtät des Königs Wladislai müſſen dieſelben wieder beſetzt ſein. Die, welche die Geſchlechter zu vergeben haben, möchte ich ſchwerlich überkommen, da die edeln Herren wol für Jemanden aus ihrer Mitte ſtimmen dürften; ein Anderes iſt es mit der zunftigen. Ein gutes Wort des lieben Vetters, vor Allem aber eine Verheirathung mit Mühmchen Barbara, deren ſeliger Herr Vater der Innung der Reichs-

und Partkrämer angehörte, dürfte der Sache ſogleich zu meinen Gunſten den Ausſchlag geben.

Eine Gelegenheit, ſetzte Conſtantia die Rede ihres Neffen fort, die ſich der Herr Vetter nicht wird entgehen laſſen, um einigermaßen wieder gut zu machen, was er in früherer Zeit —

Verzeiht mir, Jungfer Muhme, fiel der Alte ein, indem er ſich unmuthig die Stirn rieb, wenn ich auch gern zugebe, daß nicht alles gethane Unrecht ſich immer mit Gelde gut machen laſſe, ſo habt Ihr doch dieſes Ausgleichungsmittel ſo dann und wann und, wie Ihr mir zugeſtehen werdet, nie ohne Erfolg bei mir in Anſpruch genommen; doch was Verwendungen, die ich dem eignen Sohne verſagen würde, anbelangt —

Auf die lange Bank? rief die Jungfrau, den Alten misverſtehend; nichts darf auf die lange Bank geſchoben werden. Heute noch müſſen wir wiſſen, woran wir ſind.

Ohne Bärbchen zu befragen? ſprach der Doctor; ich glaube deren Meinung —

Meinung? rief Conſtantia hitzig. Hat ſo ein zwanzigjähriges Ding auch eine Meinung? Gott ſtehe mir bei! Als mein in Gott ruhender Herr Vater mich fragte: ob ich den ohnnäſigen Stadtvogt

Henſchel heirathen wolle, da wußte ich wohl, daß dies nur ſo eine Ceremonienfrage wäre, und machte nur einen Knix. Warum hätte ich auch nicht lachen ſollen? Der Mann hatte ſein gutes Auskommen, und ich hätte mir viel an Schnupftüchern bei der Ausſtattung erſpart. Schade, daß er vor der Hochzeit ſtarb, der ehrliche Mann; er hatte ſich im ſchweidnitzer Keller etwas in Schöps übernommen, und ihn dann der Schlag auf den Magen gerührt. —

Ich glaube, ſprach der Alte nach einer kleinen Pauſe, es iſt beſſer, Euch in dieſer Angelegenheit gleich klaren Wein einzuſchenken. Mein Sohn hielt vor wenig Minuten um Barbchens Hand an, und wie er mir ſagte, wollen ihn die Reichskrämer zum Rathsherrn wählen.

Dachte ich es doch gleich, ſagte giftig der Rathsſchreiber, daß der Herr Vetter ſo ein Plänchen mit dem Herrn Sohne und der Jungfer Nichte in Petto hätten.

Woraus aber nichts werden ſoll! rief Conſtantia heftig. Bei dem Haupte Johannis im breslauer Stadtwappen! eher ſtelle ich mich am erſten beſten Markttage mitten unter die Hökerweiber an die Staupſäule, oder auf die Rathhaustreppe, und ſchreie öffentlich aus, was für ein ſauberer Zeiſig der Herr Vetter in ſeiner Jugend geweſen.

Ich warne Euch, Jungfer, ſprach vor Zorn zitternd der Doctor.

Jungfer her, Jungfer hin! ſchrie immer hitziger die Vorige, und indem der Zorn ihr alle Beſinnung zu rauben ſchien. Ihr wißt den Henker, was ich bin oder nicht bin und wollt wol ſticheln, daß Ihr mich in einem weg bejungfert? — So viel aber kann ich Euch ſagen, daß, wenn Ihr nicht den Sohn Derjenigen, die Ihr in Eurer Jugend verführt, verlaſſen, zu Grunde gerichtet, ins Elend geſtürzt habt, zum Rathsherrn machen und ihm Eure Nichte geben wollt, ich in der Schöppenſtube und bei der Wahl Eures Sohnes Eure Schande verkündigen und öffentlich ausſchreien will, der Vater des neuen Rathsherrn ſei ein Goldmacher, ein Geiſterbeſchwörer, ein Giftkocher, ein Schlangenfänger und ein Teufelsbanner obendrein.

Während Jungfrau Conſtantia ihre Zunge auf eine ſo ungezähmte Weiſe walten ließ, war der Doctor kirſchbraun vor Zorn im Seſſel aufgeſprungen. Mit einem Stoße der Fauſt ſchleuderte er den der Jungfrau zum Schutze herbeieilenden Stadtſchreiber auf die andere Seite des Herdes, wo er ſich unter einem Haufen klirrender Gläſer und Retorten ſehr unſanft bettete, und faßte die plötzlich kleinlaut werdende Conſtantia mit der andern Hand, indem er ſie bis zu einer unter dem Spiegel befindlichen, mit Gras und Kräutern gefüllten Glaskiſte fortriß.

Du nennſt mich einen Schlangenfänger, Giftdrache! ſchrie er ſchäumend. Und ſiehe — hier fuhr er mit der Hand in den Kaſten und brachte eine ziſchende Kreuzotter heraus, die er, am Genick gepackt, Conſtantien dicht vor das Geſicht hielt; ſiehe, dies Thier, ſo ſehr ihm auch die Augen funkeln, ſo ſehr es züngelt und die Giftzähne fletſcht, iſt ein unſchuldiges Würmchen gegen Dich, denn es kann nur den Leib, nicht die Seele zugleich vergiften! — Du nannteſt mich einen Teufelsbanner, Unhold! ſchrie er, in immer ſich ſteigernder Wuth, und indem er die Otter gegen die Wand ſchleuderte, daß ſie in zuckende Stücke ſprang. — Sieh in den Spiegel! dort ſieht der Teufel! —

Mit einem durchdringenden Schrei entriß ſich die Jungfrau dem Wüthenden und eilte, gefolgt von dem zitternden Stadtſchreiber, zur Thür hinaus.

Er war am Abende des nämlichen Tages, als Jungfrau Conſtantia in ihre, im dritten Stockwerke des „Häsleins" auf der Nikolaigaſſe gelegene Wohnung zurückkehrte. Sie hatte den größten Theil des Tages damit zugebracht, ihre vom ſchweidnitzer Thore bis zum Ende der Schmiedebrücke wohnenden Bluts- oder Gemüthsverwandten, **item** Diejenigen in den dazwiſchen liegenden Vierteln, von dem Abenteuer des vergangenen Morgens in Kunde zu ſetzen, und die Maſſe des Warmbiers — der Kaffee jener Zeit — und der je nach Stand und Würden der Geberinnen verſchieden mit Mohn, großen oder kleinen Roſinen gefüllten, oder auch nur ein wenig mit Honig beleckten Martinshörner, welche Conſtantia während der oft wiederholten Relationen der erfahrenen Unbilden genoſſen, war bis ins Unglaubliche geſtiegen. Die theilnehmenden Seelen kreuzigten und ſegneten ſich, ja ſelbſt den zwanzigjährigen ward der Schwanenſammet des Nackens zur gewöhnlichen Gänſehaut, wenn ſie mit Entſetzen aus dem Munde Conſtantiens vernahmen, wie der Doctor Rindfleiſch eine armsdicke, zweiköpfige Schlange, die ſich drei Mal um ſeinen Arm gewunden, aus einem Kaſten genommen, während der Gottſeibeiuns aus dem Spiegel geſehen und deutlich: Guckguck! gerufen habe. — Die ergrimmte Jungfrau war übrigens bei den ſo oft wiederholten Erzählungen dergeſtalt ins Feuer gerathen, daß der Rubin ihres Antlitzes, als ſie ſich auf den

Heimweg begab, einem nach dem allgemeinen Verſammlungsorte, dem ſchweidnitzer Keller, eilenden Zierbengel der damaligen Zeit ſo ins Auge ſtralte, daß er, dort angekommen, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug und ſeinen Mitarbeitern im Nichtsthun die Verſicherung gab: wie ihn Dieſer und Jener holen ſolle, wenn er bei dem Scheine des Karfunkelantlitzes der Jungfrau Hanold nicht im Dunkeln den breiten Stein der Straße deutlich habe ſehen und auf dieſe Weiſe, ohne ſich die Schuhe zu beſchmuzen — was ſonſt in Breslau ſeine Schwierigkeiten habe — richtig an Ort und Stelle gelangen können; eine Bemerkung, die ihm aber zwei Weißgroſchen koſtete, die ſich der Wirth nach Läutung des ſogenannten Lümmelglöckchens mit dem Beifügen ausbat: wie alles Fluchen und Schwören nach Anordnung eines hochedeln Rathes hierſelbſt verboten ſei, auch nicht über den Straßenkoth, er ſei knietief oder nicht, geſprochen werden dürfe, weil ſonſt zu befürchten ſtehe, daß Magiſtratus ſich ſelbſt drein legen und ihn, den Wirth, wegen ſolcher rebelliſchen Aeußerungen zur Rechenſchaft ziehen werde.

Jungfrau Conſtantia rauſchte in ihrem grauſeidenen Schwenker in dem durch ein Dreierlicht erhellten Stübchen noch immer auf und ab und war nur, wie in ein ſtill grimmiges Nachdenken verſunken, dann und wann am Fenſter ſtehen geblieben, um den ſchräg gegenuber in die Lüfte emporragenden Eliſabeththurm, von deſſen Höhe ein ſchwaches Lichtlein wie ein Sternchen herabſchimmerte, einige Secunden lang anzuſtarren, als der Rathsſchreiber ins Zimmer trat und ſich ſchweigend in einen mit braunem Leder überzogenen Sorgenſtuhl ſetzte, auf deſſen Rücklehne der Ritter St. Georg ſeit funfzig Jahren nach dem offenen Rachen des Lindwurms zielte.

Nun, Zacharias, ſprach endlich Conſtantia mit verbiſſenem Grimme; was meinſt Du zu dem Vetter Teufelsbanner, oder beſſer: Teufelsbraten; denn ich hoffe zu Gott, daß er das letzte, ſo gut wie er das erſte iſt, werden ſoll!

Wertheſte Jungfer Mahme (altbreslauiſch für Muhme, Baſe), entgegnete der Gefragte, ich trage mich da mit einem Plänchen, das, wenn es zur Reiſe gedeiht, mich zum Rathsherrn ſowie zum Beſitzer von Bärbchens Hand und Vermögen machen, dem ſaubern Herrn Vetter ſammt ſeinem naſeweiſen Chriſtoph aber den langſtverdienten Lohn geben würde.

Laß hören, goldener Zacharias! rief Conſtantia, ſich in einen der gemauerten und mit Holz ausgetäfelten Fenſterſitze werfend. Vielleicht ließe ſich etwas

amit vereinen, was mir ſo lange ſchon im Kopfe
erumgeht.

Ihr hörtet doch, ſprach Zacharias, den Finger
n die Naſe gelegt, wie heute der Doctor ſagte, daß
as Skelet im Laboratorium dann und wann, und
o gut es ihm die eiſerne Stange an der Wand er-
aube, den Kopf zu ſchütteln pflege?

Freilich! rief Conſtantia. Und ich habe es mit
ieſen meinen Augen geſehen, wie die Pudelmütze auf
em kahlen Schädel hin und her flog! Bei der
Jungfräulichkeit meiner heiligen Namensverwandtin
will ich es beſchwören — auch wenn es gerade ver-
angt wird, bei meiner eignen — und Dem, der
aran zweifelt, mit dieſen meinen Nägeln die Augen
auskratzen obendrein!

Dann ſaht Ihr, fuhr Zacharias fort, wie er die
Otter, ohne daß ſie ihn verletzte, mit bloßer Hand
us dem Kaſten nahm —

Eine Otter, ſagſt Du, Zacharias? rief Con-
ſtantia. Eine Schlange war es, ſo gut wie eine
m gelobten Lande, oder wo ſonſt die Dinger zur
Welt kommen, je ausgeheckt ward! Zwei Köpfe
atte ſie, ich ſah es deutlich, und einen Stachel
m Schwanze, ſo lang und dick wie mein Mittel-
inger. —

Und der Teufel, ſagt Ihr, fuhr Zacharias fort, ſah aus dem Spiegel?

Natürlich! ſchrie die Jungfrau. Er hatte ſo ein Ding wie eine Schwanzmütze auf dem Kopfe, aber die Hörner ſtachen oben durch. Und Guckguck! ſchrie er. Du konnteſt es nicht hören, denn Du lagſt in dem Glasgeräthe, und das verurſachte ein gewaltiges Geklirre. Dies will ich vor dem verſammelten Rathe verſichern, und wer mich deshalb eine Lügnerin ſchilt, der ſoll meine zehn Finger in ſeinem Geſichte ſpüren.

Würdet Ihr Muth haben, Jungfer Mahme, fragte zweifelhaft der Rathsſchreiber, den Vetter Doctor vor verſammeltem Rathe und bei gehegtem Ding (Gerichtstage) der Hexerei anzuklagen.

Und warum ſollte ich dies nicht wagen? rief muthig Conſtantia. Ich ſchere mich den Henker um den Rath, Dich, Vetter Zacharias, ausgenommen! Weiß ich nicht, wohin der Bürgermeiſter X. — ich nenne keinen Namen — ſeine Schritte richtet, wenn er mit in die Augen gedrücktem Hute und umgekehrtem Mantel über die Hummerei geht, ſobald die Dunkelei angebrochen? Habe ich den Scabinus N. nicht manchmal mit Gelde aus der Patſche gezogen, und würde er es vergeſſen, wie oft das Halsband ſeiner Frau — verdammt ſei die Putznärrin — bei mir Pathe geſtanden? Von dem Stadtvogte will ich gar nicht erſt reden, denn ich habe mit dieſen meinen Augen geſehen, wie er der hübſchen Leinwandreißertochter vom Ketzerberge während der Pumpermetten in der Domkirche — pfui der Schande! — einen Kuß gegeben! Es war gerade am Steine des heil. Adalbert, der Sacriſteithüre ſchräg gegenüber.

Nun gut! ſagte Zacharias. Die Wahl findet auf dem Rathhauſe im Fürſtenſaale und bei geöffneten Thüren ſtatt. Habt Ihr Muth, ſo ſtellt Euch dabei ein, und ſobald der Wahlzettel, der dem Chriſtoph das Uebergewicht über ſeine Mitbewerber gibt, aus dem Becher gezogen wird, ſo tretet auf und klagt den Doctor auf Haut und Haar wegen Zauberei an. Der Sohn eines Mannes, der eines Hauptverbrechens angeklagt iſt, kann nicht gewählt werden, bis das Urtheil des Vaters geſprochen iſt, und dieſer unſchuldig befunden worden.

Wenn dies nun aber endlich doch der Fall wäre, und ſie bis dahin die Wahl aufſchöben? wie dann, Zacharias, mein Goldkind? fragte bedenklich Conſtantia. Es gibt ſolche Unchriſten in dem Rathe, Ungläubige, die es allen frommen Seelen zum Aerger ſchon dahin gebracht haben, daß ſich ein rechtſchaffenes Geſpenſt kaum noch zur Nachtzeit ſehen laſſen darf, von Hexen ganz zu ſchweigen. Wie war es vor drei Jahren, als die Gimpelſuſe — ſie nennen ſie ſo, weil ſie Gimpel, Staare, Meerſchweine und andere Vögel auf dem Kränzelmarkte feil hat — wegen Hexerei angeklagt wurde, und obendrein dieſelbe eines verbotenen Umganges mit dem Satan geſtändig war? ſagte da nicht der Schöppe von Wallenberg: es ſei ganz augenſcheinlich, daß das Weib bei dem unſinnigen Eingeſtändniſſe betrunken geweſen, und man würde gut thun, ſie laufen zu laſſen und ihr das Geld, das das Holz zum Scheiterhaufen koſten würde, mitzugeben, damit ſie ſich in dem harten Winter könne die Stube heizen laſſen und nicht nöthig habe, ſich mit Branntwein von innen heraus zu wärmen; und der Schöppe Freund pflichtete ihm bei und machte einen dummen Spaß, indem er hinzuſetzte: daß, ſo lange der Böſe die jungen Frauen und Jungfrauen der Stadt in Ruhe ließe, ſo lange könne man ihm die Suſe und noch zwei oder drei von den im Saale Anweſenden ſchon gönnen. Meine Freundin, die Beate Hörnlein — Du kennſt ſie ja, ſie iſt unſere nahe Verwandte, denn unſere Urgroßväter waren dritte Geſchwiſterkinder — behauptete: der Naſeweis habe während ſeiner gottloſen Rede mich angeblickt; ich glaube aber nicht, daß er es damit auf mich gemünzt, denn erſtlich iſt an mir nichts Garſtiges oder Ungeſtaltetes zu erblicken, und zweitens würde ich ihm bei nächſter Gelegenheit beibringen laſſen, daß er in ähnlichen Fällen nur zuerſt an ſeine Frau denken möge, die hinten und vorn bucklig, von oben bis unten aber eine Närrin iſt und eine Hautfarbe hat, ſo dunkel als das Rauchfleiſch in dem Gerichte, welches wir zum Spaße das ſchleſiſche Himmelreich zu nennen pflegen, das ihr aber wol ebenſo wenig munden würde als am letzten Weihnachtsabende der Karpfen mit brauner Brühe, Sauerkraut und Mohnklöße; die Närrin wollte damit blos zeigen, daß ſie eine Ausländerin und mit der ſchleſiſchen Koſt nicht bekannt ſei; ich aber weiß recht gut, daß ſie in Zduny zu Hauſe iſt, einem Neſte, drei Büchſenſchüſſe von der ſchleſiſchen Grenze gelegen.

Es ſcheint mir doch, ſagte Zacharias, wieder zu dem eigentlichen Gegenſtande des Geſprächs zurückkehrend, daß Ihr nicht Muth genug haben werdet, den Doctor auf Haut und Haar anzuklagen, wenn Ihr einen Eid —

Und warum ſollte ich dieſen nicht leiſten, Goldkind? ſprach Conſtantia. Schon des frommen Zweckes willen würde ich ſchwören, und wenn ich von der Schlange nicht mehr geſehen hätte, als dort das Lichtendchen beträgt, und vom Teufel blos die Hörner oder die Schwanzſpitze; ganz abgerechnet, daß der Schwur Dir einen Vortheil bringt. — Seit langer Zeit iſt Niemand zu Breslau der Ehre Gottes wegen verbrannt worden; und wäre etwas Unrechtes dabei, ſo wäre es nur die erſchreckliche Holzverſchwendung, wiewol man ſich kein Gewiſſen daraus zu machen braucht, wenn man bedenkt, wie einſt der ſelige Kapiſtranus den Leuten auf dem Salzringe beinahe die Häuſer über dem Kopfe anzündete, als er dort einen großen Scheiterhaufen errichtet hatte, in den er die Spiegel, Larven, Pumphoſen und Bretſpiele hineinſteckte. Mein Großvater ſeliger hat mir oft von dieſer Scene erzählt, und wie die Leute gerührt geweſen, wenn der fromme Mann lateiniſch zum Fenſter herausgepredigt hätte, und nur es zu bedauern wäre, daß Niemand ein Wort verſtanden habe.

Ihr wollt alſo? fragte der Rathsſchreiber haſtig.

Warum denn nicht? rief Conſtantia, und ich habe da noch einen guten Gedanken. — Siehe, Zacharias! ſprach ſie nach einigem Nachdenken; Du kannſt es nicht wiſſen, denn Du warſt damals noch ein Kind; aber als der Doctor vor einer langen Reihe Jahre aus Polen zurückkam, da war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, eine Veränderung — kurz, der ganze Mann war ein anderer geworden. Vorher munter, lebensluſtig, leichtſinnig, kam er als ein Träumer, ja menſchenſcheuer faſt, als er noch heute iſt, zurück.

Vielleicht, ſprach Zacharias, hatte er eben in Polen die Goldmacherei —

Nein! nein! rief Jungfrau Conſtantia. Dieſes Weſen fing er erſt ſpäter an. Es muß etwas Anderes geweſen ſein.

Meint Ihr, fragte Zacharias, daß er irgend ein Verbrechen —

Freilich! ſprach Conſtantia. Einen Mord hat er in Polen begangen, oder ſonſt etwas, das mit einem Morde in Verbindung ſteht. — Siehe, Zacharias! ich habe meine guten Gründe, dies zu glauben. Ich kam damals viel in des Doctors Haus. Seine Frau war eben geſtorben. Ich will nicht ſagen, daß ich Abſichten gehabt hätte — bewahre Gott; aber man kennte doch nicht wiſſen, was die Vorſehung beſchloſſen hatte. Nun war gerade ein armer Sünder abgethan worden. Ich hatte den Kerl hängen ſehen; er ſtarb mit vieler Erbauung. Auf dem Rückwege gehe ich vor des Doctors Hauſe vorbei. Du könnteſt hineingehen, ſage ich zu mir, und den armen Mann durch die Erzählung der eben ſtattgefundenen Hinrichtungsſcene etwas zu erheitern ſuchen. — Geſagt, gethan. Was geſchieht? Als ich im beſten Erzählen bin, ſpringt der Doctor wie ein Raſender auf, drückt ſich die geballten Fäuſte vor die Augen, und mit dem Ausrufe: Ja, es iſt entſetzlich! fällt er in Ohnmacht. — Ich habe mich ſpäter oft auf Hinrichtungen und Dergleichen zu ſpielen geſucht, und immer machten meine Erzählungen auf den Doctor einen gewaltigen Eindruck; daraus ſchließe ich nun, daß er einen Mord auf der Seele hat.

Hm! Jetzt ſehe ich, wo Ihr hinaus wollt! ſprach der Rathsſchreiber aufmerkſam. Ja, wenn man ihm ſo etwas beweiſen könnte! —

Man kann! rief Conſtantia, indem ſie triumphirend ein Schnippchen ſchlug. Ich habe ein Mittel ausgefunden, Schatzkind, durch das wir hinter die Sache kommen werden.

Laßt hören, Muhme! laßt hören! rief begierig Herr Zacharias.

Wir erfahren Alles, ſprach Conſtantia, den Nachſatz ſtark betonend, durch die Sibylle vom Eliſabeththurme.

Ach geht, geht! ſagte der Vorige in dem Tone getäuſchter Erwartung.

Die weiß Alles, Alles! betheuerte Conſtantia. Ich könnte Dir Wunderdinge erzählen, wenn ich nicht der Partkrämerin Hampel, die bei ihr geweſen, mein Wort gegeben, nichts davon zu verlautbaren, und ich habe auch nirgends eine Sylbe davon fallen laſſen als bei einigen guten Freundinnen, auf deren Verſchwiegenheit ich mich verlaſſen kann. Du wirſt meiner Meinung ſein, wenn ich Dir nächſtens die Sache ausführlich mittheilen werde. — Und was das Weib für einen Ruf hat! fuhr Conſtantia fort, indem ſie die Hände emporhob. Zacharias! ich ſage Dir, Gräfinnen, Bürgermeiſterinnen, Kaufmannsfrauen — kurz, Eine gibt nur immer der Andern die Thürklinke der alten Vettel in die Hand.

Ihr macht mich ganz neugierig! ſprach lächelnd Zacharias.

Und nicht nur die Zukunft kennt ſie, fuhr eifrig die Vorige fort; auch Alles, was ſeit Olims Zeiten dem Fragenden begegnet iſt, weiß ſie auf dem Nagel herzuſagen. Warum ſollte ſie nun nicht auch wiſſen können, was der ſaubere Doctor in Polen begangen hat? —

Ihr habt nicht ganz Unrecht, Muhme! ſprach der

Rathsſchreiber, nachdem er ſchweigend ein paar Mal im Stübchen auf- und abgegangen. Wie ich neulich hörte, ſoll das Weib aus Polen gebürtig, oder doch von dort hierher gekommen ſein. Wer weiß, ob ſie uns nicht etwas vom Doctor mittheilen würde, gleich viel, ob wahr oder unwahr. Ließe ſie ein Wörtchen fallen, wäre es auch nur von eines Senfkorns Gewicht, ſo ſtellte man ſie als Zeugin auf, und die Furcht vor Folter und Scheiterhaufen würde ſie ſchon auf eine Weiſe reden lehren, wie mir ſolche am nützlichſten erſcheinen könnte.

Nun dann, keine Zeit verloren! ſagte die Jungfrau. Befragen wir den prophetiſchen Drachen.

Es iſt mir nur, ſprach Zacharias unſchlüſſig, daß davon geſprochen werden könnte, wie ich, ein Rathsmitglied, bei der Wahrſagerin geweſen; ja ſelbſt das Weib —

Pah! rief Conſtantia; was iſt da weiter daran gelegen? Du haſt da droben die friſche Abendluft genießen wollen —

Im November? wandte der Secretarius lächelnd ein.

Und wenn's in der Chriſtnacht geweſen wäre! rief die Jungfrau mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit. Du biſt Mitglied des Raths, und wenn Du es verſicherſt, ſo muß es die Bürgerſchaft hinterſchlucken, ſie mag es nun glauben oder nicht. — Du könnteſt auch vorgeben, ſetzte ſie ſanfter hinzu, Du hätteſt ſehen wollen, ob der Thurmwächter, der alte Gabriel, ſeine Schuldigkeit thue; da hätteſt Du das Weib getroffen, die Rede wäre auf den Doctor gekommen, und ſo weiter. —

Aber ſelbſt der Thurmwächter — ſetzte Zacharias kopfſchüttelnd die Rede fort.

Dem hat vor fünf Jahren der Schlag die Zunge gelähmt! er iſt ſtumm wie ein Fiſch, verſicherte Conſtantia. Schatz! ſprach ſie dringend, hier iſt nicht lange zu rathen und zu wählen. Wenn Du nicht willſt, ſo brauchſt Du bei der Sibylle keinen Mund aufzuthun. Ich will ſchon das Nöthige herauszukriegen wiſſen — und, ſetzte ſie leiſer hinzu, indem ſie nach dem Mantel griff, ich bin doch curios, was es mit dem Weibe da oben für eine Bewandniß hat. —

Es war faſt Mitternacht, als Beide über den Eliſabethkirchhof zu dem Pförtchen des Thurmes ſchritten, und Conſtantia zerriß in ihrer Ungeduld faſt die Schnur der Klingel, ehe ſich langſame ſchleppende Fußtritte auf der Treppe hören ließen. Der Riegel ſprang endlich zurück, und der Thurmwächter, ein gebrechlicher Greis, beleuchtete mit ſeinem Handlaternchen die Ankommenden von oben bis unten, ſo ſehr auch Herr Zacharias ſich Mühe gab, mittels des in die Augen gedrückten Hutes und des weitfaltigen Mantels jede Erkennung zu verhindern. Mit gewohnter Geläufigkeit der Sprache ſuchte Jungfrau Conſtantia den Zweck ihres Beſuches dem Alten deutlich zu machen; aber dieſer gab mehr durch Geberden als durch wenige articulirte Töne ſeines vom Schlage getroffenen Sprachorganes zu verſtehen, daß die Perſon, von der die Rede ſei, das Bett hüte, weil ſolche ſeit mehren Wochen ſchon von dem Zipperlein hart mitgenommen werde. Alles Widerſtreben des Thurmwarts machte indeß auf Conſtantien nicht den mindeſten Eindruck, und ehe dieſer es verhindern konnte, eilte dieſelbe, von ihrem Begleiter gefolgt, die Treppe aufwärts. — Ein paar hundert Stufen hatten Beide im tiefſten Schweigen, das blos von dem verdrießlichen Brummen und dem Keuchen des Alten unterbrochen wurde, bereits erſtiegen, als ſie ſich vor einer vom Alter geſchwärzten, aus Eichenpfoſten grob gezimmerten Thür befanden und durch dieſelbe endlich in ein ziemlich geräumiges, die ganze Breite des Thurmes einnehmendes Gemach traten, welches Armuth und Elend zur Wohnung gewählt zu haben ſchienen. Ein alter Brotſchrank, zwei oder drei hölzerne Stühle, ein ſchlechter Tiſch, auf welchem eine mit ranzigem Oele gefüllte Lampe prickelte, und ein Bett der elendeſten Art waren, mit Ausnahme einer ſogenannten ſpaniſchen Wand, die einen Winkel des Gemaches von der übrigen Wohnung zu ſondern ſchien, die einzigen Meubles, einige Bilderbogen, die Hinrichtung des Heinze Dompnig und des Herzogs Nikolaus von Oppeln vorſtellend, welche auf die nackte, von Rauch geſchwärzte Mauer geklebt waren, der einzige Zierrath des Gemaches. —

Mürriſch hatte der Alte nach ſeinem Eintritte die Laterne ausgelöſcht, und nachdem er auf einen Augenblick hinter den oben bezeichneten Schirm geſchlüpft und zurückgekehrt war, deutete er, ſich auf ſein Lager niederſetzend, mit einem Winke der Hand nach jenem Winkel, als dem Orte, wo die Ankömmlinge die Perſon, die ſie ſuchten, finden würden.

Eben hatte Jungfrau Conſtantia einen Flügel der ſpaniſchen Wand erfaßt und war im Begriffe, ſich von den Geheimniſſen, die dieſe verbarg, Kunde zu ſchaffen, als ein kreiſchendes „Zurück!“ ertönte, welches die Erſchrockene bis in die Mitte des Gemaches warf.

Wie Ihr doch die Leute erſchrecken könnt! ſprach die Betroffene, als ſie ſich wieder etwas geſammelt;

und was für eine helle Stimme Ihr habt, liebe Frau oder Jungfrau — ich weiß nicht, wie ich Euch tituliren ſoll — die heilige Conſtantia ſei mein Zeuge, daß mir in meinem Leben keine durchdringendere vorgekommen, außer bei meiner ſeligen Schweſter, der armen Margarethe, und die war berühmt in dieſem Stücke.

Die letzten Worte ſprach Conſtantia mit ſchwankender Stimme, dann aber trat Die, der ihr Beſuch galt, hinter dem Schirme hervor.

Es war ein Weib, nahe dem Greiſenalter, von hoher Geſtalt, magern Antlitzes und ſtarren Zügen. Von letztern war nur wenig zu erblicken; denn nicht nur eine Mütze, um welche ein Tuch geſchlungen war, ſondern auch einige Locken grauer Haare verdeckten einen großen Theil des Geſichts. Ein Mantel von einem dunkelfarbigen Zeuche verhüllte die Geſtalt der Fremden vom Kinn bis zur Zehe; doch ſah man, als ſie ihn zurückſchlug, daß das Weib einfach, aber reinlich gekleidet war.

Sobald die Fremde hinter dem Schirme hervorgetreten, raffte ſich der Thurmwart von ſeinem Sitze auf und eilte, die wenigen hölzernen Stühle herbeizutragen, die in der Wohnung befindlich waren.

Setze die Lampe hinter den Schirm, Gabriel, ſie blendet meine Augen, ſprach die Sibylle mit einiger Unruhe im Tone, indem ſie mit einer unwilligen Bewegung der Hand auf die Sitze zeigte und ſich zuerſt niederließ; dann fuhr ſie in einem feſtern Tone und zu den Beſuchern gewendet fort: Was wollt Ihr? Warum ſtört Ihr mich auf aus nächtlicher Ruhe? —

Nun ſeht einmal, Frau Sibylle, oder wie ich ſonſt Euch nennen ſoll — und Ihr würdet gut thun, Euern Namen bekannt zu machen, damit man wüßte, woran man wäre — ich muß Euch ſagen, daß Eure Art, die Leute zu empfangen, nicht eben die freundlichſte iſt; doch das nur beiläufig. Der Grund, warum wir Euch einen Beſuch abſtatten, iſt, uns einen guten Rath zu holen, und wir hoffen, durch Eure Vermittelung —

Und kann Die, fiel die Sibylle mit verächtlichem Tone ein — die in der Zeit der Eitelkeit, der Thorheit, des müßigen Gelächters und der unnützen, unverſtändigen Thränen mit ihrem Rathe ſo bei der Hand war, ſich ſelbſt nicht rathen? Kann Die, die Alles zu vermitteln wußte, Alles, was ewig geſchieden bleiben ſollte, zu nähern trachtete, wo ihre Habſucht eine Ernte hoffen durfte, heute nichts mehr ermitteln? —

Wenn dies Stachelreden ſein ſollen, ſprach Conſtantia gereizt, ſo hättet Ihr ſie ebenſo gut bei Euch behalten können. Ihr würdet daran wol nicht erſtickt ſein. — Aber, ſetzte ſie gelaſſen ihre Rede fort, wir kommen in aller Liebe, Güte und Freundlichkeit zu Euch, und ſo hättet Ihr nicht erſt mit dergleichen Dingen um Euch werfen dürfen.

So ſagt Euer Anliegen! ſprach die Sibylle kurz.

Kennt Ihr uns? fragte Conſtantia bedenklich.

Ich kenne Niemand und will Niemand kennen! erwiederte Jene.

So muß ich Euch doch etwas aus meinem vergangenen Leben erzählen, damit Ihr wiſſet —

Unnütz! ſprach die Fremde. Wo Du warſt, war ich auch.

Das wäre! ſchrie Conſtantia voll Verwunderung, indem ſie die Hände zuſammenſchlug. — Aber Ihr ſpaßt wol?

Fodere Beweiſe! ſprach die Sibylle kalt.

Könnt Ihr, ſagte Conſtantia nach einigem Nachdenken, könnt Ihr, gute Frau — es iſt ein wahrer Spaß! — mir wol ſagen, was meine ſelige Schweſter heute vor ſechsunddreißig Jahren — ſie machte gerade eine kleine Reiſe — in dieſer Stunde beim Abſchiede zu mir ſagte?

Lügnerin! fuhr die Fremde mit furchtbarem Tone auf. Margarethe reiſte, um nie wiederzukehren! — Sie ſprach, ſetzte ſie gefaßter hinzu: Ich darf einen ruhigen Zufluchtsort für mich hoffen! Aber Du, Conſtantia, darfſt Du ihn erwarten? Und hat der Pfad, den Du gewandelt, ihn verdient? —

Die Worte der Fremden, welche während dieſer Rede Conſtantien mit den dunkeln, unter der Verhüllung hervorblitzenden Augen durchbohrend anblickte, machten auf die Letztere einen entſetzlichen Eindruck; denn wenn es ihr auch in der Regel nicht paßlich dünkte, ſelbſt irgend einem edlern Gefühle nachzugeben oder dergleichen zu äußern, ſo war die harte Rinde, die ihr Herz umgab, dennoch nicht ſo verknöchert, um einen ſo wohlgerichteten Pfeil nicht durchzulaſſen.

Die arme Margarethe! ſprach ſie ſeufzend. Sie erlag einem namenloſen Elende! —

Wer als Du, ſagte die Fremde mit hartem Tone, hat ihr des Verderbens Pfad geebnet? Wer rief zuerſt die ſchlummernden Gefühle der Thorheit der Eitelkeit in ihr empor? Wer ſtachelte die Schlange der Sinnlichkeit aus ihrem Schlafe zuerſt ins Leben? Wer öffnete, als der Verſucher dann zu der Elenden trat, ihm Thor und Thür und bahnte ihm den Weg?

Weib! haltet ein! rief Conſtantia im Innerſten ergriffen.

Hielteſt Du ein, ſprach die Fremde, als ſich irgend ein beſſeres Gefühl noch in der Aermſten regte? Als der Verführer, glänzend von Jugendſchöne, Anmuth des Geiſtes, überfließend von Schmeichelworten, der Unglücklichen näher trat, haſt Du da ein einzig armes warnendes Wörtlein über Deine Lippen gleiten laſſen? Haſt Du nicht das Feuer geſchürt, bis es über dem Haupte des Opfers zuſammenſchlug? War es nicht Deine Habſucht, die Oel in eine Flamme goß, die der Nahrung kaum bedurfte?

Nun dann, Zauberin oder Abgeſandtin der Hölle, wer Du auch ſein magſt, rief Conſtantia in höchſter Bewegung; wenn Du Alles weißt, ſo wirſt Du auch wiſſen, daß wir kommen, um Rache zu ſuchen gegen das Haupt des Verderbers; und wenn Dein Wiſſen, Deine Teufelskünſte nicht ein elendes Blendwerk ſind, ſo zeige es, indem Du uns beiſtehſt in unſerm Werke, Du ſollſt Dich — hier zog ſie einen Beutel hervor und reichte ihn der Fremden — über meine Habſucht, von der Du ſo viel zu ſprechen weißt, nicht zu beklagen haben. — —

Behalte den Bettel! ſprach kalt die Fremde. Zu welchem Werke foderſt Du meine Hülfe? ſetzte ſie dann hinzu.

Der Sohn des Doctors, ſagte Conſtantia, iſt im Begriffe, Mitglied des Raths und Gatte eines Mädchens voll Schönheit und Vermögen zu werden —

Der Sohn hat nichts begangen! ſprach ernſt die Fremde. Gegen dieſen verſage ich Euch meine Hülfe. —

Höre weiter! bat Conſtantia. Um die Wahl des Sohnes zu verhindern, bin ich bereit, vor verſammeltem Rathe den Vater der Zauberei zu beſchuldigen.

Lächerlich! fiel die Fremde ein. Er wird losgeſprochen.

Dann, ſprach die Vorige, habe ich auch noch Gründe, zu glauben, daß der Doctor auf einer frühern Reiſe in Polen etwas begangen, was, wenn es bekannt würde, ihn und den Sohn mit Schande bedecken und die Wahl des Letztern hintertreiben würde.

Nichts gegen den Sohn! ſagte die Fremde nach einigem Bedenken. Er hat nichts gemein mit der Schuld des Vaters.

Du ſcheinſt Theil zu nehmen an Margarethens Schickſale, ſprach Conſtantia dringend, und weigerſt

Dich, die thörichten Wünſche eines eiteln Jünglings, des Ebenbildes eines ruchloſen Vaters, der eine Unſchuldige in unbegrenztes Elend ſtürzen konnte, zu vernichten, zu Gunſten des Sohnes der unglücklichen Margarethe zu vereiteln? —

Die Worte Conſtantiens hatten, dem Anſcheine nach, die Wahrſagerin aufs heftigſte ergriffen. Einen Augenblick ſchien ſie von ihrem Sitze aufſpringen zu wollen, doch mit aller Macht ſich bezwingend, ſagte ſie zögernd:

Zu Gunſten des Sohnes Margarethens? —

Ja! entgegnete Conſtantia; und ich ſehe nicht ein, Zacharias, ſprach ſie, zu dem Neffen gewendet, warum wir gegen die ehrliche Frau, die ohnehin Alles weiß, lange hinter dem Berge halten ſollten. Hier mein Neffe Zacharias, der Sohn meiner ſeligen Schweſter, den ich von Kindesbeinen an in meinen, das heißt, in chriſtlichen Grundſätzen erzogen habe, wünſcht die Nichte des Doctors, Bärbchen Folgersberg, welche von gutem Herkommen und bei Gelde iſt — der es aber nichts ſchaden würde, wenn ſie auch die Naſe weniger hoch trüge — zu heirathen. Nun hatte Bärbchens Vater — der gute Mann hatte die Narrheit, die Viele haben, nämlich noch nach ihrem Tode den Leuten Befehle geben zu wollen —

in ſeinem Teſtamente beſtimmt, daß das Mädchen wo möglich einen Patrizier oder doch einen Rathsherrn heirathen ſollte. Da nun der Sohn des Doctors aus einem der Geſchlechter ſtammt, außerdem aber die Zunft der Reichskrämer ihn zum Schöppen wählen will, ſo wären beide Bedingungen erfüllt, wenn nicht durch Eure Hülfe —

Was könnte dieſe thun? fiel die Alte befremdet ein.

Viel, gute Mutter! hob Zacharias mit dem ſchmeichelndſten Tone der Stimme an. Seht! ich liebe das Mädchen, würde durch deſſen Beſitz ein reicher, ein angeſehener Mann, ich verbände mich durch dieſe Heirath mit einer der angeſehenſten Familien der Stadt, der Weg zu allen Ehrenſtellen ſtände mir offen —

Wohl! ſagte die Sibylle, nicht ohne Theilnahme. Wenn ich Euch helfen könnte — doch, ich ſehe nicht ein.

Ihr könntet wohl, liebe Frau, wenn Ihr nur wolltet! fuhr ſchmeichelnd Zacharias fort. Der Doctor — ſein ſchon ſeit Jahren fortgeſetztes menſchenſcheues Weſen bezeugt es — hat in Polen einſt etwas Uebles, vielleicht gar einen Mord begangen. Könnte man dies, wenn auch nicht geradezu beweiſen, nur wahrſcheinlich machen, ſo würde durch eine Beſchuldigung dieſer Art die Wahl des Sohnes in den Rath und ſomit auch die Heirath hintertrieben werden können.

Während dieſer Rede verſank die Fremde ſichtlich in tiefes Denken. Das Zucken ihrer Geſichtsmuskeln deutete auf einen innern Kampf. — Dann nach langer Pauſe, in der ſie Conſtantien und Zacharias ſcharf fixirte, ſagte ſie:

Der Sohn iſt unſchuldig am Verbrechen des Vaters.

Hm! laß das gut ſein, Frau Sibylle! — aber nehmt's nicht übel, wenn ich Euch, aus Unbekanntſchaft, nicht Euern rechten Titel gebe, rief Conſtantia, von demſelben Geiſte belebt, welcher, wenn ein Mäuſeloch in der Nähe, es der Katze ſagt, daß ſie ſich auf dem rechten Platze befinde. Ueber dieſes Capitel ließe ſich Vieles reden! Ich will meinen Nebenmenſchen, folglich auch dem Vetter Chriſtoph, nicht zu nahe treten; aber ich behaupte blos, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Der Sohn iſt ein Sauſewind, wie der Vater in ſeiner Jugend einer war.

Ein Narr, verſicherte Zacharias, der den ſchönen Vortheil, den er in ſeiner Handlung haben könnte, aus den Augen läßt und dadurch, daß er wohlfeiler verkauft als ein Anderer, ſich ein Anſehen geben will.

Dem blos das Geld des Mädchens ins Auge ſticht! betheuerte Conſtantia; und der die Jungfer am Ende ſitzen laſſen wird in Kummer und Schande, ebenſo wie ſein Vater meine arme Schweſter ſitzen ließ — Neulich war ich in Geſellſchaft der Beiden. O, du heilige Portiuncula! was war das für ein Geziſchel, ein Gelache, ein Alfanzen! Unſer Eines iſt doch auch einmal jung geweſen, aber da war Ehrbarkeit, Sittſamkeit, Ernſt —

Conſtantia! bedenke! ſagte die Wahrſagerin mit dumpfem Tone.

Du lieber Herrgott! rief zuſammenfahrend die Jungfrau. Ich will Euch nicht tadeln, liebe Frau, aber es iſt ein ſonderbares Vergnügen, das Ihr Euch macht, die Leute zu erſchrecken; wie ich Euch ſchon vorhin geſagt. Es war mir gerade, als ob ich Margarethens Stimme hörte. Doch laßt uns zu unſerm Anliegen zurückkehren —

Schweige! ſprach die Wahrſagerin. Ich weiß genug und will mir Euern Antrag überlegen. —

Die Alte erhob ſich bei dieſen Worten von ihrem Sitze und ging in dem dunkeln Hintergrunde des Gemaches auf und ab, indem ſie einige Worte, doch nicht laut genug, um von den Andern verſtanden zu werden, und wie ihr ſelbſt unbewußt, vor ſich hin murmelte.

So mochten einige Minuten vergangen ſein, ehe die Fremde wieder auf ihrem Seſſel Platz nahm.

Wollt Ihr Euch, ſprach ſie endlich, gänzlich meiner Leitung überlaſſen?

Mit Freuden, gute Frau, ſprach Zacharias; wenn nur —

Kein Wenn! rief die Wahrſagerin. Unbedingt müßt Ihr einwilligen, wenn ich Euch meine Hülfe leihen ſoll.

Wenn es nicht gegen Seel' und Seligkeit, ſprach zögernd Conſtantia.

Warſt Du immer ſo ſcrupulós? ſagte die Alte mit demſelben veränderten Tone der Stimme, der Conſtantien früher ſo erſchreckt hatte. — Ihr entſagt der unſinnigen Anklage auf Zauberei! ſetzte ſie ruhiger dann hinzu. Dieſer Pfeil würde nur auf Euch zurückprallen; ich weiß ein beſſeres Mittel. —

So ſagt es, liebe Frau! ſprach dringend Zacharias. Gelange ich durch Eure Hülfe zu dem erwünſchten Ziele, ſo haltet Euch meiner ewigen Dankbarkeit, des beſten Lohns —

Lohn? ſprach dumpfen Tones und mit düſtern

Blicke die Alte. Sprich nicht von Belohnung! Die That an ſich iſt böſe; wie könnte ihr Lohn ein anderer ſein! Im Wunſche, Dir zu nützen, muß für mich die einzige Belohnung liegen. Höre jetzt, was ich Dir ſagen werde. Es iſt gewöhnlich, daß die Verwandten Derjenigen, welche ſich um Stellen im Rathe bewerben, die Candidaten in den Fürſtenſaal begleiten, und ſo iſt es unmöglich, daß der Doctor ſich dem alten Brauche entziehe; folglich wird er bei der Wahl zugegen ſein. Fällt dieſe zu Gunſten ſeines Sohnes aus, ſo rufe Beide bei Seite, fodere, daß nach Dem, was einſtens an den Ufern der Weichſel geſchehen, der Sohn des Doctors der Wahl entſage. Weigert er ſich dennoch, ſo ſage zu dem Alten: Der Sohn des Entehrten kann nicht im Rathe ſitzen; und Deine Wünſche werden dann in Erfüllung gehen.

Wenn aber dennoch, ſprach Zacharias zweifelhaft.

Es iſt unmöglich! verſicherte die Fremde. Er wird und muß entſagen. Wäre auch dem Sohne der Inhalt Deiner Rede unklar, ſo kann es doch der Vater zu keiner Erläuterung, die ihm und allen den Seinen Verderben brächte, kommen laſſen.

Gut, liebe Frau! ſprach der Vorige mit einem triumphirenden Lächeln. Die Zuverſicht, mit welcher

Ihr mir dieſe Verſicherung gebt, beruhigt mich ganz und gar. Ich werde aufs genaueſte Eurer Anweiſung folgen und — haltet Euch davon überzeugt — nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben.

So nehmt unſern beſten Dank! rief Conſtantia ſich erhebend, und indem ſie Anſtalten zum Aufbruche machte. Da Ihr nun einmal keine Belohnung an Geld von mir nehmen wollt, ſo werde ich die dazu beſtimmte Summe den Armen geben. — Das heißt, verbeſſerte ſie, ich werde ſie dieſen vermachen und bis zu meinem Tode gegen angemeſſene Zinſen ausleihen.

Geh! erwiederte die Wahrſagerin in froſtigem Tone. Du biſt mir weder Dank noch Belohnung ſchuldig. Was ich für dieſen thue, geſchah nicht Deinetwegen. —

Eben wollte Conſtantia mit ihrem Begleiter das Gemach verlaſſen, als, wie von einer heftigen innern Bewegung emporgeriſſen, die Fremde aufſprang, den erſchrockenen Zacharias am Arme faßte und, ihm einen Kuß auf die Stirn drückend, ausrief: Sei glücklich, Du Sohn des Elends und des Jammers! — Dann, ſich das Geſicht verhüllend, ſtürzte die Alte hinter den ſie verbergenden Schirm, und Jene verließen befremdet das Zimmer und den Thurm.

Der Anfang des Jahres 1511 begann zu Breslau mit einer Reihe von Feſten, die alle zu Ehren des Königs Wladislaus, welcher, um die Huldigung Schleſiens zu empfangen, in der Hauptſtadt eingetroffen war, gegeben wurden. Sie zeugten nicht minder von dem vollen Seckel der Stadt als von dem guten Geſchmacke des Rathsſchreibers Zacharias Machnitzky, dem als einem einſichtsvollen und dabei als ſparſam bekannten Manne man vorzüglich die Bearbeitung des Entwurfs zu den Empfangsfeierlichkeiten aufgetragen hatte. Er fand für die gehabte Mühe ſich hinlänglich belohnt, als er von einem löblichen Rathe den Auftrag erhielt, in Mitte eines Geſchwaders Reiſiger, die in die Farben der Stadt gekleidet waren, dem Könige auf dem Wege nach Liſſa entgegenzuziehen, und, wie unſer Gewährsmann verſichert, in der Nähe der ſogenannten Pelzbrücke Se. Majeſtät mit einem „lieblichen Sermon“ und Uebergabe der Stadtſchlüſſel zu empfangen. Daß das Innere der Hauptſtadt aufs feſtlichſte geſchmückt, der Enthuſiasmus groß und des Vivatrufens kein Ende war, iſt als ſich von ſelbſt verſtehend zu betrachten; origineller aber erſcheint es, daß auf dem großen Ringe eine Ehrenpforte errichtet war, „auf welcher das jungfräuliche Bild Gloria in einem gelb und blauen

Röcklein, in jeder Hand einen Lorberkranz haltend,“ zu ſehen, in der Mitte des Triumphbogens aber ein als Engel decorirter Knabe, an einem dicken Stricke hängend, angebracht war, welcher letztere, als der König unter ſeinen Füßen durchzog, ſich, wie unſer Autor berichtet, hin- und herbewegte, mit Arm und Beinen zappelte und gleichſam auf- und abzufliegen ſchien. —

Die Feſte, welche dem Einzuge des Königs folgten, ſtanden an Originalität keineswegs jenem nach. Mehre Tage hintereinander fand ein Ringelrennen ſtatt, bei welchem „ſich auch Sr. Majeſtät Zeitvertreiber auf einem kleinen Rößlein ſehen und, maßen er die Sache gar wohl verrichtet, mit Jauchzen vernehmen laſſen,“ weshalb auch der König und „das hochfürſtliche Frauenzimmer holdſelig zu lachen geruhten.“ Ein Speerbrechen war von wenigerm Intereſſe für die Zuſchauer und Theilnehmer, diejenigen unter den Letztern ausgenommen, die mit zerbrochenen Armen und gebogenen Rippen nach Hauſe getragen wurden. Deſto intereſſanter wurde von Fremden und Einheimiſchen ein von dem Magiſtrate zu Ehren des hohen Beſuchers veranſtaltetes ſogenanntes Pelzrennen gefunden. Es war dies eine uralte, volksthümliche Beluſtigung. In der Nähe der Wage war eine Rennbahn mit Stricken abgegrenzt, und am Ende derſelben ein Pfahl, welcher den Kampfpreis, einen nagelneuen, ſchön verzierten Frauenpelz, trug, aufgerichtet worden. Die Wettrenner waren — alte Weiber. Daß, am Ziele angelangt, die Kämpferinnen ſich gewöhnlich in die Haare fielen, und nicht ſelten der ſauer errungene Preis in Stücke geriſſen wurde, galt als der Hauptſpaß. Ebenſo hielt man es für ſehr wohlerfunden, daß die Innungen der Tiſchler und Seifenſieder eines Abends, Jeder in römiſcher Kleidung (die durch die Januarkälte jedoch etwas unangenehm wurde) und eine bunte Papierlaterne auf dem Haupte, vor der Wohnung des Königs einen zierlichen Tanz aufführten. Jeder Tag des Januars brachte ein ſolches oder dem eben angezeigten mehr oder minder ähnliches Feſt, und wenn wir, als ein mit den Gebräuchen unſerer vaterländiſchen Provinz wohlbekannter Autor, mit Gewalt die Luſt, jedes einzelne derſelben zu beſchreiben und bei dieſer Gelegenheit das Licht unſerer Gelehrſamkeit leuchten zu laſſen, unterdrücken, ſo geſchieht dies weniger, weil wir fürchten, in unſerm ſchleſiſchen Patriotiſmus für ruhmredig gehalten zu werden, als daß wir beſorgen, daß der geſchichtskundige Leſer eine zu große Aehnlichkeit mit den bei der Anweſenheit Matthias des Zweiten gegebenen Feſtivitäten entdecken könnte. —

Die Anweſenheit des Königs verlängerte ſich indeß mehr, als man Anfangs geglaubt, da ſich derſelbe mit den Ständen nicht über den Punkt vereinigen konnte, ob man ihm in ſeiner Eigenſchaft als König von Ungarn oder von Böhmen zu huldigen habe; und es dauerte längere Zeit, ehe die Letztern in dem klüglichen Beſchluſſe übereinkamen, es ſei wol das Beſte, gar nicht zu huldigen, übrigens ſolle Alles beim Alten verbleiben: ein Beſchluß, deſſen letztere Hälfte auch in neuern Zeiten in Deutſchland als weiſe, und fürſichtigen Männern überaus wohl anſtehend, vielfach anerkannt worden, und der obendrein nicht viel Kopfzerbrechen koſtet. —

So ſehr nun auch unſer Rathsſecretarius ſeine Phantaſie zu Erfindung neuer Beluſtigungen der hohen und allerhöchſten Anweſenden anſpornte, ſo war es ihm in der Länge dennoch unmöglich, irgend etwas Neues, das ſich vornehmlich mit der nöthigen Sparſamkeit vereinen ließ, zu ergrübeln, und er würde ſich, wie jener Engländer, welcher dem Papſte Pius VI. verſicherte: er habe nun Alles in Rom geſehen und bedauere nur, daß dies nicht auch mit einem Conclave der Fall ſei, wenig abgehärmt haben, wenn Einer oder der Andere der hohen Herrſchaften geſtorben wäre, um durch deſſen Beerdigung den Ueberlebenden einen Zeitvertreib zu verſchaffen, als ihm noch zu gelegener Zeit einfiel, daß man die gewöhnlich am Aſchermittwoch abzuhaltende Rathswahl einige Wochen früher geſchehen laſſen und ſomit dem Könige ein neues Schauſpiel geben könne. Der deshalb dem Rathe gemachte Vorſchlag fand allgemeinen Beifall, und ſomit ward der 14. des Februars dazu anberaumt. —

An dem gedachten Tage wogte bereits ſeit Aufgang der Sonne die Bevölkerung Breslaus die Straßen auf und ab. Um ſechzehn Uhr (man zählte damals die Stunden bis vierundzwanzig) ſollte der feierliche Zug der Fürſten, gefolgt von denen der wählenden Innungen, beginnen. Der alte ehrwürdige Fürſtenſaal, die gewölbten Hallen des Rathhauſes waren feſtlich ausgeſchmückt. In erſterm hatte man einen königlichen Thron errichtet, über dem, außer den Wappen von Ungarn und Böhmen, der ſchleſiſche Adler prangte. Auch über den Stühlen der Fürſten glänzten in bunten Farben die Zeichen ihres Hauſes, gedeckt vom Fürſtenhute und Hermelin. Die Mitte des Saales nahm eine lange Tafel ein, an deren oberm Ende ein hölzerner, heute mit rothem

Tuche bedeckter Lehnſtuhl für den Präſes, zu beiden Seiten eben ſolche Bänke für die Schöppen, zu unterſt aber ein kleiner Tiſch für die Secretarien beſindlich waren.

Schon hatte es ſechzehn Uhr geſchlagen, alle Glocken begannen zu läuten, die Uhr über dem Haupteingange des Rathhauſes ſpielte das: **Veni creator Spiritus!** und der verſammelte Rath, den erſten Bürgermeiſter, Herrn Markus von Jägersburg, an der Spitze, verfügte ſich nach dem Eingange, als der Schall der Trompeten, Zinken und Pauken, vermiſcht mit dem Rufe: **Vivat Vladislaus!** die Ankunft der Fürſten verkündigte. —

Den Zug eröffnete eine Schar der Stadtſoldaten in rothen, mit gelben Streifen verbrämten Röcken. Ihnen folgten die Innungen der Reichskrämer, Tuchmacher, Kretſchmer und Fleiſchhauer, jede eine Fahne mit einem Theile des Stadtwappens in ihrer Mitte. Unmittelbar hinter dieſen kamen die Mitglieder der Patrizierfamilien. Der König, begleitet von den Fürſten, den Standesherren, dem Adel der Fürſtenthümer und gefolgt von einer Truppe ungariſcher Leibwache, beſchloß den Zug.

Nur mit Mühe gelang es dem vornehmern Theile der Anweſenden, in dem geräumigen Fürſtenſaale Platz zu ſinden, und hätte nicht Jungfrau Conſtantia mit gewohnter Umſicht ſchon mit Beginn des Tages ſich in demſelben ein Plätzchen zu ſichern gewußt, ſo würden deren Freundinnen nach vollendeter Ceremonie die Ermangelung der gewohnten ausführlichen Berichterſtattung zu bedauern gehabt haben, und eine beträchtliche Maſſe Warmbier und Martinshörner an jenem Abende ungenoſſen geblieben ſein. Glücklicherweiſe hatte Herr Zacharias dieſen Umſtand berückſichtigt, und da in jener Zeit keine öffentliche Handlung, den Gottesdienſt ausgenommen, ohne einen guten Trunk abgethan werden konnte, ſo hatte er der Jungfrau die Aufſicht über den Credenztiſch, auf welchem ellenhohe ſilberne Krüge, gefüllt mit Weißbier und Landwein, in der Mitte geräumiger Igel (altſchleſiſch für Pocal) aufgeſtellt waren, übertragen; ein Umſtand, von dem der Schöppe Freund, der außer der Beförderung des allgemeinen Wohls ſich noch des Witzmachens befliß, ſpäterhin Gelegenheit nahm, zu verſichern, wie Jungfer Conſtantia Hanold auf ihn eine ganz beſondere Zauberkraft übe, indem er aus einem und demſelben Becher, den ſie ihm credenzt, zuerſt gewöhnlichen Grünberger, dann aber, ſowie er die Jungfrau länger und länger angeblickt, ſucceſſive den bekannten Schulwein, dann den Wende-

und zuletzt gar den Dreimännerwein zu genießen geglaubt habe.

Der König, angethan mit einem goldbrocatenen, reich mit Zobel verbrämten Pelze, das Haupt bedeckt mit einem ſchwarzſammetnen Hütlein, von welchem eine blitzende Agraffe ſtralte, nahm nun unter dem Thronhimmel Platz. Rechts und links zur Seite des Herrſchers ſaßen die Fürſten, umſtanden von dem Adel der Herzogthümer, und endlich nahmen auf einen Wink des Königs auch die Rathsherren ihre Stellen am Seſſionstiſche ein, den Stadtvoigt Claus Freudenberg ausgenommen, der mit einem Stabe in der Hand am untern Ende deſſelben ſtehen blieb. Die zahlreichen Mitglieder der Geſchlechter erfüllten den übrigen Theil des Saales, und ſo freundlich man auch die jüngern Söhne derſelben ſich den Deputationen der Innungen nahen und den durch dieſe Freundlichkeit ſich hochgeehrt Fühlenden die Hände ſchütteln ſah, ſo bemerkte der aufmerkſame Beobachter doch bald, daß dieſe Annäherung nur momentan und wol vorzüglich dem heutigen Wahlgeſchäfte zuzuſchreiben ſei. Am freundlichſten unter Allen aber nickten die Abgeordneten der Zünfte unſerm Bekannten, dem jungen Kaufmanne Chriſtoph Rindfleiſch, zu, und Mancher unter ihnen zeigte wol lächelnd und verſtohlen auf einen der zwei großen ſilbernen Becher, die, gefüllt mit Wahlzetteln bis an den Rand, auf dem Rathstiſche ſtanden. — Weniger freundliche, aber deſto mehr neugierige Blicke fielen auf den Vater des jungen Mannes. Der Doctor Rindfleiſch hatte, die Unmöglichkeit einſehend, dem alten Brauche zu entgehen, ſich gleichfalls am heutigen Tage auf dem Rathhauſe eingefunden. Wer ihn kannte, bemerkte nur zu wohl, wie wenig er ſich in ſeiner Sphäre befand. Das Antlitz des Alten war bläſſer als gewöhnlich, ſein Blick an den Boden geheftet oder in den entfernteſten Ecken des Saales herumirrend, von Zeit zu Zeit wiſchte der Greis ſich große Schweißtropfen von der runzelvollen Stirn, und als Herr Hans von Logau in der Eigenſchaft eines königlichen Ceremonienmeiſters ausrief: daß die feierliche Handlung auf Befehl des Königs beginnen ſolle, zog ſich der Doctor, wie erſchrocken von dem Geſchmetter der einfallenden Pauken und Trompeten, in den Kreis der Umſtehenden zurück.

Es vergingen wenige Minuten, bis die Wahlzettel aus einem der beiden Becher herausgenommen und geöffnet waren. Der erſte Bürgermeiſter proclamirte hierauf Herrn Hans von Hofmanswaldau und Arnoldsmühl als erwählten Rathsherrn, und Letzterer, ein ſchöner und ſtattlicher junger Mann, ließ ſich am Fuße des Thrones ſchüchtern auf ein Knie nieder, worauf der König ihm gnädig die Hand zum Kuſſe reichte. Ehe der neue Schöppe am Rathstiſche Platz nahm, trat er in die Mitte der Patrizier, die ihn gewählt, ihnen mit einigen Worten ſeine Dankbarkeit zu erkennen gebend.

Bald waren auch die Wahlzettel des zweiten Bechers geöffnet, und der Präſes erklärte: daß vor Allen der Kauf- und Handelsmann, Herr Chriſtoph Rindfleiſch, nach ihm aber der Rathsſecretarius, Herr Zacharias Machnitzky, die meiſten Stimmen habe. Eben war der Bürgermeiſter im Begriffe, den Erſten als Rathsherrn zu proclamiren, als Zacharias ihm einige Worte ins Ohr raunte und ſich dann ſchnell nach dem Orte drängte, wo Chriſtoph an der Seite ſeines Vaters ſtand.

Verzeiht, Ihr Herren! ſprach er ziemlich trotzig, doch mit halblauter Stimme; es haben einige gute Bürger ein gewiſſes Bedenken gegen die Wahl des lieben Vetters, das Euch wol hinlänglich bekannt, doch, wie ich vermuthe, durch Eure freiwillige Entſagung ohne Aufſehen beſeitigt werden dürfte. Iſt meine Vermuthung nicht ungegründet, ſo würde der Herr von Jägersburg Eure Erklärung —

Ihr irrt Euch, Herr! rief Chriſtoph ziemlich laut, und indem die Röthe des Zorns ſein Antlitz überflog. Hat Jemand etwas gegen mich, ſo trete er öffentlich auf —

Hm! ſprach höhniſch Jener; das werdet Ihr wol nicht erwarten wollen, denn nach Dem, was man ſich allgemein ins Ohr raunt —

Redet deutlich, Herr! rief Chriſtoph immer lauter; was raunt man ſich ins Ohr? —

Und nach Dem, was einſt an den Ufern der Weichſel vorgegangen — fuhr Jener fort.

Chriſtoph! ich bitte Dich, entſage! ſprach der Doctor ſtammelnd, indem er bläſſer und bläſſer ward.

Redet laut und deutlich! rief Chriſtoph heftig. Was hat man gegen mich?

Nun wohlan! ſagte Zacharias ſo laut, daß es von den Umſtehenden hinlänglich verſtanden werden konnte; man ſagt: der Sohn des Entehrten könne nicht im Rathe ſitzen. —

Chriſtoph war wie von einem Donnerſchlage gerührt. Er bemerkte in der erſten Betäubung nicht, wie ſein Vater zu taumeln anfing und in die Arme eines der Umſtehenden ſank. Die Augen feſt auf Zacharias gerichtet, glich der Alte einer Bildſäule. Bald aber machte die Betäubung des jungen Mannes dem heftigſten Wuthausbruche Platz. Mit der linken Hand den erſchrockenen Rathsſchreiber am Arme faſſend, fuhr er mit der Rechten nach dem Schwerte und würde dieſes dem Gegner in den Leib geſtoßen haben, wenn nicht der Scabinus und Bauherr von Löwenheimb, ein ehrwürdiger Greis, dem Jünglinge in den Arm gefallen wäre und mit dem Ausrufe: Unglücklicher! wollt Ihr wegen Bruchs des Königsfriedens Haupt und Hand verlieren? den ängſtlich um Hülfe Rufenden befreit hätte. —

Die ganze Verſammlung war während dieſes Auftritts in Bewegung gerathen. Die ungariſchen Herren aus der Begleitung des Königs, nicht wiſſend, wovon die Rede ſei, und deshalb eine Meuterei vermuthend, zogen die Schwerter und ſtellten ſich dicht gedrängt um den Thron ihres Herrn, den deutſchen Adel, welcher, der allgemeinen Bewegung folgend, gleichfalls die Schwerter gezogen hatte, mit finſtern drohenden Blicken ins Auge faſſend. Bald tönte indeß die Stimme des von Logau durch den Lärm. Er verkündigte, daß eine ehrenrührige Beſchuldigung gegen den von den Zünften erwählten Rathsherrn erhoben worden, und dieſer am Throne des Königs Gerechtigkeit ſuchen wolle.

Und dieſe ſoll ihm werden! rief der gutmüthige

Fürſt, nachdem er ſeine Ungarn durch einige lateiniſche Worte beruhigt hatte und vielleicht nicht unzufrieden war, eine Gelegenheit zu finden, bei der er ſeine von den unruhigen Schleſiern oft angefochtene Autorität durch einen Act der Gnade oder des Rechts in ein glänzenderes Licht ſtellen könnte. Bei den Gebeinen des heiligen Stephan! die Sache ſoll ihren Lauf haben, ſei es nun durch Unſern königlichen Ausſpruch, oder durch einen Kampf auf Leben und Tod, oder durch ein Gottesurtheil! —

Alles jedoch, fiel der Bürgermeiſter, Herr Markus von Jägersburg, freimüthig ein, nach gemeiner Stadt Rechten; wenn Eure geheiligte Majeſtät erlauben wollen.

Freilich! freilich! ſagte gütig der Herrſcher. Und ſo mögt Ihr, Herr Präſes, die Sache ſogleich verhandeln; denn wir werden Uns freuen, mit eignen königlichen Augen zu ſehen, wie Ihr in dieſer unſerer guten Stadt Recht und Gerechtigkeit verwaltet.

Erſt in dieſem Augenblicke begann Chriſtoph ſeinen Vater zu vermiſſen. Er warf die Augen wild im Saale umher.

Vater! rief er, ein Unglück vermuthend. Wo iſt mein Vater? Fort! ich muß hinaus! —

Beruhigt Euch! ſprach freundlich der Bürgermeiſter. Euer Vater iſt in einem Nebenzimmer, und einige Freunde tragen Sorge, daß er ſich erhole. —

So erlaubt, daß ich mich zu ihm begebe! ſprach der Jüngling dringend. Mein iſt die Sorge für ſein Wohl.

Es thut mir leid, entgegnete Jägersburg, indem er Chriſtoph freundlich bei der Hand nahm, daß ich den billigen Wunſch Euch nicht gewähren kann. Aber, urtheilt ſelbſt! In wenig Augenblicken wird die Sitzung eröffnet, und bis dahin kann ich Euch keine Unterredung geſtatten. —

Zacharias war während dieſes Geſprächs ungemein geſchäftig geweſen. Nach einigen zwiſchen ihm und dem Stadtvoigte gewechſelten Worten gab Letzterer einigen Gerichtsdienern einen Auftrag, und dieſe verließen in Eile den Saal.

Mehre Minuten vergingen, während welcher die Anweſenden, ſich leiſe unterredend, im Saale Gruppen bildeten, und einige junge Patrizier ſich freundlich zu Chriſtoph drängten, indem ſie ihn mit theilnehmenden Worten zu beruhigen ſuchten. —

Jetzt entſtand an der Thür des Saales eine Bewegung, und begleitet von zwei Häſchern trat ein Weib, in welchem Jungfrau Conſtantia augenblicklich die Sibylle vom Eliſabeththurme erkannte, in die

Verſammlung. Die Tageshelle erlaubte ihre Züge deutlicher zu betrachten, und der aufmerkſame Beobachter mußte finden, daß in ihnen Spuren früherer Schönheit vorhanden wären. Der Anzug des Weibes war einfach und reinlich. Eine grauwollene Schaube (Mantel) deckte einen ſchwarzen Anzug von ähnlichem Stoffe, und ein dunkles Tuch war auf polniſche Weiſe um eine Mütze geſchlungen, unter der einzelne graue Locken hervorſahen. Mit einem Anſtande, der ſie über Perſonen dieſer Art zu erheben ſchien, trat ſie, den Rücken nach der Saalthür gewendet, an das Ende des Gerichtstiſches und blickte von hier mit den großen dunkeln Augen ſtill und ruhig auf die Verſammlung, die das Weib mit Neugierde zu betrachten ſchien.

Nach einem Winke des Monarchen begab ſich Logau zu dem Präſes des Raths, dieſem einige Worte ins Ohr flüſternd, worauf ſämmtliche Rathsherren auf ihre Plätze traten, und ein Gerichtsdiener an einem unweit der Thür befindlichen Glockenſtrange zog, was man mit einem Gerichtsausdrucke jener Zeit das Judicium einlauten nannte.

Eine Todtenſtille herrſchte nun im Saale, und bald eröffnete Herr Markus von Jägersburg nach althergebrachter Form das Gericht, indem er ſich an den älteſten Schöppen wendete.

Da nun die Bank beſtellt, und Dinges vonnöthen, ſprach er mit ſtarker Stimme, ſo ſei Euer Geſtrengen, Herr Philipp von Löwenheimb, befragt: ob ich Ding hegen mag? —

Nachdem die Bank nach Recht beſetzt, und Dinges vonnöthen, ſo hegt es von Rechtswegen! antwortete der Schöppe.

Herr Daniel von Riemberg! fuhr der Bürgermeiſter, zu dem zweiten Schöppen gewendet, fort; Euer Geſtrengen ſei befragt: ob ich dem Gerichte Frieden gebieten mag, nach gemeiner Stadt Recht?

Der Schöppe antwortete: Herr, gebietet den Frieden billig von Rechtswegen. —

So gebiete ich dieſem Ding, rief Jägersburg, indem er die Hand erhob, den Frieden des allmächtigen Gottes; unſers allergnädigſten Herrn, des Königs zu Ungarn und Böheim Friede; der Stadt und des Rathes Frieden, und Allen Denen, ſo Friede lieb und Unfriede leid. Wer aber dieſes Ding ſtöret mit Worten, dem gehet es an ſein Geld, wer es aber ſtöret mit Werken, dem gehet es nach der Stadt Rechten an Hals und Hand. — Herr Heinrich von Wallenberg, Euer Geſtrengen ſei befragt: ob ich Frieden geboten wie Recht, und ob dieſes Ding Gewalt habe über Leib und Leben?

Ihr habt Frieden geboten wie Recht, und das Gericht hat Gewalt über Leib und Gut, über Haut und Haar! erwiederte der Gefragte.

So widerfahre Jedem was Recht im Namen des allmächtigen Gottes! ſprach Jägersburg, und die Glocke ertönte zum zweiten Male. Die Schöffen ſetzten ſich.

Wie nennt Ihr Euch? ſprach der Präſes, zu der Wahrſagerin gewendet; und ſeid Ihr bereit, ein Zeugniß wegen eines in Polen begangenen Verbrechens gegen den Doctor Medicinä Johannes Rindfleiſch abzulegen.

Nennt mich eine Unglückliche, Herr, und Ihr habt meinen wahren Namen! ſprach das Weib nach kurzer Pauſe. Ich bin bereit, gegen den Doctor wegen einer That zu zeugen, die ihn nach den Geſetzen dieſer Stadt ehrlos macht; ſetzte ſie dann hinzu.

Chriſtoph erſtarrte.

Man führe den Beſchuldigten herein! ſprach Jägersburg.

Die Kräfte des Doctors waren zu ſehr erſchöpft, als daß er ohne fremde Hülfe hätte im Saale erſcheinen können. Geſtützt auf die Schulter eines der wachthaltenden Arkebuſire wankte er herein und ließ ſich auf einen Wink des Bürgermeiſters in einen Seſſel nieder. Chriſtoph drängte ſich zu dem Vater, ängſtlich die Hand um deſſen Schulter ſchlingend. Die Verſammlung blickte mit Theilnahme auf Beide. Auch von Seiten der Anklägerin ſchien dies der Fall zu ſein. Schon der erſte Anblick des Alten hatte ſie erſchüttert, und je länger ſie in deſſen blaſſes Antlitz ſtarrte, deſto mehr ſchien eine innere Angſt ſie zu ergreifen. —

Jägersburg erhob von Neuem ſeine Stimme.

Frau! ſprach er; Ihr ſteht jetzt dem Beſchuldigten gegenüber. Nennt uns nun Euern Namen, bringt die Anklage vor und denkt an die Strafe, die nach dem Rechte den Verleumder trifft.

Der Doctor erhob das matte Auge, ſein Blick fiel auf die Fremde, und, wie von einem elektriſchen Schlage durchbebt, fuhr er zuſammen.

Du? rief er, die gefaltenen Hände der Fremden entgegenſtreckend. Du meine Anklägerin? — Doch Du haſt Recht! Und ſo gieße ſie aus, die Schale voll Gift auf dieſes elende Haupt. — Aber, ſetzte er mit erhöhter Stimme hinzu, bei dem Andenken unſerer Jugend, bei ihren Freuden und ihrer Qual, ja bei den Höllenqualen der Reue, die vor der Zeit mein Haar gebleicht, beſchwöre ich Dich: was hat dieſer Unſchuldige Dir gethan? — Laut weinend ſank der Alte an des Sohnes Bruſt. Eine allgemeine Bewegung der Theilnahme zeigte ſich in dem Saale.

Die Wahrſagerin ſchien heftig ergriffen, ſie hüllte ſich feſter in ihren Mantel, und nach längerer Pauſe ſprach ſie: Ich kann nicht zeugen gegen dieſen Mann!

Ei ſeht einmal! rief Jungfrau Conſtantia, indem ſie ſich wie der Blitz mit dem ſpitzigen Ellbogen bis zum Rathstiſche Platz machte. Das ſaubere Weibsſtück will nicht zeugen, und doch war ihr die Hiſtorie des Doctors ſo bekannt, als habe ſie mit ihm zehn Mal zu Gevatter geſtanden, und wer weiß, was ſonſt noch! Aber ich hoffe, der hochweiſe Rath wird vernünftiger ſein — und eine Schande wäre es, wenn es nicht der Fall ſein ſollte — und er wird der Landſtreicherin die Zunge löſen, dann aber ſie auf einer angezündeten Pechtonne reiten laſſen, was für Ihre ungariſche Majeſtät ein ergetzliches Schauſpiel ſein wird, und für die Stadtcaſſe ein wohlfeiles! —

Nur mit Mühe konnte Herr Zacharias die aufgebrachte Jungfrau bei Seite ſchaffen; dann wendete er ſich ruhig an die Rathsverſammlung.

Dieſes Weib, ſprach er kalt, hat vor wenig Jagen in meiner und meiner Baſe Gegenwart behauptet, der Doctor Johannes Rindfleiſch habe in Polen eine ehrloſe That begangen. Iſt dies der Fall, ſo kann nach den Rechten unſerer Stadt der Sohn des Entehrten nicht im Rathe ſitzen. Der Sache näher auf den Grund zu kommen, trage ich darauf an, daß Euer Namhaften und Geſtrengen in Weisheit überlegen mögen, ob es nicht angemeſſen, in dieſem Falle der Zeugin die peinliche Frage des erſten Grades zuzuerkennen. —

Als ob ſie, hinſichts Deſſen, was ſie vernommen, ihren Sinnen nicht trauen könne, trat die Alte einen Schritt auf Zacharias zu, dann aber zuſammenſchaudernd, bedeckte ſie mit beiden Händen ſich das Geſicht. Einen gleichen Eindruck machten jene Worte auf den Doctor.

Elender, halt ein! ſchrie er mit aller Anſtrengung der Stimme. Hörſt Du, Margarethe? ſetzte er wild hinzu. Es fodert der Sohn die Folter für die Mutter! —

Die Worte des Alten erregten ein allgemeines Staunen. Wie ein Stoßvogel ſchoß Conſtantia aus ihrem Verſteck am Schenktiſche herbei. Ihre Kampfluſt ſchien erregter als je; als ſie aber die Fremde einige Augenblicke ſcharf fixirt hatte, ſchloß ſich der geöffnete, allzeit ſprachfertige Mund, und ſie blieb mit allen Zeichen der Beſtürzung ſtehen. Auch Zacharias war ſehr betroffen. Bald ruhte ſein Auge auf dem Doctor, bald auf der Fremden, am längſten und ängſtlichſten auf Conſtantien. Er hoffte, die Jungfrau würde widerſprechen; aber dieſe ſchwieg mäuschenſtill. —

Es iſt ein ſchändliches Complott, hob Zacharias endlich zu ſprechen an, angeſponnen zwiſchen dem Doctor und dieſer Fremden, um Schande auf mich zu bringen. Meine Mutter ruht längſt im Grabe. Die Schweſter derſelben kann Zeugniß geben. —

So gib es, Conſtantia! ſprach die Fremde, die wir fortan Margarethe nennen wollen, mit einem Blicke voll Verachtung auf Zacharias. Verleugne die Schweſter, wie der Sohn die Mutter verleugnet! Fodere wie er, daß dieſer müde Leib, die bald dem Grabe angehörenden Glieder den Qualen der Folter übergeben werden! —

Conſtantia weinte überlaut; doch hinderte der Schmerz ſie nicht, einem jungen Patrizier, der ſie zu beruhigen ſuchte, die Verſicherung zu geben, daß er beſſer thun würde, ſich um eigne Angelegenheiten, namentlich aber um die Beruhigung der Weinwirthin am Naſchmarkte zu bekümmern, als welche, wie ſie von guter Hand wiſſe, ſobald ſie ihr Kerbholz überzähle, bei dem Namen eines gewiſſen jungen Herrn in bittere Zähren auszubrechen pflege. —

Hütet Euch, Frau, ſprach der Bürgermeiſter nach einer Pauſe zu der Fremden, durch fälſchliche Angaben die Sache, wegen der Ihr vorgefodert ſeid, zu verwirren. Ihr würdet in dieſem Falle der geſetzlichen Strafe auf keine Weiſe entgehen. Sagt uns jetzt Euern Namen.

Mein Geburtsname iſt, antwortete dieſe, Margaretha Hanold.

Ihr lügt! rief erblaſſend der Stadtſchreiber.

Meine Schweſter Conſtantia, fuhr Jene ruhig fort, wird Zeugniß geben. Auch Ihr, Herr von Löwenheimb, kanntet einſt die in ihrer Vaterſtadt Fremdgewordene, ehe der Gram ihr Haar gebleicht, und Wind und Wetter ihre Züge durchfurchten.

Ich war ein Freund Eures Hauſes vor langen Jahren, entgegnete der ehrwürdige Rathsherr. Ich erkenne Euch als die, für die Ihr Euch ausgebt, und bin bereit, Euch meine Hülfe zu gewähren, wenn Ihr ſolche in Anſpruch nehmen wollte.

Zacharias war wie betäubt. Conſtantia wollte ſprechen, aber der Bürgermeiſter nahm das Wort.

Ihr ſeid als Zeugin berufen gegen dieſen Mann, ſprach er, auf den Doctor blickend. Was wiſſet Ihr von ihm, das die Wahl ſeines Sohnes verhindern könnte.

Margarethe gerieth in augenſcheinliche Verwirrung.

Hier iſt der Ort zu ſprechen! ſagte Jägersburg ſtreng. Entweder bringt Eure Beſchuldigung vor, oder erwartet die ſtrengſte Strafe für die durch Euch verurſachte Störung dieſer Handlung und den leichtſinnig erregten böſen Leumund.

Ich weiß — ich kann nicht, ſtammelte Margarethe.

Dann fodere ich Genugthuung wegen verletzter Ehre! rief Chriſtoph heftig.

Schweig! rief der Doctor, im Seſſel ſich erhebend. Die Zeit der Täuſchung iſt vorüber. Ich muß meine belaſtete Seele entladen. Seit dreißig Jahren trage ich eine Laſt, die wie ein Centner mir auf dem Nacken liegt, die Tag und Nacht wie ein böſer Wurm an meinem Herzen frißt und allen Menſchen mich entfremdet.

Es iſt nicht möglich, Vater! rief Chriſtoph laut. Ihr könnt kein Verbrechen begangen haben.

Und dennoch, Du Armer, erwiederte der Alte, trägſt Du wie ich die Folgen einer That, die vor der Zeit mein Haar gebleicht. — Verdammt mich nicht früher, als Ihr mich gehört, Ihr Herren! ſprach er, als er bemerkte, daß Spuren des Schreckens ſich in den Zügen der Umſtehenden zeigten. Und Du, Margarethe, vergib, wenn ich, weil es die Nothwendigkeit gebietet, unſerer unglücklichen Jugendzeit und unſerer — doch nein! nur meiner — Schuld erwähne. — Ich war, erzählte der Alte, indem er ſich die Augen trocknete, eben von der Hochſchule gekommen. Jung, leichtſinnig, das Leben und ſeine Freuden nur im Genuſſe ſuchend, drängte ich mich in den blühenden Kreis der Töchter unſerer Vaterſtadt. Unter ihnen ragte Margarethe Hanold durch Schönheit und Geiſt hervor. Lange ſuchte ich in ihre Nähe zu kommen, doch ſtets vergebens. Oft hatte ich den Gedanken, mich nach alter guter Sitte offen an ſie zu wenden und um ihre Hand zu werben; aber der Dämon, welcher den Lüſtling überredet, daß es keine weibliche Tugend gebe, weil er ſelbſt an keine glaubt, flüſterte mir zu, Margarethens Schüchternheit, ihr ſichtliches Zurückziehen bei jedem Nähertreten möge wol nur der Köder ſein, den Unbeſonnenen deſto ſicherer ins Netz zu locken. Wie richtig glaubte ich geurtheilt zu haben, als des Mädchens habſüchtige und verbuhlte Schweſter mir Gelegenheit verſchaffte, mich Margarethen zu nähern!

Wie lobte ich meine Klugheit, die mich vor einer unüberlegten Heirath bewahrte! Sie iſt wie die andern alle! rief ich triumphirend, und meine Liebe — ward zur Liebelei. Deſto eifriger aber verfolgte ich meinen Plan, um ſo argloſer mich ſtellend, je argliſtiger ich war. Leider glückte er nur allzu ſehr. Margarethe, meinen Schwüren vertrauend, glaubte in Kurzem meine Gattin zu heißen und ſah ſich, als die kaum entzündete Flamme erloſch, betrogen und verrathen. Ich heirathete die Tochter eines vermögenden Mannes. Sie gebar mir einen Knaben. Seine Geburt brachte meinem Weibe den Tod. Während dieſer Zeit erſchien ein Fremder, wie es hieß, ein reicher polniſcher Kaufmann — Stephan Machnitzky nannte er ſich — in Breslau. In wenig Wochen war Margarethe ſeine Gattin. Ich hohnlachte über den Leichtgläubigen, der, wie ich meinte, ſo ſchnell in das ihm liſtig geſtellte Garn gegangen. Der Fremde führte ſein Weib nach Polen. Zwei Jahre vergingen, ehe ich etwas von Margarethen hörte. Wie ward mir, als ich, inzwiſchen zu beſſern, zu reifern Anſichten des Lebens gekommen, meinem Knaben eine Mutter geben wollte, und mir die Erkorene, ein edles weibliches Weſen, Briefe von Margarethen, in der Zeit unſerer Leidenſchaft geſchrieben, vorhielt, welche die reinſten, die ſeelenvollſten Gefühle athmeten. Wer dieſes Weſen zu Grunde richten konnte, ſagte ſie mit Unwillen, iſt jeder Liebe unfähig und unwerth! — Nur zu wohl fühlte ich die Wahrheit dieſer Worte. Jetzt erſt ſah ich, welches Lebensglück ich nichtswürdig vergeudet hatte. Da auf einmal, kam die Nachricht nach Breslau, daß Margarethe geſtorben, ein Sohn, den ſie ihrem Gatten geboren, nach Breslau zu ihrer Schweſter geſendet worden ſei. Wie eine Centnerlaſt fiel dieſe Nachricht mir aufs Herz. Gutmachen, was ich verbrochen, dies, ſagte ich mir, war unmöglich; aber das begangene Verbrechen ſühnen, das wollte ich, und Conſtantia Hanold mag bekennen, ob ich es an etwas fehlen ließ, ſie in den Stand zu ſetzen, den Sohn Margarethens den Vater nicht vermiſſen zu laſſen. —

Conſtantia ſchwieg, Zacharias ſchlug die Augen nieder. Die Verſammlung betrachtete Beide mit Blicken des Misfallens.

Mein Gewiſſen, ſetzte der Alte nach einer Erholungspauſe ſeine Erzählung fort, peinigte mich immer mehr und mehr. Ich glaubte mich durch eine wiſſenſchaftliche Reiſe in ferne Länder etwas zu beruhigen und trat ſie an, nachdem ich meinen Knaben bei einer redlichen Verwandtin in gute, ja mütterliche Pflege gebracht. Mein Rückweg führte mich durch Polen. In der Nähe von Plock werde ich, indem ich zur Abendzeit zu Pferde einen Hohlweg durchzog, von Räubern angefallen. Man raubte mir jeden Gegenſtand von Werth, doch ohne mich zu mishandeln. Gänzlich vom Gelde entblößt, war ich genöthigt, einige Zeit in Plock zu bleiben. Es dauerte länger als drei Wochen, ehe ich von Breslau eine neue Summe beziehen konnte. Endlich erhielt ich ſie, und eben ſchickte ich mich zur Abreiſe an, als man einige gefangene Räuber einbrachte. Ich glaubte unter ihnen Denjenigen zu erkennen, der bei meiner Beraubung vorzüglich thätig geweſen, und hocherfreut zeigte ich es der Obrigkeit an. Der Räuber geſtand ſogleich. Mein Geld war noch in ſeinem Beſitze. Ich erhielt es zurück, und der Schuldige ward zum Tode verurtheilt. — Jetzt, Ihr Herren, komme ich auf den unglücklichſten Augenblick meines Lebens! Das, was er mir koſtet, ich weiß es, könnt Ihr mir nicht wiedergeben, aber dies weiß ich auch, eine Thräne werdet Ihr dem Unglücklichen nicht verſagen. — Ich wollte abreiſen; aber mit höhniſchem Lächeln ſprach der Woiwode Adamowicz, der Vorſitzer des Gerichts, daß ich noch bei der Hinrichtung des Elenden zugegen ſein müſſe, weil dies die Landesgeſetze verlangten. Ich ſchauderte, aber ich mußte gehorchen. Die unſelige Stunde kam — da fehlte der Henker. Es wurde ausgerufen: ob ſich Jemand für Geld zu deſſen Dienſte finden laſſen wolle. Alles ſchwieg, aber mit grimmigem Lachen blickte die Menge auf mich. Ich wußte nicht, was ich gethan, was dieſer Hohn zu bedeuten haben ſolle. Bald ſollte ich es erfahren. Der Woiwode öffnete ein Buch und las nun eine Beſtimmung eines alten, längſt außer Gebrauch gekommenen Geſetzes vor, nach welchem, wenn ſich kein Henker fände, der Kläger dieſes Amt an dem Beklagten verrichten müſſe. — Jetzt ward mir das Fürchterliche klar. Ich gehörte der gehaßten Nation der Deutſchen an, der Räuber war ein Pole und aus dem Stamme der Slachta (des niedern Adels). Ich glaubte meinen Sinnen nicht trauen zu dürfen. Ich bat, ich flehte; Alles war umſonſt. Meine Bitten vermehrten noch das Hohnlachen der Menge. Tauſend Mal erbot ich mich, dem Räuber das Geld zurückzugeben, die Hälfte meines Vermögens zur Verfügung des Woiwoden zu ſtellen. Entweder Ihr tödtet ihn, oder er tödtet Euch! ſo will es das Geſetz! rief mit wildem Gelächter Adamowicz und zeigte mir eine Geſetzſtelle, die dies beſtimmte.

Mit furchtbarer Frechheit bot ſich der Verbrecher im Augenblicke zu der Vollſtreckung des Ausſpruchs an. Da, edle Herren, ſchwand Alles vor meinen Blicken. Der Elende fiel von meiner Hand *). — Erſchöpft ſetzte ſich der Greis in ſeinen Seſſel. — In meinem Laboratorium, fuhr er fort, ſindet man die Zeugniſſe des Gerichts von Plock — nur mit Mühe konnte ich ſie erhalten —, welche alles Angeführte näher und umſtändlich bezeichnen. Man wird ſie verſiegelt und mit der Aufſchrift: „Nach meinem Tode zu vernichten,“ bezeichnet ſinden.

Ich muß Euch bitten, Herr Chriſtoph, ſagte Jägersburg zu dem Sohne des Doctors, ſie zur Vervollſtändigung der Sache herbeizuſchaffen.

Der Sohn entfernte ſich, Zacharias triumphirte, Conſtantia ſchoß grimmige Blicke auf die Schweſter. Erſt nach einer Pauſe, in welcher von den allerhöchſten und hohen Anweſenden auf das Wohl der getreuen Stadt und eines ehrenwerthen Rathes manch guter Trank gethan worden, kam Chriſtoph mit den Papieren an. Jägersburg erbrach das Packet, als die Sitzung aufs Neue angehoben hatte.

Alſo, hob der Bürgermeiſter zu dem Doctor ge-

---

*) Hiſtoriſch. S. Menzel's ſchleſ. Geſchichte u. A. m

wendet an, Prendzinsky, insgemein auch Machnitzky genannt, hieß der Verbrecher?

Wie ſagt Ihr, Herr? rief Margarethe, laut aufſchreiend. Wie nanntet Ihr den Unglücklichen? —

Jägersburg wiederholte die Namen.

Mein Gatte! rief Margarethe, die Augen und Hände emporgehoben. Herr! gerecht ſind deine Gerichte! —

Nein! ſchrie Zacharias. Es iſt nicht möglich! Es iſt eine teufliſche Lüge, erſonnen, mich ins Verderben zu ſtürzen! —

Er hat zufolge dieſer Papiere bekannt, ſagte der Bürgermeiſter, den Schöppen einige Blätter hinreichend, wie er zu Breslau unter dem Namen Machnitzky mit einer Margaretha Hanold ehelich verbunden worden, die ſich ſpäter mit dem ihm aus dieſer Ehe geborenen Knaben heimlich entfernte.

Es war Margarethens Gatte! ſprach mit matter Stimme der Doctor. Ich verſchwieg es, um deren Sohne nicht zu ſchaden. Ich hatte den Unſeligen ſchon früher in Breslau geſehen und erkannte ihn gleich in Plock.

Wo trenntet Ihr Euch von ihm? fragte Jägersburg Margarethen.

Im Innern des Polenlandes, in der Woiwodſchaft Podolien; erwiederte Margarethe.

Was wißt Ihr über ſeine Lebensverhältniſſe anzugeben? fragte Jägersburg ferner.

Vernehmt die Geſchichte des unglücklichſten Zeitraumes meines Lebens; ſie enthält zugleich die Antwort auf Eure Frage, erwiederte die Alte ſeufzend. Als ich von dem Manne, der vor wenig Augenblicken ſich ſelbſt zu hart verklagte, als daß ich hier oder einſt jenſeits als ſeine Anklägerin auftreten möchte, verlaſſen worden war; als die ſonſt Alles beruhigende Kraft der Zeit mir nicht Ruhe bringen wollte: da, um mich zu betäuben, warf ich mich in den Strudel der Zerſtreuungen, die ich ſonſt geflohen. Ein Pole — Ihr, Herr von Löwenheimb, werdet Euch auf ihn vielleicht noch entſinnen können — machte wegen des Aufwandes, mit dem er lebte, in Breslau Aufſehen. Er warb um meine Hand; ich ward ſeine Gattin. Wir reiſten in ſeine Heimath. Wie ward ich überraſcht, als ich das Schloß, von dem er mir, als ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte, oft erzählte, als eine nur mit Mühe bewohnbar gemachte Ruine, mitten in Podoliens tiefſten Wäldern gelegen, fand. Nur männliche Geſtalten von wildem Anſehen erblickte hier mein Auge.

Meine Fragen über Alles, was mich befremdete, beantwortete mein Gatte nur durch Schweigen, oder durch wenige im Unwillen hingeworfene Worte. Bald ſollte ich die fürchterlichſte Aufklärung erhalten. Ich erwartete meine Entbindung. Die Frau, welche mir bei der Geburt eines Knaben Beiſtand leiſtete, entdeckte mir nur zu bald, daß ſie, eine Gefangene, von einer Abtheilung der Räuberbande, an deren Spitze mein Gatte ſtehe, aus ihrem fünf Meilen entlegenen Wohnorte entführt und mit dem Tode bedroht worden ſei, wenn ſie über Das, was ihr begegnen werde, ein Wort ihren Lippen entgleiten laſſe. Jetzt fiel die Decke von meinen Augen. Flucht war mein erſter Gedanke; aber wohin ſollte ich fliehen? Meine Heimath nimmer wiederzuſehen, dies war feſt beſchloſſen. Meine Wärterin, welche oft meine Fertigkeit in allerlei Handarbeiten bewundert hatte, ſuchte mir inzwiſchen einzureden, daß ich in einem Kloſter in der Nähe ihres Wohnorts, deſſen Nonnen ſich mit verſchiedenen Arbeiten dieſer Art beſchäftigten, wol für einige Zeit Schutz finden könnte. Wir beſchloſſen, in der nächſten finſtern Nacht zu fliehen; ich floh, mit meinem Kinde auf dem Arme. Gott ſchützte uns Beide. Ich kam mit meiner Begleiterin im Kloſter an und fand eine liebreiche Aufnahme. Die

Oberin der frommen Schweſtern gewann mich lieb und machte mir endlich den Vorſchlag, mich auf längere Zeit im Kloſter zu behalten, wenn ich den Koſtgängerinnen deſſelben, jungen Mädchen aus angeſehenen Geſchlechtern, Unterricht in gewiſſen weiblichen Arbeiten ertheilen, vor Allem aber mich von meinem Knaben, dem man nicht den Aufenthalt im Kloſter geſtatten dürfe, trennen wolle. — Was blieb mir übrig? Ich ſtand allein. Mit Schmerz entſchloß ich mich, mein Kind nach Breslau an meine Schweſter zu ſenden. Dort wollte ich für todt, für vergeſſen gelten. Ich kannte Conſtantiens Schwatzhaftigkeit. Die Ausbreitung meines Geheimniſſes mußte mir, mehr aber in Zukunft meinem Sohne ſchaden; ich ließ ihr durch fremde Hand die Nachricht meines Todes zukommen ſowie mein kleines väterliches Erbe überweiſen. Von meinem Gatten erfuhr ich nichts mehr. Der öftere Namenwechſel, den er für ſeine Sicherheit nöthig hielt, erſchwerte ohnehin jede Erkundigung. Nach langer Zeit vernahm ich jedoch aus dem Munde einer neuangekommenen Novize, daß eine aus der Woiwodſchaft Podolien gekommene Räuberbande in der Nähe von Plock ergriffen, und daß ein Deutſcher aus Breslau, Namens Rindfleiſch, gezwungen worden, einen der Räuber zu enthaupten.

Nähere Forſchungen belehrten mich, daß jener Deutſche kein Anderer als mein ehemaliger Verlobter ſein könne. Ich ſah in dieſem Zufalle den rächenden Arm des Himmels. —

Was führte Euch nach Breslau? fragte der Bürgermeiſter nach längerer Pauſe.

Was führt den Zugvogel über Meere zu dem Neſte, in dem er geboren ward? entgegnete Margarethe mit thränendem Auge. Ich wollte meine Vaterſtadt noch einmal ſehen und dann in einer leer gewordenen Einſiedlerhütte unweit unſers Kloſters mein Leben beſchließen.

Zu dieſem Vorſatze, bemerkte Jägersburg ſtreng, paßte ſich das Gewerbe einer Wahrſagerin, welches Ihr hier getrieben zu haben ſcheint, ſehr ſchlecht.

Der kindiſche, abergläubiſche Alte, ſprach lächelnd Margarethe, der Thurmwärter, bei dem ich Zuflucht ſuchte, hat mich dazu gemacht. Ihm allein habe ich mich entdeckt. Er diente einſt im Hauſe meines Vaters. Daß ich während einer Krankheit, die mich bald nach meiner Ankunft in Breslau befiel, ihm auf ſein Bitten aus einem alten Traumbuche, das er, ohne darin leſen zu können, beſaß, mehr zum Scherze einige Träume deutete, mochte ihn in der Ueberzeugung, daß, wer aus fremden Landen käme, auch fremde Künſte mitbringen müſſe, beſtärkt, und ſein Wunſch, daraus einen Vortheil zu ziehen, mir einige ſehr widerwärtige Beſuche zugezogen haben. Daß ich nie einen Pfennig Belohnung angenommen, bin ich zu beſchwören bereit.

Dennoch, ſprach der Bürgermeiſter ernſt, war es immer ein Betrug, und Euer Benehmen ſtrafbar.

Ich ſehe es ein! erwiederte Margarethe. Doch habe ich auch einiges Gute geſtiftet, indem ich den Fragenden Manches aus der Vergangenheit, und das ſie längſt vergeſſen wähnten, zurückrief.

Warum entdecktet Ihr Euch nicht Euerm Sohne und Eurer Schweſter? fragte der Vorige weiter. —

In Dem, was ich Euch bereits früher erzählte, liegt die Beantwortung Eurer Frage, entgegnete Margarethe. Zudem fand von jeher zwiſchen Conſtantien und mir eine ſolche Sinnesverſchiedenheit ſtatt, daß ſich nie ein ſo ſchweſterliches Verhältniß, wie es hätte ſein müſſen, erzeugen konnte. Ich ſah ſie überdies als die Haupturſache meines frühern Unglücks an.

Doch Euer Sohn? —

Er hatte ſeine Mutter nie gekannt. Für ihn war ich längſt geſtorben. Hätte ich ihn, wenn er eine gefühlvolle Seele hatte, durch die Erzählung meiner Leiden elend machen ſollen?

Warum, fragte Jägersburg, ſuchtet Ihr Euch an dem Sohne des Doctors für Das, was der Vater verſchuldete, zu rächen.

Man hatte mir geſagt, antwortete die Gefragte, daß er, wie einſt ſein Vater, im Begriffe ſei, das Lebensglück einer Unſchuldigen zu zerſtören.

Genug! ſprach der Bürgermeiſter. Wir ſind hinlänglich unterrichtet.

Freilich! rief der König ungeduldig. Wir wollen die Sache bald zu Ende bringen! — Und ſo knie her, Alter! rief er dem Doctor zu; auch Du, junger Menſch! Wir wollen Euch gleich ehrlich machen, wenn ſonſt an Eurer Ehre ein Flecken haften ſollte; und ſo küßt hier das Kreuz an Unſerm königlichen Säbel, es iſt ein Partikelchen vom Armknochen des heil. Stephan darin und ſonſt noch allerhand koſtbare Reliquien. Wenn aber Jemand etwas gegen Euch in Zukunft einwenden wollte, ſo wendet Euch nur gleich an Uns, und Wir werden Euch ſchon Recht verſchaffen. Da indeß nun weiter nichts hinſichts der Wahl zu erörtern bleibt —

Als Recht zu ſprechen, fiel Jägersburg, der ſich in der Stille mit den Schöppen berathen hatte, ein; ſo möge Eure geheiligte Majeſtät erlauben, daß ich es thue im Namen Gottes, in dem Euren und nach der Stadt Geſetzen. — Und ſo, rief er, erkläre ich dann —

Noch ein Wort, Herr! rief Chriſtoph, indem er an die Tafel trat. Wir haben, ſprach er feſt, von unſern Vätern ein altes, ſchönes, aus glücklichern Zeiten ſtammendes Sprüchwort überkommen. Es lautet:

Einer wackern Heerd' gar edler Hirt
Am Rathe zu Breslau gefunden wird.

Niemand, auf dem mit oder ohne Schuld ein Flecken haftet, ſoll mit meinem Willen an dieſer Tafel ſitzen. Ich entſage der auf mich gefallenen Wahl. —

Ein Gemurmel des Beifalls lief im Saale umher.

Da, ſprach nach einer Pauſe Jägersburg, durch freiwillige Abdankung des Chriſtoph Rindfleiſch der erſte Punkt des von uns beſchloſſenen Spruches erledigt, ſo gehen wir zu dem zweiten über; demnach erklärt das Gericht: die Wahl des Zacharias Machnitzky iſt null und nichtig, desgleichen derſelbe von ſeiner Stelle als Rathsſchreiber zu entlaſſen, dieweil der Sohn eines Entehrten, eines hingerichteten Verbrechers nicht im Rathe zu dulden. Die Margarethe Hanold aber iſt wegen eines, wiewol nicht in böſer Abſicht unternommenen, Betruges auf ewig aus dem Weichbilde der Stadt zu weiſen. Alles von Rechtswegen. —

Das Urtheil des Rathes ſchien den anweſenden Schleſiern keineswegs hart und unangemeſſen, vielmehr es ganz dem Laufe der Gerechtigkeit gemäß zu ſein, daß der Sohn die Schuld des Vaters trage. Der gutmüthige Wladislav war jedoch anderer Meinung. Nachdem er mit dem Doctor Rindfleiſch einige Worte insgeheim geſprochen, ſprach er, zu dem Herzoge von Brieg gewendet, halb im Scherze, halb im Ernſte:

Es ſcheint, Herr Fürſt, daß Wir einen tüchtigen Schatz Erfahrungen, die ſämmtlich von den frühern verſchieden ſind, aus Schleſien nach Unſerer königlichen Reſidenz Ofen mitbringen werden. Anſtatt der Türkenſteuer, ſo Wir begehren, verſichern Uns die getreuen Stände die Unmöglichkeit der Bewilligung derſelben, dieweil der Hafer voriges Jahr gänzlich misrathen *); und wie die Sachen ſtehen, müſſen Wir beſorgen, daß er auch noch mehre Jahre nicht gerathen dürfte. Unſere Huldigung anlangend, ſo läßt ſich das Ende der Verhandlungen

---

*) Ein auf den ſchleſiſchen Fürſtentagen häufig vorkommender Weigerungsgrund. Siehe Schickfus u. A.

ziemlich vorausſehen, und der eben gefällte Urtheilsſpruch weicht auch ſo ziemlich von dem ab, den Wir in dieſer Sache verlautbart haben würden. — Sei dem indeß, wie ihm wolle! ſprach der König freundlich zu Chriſtoph; Du ſollſt nicht darunter leiden, und Wir wollen Dich mit einem Range begnadigen, der dem eines Rathsherrn zum wenigſten gleich iſt. Deshalb ernennen Wir Dich zu Unſerm Nuntius bei dem Rathe dieſer Stadt. Du ſollſt für das Wohl aller Böhmen und Ungarn, die etwas in Breslau zu ſchaffen haben, ſorgen. Gehalt geben Wir Dir nicht eher, als bis — bis der Hafer in Schleſien geräth; dafür aber darfſt Du jährlich eine beträchtliche Quantität ungariſchen Weins zoll- und geleitsfrei aus Unſerm Reiche nach Breslau führen; ſo viel etwa, als Unſere getreuen Stände zu trinken im Stande ſind, und das wird nicht wenig ſein. —

Chriſtoph, mehr über den ihm ertheilten Rang, durch den er die in Bärbchens väterlichem Teſtamente enthaltenen Bedingungen erfüllt ſah, entzückt, als über die gewinnreiche Ausſicht, drückte hocherfreut den Saum des Kleides des ſo gütigen als ſchwachen Fürſten an ſeine Lippen, und die Verſammlung brach auf.

Schon hatte der größte Theil der Anweſenden den Saal verlaſſen, als der Doctor ſich zu Margarethen wandte.

Gehe nicht mehr, ſprach er, indem er ſanft die Hand der Widerſtrebenden faßte; gehe nicht mehr nach Polen zurück. Betrachte mein Haus, in dem ich die unglücklichſten Tage meines Lebens in Trauer und Gram verlebt, als eine Zufluchtsſtätte. Es iſt Dein Eigenthum. Nimm die kleine Hütte und mit ihr eine Rente, die Dich nicht darben laſſen wird. Ich ſelbſt verlaſſe Schleſien auf immer. Im Gefolge des Königs und als deſſen Arzt begleite ich ihn nach Ungarn. Eben gab er mir auch die Verſicherung, daß er Dich begnadigen und Dir erlauben wolle, Deine Tage in unſerer Vaterſtadt beſchließen zu dürfen. —

Nur mit Mühe, und nur dadurch, daß Chriſtoph ſeine Bemühungen mit denen des Vaters vereinigte, ließ Margarethe ſich bewegen. Schon hatten der Doctor und Chriſtoph ſich wegbegeben, als ſie ſich an Zacharias wandte. Sie wollte ſprechen, die Stimme verſagte ihr. Trotzig trat der Stadtſchreiber zurück.

Keine Erläuterungen, ſprach er kalt und tückiſch. Euch verdanke ich mein Verderben! Hier ſteht meine Mutter. Ich kenne keine andere! ſetzte er, auf Conſtantien zeigend, hinzu, indem er den Saal verließ.

Zürnſt Du mir auch, Conſtantia! ſprach Margarethe, kummervoll die grauen Locken ſchüttelnd. Zürnſt Du mir, wenn Du an meine vernichtete Jugend denkſt und in Dein Inneres blickſt?

Und warum ſollte ich nicht hineinblicken? rief die Jungfrau, nach gewohnter Weiſe ſich zum Kampfe rüſtend. Bald aber, als ſie den Blick Margarethens zu ertragen nicht im Stande war, ſetzte ſie etwas milder hinzu: Laß gut ſein! Unſer Zacharias hat ein verſöhnliches Herz, und ich will ſchon Alles ins Gleiche bringen. Kann er auch nicht im Rathe bleiben, nun ſo können ſie ihm doch nicht verwehren, als Anwalt vor demſelben aufzutreten. Kundſchaft verſchaffe ich ihm hinlänglich — wenigſtens wollte ich nicht geduldig zuſchauen, wenn eine meiner Bekanntinnen ſich nach jemand Andern umſähe — und er hatte ſchon früher einen ähnlichen Vorſatz. Du mußt nämlich wiſſen, daß während Deiner Abweſenheit hier in Breslau eine neue abſonderliche Menſchenclaſſe aufgekommen: man nennt ſie advocati jurati, jugati oder judaici, ich will die Wahl haben; die nehmen ſich aller Verklagten aufs liebreichſte an — für Geld nämlich, wie ſich das auch von ſelbſt verſteht. Wenn alſo ſich Jemand ſchämt, vor Gericht zu treten, ſo ſchickt er ſo einen **jugatus** hin, und der vertheidigt dann den ärgſten Böſewicht, als ob es ein unſchuldiges Kindlein wäre. Daß dieſe Leute viel Geld verdienen, kannſt Du denken, und ſie ſind auch alle reich geworden, den guten Herrn Andreas Kniffig ausgenommen, der ſich in einem Anfalle von übler Laune vor der Zeit aufhing, und der mein ganzes Vertrauen beſaß, weil er viel Aehnlichkeit mit unſerm Zacharias hatte.

Es bedurfte vieler Zeit, ehe Margarethe die ſeit langen Jahren erſehnte Ruhe fand, ſo ſehr auch Chriſtoph und Bärbchen, die noch vor des Vaters Abreiſe ein Paar geworden waren, die letzten Tage ihres kummervollen Lebens zu erheitern trachteten. — Zacharias ſah nur ſelten ſeine Mutter. Conſtantia hatte ſich nicht betrogen. Der „lange Advocat,“ wie man ihn nannte, wurde einer der geſuchteſten Geſchäftsmänner. Während er aber nur dem Mammon nachtrachtete, erwarb ſich Chriſtoph auf dem Wege des Handels Geld und Ehre. Seine Waarenzüge bedeckten die Straßen Schleſiens. Der König ernannte ihn für die Vorſorge, mit der er deſſen Angelegenheiten bei der Stadt Breslau lange Jahre betrieben, zum königlichen Rathe, und er ſtarb in hohem Alter, als ſchon kräftige Söhne und blühende Töchter ſein Lager umſtanden.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Fünftes Bändchen.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Fünftes Bändchen.

I. Der Aſſaſſine.
II. Die Verbannten.
III. Das Gewiſſen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

[illegible]
[illegible] REGIA
[illegible]

Der Aſſaſſine.

Eine Erzählung.

V. 1

Fünf Kreuzzüge, in welchen unermeßliche Scharen des Morgen- und Abendlandes mit abwechſelndem Glücke um ſechs Fuß Erde, um ein ewig denkwürdiges Grab geſtritten, hatten für die Chriſten mit dem Verluſte der heiligen Stadt geendigt. Nur wenige Burgen an der Küſte und in den Gebirgen Syriens wurden noch von einem Häuflein tapferer Templer vertheidigt, und längſt würden dieſe den fruchtloſen Kampf um nackte, blutgetränkte Felſen aufgegeben haben, wenn nicht Gerüchte von einem ſechsten Kreuzzuge im Orient erſchollen wären. Bald ward die Sage, welche von jedem, aus dem Abendlande ankommenden Schiffe erneuert worden, zu völliger Gewißheit, und eines Tages — es war an einem Dienſtage, dem 1. Juni des Jahres 1249 — ſahen die erſchrockenen Muſelmänner von den Minarets von Damiette das Meer, ſo weit das Auge trug, bedeckt mit Schiffen. Von dem Dſchiſe von

Damiette — der entfernteſten Vorſtadt, an der andern Seite des Nils, dem heutigen kleinen Dorfe Esbe gegenüber gelegen und noch jetzt durch einen Stein- und Trümmerhauſen kenntlich — zählte Fakr Eddin, der Anführer der hier lagernden Reietrei, gegen achtzehnhundert feindliche Segel, ein Geſchwader, dem an Größe gleich noch keines im Mittelmeere erſchienen war. Ein Mann, nicht unwürdig, neben Gottfried von Bouillon, Balduin, Raimund und Tancred genannt zu werden, ein Feldherr von gleichem Seelenadel und gleicher Frömmigkeit, doch nicht vom gleichem Glück, ſtand an des feindlichen Geſchwaders Spitze. Dieſer Mann war Ludwig IX., Frankreichs heiliger König. — Drei Tage, während deren die um das Cap Brülos ſich Bord an Bord verſammelnden Schiffe eine ſchwimmende Meerſtadt zu bilden ſchienen, vergingen; es rüſteten die Aegypter ſich zum Kampfe; der heilige Ludwig verſammelte ſeine Barone zum Kriegsrath. Endlich, Freitags den 14. Juni, begann die Landung. Alle die angekommenen Tauſende begaben ſich in kleine Fahrzeuge und fuhren nach dem Ufer zu; ſofort entbrannte der Kampf. — Als der König die Oriflamme entfalten ſah, ſprang er aus ſeinem Boote ins Meer. Bis an die Schultern im Waſſer, ſtürzte er ſich auf den Feind. Ihm folgten, dicht gedrängt, ſein löwenkühner Bruder, Robert von Artois, der Fürſt von Morea, der Herzog von Bourgogne und die Barone; hinter dieſen das ganze Heer. — Fakr Eddin ward geſchlagen, ſein Heer zerſtreut. Am andern Morgen fiel Damiette, die Stadt, welche noch vor einunddreißig Jahren eine Belagerung von ſechzehn Monaten ausgehalten, ohne Schwertſtreich den Kreuzfahrern in die Hände, und Sonntags waren die franzöſiſchen Fahnen bereits auf allen Thürmen aufgepflanzt.

Eine nur allzu nahe liegende und vielleicht eben darum nicht in Anwendung kommende Klugheitsregel gebot jetzt, den in allen Richtungen fliehenden Feind bis nach Kairo zu verfolgen und unter Begünſtigung des Schreckens, welcher dem chriſtlichen Namen voranging, ſich der Hauptſtadt der Kaliphen zu bemeiſtern. Leider war in dem deshalb gepflogenen Kriegsrath der Graf von Artois der Einzige, der für die kühne Maßregel ſtimmte. Ludwig und ſeine Feldherren beſchloſſen, den jüngern Bruder des Königs, den Grafen von Poitiers, der den Arrièrebann von Frankreich führte, zu erwarten und ſich bis dahin zu verſchanzen. Auf dieſe Weiſe verſtrichen drei Monate nutzlos, und dieſes Zögern machte das Unglück des ganzen Feldzugs. Jener Arrièrebann —

eine Art des Aufgebots in Maſſe — ließ nur ſehr ſchwer ſich in Bewegung ſetzen, und während noch die Vaſallen Frankreichs mit ihren Contingenten von Woche zu Woche zögerten, an eine Einſchiffung noch nicht zu denken war, verordnete der päpſtliche Legat zu Damiette feierliche Proceſſionen, um von dem Himmel die Beſchleunigung der Ankunft des Grafen von Poitiers zu erbitten. Der heilige König und alle ſeine Großen wohnten den feierlichen Umgängen, welche drei Sonnabende nacheinander um die Mauern der Stadt bis an das Ufer des Meeres gehalten wurden, bei; und wenn wir in unſerer erfindungsreichen Zeit, in welcher man, wie in allen Dingen, ſo auch in den Mitteln, den Patriotismus zu beleben, bedeutend vorgeſchritten, über jene Anſtalten lächeln ſollten, ſo müſſen wir doch den frommen Kinderglauben und das durch ihn erzeugte Vertrauen ehren. — Noch einmal ſchien indeſſen die Sonne des Glückes ihre Stralen — es waren die letzten — den Kreuzfahrern zuzuwenden. Der Sultan von Aegypten, Nedſch Eddin, ein Fürſt voll Tapferkeit und Klugheit, ſtarb in der Blüte der Jahre. Sein Tod entmuthigte das Heer. Ein raſcher Angriff, und Kairo fiel ohne Widerſtand. Auch dieſer Zeitpunkt ward verſäumt; man verdoppelte die Proceſſionen.

Ein Weib, durch Seelenkräfte weit über ihr Geſchlecht erhaben, die Sultanin Schegeret Eddur, rettete das Reich. Unter Beiſtand der Feldherren trat ſie, bis Turanſchah, ihr Sohn, aus Diarbekr angekommen, an die Spitze der Geſchäfte. Alle Privatfehden einzelner feindlich geſinnter Stämme ſuchte ſie zu ſchlichten, die Häupter der Gebirgsvölker vom Libanon und Sinai in das gemeinſchaftliche Intereſſe zu ziehen.

Unter dieſen Völkern ragte ein räthſelhafter Stamm, deſſen Ueberreſte wir noch in unſern Tagen in den Schluchten des Libanons wiederfinden, hervor. Unter dem Iman Haſſan Ben Sabbah hatte er 1090 in den Gebirgen Syriens ein kleines, aber dem ganzen Oriente furchtbares Reich gegründet. Auf dem Felſenſchloſſe Maszyad, oder, wie es in den Miribüchern der Türken geſchrieben wird, Meszyaf, dem Meſiade des Joinville, reſidirte der Emir — zugleich weltliches und geiſtliches Oberhaupt —, von den Kreuzfahrern, weil ſein eigentlicher Name nie bekannt ward, gewöhnlich „der Alte vom Berge" genannt, obgleich das Alter des Häuplings oft dieſer Benennung widerſprach. Der ſiebente Nachfolger Haſſan's regierte in dieſer Zeit den Stamm der „Bathenin" — Anhänger der innern Lehre —, wie ſie von den orientaliſchen Schriftſtellern, oder der „Aſſaſſinen,“ wie ſie von den Kreuzfahrern genannt wurden; ſie ſelbſt nannten ſich „Ismailys,“ oder auch „Seiden.“ — Der Cultus dieſes Stammes war faſt gänzlich unbekannt. Unter den Kreuzfahrern herrſchten hierüber wunderliche Meinungen, und auch bis heute noch haben viele europäiſche Reiſende, ja ſelbſt Eingeborne Syriens vergeblich in die religiöſen Geheimniſſe der Ismailys ſowie der Druſen und der Anzheyris einzudringen geſucht, und wahrſcheinlich wird dies noch lange der Fall ſein, da ihre heiligen Bücher und die Kenntniß der geheimſten Glaubenslehren nur in dem Beſitze weniger Auserwählten ſind, die Maſſe des Volkes aber ſich mit Beobachtung einiger äußern Gebräuche begnügt. Der Umſtand, daß die Aſſaſſinen, wenn ſie in den Heeren der Sultane ſtritten, den Gebräuchen des Islams folgten, unter Balduin VI. aber gegen den Erlaß eines kleinen Tributs, den ſie an die Tempelherren zu zahlen hatten, ſich erboten, das Chriſtenthum anzunehmen, läßt ſchließen, daß ſie von der einen Lehre ſo weit wie von der andern entfernt geblieben, und wirklich beſuchen noch heute die Ismailys, je nachdem ſie in chriſtlichen oder türkiſchen Städten ſich befinden, bald die Moſcheen, bald die Kirchen, in ihren Gebirgen aber keine von beiden.

So wenig zahlreich auch die Krieger der Aſſaſſinen waren, ſo war doch ſchon in den frühern Kämpfen den Kreuzfahrern ein friedliches Verhältniß mit dieſem Volke ſtets ſehr erwünſcht geweſen. Die Macht des Häuptlings dieſes Volkes, wahrſcheinlich erzeugt durch jene geheimen Glaubenslehren, war unbegrenzt. Ein Wort von ihm, und jeder Aſſaſſine ging in den gewiſſen Tod. Der feindliche Feldherr ſowie Jeder, den er dem Tode geweiht, er war verloren. In Mitte der Tauſende, die ihn bewachten, fiel er vom Dolche des Aſſaſſinen, der ſich, nach ihrem Ausdruck, „den heiligen Kampf“ erwählt. Faſt niemals entfloh der Mörder; ruhig erwartete er den Todesſtreich, und man bemerkte an ihm gewöhnlich einen Zuſtand von Trunkenheit, welcher, wie man behauptete, von dem unmäßigen Genuß einer berauſchenden Pflanze — ungewiß, ob Hanf oder Bilſenkraut —, arabiſch Haſchiſcheh genannt, herrühren ſollte, und von der man jenen Begeiſterten den Namen: Haſchiſchim, ertheilte. Durch Verſtümmelung dieſes Wortes bildeten die Kreuzfahrer die Benennung: Aſſaſſinen.

Während das Chriſtenheer, den Grafen von Poitiers erwartend, ſich in ſeinem Lager immer mehr verſchanzte, hatten einzelne feindliche Trupps auf eine faſt unbegreifliche Weiſe inmitten der Verſchanzungen verſchiedene kühne Streiche ausgeführt. Mehrere Hoffräulein der Königin waren auf einem Spaziergange vor den Thoren von Damiette am hellen Tage entführt worden. Faſt jeden Morgen fand man angeſehene Krieger in ihren Zelten von unbekannter Hand erdolcht. Unſichtbare Mörder waren bei Nachtzeit in das Zelt des Bannerherrn von Courtenay gedrungen; man fand den Ritter ohne Haupt in ſeinem Blute; in der Bruſt der am Eingange aufgeſtellten Schildwacht ſteckte ein arabiſcher Dolch. Gewöhnlich ſetzte man alle dieſe Thaten auf Rechnung der Aſſaſſinen, welche ſeit längerer Zeit ſchon mit den Templern wegen einiger Veſten, ſo die letztern in der Gegend des Libanons beſaßen, in Fehde lebten, und ſo war es kein Wunder, daß die Anführer des Kreuzheeres mit dieſem Gebirgsvolke vor Allem einen ſichern Frieden zu ſchließen trachteten.

Gegen Ende des Junimonats hatte ſich das chriſtliche Lager, umgeben von mächtigen Verſchanzungen, ſchon ungemein erweitert. Der rechte Flügel deſſelben lehnte ſich an den Nil, der linke endete in der Entfernung einer Stunde in dem flachen Gelände. Auf dem erſtern — dem gefährlichſten, wegen der nahen feindlichen Barken, und alſo dem Ehrenpoſten —

lagerten die Tempelherren unter ihrem Großmeiſter, Wilhelm von Sannac, und eine Poſtenkette der Turkopolen, wie man die leichte Reiterei des Ordens nannte, bewachte in der Entfernung dreier Pfeilſchüſſe die Außenſeite ihres Lagers.

Wir finden in der Nacht des 30. Juni eine dieſer Feldwachen, wie man ſie in der Kriegerſprache unſerer Zeit nennen würde, ein Häuflein von etwa zwanzig Pferden, auf einem, von einer einzelnen Dattelpalme gekrönten, dicht an dem Ufer des Nils gelegenen Hügel aufgeſtellt. Die Hitze des Tages hatte ziemlich nachgelaſſen, und Mond und Sterne erleuchteten die Gegend mit einer Klarheit, von der ſich der Nordlandsbewohner kaum einen Begriff zu machen im Stande iſt. Weit und breit herrſchte eine Todtenſtille, und deutlich hörte man, ſobald ein leiſer Luftzug daherſtrich, das Aneinanderſchleifen der ſchilfartigen Blätter der Papyruspflanze, welche in großen Maſſen die ſumpfigen Ufer des ſich langſam daherwälzenden Fluſſes kränzte. Da die Mondeshelle erlaubte, jeden Stein der flachen Gegend, jede einzelne der leicht gekräuſelten Wogen, auf denen der Stral des Mondes zitterte, in großer Weite zu überſchauen, ſo war die Mannſchaft des wachthaltenden Haufens bis auf einige Wenige abgeſeſſen, und auch der Anführer des Trupps hatte, einige Schritte von ſeinen Untergebenen entfernt, am Fuße des Palmbaums in halb ſitzender, halb liegender Stellung Platz genommen. Der Ritter — es war ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren — ſchien ſeinem Aeußern nach dem Tempelorden anzugehören; doch widerſprach dieſem das auf dem Leinenmantel, der die leichte Rüſtung barg, mangelnde rothe Kreuz. Der ſchwere, hochbefiederte Eiſenhelm ruhte an des Jünglings Seite, und nur die dunkeln Locken beſchatteten noch einigermaßen das, ſonſt vom Mondſtral hell erleuchtete Antlitz des jungen Mannes, welches franzöſiſche, ſcharfe, dabei aber ungemein edel gebildete Züge zeigte. Das große ſchwarze Auge des Ritters, das der Ausdruck eines tiefen, faſt bis zur Traurigkeit geſteigerten Ernſtes deckte, war auf einen zur Seite des Jünglings ſitzenden Mönch gerichtet, der, wie es ſchien, mit vieler Zufriedenheit den Inhalt einer mächtigen Kürbisflaſche verſuchte. Das Geſicht des Paters, welcher beinahe über die Mitte des Lebens hinaus war, erſchien in der Form des Vollmonds, und eine ganz beſondere ſelbſtgefällige Behaglichkeit war über die, einen deutſchen Urſprung verrathenden Züge des Mannes ausgebreitet. Das in der Gegend der linken Schulter auf die dunkelbraune Kutte geheftete rothe Kreuz bezeugte, daß der, übrigens ſo freundlich ausſehende Pater die Beſchwerden eines Feldzugs im Orient nicht geſcheut.

„Eine angenehme Gottesgabe!“ hob nach Verlauf einer langen Pauſe, in welcher er die Quantität des Reſtes in der Flaſche durch Schütteln erkundet, der Mönch zu ſprechen an. „**Verum donum Dei!** und das alte Sprichwort: **Vinum delectat** und ſo weiter, wohl anzuwenden! Auch kann man ſich, da dieſer Wein, wie mir der dicke Provinzial — Ihr kennt ihn ja, ein hochverehrter Mann und ſtarker Lateiner — verſichert, auf paläſtiniſchem Grund und Boden gewachſen, bei deſſen Genuſſe allerhand gottſelige Gedanken machen. Bei alle dem ziehe ich den Wein des Rheingaues, ſowie ich ſolchen noch vor Jahresfriſt in meiner Vaterſtadt, dem edeln Straßburg, getrunken, dieſem Gewächs, welches ich jedennoch nicht verachten will, bei weitem vor. — Doch, lieber Erard, wo bin ich ſtehen geblieben?“

„Als Ihr hörtet —“ entgegnete der Ritter.

„Ja,“ ſprach der Mönch, „als der Marſchall Renaud de Vichiers mir erzählte, daß Erard de Severy aus Akkon angekommen, ſo könnt Ihr denken, daß Pater Jean de Vaſſey nicht eher Ruhe fand, als bis er ſeinen Zögling aufgeſucht. — Beiläufig dürft Ihr

Euch nicht wundern, daß ich den Namen Johannes Waſſe in Jean de Baſſey umgewandelt. Da ich aus dem Dienſte des Seneſchalls, wie ich Euch bereits erzählt, in den des Patriarchen übergegangen, ſo glaubte ich dieſes, um des Decorums willen, nicht unterlaſſen zu müſſen. Es klingt beſſer und koſtet nichts. — Aber Ihr lächelt, Erard! Nun ſeht, mein, wie ich gern geſtehe, geringes Ingenium hat mich auf einen nicht eben niedrigen Punkt geſtellt. Meine Latinität, über die Ihr Euch — als Ihr, zuerſt dem geiſtlichen Stande beſtimmt, gleich einem Bücherwurm in den Alten wühltet — oft luſtig gemacht, ſie iſt es, die mich zu Ehren bringt. Mein Küchen- und Mönchslatein, wie Ihr es oft genannt, es könnte mir, ſo Gott will, wol noch zu Stab und Inful helfen. — Hic video te quassare caput, et audio te dicere: Hoc mihi est nimis rotundum, und gern glaube ich es Euch. Hört aber nun den Grund, worauf ich meine Hoffnung baue, ſowie die Erzählung der Gelegenheit, bei welcher ich in des Patriarchen Dienſt gekommen und ſo zu ſagen deſſen rechte Hand geworden. Der Erzbiſchof, Ihr wißt es, iſt ein wegen ſeiner Gelehrſamkeit berühmter Mann, homo, qui totum Ciceronem imbiberat, ſo zu ſagen. Was aber kann ihm dies Alles helfen?

Von zehn Klerikern verſteht nicht Einer ſein Ciceronianiſches Latein. Seine Hirtenbriefe bleiben ungeleſen und unbefolgt. — Neulich verſammelte er den ganzen Klerus des Heeres: Italiener, Deutſche, Griechen und Franzoſen. Der gute Herr ſprach ſich ganz heiſer über das Sittenverderbniß. Was war die Folge? Der Prior von Laon, welcher glaubte, er habe uns lauter Lobſprüche beigelegt, ſtand auf, ſich im Namen unſer Aller zu bedanken, und der Propſt von Akkon, ſo neben mir ſtand und Einer von den Wenigen war, die ihn begriffen, ſchlug ein Schnippchen, indem er leiſe zu mir ſagte: Habet bene loqui! Sedet in calido, et scit diabolum, ubi honestum monachum calceus premat! — Ihr könnt denken, daß der Patriarch über die Dankſagung des guten Priors nicht wenig betroffen war. Als nun der Hochwürdige mich deſſelben Tages bei meinem Herrn, dem Seneſchall von Joinville, ſah und fand, daß ich außer gründlicher Kenntniß der mit Recht in den Klöſtern üblichen Latinität auch in der Ciceronianiſchen nicht ganz unbewandert ſei, ſo geruhete er nach eingezogener Erkundigung über meinen Wandel, mich bei der Hand zu faſſen, und ſagte: Tu vales ad nihil in mundo; sed in Latino culinario stabis tuum virum. Du ſollſt mein Secretair ſein! —

Und ſomit bin ich mit Zuſtimmung des Seneſchalls denn dies geworden.“

„Hat er gealtert, der Seneſchall?“ fragte der Ritter mit einem Ausdruck, der auf ſchmerzliche Erinnerungen deutete.

„Nicht eben bedeutend,“ entgegnete der Mönch. „Er iſt noch ganz derſelbe, wie Ihr ihn vor drei Jahren verlaſſen: kräftig, obwol beinah ein Greis, rauh, ſtolz und kühn, doch groß und edelmüthig.“

„So war er, ja!“ erwiderte der Ritter mit tiefen Seufzern.

„Ach, lieber Erard!“ hob der Mönch, nachdem er noch einmal der Kürbisflaſche zugeſprochen, als wie im Gedenken der Vergangenheit befangen an; „ach, hätte doch Ritter Humbert, Euer ſeliger Herr Vater — sit illi terra levis — manchmal auf Eurer Mutter und meine Ermahnungen gehorcht! Hätte er an Pracht und Aufwand es nicht ſeinem Lehnsherrn, dem Seneſchall, zuvorthun wollen, Ihr ſäßet heute auf Severy und wäret ein reicher Erbe.“

„Reich vielleicht,“ entgegnete Erard mit dumpfem Tone, „doch glücklich nicht.“

„Es war doch eine ſchöne Zeit auf Burg Severy!“ fuhr der Mönch, die Rede des Ritters überhörend, fort. „Ich meine nicht den Saus und Braus, ich meine die ſtillen Intervallen, welche freilich ſelten genug warn. Ihr, Erard, waret mein Lieblingsſchüler, denn Euer älterer Bruder wollte nichts von Wiſſenſchaften hören. Schade, daß dieſer auch ſo früh dahinſtarb, und Ihr die angetretene Bahn als einziger männlicher Sproß verlaſſen mußtet. Ihr wäret ein Licht der Kirche worden. — Ja, wie geſagt," ſprach der Pater nach einer Pauſe, in der er mit dem langen Ermel ſich eine der Erinnerung geweihte Thräne aus dem Auge wiſchte, „noch immer erinnere ich mich mit einem gewiſſen Heimweh jener Tage! Wißt Ihr wohl noch, wie lieblich es in jener Laube war, in welcher ich Euch an heitern Tagen in litteris unterrichtet? Man konnte aus dem grünen Kämmerlein die freundliche, geſegnete Gegend von Joinville überſchauen. Nun, meine alten Augen werden jene freundlichen Gefilde wohl niemals wiederſehn! Fuit Ilium! lieber Erard. — Und wenn wir dann," fuhr Pater Johann wehmüthig fort, „dort etwas länger als gewöhhlich uns verweilt, ſo ſchickte Ritter Humbert nach mir, dem Hauscaplan. Ich wußte dann ſchon, daß Pater Anaſeſtus, der Prior aus Joinville, angekommen, und es wurde in dem kleinen Erkerſtübchen manch guter Trunk gethan und ein vernünftig Wort geſprochen. Nun, auch der gute Anaſeſtus iſt dahin! Als ich bald nach dem Tode Eures Vaters und auf Befehl des Seneſchalls, Eures Vormundes, in deſſen Dienſte ich getreten, nach Strasburg reiſte um dort wo möglich, den Gläubigern Ritter Humbert's etwas abzudingen, erhielt ich den letzten Brief des guten Priors. **Mitte mihi** ſchrieb er, **propediem octo paria hillarum crepantium; nam sine his non possum extenere.** — Ach, lieber Gott! er hat die Knackwürſte nicht mehr gekoſtet; ſie kamen grade zu ſeiner Leichenfeier!"

„Wart Ihr," fragte Erard, „ſeit jener Zeit noch einmal auf Severy?"

„Bewahre," entgegnete der Mönch. „Die Erinnerungen hätten allzuſchmerzlich mich beſtürmt. Was ſollte ich auch in der unbewohnten, öde ſtehenden Burg?"

„Ich war dort!" ſprach der Jüngling mit ſchmerzlich-bitterm Tone. „Ich war dort an jenem Unglückstage, an welchem ich Joinville verließ, um mich nach Paläſtina zu begeben. Ich wollte die alte Halle, die mich gebar, die Burg, in welcher mein Geſchlecht dreihundert Jahre gehauſt, den Garten, jedes Fleckchen, ſo mir in meinen Kinderjahren theuer war, bevor ich auf ewig von ihnen ſchiede, noch einmal wieder ſehn; ich wollte Abſchied nehmen! — Johannes,“ ſchloß der Ritter mit bitterm, wildem Lachen, „Ihr nanntet den Steinhaufen unbewohnt! Ich fand ihn nicht ſo; im Gegentheil, es war Alles recht munter und belebt. In den Hallen, welche oft nicht die Menge der Gäſte faſſen konnten, tönte der Flügelſchlag des Raubvogels; ſein ſchrillender Ruf erſetzte den Lärm der Geiger und Pfeifer. Aus jener von Euch erwähnten Laube führte das wilde Huhn die in dem kniehohen Unkraut ausgebrüteten Jungen mir entgegen. Auf der faulenden Zugbrücke heulte ein einſamer Fuchs.“

Schweigend, und doch, als wolle er den Ritter bitten, in ſeiner Schilderung aufzuhören, reichte der Mönch dem Jünglinge die Hand, während einige Thränen ihm über die dicken Wangen rollten.

„Ich habe,“ ſprach nach langer Pauſe Pater Johann, „obwohl ich mich über meinen ehemaligen Herrn, den Seneſchall, keineswegs beklagen kann, doch ſeit dem Tage, an welchem Ritter Humbert begraben wurde, keine Stunde erlebt, die mit jenen auf Severy verglichen werden könnte; es müßte denn etwa der Augenblick ſein, an dem vor vier Jahren Blanka, des Seneſchalls ſchöne Tochter, am Tage des Turniers, als Ihr den Ritterſchlag erhalten, die goldnen Sporen und die von ihrer Hand geſtickte

Schärpe Euch überreichte. Aller Augen waren voll Theilnahme auf Euch gerichtet; und als Ihr beim Empfange der Kleinodien vor dem Fräulein Euch auf ein Knie darnieder ließet, hörte ich die Herzogin von Bourgogne deutlich zu der Marquiſe von Evreux ſagen: Welch ſchönes Paar! Schade, daß der junge Mann ein Vaſall iſt, ein Lehnsträger des Seneſchalls!"

„Ich bitte Euch, ſchweigt!" ſprach, ſchmerzlich berührt, der Jüngling, indem er ſich in ſichtlicher innerer Bewegung feſter in den Leinenmantel hüllte.

„Der Seneſchall," fuhr Pater Johannes im Plaudern fort, „hätte, als Euer natürlicher Vormund, als Euer Lehnsherr, bei ſeiner Macht und großem Reichthum auch mehr für Eure Zukunft ſorgen können, als er gethan. Es war nicht edel, Euch gleichſam ſo in die Welt hinauszuſtoßen."

„Ich kann mich," entgegnete Erard, „nicht über ihn beklagen; er handelte ganz ſeinem Charakter angemeſſen. Obgleich er niemals meines Vaters Freund war, nahm er dennoch nach deſſen Tode mich, den Verlaſſenen, auf. An ſeinem Hofe erlangte ich Unterricht im Ritterweſen, und wenn er ſtets auch ſich mir von der Seite des ſtolzen Gebieters nur gezeigt, ſo hat mir dennoch niemals etwas gemangelt. Jedes Jugendvergnügen, die Unterweiſung in ritterlichen

Uebungen, Ihr wißt es ja, ich theilte ſie mit ſeinem eignen Sohne, dem guten Balduin, welcher in der Blüte der Jahre ſtarb. — Einmal nur — doch dann, wie ſchrecklich — ließ er mich meine Lage fühlen. — Ach, guter Johannes, wie hätte ich den Grafen lieben wollen! Er wollte nur geehrt ſein.“

„Ich war,“ ſprach Pater Johann, „grade auf einer Wallfahrt zu unſer lieben Frau von Laon, als Ihr Joinville ſo ſchnell verließet. Ihr könnt Euch mein Erſchrecken denken, als ich von Euch nichts als ein Brieflein fand. Niemand wollte mir über die Urſache Eurer Entfernung Auskunft geben. In Beiſein des Herrn wagte es Niemand, Euren Namen nur zu nennen. Ihr ſelbſt hattet mir keine Gründe angegeben, und leiſe ziſchelte man ſich in die Ohren, es habe der Seneſchall ein Liebesverſtändniß zwiſchen Fräulein Blanka und Euch entdeckt.“

„Wer wagte dies zu behaupten?“ rief Erard heftig. „Mit Schwert und Dolch will ich noch heute ihm das Gegentheil beweiſen.“

„Nun, nun!“ erwiderte der Pater. „**Possem nomina citare, sed nolo pungere in nidum vesparum.** Was iſt es denn auch weiter? Ihr wart Beide jung, ſaht Euch täglich, und ſo konnte ſchon etwas dergleichen ſich ereignen. Ich könnte aus meiner eignen Jugendgeſchichte etwas Aehnliches anführen — in allen Züchten und Ehren verſteht ſich. — **Sed volo ab hac materia defringere, quia nullas aures habes pro tam terrestribus querelis.**"

„Blanka," ſprach der Jüngling tief bewegt, „iſt ein Engel an Unſchuld und Seelenreinheit; doch warum ſollte ich die Gefühle des Jugendherzens — mir ſelbſt noch theuer, wenn der Leinenmantel mit dem rothen Kreuze das letztere gleich einem Leichentuche auch ewig decken wird — ſchnöde und feig verleugnen? — Ja, Johannes, ich habe das Mädchen unausſprechlich, ich habe Blanka mit aller Seelenkraft geliebt! Doch — und ich ſchwöre es bei Gott und Ritterehre — niemals kam ein Wort von Liebe über meine Lippen. — Bei alle dem," fuhr Erard gefaßter fort, „ſpreche ich mich nicht frei von aller Schuld; ich habe meine Gefühle vielleicht nicht ſo verborgen, als ich geſollt. Mögt Ihr indeſſen, damit Ihr mich nicht für ſchlimmer haltet, als ich geweſen, die Gründe meiner Entfernung von Joinville wiſſen. Wie Euch bekannt iſt, hatte damals der Herzog von Bourgogne ein Turnier zu Dijon ausgeſchrieben. Der Graf erlaubte mir, dahin ihn zu begleiten. Wenige Tage vorher — es war am Morgen meines ſo unglücklichen Geburtstages — traf Blanka mich im Garten.

Erröthend zog das Fräulein eine Schärpe mit ſchöner Stickerei, und von den Farben meines Wappens, aus ihrem Körbchen. — Nehmt ſie, Erard, ſprach das Mädchen, und ſchmückt Euch damit zu Dijon. — Ueberwältigt von Gefühlen ſank ich vor Blanka auf die Knie, und ſprachlos drückte ich bald die Schärpe und bald die Hände des Mädchens an meine Lippen. Ein Schrei aus Blanka's Munde erweckte mich erſt aus dem Taumel: der Seneſchall ſtand mit zornglühendem Geſicht an unſerer Seite. -- Fort! rief er dem erblaſſenden Mädchen zu; fort auf dein Zimmer! Wenn der niedere Dienſtmann ſich an die Tochter ſeines Herrn wagt, ſo trägt die Niedrigdenkende den größern Theil der Schuld! Euch, Ritter, ſetzte er kalt hinzu, erſuche ich, noch heute Joinville zu verlaſſen. — Mit Verachtung kehrte er mir den Rücken."

„Und warum ſuchtet Ihr nicht das Misverſtändniß aufzuklären?" fragte der Mönch.

„Ich that es ſchriftlich," erwiederte Erard; „doch dann erſt, als ich Joinville verlaſſen hatte."

„Da Ihr ſo eben erſt aus Syrien angekommen," ſprach Pater Johann, „ſo habt ihr den Seneſchall noch nicht geſehn. Ihr werdet ihn gewaltig verändert finden. Das Unglück mit dem Fräulein hat den ſtolzen Alten gar ſehr gebeugt."

„Welch Unglück?" fragte Erard. „Ich weiß von nichts."

„Ihr wißt es nicht?" entgegnete der Mönch betroffen. „Nun, ſo wollte ich, daß ich es nicht geweſen wäre, der dieſe Nachricht Euch gebracht."

„Ich bitte Euch, ſprecht!" rief Erard mit ängſtlicher Theilnahme.

„So viel," ſprach Pater Johann, „wird Euch bekannt ſein, daß Fräulein Blanka unter den Damen ſich befindet, welche die Königin hierher begleiteten. — Nun dann, ſo wundert es mich, daß Ihr es nicht erfahren, wie unſer unglückliches Fräulein neulich nebſt einigen andern Damen vor den Thoren von Damiette von einer herumſtreifenden Sarazenenbande entführt worden."

„Es kann nicht ſein!" rief mit Entſetzen der Ritter, indem er ſich in die Höhe richtete. „Es wäre allzuſchrecklich."

„Schrecklich," entgegnete der Mönch, „doch leider allzugewiß. — Wie man ſagt, geht morgen der Patriarch nach Syrien ab, um mit den Aſſaſſinen einen Frieden zu unterhandeln; der Seneſchall will ihn begleiten, dieweil es heißt, daß die Frauen in die Hände jenes Volks gefallen. Er will verſuchen, durch Gold und Schätze die Befreiung derſelben zu bewirken."

Eben wollte der Ritter etwas der Rede des Mönchs entgegnen, als langſam von der Seite des Lagers her zwei Bewaffnete ſich nahten, zuerſt verſchiedene Male als wie verſunken in den Genuß der ſchönen Mondnacht am Ufer des Fluſſes ſtehen blieben und endlich zu unſern Bekannten traten. Beide Fremde waren Männer von einigen dreißig Jahren, doch ſchienen ſie um etliche Jahre im Alter verſchieden. Die Rüſtung, welche ſie vom Haupt bis zu den Zehen deckte, deutete auf ritterlichen Stand; beſonders war der jüngere der Fremden nach der Mode damaliger Zeit ſehr elegant mit einem Kettenpanzer, deſſen Ringe wie Silber im Mondſchein glänzten, angethan, auch ſchwankte ein Wald von weißen Federn auf dem geöffneten Helme. Der ältere der Unbekannten trug einen dunkeln Harniſch, welcher bloß durch eine blendend weiße Schärpe ſowie durch das auf die Schulter geheftete rothe Kreuz von ziemlich beträchtlicher Größe in etwas verziert erſchien. Das über den Kragen des Bruſtharniſches hervorſtehende Haarhemd, der ungeſchorene Bart, die Demuth, mit welcher der Ritter den weiten Aermel des Pater Johann mit ſeinen Lippen berührte, während dieſer mit vielem Anſtand die Benediction ertheilte, deuteten auf keinen geringen Grad von Frömmigkeit. Die

Züge der Fremden waren kühn und edel; auch ſah man in ihnen eine gewiſſe Familienähnlichkeit, ſo viel nämlich das nur wenig aufgezogene Viſir und der beſchattende Helmbuſch dergleichen Bemerkungen zu machen erlauben wollte. Sehr auffallend war es unſerm *Bekannten*, daß der Ritter im Silberharniſch, deſſen Benehmen ſonſt ein beſonderes Gepräge von Hochmuth trug, gegen ſeinen einfach gekleideten Gefährten eine an Unterwürfigkeit gränzende Aufmerkſamkeit zeigte.

„Eine ſchöne Mondnacht!“ ſprach freundlich der ältere der Unbekannten zu Erard, als er den Segen des Mönchs empfangen. „Wenn Ihr es erlauben wollt, ſo genießen wir dieſelbe noch einige Augenblicke in Eurer Geſellſchaft.“

Mit leichter Verbeugung rief Erard den Wappnern zu, einige Decken herbeizubringen, und der Ritter im Silberharniſch breitete eine davon ſeinem Gefährten unter und nahm dann auf der andern Platz, nachdem er die Kürbisflaſche des Mönchs, die ihm dieſer, den Inhalt deſſelben anrühmend, dargeboten, ohne weitere Dankſagung mit einem Winke der Hand zurückgewieſen.

„Ihr ſeid vom Tempel?“ fragte er nach einer Pauſe, in welcher er den ſtolzen Blick von Erard auf die Reiſigen gleiten laſſen. — „Warum tragt Ihr das rothe Kreuz nicht auf dem Mantel?“

„Schon ſeit Jahresfriſt,“ entgegnete der Jüngling, „diene ich dem Orden; doch habe ich die Weihe deſſelben noch nicht erhalten.“

„Sonderbar!“ ſprach der Vorige in wegwerfendem Tone; „der Orden iſt eben ſonſt nicht ſcrupulös in der Wahl ſeiner Glieder.

„Ihr würdet Euch irren, Ritter,“ entgegnete Erard mit einiger Empfindlichkeit, „wenn Ihr meiner Nichtaufnahme etwa Gründe unterlegen wolltet, welche auf meine Ehre einigen Schatten werfen könnten. Der Tempelmeiſter Wilhelm von Sannac iſt mein Oheim; ich bin der Letzte meines Stammes, und er will nicht, daß man dem Sohne ſeiner Schweſter das erloſchene Wappenſchild in die Gruft mitgeben ſoll. Seit Kurzem zeigt derſelbe ſich meinen Bitten indeß geneigt, und nach Beendigung des Feldzuges erwarte ich die Aufnahme.“

„Befindet Ihr Euch ſchon lange im Morgenlande?“ fragte der ältere Fremde.

„Seit einem Jahre etwa!“ erwiederte Erard. „Der Komthur Malateſta befehligte an der Grenze des Aſſaſſinenlandes; ich führte unter ihm ein kleines Geſchwader der Turkopolen.“

„Kennt Ihr die Wege von der Küſte Syriens bis in das Innere der Gebirge?“ fragte der Vorige weiter.

„Ziemlich genau,“ entgegnete der Ritter. „Der zwiſchen uns und jenem Volke beinahe fortwährend geführte Krieg lehrte uns wider Luſt und Willen faſt alle Schluchten der Gebirge kennen.“

„Das läßt ſich denken!“ bemerkte der jüngere Unbekannte mit kaltem, ironiſchem Lächeln. „Auch ſtehen, wie man allgemein behauptet, die Tempelherren in häufigem Verkehr mit den verſchiedenen Sarazenenſtämmen, ſodaß wol leichtlich zu ermeſſen, daß auch die Wege in das Land der Aſſaſſinen ihnen nicht unbekannt geblieben.“

„Ich weiß,“ entgegnete Erard ernſt, „von keinem Verkehr als jenem, welcher mit dem Schwert geführt wird, und meint Ihr dieſen, ſo könnt Ihr Recht haben. — Mich führte er faſt bis an das Thor von Maszyad, wo mir vor Kurzem erſt ein höchſt denkwürdiges Ereigniß begegnete, das zu der Kenntniß jenes merkwürdigen Volkes wol einen Beitrag liefern könnte.“

„Ganz recht!“ fiel Pater Johann dem Freunde in die Rede. „Der Presbyter Eures Ordens erzählte mir davon, als ich mich nach Euch erkundigte.“

„Darf ich Euch bitten?“ ſprach der ältere Fremde.

„Ich machte auf Befehl des Komthurs,“ begann Erard ſich verneigend, „einen Streifzug in die Gebirge. Da mein aus zwanzig Mann beſtehendes Häuflein ziemlich gut beritten war, wagte ich mich auf abgelegnen Pfaden bis Angeſichts der Feſte, auf welcher der ſogenannte „Alte vom Berge“ hauſt. Es war ſchon längſt mein ſehnlicher Wunſch geweſen, die Felſenburg zu ſehen, von welcher ſo viel unſinnige Gerüchte im Schwange ſind. Wir hatten von einem wenig bemerkbaren Platze aus das Felſenneſt eine gute Zeitlang angeſtaunt; die Sonne ging eben auf — wie Ihr leicht denken könnt, hatten wir zu dem gewagten Ritt die Nacht erwählt — und eben begaben wir uns auf den Rückweg, als das Thor der Burg ſich öffnete, und ein kleines Häuflein der Heiden ganz ſorglos herniedertrabte. Wir ſahen gleich, daß hier ein Fang zu machen ſei, und ſtürzten uns, als ſie in unſerer Nähe waren, mit Blitzesſchnelle auf dieſelben. Die Aſſaſſinen kämpften wüthend, doch bald erlagen ſie unſerer Uebermacht; Einer fiel lebend in unſere Hände, Zwei entkamen, die Andern wurden getödtet. Eben kam ich von der Verfolgung der beiden Entflohenen zurück, als ich bemerkte, daß einige meiner Söldner ſich in Bereitſchaft ſetzten, den Gefangenen, den ſie bereits einiger Koſtbarkeiten beraubt, niederzumetzeln. Natürlich trieb ich die Elenden mit guten Schwerthieben zurück und brachte den Heiden — welcher ein ſchöner junger Mann, wahrſcheinlich auch ein Häuptling war — auf unſere Feſte. Der Komthur Malateſta gewährte hier dem Gefangenen ritterliche Haft in einem über einem Abgrunde gelegenen Thurme, in dem ein ziemlich gutes Zimmer war. Doch — könnt Ihr glauben? — nach wenig Tagen war unſer Gefangener auf eine unbegreifliche Art verſchwunden. — Mehre in dem Abgrunde liegende Körper bezeugten, daß es, obwohl mit vieler Aufopferung, endlich dennoch einer Rotte Aſſaſſinen gelungen war, den für unerſteiglich gehaltenen Abhang zu erklimmen und den Häuptling zu befreien. — In der Zelle des Gefangenen befand ſich ein mit flüchtigen Zügen beſchriebener Zettel und dieſer Demant.“ Hier zog Erard einen Ring hervor, welchen er dem ältern Fremden zur Anſicht reichte. — „Der Aſſaſſine dankte mir in erſterm für die Rettung ſeines Lebens [illegible] bat mich, den Edelſtein zum Pfande zu behalten, daß Jeder ſeines Volkes ſich glücklich ſchätzen werde, nach Anſicht dieſes Ringes einen von mir geäußerten Wunſch, wenn deſſen Gewährung in ſeinen Kräften ſtehe, mit Freuden zu erfüllen. — Ich werde," ſchloß Erard, „das Kleinod ſo lange zum Andenken behalten, bis ich als Templer das Gelübde der Armuth abgelegt, dann aber zu Ehren unſerer Frau von Sidon ein ewiges Licht in deren Kirche ſtiften."

„Euer Vorſatz," ſprach der ältere Fremde, indem er den Ring zurückgab, „iſt gar fein und löblich; auch dürfte, wenn Ihr einen redlichen Käufer findet, noch der Betrag für einige hundert Meſſen wol übrigbleiben, dieweil der Stein ſehr koſtbar. Es ſcheint, es war der Heide von hohem Range."

„Dies ging aus ſeinem Aeußern nicht hervor," ſprach Erard. „Er war gekleidet wie die Andern, fein und reinlich, doch koſtbar nicht. Sein Kleid war weiß, der Turban grün; der Säbel freilich war reich verziert; ich habe ſolchen dem Komthur geſchenkt."

„Meint Ihr," fragte der Vorige, „daß ein kleiner Trupp von Sidon aus bis zu dem Fürſten der Aſſaſſinen gelangen könnte, ohne von den ſtreifenden Horden Thuranſchah's gefangen zu werden?"

„Warum nicht?" erwiederte Erard. „Es kommt bloß darauf an, daß Jemand, der die verborgenen Pfade des Gebirges hinlänglich kennt, mit der Führung des Haufens beauftragt wird. Die Beduinen

Thuranſchah's wagen ſich nicht leicht in das Gebiet der Aſſaſſinen."

Leiſe und ehrerbietig ſprach jetzt der Ritter im Silberharniſch einige Worte in das Ohr ſeines Gefährten, welche dieſer erwiderte. Beide erhoben ſich ſodann und gingen, der Aeltere, nachdem er ſich gegen den Mönch verbeugt und Erard mit den Worten: „Gute Wacht!" die Hand geſchüttelt, der Jüngere aber, nachdem er nur leicht mit dem Haupte genickt langſam, wie ſie gekommen waren, dem Lager zu.

Der Ritter und ſein Freund erſchöpften ſich in Muthmaßungen über Namen und Stand der Fremden; beſonders konnte der Mönch ſich über dieſen Gegenſtand um ſo weniger beruhigen, als, wie er behauptete, beide Unbekannte ihm ſchon öfter zu Geſicht gekommen ſein müßten. — Die Nacht verging den Freunden endlich vollends in der Erinnerung vergangener Zeiten und unter Wechſelgeſprächen, die wir dem günſtigen Leſer um ſo leichter vorenthalten zu können glauben, weil dieſelben von Seiten des Paters größtentheils in jenem ihm ganz beſonders geläufigen Latein gehalten wurden, von welchem wir bereits einige Proben mitgetheilt.

Der Mönch hatte ſich ſoeben entfernt, die Sonne ſtieg am Horizonte auf, und Erard war beſchäftigt, einige der am beſten berittenen Reiſigen ſeines Haufens auf Kundſchaft nach der feindlichen Seite zu entſenden, als ein junger Tempelherr eilig über das Blachfeld dahertrabte und in der Nähe des Hügels vom Roſſe ſprang, indem er den Zügel des letztern einem Wappner zuwarf.

„Mich ſendet,“ ſprach derſelbe, Erard unter den Arm faſſend und ihn einige Schritte abſeits führend, „der Hochwürdige. Ich ſoll, befahl er, Euren Poſten übernehmen, dieweil der König Euch zu ſprechen verlange. Ihr könntet, ſagte er, Euch augenblicklich in Seiner Gnaden Zelt verfügen; er, der Meiſter, werde auch dort zugegen ſein.“

„Es iſt ein Irrthum, Bruder!“ entgegnete Erard befremdet. „Der König kennt meinen Namen nicht einmal.“

„Das kann wol ſein;“ erwiederte der Andere. „Euer Name wurde auch nicht genannt. Der Kämmerling, der die Botſchaft brachte, fragte nach dem Ritter, welcher dieſe Nacht den äußerſten Poſten der Turkopolen am Ufer des Nils befehligt habe; Ihr ſeht alſo, daß Niemand anders als Ihr ſelbſt gemeint ſein kann.“

Ungläubig den Kopf ſchüttelnd, übergab Erard dem Tempelritter ſeine Schar und ſprengte ſodann in vollem Roſſeslaufe nach dem Lager.

Derjenige Theil deſſelben, welchen wir in der Kriegsſprache unſerer Tage das Hauptquartier nennen wollen, bildete ein für ſich beſtehendes, dem erſten Anblicke nach ziemlich impoſantes Ganze. Den Gebräuchen jetziger Zeit entgegen, waren die prachtvollen Zelte des Königs und der übrigen Heeresfürſten vor der Fronte des Lagers aufgeſchlagen. Fahnen von allen Farben, unter denen die ſchwarz und gelbe von Morea ſowie die weiß und rothe von Burgund beſonders hervorleuchteten, weheten von den bunten, mit goldenen Kugeln und Wappenſchildern geſchmückten Leinenhäuſern; alle aber überragte die große weiße, mit goldnen Lilien beſäte Fahne von Frankreich. Sie flatterte auf dem Gipfel des koſtbaren, vielfarbigen, aus langen Streifen zuſammengeſetzter Seidenſtücke beſtehenden, in der Morgenſonne ſchimmernden königlichen Zeltes. Eine Schar Hellebardierer in köſtlichen, von Gold und getriebener Arbeit ſtarrenden Harniſchen war vor dem Eingange des Zelts in zwei, durch eine Intervalle getrennte Linien aufgeſtellt. In der Mitte derſelben wehte, von zwei eisgrauen Rittern mit gezogenen Schwertern bewacht, über einer aus Harniſchen, Lanzen und

Schilden gebildeten Trophäe ein, dem Aeußern nach unſcheinbarer, doch in der Geſchichte jener Zeit höchſt merkwürdiger Wimpel. Es hatte derſelbe ganz die Geſtalt einer durch Alter unanſehnlich gewordenen Kirchenfahne. Von dem Gipfel der hohen, blos mit einem Kreuz verzierten Stange hing die kaum ellenbreite Flagge von verſchoſſenem orangefarbenen Seidenzeuge. Franzen von grüner Seide bekränzten das Fähnlein, ſeine Mitte ſchmückten goldne Feuerflammen. — Wer hätte in dieſer veralteten Flagge das Palladium eines der erſten Reiche der Chriſtenheit erkennen können? — Es war die heilige Oriflamme Frankreichs.

Die Teppiche die den Eingang des großen, in mehre Gemächer abgetheilten königlichen Zeltes deckten, waren zu beiden Seiten zurückgeſchlagen, und zwei Hofbeamte, deren lange ſilberne Stäbe ſie als Ceremonienmeiſter kenntlich machten, wieſen Jeden unerbittlich zurück, welcher nicht durch ſeinen hohen Rang oder durch ausdrücklichen Befehl zu der eben ſtattfindenden Audienz berufen war. Nur mit Mühe gelang es Erard, ſich durch das Gefolge der in dem Königszelte befindlichen Großen bis zu dem Eingange des letztern Bahn zu machen. Hunderte von Geharniſchten erfüllten den Platz zwiſchen den Reihen der

Hellebardierer und dem Zelte. Federn, Schärpen, Wappenröcke von allen Farben wogten durcheinander; ebenſo verſchieden waren die Formen der Rüſtungen und Waffen. Hier ſah man an der Seite eines rieſengroßen, bis an die Zähne in blanken Stahl gehüllten Burgunders den zierlich in ein Panzerhemd von fein verſchlungenem Silberdraht gekleideten Griechenritter. Der Starke ſchien lächelnd das krumme leichte Schwertchen des Griechen zu beſchauen und ſchüttelte ungläubig das Haupt, als dieſer mehr durch vielfältige Geſticulationen als durch Worte ihn zu bedeuten ſuchte, daß die unſcheinbare Waffe Eiſen wie Holz durchſchneide und eines jener berühmten Schwerter ſei, welche man nur in Damascus zu verfertigen verſtehe, und die deshalb faſt mit Golde aufgewogen würden. — Wenig Schritte von den Vorigen befand ſich eine zahlreiche Gruppe bedächtiger Deutſchen. Sorfältig verglichen ſie die Vorzüge des deutſchen Vaterlandes mit dem ihnen wegen ſeiner Fruchtbarkeit ſo angerühmten ägyptiſchen Delta. Einſtimmig waren ſie der Meinung, daß jene Beſchreibungen übertrieben geweſen wären, wenigſtens ſo lange zu bezweifeln ſtänden, bis man nahmhafte Verſuche gemacht, ob auch der Weinſtock ſich an den Ufern des Nils acclimatiſiren laſſe. — Weniger rudig unterhielten ſich die in zahlloſer Menge umherwandelnden Franzoſen und Italiener. Nur das donnernde „Silence, Messires!“ der Ceremonienmeiſter konnte ihrem lauten Lachen und Scherzen auf eine kleine Weile Einhalt thun.

Eben war Erard am Eingange des königlichen Zeltes angekommen, und die wachthaltenden Beamten begannen mit ihm ein ſcharfes Examen über die Befugniſſe zum Eintritte, als ein hoher Greis in Kleidung des Tempelordens und durch den Purpurſaum des Leinenmantels als deſſen Meiſter kenntlich zu den Beamten trat. „Laßt ihn nur ein, Ihr Herren!“ ſprach derſelbe; „es haben Seine Gnaden den Ritter berufen laſſen.“

Ehrerbietig ſenkten die Ceremonienmeiſter ihre Stäbe, und Erard folgte dem Großmeiſter des Tempels in die Halle.

Mit ſcheuer Ehrfurcht trat der Jüngling in eine Verſammlung, wie an Glanz, an Pracht, an Hoheit reich er keine andere noch geſehen. Ueberall, wohin ſein Auge blickte, traf es auf die Inſignien des höchſten Ranges. Die Infuln der Biſchöfe miſchten ſich mit Fürſtenhüten, auf den Schildern ſah man nur die neunzackige Grafenkrone, oder die achtzackige des Bannerherrn. Die glänzende Geſellſchaft bildete einen Halbkreis vor einem Baldachin, unter welchem auf einer mit rothem Sammet belegten Erhöhung von nur zwei Stufen Erard mit Erſtaunen den ältern der beiden Fremden von vergangener Nacht erblickte. Es war derſelbe aufs einfachſte mit einem eng anliegenden ſchwarzen Leibrocke bekleidet. Die einzigen Zierden dieſer Kleidung waren das rothe Kreuz und jener goldne Reiſegürtel, welchen man **escarcelle** nannte, den auch Karl der Große auf ſeinen Reiſen nach Italien zu tragen pflegte, und mit dem er begraben wurde. — Das braune dünne Haupt- und Barthaar des Mannes umfloß in leichten natürlichen Locken das ſchöne, edle, blaſſe Antlitz, über welches ein namenloſer Frieden ausgegoſſen ſchien. So ungemein einfach aber auch das Aeußere des Mannes war, ſo ſchien derſelbe doch den Umſtehenden eine hohe Ehrfurcht einzuflößen, und Alle horchten mit ſtiller Aufmerkſamkeit ſeiner Rede voll Kraft und Milde. — In dieſen Zügen, die wir Robert von Sainceriaux und Joinville abgeborgt, möge der geſchichtskundige Leſer das Bild Ludwig IX., des Heiligen, wiederfinden. Es gehört dieſer Fürſt zu jenen Edeln, gegen welche die Geſchichte ungerecht geworden, weil ſie nur groß, nicht glücklich waren. Der Mann, der, als ſchon die Schauer des nahen Todes durch ſeine

Adern* rieſelten, mit ermattender Hand für ſeinen Nachfolger Lehren niederſchrieb, die in ihrer einfachen Weisheit der großen Alten würdig geweſen wären, er war kein „blinder Abergläubiger," wozu ihn unſere „philoſophiſchen Betrachter des Mittelalters" machen wollen, und nicht der Klerus, das Heer verlangte ſeine Apotheoſe. — Als Ludwig IX. bei ſeinem Zuge gegen Tunis auf den Ruinen Karthagos ſein Leben aushauchte, als das Heer die letzten Worte des geliebten Führers: „Herr, ich werde eingehen in dein Haus und dich anbeten in deinem heiligen Tempel!" aus deſſen Munde hörte, da empfanden die rohen Herzen einen unermeßlichen Schmerz; ſie wollten die Reſte des Königs nicht von ſich laſſen, bis ſie ſolche ſelbſt nach Saint-Denis in die Gruft ſeiner Väter begleiten könnten, und nicht ein „unwiſſender Mönch," ſondern einer jener Tapfern, die dem edeln Todten ſonſt in ſeine Schlachten und über Meere gefolgt, der Seneſchall von Joinville iſt es, welcher in ſeinem Werke ſagt: „Und ich habe einen Altar erbauen laſſen, Gott zu Ehren und dem heiligen Herrn Ludwig."

Dicht vor dem Könige, an dem Fuße der Eſtrade, ſtand der Seneſchall von Joinville, ein hoher, kriegeriſch ausſehender Alter, und an des Letztern Seite der Patriarch, ein magerer Italiener von mittlen Jahren und ſtolzen unangenehmen Zügen. In demüthiger Stellung hielt einige Schritte rückwärts Pater Johannes des Kirchenfürſten Stab und Inful.

Leiſen Trittes näherte ſich Erard zur Seite des Tempelmeiſters ſo viel als möglich dem Baldachin, und es gelang ihm dies in ſo weit, daß es dem Jünglinge möglich ward, die an die Verſammlung gerichteten Worte des Königs zu vernehmen.

„Glaubt nicht, Legat, glaubt nicht, Ihr Herren,“ ſprach der König, „daß Furcht vor dieſen unſichtbaren Dolchen Uns bewege, eine Friedensbotſchaft an jenen räthſelhaften Alten vom Berge abzuſenden. Was konnte der Bannerherr von Courtenay, was konnten alle die Gefallenen Edleres wol erringen als unſers Heilands ſchöne Marterkrone? — Das alſo iſt es nicht, was Uns bewegt. Es iſt die ſchöne Hoffnung, ohne Schwertſchlag, allein durch Friedensworte dem Kreuzesbanner die Völker des Gebirges zuzuführen. Nennt dieſe Hoffnung keine eitle. Schon unter Balduin IV. erbot ſich der Stamm der Aſſaſſinen zu der Bekennung unſerer heiligen Lehre; er forderte Erlaſſung des Tributs, ſo er in jener Zeit dem Tempelorden zu zahlen hatte. Durch Misverſtändniß erſchlug der Tempelritter Walter von Meſnel den Abgeſandten des Fürſten vom Gebirge, und ſo entbrannte der Kampf aufs Neue; es unterblieb das heilige Werk. Wer möchte ſo ſchnell die Hoffnung fahren laſſen, daß deſſen Vollendung uns vorbehalten? — Wir haben deshalb jetzt" — hier ſah der König den Seneſchall mit theilnehmendem Blicke an — ! „wo ein Vater um die Befreiung ſeines Kindes und mehrer edeln Frauen mit jenem Volke zu verhandeln geht, den frommen Patriarchen erſucht, die Friedensbotſchaft zu übernehmen. Seine Weisheit, die gleich iſt ſeiner Frömmigkeit, wird ihm die Mittel zeigen, das gottgefällige Werk zu gründen; ſeinen Gebeten wird nicht die Erhörung mangeln, und bald — ich hoffe es zu Gott — werden wir ein neues Beiſpiel ſehen, daß Hände, welche nur zum Segen ſich erhoben, Größeres auszurichten vermochten als unſere, welche gewohnt ſind Schwert und Lanze zu ſchwingen."

„Sorgt nicht, Sire!" ſprach, als der König ſchwieg, der Patriarch mit ſtolzem, ſelbſtgefälligem Lächeln. „Ich werde dem Aſſaſſinenhäuptling die Kraft und auch die Milde der Kirche zeigen; ich werde, wo es darauf ankommt, den Wahlſpruch des Tempelordens: **Feriatur leo!** zu meinem eignen machen."

„Da," fuhr der König in ſeiner Rede fort, „es Uns in jeder Hinſicht angemeſſen ſcheint, für Unſerer

Geſandtſchaft Sicherheit zu ſorgen, auch frei Geleit vom Alten vom Gebirge uns zugeſagt iſt, wir aber leicht vermuthen können, daß Thuranſchah durch ſeine Beduinen ſolches zu ſtören ſuchen wird, ſo haben wir mit Hülfe des würdigen Tempelmeiſters für einen tapfern, in jeder Hinſicht des wichtigen Auftrags würdigen Führer bereits geſorgt. Es iſt dies," ſprach er mit einem Winke der Hand, durch welchen er unſern Bekannten vorzutreten befahl, „der Ritter Erard de Severy. Da ein großer Trupp Bewaffneter die Aufmerkſamkeit des Feindes in nur noch höherm Grade erregen müßte, ſo wird der Ritter mit einer Bedeckung von zwanzig tapfern Templern die Geſandtſchaft von Sidon aus auf Umwegen durch die Gebirge leiten."

Der König ſchwieg. Mit einem Ausdrucke unbeſchreiblichen Widerwillens ruhte das ſtolze Auge des Seneſchalls auf Erard. Es war, als wolle er ſprechen.

„Ich glaube," hob in dieſem Augenblicke Wilhelm von Sannac, der Tempelmeiſter, an, „daß meine Brüder mir beiſtimmen werden, wenn ich behaupte, daß Niemand unter ihnen eine ſo genaue Kunde von jenen Gegenden habe als Erard."

„Niemand als er," ſprach der Konthur Malateſta, „kann dieſen Auftrag übernehmen; außer ihm und mir hat Niemand noch die Grenze des Aſſaſſinenlandes überſchritten.“

„So erfülle denn, mein Sohn,“ ſprach der Monarch zu Erard, welcher, auf ein Knie ſich niederlaſſend, die königliche Rechte küßte, „Deinen Auftrag mit Muth und Vorſicht, und Unſere Gnade ſoll Dir nicht fehlen.“

Mit einer Bewegung der Hand entließ der König die glänzende Verſammlung; nur der Patriarch und der Seneſchall blieben auf den Wink des Fürſten im Zelte zurück.

Während der ganzen Zeit, in der unſer Freund ſich in dem letztern befunden hatte, waren ſeine Blicke oftmals auf einen dicht zur Seite des Monarchen ſtehenden Mann gefallen, in dem er den jüngern Fremden der vorigen Nacht zu erkennen glaubte. Das Antlitz deſſelben glich dem des Königs Zug vor Zug, doch war der Ausdruck, der in demſelben vorherrſchte, von einer Art, die in dem Innern des Jünglings die unangenehmſten Empfindungen erzeugte. Unbedingt war der Fremde der ſchönſte Mann in der Verſammlung. Auf dem ſchlanken, doch ungemein kräftigen Körper ſaß ein Haupt, nicht unwürdig eines Römers; aber aus dem großen ſchwarzen Auge ſprühte ein Stral des Stolzes, um den ſchön geformten Mund zuckten Züge des Hochmuths, welche etwas ungemein Widriges in das ſonſt edel geformte Antlitz brachten. Der Fremde war ungeharniſcht, und in Ermangelung des Helms und Schildes, aus deren Emblemen in jener Zeit leicht auf den Namen und Stand des Mannes zu ſchließen war, deuteten der zierliche goldne Griff des Schwertes, die goldbrocatne Kleidung, der reichgeſtickte Sammetmantel auf des Unbekannten hohen Rang.

Eben war Erard aus dem Zelte getreten. Der Großmeiſter des Tempels ertheilte dem Jünglinge Inſtructionen über die Wahl des Häufleins, ſo ſeiner Führung anvertraut werden ſollte, als jener Fremde raſch vorüberſtrich.

„Folgt mir in mein Zelt, Erard de Severy!“ ſprach er, des Tempelmeiſters ehrerbietigen Gruß mit leichtem Kopfnicken erwidernd; „ich habe etwas mit Euch zu ſprechen.“

Ein Wink des Meiſters gebot dem Jünglinge ſchleunige Folge. Der Fremde ging voran. Beide traten in ein ganz in der Nähe befindliches prachtvolles Zelt. Das Innere deſſelben war ſchön verziert. Koſtbare Teppiche deckten den Boden ſowie ein zur Seite ſtehendes Ruhebett. Tiſche und Feldſtühle von ſeltenen Holzarten ſtralten von Metall und Seide.

Im Innern des Zeltes angekommen, warf der Fremde das reichbefiederte Baret und den goldenen Degen auf einen zur Seite des Ruhebetts ſtehenden Seſſel und ſtreckte ſich dann der Länge nach auf das erſtere.

„Ritter,“ hob er nach einer Weile, und nachdem er Erard ſcharf fixirt, zu ſprechen an, „Ihr ſeid zu einer wichtigen Sendung auserkohren, zu einer Sendung, die, wenn Ihr dieſelbe geſchickt vollführt, Euch Ehre und Belohnung ſichert. Ich bin es, der Euch dem Könige dazu in Vorſchlag brachte, und wenn ich auch den Rittermönchen, welche vom Tempel den Namen führen, ſonſt eben nicht allzu geneigt ſein mag — wenigſtens gibt es Leute, die dies behaupten —, ſo könnte ich dieſes Mal doch bei Euch eine Ausnahme machen.“

„Ich werde,“ entgegnete der Jüngling ehrerbietig, „den Auftrag, den des Königs Gnade mir ertheilte, vollziehen nach beſtem Wiſſen. Nur ein unglücklicher Zufall könnte uns auf jenen abgelegenen Wegen mit den arabiſchen Horden zuſammenführen, und wäre dies der Fall, ſo werden wir ſolche mit tapferer Fauſt zu überwinden wiſſen.“

„Das iſt es nicht, was ich meine!“ entgegnete mit verächtlichem Lächeln der Unbekannte. „Wären hier nicht noch andere Dinge zu bedenken, ſo gönnte ich dem ſtolzen Prälaten, unter deſſen breitem Hut ſo viel Stolz und Narrheit kaum Platz findet, desgleichen dem Seneſchall, der ſo gern den kleinen König der Champagne ſpielen möchte, ſchon eine derbe Lection; auch ſpreche ich nicht von dem frommen Zwecke der ſeltſamen Sendung. Ich fürchte, die Gazellenaugen der Töchter des Gebirges, mit denen der ſchlaue Alte vom Berge ſeine Untergebenen ſo ſchön für ſeine Zwecke zu nutzen weiß, würden eher im Stande ſein, den lüſternen Italiener, der im Namen des heiligen Vaters mit glatten Worten und erlogenen Verſprechungen uns Alle am Narrenſeile führt — ich ſage, ſie würden dieſen und alle die Tauſende, die ihm glauben, weit eher zu Aſſaſſinen machen, als daß es uns gelingen wird, nur Einen jenes Volkes zu uns herüberzuziehen. Doch, laſſen wir das; mein Auftrag iſt anderer Art. Ihr werdet ihn vollziehen, feſt wie ein Ritter, ſchlau wie ein Mönch, mit einem Worte — wie ein Templer. Da nun aber, wie man allgemein behauptet, der Tempelorden im verſchloſſenen Gemache, mit geheimnißvoller Sprache und Zeichen ſeine Weihen ertheilt, ſo werde ich wol gleichfalls auf eine myſteriöſe Weiſe Euch meinem Dienſte verpflichten müſſen.“ — Eine von Gold ſtrotzende Börſe flog auf den Tiſch, neben welchem Erard ſtand. — „Nehmt ſie,“ ſprach der Fremde, als er bemerkte, daß der Jüngling das Gold nicht eines Blickes würdigte, „nehmt ſie! Ihr habt noch nebenbei den Vortheil, daß Ihr in Beſorgung meiner Angelegenheit ein ehrlicher Mann bleiben könnt; etwas, das in Sachen des Tempelordens nicht immer der Fall ſein ſoll.“

„Darf ich um eine Erklärung bitten?“ ſprach Erard, über das Benehmen des Mannes im Innern empört.

„Die ſollt Ihr haben!“ entgegnete der Vorige. „Die Koſtbarkeit des Kleinods, welches Ihr aus den Händen des Aſſaſſinenhäuptlings für deſſen Rettung empfingt, bürgt für den hohen Rang des Sarazenen, ſowie die Sitten ſeines Volkes dafür bürgen, daß er bereit ſein werde, Euch jeden Dienſt zu leiſten, den Ihr von ihm verlangen möchtet.“

„Dies Beides angenommen,“ erwiderte der Jüngling, „wird dennoch mir nicht klar — “

„Ihr würdet,“ unterbrach ihn der Andre kalt, „früher zur Klarheit gelangen, wenn Ihr geruhen wolltet, mich nicht zu unterbrechen. — Mit dem Geleitsbriefe des Alten vom Berge," fuhr er fort, „iſt deſſen Erklärung angelangt, daß er bereit ſei, die Frauen, eine ausgenommen, gegen ein feſtzuſetzendes Löſegeld auszuliefern; dieſe Eine aber kann keine Andere ſein als Blanka von Joinville, die Tochter des Seneſchalls. Blanka überragt die Andern weit an Geiſt und Schönheit. Sie nur kann es ſein, welche der Sarazene nicht ausliefern will."

„Es wäre entſetzlich!" rief Erard heftig ergriffen.

„Entſetzlich, ja!" entgegnete der Andere, an den Franzen der goldgeſtickten Schärpe reißend.

„Und der Seneſchall?" fragte Erard.

„Weiß nichts davon," erwiderte der Vorige. „Die Gewißheit, daß es grade Blanka iſt, die man verweigert, ſteht noch nicht feſt; der König fand es nicht angemeſſen, den Alten von der gefürchteten Möglichkeit zu unterrichten. — Durch Euch nun," fuhr der Unbekannte fort, „denke ich Blanka zu befreien. Trifft die traurige Vermuthung, wie zu befürchten, ein, ſo bliebe die einzige Ausſicht, das Mädchen zu erretten, der Beiſtand des Häuptlings, welchen Ihr Euch verpflichtet habt. — Jetzt ſeid Ihr unterrichtet von dem Ritterdienſt, den ich von Euch verlange. Verſucht Euer Heil, und glückt es Euch, ſo nennt mir die Commandantſchaft in Artois und

Bretagne, die Ihr beſitzen wollt. Ihr ſollt ſie haben. — Es iſt ein glücklicher Zufall," ſchloß der Fremde, „der Euch den Aſſaſſinen in die Hände führte; durch ſeinen Beiſtand wird Blanka unfehlbar gerettet, ſei es nun durch ſein Anſehn, ſei es durch offene Gewalt, denn heilig erfüllt der Sarazene die eingegangene Verpflichtung. Daß Ihr, Erard de Severy, das Aeußerſte verſuchen werdet, Euren Auftrag zu erfüllen, dafür bürgt mir die Euch ſo eben eröffnete Ausſicht. Bedürft Ihr aber ſonſt noch eines Sporns, ſo mögt Ihr bedenken, daß daß ich es bin, der Euch den Auftrag gab, und — daß ich Blanka liebe."

„Und Blanka? — liebt ſie Euch?" rief Erard, wie von einem Donnerſchlage erſchüttert.

„Ihr ſeid ſehr kühn, Ritter Severy!" ſprach der Fremde, ſich von dem Ruhebette halb erhebend, mit funkelndem Blicke. „Robert, Graf von Artois, iſt nicht gewohnt Fragen zu beantworten, wie ſolche etwa dem niedern Vaſallen grade in die Gedanken kommen möchten."

„Und wenn nun," ſprach Erard, indem eine ganz eigenthümliche Bläſſe ſein Antlitz überzog und ſeine Lippen bebten, „und wenn nun der niedere Vaſall die Beantwortung dieſer Frage eben zur

Bedingung der von ihm zu leiſtenden Dienſte machte?"

„Ha, Hölle und Teufel!" rief der Prinz, indem er aufſprang.

„Wie," fuhr der Jüngling unerſchüttert fort, wenn ich nun ſpräche: „behaltet Eure Belohnungen, Fürſt! der Templer Erard Severy kann ſie nicht gebrauchen, das rothe Kreuz, der hänfene Gurt, der Leinenmantel, das ſind die Güter nach denen er trachtet, nachdem das Höchſte, ſo er kannte, ihm unerreichbar blieb; wie, wenn ich Euch entgegnete: Mich verlangt zu wiſſen, der niedre Vaſall, den Frankreichs Sohn, der Graf von Artois, zum Werkzeug der Erlangung ſeiner Wünſche machen und ihn mit ſeiner Gnade und einer Handvoll Goldes beglücken will, wünſcht zu erfahren, ob der Mann, der da gedenkt zu kaufen, was nicht käuflich, auch Blanka's Liebe werth iſt?"

„Raſender! Ihr wagt es?" rief wüthend der Prinz.

„Ganz abgeſehen davon," ſprach Erard kalt, „ganz abgeſehen davon, was ich für Blanka's Befreiung thun will — und mein Vorſatz deshalb iſt längſt gefaßt — frage ich Euch, Graf von Artois, Euch, der ſie nur beſitzen, nicht erkämpfen will:

liebt Blanka Euch, und kennt der Seneſchall Eure Wünſche?“

Während dieſer Rede war der Prinz dicht vor den Jüngling getreten; er zitterte vor Zorn, die Erbitterung ſchien ihm die Sprache geraubt zu haben. — Auch Erard ſchwieg. Mit kalter Entſchloſſenheit erwartete er des Fürſten Antwort.

In der Seele des Letztern ſchienen während dieſer Pauſe gewaltſame Entſchlüſſe einander zu bekämpfen. Es funkelte das Auge des Prinzen, krampfhaft ballte ſich die Fauſt, aber die Züge jenes geringſchätzenden Uebermuthes, welcher ſich im Beginn der Unterredung kundgab, waren bis auf jede Spur aus dem männlich-ſchönen Antlitz verſchwunden.

„Ritter!“ hob der Fürſt nach langer Pauſe mit gefaßterm Tone an, „ich glaube, daß wir uns Beide ſehr verkennen. — Ich habe Euch nach dem gemeinen Maße gemeſſen. Ihr ſeid nicht Der, für den ich Euch gehalten. Doch auch Ihr habt Unrecht mir gethan. Robert von Artois — verlaßt Euch darauf — iſt nicht geſonnen, dem Würdigen Unbill zuzufügen, doch eben ſo wenig iſt er geſonnen, ſie zu leiden. — Erard de Severy! hat Euch der Fürſt beleidigt, ſo wird der Ritter Robert Valois Genugthuung Euch geben. Hier iſt mein Handſchuh.

Beſtimmt den Ort, wo wir uns treffen. Mein ſei die Sorge, jede Störung zu verhindern. Dann, Sieger oder beſiegt — Ihr ſeid Franzoſe, mithin ein edler Feind — werdet Ihr die Bitte, die Befreiung der Schönſten, Edelſten wenigſtens zu verſuchen, mir, dem Bruder Eures Königs, dem Ritter, dem Waffengenoſſen nicht länger weigern."

„Gott ſei mein Zeuge!" rief Erard in heftigſter Bewegung, indem Thränen der Rührung ſeinem Auge entſtürzten; „Gott ſei mein Zeuge, daß der Gedanke, Blanka zu befreien, mein erſter war, als ich von ihrem Unglück hörte! — Fürſt!" ſprach der Jüngling, indem er, auf ein Knie ſich niederlaſſend, dem Prinzen den dargebotenen Handſchuh zurückgab, „verzeiht dem Armen, vom Schickſal zu Boden Getretenen, wenn er, ſich ſelbſt vergeſſend — das Unglück macht ja reizbar! — auch einen Augenblick aus den Augen laſſen konnte, was er dem Blute ſeiner Fürſten ſchuldig. Nimmer zieht Erard Severy ſein von den Vätern rein überkommenes Schwert gegen die Herrſcher ſeines Landes. Ja, ich glaube — und Euer Edelmuth macht meinen Glauben zur Gewißheit —, Ihr ſeid der Edelſten von Frankreichs Töchtern würdig, und all mein Herzblut will ich daran ſetzen, Euch Blanka zu erwerben."

„Verzeiht mir, Erard“ ſprach der Prinz gerührt, indem er den Jüngling aufhob, „verzeiht mir, daß ich Euch ſo verkennen konnte! — Ihr in Eurem glücklichen Mittelſtande könnt nicht ermeſſen, wie verächtlich dem Fürſten die gemeine Menge werden muß, die, lügend einen Eifer, als wäre ſie nur geſchaffen, ihm zu dienen, doch nur ihr eignes Selbſt im Auge hat. Darum kein Wort mehr von Belohnung. Doch, Ritter, braucht Ihr einen Freund, ſo mögt Ihr wiſſen, daß Robert Valois es ſchmerzen würde, wenn Ihr an deſſen Thüre vorübergehen könntet.“

Mit einer gnädigen Handbewegung entließ der Fürſt den Ritter und begleitete denſelben bis vor den Eingang des Gezeltes.

Noch an demſelben Tage begann die Einſchiffung. Erard war hocherfreut, als Pater Johann ſich unter dem Reiſegefolge des Patriarchen befand. Wenigſtens gab es alſo eine Seele in der Geſellſchaft, gegen die der Jüngling das gepreßte Herz entladen durfte. — Wir übergehen die unbedeutenden Ereigniſſe der Ueberfahrt nach Sidon ſowie die einförmigen Reiſetage, welche die Geſandtſchaft in den Ebenen Syriens, und ehe ſie den Libanon erreichte, zu überſtehen hatte. Erard entfaltete in den Anordnungen für die Sicherheit des Marſches nicht geringe Kriegskenntniſſe und Eifer. Nicht nur waren die Wege, auf welchen er die Geſandtſchaft geleitete, ſo verborgen, als das flache Gelände es nur immer erlaubte, ſondern auch die Ruhepunkte, welche die brennende Hitze, der Sand der Wüſte mehr, als ſonſt in einem feindlichen Lande rathſam geweſen wäre, nöthig machten, mit ſolcher Vorſicht gewählt, die Maßregeln gegen einen möglichen Ueberfall mit ſolcher Umſicht genommen, daß der Patriarch, häufig in Lobeserhebungen ausbrechend, den Jüngling einen „würdigen Krieger der Kirche“ nannte. Der Seneſchall, der auf der ganzen Reiſe den Jüngling kaum eines Blickes würdigte, war der Einzige der Geſellſchaft, der den Eifer unſers Freundes nicht zu bemerken ſchien; doch ging die Billigung der ergriffenen Sicherheitsmaßregeln aus dem Umſtande hervor, daß er, der erfahrne Kriegsmann, nur die beiden erſten Reiſetage Kunde von ihnen nahm, ſpäter aber ſolche allein Erard's Beſtimmungen überließ.

Endlich — es war an einem herrlichen ſonnenhellen Morgen — lag die lange bewaldete Bergkette des Libanons vor den Blicken des Reiſenden; ſie befanden ſich in dem Gebiete der Aſſaſſinen. — Alle die fabelhaften Sagen, welche von dem räthſelhaften

Lande unter den Kreuzfahrern im Schwange gingen, ſchienen ſich vor den Augen der Geſellſchaft zu verwirklichen. Noch vor wenig Tagen ein ödes, unangebautes Land, das nur den Anblick weniger ſchwarzer, aus tiefem Sande aufſtarrender Felſen darbot, durchziehend, befanden ſie ſich nun in Mitte einer üppigen Vegetation. An den Stämmen mächtiger Cedern rankte der wilde Weinſtock, und ſeine zwar kleinbeerigen, doch von der Sonne ſchon hier und da gebräunten Trauben ladeten zum Genuß. Aus allen Felſenritzen, namentlich da, wo klare Bergwäſſerchen niederrauſchten, wand ſich breitblättriges Feigengeſträuch, wohl hier und da von einer einzelnen wildwachſenden Dattel- oder Fächerpalme überragt. An Abgründen, einer immer ſchauerlicher als der andere, zog ſich der Weg vorbei, und der erfahrne Seneſchall bemerkte; wie alle dieſe Päſſe von einem geringen Häuflein gegen zahlreiche Heere mit ungemeiner Leichtigkeit, ja faſt ſpielend zu vertheidigen wären. Bog endlich der Pfad ſich über eine Höhe, ſo ſchaute das Auge der Reiſenden in enge Thäler, deren Gleichen ſie nur in ihren heimiſchen Pyrenäen geſehen zu haben ſich erinnerten; ſie wußten nicht, ob mehr das Romantiſch-Schöne, ob mehr die Ueppigkeit derſelben zu bewundern.

So immer neue, immer verſchiedenartige Naturſcenen darbietend, verfloß die Tagereiſe unſern Bekannten wie eine Stunde, und ſchon waren ſie in der Nähe des Zieles ihrer Wanderung, als ſie noch meilenweit ſich von demſelben entfernt glaubten. Die Umgebungen des Weges, bis jetzt nur ſchauerlich ſchön, wurden milder, die Bergwände traten immer weiter zurück, es zeigte ſich Anbau; da ſchlängelte der Pfad ſich einen Hügel aufwärts. Bald befand ſich die Geſellſchaft auf dem Gipfel deſſelben, und ihre Blicke ſchweiften in einem freundlichen, faſt eine Meile im Durchmeſſer haltenden Thale, in welchem Weizen und Dhurrafelder prangten. Ueberall, wohin das Auge ſah, traf es auf den üppigſten Reichthum der Natur; die Dattelpalme, der Oelbaum, bogen ſich unter der Laſt der Früchte; die Wände des weiten Keſſels ſchmückte der glänzendſte grüne Teppich. — Unwillkürlich parirten die Wappner der Vorhut ihre Roſſe beim Anblick des geſegneten Thales, und auch der Patriarch ſpornte das mit ſilbernen Glöckchen behangene Maulthier, der Pater Johannes aber das beſcheidnere Eſelein, das er beſtiegen, zu ſchnellerm Schritte, um zu dem höchſten Punkte, der den ſchönſten Blick in dieſes Tempe darbot, zu gelangen. Außer der reizenden Lage des Ganzen überraſchte unſere Reiſenden noch eine ganz beſondere Eigenthümlichkeit, die je auch nur in entfernter Aehnlichkeit geſehen zu haben ſie ſich nicht erinnern konnten. In der Mitte des Thales nämlich erhob ſich ein, mehre hundert Klafter hoher, von allen Seiten lothrecht abfallender Felſen. Den faſt eine Viertelmeile im Umkreis haltenden Gipfel kränzten, gleich einer Mauerkrone, ſchroffe Felſenzacken. Sie ſchienen einen auf dem Gipfel des Felſens befindlichen, ungemein fruchtbaren Bezirk einzuſchließen, denn überall, wo eine Lücke zwiſchen ihnen den Blicken Eingang ließ, erhoben ſich dichte Maſſen ſchlanker Dattelpalmen und zwiſchen dieſen vergoldete Kuppeln, die wie Feuer im Strale der Abendſonne glänzten. Da die Wände des Felſens nur eine von allen Seiten ſenkrecht abfallende Fläche, nirgends aber einen Haltpunkt für den Fuß eines Menſchen darboten, deſſenungeachtet aber die Höhe als bewohnt ſich zeigte, obgleich nirgends ein zu dieſer führender Pfad zu ſehen war, ſo hatte das Ganze einen ziemlich feenhaften Anſtrich.

Schweigend genoß die Geſellſchaft mehre Minuten den wundervollen Anblick; endlich drängte Erard ſein Roß in die Nähe des Prälaten.

„Der Felſen dort,“ ſprach der Jüngling, „iſt das Ziel unſerer Reiſe, hochwürdiger Herr; es iſt Burg

Maszyad. Hier in der Nähe fingen wir den Aſſaſſinen.“

„Die Klugheit dieſer Söhne Belials,“ entgegnete der Prieſter, „iſt ſo groß als ihre Vermeſſenheit; die Burg ſcheint unüberwindlich. Aber ſagt mir, geliebter Sohn, wo iſt der Eingang? — Nirgends zeigt ſich dem Auge ein Pfad.“

„Dort, Hochwürdiger!“ ſprach Erard raſch, indem er auf den Fuß des Felſens zeigte. „Wahrhaftig, man hat uns ſchon entdeckt! — Seht, dort am Fuße des Felſens iſt eine Höhle — eben reitet ein Häuflein Sarazenen aus derſelben — das iſt das Burgthor. Ein unterirdiſcher Weg führt nach der Höhe.“

„Und wenn das ganze Kreuzheer ſich vor der Feſte lagerte,“ ſprach der Seneſchall mit dem Ueberblicke des geübten Kriegers, „die Burg wäre dennoch nicht zu gewinnen. Ein Felſenneſt wie dieſes haben wir nicht im ganzen Abendlande. — Aber ſeht, Ihr Herren, dort nahen die Sarazenen im ſchnellſten Roſſeslaufe! Wir wollen trotz dem Geleitsbriefe, ein wenig auf unſerer Hut ſein.“

Wirklich ſprengten in dieſem Augenblick fünf Orientalen über das Blachfeld daher. Im Nu befanden ſie ſich an der Seite der Reiſenden. Der Anführer derſelben wendete ſich an den Seneſchall, den er wegen ſeines Alters und kriegeriſchen Anſehns für das Haupt der Geſandtſchaft hielt. Er meldete in der **lingua franca**, welche ſchon damals im Oriente als Zwiſchenſprache üblich war, daß der Emir Bibar el Bondukdari ben Ismail mit Vergnügen die Botſchafter des Melek von Frangiſtan erwarte.

Neugierig betrachteten ſich inzwiſchen beide Parteien. Die Sarazenen waren ſämmtlich junge Männer von ſchlankem Wuchſe. Man hätte ſie faſt für ſchwächlich halten können; aber obwol ſie unter Mittelgröße und ziemlich mager waren, ſo zeigte doch der zum Werfen des Dſcherids (ſtumpfen Wurfſpießes) aufgeſtreifte rechte Arm eine ſolche Maſſe von Muskeln und Sehnen, daß man hieraus auf vielfach geprüfte Kraft ſchließen konnte. Die Geſichtsfarbe der Aſſaſſinen war heller als die der Beduinen der Wüſte; doch erblickte man in ihrem Antlitze die charakteriſtiſchen arabiſchen Züge, das große, ſchön geſpaltene, etwas wild blickende Auge, die Habichtsnaſe, einen ziemlich großen Mund, und in dem letztern ein Gebiß, das an Weiße, Glanz und Stärke mit dem des Schakals wetteifern konnte. Die Sarazenen waren weiß gekleidet, den dunkelgrünen Turban ausgenommen; ihre Waffen blitzten von edelm Metall, und letzteres verzierte gleichfalls reichlich die

Sättel und Zäume ihrer Renner, die ein geübtes Auge augenblicklich zu jener edeln Race gerechnet haben würde, welche, nach dem arabiſchen Ausdrucke, ſchneller als der Wind iſt, und die in dieſer Tugend nur der Barack des Propheten, das Thier, auf dem er in einer Nacht alle ſieben Himmel durchritt, übertrifft. — Mit wildem, zweideutigem Blicke ruhte das leichtgeröthete Auge der mit zerſtreuter Mähne und weit geöffneten Nüſtern ſcheu ſich zurückdrängenden Thiere auf den mit Stahl bedeckten normänniſchen Streitroſſen der Geſellſchaft, und nur das Eſelein des Paters Johann ſchien ihnen kein unbekannter Gegenſtand.

Mit einigen freundlichen Worten und einer Bewegung der Hand gab nun der Seneſchall das Zeichen zum Fürderziehen, und mit einem fröhlichen, durchdringenden Schrei ſprengten die Aſſaſſinen, den Dſcherid ſchwenkend, über das Blachfeld. Raſtlos verfolgten ſie ſich im Scheingefecht, und dieſes noch nie geſehene Spiel beluſtigte unſere Reiſenden nicht wenig.

„Man ſollte,“ ſprach kopfſchüttelnd der Seneſchall, zu Erard und den Patriarchen gewendet — denn niemals ſprach er allein zu Erſterm —, „man ſollte beim erſten Anblick dieſer Sarazenen meinen, daß hundert unſrer normänniſchen Panzerreiter hinreichend wären, ein ganzes Heer von dieſen ungläubigen Hunden zu zerſtreuen; und dennoch würde man ſich irren. Dieſe Geſellen ſind wie der Wind. Man denkt ſie zu ergreifen und — haſcht die Luft. Ueberhaupt mahnt mich erſt unſre heutige Tagereiſe ſo recht ans Morgenland. Dieſe Gebirge, die Bäume, Pflanzen, Menſchen, Roſſe, Alles, was wir geſehen, iſt neu und ſeltſam."

„Was," entgegnete der Prälat, „die uns umgebende Natur anlangt, ſo will mir ſolche nicht ſo neu als Euch erſcheinen, Meſſire. Sie ähnelt im Allgemeinen der in meinem Vaterlande Neapolis, als welches in dieſer Hinſicht ſchon im Alterthume berühmt, und worüber inſonderheit der heidniſche Poet Virgilius gar viel Ergötzliches und Schnurriges zu ſagen weiß. — Die Menſchen und Roſſe betreffend aber, Meſſire, habt Ihr ganz Recht, vorzüglich, was die Letztern angeht. Auch dächte ich, irgendwo eine Stelle der heiligen Schrift geleſen zu haben, in der das Roß des Morgenlandes gerade ſo geſchildert wird, wie wir daſſelbe hier vor unſern Augen ſehen."

„Ja, Hochwürdiger!" rief Erard, von der Bemerkung des Patriarchen angeregt, indem er mit der Hand auf einen, ſich unter heftigem Wiehern bäumenden und dann mit Windeseile fortſchießenden arabiſchen Renner zeigte. „Seht dort das Roß der Schrift! ſeht Hiob's Pferd! **Fervens et fremens sorbet terram; ubi audierit buccinam, dicit: vah!**“

„**Bene dixisti!**“ ſprach freundlich der Prälat. „Und wenn Ihr auch, geliebter Sohn, nicht ohne große Verſündigung — denn, wie Ihr wißt, verbietet die Kirche dem Laien das Bibelleſen — Euch dieſe Kenntniß der heiligen Schrift zu eigen gemacht habt, ſo iſt es doch bei Euch, als einem halben Kleriker, wozu die **milites templi** zu rechnen ſind, einigermaßen zu loben, daß Ihr Euch gefaßt gemacht, dem Teufel, der bekanntlich **sicut leo rugiens** umhergeht, auch mit geiſtlichen Waffen zu begegnen.“

Die Reiſenden waren endlich am Fuße der Felſenveſte angelangt. Ein ungeheures Thor, durch feſten Granit gehauen, öffnete ſich ihnen. Die Arbeit, welche im Stande geweſen, den harten Stein zu dieſer Weite auszuhöhlen, ſchien ein Rieſenwerk. Wirklich hatte der Unternehmer daſſelbe zu ſchätzen gewußt, wie die mit ungeheuern arabiſchen Zügen in Stein gegrabene Inſchrift über der Höhe des Eingangs bezeugte. Sie lautete: „Das iſt die That (Arbeit) des Emirs Haſſan ben Sabbah.“

Der Zug unſrer Reiſenden ging nun in weiten, nur in entfernten Diſtanzen vom Tageslicht einigermaßen erhellten Felſengängen aufwärts. Ungeheure eiſerne Fallgatter raſſelten von Zeit zu Zeit hinter ihnen nieder; auch mußten ſie am Rande eines zu paſſirenden Abgrunds längere Zeit verweilen, ehe eine ſchwere Zugbrücke, von unſichtbarer Hand bewegt, ſich von jenſeits herüberneigte und ihnen den Eintritt in das, vom vollen Licht der eben untergehenden Sonne erleuchtete Innere der Veſte verſtattete. Angekommen in einem in den nackten Fels gehauenen Hofraum, ward den Reiſenden von ihrem Führer angedeutet, daß hier die Bedeckung der Geſandtſchaft nebſt ſämmtlichen Roſſen zurückbleiben müſſe, er aber beauftragt ſei, aufs beſte für das Unterkommen der Zurückbleibenden zu ſorgen.

Ein älterer Aſſaſſine, der wie es ſchien, die Ankommenden bereits erwartete, erklärte, daß außer den beiden Häuptern der Geſandtſchaft nur noch vier andere Perſonen das Antlitz des großen Emirs zu ſchauen gewürdigt werden könnten. Die Wahl derſelben war von des Patriarchen Seite bald getroffen. Erard, Pater Johannes und zwei Rottmeiſter der Reiſigen des Tempels waren die Gewählten. Nach kurzer Pauſe folgten Alle dem neuen Führer in eines der Gemächer, welches, wie ein großer Theil der ganzen Veſte, mit unſäglicher Mühe in den Felſen gehöhlt war. Hätte der lange Weg, der zu dem Gemache führte, ſie von dem eben angeführten Umſtande nicht überzeugt, ſo würde das glänzende Innere des Zimmers ſie nicht haben auf dieſen Gedanken kommen laſſen. Die Wände ja ſelbſt die Decke der ziemlich geräumigen Felſenhalle waren mit dunkelrother Seide bekleidet. Links umher liefen prachtvolle, breite, zum Schlafen eingerichtete Divans, und nicht nur ein Haufen koſtbarer Teppiche, ſondern auch die ausdrückliche Verſicherung des Führers bezeugte, daß dieſer Raum zur Schlafſtätte der Reiſenden eingerichtet und beſtimmt ſei. Auf einem runden, kaum einen Fuß über der Erde erhöheten Tiſche waren auf mächtigen ſilbernen Schüſſeln eine Menge Backwerk und viele andere, unſern Reiſenden unbekannte Leckereien aufgethürmt; auch bewieſen die großen goldenen, mit Sorbet angefüllten Schalen, daß man nicht des Tranks vergeſſen. Nachdem ihr ſarazeniſcher Begleiter unſere Bekannten zum Genuſſe und zu kurzer Ruhe eingeladen, bemerkte er, daß er ſofort dem Emir die Ankunft der Geſandten melden werde, weil dieſer ihnen binnen einer Stunde Audienz gewähren, mit Tages Anbruch aber ſie entlaſſen wolle, indem der Fürſt dann ſelbſt die Burg, wegen irgend einer

Unternehmung, zu verlaſſen geſonnen ſei. — Faſt eine Stunde verweilten die Reiſenden in dem ihnen angewieſenen Raume unter verſchiedenartigen Geſprächen, welche mehr oder minder die Feſtigkeit der Burg, oder die Wahrſcheinlichkeit der Erlangung des Zweckes der Geſandtſchaft zum Gegenſtande hatten, an denen aber Erard nur wenig Theil nahm, weil das Schickſal Blanka's, und der Gedanke, daß er ſeit ſeiner Abreiſe von Joinville ſich wieder zum erſten Mal in der Nähe der Heißgeliebten befinde, ſeine ganze Seele füllte.

Noch weilten die Reiſenden in dem ihnen angewieſenen Zimmer im lebhafteſten Geſpräche, und der Abend ſank immer mehr hernieder, als von einem entfernten Punkte der Veſte her eine lärmende, wilde, doch nicht ganz unangenehme Muſik ertönte. Bald trat der Sarazene, welcher die Geſandtſchaft empfangen hatte, in das Zimmer. Er meldete, daß unſere Bekannten gewürdigt werden ſollten, das Angeſicht des großen Scheiks zu ſchauen; ſofort ſetzte ſich die ganze Geſellſchaft, unter Vortritt des Aſſaſſinen, in Bewegung.

Kaum hatten die Reiſenden einige dunkle Höfe durchſchritten, als ſie mit einem Male in einen, von vielen Tauſenden buntfarbiger Lampen erleuchteten

Garten traten. Es blendete der Glanz der Lichtermaſſen faſt das Auge. Blumen der Jahreszeit ſchmückten in Maſſen, wie man ſolche im Orient nur ſelten zuſammen findet, lange, ſeltſam geſchnörkelte Rabatten; Springbrunnen, wie ſolche nur durch ungeheure hydrauliſche Vorrichtungen, und dann auch nur durch ungemeine Begünſtigung der Natur, auf dieſer Höhe geſchaffen werden konnten, warfen ihre Stralen bald in einzelnen Bogen, bald in Form ganzer Waſſergarben in die Luft. Der bunte Lampenſchimmer, der Schmelz der Blumen glänzte in ihnen in ſeltſamen Reflexen, und Alles zuſammengenommen verbreitete über die weiten Gänge, die Raſenplätze, die dunkeln Palmengruppen, die von ſich röthender Frucht belaſteten Rebengeländer ein ſo zauberiſches Licht, daß Pater Johannes das nie geſehene Schauſpiel ohne Bedenken den ſeelenverlockenden Künſten des Fürſten der Finſterniß zuſchrieb; ja ſelbſt die herrlichen, aufs ſchimmerndſte gefiederten Vögel, die wie zahm und heimiſch ſich auf den Aeſten wiegten, ſchienen dem guten Pater eben ſo viele hölliſche Dämonen, welche an dieſem Hexenſabbath ihre dunkle Kleidung gegen dies glänzende Colorit vertauſcht. Er bewies die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Vorausſetzung ſeinem Freunde Erard durch ein von Zeit zu Zeit ertönendes Thiergebrüll, das der Ritter jedoch einigen, in weiten Käfigen gefangen gehaltenen Panthern und Schakals beimaß, der Mönch aber ſteif und feſt den in Vogelgeſtalt auf den Aeſten flatternden hölliſchen Dämonen zuſchrieb, als welche, wie er meinte, nicht alles Diaboliſche abzulegen im Stande ſeien, ſintemal ja auch ihr Herr und Meiſter unter jeder Verkleidung Schwanz und Pferdefuß beibehalten müſſe. — Nach längerm Wandeln kamen unſere Reiſenden in einen, von vielen Menſchengruppen bevölkerten Theil des Gartens. Es ſchien ein Feſt gefeiert zu werden. Ueberall blinkte Sorbet in glänzenden Schalen; es herrſchte Luſt und Fröhlichkeit; nur hier und da ſaßen einzelne junge Männer wie verſunken in ein wollüſtiges inneres Schauen; ihre Züge hatten einen ſeltſamen, unausſprechbaren Ausdruck, faſt ſo wie man ſich die Züge des Antlitzes eines verzückten, der Erde entriſſenen Sehers denken könnte.

Jetzt endlich näherten ſich die Reiſenden einem Orte, wo der durcheinanderwogende Menſchenknäuel beinah undurchdringlich war. Aus ſeiner Mitte ertönte die weither vernommene wilde Muſik. Es ſchien hier das Ende des weiten zauberiſchen Raumes; denn die gewaltigen Felſenwände welche den Bezirk der Veſte krönten, ſtarrten hier in die Wolken, und auf ihrer Höhe gewahrte man hin und wieder die weißen Geſtalten wachthabender Aſſaſſinen.

„Platz den Geſandten des Mek Lu!“ (verdorben aus: Melek Ludwig) rief der, unſere Freunde begleitende Sarazene, und die Maſſe der Menſchen öffnete ſich.

„Hier müßt Ihr bleiben!“ ſprach der Aſſaſſine zu Erard, Johann und den beiden Rottmeiſtern, indem er ſie nach einer kleinen Erhöhung am Fuße einer Palme drängte. „Nur die Häupter der Geſandtſchaft treten vor.“

So unangenehm dies auch unſerm Freunde war, ſo beruhigte er ſich doch darüber um deſto eher, als er bemerkte, daß dieſe Stelle kaum zehn Schritte von dem Hauptplatze, zu welchem der Seneſchall und ſein Begleiter geführt wurden, entfernt war, und man hier Alles, was vorging, ſehr bequem hören und ſehen konnte.

Die Häupter der Geſandtſchaft traten nun in die Mitte des weiten, von der Menge der Sarazenen gebildeten Kreiſes. Ein ziemlich impoſanter Anblick bot ſich ihren Augen dar. Auf einer mit Scharlachſammet belegten Erhöhung von mehren Stufen, welche von einem kleinen Baldachin beſchattet und dicht an der Felswand angebracht war, ſaß auf einem mit Pantherfellen, an denen man Kopfhaut und Klauen gelaſſen hatte, bedeckten Throne ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren. Sein Antlitz zeigte die Nationalphyſiognomie ſeines Volkes, doch in den veredeltſten Zügen. Das Auge des Mannes war ſchöner und ausdruckvoller, ſeine Haltung höher, würdiger, als die der ihn Umgebenden; der glänzendſchwarze Bart erhöhete die blendende Weiße der feinen, faſt durchſichtigen Haut. Die Kleidung des Aſſaſſinen war weiß wie die aller Umſtehenden, doch von bei weitem köſtlichern Stoffen. Der Kaftan von weißem Sammet war mit einem dunkeln, wahrſcheinlich ſehr koſtbaren Pelzwerk beſetzt. Auf dem grünen, mit Gold durchwirkten Turban wehten die Federn des weißen Reihers, von einer weithin ſtralenden Agraffe von Brillanten gehalten. Der Griff des krummen Säbels, der Gürtel, der in letzterm ſteckende Dolch blitzten von Smaragden und Diamanten. — Dicht an der Seite des Thrones ruhte mit ernſtem, ſtarr auf die Menſchenmenge ſchauendem Auge ein zahmer Löwe. Man hätte das edle Thier für leblos halten können, hätte es nicht von Zeit zu Zeit das mächtige Haupt zur Erde geneigt, um mit der rauhen Zunge ſchmeichelnd den Fuß ſeines Gebieters zu lecken, deſſen blendend-weiße, mit einem koſtbaren

Solitair geſchmückte Hand ſpielend in der reichen Mähne des Thieres wühlte. Sonſt in ungeſtörter Ruhe verharrend, ſtieß der Löwe bei dem ungewohnten Anblicke geharniſchter Männer ein kurzes Gebrüll aus; er wendete ferner kein Auge mehr von den herantretenden Fremden.

Der Seneſchall trat jetzt mit ſeinem Gefährten an die untere Stufe des Thrones. Feſt richtete der auf demſelben ſitzende Mann den Blick, in welchem ſich orientaliſcher Stolz mit dem Bewußtſein von Kraft und Hoheit paarten, auf die Geſandten; dann ſprach er mit männlich-ſchöner Stimme: „Seid mir willkommen! — Ihr ſeid vom König der Franken abgeſendet? — Euer Stand und Namen?"

Der Patriarch ergriff das Wort. „Dies," ſprach er, „iſt der ſehr mächtige Sire von Joinville, Seneſchall und Bannerherr; ich aber bin ein unwürdiger Diener der heiligen Kirche, jedoch durch Gottes und des römiſchen Stuhls Gnade Erzbiſchof von Ravenna, Patriarch von Jeruſalem und nenne mich Giambatiſta Montenero. Unſer Auftrag lautet an den Fürſten des Gebirges, welchen wir Abendländer den Alten vom Berge nennen." — Der Patriarch legte einen beſondern Ausdruck auf die letzten Worte ſeiner Rede. Er hatte ſich unter dem Aſſaſſinenhäuptling einen Greis gedacht und konnte ſich noch immer nicht bereden, den rechten Mann gefunden zu haben.

Der Sarazene ſchien die Zweifel des Prieſters zu bemerken.

„Ich bin,“ entgegnete er lächelnd, „Bibar el Bondukdari, der Fürſt der Söhne Ismails. Es ſpricht der Dichter: Nicht alle Weiſe tragen lange Bärte und haben kahle Häupter. — Doch zur Sache. Was begehrt der Melek von Frangiſtan?“

„Friede iſt der Zweck unſerer Sendung!“ ſprach der Biſchof. „Es hängt von Dir ab, ſolchen auf ewige Zeiten abzuſchließen, wenn Du die billigen Vorſchläge unſers Herrſchers annimmſt.“

„Durch Güte lockt man die Schlange aus der Erde!“ erwiderte ſpöttiſch lächelnd der Aſſaſſine. „Laßt Eure Vorſchläge hören.“

„Es ſpricht,“ hob mit einigem Pathos der Biſchof an, „der ſehr mächtige Fürſt und Herr, der König Ludwig von Frankreich, Folgendes durch meinen Mund. — Du weißt, o Fürſt, wie zu den Zeiten des Königs Balduin IV. — ſein Andenken ſei geſegnet! — der Tempelorden das Gebirge mit feſten Burgen rings umgeben hatte. Es iſt Dir ferner nicht unbekannt, wie hart bedrängt Dein Vorfahr, um Frieden zu erhalten, ſich entſchloß, dem Orden einen nicht unbedeutenden Tribut zu zahlen. Du findeſt endlich, wenn Du die Geſchichten jener Zeiten aufſchlägſt, daß der Beherrſcher dieſes Landes ſich bereit erklärte, den heiligen Glauben der Chriſten anzunehmen, wenn man ihm den Tribut erlaſſen wolle. Die Wahrheit deſſen, ſo ich geſagt, wirſt Du nicht erſt beſtreiten wollen.“

„Nein, wahrlich nicht!“ entgegnete mit blitzendem Auge der Emir. „Die Kühnheit Eurer Väter, die Schwäche meines Ahns und dieſer Schimpf, ſie ſind nicht blos auf einem Palmblatt eingegraben; doch, ſprich nur weiter.“

„Auf dem Stuhle der Kaliphen, ſpricht König Ludwig, auf dem Throne der Pharaonen ſitzt ein verweichlichtes Geſchlecht. Nedſchm Eddin, der letzte Tapfere, ſank in das Grab. Thuranſchah iſt nur der Schatten eines Fürſten.“

„Bei Deinem Haupt, Du ſpricht die Wahrheit!“ rief mit leuchtendem Blick der Aſſaſſine.

„Bedenke,“ fuhr der Patriarch befremdet fort, „bedenke, mit wem Du Dich verbunden haſt. Dort ein Weichling, welcher auf ſeinem goldnen Stuhle, in Mitte ſeiner Eunuchen zittert; hier ein ritterlicher Fürſt, umgeben von den edelſten Geſchlechtern des Abendlandes. Weſſen Freundſchaft rühmlicher, welches Bündniß vortheilhafter ſei, dies darf ich wohl nicht erſt erwähnen.“

„Der Vortheil,“ ſprach mit ſchlauem Blick der Aſſaſſine, „zeigt ſich gewöhnlich erſt am Ende, und mit dem Vortheil iſt, wenigſtens in dem Auge der Menge, gewöhnlich der Ruhm verbunden, wenn ich auch anders denke. — Obermollah der Nazarener, welchen Rang würde Bibar el Bondukdari als Verbündeter des Melek der Franken in deſſen Heeren haben?“

„Den eines Heeresfürſten,“ entgegnete der Biſchof. „Er würde nicht fern vom Throne des Königs ſtehen.“

„Und wenn er,“ ſprach mit wildem Lachen der Emir, „ſich mit Thuranſchah verbündet, ſo dürfte er auf dem Throne Platz zu nehmen gebeten werden; er muß den ſchwachen Bundesverwandten ja vor dem Herabfallen ſchützen.“

„Du kannſt im Ernſte,“ ſprach der Seneſchall, „nicht eines Mannes Freund ſein, den Morgen- und Abendland verachtet. Siehe Thuranſchah's erbärmliche Umgebung; ſein erſter Heeresfürſt iſt ein Eunuch. Blicke nun dagegen auf unſer glänzendes Heer. Du findeſt in ihm Alles, was jenſeits des Mittelmeers nur groß und tapfer und edel iſt.

„Man fragte,“ entgegnete der Emir in der Bilderſprache des Orients, „man fragte einſt die Krähe: Welches ſind wohl die niedlichſten kleinen Vögel? Sie antwortete: Es ſind meine Jungen. — Doch, auch vorausgeſetzt, Du habeſt Recht; was ſagt der weiſe Perſer? Wegen der Roſen begießt man die Dornen.“

„Die Vortheile,“ ſprach der Patriarch, „die Du auf unſerer Seite findeſt, ſind nicht gering.“

„Und welche ſind es?“ fragte der Fürſt.

„Der König überläßt Dir jenen Landſtrich, wegen deſſen Du bisher mit Thuranſchah im Streite lagſt.“

„Nun, bei dem Haupte des Melek Lu!“ lachte der Aſſaſſine, „Dein Herr verſchenkt das Fell des Schakals, welcher noch in der Wüſte heult! Aber freilich, eher fängt man eine Fliege mit einem Löffel Honig als mit einer Tonne voll Weineſſig. — Was bietet mir der Melek ſonſt?“

„Seine Freundſchaft und ſeinen Schutz,“ entgegnete der Prieſter.

„El Bondukdari ſchützt ſein Schwert!“ erwiderte der Aſſaſſine kalt. „Und was verlangt er?“

„Daß Du den Glauben der Chriſten annehmeſt, Du und Dein Volk; daß Du Dein Land vom König Ludwig zu Lehn empfangeſt. Willſt Du dies thun, ſo ſind wir Beide beauftragt, ein Friedens- und Freundſchaftsbündniß im Namen unſers mächtigen Herrſchers abzuſchließen, und ich werde die Lehnsherrſchaft ergreifen im Namen Chriſti und des Königs von Frankreich, ſeines Unterbeamten." *)

Ein dumpfes Murmeln lief rings durch die Verſammlung.

„Kein Wort mehr, übermüthiger Prieſter!" rief mit furchtbarem Blick der Emir, indem er ſchnell vom Sitze ſich erhob und bald beſonnen langſam ſich wieder niederließ. „Das Geſchäft ſei geendet, und das Geſchick erfülle ſich. Krieg zwiſchen den Franken und den Söhnen Ismails. — Das Blut, ſo da fließen ſoll, wird nicht in ſeiner Ader bleiben. Melek Lu ſoll Bibar el Bondukdari kennen lernen! Zittern ſoll er bei deſſen Namen!"

„Zittre Du ſelbſt, ſtolzer Sarazene!" rief vom Zorne hingeriſſen, der Seneſchall. „Bald wirſt Du die Harniſche des Abendlandes in dieſem Thale glänzen, die weißen Fahnen vor dieſer Burg entfalten ſehen! Den zehnten Theil des Heeres bedürfte es, Dein Land zu überziehen; Du müßteſt vergehen vor

---

*) „Je vous dis le ban de Notre Seigneur Jésus Christ, et de Louis, Roi de France, son sergent!" ſagte er, als er bei Damiette ans Land ſtieg.

dem Grimme König Ludwig's, wenn er erſcheint mit Bann und Arrièrebann Frankreichs und mit wehender Oriflamme. — Trotze nicht auf die Stärke dieſes Felſenneſtes. Vor dem Hunger ſchützt es Dich nicht. Du kannſt die Felſen nicht in Brot verwandeln."

„Und wäre Alles ſo, wie Du ſagſt," ſprach mit verächtlichem Lächeln der Sarazene, „ſo grübe ſich Melek Lu in dieſem Thale ſelbſt ſein Grab. Blicke auf nach jener Felſenſpitze; dort ſiehſt Du im Mondenſtral ein bleiches Haupt auf einer Lanze. Es ward einem Aga Eures Volkes, in ſeinem eignen Zelte von einem Sohne Ismails, der ſich dem heiligen Kampfe geweiht, geraubt. Der Stolze hatte an der Tafel des Königs verächtlich von unſerm Stamme geſprochen; er hatte uns ein Räubervolk genannt. Du ſiehſt, wo Melek Lu weilt, bin auch ich. Ein Wort von mir, ein Wink von dieſer Hand, und — doch ſo lange er nicht als Feind auf dieſen Boden tritt, iſt mir ſein Leben heilig."

„Ha!" rief ergrimmt der Seneſchall, „weil es dem feigen Mörder gelingen konnte, ſich nächtlich in das Zelt des Bannerherrn von Courtenay zu ſchleichen; weil der gnädige Fürſt Deine Spione, gefangene, vornehme Sarazenen, an ſeiner Tafel duldet, ſo meinſt Du, auch der Mordſtahl könne ſo leicht ſein heiliges Haupt erreichen! Du irrſt, Emir! Sein Zelt bewachen die Tapferſten des Heeres. Der erſte Unbekannte, der ſich in deſſen Nähe blicken ließe, würde niedergehauen. Der Sarazene, welcher in ſolchem Vorhaben befangen ergriffen würde, es wäre ihm beſſer, er wäre nie geboren. Junge Pferde zerriſſen ihn lebendig auf dem Sande der Wüſte. Biſt Du leichtgläubig genug, zu denken, daß nach ihm ein Zweiter die Unthat verſuchen würde?“

Während der Seneſchall ſprach, hatte der Emir einem unfern des Thrones ſtehenden engelſchönen Jünglinge gewinkt, ihm eine Schale Sorbet zu reichen. Der junge Mann ſtand eben zur Seite des Fürſten, das goldne Gefäß auf ſilbernem Unterſatze in ſeinen Händen haltend. Jetzt endete der Seneſchall in höhnendem Tone ſeine Rede. Mit einem durchbohrenden Blicke fixirte einen Moment der Fürſt denſelben, dann zog er ruhig den von Diamanten ſtralenden Dolch; kalt reichte er dieſen dem zur Seite ſtehenden Jünglinge, indem er zwei arabiſche Worte ſprach. Heftig warf der junge Sarazene das koſtbare Gefäß zur Erde. Ein unnennbares Entzücken ſtralte aus ſeinen ſchönen Zügen. Wie im Taumel der Freude griff er nach dem Dolche und ſtieß ſich ſolchen bis ans Heft ins Herz. Lächelnd noch im

Taumeln, zog er ihn aus der Wunde, legte ihn auf die Stufen des Thrones, indem ein Blutſtrom der Bruſt entſtürzte, und verſchied ſodann in wenigen Zuckungen. Der Löwe erhob beim Anblick des Bluts ein furchtbares Gebrüll.

Noch ſtanden die Geſandten ſtaunend und ſprachlos, als der Fürſt raſch aufſtand, nach der Höhe eines ſich zur Seite erhebenden Felſens blickte und einen durchdringenden Schrei ausſtieß, dem einige wenige Worte folgten. Alle Umſtehenden blickten aufwärts. Auf der äußerſten Spitze der Felswand ſtand ein wachthaltender Aſſaſſine. Hell glänzte im Mond- und Lampenſchimmer ſein weißes Gewand. Jetzt hob er mit einem Freudenrufe beide Hände gen Himmel; ein Sprung in die Luft, und — in einem Augenblicke darauf lag er zerſchmettert, kaum noch der Geſtalt eines Menſchen ähnlich, in der Mitte des weiten Kreiſes. — Ein Schlag von der Fauſt des Fürſten beruhigte den ſich mit dem Schweiſe wüthend die Flanken peitſchenden Löwen, und einige Aſſaſſinen trugen mit allen Zeichen religiöſer Verehrung die beiden Leichen auf ihren Armen fort.

„Glaubſt Du noch nicht,“ fragte mit furchtbarem Tone der Stimme nach einer vom Schrecken erzeugten Pauſe der Emir; „glaubſt Du noch nicht, daß das Leben des Melek der Franken in meiner Hand iſt?“

Die Geſandten ſchwiegen, erſtarrt vom Anblick des grauſenvollen Auftritts.

„Wir haben,“ ſprach nach einer Pauſe der Seneſchall, „noch eine zweite Werbung; ſie betrifft die Auslöſung der Frauen.“

„Man führe ſie herbei!“ rief der Emir einem der Umſtehenden zu.

„Beſtimme,“ ſprach der Patriarch, „das Löſegeld, und iſt die Summe nicht übermäßig, ſo ſind wir vielleicht im Stande, ſolche ſogleich zu zahlen.“

„El Bondukdari handelt nicht mit Weibern!“ entgegnete der Fürſt. „Ihre Wegführung geſchah blos, um Euch zu zeigen, daß große Heere nicht immer einen ſichern Schutz gewähren, und daß der Arm der Söhne des Gebirges ſo weit reicht als ihr Wille. — Die Frauen ſind frei! Eine nehme ich aus; ſie bleibt mein Eigenthum.“

„Du wirſt,“ erwiderte der Seneſchall, von einer fürchterlichen Ahnung durchdrungen, „den Zug von Großmuth, den Du uns bezeigſt, nicht wieder zur Hälfte verwiſchen wollen. Gib die Frauen ſämmtlich frei und nimm ein Löſegeld und unſern Dank.“

„Sie waren Alle mein,“ rief der Aſſaſſine mit ſtarker Stimme, „und Eine wird es bleiben. Noch niemals fühlte El Bondukdari Frauenliebe. Jetzt hofft er ſie zu gewinnen. Das goldhaarige Mädchen des Abendlandes hat ſein Herz gerührt; er würde die Rückgabe verſagen, und wäre ſie die Tochter Eueres Herrſchers.“

Eben traten die Frauen, von einigen Greiſen geleitet, in den Kreis. Alle waren von recht angenehmer Geſichtsbildung, doch eine herrliche Blondine von ungefähr zwanzig Jahren überſtralte ihre Gefährtinnen bei weitem. Ihr edler Wuchs, die Schönheit ihrer Züge, die Hoheit, welche in ihrem Antlitz thronte, zog Aller Augen auf ſich. Ein beifälliges Murmeln durchlief den weiten Kreis.

„Dieſe iſt es!“ rief der Emir. „Glaubſt Du, Alter, daß alle Schätze, die Du bieten könnteſt, mich zur Rückgabe bewegen würden?“

„Gott des Himmels, meine Ahnung!“ rief entſetzt der Seneſchall.

„Mein Vater hier? O, nun wird Alles gut!“ rief das Mädchen frohlockend, dem Seneſchall in die Arme eilend.

„Das Mädchen iſt Deine Tochter?“ ſprach befremdet der Emir. „Ja, nun begreife ich Deine Angſt. Doch beruhige Dich, Aga der Franken. El

Bondukdari hatte noch nie geliebt; nur Eine kann er lieben. Das Goldhaar wird ſein Weib, die Fürſtin dieſes Landes, vielleicht noch eines größern."

„Nimmermehr!" rief der Seneſchall; „nimmermehr wird meine Tochter das Weib eines Ungläubigen!"

„Kennſt Du," ſprach der Sarazene, „denn unſern Glauben ſo genau, daß Du uns alſo ſchiltſt? Kennſt Du, Prieſter, die Geſchichte Deines Landes ſo wenig, daß Du nicht wiſſen ſollteſt, wie Salah Eddin mit den Fürſten des Abendlandes unterhandelte, um ſeinen Bruder mit der Schweſter des kühnen Melek von England, der verwittweten Königin von Neapolis, zu vermählen, und daß die Unterhandlung an ganz andern Urſachen, als an der Abneigung der Fürſtin ſcheiterte? — Salah Eddin, wirſt Du ſagen, war der größte Mann des Morgenlandes; doch — es regt ſich etwas von ſeinem Geiſte in mir. Mein Name, hoffe ich, ſoll gleichfalls nicht vergeſſen werden."

„Es kann nicht ſein, o Fürſt!" verſetzte der Seneſchall, indem die Stimme des ſonſt ſo felſenfeſten Mannes zitterte. „Obgleich ein Sarazene, biſt Du ja doch ein Menſch. Sieh dieſes Mädchen, es iſt das Einzige meiner Kinder! Fordre Alles, Alles, nur laß mir meine Tochter!"

„Ich ehre Deine Schmerzen, alter Mann," erwiderte der Aſſaſſine; „doch werden ſie ſich mindern, wenn Dein Mädchen auf zwei Thronen, welche el Bondukdari an der Grenze zweier Welttheile zu errichten gedenkt, ſich niederlaſſen wird."

„Fodere Geld, fodere Schätze!" ſprach dringend der Seneſchall. „Man ſagt, das Auge des Morgenländers weide ſich an edeln Steinen. Siehe, ich habe viele derſelben. Meine Güter im Abendlande ſind nicht gering. Alles, Alles, was Du willſt, will ich Dir geben, nur laß mir mein Kind!"

„Fürſt!" rief die Tochter des Seneſchalls, indem ſie vor dem Throne auf die Knie ſank; „Fürſt, ſei menſchlich! Siehe, die edelſte der Töchter Deines Landes hielte ſich hoch beglückt, reichteſt Du ihr Deine Hand. Du ſagſt: Du liebteſt zum erſten Mal; auch ich, ich liebte, und doch mußte ich entſagen; nie wird Blanka lieben zum zweiten Mal. Vernichten kannſt Du mich, mich tödten; doch mich zwingen, Dich zu lieben, dies kannſt Du nicht."

„Die Zeit," entgegnete der Aſſaſſine, „wird mir helfen, Deinen Schmerz zu lindern, mein glühend Herz mir Mittel zeigen, Deine Neigung zu erwerben. Darum, Mädchen, laß ab, mich zu beſtürmen; ich kann nicht von Dir laſſen."

„Stehe auf, Tochter!“ rief jetzt, vom tiefſten Schmerz zur höchſten Wuth übergehend, der Seneſchall. „Blanka von Joinville, knie nicht vor dem ungläubigen Hunde! — Siehe, elender Räuberhäuptling!“ ſchrie er ſchäumend, „ich würde die Tochter, wenn ich überzeugt wäre, daß ſie die Schande Deines Bettes dem Tode vorziehen könnte, mit dieſem Stahle niederbohren; doch das Mädchen meines Stammes wird in der höchſten Noth ſchon ſelber wiſſen, was ſie zu thun hat. Jetzt aber, unwürdiger Fürſt, liegt hier mein Handſchuh“ — er ſchleuderte ſolchen auf die Stufen des Thrones — „Ich fodere Dich zum Kampfe auf Leben und Tod! zum Kampfe um meine Tochter!“

Die erſte Bewegung des Aſſaſſinen war ein Griff nach dem von Diamanten ſtralenden Säbel. Bald aber ließ er die Hand ſinken und ſprach mit ruhiger, feſter Stimme: „Ich verzeihe Dir, alter Mann! Wäre es auch überhaupt nicht gegen die Sitte meines Volkes, daß der Jüngling kämpfte mit dem Greiſe, der Eidam mit dem Vater ſeines Weibes, ſo fände doch el Bondukdari in den Reihen der Abendländer nur Einen, der ihm des Kampfes würdig ſcheinen könnte, es iſt der König der Franken.“

„Noch einen Zweiten gibt es, dem Du, wenn

Du kein Elender biſt, den Kampf nicht weigern darfſt!“ ſcholl eine Stimme aus dem Kreiſe der Umſtehenden, und — Erard ſtand vor dem Throne des Aſſaſſinen. „Kennſt Du dies Blatt und dieſen Ring?“ fragte mit ernſtem Tone der Jüngling.

„Du hier! Du, der Retter meines Lebens?“ rief der Sarazene, indem er, von ſeinem Sitze herabſpringend, den Ritter in die Arme ſchloß. „Seht, Ismailis,“ rief er jubelnd, „dies iſt der Retter Eures Fürſten!“

Ein mehre Minuten anhaltendes Freudengeſchrei, welches ſelbſt die rauſchend einfallende Muſik übertönte, erhob ſich von allen Seiten. Mit Ungeſtüm drangen die Sarazenen auf den Ritter ein; Jeder wollte den Retter des Fürſten ſehen.

„Du böſer Chriſt!“ ſprach der Aſſaſſinenfürſt, den Ritter immer freundlich noch umfaſſend, „wie konnteſt Du mich ſo lange warten laſſen, um meinen Dank perſönlich zu empfahen?“

„Beweiſe dieſen,“ entgegnete der Jüngling, „indem Du mit mir um die Jungfrau kämpfſt.“

„Verdorren möge dieſer Arm,“ rief Bibar el Bondukdari, „wenn ich ſolchen jemals gegen den Retter meines Lebens erheben ſollte. Doch dies Verlangen kann nimmermehr Dein Ernſt ſein. Sprich vor

Allem, wie kann ich meine Dankbarkeit Dir beweiſen? — Verlangſt Du Gold? Begehrſt Du Schätze? Du ſollſt ſie haben. — Erfreut Dich eine feſte Burg, umgeben von blühenden Ländereien? Ich ſchenke Dir die letztern und baue Dir eine ſtattliche Veſte auf meinem Boden."

„Die Burg meiner Väter liegt in Trümmern," ſprach Erard mit ſchmerzlichem Blick, „und es bedarf der Templer keiner Schätze. Der Leinenmantel iſt ſein einziger Schatz, das Grab ſein feſtes Haus."

„Das Wort el Bondukdari's gilt etwas im Morgenlande," fuhr der Emir fort, „und Wilhelm Sannac, des Tempels Haupt, kennt ſeinen Vortheil. Ich will aufhören die Burgen an der Grenze zu bedrängen, wenn er Dir den Befehl derſelben übertragen und Dich zu einem der Häupter des Ordens machen will."

„Ich danke Dir!" entgegnete der Jüngling ernſt. „Mein Verlangen iſt andrer Art. Nur durch deſſen Erfüllung kannſt Du Dein Verſprechen löſen. Es iſt die Freiheit jener Jungfrau. Willſt Du nicht mit mir um die Dame kämpfen, ſo gib ſie ihrem Vater ohne Kampf zurück."

„Nimmermehr!" rief der Emir. „O, fodre Alles, was Du willſt, nur dieſes nicht. Ich liebe das goldhaarige Mädchen aus dem Abendlande. O, ſo hat nie ein Mann geliebt, ſo wird nie einer lieben! — Sieh, Chriſt, Dein Blut rollt kalt in Deinen Adern; Du weißt es nicht, was lieben iſt. O, hätteſt Du je geliebt, hätteſt dies Mädchen Du geliebt, Du würdeſt nicht ſo Grauſames von einem Freunde verlangen; Du würdeſt Alles ſetzen an ihren Beſitz!“

„Fürſt!“ rief Erard mit leuchtendem Blicke, „Fürſt! edle Seelen lieben und denken nicht an Beſitz! Ihr Lieben iſt verſchieden von dem Gefühl, welches Dein Blut wie flüſſiges, glühendes Erz durch Deine Adern jagt! — Kann es Dich überzeugen, wenn ich es laut bekenne und dies beſchwöre bei Deinem und meinem Gott: ja, ich habe Blanka von Joinville geliebt, ich liebe ſie, und werde ſie ewig lieben! Ich liebe dies Mädchen mit allen, allen Kräften, die Gott nur je gepflanzt ins Menſchenherz — doch will und werde ich Blanka nie beſitzen.“

Mit ſichtbarem Schmerz in allen Zügen hörte der Aſſaſſine Erard's Worte; ſie ſchienen einen ungeheuern Eindruck auf ihn zu machen. Nach langer Pauſe wendete er ſich heftig zum Seneſchall.

„Graukopf,“ ſprach er, „willſt Du das Mädchen dieſem Manne zum Weibe geben?“

„Antwortet nicht, mein Lehnsherr!“ rief Erard raſch. „Mein iſt die Sache, Emir! Ich bin der Jungfrau nicht ebenbürtig; ihr Geſchlecht grenzt an den Thron; ich bin nur ein Vaſall des Seneſchalls. Doch, niedrig geboren, iſt Erard de Severy nicht gewohnt, auch niedrig zu denken. Kein edler Mann würde Gebrauch von einem Worte machen, welches Todesangſt dem Vaterherzen erpreſſen könnte; auch wirbt ein Fürſt, der Bruder eines Königs, um Blanka's Hand."

„Und Du, Du kaltes Herz aus Norden," rief der Emir, „der, wie Du ſelbſt ſagſt, die Jungfrau nicht beſitzen kann, Du wollteſt Deinem Freunde ſie entreißen? Du wollteſt Dem ſie rauben, der alles Glück der Erde an ihren Beſitz zu ſetzen bereit ſein würde? Du wollteſt das Mädchen mir entreißen, um einem fremden Manne es zu geben? — Nein, dies kannſt Du nicht wollen! Du darfſt es nicht! Selbſt mein Verſprechen berechtigt Dich nicht zu dieſer That."

„Dein Verſprechen ſagt," ſprach Erard, „daß Jeder Deines Volkes bereit ſein werde, einen mich ſelbſt betreffenden Wunſch, ſobald nur deſſen Gewährung irgend möglich, mir zu gewähren."

„Ganz recht!" erwiderte der Fürſt. „Einen Wunſch, einen Dienſt, der Dich, Dich ſelbſt betrifft

Doch hier, hier willſt Du mir das höchſte Glück der Erde rauben, um einen Dritten damit zu beglücken. — Chriſt, ich bitte Dich, ändere Deinen Vorſatz!"

„Ich verlange die Jungfrau!" ſprach Erard mit feſtem Tone. „Mir liegt an ihrer Freiheit; und iſt die Dame mein, ſo muß es Dir gleichviel gelten, auf welche Art ich ſpäterhin verfahre. — Emir!" rief er mit erhöhter Stimme, „jetzt zum erſten Male ſetze ich einen Werth auf eine That, welche der Chriſtenglauben und die Ehre mir gebot; doch eben darum beſtehe ich um ſo feſter auf meinem Verlangen."

„Du verlangſt alſo dieſes Mädchen?" ſprach der Aſſaſſine mit anſcheinender Ruhe, doch ſeine Blicke funkelten. „Haſt Du ſonſt noch nähere Beſtimmungen deshalb zu machen?"

„Keine!" erwiderte der Ritter. „Ich verlange die Perſon der Dame zu freier, unbeſchränkter Verfügung. — Gewährſt Du nicht meine Foderung, ſo werfe ich Dein mir anvertrautes Pfand hier Angeſichts der Deinen Dir vor die Füße und werde es überall laut verkünden, daß Du ein Elender, Wortbrüchiger ſeiſt."

Ein Murmeln des Unwillens lief durch den Kreis der Sarazenen; es begannen Gruppen ſich zu bilden.

„Kein Wort mehr, Chriſt!" rief jetzt der Emir, und ſeine Augen funkelten vor Grimm. „Du ſelbſt haſt unſern Verhandlungen ein Ziel geſetzt. Dein Herz gleicht einem Felſen. Laß ſehen, ob es auch ſo wenig als dieſer zu erſchüttern iſt. Kennſt Du,“ fragte er kalt, indem er ſeinen noch vom Blute gerötheten Dolch zog, „kennſt Du das Urtheil Suleiman's ben Daud, des weiſen Königs von Israel? Ich hätte Luſt ein ähnliches zu ſprechen, jedoch in anderm Sinne. Du haſt die Perſon der Jungfrau, doch nicht ihr Leben ausbedingt.“

Entſetzt fuhr Erard zurück. Der Seneſchall ſchrie laut auf vor Schmerz; er ſchien zu wanken.

„Fürſt! bei Allem, was heilig iſt,“ ſtammelte endlich der Alte.

„Erniedrigt Euch nicht vor dieſem Elenden, Pair von Frankreich und Seneſchall!“ rief Blanka vortretend, indem das ſchöne Antlitz des Mädchens voll Hoheit wie in Verklärung ſtralte. „Aſſaſſine, ich bin bereit zu ſterben! Ich verachte Deinen Grimm wie Deine Liebe!“

In voller Wuth ſprang der Araber von ſeinem Sitze herab; er ſchwang den Dolch; — da trafen ſeine Auge auf das Engelsangeſicht des Mädchens: er ſtand als wie zu Stein geworden; es ſenkte ſich die zum Todesſtoß erhobene Fauſt; die Züge der Wuth verwandelten ſich in die des tiefſten Schmerzes.

„Nimm das goldhaarige Mädchen, falſcher Chriſt!“ ſprach der Emir nach langer entſetzlicher Pauſe. „O, hätteſt Du mich nicht gerettet! — Geht!“ rief er endlich mit feſter Stimme den Geſandten zu, „geht! Ihr ſeid Alle falſch! Krieg zwiſchen Frankreich und Ismail's Söhnen!“ — Er verſchwand zwiſchen den Schattenbäumen. Unter dem Klange der wilden, rauſchenden Muſik erreichten unſere Bekannten, Blanka am Arme ihres Vaters, die andern in Freiheit geſetzten Damen von Erard, Pater Johannes und den Rottmeiſtern geleitet, die ihnen angewieſene Wohnung.

„Nicht einen Augenblick länger verweile ich in dieſer Mörderhöhle!“ rief, hier angekommen, der Seneſchall. „Denkt Ihr, wie ich, Hochwürdiger,“ ſetzte er, zum Patriarchen gewendet, hinzu, „ſo verlaſſen wir das Schloß noch dieſe Nacht; der Mond ſcheint hell.“ — „Gänzlich meine Meinung!“ entgegnete der Biſchof. Sofort begannen die Anſtalten zur Abreiſe. Von Seiten der Aſſaſſinen wurden unſern Bekannten keine Schwierigkeiten gemacht, und in weniger als einer Stunde befanden ſie ſich, die Damen auf den Roſſen einiger abſitzenden Reiſigen, auf dem Rückwege.

Pater Johann konnte, als Erard, von zwei Reitern begleitet, eben eine kleine Strecke vorausgeeilt war, den Weg zu erſpähen, ſeine Freude nicht länger mehr mäßigen. „Nun, erlauchter Herr,“ ſprach er zum Seneſchall, welcher ſtill und noch erſchüttert von dem erlebten Auftritt neben der geliebten Tochter ritt, „habe ich nicht ſtets geſagt, daß Erard ein gutes, treues und edles Gemüth ſei, eine Zierde der jungen franzöſiſchen Ritterſchaft, **unus e mactatoribus** (Matador) ſo zu ſagen? — Und wie ſprach er zu dem ungläubigen Höllenbrande! Ja, ich wußte es wohl: **crines habet in dentibus**! — Und nichts, gar nichts verlangte er für ſich; blos die Befreiung des edeln Fräuleins war ſein Gedanke.“

„Er ſoll nicht unbelohnt bleiben!“ entgegnete der Seneſchall.

„Vater,“ ſprach Blanka ſanft, „ich glaube, jedes Anerbieten, welches Ihr ihm machen könntet, würde den edeln Erard demüthigen.“

„Jedes nicht!“ fiel Pater Johannes ein; die Freude machte ihn dreiſter als gewöhnlich.

„Er hat gehandelt wie der edelſte der Vaſallen,“ ſprach der Seneſchall, indem er ſcharf dies Wort betonte; „er ſoll an mir keinen unwürdigen Lehnsherrn finden.“

Eben kehrte Erard zurück und ſchloß ſich ſtill den an der Spitze des Zuges reitenden Wappnern an.

„Ritter Severy,“ hob der Seneſchall an, indem er ſein Roß an die Seite des Pferdes unſeres Freundes drängte und ihn einige Schritte mit ihm vorauszureiten bat, „ich glaube, Ihr werdet nicht alſo ſtolz ſein, um Euern Lehnsherrn auf immer zum Schuldner haben zu wollen, und ich, ich danke lieber mit Thaten als mit Worten. Erlaubt mir deshalb einen Vorſchlag. Die Güter Eueres Vaters, jene nämlich, welche nicht zu meiner Oberlehnsherrſchaft gehören, habe ich, da ſolche mitten in meinen Beſitzungen liegen, durch Kauf an mich gebracht. Ich glaube, daß ich ſie weit unter dem Werthe bezahlte. Gefällt es Euch, ſo behalte ich dieſelben und zahle Euch den Ueberſchuß heraus. Hunderttauſend Livres Tournois werden hinreichen, Euer Stammhaus aufzubauen. Ich glaube, Ihr werdet nicht der Meinung ſein, daß ich Euch damit den mir und meiner Tochter erwieſenen Dienſt bezahlen will; ich weiß es wohl, derſelbe iſt nicht mit Gelde auszugleichen; es wäre nur, daß Ihr an meinem Dankgefühl nicht zweifeln möchtet.“

„So ſehr ich,“ entgegnete Erard ſanft, „mich Euch für dieſe Gnade verbunden fühle, ſo muß ich dennoch bitten, dieſelbe ablehnen zu dürfen. Mein Vorſatz iſt unerſchütterlich: ich werde Templer.“

„Wäre Wilhelm Sannac,“ fuhr der Seneſchall fort, „nicht Euer Ohm und folglich ohnehin geneigt, Euch zu befördern, ſo könnte meine Fürſprache auch in dieſer Hinſicht Euch nützlich werden; indeß iſt ſolche, wie geſagt, hier überflüſſig. Dennoch, Ritter, würde es mir lieb ſein, wenn Ihr mir Gelegenheit geben wolltet, Euch ſo zu ſagen auf Abſchlag einen kleinen Dienſt zu leiſten. Habt Ihr denn gar keinen Wunſch?“

„Zwei Wünſche hätte ich, mein Lehnsherr!“ erwiderte Erard; „doch fürchte ich, Euch wenigſtens durch die Nennung des einen zu erzürnen.“

„Sprecht frei heraus!“ entgegnete der Seneſchall. „Der Vater erträgt viel von dem Manne, der das Kind ihm gerettet hat.“

„So bitte ich Euch,“ ſprach Erard mit zitternder Stimme, „daß Ihr Eure edle Tochter niemals zu einer Verbindung zwingen wollet, welche ihrem Herzen widerſtrebt!“

„Obgleich ich,“ ſprach der Alte mit einer gewiſſen Schärfe im Tone, „in Angelegenheiten des Hauſes Joinville Niemanden als Gott und meinem Gewiſſen, ſelbſt nicht dem Könige, Rede zu ſtehen ge wohnt bin, ſo antwortet doch der Vater dem Retter ſeiner Tochter: nie ward ein Mädchen meines Hauſes gezwungen zum Altar geführt, und Blanka, die Letzte des Namens Joinville, wird nicht die erſte ſein. — Euer zweiter Wunſch?“

„Daß Ihr das freundliche Du mir wieder gönnet wie einſt dem Spielgefährten Eueres Balduin.“

Der Alte reichte ſchweigend die gepanzerte Rechte dem jungen Manne zum Druck, und es wollte Erard bedünken, als ob er im Mondſchein eine Thräne über die harten Züge ſeiner Wangen rollen ſähe. Ohne weiter ein Wort zu ſprechen zog der Seneſchall die Zügel des Roſſes an, und ſie befanden ſich wieder bei der Geſellſchaft.

Die Rückreiſe, ſowol die längere zu Lande als auch die kürzere zur See, ward glücklich zurückgelegt und bot wenig Bemerkenswerthes dar. Erard, die Geſinnungen des Seneſchalls ehrend, vermied nach dem Geſtändniſſe, welches er in deſſen Gegenwart und der des Aſſaſſinenfürſten abgelegt, um ſo mehr jede Gelegenheit, mit Blanka allein zu bleiben, als er wußte, daß dadurch die Wunde ſeines Herzens nur immer unheilbarer werden müſſe. Auch Blanka ſchien ein Geſpräch mit dem Jünglinge zu vermeiden; doch blieb demſelben nicht verborgen, daß in

Augenblicken, wo ſie ſich nicht bemerkt glaubte, das Auge des Mädchens mit unausſprechlichem Ausdrucke auf ihm ruhte.

Im Lager vor Damiette angekommen, fanden unſere Reiſenden das Heer in voller Bewegung. Gefechte folgten auf Gefechte. Die feindlichen Horden, ſonſt nirgends den chriſtlichen Panzerreitern Stand haltend, zeigten eine Kühnheit, die man ihnen nimmer bis dahin zugetraut. Das Chriſtenheer hatte eine Poſition bei Farescour genommen, und man beſchäftigte ſich, einen Kanal zu verſtopfen, welcher, vom Nil ausgehend, in den See Menzahleh einmündet. Wilhelm von Sannac mit ſeinen Templern hatte die Vorhut. Da der König befohlen hatte, ſich damit zu begnügen, die Anfälle des Feindes zurückzuhalten, ohne ſelbſt anzugreifen, ſo erwarteten die Templer ſtehenden Fußes die feindlichen Horden. Dies ruhige Verhalten machte die Sarazenen immer kühner; ſie griffen die Tempelherren wüthend an und warfen einen dieſer Tapfern vor den Füßen des Bruders Renaud de Bichiers, ihres Marſchalls, zu Boden. Sofort entbrannte der Unwille des kriegeriſchen Alten. Er konnte ſich nicht mäßigen. „Auf ſie, in Gottes Namen!“ rief er. „Länger iſt es nicht auszuhalten.“ Mit dem Rufe: „Ha, Beauſéant!

Beauſéant!“ ihrem gewöhnlichen Feldgeſchrei, drangen die Templer unaufhaltſam vorwärts. Der größere Theil der Feinde ſtürzte in den Fluß und ertrank; viele lagen getödtet auf dem Platze. Alle trugen weiße Kleider — es waren Aſſaſſinen. Nur zu bald erklärte es ſich aus der Ausſage der Gefangenen, woher dem Feinde der Muth, welcher die Chriſten in Erſtaunen ſetzte, gekommen.

Bibar el Bondukdari, der Alte vom Berge, ſagten ſie, ſtehe an des Heeres Spitze. Thuranſchah, der Sultan von Aegypten, habe ihm, gedrängt von höchſter Noth, den Oberbefehl angeboten; doch nur dann, als ihm der Kaliph ſelbſt das Commando ſeiner Leibwacht, der Baharitenſklaven, anvertraut, als er befohlen, daß Niemand als der Aſſaſſinenfürſt, ſelbſt nicht der Sultan, etwas beim Heere anzuordnen haben ſolle, habe der Emir des Gebirges eingewilligt. Unter fortwährenden Gefechten, und eben darum nur ſehr langſam, rückte das Kreuzheer vorwärts. Schritt vor Schritt machten ihm die Sarazenen den Boden ſtreitig. War irgendwo ein wichtiger Poſten anzugreifen, ſo war man gewiß, dort die weißen Gewänder, die grünen Turbane der Aſſaſſinen zu erblicken. Im wüthendſten Gedränge, da, wo der Kampf am heftigſten raſte, wehte ſtets der weiße Reiherbuſch el Bondukdari's. Die Bahariten, kenntlich an ihren rothen Gewändern, wetteiferten unter dieſem kühnen Führer mit den Ismailis.

Erard, führend eine Schar der Turkopolen, befand ſich in dieſer Zeit fortwährend bei der Vorhut. Nur ſelten ſah er ſeinen Freund, den Pater Johann; war aber dies der Fall, ſo konnte der gute Mönch nicht genug erzählen, wie oft und wie angelegentlich ſich Fräulein Blanka nach dem Befinden ihres Retters bei ihm erkundigt habe, wozu, wie er mit vielem Selbſtgefühl beifügte, die Gelegenheit ſich um ſo öfter ereigne, als er den Patriarchen faſt täglich zur Königin begleite, welche Blanka's Geſellſchaft der aller andern Damen vorziehe. Erard beobachtete bei den Reden ſeines Freundes, ſobald ſie dieſen Gegenſtand berührten, ſtets ein ſchmerzliches Schweigen und drang dann nur um ſo heftiger in den Oheim, ihm die baldigſte Aufnahme in den Orden zu gewähren. Der hierzu beſtimmte Termin verſtrich indeß mehrmals, und der Tempelmeiſter erklärte endlich ſeinem Neffen offen, daß er ihm die Aufnahme in den Orden nicht vor Ablauf des Feldzugs geſtatten werde, indem er Gründe habe, zu vermuthen, daß der König, welcher ſich mehrmals über Erard ſehr gnädig geäußert, auf eine andere und beſſere Art für ihn zu ſorgen geneigt ſei. Der Seneſchall, obwol, wie es in ſeiner Art war, ſeine Würde nicht einen Augenblick bei Seite ſetzend, ergriff jede Gelegenheit, Erard im Angeſicht des Königs und des ganzen Heeres auszuzeichnen, und auch der ſtolze Artois beehrte unſern Bekannten oft mit einem Beïfallszeichen.

Der Winter war indeß herangerückt. Am 19. December erſchien das Kreuzheer vor Manſura. Der Kanal von Achmun war zwiſchen den Chriſten und der Stadt und letztere vom Feinde ſtark beſetzt. Um dieſer wichtigen Poſition ſich zu bemeiſtern, war es nöthig, einen Damm über den Kanal zu bauen. Man ſetzte die Balliſten und andere Wurfgeſchütze, die Arbeiter zu decken, in Bereitſchaft, und errichtete dicht am Ufer zwei hölzerne Thürme mit bedeckten Galerien, beſtimmt, eine Anzahl Streiter aufzunehmen. Die Arbeit an dem Damme ſchritt nur langſam vorwärts. Täglich erneuerten die Feinde ihr Angriffe. Es regnete gleichſam Pfeile und mächtig Steine auf die Arbeiter. Noch beſſer glückte es den Feinde mit Anwendung des griechiſchen Feuers, eine Zerſtörungsmittels, deſſen Bereitungsweiſe durch di Nacht der Jahrhunderte zum Glück nicht bis zu un gedrungen. Joinville beſchreibt es in ſeinem Werk als etwas Fürchterliches. „Dies Feuer," ſagt er, „da ſie auf uns warfen, war ſo groß wie eine Tonne und ſchleppte einen langen brennenden Schweif nach ſich. Es ſchien ein fliegender Drache und machte, die Luft durchſauſend, ein dem Donner ähnliches Gepraſſel. Es erleuchtete die Gegend zur Nachtzeit, daß man wie am hellen Tage ſehen konnte.“ Einem Zerſtörungsmittel wie dieſem konnten die hölzernen Angriffswerke der Chriſten nicht widerſtehen. Thürme, Galerien, ſelbſt der halbvollendete Damm gingen in Flammen auf. Mehrmals verſuchte man, das erſt Zerſtörte zu erſetzen, doch immer fruchtlos; da meldete der Connetable Humbert de Beaujeu dem Könige, daß ein Beduin ihm verſprochen, für fünfhundert goldene Byzantiner dem Chriſtenheere eine Furt durch den Kanal zu zeigen. Der König bewilligte die Summe; die Furt ward unterſucht, gangbar befunden und darauf beſchloſſen, daß der Herzog von Bourgogne das Lager decken, der König aber mit dem Heere dem Feinde entgegengehen ſolle.

Am 8. Februar des Morgens war das Chriſtenheer auf dem Punkte des Uebergangs verſammelt. Die Templer machten den Vortrab; ihnen folgte der Graf von Artois mit dem berittenen Heerbanne des Adels. Der Uebergang war nicht gefahrlos. Die ſchwer Gepanzerten ſanken tief in den Schlamm;

Mehre ertranken, unter ihnen Jean d'Orleans. Endlich gewannen ſie das Ufer. Die Feinde, einen Anfall von dieſer Seite nicht vermuthend, waren hier nur dreihundert Mann ſtark; dieſe flohen beim Anblick des chriſtlichen Geſchwaders. Der König hatte befohlen, daß, ſobald die Vorhut über den Kanal gegangen, die Templer langſam vorwärts rücken, die Geſchwader des Grafen Artois ihnen aber in eben dem Maße folgen ſollten; Ludwig dachte auf dieſe Weiſe dem ganzen Heere Zeit zum Uebergange zu gewinnen. Wilhelm von Sannac unterſagte deshalb jede Verfolgung des fliehenden Feindes und ordnete die Linien der Reiterei des Ordens im langſamen Vorrücken. Eben befand ſich der Großmeiſter, umgeben von den Großwürdenträgern des Tempelordens bei den Schwadronen der Turkopolen, als er das Adelsbanner, den Prinzen Artois an der Spitze, im Trabe vorgehen ſah. Raſch raunte der Meiſter dem an ſeiner Seite haltenden Erard einige Worte ins Ohr, und der Jüngling ſprengte mit Windeseile über das Blachfeld. Die Silberrüſtung, der weiße Helmbuſch des kühnen Artois leuchteten weithin über die Ebene. Bald befand ſich Erard an der Seite des Fürſten, an der Spitze der zum Angriffe rückenden Geſchwader des Adels. „Siehe da, Ritter Severy!“ rief ihm der Fürſt entgegen. „Gewiß wollt Ihr den Kampf an unſerer Seite verſuchen, und, **foi de gentilhomme**! Ihr ſeid hier beſſer an Euerm Platze als als bei jenen Templern, welche nur mit Leidweſen gegen ihre geliebten Sarazenen kämpfen und lieber Allah! Allah! als **Denis monjoie**! rufen möchten.“

„Verzeiht, Hoheit!“ entgegnete der Jüngling. „Meine Sendung hat zum Zweck, Euch ſelbſt vom Angriff abzuhalten. Der hochwürdige Meiſter läßt Euch dringend bitten, läßt bei der Ehre Frankreichs und Euerer eignen Euch beſchwören, daß Ihr den Orden des Tempels nicht alſo entehren möchtet, indem Ihr den Platz ihm rauben wollt, auf welchen der Wille des Königs ihn geſtellt. Sobald der Befehl zum Angriff eintritt, fügte der Meiſter hinzu, würden Ew. Gnaden bemerken, zu welchen Thaten der Gedanke, zur Seite und unter den Augen eines Sohns von Frankreich zu kämpfen, Jeden, der das rothe Kreuz auf dem Leinenmantel trägt, begeiſtern würde.“

Schweigend hörte der Prinz Erard's Vorſtellungen an; er ſchien zu überlegen; doch gab er keinen Befehl, mit dem Vorrücken einzuhalten. Nur noch ſechs Pfeilſchüſſe war man vom Feinde entfernt; das Toben der Roſſe, das Raſſeln der Rüſtungen ließ die Umgebungen des Fürſten nicht vernehmen, wovon die Rede war. Zum Unglück war Fourcaut du Merle, ein tapferer Ritter, welcher an der Seite des Prinzen ritt, beinahe gänzlich taub. Jetzt, glaubte er, ſei die höchſte Zeit, ſich auf den Feind zu ſtürzen, und nun ſchrie er aus allen Kräften: „Wohlan, auf ſie ein! **Denis monjoie**! Wohlan, auf ſie ein!“ — und wie eine Windsbraut ſtürzte das Adelsbanner vorwärts.

Mit dem heftigſten Grimme ſahen die Templer den ihnen von dem Prinzen angethanen Schimpf. Sie glaubten, daß ihre Ehre es erfodere, die ihnen entriſſene Stelle wieder einzunehmen. Der Meiſter, der Großkomthur, der Drapier zogen unwillig ihre Schwerter. Der donnernde Ruf: „Ha Beauſéant!“ antwortete auf das Feldgeſchrei des Adels, und bald wehte das ſchwarz und weiß gefleckte Banner des Tempels in dem dichteſten Haufen der Sarazenen.

Unaufhaltſam drangen die Reitergeſchwader vorwärts. Die Aegypter flohen von allen Seiten auseinander, und noch war nicht der zehnte Theil des Kreuzheers durch den Kanal gegangen, als die Reiterei ſchon vor den Thoren von Manſura ſtand. Die Templer, wetteifernd mit dem Adel Frankreichs, hatten Alles, was ihnen entgegenſtand, über den Hauſen geworfen; jetzt ſprengten ſie die Thore von Manſura ein, und in wildem Gewimmel, Robert Artois, den Seneſchall, Wilhelm von Sannac an der Spitze, drangen die Chriſten in die Straßen der Stadt. Fakr Eddin, welcher hier befehligte, befand ſich eben im Bade und hatte kaum Zeit, ſich anzukleiden und auf ein Pferd zu werfen. In wenig Minuten fiel er durchbohrt in der Mitte einiger Sklaven, die ihn vertheidigen wollten. Alles, was ſich von den Einwohnern auf den Straßen ſehen ließ, ward erſchlagen. Wäre das Heer der Chriſten in dieſem Augenblicke angelangt, ſo war, bei dem Schrecken, der ſich der Ungläubigen bemeiſtert hatte, der Feldzug beendigt und ganz Aegypten vielleicht erobert. Allein zwiſchen dem Vortrabe und dem Heere befand ſich der Raum von beinahe einer deutſchen Meile.

Bald wendete ſich das Glück des Tages. Bibar el Bondukdari, welcher mehre der Fliehenden mit eigner Hand niedergeſäbelt hatte, warf ſich, ſobald er mit dem Kerne der Reiterei und ſeinen Aſſaſſinen angekommen war, zwiſchen die Stadt und das heranrückende Heer der Chriſten. Während er den heiligen Ludwig und deſſen Brüder, die Grafen von Poitiers und Anjou, aufhielt, faßten die zerſtreuten Aegypter neuen Muth und griffen in Gemeinſchaft mit den Einwohnern, die einen Regen von Steinen und Balken von den Dächern in die engen Straßen ſchleuderten, die eingedrungenen Chriſten wüthend an. Von allen Seiten erlagen die Franzoſen der Uebermacht. Zwei Drittheile der Tempelherren und faſt dreihundert andere Ritter kamen um. Der Graf von Artois fiel, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, nachdem er bis zum letzten Hauch gekämpft, von einem Lanzenſtich durchbohrt, ein Opfer ſeiner Unbeſonnenheit, mitten unter ſeinem Gefolge, welches ohne Ausnahme niedergemetzelt wurde.

Der Seneſchall, Erard und verſchiedene andere Tapfere hatten ihre Zuflucht in ein verfallenes Haus genommen und vertheidigten ſich, gänzlich von ihren Landsleuten getrennt, gegen zehnfache Uebermacht. Trotz ihrer wüthenden Gegenwehr konnten ſie nicht hoffen, dem Tode zu entgehen. Ein Hagel von Pfeilen ſauſte von allen Seiten durch die Lücken des halb in Trümmern liegenden Gebäudes. Erard ward die Vertheidigung einer weiten Mauerlücke übertragen; er hatte einen Säbelhieb über die Stirn erhalten, und das herabrinnende Blut ſtrömte über Panzer und Feldbinde.

„Es iſt unmöglich, noch länger den Steinhaufen zu vertheidigen!“ ſprach der Seneſchall zu den Kampfgenoſſen. „Fallen wir aus und ſtürzen wir uns auf die ungläubigen Hunde! Durchzukommen iſt zwar unmöglich, aber eine gute Anzahl dieſer weißen und rothen Teufel ſoll uns in die Ewigkeit vorangehen.“

„Verzeiht, mein Lehnsherr!“ rief Erard, das herabrinnende Blut, welches ihn faſt am Sehen hinderte, ſich aus dem Geſichte wiſchend. „Dort unten in der Ebene ſehe ich den Grafen von Anjou; wahrſcheinlich glaubt er uns Alle getödtet. Dem Einzelnen wäre es vielleicht möglich, bis zu ihm durchzudringen. Verſichert Ihr mir, daß, wenn ich Euch verlaſſe, kein Flecken auf meinen Namen kommen ſoll, ſo werfe ich mich aufs Pferd und ſuche Euch Rettung zu bringen.“

„Verſuche es, Erard!“ rief der Seneſchall. „Gott iſt mit Dir! Dies zeigte ſich ſchon, als mein Kind in den Klauen der Aſſaſſinen war. Fällſt Du, ſo fällſt Du als ein Held!“

Mit hochgeſchwungenem Schwerte ſtürzte ſich Erard, ſeinem Roſſe die Sporen in die Seite drückend, in den dickſten Haufen der Aſſaſſinen. Zwei oder Drei fielen unter ſeinen Streichen, die Andern ſtoben auseinander beim Anblicke des von Blute ſtarrenden Reiters. Ehe ſie daran denken konnten, ihn zu verfolgen, war Erard ſchon in der Nähe des tapfern Anjou. Freudig vernahm der Fürſt aus des Jünglings Munde, daß noch ein kleines Häuflein der bereits Todtgeglaubten ſich in den Ruinen Manſura's vertheidige, und muthig drang er an der Spitze der Seinen, Erard dicht an der Seite des Fürſten, in die Stadt. Der Seneſchall und alle die Tapfern, welche noch lebten, wurden befreit; im ſchnellſten Roſſeslaufe eilten ſie nach dem Orte, wo die Oriflamme im Sonnenglanze ſtralte.

Hier hielt der König, heute mit einer goldenen Rüſtung angethan, auf einem großen normänniſchen Hengſte, ruhig wie ein Held mitten unter den im mörderiſchen Kampfe begriffenen Geſchwadern. In der Hand hatte er einen deutſchen Degen mit gerader Klinge. Die letztere troff von Blut. Er allein hatte eben ſechs Feinde mit eigner Hand getödtet. Graf Peter von Bretagne erſchien mit blutigem Antlitz vor dem Könige; er meldete, daß alle Angriffe ſeine Panzerreiter bei der dreifachen Uebermacht der Feinde fruchtlos geweſen, und daß Gefahr vorhanden ſei, von dem Feinde im Rücken angegriffen zu werden. Der Alte vom Berge, fügte er hinzu, den man deutlich an der Spitze eines Haufens Raſender gewahre, werfe immer neue Maſſen in den Kampf.

Der König meinte, daß Alles an Erhaltung der über den Kanal geſchlagenen Brücke liege und beorderte den Seneſchall, den Grafen von Soiſſons und Erard, mit Allen, die ſie noch von dem aus Manſura entkommenen Haufen zuſammenraffen könnten, dieſen Uebergang bis zu dem letzten Athemzuge zu vertheidigen.

Die Ritter eilten auf den gefährlichen Poſten. Es war die höchſte Zeit. Eben hatten die Chriſten ihn verlaſſen, und el Bondukdari drang über einen Wall von Leichen ſeines Volkes vorwärts. Erard, der Seneſchall, der Graf von Soiſſons und Pierre de Neuville, genannt Cajet, warfen ſich ihm entgegen. Sie allein vertheidigten mit gefällter Lanze, gedeckt von ihren Schilden, den Paß gegen Alle, die ſich zeigten. Zwei tapfere Männer — die Geſchichte hat ihre Namen aufbehalten — ſie hießen Guillaume de Boon und Jean de Gomaches, ſchloſſen ſich ihnen an. Die Waffen der Helden, die Fugen der Rüſtungen ſteckten voller Pfeile. Der Seneſchall erhielt fünf Wunden, ſein Pferd funfzehn. Nichts konnte den Muth der tapfern Herzen beugen. Fröhlich rief der kühne Soiſſons: „Seneſchall, das Angriffsgebrüll dieſer Heidencanaille iſt nur zum Lachen! **Tête de Dieu**! (ſein gewöhnlicher Schwur) wir wollen von dieſem Tage noch in den Zimmern der Damen reden!“

Die Nacht machte endlich dem Kampfe ein Ende. Der Jüngling durchwachte ſie an der Seite ſeines Lehnsherrn.

Der Mond ſchien hell. Ueberall herrſchte Ruhe, nur ſelten vom Stöhnen der Verwundeten unterbrochen; da nahte der Seneſchall ſich unſerm Freunde, und dieſen am Arme aus dem Gedränge ins Freie führend, ſprach er: „Höre, Erard, mit Tagesanbruch beginnt die Schlacht aufs Neue. Mir ahnt Unglück. Die Schwerter des Feindes ſind ſcharf, zehnfach die Uebermacht, und jener von der Hölle losgelaſſene aſſaſſiniſche Satan ſteht an des Feindes Spitze. Wer kann wiſſen, welcher von uns den Abend des morgenden Tages erleben wird? — Was Du heute gethan, dies muß und wird zwar der König belohnen; er müßte nicht ſein, der er iſt, der edle, große, wahrhaft königliche Mann. Ich aber, ich bin ein Greis. Ich möchte nicht gern als ein ſchlechter Schuldner, als Dein Schuldner in die Grube fahren. — Laß daher Deinen hartnäckigen Stolz, welcher, obgleich edlerer Art, dennoch nichts als ein Erbtheil von Deinem Vater iſt. Nenne mir die Art, auf welche ich Dir etwas Liebes erweiſen kann, und ich will Dir für den Todesfall in Gegenwart des

ſen Soiſſons und der Andern eine Verſicherung
über geben.“

„Bei Gott! mein Lehnsherr,“ ſprach Erard ge-
rt, indem er die Hand des Seneſchalls an ſeine
pen drückte, „bei Gott! es iſt nicht Stolz, wenn
erklären muß, daß Euer Beifall die einzige Be-
nung iſt, um die ich bitte. Ich habe keinen
mich; keinen nämlich, welcher erreichbar iſt.“

„Warum gab Dein Vater,“ rief der Seneſchall
ig, „mir, ehe Du geboren wurdeſt, das alte Rat-
neſt Severy nicht zurück! Er wollte damals
mir Geld leihen zu ſeinen Verſchwendungen.
rum warf er mir, als ich es ihm abſchlug, nicht
Lehnsbrief auf den Tiſch und kündete mir Fehde
Ich hätte ihn dann bekämpft, ihm vielleicht
alte häßliche Neſt gar über dem Kopfe angezün-
aber Du, Du wäreſt als ein ſemperfreier
nn, nicht als mein Baſall geboren, und ich —
ques Dieu! ich wüßte heute ſchon, was ich zu
s hätte.“

Sie gingen langſam, der Alte immer noch mit
Kopfe ſchüttelnd und etwas zwiſchen den Zäh-
murmelnd, zu den Uebrigen.

Die während ſeines langen Kriegslebens geſam-
e Erfahrung hatte den Seneſchall nicht getäuſcht

Mit Anbruch des Tages entbrannte der Kampf aufs Neue. Er hatte keinen glücklichern Ausgang als der des vorigen Tages. Von beiden Seiten wurde mit gleicher Tapferkeit gefochten. Die Aegypter, durch den Anblick des blutigen Waffenrocks des Grafen Artois, welchen der Sultan auf einer Lanze von Hauſen zu Hauſen tragen ließ, aufgeregt, fochten mit erneutem Muthe. Auch von Seiten der Chriſten geſchahen herrliche Thaten. Erard, der Seneſchall, der tapfere Guion de Malvoiſin fochten ohne Panzer; die empfangene Wunden verhinderten ſie, einen ſolchen anzulegen. Joinville verſichert, daß hinter dem Platze, wo die Tempelherren gekämpft, der Boden dergeſtalt mit Wurfſpießen bedeckt war, daß man nicht die Erde ſehen konnte. Der Großmeiſter verlor beide Augen durch Pfeilſchüſſe und ſtarb an den empfangenen Wunden. Die Grafen von Poitiers und von Flandern, Gautier von Chatillon, Gui d'Ibelin, Jocerant de Brancion erwarben ſich einen unſterblichen Namen. Ihr Beiſpiel begeiſterte den, eben mit einer Sendung von Seiten des Patriarchen beim Könige angekommenen Pater Johann de Baſſey dergeſtalt, daß er, wie Joinville erzählt, eine Sturmhaube aufſetzte, ein Schwert unter den Arm nahm und allein acht Feinde in die Flucht ſchlug; eine

That, welche ihm im Heere einen noch größern Ruf erwarb als ſeine bekannte Latinität. — Gegen Abend befahl der König den Rückzug über den Kanal. Hier verſchanzte ſich das Heer.

Leider war dieſe Stellung die unglücklichſte, welche man nur hätte wählen können. Die Armee befand ſich zwiſchen zwei Waſſern, den Kanälen von Achmun und von Mehalleh, eingekeilt. Bibar el Bondukdari eilte, Vortheil daraus zu ziehen. Er ließ eine Anzahl Fahrzeuge zerlegen und nach einer kleinen Inſel am Ausgange des letztern Waſſerweges auf Kameelen transportiren. Auf dieſe Weiſe ſchnitt er dem Kreuzheer jede Zufuhr an Lebensmitteln ſo wie die Verbindung mit Damiette ab. Bald riſſen Hunger und Seuchen auf eine furchtbare Weiſe im Heere der Chriſten ein. Roſſe und Reuter erlagen zu Hunderten. Nichts blieb mehr übrig als Flucht, und die erſte dunkle Nacht ward dazu erwählt. Auf einer an Seilen hangenden Brücke ging das Heer über den Kanal und begann den Rückzug nach Damiette. Der König hatte befohlen, daß, ſobald die letzten Haufen den Uebergang vollendet hätten, die Ankertaue abgehauen werden ſollten. Unglücklicherweiſe ward dieſer Befehl nicht ausgeführt. Der Feind gewahrte die Flucht des Kreuzheers. Heftig die Fliehenden verfolgend, erreichte el Bondukdari dieſe bei Farescour. Sogleich begann der Kampf.

Anfänglich fochten die Chriſten mit dem Muthe der Verzweiflung. Geoffroi de Sergines, welcher den Nachtrab befehligte, vertheidigte den durch Krankheiten und Mühſeligkeiten aller Art gänzlich ermatteten König. Bald aber ſank der Fürſt am Eingange des Dorfes ohnmächtig vom Pferde; eine Bürgersfrau aus Paris hielt den todtkranken Fürſten in ihren Armen. Als er erwachte, ſchien es ihm Troſt zu gewähren, da er hörte, daß fünfhundert Tapfere, unter denen ſich auch Erard befand, ihn gegen die ganze ägyptiſche Macht vertheidigten. Die Franzoſen verrichteten Wunder der Tapferkeit. Jeder Einzelne war ein Held. Endlich erlagen ſie dennoch der Uebermacht. Der König, das ganze Heer wurden gefangen.

Wir übergehen, als nicht weſentlich hierher gehörig, die nähere Schilderung der Unglückstage, in welchen ſich der heilige König ſammt den Kampfgenoſſen in Feindes Händen befand. Obgleich der Sultan von Aegypten den König und die Häupter des gefangenen Heeres menſchlich behandelte, ſo lag doch ſeiner Handlungweiſe weniger eine ihm eigenthümliche Großmuth als vielmehr die Ausſicht, ein ungeheueres Löſegeld zu erpreſſen, zum Grunde, und wirklich ließ

Elende allnächtlich gegen drei- bis vierhundert
ngene niedern Standes, von denen keine Schätze
offen waren, enthaupten oder im Nil erſäufen.
d befand ſich in dieſer Zeit ſtets in der Nähe
an ſeinen Wunden krank daniederliegenden Ge-
alls. Er pflegte den Alten, wie ein Sohn
eignen Vater nur immer hätte pflegen können,
oft ſah der Jüngling eine Thräne der Rührung
die harten Züge des unter den Waffen ergrau-
Kriegers ſchleichen.

Das ägyptiſche Heer hatte in dieſer Zeit in der
des Dorfes Farescour ein Lager bezogen. Die
, in denen der gefangene König und die Heeres-
er unter Bedeckung eines Haufens der Baha-
klaven gefangen gehalten wurden, lagen ganz
r Nähe der Zelte des Sultans, und mehrmals
Thuranſchah den König zu einem Mahle laden,
es derſelbe jedoch immer ablehnte, da er wußte,
der Wunſch, mit den Gefangenen zu prunken,
ächſte Veranlaſſung zu dieſer Einladung war.
h begannen die Verhandlungen wegen der Be-
g des Königs und ſeiner Getreuen. Der Sul-
oderte hunderttauſend goldne Byzantiner, die
abe von Damiette und die aller feſten Plätze
yrien. Nach langen Verhandlungen begnügte

ſich Thuranſchah mit den beiden erſten Foderungen. Während der Zeit der Gefangenſchaft hatte Erard umſonſt gehofft, den ihm durch das Zuſammentreffen merkwürdiger Umſtände ſo intereſſant gewordenen Aſſaſſinenfürſten zu erblicken. Seine Hoffnung war bis jetzt nicht erfüllt worden.

Die Ismailis hatten ein von den Aegyptern getrenntes Lager bezogen und wehrten, wie es hieß, Jedermann den Zugang. Man ſagte, daß Bibar el Bondukdari krank daniederliege und deshalb den Befehl gegeben habe, Niemand vor ihn zu laſſen. Selbſt Thuranſchah, welcher unter dem Anſchein von Theilnahme den Emir zu beſuchen gekommen war, ward abgewieſen. Jetzt erſchien endlich der Tag, an dem die geſchloſſenen Verhandlungen von beiden Theilen feierlich beſchworen werden ſollten. Schon mit Tagesanbruch begannen in dem ägyptiſchen Lager Anſtalten zu einem großen Feſte. Dicht am Nilufer hatte der Sultan einen hohen hölzernen Thurm erbauen laſſen; in ihm verwahrte er ſeine Schätze. An der Seite deſſelben gewahrte man einen Haufen koſtbarer Zelte. Sie waren alle unter ſich verbunden und bildeten gewiſſermaßen einen, mehre innere Höfe enthaltenden, überall leicht aufzurichtenden Palaſt. Die Zelte zur Linken des innerſten großen Raumes beſtanden ganz aus den köſtlichſten Teppichen der Webereien von Ispahan; ſie enthielten die Wohnzimmer des Sultans. Zur Rechten zogen die Leinenhäuſer des Harems ſich hinab. Ihre Beſtimmung ward durch zahlreiche Eunuchen bezeichnet, die an den Eingängen Wache hielten. In der Mitte des großen Raumes befand ſich ein Zelt, welches an Größe und Koſtbarkeit alle andern übertraf. Die Wände deſſelben beſtanden gänzlich aus langen Streifen von Gold und Silberſtück; Stoffe, in welche die herrlichſten Schildereien eingewebt erſchienen. Auf der Höhe deſſelben wehten Hunderte von bunten Fähnlein; zwiſchen ihnen manche, den Chriſten abgenommen in der Mordſchlacht von Manſura. In dieſem Zelte — ſo hatte es der Wille des Sultans beſtimmt — ſollten nach einem eingenommenen Feſtmahle die eben geſchloſſenen Verträge beſchworen werden.

Kaum war die Sonne am Horizonte aufgeſtiegen, als Ludwig an der Spitze ſeiner Ritter, unter dieſen der Seneſchall, der Patriarch, Erard und Pater Johann, bei dem Klange wilder ſarazeniſcher Muſik durch die Reihen der in Schlachtordnung geſtellten Haufen nach den Zelten des Sultans ſchritt. Den Zug eröffneten mehre Tſchauſchen und Tſchokodaren, ſonderbar geformte Ceremonienſtäbe in den Händen haltend, und eine ſtarke Wache der Bahariten ſchützte die gefangenen Heeresháupter vor dem Andrange der Barbaren. Das ganze Heer der Orientalen war in dem köſtlichſten Glanze. Wohin das Auge ſah, traf es nur auf Gold und Silber, Edelſteine und die herrlichſten Stoffe. Alles Andere aber überſtralte der Glanz des den Eintretenden ſich öffnenden großen, oben bereits geſchilderten Zeltes. Hier an der hintern Wand thronte Thuranſchah auf einem von Diamanten, Rubinen und Saphiren ſchimmernden Sitze. Ihn umgaben, ſtralend von Gold und edeln Steinen, gegen funfzig ſeiner Günſtlinge und Großen. Alle Pracht des Orients entfaltete ſich in ihren Waffen und Gewändern; am meiſten leuchteten die des Sultans an Koſtbarkeit hervor. Er war vom Kopf bis zum Fuß in Goldſtoff, verbrämt mit dem herrlichſten Zobelpelzwerke gekleidet. Die auf dem Turban ſchwankende Reiherfeder ward von einem Diamanten, den man wegen ſeiner Größe dem Namen des „Lichtmeers“ gegeben hatte, gehalten. Dolch und Säbelgriff ſtralten im grünlichen Feuer der Smaragden. Bei alle dem hatte die Geſtalt Thuranſchah's bei weitem nicht das Imponirende des Aſſaſſinenfürſten. Das matte erloſchene Auge, die blaſſen gewelkten Wangen, die ſchlaffe kraftloſe Haltung des übrigens noch jungen Mannes bezeichneten den markloſen Wüſtling, wie ihn das Gerücht den Kreuzfahrern bereits geſchildert hatte.

Die ſtattfindenden Begrüßungen waren von beiden Seiten freundlich, doch abgemeſſen. Thuranſchah hatte an der Seite ſeines Thrones einen koſtbaren, doch etwas niedrigen Sitz für den König von Frankreich errichten laſſen, und dieſer nahm unter gegenſeitigen Höflichkeitsbezeigungen zur Linken des Herrſchers von Aegypten Platz. Kaum hatten auch die fränkiſchen Ritter ſich auf die für ſie bereitſtehenden Divans mitten unter den vornehmen Sarazenen niedergelaſſen, als der Sultan einem Ceremonienbeamten einen Wink gab, worauf nach wenig Augenblicken eine große Menge kleiner, kaum einen Fuß über die Erde erhabener Tiſche, bedeckt mit den köſtlichſten Leckereien, hereingetragen wurde, und die Mahlzeit begann. Das Geſpräch drehte ſich eine Zeitlang um gleichgültige Gegenſtände, da man von beiden Seiten gern vermied, die Begebenheiten des Tages zur Sprache zu bringen, und haftete endlich am längſten bei der Erörterung aller Vortrefflichkeiten der orientaliſchen und abendländiſchen Waffen, welche im Kreiſe herumgegeben und mit Kennermiene in Augenſchein genommen wurden. Eben wollte das Geſpräch beginnen in Stocken zu gerathen, als außerhalb des Zeltes eine rauſchende Muſik ertönte; ihr folgte ein lang anhaltendes Freudengeſchrei. Die fränkiſchen Ritter glaubten unter dieſen Umſtänden auf eine von Seiten des Sultans angeordnete neue Unterhaltung rechnen zu können; aber ein Blick auf das Antlitz des Kaliphen belehrte ſie vom Gegentheil. Die ſchlaffen Züge Thuranſchah's erſchienen vom Zorn geröthet, wild blickte er nach des Zeltes Eingang. „Wer," ſchrie er jetzt, „wer iſt der Kühne, der ſich zum Zelte des Kaliphen von Muſik begleiten läßt, und wer wagt es, hier ein Jubelgeſchrei ertönen zu laſſen?"

Die Teppiche welche den Eingang deckten, wurden in dieſem Augenblicke zurückgeſchlagen, und der Fürſt der Aſſaſſinen, begleitet von vier Häuptlingen ſeines Volks, trat in das Zelt. Er ſchien die Worte des Sultans vernommen zu haben.

„El Bondukdari," ſprach er kalt, mit leichter, faſt höhniſcher Begrüßung; „el Bondukdari heißt der Kühne, und das Freudengeſchrei iſt eine üble Gewohnheit, angenommen von den Tapfern in dem Gewühl der Schlacht; Du wirſt es ihnen ſchon zu Gute halten müſſen."

„Weſſen Gegenwart wäre wol fähiger, zu einem

Freudenrufe zu begeiſtern, als die Deinige, edler Bundesgenoſſe?“ rief der Sultan mit einem Ausdrucke des Geſichts, welcher den Worten ſichtlich widerſprach. „Dein Freund iſt,“ fuhr er fort, „von Deiner Anweſenheit um ſo freudiger überraſcht, da er vermuthen mußte, daß der Engel der Krankheit noch nicht von Deinem Lager weiche.“

„Die Nachricht, daß Du mit Melek Lu Deine Verhandlungen geſchloſſen,“ ſprach mit ſtechendem Blick der Emir, „hat mich ſo ſchnell geſund gemacht. Ich liebe außerdem die Feierlichkeiten, welche Du ſo geſchmackvoll anzuordnen weißt. Die heutigen werden gewiß nicht hinter denen zurückſtehen, ſo Du vor neun Monaten auf den Gefilden von Manſura, als wir die eingegangenen Verträge beſchworen, ſo ſchön veranſtaltet. Auch hat der Anblick einer zum Schwur gehobenen Fürſtenhand ſo etwas Ergreifendes; es iſt dann immer, als müſſe die Poſaune des Weltgerichts dazu ertönen.“

„Enim Aga!“ ſprach der Sultan, indem er bei der Rede des Emirs mehrmals die Farbe wechſelte, mit bedeutendem Blicke zu einem Verſchnittenen, „unſer Freund ſcheint von der Krankheit und dem raſchen Ritte ſehr angegriffen. Beſorge ſchnell eine Schale Sorbet, die Du ſo köſtlich zu bereiten verſtehſt.“

Der Emir warf einen ausdrucksvollen Blick auf den abgehenden Eunuchen; dann wendete er ſich an König Ludwig.

„Du biſt,“ ſprach er, „der Melek von Frangiſtan? Ja, Du biſt es! So erſchienſt Du mir in meinen Träumen! So muß ein König ausſehen und ein Held! Ich habe,“ ſchloß er nach langem Anſchauen mit einem verächtlichen Seitenblick auf Thuranſchah; „ich habe keinen König noch geſehen!“

„Ich grüße,“ ſprach Ludwig, ihm ritterlich die Rechte zum Drucke reichend, „den größten, tapferſten und furchtbarſten meiner Feinde!“

„Warum,“ rief der Aſſaſſine, „warum liegt das Meer zwiſchen Syrien und Frangiſtan? warum nicht blos ein Gebirg, ein Strom? El Bondukdari und Melek Lu würden Freunde werden.“

Eben trat der Verſchnittene mit einer goldnen Schale voll Sorbet in das Zelt.

„Trinke, edler Emir!“ ſprach der Sultan. „Es wird Dich ſtärken.“

„Erlaube,“ entgegnete der Aſſaſſine mit ſtechendem Blicke, „daß ich zu Ehren Deines heldenmüthigen Gaſtes, nach der Gewohnheit ſeines Landes, ehe ich trinke, einen Spruch vorhergehen laſſen darf; dann thue mir Beſcheid. — Wir trinken,“ rief er mit Donnertönen, „auf die Heiligkeit beſchworner Verträge! Möge die Fürſtenhand, die ſich zum falſchen Schwur erhoben, verdorren auf dem Sande der Wüſte; möge der Schakal ihr Gebein zermalmen, und der wandernde Pilger ausſpeien bei ihrem Anblick. — Jetzt, würdiger Kaliph, trinke ritterlich mir zu!"

„Ich trinke," entgegnete der Sultan erblaſſend, „ſo früh keinen Sorbet!"

„Und ich, der arme Araberhäuptling," rief der Aſſaſſine mit wildem Lachen, „trinke nicht eher, bis der Kaliph getrunken hat! — Auch," ſetzte er kalt hinzu, indem er in die goldne Schale blickte, „ſcheint es gerathen, zu warten, bis ſich der dicke weiße Bodenſatz hier auf dem Grunde noch ein wenig auflöſt; der kräftige Saft wirkt dann unſtreitig um ſo viel beſſer. Doch, davon nachher! — König aus dem Abendlande!" fuhr der Emir, zu Ludwig gewendet, nach einer Pauſe fort; „nicht blos der Wunſch, Dein Angeſicht zu ſchauen — möge es lange noch Deinen Völkern leuchten! — trieb mich hierher. Eine Sache, die tauſend tapfere Männerherzen zu raſcherm Schlage bewegt, erwartet ihren Richterſpruch von mir. Welcher Richter möchte, ehe er ein Urtheil fällt, einen Ausſpruch vollziehen läßt, der einen Flecken auf ſeiſeinen Namen bringen könnte, nicht gern vorher die

Meinung eines Helden, eines Weiſen hören? Denn wie ſagt der Dichter: ſeine Worte ſind Perlen, ſeine Sprüche köſtliche Steine. — Du weilſt jetzt in unſerer Nähe. Der Ruf der Weisheit des Melek Lu gleicht dem ſeiner Tapferkeit. Erlaube, daß ich die Sache Dir vor Augen lege, und Deine Meinung ſoll mein Urtheil leiten.“

„Ich vereinige,“ ſprach Thuranſchah, welchem ein Centner von der Bruſt gehoben ſchien, als ein anderer Gegenſtand zur Sprache kam; „ich vereinige meine Bitten mit denen meines ſehr tapfern und geliebten Freundes.“

„Sprich, werther Emir!“ entgegnete Ludwig. „Gern werde ich Dir meine Meinung ſagen, da ich überzeugt bin, Du werdeſt die Sache ſo vortragen, wie Du ſolche vor Gott und Deinem Gewiſſen verantworten kannſt.“

„Dies ſchwöre ich,“ rief der Aſſaſſine, ſich beim Barte ergreifend, „bei Deinem und meinem Gott! — Zwei Häuptlinge arabiſchen Stammes,“ erzählte der Emir, „der eine Haſſan, der andere Ali heißend, wohnen in meinem Lande. Das Gebiet des Ali iſt groß und reich; er ſelbſt jedoch ein Feiger und des Kampfes unerfahren. Der Haſſan beſitzt ein kleines und armes Ländchen, doch lobt man ſeinen Arm.

Während Ali in einer entfernten Gegend ſich den Vergnügungen des Harems hingibt, verwaltet ein hochherziges Weib, ſeine Mutter oder ſeine Schweſter, indeß das Land. Auf einmal überzieht ein mächtiger Emir aus einer entfernten Gegend Ali's Gebiet mit Krieg; der Untergang des Landes iſt unvermeidlich. Jetzt erſcheint ein Reitender nach dem andern, geſendet von Ali, vor Haſſan's Thür. Bittend, beſchwörend, ihm zu ſchützen, gibt er Verſprechungen, welche der Haſſan darum nicht annehmen will, weil ſie zu groß ſind, um gehalten werden zu können. Endlich läßt er ſich erweichen. Es wird verabredet, daß, wenn Haſſan den Feind bezwungen haben werde, er ein bedeutendes Stück Land, das an ſeine Beſitzungen — etwa wie Syrien an meine Gebirge — grenzt, erhalten ſolle. Ferner verpflichtet ſich der Ali, dem Haſſan den alleinigen Befehl des Heeres zu überlaſſen, die etwa erbeuteten Schätze reichlich unter die Krieger beider Stämme zu vertheilen, ohne etwas für ſich ſelbſt zurückzuhalten; vor Allem aber, ohne des Haſſan's Wiſſen ſich in keine Verhandlungen einzulaſſen."

„Die Bedingungen," ſprach Ludwig, „waren hart genug."

„Allerdings!" entgegnete der Emir. „Der Haſſan," ſetzte er kalt hinzu, „ſpannte ſie darum ſo hoch, weil er nur ungern die Sache des Erbärmlichen verfocht und deſſen Feinde achten mußte. Einen Edlern würde er ohne allen Lohn vertheidigt haben. — Nur mit der größten Anſtrengung," fuhr er fort, „ward endlich der Feind beſiegt, der fremde Emir ſelbſt gefangen. Das Erſte, was Ali that, war, ohne Haſſan's Wiſſen ſich mit dem Gefangenen in Unterhandlungen einzulaſſen."

„Er that nicht wohl daran," ſprach König Ludwig; „doch können Umſtände ihn genöthigt haben. Auf jeden Fall beſchloß er nichts, bevor er Haſſan von Allem unterrichtet?"

„Er ſchloß die Unterhandlungen, die Verträge ab, ohne dem Haſſan ein Wort davon zu ſagen."

„Pfui, das war ſchlecht!" rief Ludwig.

„Höre weiter," fuhr der Emir fort. „In den Verträgen bedingte er ſich von dem Feinde ein großes Löſegeld, doch nur für ſich; er wolle, ſprach er, nach ſeinem Gutdünken etwas davon unter die Tapferſten vertheilen."

„Der Ali denkt ſehr unedel!" rief König Ludwig; „aber freilich, er iſt ja ſelbſt kein Krieger!"

„Nach eben dieſen Verträgen," fuhr der Emir fort, „erlaubte er dem Feinde, den Landſtrich, ſo er dem Haſſan verſprochen hatte, noch länger im Beſitze zu behalten. Er wußte, nun würden Beide darum kämpfen, ſich ſchwächen; er könnte dann über die Ermatteten herfallen, und ſo würde er Beide los, und Haſſan's Land wäre ſein."

„Schändlich!" rief Ludwig laut. „Der Ali verdient nicht den Namen eines Fürſten!"

„Dieſer Meinung," ſprach kalt der Emir, „iſt auch der letzte ſeiner Unterthanen. — Doch höre weiter. Da Haſſan ihm noch immer zu mächtig war, da er die Liebe der Krieger zu ihrem Führer kannte, ſo entwarf er Pläne, Verſchwörungen gegen deſſen Leben."

„Der Haſſan," rief König Ludwig, „muß den Elenden zum Kampfe fodern auf Tod und Leben!"

„Der Ali kämpft nicht!" rief mit wildem Lachen der Emir. „Höre ferner. Da die tapfern Seelen die Lockungen des Erbärmlichen mit Unwillen verwarfen, ſo beſchloß er, auf eine andre Art ſich Allem, was ihm läſtig wurde, zu entladen. Das Weib, ſeine Mutter, die bei des Feindes Anfall den Thron erhalten, warf er in einen Thurm, dem Haſſen reichte er mit eigner fürſtlichen Rechte vergifteten Sorbet!"

„Und ſo ein Ungeheuer," rief aufſpringend König Ludwig, „beſudelt noch die Erde mit ſeinem Daſein!

Nein, der Haſſan darf nicht mit ihm kämpfen! Der Elende muß den Tod eines Verräthers ſterben!“

„Bei dem unſichtbaren Gott! Du ſprichſt die Wahrheit, Melek!“ rief mit furchtbarem Tone der Aſſaſſine. „Dein Urtheil ſoll gleich vollzogen werden!“ Schnell wie ein Wetterſtral fuhr der Säbel el Bondukdari's aus der Scheide. Wie ein leuchtender Silberkreis zuckte er durch die Luft und fuhr pfeifend nach dem Nacken des Sultans.

Dieſer ſchien den Streich geahnt zu haben. Er parirte den Hieb mit der Hand, und klatſchend flog die abgehauene in die Sorbetſchale, deren Inhalt hoch emporſprützte. Mit Schmerzgeſchrei floh der Sultan aus dem Zelte.

„Verrätherei!“ riefen Mehre aus der Umgebung des Sultans und zogen die Säbel.

„Steckt ein, elende Speichellecker aus Diarbekr!“ herrſchte ihnen der Emir zu, indem er den eignen Säbel verächtlich in die Scheide ſtieß. Die Sarazenen ſtanden zitternd und warfen die Waffen zu Boden.

„Entſetzlicher! wenn Du Dich getäuſcht?“ ſprach König Ludwig.

„Sprich, elendes Thier, nicht Mann, nicht Weib!“ rief der Emir, den zitternden Verſchnittenen am Arme faſſend, „war der Sorbet vergiftet, oder nicht?“

„Er war es! — Gnade!“ ſchrie der Eunuch, auf die Knie ſtürzend.

„Fort!“ rief der Emir; „Niemand vergreife ſich an dem Sklaven, der den Willen ſeines Herrn erfüllte!“

Ein ungeheueres Geſchrei, faſt wie das Angriffsgebrüll der Sarazenen, erſcholl jetzt außerhalb des Zeltes. Alle, Franken und Morgenländer, begaben ſich hinaus. Ein furchtbarer Anblick erwartete ſie hier. Der unglückliche Thuranſchah hatte ſich mit einigen Verſchnittenen in den hölzernen Thurm geflüchtet und die Thür inwendig verrammelt.

„Zündet den Thurm an!“ ſchrien die Baharitenſklaven, die eigne Leibwache des Sultans. „Er ſoll verbrennen, ſammt den Schätzen. Keiner darf ſich mit den Koſtbarkeiten des Elenden beflecken!“

Nichts, ſelbſt nicht die Stimme ihres geliebten Führers konnte den Beſtrebungen der Wüthenden Einhalt thun. Der Thurm war in wenig Augenblicken gleichſam in einen Flammenſchleier gehüllt. Heulend vor Angſt und Schmerz erſchien der unglückliche Sultan auf der Höhe der obern Plattform. Bittend ſtreckte er die verſtümmelte blutende Rechte gegen el Bondukdari. Er ſchwor, ihm den Thron der Kaliphen zu überlaſſen, wenn er hin retten, ihn nach Diarbekr bringen wolle. — Als er ſah, daß alle

Hoffnung vergebens war, ſtürzte ſich der Verzweifelnde von der Höhe des Thurmes. Sein Wunſch, ſich zu zerſchmettern, blieb unerfüllt; ein eiſerner Haken erfaßte wenig Fuß über dem Boden ſein Kleid. In der Luft ſchwebend ward der Unglückliche buchſtäblich von den Wüthenden in Stücken gehauen; ſeine Reſte wurden in den Nil geworfen.

Stumm vor Schreck ſahen die frankiſchen Ritter, ſich dicht um ihren König drängend, die Gräuelſcene; nur el Bondukdari blickte, auf den blutigen Säbel gelehnt, kalt in das entſetzliche Treiben. Endlich ſtürzte der Thurm unter fürchterlichem Krachen.

„Du haſt," ſprach nach einer Pauſe der Emir zu König Ludwig, „das Wort des Getödteten über die geſchloſſenen Bedingungen. Der Todte war ein Elender, aber er war ein Fürſt, und das Fürſtenwort iſt heilig; man darf an ihm nicht drehn und deuten. Komm, folge mir ins Zelt; wir wollen die Bedingungen unterzeichnen; dann ziehe nach Syrien, und unſer Kampf beginne aufs Neue."

Ludwig ſtaunte; ebenſo ſeine Ritter. Sie konnten ſo viel Großmuth mit ſo viel Barbarei nicht zuſammenreimen. Eben wollte ſich der König mit dem Emir und ſeinen Häuptlingen ins Zelt begeben, als die Augen des Letztern auf Erard fielen.

„Du hier!“ rief er mit freundlichem, doch ſchmerzlichem Blick. „Ich ſollte Dir zürnen! Du haſt mir das Höchſte der Erdengüter geraubt! El Bondukdari liebte das goldhaarige Mädchen; nun wird er nie mehr lieben. Aber nein!“ ſprach er feſt; „Du haſt mir auch das Leben, und was mehr iſt, mich mir ſelbſt gerettet! Möge es Dir wohlgehen im Arme der Tochter des Abendlandes!“

„Blanka iſt nicht mein Weib!“ ſprach Erard leiſe. „Das Herkommen meines Landes geſtattet nicht unſere Verbindung.“

„Der Alte hat ſie Dir nicht gegeben?“ rief der Emir. „So iſt ſie das Weib des Fürſten, der ſie liebte?“

„Blanka iſt unvermählt,“ ſprach Erard. „Der tapfere Fürſt ſtarb in den Straßen Manſuras den Heldentod.“

Schweigend, doch wie von einem Gedanken plötzlich ergriffen, ſtarrte der Aſſaſſine in des Jünglings Antlitz.

„Du haſt,“ ſprach er dann, „ſtets meinen Dank verſchmäht; doch bald ſollſt Du bekennen, daß el Bondukdari zu danken weiß. Lebe wohl!“ rief er, gerührt des Ritters Hand ergreifend; „grüße das Mädchen mit den Gazellenaugen, und ſeid glücklich jenſeits der blauen Fluten!“ — Raſch ging er mit dem Könige und den Heeresháuptern in das Zelt.

Da, wie es ſchien, der König ſich mit dem Aſſaſſinenfürſten und den Anführern des Chriſtenheeres im Geheim über die weitere Ausführung der Waffenſtillſtandsbedingungen zu unterreden wünſchte, ſo blieb das Gefolge deſſelben, Erard und Johann desgleichen, am Eingange des Zeltes zurück. Der gute Mönch benutzte dieſe Augenblicke, um ſeinem Freunde Vorwürfe über den Leichtſinn, wie er es nannte, zu machen, mit dem er die Anerbietungen des Emirs ſtets ausgeſchlagen hatte.

„Ich weiß nicht, wie Ihr ſeid!“ rief Pater Johannes. „Ihr hättet nur den Mund aufthun dürfen, und der Heide hätte Euch ein paar Hände voll Diamanten gegeben, jeder ſo groß wie eine Haſelnuß, und der ſchlechteſte darunter werthvoller als der größte in der Krone unſerer lieben Frau von Verceil, von welchem man nach obendrein behauptet, daß er nachgemacht ſei. Rides, et cogitas me velle te pro stulto habere! Sed dico serium. Wenn einer von den acht Sarazenenkerls am zweiten Tage von Manſura — Ihr werdet wohl von der Geſchichte gehört haben — mir einen Diamanten von der Größe eines Senfkorns gegeben hätte, ich hätte, obſchon kein Zweifel iſt, daß er ewig verdammt werden muß, drei Meſſen für ihn leſen wollen. — Iterum rides? Ich ſehe nicht ein, warum Ihr oder ich nicht dergleichen Edelgeſtein annehmen ſollten? Der fette Prior von Chaumont hat auch das Gelübde der Armuth abgelegt, und dennoch trägt er ſo viel Diamanten an den Händen, daß er die dicken Finger kaum krumm zu machen im Stande iſt; und von dem Gelübde der Keuſchheit wollen wir gar nichts erſt erwähnen! Domine Deus! Hic jacet lepus in pipere! Davon wäre etwas zu reden! Est unum e scandalis nostri temporis, quae me in rabiem venantur.“

Der gute Mönch ſprach noch faſt eine Stunde in dieſem Tone, als der Patriarch und der Seneſchall, begleitet von einem alten Aſſaſſinenhäuptlinge, aus dem Zelte traten. Alle Drei näherten ſich unſerm Freunde.

„Meſſire,“ hob der Patriarch mit ungewöhnlich ceremoniöſem Weſen zu Erard an, „es hat Seiner Gnaden dem Könige gefallen, mich zu einer Sendung an deſſen vielgeliebte Gemahlin zu erkieſen, und Ihr ſowie dieſer ſarazeniſche Rittersmann — auch Du, mein Sohn Johannes — ſollt mich nach Damiette begleiten. Das Nähere erfahrt Ihr an Ort und Stelle.“

So ſonderbar dem Ritter der ganze Auftrag, vor Allem aber die Höflichkeit des ſtolzen Prälaten vorkam, ſo dachte er doch nicht weiter darüber nach und wollte eben nach ſeinem Zelte eilen, als der Seneſchall ihn an der Hand zurückhielt. „Erard,“ ſprach er mit einem Tone der Stimme, welchen der Jüngling bis dahin noch niemals an dem Alten wahrgenommen, „gib dieſes Brieflein meiner Tochter und ſage ihr: der Herr habe uns Allen den Wermuthbecher trinken laſſen bis auf die Hefen; jetzt, hoffe ich, werde er mir den Freudenbecher reichen!“ Mit ungewöhnlicher Rührung ſchüttelte der Alte des Jünglings Hand, dann ging er zurück ins Zelt des Königs.

Während die Reiſenden ſich auf dem Wege nach Damiette befinden, eilen wir ihnen voraus in die Gemächer der Königin.

Es war Nacht. Das Schloß Fakr Eddin's, ein großes düſteres Gebäude von ſarazeniſcher Bauart, umſtanden ſtarke Wachen. Es war jetzt von der Königin bewohnt. Das Gerücht von Thuranſchah's Ermordung war bis nach Damiette gedrungen und hatte auf das in der Stadt eingeſchloſſene Chriſtenhäuflein, vor Allem auf die Königin, einen furchtbaren Eindruck gemacht. Man hatte hinzugefügt, daß el Bondukdari die eingegangenen Bedingungen nicht genehmigt und befohlen habe, den heiligen König und ſeine Ritter in Ketten nach Kairo abzuführen. — Die Königin befand ſich in den letzten Tagen ihrer Schwangerſchaft. In entſetzlicher Angſt, jeden Augenblick die Beſtürmung der Stadt erwartend, lag die unglückliche Fürſtin auf ihrem Lager, welches in einer weiten Halle des alten Schloſſes aufgeſchlagen war. Die Königin war nur leicht gekleidet und ſchlief kaum wenige Minuten, als ſie, von fürchterlichen Träumen geängſtigt, oft mit lautem Jammergeſchrei emporfuhr. Auch wachend erregte das leiſeſte Geräuſch, vor Allem das Waffengeklirr der ſich ablöſenden Wachen, ihr die fürchterlichſte Angſt. Nach einer ſonderbaren Etiquette damaliger Zeit ſaß ein mehr als achtzigjähriger, eisgrauer Ritter, Henriot de Saintrailles, der Stallmeiſter der Königin, von Kopf bis zu Fuß gepanzert und mit Schwert und Dolch bewaffnet, zu des Bettes Häupten. Während die junge Fürſtin ſchlief, hielt er eine ihrer Hände in der ſeinen und drückte dieſe leiſe, wenn die Unglückliche faſt bewußtlos mit Jammergeſchrei ſich aufrichtete. Am andern Ende der weiten Halle war ein kleiner Hausaltar errichtet. Einer der Capellane der Königin, angethan mit Meſgewand und Stola, ſtand vor demſelben, unaufhörlich Gebete gen Himmel ſendend. Blanka von Joinville und noch ein anderes Ehrenfräulein der Fürſtin knieten auf des Altars Stufen, ihre Gebete mit denen des Prieſters vereinigend. Das Dunkel der weiten Halle, von den beiden Lichtern auf dem Altare nur wenig erhellt, das leiſe Gemurmel des betenden Mönchs, die Seufzer der Fürſtin, die tiefen Grabestöne, mit welchen der Ritter die Königin zu beruhigen ſuchte, alles dieſes gab der Scene etwas ungemein Schauervolles. Von Stunde zu Stunde hatte man auf beruhigende Nachrichten von dem Schickſale des Königs gewartet; ſie blieben aus. Der Schlaf floh gänzlich die unglückliche Fürſtin. Ihre Angſt ſtieg aufs höchſte. Die Königin ſprang von dem Lager.

„Blanka!“ rief ſie, „gehe hinaus! auch Ihr, frommer Vater und Du Iſolde; ich habe mit dem Ritter ein Wort zu reden.“

Alle Drei verließen das Zimmer; der Alte erhob ſich von ſeinem Stuhle.

Gefoltert von der ſchrecklichſten Seelenangſt, warf ſich die Königin vor dem Ritter auf die Knie.

„Henriot!“ rief ſie, „ich ſtehe nicht eher auf, bis Ihr mir eine Gnade gewähren wollt!“

„Sprecht, Madame!“ ſagte er mit feſtem Tone;

„ſie iſt gewährt, wenn Eure Bitte nicht gegen Gott iſt, gegen den König, oder die Ehre meines Hauſes.“

„So beſchwöre ich Euch,“ rief die Fürſtin, „daß Ihr mich tödten wollt, wenn die Sarazenen in die Stadt eindringen!“

„Verlaßt Euch darauf, Madame!“ ſprach der Alte mit dumpfem Tone, indem er den Dolch in ſeiner Scheide emporrückte und ihn wieder zurückſtieß, gleichſam als ob er ſich von der Bereitſchaft der Waffe verſichern wolle. „Verlaßt Euch darauf! Ich habe ſelbſt ſchon daran gedacht. Lebend ſollt Ihr nicht in Feindeshände fallen.“

Mit einem tiefen Seufzer warf ſich die Königin auf ihr Lager, und der Ritter nahm ſtill und ohne Bewegung in ſeinen ſteinernen Zügen den vorigen Platz ein.

Jetzt riefen die Wachen an. Waffengeklirr und Sporenklang ertönten in den Gängen. „Sie kommen, ſie kommen!“ jammerte die Fürſtin und verhüllte ſich das Geſicht. Henriot de Saintrailles ſchlug das Kreuz, erhob ſich und zog den Dolch.

„Botſchaft vom König!“ rief Blanka, in das Zimmer ſtürzend. „Der Patriarch und Erard ſind angekommen!“

„Iſt es möglich!“ rief die Fürſtin, ein Licht vom Altare reißend und nach der Thür ſtürzend. Der Patriarch und ſeine Begleiter traten ein.

„Euer Herr und Gemahl,“ ſprach der Prälat, „wird in weniger als vierundzwanzig Stunden hier ſein; dieſer offene Brief bekundet die Loslaſſungsbedingungen; doch muß noch eine Bedingung vorher erfüllt werden, ehe er aus dem ſarazeniſchen Lager abgehen kann.“

„Sprecht! ſprecht!“ jubelte die Fürſtin. „O, hängt es von uns ab, ſo ſoll der Edle nicht eine Minute länger warten müſſen.“

„Erlaubt mir, das Ganze Euch vorzuleſen,“ ſprach der Patriarch. Er las nun die bekannten Waffenſtillſtandsbedingungen und ſchloß endlich folgendermaßen: „Um aber dem Emir des Gebirges, Bibar el Bondukdari, zu bezeigen, daß Wir auf die Wünſche eines tapfern Gegners, inſofern ſie nicht gegen Unſere heilige Religion, die Krone Frankreichs, oder gegen Unſere Ehre gerichtet ſind, gern Rückſicht nehmen, ſo willigen Wir auf deſſen Antrag und mit Beiſtimmung Unſers Vetters, des würdigen Pairs und Seneſchalls von Joinville, dahin ein, daß Blanka von Joinville, die Tochter des Genannten, Unſers Vetters, dem Bannerherrn Baron de Courtenay zum ehelichen Gemahl gegeben werde, und werden das Feldlager des Emirs eher nicht verlaſſen, bis die Nachricht von der vollzogenen heiligen Handlung hier angelangt."

Blanka und Erard waren wie vom Donner gerührt; die Erſtere wollte ſprechen.

„Erlaubt, Mademoiſelle, ich bin noch nicht zu Ende," ſprach der Prälat. „Zu dieſer," las er weiter; „zu dieſer genannten, durch den Tod des vorigen Beſitzers offen gewordenen Baronie und Reichslehen ernennen Wir aber den tapfern und ehrenfeſten Ritter Erard de Severy, als an welchem Wir ſeiner großen und mannichfachen Dienſte halber ſtets ein beſonderes Gefallen getragen haben. Ludwig, König von Frankreich."

„Ich hoffe, Mademoiſelle wird ſich nicht weigern, den Befehlen des Königs und des würdigen Seneſchalls nachzukommen," ſchloß der Patriarch. „In dieſem Falle bin ich beauftragt, die heilige Handlung auf der Stelle zu vollziehen, und dieſer ſarazeniſche Ritter wird Augenzeuge bei derſelben ſein."

„Wir Alle, Alle!" rief jubelnd die Fürſtin. „Fort, Blanka; tritt zum Altare! Ich weiß es längſt, Du liebſt den tapfern Ritter."

Den Liebenden erſchien Alles wie ein Traum. Faſt bewußtlos ſtarrte Blanka in den Brief des Vaters, welcher die freudige Einwilligung des Alten bezeugte; dann traten Erard und das Mädchen zum Altare.

„Wartet noch!“ rief die Fürſtin, einen blühenden Roſenzweig aus einer Vaſe reißend, indem ſie aus demſelben einen Kranz für Blanka wand und dieſen in des Mädchens volle Locken drückte. „Auch die Dornen,“ ſetzte ſie hinzu, „erſcheinen bei dieſer Feier nicht bedeutungslos.“

Sehr geſchäftig erſchien Pater Johann, indem er dem Patriarchen das Meßgewand des Caplans anlegte, und leiſe raunte der luſtige Mönch dem Freunde ins Ohr, daß er ja doch nun einen Edelſtein aus den Händen des Aſſaſſinen annehme, welchen er ſelbſt, wenn er ihm geboten worden wäre, nicht eben ausgeſchlagen hätte. Bald war die Feierlichkeit vollzogen, und die Glücklichen ſanken zu den Füßen der Fürſtin. Der Aſſaſſine ging mit der Nachricht der vollzogenen Handlung ab, und — Ludwig befand ſich am Abende des folgenden Tages zu Damiette.

Wir übergehen, als nicht in dieſe Geſchichte ferner eingreifend, die Erzählung der Beendigung des unglücklichen Kreuzzugs und bemerken nur, daß Erard und Blanka unter den Wenigen waren, die glücklich und beglückend das Vaterland wiederſahen. Ihre Nachkommen blühen noch in der Champagne.

Die Verbannten.

Eine Erzählung.

Und er fuhr daher auf dem Cherub und zog mich aus großen Waſſern.

Der Pſalmiſt.

An den flachen Ufern der Newa, da wo in unſern Tagen die palaſtreichſte Stadt Europas mit ihren achttauſend Häuſern, ihren Obelisken, ihrer Rieſenſäule ſich erhebt, wo für die Ewigkeit gebaute Granitdämme die Richtung des ſtolzen Stromes zügeln, lagen im erſten Jahrzehnd des achtzehnten Jahrhunderts eine Anzahl zerſtreuter, faſt hüttenähnlicher Wohnungen, mehr oder minder entfernt von dem moraſtigen Flußufer. Obwol die Härte des Winters bereits den Strom mit einer ellendicken Eisdecke überkleidet hatte, ein tiefer Schnee die Gegend weit und breit bedeckte, ſo wimmelte es dennoch zwiſchen den zerſtreuten Hütten des jungen Petersburgs von Menſchen jedes Alters, die — es war ein heller Wintertag — gruppenweiſe ein kleines, hölzernes, am Newaufer gelegenes Haus umſtanden, oder in Scharen über das Eis nach der Gegend der im Fluſſe auf einer Inſel gelegenen Feſtung wanderten. Mit neugierigen Blicken muſterte das Volk jeden der zahlreichen Schlitten, die in der Nähe des vorerwähnten Häuschens ſich verſammelten; aber weit reger ſchien das allgemeine Intereſſe zu werden, wenn, was von Zeit zu Zeit geſchah, irgend Jemand die kleine Wohnung verließ und, wie mit raſcher Botſchaft entſendet, bald darauf in einem von langmähnigen Roſſen gezogenen, pfeilſchnell über das Eis dahinſchießenden Schlitten den Augen der Neugierigen entſchwand. — Eben war dies wieder der Fall. Ein von drei nebeneinandergeſpannten Roſſen gezogener, mit ſchwarzem Bärenfell ausgeſchlagener, für die damalige Zeit ſehr eleganter Schlitten fuhr vor der Thür des Häuschens auf. Jetzt öffnete ſich die letztere, und ein alter Mann von hoher Geſtalt, bekleidet mit einem blauen Zobelpelz, trat heraus und nahm in dem Schlitten Platz. Ehrerbietig entblößten die Umſtehenden die Häupter, doch der Alte ſchien eben nicht ſehr auf dieſe Huldigung zu achten, ſondern warf erſt unruhige, dann unwillige Blicke nach der Thür der Hütte.

„Verzeihe, Theuerſter!“ rief haſtig ein eben aus dem Hauſe ſtürzender und, wie es ſchien, noch im mittlern Lebensalter ſtehender Mann, indem er ſich neben den Vorigen in den Schlitten ſetzte. „Es hatte der gnädige Zar —“

„Laß gut ſein, Fürſt Menzikoff!“ unterbrach ihn der Alte beruhigt, doch mit rauhem, ſtolzem Tone. „Wenn ich gleich des Wartens eben nicht gewohnt bin, ſo weiß ich doch auch, daß der Zar allein in dieſem Falle die Urſache Deines Zögerns ſein konnte.“

„Es iſt der Bojar Alexei Nikolajewitſch Tſcherkaſki!“ ziſchelte einer der Umſtehenden ſeinen Gefährten ins Ohr.

„Lehre mich ihn nicht kennen, Nikita!“ entgegnete ſein Nachbar. „Sein Großvater zog mit ſeinen wilden Tſchetſchengen noch vor weniger als ſechzig Jahren im Kaukaſus herum, wie mir mein Vater oft erzählte. Er würde ſich wundern, wenn er ſeinen Nachkommen als Streaptſchi mit dem Schlüſſel mitten im heiligen Rußland herumſtolziren ſähe.“

„Biſt Du Deiner Ohren ſo überdrüſſig, Andrjuſchka, daß Du ſolche vermeſſene Reden führſt?“ ſagte der Erſte erſchrocken, indem er den Freund ziemlich unſanft in die Rippen ſtieß und ſich bedenklich umſah. „Hat Jemand Dein unvernünftiges Geſchwätz mit angehört und bringt es an die rechte Stelle, ſo dürfte es ſelbſt nicht einmal bei ein paar abgeſchnittenen Ohren bleiben. Weißt Du noch, wie ſie dem Fedor Glatow die Naſenflügel aufriſſen, als er geſagt hatte: er habe es mit ſeinen eignen Augen geſehen, daß der gnädige Zar dem Menzikoff mit ſeinem ſpaniſchen Rohre eine tüchtige Tracht Prügel zugemeſſen? Und doch wollte der arme Narr die Wahrheit ſeiner Behauptung vor den Heiligenbildern beſchwören."

„Bei jedem Dinge iſt immer ein Unterſchied, Nikita!" ſagte der Vorige hartnäckig. „Hätte der Zar (den Gott erhalte) ſich mit dem Bojaren Tſcherkaſki die Luſt gemacht, ſo würden Manche den Kopf geſchüttelt und geſagt haben: der Herr hätte bedenken ſollen, daß der Bojar fürſtlichen Geblütes und ſo zu ſagen halb und halb ſeines Gleichen ſei; während der ganze Hof dem Menzikoff die Prügel gönnte, und von Hundert immer Neunundneunzig verſicherten, dem moskauer Paſtetenbäcker ſei recht geſchehen. Du ſiehſt alſo klar, daß der Fedor am unrechten Orte Augen gehabt, denn dem Bojaren würde ſein Gerede nicht viel geſchadet haben, wol aber dem vornehm gewordenen Bauernſohne."

„Andrjuſchka," rief Jener entſetzt, indem er ein Kreuz ſchlug, „entweder der böſe Feind redet aus Dir, oder Deine ſelige Mutter hat es Dir angethan; die Leute ſagten immer, ſie ſei eine Hexe, und ich glaube es faſt, denn ſie war aus Kiew gebürtig, und die Hexen ſind alle aus Kiew."

Eben wollte Andrei die Vertheidigung ſeiner Mut-
er übernehmen, als die Menſchenmenge, die den Platz
elebte, in die gewaltigſte Bewegung gerieth. Einer
annte gegen den Andern, Schlitten auf Schlitten
rängte. Die bärtigen Fuhrleute ſchrien, die Pferde
wieherten.

„Es wird gleich los gehen!“ ſprach einer der
Umſtehenden. „Sie haben eben den zahmen Bären
des Czars auf den Schlitten gebunden; der that ein-
mal närriſch!“

„Ja!“ unterbrach ihn ein Anderer. „Und der
Leibzwerg hatte bereits die Perücke auf dem Kopfe
und einen Degen an der Seite. Der kleine Iwan
ſah wie ein geſpießter Affe aus.“

„Auch der gnädige Czar ſelbſt iſt ſchon für und
fertig!“ ſprach ein Dritter mit wichtiger Miene. „Es
hieß Anfangs, er würde ſich als römiſcher Papſt ver-
kleiden; als ich aber vorhin dem Eckfenſter gegenüber-
ſtand, ſah ich ganz deutlich, daß er Pumphoſen an
und eine ſchwarze Pudelmütze auf dem Kopfe hatte,
und der Timotji, der Schneider, meinte, es wäre die
Tracht der Franzoſen, da wo das Franzoſenland an
die Türkei gränzt; und ich glaube es auch, denn un-
chriſtlich genug ſahe der Herr in dem Anzuge aus.“

„Das muß ich in der Nähe betrachten!“ rief der

Erſte unſerer Bekannten. „Komm Andrjuſchka! wir wollen den Zug ankommen und die Herrſchaften aus den Schlitten ſteigen ſehen.“

„Das iſt ein geſcheiter Gedanke, Väterchen!“ riefen die Umſtehenden aus Einem Munde. „Fort über das Eis! Ehe ſie hier abfahren, ſind wir an Ort und Stelle.“

So war es auch. Mit beſchleunigten Schritten eilten unſere Bekannten über das Eis, bogen um die Spitze der Inſel, welche bis dahin die Ausſicht flußabwärts verſperrte, und ſtanden endlich vor einem Gebäude, wie ſolches weder vor, noch nach jener Zeit jemals erbaut ward.

Das Haus, von dem die Rede iſt, war auf der Eisdecke des Fluſſes aufgerichtet und beſtand in allen ſeinen Theilen aus nichts als — Eis. Die Wände, das Dach, die innern Verbindungen des Hauſes waren aus eine Elle dicken und ſechs Ellen langen Eisblöcken, die man aus der Froſtdecke der Newa ausgehauen hatte, aufgeführt. Von gleichem Material waren die Treppenſtufen, die durch ein kleines Portal aufwärts führten; ja ſogar zwei mächtige Kanonen, die man mit großer Sorgfalt gebohrt und tellerweiſe wirklich geladen hatee, waren lediglich aus Eis. Nicht anders war es im Innern des ſonderbaren Gebäudes. Den weiten Saal, den dieſes bildete, durchzog eine lange Tafel von mehr als ſechzig Gedecken. Die Tafel ſelbſt war ein Eisblock, aber auf ihr prangten, ſo viel es der Platz erlaubte, die auserleſenſten Gerichte. Schüſſel reihte ſich an Schüſſel, Flaſche ſchloß ſich an Flaſche; dennoch hielten vor der Thür des Hauſes mehre Schlitten, mit Weinflaſchen beladen und bewacht von Soldaten. Es war augenſcheinlich, daß, hätten ſich die Gäſte nur erſt mit der in der winterlichen Halle herrſchenden Temperatur befreundet, ſie in Beziehung auf die Befriedigung des Gaumens nichts vermißt haben würden. Hier zur Seite der erleſenſten Confituren prangte der Kaviar, der Stör, der Sterlet der Wolga. Ihnen gegenüber erhoben ſich Berge von Auſtern auf mächtigen Silberſchüſſeln; Seefiſche der verſchiedenſten Art, dem finniſchen Meerbuſen, dem ſchwarzen, dem kaſpiſchen oder dem Eismeere entnommen, machten gewaltigen Hummern den Rang ſtreitig. Neben Schinken von Bayonne ragten, aufgerichtet und ſonderbar ineinandergefaltet, die Tatzen eines gewaltigen Bären aus der ſie umgebenden, zierlich mit Citronenſcheiben belegten Gallerte. Die Mitte der langen Tafel zierte ein Schaueſſen. Es war der zottige Kopf eines ungeheuern Auerſtiers. Noch ſchien der Athem den weitgeöffneten Nüſtern zu entſtrömen, das gläſerne Auge, die kurzen Hörner des Unthiers noch im Tode zu drohen.

So beſetzt aber auch bereits die Tafel ſchien, ſo war doch noch bei weitem nicht die Hälfte der Gerichte, die auf die Gäſte warteten, auf ihr aufgeſtellt. Alles, was man bis jetzt erblickte, waren nur kalte Speiſen, Früchte und Confituren. Draußen in vier mächtigen, aus Bretern zuſammengeſchlagenen Küchen, deren Herde aus Backſteinen auf der zugefrorenen Newa errichtet waren, ſchmorte das Haſelhuhn von Archangel, vor kurzem erſt gefroren in ganzen Schlittenladungen von der Küſte des Eismeers angelangt, neben dem feiſten Hirſchrücken, dem Schinken des podoliſchen Keilers und dem noch ſeltenern Wildpret des leichtgeſchenkelten Rennthiers; doch hatte der Zuſchauerhaufen ſich mehr um einen breiten Herd geſammelt, der, ohne überbaut zu ſein, eine mächtige Rauchſäule in den heitern Winterhimmel ſendete, und auf welchem ein ganzer Ochſe bratete, der beſtimmt war, im Verein mit einigen Tonnen Romanei (Brantwein) der Volksmaſſe preisgegeben zu werden.

Obgleich die Sonne noch hoch am Himmel ſtand, ſo wurde doch der Eispalaſt bereits mittelſt dicker Wachskerzen, die in zierlichen, gleichfalls aus Eis geſchnitzten Leuchtern ſteckten, im Innern erhellt und da die ſtarken Kryſtallmauern die Erleuchtung matt, die aus zolldicken Eistafeln beſtehenden Fenſter dieſelbe aber glänzend durchſchimmern ließen, ſo bot das Ganze einen ſo intereſſanten als angenehmen, wie aber das Dunkel des Abends eintrat, wahrhaft feenhaften Anblick dar.

Während die Legion der Köche und ihrer Gehülfen unermüdet ihr Amt verwalteten, waren auch die beiden Männer, die wir als den Bojaren Tſcherkaski und den Fürſten Menzikoff kennen lernten, im Innern des Hauſes ſehr geſchäftig. Augenſcheinlich war ihnen die Anordnung des bevorſtehenden Feſtes übertragen. Eben ließ der Letztere jeden der den Tiſch umſtehenden Eisſeſſel mit einem Bärenfelle überdecken.

„Das muß wahr ſein, Alexander Michailowitſch,“ nahm lachend der Bojar das Wort, „Niemand Umſichtigern als Dir hätte der Zar die heutige Einrichtung übertragen können. Bei den Gebeinen der vierzehn Nothhelfer! hätte ich mich um etwas Anderes als um die Flaſche zu bekümmern, die feinen Herren und Damen hätten mir auf den bloßen Eisblöcken ſitzen müſſen. Wetter, was würden der Herr le Fort und alle die Andern, die Hungerleider, die aus der Fremde hier zuſammenſtrömen, um ſich vom

Fette Rußlands zu mäſten, für Geſichter gemacht haben, wenn ſie ſich unten feſtgefroren fühlten und dennoch, um dem Herrn nicht zu misfallen, ſich vergnügt ſtellen müßten! Wie geſagt, ich wünſchte nur, der Zar hätte mir dieſen Theil der Einrichtungen übertragen."

„Es wäre die Frage," ſagte Menzikoff lächelnd, „wie der Herr den Spaß aufnähme, wenn er ſich eben nicht in der beſten Laune befände."

„Du verſtehſt mich nicht, Alexander Michailowitſch," ſprach der Bojar mit ſcharfem Tone und leicht gerunzelter Stirn. „Ich ſage, der Spaß würde ausgeführt, wenn mir das Ganze übertragen wäre."

„Dennoch bekam es neulich dem Dmitri Arſenieff ſehr übel — "

„Arſenieff, Arſenieff!" fuhr Tſcherkaski auf. „Ich hoffe, Alexander Michailowitſch, Du wirſt mich nicht mit jenen armen Teufeln auf eine Linie ſtellen, denen ein unfreundlicher Blick des Zar gleich Furcht und Schrecken einjagt. Freilich iſt es nicht mehr wie ſonſt. O, es gab eine Zeit, wo die geſchmeidigen Leutchen, die die Vorzimmer des Kremls erfüllten, ſcheu auseinanderfuhren, wenn ſie den Tritt des alten Alexei Nikolajewitſch vernahmen! Da gab es nichts als freundliche Geſichter, und ich kenne Jemanden, der das freundlichſte von allen ſtets in Bereitſchaft hatte. Aber freilich damals brauchte man den Tſcherkeſſen, und ſein Arm war nicht lahm geweſen an dem Tage, an dem die Strelitzen erſchlagen wurden. Doch das iſt vorbei, und ich wünſche nur, daß in den Tagen der Noth die Degen der Fremden, der windigen Franzoſen und jener Emporkömmlinge — ich meine Dich nicht, Alexander Michailowitſch — ebenſo ſchnell aus der Scheide ſein mögen wie der meinige, als beſſere Leute niedergemetzelt wurden.“

„Der Zar“ ſprach Menzikoff, „hat nie vergeſſen, was Du in jener Zeit — “

„O, ich weiß, ich weiß!“ rief der Bojar mit bitterm Lachen. „Der gnädige Czar hat mich zum erſten Streaptſchi mit dem Schlüſſel (Kammerherrn) gemacht; er war ſehr gütig an dieſem Tage, denn der Poliwoi, der ein ſehr habiler Mann iſt — im Stiefelputzen nämlich, denn er war in ſeiner Jugend Kammerdiener, wie Du weißt —, und der Engländer, der Milton oder Melton, der die hübſchen Hunde mitbrachte, wurden auch Streaptſchis.“

„Du kannſt dennoch nicht leugnen, Alexei Nikolajewitſch,“ ſprach Menzikoff ruhig, „daß die Auswahl, die unſer großer Herrſcher in der Regel unter Denen trifft, die er mit ſeiner Gnade überhäuft —“

„Die vortrefflichſte iſt!“ rief der Bojar mit bitterm Lachen. „Ei freilich, ich will einen Eid darauf leiſten! Das Schlimmſte iſt nur, daß der Herr immer ſo viel vortreffliche Leutchen herausfindet, und daß er ſeine Wahl in einem ſo weiten Kreiſe walten läßt, daß Andere, die in den Tagen der Noth auch für nicht ganz übel galten, nicht an die Reihe kommen können. Nun,“ ſetzte er mit einem etwas hämiſchen Seitenblicke auf den Fürſten hinzu, „es mag wol ein ganz eignes Geſchick dazu gehören, ſich bei dem Herrn in Gunſt zu erhalten, da, wie es heißt, er Augenblicke hat, in denen er ſeine Lieblinge etwas handgreiflich an ihre Abkunft erinnert, und dieſes Geſchick, ich geſtehe es, würde mir abgehen.“

„Du ſcheinſt heute ſehr übler Laune zu ſein, Bojar,“ ſagte Menzikoff ruhig. „Hat der Herr Dich ungnädig behandelt?“

„Du weißt es nicht?“ verſetzte Jener mit höhniſchem Lächeln, und indem er auf eine ſonderbare Weiſe den Fürſten fixirte. „Nun,“ ſetzte er nach einer Weile hinzu, „wenn Du es wirklich nicht weißt, ſo nimm an, es ſei ſo.“

„Und kann man vielleicht erfahren — "

„Warum denn nicht, Brüderchen?" rief der alte Bojar wild lachend. „Warum ſollte ich einem ſo lieben Freunde nicht erzählen, was er gewiß heute noch erfährt, wenn er es nicht ſchon weiß? Du kennſt," ſprach er mit einer angenommenen Ruhe, der aber ſeine Züge widerſprachen; „Du kennſt die Beſitzung der Krone, die an meine Güter bei Tula gränzt?"

„Ich weiß wirklich nicht," ſagte der Fürſt mit einiger Verlegenheit.

„Ja, ja, Du wirſt ſie ſchon kennen, Alexander Michailowitſch," rief der Bojar mit ſcharfer Betonung. „Du mußt ſie kennen," ſetzte er hinzu; „ſie trennt meine Beſitzungen von den Deinigen."

„Ach Du meinſt die Herrſchaft — "

„Dieſelbe," unterbrach der Bojar den Vorigen, ohne ihn ausreden zu laſſen. „Die Beſitzung iſt nicht groß, drei Dörfer, elende tauſend Seelen; aber die Lage ſagt mir zu. Mit einem Worte, ich wünſchte ſie längſt ſchon zu beſitzen."

„Du ſollteſt ſie kaufen," ſprach Menzikoff unbefangen. „Der Zar würde Dir die Bitte gewiß nicht abſchlagen und Dir das Beſitzthum für ein Billiges überlaſſen. Ich ſelbſt, ich geſtehe es, habe ſchon manchmal in Bezug auf mich daran gedacht."

„Ich glaub's, Seelenfreund, ich glaub's," rief Tſcherkaski mit wildem Lachen. „Du wirſt es mir alſo um ſo weniger verdenken können, wenn ich dieſelbe Meinung hatte. Doch höre nur. Lange hatte ich mich abgequält, ob ich dem Herrn die Bitte vortragen ſollte — denn Du mußt wiſſen, mir wird das Bitten verteufelt ſchwer, und ich kann mich nicht beſinnen, daß ich ſeit dem Tage, wo ich auf dem Platze des Kremls den bluttriefenden Säbel in die Scheide ſtieß, den Zar um etwas gebeten hätte —; alſo wie geſagt, lange hatte ich hin und her geſchwankt, endlich treffe ich heute den Herrn bei ungewöhnlich guter Laune. Er ſchien wieder ganz der Alte, ſprach von den vergangenen Zeiten, nannte mich, wie er es wol früher im Scherz gethan, ſeinen Sultan der Tſcherkeſſen; mit einem Woete, er war ſo freundlich, daß mir das Herz aufging. Jetzt könnteſt Du ihm Deine Bitte vortragen, ſagte ich zu mir ſelbſt, und ich that es, obwol eine Menge Schranzen aller Art zugegen war."

„Er hörte Dich doch gütig an?" fragte der Fürſt.

„O ſehr, ſehr!" erwiderte der Bojar. „Es wollte mir Anfangs ſogar bedünken, als ob ihm mein Verlangen ein ganz willkommenes ſei, beſonders als ich hinzufügte, daß, da nach meinem Tode der Sohn meines Bruders, um würdig unſern Stamm fortzuführen, den größten Theil meiner Beſitzungen bekäme, ich meiner Marie für die Zukunft ein Beſitzthum aus meinen Gütern bei Tula bereiten wolle. Mit einem Worte, ich glaubte, eine bejahende Antwort könne nicht fehlen.“

„Und dennoch?“

„Dennoch!“ rief Tſcherkaski. „Ich hatte noch nicht ausgeredet, als der Zar mit dem Kopfe ſchüttelte. Ich bedauere, ſagte er dann trocken; ich bedauere, Deine Bitte nicht genehmigen zu können; über die Güter, die Du zu kaufen begehrſt, habe ich eben zu Gunſten eines Andern verfügt. — Noch wollte ich ſprechen, als er ſich zu einen in der Nähe Stehenden wendete, und unſer Geſpräch war aus.“

„Und weißt Du, wer dieſer Andere iſt?“ fragte Menzikoff. „Vielleicht denkt dennoch der Zar — “

„Wer er iſt!“ ſchrie aufgebracht der Bojar. „Ein Speichellecker wird es ſein, ein hergelaufener Fremder, der ſeinen Hunger bei uns ſtillen will; oder vielleicht, was noch tauſendmal ſchlimmer iſt, ein ſchurkiſcher Emporkömmling, ein nichtswürdiger Augendiener, ein Schuft, dem es Freude macht, mir einen Lieblingsplan zu verderben, um ſeinen eignen darauf zu bauen, aus dem aber nichts werden ſoll, was ich beſchwören will beim heiligen Stephan von Perm, bei meinem Säbel und beim Teufel aus der Hölle! — Wer er iſt? Tod und Verdammniß! Einer von Denen, wie ſolche ſeit meinem Gedenken zu Hunderten im heiligen Rußland ihr Glück machen, ſtatt einen Strick um den Hals zu finden; Einer von Denen, die beſſere Leute verdrängen, ein Bauer, der Sohn eines Bauern, ein Schuſter, Schneider — oder Paſtetenbäcker.“

Die Züge des alten Bojaren nahmen, während er ſprach, den Ausdruck der äußerſten Wildheit an; die Muskeln ſeines Mundes zitterten convulſiviſch, und ſein funkelnder Blick erinnerte unwillkürlich an die Blutrache ſeiner kaukaſiſchen Heimath.

Fürſt Menzikoff betrachtete indeß den Alten mit finſterm Blicke. Die Erinnerung an den Paſtetenbäcker ſchien ihn mächtig ergriffen zu haben, und er nur mit Mühe ſeine Empfindungen im Zaume halten zu können. Bald faßte er ſich jedoch, und mit großer Ruhe hob er nach kurzem Schweigen zu ſprechen an.

„Ich hatte,“ ſprach er mit freundlicher Würde, „wie ich Dir ſchon geſagt, den Gedanken, den Zar zu bitten, mir die in Rede ſtehenden Güter zu überlaſſen, und es iſt mir jetzt doppelt lieb, daß ich es nicht gethan; einmal darum, weil ich mir eine abſchlägige Antwort geholt haben würde, nachdem der Herr dem verdienteſten ſeiner alten Freunde eine ſolche gegeben, und dann, weil ich, wenn auch unwiſſend, Dir einen Lieblingsplan, den, Deiner lieblichen Marie ein Beſitzthum zu gründen, durchkreuzt hätte. Niemals könnte ich es mir verzeihen, wäre es auch nur des herrlichen Kindes wegen, welches bald zu einer eben ſo herrlichen Jungfrau heranreifen, Dir dann in Deinen alten Tagen hinreichenden Erſatz für für manche verfehlte Hoffnung geben und das wirre Getreibe des Hofes vergeſſen laſſen wird.

„Fühlſt Du das, Alexander Michailowitſch?“ rief der Bojar nach einer Pauſe, in der er den Fürſten mistrauiſch angeblickt, denſelben dann plötzlich am Arme faſſend. „Doch ja, Du biſt ein Ruſſe, Du gehörſt nicht zu der Maſſe hergelaufener Fremden, die der Hunger ſcharenweiſe hierher getrieben, um ſich vom Marke unſeres Vaterlandes zu mäſten. Siehe, Alexander Michailowitſch, ich habe Dich eben nicht geliebt, und Alexei Nikolajewitſch Tſcherkaski iſt nicht der Mann, der ſeine Geſinnungen gegen irgend Jemanden zu verhehlen brauchte; ich geſtehe offen, daß ich Dich auch heute nicht liebe; aber ich verwechſele Dich nicht mit jenen niederträchtigen Günſtlingen. — Du biſt der Erſte geweſen, der es ehrlich dem alten Tſcherkeſſen ins Geſicht geſagt, daß er nicht aufs Glatteis des Hofes tauge — denn dies haſt Du doch vorhin nur ausdrücken wollen —, und Du ſollſt die Ehre haben, auch der Erſte zu ſein, deſſen Lehre er zu befolgen Willens iſt. Ja, Fürſt Menzikoff, es iſt feſt beſchloſſen, in wenig Tagen verlaſſe ich den Hof, um ihn nie wiederzuſehen. Ich gehe in meine Einſamkeit, von Niemanden als meiner Marie begleitet, und denke in Ruhe alle Zare der Welt und ihre Gunſt und — möge ich es möglich machen können, — auch alle Thaten, durch die ich letztere mir einſt zu erkaufen getrachtet, zu vergeſſen.“

„Du deuteſt meine Worte anders, als ich —“

„Laß mich bei dem Glauben, Du habeſt ſo ſprechen wollen, wie ich es verſtanden; es iſt beſſer für uns Beide,“ ſprach mit weichem Tone der Bojar. „Siehe, als mein Fedor noch lebte, der blondgelockte muntere Knabe, der vor der Zeit ins Grab ſank, da trug ich Manches in dem Gedanken an deſſen Zukunft. — In ihm dachte ich noch einmal die Vergangenheit zurückzuleben, in ihm mich noch einmal jung zu ſehen. Er ſollte im Felde werden, was ich geweſen in den Tagen, die dahin ſind; im Rathe aber, wohin ich nie getaugt, ſollte er ein Beſjerer werden. Er ſollte den Glanz des alten geſunke[illegible] Geſchlechts erneuern. Dieſe Meinungen hielten mich, wohin ich nie hätte kommen ſollen, in des Hofes Nähe. Ich weiß es wohl, hätten auch alle meine Wünſche ſich erfüllt, ſo würde für mein Haus die Sonne der alten Zeiten nie wieder geleuchtet haben. Nimmer hätten die freien Fürſtenbanner meines Geſchlechts von den Vorbergen des Kasbecks und an den Ufern des Kuban geglänzt, wie ich in frohen Jugendträumen ſie geſchaut; aber an dem Strande des Oſtmeers hätte vielleicht der alte Ruhm des Namens ſich erneuert, am Weichſelufer der Säbel des Ruſſenführers aus meinem Stamme dem Lechen entgegengeblitzt. — Doch laſſen wir das,“ fuhr der Bojar fort, „es iſt vorbei. Das blonde Haupt, auf das ich der Hoffnungen ſo viele gebaut, ſank vor der Zeit und mit ihm dieſe Hoffnungen ins Grab. Mein Neffe iſt gut und brav, doch kränklich, und ein Krieger wird er nicht. Mir bleibt nichts als die Tochter.“

„Die Dir den Abend Deiner Tage verherrlichen wird!“ ſagte Menzikoff freundlich. „Du wirſt das liebliche Mädchen ſich als Jungfrau entfalten ſehen und endlich Enkel auf dem Schooſe wiegen, ſo ſchön und blühend wie Marie ſelbſt.“

„Meinſt Du?“ entgegnete düſter der Bojar, und indem er mit dem Haupte ſchüttelte. „Ich denke anders, Fürſt Menzikoff. Dem Hauſe des Einſamen, des in Ungnade Gefallenen werden die Freier fern bleiben, und ich denke, es iſt gut, daß dies der Fall ſein wird. Mein Weib, des Kindes Mutter, war brav und gut, vielleicht zu gut für mich; aber unſere Ehe war keine glückliche; ſie wurde aus Nebenabſichten, aus Gründen der Convenienz geſchloſſen. Das ſoll bei meinem Mädchen nicht der Fall ſein. Frei ſoll Marie wählen, und wählt ſie nicht, ſo bleibe ſie ledig, bis ſie mir die Augen zugedrückt; dann mag ſie ihr Schickſal anderweit beſtimmen. — Dies iſt überhaupt kein geringer Nebengrund, warum ich vom Gewühle des Hofes mich zurückzuziehen gedenke. In wenig Jahren würde das Kind erwachſen ſein. Mariens Aeußere iſt ſchön und verſpricht noch weit ſchöner ſich auszubilden. An Bewerbern würde es ſodann nicht fehlen, vorzüglich nicht an ſolchen, die den für reich gehaltenen, ſonſt aber ihnen höchſt widerwärtigen Alten beerben helfen wollten; und wer, wer würden dieſe Bewerber ſein? Fremdes Geſchmeiß, wie ſolches ſcharenweiſe aus fernen Ländern nach Rußland ſtrömt, Glücksritter, die mit meinem Gelde in der neuen, mitten im Moraſte gelegenen Hauptſtadt prunken wollten! — Nein, Alexander Michailowitſch, der alte Bojar will ſeinen Eidam unter den Söhnen Rußlands finden, ſein Name ſoll guten Klang im Lande haben, er ſoll ſich würdig unter der edeln Schar der Bojaren des heiligen Rußlands, wie ſeine Väter thaten, niederſetzen dürfen, und kann er dies, ſo ſoll nichts — ich ſchwöre es bei allen Heiligen, die zu Kiew im Höhlenkloſter begraben liegen —, ſelbſt nicht der Wille des Zars, auf meiner Tochter freie Wahl den mindeſten Einfluß üben.“

„Dennoch,“ ſprach der Fürſt, einige Verlegenheit unter einem feinen Lächeln verbergend, „kenne ich bedeutende Männer in unſerm Vaterlande, die ſich glücklich ſchätzten, wenn der Zar an ihren Familienverbindungen lebhaften Antheil nahm, oder die letztern gar nach ſeinem Willen beſtimmte; ſie nahmen ſolchen als ein gewiſſes Unterpfand des künftigen Glückes der Neuvermählten, und dieſe Hoffnung hat auch niemals ſie betrogen“

„Sie hofften,“ fiel der Bojar mit feſtem Tone und den Fürſten ſcharf fixirend ein, „und hatten wohl gethan, wenn ihre Hoffnung, geſetzt auf Fürſtengunſt, ſie nicht betrog; wer aber nicht hofft, der thut nach meiner Meinung beſſer, denn er kann nicht betrogen werden. Alexander Michailowitſch, glaube das dem alten, grauen, ungelehrigen Schüler, der erſt am Ende ſeines Lebens die leichte Lection begreifen lernte."

Eben wollte der Fürſt auf die Bemerkungen des Bojaren etwas erwidern, als vor der Thür des Hauſes ein gewaltiger Lärm losbrach. — „Sie kommen!" riefen hundert Stimmen, und mit demſelben Ausruſ ſtürzten mehre Lakaien und mit der Bedienung beſchäftigte Soldaten in das Zimmer. Menzikoff und der Bojar eilten ſchnell hinaus.

Eben bog ein mächtiger Schlittenzug um die Eck der auf der Newainſel gelegenen Feſtungswerke. Sei Anſehen war das Sonderbarſte, das man ſich nu denken kann. Anſtatt der Läufer, welche nach de Sitte jener Zeiten Feſtzüge ſolcher Art eröffneten, e ſchien ein Schlitten, mit vier verſchiedenfarbigen Pfe den in der Breite beſpannt; in ihm ſaßen vier Mä ner in Läuferanzug, weiß mit rothen Schärpen, b bänderte Stäbe in den Händen und Federmützen a den Häuptern. Sonderbarerweiſe war keiner der ſel ſamen Läufer jünger als ſiebzig Jahre; zweien fehl ein Bein, dem dritten ein Arm, der vierte war bli auf beiden Augen.

Hinter dem erſten Schlitten folgten zwei ande gefüllt mit Muſikanten, welche ihre verſchiedenen Inſtrumente munter ertönen ließen. Die erſte Abtheilung der Muſiker ſchien gut geübt, und ihre Leiſtungen würden ſich nicht übel ausgenommen haben, wäre die zweite nicht jener auf dem Fuße gefolgt. Leider waren ſämmtliche Mitglieder der letztern ſtocktaub. Da ſie lediglich nach dem Winke ihres Dirigenten ſich richten mußten, dieſer aber mit dem Rücken nach dem vorhergehenden Schlitten gerichtet ſaß und demgemäß die Muſik, da er gleichfalls taub war, um einige Takte zu ſpät beginnen ließ, ſo lieferte die letztere, obwol beide Chöre dieſelben Stücke ſpielten, ein Enſemble, als ob eine Anzahl hölliſcher Dämonen zur Qual der Ohren der Verdammten ſich in einem Concerte hören ließen.

In einem dritten Schlitten befand ſich ein alter Pope, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, mit grauem, bis auf den Gürtel reichendem Barte. Das kirchliche Feſtgewand, das fliegende ſchneeweiße Haar, die Diener der Kirche, die ſich mit ihm auf demſelben Schlitten befanden, deuteten an, daß der Alte ſoeben eine heilige Handlung verrichtet habe. Man hätte glauben ſollen, daß das ehrwürdige Anſehen des Alten ganz geeignet geweſen wäre, auf die Umſtehenden einen feierlichen Eindruck hervorzubringen;

dies war jedoch nicht ganz der Fall, denn wenn bei dem Vorüberfahren des Prieſters die Menge ehrerbietig die Mützen von den Häuptern nahm, auch wol ſich hier und dort gar Einer fromm bekreuzigte, ſo ließ ſich doch auf manchem der bärtigen Geſichter ein gutmüthig ſchalkhaftes Lächeln blicken, denn Alle wußten, daß Vater Timothji ſo entſetzlich ſtammele, daß er nicht zehn Worte hintereinander ohne Unterbrechung herauszubringen im Stande war, und daß die heute von ihm gehaltene feierliche Rede gewiß jedes andere Gefühl als das der Erhebung hervorgerufen haben mußte; ein Umſtand, wegen deſſen der ehrwürdige Mann ſeit länger als zwanzig Jahren von jeder amtlichen Handlung, die heutige ausgenommen, entbunden worden war.

Der Schlitten, welcher unmittelbar hinter dem des Prieſters folgte, charakteriſirte den ganzen Feſtzug als einen hochzeitlichen, denn eines der beiden Paare, die in ihm Platz genommen hatten, trug Brautkronen, wie ſolche der Brauch der griechiſchen Kirche bei Neuvermählten vorſchreibt, auf den Häuptern. Das eben bezeichnete Paar, welches den Ehrenplatz einnahm, und dem, wie es ſchien, überhaupt die Feier des heutigen Tages galt, war von dem allerſonderbarſten Anſehen. Der Bräutigam war ein alter, grämlicher, kaum fünf Viertelellen hoher Zwerg, mit unmäßig dickem Kopfe, breitem Munde und Säbelbeinen. Er trug einen habit français, wie ſolcher eben in Paris Mode war. Der Stoff deſſelben war Drap d'Argent, der der Weſte himmelblauer, der Unterkleider aber karmoiſinfarbener Sammet. Ein Spitzenhalstuch hing in zwei Flügeln weit über die Bruſt, Manſchetten ähnlicher Art über die dürren Finger herab. Die mächtige, zu beiden Seiten der Schultern herabwallende Alongenperrücke, auf der ſich die Bräutigamskrone ungemein poſſierlich ausnahm, ſowie der zierliche ſilberne Degen trugen übrigens nicht wenig dazu bei, die Bemerkung unſers Bekannten, der den unglücklichen Bräutigam mit einem geſpießten Affen verglich, als eine nicht unpaſſende den Zuſchauern erſcheinen zu laſſen.

Die Braut glich ihrem Verlobten auf ein Haar. Auf dem wackeligen Lockenhaupte, welches das gute Drittheil der kleinen buckeligen Figur ausmachen mochte, ſchwankte ein zur Ungebühr großer Brautkranz; das Kleid von Drap d'Or war nach dem neueſten pariſer Schnitte. Uebrigens nahm ſich die Braut, da ihr Aeußeres faſt noch häßlicher als das ihres Erwählten war, nicht weniger lächerlich als jener aus, denn auf ihrem breiten Geſichte lagerte ſich ein freundliches, ſelbſtzufriedenes Lächeln, während ihr Neuvermählter, von gewaltigem innern Unmuth gepeinigt, das ſeinige zu den entſetzlichſten Grimaſſen verzerrte.

Als Folie, und zwar augenſcheinlich in der Abſicht des Feſtgebers, die Misgeſtalt des Brautpaars noch auffälliger zu machen, diente ein engelſchönes Pärchen, das den Rückſitz des Schlittens einnahm. Es beſtand aus einem ungemein lieblichen Mädchen von fünf, und einem Knaben von ſechs bis acht Jahren. Beide waren in altruſſiſche Tracht gekleidet, und dieſe, an ſich ſtattlich und von maleriſchen Formen, diente dazu, die himmliſche Sanftheit, die aus dem roſigen Geſichtchen des Mädchens, und die geiſtvolle Munterkeit, die aus den großen dunkeln Augen des ſchönen Knaben ſtralte, noch mehr zu heben. Wie es ſchien, verrichteten die lieblichen Kinder das Amt der Brautführer bei dem häßlichen Zwergenpaar, und gewiß, wenn Hymen ſich bei ſeinem ſchalkhaften Collegen zwei der niedlichſten Liebesgötter zu dieſem Behufe ausgebeten hätte, er hätte keine ihrem Zwecke entſprechendern bekommen können. Auch war es auffallend, welchen Eindruck die ausgezeichnete Schönheit des kleinen Pärchens ſelbſt auf die rohe Menge der Zuſchauenden machte. Kaum hatte das tobende Gelächter, welches die Erſcheinung des bräutlichen Zwergenpaares überall, wo es vorbeikam, erregte, ſich etwas gelegt, als die Augen Aller auf die allerliebſten Brautführer gerichtet waren, und ein „Sieh, ſieh, wie ſchön!“ oder „Ach, die niedlichen Kinder!“ manchem Munde entſtrömte.

Nach mannichfachen Erkundigungen ergab es ſich, daß das Mädchen die Tochter des Bojaren Tſcherkaski, der Knabe aber der kleine Fedor Menzikoff, der einzige Sohn des Fürſten, des damals allmächtigen Günſtlings des Kaiſers, ſei.

Schlitten folgte nun auf Schlitten. Sämmtliche Darinſitzende waren auf dieſe oder jene, die meiſten auf die abenteuerlichſte Art maskirt. Zur Seite einer dicken Kirgiſin ſaß ein pariſer Stutzer der neueſten Art, und ein chineſiſcher Mandarin fuhr dicht hinter ihm in einem reich vergoldeten Schlitten eine niedliche Tirolerin. Faſt alle Völker, die dem Scepter Peters gehorchten, waren hier in einzelnen Exemplaren zu ſchauen; dennoch hatte es dem Feſtgeber nicht hinreichend geſchienen, die Trachten aller europäiſchen und aſiatiſchen Nationen zu verſammeln, ſondern die Maskerade erſtreckte ſich ſelbſt bis auf das dem Zuge nöthige Geſpann, und ſo waren einigen Schlittenpferden vergoldete Rennthier- oder Hirſchgeweihe, ja zweien derſelben mächtige Flügel, die ſie dem Pegaſus ähnlich machen ſollten, angeſchnallt. Drollig genug nahm ſich am Ende des Zuges ein einzelner, mit drei Pferden beſpannter Schlitten aus. Nur Eine Perſon ſaß in ihm; aber zwei ſtattliche, zu beiden Seiten daherſprengende Reiter in türkiſcher Tracht deuteten darauf, daß der Darinſitzende ein Mann von Range ſein mußte. Es war derſelbe übrigens von nicht unangenehmem Aeußern, mittler, etwas unterſetzter Figur, wohlwollender, munterer Miene und augenſcheinlich ſeelenvergnügt über die Einrichtungen des heutigen Feſtes, wie ſich aus dem heitern Lachen, mit dem er den Zuruf und die Begrüßungen der längs dem Wege ſtehenden Menge aufnahm, aufs deutlichſte kundgab. Die Tracht des Mannes war die eines frieslándiſchen Bauers, und wer je einen ſolchen von der Pudelmütze bis zu den Klotzſtiefeln herab in Augenſchein genommen, würde bei einer Vergleichung ſehr im Zweifel befangen geweſen ſein, ob er hier ein Original oder eine Maske vor ſich habe.

In der Hand des Frieslánders befand ſich ein kurzes, dickes, auch, wie es ſchien, etwas ſchweres, ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe; wenigſtens ließ das ängſtliche Brummen eines zahmen Bären, der aufrecht und in der Stellung eines Lakaien hinten auf den Schlitten gebunden war, und dem der Friesländer zur Beſchwichtigung der Langweile des Thieres, welches die koſtbaren Schlittendecken zerfleiſchte, nach und nach einige Dutzend Hiebe unter allgemeinem Jubel aufzählte, auf die erwähnte Eigenſchaft des Stockes ſchließen.

Die Schlitten waren endlich ſämmtlich an der Thür des Eispalaſtes angelangt; aber obgleich alle Theilnehmer des Feſtzuges theils ausgeſtiegen, theils im Ausſteigen begriffen waren, ſo hatte doch noch Niemand die Schwelle derſelben überſchritten. Es war, als ob ein Jeder den Vortritt des Brautpaars oder des Feſtgebers erwartete. Fürſt Menzikoff, von dem Bojaren gefolgt, drängte ſich eifrig, nach allen Seiten blickend, durch die Maſſen und blieb endlich, die Mütze in der Hand, an dem Schlitten des friesländiſchen Bauers ſtehen, der aber, beſchäftigt, den zahmen Bären zur Beluſtigung der Umſtehenden auf ziemlich derbe Weiſe zu necken, erſt nach einer Weile die Anweſenheit des Fürſten und ſeines Begleiters gewahrte.

„Auf was wartet Ihr?“ ſprach endlich der Friesländer lachend, indem er dem Fürſten die Mütze aus der Hand nahm und ſie ihm, obwol er mit allen Zeichen der Ehrfurcht widerſtrebte, ohne Weiteres auf den Kopf ſtülpte. „Wie könnt Ihr ſo alle Pflichten der Galanterie aus den Augen ſetzen und das Brautpaar an der Thür des Hochzeïthauſes warten laſſen? Aber ich ſehe — und wenn ich es nicht ſähe, ſo würde mir der Bratengeruch und der Duft der Romaneitonnen es ſchon bemerken laſſen —, daß Ihr Euer Ehrenamt mit Eifer verwaltet habt, und ſo will ich in dem Glauben, daß Du, Alexander, für den Gaumen die Gäſte im Hochzeithauſe wie für den der Draußenſtehenden geſorgt haſt — denn den Eifer meines alten Tſcherkeſſen in Betreff des Kellers nehme ich ohnehin als erwieſen an —, Dir die Vergeſſenheit zu Gute halten, daß ich heute nichts bin und ſein will als Peter der Friesländer, der im Kreiſe ſeiner Freunde das Hochzeitfeſt eines liebenden Paares feiert. Aber fort! fort ſage ich, damit die Temperatur des Hochzeithauſes die Speiſen nicht auskühlen läßt.“

„Wenn Euere Majeſtät befehlen,“ ſagte voll Ehrfurcht der Fürſt.

„Nichts von Majeſtät!“ unterbrach ihn der Kaiſer, denn Niemand anders als dieſer war der Friesländer; „aber gehe und entſchuldige Dich bei dem Brautpaare, daß Du es ſo lange warten ließeſt.“

Die Gäſte zogen nun in den Eispalaſt, und bald gab eine fröhliche Hörnerfanfare das Zeichen, zur Tafel zu gehen. Der Fürſt führte auf einen Wink des

Zars das Brautpaar auf den Ehrenplatz; ihm zur Seite ſaß das niedliche Kinderpaar, dann folgten die übrigen Gäſte ohne Beobachtung einer Rangordnung. Der Kaiſer winkte ſodann dem holländiſchen Geſandten, den er ſehr liebte, und welcher der Einzige war, der ohne Maske erſchien, ſich an ſeiner Seite, und dem Bojaren Tſcherkaski, ſich ihm gegenüber niederzulaſſen. Fürſt Menzikoff wählte ſeinen Platz neben dem Letztern.

Die Mahlzeit begann. Obgleich Anfangs feierlich und wenig belebt, fing die Unterhaltung an, nach und nach um ſo lebendiger zu werden, als der Zar heute bei ausgezeichnet guter Laune war — ein Fall, der indeß bei Peter dem Großen in der Regel während der Tafel ſtattzufinden pflegte —; und wie endlich der Kaiſer dem verlegenen Brautpaare mit mehr oder minder guten, mehr oder weniger zweideutigen Späßen zuzuſetzen begann, am Ende aber von dem in Angſtſchweiß daſitzenden Popen eine kurze Wiederholung der gehaltenen Feſtrede, als welche ihm ganz abſonderlich gefallen habe, in ſehr huldreichen Ausdrücken foderte, ward die Munterkeit immer allgemeiner.

Auch draußen hatte die Luſt bereits ihren Gipfel erreicht. Die mit Eßwaaren beladenen Schlitten wurden immer leichter, die Romaneitonnen immer leerer, der gebratene Ochſe immer kleiner, und ſelbſt der Umſtand, daß, als der Kaiſer die Geſundheit des Brautpaars ausbrachte, eine der abgefeuerten Eiskanonen in Stücke ſprang, und bei dieſer Gelegenheit etliche Arme und Beine außer Activität kamen, hatte auf das allgemeine Vergnügen weiter keinen beſondern Einfluß, vielmehr vermehrte ſich der Jubel von Minute zu Minute. Zu dieſem trug denn auch der Inhalt der vor dem Hauſe aufgefahrenen und mit Champagner- und Burgunderflaſchen beladenen Schlitten nicht wenig bei; und da letztere ziemlich ſo ſchnell geleert wurden, als ſie auf der Tafel erſchienen, ſo waren in Kurzem ſelbſt nicht ſo viel Lakaien vorräthig, als nöthig, um dieſelben herbeizuſchaffen; welchem Mangel indeſſen ein paar Soldaten von der Wache zufolge eines Winkes des Zars ſogleich abhalfen, indem Jeder von ihnen ein halbes Dutzend Bouteillen unter den rechten und ebenſo viel unter den linken Arm nahm und dieſe, nachdem er ſich vorher aus Reſpect die Mütze vom Kopfe geſchüttelt, da er keine Hand, ſie abzunehmen, mehr übrig hatte, wie einen Haufen Kegel auf den Tiſch kollerte; ein Manoeuvre, das der Geſandte der hochmögenden Staaten ſo merkwürdig fand, daß er es ſelbſt in ſeinem Berichte nach dem Haag zu melden nicht vergaß, wiewol es an Bedeutung bei weitem von einer Ehrenbezeigung übertroffen wurde, an welcher der gute Mann an dieſem Abende viel zu leiden hatte. Der Zar ſuchte nämlich dem Ambaſſadeur dadurch ſein kaiſerliches Wohlwollen zu beweiſen, daß er ihm nicht nur von jedem Gerichte eigenhändig doppelte und dreifache Portionen vorlegte, die Jener natürlich reſpectvollſt und im Schweiße ſeines Angeſichts zu verzehren für ſeine Pflicht hielt, ſondern er ſteckte ihm auch noch mit kaiſerlicher Hand und eignem Löffel oder eigner Gabel unaufhörlich eine ſolche Menge ausgeſuchter guter Biſſen in den Mund, daß der gute Holländer, auf deſſen Magen — und auch in gewiſſer Hinſicht durch letzterwähnte Operation auf deſſen Phantaſie — ſo vehement als huldreich eingewirkt wurde, die Vorboten eines nahen Endes zu verſpüren glaubte. Gewiß würde dieſes auch an jenem Abende noch erfolgt ſein, wenn Peter ſeinen Lieblingen Menzikoff und Lefort nicht auch dann und wann einige Aufmerkſamkeit bewieſen und unter Anderm Letzterm einen gebratenen Kapaun, nachdem er ihn eigenhändig aus der Schüſſel genommen und ſich von deſſen Schmackhaftigkeit durch den Geruch überzeugt hatte, quer über die Tafel zugeworfen hätte;

eine Huld, die dem Ausländer von dem Bojaren Tſcherkaski dergeſtalt beneidet wurde, daß er, nachdem er einige Flüche über den „franzöſiſchen Hund“ in den Bart gemurmelt hatte, dreimal ſo viel Burgunder als gewöhnlich trank.

Leider war der Genuß des eben erwähnten Getränkes für die Mehrzahl der Gäſte, den Zar nicht ausgenommen, von ziemlich auffallender Wirkung. Die Luſt ward immer lauter, die Unterhaltung immer lärmender, das Gewühl um die Tafel her immer tobender. Ohne ſich viel um die Anweſenheit des Monarchen zu bekümmern, erhob ſich bald hier, bald dort einer der Gäſte von ſeinem Platze und eilte, den Becher in der einen, die Champagnerflaſche in der andern Hand, zu einem entferntſitzenden Freunde, um nach langen wechſelſeitigen Umarmungen und Freundſchaftsverſicherungen auf deſſen Wohlſein mit ſchwerer Zunge eine Geſundheit auszubringen; ja mancher derſelben that Letzteres mit einer Stentorſtimme, und zwar von dem Platze aus, auf dem er ſaß, vorausgeſetzt, daß es nicht eben ganz in der Nähe des Kaiſers war.

Auch Peter hatte ſich dieſen Abend, wie es überhaupt nicht ſelten der Fall war, durch die allgemeine Fröhlichkeit zu einem nicht eben ſparſamen Genuſſe des Saftes der Reben hinreißen laſſen, und wiewol jeder ſeiner wohlwollenden offenen Züge von Heiterkeit und Vergnügen ſtralte, ſo blickte doch Menzikoff, der in der Geſellſchaft einer der wenigen Nüchternen geblieben war, mit Beſorgniß auf den Zar, als er bemerkte, daß dieſer einen Becher des ſtärkſten Burgunders nach dem andern leerte, daß ſein Geſicht darob immer mehr zu erglühen anfing, und daß der Monarch, dem zuletzt der Schweiß in Strömen über das Antlitz lief, um ſich etwas abzukühlen, die lockige Perrücke, die er trotz der Bauernmaske auf dem Haupte trug, ohne Weiteres abnahm und ſie ſeinem Nachbar, dem Holländer, der nach der Sitte der Zeit bereits mit einer tüchtigen Alongenperrücke verſehen war, mit huldreicher Miene auf den Kopf ſtülpte; ein gnädiger Scherz, den jener reſpectvoll, jedoch nicht ohne einen tiefer Seufzer aufnahm. So lächerlich die Scene an ſich war, und mit ſo vielem Jubel ſie auch von der Tiſchgeſellſchaft angeſehen wurde, ſo erſchienen doch die Beſorgniſſe des Fürſten, gegründet auf eine genaue Kenntniß des Charakters ſeines Gebieters, ſo ziemlich gerechtfertigt. Er hatte nur zu oft die Erfahrung gemacht, daß der Zar von der größten Fröhlichkeit zum heftigſten Zorn überzugehen gewohnt war, und daß dieſe Veränderung des Gemüths nach vorhergegangenem, nicht ganz mäßigem Genuſſe des Weins faſt jedesmal zu erfolgen pflegte; ja daß dann ein einziges Wort, eine unbedachtſame Geberde den Monarchen zu einem Ausbruche von Wuth zu bringen im Stande war, in welchem es ſchwer geweſen ſein würde, den ſonſt an ſich gütigen Fürſten wiederzuerkennen.

Das Feſt neigte ſich indeß immer mehr ſeinem Ende zu, als der Zar ſich von ſeinem Sitze erhob und mit einem Winke der Hand Stille gebot.

„Bis jetzt,“ ſagte er lachend, „haben wir für das Wohl des Brautpaares noch nichts gethan, als daß wir auf daſſelbe eine gute Anzahl Gläſer geleert; nun aber iſt es wol an der Zeit, dem jungen Ehepaare zur erſten Einrichtung ſeiner Hauswirthſchaft ein kleines Andenken zu überreichen. Ich, der Stifter dieſer glücklichen Verbindung, halte mich verpflichtet, mit einem guten Beiſpiele voranzugehen, und ſomit — hier wandte ſich der Kaiſer an den Fürſten Menzikoff, indem er ihm ein auf dem Tiſche ſtehendes ſilbernes Fruchtkörbchen überreichte — nimm dieſes Körbchen, Alexander, lege das bewußte Papier hinein und laß es ſodann die Runde machen.“

Menzikoff griff aufs eiligſte nach dem Korbe, zog ein Papier — es war eine Anweiſung auf achttauſend

Rubel — aus dem Buſen, legte dieſe in das Körbhen, ſchüttete den Inhalt ſeiner eignen mit Gold gefüllten Börſe darüber und reichte das Geräth ſeinem Nachbar, dem Bojaren. Dieſer ſchien einen Augenblick nachzuſinnen, doch bald darauf griff er in ie Taſche ſeines Pelzes, brachte eine Hand voll Gold- und Silbermünzen heraus und warf endlich mit verächtlicher Miene ein altes Rubelſtück in den Korb, den er ſogleich weiter reichte.

Da der Kaiſer dem Bojaren Tſcherkaski unmittelbar gegenüber ſaß, ſo konnte ihm der Vorgang nicht unbemerkt bleiben, ſeine Stirn runzelte ſich merklich, doch bald ſchien er ſich zu beſinnen, und lähelnd wandte er ſich an Menzikoff.

„Sieh doch, Alexander,“ rief er aus, „Unſer Tſcherkeſſenfürſt, wie fein und vorſichtig er iſt! Da legt er einen Rubel in den Mahlſchatz der Braut! — *Er will damit bezeichnen*, daß er kein näheres Intereſſe bei der Sache habe, und hofft damit der Eiferſucht des Bräutigams zuvorzukommen; dennoch wette ich, daß er der jungen Frau morgen ein weit anſehnlicheres und beſſer mit ſeinem Range und Verhältniſſen ſtimmendes Brautgeſchenk ins Haus ſendet.“

„Da würde Ew. Majeſtät die Wette verlieren!“ antwortete Tſcherkaski trocken. „Ich habe nie an

Narren, Zwergen und Gauklern viel Geſchmack gefunden und Diejenigen immer bedauert, die mit ihrer Zeit nichts Beſſeres anzufangen wußten, als ſie mit ſolchen Creaturen zu vergeuden; und ſomit war meine Gabe ganz den Verhältniſſen angemeſſen, desgleichen auch meinem Range, da mir nicht zuſteht, das Amt eines Streaptſchi, mit dem ich beehrt bin, zu überſchätzen."

Anfangs lächelte der Kaiſer bei der Rede des Bojaren, doch bald verfinſterte ſich ſein Antlitz von Secunde zu Secunde und nahm endlich den Ausdruck entſchiedenen Unmuths an.

„Unſer Streaptſchi," ſagte er nach einer Pauſe, in der er ſich ſichtlich einige Gewalt, um ſich zu mäßigen, anthat, „iſt heute bei übler Laune. Hoffentlich wird dieſe ſich gelegt haben, wenn von einer Verbindung die Rede ſein ſollte, die ihn näher angeht als jene."

Allem Anſcheine nach hatte der Bojar die letzten Worte des Monarchen überhört, oder doch nicht gefaßt, denn mit verächtlicher Miene blickte er dem Körbchen nach, das die Runde um die Tafel machte. Von allen Seiten flogen Goldmünzen, mitunter auch Ringe und Armſpangen hinein; doch war ganz ſichtlich zu bemerken, daß diejenigen Hochzeitgäſte, die in der Nähe des Kaiſers ſaßen, ſich durch größere Freigebigkeit auszeichneten. Das Gefäß war endlich, mit Gold und Koſtbarkeiten bis zum Rande gefüllt, wieder beim Fürſten Menzikoff angekommen, und dieſer erhob ſich, um es im Namen ſeines Gebieters dem Brautpaare zu überbringen.

Sei es nun, daß die Freude, mit der das Zwergenpaar herbeieilte und dem Monarchen durch einen Fußfall ſeine Freude ziemlich unbeholfen ausdrückte, oder der fortdauernde allgemeine Jubel die gute Laune Peter's wieder hergeſtellt hatte, genug, der Zar ſchien das mürriſche Benehmen des Bojaren nach wenig Minuten gänzlich vergeſſen zu haben. Kaum hatte daher Menzikoff wieder ſeinen Platz eingenommen, als ſich der Kaiſer freundlich zu ihm wandte.

„Die Einrichtung des heutigen Feſtes,“ ſprach er, „macht Dir alle Ehre, Alexander. Du haſt ganz meinen Geſchmack getroffen, ja mehr als meine Erwartungen erfüllt.“

„Ich bin es nicht allein,“ ſagte der Fürſt, ſich demüthig verneigend, „auch der Bojar. — “

„Ganz recht,“ unterbrach ihm der Zar; „Du und der Bojar habt meine Ideen ganz genau in Ausführung gebracht, wobei ich jedoch das Geſchenk des Silberrubels ausnehme,“ ſchaltete er lachend ein. „Sei dem nun aber, wie ihm wolle, ſo ſoll das heutige Feſt bei einer ähnlichen Veranlaſſung in zehn Jahren auf demſelben Flecke, und zwar, um Euch zu zeigen, daß ich Euch zu übertreffen weiß, bei weitem ſchöner wiederholt werden, und ich, ich allein werde dann die Ausführung übernehmen. Ja, lächle nur, Alexander; Du wirſt bekennen müſſen, daß ich auch ohne Dich die Feierlichkeiten eines Hochzeitfeſtes in allen Einzelnheiten auszurichten weiß. Mir kommt das um ſo weniger ſchwer vor, da ich die Hauptſache bei dem nach zehn Jahren zu feiernden Hochzeitfeſte, das Brautpaar nämlich, ſchon herausgefunden habe."

Alle Anweſenden horchten auf; es entſtand eine allgemeine Stille. Menzikoff unterbrach ſie zuerſt.

„Würde es nicht zu kühn ſein," ſprach er, „wenn ich — —"

„Du willſt die Namen des Pärchens wiſſen?" rief der Kaiſer in froheſter Laune. „Billig ſollte ich Dich ein halbes Dutzend Jahre in Ungewißheit laſſen; aber um der Geſellſchaft willen, die ich hiermit im Voraus einlade, ſollſt Du es ſogleich erfahren. — Alexei Nikolajewitſch," ſprach er, zu dem Bojaren gewendet, „Du bateſt mich neulich um die Güter, die in der Nähe von Tula zwiſchen den Deinigen und denen des Fürſten Menzikoff liegen."

„Ich bat darum, und Ew. Majeſtät fand für gegenehm, meine Bitte abzuſchlagen," antwortete kalt der Bojar.

„Ich ſchlug ſie ab," ſagte der Monarch freundlich, „weil ich ſie Jemanden Anderm, weil ich ſie — Deiner Tochter zur Ausſteuer beſtimmt hatte."

Der Bojar war aufs äußerſte überraſcht, er wollte ſprechen.

„Still!" ſprach der Zar, „es iſt eine Bedingung daran geknüpft."

„Ew. Majeſtät wird nichts befehlen, was gegen mein Gewiſſen und die Ehre meines Hauſes iſt," verſetzte Tſcherkaski; „dennoch bitte ich unterthänigſt —"

„Die Bedingung iſt, daß Deine Tochter ihren Bräutigam aus meiner Hand und nach meiner Wahl empfängt."

„Ich habe," ſagte der Bojar nach kurzer Pauſe feſt, „am Sarge meines Weibes einen theuern Eid geſchworen, daß, wenn meine Tochter erwachſen ſollte, ſie keinen andern Gatten, als den ihr Herz gewählt, ehelichen ſoll; überdies iſt ſie noch ein Kind, und zehn Jahre wenigſtens — "

„Verſteht ſich!" unterbrach ihn der Kaiſer, dem eine Wolke des Unmuths über die Stirn zog. „Deine Tochter empfängt die Güter; ich nenne den Verlobten, und erklärt ſie, ſobald ſie erwachſen iſt, daß ſie ihn nicht will, ſo fallen dem Letztern die Güter zu. — Hoffentlich biſt Du nun zufrieden geſtellt?“

„Auch Rang und Stand der Verlobten —“ ſagte der Bojar.

„Müſſen einander gleich ſein!“ verſetzte der Kaiſer, augenſcheinlich immer verdrießlicher werdend.

„Ein Wort des gnädigen Zars gleicht überdies leicht jede Ungleichheit aus,“ bemerkte einer der Hochzeitgäſte.

„Du kannſt Recht haben, Michael Alexiewitſch Kurakin,“ fiel der Bojar ihm trocken in die Rede. „Ich für meinen Theil aber halte mich an das Wort des gnädigſten Monarchen, daß keine ſolche Ausgleichung nöthig ſein ſoll. Jeder hat über Das, was ihn ſelbſt betrifft, ſo ſeine eigne Meinung.“

„Deine Worte klingen ſtolz, Alexei Nikolajewitſch,“ ſprach Peter, indem die Wolke des Unmuths, die auf der kaiſerlichen Stirne lagerte, ſich immer dichter zuſammenzog. „Faſt hätte ich Luſt, Dir den Bräutigam, den ich, Dein Monarch, der Tochter eines meiner Unterthanen beſtimmte, heute gar nicht zu nennen; aber Dein Stolz mag ſich beruhigen. Dein künftiger Eidam iſt Dir und Deiner Tochter ebenbürtig, ja er übertrifft Dich an Rang und Stand. Er iſt der einzige Sohn eines Mannes, den ich, ich ſage es in ſeiner Gegenwart, mit meiner Huld beehre und deshalb auch von Andern geehrt wiſſen will. Mit einem Worte, Dein künftiger Eidam iſt der heutige Tiſch- und Feſtnachbar Deiner Tochter, der kleine Fedor Menzikoff.“

Wie ein Blitzſtral ſchien das Wort des Kaiſers den alten Bojaren vom Scheitel bis zur Sohle zu durchzucken. Es war, als ob er einige Worte ſprechen wollte, aber bald ſchloſſen ſich die Lippen ohne Laut. Eine hohe Röthe ergoß ſich über das Geſicht des Bojaren und verlor ſich im dünnen Haar des halbkahlen Scheitels. Mehre der Gäſte erwarteten allem Anſcheine nach, daß der Bojar unverzüglich dem Monarchen ſeinen Dank darbringen würde, und ſelbſt das freundlicher werdende Antlitz des Herrſchers ſchien auf einen ſolchen Gedanken des Letztern zu deuten; nur Fürſt Menzikoff blickte mit Unruhe verkündendem Auge bald auf den Bojaren, bald auf den engelſchönen Knaben, der, nicht wiſſend, wovon die Rede ſei, der kleinen niedlichen Nachbarin die größten Mandeln und das bunteſte Zuckerwerk mit freundlichen Blicken auf den Teller legte. Mittlerweile war eine Todtenſtille in der Geſellſchaft an den Platz der vorigen Munterkeit getreten. Jeder erwartete, daß der Bojar ſprechen würde; aber dieſer ſchwieg. — Mit ſtrengem Blicke, der nach und nach einen gewiſſen Ausdruck von Härte annahm, fixirte der Kaiſer den Alten; da aber dieſer hartnäckig in ſeinem Schweigen fortfuhr, ſo unterbrach dieſes der Monarch zuerſt.

„Nun, Alexi Nikolajewitſch," ſagte der Fürſt mit rauhem Tone, „wenn Du auch der Meinung ſein ſollteſt, daß zwei Herrſchaften von einer halben Million Rubel an Werth Dich nicht eben zu vielem Danke verpflichten, ſo erwartete ich doch, daß Du erklären würdeſt, wie Du bereit ſeiſt, das Geſchenk im Namen Deiner Tochter anzunehmen."

Der Bojar ſchwieg eine Weile; es war, als ob er ſich auf etwas beſinnen wollte, dann ſprach er raſch und mit feſtem Tone:

„Möge mein kaiſerlicher Herr mit Nachſicht auf die Kühnheit blicken, mit der ich Namens meiner Tochter das dieſer zugedachte Geſchenk ehrfurchtsvoll abzulehnen mich genöthigt ſehe."

Die Geſellſchaft blickte mit Staunen auf den Bojaren. Alles ſchwieg; auch der Zar ſprach kein Wort, aber ſein Auge funkelte und nahm einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Wildheit an.

„Und was," hob endlich der Monarch nach längerer Pauſe an, „was bewegt Dich, mein Geſchenk auszuſchlagen?“

„Die Bedingung, gnädigſter Zar,“ verſetzte Tſcherkaski trocken

„Die Bedingung?“ fuhr Peter auf, und ſeine Geſichtszüge wurden immer zorniger und wilder.

„Die Bedingung, daß meine Tochter dereinſt dem Sohne des Fürſten Menzikoff ihre Hand reiche, kann nicht erfüllt werden, folglich kann ich das Geſchenk, das die Huld Ew. Majeſtät ihr zudenkt, nicht annehmen,“ ſagte ruhig der Bojar.

„Und warum, ich frage, warum kann dies nicht der Fall ſein?“ rief mit rauher Stimme der Zar.

„Weil ich geſchworen habe, daß nichts dem freien Entſchluſſe meiner Tochter, den Mann, den ihr Herz einſt liebt, zu wählen, im Wege ſtehen ſoll,“ ſagte der Alte mit der vorigen Ruhe.

„Du entkommſt mir nicht! Du haſt noch einen andern Grund!“ rief Peter immer heftiger. „Der Fall, den Du da ſetzeſt, hat ſchon in meiner Erklärung ſeine Erledigung gefunden. Sprich offen: was iſt es ſonſt noch, das Dich abhält?“

„Der Zar befiehlt, und ſein Sklav gehorcht,“ ſprach der Bojar, indem eine dunkle Röthe ſein Geſicht überflog. „Nur ungern indeß gehorche ich dem

Befehle. Fürſt Menzikoff," ſetzte er mit gezwungener Ruhe hinzu, „iſt der Sohn eines Leibeignen. Niemals vermählt ſich die Tochter Tſcherkaski's mit einem ſolchen —"

„Uebermüthiger!" rief Peter, indem er heftig mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Unſinniger! weißt Du nicht, daß ein Wort aus meinem Munde im Stande iſt, aus zehn Leibeignen zehn Fürſten zu machen, deren geringſter Dich zehnmal im Range übertrifft? — Ha! bei meinem heiligen Schutzpatron, dem Fürſten der Apoſtel! ich weiß nicht, wo ich noch die Geduld hernehme, den übermüthigen Abkömmling der kaukaſiſchen Räuber anzuhören! — Ich kann mehr, ſtolzer Bojar! Ich kann Dich und zehn Deinesgleichen mit dem Hauche meines Mundes vernichten!"

Der Alte hatte bis jetzt das Auge geſenkt; nun aber hob er das Haupt hoch empor, ſtarr blickte er auf den Monarchen, und dieſer Blick, in welchem der höchſte Trotz ſich ſpiegelte, ſchien die ganze Wuth des Letztern zu erregen.

„Du willſt mir trotzen? Du willſt mir drohen?" rief er ganz wie außer ſich, und indem er die Hand nach dem Bojaren ausſtreckte. „Sprich ein Wort, und ſei verſichert, daß es nicht unmöglich iſt, daß

Dein rebelliſches Haupt noch in dieſer Nacht, in dieſer Stunde, in dieſer Minute von den Stufen des Hauſes hinabrolle!“

„Ich zweifle nicht an Deiner Macht!“ rief der Bojar mit Donnerſtimme und dem Ausdruck des höchſten Trotzes. „Wie könnte ich an der Macht des Mannes zweifeln, der ungerührt und erbarmungslos Tauſende von Häuptern an einem Tage von acht Blöcken in den Staub rollen ließ? Der Mann, der die Starken, die bis dahin für die Stützen des Thrones gegolten, in den Staub trat, der die eigne fürſtliche Hand mit ihrem Blute befleckte, ja, was ſage ich, der ſeines eignen Sohnes nicht verſchonte: würde dieſer Anſtand nehmen, einen Greis, das ſchuldbedeckte Werkzeug jener Thaten, zu vernichten? Die Hand, ſo roth vom Blute, das auf dem Kreml zu Moskau floß, würde vom Blute eines unbedeutenden Sklaven nicht röther werden.“

Bis dieſen Augenblick hatte Peter den kühnen Unterthan mit funkelndem Blicke ſprachlos angeſtarrt. Der Kaiſer war von ſeinem Sitze aufgeſprungen, und weit über den Tiſch gebeugt, ſchien er, faſt wie betäubt, kaum den Sinn der Rede faſſen zu können. Dann auf einmal begann er den gewaltſam in ſeinem Innern tobenden Orkan zurückzudrängen; von

Secunde zu Secunde gewann er mehr Faſſung, und kaum waren noch einige Minuten verfloſen, als er ruhig und nicht ohne Würde auf den Kreis der beſtürzten Verſammlung blickte. Der Monarch winkte mit der Hand, und eine Todtenſtille trat ein.

„Ihr habt, treue Ruſſen,“ ſprach er ruhig, „die Worte der ſchweren Anklage gehört, die ein Unterthan ſoeben über ſeinen Monarchen erhoben. Wie groß auch die Ströme des vergoſſenen Blutes der Strelitzen ſein mochten, ruhig blicke ich auf ſie hin, ſie ſtrömten zum Vortheile, zur Erhaltung des heiligen Rußlands. Floß unſchuldiges Blut auf dem Kreml, fiel ein unſchuldiges Haupt unter den Schuldigen, ich bin bereit es zu vertreten. Mein war der Gedanke, mein war die That! Nur ſo entriß ich Rußland der Barbarei, die auf ihm laſtete, die es nicht aufſteigen laſſen wollte zu dem Range, den es in der Reihe der Nationen einſt einnehmen wird. Ich habe, wie jener Allzukühne dort behauptet, die eigne Hand in vaterländiſches Blut getaucht. Wohlan! ich that's, und frage: wo iſt der Ruſſe, der es wagt, den Kaiſer vor ſeinen Richterſtuhl zu fodern?“

Der Blick des Monarchen ward hier unbeſchreiblich wild, doch bald mäßigte er ſich wieder.

„Daß ich gekonnt, was ich zu müſſen eingeſehen," fuhr er ruhig fort, „danke ich dem Erhalter, dem Schirmer des heiligen Rußlands. Die Krankheit, der Krebs, der an den edelſten Theilen des Körpers unſers Vaterlandes nagte, war fürchterlich, war unheilbar. Indem ich, der kühne Arzt, das einzige Rettungsmittel erdacht, ſollte ich im Augenblicke der Operation das helfende Meſſer in die zitternde Hand des Pfuſchers legen? — Nein! Schmerzlich das entſetzliche Werkzeug in allen Muskeln wü- hen fühlend, habe ich es dennoch nicht aus der Hand gelegt, bis daß es Zeit war, und laut vor dem Angeſichte von Gott und Menſchen wiederhole ich: mein ſt die That, und ich allein gedenke ſie dieſſeits nd jenſeits zu vertreten. — Doch nun zu Dir, Tſcherkaski! Du haſt gewagt, die Dir von Deinem Kaiſer zugedachte Huld ſchimpflich zurückzuweiſen; ja Du erfrechteſt Dich, Deinen Monarchen im Kreiſe iner Unterthanen öffentlich anzuklagen. Lebteſt Du och in den Zeiten meiner Vorfahren, ſo wäre Dein aues Haupt der Hand des Henkers verfallen. Weit tfernt, das Blut des alten Kampfgenoſſen zu ver- ßen, will ich Dir erlauben, im Falle Du Deine bereilung eingeſtehſt, Deine Tage ruhig auf Dei- n Gütern zuzubringen; wo nicht," hier ward der

Ton der Rede des Kaiſers härter, „ſo trittſt Du noch in dieſer Nacht die Reiſe in die Verbannung an.“

„Iſt es erlaubt, mein Kind mit mir zu nehmen?“ fragte der Alte kalt.

„Dem Vater gehört ſein Kind,“ erwiderte der Kaiſer zögernd und erſtaunt.

„So erlaube, Alexander Michailowitſch,“ ſagte der Bojar faſt höhnend zu Menzikoff, „daß ich zwei dieſer Bärendecken, womit Deine Vorſorge jene Seſſel bedeckte, mit mir nehme; es bedarf weiter nichts zu unſerer Bequemlichkeit.“

„Schaffe den Elenden fort! Genug des ſchändlichen Trotzes!“ rief Peter, ſich gänzlich dem aufbrauſenden Zorne überlaſſend, und indem er Menzikoff, der ſich vorbittend zu ihm drängen wollte, mit der Hand zurückſtieß.

„Und wohin befiehlt mein Monarch?“ fragte zitternd der Fürſt.

„Nach Bereſow am Ob!“ rief Peter. „Nein, nach Wokſarski am Eismeer!“ ſetzte er wüthend hinzu, als er ſah, daß der Bojar mit höhniſchem Lächeln vor ſich blickte.

Wenige Minuten vergingen. Der unglückliche Alte beſtieg mit ſeiner Tochter einen Schlitten, doniſche Reiter nahmen ihn in ihre Mitte, und pfeilſchnell glitt dieſer, die Deichſel nach Nordoſten gerichtet, ſeine weite Bahn.

Eine Reihe von Jahren war ſeit dem ſoeben geſchilderten Feſtabende vergangen. Peter der Große, jener ſeltene Fürſt, der, wiewol noch auf dem Boden der Barbarei fußend und ihr den Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters nach ſelbſt angehörend, dennoch mit ſo ſicherm Auge die Vortheile der Civiliſation zu überblicken wußte, ruhte in der Gruft ſeiner Väter an der Seite Katharinens, und Peter II. hatte den Kaiſerthron beſtiegen. Von allen Neigungen ſeines großen Vorfahren hatte dieſer Fürſt nur die für die Umänderung althergebrachter Formen mit ihm gemein; der ſeltene Scharfblick aber, der die Schale vom Kern, das Inhaltſchwere von der Form, das Todte vom Lebendigen unterſcheidet, war nicht von Peter und Katharinen auf ihren Nachfolger übergegangen. Fürſt Alexander Menzikoff, ſich der Gewalt bedienend, die der ſtärkere Geiſt ſtets und unter allen Umſtänden über den ſchwachen ausübt, war bald der alleinige Regent. Schon von Peter zum Herzoge von Ingermannland ernannt, ward er noch Oberfeldherr des Reichs; aber ſelbſt dieſe Ehren genügten dem nach dem Höchſten Strebenden nicht, und erſt dann ſchien ſein Ehrgeiz befriedigt, als der ſchwache Kaiſer ſich mit der jungen Tochter des allmächtigen Günſtlings verlobte. Jetzt glaubte Menzikoff ſich auf dem Gipfel alles erreichbaren Glückes; der Unglückliche befand ſich aber am Rande des Abgrundes alles Elends.

Schon längſt war Menzikoff dem Adel Rußlands ein Dorn im Auge; nur die Macht des Fürſten hielt die Gegner noch im Zaume. Da wußte der junge unternehmende Dolgorucki, der Abkömmling einer Familie, die dem Fürſten einen unverſöhnlichen Haß geſchworen hatte, ſich immer feſter die Gunſt des Kaiſers zu gewinnen, und ehe Menzikoff bemerkte, daß der ſo ſicher geglaubte Boden unter ihm wanke, brachen die Gerüſte des künſtlich aufgethürmten Glücksbaues unter ihm zuſammen. Der Fürſt ward beſchuldigt, eine Summe Geldes, die der Kaiſer ſeiner Schweſter beſtimmt hatte, unterſchlagen zu haben; er ward, ehe er nur die Vermuthung ſeines Falles zu faſſen im Stande war, verhaftet, ſein ungeheueres Vermögen, das außer zahlreichen Gütern mit 100,000 Bauern noch aus 3 Millionen an Juwelen und Koſtbarkeiten beſtand, ward confiſcirt, und zu Anfang Septembers 1727 reiſte der ſonſt ſo mächtige Mann mit Gemahlin und Familie nach Bereſow am Soswafluſſe in die Verbannung.

Obwol Bereſow am Soswafluſſe noch in unſern Tagen, wo das Schickſal der nach Sibirien Verwieſenen weit gemilderter als in den frühern Zeiten erſcheint, wegen ſeiner Oede und Entfernung von Tobolsk, der Gouvernementsſtadt, ſo gefürchtet iſt, daß ihm der Beiname „die Hölle" von Denen, die es als Verbannte betraten, gegeben wurde: ſo unterſchied es ſich dennoch damals einigermaßen zu ſeinem Vortheile von den einzelnen Anſiedelungen, welche in ſeiner nächſten Umgebung, das heißt in der Entfernung von zwanzig oder dreißig Meilen umher lagen. So elend Bereſow mit ſeinen vierzig oder funfzig elenden Hütten, die ebenſo elende Bewohner beherbergten, auch ſein mochte, ſo war es doch immer noch für den Unglücklichen, der dort ſeinen Aufenthalt zu nehmen gezwungen war, der Sammelplatz von Menſchen, von Weſen ſeines Gleichen, denen er ſich mittheilen konnte, die ſeine Klagen hörten, ja, die ihm den traurigen Troſt, den des gleichen Unglücks, vor Augen ſtellten. Mit ihnen zuſammen konnte er ſich in dem kleinen, von rohen Holzblöcken zuſammengezimmerten Tempel in gemeinſchaftlichem Gebete daniederwerfen; er wußte, ſeine Unglücksgefährten würden ihn auf dem Krankenlager nicht die Beute des fürchterlichen Hungers, oder die Aetzung des Raubthieres werden laſſen, endlich hatte er den Troſt, daß die Hand eines Genoſſen des gemeinſamen Elends, vielleicht gar die eines Freundes ihm am Vollendungstage das Auge zudrücken und den müden Leib der Erde wiedergeben würde. Ja, ſelbſt in den Tagen ſeines Kummers bot ihm die Gegend noch einigen Reiz. War auch die Natur in ſo hoher nördlicher Breite ſchon ſehr verkümmert, die Gegend, ſo weit das Auge trug, eine troſtloſe Ebene, deren Horizontallinie nur hier und da von der verkrüppelten Zwergbirke, dem einzigen, kaum mannshohen Baume, der hier noch gedieh, oder von einem kleinen Hügel, den ein ſteinernes, vermoostes, vor Jahrhunderten errichtetes Götzenbild krönte, auf wenigen Punkten unterbrochen wurde: ſo ſah man doch, wenn die Tage des langen Winters endlich vorüber waren, das flache Gelände ſich nach und nach grün färben, hier und da eine der wenigen und darum ſo werthern Blumen der arktiſchen Regionen ſich entfalten; ja der ſchrillende Ruf des rückkehrenden Schneehuhns, die langen Züge der über dem Haupte des Schauenden nach den Ufern des Eismeeres, oder den Geſtaden des Ob und der Lena dahinziehenden Waſſervögel verkündeten, daß auch hier noch nicht das freudige Gefühl des Lebens vor dem Hauche des

Boreas erloſchen ſei. Weit furchtbarer ſtellte ſich die auf jenen Regionen lagernde Oede in den Gegenden zwiſchen Bereſow und den Küſten des Eismeers dar. Langſam wälzte hier der wie ein Meerarm ſich darſtellende Ob die mächtigen Fluten durch eine Ebene, die nichts als der Horizont begrenzte. Der Boden ſelbſt war ein unabſehbares Moorland, und nur ſelten wechſelten die meilenweiten Sümpfe mit kurzen Strecken braunen Haidelandes ab. Faulende Wurzeln der Zwergbirke und eine kaum etliche Spannen hohe Weidenart bewieſen, daß die ſchon ſo kümmerliche Vegetation noch im Abnehmen begriffen ſei. Auf wenigen Punkten nur ruhte das Auge auf ſchmalen Strecken eines matten Grüns; ſparſam und einzeln ſtehende Waſſerpflanzen vegetirten hier; deſto abwechſelnder war die durch alle Nuancen ſpielende Färbung von Grau und Braun. Mooſe und Flechten der verſchiedenſten Gattungen ſchienen hier ihre eigentliche Heimath zu haben; ja, auf manchen Punkten war deren Vegetation ſo üppig, daß der Fuß des Einſamen, der dieſe Oeden durchirrte, bis ans Knie in das von den Kryptogamen gebildete Bett einſank. Am entſetzlichſten war das tiefe, furchtbare Schweigen, das beſtändig auf dieſen Gefilden des Todes laſtete. Außer dem ſeltenen und leiſen Zirpen der

Schneelerche, oder dem heiſern Rufe des wilden Huhns
ertönte nur dann und wann der gellende Schrei ei
nes aus dem Moraſte aufſteigenden Waſſervogels
und von dem Geſchlechte der Vierfüßler ſpürte man
nur am Strande des Eismeeres die Fährte des ark
tiſchen Fuchſes, der im Scheine der mitternächtlichen
Sonne umhertrabte und durch einzelne Klagelaute
ſeinen nagenden Hunger kundgab.

Dennoch entbehrte die furchtbare Steppe nich
aller menſchlichen Bewohner. Ungefähr eine Stund
vom Geſtade des Meeres, dicht am Ufer des Ob lag
ein von unvollkommen behauenen Holzblöcken ro
gezimmertes Haus. Die aufeinandergeſchichteten Bal
ken, deren Zwiſchenräume mit Moos ausgeſtopft wa
ren, ſowie der Umſtand, daß ſolche den verſchieden
ſten Holzarten zugehörten, bewieſen deutlich, daß di
kümmerliche Wohnung mühſam aus dem nur ſpär
lich von dem mächtigen Strome herbeigeführten Treib
holze errichtet worden ſei. Das Dach der Hütte, di
überhaupt nur zu ihrem Nachtheil mit einer Bauer
wohnung des mittlern Rußlands in Vergleich zu brin
gen war, beſtand aus Raſen, oder vielmehr eine
dicken Torfſchicht, der die auf ihr wuchernden Mooſ
das Anſehen von Raſen gegeben hatten. Neben dem
Hauſe war eine Art offener Schuppen errichtet, un

unter deſſen Dache eine Menge ziemlich anſehnlicher Fiſche, der Länge nach geſpalten, zum Trocknen aufgehängt. Eine Anzahl ziemlich dürrer Hunde von wildem Anſehen balgte ſich um einzeln herumliegende Fiſchköpfe, und diejenigen aus der Meute, welche den ſtärkern Nebenbuhlern hatten weichen müſſen, thaten ihr Leid durch klägliches Geheul und ſehnſüchtige Blicke nach der gewohnten, über ihren Häuptern aufgehängten Aetzung kund.

So kläglich nun auch das äußere Anſehen der Wohnung und deren Umgebung war, ſo würde man ſich dennoch täuſchen, wenn man von dieſem auf ein gleich erbärmliches Innere hätte ſchließen wollen. Zwar bildete das Letztere mit Ausnahme eines in einem Winkel befindlichen Verſchlages nur einen einzigen weiten Raum, von dem ein mächtiger, aus Backſteinen gemauerter, oben abgeplatteter Ofen einen bedeutenden Theil einnahm; aber die wenigen, wenn auch roh gezimmerten Meubles, die äußerſt reinlich gehaltenen Tiſche und Vorrathskiſten, vor Allem die in einem Winkel um das Bild des heiligen Alexius angebrachten, nicht unangenehm ins Auge fallenden Zierathen, die kleine, zierliche, vor dem Bilde aufgehängte Lampe gaben dem Innern der Wohnung ein Anſehen von Nettigkeit, die es von dem der gewöhnlichen ruſſiſchen Bauernwohnungen zu ſeinem Vortheil unterſchied.

Ein Greis von hoher Geſtalt, und wenn auch ſchon ſchneeweißen Haares, doch noch kräftigen Anſehens, ſowie ein Mädchen im blühendſten Jungfrauenalter waren die Bewohner der Hütte. Beide trugen die Tracht der ruſſiſchen Landleute, und wenn man ſolche auch ärmlich zu nennen genöthigt war, ſo ließ ſich doch nicht leugnen, daß ſie ſich in Bezug auf ihre Reinlichkeit vortheilhaft auszeichnete; ja der Anzug des Mädchens hatte etwas Nettes, Zierliches, wozu, um es hervorzuheben, die Roſenwangen und das dunkle Haar des lieblichen Kindes freilich am meiſten beitrugen.

Es war eben im Beginn des Winters, der Ob ſeit mehren Tagen feſtgefroren, als bei Untergang der Sonne der Greis in der offenen Thüre der Hütte ſtand und, wie es ſchien, mit Wohlbehagen dem Spiel der Schneeflocken zuſah, die heute zum erſten Male, in Maſſen herabfallend, die Gegend weit und breit bedeckten.

„Alſo wieder ein Jahr vorüber!“ ſprach er halb laut und wie in Gedanken verloren. „Noch einmal ſoll ich die weiße Decke, die Alles ausgleicht, die die Ufer des Ob zu denen der Newa und des Dniepers umwandelt, ſich über dieſe Schauerwüſte ausbreiten ſehen!“

„Daß Ihr doch ſo oft und ſo ſehnſuchtsvoll von fernen Gegenden ſprecht!“ ſagte lächelnd das Mädchen, das ſchöne Auge von dem Fiſchnetze, womit die runden Hände eben beſchäftigt waren, erhebend.

„Es mag wol ein großes Unglück ſein,“ fuhr das Mädchen fort, „wenn man ſich lange in der Fremde aufgehalten hat, und Einem dann die Heimath nicht gefallen will. So geht es Euch, Väterchen; immer ſprecht Ihr von Moskau und Tula, und wie ſchön es dort ſei, obgleich ich nicht recht begreifen kann, daß es dort noch ſchöner ſein ſollte als hier bei uns, wo es doch ſchon ſo unbegreiflich ſchön iſt. Auch habt Ihr mir ſchon oft zugeſtehen müſſen, daß wir hier ſo Vieles haben, was Euerer gerühmten Fremde abgeht. Ihr ſagt z. B., von Moskau und von Tula ſei das Meer weit, weit entfernt; nun kann ich aber nicht begreifen, wie eine Gegend ſchön ſein kann, wo man das Meer nicht ſieht, das ſchöne Meer, ſo unendlich, ſo erhaben, ſo groß in ſeiner Ruhe, ſo majeſtätiſch, ſo furchtbar ſchön in ſeinem Sturme. Denkt nur daran, Vater, wenn wir ſo manchmal ſpät in der Nacht auf dem Heimwege vom Fiſchfange an ſeinen Ufern dahinzogen, und die falbe Mitternachtsſonne ſo ſtill und geheimnißvoll wiederſtralte aus dem unermeßlichen Spiegel; oder wenn wir auf den Dünen ſtanden, und die ungeheuern Wogen, aufgerührt in der tiefſten Tiefe, heranſtürzten, Eisberge daherſchleudernd, mit einem Krachen, das uns das Gehör zu rauben drohte; ſagtet Ihr da nicht immer: das iſt ein großes, ein erhabenes, ein unvergeßliches Schauſpiel. — Und dann Euere Moskwa! was müßte dieſe für eine ärmliche Figur machen neben unſerm ſchönen, majeſtätiſchen Ob! Das Beſte iſt noch, daß es, wie Ihr ſagt, bei Moskau keine Berge gibt, denn es muß allzuhäßlich in einer Gegend ſein, wenn überall, wo man hinſehen will, ſo ein einfältiger Berg im Wege ſteht, weshalb ich auch, wenn ich der Zar wäre, keine Bäume in meinem Lande litte, wenn ſolche wirklich — aber Ihr ſcherzt wol nur über meine Unwiſſenheit — ſo hoch wären, daß ein Menſch nicht darüber wegſehen könnte. Derſelbe Uebelſtand mag auch, wie ich mir denke, mit den Häuſern ſtattfinden, beſonders wenn, wie Ihr behauptet, ſie ſo hoch ſind, daß die Leute einander doppelt und dreifach über den Köpfen wohnen.“

„Du kannſt Dir,“ ſprach lächelnd der Alte, „keinen Begriff machen von jenen fernen Gegenden.“

„O doch, doch!“ fiel lebhaft das Mädchen ein. „Seht nur, Väterchen — aber Ihr werdet lachen, denn es iſt ganz närriſch, was ich ſagen will —, ich träume oft von den Städten und Gegenden, von denen Ihr erzählt. Da ſehe ich Alles, Alles. Die großen Häuſer, die Bäume, die geputzten Leute, kurzum alle die Dinge, durch deren Schilderung Ihr ſo oft mein Erſtaunen erregtet, ſtehen vor meinen Blicken. Das wäre nun zwar ganz natürlich, da ich häufig Euch davon reden höre; aber was werdet Ihr dazu ſagen, wenn ich Euch verſichere, daß ich in meinen Träumen oft Dinge ſehe, von denen Ihr mir kein Wort erzähltet? Erſt heute war dies der Fall. Ein Traum, ein ganz ſonderbarer Traum wiederholte ſich, ach gewiß ſchon zum zehnten Male. Wir waren mitten unter ſchön geputzten Menſchen in einem Hauſe von Eis. Nun, ſagt ſelbſt, kann man wohl toller träumen? — In der Geſellſchaft, in der wir uns befanden, war auch der Zar; ein hübſcher, freundlicher Mann, mit langem, gelocktem Haar. Nun ſeht, mitten in der Rede, die er zuweilen an Euch richtete, und bei welcher es ſchien, als ob er böſe auf Euch wäre, nahm er ſich auf ein Mal ſämmtliche Haare mit der Haut vom Kopfe und ſetzte ſie einem Andern auf das Haupt; das iſt doch etwas, was in der Natur nicht möglich iſt; und ſolltet Ihr es glauben, Väterchen, als ich ſchon längſt erwacht und gänzlich bei guter Beſinnung war, ſo wollte es mir immer bedünken, ich hätte in frühſter Kindheit dem lächerlichen Auftritt in einem Hauſe von Eis ſelbſt beigewohnt."

„Ein Traum, nichts als ein Traum!" ſprach raſch, jedoch in einiger Verwirrung der Alte. „Du biſt in dieſer Hütte zur Welt gekommen, und niemals hatten wir die Gegend ſeit Deiner Geburt verlaſſen."

„Ich weiß, ich weiß," verſetzte gleichmüthig das Mädchen. „Aber Ihr glaubt nicht, wie lebhaft mein Traum war, und wie oft er ſich ſchon wiederholte. Alle Perſonen der Geſellſchaft ſtehen dann ſo lebhaft vor meinen Blicken, und auch Fedor Glebow iſt ſtets dabei."

„Du ſprichſt ſo oft von Fedor Glebow, Marie," ſagte der Alte, indem er das Mädchen mit beſonderer Aufmerkſamkeit fixirte. „Wie es ſcheint, nimmſt Du einen großen Antheil an dem jungen Manne."

„Einen außerordentlichen, liebes Väterchen!" rief das Mädchen, indem es das große, unſchuldsvolle Auge mit Lebhaftigkeit auf den Greis heftete. „Seht! es iſt eine Seltenheit, daß irgend ein Menſch in unſere Hütte tritt; aber ich glaube, wenn dies auch tagtäglich ſtattfände, ja wenn wir in Moskau wohnten, wo ſo viel Menſchen leben, daß man ſie gar nicht zu zählen im Stande iſt, ich würde mich um Niemand kümmern als um Fedor Glebow, Euch natürlich ausgenommen."

„Wirklich? In der That?" ſagte der Greis, wie es ſchien heftig erſchrocken.

„Ja, ich kann es Euch verſichern," plauderte das Mädchen, ohne die Ueberraſchung des Alten zu bemerken, weiter. „Ihr glaubt gar nicht, wie ſehr ich mich freue, wenn der Tag herannaht, an dem Fedor uns zu beſuchen verſprochen hat. Wie ängſtlich habe ich heute ſchon nach dem Wetter ausgeſchaut, obwol ich weiß, daß ein bischen Schneeſturm wie der da draußen einen ſo rüſtigen Jäger wie Fedor zu kommen nicht abhalten wird."

„Du weißt, daß er heute kommen wird?" fragte der Greis.

„Ja wohl," entgegnete Marie. „Hat er es Euch nicht geſagt? Mir hat er es auf mein Bitten als ganz gewiß zugeſichert."

„Du bateſt ihn?"

„Ja wohl," fuhr Marie plaudernd fort. „Recht dringend bat ich ihn. Eines Theils macht es mir ſo viel Freude, wenn er kommt, wie ich Euch ſchon geſagt, und es iſt mir, als ob ich ihn heute ganz entſetzlich viel zu fragen und zu ſagen hätte, wiewol ich nicht das Allergeringſte weiß; und dann wäre es auch recht garſtig von mir geweſen, wenn ich ihn nicht eingeladen hätte, den guten Fedor, der es ſo gut mit uns meint, der uns ſo hülfreich iſt beim Einſammeln unſers Wintervorraths, und der Euch ſo treu gepflegt hat in Euerer Krankheit."

„Ich tadle es nicht, daß Du den Fedor eingeladen haſt," ſagte der Alte.

„Natürlich, natürlich!" unterbrach ihn Marie lebhaft. „Ich weiß, Ihr habt ihn auch eingeladen, wie es auch nicht anders ſein kann."

„Aber dennoch," fuhr der Alte fort, „wünſche ich, „Du hätteſt es nicht gethan."

„Nicht?" rief Marie voll Schreck und Erſtaunen, indem ſie die Arbeit den hübſchen Händen entgleiten ließ. „Im Ernſt?"

„Im vollen Ernſt," ſprach der Vater. „Ich tadle es zwar nicht, daß Du den Fedor Glebow, der uns viel Freundliches erwieſen, zu einem Beſuche eingeladen, und hier in unſerer Einſamkeit mag es wol hingehen; aber unter wohlerzogenen, gebildeten Menſchen würde man es unſchicklich finden, wenn ein Mädchen einen jungen Mann ſo dringend zu einem Beſuche einladen wollte.“

„Ach, Väterchen,“ ſagte Marie nach einer Pauſe, indem ſie die Hände faltete und das große Auge voll Taubeneinfalt auf dem Alten ruhen ließ, „die wohlerzogenen, gebildeten Leute, von denen Ihr ſo oft erzählt, haben mir nie ſonderlich gefallen wollen, es wird mir immer ſo ängſtlich bei ihnen zu Muthe; aber jetzt, fürchte ich, werde ich ſie gar nicht mehr leiden können, denn, ſeid nicht böſe, es friert mich am ganzen Leibe, wenn ich nur an ſie denke.“

„Deſſenungeachtet, meine Marie,“ ſprach der Greis reundlich des Mädchens Hand ergreifend, „iſt es öthig, Dich mit ihren Meinungen, ja ſelbſt mit hren Vorurtheilen näher bekannt zu machen. — Ich in alt, meine Tage ſind gezählt. Du biſt beſtimmt, ach meinem Tode Deine Tage unter jenen Men- hen zuzubringen. Du weißt, daß dies auch der rund war, warum ich die etwaigen Kenntniſſe, die besitze, Dir beizubringen trachtete.“

„Ach, redet doch nicht von einer ſo traurigen und, ott gebe, noch fernen Zeit,“ rief Marie, indem ige Thränen über ihre roſigen Wangen rollten. ich fürchte, ich werde mich niemals in die gebil- en Leute, wie Ihr ſie nennt, finden lernen, und mit Fedor Glebow wird dies nicht beſſer der Fall ſein.“

„Ich verſtehe Dich nicht, mein Kind,“ ſagte der Alte befremdet. „Fedor's Beſtimmung —“

„Iſt freilich die Jagd,“ unterbrach ihn Marie. „Aber wenn, was ich mir gar nicht denken kann, das Entſetzliche einträte, und ich Euch durch den Tod verlöre, ſo wäre es meine einzige Hoffnung, daß Fedor mich dahin begleitete, wohin, wie Ihr ſagt, ich dann durchaus gehen müßte; und ich denke, wenn ich ihn recht dringend bäte, ſo würde er es auch wol thun.“

„Du ſprichſt wie ein Kind,“ fuhr der Alte auf. „Fedor könnte Dich auf keinen Fall begleiten. Es wäre gänzlich gegen alle Sitte, wenn Du mit einem jungen Manne eine ſolche Reiſe gemeinſchaftlich machen wollteſt. Uebrigens habe ich für dieſen Fall bereits Sorge getragen.“

Marie ließ den ängſtlichen Blick ihres großen blauen Auges eine ziemliche Weile auf dem Greiſe ruhen. Sodann mit Haſt ihre Arbeit ergreifend, ſchwieg ſie längere Zeit, indem ſie in tiefes Sinnen verloren ſchien. Endlich raſch aufſpringend, eilte ſie an die Seite des Alten und verbarg ihr Lockenhaupt ſchluchzend an ſeiner Bruſt.

„Was iſt Dir, Marie?“ rief erſchrocken der Greis. „Was bewegt Dich ſo, mein theueres Kind?“

„O mein Gott!“ ſagte das Mädchen, indem helle Thränen an den ſeidenen Wimpern herniederperlten. „Ich dachte mir in dieſem Augenblicke recht lebhaft, wie grenzenlos unglücklich ich ſein würde, wenn ich Euch verlöre! Kaum hätte ſich mir das treue Vaterauge, die Sonne meines Lebens in unſerer Ein- amkeit, für immer geſchloſſen; kaum hätte ich un- er Millionen Zähren Euer theueres Haupt unter den Raſen geborgen, als der Gedanke: nun bin ich allein uf der weiten Erde, wie das heulende Raubthier er Wüſte auf mich hineinſtürzen würde. Alles, lles, ſelbſt die Gegenſtände, die ich fröhlich an Eue- er Seite viel tauſend Mal geſchaut, würden mir remd erſcheinen. In unſerer friedlichen Hütte würde h nur die nagende Einſamkeit, an dem Ufer des hönen weiten Meeres ein entſetzliches Bild der Oede, eim Nahen des Winters eine Nacht ohne Morgen, der Rückkehr des Frühlings einen Tag ohne Freu- n ſehen. Vater, ich fühle es, ich werde grenzenlos nglücklich ſein, und dies um ſo mehr, als auch Fe- r, das einzige menſchliche Weſen, das außer Euch ir befreundet war, auf Euer Gebot von mir ſchei- n müßte.“

„Du irrſt, theuere Marie," ſprach freundlich, doch mit etwas ängſtlichem Tone der Alte, indem er ſchmeichelnd die Hand auf das Haupt der Tochter legte. „Wie ich Dir oft erzählt, lebte ich vor Deiner Geburt in ſchönern Gegenden, in beſſern Verhältniſſen des Lebens. Die Macht der Umſtände, ein raſcher, vielleicht nicht gehörig überlegter Entſchluß, dann auch wol feindlich geſinnte Menſchen brachten mich hierher. Ich würde, wären die Zeit und Umſtände dieſelben, auch heute noch ebenſo, vielleicht auch anders handeln. Wie dem indeß auch ſei, ich hatte von Deiner Geburt an die Meinung, daß Du in tiefer Einſamkeit zu deſto größerer Herzensreinheit erblühen, meine letzten Tage mir erhellen und dann, wenn Du mir das müde Auge zugedrückt, in ein ſchöneres Leben, wie Du ſolches oft im Traume geſchaut, in glücklichere Verhältniſſe zurückkehren ſollteſt. Ja, theuere Marie, warum ſoll ich — wie ich es fühle, ſo kurze Zeit vor der Erfüllung meiner Zuſage — Dir länger ein Geheimniß daraus machen, daß Deine Zukunft eine beſſere, ja, mit der trüben Gegenwart nicht zu vergleichen ſein wird. Nicht eine elende Hütte mehr wie dieſe wird Dich einſchließen; Gemächer, verſehen mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, werden Deine Wohnung ſein. Nicht mühſelig errungene, ſelbſtbereitete Lebensmittel werden Dich dann mehr nähren, ärmliche Kleidung Dich decken; beide werden des neuen Lebens würdig erſcheinen. Du wirſt dann nicht mehr einen Tag ſo trüb und langweilig wie den andern an der Seite eines grämlichen Greiſes, oder eines zwar wohlmeinenden, aber gemeinen und ungebildeten jungen Landmannes hinſchleichen ſehen. Genüſſe, womit Bildung, Wiſſenſchaft und Kunſt das Leben gebildeter Menſchen höherer Stände verſchönern, werden Dir geboten werden, und Du wirſt bei verſtändigem Gebrauche derſelben in ihrer Neuheit ein Glück empfinden, wie ſolches Menſchen, die die Freuden des Lebens noch nie entbehrten, nimmer empfinden können.“

Ruhig, doch, wie es ſchien, mit einigem Erſtaunen hörte Marie die Rede des Vaters an; dann, indem ſie deſſen Hände an ihre Lippen drückte, ſprach ſie mit tiefem Ernſte: „Werdet Ihr mir wol eine Bemerkung vergeben, die ich mir zu machen erlaubt, und zu der ich früher noch niemals eine Veranlaſſung gehabt.“

Der Alte nickte befremdet.

„So zürnt mir nicht,“ ſagte Marie, „wenn ich bekenne, daß ich mich eben im Stillen fragte, welches Weſen wol am unglücklichſten zu nennen ſei, ob das, welches, in vollen Freuden der Welt erzogen, auf einmal mit dem Bewußtſein eignen Verſchuldens in dieſe Einſamkeit geſtoßen wurde; oder das, welches ſo von der Stunde der Geburt an die Oede dieſer Gegenden geliebt, weil es nichts als ſie gekannt, und nun ganz gegen ſeine Neigung und ohne Führer in eine Welt zu treten beſtimmt iſt, die es nicht ſchätzt, weil es ſie nicht kennt, und an die es ſich nimmer gewöhnen wird."

O, nur zu bald," ſagte trüben Blickes der Greis, „wirſt Du Dich an jene neue Welt gewöhnen."

„Dann," fiel Marie haſtig ein, „dann, theuerer Vater, geſchähe es zu meinem unfehlbaren Verderben. Wie wäre es möglich, daß jenes ſo anziehende ſo verlockende Treiben auf die Arme, die Einfältige, ohne Freund und Führer ihm Hingegebene keinen Einfluß üben, zu tauſend Misgriffen, wenn nicht zu Fehltritten, ſie bringen ſollte. O, glaubt mir, theuerer Vater, ich fühle es tief: nicht in der Einſamkeit kann man für jene bunte, lärmende Welt, die Ihr geſchildert, erzogen werden; mitten in ihrem vollſten Gewühle muß man ſie kennen und vergeſſen, lieben und verachten lernen. Wer wollte meinen, im ruhigen Zimmer oder auf ſpiegelklarer See, durch ängſtliches, wenn auch an ſich genaues und richtiges Meſſen und Benehmen erlange der Seefahrer die Herrſchaft über die Wogen? Nein, auferzogen auf den Fluten, lernt er ſie bekämpfen, lernt ihrer ſich mit Vortheil bedienen, und dann bei ihrem Toſen, ihrem Wüthen zeigt er, daß er nicht ihr Sklave, daß er hr Herr ſei.“

„Verſtehe ich Dich recht,“ ſagte düſter der Alte, ſo würdeſt Du alle Güter des Lebens, die ich Dir eſchildert, hinwerfen, um Deine Tage in dieſer elen- en Hütte an Fedor's Seite hinzubringen?“

„An Eurer und an Fedor's, unbedenklich!“ rach Marie, indem ihr ſchönes Auge erglänzte.

„Unbeſonnene!“ rief erzürnt und plötzlich von ſei- m Lager ſich erhebend der Alte. „Du weißt nicht, lche Güter des Lebens Du bedachtlos verſchleudern uſt! — Doch ſtill! täuſcht mich mein Auge nicht, ſehe ich Fedor's Schlitten herannahen.“

Schnell wie der Blitz ſprang Marie von ihrem tze auf und eilte an die Thüre; doch bald beſann ſich, eine tiefe Röthe ergoß ſich über ihr ſchönes ſicht, und ſie nahm wieder auf ihrem Seſſel Platz.

Ein lebhaftes Hundegebell erhob ſich jetzt außer- b der Hütte, und erſt nachdem eine kräftige Män- ſtimme den Thieren Ruhe geboten hatte, ver- mmte es nach und nach. Die Hausthür öffnete ſich endlich, und es trat ein ſchlanker junger Mann herein, den man, hätte er nicht die Kleidung eines ſibiriſchen Landmannes getragen, unbedenklich den höhern Ständen Rußlands zugezählt haben würde. In den reinen, ausdrucksvollen Zügen lag nichts von der Stumpfheit, oder dem Ausdrucke niederer Liſt, der in dem Geſichte des Slaven der untern Stände ſo oft vorherrſchend iſt.

„Grüß' Euch Gott, Vater Alexei, auch Dich, Marie!“ ſagte der Jüngling, nachdem er ſich vor dem im Winkel befindlichen Heiligenbilde verbeugt und ein Kreuz geſchlagen hatte. „Wißt Ihr, wo ich herkomme? Geradeswegs vom Meeresufer, oder vielmehr vom Meere ſelbſt. — Ja wundert Euch immer, wenn ich Euch verſichere, daß ich wenigſtens ſechs Werſte weit auf das Eis hinausgefahren bin.“

„In dieſer Jahreszeit!“ rief Marie. „Herr Gott, welches Unglück hätteſt Du haben können! Ich hoffe, Du wirſt nicht vergeſſen, der Mutter Gottes von Tobolsk eine Kerze zu opfern.“

„Es ſoll geſchehen, wiewol keine Gefahr dabei war,“ erwiderte lächelnd der Jüngling. „Aber auch der heilige Siegbringer Georg ſoll in der Kirche zu Bereſow ein Lämpchen haben, und,“ hier öffnete

Fedor die Thür, „der Burſche dort ſoll mir das Oel dazu liefern.“

Fröhlich zeigte der Jüngling auf eine erlegte Robbe von mittler Größe und ſeidenweichem gekräuſelten Haar; eine in den arktiſchen Meeren nicht eben gewöhnliche Art.

„Ei ſieh doch!“ ſprach der alte Alexei, in dem ſich die Jagdluſt zu regen ſchien. „Und dieſes ſchöne, ſeltene Thier — “

„Selten?“ unterbrach Fedor fröhlich den Alten. „Ich ſage Euch nicht zu viel, Alexei Stepanow, wenn ich behaupte, daß ich heute mehr als hundert Stück, alle von dieſer Art, auf dem Eiſe lagern geſehen. Es lag nur an mir, ein Dutzend niederzuſchießen, und wenn ich es nicht gethan, ſo war es nur aus dem Grunde, daß ich ſie nicht den Wölfen und den Füchſen zur Beute laſſen wollte, denn an ein Fortbringen war natürlich nicht zu denken.“

„Und das Meer war bereits feſt gefroren?“ ſprach der Alte mit vieler Theilnahme.

„Wie ich Euch ſage,“ entgegnete lebhaft der Jüngling: „gefroren, mehre Werſte weit.“

„Und eben war das Eis, um den Schlitten gebrauchen zu können?“

„Eben, wie dieſer Tiſch hier,“ verſicherte Fedor.

„Ich entſinne mich kaum, eine ſo herrliche Bahn mit dem Schlitten befahren zu haben. Kaum habt Ihr einen Wall aufgethürmter Eisſchollen, die die Brandung beim erſten Erſtarren der See übereinandergeworfen, hinter Euch, ſo dehnt ſich die ſchöne unermeßliche Fläche vor Euch aus, und bis an den Rand des Eiſes liegt Euch kein hinderndes Stück von der Größe einer Fauſt mehr im Wege.“

„Ich habe noch niemals die Eisfläche des Meeres im Schlitten befahren,“ ſagte Marie, den Vater freundlich anblickend. „Es muß ein ganz eignes Gefühl in dem Bewußtſein liegen, die unergründliche Tiefe des Oceans wie feſtes Land im Schlitten zu überfliegen.“

„Hatteſt Du Mühe, Fedor, Dich dem Burſchen da im tiefen Schnee zu nähern?“ fragte Vater Alexei mit immer ſteigender Theilnahme.

„Nicht die mindeſte,“ erwiderte der junge Mann. „Der Schnee iſt keineswegs tief, wie Ihr meint. Hätte ich nicht gefürchtet, die Robbenheerde aufzuſcheuchen, wenn ich mich mit den Hunden, die ſchon anfingen unruhig zu werden, allzuſehr näherte, ich hätte zwei der Thiere mit einer Kugel tödten können.“

„Höre Fedor,“ ſagte der Alte, indem er bei immer ſtärker erwachender Jagdluſt das mit der Tochr geführte Geſpräch gänzlich vergeſſen zu haben hien, „es iſt mir ſehr lieb, daß Du nicht geſäumt, ns von Deinem Funde Nachricht zu bringen. Sind uch meine alten Augen zu ſchwach, um mit der linte dem fliegenden Schneehuhn, oder dem ſcheuen ſchwan viel anzuhaben, ſo glaube ich doch, daß ich eine ungelenke Robbe aus einiger Entfernung nicht hlen würde. — Was meinſt Du dazu?"

„Ihr habt Luſt, mich morgen aufs Meer hinaus begleiten?" rief der junge Mann mit fröhlicher iene, die ſich, da Marie ihm hinter dem Rücken s Vaters beſtärkend zunickte, immer mehr erheiterte, Nun, Vater Alexei, ich verſpreche Euch, daß Euere inte nicht mit blanker Batterie zurückkehren und ch nicht umſonſt abgefeuert werden ſoll; eins aber üßt Ihr mir dagegen zuſichern!"

„Und dieſes iſt?"

„Daß Marie uns begleiten ſoll," rief Fedor, die ne Hand des Alten faſſend, während das Mädchen e andere mit ſchmeichelndem Blicke ergriff. „Ich ge Euch, es iſt nicht die mindeſte Gefahr dabei. as Eis iſt mindeſtens eine halbe Arſchine dick, der chnee feſt, wir jagen im Fluge auf der herrlichen äche dahin, wenn wir erſt den Wall aufgethürm- Schollen, den die Brandung ans Ufer geworfen, hinter uns haben. Thut es immer, Vater Alexei,“ ſetzte der Jüngling noch hinzu, als der Greis widerſprechen zu wollen ſchien; „ich fürchte ohnehin, es iſt auf längere Zeit das letzte Mal, daß ich einen Tag in Euerer und Mariens Geſellſchaft zubringen werde.“

Der junge Mann ſprach dieſe Worte in einem Tone, dem er einen Anſtrich von Munterkeit leihen wollte, welchem jedoch der Ausdruck ſeiner Züge aufs entſchiedenſte widerſprach.

Sehr verſchieden war der Eindruck, den Fedor's Worte auf den Alten und das Mädchen hervorbrachten. In dem Geſicht des Erſtern bemerkte man eine Erregung, die man ebenſo leicht der Theilnahme an dem Gehörten wie der Neugier hätte zuſchreiben können. Mariens Antlitz dagegen deckte eine tiefe Bläſſe, und umſonſt bemühte ſie ſich, eine Thräne, die ihr über die Wange rollte, zu verbergen, indem ſie ſich auf das ihrer Hand entfallene Netz danieberbog.

„Du willſt uns alſo auf längere Zeit verlaſſen?“ hub endlich der Greis an, ohne die Stimmung der Tochter zu bemerken.

„Mindeſtens auf ein Jahr,“ ſagte Fedor. „Mein Weg geht nach Moskau und Petersburg.“

„Nach Petersburg?“ rief verwundert der Alte.

„Ei, was hat denn ein armer Schlucker wie Du in Petersburg zu ſuchen?“

„Es iſt in Angelegenheiten meines Vaters, daß ich reiſe,“ erwiderte in einiger Verwirrung Fedor. „Mein Vater — er iſt ein Pelzhändler zu Bereſow, wie ich Euch ſchon geſagt — hat Foderungen in der Hauptſtadt, die ich einzukaſſiren denke, wenn das Glück mir beiſteht.“

„Ich kann mich nicht beſinnen, daß Du mir das Gewerbe Deines Vaters früher ſchon genannt hätteſt,“ ſagte mit einigem Zögern der Greis; „indeß kann es wol möglich ſein. Mein alter Kopf wird manchmal ſo ſchwach, daß mir kaum die Erinnerung der nächſten Tage bleibt. — Alſo Foderungen Deines Vaters haſt Du in der Hauptſtadt geltend zu machen?“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu.

„Es wird ſchwer halten, den Zweck meiner Reiſe zu erreichen,“ antwortete Fedor; „doch denke ich durch die Gnade der Kaiſerin — “

„Der Kaiſerin?“ fiel der Alte höchſt überraſcht ihm in die Rede. „So iſt auch Peter der II. — “

„Todt,“ unterbrach ihn der Jüngling. „Wißt Ihr das nicht? Doch Ihr ſchient immer an einem ſolchen Geſpräche wenig Antheil zu nehmen, da es

Euch freilich hier ziemlich einerlei ſein kann, wer auf dem Throne ſitzt.“

„Und Dir nicht auch, Burſche?“ fragte der Alte mit einem Lächeln, dem ein gewiſſer Zug von Verachtung beigemiſcht war.

„Hm, allerdings!“ erwiderte Fedor einigermaßen betroffen. „Ich meinte nur, Euch als Fiſcher, der ſeit langen Jahren die Ufer des Ob nicht verlaſſen und, wie Ihr ſagt, ſelbſt Bereſow noch nicht betreten hat, könnte es gleichgültiger ſein, ob Peter II. oder Anna den Thron inne hat, als mir, dem Pelzjäger, der mehr mit der Außenwelt des Handels wegen in Berührung kommt.“

„Du haſt Recht, Fedor,“ ſagte der Alte nach einer Pauſe düſter. „Mir kann es gleich ſein, wer zu Peterburg und Moskau herrſcht, ob Peter I. der II., oder Anna. Und auch Rußland kann es gleich ſein,“ ſetzte er mit einem bittern dumpfen Lachen hinzu, „denn Menzikoff iſt der eigentliche Kaiſer.“

„So wißt Ihr nicht,“ ſagte der junge Mann mit trüben Blicken, „daß der Fürſt in Ungnade gefallen?“

„Wie? was ſagſt Du?“ rief der Greis in höchſter Ueberraſchung aufſpringend; „Menzikoff in Ungnade?“

„Er und ſein ganzes Haus,“ erwiderte Fedor

it einem Tone der Stimme, die wie vom Schmerz
urchzittert tönte. „Der Fürſt lebt in Bereſow in
er Verbannung.“

„Wirklich? wirklich?“ rief der alte Alexei in
ilder Freude. „So iſt der Emporkömmling, der
olz über die Häupter der Erſten ſeines Landes hin-
egragte, der Sohn des Staubes, der ſich ſtolz er-
oben, wieder in den Staub geſunken, der ihn ge-
oren? So iſt der Mann, der, nicht zufrieden mit
em Glanze, den Ehren, womit Peter I. ihn über-
hüttet, Peter II., den Zar Rußlands, zu ſeinem
idam machen wollte, beraubt aller der erborgten
littern, wieder unter die gemeine Menge, aus der
r aufgeſtiegen, zurückgeſtoßen worden? — Ha, Alex-
nder Michailowitſch! haſt du jetzt auch erfahren,
as Fürſtengunſt bedeuten will?“

„Es ſcheint, Alexei Stepanow,“ ſprach Fedor nach
ner Pauſe, in der eine Röthe, gleich wie vom Zorne
zeugt, auf einen Augenblick ſein ſchönes Antlitz über-
ogen hatte; „es ſcheint, als ob das Unglück eines
Mannes, dem, wie auch ſeine Feinde über ihn ur-
heilen mögen, Verdienſte und Größe der Seele nicht
bgeſprochen werden können, Euch Freude macht.
ndeß,“ ſetzte lächelnd nach einer Pauſe der Jüng-
ing hinzu, „wenn wir auch über dieſen Punkt ein

wenig verſchieden denken, wollen wir uns darüber nicht ſtreiten; der Fürſt hat durch viele Wohlthaten, die er geübt, ſich ſo viele Undankbare erzeugt, daß er den Haß eines Mannes, der weder Gutes noch Böſes von ihm erfuhr, gar leicht ertragen kann.“

„Ich haſſe Menzikoff nicht mehr,“ ſagte der Greis; doch mehr dieſe Worte vor ſich hinmurmelnd als an den Jüngling richtend. „Ich glaube nicht, daß ich ihn haſſe,“ verbeſſerte er. „Ja damals, als er, der Sohn eines Leibeignen, ſich über beſſere Männer erhaben glaubte, als der verſchmitzte Günſtling von Würde zu Würde ſtieg und vornehm oder gütig auf Die herablächelte, über deren Häupter ſeine Bahn dahinging, je nachdem es in ſeinen Kram getaugt; ja damals habe ich ihn gehaßt, doch jetzt, was ſollte ich ihn haſſen? — Jetzt,“ er ſagte dies mit wildem Lachen, „jetzt iſt der Fürſt Alexander Menzikoff, der Herzog von Ingermannland, wieder, was er geweſen: ein Bauer, der Sohn eines Bauers; jetzt iſt Macht, und Reichthum, und Gunſt dahin, nun gibt's nichts mehr an ihm zu hoffen, nur zu verachten gibt es noch.“

„Ihr wißt nicht, was Ihr redet, Alexei Stepanow!“ rief der junge Mann, plötzlich aufſpringend, indem er ſein Auge wie drohend auf den Alten rich-

te. „Der Fürſt iſt heute ein Unglücklicher, ein Ver-
annter; aber heute noch ſteht er zu hoch, als daß
lbſt Die, die ihn geſtürzt, ſeine Verdienſte misken-
en, daß Rußland ihn nicht dereinſt unter ſeine großen
Männer zählen ſollte. Die Nachwelt, die hellerſehende,
ird über ihn richten wie über Den, der ihn erho-
en; und beiden Männern, die Das, was ſie waren,
anz aus ſich ſelbſt geworden, wird die gerechte Rich-
erin mit nichten den Kranz verſagen. — O, Ihr
olltet ihn ſehen, den edeln Mann, ſo groß im Glücke
inſt, ſo mild im Unglück jetzt! Keine Klage geht über
eine Lippen; wie nachſichtig urtheilt er über Die, die
hn geſtürzt! Bedauert er etwas bei ſeinem Falle,
iſt es der Umſtand, daß er ſich nicht mehr beeilt,
as Unrecht, das Peter I. Manchem in Uebereilung
ugefügt, aufs ſchleunigſte nach deſſen Tode wieder
ut zu machen.“

„Und woher weißt Du das Alles, junger Menſch?“
agte zweifelhaft und faſt verächtlich der alte Mann.

„Der Fürſt iſt mittheilend gegen Jedermann, und
arum gehen ſeine Aeußerungen von Mund zu Mund,“
ntgegnete Fedor in einiger Verwirrung. „So hat er
och vor Kurzem an ſeinen Todfeind, den jetzt all-
ächtigen jungen Dolgorucki, ſich gewendet und die-
em die Befreiung der von Peter I. verwieſenen Bo-

jaren Gudonow, Schukin, Tſcherkaski und Anderer ans Herz gelegt."

„Tſcherkaski, ſagſt Du? Sagteſt Du nicht ſo Fedor?" ſprach der Alte mit Aufmerkſamkeit.

„Allerdings ſagte ich ſo!" erwiderte der Jüngling unbefangen. „Dem Bojaren Tſcherkaski ſoll, wie der Fürſt verſichert, vom hochſeligen Zar wegen nur geringer Uebereilung, und obwol er einſt dem Monarchen große Dienſte geleiſtet, viel Unrecht widerfahren ſein. Bald nach dem Tode des Zars, ſo ſagt der Fürſt, habe er ſich große Mühe gegeben, dem Bojaren die Zurückberufung zu erwirken; aber eine mächtige Partei, die die Vernichtung der Strelitzen, bei welcher Tſcherkaski thätig geweſen, nicht vergeſſen können, habe ſich widerſetzt."

Die Rede des Jünglings ſchien auf Alexei den größten Eindruck zu machen. Still ſinnend ſah er vor ſich hin, nachdem er ſich mehrmals wie unbewußt mit der flachen Hand über die Stirn gefahren. Bilder langverfloſſener Vergangenheit ſchienen ihm durch die Seele zu ziehen.

„Wie trägt Menzikoff ſein Unglück?" fragte er endlich nach langer Pauſe.

„Mit aller der Seelengröße, die ihm eigen iſt," erwiderte mit Wärme der junge Mann. „Freundlich und mild gegen Jeden, dem er ſich nähert, vergibt er doch nichts dem hohen Range, den er einſt bekleidete. Angebetet von ſeiner Familie, von den Treuen, die ihm ins Unglück gefolgt, iſt er ſelbſt Denen, die ihn haßten, ohne ihn zu kennen, ein Gegenſtand der Achtung geworden. — Aber Ihr ſcheint Euch des Fürſten aus frühern Zeiten her zu erinnern! Kennt Ihr ihn von Perſon?"

„Ich habe ihn ein- oder zweimal geſehen," erwiderte Alexei mit einer Miene, welche andeutete, daß er ſich nur ungern in nähere Auseinanderſetzungen einlaſſen würde. „Was geht uns übrigens das Geſchick der Fürſten und ihrer Günſtlinge an?" ſchloß er mit bitterm Lächeln. „Was hat der Pelzjäger Fedor Glebow, oder der alte Fiſcher Alexei Stepanow mit der Welt und ihrem Treiben zu thun? Wir, die Bewohner der endloſen Wüſte, die Nachbarn des Eismeeres, ſind wie der Staub am Fuße der Gewaltigen."

„Wollte Gott," ſagte der Jüngling mit einem Seufzer, und nachdem er den Blick unvermerkt auf Marien hingleiten laſſen; „wollte Gott, daß ich in dem Maße, wie Ihr ſagt, dem Treiben der Außenwelt fern bleiben, oder Alles, was meinem Herzen theuer, mit mir nehmen könnte. Leider iſt dies nicht haut überzogen waren; ein Umſtand, der ihnen eben ſo viel Leichtigkeit als Schutz gegen eindringende Feuchtigkeit verlieh.

Es war ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht, als die Geſellſchaft die ſoeben beſchriebenen Schlitten beſtieg, in welche vorher ein Vorrath von Lebensmitteln auf etwa ein bis zwei Tage ſowie der Bedarf an Munition und zwei Feuergewehre gepackt worden waren, die beide Fedor gehörten. Dieſer trieb unaufhörlich zur Eile, da, wie er ſagte, es nöthig ſei, noch vor dem Emporſteigen der Sonne, die in ſo ſpäter Jahreszeit ſich nur um Mittag wenige Grade über den Horizont erhob, ſich an Ort und Stelle zu befinden. Der Jüngling eröffnete in einem mit acht Hunden beſpannten Schlitten den Zug, in dem zwei- ten folgte Marie, den dritten leitete Alexei. Raſch trabten die Thiere theils an den Ufern des Ob, theils auf dem Eisſpiegel des Fluſſes vorwärts, und de Zug näherte ſich immer mehr der Mündung des letztern

Die Nacht war hell, obwol kein Mondſchein ſi erleuchtete, denn ein Nordlicht, deſſen Stralen, i vielen, vom hellſten Weiß bis in das dunkelſte Rot wechſelnden Reflexen daherſchießend, ſich hehr un herrlich verbreiteten, verjagte die Schatten und e laubte die kleinſten Gegenſtände in der ſchweigende

Gegend zu erkennen. Endlich lag die Küſte des Eismeeres vor den Blicken der Reiſenden. Der ungeheuere vom Schnee bedeckte Spiegel des Polaroceans ſtellte ſich unſtreitig ſchon in der Ferne ihren Augen ſo eigenthümlich als großartig dar; aber dieſer Anblick war nichts im Verglich mit dem, der ſich ihnen unmittelbar an der Küſte darbot. Mächtige Eisblöcke, aus Norden herangetrieben und durch den Sturm an die Küſte geſchleudert, formten hier einen bis in unabſehbare Ferne längs des Ufers fortlaufenden, häuſerhohen und faſt eine Viertelmeile breiten Wall, der, in der Nähe geſehen, einem Chaos übereinandergeſtürzter Felſen, in der Ferne aber einer furchtbaren Maſſe mitten im entſetzlichſten Aufruhr plötzlich erſtarrter Wogen glich. Die mächtigen Maſſen grünlichen Eiſes, in denen ſich die zuckenden Stralen des unaufhörlich ſeine Farben wechſelnden Nordlichts magiſch und ſeltſam ſpiegelten, waren wie Berge übereinandergethürmt, und nur hier und da ſchien eine dunkle, ſich durch den Eiswall ziehende Schlucht die Möglichkeit eines Durchgangs zu der unermeßlichen ebenen Fläche, die ſich in der nächtlichen Ferne verlor, zur Wahrſcheinlichkeit zu erheben. Auf wenige Augenblicke hielt jetzt Fedor durch Zuruf die Hunde ſeines Schlittens an. Der Zug war eben auf einem kleinen Hügel am Meeresufer angekommen. Sorgſam ſpähte der Jüngling nach allen Seiten, um in der Maſſe übereinandergeſtürzter Eisberge diejenige der dunkeln Schluchten, die wie Straßen einer ungeheuern, in einem Erdbeben zu Grunde gegangenen Stadt das Chaos durchzogen, herauszufinden, die zur Erlangung des Ziels der Reiſe die geeignetſte ſchien. Nur kurze Zeit verweilte indeß der Zug unſerer Reiſenden auf dieſem Punkte. Bald beſtiegen ſie die bereitſtehenden Fahrzeuge; auf Fedor's Zuruf ſetzten ſich die muntern Thiere, die die Schlitten zogen, in Bewegung, und in wenig Augenblicken verſchwand die Reiſegeſellſchaft in einem der ſ eigenthümlichen als ſeltenen Hohlwege.

So geübt der Jüngling als Führer des erſte Schlittens zu ſein ſchien, ſo bedurfte es doch der A wendung der größten Vorſicht auf dem unebene hier und da ſehr dunkeln und durch Krümmunge und Engen ſehr beſchwerlichen Wege. Nur mit Mü konnte dem Umſturze der Schlitten vorgebeugt we den, und erſt nach Verlauf längerer Zeit, währe welcher Fedor wiederholt und beängſtigt nach Mari umgeblickt hatte, befand ſich der Eiswall im Rück der Reiſenden. Jetzt dehnte ſich die unermeßli Schneefläche, aus der nur noch hier und da eini

Eismaſſen wie kleine Inſeln hervorragten, vor der Geſellſchaft aus. Hell und hehr ſtralte fortwährend das ſchöne Nordlicht herab. Der Horizont war erleuchtet durch bewegliche Maſſen farbigen Lichts, welches bald glänzende Kreiſe, bald unbeſtimmte Figuren bildete, während im Zenith glänzende Sterne über den Häuptern der Reiſenden von dem dunkeln Himmelsgewölbe herabſtralten.

So hatte die Geſellſchaft endlich eine Anzahl Werſte zurückgelegt, und der Tag brach an. Oftmals erhob ſich Fedor im Schlitten, und indem er den Lauf der Hunde mäßigte, winkte er den alten Alexei heran.

„Könnt Ihr den dunkeln Streifen dort am Horizonte erblicken?“ fragte der Jüngling.

„Meine alten Augen tragen nicht ſo weit,“ erwiderte der Greis, nachdem er ſich vergeblich angeſtrengt. „Sollte es wol — “

„Es iſt das offene Meer,“ fiel der junge Mann mit Zuverſicht im Tone ein. „Die Entfernung iſt etwa zwölf bis funfzehn Werſte, wenn mich der Froſtnebel nicht täuſcht.“

„In zwei Stunden ſind wir dort,“ rief Vater Alexei munter. „Darum vorwärts! Laß uns nicht Zeit verlieren!“

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Jüngling, indeß ſein

Blick mit einer gewiſſen Unruhe auf Marien fiel, deren Schlitten auf der andern Seite über den knirſchenden Schnee dahinglitt; „ich weiß nicht, Väterchen, ob wir wohlthun, unſere Fahrt ſehr zu beeilen. Der Waſſerſtreiſen dort am Horizonte iſt mir nicht dunkel genug.“

„Poſſen!“ rief der Alte. „Uebrigens wenn dem ſo wäre, was hätte es mit unſerm Vorhaben zu thun?“

„Ich meinte nur,“ erwiderte Fedor, „es könnte uns Gefahr drohen, wenn die See unruhig würde, und manchmal will es mich wirklich bedünken, als ſähe ich Schaumſtreiſen auf der Waſſerfläche.“

„Lächerlich,“ ſprach Alexei. „Es ſind einzelne Nebelballen, die ſich aus der See erheben, und die vielleicht ein leichtes Lüſtchen über den Waſſerſpiegel dahintreibt.

„Ich will wünſchen, daß Ihr Recht haben möget,“ erwiderte Fedor, doch mit einiger Beſorgniß im Blick. „Ihr als Fiſcher müßt es freilich beſſer verſtehen als ich; aber Bewegung iſt in der Luft, Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt! Seht einmal, wie geſchäftig die Seevögel ſind, und“ hier zeigte er auf die Schneefläche, „jede Fuchsfährte, die Ihr erblicken könnt, führt nach dem Lande.“

„Das Eis rückt immer mehr nach Norden vor, darum ziehen die Thiere ſich nach dem Lande zurück,“ verſicherte Alexei. „Die Unruhe unter den Vögeln bringt der ungewohnte Anblick unſerer Schlitten zuwege.“

„Ich glaube gleichfalls, daß die See nicht ganz ruhig iſt,“ hub Marie nach einigem Schweigen an. „Seht Vater, dort treibt der Wirbelwind eine Schneewolke vom Eiſe empor.“

„Wir werden es bald ſehen, was es gibt,“ erwiderte der Alte, indem er die Hunde mit ſtarkem Zuruf zum raſchen Laufe antrieb. „Ein friſcher Seewind iſt übrigens nicht im Stande, das dicke Eis zu brechen.“

In ſchnellem Jagen eilte der Schlittenzug immer weiter vorwärts.

Bald überzeugte ſich Alexei, daß Fedor's ſcharfes Auge nicht fehl geſehen. Der dunkle Waſſerſtreifen näherte ſich mehr und mehr; von Minute zu Minute ward er breiter, und als jetzt ein ſcharfer Seewind die über dem Waſſer lagernden Froſtnebel zu einem mächtigen Knäuel ballte und ſauſend über die Fläche trieb, lag das offene Meer in der Entfernung einer Werſt vor den Augen der Reiſenden. Leider war Fedor's Behauptung nicht mehr zu bezweifeln. Lange weiße Schaumfurchen zogen, ſich mannichfach verſchlingend, über die dunkle Waſſerwüſte, und Marie wollte meinen, daß die durch ſie gebildeten Kreiſe ſich immer enger zögen, das Dunkel der Gewäſſer immer mehr der ſich ausbreitenden Weiße Platz mache, und das Brauſen der Wogen bereits dem Ohre vornehmlich ſei.

„In wenig Minuten ſind wir an Ort und Stelle,“ rief Alexei, als ſein Blick auf Fedor's immer ernſter werdendes Antlitz fiel. „Jetzt umzukehren, wäre um ſo lächerlicher, als ein paar Augenblicke mehr oder weniger keinen Unterſchied machen können, wenn uns wirklich Gefahr drohen ſollte. — Gewiß,“ ſetzte er mit neu erwachender Jagdluſt hinzu, „gewiß ſteht uns ein köſtlicher Fang bevor, denn bei unruhiger See flüchten die Seehunde auf das Eis.“

„Nur wenn dies ſtark genug iſt, um nicht von den Wogen überwältigt zu werden,“ erwiderte ungläubig lächelnd der Jüngling. „In letzterm Falle lehrt ihnen der Inſtinct die Tiefe zu ſuchen.“

Mit reißender Geſchwindigkeit überflog der Jagdzug den Raum der letzten Werſt und langte endlich am Rande der Gewäſſer an.

So weit das Auge trug, bot das Eis eine durch nichts unterbrochene weiße Fläche dar. Nirgends war eins der Thiere, deren unförmliche Spuren überall dem Schnee eingedrückt waren, zu erblicken, und ſo ſehr auch Alerei die alten Augen anſtrengte, ſo ſehr der Jüngling und das Mädchen ihre Bemühungen mit denen des Greiſes vereinigten, ſo war doch Alles umſonſt.

„Wir haben vergebens unſern Weg gemacht," rief endlich der Alte im Tone getäuſchter Erwartung. „Uebrigens ſeht Ihr, daß von einer Gefahr nicht die Rede ſein kann. Ein friſcher Wind bewegt die See, ſie ſchäumt ein wenig; aber er iſt nicht im Stande, Eis, einer Arſchine dick, zu brechen."

„Jetzt freilich nicht," erwiderte Fedor ruhig. „Das aber, Väterchen, könnt Ihr nicht beſtreiten, daß einige Anzeigen des Sturmes vorhanden ſind. Der Wind pfeift in immer kürzern Stößen, die Wellen laufen ziemlich rollend, und jenes dumpfe Brauſen des Meeres gefällt mir auch nicht."

„Wenn kurzes Treibeis ſich an einer feſten Fläche bricht, ſo bringt dies freilich kein leiſes Murmeln zuwege," verſetzte Alerei ärgerlich, und indem er in dem Wogenlärm ſich nur mit Mühe verſtändlich machen konnte.

„Ich meine nicht die Brandung," rief Fedor;

„ich meine das Brauſen auf hoher See. Ihr müßt es ganz deutlich unterſcheiden können.“

„So kehren wir zurück,“ ſprach Alexei in vollem Unmuthe über die fehlgeſchlagene Jagd, indem er ſeinen Schlitten beſtieg. „Kehren wir zurück, wenn Du Dich fürchteſt. Ich aber würde in Deinen Jahren weniger auf die Zeichen eines Sturmes als auf die, welche die Lieblingsplätze der Seehunde andeuten können, geachtet haben.“

Der ungerechte Vorwurf des Alten ſchien dem Jüngling für einen Augenblick das Blut in die Wangen zu jagen, bald aber faßte er ſich, half Marien in den Schlitten und eröffnete dann, als er auch den ſeinigen beſtiegen hatte, ſchweigend und langſam den Rückweg. Dieſer wurde Anfangs ohne alle Beſchwerde in der Länge von eine bis zwei Werſte zurückgelegt, dann aber erhob ſich ein immer ſchärferer Oſtwind, der, zuerſt auf einigen Punkten den leichten Schnee emporwirbelnd, zuletzt ganze Schneewolken über die Fläche trieb. So ſehr dies auch die Fahrt verzögerte, da die bereits ermüdeten Hunde ſich nur mit Mühe und langſam genug vorwärts arbeiten konnten, ſo waren dennoch die Reiſenden durch den Gedanken beruhigt, daß jeder Schritt ſie dem Lande näher bringe. Um Marien weniger dem

Schneeſturme auszuſetzen, nahm man deren Schlitten jetzt in die Mitte, und alle drei fuhren in gleicher Linie dicht nebeneinander dem Ufer zu. Nur noch ungefähr zwei Werſte mochte man von dem eben geſchilderten, die Küſte rings einſchließenden Eiswalle entfernt ſein, als auf einmal Fedor die Hunde durch ungewöhnlich raſchen Zuruf antrieb.

„Laß ſie langſam gehen, die armen Thiere,“ rief Marie. „Sie werden ohnehin nur mit Mühe die Schlitten durch die mit Schnee gefüllten Schluchten ziehen können.“

Fedor ſchwieg zwar, aber der alte Alerei ſchien die Meinung des Jünglings zu billigen, denn auch er trieb mit Beſorgniß im Blicke die Hunde ungewöhnlich an.

„Väterchen,“ ſagte Marie nach einer Pauſe, in der ſie, wie es ſchien, mit großer Anſtrengung auf das Getöſe des Sturms geachtet hatte; „Väterchen, ein ſo ſonderbares Sturmesbrauſen wie dieſes habe ich noch nie vernommen. Der Wind bläſt in einzelnen Stößen; aber wenn er auf einen Moment nachläßt, ſo vernehme ich ganz deutlich ein ſonderbares Geräuſch, ein Rollen, das, wie faſt unter unſern Füßen herauftönend, ſich deutlich hörbar macht. Hört Ihr es nicht auch? oder Du, Fedor? Ja, ja, ich täuſche mich nicht. Mitten durch das Heulen des Sturmes iſt es zu vernehmen.“

Der alte Alexei antwortete nicht; er ſchien Mariens Rede zu überhören. Fedor trieb die Zugthiere mit äußerſter Anſtrengung zu immer raſcherm Laufe an; doch würde es des Anfeuerns von Seiten des Jünglings kaum bedurft haben, denn mit einem Eifer, den ſie auf der ganzen Reiſe noch nicht gezeigt, arbeiteten die Hunde in den Geſchirren.

„Um des Himmels Willen! was iſt das?“ rief auf einmal Marie, als in der Ferne ein ſtarker Knall gleich einem Kanonenſchuſſe ertönte, dem bald darauf ein zweiter und dieſem ein anhaltendes, weithinſchallendes Krachen folgte. Alle drei Schlitten hielten mit einem Male ſtill, und die Hunde begannen aufs kläglichſte zu heulen.

„Rede, Fedor, ſage, was Dich ängſtet! Du biſt blaß wie ein Todter,“ ſetzte das Mädchen hinzu.

„Es iſt das Eis, welches bricht,“ antwortete der alte Alexei mit dumpfer Stimme.

„O, mein Gott!“ jammerte Marie, ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckend.

„Jetzt iſt kein Augenblick mehr zu verlieren,“ rief Fedor haſtig, und indem er die Hunde kräftig antrieb. „Wir müſſen eilen, das Ufer zu erreichen;

denn iſt einmal ein Bruch in dem Eisfelde, ſo zertrümmern die hochgehenden Wellen auch in Kurzem die ganze Fläche."

Die Schlitten eilten mit immer größerer Schnelligkeit vorwärts; es war, als ob ein Inſtinct den klugen Thieren, welche ſie zogen, die Größe der drohenden Gefahr anzeige.

„Höre nur Fedor," rief Marie nach einer Pauſe ängſtlichen Schweigens. „Das unterirdiſche Brauſen, welches, wie ich nun wol einſehe, die kämpfenden Wogen verurſachen, wird immer ſtärker, und das Krachen des Eiſes in der Ferne vermehrt ſich."

„Es ſcheint ſich zu nähern; meinſt Du nicht auch?" fragte Alexei beſorgt den Jüngling.

„Allerdings iſt dies der Fall," erwiderte Fedor mit beſorgtem Blicke; „können wir aber nur noch eine halbe Stunde Zeit gewinnen, ſo haben wir den Eiswall erreicht; den aber gewältigt es nicht, denn die Schollen ſitzen auf dem Grunde auf."

Fedor's Hoffnungen ſchienen ſich indeß nicht zu beſtätigen. Nicht nur daß das Krachen ſich ſo vervielfältigte, daß es dem Getöſe einer entfernten Schlacht glich, ſondern es war deſſen Annäherung gar nicht mehr zu bezweifeln. Mitten unter fortwährendem Praſſeln folgte ein einzelner Knall von der Stärke eines Kanonenſchuſſes, und noch während dieſer über die Fläche herübertönte, vermehrte ſich das Gepraſſel auf eine entſetzenerregende Art. Endlich nahm es auf eine ſolche Weiſe zu, daß es faſt die Stimmen der Reiſenden übertönte.

Pfeilſchnell jagten indeß die Schlitten über das Eis. Mit aller Anſtrengung, deren ihr Körper nur fähig war, arbeiteten die Hunde, um den ſich immer mehr nähernden Eisgürtel, der ihnen eine ſichere Zuflucht verſprach, zu erreichen. Schon lag er in der Entfernung einer Werſt vor ihnen. Keuchend, mit lechzender Zunge, und dennoch immer von Fedor's oder Alexei's Zuruf beſtürmt, eilten die Thiere auf ihn zu. Auf einmal ertönte dicht zur Seite der Reiſenden ein ungeheuerer Knall, dem ſogleich zwei ſchwächere und endlich ein lang anhaltendes Praſſeln folgte. Die Hunde ſtanden wie eingemauert. „Vorwärts, jetzt gilt's, jetzt oder nie!" rief Fedor wie außer ſich. „Nur mit Hülfe Gottes können wir noch das Land erreichen! Haltet Euch dicht an mich, Alexei, zwanzig Arſchinen Euch zur Seite iſt das Eis geborſten."

Jetzt begann ein Wettlauf der Schlitten, wie er bis dahin noch nicht ſtattgefunden. In Bogenſätzen und in Gefahr, jeden Augenblick umzuſtürzen, eilten die leichten zerbrechlichen Fahrzeuge vorwärts, während rechts und links unter dem entſetzlichſten Krachen Wolken von Schnee, durch die Exploſion der Eisdecke emporgeſchleudert, in die Höhe wirbelten und auf einen Augenblick den Reiſenden jede Ausſicht verwehrten. Nur noch wenige hundert Schritte lag der Eisgürtel entfernt. Zwei Minuten waren hinreichend, ihn zu erreichen. Auf einmal ſtanden die Schlitten wie unbeweglich. Alexei beſtrebte ſich die Hunde vorwärts zu treiben.

„Um Gottes Willen, haltet! Ihr rennt in Euer Verderben," ſchrie Fedor, indem er wie raſend aus dem Schlitten ſprang und zuerſt die geiſterbleiche Marie, dann den Alten aus den ihrigen riß.

„Sage, was Du haſt?" rief Alexei.

„Wir können das Ufer erreichen," ſetzte das Mädchen hinzu.

„Nimmermehr mit den Schlitten," antwortete der Jüngling, indem er alles Gepäck aus den letztern erraffte und auf einen Haufen zuſammenwarf. „Seht Ihr denn nicht — wir treiben!"

Das Schwanken des Bodens unter ihren Füßen überzeugte die Gefährten nur zu bald von Fedor's Behauptung, und es bedurfte nur eines Blickes, um zu ſehen, wie die Eisſcholle bis zum Uferwalle in eine unendliche Menge Schollen von mehr oder minderer Größe geſpalten war. Alle ſchwankten, von den Wogen bewegt, doch waren die Wellen nicht heftig genug, um die Schollen übereinanderzuſtürzen.

Die vorhandene Gefahr machte auf die Unglücksgefährten je nach der Verſchiedenheit ihrer Charaktere einen ſehr verſchiedenen Eindruck. Marie war, kaum ihrer Sinne mächtig, auf das Gepäck daniedergeſunken. Der alte Alerei ſtarrte in Verzweiflung ſprachlos vor ſich hin und klagte endlich, als er Worte fand, ſich als den Urheber des durch ſeine Hartnäckigkeit herbeigeführten Unglücks an. Fedor allein ſchien ruhig und beſonnen. Von einem Schlitten zum andern eilend, kuppelte er die Hunde aus den Geſchirren los; um jedoch ihr Herumſchweifen zu vermeiden, band er ſie an einen der Schlitten, die er zu dem Gepäcke geſchoben hatte, feſt. Ein friſcher Wind, der indeß nur auf Augenblicke ein Sturm genannt werden konnte, trieb die Schollen fortwährend durcheinander. Leider hatte ſich der Strich deſſelben gewendet, er kam vom Lande, und das Netz ſchwarzer Spalten, das die letztern trennte und die dunkle Waſſerfläche ſehen ließ, fing immer mehr und mehr an ſich auszudehnen.

„Kein verzweifelndes Klagen,“ rief jetzt Fedor, indem er den Alten, der, ſich und ſein Geſchick verwünſchend, in dem greiſen Haare wühlte, am Arme faßte. „Noch iſt nicht Alles verloren, noch iſt Rettung möglich.“

„Keine,“ jammerte Marie.

„Keine,“ ſprach dumpf ihr der Alte nach.

„Hört mich an,“ rief Fedor. „Ihr ſeht, die Spalten ſind noch nicht unüberſchreitbar. Wir ſpringen von Scholle zu Scholle und erreichen ſo das Land.“

„Ja, thue das und rette Marien,“ rief Alexei dringend.

„Nimmermehr,“ entgegnete das Mädchen. „Ohne meinen Vater weiche ich nicht von hier, und dieſer iſt ſolcher Anſtrengung nicht fähig; doch Du, Fedor, rette Du Dich. Dir würde es nicht ſchwer werden, auf dieſe Weiſe ans Land zu kommen.“

Fedor ſchwieg, doch ruhte ſein Blick voll Stolz, gemiſcht mit leiſem Vorwurf, auf dem Mädchen.

„Du könnteſt uns ſo vielleicht Rettung bringen,“ ſagte Marie mit geſenktem Auge.

„Und welche? welche Rettung könnte ich von der öden Küſte herbeiſchaffen?“ fragte Fedor. „Nein, Vater Alexei! Meine Meinung war, daß ich, Euch auf meine Schultern ladend, den Uebergang verſuchen wollte. Mit Gottes Beiſtand gewinnen wir das Land."

„Das möge Gott verhüten, daß wegen meiner, des ohnehin am Rande der Grube ſtehenden Alten, Dein junges Leben dahingeopfert werde," ſprach der Greis. „Nein Marie, Fedor's Vorſchlag iſt gut, iſt ausführbar. Nur wenige Tage, ich fühle dies mehr als je, habe ich noch zu leben. Schon längſt habe ich nach dem letzten mich geſehnt. Weiß ich Dich gerettet, ſo ſchlafe ich ebenſo ruhig auf dem Grunde des Eismeeres wie an dem Ufer des Ob; die Erde iſt ja überall des Herrn. Darum gehe! eile, weil es noch Zeit iſt! Ich, Dein Vater, befehle es Dir."

„Kein Wort davon, wenn Ihr mich liebt," rie Marie mit Thränen, indem ſie die ſchönen Arm um den Nacken des Greiſes ſchlug. „So Entſetzli ches darf ein Vater nicht befehlen."

„Es iſt jetzt ohnehin zu ſpät," hob Fedor a „Die Spalten, welche die Schollen trennen, habe ſich bereits zu Zwiſchenräumen erweitert, die nic zu überſpringen ſind, und immer mehr treibt un der Wind in die offene See."

Leider hatte der junge Mann nur allzu gut beo achtet. Der Sturm ließ mehr und mehr von ſein

Heftigkeit nach und verwandelte ſich in einen friſchen Landwind, der das zerſchmetterte Eisfeld immer weiter von der Küſte trieb. So dauerte es mehre Stunden; endlich ſank die Nacht hernieder. In ſtummer Verzweiflung ſaß während dieſer der alte Alerei auf einem der umgeſtürzten Schlitten und fuhr nur dann und wann mit der flachen Hand über das lockige Haupt der Tochter, die unter freundlichem Zuſpruche alles Gepäck, das dazu beitragen konnte, die erſtarrten Glieder des Greiſes vor der Nachtkälte zu ſchützen, um ihn herum aufhäufte. Fedor ging indeß ſtill und nachdenkend auf dem die Unglücksgefährten tragenden Eisfelde auf und ab und gab nur auf Augenblicke ſein geräuſchloſes Wandeln auf, um Marien zu ermahnen, über dem Bemühen, den Vater zu ſchützen, nicht gänzlich die eigne Gefahr zu vergeſſen. So hell auch die Sterne herniederblitzten, in ſo purpurfarbenem Glanze ein Nordlicht herableuchtete, ſo war doch die Nacht ſo dunkel, um genau zu erkennen, wie weit man ſich vom Lande entfernt habe.

Der Wind hatte ſich indeß gänzlich gelegt, und ehe noch der Morgen graute, war eine völlige Windſtille eingetreten; das Meer ebnete ſich immer mehr. Fedor ſchien indeß mit den Plänen, über denen er brütete, zu Ende gekommen zu ſein; freundlich trat er zu dem Greiſe, um ihm Muth einzuſprechen.

„Laß gut ſein, Fedor,“ ſagte dieſer, indem er mit dem Kopfe ſchüttelte und mit der Hand abwärts winkte. „Der alte Alexei hat zu oft dem Tode ins Auge geblickt, er hat zu trübe Erfahrungen in einem langen Leben gemacht, als daß ihm ein Ende wie dieſes ſo bitter erſcheinen ſollte; daß aber meine Marie, daß dies kaum erblühte Leben auf dieſe Weiſe enden — “

„O, ſprecht nicht ſo, mein Vater,“ rief Marie, ihren Arm um den Hals des Greiſes ſchlingend. „Es iſt wahr, daß es furchtbar, daß es entſetzlich iſt, ſein Grab in den Wellen des Meeres zu finden; aber erinnert Euch unſers geſtrigen Geſprächs und ſeid verſichert, daß ich es vorziehe, mein Leben im Schooſe der Gewäſſer zu enden, als ohne Euch, ohne Fedor in die Wogen eines mir unbekannten Lebensmeeres hinausgeſtoßen zu werden.“

Starr und, wie es ſchien, ohne Mariens letzte Worte zu vernehmen blickte indeß Fedor unverwandt nach Oſten, wo ein leichter Schimmer das Grauen des Tages zu verkünden anfing.

„Jetzt wird es ſich zeigen, ob meine Ahnung thöricht war oder nicht,“ ſprach er haſtig zu ſich ſelbſt, indem er mit Anſtrengung des Blickes den Raum, der ſeinen Standpunkt von der Küſte trennte, zu durchſpähen ſuchte. Der Tag dämmerte indeß immer mehr, aber erſt nach und nach hob ſich der Frühnebel, der auf den Gewäſſern lag. Deutlich erblickte man jetzt die Küſte. Der Eiswall, den der Sturm nicht zu zertrümmern im Stande geweſen war, lag in der Entfernung dreier Werſte vor Augen. Ein Canal ſpiegelglatten Waſſers, in dem nur hier und da eine Eisplatte langſam herumtrieb, trennte die, auf welcher die Geſellſchaft ſich befand, von jenem Schollengürtel. Noch einige Zeit blickte Fedor gedankenvoll hinüber, dann wandte er ſich zu den Gefährten.

„Zwei Möglichkeiten gibt es, uns zu retten," ſprach er raſch; „die eine iſt ſicher und gewiß, wenn ſie muthvoll unternommen wird, die zweite unſicher und ungewiß."

„Laß hören!" riefen Alexei und Marie mit einem Munde.

„Die Schlitten ſind leicht und zwei davon, wie ich mich überzeugt habe, gewiß auch waſſerdicht. Ihr beſteigt ſie, den dritten zerſchlagen wir, und Ihr gebraucht die Stücke als Ruder. Ich ſchwimme nebenher, um das Umſchlagen der Fahrzeuge zu verhüten."

„Nie werde ich mein Leben auf Koſten des Deinigen retten," rief Marie haſtig. „Wie wäre es möglich, daß Du den vor uns liegenden Raum, dieſe ungeheuere Strecke eiſigen Waſſers, durchſchwimmen könnteſt?"

„Marie hat Recht," fiel Alexei dem Mädchen in die Rede. „Du müßteſt umkommen, ſelbſt wenn wir glücklich das Land erreichten; die durchnäßten, ſich augenblicklich in Eis verwandelnden Kleider brächten Dir nach ſolcher Anſtrengung ſelbſt am Lande noch den Tod."

„Ich habe Euere Weigerung vorausgeſehen," entgegnete der Jüngling. „Hört darum meinen zweiten Vorſchlag: Marie beſteigt einen der beiden Schlitten, ich den zweiten; ſobald wir am Lande angekommen ſind, kehre ich um und hole Euch nach. Was meint Ihr dazu, Vater Alexei?"

„Das ließe ſich eher ausführen," antwortete dieſer.

„Nimmermehr," rief Marie eifrig. „Ganz abgerechnet, daß der leiſeſte Wind hinreichte, eins oder beide der gebrechlichen Fahrzeuge umzuſtürzen, und daß bei Annäherung der Gefahr, um mich zu retten, indem Du das Umſchlagen der Kahns verhüten wollteſt, Du Dich in das Waſſer ſtürzen würdeſt; was, frage ich, ſollte aus dem Vater werden, zu dem zurückzukehren in dieſem Falle unmöglich ſein würde? — Ich weiß es, nichts würde Dich abhalten, ſeine Rettung zu verſuchen, und wir würden alle Drei getrennt umkommen. Nein, laß lieber vereint uns ſterben! Mit Euch habe ich Muth, das Aeußerſte zu wagen, ja, Ihr werdet mich ruhig dem Tode ins Auge blicken ſehen; getrennt von Euch würde Verzweiflung mich ergreifen."

Der alte Alexei hatte indeß ſtill und ſtumm dageſeſſen. Allem Anſcheine nach waren die letzten Worte der Tochter ſeinem Ohre unbemerkt vorübergegangen. Nach langem Nachdenken erhob er ſich raſch, indem er dem Rande der Eisſcholle näher trat.

„Getrauſt Du Dich, Fedor," ſagte er ruhig, „das Mädchen bei dieſer Windſtille glücklich auf die von Dir angegebene Art ans Land zu bringen?"

„Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande," erwiderte der Jüngling lebhaft. „Ihr hört indeß, daß Marie nicht einwilligt."

„Sie wird einwilligen," fuhr der Alte in feſtem Tone fort. „Da wir indeß," ſprach er weiter, „leicht getrennt werden könnten, ſo vergiß nicht, daß Papiere in dem ſchwarzen Käſtchen zu den Häupten meines Lagers — "

„Was wollt Ihr thun?" rief Fedor, den Alten, welcher ſich ihm zu entreißen ſuchte, plötzlich am Arme faſſend.

„Vater, denkt an Gott!“ ſchrie das Mädchen, ſich dem Alten zu Füßen werfend, und indem es ſeine Knie umklammerte. „Was Ihr auch thun wollt, ich bleibe bei Euch! ich folge Euch nach, und wäre es bis auf den Grund des Eismeeres!“

„So haltet Euch denn zu einem gemeinſamen Tode bereit,“ ſagte der Alte kalt und bitter; „eine andere Rettung iſt unmöglich.“

„Unmöglich?“ rief Marie aufſpringend, indem ihr Auge leuchtete. „Was iſt dem Herrn unmöglich? Ha! ſagt nicht der Pſalmiſt, ſpricht nicht der königliche Sänger: Siehe, er fuhr auf dem Cherub und flog daher, er ſchwebte auf den Fittichen des Windes; er ſchickte aus von der Höhe und holete mich und zog mich aus großen Waſſern? — Sagt, mein Vater, welche Gefahr wäre es, aus der der Herr nicht helfen könnte? welchen Troſt gäbe es, wenn jene Worte nicht mehr tröſten? welch ein Glaube wäre der, der nicht vorhielte im Augenblicke der Gefahr?“

„Ich verzweifle nicht an unſerer Rettung,“ ſagte Fedor ruhig; „der kleinſte Wind, der leiſeſte Nordoſt könnte ſie uns bringen; dennoch würde es gut ſein, auf Mittel zu denken, unſere Subſiſtenz bis dahin zu friſten. Das erſte dieſer Mittel wäre, die Hunde bis auf den letzten zu tödten; unſer Proviant reicht nicht auf vierundzwanzig Stunden."

„Die Hunde tödten? die treuen Thiere?" rief Marie ſchmerzlich, indem ſie Fedor's Hand ergriff. „Ich kann die Nothwendigkeit der That begreifen, aber wie Du ſie ausführen willſt, begreiſe ich nicht. O, ſieh nur in die lieben Augen dieſes alten Leidensgefährten!" fuhr Marie fort, als einer der Hunde wedelnd an ihr emporſprang. „Ich kann mir denken, daß der Verſtand Dir geböte, das Meſſer ihm in die treue Bruſt zu ſtoßen; aber thäteſt Du es, ſo iſt es mir, als ob ich Dich nicht mehr — achten könnte."

Das Mädchen ſprach die letzten Worte in auffallender Verwirrung und mit geſenktem Blicke.

„So mögen ſie mit uns hungern — verhungern," ſagte der alte Alexei mit wildem Blicke.

„Ihr ſeid Männer und ſeid ſo kleinmüthig," rief Marie. „Ein Wunder hat uns bis jetzt erhalten, und ein Wunder kann uns, ja es wird uns retten! In wenig Stunden, in wenig Minuten, ja warum nicht in dieſem Augenblicke kann ſich ein Wind erheben, der uns zu dem vor unſern Blicken liegenden Rettungsufer bringt.“

Durch eine im Leben ſo oft ſich wiederholende Fügung, in der der kalte Verſtand nur einen Zufall, das kindlich glaubende Herz ſo gern ein Wunder ſieht, begann ein leiſer Luftzug über die Fläche daherzuſtreichen; er kräuſelte auf einen Augenblick die ſpiegelglatte Fläche und ſchien — erſtorben. Dennoch war er hinreichend geweſen, Mariens Vertrauen bis zur Schwärmerei zu entflammen. „Seht Ihr!“ rief ſie; „unſer Retter naht!“

„Laßt uns einen der Schlitten zertrümmern!“ ſprach Fedor lächelnd. „Wir wollen, Mariens Hoffnung theilend, ſo gut es aus den einzelnen Stücken des Holzwerks ſich machen läßt, einen Maſt errichten und aus der Lederbekleidung und unſern Decken ein Segel verfertigen.“

Alexei rührte ſich nicht, aber Marie ſprang munter wie ein Reh auf der Scholle umher, und es verging nicht eine Stunde, ſo hatten die jungen Leute einen freilich kaum mannshohen Maſt aus den Stücken zuſammengebunden, mittelſt Fedor's Jagdmeſſer in das Eis eingeſenkt, und endlich hing auch ein nothdürftiges Segel daran.

Lange hatte die Geſellſchaft mit ſehnſuchtsvollen

Blicken die ſo nahe und dennoch unerreichbare Küſte betrachtet, als Marie, nach der hohen See gewendet freudig ausrief: „Ich ſehe ein Wölkchen am Horizonte, und täuſche ich mich nicht, ſo empfinde ich einen leiſen Luftzug.“

„Du haſt Recht, theuere Marie,“ erwiderte Fedor, nachdem er die Hand ins Waſſer getaucht und ſie eine kleine Weile aufmerkſam emporgehalten hatte. „Es iſt kein Zweifel, eine leichte Kühle ſtreicht über das Meer; gebe Gott, daß ſie ſtark genug wird, unſer Segel zu füllen.“

„O gewiß, gewiß,“ rief Marie freudig. „Aber wer ſteht uns für den Strich des Windes?“

„Das thue ich!“ antwortete Fedor jubelnd. Es iſt Nord-Nord-Oſt! und ſiehe — das Segel flattert!“

„Er ſchwebt daher auf den Fittichen des Windes und zieht uns aus den Waſſern,“ rief Marie, auf die Knie ſinkend, indem ſie Arme und Augen zum Himmel emporhob.

Eben ſtrich der Wind pfeifend einher, das Segel ſchlug ein oder zwei Mal klatſchend an den Maſt, dann blähte es ſich auf, und die Eisſcholle fing an ſich zu bewegen.

Schluchzend ſank Marie an die Bruſt des Baters, und der Alte wiſchte ſchweigend eine Thräne von der gebräunten Wange.

Fedor war indeß ſehr geſchäftig, er eilte von dem Maſte zu dem Geräthe, und von dieſem wieder zu dem Maſte. Bald zog er einen Riemen ſtärker an, bald ließ er ihn nach, um einer vorbeitreibenden Scholle freie Bahn zu geben. Jetzt verſtärkte er den Maſt, deſſen Krachen ihn beſorgt machte, durch einzelne, von den Schlitten noch übriggebliebene Holzſtücke, nun eilte er zu Alexei und Marien, um ihnen einige tröſtende Worte zuzuflüſtern.

Die Scholle ſchwamm indeß langſam und ruhig der Küſte zu. Immer mehr näherte ſich dieſe; jetzt war man noch zwei Kabeltaulängen entfernt — jetzt eine — nun kaum noch einige Klaftern.

„Victoria!“ rief Fedor fröhlich, indem er die Riemen, die das Segel geſpannt hielten, plötzlich losließ, um den Stoß der Landung zu ſchwächen. „Victorie!“ wiederholte er, als das Segel im Winde flatterte und langſam und knirſchend die Scholle, die die Gefährten trug, ſich an das Eisufer legte.

„Fort, fort!“ fiel Marie jubelnd ein, indem ſie den Vater am Arme an das Ufer zog, während Fedor die Hunde in die Geſchirre der Schlitten koppelte und letztere auf die vorragende Platte des Eis-

s ſchob. „Nicht einen Augenblick länger als nö-
auf der dünnen Eiskruſte, die zwiſchen uns und
Abgrunde war!“
Du biſt undankbar gegen unſere Retterin,“ er-
te Fedor, laut aufjubelnd, und indem er das
l des Maſtes ſo anzog, daß die Scholle ſeit-
s in das offene Fahrwaſſer treiben mußte. „Ge-
ckt vor den Tauſenden ihrer Gefährtinnen auf
Meere, ſoll ſie, ſo lange ſie beiſammen hält,
Maſt und Segel auf den Waſſern treiben.“
Bie ein fröhliches Kind ſprang Fedor ans Land,
er den Greis und Marien ans Herz drückte.
angſam und vorſichtig begann die Geſellſchaft
Rückweg nach der friedlichen Hütte.
Verlaß uns ein Weilchen, Marie,“ ſagte am
nden Tage Vater Alexei zu der Tochter, die nur
Mühe das thränenfeuchte Auge verbarg. „Du
daß Fedor heute noch abreiſen will, und ich
ihm einige Aufträge zu geben, bei denen wir
tört uns beſprechen müſſen. — Fedor,“ fuhr
reis nach einer Pauſe fort, in der er in tiefem
denken auf- und abgegangen war, „ich bin Dir
ſchuldig für alle die Freundlichkeit, für die
e, die Du mir, dem Alten, von aller Welt
ſſenen, erwieſen. Du haſt Dich meiner in der

ſo ſchweren Krankheit angenommen, haſt mich gepflegt, haſt alle Launen des alten Mannes ertragen, ja, geſtern noch, ich bin es überzeugt, wären wir beide, ich und das Mädchen, eine Beute der Fluten geworden, wärſt Du nicht geweſen. Dir zu vergelten, Fedor, wie Du es verdienſt, bin ich außer Stande; aber dennoch könnte ich wol manches Gute Dir erweiſen, Dir meine Liebe durch That zu erkennen geben. Du reiſeſt jetzt von hier. Wir werden wol kaum uns wiederſehn; ich bin zu alt, ich ſtehe am Rande des Grabes, darum bitte ich, ſprich aufrichtig mit mir, ſprich ſo, wie Du zu Deinem Vater reden würdeſt. Kann Geld Dir nützen? kann es Deine Plane fördern? — Ich bitte Dich, lächle nicht; zwar ſiehſt Du mich im Elende, in Armuth; dennoch ließen ſich in Moskau Mittel finden — “

„Ich danke Euch, Väterchen!“ entgegnete Fedor, bewegt des Alten Hand ergreifend. „Geld iſt es nicht, was mir fehlt; ich habe deſſen, was ich bedarf.“

„Kann ich ſonſt etwas für das Glück Deines Lebens — “

„Für das Glück meines Lebens?“ rief Fedor in der heftigſten Bewegung. „Nein, Vater Alexei,“ fuhr er mit gepreßter Stimme fort; „Ihr könnt nichts für das Glück meines Lebens thun.“

„Fedor,“ ſagte der Alte, nachdem er den Jüngling lange betrachtet hatte und ſodann ſtill im Zimmer auf- und abgegangen war, „ich glaube, wir werden uns niemals wiederſehen, und darum —‘

„Wir werden uns nimmer wiederſehen, Vater,“ rief Fedor heftig erſchüttert. „Euch und Marien erblicke ich niemals wieder.“

„So laß uns aufrichtig ſein im Scheiden,“ ſprach der Greis. „Antworte mir auf eine Frage, die ich zu thun gedenke. Wir müſſen uns gänzlich kennen lernen. Liebſt Du Marien und glaubſt Du, daß Marie Dich wieder liebt?“

„Das Erſte iſt gewiß, das Letzte fürchte ich,“ antwortete der Jüngling leiſe und ſchmerzlich.

„Du kannſt Marien nicht heirathen,“ ſprach der Greis ernſt, doch freundlich.

„Das iſt der Grund meiner Abreiſe und der, weshalb wir uns niemals wiederſehen können,“ erwiderte Fedor.

„Die Kluft, die unüberſchreitbare, die die Stände cheidet, trennt Euch auf ewig,“ ſprach der Alte.

„Ich weiß es,“ ſagte der Jüngling. „Es iſt ein rauriges Vorurtheil, ein Vorurtheil, das mich auf mmer unglücklich macht; aber es beſteht, und es iſt nbeſiegbar.“

„Du urtheilſt wie ein Mann," ſprach Alexei; „jetzt fühle ich ſchmerzlich, was ich verliere, daß ich Dich nicht Sohn nennen, nicht Mariens Hand in die Deine zu legen im Stande bin; aber urtheile ſelbſt. — Doch woher kennſt Du meinen Stand und Namen?"

„Wie ſollte ich nicht?" erwiderte Fedor befremdet. „Ich beſuche Euch ja ſeit mehren Monden faſt wöchentlich."

„Dennoch entſinne ich mich nicht, Dir jemals meinen wahren Namen genannt zu haben; vielleicht haſt Du indeß in Bereſow —"

„Ihr heißt nicht Alexei Stepanow?" fragte haſtig der Jüngling.

„Wie kannſt Du noch fragen, da Deiner Rede zufolge Du von Allem unterrichtet ſcheinſt?" entgegnete der Alte voll Verwunderung.

„Euern Namen, Alexei, Euern Namen!" rief immer heftiger Fedor, die Hände des Greiſes ergreifend.

„Ich bin der unglückliche Bojar Alexei Nikolajewitſch Tſcherkaski," ſagte der Alte. „Mir wurde wie jedem Verwieſenen ein anderer Name beigelegt."

„Iſt's möglich?" rief Fedor, indem die Röthe der Freude ſeine jugendliche Wange überſtralte. „Und Marie iſt wirklich Euere Tochter?"

„Gewiß," erwiderte der Alte. „Auf meine Bitte nur erlaubte mir der Zar, das Kind, den einzigen Troſt in meinem Elende, mit in die Verbannung zu nehmen. Mein Vermögen ward eingezogen, das anderweitig Ererbte meiner Tochter aber wird bis zu hrer Rückkehr verwaltet; ſo entſchied es der Wille des Monarchen."

„O, dann trennen wir uns nicht!" jubelte Fedor. „Dann iſt Marie mein — "

„Unmöglich!" rief Alexei. „Der Unterſchied des Standes — "

„Er beſteht nun nicht mehr," rief der Jüngling. „Ich heiße nicht Fedor Glebow, ich heiße Fedor lexandrowitſch — "

In dieſem Augenblicke hörte man mehre fremde Stimmen vor der Thür. Marie ſtürzte herein.

„Zwei fremde Männer!" rief ſie ängſtlich. „Einer davon iſt in Uniform. Sie fragen nach Euch, mein Vater."

Eben öffnete ſich die Thür. Ein kaiſerlicher Feldjäger trat herein; ihm folgte ein Mann von hoher Geſtalt, in einen Bärenpelz gehüllt. Letzterer blieb am Eingange zurück.

„Treffe ich den Bojaren Tſcherkaski?" fragte der Feldjäger.

„Ich bins,“ erwiderte Alexei, indem ſich Marie ängſtlich an den Vater ſchmiegte.

„Alexei Nikolajewitſch,“ rief der Feldjäger, „ich bringe Dir Deine Befreiung.“

Er zog einen Brief aus der Couriertaſche, die er vor der Bruſt trug, und überreichte ihn dem Greiſe. Schweigend durchlas ihn dieſer, und als er das Schreiben endlich ſtumm an ſeine Lippen drückte, rollten Thränen über die gefurchten Wangen.

„Ich war Zeuge Deiner Verbannung, Alexei,“ ſprach jetzt eine ſanfte Stimme am Eingange. „Ich wollte auch Zeuge Deiner Befreiung ſein.“

„Mein Vater,“ ſchrie Fedor, nach der Thür ſtürzend.

„Fürſt Menzikoff,“ rief Alexei voll Erſtaunen, als der Fremde näher trat.

„Willſt Du die dargebotene Rechte des Freundes nicht ergreifen?“ ſagte der Fürſt mit ſchmerzlich-ſanfter Stimme. „Ich habe es niemals übel mit Dir gemeint, und — ich bin ja jetzt auch im Elend.“

Schweigend legte Alexei ſeine Hand in die des Fürſten.

„Ich wollte,“ fuhr Letzterer fort, „als in Bereſow die Nachricht Deiner Befreiung ankam, einen Augenblick feiern helfen, der mir niemals erblühen wird. Bis dahin wußte ich nicht mit Genauigkeit Deinen Aufenthalt; jetzt fand ich mit Erſtaunen, daß der alte Alexei Stepanow, von dem mir Fedor ſo oft erzählte, und der Bojar Tſcherkaski nur Eine Perſon ſein könnten. Ich eilte her; meine Ahnung betrog mich nicht.

„Und Fedor, iſt er gleichfalls ein Verbannter?“

„Er iſt es nicht,“ erwiderte der Fürſt. „Mein theurer Sohn begleitete mich freiwillig ins Elend. Er iſt jetzt geſonnen, nach Petersburg zu eilen, um zu verſuchen, ob meine Feinde ſich ſo viel erweichen laſſen, um mir entfernt von der Hauptſtadt ein Sterbeſtündlein in Freiheit zu vergönnen.“

„Wir reiſen zuſammen, Fedor,“ rief Alexei; „doch reiſen wir eher nicht, als bis ich in dem kleinen Tempel zu Bereſow dem heiligen Alexei eine Kerze angezündet und einer Handlung beigewohnt habe, die, hoffe ich, meine letzten Lebenstage mir verſüßen ſoll.“

Und ſo war es auch. Wenige Tage nachher wurden Fedor und Marie in dem kleinen Gotteshauſe zu Bereſow feierlich verbunden. Die kleine Hütte am Ob ſchenkte der Bojar einer ſibiriſchen Fiſcherfamilie. Ihre Nachkommen bauten ſich rings herum an, und noch heute zeigt man die Stätte zu Wokſarski am Eismeere.

Das Gewissen.

Eine Erzählung.

> Das Denken — Einigung getrennter Dinge,
> Geſtalten, unfaßbar und unvernommen
> Vor Andrer Augen, waren ſeinen traut.
> Das nennt Wahnſinn die Welt, doch Weiſe haben
> Weit tiefern Aberwitz; das Starren der
> Melancholie iſt eine ſchaur'ge Gabe!
> Was anders als der Wahrheit Fernglas iſt's?
>
> Byron.

Wenige Monate nach dem Regierungsantritte
org's I. zogen auf dem romantiſchen Wege, der aus
ermarthenſhire durch die walliſer Hochgebirge führt,
ei Reiter nach der Gegend von Pembrock. Das
ſte ſinnige Auge des Jüngern, beiläufig eines
annes von ſechs= bis achtundzwanzig Jahren, ruh=
mit Theilnahme auf den reizenden Thalſchluch=
, die ſich rechts und links des Weges öffneten
 verſchwanden, und nicht ſelten zog der junge
ann den Zügel des ſtattlichen Braunen ſtraffer,
 einige Augenblicke auf Punkten zu verweilen, die
 vorzüglich anzuſprechen ſchienen. Beſonders war
s dann der Fall, wenn freundliche Pachthöfe, um=
nzt von dichtbelaubten, ihre Aeſte weit in die Lüfte
eitenden Eichen ſich dem Blicke darboten. Das
tlitz des jungen Mannes ſchien von der Sonne
mlich gebräunt, und ſein Anzug, wenn er auch
ch der Mode der damaligen Zeit und der der hö=

dem Stände war, deutete darauf hin, daß ſich der Träger deſſelben mehr auf dem Lande als in den Zirkeln der Hauptſtadt aufzuhalten pflegte. Ein Stutzer des Weſtendes Londons würde es ſich nämlich auf keine Weiſe haben vergeben können, wenn er, obgleich entfernt von der Hauptſtadt und mitten in den walliſer Gebirgen, nicht mit einem feinen goldbordirten Rocke, einem eben ſolchen Hute, einem ſpaniſchen Rohre mit goldnem Knopfe, vor Allem aber mit einer ſtattlichen Reiſeperücke nach der Mode damaliger Zeit verſehen, ſich auf der Landſtraße hätte betreten laſſen. Von allem dieſen Schmucke der Modeherren jener Zeit war an unſerm jungen Reiſenden nichts zu erblicken. Eine Jagdmütze von feinem Filze deckte das dunkle Lockenhaar, ein knapp anliegender Reitrock den ſchön gewachſenen Leib, und ein nur nachläſſig umgeworfenes buntfarbiges Tuch den ſtolz aufgerichteten Nacken.

Der ältere, ungefähr ſechzigjährige Reiſegefährte des jungen Mannes ſchien es mit ſeiner äußern Erſcheinung beiweitem nicht ſo leicht zu nehmen. Seine Geſtalt, ja ſein ganzer Anzug erſchien in allen Einzelheiten dergeſtalt geregelt, daß man die ſonderbare Figur, nicht eben unpaſſend, eine mathematiſche hätte nennen können. Ein ſchwarzer, bis an die

Knie herunter mit eben ſolchen Bandlitzen beſetzter Rock deckte einen ſtark gebauten, doch bis zur Ungebühr knochigen Körper; wenigſtens ließen die, von den ungeheuern viereckigen Aufſchlägen der allzu kurzgerathenen Aermel nicht ganz bedeckten Handgelenke eine ſolche Vermuthung zu. Das Haupt des Mannes ſchützte ein feiner, doch etwas abgetragener Kaſtorhut von ſo vollkommenem Dreieck, daß ſich an ihm die Richtigkeit des Pythagoreiſchen Lehrſatzes leicht hätte erweiſen laſſen. Die Locken der rabenſchwarzen Perücke, die ungefähr zwiſchen einer Stutz- und einer Alongenperücke das Mittel hielt, wallten bis auf die Schultern und umſchloſſen ein Antlitz, welches, eine übermäßige Länge abgerechnet, nicht eben widerwärtig erſchienen wäre, wenn nicht der Umſtand, daß der ſonſt nicht übel geformte Mund faſt die Mitte des gewaltigen Ovals einnahm, dieſem den Stempel des Lächerlichen aufgedrückt hätte. — Die romantiſchen Thäler, die freundlichen Pachthöfe, welche die Aufmerkſamkeit des jüngern Reiters ſo augenſcheinlich gefeſſelt hielten, machten auf den ältern Reiſender nicht den geringſten Eindruck; vielmehr blickte er von Zeit zu Zeit in ein kleines, in ſchwarzes Leder gebundenes Büchlein und murmelte dann lächelnd und leiſe einige ihn vorzüglich anſprechende Stellen in den Bart.

So waren beide Reiſende faſt eine Stunde lang bald an dieſem, bald an jenem Ufer eines Bächleins, welches munter über blitzende Kieſel hüpfte, fortgezogen, als ein breiter Fahrweg, der einen ſchönen ſchattigen Eichwald in beinahe gänzlich gerader Richtung durchſchnitt, dieſelben aufnahm, und der Jüngere die Zügel ſeines Roſſes anzog, um nun, an der Seite ſeines ältern Gefährten reitend, mit dieſem ein Geſpräch anzuknüpfen.

„So befinden wir uns denn," ſprach der junge Mann, indem ein tiefer Seufzer ſeine Rede begleitete; „ſo befinden wir uns denn wieder an den Grenzen der alten Welt, um dieſe mit einer neuen, die aber für mich eine alte iſt, zu vertauſchen. Mit ſchönen Hoffnungen durchſegelten wir vor wenigen Wochen das Weltmeer, und morgen —"

„**Cras ingens iterabimus aequor!** wie Horatius in der Ode ad **Munatium Plancum** ſich überaus zierlich ausdrückt," entgegnete der Gefährte mit vieler Ruhe. „Oder: Morgen durchziehen wir aufs Neue die mächtige Salzflut! wie ich im zweiten Theile meiner „poetiſchen Wälder" dieſe Stelle wiedergegeben. — Ich hoffe, lieber Arthur, Ihr werdet

die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, einzugeſte-
, daß dieſer Vers in meiner Uebertragung nichts
ſeinem poetiſchen Gehalte verloren.“

In größter Ruhe ſchob unter dieſer Rede der äl-
Reiſende das Büchlein, in welchem er geleſen,
die Satteltaſche und zog gemächlich zwei große
ulphandſchuhe an, die dieſes Behältniß früher in
verſchloſſen hatte.

„Ich bin eben nicht in der Stimmung, den Werth
erer Ueberſetzungen der Claſſiker zu fühlen, Herr
lworth,“ ſprach der junge Mann mit verdrießli-
m Tone und einer Miene, die ſeine von Natur
wermüthigen Züge nur noch melancholiſcher erſchei-
n ließ.

„Hilft Euch Euer Unmuth etwas?“ fragte gleich-
üthig der Alte. „**Nunc vino pellite curas!** ver-
gt im Weine die Sorgen! ſagt der weiſe Römer;
eichwol bezweifle ich billig, daß der Gaſtwirth im
aunen Bäre zu Pembrock eine Sorte führen werde,
e mit dem Falerner, von dem die heidniſchen Dich-
r ein ſolches Weſen machen, zu vergleichen iſt. —
un, werdet nur nicht verdrüßlich, lieber Arthur,“
hr der Alte freundlich fort, als er auf die gerun-
elte Stirn des Jünglings geblickt; „Fortuna iſt eine
uniſche Dame, und — nehmt's nicht übel, mein

junger Freund — Euer Name wird noch lange Zeit am Hofe von St.-James nicht eben als eine Empfehlung für Deñjenigen gelten, der dort um eine Gnadenbezeigung nachzuſuchen hat.“

„Gnade? Gnadenbezeigung?“ rief der junge Mann mit Unwillen im Tone, während er ſich die ſchwarzen Locken haſtig mit der Hand von der ſchön geformten Stirne ſtrich. „Wer ſpricht von Gnade? Ein neues Fürſtenhaus beſtieg den Thron. Ich foderte Gerechtigkeit; ich foderte das Erbe meiner Väter.“

„Ich wüßte nicht,“ entgegnete Pelworth ruhig, „was Ihr etwa noch Schlimmeres fodern könntet, wenn Ihr es in einem ſehr ausgedehnten Sinne meint. — Ihr ſeid auch heute ungemein verdrießlich,“ ſetzte er hinzu, als er ſah, daß der Scherz bei ſeinem jungen Gefährten keinen günſtigen Eingang finden wollte. „Sind meine Hoffnungen etwa beſſer als die Euern in Erfüllung gegangen? Und laſſe ich mir etwa darob ein graues Härlein wachſen? Sieh, junger Menſch — aber nehmt's nicht übel, wenn ich Euch manchmal duze; Ihr wißt wohl, es geſchieht nur, wenn mich alte Erinnerungen übermannen —, als vor einigen dreißig Jahren Euer Vater ſich Jahre lang abgearbeitet, die zur Zeit der Revolution eingezogenen Güter ſeiner Mutter zurückzuerhalten, da ſah ich gleich, alles Laufen, Rennen und Bewerben bei den Mächtigen der Erde ſei umſonſt. Sir Eduard, ſprach ich, hier iſt nichts zu thun, als wie Cicero ſagt: **dolorem placide sedateque ferre.** — In meinen „poetiſchen Wäldern“ habe ich es überſetzt:

Halt geduldig ſtill,
Wenn nicht geſchieht Dein Will'.

Doch dies nur beiläufig. — Seht, ſagte ich, wie könnt Ihr es Seiner geheiligten Majeſtät, die alle Hände voll zu thun hat, die Kinder, die ſie ſelbſt ſo zahlreich in die Welt zu ſetzen ſich bemüht, gehörig zu verſorgen; wie könnt Ihr es Karl II. zumuthen, an die Kinder, die aus geheimer Ehe Karl I. entſproſſen, zu denken?“

„Ich hoffe,“ unterbrach heftig der junge Mann, den wir einſtweilen blos Arthur nennen wollen, ſeinen Gefährten; „ich hoffe, mein Vater wird Euch geantwortet haben, daß weder der Sproſſe aus dem Blute der Stuarts von ſeinem glücklichern gekrönten Stammgenoſſen etwas erbetteln, noch der Enkel des Mannes, vor welchem — ob mit Recht oder mit Unrecht, gilt gleichviel — England im Staube lag, vom Sohne des Todfeindes etwas erflehen wolle. Recht und Gerechtigkeit war Alles, was er foderte.“

„**Recte, mi fili!**“ ſagte Pelworth. „So ungefähr pflegte Euer Vater zu ſprechen, und darum bekam er auch nichts. Aber das iſt noch der harte Sinn der väterlichen, das heiße Blut der Stuarts, Euerer mütterlichen Ahnen, das Euch ſo reden läßt."

„Ich bin immer der Meinung geweſen, daß es die Sprache der Ehre ſei," ſagte der Jüngling mit ſtolzem Auge.

„**Quid est honor!** Was iſt Ehre?" ſprach Pelworth ganz gemüthlich. „Ein Rauch, ein Nichts, ein Unding; vorzüglich wenn man ſie aus dem politiſchen Standpunkte betrachtet. Vor einigen ſechzig Jahren, zu den Zeiten des alten Noll — der Jüngling blickte finſter vor ſich hin —, ich meine des Protectors, war es eine Ehre, das Todesurtheil des Königs unterſchrieben zu haben, und Scott, einer ſeiner Richter, verlangte, daß man die Worte: Hier liegt Scott, der den König verurtheilte! auf ſeinen Grabſtein ſetzen ſolle. Dreizehn Jahre ſpäter ſetzten andere Leute eine Ehre darein, jenen die Köpfe abſchlagen zu laſſen. Der unglückliche Karl hatte eine Ehre darein geſetzt, ſo viel Geld als möglich zu ergeizen; ſein Sohn ſetzte eine größere darein, dieſes aufs geſchwindeſte durchzubringen. Als Euer Großvater ſich eine Ehre daraus machte, die Katholiken in Irland vor den Erpreſſungen des rundköpfigen

Parlaments zu ſchützen, dachte er nicht daran, daß ſein Sohn unter Jakob II. vor den Kindern eben jener Katholiken würde übers Weltmeer nach Neuengland flüchten müſſen, und dieſe ſich dann nicht nur eine Ehre, ſondern auch ein Vergnügen daraus machen würden, auf dem Boden des Wohlthäters ihrer Väter das Unterſte zu oberſt zu kehren.“

„Ihr ſprecht,“ unterbrach ihn Arthur, „von elenden —“ „Uebertreibungen,“ fiel Pelworth ein, „die jedesmal vorkommen wo Leidenſchaften walten. Als Euer Vater, mein Jugendfreund, müde der ewigen Rechtsſtreitigkeiten, der Plackereien einer Regierung, die ihm gern nach und nach Alles bis auf den Namen — und vielleicht dieſen am liebſten — genommen hätte, aus Europa zog, was ſagte ich da? **Non, si male nunc, et olim sic erit,** ſprach ich mit den Worten des ſabiniſchen Landwirths, die ich in meinen „poetiſchen Wäldern“ mit den Reimen:

Nicht immer wie heut,
Auf Leid folgt Freud,

und, wie mich dünkt, nicht unpaſſend in unſere Sprache übertragen. — O hätte doch Sir Eduard meinem Rathe gefolgt! Schon das Jahr darauf landete Wilhelm von Oranien in England. Manches wäre anders geworden. Aber wir waren damals ſchon in

Neualbion, Euere wackere Mutter ſtarb, und Euer Vater verſtrickte ſich und den Reſt ſeines Vermögens in weitausſehende Landſpeculationen, die ihm nichts als Kummer gebracht und den Abend ſeines Lebens verdüſtert haben. Glaubt mir nur, junger Freund, ſchon damals ſah ich deutlich, wie Alles kommen würde."

„Und dennoch," unterbrach ihn der Jüngling gerührt, indem er die breite Hand des Gefährten mit Wärme erfaßte; „und dennoch gabt Ihr Euere ruhige Pfarrſtelle auf und folgtet dem Freunde in die Urwälder Neuenglands, um dort mit ungewohnter Hand den Pflug zu führen, die Art an die widerſtrebende Wurzel jener Waldesrieſen zu legen, Rath zu ertheilen, wo zu rathen, Hülfe zu bringen, wo zu helfen war, und endlich — ich wäre ein Elender, wenn ich es je vergeſſen könnte — den wilden Knaben auf jenen Weg zu leiten, aus deſſen Gleiſen Ihr ein langes Leben hindurch noch niemals gewichen, das Herz des rohen, in menſchenleeren Wäldern aufgewachſenen Jünglings auszubilden, ihm Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften beizubringen. O Herr Pelworth, mein Lehrer, mein väterlicher Freund! Ihr wißt es wohl, der ungebildete amerikaniſche Pflanzer iſt ein Fremdling in den Geſellſchaften der alten Welt, er

nnt nicht ihre feinen, geſchliffenen, abgemeſſenen
eden, verſteht es nicht, zu lächeln, wenn das Herz
n blutet, ſpricht nicht von Freundſchaft zu dem
inde, ſeine Sprache iſt rauh, iſt die der Leiden-
aft, doch Wahrheit und Empfindung ſind ſein Erb-
il. O möchtet Ihr es wiſſen, möchtet Ihr die
ſchämung kennen, die mich ergreift, wenn ich mir
en muß, daß ich mich oft dem Eindrucke des Au-
blicks überlaſſen, dem Unmuthe hingegeben, manch-
hart gegen Euch, gegen einen Mann geweſen,
ich, dem alle die Meinen ſo viel verdankten, der
erland, Ruhe, Wohlſtand, Alles, Alles um un-
villen zurück ließ."

„Alles nicht!" verſetzte Pelworth, indem er, je-
Büchlein aus der Taſche ziehend und es empor-
nd, ſeine Rührung unter einem Scherze zu ver-
n ſuchte. „Den Horatius nicht, und auch nicht
ndern alten Burſche. — Und rechnet Ihr es denn
ichts, lieber Arthur, nach einem tüchtig durch-
eten Tage mit ſich und der Welt zufrieden ſub
ne fagi — wie Virgil ſich ſehr poetiſch aus-
— zu ſitzen und auf dem jungfräulichen Bo-
er neuen Welt die Heroen der alten zu ſtudi-
– Ich weiß wirklich nicht, ob, wenn Euere Be-
gen, die Güter Euerer Familie von der Krone

zurückzuerhalten, von Erfolg geweſen, und ich i
Euerer Nähe eine Landpfarre bekommen hätte, ob
ſage ich, ich mich nicht dann und wann nach de
neuen Welt, nach Edwardstown, unter den alte
Hickorynußbaum zurückgeſehnt hätte, wo wir in ſchö
ner Ruhe, bald dem Girren der Waldtaube, bal
dem Lachen der Spottdroſſel lauſchend, die Georgi
des Virgilius überſetzten und durch nichts geſtö
wurden als etwa durch die Nußſchalen, die das g
ſtreifte Eichhorn, oben in dem dunkeln Laube ſein Mi
tagsmahl haltend, uns auf die Blätter des Buch
warf. Aber ſeht, was ich bei dieſem ſchwülen Ta
vermuthete, beginnt einzutreffen. Die Gewitterw
ken, welche ſich ſchon ſeit einigen Stunden um d
Gipfel des Shellian zuſammenhalten, beginnen ſ
loszureißen, und dort in der Thalſchlucht ſtreift ſch
ein Strichregen. Wir bekommen ein Gewitter. Ei
wir, unter Dach und Fach zu kommen.“

Die Reiſenden ſpornten ihre Roſſe und trab
munter die Straße nach Pembrock.

Nur zu bald erfüllte ſich Pelworth's Vermuthu
Einzelne große Regentropfen fielen, und ſauſe
Windſtöße, wie ſolche dann und wann dem nahen
Gewitter vorauszugehen pflegen, ſchüttelten die K
nen der mächtigen Bäume, die, nach und nach

niger geſchloſſen ſtehend, den Reiſenden eine freiere Ausſicht in das romantiſche Gelände geſtatteten. Der Abend nahte indeſſen immer mehr und mehr heran, und unſere Freunde trieben ihre Roſſe zu ſtärkerm Trabe, als ſie in der Entfernung einer halben Stunde eine Ortſchaft gewahrten, durch welche ihre Straße führte, und wo ſie hoffen durften, ein Unterkommen zu finden, wenn ihnen das Wetter nicht geſtatten ſollte, die Reiſe bis zum Orte ihrer Beſtimmung fortzuſetzen. Während aber die Freunde ſich in dieſem Vorhaben immer mehr und mehr beeilten, jagte auf einem Seitenwege ein mit vier ſchwarzen muntern Hengſten beſpannter offener Reiſewagen daher und bog dicht vor den Reitern in die nach jener Ortſchaft führende Straße ein. Da die Wendung deſſelben ein langſameres Fahren nöthig machte, ſo hatten die Freunde hinlänglich Zeit, den Inhalt des Wagens genauer zu betrachten. Es beſtand dieſer aus zwei ältern und einer jüngern Dame. Sichtlich waren alle drei von nicht unbedeutendem Stande. Die Eleganz der Chaiſe, auf deren Schlägen ein mit der Grafenkrone verziertes Wappen prangte, das glänzende Geſchirr der ſchönen Roſſe, die betreßten Livreien der Diener waren Bürge dafür. Hätte man aber noch irgend einen Zweifel deshalb hegen können, ſo würde das nachläſſige Kopfnicken, die gleichgültige Miene, mit der die älteſte, auf den Ehrenplatz ſitzende Dame, beiläufig eine Frau von funfzig Jahren, die ehrfurchtsvollen Begrüßungen unſerer Reiſenden als eine ihr zukommende Huldigung aufnahm, davon ſowie von ihrem Stolze haben ein Zeugniß geben können. Weit freundlicher und faſt von ſo viel ceremoniöſer Grazie wie die, mit welcher Pelworth das ſeine Dreieck vom Haupte nahm und ſich bis auf die Mähne ſeines Roſſes verbeugte, war der Gegengruß der zweiten zunächſt-älteſten Dame. Auch fiel ihr Aeußeres, namentlich ihre Geſichtszüge, welche freilich nicht eine Spur von Schönheit zeigten, wenn auch nicht ſo ſtattlich und gebietend wie das ihrer Gefährtin, dennoch aber viel angenehmer, milder, freundlicher ins Auge. Uebrigens war es von beiden unſern Freunden nur der Aeltere, dem ſich dieſe Bemerkungen aufdrangen; der Jüngere war allzuſehr in den Anblick der dritten weiblichen Reiſenden verſunken, als daß er außer dieſer noch irgend etwas Anderes hätte bemerken können. Es war dieſelbe ein Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, und von feinen, faſt noch unter ihrem Alter kindlichen Geſichtszügen. Gegen die Sitte der damaligen Zeit, welche einen unförmlichen, mit künſtlichen Blumen, Puder und Pomade im Ueberfluß ausgeſtatteten Kopfputz vorſchrieb, trug die freundliche Erſcheinung das hellbraune Haar ungepudert und leichtgeſcheitelt, und als Arthur's dunkles glänzendes Auge feſtgezaubert auf dem freundlichen blauen des Mädchens ruhte, verſchönerte das jungfräuliche Erröthen, welches ſich von der edeln Stirne bis zu dem blendenden Nacken ergoß, das liebliche Kind auf eine ganz unbeſchreibliche Weiſe.

Der Wagen war indeß pfeilſchnell vorübergeraſſelt, und unſere Freunde folgten ihm, um dem ſich bereits durch Blitz und Donner verkündenden Unwetter zu entgehen, in ſtarkem Trabe. Pelworth's Auge war indeß fortwährend auf eine zur Rechten fortziehende mächtige Gewitterwolke gerichtet, welche, majeſtätiſch ihre Bahn verfolgend, einen ſtarken Sprühregen herabſendete, zuckende Blitze in ſich trug, und vor der ſich die Gipfel der Fichten, die die Vorberge des Shellian kränzten, niederbeugten. Eben begann die Wolke ſich nach allen Seiten zu entladen.

„Schön, großartig, herrlich, wie Alles, was aus ſeiner Hand kommt!“ ſprach Pelworth in den Anblick verloren, indem er ſein Pferd zu langſamerm Gange nöthigte.

„Habt Ihr dies auch bemerkt?“ fragte der Jüngling raſch, auffahrend und den Freund am Arme ergreifend. „Ja, ſie iſt ſchön wie die Bewohnerin einer andern Welt! Ihr Antlitz iſt wie eines Engels Antlitz; aber ihr Auge, Herr Pelworth, ihr Auge — hat ſie Euch auch ſo angeblickt?“ — Pelworth ſah den jungen Mann etwas befremdet an.

„Ich weiß wohl, lieber Arthur,“ ſprach er dann, „daß Ihr durch den Umgang mit den Indianern Euch deren Bilderſprache auch für das gewöhnliche Leben einigermaßen angewöhntet, und inſofern man ſelbſt bei den Claſſikern manche, oft ſchwer zu verſtehende Bilder vorfindet, iſt eine etwas ausgedehnte licentia poetica nicht geradezu zu tadeln, vielmehr habe ich mir in meinen „poetiſchen Wäldern“ gleichfalls manch Kühnes erlaubt; deſſenungeachtet möchte ich mich von einer Donnerwolke zu ſagen, daß ſie ſchöne Augen habe, nie erdreiſten, wenn ich gleich Euere poetiſche Anſicht, daß ſie wie eine Bewohnerin einer andern Welt zu betrachten ſei, nicht eben verwerfen will. Aber Arthur, lieber Arthur, was fällt Euch ein?“ rief er aus Leibeskräften, als er ſah, daß der junge Mann, nachdem er einen wilden Blick in die Ferne geworfen, ſein Pferd am Zügel emporriß, daß e hochauf ſich bäumte, ihm dann mit Macht die Spo ren in die Seite ſtieß und im tollſten Jagen querfeldein ſprengte.

„Er iſt toll geworden, rein toll,“ rief Pelworth, dem ſein immer unruhiger werdendes Pferd kaum erlaubte, einen Blick in die Ferne zu ſenden. „Aber nein,“ rief er jetzt, „er hat Recht, hier thut Hülfe Noth.“ Und ebenſo eifrig, nur weniger ſchnell, ſprengte er über das Blachfeld.

Wenden wir indeß unſere Blicke auf die Gefahr, in der ſich die unſern Freunden begegnenden weiblichen Reiſenden befanden, und welche allerdings groß genug war, um Arthur's Hülfe ſchneller, als er im Stande war, ſeinen Gefährten davon zu unterrichten, nothwendig zu machen.

Die Eile, ſo nöthig, um die in dem offenen Wagen befindlichen Damen, ehe noch das Gewitter in aller Heftigkeit losbräche, unter Dach und Fach zu bringen, und welche der auf dem Bocke ſitzende Kutſcher durch Zuruf und Antreiben der ohnehin muthigen Roſſe noch immer mehr verſtärkte, hatte die brauſenden Hengſte ſo unruhig gemacht, daß Arthur, als der Wagen vor unſern Freunden vorüberflog, ſchon damals ſich einiger geheimen Beſorgniß um das darin befindliche liebliche Mädchen und deren Gefährtinnen nicht erwehren konnte, und ihn fortdauernd mit den Augen verfolgte. Das Gewitter war indeß immer näher gekommen, der Donner rollte ſtärker, die Blitze leuchteten mehr und mehr. Jeder der letztern vermehrte die Unruhe der Roſſe; ſcheu drängten ſie bei jedem derſelben ſeitwärts, und die kräftige Hand ihres Führers vermochte kaum die ſchnaubenden, mit weißem Schaum bedeckten Thiere im Gleiſe zu erhalten. In dieſem Augenblicke zuckten zwei Blitze auf einmal herab, ein raſcher Donner folgte, die Vorderpferde bäumten ſich und ſprangen ſeitwärts. Mit Anſtrengung aller Kräfte bemühte ſich der Kutſcher die ſcheuen Roſſe herumzuwerfen, die Lakaien ſtürzten ſich von dem Wagen, um den Pferden in die Zügel zu fallen, aber von dem Angſtruf der Damen immer wilder werdend, durchbrach die Haſt der Thiere alle Schranken, die Zügel riſſen, und zwiſchen den zur Seite geſchleuderten Bedienten und dem vom Bocke ſtürzenden Führer jagte der Wagen mit den geiſterbleichen Frauen in Sturmeseile über die bahnloſe Fläche.

Dies war der Augenblick, in welchem Arthur die den Frauen drohende Gefahr zuerſt bemerkte, und ohne nur einen Moment zu zaudern, flog er, ſo ſchnell es die Kräfte des edeln Thieres, das er ritt, nur vermochten, über die Ebne, um den zügellos dahinſtürzenden Pferden die Bahn abzuſchneiden.

Wie auf den Fittichen des Sturmes trug der weitausgreifende Renner den Jüngling in die Nähe des ſchnell dahinſchießenden Wagens. Der Moment, in dem er anlangte, war ein für den Hülfebringenden günſtiger; aber ſchnell mußte er benutzt werden, oder die Frauen waren rettungslos verloren; die wüthenden Roſſe eilten eben einen ſanft aufſteigenden Hügel, der aber jenſeits ſich nach einem in der Tiefe dahin fließenden Waſſer deſto ſchroffer abdachte, aufwärts. War es hier nicht möglich den Wagen zum Stehen zu bringen, ſo war an keine Rettung mehr zu denken; einmal in herabrollender Bewegung, würde er durch ſein Gewicht Menſchen und Roſſe in die Tiefe des Stromes geriſſen haben. Die Frauen erkannten die Gefahr, in der ſie ſchwebten. Ihr Angſtgeſchrei war entſetzlich. Sie machten Miene, aus dem Wagen zu ſpringen.

„Bleibt,“ rief Arthur, eben vorüberjagend. „Keine Uebereilung, oder Ihr ſeid verloren!“ — und mit faſt übermenſchlicher Kraft warf er ſein Roß quer vor die trabenden Vorderpferde. Scheu wich jenes den ſich bäumenden Hengſten aus, Arthur vermochte es nicht zum zweiten Male heranzutreiben. Jetzt mußte gehandelt werden, oder Alles war verloren. Kühn ſein Leben an die Rettung der Frauen ſetzend, beſann ſich der Jüngling nicht einen Augenblick. Mit Blitzesſchnelle ſprang er vom Roſſe, und dieſes ſich ſelbſt überlaſſend, fiel er den raſenden Hengſten in die Zügel. Zurückgeriſſen vom Abhange bäumten ſich die Thiere, ſuchten ſich mit Anſtrengung zu befreien; doch bald geriethen ſie in die Stränge, und eines ſtürzte zu Boden. Dies Hinderniß brachte den Wagen zum Stehen. Eben kam Pelworth angejagt.

„Rettet die Frauen!“ ſchrie Arthur. „Aber ſchnell, ſchnell! Ich laſſe das Pferd nicht vom Boden auf.“

Die Anſtrengungen des jungen Mannes ſchienen faſt Menſchenkräfte zu überſteigen. Nur wer, wie er, in in den Wäldern Neu-Albions den grauen Bär bekämpft und beſiegt hatte, vermochte es mit der Kraft der wüthend gewordenen Roſſe aufzunehmen. Eine Hand in den Nüſtern des unter ihm ſtöhnenden Hengſtes, die andere an deſſen Kehle, lag er mit dem Leibe auf dem Halſe des um ſich hauenden Pferdes. Er ſchien einer der alten Athleten, kämpfend in übermenſchlicher Kraft.

Erſt nachdem es Pelworth gelungen, die zitternden Frauen aus dem Wagen zu bringen, kamen die keuchenden Lakaien und der nicht unbedeutend verletzte Kutſcher herbei. Es bedurfte groſer Anſtrengungen, um die noch immer um ſich hauenden Pferde zu beruhigen, und jetzt erſt richtete ſich Arthur von dem ſtöhnenden Roſſe auf. Die übermäſſige Anſtrengung erlaubte ihm nicht zu ſprechen. Stumm trat er zu den Frauen.

„Ihr habt uns das Leben gerettet, Sir,“ ſprach die älteſte der Damen, nicht ohne Bewegung in den regelmäßigen, doch ſonſt kalten, ſtolzen Zügen. „Möchtet Ihr nicht verſchmähen, unſern Dank hinzunehmen, und uns Gelegenheit verſchaffen, auch ſolchen durch die That Euch zu bezeigen.“

„Er blutet, Mutter! ſeht, er blutet!“ rief die jüngſte der Damen mit höchſtem Schrecken im Tone, als Arthur ſich verbeugte, und unter ſeinem Halstuche hervor Blutstropfen längs der Bruſt herabrollten.

„Laßt ſehen, lieber Sohn, laßt ſehen,“ ſprach Pelworth beſorgt, indem er, ſo ſehr der Jüngling es auch zu verhindern ſtrebte, deſſen Halstuch löſte.

„Es iſt nichts, wenigſtens nichts, was der Rede werth ſein kann, eine Hautwunde höchſtens,“ entgegnete der junge Mann. „Bei dem Kampfe mit der ſcheuen Beſtie dort fühlte ich einen Riß oder Schnitt an der Kehle; er muß von einer ſcharfen Ecke des Gebiſſes gekommen ſein. Uebrigens iſt er unbedeutend.“

„Nein, nein, er iſt entſetzlich," rief das Mädchen, ſich die Augen mit der kleinen Hand bedeckend.

„Zum Glück iſt die Wunde nicht tief; das Halstuch hat Euch geſchützt," ſprach Pelworth, nachdem er die Verletzung aufmerkſam unterſucht hatte. „Einen Viertelzoll tiefer, und Ihr konntet ein Mann des Todes ſein. Der Schnitt läuft quer faſt um um die Hälfte des Halſes."

„Eilen wir nach meiner Wohnung, Ihr Herren," ſprach die ältere Dame; „dort wollen wir Frauen nach alter Sitte für unſern verwundeten Paladin Sorge tragen."

Arthur ſtammelte zwar einige Worte von der Nothwendigkeit, die den Reiſenden gebiete, wo möglich noch heute Pembrock zu erreichen; aber Pelworth's Schweigen, die wiederholten Einladungen der Dame, vor Allem der bittende Blick des Mädchens ließen ihn bald jede fernere Weigerung aufgeben.

Da die Frauen erklärten, ſich heute auf keinen Fall mehr den noch immer unruhigen Pferden anvertrauen zu wollen, ſo überließen auch die Freunde ihre Roſſe den Lakaien, und die Geſellſchaft folgte zu Fuße den voraneilenden Wagen.

Das Wetter war indeß immer unfreundlicher geworden, der Sturm erhob ſich, und ohne eine Unterhaltung anknüpfen zu können, die aus mehr als einzelnen Bemerkungen über den ſoeben erlebten Unfall beſtanden hätte, beeilte man ſich, das in geringer Entfernung liegende Schloß, das die Frauen als das Ziel der Wanderung bezeichneten, zu erreichen.

Glengarycaſtle, oder, wie es auch von den ältern Bewohnern der Grafſchaft ſeiner frühern Beſtimmung wegen wol noch genannt wurde, St.-Gingulphsabbey, war der Sage nach eines von den Klöſtern geweſen, als deren Erbauer der heilige Edward genannt wurde. Die Thalſchlucht, in der es lag, war romantiſch, doch von einer vorſpringenden Felſenkette ungemein beengt, und trug im Allgemeinen den Charakter der Einſamkeit und Oede. Die frühern Bewohner des Schloſſes, die Mönche, ſchienen, ganz gegen ihre Gewohnheit, ſich nur auf einem ergiebigen, fruchtbaren Erdfleckchen anzubauen, die einſame, abgeſchloſſene Schlucht blos darum gewählt zu haben, um hier, von nichts geſtört, ſich einem ſtillen contemplativen Leben zu überlaſſen; doch konnte auch die Nothwendigkeit, in Mitte der damals noch halbwilden Walliſer eine zur Vertheidigung geeignete Lage wählen zu müſſen, ſie wol für jeden Punkt entſchieden haben. Jedenfalls gaben einige halbverfallene, in den, von mächtigen Ulmen und Nußbäumen über-

ragten trockenen Wallgraben, vorſpringende Rondel
ein ſicheres Zeugniß, daß die frühern Bewohner a
Anſtalten zu Schutz und Trutz Bedacht genomme
Eine höhere Sicherheit aber als jene Befeſtigung
gewährte die natürliche Lage des Gebäudes. Es w
nämlich auf einer Anhöhe errichtet, die ſich ſteil
der Mitte der Thalſchlucht erhob, und die auf zw
Seiten von jenem Graben, von den beiden ande
aber von einem tiefen, ſchilfreichen Moraſte umgeb
war. Die Felſenkette, welche rechts und links d
Thal einſchloß, war ungemein ſteil und erhob ſ
in grotesken Formen über einen kleinen Strom, d
aus einem mit Fichten bewachſenen dunkeln Win
herfließend und den Moraſt in zwei Hälften theilen
den Weg, der unſere Reiſenden nach dem Schl
führte, an verſchiedenen Stellen durchſchnitt.
in ſchlechtem Bauſtande erhaltenen Brücken, die
nigen elenden, von kleinen Pächtern und Tagarb
tern bewohnten Hütten waren keineswegs geeign
der Umgebung des Schloſſes ein freundlicheres An
hen zu verſchaffen; deſſenungeachtet war das einſa
ſchwer zugängliche Thal nicht durchaus von a
Schönheit entblößt. Die ſich zu beiden Seiten
erhebenden Berge boten zwar dem Auge den Anb
großer, grauer, von Erde entblößter Felſenmaſſ

aber hier und da gab es doch breite Streifen von lebendigem Grün, die ſich in den tiefern Einſchnitten abwärts zogen und endlich an den Ufern jenes Flüßchens zu etwas größern Flächen ausbreiteten; ja, ſelbſt die braunen Kolben, die röthlichen Fahnen des den Moraſt bedeckenden Schilfes, gewährten im Verein mit den Blumen zahlreicher Waſſerpflanzen dem Auge kein unangenehmes Bild, und ſogar mit Wohlgefallen konnte es auf den Spitzen einiger Hügel ruhen, die, obwol unfruchtbar, doch, von blühendem Heidekraut bedeckt, in purpurner Schöne den Hintergrund des Thales ſchloſſen. Ganz übereinſtimmend mit ſeiner einſamen Umgebung war auch das Aeußere des Schloſſes. Der Theil deſſelben, der ehemals die Kloſterkirche ausgemacht haben mochte, lag gänzlich in Ruinen; da das Ganze aber ohnehin nur aus einem Haufen unregelmäßiger, zu verſchiedenen Zeiten errichteter Gebäude beſtand, ſo trugen dieſe Ruinen eben nicht dazu bei, demſelben ein noch öderes Anſehen zu geben, als ihm auch außerdem ſchon beiwohnte. Ueber dem Eingange einer gewölbten Halle, die in das Innere des Schloſſes, namentlich in einen kleinen, gepflaſterten, doch zum Theil mit Graſe bewachſenen Hof führte, ſtand in einer kleinen Niſche das Bild St.-Gingulph's in biſchöflichem Ornate, mit

Inful und Stab geſchmückt. Der Heilige hatte die Finger der rechten Hand zum Segen erhoben, doch war es nicht recht gewiß, ob er nicht vielleicht damit auf das Zeichen Derer zeigte, die ſeine Diener aus dem ihm gewidmeten Heiligthume vertrieben hatten. Dicht über dem Schlußbogen der Niſche war nämlich das Wappen der alten Grafen von Glengary der Mauer eingefügt. Eine große Dogge prangte auf dem mit der Grafenkrone bedeckten Schilde, und nur mit Mühe ließ ſich der halb von Mooſe überwachſene Wahlſpruch: „**Cave canem!**“ erkennen.

„Echt claſſiſch,“ rief Pelworth, deſſen geübtem Auge nicht leicht etwas entging, was nur entfernt mit den Alten in Beziehung ſtand, indem er mit dem ſpaniſchen Rohre auf die kaum lesbare Inſchrift zeigte; „echt claſſiſch. Auch die Römer brachten gern dieſe Inſchrift in der Nähe der Hausthür an: **Cave canem!** Hüte Dich vor dem Hunde! Waren ſie eben nicht im Stande **in natura**, wie man zu ſagen pflegt, den Hund aus dem Ofen zu locken, ſo malten ſie ihn auf die Wand, oder begnügten ſich allenfalls mit jener Warnung, die ſie auf die Mauer ſchrieben.“

Es fiel dem ehrlichen Verfaſſer der „poetiſchen Wälder,“ als er dieſe Worte ſprach, nicht im Traume ein, auf das wenig comfortable Aeußere des Schloſſes anzuſpielen, oder den Wohlſtand ſeiner Bewohner bekritteln zu wollen, und er bemerkte daher auch nicht den ſtolzen Blick der älteſten Dame, noch die Härte des Tones, mit dem ſie ihm in die Rede fiel.

„Vergebt mir, Sir,“ ſprach ſie, indem eine hohe Röthe ihre ſtolzen Züge überflog; „vergebt mir, wenn ich Euch ſage, daß es mir ſcheint, als ob Ihr den Sinn, den die Römer in dieſe Worte legten, beſſer als den, den die Bewohner dieſer Berge in ihnen fanden, zu deuten wißt. Schon vor mehr als ſechshundert Jahren, in der Schlacht von Haſtings, war das Banner, das dieſen Wahlſpruch trug, gefürchtet, und noch vor weniger als einem Jahrhunderte trat man in Wales nur ſcheu der ſilbernen Dogge der Sinclairs von Glengary im Kampfe entgegen.“

„Glaub's gern, Madame,“ erwiderte Pelworth, dem die Aufregung, in der ſich die Dame befand, ganz entgangen war, im gemüthlichſten Tone. „Was ſagt Propertius? **Aedibus in propriis canis est mordacior omnis.** Ich habe in meinen „poetiſchen Wäldern“ — vielleicht iſt Euch dieſes opusculum trotz ſeiner Unbedeutenheit nicht gänzlich unbekannt — dieſes Sprichwort, und wie ich denke, ſinnangemeſſen, folgendermaßen übertragen:

Der Hund auf ſeinem eignen Miſt
Der allerbiſſigſte ſtets iſt.“

Ohne die geringſte Beſorgniß, das Uebel dadurch nur um ſo ärger gemacht zu haben, ſchritt Pelworth nun nach der in das obere Stockwerk führenden ſteinernen Stiege, und die Geſellſchaft gelangte bald darauf in das Wohnzimmer der Herrin des Hauſes.

„Es iſt hohe Zeit, liebe Mutter,“ rief im Moment des Eintretens die jüngſte der Damen, „daß wir für die Wunde unſers Beſchützers Sorge tragen. In Euerm Schreibtiſche habt Ihr ein vortreffliches Heilpflaſter, und ſeht — wahrhaftig, die Wunde blutet noch immer fort.“

Das Mädchen ſprach dieſe Worte in einem ſo beſorgten, ſo theilnehmenden Tone, ſie eilte ſo ſchnell nach dem bezeichneten Aufbewahrungsorte des Heilmittels, daß Arthur, ohnehin nur wenig an den Verkehr mit Damen und den Modeton der damaligen Zeit gewöhnt, in vollkommener Verwirrung kaum einige wenige unzuſammenhängende Dankesworte ſammeln konnte.

Die älteſte Dame, die nämliche, welche das Mädchen als ihre Mutter bezeichnete, hatte indeß nach einer Klingel gegriffen, und ein alter grauer Diener trat auf den Klang der letztern herein.

„Führt die Herren in das rothe Zimmer, James,“ ſprach ſie. „Einer unſerer Gäſte iſt verwundet. Sorgt für Alles, was zum Verbinden nöthig.“

„In das rothe Zimmer?“ fiel die zweite der Frauen, die bis dahin geſchwiegen, ein, indem ſie einen bedeutenden Blick auf die Vorige warf. „Wenn ich Euch nicht verſtand, ſagtet Ihr: in das rothe Zimmer.“

„Hm! Ja, Ihr habt Recht,“ erwiderte die Erſte in einiger Verwirrung. „Das rothe Zimmer; es iſt entlegen, den Stürmen ausgeſetzt. Nein, James, Ihr mögt die Herren nach den beiden blauen Zimmern führen! — Seht aber zu,“ ſchloß ſie, „daß die Thüre des Ganges geöffnet bleibe, damit die Herren nicht im Schlafe geſtört, oder die Verbindung mit dem andern Flügel des Hauſes unterbrochen werde.“

Die Hausherrin wiederholte die dem alten Diener ertheilten Befehle ſo oft, und der alte Mann horchte mit ſo vieler Aufmerkſamkeit auf dieſelben, daß Arthur ſich eines gewiſſen Misfallens über die Umſtändlichkeit unbedeutender Einrichtungen, während er an ſeiner Wunde die heftigſten Schmerzen fühlte, nicht erwehren konnte.

„Macht es Euch bequem, Ihr Herren,“ ſprach freundlich die Dame zu den Freunden. „Wir ſehen uns bald bei der Abendtafel.“

Der alte Diener hinkte nun, ſo ſehr es das Zipperlein, welches ihn nicht ungeneckt gelaſſen, erlaubte, unſern Freunden voran, und der Weg, den ſie nach den ihnen beſtimmten Zimmern zurückzulegen hatten, führte ſo verworren durch lange düſtre Corridore, bald Treppen auf, bald abwärts, daß ſich dieſelben endlich in einem Theile des Schloſſes ſahen, den die Fronte des Gebäudes, vereint mit den Wipfeln alter Nußbäume und Ahorne, ihren Blicken bis dahin gänzlich verſteckt gehalten hatte. Es bildete derſelbe einen viereckigen und, wie ſich aus den manneshoch aufgeſchoſſenen Neſſeln ſchließen ließ, gänzlich unbewohnten Hof. Die Gebäude, die ihn einſchloſſen, waren zweiſtöckig und konnten [illegible] einen Theil des frühern Kloſters ausgemacht ha[illegible] wenigſtens machte der Umſtand, daß die Ruinen der Kloſterkirche unmittelbar an ſie ſtießen, es nicht unwahrſcheinlich. Seit Jahren waren die Fenſter des langen, im zwei
ten Stockwerk gelegenen Corridors gewiß nicht geöff
net worden, denn unzählige Spinnengewebe verdun
kelten ſie von Innen; von Außen her aber truge
eine Menge Schwalbenneſter, in denen die jung
Brut ihr munteres Haus hielt, nicht wenig zu de
fortwährenden Düſterheit des Ganges bei. Bei al
dem ließ es ſich noch deutlich erkennen, daß es ein

hier, ſelbſt als die Mönche ſchon vertrieben worden waren, ganz anders ausgeſehen haben mochte. Die über Manneshöhe heraufreichende eichene Vertäfelung der Wände, die zierlichen Steinſitze in den Blenden der ſpitzbogigen gothiſchen Fenſter, der gefällig mit rothen und weißen Steinplatten gepflaſterte Fußboden zeugten von ehemaliger Eleganz, wenn nicht von Pracht. Wie es ſchien, hatten die alten Beſitzer von Glengarycaſtle dem Waidwerk ſowie der Fiſcherei nicht läſſig obgelegen. Alte Oelbilder, hoch an den Wänden angebracht, gaben davon Kunde. Faſt ſämmtlich ſtellten die Hauptſtücke von der dem Walde oder den Gewäſſern entriſſenen Beute dar. Hier prangte ein rieſengroßer Lachs, der allenfalls für einen jungen Leviathan hätte gelten können, auf der Leinwand, und unter ihm war gewiſſenhaft die Anzahl der Pfunde, ſo er gewogen, desgleichen Jahr und Monat angegeben, in welchem er von Simon Sinclair of Glengary gefangen worden. Nur wenige Schritte weiter ſah man einen gewaltigen Eber dargeſtellt. Den, der ihn überwältigt, nannte eine alte, in fehlerhaftem Franzöſiſch mit fingerlangen Buchſtaben beigefügte Inſchrift den „très puissant Seigneur Reginald Sinclair de Glengary.“ Das letzte Bild der langen Reihe war ein ſchön gemalter Hirſch mit zackenreichem Geweihe. Stolz ſprengte der herrliche Zehnender durch den Eichwald; der Punkt, wo das tödtliche Blei ihn berührte, war durch einen Blutfleck angedeutet; die Inſchrift war die deutlichſte von allen. „Am ſechſten Martius,“ lautete ſie,

Am ſechſten Martius hat wider alles Hoffen
Ralph Sinclair dieſen Hirſch mit ſeiner Kugel troffen.

Darunter ſtand die Jahrzahl 1645.

Die Freunde hatten lange Zeit auf das ſchön Jagdſtück geblickt. Auch der alte eisgraue Diene blickte darauf und ſeufzte tief.

„Habt Ihr den alten Burſchen noch gekannt?“ fragte Pelworth den Greis. „Ich meine nicht de Hirſch — venatitia praeda, wie ſich Ammian ſe zierlich ausdrückt —, ich meine Den, der ihn erlegt Aber er muß wol ſchon lange todt ſein.“

„Wollte Gott,“ ſeufzte der Alte, indem er d Augen gen Himmel richtete. „O, er war ein frö licher Herr, ein gütiger auch, aber dann, dann — Doch hier iſt Euer Zimmer und dies hier die G terthür des Ganges, die ich offen zu laſſen bit wenn Ihr zur Abendtafel kommt, oder nachher rückkehrt.“

Die Gitterthür, auf welche der alte Diener deutet hatte, war nichts Anderes als eine der aus

Kloſterzeiten herſtammenden ſogenannten Clauſuren; ſie mochte damals einen der Scheidepunkte gebildet haben, die die Mönche nicht überſchreiten durften. Wie es ſchien, lief der Gang, den die Freunde gekommen waren, noch weit in dem öden Flügel fort, und augenſcheinlich hatte der Alte mit dem Verbote des Verſchließens der Gangthür die Abſicht im Sinne, jeder Beunruhigung der beiden Reiſenden zuvorzukommen, weil, wenn jener Corridor geſperrt geweſen wäre, man einen Umweg durch die vorliegenden Zimmer der Freude hätte nehmen müſſen, um wieder in denſelben zu gelangen.

Der Aufenthalt, den man Arthur und ſeinem Begleiter angewieſen hatte, waren große weitläuftige Räume, die man ſehr füglich hätte Säle nennen können. Die Wände waren mit alten Sammettapeten behangen; aber nur in den Ecken, in die die Stralen der Sonne nicht hatten dringen können, ließ ſich bemerken, daß die Wandbekleidung urſprünglich von blauer Farbe geweſen. Ein Bild, über dem Kamine des erſten Zimmers angebracht, Leda mit dem Schwan, und ein Deckenſtück, Vulcan, den Mars und die Venus mit einem Netze überziehend, waren augenſcheinlich franzöſiſchen Urſprungs; ebenſo die großen, unförmlichen, mit grünen Vorhängen umgebenen Betten, auf deren Ecken buſchige, von Staub und Motten zerfreſſene Federbüſche prangten.

„Hier müßt Ihr ſchlafen, Herr Pelworth,“ ſprach Arthur ſcherzhaft, nachdem er einen Blick in das Nebenzimmer geworfen. „Unter den Bewohnern des Olympos werdet Ihr Euch wie zu Hauſe fühlen; ſie werden ihrem Begünſtigten im Schlafe claſſiſche Erinnerungen zuflüſtern. Jedenfalls aber blickt dieſe Leda freundlicher auf Euer Bett als jener ſchwarzköpfige finſtere Graf Glengary, der dem meinigen gegenüber hängt.“

„Wahrhaftig,“ erwiderte Pelworth, in die Thüre des Nebenzimmers tretend, „das ſind Züge zum Erſchrecken. Ich möchte wiſſen,“ ſprach er nach einer Pauſe, in der er das alte Oelgemälde betrachtete; „ich möchte wiſſen, worin das Abſtoßende, Grauenhafte dieſes Geſichtes liegt; die Formen ſind doch edel, das Auge groß, ſchön und feurig. Aber da ſtehe ich und ſchwatze, und Euere Wunde iſt noch nicht verbunden.“

Mit einer Vorſorge, einer Freundlichkeit ſonder Gleichen legte nun der Alte Hand ans Werk, und bald war die Verletzung, welche wegen ihrer Länge gefährlicher ausſah, als ſie es in der That war, mit einem zweckmäßigen Verbande bedeckt.

Kaum hatten die Reiſenden ihre durch den Sturm und das ihnen zugeſtoßene Abenteuer etwas in Unordnung gerathene Kleidung wieder ſo weit geordnet, um mit Anſtand vor den Frauen erſcheinen zu können, als ihnen die Meldung wurde, daß man ſie bei der Abendtafel erwarte.

Sie fanden die Damen im Speiſezimmer.

„Nehmt nochmals unſern wärmſten Dank,“ ſprach
ie Hausfrau mit Würde, „unſern Dank für den
dlen Beiſtand, ohne den wir wahrſcheinlich verloren
eweſen wären. Aber,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „iſt
s nicht ſonderbar, daß, nachdem wir in einem Au-
enblicke, deſſen Bedeutſamkeit uns gewiß ein ganzes
eben hindurch in Erinnerung bleiben wird, zuſam-
entrafen, wir uns doch noch in Bezug auf die Na-
en fremd geblieben. Ich,“ ſchloß ſie mit einem ge-
iſſen Selbſtgefühl im Tone, „bin die Witwe John
inclair's, Grafen von Glengary, dies iſt meine
ochter Lucie, und jene Dame, eine Freundin unſers
auſes, Miß Eliſabeth Potter.“

„Mehercule!“ rief Pelworth der Gräfin in das
ort fallend. „Miß Eliſabeth? die Schweſter mei-
s Amtsbruders Potter aus Killarney? — Dar-
kam mir auch die verehelichte Miß gleich ſo be-
nt vor. Es iſt freilich eine gewaltig lange Zeit

her, aber ich erinnere mich noch ganz genau. Ich war oft im Hauſe ihres Bruders, des rechtſchaffenen Mannes. Wir gingen mit einander den neuen Zuwachs meiner „poetiſchen Wälder“ durch und merzten dann das Unterholz derſelben aus. So pflegte der ſchnakiſche Kauz die Verſe zu nennen, die nicht ſeinen Beifall finden wollten. Miß Eliſabeth war damals ein junges flinkes Mägdlein. Irre ich nicht, ſo laborirte ſie aber an einer nicht unbedeutenden Harthörigkeit. Ein Erbübel, pflegte ich ſtets zu ſagen, denn die Potter waren Alle etwas taub. Bei alle dem kann ich mich aber irren, denn es iſt ſeit der Zeit eine lange Reihe Jahre verfloſen, und Miß Eliſabeth muß gegenwärtig wenigſtens — “

Der Jüngling unterbrach haſtig die von ſeinem Freunde begonnene Berechnung, da es ihm nur allzuſehr einleuchtete, daß, je genauer dieſelbe ausfiele, je weniger Beifall er für dieſelbe einzuernten hoffen dürfe.

„Ich heiße Arthur Cromwell,“ ſagte er, ſich verneigend, „bin ein Pflanzer aus Neu-Albion und mit meinem väterlichen Freunde und Lehrer, Herrn Andreas Pelworth, auf der Rückreiſe nach America begriffen.“

„Cromwell?“ fragte die Gräfin betreten. „Doch nicht ein Nachkömmling des Protectors?“

„Er war mein Urgroßvater," ſprach der junge Mann, nachdem er ſich ſowie die Andern auf einen Wink der Gräfin an der Abendtafel niedergelaſſen. „Ich ſtamme von dem jüngern Sohne deſſelben."

„Von Heinrich Cromwell?" ſprach die Gräfin. „Dann war Sir Edward Euer Vater."

„Ganz recht, Mylady," entgegnete Arthur. „Hatte er das Glück, von Euch gekannt zu ſein?"

„Das eben nicht," erwiderte die Gräfin, ſich leicht verneigend; „oft aber erwähnte mein verſtorbener Gatte ſeiner. Sie lebten im Prozeſſe in früherer Zeit, und wenn ich mich nicht irre, ward derſelbe um Güter geführt, von denen Euer Vater behauptete, daß ſolche ſeiner Mutter zur Zeit der Revolution widerrechtlicherweiſe entriſſen und einem Verwandten meines Mannes gegeben worden. Das Nähere des Rechtsſtreits blieb mir unbekannt, doch ſo viel weiß ich, daß Euer Vater Anfangs eine Entſchädigungsſumme ausgeſchlagen, ſpäter aber den Prozeß wegen mangelnder Beweiſe verloren hatte."

„Ja wohl, ja wohl!" ſprach Pelworth ſeufzend. „Gar oft ermahnte ich meinen Freund zu einem Vergleiche, aber er wollte niemals etwas davon hören. **Aut Caesar aut nihil!** pflegte er zu ſagen, und das **nihil** iſt ihm dann auch geworden. Miß Eliſabeth wird ſich gewiß der damals gepflogenen Unterhandlungen noch erinnern; ihr Bruder, der würdige Vicar zu Killarney, war gleichfalls in die Angelegenheit eingeweiht. Irre ich nicht, ſo war es um das Jahr der Gnade Eintauſend — "

„Ich bitte um Verzeihung," ſprach Miß Eliſabeth, den Rechnenden unterbrechend; „die ganze Angelegenheit iſt mir fremd. Ich muß damals noch ein ganz kleines Kind geweſen ſein."

„Ein kleines nicht, aber ein ſchönes," fuhr Pelworth in unerſchütterlicher Ruhe fort. „Die Damen bleiben ja immer ſchöne Kinder. Ihr mochtet ſo ungefähr in der Mitte der Zwanzig — "

„Ich bedauere gleichfalls," unterbrach Arthur den Vorigen, um den fatalen Faden baldmöglichſt abzuſchneiden; „ich bedauere, daß es damals zu keinem Vergleiche gekommen. Es iſt immer mißlich, um Beſitzthümer zu ſtreiten, die durch die Verjährung ſchon zu gutem Recht geworden; ja, ich bereue es faſt, die Krone um eine Entſchädigung für die meiner Familie in jenen unruhigen Zeiten entriſſenen Güter gebeten zu haben. Wir ſtreiten uns oft," ſchloß er lächelnd, „mein Freund und ich, über dieſen Punkt. Er mag wol Recht haben, und lebensklug mag es ſein, wenn er behauptet, daß die Gerechtigkeit, die uns der Stärkere widerfahren läßt, von dieſem als eine Gabe betrachtet werde und als eine ſolche auch von uns aufgenommen werden müſſe; bei alle dem aber ſagt meinen Gefühlen das Bitten nicht eben beſonders zu, wo ich zum Fodern mich berechtigt glaubte.“

„Ihr habt Euch alſo über die Ungerechtigkeit der Miniſter zu beklagen?“ fragte die Gräfin. „Man wies Euch mit Euern gerechten Foderungen zurück?“

„Ich würde,“ ſprach Arthur nach kurzer Pauſe, „ſelbſt ungerecht werden, wenn ich dies ſo geradezu behaupten wollte. Aus denſelben Gründen, aus welchen der Entſchädigungsprozeß meines Vaters für ihn verloren ging, wies man mich ab. Mir mangeln die ſchriftlichen Beweiſe in einer Sache, deren Richtigkeit an ſich wol kaum beſtritten werden kann.“

„Darf man die nähern Umſtände wiſſen?“ fragte die Gräfin mit einer Beharrlichkeit, die von ihrem Intereſſe an der Sache des jungen Mannes zeugte.

„Ich würde fürchten müſſen, die Damen mit der Erzählung von Begebenheiten zu langweilen, die ſchon zu den Zeiten der Revolution ſich ereigneten,“ entgegnete Arthur lächelnd.

„Die aber keinesweges langweilig ſind,“ rief Pelworth. „Sonkville, hätte er noch gelebt, würde die Geſchichte Euerer Großmutter ſeinen „poetiſchen Lebensbeſchreibungen“ einverleibt, und Tye, der ehrliche Mann, der ſogar die Apoſtelgeſchichte in Verſe gebracht, würde ſie beſungen haben. Ich ſelbſt gedenke in einer neuen Auflage meiner „poetiſchen Wälder“ Euch, lieber Arthur, als dem Baum, in dem ſich die Geſchlechter zweier ſo feindſeliger Häuſer, der Stuarts und der Cromwells, auf ſo wunderbare Art verzweigten, ein ſchwaches und vergängliches, doch immerhin nicht ganz unwürdiges poetiſches Denkmal zu errichten.“

„Wie?“ rief die Gräfin. „Ihr, Sir Cromwell, ein Abkömmling der Stuarts? Das grenzt an das Wunderbare.“

„Jetzt weiß ich,“ rief Lucie, „wem Sir Arthur ähnelt, jetzt auf einmal wird es mir klar. Erinnert Ihr Euch, theuere Mutter, des Bildes, auf dem die unglückliche Kataſtrophe —“

„Allerdings,“ ſprach die Gräfin in augenſcheinlicher Verwirrung; „allerdings hat Sir Arthur eine auffallende Aehnlichkeit mit Karl I.; aber wie wäre es möglich —“

„Die Möglichkeit,“ unterbrach ſie Arthur lächelnd, „wäre mir wenigen Worten leicht als Gewißheit darzuſtellen, wenn auch eine durch drei Generationen fortlaufende auffallende Familienähnlichkeit immerhin

zu den Seltenheiten gerechnet werden mag. Uebri-
gens war meine Großmutter die leibliche Tochter je-
nes unglücklichen Königs.“

„Wirklich?“ riefen voll Verwunderung die Frauen.

„O, erzählt uns doch ihre Geſchichte!“ bat Lucie
reundlich; „ſie muß ſehr intereſſant ſein.“

„Es iſt Euere Schuld, wenn ich mit der Erzäh-
ung die Damen langweile,“ entgegnete Arthur; „aber
Euer Wunſch gilt mir als Befehl. Meine Urgroß-
nutter,“ hob er nach einer Pauſe an, „war eine
Falkland —“

„Eine Falkland?“ unterbrach ihn die Gräfin mit
ider Aufmerkſamkeit.

„Ja, von Glamorcaſtle,“ entgegnete Arthur. „In
rüher Jugend mit einem Manne verlobt, der, wenn
h nicht irre, aus der Familie Eueres Gatten und
ei der Geſandtſchaft am franzöſiſchen Hofe angeſtellt
var, kam ſie mit einer befreundeten Familie nach
ondon; dort ſah ſie Karl I., damals noch Prinz
nd unvermählt. Daß die Leidenſchaft, die der ſonſt
Bedächtige für ſie gefaßt, keine gewöhnliche gewe-
n, ging daraus hervor, daß zwiſchen Beiden ein
hebündniß geſchloſſen wurde, welches ſich dann erſt
ennte, als Karl eine ebenbürtige Gattin wählte.
äcilie Stuart, meine Großmutter, war die Frucht

dieſer Ehe. Obgleich zu andern und höhern Pflich- hingewieſen, erkaltete dennoch die Neigung des Königs zu der von ihm getrennten, in der Nähe Londons lebenden Gattin nicht. Aus dem Gemahle ward er ein Freund und blieb es bis ans Ende. Nichts mangelte der Armen, von ihrer Familie Verlaſſenen. Mit königlicher, mit väterlicher Milde ſorgte Karl für Mutter und Kind. Jetzt brach die Revolution aus. Das Haupt des unglücklichen Fürſten fiel unter dem Beile. Seine Anhänger wurden, wie bekannt, auf das wüthendſte verfolgt. Privathaß und Rache fanden ein weites Feld. In beiden zeichnete ſich jener Sinclair, der frühere Verlobte der Lady Falkland, aus. Er hatte erſpäht, daß am Abende der ſchlecht berechneten Flucht des Königs der unglückliche Monarch einige Augenblicke in dem Hauſe der Lady verweilte, und augenblicklich denuncirte er ſie. Ein ſchneller Tod enthob die Aermſte der Gefahr, als ſchuldig des Hochverraths an der Nation, wie man es nannte, verhaftet und hingerichtet zu werden. Ihr Tod war nicht im Stande geweſen, ihre Verfolger zu verſöhnen. Die Tochter, ein Mädchen von zwanzig Jahren, ward vertrieben, die Beſitzungen der Mutter confiſcirt und Sinclair damit belehnt. Auf welche Weiſe mein Großvater Heinrich Cromwell, der jüngſte der Söhne des Protectors, Cäcilien kennen lernte, iſt mir nicht ganz klar geworden, doch habe ich öfters von meinem Vater erzählen hören, er habe ſie aus großer Gefahr gerettet, und auf dem Sterbebette habe Lord Oliver ſeine Einwilligung zu einer Verbindung gegeben, die einige Monate nach dem Hinſcheiden deſſelben, und als Karl II. ſchon in das Reich zurückgekehrt, erſt ſtattgefunden. Obgleich der royaliſtiſche Sinn meines Großvaters bekannt, und Amneſtie verſprochen, auch theilweiſe gehalten ward, ſo iſt Euch doch bewußt, Mylady, wie unter dieſem und jenem Vorwande der lebensluſtige Karl II. und mehr noch deſſen nichtswürdiger Günſtling den Familien der Häupter der Revolution, die, freilich auf nicht beſſern Wegen erworbenen Reichthümer ſo nach und nach entzog. Meinem Großvater ging es nicht beſſer als allen den Andern. Der Kummer bereitete ihm ein frühes Grab."

„Konnte ſeine Gattin ihn vermöge ihrer Abſtammung nicht vor ſolcher Gewaltthat ſchützen?" fragte die Gräfin.

„Sie konnte," ſprach Arthur, „ihre Herkunft nicht ſo klar, als es verlangt ward, beweiſen. Klüglich hatten ihre Verfolger Alles vorausgeſehen. Der Pfarrer des Kirchſpiels von Mary le bone, wo jene heimliche Trauung und die Taufe des aus dieſer Ehe entſproſſenen Kindes ſtattgefunden hatte, war geſtorben, die beiden Zeugen im Kampfe gefallen, und, was das Merkwürdigſte von Allem war, in den Kirchenregiſtern fehlten die beiden Blätter, die davon Kunde geben mußten. Daß Karl II. eben nicht ſehr eifrig geweſen, die Rechte einer in heimlicher Ehe erzeugten und mit dem Sohne des Todfeindes ſeines Hauſes vermählten Schweſter wieder herzuſtellen, ließ ſich ohnehin erwarten."

„Aber nach der Vertreibung Jakob II.?" fragte die Gräfin weiter.

„Damals war mein Vater ſchon nach Amerika ausgewandert," entgegnete Arthur. „Seine Aeltern waren bereits geſtorben. Die Katholiken ſpielten in Irland den Herrn und Meiſter. Mein Vater ward in ſeinem kleinen Eigenthume beunruhigt. Schon der Name, den er trug, ſchuf ihm Feinde. Unnütze Prozeſſe, die er zur Wiedererlangung der Beſitzthümer ſeiner Familie führte, raubten ihm faſt den Reſt des Seinen. Um noch zu retten, was zu retten war, ſchiffte ich mich mit meinem Freunde nach England ein."

„Ihr hättet nicht unterlaſſen ſollen, zu verſuchen, ob nicht jetzt noch etwas von der Regierung zu erlangen ſei," ſprach die Gräfin. „Freilich ſind es ſeit dem Tode Karl I. ſchon ſechzig Jahre her."

„Ich habe es gethan," erwiderte Arthur; „mehr auf den Antrieb meines Freundes freilich als aus eignem, und — ward zur Ruhe verwieſen."

„Und ſo wollen wir denn," ſprach Pelworth munter, „um mit dem geiſtreichen Venuſier zu reden, dare vela retrorsum, welches in einem hier überaus paſſenden Doppelſinne ſowol: die Anſicht ändern, als auch: ſich aus dem Staube machen, heißt, und uns Morgen in Milford-Hafen auf der nach Neu-Albion ſegelnden Brigg: die beiden Schweſtern, nach der Heimath einſchiffen."

„Das Schiff ging geſtern ſchon ab," fiel Lucie mit leuchtendem Auge ein. „Wir waren zu Pembrock und haben es fortſegeln geſehen."

„Wirklich!" rief Arthur beſtürzt. „Das iſt ungemein unangenehm."

„Es iſt gar nicht galant von Euch, uns dies ſo geradehin ins Geſicht zu ſagen," ſprach die Gräfin lachend. „Um Euch aber ſowol für dieſen Mangel an Galanterie zu ſtrafen als auch über die fehlgeſchlagene Erwartung zu tröſten, muß ich Euch die Nachricht mittheilen, daß ein zweites Schiff in Milford-Hafen liegt, deſſen Capitain in drei bis vier

Wochen nach Amerika zurückzuſegeln gedenkt. Ueb
gens erwarte ich keine Fehlbitte zu thun, wenn i
Euch erſuche, bis dahin in der Einſamkeit von Gle
garycaſtle zu verweilen."

Der Ton der Gräfin, indem ſie die Einladu
ausſprach, war ſo dringend und entſchieden, der Bl
Luciens ſo bittend, ſo freundlich flehend, daß Arth
auch eingewilligt haben würde, wenn ſelbſt nicht Freu
Pelworth die Bemerkung hingeworfen hätte, daß ei
ſolche Einſamkeit ihm weit willkommener als das g
räuſchvolle Schiffsleben ſei, um den geiſtreichen af
kaniſchen Sklaven, wie er den Terentius zu nenn
pflegte, zu ſtudiren. „Er entſinne ſich," ſchloß
mit etwas linkiſcher Galanterie, ſich gegen Miß E
ſabeth verbeugend, „noch gar wohl, wie, als vor e
nigen dreißig Jahren er mit ſeinem würdigen Freu
de, dem Vicar, über die Charaktere der ſowol i
Eunuchus, dem Phormio, als der Hecyra vorko
menden Buhlerinnen und verbiſſenen alten Weib
dann und wann hin= und herdisputirt, die wert
Miß manche ſchätzbare Bemerkung von ſich gegebe
die ihm ganz ſachangemeſſen und wie aus der Nat
gegriffen vorgekommen, weshalb er denn auch je
nicht unterlaſſen werde, ihre Meinung über Gege
ſtände dieſer Art vorkommenden Falles einzuholen."

War es Arthur's haſtig dazwiſchengeworfene Bemerkung, daß es ſchon zu ſpät ſei, um den Damen heute noch länger zur Laſt zu fallen, oder hatte ihre natürliche Harthörigkeit Miß Eliſabeth das Picante des Compliments entzogen, genug, Freund Pelworth war etwas betroffen über die wenige Verbindlichkeit, mit der daſſelbe von Seiten der Dame aufgenommen wurde.

Mehre Tage vergingen, und die Schloßbewohner befreundeten ſich immer mehr mit einander; am meiſten Arthur und Lucie. Das Mädchen war von Natur ſanft, ſtill, nachdenkend, von tiefem, doch mildem Gemüthe. Obgleich Arthur oft heftig, auffahrend, ja gegen den bei allen Schwächen doch ungemein menſchenfreundlichen Pelworth manchmal ſogar hart erſchien, ſo regten ſich doch nie dieſe Fehler in Luciens Nähe. Weilte er an ihrer Seite, ſo ſchien die in ihrem Weſen herrſchende Milde ſich auch dem Charakter des jungen Mannes mitzutheilen. Alle, ſelbſt die unausgeſprochenen Wünſche des Mädchens ſuchte der Jüngling zu erforſchen, jeden derſelben, war er an ſich noch ſo unbedeutend, mit einem Eifer zu erfüllen, der für die lebendige Theilnahme des jungen Mannes zeugte. Vor Allem bekundete ſich dieſe bei den ſtundenlangen Spaziergängen, auf denen die jungen Leute blos von Miß Eliſabeth begleitet wurden, da eine weitläuftige Geſchäftscorreſpondenz die Gräfin in ihrem Zimmer, der ehrliche Terentius Afer aber den guten Pelworth unter einem die Kloſterruinen überragenden ſchattigen Nußbaum feſthielt. In ſolchen Augenblicken ſchien Arthur's ganzes Weſen eine recht eigenthümliche Umwandlung erlitten zu haben. Konnte man auch ſonſt nicht einen Augenblick in Zweifel über die Kenntniſſe bleiben, mit denen der Geiſt des jungen Mannes ausgeſchmückt war, ſo charakteriſirte doch eine gewiſſe Unbeholfenheit, ein Mangel an geſelliger Gewandtheit den jungen, in Amerikas Wäldern aufgewachſenen Pflanzer. Gewohnt, Das, was ihm Recht dünkte, ohne Rückhalt auszuſprechen und, falls es beſtritten wurde, mit einer bis zur Heftigkeit geſteigerten Wärme zu verfechten, verſtieß er nicht ſelten gegen die Regeln de ſeinen Welttons, und oft erinnerten ihn mehr di ängſtlichen Blicke Luciens als die eigne Ueberzeugung, daß er in den mit Lebhaftigkeit geführten kleinen Streitigkeiten, die ſich zwiſchen ihm und de Gräfin über die politiſchen Tagesbegebenheiten erhoben, weiter gegangen ſei, als es der ceremoniöſe Ton wie er damals in der Unterhaltung eingeführt war erlaubte. An Luciens Seite, mitten in der die Luſt wandler umgebenden Natur war Arthur ein ganz Anderer als im Geſellſchaftsſale. Hier war jene Spannung, jene Unbeholfenheit bis auf die leiſeſte Spur verſchwunden, ja ſelbſt der tiefſte Ernſt, der ſonſt ſeine Unterhaltung charakteriſiirte, machte einem fröhlichen unbefangenen Plaudern Platz. Er erzählte dem Mädchen von allen den Wundern einer jungen, neuen Welt, von den Eigenthümlichkeiten ſeiner großartigen Heimath. Gelagert an Luciens Seite in dem Schatten grotesk geformter, hochaufſtarrender Felſen, ruhend auf mooſigem, von Hagedorn umblühtem Schattenplätzchen, ſprach er zu dem lauſchenden Mädchen von den meerähnlichen Strömen Amerikas, von jenen unermeßlichen, noch in der Schöpfungsſchöne prangenden Wäldern, die nur der leichtgeſchenkelte Hirſch, oder der das Edelthier verfolgende rothbraune Naturſohn mit geflügeltem Tritte durcheile. Er ſchilderte der lieblichen Hörerin die erhabene Stille der, einer weiten See nicht unähnlichen, nur von dem Horizont begrenzten Prairien und kam dann endlich auf ſein friedliches Edwardstown und das ſtille Leben und Lieben der dort in Abgeſchiedenheit lebenden Menſchen; er ließ ſelbſt Pelworth's Lieblingsplätzchen, den alten Hikorynußbaum und das zahme Reh nicht unerwähnt, das die Freunde, unbekümmert um den fernher ertönenden Jagdruf und das Gebell des Jagdhundes, dahin zu begleiten pflegte.

Nur ſelten begleitete die Gräfin die jungen Leute auf ihren Spaziergängen. Sie lebte ganz der Verwaltung ihres bedeutenden, doch allem Anſcheine nach von ihrem verſtorbenen Gatten mit einer nicht unbedeutenden Schuldenſumme belaſteten Beſitzthumes. Die Führung verwickelter Prozeſſe und eine daraus entſpringende weitläuftige Correſpondenz füllten die Zeit der mit einem männlichen Geiſte begabten Frau dergeſtalt, daß die Freunde nur während der Mittags- und Abendtafel ſich in ihrer Nähe befanden. In dieſen Augenblicken war aber die Unterhaltung ſehr belebt und belebend, beides vorzüglich durch die Contraſte der Charaktere. In Arthur's ganzem Weſen that ſich ein ſchwärmeriſches Jugendfeuer kund, welches, ſobald ſich die Rede zu dem Erhabenen der Natur und Kunſt, oder auf die ſo bedeutungsreichen Momente der letzten Zeitgeſchichte Englands wandte, bis zur Begeiſterung ſtieg. Schon damals ſchwoll und erſtarkte der, ein halbes Jahrhundert ſpäter ſo freudig emporſproſſende Keim der amerikaniſchen Freiheit, und oft gab der Jüngling auf eine unumwundene Art ſeine Meinung über die ſtiefmütterliche Weiſe zu erkennen, durch welche England den jungen Phönix niederzuhalten ſtrebte. Die politiſchen Meinungen des jungen Whigs fanden indeß ſtets in der Gräfin eine entſchiedene Gegnerin. Von Natur wenig gemüthlich, bei hervorſtechendem Verſtande, und Alles nur nach dieſem meſſend, war ſie mehr noch durch Neigung als durch Geburt den Tories zugethan. Obgleich es zu ihren Lieblingsbehauptungen gehörte, daß der Adel der Geburt dem des Genies überall weichen müſſe, war ſie doch keinesweges ſo gleichgültig gegen die Vorzüge der erſtern, als ſie zu ſcheinen ſuchte, und ſehr genau mit den verſchiedenen Verzweigungen bekannt, durch welche, wie ſie einſt leicht hingeworfen anführte, die Sinclairs mit dem Hauſe Stuart verwandt geworden. Kamen nun, wie dies ungemein oft der Fall war, Geſpräche über die politiſchen Tagesangelegenheiten an die Reihe, ſo ſetzte die Gräfin mit dem Selbſtbewußtſein und der Ueberlegenheit des kalten Verſtandes den ſchwärmeriſchen Meinungen Arthur's eine ſolche Menge auf das praktiſche Leben baſirter Gründe entgegen, daß er, da ſie aus vielſeitiger Kenntniß des Lebens hervorgingen, ſie mit keinen ſchlagendern widerlegen konnte. Am unangenehmſten war ihm in dieſem Falle der leichte ſpöttelnde Ton, mit dem die Gräfin Dinge, die dem jungen Manne hoch und heilig ſchienen, berührte, und der ſeine Meinung über den Herzenswerth der mit Verſtandesvorzügen ſonſt hochbegabten Frau nur um ſo mehr herabſtimmen mußte, als er in den höhern Geſellſchaftszirkeln zu ſehr Neuling war, um zu wiſſen, wie jedes tiefere Eingehen, jedes Erſchöpfen eines bedeutungsreichen Geſpräches dort nur als Mangel feiner Sitte gilt. Fand nun aber zwiſchen Arthur und der Gräfin, wie es ſo häufig der Fall war, ein aus den Meinungsverſchiedenheiten über die Angelegenheiten des Tages entſpringender Streit ſtatt, ſo bezeugten die ängſtlichen Blicke Luciens ihr Beſtreben, den heftigen Ausdrücken Arthur's eine mildere Deutung zu geben, und den Antheil, den das Mädchen an dem Jüngling nahm, auf das deutlichſte. Konnte dieſer Umſtand der Gräfin auch nicht verborgen bleiben, ſo ſchien ſie doch im Allgemeinen wenig darauf zu achten. Das Hinneigen des Mädchens zu dem Jünglinge war ihr nichts als ein momentanes Intereſſe zwiſchen Perſonen jugendlichen Alters. Daß der letzte weibliche Sproſſe der Grafen von Glengary für einen Plebejer, einen ſimpeln Pflanzer aus Neu-Albion, den Urenkel eines Mannes, der königliches Blut habe vergießen laſſen, mehr als Wohlwollen fühlen könne, lag der ſonſt ſo ſcharfſinnigen Frau außer dem Bereiche der Möglichkeit. Dennoch hatte ſich die Gräfin ganz ungemein getäuſcht. Obgleich Lucie es ſich ſelbſt nicht geſtehen wollte, daß ſich Gefühle der Liebe für den jungen Fremden in ihrem Herzen regten; obgleich ſie zu genau mit den Meinungen ihrer faſt ebenſo von ihr gefürchteten als verehrten Mutter bekannt war, um nicht gänzlich überzeugt zu ſein, daß jeder Gedanke an eine Verbindung mit Arthur der hoffnungsloſeſte ſei, den ſie nur faſſen könne: ſo hatte doch in der kurzen Zeit ihres Zuſammenlebens ein zu mächtiger Keim von Leidenſchaft in dem jungen unbewahrten Herzen Wurzel geſchlagen, als daß der Gedanke an die Unmöglichkeit einer Vereinigung dieſen hätte erſticken können; ja vielleicht gab ſich Lucie in der Meinung, daß die Ueberzeugung von jener Unmöglichkeit ſie nur um ſo mehr vor jeder Leidenſchaft ſchützen müſſe, dem Umgange mit Arthur nur deſto ungeſtörter hin. Gewohnt, die für den Aufenthalt zu Glengarycaſtle beſtimmte Zeit größtentheils in der Nähe der, vermöge ihrer Harthörigkeit ziemlich ungenießbaren Miß Eliſabeth zuzubringen, war ſie hoch erfreut, durch die Gegenwart der Freunde eine angenehme Abwechſelung in das einſame Leben gebracht zu ſehen, und wie ein fröhliches Kind ſuchte ſie die Augenblicke zu genießen, die der nächſte Oſtwind mit dem faſt ſegelfertig liegenden Schiffe ihr zu entreißen drohte. Auch in Arthur's Herzen regten ſich ſeit dem erſten Augenblicke, in dem er Lucien gefunden, ähnliche Gefühle. Ihr offenes, freundliches, kindliches Gemüth machte auf ihn einen um ſo tiefern Eindruck, je mehr es ihn an die in Einfachheit erzogenen Töchter Neu-Albions erinnerte, von denen jedoch keine, nach Arthur's Meinung, ſich mit Lucien in Betreff ihrer Schönheit und Geiſtesbildung zu meſſen im Stande war

Während die jungen Leute ſich aber immer mehr und mehr aneinander anſchloſſen, führte Freund Pelworth ein ihm ungemein behagliches Leben. Vom Morgen bis zum Abend bewegte er ſich unter ſeinen ihm ſo lieben Griechen und Römern. Vor Allem erhöhte der Umſtand, daß er in einem Bücherſchranke, der bis dahin nur den Mäuſen und Spinnen zur Wohnung gedient, unter einer Menge längſt zu Makulatur gewordener Bücher einige gute Ausgaben der Claſſiker fand, nicht wenig ſeine Zufriedenheit. Daß Pelworth's „poetiſche Wälder“ während des Aufenthalts zu Glengarycaſtle keinen geringen Zuwachs erhielten, läßt ſich leicht erachten, und unſer Dichter war nur zu bedauern, daß die Umſtände es ihm ſo ſchwer machten, einige Luſtwandler für dieſelben zu gewinnen. Die Gräfin zu ſolchen geiſtigen Spaziergängen zu vermögen, dieſe Hoffnung hatte Pelworth bei der ihm bekannt gewordenen, vorzüglich nur für das Geſchäftsleben geeigneten Geiſtesrichtung derſelben bald Anfangs aufgegeben. Lucie und Arthur entſchlüpften ihm gewöhnlich, ſobald das erſte Wort die Abſicht des Dichters, die jungen Leute mit einer Vorleſung ſeiner Geiſteswerke bedrohen zu wollen, verrieth; außerdem fürchtete er auch die Offenheit des jungen Mannes, die ſich freilich über Geſchmacksſachen dieſer Art nicht eben in dem feinen Tone der londoner Modewelt äußerte. Seine vorzügliche und beinahe einzige Zuflucht blieb alſo Miß Eliſabeth. Sie hatte Gutmüthigkeit genug, die endloſen Reimcolonnen an ſich vorüberziehen zu laſſen, in denen der Sänger Neu-Albions ſich im Schweiße ſeines Angeſichts abgemüht, die claſſiſchen Vorbilder zu erreichen. Obgleich das Verdienſt der langmüthigen Jungfrau durch die ihr beiwohnende Harthörigkeit in den Augen des Dichters leicht als weniger glänzend hätte erſcheinen können, ſo war doch Pelworth in dieſer Hinſicht des Werthes ſeiner Dichtungen zu gewiß, und ohne die Geduld und den Naturfehler der Miß in Gegenrechnung zu bringen, ſchlug er die ihm gewordene freundliche Anerkennung derſelben zu vollem Betrage an; ja, als Miß Eliſabeth einſt, da der gute Sänger ihr die Schönheiten der fünfundzwanzigſten Ode des erſten Buches des Horaz deutlicher auseinandergeſetzt, ſelig entſchlafen war, nahm er nicht nur deren Entſchuldigung, daß es ſich mit geſchloſſenen Augen weit beſſer hören laſſe, als vollgültig an, ſondern er fügte noch hinzu, daß er ſie ob der zarten Jungfräulichkeit, nicht mit offenem Auge einen freilich etwas ſchlüpfrigen Vers, wie der vierte der gedachten Ode ſei, anhören zu wollen, nur deſto höher achte, wenn auch gleich anzunehmen, daß das geſetzte Alter, in dem ſie ſich befinde, ſie ſo lebhafter Empfindungen, wie vom Horatio jener Lydia in dem angezogenen Verſe zugeſchrieben werden, natürlich überhebe.

So vergingen der Geſellſchaft zu Glengarycaſtle drei volle Wochen; aber nun traf die Nachricht ein, daß die Pallas zu Milford-Haſen bereits drei Viertheile ihrer Ladung an Bord habe und binnen acht Tagen, falls Wind und Wetter günſtig, in See gehen werde. Der Eindruck, den dieſe Neuigkeit auf die Schloßbewohner machte, war, gemäß den unter ihnen ſtattfindenden Verhältniſſen, ungemein verſchieden. Auf Arthur und Lucie wirkte ſie wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel. Erſt jetzt in dem

Momente, wo ſie auf immer ſcheiden ſollten, wur-
en die Gefühle, die ſie an einander gefeſſelt hielten,
hnen klar. War das Mädchen allein, ſo ſchwamm
s in Thränen; war Arthur an ihrer Seite, ſo durch-
vandelten Beide ſchweigend oder einſylbig jene ro-
nantiſchen Felsſchluchten, jene dunkeln Waldpfade, die
rüher von ihrem fröhlichen Lachen und Scherzen wie-
vergehallt. Dem Scharfblicke der Gräfin konnte ein
olches Verhältniß nicht lange unbemerkt bleiben; der
üſtre Blick des jungen Mannes, das getrübte Auge
er Tochter waren ihr eine hinlängliche Erklärung.
So ſehr aber auch der Gedanke, daß der unbedeu-
tende Pflanzer, der Urenkel eines Königsmörders ſein
Auge zu einer Tochter des Hauſes Glengary zu er-
heben wage, und daß dieſer Blick von jener mit
Wohlwollen aufgenommen werde, die ſtolze Frau em-
pörte, ſo geboten ihr doch ſowol die Lebensklugheit
als die Pflicht der Dankbarkeit gegen den wahr-
ſcheinlichen Retter ihres Lebens, die Empfindungen,
die ihr Gemüth bewegten, nicht laut werden zu laſ-
ſen; doch hatte ſie ſich nicht ſo ſehr in der Gewalt,
als daß ſich nicht die frühere herablaſſende Freund-
lichkeit in eine ſteife Förmlichkeit hätte verwandeln
ſollen.

Der Tag der Abreiſe kam indeß immer näher.

Es war Arthur zu Muthe, als müſſe er von dem Glücke ſeines Lebens ſcheiden. Da, auf einem einſamen Spaziergange, ſtrömte der Mund des Jünglings von den Gefühlen über, die das glühende Herz empfand. Mit Flammenworten ſchilderte er Lucien ſeine Leidenſchaft und die Qualen bei dem Gedanken des bevorſtehenden Scheidens. Still weinend ſank das Mädchen an des Jünglings Bruſt. Beide kehrten erſchüttert und ſchweigend nach dem Schloſſe zurück.

Noch nie hatte Arthur zu einem weiblichen Weſen von Liebe geſprochen. Ein nie empfundenes Gefühl, ein Gefühl, von deſſen eigenſten Weſen er bis dahin nie eine Vorſtellung gehabt, durchzuckte die Seele des jungen Mannes. Es drängte ihn allein zu ſein, ſich die Worte in Gedanken zu wiederholen, in denen er Lucien ſeine Liebe geſchildert, und auf die ſie ihm nur durch Thränen und doch ſo ſprechend die Antwort ertheilt.

Schweigend und zerſtreut eilte er, ſobald man von der Abendtafel aufgeſtanden war, dem Freunde jenen langen Corridor voran, und erſt der Zuruf des guten Pelworth erinnerte ihn, daß er das Schlafgemach vorbei und durch die Gitterthür des Ganges geſchritten war. Beſchämt kehrte er zurück, und indem er etwas von der Bauart des Hauſes, welches wie zum Verirren gemacht, vor ſich hinmurmelte, warf er die Thür hinter ſich in das Schloß und trat an der Seite des Freundes in das Zimmer.

Lange ſollte er hier keine Ruhe finden.

Der Freund der Claſſiker ergoß ſich in einer langen gelehrten Abhandlung und darauf gegründeten Klagen über die in England immer mehr und mehr abnehmende Latinität und bewies dies ſchließlich damit, daß er vor Kurzem einem Examen der niedern Claſſen im Chriſtchurch-College beigewohnt, wo einer der Examinanden die Stelle: „Haec relata Scipioni spem fecerant,“ mit: dieſe Neuigkeit hatte dem Spion Hoffnung gemacht, überſetzt hatte.

So ſehr auch Pelworth ſeinen Freund durch dergleichen ihm ſo überaus wichtig ſcheinende Geſpräche zu unterhalten ſuchte, ſo fand er dieſen doch heute ſo zerſtreut, daß er genöthigt war, auf eine größere Theilnahme deſſelben bald zu verzichten, und Arthur ergriff die erſte eintretende Pauſe, um jenen gelehrten Erörterungen zu enteilen. Er fand auf dem ſtillen einſamen Lager jedoch nicht die gehoffte Ruhe. Sein ganzes Weſen war in Aufruhr, hörbar klopften ſeine Pulſe, jeder Gedanke war bei Lucien.

Die Schloßuhr hatte indeß ſchon Mitternacht verkündet, der Mond ſtieg auf, und ſein zitternder Stral fiel auf die großen ſpitzbogigen Fenſter, das Zimmer faſt bis zur Tageshelle erleuchtend. Dieſe Helle verſcheuchte auch die leiſeſte Anwandlung von Schlaf aus den Augen des Jünglings. Düſter und gedankenvoll blickte er bald auf die, durch die kleinen runden Scheiben hereinfallenden und auf dem Getäfel des Bodens in mannichfaltigen Lichtern ſich brechenden Mondesſtralen, bald auf die in ſtillem Grimme herniederſchauenden Züge des ſeinem Lager gegenüber aufgehängten Bildes. Die aufgeregte Phantaſie des Jünglings ließ ihm das blaſſe ſtolze Antlitz als wie belebt erſcheinen. Mit Hohn und Verachtung glaubte Arthur den Grafen von Glengary auf den Fremdling herabblicken zu ſehen, der ſeine Gedanken zu dem letzten weiblichen Sproß eines einſt hochberühmten Stammes zu erheben wagte.

Nur wenige Augenblicke indeß ließ Arthur ſich durch das Anſchauen des Gemäldes aus dem Ideenkreiſe reißen, der ihn ſo lange ſchon feſtgebannt hatte. Die Leidenſchaft, jene in der Stille der Nacht ſo beredte, ſo vielverſprechende Freundin, unterhielt ihn lange Zeit ſo lebhaft mit den glänzenden Trugbildern ihrer in den Lebensöden ſchnell aufſteigenden und entſchwindenden Fata Morgana, und ſie flüſterte dem jungen verlangenden Herzen auf ſeine tauſend Fragen ſolche ſüße Antwort ein, daß Arthur es kaum gewahr ward, wie nach kurzem Geräuſch im Nebenzimmer Freund Pelworth, dem ein heftiger Schreck faſt die Beſinnung geraubt zu haben ſchien, zitternd und mit allen Zeichen des Entſetzens vor ſeinem Bette ſtand. Der Aermſte hatte kaum Zeit gehabt, ſeine Blöße mit dem weiten ſchwarzen Reiſemantel, den er in der Eile ergriffen, zu bedecken, und ſeine Zähne klapperten hörbar.

„Um des Himmels Willen, was iſt Euch?“ rief der Jüngling, vom Lager aufſpringend, indem er nach einem Nachtlichte eilte, welches in Pelworth's Zimmer hinter einem Schirme ſtand.

„Bleibt! — bleibt! — Geht nicht hinein!“ rief ängſtlich der auf den Tod erſchreckte Dichter. „Ein spectrum iſt in dem Gemache; eins, wo nicht mehre; **lemures** oder **terriculae**, wie Apulejus ſagt; wenn es nicht etwa der Teufel ſelber iſt!“

„Ihr ſeid unwohl?“ ſprach beſorgt der mit dem Lichte in der Hand zurückkehrende Jüngling.

„Ich müßte es lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich mich außerordentlich wohl befände,“ entgegnete der wieder zu Athem kommende Freund. „Jetzt aber weiß ich es, wie dem römiſchen Feldherrn zu Muthe war, als bei Philippi der ungebetene Gaſt in das Zelt trat, der doch ſo vernünftig war, ſich lange vorher ſchon anzumelden."

„Ihr ſeid krank, Herr Pelworth," ſprach in ſteigender Beſorgniß der junge Mann; „Ihr ſcheint in Fieberhitze zu reden."

„Es wäre kein Wunder," entgegnete jener, nach der Thür blickend, „wenn man krank würde, und verrückt obendrein. — Dem grauen Bäre mögt Ihr in Neu-Albions Wäldern wol zu Leibe gehen; aber verſucht es einmal mit ſo einem Geſpenſt! Hat es nun obendrein ein verdammtes Mordinſtrument in der Fauſt, mit dem es Euch den Garaus ſpielen kann, ehe Ihr die Hand umwendet, ſo würde Euch ebenſo wenig als mir es einfallen, gegen ein ſolches spectrum den Bramarbas ſpielen zu wollen."

„Geht zu Bette, Herr Pelworth, geht zu Bette," ſprach Arthur kopfſchüttelnd; „Ihr habt der Ruhe noth, und wenn Ihr es erlaubt, ſetze ich mich zu Euch. Morgen ſuchen wir ärztliche Hülfe zu erhalten."

„In mein Bett? In jenes Zimmer?" rief der Dichter. „Nicht um alle Schätze, die die Grafen von Glengary an Jagdhunde und ſüßen Sect verwendet haben mögen!"

„So legt Euch in das meinige!" ſagte Arthur freundlich. „Ich bleibe an Euerer Seite."

„Ich wollte, Ihr hättet mir den Vorſchlag geſtern Abend gemacht, wiewol ich ihn deshalb nicht zurückweiſe," entgegnete Pelworth, auf Arthur's Lager Platz nehmend. „Aber, was ſagt Ovidius? **Re peracta, frustraneum est consilium.** Ich habe das in meinen „poetiſchen Wäldern" mit:

Nach geſchehener That
Kommt der Rath zu ſpat.

wiedergegeben. — Aber," fing er, wieder etwas zur Beſinnung kommend, zu ſprechen an, „es wäre kein Wunder, wenn Ihr auf den Gedanken kämt, daß ich etwas verrückt geworden, dieweil ich den Grund, die Urſache des Schreckens, ſo mir faſt den Verſtand geraubt, bis jetzt Euch noch nicht mitgetheilt. Ehe ich dies aber thue, bitte ich Euch, lieber Arthur, ein wenig die Thür nach jenem Zimmer zuzumachen, desgleichen das fatale Bild dort herabzunehmen. Es hat daſſelbe eine ſolche Aehnlichkeit mit den Zügen — Doch, Ihr ſeht mich ſo ängſtlich an und glaubt mich zweifelsohne im Fieberdelirio. Aber Ihr werdet gleich anderer Meinung werden. Hört nur und erſtaunt. Ich hatte," erzählte der Dichter dem aufmerkſam zuhörenden Jünglinge, „etwa ein Stündlein auf meinem Lager zugebracht, und da ich bemerkt, wie Fräulein Lucie, welches ein Mägdlein iſt von

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03055/004

ſeinen Sitten und einem den Augen über die Maßen wohlgefälligen Aeußern -- wie, ſage ich, dieſelbe Euch während der Abendtafel zum öftern angeblickt und, wenn Euer Auge dem ihrigen begegnete, verſchämt den Blick niedergeſchlagen, ſo dachte ich darüber nach, ob, wenn ſie nicht eines ſo vornehmen Geſchlechts, oder die Gräfin eine weniger ſtolze Närrin wäre, Fräulein Lucie ſich ſehr ſträuben würde, Euch als Euer eheliches Gemahl nach Neu-Albion zu begleiten."

„Ich bitte Euch, ſchweigt über dieſen Punkt!" rief heftig der junge Mann. „Ihr wolltet mir ja von dem **spectrum**, wie Ihr es nennt — "

„**Festina lente!**" ſprach Pelworth. „Ich kann es nicht gut leiden, daß Ihr mich ſo oft unterbrecht. Alſo wie ich mich ſo in Gedanken immer mehr und mehr vertiefe und nicht dahin kommen kann, **accipere noctem oculis**, wie Virgilius ſagt, der ehrliche Mann, ſo höre ich ein Geräuſch auf dem Gange, und es will mich bedünken, als ob Jemand mit Heftigkeit an der Gatterthüre rüttelte. Dies konnte wol einige Minuten gedauert haben, da näherte ſich etwas der Thüre, ſie öffnete ſich, und — **domine Deus**, wen erblicken meine Augen!"

„Nun?" rief der junge Mann voll Erwartung.

„Den da," ſagte Pelworth, ſeine Hand nach dem Bilde ausſtreckend. „Ich ſage Euch: den da; ſo wahr Gott lebt! — Ihr lächelt ungläubig? Nun, wärt Ihr nur an meiner Stelle geweſen, das Lachen würde Euch wol vergangen ſein. In meinem Leben vergeſſe ich den Blick nicht, mit dem das **spectrum** mich anglotzte, ehe es fürbas ging."

„Und es ähnelte jenem Bilde?" fragte Arthur.

„Wie ich Euch ſage," entgegnete der Freund. „Nur älter war es, viel älter, und eine Streitart, ein Beil, oder ſo etwas trug es in der Hand. Die Kleidung aber war die nämliche wie die auf jenem Gemälde."

„Und dann —"

„Dann öffnete es die meinem Bette gegenüber befindliche Thür."

„Die des alten mächtigen Wandſchrankes?"

„Die des Schrankes, und ging hinein."

„In den Schrank?" rief Arthur lachend.

„In den Schrank," entgegnete Pelworth feſt, „**ita me Deus amet!** und machte die Thür hinter ſich zu."

„Da muß es noch darin ſtecken, Euer **spectrum**, und ich will ſeine Bekanntſchaft machen," ſprach der Jüngling, indem er laut lachend das Nachtlicht ergriff und trotz allen Vorſtellungen Pelworth's in das Nebenzimmer eilte. In Seelenangſt vernahm der Dichter das Knarren der Thüre des ſpukhaften Wandſchrankes und wenige Augenblicke darauf das Schließen deſſelben. Arthur kam zurück.

„Dachte ich's doch gleich, daß Ihr geträumt hättet," hob Arthur freundlich an. „Das alte Meuble iſt natürlich leer, wenn Ihr die Spinnen nicht etwa in Anſchlag bringen wollt. Aber jetzt, Herr Pelworth, ſeht, daß Ihr zur Ruhe kommt. Ich werde trotz allen ſpukenden Grafen auf Euerm Lager daſſelbe verſuchen und wünſche nur, daß dieſe Aufregung Euerer Phantaſie kein Vorbote einer Krankheit ſein mag."

Die Nacht verging, ohne daß Arthur durch den ſpukenden Grafen beunruhigt wurde, und obgleich der gute Pelworth, in den Anſichten der damaligen Zeit befangen, ſeinem jungen Freunde mit Aufwand vieler Gelehrſamkeit darthat, daß die Exiſtenz der **spectra, lemures** und **terriculae** nicht nur aus den Claſſikern, ſondern ſogar aus der heiligen Schrift zu erweiſen ſei, ſo hatte er doch ungemein viel zu leiden, als er hinzufügte, wie er ſich nicht zu täuſchen glaube, wenn er behaupten müſſe, dieſelbe Nacht die Gitterthür eröffnen und den ſchleppenden Fußtritt der

Spukgeſtalt zum zweiten Male auf dem Gange gehört zu haben. Daß dieſe Schlußbemerkung die Laune Arthur's nur noch mehr aufregte, läßt ſich ermeſſen, obſchon der Dichter ihr durch die Thatſache, daß jene Thür wirklich offen ſtand, einigen Halt zu geben trachtete. Die Scherze des jungen Mannes, die, wie Pelworth wiſſen konnte, nicht ausbleiben würden, wenn er die Abenteuer dieſer Nacht den Schloßbewohnern mittheilte, waren die einzige Abhaltung, um nicht die Gelegenheit zu benutzen, eine Maſſe von Gelehrſamkeit, geſpickt mit vielen claſſiſchen Citaten, vor den Frauen zur Schau zu legen.

Eben waren die Freunde bei dem Mittagsmahle, und Pelworth unterhielt Miß Eliſabeth von einer Menge alter Bekannten und Killarney, welchen aber, wie er ſcherzhaft hinzufügte, längſt kein Zahn mehr ſchmerze, als von Pembrock die Nachricht eintraf, daß die Pallas ihre Ladung am Bord habe und mit dem erſten Oſtwinde in die See gehen werde. Die Reiſenden, hieß es, möchten ſich fertig halten, um auf den erſten Wink zu Milford-Haſen eintreffen zu können.

Kaum hatte Pelworth, an den das Billet, welches die Nachricht enthielt, adreſſirt war, die Neuigkeit verkündet, als alles Blut aus Luciens blühenden

Wangen wich, und ſie die erſte ſchickliche Gelegenheit ergriff, um, entfernt von der Geſellſchaft, auf ihrem Zimmer ihre unaufhaltſam ſtrömenden Thränen zu verbergen. Arthur blickte ſtarr vor ſich hin und gab auf die Fragen der heute ungewöhnlich heiter geſtimmten Gräfin lauter verkehrte Antworten. Blos der Sänger Neu-Albions blieb heiter. Er meinte, Scheiden ſei zwar ſtets ein ſehr ſchmerzlicher Lebensmoment, inſonderheit — hier verbeugte er ſich gegen die Gräfin —, wenn man einem ganzen Kreiſe hochverehrter Menſchen und einem gaſtlichen Hauſe, in dem er die Claſſiker erſt recht zu genießen gelernt, entriſſen werde; doch lege die Zeit einen lindernden Balſam auf ſolche Wunden. Miß Eliſabeth Potter, fügte er hinzu, werde ihm, wie er glaube, zu letzterer Behauptung ihre Zuſtimmung nicht verſagen, da ſie die Qualen des Scheidens aus der Erfahrung kenne, indem die verehrliche Miß, wenn ihm anders ſein Gedächtniß treu ſei, vor einigen dreißig Jahren mit einem Offizier der **horse guards** verlobt geweſen, der aber, wie er ſich noch ganz wohl erinnere, auf einmal aus Killarney verſchwunden ſei und nichts weiter von ſich habe hören laſſen. Obſchon Miß Eliſabeth, ihre Taubheit klüglich benutzend, ſich anſtellte, als ob die Bemerkung des Dichters von ihr nicht verſtanden worden, ſo fand doch Letzterer die Dame heute weniger als ſonſt bereitwillig, an ſeiner Seite einen Spaziergang durch die „poetiſchen Wälder“ zu unternehmen.

Der Reſt des Tages verging der zu Glengarycaſtle verſammelten Geſellſchaft ziemlich traurig. Miß Potter war einſylbig wie immer, der Dichter hatte in den Luſtſpielen des „geiſtreichen Afrikaners“ eine Nuß gefunden, die er nicht ſchulgerecht zu knacken wußte, Arthur und Lucie waren ſtumm und traurig, und nur die Gräfin war aufgeräumter als je. Es ſchien, als ob ihr die Nachricht von der nahe bevorſtehenden Abreiſe der Freunde nicht ganz unwillkommen geweſen wäre; ein Umſtand, der die Laune des ohnehin reizbaren Jünglings nur noch mehr verdarb. Dieſe aber mußte ſelbſt der ehrliche Sänger empfinden, als Arthur, ſobald man nur von der Abendtafel aufgeſtanden war, an der Seite des Freundes nach dem Schlafgemache eilte. Letzterer hatte ſich nämlich ſchon auf dem Gange in Vermuthungen erſchöpft, ob der ſpukhafte Graf, der, wie er ſich ausdrückte, das Blut in ſeinen Adern gerinnen gemacht, heute ſeinen nächtlichen Beſuch wiederholen werde. Um ihn zu beruhigen, ſchlug der junge Mann dem geängſteten Freunde vor, den Wechſel des Lagers, wie ſolcher vorige Nacht ſtattgefunden, bis zur Abreiſe beizubehalten; als aber Pelworth, damit noch nicht zufrieden, ihm Vorwürfe über die Nachläſſigkeit machte, womit er die Gangthür wider die ausdrückliche Erinnerung der Schloßbewohner, denen der nächtliche Wanderer gewiß nicht unbekannt ſei, geſchloſſen, warf er verdrießlich und zu dem Schrecken des Dichters mit einem Fußſtoße die in Rede ſtehende Pforte zu und verſicherte mürriſch, daß ſeinetwegen alle **spectra**, **terriculae** und **lemures**, ſo viele nur in der Phantaſie des Sängers oder in dem alten Schranke Platz fänden, ungehindert durch das Zimmer ſpazieren könnten.

War es nun die üble Laune Arthur's, die Pelworth nicht noch mehr verderben wollte, oder war er heute weniger als ſonſt geneigt, Aufwallungen ſolcher Art gutmüthig hinzunehmen, genug, der Alte ſuchte verdrießlich das Lager, nachdem er noch vorher das ſpukhafte Bild in die dunkelſte Ecke des Zimmers geſtellt hatte.

Längſt ſchon lag Pelworth in Träumen, in welchen der geſpenſtiſche Graf durchaus ſeine „poetiſchen Wälder" recenſiren wollte, auf dem Lager, als ſein junger Freund noch immer im Nebenzimmer mit großen Schritten auf- und abging. Alle Gedanken des

Jünglings waren bei Lucien. Sollte er die Einzige, die Eindruck auf ſein Herz gemacht, nur gefunden haben, um ſie faſt in dem Augenblicke des Findens wieder zu verlieren? Sollte er, der Gegenliebe Luciens beinahe gewiß, wegen nichtiger, noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung in die neue Welt übergetragener Standesvorurtheile ein Gefühl aufgeben, das ſeine ganze Seele füllte? Und, fragte er ſich, überragte denn das Geſchlecht jener ſtolzen Gräſin ſo ſehr das ſeine? Floß nicht das Blut der Stuarts in ſeinen Adern? Trug er auch einen Namen, der in den Augen des hohen Adels Englands auf ewige Zeiten ein Fluch war; konnte man dieſem Namen wol große Erinnerungen beſtreiten, die auf immer in der Geſchichte leben werden?

Dieſe und ähnliche Gedanken wogten fortwährend in Arthur's Seele, und Mitternacht war beinahe herangekommen, als der Jüngling, noch immer mit ihnen beſchäftigt, ſich in einen Lehnſtuhl warf und in die helle Mondnacht, die die grotesken Umgebungen des Schloſſes nur um ſo romantiſcher erſcheinen ließ, hinausſtarrte. Bald aber ſchweifte das Auge des jungen Mannes über das von einem leichten Winde bewegte Schilf des das Schloß von dieſer Seite begrenzenden Sumpfes zu jenen Felſenſpalten, zu jenen

uralten Eichen hinüber, in deren Schatten er ſo
mit Lucien gewandelt, und wie von einem heftig
Schmerz durchzuckt, wandte er das Antlitz von
ihn mit ſo ſehnſuchtsvoller Wehmuth anſprechend
Gegend nach dem Innern des Zimmers.

Zufällig befand ſich der Seſſel des Jünglings d
Schranke gegenüber, durch deſſen Thür, wie P
worth im Laufe des Tages mit ſo viel claſſiſch
Betheuerungen verſichert hatte, das Geſpenſt der v
rigen Nacht geſchritten war, und wirklich erſchien
dem jungen Manne in der eigenthümlichen Beleu
tung, welche das Zuſammentreffen der Mondesſtra
mit denen des düſter brennenden Nachtlichts ver
ſachte, die breiten Eichenpfoſten, das ſchwere G
bälke des Mauerſchrankes, ja die Breite und Hö
der mächtigen Flügelthüren mehr einer zu dem V
ließe der Burg führenden Pforte als einem Kleid
oder ſonſtigen Aufbewahrungsbehältniſſe angemeſſ
Mechaniſch und ohne uber ſein Vorhaben genau
nachzudenken erhob ſich Arthur, holte das hinter
nem Schirme unweit ſeines Lagers brennende Nach
licht, betrachtete ein Weilchen das Aeußere des alt
Schrankes und eröffnete endlich denſelben. Das I
nere des alten Hausrathes wich, wie Arthur bei g
nauer Betrachtung fand, in mancher Hinſicht v

der Einrichtung ähnlicher Behältniſſe ab. Nicht nur daß er die ganze Dicke der Mauer von einigen Ellen im Durchmeſſer einnahm, daß in ihm weder Breter noch Nägel, wie ſolche der Bequemlichkeit wegen ſonſt wol gewöhnlich, angebracht waren, ſondern auch die Rückwand des alten Geräthes bot einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Ein, wie es ſchien, uraltes Schnitzwerk bedeckte in gar nicht ungefälligen Formen die ganze Fläche. In mannichfachen Schlingungen wanden ſich Blumen und Fruchtgewinde durcheinander und umgaben, ein ſymmetriſches Ganze bildend, eine im Mittelpunkte angebrachte, gleichfalls in Holz geſchnitzte Roſe.

Unmöglich konnte man annehmen, daß der alte Künſtler, aus deſſen Händen das zierliche Werk hervorgegangen war, ſolches nur geſchaffen haben ſolle, um es im Innern eines Schrankes verbergen zu laſſen; es konnte, es mußte eine Thür geſchmückt haben. Vielleicht, ſo dachte Arthur, wurde ſie von den erſten Beſitzern des alten Baues, den Mönchen, angebracht, um eine, Gott weiß, zu welchen heimlichen und verbrecheriſchen Zwecken angelegte Communication zu verſtecken; vielleicht verbargen die alten raubſüchtigen Barone hinter ihr den Ertrag ihrer Beutezüge; vielleicht wußte die, ja ohnehin nur ſelten Glengarvcaſtle beſuchende Gräfin kein Wort von den ververborgenen Behältniſſen des Schloſſes. Die Neugierde des jungen Mannes ſteigerte ſich während dieſer Betrachtungen immer mehr und mehr, und aufmerkſam unterſuchte er jede einzelne Verzierung der Thüre — denn daß es eine ſolche wäre, blieb ihm nicht der geringſte Zweifel —, um neben oder unter derſelben irgend eine verborgene Feder, einen verſteckten Riegel oder etwas Aehnliches zu finden. Die Vermuthungen Arthur's ſchienen ſich indeß keineswegs zu beſtätigen. Nirgends war eine Spur, die die Möglichkeit einer Eröffnung andeutete; keine der Verzierungen war beweglich, ihre Vertiefungen mit Spinnweben und Staub bedeckt. Eben wollte Arthur ſeine Nachforſchungen aufgeben, da entdeckte er in der Mitte der die Hauptverzierung bildenden Roſe einen verroſteten Nagel. Sollte der Künſtler blos beabſichtigt haben, das vorſpringende Bildwerk damit auf die Fläche zu heften? fragte ſich der Jüngling. Mit wiederum erwachender Neugier verſuchte er das Eiſen zu drehen. Es gelang nicht; heftig drückte er jetzt auf daſſelbe, und knarrend fuhr ein Riegel zurück, und die Thür ſprang auf.

Ueberraſcht ſtand Arthur einen Augenblick, dann trat er, das Licht in der Hand, in das geöffnete

Gemach, zu dem drei oder vier ſteinerne Stufen abwärts führten. Der Anblick, der ihm in demſelben wurde, war von dem, den er erwartet hatte, gänzlich verſchieden. Er hatte geglaubt, daß jene Thür düſtere, grauenhafte Gefängnißräume, modrige Gewölbe, dumpfe Verließe verſchloſſen halten würde, und jetzt befand er ſich in einem ſchmalen, langen, dabei von dem Monde hell erleuchteten Corridor, der früher allem Anſcheine nach die Waffenkammer der alten Beſitzer des Schloſſes geweſen war.

In langen Reihen hingen hier Waffen jeder Art. Sie waren ſorgfältig und nach chronologiſcher Folge geordnet. Das kupferne, mit grünem Roſt bedeckte Opfermeſſer des alten Piktenvolks begann, ihm folgte das kurze Römerſchwerdt, dieſem die Streitart des Galen, und ſo eine Waffe immer der andern. Da eine zierlich mit Silber ausgelegte Flinte mit einem Räderſchloſſe die letzte Waffe der langen Reihe war, ſo ſchloß Arthur, daß ſeit ungefähr ſechzig Jahren die Sammlung nicht vermehrt worden. Seit langer Zeit mochte die Galerie von Niemanden beſucht worden ſein, denn ſämmtliche Gegenſtände in derſelben bedeckten Spinngewebe und Staub.

Die Neugier hatte indeſſen unſern jungen Freund immer weiter geführt, er gelangte an eine halb offen ſtehende Thür und durch dieſe in einen weiten Saal, oder, um es genauer zu bezeichnen, in eine geräumige gewölbte Halle, deren Decke von vier mächtigen Pfeilern getragen wurde. Vielleicht war das weitläuftige Gemach in frühern Zeiten das Speiſezimmer, das Refectorium der Mönche geweſen; aber augenſcheinlich war es von den ſpätern Beſitzern in den ſogenannten Ritter- oder Ahnenſaal verwandelt worden, denn von allen Wänden blickten die lebensgroßen Geſtalten der alten Grafen von Glengary, von kunſtfertiger Hand gemalt, hernieder. Die Sammlung ſchien die Portraits der Familienmitglieder mehrer Generationen in ſich zu begreifen. Die Tracht der älteſten, ſowol der Männer als Frauen, deuteten auf die Zeiten Edward's des Bekenners. Der Kunſtwerth der Gemälde war natürlich ſehr verſchieden, doch waren die neueſten augenſcheinlich von einer Meiſterhand; Colorit, Zeichnung, Alles bekundete den geübten Künſtler. Lange betrachtete Arthur dieſe letztern; ſie waren ſichtlich aus einem und demſelben Pinſel hervorgegangen. Wie erſtaunte der Jüngling, als er in der Ecke eines jeden von ihnen die Inſchrift: „**Ralph Comes de Glengary fecit,**" antraf. Dieſelbe Hand alſo, die den mächtigen Keiler niederbohrte, ſchuf auch ſo treffliche Gemälde; der wackere Waidmann war ein ebenſo wackerer Künſtler. Längere Zeit erfreute ſich Arthur im Anſchauen der werthvollen Bilder, da gewahrte er dicht neben ſich am obern Ende des Saales einen Vorhang, der gleichfalls ein Gemälde, vielleicht das werthvollſte von allen, verbarg. Raſch ergriff der Jüngling eine herabhängende Schnur; er zog, und der Vorhang flog zurück.

Arthur hatte ſich keineswegs getäuſcht; das von ſeiner Hülle befreite Gemälde war von höchſtem Werthe. Leider ſtellte es ein ewig beklagenswerthes Ereigniß, den Inhalt des blutigſten Blattes der engliſchen Geſchichte dar. Die Enthauptung Karl I. war in lebensgroßen Figuren und mit der entſetzlichſten Genauigkeit auf der Leinwand abgebildet.

Der Künſtler hatte den Moment gewählt, in welchem der königliche Märtyrer, nachdem er auf dem Schaffot und Angeſichts des Volkes ſeine Unſchuld betheuert, zum Blocke tritt. Er ſchien, zu dem Biſchof Juron und dem Obriſten Tomlinſon gewendet, eben ſeine Rede geendet zu haben. Die rechte Hand ſtreckte der unglückliche Fürſt gen Himmel, die linke ruhte auf dem Herzen. Die von Natur melancholiſchen Züge des Königs waren ruhig; nur das große klagende Auge blickte nach den Wolken. Die Geſichter der Nebenfiguren, mit Ausnahme derer des Biſchofs und Tomlinſon's, auf denen eine tiefe Rührung zu leſen war, zeigten mehr Hohn als Theilnahme, vorzüglich das des Obriſten Hacker, welche das Schwert erhoben hatte, um das Zeichen zum Wirbeln der Trommeln zu geben. Vor Allem abe zog eine im Vordergrunde des Gemäldes befindlich Geſtalt — augenſcheinlich hatte der Maler ſie mi ganz beſonderer Vorliebe behandelt — Arthur's Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war die des Henkers.

Bekanntlich blieb die Perſönlichkeit deſſelben ei Geheimniß; der Furchtbare trug bei der Trauerſcen eine Larve vor dem Antlitz. Hier auf dem Gemäld war dies nicht der Fall; ſeine Züge waren unbedeckt und — welch ſeltſamer Widerſpruch — von de edelſten Formen.

Arthur war ungemein betroffen. Sollte, ſo fragt er ſich, irgend ein auf Thatſachen ruhender Grun zu der von der Geſchichte abweichenden Darſtellun Veranlaſſung gegeben haben? Hatte der Künſtler i den Zügen des Mannes zugleich die Motive zu de ungeheuern That niederlegen wollen? Beidem widerſprach die Ausführung des Gemäldes. Dies Antli war Portrait. Arthur glaubte es ſchon irgendwo abgebildet geſehen zu haben. Der zweite Grund wi verlegte ſich von ſelbſt. Kein Ausbruch von Leidenſchaft, den der Künſtler zu einem maleriſchen Zwecke hätte benutzen können, zeigte ſich in dem leichenblaſſen, von ſchwarzem Lockenhaar umringelten Antlitz des ungefähr vierzigjährigen Mannes. Ruhig und niedergeſenkt hielt die rechte Hand das Todesbeil; die linke winkte dem unglücklichen Fürſten zum Niederknien.

Hätte die Meinung des Künſtlers, auf dieſe Weiſe keinen Effect erregen zu wollen, unſerm Freunde noch verborgen bleiben können, ſo würde die übrige ruhige Haltung des Mannes, der ſeitwärts liegende ſorgſam zuſammengefaltete Mantel, der auf letzterm ruhende Hut und die geregelte, einen der höhern Stände bezeichnende Kleidung ihm in dieſer Hinſicht keinen Zweifel gelaſſen haben.

Arthur war lange Zeit nicht im Stande, ſich von dem Anſchauen des Gemäldes loszureißen. Der Gegenſtand, obgleich an ſich ein fürchterlicher, war dennoch für den Jüngling von höchſtem Intereſſe. Erſt ſechzig Jahre waren ſeit der Trauerſcene, die die Blicke Europas auf ſich gezogen hatte, dahingegangen; noch lebte ihr Andenken in dem Herzen jedes Briten. Und dann — war nicht der unglückliche Monarch der Urgroßvater des Jünglings?

Dieſe ernſten melancholiſchen Züge, waren ſie nicht — Arthur hatte es oft behaupten hören — ſeine eignen und durch drei Generationen und einen ſeltenen Eigenſinn der Natur bis zu dem Urenkel gelangt?

So lange aber auch das Auge des Jünglings auf dem Bilde des Königs verweilte, immer kehrte es zu dem ſeines geheimnißvollen Mörders zurück. Warum hatte der Künſtler jenen Unſeligen der hiſtoriſchen Thatſache entgegen unverlarvt dargeſtellt? Warum ihn als Hauptfigur des Gemäldes und mit ſo ungemeiner Sorgfalt abgebildet? War der enorme Contraſt zwiſchen der Handlung des Entſetzlichen und dieſen edlen Zügen, den reinen Formen der hohen Haltung in der Natur begründet geweſen, oder entſprang er aus der Phantaſie des Künſtlers? Je länger Arthur dies Antlitz betrachtete, je gewiſſer ward es ihm, daß er es ſchon irgendwo abconterfeit geſehen habe. Immer mehr floſſen dieſe Züge mit andern früher geſchauten zuſammen. Jetzt auf einmal, wie ein Blitzſtral ſchoß es ihm durch die Seele — ja es war entſchieden, dies Geſicht war eins mit dem des Grafen Glengary, der ſeinem Lager gegenüber hing.

Haſtig zog Arthur den Vorhang vor das Bild; er mußte zurückkehren, mußte vergleichen. Eben wollte er den Rückweg antreten, da hörte er zu ſeinem Erſtaunen langſame ſchleppende Schritte aus dem Corridore hertönen. Pelworth, ſo dachte er, würde ſeine Abweſenheit bemerkt haben; er würde aus Angſt oder Beſorgniß ihm nachgefolgt ſein. Der Mondſchein konnte dem Freunde die offene Schrankthür verrathen und ihn weiter und weiter geführt haben. Haſtig wollte er dem Gefährten entgegeneilen und ihn von dem Angeſchauten unterrichten. Jetzt rannte er gegen einen Pfeiler, das Nachtlicht fiel zu Boden, es erloſch.

Die Schritte des Kommenden tönten indeß immer näher. Das Langſame und Schleppende derſelben brachte den Jüngling zuerſt auf den Gedanken, daß es nicht Pelworth's Tritte wären. Unwillkürlich trat er in den Schatten eines Pfeilers. Wie erſtaunte Arthur, als er eine ganz fremde Geſtalt aus dem Gange in den Saal treten ſah.

Obgleich voller Jugendkraft und Muth, war der junge Mann dennoch durch ſeine Erziehung ſo ſehr in den Vorurtheilen ſeiner Zeit befangen, als daß ihn nicht ein unwillkürlicher Schauder vom Scheitel bis zur Sohle hätte durchzucken ſollen. Das Aeußere der Geſtalt, welches bei dem hellen Vollmondslichte ſich faſt wie am Tage in jeder Einzelnheit erkennen ließ, war eben nicht geeignet, den Geſpenſterglauben des Jünglings zu zerſtreuen. Das spectrum, wie Pelworth ſich ausgedrückt haben würde, hatte das Anſehen eines Greiſes vom höchſten Alter. Lange dünne Locken eines ſchneeweißen Haares fielen zu beiden Seiten eines Geſichtes herab, in welches lange Leiden, oder die Dauer eines Jahrhunderts Furche an Furche gezeichnet hatten. Ein langer ſilberweißer Bart wallte bis zum Gürtel der ſchwarzen Kleidung, die von einem Schnitte zeugte, wie ſolcher vor einem halben Seculum Mode geweſen ſein mochte. Nur langſam und mit Mühe bewegte ſich die Geſtalt nach dem obern Theile des Saales, eben dahin, wo das von einem Vorhange bedeckte Gemälde hing. Da ihr Weg ſie dicht an dem Pfeiler, hinter dem Arthur ſtand, vorüberführte, ſo machte das tiefliegende, glanzloſe Auge der Erſcheinung, vor Allem aber ein in ihrem rechten Arm ruhendes blitzendes Beil auf den Jüngling einen grauenvollen Eindruck.

Jetzt war der Bewohner einer andern Welt — denn als ein ſolcher erſchien er unſerm Freunde — vor dem Gemälde angekommen; mit zitternder Hand griff er nach der Schnur des Vorhanges, dieſer flog zurück, und mit einem in dem weiten Saale wiedertönenden Seufzer ſtürzte die Geſtalt auf ihre Knie.

Bittend, ſo ſchien es, ſtreckte ſie die dürren entfleiſchten Arme gegen das Bild. Klirrend fiel das Beil zu Boden, und, wie vor ſich ſelbſt ſich entſetzend, rang die Geſtalt die Knochenhände und drückte dann das Geſicht gegen den Boden.

Lange Zeit hatte ſie in dieſer Stellung zugebracht; Todtenſtille herrſchte in der weiten Halle, nur dann und wann von dem tiefen Stöhnen der geheimnißvollen Erſcheinung unterbrochen. Jetzt auf einmal richtete ſie ſich empor; es war, als würde ſie von einer innern heftigen Bewegung, von einem wilden Wahnſinne aufgeriſſen. Raſcher, als ſie ſich niedergeworfen, ſprang ſie auf, das Beil in voller Wuth ergreifend. Sie ſtand einen Augenblick; Töne wollten ſich der gepreßten Bruſt entringen. „Alſo dennoch, du Unverſöhnlicher, dennoch!“ rief ſie in einem Tone, der das Mittel zwiſchen Wuth und höchſter Seelenangſt zu halten ſchien.

In dieſem Augenblicke ward es Arthur klar: es war kein Geiſt, es war ein Wahnſinniger, der vor ihm ſtand. Er berathſchlagte mit ſich ſelbſt, was hier zu thun ſei. Ehe er aber noch einen Entſchluß faſſen konnte, hob die Geſtalt aufs Neue zu ſprechen an.

„Der Block ſteht feſt genug,“ rief ſie mit zitternder Stimme. „Ich ſage Euch, Sire, der Block ſteht feſt genug,“ wiederholte ſie nach einer Pauſe. Es waren dieſelben Worte, die der Henker Karl I. an das erlauchte Opfer richtete, als es über die Befeſtigung des Mordgeräthes Zweifel äußerte.

Im Innerſten ergriffen ſtarrte der Jüngling auf den Unglücklichen, der ſo furchtbar vom Wahnſinne gefoltert wurde.

Plötzlich ſchwang die Geſtalt das Beil über dem Haupte; ſie ſchien auf das Bild eindringen zu wollen. Das Kunſtwerk vor der Zerſtörung zu retten, ſprang Arthur aus ſeinem Verſteck hervor; mit einem Sprunge war er an der Seite des Wahnſinnigen. Bei weitem an Kraft ihm überlegen, entriß er deſſen altersſchwachem Arme das Werkzeug des Mordes und ſchleuderte es durch das Fenſter, deſſen klirrende Scheiben mit dem Beile zugleich in den das Schloß umgebenden Moraſt verſanken.

Mit aller Kraft der Jugend hielt während dieſer Augenblicke Arthur den Fremden am Arme. Starr blickte dieſer den Jüngling in das Geſicht. Die ſonſt ſo glanzloſen Augen ſchienen ſich aus ihren Höhlen drängen zu wollen. „Vergiebſt Du, Märtyrer?“ ſtammelte er endlich und ſank ohnmächtig zur Erde.

Arthur war in ungemeiner Beſtürzung und Verlegenheit. Sollte er den Unglücklichen in dieſem Zuſtande ſo lange verlaſſen, bis er Hülfe geſchafft? ſollte er hier bleiben und durch Rufen das Haus in Alarm bringen? Beides ſchien ihm gleich unangemeſſen. Er beſann ſich nicht lange; ſchleunige Hülfe war hier nöthig. Er nahm den bewußtloſen Greis in ſeine Arme, durcheilte mit der leichten Bürde den Corridor und trug ihn auf ſein eignes Lager. Nur mit Mühe gelang es ihm, Pelworth zu wecken, und ehe dieſer aus der wenig zuſammenhängenden Darſtellung auf das Ganze des Abenteuers ſchließen konnte, hatte Arthur die in dem Zimmer des Freundes brennende Lampe herbeigeholt.

„Das **spectrum**!“ ſchrie der erſchrockene Dichter, nachdem er einen Blick auf Arthur's Lager geworfen, und ſprang einige Schritte zurück. „Ich ſage Euch, es iſt das **spectrum** der vorigen Nacht, wo nicht der Teufel ſelbſt.“

Nur mit Mühe ſuchte der Jüngling den erſchrockenen Gefährten zu beruhigen; aber erſt nach langem Zureden konnte er Pelworth dahin bringen, ſo lange bei dem Kranken zu verweilen, bis er Hülfe geholt.

Mit raſchen Schritten eilte nun Arthur in jenen Theil des Schloſſes, wo, wie er wußte, der alte

Diener der Gräfin ſchlief. Mit wenigen Worten theilte er dieſem den Vorfall mit.

„Gott, mein unglücklicher Herr! Alſo ein neuer heftiger Anfall!“ rief der Alte, vom Lager aufſpringend und nur leicht bekleidet mit Arthur nach deſſen Zimmer eilend. Auf dem Wege erzählte er in abgebrochenen Worten Einiges von der Perſönlichkeit des Kranken. Es ſei derſelbe, ſprach er, der Großoheim des verſtorbenen Grafen, der Graf Ralph Sinclair. Wie man behauptet, müſſe der Unglückliche beinahe ein hundertjähriges Alter erreicht haben, und über die Hälfte dieſer Zeit habe er im Wahnſinne zugebracht. Für die Bewohner des Schloſſes ſei der Zuſtand des Unglücklichen wenig ſtörend; die Tageszeit bringe er größtentheils ſchlafend, jedenfalls aber immer im verſchloſſenen Zimmer zu, wo er blos ſeinem Diener — der Gräfin niemals — Zutritt geſtatte. Mit Anbruch der Nacht habe der unglückliche Greis die Gewohnheit, eine Wanderung nach dem unbewohnten Flügel des Schloſſes, vorzüglich nach dem Saale, wo Arthur ihn gefunden, anzutreten. Oft komme er erſt mit Tagesanbruch zurück. Suche man ihn von der nächtlichen Wanderung abzuhalten, ſo arte der ſtille Wahnſinn in die heftigſte Raſerei aus. Geſprochen habe der Unglückliche nur bei An-

fällen von Wuth, ſonſt ſich mit ihm, dem Diener,
blos durch Winke verſtändigt. Da man durch die
Erfahrung überzeugt worden, daß mit dem Aermſten
am beſten auszukommen, wenn man ihn ruhig ſein
nächtliches Weſen treiben laſſe, ſo habe die Gräſin
alle Vorkehrungen getroffen, daß er auf keine Weiſe
n ſeinen Wanderungen geſtört werde. Bei Wuth-
nfällen, die ſonſt häuſiger als jetzt geweſen, ſtoße
r die heftigſten Verwünſchungen gegen ſich aus. Ge-
ngere Ausbrüche charakteriſirten ſich durch Bitten
nd Flehen, ihn, den hundertjährigen Greis, nicht
uf das Schaffot zu führen. Den Saal habe übri-
ns außer dem Wahnſinnigen noch Niemand als
e Gräſin und deren Tochter betreten. Beide wä-
n beim Heraustritt heftig bewegt geweſen, und von
ſer Zeit an habe Erſtere ſtreng darauf gehalten,
ß gegen keinen Fremden das Daſein des Unglück-
en erwähnt werde. Dies ginge, ſprach der Alte,
ſo beſſer an, da das Zimmer des Wahnſinni-
, obgleich im bewohnten Theile des Schloſſes,
h etwas entlegen ſei, und die Thür immer von
geſchloſſen gehalten werde. Da eben in den Zim-
n der Gräſin einige Veränderungen gemacht wür-
, ſo habe ſie die Freunde, obwol ungern, in je-
entfernten Theil des Hauſes logiren müſſen und,

um jede Störung des Wahnſinnigen zu vermeiden, angeordnet, die Gangthür offen zu erhalten. Ob derſelben die geheime Thür des Schrankes bekannt ſei, wiſſe er nicht; ihm ſelbſt, obwol er über zehn Jahre im Schloſſe lebe, ſei ſie unbekannt geblieben."

Längere Zeit hatten Arthur, Pelworth und der Diener ſich bemüht, den in tiefer Ohnmacht liegenden Kranken wieder in das Leben zu rufen. Jetzt endlich ſchlug er die Augen auf; ſein Blick fiel auf Arthur. Wie geblendet durch einen Blitzſtral, bedeckte er ſich das Geſicht mit beiden Händen und rief mit matter zitternder Stimme: „Noch einmal? noch einmal? — Und doch iſt Deine Zeit vorüber!"

„Beruhigt Euch, unglücklicher Mann!" ſprach Arthur tröſtend. „Menſchen, die Euch wohlwollen, umſtehen Euer Lager."

„Menſchen?" ſprach der Unglückliche. „Menſchen?" — Langſam und ſchüchtern nahm er die Hände vom Antlitz und ſtarrte lange auf den Jüngling. — „Dieſe Züge? dieſe Stimme?" ſprach er dumpf vor ſich hin. „Aber Du biſt ein Jüngling, und er — das graue entkrönte Haupt! — Haſt Du," rief er heftig, „auch von dem grauen entkrönten Haupte gehört?"

„Wenn ich nicht irre," ſprach der Jüngling beſänftigend, „ſo nannte ſich der unglückliche König Karl I. ſo in dem Gedichte, welches er im Gefängniſſe verfertigte, und auch in dem Buche: **Eikon basiliké**, in dem er ſo rührend Verzeihung gegen ſeine Mörder ausſpricht, nennt er ſich ſo.“

„Er konnte verzeihen?“ rief mit Anſtrengung ſeiner ſchwachen Kräfte der Greis. „Aber Du, wie nennſt Du Dich? Dieſe Züge! Dieſe Züge!“

Der Wahnſinn ſchien wiederzukehren.

„Ich heiße Cromwell,“ erwiderte Arthur, indem er freundlich die Hand des Kranken faßte. „Ich bin ein Fremdling in dieſem Lande, ein Amerikaner.“

„Du nennſt Dich Cromwell?“ rief mit wilden Blicken der Greis; „Du nennſt Dich Cromwell, und dieſer Name erdrückt Dich nicht? O,“ ſprach er mit tiefem Stöhnen, „ich kannte Einen, der ſich ſo zum Abſcheu ward, daß ihn der eigne Name in Wuth bringen konnte! Dennoch dachte der Elende nichts als dieſen Namen, der durch ihn zum Fluch geworden, zu Gift, von dem er lebt, wie Mithridat der alte pontiſche Fürſt, und das ihn nicht ſterben läßt, bis daß er ein Jahrhundert alt iſt.“

Der Kranke ſchien hier in tiefes Nachdenken zu verſinken. Endlich fragte er mit ſchwacher Stimme: „Könnt Ihr mir wol die Jahreszahl ſagen?“

„So zuſammenhängend ſprach er noch nie," lispelte der alte Diener und nannte dann dem Kranken das Jahr.

„Und Tag und Monat?" fragte haſtig der Greis.

Arthur nannte ihm Beides.

„O dann wäre es möglich!" ſagte der Alte, indem er ſeine Hände gefaltet emporhob.

Längere Zeit lag er ſchweigend auf dem Lager, dann fragte er mit matter Stimme:

„Nannteſt Du Dich nicht Cromwell, lieber Fremdling?"

Arthur bejahte die Frage.

„Aber dies Antlitz!" rief der Greis. „Deine Züge ſind nicht die Züge eines Cromwell's; dieſe Züge trug ein Anderer."

„Man behauptet," ſprach Arthur, den Kranken unterbrechend, „daß ich Karl I. ähnle. Es iſt freilich ein ſeltener Eigenſinn der Natur; doch wird es Euch weniger auffallen, wenn ich Euch ſage, daß meine Großmutter die leibliche Tochter des unglücklichen Fürſten war."

„Ihren Namen? ihren Namen?" rief in gewaltiger Bewegung der Greis.

„Cäcilie Stuart," ſprach der Jüngling. „Ihre Mutter, eine Falkland, war mit Karl I. in geheimer

Ehe verbunden. Die Tochter heirathete durch ſonderbare Verkettung der Umſtände den jüngſten Sohn des Protectors. Der Wunſch, gewiſſe verloren gegangene, auf dieſe Ehe ſich beziehende Documente wiederzuerlangen, führte mich aus Amerika nach England. — Aber," ſchloß Arthur, „Ihr ſcheint Euch erholt zu haben. Erlaubt Ihr es, ſo tragen wir Euch nach Euerm Zimmer."

Der Greis machte eine verneinende Bewegung mit der Hand und verſank in tiefes ſtilles Nachdenken. Dann und wann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wollte er die entfliehenden Gedanken zu haſchen ſuchen, und murmelte leiſe einige Worte. Der alte Diener winkte indeß Pelworth und Arthur, von dem Bette des Kranken zurück zu treten. Man müſſe, ſprach er, ihn ſich ſelbſt überlaſſen. Gewöhnlich beruhige er ſich in ſolchen Augenblicken; doch aber ſei er zu aufgeregt, und ſtöre man ihn in dieſem Zuſtande, ſo folge leicht ein neuer Wuthanfall.

Lange hatten ſich die Anweſenden vom Bette des Kranken entfernt gehalten. Sie hofften, daß der Schlaf ihm Ruhe bringen ſolle, doch ſie täuſchten ſich.

„Iſt die Gräfin im Schloſſe?" fragte er auf einmal mit hohler Stimme.

Der alte Diener bejahte dieſe Frage.

„Auch ihre Tochter, die arme Lucie?“ fuhr der Kranke fort.

„So ſagt Beiden,“ ſprach der Greis, als auch hierauf die Antwort bejahend ausfiel; „ſagt Beiden: ein Sterbender ließe ſie bitten, an ſeinem Lager zu erſcheinen.“

Sobald der Diener ſich entfernt hatte, verfiel der Greis wieder in das vorige Schweigen.

Es hatte längere Zeit gedauert, als die Gräfin nebſt Lucien mit allen Zeichen von Beſtürzung eintraten. Theilnehmend faßte die Letztere die Hand des Greiſes, während die Gräfin in ſichtlicher Verwirrung mehre Fragen, die ſich auf das Befinden des Kranken bezogen, wiederholte. Die Unſicherheit ihres Benehmens, geſteigert durch eine auffallende Aengſtlichkeit, zeigte deutlich, daß die Anweſenheit Arthur's und ſeines Gefährten ihr in dieſem Augenblicke höchſt unwillkommen ſei. Dies bemerkend, gab der Jüngling dem Freunde einen Wink, und Beide wollten ſich eben in das Nebenzimmer begeben, als der Kranke mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte zu bleiben gebot.

„Bleibe, Jüngling,“ rief er mit ſchauerlicher, wie von jenſeits der Gräber herübertönenden Stimme. „Vor dem furchtbaren Tribunale, vor welchem in we-

z Augenblicken Karl, Eliſabeth und Cäcilie klagend
r gegenüberſtehen werden, bedarf ich eines Zeug-
ſes, daß ich wenigſtens ein Sandkorn jener Berge
n Schuld, die mir auf der Seele laſten, habe
werfen wollen. Gehe, Jüngling,“ ſprach er, „geh-
rch jene Thür,“ er zeigte auf die verborgene Thür
s Schrankes, die offen geblieben; „Du gelangſt
einen Saal; dort findeſt Du ein Bild — ein
ld — o ein entſetzliches Bild! — Hinter dieſem
ndet ſich ein Schrank; in ihm ein ſchwarzes
ſtchen. Bringe dieſes, aber eile; der Sand ver-
nt!“

Die Gräfin erhob ſich raſch, ſie ſchien Arthur
leiten zu wollen.

„Bleibt, Gräfin Nichte,“ rief der Kranke heftig,
dieſes „Bleibt!“ in Verein mit dem wilden Blicke
rollenden Auges, ſchien die Dame gewaltſam
ihren Stuhl zurückzuwerfen.

Eine Todtenſtille herrſchte in dem Krankenzimmer.
Nach wenigen Augenblicken trat Arthur wieder
Er trug ein Käſtchen von Ebenholz in der
d; Schloß und Beſchläge von hellpolirtem Stahle
m hier und da von Roſt bedeckt.

„Oeffne!“ ſprach der Kranke zu Arthur; „auf
Boden des Käſtchens iſt eine verborgene Feder.“

Umſonſt bemühte der Jüngling ſich längere Zeit;
der Roſt hatte die Maſchinerie ungangbar gemacht.

„Zertrümmere das Behältniß,“ rief der Kranke
haſtig. „Mit Tagesanbruch käme Alles zu ſpät.“

Ein kräftiger Fauſtſchlag Arthur's ſpaltete den
Deckel des Käſtchens. Es war bis obenan mit Urkunden gefüllt.

„Gib den verſiegelten Brief, den Du zu oberſ
findeſt, der Gräfin;“ ſprach der Kranke zu Arthur
„Der übrige Inhalt iſt Dein Eigenthum.“

Haſtig erbrach die Gräfin das Schreiben un
erblaßte, als ſie kaum einige Zeilen geleſen hatte
So außerordentlich aber auch der Inhalt derſelbe
ſie überraſchte, ſo war doch ihre Ueberraſchung mi
der des Jünglings nicht zu vergleichen. Er glaubt
kaum, ſeinen Augen trauen zu dürfen, als er al
Papiere, deren Verluſt den Ruin der Glückumſtänd
ſeiner Familie verurſacht hatte, vor ſich liegen ſa
Der vierte Theil von ihnen wäre hinreichend gew
ſen, die für ſeinen Vater ſo unglücklich abgelaufene
Proceſſe zu ſeinem Vortheile zu entſcheiden und d
Familie Sinclair als unrechtmäßige Beſitzer darz
ſtellen. Auch die Trauungsurkunde Karl I. mit E
ſabeth Falkland und der Geburtsſchein der aus d

ſer Ehe entſproſſenen Tochter Cäcilie befand ſich unter den Papieren.

Ein Schweigen von mehren Minuten hatte indeſſen in der Geſellſchaft geherrſcht; die Gräfin ſchien ſich geſammelt zu haben und unterbrach es zuerſt.

„Oheim,“ ſprach ſie zu dem Kranken in einem Tone, in den ſie eine gewiſſe Feſtigkeit zu legen ſuchte, und der dadurch die Beſtürzung, in der ſie ſich befand, nur um ſomehr verrieth; „Oheim, Ihr behauptet in dieſem Schreiben, daß Euer Gewiſſen Euch zur Pflicht mache, jene Urkunden dem rechtmäßigen Beſitzer, den Ihr ſoeben in dieſem Herrn gefunden zu haben wähnt, zukommen zu laſſen. Ihr werdet mir indeß zugeben, daß meine Pflicht gegen Lucie und gegen mich ſelbſt es erheiſcht, zu fodern, Actenſtücke, die vielleicht dem Archive meines Hauſes entnommen ſind, einſehen zu dürfen. Der Seelenzuſtand, in dem Ihr Euch ſeit langer Zeit befunden, gebietet mir dieſe Vorſicht, und weder Ihr noch Sir Arthur werdet es mir verübeln können, wenn ich Beweiſe fodere, daß Ihr, Oheim, berechtigt ſeid, über dieſe Papiere zu verfügen, und Ihr, Sir Arthur, ſolche geſetzlich reclamiren könnt.“

„O ewige Gerechtigkeit,“ ſprach dumpf der Greis, „beginnen ſchon dieſſeits deine Gerichte?“

„Daß ich berechtigt ſei, dieſe Papiere in Anſpruch zu nehmen,“ ſagte Arthur mit einiger Entrüſtung im Tone, und indem er etliche Blätter aus ſeinem Portefeuille nahm, „möge mein Taufſchein und dies beglaubigte Geſchlechtsregiſter Euch darthun. Ihr mögt nun ſelbſt entſcheiden, Frau Gräfin, ob jene Urkunden, die ich durchzuſehen bitte, mir gehören können oder nicht.“

„Behalte, was Dein iſt,“ rief mit angſthaftem Tone der Greis. „Ich,“ ſprach er mit immer wilder werdender Stimme; „ich kann Dich beſſer legitimiren. Gehe hinaus, James, gehe hinaus, alter Diener; Einer wenigſtens muß ohne Abſcheu dem Sarge des letzten Sinclair folgen können.“

Der Diener verließ das Gemach, und die Augen der Umſtehenden ruhten mit ängſtlicher Erwartung auf dem Kranken, der in ſeinem Bette halb aufgeaufgerichtet ſaß.

„Wißt Ihr,“ hob er nach einer Pauſe mit einer Stimme, deren grauenhafte Töne in dem weiten Gemache wiederhallten, an; „wißt Ihr den Namen des Ungeheuers, das vor dreiundſechzig Jahren dem Märtyrerkönig das Haupt vom Rumpfe ſchlug? Ich kann es Euch ſagen, der Elende hieß Ralph Sinclair von Glengary.“

„Sagt nein, Oheim, ſagt nein,“ rief die Gräfin, von ihrem Sitze aufſpringend. „Ihr ſeid es nicht, Ihr könnt es nicht ſein; der Irrſinn ſpricht aus Euch.“

„Meint Ihr, Gräfin?“ rief mit furchtbar wildem Tone der Alte. „Meint Ihr dies, da Ihr die That nur denkt? Ich, ich habe ſie gethan! — Hört jetzt,“ ſetzte er gefaßter hinzu, „und dann verdammt Den, der ſich ſelbſt verdammt. — Ich war,“ erzählte er nun, „der Jüngſte zweier Brüder. Mein Vater wünſchte mich mit Eliſabeth Falkland, einer nahen Verwandtin und reichen Erbin, zu verbinden. Eine Heirath dieſer Art lag auch im Intereſſe der Familie des Mädchens; wir wurden verlobt — ohne Liebe. Um dieſe Zeit erſchien ich zuerſt am Hofe Jakobs I. Jung, voll Jugendmuth, doch ernſten Sinnes, Anhänger der Krone bis zum Enthuſiasmus, ſchenkte Karl I., damals noch Kronprinz, mir ſeine ganze Neigung. Die des allmächtigen Günſtlings hatte ich durch einige Talente, unter denen das des Malers obenan ſtand, ſchon vorher gewonnen. Paris, den glänzendſten Hof Europens zu ſehen, war damals mein heißeſter Wunſch. Kaum hatte ich ihn gegen Buckingham ausgeſprochen, ſo war ich auch ſchon zum erſten Cavalier der dortigen Geſandtſchaft ernannt. Ich nahm Abſchied von der Verlobten; ſie war mehr noch Kind als Jungfrau. Dies kränkelnde, einſylbige Landmädchen konnte auf den Jüngling, der eben die erſten Schönheiten Londons verlaſſen hatte, keinen Eindruck machen; ich ging, kälter als ich gekommen war. Drei Jahre blieb ich in Paris. Nur ſelten ſchrieb ich an die Verlobte; die Convenienz allein hatte dieſe Briefe dictirt. Die erſten Antworten des Mädchens überraſchten mich; dieſen hellen Geiſt, dies tiefe Gefühl hatte ich in dem einfachen Mädchen nicht vermuthet. Ich widmete unſerer Correſpondenz mehr Aufmerkſamkeit, ſchrieb herzlicher, öfter. Wie erſtaunte ich, als ich in dem Maße, wie meine Briefe zärtlicher wurden, die ihrigen eine immer mattere Farbe annehmen und endlich ganz ausbleiben ſah. In dieſer Zeit hörte ich von allen Bekannten, die aus England nach Frankreich kamen, von Eliſabeth's erblühender Schönheit ſprechen; aber nicht nur dieſe, auch ihr Geiſt ward gerühmt. Sie war in London, war am Hofe erſchienen, hatte Aufſehen erregt, hatte die Männerwelt entzückt; ich glaubte kaum meinen Ohren trauen zu dürfen. Familienangelegenheiten machten während dieſer Periode meine Anweſenheit in London nöthig. Ich hielt um Urlaub an; er ward mir ſtreng verweigert. Beſtürzt darüber wandte ich mich an den Prinzen, an Buckingham; ich erhielt keine Antwort. Noch berathſchlagte ich, was zu thun ſei; ich prüfte alle Umſtände, welche dieſe Ungnade, dieſes allgemeine Zurückziehen von dem ſonſt ſo Begünſtigten veranlaßt haben könnten. Umſonſt ſtrengte ich alle Geiſteskräfte an, ich konnte keine Gründe finden. Da auf einmal treffen ſonderbare Gerüchte mein Ohr, die Briefe der Freunde ſind mit dunkeln Anſpielungen erfüllt. Ich muß Klarheit haben, rufe ich und reiſe ohne Urlaub nach London. Bei Buckingham, dem Gönner, dem Freunde, der, ſelbſt leichtſinnig auch in den wichtigſten Dingen, mir aus der ohne Erlaubniß unternommenen Reiſe, wie ich wähnte, kein Verbrechen machen würde, glaubte ich nichts zu wagen. Ich laſſe mich melden. Wer beſchreibt meine Beſtürzung, als ich einen Geheimenrathsbefehl erhalte, der wegen eigenmächtiger Entfernung von meinem Poſten mich des letztern entbindet und auf zehn Jahre aus England verbannt. Wüthend über dieſe Ungerechtigkeit eilte ich zu einem Freunde, und — höre hier, was er einem Briefe nicht hatte anvertrauen wollen, daß meine Verlobte mit dem Prinzen, wie man allgemein behaupte, in geheimer Ehe verbunden ſei. Jetzt fiel es wie Schuppen von meinen Augen; jetzt war es mir klar, warum man mich entfernt halten wollte, warum ich verbannt war. Wie ein Raſender eile ich, alle Vorſtellungen des Freundes zurückweiſend, noch Eliſabeth's Wohnung. Ich ſtürze in das Zimmer und — ſtaune über die Veränderung, die mit dem Aeußern des Mädchens vorgegangen. Ein ſchwächliches, kränkelndes Kind hatte ich vor drei Jahren zurückgelaſſen und ſand ein im hellſten Glanze der Schönheit ſtralendes Weſen wieder. Jetzt konnte ich überſehen, was ich verloren. Dies Gefühl und alle Empfindungen, die eine ungerechte und unwürdige Behandlung in einem ohnehin heftigen Gemüthe hervorrufen können, regten ſich in meiner Seele. Wüthend werfe ich Eliſabeth ihre Untreue vor, ſchwöre ihr und dem Prinzen blutige, nimmer zu verſöhnende Rache und ſtürze aus dem Zimmer. Man mochte eine verwegene Unternehmung von mir erwartet haben, denn noch in derſelben Nacht ward ich auf Buckingham's Befehl verhaftet und nach dem Continente eingeſchifft. Die Rückkehr ward mir bei Todesſtrafe unterſagt."

„Ich ſchildere Euch," ſprach nach einer Pauſe der Greis, „was man an mir gethan, damit Ihr begreifen mögt, was ich gekonnt."

„Ich übergehe," fuhr er mit ſichtlicher innerer

Bewegung fort; „ich übergehe die Schilderung der Höllenqualen, die die Empfindungen unbefriedigter Rache mir bereiteten. Nur ſelten erhielt ich Nachrichten aus England, und eben war ich in Rom, als die Nachricht von der Vermählung Karl's mit einer ebenbürtigen Gemahlin zu mir gelangte. Seine Ehe mit Eliſabeth, die in dieſer Zeit eine Tochter geboren hatte, war, wie man mir gleichzeitig meldete, mit beiderſeitiger Einwilligung getrennt worden. Der Prinz hatte inzwiſchen den Thron beſtiegen, und ſeine erſte Handlung war, mein Verbannungsurtheil aufzuheben. Nie aber, das hatte ich mir geſchworen, als ich ins Boot ſtieg, nie wollte ich den vaterländiſchen Boden wieder betreten, ohne blutige Rache an Dem zu nehmen, der die Verlobte, Glück und Ehre mir geraubt. Ich blieb. Wer hätte glauben ſollen, daß mir ſobald Gelegenheit werden ſollte, die die Vorſätze auszuführen, die dumpf und formlos mir im Gehirne brüteten? Die Revolution brach aus; der König ward verhaftet. Ich eilte nach England. Im erſten Augenblicke hatte ich den Plan, mich in ſein Gefängniß zu drängen, oder ihn mitten im Verhöre vor den Richtern niederzubohren; beides wäre leicht geweſen; bald aber konnte man mit Gewißheit vorausſehen, daß ſein unglückliches Haupt auf dem

Schaffote fallen würde. Dieſer Schimpf, ich wußte es, war ihm durchbohrender als Alles; zu gut nur kannte ich ſeinen Sinn. Ich gab den Plan zu ſeiner Ermordung auf. Wie aber war die Erfüllung meines Racheſchwures mit dem Aufgeben meines Vorſatzes zu vereinen? Ein Dämon der tiefſten Hölle flüſterte mir die Auskunft zu. Ich wußte, daß der König ſchon als Prinz mit Frankreich und Spanien geheime Verbindungen unterhalten; meine Stellung in Paris hatte mich davon Kenntniß nehmen laſſen, die Beweiſe hatte ich in meiner Hand. Mit dieſen begab ich mich zu Koke, Cromwell und den Andern; ich lieferte die Papiere aus auf die Bedingung, daß ich Derjenige ſei — O, erlaßt mir die nähere Schilderung des Gräuels! Karl fiel auf dem Schaffote durch meine Hand. Er wußte, daß ich es war, der ihm den Tod gab; ich raunte meinen Namen ihm in das Ohr.“

Ein tiefer Abſcheu gab ſich auf den Geſichtern aller Hörenden kund; die Gräfin war wie vernichtet. Glücklicherweiſe bemerkte der Kranke den furchtbaren Eindruck ſeiner Erzählung nicht.

„Kaum hatte ich,“ fuhr er fort, „die entſetzliche That begangen, als es mir war, als ob ich mich allein und einſam in der Tiefe eines bodenloſen Abgrundes befände, und doch fand ich nur in dieſer Empfindung einige Ruhe. Nur in der tiefſten Einſamkeit fand ich zu einigen zuſammenhängenden Gedanken Raum. Jedes Menſchenauge ſchien mich mit einem verklagenden Blicke zu betrachten, ſelbſt lebloſe Gegenſtände Rache über den Mörder zu rufen. Länger als ein Jahr bedurfte ich Zeit, mich zu ermannen. Als dieſes verfloſſen war, riefen Familienangelegenheiten mich auf meine Güter. Ich fand ſie zu Grunde gerichtet, meine Vermögensumſtände zerrüttet. Dieſe wieder emporzubringen, wandte ich mich an die Häupter der Revolution. Sie ließen ihr Werkzeug nicht vergeblich bitten. Eliſabeth Falkland war wie Alle, die zu des Königes vergeblicher Flucht nach der Inſel Whigt behülflich geweſen, ihrer Güter beraubt worden; ich bat um dieſe und erhielt den größern Theil. Den Kindern meines Bruders den ruhigen Beſitz derſelben zu ſichern, wann, was nicht unmöglich ſchien, dereinſt dennoch die Stuarts wieder zur Regierung kommen ſollten, eilte ich alle Papiere zu erlangen, mittels derer die Heirath Eliſabeth's und die Abſtammung ihrer Tochter erwieſen werden könnte, und es gelang mir mit wenig Mühe. Ich würde nun, hätte ich den nagenden Wurm mir aus der Seele bannen können, in tiefſter

Einſamkeit meine Tage ruhiger zugebracht haben; aber ein ebenſo eigenthümlicher als entſetzlicher Seelenzuſtand hatte ſeit dem Tode des Königes mit immer größerer Kraft in meinem Innern Platz gefaßt. Es war, als kämpften zwei Seelen mit einander. — Vielleicht," fuhr der Greis fort, als er eine Weile ſtarr vor ſich hingeblickt; „vielleicht werdet Ihr Euch eine Vorſtellung von meinem Zuſtande machen können, wenn ich folgende Umſtände erwähne. Als ich, kurz nach der Beſitznahme von Eliſabeth's Eigenthum in einem ſeit langer Zeit nicht geöffneten Schranke ſtöre, fällt ein Paket Briefe in meine Hand. Die meiſten waren von Buckingham und dem Prinzen, ſämmtlich während der Zeit meines Aufenthalts in Paris geſchrieben. Der elende Günſtling ſchilderte mich in ihnen als den Verworfenſten aller Menſchen, und Karl, wahrſcheinlich getäuſcht, ſtimmte ihm bei. Die Antworten Eliſabeth's — der König mochte ſie ihr vor ſeiner Flucht und nach getrennter Ehe zurückgegeben haben — erſchöpften ſich in Entſchuldigung und Klagen. Aus jeder Zeile der Erſten ſprach Liebe, Liebe für — mich. Endlich aber ſchien das Mädchen von meiner Unwürdigkeit überzeugt zu ſein und willigte in eine Verbindung mit dem Prinzen. O! wer die fürchterlichſte aller Wollüſte, die der Rache, hat kennen lernen, der nur kann ermeſſen, was in meinem Buſen vorging. Jetzt billigte ich meine That; ja ich freute mich ihrer. Einſam, allein, nur in und durch den Gedanken der Rache lebend, entwarf ich den Plan zu einem Gemälde, meine That darſtellend. Ihr findet es in jenem Saale. Stunden, Nächte lang ſtehe ich vor dem Bilde; ich ſtand, bis ich nicht wieder weichen konnte. — Seht," ſprach der Greis leiſe und wie geheimnißvoll, „das war das Leben der Seele, die die Rache ernährte. Laßt Euch nun auch die andere ſchildern. Als ich den Mördern des Königes mein Zeugniß anbot, als ich vor der entſetzlichen Rathsverſammlung zu Windſor ſtand und Die, die nie geſchaudert, ſchaudern machte, da ſtürzte ein Weib herein; man ſagte, es ſei wahnſinnig. Die Gräßliche fluchte Jedem der Elenden, ſie prophezeite Jedem ſein ſchmähliches Ende; mir gebot ſie hundert Jahre zu leben und — o entſetzlich! — allnächtlich meine That zu wiederholen."

Der Ausdruck des Geſichts des Kranken, der bis dahin ſo zuſammenhängend geſprochen, nahm hier den unverkennbarſten Ausdruck des Wahnſinnes an. Arthur wollte den Alten beruhigen.

„Natürlich," ſprach er; „natürlich konnte dieſer Ausſpruch nicht in Erfüllung gehen."

„Meinſt Du? meinſt Du?“ rief wild der Greis. „Ja, ich dachte es auch; aber als das Bild gemalt war, als ich Nächte lang vor ihm geſtanden hatte, da ward es anders. Immer trieb mich ein Etwas zu dem Bilde, und immer ſtieg mein Entſetzen, wenn ich vor ihm ſtand. Oft war es mir, als müſſe ich es vernichten; aber nie vermochte ich es über mich, Hand an daſſelbe zu legen. In dieſer Zeit kam mir das Buch des Königes, das Buch, das nach ſeinem Tode erſchien, das alle engliſche Herzen dem Gemordeten gewann, und in dem die durch Unglück von allen Schlacken gereinigte Seele des Märtyrers ſo rein ſich darſtellt, in die Hand. Es war mir zu Muthe, als müſſe ich die alten Berge anrufen, über Glengarycaſtle zuſammenzuſtürzen und mich unter den Trümmern zu begraben. Eben hatte ich das Buch durchleſen, zum zwanzigſten Male durchleſen. Es war Mitternacht; niemals werde ich dieſe fürchterliche Mitternacht vergeſſen. Ich konnte mein Elend nicht länger tragen. Zuerſt wollte ich das Bild, dann mich ſelbſt vernichten. Ich greife nach dem Beile, dem Werkzeuge meiner Rache, ich ſtürze in den Saal. Was ich geſehen — erlaßt es mir. Genug ich erhielt die Gewißheit, daß ich leben, hundert Jahre leben müſſe. Jede Mitternacht trieb es mich in den

Saal; die Figuren des Bildes wurden lebendig. Die Schreckensſcene erneuerte ſich, das Beil in meiner Hand ſchien ſich zu beleben, die Hand emporzureißen — da ſchwanden mir ſtets die Sinne, ich fiel in einen tiefen Schlaf und erwachte oft erſt am Morgen und auf dem Eſtrich des Gemaches wieder. Siehe Jüngling, flüſterte er geheimnißvoll, das war das Leben der Seele, die Angſt und Reue mit Skorpionen züchtigten."

„Unglücklicher Greis!" ſprach Arthur ſanft. „Euer Elend wird jetzt ſich enden."

„Ja," ſprach der Alte mit geheimnißvoller Miene; „heute noch wird es ſich enden. Wiſſe, ich habe ein ſicheres Pfand: ich ſterbe heute. Siehſt Du, heute bin ich hundert Jahre alt! hundert Jahre! ſo ſagte Sie, und Er auch. Und dann — heute Nacht habe ich Ihn geſehen! Verſtehſt Du? Er blickte nicht mehr zornig. Er ſchloß mich in ſeinen Arm; er entriß mir das Beil. Ja, lies nur im **Eikon basilikè**; Du wirſt finden, daß er nicht unverſöhnlich iſt."

„Wer könnte daran zweifeln," ſprach Pelworth, der bis dahin geſchwiegen hatte und bis zu Thränen gerührt war. „Aber blickt nicht mehr auf das unglückliche Opfer Euerer Leidenſchaft, blickt nur auf

Den, der da vergeben lehrte, um der Vergebung theilhaftig zu werden. Unglücklicher Mann!“ ſchloß Pelworth, indem er herzlich und wehmüthig die Hände des Greiſes in die ſeinen ſchloß, „möchtet Ihr mir doch erlauben, einige Stunden an Euerm Lager zuzubringen. Es iſt zwar lange Zeit her, daß ich nicht mehr die Pflichten des Lehramtes, zu dem mich der Herr berufen, ausgeübt, aber auf keine beſſere Weiſe könnte ich ſie neu beginnen. Gewiß würde es mir gelingen, Euch von der unerſchöpflichen Gnade Deſſen zu überzeugen, der eine Bergeslaſt von Sünde von der Bruſt des Bereuenden hebt, der da verſichert hat, daß, wären wir durch unſere Sünde roth wie Blut, ſo könnten wir durch verſöhnende Reue weiß wie der Schnee der Berge werden.“

Der Alte ſah Pelworth eine Weile mit dem Blicke einer außerordentlichen Wehmuth an, dann reichte er ihm ſchweigend die Hand.

Ein Wink unſers Freundes veranlaßte die übrigen Anweſenden, ſich aus dem Zimmer zu begeben.

Die Gräfin war ungemein erſchüttert; die Erklärungen des Alten ſchienen einen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht zu haben, der ſie mit unbeſchreiblicher Gewalt zu Boden drückte. Die bedeutenden Verluſte, die ihr drohten, wenn Arthur alle Vertheile, die die wiederaufgefundenen Papiere ihm darboten, geltend machte, ſchienen ſie noch weniger zu erſchüttern als der Gedanke, daß der Jüngling und ſein Freund Mitwiſſer der Erklärungen des Alten geworden, mithin Kunde von einem Vorgange erhalten hatten, der, wenn er in ſeinem Zuſammenhange kund würde, ihrer Meinung nach eine unauslöſchliche Schande über ihr Haus bringen müſſe. Sie blieb daher, ſobald ſie das Zimmer des Kranken verlaſſen hatte, den Reſt des Tages in ihrem Gemache eingeſchloſſen, und Arthur konnte, als die Geſellſchaft bei der Abendtafel zuſammenkam, bemerken, daß die Gräfin viel geweint haben mochte.

Die Abendmahlzeit verging ſehr ſtill und einſylbig. Gegen das Ende derſelben fand ſich auch Pelworth ein.

„**Mortuus est**," ſprach er, ſich mit der großen gebräunten Hand über die Augen fahrend; „er hat vollendet. Könnte man doch von ihm mit Cicero ſagen: **memoria illius moritur**, ſein Andenken ſtirbt mit ihm; aber dies bezweifle ich. Die vorige Nacht und der heutige Tag werden nicht aus meinen Gedanken kommen, und faſt der Tag noch weniger als die Nacht, denn ich habe mich während deſſelben mehr um den Unglücklichen geängſtet als da, wo ich ihn für ein spectrum anſah.“

Die Nachricht von dem Tode des Alten wirkte mehr beruhigend als ſchreckend auf die Anweſenden. Jeder fühlte nur zu wohl, daß das Grab allein im Stande war, den Gewiſſensqualen des Greiſes ein Ende zu machen. Die Gräfin entließ die Geſellſchaft mit der Bitte an Arthur, ſeine und des Freundes Abreiſe nun noch länger zu verſchieben; eine Bitte, die er gewiß um ſo eher gewähren könne, als er nun, im Beſitze der ihm bis dahin fehlenden Papiere, ſich unſtreitig mit der Regierung über ſeine Foderungen auszugleichen ſuchen würde. Von ihrer Seite, ſchloß ſie, könne Arthur auf Bewilligung jedes billigen Anſpruchs rechnen.

Daß Arthur unter den eingetretenen Umſtänden nicht an die Rückreiſe nach Amerika denken konnte, läßt ſich leicht ermeſſen; deſto nöthiger aber ſchien es ihm, nach London zu eilen, um dort von den neu erlangten Vortheilen Gebrauch zu machen. Pelworth, ſo wenig er auch ſonſt ſich für das praktiſche Geſchäftsleben eignete, hatte dennoch nicht üble Rechtskenntniſſe, und ſeine Rathſchläge kamen dem Jünglinge ſehr angemeſſen vor. Es ward an demſelben

Abende noch beſchloſſen, des folgenden Tages nach der Hauptſtadt zu reiſen, und die Freunde erſchienen demnach frühzeitig in Reiſekleidern in der Gräfin Zimmer.

Die Damen waren augenſcheinlich beſtürzt: Lucie glaubte in dieſer Stunde den Jüngling zum letzten Male zu ſehen; die Gräfin ſah in den Reiſeanſtalten eine ſtillſchweigende Zurückweiſung jedes gütlichen Vergleichs.

„Ihr wollt alſo,“ ſprach Letztere in einiger Verwirrung zu Arthur, „durch Euere ſchnelle Abreiſe das Andenken an den glücklichen Augenblick unſers erſten Zuſammentreffens trüben? Ich ſoll in unſerm Retter aus Lebensgefahr fortan nur einen ſtrengen gerichtlichen Widerſacher finden?“

„Daß ich, Mylady,“ entgegnete der Jüngling, indem er einige Papiere aus dem Buſen zog und ſie der Gräfin überreichte, „niemals als ein ſolcher Euch gegenübertreten werde, davon erlaube ich mir Euch in dieſem Augenblicke den Beweis zu geben. Findet, wie ich nicht zweifle, die Regierung meine Anſprüche nun hinreichend begründet, ſo erhalte ich mehr, als ich gehofft; iſt es nicht der Fall, ſo würde ich gewiß gegen Euch am wenigſten einen Rechtsſtreit aufnehmen, der der traurigen Erinnerungen nur allzuviel in das Leben rufen müßte.“

Die Gräfin war ungemein überraſcht; dieſe Großmuth hatte ſie nicht erwartet.

„Nur bedingungsweiſe,“ ſprach ſie, „nehme ich dieſe Papiere; nur als ein Pfand, daß Ihr, ſobald Euer Geſchäft zu London beendigt iſt, zurückkehren wollt, um über den Inhalt Euch mit mir auf eine Art, die Euern Wünſchen entſprechen wird, zu verſtändigen.“

Lucie erröthete auffallend bei den letzten Worten der Gräfin. Wie ein Blitz ſchoß es durch die Seele des Jünglings, daß die Gräfin in der Angſt, die die mögliche Erneuerung der Rechtsſtreitigkeiten ihr erregt, und in der Beſorgniß, daß dann die unfehlbare Entdeckung der durch den Oheim ihres Gatten begangenen Unthat dem Namen ihrer Familie einen Flecken aufdrücken müſſe, mit dem Mädchen von einer Verbindung mit ihm, als dem einzigen Mittel, alles dieſes auszugleichen und in ewige Vergeſſenheit zu begraben, geſprochen haben könne. Die Befangenheit Luciens, wenn er einige Worte an ſie richtete, beſtärkte ihn um ſo mehr in dieſer Meinung. Gern hätte Arthur nun die Abreiſe um einige Tage, ja nur auf einige Stunden verſchoben; aber Pelworth drang auf dieſelbe. Einmal einen Reiſeentſchluß faſſend, meinte er, habe er eher keine Ruhe, bis er ſich unterwegs befände, und man könne in ſolchem Falle von ihm mit Tacitus ſagen: „continuum die noctuque iter properabat,“ welches er in ſeinen „poetiſchen Wäldern“ mit:

Eilend reiſt er Tag und Nacht,
Bis er die Reiſ' zu End' gebracht.

wiedergegeben.

Obgleich Arthur weniger als je an den poetiſchen Citaten des Freundes Gefallen fand, ſo blieb ihm doch kein anderer Ausweg übrig; er mußte dem Dringen deſſelben nachgeben. Die Damen begleiteten die Freunde bis an die Thür des Hauſes, wo unter den alten Nußbäumen die muthigen Roſſe ihrer Reiter harrten. Pelworth hatte eben Miß Eliſabeth an den vor fünfunddreißig Jahren zwiſchen ihr und dem verſchwundenen Offizier der horse guards ſtattgefundenen Abſchied erinnert, und er dankte der Gräfin noch mit den Worten irgend eines Claſſikers für die freundliche Aufnahme zu Glengarycaſtle, als Arthur und Lucie wie zufällig und unwillkürlich einige Schritte hinter den Vorigen zurückblieben.

„Darf ich mir die Worte Euerer Mutter nach meinen Wünſchen deuten?“ fragte leiſe der Jüngling, Luciens Hand ergreifend.

Das Mädchen antwortete nicht, ihre kleine Hand zitterte in der ſeinigen, aber er fühlte einen ſanften Druck derſelben.

„In wenigen Tagen bin ich wieder in Glengary-caſtle,“ rief Arthur mit leuchtendem Auge, empfahl ſich mit wenigen unzuſammenhängenden Worten der Gräfin und Miß Eliſabeth, und bald lag das Schloß in weiter Ferne hinter den Freunden.

Arthur's Bemühungen hatten in London den beſten Erfolg, und es ſchien der Regierung des neuen Fürſtenhauſes angenehm, daß ſich ein Fall ereignete, bei welchem ſie eine gewiſſe Unparteilichkeit und Milde gegen eine ihr feindlich gegenüber ſtehende Partei — denn dafür wurden die Anhänger oder Seitenverwandten der Stuarts noch lange angeſehen — beweiſen könnte. Von London aus warb Arthur ſchriftlich um Luciens Hand. Er hatte ſich vorgenommen, wenn die Antwort verneinend ausfiele, das Mädchen nie mehr wiederzuſehen. Wie wurde er überraſcht, als die Gräfin ſeine Bewerbungen billigte. Wie auf Flügeln des Windes eilte er nach Schloß Glengary.

Gewiß erläßt der gütige Leſer uns die Schilderung des Glückes, welches die in Kurzem verbundenen Liebenden genoſſen, und verweilt dagegen noch einige Augenblicke bei dem Geſchicke von Arthur's poetiſchem Freunde. Alle Bemühungen des Jünglings, den guten Pelworth zu einem immerwährenden Aufenthalte in dem Hauſe Derer, die ihn wegen ſeines kindlich frommen Sinnes und ſeiner, jede Probe haltenden Redlichkeit ſo ſehr ſchätzten, zu bewegen, waren fruchtlos. Er wolle, ſprach er, zwar in Ruhe und Zurückgezogenheit auf dem Lande — „**sub tegmine fagi,**“ drückte er ſich aus — ſeine Tage zubringen, aber er wolle auch wirken. — Dazu nun bot ſich ihm eine Gelegenheit in der ihm angetragenen Stelle eines Landpredigers dar, und er wählte ſie zum geiſtigen Segen, doch zur leiblichen Langweile ſeiner oft mit claſſiſchen Sprüchen zu Paaren getriebenen Heerde. Diejenigen unſerer Leſer, die die Nachſicht des ſchönen Geſchlechts aus Erfahrung kennen lernten, wird es nicht Wunder nehmen, wenn wir ihnen noch ſchließlich mittheilen, daß Miß Eliſabeth, trotz den genauen Zeitberechnunſtreit aufnehmen, der der traurigen Erinnerungen nur allzuviel in das Leben rufen müßte."

Die Gräfin war ungemein überraſcht; dieſe Großmuth hatte ſie nicht erwartet.

„Nur bedingungsweiſe," ſprach ſie, „nehme ich dieſe Papiere; nur als ein Pfand, daß Ihr, ſobald Euer Geſchäft zu London beendigt iſt, zurückkehren wollt, um über den Inhalt Euch mit mir auf eine Art, die Euern Wünſchen entſprechen wird, zu verſtändigen."

Lucie erröthete auffallend bei den letzten Worten der Gräfin. Wie ein Blitz ſchoß es durch die Seele des Jünglings, daß die Gräfin in der Angſt, die die mögliche Erneuerung der Rechtsſtreitigkeiten ihr erregt, und in der Beſorgniß, daß dann die unfehlbare Entdeckung der durch den Oheim ihres Gatten begangenen Unthat dem Namen ihrer Familie einen Flecken aufdrücken müſſe, mit dem Mädchen von einer Verbindung mit ihm, als dem einzigen Mittel, alles dieſes auszugleichen und in ewige Vergeſſenheit zu begraben, geſprochen haben könne. Die Befangenheit Luciens, wenn er einige Worte an ſie richtete, beſtärkte ihn um ſo mehr in dieſer Meinung. Gern hätte Arthur nun die Abreiſe um einige Tage, ja nur auf einige Stunden verſchoben; aber Pelworth drang auf dieſelbe. Einmal einen Reiſeentſchluß faſſend, meinte er, habe er eher keine Ruhe, bis er ſich unterwegs befände, und man könne in ſolchem Falle von ihm mit Tacitus ſagen: „continuum die noctuque iter properabat," welches er in ſeinen „poetiſchen Wäldern" mit:

Eilend reiſt er Tag und Nacht,
Bis er die Reiſ' zu End' gebracht,

wiedergegeben.

Obgleich Arthur weniger als je an den poetiſchen Citaten des Freundes Gefallen fand, ſo blieb ihm doch kein anderer Ausweg übrig; er mußte dem Dringen deſſelben nachgeben. Die Damen begleiteten die Freunde bis an die Thür des Hauſes, wo unter den alten Nußbäumen die muthigen Roſſe ihrer Reiter harrten. Pelworth hatte eben Miß Eliſabeth an den vor fünfunddreißig Jahren zwiſchen ihr und dem verſchwundenen Offizier der **horse guards** ſtattgefundenen Abſchied erinnert, und er dankte der Gräfin noch mit den Worten irgend eines Claſſikers für die freundliche Aufnahme zu Glengarycaſtle, als Arthur und Lucie wie zufällig und unwillkürlich einige Schritte hinter den Vorigen zurückblieben.

„Darf ich mir die Worte Euerer Mutter nach meinen Wünſchen deuten?“ fragte leiſe der Jüngling, Luciens Hand ergreifend.

Das Mädchen antwortete nicht, ihre kleine Hand zitterte in der ſeinigen, aber er fühlte einen ſanften Druck derſelben.

„In wenigen Tagen bin ich wieder in Glengary-caſtle,“ rief Arthur mit leuchtendem Auge, empfahl ſich mit wenigen unzuſammenhängenden Worten der Gräfin und Miß Eliſabeth, und bald lag das Schloß in weiter Ferne hinter den Freunden.

Arthur's Bemühungen hatten in London den beſten Erfolg, und es ſchien der Regierung des neuen Fürſtenhauſes angenehm, daß ſich ein Fall ereignete, bei welchem ſie eine gewiſſe Unparteilichkeit und Milde gegen eine ihr feindlich gegenüber ſtehende Partei — denn dafür wurden die Anhänger oder Seitenverwandten der Stuarts noch lange angeſehen — beweiſen könnte. Von London aus warb Arthur ſchriftlich um Luciens Hand. Er hatte ſich vorgenommen, wenn die Antwort verneinend ausfiele, das Mädchen nie mehr wiederzuſehen. Wie wurde er überraſcht, als die Gräfin ſeine Bewerbungen billigte. Wie auf Flügeln des Windes eilte er nach Schloß Glengary.

Gewiß erläßt der gütige Leſer uns die Schilderung des Glückes, welches die in Kurzem verbundenen Liebenden genoſſen, und verweilt dagegen noch einige Augenblicke bei dem Geſchicke von Arthur's poetiſchem Freunde. Alle Bemühungen des Jünglings, den guten Pelworth zu einem immerwährenden Aufenthalte in dem Hauſe Derer, die ihn wegen ſeines kindlich frommen Sinnes und ſeiner, jede Probe haltenden Redlichkeit ſo ſehr ſchätzten, zu bewegen, waren fruchtlos. Er wolle, ſprach er, zwar in Ruhe und Zurückgezogenheit auf dem Lande — „**sub tegmine fagi**,“ drückte er ſich aus — ſeine Tage zubringen, aber er wolle auch wirken. — Dazu nun bot ſich ihm eine Gelegenheit in der ihm angetragenen Stelle eines Landpredigers dar, und er wählte ſie zum geiſtigen Segen, doch zur leiblichen Langweile ſeiner oft mit claſſiſchen Sprüchen zu Paaren getriebenen Heerde. Diejenigen unſerer Leſer, die die Nachſicht des ſchönen Geſchlechts aus Erfahrung kennen lernten, wird es nicht Wunder nehmen, wenn wir ihnen noch ſchließlich mittheilen, daß Miß Eliſabeth, trotz den genauen Zeitberechnungen und den wiederholten Erinnerungen an den vor länger als fünfunddreißig Jahren verſchwundenen Gardiſten, ſich entſchließen konnte, dem geiſtlichen Sänger ihre Hand zu reichen, um die derſelbe in einem Briefe, welcher mit galanter Umſchreibung das Sprüchwort: amantes amentes, an der Stirn trug, angehalten hatte.

zählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Sechstes Bändchen.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Sechstes Bändchen.

I. Die Pflanzung am Fuße der Anden.
II. Die Reiſe nach Algier.
III. Der Marquis von Ronceval.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

·D

VI.

ie Pflanzung

am Fuße der Anden.

Eine Erzählung.

Dort oben auf jenem Hügel
Da lag gar ein ſtattlich Haus,
Und ſie, die Schöne, ſie ſchaute
Aus ſchwarzbraunen Augen heraus.

Doch jetzt iſt das Haus zerſtöret,
Gebrochen die Mauern ſein,
Der Schlußſtein liegt auf dem Heerde
Und unter ihm Todtenbein.

Alte Ballade.

D
Na
vo
let
ein
no
mi
Pl
krö
der
un
Ha
die
der
ihm
den
der
em

n den ausgedehnten Ebenen zwiſchen dem Rio
gro und dem Rio Colorado, nur wenige Leguas
den Vorbergen der Anden entfernt, lag in den
en Jahren des ſüdamerikaniſchen Freiheitskampfes
ſchönes Landgut, die Hacienda de Nueſtra Sen-
a del Deſtero, jetzt ein Trümmerhaufen. Das
ringsumherlaufendem Schattendache und einer
ttform geſchmückte Hauptgebäude der Pflanzung
te einen ſanft aufſteigenden Hügel, der ſich aus
Mitte dichter Cacaowäldchen und reicher Weizen-
Maisfelder maleriſch erhob. Die Plattform des
ſes bot, wenn bei Untergang der Sonne ſich
Tageshitze zu mindern begann, dem Beſchauer
Gegend einen entzückenden Standpunkt dar. Vor
, in Weſten, lag glühend im Lichte des ſinken-
Tagesgeſtirnes die über die Wolken ragende Kette
Anden ausgebreitet. Die ſpitzigen, nadelgleich
orſtarrenden Schneekegel, welche dieſes Gebirge

ſo auffallend von den Bergrieſen der alten Welt unterſcheiden, brannten in vielen vom hellſten Roſenrothe bis ins Carmoiſin hinüberſtreifenden und ſich von Minute zu Minute ändernden Reflexen, die ſelbſt auf die grauen vom Schnee entblößten Felſenrücken ſeltſame Streiflichter warfen und die dunkeln, waldbedeckten Vorberge und Schlüchte mit einem Zauberlichte überzogen, das dem Freunde der Natur neu und wunderbar erſcheinen mußte, und das der berechnende Kunſtjünger, hätte er es auf der Leinwand nachgeahmt getroffen, unbedenklich für unnatürlich und unwahr erklärt haben würde.

Fühlte aber das nach Weſten gerichtete Auge des Schauenden ſich von der Mannichfaltigkeit des Zauberbildes jener ſüdlichen Gebirgswelt aufs höchſte angezogen, ſo harrte ſein, wenn der Blick nach Süden fiel, ein nicht minder eigenthümliches, doch von jenem ganz verſchiedenes Bild; es trug den Ausdruck der erhabenſten Oede. Hier ſchweifte das Auge in unermeßlichen Flächen, deren waſſergleiche Ebene nicht durch die kleinſte Erhöhung, durch einen Baum, durch einen Geſträuch unterbrochen wurde. War es zur Zeit des Frühlings, ſo glaubte man auf die grüne, doch von keinem Segel belebte Fläche des Oceans zu blicken; war es Sommer, auf ein Meer von Blut zu ſchauen, denn die Myriaden Diſteln, die den unermeßlichen Pampas von Buenos-Ayres entkeimen, hatten dann ihre rothgekrönten Häupter erhoben; war es Herbſt, ſo bot die Ebene den Anblick der ausgebrannten, doch noch in ihrer Einſamkeit und Oede erhabenen Wüſte Arabiens oder Syriens dar.

Auch die nächſten Umgebungen der Hacienda waren maleriſch und intereſſant. Von der Rückſeite des Hügels, auf dem das Wohnhaus lag, erſtreckten ſich Cacaopflanzungen faſt eine Viertelſtunde weit in die Ebene und hörten erſt am Rande ausgebreiteter Mais- und Weizenfelder auf. Die ſaftgrünen, acht bis zehn Fuß langen Blätter der hohen Piſangs ſowie die zierlichen Formen der Erythrina, beide zum Schutze zwiſchen die langen Reihen der jüngern Cacaobäume gepflanzt, gaben der ganzen Anlage den Schein eines ausgedehnten Luſtwäldchens, und die aus ihrer Mitte hier und da emporragenden Dächer ehemals von Negerſklaven bevölkerter Hütten vermehrten noch dieſe Täuſchung.

Vor der Fronte des Landhauſes am Fuße des Hügels befand ſich ein weites, gleichfalls von Sklavenhütten, die durch Lehmmauern unter ſich verbunden waren, geſchloſſenes Viereck. Es war früher beſtimmt geweſen, die halbwilden Stierheerden des Pflanzers, ſobald ſolche im Frühjahre mittelſt des glühenden Eiſens gezeichnet wurden, in ſich aufzunehmen. Dieſe Heerden hatte jetzt aber der Krieg bereits aufgezehrt, und in dem weiten Raume liefen entzäumte Pferde der Jäger des Generals Arismendi bunt durcheinander. Manche der Thiere waren geſattelt, wenn man ein auf den Rücken gegürtetes, mit zwei Stricken anſtatt der Steigbügel verſehenes Kiſſen einen Sattel nennen darf, und nichts an ihnen verrieth einen kriegeriſchen Aufputz. Ein ſolcher war indeß ebenſo wenig an ihren, unter den wenigen zurückgebliebenen, jetzt freigelaſſenen Negerſklaven gelagerten Reitern zu erblicken. Ein breiter herabgekrämpter Hut — der ſpaniſche Sombrero —, eine Art Mantel ohne Aermel, Poncho genannt, auf Art eines Meßgewandes vorn und hinten herabfallend, und mit eiLoche in der Mitte, den Kopf hindurchzuſtecken, bedeckte nur ſpärlich hagere, von der Sonne dunkel gebräunte, wildblickende Geſtalten von Mittelgröße, die durch einen, mittelſt eines Strickes um den Leib gegürteten langen Stoßdegen, mehr noch aber durch lange, an die nackten Füße geſchnallte, oft ſilberne Sporen um ſo auffallender erſchienen.

Ein Trupp Reiter dieſer Art bewegte ſich von der Seite der Ebene her, in der Entfernung einer Stunde von dem Landgute, langſam über das Blachfeld. Der ganze Haufen, auf eben bezeichnete Weiſe gekleidet und mit langen Lanzen bewaffnet, wimmelte bunt und ohne militairiſche Ordnung durcheinander; nur der Anführer, ein blondlockiger junger Mann in geſchmackvoller, reich verzierter Uniform, ritt mit kriegeriſchem Anſtande an der Spitze der Truppe. Die Züge des jungen Mannes hatten ein deutſches Gepräge; ſie erſchienen ernſt, faſt ſchwermüthig, und auch das Geſpräch, das er mit einem Reiter zu ſeiner Linken führte, ſchien ſie nur wenig aufzuhellen.

Der Mann, welcher den Jüngling aufs lebhafteſte zu unterhalten ſchien, trug ſpaniſche Offiziersuniform, und der Mangel eines Seitengewehres bezeichnete denſelben als einen Gefangenen. Er war von großer Geſtalt und kräftigem, kriegeriſchem Aeußern, das durch eine breite, hellrothe Narbe, die über das dunkle, gebräunte Antlitz hinlief und ſich in dem hier und da ſchon ergrauenden Haare verlor, noch geſteigert wurde. Das lebhafte Mienenſpiel des Mannes, der Ausdruck ſeines Geſichts bezeichnete den Franzoſen, ſein Accent den Gascogner. Der Umſtand, daß der Gefangene ein kleines zottiges Pferdchen ritt, und daß deshalb ſeine langen Füße faſt an den Boden ſtreiften, theilte der koloſſalen, ſonſt aber überaus beweglichen Geſtalt einen ſonderbaren Ausdruck mit.

„Ein komiſches Volk, die Deutſchen!“ fuhr der ſoeben bezeichnete Reiter in einem Geſpräche, womit er, wie es ſchien, ſeinen ſchweigenden Gefährten ſchon geraume Zeit unterhalten, munter fort. „Iſt es nicht närriſch, daß darum, weil der damalige franzöſiſche Dragonercapitain Gailhac das Vergnügen hatte, einen gewiſſen deutſchen Lieutenant Wallberg in Spanien aus den Klauen der Guerillareiter herauszuhauen, nun der buenosayriſche Rittmeiſter Wallberg ſich darüber Gewiſſensſcrupel macht, den mehrbeſagten Gailhac, jetzt Major in Dienſten ſeiner allerkatholiſchen Majeſtät, gefangen genommen zu haben? Stets ſehen doch die Deutſchen ein wenig mehr oder weniger als andere Menſchen! Wären Sie in Paris zur Welt gekommen, ſo hätten ſie eine Entſchuldigung zwiſchen den Zähnen gemurmelt, etwas von **malheur** und **conjonctures** fliegen laſſen, und die Sache wäre von Rechtswegen abgemacht. Aber alle die närriſchen Dinge, die wir erleben, liegen im — Verdammt! Sie haben ein Wort im Deutſchen, das die Sache ſo recht hübſch dunkel, ſo metaphyſiſch, wie es Ihre Nation gern hat, wiedergibt, aber ich kann mich nicht darauf beſinnen — alles das liegt im —“

„Im Zeitgeiſt," half Wallberg mit kaum merklichem Lächeln ein.

„**Parbleu oui!**" rief der Vorige. „Ich habe den Ausdruck in Ihrem Vaterlande gehört; er ſchien damals eben Mode zu werden; und ob mir gleich immer vorkam, daß er am meiſten von Leuten gebraucht würde, die wenig Geiſt, wol aber deſto mehr Zeit übrig hatten, ſo hat er mir doch überaus wohl gefallen, weil er, ſo ganz im Sinne Ihrer Nation erfunden, eine Erklärung für eine Sache iſt, die ſich nicht erklären läßt. Komme ich einmal nach Frankreich zurück, ſo ſuche ich den Ausdruck in unſere Sprache einzuſchwärzen; die Memoirenſchreiber werden es mir vor Allem Dank wiſſen. Manches wird dann hell, was noch dunkel iſt, z. B. warum wir Alle Anno 1790 nach Coblenz liefen, warum 1815 zehn Mal mehr mit Ludwig XVI. von Gent zurückkamen, als hingegangen waren, **et caetera**."

„Sie haben bei den Condeern gedient?" fragte Wallberg verwundert.

„**Cap de Diou!**" rief Gailhac. „Was konnte ein **enfant de bonne famille** denn anders thun, als was Hunderte ſeines Gleichen thaten? und ſo ließ **Mr. le Marquis de Gailhac Seigneur de Beaucour** ſo gut wie jene ſein väterliches Erbe im Stiche und vertauſchte die Ufer der Garonne mit denen des Rheins. Mir iſt es zwar ſeitdem manchmal vorgekommen, als hätten wir eine Albernheit begangen, indem wir dem unglücklichen Könige in Frankreich nützlicher werden konnten; aber — parbleu! Ihre Nation kann ſtolz auf den Ausdruck ſein — es lag nun einmal im Zeitgeiſte."

„Führte Sie auch dieſer wieder unter die Adler Napoleon's?" fragte Wallberg lächelnd.

„Natürlich, mein Freund," entgegnete der Vorige; „kein Teufel hätte mich ſonſt dahin gebracht. Aber, Sie müſſen es wiſſen, denn Sie haben bei den Rheinbundstruppen unter ihm gefochten, man mag über ihn denken, wie man will, es hatte doch Alles unter dem kleinen Corporal einen großen Schnitt. Wiſſen Sie noch, wie er bei der Einnahme von Madrid vor dem Thore von Alcala hinter dem Retiro auf dem Hügel ſtand? O, ich ſehe ihn noch, den Teufelskerl, mit ſeinem kleinen Hute, dem grauen Röckchen, den ſchlotternden Stiefeln! Wie da die Deputation der Madrider herauskam und Redensarten machte, ganze Säcke voll, desgleichen Complimente, mit denen die Spanier immer bei der Hand waren, und wie die Leutchen die Achſeln zuckten, daß man hätte glauben müſſen, Jeder habe zwei Gelenke im Schlüſſelbeine;

e Er aber inzwiſchen immer ganz ruhig mit der
oſe ſpielte und dann, als ſie mit dem Complimen-
en fertig waren und ihn bereits in der Taſche zu
ben glaubten, mit einer Donnerſtimme ausrief:
**rborez le pavillon blanc, ou la ville cessera
exister!** O, o!" rief Gailhac, indem er im Feuer
r Erinnerung ein Schnippchen nach dem andern
lug, „wer hätte an dieſem Tage denken ſollen, daß
ie und Ihre Landsleute ſieben Jahre ſpäter zwei
al als Sieger in Paris einziehen würden."

„Das lag im Zeitgeiſte," bemerkte Wallberg trocken.

„Ja, hol's der Henker!" ſprach Gailhac mür-
ſch; „aber Ihr Zeitgeiſt allein hätte es auch nicht
ethan, wenn ſeine Narrheit, Alles zu übertreiben,
icht ſein ärgſter Feind geweſen wäre. Doch Friede
einem Andenken. Jene Fehlgriffe wurden durch ein
ägliches Ende und durch den Haß der Nationen
inlänglich beſtraft."

„In letzterer Hinſicht," erwiderte Wallberg mit
inem ironiſchen Lächeln, „bitte ich wenigſtens die
eutſche auszunehmen. Jetzt ſchreit in meinem Va-
erlande Alles Hoſianna wenn ſein Name genannt
ird. Er, behauptet man, würde, wenn er noch ein
aar Jahre gelebt hätte, allen Völkern der Erde die
oldene Zeit wiedergebracht haben."

„Ja, beſonders dem Eurigen; denn Ihr wart ſeine Lieblinge, Ihr und die Provencalen," ſprach Gailbac, aus Leibeskräften lachend. „Hören Sie, Wallberg" fuhr er ernſter und den Finger an die Naſe gelegt fort, „Ihr Volk iſt das gelehrteſte, forſchendſte, tiefdenkendſte der Erde; Niemand wird dieſe Vorzüge ihm beſtreiten wollen: wie kommt es nun, daß keine Meinung abgeſchmackt genug aufgeſtellt werden kann, die nicht bei Euch eine Menge Vertheidiger oder gar Bewunderer fände?"

„Wir betrachten," entgegnete Wallberg, „Alles mit philoſophiſchem Auge."

„Au diable mit Euerer Philoſophie, wenn ſie nicht mit dem geſunden Menſchenverſtande vereinbar iſt," rief der Gascogner hitzig. „Jeder Schuhputzer in Frankreich weiß, daß Napoleon der größte Feldherr aller Zeiten, ein großer, doch nicht gleich großer Regent, ein gütiger Herr, ein paſſabler Ehemann und ein ziemlich lauer Freund war, ſowie daß ſeine Völkerbeglückungsvorſätze ſammt und ſonders in der Maxime: zuerſt ich, dann noch ein Mal ich, dann Frankreich, endlich tout le monde, enthalten waren. — Freund," ſprach er ruhiger, indem er die breite Hand auf Wallberg's Schulter legte, „ich kann Ihnen nicht genug den Ekel ſchildern, den ich empfinde, wenn ich die kleinen, parfümirten, vorn und hinten geſtickten Männerchen ſo an dem Ruhme, dem Andenken des großen Todten zupfen und zerren ſehe; auch denke ich, daß nicht blos Sie und Jeder, der in ſeinen Schlachten kämpfte, ſondern auch Die, welche ihm ihr Lebelang gegenüber ſtanden, das Nämliche fühlen; aber glauben Sie mir, auch ſeine eifrigſten Verehrer in Frankreich würden laut auflachen, wenn ſie den Mann, den nichts erſchütterte, wenn es ſein Ich berührte — o, ich kenne Euere Darſtellungsweiſe —, als einen deutſchen Magiſter, die dicken Taſchen voll Weltbeglückungspläne, erſcheinen ſähen."

„Was er aber," ſprach Wallberg, „auf Helena dem las Caſes — "

„Ich wollte," entgegnete Gailhac trocken, „er hätte es lieber Bertrand oder Montholon geſagt. Uebrigens hatte der Kaiſer eine orientaliſche, oder, wenn Sie lieber wollen, eine deutſche Phantaſie; ſein Handeln aber war franzöſiſch."

„Wie kommt es aber," ſprach Wallberg nach einer Pauſe, und indem er dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben ſuchte, „daß Sie, der Sprößling eines alten Geſchlechts, ein Eingeborener des Weſtens, die Dienſte der Bourbons verließen?"

„Der Entſchluß war ſchnell gefaßt," erwiderte

Gailhac. „Als nach der Wiederkehr des Königs die Armee purificirt werden ſollte, verſammelte man eines Tages zweihundert alte, mit Narben bedeckte Krieger, die am Nil, am Po, am Tajo und an der Moskwa gekämpft hatten, faſt lauter Generale und Stabsoffiziere, im Schloßhofe von Vincennes. Wir warteten einige Stunden; endlich erſchien der fünfundachtzigjährige General M. Der Mann, müſſen Sie wiſſen, hatte eine ganz eigene Carrière gemacht. Er hatte in der Schlacht bei Fontenoy als Fähndrich gefochten und war dann auf ſeinen Gütern zum Generallieutenant avancirt. Dieſer hielt uns nun eine Rede, welche aber den Meiſten von uns unverſtändlich blieb, weil, **par malheur**, Se. Excellenz keine Zähne mehr im Munde hatten, und wir konnten nur ſo viel entnehmen, daß er uns verſicherte: wie wir zwar eigentlich nur ein Haufen Rebellen und Verräther wären, daß aber Se. Majeſtät in gewohnter Milde uns unſere Verbrechen verzeihen und ſogar mit halbem Solde begnadigen wollten. Bei der Rückfahrt nach Paris ſchwankte ich noch über Das, was zu thun wäre, in meinem Entſchluſſe; als ich aber zufällig auf dem Platze Notre Dame einer Proceſſion begegne, bei welcher ich einen berühmten Marſchall hinter dem Thronhimmel des Herrn Erzbiſchofs, mit einem rothſammetnen Gebetbuche unter dem Arme und einer brennenden Kerze in der Hand, herſchreiten ſehe, ſo hört auf einmal alles Schwanken auf, und wie durch Inſpiration kommt mir der Gedanke, nach Amerika zu ſegeln."

„Um dort ſpaniſche Dienſte zu ſuchen?" ſprach Wallberg kopfſchüttelnd.

„Das Schiff ſegelte grade nach San Jago," erwiderte Guilhac lächelnd. „Wäre es nach dem la Plata beſtimmt geweſen, ſo hätte ich vielleicht das Vergnügen, mit Ihnen bei einem und demſelben Regimente zu dienen. Aber es kommt mir vor, als hielten Sie die Sache, für die Sie kämpfen, für die beſſere. Das kommt nun freilich auf den Geſchmack an; meiner Meinung nach ſind beide nicht einen Schuß Pulver werth."

Wallberg runzelte bei den letzten Worten Guilhac's die Stirn.

„Was mich nach Amerika trieb —" ſprach er.

„Daſſelbe, was mich hierher führte," unterbrach ihn jener, indem er mit einem recht angenehmen Tenor und unter mannichfaltigen Geſticulationen ſang:

La guerre c'est ma patrie,
Mon harnais ma maison,
Et en toute saison
Combattre c'est ma vie.

Oder hatten ſie noch andere Gründe?"

„Die Freiheit einer unterdrückten Nation,“ ſprach Wallberg in einiger Verwirrung.

„Dachte ich es doch, daß es etwas Sublimes ſein würde,“ rief der Franzoſe lachend. „Ja mit der creoliſchen Freiheit iſt es etwas Erhabenes. Die ſpaniſchen Despoten müſſen vertrieben, und der zwanzigſte farbige Präſident, wenn er ſeine neunzehn Vorgänger glücklich aus dem Lande gejagt hat, auf den Thron gehoben werden; verſteht ſich unter der Bedingung, die eingeborenen Indianer nach wie vor wie Thiere behandeln zu laſſen, oder in die unwirthbarſten Gegenden zu vertreiben; ein alter guter Gebrauch, über den auch in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten weder Huhn noch Hahn kräht. — Wie gefällt Ihnen,“ fragte Gailhac nach einer Pauſe lächelnd, „der Dienſt unter den Fahnen der Freiheit?“

„Ich möchte nicht behaupten,“ entgegnete Wallberg, „daß durch Das, was ich gefunden, die gehegten Erwartungen erfüllt worden wären. Nach geendigtem Feldzuge denke ich meinen Abſchied zu fodern.“

„Aha,“ rief Gailhac. „Ja, ich dachte es wohl. Südamerika iſt kein Land, wo ſich der Deutſche aclimatiſiren könnte.

„Sie täuſchen ſich dennoch,“ erwiderte Wallberg. „Ich bleibe vielleicht hier. Ich liebe die Beſitzerin des

Landgutes, das dort vor uns liegt, und denke nicht ohne Hoffnung zu lieben."

„Deſto ſchlimmer," rief der unerſchütterliche Widerſprecher. „Der ehrliche Deutſche, gewöhnt an das ſanfte, ſtille, häusliche Weſen deutſcher Frauen — Sie ſehen, ich weiß Ihre Landsmänninen zu ſchätzen —, wird ſich mit der männlichen, tabakrauchenden, nichtsthuenden Amerikanerin niemals befreunden können. Treten Sie mir Ihre Geliebte ab!" ſchloß Gailhac lachend. „Ein Franzoſe weiß ſich in Alles zu finden."

„Sie miskennen Francesca Valverde," entgegnete Wallberg, unwillkürlich über den gemachten Vorſchlag lächelnd, „wenn Sie ſolche mit den übrigen Frauen dieſes Landes in eine Claſſe ſetzen. Sie beſitzt eine europäiſche Geiſtesbildung."

„Aber ihr Teint hat einen röthlichen oder ſchwärzlichen Anflug? Nicht?" fragte Gailhac.

„Sie iſt eine Quarterone," entgegnete Jener. „Doch ſieht man ihrer weißen Hautfarbe die indiſche Verwandtſchaft nur wenig an."

„Sie wird inwendig deſto ſchwärzer ſein," rief der Franzoſe. „Aber nehmen Sie mir die ſoldatiſche Freimüthigkeit nicht übel," ſetzte er hinzu, als Wallberg die Stirn runzelte. „Experto crede! Ich habe viele Creolinnen gekannt. Engel waren es, Herr, dem Aeußern nach; und auch dem Innern nach waren es welche, aber von der Sorte nach dem Falle, und die Gebildeten waren die ſchlimmſten."

„Francesca," ſprach Wallberg, indem er zu der übertriebenen Behauptung des Gascogners den Kopf ſchüttelte, „hat wie ein hülfreicher Engel ſich mir erwieſen. Von dem Pfeilſchuſſe eines Araucaners gefährlich verwundet, lag ich wochenlang in ihrem Hauſe, auf dem Krankenlager, wo ſie allein —"

„Cela suffit," rief Gailhac. „Sie allein machte Sie geſund, aus der Pflegerin ward die Geliebte et cetera. Ich weiß das ſchon; es iſt mir auch ſchon drei oder vier Mal vorgekommen."

„Echt franzöſiſch," ſprach lachend der Deutſche. „Aber was geht dort in der Hacienda vor? Wie es ſcheint iſt Alles in Bewegung."

Der Reitertrupp ſetzte ſich auf das Commando ſeines jungen Führers in Trab, und bald befand er ſich in der Nähe eines, mitten unter einem Haufen Sklavenhütten gelegenen, ziemlich netten Häuschens, welches in frühern Zeiten einem Plantagenaufſeher zur Wohnung gedient haben mochte.

„Hier iſt meine Wohnung," ſprach Wallberg zu ſeinem Gefangenen. „Ich hoffe, unſer Commandeur wird nichts dagegen haben, wenn ich Sie erſuche, ſie, ſo lange Sie hier ſind, mit mir zu theilen. Ihre Wache ſei Ihr Ehrenwort.“

„Und dieſes haben Sie,“ rief Gailhac, indem er von Pferde ſtieg und den Zügel deſſelben einem der Reiter zuwarf. „Niemand würde auch weniger zum Ausreißer taugen als ich; ein ſchlechterer Fußgänger iſt kaum zu finden.“

Wallberg drückte ſeinem Freunde nochmals die Hand und eilte mit ſeinem Reitertruppe nach jenem geſchloſſenen Vierecke, welches wir bereits oben beſchrieben haben. Hier herrſchte eine ſehr lebhafte Bewegung. Bunt wimmelten die Krieger durcheinander, und in ihrer Mitte hatte ſich ein Kreis gebildet, in welchem etwas ganz Beſonderes vorzugehen ſchien. Wallberg glaubte die Stimme der Beſitzerin der Pflanzung aus dem Haufen ertönen zu hören. Wie der Blitz ſprengte er nach jenem Platze, ſprang vom Pferde und drängte ſich durch die Maſſe der eugierigen Zuſchauer.

Ein eigenthümlicher Anblick erwartete ihn hier. Die Herrin der Pflanzung, eine Frau im Blütenal- er, von hoher kräftiger Geſtalt und Zügen, denen ur eine lebhaftere Färbung fehlte, um ſchön genannt orden zu können, ſtand vor einem jungen India- er, der, wie es ſchien auf ihrem Befehl, mittelſt einiger Riemen von Rindshaut an einem aufrechtſtehenden Pfahl befeſtigt worden war. Außer einem Schurze um die Mitte des Leibes und einer Federkrone, oder, um es genauer zu bezeichnen, einem aus Papageienfedern ziemlich kunſtreich verfertigten Diadem, welches ſein dunkles Haar zuſammenhielt, war der Sohn der Wälder gänzlich nackt, und ſeine Glieder zeigten Formen, die einem Künſtler der alten Welt hätten als Modell dienen können. Auf dem Antlitze des Indianers war weder Furcht noch Trotz zu leſen, doch ſchweifte ſein Auge in einer unſtäten Bewegung im Kreiſe umher und blieb weniger auf der ihn bedrohenden Dame als auf einer jungen Indianerin haften, die geſenkten Hauptes ſtill und ſchweigend an deren Seite ſtand.

Letztere war ein junges, kaum zwanzigjähriges Mädchen von ſehr lieblichem Aeußern. Obgleich in ihren Zügen eine Stammes-, ja faſt Familienähnlichkeit mit denen des Indianers nicht zu verkennen war, ſo erſchien in ihnen dennoch nicht jener wilde, düſtere Ausdruck, der in dem Antlitze des jungen Mannes vorherrſchte, noch die eigenthümliche Beweglichkeit des Auges, welche die ſcheinbare Ruhe deſſelben als falſch und erkünſtelt darſtellte und wie ein ununterbrochenes Wetterleuchten in den herumirrenden Blicken zuckte. Die Kleidung der jungen Indianerin war ein dünnes leichtes Gewand, welches die ſchönen Körperformen mehr verrieth als verhüllte. Als Zierde trug ſie einen Kranz hellblauer Blumen in dem rabenſchwarzen, mit vielem natürlichen Geſchmacke geflochtenen Haer.

„Gut, Don Bernardo, daß Sie kommen,“ rief Francesca Valverde unſerm Freunde zu, als er in den Kreis getreten war. „Dieſen araucaniſchen Spion fingen meine Leute, als er in der Nähe der Pflanzung herumſchlich, und nachdem er mit dem Mädchen hier eine Unterredung gehabt.“

„Mit Suſanna? Mit einer Stummen?“ erwiderte ungläubig lächelnd der Rittmeiſter.

„Und warum nicht?“ fragte die Dame mit feſtem Tone. „O, Sie kennen das indianiſche Gezücht nicht, wenn Sie ſo geradezu vorausſetzen, daß darum, weil das Mädchen ſeit den ſechs Monaten ihrer Gefangenſchaft nicht geſprochen hat, es auch nothwendig ſtumm ſein müſſe. Wäre es aber auch der Fall, ſo weiß die abſcheuliche Brut, wenn ſonſt eine Gelegenheit zum Verrath und Unheil ſich darbietet, durch einige Zeichen ſich ebenſo gut wie durch lange Unterredungen zu verſtändigen. Ueberdies pflegen die Araucaner, wenn ſie eine entſcheidende Unternehmung beabſichtigen, ſtets das Terrain durch ſolche Spürhunde vorher unterſuchen zu laſſen."

„Bei unſerer Frau von Guadalupe, oder beſſer zu ſagen, bei der von Santa Fé — denn die, ſo ich zuerſt genannt, hat ſich den verdammten Chapetones (Spaniern) immer zu hülfreich erwieſen, als daß man viel Zutrauen in ſie ſetzen könnte —, Ew. Gnaden haben vollkommen Recht," ſprach ein alter Pampero (Bewohner der Ebenen, Pampas), der, barfüßig, zerlumpt, jedoch mit ein paar ſilbernen Sporen und einer ſchmalen Silbertreſſe, dem Zeichen eines Wachtmeiſters, geſchmückt, und die brennende Papiercigarre im Munde, ſich ohne Weiteres in das Geſpräch miſchte. „Wie war es bei dem Ueberfalle von Cordova? Wie Schlangen krochen die indianiſchen Teufel rings um die Stadt, um ſpäter wie heulende Jaguare aus den Wäldern hervorzubrechen. Aber wir machten auch wenig Umſtände Da war der General Jauregui — er blieb ſpäter am Rio Colorado, und es war Schade um ihn, denn er war ein rechtſchaffener Mann, außer daß er etwas zu ſehr den Trunk liebte, und das Spiel, und das Frauenzimmer, wenn Ew. Gnaden erlauben wollen —, der hatte ſich ganz auf die Indianer eingerichtet. Wurde ein ſolcher Herumſchleicher eingefangen und wollte nicht geſtehen, ſo bekam er dreihundert Hiebe mit dem Laſſo und wurde dann wegen ſeiner Hartnäckigkeit gehangen; geſtand er aber, ſo bekam er gleichfalls dreihundert Hiebe und wurde natürlich auch gehangen, wegen ſeines Verbrechens nämlich.“

„Wenn,“ ſprach Wallberg, indem bei der Rede ſeines Untergebenen die Röthe des Zornes ſein Antlitz überflog, „der General Jauregui in ſolchen Fällen ſo unmenſchlich gehandelt, ſo hat er entweder den Befehl dazu gehabt, oder ſeine Ueberzeugung hat ihm die unabänderliche Nothwendigkeit des abſcheulichen Gebahrens dargethan; jedenfalls aber hat ihm die letztere nicht gezwungen, von Euch, Sargente Major, ein Gutachten einzuholen, und ich halte daſſelbe gleichfalls für überflüſſig und dienſtwidrig. Was den gefangenen Indianer anbelangt, ſo — “

„So werden Sie mir erlauben, Don Bernardo,“ unterbrach ihn Francesca raſch, „darauf anzutragen, daß mit größter Strenge verfahren werde. Mein Eigenthum, Ihr und unſer Aller Leben ſteht auf dem Spiele, wenn dieſer Kundſchafter entkommt; denn daß er ein ſolcher iſt, darauf lebe und ſterbe ich, und, ſchloß ſie mit einiger Bitterkeit im Tone, etwas von dieſen Gütern ſollte in der Wage Ihrer

Gerechtigkeitsliebe doch das Zünglein auf unſere Seite lenken.“

„Fürchten Sie keine Unvorſichtigkeit, Francesca,“ erwiderte Wallberg. „Foderten nicht die theuerſten Verpflichtungen die größte Vorſicht, ſo würde der Dienſt mir ſolche ſchon gebieten.“

Still und, wie es ſchien, gänzlich theilnahmlos hinſichts alles Deſſen, was um ihn vorging, ſtand der Wilde mit auf den Rücken gebundenen Händen an den Pfahl gefeſſelt; ſein Blick war ruhiger geworden. Blos bei der Rede des Unteroffiziers ſchoſſen einige Blitze aus ſeinem Auge, und eine düſtere Wolke ſchien über das dunkle, tiefen Haß und Verachtung ausſprechende Antlitz zu gleiten.

Wallberg trat jetzt zu dem Indianer.

„Von welchem Stamme iſt mein Freund?“ hob er in ſpaniſcher Sprache an, „und was ſucht er in der Nähe der Hacienda?“

„Kann der weiße Häuptling mit dem goldenen Haar,“ erwiderte der Wilde mit Stolz und im reinſten Spaniſch, „nicht den Tritt des Guanaco von dem des Kuguars unterſcheiden, ſo frage er die Frau mit der rothen Hand; ſie hat das Blut des Chaymas und des Guanahiros fließen ſehen, ſie wird den Araucaner zu unterſcheiden wiſſen.“

„Hören Sie das Ungeheuer?“ rief Francesca mit zornigem Blicke. „Der Abſcheuliche geſteht, daß er unſern grauſamſten Feinden angehört. Ich hoffe, Sie werden ihn zufolge des eignen Geſtändniſſes ohne Weiteres niederſchießen laſſen.“

„Ich halte mich dazu nicht befugt, ſelbſt wenn er, was nicht erwieſen iſt, ein Spion der Spanier wäre,“ entgegnete Wallberg in franzöſiſcher Sprache. „Heute Abend kehrt der General zurück; er mag entſcheiden.“

„Ich will hoffen,“ ſagte Francesca, indem ein Ausdruck mismuthigen Hohnes um ihre Lippen zuckte, „daß er, ein Eingeborner der Pampas, mehr das Gebot der Nothwendigkeit als hierorts ſehr unpaſſende philanthropiſche Grundſätze zu Rathe ziehen wird.“

Wallberg ſchwieg und warf blos einen ſchmerzlichen Blick auf die Dame; dann wandte er ſich zu dem Indianer.

„Was bewog den Araucaner,“ hob er an, „ſich nbewaffnet und heimlich in die Nähe der Krieger u ſchleichen, die mit ſeinem Volke im Kampfe le- en? Iſt er ſeines Lebens ſo überdrüſſig geworden?“

„Kann der weiße Häuptling ihm mehr als ein eben rauben?“ entgegnete der Wilde verächtlich. Manco Lautaro wollte wegen der Befreiung eines

Mädchens ſeines Stammes unterhandeln, darum ließ er die Waffen in den Bergen und wuſch mit dem Waſſer des Baches ſich das Rucu (Farbe aus dem Safte der Bica Orellana) von Hand und Antlitz."

Wie der Indianer ſeinen Namen nannte, lief ein freudiges Murmeln durch den ganzen Kreis der Krieger. Auch Franceſca ſchien hoch erfreut.

„Es iſt der Kazike Lautaro," rief ſie zu Wallberg gewendet aus. „Der grimmigſte Feind der Republikaner iſt alſo in unſere Hand gefallen. Ich hoffe, General Arismendi wird unſern Fang zu ſchätzen wiſſen. Dieſer Elende allein hat unſerer Sache mehr Schaden gethan als ganze ſpaniſche Regimenter. Er ſchloß ſich mit ſeinem Stamme gleich beim Ausbruche des Krieges den Spaniern an und bewog ſelbſt die friedlichen Stämme der Chaymas, ſich zu erheben. Schickt, wie ich hoffe, der General den Kopf des Abſcheulichen nach Arauco, ſo wird die Heerde dieſer heulenden Wölfe wie ein Trupp erſchrockener Schafe auseinanderſtäuben."

„Ich glaube nicht," ſagte Wallberg, „daß das Völkerrecht oder der Kriegsgebrauch ein ſolches Verfahren rechtfertigen würden. Er kam in friedlicher Abſicht."

„Wiſſen Sie das ſo gewiß?" unterbrach Franceſca höhniſch den Sprechenden. „Es ſcheint,“ ſchloß ſie verächtlich, „Sie werden Zeit nöthig haben, ſich mit den Eigenthümlichkeiten dieſes Landes zu befreunden.“

„Feſſelt den Araucaner und bewacht ihn ſcharf,“ ſprach Wallberg nach einer Pauſe, in der er ſtill und ernſt Franceſca angeblickt. „Der General kann jeden Augenblick eintreffen; ihm allein kommt die Entſcheidung zu.“

Wie die Meute auf das Raubthier ſtürzten ſich die Pamperos auf den Indianer, und in wenig Augenblicken hatte er ſchwere Ketten an Hand und Fuß. So wie der gefangene Löwe mehr mit Bewunderung als Zorn im Auge zum erſten Male auf die Stäbe des ihn einſchließenden Käfigs blickt, ſo ſah der Indianer auf die ihn umklirrenden Feſſeln. Er konnte ihre Bedeutung nicht faſſen. Er hatte den Tod am Pfahl erwartet, und jetzt ſah er die Bande, die ihn an letzterm feſtgehalten, gelöſt.

„Iſt Lantaro frei,“ fragte er nach einer Pauſe.

Ein lautes Gelächter der Krieger war die Antwort auf ſeine Frage, und der Trupp der Halbwilden zog ihn nach einer der leer ſtehenden Hütten.

Kaum hatten die Soldaten ſich entfernt, als Franceſca, ſich kalt höflich gegen Wallberg verneigend, Ihre Schritte nach dem Wohnhauſe richten wollte. Der Rittmeiſter bot ihr freundlich den Arm.

„Ich muß bedauern,“ ſagte ſie mit Eiſeskälte im Tone, „für den Augenblick die Ehre Ihrer Begleitung entbehren zu müſſen. Geſchäfte, welche einer Frau um ſo ſchwerer erſcheinen, je mehr ſie blos auf ſich allein angewieſen iſt,“ ſie ſagte die letzten Worte mit beſonderer Bitterkeit, „halten mich ab, Sie eher als beim Abendeſſen zu empfangen.“

Wallberg verbeugte ſich tief und ging ſchmerzlich verwundet nach ſeiner Hütte.

Gailhac empfing ihn lachend.

„Iſt das das Antlitz eines Verliebten oder Verlobten?“ hob er neckend an, indem er auf die düſtern Züge des Rittmeiſters zeigte. „Der Barometer deutet auf Sturm, wo nicht gar auf Erdbeben; nicht war? Leugnen Sie nicht erſt; Ihr Bedienter ſagte mir, wovon die Rede war. Ein Franzoſe hätte an Ihrer Stelle den Araucaner entweder aus Galanterie gegen die Dame niederſchießen, oder ohne Weiteres laufen laſſen. Glauben Sie mir, Freund, der Deutſche taugt nur für deutſche Frauen; an der Seite einer andern iſt er entweder Tyrann oder Knecht.“

Lange ſprach Gailhac noch in dieſem Tone und brach erſt dann ab, als er bemerkte, daß Wallberg immer verdrießlicher wurde. Der Mond war indeß heraufgeſtiegen, und der Hufſchlag einer an dem Häuschen vorüberſprengenden Reiterſchar verkündigte die Rückkehr des Generals. Wallberg langte nach ſeinem Säbel.

„Ich eile,“ ſprach er, nicht ohne einiger Beſorgniß im Tone, zu Gailhac, „dem General über meinen heutigen Streifzug Bericht abzuſtatten, und hoffe Sie dadurch einiger unangenehmen Momente zu überheben. Arismendi iſt ein Todfeind der Spanier, und bei ſeiner rauhen Gemüthsart würden auch Sie als Franzoſe ſich keines ſehr höflichen Empfanges zu verſehen haben.“

„Glauben Sie, daß ich einen guten erwarte?“ erwiderte Gailhac mit allem Leichtſinne eines Franzoſen. „Wo ſollte Ihr Arismendi Kriegsſitte gelernt haben? Iſt er nicht ein columbiſcher Llanero, oder täuſche ich mich, wenn ich glaube —“

„Sie haben nicht Unrecht,“ fiel der Rittmeiſter ein. „Er und ſein Bruder dienten beide von unten auf und erwarben ſich durch Tapferkeit den Generalsrang. Von Jugend an in den unermeßlichen Ebenen herumſchweifend, in fortwährendem Kampfe mit den Indianen begriffen, wild wie die Natur der Anden, wie ſollten ſanfte, edlere Gefühle in der Seele dieſer Söhne der heulenden Wüſte Platz gefunden haben! Nicht ganz mit Unrecht ſteht der General im Rufe der Grauſamkeit, und ich habe ihn Thaten ausüben ſehen, deren Andenken mich ſchaudern macht; deſſenungeachtet iſt er nicht ohne Gefühl für Recht und Unrecht, ja ſelbſt nicht ohne Großmuth. Freilich iſt bei ihm, wie bei dem Wilden, der augenblickliche Eindruck Alles, der Grundſatz nichts."

Mit bangen Gefühlen ſchritt Wallberg durch die vom Monde hell beleuchteten Baumreihen dem Hügel zu, auf welchem ſchön und ſtattlich das Hauptgebäude der Hacienda lag. Er kannte den unbeugſamen Sinn ſeines Generals ſowie deſſen glühenden Haß gegen alles Spaniſche und zitterte für den Freund. Mit klopfendem Herzen trat er in Franceſca's Wohnzimmer, aus dem ihm die ſtarke Stimme ſeines Chefs entgegentönte.

Kalt erwiderte die Dame des Hauſes ſeine Verbeugung und wandte ſich dann zu der jungen Indianerin, welche, vor einem niedrigen Tiſchchen ſitzend, mit dem zierlichen Geflechte einer aus bunten Stroh gefertigten Matte beſchäftigt ſchien.

General Arismendi ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab. Er war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren; aber dieſe waren im Vereine mit dem Klima Amerikas ſpurlos an der rieſigen Geſtalt vorübergezogen, ohne das ſtruppige rabenſchwarze Haupthaar bleichen zu können. Die ſtarken, von Wind und Wetter der Ebenen rothbraun gefärbten Züge trugen einen Ausdruck von Kühnheit, der durch den Blick des düſtern Auges und einen mächtigen, die Hälfte des Geſichts bedeckenden Knebelbart zu dem der Wildheit geſteigert wurde. Uniform und Epauletten ſowie der mächtige Säbel des Generals ſtarrten von Gold und Silber; doch vermißte man in ihnen jene militairiſche Nettigkeit, welche die europäiſchen Krieger aller Armeen auszeichnet, und deren Ermangelung durch das buntſeidene, leicht übergeworfene Halstuch und die mehr bürgerliche als militairiſche Unterkleidung des Mannes nur noch ſichtbarer ward.

Wallberg war kaum ins Zimmer getreten und wollte eben ſeine Meldung beginnen, als der General ihn erblickte und heftig auf ihn losfuhr.

„Die Hacienda iſt gut bewacht, Rittmeiſter Wallberg,“ rief er aus. „Der Araucanerhäuptling iſt mitten im Lager gefangen worden.“

„Sie ſelbſt befahlen mir, General,“ entgegnete der junge Mann beſcheiden, „einen Streifzug nach dem Gebirge zu unternehmen und dem Nächſtcommandirenden den Befehl zu übertragen.“

„Hm ja,“ ſprach der Chef verdießlich. „Es iſt aber immer ein Beweis, daß der Dienſt nachläſſig verſehen wird, wenn Spione ſich ins Lager ſchleichen; ſo etwas aber lernt ſich freilich nicht blos in Garniſonen und auf Exercierplätzen.“

Wallberg ſchwieg und biß ſich unmuthig in die Lippen.

„Uebrigens“ fuhr der General, im Zimmer auf- und abgehend, fort „bringt, uns dieſe Nachläſſigkeit den Vortheil, daß ein gefährlicher Feind in unſere Hand gefallen. Lantaro hat ſich nicht umſonſt bis in die Nähe der Hacienda gewagt. Er muß etwas im Schilde geführt haben.“

„Wenn er vielleicht wirklich wegen Unterhandlungen —“

Der General warf einen verächtlichen Blick auf Wallberg.

„Laſſen Sie den Spion mit Anbruch des Tages erſchießen,“ ſagte er dann kalt.

Die junge Indianerin ließ in dieſem Momente erſchrocken die Matte aus ihren Händen fallen und ſtieß, unwillkürlich wie es ſchien, ein ſchön geſchliffenes Waſſerglas vom Tiſche. Während Francesca das Mädchen heftig ſchalt, blickte dieſes mit einem Ausdrucke ſolcher Seelenangſt, ſo unausſprechlich bittend auf Wallberg, daß dieſen wie ein Blitz der Gedanke durchzuckte, ſie müſſe die Rede des Generals verſtanden haben, und die Theilnahme an dem Geſchicke des Araucaners ſei es, die ſolchen Eindruck auf ſie machte. Waren es mehr die Gefühle der Menſchlichkeit, die bittenden Blicke der jungen Indianerin, oder die höhniſchen Francesca's, die Wallberg's Inneres bewegten, er wandte ſich mit Entſchloſſenheit zu ſeinem Chef:

„Sie haben zu befehlen, General," ſagte er, „und ich muß gehorchen, aber ich halte mich verpflichtet, zu bemerken, daß ſich Offiziere der Republik in den Händen der Indianer befinden, und ſie werden nicht anſtehen, die Gefangenen daſſelbe Schickſal erleiden zu laſſen, das dem Haupte ihres Stammes widerfuhr. Sollte es nicht beſſer ſein — und ich hoffe, die Araucaner würden gern einwilligen — dieſe ſämmtlich gegen den Häuptling auszuwechſeln."

„Warum ließen ſich die Herren gefangen nehmen!" fuhr der General auf. „Bei Gott, ehe ich einem Indianer den Säbel überreichte, eher ſtieße ich mir die eigne Waffe durch den Leib. Aber freilich, jene Herren ſind ſämmtlich Europäer, und ſo glaubten ſie, der Krieg müſſe auf europäiſche Weiſe geführt werden, wo der Sieger von dem Beſiegten ſich blos dadurch unterſcheidet, daß jener einen Säbel tragen darf, und dieſer nicht. — Zudem" fuhr der General, immer verdrießlicher werdend, fort, „wer hat die Herren hergerufen? — Die Ehre! — So ſagen ſie freilich Alle; wir aber meinen, daß es wol noch in Europa irgend ein Plätzchen geben müſſe, wo ſolche mit dem Degen in der Fauſt zu gewinnen wäre."

„Ich kenne," ſagte Wallberg im Innerſten empört, „Manchen unter ihnen als einen tapfern — "

„Madre de Dios!" unterbrach ihn der General mit grimmigem Blicke. „Warum tragen die Herren ihre verkäufliche Tapferkeit nicht in Europa zu Markte? Ohnehin finden ſie ihre Erwartung hier nicht erfüllt, ſobald ſie ſehen, daß man am Rio Colorado das Gold nicht wie Kieſel im Sande findet."

„Unwiſſende, wie Sie ſolche zu ſchildern belieben, General," ſagte Wallberg blutroth vor Zorn, „gibt es unter den Offizieren europäiſcher Heere nicht. Jeder, der leſen und ſchreiben kann — und ich glaube, weniger kann man von Dem nicht fodern, der ſich die Epauletten auf die Schultern zu heften wagt —, weiß, was er hier zu ſuchen oder zu finden hat. Uebrigens würde ein Europäer eher im Sande des

Colorado die erwähnten Goldklumpen als jenes humane Betragen, jene edle, auf gegenſeitige Achtung gegründete Behandlung, jene Waffenbrüderſchaft, deren ritterliches Weſen ſelbſt dem ſtrengſten Vorgeſetzten Rückſichten, von der eignen Ehre geboten, abnöthigt, an dieſen Ufern wiederfinden."

Während Wallberg ſprach, ruhten die Augen des Vorgeſetzten ſtarr und bewegungslos auf ihm; eine fahle Bläſſe, die indeß bald von ſteigender Röthe, welche ſich über die Stirn bis in das dunkle Haar ergoß, verdrängt wurde, überzog auf einige Secunden das Antlitz des Generals. Er ſchwieg längere Zeit, den jungen Mann ſtill betrachtend und wie in einem innern heftigen Kampfe befangen, dann ſprach er mit mühſam errungener Faſſung und einem ganz eigenthümlichen Tone der Stimme:

„Rittmeiſter Wallberg! Solche Unwiſſende, wie Sie erwähnten, die, Leſens und Schreibens unkundig, ſich dennoch die Epauletten auf die Schultern zu heften wagten, gibt es viele in den Heeren Amerikas. Einer von ihnen ſteht hier vor Ihren Augen; ich kann weder leſen noch ſchreiben. Die Fauſt, gewohnt, die Lanze durch die Bruſt des Indianers zu bohren, der Arm, kräftig genug, den wilden Stier zu Boden zu werfen, konnte ſich mit der Feder nie befreunden; aber ich habe in den Kämpfen der Republik ſchon Heerhaufen von Tauſenden nicht ohne Glück, und man ſagt, auch nicht ohne Ruhm, gegen den Feind geführt; mein Blut floß ſchon aus zwölf verſchiedenen Wunden, die alle auf der Bruſt befindlich. — Rittmeiſter Wallberg, ich ſah Sie kämpfen an den Ufern des Rio Negro. Ich habe Sie deshalb nicht mit jenem abenteuernden Pöbel, den der Gelddurſt nach Amerika treibt, verwechſelt; ich achtete Sie, und obgleich ich Sie einen Trupp jener hergelaufenen Söldner befehligen laſſen konnte, habe ich Sie an die Spitze einer Schar meiner wackern Pamperos geſtellt. Die Worte indeß, die Sie vor wenigen Augenblicken geſprochen, ziehen von nun an eine ewige Scheidewand zwiſchen uns. Sehen Sie fortan in mir Ihren Todfeind!“

Arismendi ſchwieg jetzt einen Augenblick und ſagte dann in einem Tone, der kalt ſcheinen ſollte, deſſen Zittern jedoch Das, was in der Seele des Sprechenden vorging, genugſam verrieth: „Sie wollten mir ja über Ihren Streifzug Bericht erſtatten.“

„Ich machte, Ihren Befehlen gemäß,“ meldete Wallberg, „heute mit Tagesanbruch einen Streifzug durch die Ebene, die ſich gegen die zerſtörte Hacienda de Temblada hinzieht. Schon von weitem konnte ich bemerken, daß der Steinhaufen belebt war. Es war ein ſpaniſches Streifcorps, das dort raſtete. Ein ausgetrocknetes Strombette gab mir Gelegenheit, vom Feinde unbemerkt dem Trümmerhaufen mich zu nähern, und da ich mich den Spaniern gewachſen glaubte, ſo griff ich an. Wir ſprengten ſie auseinander. Zwei meiner Reiter ſind verwundet; der Feind verlor drei oder vier ſeiner Leute und einen Offizier, der, da er mit dem Pferde ſtürzte, von uns gefangen wurde."

„Warum," fragte Arismendi, „ſtachen die Jäger ihn nicht nieder? Ich habe doch verboten, Gefangene zu machen."

„Er lag *wehrlos* unter dem Pferde," entgegnete Wallberg.

„Gleichviel," ſagte ruhig der General. „Warum war er kein beſſerer Reiter; er muß getödtet werden."

„Ich geſtehe offen, daß ich ihn rettete, als die Jäger ihn niederſtoßen wollten," ſagte der Rittmeiſter. „Ich erkannte in ihm einen Mann, der mir in Spanien einſt einen großen Dienſt erwies."

„Wirklich?" ſprach Arismendi, indem ein ſchauerliches Lächeln, und mit einem Ausdrucke, wie Wallberg ihn noch nie im Antlitze ſeines Vorgeſetzten bemerkt hatte, die wilden Züge des Generals durchflog. „Sein Geſchick liegt Ihnen alſo wol ſehr am Herzen?"

„Ganz ungemein," erwiderte der Rittmeiſter mit Wärme. „Wenn ich hoffen dürfte, daß meine ſo dringenden als ehrfurchtsvollen Bitten —"

„Wie heißt der Mann?" fiel fragend der General ihm in die Rede.

„Major Marquis de Gailhac; ein Franzoſe von Geburt."

„O, o!" rief jener mit wildem Lachen. „Welch vornehmer Mann iſt da in unſere Hand gefallen! Marquis de Gailhac! Wie wird der arme, unwiſſende Pampero Arismendi ſich mit dem zurechtzufinden wiſſen! — Rittmeiſter Wallberg," ſchloß er im ernſten Tone des Commandirenden, „laſſen Sie die Reiter mit Tagesanbruch vor der Umzäunung aufmarſchiren. Ihre Schwadron gibt ſechs Rotten, welche, abgeſeſſen und mit geladenen Carabinern, unter dem Commando eines Unteroffiziers innerhalb des Vierecks weitere Befehle erwarten werden. Sie, Rittmeiſter, haften ſowol für den gefangenen Spanier wie für den Araucaner bis dahin mit Ihrer Ehre. Und nun, Sennora," ſchloß der General, indem er nach dem reich geſchmückten Hute langte, ſich an die Dame vom Hauſe wendend, „ſage ich Ihnen gute Nacht. Geſchäfte, die zwar nicht Gelehrſamkeit, wol aber meine Thätigkeit in Anſpruch nehmen, verſagen

ir das Vergnügen, den Abend in Ihrer Nähe zu-
bringen.“

Gern hätte Wallberg, von den verſchiedenartig-
n Gefühlen beſtürmt, ſich nach ſeiner Hütte bege-
n, um dem gefangenen Freunde Geſellſchaft zu lei-
n, aber die Gewohnheit, bei Francesca die Abende,
ihm der Dienſt übrig ließ, zuzubringen, und die
heime Beſorgniß, noch mehr ihr Misfallen zu er-
en, hieß ihn bleiben. Er hatte nicht wohl gethan.
e Dame war von dem Auftritte des Vorherge-
ngenen noch zu ſehr verſtimmt, als daß ſie Wall-
g's freundliche Reden anders als nur ſehr einſyl-
und kalt beantwortet hätte. Brauchte ſie einen
ßern Wortaufwand, ſo wurde er nur dann ange-
det, um den einfachſten Behauptungen des jun-
Mannes, ſo einleuchtend und klar ſie immer ſein
hten, zu widerſprechen. Nur zu bald theilte der
meiſter dieſe Stimmung, und ſo gewann das Ge-
h nach und nach eine ſolche Schärfe, die, un-
ückt, immer mehr eine gewiſſe innere Bitterkeit
gte, deren Andenken weniger als das eines offe-
Zwiſtes ſelbſt nach Jahren aus der Seele des
ſt Empfindenden weicht und ihn ſelbſt dann noch
allzuleicht in die Stimmung zurückverſetzt, die
zeugte.

Die Pauſen des oftmals ſtockenden Geſprächs, die Bemerkungen, die Wallberg während dieſer machte, waren gleichfalls wenig geeignet, den jungen Mann in eine beſſere Laune zu verſetzen. Manches in dem Benehmen, in den Gewohnheiten Franceſca's, was ihm ſonſt nur fremdartig, aber dem Lande, in dem ſie lebte, angemeſſen und eben darum intereſſant erſchienen war, fand er heute auffallend, ſeltſam, unweiblich. Hatte er ſonſt — was überhaupt nur ſelten der Fall war — in dem ſchönen Munde Franceſca's die Paganilla (Cigarre von Reißſtroh) erblickt, ſo erſchien ihm dies mehr ein Spiel, geeignet, die ſchönen Lippen, die Perlenreihen der Zähne um ſo vortheilhafter ſich zeigen zu laſſen; heute ſah er nur eine widrige, unweibliche Gewohnheit, ganz geeignet, bei vorgerücktem Alter dereinſt die ſcharfgeſchnittenen Züge der Amerikanerin zur Caricatur zu geſtalten. Unglücklicherweiſe fiel es heute Franceſca ein, ſich in die, nach Landesſitte im Hintergrunde des Zimmers angebrachte Hangematte zu werfen und ſo, halb ſitzend, halb liegend, ſich hin und her zu ſchwenken: eine in ganz Südamerika einheimiſche, auch in den gebildetſten Familien herrſchende Gewohnheit, von der Wallberg hundertmal Zeuge geweſen, und die ihm heute erſt ganz unausſtehlich erſchien. Mit Lebhaftigkeit erinnerte er ſich des häuslichen Lebens, der ſorglichen Thätigkeit, der freundlichen gemüthlichen Beſchäftigungen der Frauen ſeines Vaterlandes, und mit Centnerlaſt fiel ihm Gailhac's Behauptung aufs Herz, daß der Deutſche niemals ſich mit den amerikaniſchen Eigenheiten befreunden könne.

Während aber der Rittmeiſter mit dieſer und ähnlichen Bemerkungen ſich in eine immer üblere Stimmung verſetzte, fiel dann und wann ſein Blick auf die junge Indianerin, die, obgleich ununterbrochen mit ihrer Arbeit beſchäftigt, ſobald das zwiſchen Francesca und Wallberg ſtattfindende Geſpräch nach längern Pauſen wieder in Gang kam, die großen, hellen, unſchuldsvollen Augen mit unverkennbarem Wohlwollen auf dem jungen Manne ruhen ließ. Traf in ſolchen Momenten ſein Blick den ihrigen, ſo ſchlug ſie den letztern ſchnell zur Erde, und es wollte Wallberg dann bedünken, als ob die bräunliche Wange der Tochter der Wildniß ſich höher färbte. Oft hatte der Rittmeiſter ſchon Suſanna (ſo nannte man ſie, da man nicht den eigentlichen Namen des Mädchens kannte) geſehen, aber heute bemerkte er zum erſten Male, daß ſie ſchön ſei. Je länger er die junge Araucanerin betrachtete, je weniger konnte er ſich erklären, daß ſo ausgezeichnete Körpervorzüge, vereint mit der freien, edeln Haltung, dem lieblichen Ausdrucke der ganzen ſchönen Geſtalt, ſo lange von ihm unbeachtet geblieben. Zu ſeinem Erſtaunen fand er in dem Antlitze des Mädchens keinen der Züge, die die ſüdamerikaniſchen Wilden charakteriſiren. Hier war weder das kleine, melancholiſch blickende Auge, die, wenn auch nur unmerklich, eingebogene Naſe, noch jene, auch dem zarteſten weiblichen Geſicht einen Ausdruck von Plumpheit mittheilenden, vorſtehenden Backenknochen anzutreffen. Das Antlitz der jungen Wilden näherte ſich vielmehr dem griechiſchen Profil, und dies ſowol wie die zarte ſylphenartige Geſtalt, die leichte, idealiſche und doch der jungen Wilden ſo ſichtlich eingewöhnte Kleidung erinnerte Wallberg unwillkürlich an die aus Künſtlerhänden hervorgegangenen Geſtalten, die er auf dem claſſiſchen Boden Europas in Sammlungen und Muſeen vielfach bewundert hatte. Am meiſten fiel ihm die außerordentlich helle Hautfarbe des lieblichen Kindes auf. Zwar war ihm bekannt, daß die dunkle Färbung der in den Ebenen herumſchweifenden Stämme außerordentlich von dem lichtern Teint der Gebirgsbewohner verſchieden ſei; ſo hell wie die Hautfarbe Suſanna's aber war ihm ſolche nur bei einigen Kazikenfamilien Perus, die ſich der Abſtammung von den alten Inkas rühmen, vorgekommen. Ob das Mädchen wirklich ſtumm ſei, oder nur, wie Franceſca behauptete, um ſich allen Nachforſchungen zu entziehen, dieſe Maske vorgenommen habe, wagte Wallberg nicht zu entſcheiden; doch neigte er ſich mehr zu letzterer Meinung, wenn er bemerkte, wie das Mienenſpiel in dem Antlitze dieſer Tochter der Natur wechſelte, je nachdem er ſelbſt oder Franceſca das Wort nahm, und er überzeugte ſich ſomit immer mehr, daß der jungen Wilden kein Wort der Unterredung, die in ſpaniſcher Sprache geführt wurde, entgehe. — Die Unterhaltung erkaltete immer mehr und mehr, und Wallberg eilte unter dem Vorwande, dem gefangenen Freunde Geſellſchaft leiſten zu müſſen, früher als gewöhnlich nach ſeiner Wohnung zurück. Als Gailhac ihm mit dem Vorwurfe entgegenkam, daß er in der Nähe der Geliebten den unterdeß ſich zum Sterben langweilenden Freund vernachläſſige, glaubte der Rittmeiſter, ihm den Inhalt der mit dem General und Franceſca geführten Unterredung mittheilen zu müſſen, und bat ihn dann um Nachſicht, wenn er ihn weniger, als Recht ſei, in einer Stimmung finde, wie ſolche den Stunden des Wiederfindens eines ſo lange entbehrten Freundes gebühre. Gailhac ward bei jedem Worte des Rittmeiſters ernſthafter, und als er langſam, ſchweigend, und indem er das Zimmer von dem Tritte der mächtigen Dragonerſtiefeln erdröhnen ließ, mehre Minuten auf- und abgeſchritten war, ſtellte er ſich vor Wallberg, faßte dieſen beim Rockknopfe und ſprach nicht ohne Beſorgniß in Blick und Ton. „Vier Dinge ſind mir durch Ihre Rede klar geworden: Francesca liebt Sie nicht; Sie lieben Francesca ebenſo wenig; der General hat Böſes mit Ihnen im Sinne, und mit mir das Allerſchlimmſte.“

Die drei erſten Behauptungen des Freundes übergehend — die Wahrheit derſelben war allzu einleuchtend —, blieb Wallberg nur bei der letzten ſtehen. Er ſuchte dem Gefangenen zu beweiſen, daß, wie immer die perſönlichen Geſinnungen des Generals ſein möchten, dieſer ſich doch den Geſetzen des Völkerrechts und der Kriegsſitte fügen müſſe. Gailhac beantwortete die eifrigen Darſtellungen des Freundes nur durch ein ſtilles Lächeln und den wiederholten Ausruf: „Sie werden ſehen!“

Während dieſer Unterredungen, die nur durch eine kurze Nachtruhe unterbrochen wurden, kam der Morgen heran. Er fand Wallberg im Begriffe, die beiden Jägerſchwadronen, die unter ſeinen Befehlen ſtanden, zu Pferde in Schlachtordnung vor dem Eingange der bereits geſchilderten viereckigen Umhegung aufzuſtellen. Sechs Rotten alter verſuchter Krieger ſtanden abgeſeſſen, mit geladenen Carabinern, unter dem Commando eines Unteroffiziers am Eingange. Nach wenigen Minuten war Wallberg im Stande, ſich nach dem Herrenhauſe zu begeben, um dem General zu melden, daß die gegebenen Befehle vollzogen worden. Er fand Arismendi angekleidet, mit umgegürteten Säbel, den Federhut auf dem Haupte, den Platz unter der Veranda des Hauſes mit großen Schritten meſſend. Mit Ruhe, doch ohne Wallberg anzuſehen, hörte der General die Meldung des Rittmeiſters und wandte ſich dann an einen jungen Offizier in Generalſtabsuniform, der in einiger Entfernung an einer Säule lehnte.

„Laſſen Sie einen Tiſch und Ihr Schreibeweſen hinuntertragen, Sennor!“ rief er ihm zu, „und dann die Gefangenen vorführen.“

Eine ängſtliche Ahnung Deſſen, was im Werke ſein konnte, durchzuckte Wallberg, aber der Dienſt, die Subordination feſſelte ſeine Zunge; er ging ſtill zur Seite des Generals den Hügel abwärts und bemerkte kaum, daß auch Francesca, in ein Morgengewand gehüllt, in Suſannens Begleitung nach Verlauf einiger Minuten ihnen folgte.

„Die Herren Offiziere!“ rief der General, als er in die Umzäunung getreten war, während der Adjutant ſich beſchäftigte, Papier, Feder und Tinte auf dem herbeigebrachten Tiſche auszukramen.

Die Offiziere waren indeß von den Pferden geſtiegen und bildeten einen Kreis um den Befehlshaber, der in Beziehung auf den Dienſt dieſem oder jenem Lob oder Tadel ſpendete. Obwol auf der Bruſt einiger der Herren der Orden der Befreier glänzte und ſomit Zeugniß gab, daß die Inhaber deſſelben auch bereits in den Ebenen Columbiens gefochten hatten, ſo hatte doch die Haltung dieſer Männer wenig Militairiſches. Es waren meiſtentheils hagere, ſonnenverbrannte Geſtalten, von ſcharf markirten, doch wenig edeln Zügen, und die Miſchung reichbetreßter Uniformen mit Kleidungsſtücken von den verſchiedenſten Farben und Arten entſprach keinesweges der Nettigkeit und Genauigkeit, welche den Kriegern Europas ſo unerläßlich ſcheint und gleichſam mit ihrem Weſen eins geworden iſt.

Gailhac ſowol wie der Araucanerhäuptling wurden indeß unter Bedeckung einiger Soldaten herbeigeführt.

Der General erwiderte die ehrfurchtsvolle Begrüßung des Erſtern mit einem kaum merklichen Kopfnicken.

„Schreiben Sie, Sennor,“ ſprach er kalt zu dem

Adjutanten, der ſich indeß in Poſitur geſetzt. „Nein, nicht ins Parolbuch,“ ſetzte er hinzu, als der Offizier nach einem Folianten langte. „Sie nehmen ein Protokoll des Vorganges auf; Vorpoſten von Nueſtra Sennora del Deſtero, und wie dann der Krimskrams weiter heißt; das Ding geht an den Generalſtab.“

„Soll ich etwa den Indianer zuerſt vernehmen?“ fragte der Offizier, als er mit Ruhe das Papier nach Vorſchrift gebrochen und überſchrieben hatte.

„Nein,“ ſagte Arismendi; „deſſen bedarf es heute noch nicht. Ich habe nur einige Fragen an ihn zu thun. — Iſt der rothe Krieger der Kazike Lantaro?“ ſprach er, zu dem Araucaner gewendet.

„Wird er ſeinen Namen verleugnen?“ erwiderte der Indianer verächtlich.

„Will der Araucaner ſeine Freiheit gegen die der ſechs Offiziere eintauſchen, die in ſeine Hand gefallen?“

„Der Kopf des einen“ erwiderte ruhig der Wilde, „ſteckt auf dem Pfahle vor Lantaro's Hütte zu Arauco, die fünf andern hat er dem Spanier Iriarte für ebenſo viel Fäſſer Feuerwaſſer verhandelt.“

„Hund von einem Indianer,“ rief Arismendi. „Was hindert mich, Dich augenblicklich niederſchießen zu laſſen?“

„Dem weißen Häuptlinge iſt viele Gewalt gegeben," ſagte der Wilde mit großer Ruhe, indem er mit kalter Verachtung auf die Soldaten blickte.

„Wenn ich aber," ſagte der General nach einigem Nachdenken, „den rothen Anführer in Freiheit ſetze, würde er dann ſchwören, die Waffen niederzulegen und ſich mit ſeinem Volke von den Spaniern zu trennen?"

„Es kamen," antwortete der Indianer nach einigem Nachſinnen, „wie unſere weiſen Alten erzählten, vor vielen hundert Monden die weißen Männer über das große Waſſer. Sie ſagten: will der rothe Krieger ſich eine Hand voll Waſſer auf den Scheitel gießen laſſen und für uns das Gold aus den Gebirgen graben? Der Araucaner ſagte: nein! und ſie fochten dann, bis wenige der Fremden übrig waren; endlich vergruben ſie die Streitart und wurden Freunde, denn kein rother Mann wurde mehr gezwungen, nach Golde zu ſuchen, noch goß man ihm Waſſer auf den Scheitel, als wenn er es ſelbſt verlangte. Wer aber bei den weißen Männern Hülfe ſuchte, dem ward geholfen und viel Feuerwaſſer gegeben; auch wenn er bei ihnen wohnen wollte, ward ihm eine Hütte erbaut, und er durfte den Tonhauliton verehren neben den weißen Göttern, die auch ganz gut ſein mögen. Dann kämpften die Weißen mit einander.

Arauco blieb ruhig. Als aber die Krieger der Ebene anrückten und den Araucaner zwingen wollten, auf ſeinem Rücken Laſten über das Gebirge zu tragen, und als ſie die guten Männer, die den ſpaniſchen Göttern dienten und in brauner oder ſchwarzer Kleidung in das Gebirge kamen, um dem Araucaner Feuerwaſſer zu bringen, blos damit er ſich eine Hand voll Waſſer auf das Haupt gießen laſſe, aus ihren Häuſern trieben, ſo griff das rothe Volk nach der Streitart und kämpfte gegen die Männer aus der Ebene. — Lantaro iſt ein weiſer Anführer; er wird nicht Frieden ſchließen wider den Willen ſeines Volkes.“

„Genug,“ rief Arismendi, indem er ſich zu einem er nebenſtehenden Offiziere wandte. „Der Präſident nag über das Schickſal dieſes Menſchen entſcheiden. Bis dahin laſſen Sie ihn ſtreng bewachen.“

Der Indianer ward fortgeführt, und es wollte Wallberg bedünken, als ob die junge Wilde, welche ebſt Francesca nur wenige Schritte von der Gruppe er Offiziere entfernt geſtanden hatte, ſich befleißige, was Blitzendes unter ihrer Umhüllung zu verber- n; auch trat ſie ſtill auf ihren Platz, von dem ſie, ie es ſchien, die Neugier bis dicht an die Spre- enden getrieben, zurück.

„Jetzt beginnt Ihr Werk, Sennor," ſagte nach einer Pauſe, in der er Gailhac vom Kopfe bis zum Fuße betrachtet, Arismendi zu dem am Tiſche ſitzenden Adjutanten. „Protokolliren Sie Fragen und Antworten von Wort zu Wort. — Ihr Name, Alter, Rang?" ſetzte er mit einem verächtlichen Blicke auf den Major hinzu.

„Ich heiße," entgegnete derſelbe, „Armand Marquis de Gailhac, bin achtundvierzig Jahr alt, geboren auf dem Schloſſe Gailhac, Departement Haute Garonne, und ſtehe als Major in ſpaniſchem Dienſte."

Nach einer kleinen Pauſe, in welcher der Adjutant die Ausſage des Gefangenen niederſchrieb, wandte ſich der General von Neuem an Letztern.

„Haben Sie ſonſt ſchon," fragte er, indem er, als ob er Jemand ſuchte, im Kreiſe der Offiziere umherblickte; „haben Sie ſonſt ſchon gegen die Truppen der Republik gefochten?"

„Zu dienen, General," antwortete Gailhac munter. „Hier ſowol als in Chili hatte ich Gelegenheit, mich mit Ihren Pamperos herumzutummeln, und foi de gentilhomme! ich habe ſie über meine Erwartung gefunden."

„Sie wurden geſtern mit den Waffen in der Hand gefangen genommen?" fragte Arismendi weiter.

„Parbleu, General, eine komiſche Frage," rief der Franzoſe ärgerlich. „Ich will nicht hoffen, daß Sie annehmen, ich ſei ſpioniren geritten. Uebrigens wird Ihr Rittmeiſter Ihnen ſagen können, daß wir wie brave Männer uns gewehrt, und hätte ich ſtatt der amerikaniſchen Mähre einen andaluſiſchen Hengſt unter mir gehabt — "

„Genug, Sennor," rief Arismendi mit rauher Stimme, indem er gebieteriſch den Arm gegen Gailhac ausſtreckte. „Das Verhör iſt geendet, und Sie werden in dieſem Leben blos noch die Fragen des Beichtvaters zu beantworten haben. — Schreiben Sie," ſetzte er, zu dem Adjutanten gewendet, hinzu: „nachdem der Gefangene Namen und Rang, wie gemeldet, angegeben, auch eingeſtanden, daß er mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, iſt er zufolge der Inſtruction, die von Sr. Excellenz dem Präſidenten dem General Arismendi hinſichts der zu nehmenden Repreſſalien zugefertigt wurde, durch ein Detachement des vierten Jägerregiments erſchoſſen worden. — Pater Vincente," ſchloß er kalt, indem er ſich zu einem, ſonderbar mit Poncho, doppelgekrämptem Schiffhut, Säbel und Sporen decorirten Manne wandte, „übernehmen Sie hier Ihren Beichtſohn!"

Die Mehrzahl der Offiziere ſchien den Ausſpruch des Generals erwartet oder doch geahnt zu haben; auf ihren wilden, ſonnenverbrannten Geſichtern zeigte ſich das Lächeln boshafter Schadenfreude. Deſto furchtbarer aber wirkte die Ueberraſchung auf Wallberg. Harte Begegnung von Seiten des Generals, ſtrenge Bewachung, vielleicht gar ein Transport durch die endloſen Ebenen bis Buenos-Ayres war das Schlimmſte, was er für den Freund gefürchtet, und jetzt — er traute kaum ſeinen Sinnen — hörte er ſein Todesurtheil.

Sprachlos und ohne Bewegung ſtand Wallberg mehre Augenblicke. Er wollte reden, fragen, den Freund vertheidigen; die Stimme verſagte ihm.

„Es iſt nicht möglich, Herr General,“ ſtammelte er endlich, „es iſt nicht möglich — “

„Was iſt nicht möglich, Sennor?“ rief der General mit wildem Blicke und in befehlshaberiſchem Tone. „Sie wünſchen ſich wegzubegeben, um die Execution nicht anſehen zu dürfen, da Sie dieſem Manne früher in Europa durch Freundſchaft verbunden waren. Solche weichliche Gefühle ziemen nicht dem republikaniſchen Offiziere; Sie hätten ſie jenſeits des Weltmeeres laſſen ſollen.“

„**Ma foi!**“ rief munter Gailhac, welcher, anſcheinend der Ruhigſte von Allen, dem Freunde zu ſchweigen winkte. „Ich habe immer gedacht, etwas von Dienſt und Kriegsgebrauch zu verſtehen; aber chute de la Garonne! der Menſch lernt nicht aus! — Von ſolcher Behandlung der Gefangenen ſteht nichts im Réglement des troupes en campagne, noch in des Hugo Grotius dickleibigem Werke: De jure belli et pacis, und in meiner ganzen Dienſtzeit iſt mir nur einmal etwas Aehnliches, nämlich bei den Gefangenen von Jaffa vorgekommen. Bei alle dem, General, werden Sie es wol nicht übel nehmen, oder für eine unzeitige Neugier halten, wenn ich mir die Frage erlaube: warum ich denn eigentlich erſchoſſen werden ſoll?“

„Goyeneche, dieſes Ungeheuer,“ ſagte der Befehlshaber, „hat zwei Buenosayrier erſchießen laſſen, und der Präſident befiehlt mir, Repreſſalien zu brauchen, ſobald ich es angemeſſen finde.“

„Und Sie finden es angemeſſen? — bon —“ erwiderte ruhig Gailhac. „Indeß bedenken Sie, General, daß mehre Hundert der Ihrigen ſich gefangen in Valdivia befinden, und daß auf die Kunde Deſſen, was hier vorgegangen, ihnen das gleiche Loos bevorſteht.“

„Mag ſein!“ ſprach Arismendi nach einem Augenblicke tiefen Schweigens. „Sie werden als brave Männer ſterben. — Bereiten Sie ſich zum Tode.“

„Nimmermehr, General!“ rief Wallberg, auf den Befehlshaber losſtürzend. „Laſſen Sie mich erſchießen, wenn Sie Blut haben müſſen, aber ſchonen Sie dieſen Mann. Grauſamkeiten ſolcher Art ſchänden die Sache der Republik. Hat der tyranniſche Vicekönig von Peru Abſcheulichkeiten begangen, ſo iſt es nicht Sache der Krieger der Freiheit, dieſe nachzuahmen —“

„Noch die Ihrige, Sennor,“ rief der General mit wildem Blicke, „auf dieſe widrige Weiſe in einer Sache Ihre Meinung abzugeben, bei der Sie in keiner Art betheiligt ſind.“

„Verzeihen Sie, General,“ rief Wallberg immer hitziger; „ich bin aufs höchſte dabei betheiligt, denn meine Ehre ſteht auf dem Spiele. Der Major Gailhac iſt einer der tapferſten Offiziere, die irgend eine Armee in beiden Hemiſphären aufzuweiſen hat. Ich habe Zeugniſſe darüber aus dem Munde eines Mannes gehört, von dem Sie, ich, und wir Alle ewig lernen werden; ich meine den großen Todten auf Helena, als er, damals auf dem Gipfel ſeiner Macht, dieſem Manne das Ehrenkreuz ertheilte. Der Major Gailhac rettete mir in Spanien das Leben. Hätte er mich geſtern im Gefechte nicht erkannt, wußte er nicht, daß er in Freundeshände fiel, er würde, tapfer wie er iſt, ſich nicht ergeben haben.“

„Halte-là!“ rief Gailhac kopfſchüttelnd dem Freunde zu. „Was ich gethan, oder nicht gethan haben würde, das können Sie nicht wiſſen, und der General hat Recht, wenn er der Meinung iſt, daß Ihnen in der ganzen Angelegenheit kein Urtheil zuſteht. — General,“ fuhr er fort, indem er ſich ruhig und feſt an Arismendi wandte, „Sie werden an mir thun, was Sie mit Ihrer Pflicht und den Geſetzen der Ehre vereinbar halten. Gebieten Ihnen dieſe, mich erſchießen zu laſſen, eh bien, me voilà! Die amerikaniſchen Begriffe von Ehre und Völkerrecht ſind freilich ein bischen von den europäiſchen verſchieden, denn dieſe würden nicht erlauben, einen Gefangenen, der ſich brav gewehrt und nur durch Zufall in Gefangenſchaft gerieth, indem er mit dem Pferde ſtürzte, wie einen Verbrecher zu erſchießen; indeß, ländlich, ſittlich, und wenn es denn ſein muß, ſo kann die Sache vor ſich gehen. — Uebrigens, Herr,“ hier trat er näher an den General, „möchte ich in dieſem Augenblicke nicht an Ihrer Stelle ſein.“

Der General machte eine heftige Bewegung mit der Hand, als wollte er dem Unteroffizier, der das zur Execution befehligte Detachement commandirte, andeuten, ſeine Ordre zu vollſtrecken; doch plötzlich hielt er ein, die Blitze, die aus dem wilden Auge über die düſtern Züge zuckten, verminderten ſich, und das Geſicht Arismendi's nahm jenen Ausdruck von Freundlichkeit an, der dem Nordlandsbewohner an dem des Südens ſo tückiſch und falſch erſcheint. Er ſchwieg einen Moment und ſchien über einem beſondern Plane zu brüten.

„Sie meinten, Sennor,“ ſprach endlich der General mit einem ſonderbaren Lächeln, „Sie möchten nicht an meiner Stelle ſein; vielleicht könnte ſich Ihre Meinung in wenig Augenblicken ändern, wenn nicht in Ihrem, doch in meinem Sinne. Behaupteten Sie nicht, daß nur ein Zufall Sie in unſere Hände fallen laſſen, und ſchreiben Sie dieſen nicht einem Sturze mit dem Pferde zu?“

„Allerdings!“ rief Gailhac lebhaft. „Ich werde dies bis zum letzten Athemzuge behaupten. — Hätte ich ſtatt der verdammten araucaniſchen Mähre einen tüchtigen Andaluſier gehabt, ich wäre heute nicht in Ihren Händen. Ein beſſeres Pferd hätte mich nach wackerer Vertheidigung gegen die Uebermacht, der ich freilich hätte weichen müſſen, in Sicherheit gebracht.“

„Hm, kann ſein; vielleicht auch nicht!“ entgegnete Arismendi immer ruhiger und freundlicher. „Ich halte Sie für keinen Prahler; indeß ſind die Franzoſen eben nicht die beſten Reiter —"

„Ich wünſchte Gelegenheit zu haben, Sie vom Gegentheile zu überzeugen," rief der Major mit aller, ſeiner Nation eigenthümlichen Lebhaftigkeit. „Das aber iſt nun freilich zu ſpät."

„Ich hätte Ihnen einen Vorſchlag zu machen," ſprach Arismendi nach einer Pauſe, in der ſich die grimmigen Züge zu einem ſpöttiſchen Lächeln verzogen. „Sie werden ihn gern annehmen, da Sie Ihrer Sache ſo gewiß zu ſein ſcheinen. Wie gefällt Ihnen mein Andaluſier dort? Ich hieb deſſen vorigen Herrn mit eigner Hand beim Ueberfalle von Cordova herunter."

Gailhac folgte den Blicken des Generals, und er ſah einen ſtolzen, am Gebiſſe ſchäumenden Rappenhengſt, der ſich wiehernd im Kreiſe drehte, und den ſein Führer, ein alter Pampero, kaum zu bändigen vermochte.

„Ein wackeres Thier," ſprach der Major, das edle Roß betrachtend. „Zwiſchen dieſem und dem Gebirgsklepper, den ich geſtern ritt, iſt freilich ein großer Unterſchied."

„Wo iſt das Pferd des Gefangenen?" fragte der General, indem er ſich an die Umſtehenden wandte.

„Hier!" rief ein Reiter, der die Worte des Befehlshabers gehört, indem er aus dem Gliede ſprengte und aus einer der Hütten ein kleines, unanſehnliches Pferdchen hervorzog, mit deſſen Wuchs und Weſen der große ſpaniſche Sattel und der gewaltige Stangenzaum übel contraſtirten.

„Ihr Pferd iſt freilich nicht das beſte," ſagte der General, einen kurzen aber feſten Blick auf daſſelbe werfend; „indeß, hören Sie meinen Vorſchlag. — Sie beſteigen," ſprach er langſam und nachdrücklich, „meinen Andaluſier, ich, mit einer Lanze bewaffnet, Ihre araucaniſche Mähre. Ich gebe Ihnen funfzig Ellen Vorſprung. Dann, auf das Signal eines Piſtolenſchuſſes, ſetzen wir uns in Galopp und umkreiſen drei Mal im ſchnellſten Jagen das Innere dieſes Vierecks. Kann ich Sie während unſers Weltlaufes nicht erreichen, ſo ſtehen Sie unter meinem Schutze; ich verbürge Ihnen Leben und Sicherheit, und Sie werden ſobald wie möglich gegen einen unſerer gefangenen Offiziere ausgewechſelt; ja, will der Vicekönig keinen herausgeben, ſo ſetze ich Sie ohne Weiteres in Freiheit. Mein Ehrenwort darauf! — Hole ich Sie während unſers Laufes ein — ſo durchbohre ich Sie mit meiner Lanze *)."

---

*) Hiſtoriſch. Der columbiſche General Paez und ein gefan

„Ich bitte Sie, Major!“ rief Wallberg mit
tſetzen.

„Herr Rittmeiſter,“ ſprach der General kalt und
Tone des Commandirenden, „laſſen Sie eine
hwadron mit Zügen rechts abſchwenken und dem
ngange des Vierecks gegenüber aufmarſchiren. Sie
iben an der Tête und erwarten dann weitere Befehle.“

Wallberg mußte gehorchen. Er ſtieg zu Pferde,
ß das Gewehr aufnehmen, führte die Reiterſchar
die vorgeſchriebene Poſition und hielt dann mit
ogenem Säbel vor der Fronte, dicht am Eingange
Umzäunung.

Wie es ſchien, hatte Gailhac mit vieler Freude
den Vorſchlag des Generals eingewilligt. Mit
er ihm eignen Beweglichkeit eilte er zu dem ſtolz
hernden Rappenhengſte und ſchwang ſich mit vie-
Behendigkeit hinauf. Die Offiziere blickten ſich
hſelſeitig an und lächelten boshaft.

Das ſchläfrige indianiſche Pferdchen, welches Ta-
zuvor Gailhac geritten hatte, ward indeß näher
beigeführt. Nur mit Mühe ließ es ſich vorwärts
eppen, und hätte es nicht an dem mächtigen Ge-
e gekaut, ſo konnte man leicht der Meinung wer-

---

gener ſpaniſcher Offizier gingen den Vertrag ein. Letzterer wurde getödtet.

den, daß es mit halb geöffneten Augen noch von den Strapazen des geſtrigen Tages träume.

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr General," ſprach Gailhac, der, während Arismendi noch den Klepper betrachtete, auf dem unruhigen Andaluſier ſaß. „Wie, wenn ein Zufall unſern Wettlauf unterbräche? wenn Sie mit der elenden Mähre ſtürzten?"

„So ſind Sie frei," entgegnete jener mit kaltem Lächeln. „Wiſſen Sie nicht, daß bei Capitulationen die ſtreitigen Punkte gewöhnlich zum Vortheile der Belagerten gedeutet werden? oder reut Sie unſer Abkommen?"

„Keineswegs," rief Gailhac. „Ich erkenne vielmehr darin einen Beweis von Großmuth — "

„Nichts davon," rief Arismendi mit rauhem Tone. „Ich bin nicht großmüthig; am allerwenigſten gegen Spanier oder Franzoſen. Täuſchen Sie ſich alſo nicht. Nicht um unter irgend einem Vorwande, dem nur Schwäche zum Grunde liegen könnte, Sie freizulaſſen, machte ich Ihnen den Vorſchlag; die Ueberzeugung meiner Ueberlegenheit allein gab mir den Gedanken ein. Darum alſo mein letztes Wort: erreiche ich Sie nicht, während wir drei Mal das Innere des Vierecks umkreiſen, ſo ſind Sie gerettet; erreiche ich Sie, ſo durchſtoße ich Sie auch ſogleich mit meiner Lanze. Das verſpreche ich Ihnen bei meiner Ehre, bei der gebenedeiten Jungfrau von Guadalupe, oder — wenn Sie dies lieber wollen — bei meinem Haſſe gegen die Spanier und allen Teufeln in der Hölle!"

Mit einem Blicke, worin ſich Zorn und Verach- ung miſchten, kehrte der General jetzt dem Gefangenen den Rücken, und nachdem er einem der Reiter ine Lanze aus der Hand genommen und deren Spitze nd Schärfe ſorgfältig an ſeinem Finger geprüft, rief r dem Soldaten, der das indianiſche Pferdchen am ügel hielt, und indem er auf Sattel und Gebiß eutete, mit heiſerm Lachen zu: „Herunter mit dem paniſchen Putze, Rodrigo! Der Klepper geberdet ch ja wie der Eſel in der Palmenſonntagsproceſ- on. Lege ihm eine Knebeltrenſe auf; ich denke, wir erden uns dann beſſer ineinanderfinden lernen."

In zwei Augenblicken lag Sattel und Gebiß am oden, und der Klepper erhob das von den quä- nden Banden befreite Haupt.

„Munter, munter!" rief Arismendi mit wildem chen, und indem er dem Pferde einen Hieb mit r Lanze über den Rücken und einen Stoß in die ähne gab. „So ſchläfrig warſt Du gewiß nicht, als e heulenden indianiſchen Teufel in der Ebene von

Cordova ſchweiften!“ — Mit einem Sprunge ſaß er auf dem nackten Rücken des Kleppers.

Gailhac glaubte kaum ſeinen Augen trauen zu dürfen, als er die Veränderung bemerkte, die mit dem Klepper vorging, als Arismendi ihn beſtiegen hatte. Das plumpe Haupt, geſtern faſt an die Erde ſtreifend, hob ſich hoch empor, das ſonſt ſo ſchläfrige Auge öffnete ſich zu einem wilden ſcheuen Blicke, und der träge Fuß, dem Gailhac noch Tages zuvor umſonſt eine raſchere Bewegung abzugewinnen verſucht hatte, hieb muthvoll in den Sand und ſchleuderte den Kies höher als das Haupt des Reiters. Auch Wallberg, als er das noch geſtern ſich ſo jämmerlich mit ſeinem Reiter auf dem Boden wälzende Roß heute ſo muthig, mit gehobenem Schweife, offenen Nüſtern, ſchnaubend und auf den Zügel dringend erblickte, konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß der hölliſche Dämon, der Arismendi die Idee des furchtbaren Wettlaufs eingegeben, auch in dem Pferde Platz genommen habe.

„Nehmen Sie Ihre Poſition!“ rief jetzt Arismendi ſpöttiſch dem Gefangenen zu. „Weiter, Sennor, weiter! noch ſind es nicht funfzig Schritte. — So; nun iſt's Recht. Rodrigo! Dein Piſtol. — Achtung! — Eins! — Zwei! — Drei!“

Der Schuß krachte, das Piſtol flog in den Sand, und der Wettlauf begann.

Ungeduldig hatte ſich der ſtolze Rappe, den Gailhac ritt, ſchon lange im Kreiſe gedreht. Der Major ließ ihm jetzt den Zügel, er drückte ihm den Sporn in die Seite. Der Renner ſchoß dahin wie ein Pfeil.

Bald bemerkte Gailhac, daß, obwol Arismendi im ſcharfen Galopp ihm folgte, derſelbe doch keines der Hülfsmittel anwandte, das Thier, welches er ritt, aufs äußerſte anzutreiben. Er ſchwenkte die Lanze zwar, doch nur wie zum Spiele; ihr Schaft berührte nicht die Flanken des Pferdes. Der Zügel lag gleichfalls loſe auf dem Halſe; auch zuckte der Klepper nicht, wie durch Sporenſtöße berührt. Sein Lauf war ſchnell, doch gleichmäßig; auch ſchien er keineswegs hierin dem Andaluſier überlegen.

„Eine ſonderbare Art, Großmuth auszuüben!“ murmelte Gailhac vor ſich hin, als er bemerkte, wie wenig ſich ſein Verfolger anſtrengte, die Diſtanz, die beide Wettreitenden trennte, zu verkürzen. „Indeß der böſe Feind traue dem Amerikaner! Ein kluger Spieler ſpart den beſten Trumpf bis zum entſcheidenden Schlage, ein vorſichtiger Fechter die feinſte Finte bis zum letzten Gange.“

Er zwang den Andaluſier zu kürzerm Galopp.

Arismendi war ihm bei unverändertem Roſſeslauf indeß um einige Lanzenlängen näher gekommen, doch — plötzlich verminderte ſich der Lauf des Kleppers, und beide Reiter trennte der vorige Zwiſchenraum.

„Es iſt richtig," ſagte der Major leiſe vor ſich hin; „er will mich ſchonen. Er ſah das Schändliche ſeines Vorhabens ein, ſein Ausſpruch reute ihn, er wollte ihn nicht widerrufen, und ſo wählte er dieſen Ausweg."

Die Wettreitenden hatten jetzt einmal das Viereck umjagt. Wie Gailhac vor dem Eingange deſſelben vorbeigaloppirte, fiel ſein Blick auf Wallberg, der mit höchſter Angſt in den blaſſen Zügen in der Mitte der Oeffnung hielt. Auch Franceſca ſtand in der Nähe; ihr Auge zeigte Beſorgniß und Theilnahme. Die Pamperos lächelten ſpöttiſch oder boshaft.

Daß die Umſtehenden nicht die Sicherheit, in die er ſich zu wiegen begonnen, hinſichtlich des Ausganges des Wettlaufs theilten, ward Gailhac klar. Er beſchloß doppelt vorſichtig zu ſein, und indem er dem brauſenden Hengſte etwas mehr den Zügel ließ, dachte er darauf, einen etwas größern Vorſprung zu gewinnen, ohne die Aufmerkſamkeit ſeines Verfolgers durch ſichtbares Antreiben des Renners zu erregen.

Zu ſeinem Erſtaunen war dies jedoch keineswegs der Fall. Er ſah, das edle andaluſiſche Roß that ſeine Pflicht. Es warf ſich in die Bruſt und bog beim Ausgreifen der ſchlanken ſehnigen Schenkel den ſchöngeformten Schwanenhals zurück, daß die dünne flatternde Mähne die Bruſt des Reiters fächelte. Er hörte das Knirſchen des Sandes, das Sauſen der kleinen Kieſel, die der Huf des Hengſtes in die Luft warf, aber — ein Blick rückwärts belehrte den kriegsgeübten Reiter, daß ſich die trennende Diſtanz nicht um einen Fuß breit vermindere. Mit Schrecken bemerkte Gailhac, daß der Klepper, durch deſſen Schuld, wie er meinte, er Tages vorher in die Hand des Feindes gefallen war, heute ganz und gar ſeine Natur verändert habe. Ohne von dem, allem Anſcheine nach ſorglos auf dem Rücken des Thieres ſitzenden Reiter nur im mindeſten angetrieben zu werden, ſchoß das Pferd über die Fläche daher, als ob der Condor der Anden ihm ſeine Flügel geliehen habe. Die kleinen nackten Hufe ſchienen kaum den Boden zu berühren, ſie ſchwebten faſt nur über den leicht ertönenden Kieſeln.

Eben endete auch der zweite Umritt; er war ſchnell geweſen, hatte aber nichts im Stande der Dinge verändert; da wollte es Gailhac bedünken, als ob der

Zwiſchenraum, der ihn von ſeinem Verfolger trennte, ſich bedeutend verkürze; zugleich ſah er, daß mit einem Rucke der Fauſt, doch gleichſam nur wie zum Spiele, Arismendi die Lanze um ein Drittheil der Länge durch die Hand gleiten ließ; die rechte Lage, um einen Stoß mit Nachdruck führen zu können.

„Jetzt iſt es Zeit," dachte der Major; „jetzt oder nie." Und mit Kraft drückte er dem Andaluſier die Sporen in die Seiten. Der edle Renner ſtöhnte, blies die Nüſtern ſchnaubend auf und ſchoß, wie ein Pfeil vom Bogen ſauſt, in ſeiner Bahn dahin.

Die Anſtrengung des Gefangenen war ſeinem Verfolger nicht entgangen. Er hieb dem Araucanerroſſe die Sporen in die Flanken, daß es hoch emporfuhr, und ſich zwei große Blutflecke an den dünnbehaarten Seiten zeigten. Ein gellendes „Adelante!" (Vorwärts!) erſcholl aus Arismendi's Munde. Mit lebhaftem Händeklatſchen und einem donnernden: „A baxo!" (Nieder mit ihm!) beantworteten die Offiziere der Pamperos den Ruf ihres Generals.

Mit der Schnelle des Sturmwindes raſte nun die entſetzliche Jagd durch die Umhegung. Wie der von der blutlechzenden Meute verfolgte Edelhirſch die ſchlanken Glieder im Laufe ſtreckt, ſo dehnte ſich der Andaluſier in ſeinem flugähnlichen Rennen. Der Sand wirbelte zu beiden Seiten empor. Funken ſprühten unter ſeinen Hufen aus den Kieſeln. Das ſchnelle Durchſchneiden der Luft raubte dem Reiter faſt den Athem. — Konnte man aber die Anſtrengungen des edeln Roſſes mit dem Laufe des Hirſches vergleichen, ſo glichen die Sprünge des durch ſeinen Reiter unaufhörlich angetriebenen Kleppers den Sätzen, mit denen der wuthſchnaubende Panther die Gazelle verfolgt. Der Leib des kleinen Pferdchens ſchien ſich während jener Bogenſprünge zu verkürzen, ja alle vier Hufe zu gleicher Zeit in der Luft zu ſchweben.

Angſt, Zorn, Entſetzen kochten indeſſen in Wallberg's Bruſt. Ihm war es vom Anfange an klar geweſen, daß der ſcheinbaren Großmuth Arismendi's nur die grimmigſte Ironie zum Grunde lag. Er hatte ihn zwar mehrmals Schonung an gefangenen Spaniern üben ſehen, aber ſtets war es am Abend blutiger Gefechte geweſen, und dann war ihm die Großmuth des Amerikaners wie die Trägheit des Löwen vorgekommen, der, nachdem er von Sonnenaufgang an in einer Gazellenheerde gewürgt, es nicht mehr der Mühe werth hält, zur Vernichtung einiger ſchwachen Nachzügler noch einmal die Tatze zu erheben. Mit Seelenangſt blickte er auf beide wie auf Sturmesflügeln daherbrauſenden Reiter. Er ſah, wie beweglich in den leichten Mantel gehüllt und ließ nur dann und wann das große dunkle kluge Auge von den beiden Reitern auf Wallberg gleiten. Dem Ausdrucke ihres Antlitzes nach hätte man glauben müſſen, daß die Veranlaſſung des ſchauerlichen Wettlaufs ihr gänzlich unbekannt geblieben, und nur einmal, als in der weiteſten Entfernung der Bahn Arismendi dem Verfolgten ziemlich nahe gekommen, ſchien eine kleine Wolke über das ruhige Geſicht zu ziehen, doch ſchwand dieſe immer mehr, je näher die Reiter dem Orte kamen, wo die Zuſchauer ſich befanden, obgleich der trennende Zwiſchenraum immer mehr abnahm, und Gailhac nun rettungslos verloren ſchien.

Eben langte die heilloſe Jagd in der Nähe der Zuſchauer an; der nächſte Augenblick mußte entſcheiden. Wallberg blickte in Gailhac's todtenblaſſes Antlitz; er ſah, daß in dieſem Momente alle Kräfte des Freundes erſchöpft waren. Schon warf Arismendi den Klepper ſeitwärts, ſchon zuckte der Arm zum Todesſtoße — retten, oder untergehen mit Dem, der ihn einſt ſelbſt gerettet, dies war der einzige Gedanke, deſſen Wallberg ſich bewußt war. Wie wahnſinnig drückte er dem Roſſe die Sporen in die Seite, ſein Säbel zuckte durch die Luft, ein Hieb, und das

Eiſen der Lanze Arismendi's lag im Sande. Der Andaluſier trug ſeinen Reiter im tollſten Jagen noch eine weite Strecke über das Ziel hinaus.

Hätte die Seelenangſt, in welcher der Rittmeiſter ſich ſeit dem Beginne des Wettlaufs befunden, ihn nur noch einen Augenblick mit der Ausführung ſeines Entſchluſſes zögern laſſen, ſo würde er ſich haben überzeugen können, daß außer ihm noch ein zweites Weſen über dem Leben des Freundes wache, ja, daß ohne deſſen Hülfe es ihm nicht einmal möglich geweſen, ſich zwiſchen die mit Blitzesſchnelle daherſtürzenden Reiter zu werfen. Sobald nämlich der General den Klepper aus der Bahn drängte, um behufs des zu führenden Stoßes der Seite des unglücklichen Verfolgten näher zu kommen, ſtieß — und zwar in demſelben Augenblicke, in welchem ſich Wallberg zwiſchen die Kämpfer warf — die junge Indianerin einen gellenden Schrei aus, auf welchen ſogleich das Pferd Arismendi's dergeſtalt mitten im Laufe parirte, daß die Vorderhufe ſich bis über die Feſſelgelenke in den Sand vergruben, das Thier mit den Hinterknien den Boden berührte, und ſein Reiter ziemlich unſanft zur Erde geworfen wurde. Alles dieſes traf dergeſtalt in einem und demſelben Momente zuſammen, daß nur ein ſehr geübter Beobacher hätte unterſcheiden können, welches dieſer Ereigiſſe durch das andre bedingt oder herbeigeführt woren ſei.

Eine Todtenſtille, während welcher Wallberg vom Pferde und Arismendi vom Boden aufgeſprungen var, erfolgte nun. Scharf wie ein Dolchſtoß haftete as Auge des Generals auf dem Rittmeiſter, dann agte Erſterer kalt: „Die Herren ſind Zeugen, wie er Rittmeiſter Wallberg mich mit dem Säbel in der Fauſt angefallen. Sennor,“ ſetzte er, zu dem Adutanten gewendet, hinzu „nehmen Sie dem Herrn ie Waffe ab.“

„Hier liegt ſie,“ ſchrie der Rittmeiſter wüthend, indem er die Klinge vom Gefäße brach und beides an den Boden ſchleuderte. „Nur ein Elender würde den Säbel noch in einem Dienſte ziehen, wo ſolche Abſcheulichkeiten vorgehen können.“

„Ihr Maß iſt voll,“ rief der General, drohend die Hand gegen Wallberg ausſtreckend. „Die Regierung wird wählen: für Sie eine Kugel oder für mich den Abſchied. Bis dahin haben Sie Arreſt.“

„General,“ ſprach Gailhac mit matter Stimme, „ich kann unmöglich glauben, daß Sie wegen einer momentanen Uebereilung Ihr Heer um einen ſeiner tapferſten Offiziere bringen könnten. Sie wiſſen aus eigner Erfahrung, ein Freundſchaftsbund, unter Kanonendonner geſchloſſen und mit Blut gekittet, trennt ſich nur mit dem Tode und kann ja wol auch den Beſonnenſten verleiten, ein wenig die ſtrenge Linie des Dienſtes zu überſchreiten. Sehen Sie das Benehmen Wallberg's aus dieſem Geſichtspunkte an; ich bitte Sie darum, ich, ein Sterbender. Wir ſollten," ſetzte er gefaßter dann hinzu, „unſern Wettritt, welcher unterbrochen worden, nun von vorn beginnen. Wozu indeß? Sie würden mich das zweite Mal ſo leicht als wie das erſte Mal erreichen; auch finde ich mich bereits zu erſchöpft. Darum bitte ich um einen ſchnellen Tod."

„Ihr Leben iſt durch mein Ehrenwort geſichert," entgegnete Arismendi kalt. „Meine Lanze hat Sie nicht berührt, Sie haben die Bedingungen des Vertrags ehrlich erfüllt, die Unterbrechung kam nicht von Ihnen. Der, der es wagte, ſich zwiſchen den Tiger und ſeine Beute zu werfen, wird dafür büßen. Für jetzt, Major Gailhac, betrachte ich Sie als Gefangenen auf Ehrenwort. Sie haben die Freiheit, ſich hinzubegeben, wo Sie wollen."

„Ich werde Ihr Hauptquartier nicht verlaſſen," entgegnete Gailhac, „bis einer der gefangenen Offiziere aus Lima eintrifft. Der Vicekönig wird keinen

Anſtand nehmen, mich auszuwechſeln. Auch trenne ich mich nicht von meinem Freunde."

„Ganz wie Ihnen beliebt," ſprach Arismendi mit leichter Neigung des Hauptes, und indem er ihm den Rücken wandte. „Der Rittmeiſter Wallberg wird in ſeiner Wohnung bewacht," ſetzte er mit einem Winke an den Adjutanten hinzu.

Es war am Abende dieſes verhängnißvollen Tages, als Wallberg, düſter vor ſich hinblickend, am Fenſter ſeines einſamen Gemaches ſaß. Theilnahmlos verfolgte ſein Auge das Durcheinanderſchwirren der unzähligen Leuchtkäfer, die in dem Dunkel der Zweige ſchlanker Erythrinen ihr munteres Spiel trieben, und kaum vernahm ſein Ohr die Klagetöne eines gezähmten Affen, mit welchem ſich eine Schar Soldaten am Eingange des Hauſes ſchon längere Zeit beluſtigt hatte. Erſt als dieſer das Dach der Hütte zum letzten Zufluchtsorte gewählt und von dort, nachdem er unter die mächtigen Piſangblätter, womit das Gebäude gedeckt, geſchlüpft war, weder durch Schmeichelworte noch durch Steinwürfe herabgebracht werden konnte, verhallte ein wenig der tolle Lärm. Fortan hörte man nur den Tritt der Schildwache, welche unter der Veranda auf und abging, oder das Klirren der Handfeſſeln des in dem gegenüber, liegenden Zimmer gleichfalls bewachten Indianerhäuptlings.

Lange mochte Wallberg ſo in düſteres Hinbrüten verſunken geſeſſen haben, als ſich die Thür öffnete, und Gailhac eintrat. Mürriſch warf Letzterer den Hut auf den Tiſch.

„Sie gingen vergeblich? ſagte ich es nicht gleich?“ hob Wallberg mit ſchmerzlichem Lächeln an.

„Hol's der Henker,“ rief der Franzoſe grimmig, indem er ſich auf Wallberg's Lager warf und die Decke des Gemaches, die zugleich die des Hauſes war, anſtarrte. „Ihr Arismendi iſt ein Cannibale, ein Menſchenfreſſer, mit einem Worte — ein Creole. Ich behaupte, der Baſchkir, der mich bei Smolensk gefangen nahm, und der ſich rühmte, zum Abendbrote ein Stück von einem gebratenen Franzoſen und zum Frühſtücke von einem grillirten Polen gegeſſen zu haben, wußte mehr, was Kriegsſitte und Brauch ſei.“

„Sagte ich es Ihnen nicht voraus, er würde ſich die Gelegenheit, mich zu verderben, nicht entgehen laſſen?“ ſprach der Rittmeiſter. „Ich kenne ſeinen Haß gegen die Europäer.“

„Und wie habe ich ihn gebeten,“ fuhr der Major, unwillig die Stirn runzelnd, fort. „Alle Gründe, die nur für Ihre Freilaſſung ſprechen konnten, führte ich an. Ich erbot mich, nach Lima zu gehen und den Vicekönig zu bewegen, die in dem letzten Gefechte gefangenen Offiziere zu entlaſſen. Alles umſonſt. Auch Francesca's Bitten waren fruchtlos. Er beſteht darauf, Sie vor ein Kriegsgericht zu ſtellen."

„Francesca bat für mich?" fragte der Rittmeiſter
ſchmerzlich.

„Ja, ſie begleitete mich zu dem General," er-
viderte Gailhac.

„Sie foderten ſie dazu auf?" fragte jener haſtig
ufſpringend.

„Hm! ja," entgegnete der Major. „Sie würde
s auch gewiß von ſelbſt gethan haben, wenn —"

„Und Francesca," fuhr Wallberg, im Innerſten
npört, auf, indem er ſich mit den Händen das Ge-
ht bedeckte — „Francesca hatte eine Auffoderung
thig, um ſich für den Mann zu verwenden, der ſie
hoch geachtet. Dies zerreißt das letzte Band, wenn
erhaupt es je ein ſolches zwiſchen uns gegeben."

„Ei, Sie müſſen nicht Alles gleich aufs ärgſte
ten," rief der Major. „Was iſt es denn weiter?
e hatten zuvor einen kleinen Zwiſt gehabt, und ſo
te ſie noch nicht das Köpfchen auf der rechten
elle. Ohnehin mögen Sie mit Ihrer deutſchen

Sentimentalität die feurige Amerikanerin nicht wenig verwöhnt haben. Nachgeben von Seiten des Mannes iſt bei Frauen von lebhaftem Charakter nie am rechten Platze. Mir gefällt die Dame gar nicht übel. Doch bleiben wir bei der Sache. Vielleicht läßt ſich Arismendi noch erweichen, vielleicht nimmt er Ihre Dimiſſion an und läßt das Uebrige dann auf ſich beruhen. Kommt es zum Schlimmſten, ſo werden ſich ja wohl Mittel finden laſſen, Sie in Sicherheit zu bringen — "

„Ich ſollte entfliehen?" fuhr Wallberg auf. „Das könnte mir ein Mann von Ehre rathen?"

„Ei nun," rief Gailhac verdrießlich, „ich rathe es eben nicht; aber ebenſo wenig werde ich ein ruhiger Zuſchauer bleiben, wenn jener creoliſche Teufel Ihnen an Haut und Haar wollte. Er müßte ſich zuvor mit mir ſchlagen, und dann — "

„Glauben Sie, daß er es thun würde?" unterbrach Wallberg lächelnd den Major. „Aber ſahen Sie nicht Suſannen? ich meine die junge Araucanerin; denn dieſe war es, die mit ihrem Ausrufe Ihren abſcheulichen Wettlauf zuerſt unterbrach. Wie mir der gefangene Kazike erzählte, pflegen ſeine Landsleute ihre Pferde mehr mit der Stimme als mit Zaum und Schenkel zu regieren."

„Ob ich die junge Wilde geſehen?“ fiel Gailhac it aller ſeiner Lebhaftigkeit ein. „Parbleu, wofür lten Sie mich, um nicht anzunehmen, daß es mein ſtes Geſchäft geweſen, ihr meinen Dank darzu- ingen.“

„Und Suſanna?“ fragte Wallberg mit Theilnahme.

„Der Henker werde aus dem ſonderbaren Weſen g,“ erwiderte jener. „Sie betrachtete mich mit großen dunkeln Augen vom Haupte bis zum Fuße, n deutete ſie auf den Mund, zum Zeichen, daß ſtumm ſei, und ſchüttelte mit dem Kopfe, um mir erkbar zu machen, daß ſie nicht Spaniſch verſtehe.“

„War Francesca zugegen?“ fragte der Rittmei- weiter.

„Wir waren allein,“ entgegnete Gailhac. „Bei dem bin ich überzeugt, daß das Mädchen ſpricht Spaniſch verſteht. Sie hätten nur ſehen ſollen, welcher Aengſtlichkeit ſie an meinen Lippen hing, ich mich mit Arismandi wegen Ihres Schickſals mzankte, und auch der Schrei, den ſie ausſtieß.“

„Dieſer beweiſt nichts,“ fiel Wallberg ein; „auch mme ſind im Stande, einzelne unarticulirte Laute uſtoßen.“

„Ich wollte, ich könnte dem Mädchen ein Sprach- n verſchaffen wie das der Mars oder der Duchenois auf dem Theater Français, obwol noch die Frage wäre, wie viel die Aermſte dabei gewänne," rief Gailhac munter. „Da ich dies zu thun aber nicht im Stande bin, ſo habe ich mit Madame geſprochen und ſie gebeten, dem Mädchen die Freiheit wieder zu geben."

„Und Francesca?"

„Sie verſprach es mir; doch ſoll es dann erſt geſchehen, wenn über den Indianerhäuptling entſchieden iſt. Aber ſuchen wir das Lager. Guter Rath kommt über Nacht, wie das Sprichwort ſagt, und — kommen muß er, oder ich will nicht leben."

Kaum hatte Gailhac dieſe Worte geſprochen, als er ſich, angezogen wie er war, auf einen im Winkel des Gemaches aufgethürmten Haufen friſchen Maisſtrohes warf, und in wenig Minuten belehrten ſeine ſchweren Athemzüge den Rittmeiſter, daß er mit dem leichten Sinne eines Franzoſen alles Ungemach des verfloſſenen Tages in Morpheus' Armen bereits vergeſſen habe.

Mitternacht war indeß herbeigekommen, der Lärm vor der Thür der Hütte hatte aufgehört, ſelbſt die Tritte der Schildwache ertönten ſeltner, und bald bedeckte tiefe Finſterniß und Todtenſtille das Haus und ſeine Umgebung. Auch bei Wallberg behauptete

der Jugendſchlaf ſeine Rechte, doch war er von un-
ruhigen Träumen unterbrochen. Die ängſtlichen Sce-
nen des vorigen Tages zogen nochmals und in phan-
aſtiſchen Umriſſen ſeinem Geiſte vorüber. Er ſah,
vie Arismendi dem Freunde die Lanze bis an den
Schaft in den Rücken ſtieß, er ſah den Unglücklichen
ntſeelt vom Roſſe ſtürzen, er hörte Francesca's ſchal-
ndes Gelächter. In Schweiß gebadet erwachte der
nge Mann; ſein Schlaf war dahin.

Während er aber ſich unruhig auf dem Lager
n- und herwarf, war ſeine Seele meiſtentheils mit
rancesca's Bilde beſchäftigt. Wallberg verglich die
anftmuth, die ihn, wie er meinte, in den erſten
agen ihrer Bekanntſchaft ſo an die ſchöne Amerika-
rin gezogen, die Sorgſamkeit, mit der ihn Fran-
ſca gepflegt, und der, wie er glaubte, nur Liebe
m Grunde liegen konnte, mit der ſchneidenden Kälte,
n abſichtlichen Hohne im Laufe des vergangenen
ges, und ohne es zu wiſſen, daß er den geheim-
n Gedanken des gequälten Herzens Worte leihe,
er halblaut: „Komme es, wie es wolle, nie will
Francesca wieder ſehen.“

Wie von einem elektriſchen Schlage durchbebt
Wallberg von ſeinem Lager empor, als, wie es
en dicht an ſeiner Seite, eine leiſe melodiſche Stim-

me ihm augenblicklich entgegnete: „Bleibe bei dieſem Vorſatze, und Du biſt gerettet!“

Der erſte und in der Lage des jungen Mannes der natürlichſte Gedanke war, daß Niemand anders als ſein Schlafgefährte die Worte, in denen ſein geängſtetes Herz ſich entladen, beantwortet haben könne.

„Sind Sie es, lieber Gailhac, der ſoeben geſprochen?“ war daher ſeine erſte Frage.

Die tiefſte Stille, nur durch die ruhigen Athemzüge des Schlafenden unterbrochen, belehrte ihn vom Gegentheile.

Schon glaubte Wallberg ſich getäuſcht, vielleicht auch geträumt zu haben; vielleicht, meinte er, habe er ſelbſt, ſich unbewußt, im Zuſtande des Halbwachens ſeinen Gefühlen noch ferner Worte geliehen, da wollte es ihn bedünken, als höre er auf der, ſeinem Schlafgefährten entgegengeſetzten Seite ein leiſes Geräuſch, und ſchnell, doch halblaut nur, fragte er: „Iſt Jemand im Zimmer?“

„Schläft Dein Gefährte?“ ertönte nach längerer Pauſe eine leiſe Stimme, die er noch niemals gehört zu haben ſich erinnern konnte. Das Sanfte, Weiche derſelben würde ihn, wenn nicht ſchon die Frage ſelbſt es gethan hätte, ſogleich überzeugt haben, daß Gailhac nicht der Sprechende ſein konnte.

„Mein Freund ſchläft," antwortete Wallberg, der ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen konnte, dem unbekannten Frager. „Doch Du, wie kamſt Du herein? wer biſt Du?"

„Ein Weſen," entgegnete nach längerer Pauſe derſelbe ſanfte Ton, doch mit merklichem Zittern — „ein Weſen, das Dir unendlich zugethan iſt, das mit Dir, das für Dich ſterben will, wenn es Dich nicht retten kann."

„Und wie," fragte Wallberg, „wie könnte dies geſchehen?"

„Fliehe," ſprach die vorige Stimme; „fliehe dieſen Augenblick!"

„Nimmermehr," entgegnete der Rittmeiſter. „Ueberdies iſt das Haus voll Wachen."

„Immerhin," ſprach das unſichtbare Weſen. „Sage ja, und in wenigen Minuten biſt Du aus deren Bereiche."

„Lieber die Kugel als feige Flucht," entgegnete der junge Mann etwas lauter als vorher.

„Ganz charmant," rief Gailhac erwachend, und indem er, wie es ſchien, die letzten Worte Wallberg's vernommen. „Recht noble Grundſätze, vraiment; aber ich ſehe nur nicht ein, warum Sie jetzt bei nächtlicher Weile ein Drama aufführen, das, ſo Gott will, bei Tage nicht geſpielt werden ſoll.“

Wallberg war aufs höchſte erſchrocken, und ſeine Angſt um die Sicherheit des Unbekannten nahm ihm faſt die Beſinnung, als ſich die Thür öffnete, und der Unteroffizier mit einem Lichte in der Hand und der Frage eintrat: „Ob die Sennores vielleicht gerufen hätten und etwas bedürften?“

Zu ſeinem größten Erſtaunen bemerkte der Rittmeiſter, daß außer ihm, Gailhac und dem Unteroffiziere Niemand weiter im Zimmer ſei.

Wallberg konnte im Laufe der Nacht ferner kein Auge ſchließen. Wer der unſichtbare Helfer wol ſein möge? — dieſe Frage beſchäftigte ihn unaufhörlich. Der Ton der Stimme war ein ſanfter, melodiſcher, weiblicher geweſen. Außer Francesca, der jungen Wilden und zwei oder drei alten Negerinnen gab es in der ganzen Hacienda kein weibliches Weſen; Wallberg konnte nur auf die Zweite rathen. Aber angenommen, die Araucanerin ſei nicht ſtumm, ſie ſei der ſpaniſchen Sprache in ſo vollem Maße, wie es die räthſelhafte Stimme bezeugte, kundig geweſen, wie kam ſie von den Wachen unbemerkt in das Gemach, und wie gelang es ihr, ebenſo unbemerkt wieder zu entſchlüpfen? Wie hätte, wäre ſie es gewe-

ſen, die Arme, Gefangene, Verlaſſene ſo kühn die
Verſicherung geben können, Wallberg, ſobald er nur
wolle, durch Gelegenheit zur Flucht zu retten? Würde,
ie, wenn ſie eine ſolche ſo leicht zu finden wußte,
ieſe nicht längſt benutzt, vor Allem aber jetzt dem
efangenen Häuptling ihres Stammes die Freiheit zu
erſchaffen geſucht haben? Der Morgen graute ſchon,
ährend der junge Mann noch immer mit der Lö-
ung des Räthſels beſchäftigt war.

Mit der Lebhaftigkeit und dem leichten Sinne ei-
es Franzoſen brachte Gailhac, dem der volle Ge-
rauch ſeiner Freiheit verſtattet war, den folgenden
ag in der Auskundſchaftung der Hacienda und de-
n dermaliger Bewohner zu. Von Zeit zu Zeit be-
chte er den gefangenen Freund und ergoß ſich in
ier Unzahl von Bemerkungen und Bemängelungen,
e republikaniſche Soldatesca betreffend, indem er
gleich des Breitern auseinanderſetzte, wie nach dem
églement des troupes en campagne Alles ganz
ders und natürlich beſſer hätte eingerichtet werden
nnen. Arismendi, den er einen général conscrit
nnte, belegte er mit hundert gasconiſchen Verwün-
ungen und kam am Ende auf Francesca, von der
behauptete, daß ſie unter gewiſſen Umſtänden eine
rliche Hausfrau ſein würde, daß ſie aber vor al-

len Dingen einen Gatten haben müſſe, der mit Kraft, doch mit aller nöthigen Umſicht, Gewandtheit und Galanterie die Zügel des häuslichen Regiments zu führen wiſſe, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß nur bei einem Franzoſen ſich die gedachten Eigenſchaften im Vereine mit den nöthigen **savoir faire**, ſie anzuwenden, vorfinden dürften. Wallberg antwortete ihm hierauf nur mit einem ſchmerzlichen Lächeln und der Bemerkung, daß er ihm zu der ſoeben ausgeſprochenen Ueberzeugung Glück wünſche, auch nicht verdenken wolle, wenn er durch Erfahrung ſie zu erproben ſuche, und verſank, je näher der Abend kam, in ein immer tieferes Grübeln, ob die Unſichtbare im Laufe der bevorſtehenden Nacht wol wiederkehren werde.

Die Nacht kam endlich heran. So ſehr den Rittmeiſter ſonſt auch das harmloſe Geplauder des lebenserfahrenen Gefährten erfreute, ſo ſehnlich wünſchte er heute, daß ein ſanfter Schlaf die Augenlieder deſſelben decken möchte. Als aber auch Wallberg's Wunſch erfüllt war, tönte der Lärm der wachthaltenden Soldaten noch lange Zeit aus dem andern Zimmer herüber, und Mitternacht war vorbei, ehe die Stille eintrat, die, wie der Rittmeiſter meinte, den räthſelhaften Beſuch herbeilocken könnte.

Seine Erwartung ward lange Zeit getäuſcht. So oft ein leiſes Kniſtern, ein kaum merkliches Pochen ertönte, richtete er ſich auf dem Lager empor, aber — das Kniſtern kam von einer in dem Maisſtroh ſuchenden hungrigen Maus, das Pochen war das regelmäßige melancholiſche Picken des Holzwurms.

Schon hatte Wallberg alle Hoffnung aufgegeben, da wollte es ihn bedünken, als ob die dürren Piſangblätter, mit denen die Hütte gedeckt war, zu rauſchen begännen, und als die vorige Stille eintrat, fragte er leiſe: „Biſt Du da, Du Tröſter im Unglück?“

Es entſtand eine längere Pauſe, dann antwortete die leiſe Stimme der vorigen Nacht: „Ich bin; — willſt Du fliehen?“

„Nimmermehr,“ ſagte Wallberg; „ich will mich Deiner Theilnahme erfreuen und ſterben.“

„Du darfſt nicht,“ erwiderte die Stimme haſtig; „Du ſollſt, Du wirſt gerettet werden, oder ich und Alle, die in dieſen Mauern ſind, werden mit Dir verderben.“

„Wer biſt Du, theueres Weſen,“ fragte Wallberg; „wer biſt Du, der ſo viel Antheil nimmt an dem Elenden, dem Verlaſſenen?“

„Nenne mich Alma (ſpan. Seele),“ ſagte die unbekannte Stimme; „denn wie die Seele an den Körper, ſo bin ich an Dich gefeſſelt! — Aber," ſetzte ſie nach einer Pauſe haſtig hinzu, „es drängt die Zeit. Willſt Du zu einem Plane, der Deine Befreiung zum Ziele hat, die Hand bieten? Würdeſt Du, wenn die Spanier die Hacienda angreifen ſollten, in ihren Reihen fechten?"

„Nimmermehr würde ich dies thun," entgegnete Wallberg raſch. „Lieber todt als eidbrüchig. Käme mir ein ſolcher Plan zu Ohren, ſo würde ich ihn ſogleich dem General entdecken."

Eine lange Pauſe erfolgte.

„Willſt Du mich kennen lernen?" fragte nach ihrem Verlaufe das räthſelhafte Weſen.

„Einen Theil meines Lebens gäbe ich darum," entgegnete der Rittmeiſter raſch.

„Wohlan," ſprach jenes, „Du ſollſt mich ſehen."

„Wann? — wann?" rief Wallberg feuerig.

„Binnen drei Tagen," entgegnete die Stimme. „Doch kann dies nur geſchehen, wenn Du eine Bedingung zu erfüllen mir gelobſt."

„Und dieſe iſt?"

„Uebergib dies unbemerkt dem gefangenen Araucaner."

Ein Päckchen fiel auf Wallberg's Lager; es ſchien dem Falle nach aus der Höhe zu kommen; die Schildwache rief in dieſem Augenblicke nach der Ablöſung, es rauſchte in den Piſangblättern des Daches, und — alle weitern Fragen des jungen Mannes blieben ohne Antwort.

Der Stral der Morgenſonne brach endlich durch die Blätter der Piſangs und Erythrinen. Gailhac war noch vom Schlafe umfangen, aber Wallberg ſah ſtill und nachdenkend auf den Inhalt des räthſelhaften Päckchens, welches er geöffnet hatte. Der junge Mann war überraſcht. Er hielt einen, kaum einige Linien breiten und kaum zwei Ellen langen Riemen von ungegerbter Rindshaut in ſeiner Hand. Nichts Auffallendes oder Künſtliches war an dieſem zu erblicken, man hätte denn eine Menge Knoten von verſchiedener Form und Verſchlingung, die bald nahe, bald fern hineingeknüpft waren, dahin rechnen wollen. Das Ganze ſchien ein unanſehnlicher, ziemlicher roher indianiſcher Hals- oder Hauptſchmuck. Der Rittmeiſter bedachte ſich nicht einen Augenblick, indem er beſchloß, noch dieſen Morgen dem Kaziken die Gabe zu überreichen. Daß das unbekannte Weſen dem Häuptlinge einen Troſt in ſeiner Gefangenſchaft, ein Zeichen von Theilnahme geben wolle, dies war Wallberg klar, nur warum es insgeheim geſchehen ſolle, dies vermochte er nicht zu begreifen.

Kaum hatte Gailhac ſich von dem Lager erhoben, als Wallberg mit dem Freunde aus der Thür der Hütte trat, um im Schatten der Veranda das Frühſtück einzunehmen. Sie fanden den Indianer ſtill und ſtolz an einen Baumſtamm gelehnt, der mit mehren andern dem Schattendache der Wohnung zur Stütze diente. Die ſtarke herkuliſche Geſtalt, die für das Modell eines Helden der griechiſchen Vorzeit hätte paſſiren können, richtete ſich empor, wie die Freunde vorübergingen, und die dünnen ſilbernen Zierrathen an ſeinem Arme ertönten leiſe bei der Bewegung der Hand, mit der der Kazike die Krieger begrüßte.

„Mein Bruder,“ ſprach Wallberg lächelnd, indem er ſich dem Indianer näherte, „hat heute wenig geruht; er iſt, gleich mir, der Gefangenſchaft ungewohnt.“

„Das Guanaco (Bergſchaf),“ ſprach der Häuptling, „findet nur Ruhe auf den Spitzen der Felſen, der fleckige Panther ſchläft nur im Schatten des tönenden Waldes; kann der rothe Krieger in Feſſeln Ruhe finden?“

„Ruhe nicht,“ entgegnete Wallberg, während Gailhac ſich mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit mit Zubereitung des Frühſtücks beſchäftigte; „Ruhe nicht, aber Troſt, wenn er ſieht, daß noch ein Weſen an ihm Antheil nimmt.“

Wallberg zog den Riemen hervor und wollte ihn eben entfaltet dem Indianer hinreichen, als dieſer heftig zufuhr, das Band dem jungen Manne aus der Hand riß und, indem er es wie ein theueres Kleinod auf der Bruſt unter dem Gewande verbarg, die dunkeln Augen umherrollen ließ, als ob er ſich verſichern wolle, daß Niemand ſeine Handlung bemerkt habe.

„Wer gab dies,“ fragte er nach einer Pauſe bedächtig, und indem er mit dem Zeigefinger auf den verborgenen Schatz deutete; „wer gab dies dem weißen Krieger?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht,“ erwiderte Wallberg lächelnd. „Der Ueberbringer des Pfandes kam im Dunkel der Nacht, und er verſchwand, wie er gekommen.“

„Der Kuguar,“ ſprach der Indianer mit gerunzelter Stirn, „iſt kenntlich am Gebrüll und die Droſſel an ihrem lieblichen Geſange. Ahnt mein Bruder nicht, wer ihm die Gabe überbrachte?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Rittmeiſter. „Aber der Antheil, den der Bringer an dem Araucaner nahm, war groß; er befahl mir dringend, die ſchleunige und heimliche Beſtellung.“

Gailhac war eben in die Hütte gegangen, um irgend etwas beim Frühſtück Nöthiges zu holen, die Schildwache, welche bisher vor dem Häuschen auf-

und abgewandelt war, beluſtigte ſich damit, die Stimme einiger kleinen Papageien, die emſig an einer Piſangfrucht arbeiteten, nachzuäffen, als der Kazike, nachdem er ſcheu umhergeblickt, den Riemen, den ihm Wallberg gebracht, aus dem Buſen riß, ihn mehre Minuten betrachtete und wieder ſchnell verbarg.

„Der weiße Anführer iſt gefangen,“ ſagte er dann in zimlich gleichgültigem Tone; „denkt er nicht an ſeine Befreiung?“

„Ich hoffe,“ erwiderte Wallberg, „daß man mir mein Recht widerfahren laſſen und mich in Freiheit ſetzen wird.“

„Mein Bruder hofft auf die Sanftmuth des Panthers,“ ſagte der Indianer verächtlich. „Warum will er ſich nicht ſelbſt befreien?“

„Es ſind die Geſetze der Ehre, die mich daran verhindern;“ ſagte der Rittmeiſter.

Der Indianer ſah den jungen Mann mit unſichern Blicken an; es war ſichtlich, daß er deſſen Rede nicht verſtanden hatte.

„Der Gebrauch meines Landes,“ ſagte Wallberg, um ſich dem Häuptlinge verſtändlich zu machen, „verſtattet mir nicht, zu fliehen, auch wenn ſich die Gelegenheit dazu fände.“

„Manco Lantaro iſt ein weiſer Häuptling,“ fiel der Kazike lebhaft ein; „er verſteht die Worte des weißen Anführers ſehr wohl. Auch der rothe Krieger würde nicht fliehen, ſo lange er die Gelegenheit erwarten darf, ſich rächen zu können.“

„Mein Bruder misdeutet den Inhalt meiner Rede,“ verſetzte Wallberg lächelnd. „Die Gebräuche meines Landes erlauben mir auch nicht, mich mit Gewalt in Freiheit zu ſetzen. Nur wenn mir ohne mein Zuthun die Freiheit gegeben würde, dürfte ich ſie annehmen.“

„Der Vogel flieht im Augenblicke der Gefahr,“ ſagte der Indianer; „ihn ſcheucht das Schwirren des gefiederten Pfeils, und er breitet die Schwingen zitternd zur Flucht aus, während das Roß, dem der Kriegsgott die Klauen des Raubthiers verſagte, ſich an den Gefährten ſchließt und mit dem ſtumpfen Hufe ſich vertheidigt. Wenn mein Bruder nicht fliehen darf, will er, wie der matt gewordene Vogel, der das Haupt unter dem Flügel birgt, ſich ohne Streit der blutigen Hand des großen Häuptlings der Ebene überliefern, oder will er, wie das edle Roß, ſich an die Gefährten ſchließen?“

„Das Roß,“ ſprach Wallberg ernſt und, um ſich dem Häuptlinge verſtändlicher zu machen, in der Bilderſprache der Indianer; „das Roß kämpft nur an der Seite des Roſſes; hat der Araucaner es je ſich zu der Heerde der Stiere geſellen ſehen.“

„Ja,“ ſagte der Wilde lebhaft, indem er Wallberg am Arme faßte; „ja dies thut es, wenn die Gefährten es wehrlos in die heulende Wüſte getrieben! — Was würde der weiße Häuptling thun, wenn er erführe, daß die Söhne des Waldes die Krieger der Ebene angreifen wollten?“

„Ich würde,“ erwiderte der Rittmeiſter feſt, „dies augenblicklich dem General entdecken.“

„Und wenn der Angriff dennoch ſtattfände?“ fragte finſter der Araucaner.

„So würde ich,“ ſprach der Rittmeiſter, „um die Erlaubniß bitten, in den Reihen meiner Brüder fechten zu dürfen, und dann wieder in mein Gefängniß zurückkehren.“

„Es iſt gut!“ rief jetzt der Araucaner mit Unwillen im Tone. „Der Hauch des Mundes meines Bruders wird die Richtung des fliegenden Pfeiles nicht verändern. Das Volk von Arauco iſt zahlreich wie die Bäume des Waldes, und wenn es mit der Schnelle des Condors von den eiſigen Höhen herabſchießt, ſo fragt es nicht nach der Zahl der bleichen Geſichter. Manco Cantaro aber iſt der Kazike dieſes Volkes.“

Ohne Wallberg weiter eines Blickes zu würdigen, lehnte ſich der Indianer ſchweigend an eine Säule der Veranda und ſtarrte unbeweglich in die Weite.

Es konnte dem Rittmeiſter nicht entgehen, daß nach kurzer Zeit die Blicke des Häuptlings unruhig in der Gegend umher zu ſchweifen begannen, und daß die Unruhe deſſelben zunahm, als ein einzelner Reiter in ſcharfem Galopp dem Hügel zujagte, auf dem das Hauptgebäude der Hacienda lag. Bald ward es lebendig unter der Veranda des Landhauſes: Ordonnanzen kamen und gingen; einzelne Reitertrupps zogen im Trabe über das Blachfeld, und endlich erſchien ein Adjutant des Generals, gefolgt von einem Trupp Soldaten, die, wie er zu dem Unteroffizier, der in Wallberg's Wohnung die Wache hatte, ſagte, als Verſtärkung des Poſtens dienen ſollten. Befremdet wandte ſich der Rittmeiſter an den Offizier, den er um die Veranlaſſung zu dieſen Vorſichtsmaßregeln befragte.

„Sie wiſſen es noch nicht?“ entgegnete der Adjutant. „Unſere Waffenruhe ſcheint zu Ende zu gehen. Schon geſtern ging die Meldung ein, daß die Wilden zahlreich in den Vorbergen der Anden ſchwärmen, und heute Nacht iſt die ſtumme Araucanerin entflohen. Jetzt erhält das Geſindel genaue Nachrichten über unſere Stärke, und ich müßte die Brut nicht kennen, oder ſie wird nicht ſäumen, ſich dieſen Umſtand zu Nutze zu machen.“

Kaum hatte der Offizier des Entfliehens der jungen Wilden erwähnt; als gleichſam unwillkürlich dem Munde des Kaziken ein kurzer Ausruf entfuhr; dann lehnte der Wilde nach wie vor ſtill und ſcheinbar theilnahmlos an einem der unbehauenen Baumſtämme, die das Schattendach der Hütte ſtützten.

Auch Wallberg war ungemein überraſcht. Ein Gefühl — er wußte ſelbſt nicht, ſollte er es ein freudiges oder ein ſchmerzliches nennen — durchzuckte ſein Inneres. Dann, ſeine Verwirrung zu bemeiſtern ſuchend, fragte er, indem er ſo wenig Theilnahme wie möglich in ſeine Worte zu legen ſuchte, ob die junge Wilde wol die Vorpoſtenkette paſſirt haben möge; ein Vorhaben, welches der helle Mondſchein auf der baumloſen Ebene ungemein erſchwert haben müſſe.

„Sie kennen das indianiſche Gezücht ſchlecht, wenn Sie dies glauben,“ ſprach verdrießlich der Adjutant. „Die Diſteln beginnen auf der ganzen Ebene emporzuſchießen, und wo das Unkraut ſich eine Elle über den Boden erhebt, da iſt Platz genug, um einen Trupp dieſer rothhäutigen Beſtien zu verbergen. Deſſenungeachtet wäre der Flüchtigen ihr Vorhaben theuer zu ſtehen gekommen, wenn der Pampero, der zwei Mal nach ihr ſchoß, ein beſſerer Schütze geweſen wäre."

„Ob das Mädchen verwundet ſein mag?" fragte Wallberg, ſeine Angſt nur mit Mühe verbergend.

„Ich glaube nicht," entgegnete der Adjutant; „der Teufel hilft den Seinen! — Auch meinte der Unteroffizier, der den Poſten commandirte, man hätte bald darauf ein lang anhaltendes Geſchrei in den Wäldern gehört; es wird das Freudengebrüll der Indianer geweſen ſein."

Der Adjutant ſagte nun dem wachthabenden Sergeanten noch einige heimliche Worte, die, wie es Wallberg bedünken wollte, ſich auf ihn und den Indianer beziehen mochten, ins Ohr und entfernte ſich hierauf. Bald bemerkte der Rittmeiſter, daß die Schildwachen verdoppelt wurden.

Kaum hatte Gailhac ſein frugales Frühſtück verzehrt, als er dem Rittmeiſter mit aller franzöſiſchen Lebhaftigkeit auseinanderzuſetzen bemüht war, wie er, ſo unlieb ihm auch eine Einladung, bei der Herrin der Hacienda das Mittagsmahl einzunehmen, geweſen ſei, dieſe dennoch nicht habe ausſchlagen können, und daß er ſie benutzen wolle, ſo viel nur immer möglich, bei dem General zu Wallberg's Gunſten zu wirken. Der Rittmeiſter wußte kaum, ob er mehr das echt franzöſiſche Selbſtgefühl Gailhac's und ſein Vertrauen, etwas über einen Mann, der noch vor wenig Tagen ſeine Hinrichtung befohlen, zu vermögen, oder die Sorgfalt, mit der er dem Freunde das Intereſſe, das er für Francesca zu empfinden begann, zu verheimlichen ſuchte, belächeln ſollte.

Der Freund befand ſich ſchon in der gewünſchten Nähe der Hausherrin, der Kazike lehnte noch immer ſtill und ſtolz an einer Säule der Veranda, als Wallberg's Gedanken längſt zu der jungen Indianerin über die Anden hinübergeſchwebt waren. Immer klarer ward es ihm, daß nur ſie der unſichtbare Beſucher in voriger Nacht ſein konnte. Der Tochter des Waldes hatte es nicht ſchwer werden können, ſich in dem Dunkel der Hinterſeite des Gebäudes zu nähern und deſſen flaches Dach zu erſteigen. Wallberg zitterte indeß, wenn er bedachte, wie leicht das Mädchen entdeckt werden konnte, und wie die Aermſte dann von den anrufenden Schildwachen, denen ſie nicht hätte entkommen können, vielleicht niedergeſchoſſen worden wäre. „Und was trieb das liebliche Geſchöpf zu dieſem Wagſtücke, wenn es nicht die Liebe war?“ fragte der junge Mann ſich leiſe. „Mit Dir ſterben will ich, wenn ich Dich nicht retten kann!“ —

„ſagte ſie nicht ſo?“ ſetzte er hinzu. „O, Suſanna, oder Alma, werde ich Dich jemals wiederſehen!“

Wallberg hatte die letzten Worte halblaut geſprochen; der Kazike ſchien aufmerkſam zu werden. Still trat er zu dem jungen Manne, und indem er ihm den Zeigefinger auf den Arm legte, ſagte er bedeutungsvoll:

„Nannte mein Bruder nicht eben den Namen der Taube, die in dem Dunkel der letzten Nacht den Klauen des Raubvogels entwiſchte? — Sprach der weiße Häuptling nicht von Alma?“

„Allerdings!“ rief Wallberg lebhaft; „allerdings ſprach ich von ihr, wenn dies der Name des lieblichen Kindes iſt, das hier gefangen gehalten ward, und wenn ſie es war, die in voriger Nacht mir Freiheit bringen wollte.“

„Sie war es,“ entgegnete der Indiarer nach einer Pauſe, in der er den Rittmeiſter mit einem Blicke, in dem ſehr verſchiedene Gefühle ſich abzuſpiegeln ſchienen, betrachtet hatte. „Dieſer Knoten des Quipo,“ hier zog er den Riemen, den der junge Mann ihm übergeben, aus dem Gewande, „dieſer Knoten ſagt; daß das Leben des weißen Anführers in Gefahr ſei, dieſer, daß Alma ihn befreien wollen, daß mein Bruder aber die Freiheit nicht durch Flucht gewinnen möge; dieſe Verſchlingung, daß Alma zu ſeiner Rettung eile.“ Haſtig und als ob er bereits zu viel geſagt, verbarg der Indianer den geheimnißvollen Gurt auf ſeiner Bruſt, dann ſich hoch aufrichtend ſprach er mit Würde: „Mein Stamm iſt alt, ſeine Kinder ſind zahlreich wie die Bäume des Waldes; freudig folgen meine jungen Männer dem Tone der Kriegsmuſchel; keiner kehrte je ohne blutige Streitart aus dem Kampfe. Wenn Manco Lantaro ſeine Stimme erhebt, ſo ertönt ſein Kriegsruf aus dem Munde hundert junger Häuptlinge, und ſie folgen ihm in die Schlacht mit dem Muthe des Panthers. Keiner von ihnen aber hatte noch Alma's Herz gerührt. Will der weiße Häuptling ſich nicht die Schweſter des Kaziken von Arauco mit dem Schwerte gewinnen?“

Wallberg war von dem Antrage außerordentlich überraſcht; er ſchwieg einige Augenblicke. „Meine Pflicht, mein Glaube,“ ſtammelte er endlich.

„Alma iſt in dem Dienſte der weißen Götter erzogen worden,“ fiel der Indianer mit gerunzelter Stirn ein. „Als die weißen Männer um den Beſitz des Landes zu kämpfen begannen, da traute der große Häuptling zu Lima (der Vicekönig von Peru) nicht den rothen Kriegern des Gebirges, und die Kaziken mußten Geißeln ſtellen. Alma war unter ihnen.

Man lehrte ſie den weißen Göttern dienen und goß ihr Waſſer auf das Haupt.“

„Alma iſt eine Chriſtin?“ rief Wallberg freudig überraſcht.

„Sie iſt es,“ entgegnete der Kazike; „und wenn ſie ſich weigert, zu den Göttern ihrer Väter zurückzukehren, ſo bewahrte ſie dennoch alle Tugenden der Töchter Araucos. Möge mein Bruder an der Seite des Araucaners kämpfen, und dann wohnen mit Alma unter dem Schatten der Palmen.“

„Hätte ich ſie früher gekannt, die Edle, die Schöne!“ rief Wallberg heftig, indem er die Hand des Indianers ergriff; „aber ich bin durch einen Eid, durch mein Wort an die Fahne, der ich folgte, gebunden, und niemals — “

„Das Gedächtniß meines Bruders iſt das eines Kindes,“ fiel der Kazike ein. „Hat er vergeſſen, daß der Hauch des Mundes des großen Anführers das Licht ſeines Lebens verlöſchen kann wie die Flamme der Kerze?“

„Ich weiß es,“ entgegnete Wallberg trübe; „Krismendi wird nicht unterlaſſen, Rache zu nehmen an dem verhaßten Fremden, der ihm zu trotzen wagte. In wenig Tagen finde ich einen ſchmachvollen Tod auf dem Boden, auf dem ich mir Kränze des Ruhmes zu erwerben gedachte."

„Die Worte meines Bruders ſind weiſe," rief der Kazike, indem der Stral einer wilden Freude wie Blitzesleuchten die düſtern Züge durchzuckte. „Es iſt kein Zweifel; das Blut des weißen Anführers würde wie Waſſer ungerochen am Boden fließen. Mögen meine Worte Eingang finden in ſein Ohr. Sieht mein Bruder dort die Erdhaufen, die die Krieger der Ebene an dem Fuße des Hügels aufwühlen?" ſetzte er leiſer, und indem er den Finger bedächtig auf Wallberg's Arm legte, hinzu.

„Allerdings," ſagte der Rittmeiſter überraſcht. „Wie es ſcheint, läßt dort der General eine Schanze aufwerfen."

„In dieſe werden die großen Feuerbüchſen gelegt? nicht wahr?" ſagte der Kazike.

„Gewiß!" erwiderte Wallberg unbefangen. „Man wird die beiden Kanonen, die dort in der Umhegung ſtehen, hineinſtellen. Von dort aus iſt der Hügel allein zugänglich; es würde Blut koſten, ihn von dieſer Seite einzunehmen."

„Wenn aber die Feuerbüchſen genommen und gegen das Haus gerichtet würden?" fragte bedächtig der Indianer.

„So wäre es in weniger als einer Viertelſtunde vom Boden vertilgt;“ entgegnete der Rittmeiſter.

„Mein Bruder vernehme mein Wort; es ruhe in einem offenen Ohre,“ ſagte haſtig der Kazike. „Alma, ſo ſpricht dieſer Quipo, liebt den weißen Anführer; ſie kann ohne ihn nicht leben. Das Mädchen iſt eine Chriſtin, es iſt aus dem Stamme der alten Inkas dieſes Landes, und Manco Lantaro beſitzt viel des gelben Metalles, der einzigen Freude der eißen Männer.“

„Ich verſtehe nicht,“ ſtammelte Wallberg.

„Bald werden,“ ſprach leiſe der Indianer in chmeichelhaftem Tone, und indem er ſich vertraulich uf Wallberg's Schulter lehnte; „bald werden die Scharen der rothen Krieger von den Bergen herab- römen wie Waſſerbäche; das Thal wird ihre Menge aum zu faſſen vermögen. Manco Lantaro, oder enn er bis dahin unter dem Meſſer des großen äuptlings der Ebene gefallen wäre, ein anderer An- hrer, tapfer wie er, wird an der Spitze meiner ngen Männer ſtehen. Die rothen Krieger werden ht den klaffenden Mund der großen Feuerbüch- ſcheuen, ſie werden ſich auf ſie ſtürzen und ſie gen die Wände jenes Hauſes kehren. Will mein uder dann ihre Donner gegen die Mauern ſchleudern, ſo wird er unter den Palmen Araucos Alma als ſein Weib umarmen und ſein Auge ergötzen an großen Kiſten gelben Metalles.“

„Nimmermehr wird dies geſchehen,“ rief der junge Mann im Innerſten empört. „Arismendi kann mich hinrichten laſſen, aber eher ſoll dieſe Hand verdorren, ehe ich ſie gegen die Fahne erhebe, der ich Treue geſchworen.“

Der Kazike, als er Wallberg in ſolcher Aufregung ſah, ſtieß einen kurzen Ausruf aus, doch zeigte er mehr von der Verwunderung des Indianers als von deſſen Zorne. Es war ſichtlich, daß er die Gründe, die auf den Europäer ſo ergreifend wirkten, nicht hinlänglich zu würdigen wußte. Letztere Bemerkung, die ſich dem jungen Manne augenblicklich aufdrang, entwaffnete deſſen Zorn.

„Iſt niemals einer der jungen Männer von Arauco,“ ſprach er beſänftigt, „in die Hand der Feinde gefallen? Stand niemals ein Araucaner an dem Marterpfahle der Guanahiros?“

„Der Guanahiro iſt ein Hund!“ entgegnete der Kazike mit Verachtung. „Er verſteht nur das Gold aus den Eingeweiden der Erde zu ſcharren, um ſich dafür ein Weib, oder von den weißen Männern Feuerwaſſer zu kaufen.“

„Wenn nun aber,“ fuhr lächelnd Wallberg fort, „einem der jungen Männer meines Bruders, der von den Guanahiros gefangen worden, von dieſem Volke das Leben, ein Weib und viel des glänzenden Metalles geboten würde, unter der Bedingung, daß er die Feinde im Dunkel der Nacht gegen das Lager der Araucaner führen ſollte?“

„Ha!“ rief wild der Kazike; „einen ſolchen Verräther gibt es nicht in Manco Lantaro's Stamme.“

„Auch nicht unter den weißen Kriegern der Ebene!“ ſagte der Rittmeiſter lächeld, indem er dem Indianer die Hand reichte und ſchnell nach ſeiner Wohnung ging, als er bemerkte, daß eine der Schildwachen mit Aufmerkſamkeit dem Geſpräche zuzuhorchen ſchien.

Drei Tage waren indeſſen ſtill und einförmig hingeſchlichen. Wallberg hatte ſie größtentheils allein, oder in der Geſellſchaft des indianiſchen Häuptlings zugebracht. Gailhac befand ſich faſt immer in der Nähe Francesca's und kehrte gewöhnlich erſt Abends, dann aber einſylbig und verdrießlich, zu dem Freunde zurück. Der Rittmeiſter war weit entfernt, die ſcheinbare Vernächläſſigung übel aufzunehmen. Am liebſten allein, in dem Schatten der Cacaobäume, die ſeine Wohnung umſtanden, auf- und abwandelnd, ſchweiften ſeine Gedanken über die Anden hinüber;

ſie waren bei Alma. Die Worte des Araucanerfürſten hatten Wallberg erſt einen Blick in ſein Inneres thun laſſen. Er wußte jetzt erſt, daß er Alma liebte, und — welche Wonne durchſchauerte ihn bei dem Gedanken, daß er wieder geliebt werde.

Der Abend des dritten Tages war endlich herbeigekommen. Die Worte des Kaziken, der einen Angriff von Seiten der Wilden angekündigt hatte, hatten ſich nicht beſtätigt. Alle ausgeſendeten Patrouillen hatten die Schluchten der Vorberge unbewacht, die Wälder leer gefunden. Nichts deutete meilenweit auf eine Annäherung der Indianer.

Die Sonne war bereits ſeit einer Stunde hinter der majeſtätiſchen Kette der Berge Araucaniens untergegangen, und nur einzelne Gipfel ſchimmerten noch in einem röthlichen Lichte, welches matt durch den Schleier, den die Abendnebel über die Schluchten und die Ebene gebreitet hatten, herniederſtralte, als Wallberg, Gailhac und der gefangene Indianer auf einigen Baumſtämmen Platz nahmen, mit denen die wachthabenden Pamperos ein großes Feuer unterhielten, das ſie unter dem Schattendache einiger Fächerpalmen, nur wenige Schritte von der Wohnung, angezündet hatten, deſſen Rauch, in große Knäuel geballt und die immer läſtiger werdenden Muskiten verſcheuchend, durch die herrlichen Baumkronen wirbelte, zuletzt aber in Form einer mächtigen Säule zu dem heitern Abendhimmel aufſtieg. Es herrſchte eine unendliche Ruhe in der Gegend, dennoch war das bewegte Leben der Tropennatur auch in der Stille der Nacht unverkennbar. Wohin auch das Auge blickte, durchzuckte ſtets nach wenigen Momenten des Harrens der Flug feuriger Leuchtwürmer, mächtigen Feuerfunken gleich, das tiefe Dunkel der Laubgewölbe, die das ſparrige Geäſte der Cacaos und Erythrinen bildete. Hier und da flatterte einer der kleinen Papageien auf, die, mit Einbruch der Nacht in Schwärmen heranziehend, in dem üppigen Maisfelde und auf den Fruchtbüſcheln des Piſangs ihren immer gedeckten Tiſch, ihr ſicheres Nachtlager gefunden hatten, und die nur durch das hell auflodernde Wachtfeuer dann und wann aus der gewohnten Ruhe aufgeſchreckt wurden. Nicht ſelten ertönte auch die klagende Stimme eines Affen, der von der Schar ſeiner, im Dunkel der Nacht in der Plantage hauſenden Gefährten abgekommen war, oder es rauſchte eine ſich langſam fortſchiebende Schlange in den ſchilfartigen Blättern der Maispflanzung.

Die Unterhaltung am Wachtfeuer war wenig lebendig. Gailhac ſchien misgelaunt, Wallberg war einſylbiger als je, der Kazike nach ſeiner Weiſe ſtill und ernſt; nur die Pamperos unterhielten ſich von ihren Thaten gegen die Indianer, oder von den tagelangen Streifereien durch die baumloſen Ebenen. Schon längere Zeit hatten unſere Bekannten an dem Feuer geſeſſen, und die Unterredung begann immer mehr in Stocken zu gerathen, als ein kleiner Trupp von vier oder fünf Reitern, die, wie es den Anſchein hatte, erſt vor wenig Minuten von einer Abendpatrouille heimgekehrt waren, hinzutrat und nach kurzer Begrüßung ſich gleichfalls im Kreiſe niederließ. Der angeſehenſte der Männer, ein ſechzigjähriger Alter, trug die Zeichen des Offiziersranges auf der ſehr abgetragenen Uniform. Seine Geſichtszüge unterſchieden ſich in nichts von denen der Soldaten, ebenſo wenig zeichnete ſich ſeine Haltung vor der ſeiner Untergebenen aus, welche übrigens bei einer gewiſſen kameradſchaftlichen Vertraulichkeit doch nichts von den Zeichen der Achtung ermangeln ließen, die das graue Haar und die in dem harten, von Wind und Wetter durchfurchten, von der tropiſchen Sonne braungebrannten Antlitz ausgeprägte Erfahrung zu fodern berechtigt war.

Mit einem freundlichen Kopfnicken nahm der Alte an Wallberg's Seite Platz, und eine große Dogge, die ihrem Herrn mit trägem Schritte gefolgt war, ſtreckte ſich zu ſeinen Füßen.

„Nun, Sennor,“ ſagte der Rittmeiſter freundlich zu dem Ankommenden, indem er ihm traulich die Hand ſchüttelte, „Ihr kommt, wie ich ſehe, erſt von den Vorpoſten zurück, und doch ſucht Ihr nicht das Ruhelager?“

„Ich war, wie Ihr wißt,“ entgegnete jener, „ſeit länger als acht Tagen detachirt, hörte bei der Rückkehr von der Teufelei, durch welche Ihr Arreſt bekommen, und dachte Euch beim Generale nützlich zu werden. Ihr wißt, Don Bernardo, ich habe Euch am Rio Colorado, wo wir ſo lange eine Schüſſel und eine Lagerſtatt theilten, lieb gewonnen. Arismendi hört manchmal auf meine Worte, und ich dachte auch heute etwas ausgerichtet zu haben, als er mich ſo lange zu Euern Gunſten reden ließ; aber, hol's der Henker, er iſt ſtarrköpfig wie der beſte Stier der Pampas. Da ich Euch nun nicht ſogleich einen Freundesdienſt erweiſen kann, ſo wollte ich doch wenigſtens ſehen, wie es Euch geht, und darum — “

„Darum alſo,“ ſprach der Rittmeiſter, freundlich die runzelige Hand des Alten mit der ſeinigen faſſend, „darum, guter Domingo, raubtet Ihr Euch die nöthige Ruhe?“

„Hm, darum eben nicht allein!“ entgegnete jener. „Es iſt mir immer, als ob es heute Nacht etwas geben müßte. Es war, als ich den Poſten in der Bergſchlucht verließ, ein Schall, eine Bewegung in der Luft. Meine alten Sinne konnten freilich nichts Rechtes davon vernehmen, aber der Hund hier fing öfters an zu heulen, die Haare ſträubten ſich ihm, die Augen begannen zu funkeln, und das thut er nur, wenn die Indianer in der Nähe ſind.“

„Ich kann Euch verſichern, Hauptmann, daß nichts zu ſehen und zu hören war,“ rief lachend der jüngſte der mitgekommenen Reiter. „Ich habe die letzten zwei Stunden auf Poſten geſtanden, und meine Ohren und Augen ſind vortrefflich.“

„Ja vortrefflich,“ murmelte verdrießlich der Alte, „um auf eine Legua weit den Thurm der Kathedrale von Cordova zu ſehen, oder das Brüllen eines zu Boden geworfenen Stieres zu hören; aber bringe erſt wie ich ein halbes Jahrhundert in der nackten Steppe zu, wenn Du nicht oft das handgroße, auf der baumloſen Fläche dahin ſpringende Biscacho mit dem Panther, das Brüllen des Kuguars nicht mit dem Donner des Himmels verwechſeln willſt. Es müſſen geübte Sinneswerkzeuge ſein, die in der weiten öden Wüſte nicht häufigen Täuſchungen unterworfen ſein ſollen.“

Eben hatte der Alte ſeine Rede geendet, als von der Seite des Gebirges, doch aus weiter Ferne her, Töne erſchollen, die die Aufmerkſamkeit der Verſammlung erregten. Sie zitterten zu zwei oder drei verſchiedenen Malen im Zeitraume von wenigen Secunden, und einem entfernten Thiergeſchrei nicht unähnlich, durch die Luft, dann war Alles ſtill wie vorher. Auf Keinen aus der Geſellſchaft ſchienen die fremdartigen Töne einen ſolchen Eindruck zu machen wie auf den Indianer, den alten Pampero und deſſen vierfüßigen Begleiter. Der Erſtere, bis dahin ſtill und ſtarr das Haupt in die hohle Hand geſtemmt und unbeweglich in das lodernde Wachtfeuer blickend, richtete ſich ſchnell empor, er wendete den Kopf nach der Gegend, woher der Schall kam, wie zwei blitzende Kugeln rollten die dunkeln Augen in ihren Höhlen; dann — gleichſam, als ob er fürchtete, beobachtet zu werden — ließ er die düſtern Blicke ſchnell in der Verſammlung ſchweifen und verſank wieder in das vorige Sinnen. Der alte Reiteroffizier richtete beim Erſchallen der ſeltſamen Töne das erloſchene Auge bald auf den Indianer, bald auf die Dogge, die, aus ihrer Ruhe emporgeriſſen, nach einem kleinen Hügel trabend, dort die Naſe in die Nachtluft hinausſtreckte und kläglich zu heulen begann. Bedächtig ſchüttelte der Alte die grauen Locken, dann, ohne den Indianer anzuſehen, und indem er mit dem Säbel im Sande ſcharrte, richtete er an ihn die Rede.

„Was meint der rothe Anführer zu jenem Geſchrei?“ ſprach er mit dumpfer Stimme. „Sollte es das Todesgebrüll eines Stieres ſein, den ein Raubthier überfallen?“

„Das Ohr meines Vaters iſt offen,“ entgegnete der Indianer in einem Tone, der gleichgültig ſein ſollte, in den ſich aber etwas Höhniſches zu miſchen ſchien; „ein Stier iſt von einem Panther überfallen worden.“

„Vielleicht iſt es auch die Stimme des Brunſthirſches?“ fuhr jener nach kurzer Pauſe fort.

„Es kann die Stimme des Hirſches ſein,“ ſagte der Andere mit großer Ruhe.

„Vielleicht auch der Todesſchrei eines weißen Kriegers, der von einem Indianerpfeile durchbohrt worden?“ ſprach der Alte in ſchärferm Tone.

Ein grimmiges Lächeln überflog die ſchwärzlichen Züge des Häuptlings. Dann ſagte er verächtlich:

„Das Guanaco ſchreit, wenn es vom Pfeile durchbohrt wird; dies thut auch der weiße Mann ſowie das furchſame Biscacho. Mein Vater iſt ſehr alt, er hat in vielen Schlachten gefochten und das Wild in den Wäldern verfolgt; ſollte er die Stimme der weißen Männer nicht von der des Bergſchafes zu unterſcheiden wiſſen?“

Es entſtand eine lange Pauſe, in welcher man nur das Klirren der Sporen der vor dem nahen Häuschen auf- und abgehenden Schildwachen vernahm, und die nur durch das ferne Rufen der Außenpoſten unterbrochen wurde. Endlich vernahm man ſchallende Tritte von der Seite des Hügels her.

„Ihr hattet Recht, alter Domingo,“ ſagte ein junger Reiteroffizier, der zu dem Feuer trat und einer der Adjutanten Arismendi's war; „Ihr hattet Recht, als Ihr bei Euerer Rückkehr von den Vorpoſten behauptetet, daß die Indianerbrut etwas im Schilde führe; hörtet Ihr vorhin das von den Bergen herüberſchallende Geſchrei? und jetzt ſteht ein Waldbaum in vollem Brande; da — Ihr könnt die Flamme durch die Bäume ſchimmern ſehen.“

„Es ſind Angriffsſignale,“ erwiderte der Alte bedächtig. „Der General ſollte die Truppen unter die Waffen treten und eine Schwadron die ſchmale Seite der Ebene nach dem Gebirge hin genau abpatrouilliren laſſen.“

„Ich habe es ihm gleichfalls gerathen," ſprach eifrig der Adjutant; „aber Ihr kennt ihn ja. Er meinte, man ſolle die Indianer lieber durch verſtellte Ruhe aus den Gebirgen zu locken als durch Bewegungen von einem Angriff abzuhalten ſuchen. Mit unſern beiden Schwadronen," ſagte er, „hielten wir Tauſende des Geſindels ab, oder ſäbelten ſie nieder im Blachfelde."

Das Feuer loderte in dieſem Augenblicke hoch empor; es beleuchtete ein ſonnenverbranntes Antlitz nach dem andern. Erſt jetzt bemerkte der Adjutant die Anweſenheit des Indianers, in deſſen blitzendem Auge und belebten Zügen der Ausdruck des Haſſes und der Rache funkelte.

„Was würde der Kazike darum geben," fragte der Offizier mit höhniſchem Lachen; „was würde er geben, wenn er in dieſem Augenblicke an der Spitze der blutigen Bande ſtünde, die dort in den Wäldern heult?"

Der Indianer entgegnete mit einem Blicke der tiefſten Verachtung:

„Mein Volk iſt zahlreich wie die Schwärme der wilden Tauben am herbſtlichen Himmel. Viele Tapfere gibt es unter den rothen Kriegern. Meine jungen Männer werden den Tapferſten an ihre Spitze zu ſtellen wiſſen."

„Man ſollte ihnen," ſprach der Adjutant, „den Kopf ihres Kaziken entgegenſenden, vielleicht diente er ihnen als ein Zeichen Deſſen, was ſie in der Ebene erwartet."

„Der weiße Krieger," entgegnete der Indianer kalt, und indem er ſich an den Alten, an deſſen Seite er ſaß, wendete, „hat wol noch nicht oft die Schluchten der Schneegebirge durchſtrichen? Er würde ſonſt nicht meinen, daß man mit dem abgeſchnittenen Haupte es Panthers deſſen Junge beſänftigen könne."

Als er dieſe Worte geſprochen, wollte er eben das Haupt wieder auf den Arm ſtützen, als etwas in em nahen Maisfelde zu raſcheln begann, und ein iſes Ziſchen ſich hören ließ. Auf alle am Feuer Sitzende machte es nicht den geringſten Eindruck, den ndianer und den Hund des alten Reiteroffiziers aus- nommen. Die Augen des Erſtern flogen raſch von inem der Anweſenden zu dem Andern; er zog die sgeſtreckten Füße an ſich und richtete den Oberleib por, als ob er im Begriffe ſei, ſich zu erheben; nn ergriff er ein brennendes Holzſcheit und ſtörte e abſichtslos in der Flamme, die hoch emporloderte. e Dogge, die ſchon ſeit mehrern Minuten das upt aufgerichtet und unbeweglich nach der Seite, her das Raſcheln und Kniſtern ertönte, geblickt te, ſprang auf, ſobald jenes leiſe Ziſchen erſcholl.

„Nieder Guerrero, nieder alter Hund," rief der Herr des Thieres, indem er es mit der flachen Hand auf den Rücken ſchlug. „Haſt Du noch nie das Ziſchen einer Schlange vernommen?"

Die Dogge ſchien indeß die Meinung ihres Herrn über das Weſen des nahenden Feindes nicht zu theilen. Mit langſamem Schritt ſchlich ſie um das lodernde Feuer, dann aber, als ob ſie durch den Sinn des Geruchs auf ein Mal ihrer Sache gewiß geworden, ſtürzte ſie unter heftigem Gebell ſich gegen das, etwas über zwanzig Schritt entfernte Getreidefeld. Ein nicht allzulauter klatſchender Schlag ertönte in dieſem Augenblicke, und das Bellen der Dogge verkehrte ſich in klägliches Geheul.

„Die Schlange hat Euern Hund gebiſſen, Domingo," rief der Adjutant.

„Nichts davon," ſchrie aufſpringend der Alte. „Ich hörte den Klang des Bogens eines Wilden."

In demſelben Momente ſtieß der Kazike einige Laute ſeiner Sprache in rauhem Tone aus; haſtig faßte er Wallberg am Arme und liſpelte ihm ins Ohr: „Fort, oder Ihr ſeid verloren!"

Wallberg war außerordentlich überraſcht. Er wußte nicht, was geſchehen, wohin er zuerſt blicken ſolle; da ertönte der vorige räthſelhafte Schlag noch einmal; er ſah einen dunkeln Punkt durch die lodernde Flamme des Wachtfeuers ſchießen, als ob ein geſcheuchter Vogel in ängſtlicher Eil hindurchſchwirre; ein furchtbarer Schrei ertönte von den Lippen des Adjutanten, er taumelte — ein rothbefiederter Indianerpfeil ſteckte in der Bruſt des Unglücklichen.

„Fort, oder Ihr ſeid des Todes!“ raunte noch einmal der Kazike Wallberg ins Ohr, indem er ihn heftig am Arme ſchüttelte.

Der Rittmeiſter, faſt unbewußt, was er that, ſtieß den Indianer von ſich.

„Thor, ſo ſtirb!“ rief Letzterer jetzt, und mit einem Sprunge mitten durch die Flamme war er verſchwunden.

Ein Geheul, als wie von tauſend hölliſchen Dämonen, ertönte nun aus dem Maisfelde und von wenigſtens zehn verſchiedenen Punkten der Plantage; ein Schauer ſchwirrender Pfeile durchkreuzte in allen Richtungen die Luft und raſſelte hernieder wie fallender Hagel. Angſtgeſchrei, von Commandowörtern unterbrochen, ertönte, es fielen einzelne Schüſſe, und bald bezeugte fernes Carabinerfeuer, daß auch die Vorpoſten von allen Seiten durch die Wilden angegriffen worden wären. Noch wenige Minuten, und alle

Gebäude der Hacienda, das Wohnhaus auf dem Hügel ausgenommen, ſtanden in vollen Flammen.

Mehre Stunden furchtbaren Dranges, mit deſſen Einzelheiten wir den nachſichtigen Leſer nicht ermüden wollen, waren vergangen. Der Mond war glänzend emporgeſtiegen. Sein reines ruhiges Licht beleuchtete ein furchtbares Kampffeld; der größte Theil der Soldaten war in der Verwirrung des erſten Angriffs erſchlagen worden. Die Uebermacht der Indianer war mindeſtens zehnfach, und immer ſtrömten noch neue Haufen zu Fuß und zu Pferde aus den Schluchten des Gebirges. Die Hütten der Soldaten, die Wohnung Wallberg's, Alles bildete nur noch einen Haufen rauchender Trümmer, zwiſchen denen Schwärme raſender Wilden wie Kobolde umherſprangen. Nur das Hauptgebäude der Hacienda lag noch in ſtolzer Ruhe und unverſehrt auf ſeinem Hügel.

Dieſe Ruhe aber war nur ſcheinbar. Im Innern des Hauſes ging es deſto lebendiger zu. Der Reſt der Garniſon hatte es zum letzten Zufluchtsort erwählt. Hier waren alle Thüren verrammelt; die verſchiedenartigſten Gegenſtände hatten zu einer Barricadirung dienen müſſen; dort waren Schießſcharten in die Mauern gebrochen, und einzelne Gewehrſchüſſe blitzten von Zeit zu Zeit aus ihnen auf die Wilden, welche in dem Dunkel der Bäume eine Berathung zu halten ſchienen. Die Soldaten beſchäftigten ſich mit den mannichfaltigſten Vertheidigungsanſtalten, unabläſſig ſtürmten ſie Treppe auf und ab. Ein Trupp derſelben trug mit großer Anſtrengung mächtige Waſſerkübel auf das Dach des Hauſes, für den Fall, daß die Wilden verſuchen ſollten, es durch Feuerpfeile in Brand zu ſtecken. Ein anderer hatte das Schlafzimmer der Hausherrin in Beſitz genommen; er war beſchäftigt, die geringe Bücherſammlung derſelben zu Patronenhülſen zu verarbeiten. Ein dritter brachte Pulverfäſſer aus dem Keller und vertheilte deren Inhalt.

In dem größten Gemache des Hauſes, ſonſt der Speiſeſaal, ging es geräuſchloſer her. Hier war man, wie es ſchien, zu einem Kriegsrathe verſammelt. Die wenigen Offiziere, die den Ueberfall überlebt hatten, waren ſämmtlich anweſend, unter ihnen Wallberg, außerdem noch die Beſitzerin der Pflanzung. Der Rittmeiſter hatte ein Tuch leicht um die Stirn geſchlungen; er war von einem Pfeilſchuſſe, doch nur leicht, verwundet. Größere Schmerzen litt der alte Reiteroffizier, den wir unter dem Namen Domingo kennen gelernt haben. Das Eiſen eines Pfeiles war in ſeiner Schulter ſtecken geblieben, ſein linker Arm durch einen Keulenſchlag zerbrochen. Wallberg beſchäftigte ſich liebevoll um den Alten.

Mit großen Schritten hatte der General bis dahin den Saal gemeſſen; er trat an das Sopha, auf welchem der Verwundete halb ſitzend lag.

„Niemand,“ ſprach Arismendi düſter, indem er ſich an den Alten wendete, „hat einen ſolchen Theil der Schuld an dem Unglücke dieſer Nacht wie ich ſelbſt. Befolgte ich Euern Rath, ſo konnte ſich ſo etwas nicht ereignen.“

„Denkt nicht daran, Sennor,“ tröſtete der Verwundete; „ſchon mancher tapfere Degen iſt überfallen worden. Ueberdies hätte es noch ſchlimmer werden können.“

Schlimmer? ſchlimmer?“ ſagte kopfſchüttelnd und mit bitterm Lächeln der General.

„Ja, Sennor,“ rief lebhaft der Alte. „Die Wilden konnten mit uns zugleich ins Haus eindringen, oder es doch in der Verwirrung in Brand ſtecken, und dies würde der Fall geweſen ſein, wenn Don Bernardo ſich nicht mit den beiden Kanonen noch ſo tapfer gewehrt und durch ſeine wohlgerichteten Kartätſchenſchüſſe uns Zeit zu einem geordneten Rückzuge verſchafft hätte.“

„Wäre es mir nur gelungen, ſo viel Mannſchaft zuſammenzuhalten, um die beiden Stücke bis ins Haus zu bringen," ſagte Wallberg ſchmerzlich; „von welchem Nutzen würden uns dieſe ſein."

„Ja, Sennor," erwiderte der Alte, die grauen Locken ſchüttelnd; „das iſt der Unterſchied zwiſchen dem rohen Pampero und dem geübten Soldaten. Ich darf dies wol ſagen, denn ich gehöre ſelbſt zu den Erſtern. Setzt uns auf ein Pferd, gebt uns die Lederſchlinge oder die Lanze in die Hand und die Ebene unter die Füße, und ihr werdet Wunder ſehen; nehmt uns aber Pferd und Lanze, und wir ſind nichts."

Arismendi war während dieſes Geſprächs ſchweigend im Zimmer auf- und abgegangen; dann trat er ruhig zu Wallberg.

„Sennor," redete er ihn an, „eine Depeſche des Diviſionsgenerals legt Ihr Schickſal in meine Hand. Er hat meinen Bericht nicht an den Präſidenten geſendet, und es iſt mir lieb, denn die Advocaten von Buenos-Ayres mengen ſich ohnehin zu viel in Soldatenaffairen. Sie ſind der Einzige von uns Allen, der heute nicht den Kopf verlor, und," dies ſagte er mit bitterm, ſchmerzlichem Tone, „in dieſem Augenblicke beſitze ich noch ſo viel Macht, um Ihre Anſtrengungen zu belohnen. Sie ſind frei, und ich ſtelle Sie aufs Neue in dem Grade an, den Sie noch vor wenig Tagen bekleideten. Dem Range nach," ſprach er mit ruhigem, gefaßtem Tone, „ſind Sie nunmehr der Aelteſte nach mir, da Don Domingo wegen ſeiner Wunden nicht das Commando führen kann. Sobald Ihr Freund, der Major Gailhac, zurückkehrt, werden wir wiſſen, woran wir ſind. Geſtattet uns der Feind nicht freien Abzug, ſo mache ich einen Ausfall. Das Weitere wird ſich finden. Verſprechen Sie mir, im Falle ich nicht zurückkehre, das Haus nicht anders als gegen freien Abzug zu verlaſſen und die Perſon der Donna in Schutz zu nehmen."

„Beides verſpreche ich auf Ehrenwort," rief Wallberg. „Doch, Sennor, füge ich die Erklärung bei, daß, falle die Sache aus, wie ſie wolle, ich ferner nie auf dieſem Boden den Säbel ziehen werde. Gelänge es mir, die tapfern Pamperos zu retten, ſo würde ich meine Kriegsdienſte als beendet betrachten."

„Eines Theils Ihres Verſprechens entbinde ich Sie, Don Bernardo Wallberg," ſprach Franceska mit Eiſeskälte. „Mein Entſchluß war bereits gefaßt, ehe die Herren ſich entſchloſſen, mit jenem elenden Gezüchte von Halbmenſchen zu unterhandeln. Falle es übrigens aus, wie es wolle, ich bedarf Ihres Schutzes nicht."

Stolz und ruhig verließ die Amerikanerin das Zimmer. Gailhac trat eben ein; ſeine Miene war traurig, ſeine Stirn umwölkt.

„Ich dachte es mir wol,“ rief er, halb zornig, halb ſchmerzhaft und ſeinen Helm in eine Ecke des Zimmers ſchleudernd; „aber wie ſoll Vernunft bei Leuten ſein, die nicht das **Réglement des troupes en campagne** kennen und ebenſo wenig den Grotius **De jure belli et pacis** geleſen haben.“

„Sie wollen uns nicht freien Abzug geſtatten?“ fragte Arismendi kalt, indem er den Säbel gleichſam zum Verſuche in der Scheide lüftete.

„Hm, nein,“ murmelte Gailhac. „Oder vielmehr ja — aber, **sacre bleu**! unter einer verfluchten Bedingung.“

Die Dame des Hauſes trat eben ins Zimmer.

„Und die Bedingung?“ fragte Arismendi.

„Die Bedingung?“ riefen die Offiziere, und auf manchem Geſichte ſchimmerte ein Hoffnungsſtral.

„**Excusez**, General, **excusez**, Madame,“ ſagte Gailhac verlegen; „aber ein ordentlicher Parlamentair darf nicht hinter dem Berge halten. Die Wilden verlangen den Kopf des Generals und die Auslieferung von Madame. Der Kazike ſchwor, binnen drei

Tagen ſolle Madame als ſein Weib am Feuer ſeiner Hütte ſitzen."

Entſetzen und Abſcheu malte ſich in den Geſichtern Aller; nur Arismendi und Franceſca ſchienen ruhig.

„Suchen wir die Wilden durch vorſichtige Vertheidigung vierundzwanzig Stunden hinzuhalten!" ſagte Wallberg; „bis dahin iſt Entſatz möglich."

„Glauben Sie, daß dies die Brut nicht ſo gut weiß wie wir?" fragte ruhig der General.

„So fallen wir aus!" rief Domingo, ſich mit Mühe vom Lager erhebend. „Wehren wir uns bis auf den letzten Mann!"

„Ein Wort noch, Sennores," ſprach ruhig und beſonnen Arismendi. „Was meinen Sie, Major Gailhac, würden die Araucaner von der zweiten Bedingung abſtehen, wenn ich mich ihnen lebendig überliefere?"

„Ich zweifle!" ſagte zögernd der Gefragte.

„Können die Herren," ſprach Franceſca mit Ruhe, „mir mein zerſtörtes Eigenthum wiedergeben, oder mich in deſſen Trümmern, die ich nicht zu verlaſſen gedenke, und die mir noch in ihren Ruinen lieb ſind, ſchützen? Sie können es nicht! Haben Sie deshalb," ſchloß ſie mit Kälte, „die Güte, ſich über mein Geſchick nicht zu beunruhigen. Mitten unter dem Pfeilregen der heulenden Bande iſt Francesca ſo frei, als ſie nur je geweſen."

Mit anſcheinender Gleichgültigkeit trat ſie an das Fenſter.

„Nichts mehr davon," rief Wallberg jetzt; „wir werden untergehen, aber hoffentlich mit Ehren. Laſſen Sie uns einen Ausfall verſuchen, General. Gelingt es uns, den Indianern einen entſcheidenden Schlag beizubringen, ſo haben wir Ruhe bis zum Morgen, und wer weiß, wo dann eine unerwartete Hülfe kommt."

„Sie behalten auf jeden Fall das Commando des Platzes," ſagte Arismendi trübe lächelnd. „Laſſen Sie ſechzig Reiter ſich bewaffnen; jeder führt ſeine Lanze, außerdem aber zwei Paar Piſtolen im Gürtel. Vielleicht gelingt es mir, die Horde eine Strecke zurückzuwerfen und eins der beiden Geſchütze zurückzubringen; dann wäre noch Rettung möglich."

Alle Vorbereitungen zum Ausfalle wurden gemacht. Sechzig Reiter, größtentheils ältere, mit Narben bedeckte Männer, ſtellten ſich in Colonne.

„Gehen Sie, Gailhac," ſprach nun Arismendi gelaſſen lächelnd; „ſagen Sie den Alliirten Sr. ſpaniſchen Majeſtät, daß die Beſatzung die Bedingungen verworfen hat."

Der Major ſtürzte ſich an Wallberg's Bruſt, dann eilte er den Hügel abwärts. Nach wenig Augenblicken ertönte ein furchtbares Geheul rings um den Hügel; deutlich hörte man den brüllenden Ton der der Kriegsmuſchel.

Arismendi trat auf Wallberg zu.

„Laſſen Sie ſich nicht zum Kampfe außerhalb des Hauſes verleiten,“ ſagte er ernſt; „bleiben Sie beſonnen, es komme, wie es wolle. Unterliegen wir, ſo ſetzen Sie die Vertheidigung fort, bis man Ihnen freien Abzug und für die Donna Sicherheit verſpricht. Wo nicht, ſo werden Sie zu ſterben wiſſen.“

Schweigend ſtellte er ſich jetzt an die Spitze ſeiner Schar. Die Thüren wurden aufgeriſſen. „Vorwärts, Pamperos!“ rief Arismendi, und in jeder Hand ein Piſtol, den Säbel zwiſchen den Zähnen, ſtürzte er an der Spitze der Colonne zur Thür hinaus.

Der Kampf entbrannte augenblicklich. Das Kriegsgeſchrei der Wilden übertönte faſt das Rollen des Gewehrfeuers, mit dem Wallberg aus den Fenſtern und von dem flachen Dache der Wohnung aus den Angriff der Freunde unterſtützte.

Arismendi drang mit ſeinem Häuflein wie eine Windsbraut in das Gewimmel der dunkeln Geſtalten, Alles rings umher erlag den Streichen der Tapfern.

Aber ſowie der Sturmwind wol die Wogen des Meeres zu Bergen thürmen kann, ohne ihr Rückfließen verhindern zu können, ſo war auch das kleine Häuflein bald von dem Zudrange neuer Maſſen rings umflutet. Bald unterſchied man nicht mehr die kräftige Stimme, mit der Arismendi die Seinen zum Widerſtande ermunterte. Auch das Wuthgebrüll der Wilden erſtarb auf einen Moment; ein Freudengeſchrei, wie von dem Gelächter der Hölle begleitet, trat an deſſen Stelle. Das Rollen des Gewehrfeuers ſtockte.

„Sie ſind erlegen, unſere Braven!“ rief der alte Domingo, ſich mühſam vom Lager erhebend. „Aber was ſoll das?“ ſetzte er mit ſtärkerer Stimme hinzu, als Wallberg ins Zimmer ſtürzte. „Was bedeutet das Stocken des Carabinerfeuers?“

Der Rittmeiſter war nicht im Stande zu ſprechen; er zeigte ſchweigend mit der Hand nach dem Fenſter.

„Ich kann nichts unterſcheiden — meine alten Augen —“ murmelte Domingo.

„Sie haben den Kopf des Generals auf eine Lanze gepflanzt,“ ſprach Franceſca, ruhig vom Fenſter zu den Vorigen tretend.

Wirklich ſah man in dieſem Augenblicke einen Haufen jubelnder Wilden ein auf eine Lanze geſpießtes blaſſes Haupt mit einigen flackernden, aus dem Feuer geriſſenen Bränden beleuchten.

„Der Kazike will den Commandanten ſprechen," rief ein hereinſtürzender Offizier; „er verlangt drei Offiziere als Geiſeln für ſeine Rückkehr und bewilligt bis dahin Waffenſtillſtand."

Wallberg blickte auf Domingo, dieſer zuckte ſchweigend die Achſeln; drei Offiziere wurden gewählt und entfernten ſich ſchweigend.

Nach wenig Momenten trat Manco Lantaro, von zwei andern indiſchen Häuptlingen begleitet, ins Zimmer. Seine Geſtalt und Haltung verkündete den Sieger. Er trug das Haupt, auf dem eine Krone von ſchwarzen Federn ſchwankte, hoch aufgerichtet. Antlitz und Bruſt waren mit rothen und weißen Kreiſen, doch, wie es ſchien, in Eile und mit weniger Sorgfalt als gewöhnlich bemalt. Das Gewand, welches den rechten Arm frei ließ, ſo wie die Schärfe der Streitaxt, die er in der Hand trug, gaben durch Blutſpuren Kunde, daß er ſein Werk nicht nachläſſig gethan. So ſehr der Häuptling auch in ſeinen Zügen die gewohnte Ruhe beizubehalten ſuchte, ſo ſchien es ihm doch nicht ganz möglich, die Freude über den errungenen Sieg gänzlich aus ihnen zu verbannen. Sein Blick fiel zuerſt auf Domingo.

„Iſt es mein Vater,“ ſprach der Kazike mit leiſer Bewegung der Hand, „der die Krieger der Ebene befehligt.“

„Ich bin es,“ entgegnete Wallberg vortretend.

„Der Gott des Krieges hat dem weißen Anführer viele Kraft gegeben,“ ſagte der Häuptling in einem Tone, der verbindlich ſein ſollte. „Die Donner, die auf ſeinen Befehl ertönten, haben manchen meiner jungen Männer zu Boden geſtreckt. Meint er nicht, es ſei Zeit, die Streitart zu begraben?“

„Die Bedingungen?“ fragte Wallberg. „Vor Allem Sicherheit den Ueberlebenden und freier Abzug.“

„Ohne Feuerbüchſen und Gepäck,“ antwortete der Häuptling.

„Ohne Gepäck, aber mit Gewehr,“ ſprach Wallberg feſt.

Der Indianer machte eine einwilligende Bewegung.

„Außerdem Sicherheit der Pflanzung und ihren Bewohnern,“ fuhr Wallberg ermuthigt fort.

„Als Manco Lantaro,“ ſagte der Kazike ruhig, „auf Befehl dieſes Weibes,“ er zeigte auf Franceſca, „an den Pfahl gebunden wurde, da that er einen Schwur, daß, wenn er je wieder nach Arauco zurückkehrte, dieſe als ſeine Sklavin ihn begleiten ſolle. Manco Lantaro iſt ein gütiger Häuptling; die weiße

Frau wird als ſein Weib am Feuer ſeiner Hütte ſitzen.“

Franceſca lächelte verächtlich und ſah mit dem großen, ſchwarzen, geiſterhaft aus dem bleichen Geſichte blinkenden Auge ruhig auf Wallberg.

„Nimmermehr wird dies geſchehen,“ rief dieſer laut.

„Es wird!“ ſprach kalt der Kazike. „Will ſich mein Bruder mit den weißen Kriegern nicht zum Aufbruche rüſten?“

„Nicht ohne Sicherheit für die Donna und die Pflanzung,“ erwiderte der Rittmeiſter feſt.

„Hat jeder der weißen Krieger mehr als ein Leben zu verlieren?“ rief der Indianer verächtlich lächelnd.

„Denkt Ihr Alle wie wir,“ rief der alte Domingo, „ſo wehren wir uns bis auf den letzten Mann. Mit meinem Willen wird die Dame nicht aufgeopfert.“

Nur zwei oder drei der Offiziere ſchloſſen noch außer Wallberg ſich dem Alten an; die Mehrzahl ſchwieg.

„Nun?“ rief Wallberg. „Ich glaube, daß Niemand verkennen wird, was Pflicht und Menſchlichkeit gebieten?“

„O, laſſen Sie es gut ſein!“ ſprach Franceſca verächtlich. „Appelliren Sie nicht an den Edelmuth der Herren! Mein Entſchluß iſt längſt gefaßt. Kazike von Arauco!“ rief ſie, ſich an den Häuptling wendend; „ich bin bereit, den Vorſchlag anzunehmen.“

Wallberg ſtaunte, ebenſo die Uebrigen des Kreiſes.

„Einige Bedingungen hätte ich zu erbitten,“ ſagte Franceska in ſchmeichelndem Tone.

„Die weiße Herrin mag reden,“ erwiderte der Kazike ſich verneigend, und indem er die Hand auf die Bruſt legte.

„So möge der rothe Anführer genehmigen,“ ſagte die Donna, „daß die weißen Krieger ſogleich abziehen. Dann laſſe er mir Friſt bis eine Stunde nach Sonnenaufgang, und endlich erſcheine er in Begleitung aller Häuptlinge ſeines Volkes in dieſem Hauſe. Ich will bis dahin Alles zum Empfange eines ſo großen Anführers bereiten. Manco Lantaro wird mich ihn als ſein Weib erwartend finden. In den Kellern dieſes Hauſes ruhen Fäſſer gelben Metalles. Ich werde es den Häuptlingen zur Vertheilung unter die rothen Krieger überliefern und endlich zum Beweiſe, daß ich niemals zurückzukehren gedenke, den Feuerbrand mit eignen Händen an die Wände dieſes Hauſes legen.“

Wallberg glaubte kaum ſeinen Sinnen trauen zu können. Der Schrecken, die Angſt, meinte er, laſſe Francesca irre reden.

„Beſinnen Sie ſich, Sennora," rief er laut. „Noch ſind Sie nicht von Allen verlaſſen, noch können wir uns vertheidigen, und eher will ich den letzten Blutstropfen verſpritzen, als Sie ſo ſchändlich der Willkür des Feindes überlaſſen."

Eine Spur innerer Bewegung durchflog, doch nur auf einen Moment, Francesca's Antlitz, doch unterdrückte ſie ſolche ſogleich gewaltſam.

„Werden Sie die Reiter nach Buenos-Ayres begleiten?" fragte ſie ruhig.

„Nein," ſagte Wallberg. „Mein Kriegsdienſt auf dieſem Boden hat geendet. Ich begebe mich mit Gailhac nach Valdivia, um mich dort nach Europa einzuſchiffen."

„So verſpreche der Kazike," ſprach ſchmeichelnd Francesca, „daß ein Häuptling ſeines Volkes meine Freunde nach Valdivia und ein anderer die Krieger durch die Pampas begleite. Er bekräftige ihre Sicherheit durch ſein Wort."

„Manco Lantaro," rief der Indianer ſtolz, „hat noch nie ſein Wort gebrochen! Zwei angeſehene Häuptlinge werden die weißen Krieger als Geiſeln für ihre Sicherheit, begleiten."

„Es iſt gut,“ ſprach Francesca hierauf ruhig und mit Würde. „Sennores,“ ſetzte ſie, einige Schritte vorwärts tretend, hinzu, „ich erkläre hiermit, daß ich ohne Zwang, ganz aus freiem Entſchluſſe und nach gehöriger Ueberlegung bei den Indianern bleibe. Kein Flecken ſoll deshalb auf Ihre Namen fallen; ja, wenn ich Sie auch begleiten dürfte, würde ich meinen Entſchluß nicht aufgeben und einen Wunſch unerfüllt laſſen, den ich ſchon längſt im Stillen genährt. — Ich bleibe zurück, bleibe allein zurück; ſelbſt der letzte meiner Sklaven wird Sie begleiten. Gelangen Sie glücklich nach Buenos-Ayres, ſo grüßen Sie unſere Mitbürger, denen ich nützlich zu werden hoffe, und“ ſetzte ſie plötzlich, wie von einer Erſchöpfung überfallen, hinzu, „nennen Sie ihnen manchmal den Namen Francesca Valverde.“

Es vergingen einige Momente tiefer Stille.

„Kazike von Arauco,“ rief Francesca ſodann mit feſter Stimme; „mit Tagesanbruch erwartet Dich Dein Weib; Dich und die Häuptlinge Deines Volkes. Gönne ihr Ruhe bis dahin und Zeit, ſich zum Empfange und zur Reiſe vorzubereiten.“

Mit einer Bewegung der Hand entließ ſie die Umſtehenden und verſchwand in dem anſtoßenden Gemache.

Der Morgen war endlich angebrochen, und die Sonne ſtieg rein und glänzend am Horizonte empor. Wallberg, Gailhac, vier Reiter, Spanier von Abkunft, die ſich wieder nach ihrem Vaterlande begeben wollten, da ſie nur gezwungen in den Reihen der Republicaner gefochten hatten, zogen i Begleitung eines jungen araucaniſchen Häuptlings ſämmtlich zu Roß, einen ziemlich ſteilen Bergpfa aufwärts. Sie waren eben auf einem Plateau a gelangt, von wo aus der Weg ſich in das höhe Gebirge krümmte, und das Auge konnte hier zu letzten Male die zu den Füßen liegende grenzenlo Fläche überblicken. In der Ferne zweier Leguas l die Hacienda. Deutlich ſah man das ſie umgeben Gewimmel der Indianer. Einzelne Haufen derſelb kamen, oder gingen, oder tummelten die wilden Ro auf der Fläche. Noch rauchten die Trümmer Nebengebäude, nur das Wohnhaus lag ſtolz u ruhig auf dem Hügel. Die Sonnenſtralen erglä ten an ſeinen Mauern.

„Hier laßt uns ein wenig ausruhen, eher am rief Gailhac, der bis dahin verdrießlich geſchwie hatte, Wallberg zu, indem er vom Pferde ſpra die Zügel einem Reiter zuwarf und ſich mit un geſchlagenen Armen auf einen Felsblock ſetzte. „

iſt ein hübſches Plätzchen für einen Narren, der in Ruhe überlegen will, wann er am verrückteſten geweſen: ob da, als er tauſend Meilen reiſte, um Alles ſchlimmer als daheim zu finden, oder dann, wie er den Entſchluß faßte, wieder zurückzukehren."

„Sie ſehen," ſagte Wallberg ſchmerzlich lächelnd, indem er neben dem Freunde Platz nahm; „Sie ſehen, daß die neue Welt in vieler Beziehung die alte iſt. Hier wie dort ein Gemiſch von Leidenſchaften, Täuſchung, Elend, Gram."

„Und Weiber, Freund," unterbrach Gailhac heftig den Vorigen; „Weiber, um die Kohlen zu ſchüren, die das hölliſche Ragout zum Kochen bringen. Und auch ſie — ſie! — Gedenken Sie noch, wie ſie daſtand, als der Indianerhäuptling an den Pfahl gebunden war? wie ſie daſtand mit dem Medeengeſichte; wie ſie die dunkeln Augenbrauen zuſammenzog, und die ſchönen Lippen zuckten vor Zorn! — und jetzt! — ſagte ſie nicht, daß, wenn ſie uns auch begleiten dürfte, ſie es vorzöge, dem Indianerhäuptlinge ihre Hand zu reichen? — O Weiber, Weiber!"

„Ich glaube," erwiderte der Rittmeiſter ſchmerzlich, „Sie thun der armen Franceſca bitteres Unrecht! Gott mag wiſſen, über welchen Plänen der männliche Geiſt dieſes Weibes brütet, aber gewiß iſt ſie frei von den Schwächen ihres Geſchlechts.“

Kaum hatte Wallberg dieſe Worte geſprochen, als ein entſetzlicher Knall die Luft erſchütterte. Ein dumpfes Rollen folgte hinterher und verlor ſich erſt langſam und nach hundertſtimmigem Echo in den Bergſchluchten.

„Ein Erdbeben,“ rief Gailhac.

„Nein, ein Vulkan,“ entgegnete Wallberg.

Das laute „Ha!“ das der indiſche Häuptling in dieſem Momente ausſtieß, belehrte die Freunde eines Andern. Ihr Auge folgte der Richtung ſeines ausgeſtreckten Armes. Das Wohnhaus der Hacienda war verſchwunden. Eine Wolke von Staub und Pulverdampf ſchwebte über der Ebene.

Es war drei Monate ſpäter, als die engliſch Kriegsbrigg: die Schwalbe, mit friſchem Nordoſtwinde den Hafen von Valdivia verließ. Bauſchend dehnten ſich die Segel, anmuthig neigten ſich di Maſte vor dem daherſäuſelnden Luftzuge, majeſtätiſc entfaltete ſich Englands Flagge. Drei Geſtalten, zwe männliche und eine weibliche, lehnten ſchweigend, da Auge nach der amerikaniſchen Küſte gerichtet, an de Galerie des Hinterdecks. Es waren Wallberg, Alm und Gailhac. Die Männer trugen eine leichte Mo genkleidung, Alma einen ſeidenen Mantel über ein europäiſches Negligée; ihr ſchönes Haar war von einem Netze bedeckt. Von Zeit zu Zeit perlte eine Thräne aus dem Auge der jungen Araucanerin.

„Weine nicht, meine Alma," bat Wallberg ſchmeichelnd, indem er den Arm um ihren Leib ſchlang; „Du findeſt in der Heimath des Gatten, auf Deutſchlands Boden, ein neues Vaterland."

„Ach! nicht die Heimath iſt es, die ich beweine;" entgegnete ſie, indem ihre Thränen heftiger floſſen. „Als ich im Kloſter zu Valdivia als Koſtgängerin eine Erziehung empfing, die von der meines Volkes ſo gänzlich verſchieden war, als mir durch die Weihe der Taufe ein neues Leben aufgegangen war, da ſagte mir mein Herz, ich müſſe eine andere Heimath finden, oder unglücklich ſein auf immer. Durch mein unabläſſiges Dringen ließ mein Bruder ſich dann bewegen, mich auf Umwegen zurück nach Valdivia zu bringen. Ich Unglückliche! Auf dieſer Reiſe fiel ich den Truppen der Republikaner in die Hände. Ich ſtellte mich ſtumm, weil ich fürchtete, man würde von mir das Geſtändniß meiner Abkunft erpreſſen und meinen Bruder, der mich zärtlich liebte, ſodann zu einem ſchimpflichen Vergleiche zwingen. Meine Gefangenſchaft ward auch zur Veranlaſſung der Ge-

fangenſchaft meines Bruders, und ſo trage ich die
Schuld ſeines Todes.“

„Wie ſinnreich Du biſt, Dich zu quälen, Du
theueres Weib,“ ſagte Wallberg ſchmerzlich und trö
ſtend. „Würde ein Krieger, tapfer wie er, die ſic
darbietende Gelegenheit, den ſichern Feind zu ver
nichten, verabſäumt haben, auch wenn er Dich nic
aus deſſen Händen zu retten gehabt hätte? Konn
der Tapferſte ſeines Volkes einen ſchönern Tod fi
den als den, den er gefunden; er ſtarb mitten
der Freude des Sieges?“

„Und durch welche Hand!“ ſprach Alma, d
dunkle Auge ſeufzend in die Wolken richtend.

„Durch eine,“ ſagte Gailhac düſter vor ſich h
murmelnd, „die an ſich liebenswürdig genug w
wenn auch das Dämoniſche, welches ſie mit al
ihres Geſchlechts gemein hatte, etwas zu ſehr
ponderirte.“

„Beklage die Aermſte, aber fluche nicht ih
Andenken,“ bat Wallberg, Alma's Hand an
Herz drückend.

„Ich verzeihe ihr,“ liſpelte Alma leiſe; „
ſie hätte ich Dich nie gefunden.“

„Und dennoch,“ ſagte Wallberg, „wie
hätte ich Dich zum zweiten Male verlieren kön

Faſt nur ein Zufall war es, daß es mir gelang, Dich in Valdivia aufzufinden.“

„Darum nützt den Zufall,“ rief Gailhac mit ſchnell wiedergewonnener, echt franzöſiſcher Heiterkeit; „ſeid geſcheiter als Jemand, deſſen Namen ich nicht nennen will, der Emigrant, Republikaner, Bonapartiſt und Bourboniſt, und Gott weiß, was Alles ſonſt noch geweſen iſt, und der immer noch — vom Zufalle abhängt.“

„Nicht mehr, ſo lange wir leben, betheuerten Wallberg und Alma aus einem Munde.“

Die Schwalbe trug auf ihren mächtigen Fittigen die Freunde in das ferne, erſehnte Heimathsland.

Die Reise nach Algier.

Eine Novelle.

Der Dichter.
Herr Johannes Wurſtius, in der That mich freut's,
Daß ich die Ehre hab', Ihre Bekanntſchaft zu machen,
Und, Freund? Sie ſind der Unſ're?
Hanswurſt.
Das will ich meinen!
Jeder zählt mich mit Vergnügen jetzt zu den Seinen,
Denn ich bin bald Atheiſt, bald Augenverdreher,
Ein tüchtiger magnetiſcher Geiſterſeher.
Als Staatsmann nütz' ich unendlich den Thronen,
Entwerf' in drei Stunden vier Conſtitutionen,
Bin Ultraroyaliſt, auch Jacobiner,
Und ſchrieb Elegieen über den Pips der Hühner,
Und Alles das macht mich nicht kalt, nicht heiß! —
Der Dichter.
Herr! Ihnen gebührt das unſterbliche Reis! —
Trauerſpiel ohne Titel.

Das Kreuz der mächtigen Peterskuppel glänzte wie ein Meteor im Strale der ſcheidenden Abendſonne, als zwei junge Männer, von der Pyramide des Ceſtius herkommend, ſich in einer der Buden niederließen, die am Fuße des Monte Teſtaccio theils aus Bretern, theils aus Stangen und Laubwerk errichtet waren und in denen ein guter Theil der Bevölkerung von Traſtevere ſich bei langhalſigen, mit Rothwein gefüllten Flaſchen gütlich that. Die Menge, welche von der Abendkühle gelockt, dem Südende der Stadt entſtrömte, gehörte größtentheils der niedrigſten Volksklaſſe an, aber die Miſchung derſelben war für den aufmerkſamen Beobachter gar nicht unintereſſant. Hier, zu oberſt an einer langen Tafel, ſaß ein ehrſamer Bürger und Hausbeſitzer aus einer der dem Vatican nahe liegenden Straßen. Er präſidirte in der Verſammlung von Kind und Kindeskind zur Seite der ehrſamen Ehegenoſſin. Mit Würde ſchalt er die unruhigen Enkel, muntre krausköpfige Buben, die ſich zur Seite des Tiſches balgten, und mit gleichem Ernſte roch er an ein gebratenes Lammviertel, das der geſchäftige Cameriere ſoeben auftrug, und dem er, alles Einredens ungeachtet, einer angenehmen Preisermäßigung wegen wenigſtens die Hälfte der angerühmten Eigenſchaften abſprach. Ebenſo wenig war ihm der Rothwein, von dem er dann und wann bedächtig nippte, zu Danke, und dem alten Ceſtius — der, beiläufig geſagt, zu Auguſt's Zeiten ein **Septemvir epulonum** geweſen, und de ſich deshalb **ex officio** auf Dinge dieſer Art verſtehen mußte — würde, wenn er geſehen, wie genau ſein hunderſter Enkel ſeine Stelle verträte, in de weißgrauen Pyramide das Herz im Leibe gelacht haben, wenn er überhaupt noch in jener geweſen wä und ein ſolches gehabt hätte.

Immer häuften ſich noch die Volksmaſſen auf de öden Platze, der den Monte Teſtaccio umgibt. Je erſchienen auch alte, zerbrechliche Miethkutſchen, un es war bewundernswürdig, welche Menſchenmaſſe das Innere der baufälligen Maſchinen verborgen hatt Alles aber athmete munteres Leben; nur einige b dächtige Engländer, vornehm und unzufrieden aus hend, und etliche deutſche Kunſtjünger mit Schnau und Zwickelbart, langen Haaren und abgeſchabten ſchwarzen Röcken durchzogen ernſthaft die Menge.

Die beiden jungen Männer, deren wir am Eingange dieſer Erzählung erwähnt haben, nahmen, nachdem ſie ſich ein Weilchen das Treiben des lebenluſtigen Römervolkes angeſehen hatten, gleichfalls in der Bude Platz, welche die vaticaniſche Familie in ihrem Innern barg, und bemerkten kaum einen finſtern, im Hintergrunde derſelben ſitzenden Mann, der ſich, als ſie unſern vom Eingange ſich niederließen, dichter in ſeinen dunkeln Carbonarimantel hüllte.

Beide Ankommende waren junge Männer von einigen und zwanzig Jahren und nach der Mode der Zeit gekleidet; dennoch war die Art ihres Anzuges inſofern verſchieden, als das Einfache, Prunkloſe, Nette den Einen mehr noch wie der blonde Schnurrbart als Soldaten, das Gezierte, Extravagante ſeines Putzes den Andern aber als einen dem Civilſtande angehörenden Incroyable bezeichnete. Die Art und Weiſe, wie der Letztere ſich auf einen leer ſtehenden Seſſel warf, während er einen Fuß auf dem zweiten ruhen ließ; das Air, mit dem er mehre Weinſorten prüfte und von dem in Unterthänigkeit harrenden Aufwärter in ſchlechtem Franzöſiſch eine Portion Schinken für ſich und eine zweite für ſeinen Pudel verlangte, ſchien auf eine nicht geringe Selbſtſchätzung, die Verwandlung des o in a in der „Portion" aber auf einen altteſtamentariſchen Glaubensgenoſſen zu deuten.

„Sie haben alſo ſeit mehren Jahren Deutſchland nicht geſehen, cher ami!" hob er endlich zu ſeinem bis dahin ſchweigenden Gefährten an.

„Seit ich Freiburg verließ, um in neapolitaniſche Dienſte zu treten," entgegnete Jener. „Es mögen wol ſchon acht bis neun Jahre her ſein. Seitdem bin ich nur einige Monate in meiner Heimath, der Schweiz, auf Urlaub geweſen."

„Da haben Sie viel verloren, Herr von Stetten!" ſprach Jener, bedächtig aus ſeinem Glaſe nippend. „Eine neue Aera iſt ſeit der Zeit über das Land gekommen; Gott ſoll mich tödten! eine neue Aera in jeder Hinſicht!"

„Und in welcher, wenn ich bitten darf?" fragte der Andere.

„In jeder, liebſter Freund, in jeder," rief der Vorige. „In der Politik, in der Literatur, in den volkthümlichen Anſichten."

„Das wäre," ſprach Stetten neugierig. „Sieht man nun endlich ein, wie groß, wie ſtark, wie herrlich Deutſchland iſt, wenn es zuſammenſteht, wenn ſeine Völker ſich wie Glieder einer und derſelben Familie betrachten; wie es, ſo lange es vereinigt — nein wenn es eins iſt mit Herz und Seele, unbeſorgt nach außen blicken kann, komme feindlicher Drang aus Oſten oder aus Weſten? Hat man endlich — was man freilich hätte wohlfeiler haben können — die Ueberzeugung gefaßt, daß nicht die Spaltung Deutſchlands in verſchiedene Stämme, daß es die Spaltung der Gemüther, die Spaltung in undeutſche politiſche Syſteme geweſen, die das Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht, die ſeinen Boden zum Schauplatze undeutſch unternommener Kriege machten? Hat man endlich mit Ruhe, aber die Hand am Schwerte, mit Frankreich verhandeln gelernt?“

„Pfui Teufel! was haben Sie für altfränkiſche Anſichten!“ ſchrie jener, indem er überſah, daß ſein Gefährte bei dieſem Ausrufe finſter die Stirn runzelte. „Haben Sie die Briefe des großen Schmuel Henoch geleſen?“

„Ich wüßte nicht,“ ſprach Stetten, „noch nie habe ich dieſen Namen — “

„Erlauben Sie, verzeihen Sie,“ rief der Vorige, „als Schriftſteller iſt er unter dem Namen: Doctor Bär, bekannt. Nun ſehen Sie, das iſt ein großer

Mann, und der hat in ſeinen Briefen aus Conſtantinopel zu verſtehen gegeben, daß Deutſchland nicht eher glücklich wäre, bis es ſich innig mit Frankreich verbände, eine Republik, oder ein einziges Kaiſerthum, mit einem Regenten, der jährlich ſechstauſend Thaler zu verzehren haben ſolle, an der Spitze, die Avantgarde Frankreichs gegen Rußland ausmache, indeß aber, wenn man nicht dahin gelange, wenigſtens der Süden Deutſchlands ſich vom Norden gänzlich trennen und losſagen müſſe, und daß das deutſche Volk, wenn es dieſe großen Wahrheiten nicht ſonnenklar einſähe, dümmer wie dumm, ja einfältiger wie die Samojeden ſein müſſe."

„Und hat Ihr großer Mann," fragte Stetten trocken, „bereits für dieſe ſeine Meinungen den Staupbeſen, oder blos einfache Prügel bekommen, Herr Anſelm."

„Wollte Gott, er hätte beides," entgegnete ſeufzend der Gefragte. „Sie glauben nicht, Herr von Stetten, wie leicht heut' zu Tage ein Literatus in Deutſchland durch Schläge berühmt wird! Da kann einer ſchreiben und hungern, und hungern und ſchreiben; wer fragt danach? Laſſen Sie einen Dichter aber einmal in der volkreichſten Straße einer deutſchen Hauptſtadt eine tüchtige Tracht Schläge bekommen, gleich fliegt ſein Ruhm durch alle Gauen Deutſchlands, und die Verehrerinnen ſeiner Muſe ſticken ihm Geldbeutel und Brieftaſchen, auf denen ein Stock, mit dem Lorber umwunden, **en petits points** genäht zu ſehen.“

„Aber wo ſitzt denn Ihr großer Mann?“ fragte Jener mit Beharrlichkeit; „denn es läßt ſich doch wenigſtens annehmen — “

„Wo er ſitzt?“ antwortete Jener. „Zu Par s auf einem blauſeidenen Sopha; er müßte denn gerade bei Lafayette zum Diner geladen ſein; wollte Gott, ich ſäße wie er. Glauben Sie mir, Herr von Stetten, es ſoll Gras von meiner Thüre wachſen, wenn der große Henoch nicht binnen Jahr und Tag in Frankreich Präfect oder Staatsrath geworden iſt. Die Concurrenz müßte ihm denn grade Schaden thun, denn Paris iſt jetzt der Sammelplatz für die geiſtreichſten Köpfe Deutſchlands; auch hat er es den Franzoſen in ſeinen Briefen auf eine feine Art zu verſtehen gegeben, was eigentlich der Grund ſeiner Ankunft ſei.“

„Aus Afrika immer etwas Neues! pflegten die Römer zu ſagen,“ bemerkte Stetten mit Verwunderung. „In unſern Tagen könnte man dies Wort auf Deutſchland anwenden. Ein Deutſcher ſagt den

Deutſchen Grobheiten, weil ſie nicht undeutſch genug ſein wollen, und der Dichter wird jetzt durch empfangene Schläge berühmter als durch ſeine Werke. Die *lebhafteſte Theilnahme*, welche auf dieſe Weiſe ein Lieblingsſchriftſteller in Deutſchland, ſobald er einen Tritt vor ſeine Hausthür thut, zu erwarten hat, mag ein recht reges Leben in die Tagesliteratur bringen!"

„Das können Sie denken, mein Theuerſter!" ſprach der Andre mit vieler Lebhaftigkeit. „Es geht manchmal teufliſch ſcharf her unter den Arbeitern im Felde der Dichtung. Beide Parteien ſtehen ſich fortwährend feindlich gegenüber."

„Die Lyriker und Proſaiker?" fragte Stetten; „ſonſt hatten ſie ja nur einen gemeinſchaftlichen Feind, den Recenſenten?"

„Was thu' ich mit dem Recenſenten?" ſchrie ärgerlich der Vorige. „Nach dem fragt kein Autor mehr; iſt er grob, bin ich wieder grob und ſo weiter. Hier iſt die Rede von der Gegenpartei."

„Ich verſtehe Sie nicht," ſagte Stetten kopfſchüttelnd. „Darf ich alſo wol fragen — ?"

„Wir wollen uns nicht warm machen," ſprach bedächtig Anſelm; „vielleicht, wo jedoch Gott vor ſei, haben wir, bis wir von Rom nach Itri kommen, Einer des Andern Beiſtand nöthig; mithin alſo erlauben Sie mir eine Präliminarfrage, ohne die ich nicht in eine Unterhaltung über literariſche Gegenſtände eingehen kann. Zu welcher Fahne haben Sie geſchworen, und wem dienen Sie?"

„Ich denke, meinem Schöpfer und dem Könige von Neapel," erwiderte Stetten nach einer Pauſe und voll Verwunderung.

„Ach was," rief Anſelm, „ſo meine ich es nicht. Ich meine für was Sie ſind: ob für das Stabile oder für die Bewegung?"

„Das kommt darauf an," ſagte jener kopfſchüttelnd und mit einem ungewiſſen Lächeln. „Habe ich Hunger, ſo bin ich für das Erſte, bin ich geſättigt, für das Zweite."

„Gott ſtehe mir bei," rief Anſelm, „wie ſind Sie hinter Ihrer Zeit zurückgeblieben. Ich meine — denn ich muß mich der Deutlichkeit willen ein Paar veralteter Ausdrücke bedienen — ich meine, ob Sie Royaliſt oder Republikaner ſind?"

„Curioſe Frage," rief Stetten. „Ich bin des Königs Offizier, er bezahlt mich, ich habe ihm den Eid geleiſtet; was kann ich anders ſein als Royaliſt?"

„Eid hin, Eid her," ſagte Anſelm mit bemitleidendem Lächeln. „Um durch einen ſolchen Eid ſich gebunden zu glauben, muß man mindeſtens tauſend Thaler Gehalt und die Ueberzeugung haben, bei einer Veränderung der Dinge keinen höhern zu bekommen.“

„Das geſteh' ich,“ rief jener voll Verwunderung, „bis jetzt habe ich immer geglaubt, der ehrliche Mann ſei ſchon durch ſein bloßes Wort gebunden. Doch laſſen wir das; es gehört ohnehin dies Thema nicht in ein literariſches Geſpräch.“

„Erlauben Sie, verzeihen Sie,“ ſchrie Anſelm, „es gehört wohl hierher; es iſt ſo zu ſagen das Feldgeſchrei, durch das man erfährt, wen man vor ſich hat. Poſito, Sie ſind ein Schriftſteller und zugleich Royaliſt; ſobald ich dies erfahre, bin ich auch über Ihre literariſchen Leiſtungen au fait und zugleich im Stande, dieſe zu kritiſiren, ohne ſie geleſen zu haben. Was können Sie hervorbringen, als etwa: hiſtoriſche Romane oder Novellen, wo es nur Schade iſt um die ſchöne Zeit, die Sie mit Quellenſtudium maſſacrirt haben; oder ſind Sie Dramatiker, ſo bringen Sie ein Trauerſpiel zu Stande, wo Sie in klappernden Jamben die Heldenthaten von Leuten, denen längſt kein Zahn mehr weh thut, aufs langweiligſte hererzählen; oder Sie ſchreiben Prologe und Gelegenheitsgedichte, bei denen den Hörern vor lauter Rührung und äſthetiſchen Empfindungen die Augen übergehen, wenn ſie nicht eingeſchlafen ſind."

„Bin ich nun aber," fragte Stetten, „ein Republikaner."

„Der Ausdruck: ein Republikaner, iſt ein Bischen veraltet," bemerkte Anſelm. „Man ſagt beſſer: ein Mann der Bewegung. Ja, wenn Sie der ſind, ſo haben Sie ein weiteres Feld, einen ganz andern dichteriſchen Spielraum. Alles, was ſonſt, als der Form angehörend, den Dichter beengte, wie Rhythmus, Wohlklang, Reim u. ſ. w., exiſtirt für Sie dann ſo gut wie gar nicht. Daſſelbe gilt für den Inhalt, doch müſſen Sie hier den Geſchmack walten laſſen, und ſich um Gotteswillen vor allen moraliſchen oder loyalklingenden Floskeln hüten."

„Alſo Moralität —"

„Mit der iſt's aus, rein aus," liebſter Freund, ſagte Anſelm, ſich auf dem Seſſel dehnend. „Seit Byron erſchien und ſein deutſches Ebenbild, der berühmte Hirſchel Henne, iſt's aus mit der Moralität, und Leute von gutem Tone finden blos an der Ruchoſigkeit Geſchmack. Es wird jetzt viel in dieſem Genre geſchrieben. Dann und wann verſucht es wol noch Einer auf die alte Weiſe, aber es iſt auch dann mit hm vorbei, ehe er ſich es verſieht."

„Alſo das alte homo sum — !“

„Wird jetzt“ unterbrach ihn Anſelm, „ſo überſetzt: ich bin ein Menſch, alles Menſchliche iſt mir fremd. Erinnern Sie mich daran, wenn wir unterweges ſind; ich werde Ihnen einige Bruchſtücke aus einem großen Gedichte vorleſen, das ich eben unter der Feder habe (ich will es nicht loben, aber einige Freunde ſetzen es über Byron's „Kain“; es iſt in demſelben Genre), das wird Sie gleich au fait ſetzen. Oder haben Sie vielleicht meine „ſodomitiſchen Gedichte“ geleſen?“

„Ich war nicht ſo glücklich,“ bemerkte Stetten.

„Schade,“ ſprach Anſelm, „ſie haben mir in Deutſchland einen Namen gemacht. Nicht mit Unrecht zählt man ſie zu den gelungenſten Productionen unſerer Zeit.“

„Sprachen Sie nicht ſoeben von Ihren eignen Gedichten?“ fragte Stetten mit Verwunderung in Blick und Ton.

„Von welchen ſonſt?“ entgegnete Anſelm gleichfalls verwundert. „Aha! ich verſtehe; es fällt Ihnen auf, daß ich nicht mit mehr Zurückhaltung von dieſem Gegenſtande rede. Du lieber Gott! das mag vor Olims Zeiten, ich meine vor acht Jahren, wie Sie noch in Deutſchland waren, ganz gut geweſen ſein, heut' aber iſt es anders. Leſen Sie das erſte beſte Journal; da finden Sie ein Gedicht, in dem Ihnen der Verfertiger deſſelben ganz trocken ſagt, daß er ein Dichter ſei; er ſagt Ihnen das mit einer ſolchen edeln Einfachheit, als ob er Proſit die Mahlzeit ſpräche; laſſen Sie ſich nun ſo etwas zwanzig Mal hinter einander von demſelben Manne vorſagen, und ich wette, Sie glauben es ihm am Ende ſelbſt. Auch wird kein Menſch etwas degegen einwenden können, denn primo ſchadet es keinem, und secundo gibt es nur einen gründlichen Dichtungmeſſer, nämlich die Honorarberechnung des Buchhändlers."

„Und der edelſte Lohn des Dichters: die Anerkennung der Beſſern ſeiner Zeit, die edlere Kritik, die ihn erhebt, zu Größerm kräftigt, indem ſie ihn belehrt, der Lorber — wo bleibt der, Herr Anſelm?" rief Stetten eifrig.

„Die Anerkennung," ſprach der Dichter ruhig, indem er ein Stück Schinken bedächtig aufſpießte und langſam in den Mund ſchob; „die Anerkennung fehlt ihm nicht; denn, wie ich ſchon die Ehre hatte, Ihnen zu ſagen, erkennt ſich Jeder jetzt ſelbſt an; um die Kritik kümmert er ſich nicht, denn er weiß als ein vernünftiger Mann, daß er nichts ſo Abgeſchmacktes zu produciren im Stande wäre, das nicht in einem Journale einen Bewunderer fände, ſowie ihm dagegen wieder nicht unbekannt iſt, daß, wenn er auch etwas Ausgezeichnetes geſchaffen hätte, ſich immer wieder Leute finden, die ſich ein Vergnügen daraus machen, es in den Koth zu treten, und den Lorber läßt er ſich malen."

„Malen?" rief Stetten voll Verwunderung.

„Oui, malen," ſagte Anſelm ganz gemüthlich. „Manchmal auch blos lithographiren; den Lorber in der Hand, auf dem Kopfe, oder ſonſt einem Körpertheile."

„Im Ernſt?" rief Stetten zweifelhaft.

„Wie ich Ihnen ſage," entgegnete der Dichter. „O ich kannte einen närriſchen Kerl, der ſetzte anſtatt der Schlafmütze ſich einen Lorbeerkranz auf das Haupt und ſpazierte damit auf der Straße umher; rannte er Jemand über den Haufen, ſo bat er ihn manierlich um Verzeihung, indem er hinzufügte: er dichte eben an einer zweiten Ilias, aber an einer beſſern, und könne ſomit nicht auf Alles Acht geben, was ihm begegne."

„Und leiſtete er ſo Ausgezeichnetes?" unterbrach ihn jener.

„Nun ja — es ging wohl an," verſetzte Anſelm. „Seine Verſe waren recht gut gebaut, ſie fanden großen Beifall, auch mir gefielen ſie recht gut, nur dachte ich oft dabei an einen Ausſpruch des großen Friedrich, mit dem er den grünberger Wein lobte, und in dem er einen Jeden glücklich pries, der ihn nicht zu genießen nöthig habe. Aber à propos, haben Sie nicht vielleicht auch etwas geſchrieben?“

„In meinem Leben nicht,“ rief jener lächelnd.

„Das iſt Schade,“ verſetzte Anſelm. „Wir könnten dann ſagen, daß ein glücklicher Zufall heute früh fünf deutſche Autoren im Kaffee Greco zuſammengeführt hätte.“

„Nicht möglich,“ rief Stetten. „Die ältliche, lange Mamſell aus Baſel, die Tänzerin aus Berlin und der Dicke — wie ſoll ich ihn nennen? — ſind ſämmtliche Schriftſteller?“

„So iſt's, mein Wertheſter!“ antwortete der Vorige. „Unſere ganze Nation beſteht jetzt aus Schriftſtellern.“

„Und die Werke und die Abſichten unſerer Reiſegefährten?“

„Unſere Abſicht iſt, uns nach Algier zu begeben,“ rwiderte Anſelm.

„O, Sie wollen mir da etwas weiß machen,“ ief jener, aus vollem Halſe lachend.

„Ich ſehe nicht ein, was Sie da Sonderbares finden," entgegnete Anſelm ernſthaft. „Wir haben Amerika von Deutſchland aus in den letzten Zeiten mit einer ſolchen Menge ſpeculirender Narren verſehen, daß dort kein Unterkommen mehr iſt, und wir nun auf die übrigen Welttheile Bedacht nehmen müſſen. Uebrigens werden Sie aus dieſer offenen Darlegung meiner Anſicht unſerer Unternehmung erkennen können, daß der Reiſedrang in mir nicht eben beſonders ſtark iſt."

„Und die Art Ihres Vorhabens zu Algier? wenn Sie meine Dreiſtigkeit nicht übel deuten wollen," ſagte Stetten.

„Ich will dort ein Journal herausgeben," erwiderte Anſelm. „**La sentinelle de l'Alcoran**, oder **Le constitutionnel d'Algier**, je nachdem ich es vortheilhafter finde, mich der Partei des Dei oder der Franzoſen anzuſchließen. Wahrſcheinlich thue ich das Erſtere, denn als ich in Livorno dem Dei meine Aufwartung machte, unterzeichnete er auf funfzehn Exemplare für ſich und ſein Gefolge."

„Und die Damen, was haben denn dieſe für Abſichten?" fragte Stetten neugierig.

„Vor Allem wollen ſie dort heirathen, wie ſich von ſelbſt verſteht," erwiderte Anſelm, gemüthlich aus ſeinem Glaſe nippend. „Die Baſelerin übrigens kann ruhig dem Erfolge ihrer Reiſe entgegenſehen; ſie reiſt in Angelegenheit und auf Koſten einer Geſellſchaft zu Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Kabylen; eine ganze Schiffsladung Traktätchen und Erbauungsbücher ſind ſchon von Marſeille aus ihr vorausgegangen. Der Plan iſt recht großartig angelegt, wird aber ein hölliſches Geld koſten. Als ich bei meiner Durchreiſe durch Baſel davon hörte, hätte ich das Ding gern in Entrepriſe genommen, aber Fräulein Leiſetreter war ſchon dahinter, geſchäftig und eifrig wie der Teufel beim Sturme, mit Shakſpeare zu reden."

„Und ſie iſt Schriftſtellerin?" fragte der Andere.

„Ja wol," antwortete der Dichter. „Sie iſt die Verfaſſerin des anonym erſchienenen Schriftchens: „Der chriſtliche Lichtlöſcher," mit dem Motto: Im Dunkeln iſt gut munkeln. Die Leiſetreter ſteht übrigens bei den Stabilen in vielem Anſehen."

„Und die Tänzerin?"

„O, die iſt in jeder Hinſicht für die Bewegung!" rief Anſelm enthuſiaſtiſch. „Gleichwol weiß ſie ſich in jede Lage zu finden. **Nil humani a me alienum puto**, iſt ihr Wahlſpruch. Ich bin überzeugt, Fräulein Springer wird in Algier ihr Glück machen unter Chriſten und Türken. Sie iſt auch durch Ibrahim Effendi, dem dortigen Entrepreneur der Opera Buffa, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen, zum Beiſpiel freie Station und Wohnung in ſeinem Harem, für drei Jahre engagirt worden. Das niedliche Gedicht: „Niemals einſam, nie alleine,“ welches ſo viel Aufſehen erregte, als es im „Beobachter der Boudoirs“ erſchien, hat die Springer zur Verfaſſerin.“

„Und der Dicke iſt auch ein Schriftſteller und geht nach Algier?“

„Ich habe ſeine Schriften nicht geleſen,“ ſagte Anſelm, „doch weiß ich ſo viel, daß er in Berlin als Unternehmer einer ſogenannten Dampfbrauerei Bankerott machte. Jetzt denkt er eine gleiche in Algier anzulegen und rechnet auf ſtarken Abſatz nach dem Atlasgebirge und auf die Trinkluſt der Beduinen. Herr Bankerotto mag übrigens ein recht guter Mann ſein, aber mir iſt er unausſtehlich, denn er ſpricht entweder beſtändig von ſeinen Fabrikanlagen, oder von ſeinem Werke, von dem er mir auch ein Exemplar verehrte; irre ich nicht, ſo heißt es: „Das Ganze der Bierbrauerei, oder die Kunſt, ohne Gerſte und Hopfen, blos aus Waſſerdämpfen ein ſtarkes und wohlſchmeckendes Bier zu bereiten.“ Das Büchelchen enthält übrigens manche recht neue Anſichten. Leider werden ſie aber ſchon von Andern benutzt, denn ich habe erſt kürzlich in Berlin Bier getrunken, welches ganz nach dieſer Idee gefertigt ſchien. Ueberhaupt hat man es in der Kunſt, aus nichts etwas zu machen, in letzter Zeit erſtaunlich weit gebracht. — Aber, cher ami, nachdem ich Ihnen unſre Reiſegründe ſo treulich dargelegt, muß ich um ſo mehr darauf dringen, zu wiſſen, welchem glücklichen Zufalle wir Ihre Bekanntſchaft danken?“

„Ach, das iſt eine trübe Geſchichte, die ſelbſt eine Reiſe in die Barbareskenſtaaten nicht aufhellen würde,“ ſagte Stetten mit ſchmerzhaftem Lächeln.

„Haben Sie vielleicht Ihr Geld im Spiel verloren, oder ſind Sie in einer Rebellionunterſuchung befangen?“ fragte Anſelm theilnehmend. „In letzterm Falle würde eine Reiſe nach Algier —“

„Falſch gerathen, Herr Anſelm,“ erwiderte lächelnd der junge Mann. „Mein Kummer entſpringt weder aus einem leeren Beutel, noch aus einem leeren Schädel, ſondern aus einem vollen Herzen. Warum ſoll ich es Ihnen übrigens nicht ſagen, daß es die Liebe iſt, die mich ſo unglücklich —“

„Die Liebe? — unglücklich?“ ſchrie Anſelm. „Ja, Herr von Stetten, Sie müſſen eine ſchöne Zeit aus Deutſchland weg ſein. Dort macht die Liebe heute keinen Menſchen mehr unglücklich. Ich hatte ſelbſt zwar einmal eine heilloſe Geſchichte in dieſer Geſchäftsbranche, aber unglücklich hat ſie mich nur inſofern gemacht, als ich durch den Tod meine Geliebte und mit ihr die Ausſicht auf ein ſchönes Geſchäft in Haſenfellen verlor, das mir mein künftiger Schwiegervater zu übertragen Willens war. Das Einzige, was mir übrig blieb, war, ſo gut ich konnte, die todte Rebecka zu Gelde zu machen."

„Was?" rief Stetten, „Sie haben Ihre Braut der Anatomie verkauft?"

„Da würde ich auch was Rechtes bekommen haben," entgegnete Anſelm verächtlich. „Ich weiß nicht, wie Sie darauf kommen können. Ich meine das Honorar für die Nachträge zu meinen „ſodomitiſchen Gedichten;" die todte Rebecka ſpielt eine Hauptrolle darin. Ich werde Ihnen morgen zum Spaße, und damit wir bei der Fahrt durch die pontiniſchen Sümpfe nicht einſchlafen, etwas davon mitzutheilen das Vergnügen haben. Nun aber Ihr Liebesunglück? Schon der Seltenheit wegen dürfen Sie es uns nicht vorenthalten. Vielleicht ließe ſich etwas daraus machen, das in dichteriſcher Hinſicht —"

„Nein!" ſprach lächelnd der junge Mann. „Jedenfalls haben Sie mit der todten Rebecka beſſer ſpeculirt; mein Unglück iſt für den Buchhandel zu einfach. Indeß warum ſollte ich es Ihnen nicht mittheilen? Ich war,“ begann Stetten ſeine Erzählung, „vor ungefähr zwei Jahren mit einem Commando meines Regiments nach den Abruzzen geſendet worden, um die Straße von der Grenze bis Fondi gegen eine Räuberbande, die jetzt leider wieder dort von Neuem ihr Weſen treibt, zu ſchützen. Mein Standquartier war eine Villa jener Gegend, ihr Beſitzer ein reicher Landwirth, Namens Domenico Benvenuti.“

„Aha, ich merke,“ rief Anſelm; „der hatte eine ſchöne Tochter —“

„Sagen Sie: auch eine gute, eine edle, und Sie werden ihr nicht mehr Lob beilegen als Hippolyta verdient,“ erwiderte Stetten. „Wir liebten uns, als wir uns näher kannten,“ fuhr er nach einer Pauſe mit trübem Blicke fort; „ich warb um ihre Hand, und ſie ward mir verſagt, weil ich ein Ausländer, und vor Allem, weil ich nicht vermögend bin. Vor wenigen Tagen ſchrieb mir Hippolyta, daß ſie genöthigt ſei, mit ihrem Vater nach Rom zu deſſen Verwandten zu reiſen, und ſie müſſe befürchten, daß man einen Heirathsplan im Schilde führe, in den ſie indeß niemals willigen werde. Ich ſollte eben eine Compagnie erhalten Einkommen und Ausſichten hat-

ten ſich gebeſſert, ich nahm Urlaub, reiſte nach m
unternahm nochmals einen Sturm auf das Herz d
alten Herrn, indeß vergebens. Sein Vermählung
plänchen ſcheiterte zwar vor der Hand an dem feſt
Willen der Tochter, aber aufgegeben hat er es d
um nicht. Sie ſehen, Herr Anſelm,“ ſchloß er lächel
„aus meinem Unglück läßt ſich durchaus nichts P
tiſches machen; die ganze Sache iſt ſo proſaiſch, d
ich als ein alter Bekannter meines Gegners, m
noch aber wegen deſſen gewaltiger Furcht vor St
ßenräubern von ihm gebeten wurde, ein Plätzch
in ſeinem Wagen bis Itri anzunehmen, und d
ſo ſauer es mir auch wurde, ich um Hippolyt
willen in den Vorſchlag einging. Sind Sie d
nach morgen Abend in Velletri, ſo machen wir
Reiſe bis Neapel zuſammen.“

„Sieh, ſieh, da treffen wir unſere Compagnie
rief ein dicker Herr, der eben in Begleitung zwe
Damen in die Bude trat. „Gott! was haben w
heute Alles unternommen, und Alles in Berufsgeſch
ten, Herr Amſchel — Herr Anſelm wollte ich ſagen

Die Damen ließen ſich auf des Dichters Bi
im Kreiſe ihrer Bekannten nieder, und Stetten b
ſtellte eine Fogliette Montepulciano.

„Was meinen Sie, Herr Landsmann, wo w

heute geweſen ſind?“ hob die jüngere der beiden Damen, eine muntere Brünette von nicht übler Geſichtsbildung, zu Stetten gewendet, an, indem ſie ihm einige wohlwollende Blicke zuwarf. „Ich wette darauf, Sie errathen es nicht.“

„In Kirchen oder Muſeen?“ entgegnete der Gefragte lächelnd.

„Bewahre der Himmel,“ rief die Vorige. „In den erſten holt man ſich den Schnupfen, und in die Antikenſammlungen ſetze ich keinen Fuß mehr; man trifft, die Langweile abgerechnet, dort blos Künſtler und Kunſtliebhaber, bei denen man, Gott weiß was, zu riskiren hat. So traf ich in Florenz im Palaſt Pitti zwei Engländer, die der mediceiſchen Venus mit Zollſtäben die Glieder ausmaßen und dann das Ergebniß in die Taſchenbücher notirten.“

„Sie errathen es nicht Herr Landsmann,“ rief der Dicke; „darum hören Sie. Früh Morgens führte ich die Damen ins Waſſer, in ein Schiff nämlich, das auf der Tiber liegt, und auf dem eine Maſchine befindlich, die ein Erzpfifficus, eine Jude, erfunden hat, um mittels derſelben alle die Koſtbarkeiten, die man zu Olims Zeiten in den Fluß geworfen, herauszuholen. Das Ding iſt ſehr ſinnreich erdacht, und man würde unendlich viel damit herausgefiſcht haben, wenn —"

„Wenn etwas darin geweſen wäre," unterbrach ihn Stetten.

„Ja, wenn etwas darin geweſen wäre," nickte beifällig Herr Bankerotto. „Uebrigens iſt die Maſchine für mich von hohem Intereſſe; ich denke ſie zu vervollkommenen und dann in allen europäiſchen Landen ein Patent für alleinige Herausholung ins Waſſer gefallener Dinge zu nehmen. Jetzt wackelt und gährt Alles in Europa, überall iſt der Pöbel auf den Socken; Gott! welch ein glücklicher Mann wäre ich, wenn es dieſem einfiele, in irgend einer europäiſchen Hauptſtadt ein ganzes Muſeum ins Waſſer zu werfen."

„Ein recht kosmopolitiſcher Wunſch," bemerkte der Vorige. „Und dann —"

„Dann gingen wir zu der Hopſaroni, die grade hier iſt," rief Fräulein Springer. „Sie werden ſie gewiß kennen, Herr von Stetten, denn ſie hielt ſich von jeher zum Militär. Sie iſt immer noch ſo liebenswürdig wie ſie in Deutſchland war, das liebliche Geſchöpf. Wir frühſtückten bei ihr, und dann zeigte ſie uns alle Geſchenke, die ſie hier bekommen hat, goldene, ſilberne, porzellanene und harige. Ein armeniſcher Biſchof hat ſich ſogar den Bart abſchneiden und ihr ein Paar Armbänder daraus machen laſſen. Und die Kleider, die ſie bekommen! — Die Kleider ſchätzt ſie vorzüglich. Und mit welcher Liebe und wie hoch ſie dieſe aufgenommen hat! — Ich redete ihr zu, uns nach Algier zu begleiten, aber ſie iſt jetzt nicht im Stande, weite Reiſen zu unternehmen."

„Und dann?" fragte der Dichter.

„Dann gingen wir auf die Schweizerhauptwache," rief Bankerotto. „Das war ein Hauptſpaß; ich nähme nicht einen Friedrichsd'or darum. Später beſuchten wir das Kaffee Greco."

„Ich kann nichts Spaßhaftes darin finden," ſagte giftig Fräulein Leiſetreter, die bis dahin geſchwiegen hatte, und welche lang, hager und ungefähr eine Perſon von einigen vierzig Jahren war.

„Ich hatte beſtimmt, daß einige Centner meines „chriſtlichen Lichtlöſchers" und andere Erbauungsſchriften von Marſeille über Civita Vecchia hierhergeſendet würden. Daß ſie glücklich hier ankamen, kann wol als ein Beweis von Segen gelten. Heute bat ich nun Herrn Bankerotto, mich auf die Wache der Schweizer und ins Kaffee Greco zu begleiten, um unter die Soldaten und die deutſchen Künſtler jene Schriften zu vertheilen. Ich hoffe, der Same des

Wortes wird nicht überall auf unfruchtbares Land gefallen ſein, und empfinde deshalb ſchon jetzt eine chriſtliche Beruhigung, welche — “

„Aber Sie laſſen den Spaß weg, Fräulein Leiſetreter,“ ſchrie Bankerotto. „Denken Sie ſich, Herr Amſchel! — Anſelm wollte ich ſagen — kaum hatte das gute Fräulein ihren chriſtlichen **bon soir** an einige langhaarige Schwarzröcke ausgetheilt, als einer der Kerle ſo grob iſt, einen **bon jour** daraus zu machen, und ſich mit dem Titelblatte die Cigarre anzündet; und eben, wie das geſchehen iſt, tritt ein langer Schweizerſergeant — ich ſehe ihn noch in dieſem Augenblicke vor mir — ins Zimmer, zieht, nachdem er ſich eine Taſſe Kaffee beſtellt, ganz gravitätiſch eine Knackwurſt aus der Taſche und beginnt zu frühſtücken. In was aber war die Wurſt eingehüllt? — in den „chriſtlichen Lichtlöſcher“!“

„Ich meinte,“ verſetzte ſpöttiſch lächelnd Anſelm, „ihr „chriſtlicher **et caetera**“ ſei eigentlich nur für die Kabylen — “

„Vor dem Heilande,“ erwiderte gereizt Fräulein Leiſetreter, „ſind alle Diejenigen Kabylen, die ſich nicht zu den Seinen zählen, und ſomit — “

„Dann aber beſchloſſen Sie ihr Tagwerk?“ fragte Stetten Herrn Bankerotto, um auf gute Weiſe dem

Entflammen des heiligen Zornes der Vorigen Grenzen zu ſetzen.

„Keineswegeſ!“ entgegnete der Gefragte, „dann gingen wir erſt auf das Bureau der Spitzbubenaſſecuranz. Hören Sie, Herr Landsmann, ich bin immer der Meinung geweſen, einem Manne, der, wie ich, in Berlin geboren und erzogen iſt, könne nichts Befremdliches vorkommen, aber heute habe ich das Gegentheil eingeſehen; laſſen Sie ſich dienen. Ich gehe geſtern Nachmittag in die Peterskirche und ſchlendere ſo hin und her; endlich geſellt ſich ein Schweizerſoldat zu mir. Wir ſprechen dies und das, herüber, hinüber, endlich kommt auch die Rede auf Mord und Todſchlag. Erzählt mir da der Gardiſt erſchreckliche Sachen von den Räubern, wie ſie Dem und Jenem mitgeſpielt, der in den Abruzzen in ihre Hand gefallen; ich ſage Ihnen, grauſame Dinge, beſonders was den Damen widerfahren; endlich meinte er, man könne ſich für eine unbedeutende Summe ſicherſtellen, und im Quartiere Traſtevere, Nummer ſo und ſo, ſei eine Art Aſſecuranzbureau. Ich hatte den Gegenſtand ſchon halb und halb vergeſſen, aber heute, wie ich mit unſern liebenswürdigen Reiſegefährtinnen auf der Tauchermaſchine bin, fällt er mir wieder wie eine Centnerlaſt aufs Herz.

Ich theile den Damen meine Beſorgniſſe mit, ſie erwägen dieſelben, mit einem Worte, wir beſchließen, uns bei den Banditen zu veraſſecuriren."

„Iſt's möglich?" rief Anſelm. „Herr Bankerotto, welcher Kleinmuth!"

„Ich bin ein deutſcher Mann," entgegnete jener ſtolz, „ein norddeutſcher dazu, Herr Anſelm, und kann nur ihre Bemerkung belächeln. Daß ich nicht aus Feigheit in dieſe Idee einging, iſt wol nicht erſt nöthig zu verſichern, aber haben wir — ich frage Sie, Herr Amſchel, oder vielmehr Anſelm —, haben wir in Deutſchland ein ähnliches Inſtitut? und darf ein ſpeculativer Kopf, der im Auslande reiſt, etwas vorbeigehen, was dem Vaterlande zum Nutzen und zur Zierde gereichen könnte? Mit einem Worte, wir gingen hin."

„Und fanden nichts!" rief Stetten.

„Bitte ſehr um Verzeihung," ſagte Bankerotto; „wir fanden mehr, als uns lieb war. In einem Dachſtübchen, in einer abſcheulichen Spelunke, trafen wir den Signor Capa Roſſa," ſo hatte mir der Schweizer den Namen bezeichnet. „Wir ſtanden vor einem langen herkuliſchen Kerl, der mit ſeiner breiten Schmarre im Geſichte, dem buſchigen Backenbarte, den Doppelpiſtolen im Gürtel nicht unwürdig ſeine Commit tenten repräſentirte. Er war ungemein artig — ich wollte, ich hätte das Vergnügen, ihn einſt hängen zu ſehen —, und nachdem er das rothe Mützchen, das er auf dem lockigen Haupte trug, wieder aufgeſetzt, fragte er freundlich um unſer Anliegen. Ich wollte Anfangs nicht recht mit der Sprache heraus, aber dem Kerl war es ganz einerlei; er that, als ob er einen Gewerbſchein hätte und das päpſtliche Wappen mit der Umſchrift: allerhöchſt privilegirtes Spitzbubencomptoir, unten über der Hausthür hinge. „Sie wollen ſich zur Reiſe nach Neapel verſichern?“ hob er an; „ja Sie treffen eine üble Zeit, jetzt iſt die Saiſon, da haben wir hohe Sätze!“ und ohne erſt meine Antwort abzuwarten, berechnete er an den Fingern, daß er einer Geſellſchaft von vier Perſonen unter hundert Scudi keinen Freiſchein geben könne. Die Soldaten, die die Straße zu bewachen hätten, wären zu ſehr in ihren Foderungen aufgeſchlagen. Wir ſprachen eine Stunde wol hin und her; ich bot funfzig Scudi, aber der Kerl blieb taub wie eine Schlange. Selbſt Fräulein Leiſetreter ſchlug ſich auf eine höchſt großmüthige Weiſe ins Mittel: ſie bot ihm nämlich an, die zweiten funfzig in Erbauungsſchriften, und zwar blos nach dem Papierwerthe gerechnet, zu zahlen; aber da war nicht daran zu denken. Mit Papier könne er ſich nicht befaſſen, meinte der Räuber; wenn es Wiener-Währung oder ähnliche Zettel wären, ſo wolle er ſehen, was ſich machen laſſe. Da nun weiter nichts zu thun war, ſo empfahlen wir uns dem Höllenbrande.“

Dem Dichter ſchwebten eben einige ſarkaſtiſche Bemerkungen auf den Lippen, als der bisher im Hintergrunde der Hütte ſitzende Fremde raſch aufſtand, dem Aufwärter ein Geldſtück hinwarf und, ſchnell neben unſern Bekannten vorbeiſtreichend, zur Thüre hinausging.

„Das war er,“ rief Herr Bankerotto, unwillkürlich zuſammenfahrend. „Meinen Sie nicht auch, Fräulein Leiſetreter? Und ich Unbeſonnener, oder beſſer zu ſagen, ich Verwegener habe ihn einen Höllenbrand genannt, und zwar vor ſeinen leiblichen Ohren!“ ſetzte er jammernd hinzu, als die Gefragte ihm durch ein ängſtliches Kopfnicken beiſtimmte.

„Ei, ei, Herr Bankerotto!“ ſprach Anſelm in einem Tone, der ironiſch ſein ſollte, jedoch etwas ängſtlich klang. „Sie, ein Berliner, und nicht mehr Gegenwart des Geiſtes! Sie hätten Ihr Terrain beſſer recognoſciren ſollen.“

„Beruhigen Sie ſich, meine Herren,“ fiel Stetten lachend ein, „Herr Bankerotto hat ſich geirrt.

Ich glaube den Mann zu kennen, und es ärgert mich nur, daß ich nicht früher auf ihn aufmerkſam wurde, und daß er ſo ſchnell die Hütte verließ."

„Sie kennen ihn?" riefen die Gefährten wie aus einem Munde. „O, geſchwind, erzählen Sie."

„Er iſt ein Unglücklicher, der ein beſſeres Loos verdient," ſprach jener. „Der Mann heißt Tommaſini, diente unter Murat als Sergeant, und da er ſpäter nicht wieder angeſtellt wurde, ließ er ſich in eine Carbonariverſchwörung ein. Mit mehren ſeiner Genoſſen wurde er zu Monteleone vor ein Kriegsgericht geſtellt, bei dem ich als Capitain-Rapporteur fungirte. Es gelang mir, zu ſeinen Gunſten zu beweiſen, daß ihm der Inhalt einer früher ausgeſprochenen Amneſtie zu Gute käme, und ſo entging er mit genauer Noth der Kugel. Sein Schickſal intereſſirt mich ungemein; er ſoll ein ſehr tapferer und rechtlicher Mann geweſen ſein."

„Aber die Schmarre, die Schmarre," rief Bankerotto; „ſie iſt zu auffallend, um in ihm nicht den Spitzbuben von heute Morgen, oder," ſetzte er, ſich umblickend, hinzu, „vielmehr den Directeur der hieſigen Straßenſicherheit-Aſſecuranzcompagnie auf den erſten Blick zu erkennen."

„Die Schmarre erhielt er in Rußland, verlaſſen Sie ſich darauf,“ ſprach Stetten beruhigend.

„Und was wäre es weiter, wenn der Kerl ein Wegelagerer, ein Räuber und Mörder wäre?“ rief Anſelm kühn, indem er nach dem Teller langte, den der Pudel indeß vor wenigen Augenblicken, ohne von ſeinem Herrn bemerkt zu werden, geleert hatte. „Ich frage: was wäre es weiter, wenn wir auch unterweges angefallen würden? Sind wir nicht Männer? Die Furcht vor blanken Waffen hat in letzter Zeit ſehr nachgelaſſen, ſeitdem man geſehen, wie ein großherziges Volk mit einigen wenigen Pflaſterſteinen ganze bajonettſtarrende Colonnen mir nichts dir nichts in die Flucht geſchlagen. Wie wäre es, wenn wir unſern Reiſewagen blos aus Vorſicht und um im Stande zu ſein, einen unvermutheten Angriff abzuwehren, zur Hälfte mit Steinen füllten? Meinen Sie nicht auch, Herr Bankerotto?“

„Erlauben Sie mir eine kleine Einwendung,“ rief Stetten, aus vollem Halſe lachend. „Geſetzt, Ihr Betturin hätte, was ich jedoch bezweifle, gegen die ſonderbare Munition nichts einzuwenden, ſo dürfte Ihnen doch die Zeit fehlen, ſolche anzuwenden. Gewöhnlich brechen die Räuber in einem Hohlwege, vorzüglich, wo es bergauf geht, hervor, fallen den

Pferden in die Zügel und erſuchen die Reiſenden ſehr höflich, auszuſteigen. Die vorgehaltene Tromba — es iſt dies ein kurzes Schießgewehr mit weiter Mündung, in das acht bis zehn Kugeln geladen werden, und welches eine ſehr mörderiſche Waffe iſt — iſt dann ein gutes **argumentum ad hominem.** Sind die Reiſenden nun auf ebener Erde, ſo erſuchen die Räuber ſolche wiederum ſehr höflich, aber immer mit vorgehaltener Tromba und unter dem Ausrufe: **Faccia a terra!** ſich auf das Geſicht zu legen, und plündern dann gewöhnlich den Wagen. Ebenſo freundlich erſuchen ſie ſolche zuletzt, wieder einzuſteigen. Die beſte Vorſichtsmaßregel iſt, weder zu viel noch zu wenig Geld bei ſich zu haben; im erſten Falle ſchleppen ſie die Reiſenden um eines Löſegeldes willen mit in die Gebirge, im letztern ermorden ſie ſie aus Unmuth.“

„Ermorden!“ rief Fräulein Leiſetreter mit zum Himmel gerichtetem Blicke. „O du mein Heiland!“

„Und auf das Geſicht legen!“ jammerte Fräulein Springer. „Welch eine ſchändliche Poſition!“

„Mit dem zu viel,“ murmelte Anſelm düſter, „würde es ſich wol machen laſſen, aber das verfluchte zu wenig macht mich beſorgt.“

Herr Bankeretto war am gefaßteſten. Bedächtlich zog er ſein Taſchenbuch aus dem Ueberrocke, indem er etwas notirte.

„Tromba — ſagten ſie nicht ſo?“ ſprach er ſchreibend, „gefährliche Waffe, weite Mündung, ſchießt zehn Kugeln, gut für Spitzbuben, für oder gegen die Beduinen anzuwenden, bei einſtmaliger Rückkehr ein Patent darauf zu nehmen. — Meine werthen Reiſegenoſſen,“ ſprach er dann munter, „wird ſind über den Berg. Unter meinen Sachen habe ich einen Beutel falſche Thaler; ein Verwandter von Ihnen, Herr Amſchel — Herr Anſelm wollte ich ſagen —, der alte Levi Schermeiſel hing ſie mir einmal bei einem Geſchäfte auf; Sie werden mir die Bemerkung nicht übel nehmen, ich ſage es nur ſo beiläufig. Dieſe, da ſie ſonſt weiter nichts nutzen können, dachte ich, ſo Spaßes halber bei den Kabylen auszugeben, und da die Räuber wol ebenfalls keinen Probirſtein zur Hand haben werden — “

„Goldener Herr Bankerotto,“ rief fröhlich Fräulein Springer, „Sie retten uns das Leben und mehr noch.“

„Auch iſt es kein Betrug in dieſem Falle, falſches Geld unter die Leute zu bringen,“ ſagte Fräulein Leiſetreter, „denn es wird ja nicht ausgegeben, ſondern ich möchte ſagen, ausgenommen, und heißt es nicht: Sucht Euch Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon?"

„Ich möchte Sie dennoch vor dieſem Auskunftsmittel warnen," verſetzte Stetten lachend, „Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin! Die Juſtiz in Neapel könnte einige Nachforſchungen nach dem Verbreiter fremder Münzſorten anſtellen. Aber die Volksmenge fängt an, ſich zu zerſtreuen. Genießen wir der Abendkühle und — morgen ein frohes Wiederſehen zu Velletri."

Im Gaſthauſe zu Terracina war zwei Tage darauf ein reges Leben. Die Camerieri, Stallieri und die übrigen dienſtbaren Geiſter des Hauſes rannten wild durcheinander; ſie bemerkten kaum zwei langſam einherwackelnde Chaiſen, deren Führer ſich umſonſt bemühten, denen in einer böſen Druſe befangenen Roſſen etwas Lebhaftigkeit abzugewinnen; denn eben war ein dicker Engländer mit zweien zur Ungebühr ſchlanken Töchtern angekommen. Von allen Seiten beſtürmte man Excellenz und zehn Stimmen fragten uniſono: ob Mylordo viel oder wenig Zimmer, nach der Sommer- oder Winterſeite, und was ſonſt etwa noch für Bequemlichkeiten verlange. Mylord aber als ein vorſichtiger Mann, und gewohnt, ſich von den freundlichen Reden der, ſeinen Ausſchnittladen in

Bondſtreet beſuchenden ſchönen Käuferinnen nicht ir
machen zu laſſen, zog, nachdem er den Incidentpun
wegen der Wohnung zu zwei Liren, den der Taſ
aber zu dreien mit dem Wirthe vorläufig feſtgeſtel
ſein Portefeuille aus der Taſche, las mit lauter un
vernehmlicher Stimme: Terracina — Ruinen v
Theoderichs Palaſt — einzelne Palme — Franzi
kanergarten —, wählte von zwei ſich als Cicero
präſentirenden Schuſtern und einem Schneider d
letztern, als welcher mit ſechs Bajocchi ſich conten
ren zu laſſen geneigt ſchien, und dahin zog die G
ſellſchaft zu Beſichtigung der Merkwürdigkeiten d
alten Anrur.

Jetzt erſt war die Möglichkeit vorhanden, daß d
in den Miethsfahrzeugen Angekommenen ihren been
ten Raum verlaſſen konnten. Dieſer hatte unſe
Bekannten geborgen. Wie es ſchien, hatten ſie d
Weg von Velletri aus gemeinſchaftlich zurückgeleg
denn Herr Domenico Benevenuti und die lieblic
Hippolyta waren unter ihnen. Erſterer war ein Ma
von einigen funfzig Jahren. Das über ſeinem Hau
dahingeſtrichene halbe Säculum war nicht im Stan
geweſen, das dunkle Haar zu bleichen; er war n
bei voller Lebenskraft, und in Hinſicht ſeiner Regſa
keit ſtand er keinem ſeiner Landsleute nach. Hippoly

war von höchſt angenehmen Zügen und herrlicher Haltung, doch mehrentheils ſtill und ernſt.

Mylord und deſſen ſchlanke Töchter waren eben von der Beſichtigung der Merkwürdigkeiten des Ortes zurückgekehrt, und Erſterer noch in einem heftigen Streite mit dem ciceronianiſchen Schneider befangen, dieweil ſolcher böslicherweiſe unterlaſſen, die Geſellſchaft zu den drei Säulen, die noch von einem Apollotempel übrig, zu führen, weshalb auch **Sua Eccellenza** mit Recht vermeinten, dem Böſewicht einen Abzug von zwei Bajocchi von den verſprochenen ſechſen erleiden zu laſſen, als unſere Bekannten bereits in dem weiten kühlen Saale des Hauſes an der Tafel ſaßen, und ſich an einigen Flaſchen Lacrymä, die Herr Benvenuti auftragen laſſen, ſowie an einem, bald in franzöſiſcher, bald in italieniſcher, bald in deutſcher Sprache geführten Geſpräche vergnügten. Die Chriſtusthränen ſchienen auf den Spender derſelben ſowie auf Anſelm den meiſten Eindruck gemacht zu haben; auch die Demoiſelles Springer und Leiſetreter waren dem vulkaniſchen Rebenſafte nicht abgeneigt, wiewol Letztere behauptete: ſie tränke lediglich zu Ehren des Namens Deſſen, nach dem ſich der Wein benenne. Stetten und Hippolyta ſprachen mehr mit Blicken als mit dem Munde.

„Vor drei Dingen,“ rief jetzt Signor Benvenuti, indem er im Redefeuer mit der Hand auf den Tiſch ſchlug; „vor drei Dingen habe ich ſtets mein Haus zu bewahren geſucht, und am Ende dennoch nicht hinlänglich, vor Soldaten — hier ließ er den Blick leicht auf Stetten fallen —, vor alten Jungfern und vor Poeten! — Vor Soldaten — nun ich weiß ſchon warum; vor alten Jungfern — da ſollten Sie meine ſelige Schweſter gekannt haben, und Sie würden auch dieſes Warum zu würdigen wiſſen. Und die Poeten, die ſind mir wegen ihrer Ueberſpannung, wegen der dichteriſchen Begeiſterung, die ſie auch ins gemeine Leben übertragen, durchaus zuwider.“

„Ueberſpannung? Dichteriſche Begeiſterung?“ ſchrie Anſelm. „Signor! entweder gehören Ihre italieniſchen Dichter noch Alle zu der alten Sorte, oder Sie irren ſich ganz verteufelt. Ueberſpannung! Du lieber Gott! Die deutſchen Dichter wenigſtens könnte man eher angeſpannt oder abgeſpannt nennen; denn um überſpannt zu ſein, müßten ſie erſt von friſchem geſpannt werden. Und was gar die Uebertragung der dichteriſchen Begeiſterung ins gemeine Leben anbelangt, ſo gehört es jetzt mehr zum guten Geſchmack, das Gemeine ins Leben und in die Begeiſterung, als dieſe in jenes überzutragen.“

„Ma, Signor," rief Benvenuti mit offenem Munde, „denken Sie an unſern Taſſo, und —"

„Bleiben Sie mir mit den verrückten todten Dichtern vom Leibe; es iſt an lebenden kein Mangel," rief Anſelm hartnäckig. „Der wahre Dichter läßt ſich nicht vom Stoffe beherrſchen; er beherrſcht ihn vielmehr. Ein Gedicht iſt nichts als ein Kunſtproduct, und wer, ohne im mindeſten von ſeinem Machwerke ergriffen zu werden, dieß am künſtlichſten oder, wenn Sie lieber wollen, am täuſchendſten zuſammenzimmert, der iſt der Meiſter."

„Alſo von den Gefühlen, die er ſchildert," fiel Stetten ihm in die Rede, „empfindet er nichts? Der göttliche Funke —"

„Was thu' ich mit dem Funken?" ſchrie Anſelm. „Kann ich mir eine Cigarre dabei anzünden? Nun alſo? Er muß auch, der Dichter nämlich, nicht das Mindeſte von Dem empfinden, was er ſchildert; dies würde ihn geradezu von dem Einzigen, was er im Auge haben muß, von dem Effect, den ſein Machwerk hervorbringen ſoll, abziehen. Ueberhaupt iſt weniger auf Das zu achten, was im Gedicht wirklich dargeſtellt wird, als auf Das, was der Leſer hineinlegen ſoll."

„Ich muß bekennen, daß ich Sie nicht verſtehe,“ ſprach Stetten kopfſchüttelnd.

„Glaub's ſchon,“ lachte Anſelm, „denn das iſt in der neuen Poeſie gerade der Hauptpfiff. Manche unſerer Poeten ſind noch nicht recht hinter das Ding gekommen; es iſt echt Byroniſch. Sehen Sie, vor allen Dingen muß der Dichter ſeine Perſon dem Publico intereſſant zu machen ſuchen; dies kann er nun auf vielerlei Arten thun. Das Hauptſächlichſte iſt: er fängt es ſo ſpectaculös wie möglich an; ſo kann er z. B. in einem ſchwermüthigen Gedichte merken laſſen, er werde ſich nächſter Tage hängen oder erſäufen, und es geſchehe wegen irgend eines geheimen Capitalverbrechens; oder er hängt ſich wirklich und läßt ſich dann durch einen Bekannten abſchneiden, und dieſer macht es in einigen Journalen unter räthſelhaften Andeutungen bekannt. Strebt er aber nicht gleich Anfangs nach einem ſo eclatanten Renommée, ſo macht er ein paar künſtliche Gedichte, die faſt wie Poeſie klingen, und hängt ihnen in den letzten zwei Zeilen einen ironiſchen Haſenſchwanz an.“

„Ich muß wieder bekennen — “

„Daß Sie mich nicht verſtehen?“ rief Anſelm „Ich glaube es gern; die Sache ſelbſt kommt ſchon ein bischen aus der Mode. Sehen Sie, es war bei alledem eine hübſche Erfindung, die Geſchichte mit der Ironie, nur hatte ſie das mit dem Thee, bei dem ſie erfunden worden, gemein, daß ſie leicht ſchal wurde; aber bequem war es ſehr. Hatte nämlich ein geſcheiter Menſch, wie es wol zu gehen pflegt, einmal etwas Dummes geſagt, und er ſchämte ſich dann ein wenig, ſo verſicherte er, er habe dies als *ungeheuere Ironie* hingeworfen; doch dies nur beiläufig. Mit dem ironiſchen Haſenſchwänzchen aber hat es folgende Bewandtniß. Es macht Einer z. B. ein Gedicht, in dem er allen erdenklichen Jammer, der ihn getroffen, ſchildert, und wenn er nun dem fühlenden Leſer das Ding in zehn, zwölf Verſen löffelweiſe eingeflößt, ſo ſetzt er in dem dreizehnten oder vierzehnten einen tüchtigen Spaß darauf.“

„Jetzt verſtehe ich,“ rief Signor Benvenuti, „es iſt dies ungefähr daſſelbe Verfahren, welches der Knabe vor der Gaſthausthüre befolgte; der Junge ſtellte ſich ſterbenskrank, und als er einige Centeſimen in der Hand fühlte, lachte er mir ins Geſicht.“

„Ja, ungefähr ſo,“ meinte Anſelm. „Dieſe Dichtungsweiſe findet man gegenwärtig noch immer ganz intereſſant. Sie deute, ſagt man mit einem beliebten Ausdrucke, auf die innere Zerriſſenheit des Dichters, und — “

„Und manchmal auch auf die äußere," ſetzte Herr Bankerotto ſcherzhaft hinzu.

„Auch ich," fuhr Anſelm im Fluſſe der Rede fort; „auch ich habe mich manchmal und, wie ich denke, nicht ganz ohne Erfolg in dieſer Art Genredichtung verſucht, und um Ihnen eine genauere Idee des Ganzen beizubringen, will ich Ihnen ein Gedicht mittheilen, das ich am Sarge der todten Rebecka —"

„O nein," rief Stetten, „Herzensergüſſe dieſer Art ſind heilig. Selbſt dem Freunde ſie mittheilen, heißt ſie profaniren, die Dornenkrone aus dem Kelche der Paſſionblume reißen, um ſie den Winden preiszugeben. Ueberdies würde es Sie für heute ſo traurig ſtimmen —"

„O, bitte recht ſehr," rief Anſelm, indem er eine Brieftaſche aus dem Rocke zog; „Sie werden an mir nicht die geringſte Veränderung ſpüren. Ich gehöre nicht zu Denen, die ſich vom Stoffe beherrſchen und fortreißen laſſen, und war, als ich das Gedicht fabricirte, ſo ruhig, als ich jetzt vor Ihnen zu ſitzen das Vergnügen habe. Nun hören Sie!" Er las:

Das Licht, es brannte ſo düſter,
Die Leiche, ſie lag ſo kalt,
Und rabenſchwarze Locken
Umfloſſen die ſchöne Geſtalt,

Umflochten den ſchneeweißen Buſen,
Den nimmer der Athem hebt,
Der noch vor wenigen Tagen
Unter heißen Küſſen erbebt.

Und zu des Sarges Häupten,
Da ſitzet ein roſiges Kind;
Es ſtarrt mit dem ſchwimmenden Auge
Still vor ſich und ſinnet und ſinnt.

„Was ſinneſt Du roſiges Kindchen?
Du erſinnſt nicht des Jammernden Weh;
Hier ſitzt der Lott'riecollecteur Anſelm,
Raucht Taback und trinkt ſeinen Thee.“

„Entſetzlich,“ rief Stetten im Innerſten empört. „Und dies Gedicht machten Sie am Sarge Ihrer Braut?“

„Am Sarge gerade nicht,“ erwiderte Anſelm; „ich ſaß in der Nebenſtube, denn ich habe einen erſchrecklichen Abſcheu vor Leichen.“

„War ſie wirklich ſo ſchön, wie Sie die Aermſte ſchildern?“ fragte Fräulein Springer theilnehmend; „und ſtarb ſie in der Blüte des Lebens?“

„Das eben nicht,“ ſagte der Dichter, „ſie gab ſich immer für ſechsunddreißig Jahre alt, mochte aber wol die vierzig paſſirt haben; und ſchön — nun wenn ſie nicht ein Paar Klumpfüße gehabt hätte, ſo möchte ſie in früherer Zeit nicht übel geweſen ſein.“

„Vielleicht aber," ſprach ſeufzend Fräulein Leiſetreter, „hatte ſie Vorzüge des Herzens, ein liebendes Gemüth?"

„Vehement! ſag' ich Ihnen," fiel Anſelm der Vorigen in die Rede. „Sie war berühmt in dieſem Stücke."

„Ich muß geſtehen," hob Stetten nach einigem Schweigen an, „daß ich an der deutſchen Poeſie ganz irre zu werden anfange. Alſo Hängen, Erſäufen, Schläge, eigene oder fremde Beſchuldigung von Criminalverbrechen, Einſperren, über die Grenze bringen, das begründet literariſchen Ruf? Und der Dichter von Talent, entfaltet in ſeiner Hand ſich eine fruchtende poetiſche Blüte, ſo wirft er ſie zuerſt zu Boden, tritt ſie in den Koth, und dann überreicht er ſie dem Publicum? Ich kann begreifen, daß dieſes Publicum ein ſolches Verfahren, dem im Grunde doch nichts als ein gemeiner Hohn zur Unterlage dient, einem genialen Dichter zwar verzeihen kann; wie er aber im Stande iſt, den Kothfleck, der blos um die Farben der Blume durch den Contraſt zu heben gemacht worden, äſthetiſch zu finden, iſt mir um ſo unbegreiflicher, als das Kunſtſtückchen an ſich ein ſehr wolfeiles iſt."

„Das aber gut berechnet iſt, wie Alles, was ein

Jude erſonnen hat," meinte Herr Bankerotto. „Sie nehmen es mir nicht übel, Herr Anſelm."

„Gar nicht," verſicherte dieſer, „geniren Sie ſich in dieſer Hinſicht nicht im Geringſten. Mir ſind die Juden wie Gift zuwider. Ich denke nächſtens ein Bändchen „antiiſraelitiſcher Gedichte" herauszugeben, welches alle die Blößen — "

„Jeder rechtliche Mann müßte ſie verachten, wenn Sie es thäten," rief Stetten äußerſt empört. „Nicht ein Funken, ich will nicht ſagen Pietät, ſondern nur Humanität könnte in Ihnen wohnen, wenn Sie von Ihren ehemaligen Glaubensgenoſſen — gleichviel, ob Sie aus innerer Ueberzeugung oder aus andern Gründen ſich von ihnen trennten — ein einziges übles Wörtchen drucken ließen."

„Bah!" rief Anſelm. „Der große Bär und der eben ſo geniale Hirſchel machen es um kein Haar beſſer. Der Vogel fliegt aus dem lumpigen Neſte, und was er zurückläßt — "

„Alſo alle deutſche Dichtungen trügen jetzt den Brandfleck des Hämiſchen, Herzloſen, Verneinenden?" rief Stetten. „Ein wohlfeiler Wortwitz, eine Sucht, wäre es auch durch eigne Schande, Aufmerkſamkeit zu erzwingen, ein Streben, den wohlverdienten Lorber von fremdem Haupte zu reißen und das im elenden Handgemenge entblätterte Reis ſich um den eignen hohlen Schädel zu winden, wäre an die Stelle jener edeln Verbrüderung deutſcher Sänger, die ſich, freuend des fremden Sanges wie des eignen, Freundſchaft um Freundſchaft, Duldung um Duldung gaben, eine Kette, gefeſtigt zu gemeinſamem Streben, bildeten, getreten? Nein, Herr Anſelm, ſo leicht laſſe ich mir nicht den Glauben nehmen, daß die Dichtkunſt, ſelbſt aus der Höhe ſtammend, auch zu höhern Empfindungen befähige.“

„Freundſchaft um Freundſchaft? Duldung um Duldung?“ rief Anſelm ſpöttiſch lächelnd. „O, wenn Sie darauf einen Werth legen, die ſind im größten Maße vorhanden. Jeder lobt ſeine Partei nach Herzensluſt und kann deshalb auch ſicher ſein, wieder von ihr gelobt zu werden; ebenſo iſt es mit der Duldung und nöthigenfalls mit der wechſelſeitigen Vertheidigung beſchaffen. Sollte Ihnen die Anekdote von den beiden Poſtillons, deren einer die Juden des andern beleidigte, nicht bekannt ſein? — Was aber“ ſchloß er lebhaft, „die Kette, gefeſtigt zu gemeinſamem Streben, anbelangt, ſo könnte Ihnen über deren Beſtehen Fräulein Leiſetreter wol die beſte Auskunft geben.“

„Und die Kritik?“ rief Stetten, „die edlere, höhere, was ſagt dieſe zu dem elenden, heilloſen Treiben? Der beſſere Beurtheiler, er, der äſthetiſche Richter in erſter und letzter Inſtanz, fühlt er nicht, daß jetzt oder nie die Zeit ſei, ſein edles Amt zu verwalten?“

„Darf ich wol fragen, was Sie eigentlich unter dem höhern Kritiker verſtehen?“ ſprach Anſelm, ſich gemächlich im Seſſel zurücklehnend.

„Ich bedauere Sie, Herr Anſelm,“ erwiderte Stetten; „ich bedauere Sie, daß Sie nicht im Stande ſind, ſich von dem edlern Beurtheiler Ihrer Werke ein Bild zu entwerfen; vorausgeſetzt, daß es Ihnen mit der Beurtheilung Ernſt iſt. Meiner Anſicht nach iſt der Standtpunkt des Kritikers ein hoher, ein ſchöner; er iſt berufen worden, zu urtheilen über die Beſten ſeines Landes; er iſt ein Richter über die Geiſter. Fühlt er ſich von dieſem Gedanken nicht erwärmt, nicht von ihm ganz und gar durchdrungen, ſo verlaſſe er den richterlichen Sitz, denn nicht der edle Prätor, der elende Sklave hat auf der ſchönen **sella curulis** Platz genommen; empfindet er dagegen die Kraft der Weihe, ſo verkünde er es laut und verwalte ohne Liebe und ohne Haß gegen die Perſon des zu Beurtheilenden ſein hohes Amt.“

„Den Punkt des Verkündens abgerechnet,“

ſagte Anſelm ſpöttiſch, „und über dieſen ſcheint man allgemein ſchnell im Reinen zu ſein, würden in ganz Deutſchland nicht viel Kritiker, wie Sie ſolche wollen, gefunden werden; auch irren Sie ſich ungemein, wenn Sie glauben, daß die Schriftſteller der Kritik überhaupt noch einen bedeutenden Werth beilegen. Wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ſpaltet ſich jetzt in unſerm Vaterlande Alles, was nicht dem ſtreng Wiſſenſchaftlichen angehört, in Parteien, die in politiſcher, religiöſer oder äſthetiſcher Hinſicht eine ganz contraſtirende Färbung haben und wie Feuer und Waſſer einander unaufhörlich bekämpfen. Einer dieſer Parteien gehört ganz entſchieden der Kritiker ſowie der Schriftſteller an. Trifft es ſich nun, daß das zu beurtheilende Werk des Letztern den Anſichten der Schule des Erſtern entſpricht, ſo wird es natürlich gelobt, im entgegengeſetzten Falle in den Koth getreten werden. Da nun gegenwärtig ſich nicht nur die eigentlichen kritiſchen Journale, ſondern auch faſt alle belletriſtiſchen mit der Beurtheilung befaſſen, und deren jedes, oder doch die meiſten eine beſtimmte Farbe tragen, ſo muß auch eine und dieſelbe Schrift die verſchiedenartigſten Beurtheilungen erleiden; es ſei denn, das Product wäre ſo elend, daß ſeine Partei ſich deſſen ſchämen müßte, und dann ſollten Sie einmal den Spaß ſehen, den es gibt, wenn die Kritiker der Partei das Werkchen nicht zu loben im Stande ſind und doch ſo gern etwas Gutes, hätte es auch nur die Größe eines Senfkorns, herausfinden möchten. — O," fuhr er nach einer Pauſe lachend fort, „als die Briefe des großen Bär erſchienen waren, da hätten Sie die kleinen Männerchen ſeiner Partei ſehen ſollen, wie ſie ſich drehten und wanden. Dieſe Briefe waren ihnen das Büchlein aus der Offenbarung; ihrem Gaumen waren ſie im Grunde ſüß, aber im Leibe erregten ſie ihnen ein heidniſches Grimmen. Zwei oder drei der Herren hatten einen ſolchen Schreck bekommen, daß ſie ſich flugs von dem Böſen losſagten, vor Allem von deſſen Worten und Werken; die große Maſſe ſprach von „Geiſtesreichthum," vom „Erkranken am Zeitſchmerz," von der „Liebe, die ſich ſelbſt in Beſchimpfungen kundgebe und überall durch dieſe durchblicke" — was mir beiläufig ſo vorkommt, als wenn man Jemand aus Freundlichkeit ins Antlitz ſchlagen und dann die Thränen mit dem Fuße abtrocknen wollte —, von „wohlbegründeten Foderungen der Zeit;" aber die Rebellion! — o, die ſei ein bitterböſes Ding, davor müſſe man ſich mehr wie vor dem Feuer hüten, die wolle im Grunde auch kein

Menſch; „mit Meſſern ſtich beileibe nicht!“ ſage das Fibelbuch.“

„Da rufen ſie den Geiſt an in der Noth, und grauet ihnen dann, wenn er ſich zeigt,“ declamirte Stetten lachend; „und dennoch war am Ende nicht von einem Geiſte, ſondern nur von einem Geſpenſte die Rede. Und die Uebrigen?“

„Die hatten an einem Theetiſch Raum,“ ſprach Anſelm. „Es waren etwa Zwei oder Drei, welche ſagten, ſie theilten die Meinung des großen Mannes. Ich gehörte auch zu ihnen.“

„Die Schnellpoſt war eben im Abgehen, und wir waren eingeſchrieben,“ bemerkte Bankerotto lachend. „Wer weiß, ob Herr Anſelm ſonſt ſo kühn geweſen wäre.“

„Ich glaube nicht, daß er etwas zu fürchten hatte,“ meinte Stetten lächelnd; „aber kehren wir wieder zu unſerm vorigen Thema zurück. Sagten Sie nicht, daß außer den gelehrten Zeitſchriften ſich auch die belletriſtiſchen mit Beurtheilungen befaßten?“

„Allerdings,“ ſagte Anſelm. „In Deutſchland kritiſirt Alles gegenwärtig; Gedrucktes und Ungedrucktes wird beurtheilt; das erſtere aber am meiſten. — Herr von Stetten, Sie haben keinen Begriff, wie viele Kritiker hinter jeder Schrift her ſind, der nicht die Pfefferdütenbeſtimmung gleich von vorn herein anzuſehen iſt. Da iſt zuerſt der Cenſor; der war zwar von jeher der Sündenbock, aber heut' iſt er übler daran als je. Zuerſt gibt ſich der Mann die größte Mühe, den Autor vor Injurienproceſſen, Feſtungsſtrafe, und wie die angenehmen Möglichkeiten ſonſt etwa heißen möchten, abzuhalten; aber — der Autor will nun einmal Injurienprozeſſe, Feſtung **et cetera**, und wie Sie wiſſen, iſt der Wille des Menſchen ſein Himmelreich. Auch kann es Niemand dem Schriftſteller verdenken, wenn er wild wird; denn wären ſeine Wünſche erfüllt worden, oder hätte man ihn wenigſtens über die Grenze gebracht, ja im elendeſten Falle blos exilirt, ſo wäre er mit einem Schlage ein berühmten Mann geworden; nun aber hat ihn jener trockene, proſaiſche Burſche mit einem Federſtriche alle Berühmtheit genommen, ja gewiſſermaßen wieder zu einem ganz gewöhnlichen Menſchen gemacht; ich frage Sie: iſt dies nicht zum Tollwerden? Geſetzt nun aber, Alles, was ihm der Geiſt eingegeben, ſei glücklich gedruckt worden; wer ſteht ihm dafür, daß irgend Jemand dem äſthetiſchen Product den ſauern Schweiß anſieht, den er gekoſtet? Beurtheilt wird es werden, das iſt gewiß; aber wie? daß einem die Haare gen Berge ſtehen. Da waren meine

„ſodomitiſchen Gedichte;“ ihre Tendenz war antichriſtlich, extraliberal; die Form Hirſchel-Byroniſch; ich hatte Großes erwartet. Nun hätten Sie einmal die elenden Beurtheilungen leſen ſollen. In den Literaturzeitungen war Alles in drei Zeilen abgemacht. Meine Partei lobte mich allerdings; aber was war dies für ein Lob? „Die Gedichte ſind ſehr hübſch“, hieß es hier; „ſie ſind ungemein intereſſant“, hieß es da — “

„Und damit ſind Sie nicht zufrieden?“ rief Stetten voll Verwunderung.

„Wie konnte ich?“ ſagte Anſelm. „Da ſich erwarten ließ, daß die Gegner mit Grobheitsſuperlativen beginnen würden, ſo war doch das Wenigſte, daß die Freunde mit Superlativen des Lobes die Initiative ergreifen mußten. O, hätten meine Freunde wie die Gegner gefochten, ich wäre nicht auf der Reiſe nach Algier.“

„Und die Literaturzeitungen?“

„Ach, was thu' ich mit den Literaturzeitungen?“ rief Anſelm. „Die hatten meine Gedichte ganz überſehen. Blos ein ſogenanntes Repertorium erwähnte ihrer, doch nach ſeiner Weiſe, mit zwei Worten, und was mich am meiſten ärgerte, es hatte der Beurtheiler die Tendenz nicht gefaßt. Denken Sie, um

Gottes willen, ich ſchlage das Heftchen auf; was ſteht darin? „Sodomitiſche Gedichte von Anſelm, Leipzig, bei Trommler, 8. 16 Gr. (echt chriſtlich, zur Belehrung der Jugend, loyale Grundſätze)“ — ich denke, der Schlag ſoll mich treffen.“

„Ja, das war arg!“ rief Stetten lachend.

„Und dennoch nicht das Aergſte,“ fuhr Anſelm grimmig fort. „Wir haben da in Deutſchland ein Literaturblatt, das von einem Einzigen geſchrieben wird, der natürlich ein ſehr geiſtreicher, vielſeitiger Mann iſt.“

„Aha, ich verſtehe!“ ſprach der Vorige. „Das Blatt ward vielleicht auf die Weiſe wie das Kotzebueſche, Müllner'ſche redigirt. Geiſt war Beiden nicht abzuſprechen, aber die Vielſeitigkeit war manchmal etwas einſeitig, beſonders wenn das Ich ins Spiel kam.“

„Nun ſehen Sie,“ fuhr Anſelm fort. „Der, dachte ich, ſoll Dir den Lorber aufs Haupt ſetzen. Er iſt, ſo calculirte ich, ein Mann der Bewegung, und obwol er jetzt in Süddeutſchland ein Journal herausgibt und deshalb, um ſich au niveau mit dem dortigen Geiſte und Geſchmack zu halten, an einem norddeutſchen Dichter kein gutes Haar laſſen darf, ſo wird er doch nicht ganz vergeſſen, daß wir mit einander einſt in Breslau das Eliſabethanum als Primaner beſuchten; er iſt ein Bewunderer des großen Bär ſo wie des nicht viel minder großen Hirſchel Henne. Mit einem Worte: ich dachte, es könnte nicht fehlen. Endlich erhalte ich das Literaturblatt. Was leſe ich? „Ein Narr macht viele." Das war die ganze Recenſion. Denſelben Tag ließ ich mich auf der Schnellpoſt einſchreiben."

„Da Sie den Beurtheiler," entgegnete jener lächelnd, „zu Ihrer Partei rechnen, ſo war es immer hübſch von ihm, ein ſo unabhängiges Urtheil zu fällen, wenn es Sie auch verletzte."

„Ich habe es ihm hinlänglich vergolten," ſagte Anſelm in grimmiger Erinnerungsfreude. „Ehe ich abreiſte, ſchrieb ich drei Recenſionen ſeines „Bergrieſen", und ich denke ihn zu einem Berggnomen gemacht zu haben."

„Iſt Ihr Kritiker auch Dichter?" fragte jener. „Meiner Meinung nach müßte der Kritiker niemals Dichter und der Dichter niemals Kritiker ſein; am wenigſten, wenn er ein blos von ihm allein geſchriebenes, beurtheilendes Journal herausgibt."

„Und der Grund?"

„Liegt ganz am Tage. Nur ein, von einem allgemein als geiſtreich anerkannten Manne redigirtes

Journal dieſer Art kann ſich halten. Jedes Andere wäre ſchon mit der zehnten Nummer erloſchen. Hat aber der Redacteur einen begründeten Ruf, ſo muß er aufs ſorgfältigſte trachten, dieſen nicht wieder zu verlieren. Dies iſt indeß ſehr leicht geſchehen, wenn aus ſeiner Feder ein Geiſtesproduct kommt, das den Foderungen, die er anderwärts aufſtellt, nicht ganz entſpricht. Zwei oder drei mittelmäßige dichteriſche Productionen ſind dann hinreichend, den Nimbus, der ſeine Beurtheilungen, und vielleicht mit Recht umgab, für immer zu zerſtreuen. Das Publicum ſetzt — es iſt lächerlich, aber gewiß — ziemlich allgemein voraus, daß der tüchtige Beurtheiler auch ein tüchtiges Kunſtwerk zu ſchaffen vermöge. Findet es ſich nun getäuſcht — und dies wird unter hundert Mal neunundneunzig Mal der Fall ſein, denn es erwartete etwas Enormes —, ſo iſt auch der Glaube an den Kritiker dahin.“

„Dann muß aber auch der Kritiker ganz beſcheiden in Sack und Aſche —“

„Keineswegs,“ rief der Vorige eifrig. „Es iſt vollkommen thörig, zu meinen, daß darum, weil Jemand ſelbſt nicht etwas Ausgezeichnetes geſchaffen, er auch nicht ein ausgezeichneter Kenner alles Trefflichen ſein könne. Sollen Maler blos über Gemälde urtheilen? Da würde etwas Sauberes herauskommen. Für den Thaler, für den ich mir ein Buch kaufe, erkaufe ich mir auch das Recht, darüber meine Meinung zu ſagen, zu ſchreiben, zu drucken, und Gott weiß ſonſt auf welche Weiſe kundzugeben. Wäre dies nicht der Fall, ſo wäre es beſſer, es würde gar nichts geſchrieben.“

„Aber die Art der Beurtheilung, die Art — “

„Trifft am Ende immer den Beurtheiler,“ ſprach der Vorige. „Der Kritiker hat noch nie den Dichter unterdrückt, wenn dieſer nicht der Unterdrückung werth war. Machen Sie einmal den Verſuch, loben Sie ein flaches oder nur ein langweiliges Product in allen recenſirenden Journalen: Sie können den Verfaſſer zum Thoren machen, Sie können ſich ſelbſt täuſchen; das Publicum täuſchen Sie nicht; es wird das Gute gut, das Langweilige langweilig finden; denn es iſt klüger und hat einen geſündern Geſchmack als alle Recenſenten zuſammengenommen.“

„Alſo was der Menge gefällt,“ ſagte Anſelm mitleidig, „was auf dem Markte — “

„Die Menge ſucht auf dem Markte gewöhnlich nicht das Schlechteſte,“ fuhr jener fort. „Mir kommen die kleinen Geſchmacksſultane immer wie jene Beiden vor, die ſich über die Vorzüge des Dant oder Arioſt duellirten, und von denen der Eine, als er einen Stich durch den Leib empfing, ſich bitter beklagte, daß er ſterben ſolle, ohne eine Zeile jener Dichter geleſen zu haben, oder auch wie die Dame, die, als ſie eine Novelle eines berühmten Dichters las, und darob ganz entzückt war, in der Stille zu ihren Geiſtesverwandten äußerte, daß ſie von der Novelle noch bei weitem mehr hingeriſſen werden würde, wenn Letztere nicht ſo erſchrecklich langweilig wäre.“

„Iſt Ihre Anſicht die richtige,“ rief Anſelm triumphirend, „und verſtehe ich Sie recht, ſo trifft Ihr Urtheil vor Allem die von einem Einzelnen herausgegebene Zeitſchrift mehr als jede andere. Angenommen, daß es der Kritiker **par excellence** auch durchaus ehrlich meine — was ich nach der Beurtheilung, die meine Gedichte erfuhren, dahingeſtellt laſſen will —, ſo hat er doch ſo gut ſeinen beſondern Geſchmack wie jedes andere Individuum. Alles, was ihm vorkommt, beurtheilt er alſo im allerbeſten Falle nur nach dieſem beſchränkten Maßſtabe. Das, was ſich nun mit ſeiner Geſchmackselle nicht zu vollkommener Zufriedenheit ausmeſſen läßt, iſt natürlich ſchlecht, und ſomit haben Sie für jede dichteriſche Erſcheinung eine Art Prokruſtesbett, oder wenn Sie lieber wollen, eine neue Sorte Meßmaſchine, in welche der neuangekommene poetiſche Rekrut auf gut militairiſch hineingeſtellt, und, nachdem ihm der kritiſche Wachtmeiſter gehörig das Knie vor den Leib geſetzt und die Glieder gereckt hat, das von der Maſchine markirte Maß der Welt bekannt gemacht wird. Wenn nun die Beurtheilungen über äſthetiſche Erzeugniſſe — und zu dieſen glaubt ſich doch alle Welt aufs Beſte befähigt — ſchon ſo beſchaffen ſind, wie müſſen nun die es ſein, wo das zu beurtheilende Buch in den Kreis des Strengwiſſenſchaftlichen gehört? Oder glauben Sie, daß es möglich ſei, daß der Beurtheiler über Alles, von der Ceder bis zum Yſop, ein nur einigermaßen erträgliches Urtheil fällen könne."

„Wenn der Kritiker," entgegnete jener, „Gegenſtände, die nicht von allgemeinem Intereſſe ſind, vor ſein Forum zieht, ſo hat er ſeine Stellung nicht begriffen; ſein Journal iſt nicht dem Gelehrten vom Fach, ſondern dem wiſſenſchaftlich gebildeten Leſer gewidmet, und über Dinge von welthiſtoriſchem oder äſthetiſchen Intereſſe lieſt Jeder gern ein geiſtreiches Urtheil, wenn es auch himmelweit von dem eigenen abweicht. Was aber die äſthetiſche Einſeitigkeit, die Sie dem Kritiker. beilegen, anbelangt, ſo exiſtirt dieſe für die Beurtheilung Ihres Werkes weniger, wenn ſolche in einem Journale ſteht, das dreihundert Mitarbeiter zählt? Kann der Verfaſſer der Kritik in ſeinem Urtheil nicht eben auch von dem ſeiner zweihundertneunundneunzig Collegen abweichen? Iſt eine Recenſion denn überhaupt etwas anders als eine individuelle Anſicht? Es iſt mir nicht leicht etwas närriſcher vorgekommen, als die übertriebene Reizbarkeit mancher Schriftſteller bei abfälligen Beurtheilungen ihrer Werke, und ſonderbarerweiſe waren oft Männer von großem, ja von europäiſchem Rufe am ſchwächſten in dieſem Punkte. Bei alle dem gebe ich Ihnen zu, daß die Herausgabe eines von einem Einzigen geſchriebenen kritiſchen Journals manches Ueble mit ſich führt; doch trifft dieſes meiner Anſicht nach nur den Herausgeber, der ſich nicht frei von ihm zu halten weiß; bei weitem weniger aber den Schriftſteller oder das Publicum. Für beide Letztere hat ein ſolches Journal mehr Gutes als jedes andere. In den meiſten kritiſirenden Journalen bleibt der Name des Recenſenten dem Schriftſteller wie dem Publicum verborgen. Wüßte der Erſtere, *wer* es war, deſſen Beurtheilung ihn ſo geſchmerzt, ſo würde ſich oft ſein Schmerz in Lachen verkehren; wüßte er, *weſſen* Lob ihn ſtolz gemacht, ſein Stolz würde ſich in eine heilſame Beſcheidenheit verwandeln; und das Publicum, das arme getäuſchte Publicum behielte bei vier von der Partei belobten poetiſchen Erzeugniſſen wenigſtens dreimal das Geld in der Taſche. Ganz etwas Anderes iſt es, wenn das Publicum, wenn der Schriftſteller ſeinen Mann kennt, und wenn Letzterer, wiewol ihm feindlich geſinnt, dennoch gezwungen iſt, ihn zu achten. Der Autor haßt ihn vielleicht, er hält den Kritiker für einſeitig, für befangen; hält er ihn aber nicht zugleich für unredlich, ei, ſo wird er das Urtheil eines geiſtreichen Widerſachers doch mindeſtens ebenſo in Ueberlegung nehmen wie das des ungenannten, vielleicht einfältigen Lobredners. Er wird dies um ſo mehr thun, je einfacher, gründlicher, leidenſchaftsloſer jener den Tadel ausgeſprochen. Meiner Meinung nach bedarf der redliche Autor ſo des Tadels wie des Lobes; ohne letzteres wird er im Streben nach dem Vollkommenen nur allzu leicht ermüden, ohne den erſtern aber ſich in eine Sicherheit einwiegen, aus der er dereinſt mit Schrecken erwacht. Bei weitem ſchlimmer iſt der Kritiker, der es unternommen, der alleinige Arbeiter an ſeinem Journale zu ſein, daran. Er allein, wenn er Der iſt, der er ſein ſoll, er darf nicht haſſen, er muß ſich gewöhnen, gehaßt zu werden, und dennoch über dem Haſſe zu ſtehen. Iſt dieſes nicht der Fall, läßt er ſich von Leidenſchaft fortreißen, verwickelt er ſich in erbärmliche Parteikämpfe, ſetzt er der Antikritik eine neue Antikritik entgegen, ſo wird das Publicum, das, wie ich ſchon geſagt, als ſolches klüger iſt als alle Recenſenten der Welt, indem es an ſeiner Parteiloſigkeit zweifelt, bald auch an ſeiner Redlichkeit zweifeln, und Achtung und das bischen auf dem Felde der Kritik ſauer erworbener Ruhm iſt dahin. Nur zu bald überzeugt ſich dann der Kritiker von dem Sinken des letzten, und indem er Hohn mit Hohn, Bitterkeit mit Bitterkeit zu überbieten trachtet, erzeugt die ſich immer mehrende Schärfe in ſeinem Innern einen Wurm, der, zuerſt ein Punkt, dann ſchlimmer als der Guineawurm wächſt, und erwächſt, und quält, und endlich vernichtet. Deutſchland beſaß einſt drei Kritiker, alle drei geiſtreich und gefürchtet, und alle drei gingen ſchmählich zu Grunde. Klotz, den ältern Autoren noch wohlbekannt, ſtarb in Verachtung; Kotzebue, der Greis, fiel von der Hand eines Halbverrückten; Müllner ſtarb unbeklagt, von den ihm Zunächſtſtehenden unbeweint, und herzloſer Witz und Hohngelächter ſchallten um ſein noch nicht begrüntes Grab."

Eben wollte Anſelm mit einer neuen Entgegnung das vielleicht über die Gebühr ausgedehnte Geſpräch fortſetzen, als ein in das Gemach tretender Fremder die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich zog. Es trug derſelbe die Kleidung eines Abbate; wenigſtens ſchien der lange, ſchwarze Rock, das Ueberſchlagkrägelchen, der doppeltgekrempte Schiffhut darauf zu deuten. Nachdem der Fremde nach oberflächlicher Begrüßung eine kleine Weile im Kreiſe der Anweſenden umhergeblickt, nahm er den eben eintretenden Wirth bei Seite und näherte nach kurzem Zwiegeſpräch ſich ſodann unſern Bekannten. Einige Worte, mit denen er um Erlaubniß bat, ſich in ihrem Kreiſe niederzulaſſen, und denen verſchiedene gleichgültige Bemerkungen über Weg und Wetter folgten, waren kaum gewechſelt worden, als der Fremde ſich erkundigte, ob nicht Herr Domenico Benvenuti in der Geſellſchaft ſei? Dieſer gab ſich alsbald zu erkennen, und ſogleich erhob ſich der Unbekannte.. .

„Ich bin der Pfarrer Antonio Allegri," ſprach er verbindlich, „und reiſe von Rom nach meiner Heimath Itri zurück. Wenn ich an Signor Domenico eine Bitte zu richten mir erlaube, ſo muß ich im Voraus bemerken, daß dies nicht ſowol meinetwegen, als um einer Amtsverrichtung willen geſchieht."

„Sagt an, Hochwürdiger," entgegnete Benvenuti, „und Alles, was in meinen Kräften — "

„Erlaubt mir, Signor," unterbrach ihn jener, „Euch zuerſt mitzutheilen, wie ich darauf komme, Euch zu beläſtigen, und wenn Euch die Umſtände veranlaſſen ſollten, mir meine Bitte abzuſchlagen, ſo bekümmert Euch deshalb nicht, denn es iſt noch hoch am Tage, und auch zu Fuße erreiche ich heute noch Fondi bei guter Zeit."

„Zu Fuße nicht!" rief Benvenuti, dem Abbate die Hand ſchüttelnd. „Zu Fuße nicht, ſo lange noch ein Platz in unſerm Wagen übrig iſt, und irre ich mich nicht — "

„Allerdings," ſagte der Prieſter, „habt Ihr den Inhalt meines Anliegens errathen, doch muß ich mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß nicht Bequemlichkeitsliebe — denn wenn ich auch alt bin, bin ich doch noch rüſtig und des Fußgehens gewohnt —, ſondern ein andrer Grund mich veranlaßt, Euch zu bitten, mir bis Fondi ein Plätzchen in Euerem Wagen zu gönnen."

„Ich kam," erzählte er, nachdem er ſich bei unſern Bekannten niedergelaſſen und ein Glas Lacrymä angenommen, „geſtern mit Anbruch der Nacht in das ärmliche Poſthaus zu Torre di mezza Via. Ich war von der Wanderung etwas ermüdet; denn warum ſollte ich verhehlen, daß nicht freie Wahl, ſondern meine kärgliche Einnahme mich die Reiſe zu Fuß machen läßt, und eben wollte ich mein Lager ſuchen, als ein von mir bis dahin unbemerkt gebliebener Fremder von etwas verdächtigem Aeußerm auf mich zukam und mich um meinen Namend, Stand und Abſicht der Reiſe fragte. Ich hatte keinen Grund, ihm dieſe zu verſchweigen, und nachdem er eine Weile ſtill und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen, wandte er ſich raſch zu mir und ſprach: „Ihr könnt mir einen Gefallen thun, mein Vater! Da Ihr ohnehin über Terracina reiſt, ſo ſucht es ſo einzurichten, daß Ihr dort bei guter Zeit ankommt. Iſt dieſes der Fall, ſo trefft Ihr im Gaſthauſe einen gewiſſen Signor Domenico Benvenuti aus der Ge- Gegend von Fondi. Bittet dieſen, daß er Euch bis nach der eben genannten Stadt ein Plätzchen in ſeinem Wagen gönne; ſicherlich wird er es thun, und wenn dieſes der Fall iſt, wird er es nimmer zu bereuen haben. Im Gegentheil," hier warf er mir ein Goldſtück hin, „nehmt Ihr eine Poſtchaiſe und reiſt drei Stunden nach Mittag von Terracina ab. Bei Fondi ſehen wir uns wieder, und ich werde Euch dann bitten, eine Amtshandlung zu verrichten, die nicht unvergolten bleiben wird." Ich muß Euch offen bekennen, fuhr der Prieſter nach einer Pauſe fort,

„daß bei dem verdächtigen Ausſehen des Mannes mir nicht allzuwohl zu Muthe war, und wenn ich auch Luſt gehabt hätte, ſeine Foderung abzuſchlagen, ich es damals nicht gewagt haben würde. Später beſchloß ich, Euch ganz offen von dem Verfalle zu unterrichten, damit, wenn Ihr etwa ein Bedenken trügt.“

„Nicht das Mindeſte,“ erwiderte Benvenuti. „Was ſollte uns für ein Nachtheil daraus erwachſen, ſelbſt wenn Euere Vermuthung in Hinſicht der Verdächtigkeit des Mannes ſich als gegründet erwieſe?“

„Ich halte ſolche für nur allzugegründet,“ ſprach der Prieſter. „Als er das Zimmer verließ, hörte ich einen der Hausbewohner dem andern den Namen Caparoſſa zuflüſtern.“

„Was?“ ſchrie Herr Bankerotto; „der Director der Straßenaſſecuranzcompagnie? Der Kerl mit dem gräßlichen Backenbarte, der Schmarre und den Piſtolen? Und was für einen Dolch führte der Entſetzliche im Gürtel! Ich täuſche mich nicht, wenn ich deſſen Länge auf zwei bis drittehalb Ellen abſchätze, den Griff nicht einmal mitgerechnet. Hören Sie, meine Herren! ich gehöre ſonſt zu den ſtarken Seelen, die nichts erſchüttert, und wüßte auch nicht, was mir Neues oder Ueberraſchendes vorkommen könnte; denn wie ich ſchon die Ehre hatte, Ihnen zu ſagen, bin ich in Berlin geboren und erzogen, wenn ich mir aber uns Alle auf der Landſtraße, in den Abruzzen, in einem Hohlwege, rechts das Meer, links die Berge, und den Kerl mit ſechs oder acht ſeiner Spießgeſellen rings um uns her, Jeden mit einer ſolchen verdammten Tromba in den Fäuſten denke — "

„Ja," rief Fräulein Springer, indem ſie ſich das Geſicht mit den hübſchen weißen Händen bedeckte; „ja, es iſt entſetzlich? Wenn ich daran denke, daß die Banditen uns zwingen könnten, aus dem Wagen zu ſteigen, daß wir uns auf das Angeſicht darnieder werfen müßten und Niemand ohne Lebensgefahr Notiz von Dem nehmen dürfte, was hinter ihm vorgeht, ſo überläuft es mich ganz eiskalt."

„Gleich wie ſich fein," declamirte Fräulein Leiſetreter mit gen Himmel gerichtetem Blicke,

Gleich wie ſich fein
Ein Vögelein
In hohle Bäum' verſtichet —"

„Ach was, kikel kakel," unterbrach Herr Bankerotto ziemlich grob die Andächtige. „Die Zeit iſt koſtbar; es muß ein Plan gefaßt werden. Daß wir angefallen werden, ſcheint mir gewiß; wenn wir uns alſo nach dem Plane des Herrn Amſchel, oder vielmehr Anſelm, bewaffnen wollen — "

„Sagen Sie mir, wie Sie auf eine ſo raſende Idee kommen?" rief der Dichter, indem er zuſammenfuhr. „Kein Wort habe ich vom Bewaffnen geredet. Wenn ich ſagte, daß wir uns mit Steinen verſehen und damit die Angreifenden abwehren ſollten, ſo meinte ich, daß wir dies Mittel zu ergreifen hätten, wenn wir im Logis, oder mitten in einer volkreichen Stadt angefallen würden; indeß uns auf freiem Felde gegen Leute, die mit Feuergewehr verſehen ſind, zu vertheidigen, eine ſolche Tollkühnheit ſoll mir nicht einfallen, wenn ich auch ſo ſehr mich zum Widerſtande getrieben fühlte. Haben die hochherzigen Pariſer ſich etwa auf freiem Felde mit den Soldaten herumgeſchlagen? Von Gegenwehr kann gar nicht die Rede ſein."

„Am Ende," ſprach Fräulein Springer, „hätten wir doch lieber die hundert Scudi — "

„Ja, Sie haben gut reden, mein liebenswürdiges Fräulein," rief Bankerotto; „Ihnen darf es auf ſo eine Kleinigkeit nicht ankommen; denn wenn Sie glücklich nach Algier gelangen, ſo ſetzen Sie mit Ihren niedlichen Extremitäten den ganzen Raubſtaat in Entzücken, und das Gold fliegt Ihnen von allen Seiten in den Schoos, indeß für uns das Leiden erſt osgeht. Ich habe oft geſagt, daß ich weiter nichts wünſchte, als bis ins zwanzigſte Jahr eine hübſche Tänzerin oder Sängerin, bis ins vierzigſte ein glücklicher Heerführer, und dann bis an das Ende meiner Tage ein Cardinal zu ſein; aber das ſind fromme Wünſche, und bei mir wird es heißen: Bankerotto dir leb' ich, Bankerotto dir ſterb' ich."

„Wenn man Alles gehörig überlegt," ſprach Anſelm nach einer Pauſe, in der Stetten nur mit Mühe das Lachen unterdrückte; „wenn man Alles überlegt, ſo befinden wir uns allerdings in nicht geringer Gefahr. Daß der Straßenräuber — denn ich nenne ihn einen ſolchen, da die Sache ganz klar zu Tage liegt, gut von der Reiſe des Signor Benvenuti unterrichtet iſt, ſodaß ihm ſelbſt der leere Platz im Wagen nicht unbekannt blieb, iſt augenſcheinlich; alſo hat er ebenſo unbezweifelt eine Abſicht auf uns. Dieſer nun zu begegnen, dem uns bedrohenden Attentat auszuweichen, iſt die Aufgabe. Wenn ich für meine Perſon auch am liebſten rathen möchte, uns mit Waffen zu verſehen und muthig die Gewalt der Gewalt entgegen zu ſetzen, ſo komme ich doch ſogleich von dieſer Idee zurück, wenn ich die Gefahr, die wir den Damen bereiten, und die Geringfügigkeit unſerer Streitkräfte, beſonders aber den Umſtand bedenke, daß ich durch ein mehrtägiges Unwohlſein zu meinem

Schmerze mich gehindert ſehen würde, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Zwei Auswege alſo bleiben uns nur noch übrig: entweder wir bitten den ehrwürdigen Abbate vorauszureiſen und in Hinſicht unſerer wegen eines Löſegeldes mit den Räubern zu unterhandeln, oder wir laſſen uns für Geld und gute Worte durch ein Detachement Carabinieri bis nach Itri oder gar bis Molo di Gaeta escortiren."

„Nein, das wird zu toll," rief Stetten. „Woher ums Himmels willen, Herr Anſelm, wiſſen Sie denn, daß irgend eine Menſchenſeele uns anzufallen gedenkt? Und wäre es auch, ſind wir nicht fünf Männer?"

„Aber was für welche," rief Anſelm wehmüthig. „Ich befinde mich, wie geſagt, heute ungemein unwohl, und fühle, daß mein Uebel noch immer im Zunehmen iſt, ein Unglück, welches ich mit dem großen Schmuel Henoch gemein habe, denn dieſer war leider auch jedesmal krank, wenn in Paris ein Spectakel ſtatt fand. Dann iſt Herr Benvenuti, der iſt zu alt, Herr Bankerotto wieder zu fett; bleiben alſo Sie und der Herr Abbate. Letztrer aber würde uns auch nicht von großem Nutzen ſein, denn wer in einem geiſtlichen Kleide Händel anfängt, wird ſolche ſelten zu ſeiner Zufriedenheit endigen; eine Wahrheit, die mir ſelbſt von den Mitgliedern unſrer deutſchen ſtreitenden Kirche noch zu wenig berückſichtigt ſcheint.“

„Ich bin für das Escortiren,“ rief Bankerotto. „Laſſen wir uns den Wachtmeiſter der hier ſtationirten Carabinieri kommen! Irre ich nicht, ſo liegt er hier im Hauſe im Quartier; wenigſtens dächte ich, Sie hätten es behauptet, Fräulein Springer, als Sie ſo das Aeußere des Kriegsmannes lobten, der uns draußen im Vorſaale begegnete.“

Alles Proteſtirens von Seiten Stetten's ungeachtet, ward nach dem Befehlhaber der Gend'armen geſendet, und bald trat ein Krieger von ziemlich martialiſchem Anſehn, mit pfiffigem, mühſam verhaltenem Lächeln ins Zimmer.

„Beſter Mann,“ ſagte Bankerotto, als Wortführer der Geſellſchaft vortretend, „wir befinden uns in einer eignen Situation und erlauben uns Ihre militairiſche Hülfe in Anſpruch zu nehmen. In der Abſicht, uns nach Algier zu begeben, um mit allen Gaben des Geiſtes oder des Körpers, die uns vom Schöpfer verliehen worden, zum Erblühen der jungen Colonie beizutragen, ſind wir hier angekommen und erhalten zu unſerm Schmerze die Nachricht, wie die Räuber, von denen dieſe Gegend wimmelt, einen ausführlichen Plan gemacht, uns förmlich zu überfallen. Wir, als bloße Individuen betrachtet, wären nun zwar nicht einen Augenblick im Zweifel, was zu thun, denn theils kann uns nichts überraſchen oder unerwartet kommen, theils würden wir auch dem Unerhörteſten, Entſetzlichſten muthig — nämlich als deutſche Männer, denn dies ſind wir nach der Mehrzahl — entgegentreten, aber unſre höhern Beſtimmungen gebieten mehre Rückſichtnahme. Dürften wir demnach wol hoffen, daß Sie, nach den vortrefflichen, nie genug zu preiſenden polizeilichen Einrichtungen, die in den päpſtlichen und neapolitaniſchen Staaten exiſtiren, die Güte haben würden, uns bis Fondi mit Ihrer Mannſchaft zu begleiten?"

„Ich bedauere unendlich, werther Herr," entgegnete verbindlich der Krieger, „daß ich für heute und morgen mir das Vergnügen verſagen muß. Da iſt der Lord Littlehead zu Rom, der will ſich nach Neapel begeben und hat deshalb an unſern Commandanten geſchrieben; indeß will er durchaus nicht eher eintreffen, bis ein Escortedetachement von fünfhundert Mann und zwei Kanonen zuſammengezogen iſt, und dieſe können erſt übermorgen vereinigt ſein. Sie ſehen alſo ſelbſt —"

„O, Du mein Heiland," rief Fräulein Leiſetreter. Alſo ſo arg iſt die Unſicherheit des Weges, daß ſogar Kanonen —"

„Ja die Vermeſſenheit der Räuber iſt gegenwärtig ſehr groß," ſagte der Wachtmeiſter, ſich ſichtlich an der Angſt der Vorigen ergötzend. „Erſt geſtern haben ſie dem Filippo Scaramuzzi von hier — es iſt ein buckeliger Schneider und eine ehrliche Haut, nur daß er ein bischen zu oft ins Glas guckt —, ja dieſem haben ſie Hut und Mantel genommen; denn es iſt eine giftige Lüge von dem Cameriere, der da vorhin behauptete, der arme Filippo habe Beides ſchon vorgeſtern auf dem Jahrmarkte zu Itri im Morraſpiel verloren. Alſo wie geſagt, vor übermorgen —"

„Nun beſter Mann," unterbrach ihn Anſelm, „wenn wir bis dahin hier liegen blieben, und Sie hätten dann die Güte, uns in Perſon zu escortiren — denn darauf würden wir beſtehen, da Ihr ganzes Weſen uns ungemeines Vertrauen einflößt —, welche Einrichtungen würden dann wol zu treffen ſein, und und welche Dispoſition entwerfen Sie gewöhnlich für den Fall eines Angriffs?"

„Die Einrichtungen," entgegnete der Wachtweiſter, „ſind ungemein einfach; die Hauptſache iſt, daß jeder von uns pro Tag einen Thaler, freie Station und ein Trinkgeld empfängt; die Dispoſition entwerfe ich aber erſt jedesmal Angeſichts des Feindes; indeß iſt ſie ſo ziemlich ein für allemal dieſelbe.“

„Und dieſe, mein Theurer, dieſe iſt?“

„Sie iſt auch ziemlich einfach,“ erwiderte der Gefragte. „Iſt der Feind geringer an Zahl als wir, ſo greifen wir ihn an; iſt er uns gleich — verſtehen Sie wol, das iſt der ſchlimmſte Fall, denn dann heißt es Gegenwart des Geiſtes haben —, ſo handle ich nach Umſtänden, nämlich ich unterhandle mit den Räubern wegen eines Löſegeldes für die freie Paſſage; iſt er ſtärker, ſo reiten wir gewöhnlich davon.“

Anſelm glaubte kaum ſeinen Ohren trauen zu können, er erſtarrte.

„Beſter Mann,“ ſprach er nach einer Weile, während welcher Stetten nur mit größter Anſtrengung das Lachen unterdrückte, „die Sache iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß wir vorerſt über einen gemeinſamen Entſchluß Rathes pflegen und uns ſodann Ihre Gegenwart wieder erbitten werden.“

Der Krieger verbeugte ſich und ging.

„Schändlich, ſchändlich!“ rief Anſelm als jener hinaus war.

„Sahen Sie denn nicht, daß er ſich über Sie luſtig machte?“ ſprach Stetten. „Man las Ihnen ja die Angſt auf dem Geſichte.“

„Schiffen wir uns ein," rief Bankerotto, „ſegeln wir von hier aus bis Neapel. Wir gewöhnen uns ſo im Voraus an die Seereiſe."

„Nimmermehr," ſprach Fräulein Leiſetreter. „Nur mit Zittern denke ich an die Seefahrt; welch vielfaches Unglück kann einem Jeden auf ſolcher begegnen, welche entſetzliche — "

„Ihnen nicht," rief Anſelm maliciös, „denn Sie gehören zu den Auserwählten; aber mit uns, mit Denen, die draußen ſind, da iſt es ein anderes Ding. Während Sie wie der Salamander ſich in Feuer und Waſſer zurechtzufinden und klüglich dafür zu ſorgen wiſſen, daß das eine Ihnen nicht zu heiß und das andere Sie nicht zu naß mache, bricht Unſereins im Bette den Fuß."

„Ich kann nicht begreifen," rief jetzt Signor Benvenuti, „wie ſich die werthen Reiſegenoſſen über eine an ſich unbedeutende Sache ſo lange ſtreiten können. Die Räuber, nun ja, es iſt ſchlimm, aber es iſt einmal ſo, ſind größtentheils arme Teufel aus der Gegend, Landleute, die eine ſchlechte Ernte gemacht haben, und die ſich nun nach einem ergiebigern Erwerbszweig umſehen. Was iſt natürlicher, als daß ſie ſich an die Durchreiſenden halten und denen das Entbehrliche abnehmen. Nennen Sie es eine Reiſeſteuer, und die Sache gewinnt gleich ein andres Anſehen; alles Gehäſſige iſt ſofort verſchwunden. Wer heißt den Fremden denn, ſich mit Geld und Koſtbarkeiten zu ſchleppen? Er konnte die letztern zu Hauſe und das erſtere ſich an ein Handelshaus zu Neapel anweiſen laſſen. Auf das Leben iſt es nie abgeſehen, wenn nicht Widerſtand geleiſtet wird, und ſo dächte ich denn, wenn Sie keinen beſſern Rath wiſſen, wir brächen auf.“

Und ſo war es auch. Alles Berathſchlagen, ob man ſich einſchiffen, den Lord Littlehead erwarten oder den Räubern im Voraus ein Löſegeld ſenden ſolle, blieb erfolglos. Sobald die Vetturine die Sieſta geendigt hatten, und der dicke Engländer mit den ſchlanken Töchtern von der Beſichtigung der drei Säulen des Apollotempels zurückgekehrt war, ſetzte ſich Alles in Bewegung, und die Abfahrt wurde nur durch Stetten einige Augenblicke verzögert, der zuvor noch auf alle Fälle ein paar Taſchenpiſtolen laden wollte; ein Unternehmen, von dem abzuſtehen ihn Anſelm dringend beſchwor. Man gäbe ſich, behauptete der Dichter, durch Führung ſolcher Waffen ganz und gar der Wuth der Banditen preis, denn mit zwei Piſtolenſchüſſen könne man im glücklichſten Falle doch nur zwei derſelben tödten, und wie würde dies dann die Rache der übrigen ſteigern? Fräulein Leiſetreter aber ſagte: es ſei immer gut, irgend ein Schutzmittel zu haben, denn wenn ſie als Chriſtin auch feſt darauf beharre, daß der Heiland die Seinen bei großen und kleinen Fährlichkeiten nie unbeſchützt laſſen werde, ſo könne man ja nicht wiſſen, ob er nicht gerade die beiden Terzerole zum Rettungsmittel beſtimmt habe, weshalb ſie auch im Grunde die beiden Kanonen des Lord Littlehead, in Vorausſetzung, daß dieſe die ebengenannte Beſtimmung hätten, noch lieber als die Piſtolen für den Fall eines Angriffes in der Nähe wiſſen wolle. Da eben kein Stückchen Papier im **gran albergo** zu haben war, ſo bethätigte Fräulein Leiſetreter das auf die Terzerole geſetzte Vertrauen dadurch noch mehr, daß ſie Stetten einige Blätter ihres „chriſtlichen Lichtlöſchers" überreichte, um ſolche zu Ladepfropfen zu verwenden.

Bald hatten unſere Reiſenden das alte Anxur hinter ſich. Stolz und düſter lag es auf dem Gipfel eines iſolirten Felſen, aus deſſen Schlünden Orangen- und Citronenbäume hervorragten und die indiſche Feige ſich aus den engſten Steinſpalten drängte. Die Ausſicht wurde durch weiße, ſenkrecht ins Meer abfallende Klippen begrenzt, die bis zu Torre dei Confini, erſten neapolitaniſchen Zollhaus, ein meilenlanges Defilée bildeten. Die ganze Linie war von Strecke zu Strecke mit Wachtpoſten beſetzt, aber Anſelm bemerkte zu ſeinem und der Damen nicht geringen Schrecken, daß die Soldaten in ihren Strohhüten in tiefem Schlafe befangen ruhten und, durch das Rollen des Wagens erweckt, ſich nur erhoben, um für das Nichtsthun ein Trinkgeld zu erbetteln.

Die Unterhaltung der Reiſenden gerieth indeß während des Weges immer mehr ins Stocken. Der dicke Engländer hatte ſoeben in ſeinem Taſchenbuche nachgeſehen, welche bemerkenswerthe Gegenſtände zwiſchen Terracina und Fondi zu beſehen waren, und war, da er nichts darin angemerkt fand, in dem Gedanken, wieder einer Mühe überhoben zu ſein, nebſt beiden Miſſes ſeelenvergnügt eingeſchlafen. Im zweiten Wagen unterhielten ſich Stetten und Hippolyta mehr mit Blicken als mit Worten, denn der Schmerz der bevorſtehenden Trennung hatte ſie nur allzutraurig geſtimmt; blos Signor Benvenuti ſetzte dem Abbate ſeine Anſichten über die muthmaßlichen Oel- und Seidenpreiſe des künftigen Jahres auseinander. Auch die Arrièregarde unſerer Bekannten war wenig geſprächig. Herr Bankerotto berechnete im Stillen, wie viel wol die Unternehmer der Straßenaſſecuranz-Compagnie nach Abzug des den päpſtlichen und neapolitaniſchen Straßenwachen gebührenden Abfindungsquantums jährlich gewinnen könnten, und entſchlief, als er ein richtiges Reſultat herausgefunden zu haben glaubte. Fräulein Leiſetreter hatte Bogatzky's „chriſtliches Schatzkäſtlein“ aus dem zur Ungebühr großen Arbeitsbeutel gezogen und war eben mit einer Stricknadel zwiſchen die Blätter deſſelben gefahren, um *quasi* durch ein Orakel aus der aufgeſchlagenen Tagesbetrachtung das den Reiſenden heute bevorſtehende Geſchick zu erforſchen; ſie wurde indeß in dieſer myſteriöſen Beſchäftigung durch das Geſpräch des Fräuleins Springer vielfach geſtört, als Letztere die Behauptung aufſtellte: wie das Aeußere des päpſtlichen, *item* des neapolitaniſchen Militairs mit dem des preußiſchen gar nicht zu vergleichen wäre, und *in specie* nichts in der Welt über das erſte Bataillon der Garde ginge. Herr Anſelm, aufgefodert, ſeine Meinung über dieſen Gegenſtand zu äußern, konnte dies nur mittels beiſtimmender Geberden thun, da es mit ſeinem körperlichen Befinden noch ſehr auf ſchwachen Füßen ſtand, ja ſein Unwohlſein bei den ſich immer noch verengenden Hohlwegen, den ſich immer höher aufthürmenden Gebirgen eher zu- als abnahm. Wirklich erreichte es den höchſten Grad, als die Meerküſte, die bis dahin den Reiſenden ſtets

zur Rechten geblieben war, immer mehr zurücktrat,
und der Weg ſich zur Linken in Hohlwege wand,
ie nun zu beiden Seiten von ſtarren Felſen, dich-
em Geſträuch und dunkeln Bergſchluchten begrenzt
urden.

Eben war ein ziemlich ſteiler Hügel, an deſſen
uße ſich eine Wachthütte befand, in welcher drei
der vier Soldaten friedlich Karte ſpielten, von den
uchenden Roſſen überſtiegen worden, die Wagen
atten eine kleine Hochebene erreicht, und dem Dich-
r war bei dem Gedanken, daß die Straße nun ab-
ärts und vielleicht in ein flacheres Gelände führen
erde, eine Centnerlaſt vom Herzen gefallen, als
r Vetturin auf einmal mit dem Ausrufe: „Heilige
ngfrau, da ſind ſie!“ vom Bocke ſprang.

„Wer iſt da?“ ſchrie Anſelm. „Seelenfreund,
frage Sie, wer da iſt? Doch nicht —“

„Die Räuber; wer ſonſt?“ erwiderte der Vettu-
„Ich habe es mir wol gedacht.“

Demoiſelle Springer ſtieß einen Schrei aus und
arg den Kopf in die Wagenecke. Fräulein Lei-
eter ſaß wie verſteinert.

„Beſter Mann,“ ſagte Anſelm nach einer Pauſe
matter Stimme, „ich bitte Sie, ſehen Sie noch-
genau hin, denn ich bin ein kranker, elender

Menſch und kann wegen eines heftigen Schwindels mich nicht zum Wagen hinausbücken.“

„Corpo di bacco,“ entgegnete mürriſch der Roſſelenker, „da iſt viel hinzuſehen. Den Wagen mit dem Signor Inglese haben ſie ſchon beim Leibe, und uns wird es nicht um ein Haar beſſer gehen, denn eben faſſen ſie auch den andern Wagen.“

„Nicht möglich,“ rief der Dichter ängſtlich; „Sie täuſchen ſich, Allerliebſter; es ſind gewiß Straßenwächter, die ein Almoſen haben wollen, oder treiben Sie vielleicht Ihren Scherz — “

„Bei einem Scherze dieſer Art iſt das Lachen leicht zu verbeißen,“ brummte der Betturin. „Sehen Sie, da kommen Viere auf uns los, und — hol's der Teufel, die Reiſe geht in die Gebirge; eben fahren Sie mit dem Engländer in jenen Seitenweg.“

Wie ein Donnerſchlag wirkte dieſe Nachricht auf die Geſellſchaft. Fräulein Springer fiel in Ohnmacht, Demoiſelle Leiſetreter faltete ſtumm die Hände, der Dichter ſtarrte verzweifelnd gen Himmel.

Die Räuber näherten ſich nun. Es waren vier ſtarke, rüſtige junge Männer in der Tracht der Landbewohner der Abruzzen. Das aus dem Bronzegeſicht drohend hervorblitzende Auge, die von Luft und

Sonne geröthete nackte Bruſt, die nur von einem loſe geknüpften bunten Halstuche und einem flatternden Scapulier zum kleinſten Theile bedeckt war, der auf den krauſen, rabenſchwarzen Locken ſitzende runde Hut mit hohem, ſpitzigem Kopfe, vor Allem aber der, in dem mit Silber reich beſchlagenen Gürtel ſteckende Dolch und die furchtbare Tromba liehen den Söhnen des Waldes ein imponirendes Aeußere.

Nur flüchtig fiel der Blick des Einen auf unſere Reiſenden, dann trieb er mit einem gebieteriſchen Winke der Hand den Vetturin zur Eile. Mit einem Sprunge war dieſer auf dem Bocke, und in wenig Augenblicken rollte der Wagen in einen Seitenweg, auf dem die beiden andern unter Begleitung von zehn bis zwölf Mitgliedern der Straßenaſſecuranz-Geſellſchaft vorangefahren waren.

So geſchwind es nur die engen, holperigen Waldwege erlaubten, ging der Zug immer tiefer in das Gebirge. Ohne ein Wort zu ſprechen, nur durch drohende Winke trieben die Räuber die Vetturine zur Eile und zwangen ſie dann und wann, einen andern, dem frühern oft ganz entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen. Die Ordnung, mit der die Räuber den Zug escortirten, war gewiſſermaßen militairiſch. Rechts und links bei jedem Wagen gingen zwei derſelben, das geſpannte Gewehr im Arme haltend, der Reſt ſchloß, indem er eine Art Arrièregarde bildete. Einer — allem Anſcheine nach der Anführer — war bald hier, bald dort; er ſchien das Ganze zu leiten. Sonderbarerweiſe war deſſen Geſicht mit einer halben Larve bedeckt; gekleidet war er jedoch ganz wie die Uebrigen, mit Ausnahme des ſpitzen Hutes, an deſſen Statt er ein rothes Käpchen auf dem lockigen Haupte trug.

Die Länge des Weges hatte endlich der Geſellſchaft Zeit gegeben ſich zu ſammeln. Die beiden Engländerinnen ſahen ſo langweilig wie ſonſt zum Wagen heraus, und Mylord war eingeſchlafen. Im zweiten Wagen waren Stetten und der Abbate am gefaßteſten. Erſterer ſuchte durch beruhigende Worte der geängſteten Hippolyta Muth einzuſprechen, und Letzterer tröſtete den wegen eines tüchtigen Löſegeldes nicht wenig beſorgten Benvenuti. Der Reſt unſerer Bekannten war in ſehr verſchiedenartiger Stimmung. Demoiſelle Springer hatte dem jüngſten der Straßenaſſecurateurs einige wohlwollende Blicke zugeworfen, und dieſer zog darauf mit aller italieniſchen Freundlichkeit ein paar ſchöne Orangen aus der Taſche, indem er ganz verbindlich verſicherte: wie er ungemein erfreut ſei, daß ein glücklicher Zufall ihm das Vergnügen gönne, der verehrten Signora eine kleine Erfriſchung anzubieten; eine Artigkeit, die Fräulein Springer mit der Bemerkung annahm: daß Allem, was da Waffen trüge, die Galanterie gleichſam zur Gewohnheit geworden ſei, und daß ſie daher niemals habe begreifen können, wie manche Damen in zahlreicher kriegeriſcher Umgebung ſich beängſtigt gefühlt hätten; ſie ſelbſt könne verſichern, niemals eine Angſt ſolcher Art empfunden zu haben, ſo oft ſie auch mit dem Wehrſtande bei Ausübung ihrer Kunſt in Berührung gekommen ſei.

Fräulein Leiſetreter nahm an dieſen Aeußerungen der Tänzerin kein geringes Aergerniß. Bei ſolchen, ſie wolle nicht ſagen frivolen, aber doch für die gegenwärtige Lage ſehr unpaſſenden Gedanken, meinte ſie, ſei es kein Wunder, wenn alles erſinnliche Unglück über die Reiſegeſellſchaft hereinbräche; doch ſei ſie nicht gemeint, die Schuld dem Fräulein Springer zuzumeſſen, vielmehr erkenne ſie ganz deutlich, daß der böſe Feind, welcher nicht immer als ein brüllender Löwe, ſondern auch oft in Geſtalt eines Küraſſier- oder Huſarenoffiziers herumgehe, die Hand oder vielmehr die Kralle im Spiel habe, und dann inſonderheit bei Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauſpielerinnen über die Maßen mächtig ſei. Wolle nun

Fräulein Springer auf kräftige Weiſe und ungeſäumt ſolchen diaboliſchen Einflüſterungen zuvorkommen, ſo dürfe ſie nur unbeſchwert in die linke Wagentaſche langen, allwo ſie außer etwas kalter Küche auch Benjamin Kubach's Gebetbuch finden werde. Jn dieſem träfe ſie die heilſamſten, ſowol auf die heterogenſten als deſperateſten Fälle paſſenden Betrachtungen, und ſie wolle ſie deshalb im voraus auf die „gottſeligen Gedanken eines vom Dache fallenden Schieferdeckers," deſſen Unglück mit dem der Reiſegeſellſchaft in Hinſicht der Fährlichkeit viel Analoges habe, ſowie in Beziehung auf ihren Beruf und für künftige Fälle auf das ſchöne Gebet „gegen ſchlotternde Waden" aufmerkſam gemacht haben.

Der Dichter, der bis dahin nichts als mächtige Seufzer hören laſſen, miſchte ſich nun auch in die Unterhaltung und ſagte giftig: „Er ſähe jetzt vollkommen ein, daß die Frommen Recht hätten, wenn ſie ſich den Teufel durchaus nicht nehmen laſſen wollten, und ihr Hauptaugenmerk auf nichts ſo gern wie auf Teufeleien richteten, denn Niemand als dieſer könne ihm das Project, nach Algier zu gehen, eingegeben und ihn ſomit in die Geſchichte dieſes Tages verwickelt haben. Schon tauſend Mal habe ihn im Laufe deſſelben der Entſchluß gereut, daß, als ihm wegen eines einfältigen Rechnungsfehlers ſeine Lotteriecollecte abgenommen worden, er es nicht auf einen Criminalprozeß ankommen laſſen, und anſtatt nach Algier nicht lieber nach Straßburg gegangen wäre, wo man edle Flüchtlinge und Verbannte gegenwärtig mit offenen Armen empfinge.

Herr Bankerotto, jetzt zum erſten Mal ſein langes Schweigen unterbrechend, billigte die Meinung des Dichters. Auch ihn, verſicherte er, habe, wenn nicht der Satan, doch die Deſperation zu dem algieriſchen Schritte vermocht, indem ihm ein wohlberechnetes Project kurz zuvor fehlgeſchlagen ſei. Er habe nämlich zehn Meilen von Berlin ein ausgedehntes Torfmoor, in der Meinung, die Hauptſtadt mit Brennmaterial zu verſehen, gekauft. Nach der Berechnung, die ſich in der trefflichen Schrift des Baron Frauendorf vorfinde, habe das Torflager einen unermeßlichen Werth gehabt, leider ſei aber durch den Umſtand, daß der Torf geſtochen und zehn Meilen weit gefahren werden müſſen, das Uebel eingetreten, daß das an ſich treffliche Material in Berlin höher als das beſte Eichenholz zu ſtehen gekommen, und ſo würde jenes Moor — es ſei eine Schande, es zu ſagen — nach wie vor als Viehweide, doch nur ſparſam benutzt, weil einſt bei anhaltend naſſer Witterung zwanzig Kühe und ihr Hüter darin verſunken wären.

Unter ſolchen, jedoch von langen Pauſen vielfach unterbrochenen Geſprächen gelangte die Geſellſchaft immer tiefer in den Wald. Endlich erreichten die Reiſenden einen etwa hundert Schritte im Durchmeſſer haltenden Raſenplatz, den mächtige Eichen und Eſchen majeſtätiſch umſtanden. Zur Seite und an einen Felſen gelehnt erblickte man eine halbverfallene, doch, wie es ſchien, vor Kurzem nach Nothdurft ausgebeſſerte Einſiedlerhütte. Der rauchende Schornſtein gab Kunde, daß die Hütte nicht ganz unbewohnt und vielleicht einer der vielen Räuberſchlupfwinkel dieſer Gegend ſei. Dicht daneben lag eine ziemlich wohlerhaltene Capelle; das ſauber al fresco gemalte Madonnenbild, die Reinlichkeit, die in dem Gotteshäuschen herrſchte, ſelbſt einige friſch aufgehangene Kränze von Waldblumen bewieſen, daß die Raubgeſellen die Ausübung gottesdienſtlicher Gebräuche als nicht unverträglich mit ihrem Gewerbe anſahen.

Auf einen Wink des Räuberchefs fuhren die Wagen neben einander auf, und mit zwei hart und kurz ausgeſtoßenen Worten befahl er der Geſellſchaft auszuſteigen. Unter Gähnen und nicht ohne Umſtändlichkeit kam Mylord dem Gebote nach, und ſeine

Töchter ſtellten ſich ihm zur Seite. Schneller und ängſtlicher verließen Benvenuti und Hippolyta ihren Sitz, gefolgt vom Abbate und Stetten. Letzterer bot dem angſtvoll an ihn geſchmiegten Mädchen den Arm und langte dann nach einem ſeiner Terzerole, deſſen Hahn er heimlich ſpannte. So unbemerkt er dies gethan zu haben glaubte, war es dennoch dem Räuberhauptmann nicht entgangen.

„Setzen Sie den Hahn in Ruhe, Signor,“ rief er Stetten mit ſtarker Stimme zu. „Sie würden es ewig zu bereuen haben, wenn Ihre Unbeſonnenheit Sie nur ein Körnchen Pulver abbrennen ließe. Nicht nur Ihr Leben, ſondern was mehr iſt, Ihr Lebensglück wäre mit dieſem Schuſſe vernichtet.“

Stetten war zu überraſcht, als daß die Weiſung des Räubers ohne Erfolg geblieben wäre. Er verbarg das Piſtol, welches ihm Niemand abfoderte, und beſchloß nur zum Schutz Hippolyta's im äußerſten Falle davon Gebrauch zu machen.

Am ſchnellſten war der dritte Wagen auf einen rohenden Wink des Räubers geräumt. Herr Anelm hatte zwar noch kurz zuvor tiefaufſeufzend verchert: er glaube bei ſeinem miſerabeln Geſundheitsmſtänden würde er, ohne ſogleich in Ohnmacht zu llen, ſich nicht eine Minute auf den Füßen halten können, aber ein Griff des drohenden Geſellen an den im Gürtel ſteckenden Dolch regte die erſchlafften Nerven des Dichters ſo lebhaft an, daß er die Oeffnung der Wagenthür nicht erwartete, ſondern über dieſelbe hinaus ins Freie ſprang und bei dieſem Beſtreben Fräulein Leiſetreter auf eine vehemente Weiſe auf den Fuß trat. Der Schmerzruf derſelben veranlaßte Herrn Bankerotto zu dem, wiewol in einiger Zerſtreuung vorgebrachten Spaße: man könne an dem feſten Auftreten des Dichters leicht bemerken, daß er nicht der Schaar der Auserwählten angehöre; indeß ſei es ihm wol zu verzeihen, wenn er, unter Umſtänden wie dieſe, ſich lieber Denen, die draußen ſind, anzuſchließen beeile.

Auf den Wink des Räuberanführers ſtellte ſich nun die Geſellſchaft in einen Kreis; der Engländer war der Erſte, der vor Gericht geſtellt ward.

„Warum haben Sie von uns keinen Paß gelöſt?" donnerte ihm der Räuber zu. „Sie wußten doch, daß wir zur Bequemlichkeit der Herren Foreſtieri deshalb zu Rom mit großen Koſten ein Comptoir angelegt; ſollten Sie es nicht gekannt haben, ſo hätte Ihnen jedes Kind auf der Straße unſre Adreſſe geben können."

„Ich konnte unmöglich dieſe herrliche Einrichtung benutzen," ſagte der Engländer, indem er mit vielem Phlegma ein Buch und ſein Portefeuille aus der Taſche zog und beide öffnete. „Sie ſehen hier, Signor, in dieſem Guide, daß gerade einunddreißig Tage nöthig ſind, um die Merkwürdigkeiten Roms zu ſehen, fünf Tage ſind dann zur Reiſe nach Neapel nothwendig, und dort beträgt der Aufenthalt wieder vierundzwanzig. Mit dem zweiunddreißigſten Tage bin ich pünktlich zum Thore hinausgefahren. Hätte ich nun Ihr Bureau beſuchen und uns veraſſecuriren wollen, ſo hätte ich einen halben Tag länger bleiben müſſen, und ich wäre mit dem Guide und unſerm Tagewerke dadurch für immer in Unordnung gekommen. Sie werden als ein einſichtsvoller Mann dieſe Gründe zu würdigen wiſſen."

„Gehören Sie zu der übrigen Geſellſchaft, die hier verſammelt iſt?" fragte der Räuber weiter.

„Keineswegs," antwortete Mylord. „Wir reiſen allerdings ſeit zwei Tagen mit einander, haben aber noch kein Wort zuſammen geſprochen. Der Gentleman da" — er zeigte auf den Dichter — „wollte zwar heute ein Geſpräch mit mir anknüpfen, und irre ich nicht, ſo fragte er mich, wie viel Uhr es wäre; natürlich gab ich ihm aber keine Antwort, da wir einander nicht vorgeſtellt ſind, und ich nicht weiß, welches Standes er ſein mag.“

„Da es offenbar iſt, daß Sie uns um unſer Löſegeld haben bringen wollen, Mylord,“ ſprach nach einiger Pauſe der Räuberhauptmann, „ſo bezahlen Sie das Dreifache, was Sie für einen Paß hätten erlegen müſſen. Die Summe beträgt fünfhundert Scudi. Gehandelt wird nicht, weil es die Ehre unſerer Firma nicht erlaubt; wir haben fixe Preiſe.“

Seufzend zog Mylord eine goldſchwere Börſe und zahlte nach gehöriger Berechnung, welche ſich aber darum ſehr in die Länge zog, weil man ſich über das Agio nicht einigen konnte.

Endlich war auch dieſer ſchwierige Punkt berichtigt.

„Kann ich reiſen?“ fragte Mylord.

„Noch nicht,“ ſagte der Räuber. „Sie müſſen ein Weilchen warten; dann erhalten Sie eine Karte. Bei uns muß Alles nach Recht und Ordnung gehen.“

Mylord ſetzte ſich in den Wagen und entſchlief. Die Miſſes nahmen auf dem Rückſitze Platz und ſahen gleichmüthig in das ſie umgebende Treiben.

„Jetzt zu Euch, Ihr Herren und Damen,“ rief der Räuber mit rauher, mistönender Stimme. „So leicht wie jener kommt Ihr nicht davon. Mehre von Euch waren auf unſerm Bureau, und Euere eitle Hoffnung, uns zu hintergehen, hielt Euch das Lumpengeld, das wir foderten, im Säckel zurück. Ihr habt Alle um dies Vergehen gewußt, deshalb ſeid Ihr uns ſolidariſch verbindlich und bezahlt zuſammen zehntauſend Scudi.“

„Nicht möglich,“ rief Benvenuti.

„Verehrteſter,“ ſprach Bankerotto, „ich hege die, jedoch Ihrem beſſern Ermeſſen zu unterziehende Vermuthung, daß wenn es Ihnen belieben ſollte, uns, mit Ausnahme Signor Benvenuti's, ſämmtlich auf die Köpfe zu ſtellen, durch gedachte Operation eher alles Andere als zehntauſend Scudi zum Vorſchein kommen dürfte.“

„Schweigt, Signor,“ rief der Räuber mit rauhem Tone. „Geld oder Blut! iſt unſre Loſung. — Darum dieſe Summe, oder ſechs Zoll des beſten Stahles ſollen — “

„O, Du mein Heiland!“ rief Fräulein Leiſetreter.

„Gnade!“ rief Anſelm. „Gnade! Laſſen Sie ſolche wenigſtens einem Sänger widerfahren, den der Ruf Ihrer Thaten in dies vermaledeite, ich will ſagen, in dies gebenedeite Land zog. Sind Sie ein Liebhaber der dramatiſchen Kunſt? Sie ſollen der Held meines nächſten Trauerſpieles werden. Wollen Sie ſich in Sonetten beſungen leſen? Binnen vierundzwanzig Stunden mache ich Ihnen ſechs Dutzend. Wollen Sie -- wollen Sie Alles; nur Gnade!"

„Geld oder Blut!" rief der Räuber, mit dem Kolben des Gewehrs auf den Boden ſtampfend. „Doch halt. — Der heutige Tag — er iſt der Jahrestag meiner Verheirathung mit dem treueſten, dem beſten der Weiber; an ihm, ſo ſchwor ich, ſolle wenigſtens kein Brautpaar etwas von mir zu befürchten haben. — Iſt etwa," ſchloß er weich; „iſt etwa ein glückliches Brautpaar unter Ihnen?"

„Ein glückliches? — Engel von einem Menſchen!" rief Anſelm mit Begeiſterung, indem er blind um ſich und ſomit Fräulein Leiſetreter am Arm ergriff; „ein ſeliges Paar weilt in Ihrer Nähe. O, ſo können nur Engel lieben! — Herr, eine Liebe, wie die unſere, iſt Ihnen noch nicht vorgekommen und kommt Ihnen nicht wieder vor bis in die Ewigkeit und drüber hinaus. O, wüßten Sie, was wir gelitten haben und gehofft und geharrt und gebangt und getragen, Sie würden ſtaunen, Sie würden glauben, daß der Menſch es nicht aushielte, und ich ſelbſt glaube, ich hätte den Gedanken, daß dies Mädchen die meine werden ſolle, noch vor Kurzem nicht ausgehalten. — Aber, um Gottes willen! Licht meines Lebens, ſtehen Sie nicht ſo duckmäuſerig da!" ſetzte

Anſelm hinzu, indem er Fräulein Leiſetreter den Arm zuſammendrückte, daß ſie hoch empor fuhr. „Sagen Sie dieſem menſchenfreundlichen Manne, daß wir Brautleute, ja vor dem Angeſichte des Himmels ſo zu ſagen faſt Eheleute ſind, und ich müßte mich gänzlich irren, oder er wird Theil an uns nehmen, wird Gnade für Recht ergehen laſſen, ja vielleicht unſer Glück nach Kräften zu befördern trachten.“

„Wenn ich nicht in dem Maße die Gefühle, die unſer Herz bewegen, wie Herr Anſelm, mein verehrter Brautigam, zu ſchildern vermag,“ ſagte Fräulein Leiſetreter, „ſo mögen Sie, beſter Herr, die Empfindungen der Jungfrau —“

„Baſta!“ rief der Räuberchef. „Es iſt genug! Das Uebrige kann ich mir denken. Leben und Eigenthum iſt Ihnen Beiden unter einer Bedingung geſichert —“

„Und uns Beiden auch, nicht wahr?“ rief Fräulein Springer, den betroffenen, mehr todten als lebendigen Bankerotto bei der Hand ergreifend, aus. „Sehen Sie, Verehrter, hier ein zweites Bruutpaar, das mit Freuden dieſe Gelegenheit wahrnimmt, ſich den werthen Anweſenden zu geneigter Theilnahme zu empfehlen. Erſt bei der Ankunft zu Neapel wollten wir die geſchloſſene Verbindung bekannt machen; indeß die heutige angenehme Veranlaſſung ändert unſern Entſchluß. Und Sie, liebenswürdiger Mann," fuhr Fräulein Springer, zu dem Räuber gewendet, fort, „Sie nehmen uns gewiß nichts von unſern Habſeligkeiten? Sie vergreifen ſich nicht an dem Eigenthume eines liebenden Paares?"

„Der Herr Bräutigam iſt ſo ſtill," ſagte lauernd der Räuber. „Sollte etwa eine Liſt, ein Betrug —"

„Bitte tauſendmal um Vergebung," rief Bankerotto, ängſtlich auffahrend. „Es iſt das Uebermaß meines Glückes, das mich ſo ſtumm macht; eine verteufelte Angewohnheit, die ich bis jetzt noch nicht abzulegen im Stande war. Als ich vor Kurzem einen ſehr vortheilhaften Kauf um ein Torfmoor abgeſchloſſen hatte, ſprach ich auch vier Wochen lang kein Wort. Ich bin da im Gefühl meiner Seligkeit ſo verdutzt, ich ſehe nicht, ich höre nicht, der Athem fehlt mir. Als meine werthe Braut vorhin unſerer nahe bevorſtehenden Verbindung erwähnte, überfiel mich wieder dieſes unnennbare Gefühl; es ward mir ganz ſchwarz vor den Augen; ich kann es mit keiner andern Empfindung vergleichen als mit der, die ich einſt hatte, wie wir als Knaben ſpielten und mein Bruder mir zum Spaße die Pelzſaloppe unſerer Großmutter über den Kopf warf und unter dem Kinne zuband. Ich war dem Erſticken nahe, und es ſcheint mir dies eine Art apoplektiſchen Zuſtandes — “

„Genug,“ ſagte der Räuber. „Unter dieſen Umſtänden zahlen Sie nichts und ſind frei. Der Reſt der Geſellſchaft, oder vielmehr blos Signor Benvenuti allein — denn der Offizier und der Prieſter haben als ſolche wol ohnehin keinen Lire — bezahlt alſo die zehntauſend Scudi.“

„Seid Ihr beſeſſen?“ ſchrie Benvenuti. „Ich bin ein blutarmer Mann. Der größte Theil meiner Beſitzungen gehört meiner Tochter; es iſt ihr mütterliches Erbtheil. Da das arme Mädchen aber eben Braut iſt —“

„Braut?“ rief der Räuber. „Signor Domenico, bedenkt, was Ihr ſagt.“

„Hol' der Henker Den, der es nicht glaubt,“ entgegnete Benvenuti dreiſt. „Dort ſteht der Bräutigam, der Signor Stetten. Da, fragt ihn ſelber.“

„Mein Herr,“ ſprach der Räuber, zu Stetten gewendet, mit einem Tone der Stimme, den dieſer ſchon früher anderwärts gehört zu haben meinte, „lieben Sie die Signora und wünſchen Sie, daß ſie die Ihrige werde?“

„Ich kann beide Fragen nur mit ja beantworten,“ entgegnete dieſer. „Doch hat ihr Vater allein — “

„Und Sie, Signora?“ unterbrach der Räuber den Vorigen.

„Nur meinem Vater ſteht eine Entſcheidung zu,“ entgegnete Hippolyta.

„Nun, da hört Ihr es ſelbſt,“ rief Benvenuti. „Es ſind Brautleute, nächſter Tage Ehegatten, und da Ihr nun einmal Euer Wort gegeben —“

„Nur, wenn ich die Ueberzeugung habe, daß Ihr die Wahrheit geſprochen habt, kann ich mich gebunden halten und Euch frei laſſen,“ rief der Räuber.

„Himmel und Erde!“ ſchrie Benvenuti, „wie wollt Ihr Euch denn die Ueberzeugung verſchaffen, wenn Ihr weder meinem Worte, noch dem des Brautpaares vertraut? Ich ſage Euch hiermit nochmals, daß ich längſt meine Einwillignng in dieſe Verbindung gegeben.“

„Und auch Ihr,“ rief entrüſtet der Räuber, zu Anſelm und Bankerotto gewendet, „auch ihr ſeid zwei Bräutigame?“

„Wenn Sie es gütigſt erlauben,“ rief Bankerotto ängſtlich.

„Wir ſind eins für Zeit und Ewigkeit,“ ſprach der Dichter, die etwas allzumagere Hand des Fräuleins Leiſetreter ergreifend.

„Wohlan!“ verſetzte der Räuberhauptmann, „habt

Ihr die Wahrheit geſprochen, ſo erkläre ich mich verbunden, mein Wort zu halten, und Ihr ſeid frei ohne Löſegeld; doch wehe Euch, wenn es ein elender Betrug, eine Liſt geweſen wäre. Keiner von Euch verließe lebend dieſen Platz."

„Stellt uns auf die Probe, Signor; aber dann laßt uns in Frieden ziehen!" rief Benvenuti keck. „Ihr ſeid ja ärger im Unglauben wie Sanct Thomas."

„Ja, ſtellen Sie uns auf die Probe," fielen Anſelm und Bankerotto bei.

„Das ſoll geſchehen!" ſchrie wild der Räuber; „und, Höllenelement! Der ſoll es zu bereuen haben, der ſein Wort zurücknimmt."

„Padre!" ſagte er nach einer Pauſe, während der er den Dolch zog, die Schärfe deſſelben prüfte und ihn wieder in die Scheide ſtieß, zu dem Abbate; Padre! Ihr habt gehört, daß dieſe beiden Paare ſich frei und ungezwungen, ja ungefragt als Brautleute bekannten, und hinſichtlich der Verbindung des dritten der Vater der Braut frei und ohne Zwang ſeine längſt gegebene Einwilligung erklärte."

„Es iſt dies nicht zu leugnen," erklärte der Prieſter.

„Glaubt Ihr, daß von Seiten der Kirche etwas ihrer Verbindung entgegenſteht?"

„Ich wüßte nichts," antwortete jener.

„Nun denn,“ ſchrie der Räuber, indem er wüthend den Dolch zog, „ſo ſoll ſie auch auf der Stelle ſtattfinden. Caparoſſa iſt nicht der Mann, der ſich ungeſtraft zum Narren haben und ſich und die Seinen um zehntauſend Scudi bringen läßt! — Padre! in dieſem Paket“ — er winkte einem ſeiner Spießgeſellen, der einen dicken Ballen unter dem Arme trug —, „in dieſem Paket ſind kirchliche Gewänder; verrichtet auf der Stelle Euer Amt.“

Benvenuti, Anſelm, Bankerotto wollten alle zugleich zu reden anfangen, aber ein Blick auf den blitzenden Dolch ließ ſie augenblicklich verſtummen.

Der Räuberchef war ungemein thätig. Geſchäftig hin und her laufend, ließ er den Altar der Capelle bekleiden und ſprang endlich zu dem Wagen des Engländers.

„Heraus Mylord, heraus meine Damen!“ ſchrie er, den Erſtern am Arme rüttelnd. „Heraus aus der Karre! Bei uns geht's luſtig her! Hochzeit wird gemacht, und zwar doppelt und dreifach; Ihr ſollt die Trauzeugen ſein.“

Die Geſellſchaft ſtand wie verſteinert, und die tiefe Stille ward nur durch die Reden des Räuberhauptmanns und das leiſe Kichern ſeiner Untergebenen dann und wann unterbrochen.

Wenige Augenblicke noch, und der Prieſter ſtand im vollen Ornate in der Thür der Capelle.

„Nun kann's losgehen," rief der Räuber munter. „Hierher Ladies! Sie ſind die Brautjungfern, nehmen Sie Signora Hippolyta in Ihre Mitte. Und Sie, Mylord, munter, munter! — dort ſteht der Bräutigam. — Nun vorwärts!"

Der Zug bewegte ſich in das Gotteshaus. Kopfſchüttelnd folgten Benvenuti und Bankerotto, munter Fräulein Leiſetreter, tänzelnd Fräulein Springer, nur der Dichter zögerte noch, aber — ein Blick auf den blitzenden Dolch, die geſpannten Gewehre der Räuber, und mit einem Sprunge war er an der Seite ſeiner Erwählten.

Die heilig Handlung war ſchnell vollzogen. Zuerſt ward Stetten und Hippolyta, dann Bankerotto und Fräulein Springer, endlich der Dichter und ſeine Erkorene feierlich zuſammengegeben.

Die Geſellſchaft verließ ſtumm und kaum ſich ſelbſt bewußt die Capelle.

Der Engländer brach zuerſt das Schweigen. Ohne ein Wort des Glückwunſches wandte er ſich an den Räuber.

„Kann ich abreiſen?" fragte er.

„Ohne Weiteres; hier iſt Ihre Karte," erwiderte jener.

Mylord winkte dem Kutſcher; der Wagen fuhr vor.

„Wie heißt dieſer Ort?" fragte der Engländer weiter, indem er ſein Portefeuille herauszog und den Bleiſtift zur Hand nahm.

„Es iſt die Einſiedelei zur Madonna vom guten Erfolge," ſagte der Räuber.

„Gut Sir," ſprach Mylord und murmelte ſchreibend: „Zwei Stunden außer dem Wege — Madonna vom guten Erfolge — Trauungen, drei — Spitzbuben, viele — fünfhundert Scudi — Goldagio ziemlich — merkwürdige Scene — das Ganze theuer — "

Ohne weiter ein Wort zu ſprechen ſtieg Mylord in den Wagen, die Töchter nahmen wie zuvor den Rückſitz ein und ſahen, ohne das Haupt zu wenden, rechts und links aus den Wagenſchlägen. In wenig Augenblicken waren ſie hinter den Bäumen verſchwunden.

Die Anweſenden ſtanden immer noch ſtill und ſtumm; endlich trat der Räuberhauptmann in die Mitte unſerer Bekannten.

„Obwol," hob er an, „ich hoffen will, daß keiner der Neuvermählten, unter dem Vorgeben, er ſei zu einer Verbindung, bei der, wie der die heilige Handlung verrichtende Prieſter bezeugen kann, nicht der mindeſte Zwang ſtatt gefunden, genöthigt worden, zurückzutreten denkt, ſo iſt es doch mein Wunſch, daß die eben vollzogenen Verbindungen öffentlich bekannt werden. Deshalb erſuche ich Euch, Signor Domenico, dafür zu ſorgen, daß morgen in Euerm Hauſe der herkömmliche Hochzeitsſchmaus und das feierliche Beilager, aufs vollkommenſte vorbereitet, ſtattfinde. Als ein vernünftiger Mann werdet Ihr einſehen, daß irgend Jemand die Bürgſchaft übernehmen muß, daß unſer Abkommen auf Treu und Glauben und ohne Hinterliſt vollzogen worden; dieſer Bürge aber ſollt Ihr mir ſein. Die ganze Gegend wimmelt von meinen Untergebenen, alſo können Euere Hochzeitsgäſte, die ich beobachten laſſen werde, nicht entwiſchen. Iſt aber morgen Abend die förmliche Hochzeitsfeier in Euerm Hauſe nicht in Vollziehung geſetzt worden, ſo brennen in derſelben Nacht Euere Gebäude an allen vier Ecken."

„Wer A geſagt, muß auch das B ausſprechen," entgegnete Benvenuti mürriſch. „Verlaßt Euch darauf, es ſoll Alles geſchehen, wie Ihr geſagt habt. Die beiden reiſenden Liebespaare da haben den Trözu ſtellen, die geächtet waren wie ich? Niemand wird behaupten können, daß wir geraubt, gemordet, den ruhigen Einwohner geplagt hätten; wir erhoben von den Durchreiſenden ein Löſegeld; das iſt Alles. Um aber auch dieſes ohne Gewaltthätigkeit zu erhalten, errichteten wir in Rom das Euch bekannte Bureau. Ich kann nicht ſagen, daß wir uns ſchlecht dabei befanden; dennoch beſchloſſen wir das widrige Geſchäft, dem früh oder ſpät der Galgen als Lohn folgt, aufzugeben, und deshalb reiſte ich vor wenigen Tagen nach Rom. In jener Laube, nahe dem Monte Teſtaccio, hörte ich Euer Geſpräch — wie Ihr wißt, bin ich in Deutſchland Euerer Sprache kundig worden —; ich hörte Euer Verhältniß zu Hippolyta. — Das wäre eine Gelegenheit, dem braven Manne, der dir, als Du wegen der Carbonariangelegenheit vor Gericht ſtandeſt, ſo trefflichen Beiſtand leiſtete, einen Gegendienſt zu erweiſen! ſagte ich zu mir ſelbſt. Gedacht, gethan. Ich theilte meinen Plan denen zu Rom anweſenden Kameraden mit; ſie billigten ihn, da mehre Euch kannten und ſchätzten. In Torre di mezza Via traf ich den Prieſter. Ich trug ihm ſeine Rolle auf, ohne daß ich ihm doch etwas Näheres über mein Vorhaben mittheilte. Daß es gelang, wird der Troſt meines Lebens ſein. Die

Verheirathung der beiden andern Paare iſt eine närriſche Idee meiner Spaßvögel, die durchaus darauf beſtanden, und denen Euer Dichter herrlich in die Hände arbeitete. Uebrigens lebt nun wohl! Wir reiſen nach Algier!"

„Nach Algier?" rief Stetten.

„Ja," rief Tomaſini, „wir haben Alle unter der dreifarbigen Fahne gefochten. Jetzt weht ſie aufs Neue, unter ihr wollen wir fechten und fallen."

Mit einem Händedrucke kehrte ſich der Räuber vom Retter. Die Larve bedeckte ein Auge voll Thränen.

Am Abende des folgenden Tages ging es im Hauſe des Herrn Benvenuti munter und fröhlich zu. Der Hausherr, der Abbate, die drei Ehepaare und einige Freunde aus der Umgegend genoſſen munter die Freuden der Tafel. Hätte auch Herr Caparoſſa ſeine Spione im Hauſe gehabt, ſie hätten ſich überzeugen müſſen, daß an ein Davongehen von Seiten eines oder des andern der neuen Ehegatten nicht zu denken ſei. Bei Signor Benvenuti that der Falerner — obwol er nicht ſo rühmenswerth iſt, wie Horaz meint — nicht ſchlecht ſeine Wirkung.

„Wer mir noch vor wenig Tagen geſagt hätte daß heute ein Offizier, ein Deutſcher obendrein, mein Schwiegerſohn ſein würde, er hätte nicht den beſten

Empfang gefunden," rief er aus. „Aber was da oben geſchrieben ſteht, wird erfüllt, und ſo, Ihr Herren und Damen, iſt es noch die Frage, ob Ihr die afrikaniſche Küſte jemals betreten werdet."

„Von mir wenigſtens," rief der Dichter, „weiß ich es ganz gewiß, daß ich nimmer hinkomme. Wenn ſolche Dinge, wie mir ſeit vierundzwanzig Stunden vorgekommen, am grünen Holze geſchehen, was ſoll erſt am dürren werden! Gott ehre mir Deutſchland."

„Ich theile ganz Deine Meinung, mein theuerer Gatte," ſagte Madame Anſelm. „Ein großer Theil der Gründe, die mich meine Sendung unternehmen ließen, iſt auf die eine oder die andere Art bereits beſeitigt, da ich mehre Centner meiner Tractätchen bereits zu Rom untergebracht habe und die übrigen unter die Landsleute des Herrn Benvenuti vertheilen kann, die mir ohnehin ungemein viel Kabyliſches zu haben ſcheinen."

„Ich denke eben ſo und mein Ottochen auch," rief Madame Bankerotto. „Kein Menſch bringt uns nach Algier. Vielleicht finden wir in Neapel ein Unterkommen; mir beſonders iſt gar nicht bange, denn ſeit König David's Zeit iſt ein hübſches Entrechat überall gern geſehen worden."

„Ich könnte Ihnen vielleicht behülflich ſein,“ meinte einer der Gäſte. „Mein Bruder iſt Balletmeiſter beim Theater San Carlo.“

„O herrlich!“ rief Madame Bankerotto. „Sie liebenswürdiger Mann, Sie. Ich zweifle gar nicht, daß ich mit Ihrem Herrn Bruder eins werde, wenn wir uns nur erſt werden näher kennen gelernt haben.“

„Ich etablire eine Bierbrauerei,“ ſagte Bankerotto. „Und wo? — Rathen Sie einmal! — Zu Neapel? — Bewahre! — Zu Pompeji etablire ich ſie; dicht vor dem Thore, in der Gräberſtraße! Es iſt ein Unternehmen, blos auf Alterthum, Kunſt und Künſtler berechnet! — Sie lächeln, aber Sie kennen die deutſche Kunſt nicht. Es iſt etwas Entſetzliches, was die deutſchen Künſtler das Jahr über an Bier drauf gehen laſſen! Bier und Kunſt, beide ſind in Deutſchland ſo innig verbunden, daß ſich oft das Eine ohne das Andere gar nicht denken läßt. Nun laſſen Sie mich einmal zu Pompeji eine Bierbrauerei gründen. Ein Schild über der Thüre, worauf der alte Pompejus — von dem die Stadt bekanntlich den Namen hat, da er, wenn ich nicht irre, in ſeiner Jugend daſelbſt Lotterieinſpecteur geweſen —, grade wie Cicero über der Gaſthausthüre zu Mola di Gaeta in rothen Pantalons und gelben Huſarenſtiefeln abgebildet iſt. Die Inſchrift etwa: Allerhöchſt privilegirte pompejaniſche Porter- et berliniſch Weißbierbrauerei. — Glauben Sie nicht, daß es ziehen würde?"

„Mehr noch als das Bier," bemerkte Anſelm, „oder ich müßte mich ſchlecht darauf verſtehen."

„Sie urtheilen als Dichter; die ſind alle für das Waſſer," ſagte Bankerotto.

„Für Sie, Herr Anſelmo, hätte ich einen Poſten," ſagte nach einer Pauſe Benvenuti, den Finger an die Naſe gelegt. „Aber nein! — es geht nicht! — Sie ſind Proteſtant! — Ja, wenn Sie römiſch-katholiſch —"

„Laſſen Sie hören, beſter Mann," verſetzte Anſelm raſch, „Vielleicht geht's dennoch."

Nein, es geht nicht," ſprach Erſterer kopfſchüttelnd. „Es war nur ſo eine Idee. Ich habe da einen Bruder zu Neapel, welcher Domherr und die rechte Hand des Herrn Erzbiſchofs iſt. Nun iſt gerade die Oberküſterſtelle bei der Kirche des heiligen Januarius offen geworden — ſie iſt ſehr einträglich und bringt ohne die Nebeneinkünfte über tauſend Scudi —, dieſe nun könnte ich Ihnen gleich verſchaffen, aber — Sie ſehen wol ſelbſt — es geht nicht."

„Verdammt!“ rief Anſelm, ſich vor die Stirn ſchlagend, „das hätte ich vor drei Monaten wiſſen ſollen. Aber, Herr Benvenuti, tauſend Scudi! oft ſchlägt man ſolche Einkünfte ſehr übermäßig an; tauſend Scudi ſind viel Geld.“

„Und dennoch habe ich nur gering gerechnet,“ verſicherte Benvenuti, „die Stelle kann Alles in Allem wol das Doppelte bringen.“

„Ich habe immer für den heiligen Januarius eine gewiſſe Vorliebe gehabt,“ bemerkte ſinnend der Dichter.

„Es iſt ewig Schade, daß Sie Proteſtant ſind,“ ſagte der Abbate.

„Ja, es ärgert mich auch hinlänglich,“ verſetzte der Dichter. „Ihr Cultus ſpricht mich bei weitem mehr an; er hat mehr Poetiſches. Und die Stelle iſt noch offen, Herr Benvenuti?“

„Wie ich Ihnen ſage,“ verſetzte dieſer.

„Du könnteſt ja morgen mit Herrn Benvenuti und dem Herrn Abbate über die Sache ausführlich ſprechen, liebes Männchen!“ verſetzte Madame Anſelm. „Manchmal findet ſich ein Ausweg, den man früher für unmöglich hielt, und dennoch gelangt man durch vielfache Prüfungen an das Ziel und findet eine chriſtliche Beruhigung bei Dingen, die den Weltmenſchen ganz über ihren Horizont gehen.“

„Auch mit Ihnen, Herr Schwiegerſohn, habe ich meine Abſichten," rief Benvenuti, die Hand gegen Stetten ausſtreckend. „Ich bin nie dem Militair ſehr günſtig geweſen und kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, ſo einen Orlando furioſo unter meine nächſten Angehörigen zu zählen."

„Wenn aber —"

„Nichts da! Sie müſſen die Löwenhaut ausziehen!" ſchrie Benvenuti. „Sie ſollen meine Güter bewirthſchaften. Ich ſehe ſo dann und wann zum Rechten, reiſe ſtets aber wieder nach Neapel, wo ich meinen Wohnſitz nehmen will, weshalb mein Bruder ſchon längſt in mich gedrungen iſt. Früh höre ich dann meine Meſſe in der Kirche des heiligen Januarius, trinke bei dem Herrn Oberküſter derſelben ein Glas pompejaniſchen Porter, den dieſer für mich in Bereitſchaft halten wird, und Abends ſehe ich die niedlichen Entrechats der Madame Bankerotto auf dem Carltheater."

„O, edler Mann!" rief die eben Genannte geſchmeichelt. „Ich denke Ihren und Ihrer Freunde Empfehlungen keine Schande zu machen. Meine Entrechats und Pirouetten hatten immer viel Beifall; die meiſten Liebhaber aber fanden meine pas glissées, vorzüglich wurden dieſe von den Kennern beachtet."

„Herrlich!“ rief Signor Domenico. „O, wegen Ihrer Zukunft bin ich, was die nächſten zehn Jahre betrifft, nicht im mindeſten beſorgt; ebenſo wenig wegen Herrn Anſelmo, wenn er nämlich einen Rath befolgt, den ich ihm morgen zu geben gedenke. Kann mir etwas Beſorgniß einflößen, ſo wäre es allenfalls die pompejaniſche Bierbrauerei.“

Herr Benvenuti hatte ſehr Unrecht, in die Talente Bankerotto's einen Zweifel zu ſetzen. Der Erzähler dieſer merkwürdigen Hiſtorie fuhr, nachdem er Tages zuvor in der Kirche Sancti Januarii ſeine Andacht verrichtet und von der Frau Oberküſterin, Madame Anſelmo, einige niedlich gearbeitete Roſenkränze, als womit ſie einen einträglichen Handel trieb, gekauft, auch Abends im Carlotheater der Madame Bankerotto unter Beiſtimmung der königlich neapolitaniſchen Garde- und Marineoffiziere den verdienten Beifall gezollt, mit Tagesanbruch nach Pompeji. Wo wäre er lieber eingekehrt als in dem freundlichen Hauſe, wo der berühmte Imperator, mit rothem Dollman und Pantalons angethan, von der Hausthüre herab mit dem gezogenen Säbel den Reiſenden zur Einkehr winkte. So früh es noch war, durcheilte dennoch Herr Bankerotto Keller und Gewölb hin reiſsender Geſchäftigkeit. Kellner liefen, Stallknechte ſchrien, Bettler drängten, Cicerones logen, Alles war in Bewegung. Und in dem Zimmer? Himmel, welche Maſſe deutſcher Dichter und Künſtler ſaßen da Kopf an Kopf! Schwarze und bunte, langhaarige und kahle, ſchnauzbärtige und unbärtige, geſchmückte und zerlumpte drängten ſich an den Tiſchen und tranken ein unendliches Bier.

„Herr Bankerotto," rief der Verfaſſer dieſer Novelle; „Herr Bankerotto, Sie ſind ein glücklicher Mann. Sonſt geht die Kunſt nach Brote, Ihnen bringt ſie welches; ich meine nicht nur das, was Sie hier durch die Künſtler gewinnen, ſondern auch das, was Ihre liebenswürdige Gattin — "

„Ja, an meiner Frau nehmen ſehr Viele Antheil," ſagte Bankerotto mit mehr Kälte, als zu vermuthen ſtand. „Was meinen Gewinn hier im Hauſe anlangt, ſo kann ich allerdings Gott nur dafür danken; indeß führt jedes Gute auch ſein Uebel mit ſich. Was mir das Leben ſauer macht, iſt der ewige Zank und Spectakel unter den Künſtlern und Dichtern. Herr! Sie hätten geſtern hier ſein ſollen, und Sie würden eher unter Türken und Kalmücken als unter chriſtlichen Künſtlern zu ſein geglaubt haben. Gingen da Zwei auf einander los, weil Einer von ihnen behauptete, Rauch wäre ebenſo groß wie Thorwaldſen, und wenn der Lange da in der Ecke nicht dazwiſchenſprang, ſo war die Schlägerei fertig. Und dann die Dichter! die ſind wo möglich noch ärger. Sie haben keine Vorſtellung von dem Spectakel, den dieſe anrichten. Man ſollte glauben, wer weiß, wie viel dieſe täglich drauſgehen ließen, und was ſie verzehren, iſt gar nicht der Rede werth, die Porterconſumtion ausgenommen, in der ſie die Künſtler hinter ſich laſſen. Kurzum, beſter Herr! die dort" — er zeigte auf Göthe's, Schiller's, Wieland's und Thorwaldſen's Büſten —, „die ich in Gyps beſitze, ſind die Einzigen, die ruhig ſind, wären es nur zur Hälfte ſo die in der Kreide! Indeß — ſprechen Sie weiter nicht über dieſen Gegenſtand; ich habe mir bei Dem, was ich geſagt, kein maliciöſes Wörtchen gedacht, und —

Honni soit qui mal y pense!"

Es mögen etwa ſechs oder acht Jahre her ſein, als ich an einem ſchönen Morgen die Pappelallee zu Warmbrunn hinabſchritt. Der Kamm des Rieſengebirges lag von der Sonne beſtralt in ſeiner hehren Schöne vor meinen Blicken ausgebreitet. Bald ruhte mein Auge auf den freundlichen Dörfern, auf den ſpiegelklaren Teichen an ſeinem Fuße, bald durchirrte es die dunkeln Fichtenhaine des ſeine Mitte umſpannenden Waldgürtels, bald überflog es die duftigen, ſcharf am Horizonte ſich abgrenzenden Höhen. Lange ſtand ich verſenkt ins Schauen und dachte dann Dies und Jenes über das Gebirge und ſein Weſen, wie es mir eben in den Sinn kam, Vernünftiges und Unvernünftiges, über die innere Erkältung des Gebirges zum Beiſpiel und über die Italiener, die im Mittelalter kamen, um Gold in ſeinen grünen Schluchten zu ſuchen; über die Narren, die heutzutage kommen, um welches auf dem grünen Tiſche zu verlieren; über den Iſerin, die ſchwarzen Sapphire, den Rübezahl, und Gott weiß, über was ſonſt noch. Da auf einmal ertönte eine ſchnarrende Stimme hinter meinem Rücken.

„Wenn Dieſelben,“ ſprach ſie, „in Ihrer poetiſchen Anſchauung eine Pauſe zu machen belieben werden, ſo haben Sie doch die Güte, es uns gefälligſt mitzutheilen; wir wollen uns dann die Freiheit nehmen, Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen.“

„Ei, ſiehe da, Herr Kammergerichtsrath!“ rief ich, mich umkehrend. „Sie ſind auch ſchon aus den Federn? Gewiß treibt Sie die edle Poeſie, die Sie an Andern ſo gern beſpötteln, ſo zeitig ins Freie?“

Aber auf der Bank hinter meinem Rücken ſaß nicht der dichteriſche Kammergerichtsrath allein, ſondern ein ganzes Kleeblatt von Dichtern, das ſeitdem der liebe Gott bereits in ſein großes Herbarium geſammelt.

Wenn ich, wie herkömmlich und billig, jedes Blättchen einzeln beſchreibe, ſo beginne ich von Rechtswegen mit dem Haupt- und Herzblatte, dem Kammergerichtsrathe. Es war derſelbe ein kleines, trockenes, ſchwarzes Männchen mit dunklem, etwas ſtruppigem Haar, ſtechendem Blicke und ungemein beweglichen Zügen in dem geiſtvollen Geſicht. Da ich ſeſt entſchloſſen bin, dem Leſer den wahren Namen des Mannes zu verſchweigen, ſo nenne ich ihn wegen ſeiner beſondern Beweglichkeit Kammergerichtsrath Floh, wiewol ich ihn noch lieber Murr nennen möchte, wenn ich nicht befürchtete, ihm noch mehr Katerhaftes, als ihm ohnehin inwohnte, damit in den Augen des Leſers beizulegen. Sollte der Letztere indeß meinen Geſchmack haben und die beſtialiſchen Namen in einer Novelle nicht gut vertragen können, ſo habe ich im Mindeſten nichts dagegen und ſchlage ihm vor, dem Kammergerichtsrath einen Menſchennamen zu geben und ihn etwa Kreisler oder auf ähnliche Weiſe zu benennen.

Die zweite Parcelle des Dichterkleeblattes war ein langer, ernſter, ruhiger Mann von bedächtiger Rede, geſetztem Weſen, freundlichem, doch des Geiſtes nicht ermangelndem Blicke. Er hatte zwar von dem zum geiſtigen Duell ſtets gerüſteten Kammergerichtsrathe manchen Hieb und Stich auszuhalten, doch ließ er ſelten einen unerwidert, und man mußte bekennen, daß die meiſten das richtige Fleckchen trafen. Närriſch aber war es, daß er die beſten Finten gewöhnlich dadurch ankündigte, daß er mit einer ganz eigenthümlichen, gutmüthig ſchlauen Miene ſich vorher das Kinn zu ſtreicheln pflegte. Ich könnte den

Mann aus vielen Gründen, Onkel oder Neffe, Hahn oder Henne, Conte oder Conteſſa nennen, ziehe jejedoch nach reiflicher Ueberlegung den Hahn vor.

Mit dem dritten der Dichter, von denen die Bank in der Allee an jenem Morgen beſeſſen war, könnte ich die genaueſte Abconterfeiung beginnen, ohne befürchten zu müſſen, daß er mir während derſelben entkäme, indem er die größte Zeit des Lebens ſeines Fußwerkes wenig mächtig geweſen, inſofern es in der Regel mit ſeinem Willen und Vorhaben dergeſtalt im Zwieſpalte lag, daß es rebelliſcherweiſe ſich in Bewegung ſetzte, wenn er ausruhen wollte, und wie eingemauert ſtehen blieb, wenn deſſen Eigenthümer die Dienſte deſſelben in Anſpruch zu nehmen gedachte, wiewol ich indeß zur Steuer der Wahrheit bekennen will, daß die übel beſtellte Maſchine ihrem Herrn auch dann und wann ſo weit zu Willen war, als ſie ihn nicht weiter als etwa dreißig bis vierzig Grad von der geraden Richtungslinie abbrachte. Wenn ich von der Perſönlichkeit des Dichters weiter nichts erwähne, als daß er ein blaſſer Mann von mittler Größe, dünnen, hier und da ergrauenden Haares und bei allen körperlichen Leiden munterer und ſchalkhafter Miene geweſen, ſo habe ich meine guten Gründe dazu und nenne endlich den

Mann ohne Weiteres Nautilus; denn leicht, ſchillernd, beweglich, tauchend und vor dem Winde treibend, wie es eben die Lüfte mit ſich brachten, trieb gleich dem Muſchelſchifflein der Lebenskahn des Dichters auf dem weiten Oceane des Lebens, ehe er — ach, nur zu bald für Die, die ihn liebten — im Hafen der Ruhe landete.

„Gut, daß Sie kommen,“ rief der Kammergerichtsrath, indem er mich mit einem Winke der Hand neben ihm Platz zu nehmen einlud. „Sie ſollen eine Wette entſcheiden, die in Ihr Fach einſchlägt. Es gilt zwölf Flaſchen Burgunder, Chambertin prima Sorte. Der Gegenſtand unſerer Wette betrifft etwas Hiſtoriſches, Ethnographiſches —“

„Politiſches eigentlich,“ meinte Hahn.

„Oder vielmehr Poetiſches,“ ſetzte Nautilus hinzu.

„Um des Himmels willen,“ rief ich aus, „und ich, der von alle dieſem blutwenig weiß, ſoll ein Urtheil fällen? — Doch Ihr ſpaßt wol?“

„Keinesweges,“ rief das Dichterkleeblatt wie aus einem Munde.

„Und der Gegenſtand der Wette?“

„Beſter Freund,“ ſagte der Kammergerichtsrath, indem er freundlich, faſt zärtlich ſeine Hand auf die meinige legte; „beſter Freund, haben Sie genaue Kenntniſſe vom Teufel?"

„Oberflächliche, ganz oberflächliche," entgegnete ich, wenig frappirt von der Frage des Kammergerichtsrathes; ich kannte ſchon ſeine Liebhaberei.

„Aber den Rübezahl haben Sie gewiß gründlich ſtudirt," ſprach Hahn, mich traulich am Arme faſſend. „Es läßt ſich dies von Ihrer Vorliebe für vaterländiſche —"

„Beſtechen gilt nicht," rief Nautilus. „Ehrlich währt am längſten, und zwölf Flaſchen Chambertin ſind auch kein Pappenſtiel; darum gerade heraus: trägt Rübezahl einen Zopf oder nicht?"

Verwundert blickte ich von Einem auf den Andern.

„Wenn man," ſprach Hahn mit gelehrter Miene, „nach aufmerkſamen Studium der ſchleſiſchen Hiſtoriker — von denen ich nur den Curäus, Naſo, Schickfuß, Lucä anführen will, des Dlugoß und der ältern ganz zu geſchweigen — noch irgend einen Zweifel haben könnte, wie das Weſen des Rübezahl aufzufaſſen, ſo müßte ſchon des Prätorius Dämonologia —"

„Nichts da," rief Nautilus, den Vorigen unterbrechend. „Nicht aus alten ſtaubigen Poſtillen, aus dem friſchen Leben, aus dem eigenſten Weſen und Treiben des muntern Geiſterfürſten muß die Exiſtenz oder Nichtexiſtenz des gedachten, allerdings hochwichtigen Appendix erwieſen werden.“

„Ich kann,“ ſprach ich kopfſchüttelnd, „dieſe Wichtigkeit —“

„Nicht begreifen?“ unterbrach mich, ſpöttiſch lächelnd, der Kammergerichtsrath. „Thut mir um *Ihretwegen* leid. Der Zopf, und Alles, was ihm als Surrogat dienen könnte — wiewol ich nichts kenne, was ſo bezeichnend wie er ſelbſt redete —, iſt heut zu Tage gewiſſermaßen der Zeiger der menſchlichen Charakteruhr. Der Zopf iſt der Typus alles Verneinenden, Grimmigen, Tückiſchen, Rückſchreitenden, Hemmenden. Er iſt das Wahrzeichen der Despotie, der Ariſtokratie, der Bureaukratie, des Preßzwanges, kurz aller Teufelei, ſie möge Namen haben, wie ſie wolle. Das Veraltete, Vermoderte, Faulende, Vernichtende wird gewiſſermaßen durch den Zopf repräſentirt. Er iſt das Wappen des böſen Princips; oder können Sie ſich den Teufel *ohne* Schwanz denken, oder einen Engel *mit* einem? Wie?“

„Das ſage ich auch,“ rief Nautilus. „Ein Menſch mit einem Zopfe kann keine erhabene, am wenigſten eine freiſinnige Idee haben. Darüber alſo iſt gar nicht zu ſtreiten. Wo die Völkerfreiheit erblühen ſoll, müſſen vor Allem die Zöpfe ausgerottet werden. Hätte

Ludwig XIV. keine Perücke getragen, ſo hätte Frankreich keine Revolution erlebt, et cetera. Was nun aber den Grundzug des Charakters unſers Berggeiſtes anbetrifft, ſo behaupte ich: daß, obwol Rübezahl ſich in vielen Fällen als neckend, ſchadenfroh, ja manchmal etwas hämiſch und ſelbſt ſeine Günſtlinge nicht ungerupft laſſend erwieſen, er dennoch im Allgemeinen gut ſei und mithin poetiſch richtig nicht mit einem Zopfe gedacht werden kann.“

„Ich pflichte Meinung unſers Freundes Nautilus unbedingt bei, ſo weit ſie die Auffaſſung des Charakters des Gebirgsdämons angeht,“ ſagte jetzt Hahn bedächtig. „Wenn ich aber in meinen poetiſchen Schilderungen unſern Berggeiſt mit einem Zopfe dargeſtellt, ſo habe ich ihn dennoch nicht als einen finſtern despotiſchen Gnomen malen, ſondern nur ſeine gewiſſe Vorliebe für das Altherkömmliche, Stabile, am Geregelten Haltende bezeichnen wollen. Der Gedanke, den Zopf und Alles, was ihm angehört, zum Urtypus alles Böſen, Teufliſchen zu machen, iſt nichts als eine Blaſe, im Gehirne unſers Kammergerichtsraths entſtanden; ich betrachte dieſe Zierde des Menſchenhauptes aus einem ganz andern Geſichtspunkte und bedauere nur, daß man dieſes Aushängeſchild der Vorliebe für bewährte, von den Vätern überkommene Inſtitutionen, dieſen Loyalitätsſcepter, ja — um dem Kammerrath einen Ausdruck abzuborgen — dieſen Zeiger an der Charakter- oder, beſſer zu ſagen, Humanitätsuhr ſo gar ſelten mehr zu ſehen bekommt, obwol Einem, Gott ſei Dank! oft noch Köpfe aufſtoßen, die zu ſolcher Zierde ganz wohl geeignet, ja ihrer in jeder Hinſicht mehr als dreifach würdig wären, indem ſie Männern angehören, von denen man mit Recht vorausſetzen kann, daß ſie nur, um bei der Menge kein ſchiefes Urtheil zu veranlaſſen, ſich einſtweilen äußerlich des Zopfs entſchlagen, dagegen ihn geiſtig in ihrem Innern deſto wärmer hegen und pflegen. Wenn ich nun annehme, daß Rübezahl als ein weiſer, väterlich geſinnter Herrſcher das Glück des von ihm regierten Gnomenſtaates in ſeinem wohlwollenden Herzen trägt; daß er der Mann gar nicht iſt, der ſich von einem Haufen rebellirenden Geiſterpöbels eine Conſtitution abpreſſen laſſen könnte, vielmehr blos aus und durch ſich ſelbſt ſein Volk glücklich machen will, ja es täglich durch die Feſtigkeit, mit er die Zügel der Regierung führt, beweiſt, indem er hier dem Einen einen Goldklumpen, mehre Centner ſchwer, in die Hand drückt, dort dem Andern aber inzwiſchen den Hals bricht: ſo kann ich, die Sache aus dem philoſophiſchen oder politiſchen Standpunkte betrachtend, nicht anders umhin, als daß ich dem Herrn des Gebitges einen ſtarken, ſtattlichen, wohlgewachſenen Zopf attribuire.“

„Beide,“ ſprach der Kammergerichtsrath, mich heftig bei der Hand faſſend, indem er auf Hahn und Nautilus deutete; „Beide faſſen die Sache ganz oberflächlich auf, und ihnen kommt es vorzüglich blos darauf an, zu wiſſen, ob in Rübezahl's Charakter das Gute oder das Böſe präponderire. Um dieſe Beſtimmung aber ſchere ich mich den Henker, ja eben ſo viel um den ganzen Berggeiſt, wenn er nichts weiter als ein ſolcher und nicht vielmehr mit Jemand anders — hier ſah ſich der Kammergerichtsrath wild um — ganz identiſch iſt, welches ich anzunehmen meine guten Gründe habe. Wie Sie ſehen, ſtelle ich die Sache ganz mathematiſch, und die Hypotheſe heißt entweder: Rübezahl — Zopf = 0; oder Rübezahl + Zopf = der Teufel. Nun reden Sie!“

„Der Burgunder iſt echt,“ verſicherte Nautilus, „wir trinken ihn dann gemeinſchaftlich.“

„Das iſt gut,“ ſagte ich.

„Und wir haben ihn auch bereits bezahlt,“ meinte Hahn.

„Das iſt noch beſſer,“ ſetzte ich hinzu.

„Freunde,“ fuhr ich nach einer Weile zu den aufmerkſam Zuhörenden gewendet fort, „erlaßt es mir, Euch eine trockene Charakterſchilderung Rübezahl's zu geben. Einer oder der Andere von Euch würde doch nur dieſe oder jene Einwendung zu machen haben. Am beſten iſt es, Euch eine Begebenheit mitzutheilen, die ich ſtaunend ſelbſt erlebt, und die, obwol Euch ſeltſam, ja unerhört vorkommend, nicht nur Rübezahl's Inneres, ſondern, was noch mehr ſagen will, ſelbſt ſeinen Zopf ins Klare ſetzen ſoll."

„Hat er einen?" ſchrie der Kammergerichtsrath aufſpringend. „Reden Sie! Ja oder nein?"

„Habet," entgegnete ich mit einer Gemeſſenheit und Würde, die dem nach der Papſtwahl Bericht abſtattenden Cardinal keine Schande gemacht haben würde.

„Ich wußte es wohl," ſprach Hahn in ſtolzem Selbſtbewußtſein, indem er ſo gleichgültig wie möglich zu ſcheinen ſuchte.

„Ich wollte," ſagte Nautilus ärgerlich, „ich hätte für die letzten ſechs Thaler, die mich mein Antheil an der dummen Wette koſtet, und zu der mich blos der Kammergerichtsrath verführte, weil er wieder eine neue Anekdote von ſeinem Bekannten, dem Satan, zu erfahren gedenkt, geſtern Abend ein Septleva gebogen; unfehlbar hätte ich es gewonnen und heute Geld in der Taſche. — Doch laßt nur den Burgunder holen und dann beginnt Eure Erzählung, die am Ende dennoch mehr als zur Hälfte erlogen ſein wird.“

Die ungezogene und überdies gänzlich ungerechte Bemerkung des Vorigen beantwortete ich natürlich blos durch ein halb vornehmes, halb verächtliches Achſelzucken, und als der Burgunder gebracht worden, begann ich ſodann wie folgt:

„Ihr wißt es, Freunde,“ hob ich an, „daß mein Wohnort ziemlich nahe am höhern Gebirgszuge und ungefähr nach Gersdorf'ſcher Meſſung tauſend Fuß über der Meeresfläche gelegen —“

„Um Gotteswillen, bleiben Sie bei der Sache, nämlich beim Rübezahl,“ rief verdrießlich der Kammergerichtsrath. „Laſſen Sie uns von ihm eine Horn- oder Zopfſpitze ſehen, je nachdem er mit der einen oder der andern begabt, und damit Holla.“

„Den ganzen Zopf, von der Spitze bis zur Wurzel, ſollen Sie erblicken, werther Freund,“ verſetzte ich; „aber bei einer Erzählung iſt Geduld die Hauptſache.“

Ich dachte nämlich damals bereits an den werthen Leſer, wenn mir etwa der Druck einfiele.

„Da ich nun,“ fuhr ich lebhaft fort, „dem Kamme der Sudeten ſo nahe wohne, ſo kann es nicht fehlen, daß ich nicht alljährlich einer Menge Beſuchen entfernter Freunde entgegenſehen dürfte. Dieſe bringen oder ſenden mir dann auch hin und wieder einen oder den andern ihren eignen Bekannten, die die Reiſeluſt oder die Wiſſenſchaft in unſere Berge führt, und auch dieſe ſind mir herzlich willkommen, vorausgeſetzt, daß ſie nicht noch langweiliger ſind als ich ſelber, wiewol ich des eben angeführten Umſtandes halber in dieſem Punkte entſetzlich viel vertrage und nur im äußerſten Nothfalle zu dem Mittel greife, welches nach unſers Freundes Nautilus anmuthiger Darſtellung einſtmals ſo ſchreckend auf den Teufel wirkte, daß er in einem ähnlichen Falle mit Zurücklaſſung des Schweifes in den Händen eines Dichters ſich aus dem Staube machte; ich bedrohe ſie dann nämlich mit Vorleſung meiner Novellen.“

Der Kammergerichtsrath ſeufzte tief. Mich verdroß dies.

„Sollten Sie,“ ſprach ich, „meine neueſten Schriften noch nicht geleſen haben, ſo finde ich mich heute Abend mit Vergnügen in Ihrer Wohnung ein —“

„Alles habe ich geleſen, Alles, was Ihre intereſſante Feder uns ſo anmuthig gezeichnet hat,“ rief heftig erſchrocken der Kammergerichtsrath. „O, mir entgeht nichts, was Sie dem Leſepublicum übergeben. Aber wollen Sie nicht fortfahren, ohne ſich ſtören zu laſſen, wenn ich auch dann und wann eineinmal tief Athem hole. Es iſt dies eine verdammte Angewohnheit, die ich durchaus nicht abzulegen im Stande bin, beſonders paſſirt es mir beim Vorleſen, oder wenn Einer im Erzählen etwas ins Detail geht. Freund Hahn wird es mir bezeugen, daß neulich, als er mir einige Novellen vorlas, ich ſo laut dabei geſeufzt, daß unſer Hauswirth, der Schneider, die Treppe herauf kam, um nachzuſehen, was vorgefallen, und ob ich mir nicht vielleicht — wie ſich der Pinſel ausdrückte — ein Leid angethan, weil ich ſo gewaltig ſtöhne."

„Sie dürfen dies dem Manne nicht übel nehmen," entgegnete ich vermittelnd; „alle Welt pflegt jetzt gern von einem beliebten Dichter vorauszuſetzen, er ſei etwas verrückt, habe Dies oder Jenes begangen und werde ſich nächſtens hängen. Es iſt dies blos ein Beweis des lebhaften Intereſſe, das das Publicum an ſeiner Perſon nimmt, und wirklich könnte ein Lieblingsſchriftſteller, der, wie dies in der Regel, ſtark bei Kindern, aber wenig bei Gelde iſt, als guter Familienvater nichts Beſſeres thun, als er ſchriebe ein halbes Dutzend Romane und zwanzig bis dreißig Novellen und hinge ſich dann nach Beendigung der letzten; dies wäre eine tour de force, die ungemein ziehen müßte. Die Buchhändler griffen wie wüthend nach den Manuſcripten und riſſen ſich ſolche ſo zu ſagen aus den Händen, wiewol die Erben mit dem Selbſtverlage eigentlich am beſten führen, vorzüglich wenn ſie ſolche bogenweiſe an gangbare Journale verkauften; ohnehin bliebe es ihnen noch übrig, „Briefe eines Gehangenen“ oder „Memoiren eines Verbrechers,“ wenn auch falſche, herauszugeben. Doch ich fahre fort! — Unter Denen, die mich voriges Jahr in der ſchönſten Zeit des Sommers heimſuchten, befand ſich ein junger Mann, der Privatdocent Helm von der Univerſität zu B. Er war von ſchlichtem, einfachem Aeußern, ſprach wenig, doch verſtändig und ſchien ſeinem Fache, den Naturwiſſenſchaften, vorzüglich der Mineralogie, leidenſchaftlich ergeben. Kam auf dieſen Punkt die Rede, ſo konnte Helm ſogar redſelig werden; aber man ſah gleich, daß er mit ſeinem Wiſſen — und er wußte viel — nicht prunken wolle, ſondern daß ihn ſeine Neigung für den Gegenſtand des Geſprächs fortriß. Wendete ſich das letztere aber auf andere Dinge, ſo war es ſichtlich, wie ſeine Theilnahme, ſelbſt bei Sachen von allgemeinem Intereſſe, nach und nach erloſch, und ſein Geſicht nahm dann einen ſo unausſprechlichen

Ausdruck der Schwermuth an, daß Jeder ſich unwillkürlich zu mitleidiger Theilnahme geſtimmt fühlte. Mehre Tage hindurch hinderten uns Stürme und Unwetter an einem Ausfluge ins Hochgebirge; endlich an einem ſchönen Morgen trat Helm, einen offenen Brief in der Hand, eilig in mein Zimmer. Er ſchien ungewöhnlich aufgeregt.“

„Heute, rief Helm, mir das Billet hinhaltend; heute oder nie müſſen Sie meine Bitte, mich auf das Gebirge zu begleiten, erfüllen. Eine Geſellſchaft Badegäſte aus Warmbrunn begibt ſich heute auf die Koppe, übernachtet in der Wieſenbaude und ſetzt morgen ihre Reiſe über den Kamm fort. Es wäre mein ſehnlichſter Wunſch, bei der Partie zu ſein, theils des ſich aufheiternden Wetters willen, bei dem ich mit Raumer's geognoſtiſcher Karte in der Hand ſo ſchön den größten Theil des hohen Kammes unterſuchen könnte, theils iſt eine Perſon — es ſind Perſonen, verbeſſerte er — bei der Geſellſchaft, in deren Nähe ich Jahre lang gelebt, und die ich vielleicht nimmer wiederzuſehen hoffen darf, da ſie in wenigen Tagen Warmbrunn verlaſſen, um in die ferne Heimat zu gehen. — Sie werden, ſetzte er nach einer Pauſe, in der ein unendlich ſchmerzlicher Ausdruck ſein ſchönes Geſicht überflog; Sie werden die

Erfüllung meines Wunſches nicht bereuen, denn Sie treffen einige ziemlich originelle und ſomit nicht unintereſſante Leute in der Geſellſchaft. Uebrigens, ſchloß er, geſtehe ich offen, daß ich nur in Ihrer Geſellſchaft mich der Partie anſchließe; Gründe, die ich Ihnen unterwegs mittheilen werde, laſſen mich wünſchen, daß die Geſellſchaft mein Zuſammentreffen mit ihr nur für ein ganz zufälliges halte.“

„Gehen wir, rief ich, als ich einen Augenblick den ängſtlich eine Antwort Erwartenden angeblickt. Packen wir den Raumer und den Hofer, Wurſt und Schinken, Wein und Brod in die Jagdtaſche, und wenn es Ihnen auf ein paar müde Beine, vielleicht auch auf ein paar wunde Knie nicht ankommt, ſo gehen wir durch die wilde Mälzergrube, wo ich Ihnen auf Punkten, die von hundert Botanikern nicht einer kennt, die herrlichſte Gebirgsflora, Gentianen von drei, Aconite von ſechs Fuß Höhe zeigen, Sie auf ganzen Wieſen der ſeltenen **Anemone narcissiflora** wandeln und endlich einige Erdſtürze überkriechen laſſen werde, wo ein eifriger Geognoſt jeden Augenblick in ſeinem Berufe den Hals zu brechen im Stande iſt.“

„Da wollen wir hin, rief Helm fröhlich. Wir ſchnürten das Bündel und in einer Stunde wandelten wir im Forſte von Wolfshau im Buchenſchatten; vor uns lag der Eingang der mächtigen Bergſchlucht.“

„Beſter Freund,“ ſagte der Kammergerichtsrath trocken, als ich in meiner Mittheilung bis hierher gekommen; „wie weit iſt es wol von Ihrem Wohnorte bis zu der eben bezeichneten Stelle?“

„Ungefähr anderthalb Stunden; etwas darüber oder darunter,“ entgegnete ich betroffen.

„Und die Länge des Schauplatzes Ihrer Erzählung?“ fragte er weiter.

„Etwas über zwölf Stunden,“ antwortete ich.

„So könnten wir uns wol das Mittags- und Abendbrot hier in die Allee bringen laſſen!“ bemerkte er hämiſch.

„Sie ſind auch ungemein ungeduldig,“ ſprach ich ärgerlich. „Wer keine Langweile ertragen kann, ſollte weder Novellen leſen, noch erzählen hören. Soll ich etwa zu der Schilderung einer ganzen Gebirgsſchlucht mir nicht ſo viel Zeit nehmen dürfen wie Walter Scott zur Beſchreibung der Hoſen des Freiherrn von Bradwardine auf und zu Tully Veolan? Du lieber Gott! ich habe neulich über die Novelle eines berühmten deutſchen Dichters für ein kritiſches Journal einen Bericht abgefaßt; nachdem ich ſechsmal beim Durchleſen der Erzählung eingeſchlafen und wieder aufgewacht war, mußte ich den Verfaſſer nun auf vier enggeſchriebenen Seiten loben, wenn ich nicht alle kritiſche Reputation auf immer verlieren wollte. Kommt nun das bischen Honorar wol in Betracht mit Dem, was ein ehrlicher Recenſent bei ſolcher Gelegenheit ſich an Geſundheit und Gewiſſen ruinirt? ganz abgerechnet den Kinnbackenkrampf, mit dem ich den ganzen Tag über zu kämpfen hatte; und iſt Ihr gegenwärtiges Leiden etwa mit dem meinigen zu vergleichen? — Wie? —“

„Laßt ihn machen,“ ſprach Hahn, meine Partei ergreifend. „Ein Schriftſteller muß mit dem andern Geduld haben. Was Du willſt, daß Dir geſchehe, et cetera.“

„Ganz recht,“ ſagte Nautilus. „Aber wir könnten dabei etwas eſſen oder ein Spielchen machen; Schnitt etwa oder rouge et noir, oder vingt un, denn Pharao möchte uns zu ſehr von dem Intereſſe an der Erzählung abziehen.“

„Das fehlte mir,“ rief ich erhitzt. „Kein Wort mehr von ſolch einem Vorſchlage! Nun hört zu; ich werde mich der Kürze befleißigen. — Wir wandelten,“ fuhr ich in meiner Erzählung fort, „noch in dem eben bezeichneten Buchenhaine, als ich Helm über die Perſonen, mit denen wir an dieſem Tage zuſammenzutreffen dachten, zu fragen begann.“

„Die Leute, die Sie heute kennen lernen werden, antwortete der Jüngling mit trübem Lächeln, ſind mir von Jugend an befreundet und dennoch ſtehe ich ihnen ſo fern. Um Sie mit ihnen im voraus bekannt zu machen, muß ich Ihnen die Geſchichte meiner erſten Lebensjahre mittheilen.“

„Mein Vater und meine Mutter ſtarben früh. Ein entfernter Verwandter, der Kaufmann Strahl zu Frankfurt am Main, erzog mich zugleich mit ſeinen drei Söhnen. Die Liebe, die mir der alte Mann bewies, entſchädigte mich für manche in ſeinem Hauſe gemachte ſchmerzliche Erfahrung. Keiner meiner jungen Vettern mochte mich leiden. Vielleicht lag an mir die Schuld; unſere Charaktere wichen zu ſehr von einander ab. Deſto freundlicher war die Geſpielin unſerer Jugendjahre, Antonie, die Bruderstochter meines Pflegevaters, gegen mich. Sie war es, die beſtändig die kleinen Zänkereien, die zwiſchen uns Knaben ſtattfanden, vermittelte, beſeitigte, entſchuldigte. So wuchſen wir heran. Franz, der älteſte meiner Vettern, trat ins Militair; er diente in dem Huſarenregimente eines ſüddeutſchen Souverains und lebt jetzt als Rittmeiſter außer Dienſt. Karl, der zweite Sohn, ſtudirte und iſt Doctor der Medicin zu W. Samuel, mein dritter Vetter, durchreiſte Europa, dachte bald dieſen, bald jenen Stand zu wählen und wählte endlich keinen. Er lebt größtentheils in den Bädern und Hauptſtädten. Verſchiedenere Charaktere als die der Brüder werden Sie kaum je geſehen haben. Der älteſte, der Rittmeiſter, gehört zu den Frommen und hatte ſchon als Cornet die Säbeltaſche ſtets mit Tractätchen angefüllt. Franz war auf der Univerſität ein enthuſiatiſcher Deutſchthümler und iſt jetzt ein leidenſchaftlicher Anhänger der Homöopathie und des Magnetismus. Samuel allein iſt ſich treu geblieben, er ißt und ſpielt, wie er es von jeher getrieben.“

„Und Antonie? fragte ich. Iſt ſie auch bei der Geſellſchaft?“

„Ja! ich glaube, ſtammelte Helm, bis ans Haar erröthend.“

„Sie *glauben*? ſprach ich lächelnd. Sie *wiſſen* nicht, daß die Freundin Ihrer Kinderjahre in der Nähe iſt?“

„Ja, ich *weiß* es, ſagte Helm, ruhig, doch ſchmerzlich ſein ſchönes Auge erhebend. Ich weiß auch, *warum* ſie hier iſt, und will es nicht verſchweigen. Antonie iſt jetzt im Anfange der Zwanzig, ihr Oheim wünſcht, daß ſie einem ſeiner Söhne ihre Hand geben möge. Das Mädchen iſt eine reiche Erbin. Um ihren Entſchluß zu vernehmen, ſind die Brüder in Warmbrunn zuſammengetroffen."

„Und welcher von den Dreien wird der Glückliche ſein? fragte ich lächelnd. Iſt es der fromme Huſar, der magnetiſche Homöopath, oder der reiſende Kosmopolit?"

„Es iſt unbeſtimmt, entgegnete Helm. Ich glaube, daß ſie keinen von Allen liebt, aber um den ſehnlichſten Wunſch des wackern alten Oheims zu erfüllen, wird ſie entſchieden einen von ihnen wählen. Die Dankbarkeit, meint ſie, verpflichte ſie dazu."

„Und Sie — wollen Sie nicht auch in die Reihe der Bewerber treten? oder finden Sie keinen Geſchmack an ihr?"

„Geſchmack? Ich wollte, Sie hätten ein anderes Wort gewählt, wenn von Antonien die Rede iſt, ſagte er erröthend; „aber verzeihen Sie; Sie kennen das Mädchen nicht und meine Seelenſtimmung macht mich oft ſo reizbar. Ich würde, ſetzte er hinzu, Alles, Alles thun, um Antonien zu gewinnen, vorausgeſetzt, daß ich ihrer werth wäre; aber der Arme, Aelternloſe wird ſich nie an die reiche Erbin drängen, nie den Lieblingswunſch ſeines Wohlthäters zerſtören, nie ſo vieles Gute mit Undank vergelten.“

„Das iſt brav gedacht, ſagte ich; indeß wenn Antonie den innern Werth hat, den Sie ihr beilegen, ſo iſt es am Ende dennoch die Frage, ob ſie einen von jenen wählen wird.“

„Sie wird, entgegnete Helm. Sie verehrt den Oheim, wie es nur eine Tochter thun könnte, und darum wählt ſie einen ſeiner Söhne, ſelbſt wenn ſie den Erwählten nicht lieben, ja kaum achten könnte. Ueberdem hat der Zudrang der Bewerber um die reiche Erbin Antonien etwas mistrauiſch gegen unſer ganzes Geſchlecht gemacht.“

„Und der Vater dringt vielleicht auch in das Mädchen, daß es einen der Söhne wähle?“

„Keinesweges, ſagte Helm eifrig. Dazu liebt er Antonien zu ſehr. So ſehnlich er auch eine ſolche Verbindung wünſcht, hat er doch nie ein Wort davon mit Antonien geſprochen; er ſcheint zu fürchten, daß, welchen ſeiner Söhne ſie auch wähle, die Ehe keine glückliche ſein würde. Bei mancher Eigenthümlichkeit iſt der alte Herr ein höchſt würdiger Mann und kann ſich weder mit der Frömmigkeit des Huſaren, noch mit der Homöopathie des Profeſſors, noch mit der Spielluſt des Kosmopoliten, wie Sie ihn nennen, befreunden. Sie ſehen, ſchloß er trüb lächelnd, für mich iſt nichts zu hoffen, und wenn ſich auch der freundliche Dämon der Sudeten ſelbſt ins Mittel legte, indem er alle die Granitſtücke, die ich längs des Gebirgskammes zu ſammeln gedenke, in Gold verwandelte; denn nicht meine Armuth allein iſt es, die mir alle Hoffnung raubt.“

„Rübezahl, erwiderte ich lachend, würde auch an und für ſich einen ſchlechten Heirathsſtifter abgeben; denn da er einſt in eignen Herzensangelegenheiten ſo übel gefahren, ja nichts als Aerger und ſeinen Spottnamen davongetragen — “

„Das Wort erſtarb mir auf der Zunge, denn ich hatte nicht bemerkt, daß dicht vor mir eine niedrige Buche einen Aſt quer über den Weg ſtreckte. An dieſen ſtieß ich mit der Stirn, daß mir faſt die Beſinnung verging und zwei Beulen von der Größe eines Taubeneies ſofort zum Vorſchein kamen. Ich konnte nicht ſatt werden, auf meine Ungeſchicklichkeit zu ſchelten; aber Helm tröſtete mich und meinte, daß Einem in dem Dunkel des Buchenhains wol ſo etwas begegnen könne, da die hier und da durch die Aeſte hineinbrechenden Streiflichter das Auge blendeten und öfters die nächſte Umgebung zu unterſcheiden hinderten. Uebrigens, ſchloß er, wäre es ſonderbar, daß ihm nicht derſelbe Unfall widerfahren, da er doch dicht neben mir gegangen und von derſelben Größe ſei; auch wolle er es beſchwören, daß er ſo wenig wie ich den über den Weg ragenden Aſt wahrgenommen hätte, da er mich ſonſt gewarnt haben würde."

„Endlich," fuhr ich lebhaft in meiner Erzählung fort, „war der Buchenwald zu Ende." — Wie es mir vorkam, athmete der Kammergerichtsrath viel freier als vorher. — „Wir traten ins Freie und konnten das vor uns liegende Ende der weiten Gebirgsſchlucht in der Entfernung einer Viertelſtunde genau erblicken. Helm ward ſehr munter und geſprächig. Wie eine Gemſe kletterte er bald dieſen Felſen hinan, bald jene Schlucht hinab. Hier fand er eine ſeltene Gebirgspflanze, dort einen ſchönen Kryſtall, an einer andern Stelle eine ſeltene Verſteinerung. Frohlockend wie ein Kind hob er jeden neuen Fund in die Höhe, allerhand närriſche Dankſagungen an Rübezahl herdeclamirend. Bald war die Hälfte der Jagdtaſche mit allerhand botaniſchen und mineralogiſchen Seltenheiten angefüllt, und als Helm alle die ſchönen Sachen auf einer breiten Gneißplatte auskramte, mußte ich geſtehen, im Laufe mehrer Jahre nicht ſo viel intereſſante Dinge aufgefunden zu haben als der junge Mineralog in der Zeit einiger Stunden. —

Eben wollten wir unſer Frühſtückfläſchchen nebſt Schinken und Zubehör herausziehen, als wir eine ſonderbare Figur über eine der mächtigen Schründe herüberklettern ſahen, die ſeit einigen Jahren von öfteren Erd- und Schneeſtürzen gebildet worden ſind. Jene Figur war ein altes buckeliges, dabei entſetzlich krummbeiniges Männchen mit großem Kopfe, breitem Munde und langen magern Armen. Es trug eine blaue Bedientenliverei mit handbreiten goldenen Treſſen, denen ähnlich, womit der dreieckige Hut beſetzt war; auch die zeiſiggrüne Weſte ſowie die ziegelrothen Hoſen waren bei dieſer Verzierung nicht leer ausgegangen, nur die weißſeidenen Strümpfe und der dreidrähtig geflochtene, lang über den Rücken herabhängende Haarzopf waren einfach und ohne fremden Schmuck. — Wir betrachteten noch verwundert die ſonderbare, ſich immer mehr nähernde Figur, als dieſe auf mich zutrat, zierlich das dreieckige Hütchen vom Haupte nahm und ſich erkundigte, ob ſie die Ehre habe, Herrn von — ſie nannte meinen Namen — zu ſprechen.“

„In dieſem Falle, fuhr der Kleine nach empfangener Bejahung in ſchnarrendem Tone fort, habe ich die Ehre, unterthänigſt zu vermelden, wie mein gnädiger Herr, der ſich zum Vergnügen einige Tage des Jahres in dieſer Gebirgsgegend aufzuhalten pflegt und auch gegenwärtig aus beſagtem Grunde eine überaus plaiſirliche, von der Natur gebildete Höhle als eine Art Abſteigequartier auf einige Tage bezogen hat, durch einen vierundzwanzigfüßigen Taſchenrefractor Ew. Hochwohlgeboren nebſt werthgeſchätztem Begleiter als in der Schlucht herumſteigend erblickt haben, und deshalb nach gehorſamer Empfehlung und Erkundigung nach werthem Befinden, dieweil es wol möglich, daß ſich Hochdieſelben auf dieſem unwegſamen Boden in etwas ermüdet, wo nicht gar durch Stoß oder Fall beſchädigt haben könnten, anfragen ließen, ob mein gnädiger Herr die Ehre haben könnte, Dieſelben beiderſeits zu einer frugalen Mittagsſuppe bei ſich zu ſehen.“

„Und Ihr gnädiger Herr, beſter Mann, darf ich wol fragen?“

„C'est Monseigneur, — Ew. Hochwohlgeboren erlauben, daß ich Hochdeſſen Titel franzöſiſch ausſpreche, dieweil ſolches würdiger klingt und Se. Gnaden dies ſtets ſo befohlen haben; c'est Monseigneur le Marquis de Ronceval, Comte de la Montagne, ci-devant grand maitre de spectacles de sa Majesté très chrétienne, Seigneur de la Caverne, chevalier de la legion d'honneur. Sie verzeihen, wenn ich blos ſeinen ordinairen Haustitel anführe."

„Alle Wetter," unterbrach der Kammergerichtsrath meine Erzählung. „Der alſo war es? Das iſt ein intereſſanter Kerl; ich lernte ihn hier vor zehn Jahren im Bade kennen. Der hat mir einmal einen hölliſchen Streich geſpielt!"

„Ein unausſtehlicher Kerl iſt's!" rief Nautilus. „Wir ſpielten einmal ein Bischen vingt-un mit einander; es war grade häßliches Wetter draußen. In zwei Stunden war ich kahl wie eine Kirchenratze. Und dabei blieb mir der Kerl den ganzen Abend auf dem Halſe und ſetzte mir auseinander, daß man nicht ſpielen müſſe, wenn man kein Geld zu verlieren habe."

„Ja," ſagte Hahn bedächtig, „maliciös war er allerdings genug dazu. Auch mich brachte er einmal in eine garſtige Verlegenheit. Der Staatsrath R., ein würdiger Mann, dem ich viel Freundliches verdanke, befand ſich eben, wie ich wußte, in Warmbrunn. Ich wollte ihm meine Aufwartung machen, komme deshalb mehre Meilen hergefahren; er bittet mich zum Eſſen. Es iſt beinahe Mittag, ich bin ſchon auf dem Wege zum Staatsrath, da begegnet mir der heilloſe Marquis. Zudringlich wie er war, ſchleppt er mich in ſeine Wohnung, ſetzt mir dort einen ausgeſuchten Burgunder vor und bittet mich, ihm meine Gedichte vorzuleſen. Ich leſe, erinnere mich der Einladung und will gehen; da holt er die Uhr, ſchwört Stein und Bein, daß es noch nicht Zeit ſei. Ich leſe fort, endlich ſpringt er auf; nun ſei es Zeit, ſagte er, und als ich hinkomme, iſt es vier Uhr und der Staatsrath nach Berlin abgereiſt. Und was mir am fatalſten war, ſo lange ich mich in Warmbrunn befand, entſchuldigte er ſich beſtändig wegen der Verlegenheit, in die er mich verſetzt, und wählte auch immer die Zeit, wo die Zuhörer ſeiner Entſchuldigungen am zahlreichſten waren; die Malice ſah ihm dabei, wie man wol zu ſagen pflegt, aus den Augen heraus."

„Mir hatte er einen Tag bereitet, wie ich mich kaum eines zweiten entſinne," rief der Kammergerichtsrath. „Es war vor vier Jahren, als ich mich hier im Bade befand und ſodann Willens war, nach meinem neuen Beſtimmungsorte — ich war eben zu einem andern Collegium verſetzt worden — abzugehen. Den Chef des letztern kannte ich noch nicht perſönlich. Von ungefähr vernehme ich, daß er ſoeben in Warmbrunn angekommen, den andern Tag aber weiterreiſen werde, und ich beſchließe, ihm meine Aufwartung zu machen. Da ich ihn nicht zu Hauſe antreffe, gehe ich ein bischen in der Allee auf und ab, und ſiehe da, der verdammte Marquis findet ſich zu mir. Da ich wußte, daß ihm kein Anweſender unbekannt blieb, ſo theile ich ihm mit, daß mir vor wenig Augenblicken ein Mann begegnet ſei, der mein höchſtes Intereſſe erregt habe; es führe derſelbe nämlich eine ganz eigenthümliche Phyſiognomie, inſofern deſſen wie ein Geierſchnabel hervorſtehende Naſe das ebenfalls weit über den zahnloſen Mund hervortretende Kinn berühre und in Gemeinſchaft mit dieſem ſowie mit den hervortretenden Glotzaugen und zwei, über den Kahlkopf in Geſtalt zweier Hörnchen emporgerichteten Locken ein ſo intereſſantes Ganze bilde, daß ich daſſelbe wol Behufs einer eben zu beginnenden Charakterzeichnung länger und genauer zu betrachten wünſche. — Nun, Freunde, hättet Ihr ſehen ſollen, mit welcher Taubenmiene der hölliſche Marquis mir verſicherte, daß ihm ein Fremder der bezeichneten Art an dieſem Tage noch nicht vorgekommen, daß er mir aber vorſchlage, denſelben, da er ſonſt leicht ungeſehen wieder abreiſen könnte — was, wie der Filou meinte, für das Leſepublicum ein unerſetzlicher Verluſt wäre, da es um eine höchſt intereſſante Darſtellung käme, — an allen beſuchten Verſammlungsorten ſorgfältig aufzuſuchen. Er wolle, ſetzte er hinzu, Alles für die Auffindung des Unbekannten daranſetzen; es ſei ihm dies eine Kleinigkeit, für einen ſo lieben Freund wie ich, tagelang durch Dick und Dünn zu laufen. Geſagt, gethan, wir gehen. Lange ſind wir fruchtlos herumgewandelt und finden nichts. Endlich nach Verlauf mehrer Stunden ſehe ich unſern Fremden von ferne und zeige ihn dem Marquis. Kennen Sie ihn? frage ich dringend. — O gewiß! aber gehen wir näher; ich habe ſo blöde Augen; ſpricht der Galgenvogel. — Ihr wißt, er hat Augen wie ein Falke. Endlich ſind wir in der Nähe des Fremden. — Nun kenne ich ihn! ruft der Marquis, und ehe ich mich beſinnen kann, hat er mich bei der Hand und ſtellt mich dem Fremden vor. — Ew. Excellenz, ſagte er, ich habe die Ehre, Ihnen den Rath Floh vorzuſtellen, welcher die Bekanntſchaft ſeines würdigen Chefs zu machen und ſich deſſen Huld zu empfehlen wünſcht. Der Eifer, dieſen Wunſch erfüllt zu ſehen, hat ihn, wie ich bezeugen kann, den ganzen Nachmittag auf den Füßen gehalten, wiewol er in Ihnen nicht ſeinen hochverehrten Vorgeſetzten, ſondern vielmehr den Satan vermuthete, eine Irrung, die Ew. Excellenz nach Ihrer liberalen Denkweiſe einem Dichter — hier machte er eine ſonderbare Bewegung nach der Stirne — nicht übel auslegen werden! — Ich dachte, der Schlag ſollte mich treffen.“

„Das läßt ſich denken,“ rief Hahn. „Und der Präſident? Wie nahm der die Sache auf?“

„Nun, es ging noch an,“ ſagte der Kammergerichtsrath. „Er machte gute Miene zum übeln Spiel und meinte, er habe den Marquis längſt als einen Spaßvogel gekannt; es kam mir aber vor, als ob er mir das Ding etwas nachgetragen hätte; damit aber war es noch nicht aus an dem verdammten Tage. Abends befanden wir uns in der Galerie. Nachdem ich den Marquis gehörig heruntergemacht, verſöhnten wir uns wieder bei einem Glaſe Burgunder, den er, wie er ſagte, eben direct von ſeinen Gütern aus der Bourgogne erhalten hatte. Es wurden dieſen Abend kleine Geſellſchaftsſpiele geſpielt. Nun wißt Ihr, Freunde, ich liebe ſolche unſchuldige Vergnügungen nicht, und da ich bei dem Pfändergeben und Nehmen ein Fräulein, das die Kinderſchuhe längſt ausgetreten hatte, ſich überaus jugendlich geberden ſehe, ſo vertreibe ich mir die Zeit damit, beſagtes Fräulein im Coſtume der Prinzeſſin Brambilla in mein Portefeuille zu zeichnen — ich gedachte ſie gelegentlich in einer Novelle ausführlicher darzuſtellen. —

Was geſchieht! kaum bin ich fertig, ſo ſpringt der Marquis wie verrückt im Saale herum. O das iſt ein herrliches Portrait! ruft er; das dürfen Sie den Damen nicht vorenthalten! Und ſo ſtürzt er wie ein Stoßvogel ſich auf die Brieftaſche und läßt ſie unter den Damen courſiren. Nun wäre mir das ziemlich einerlei geweſen, man konnte ja doch nicht wiſſen, wen das Bildchen eigentlich darſtellen ſollte; aber Freunde, wer beſchreibt mein Entſetzen, als, wie das Portefeuille wieder in meine Hände kommt, der Name des Fräuleins und fecit Floh unter dem Bildchen ſteht. Das Tollſte aber war, die Unterſchrift war aufs täuſchendſte meiner eignen Handſchrift ähnlich."

„Nicht möglich!" riefen wir Alle.

„Wie ich Euch ſage," ſprach Floh. „Niemand anders als der Marquis konnte mir die Teufelei geſpielt haben. Die Damen flohen mich fortan wie die Peſt. Daß ich auf ihn ungemein erbittert war, könnt Ihr denken; um ſo fataler war es mir, daß er Abends bei Tiſche ſich mir zur Seite ſetzte. Neben mir, zur andern Seite, ſtand ein leerer Stuhl. Nun wißt Ihr, ich kann die leeren Stühle beim Eſſen nicht gut leiden. Man weiß immer nicht, wer ſich vielleicht daraufſetzt." Floh ſprach dies mit einem ganz eigenthümlichen, uns aber ſchon bekannten Blicke.

„Der Marquis unterhielt mich fortwährend, und ich muß geſtehen, ſehr intereſſant; doch war Alles, was er ſprach, ſo phantaſtiſch, ſo grauſenhaft, und dies im Verein mit dem leeren Stuhle und allen den darangeknüpften Ideen machte mir faſt das Gehirn gähren. Wir ſaßen noch an unſerer Tiſchecke, als die Geſellſchaft längſt fort und wir allein im Saale waren. Eben ſchlug es zwölf Uhr, und ſonderbarerweiſe gingen alle Lichter nach und nach bis auf ein einziges aus. Ich, frappirt davon, blicke auf den leeren Stuhl — es kam mir nämlich vor, als ſäße Jemand darauf —; aber der Marquis ſchlug ein ſolch gellendes Lachen auf, daß es mir heute noch in die Ohren tönt, und rief: Suchen Sie mich nicht erſt auf dem leeren Seſſel, beſter Herr Kammergerichtsrath, ich bin ſelber der Teufel und freue mich, Ihre nähere Bekanntſchaft gemacht zu haben! — In demſelben Augenblicke ging auch das letzte Licht aus; aber ich wollte darauf ſchwören, daß ich beim Glimmen des Dochtes auf dem Kopfe des Marquis ein paar Hörner und an ſeinen Händen Klauen geſehen habe. Den andern Morgen erhielt ich ſeine Abſchiedskarte; er hatte noch in der Nacht Warmbrunn verlaſſen.“

Wir lachten.

„Da hat Ihnen die Phantaſie wieder einen hübſchen Streich geſpielt!“ rief Nautilus.

„Floh hat, wenn auch nicht gerade ins Schwarze, doch nicht weit daneben geſchoſſen!“ verſicherte ich und fuhr in meiner Erzählung folgendermaßen fort:

„Kaum hatte der bunte Diener ſeine Anrede geendet, als wir Beide, Helm und ich, verſicherten, daß wir es uns zur Ehre rechnen würden, der gütigen Einladung des Herrn Marquis zu folgen. Wir gingen, der kleine Lakai voran. Wie erſtaunte ich, als ich in der ſonſt ſo wilden, pfadloſen Bergſchlucht einen ſchön geebneten Fußweg fand, der, zierlich mit feinem Sande beſtreut, gerade über einen mächtigen Erdſturz hinweg nach einer ſchroffen Felswand führte. Noch mehr aber ward ich überraſcht, als ich hier auf einem wegen ſeiner ſchönen Anſicht intereſſanten Punkte ein ziemlich großes, in den feinkörnigen Granit gewiß nur mit unendlicher Mühe gehauenes Portal traf, das den Eingang einer Höhle bildete, die, wie ich ſpäter ſah, ſich in mehre höchſt geſchmackvoll meublirte, doch ſonſt allerdings nur mit Feld- und Walderzeugniſſen ausgeſchmückte Abtheilungen verzweigte.“

„Der Marquis empfing uns an der Thür. Er war, wie Euch bekannt, ein Mann von ſtattlicher

Figur und einem nicht unangenehmen, doch durch ein oft gutmüthiges, noch öfter aber durch ein maliciöſes, wie ein Blitz ſeine Züge durchzuckendes Lächeln etwas faunenmäßigen Geſichtsausdrucke. Bei ſeinem etwa funfzigjährigen Alter würde die altväteriſche barocke Kleidung, vor Allem aber der geſtickte, dunkelgrüne habit français, die **ailes de pigeon**, die über die Hände herabhängenden Manſchetten jeden Andern lächerlich gemacht haben; aber weiß der Himmel, ich habe noch Niemand ſelbſt nicht über den beinahe bis an die Waden reichenden Zopf des Marquis lachen ſehen; that es aber ja einmal Einer, ſo iſt es ihm auf dieſe oder jene Art immer übel bekommen. Der Herr des Hauſes, oder beſſer zu ſagen, der Höhle, empfing uns ſehr freundlich; er ſchien, was ſonſt nicht immer der Fall iſt, bei der beſten Laune.“

„Seien Sie mir herzlich willkommen, rief er, indem er mir die Hand ſo kräftig ſchüttelte, daß ich nur mit Mühe das Aufſchreien unterdrückte. Aber mein Gott! ſetzte er hinzu, Sie haben ja ein paar Beulen am Kopfe, als wenn Sie Geweihe anſetzen wollten. Gewiß haben Sie etwas ſehr Geiſtreiches geſprochen und darüber nicht bemerkt, daß ein Baum ſeine Aeſte über den Weg ſtrecke. Ja, Vorſicht iſt zu allen Dingen nütze! — Und Sie, junger Freund — ich hatte ihm inzwiſchen Helm vorgeſtellt — ſind Mineralog und kommen von B.? O, dort iſt man ſehr weit in Ihrer Wiſſenſchaft! Ich hospitirte während meiner Anweſenheit bei dem berühmten St., der damals mineralogiſche Collegia las. Ein herrlicher Mann, ich habe viel von ihm gelernt; nur Schade, daß es ihm oft begegnete, ein Mineral mit dem andern zu verwechſeln. So demonſtrirte er uns einmal ungemein ſchön das eigenthümliche Gefüge des Gneißes und deſſen Uebergehen in Granit; er konnte ſich aber nicht gut zurecht finden, denn ich hatte die Gneißſtufe in der Zerſtreuung vom Katheder weggenommen und in die Taſche geſteckt und dafür ein Stück Granit hingelegt. Aber belieben Sie einzutreten, denn die Suppe wird kalt.“

„Wenn aber der Marquis ſo ſchlechthin nur der Suppe erwähnte, ſo darf man indeß keineswegs annehmen, daß dieſe einen Hauptbeſtandtheil des Mahles ausgemacht hätte, denn die in der ſchönen granitnen Halle aufgeſtellte Tafel würde ſich unter der Laſt ausgeſuchter, höchſt ſchmackhaft bereiteter Speiſen gebogen haben, wenn letztere nicht auf einer herrlich polirten Porphyrplatte, die auf vier ſtarken Kryſtallſäulen ruhte, aufgetragen geweſen wären. Das letztgenannte Mineral ſchien überhaupt bei dem Marquis einer beſondern Vorliebe zu genießen, denn nicht nur dampften die köſtlichſten Forellen, die delicat geſchmorten Haſelhühner, der zarte Rehrücken in Schüſſeln vom herrlichſten Bergkryſtall, ſondern Teller, Gläſer, Flaſchen bis auf die mit Eis gefüllte Kühlwanne waren von demſelben ſchönen Material. So ſehr ich zur Freude des Marquis mir Speiſe und Trank, vorzüglich aber letztern, bei dem mir die Wahl unter hundertjährigem Johannisberger, Lacrymä Chriſti und tokayer Ausbruch nur etwas ſchwer fiel, ſchmecken ließ, ſo ſehr ward Helm durch die verſchiedenartigen Mineralien, die Theils den Stoff der Meubles abgegeben hatten, theils als Seltenheiten in Menge auf Tiſchen und Simſen aufgeſtellt waren, vom Eſſen und Trinken abgezogen. Da gab es ganze Spiegelrahmen vom ſchillerndſten Labradorſtein, das Gehäuſe einer Stutzuhr war von Malachit, eine Rauchtabaksdoſe von Heliotrop, auf dem die brennend rothen Punkte wie Bluttropfen hervortraten. Wie geſchliffener Stahl glänzten die dunklen Felder eines in einem Winkel liegenden Schachbretes; ſie waren von Iſerin, die weißen von Chalcedon. Am meiſten nahm aber Helm's Aufmerkſamkeit ein Deſſertaufſatz in Anſpruch, der von einem feuerfarbnen Metalle war und dennoch weder dem Golde, dem Kupfer, noch irgend einer Miſchung beider glich.“

„Das Ding ſcheint Ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, junger Freund, ſagte der Marquis ziemlich gleichgültig. Es iſt Titan; ich habe ihn zum Spaße, da gerade einmal ſchlechtes Wetter war, chemiſch ausgeſchieden und nicht mehr als ungefähr funfzig Centner Iſerin dazu verbraucht.“

„Helm begann der Verſtand ſtillzuſtehen.“

„Sie ſehen hier, ſetzte er die Rede in dem nämlichen gleichgültigen Tone fort, nichts Beſonderes. Ich lebe hier, ſo zu ſagen, ganz en campagne. Wer würde auch etwas von guten Sachen mit ſich in dieſe Bergſchlucht ſchleppen? In meiner Behauſung habe ich ganz andere mineralogiſche Merkwürdigkeiten, wiewol keine ſo bedeutenden als Ihr Mineralienkabinet zu X. enthält, wo mir der mich herumführende Cuſtode einſt einen verſteinerten Schafskopf zeigen wollte; es war aber keiner da als einer, der ſein Eigenthum war, und der war eben erſt in der beſten Verſteinerung begriffen.“

„Und alle die herrlichen Dinge, die uns umgeben, die rechnen Sie für nichts, Herr Marquis? rief Helm enthuſiaſtiſch. Wo mein Auge hinfällt, trifft es auf eine mineralogiſche Seltenheit; Tage wären nöthig, um alles Das zu betrachten, zu ſtudiren, was ich hier ſehe. O, wäre es mir vergönnt, Ihr Mineraliencabinet zu ſchauen, Das mit Muße zu betrachten, was Sie etwas Merkwürdiges nennen!“

„Dazu kann Rath werden, Herr Helm! ſagte der Marquis mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke in ſeinen Mienen, der indeß nach kurzem Durchzucken derſelben gleichſam wie ein Blitz vorüberflog. Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen: wollen Sie vier Wochen aufs Ordnen meiner Mineralienſammlungen verwenden und mir einen Katalog derſelben anfertigen, ſo ſollen Sie alle die Dinge haben, die in dieſer Höhle befindlich ſind; verſteht ſich, nur als eine kleine Gratification, denn Ihre Bemühungen honorire ich gern beſonders. Indeß wäre es conditio sine qua non, daß Sie noch heute Ihr Geſchäft begännen und mich gleich nach dem Eſſen jenſeit des Gebirgs nach meinem Sommeraufenthalte begleiteten; auch würde ich mir die Bedingung machen, daß Sie in dieſen vier Wochen keinen Fuß aus der Thüre ſetzten, denn binnen der Zeit muß es abgethan ſein; ich habe dazu die wichtigſten Gründe. Wollen Sie, ſo ſchlagen Sie ein — hier iſt meine Hand.“

„Schon bei den erſten Worten des Marquis war

Helm voll Freude von ſeinem Sitze aufgeſprungen. Die Röthe höchſter Freude überflog ſein ſchönes Geſicht.“

„Nichts will ich haben, Herr Marquis, gar nichts als die Doubletten, die Sie ſelbſt nicht mehr wollen! rief er entzückt und wollte eben die dargereichte Rechte ergreifen, da durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz, ſeine Röthe verkehrte ſich in Bläſſe, er ſtarrte einen Augenblick vor ſich hin, und indem er ſich langſam niederließ, ſagte er mit zitternder Stimme: So unendliche Freude es mir machen würde, Ihre Sammlungen zu ordnen, Herr Marquis, und ſo gern ich nicht nur Tage, ſondern Nächte dabei zubringen und monatelang den Fuß nicht aus dem Hauſe ſetzen wollte, ſo kann ich doch Ihre Nebenbedingung, heute zu beginnen, nicht erfüllen; denn — “

„Sie können nicht? unterbrach ihn der Marquis im gleichgültigſten Tone. Nun es ſchadet nichts, es war nur ſo eine flüchtige Idee. Ich wollte Ihnen deshalb nicht beſchwerlich werden; das alte Steingerölle liegt auch ungeordnet gut an ſeinem Platze. Laſſen wir alſo die Sache auf ſich beruhen.“

„Nur der wichtigſte Grund — ſtammelte Helm.“

„Sie haben keine Zeit, das iſt mir genug, ſagte der Vorige kurz, doch nicht empfindlich; laſſen wir damit den Gegenſtand für immer abgemacht ſein. — Wie geht es mit der ſchönen Literatur? ſprach er zu mir gewendet; er ſchien ſichtlich das vorige Geſpräch abbrechen zu wollen.“

„Es geht nicht, es ſteht! entgegnete ich lächelnd.“

„Ach, Sie gehören auch zu den Unzufriedenen, rief der Marquis. Ja ein Autor hat es ſchlimm! ſetzte er mit mitleidigem Tone hinzn, während ihm der Spott und die Schadenfreude aus den Augen guckte: da iſt erſtlich die den beſten Dichtungen fehlende Anerkennung, dann ſpreizen ſich die Buchhändler und dann die Recenſenten! Ich kann mir Ihre Bekümmerniſſe denken.“

„Dennoch nicht ganz, rief ich ärgerlich. Ich rechne meine Dichtungen nicht zu den beſſern, folglich auch nicht auf Anerkennung, wie Sie ſolche im Sinne zu haben ſcheinen; mit den Buchhändlern bin ich ganz wohl zufrieden, und was die Recenſenten anbelangt, ſo kann ich mich über dieſe auch eben nicht beklagen, wenn einem oder dem andern meine Dichtungen nicht gefallen ſollten. Aufrichtig geſtanden, ich kenne keine meiner Novellen, die, wenn ſie fertig war, mir ganz beſonders gefallen hätte.“

„O über Euere lügenhafte Beſcheidenheit!“ rief

Nautilus, meine Erzählung unterbrechend. „Wenn Ihr dem vertracten Marquis auch ſolches Zeug aufgebunden habt — und ich lobe es —, ſo heuchelt uns wenigſtens nichts vor.“

Hahn ſtrich ſich lächelnd, doch ſchweigend das Kinn.

„Der Marquis war wol recht erbaut von Ihrer edeln Selbſterkenntniß?“ fragte ſpöttiſch der Kammergerichtsrath.

„Es ging noch an,“ ſpach ich etwas verdrießlich. „Er ſagte gar nichts, aber ſeine Faunenlarve redete deſto lauter, während er ein Heft des „Geſellſchafters“ holte. Sehen Sie, ſprach er, da iſt Ihre allerliebſte Erzählung: Margarethe Roſen, auch ganz ſpottſchlecht recenſirt. Der Mann ſagt: die praktiſche Idee, die ihr zum Grunde liege, ſei ganz gut, aber die Ausführung mit Krieg und Kriegslärm, und Trommel und Fahne ſei keinen Schuß Pulver werth. Er hat ganz Unrecht. Die poetiſche Idee taugt meiner Meinung nach nichts — Sie nehmen einem alten Bekannten die Freimüthigkeit nicht übel; ich baue auf Ihre Selbſterkenntniß —, indeß die Ausführung iſt gut. Aber ſo ſind die Anſichten verſchieden.“

„Hat ſich der Recenſent genannt? fragte ich, ſo gleichgültig wie möglich ſcheinend.“

„Ja wohl, entgegnete der Marquis; er heißt Arthur Müller."

„Ich bin dem Herrn Arthur sehr verbunden, ſagte ich, auf einmal meine gute Laune wieder erlangend. Durch Nennung ſeines mir bis dahin unbekannten Namens hat er ſogleich wieder die Wunde geheilt, die er mir geſchlagen. Ich dachte, wer weiß, wie er hieße. Er ſoll leben, der wackere Mann!"

„Wir ſtießen an; der Marquis lächelte."

„So ſind die Belletriſten Alle! ſprach er ſpottend. Nennt ſich der tadelnde Kritiker nicht, ſo heißt es: wer würde ſich um das Urtheil eines Unbekannten kümmern! Nennt er ſich aber, dann zucken ſie vornehm die Achſeln und ſagen: du lieber Gott, iſt es der! was hat er denn geſchrieben? oder: ich kenne den Menſchen nicht. Iſt dagegen die Recenſion lobend, o dann iſt ſie treffend, geiſtreich und wahr, hieße der Kritiker auch Hinz oder Kunz."

„Sie beſtätigen damit nur meine Behauptung, daß es mit der ſchönen Literatur ſehr auf ſchwachen Füßen ſtehe! entgegnete ich lachend. Wie der Stand der Kritik, ſo der der Dichtung. Weit entfernt, zu behaupten, daß dem Autor, dem es mit der letztern Ernſt iſt, eine lobende, augenſcheinlich in Frohnarbeit oder Gevatterſchaftsverhältniſſen zu Liebe

fertigte Beurtheilung, wie wir ſolche, und zwar
e immer elender als die andere, in ſo vielen Jour-
len finden, anders als lächerlich vorkommen könnte,
n ich dagegen auch unmöglich annehmen, daß er
ch eine tadelnde von gleicher Sorte ſich eben ſehr
eugt finden ſollte. Ich glaube, daß ſich ein ge-
ſer Gleichmuth bei einem Unglück dieſer Art eben
t ſchwer behaupten laſſe; ja wäre ich etwa Kir-
= oder Schulrath, und es träfe ſich, wie es häu-
der Fall ſein mag, daß der Primaner, der eben
mir ſein Abiturientenexamen abzulegen hätte, zu-
der tadelnde Recenſent meiner neueſten Schrif-
und mir dies bekannt wäre, ſo gäbe ich ſchon
m dem armen Jungen eine beſſere Nummer, um
zu beweiſen, daß ich keinen Groll gegen ihn
“

Helm und der Marquis lachten — und Nauti-
nd Conſorten thaten es ebenfalls.

Bei alle dem werden Sie zugeben müſſen, ſprach
ch nach einer Pauſe der Herr der Höhle, daß
r belletriſtiſchen Arena, mögen auch die Kampf-
ſein, wer ſie wollen, wacker gekämpft wird,
ht antik wird von beiden Theilen wie bei den
n ſelten Pardon gegeben.“

anz recht, entgegnete ich verdrießlich. Ihr

Gladiatorengleichniß iſt recht glücklich gewählt. Es iſt jetzt ganz wie zu den Zeiten des Titus oder Veſpaſian; ein großer Theil der Kämpfenden gehört dem auserwählten Volke an, aber nicht der Ruin Jeruſalems, ſondern der des Handels treibt ſie in die Schranken; doch wird durch ihre Beſtrebungen wol kein Coloſſeum erbaut werden."

„Ich ſehe nicht ein, ſagte der Marquis mit einem Gleichmuthe, wegen deſſen ich ihm noch einmal ſo gram wurde, warum ein ehrlicher Mann, der irgend ein unglückliches Geſchäft in Haſenfellen oder in kurzer Waare gemacht hat, ſich nicht durch die Poeſie zu etabliren ſuchen ſollte, ganz abgeſehen davon, daß er bei dieſer Beſchäftigung nicht einmal Gewerbſteuer zu bezahlen braucht, weshalb man die Poeſie auch mit Recht zu den freien Künſten rechnen muß, wiewol ich dies für einen Fehler in der Steuerverfaſſung halte. Ich will indeß damit gar nicht in Abrede ſtellen, daß wir den eben angeführten Umſtänden ſehr viele der ſchätzbarſten neuen Geiſteserzeugniſſe, ja einen ganzen Cyclus derſelben, den ich am liebſten mit der Benennung der Knoblauchsliteratur bezeichnen möchte, verdanken. Sie werden mich übrigens, bekannt mit meinen humanen Grundſätzen, wie ich hoffe, nicht misverſtehen; durch jenen

Ausdruck will ich nichts als das Pikante, das Salz — und dieſes iſt an keinen Ort gebunden und kann zu Jeruſalem ſo gut wie zu Athen gefunden werden —, mit einem Worte den haut goût, der die neueſten Dichtwerke und Witzcompendien auszeichnet, angedeutet haben.“

„Der Marquis ſagte das Letztere mit einer treuherzig ſein ſollenden, jedoch etwas ins Mephiſtopheliſche hinüberſpielenden Miene.“

„Ich beſchäftige mich gegenwärtig, ſprach er, bemüht, eine Champagnerflaſche zu entkorken, viel mit Belletriſtik und Politik. Man bleibt zu leicht hinter der Zeit zurück, wenn man ſich nicht au niveau zu halten ſucht, und bei der Maſſe des erſcheinenden Trefflichen iſt dies nichts Leichtes. Was nun in beiden Fächern Gutes erſcheint, erhalte ich brühwarm nach der Meſſe. Da iſt der junge Itzig Frauſtädter — er iſt ein beliebter Dichter und Ihnen gewiß unter dem Namen Nicephorus Orientalis bekannt; Sie müſſen ihn aber nicht mit ſeinem Bruder verwechſeln, der mit alten Kleidern handelt und mich einmal mit ein paar Seehundsſtiefeln hölliſch angeführt hat —, der iſt mein geheimer Geſchmacksrath und liefert mir mein nutrimentum spiritus, mit Friedrich dem Großen zu reden. Das einzige

Schlimme aber iſt: ich bin mit einem ſchlechten Bibliothekar verſehen. Da iſt mein guter Jean — er wies auf einen kahlköpfigen ſäbelbeinigen Zwerg —, der verſchiedene ſchätzbare Talente hat und zu den heterogenſten Geſchäften ſehr viel Geſchick zeigt — ſo kann er z. B. zehnerlei Vögelſtimmen nachmachen, hat eine leichte Hand zum Raſiren und eine beſondere Force im Stiefelputzen —, dem habe ich die Aufſicht über meine Bücherſammlung übertragen; aber freilich hapert es hin und wieder, da er im Leſen und Schreiben wenig erfahren iſt. Dieſes Uebelſtandes willen, und um ihm ſein Geſchäft zu erleichtern, theils auch weil ich den Einſchachtelungsſyſtemen überhaupt zugethan bin, habe ich meiner belletriſtiſch-politiſchen Bibliothek eine eigenthümliche Eintheilung gegeben, durch die der gute Junge ſich augenblicklich zurechtfinden kann. Eine kleine Ueberſicht wird Sie gleich au fait ſetzen. — Die verſchiedenen Arten der belletriſtiſchen oder politiſchen Geiſteswerke meiner Sammlung unterſcheiden ſich theils durch den Einband, theils durch eine bildliche Bezeichnung ihrer Repoſitorien von einander. So z. B. ſind die hiſtoriſchen Romane und Novellen alle in Leder gebunden und haben drei Abtheilungen. Will ich nun dieſen oder jenen hiſtoriſchen Roman haben, ſo nenne ich nur den Titel unter Beifügung: Leder prima Sorte, und ich habe ihn. — Alle Damenſchriften haben dunkel- oder hellkaffeebraunen Einband. In dieſem Falle nenne ihm den Namen der Schriftſtellerin und ſetze hinzu: Kaffee, ſtarken, wenn es die erſte, oder: ſchwachen, wenn es die zweite Abtheilung gilt. — Iſt es eine politiſche Broſchüre, die ich verlange, ſo darf mein Jean nur auf das Schild des fraglichen Repoſitoriums blicken. Jede der beiden Abtheilungen, die ariſtokratiſche ſowol wie die liberale, haben drei beſondere Schränke, des raſchen Zuwachſes willen. Ueber jeglichen der erſten iſt eine Perücke gemalt; doch ſind dieſe durch Zopf, Haarbeutel oder Allongenfriſur unter ſich verſchieden. Die liberalen Schränke anlangend, ſo finden Sie über dem erſten den Pegaſus — Jean meint, er wäre ſchlecht gemalt, die Ohren wären etwas zu lang —, über dem zweiten einen leeren Geldſack und über dem dritten eine Schellenkappe. Sie begreifen leicht, daß wenn ich z. B. rufe: „Die Trefflichkeit der alten Zeit,“ Haarbeutel, Profeſſor J.! oder: „Das dreifarbige Panier n Deutſchland,“ Schellenkappe, Dr. Gaſt! mein uter Jean unmöglich fehlen kann.“

„Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte dem iterariſchen Geſpräche des Marquis, ſo eifrig er es auch fortſetzte, durchaus keinen Geſchmack abgewinnen. Sobald daher die Tafel aufgehoben war, und die Schicklichkeit es geſtattete, gab ich meinem Gefährten einen Wink, daß es Zeit wäre, unſere Reiſe fortzuſetzen. Unſer Wirth bemerkte es.“

„Sie wollen ſchon aufbrechen? rief er. Ich würde dies durchaus nicht zugeben, da Sie noch zeitig genug die Wieſenbaude erreichen und folglich Zeit übrig haben, ſich mit ſchlechten Forellen und verfälſchtem Weine zu kaſteien; aber ich habe mich entſchloſſen, Sie auf Ihrer Gebirgsreiſe zu begleiten, und ſomit iſt es einerlei, wo wir uns befinden.“

„Sollte Sie das beſchwerliche Erklimmen des ſteilen Bergrückens nicht zu ſehr ermüden? fragte ich. — Ich hätte den Marquis am liebſten in ſeiner Höhle gelaſſen; ich fürchtete die Fortſetzung des Literaturgeſpräches.“

„Den Kamm erklimmen? fragte er verwundert. Warum ſteigen, wo wir bequem fahren können? Ach, Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich vor kurzem eine Art Chauſſée bis vor die Treppe des Koppenkegels habe anlegen laſſen?“

„Aus der Mälzergrube? rief ich. Das iſt unmöglich! Wie wäre man im Stande, an der ſteilen Felswand mit Roß und Wagen emporzuklimmen?“

„Sie ſollen es ſogleich ſehen und meine Erfindungsgabe loben, ſprach der Marquis lächelnd. Aber ſiehe da, der Wagen iſt ſchon vorgefahren.“

Wir griffen nach unſern Reiſehabſeligkeiten und traten unter Begleitung des Wirthes aus der Höhle.

Wie groß war unſer Erſtaunen, als wir die Equipage erblickten, die uns aufzunehmen beſtimmt war. Der vierſitzige Wagen war eine Art grotesk geformter, ſtark vergoldeter Phaethon, wie ſolcher wol von den Stutzern aus der Zeit Ludwig XIV. zu Spazierfahrten im Bois de Boulogne gebraucht worden ſein mochte. Der himmelblau-lackirte Kaſten, auf deſſen Schlägen das Wappen des Beſitzers, ein geflügelter Maulwurf, in ſtark vergoldetem Silber prangte, die ſcharlachrothen Kiſſen von geriſſenem Sammet, die zeiſiggrün angeſtrichenen, niedrigen Wagenräder nebſt dem in alle dieſe Farben gekleideten, vorn und hinten im Ueberfluß buckeligen Kutſcher, deſſen mächtiger Knebelbart im Verein mit dem zur Ungebühr langen Haarzopfe bei weitem die Länge des kaum drei Fuß hohen Männchens überſtieg, erregten unſere ganze Aufmerkſamkeit; wer aber beſchreibt unſere Verwunderung, als wir an der Stelle der Pferde ſechs rabenſchwarze Ziegenböcke in ſchwefelgelben Geſchirren vor dem Wagen erblickten.“

„Steigen Sie ein, meine Herren! rief der Marquis, als wir zauderten, und Einer den Andern bedenklich anſah. Die Thierchen ſind lange nicht aus dem Stalle gekommen und könnten ſonſt ein Unglück anrichten. Oder fürchten Sie ſich vielleicht?“

„Die Miene, mit der der Vorige ſeine Frage ausſprach, trieb uns wie der Blitz in den Wagen; wir glaubten, durch längeres Zaudern uns lächerlich zu machen. Kaum hatten wir Platz genommen, als die Equipage ſich nach dem ungefähr eine Viertelſtunde entfernten Hintergrunde der Schlucht in Trab ſetzte. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß wir auf einem wohlgebahnten Wege fuhren, der ſich in mannichfaltigen Biegungen durch mächtige Felſenblöcke ſchlängelte.“

„Sie wundern ſich, ſagte nach einer Weile, und als wir uns von unſerm Erſtaunen zu erholen begannen, der Marquis; Sie wundern ſich über meine Ziegenequipage, und ich glaube, mit Unrecht. Wir leben jetzt in der Zeit des Nützlichen und der Surrogate. Wann wären in dieſen Stücken auch ſo herrliche Fortſchritte gemacht worden wie eben jetzt? Bei Allem, was zur Nahrung des Geiſtes wie des Körpers, mit einem Worte, was zum Leben und deſſen Nothwendigkeiten gehört, fragt unſer verſtändiges

Zeitalter ſogleich: wozu nützt es? Die zweite Frage betrifft ſodann ein gutes, wohlfeiles Surrogat. Ich glaube, daß ſich im Laufe der Zeit dieſe glückliche Tendenz immer mehr ausbilden wird, und wir endlich dahin gelangen werden, für jedes Moraliſche ſo gut wie für das Phyſiſche ein Surrogat zu erfinden. In der Politik und Regierungskunſt iſt bereits ein hübſcher Anfang gemacht worden, was Sie nicht beſtreiten werden. Aber das könnte uns zu weit führen! revenons à nos chèvres! Sie ſehen, die zottigen gehörnten Beſtien thun ihre Schuldigkeit nicht ſchlecht und ſind bei dieſen ſteilen Pfaden in mancher Art den Pferden vorzuziehen; aber freilich iſt's mit dieſem Fuhrwerkſurrogate wie mit jedem andern, es bleibt immer etwas zu wünſchen übrig. So werden Sie gefälligſt bemerken, daß mein gutes Hänschen — ein trefflicher Kerl — ohne Leine fährt, weil die Thierchen dieſe ſowie die Peitſche durchaus nicht leiden mögen. Drei meiner Lakaien brachen den Hals, ehe die Böcke ſo weit kamen, als ſie jetzt ſind; dafür aber ſind ſie nun firm in jeder Hinſicht. Hänschen hat ſich mit den Thieren nun ganz eingelebt; er regiert ſie blos mit der Stimme, und werden ſie ja einmal aufſätzig, ſo knallt er mit dem Haarzopfe; denn das nehmen ſie nicht übel, und er hat ſich auf dieſes

Manoeuvre eingeübt. Sie ſehen, es beſteht orden
lich ſo eine Art von Conſtitution zwiſchen Hans un
dem ſchwarzen Völkchen; letzteres weiß ſchon, wi
weit es gehen kann und wie weit nicht, es iſt ſo z
ſagen aufs Maul dreſſirt. — Damit will ich in
deß keineswegs behaupten, daß ein ſo glückliches Ein
verſtändniß nicht durch irgend einen Zufall unterbro
chen werden könnte. Bewahre der Himmel! Ma
ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, aber Un
glück iſt wohlfeil! Befände ſich zum Beiſpiel irgen
ein unbeſonnener Menſch in unſerer Nähe, jetzt, w
wir eben an dieſem Abgrunde vorüberfahren, und e
ſchöſſe eine Flinte los, oder es käme plötzlich ein Ge
witter und blitzte, oder wir wären im October, un
es liefe uns eine Ziege über den Weg, ſo nützt
Hänschens ganze Kunſt und conſtitutioneller Vertrag
nichts; der Wagen, Hänschen ſelbſt ſammt ſeinem
Haarzopfe, Alles holte der Henker, und wir brächen
insgeſammt die Hälſe. Bei alle dem muß man ſich
damit tröſten, daß es mit unſerm Fuhrwerk nicht
anders wie mit dem Geſchick des Menſchen, ja ganzer
Reiche ſteht; kommt einmal das Beſtialiſche ins
Spiel, ſo iſt der Teufel gleich mit von der Partie,
und man kann dann nichts Geſcheiteres thun, als
die Augen zudrücken und die Beendigung derſelben

unſerm Herrgott empfehlen. — Aber Sie ſind ja ſo ſtill geworden?“

„Mit letzterer Behauptung ſagte der Marquis keine Unwahrheit. Der Weg ging jetzt ſteil aufwärts und zwar zu meinem Erſtaunen in jener Felſenſpalte, wo noch vor wenig Tagen, wie ich mich aus allen Umſtänden überzeugte, der ſchäumende Lamnitzbach heruntergeſtürzt war. Der Boden, auf dem der Wagen fuhr, war klingender Fels. Die einzelnen Granitkörner knirſchten unter den Rädern. Blickte man hinter ſich, ſo ſah man in eine entſetzliche, grauſenvolle Tiefe. War es die Anſtrengung, das ſchrillende Zurufen Hänschens — der unausſtehliche Kerl knallte obendrein in einem fort mit ſeinem Haarzopfe —, genug die Böcke tobten wie beſeſſen in ihren Geſchirren und meckerten dazwiſchen ſo laut, daß man, wenn nach einigen Secunden das Echo ihr Geſchrei zurückgab, der Meinung hätte werden können, zwei Chöre hölliſcher Dämonen übten ſich im Lachen. Helm und mir ſträubten ſich die Haare. Tauſendmal verwünſchte ich den Marquis ſammt ſeiner Einladung. Dazu kam noch die Furcht, lächerlich zu werden, denn wie ein grinſender Faun ſaß er in der Wagenecke und ſang: Où peut on être mieux qu'au sein de sa famille!“

„Endlich erreichten wir das Plateau des Gebirges, und in geſtrecktem Trabe ging es auf die Wieſenbaude zu. Wir langten an; die Geſellſchaft, von der mir Helm geſagt hatte, war bereits dort. — Helm hatte von Antonien nicht zu viel geſagt Das Mädchen hatte ein ſehr intereſſantes Aeußere, und ohne bedeutend ſchön zu ſein, war es doch leicht erklärlich, daß Antonie durch dieſes ſowol wie durch ihren hellen Verſtand und die Lieblichkeit ihres Weſens einen tiefen Eindruck auf das Herz des jungen Mannes machen gekonnt. Die drei Vettern, die mir Helm als ſeine Rivale geſchildert hatte, misfielen mir ungemein. Der Rittmeiſter, ein blaſſer junger Mann, mit lauernder Miene, hatte, wie es ſchien, in frühern Jahren die Freuden der Welt im Uebermaß genoſſen, und man konnte ihn unbedenklich zu den jugendlichen Greiſen rechnen. Der Doctor war von unangenehmem, abſtoßendem Weſen; ſeine Miene drückte eine gewiſſe Schlaffheit und dennoch Anmaßung aus. Der Kosmopolit ſchien in hohem Grade unbedeutend, doch gutmüthig. Eine ältliche Couſine, die Aja Antoniens, ſtand auf dem Lebenspunkte, wo es ihr zu ſchwer wurde, auf die ſchmerzlich freundliche Stimme des Genius der Entſagung zu hören, wie mancher ihrer Mitſchweſtern, die um ſo lieber dem

leinen ſchadenfrohen Dämon Gehör geben, wenn er
hnen in Männernähe, ach, vielleicht zu letzten Male
uruft: **hic Rhodus, hic salta!** — Dies ſchien
uch der Grund zu ſein, weshalb ſie dem Marquis
iel Aufmerkſamkeit bewies, nachdem ich dieſen den
eiſegenoſſen als ſolchen vorgeſtellt hatte.“

„Da die Geſellſchaft bereits auf der Koppe den
ntergang der Sonne betrachtet hatte, ſo blieb nichts
eiter übrig, als am folgenden Tage die Reiſe über
n Gebirgskamm fartzuſetzen und die bevorſtehende
acht in der Wieſenbaude zuzubringen. Der Mar-
is ſchickte demnach ſeine Equipage, aus der er ein
ächtiges Flaſchenfutter ſowie einige Körbe mit Gän-
eberpaſteten nnd dergleichen Mundvorräthen her-
sgeholt, ohne Weiteres zurück und nahm für die
amen ein recht freundlich aufgeputztes Kämmerchen,
die geſammte Geſellſchaft aber den kleinen Salon
Nebengebäudes in Beſchlag. — Es war auffal-
d, in welchem Anſehen der Marquis bei den Bau-
bewohnern ſtand. Mit einer Art ſcheuer Ehr-
cht ſchienen ſie alle ſeine Winke zu belauern, und
der ſuchte in Erfüllung derſelben es dem Andern
orzuthun. Ja ſelbſt die Lakaien des Marquis —
derbarerweiſe waren mehre derſelben hier, ohne
mit uns gekommen zu ſein — erfreuten ſich trotz

ihrer auffallenden Tracht und lächerlichen Mißgeſtalten des größten Reſpectes.“

„Während von der Mehrzahl der Geſellſchaft der Reiſeplan für den folgenden Tag in Ueberlegung genommen wurde, unterhielt ich mich damit, das gegenſeitige Benehmen Antoniens und Helm's zu beobachten. Der junge Mann war ſichtlich bewegt, ja erſchüttert, als Antonie nach einigen Worten herzlicher Begrüßung, die deſſenungeachtet etwas Aengſtliches hatten, längere Zeit die Rede an ihn richtete. Helm's ſonſt ſo klare ſinnvolle Rede war in den Antworten, die er dem Mädchen gab, unklar, ja verworren. Antonie ſprach mit Ruhe und Faſſung, und zwar dies nur um deſto mehr, als auch Helm beide nach und nach wieder zu gewinnen ſchien. — Der Marquis war indeſſen ungemein geſchäftig. Mit aller Lebhaftigkeit, die ihm ſo eigenthümlich war, eilte er von einem Mitgliede der Geſellſchaft zum andern. Ueberall knüpfte er Geſpräche vom verſchiedenſten Inhalte an; er ſchien in jeder Weiſe das Terrain ſondiren zu wollen. Dabei ſah ihm — ich kannte ſchon ſein Weſen, wenn er irgend eine Teufelei im Sinne hatte — die Schelmerei ſo unverhohlen aus den Augen heraus, daß ich mich feſt überzeugt hielt, er habe in dieſer Hinſicht einen ganzen Feldzugsplan

tworfen und ſehe dieſen auch bereits als gewon-
n an.“

„Ich ſchlage vor, ſagte er nach einer Weile,
 die einzelnen Unterhaltungen eine augenblickliche
uſe machten, das Abendbrod im Freien einzu-
hmen. Ich ſelbſt werde wol wenig genießen dür-
, da ich nach Vorſchrift jener heilbringenden Me-
de, der viele Tauſende Leben und Geſundheit dan-
, und die die Reiſe um den Erdball machen wird,
te Morgen wegen einem Körperübel, an dem ich
 meiner Kindheit leide — es iſt nämlich eine un-
ckliche Anlage zum Weichſelzopf, die ſich leider
ner mehr ausbildet —, das Decilliontheil eines Tro-
s Macaſſaröl zu mir genommen habe und nun
neinem Verzeichniſſe homöopathiſch-geſunder Spei-
 nachſehen muß, ob ſich etwas von dieſen hier auf-
en läßt.“

„Mit einem Ernſte, der mir ungemein drollig vor-
, zog der Marquis einen mächtigen enggedruck-
Bogen, der eine Unzahl Speiſen aller Art an-
 aus der Taſche.“

„Ich kann Ihre Vorſicht nur loben, Herr Mar-
, ſagte der Doctor, welcher mir in dieſem Au-
licke wie eine Forelle vorkam, die nach der An-
zu ſchnappen im Begriff iſt. Nur zu wenig

wird die Diät, dieſer Grund- und Angelpunkt der gereinigten Arzneilehre, ihrer Wichtigkeit nach ins Auge gefaßt. Manche Speiſen, an ſich geſund, kräftig und leicht verdaulich — “

„Können, wenn ſie mit einem Decilliontheil Belladonna in Berührung kommen, horrible Dinge bewirken, rief der Marquis. O, wie freue ich mich, daß Sie meine Meinung theilen, herrlicher Mann! — Ja, unſere homöopathiſchen Aerzte — die gewöhnlichen meine ich; und ich darf dieſe Aeußerung wol in der Gegenwart eines Mannes wagen, der nicht zu den gewöhnlichen gehört — ſind allzuleichtſinnig in dieſem Punkte. Sie glauben, Alles ſei abgemacht, wenn ſie ein winziges Quartblättchen drucken laſſen, welches auf einer Seite die erlaubten, auf der andern die verbotenen Speiſen aufzählt; daran aber denkt keiner, daß die wenigſten Gerichte als einfache — ich möchte ſie lieber primitive nennen, wenn ich nicht misverſtanden zu werden fürchten müßte —, die meiſten aber als complicirte und dadurch verderbte, ja unter manchen Umſtänden geradezu als vergiftete zu betrachten ſind. — O, mir ſind Beiſpiele bekannt, fürchterlich in ihren Folgen! Iſt es nicht überhaupt entſetzlich, daß ein vorſichtiger Mann, der ſich ein halbes Jahr durch ſtrenge Diät, die er beobachtete, abgequält, aus Mangel an gehöriger Inſtruction am Ende dennoch gewärtigen muß, daß die ganze Cur umſchlägt? — Ich verlor auf dieſe Weiſe meinen beſten Freund, den Chevalier de Ganache; er ſtarb durch die Unvorſichtigkeit ſeiner Köchin, die, während er ein Decilliontheil Arſenik im Leibe hatte, eine Meſſerſpitze Krebsbutter anſtatt gewöhnlicher in die Suppe gethan; ſeine Witwe tödtete ſich aus Gram, indem ſie die ſtarke Gabe eines Billiontheils auf einmal verſchluckte und zwei Schock Krebſe darauf aß. Narren meinten, der Schlag habe ſie auf den Magen gerührt.“

„Wieder zwei ſchlagende Beweiſe, rief vergnügt der Doctor, welche enorme Folgen durch ſo ſchwache Doſen hervorgerufen wurden! — Sie erlauben mir wol, beide Fälle in dem Querauer homöopathiſchen Journale unter Garantie Ihres Namens aufzuführen?“

„Ich bitte darum, ſagte der Marquis mit jener eſcheidenen Miene, die unter Allem das Mephiſtoheliſche derſelben am meiſten zu erhöhen geeignet ar. Ich könnte Ihnen Dutzende ſolcher Schreensfälle erzählen, wenn es nicht zu weitläufig wäre. nglückliche Ereigniſſe ſolcher Art ſollten vorſichtig achen. Hierzu nun mein Scherflein beizutragen, be ich — ich ſtudirte in meinen jüngern Jahren zu meinem Vergnügen Medicin, wiewol freilich nach der damaligen elenden alloopathiſchen Lehrart — nicht nur eine Art Lexikon aller möglichen, dem Menſchen genießbaren Dinge, wie ſolche für die homöopathiſche Curmethode paſſen, entworfen, ſondern auch durch meinen Koch, den ich deshalb einen mediciniſchen Curſus auf der Univerſität zu N., der einzigen, wo bis jetzt ein Lehrſtuhl der Homöopathie beſteht, durchmachen ließ, ein homöopathiſches Kochbuch bearbeiten laſſen, von deſſen ordinairſten Speiſen Sie hier ein kleines Verzeichniß ſehen."

„Die Idee iſt neu und intereſſant, ſagte der Doctor, indem er nach dem Blatte griff."

„O ich bitte, ſprach der Marquis mit der vorigen Beſcheidenheit. Wäre etwas Neues bei der Sache, ſo könnte es etwa nur der Gedanke ſein, daß ich bei Combinirung der Speiſen nicht nur auf deren homöopathiſch richtiges Verhalten im Allgemeinen, ſondern auch in specie auf deren Beziehung für den einzelnen gegebenen Fall und das verordnete Mittel geſehen. Damit nun unmöglich ein Irrthum vorfallen könne, habe ich die einzelnen Speiſen, Suppen u. ſ. w. gleich mit dem Namen des Krankheitsfalles, für den ſie paſſen, innig vereinbart. Um Ihnen einen kleinen Ueberblick meiner Methode, der Grundidee, die mich geleitet, zu geben, muß ich Sie bitten, einen Blick auf das Verzeichniß zu werfen. Sie finden da z. B. sub Nr. 41, Rubrik: Sauce, a) Varioloidenſauce und b) Schafpockenſauce. — Sie ſehen, ich unterſcheide genau. — Blicken Sie auf Rubrik: Braten, Nr. 63, ſo finden Sie Cholerabraten im erſten Stadio; desgleichen welchen für das zweite und dritte Stadium; der für das dritte wird ſelten genoſſen. Bei den Suppen treffen Sie unter Nr. 18 Tetanusſuppe. — Sie bemerken gefälligſt, daß ich auch das Heterogenſte zu vereinigen geſucht habe.“

„Es iſt erſtaunlich! rief der Doctor.“

„Der Laie, fuhr der Marquis ruhig fort, würde in dieſen Speiſeverzeichniſſe freilich alle für chroniſche Krankheiten paſſenden Gerichte, als nicht einzeln ſpecificirt, vermiſſen; Ihnen aber, einem würdigen Prieſter in Aesculap's neu eröffnetem Heiligthume, darf ich wol kaum ſagen, daß ich ſolche alle unter die Rubrik: Pſoragerichte, rangirte, da eigentliche chroniſche Krankheiten ſo zu ſagen gar nicht exiſtiren, ſondern bekanntlich nichts mehr oder minder als verſchiedene Symptome der Pſora ſind. Wie Sie hier emerken werden, habe ich im Allgemeinen den Laien n einer Randbemerkung auf den Genuß dieſer Speiſſen bei chroniſchen Uebeln hingewieſen, mich jedoch jedes Details enthalten, durch das die Mehrzahl der Kranken ſich eben nicht geſchmeichelt fühlen würde."

„Herrlich, rief der Doctor. Aber erwähnten Sie nicht vorhin des Macaſſaröls als eines Mittels gegen den Weichſelzopf? Ich geſtehe offen, daß mir dieſes Specificum — "

„Unbekannt war? ſchmunzelte der Marquis. Ich glaube es gerne. Aber was iſt natürlicher? Macaſſaröl befördert den Haarwuchs; ein Weichſelzopf iſt doch immer ein Zopf, wenn auch kein erwünſchter, folglich — Der Schluß ſpringt ins Auge."

„Von dieſer Seite es betrachtend, muß ich Ihnen beiſtimmen, ſagte der Homöopath. Es iſt enorm, welche Fortſchritte die herrliche Heilart ſeit Kurzem gemacht hat."

„Und doch, ſagte der Marquis, ſtehen wir erſt an der Schwelle des Heiligthums. Was wird erfolgen, wenn es uns vergönnt ſein wird, den Vorhang des Allerheiligſten zu lüften. Eher iſt aber dazu keine Hoffnung, bis ſich die Homöopathie innig mit dem Magnetismus verbindet."

„Sollte ein Anſchließen beider — "

„Eine innige Vereinigung, wollen Sie ſagen, mein Theuerer. Das Anſchließen beſteht ſchon. Was iſt das Reiben, das Schütteln der arzneilichen Subſtanzen, das allein den letztern in ſo kleinen Gaben ſo enorme Kräfte verleiht, Anderes als ein, wenn auch unbewußt vollführtes Magnetiſiren. Ich beziehe mich, indem ich dieſe meine Anſicht ausſpreche, nicht auf den Magnetismus, wie er von jenen rohen Empirikern ausgeübt wird. Dieſe Geſellen ſehen nichts als den Erfolg ihrer Manipulationen, ſie begnügen ſich mit der Wirkung, ohne auf die Urſache zu blicken. Der wahre Magnetiſeur wirkt nicht mit den Fäuſten; der Wille iſt hinlänglich, um die ungeheuerſten Wirkungen hervorzubringen. Der Wille allein iſt nicht nur im Stande, die gewöhnlichen untergeordneten magnetiſchen Erſcheinungen des Hellſehens, die den Laien ſo in Erſtaunen ſetzen, hervorzurufen, ſondern er kann auch jene höhere Potenzirung unſerer geiſtigen Kraft hervorbringen, auf deren Höhe es uns geſtattet iſt, die ätheriſchen Weſen, die, unſern Augen unbemerkbar, den Raum erfüllend uns mſchweben, ſichtbar werden zu laſſen.“

„Wie? fiel hier der Kosmopolit ein. Sie auben an Geiſter, Herr Marquis? — Gott! wenn mand dieſe Aeußerung in einem Salon von Paris —“

„In Paris habe ich wie hier geſprochen, und emand hat anders als zu ſeinem Schaden über meine Behauptung gelacht, verſetzte ruhig der Rotige. Die Sache ſelbſt ſteht übrigens über allem Zweifel. Ueberall, wo wir uns befinden, umgeben uns unkörperliche Weſen, die mehr oder minder Theil an uns und unſern Handlungen nehmen; dieſe aber mit körperlichem Auge zu erblicken, iſt nur wenigen Erwählten, ich möchte lieber ſagen wenigen Unglücklichen, gegeben.“

„Und Sie gehören zu dieſen, Herr Marquis? fragte Antonie, ungläubig lächelnd.“

„Warum ſollte ich es leugnen, verſetzte düſter der Gefragte. Ich habe dieſem Umſtande manchen ſchönen und manchen entſetzlichen Augenblick zu verdanken.“

„O, erzählen Sie uns etwas aus Ihrem Leben in Beziehung auf Momente ſolcher Art, rief Couſine Beatchen. Ich höre ſo etwas für mein Leben gern und kenne keine angenehmere Empfindung, als wenn ich beim Anhören von Schreckensgeſchichten mir eine Gänſehaut den Rücken hinablaufen fühle.“

„Ja, erwiderte der Marquis trocken, man findet ſich niemals wohler, als wenn man ſich ſo recht in der eignen Haut ſpürt, und dies iſt bei fremdem Unglück allerdings am meiſten der Fall. Uebrigens bedauere ich unendlich, daß ein Gelübde mich hindert, über Gegenſtände dieſer Art, inſofern ſie tief in mein eignes trübes Leben eingreifen, mich auszulaſſen.“

„Obgleich ich, ſagte der Doctor nach einer Pauſe, im Felde meiner vielfältigen Erfahrungen manche Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt, ſo habe ich doch immer bedauert, daß mir Krankheitsfälle, wo ſich ein natürliches Hellſehen offenbarte, erſt ein einziges Mal vorgekommen. Sie werden ſich zu erinnern wiſſen, Couſine Beatchen! Es war bei Ihrer vieljährigen Freundin Dorothea Schwinderling. Das arme Kind ſah beſtändig die Geiſter der drei Offiziere, mit denen ſie nach und nach verlobt geweſen, und die in Rußland umgekommen waren. Sie hatte die Meinung, daß die Abgeſchiedenen durchaus nicht eher Ruhe finden zu können behaupteten, bis ſie ihre im Leben gegen Demoiſelle Schwinderling eingegangenen Verpflichtungen erfüllt hätten. — Daß viel nicht zu Erklärendes bei die- dieſer Krankheitsgeſchichte im Spiele war, läßt ſich nicht leugnen; ſo fand ſich z. B. jeden Morgen im Bette der Kranken ein Liqueurfläſchchen, von dem Niemand wußte, wie es dahingekommen, und welches, wie Dorothea behauptete, ſie beim Abſchiede ihrem Letztverlobten am Tage des Abmarſches nach Rußland geſchenkt, weil er ein Liebhaber von einem

Gläschen Rum geweſen. — Uebrigens ſtarb das arme Kind nach langen Leiden an pſoritiſchen Uebeln. Einfältige Allöopathen redeten von delirium tremens.“

„Das Abendeſſen war inzwiſchen aufgetragen worden, und Niemand attakirte heftiger als der Marquis eine Gänſeleberpaſtete, indem er behauptete, daß, obwol es nur allzugewiß ſei, daß ein einziger Biſſen Gänſebraten in dem Leibe eines homöopathiſch Medicinirenden namenloſes Unglück anrichten könne, dennoch es mit der Leber jenes Unglücksvogels eine ganz andere Bewandtniß habe; ein Umſtand, der bisher indeß überſehen worden, über deſſen Richtigkeit er aber eine mit merkwürdigen Beiſpielen belegte Abhandlung unter der Feder habe.“

„Sie äußerten vorhin, Herr Marquis, ſagte der Doctor nach einer Pauſe, daß der feſte Wille in höchſter Potenz im Stande wäre, Geiſter erſcheinen zu laſſen; Sie ſprachen ferner, daß Sie dies ſelbſt vermöchten: können Sie auch bewirken, daß ein Anderer ſich mit eignen Augen von der Exiſtenz dieſer ſich verkörpernden Weſen überzeugt?“

„Sie zweifeln daran? rief der Gefragte mit einem Tone, der, wie es ſchien, die Nerven jedes der Anweſenden wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte. Es wäre mir ein leichtes, Ihnen die verlangte Ge wißheit zu verſchaffen, ſprach er dann ruhiger. Sie würden dieſe indeß, wie ich fürchte, mit Ihrem Leben bezahlen müſſen. Glücklicherweiſe können Sie die Ueberzeugung, daß die Dahingeſchiedenen ſich mit den Lebenden und deren Schickſal beſchäftigen, in dieſem Momente ſehr wohlfeil erlangen; ein Ihrem Auge unſichtbares weibliches Weſen befindet ſich eben an Ihrer Seite und ringt die Hände, weil es nicht im Stande iſt, ohne durch äußeren Zwang genöthigt zu werden, Ihnen eine, Ihr geiſtiges Wohl betreffende Mittheilung zu machen. — Aber wollen Sie nicht der Gänſeleberpaſtete lebhafter zuſprechen? — Ich will meinen Koch nicht loben, indeß weiß ich, daß er in deren Bereitung ſeines Gleichen ſucht.“

„Die Auffoderung des Marquis ſchien nach der früher gethanen Aeußerung den Appetit der Geſellſchaft keineswegs zu vermehren. Der Homöopath ſah ſcheu bald rechts bald links um ſich her, der größere Theil der Geſellſchaft ſchwieg betroffen, nur Couſine Beatchen ſtieß einen unterdrückten Schrei aus, nach deſſen Tone man nicht blos auf eine Verwandlung der Haut, ſondern des ganzen Körpers zu ſchließen ſich hätte berechtigt halten können.“

„Sie ſcheinen etwas ungläubig, fuhr der Marquis nach einer Weile, zu Helm gewendet, welcher verächtlich lächelte, ruhig fort. Wenige Minuten werden hinreichen, Ihr Lächeln in Ernſt zu verkehren. Herr Doctor! — ſprach er ernſt und in dem gleichgültigen Tone, mit dem man ſonſt wol über einen ganz gewöhnlichen Gegenſtand ſich zu unterhalten pflegt — das Weſen, ſo ich an Ihrer Seite erblicke, ſcheint ſehr beängſtigt, und wie mir vorkommt, wünſcht es Ihnen einen Rath von Wichtigkeit zu ertheilen. Haben Sie vielleicht ein Blatt Papier zur Hand, und wollen Sie dies ein Weilchen auf jenen Tiſch, wo ich ein Schreibzeug neben dem Fremdenbuche ſtehen ſehe, hinlegen, ſo könnten Sie vielleicht Antwort auf eine von Ihnen in Gedanken gethane Frage erhalten und aus der Handſchrift ſehen, ob Ihnen Ihr Schutzgeiſt, oder wie ich ſonſt dies Weſen nennen ſoll, bekannt ſei.“

„Hier iſt ein Blatt Papier, rief Helm, lachend eins aus ſeinem Portefeuille reißend; ich bitte, wo möglich, dieſes zu nehmen, und wenn ich auch ſonſt dem Doctor nicht mistraue, ſo muß ich doch darauf dringen daß er die im Sinne habende Frage Jemanden aus der Geſellſchaft zur Steuer der Wahrheit mittheile.“

„Wohlan! rief der Doctor, und mit einem etwas ängſtlichen Lächeln ſagte er Antonien einige Worte ins Ohr, die dieſe mit trüber Miene aufnahm. Helm legte das Blatt an den bezeichneten Ort.“

„Wird, ſagte ich im Erſtaunen über die Zuverſichtlichkeit des Marquis, die Gabe des Hellſehens, da Sie nun einmal von Manipulationen zu deren Erlangung nichts wiſſen wollen, blos durch den von Ihnen vorhin erwähnten feſten Willen, dem aber wol mehr eine feſte Phantaſie zum Grunde liegt, oder durch irgend eine angeborene Eigenſchaft erworben?“

„Am meiſten durch einen Schaden am Kopfe, entgegnete trocken der Marquis. Wenn man die Schädel oder das Gehirn der Hellſeher recht genau unterſuchen wollte, ſo würde man an Allen eine mehr oder minder große Abnormität finden. Es iſt unglaublich, wie ein Schlag oder Stoß an den Kopf auf die höhere Potenzirung des Nervenſyſtems wirkt. Sie ſelbſt haben ſeit dem Stoße von heute früh eine recht hübſche Anlage zum Hellſehen. Was mich anlangt, ſo habe ich mir ſolche in meiner Jugend durch eine gewiſſe Neigung zum Burgunder erworben, denn auch durch den öftern Genuß eines guten Glaſes Wein oder anderer Spirituoſa kann man auf eine hohe Stufe der Clairvoyance gelangen; deshalb und um die Lebendigkeit der Phantaſie, welche ja auch nichts Anderes als eine Art des Hellſehens iſt, zu einer höhern Stufe auszubilden, war es von jeher immer ein Kniff unſerer beſten Dichter, täglich eine oder ein paar Bouteillen Wein zu ſich zu nehmen, obwol dies immer ein koſtſpieliges und dennoch nicht nachhaltiges Mittel iſt, auch ein ehrlicher Mann, der ſich zum Dichter auszubilden wünſcht, ſeiner Phantaſie weit ökonomiſcher den rechten Ton beibringen könnte, wenn er ſich einen künſtlichen Schaden am Kopfe verſchaffte, indem er ſich zum Beiſpiel mit dem Wagen auf eine gute Weiſe um- und durch einen Bekannten auf vorſichtige Art die Treppe hinunterwerfen ließe; zum Fenſter deshalb hinauszuſpringen, iſt freilich nicht anzurathen, da man den Erfolg nicht immer in der Hand hat, wie das Beiſpiel mehrer, dies Experiment verſuchenden Dichter dargethan, die, um ihre Phantaſie zu ſtärken, dies unternahmen, und leider den Hals brachen. Schlechte Menſchen behaupten noch hinterher, ſie hätten es Schulden halber gethan. — Aber, beſter Herr Doctor, wollen Sie nicht ſehen, was Ihr Schutzgeiſt Ihnen für eine Antwort ertheilte? ſoeben iſt er meinen Augen entſchwunden.“

„Der Doctor ſtand auf und holte das Blatt; aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er leichenblaß wurde und ausrief: Es iſt die Hand meiner verſtorbenen Mutter!“

„Nicht möglich, ſchrie der Rittmeiſter, aber das Wort erſtarb ihm im Munde, und mit halb lauter Stimme las er: Dein Wunſch wird entweder nie, oder zwei Tage vor Deinem Tode erfüllt!“

„Eine tiefe Stille herrſchte längere Zeit in der Verſammlung.“

„Es hat ſeine Richtigkeit! der Kerl iſt der Teufel!“ rief der Kammergerichtsrath, meine Erzählung unterbrechend. „Ich weiß, was ich in der Galerie geſehen habe, und kann meinen Augen trauen. Seitdem iſt es auch in dem Gebäude nicht recht geheuer, und ſelbſt die Polizei geht nicht gern in die Hinterzimmer, da ſie weiß, wer dort ſein Weſen treibt.“

„Ich wollte, Sie hätten mir geſtern Abend Ihre Anſichten mitgetheilt,“ brummte Nautilus; „ich wäre in dieſem Falle heut um zwanzig Friedrichsd'or reicher. Aber,“ ſagte er zu mir gewendet, „wäre es Ihnen nicht gefällig, in Ihrer Erzählung fortzufahren? — Uebrigens bin ich von Ihren humanen Geſinnungen zu überzeugt, als daß ich fürchten ſollte, Sie würden für jeden geäußerten Zweifel an der

Wahrheit derſelben die Strafzahlung irgend einer Geldſumme verlangen.“

Mit einem verächtlichen Achſelzucken fuhr ich weiter fort:

„Die Unterhaltung blieb lange Zeit ſehr einſylbig. Der Doctor war ungemein erſchüttert. Dem Kosmopoliten ſchien Sinn und Verſtand ſtillzuſtehen. Wir Uebrigen ſtaunten; nur Helm flüſterte mir leiſe ins Ohr: Der Kerl iſt ein Charlatan oder der Teufel ſelber.“

„**Medium tenuere beati**, Herr Helm, ſagte der Marquis mit einem ſo ſonderbaren Tone der Stimme, daß der junge Mann, für einen Augenblick glaubend, jener habe ſeine Bemerkung verſtanden, erſchrocken zuſammenfuhr. Ich will damit ſagen, fuhr er ſpöttiſch lächelnd fort, daß ich allzuviel von dieſer Paſtete, Sie aber faſt gar nichts genoſſen haben! Iſt Ihnen nicht noch ein Stückchen gefällig?“

„Es iſt doch ſonderbar, fuhr der Marquis fort, als Helm in der Verwirrung ſo eifrig der Paſtete zuſprach, als ob er den ganzen Tag noch keinen Biſſen genoſſen hätte, wie jeder Ort ſo ſeine eigenthümlichen Leckerbiſſen hervorbringt. Da ſind die Gänſelebern von Straßburg, die Schinken von Bayonne, die Trüffeln von Perigueur, die Pfefferkuchen von Baſel — Aber, ſagte er auf einmal zu mir gewendet, da habe ich eben heute Morgen mehre literariſche Novitäten erhalten, die Ihnen gewiß gefallen werden. Ich dachte eben erſt daran, da ich den Namen der frommen Stadt über die Lippen brachte. Ich laſſe mir nämlich öfters einige Kiſten baſeler Pfefferkuchen kommen — der Arzt hat mir deren Genuß dringend angerathen —, und ich habe meinen Commiſſionair zugleich erſucht, die etwaigen Räume mit den dort erſcheinenden Tractätchen und ähnlichen Erbauungsſchriften auszufüllen. Ich thue dem jungen Mann damit einen Gefallen, denn er gehört zu den Frommen und arbeitet ſeit zwanzig Jahren daran, daß es mit mir, wie er ſich ausdrückt, zum Durchbruch kommen ſolle. Auch zweifle ich nicht, daß er dies mit der nächſten Pfefferkuchenkiſte effectuire, wenn dieſe wie die heutige von ſolchen trefflichen Tractätlein begleitet iſt. Irre ich nicht, ſo habe ich eins der letztern in der Taſche."

„Nachdem der Marquis einige Zeit in den weiten Taſchen ſeines Kleides herumgefiſcht, brachte er ein auf ſchmuzig graues Löſchpapier mit ſtumpfen Lettern gedrucktes Heftchen zum Vorſchein. Der Rittmeiſter ſchien bei deſſen Anblick etwas unruhig zu werden."

„Sie ſehen, ſagte der Marquis, indem er in dem Büchelchen hin und her blätterte, das Aeußere des Schriftchens iſt ganz unſcheinbar, und das mit Recht. Wie ſehr bekundet ſich ſchon in dieſem kleinen Umſtande der fromme Sinn der Geſellſchaft, die es herausgab. Anſpruchslos wie dieſe und doch voll innern Werthes tritt das Schriftchen auf. Während jede Anzeige neuerfundener Stiefelwichſe durch den Glanz des Papieres, worauf ſie gedruckt iſt, das Auge blendet, conſervirt die graugelbe Farbe des Papieres dieſes Heftchens, welches von dem Höchſten des Menſchenlebens, von Allem, was uns Noth thut, handelt, unſer Sehorgan. Aber das iſt nur das Materielle. Es liegt noch ein anderer tiefer Sinn in der beſcheidenen Erſcheinung. Nicht prunken will das hochwichtige, Geiſt und Herz nährende Büchelchen; ſein einfaches Aeußere ſagt uns klar, daß es nicht für unſere ſogenannte ſchöne Welt, die ich lieber eine erbärmliche nennen möchte, ſondern für die untere Volksklaſſe, die noch allein moraliſche, geſchrieben wurde, wiewol es auch die höhern Stände mit Nutzen leſen könnten, denn ſagte nicht einſt der verſtorbene Prediger Formey ſehr geiſtreich zur Königin von Schweden: Euere Majeſtät, vor dem Heilande gehören wir alle zum Pöbel!“

„Warum aber, verſetzte ich, der freilich auf eine andere Art geiſtreiche Bruder des großen Friedrich's ihm zur Antwort gab: Ich, Herr Formey, werde wenigſtens nie wieder zu Ihrem Pöbel gehören! — und nie beſuchte er mehr deſſen Predigten."

„Sie gehören auch zu Denen, die draußen ſind, ſagte der Marquis. Ich werde mir Ihres Heiles willen die Freiheit nehmen müſſen, Ihnen eine Kiſte baſeler Pfefferkuchen nebſt Beilage zu überſenden. — Wenn aber, fuhr derſelbe fort, Sie, wie mir ſcheint, ein Vorurtheil gegen das Aeußere der trefflichen kleinen Schrift haben, ſo wird dieſes bald ſchwinden, wenn Sie ſich mit dem Inhalte näher bekannt machen."

„Und der Titel des Büchleins?"

„Er iſt ſehr ſinnig, verſicherte der Marquis; er heißt: Der chriſtliche Flanquer im Scharmützel mit den Vorpoſten des Satans; ein Handbuch für fromme Huſaren, oder die es werden wollen, vom Rittmeiſter N. N., nebſt einer poetiſchen Einläutung vom Hoſpitalprediger Z."

„Laſen Sie Einleitung oder Einläutung? fragte ich."

„Auf dem Titel ſteht: Einläutung, und mit gutem Recht; übrigens iſt im Grunde Beides gleich, denn bei unſerm Literaturzuſtande iſt jede Einleitung eine Einläutung. — Aber wollen Sie nicht eine Probe von dem Inhalte?"

„Die Einläutung, ſagte der Marquis, nachdem er von allen Seiten zur Mittheilung aufgefodert worden; ſchildert die Anfechtungen, welche der chriſtliche Soldat von Seiten des Teufels zu erleiden hat; ſodann deſſen gute Vorſätze, und endlich — doch hören Sie ſelbſt:

Mein Beten will kein Bißlein batten,

Sie müſſen wiſſen, batten heißt auf gut Süddeutſch: nützen, helfen. Alſo:

Mein Beten will kein Bißlein batten,
Mein' Sünden beißen mich wie Ratten,
Weil mir der höll'ſche Beelzebull
Gekrochen in die Herzſchatull!

Doch will ich die Weltlivrei anglotzen,
Drob wird der Satan g'waltig trotzen,
Ich aber lach' mir einen Kropf
Und ſitz' auf Deinem Gnadentopf." *)

„Ich bitte Sie, hören Sie auf, ich weiß jetzt den Werth der Schrift hinlänglich zu würdigen! rief ich aus. Irre ich nicht, ſo befand ſich die Broſchüre unter denen, die ein gewiſſer Hofrath N. vor wenig Jahren ſo eifrig unterzubringen ſuchte, daß er

---

*) Authentiſch. Der Verf.

mit Convoluten derſelben ſogar ſeine Wirthshausrechnungen bezahlen wollte.“

„Ganz recht, entgegnete der Marquis; der arme Mann kam in große Verlegenheiten. Da man ſeine wohlgemeinten Vorſchläge nicht annahm, mangelte es ihm zuletzt an Geld, und er ſah ſich genöthigt, einen Wechſel im Namen eines Andern auszuſtellen, was den wackern Mann ins Zuchthaus brachte.“

„In jeder Heerde, verſetzte andächtig der Rittmeiſter, gibt es Schafe, die die Hoffnungen des guten Hirten nicht erfüllen, ſeine Anſtrengungen nicht belohnen.“

„Das ſchafige Gleichniß hinkt etwas, Herr Rittmeiſter, verſetzte der Marquis trocken. Schafe ſolcher Art — ich rede von vierfüßigen — pflegt der Beſitzer gewöhnlich, um ſie nicht unbenutzt zu laſſen, zu ſchlachten und zu räuchern, während die zweibeinigen, die einen Makel haben, am liebſten dem Hirten, wenn es möglich wäre, ganz gewiß aber ihren Nebenſchafen einen Rauch und Dunſt vorzumachen befliſſen ſind, wenn auch nicht eben die feinſte Naſe dazu gehört, ſolchen ſchon von weitem zu riechen. Mir fällt da eben eine Geſchichte ein, die dies ziemlich deutlich darthun würde. Sind Sie vielleicht in Baſel bekannt?“

„Ich war noch niemals dort, entgegnete der Rittmeiſter nach kurzem Zögern.“

„Schade, verſetzte der Marquis. Man muß die handelnden Perſonen kennen, um ſich ſo recht in deren Lage zu verſetzen.“

„Ich wohnte, erzählte er weiter, längere Zeit in dem Hauſe einer Madame Vollmar — Aber was iſt Ihnen denn? Sie werden ja ſo blaß.“

„Nicht das Mindeſte! Die Abendluft — ſtotterte der Rittmeiſter.“

„Ei, Sie ſind auch ungemein ſenſibel, rief der Vorige. Doch hören Sie nur meine Geſchichte. Madame Vollmar war eine arme, aber höchſt würdige Witwe, ihre einzige Tochter Cäcilie ein ſehr liebenswürdiges Mädchen von kaum achtzehn Jahren. Beide lebten zufrieden, glücklich; theils nährte ſie die Arbeit ihrer Hände, theils der Unterricht, den ſie den Töchtern angeſehener Familien ertheilten. Sie waren von Jedermann geachtet. Da kam der Feind und ſäte Unkraut unter den Weizen. Leider erſchien er diesmal nicht mit Horn und Pferdefuß, ſondern in der Uniform eines Cavalerieoffiziers. Aus Spanien zurückkehrend, nöthigte ihn eine wiederaufbrechende Wunde, ehe er die Heimat erlangen konnte, einige Zeit in Baſel zu verweilen; er wohnte im

Hauſe der Madame Vollmar, die dem Kranken müt-
erliche Pflege widmete."

„Am meiſten fühlte die gute, aber etwas ſchwache
Frau ſich durch die Frömmigkeit, die der junge Mann
anz gegen die Gewohnheit ſeiner Standesgenoſſen
ur Schau trug, angezogen, und aus dieſem Grunde
am auch nicht der geringſte Argwohn in die Seele
er Mutter, als ſie ſah, wie Cäcilie ſich von Tag
Tage mehr dem Fremden zuneigte. Endlich — es
ochte faſt ein Jahr ſeit Ankunft des Letztern ver-
angen ſein, und er hatte ſeit ſeiner Wiederherſtel-
ng wiederholte Ausflüge in das Innere der Schweiz
macht — reiſte der Fremde in ſeine Heimath; er
rſprach, in Kurzem wiederzukehren. Cäcilie war
tröſtlich; Tag und Nacht wurden ihre Augen nicht
n Thränen trocken. Da eines Tages warf ſie ſich
den Füßen der Mutter und bekannte unter Strö-
n von Zähren, daß ſie ſich Mutter fühle."

„Die unglückliche Mutter der Aermſten war wie
nichtet, obwohl Cäcilie tauſendmal verſicherte, daß
Geliebter ſie nicht verlaſſen, daß er in wenig Ta-
erſcheinen, ſie als ſeine Gattin heimführen wür-
denn die Mutter wußte nun, wiewol zu ſpät,
die Frömmigkeit des jungen Mannes, die er ſo
ſig zur Schau trug, nichts als eine Maske gewe-

ſen ſei, um die Unerfahrene zu kirren, und daß der Nichtswürdige, der Elende, der es über ſich gewinnen konnte, die Unſchuldige ſeinen Lüſten zu opfern, ſie ebenſo gewiß, nachdem er ſeinen Plan vollführt, der Schmach und der Verzweiflung überlaſſen würde."

„Und hatte ſie, rief Helm, keinen Freund, der ihr rathen, ſie rächen gekonnt? Nähm ſie nicht den Schutz der Geſetze in Anſpruch?"

„Das Letztere wollte ſie nicht, entgegnete der Vorige. Ueberdies hofft ſie bis heute noch auf die Rückkehr ihres Verführers, deſſen Namen ſie ſogar auf alle Weiſe der Welt verheimlichte. Nur mit Mühe konnte ich ſie dahin bringen, mir deſſen Adreſſe verſiegelt mitzutheilen, um, wenn er bis zu einem gewiſſen Termine nicht zurückkehrte, im Stande zu ſein, ihn aufzufinden, was ich mir mit einem heiligen Eide gelobt habe. Der Termin iſt nun abgelaufen, und morgen erbreche ich das Billet."

„Ich zweifle, ſagte der Rittmeiſter mit einem ſonderbaren Tone der Stimme, der trotzig und zaghaft zugleich klang, daß ſich Jemand zu einer Heirath, ja ſelbſt nur zur Rückkehr zwingen laſſen könnte."

„Der Elende wird gezwungen werden, rief der Marquis mit einem ſo furchtbaren Tone der Stimme, wie ich ihn noch nie aus einem menſchlichen Munde

ernommen, und der auch die andern Mitglieder der
eſellſchaft mit Entſetzen zu erfüllen ſchien. Der
ichtswürdige wird ſich, ehe morgen die Sonne un-
rgeht, auf dem Wege nach Baſel befinden, oder ich
rkünde ſeine Schande und zertrete den heuchelnden
lten Molch. — Beim lebendigen Gott! verſchmäht
dieſe Warnung, ſo zerſchmettere ich ihn, wie ich
e ſchmuzige Fledermaus, die uns ſeit einigen Mi-
uten umſchwärmt, funfzig Fuß hoch aus der Luft
erunterzuangeln gedenke.“

„Wie der Blitz riß der Marquis ein kleines Ter-
rol aus der Bruſttaſche; er zielte nur einen Au-
enblick in die dunkle Abenddämmerung, der Schuß
rachte, und eine halbzerriſſene Fledermaus lag auf
em Teller des Rittmeiſters.“

„Aber bin ich nicht ein Thor, ſagte der Mar-
uis ruhig, indem er das getödtete Thier bei einem
lügel ergriff und es fortſchleuderte, daß ich das
rme Ding vernichte, die Damen erſchrecke und mich
ber einen Gegenſtand ereifere, über den Jeder von
ns, ja jeder Mann von Ehre überhaupt nur einer
einung ſein kann? — Greifen wir lieber zum Glaſe!
ohlan, Herr Rittmeiſter! Nachſicht dem Fehlenden,
ergebung dem Reuigen, Schande und Vernichtung
em Wortbrüchigen! Einen Trinkſpruch wie dieſen

kann der Offizier, der Ritter, der Ehrenmann nich von ſich weiſen.“

„Der Rittmeiſter zauderte einen Augenblick, dann griff er nach dem Glaſe, trank es leer und ſtand vom Tiſche auf. Die Geſellſchaft folgte ſeinem Beiſpiele.“

„Bald ſuchte Jeder die Ruhe. Die Damen hatten ein Kämmerchen inne, das durch die Sorgfalt des Marquis mit Allem, was zu einer Damentoilette gehört, aufs geſchmacksvollſte verſehen war. Eine zweite Abtheilung beherbergte die Brüder, ein drittes Behältniß den Marquis, Helm und mich. Ich könnte nicht behaupten, daß die Ruhe dieſer Nacht beſonders erquicklich geweſen wäre, denn bis Mitternacht erzählte der Marquis eine Menge Geſchichten, von denen immer eine noch abenteuerlicher als die andere war, und nach jener Zeit ſchnarchte er ſo entſetzlich, daß Helm ſo wenig als ich ein Auge zuthun konnte. Meine Ruhe aber war völlig dahin, als ich, um doch nur ein wenig des Schlummers zu genießen, aufſtand und den Schnarchenden zu rütteln begann, denn zu meinem Entſetzen blieb der Arm des Marquis in meiner Hand zurück. Ich glaube, daß mich auf der Stelle der Schlag gerührt haben würde, wenn der Inhaber des letztern nicht in demſelben Augenblicke zu ſprechen angefangen und mich wegen des kleinen unſchuldigen Scherzes, wie er ſich ausdrückte, um Verzeihung gebeten hätte; er wiſſe, ſetzte er noch hinzu, daß er im Schlafe einen ganz abſcheulichen Lärm verführe, und nehme, um ſich an dem Narren, der hn etwa aus dem Schlafe rütteln könne, ein wenig zu revanchiren, ſtets einen ausgeſtopften Lederärmel mit ins Bett; er bedauere übrigens unendlich, daß r es auch heute gethan und damit einen ſo achtungswerthen Mann in eine augenblickliche Verlegenheit gebracht habe. Ich geſtehe gern, daß mir der Spaß o wenig wie die Entſchuldigung ſehr gefallen wollte."

„Der frühe Morgen fand uns endlich längs den ogenannten Teichrändern auf dem Wege nach der Peterbaude, wo wir den Mittag zuzubringen gedachen. Die Ausſicht in der Nähe des Mittagsſteines war herrlich. Wie eine glühende Scheibe ſtieg die Sonne unweit der Frieſenſteine in die Höhe; ſie erſprach einen herrlichen Tag. Deſſenungeachtet verſicherte der Marquis, daß wir keineswegs mit Beimmtheit auf einen ſolchen zu rechnen hätten, und eutete auf einige kleine, doch von Viertelſtunde zu Viertelſtunde immer mehr anſchwellende Wölkchen. Erſt hier bemerkte ich zu meinem Erſtaunen, daß nſere Geſellſchaft ſich um ein Mitglied verringert atte. Von einem plötzlichen Unwohlſein befallen, hatte der Rittmeiſter noch vor Tagesanbruch ſich auf einem Tragſeſſel nach Warmbrunn bringen laſſen. Der Doctor meinte, daß das Uebel ein ſehr hartnäckiges zu ſein ſchiene, weil das Billiontheil eines ſehr kräftigen Mittels, das er ihm Abends vor dem Schlafengehen eingegeben, zu ſeinem Erſtaunen nicht die geringſte Wirkung geäußert, weshalb er ihn auch lieber fortſchaffen laſſen, weil er nach der Wirkungsloſigkeit einer Gabe, die er nur in verzweifelten Fällen ſo ſtark verſchreibe, ſich nicht habe entſchließen können, noch ein Streukügelchen von derſelben Stärke hinzuzufügen.“

„In der Peterbaude angekommen, war es meine erſte Sorge, mich um Alles, was der Geſellſchaft etwa nützlich und angenehm ſein konnte, vorzüglich um ein gutes Mittagsmahl zu bekümmern; die Galanterie des Marquis aber hatte bereits alles Erdenkliche beſorgt. Die trefflichſte Weinſuppe dampfte in der Terrine, die Haſelhühner ſchmorten in der Trüffelbrühe, der zarteſte Rehrücken drehte ſich am Spieß, und eben brachte der Koch des Marquis eine Lachsforelle herbeigetragen, deren Kopf und Schwanz, als er ſich ſolche zum Scherz auf die Schulter legte, vorn und hinten an die Erde anſtießen.“

„Der Wind fängt an ſich ganz erſtaunlich zu erheben!" ſagte ſpöttiſch der Kammergerichtsrath, indem er meine Erzählung unterbrach.

„Die großen Forellen taugen nichts," meinte Hahn, ſich das Kinn ſtreichend.

„Sie hätten," ſagte Nautilus, „ſich die Gräte der Forelle ausbitten und ſie als ein Cabinetsſtück ins naturhiſtoriſche Muſeum nach Breslau ſenden ſollen."

„Nichts," ſprach ich ärgerlich, „iſt fataler, als wenn ein Erzähler durch zweifelnde Bemerkungen unterbrochen wird; ins Gedränge gebracht, will er ſeine Ehre retten, und obgleich ſonſt ein wahrheitsliebender Mann, ſucht er ſeine Behauptungen nun zu verſtärken und fängt dann erſt recht an zu lügen. Uebrigens habe ich nirgends behauptet, daß der Koch des Marquis früher unter der Garde gedient; er war ein krüppelhafter Zwerg, kaum drei Käſe hoch."

„Ich war nicht wenig überraſcht, zu bemerken," fuhr ich in meiner Erzählung fort, „daß der Marquis ſich an dieſem Tage ganz beſonders an den jüngſten der Brüder anſchloß. Weder Helm noch ich konnten begreifen, wie ein Mann von ſeinem Verſtande jeden faden Einfall, der über die Lippen Herrn Samuel's ging, nicht nur belachen, ſondern auch witzig und geiſtreich finden konnte. Während des Mittagsmahls richtete er faſt beſtändig die Rede an ihn, und dieſer Umſtand befremdete uns um ſo mehr, als er am vorigen Tage gar keine Notiz von ihm zu nehmen geſchienen hatte. Den Grund erklärte der Marquis ſehr bald.“

„Wiſſen Sie, Herr Strahl, ſagte er, daß ich geſtern Ihnen es ſehr übel nahm, daß Sie mich, einen alten pariſer Bekannten, nicht wieder erkennen zu wollen ſchienen! Heute, bei kälterm Blute, ſage ich mir freilich, daß ein junger Mann, der wegen ſeines heitern Humors und um anderer Eigenſchaften willen, die ihn geſucht machten, die Seele der pariſer Salons war, ſich nicht jedes alten Mannes, den er vor Jahren ein paar Mal geſehen, erinnern wird.“

„Ich weiß in der That nicht — ſtammelte Samuel verlegen.“

„Ich deſto beſſer, rief der Marquis. Ich weiß mich ſehr gut des jungen Deutſchen zu erinnern, der, wenn er bei Tortoni oder im Café de la Rotonde erſchien, ſtets die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog und unter dem Namen des Chevaliers in allen Salons bekannt war.“

„Dieſe Bezeichnung — ſtammelte Strahl verlegen und bis an die Ohren erröthend.“

„Ward Ihnen von einem Misgünſtigen, dem Sie bei der jungen Gräfin — wie hieß Sie doch? — im Wege ſtanden, beigelegt, fiel der Marquis ihm in die Rede. Er hatte, Gott weiß wie, erfahren, daß Sie in früherer Zeit eigentlich für den Schnitthandel beſtimmt waren, und nannte Sie deshalb den **chevalier de l'aune.** Ich war enchantirt von der Geiſtesgegenwart, mit der Sie wie die alten niederländiſchen Geuſen den Spitznamen zu einem Ehrennamen machten, indem Sie ſich ſtellten, als ob Sie nichts von der Malice Ihres Feindes wüßten, und ſich fortan auf Ihren Meldungskarten ohne Weiteres als den Chevalier de Strahl annoncirten. Das iſt ein **homo!** pflegte ich dann zu unſerm alten Bekannten, dem Vicomte Vide la Bourſe, zu ſagen — Sie werden ſich des alten Knaben wol noch erinnern; er hatte in der Schlacht von Fontenoi, die er als Fähndrich mitgemacht, das Gelübde gethan, blos ſechs Tage in der Woche beim Rouletteſpiel zuzubringen, und ſpielte Sonntags nichts als **rouge et noir** oder Pharo, aus Gewiſſenhaftigkeit, wie er zu ſagen pflegte —; den Chevalier Strahl, den müſſen wir warm halten! Niemand wird ſo trefflich wie er den Pariſer Badauds den **baron allemand** darzuſtellen im Stande ſein! — So und dergleichen ſprachen wir, wenn auf Sie die Rede kam. Daß ich mich Ihnen nicht näher anſchloß, kam daher, weil ich Ihnen entfernt mehr nützen zu können glaubte. — Ja, ja, mein guter Freund, den Lilienorden, den Sie da tragen, ich will nicht grade behaupten, daß Sie ihn mir zu verdanken hätten; aber wer dabei thätig war, das weiß ich! — Gott, was hatten wir für Mühe — mein Freund der Graf Eſpiègle und ich —, ehe wir dem alten Marquis de la Treſſe Ihre Anhänglichkeit an das Regentenhaus nachweiſen konnten. Umſonſt führte mein Freund an, daß Sie am St. Ludwigstage geboren wären, daß Sie in Chaumont acht Tage in derſelben Stube gewohnt, in der früher Se. Hoheit der Duc d'Artois logirte; Alles umſonſt. Endlich faßte ich den Marquis noch bei ſeiner ſchwachen Seite, indem ich geltend zu machen ſuchte — und in ſolchen Fällen iſt wol eine kleine Nothlüge erlaubt —, daß Sie aus einem alten deutſchen Geſchlechte, nämlich einer Nebenlinie der Grafen von Strahl abſtammten, deren Ahnherr, der Graf Wetter von Strahl, ein äußerſt berühmter Mann und allgemein geachtet geweſen, obgleich er einige Zeit etwas in Decadence gekommen, weil er eine Schmiedstochter, die ſich ſeinetwegen beide Schenkel dicht über dem Knie gebrochen, geheirathet. Da der Marquis noch zu ſchwanken ſchien, ſo imponirte ich ihm endlich dadurch, daß ich anführte, wie Sie eigentlich aus fürſtlichem Blute ſtämmten, da jene oft berührte Schmiedstochter, wie ſich endlich herausgefunden, ein uneheliches Kind des römiſchen Kaiſers geweſen; daß die Liebesgeſchichte Ihrer Ahnen, auf allen deutſchen Theatern dargeſtellt, noch heutzutage Alt und Jung entzücke, ja ein gewiſſer Theil der Zuſchauer, den man in Deutſchland mit dem ſinnvollen Namen der alten Garde bezeichne, vor Vergnügen ganz außer ſich werden wolle, wenn er Ihre ſelige Aeltermutter, unter einem Fliederſtrauche liegend, im Schlafe allerlei neckiſche Redensarten von ſich geben höre.“

„Wir Alle, den Doctor ausgenommen, der den ganzen Morgen noch keine zehn Worte von ſich hören laſſen, brachen in lautes Gelächter aus.“

„Sie lachen mit Unrecht, Mademoiſelle, ſprach der Marquis zu Antonien gewendet. Der Zufall, der den Mann in dieſem oder jenem Hauſe geboren werden ließ, der dem Schneider bei den fünf oder ſechs Ellen Tuch, die zu einer Männerkleidung nöthig ſind, ſo oder ſo die Schere führte, beſtimmt unter zehn Fällen wenigſtens neunmal über das Lebensglück jedes Individuums Ihres Geſchlechts. Fände es ſich auch ſpäter, daß das Haus, das den Erkorenen geboren werden ſah, nicht mit Kupfer, ſondern nur mit Stroh gedeckt war; ja ereignete ſich das Entſetzliche, daß die Taille des Kleides, welches der Liebling am Tage nach geſchehener Eroberung trug, wirklich einen Zoll hoch tiefer oder höher geſeſſen, als es die Mode will: ſo thut dann die Beharrlichkeit, die die Natur in Ihr Geſchlecht, das nur Richtkenner ein flatterhaftes nennen, gelegt, das Uebrige und gleicht Alles zu allgemeiner Glückſeligkeit aus. Ich, Mademoiſelle, kann darüber aus Erfahrung ſprechen; denn meine erſte ſelige Frau — und ich war ſo glücklich, deren nach und nach vier mein, zu nennen — geſtand mir ein Jahr nach unſerer Verbindung, daß ich eigentlich ihr Herz lediglich dieſem meinem unſcheinbaren Haarzopfe verdanke, indem ich der einzige junge Mann geweſen, der in ganz Bearn zuerſt mit einem ſolchen erſchienen, während ſich die übrige junge Welt blos der Haarbeutel oder Cadogans bediente; auch habe ich während meiner langen Lebenszeit oft bemerkt, daß junge Damen, die für einen ſie zum Tanze auffodernden, aber nicht im neueſten Geſchmack gekleideten jungen Mann kaum ein armes Kopfnicken hatten, ſich vor Dankbarkeit kaum zu laſſen wußten, wenn der Auffoderer à quatre épingles gekleidet erſchien. — Uebrigens habe ich für alle dieſe Behauptungen den Beweis in der Taſche.“

„Der Marquis zog ein kleines, niedlich couvertirtes Briefchen aus dem Portefeuille. Sehen Sie, werthe Mesdemoiſelles, fuhr er, zu Antonien und Tante Beatchen gewendet, pathetiſch fort, indem er ſich die Augen mit einem buntſeidenen Schnupftuche trocknete; ſehen Sie, bis zu welchem Abgrunde des Elends das zarteſte, liebenswürdigſte weibliche Gemüth, enfin eine Engelſeele durch das Anſchauen von drei Ellen Tuch, item vier Ellen Kaſimir, gebracht werden kann. Dieſen Brief, den ich Ihnen vorzuleſen die Ehre haben werde, ſchrieb die niedlichſte weiße Hand in ganz Gascogne. Die Inhaberin der letztern iſt meine unglückliche Nichte, Mademoiſelle la Vicomteſſe d'Diſon, eine nahe Verwandte des berühmten Herrn von Jars, der am Tage Martini des vorigen Jahres durch einen meuchleriſchen Meſſerſtich ins Genick vor der Zeit umkam. — Aber hören Sie ſelbſt!“

„Thränen von Erbſengröße rannen dem Marquis über die Wangen, als er den Brief entfaltete. Er trocknete ſie mit dem buntſeidenen Schnupftuche und las dann mit ſchmerzlich zitternder Stimme:“

„Theuerer Onkel! ich ſchreibe Ihnen aus meiner

Einſamkeit zu Chateau Barſac, wohin ich mich ſeit dem Tode meiner Mutter zurückgezogen habe; und gewiß, bliebe mir in dem grenzenloſen Elende, was ich trage, nicht noch eine, ach, nur ſchwache Hoffnung, und hinderten mich die Geſchäfte, die die Verwaltung meiner weitläufigen Güter mit ſich führt, ſo ſehr ich ſolche auch von mir zu weiſen ſuche, nicht am beſtändigen Nachhängen meines Kummers, ſo ſtände auch mein einſames Schloß verödet, und die Wellen der Garonne deckten dies, ach, nur allzufeurig ſchlagende Herz.“

„Couſine Beatchen ſuchte, als der Marquis, um ſich die Augen zu trocknen, etwas im Leſen inne hielt, gleichfalls ihr Taſchentuch aus dem zur Ungebühr großen Strickbeutel zu gewinnen, und ich nahm bei dieſer Gelegenheit die Veranlaſſung, mich zu überzeugen, daß Thränen nicht jedes weibliche Antlitz verſchönern.“

„Sie reiſen, theuerer Onkel, las der Marquis weiter, nach Deutſchland, dem Lande der Treue, der Dichtkunſt und der Kartoffeln, wie Sie es oft ſinnvoll ſcherzend genannt, und meine Gedanken werden Sie begleiten. Das Warum vertraue ich der Feder allein, denn das Wort wollte den Lippen der Schüchternen nie entgleiten, ſo oft ich es auch mir abzuringen ſuchte. Hören Sie demnach und entſcheiden Sie das Loos Ihrer unglücklichen Nichte. — Es war im Spätherbſt des vorigen Jahres, als ich mich zu Bordeaux auf einem Balle befand, der zu Ehren des miniſteriellen Candidaten zur Deputirtenkammer, des verdienſtvollen Herrn Girouette, welcher verſprochen hatte, bei öffentlicher Abſtimmung ſtets dem Miniſterium beizupflichten, dagegen bei geheimer Ballotage jedesmal eine ſchwarze Kugel in die Urne zu werfen, gegeben wurde, als ein junger Mann, ein Deutſcher von Geburt, gleichfalls gegenwärtig war, deſſen erſter Anblick ſogleich das Loos meines Lebens entſchied. Denken Sie ſich den Fremden, theuerer Onkel, als einen Mann von mehr als mittler Größe, blonden Haares, ſchlanken, doch kräftigen Wuchſes. Die edeln Formen des männlich ſchönen Körpers umumſchloß, gleichſam wie mit ihnen geboren, eine einfache Kleidung, doch vom kühnſten Schnitt, wie ſolchen nur je die äſthetiſche Welt den Händen des Kleiderkünſtlers verdankte. Das Haar des Sohnes des Nordens ringelte ſich in natürlichen Locken um das edle Haupt, und ſo oft auch die weiße Hand deren Wellen durchfurchte, geſtalteten ſie ſich doch wieder zu einem Ganzen, das man in wenig Minuten auf dieſelbe Weiſe mit Bedauern zerſtören und mit Bewunderung aufs Neue ſich geſtalten ſah. Die Bewegungen des Fremden während des Tanzes, dem er unausgeſetzt huldigte, waren voll unendlicher Grazie. Ich, wie Sie wiſſen, eine enthuſiaſtiſche Bewundrerin der Alten, fand faſt in jeder ſeiner Stellungen die Antike wieder. Eilte der ſchöne Fremde in der Gavotte mit ausgeſtrecktem Arme ſeiner Tänzerin entgegen, glaubte ich den Götterſohn von Belvedere; ſtand er, ſinnvoll das Haupt geſenkt, die linke Hand in der Taſche ſeines Kleides, auf ſeinem Platze, den einfach edeln Antinous zu erblicken.“

„Doch, theuerer Onkel, warum ferner noch beſchreiben, was nicht zu beſchreiben iſt, was gefühlt werden muß. Mit einem Worte, an jenem Abende fühlte ich zuerſt, was es heiße, ſich ſelbſt nicht mehr anzugehören, auf ewig mit einem andern, wenn auch unbekannten Weſen unauflöslich vereinigt, nur in ihm und durch daſſelbe zu leben. — Glauben Sie nicht, theuerer Onkel, daß ich mich leichtſinnig täuſche, einer vagen Hoffnung des Beſitzes mich ergebe. Weit entfernt, mir ein Glück zu träumen, das, wie ich fühle, unerreichbar, wenigſtens ohne Ihre ſo gütige wie mächtige Mitwirkung unerreichbar iſt, ſehe ich nicht den Myrten-, nein, den Cypreſſenkranz.“

„Couſine Beatchen, welche bis dahin ihre Theilnahme durch einzeln herabrollende Thränen geäußert hatte, brach bei den letzten Worten in lautes Schluchzen aus.“

„Ich bitte ſehr, meine allerwertheſte Mademoiſelle, ſagte der Marquis mit ſchmerzlicher Stimme, indem er den Brief auf einen Augenblick bei Seite legte; ich bitte ſehr um Ihrer eignen ſchätzbaren Geſundheit willen, an meiner unglücklichen Nichte nicht einen ſo großen Antheil zu nehmen. Nichts iſt ſchädlicher, als während des Eſſens ſich von Zorn oder Schmerz hinreißen zu laſſen; die Verdauung wird durch eine ſolche gewaltſame Gemüthsaufregung aufs empfindlichſte geſtört, und ich bin ſo ängſtlich in dieſem Punkte, daß ich, ſobald irgend wer beim Eſſen von einem Todes- oder ſonſtigen Unglücksfalle geſprochen hat, augenblicklich, ſelbſt auf die Gefahr, Händel zu bekommen, und lediglich um der Verdauung der Geſellſchaft willen, einen tüchtigen Spaß darauf ſetze, oder wenn dies nicht thunlich, wenigſtens mir im Stillen allerhand luſtige Vorſtellungen mache, weshalb ich oft aus übergroßer Theilnahme bei Erzählung von Sterbefällen oder lebensgefährlichen Krankheiten wie ein Affe gegrinſt. — Doch ich fahre fort.“

„Sie werden es unzart finden, theuerer Onkel, las der Marquis weiter, wenn ich, die ſchüchterne Jungfrau, die erſt vor wenig Augenblicken ihrer Hoffnungsloſigkeit erwähnte, nun dennoch von einer Hoffnung ſpreche; aber Sie werden nachſichtiger urtheilen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nichts hoffe, nichts wünſche, nichts verlange, als nur den Namen des unvergeßlichen Fremden zu erfahren, nur eine Beſchreibung ſeiner meinem Auge fremden Geſichtszüge zu beſitzen, denn, theuerer Onkel, — ich habe mein Ideal *nur von hinten* geſehen.“

„Antonie, Helm und ich brachen in ein ſchallendes Gelächter aus, Beatchen öffnete weit die thränenſchweren Augen; der Doctor allein ſaß ſtill und ſtumm, wie er den ganzen Tag es getrieben.“

„Hören Sie erſt, ſprach der Marquis, und dann lachen Sie über die Unglückliche. Ja, lieber Onkel, fuhr er leſend fort, dieſer Ball, der auf ewig mein Loos entſchied, war ein Maskenball, oder vielmehr Vauxhall, wo es erlaubt war, maskirt oder unmaskirt zu erſcheinen. Das Letztere hatte der ſchöne Fremdling gewählt; aber die Floraugen, die er trug, und der Umſtand, daß er durch einen unglücklichen Zufall beſtändig ſeine Stellung mit dem Rücken gegen die Loge nahm, in der ich mich in Geſellſchaft meiner Freundin, der Madame de la Caune, befand, waren Schuld, daß ich von ſeinen Zügen nicht das Geringſte wahrzunehmen im Stande war. Gern hätte ich ſeinen Namen erfahren, und — nur Ihrer edeln Theilnahme geſtehe ich es ſchüchtern — ich begab mich in Begleitung meiner Kammerfrau unerkannt in das **Hôtel au mouton tondu**, wo er, wie ich hörte, wohnen ſollte; ach, vor wenig Stunden war er abgereiſt. Nur ſo viel konnte ich erfahren, daß es ein Ritter oder Baron de Strell oder Strall aus Deutſchland geweſen. Das Zimmer Nr. 8 **au second**, wo er gewohnt, ließ ich mir öffnen; ich wollte wenigſtens den Raum ſehen, den er bewohnt hatte; hier fand ich eine halb abgebrannte Cigarre; ich nahm ſie heimlich mit und bewahre ſie wie ein ein Heiligthum. — Sie, lieber Onkel, ſind jetzt in ſeinem glücklichen Heimathlande. O forſchen Sie den edeln Fremdling aus, geben Sie mir Nachricht, wo und wie er lebt, und — doch was kann noch hinzufügen Ihre unglückliche Nichte? — Cöleſtine d'Oiſon."

„Sehen Sie, meine Verehrten, rief der Marquis mit Pathos, welch ein überſchwänglich reiches Gemüth hier auf eine miſerable Weiſe zu Grunde geht! Und nun ſagen Sie, was ſoll, was kann ich thun, der Aermſten zu helfen? — Wüßte ich, der heilloſe

Strell oder Strall ſäße in Archangel, in Meſſina oder in Liſſabon, ſo eilte ich hin und ſpräche: Beſter Herr! ich frage Sie, ob Sie Luſt haben, meine Nichte, die Vicomteſſe d'Oiſon, und eine halbe Million zu heirathen, oder es vorziehen, ſich mit mir auf Manteldiſtance zu ſchießen? und ich wette, er wählte das erſte. Aber was iſt hier zu thun? Der Strell kann indeß mit ſeiner intereſſanten Rückſeite in Schweden oder Ungarn zehnerlei Unglück angerichtet haben, der Vorderſeite ganz zu geſchweigen; ich ſetze ihm indeß nach wie ein Narr und komme überall zu ſpät."

„Und iſt, ſagte Samuel, Ihre Nichte wirklich ſo reich?"

„Enorm! rief der Marquis. Als ich von der halben Million ſprach, meinte ich blos ihr väterliches Erbtheil, denn ihr mütterliches iſt gar nicht zu ſchätzen."

„Und liebenswürdig iſt ſie auch? fragte jener weiter."

„Ueber die Maßen! entgegnete der Vorige. Wenn ſie in den Alleen de Tourny oder auf dem Chartron erſcheint — Sie wiſſen ja, daß dort die ganze beau monde wohnt —, ſo entſteht jedes Mal ein ungeheueres Gedränge, weil alle Welt die liebliche

Diſon ſehen will; eben ſo entſinne ich mich, daß einſt im Théâtre français zehn Duelle ſtattfanden, weil meine Nichte ein Schnupftuch aus der Loge fallen ließ, das zwanzig verſchiedene Zierbengel zugleich aufheben wollten.“

„Es iſt unglaublich, rief Samuel unendlich bewegt. Der Glückliche aber, der ihr Herz gewann, wohnte im Mouton tondu Nr. 8? war es nicht ſo? und können Sie mir nicht vielleicht das Datum angeben?“

„Sehr genau, entgegnete der Marquis. Es war am 10. Januar 1823, und der Unglücksball fand den Tag vorher ſtatt.“

„Es iſt richtig, rief Samuel wie außer ſich. Ich meine, ſetzte er, ſich beſinnend, hinzu, es hat ſeine Richtigkeit, daß oft ein einziger Augenblick über unſer ganzes Schickſal gebietet.“

„Ja wohl, verſetzte der Marquis trocken. Das Glück oder Unglück kommt im Nu; außer wenn der Menſch ein Narr wird, denn das geſchieht ſo nach und nach, und es iſt eine ſchlimme Einrichtung der Natur, daß dieſes Unglück ſich immer zuerſt am Kopfe äußert. — Aber wenn wir die ſchleſiſche Baude erreichen und die Schneegruben ſehen wollen, ſo müſſen wir aufbrechen, denn das Wetter ſchlägt um, wie ich fürchte."

„Wir brachen auf. War der Doctor ſeit geſtern ungemein ſchweigſam, ſo war es ſeit dem Mittageſſen Samuel noch bei weitem mehr; doch fiel er dann und wann in eine ſolche ausgezeichnete Luſtigkeit, daß mir ſein Gemüthzuſtand ganz abſonderlich vorkam. Ich theilte dieſe Bemerkung dem Marquis heimlich mit."

„Sind Sie nicht auch der Meinung, ſagte dieſer, daß Herr Samuel Strahl es iſt, welcher ſo das Herz meiner Nichte gerührt? — Gewiß es iſt Niemand anders, und ich habe, um als ein alter Mann einem blutigen Kampf zu begegnen, der ſich ſonſt unfehlbar ereignet hätte, ihm einen feinen Wink gegeben, das Unglück, das er rückwärts angerichtet, wieder gut zu machen. Auf dieſe Weiſe ſieht meine Nichte vielleicht eine Hoffnung ſich erfüllen, die ſie ſeit einem Vierteljahrhundert aufgegeben."

„Wie? rief ich, Ihre Nichte iſt —"

„In den beſten Jahren, ſo zwiſchen vierzig und funfzig; übrigens würde ſie längſt vermählt ſein, wenn ſie nicht das Unglück gehabt hätte, in der Kindheit das linke Auge zu verlieren und den rechten Fuß zu brechen, weshalb ſie etwas lahm geht; denn die

Liebenswürdigkeit des Geiſtes, von der ich allein geſprochen habe, wird heutzutage leider zu wenig in Betrachtung gezogen. Doch gleicht das bedeutende Vermögen meiner Nichte, wiewol es freilich noch in einem, in zwei Inſtanzen verlorenen Proceſſe befangen iſt, alle jene kleinen körperlichen Fehler wieder aus."

„Als wir uns der Gegend des großen Rades, der bedeutendſten Gebirgshöhe nach der Koppe, näherten, wurde das Wetter ungemein ſtürmiſch, und in der Nähe der Schneegruben nahm der Wind dergeſtalt zu, daß er von Zeit zu Zeit in einen Orkan überging. Feuchte Wolken, die uns oft gänzlich einhüllten, jagten wie rieſige wetteilende Renner über die breite Fläche des Gebirgskammes und erlaubten nur dann und wann einen Blick in das von der Sonne beſtralte, ruhig in ſeiner Schöne liegende Thal. Allgemein war das Wehklagen der Geſellſchaft, als wir, am Rande der Schneegruben angekommen, des ſo romantiſchen Blickes in die mächtigen Abgründe ganz und gar beraubt wurden. Beide Felſenkeſſel waren von dem dicken Qualme einer vom Sturme hineingepeitſchten Wolke bis zum Rande erfüllt, und ob zwar der Himmel über uns auf Augenblicke heiter wurde, ſo erlaubte das heftige Wehen des Windes den mächtigen Nebelballen, die in den furchtbaren Tiefen durcheinanderwirbelten, nicht, ſich über die Randflächen zu erheben. Kaum ſich bis zur Höhe weniger Klaftern über die Felſenwände emporbäumend, drückte ein neuer Windſtoß die mächtigen Dampfknäuel aufs Neue in die brodelnden Rieſenkeſſel, und ſo oft auch die Geſellſchaft auf eine, wenn auch nur momentane Leerung der letztern hoffte, begann immer wieder der alte Kampf.“

„Jetzt ſchien auf einen Augenblick der Wind ſich zu legen, und wie ein doppelt getheilter Nebelberg erhob ſich die ſo lange gewaltſam in die Tiefe gepreßte Wolke aus dem Abgrunde. Kerzengerade und bis zur Höhe eines Kirchthurms emporſteigend, ſchwebte ſie wie ein ungeheurer Ballon, und wie von den Felſenzacken der Randfläche feſtgehalten, auf eine Minute über der unermeßlichen Tiefe und zog dann, vom Glanze der Nachmittagsſonne beleuchtet, langſam und majeſtätiſch ihren vorangegangenen Gefährten längs des Kammes des Gebirges nach.“

„Geſchwind laſſen Sie uns den Grubenſtein erſteigen, rief Antonie. Es bleiben uns vielleicht ohnehin nur wenige Momente, um den herrlichen großartigen Anblick zu genießen. Dort ziehen ſchon neue Nebelwolken heran.“

„Wir eilten über den ſchmalen, kaum eine Elle breiten und zehn Schritte langen Felſendamm, der auf eine kleine Strecke beide Feſenkeſſel, die ſich weiterhin in einen einzigen bildeten, trennte, und ſtellten uns am Ende deſſelben auf einen etwas breitern Felsblock, der ungefähr für fünf bis ſechs Perſonen Platz gewährt.“

„Die Sonne ſtralte hell in beide ungeheuere Krater, welche um ſo mächtiger erſchienen, als ſie noch vor wenigen Augenblicken von dem wogenden Nebelmeere bis zum Rande erfüllt geweſen waren. Thurmhohe lothrechte Felſenwände bildeten von drei Seiten eine Rieſenmauer, in deren Spalten der Schnee mehre Jahrgänge übereinandergeſchichtet lag, und deren träufelnde Näſſe den Granit auf die Länge vieler Klaftern mit ſchwarzen glänzenden Streifen überzogen hatte. Steinblöcke von Häuſergröße lagen auf dem Boden beider Abgründe, Knieholz von der Höhe mehrer Ellen wucherte zu einem undurchdringlichen Labyrinthe um ſie her; aber von der ſchwindelnden Felſenplatte, auf der wir ſtanden, geſehen, ſchienen jene kaum von Mannsgröße, letzteres blos knietiefes Gras. Lange ſtanden wir ſchweigend in den erhabenen Anblick verſunken. Antonie unterbrach zuerſt die allgemeine Stille.“

„Der Anblick dieſer Abgründe, ſprach ſie, iſt ſ einzig, ſo furchtbar erhaben, daß ich mich keine ähnlichen erinnern kann, es müßte denn das erſt Erblicken des ſtürmenden Meeres ſein.“

„Er iſt erhaben und lieblich zugleich, ſagte Helm denn über den Krater hinaus liegt das blühend Thal wie ein in glänzenden Farben ſchimmernde Teppich ausgebreitet.“

„Ja! rief Beatchen mit Pathos —

Ja, wunderſchön iſt Gottes Erde
Und werth darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freu'n.“

„Ein herrlicher Gedanke, ſagte der Marquis m ſeinem gewöhnlichen Lächeln, ein ſchöner Vers un ein beliebter zugleich; denn ich durchlas einſt das Kop penbuch und fand, daß er binnen drei Jahren fün undvierzig Mal von gefühlvollen Seelen hineinge ſchrieben und nur hier und da das „Engel“ m „Aſche“ variirt worden; übrigens wünſche ich, da die in der vorletzten Zeile in Rede ſtehende und b Ihnen ohnehin kaum nennenswerthe Veränderung ſpät als möglich vor ſich gehe.“

„Beatchen beantwortete die Galanterie des Ma quis mit einem tiefen Knix, wir Uebrigen mit her lichem Lachen.“

„Bald ward das Lachen indeß in Ernſt verkehrt, denn eine Wetterwolke, der einige kleine, doch ſich von Secunde zu Secunde vergrößernde weiße Wölkchen voraneilten, zog, vom Winde gedrängt, ſauſend längs dem Rücken des Gebirges aus Weſten heran.“

„Wir müſſen den Grubenſtein verlaſſen, warnte ich. Erreicht uns der Sturm auf dem kaum fußbreiten Felſengrat, ſo können wir ihm nicht widerſtehen, und ein Unglück iſt nicht unmöglich.“

„Nur noch einen Augenblick, bat Antonie; die Momente ſind koſtbar.“

„Die Geſellſchaft hatte indeß bis auf das Mädchen den Felſendamm verlaſſen.“

„Zurück! rief ich, bekannt mit der Gewalt des Sturmes auf dem Gebirgskamme. Erreicht Sie die Gewalt des Windes, ſo können Sie in den Abgrund geſchleudert werden.“

„Ich komme, ich komme ſogleich! ſprach Antonie, und — blieb in das Anſchauen der Abgründe, die ſchon vom Sturm zu erdröhnen anfingen, verſunken.“

„Eilen Sie, eilen Sie, um Gotteswillen! rief ich. Noch ein Augenblick, und die Rückkehr iſt gefährlich.“

„Eben wendete das Mädchen ſich nach uns, um über den Felſengrat zurückzukehren, als der Sturm mit einer unerhörten Gewalt losbrach; er wüthete mit der Macht eines Orkans.“

„Setzen Sie ſich, ſchrie ich mit aller Anſtrengung meiner Lungen in das Heulen des Sturmes; ſetzen Sie ſich nun auf den Boden. Jetzt iſt der Felſendamm nicht zu paſſiren. In einer Minute bin ich bei Ihnen, um Sie herüberzuholen.“

„Die Worte waren kaum meinen Lippen entglitten, als Helm wie ein Raſender bei mir vorbeiſprang, um über den Felſenſteg zu Antonien zu dringen; aber er hatte ihn noch nicht betreten, als ihn die Gewalt des Orkans zu Boden warf. Mit aller Kraft, erraffte ſich der Jüngling; er wollte vorwärts und ward von Neuem zurückgeſchleudert.“

„Zu meiner Verwunderung ſtand Antonie, wiewol in augenſcheinlicher Lebensgefahr, doch ruhig und aufrecht auf der Felſenplatte. Der Orkan, der uns umtobte, ſchien das Mädchen kaum zu berühren.“

„Jetzt hatte uns die Wetterwolke erreicht; Blitze zuckten von allen Seiten, der Regen goß in Strömen, Wind und Donner brüllten, die Gefahr ſtieg von Minute zu Minute.“

„Die Seelenſtimmung der Mitglieder unſerer Geſellſchaft war ſehr verſchieden. Antonie, um welche ich ungemein beſorgt war, und die die Gefahr, in der ſie ſchwebte, zu verkennen ſchien, hatte ſich ruhig auf der Felſenplatte niedergelaſſen. Sie winkte mit der Hand, die Momente des heftigſten Sturmes, ohne uns einer Gefahr auszuſetzen, in Geduld abzuwarten. Ich war um unſere arme Reiſegefährtin in höchſter Angſt, der Homöopath und Samuel jammerten, Helm wollte verzweifeln, Beatchen ſchluchzte, nur der Marquis lachte wie ein Kobold.“

„Man muß unter keinen Umſtänden die Geiſtesgegenwart verlieren, vor allen Dingen aber bei jeder Sache das Vortheilhafte derſelben ins Auge faſſen, ſprach er ſcherzhaft. Es iſt wahr, unſere Situation iſt eben nicht die angenehmſte; aber könnte ſie nicht noch weit ſchlimmer ſein? — Wenn ich auch faſt mit Sicherheit anzunehmen geneigt bin, daß bei der Erkältung, die wir gewiß bei dem fortwährenden Platzregen davontragen werden, da weit und breit kein Obdach zu finden iſt, ein tüchtiges Entzündungsfieber den Einen oder den Andern von uns erwartet, ſo tröſte ich mich doch damit, daß wir einen ausgezeichneten homöopathiſchen Arzt bei uns haben, der mit dem Decilliontheile eines kräftigen Mittels die Krankheit um ſo entſchiedener bannen wird, da die Homöopathie ſich vorzüglich bei acuten Maladien ſtets ſo glänzend bewährte; und was die geſchätzte

Demoiſelle da auf der Felſenplatte anbelangt, ſo bin ich überzeugt, daß wenn ſie nicht etwa vom Winde in den Abgrund geſchleudert wird, oder ſie nicht vor Angſt der Schlag rührt, ſie ſich dereinſt mit vielem Intereſſe der heutigen Gebirgsreiſe erinnert.“

„Die Tröſtungen des Marquis ſchienen indeß auf kein Mitglied der Geſellſchaft einen beruhigenden Eindruck zu machen. Der Homöopath und Samuel ſtarrten düſter vor ſich hin, Beatchen weinte überlaut, Helm warf einen Blick voll Verachtung auf den Tröſter. Das Gewitter hatte indeß ſeine furchtbarſte Höhe erreicht; der Donner brüllte unaufhörlich; das Echo verzehnfachte das Getoſe. Jetzt ſchmetterte auf einmal ein Blitzſtral herab; er fuhr in den Abgrund, und als ob ein Thurm zu taumeln und dann in ſich ſelbſt zuſammenzubrechen begönne, löſte ſich eine mächtige Klippe von der Felswand zur Rechten, wankte, brach in klaftergroße Blöcke und ſtürzte mit dem entſetzlichſten Gekrache in die gähnende Tiefe.“

„Noch ſtarrten wir wie verſteinert und ohne eines Lautes mächtig zu ſein in die Kluft, als Helm wie ein Raſender mitten im Toben des Orkans auf den Felſendamm ſprang. Wir riefen, wir beſtrebten uns, ihn zurückzuhalten; Alles vergebens. Jetzt blickten wir auf die Felſenplatte nach Antonien. Sie war am Rande des Abgrundes in Ohnmacht geſunken."

„Eben wollte Helm über den Felſendamm eilen, als der Marquis den Jüngling beim Arme ergriff."

„Bleiben Sie, rief er mit ſtarker Stimme. Sie können der Ohnmächtigen nicht helfen, aber wir haben einen Arzt hier."

„Ich muß ſehr um Entſchuldigung bitten, fiel der Doctor lebhaft ein. Am Krankenbette bin ich mit Vergnügen zu jeder Hülfe bereit; dieſe aber auf Kirchthurmſpitzen oder halsbrecheriſchen Felſen, welche von jenen nicht weſentlich verſchieden ſind, zu leiſten, iſt mir bis jetzt noch nicht zugemuthet worden; auch kann ja Helm, wenn er durchaus hinüberſpazieren will, ein Streukügelchen aus meiner Taſchenapotheke mitnehmen, das unfehlbar —"

„So eilen Sie mit Herrn Helm hinüber, Monsieur le chevalier, ſagte der Marquis, zu Samuel gewendet. Bringen Sie die Dame herüber und zeigen Sie ſich ſomit sans peur et sans reproche."

„Und wenn Ihre liebenswürdige Nichte ſammt beiden Millionen auf jener Felſenplatte läge, würde mich kein Menſch hinüberbringen, rief Samuel. Ein verteufelter Schwindel, der mich jedes Mal befällt —“

„Sie hören, daß mich keiner der beiden Herren begleiten will, rief Helm wild, indem er ſich von dem Marquis, der ihn noch immer am Arme feſthielt, loszumachen ſtrebte. Im Grunde iſt es auch ſo am beſten, denn ich glaube Antonien allein herüberzutragen.“

„Und mit ihr in den Abgrund ſtürzen zu können? Dazu kann Rath werden, ſagte jener. Sie ſehen, einem Sturme wie dieſem widerſteht kein Menſch auf dem ſchmalen Felſengrat.“

„So bleibe ich bei ihr, bis er ſich gelegt hat, rief Helm.“

„Er kann noch ſtundenlang toben wie jetzt, entgegnete der Marquis. Ein heftiger Windſtoß ſtürzt Sie indeß Beide in den Abgrund.“

„So werde ich wenigſtens mit ihr zugleich zerſchmettert, rief Helm und war mit zwei kühnen Sprüngen faſt in der Mitte des ſchwindelnden Steges.“

„Durch einen mir damals ganz unbegreiflichen Zufall legte ſich der Orkan auf einige Secunden; doch kaum hatte der junge Mann, was uns faſt wie ein Wunder vorkam, glücklich die Felſenplatte, wo Antonie lag, erreicht, als der Sturm ſo heftig wie zuvor zu wüthen begann. Helm kniete indeſſen fortwährend neben dem Mädchen. Er rieb Antonien die Schläfe, drückte das Waſſer aus den triefenden Locken und wärmte ihre erſtarrten Hände in den ſeinigen. Erſt nach mehren Minuten, als ſie ſich aufrichtete, doch bald, von Schrecken und Angſt erſchöpft, an die Bruſt des Jünglings zurückſank, milderte ſich etwas unſere Angſt um das Geſchick unſerer armen Gefährtin.“

„Helm war nun zwar glücklich hinüber, Antonie hatte für den Augenblick einen Troſt und, wenn die Ohnmacht wiederkehrte, einen Schutz gefunden; wir aber vermißten nun zwei unſerer Gefährten, Beide in dringender Gefahr. Ich ſchlug vor, einen Kriegsrath hinſichtlich der Rettung derſelben abzuhalten, und mein Verlangen ward gebilligt.“

„Wir ſind hier, hob ich zu ſprechen an, ungefähr eine Stunde von der nächſten menſchlichen Wohnung entfernt. Dorthin, denke ich, ſenden wir nach einem Tragſeſſel und einem Seil; mittels beider bringen wir Antonien ohne Gefahr herüber und, ſo erſchöpft ſie auch iſt, unter Dach und Fach. Jemand, der gut zu Fuß iſt, macht den Weg in der Hälfte der Zeit.“

„Superb! rief Samuel, und ich, der ich am beſten auf den Beinen bin, beſtelle die Hülfe. Mit dieſer zurückzukehren, iſt wol unnütz, da Sie allerſeits hier bleiben."

„Ganz recht, fiel der Doctor ein. Da dieſe beiden Herren wie auch Couſine Beatchen den Ausgang der Sache hier erwarten, ſo wäre es unnütz, wenn Du zurückkehrteſt; ich für mein Theil halte es für Pflicht, Dich zu begleiten, um an Ort und Stelle für Antonien eine Lagerſtätte zu ihrer Erholung bereiten zu laſſen."

„Nichts da, meine Herren, rief der Marquis, als der Doctor und Samuel ſich eben in Bewegung ſetzen wollten. Ich weiß ein beſſeres Mittel und begreife nur nicht, wie ich nicht eher auf die Anwendung deſſelben gekommen bin. Wenn ich mir es recht überlege, ſo hätte ich durch zeitige Anwendung deſſelben dem ganzen Spectakel vorbeugen können; aber ſo geht es, das Sprichwort von der Weisheit der nach Hauſe zurückkehrenden Rathsherren wird tauſend Mal wiederholt und dennoch — "

„Das Mittel, Herr Marquis, das Mittel! rief ich ungeduldig."

„Das Mittel iſt ein vortreffliches Mittel, ſprach jener mit größter Ruhe. Es iſt an ſich ſo wunderbar, ſo unbegreiflich und doch von ſo unumſtößlicher

Gewißheit, als ob es in einem magnetiſch-homöopathiſch-naturphiloſophiſchen Journale nebſt bogenlangen Beweisverhandlungen geſtanden hätte. Mir wurde es zuerſt von der achtzigjährigen Mutter meiner Köchin — ſie war in Schwaben zu Hauſe, wo ſchon viele intereſſante Entdeckungen in dieſer Branche gemacht wurden — mitgetheilt, und dieſe hatte es von ihrer Großmutter, einer Obſthändlerin, die es gegen Niemand als gegen einen **doctor medicinae** und einen **professor philosophiae** auf dem Sterbebette verlautbart hatte, als Vermächtniß überkommen; mit einem Worte, ich will den Wind verſprechen."

„Hier iſt nicht Ort und Zeit zu ſcherzen, Herr Marquis, rief ich im Innerſten empört."

„Wer zum Henker ſagt Ihnen denn, daß ich ſcherze? entgegnete jener barſch. Ich habe ſchon Wunderdinge von ſympathetiſchen Curen dieſer Art und namentlich vom Verſprechen die herrlichſten Erfolge geſehen. Da war z. B. in meiner Vaterſtadt ein Nachtwächter; hatte ſich Jemand in den Finger geſchnitten, flugs ging er zu ihm, und kaum hatte der Mann ſein Sprüchlein geſagt und zum Ueberfluß ein Läppchen mit peruvianiſchem Balſam auf die Wunde gelegt, ſo hörte auch die Blutung auf. Vom Verſprechen des Zahnwehes haben Sie gewiß auch gehört. Auch ließ ich mir einſtmals mit wundervollem Erfolge von einem alten Weibe das Fieber verſprechen; das einzige Unangenehme dabei war, daß ich einiges Grauen empfand, als ich zur Nachcur ein Spinnengewebe auf einer Butterſchnitte eſſen mußte, indeß betrachtete ich es als eine Art homöopathiſchen Mittels, denn aus Ekel kann man das Fieber bekommen, folglich kann es auch mit Ekeligem curirt werden. Was mir an Ihnen überhaupt ſchlecht gefällt, fuhr der Marquis immer eifriger fort, iſt der Unglaube, den Sie bei ſo vielen ſonnenklaren Dingen haben oder zu haben affectiren. Das iſt nicht die Art, heutzutage ſein Glück zu machen, und äußerſt altmodiſch obendrein. Zu was hätten wir denn die Rebellin Vernunft überhaupt, als damit wir uns bemühen ſollen, ſie ſo kräftig wie möglich zu unterdrücken und dann ohne ſie, aber durch den Glauben gereinigt, aus dem Kampfe zu gehen? — Und dann, was liegt denn in dem Verſprechen des Windes ſo Unglaubliches? — Wenn ein altes Weib die Auszehrung hat und nun, nach und nach durch Nervenkrämpfe zum Schauen in höchſter geiſtiger Potenz gelangt, eine ganze Legion Geiſter um ſich beſchäftigt erblickt; wenn ſie ſieht, daß hier ein vor funfzig Jahren geſtorbener Criminalrichter keine Ruhe findet, weil er ein Actenſtück verlegte, dort ein todter Kaufmann — o, möchten ſich doch lebende an ihm ein Beiſpiel nehmen — im Winkel ſitzt und ſchluchzt, weil er ſeine Schulden nicht bezahlte; wenn eine Legion anderer Geiſter ihr und dem gläubig die Ohren ſpitzenden Arzte die Zeit damit vertreibt, daß ſie poltern, huſten, ſingen, rumpeln und andere Kurzweil treiben; wenn, ſage ich, Doctoren und Profeſſoren dies dem geſammten Deutſchland mit Salbung und Erbauung vortragen, dieſes mit Andacht und Ergebung zuhört und höchſtens nur ein oder der andere naſeweiſe Kritiker vorlaut äußert: das ſei aus dieſen und dieſen Gründen allerdings ſehr plauſibel, doch habe er nur hinwider Dieſes oder Jenes, jedoch ganz unvorgreiflichſt, zu bemerken, ſo iſt es meines Erachtens nach von Ihnen mindeſtens ſehr ſonderbar, wenn Sie ſich gegen das von mir ſogleich zu Ihrer Beſchämung ins Werk zu richtende Windverſprechen, welches Sie, wenn es Ihnen ſtattlicher klingt, auch Windbeſchwören nennen können, noch länger moviren ſollten."

„Die heftige Rede des Marquis ſowie der verachtungsvolle Blick, mit dem er mir den Rücken kehrte, ſchmetterten mich ganz zu Boden, und ich ſchwieg mäuschenſtill, als ich ſah, wie er gravitätiſch den dreigekrempten Hut abnahm, mitten im heftigſten Sturme einen Felsblock beſtieg und mit ausgebreiteten Armen, nach Norden gekehrt, ſeine Beſchwörung begann.“

„Unter lebhaften, doch, wie mir bedünken wollte, etwas übertriebenen Geſticulationen hob er folgendermaßen an:“

„Boreas! Boreas!

Der Du daherſtürmſt vom eiſigen Nordpol,
Der trotz der Prämie noch nicht entdeckt iſt,
Vom Pole, der in der Mitte ein Loch hat,
Der gähnende Mund des rieſigen Weltthiers!

Der als Sturm Du peitſcheſt den ſchäumenden Ocean,
Die Flagge reißeſt vom Admiralſchiff,
Die Vatermörder aus der Cravatte des Jünglings,
Die falſchen Flechten vom Haupt der Geliebten.

Der Du als Segelwind zwingeſt Thalaſſa,
Auf ſeinem Rücken zu tragen Geſchwader,
Die da führen Kanonen und Zucker und Kaffee,
Ja, den Baron Rothſchild ſammt ſeiner Kaſſe.

O Wind! der Du entſäuſelſt dem Munde der Säng'rin,
Der flatternden Nachtigall, Entrée à drei Thaler;
Ein Zephyr aus Eden im Schwure der Liebe!
Ein ſchneidender Zugwind ſechs Monate ſpäter!

Doch heute, o Boreas, laß ruhen den Fittich,
Still falte die meeraufwühlenden Flügel,
Denn alſo will's und befiehlt es das Sprüchlein
Der ſelig entſchlafenen Aepfelverkäuf'rin.“

„Ich kann nicht füglich entſcheiden, ob mein Unwillen größer war über den Inhalt der Beſchwörung oder über den ſpottenden Ton, mit dem der Marquis die Worte derſelben in das Toben des Sturmes hineinſchrie; ſo viel kann ich aber betheuern, daß er von dem Erſtaunen über den Erfolg bei weitem übertroffen wurde."

„Schon beim erſten Verſe begann ſich die Gewalt des Orkans zu brechen, beim zweiten wehte kaum mehr ein friſcher Abendwind, beim letzten ſpielten die Mücken im ruhigen Scheine der Abendſonne."

„Sie ſehen, mein Freund, ſagte der Beſchwörer in ſeinem gewöhnlichen ſarkaſtiſchen Tone, daß, mit Shakſpeare zu reden, es viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde gibt, von denen ſich nichts unſere Philoſophie, ſondern blos unſre Doctoren und alten Weiber etwas träumen laſſen; ja es iſt zu erwarten, daß auch alle pſychologiſchen Räthſel, mit denen ſich unſere Weiſen ſeit Plato und Sokrates abquälten, nach und nach von hyſteriſchen Frauen zu allgemeiner Zufriedenheit gelöſt werden."

„Ich ließ die Richtigkeit dieſer Behauptung dahingeſtellt ſein und eilte nur, Antonien, was jetzt keine Schwierigkeiten hatte, unter Helm's Beiſtand glücklich über den Felſenſteg zu bringen. Die ganze Geſellſchaft ſetzte ſich ſodann bei dem freundlichſten Wetter nach der neuen ſchleſiſchen Baude in Marſch.“

„Während wir unterweges waren, beluſtigte ſich der Marquis unausgeſetzt damit, den Doctor und Samuel mit Bemerkungen über die Kühnheit, die ſie während des Unwetters gezeigt hätten, in Verzweiflung zu bringen, und ließ nur dann und wann ein wenig nach, um Beatchen, die er wie ein Schmetterling umgaukelte, ganz übertriebene Schmeicheleien zu ſagen. Das gute Kind nahm ſolche, wenn auch nicht als reines Gold, dennoch auch nicht als falſche Münze auf. Auch Antonie ſchien Das, was ihr Helm während des Ganges mitzutheilen hatte, nicht ungern zu hören, wenigſtens war ihr das tolle Treiben des Marquis, wie aus einigen ihrer Aeußerungen nach der Ankunft unter Dach und Fach hervorging, ganz unbemerkt vorübergegangen.“

„Der Abend war indeß herangekommen, und zu meiner Verwunderung wimmelte es in der Baude wieder von Köchen und Lakaien des Marquis, obgleich ſich während des Unwetters auch nicht einer von ihnen in der Nähe der Geſellſchaft hatte blicken laſſen. Ihr Herr ließ es ſich ſo wenig wie am vorigen Abende nehmen, den Wirth zu machen, und er ſchien mir heute faſt noch munterer, aufgeräumter, neckender. Helm und Antonie mußten ſich ſeinem ausdrücklichen Verlangen gemäß neben einander, und zwar zu oberſt an der Tafel ſetzen; er ſelbſt nahm ſeine Stelle neben Beatchen ein, ein Vorzug, der ihn, wie er behauptete, für jede Mühſeligkeit der Reiſe aufs herrlichſte ſchadlos halte. Die unaufhörlichen Aufmerkſamkeiten, die er ſeiner Nachbarin erwies, bekräftigten dieſe Erklärung.“

„Es würde die Erzählung dieſer wahrhaften Geſchichte über die Gebühr ausdehnen heißen, wenn ich die mannichfache Unterhaltung, die gepflogen wurde, auch nur im Auszuge wiederzugeben gedächte. Ich begnüge mich demnach, nur zu ſagen, daß das Geſpräch von Seiten des Marquis geiſtreich, herbe, bitter, luſtig und in gewaltigen Seitenſprüngen, von uns Uebrigen, ſowie uns deſſen Angriffe auf einer wunden Stelle trafen, etwas kleinlaut, von Seiten Helm's und Antoniens aber nur mit Blicken geführt wurde. Der Champagner kreiſte indeß fleißig in der Runde, und jeder der Gäſte, Antonien ausgenommen, fühlte mehr oder minder deſſen geiſtesbeflügelnde Wirkung; natürlich zeigte ſie ſich bei Jeglichem nach ſeiner Individualität. Die Laune des Marquis ward immer toller und toller; der Doctor ſchalt wie ein Rohrſpatz auf die Allöopathen; Herr Samuel hielt in den dringendſten Ausdrücken bei dem Marquis um die Hand von deſſen liebenswürdiger Nichte an; Helm umſchlang die neben ihm ſitzende hocherröthende Antonie; ich vergoß einen Strom von Thränen über die Recenſion des Herrn Arthur Müller, und Demoiſelle Beatchen ſang mit heller Stimme, die, wie ſie ſagte, ſie ganz in ihre Kinderzeit verſetzende Arie:

Iſt es nicht ein art'ger Scherz,
Wenn der Kater in dem März
Ruft nach ſeiner Frau? —

Das angenehme Miau des Refrains wußte der Marquis dann ſo täuſchend darauf folgen zu laſſen, daß man gemeint hätte, eine ganze Legion Katzen wäre durch Beatchens liebliche, wiewol etwas dünne und ſcharfe Stimme gleichwie von dem Geruche von **Marum verum** herbeigelockt worden."

„Das Mahl nahte ſich indeß ſeinem Ende, als der Marquis plötzlich aufſtand und erklärte, daß es nicht beſſer als durch die Geſundheit auf ein in unſerer Mitte weilendes Brautpaar geſchloſſen werden könne, er aber dieſe ausbringen wolle. Er nannte die Namen Helm's und Antoniens. Der Erſtere griff jubelnd nach dem Glaſe. Das Mädchen zögerte, erröthete, widerſprach nicht und nippte. Ein freudiges Hoch! folgte von allen Seiten. Nur Demoiſelle

Beate ſetzte hinzu: daß, da Papa Strahl nicht zugegen ſei, man die Sache zwar nicht als definitiv abgemacht betrachten könne, doch wolle ſie ſich, bekannt mit deſſen freundlichen Geſinnungen gegen Helm, einſtweilen für deſſen Zuſtimmung verbürgen.“

„Erſt lange nach Mitternacht ſuchte die Geſellſchaft nach der in voriger Nacht beobachteten Eintheilung und Ordnung ihre Ruheſtätten, und zu meiner nicht geringen Freude hielt ſich der Marquis während der Dauer der Nacht ganz mäuschenſtill. Dieſe war indeß vergangen, und wir hatten uns eben zum Frühſtück verſammelt, als wir bemerkten, daß Letzterer der Einzige ſei, welcher noch fehle. Ich eilte geſchwind die Treppe aufwärts und in das vom Tage nur wenig beleuchtete Kämmerlein, um unſern Reiſegefährten zu wecken. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich das Gemach leer, das Bett des Marquis aber in beſter Ordnung, ja nicht einmal angerührt fand, obwol ich hätte einen Eid leiſten wollen, daß derſelbe mit uns zugleich in voriger Nacht ſein Lager beſtiegen habe.“

„Eben wollte ich der Geſellſchaft die ſeltſame Nachricht mittheilen, als der Hauswirth, ſein Mützchen unterm Arme, zu uns trat, indem er mir zugleich ein verſiegeltes Billet überreichte.“

den lieben Reiſenden noch aufs beſte zu empfehlen, Fräulein Beatchen aber zu ſagen, daß ich ſie bäte, den Inhalt der Vaſe um ſo mehr als ein Pfand meiner innigen Verehrung bis zu dereinſtigem Wiederſehen zu bewahren, als ſie die Einzige wäre, wegen welcher ich mich von einem an ſich werthloſen, aber mir durch langen Beſitz liebgewordenen Gute hätte trennen können.“

„Sollten Sie übrigens etwas Näheres von der Perſon Ihres alten Freundes wiſſen wollen, ſo haben Sie nur die Güte, Schickfuß's ſchleſiſche Chronik, Seite 11, von den Städten, aufzuſchlagen, wo Ihre Wißbegierde befriedigt werden wird.

Ihr

ergebenſter

der Marquis de Ronceval.“

„Die ſämmtlichen Mitglieder der Geſellſchaft waren ebenſo überraſcht als neugierig, zu erfahren, was die Freigebigkeit des Marquis ihnen zum Andenken beſtimmt habe. Die Kiſten Helm's und Antoniens wurden zuerſt eröffnet; ſie enthielten alle die Merkwürdigkeiten und Koſtbarkeiten, die Helm in der Höhle ſo bewundert hatte, und waren nur, je nachdem ſie mehr zur Zierde gereichten oder als mineralogiſche Seltenheiten angeſehen werden konnten, in die eine oder die andere Kiſte gepackt worden. Das Mahagonikäſtchen Samuel's folgte nun. In ihm befand ſich ein in reichem Rahmen gefaßtes Portrait der Vicomteſſe d'Oiſon, der Nichte des Marquis. Es war mit außerordentlicher Kunſt gemalt, die Züge der Dargeſtellten aber höchſt abſchreckend. Bei alledem war eine gewiſſe Aehnlichkeit mit denen des Marquis nicht zu verkennen, wiewol mir die der Dame noch diaboliſcher als jene vorkommen wollten. Uebrigens bemerke ich, daß Herrn Samuel bei Empfang des Bildes die Haut ſchauerte; doch ermannte er ſich geſchwind, und indem er es in die Kapſel legte, hörte ich ihn wie unbewußt zwiſchen den Zähnen murmeln: Alles einerlei! ſie hat zwei Millionen."

„Der Doctor eröffnete nun die Hülle ſeines Päckchens. Ein zuſammengefaltetes Zettelchen fiel heraus; es war „wichtigſte homöopathiſche Entdeckung" überſchrieben. Der Doctor las Folgendes:"

„Wiewol der Gewinnſucht der Apotheker zwar durch die Erfindung der homöopathiſchen Heilart ein ziemlicher Damm geſetzt worden, ſo iſt es dem Unterzeichneten durch anhaltendes Studium und Berechnungen endlich noch gelungen, das gedachte Uebel mit der Wurzel auszurotten und ein Mittel zu erdenken, wie ſich nicht nur jeder homöopathiſche Arzt, ohne dem Apotheker in die Hände zu fallen, die benöthigten Arzneien in gehöriger Miſchung ſelbſt erzielen, ſondern auch in der Dispenſirung derſelben auf geſetzlichem Wege nicht füglich gehindert werden kann. Nach vielen, unendlich ſchwierigen Berechnungen habe ich nämlich gefunden, daß die Zuſtrömungen der Nebenflüſſe in die Elbe, ſowie die Unebenheiten des Flußbettes ſelbſt in Beziehung auf die Verdünnung und Miſchung des Waſſers mit einer gegebenen Quantität hineingeworfener Subſtanzen das Reſultat gewähren, daß wenn man in die Quelle des Stromes auf dem Rieſengebirge einen Eßlöffel Belladonna z. B. hineingießt, man in Dresden ſechsundneunzig Stunden darauf in einer gleichen Quantität herausgeholten Waſſers eine billionfache, bei Magdeburg in ſechs Tagen eine ſextillionfache und in neun Tagen bei Hamburg eine decillionmalige Verdünnung finden wird. Die Regierungen werden die Dispenſirung ſolcher Arzneien aus dem Grunde nicht controliren können, weil Niemand füglich einem Arzte verwehren dürfte, den Kranken ein Glas Waſſer ins Haus zu ſenden; auch würde bei einer chemiſchen Unterſuchung des letztern, wenn ſolche anbefohlen würde, der dispenſirende Arzt immer glorreich aus dem Kampfe gehen. Bei einem abzuhaltenden Congreſſe könnten die homöopathiſchen Aerzte übereinkommen, wann und und welche Arzneien auf angegebene Weiſe gleich auf lange Zeit und für ganze Länder in voraus verfertigt werden könnten. Schließlich iſt nur noch zu bemerken, daß die Arznei, damit ſie nicht an Stärke übermäßig zunimmt, durchaus nicht weiter geſchüttelt werden darf, da das nöthige Maß der verſtärkenden Bewegung bereits genau nach den Unebenheiten des Elbgrundes berechnet iſt."

„Alfanzerei, rief unwillig der Doctor, indem er das Blatt zuſammenknitterte und in die Taſche ſteckte."

„Ich öffnete nun das mir beſtimmte Futteral; es enthielt vier kleine, mit einem dunkeln Spiritus gefüllte Fläſchchen und einen Gebrauchszettel."

„Einem allgemein gefühlten Bedürfniſſe der Schriftſtellerwelt abzuhelfen, hieß es im letztern, iſt mir, dem kaiſerlich chineſiſchen Hofapotheker Wan-dat-dſchin zu Peking, gelungen. Seit langer Zeit klagt man in den Gränzen des himmliſchen Reiches, daß die Romane und Novellen, mit denen ſich die elegante Welt abzuquälen genöthigt ſieht, von Tage zu Tage fader werden. Kein vernünftiger, billig denkender Menſch wird dies den Verfaſſern derſelben zur Laſt legen, ſondern der aufmerkſame Beobachter merkt gleich, daß eine, von unbekannten kosmiſchen oder telluriſchen Bedingungen herrührende Nervenabſpannung unſere beſten Autoren befallen hat. Dieſer abzuhelfen iſt dem Unterzeichneten gelungen, und er hat mit großer Mühe und Koſten ein Sortiment Eſſenzen erfunden, denen er den Namen: polygraphiſche Wundereſſenzen, beigelegt. Er theilt dieſelben in hiſtoriſche, philoſophiſche, künſtleriſche und beruhigende Novelleneſſenzen. Die erſtern bezeichnet ihr Name hinlänglich, die letztern ſind von Schriftſtellern von ſehr lebhafter Phantaſie, vor Allem auch von Dramatikern, die Vorboten der Shakſpearomanie an ſich wahrnehmen, mit Nutzen zu gebrauchen. Zehn Tropfen, in weißem Wein oder Waſſer nüchtern eingenommen, ſind in jedem Falle hinlänglich."

„Am Rande ſtand mit ſehr kleiner Schrift von der Hand des Marquis: Seien Sie um Gotteswillen vorſichtig mit der Beruhigungseſſenz! Ihre Novellen haben ohnehin einen Stich darauf."

„Ich hatte von Seiten des boshaften Marquis ohnehin kein beſſeres Andenken erwartet, zuckte deshalb reſignirt die Achſeln und ſchwieg."

„Jetzt kam die Reihe an Beatchens Porzellanvaſe. Es war nicht zu leugnen, daß das ganze, drei Fuß hohe Gefäß ſehr ſauber gearbeitet und von nicht unbedeutendem Werthe war. Wir waren Alle ſehr neugierig auf den Inhalt. Fräulein Beate hob nun den Deckel ab; aber faſt hätte ſie dieſen auf die Erde geworfen, als ſie erſchrocken zurückfuhr."

„Eine Schlange iſt darin! rief ſie in höchſter Beſtürzung."

„Nein, ein Aal! ſagte verwundert Antonie."

„Keines von Beiden, ſprach ich, nachdem ich genauer in das Gefäß geblickt. Ich griff ſofort hinein und brachte zum Erſtaunen der Geſellſchaft — den Haarzopf des Marquis heraus. Ein Zettel war mit einem roſenrothen Bande an das obere Ende befeſtigt"

„Lange, ſo las ich, ſchwankte ich, was ich Fräulein Beate Strahl zum Zeichen meiner innigſten Hochachtung und Verehrung beim Abſchiede, den ich nur auf kurze Zeit zu nehmen gedenke, überreichen ſolle; das Beſte ſchien mir nicht gut, das Koſtbarſte nicht edel genug. Endlich beſchloß ich, getreu dem ſchönen Herkommen, unſern Theuern eine Locke zum Andenken zurückzulaſſen, dieſer freundlichen Gewohnheit zu folgen. Das nicht ein armſeliger Haarbüſchel, ſondern die Geſammtheit meines Haupthaares den Inhalt der Vaſe ausmacht, möge von der Fülle meiner Geſinnungen zeugen."

„Wir Alle, Beatchen ausgenommen, lachten überlaut.“

„Ich kann nicht begreifen, was es da zu lachen gibt! ſagte Letztere gereizt. Ob eine Locke groß oder klein und mit einem Bande umwunden iſt oder nicht wird wol im Grunde auf Eins herausgommen. Ueberhaupt iſt es Schade, daß unſere jung' eleganten Herren keine Zöpfe tragen; was wol' ſie, kahl wie ſie ſind, ihren Freundinnen zurück en, an das ſich dieſe halten könnten? — Mar de mir nicht von einer armſeligen Locke zu einen aarringe! Der Goldſchmied müßte ein Narr ſein enn er ſich mit den empfangenen achtehalb Hac quälte; weit klüger wirft er dieſe in den D und läßt ſich vom Friſeur die nöthige Flechte ähnlicher Farbe holen. Ich bin gewiß, daß Hälfte unſerer Damen Haare von dem erſten armen Sünder, nur nicht von dem, der en überreichte, am Finger trägt.“ ns war ein ſolches argu-

„Die Meinung daß ſich füglich nichts mit mentum ad hon den ließ. Wir brachen auf Grund dagegen wenig Stunden in Warmbrunn. und befanden a Strahl kennen. Er war ein Hier lernte Mann, dem es freilich lieb gewe- einfacher r ſen wäre, wenn einer der Söhne die reiche Verwandte geheirathet hätte, der indeß ſich gern beruhigte, als er vernahm, daß ſich Antonie bereits für Helm, den der Alte ungemein ſchätzte, entſchieden habe. Wenige Tage darauf feierten die jungen Leute ihre Verbindung."

„Wohl uns! ihnen wollte ich ſagen," rief der Kammergerichtsrath. „Aber jetzt gerade heraus, war der Marquis der Satan —"

„Oder der Rübezahl?" ſprach Nautilus.

„Oder ein ganz ordinairer menſchlicher Marquis?" ſchloß Hahn.

„Darüber mag Schickfuß Euch Auskunft geben!" erwiderte ich. „An der von jenem in ſeinem Schreiben bezeichneten Stelle heißt es wörtlich: Montanus, der fürtreffliche Chemicus in Striegau, hat berichtet, daß ein geborener Franzos, adeligen Geſchlechtes derer von Ronceval, wegen ſeines unerſättlichen Geizes auf das Rieſengebirge ſoll relegiret worden ſein, welchen Namen die Inwohner gemeinem Gebrauche nach corrumpirt und Rübezahl daraus gemacht haben."

„Und haben Sie den Marquis nie mehr wiedergeſehen?" fragte Hahn.

„Niemals," erwiderte ich. „Daß er noch in der Nähe weilt, davon habe ich indeß Beweiſe. Oft fand ich irgend ein ſeltenes Mineral, irgend eine ſchöne Gebirgspflanze an unergiebigen Stellen, und niemals wird in meinem Familienkreiſe ein Feſt begangen, wo ſich nicht ein ausgeſuchter Wildbraten auf eine abſonderliche Weiſe in meine Küche verirrte; ebenſo ſicher aber darf ich nur ein vom Winde im Walde umhergepeitſchtes Papier in die Hand nehmen, um ſogleich irgend eine fatale politiſche oder literariſche Neuigkeit herauszuleſen; ja, würde die Geſchichte, die ich Euch mitgetheilt, gedruckt, und erlebte ſie eine recht bitterböſe Recenſion, ſo wette ich darauf, daß ſich dieſelbe noch naß von der Preſſe kommend bereits in meiner Jagdtaſche vorfände.“

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Siebenter Band.

I. Die Mineurs.
II. Die Schatzkammer der Ynka.
III. Die Empörung der Sclaven.

Leipzig, 1836.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Erſter Band.

Leipzig, 1836.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Mineurs.

Eine Erzählung.

Motto:

Hic et ubique? — Biſt Du da, Treulieb! —
Du wühlſt vortrefflich in der Erde, Maulwurf! —
Hamlet.

„Wir, die wir ſo viel ſind wie Ihr, wir machen Euch zu unſerm Könige, wenn ihr unſere Rechte und Freiheiten bewahret; wo nicht — nicht!" ſo ſagten die alten Stände Arragoniens, wenn der Monarch in ihrer Mitte erſchien, um ihnen zuerſt den Eid zu leiſten, und noch heute, wenn der Spanier die Hartnäckigkeit der Bewohner Arragons ſchildern will, ſpricht er ſcherzweiſe: daß der Biscayer, wenn er einen Nagel in die Wand treiben wolle, ihn mit dem Kopfe hineinſchlage, der Arragoneſe bei dieſer Operation aber die Spitze des Nagels gegen ſeine Stirne zu richten pflege. —

Indem der Verfaſſer dieſer Erzählung das eben angeführte Scherzwort, das er mehrmals in „dem ſchönen Lande des Weins und der Geſänge," das man aber damals — und zum Theil noch heute — als das Land des Bluts und der Thränen bezeichnen könnte, vernommen, hier wiederholt, glaubt er damit beſſer, als durch bogenlange Beſchreibungen, den Sinn, der den Arragonier in den Jahren 1808 und 1809, bei der Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt geleitet, charakteriſirt zu haben. — Ueber die Lage Saragoſſa's nur wenige, doch zu näherem Verſtändniß der folgenden Darſtellung unentbehrliche Worte. —

In einer fruchtbaren Ebene, am rechten Ufer des Ebro, ſo wie am arragoniſchen Kanal, liegt die alte, 55,000 Einwohner enthaltende Cäſarea Auguſta. Die Straßen Saragoſſa's ſind, mit Ausnahme des Coſſo, der die Stadt in einem großen Theile ihrer Ausdehnung durchſchneidet, eng und winklich gebaut. Achtzehn Kirchen, vierzig Klöſter, — letztere mächtige, felſenfeſte, den Burgen des Mittelalters zum Theil nicht unähnliche Gebäude, — nahmen einen großen Theil jener Straßen ein, und ſie waren es vorzüglich, die jene, in der Kriegsgeſchichte für immer unvergeßliche, Vertheidigung begünſtigten. Bei alledem waren es indeß nicht die düſtern gottgeweihten Hallen allein, die, als die Franzoſen im Juni 1808 anrückten, in Vertheidigungsſtand geſetzt wurden; von den, freilich ſchlecht angelegten, und in Eil' ausgebeſſerten Feſtungswerken drohten 160 Feuerſchlünde, auf dem Ebro ſchwammen einige Kanonenböte, dreißigtauſend Mann, wovon die Hälfte gute Truppen, befanden ſich in der Stadt. Aber nicht die Zahl der Vertheidiger war es, die Saragoſſa vor den ſtärker anrückenden, kriegsgeübten, feindlichen Heeren hätte ſchützen können. Mit einer Begeiſterung, einem Muthe, der für immer in der Geſchichte verzeichnet ſteht, hatte die Bevölkerung Vertheidigungsanſtalten gemacht, wie ſolche bis dahin noch niemals vernommen worden. In allen Straßen hatte man Traverſen aufgeworfen, alle Zugänge, die nicht zur Kommunikation durchaus nöthig waren, hatte man vermauert, die Klöſter, die Kirchen waren zu Citadellen geworden. In den Wänden der letzteren, wie überhaupt jedes öffentlichen, ſo wie der zur Vertheidigung am vortheilhafteſten gelegenen Privatgebäude, gähnten Schießſcharten nach allen Seiten. In manchen, den ſchwächſten Punkten zunächſt gelegenen Straßen hatten die Einwohner ihre Häuſer verlaſſen. Sämmtliche Thüren der letzteren hatte man ſodann vermauert; nur im Innern beſtand eine, durch die Zwiſchenwände gebrochene, labyrinthartig ſich durch die Häuſermaſſe windende Kommunikation. Sie diente blos dazu, um, ſobald der Feind die Stadt ſtürmte, ihn mit einem, durch die Schießluken, die halbvermauerten Fenſter, von den mit Miſt verſchanzten Dächern und Balkonen zu eröffnenden, wohlgenährten Feuer zu empfangen. Ueberdies hatte man die Zimmerwände, die Dachſparren, alles Brennbare mit Pech überſtrichen, um, im Fall der Feind dennoch eindränge, den erſtürmten Theil des Häuſerlabyrinths den Flammen zu übergeben. — Wirklich hatten die mit Begeiſterung unternommenen, mit Sorgfalt ausgeführten Vertheidigungsmaasregeln, während der erſten kurzen Belagerung, die indeß nur wenige Wochen dauerte, vor dem Eindringen des Feindes geſchützt, aber nach kurzer Waffenruhe rückten mächtigere Heere heran. Am 20. December 1808 erſchienen die Marſchälle Mortier und Moncey an der Spitze jener berühmten alten Phalangen, denen bis dahin noch nichts widerſtanden hatte. Zahlreiche Geſchützkolonnen folgten ihnen; der Kampf begann.

Mehrere Zeit ward er mit abwechſelndem Glück geführt. Die Franzoſen erſtürmten mit Muth den Monte Torrero, ein Außenwerk, aber ein Sturm auf Thurm del Arzobispo, den der tapfere Gazan unternahm, ward abgeſchlagen. Unmuthig über den Widerſtand einer nur ſchlecht befeſtigten Stadt, rief der Kaiſer die vorgedachten Marſchälle ab, und ſendete den Herzog von Abrantes an ihre Stelle. — Auch dieſer war indeß nicht im Stande, die heldenmüthige Stadt in ſo kurzer Zeit, als der erzürnte Monarch es forderte, zu unterwerfen, und nun, am 22. Januar, erſchien der Marſchall Lannes, der Roland des franzöſiſchen Heeres. — Von dieſem Zeitpunkt an beginnen die Begebenheiten unſerer Erzählung. — — —

Ungefähr zwei Kanonenſchüſſe von der Feſtung, in Mitte von Trümmerhaufen, von einigen halbzerſtörten, durch die Werkzeuge der franzöſiſchen Sappeurs aber wieder ziemlich wohnlich gemachten Hütten umgeben, lag ein ſich durch ſeine Größe von den letztern nur zum Theil unterſcheidendes Haus; es war die Wohnung des Pfarrers jenes beinahe der Erde gleichgemachten Dörfleins geweſen, und diente jetzt zur Wohnung des Herzogs von Montebello.

Man konnte das halbzerſtörte Dorf mehr ein Bivouak, als einen von Einwohnern belebten Ort nennen; denn weit in das Blachfeld hinaus dehnten ſich die Lagerhütten der Diviſion Gazan. Ausgebrochene Dachſparren, Thüren, Fenſterſtücke, Maisſtroh, Aeſte niedergehauener Olivenbäume, deren Stämme in den mächtigen Wachtfeuern emporloderten, waren das Material geweſen, welches zur Konſtruktion der ſeltſamen Wohnungen gedient hatte. Aermliches Hausgeräthe, meilenweit herbeigeſchleppt, erfüllte das Innere der Hütten. Aber nicht nur der mannigfache geraubte Hausrath, ſondern auch das, in einen Pferch zuſammengetriebene Schlachtvieh, die herumliegenden blutigen Häute des letzteren, die mächtigen Haufen zu Brennholz gehackter Oelbäume, enorme Maſſen unter freiem Himmel aufgeſchütteten Maiskorns, eine Unzahl von Schildwachen gehüteter Weinſchläuche gab Kunde, wie viel die Gegend rings umher gelitten habe.

Die Munterkeit der in dem Innern der Hütten und Lagergaſſen, ſo wie um den im Freien aufgefahrenen Artilleriepark, zum Theil beſchäftigten, zum Theil ſich mit Fechten, Tanzen, Singen erluſtigenden Krieger, das Wiehern der an langen Reihen eingeſchlagener Kampierpfähle angebundener Roſſe, von denen eins oder das andere, welches ſich losgeriſſen, unter gewaltigem Halloh der nachſetzenden Dragoner wieder eingefangen wurde, — gab, mit den rings herum ſichtbaren Spuren des über die Gegend gebrachten Elends, ein ſeltſames Bild. — So laut es aber auch im Lager herging, ſo hätte doch Niemand behaupten können, daß es in der Wohnung des Marſchalls verhältnißmäßig ſtiller zugegangen wäre. In dem zu ebener Erde gelegenen Wohnzimmer des ehemaligen Pfarrhauſes ging der Oberbefehlshaber ſichtlich erzürnt mit großen Schritten auf und ab, und warf nur dann und wann einen Blick auf den Chef des Genieweſens, General Rogniat, der ſtill in einem Lehnſtuhl am Fenſter ſaß, oder auf einen Offizier, der, ruhig mit den Augen den Auf- und Abwandelnden verfolgend, unweit der Thüre ſich auf ſeinen Säbel lehnte. So verſchieden auch das Aeußere des Marſchalls und des zuletzt gedachten Offiziers war, ſo beſtand doch unter beiden in ſofern eine Uebereinſtimmung, als das des Erſtern im Allgemeinen mehr die Kraft, das des Letztern aber die Intelligenz des franzöſiſchen Kriegers auf eine ſo eigenthümliche als entſcheidende Art, — wie ſie in dem damaligen Heere hier und da faſt ſtereotyp hervortrat, — darſtellte.

Der Marſchall war von impoſanter Geſtalt, kräftiger, doch etwas plumper Form, und der dicke, feſt an den Kopf gebundene, wohlgepuderte Haarzopf, den er damals trug, die donnernde Rede, wenn er ſprach, die Geſten, womit er die gern angewendeten Kraftausdrücke begleitete, zeugten, wenn auch von dem in den Lagern aufgewachſenen, wohlverſuchten Krieger, doch ließen ſie nicht errathen, daß er, — was indeß wirklich der Fall war, — in ſeiner Jugend für die Wiſſenſchaften beſtimmt geweſen, und etwas in dieſen geleiſtet hatte. In dem Kapitän François Lepelletier, — ſo hieß nämlich der an der Thüre ſtehende Offizier, — trat dagegen mehr der wiſſenſchaftlich gebildete Krieger hervor. Die ernſte Ruhe auf dem geiſtreichen, männlichen, wenn auch nicht eben ausgezeichnet ſchönen Geſicht, die Unbefangenheit, mit der er dem zornig auf und abſchreitenden Marſchall zuſah, bewies mehr noch, als die Uniform des großen Generalſtabs, in die er gekleidet war, daß er gewohnt ſei, in der Nähe der Häupter des Heeres zu verweilen, und daß die üble Laune eines derſelben auf ihn nicht den Eindruck [illegible], den ſie auf einen ſeiner, die

Linie nie verlaſſenden Kameraden gemacht haben würde.

„Wir können einpacken, General!“ rief Lannes mit zornigem Lachen, indem er Rogniat einen Brief zuſchleuderte. „Ich ſage Ihnen: wir können einpakken! — In Paris verſtehen ſie es beſſer wie wir, auf welche Weiſe und in wie viel Zeit man Saragoſſa nehmen kann. — Nachdem Moncey, Mortier und Junot mit einer langen Naſe abgezogen ſind, meint Se. Hoheit Mr. Berthier, der Herr Majorgeneral, daß ich gerade vier Wochen dazu nöthig habe. — Das hat er ſo im Boudoir der Frau von St. Vincent ausgerechnet, und ſeine rothhoſigen Adjutanten, die Herren von Caniſy, de Levis und wie die Muskadins alle heißen, die ihre Abſtammung vom König David oder wohl noch weiter herleiten, haben ihm dabei geholfen. — — Uebrigens wundert mich nichts mehr, nichts von allen den Teufeleien!“ ſetzte der Marſchall immer erbitterter hinzu, als Rogniat den Brief ſtill zuſammenfaltete. „Wer hat dem unnützen Krieg dieſe ſcheußliche Geſtalt gegeben, als der Kaiſer, indem er ſeinen Herrn Schwager, den Franconi des Heeres, mit den Stickereien und den Federn, in denen er wie ein tanzender Hund ausſieht, nach Madrid ſchickte und dort am 2. Mai die Einwohner niedermetzeln ließ? Seit dieſer Zeit ſind die Metzeleien, die Ermordungen, die Schändlichkeiten aller Art, bei denen wir Menſchen und Ehre verlieren, losgegangen, ſeit dieſer Zeit haben Prieſter und Weiber und Kinder nach Flinte und Meſſer gegriffen, und vertheidigen jede Lehmhütte wie ein Blockhaus. Hätte er nur dieſesmal ſeinem Rathgeber, den ich ſonſt nicht leiden kann, dem, den Sie hinten einen Tritt geben können, ohne daß er ſich es vorn merken läßt, — Sie wiſſen, Rogniat, wen ich meine! — hätte er nur dieſem gefolgt, wir hätten uns Blut und vielleicht Schande erſpart."

„Ich denke, Schande kann man nicht davon tragen, wo es tapfere Feinde zu überwinden giebt!" ſprach Rogniat lächelnd. „Wir werden Saragoſſa nehmen. Kein feſter Platz iſt unüberwindlich." —

„Das weiß ich mir ſelbſt zu ſagen!" rief Lannes heftig. „Ich weiß auch, daß in vier Wochen die dreifarbige Fahne von dem Thurme der Madonna del Pilar weht; aber Lannes iſt nicht gewohnt, ſich Termine ſetzen zu laſſen. Er will nicht, daß ihm Berthier Offiziere mit der Uhr in der Hand herſchickt, um ſeine größere oder geringere Thätigkeit zu berechnen und zu rapportiren."

„Mein Auftrag," ſagte ruhig Kapitän Lepelletier, „lautet blos dahin, ſobald Saragoſſa über iſt, Sr. Majeſtät ſchleunigſte Nachricht zu überbringen; von Berechnungen und Rapporten ward mir nichts geſagt.

— Ich bitte Ew. Excellenz, mich bis zur Einnahme bei meiner Waffe, dem Geniekorps, Dienſte leiſten zu laſſen.“

„Das laſſe ich bleiben!“ rief Lannes etwas ruhiger. „Sie werden ſich bei meinem Stabe befinden. Ich kenne Sie noch von Aegypten her; bei Acre ward ich auf Sie aufmerkſam. Sie waren faſt ein Kind noch, aber brav wie ein Mann.“

„Democh bitte ich, bei meinem Korps —“

„Nein! potz Wetter!“ rief der Marſchall hitzig. „Sie ſind verdammt empfindlich, Mr. Lepelletier! — Ich ſoll wohl am Ende jedes Wort auf die Goldwage legen? Wie ich geſagt, dabei bleibt es, und zum Zeichen, daß ich nicht denke, daß Sie mich ausſpioniren wollen, ſollen Sie das Journal der Belagerung führen. Damit Baſta! — Ich denke,“ fuhr der Marſchall gelaſſen fort, „ich denke, Sie ſollen uns gute Dienſte leiſten Kapitän! Der Krieg, den wir hier führen werden, iſt vorzüglich ein unterirdiſcher, ein Minenkrieg! Wir werden, wie es ſcheint, Straße für Straße unterwühlen, Haus für Haus in die Luft ſprengen müſſen. Sie ſind Mineur; ein tüchtiger dazu. Ich habe die Broſchüre, die Sie verfaßt, geleſen, und Rogniat lobt ſie. Morgen denke ich Sie in die Feſtung zu ſenden. Die Aufforderung, die Sie überbringen, wird zwar eine fruchtloſe ſein, aber man hat aus einer Art läppiſcher Prahlerei den letzten Parlementair mit unverbundenen Augen hineingelaſſen. Ich bedauerte, daß ich Niemand vom Geniecorps geſchickt hatte; aber wer hätte ſich die Einfalt träumen laſſen! Sie denke ich, werden ſich diesmal beſſer den Weg anſehen, den wir unter der Erde wählen müſſen, um den rechten Fleck auf der Oberfläche zum Tanzen zu bringen; vorausgeſetzt nämlich, daß die Dons ſo einfältig ſind, wie das vorige Mal. — Aber ſehen Sie doch, Kapitän!“ ſetzte der Marſchall, ſich unterbrechend, hinzu, indem er aus dem Fenſter blickte. „Ein Mönch, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, in Mitten einer Patrouille? — Gehen Sie hinaus, **Mr. Lepelletier**; ſehen Sie, was es gibt. — Oder beſſer, laſſen Sie den Offizier der Truppe und den Gefangenen hereinkommen.“ — —

Der Hauptmann ging hinaus und kam in wenig Augenblicken, begleitet von einem Infanterieoffizier und dem Mönche, deſſen Feſſeln man inzwiſchen gelöſ't hatte, wieder herein. Die Augen der Anweſenden fielen auf den letztern. Er war ein Jüngling, kaum einige zwanzig Jahre alt. Die auffallenden Züge ſeines magern Antlitzes färbte eine flüchtige krankhafte Röthe. Wie es ſchien, war die Geſundheit ſeines ohnehin ſchwächlich gebauten Körpers durch Nachtwachen, Faſten, oder heftige Leidenſchaften, vollends

aufgerieben worden. Bei alledem erglänzte das matt
düſtern Fanatismus blickende Auge, wie von dem B
wußtſein innerer Kraft geſtählt, als es auf den Ma
ſchall und deſſen kriegeriſche Umgebung fiel, in ſt
zer, faſt ſiegbewußter Ruhe. Da er die Hände üb
die Bruſt gefaltet trug, ſo fielen die weiten Aerm
der braunen Kutte bis auf die Ellenbogen zurück, u
ließen ein Paar magre, von dem Stricke, womit
gebunden geweſen, blutig geriebene Arme ſehen.

„Wer ſeid Ihr und woher kommt Ihr?“ brau
der Marſchall dem Mönche entgegen.

„Ich heiße Pedro de la Muga, bin vom Or
der unbeſchuhten Franziskaner, komme von Sant
der und war auf dem Wege nach meinem Kloſte
Saragoſſa,“ erwiederte mit ſchwacher Stimme
Mönch.

„In die belagerte Feſtung?“ rief der Marſc
„Ein Spion alſo! — Wo ward er aufgegriff
fragte er den begleitenden Offizier.

„Wir machten eine Patrouille,“ rapportirte
ſer; „wir fanden einen Sergeanten vom zwölften
giment, durch einen Schuß in den Rücken getr
ermordet auf der Heerſtraße liegen. Die That
erſt vor wenig Augenblicken vollführt worden
denn der Leichnam war noch nicht erkaltet, un
Blut floß aus den Wunden. Kaum zweih

Schritte davon trafen wir dieſen Mönch. Er behauptete, keinen Schuß fallen gehört zu haben, und ſprach verwirrt; wir ſahen ihm auf das Innere der Hände, da wir keine Waffen bei ihm fanden, — ſie waren beide mit Pulver geſchwärzt.“

„Hängt ihn auf, den Hund! — hängt ihn an den Strick, den er um den Leib trägt!“ tobte der Marſchall. „Kapitän Lepelletier! laſſen Sie den Mörder dort an den Baumſtummel, meinem Fenſter gegenüber, aufknüpfen!“ —

Obgleich der Marſchall franzöſiſch geſprochen hatte, ſo ſchien ihn der Gefangene dennoch verſtanden zu haben.

„Wenn ich ohne Gehör ermordet werden ſoll,“ ſagte er mit grauſiger Ruhe, „ſo bitte ich, daß man wenigſtens jenen Baum nicht zum Werkzeuge meines Todes mache; es iſt ein Oelbaum; der einzige übrige Zweig deſſelben iſt nicht im Stande, mich zu tragen, man würde mich unnütz martern.“ —

Die eiſige Kälte des noch ſo jungen Mannes, in ſo furchtbarer Situation, ſchien dem Marſchall einen Augenblick zu imponiren, bald aber trat die vorige Heftigkeit wieder ein.

„Wohlan, Mr. Lepelletier!“ ſagte er; „laſſen Sie ihn hinter die Fronte des Lagers führen und erſchießen. — Sie bemerken in dem Journal, daß ein Mönch erſchoſſen worden, weil er des Mordes eines Sergeanten vom zwölften Regiment überführt worden."

„Das iſt er wohl eigentlich nicht!" bemerkte Rogniat; „er iſt es blos in Bezug des Spionirens."

„Verzeihen Sie, mein General!" ſagte Lepelletier lebhaft. „Bewieſen iſt bis jetzt noch nichts, als — daß er ſchwarze Hände hat." — —

Der Marſchall warf einen ſcharfen Blick auf den Kapitän, dann, einen Augenblick nachdenkend, forderte er den Gefangenen auf, zu erklären, welchen Weg er genommen, und wie es möglich geweſen, daß er den, in ſo kurzer Entfernung von dem Orte, wo er ergriffen worden, begangenen Mord nicht bemerkt, und der nahenden Patrouille Mittheilungen gemacht habe.

Die Anfangs ſchwache und gebrochene Stimme des Gefangenen, ſchien zuerſt dem Ausdrucke ſeiner Empfindungen nicht folgen zu können, bald aber wurden ſeine Worte deutlicher und ſeine geiſtige Kraft ſchien über die Schwäche des Leibes zu ſiegen. In natürlicher Beredſamkeit, die ihm zu Gebote zu ſtehen ſchien, ſchwang ſich ſeine Rede zu einer Art roher Erhabenheit auf, als er darauf zu ſprechen kam, wie ein innerer, mächtiger Trieb ihn, der ſich auf einer Reiſe befunden, angefeuert, nach den heiligen Mauern, wo ſeine Brüder, um Abwendung der Trübſale betend, Tag und Nacht auf den Knieen lägen, zurückzukehren.

Mit rührenden Zügen ſchilderte er die Drangſale der ſpaniſchen Kirche. Er verglich dieſe mit Hagar, die ihres Kindes hinſchmachtendes Leben in der waſſerloſen Wüſte bewachte, und dort des rettenden Engels harrte. — Je länger der Gefangene ſprach, deſto feierlicher war ſeine Rede, deſto erhabener die Bilder, die er gebrauchte. Wie es ſchien, hatte er im Laufe derſelben gänzlich die furchtbare Situation vergeſſen, in der er ſich befand. Er ſagte nichts mehr ſich zu entſchuldigen, ſich zu retten; er gedachte nur der Leiden ſeines Volkes, des Joches, unter dem es ſeufzte, der Verfolgungen, denen es erläge. — Mit kurzen Worten, gleichſam nur beiläufig, bemerkte er endlich den Umſtand, der ihn des angeſchuldigten Mordes verdächtig machte. Er habe, ſagte er, mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte die Reiſe von Santander nach Saragoſſa gemacht, und in der letzten Nacht, um der Winterkälte, die ihn in den Gebirgen zu übermannen gedroht, auszuweichen, zur Seite eines Kohlenmeilers, der noch im Brande geweſen, einige Stunden ausgeruht. Daß dieſe Lagerſtädte die unglücklichen Spuren, die man zu ſeinem Verderben interpretire, an ſeinen Händen und Kleidern zurückgelaſſen, habe er nicht eher bemerkt, als bis die, die ihn gefangen genommen, darauf aufmerkſam geworden. „Verdient dies," — ſo ſchloß er endlich, und ſeine Rede war von der feierlichen Wirkung, wie ſolche die Strahlen der Sonne machen, wenn ſie durch die dunkeln Fenſter einer Grabeskapelle zucken, — „verdient dies den Tod? Wohlan, ſo nehmt ihn hin, dieſen elenden Leib, gebt ihn den Geiern, die über der Straße kreiſen, die ihr genommen und mit Leichen bezeichnet habt, gebt ihn den Hunden zur Beute, die heulend im Blachfelde umherirren, und deren Herren ihr erwürgtet. Aber bedenket, daß die dorrenden Gebeine der Märtyrer, die ihr am Wege geſchlachtet habet, das Blut, das ihr vergoſſen habet wie Waſſerbäche, die Gebete derer, die den Felſen zum Altar machen, und ſich in Höhlen und Wäldern verbergen vor dem Schwerte des Drängers, daß, ſage ich, alles dieſes geſehen wird von einem nie ſchlummernden Auge, gehört wird von einem nimmer verſchloſſenen Ohre. Und ſo, wie ihr uns thuet, wird man euch thun, wie ihr mich richtet, wird man euch richten. O daß ich tauſend Leben hätte, ich wollte ſie alle unſerer heiligen Sache opfern, und der Hoffnung des Tages der Vergeltung! — Hier ſtehe ich!“ ſprach er zuletzt erſchöpſt von der Glut der Begeiſterung, die er in ſich entzündet hatte. „Nehmt mich hin! überliefert mich euren Henkern! — Das Schlimmſte, was mich treffen kann, iſt ein blutiger, aber glorreicher Weg zum Himmel.“ — — —

Eine Stille von mehreren Minuten trat ein, als der Mönch ſeine Rede geendet hatte. Der Marſchall ſchritt nachdenkend im Zimmer auf und ab. Die Rede des Gefangenen ſchien ihn ergriffen zu haben.

„Kapitän Lepelletier!“ rief er endlich, und ſagte dieſem darauf einige leiſe Worte in's Ohr.

„Ihr beſtreitet,“ ſagte Lannes nach einer Weile zu dem Mönche, „daß Ihr den Mord, deſſen man Euch beſchuldigt, begangen habt, und es iſt möglich, daß Ihr unſchuldig ſeid. Dieſes vorausgeſetzt, bleibt nur noch der Verdacht des Spionirens. Zum Beweiſe, daß ich dieſes verachte, werde ich Euch in Freiheit ſetzen, und bis zum Thore von Saragoſſa bringen laſſen.“

Der Gefangene hörte die Rede des Maſchalls mit gänzlicher Theilnahmloſigkeit und auf eine Weiſe an, als ob ſolche einen ganz unbedeutenden, ihm gänzlich fremden Gegenſtand berühre.

„Ich hoffe,“ ſetzte Lannes, dies mißfällig bemerkend, hinzu, „ich hoffe, Ihr werdet meine Milde zu ſchätzen wiſſen, und die unverdiente Begnadigung dadurch zu vergelten ſuchen, daß Ihr, ſo viel Ihr könnt, dazu beitragt, die Gräuel dieſes Krieges zu mildern, die Unthaten, die ſich Eure Brüder erlauben, vergeſſen zu machen.“

„Fühlt Ihr den Dorn in der Sohle Eures Fußes!“ rief mit höhniſchem Lächeln der Mönch. —

„Der Becher den Ihr mit Blut gefüllt, muß ausgetrunken werden, bis auf den Schaum, der an dem Rande des Gefäßes haftet.“

„Fort mit dem Fanatiker, ehe mich meine Milde reut!“ rief Lannes zornig. „Fluch über dies Geſindel! — Ein Strick und ein fliegender Knoten daran, ſodann ein tüchtiger Baumaſt, das iſt die beſte Weiſe, mit ihm zu verkehren.“

Lepelletier eilte, den Gefangenen fortzuſchaffen, um nicht befürchten zu müſſen, daß dem Oberbefehlshaber die bewieſene Milde reue. Er übergab ihn einem Kommando, das ihn nach den Vorpoſten zu geleiten hatte, und trat ſodann wieder in das Zimmer des Marſchalls.

„Wie der Menſch daſtand, mit dem blaſſen Geſicht, dem blutrünſtigem Arme, dem gerötheten Auge!“ rief der letztere. „Sah er nicht aus, wie ein ägyptiſcher Santon? — Und unſchuldig an dem Morde des Sergeanten iſt er gewiß. Meinen Sie dies nicht auch, Rogniat? — Leute dieſer Art begnügen ſich nicht, hinter einem Strauche hervor dem Einzelnen in den Rücken zu ſchießen; ſo etwas ſcheint ihnen nur eine halbe That. Er war gewiß unſchuldig. — Und dennoch,“ fuhr der Marſchall verdrüßlich fort, „dennoch hätte ich ihn erſchießen laſſen ſollen! — Glauben Sie, daß er mir Dank weiß für ſeine Begnadigung? Er haßt mich, weil ich ihm, wie er meint, die Krone des Märtyrers geraubt habe. Wehe dem Franzoſen, der in ſeine Hände fällt! — Gewiß, ich hätte ihn erſchießen laſſen ſollen!" — — —

Lange ſprach noch der Marſchall in dieſem Tone, und entließ endlich die Anweſenden. — —

Es war am Morgen des folgenden Tages, als der Kapitän Lepelletier ſich, in Begleitung eines Trompeters auf dem Wege nach Saragoſſa befand; der Marſchall hatte befohlen, daß er eine Aufforderung zur Uebergabe der Stadt an den in der letztern kommandirenden General, Palafox y Melzi, befördern, und wo möglich eine Unterredung mit ihm zu erhalten ſuchen ſolle. — Langſam näherte ſich der Hauptmann der feindlichen Stadt. Es lag dem geſchickten Ingenieur ſehr viel daran, das Terrain auf's Sorgfältigſte zu erforſchen. Die nächſte Umgebung, außerhalb der franzöſiſchen Angriffswerke, zeigte ſchon große Spuren der Verheerung; ſie mehrten ſich mit jedem Schritte vorwärts, und wurden furchtbar. Die Batterien der Belagerer hatten die ſchwachen Mauern der Stadt, die in Eil' aufgeworfenen Verſchanzungen, bereits an mehreren Stellen gebrochen. Die Kanonierſchaluppen hatten vor wenigen Tagen verſucht, die in der Nähe des Schloſſes Aljaferia, eines Außenwerks, errichteten franzöſiſchen Belagerungsarbeiten zu flankiren; ein furchtbares Feuer hatte ſie genöthigt, ſich zurückzuziehen, und ſie lagen jetzt, zum Theil in Wracks verwandelt, neben einander auf dem Ebro. Lepelletier bemerkte überdies, mit dem geübten Auge des verſuchten Kriegers, daß ein wohlgenährtes Feuer von wenigen Stunden hinreichen müſſe, zwei bereits begonnene Breſchen in der Face des Kloſters von San Joſe zu öffnen, und die Verſchanzungen des Kloſters von Santa Engracia waren bereits ſo weit zerſtört, um den Sturm mit Vortheil beginnen zu können.

Alle dieſe Bemerkungen hatten ſich dem Hauptmann aufgedrungen, ehe er noch die äußerſten franzöſiſchen Poſten verlaſſen hatte. Jetzt ſprang er auf die Bruſtwehr der zu äußerſt gelegenen franzöſiſchen Verſchanzung; er befahl dem Trompeter zu blaſen, und ließ ſein Schnupftuch im Winde flattern. In dieſem Augenblicke krachte ein Kanonenſchuß in der feindlichen Schanze, die Kugel fuhr ſauſend daher, rikochettirte, und ſetzte langſam, dem Auge ſichtbar, über die Bruſtwehr.

„Diable!“ rief Lepelletier lachend dem in der Verſchanzung kommandirenden Offizier zu; „die Herren da drüben kümmern ſich eben nicht ſehr um Hugo Grotius Werk: de jure pacis et belli! — Ich will nur die Verſchanzungen verlaſſen und näher gehen! Vielleicht nehmen ſie Vernunft an; wäre es auch nur daß ſie einen Einzelnen nicht eines guten Kartätſchenſchuſſes werth halten.“

Lepelletier verließ die Schanze, und ging, mit hochgeſchwungenem Schnupftuche, eine kleine Strecke nach der feindlichen Seite zu.

Es dauerte lange, — faſt eine Viertelſtunde, — ehe er einen feindlichen Offizier auf der halbzerſtörten Umwallung des Kloſters von San Engracia erſcheinen und ihm mit einem weißen Tuche zuwinken ſah. — Raſch durcheilte der junge Krieger den Zwiſchenraum, und bald befand er ſich an der Seite des Spaniers. Es war derſelbe ein hagerer ernſter Mann, im bereits vorgerückten Mannesalter. Seine Uniform war die des Genikorps, die Borten auf derſelben — das Gradzeichen der ſpaniſchen Armee — bezeichneten ihn dem Rang nach als Obriſten. Seine Ausſprache ließ merken, daß er kein Spanier von Geburt ſei, und bald überzeugte ſich Lepelletier, daß er ſich einem Landsmann, einem Emigranten, wahrſcheinlich dem tapfern St. Genis gegenüber befand.

„Was wollen Sie? — was bringen Sie? — Ich glaubte, wir könnten nur durch den Mund der Feuerſchlünde verhandeln!“ war die barſche Anrede des feindlichen Offiziers.

„Der Herzog von Montebello hofft, durch Verhandlungen beſſerer Art eine Stadt vor dem Untergange und den Gräueln des Sturms zu bewahren!" erwiederte der Hauptmann. — „Kann ich den Kommandirenden ſprechen?" —

„Eine perſönliche Unterredung iſt überflüſſig! — Haben Sie etwas Schriftliches?" entgegnete jener.

„Ich habe allerdings einen Brief, doch der Marſchall hat mir ausdrücklich befohlen, ihn perſönlich den General Palafox zu übergeben."

„Ich bin der Chef des Geniekorps!" erwiedert jener. „Ueberliefern Sie mir das Schreiben und erwarten Sie hier die Antwort."

„Ich muß auf perſönlicher Uebergabe beſtehn!" ſagte Lepelletier feſt, doch ſich achtungsvoll verbeugend. — „Nur in dem Falle, daß General Palafo dies ablehnte, und daß Sie dies mir auf Ehrenwor verſicherten." —

„Das iſt nicht der Fall!" fiel der feindliche Offizier mit verdrüßlicher Miene ein. „Beſtehen Si darauf, ſo will ich Sie zu der unnützen Unterredun geleiten laſſen; ich halte es indeß für meine Pflicht zu bemerken, daß ich Ihre Perſon, trotz Ihrer Eigenſchaft als Parlementair, in Mitte einer zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung, nicht geſichert halte."

„Dies darf mich nicht abhalten, meine Pflicht —"

„Wohlan, Don Ramon de Torrealta!" ſprac

der Obriſt zu einem hinzutretenden Offizier; „bringen Sie den Herrn nach dem Palaſte der Junta."

„Ich wünſchte den Kommandirenden allein —"

„Er kann Sie nur Angeſichts der Junta ſprechen!" ſagte der Obriſt ſich leicht verbeugend, indem er unſerm Bekannten den Rücken kehrte und aus der Schanze ging.

„Ich müßte Ihnen nach Kriegsgebrauch die Augen verbinden laſſen," hob der Offizier, der bei dem Hauptmann geblieben war, zu ſprechen an, indem er höhniſch dazu lächelte; „wir verachten jedoch dieſe kleinliche Vorſicht. — Iſt's gefällig, ſo gehen wir!" —

Lepelletier verbeugte ſich, und ſie gingen.

Indem der Hauptmann durch Reihen düſter blickender ſpaniſcher Soldaten nach dem Kloſter Santa Engracia zuſchritt, ſah er mit Zufriedenheit, wie wirkſam das Kanonenfeuer der Belagerer geweſen war. Auf manchen Punkten waren die Palliſaden des bedeckten Weges hinreichend zerſchmettert, um, für den Fall des Sturmes ſchnell mit einigen Axthieben aus dem Wege geräumt zu werden, an andern war die Bruſtwehr dergeſtalt von den Kugeln zerwühlt, daß man kaum noch deren Form erkennen konnte. Zwar hatte man die Lücken bereits durch Schanzkörbe, Sandſäcke und dergleichen geſtopft, man ſah indeß der ſchwachen Abhilfe die Nachtarbeit und die Eile, mit der ſie vollbracht worden, bei dem erſten Blick an. — Lepelletier trat jetzt, mit ſeinem ſchweigend neben ihm wandelnden Begleiter, aus der Enceinte der Feſtungswerke in das Innere der Stadt. Ein ſo ſonderbarer als entſetzlicher Anblick erwartete ihn hier. Ein furchtbares Gerücht, dem man bis dahin im franzöſiſchen Lager nicht Glauben ſchenken wollte, war dennoch gegründet geweſen. Dicht hinter den edlen Kriegswällen, die der Heldenmuth der Arragonier rings um die Stadt emporgethürmt, ſtand eine Reihe Galgen in langer Linie. Eine Anzahl Bewohner der Stadt, jedes Standes, jedes Alters, und unter ihnen ſelbſt Frauen höhern Alters, ſo wie junge Mädchen, hingen an ihnen. Die Unglücklichen hatten nichts verbrochen, als daß ſie in Mitte der Gefahren, die ſich um ſie häuften, ſich ſchwach gezeigt, oder die barbariſchen Häupter der Inſurrektion durch irgend ein übel ausgelegtes Wort, eine unüberlegte Geberde zum Zorne gereizt hatten. — Mit verächtlichem Lächeln, ohne jedoch ein Wort zu ſagen, blickte der Spanier auf Lepelletier, in deſſen Blicken ſich Entſetzen und Abſcheu kund gab. —

Die Wandelnden betraten nun das Innere der Straßen. Der Hauptmann erſtaunte über die Vertheidigungsanſtalten, wie ſie ſein Auge bis dahin noch nie geſehen. Die engen, düſtern, gekrümmten Gaſſen, in denen kein Fenſter, — ſie waren alle vermauert worden, — ſondern nur hunderte von Schießſcharten zu ſehen waren, boten einen ganz ſeltſamen Anblick dar. Da der Weg, um den aus Erde hoch aufgeworfenen Traverſen auszuweichen, bald rechts, bald links, bald ſcheinbar rückwärts ging, ſo hatte Lepelletier Mühe, ſeinem Geiſte ein Bild des Labyrinths, in dem er wandelte, einzuprägen, doch gab ihm die Richtung des Coſſo, den er mit ſeinem Gefährten dann und wann durchſchnitt, ſo wie die mächtigen Mauern des Kloſters von Santa Monica, die er zur Seite hatte, die Ueberzeugung, daß wenn man durch Minen in das Innere dränge, man den unterirdiſchen Weg vorzüglich parallel mit dieſer Straße nach jenem Kloſter wählen müſſe, weil das letztere einen ungemein wichtigen Hauptpunkt für die Angreifer gewähren könne.

Die Schritte der Wandernden beſchleunigten ſich indeß immer mehr. Der Pöbel war, aufmerkſam gemacht durch die franzöſiſche Uniform, in Haufen aus den Häuſern geſtürzt, und erfüllte mit Schimpfreden und Geſchrei die Luft. Bei alledem war es mehr der Spanier, welcher ſeine Schritte verdoppelte, wie unſer Bekannter; denn alle Augenblicke erregte ein ſonderbarer Auftritt ſeine Neugierde. Hier hatte Einer das Kindlein Jeſu oder die santissima Virgen, mit einer großen rothen Kokarde geziert, über ſeiner Thüre angebracht, um ſein Haus vor den feindlichen Kugeln zu ſchützen, dort haranguirte ein bärtiger Kapuziner, den blanken Säbel in der einen, ein kleines Kreuz in der andern Hand, die fanatiſche, den Eckſtein, auf dem der Prediger ſtand, umlagernde Menge, an einem andern Orte ſah er lange Reihen Frauen, unter ihnen viele der höhern Stände, und von der Gräfin von Burita, — ſo nannte ſie des Hauptmanns Begleiter, — angeführt, mit Körben mit Munition beladen, nach den Wällen wandern, endlich erblickte er ſogar einen Zug Mönche aller Orden, mit Säbeln umgürtet, und Karabiner in den Händen, auf die Wache ziehen. — Der Pöbel drängte indeß immer ſtärker. Das Geſchrei: Caraxo! – Caraxo demonio! — verwandelte ſich endlich in: Vencer ô morir! und am Ende in ein wüthendes: Mueran! — mueran los Franceses! — Es war hohe Zeit, daß Lepelletier und ſein Begleiter in ein großes düſteres Gebäude traten, das letzterer als den Palaſt der Junta bezeichnete und deſſen Thorweg ſich hinter ihnen ſchloß. — — —

Die Wachen, die in den düſtern Gängen in den gewölbten Hallen, den kleinen, mit Säulengängen umgebenen Höfen lagerten oder auf- und abwandelten, boten einen ziemlich ſonderbaren Anblick. Sie kamen dem, an die Nettigkeit des Kriegers gewöhnten

Auge des Hauptmanns mehr wie eine Räuberbande, als wie Soldaten vor. Nur ſelten ſah man eine weiße Uniform mit farbigem Aufſchlag. Die Mehrzahl trug braune Jacken, hier und dort wohl mit bunten, den Aermeln eingeſetzten Tuchſtücken verziert; ſpitze, ſchwarze Filzmützen mit Sammtumſchlag, der ſich, zu einem ſonderbaren Horne geformt, vorn herüberbog, hin und wieder auch nur ein Haarnetz, waren die Kopfbedeckungen. Einen rothen Lappen, in Form einer Schärpe, hatte faſt ein Jeder um die Hüften, einen Lederlappen um die Beine gewunden; die Fußbekleidung war eine Art Sandalen von Espartograſe. — —

Der Kapitän und ſein Begleiter traten endlich in eine Art ſchmutzigen Vorzimmers, in dem eine Anzahl zerlumpter Kerls, jeder eine brennende Papiercigarre, von Form einer Pfefferdüte, im Munde, auf dem Eſtrich herumlagen. Der Begleiter des Hauptmanns wechſelte einige Worte mit Einem derſelben; langſam erhob ſich dieſer, ging in ein anſtoßendes Gemach, aus dem laute Stimmen erſchallten, und kam nach wenigen Momenten, die Thüre offen laſſend, wieder heraus. Lepelletier und ſein Begleiter traten ein. In Mitten eines düſtern, ziemlich unreinlich ausſehenden Saales, deſſen Wände ſo grau und kahl, als der Gipseſtrich des Bodens waren, ſtand eine lange, mit grünem Tuche bedeckte Tafel, auf der ſich, außer Schreibzeug und einigen Papieren, ein Kruzifix befand. Auf ſchlechten Rohrſtühlen, rings um den Tiſch, ſaß eine ziemlich ſonderbare Geſellſchaft. Zu oberſt der Tafel befand ſich ein Mann von kaum mittlerem Alter, in der glänzend geſtickten Uniform eines Mariscal del Campo (Generalmajor.) Die Züge deſſelben deuteten auf Kraft, doch weniger auf Geiſt. Es war der berühmte Palafox. — Ihm zur Seite hatte ſein Adjutant Butron Platz genommen. Unmittelbar neben Letzterem befanden ſich zwei Prieſter. Der eine derſelben war ein ältlicher Mann mit kahlem Haupte und ziemlich ſanften Zügen. Es war der Pater de la Conſolacion. Der Pfarrer von St. Gil, der ihm zur Seite ſaß, war dem Aeußern nach ganz das Gegentheil ſeines Gefährten. Geiſtlicher Stolz und Härte lagerten auf dem breiten, rothen, glänzenden Geſicht. — Dicht neben ihm ſaßen drei Männer aus den niedern Volksklaſſen, die aber bei'm Pöbel in großem Anſehn ſtanden. Zwei davon waren Handwerker, der eine Tio Jorge, der andere Tio Marin genannt. — Die Benennung Tio (Oheim), welche in Spanien häufig Perſonen höheren Alters, und nur denen der untern Stände, ſolchen, die man nicht füglich Sennores nennen kann, gegeben wird, hat zugleich etwas Vertrauliches, Schmeichelhaftes, und es würde zur Zeit der Belagerung Saragoſſa's dem Einwohner höhern Standes, der dieſe Benennung den beiden wilden Plebejerhäuptlingen beizulegen vergeſſen hätte, übel bekommen ſein. Haltung, Benehmen, Kleidung bezeichneten hinreichend die Volksklaſſe, der die beiden Männer angehörten. Dies war auch übrigens mit dem dritten, ihnen zur Seite ſitzenden, dem Limonadenſchenken vom Coſſo, der Fall, nur daß er, der bei dem Pöbel für einen vorzüglichen Witzbold galt, ein weniger düſteres Anſehen hatte, als ſeine Nachbarn, deren harte Züge ſich nie zu einem Lächeln verzogen, und daß ſein ſchielendes Auge faſt weniger widrig und abſtoßend war, als das wildblickende, von langen grauen Brauen beſchattete jener beiden. —

Noch befand ſich am untern Ende der Tafel ein junger Mönch; da er aber den Eintretenden den Rükken zugekehrt hatte, und, wie in tiefem Nachdenken befangen, den Kopf in die hohle Hand ſtützte, ſo konnte Lepelletier nicht in deſſen Geſicht ſchauen.

„Was bringen Sie? — Warum ſendet mir der Marſchall einen Parlementair, da ich mir doch ausdrücklich jede Verhandlung verbeten habe?“ fuhr Palafox den Hauptmann an.

„Es iſt die Menſchlichkeit, die ihn dazu veranlaßt!“ entgegnete Lepelletier, indem er ſeine Depeſche überreichte.

„Ich verlange, daß der General mit dem Franzoſenhunde ſpaniſch rede!“ rief Tio Jorge, indem er mit der ſchwielenbedeckten Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Hier darf nichts Geheimes verhandelt werden.“

„Recht, Gevatter!“ fiel Tio Marin ein. „Wir ſind Alle Mitglieder der Junta; Einer ſo gut wie der Andere.“

„Wenn er aber nur franzöſiſch bellen kann, der da? — He? — Wie dann?“ rief der Limonadenwirth.

„Schweig' ſtille, Blas! — Sei ruhig, Plappermaul!“ ſchrie Tio Jorge. — „Der Franzoſe braucht gar nicht zu reden. — Der General ſoll uns den Brief leſen.“

„Ich widerſetze mich der Erbrechung des Schreibens!“ rief der Pfarrer von St. Gil. „Es muß gar keine Gemeinſchaft ſein mit den Verruchten; es ſei denn, daß jener ketzeriſche Soldat, — ein ſolcher iſt er gewiß, — uns vorher mittheilt, was in dem Briefe ſteht.“ —

„Kennen Sie den Gegenſtand der Mittheilung?“ fragte Palafox unſern Bekannten. — Der Adjutant Butron wiederholte die Worte des Generals in ſpaniſcher Sprache.

„So viel mir bekannt, iſt es eine Aufforderung, die ſchlechtbefeſtigte Stadt zu übergeben!“ erwiederte der Hauptmann. „Wie Sie wiſſen, bedarf es nur weniger Kanonenſchüſſe noch, um drei gangbare Breſchen zu eröffnen. Der Marſchall will die Stadt vor den Gräueln eines Sturmes bewahren.“

Kaum hatte der Adjutant die Worte des Hauptmanns auf ſpaniſch wiederholt, als ein furchtbarer Lärm ſich erhob, Alle ſchrien durch einander.

„A baxo los Franceses“ rief Tio Marin. „Stoßt ihn nieder, den franzöſiſchen Hund, der hierher kommt, uns zu verhöhnen!“

Tio Jorge konnte vor Zorn kein Wort herausbringen; er biß vor Wuth in ſeinen Mantel.

„Werft den Franzoſen zum Fenſter hinaus; er kommt dann um ſo geſchwinder ins Freie!“ ſchrie der Limonadenſchenke.

Der Hauptmann wußte ſich im erſten Augenblicke nicht zu erklären, was den furchtbaren Lärm veranlaßt hatte.

„Die Leute geberden ſich ſehr ſonderbar!“ ſagte er zu Palafox; „ich weiß nicht, was ſie ſo in Wuth verſetzen konnte.“

„Es iſt die unnütze Aufforderung, welche Sie überbracht haben!“ erwiederte der General. „Hier! — Nehmen Sie die Depeſche unerbrochen zurück, und entfernen Sie ſich.“

„Nimmermehr!“ rief der Pfarrer von St. Gil, der die Worte des Befehlshabers verſtanden hatte. „Der Franzoſe darf Saragoſſa nicht lebendig verlaſſen. Er iſt der Widder, der ſich in der Hecke gefangen hat, und ſo ſoll er auch das Opfer ſein.“

„Freilich! — Freilich!“ rief Tio Jorge. „Der Hochwürdige hat Recht! — Man muß einen Schwenkgalgen auf der Breſche von Santa Engracia errichten, und den Franzoſen daran hängen.“

„Ich widerſetze mich jeder Mißhandlung dieſes Offiziers!“ fiel Butron ein. „Er iſt als Parlementair auf Treu und Glauben in die Stadt gelaſſen worden.“

„Auch ich bin der Meinung, daß er unverletzt entlaſſen werden muß!“ ſetzte der Pater de la Conſolacion hinzu.

„Was muß ich hören?“ ſchrie der Pfarrer von St. Gil. „Wenn der Sennor Adjutante ſolche Reden führt, ſo thut er es als ein Weltkind, falls er nicht — was die Heiligen verhüten wollen — ein Verräther iſt; doch Ihr, Padre, Ihr — Nehmt Euch in Acht! — Haeretico non est servanda fides! — Das ſage ich, und darauf will ich leben und ſterben!“ —

„Der Franzoſe muß hängen!“ brüllte Tio Marin. „Ein Verräther der, der es anders will.“

„Ja, hängen muß er!“ rief der Limonadenſchenke.

„Und damit ein Spaß dabei iſt, ſo muß man ihm ſeine Depeſche in die Hand geben, oder in den Mund ſtecken, wenn er aufgeknüpft iſt. Das wird ein komiſcher Anblick ſein!“ —

Die wüthenden Geberden des größten Theils der Anweſenden ließen Lepelletier mehr noch, wie einzelne Worte derſelben, klar werden, wovon die Rede ſei. —

„Ich bitte Sie, General,“ ſprach er zu Palafox, „dieſen Leuten zu ſagen, daß zwar nichts leichter ſei, als, mich durch Geſchrei zu übertäuben, da ich nicht zu ihnen zu ſprechen im Stande bin; ebenſo ſteht ihnen nichts im Wege, mich zu ermorden; indeß bitte ich zu bedenken, daß der Marſchall, wenn ihm die Stadt in die Hände fiele, den Mord eines Parlamentairs furchtbar rächen würde. — Ihnen, als Soldat darf ich wohl nicht erſt ſagen, daß eine That, wie dieſe, ein Brandmal auf Ihren Namen bringen müßte, das keine glorreiche That, kein Sieg je wieder verwiſchen könnte.“

Die Worte des Hauptmanns ſchienen auf Palafox großen Eindruck zu machen. Er erklärte mit lauter Stimme: daß, in dem Falle, wenn man dem franzöſiſchen Offiziere ein Haar krümme, er augenblicklich das Kommando niederlegen, oder mit den Linientruppen die Stadt verlaſſen, und ſomit dieſe ihrem Schickſal überlaſſen werde.

Bis dahin hatte der junge Mönch, welcher ſchweigend und den Kopf in die hohle Hand geſtützt, am Ende des Tiſches ſaß, kein Wort hören laſſen, und eben ſo wenig verrieth irgend eine Geberde ſeine Theilnahme an dem Vorgange; doch jetzt erhob er ſich raſch. — Mit Erſtaunen erblickte Lepelletier in ihm den Gefangenen, welcher dem Erſchießen ſo nahe geweſen.

„Das fehlte noch," rief der Mönch und ſeine bleiche Wange erglühte vor Unwillen; „das fehlte noch, daß wir, durch die Drohung des Generals erſchreckt, die Sache des Vaterlandes und des Himmels zu verlaſſen, nur einen Augenblick Anſtand nähmen, einen unſerer Todfeinde zu vernichten! Will der General das Kommando niederlegen, will er feig die Sache des Vaterlandes um eines Elenden willen verlaſſen, — immerhin. Sind wir nicht Männer? — Sind wir nicht Spanier? — Würde ſich nicht in unſerer Mitte mehr als Einer finden, würdig, das Volk des Herrn anzuführen im heiligen Kriege? Haben wir nicht das Palladium Arragoniens, das heilige, wunderreiche Bild der Jungfrau vom Pfeiler in unſern Mauern? — Ein Kleingläubiger, ein Verräther der, welcher der Meinung ſein könnte, daß die Madonna del Pilar ihr Volk untergehen laſſen würde in ſeinem Kampfe! — Und ſomit ſage und erkläre ich: dieſer Franzoſe darf nicht lebend die Stadt verlaſſen; denn der Herr hat ihn in unſere Hand gegeben in dem Augenblicke, als wir geängſtet waren. Er iſt gekommen in unſere Stadt unter der Larve eines Friedensboten; aber ſeine Sendung iſt, uns auszuſpähen, und ſo ſoll er auch den Tod eines Verräthers ſterben.“

Weniger durch die Worte des Mönchs, als durch die wüthenden Geberden, womit er ſolche begleitete, ward der Hauptmann auf die Gefahr aufmerkſam gemacht, die ihn bedrohete. Er blickte in der Verſammlung umher, und die Wuth, die in den bleichen Zügen des Mönchs zuckte, ſchien in den Geſichtern der Mehrzahl der Verſammlung wiederzuſtrahlen. Ihre Züge wurden immer gräßlicher, ihre Blicke immer verſtörter. Das Herz des Kriegers, welches im Kanonenfeuer nicht ſtärker geſchlagen, durchſchauerte eine ihm bis dahin unbekannte Empfindung; er fühlte deſſen Klopfen bis in die Schläfe, wenn er auf eine Verſammlung blickte, die ihm mehr aus einer Rotte von Teufeln, als aus menſchlichen Weſen zu beſtehen ſchien. Bei alledem dauerte dieſes Gefühl nur wenige Augenblicke. Mit ruhigem Blicke wendete er ſich an Palafor.

„General!“ ſagte er. „Wenn dieſe Männer ſich den Empfindungen der Rache und Wuth gegen einen Parlementair überlaſſen zu dürfen glauben, ſo kann ich es ihnen nicht verargen, da ſie fremd ſind in den Gebräuchen des Krieges. Mit Ihnen iſt es ein Anderes. Ich mache ſie verantwortlich für Alles, was geſchieht, und fordere freie und ungehinderte Rückkehr.“

„Ich wollte, Sie wären nicht hergekommen!“ ſprach Palafox rauh. „Nehmen Sie die Depeſche unerbrochen zurück. Auf den erſten Parlementair, der wieder erſcheint, werde ich ſchießen laſſen. — Don Ramon? führen Sie den Herrn nach den Vorpoſten.“

Mit Wuth blickte die Mehrzahl der Verſammlung auf den General, deſſen Feſtigkeit ihnen indeß imponirte. Haſtig verließ der junge Mönch, der zuletzt geſprochen, jetzt das Zimmer.

„Und welche Antwort ſoll ich dem Marſchall auf die Aufforderung bringen?“ fragte Lepelletier, ſich zum Abſchied verbeugend.

„Guerra, hasta la ultima tapia!“ (Krieg bis zur letzten Lehmwand!) rief Palafox aufſtehend, und kehrte dem Hauptmann den Rücken.

Schnell verließ dieſer das Gemach in Begleitung des Offiziers, der ihn hergebracht.

Noch durchſchritten die beiden die langen, düſtern Gänge des Erdgeſchoſſes, als der Hauptmann von der Straße her die Laute einer hellen, klangvollen Stimme vernahm, die von Zeit zu Zeit durch eine

Menge verwirrter Töne unterbrochen wurde. So wie Lepelletier der Thüre näher kam, tönte die Stimme lauter, das Getöſe ward immer ärger. Der Offizier, der unſern Bekannten geleitete, ſchien ſichtlich beunruhigt. —

Kaum öffnete ſich das Hausthor, als der Hauptmann ſich in Mitte einer ſehr eigenthümlichen Scene verſetzt ſah. Auf einer Steinbank, der Thüre zur Seite, ſtand der junge Mönch, der vor wenig Augenblicken das Zimmer verlaſſen hatte, und hielt, wie es ſchien, eine begeiſterte Rede an einen Pöbelhaufen, deſſen geſpannte Züge, rollende Augen, geballte Fäuſte, eine ſehr beunruhigende Theilnahme an den Worten des Sprechers kund gaben.

Kaum war Lepelletier auf die Straße getreten, als ein hundertſtimmiges: „da iſt er!“ aus dem Haufen erſcholl; ein lautes: **A baxo**! und: **Muera**! folgte hinter her. Doch kaum winkte der Mönch mit der Hand, als Alles ſtill ward.

„Nicht alſo, meine Brüder!“ rief er, und ſein tiefliegendes Auge funkelte in fanatiſcher Begeiſterung. „Nicht hier, nicht in der Nähe heiliger Mauern darf das unreine Blut des Scorpions, der gekommen, unſere Ferſe zu verwunden, den Boden beſudeln. Ich ſage euch: es darf nicht die Stätte beflecken, wo die zerſchmetternde Kugel, die heulende Bombe die Märtyrer niederwarf, die jetzt, in den Reihen der Seligen ſitzend, unſere gerechte Sache vertreten, und die Rache des Allerhöchſten auf die Dränger herabflehen. — Glaubt darum nicht, daß ich eurem gerechten Eifer Einhalt thun will! Das ſei ferne! — Dieſe Kinder der Verdammniß müſſen erſchlagen werden vom Aufgange bis zum Niedergange. Der Herr hat uns geheißen, ſie zu erlegen wie die Amalektiter, und das befohlene Werk darf nicht nachläſſig gethan werden. Keiner von ihnen darf die Gebirge, die dieſes gebenedeite Land von dem Lande jener Verfluchten trennen, lebend überſchreiten; denn der Herr will, daß ihm ein großes Opfer bereitet werde in unſern Thälern, auf unſern Bergen und an unſern Geſtaden. Die Hände, die da beſtimmt ſind, das freſſende Schwert zu führen, dürfen ſich nicht durch menſchliche Schwäche, durch Rückſichten auf die elenden, künſtlich erbauten Verhältniſſe des Lebens, in die hemmenden Netze menſchlichen Mitleidens verwickeln laſſen. — Doch, es bedarf meiner Worte nicht! Es bedarf ihrer, weder eure gerechte Rache anzufeuern, noch euch auf das Opfer aufmerkſam zu machen, das ihr im Sinne unſerer heiligen Sache zu verrichten beſchloſſen habet. Ich begnüge mich, euch zu bitten, daß ihr daſſelbe nicht hier vollziehet, nicht auf dem Boden, der dem Herrn heilig, ſondern draußen, draußen auf der Breſche, die die Gottloſen zu eröffnen begonnen haben. Dort, in Mitte des Mauerbruchs, errichtet einen Pfahl. An dieſen bindet ſodann den Elenden; er mag von den Kugeln ſeiner Brüder zerſchmettert werden. Er iſt nicht werth, von ſpaniſcher Hand zu fallen.“ — —

Ehe der Hauptmann genau wiſſen konnte, was man mit ihm vorhabe, fühlte er ſich bereits an den Schultern und Armen von mehreren Fäuſten gepackt. Der Offizier, welcher ihn zu ſchützen verſuchte, ward, mit furchtbarem Geſchrei übertäubt, in das Haus zurück geſtoßen und, als ob ein bedeutender Sieg erfochten worden wäre, drängte die Menge, den Gefangenen mit Härte fortſtoßend, unter Jubel und Wuthgebrüll die Straße hinab. Lepelletier erſchien in den erſten Augenblicken alles nur wie ein Fiebertraum. Entſetzliche Geſtalten, zum Theil in Lumpen gehüllt, mit verzerrten Zügen, wuthblitzenden Augen, fletſchenden Zähnen, tobten um ihn her. Jede Anſtrengung nur ein Wort hervorzubringen, wäre umſonſt geweſen; ein Verſuch, ſich dem Mönche, der mit über der Bruſt gefalteten Händen neben ihm ging, auf irgend eine Weiſe verſtändlich zu machen, ward durch den hundertfältigen Ruf: „Nieder mit ihm! Tod dem Franzoſen!“ vereitelt. Wer den in Eile die Straße hinabeilenden Haufen, die phantaſtiſchen Geſtalten, die flatternden Mäntel, die blutrothen Federbüſche der Pöbelhäupter aus der Ferne geſehen hätte, er hätte einen Augenblick glauben können, er ſähe einen Haufen ihr Opfer umtanzender Wilden vor ſich, in dem Momente, wo ſie es zu dem blutigen Altar des Kriegsgottes geleiten. — — —

In wenig Minuten war der Hauptmann, in Mitte ſeiner furchtbaren Begleitung, bei der Breſche von Santa Engracia angekommen. Er verſuchte, die Hülfe der dort auf den Poſten befindlichen Soldaten anzurufen. Wie es ſchien, bemühten ſich die Offiziere derſelben, den Pöbel zu beſchwichtigen; doch bemerkte Lepelletier in deren Mienen eine gewiſſe Aengſtlichkeit, und es war augenſcheinlich, daß ihre Gewalt nicht ihrem guten Willen gleich kam; ſie befürchteten, ſich zu kompromittiren. In dieſem Augenblicke erſchien der Obriſt St. Genis. Eben war man beſchäftigt, den verhängnißvollen Pfahl auf dem Mauerbrache zu errichten.

„Was ſoll das; Was habt ihr vor?“ rief der Obriſt der Pöbelrotte zu.

„Etwas, was Ihr nicht hindern werdet!“ antwortete keck der Mönch. „Dieſer Franzoſe wird an einen Pfahl gebunden und dort den Kugeln ſeiner eigenen Rotte ausgeſetzt werden.“

„Wer hat dies befohlen? — Wer wagt, hier zu befehlen?“ rief zornig St. Genis. „Hat dies Palafor gethan, ſo zerbreche ich meinen Degen und werfe ihn ihm vor die Füße."

„Palafor?" entgegnete höhniſch der Mönch. „Er wäre der Mann dazu!"

„Alſo nicht der General?" ſchrie St. Genis. „Gott ſei Dank! ſo bleibt unſere kriegeriſche Ehre unbefleckt. — Grenadiere!" ſetzte er hinzu, „bemächtigt euch des Parlementairs." —

„Wagt es! — Wagt es!" rief in dieſem Augenblicke der Mönch, ein kleines Kruzifix aus dem Buſen reißend und es den Soldaten entgegen haltend. „Verflucht ſei der, welcher ſich dem Gericht, das der Wille des Volkes über dieſen Schergen des Tyrannen gehalten, widerſetzt. Ausgeſtoßen aus dem Schooße der heiligen Kirche, verfallen göttlicher und menſchlicher Rache ſei der elende Spanier, der es wagen würde, dem zur Rache aufgehobenen Arm ſein Opfer zu entreißen." —

„Hört mich, Spanier! Hört mich, edle Arragonier!" rief St. Genis, als die Soldaten zauderten und der Volkshaufen dichter den Gefangenen umdrängte.

„Hört ihn nicht, er iſt ſelbſt ein Franzoſe!" ſchrie mit heller Stimme der Mönch. „Hat er auch einiges Verdienſt um die Vertheidigung unſerer Stadt, ſo iſt er doch geboren in jenem verfluchten Lande, aus welchem die Schaaren der Verruchten ſich ergießen, gleich Wäſſerbächen. Er hat geſogen an den Brüſten der Ketzerei, und iſt daran erſtarkt, und iſt trunken und thöricht worden von dem Tranke der Verdammniß. Darum, ſo ſage ich euch, ergreifet das Opfer nun ohne Zaudern, führt es zum Altare, — denn alſo nenne ich die zerſchmetterten Reſte dieſer geheiligten Mauern, — bindet es an den Pfahl, den ihr ſo eben errichtet habet, und dann eröffnet ungeſäumt das Feuer auf die feindlichen Schanzen; denn, wie ich ſehe, hat ſich auf deren Bruſtwehr eine große Anzahl jener fremden Mörder verſammelt, und iſt aufmerkſam geworden auf das, was hier vorgeht.“

Wie ein Haufe reißender Wölfe fiel in dieſem Augenblicke der durch die Rede des Mönchs elektriſirte Pöbel über Lepelletier her. Die Stimme des von ihm weggedrängten Obriſten erſtarb unter dem Rufe: Muera! Muera! dem ſich auch wohl dann und wann ein: Vencer ó morir! oder Viva Fernando septimo! beimiſchte. Schon fühlte er ſeine Arme und Füße von ſchneidenden Stricken umſchlungen, ſchon ward er zu dem Todespfahle hingeſchleppt, ſchon drängte ſich der Pöbel zu den Stücken der Artillerie, um das Feuer zu eröffnen, da erſchallte dem Hauptmann dicht zur Seite plötzlich eine helle weibliche Stimme. Sie tönte lieblich, und doch ſtolz und befehlend zugleich.

„Haltet ein!" rief ſie; „ich ſage euch: haltet ein! Ich gebiete es euch im Namen des Ordens des Erbarmens (de la misericordia) und der Madonna del Pilar." — — —

Faſt bewußtlos richtete Lepelletier den Kopf nach der Seite, woher die Stimme erſcholl. Er ſah neben ſich eine junge Nonne, vom Orden der Barmherzigkeit. Das bleiche, faſt marmorähnliche Geſicht derſelben trug ausdrucksvolle Züge, die in dem Augenblick, als der Hauptmann ſich zu der Redenden wendete, eine flüchtige Röthe übergoß. Wie man ſah, war die junge Nonne von allen den Umſtehenden gekannt und geachtet; denn auf den Laut ihres Wortes ſchien die Wuth des Haufens ſich für den Moment zu mäßigen.

„Es iſt Schweſter Thereſa!" ziſchelte Einer, der ſich bis dahin beſonders wüthend geberdet hatte, dem Andern in's Ohr.

„Es iſt Thereſa del Roſario!" ſagte leiſe ein Anderer.

„Was wollt ihr thun, Arragonier?" ſprach jetzt die Nonne, dicht zu dem Pfahle tretend, an dem der Gefangene noch immer gebunden ſtand. „Wozu, edle Spanier, habt ihr durch die Hitze des Augenblicks euch hinreißen laſſen? — Wenn ihr in dem Gefühle des Grimmes verrätheriſche Söhne oder allzuſchwache Töchter des Vaterlandes mit dem Tode beſtraftet, wenn ihr auf einen Augenblick den Ausſpruch deſſen, der da ſagte: Mein iſt die Rache, ich will vergelten! vergeſſen konntet, ſo iſt es möglich, daß nach vollbrachter That ſich euer Gewiſſen mit dem Gedanken: Sie empfingen, was ſie verdienten! zu beruhigen im Stande war. Was aber hat dieſer Fremdling begangen? — Auf das Geheiß ſeines Feldherrn, vertrauend dem Völkerrechte, und, — was mehr iſt, — vertrauend ſpaniſcher Ehre, betrat er die Mauern dieſer Stadt. Er ward nicht gefragt, ob er die Aufforderung zu ſchändlicher Unterwerfung überbringen wolle oder nicht. Er that, was ſeine Pflicht war. Wer von euch Allen würde ſich weigern, eine Botſchaft unſers Feldherrn in's feindliche Lager zu bringen, ob er auch wüßte, daß tauſend Gefahren ihn umringten? Schande dem Sohne Spaniens, der nur einen Augenblick Anſtand nähme! — Hat aber dieſer Fremde nichts begangen, als was ſeine Pflicht war, warum wollt ihr ihn tödten? — Warum wollt ihr auf eine Weiſe, die ſelbſt der Wilde, der die Perſon des Friedensboten ehret, tadeln würde, einen Flecken auf den ſpaniſchen Namen bringen? — Warum wollt ihr den blutdürſtigen Feinden einen Vorwand leihen, mit einem Anſchein von Recht ihre Wuth an wehrloſen Bewohnern des Landes, ja an den tapfern Vertheidigern dieſer Mauern, die noch vor wenig Tagen blutend in die

Hand unſerer Dränger gefallen ſind, zu kühlen? — Nein, meine Brüder! Ihr ſeid Chriſten, ihr ſeid Spanier! Ihr werdet eure Hände nicht mit dem Blute dieſes Menſchen beſudeln! — Darum, und zwar im Namen des Gottes des Friedens, der Gerechtigkeit, und der Madonna vom Pfeiler, unſerer göttlichen Schützerin, löſe ich die Bande dieſes Mannes.“ —

Eben wollte die Nonne nach der Schlinge des Strickes greifen, der unſern Bekannten an den Pfahl gefeſſelt hielt, als der Mönch, deſſen düſteres Auge bis dahin an den Lippen der Redenden, wie feſtgebannt, gehaftet hatte, ſchnell hinzutrat.

„Nicht alſo!“ rief er aus, indem er den magern Arm gegen den Hauptmann ausſtreckte. „Das Opfer iſt mein! Ich habe es gebunden an die Hörner des Altars; es darf mir nicht entrinnen. — Er darf nicht leben, dieſer Mann,“ ſetzte er dumpf und ſo leiſe hinzu, daß er faſt nur von dem Gefangenen und der Nonne verſtanden ward; „er darf nicht leben, Thereſa, denn dein Mund hat für ihn geſprochen, dein Auge hat auf ihm geruht! — Nein! — Nimmermehr! Er darf nicht leben.“ — —

Ein Gemurmel war indeß in dem Haufen entſtanden. Man vernahm nur einzelne Worte. „Sie hat Recht,“ ſagte der Eine. „Nein, der Mönch!“ entgegnete der Andere. „Mein Sohn fiel geſtern in die Hand der verfluchten Franzoſen; ſie werden ihn ermorden, wenn wir dieſen nicht laufen laſſen!“ bemerkte ein Dritter. „Schweſter Thereſa,“ ſprach ein Vierter, „ſteht ſichtlich unter dem Schutze der Santa Virgen del Pilar. Mitten unter dem Kugelregen hat ſie ſchon Verwundete verbunden, und iſt ſtets unbeſchädigt geblieben!“ — „Jacinto ſpricht ganz vernünftig!“ hob der Erſte wieder an. „Schweſter Thereſa iſt faſt wie eine Heilige zu betrachten. Als ſie den alten Perez, der durch den Leib geſchoſſen worden war, nach Hauſe begleitete, hat deſſen Frau ganz deutlich geſehen, wie das Jeſukindlein auf dem Schranke ihr bei'm Weggehen freundlich zugenickt.“ — „Fromm iſt ſie; das iſt wahr!“ ſprach nachdenklich ein Kerl von gräulichem Aeußern, und der, wie es ſchien, der Anführer der Bande war. „Ich bin zwar gern dem Padre Pedro zu Willen, und er hat mir erſt geſtern ein halbes Brod und ſeinen Segen gegeben, weil ich ihm verſprochen, Patronen machen zu helfen, aber — hol's der Henker! — wir könnten uns bei dem Dinge das Mißfallen der Madonna del Pilar zuziehen, und da iſt's beſſer, wir laſſen die Franzoſenbeſtie laufen!“

Die Nonne hatte indeß angefangen, die Schlingen, die den Hauptmann an den Pfahl gefeſſelt hielten, zu löſen. Heftig fiel ihr der Mönch in den Arm;

doch in demſelben Augenblicke wandte ſich die Erſtere mit der Würde und Haltung einer Fürſtin nach ihm um. Mit durchdringendem Blicke ſchaute ſie ihn an, drohend erhob ſie den Zeigefinger und ſagte das einzige Wort: „Bedenke!“ —

Wüthend ſtürzte der Mönch durch den Haufen und verlor ſich in einer nahe liegenden Straße.

Mit der Entfernung des Mönchs ſchien die Wuth des Pöbelhaufens erloſchen. Der Obriſt St. Genis befahl einem Unteroffizier und einigen Soldaten, den Hauptmann, bis auf die Weite eines halben Kanonenſchuſſes, zu eskortiren, damit, wie er auf franzöſiſch ſagte, das fanatiſche Volk ihn nicht noch durch einige aus der Ferne ihm nachgeſchickte Flintenſchüſſe gefährde.

„Es ſind nicht Flintenſchüſſe, mein Herr!“ entgegnete Lepelletier, „es iſt überhaupt nicht die Gefahr, die uns der Feind bereitet, die der Franzoſe fürchten könnte. Ich geſtehe überdies, daß ich nicht gern einem Manne etwas zu verdanken haben möchte, der mich erſt dann zu ſchützen Gewalt hat, wenn die Gefahr, die mich gegen alles Völkerrecht bedrohte, vorüber ſcheint. — Will indeß einer der Herren Offiziere dem Waffengefährten eine große Freundlichkeit erzeigen, ſo würde ich es als eine ſolche erkennen, wenn er mir den Namen des heldenmüthigen Mädchens nennt, dem ich allein meine Rettung verdanke.“

„Nennen Sie mich eine Unglückliche, mein Herr!“ fiel die junge Nonne im reinſten Franzöſiſch ein. „Mit dieſem Worte bezeichnen Sie mich richtiger, wie mit jedem andern. — Doch jetzt fort! — Gehen Sie! — Gehen Sie! Die Gefahr iſt noch nicht vorüber.“ — —

Sie ſprach dieſe Worte mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, mit einer ſo das tief Innerſte des Herzens des jungen Kriegers berührenden Stimme, daß er, kaum wiſſend was er that, die Hand des Mädchens ergriff, ſie feurig an die Lippen drückte, und dann, ohne den ſpaniſchen Offizieren oder dem ſtaunenden Volke, welches dem eben beſchriebenen Auftritt mit religiöſer Erbauung zuſah, ein Wort zu ſagen, von der Breſche auf das Blachfeld ſtürzte.

Der Hauptmann dachte an nichts, als an ſeine Retterin, bis er vor dem Marſchall ſtand. Er war noch etwas verwirrt, wie er dieſem alle Umſtände der ihm gewordenen Behandlung, ſo wie die, ſo ſeine Befreiung begleitet hatten, auf’s Genaueſte ſchildern mußte. Mit derben Flüchen und Verwünſchungen unterbrach Lannes von Zeit zu Zeit die Erzählung Lepelletiers, und vermaß ſich hoch und theuer, das ſchwarz und braun bekuttete Lumpengeſindel, — wie er ſich ausdrückte,

— an die höchſten Bäume aufhängen zu laſſen, ſobald Saragoſſa in ſeine Hände fiele.

Als Lepelletier auf die Beſchreibung ſeiner Retterin kam, als er mit allem Feuer der Begeiſterung erzählte, wie die junge Nonne mitten unter dem vor Wuth heulenden Gezücht ſo hoch und hehr dageſtanden habe, wie ſie ihm, mit dem ernſten Blicke des majeſtätiſchen Auges, wie jene Heilige erſchienen ſei, vor der die Löwen, die ſie zerreißen ſollten, furchtſam ſich in den Staub darnieder legten, eine Darſtellung, die auf einem Altarbilde ſeiner Vaterſtadt, das er oft betrachtet, ſtets einen unbeſchreiblichen Eindruck auf ihn gemacht; — da lächelte der rauhe Marſchall, und verſicherte, daß es nicht an ihm liegen ſolle, wenn das edle Benehmen des Mädchens nicht auf irgend eine, des franzöſiſchen Namens würdige Weiſe vergolten werden ſolle; auch, — ſetzte er ſcherzhaft hinzu, würden ſich in dieſer Hinſicht Mittel und Wege um ſo leichter finden laſſen, da die Retterin des Hauptmanns jung und hübſch, und nach dem, was er aus der Beſchreibung der Tracht derſelben vernehme, vielleicht gar noch Novize ihres Ordens ſei. —

An dieſen Umſtand hatte Lepelletier bisher noch gar nicht gedacht. Deſto mehr beſchäftigte er ſich mit ihm, ſobald er allein war. Tauſend Luftſchlöſſer erbaute er darauf, tauſend Kombinationen gingen ihm durch den Kopf, und alle bezogen ſich mehr oder minder auf ſeine ſchöne Retterin, deren Bild ſich mit unauslöſchlichen Zügen ſeiner Seele immer feſter und feſter eindrückte. — „Saragoſſa,“ ſagte er ſich oft, „wird bald in unſern Händen ſein. Ein Befehl des Marſchalls öffnet alle Klöſter, deren Aufhebung ohnehin ſchon proklamirt ward. Ich werde ſie wiederſehen. — Aber was wird es dir helfen, Thörichter?“ rief er dann oft. „Wird ſie ſich deiner erinnern? Wird ſie überhaupt etwas von dem Feinde ihres Vaterlandes wiſſen wollen? Bindet ſie vielleicht nicht ein unauflösliches Gelübde an ihren Stand? — Iſt dieſes nicht noch in Kraft, wird ſie es wenigſtens nicht noch in Kraft glauben, auch wenn ihr Kloſter aufgehoben iſt?“ —

Unaufhörlich quälte ſich Lepelletier auf dieſe Weiſe, und erkundigte ſich fortwährend ſo genau nach der Tracht, den Verpflichtungen, kurz nach allen Verhältniſſen der Nonnen jenes Ordens, daß er nicht ſelten der Gegenſtand der Neckereien des Marſchalls ward, wenn dieſer, der unſern Bekannten von Tage zu Tage lieber hatte, eben bei guter Laune war. — — —

Nicht lange indeß waren die Gedanken, die Beſchäftigungen, denen der Hauptmann ſich zu überlaſſen hatte, ſo friedlicher Art. Am 29. Januar um Mittag ſtand die ganze franzöſiſche Armee rings um die Stadt unter Waffen. Die Belagerten, einen Sturm erwartend, erfüllten die Wälle und Schanzen. Seit mehren Stunden hatte man das wunderthätige Bild der Madonna vom Pfeiler entſchleiert den Blicken der Gläubigen ausgeſtellt, in allen Kirchen ſtand die Monſtranz auf dem Tabernakel, lange Reihen alter Prieſter, — die jüngern hatten alle nach Schwert und Flinte gegriffen, — durchzogen, das: „Herr, erbarme dich unſer!“ anſtimmend, die Straßen, oder lagen vor den Altären auf den Knieen; ſeit längerer Zeit ſchallte der einförmige Ton der Sturmglocke von allen Thürmen. Aber nicht die dumpfen Glockentöne allein, ſondern auch ein von Zeit zu Zeit über den Befeſtigungsgürtel herübertönendes Wuthgeheul, welches ſich auf ſonderbare Weiſe mit dem Geſange des Miſerere miſchte, bezeichnete den Belagerern die Art des Widerſtandes, den ſie zu erwarten hatten.

Die letztern hatten indeß vier verſchiedene Sturmkolonnen gebildet. Die erſte derſelben war gegen ein ſteinernes Haus gerichtet, das, iſolirt gelegen, die Breſche von San Auguſtin vertheidigte. Die zweite und dritte Kolonne waren gegen zwei Mauerbrüche aufgeſtellt, die weniger Schwierigkeiten darzubieten ſchienen, wie die eben genannte. Die vierte Heerſäule war befehligt, gegen das Kloſter von Santa Engracia vorzudringen. Sie beſtand aus der tapfern Weichſellegion, aus jenen Braven, die, gleich tapfer am Po wie am Nil und auf ihrer heimathlichen Erde fechtend, ſich würdig zeigten als die Söhne eines Volkes, das von jeher nur von einem Feinde überwunden worden war, von dem Feinde nämlich, den es im eignen Buſen mit ſich herumtrug. — — —

Lepelletier war auf ſeine Bitten vom Marſchall dieſer Kolonne als Führer mitgegeben worden. —

Still hielten die vier Heerhaufen den feindlichen, mit Soldaten und tobenden Volkshaufen erfüllten Schanzen gegenüber, als der Marſchall in Begleitung ſeines Generalſtabes erſchien. Ein donnerndes: Vive l'empereur! und rauſchende Feldmuſik, welche die Melodie des Liedes: Veillons au salut de l'empire! erſchallen ließ, empfing den hochgeachteten Anführer, als er von Kolonne zu Kolonne bis an die Huerba hinunterſprengte. Jetzt ſtieg Lannes vom Pferde, er ſchwenkte den beſiederten Hut, ein Zwölfpfünder donnerte, und mit einem tauſendſtimmigen: Vive l'empereur! und unter Muſik, die aber bald von den ſchmetternden Schlägen des Sturmmarſches übertäubt wurde, ſetzten alle vier Heerſäulen ſich zu gleicher Zeit in Bewegung. — — —

Der erſte Zuſammenſtoß war fürchterlich. Kaum waren die Angreifenden auf halbe Kanonenſchußweite von ihrem Platze gerückt, als, wie auf ein gegebenes Signal alle Feuerſchlünde der ſpaniſchen Schanzen ihnen ihre Kartätſchen entgegenſpien. Ein knatterndes Gewehrfeuer folgte nun, um bis zur Beendigung des Gefechtes auch nicht einen Augenblick mehr nachzulaſſen. Da, während dieſer Zeit, nicht das leiſeſte Lüftchen wehte, ſo bedeckte der weißgraue Rauch mit ſeinem Mantel nicht nur Freund und Feind, ſondern die ganze Stadt, von der man zuletzt nur die höher liegenden Gebäude und die Thürme aus dem Meere von Qualm herausragen ſah. Nur das mehr oder minder heftige Geſchrei der Angreifenden, das wiederholte Rollen des Sturmmarſches, das feſte und ſtolze oder langſam hinſterbende: **Vencer ó morir!** der Spanier ließ erkennen, wo der Angriff von Erfolg geweſen, oder wo er abgeſchlagen worden. Endlich ſchwieg das Kanonenfeuer, die Flintenſchüſſe vereinzelten ſich mehr, ein Windzug drängte die emporſteigende Rauchmaſſe auf die Seite. Freund und Feind konnte den Erfolg überſehen. Er war für die Franzoſen befriedigend geweſen. Die erſte Kolonne war zwar nach zwei vergeblichen Stürmen von der Breſche von San Auguſtin mit Verluſt zurückgetrieben worden, die zweite hatte ſich nur mit Mühe, unter dem heftigſten Kartätſchenfeuer, auf die Breſche ſelbſt feſtſetzen und dieſe durch ſchnell aufgeworfene Bruſtwehren mit den

Angriffswerken verbinden können, dagegen war die dritte glücklicher geweſen. Nicht achtend zweier Minen, die am Fuße des Walles ſprangen, hatten die Tapfern den Mauerbruch mit dem Bajonnet erſtürmt, und waren ſogar bis in eine Straße gedrungen, wo ſie ſich feſtſetzten. Am furchtbarſten aber hatte der Kampf bei der vierten Kolonne gewüthet. Weder rechts noch links blickend, mit dem Muthe, den die tapfern Polen auf dem blutigen Felde von Czekoczin, wie an dem Fuße der Pyramiden bewieſen hatten, waren ſie den Feuerſchlünden von Santa Engracia entgegengeſtürzt. Weder das Feuer aus den Fenſtern, von den Dächern, aus den Schießſcharten, die in die Kirchenmauer gebrochen waren, hatte die tapfern Herzen beugen, noch ſechs kleine, unter ihren Füßen emporkrachende Minen ihren Schritt aufhalten können. Mit einem Muthe, würdig jener alten, unter ruſſiſchem Eiſe nun längſt begrabenen Phalangen, hatten ſie ſich mit dem Bajonnet der Wälle bemächtigt, und dieſe von Feinden rein gefegt bis an das Ufer der Huerba. Mit blanker Waffe hatten ſie die ſpaniſchen Kanoniere zur Seite ihrer Stücke getödtet, und als der tapfere Morlot mit zwei Bataillonen aus den Trancheen der fausse attaque ihnen zur Unterſtützung nachrückte, drangen ſie noch, Alles vor ſich niederwerfend, in das Kloſter der Kapuziner ein, und ſetzten ſich, trotz allen Anſtrengungen des Feindes, es zu verhindern, darin feſt.

Die ſchützenden Mauern Saragoſſa's waren durch die Anſtrengungen dieſes Tages nun zwar zerſtört; aber jetzt zeigte es ſich erſt, was ein Volk vermag, wenn irgend eine große Idee es begeiſtert. Tag und Nacht beſchäftigten ſich die Einwohner der Stadt, die Hinderniſſe, die dem Eindringen der Franzoſen wehren ſollten, zu vermehren. Barrikaden auf Barrikaden wurden errichtet; hier riß man Häuſer nieder, von denen man glaubte, daß deren Lage dem Feinde einen Vortheil bieten könnte, dort encrenaillirte man die Fronten anderer, an einem dritten Orte unterminirte man jeden offenen Raum, um ihn unter den Füßen des eindringenden Feindes emporſprengen zu können. So wie der Krieg immer weiter in das Herz der Stadt getragen zu werden drohte, ſtieg die Thätigkeit und die Macht der Volkshäupter; aber ſie vermehrten die Schrecken der Belagerung durch eine bis an die Wuth grenzende Wildheit. Jedes Individuum, daß ihren Argwohn erregte, wurde, weſſen Ranges, Alters oder Geſchlechts es auch ſein mochte, augenblicklich zum Tode geführt. — — —

Von der Höhe jener eben eroberten Wälle beobachtete indeſſen der ſo kluge als unerſchrockene Lannes jene Scenen des Schreckens. Sich überzeugend, daß es nicht der Klugheit angemeſſen ſein würde, den Kampf mit der zur Verzweiflung getriebenen Menge mit blanker Waffe zu Ende zu bringen, oder durch unaufhörliches Bombardement der Stadt, das Land einer ſeiner bedeutendſten Städte und die Armee mächtiger Hülfsmittel zu berauben, beſchloß er, auf einem langſamern, aber ſichern Wege, dem der Sappe und der Mine, zum Ziele zu kommen. —

Es würde zu weitläuftig ſein und nicht in den Kreis dieſer Erzählung gehören, wenn wir dem Leſer ein vollſtändigeres Bild der merkwürdigſten Belagerung aus der Kriegszeit des erſten Drittheils des neunzehnten Jahrhunderts zu geben verſuchten, und wir beſchränken uns, — wiewohl ungern, — nur ſo viel davon mitzutheilen, als zur nähern Verſtändigung der Begebenheiten nothwendig ſcheint.

Nach mehreren lebhaften Gefechten und drei abgeſchlagenen mörderiſchen Gegenſtürmen der Belagerten, ſtand eines Morgens im Zwielicht der Herzog von Montebello, in einen grauen Mantel gehüllt, den Kopf mit dem Czako eines gemeinen Soldaten bedeckt und einen kleinen Planabſchnitt in der Hand, zur Seite des Kapitán Lepelletier, auf der Höhe eines dem Feinde zunächſt gelegenen zerſtörten Werkes. Die Sonne war noch nicht heraufgeſtiegen, und ſchwach und eintönig lief das: Quien vive? der ſpaniſchen

Wachen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde rings um die Stadt.

„Sie werden,“ ſagte der Marſchall zu unſerm Bekannten, „nach Einnahme der Stadt, Ihrer Inſtruktion zufolge, nach Paris zurückkehren. Nach Allem, was mir früher von Ihnen bekannt war, und nach der Art und Weiſe, wie Sie ſich bei dem Angriff auf Santa Engracia gezeigt haben, wünſchte ich Ihnen eine Empfehlung dahin mitzugeben, die eine Gewährleiſtung für Ihre Zukunft enthielte. Welcher Art dieſe ſein muß, um bei'm Kaiſer des Ziels nicht zu verfehlen, wiſſen Sie. Er, — das wiſſen Sie auch, — rechnet nur nach dem Erfolg. Der Dienſt, der nicht von einem günſtigen begleitet wird, gilt ihm für nichts, ſo groß der Eifer, die Hingebung auch immer ſein mochte. Hier“ (er zeigte auf die halbzerſtörte Stadt) „ſehen Sie ein furchtbares, aber für den emporſtrebenden Krieger ſchönes Feld vor ſich ausgebreitet. Eine ſo günſtige, für Ihre Waffe ſo geeignete Gelegenheit treffen Sie in Ihrem Leben nicht zum zweitenmal, und,“ — das ſagte er mit einem milden, ſeinem ſonſt ſo barſchen Weſen gar nicht eigenen Tone, — „auch nicht zum zweitenmale einen Freund, der ſie Ihnen ſo gern eröffnet.“ —

„O, Monſeigneur! wie ſoll ich —“ hob Lepelletier gerührt zu ſprechen an.

„Pſt!“ rief der Herzog, den Finger auf den Mund legend. „Sehen Sie! dort in dem grauen Nebel erheben ſich die Thürme des Kloſters der Töchter von Jeruſalem. Dicht daneben läuft die große Straße des Coſſo hinab. Parallel mit letzterem werden wir zwei unterirdiſche Angriffslinien vorwärts treiben, und dieſe endlich am Kloſter von San Francisco vereinigen. In dem Maaße, wie unſere Maulwürfe auf ihrem Wege die Oberfläche nach und nach aufſprengen, werden wir uns auf letzterer feſtſetzen, und ſo bis in's Herz der Stadt, vorrücken. Sie, mein Freund, werden die Arbeiten des rechten Minenzweiges leiten. Mehrere Bataillone guter Truppen werden auf der Oberfläche Ihnen ſo weit folgen, als Sie ihnen dies möglich machen werden; ich denke, eine eigens dazu eingerichtete Batterie ſechszölliger Mörſer, die wir von Straße zu Straße, ja von Haus zu Haus mit uns nehmen werden, wird uns treffliche Dienſte leiſten. — Doch, das Uebrige wird Ihnen Rogniat mittheilen. — Gehen Sie jetzt! — Machen Sie Ihre Anſtalten! — Dort, wo der Thurm von San Francisco im Frühnebel emporragt, liegen für Sie das Offizierkreuz der Ehrenlegion und die Epauletten des Bataillonchefs! — Kein Wort weiter! — Sie wiſſen, ich liebe die Dankſagungen nicht, und es iſt Ihnen ohnehin bekannt, daß ich Ihnen wohl will. — Adieu!“ — —

Der Marſchall ſprang nach dieſen Worten von der Bruſtwehr der Verſchanzung herab, winkte unſerm Bekannten nochmals mit der Hand, und ſetzte dann in Begleitung eines Offiziers, der, um nicht Aufmerkſamkeit zu erregen, ſich bis dahin in dem Winkel der halb zuſammengeſtürzten Courtine verborgen hatte, ſein ſtill beobachtendes Wandeln fort. —

Der folgende Morgen ſchon fand Lepelletier an der Spitze eines bedeutenden Trupps rüſtiger Ouvriers an der Arbeit. Mit der Umſicht des geübten Kriegers und der Keckheit des Franzoſen warf er, unter dem heftigſten Feuer ſeiner Gegner, eine, auf dem gelegenſten Punkte, für die ihn unterſtützende Mörſerbatterie, geeignete Schanze auf, und grub ſich unfern davon ein, um von hier aus die Hauptgallerie der Angriffsmine vorwärts zu treiben. Tag und Nacht wurde hier gearbeitet. So wie der Minengang vorſchritt, ward ſolcher rechts und links mit Rameaux, und dieſe mit den Horchgängen verſehen; am dritten Tage flog ſchon ein Haus mit der feindlichen Beſatzung in die Luft. Die Mörſerbatterie auf der Oberfläche warf ihre kleinen Bomben, und durch einen glücklichen Bajonnetangriff waren die Belagerer endlich im Beſitz mehrerer Straßen.

Während dem hörte indeſſen der Kampf Tag und Nacht nur immer auf einige Stunden auf. Die

Spanier vertheidigten ſich mit der Wuth der Verzweiflung. Gut geworfene Granaten gaben im Zerſpringen vielen der Angreifenden den Tod. Die Spanier brachten endlich Feuer in die zwiſchen ihnen und den Feinden gelegenen Häuſer, und während die Bomben krachten, Gebäude ſtürzten, Minen ſprangen, eine Staubwolke emporwirbelte, erhob ſich zwiſchen den Kämpfenden ein zu den Wolken emporknatternder Flammenſchleier, welcher ſie auf die Spanne Zeit, die die Menſchennatur, um nicht zu erliegen, bedarf, von einander trennte. Lepelletier hatte die kluge Vorſicht gebraucht, die Hauptgallerie ſo viel wie möglich unter einer Straße, die mit dem Coſſo parallel lief, vorwärts zu treiben. Hier hatte man den unterirdiſchen Angriff weniger wie dort erwartet, und die fleißigen Ouvriers fanden nicht ſo ſchwierige Arbeit, als ihnen der tiefe Mauergrund der Gebäude ſonſt vielleicht entgegengeſetzt haben könnte. Rogniat, der faſt täglich das Werk, welches unſerm Freunde aufgetragen war, beſichtigte, fand nicht Worte genug, es zu loben, und nach wenigen Tagen berechnete Lepelletier, daß ein Minenaſt, den er nach der Seite des Kloſters der Töchter von Jeruſalem treiben ließ, in wenigen Stunden die Grundmauern des letztern berühren müſſe. Wirklich meldete ihm, ehe er es gedacht, ein alter Sergeant, daß man ſo eben auf Mauerwerk geſtoßen ſei, daß aber zu ſeiner Befremdung ihm bedünken wolle, als ob ſich, nur wenige Toiſen vom Arbeitsorte, ein ſo eigenthümliches Geräuſch vernehmen laſſe, daß er auf den Gedanken gekommen: ob man ſich wohl in der Nähe einer Contremine befinden könne; bei alledem ſcheine ihm das gehörte Getöſe von dem, das feindliche Mineurs verurſachen, verſchieden, und er habe deshalb links ſeitwärts einen Horchgang treiben laſſen, durch den er in's Klare zu kommen hoffe. Sobald Lepelletier mit wenigen Worten Befehl gegeben, die Ladung für einen Globe de compression, durch den er die Contremineurs zu erdrücken gedachte, in Bereitſchaft zu ſetzen, eilte er, um in Begleitung des alten Kriegers vor Ort zu gelangen. Auch der Horchgang ſtieß an eine Mauer, und überall ließ ein dumpfſummendes Geräuſch ſich hören. — Lange Zeit lag Lepelletier horchend auf der Erde. Endlich erhob er ſich.

„Eilen Sie zu dem General!“ ſprach er zu dem Sergeanten. „Melden Sie ihm, daß wir an eine der untern Grundlagen des Kloſters geſtoßen ſind, und daß das letztere von Menſchen erfüllt iſt. Sagen Sie ihm ferner, daß ich mir Verhaltungsbefehle erbäte, ob ich den Minengang unter dem Grund vorwärts treiben und die Arbeiten für den Brunnen ſodann beginnen ſoll. Stoße ich nicht auf beſondern Widerſtand, ſo getraue ich mir Gang, Brunnen und Ofen, bis zur Ladung, in ſechs Stunden zu Stande zu bringen. In Beziehung auf letztere wünſche ich zu wiſſen, ob der General das Gebäude erhalten und von uns beſetzen laſſen will, oder ob ich es ſprengen ſoll; ich muß es um ſo genauer wiſſen, als nach meiner Berechnung die Widerſtandslinie ſehr ſchwach iſt.“ —

Der Sergeant entfernte ſich, und der Hauptmann ließ ſich nachdenkend auf einen, aus der Wand des Minenganges hervorragenden Stein nieder, während die Soldaten ſich, auf den Boden kauernd, durch allerlei kriegeriſche Scherze die Zeit vertrieben, und das, mit Rohrgeflecht oder Leder überzogene Fläſchchen fleißig die Runde machte.

„Tiens!“ rief jetzt plötzlich einer der Mineurs, der ſich vor Ort mit der Spitzhaue längere Zeit etwas zu ſchaffen gemacht hatte, und indem er letztere klirrend zur Erde warf. „Nun werden wir gleich wiſſen, woran wir ſind. — Komm', Gallois, hilf mir den Stein herausheben! — Dahinter iſt es hohl; ich kann mit dem Hackenſtiel bis in die Hölle hinunter fahren, und da drinnen ſingen und pſalmodiren ſie, daß es eine Art hat.“ —

Die Mineurs ſprangen auf, und der Hauptmann folgte neugierig.

„Hebt noch ein paar Steine aus!“ ſagte er, als jetzt das Summen vieler Stimmen aus der gemachten Oeffnung drang. — „So! — Nun haltet einmal ein Grubenlicht hinein! — Wir müſſen doch ſehen, wo dies hinführt.“ —

„Eine Treppe — Und ſie führt aufwärts! — Kurios!“ ſprach nach ein Paar Augenblicken verwundert Lepelletier. — „Wir ſind an dem Kirchengebäude!“ ſetzte er nach einem Blicke auf einen Planabſchnitt hinzu.

Eben kam ein Mann in einem grauen Ueberrocke, ein ſchwarzes Mützchen auf dem Haupt, gefolgt von ein Paar Ordonnanzen, den Minengang entlang geſchlichen. Es war Rogniat. — Still horchte der erfahrene Führer auf den Rapport des Hauptmanns, und ſeine Miene wurde immer heiterer.

„Alles trifft ſich ganz herrlich!“ ſagte er dann. „Hundert Grenadiere harren am Eingange. Ich nahm ſie mit mir. Es wäre vortrefflich, wenn wir die Kirche erſtürmen könnten, ohne ſie zu ſprengen; ſie gäbe einen herrlichen Haltpunkt. — Laſſen Sie uns recognoſciren, mein Freund! Drei Mann mit dem Grubenlicht unter dem Mantel mögen uns begleiten.“ —

Mit Vorſicht um jeden Lärm zu vermeiden, ward die Oeffnung erweitert. Das dumpfe Summen einer Orgel, von Geſang begleitet, tönte aus der Ferne.

Rogniat, der Hauptmann und drei Soldaten ſtiegen in das Dunkel. —

In Kurzem überzeugte man ſich, daß die Wandelnden ſich auf einer Treppe befänden, die aus einer der Grüfte aufwärts führte. Ungefähr dreißig Stufen höher gelangten ſie an eine eiſerne Thüre. Hinter derſelben war Alles ſtill.

„Fatal!“ ſprach Rogniat. „Sprengen wir die Thüre auf, ſo verurſacht es Lärm.“ —

„Der Riegel läßt ſich von innen zurückſchieben, er iſt nur eingeroſtet!“ fiel ein Ouvrier ein, welcher genau mit dem Grubenlicht hingeleuchtet.

„Wohlan, ſo öffnet!“ erwiederte Rogniat und zog ein Piſtol aus dem Buſen, deſſen Hahn er ſpannte. Lepelletier folgte ſeinem Beiſpiele.

Bald wich der Riegel den Anſtrengungen der Soldaten, und man trat in ein weites gewölbtes Gemach. Wie es ſchien, diente es zu einer Art Polterkammer; denn altes zerbrochenes Geräth mancherlei Art war hier auf einander gethürmt. Das Zimmer war von dem Lichte des eben aufſteigenden Mondes, der durch die dunkeln, mit Spinngewebe zum Theil überzogenen ſpitzbogigen Fenſter fiel, nur ſchwach erleuchtet, doch ſah man zugleich eine offenſtehende Thüre, und dahinter eine zweite aufwärts-führende Treppe. —

„**Moutons!**“ rief Rogniat ſcherzhaft. „Wir kommen immer dem Himmel näher! — Beſonders, wenn man uns gewahr werden ſollte;“ ſetzte er leiſe, zu Lepelletier gewendet, hinzu.

Nachdem wiederum ſechszig Stufen erklommen waren, kam man wieder in ein faſt zirkelrundes Gemach, deſſen Eingang unverſchloſſen war. Eine Wandthür führte augenſcheinlich auf eins der Chöre der Kirche, denn deutlich tönte Geſang und Orgelton herauf. Letztere Thüre war verſchloſſen, ein Mineur bemerkte indeß, das man die Schrauben des Schloſſes aufdrehen und ſomit dieſe vielleicht ohne Geräuſch losbringen könne, da der Riegel, von der Kapſel verdeckt, ſich nicht zurückdrängen ließe.

„Verſuche es, wenn du es ohne Geräuſch zu thun im Stande biſt!“ ſprach Rogniat nach kurzem Nachdenken. „Du, Alter,“ — ſagte er zu einem Zweiten, — „gehe unſern Weg zurück, und führe die Grenadiere hierher. Der kommandirende Offizier haftet dafür, daß es ohne Geräuſch geſchieht. — Ich beabſichtige,“ ſagte Rogniat, als der Mineur ſich entfernte, „mich, wenn nur der geringſte Anſchein eines Erfolges da iſt, um jeden Preis in den Beſitz dieſes Gebäudes zu ſetzen.“ —

Während einer der Mineurs emſig beſchäftigt war, das Schloß ohne Geräuſch zu entfernen, horchte Rogniat und ſeine Begleiter den hehren Klängen, die aus dem Schiffe der Kirche herauf tönten. Eine einzelne klangvolle Stimme, — dies vernahm man deutlich, — ließ abgebrochene Strophen einer Litanei erſchallen, welche ſodann von dem einfallenden Chor der ganzen Gemeinde beantwortet, und von mächtigen Orgeltönen begleitet wurden.

„Die Thüre iſt offen!“ ziſchelte jetzt mit ſelbſtzufriedenem Lächeln der Ouvrier, der ſich ſeit längerer Zeit mit dieſer beſchäftigt hatte.

Ohne ein Wort zu ſprechen, drängte ihn Rogniat bei Seite, öffnete vorſichtig die Pforte und ſchlüpfte ſodann hinaus. — Eben war er wieder zurückgekehrt, als ein Grenadieroffizier, deſſen kühnes, von Luft und Sonne geröthetes Antlitz von einem dunkeln Knebelbart beſchattet ward, haſtig durch die Treppenthüre eintrat.

„Sind Sie da, Dumanoir?“ rief Rogniat ihm leiſe entgegen. „Nun, das iſt ſchön! Sie werden Arbeit finden.“

„Meine Grenadiere ſind dicht hinter mir!“ rapportirte der Offizier. „Damit nicht Lärm entſtehe, ließ ich ſie einzeln hinter einander aufwärts ſteigen, auch befahl ich ihnen, die Schuhe am Eingange der Mine zurückzulaſſen.“

„Gut!“ erwiederte der Anführer. — „Hauptmann Lepelletier! Treten Sie indeß leiſe auf das Chor hinaus, damit wir nicht überraſcht werden. — Sie, Kapitän Dumanoir, hören Sie Ihre Inſtruction!" —

Lepelletier ſchlüpfte indeſſen durch die vorſichtig geöffnete Thüre. Er befand ſich auf einem Chor, einer Art Emporkirche, von der man Alles, was unten vorging, genau überſehen konnte, ohne doch ſelbſt entdeckt zu werden, da die Tribune, auf der er ſich befand, und von welcher zwei Treppen nach einem weiter unten gelegenen Chor, und auch vermuthlich bis in's Schiff der Kirche führten, längſt der ganzen Fronte vergittert war. Lepelletier überblickte den weiten Raum. Ein Geiſtlicher höhern Ranges, rechts und links von zwei Diaconen adminiſtrirt, kniete auf den Stufen des Hochaltars und ſang die Strophen einer Litanei. Ihm antwortete eine Anzahl Menſchen, die, ungefähr den halben Raum der Kirche erfüllend, in Andacht auf den Knieen lagen, und unter denen man, außer einer Anzahl Nonnen vom Orden der Barmherzigkeit, die zu zwei und zwei unweit des Altars knieten, kein Weib bemerkte. Der größere Theil der Anweſenden war mit Säbeln oder Piken, nur wenige mit Flinten bewaffnet. Da die ſpaniſchen Kirchen weder Stühle noch Bänke enthalten, ſo konnte

Lepelletier die Maſſe der Anweſenden auf ungefähr zweihundert Mann abſchätzen.

Der Hauptmann horchte in ſeltſamer Stimmung den Worten des Geſanges. Es war eine Litanei, die ſich auf die furchtbare Lage, in der die Bewohner Saragoſſa's ſich befanden, beziehen ließ, und in welcher das geängſtigte Herz der in glühender Andacht Betenden eine Tröſtung zu finden ſchien. Die Worte des Prieſters tönten laut und mit ſchauerlichem Ernſt von unten herauf, die Orgel begleitete ſie mit ihrer majeſtätiſchen Stimme, die in mächtigen Klangwogen an dem ſchallenden Kirchengewölbe hinflutheten, und ſtiegen oder fielen, je nachdem die Intonation des Prieſters oder die Reſponſorien der Gemeinde es erheiſchten. Lepelletier war von der eigenen Lage der Dinge rings um ihn her, am meiſten aber von dem Inhalte des Geſanges, der mit jener in einer auffallenden Beziehung zu ſtehen ſchien, auf's Tiefſte erſchüttert. Wie feſtgebannt horchte er auf die Worte der Litanei, die in der hehren Einfachheit der lateiniſchen Sprache nur einen um ſo größern Eindruck auf ihn machten. Eben intonirte der Prieſter auf's Neue:

„Vor Peſt, Hunger und Krieg," — ſang er mit klagender Stimme, — „bewahre uns, o Herr!" antwortete ihm inbrünſtig die Gemeinde.

Eben öffnete ſich die Thüre des Zimmers, in der

Rogniat und ſeine Begleiter ſich befanden. Die Grenadiere traten zwei und zwei, das Gewehr unter dem Arm, heraus, und ſchlichen längſt der Brüſtung der Gallerie mit faſt unhörbaren Tritten hin. Dumanoir blieb an der Thüre ſtehen und raunte ihnen nur in dem Maaße, wie ſie vorbeigingen, einige Worte zu.

„Keine Schonung!“ ſagte er; „keine Schonung! — So wie ihr gefeuert habt, ſo ſtürzen wir hinab und ſtoßen nieder, was da lebt.“ —

Eben trat Rogniat aus der Thüre.

„Sie ſind im *Gebet* begriffen!“ ſprach Lepelletier, und der Ton, in dem er die Worte ſprach, klang wie ein leiſer Vorwurf.

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen!“ erwiederte dieſer, ohne unſern Bekannten anzublicken. „Aber — es geht nicht anders. — Nur durch unvermutheten Ueberfall kann es glücken.“

Die Orgel endigte eben wieder ihr Zwiſchenſpiel.

„Vor der Hinterliſt und den Fallſtricken unſerer Feinde“ — ſang der Prieſter. Ein dumpfes: „Bewahre uns, o Herr!“ beantwortete ſeinen Geſang.

„Vertheilt euch längſt der ganzen Gallerie, damit ihr nicht Alle auf *einen* Punkt feuert!“ ziſchelte Dumanoir, die lange Reihe der Grenadiere, von denen die letzten jetzt die Thüre paſſirt hatten, hinunterſchleichend. — Mächtige Orgeltöne brauſ'ten daher. Die Grenadiere ſpannten leiſe den Hahn des Gewehrs. —

„Vor einem jähen und unvorhergeſehenen Tode“ — ſang der Prieſter, als die Orgel wieder ihr Präludium geendet hatte, und klagend tönte das ſchaurige: „Bewahre uns, o Herr!“ aus dem Schiffe der Kirche herauf.

„Ziel genau, Grenadiere!“ ermahnte Dumanoir. „Ich ſage euch, zielt genau! — Jeder faſſe ſeinen Mann! — Weſſen Kugel im Rohre ſitzen bleibt, hat acht Tage Arreſt bei Waſſer und Brod.“ —

Lepelletier rieſelte es kalt über den Rücken. —

In glühender Andacht lagen zweihundert Menſchen in dem Hauſe des Herrn auf den Knieen. Sie flehten zu dem Erretter aus ganzer Seele, mit glühendem Herzen, und — während ſie flehten, war das tödtliche Geſchoß auf ihre Häupter gerichtet. — — —

Wieder ſchwieg die Orgel, wieder tönte die Stimme des Prieſters.

„In Krankheit und Angſt, in der Zeit der Klage und Noth,“ — rief er mit Inbrunſt. — „Herr, erbarme dich unſer!“ antwortete die Gemeinde im Tone tiefen Seelenſchmerzes.

„Legt an! Zielt genau!“ ſprach Dumanoir, den Säbel ziehend. — Orgeltöne bedeckten ſeine ferneren leiſen Worte. — Lepelletier zog mechaniſch den Degen, und ſtarrte ſprachlos in die Kirche hinab.

Die Orgel ſchwieg wiederum. Der Geiſtliche hatte das Buch, das er in der Hand hielt, zugeſchlagen, er reichte es einem Diakon, und ſang die Schlußſtrophe der Litanei. —

„In dem Augenblicke des Todes,“ — ſo tönte in ſchauriger Klage ſein Ruf.

Eben wollte die Orgel einfallen, eben die Gemeinde ihr geängſtigtes: „Herr, erbarme dich!“ anſtimmen, — da tönte das ſchallende Kommandowort: „Feuer!“ längſt der Gallerie hin, und hundert Gewehrſchüſſe krachten in die Reihen der Beter hinab. — —

Die Verwirrung, welche die Salve der Grenadiere in der Verſammlung hervorgebracht, war entſetzlich. Ein Schrei der Ueberraſchung, des Entſetzens tönte durch die weiten Hallen. Alles ſtürzte in wilder Haſt nach dem Ausgange, und ſtopfte ſich dort zu einem einzigen verworrenen Knäuel. —

Erſchüttert, faſt regungslos hatte der Hauptmann bis jetzt von dem Chor in die Kirche hinabgeblickt. Er fing etwas freier an zu athmen, als er bemerkte, daß nur etwa zehn bis zwölf Sterbende ſich auf dem Marmorpflaſter des Gebäudes krümmten. Die Dunkelheit der Tribüne hatte das ohnehin ſchwierige Zielen in einer Richtung von oben herab, noch unwirkſamer gemacht.

Die Stimme Regniats rief unſern Bekannten aus ſeinen Träumen.

„Hinab!" ſchrie er. „Geſchwind hinab, ehe ſie ſich beſinnen!" —

Mit eilenden Schritten, ihre Gewehre im Laufen ladend, eilten die Grenadiere die Treppen hinunter.

Nur wenige Spanier hatten ſo viel Beſinnung behalten, den andringenden Feinden einige Gewehrſchüſſe entgegen zu ſenden. Die Mehrzahl drängte, wie ein Haufe wehrloſer Schafe, ſich dem Ausgange zu, in ihrer Haſt Verwundete und Sterbende zu Boden tretend. Hier und da ſuchte ſich Einer, der den Ausgang nicht gewinnen konnte, hinter einem der Grabmäler oder in einem Beichtſtuhle zu verbergen.

Eben hatte Dumanoir ſeine Grenadiere in Haſt in Linie auflaufen laſſen, und wollte ein Gliederfeuer auf die Maſſe der Fliehenden beginnen, als Levelletier ihm in den Arm fiel.

„Halten Sie ein, Kamerad! — Im Namen der Menſchlichkeit und der franzöſiſchen Ehre, halten Sie ein!" rief der Hauptmann haſtig. „Sie ſehen, es iſt nicht *eine* Bruſt gegen uns gekehrt, nicht *ein* Gewehr mehr gegen uns gerichtet! — Es würde kein

Gefecht, es würde ein Schlachten, ein nutzloſes Morden ſein.“ —

Dumanoir ſah mit zweifelhaftem Blicke auf Rogniat, der eben hinzutrat.

„Feuern Sie nirgends anders hin, als wo auf uns ein Schuß fällt!“ ſprach dieſer, nach einem Augenblick Beſinnung. „Ich verabſcheue ein ſo ſcheußliches Gemetzel, obwohl dies Volk nichts Beſſeres verdient hätte. — Rücken Sie übrigens langſam nach, und barrikadiren Sie dann den Eingang.“ —

In wenig Minuten war die Kirche geleert. Die Thüre ward ſogleich geſperrt, und alle Anſtalten getroffen, um ſolche, bis Verſtärkung anlangte, auf's Tapferſte zu vertheidigen. „Es wäre,“ — behauptete der vorſichtige Chef, — „leicht zu erwarten, daß die Spanier verſuchen würden, ſich des verlorenen Punktes auf's Neue zu bemächtigen.“ Während dem wurden die Todten, bis man im Stande ſein würde, ſie zu beerdigen, bei Seite geſchafft, und hier und da ein Verwundeter oder Geflüchteter aus ſeinem Verſteck gezogen. Eben durchſuchte man auf's Neue deshalb die Kirche, als eine klagende Weiberſtimme ertönte. Mit raſchem Schritt eilte der Hauptmann nach dieſer Seite; wie erſtaunte er, als er die Nonne erblickte, die ihn aus den Klauen ſeiner Widerſacher errettet hatte.

„Sehen Sie, Kapitän!“ rief ihm einer ſeiner Ouvriers lachend zu. „Sehen Sie, was ich hinter dem Altare dort für einen Schatz gefunden.“

„Ich muß dich bitten, guter Leblanc, mir ihn abzutreten!“ erwiederte Lepelletier, indem er dem Soldaten ſeine Börſe in die Hand drückte.

„Ich laſſe mir den Handel gefallen, mein Hauptmann!“ erwiederte lächelnd der Soldat; „wäre es auch nur meiner Louiſe wegen, die mit dem Fäßchen auf dem Rücken im Hauptquartiere marketendert, und die, wenn ſie etwas von dem Dinge erführe, ein verzweifeltes Geſicht machen würde.“

Erſt jetzt ſchien die Nonne, die bis dahin in dumpfer Verzweiflung dageſtanden hatte, den Hauptmann zu erkennen.

„Sie ſinds?“ rief ſie, vor ihm auf die Kniee ſtürzend. „O retten Sie mich! — Gott im Himmel, retten Sie mich! —“

„Beruhigen Sie ſich! — Niemand wird Sie beleidigen! Sie ſtehen unter meinem Schutze!“ erwiederte Lepelletier, das Mädchen aufrichtend. —

„O dann bitte ich Sie, ſchaffen Sie mich fort! Bringen Sie mich zu den Unſrigen!“ flehte das Mädchen.

„Es iſt gefährlich, ja faſt unmöglich, die Thüre zu öffnen!“ erwiederte zögernd Lepelletier. „Und dann — was wollen Sie in der dem Untergange geweihten Stadt? Folgen Sie mir in's Hauptquartier! Ich will Sie von dort unter ſicherer Bedeckung zu Ihren Freunden oder Verwandten außerhalb der Feſtung geleiten laſſen."

„Nimmermehr!" entgegnete mit feſtem Tone das Mädchen. „Wir Alle haben einen theuren Eid geleiſtet, auszuhalten bis an's Ende, und nimmer werde ich den meinigen brechen."

„Sie ſind ſo wunderbar gerettet worden! Ich habe Ihnen ſo viel zu danken!" rief der Hauptmann mit Innigkeit im Tone. „Nein! Sie dürfen nicht ſo elend zu Grunde gehen, und dies iſt gewiß der Fall, wenn Sie in Saragoſſa bleiben."

„Ich weiß es, daß es ſo ſein wird, und — ich bleibe in Saragoſſa!" ſprach die Nonne im feſteſten Tone. „Doch genug! Wenn Sie ein Menſch von edler Seele ſind, ſo bringen Sie mich aus dieſem Schreckensort."

„Ich ſoll Sie fortlaſſen? Sie nimmer vielleicht wiederſehen?" rief der Hauptmann. „Verſprechen Sie mir, daß ich Sie noch einmal ſehe, wenn Saragoſſa in unſerer Hand iſt."

„Ich verſpreche es!" entgegnete die Nonne, dem Hauptmann ihre Hand reichend. „Und der Name meines Beſchützers?" — ſetzte ſie mit einem Blic voll Innigkeit hinzu.

„Ich heiße Lepelletier!" rief der Hauptmann, ih Hand an ſeine Lippen drückend. „Und Sie, Unve geßliche, Theure?" —

„Thereſa del Roſario!" erwiederte das Mädche „Einſt, in der Welt, Thereſa Cisneros!" lispelte ſodann mit tiefem Seufzer.

„Kapitän!" ſagte der Ouvrier, welcher zul geſprochen hatte, und der jetzt eben aus der Sakri getreten war. „Da hinten iſt noch ein Pförtchen ſen, es möchte wohl barrikadirt werden, denn le könnte man von daher uns überfallen."

In dieſem Momente krachte ein Piſtolenſchuß ter einem Grabmale hervor, die Kugel berührte Locken an der Seite der Schläfe Lepelletiers, und braune Geſtalt huſchte in die Sakriſtei.

„Es war Pedro!" ſagte das Mädchen zu menſchaudernd.

Wie der Blitz eilte der Ouvrier dem Entſpr nen nach.

„Er iſt fort! Zu dem Pförtchen hinaus!" er, langſam zurückkehrend. „Ich habe in der ſchwindigkeit einige Balken vorgelegt."

„O laſſen Sie mich hinaus! — Hinaus! flehte dringend die Nonne.

Lepelletier ſah ſeine Retterin ſchmerzlich an, dann ging er, von ihr und dem Soldaten begleitet, in die Sakriſtei.

„Thereſa!“ ſprach der Hauptmann leiſe, als der Soldat die in der Eil' errichtete Barrikade bei Seite räumte, um die Pforte zu öffnen. „Thereſa!“ ſagte er zum zweitenmale, als er die Hand des Mädchens in der ſeinen zittern fühlte. „Gehen Sie nicht von mir, theure Thereſa! — Sie ſind nicht geſchaffen, um in der Geſellſchaft unwiſſender Nonnen und fanatiſcher Mönche ein ganzes langes Leben, wie ſolches noch vor Ihnen liegt, in dumpfen Bußübungen hinzubringen. Sie ſind geboren glücklich zu ſein und zu beglücken.“

„Glücklich?“ erwiederte Thereſa ſchmerzlich. „Glücklich? — Ich war elend von Jugend an.“

„Beſinnen Sie ſich, Thereſa!“ rief der Hauptmann. „Sie ſtehen auf einem der Scheidepunkte des Lebens. Vertrauen Sie ſich mir an; Sie werden keinem Unwürdigen Ihr Vertrauen ſchenken.“

„Ich weiß es! Ich glaube es!“ entgegnete das Mädchen mit zitterndem Tone der Stimme „Aber — es iſt unmöglich.“ —

„Warum unmöglich?“ rief feurig der Hauptmann. „Sie folgen mir in's Hauptquartier, das erſte Detachement, das über die Pyrenäen geht, bringt Sie nach Bayonne, dort verweilen Sie, bis ich, nach leicht erlangter Einwilligung des Miniſters, im Stande bin, Ihnen mit Herz und Hand, — ſo weit ein Ehrenmann dies im Stande iſt, — Alles vergeſſen zu machen, was Sie im Vaterlande zurückließen.“

„O ſchweigen Sie! — Ich darf ſo etwas nicht hören!“ — rief ſtammelnd Thereſa. „Selbſt Gedanken dieſer Art ſind für mich eine ſchwere Verſündigung.“

„Thereſa! — Theure Thereſa!“ — ſagte flehend der Hauptmann, indem er das Mädchen an ſich drückte.

„Laſſen Sie mich hinaus! — Um Gotteswillen, laſſen Sie mich hinaus!“ rief Thereſa zitternd. „Sie ſind ein edler Mann. Sie werden ſich nicht der Gewalt der Ueberredung bedienen, die der Unglücklichen das einzige Gut, das ſie beſitzt, das der Seelenruhe, zu rauben im Stande wäre.“

„Sie haben Recht, Thereſa!“ entgegnete der Hauptmann, das Mädchen loslaſſend. „Selbſt wenn, — wie es auch der Fall iſt, — mein ganzes Erdenglück auf dem Spiele ſtünde, möchte ich es doch nicht um den Preis Ihrer Ruhe erkaufen.“

„Die Thüre iſt offen!“ ſagte jetzt der Mineur, zu den Sprechenden tretend.

„Leben Sie wohl!“ ſprach Thereſa, dem Kapitän die bebende Hand zum Abſchied reichend.

„Wir ſehn uns wieder!“ rief der Hauptmann, dieſe mit Küſſen bedeckend.

„Nimmer! — Nimmer!“ — entgegnete die Nonne, die Hände vor die Augen drückend, indem ſie in ſichtlicher Erregung durch das Pförtchen ſchlüpfte. — — —

„Dieſe verdammte Belagerung muß zu Ende kommen, General! Ich ſage: ſie muß!“ rief heftig des folgenden Tages der Herzog von Montebello, indem er ſich zu Rogniat wendete, der, mit unſerm Freunde in einem Geſpräche vertieft, im Zimmer des Herzogs auf- und abging. — „Ich ſchlich mich,“ ſetzte Lannes hinzu, „geſtern Abends, in einen Mantel gehüllt, durch die Bivouaks; da fielen ſchöne Geſpräche! — Ich wollte, irgend Jemand, der weislich in Paris bleibt, weil hier eben nicht viel Lorbeeren zu holen ſind, hätte ſie mit angehört! — Uebrigens hatten die Leute Recht! Dieſe verfluchten Ruinen werden unſere eigenen Gräber ſein, ehe wir die Fanatiker in ihrer letzten Zufluchtsſtätte bezwingen können.“

„Erlauben Ew. Excellenz!“ fiel Lepelletier ein. „Fahren wir ſo fort in den Regeln der Kriegskunſt —“

„Ich weiß Alles, was Sie ſagen wollen!“ rief ärgerlich der Marſchall. „Ueber dieſen Punkt ſind

Sie und Rogniat, und alle die Herren vom Corp
de Genie, ſtets einverſtanden! — Ihr ſeid wie d
Zahnärzte! Die kuriren auch Alles: selon l'art
ſollten ſie auch dem Kranken alle Zähne einzeln au
reißen müſſen, und dieſer zuletzt nicht mehr eine Bro
rinde kauen können."

„Wir müſſen," ſprach Rogniat, „zwei neue M
nengänge nach der Richtung der Univerſität —"

„Zwei?" fiel Lannes voll Aerger ein. „Vie
— ſechſe, — ein ganzes Dutzend! — Ich habe
ſatt, das langſame unterirdiſche Vorwärtskriechen, we
ich auch unſern Mineurs, — Ihnen beſonders, M
Lepelletier, — alle Gerechtigkeit widerfahren laſſe!
Das Ding muß ein Ende nehmen, der Kampf u
einzelne Gebäude aufhören! Wir müſſen Alles, A
ſage ich Ihnen, ganze Straßen, ja, wenn es mögl
iſt, das ganze Höllenneſt in die Luft ſprengen."

„Sprengen iſt leicht, aber das Behaupten
Trümmer ſchwer!" bemerkte kaltblütig Rogniat.

„Ich ſollte meinen," ſprach Lepelletier nachd
kend, „wenn man eine ſehr bedeutende Mine 'un
das Univerſitätsgebäude zu bringen ſuchte, — e
Mine von drei tauſend Pfund Pulver etwa, und d
ſes Gebäude in die Luft ſprengte, wenn man
fünfzig Stück ſchwerem Geſchütz die Brücke über
Ebro und die Vorſtadt bearbeitete, und etwa auß

dem noch der Kirche der Madonna del Pilar, — dem Palladium der Stadt, — mit einer ſtarken Mörſerbatterie zuſetzte, ſo könnte das wohl einen bedeutenden Eindruck auf die Gemüther der Belagerten machen.“

„Wenigſtens,“ meinte Rogniat, „müßte es uns in den Beſitz des Coſſo ſetzen.“

„Wie viel Tage brauchen Sie?“ fragte mürriſch der Marſchall.

„Sechs, zum wenigſten!“ erwiederte der General nach kurzem Beſinnen.

„Was in ſechs Tagen zu machen iſt, kann bei verdoppelter Anſtrengung auch in vieren zu Stande kommen!“ rief der Herzog. „Mr. Lepelletier! Ich beauftrage Sie mit der Ausführung des Minenwerks. In vier Tagen muß die Mine unter der Univerſität ſo weit fertig ſein, um den Pulverkaſten in die Minenkammer zu bringen. — Gehn Sie, treffen Sie Ihre Anſtalten!“

Der Hauptmann eilte ſogleich an das Werk. Eine Ordre Rogniats ſtellte alle Ouvriers, die er nur bedürfen könnte, zu ſeiner Dispoſition. Um die Arbeiten mit Kraft zu betreiben, traf Lepelletier die Einrichtung, daß die Mineurs alle Stunden abgelöſ't wurden. Die Soldaten leiſteten das Unglaubliche. — Während aber unter der Erde die größten Anſtrengungen gemacht wurden, kämpfte man auch auf der ausgehöhlten Oberfläche mit ſich immer vergrößernder Wuth. Kaum auf Minuten verſtummte das Gebrüll der Feuerſchlünde. Ein Regen von Bomben, Kugeln und Granaden ſchüttete ſich fortwährend über die unglückliche Stadt, und eine Rauchwolke, die in den ſtillen Winterhimmel emporſtieg, bezeichnete am Tage; eine Feuerſäule, die die ganze Gegend erleuchtete, bei Nacht auf Meilenweite die Stätte der neuen Numantia. — Durch das fortwährende Toſen des Geſchützes auf der Oberfläche ward es bald, trotz allen Bemühungen Lepelletiers, unmöglich, nach den Regeln der Kunſt die etwaige Nähe feindlicher Contremineurs zu erforſchen, und er mußte ſich mit der Hoffnung begnügen, daß dieſelben Umſtände, die ihn verhinderten, die üblichen Vorſichtsmaßregeln zu brauchen, es auch dem Feinde unmöglich machen würden, die Nähe der Gegner zu erkunden. Dieſem Grunde war es denn auch zuzuſchreiben, daß bei dieſer Gelegenheit ein bis dahin in der Kriegsgeſchichte unerhörter Fall vorkam. Man gerieth nämlich in einen feindlichen Minengang, und hier, klaftertief unter der Erde, begann ein Kampf mit Piſtole und Säbel, der nicht eher ein Ende nahm, bis auch der letzte ſpaniſche Mineur niedergehauen war. Nicht Einer dieſer Tapfern hatte die angebotene Schonung annehmen wollen. — — —

Am 18. Januar waren endlich alle Arbeiten geendet. Der Marſchall befahl einen allgemeinen Sturm. Er begann mit Tagesanbruch, und es ward von beiden Seiten mit unerhörter Wuth gekämpft. Jetzt legte Lepelletier, auf Befehl Rogniats, Feuer an die Pulverleitung (Zündwurſt), die zu dem beendigten Werke führte, und die Mine, welche über drei tauſend Pfund Pulver enthielt, begann zu ſpielen. —

Eine Art von dumpſem unterirdiſchem Krachen ward zuerſt auf eine Sekunde hörbar, dann ſchien es, als ob der Boden weit umher in Zuckungen geriethe. Die Thürme, die Giebel, die mächtigen Mauern des Univerſitätsgebäudes begannen zu wanken. Jetzt auf einmal erſchienen große Riſſe in den Außenwänden des Gebäudes, die Seiten deſſelben öffneten ſich, die Balken krachten, und endlich ſtürzten mit entſetzlichem Getöſe Thürme, Dächer, Wände, Außenmauern, kurz Alles, was über dem Boden erhaben war, auf einen unförmlichen Klumpen zuſammen. Mehr als zweihundert Menſchen wurden unter den Ruinen begraben. —

Als das mächtige Gebäude ſo auf einmal, wie durch ein Erdbeben vernichtet von der Erde verſchwand, als ſich an der Stätte, wo es geſtanden, nichts als ein Steinhaufe lag, von dem eine Staubwolke ſich erhob, raſtete der Kampf auf einige Minuten. Freund und Feind ſchienen von dem nie geſehenen Ereigniſſe

etäubt; endlich begann das Gefecht mit erneuert
Wuth. Erſt gegen Abend, als auch das Kloſter Sa
Lazaro mit dem Bajonnet erſtürmt worden war, a
die Ebrobrücke, von fünfzig Stück Geſchütz unaufhö
lich bearbeitet, in Trümmern ſtürzte, als mehr den
zwei tauſend Spanier in den erſtürmten Quartier
dem tapfern Gazan in die Hände gefallen waren, e
digte der Kampf. —

Jetzt, um zu verſuchen ob der Trotz der Bel
gerten gebrochen worden, ſendete Lannes einen Zett
an Palafox; er enthielt das einzige Wort: „Kapit
lation!“ — Bald kam die Antwort zurück. Sie la
tete: „Krieg bis zum Meſſer!“ — —

Ein Mönch, — ſo ſagte ein Gefangener aus, -
der Bruder Pedro de la Muga, habe verkündigt: d
die Madonna del Pilar ihm im Traum erſchien
ſei, und die Stadt binnen acht Tagen zu retten v
ſprochen habe. Zum Zeichen ihrer Zuſage, habe
dem Mönche die Verſicherung gegeben, daß ein wu
derbares Licht in nächſter Nacht ſich auf dem Thurm
ihrer Kirche blicken laſſen werde. —

Mit Grimm und Verachtung ſahen wirklich d
Franzoſen um Mitternacht die Thurmſpitze erleuc
tet. — —

Da, wie alle Umſtände bewieſen, die erlitten
Unfälle den Muth der Belagerten nicht hatten be

gen können, ſo befahl der Herzog von Montebello, alle Anſtrengung zu verdoppeln. Tag und Nacht dauerte das Bombardement. Es ward beſonders auf die Kirche der Santa Virgen del Pilar gerichtet, und dieſes herrliche Gebäude beinahe vom Grund aus zerſtört. Fünfzig Geſchütze, auf dem linken Ufer des Ebro aufgeſtellt, feuerten fortwährend auf die Häuſer am Quai des Fluſſes. Wie die Senſe des Schnitters, mähete die mächtige Batterie Alles vor ſich nieder; felſenfeſte Mauern, Häuſer von drei bis vier Stockwerken waren die Halme, die dieſer gigantiſchen Sichel erlagen. Aber auch unter der Erde raſtete nicht einen Augenblick der Vernichtungskrieg. Lepelletier, bald von den Verheißungen, bald von den Lobſprüchen des Marſchalls angefeuert, trieb ſechs Minen unter dem Coſſo vorwärts. Sie würden, um ſie zu laden, mehr als ſieben tauſend Pfund Pulver erfordert haben, und kam es dahin, ſie ſpielen zu laſſen, ſo ließ ſich vorausſehen, daß ein ganzer Stadttheil in Graus und Ruinen ſinken mußte. Um aber das Maaß des Unglücks, das über die der Vernichtung geweihte Stadt gekommen war, bis zum Rande zu füllen, fehlte nur noch, daß der Dämon der Peſt die ſchwarzen Schwingen entfaltete, und auch dieſes war endlich der Fall. Das fortwährende Bombardement hatte alle Verwundete und Weh[illegible] in unterirdiſche Keller und Gewölbe getrieben. Das hier Tag und Nacht verbrannte Oel verdarb von Stunde zu Stunde immer mehr die feuchte Kellerluft; der Nahrungsmangel, die Furcht, die ſteten Gemüthsbewegungen thaten das ihrige, und endlich brach der fürchterlichſte Typhus aus. Der Starke wie der Schwache, der Greis wie das Kind, der Mann wie das Weib wurden bald von der entſetzlichen Seuche ergriffen. Der Zuſtand der Atmoſphäre ward endlich von der Art, daß jede Wunde unheilbar, ja völlig wie vergiftet ſchien. Endlich reichten die Lebenden nicht mehr zu, um die Todten zu begraben. Die Leichen lagen in den Straßen, in den Höfen herum, ganze Rudel herrenloſer Hunde zerfleiſchten die Kadaver, und ſtritten ſich, blutigen Rachens, um die zernagten Gliedmaßen der Geſtorbenen. — —

Während aber der Würgengel mit vernichtendem Tritte die Straßen der unglücklichen Stadt durchſchritt, war Lepelletier nicht müßig, ihm unter derſelben einen verheerenden Weg zu bahnen. Dieſen indeß näher bezeichnen, hieße der Entwickelung der Begebenheiten dieſer Erzählung vorgreifen, und wir wenden daher zuvörderſt unſere Blicke nach dem Innern der ſo hart bedrängten Stadt. — — —

In dieſer ſchien eine ganz beſondere Begebenheit die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt zu haben. Ein großer Volkshaufe belagerte nämlich den Palaſt der

Junta, und ganze Schaaren zerlumpten Volkes umſtanden den unſern Leſern bereits bekannten Limonadenwirth vom Coſſo, der zu der verſammelten Menge ſprach. Der Mann ſchien in größtem Eifer, dennoch ermangelte er nicht, trotz des zu furchtbarer Höhe geſteigerten Elends, in dem ſich Alle befanden, einige ſeiner gewöhnlichen Scherze in die Rede zu miſchen. Wie es ſchien, war er eben am Schluſſe ſeiner Demonſtration. —

„Ihr ſeht,“ ſprach er, „ihr ſeht, o edle Herren und Ritter,“ — (Sennores Caballeros; keiner der Kerls hatte ein ganzes Hemd auf dem Leibe), — „wie mächtig der böſe Feind ſein Weſen treibt, wo Weiberchen (**Mugercitas**) ihr Pfötchen mit im Spiele haben! — Ihr ſagt: wer hätte gedacht, daß Thereſa del Roſario, die Fromme, die Verehrte, ein Einverſtändniß mit den unchriſtlichen Franzoſen unterhalten ſollte? — Und dennoch, o edle Arragoneſen, iſt es nicht anders! — Die hohe Junta, zu derem unwürdigem Mitgliede ihr, Ritter, mich ernannt habt, wird die Verrätherin ſogleich verhören, und dann ohne weiteres ihr Urtheil ſprechen. Da dieſes nun, in Ermangelung eines andern ſchicklichen Platzes, in dem Kloſterhofe von San Francisco, zweifelsohne durch die Garrotte vollſtreckt werden wird, der Weg dahin aber bei meinem, eurer Gegenwart unwürdigen, jedoch von

Euer Gnaden (vuestra merced) ſtark beſuchten Laden vorbeiführt, ſo erſuche ich euch, Sennores Caballeros, morgen in den Frühſtunden euch daſelbſt einzufinden, indem alle Anſtalten getroffen worden ſind, euch mit einer erquickenden, wohlzubereiteten Limonade, die Copa zu drei Ochavo's, auf's prompteſte und ehrerbietigſte zu bedienen. — Möget ihr, edle Ritter, indeß noch tauſend Jahre leben! — Ich küſſe euch einſtweilen die Füße." —

Nach dieſem, auch in Briefen gern gebrauchten, von ſpaniſcher Etikette diktirtem Schluß, griff der Limonadenwirth gravitätiſch an das Horn ſeiner Montera, ſchlug den Mantel über die linke Schulter und ſchritt, mit dem Anſtande eines römiſchen Senators, in die Thüre des Palaſtes. — — —

„Das iſt wahr, Sennor Gil de la Cuadra," ſagte ein zerlumpter Kerl zu einem andern; „der Limonadenwirth vom Coſſo iſt ein ganzer Mann! Er hat geſprochen, wie der heilige Pancratius; vorausgeſetzt, daß der Letztere überhaupt der Rede mächtig geweſen." —

„Sehr weiſe bemerkt, Ritter!" erwiederte der Angeredete. „Der edle Mann ſpricht wie ein Engel, und Niemand kann etwas gegen ihn einwenden, als etwa, daß er dann und wann zu ſeiner Limonade verfaulte Citronen nimmt, und hinterher behauptet, ſie wären zu friſch geweſen, und ſchmeckten noch etwas nach dem Stamme. — Doch, Don Garcia Perez de la Concepcion! meinen nicht Euer Gnaden, daß wir gut thun würden, in den Saal hinaufzugehen, und das Urtheil der verbrecheriſchen Nonne mit anzuhören? Ich denke, es kann Niemand etwas dagegen haben; denn der Pfarrer von San Gil, der bei der Junta das große Wort redet, iſt mein Beichtvater, wir haben die Mitglieder erwählt, und es iſt immmer gut, ſie ein bischen unter der Scheere zu halten. — Uebrigens mache ich mir, den Pfarrer ausgenommen, aus irgend einem Andern nicht ſo viel," — er brachte den Daumennagel an die Vorderzähne und knackte damit, — „und hätte er auch einen geſtickten Rock an, desgleichen einen Federhut auf dem Kopfe und hieße Gouverneur." —

Gil de la Cuadra nickte beifällig zu den Worten ſeines Gönners und Freundes, und, nach vielen Reverenzen und Ceremonien, ſchritt ein Lump hinter dem andern gleichfalls durch das Thor des Palaſtes. — — —

Als die Wandelnden in den Saal der Junta traten, befand ſich die Verſammlung, die wir bereits früher beſchrieben haben, in voller Sitzung. Die Augen Aller mit Ausnahme derer des Mönchs Pedro, der, den Kopf in beide Hände geſtützt, am Ende des Tiſches ſaß, blickten auf Thereſa, die hoch aufgerichtet der Tafel gegenüber ſtand. Sie ſchien in heftiger Erregung, ihre Wange war leicht geröthet, ihr Auge glänzte, ſie ſprach mit ſüdlichem Feuer.

„Ihr Herren,“ ſagte ſie, indem ſie den Arm gegen ihre Richter ausſtreckte. „Ich bin nur ein Weib, ein ſchwaches Weib; aber ich frage: wer von euch hat auf dem Platze, wohin ihn die Vorſehung bei Vertheidigung dieſer Stadt berufen, mit größerer Freudigkeit ſeine Pflicht erfüllt, als ich Schwache? — Hat Jemand mich ruhen ſehen am Tage, wenn die Trommel ertönte, — bin ich je auf meinem Lager geblieben zur Nachtzeit, wenn der Ton der Sturmglocke mich mahnte, meine Pflicht zu erfüllen bei Verwundeten, bei Sterbenden und bei Todten? — Hat Jemand meine Wange erbleichen ſehen, wenn unter dem Hagel feindlicher Geſchoſſe ich den Verwundeten verband, dem Sterbenden einen Labetrank brachte, wenn ich betete über dem Geſchiedenen? — Was alſo habe ich begangen? — Daß ich geſagt: das Maaß der Leiden ſei voll, man müſſe die Stadt übergeben? — Wohlan! ich habe es geſagt. Ich werde meine Worte nimmer verläugnen!“ —

„Hört ihr? — Hört ihr?“ — rief der Pfarrer von St. Gil.

„Sie hat ſich ſelbſt gerichtet!“ ſchrie Tio Jorge, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug.

„Ich gebe noch mehr euch zu,“ fuhr Thereſe mit immer ſteigender Erregung fort, „ich habe dieſe Meinung zu drei verſchiedenen Malen ausgeſprochen; aber wann und unter welchen Umſtänden war es der Fall? — Ich ſagte es zum erſtenmale, als der einzige Soldat, der von dem Bataillon der freiwilligen Jäger von Arragon noch übrig war, auf den rauchenden Ruinen des Univerſitätsgebäudes, unter denen ſeine Brüder begraben liegen, ſich den Verband von den Wunden riß und ſein Leben mit dem Blute den Adern entſtrömte; zum zweitenmale ſprach ich dieſe Meinung aus, als ich zu dem Sterbebett eines Greiſes gerufen wurde, und in dem Zimmer des Dahinſcheidenden zur Seite ſeines Lagers zwei Leichen fand, die Leichen ſeines Sohnes und ſeiner Tochter; zum drittenmal beging ich das Verbrechen, deſſen ihr mich beſchuldigt, als ich nach einer unter Todten und Sterbenden durchwachten Nacht an das Lager einer Wöchnerin eilte, die ich, als ihr Mann, von der Seuche ergriffen, in's Grab ſank, bis zu jenem Tage gepflegt, und mit der ich bis dahin die karge Kloſterkoſt getheilt hatte. Ich fand die Aermſte nicht mehr am Leben, aber — hört es Arragonier und verurtheilt mich dann! — an der Bruſt, in der kein Herz mehr ſchlug, an dem von der Verweſung ergriffenen Buſen hing mit lechzenden Lippen der noch lebende Säugling, und ſuchte begierig nach der verpeſteten, todtbringenden Nahrung. — Ihr, Padre de la Conſolacion, ſeid mein Zeuge; denn Ihr waret der Samariter, der ſich des unglücklichen Kleinen annahm, und das nun bei Gott iſt und bei ſeiner vorangegangenen Mutter.“ — — —

Die Rede Thereſens ſchien auf die Verſammlung einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Niemand ſagte ein Wort, und ſelbſt die düſtern Züge des Pfarrers von San Gil nahmen einen mildern Ausdruck an.

„Ihr ſchweigt, edle Herren!“ ſetzte [illegible] Thereſa ihre Rede fort. „Hat die Wahrheit meiner Worte eure Ueberzeugung geändert, oder will man mich aus andern Gründen des Verraths beſchuldigen?“ —

Haſtig ſtand in dieſem Augenblicke Pedro de la Muga auf. Eine tiefe Röthe bedeckte ſein Geſicht bis an den dünnen Haarkranz, der ſeinen Scheitel umgab.

„Ich will es!“ ſagte er dumpf. — „Ich zeihe dich des Verraths und des Einverſtändniſſes mit dem Feinde.“ —

Die Augen Aller fielen zuerſt auf den Mönch, ſodann auf Thereſen. Letztere zuckte zwar bei den

Worten Pedro's ſichtlich zuſammen, dann aber durchlief ein Ausdruck des Zornes, dem der der Verachtung, und endlich jener eines tiefen Mitleids folgte, ihre ſchönen Züge.

„Ich bedaure dich, Pedro!“ ſagte ſie ſanft.

„Schöne Worte ſind keine Gründe!“ fiel jetzt der Pfarrer von St. Gil Thereſen in die Rede. „Bruder Pedro, bringt Eure Anklage vor.“

„Erlaubt, ihr Herren!“ ſprach das Mädchen mit feſtem Tone. „Nach unſern Provinzialgeſetzen und, irre ich nicht, auch nach der ley de siete partidas, darf der Verwandte weder zum Vortheil noch zum Nachtheil des Angeklagten zeugen; dieſer Mann aber iſt mein Verwandter und mein Todfeind.“ — —

„Sprecht! — Beweiſ't Eure Behauptung!“ rief der Padre de la Conſolacion.

„Ja, ſprecht, Thereſa!“ ſetzte der Gouverneur hinzu. „Redet frei und ohne Furcht.“

„Ich fürchte nur Einen!“ ſagte das Mädchen ruhig und indem es die Augen gen Himmel erhob. — „Ich bin,“ fuhr Thereſa nach einer Pauſe fort, „von ſpaniſchen Eltern, jedoch zu Bayonne geboren. Nachdem ich ſolche früh verloren, ward ich zu einer nahen Verwandten, der Mutter Pedro's, nach Toloſa gebracht und dort erzogen. Die würdige Frau behandelte mich wie eine Tochter. Die geringen Talente, die ich beſaß, und welche die ſo milde als wohlhabende Pflegerin immer mehr auszubilden ſuchte, feſſelten ſie an mich und ich war noch nicht funfzehn Jahre alt, als ſie unaufhörlich von einem Lieblingsplane ſprach, von dem nämlich, mich mit ihrem Sohne Pedro, der zu Salamanca die Arzneiwiſſenſchaft ſtudirte, und den ich bis dahin noch nie geſehen, zu verbinden. Oft ſprach ſie von dieſem Sohne mit einer Liebe, wie nur das Mutterherz ſie auszudrücken im Stande iſt; aber oft ſeufzte ſie auch über deſſen Heftigkeit, über die Leidenſchaften, die ihn beherrſchten, über die Unbändigkeit ſeines Charakters. — Endlich kehrte Pedro in das Haus ſeiner Mutter zurück. Ich ſah ihn, ich fürchtete ihn, aber ich glaube, ich würde gelernt haben, ihn zu lieben. — Warum es nicht geſchah?“ — Thereſe erröthete tief. — „Erlaßt mir, edle Herren, die nähern Gründe! — Möge es euch genügen, wenn ich euch ſage: die Abſicht, aus welcher er ſich in mein Vertrauen einzuſchmeicheln ſuchte, und die ich, ſo unerfahren ich war, dennoch leicht durchſchaute, der beharrliche Eifer, mit dem er von Tag zu Tag ſeinen Zweck verfolgte, ohne zu wanken, ohne Mitleid, ohne Gewiſſensbiſſe zu fühlen, über das Beſtreben, eine Unglückliche, eine Verlaſſene zu verderben, machte mir ihn zum Abſcheu. — Später zwar wollte es mich manchmal bedünken, als fühle er eine

Art Reue über ſeinen Vorſatz, als habe er anders zu denken angefangen, aber — es war zu ſpät; ich konnte meines Widerwillens nicht mehr Meiſter werden. — Als meine Verwandte, die Mutter Pedro's, heftiger in mich drang, erklärte ich, den Schleier nehmen zu wollen. Eben hatte ich, — o ich werde nimmer dieſen Tag vergeſſen! — meinen Vorſatz der würdigen Frau mitgetheilt, ich hatte mit ſchwerem Herzen allen Bitten der Edlen widerſtanden, als Pedro, der im Nebenzimmer unſere Unterredung mit angehört, heftig hereinſtürzte. Er bot alle ſeine Beredſamkeit auf, er drang in mich, meinen Entſchluß zu ändern, er fiel auf die Kniee. Ich blieb meinem Vorſatze treu. Ich konnte nicht anders. — Endlich, als er ſah, daß Alles umſonſt ſei, brach er in die fürchterlichſten Verwünſchungen über ſich, über mich, über uns Alle aus, er ſchwur, noch an demſelben Tage in's Kloſter zu gehen, und that einen entſetzlichen Eid, daß er ſich blutig an mir rächen wolle. — O, wenn ihr dieſen Mann kennen ſolltet," ſchloß das Mädchen, „ihr würdet ſeine Anklage zu würdigen wiſſen, und — ihn bedauern; aber dies erloſchene Auge, dies krankhafte Aeußere verbirgt euch die Wildheit ſeines Herzens. O! ſein Hirn iſt Feuer, ſeine Bruſt ein Vulkan." —

„Er iſt ausgebrannt!" ſprach der Mönch, düſter vor ſich hinſchauend, und faſt wie bewußtlos. —

„Was habt Ihr auf die Einwendungen der Angeklagten zu erwiedern, Bruder Pedro?“ fragte der Pater de la Conſolacion.

„Daß ſie Recht hat, Recht!“ rief der Mönch, wie aus einem tiefen Traume auffahrend. „Aber,“ — ſetzte er heftig hinzu, — „auch ich habe Recht, und ſie iſt des Todes ſchuldig! — Wenn ſie,“ fuhr er nach einer Pauſe, in welcher ihn die Mitglieder der Junta voll Befremdung betrachteten, gefaßter fort, „wenn ſie behauptet, ich ſei zügellos, ausſchweifend, von unbändigem Charakter geweſen, ſo ſpricht ſie wahr; aber ſie ſagt nicht die ganze Wahrheit; ich war zügellos bis zur Wildheit, ausſchweifend, um mir ſelbſt zum Abſcheu zu werden, unbändig bis zur Raſerei. Verzogen von einer liebenden, aber ſchwachen Mutter, durch nicht unbedeutendes Vermögen mit Mitteln verſehen, ſtürzte ich hinaus in die Welt, in's Leben. Mir genügten nicht die Freuden der Jugend, ich haſchte nach allen Genüſſen, die die Welt mir darbot, ich warf mich in einen Strom von Ausſchweifungen, der mich in ſeinen wilden Wirbeln fortriß, und deſſen tobende Wellen über meinem Haupte zuſammen ſchlugen. Von Zeit zu Zeit aber, in den Momenten, wo eine Art Beſinnung wiederkehrte, fand ich in mir eine unendliche Leere. Solch ein Augenblick war es, wo ich mich einſt nach Toloſa, in die heimiſchen Berge, in das Vaterhaus zurückſehnte; ich eilte dahin und ſah dort Thereſen. — O, ihr Herren! Ihr müßt nicht dieſe traurende Geſtalt, dieſe von den Anſtrengungen und Nachtwachen gebleichten Wangen mit jenen blühenden vergleichen, um einigermaßen zu empfinden, was ich empfand. — Ja, ich hatte alle Freuden, alle Genüſſe des Lebens, erlaubte und unerlaubte, gekoſtet, ich hatte ihren Kelch geleert bis auf die Hefen; aber — geliebt hatte ich nie. Jetzt liebte ich zum erſtenmale. Ich liebte mit allem Feuer der Leidenſchaft, ich liebte mit einer Glut, die mein von mir öde geglaubtes Herz bis zum Ueberſchwang erfüllte. Anfangs hatte ich Hoffnung, wieder geliebt zu werden, aber bald ſah ich, wie Thereſa ſich von mir abgeſtoßen fühlte. Dieſe Ueberzeugung, ſtatt mich zur Beſinnung zu bringen, erregte meine Leidenſchaft, — ja, was ſoll ich es läugnen, — meine Sinnlichkeit immer mehr, ſie ſtieg bis zur Raſerei. Ich dachte nur an ihren Beſitz. So kam der ſchreckliche Tag heran, wo ſie erklärte, den Schleier nehmen zu wollen. Ich bat, ich flehte, ich lag auf meinen Knieen, Alles umſonſt. Ich eröffnete ihr mein ganzes Innere, das Herz meines Herzens, ich ſagte ihr Alles, Alles, das Gute ſo wie das Böſe; meine Seele lag vor ihr wie ein aufgeſchlagenes Buch. Ein Wort von ihr, und ſie konnte mich dem Leben, der Tugend, mir ſelbſt mich wiedergeben. Umſonſt! ſie ſprach dieſes Wort nicht aus. — Jetzt fuhr mir der Gedanke: ſie liebt, ſie liebte längſt einen Andern! durch die Seele, und nun that ich einen fürchterlichen Eid: daß wenn nicht ich, auch kein Anderer ſie beſitzen ſolle. — Dieſen Andern, den Mann den ſie liebt, aber habe ich jetzt erkundet, — es iſt ein Feind des Vaterlandes, ein Franzoſe, und mit ihm ſteht ſie in geheimer Verbindung.“ —

„Beweiſet das, was Ihr ſprecht, Pedro!“ rief der Pater de la Conſolacion. „Bis jetzt ſpricht das, was Ihr vorgebracht, blos gegen Euch, nicht gegen die Beklagte.“

„Wohlan!“ rief heftig der Mönch. „Ihr erinnert euch, daß das Volk in gerechtem Grimme vor wenigen Tagen einen franzöſiſchen Parlementair, der ohnehin nur, um uns auszuſpioniren, in die Stadt gekommen, ſeiner Rache opfern wollte. Dies iſt der Mann, den Thereſa liebt, und mit den ſie ohne Zweifel zu Bayonne längſt bekannt war. Schon war er an den Pfahl gebunden, um den Kugeln ſeiner Landsleute ausgeſetzt zu werden, als Thereſa, vergeſſend ihren Orden, ihr Vaterland, ſich mit Lebensgefahr unter das wüthende Volk warf, und durch die Gewalt ihrer Rede ihn rettete.“

„Sie that Recht daran!“ rief der Gouverneur.

„Er war mit ſicherem Geleit gekommen, und Ihr wiſſet, daß, wenn die andern Mitglieder der hohen Junta meine Meinung getheilt hätten, ſo wäret Ihr in Unterſuchung genommen worden.“

„Was habt Ihr, Thereſa del Roſario, auf die Anklage eines Einverſtändniſſes mit dem Feinde zu erwiedern?“ frug mit rauhem Tone der Pfarrer von San Gil.

„Daß ich die Anklage verachte!“ entgegnete ruhig Thereſa. „Ich ſah damals den feindlichen Offizier zum erſtenmale.“

„Wirklich? — Wirklich?“ — rief mit bebenden Lippen der Mönch. „Läugneſt Du auch vielleicht, daß, als die Feinde auf eine unbegreifliche, und nur durch Verrath zu erklärende Weiſe in die Kirche der Töchter von Jeruſalem gedrungen waren, ich mitten im Tumult mit jenem Offizier Dich beſprechen ſah, daß Du ihm mit einem Blicke, für den ich einſt tauſend Leben hätte geben wollen, die Hand reichteſt und daß er dieſe Hand feurig an ſeine Lippen drückte? — Läugne alles dieſes, wenn du kannſt!“ —

Thereſe verſtummte.

„Ich bin unſchuldig!“ rief ſie endlich in großer Verwirrung.

„Warum habt Ihr Eure Anklage nicht früher angebracht, Bruder Pedro?“ fragte der Pater de la

Conſolacion mit ſtrengem Blicke. — „Es ſind mehrere Tage ſeitdem vergangen.“

„Ihr habt Recht!“ rief jener in höchſter Erregung. „Ich bekenne mich ſelbſt als ſtrafbar. Schon mehrmals war ich im Begriffe es zu thun, aber ein Reſt ſtrafbaren Mitleids, verdammlicher Liebe, Gefühle des Haſſes, des Grams, — Alles, Alles ſtürmte in mir wild durch einander, und erſt heute kam ich zu dem Entſchluſſe, ein Ende, — ja, ein Ende zu machen. — — —“

„Sieh, Thereſa!“ fuhr der Mönch in dem Tone einer wilden Begeiſterung fort; „als ich jammernd, bittend, flehend vor Dir auf den Knieen gelegen hatte, und Du mich dennoch verſtießeſt, da wollte ich Dir fluchen in meinem Grimme. — Ich that es nicht! Ich ſah in Dir das Urbild alles Edlen, Herrlichen, Schönen. Wie hätte ich Dir fluchen können, weil die Unſchuld ſich nicht mit dem Laſter, der Engel nicht mit dem Teufel, das Schöne ſich mit dem Abſcheulichen nicht vereinigen wollte! — Als Du den Feind des Vaterlandes retteteſt, als Du drohend und warnend die Hand gegen mich erhobſt, da ſtürzte ich fort, mich vor Allen, ja mich vor mir ſelbſt verbergend; denn Du erſchienſt mir wie der Engel des Herrn, der den finſtern Dämon von dem Lager des Sterbenden, dem der Dunkle ſich nahte, um die fliehende

Seele zu begehren, mit leuchtendem Auge von dannen weiſt. — Dann aber, Thereſa, dann, als Dein Blick liebend auf dem Fremdling, Deine Hand in der ſeinigen ruhte — —" Der Mund des Mönches zuckte krampfhaft, und es ballte ſich ſeine Fauſt. —

„Thereſa, — Mädchen!" — ſchrie er wie außer ſich. „Ich bitte Dich, ſage, daß Du den Fremden nicht liebeſt, daß Du ihn nicht früher kannteſt, kläre uns dieſes Verhältniß auf, und ich will Dir Alles abbitten, ich will zu Deinen Füßen ſtürzen, ich will Dich, wie früher, für eine Heilige halten!"

„Könnt Ihr beſchwören, daß Ihr den Franzoſen weder kennt noch liebt, noch mit ihm in Verbindung ſtehet?" fragte düſter der Pfarrer von St. Gil das zitternde Mädchen.

„Ich kenne ihn nicht, ich ſtehe mit ihm in keiner Verbindung!" entgegnete Thereſa endlich in großer Verwirrung.

„Und Ihr liebt ihn auch nicht?" fuhr mit rauhem Tone der Vorige fort. „Ihr ſeid Spanierin, Ihr ſeid Geweihte des Himmels; ein Verbrechen wäre ſo groß, wie das andere. — Wohlan!" fuhr er heftig fort, indem er aufſtand, das Kruzifix haſtig ergriff und es Thereſen entgegen hielt. „Legt Eure Hand auf das Bild des Gekreuzigten, und ſchwöret, daß Ihr den verruchten Feind unſers Vaterlandes weder kennt noch liebt.“

Haſtig erhob Thereſa ihre Hand, eben wollte ſie ſolche auf das Kruzifix legen, da, — zum Erſtaunen Aller, — ließ ſie langſam den Arm ſinken, ſie begann zu ſchwanken, griff nach einer Stuhllehne und ſtammelte: „Ich kann nicht ſchwören.“ — — —

„Seht ihr! — Seht ihr!“ — rief mit herzzerreißendem Tone Pedro, indem er auf den Seſſel ſtürzte und das Geſicht gegen die Lehne deſſelben preßte.

„Führt die Verbrecherin fort!“ rief jetzt mit Donnerſtimme der Pfarrer von St. Gil. „Wir wollen über ihre Strafe abſtimmen.“

Thereſa ſchien reden zu wollen. Der Pater de la Conſolacion eilte zu ihr, ſie zu ermahnen, aber — ſie antwortete nicht, ſchüttelte blos mit dem Haupte und wankte, am Arme eines Häſchers, zur Thüre hinaus.

„Da ſeht ihr,“ rief der Pfarrer von St. Gil mit einem Blicke voll Vorwurf auf Palafox, Butron und den Pater de la Conſolacion, „da ſeht ihr, wohin uns unzeitige Milde noch ſtets geführt hat. Verbrecheriſche Lauheit, — und ich ſelbſt bin ſtrafbar, dieſer oft nachgegeben zu haben, — hat die Nattern in unſerm Schooße gezeugt, dieſe Schlangen, die uns jetzt erwürgen. Ja, ich muß es ſagen, wären Alle im Rathe ſtets meiner Meinung geweſen, ſo würden wir uns, wenn wir einſt, nach einem glorreichen Frieden, unſere Schwerter in die Scheide geſtoßen hätten, uns dieſes Tages freuen können; aber freilich, jetzt kann ich nur mit dem gottſeligen Joſua ſprechen: Was ſollen wir ſagen, wenn Israel ſeinen Feinden den Rücken kehret?“ —

„So iſt's, hochwürdiger Herr!“ rief der Limonadenwirth vom Coſſo. „Wir ſind bisher ſtets zu gelind geweſen. — Schon als der alte Blas von der Kreuzgaſſe in das Gefängniß geſperrt wurde, anſtatt gehangen zu werden, habe ich dieſe Meinung geäußert. Hatte der Kerl nicht geſagt, daß der Joſeph Bonaparte nicht einäugig ſei? Und alle Welt weiß doch, daß er ein künſtlich eingeſetztes, gläſernes Auge hat! — Ich habe auf den Blas immer nicht viel gehalten; denn er war ein Knauſer; an meiner Limonade, welche die beſte in der Welt iſt, hatte er beſtändig etwas zu mäkeln, und er trank ſie immer nur por copas“ (Gläschenweiſe.)

„Wir müſſen ein Exempel ſtatuiren!“ rief Tio Marin. „Die verrätheriſche Nonne muß ſterben.“

„Recht, Gevatter!“ ſchrie Tio Jorge. „Dies iſt auch meine Meinung, und wer nicht ſo denkt, iſt ein Franzoſe und ein Verräther.“

„Ich ſollte glauben,“ hob der Pater de la Conſolacion an, „daß Schweſter Thereſa ſich vielleicht von dem Verdachte wird reinigen können; ſie ſchien ſo ergriffen, ſo überraſcht.“ —

„Schon der Verdächtige verdient den Tod!“ ſagte mit ſtechendem Blicke der Pfarrer von St. Gil. „Wer wollte warten, den Scorpion zu zertreten, bis er den Stich vollführt hat? — Ich ſtimme für den Tod der Angeklagten.“

„Auch wir!“ riefen Jorge und Marin aus einem Munde.

„Auch ich!“ ſagte Pedro mit ſchauerlichem Tone. „Die Heilige hat empfunden!“ ſetzte er dumpf und wie bewußtlos hinzu. „Das Grab ſoll ſie haben, aber kein Lebender.“

„Vier Stimmen gegen drei!“ rief kalt der Pfarrer von St. Gil, als Palafox, der Pater de la Conſolacion und Butron ſchwiegen. — „Morgen mit Sonnenaufgang ſoll ſie im Kloſterhofe von San Francisco mittelſt der Garrotte erdroſſelt werden; dieſe Rückſicht ſind wir ihr, da ſie gewiſſermaßen zum Klerus gehört, ſchuldig.“

„Wohlan!“ rief jetzt der Pater de la Conſolacion. „Da die Unglückliche den Tod erleiden ſoll, ſo muß ſie auf dieſen vorbereitet, und durch einen Prieſter zum Richtplatze begleitet werden. — Ich trage darauf an, daß die hohe Junta den Bruder Pedro de la Muga zu dieſem Dienſte erwähle.“ —

„Nimmermehr!“ ſchrie Pedro, bei dieſen Worten mit Entſetzen von ſeinem Sitz aufſpringend.

„Ihr werdet thun, was die Junta zu befehlen für gut halten wird!“ ſagte der Pfarrer von St. Gil mit einem drohenden Blicke auf Pedro. „Ich hätte Euch für ſtärker gehalten; aber freilich — nicht Alle, die da rufen: Herr! Herr! ſind eifrige Diener.“

„Ich ſtimme für den gemachten Vorſchlag!“ rief Butron mit einem auf Pedro gerichteten Blicke, in dem ſich Zorn mit Verachtung paarte.

„Auch ich! — Wir Alle!“ ſetzte Palafor hinzu, als die Verſammlung durch Kopfnicken ihre Beiſtimmung anzudeuten ſchien.

„Ihr werdet Euch demnach um Mitternacht in den Kerker der Verbrecherin begeben, ihre Beichte hören und dann mit Sonnenaufgang ſie auf dem letzten Wege begleiten!“ ſprach gebieteriſch der Pfarrer von St. Gil zu Pedro, und dieſer ſank wie betäubt und leichenblaß auf ſeinen Stuhl zurück; doch auf einmal, wie von einem Blitzſtrahl durchzuckt, erhob er ſich und ging, feſten Schrittes, aus dem Saale. — — —

Es war in der folgenden Nacht, und bereits hatte die Uhr des Kloſterhofes von Santa Maria de la Miſericordia die eilfte Stunde verkündet, als Thereſa das kleine Büchlein, in dem ſie bis dahin die Gebete für die Sterbenden durchleſen, zuſchlug. Das Mädchen befand ſich allein in einem unterirdiſchen Gemache, welches man faſt einen Korridor nennen konnte, denn es war ziemlich lang und ſchmal. Die Decke des Gewölbes ward von einer Reihe Säulen getragen, deren Schatten bei dem ungewiſſen Lichte, den das einzige, auf einem kleinen Tiſche ſtehende Lämpchen verbreitete, durchaus nicht den Hintergrund des Gemaches, ja nicht einmal die kaum einige Schritte entfernte Seitenwand erkennen ließen. Allem Anſcheine nach war der Korridor ſonſt nur als Zugang zu Kellern und Gefängniſſen, und vermuthlich nur für dieſen Fall, und für wenige Stunden, als Aufbewahrungsort für die Gefangene benutzt worden. Mit gefalteten Händen ging Thereſa in dem unterirdiſchen Raume mehremale auf und ab. Ihre Haltung zeigte von Erſchöpfung und Mattigkeit, ihre Züge eine ſtille Ergebung. Der Kanonendonner, das Krachen der Bomben und Granaten, welches den ganzen Tag gedauert, hatte ſeit länger als einer Stunde geendet, und man war im Stande, den Stundenſchlag der Kloſteruhr zu vernehmen, wenn ſolcher auch nur dumpf durch die engen Luftlöcher, die in den einſamen, aber geräumigen Hof führten, in dieſe unterirdiſchen Räume drang.

Eben wollte Thereſa, auf's Aeußerſte erſchöpft, ſich auf ein ärmliches, in Eile bereitetes Lager werfen, als ſie die Tritte mehrer Perſonen auf der in den Korridor führenden Treppe erſchallen hörte, bald darauf die Eiſenthür des Gemaches erdröhnte und ein alter Mann, — der Schließer, — in Begleitung eines Mönchs hereintrat. Letzterer blieb einige Schritte zurück, ſein Begleiter trat vor, und nachdem er Thereſen mit leiſer Stimme verkündet hatte: daß gegenwärtiger Bruder von der hohen Junta beauftragt worden, ſie zum Tode zu bereiten, entfernte er ſich langſam, ſchleppenden Trittes, wie er gekommen war, und die Riegel des Gefängniſſes raſſelten hinter ihm zu. —

„Wollt Ihr nicht näher treten, Ehrwürdiger?“ ſagte jetzt Thereſa, doch — ſogleich ſtieß ſie einen Schrei der Ueberraſchung aus, und ſank auf ihren Seſſel zurück; ſie hatte die Züge Pedro's erkannt. —

„Auch das noch!“ ſeufzte das Mädchen nach einer Weile wie betäubt, und ſetzte mit herzzerreißendem Tone hinzu: „O Gott! Zuviel! — Zuviel!“ — —

In dieſem Augenblicke trat Pedro näher. Sein Auge lag tief in der Höhle, es war gerötheter, ſeine Wange noch bläſſer, wie gewöhnlich. Der Mönch hatte das Anſehn eines Geſtorbenen.

„Thereſa!“ ſagte er nach langem Schweigen und mit einer tiefen Grabesſtimme. „Ehe Du mich verwünſcheſt, ehe Du mir flucheſt, fordre ich Dich auf, mich zu hören.“ —

„Wenn ein menſchliches Gefühl in Dir wohnt,“ rief das Mädchen, nachdem es lange den Mönch angeſtarrt, „ſo bitte ich Dich, mich augenblicklich zu verlaſſen! — Du weißt, Du kannſt mich nicht zum Tode vorbereiten; meine Beichte würde eine Lüge, Deine Losſprechung ein Fluch, das Ganze eine Gotteslästerung ſein. — O verdirb nicht die Seele zugleich mit dem Leibe!“ —

„Höre mich, Thereſa!“ rief Pedro mit dem Tone des furchtbarſten Ernſtes. „Bei allen Schmerzen eines vernichteten Lebens, bei den Höllenqualen eines zertretenen Herzens fordre ich Dich auf. Höre jetzt meine Worte; ſie enthalten Tod oder Leben.“ —

„Rede!“ antwortete das Mädchen mit tiefem Seufzer, „Rede — Dann aber, wenn ein menſchliches Gefühl in Dir wohnt, dann — entferne Dich.“

„Thereſa!“ ſagte der Mönch, und der Ton, womit er dieſes ſagte hatte etwas Schauerliches. „Entweder Du biſt rein, Du biſt eine Heilige, und dann habe ich an Dir ein furchtbares Verbrechen begangen, oder Du biſt ein gewöhnliches Weib, und dann verdienſt Du zu fühlen, was verſchmähte Liebe, was die glühendſte Rache vermag. Eins oder das Andere kann nur ſein; aber Gewißheit muß ich haben, mitten unter den Qualen der Verdammniß."

„Ich verſtehe Dich nicht!" ſagte Thereſa mit Entſetzen. —

„Du weißt," ſprach Pedro mit halblauter Stimme, die dadurch nur um ſo geſpenſtiger, ſchauerlicher wurde, „Du weißt, daß, als wir uns zu Toloſa trennten, ich Dir Tod und Untergang zuſchwor, im Falle Du daran denken ſollteſt, einem andern Manne angehören zu wollen. Du wählteſt den Schleier, ich die Tonſur. Bis jetzt ſah ich zu Dir empor, wie zu einem höheren Weſen, doch ſeit jenem Augenblicke, wo in der Kirche der Töchter von Jeruſalem — — Was iſt das?" unterbrach Pedro ſeine Rede, als ein ganz eigenthümliches Geräuſch hörbar wurde und wieder ſchwieg. — „Es iſt nichts," ſetzte er dann hinzu. „Das alte Gebäude iſt durch das Bombardement erſchüttert; es fiel ein Stein aus der Mauer. — — Seit jenem Tage," ſprach er weiter, „leide ich Höllenqualen! — Biſt Du das Weſen, das ich wider Willen anbeten, verehren muß; biſt Du ein Weib, das meiner Rache verfallen iſt? — Ich weiß es nicht; doch Deine Weigerung, vor der Junta den geforderten Eid zu leiſten, ſpricht für das Letztere. Sei es nun, wie es ſei! Jetzt in dieſem Augenblicke muß es entſchieden werden. Du konnteſt Angeſichts der

Junta ungewiß, Du konnteſt von der Forderung überraſcht werden; jetzt iſt es ein Anderes. Du haſt Dich zum Tode vorbereitet, keines der Gefühle Deines Herzens kann Dir unklar ſein. — Schwöre mir," — hier zog Pedro ein kleines Kruzifix aus dem Buſen, und ſtärker ſchallte ſeine Stimme, — „ſchwöre mir, daß Du den Fremden nicht liebſt, daß Du nicht daran gedacht haſt, je die Seine werden zu wollen, und ich will Dich, es geſchehe auch was da wolle, augenblicklich in Freiheit ſetzen."

„Ich ſchwöre, daß ich an keine Verbindung mit ihm gedacht noch denke!" ſagte Thereſa, indem ſie die Hand empor hob.

„Schwöre, daß Du ihn nicht liebſt!" rief heftig der Mönch. „Beſchwörſt Du dies, ſo bringe ich Dich, kraft meiner Macht als Mitglied der Junta, bis außerhalb des Bereichs der Gewalt der letztern, und ſollte der Tod mein Loos ſein."

Thereſa ſchlug, ohne ein Wort zu ſagen, die Augen nieder, ihre Lippen zitterten.

„Du kannſt nicht, Mädchen? — Du kannſt nicht?" rief Pedro heftig, indem er Thereſen am Arme faßte. — „Wohlan!" ſprach er, als ſie im Schweigen beharrte; „ſo biſt Du nichts als eine Sünderin, wir ſtehen uns dann gleich, und ich werde meinen Schwur erfüllen."

Als der Mönch die letzten Worte mit ſtarkem Tone und einer grauſenhaften Feſtigkeit geſprochen, griff, er, als ob er etwas ſuchte, in die weiten Falten ſeines Kleides, und ſchien dann etwas Blitzendes in ſeiner Hand zu bergen.

„Heiliger Gott!“ ſchrie in dieſem Augenblicke Thereſa. „Du willſt mich ermorden?“ —

„In der That, das will ich!“ erwiederte Pedro mit entſetzlicher Kälte. „Ich habe geſchworen, daß die Hand keines Mannes dich berühren ſoll, und ſo ſoll es auch nicht die des Henkers.“ —

„Wie willſt Du einen Mord an der, die nur noch einige Stunden zu leben hat, vor Gott, vor Dir, wie vor der Welt verantworten?“ rief das Mädchen entſetzt.

„Ich habe Dir blutige Rache geſchworen, wenn ich Dich falſch erfände, und ich habe Dich falſch erfunden!“ erwiederte der Mönch in entſetzlicher Ruhe. — „Uebrigens ſoll man nicht mir, ſondern Dir ſelbſt den Mord zuſchreiben.“

„Du willſt mich ohne Beichte, ohne Abſolution hinopfern?“ rief ſchaudernd das Mädchen.

„Du kannſt mir nicht beichten, ich Dich nicht losſprechen!“ erwiederte Pedro mit ewiger Ruhe. „Eine Beichte, wie dieſe, wäre ein Gräuel, die Abſolution ein Fluch. Einen andern Prieſter Dir zu ſenden, iſt unmöglich, nachdem ich offen mit Dir geredet habe.“ —

„Vergönne mir wenigſtens Zeit, mich zum Tode zu bereiten!“ bat jammernd Thereſa.

„Eine Viertelſtunde; mehr nicht!“ erwiederte Pedro. Eben ſchlug die Uhr das letzte Viertel vor Mitternacht.

Raſch blickte in dieſem Augenblicke der Mönch ſich um, denn eben erſcholl wieder das Geräuſch, das früher ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, dann war wieder Alles ſtill. —

Während Thereſa bald nach dem kleinen Gebetbuche, bald nach dem Roſenkranze griff, und dann wie bewußtlos eins nach dem andern hinwarf und auf die Kniee ſank, ging Pedro langſamen Schrittes, das tiefliegende Auge auf den Boden geheftet, dicht an der Seite des Mädchens auf und ab. Nichts, als das leiſe, krampfhafte Zucken ſeines Mundes, verrieth die Gemüthsbewegung, in der er ſich befand.

Thereſa ſchien inzwiſchen zwar etwas ruhiger zu werden, ſie betete mit Inbrunſt und Ergebung; aber als das vorige Geräuſch ſich wieder auf's Neue kund gab, richtete ſie das Auge wie unwillkürlich nach der Thüre. Auch der Mönch hatte dahin geblickt, doch als die vorige Stille wieder eintrat, ſagte er mit kaltem und rauhem Tone: „Benutze Deine Zeit! Kaum fünf Minuten haſt Du noch zu leben. — Das Geräuſch kam von dem Hammer der Uhr, der zum Schlage ausholte, und welches bis hier herunter tönte in nächtlicher Stille.“ — — —

Die Situation, in der ſich Thereſa inzwiſchen befand, war eine entſetzliche. Man wäre zwar verſucht zu glauben, daß es dem unglücklichen Mädchen hätte ziemlich einerlei ſein können, nach einigen Stunden unter den Händen des Henkers oder jetzt, in der Tiefe des Kerkers, von dem Dolche ihres Todfeindes zu ſterben, dies war aber keineswegs der Fall. Dort, — ſo hatte ſie gehofft, — würde vielleicht ein Wort des Troſtes, ein gütiger Blick voll Theilnahme, ſie auf dem Hingange zum Richtplatze ſtärken, religiöſer Zuſpruch ihr Kraft geben, das furchtbare Unabwendliche zu ertragen, hier aber fühlte ſie ihr Gemüth wanken auf dem Rande zwiſchen Zeit und Ewigkeit. Je näher der entſetzliche Augenblick heranrückte, deſto weniger vermochte ſie Faſſung zu finden. Wenn ſie auf das düſtre, bleiche Geſicht des Mannes blickte, der in wenigen Minuten ihr Mörder werden ſollte, ſo ſchien die Geſtalt des Letztern ſich in die eines im Fiebertraum geſehenen Geſpenſtes zu verwandeln. In dem gereizten Zuſtande, in dem ihre Nerven ſich befanden, glaubte ſie in ihm einen Dämon zu erblicken, der den Abgrund verlaſſen, um ihre ihm bereits verfallene Seele in Empfang zu nehmen, die Wände des Kerkers ſchienen ihr von Blut zu triefen, der Boden unter ihren Füßen zu wanken. —

Jetzt ertönte der erſte Schlag der die Mitternacht verkündenden Glocke, und dieſer Ton durchzuckte den Körper des Mädchens ſo ſchmerzlich, als wie wenn die Sonde des Wundarztes einen blosgelegten Nerv berührt hätte. Thereſa verhüllte ſchaudernd das Geſicht in ihren Schleier. — — —

Kaum war der letzte Schlag verhallt, als wieder das vorige, Aufmerkſamkeit erregende Geräuſch erſchallte. Diesmal ſchien es, als wenn abermals ein Stein aus der Wand des Kerkers herabgefallen wäre; dem ungeachtet hatte dieſer Umſtand keinen Eindruck, weder auf Thereſen, noch auf ihren Mörder, machen können, denn noch verhüllte ſie ihr Geſicht, als leiſe, aber furchtbar die Worte: „Biſt Du bereit?“ in ihre Ohren tönten.

„Laß mich noch das Gebet des Herrn herſagen; es enthält ja auch die Bitte, daß Dir vergeben werden möge!“ ſprach ſchwach und mit zitternder Lippe die Unglückliche.

„Bete!“ erwiederte der Mönch mit tiefem Grabeston.

„Wenn ich meine Hände ausbreiten werde — dann —“ ſtammelte das Mädchen.

„Dann!“ erwiederte jener und ſtrich den Aermel ſeines Kleides zurück.

Thereſa lag jetzt auf den Knieen, das verhüllte Haupt auf den Sitz des Schemels gebeugt. Sie betete laut und mit ziemlich feſter Stimme das Gebet des Herrn. —

Jetzt war es zu Ende. — Der Mönch erhob den Arm; er ſchien den Dolch dem Mädchen durch den Hals ſtoßen zu wollen. —

„Herr! in Deine Hände —“ rief eben Thereſa, Pedro wollte den Stoß vollführen, aber — „Feuer!“ erſchallte es im Hintergrunde des Korridors, ein Blitzſtrahl ſchien der Mauer zu entſprühen, und drei Flintenſchüſſe krachten durch das hell erleuchtete Gewölbe. — — —

Pedro wälzte ſich in ſeinem Blute, Thereſa ſank ohnmächtig neben dem Seſſel nieder. — —

„Oeffnet Soldaten! Stoßt die Steine aus der Mauer!“ tönte jetzt eine helle Stimme, und wenig Sekunden nachher ſtürmte Lepelletier, gefolgt von einigen Ouvriers, aus dem Hintergrunde des Korridors hervor. Der Hauptmann hatte den entblößten Degen in der Hand. Eben fiel ſein Blick auf das Antlitz Pedro's.

„Stirb, Elender!“ ſchrie Lepelletier, indem er zweimal hintereinander dem Verwundeten das Schwert durch die Bruſt ſtieß. „Stirb, wie Du gelebt, haſſend, verzweifelnd.“ —

„Und mich rächend!“ rief der Verſcheidende, den Dolch mit letzter Anſtrengung nach Thereſen ſchleudernd.

Ein Schmerzensruf ſchlug in dieſem Augenblick an das Ohr Lepelletiers.

„Gott im Himmel, Thereſa! — Sie iſt verwundet!“ ſchrie er nach dem Mädchen hineilend.

„Ma foi! Nichts, als einen kleinen Hautriß im Nacken, der deßhalb immer noch hübſch genug ſein wird;“ ſagte ein alter Ouvrier, der zu Thereſen getreten war. „Ein guter Fetzen Feuerſchwamm darauf gebunden, oder eine Handvoll Spinnweben iſt ein gutes Remedium.“ —

Thereſa blickte eben auf den Hauptmann. So erſchöpft ſie war, ſchien ſie ihn dennoch zu erkennen, ſie ſtreckte ihre Hand nach ihm aus, dann ſank ſie in Ohnmacht.

„Welcher Zufall — doch fort mit ihr! Bringe ſie in's Freie!“ rief Lepelletier haſtig dem Ouvrier zu, der zuletzt geſprochen. „Du bleibſt bei dem Mädchen, Alter, und ſagſt dem Kommandirenden des Poſtens: ich ließe ſie ſeinem Schutze empfehlen. — Ihr Andern aber friſch an's Werk!“ fuhr der Hauptmann fort, indem er ſich zu den Soldaten wendete, die in größe-

er Anzahl der Maueröffnung entſtiegen waren. „Nehmt
ie Steinblöcke und verrammelt die Thüre! Man
ann unſere Schüſſe gehört haben. — Das Gebäude
ber muß ein Schutthaufen ſein, ehe die Sonne em-
or ſteigt.“ — — —

Dies war auch nach Verlauf weniger Stunden
er Fall. Das Kloſter Santa Maria de la Miſeri-
rdia, ſtürzte über den Häuptern ſeiner Bewohner
ſammen. Ein wüthendes Gefecht begann mit Ta-
sanbruch, um im Laufe des ganzen Tages nicht
ieder nachzulaſſen. Der Pfarrer von St. Gil, das
ruzifix in der Hand, machte, an der Spitze einer
chaar Mönche aller Orden, den Säbel in der Fauſt,
folgt von einer Volkskolonne, einen verzweifelnden
usfall. Mit dem Ausrufe der alten Kreuzfahrer:
Gott will es ſo!“ drang er, wie ein Raſender, mit-
n in den dichteſten Haufen der Feinde. Nach wü-
ender Gegenwehr, ward er und der größte Theil de-
, die ihm folgten, erſchlagen. Nur wenige Mönche
len lebend in die Hände der Franzoſen. Lannes
ß ſie alle Angeſichts der Feſtung aufhängen. —

Der Typhus hatte indeß ſeit einigen Tagen die
ſetzlichſten Fortſchritte gemacht, jetzt erlagen ihm
ch der Limonadenwirth vom Coſſo, und Tio Ma-
; Palafox erkrankte. Die Junta war mithin faſt
fgelöſt. — Unter ſolchen Umſtänden fing die lang-

genährte Hoffnung der Belagerten an zu erlöſchen. Sechzehntauſend geſchleuderte Bomben, fünfundvierzigtauſend Pfund Pulver, womit die Minen geladen waren, hatten überdies die Stadt bis in ihre Grundveſten erſchüttert, die Gebeine von vierzigtauſend Menſchen bedeckten die Ruinen — es blieb nichts mehr übrig, als ſich zu ergeben. Am 20. Februar ward endlich eine Kapitulation abgeſchloſſen; in deren Folge pflanzte die Stadt die weiße Fahne auf, und unterwarf ſich. — —

Thereſa war indeß im Hauptquartiere des Marſchalls mit größter Achtung behandelt worden. Schon die Unerſchrockenheit, mit der ſie oft, mitten im den Kugelregen, Verwundeten und Sterbenden Troſt und Hülfe gebracht, hatten ihr dieſe geſichert; auch machte die Art und Weiſe ihrer wunderbaren Rettung ſie dem franzöſiſchen Krieger intereſſant genug, um, wie es in ſolchen Fällen häufig vorkam, die ſchöne Gefangene mit Artigkeiten und Galanterien aller Art zu überhäufen. Bei alledem laſtete auf dem Herzen Thereſens eine tiefe Trauer. Sie ſagte ſich, daß nach dem, was vorgegangen, ſie im Vaterlande wohl ſchwerlich eine Freiſtatt, wo ihr Leben geſichert ſei, würde finden können, und bat den Marſchall, daß er ſie, ſobald es die Umſtände erlaubten, nach Bayonne möge geleiten laſſen, wo ſie Hoffnung habe, bei Freunden aus der Zeit ihrer Kindheit ein Unterkommen zu finden. Lächelnd gewährte der Herzog vom Montebello ihre Bitte, aber das Mädchen erröthete hoch, als ihr kund ward, daß Hauptmann Lepelletier, der den Befehl erhalten hatte, dem Kaiſer die Nachricht der Uebergabe Saragoſſas zu überbringen, ihr Begleiter ſein werde. — — —

Die Reiſe nach Bayonne ward nun in wenigen Tagen zurückgelegt. Sie war zwar kurz — aber dennoch lang genug, um den Hauptmann die fröhliche Gewißheit nach Paris mitnehmen zu laſſen, daß Thereſa ſeinen Bitten, die Seine werden zu wollen, nachgegeben habe. — Beide Gatten leben noch und erfreuen ſich ihrer ſpätern Lebenstage an den ſchönen Ufern des Cher.

Die
Schatzkammer des Ynka.
Eine Erzählung.

Motto:

Wie blinkt der Schatz! — Seht Ihr ihn glüh'n! —
Gleich Teufelsaugen Funken ſprüh'n?
Das Silber ſo weiß, das Gold ſo roth — — —
Wer hockt dort im Winkel? — Der Tod! Der Tod! —

Seit der unſterbliche Colon, dem Rufe des Genius ach Weſten folgend, für Spanien eine neue Welt robert hatte, ſtrömte eine Schar kühner, raubluſti- er Abenteurer nach jenen, bis dahin unbekannten egenden, um hier ihrem Blut- und Golddurſt ge- ug zu thun. In eben dem Maße, wie die Leich- igkeit, an jenen fernen Küſten ſich ein Glück zu grün- en, zunahm, in eben dem Maße verſchlechterte ſich ie moraliſche Qualität derer, die ein ſolches ſuchten. In Mexico waren durch Cortez und ſeine Gefährten räuel begangen worden, an welche man, als die er- en Eroberer an der Landenge von Darien an's Land eſtiegen waren, nicht gedacht hatte; doch war es Pi- arro und ſeinen Horden vorbehalten, das Maß der- elben bis an den Rand zu füllen. Der eben Ge- annte, natürlicher Sohn eines Edelmanns aus Eſtre- adura, ein Menſch ohne alle wiſſenſchaftliche Bil- ung — er hatte in ſeiner Jugend das Vieh gehütet

— hatte Ojeda auf ſeiner Expedition nach dem Meerbuſen von Darien, Balboa auf ſeinem Zuge über den Iſthmus begleitet; im Jahre 1524 reiſ'te er mit Diego de Almagro, Hernando Luque und 112 anderen kühnen Männern von Panama ab, und nachdem er ſich bis zum Jahre 1529 an den Küſten von Quito umhergetrieben und mehre Verſtärkungen an ſich gezogen hatte, drang er in's Innere von Peru, in die Gegend der Stadt Tumbez, vor.

Das mächtige Reich Tahuantinſuyo, wie es die Eingeborenen nannten, wurde in jener Zeit von den Abkömmlingen eines Mannes, welcher Manko Capac geheißen haben ſoll und, der Tradition des Volkes nach, aus der Sonne herabgeſtiegen war, beherrſcht. Zufolge der Geſetze, die er den Peruanern gegeben hatte, der trefflichen Einrichtungen, die er ihnen hinterließ, ſcheint er einer jener göttlichen Menſchen geweſen zu ſein, deren ſich die Vorſehung von Zeit zu Zeit bedient, und die ſie abſendet, um geſunkene Völker wieder zu erheben. In Manko Capac's Nachkommen beſtrebte man ſich, ſein Andenken zu ehren. Sie wurden „Söhne der Sonne“, insgemein „Ynka's“ genannt, ein Name, der indeß nicht blos dem jedesmaligen Herrſcher des Landes, ſondern allen männlichen Abkömmlingen Manco Capac's gegeben wurde und der ſoviel wie „Allein“ (Alleinherrſcher) bedeutet.

— Um das Blut Manko Capac's rein zu erhalten, exiſtirte ein Geſetz, daß der Ynka ſich nur mit einer ſeiner Schweſtern verheirathen durfte. Nur die Kinder aus dieſer Ehe waren legitim. Die Töchter nannte man dann „Nuſta" (Fürſtin). Waren ſie illegitim — denn dem Ynka war es geſtattet, außer der rechtmäßigen Gattin noch einen Harem, gebildet aus den ſchönſten Mädchen des Landes zu haben — ſo wurde der Name der Provinz, aus welcher ihre Mutter ſtammte, hinzugefügt, z. B. Quito Nuſta, Kolla Nuſta u. ſ. w.

Den höchſten Gott nannten die Peruaner Pachakamak (Schöpfer der Sonne). Seinen Namen durften nur die Ynka's ausſprechen, dem Volke galt ſein Geſchöpf — die Sonne — als Stellvertreter. Letzterer waren auch die Tempel gewidmet. Der prachtvollſte war in der Hauptſtadt Cuzco; er hieß das „Haus der Sonne." Um von deſſen Pracht ſowohl, als von der Menge jener Schätze, welche die ſpaniſche Raubgier ſo zu reizen im Stande war, einen kleinen Begriff zu geben, führen wir, ſo weit es der beſchränkte Raum erlaubt, einige Stellen aus Garcilaſſo de la Vega's Geſchichte der Ynka's an. „Der Tempel — ſagt er — war ein Viereck und von einer Mauer umſchloſſen; um dieſe ging ein goldener Kranz, eine Elle breit. Die Thüren und Wände

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN, K. A. VON FN. 03056/005

des Tempels, ſo wie die von fünf herumſtehenden großen Pavillons, waren mit Gold- oder Silberblech überzogen. Es waren darin Blenden, wie Tabernakel, inwendig mit Goldblech überdeckt und mit Smaragden und Türkiſen beſetzt. In dem Garten des Tempels und in denen der Paläſte des Königs war Alles von Gold oder Silber. Blumen, Sträucher, Bäume, große und kleine Thiere, auch Gewürme, als Schlangen, Eidechſen, Schmetterlinge, desgleichen Vögel, Alles war aus Gold. Auch war da ein großes Stück Feld, auf welchem Mais, Quinua und anderes Getreide zu wachſen ſchien, es war aber aus Gold verfertigt." — Wir halten inne mit einer Schilderung, die wohl hinreichend ſein dürfte, uns im Laufe der folgenden Erzählung vor dem Vorwurfe der Uebertreibung zu ſchützen, und bemerken bloß, daß es zwiſchen dem letzten Könige von Peru Atahualpa und den Scharen Pizarro's auf der Ebene von Caramalca zur Schlacht kam, daß letztere wie raublechzende Wölfe auf die faſt unbewehrten Peruaner ſtürzten, daß ſie einen leichten Sieg davontrugen und der Ynka lebendig in ihre Hand fiel. —

Es war einige Zeit nach der eben erwähnten Schlacht, als in einem, mit einer Veranda umgebenen Hofe des Palaſtes von Tumbez eine Anzahl junger ſpaniſcher Ritter mit einem Spiel beſchäftigt war, das man noch heut zu Tage in Spanien, doch nur bei den niedern Volksklaſſen wiederfindet. Es beſteht darin, einen kurzen, mit Blei gefüllten Prügel, oder ein Kuhhorn, nach einem, in Entfernung von ungefähr vierzig Schritten aufgeſtellten Kegel zu werfen. — Auf einem Tiſchchen lagen eine ziemliche Anzahl Silbermünzen, als einer der Spielenden, ein junger Mann von ſtolzem kecken Weſen, hinzutrat und die Geldſtücke bei Seite ſchob.

„Fort mit dem Plunder!“ rief der Spanier — „Seckelt Euren Gewinn ein, Caballeros! Das elende Spiel um einige Piaſter langweilt mich. Wer hält mir das auf einen guten Wurf?“

Der Ritter hatte indeß einen etwa ſpannenlangen und fingerdicken Goldbarren aus ſeinem Wamſe gezogen und hieb mit dem Dolche ein zollanges Stück davon ab. „Nun wie ſteht's, Sennores?“ — rief er, im Kreiſe umher ſchauend. „Was meint Ihr dazu, Don Velasquez de la Hera?“

„Mein Schatzkäſtlein kann ſich mit den Goldkiſten des Halbbruders unſers Feldherrn nicht meſſen!“ — erwiederte der Angeredete lachend. „Aber da iſt Hernandez Guerra! Er iſt zuerſt mit ſeiner Schar in den Tempel zu Caramalca eingedrungen. Alle Welt ſagt, er hätte dem Götzen Virakocha ein Bein abgeſchlagen und lauter Barren daraus gießen laſſen.“

„Dummer Spaß!“ rief verdrießlich der Geneckte „Ihr dürft dem Schwätzer kein Wort glauben, Don Diego de Alcantara. Ich bin arm wie eine Kirchenratze.

„Schweigt! Schweigt!“ rief Jener, den Scherz fortſetzend. „Ich habe den einbeinigen Götzen mit meinen Augen geſehen, und Ihr ſeid der Arzt, der ihm den Fuß ſo trefflich amputirt hat.“

Die ganze Schar lachte aus Leibeskräften.

In dieſem Augenblicke trat ein junger Ritter, welcher vom Kopfe bis zum Fuße geharniſcht war, aus einer offenen Thüre des weitläufigen, aber nur einen Stock hohen Gebäudes in den Hofraum. Das Aeußere des jungen Mannes hatte ungemein viel Edles und Gefälliges, doch trugen ſeine Züge den Ausdruck eines, ſie gewiſſermaßen noch verſchönernden Ernſtes.

„Verzeiht, Caballeros, wenn ich Euer Spiel ſtöre!“ ſagte der Jüngling beſcheiden. „Der Ynka wünſcht ein wenig der Ruhe zu genießen, indeß wird er durch Euer Spiel daran verhindert.“

„Mag er ſein Neſt in ein anderes Zimmer ſchaffen laſſen und ſich dort auf's Ohr legen!“ rief Diego de Alcantara.

„Ihr wißt wohl, Don Diego, daß der Fürſt nur drei Zimmer zu bewohnen hat, und ſelbſt von dieſen iſt eins mir und den Wapnern eingeräumt worden!" erwiederte Jener.

„So mag er ſich helfen, wie er kann!" — rief der Vorige entrüſtet — „**Sangue de Dios**! Was denkt denn der Heidenprinz? Meint er etwa, eine Anzahl Spanier von gutem Adel und alte Chriſten werden um ſeiner Sieſte willen bei Seite kriechen?"

„Dennoch muß ich Euch bitten, den Hof zu verlaſſen, Caballeros!" — erwiederte der Jüngling mit feſter Stimme. — „Ich handle hierin nur meinem Befehle gemäß."

„**Caraxo**! Ihr wollt uns zum Palaſte hinausjagen?" ſprach zornig Hernandez Guerra.

„Wißt Ihr euch, Don Francesco Velarde, daß Ihr mit dem Bruder Eures Feldherrn redet?" rief Diego ſtolz.

„Eben weil ich der Meinung bin, daß dieſer zuerſt ein Beiſpiel des Gehorſams geben müſſe, wende ich mich an ihn!" erwiederte der junge Mann.

„Ihr ſprecht ſehr ſtolz, Don Francesco, faſt zu ſtolz für den Sohn eines armen biscayiſchen Hidalgos!" ſchrie la Hera.

„Der König iſt nicht ſo adelig wie ein Biscayer!" rief der Jüngling erbittert, mit einem oft wiederholten Sprüchworte ſeiner heimathlichen Provinz. — Doch, das wollen wir dereinſt auf eine andere Weiſe ausmachen. — Jetzt, Caballeros, frage ich Euch, ob Ihr mir, als dem beſtellten Hüter des gefangenen Ynka's gehorchen und den Hof räumen wollt, oder ob ich Euch durch die Wapner hinausbringen laſſen ſoll?"

„Cuerpo do Cristo! Was unterſteht ſich der Sennor Hidalgo?" ſchrie wüthend Diego de Alcantara, indem er das Schwert zog.

„Kommt heran, Ihr biscayiſcher Prahler!" riefen la Hera und Guerra aus einem Munde.

„Wapner ergreift die Lanzen!" rief jetzt mit donnernder Stimme Francesco, und eine Schar Reiſiger ſtürzte augenblicklich aus der Thür des Palaſtes. Schon wollte Francesco die Krieger in Ordnung ſtellen, um mit gefällter Waffe die Lärmenden aus dem Hofe zu drängen, als mit einem Mal der gefangene Ynka aus der Thüre trat und ſich zwiſchen beide Parteien ſtellte. Aller Augen fielen auf Atahualpa. —

Es war der unglückliche Fürſt, ein Mann von mittlen Jahren, ziemlich hoher Geſtalt und von ernſten, faſt harten Zügen. Man ſah ihm an, daß er einſt auf einem Throne geſeſſen hatte und zu gebiethen gewohnt war. Um das Haupt trug er das Llaute — die königliche Schnur — vier bis fünf Mal herumgewickelt und von verſchiedenen Farben; in ihr ſteckten zu beiden Seiten der Schläfe zwei weiß-

und ſchwarzgeſprenkelte Federn des heiligen Vogels Caraquemque. Seine Kleidung war eine Art Tunica, die man Umku nannte, und die um den Leib mit einer ſeidenen Schnur gegürtet war. Am ſonderbarſten erſchienen die Ohrgehänge des Fürſten. Es waren zwei bis an die Schultern hängende Perlenſchnüre, die ſich in einen großen Ring endigten. (Die anderen Peruaner trugen den Ring in den Ohren ſelbſt, nur der Ynka machte eine Ausnahme.) — Schweigend betrachtete Atahualpa die ſich drohend gegenüberſtehenden Spanier, dann wandte er ſich an Diego.

„Elender!“ ſagte er finſter und im gebrochenen Spaniſch „achteſt Du ſo das Unglück eines „„Sohnes der Sonne?““

„Eines „„Sohnes der Sonne?““ — rief Diego mit frechem Gelächter, indem er ſich an die Ritter wendete. — „Klingt das nicht ſo ſtolz als wie die Reden des Königs Fierabras auf der Brücke zu Mantible? — Hört einmal, Sennor!“ ſetzte er, zu Atahualpa gewendet, hinzu — „Ihr mögt immerhin ein Sohn der Sonne ſein, wenn es Euch Vergnügen macht, aber ich muß Euch bitten, uns, die wir die Söhne der Erde ſind, nicht durch Euern weiſen Beſchützer im Spiele hindern zu laſſen.“

„Verworfener!“ — ſagte Atahualpa mit dem Tone tiefer Verachtung. — „Wäre ich nicht im Elende, ſo ließe ich Deine Läſterzunge an die Thüre des Tempels des Virakocha anheften.“

„Glaub's ſchon!“ rief Diego „Ihr würdet Manches thun, wenn Ihr Macht hättet, jetzt aber iſt unſer Fuß auf Eurem Nacken.“

„O Manko Capac, das Deinem Sohne!“ ſagte Atahualpa ſchmerzlich. „Wäre Dein Bruder ein Ehrenmann,“ ſetzte er ſtreng hinzu, „er ſchützte mich gegen ſolche Nichtswürdigkeiten!“

„Mein Bruder iſt ein Mann von Ehre!“ rief Diego de Alcantara mit Heftigkeit, „wenigſtens habe ich von ſeiner Seite keinen Mord zu befürchten! — Gedenke, was Du an Huascar und den Seinen gethan!“

„O Huascar! O blutiger Schatten! Jetzt biſt Du gerächt!“ rief Atahualpa, indem er händeringend in den Palaſt zurückeilte.

„Ich frage Euch jetzt zum letzten Male, wollt Ihr Raum geben oder nicht?“ rief Francesco Velarde, der ſeine Wapner geordnet hatte. „Ihr wollt nicht? — Wohlan denn, bei San Jago, ich werde hier Ruhe ſchaffen!“

Wahrſcheinlich wäre es zu einem Handgemenge gekommen, aber in dieſem Augenblicke trat der Feldherr Pizarro mit Gefolge in den Hof.

„Was ſehe ich?“ rief der General, ein breitſchulteriger Mann, von gemeinem Geſichtsausdruck, deſſen ganzes Weſen aber den verſuchten Krieger verrieth „Spanier gegen Spanier? — Steckt ein, Caballeros! und Ihr, Wachen, ſenkt die Lanzen! — Don Francesco, was bewog Euch, gegen die Ritter Gewalt zu brauchen?“

„Wir ſpielten,“ rief Diego de Alcantara keck — „und Jener da wollte es nicht leiden!“

„Sie lärmten!“ ſagte Francesco beſcheiden. — „Der Ynka wollte Sieſte halten und ich wies ſie fort, weil Don Diego de Almagro mir in Deinem Namen befohlen, den Fürſten nicht beunruhigen zu laſſen.“

„Und Ihr gehorchtet nicht dem Befehlshaber der Wachen, der in meinem Namen zu Euch ſprach?“ rief Pizarro mit einer Stimme, die etwas von der des ergrimmten Löwen an ſich hatte. „Fort mit Euch! Auf drei Tage in Verhaft! — Don Arias, nehmt ihre Schwerter!“

Ein Officier aus dem Gefolge des Feldherrn trat hinzu, nahm die Degen der Ritter, und Letztere zogen mäuschenſtill ab.

Ohne weiter ein Wort zu ſprechen, winkte Pizarro mit der Hand. Francesco eilte in den Palaſt und erſchien in wenigen Augenblicken, um dem Feldherrn zu melden, daß Atahualpa ihn erwarte.

„Begleitet mich, Don Diego de Almagro, auch Ihr, Pater Vincenz Valverde!“ ſagte Pizarro zu zwei Männern, von denen der erſte mit ſeinem hagern, gelben Geſicht ein Bild des Geizes, der zweite mit dem tiefliegenden, düſtern Auge, das des eingefleiſchten Fanatismus zu ſein ſchien.

Francesco führte die Eintretenden jetzt, durch das Zimmer der Wapner, nach einem ziemlich geräumigen Saale, wo ihnen der unglückliche Ynka entgegentrat.

„Ich komme, mit Euch wegen Euerer Auslöſung zu unterhandeln!“ — ſagte Pizarro. — „Habt Ihr meine Forderungen überlegt?“

„Ich habe!“ antwortete Atahualpa.

„Wollt Ihr ein Chriſt werden?“ fragte der Mönch.

„Ich will mir, weil Ihr es ſo wünſcht, Waſſer auf das Haupt gießen und Euer Kreuz im Tempel der Sonne, neben dem Throne Virakocha's aufpflanzen laſſen!“ erwiederte der Fürſt.

„Läſterung! Nichts als abſcheuliche Blasphemie!“ ſchrie Valverde.

„Beruhigt Euch, Padre! Davon nachher!“ — ſagte Pizarro. — „Wollt Ihr dem Könige, unſerm Herrn, den Lehnseid leiſten?“

Ich will!“ erwiederte der Gefragte.

„Das wäre Etwas!“ ſprach Pizarro nachdenkend.

„Wollt Ihr alle Euere Schätze ausliefern?“ fragte

Almagro, indem ſeine Züge die Gier eines nach Beute lechzenden Hatzhundes zeigten.

„Ich will Euch viel des von Euch ſo geſchätzten Metalles geben, wenn Ihr mir ſchwören wollt, den Tempel der Sonne zu Cuzco nicht zu berauben!“ ſprach mißtrauiſch Atahualpa.

„Thut's immer!“ ſagte Almagro, ſich zu dem Feldherrn wendend, mit bedeutſamer Miene.

„Ihr könnt es immerhin beſchwören, haereticis non est servanda fides!“ ſetzte der Mönch hinzu.

„Schwöre es mir bei dem Namen, der hier auf meinem Daumennagel verzeichnet ſteht!“ ſprach Atahualpa, den Daumen dem Feldherrn vor das Geſicht haltend „Lies nur! Francesco hat mir das Wort aufgezeichnet und mehre Ritter haben es zu meinem Erſtaunen ganz gleichlautend geleſen.“

„Ich — ich kann nicht leſen!“ ſprach Pizarro verwirrt und mit einiger Beſchämung.

„Iſt's möglich? — Du kannſt nicht leſen?“ rief der Ynka mit einem Tone und einer Miene, die eine unbeſchreibliche Verachtung ausſprachen. — „Aus welcher elenden, verachteten Kaſte Deines Volkes mußt Du herſtammen, da Du nicht einmal leſen kannſt?! — Das müßte ein ganz nichtswürdiger Sklave in meinem Volke ſein, der nicht durch Knüpfung eines Quipo Jemandem ſeine Gedanken in der Ferne mittheilen könnte.“

Pizarro ſagte kein Wort, aber in ſeinem Auge ſtrahlte ein Feuer, das in der Hölle entzündet ſchien.

„Ich will ſchwören!“ ſprach er dumpf.

„Das Wort heißt Dios! (Gott)“ ſagte Francesco mit Bedeutung.

„Ich ſchwöre!“ rief der Feldherr grimmig lächelnd.

„Absolvo te!“ murmelte der Mönch.

„Was verlangſt Du an edlen Metallen für meine Freilaſſung?“ fragte Atahualpa nach längerer Pauſe.

Almagro ziſchelte einige Worte in Pizarro's Ohr.

„Ich verlange,“ ſprach der Feldherr, nachdem er ſich im Saale umgeſehen hatte und zu dem Ynka, der an der Wand lehnte, getreten war, „ich verlange, daß Du dieſen Saal mit goldenen und ſilbernen Gefäßen fülleſt, ſo hoch!“

Raſch zog Pizarro ſeinen Dolch aus dem Gürtel und ſtieß ihn dicht über dem Haupte des Fürſten in das Getäfel der Wand. Erſchrocken ſprang Atahualpa zurück.

„Wie?“ rief Pizarro rauh „Fürchtet Ihr Euch vor einem blitzenden Dolche, und doch konntet Ihr, ohne zu wanken, zuſehen, wie Euer Bruder Huascar mit Weib und Kind auf Euern Befehl hingerichtet wurden?“

Dem Fürſten rollte eine Thräne über die Wangen, aber er ſchwieg.

„Ich ſehe wohl," ſagte er nach einer Weile nicht mit Unrecht vergleicht man Euere Goldgier mit dem Heißhunger des Kondors, der ſo lange über dem Aaſe liegt und deſſen Fleiſch hinabſchlingt, bis er ſich nicht mehr zu erheben im Stande iſt — indeſſen ich bewillige Deine Forderung."

„Wo ſollen wir das Gold holen?" fragte haſtig Almagro.

„Ihr? Nirgend!" erwiederte der Ynka.

„So willſt Du es bringen laſſen?" fragte Pizarro.

„Das iſt unmöglich!" erwiederte Jener nachdenkend. „Laßt mich die Sache ein wenig überlegen. — Ich will Euch geſtehen," — ſagte Atahualpa nach einer Pauſe — daß es irgendwo — „nicht allzuweit von hier — einen Ort giebt, wo ich einige Schätze verborgen habe. Von dort gedenke ich mein Löſegeld zu nehmen. Daß ich Euch den Ort nicht verrathen werde, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Es kommt nun bloß darauf an, daß wir uns über einen treuen Mann einigen, der nach Ausmeſſung der Länge, Breite und Höhe dieſes Saales das Metall übernimmt und hierher geleitet."

„Vielleicht wäre mein Bruder," ſagte Pizarro.

„Nimmermehr! — rief der Ynka. — „Ich wähle den Mann, und nur zu einem habe ich Vertrauen. Hier ſteht er!" — Atahualpa zeigte auf Franceſco.

„Ich genehmige es!“ ſprach der Feldherr nach einigem Beſinnen, und auch Almagro und der Mönch nickten beifällig.

„Vor Allem jedoch muß der Jüngling mir verſprechen, Niemandem auf der Welt den Ort zu entdecken!“ — ſetzte der Ynka mißtrauiſch hinzu. — „Stimmt Ihr damit ein?“

„Ich ſtimme bei und beauftrage Euch mit der Sendung!“ ſagte Pizarro zu Francesco gewendet.

So ſchwöre! rief Atahualpa.

„Ich ſchwäre nicht!“ entgegnete Francesco. „Wegen elenden Geldwerthes ſchwöre ich nicht. Wollt Ihr Euch aber mit meiner Zuſicherung begnügen, ſo verſichere ich Euch hiermit auf mein Wort als Ritter und als Biscayer, Niemandem Etwas von dem, was Ihr mir mittheilen werdet, zu entdecken.“

„Ich bin zufrieden!“ ſagte der Ynka, Francesco freundlich anblickend. „Lügt dieſes Geſicht, dann giebt es keinen bindenden Schwur mehr, weder bei Dios, noch bei dem Haupte des Pachacamac.“

„Welche Anſtalten“ fragte Almagro „ſollen zu der Herbeiſchaffung des Goldes“ —

„Keine!“ erwiederte verächtlich der Fürſt, „Ihr erhaltet es in dieſen Saal geliefert und ich verlange bloß, daß dieſer junge Mann auf ſechs Tage meinen Beſtimmungen überlaſſen werde.“

„Nun wohl, Don Franceſco!“ ſprach Pizarro den Jüngling feſt anſchauend „Ihr ſeid auf ſechs Tage beurlaubt. Hernandez Guerra wird Eure Stelle vertreten. Richtet Eure Sendung klug aus — ich ſage klug — und die Gnade des Königs und meine Gunſt wird Euch nicht fehlen.“

„Wir ſind alſo einig über meine Freiheit?“ fragte Atahualpa.

„Allerdings, wenn es mit den Schätzen ſeine Richtigkeit hat!“ ſprach Pizarro.

„Nur noch wegen der heiligen Taufe,“ fiel der Mönch ein.

„Laßt das gut ſein, Padre!“ verſetzte Almagro haſtig. „Das findet ſich. Wir wollen nicht Eins in's Andere mengen.“

„So bleibt denn hier, Don Franceſco Velarde!“ befahl der Feldherr, „laßt Euch von dem Fürſten unterrichten über das, was zu thun iſt, und — benehmt Euch mit Klugheit.“

Pizarro verließ nebſt ſeinen Begleitern nach kaum merklichem Kopfnicken gegen den Ynka den Palaſt.

„Da gehen ſie hin, die Elenden!“ ſagte Atahualpa, als er mit Franceſco allein war, mit einem Lächeln voll Schmerz und Verachtung. „Glaubſt Du, daß ſie mich, wenn ſie den gelben Plunder erhalten haben, in Freiheit ſetzen werden?“

„Gewiß!“ erwiederte der Jüngling warm. „Der Feldherr hat es geſchworen und er iſt ein wackerer Mann.“

„Das biſt Du, guter Menſch!“ erwiederte der Fürſt. „Aber Jener! — Er iſt ein Ungeheuer; er wird mich erwürgen.“

„Unmöglich!“ rief Franceſco mit Abſcheu.

„Verſprich mir, daß er Dir durch keine Gewalt, durch keine Liſt einſt abtrotzen ſoll, was Du geſehen haſt und wohin Du geſendet worden biſt!“ ſagte der Ynka.

„Mein Ritterwort darauf!“ verſetzte Franceſco.

„Wohlan!“ ſprach der Fürſt, indem er ſich die königliche Schnur vom Haupte nahm, ſie in zwei Stücke riß und in das eine mit außerordentlicher Geſchwindigkeit eine Menge höchſt ſonderbarer Knoten knüpfte. „nimm dieſen Quipo und bewahre ihn wohl. Du übergiebſt ihn an Ort und Stelle dem, an den er gerichtet iſt. Dies andere Stück wickelſt Du um Deine rechte Hand und ſtellſt Dich morgen, dieſe Hand auf die Bruſt gelegt, in dem Augenblicke wenn die Sonne untergeht, vor die Thür des von den Verfluchten geſchändeten Haupttempels dieſer Stadt. Ein Mann wird dann zu Dir treten und nach Deinem Begehren fragen. Du antworteſt ihm: Im Namen Atahualpa's führe mich in's Dunkel! — Der Mann wird dann vor Dir her gehen. Außerhalb der

Stadt erſt geſellſt Du Dich ihm näher und kannſt, da Du unſerer Sprache ſo weit mächtig biſt, um Dich verſtändlich zu machen, mit ihm reden.“

„Soll ich gerüſtet erſcheinen?“ fragte Franceſco.

„Das iſt nicht nöthig!“ antwortete der Fürſt. „Der Geſandte des Sohnes der Sonne iſt unverletzlich. Eben ſo wenig bedarfſt Du ein Roß. Zwei rüſtige Männer werden Dich auf ihren Schultern an Ort und Stelle bringen. Aber, ich höre ſchon die Stimme Deines verhaßten Nachfolgers im Vorgemach. Verbirg daher den Quipo und,“ dies ſagte er mit verächtlichem Lachen, „nimm das Maß dieſes Saals, in welchem das Metall aufgehäuft werden ſoll, und für welches ſie dem Nachkommen Manco Capac's ſein Leben verkaufen wollen.“

Franceſco nahm die Schärpe von der Schulter und maß den gegebenen Raum. Er betrug vierzig Fuß Länge, zwanzig Fuß Breite, nahe an ſechs Fuß Höhe.

„Gieb mir noch einmal den Quipo zurück!“ ſagte der Ynka, der während der Beſchäftigung des jungen Mannes, mit dem Ausdrucke der tiefſten Verachtung zugeſehen hatte. „Ich will noch einige Knoten hineinknüpfen. Du ſollſt für Deine Mühe einmal ſo viel Gold und zweimal ſo viel Silber haben als Du ſchwer biſt.“

„Nimmermehr!“ rief Franceſco heftig, indem er die zurückgegebene Schnur dem Fürſten aus der Hand riß und ſie in ſeinem Buſen verbarg. „Ich will keinen Theil an dem Blutgelde haben und — Ihr habt nicht das Recht, mich zu beleidigen!“

„Alſo wirklich?“ rief der Ynka mit Erſtaunen, „Es giebt einen Menſchen unter dieſer Rotte von Teufeln? Wohlan, ich will Dich anders und beſſer belohnen! Hier haſt Du eine Feder des heiligen Vogels; bewahre ſie wie das höchſte Kleinod. Sie wird Dir als Schutz und Erkennungszeichen bei allen meinen Getreuen dienen, und bedarfſt Du des gelben Metalles, biſt Du in Noth, ſo pflanze die Feder auf Dein Haupt und es wird Dir nicht an einem Helfer mangeln. Doch halt!“ ſetzte der Ynka hinzu „Ich habe Dir eine Feder aus dem rechten Flügel des heiligen Vogels gegeben, es ſollte die linke ſein. Doch, was thut's? Ich glaube an Dir einen Edlen — den einzigen Deines Volkes — gefunden zu haben. Vielleicht iſt es auch ſo der Wille Pachacamac's.“

Franceſco verſtand durchaus nichts von den Reden Atahualpa's, doch leuchtete ihm ein, daß dieſer ihm ein großes Zeichen ſeiner Gunſt mit der unſcheinbaren, ſchwarz und weißen Feder habe geben wollen, und ſo nahm er denn dieſelbe mit allen Zeichen einer Erkenntlichkeit, die er, da er die Wichtigkeit des Geſchenk's nicht einzuſehen vermochte, unmöglich in dem Maße, wie er ſie ausdrückte, empfinden konnte.

Jetzt trat Hernandez Guerra in den Saal. In rauhem Tone meldete er dem Ynka, daß nach dem Befehle des Feldherrn der Fürſt unter ſeiner Aufſicht ſtehe. Kalt kehrte ihm Atahualpa den Rücken und entließ unſern Bekannten endlich unter vielen Freundlichkeitsbezeigungen.

Der Tag neigte ſich eben, als Franceſco vor der Thür des halbzerſtörten Sonnentempels von Tumbez ſtand. Pferdegewieher tönte aus ihm. Eine Reiterſchar hatte ſich in den geheiligten Räumen eingeniſtet. Unwillig wendete ſich der Jüngling der untergehenden Sonne zu, und als ſie eben hinabſank, wickelte er ſich haſtig die empfangene Schnur um die Hand und legte dieſe auf die Bruſt. — Mehre Minuten lang waren Volksmaſſen vorübergeſtrömt. Einer und der Andere hatte unſern Bekannten aufmerkſam betrachtet, auch wohl, ſobald ſein Blick auf die räthſelhafte Schnur fiel, freundlich und demüthig das Haupt geneigt, doch Keiner hatte ihn angeredet. Schon begann der Jüngling an der Wirkung ſeines Talismans zu zweifeln, als ein faſt rieſengroßer Indier, deſſen Zierrathen ihn als zu den Edlen des Landes gehörig bezeichneten, ſichtlich in großer Aufregung herantrat und haſtig fragte: Wohin ſoll ich Dich führen?

„Im Namen Atahualpa's führe mich in's Dunkel!“ entgegnete nach kurzer Ueberraſchung Francesco. Raſch wendete ſich der Indier und der Jüngling ſchritt hinter ihm her. —

Schweigend wandelten beide fort, bis ſie außerhalb der Mauern der Stadt in die Nähe eines Palmenwäldchens kamen; hier blieb der Peruaner ſtehen, zog eine Muſchel aus ſeinem Gewande und ein langgezogener zitternder Ton erſcholl, als er mit großer Anſtrengung hineinblies. Kaum war der Ruf verhallt, als zwei ſtarke Indier aus dem Gebüſche ſprangen, unſern Bekannten erfaßten und ihn auf ihre in eineinandergeſchlungenen Hände ſetzten. Fort und quer durch die Gebüſche ging die Reiſe der indiſchen Geſellſchaft.

Da der Mond am Horizonte aufgeſtiegen war, ſo konnte Francesco ziemlich gut den Weg betrachten. Die Reiſe ging nach den Vorbergen eines Zweiges der Anden, die ſich in dieſer Gegend faſt bis an die Küſten erſtreckten. Da man nun auch auf einen gebahnten Weg kam, ſo überzeugte er ſich bald, daß es der nämliche ſei, den das Heer nach dem Treffen von Caramalca, bei'm Vorrücken auf Tumbez, eingeſchlagen hatte. Nur ſelten raſteten die Träger einige Minuten, und Francesco hatte nur in dieſen Gelegenheit, mit dem eine kleine Strecke vorausgehenden Führer ſich zu unterhalten. Alles, was er von dieſem aber herausbringen konnte, war, daß die Reiſe nach den Ufern des kleinen Gebirgſee's von Caramalca gehe. —

Der Tag dämmerte eben in Oſten, als die Reiſenden von der Straße abbogen und ihr Weg quer durch einen Theil Urwald ging, wo das dichte Unterholz und die herabhängenden Lianen das Fortkommen ungemein ſchwierig machten. Die Tritte der Wandernden, vereint mit dem anbrechenden Tageslichte, hatten indeß die Bewohner des Waldes erweckt, und der durchdringende Ruf der von Aſt zu Aſt hüpfenden Affen, der laute Schrei ganzer Scharen aus ihrer Ruhe aufgeſtörter Papagaien tönte durch die Waldung. Jetzt öffnete ſich die letztere, die Träger hielten und Franceſco ſtieß bei der Scene, die ſich vor ſeinen Augen entfaltete, unwillkürlich einen Ruf der Bewunderung aus. Vor ihm lag ein faſt zirkelrunder See, augenſcheinlich der Krater eines bereits vor Jahrtauſenden erloſchenen Vulkans. Nur an zwei Seiten war der Waſſerſpiegel zugänglich; an der nämlich, wo die Reiſenden ſich befanden, und an der entgegengeſetzten. Ueberall, wohin ſonſt das Auge blickte, war der See von himmelhohen Bergen, zunächſt an ſeinen Ufern aber von Baſaltwänden, deren Pfeiler zu Tauſenden mit einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit an einander gereiht waren, begrenzt. Franceſco wußte kaum, wo er hinſehen ſollte. Ueberall war der Anblick ſchön und romantiſch, mochte ſein Auge nun auf dem glänzenden, von Hunderten ſchöngefiederter Waſſervögel bedeckten Spiegel des See's, mochte es auf den Kronen tauſendjähriger Bäume, deren dichtes Laub mit den weißblauen Sternen ſich hindurchſchlingender Paſſifloren geſchmückt war, mochte es auf den dunkeln, mit phantaſtiſch herabhängenden Blumengewinden oder mit Moos aller Farben gezierten Steinſäulen ruhen. Erſt nach mehren Minuten und auf das Mahnen ſeiner Begleiter konnte ſich Franceſco zur Fortſetzung der Reiſe bequemen. Letztere ging noch ungefähr tauſend Schritte am Seeufer fort und der Jüngling bewunderte bald die prachtvolle Scenerie des Ganzen, bald freute er ſich des einzelnen, durch die dunkeln Zweige der Bäume wie ein Feuerpfeil dahinſchießenden Papagai's, oder eines ſtolz an dem Ufer herumwatenden roſenrothen Flamingos, als ſeine Begleiter auf einmal vor einer unförmlichen, thurmhohen und in allen Spalten mit Geſträuch überwachſenen Felſengruppe, die weit bis in den See hineinragte, ſtill hielten.

„Wir ſind zur Stelle!“ ſagte jetzt der indiſche Häuptling, und ſtieß drei Mal hinter einander in ſeine Muſchel. — Eine lange Weile nachher ward der Ruf, jedoch weit ſchwächer und wie aus dem Bauche der Erde kommend, erwiedert. Francesco war voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Es mochten ungefähr einige Minuten unter ſolchem Harren vergangen ſein, als ſich am Fuße des Felſens in einer Spalte das Geſträuch zu bewegen ſchien. Ein Geräuſch ward bald darauf hörbar und einige Augenblicke ſpäter wand ſich ein alter Peruaner durch das Gebüſch. Er trat, ohne einen Blick auf Francesco zu werfen, zu deſſen Führer, und nachdem er mit dieſem einige leiſe Worte gewechſelt hatte, wendete er ſich an unſern Freund.

„Du kommſt von Atahualpa, dem heiligen Ynka?“ ſagte er. „Haſt Du ein Zeichen?“

Der Jüngling zog die Knotenſchnur hervor und der Alte heftete, nachdem er ſie an ſeine Lippen gedrückt, ſein Auge lange Zeit darauf. — „Ihr könnt gehen! Grüßt mir die Brüder!“ ſagte er endlich zu Francesco's Begleitern, und die Peruaner entfernten ſich, ohne auch nur einen Blick oder ein Abſchiedwort an den jungen Spanier zu verlieren.

„Der Sohn der Sonne vertraut Dir viel!“ — ſagte der Alte jetzt zu Francesco. — „Er ſagt, ich ſolle Dir nichts verheimlichen. Ich kenne Niemand, dem er ein ſolches Vertrauen bezeigt hätte.“

„Er hat Recht!“ erwiederte der Jüngling einfach und mit dem Ausdrucke des Bewußtſeins der Redlichkeit und Unſchuld. „Er ſoll ſich in mir nicht getäuſcht haben.“

„So komm'!“ ſagte der Greis, „Ruhe aus in unſerer Mitte. Wir wollen ſpäter von Deinem unglücklichen Auftrage reden.“

Der Alte ging durch das Gebüſch voran, Franceſco folgte; ſo gelangten ſie durch manchfache Krümmungen zwiſchen Felſenwänden an den kaum mannshohen Eingang einer Höhle. Ein ſonderbares Knurren, dem ein kurz ausgeſtoßenes Thiergebrüll folgte, ſchallte heraus.

„Warte ein wenig!“ rief der Alte „meine Wächter beginnen Dich zu wittern; ich will vorausgehen!“

Der Greis ſchlüpfte in den Eingang und kam nach wenig Momenten wieder heraus, indem er dem Jünglinge ihm zu folgen winkte. Franceſco ging nun hinter ihm her, aber wie erſchrak er, als zwei mächtige ſüdamerikaniſche Panther unter furchtbarem Gebrüll emporſprangen und ſich auf ihn zu ſtürzen drohten.

Unwillkürlich griff Franceſco nach dem Schwerte, der Greis aber lächelte und ſagte: „Fürchte nichts, ſie ſind gefeſſelt!“

Die Höhle, in der ſich Beide jetzt befanden, war eine Art Vorhalle, ein Eingang führte nach einer andern, woher Licht zu ſchimmern ſchien, und es befremdete den Jüngling etwas, als er über ſeinem Haupte einen künſtlich gemeißelten Spalt bemerkte, in dem er eine Art Fallthür von ſtarken Bohlen erblickte.

Die zweite Höhle, in die die Wanderer eben getreten waren, zeigte die Regelmäßigkeit und alle Bequemlichkeiten eines Wohnzimmers der Eingebornen. Sie ſchien im Hintergrunde mit einem zweiten Zimmer in Verbindung zu ſtehen, doch war dies durch eine leichte Bretterthüre von dem erſten getrennt; ein ſchneckenförmiger Gang, nur wenig von einer in der Höhle brennenden Lampe erhellt, führte aufwärts. Beide Wandelnden ſtiegen den letztern hinan. Francesco erſtaunte nicht wenig, als, nachdem eine mäßige Höhe erreicht war, ihm Licht entgegenſchimmerte, und er ſich nach ein paar Augenblicken in einem kleinen Gärtchen befand, das die freie Ausſicht nach dem See hatte, ſonſt aber rings umher von Felſen eingeſchloſſen war. Das kleine, aber lieblich beſchattete Fleckchen Erde — augenſcheinlich ein früherer Nebenkrater eines verloſchenen Vulkans — war durch Menſchenhände zu einem freundlichen, aber höchſt verſteckten Ruheplätzchen eingerichtet worden, und Francesco fand es ſehr natürlich, daß der Alte dieſem ſichtlich mehr Sorgfalt als der dunklen Höhle zugewendet hatte.

Francesco, der bis jetzt den Greis als einzigen Bewohner des ſo eigenthümlichen Verſteckes betrachtet hatte, ward ſehr überraſcht, als es ſich zeigte, daß dem nicht ſo ſei. Mehrere Peruaner gingen hin und her, und unſer Freund überzeugte ſich bald, daß der Felſen nicht nur unter, ſondern auch über der Erde verſchiedene, in den klingenden Stein gebrochene Wohnungen enthalte. Er bezeigte dem Alten ſein Erſtaunen darüber, aber dieſer lächelte und ſprach: „Du wirſt noch andere Dinge ſehen, die Dich mehr überraſchen werden. Zufolge des Quipo, den Du mir überbracht haſt, ſetzt unſer großer Ynka ein unbegrenztes Vertrauen in Dich. Ich brauche Dir demnach nichts von den Geheimniſſen unſerer Höhle vorzuenthalten. Wäreſt Du indeß“ — dies ſagte er lächelnd — „auch ein Verräther, und ſtände Dein Feldherr mit ſeinem ganzen Heere vor unſerm Felſen, es würde ihm wenig helfen.“

Dies ſagend, führte der Alte, an deſſen Kopfbinde Francesco erſt jetzt gewahrte, daß er der Kaſte der Edlen angehörte, nach einer Laube, aus welcher einige weibliche Stimmen tönten. Der junge Spanier trat hinein und blieb wie verſteinert ſtehen bei einem Anblicke, der ihm an dieſem Orte am allerunerwartetſten kam.

Im Hintergrunde der Laube, auf einer Art Rugebett, ſaß ein Mädchen, deſſen Aeußeres es von allen Peruanerinnen, die Francesco bis dahin geſehen, außerordentlich unterſchied. Der von einem nur leichten, aber koſtbarem Stoffe bedeckte jugendliche Leib hätte einem Bildhauer zum Modell dienen können; er ſchien den idealſten Formen der Antike gleichzukommen. Ganz dieſer edlen Körperform angemeſſen, war das ſchöne Haupt. Zwar waren die nationalen Züge der Peruanerin nicht zu verkennen, aber ſie erſchienen hier ſo rein, ſo erhaben, ſo vervollkommt, wie Francesco ſolche bei einer Indierin ſich als unmöglich gedacht. In Farbe glich das Mädchen mehr einer Bewohnerin des ſüdlichen Europas. Das amerikaniſche Kupferroth war nur ein leichtes Braun, durch das das Roſenroth der Wangen um ſo reizender hindurchſchimmerte. Zu den Füßen des Mädchens ſaßen drei junge Peruanerinnen; ihre Dienerinnen, wie es ſchien.

So wie der Alte in Begleitung Francesco's in die Laube trat, ſprang die Fremde mit allen Zeichen der Verwunderung auf und ihr Auge haftete ſich ſtarr auf den jungen Spanier. Der alte Indier legte indeß beide Hände vor die Stirn und ſagte:

„Nuſta Roka, dieſer Fremde kommt von dem Herrn der Herren, dem Sohne der Sonne.“

„Von meinem Vater?“ rief das Mädchen

mit Silbertönen „O, ſo ſei mir geſegnet, Fremdling, wärſt Du auch ein Feind unſeres Volkes und trieften Deine Hände von dem Blute der Erſchlagenen!“

„Ich hoffe, daß Du den Ynka in Kurzem in Freiheit umarmen wirſt!“ erwiederte Francesco.

„Ueberlaſſe Dich keiner voreiligen Freude, Nuſta!“ — fiel haſtig der Greis ein, als er ſah, daß den Mädchen Thränen aus den ſchönen Augen ſtürzten — „Atahualpa will zwar die Gier der Feinde mit Haufen gelben und weißen Metalles ſtillen, aber er zweifelt dennoch an ſeiner Rettung. O, dieſe Fremdlinge ſind wie die Panther des Gebirges! Nur gewürgt verlaſſen ſie, was ſie ergriffen haben.“

„Sind ſie Alle ſo, Yupanqui? — Alle? —“ fragte das Mädchen, ſein Auge halb furchtſam auf Francesco gerichtet — „Giebt es gar keine Guten unter ihnen?“

„Es giebt Gute und Böſe unter uns, wie unter allen Völkern der Erde!“ fiel Francesco mit Wärme ein. „Ein unſichtbares Auge aber ſieht ſie, richtet ihre Thaten und vergilt Jedem nach ſeinen Werken.“

„Glaubſt Du an den Herrn der Himmel, an Pachacamac?“ lispelte das Mädchen.

„Ich glaube an ihn, wenn ich ihn auch mit einem andern Namen anrufe!“ erwiederte der Jüngling lächelnd.

„Yupanqui!“ ſprach das Mädchen kopfſchüttelnd zu dem Alten „Dieſer hat nichts von der Natur eines Panthers; ſeine Rede klingt ſüß wie der Ruf der Taube in dem Baumwipfel.“

„Sie ſind alle falſch, Nuſta Roka!“ rief heftig der Greis, „Alle! Nur Einer mehr wie der Andere. Da indeß,“ ſetzte er ruhiger hinzu, „der Sohn der Sonne dieſem vertraut, ſo wollen wir von Atahualpa's Löſung reden.“

Der Greis ſetzte jetzt Francesco auseinander, daß im Innern des Felſens große Maſſen des Metalles, welches die Habgier der Europäer reize, verborgen lägen. Er wolle, ſagte er, dem jungen Manne dieſe Vorräthe zeigen. Francesco ſolle dann mit einem Indier in einem Bote bis an das entgegengeſetzte Ende des See's fahren und dort den Raum, den das verlangte Metall einnehmen müſſe, nach Länge, Breite und Höhe abſtecken. Sobald dies geſchehen, meinte Yupanqui, werde er das Gold dort hinbringen laſſen und aus benachbarten Indianerdörfern einige hundert Träger aufbieten. Mit dieſen möge Francesco dann den Schatz nach Tumbez geleiten.

Die Unterhaltung zwiſchen den Anweſenden über dieſen Gegenſtand dauerte noch längere Zeit und wurde nur durch die mangelhafte Kenntniß der Sprache von Seiten Francesco's — was dieser mehr noch wegen der ſchönen Roka, als um des Geſchäfts willen bedauerte — zuweilen unterbrochen. Das Mädchen entwickelte bei dieſen Geſprächen ſo viel Verſtand, bei ſo viel Natürlichkeit und Unſchuld, daß der junge Spanier nur durch die Situation, in der er ſich befand, überzeugt werden konnte, daß er eine Indierin, nicht eine Spanierin, die eine einſame, von der Außenwelt entfernte Erziehung genoſſen, vor ſich habe.

Nachdem der Jüngling ſich durch einige indiſche Leckereien von den Anſtrengungen der Reiſe erholt und geſtärkt hatte, ging er auf den Vorſchlag Yupanqui's, um mit dieſem die Metallvorräthe in Augenſchein zu nehmen, die Treppe, die er heraufgeſtiegen war, in die Höhle hinab. Bald ſtanden Beide vor der früher erwähnten Thüre.

So wie Yupanqui den Riegel zurückgeſchoben hatte, traten ſie in eine Höhle, welche theils von de Natur gebildet, theils von Menſchenhänden erweiter worden war, und die an Raum der größten Kirchenhalle nichts nachgab. Francesco meinte, daß ſie hier in ſelbſt die Kathedrale von Vittoria, ſeiner Vaterſtad überträfe. Brennende Fackeln, wahrſcheinlich auf de Alten Anordnung in gewiſſen Diſtancen aufgeſteck ließen die Weite des unterirdiſchen Raumes überſchauen. Der junge Spanier erſtaunte, als er die ganze Höhle mit ungeheuren, dicht an einander ſtoßenden Haufen goldener oder hin und wieder auch ſilberner Gefäße, Barren, Platten und dergleichen, auf einzelnen Punkten wohl bis zu zehn Ellen Höhe, erfüllt und übereinander gethürmt, erblickte. Er hatte ſich nie eine Vorſtellung von ſolchen Goldmaſſen machen können; das Mährchen von Aladin's Wunderlampe erwähnte keine größere Menge edlen Metalles.

„Nun was meinſt Du?“ fragte Yupanqui verächtlich. „Wird das Löſegeld Atahualpa's ſeinen Schatz erſchöpfen?“

„Jene drei Haufen“ erwiederte Francesco „ſind hinreichend, den beſtimmten Raum zu füllen.“

„Wir wollen noch einen vierten dazu verwenden!“ verſetzte der Peruaner „Dein goldhungeriger Häuptling darf nichts an der Dichtheit der zuſammengeſetzten Maſſe zu tadeln finden.“

Francesco und ſein Begleiter durchſchritten nun langſam die Höhle. Bei jedem Goldhaufen gab Yupanqui den Ort an, von wo das Metall zuſammengebracht worden. „Dies iſt aus dem Tempelſchatze von Caramalca,“ ſagte er, „dies aus dem Palaſte von Tumbez, von Otumbo,“ und ſo nannte er noch viele andere. Zuletzt zeigte er dem Jünglinge einen Smaragd von Fauſtgröße. „Dieſen Stein," ſprach er, „beteten unſere wilden Vorfahren an, ehe ſie Manco Capac den Herrn der Himmel erkennen lehrte." —

Lange waren Beide in der Höhle herumgewandelt, als Franceſco ungefähr in doppelter Mannshöhe eine Felsplatte in Geſtalt eines Altans erblickte. Von ihr aus lief eine in den Fels gehauene Treppe aufwärts und durchbrach die Decke der unterirdiſchen Schatzkammer. Eine ſtarke Kette von lauterem Golde lief von dem Balkon nach der Eingangsthüre, eine zweite nach einer an der gegenüber gelegenen Seite in der Felſenwand befindlichen Fallthüre, die, wie es ſchien, in Rollen und Kloben ging, und ſomit von dem Altan aus leicht in Bewegung geſetzt werden konnte.

„Zu was dient der Balkon in jener Höhe?" fragte Franceſco unbefangen, aber neugierig den Alten.

„Um die Höhle mit einem Blicke überſehen zu können und — noch zu etwas Anderen!" erwiederte Jener.

„Und jenes Thor? — Was iſt hinter jener Fallthür?"

„Der Tod!" rief Yupanqui mit einem gräßlichen Lachen, von welchem das Gewölbe wiederhallte.

Franceſco fragte nicht weiter, ſondern folgte ſtill

einem voranſchreitenden Begleiter, der ihn auf dem
Wege, auf welchem ſie gekommen waren, wieder auf-
wärts führte.

„Bleibe jetzt bei Nuſta Roka, Jüngling!“ —
ob Yupanqui an, als Beide wieder durch das ſtille
Gartenplätzchen nach der Laube ſchritten. — „In we-
ig Minuten hole ich Dich zur Abfahrt nach dem
enſeitigen Ufer des See's, wo Du den Raum des
Löſegeldes abzuſtecken haſt.“

Mit Freuden gehorchte Franceſco dem ſo ange-
ehmen Gebote, und wie es ſchien, war auch der ſchö-
en Peruanerfürſtin die Anweſenheit des jungen Spa-
iers nicht unangenehm. Sie hatte tauſend Dinge
ber Franceſco's Heimathsland, ſeine Gefährten, deren
Hab- und Blutgier zu fragen und ſchloß damit, daß
ie von der Wahrheit, daß es nicht durchaus ein Heer
öſer Geiſter ſei, die ihr Vaterland überfallen hätten,
ehr als je überzeugt wäre.

Dem jungen Manne dünkte die Zeit der Unter-
edung ſehr kurz, als Yupanqui ihn abholte, um nach
em andern Ende des See's zu ſchiffen. Ein in ei-
er Felſenſchlucht verborgen gehaltenes Kanot nahm
nzwiſchen Beide nebſt zwei Ruderern auf, und in ei-
er halben Stunde war man am andern Seeufer.
Franceſco ſteckte hier den vorgeſchriebenen Raum mit-
els langer Stäbe ab, und entſchloß ſich nur auf Zu-

reden des Alten, dies nach einem größern Maßſtabe zu thun, als erforderlich war, und, wie er meinte, Pizarro verlangen könnte.

Kaum waren Beide nach ihrem Aufenthaltsorte zurückgekehrt, als Francesco mit Erlaubniß des Greiſes wieder zu Nuſta Roka eilte. Das Mädchen ſchien dies erwartet zu haben, denn es ſagte unſerm Freunde unverhohlen, daß es dem Kanot ſchon lange entgegengeblickt habe. Während nun Roka dem jungen Spanier erzählte, daß ſie die einzige legitime Tochter des Ynka ſei, daß man zwar Atahualpa den Vorſchlag gemacht habe, ſie nach den innern Gegenden der Cordilleren zu bringen, daß aber ihr Vater auf dringendes Bitten ihr erlaubt habe, in dieſem ſicheren Verwahrungsorte in der Nähe zu bleiben, um ſich nach ſeiner Freilaſſung ſo bald wie möglich mit ihm wieder vereinigen zu können, ſah Francesco bereits mehrere mit Schätzen beladene Kähne über den See nach jener Gegend ſchiffen, wo er eben hergekommen war. Auf dieſe Weiſe ging der erſte Tag des Aufenthaltes des jungen Spaniers in dem ſo eigenthümlichen Verſtecke zu Ende. Noch zwei ähnliche Tage folgten dem vergangenen. Da nun Francesco dieſe faſt durchgehends in der Nähe der jungen Peruanerin zubrachte, ſo konnte es nicht fehlen, daß deren Schönheit, Lieblichkeit und Unſchuld einen ſolchen

Eindruck auf den Jüngling machten, daß er nur mit Schrecken an den Augenblick des Abſchiedes dachte, der, wie Yupanqui ihm meldete, mit Anbruch des kommenden Morgens eintreten mußte. Auch Nuſta Roka war von den Worten des Alten ſehr ergriffen, ſie ſchrack ſichtlich zuſammen und brach endlich in heiße Thränen aus.

„Wir werden uns nimmer wiederſehen!“ — lispelte ſie, als Yupanqui Beide auf einen Augenblick verlaſſen hatte — „Siegt Dein Volk, ſo fliehen wir in die tiefſten Gebirgſchluchten, wo Niemand uns erreicht, ſiegt das meine, ſo werdet Ihr über das ſalzige Waſſer zurückgetrieben. — Es iſt nicht der Wille des Herrn der Himmel, daß wir uns je wieder erblicken ſollen!“ ſchloß ſie, ſanft weinend.

Francesco war nicht ſo tief erſchüttert geweſen als er ſein Heimatsland verließ, um über ein faſt noch unbekanntes Meer zu ſchiffen, als bei Anbruch des folgenden Tages, wie er vor Nuſta Roka trat, um ihr zum Abſchiede die Hand zu reichen. Als aber jetzt das Mädchen, ihrem Schmerze freien Lauf laſſend, die thränenvollen Augen mit der Hand bedeckte und keines Wortes mächtig war, da ſtürzte der Jüngling wie außer ſich zu ihren Füßen, drückte Roka's Hand an ſeine Lippen und folgte, kaum ſich ſelber bewußt, dem Alten nach dem Einſchiffungsplatze.

Noch lange ſah Francesco auf der Spitze eines Felſens Nuſta Roka ſtehen, wie ſie ihm mit einem weißen Tuche zuwinkte. Er ließ als Antwort ſeine rothe Schärpe im Winde fliegen, ſo lange er die geliebte Geſtalt erblicken konnte. —

An Ort und Stelle angekommen, fand Francesco innerhalb der von ihm bezeichneten Grenzen ein ungeheures Viereck goldener Gefäße, Platten, Barren und Geräthe aller Art aufgehäuft, und eben langte eine Schaar von mehr als zweihundert Peruanern an.

„Sie kommen aus den nahen Schluchten der Anden!“ — ſagte Yupanqui, als Francesco's Auge fragend auf ihnen ruhte. — „Sie ſind die Träger dieſer Schätze. Sie werden das Gold in die Höhle des metallhungrigen Wolfes bringen. Keiner dieſer Männer weiß, woher es kommt, keiner kennt die Schatzkammer des Ynka; aber kennten ſie auch ſolche, ſie ließen ſich eher in Stücken reißen, ehe ſie etwas entdeckten. — Dies hier,“ ſchloß der Alte, „iſt Dein Lohn!“ — Er zeigte auf einen Haufen Goldbarren.

„Behalte Dein Gold! Kein Wort davon!“ rief Francesco rauh, faſt erbittert. — „Es klebt Königsblut daran! Uebrigens,“ ſchloß er ſanfter „haſt Du nur einen Schatz, den ich beſitzen möchte, un dieſer iſt für mich unerreichbar.

Verwundert und ſeine Worte nicht faſſend, ſah Yupanqui den Jüngling an.

„Du biſt ein guter Menſch!“ ſprach er endlich, „Möge das Auge der Sonne ſtets freundlich auf Dich herniederblicken.“

Still ſtieg jetzt der Alte in das Kanot und ſegelte ab. Die Indianer ſtürzten ſich auf das Gold, beluden ſich damit, und fort ging der Zug. — —

Es war am Abende nach ſeiner Ankunft zu Tumbez, als Francesco nach der Wohnung Pizarro's gerufen wurde. Er traf außer dem Feldherrn noch den Feldobriſten Almagro, den Pater Valverde, die Ritter Alcantara, Guerra und mehrere Andere.

„Ihr habt Euren Auftrag vortrefflich ausgerichtet, Don Francesco Velarde!“ ſagte Pizarro', unſerm Bekannten die Hand reichend — „Ich verſpreche Euch das Kalatravakreuz und werde Euch dem Könige empfehlen. Da Ihr überdem ein reichliches Maß bei Abſteckung des Raumes genommen habt, was ſehr verſtändig von Euch war, ſo ſollt Ihr den ſechsten Theil des Ueberſchuſſes haben, den andern empfangen dieſe Ritter.“

„Verzeihe, mein Feldherr!“ entgegnete Francesco lächelnd. „Der Ueberſchuß ward mir als Botenlohn gegeben; ich ſchlug ihn aus und er iſt in der Verwirrung mitgenommen worden.“

„Gut! — Gut!“ rief Almagro „Ihr ſeid ein junger Springinsfeld, der den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen weiß, und deßhalb einen Vormund braucht. Ich werde Euren Antheil übernehmen und auf gelegene Zeit verwahren.“

„Ihr könnt davon ein ewiges Licht in der Kirche von Cordova ſtiften und dies wird zum Heile Eurer Seele, desgleichen Euch zu großer Ehre gereichen!“ — ſetzte Pater Vincenz hinzu.

Francesco ſah einen der Sprechenden, wie den andern, mit einem Blicke ſtiller Verachtung an, ſagte aber nichts.

„Ich hätte nicht geglaubt,“ ſagte Pizarro nach einer Pauſe zu Francesco „daß der Heidenfürſt ſolche Goldmaſſen bei Seite geſchleppt hätte. Er mag indeß wohl ſein Schatzkämmerlein bis auf den Grund geleert haben; wir haben ihn ein Bischen hart mitgenommen.“

„Es iſt allerdings eine ungeheure Goldmaſſe — nach unſeren Begriffen nämlich — die Ihr ihm für ſeine Freiheit habt bezahlen laſſen; indeß iſt ſie immerhin nichts gegen das, was er noch beſitzt!“ verſetzte Francesco etwas voreilig.

„Wirklich? — Wirklich?“ — rief Pizarro mit vor Habgier funkelndem Blicke — „Hat er vielleicht noch ein Mal ſo viel?“

Francesco lächelte ſchweigend.

„Gewiß! Gewiß!“ ſchrie Almagro „Einer der Träger lachte, als unſere Soldaten ſich über den Reichthum wunderten, und meinte, der Ynka beſitze ganze Berge von Gold.“

„Waret Ihr in ſeiner Schatzkammer?“ fragte Diego de Alcantara.

„Habt Ihr ſeine Schätze geſehen?“ ſetzte Pizarro hinzu, als Francesco jene Frage ohne Antwort ließ.

„Ich habe ſie geſehen!“ entgegnete der Jüngling zögernd.

„O, ſo erzählt! — Erzählt!“ riefen die Ritter einſtimmig.

„Es thut mir leid, Caballeros, Eure Neugierde nicht befriedigen zu können!“ erwiederte Francesco ruhig „Ich habe dem Ynka mein Ritterwort gegeben.“

„Bah! Was iſt da weiter!“ rief Guerra „Der Heide weiß den Henker, was dies zu bedeuten hat.“

„Ich aber weiß es, Caballero!“ entgegnete Francesco kurz.

„Haereticis“ — ſagte der Pater.

„Laßt's gut ſein, Herr! Ich halte Glauben!“ fiel ihm der Jüngling etwas rauh in die Rede.

„Der Heidenkönig wird Euch keinen Vorwurf machen, wenn Ihr uns auch ſein Schatzkämmerlein nachweiſt!" — ſprach Almagro, auf eine ſeltſame Weiſe lächelnd.

„Mein Feldherr!" ſprach der junge Mann, ſich zu Pizarro wendend „Erzeige mir die Gnade, daß Du die Ritter bedeuteſt, mich nicht um Dinge zu bedrängen, die ich, wie Du weißt, nicht entdecken kann. Mit Deiner Bewilligung gab ich dem Ynka mein Wort, nichts von dem, was ich ſehen würde, zu verlautbaren."

„Du biſt Deines Wortes quitt!" erwiederte Pizarro kalt. — „Der Ynka lebt nicht mehr; ich habe ihn vor einer Stunde erdroſſeln laſſen."

„Unmöglich!" ſchrie Francesco, indem er vor Schreck und Abſcheu mehrere Schritte zurückſprang. „Nein! Sage, was Du willſt, es iſt unmöglich!"

„Ich hab's gethan! Ich, Dein Feldherr! was haſt Du dagegen einzuwenden?" verſetzte Pizarro rauh.

„Du haſt einen König ermordet?" ſchrie Francesco „Entſetzlich! — Abſcheulich!" —

„Ich habe Dich bei Caxamalca fechten ſehen, darum verzeihe ich Dir; aber wage es nicht, mich zu reizen, junger Menſch!" ſagte Pizarro düſter.

„Du konnteſt wortbrüchig werden, konnteſt ihn ermorden, während Du mit ihm um ſeine Löſung unterhandelteſt und er ſo treu ſein Wort erfüllte?"

rief mit Schmerz und Vorwurf im Tone der Jüngling.

„Ei ſeht einmal! Der Caballero nimmt ſich heraus, den Feldherrn zur Rede zu ſetzen!" rief lachend Diego de Alcantara.

„Der General konnte nicht anders handeln!" ſagte Almagro. „Wir ſind ſchwach. So lange die Indier den Ynka lebend wußten, mußten wir jeden Augenblick eine Rebellion gewärtigen."

„Ich habe den Heiden vorher getauft!" ſprach Pater Vincenz mit Salbung. „Damit ihm kein Rückfall in ſeine verdammliche Ketzerei möglich werde war es am beßten, er wurde aufgehangen."

„Still, Padre! Kein Wort mehr, Almagro!" — rief Pizarro heftig, indem er mit dem Fuße auf die Erde ſtampfte, daß die ſtählerne Rüſtung erklang. — „Wie kannſt Du es wagen, junger Menſch, mich mit dieſen Blicken voll Vorwurf anzuſehen? — Ich bin Dein Feldherr, Dein Banner im Kampfe, der Gott Deiner Schlachten! Was ich thue, muß Dir recht, muß Dir ehrenvoll dünken. Niemand auf dieſem Boden hat von Pizarro Rechenſchaft zu fordern. Der Ynka ſtarb auf meinen Befehl, und ich gab dieſen, weil — ich es wollte."

„Ich weiß es, daß es mir nicht zukommt, mit Dir zu rechten!" erwiederte Francesco beſcheiden.

„Die Nachricht kam mir indeß zu unerwartet — ich bitte Dich, mich zu entlaſſen."

„Es freut mich, daß Du Vernunft annimmſt, und es freut mich doppelt, weil ich Dich ſchätze!" ſagte beſänftigt der General. „Doch jetzt noch eine Frage: Wo hat Atahualpa ſeine Schätze verwahrt?"

„Ja! Wo iſt ſeine Schatzkammer?" rief Almagro.

„Erlaubt mir, Feldherr, daß ich dies verſchweige!" entgegnete Franceſco.

„Ich befehle Dir, zu reden!" rief Pizarro.

„Du weißt, ich gab mein Ritterwort!" ſagte bittend der Jüngling.

„Einem Heiden? — O Wahn! — O Unvernunft!" rief der Mönch. „Sprecht immer; ich abſolvire Euch dafür von Allem, was Ihr in den nächſten zehn Jahren begehen werdet."

„Unmöglich! Der Ynka hat mein Wort!" rief unwillig der junge Mann.

„Atahualpa iſt todt!" ſagte Pizarro mit wiederauflodernden Zorne.

„So halte ich es dem Todten!" — ſchrie Franceſco heftig und im aufbrauſenden Jugendfeuer. — „Möge mir Gott helfen und unſere Jungfrau vom Pfeiler zu Saragoſſa! Kein Menſch ſoll mir das Geheimniß des unſchuldig ermordeten Fürſten entreißen."

„Mir wagſt Du zu trotzen? Mir den Gehorſam zu verweigern?“ rief jetzt Pizarro wüthend, indem er nach dem Schwerte griff.

Francesco kannte ſich in dieſem Augenblicke ſelbſt nicht mehr. Wie der Blitzſtrahl fuhr ſeine Klinge aus der Scheide.

„Kommt heran!“ ſchrie er „Kommt heran und verſucht, was Ihr thun könnt. Ich bin nicht wehrlos, wie der ſchändlich ermordete König!“

„Ergreift den Rebellen! Entwaffnet ihn, Guerra!“ brüllte Pizarro. „Bei Gott, Knabe, Du ſollt hängen, oder ich will mein Wappenſchild an den Schwanz eines Mauleſels binden und durch die Straßen von Madrid ſchleifen laſſen!“

Almagro, Alcantara und Guerra ſtürzten ſich in dieſem Augenblicke auf Francesco und im Nu war er entwaffnet.

Von allen den Anweſenden war Almagro am ruhigſten geblieben. Kalt lächelnd ſtand er da und ſchien es nicht ungern zu ſehen, daß der Jüngling dem General die Spitze bot.

„Genug!“ rief er jetzt, „Uebergenug des Lärms um den Heidenprinzen, der ein Tyrann war wie der Türken-Sultan, den Gott verdamme! — Ihr habt Euch übereilt, Don Francesco, indem Ihr erſtlich Euerm General den Gehorſam verweigertet, und dann

Euch zur Wehre ſetzen wolltet. — Und auch Du, — verzeihe, edler Pizarro — haſt etwas voreilig den Ritter mit dem Schwerte bedroht, und ich halte mich berufen, dies zu ſagen, ſintemal es in der Armee einmal ſo angenommen iſt, daß ein Jeder in dem ehrlichen, offenen, uneigennützigen Almagro ſeinen natürlichen Helfer und Vertheidiger ſieht.“

„Falſche, heuchleriſche, geizige Schlange!“ murmelte Alcantara zwiſchen den Zähnen.

„Auch ich bitte, daß Ihr dem Ritter verzeihen möget!“ ſprach Pater Vincenz „Er iſt gewiſſermaßen unwillkürlich in ſeinen Fehler gerathen. Schon daß er zwar ſeiner Pflicht nach, aber doch zu großer Gefahr für ſein unſterbliches Theil ſich als Wächter bei dem Heidenkönige befand, dies ſtellte ihn unter den Einfluß des Satans, welcher wie ein brüllender Löwe umher geht und ſucht, wen er verſchlinge. Wenn er nun verweigert, uns die Schatzkammer des Ynka nachzuweiſen, ſo iſt es wiederum der ledige Feind der Menſchen, der ihn dazu antreibt und ich werde deßhalb mit Eurer Genehmigung morgen den Ritter ein wenig exorciſiren, um ihn aus den teufliſchen Schlingen zu befreien. — Für jetzt aber, Don Francesco, geht in Euch, beſinnt Euch eines Beſſern, bittet den Feldherrn um Verzeihung und vor Allem — zeigt uns die Schatzkammer des Ynka.“

„Ich kann es begreifen,“ ſprach Pizarro mit mühſam erzwungener Faſſung zu Francesco, „daß es Euch ſchwer ankommen mag, das dem Heiden gegebene Wort zu brechen, ich aber war es, der Euch befahl, es zu geben, ich bin es jetzt, der Euch beſiehlt, es als aufgehoben anzuſehen. Ihr ſeid nichts als ein Werkzeug in meiner Hand, ein Werkzeug wie dieſes Schwert, oder dieſer Dolch. Entbinde ich Euch von Eurem Worte, wird Niemand im Heere Euch tadeln. Ihr thut nichts als Euere Pflicht, wenn Ihr uns den Schatz des Heiden nachweiſ't. Geſchieht dies, ſo ſei Alles vergeben und vergeſſen und ich will Euch fürſtlich belohnen.“

„Verlangt nicht das Unmögliche, mein General!“ ſagte Francesco ſchmerzlich und mit vor der Bruſt gefaltenen Händen.

„Du willſt nicht?“ ſchrie Pizarro in auf's Neue entflammter Wuth „Du verachteſt ſelbſt mein Bitten? Wohlan, ſo ſollſt Du mit Tagesanbruch den Tod eines Verräthers ſterben!“

„Wahrhaftig!“ rief Hernandez Guerra „ich begreife kaum, wo der General die Ruhe hernimmt, ſich von dem biscayiſchen Hidalgo ſo in's Angeſicht trotzen zu laſſen.“

„Ich habe es längſt geſagt!“ ſprach Diego de Alcantara mit bitterm Lachen, „Längſt habe ich gewußt, daß es ſo kommen würde. Aber ſo geht es, wenn man ſolche Leute vorzieht.“

„Was für Leute, Don Diego? Ich frage Euch: was für Leute?“ rief Francesco heftig „Ihr ſollt mir mit dem Schwerte Rede ſtehen, und ich denke damit dem Sohne eines bettelhaften Eſtremadurers noch eine große Ehre anzuthun.“

„Bei Deinem Galgen ſoll Diego die Wache haben, Elender!“ ſchrie jetzt Pizarro ſchäumend „Guerra Ortiz! führt ihn fort! Er ſoll die Sonne nicht aufgehen ſehen!“

So ſehr ſich auch Francesco ſträubte, ward er doch übermannt, zum Zimmer hinausgedrängt, bald darauf gefeſſelt und nach einem kleinen Hauſe geſchleppt, welches unweit des Sonnentempels auf einem öffentlichen Platze lag. Das ungewöhnliche Schauſpiel, einen Spanier, einen Ritter gefeſſelt in der Mitte von Gewappneten zu erblicken, hatte einen ungeheuern Zuſammenlauf verurſacht. Hunderte von Peruanern drängten ſich auf dem Platze und Einer ſchien den Andern zu fragen, was wohl das Vergehen des Mannes, dem eine ſo unerhörte Behandlung widerfuhr, geweſen ſein möge. Die Neugierde ſtieg noch als, kaum eine Stunde ſpäter, auf Befehl des Feldherrn ein Galgen auf dem Platze errichtet wurde.

Wie die Nacht einbrach, wurden die Indier mit Partiſanenſtößen auseinandergetrieben. — —

Es kam indeß Mitternacht heran. Francesco ſaß, über ſein Schickſal nachdenkend, in einem kleinen Stübchen zu ebener Erde, und man hörte in der nächtlichen Stille nichts als das Klirren der Rüſtung der Schildwache, die vor dem Fenſter auf und ab ging, oder das leiſe Gemurmel zweier Soldaten, die vor der Thüre des Zimmers lagen. Pater Vincens Valverde hatte eben unſern Bekannten verlaſſen. Nachdem er ihm lange zugeredet, dem Feldherrn ſein Geheimniß zu entdecken, in welchem Falle dieſer ihn gewiß begnadigen würde, hatte er auf die Weigerung des Jünglings, irgend Etwas zu geſtehen, ihm Beichte und Abſolution verweigert und ſein Anathema gegen ihn geſchleudert. Francesco war tief erſchüttert. Entdeckte er das Geheimniß, das ihm anvertraut worden war, ſo brach er ſein dem Todten gegebenes Wort, und er überlieferte den raubgierigen Genoſſen nicht nur deſſen Schätze, ſondern auch Nuſla Noka.

Dies allein war hinreichend, daß der junge Mann ſich feſt gelobte, lieber den ſchimpflichſten Tod zu erwarten, als die, deren Bild er, wie er von Minute zu Minute lebhafter fühlte, im Herzen trug, ihren Feinden, dem Schmerze, dem Kummer, vielleicht der Schande zu überliefern. — So verging Viertelſtunde nach

Viertelſtunde und es mochte ungefähr ein Uhr ſein, als die Natur ihre Rechte forderte und Francesco in leiſen Schlaf verfiel. Kaum aber hatte er ſeine Augen geſchloſſen, als er einen Streit zwiſchen einem Peruaner und der Wache hörte.

„Ich habe ihn geſehen, als er der Aufſeher des Ynka war, und darum bringe ich ihm dieſe Früchte der Chirimoya!“ ſagte eine Stimme.

„Es darf aber nicht ſein! Du darfſt ihn nicht ſprechen!“ erwiederte der Soldat.

„Erlaube nur, daß ich ihn ſehe und ihm die Früchte zum Fenſter hineinreiche. Es iſt ja ſeine letzte Nahrung!“ verſetzte Jener wieder.

„Nichts, nichts!“ rief der Spanier. Indeß er war ein guter Soldat: — „Höre, Du Heidenkerl, gieb mir das Zeug, ich werde es ihm überliefern.“

„Nun, wenn es nicht anders ſein kann, ſo nimm das Körbchen und reiche es ihm zum Fenſter hinein!“ verſetzte der Peruaner.

Francesco erhob ſich eben von ſeinem Lager. Er hatte die Stimme des Indianers zu vernehmen geglaubt, der ihn vor wenigen Tagen nach der Schatzkammer des Ynka geleitet hatte. Er täuſchte ſich nicht. Im Scheine des Vollmondes erblickte er deutlich den rieſigen Peruaner, den er, nach Atahualpa's Anweiſung, zuerſt am Eingange des Sonnentempels geſehen hatte. Zwei andere Indier, dem Anſcheine nach Vorübergehende, ſtanden zwei Schritte ſeitwärts im leiſen Geſpräche.

Eben hatte der Soldat das Fruchtkörbchen empfangen, er wendete ſich nach dem Fenſter, Franceſco ſtreckte die Hand nach den Früchten aus, da gewahrte der Jüngling zu ſeinem Entſetzen eine funkelnde Streitaxt über dem Haupte der Schildwache ſchweben. Franceſco wollte ſchreien, er wollte den Spanier aufmerkſam machen auf die Gefahr, die den Unbeſorgten bedrohte, aber — wie ein zuckender Blitz durchſauſ'te das glänzende Beil die Luft und fuhr wie der Wetterſchlag plötzlich durch den Eiſenhelm des Soldaten. Mit zerſchmettertem Schädel und lautlos ſtürzte der Aermſte zu Boden. — —

Franceſco war von der unerwarteten, furchtbaren Scene ſo betäubt, daß ihm das Wort auf den Lippen erſtarb. Er hatte auch nicht Zeit zur Beſinnung zu kommen; denn in demſelben Momente, wie der Soldat niederſank, fühlte er ſich von dem Peruaner an den Schultern gepackt. Auf ein kurzes: Hu! welches der Indianer ausſtieß, ſprangen, wie auf ein verabredetes Signal, die beiden unſern ſtehenden Männer heran und Franceſco ſah ſich durch die vereinten Kräfte der drei Peruaner, ſo ſchnell zum Fenſter herausgeriſſen, wie ein wehrloſes Kind feſtgehalten und auf die Arme der mit ihm Davoneilenden geworfen, daß, ehe er ſich wieder ſelbſt bewußt werden konnte, er bereits ſein Gefängniß mehrere hundert Schritte hinter ſich hatte.

Im ſchnellſten Laufe ſtürzten indeß die Indier mit dem Jünglinge davon. Sie eilten mit ihm durch ein kleines Häuschen, einen dahinterliegenden Garten und bald darauf querfeldein dem, Francesco von ſeiner erſten Reiſe her noch wohlbekannten, Walde zu.

„Was habt Ihr mit mir vor? Wohin wollt Ihr mich bringen?“ rief der Jüngling, als die Peruaner am Waldrande ſtill hielten, und mit großer Aufmerkſamkeit nach der Gegend der Stadt, wo ſich Trompetengeſchmetter und viele Menſchenſtimmen hören ließen, hinhorchten.

„Wir geleiten Dich zu Yupanqui!“ ſagte in ſeinem gewöhnlichen rauhen Kehltone der Indianer; „Der Sohn der Sonne, der zu den Göttern emporgeſtiegen iſt, hatte Dich lieb, und darum darfſt Du nicht auf eine ſo elende Weiſe durch die Hände jener Mörder umkommen.“

„Man wird uns verfolgen!“ erwiederte Francesco beſorgt „Bringt mich lieber in das Gebirge; wir könnten ſonſt leicht unſern Feinden, den Weg nach jenem Zufluchtsorte zeigen.“

Der Peruaner lächelte verächtlich.

„Der Ort, den Du kennſt,“ ſagte er ſodann, „iſt wie der Rachen des Puma! (ſüdamerikaniſcher Löwe). Es iſt leicht hineinzukommen, aber noch nie hat Jemand unverletzt den Ausgang erzwungen.“

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſetzten die Indier unſern Bekannten auf ihre verſchlungenen Hände und quer durch Urwald und Geſtrüpp führte der Weg.

Es ward nach und nach lichter, der Morgen brach an und dem jungen Manne wollte bedünken, als ob er, jedoch in außerordentlicher Ferne, Trompetenſtöße hörte, wie ſolche in jener Zeit gebräuchlich waren, wenn eine zerſtreute Kriegerſchaar ſich auf unbekannten Terrain anrief; auch kam ihm, wenn der Morgenwind von jener Seite herſtrich, ein entferntes Rüdengebelle zu Gehör, welches ihn außerordentlich beſorgt machte.

„Laßt uns eilen!“ ſprach er zu ſeinen Begleitern „Irre ich nicht, ſo höre ich die Stimme der Leithunde, die Pizarro von einer fernen Inſel (Hiſpaniola) kommen laſſen und die auf die Fährte des Menſchen abgerichtet ſind. Wenn ſie an der Leine gehalten werden, ſo führen ſie unſere Verfolger bis nach unſerer Zufluchtſtätte.“

„Laß ſie kommen!“ rief mit wildem Lachen der Peruaner, indem er ſo raſch und drohend den Arm nach jener Seite ausſtreckte, daß die goldenen Zierrathen, die an ihm hingen, leiſe ertönten und die Federkrone auf ſeinem Haupte erzitterte, „Laß ſie kommen mit ihren Hunden! Es erwartet ſie ein unblutiger Rachen, der aber ſeine Beute nimmer herausgiebt und der den Panther ſo feſt hält, als wäre er das neugeborene, wehrloſe Zicklein des Bergſchafes.“

Ohne ferner ein Wort zu ſagen, ſetzten die Indier mit unſerm Bekannten ihren Weg fort und hielten nicht eher wieder an, als vor dem Eingange der Höhle des See's von Caramalca.

Zu ſeiner Verwunderung fand Franceſco den alten Bewohner derſelben vor dem Eingange; noch mehr aber erſtaunte er, als dieſer ſagte, daß er ihn bereits erwartet habe.

„Durch den Quipo, den Du mir letzthin überbracht haſt,“ ſagte der Alte „befahl mir der unter die Götter verſetzte Ynka, zwar ſeinen Henkern das verlangte Gold zu ſenden, aber er ſah ſeinen Tod voraus. Er ahnete auch, daß man von Dir den Ort, der ſeine Schätze birgt, erpreſſen, oder wenn Du die Entdeckung weigerteſt, Dich gleichfalls ermorden würde. Auf beide Fälle lauteten ſeine Befehle, und daß Du, nachdem Du durch Deine edle Beharrlichkeit Dich ſeines Vertrauens werth gemacht haſt, lebend in unſerer Mitte ſtehſt, iſt ſein Werk. Auf ſeinen Befehl iſt jedes Haar Deines

Hauptes gehütet worden. Sein heiliges Haupt zu ſchützen, war bei der Stärke der Wachen, die ihn umgaben, leider nicht möglich."

Der alte Yupanqui weinte bitterlich, als er die letzten Worte ſprach.

„Komme jetzt," fuhr er gefaßter fort „in unſern Zufluchtsort. Nur noch kurze Zeit verweilen wir hier, dann ziehen wir in das tiefere Gebirge, und Jahre werden vorüberfließen, ehe unſere Dränger im Stande ſind, uns dort zu beunruhigen.

„Da Du zu entfliehen entſchloſſen biſt, ſo fliehe bald!" rief Francesco „Setze Nuſta Roka keiner Gefahr aus. Ich fürchte, meine Verfolger ſind in wenigen Stunden hier."

„Möchten ſie es in dieſem Augenblicke ſein!" ſprach der Greis, und ſein dunkles Auge blitzte unter den grauen Wimpern hervor. „Nuſta Roka, Du, wir Alle ſind vor ihnen ſo ſicher, wie in der Mitte eines gewaltigen Heeres."

„Wenn ſie erſcheinen werden ſie zahlreich ſein!" bemerkte Francesco.

„Je zahlreicher, je beſſer!" erwiederte kalt Yupanqui „Doch komme. Komme jetzt zu Nuſta Roka Sie hat ſeit Deiner Abweſenheit unaufhörlich von Dir geſprochen."

Der Alte ſprach nun noch einige Worte heimlich mit Franceſco's Führern und dieſe beſtiegen ein am Ufer liegendes Kanot und ſchifften quer über den See.

So wie Yupanqui mit Franceſco durch den Eingang der Höhle geſchritten war, verlängerte Erſterer die Ketten der wachehaltenden Panther, ſo daß Niemand eindringen konnte, ohne von den Thieren augenblicklich zu Boden geriſſen zu werden. Bedächtig ergriff er dann eine Harzfackel und pflanzte ſolche an dem Eingange der innern Höhle auf. Zu ſeiner Verwunderung ſah Franzeſco die zu der letztern führende Thüre geöffnet und die weite Wölbung dergeſtalt erleuchtet, daß dem, der bis hierher vorgedrungen war, die ungeheuren Metallhaufen augenblicklich in's Auge ſtrahlten.

Kopfſchüttelnd wendete ſich der Jüngling zu dem Peruaner.

„Du haſt," ſagte er „meine Begleiter über den See geſchickt, unſere Spur verſchwindet deshalb hier. Die Hunde unſerer Verfolger werden die Panther wittern, dies wird unſern Feinden den Eingang der Höhle zeigen."

„Meinſt Du?" rief grimmig lächelnd Yupanqui.

„Traue nicht zu viel auf die wachthabenden Raubthiere!" ſprach Franceſco weiter „Sie können Einige zerreißen, aber endlich werden ſie dennoch erliegen."

„Gewiß! Gewiß!“ erwiederte ſorglos der Peruaner.

„Auch der Geruch der Harzfackel, der Schimmer derſelben wird die Feinde in die tiefer liegende Höhle locken. Und dann! — Sage mir, warum zeigſt Du ihnen jene Schätze? Sie werden ſie um ſo begierigeriger machen.“

„Ich denke es auch!“ — rief der Indier lachend „Fliegt doch der gefräßige Ara nach dem goldglänzenden Piſang.“

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſtieg der Alte mit Francesco die Treppe aufwärts. Mit Befremden bemerkte der junge Mann, daß Yupanqui, ſo wie er die Treppe verſchloſſen hatte, zwei hölzerne Balken durchhieb, und daß mit dem letzten Schlage der Axt ſich ein kunſtrecht behauener Felsblock abwärts und vor den Eingang ſenkte.

„Wir bedürfen dieſer Thüre nicht mehr!“ ſprach der Peruaner ruhig, den fragenden Blick des Jünglings beantwortend.

Kaum waren die Beiden in den früher beſchriebenen Gartenraum getreten, als Nuſta Roka, flüchtig wie ein junges Reh, ihnen entgegeneilte.

„Bringſt Du ihn wirklich, Yupanqui?“ rief das Mädchen, indem ihr ein Strom Freudenthränen über die Wangen rollten.

Nuſta Roka reichte Franceſco die Hand entgegen, der Jüngling drückte ſie an ſeine Lippen, aber zu ſprechen vermochten Beide nicht.

„Wie hat Roka um Dich geweint, für Dich gezittert!“ ſagte endlich das Mädchen, als Yupanqui ſie verlaſſen hatte und Beide allein waren. — „Ich fürchtete, die Entſetzlichen würden Dich ermorden, wie ſie meinen Vater, der nun zu unſerer Mutter, der Sonne, aufgeſtiegen iſt, ermordet haben. Hier aber,“ fuhr ſie freudig fort „hier biſt Du ſicher. Du wirſt mit uns in die Gebirge fliehen, wie Yupanqui mir verſprochen. Nicht wahr, Du wirſt uns nicht mehr verlaſſen?“

„Könnte ich denn, wenn ich es auch wollte?“ erwiederte Franceſco, ſchmerzlich lächelnd.

„Du ſollſt es auch nicht wollen!“ ſprach ſchmeichelnd das Mädchen, „Du ſollſt bei uns bleiben und unter uns wohnen. Ich will Deine Schweſter ſein. Yupanqui ſagt zwar, das ſchicke ſich nicht; ich ſei eine Tochter der Sonne und Du der Sohn eines feindlichen Volkes, aber mein Vater hat in dem Quipo, den er uns geſendet, Dich ja als ſo gut, ſo redlich geſchildert, Du haſt ja für Atahualpa gelitten, und darum kann ich nicht einſehen, warum es ſich nicht ſchicken ſollte, daß Du mein Bruder wäreſt.“

„Ich glaube,“ ſagte Franceſco traurig „daß Yupanqui nur allzuſehr Recht hat. Der Unglückliche, Verfolgte kann nicht Dein Bruder ſein.“

„Und bin ich nicht auch verfolgt und unglücklich?“ rief das Mädchen bewegt „O, alle Unglücklichen ſind Brüder und Schweſtern!“

Lange ſprachen noch Beide von der Freude des Wiederſehens, das durch ſo ſchmerzliche Opfer erkauft worden ſei. Nuſta Roka ſchilderte das Glück, das Francesco, obwohl fern von ſeinem Vaterlande, unfehlbar in der Mitte eines Volkes finden werde, das den Freund ſeines vergötterten Ynka zu ſchätzen wiſſe. Yupanqui ſetzte ſie hinzu habe nämlich den letzten Willen Atahualpa's, welcher Francesco's ſo ehrenvoll erwähne, bereits den Stämmen des Gebirges bekannt gemacht. „Du darfſt Dich auch nicht ſcheuen,“ ſchloß das Mädchen „Deine heimatlichen Götter in unſerer Heimat zu verehren. Sie können unmöglich die Verfolgung, die wir von Deinen Brüdern erduldet, befohlen haben. Wäre es aber auch der Fall, ſo wollen wir ſie verſöhnen und die ſpaniſchen Götter in den Tempel Virakocha's aufſtellen. Auch dieſer iſt ein zorniger Gott und verlangt von Zeit zu Zeit blutige Opfer.“

Francesco hatte große Mühe dem Mädchen zu beweiſen, daß nicht der Gott, den er und ſeine Landsleute verehrten, die Unthaten, welche Letztere ſich gegen die unſchuldigen Peruaner erlaubten, geboten habe, und daß ein reines Herz der edelſte, ihm wohlgefälligſte Tempel ſei.

Noch ſprachen Nuſta Roka und der Jüngling mit einander, als Yupanqui mit vor grauſamer Freude funkelndem Blicke erſchien. Eine Bewegung der in dem eingeſchloſſenen Raum befindlichen Peruaner war überdies zu bemerken.

„Sie ſind nahe, die Henker, die den göttlichen Atahualpa ermordet haben!“ rief er furchtbar lachend, „Einer der Unſrigen, die ich ihnen entgegengeſendet habe, giebt mir von der Höhe des Felſens zu erkennen, daß er mehr als hundert zähle.“

„Habe ich es Dir nicht vorausgeſagt?“ ſprach Francesco beſorgt.

„Und wären ihrer dreimal ſo viel, ſie müßten alle verderben!“ rief Yupanqui wild. „Begleite mich jetzt!“ ſetzte er, zu dem jungen Manne gewendet, hinzu.

„Wohin willſt Du mich führen?“ fragte Francesco „Iſt es zur Vertheidigung Nuſta Roka's und unſerer Zufluchtsſtätte, ſo gieb mir ein Schwert und Du ſollſt mit mir zufrieden ſein!“

„Du bedarfſt keines Schwertes!“ ſagte Yupanqui, ſeltſam lächelnd; „Du ſollſt bloß dem Todenopfer beiwohnen, daß ich dem Sohne der Sonne zu bringen gedenke.“ —

Schweigend folgte Francesco dem Alten, der den Weg nun nach jener zweiten Treppe nahm, die unmittelbar nach dem Balkon führte, der in der innern Höhle, (derſelben, die in ihren ungeheueren Räumen die Schätze des Ynka barg,) in der Höhe der Wölbung angebracht war. So wie der Jüngling mit ſeinem Begleiter den Balkon betrat, konnte er zum erſten Mal den gewaltigen, mit mächtigen Metallhaufen gefüllten Raum von einem Ende bis zum andern überblicken. Als er ſich das vorige Mal mit Yupanqui hier befunden hatte, hatten ihm die Goldberge, die hin und wieder bis zu enormer Höhe aufgeſchichtet waren, ſo wie die ſparſame Beleuchtung, einen allgemeinen Ueberblick nicht geſtattet. Heute loderten nahe an hundert, auf den Gipfeln der Goldhaufen ſelbſt aufgepflanzte Harzfackeln. Der junge Mann überzeugte ſich, daß die ganze Weitung der Höhle in der Länge mindeſtens fünfhundert Schritte, und in der Breite ungefähr hundert betragen möchte. Auf eine wunderbare Weiſe ſpiegelte ſich das flackernde Kerzenlicht in den gewaltigen Maſſen des edlen Metalles, und das ſeltſame Ganze, die hellerleuchtete Höhle, die Metallberge, die Todtenſtille, nur durch das Kniſtern der Harzfackeln unterbrochen, der alte Peruaner mit ſeinem ſtillen, grimmigen Lächeln; Alles zuſammen gab ein ſo wunderbares Bild, daß der junge Mann ſich nur mit Mühe überreden konnte, daß das, was er vor ſich ſehe, kein Traum ſei. —

Lange hatten Beide ſo auf dem Altan geſtanden, ohne ein Wort zu ſprechen, als drei oder vier Indianer leiſe die Treppe herabkamen.

„Sie ſind da!“ ziſchelte der Eine.

„Iſt alles vorbereitet?“ verſetzte Yupanqui.

„Alles!“ ſagte der Peruaner.

„Meint Ihr, daß man uns von unten erblicken kann?“ fragte jener weiter.

„Unmöglich!“ erwiederte der Gefragte „Wir ſind im Schatten jenes Vorſprunges und treten, ſobald ſie kommen, auf die Treppenſtufen zurück.“

„So zieht die Strickleiter herauf!“ befahl der Alte. „Zum letzten Mal hat der Fuß Eines aus unſerm Volke die Schatzkammer des Sohnes der Sonne betreten.“

Haſtig wanden die Indianer eine Strickleiter von Baumbaſt, die Francesco bis dahin nicht bemerkt hatte, und die vom Balkon bis zum Boden der Höhle hinabhing aufwärts.

Francesco hatte ſich indeſſen immer aufmerkſamer umgeblickt. Er ſah jetzt, was ihm bis dahin nicht aufgefallen war, daß die Schatzkammer Atahualpa's beträchtlich tiefer lag als die vordere Eingangshöhle; was er ſich indeſſen nicht erklären konnte, war das gegenüber in der Wand angebrachte Thor, welches ſich, wie es ſchien, mittels mächtiger Ketten von dem Balkon aus öffnen ließ, doch erinnerte er ſich endlich, daß nach Lage des Orts es wohl eine Art Landungspforte ſein dürfte, da der See an jene Felſenſeite ſtoßen müſſe.

Eben wollte er deßhalb eine Frage an Yupanqui richten, als vom äußerſten Eingange her ein furchtbarer Lärm ſich hörbar machte, Yupanqui zog ſich in dieſem Momente in den dunkelſten Winkel des Balkons zurück, ſo wie ſich die Spinne in den verſteckteſten Theil ihrer Wohnung zurückzieht, wenn ſie das Geſumme eines kecken Fliegenſchwarmes vernimmt. Haſtig ergriff der Peruaner den jungen Spanier am Arme und ziſchelte, leiſe ihn an ſich ziehend: „Keinen Laut, keinen Laut, bei Gefahr Deines Lebens!“ —

Wir verlaſſen indeß Beide in ihrem Verſteck, um uns nach dem Eingange der Höhle zu begeben.

Eine Schaar Spanier zu Fuß und zu Roß brach eben aus dem Walde. Ihre Anzahl betrug etwas über hundert. Die Ritter Diego de Alcantara, Guerra, Ortiz, ſo wie Pater Vincenz und la Hera waren an ihrer Spitze. Mehrere Reiſige hielten mächtige, rothbraune Fanghunde an der Leine, und die Thiere, wie auf der Spur eines Wildes, mit zur Erde gerichteter Schnauze langſam vorwärts ſuchend, ſtießen dann und wann einige kurze Laute aus. Jetzt befanden ſich die Spanier am Seeufer.

„Hölle und Teufel!“ ſchrie Diego vom Roſſe ſpringend — „Der Verräther iſt über den See entflohen und wir ſtehen hier und haben das Nachſehen!“

„Ich dachte es gleich, als ſich die Spur hierher bog!“ erwiederte Hernandez Guerra „Seine rothhäutigen Genoſſen haben ihn in einem Kanot übergeſetzt.“

„Wir müſſen ihn haben und ſollten wir den ganzen See umkriechen, um die Spur wiederzufinden!“ rief Jener heftig.

„Er kann wohl auch längs dem Ufer fortgegangen ſein!“ ſagte Ortiz bedächtig. „Seht nur, die Hunde dehnen mächtig an der Leine.“

„Dann vorwärts! verwärts! — Keine Zeit verloren!“ rief Diego.

Raſch ging der Zug dem Seeufer entlang. In der Nähe das Felſens angekommen, wurden die Hunde äußerſt lebhaft, ihr Bellen verſtärkte ſich und ging endlich in ein fortwährendes Wuthgeheul über.

„Triumph!“ rief Alcantara „Wir haben den Elenden! Er ſteckt in einer dieſer Felſenſpalten.“

„Die Hunde los!“ ſchrie Hernandez Guerra „Jenſeits dieſes Geſtrüppes ſcheint der Eingang einer Höhle zu ſein. Was gilt's! In dieſe hat ſich der ſaubere Vogel geflüchtet.“

Kaum war das Halsband der Hunde gelöſ't, als dieſe mit Wuthgeheul durch das krachende und knackende Gebüſch vorwärts ſtürzten und bald darauf ein furchtbarer Kampf begann.

„Sie haben ihn! Ihn und die Indianer!“ rief Alcantara, furchtbar lachend. „Laßt ſie immer, Don Gutierre Ortiz!“ ſetzte er hinzu, als dieſer vorwärts dringen wollte. „Laßt ſie immer ein Weilchen ihr Spiel treiben. Sie ſind über die rothhäutigen, indianiſchen Beſtien her. Den elenden Ueberläufer werden ſie wohl nicht gleich in Stücken reißen, da ſie an Jenen ihre Wuth auslaſſen können. — Aber — Teufel! was iſt das?“ — ſetzte er ſchnell hinzu, als ſich auf einmal das Bellen der Hunde in Jammergeheul verkehrte — „Sie ſtechen die Hunde nieder! — Und dann dieſe ſeltſamen Töne? — Das Gebrülle?“ —

„Folgt mir! Ich will ſehen, was es giebt!“ rief Ortiz zweien Wapnern zu und drang mit gezogenem Schwerte in's Gebüſch. — Bald kam der Ritter mit ſeinen Begleitern zurück.

„Drauf!“ ſchrie er „Die Hunde ſind im Kampfe mit angeketteten Panthern.“

„**Sangue de Dios!**“ rief Alcantara in wilder Freude „Vielleicht finden wir die Schatzkammer Ata-

[illegible]pa's. Nach einer Sage ſoll ſie von Raubthieren bewacht werden."

„Wie viele von Euch haben Feuergewehre?" rief Guerra, ſich zu den Soldaten wendend.

„Wir ſind unſerer ſechs, Caballero!" erwiederte ein alter Spanier, der mit einer mächtigen Hakenbüchſe — einer damals noch ſeltenen Waffe — bewehrt war.

„Wohlan denn! Folgt mir!" rief Ortiz „Ich zeige Euch den Weg. — Zielt gut und feuert Alle auf einmal."

Bald fielen ſechs Schüſſe und der Jubel der Angreifenden verkündete, daß ſie getroffen hatten. Eilig kehrte jetzt Ortiz zurück.

„Diego! — Don Diego!" ſchrie er, indem er ſich wie ein Wahnſinniger gebehrdete „Wir haben ſie! Wir haben die Schatzkammer des Ynka's! — Alles glänzt von Gold und Silber!"

„Iſt's möglich?" ſchrieen Alcantara und Guerra aus einem Munde „Viva la Espanna!"

„Adelaute!" (Vorwärts!) brüllten die Soldaten, deren Begierde kaum mehr zu zügeln war.

„Es kann ein Hinterhalt der Indianer darin ſein!" hob jetzt Diego etwas zur Beſinnung kommend, an, „Siebenzig Mann folgen uns. Ein Rottmeiſter und die Uebrigen bleiben hier zurück."

„Ich,“ rief Pater Vincenz, der bis dahin das Maulthier, welches er ritt, nicht verlaſſen und ſich in der Ferne gehalten hatte, „ich werde hier einſtweilen noch zurückbleiben; aber ich bitte Euch, mir auf's Schleunigſte Botſchaft zu ſenden, ſobald ihr Alles in Richtigkeit findet.

Unter dem Murren der Zurückbleibenden drang nun der größere Theil der Spanier in den Eingang der Höhle.

„Seht Ihr? Seht Ihr?“ rief Ortiz, als die Ritter und ihre Begleiter über die Leichname der getödteten Panther und der in Stücken zerriſſenen Hunde vorwärtsſchritten, indem er nach dem Hintergrunde zeigte.

„Es hat ſeine Richtigkeit!“ jubelte Diego „Wir haben den Schatz des Ynka's entdeckt.“

Der ganze Schwarm ſtürzte ſich jetzt in den innern Raum, in welchem die Goldmaſſen aufgehäuft lagen. Die Spanier ſtanden wie verſteinert. In ganzen Bergen lag das Gold, jener Götze, der ſie aus dem Vaterlande über wüſte Meere in eine neue, ferne Welt gelockt hatte, vor ihren Blicken. Still funkelnd bei dem Scheine von hundert flackernden Kerzen, in einem magiſchen Glanze, der ihr Gehirn faſt zum Gähren brachte, lagen Maſſen edlen Metalles vor ihnen, die ſie in ihren kühnſten Träumen ſich nicht in ſolcher Größe gedacht. Ihre Augen waren geblendet, ſie ſchienen vor Anſtrengung und Begier aus ihren Höhlen treten zu wollen, und es dauerte eine lange Zeit, ehe Einer der Erſtaunten Worte finden konnte.

„Halten wir Rath, was jetzt zu thun ſei!“ ſagte endlich Ortiz bedächtig zu den Rittern, während die Wapner ſich in dem Gewölbe zerſtreuten und bald hier, bald dort einige Goldbarren, oder ein kleines, aber koſtbares Gefäß in die Taſchen ihrer weiten Pluderhoſen gleiten ließen.

„Die Sache ergiebt ſich von ſelbſt!“ ſprach Alcantara „Nicht die Hölle ſammt ihren Heeren, ſoll mich von hier treiben. — Wir beſetzen und befeſtigen die Höhle wegen eines möglichen Angriffs von Seiten der gewiß erſt vor Kurzem entflohenen Indianer und ſenden einige Boten an meinen Bruder.“

„Einige Wenige werden von den, in den Wäldern heulenden indianiſchen Teufeln niedergemetzelt!“ bemerkte Ortiz.

„Es muß ein Ritter mit ihnen ſein! Ihr könntet das Commando übernehmen!“ erwiederte Jener.

„Danke für das geſchenkte Zutrauen!“ antwortete Ortiz rauh und höhniſch, „Ihr meint, ich ſoll mich in den Wäldern mit dem Heidengeſindel herumſchlagen, während Ihr die beßten Koſtbarkeiten bei

Seite prakticirt und mir hinterher Euer Bruder ein paar Goldbarren, wie dem Hunde einen Knochen, hinwerft.

„Seid kein Narr, Don Gutierre Ortiz!“ ſagte Diego lachend. „So war es nicht gemeint. Wir wären heilloſe Narren, wenn wir dem Feldherrn und wohl gar dem ſchäbigen Hunde, dem Almagro, Alles in den Rachen werfen wollten. — Ein gutes Theil der Schätze muß unſer ſein, ehe jene Beiden ihre Naſen in dieſe Höhle ſtecken.

„Natürlich!“ bemerkte Guerra „Wißt Ihr was?“ fuhr er fort „mir kommt ein köſtlicher Einfall. Wir ſchicken den Mönch mit zwanzig Mann nach Tumbez, um Pizarro Nachricht zu bringen. Inzwiſchen beſetzen wir die Schatzkammer, erlauben zwar jedem Wapner ſo viel Gold zu nehmen, als er fortbringen kann, jedoch ohne die Kerls weiter in das Innere zu laſſen. Wir ſelbſt eignen uns die Edelſteine zu, die hier und da an den Geräthſchaften glänzen, und theilen ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, brüderlich. Ich denke, auf dieſe Weiſe ſchöpfen wir die Fettaugen von der Suppe, ehe die Feldherren mit ihrem großen Löffel hineinfahren.“

„Bei San Jago, Ihr habt Recht!“ rief Diego. „Ein blöder Hund wird ſelten fett! Wir wollen Eurem Rathe folgen. — Geſchwind, ruft den Mönch!

Mag ſich der fatale Schleicher die weiten Aermel und die Kapuze mit Goldbarren vollſacken, wiewohl ich dieſem Geſchmeiß eigentlich nicht viel Gutes gönne. — Auch die Wapner mögt Ihr rufen. Wir wollen die zwanzig auswählen, die den Kuttenmann begleiten, und — hört Ihr! — wir müſſen die auswählen, die etwa plaudern könnten, wenn ſie hier blieben.“ —

„Vor Allem müſſen die Hakenſchützen fort! Die Kerle glauben ohnehin, ſie hätten etwas zum Voraus,“ flüſterte Ortiz, indem er zur Höhle hinausging. Bald kehrte er in Begleitung des ſtaunenden Mönchs, und des Reſtes der Truppen zurück.

„Ihr Zwanzig,“ ſprach Alcantara, „werdet mit dem ehrwürdigen Pater nach Tumbez eilen und dem Feldherrn Nachricht bringen. Nehmt von dieſen Barrenhaufen, was Ihr fortbringen könnt, ohne daß es im Hauptquartiere Aufſehen erregt, und haltet reinen Mund. Was ich aus bloßer Liebe zu Euch, auf meine Verantwortung übernehme, könnte mir ſonſt viel Verdruß zuziehen.“

„Sorgt nicht, edler Sennor,“ riefen die Soldaten, die Goldbarren einſackend, „von uns erfährt kein Sterblicher etwas.“

„Gebt mir Eure Büchſen Brüder!“ rief ein alter Schütze. „Ich will ſie an die Sattelbögen befeſtigen. — Was Ihr, wenn Ihr die ſchwere Büchſe ſchlepptet, fortbringen könntet, wäre ja ſonſt eine wahre Lumperei, vielleicht kaum ein paar Dublonen werth."

„Ganz recht!" rief Pater Vincenz. „Ich gedenke zu Fuße zu gehen, und mit Eurer Genehmigung, Caballeros, bepacke ich mein Maulthier mit einer kleinen Ladung güldener Gefäße, die ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht für mich verlange, ſondern um für unſere liebe Frau, die santa virgen de la concepcion. — Aber um Gottes Willen, was iſt das?" ſetzte, faſt ſchreiend der Mönch hinzu, als in eben dem Augenblicke, wie der alte Schütze, der die Gewehre hinausgetragen hatte, wieder hineintrat, ſich vom Eingange der Höhle her, ein Schlag, wie von dem Falle eines Holzblocks, hören ließ, welchem bald darauf ein furchtbares Krachen folgte. — — —

„Seht was es giebt!" ſchrie Alcantara. „Ich glaube die Wölbung ſtürzt über uns zuſammen."

„Es iſt das Werk des Satans der dieſe Schätze bewacht!" rief der Mönch.

Ein Wapner, der nach dem Eingange geeilt war, kehrte voll Entſetzen zurück.

„Eine Fallthür!" ſchrie er zitternd, „verſchließt den Eingang und, wie es ſcheint, verſchütten die Indianer dieſen von außen mit herabrollenden Felſenſtücken."

„Auf!“ rief Guerra. „Auf! laßt uns den Rückweg bahnen!“ —

„Es iſt umſonſt! Ihr ſeid Alle verloren,“ ertönte jetzt eine Indianerſtimme. Es war die Yupanquis. — — —

Mit Entſetzen blickten die Spanier aufwärts, und nach der Seite, woher die Stimme ertönte.

Hier fiel ihnen der Balkon, nahe an der zwanzig Ellen hohen Decke, und auf dieſem der Peruaner, ſo wie Francesco in die Augen. Vier ſtarke Indianer mit Harzfackeln traten noch überdies auf den Altan.

„Habe ich Euch? — Habe ich Euch endlich Ihr weißen Mörder?“ ſchrie der indianiſche Häuptling, mit einer Stimme die ſchauerlich in dem Gewölbe widerhallte, und indem in ſeinem dunkeln Auge, in ſeinen grimmigen Zügen, alle Gefühle des Haſſes und der Rache ſichtbar wurden. „Ha! Jetzt ſoll dem Sohne der Sonne, den Ihr erwürgt habt, ein Opfer gebracht werden, das ſeiner würdig iſt!“

„Ergreift die Büchſen, Soldaten! — Schießt auf den indianiſchen Hund!“ ſchrie Hernandez Guerra, der am erſten zur Beſinnung kam.

„Sie ſind draußen vor der Höhle!“ murmelte einer der Soldaten.

„Verflucht!“ rief Alcantara. „Späht nach einem andern Ausgange.“

„Es giebt ihrer nur zwei und dieſe ſind auf ewig verſchüttet!“ rief hohnlachend Yupanqui von oben herab.“

Nur zu bald überzeugten ſich die Soldaten mit Entſetzen, von der fürchterlichen Wahrheit dieſer Rede, denn das Rollen der vor den Eingängen herabſtürzenden Felſenblöcke übertäubte faſt ihre Stimmen, und endete erſt nach einer langen Weile. Die Spanier waren ſtumm vor Schreck und Beſtürzung. —

„Nun,“ rief der Peruaner mit furchtbarem Lachen „was ſteht Ihr ſo betroffen, Ihr Gewaltigen? — Was ſeid Ihr ſo erſchrocken, Ihr erzgepanzerten Krieger? — Seid Ihr etwa unzufrieden mit den Schätzen, die Ihr gefunden habt? Genügt ſie Euch nicht, die Schatzkammer Atahualpa's? — Blickt doch um Euch! Seht, wie er funkelt, der Götze, dem zu Ehren Ihr über das große Waſſer gekommen ſeid! Seht, wie er Euch anlächelt mit ſeinen tauſend funkelnden Teufelsaugen! Ihr habt um ihn gekämpft, gelitten, gemordet, Ihr habt das Blut eines unſchuldigen Volkes vergoſſen, wie Waſſerbäche; warum iſt Euer Herz nicht fröhlich? — Meint Ihr, man würde Euch von Eurem Gotte, von jenem funkelnden Metalle, dem Ihr Eure Seelen verkauft habt, trennen?

— Seid ganz ruhig. Ihr ſollt es behalten. Der Sohn der Sonne hat befohlen, daß keine Hand der Kinder ſeines Volkes es je wieder berühre, daß es der Erde, aus deren Eingeweide es geriſſen ward, wieder gegeben werde. — Ihr allein ſollt es haben, Ihr ſollt es ungetheilt beſitzen, und Eure Knochen ſollen auf dieſen Goldhaufen ruhen, bis zum großen Tage des Weltendes. — — —

Francesco war beinah ſo tief, wie die Spanier von den entſetzlichen Worten des Peruaners erſchüttert.

„Wäre es möglich, Yupanqui?“ ſchrie er. „Du wollteſt die Unglücklichen in dieſer Höhle verhungern laſſen?“

„Bei dem Lichte der Sonne!“ entgegnete der Alte, mit grauſenhafter Kälte. „Sie werden nimmer das Licht des Tages ſchauen. —

„Auf, Spanier! Auf, Soldaten!“ rief Guerra mit dem Tone der Verzweiflung. „Thürmt die Goldbarren bis zu jenem Balkon übereinander; wir wollen uns über die Leichen der Verräther den Ausgang erzwingen.“

„Meinſt Du nicht, daß, ehe Ihr die Hälfte der Höhe erreichtet, dieſer Eingang verſchüttet ſein würde, wie die andern?“ lachte der Peruaner höhniſch.

Die Soldaten ſtanden von der augenſcheinlichen

Wahrheit dieſer Worte, wie gelähmt, von ihrem Unternehmen ab.

„Sprengt jenes Thor!“ ſchrie Alcantara, auf die mächtige Fallthür in der gegenüberliegenden Wand zeigend.

„Blickt um Euch!“ rief der Peruaner. „Die Kerzen verklimmen eine nach der andern. — Wollt Ihr mit Euren winzigen Meſſern, mit Euren Schwertern, jene Balken in der Finſterniß durchſchneiden, um den Tod einige Stunden früher hereinzulaſſen.“

„Ich bitte, ich beſchwöre Dich, gewähre ihnen Gnade!“ rief Francesco, die Hand des Alten an ſeine Bruſt drückend.

„Sie haben den Ynka ermordet!“ erwiederte Yupanqui kalt. „Sie müſſen ſterben!“ —

„Gnade! — Gnade!“ rief der Mönch, auf die Kniee ſtürzend. Eine Anzahl Spanier ahmte ihm nach.

„Das iſt die Stellung, die Euch zukommt, elende Mörder!“ ſagte kalt der greiſe Häuptling. „Mögt Ihr in dieſer zu Eurem Götzen flehen, daß er Euch errette.“

Kalt wendete ſich der Alte, er wollte Francesco mit ſich fortziehen, die Kerzen fingen hier und da an zu erlöſchen.

„Francesco Velarde, könnt Ihr zuſehen, auf welche entſetzliche Art wir hingeopfert werden?“ ſchrie Alcantara in Verzweiflung.

„Bewegt unſere Mörder, uns einen ſchnellen Tod zu geben, oder hundert Eurer Brüder fluchen Euch in ihrer Todesſtunde!“ rief mit furchtbarer Stimme Ortiz.

„Yupanqui!“ ſagte in entſetzlicher Aufregung Francesco. „Hoffe nicht, daß ich das gräßliche Opfer, das Du dem getödteten Ynka bringen willſt, überleben werde. Tödte die Unglücklichen, wenn ſie nicht leben dürfen, aber tödte ſie ſchnell. Ich beſchwöre Dich bei Deinem getödteten Herrſcher, bei der Sonne, die Du verehrſt, bei Deinem und meinem Gott!“ —

„Nimmermehr!“ rief mit ſtarker Stimme der Alte.

„Wohlan, ſo vermaure den Eingang!“ ſprach Francesco entſchloſſen, und indem er einen Felſenvorſprung faßte. „Ich theile das Schickſal der Unſeligen, wenn Du nicht ihre Bitten erhöreſt.“ — —

„Der Herr des Lebens hat dem weißen Manne große Kraft gegeben!“ flüſterte Einer der Indier in das Ohr Yupanqui's. — Der Alte ſtutzte. —

„Den Tod! Gieb uns den Tod!“ ſchrien in Verzweiflung die Spanier.

Yupanqui ſchien einen Augenblick zu überlegen, dann zu den Peruanern gewendet, ſtieß er einige rauhe Laute aus. Plötzlich ſprangen die Indier nach der Kette, die nach der gegenüberliegenden Fallthüre lief. Eine Winde begann zu knarren, die ungeheure Fallthüre begann ſich zu bewegen.

„Um Gotteswillen! Was iſt das?“ ſchrie Franceſco, als die Fallthür in die Höhe flog.

„Der Tod!“ rief gräßlich lachend Yupanqui. — —

Der junge Spanier that einen Blick nach jener Seite. — Eine formloſe Geſtalt — ein grauer Berg — eine Waſſerwoge, groß genug, um in wenig Minuten ein Kriegsſchiff zu erfüllen und ihm den Untergang zu bringen, ſchoß herein. — —

Faſt beſinnungslos, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſtürzte Franzeſco die Treppe aufwärts. Er hatte ſchon den eingeſchloſſenen Gartenraum betreten, als er noch das verzweiflungsvolle Klaggeſchrei ſeiner ehemaligen Waffenbrüder zu vernehmen glaubte. Der Jüngling täuſchte ſich indeß, es war das wimmernde Pfeifen des Luftzuges, der vor dem Druck der in die Höhle dringenden Waſſermaſſe ſich durch alle Felſenritzen einen Ausgang bahnte. — —

Todtenbleich ſtand Franceſco in der Laube vor Ruſta Roka, und bekümmert ſah die ſchöne Peruanerin in das Geſicht des jungen Mannes, als Yupanqui ſtill und ernſt zu ihnen trat.

„Der Wille des Sohnes der Sonne iſt erfüllt!“

ſagte er. „Kein menſchlicher Fuß wird je die Schatzkammer Atahualpa's wieder betreten, kein Auge, als das des gefräßigen Raubfiſches, der die Körper unſerer getödteten Feinde bereits umſchwimmt, jene Metallhaufen wieder ſchauen. Die Waſſer des See's beſpülen ſchon die Wölbung der Höhle, der letzte Eingang iſt verſchüttet. — Wann will Nuſta Roka dieſen Ort verlaſſen?"

„Sogleich, Yupanqui!" rief erſchüttert das Mädchen.

Mit großer Ruhe verließ der alte Häuptling die jungen Leute. In wenig Augenblicken flatterten einige bunte Bänder von der Spitze eines Felſens, und bald darauf ſtießen am jenſeitigen Ufer eine bedeutnde Anzahl indiſcher Kanots vom Lande. Nach ungefähr zwei Stunden war Alles zur Abreiſe fertig. Nuſta Roka, Francesco, Yupanqui und ungefähr zwanzig Peruaner, ſtiegen auf Strickleitern von Baſt, von der Höhe der Felſen in die am Fuße der letzteren liegenden Schiffchen, und es ward dem jungen Spanier leichter um's Herz, als der Augenblick da war, wo er an der Seite Nuſta Roka's den bereit liegenden Kahn betreten konnte. Nur als dieſer ſich in Bewegung ſetzte, als er langſam an der mauergleichen, ſteilen Felſenwand hingleitete, als Francesco tief unter der Oberfläche eine thorähnliche Oeffnung bemerkte, zu welcher ganze Schaaren des Biriqui (eine gefräßige, ſelbſt den Badenden höchſt gefährliche, dem Karpfen einigermaßen gleichſehende Fiſchart) aus- und einſchwammen, da ſchauderte der Jüngling, und er war froh, als die kleine Flottille den offenen See gewann und nun munter nach Oſten ſteuerte. — — —

Wir übergehen die einfachen Begebenheiten, die ſich auf der Reiſe, in eine der abgelegenſten Gegenden der Anden, ereigneten.

Der Schmerz, nun auf ewig von dem Vaterlande, von ſeinen Freunden und Brüdern getrennt zu ſein, hatte den Jüngling zwar manchmal ganz zu Boden gedrückt; ſobald er aber auf die herrliche, ihn umgebende Natur, auf das kindliche, in ſeinen Sitten ſo unſchuldige Volk, das er immer mehr achten und lieben lernte, vor Allem aber in das fromme, liebliche Auge der ſchönen Indianerin blickte, ward er ruhiger und bald fühlte er den Stachel des Schmerzes weniger wild in ſeinem Innern wühlen.

Die Reiſenden gelangten endlich in ein ſtilles, friedliches Thal; es ſchien der Zufluchtsort einer Menge der Getreuen Atahualpa's zu ſein. Unter Jubel ſtrömten ganze Schaaren fröhlicher Indier den Ankommenden entgegen, und Francesco ſah ſich freudig überraſcht, als er wie ein alter Bekannter aufgenommen wurde. Peruaniſche Häuptlinge umringten den jungen Mann und küßten ihn nach Sitte des Landes auf Schulter und Bruſt. Wie es ſchien, hatten ſie bereits erfahren, welches Vertrauen der getödtete letzte Beherrſcher ihres Landes in den jungen Spanier geſetzt. Ein großer Theil des niedern Volkes aber warf ſich vor Francesco in den Staub. Viele von ihnen hatten noch nie einen weißen Mann geſehen; ſie ehrten und fürchteten ihn als einen Dämon, der, nach Wohlgefallen, ihnen Gutes oder Böſes erzeigen könne.

Das weite Thal, das die Reiſenden erreicht hatten und in welchem Francesco, wie es allen Anſchein hatte, den Reſt ſeines Lebens zubringen ſollte, lag zwar der höchſten Gebirgskette der Kordilleren ungemein nahe, man erblickte von hier aus jene ungeheuren Bergkegel, deren Seiten, obwohl am Fuße mit tropiſcher Vegetation bedeckt, dennoch unfern dem rauchenden Gipfel mit ewigem Schnee und Eis bekleidet ſind; trotz deſſen bot das herrliche Gelände einen ungemein lachenden, faſt paradieſiſchen Anblick dar. So weit das Auge trug, war die Gegend mit der üppigſten Vegetation geſchmückt, und in den Niederungen und Schluchten, wo tauſend reinliche Hütten von Palmen beſchattet lagen, war Alles angebaut. In der Mitte des Thales erhob ſich ein der Sonne gewidmeter Tempel. Er war zwar nicht an Größe dem von Tumbez, noch weniger dem von Cuzco zu vergleichen, er nahm ſich indeß in dieſer Umgebung immerhin ſtattlich genug aus. Ein Haus, von Prieſtern bewohnt und in der Nähe des Tempels gelegen, nahm Nuſta Roka und ihre Dienerinnen auf, bis, wie es hieß, eine in wenigen Tagen abzuhaltende Volksverſammlung das Weitere über die Zukunft der jungen Peruanerfürſtin beſtimmt haben würde. Francesco wohnte in der Hütte, die für Yupanqui errichtet worden war. Zwar ſchauderte der Jüngling, wenn er den Alten betrachtete, den er für den Mörder ſo vieler ſeiner ſpaniſchen Landsleute anſehen mußte; wenn er indeß bedachte, durch welche entſetzliche Gräuel das ſonſt ſo friedliche Volk der Peruaner dahingebracht worden war, auf ſo furchtbare Weiſe Vergeltung zu üben, ſo milderte ſich nach und nach der Widerwille, den er gegen den Greis empfand. Letzterer ſchien mit den Gefühlen, die Francesco erfüllten, nicht ganz unbekannt zu ſein. Er ſprach oft davon, wie er allein ſtehe, kinderlos ſei, und ließ dann durchblicken, daß es nur auf den jungen Spanier ankomme, um in ihm einen Vater zu finden. Wendete ſich das Geſpräch auf Nuſta Roka, welche Francesco jetzt weniger oft wie früher zu Geſicht bekam, ſo erzählte ihm Yupanqui, wie ganz abſichtslos, daß Roka als einziger legitimer Sproß des Stammes der Ynka's zwar nächſtens zur Fürſtin der in's Gebirge geflüchteten Stämme erklärt, zugleich aber genöthigt werden würde, ſich einen Gatten zu wählen. Ob nun Einer der nächſten, illegitimen Verwandten Atahualpa's, ein mächtiger Häuptling oder ſonſt ein ausgezeichneter Krieger die Hand Nuſta Roka's erhalten werde, hänge weniger von dieſer als von der Verſammlung der Häuptlinge ab, und obwohl der Gewählte keineswegs als ein Fürſt des Volkes betrachtet werden würde, indem nur ein von Roka geborener Knabe nach den Landesgeſetzen als Ynka und Sohn der Sonne angeſehen werden könne, da nicht die väterliche, ſondern die mütterliche Abkunft die Nachfolge beſtimme, ſo ſei es doch unerläßlich, daß ein angeſehener, von dem Volke verehrter Mann, der Gatte der Fürſtin werde. Uebrigens, ſchloß dann Yupanqui gewöhnlich, ſei es unbegreiflich, daß Atahualpa, wie er leicht gekonnt, nichts über dieſen Punkt beſtimmt habe; denn obwohl er keinen Sohn gehabt, der nach dem Geſetze Manco Capac's die Schweſter dann geheirathet haben würde, ſo hätte er, wie es in einem ſolchen Falle herkömmlich, irgend Jemand adoptiren können, welches dann als Erfüllung des Herkommens angeſehen worden wäre.

Mit tiefer Trauer hörte Franceſco die Worte Yupanqui's ſobald ſie auf dieſen Gegenſtand kamen;

denn er konnte ſich die Gefühle, die ſein Herz erfüllten, nicht länger verhehlen. Je näher der Tag herbeikam, an dem, wie er wußte, die Verſammlung der Häuptlinge zuſammenberufen wurde, jemehr fühlte er ſein Inneres zerriſſen, und er beſchloß, ſobald es ihm nur möglich ſein würde, den Zufluchtsort, den er gefunden, zu verlaſſen und in einem der entfernteſten Thäler der Anden ſeinen Aufenthaltsort zu wählen. Der junge Mann beſtärkte ſich nur um ſo mehr in ſeinem Vorſatze, als Yupanqui ihm einſt unvermuthet erklärte, daß er entſchloſſen, gleich nach abgehaltener Verſammlung, wo er dann ſeiner Function als Aufſeher Nuſta Roka's entledigt ſei, in eine entfernte Gegend, wo er Eigenthum beſitze, abzureiſen. Eifrig und mit Dank nahm nun Francesco den Vorſchlag des Alten, ihn als Sohn adoptiren zu wollen, und daß er deßhalb ſogleich die Kleidung der Peruaner anlegen ſolle, an, und er wünſchte ſelbſt zuletzt ſehnlich, daß der Tag herankommen möge, der ihn für immer in eine ferne Gegend verſetzen ſollte, da er nur allzuwohl fühlte, daß jeder Moment, in dem er Nuſta Roka von Neuem erblickte, auch die Qual, die er empfand, vermehren müſſe. So rückte endlich der Tag der Volksverſammlung heran.

Schon bei Anbruch deſſelben war das weite Gefilde, was den Sonnentempel und die Wohnungen der Prieſter umgab, von Tauſenden der Peruaner erfüllt und immer ſtrömten noch neue Menſchenhaufen aus allen Gebirgsſchluchten. Yupanqui war bereits am frühen Morgen beſchäftigt geweſen, für ſeinen Adoptivſohn die nach indianiſchen Begriffen prächtigſte Kleidung, die eleganteſten Hals- und Armzierrathen, die ſtrahlendſte Federkrone hervorzuſuchen.

„Man ſolle nicht ſagen,“ ſprach ſchmunzelnd der Alte, „daß Yupanqui nicht den von ihm Erwählten zu ſchmücken wiſſe.“

Ungemein frappirte ihn daher Francesco's Erklärung, daß, wenn er auch mit Freuden die Tracht des Volkes, das ihn in ſeine Mitte aufnehme, anlegen wolle, ſo würde er ſich doch nie dazu verſtehen, ſich mit einem, nach ſeiner Meinung ſo unmännlichen Putze zu zieren, wie er in dem Hals- und Ohrengeſchmeide erblicke. Es wäre dem Jünglinge viel leichter geweſen, von dem Alten die Erlaubniß zu erhalten, von der Sonnenaufgangsfeier wegzubleiben — wozu er ſich jedoch unter der Bedingung verſtand, daß er ſeine Gebete dem Gott der Chriſten darbringen dürfe — als es ihm ward, ſeinen wohlmeinenden Adoptivvater, die Erlaubniß, die Ohren undurchbohrt zu laſſen, abzudisputiren, ja ſelbſt, als Francesco in Begleitung des Greiſes in den Kreis der vor dem Sonnentempel verſammelten Häuptlinge trat, als das

Volk hoch aufjauchzte, eines jener weißen Weſen, von denen es noch nicht wußte, ob es wirklich Menſchen oder Dämonen wären, in der Landestracht zu ſehen, ja wie ſelbſt die Anführer die Gründe billigten, welche den jungen Mann veranlaßten, in ſeinem Aeußern, ſo wie in ſeinem Kultus ſich einige Ausnahmen vorzubehalten, ſchüttelte der Alte noch das Haupt und meinte, ſo ſtattlich ſich auch Francesco ausnähme, würde er dennoch in dem gehörigen Häuptlingsſchmuck ein weit vollkommeneres Bild eines peruaniſchen Anführers gegeben haben.

Nachdem die Prieſter der Sonne dem höchſten Herrn des Himmels zuvor noch ein Opfer gebracht hatten, traten die indiſchen Häuptlinge, mehr als hundert an der Zahl, in den Tempel und die Berathung begann. Die Mehrzahl beſtand darauf, daß der nächſte männliche Verwandte Atahualpa's der Gemahl der jungen Fürſtin werden ſolle, bald aber fand es ſich, daß nicht nur dieſer, ſondern ſelbſt die entfernten Familienglieder ältere Männer waren, die Atahualpa, als er bei einem Aufſtande ſeinen Bruder Huascar und deſſen Söhne tödten ließ, eben nur ihres Alters, oder unkriegeriſchen Eigenſchaften willen geſchont hatte. — Yupanqui ſchlug jetzt vor, daß man den tapferſten der jüngeren Krieger zum Gemahl Nuſta Roka's wählen ſolle, dem widerſetzten ſich aber eine große Anzahl der Stammeshäupter, da, wie ſie meinten, dies dem Stamme, zu dem der Erwählte gehöre, ein allzugroßes Uebergewicht geben würde. — Ein alter Sonnenprieſter trat ſodann vor, und meinte, man müſſe die Vermählung unter ſolchen Umſtänden noch aufſchieben, und inzwiſchen mehrere Monate lang eine Reihe Opfer an den unter die Götter verſetzten Ynka richten, damit dieſer ſich geneigt finden ließe, auf irgend eine wunderbare Weiſe den Gemahl ſeiner Tochter zu bezeichnen. Schon war man geneigt auf dieſen Vorſchlag einzugehen, als ein alter Peruaner in die Mitte des Kreiſes trat, und, nachdem er vor dem Abbilde der Sonne ſich verbeugt hatte, ausrief: Atahualpa hat einen Sohn! Es kommt nur darauf an, ihn aufzufinden. —

Mit einem Ausrufe, der Neugierde und Verwunderung anzeigte, umdrängten die Peruaner den Greis.

„Ihr wißt,“ ſprach Letzterer, „daß ich der Einzige war, der mit Erlaubniß der furchtbaren Fremden, die über das große Waſſer gekommen ſind, bis zu dem letzten Augenblicke bei dem vergötterten Ynka bleiben, und ihn bedienen durfte. Nun wohlan! Als ſeine Mörder ihm ankündigten, daß ſein Tod nahe ſei, als er ſich bei Aufgang ſeiner Mutter, der Sonne, in den Staub geworfen und gebetet hatte, als ich ihn zum Letztenmale ſchmücken wollte, da bemerkte ich mit Erſtaunen, daß eins der Hauptzeichen ſeiner Würde, und zwar das erſte derſelben, die rechte Feder des heiligen Vogels, bei ſeinem Schmucke fehle. Ich machte ihm den Umſtand bemerklich, und wie erſtaunte ick, als er ſagte: ich habe dies Zeichen verſchenkt! — Sprachlos ſtand ich vor dem Ynka, er bemerkte mein Erſtaunen und ſagte: Du wunderſt Dich, guter Manco? Ein gefallener Fürſt iſt ärmer als der ärmſte Bettler. Sollte ein ſolcher nicht jedes Zeichen von Wohlwollen doppelt anerkennen? — Ich gab die Feder einem Jünglinge, der mein ganzes Herz durch ſein Mitgefühl, ſeine Männlichkeit, ſeinen Edelmuth, gewann. — — Nach wenig Augenblicken war Atahualpa bei den Göttern. — Seinen übrigen Königsſchmuck habe ich Euch überliefert. — Meine Meinung iſt: Der, welcher die ihm von dem Ynka überlieferte Feder vorzeigen könnte, müßte Nuſta Koka's Gatte werden. Der Geiſt des Ynka wird in ihm wohnen.“ —

„Du wirſt Dich wundern, mein Sohn,“ ſagt Yupanqui, als er bemerkte, daß Francesco unruhig wurde, daß ein ſo hoher Werth auf eine ſo einfache Sache wie eine Feder iſt, gelegt wird, aber Dein Erſtaunen wird nachlaſſen, wenn ich Dir folgendes mittheile. —*

---

*) Wörtlich nach Garcilaſſo de la Vega, der ſelbſt ein Abkömmling der Ynka's war. Vid. Lib. 6.

Ungefähr dreißig Meilen von Cuzco, gegen Morgen, am Fuße der großen Schneeberge, iſt eine wilde Einöde, welche man Villkanuta nennt. In dieſer wilden und einſamen Gegend iſt ein Moraſt in welchem ſich der heilige Vogel Coraquenque aufhält. Man weiß nicht, wo dieſer herkommt, und nie ſieht man mehr als zwei; es ſind immer dieſelben. Man meinte in ihnen die Geiſter Manco Capac's, und ſeiner Gattin, Mama Oello, zu ſehen, und beſtimmte deßhalb die erſte Schwungfeder des rechten, und die des linken Flügels zu Zeichen der Königswürde. Sobald ein neuer Ynka zur Regierung gelangte, ſendete man geſchickte Jäger in die Wüſte von Villkanuta, dieſe ſchlichen den heiligen Vögeln ſo lange nach, bis ſie einen davon fingen, ſie nahmen ihm die erſten Federn in beiden Flügeln, und ſetzten ihn ſodann wieder gewiſſenhaft in Freiheit.“

„Der eben bezeichnete Königsſchmuck wurde dem Ynka, wenn er ſtarb, mit in das Grab gegeben, und ſein Nachfolger mußte ſich mithin mit einem neuen verſehen.“

„Nun wohl!“ fiel Francesco ein; „aber ich begreife noch nicht —“

Yupanqui winkte mit der Hand und fuhr fort:

„In ſeltenen Fällen, bei hohem Alter, oder wenn das Reich in Gefahr war, übergab der Ynka eine dieſer Federn — von denen die rechte oder linke, an ihrer Krümmung erkennbar, für die vorzüglichen gehalten wurden, irgend einem ſeiner Günſtlinge. Dieſer ward dadurch Stellvertreter des Fürſten, und, da er zugleich Anführer des Heeres wurde, ſo geſchah die Uebergabe gewöhnlich auf einem Platze, genannt Yahuarpampa (Blutfeld), der unweit Cuzco gelegen war" *).

Noch ſprach Yupanqui, als ein Sonnenprieſter ausrief: Die Mehrheit der Stammeshäupter, ſo wie die Prieſter haben beſchloſſen, daß überall bekannt gemacht werde, daß Derjenige, wer er auch ſei, der die heilige Feder aus den Händen des göttlichen Atahualpa empfing, der Gatte Nuſta Roka's werden ſolle.

Noch ward der Beſchluß der Verſammlung, der ungeheuern Menſchenmaſſe, die das Thal erfüllte, und alle Zugänge des Tempels belagert hielt, mitgetheilt, noch lief die Botſchaft von Mund zu Mund, und erregte hier lauten Jubel, dort beifälliges Murmeln, als Francesco ſchweigend in den Kreis der Häuptlinge trat. Still nahm der Jüngling eine Kapſel, die er an einem Bande trug vom Halſe, er öffnete ſie, und indem er eine ſchwarz- und weißgefleckte Feder herausnahm und ſie dem älteſten Stammprieſter

---

*) Siehe Cieca de Leon: Geſchichte Peru's.

überreichte, ſagte er mit leiſer Stimme: „Siehe hier, das letzte Liebeszeichen des unglücklichen Atahualpa!“ —

Sprachlos ſtanden alle Anweſenden, die Augen auf Francesco gerichtet. Mit einfachen Worten, die das Gepräge der Wahrheit trugen, erzählte der Jüngling die Art und Weiſe, wie ihm der Ynka den Hauptſchmuck übergeben. — Endlich begann man leiſe zu berathſchlagen. Wie der junge Spanier bemerkte, konnte ihm die Meinung der Anweſenden nur günſtig ſein, denn wohlgefällig blickten die Aelteſten von Zeit zu Zeit auf ihn. Bloß einer der jungen Anführer äußerte halblaut einen Zweifel, ob der eben gefaßte Beſchluß auf einen Fremden Anwendung finden könne. Jetzt aber fuhr Yupanqui auf: „Wer,“ ſchrie er, „iſt es, der meinen Sohn einen Fremden nennt? Er trete vor! Mit der Streitart in der Hand, will ich ihm das Gegentheil beweiſen.“ —

Nach kurzer Berathſchlagung ward einmüthig beſchloſſen, daß Francesco Roka's Gatte werden ſollte. Die junge Peruanerin ward herbei geführt. Sanft weinend ſank ſie in die Arme Francesco's. Sprachlos hielten ſich die Liebenden lange umſchlungen. —

Als in dem, in unſern Tagen geführten Befreiungskriege einige Spanier in die Gebirge von Oberperu (Bolivien) flohen, da entdeckten ſie zu ihrem Erſtaunen, in einem der entfernteſten Andenthäler, einen Indianerſtamm, den ſie weit civiliſirter, weit friedlicher, als alle die benachbarten Stämme fanden. Sie wurden hier wie Freunde aufgenommen, denn, ſagte man ihnen, eine Tradition, die von dem Vater auf den Sohn übergegangen, erzähle, daß vor alten Zeiten ein weißer Mann, der eine Tochter des letzten Ynka's geheirathet, ihren Stamm beherrſcht habe, und daß man deßhalb die Weißen, ſo lange ſie ſich friedlich betrügen, auch als Brüder betrachten müſſe. Uralte Greiſe verſicherten, in ihrer Kindheit Mitglieder ihrer Kazikenfamilie geſehen zu haben, die unverkennbare Zeichen europäiſcher Abkunft an ſich trugen.

Die

Empörung der Sclaven.

Eine Erzählung.

Motto:

Er, der die Wildniß blühen machte, hat den Unwiſſenden und Wilden zu ſeinem Werkzeug gemacht, um ſeinen Willen zu vollbringen. —

Cooper.

Faſt im Mittelpunkte der von einem ewigen Frühling umblühten Inſelkette, die den Golf von Mexico einſchließt, liegt Hayti die Perle der Antillen. — Herrliche Ströme fließen hier im Schatten mächtiger Bäume, in deren Wipfeln bunte Papageien, emſig ihr Futter ſuchend, herumklettern, und von dem Rohr des Jägers aufgeſchreckt, in Schaaren emporſteigend, ihr leuchtendes Gefieder im Strahle der tropiſchen Sonne erglänzen laſſen. Ueberall ſtrahlt jene Pracht der Natur, welche die Gegenden der Wendekreiſe auszeichnet. „In dieſen Thalgründen der Wonne," ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller, „genießt man die Reize des Frühlings, ohne je die Kälte des Winters oder die Hitze des Sommers zu empfinden. Nur zwei Jahreszeiten herrſchen hier, und eine übertrifft an Schönheit immer die andere. Der Boden bedeckt mit Blumen, ſeufzend unter der Laſt edler Früchte, verwirklicht jedes Gemälde der Dichtung, ſo reizend es auch ſein mag. Ueberall wird der neugierige

Blick, von den mannigfaltigſten Formen und Geſtalten, die der Glanz des klarſten Sonnenlichtes umſtrahlt, angezogen. Vorzüglich ſind die inneren, von der Küſte entfernten Gegenden der Inſel, ein Inbegriff aller Naturſchönheit.

Hier zieht ſich die Bergkette Cibao von Weſten nach Oſten. In ihren furchtbar ſchönen Schluchten, in ihren lieblichen Außenthälern, hat ſich die Bildnerin Natur in den großartigſten Kontraſten zu erſchöpfen geſucht; indeß blieb auch die Hand des Menſchen bei Ausſchmückung des Gartens Weſtindiens nicht müßig.

Die Vorberge des Cibao, da wo jetzt ein Urwald emporgeſchoſſen iſt, den der Jäger nur mit dem Beile in der Fauſt durchdringen kann, die Ufer des Artibonite, wo gegenwärtig der ſcheußliche Kaiman in Palmenſchatten ruht, hatte die Regſamkeit des franzöſiſchen Pflanzers mit Kaffeepflanzungen bedeckt, die wie ein breiter Gürtel das Gebirge umzogen. Unüberſehbare Zuckerfelder, wie ein hellgrünes Meer daherwogend, breiteten ſich, wo jene aufhörten, über die Ebene aus, und lohnten durch die Schätze ihres Ertrages ſowohl, wie durch die Pracht ihres Anblicks. Letzterer ward noch durch die blendende Weiße der in der grünen Fläche auftauchenden Pflanzerwohnungen, ſo wie durch ein Netz von Alleen, gebildet durch unzählige mit reicher glänzender Frucht beladene Orangenbäume ungemein erhöht. Alles jedoch, was Menſchenhand gebildet, ward in der ſcheußlichſten aller Revolutionen wieder durch Menſchenhand zerſtört, und erſt in unſern Tagen beginnt das Zerſtörte ſich nach und nach auf's Neue zu geſtalten. —

Es war im Jahre 1799 als auf der Pflanzung Morne rouge, die in der ſogenannten Nordebene, doch unmittelbar am Fuße der Gebirgskette Cibao lag, das Feſt der Zuckererndte gefeiert wurde. Schon ſeit vielen Tagen waren die rüſtigen Negerſclaven — und Herr Baillen, der Eigenthümer, beſaß deren über hundert — geſchäftig geweſen, das ſaftige Rohr zu ſchneiden. Unter muntern Geſängen bewegten ſich lange Reihen zweirädriger Karren, von ſtämmigen Negern gezogen, der Zuckermühle zu, und das eintönige, unabläſſige Knarren der Maſchine zeigte an, daß dieſe fortwährend im Gange ſei. Jetzt war eine Woche eben zu Ende, der folgende Tag ein Sonntag, und Herr Baillen hatte befohlen, daß heute die Arbeit eine Stunde vor Sonnenuntergang aufhören, und die Sclaven mit Weib und Kind ſich vor dem Herrenhauſe verſammeln ſollten, um zur Vorfeier des morgenden Tages eine doppelte Portion Rum, und Maniocmehl zu empfangen. Mit anſcheinender Freude vernahm das ſchwarze Völkchen die Nachricht von dem Ergebniſſe der guten Laune ihres Herrn. Ein langer hagerer Mulatte, den die rauhe Sprache, noch mehr aber die mächtige Peitſche in der knochigen Fauſt, als den Oberaufſeher der Sclaven bezeichnete, trieb ſich in der wimmelnden Menge ſchwarzer Geſtalten herum, und indem er Rum und Manioc durch zwei alte Neger vertheilen ließ, ſendete er ein paar gräßliche Flüche, wohl auch einen mäßigen Peitſchenhieb, in den verworrenen Menſchenknäul, ſobald ihm der Spectakel zu arg wurde. Solche Ausbrüche beſtialiſcher Tyrannei ſchienen indeß von dem ſchwarzen Volke nur als nothwendige Acte der Autorität angeſehen zu werden, denn der Lärm verminderte ſich nur auf Minuten, um dann heftiger als vorher loszubrechen, und als es zwei gewandten Burſchen gelungen war, unbemerkt von dem Oberaufſeher, ein kleines Rumfäßchen in eine neben an befindliche Hecke rollen zu laſſen, verbreitete ſich ein wieherndes Gelächter durch die Menge. In letzterer unterſchieden ſich zwei Individuen zu auffallend von den Uebrigen, und ihre Perſönlichkeit ſteht in zu innigem Zuſammenhange mit dem Verfolge dieſer Geſchichte, als daß eine kurze Schilderung derſelben unterlaſſen werden könnte. Die eine der oben angeführten Perſonen war ein kleiner, unterſetzter, ſtämmiger Kerl von mittlern Jahren. Die, ſelbſt für einen Neger, allzuaufgeworfenen Lippen, die überaus platte Naſe, der entſetzlich große Mund, der, bei oft wiederkehrendem lautem Lachen, zwei Reihen weiße, aber einzeln ſtehende und, dem Anſcheine nach, ſpitz gefeilte Zähne blicken ließ, endlich ein ganz eigenthümlicher wilddreiſter Blick, gaben der brandſchwarzen, und dabei ziemlich ſäbelbeinigen Geſtalt, etwas Widriges, Grauenhaftes; demungeachtet ſchien dieſer Menſch der Spaßmacher und Liebling der ganzen Geſellſchaft zu ſein, ja ſelbſt von dem Oberaufſeher ſichtlich bevorzugt zu werden. Richtete dieſer nämlich — was überaus ſelten geſchah, um nicht etwas ſeiner Würde zu vergeben — ein freundliches Wort an einen der Sclaven, ſo war es ſicherlich nur Jean Jaques, der dieſer Ehre theilhaftig wurde, und das gefurchte finſtere Geſicht des Mulatten verzog ſich dann wohl zu einem halben gnädigen Lächeln, wenn der Schwarze ſeiner Antwort, wie faſt jedesmal geſchah, einen kecken Spaß, der von der ganzen Bande mit übergroßem Gelächter aufgenommen wurde, beifügte. Auch auf die Menge ſeiner Mitbrüder ſchien Jean Jaques eine große Autorität auszuüben. Jeder Wink von ihm ward ſchnell befolgt, jedes ſeiner Worte belacht oder angeſtaunt, ja enthielt letzteres, was nicht ſelten geſchah, einen Befehl, ſo ward derſelbe ſo ſchnell vollführt, als hätte die Peitſche des Aufſehers ihn geboten. — Ganz verſchieden von dem eben Geſchilderten, war der Zweite derer, die aus der Menge hervorragten. Es war ein ſchöner, ſchlankgewachſener Jüngling von mehr dunkelbrauner als ſchwarzer Hautfarbe. Sein Vaterland ſchien das nördliche Afrika, und deshalb war auch ſeine Naſe weniger eingebogen, die Lippen weniger aufgeworfen, ſeine Lockenhaare weniger wollig als jene ſeiner Mitſclaven. Er ſchien an dem lärmvollen Treiben um ihn her wenig Antheil zu nehmen. Träumeriſch ſtand er an den Stamm ſeiner Fächerpalme gelehnt, und es bedurfte einiger leiſer Worte, ſo wie eines bedeutungsvollen Blickes Jean Jaques, um ihn zu bewegen, ſeine Portion Manioc und Rum in Empfang zu nehmen. Auch ihm zollten die Neger eine an Achtung gränzende Aufmerkſamkeit, deren Veranlaſſung indeß nicht erſichtlich war, und die auch von dem Oberaufſeher der den Jüngling, wegen ſeiner Faulheit, wie er deſſen träumeriſches Weſen nannte, augenſcheinlich haßte, nicht getheilt ward.

Kaum war die letzte der Mainoc- und Rumportionen in den Händen der Neger, als der ganze Haufen einem in Mitte ihrer Hütten gelegenen Platze zuzog; ein Feuer, genährt von trockenem Zuckerrohr, loderte empor, und bald ertönte die Schellentrommel und der wilde Geſang der jeden Abend nach

Sonnenuntergang ihre heimathlichen Tänze begleitete. — —

Während aber die Sclaven ſich ihrer Luſt überließen, hatte Herr Jerome Baillen mit ſeiner Tochter Roſalie, deren Verlobten und Vetter Edmund Baillen, und dem oben geſchilderten Auffeher der Neger, unter der Veranda ſeines Hauſes, um dort das Abendbrot zu verzehren, Platz genommen. Es war hier ein ungemein liebliches Plätzchen. Da das Herrnhaus auf dem Rücken eines mäßigen Hügels lag, ſo konnte man von dieſem Punkte aus, die Hütten der Neger, die Zuckerrohrfelder, ja einen großen Theil der Gegend bis dahin, wo das wellenförmige Gelände von Dondon und Morne en Diable die Ausſicht ſperrte, überblicken. — Jerome Baillen war ein dicker Mann von ungefähr funfzig Jahren, und ungemein gutmüthigem, wenn auch nicht beſonders geiſtvollem Geſicht. Er trug die gewöhnliche, in Weſtindien, auch heute noch gebräuchliche Pflanzertracht, lange weiße Pantalons, ein eben ſolches Jäckchen, und ein um das Haupt gewundenes buntſeidenes Tuch, das jedoch vermöge eines großen, weißen, darüber geſtülpten Filzhutes, mit breiter Krämpe nur wenig ſichtbar war. Roſalie Baillen und ihr Verlobter Edmund waren ein ſo liebliches als intereſſantes Paar, und es würde einem Dritten ſchwer geworden ſein zu entſcheiden, wer von den beiden jungen Leuten, dem Auge einen wohlthuendern Anblick gewähre, ob der Jüngling mit dem großen ſchwärmeriſchen Auge, oder das Mädchen mit dem kindlichen, beſcheidenen Blick. Beide waren in einfacher, doch zierlicher europäiſcher Tracht; die des Mulatten dagegen glich gänzlich der des Hausherrn.

Eben hatte man die Reſte der Speiſen abgetragen, die beiden jungen Leute ſaßen ſtill heimlich Hand in Hand, und hatten ſich mancherlei zu ſagen, als Herr Baillen mit vieler Umſtändlichkeit eine Bordeauxflaſche entſiegelte, und nachdem er ſich, ſeinem Neffen, und dem Mulatten, die Gläſer vollgeſchenkt, an den Letzteren das Wort richtete.

„Wie ſtehts Monſieur Baudoin?“ hob er an, „haben Sie durch Jean Jaques und Henri die Stimmung unſerer ſchwarzen Schlingel erforſchen laſſen? — Wie nahmen die Kerls die ſchönen Sachen auf, welche die Atalante aus Frankreich überbracht, und wofür unſer Herrgott die Nationalverſammlung — hol der Henker die ruppigen Advokaten! — auf ewig verdammen möge?“

„Mit Jean Jaques habe ich ſchon ſeit mehreren Tagen über Alles geſprochen!“ ſagte bedächtig der Mulatte, indem er mit der knochigen Hand nach dem Weinglaſe langte, es an den Mund brachte, und auf einen Zug austrank. — „Es iſt alles abgemacht! — Sollte unter der ſchwarzen Kanaille irgend eine Teufelei ausgeheckt werden, ehe die von der Generalverſammlung gefaßten Beſchlüſſe zur Ausführung kommen, ſo erfahren wir es in der erſten Minute.“

„Ich ſagte es immer!“ rief Baillen. „Wäre der Jean Jaques nur nicht ganz ſo brandſchwarz, ſo wäre er faſt unter die gewöhnlichen Menſchen zu rechnen. — Hören Sie! ſprach der Töpfer Deſſalines zu mir, als ich ihn ihm abkaufte; der Jean Jaques iſt ein verzwackter Hund, aber ſonſt ein ganz vortrefflicher Kerl! und er hatte wahrhaftig Recht.“ —

„Sie haben ihm doch eine Unteraufſeherſtelle verſprochen?“ fragte der Hausherr weiter.

„Freilich!“ entgegnete der Mulatte. „Und ich ſtehe Ihnen dafür, Herr Baillen, der Kerl wird eine Peitſche führen, ſo gut wie ich ſelber; wo er hintrifft, da wächſt in zehn Jahren kein Härchen wieder.“

„Und Henri?“ fuhr Baillen fort.

„Der Prinz von Benin oder Monomotapa?“ rief Jener mit verächtlichem Lachen. „Der nichtswürdige Schlingel! was glauben Sie daß er ſagte? — Er meinte: ich ſolle ihm lieber die härteſte Arbeit auflegen, als ihm befehlen, ſeine Brüder auszuhorchen. — Ich habe übrigens ſeinen Wunſch erfüllt! er hat den ganzen Tag die Maſchine drehen helfen, da eins der Pferde erkrankt war."

„Der arme Henri?" rief Roſalie erſchrocken. „O lieber Herr Baudoin, das hätten Sie doch nicht thun ſollen!"

„Ach, was!" rief lachend der Mulatte. „Demoiſelle Roſalie war von jeher zu gütig gegen das ſchwarze nichtswürdige Pack! — Ein Neger iſt ein Vieh, und bleibt ein Vieh, und als ein Vieh nur muß er behandelt werden, wenn er ſich nützlich machen ſoll."

„Wie iſt es möglich," rief Edmund der bis jetzt geſchwiegen, „daß in dem Jahrhundert der Civiliſation Reden ſolcher Art über eine menſchliche Lippe kommen können? — Ich will nicht ein Wort von moraliſchen Grundſätzen ſprechen, welche Anſichten dieſer Art, wie ich ſie, ſeitdem ich Europa verließ, überall mit Entſetzen vernehme, ſo leicht widerlegen, aber begreifen Sie nicht, Herr Baudoin, daß das Ausſprechen ſolcher Grundſätze, noch mehr aber deren Befolgung, muthwillig die Gefahr, die uns von allen Seiten umgiebt, vergrößern, ja ſie, wenn ſie nicht vorhanden wäre, mit Gewalt hervorrufen heißt? — In einem Augenblicke, wo die Nationalverſammlung zu Paris die Emancipation der Schwarzen verkündigt, und indem man ſich in der Kapſtadt herumſtreitet, ob man die befohlenen Masregeln halb oder gar nicht in Ausführung bringen ſoll, werden auf jeder Pflanzung Thaten begangen, die ganz dazu geeignet ſind, den Neger mit der Keule in der Fauſt zum Richter in eigner Sache aufzurufen."

„Deine Rede riecht etwas nach den Pariſer Salons mon neveu!" rief ärgerlich Herr Baillen, während der Mulatte verächtlich lächelnd nach dem Glaſe griff. „Ich behaupte nicht, daß man die Schwarzen wie Thiere, ſondern ich ſage nur, daß man ſie wie Kinder, und zwar wie ungezogene, behandeln müſſe. Folgt die Hand nicht, ſo büße der Rücken; vom Kopfe iſt ohnehin keine Rede. — Bei Alledem iſt mir es unlieb, daß Sie den Henri haben in die Mühle ſpannen laſſen, Herr Baudoin. Der Junge ſteht bei den Negern in großer Achtung. Wißt Ihr noch, als er voriges Jahr mit dem Transporte in der Kapſtadt ankam, wie ſeine Gefährten ihm öfters die Hand oder die Bruſt küßten? Sie ſagten: der Vater des Burſchen ſei ein kleiner Fürſt, oder ſo etwas, auf der afrikaniſchen Küſte, und der Beſitzer von Terrier rouge, der den Jungen gekauft hatte, vertauſchte mir ihn, wie Ihr wißt, gegen den falben Klepper, der durchaus nicht in der Zuckermühle gehen wollte."

„Ich wollte, Sie hätten den Klepper, und der Pflanzer von Terrier rouge den Taugenichts!" ſagte verächtlich lächelnd der Aufſeher. „Zur Arbeit taugt er ohnehin wenig, und dann iſt mir auch ſein trotziges Geſicht durchaus zuwider. Da iſt der Jean Jaques ein ganz anderer Kerl; immer munter, ſpaßhaft, und anſtellig auf jede Weiſe. Und gehorſam iſt er, Herr Baillen, gehorſam wie ein Haushund! Nur eines Winkes mit dem Auge bedarf es für Jean Jaques, und er fliegt, Ihre Befehle auszuführen.“

„Sie haben Recht, Herr Baudoin!“ erwiederte der Pflanzer mit einem gutmüthigen Lächeln. „Er iſt ein ſeelensguter Kerl der Jaques. Ein bischen dumm iſt er — und wie ſollte auch ein Neger nicht dumm ſein? — aber gutmüthig iſt er über alle Beſchreibung.“

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen widerſpeche, mein Vater!“ ſprach Roſalie mit trübem Lächeln, und kopfſchüttelnd. „Die Herzensgüte des Negers, von dem Sie ſprechen, iſt es gerade, die ich bezweifle. Erinnern Sie ſich, daß vor wenig Wochen, als Sie mit dem Pferde gefallen waren, und ſich den Fuß beſchädigt hatten, Herr Baudoin den Neger in den Wald ſendete, um Pflanzen zu einem Umſchlage zu ſammeln, weil die Schwarzen verſicherten, daß Jean Jaques beſondere Kenntniß der Heilpflanzen beſitze? Erinnern Sie ſich ferner, daß Henri dem Rückkehrenden die Kräuter aus der Hand riß, und ſie ihm vor die Füße werfend, behauptete, daß jene Kräuter, die Jean Jaques nur in der Zerſtreuung zuſammengerafft haben konnte, Ihnen Schaden bringen, vielleicht den Verluſt des Beines zuziehen würden. Der gute Henri holte andere Pflanzen, und ihr Fuß war in wenig Tagen geheilt.“

„Du glaubſt er hätte aus Bosheit —“

„O keineswegs!“ unterbrach Roſalie den Vater. „Ein ſolcher Vorſatz wäre teufliſch, und wie ſollte Jean Jaques ihn gegen einen ſo gütigen Herrn wie Sie, mein Vater, gefaßt haben? Aber ſchon dieſe Unachtſamkeit bei dem Leiden eines Herrn, der ihm ſo ſehr vertraut, iſt es, was mich ihm abgeneigt macht; auch geſtehe ich offen, der wilde ſcheue thieriſche Blick dieſes Negers, die, wie mir ſcheint gezwungene Freundlichkeit, die hündiſche Unterwürfigkeit, die Herr Baudoin ſo an ihm rühmt, machen mich mißtrauiſch. Mit einem Worte, ich habe Furcht wie ein Kind in ſeiner Nähe. Ohnehin hält man allgemein jenes Volk der Schwarzen, welches gewohnt iſt, ſeine Zähne ſpitz zu feilen, für tückiſch und bösartig.“

„Kindiſches Geſchwätz!“ rief unwillig Baillen. „Weil der arme Jaques häßlich iſt, ſo muß er auch ſchlecht ſein. Aber freilich, Du ſprichſt wie ein Mädchen!“ —

„Ich ſpreche wie ich empfinde!“ erwiederte Roſalie lächelnd. „Sehe ich in das offene, wenn auch trotzige Geſicht Henri's, ſo fühle ich mich unwillkühr-lich davon angezogen. Ich leſe, ſo zu ſagen, das ganze Geſchick des Unglücklichen in dem düſtern, klagenden Auge. Ich denke mir dann, wie der junge Mann, vielleicht erzogen im Ueberfluſſe, gewöhnt an alle Bequemlichkeiten des Lebens, dem trauernden Vater, der weinenden Mutter, den liebenden Geſchwiſtern entriſſen wird, um in Ketten über das Meer geſchleppt, gemißhandelt, und endlich zur härteſten Arbeit verdammt zu werden, ich denke mir — —“

„Den Papa des Burſchen,“ fiel ſpöttiſch lachend der Mulatte ihr in die Rede, „mit einer goldenen Krone auf dem wolligen Haupte, und einem ſilbernen Scepter in der ſchwarzen Tatze, auf einem Throne der von Rubinen und Smaragden funkelt, während ſeine Souverainität ſich über fünf oder ſechs Erdhütten erſtreckt, und er in einer der letztern, auf einer Kuhhaut ſitzend, ſeinen Kuskuſſu in aller Andacht und Ehrbarkeit verzehrt! — Ach Fräulein Roſalie, Fräulein Roſalie! was kann doch die Phantaſie einer jungen Dame für Bilder vormalen! — — Aber ſo ſind die Frauen!“ ſprach er neckend weiter. „Sie laſſen ſich einmal gern bewundern, und wäre es auch von einem Neger. Weil der Burſche, wenn Sie auf die Spitze eines Baumes blicken, wie eine

Katze hinausſpringt, um Ihnen die ſchönſte Orange herunter zu holen, weil er, bekannt mit Ihrer Neigung für die Blumen, deren täglich zur Ausſchmükkung Ihres Zimmers aus dem Walde in Menge herbeiſchleppt, weil er Sie Viertelſtunden lang mit ſeinen dunkeln Fiſchaugen anſtarrt, und Ihnen nachblickt, ſo muß er nothwendigerweiſe ein Prinz, und über die Maßen unglücklich ſein! — Geſtehen Sie es nur! Wäre der Burſche nicht jung, und ſo hübſch als eines jener ſchwarzhäutigen Thiere nur ſein kann, Sie würden an ihm nicht ſolchen Antheil nehmen.“

„Ich weiß mich nicht zu beſinnen, Herr Baudoin,“ erwiederte Roſalie beleidigt, „wodurch ich Sie veranlaßte, auf ſolche Weiſe mit mir zu ſcherzen, indeß kann ich verſichern, daß ich Ihrem Jean Jaques das gleiche Mitleid wie dem armen Henri ſpenden würde, wenn mir das Geſchick des Erſtern ſo hart wie das des Letztern erſchiene. Allerdings iſt Henri's Dienſtfertigkeit — —“

„Von dieſer weiß ich wenig zu ſagen,“ fiel Edmund ein, „und ich muß in dieſem Stücke Herrn Baudoin Recht geben. Ich befand mich neulich am Rande des Waldes, und traf Henri, der dort Blumen ſammelte. Es war Abend. Ich wäre gern dort geblieben um irgend ein Wild in der Dämmerung zu belauſchen, und bat Henri, mir meine Flinte zu bringen. Was meinen Sie, daß er antwortete? — Maſſa (Monſieur) Edmund iſt nicht mein Herr, er mag ſich ſein Feuerrohr ſelbſt holen.“ — —

„Iſt's möglich?“ rief Herr Baillen. „Er unterſtand ſich in dieſem Tone mit Dir, mit meinem Neffen, zu ſprechen? — Ich hoffe, Du haſt ihm ſeine Widerſpenſtigkeit —“

„Ich habe ſie ihm verziehen!“ erwiederte Edmund. „Mich dauerte der Arme, den die unglückliche Lage, in der er ſich befindet, mürriſch macht. — Es iſt wohl ein furchtbares Loos, von dem vaterländiſchen Boden aus den Armen Derer, die wir lieben, fortgeriſſen und über das weite Meer geführt zu werden, um in einem fremden unbekannten Lande in Sclavenfeſſeln zu ſchmachten.“ —

„Das ſind philantropiſche Redensarten, die Du in den Pariſer Salons vernommen haſt, und die auch ſo in der Theorie nach Etwas klingen mögen; in der Praxis iſt es eitel dummes Zeug!“ rief erhitzt der Oheim. „Das ſchwarze Volk hat es in der Heimath nicht halb ſo gut, als hier, wo der Maniockeſſel den ganzen Tag kaum vom Feuer kommt. — Was kennt der Schwarze für eine Luſt, wofür hat er Sinn, als für Eſſen und Tanzen? Und mangelt ihm dies etwa hier in Morne rouge, oder einer der Pflanzungen rings umher? Hat er nicht Alles was er braucht? Wird er übermäßig angeſtrengt? — Ja, wenn dies Letztere etwa noch der Fall wäre! aber was ſind täglich acht Stunden Arbeit für einen Neger? Wir freilich, wir würden ſo etwas nicht aushalten, aber wir ſind von einer ganz andern Organiſation, wir ſind ſo zu ſagen eine ganz andere Menſchenart, eine höhere, edlere, die mit jener gar nicht verglichen werden kann.“

„Dennoch hat die Nationalverſammlung zu Paris — —“

„O, ich weiß, ich weiß!“ ſprach heftig der Oheim weiter. „Als wir, wir Koloniſten, die hier an Ort und Stelle ſind, die die Sache verſtehen müſſen, das Wort: Ohne Sclaven keine Kolonieen! erſchallen ließen, da antwortete ein gewiſſer Herr Robespierre, von dem ich in meinem Leben nichts gehört habe, als daß er kleiner Advokat aus Arras iſt, und ſtark gepudert und pommadirt einhergeht — ja dieſer Muskadin antwortete: Mögen lieber die Kolonieen zu Grunde gehen als ein Grundſatz! — Der gute Herr bedenkt aber nicht, daß wir Pflanzer auch Grundſätze haben, ja daß wir, nur freilich in einem andern Sinne, ſeine Phraſe zu unſerm Symbolum machen. Mögen lieber die Kolonieen untergehen, als daß der Grundſatz: der Sclave bleibt Sclave! verändert werde. — Dies, Herr Neffe, iſt unſer Feldgeſchrei.“ —

„Ich fürchte, lieber Oheim," ſagte Edmund, „Sie ſprechen im prophetiſchen Geiſte ein furchtbares Wort aus! — Sollte die Generalverſammlung der Pflanzer, ſo wie der Konvent, auf jenen Grundſätzen beharren, ſo dürfte es bald im Felde ertönen. — Der Ausſpruch Robeſpierres iſt, meiner Meinung nach, noch unendlich beſſer, als der Mann ſelbſt, den ſogar ſeine Freunde einen Ehrgeizigen nennen, und den wir in den Wirren, in denen Frankreich jetzt befangen iſt, vielleicht noch eine ganz andere Rolle ſpielen ſehen werden. Aber nicht Robeſpierre allein, ſondern auch Männer, an denen kein Tadel haftet, wie Lafayette und Gregoire, ſprechen zu Gunſten der Schwarzen; und glauben Sie etwa nicht, daß dieſe Stimmen ſchon den Negern zu Ohren gekommen? — Als ich vor wenigen Tagen in der Kapſtadt war, hörte man wunderliche Dinge. In der Nähe von Port au Prince, ſo wie in den Kirchſpielen von Arcahaye und Mirabalais, ſollen Verſchwörungen entdeckt worden ſein, die nichts weniger beabſichtigten, als alle Weißen zu ermorden."

Der Mulatte ſchlug ein lautes Gelächter auf, und Baillen ſtimmte auf's herzlichſte mit ihm ein.

„Da hat man Dir einen tüchtigen Bär aufgebunden, Neffe!" rief er, als er ſich wieder beruhigt hatte. — „Mit dem Ermorden hat es keine Noth; das iſt wohl den armen ſchwarzhäutigen Narren nicht im Traume in den Sinn gekommen, aber von einem Davonlaufen in die Gebirge, von einem Maronniren in Maſſe während der Zuckererndte, um auf dieſe Weiſe eine Verminderung der täglichen Arbeitsſtunden zu erzwingen, davon ſoll die Rede geweſen ſein. — Uebrigens iſt den Negern in unſerer Gegend die ganze Sache fremd.“ —

„Das iſt noch die Frage, lieber Vater!“ ſprach Roſalie beſorgt. „Ich habe ſchon mehrere Abende unſern Jean Jaques, mit fremden Negern, in heimlichem und ſehr angelegentlichem Geſpräch angetroffen.“

„Das geſchah mit meinem Wiſſen, und auf ausdrücklichen Befehl!“ ſagte mit vieler Selbſtgenügſamkeit der Aufſeher der Sclaven. „Wie ich Ihnen ſchon geſagt, iſt mir der Jaques mit Leib und Seele ergeben, und dabei ganz abſonderlich brauchbar, um auf gute Weiſe Alles, was in den benachbarten Pflanzungen vorgeht, zu erfahren.“

Lange wendete ſich auf dieſe Weiſe das Geſpräch noch hin und her, doch ward es mehr von Seiten des Hausherrn und des Aufſehers, als von den jungen Leuten fortgeſetzt, welche, nachdem ſie ſich heimlich fortgeſchlichen, unter den Palmen, die das Haus umſtanden, auf und ab wandelten, und ſich von dem

Glücke, das ihnen die nächſte Zukunft bringen ſollte, unterhielten.

Edmund Baillen war, wie ſchon früher erwähnt wurde, ein naher Verwandter des Hausherrn. Er hatte ſeinen Vater, der gleichfalls ein reicher Plantagenbeſitzer auf San Domingo geweſen war, früh verloren, und wurde als Kind nach Paris geſendet, um dort erzogen zu werden. Jetzt, ein Jüngling, hatte er bereits die Jahre der Mündigkeit erlangt, und kehrte nun nach den Antillen zurück, um ſein väterliches Erbe in Beſitz zu nehmen. Er fand, daß ſich dieſes durch die Sorgſamkeit ſeines Vetters, der es verwaltete, ungemein vermehrt hatte, indeß war das Leben des weſtindiſchen Pflanzers allzuwenig nach ſeinem Sinne, als daß er nicht in kurzer Zeit zu dem Entſchluſſe gekommen wäre, die ererbten Beſitzungen zu verkaufen und nach Europa zurück zu kehren. Gewiß hätte er, nachdem er ſeine Pflanzungen vortheilhaft veräußert, auch den zuletzt erwähnten Vorſatz ausgeführt, aber er hatte Roſalien, die er als Kind verlaſſen, nun als eine lieblich erblühende Jungfrau wiedergefunden, und ſie war es, die ihn für längere Zeit an den Boden ſeines Geburtslandes feſſelte. Die Verbindung der jungen Leute ſollte in wenig Wochen ſtattfinden, und Edmund war entſchloſſen, wenigſtens für die Zeit, daß Herr Baillen lebte, ſich mit ſeiner Gattin in der Kapſtadt niederzulaſſen, und dort ein kaufmänniſches Geſchäft zu begründen. Auf dieſe Weiſe dachte er die Wünſche Roſaliens und ihres Vaters, ſo wie die ſeinigen, dereinſt nach Europa zurückzukehren, mit einander zu verbinden. — —

Am Tage nach der oben geſchilderten Unterredung — es war ein Sonntag in der Mitte des Herbſtes — ging Roſalie am Waldſaume, welcher den Fuß der Berge einſchloß, ſpazieren. Die Sonne war eben im Untergehen, und ihre letzten Streiflichter ſtrahlten auf dem Geſieder der bunten Papagaien, die wie funkelnde Meteore aus dem grünen Meere der Zuckerfelder aufſtiegen, und in Schwärme vereinigt in das Dunkel des Waldes hineinſchoſſen. Schreiend kletterten ſie an den Lianen, welche den Stamm der Ceder mit dem des Acajou, des Guayac, und des Baumwollenbaums verbanden, auf und ab, und ſchwiegen endlich, als der Abend immer mehr herniederſank, um nur dann und wann, gleichſam wie im Traum, das Aechzen der im Schlamme der grande Riviere ſchlummernden Kaimans, oder das heiſere Kläffen des im Dunkel nach Beute ausgehenden wilden Hundes nachzuahmen. Lange hatte Roſalie den ſonderbaren Lauten gehorcht, und ſie war eben im Begriffe nach Hauſe zurückzukehren, als ſie bemerkte, daß ſich im Weſten ein furchtbares Gewitter aufthürme. So häufig dieſe Naturerſcheinung nun auch auf den Antillen iſt, wo vom April bis zum November faſt jeden Nachmittag Wetterwolken, die ſich endlich in einen luftreinigenden Regen auflöſen, emporſtiegen, ſo bildet ein in aller Macht losbrechendes Unwetter in jenen Breiten, ein zu furchtbar ſchönes, zu ungemein impoſantes Schauſpiel, als daß der Zuſchauer nicht davon auf's Aeußerſte ergriffen werden ſollte. Der ganze Horizont ſcheint in ſolchen Augenblicken in Feuer zu ſtehen, Blitze zucken nach allen Seiten, der Donner rollt fortwährend, und nicht ſelten bricht ein Orkan los, der Bäume entwurzelt, Häuſer niederſtürzt, und ganze Plantagen vernichtet. Um ſich zu überzeugen, in wie weit ihre Beſorgniſſe gegründet wären, richtete Roſalie den beflügelten Schritt nach einem Hügel, der einen freien Blick in die Ferne erlaubte. Lange ſtand ſie hier, das Auge nach Weſten gerichtet. Sie überzeugte ſich bald, daß erſt ſpät in der Nacht, das Gewitter ſich entladen dürfte. Eben wollte Roſalie zurückkehren, ſie wendete ſich um und — ſtieß einen lauten Schrei aus, als ſie dicht neben ſich eine dunkle Geſtalt bemerkte, die ſie ſtill und ſchweigend fixirte.

„Fürchtet ſich Fräulein Roſalie, weil ſie allein iſt mit dem ſchwarzen Manne?“ ſprach endlich die

Geſtalt im Patois der Sclaven. „Und doch möchte dieſer ſein Leben für Roſalie hingeben.“

„Ach Du biſt es, guter Henri!“ erwiederte das Mädchen ſchnell beruhigt. „Du haſt mich gewaltig erſchreckt, und dennoch freut es mich, daß Du hier biſt. — Was meinſt Du, wird das Gewitter heraufziehen?“

„Es wird!“ ſagte Henri ernſt. „Es wird heraufkommen, zerſchmettern, vernichten.“

„Woher weißt Du das?“ fragte Roſalie betroffen.

Der Schwarze ſchwieg, und ſchaute aufmerkſam nach Weſten.

„Meinſt Du daß jene Wetterwolken einen Orkan verkündigen?“ fragte das Mädchen weiter.

„Ein Orkan wird losbrechen!“ erwiederte der Neger ernſt.

„Und Du meinſt, daß er der Pflanzung Gefahr bringen könnte?“

„Auf Morne rouge wird kein Stein auf dem andern, nicht die Fahne des Zuckerrohrs auf ihrem Stengel bleiben!“ erwiederte der Schwarze mit feierlichem Tone.

„Menſch! woher weißt Du dies mit ſolcher Gewißheit?“ rief Roſalie entſetzt, indem ſie den Sclaven am Arme faßte. „Sprich augenblicklich! auf was gründeſt Du Deine Meinung?“ —

„Wir haben den Fetiſch befragt!“ erwiederte Henri nach einer Pauſe.

„Unſinn!“ rief Roſalie, indem ſie ſich jedoch einigermaßen beruhigte, da ihr die abergläubiſchen Gebräuche der Neger, und deren feſter Glaube an die Gaukeleien ihrer Fetiſchmänner nicht unbekannt waren.

„Wir haben den Fetiſch mit Blut befragt!“ ſagte der Schwarze mit dumpfem, bedeutungsvollem Tone.

Roſalie fuhr zuſammen. Das Mädchen wußte, daß die Neger gewohnt waren zur Zeit des Neumonds, oder bei Gelegenheiten die ihnen beſonders wichtig erſchienen, ihrem Fetiſch, einem unförmlichen, plump aus Holz geſchnitzten Götzenbilde, einen ſchwarzen Hahn, einen Hund oder irgend ein anderes Thier zu ſchlachten, und daß ihre Fetiſchmänner, gewöhnlich ältere Neger für die ſie eine beſondere Verehrung hegen, dieſe Gelegenheit benutzten, um durch Weiſſagungen aus dem Blute des Thieres, die Maſſe der Sclaven für ihre Zwecke zu ſtimmen. Da bei den Unterſuchungen, die wegen hier und da entſtandener, und im Keime erſtickter Meutereien, geführt worden waren, es ſich ergeben hatte, daß die Rädelsführer durch Gaukeleien dieſer Art auf die Menge zu wirken geſucht, ſo waren ſolche abergläubiſche, aus dem

Heimathslande der Neger ſtammende Gebräuche durch die Colonialgeſetzgebung arg verpönt, und die Theilnehmer dieſer Opfer oft hart geſtraft worden, ohne daß es gelungen wäre, letztere gänzlich zu verhindern. Dennoch war es dies nicht, was Roſalien ſo erſchreckte. Herr Baillen war ein zu nachſichtiger, ja ſelbſt zu ſorgloſer Gebieter, als daß er ſich, wenn ſonſt nur die Sclaven ihre Pflicht erfüllten, viel um deren religiöſe Meinungen bekümmert hätte. Zwar unterließ er niemals, ſobald er neu angekommene Neger gekauft hatte, durch den Pfarrer des Kirchſpiels die Ceremonie der Taufe an ihnen vollziehen zu laſſen, doch war dies mehr Gewohnheitsſache, als daß er ſich ſonſt etwas dabei gedacht hätte, und er ſcherzte oft darüber, wenn er in einer der Sclavenhütten den **bon Dieu** der Schwarzen, wie er ſich ausdrückte, nebſt einer vor den Fetiſch hingeſtellten Schüſſel mit Honig und Maniocmehl entdeckt hatte. Indeß hatte ein ganz anderer Vorfall in Roſaliens Seele einen entſetzlichen Verdacht erregt. Man hatte vor wenig Tagen auf einem freien, im Walde gelegenen, jedoch wenig beſuchten Platze, einen Neger mit abgeſchnittener Kehle gefunden. Nebenumſtände hatten erwieſen, daß kein Selbſtmord ſtattgehabt, doch waren die Thäter nicht ermittelt worden. Wie, wenn der Unglückliche geopfert worden wäre? war jetzt des Mädchens erſter Gedanke; und: Welches furchtbare Vorhaben konnte ſolch ein Opfer fordern? der zweite. — — —

So ſehr ſich auch die Furcht Roſaliens bemächtigte, ſo beſchloß das Mädchen dennoch, ſich ſo gut es angehen wollte zu verſtellen, um auf dieſe Weiſe vielleicht etwas von den Plänen, über welchen die Sclaven zu brüten ſchienen, zu entdecken.

„Und was antwortete denn Euer Fetiſch, als Ihr ihn über die nächſte Zukunft befragtet?“ hob Roſalie ſo unbefangen an, als ihre Gemüthsſtimmung es erlauben wollte.

Henri ſchien von der Frage des Mädchens überraſcht. Er ſchwieg ein Weilchen, und Roſalie glaubte die Augen des Negers durch das Dunkel ſtarr auf ſich gerichtet zu erblicken. Endlich hob er zu ſprechen an.

„Die Worte des Fetiſch waren dunkel,“ ſagte er. „Als das Blut des Opfers floß, ſprach der, dem das Opfer gebracht war: Siehe, es wird auf dem Gipfel des Cibao ſich eine feurige Taube niederlaſſen; ihr flammendes Gefieder wird wiederglänzen in den Wellen des Artibonite und der grande Riviere, bis da, wo ſie in das ſalzige Waſſer fließen. Dann aber wird die Taube ihr feuriges Gefieder ſchütteln, Funken werden herniederfallen wie die Schneeflocken auf dem Mondsgebirge, ſie werden die Wohnung des weißen Mannes verzehren und das Herz des Schwarzen wird froh werden.“ —

„Und wann wird ſich der Spruch erfüllen?“ fragte Roſalie, indem ſie ihre Pulſe bis in den Schläfen pochen fühlte.

„Bald! — bald!“ — rief Henri mit ſtarker Stimme, indem er ſeinen nackten, kraftvollen Arm, nach einer hohen, nur ſchwach von der aufſteigenden Mondesſichel beleuchteten Bergſpitze ausſtreckte. „Wehe denen, die ihr Ohr verſchließen der Stimme des Warners, wie die Schlange der Wüſte bei den Tritten des Kameels; ihr Haupt wird zertreten werden, denn — ſiehe die Feuertaube hat ſich auf dem Gipfel des Berges niedergelaſſen.“ — — —

Roſalie blickte nach der Richtung, die der Arm des Negers bezeichnete, und ſah zu ihrem Erſtaunen auf einer, nur den wilden Maronnegern, die wie es hieß in jenen Schluchten des dichten Urwaldes ihre Wohnſtätte hatten, zugänglichen Bergſpitze, eine weithinleuchtende Flamme, die augenſcheinlich von kleinen, in der Plaine du Nord bis in die Gegend von Limbé und Port Margot auf einzelnen Hügeln aufſteigenden, und bald wieder verlöſchenden Feuern beantwortet wurden. — Roſalie konnte nicht einen Augenblick länger in Zweifel ſein, es waren Feuerſignale, die irgend ein von den Negern verabredetes Unternehmen einleiten ſollten. — —

Mehrere Augenblicke ſchwankte das Mädchen, ob es nicht gerathen ſei, ſo ſchnell als möglich nach dem Herrenhauſe zurück zu eilen, und dort das Gehörte und Geſehene anzuzeigen, aber theils wußte Roſalie, daß ihr Vater niemals den Gedanken an Empörungsverſuche der Neger Raum geben wollte, theils kannte ſie den feſten Sinn der Letztern zu genau, um nicht überzeugt zu ſein, daß weder Drohungen noch Belohnungen Henri veranlaſſen würden, nur ein Wort mehr zu ſprechen, als er ohnehin Willens war, zu ſagen; ſie beſchloß demnach, ſich an das Herz des jungen Wilden zu wenden.

„Henri!“ ſprach Roſalie ernſt. „Willſt Du mir einige Fragen frei und aufrichtig beantworten?“

„Fräulein Roſalie mag ſprechen!“ entgegnete der Schwarze.

„Habt Ihr — Du und Deine Brüder — Euch über etwas zu beklagen?“

„Der ſchwarze Mann klagt nicht!“ verſetzte Henri kalt.

„Hat mein Vater, hat Herr Baudoin Euch irgend ein Unrecht angethan? ich will es zu vermitteln ſuchen;“ ſprach Roſalie weiter.

„Fräulein Roſalie iſt ein Engel, Maſſa Jerome

Baillen ein guter Mann, Baudoin ein Elender, aber — der ſchwarze Mann klagt nicht!“ erwiederte der Neger im vorigen Tone.

„Hat es Dir und Deinen Brüdern je an etwas gemangelt?“ fragte Roſalie weiter. „Iſt nicht Eure Koſt, Eure Kleidung beſſer als die aller Neger rings umher?“

„Es iſt ſo!“ erwiederte ruhig der Schwarze.

„Wäre es nicht eine abſcheuliche Undankbarkeit,“ ſprach jetzt Roſalie mit Wärme, indem ſie Henri einen Schritt näher trat, um genauer in ſein vom Monde ſchwach beleuchtetes Antlitz zu ſchauen, „wäre es nicht eine Bosheit ſonder gleichen, wenn Du, oder Jaques, oder ſonſt Einer der Sclaven, die mein Vater wohlwollend vor den andern auszeichnet, ſchändliche Pläne, die von Nichtswürdigen geſchmiedet wurden, verheimlichen oder wohl gar begünſtigen wollte?“

„Hat Fräulein Roſalie,“ ſprach der Schwarze mit Eiseskälte, und ohne eine Miene zu verändern, „hat Fräulein Roſalie den ſchönen Panther, den Maſſa Baillen von der Küſte von Südamerika vor Kurzem zum Geſchenk erhalten, ſchon genau betrachtet?“

„Allerdings!“ entgegnete das Mädchen. „Aber —

„Das Thier,“ fuhr der Schwarze fort, „hat Alles im Ueberfluß; Maſſa Baillen füttert es mit eigener Hand, Fräulein Roſalie bringt ihm allerlei Lekkerbiſſen, die es auch freundlich annimmt; aber wenn einſt der Käfig offen ſtünde, wenn die Luft des Waldes, der Athem der Freiheit, in ſeine Nüſtern ſtrömte, würde es etwa wie ein Lamm die Hand des Wärters leckend heraustreten, um ſich von Neuem einſperren zu laſſen? würde es auch nur wie die Katze, ſich ſtill und heimlich bei Nacht davon ſchleichen? — Nein! brüllend wie der hungrige Löwe der Mondsgebirge, würde es aus dem geöffneten Kerker ſtürzen, es würde ſich erinnern, wie man es gebunden, geſchlagen, wie man die Kleinen, die es in Schmerz und Angſt geboren, von ihm geriſſen und über den Bord des Schiffes geſchleudert, wie raſend würde es nach den ſchützenden Wäldern eilen, und Tod und Vernichtung würde den Weg, den es genommen, bezeichnen. Geh Mädchen!“ ſchloß der Neger mit ſtarker Stimme, indem er Roſalien ſo feſt am Arme faßte, daß ſie laut aufſchrie. „Geh! der ſchwarze Mann iſt ein Panther!“ — —

Roſalie war heftig über die Aufregung, in der ſich Henri befand, erſchrocken, dennoch hatte ſie zu viel Glauben an ihn, als daß ſie irgend etwas Böſes von ſeiner Seite gefürchtet hätte, auch ward es ihr deutlich, daß nur in heftiger Erregung des Gemüths der Neger etwas von den Planen, mit denen die Sclaven umgingen, verrathen könnte.

„Ich kann nicht glauben," ſprach Roſalie, „daß Du die Unthaten, die der abſcheuliche Sclavenhändler an Dir oder den Deinigen beging, an Unſchuldigen rächen könnteſt."

„Unſchuldige?" rief bitter lachend der Sklave. „Wo ſind hier Unſchuldige? — Iſt es der weiße Teufel, der den ſchwarzen Mann in Ketten über das Meer ſchleppt, oder iſt es der, der ihn für Gold erkauft? — Nein! nein! hier iſt Niemand unſchuldig wie Du ſelbſt. — Siehe Mädchen!" fuhr Henri fort, und es ward Roſalien immer unheimlicher bei ſeiner leidenſchaftlichen Rede. „Ich war ein freier Mann, mein Vater ein mächtiger Häuptling, er gebot über mehr denn tauſend Krieger; wir lebten friedlich mit allen unſern Nachbarn am ſchattigen Ufer des Zambeſe. Da kam ein Schiff voll weißer Männer aus fernem Oſten; es hatte Brandwein an Bord, und Feuerwaffen. Bald begann der Streit. Volk wüthete gegen Volk, Stamm gegen Stamm, zuletzt Bruder gegen Bruder; überall waren Tod und Thränen. Mein Vater, alle meine Brüder wurden in der Schlacht erſchlagen, ich weinte nicht, denn ſie waren als Männer gefallen, meine Schweſtern wurden in Feſſeln gelegt, und verkauft wie ich ſelbſt, ich weinte nicht, denn dies iſt das Loos des Beſiegten, als aber der weiße Barbar die arme Amina, das Mädchen das ich liebte wie meine Augen, wie meine Seele, das Mädchen, das ſchön, edel, und unſchuldig war wie Du, als er Amina, die von der Blatterſeuche auf dem Schiffe ergriffen wurde, kalt über Bord ſchleudern ließ, da weinte ich, und gelobte blutige Rache.“ —

„Ich kann mir denken, armer Henri, wie entſetzlich Du gelitten haben magſt!“ ſprach Roſalie mit Theilnahme.

„Kannſt Du?“ rief Henri ſchmerzlich. „Ja Du kannſt es, denn Du biſt ſo gut, ſo freundlich, ſo edel wie Amina! — O wenn Du Amina gekannt hätteſt, Du hätteſt ſie geliebt, wenn auch ihre Haut ſchwarz war, und die Deinige weiß iſt, wie das Gefieder des Schwans! — Sie war ſo lieb, ſo gut! ach! und wir liebten uns ſchon als wir noch klein waren. Und als ich an der Seite ihres Vaters aus der erſten Schlacht zurückkehrte, als er mir dann Amina entgegenführte!“ — —

Henri ſchwieg eine Weile mit über der Bruſt gefaltenen Händen, und Roſalie bemerkte im Schimmer des Mondes, daß ein Strom von Thränen über ſeine dunkeln Wangen floß.

„Alles, Alles iſt vorbei!“ ſprach er nach langer Pauſe, und es kam Roſalien vor, als ob die Worte mehr an ihn ſelbſt, als an ſie gerichtet wären. „Die Krieger meines Stammes ſind erſchlagen, der Zam-

eſe wälzt ſeine grünen Wellen ſchweigend durch den
Wald, der ſonſt von tauſend fröhlichen Stimmen er-
önte, Amina's Haupt ruht im Schlamme des ſalzi-
gen Waſſers, die Ungeheuer der Tieſe umſpülen den
dlen Leib. Ich, ich allein bin übrig, der Einzige
on meinem ganzen Stamme, und wozu? — Ha!“
ief er auf einmal laut und mit wildem Lachen. „Hat
s der Fetiſch nicht geſagt? Um zu tödten, erſchla-
gen, vernichten!“ — — —

„Menſch! Du biſt fürchterlich?“ rief Roſalie er-
chrocken, indem ſie unwillkührlich einige Schritte zu-
ücktrat.

„Aengſtige ich Dich, Du arme wehrloſe Taube?“
agte Henri, indem er Roſaliens Hand ergriff. „O
ürchte nichts. — So wie jetzt Deine Hand in der
neinigen zittert, ſo zitterte auch die Hand Amina's
venn die Kriegsmuſchel im Walde ertönte, oder der
Weſtwind das Brüllen des Löwen aus den fernen
Bergen daher trug; demungeachtet war dieſer Arm,
he ihn der Verrath, den die Weißen unter unſern
Stämmen ausgeſäet, in Feſſeln legte, immer ſtark
genug, Amina zu ſchützen, und auch über Dich wird
r ein Schild halten, in den Augenblicken der Gefahr.“

„So glaubſt Du, daß Gefahr vorhanden?“ fragte
Roſalie ängſtlich. — „Ich bitte Dich, ſprich!“ ſetzte ſie
inzu, als der Neger ſein Schweigen nicht unterbrach.

„Für Dich giebt es keine, ſo lange ich lebe!“ ſagte endlich Henri mit feſter, ſtarker Stimme. „Wo lebte auch das Ungeheuer, welches wagte, das Meſſer gegen dieſe edle Bruſt, die Axt gegen das ſchöne Haupt zu richten? — Die Deinen aber, Alles was Du liebſt, Dein Vater und der Jüngling den Dein Herz gewählt, ſie ſind in großer Gefahr.“ — —

„Alſo doch, doch! — O meine Ahnung!“ rief Roſalie. „Henri ich bitte Dich, ſetzte ſie dringend hinzu, „komm, entdecke Dich meinem Vater! Noch wird ſich die Gefahr abwenden laſſen, noch —“

„Keine menſchliche Gewalt verhindert mehr, was beſchloſſen worden!“ ſprach Henri feſt und kalt.

„Entdecke Dich meinem Vater!“ bat Roſalie immer dringender. „Er iſt reich! Er wird Dich mit Gold belohnen, er wird Dir die Freiheit ſchenken.“ —

„Gold?“ rief der Neger mit Verachtung und in wildem Tone. „Glaubſt Du, daß der ſchwarze Mann das Leben ſeiner Brüder für Gold verkauft? — Und Freiheit? Kann Dein Vater auch meinen Brüdern auf der ganzen Inſel die Freiheit ſchenken? — Doch ja! man würde uns das Haupt abſchlagen,“ ſetzte er bitter hinzu. „Die Seele wäre dann frei, denn dieſe würde man nicht peinigen können.“ — —

„Du fürchteſt, man würde Deinen Edelmuth mit Undank belohnen?“ rief Roſalie. „Nun wohl!

ſo entdecke **mir** die Pläne Deiner Unglücksgenoſſen. Keine menſchliche Gewalt, ſelbſt die Befehle meines Vaters die Bitten meines Verlobten nicht, ſollen mir das Geſtändniß der Quelle meines Wiſſens entreißen. Die Befehle der Nationalverſammlung, die Freilaſſung der Sclaven betreffend, ſind aus Europa angekommen; in der Kapſtadt berathſchlagt der Ausſchuß der Pflanzer, ob man ſie ausführen ſolle oder nicht. Eine deutliche Darſtellung der drohenden Gefahr einer Sclavenempörung, würde die Frage bejahend entſcheiden."

„Es iſt zu ſpät!" ſagte Henri ruhig und kalt.

„Es iſt nicht zu ſpät!" rief Roſalie dringend. „Morgen ſoll Edmund nach der Kapſtadt eilen. Er kennt den Stand der Dinge in Frankreich, er haßt die Sclaverei; er wird mit Wärme Eure Sache führen."

„Es iſt zu ſpät!" ſprach der Schwarze mit Eiſeskälte. „Für die Entſcheidung des Kampfes zwiſchen dem ſchwarzen und weißen Manne, kommt ſelbſt das „**Morgen**" zu ſpät!"

„Alſo heute noch, in dieſer Nacht noch, ſoll die Empörung ausbrechen?" rief das Mädchen mit Entſetzen. — „Wohlan, ſo eile ich zu meinem Vater, zu Edmund. Nicht ungewarnt, vielleicht nicht ungerächt, ſollen die Meinigen ermordet werden."

„Bleibe!“ rief der Neger, indem er Roſalien am Arme ergriff. „Nur das unverbrüchlichſte Schweigen rettet Dich und die Deinen. Ein Wort von Dir, ein Wink Deines Auges und der Orkan bricht los, den Du zurückzuhalten meinſt. — Siehe Mädchen!“ fuhr der Neger fort, indem er Roſalien, die ſich loszuwinden ſtrebte, bei der Hand feſt hielt. „Als ich Tod und Verzweiflung im Herzen, dieſe Inſel dies blühende Land betrat, auf dem der Fluch, der den Fußtritt des Weißen bis über das Meer begleitet, und alle Keime des Glücks verdorren macht, ſchon vor Jahrhunderten, wie ſie ſagen, den letzten der Ureinwohner vertilgt hat, da gelobte ich mir bei den Gebeinen der Krieger meines vernichteten Stammes, alle meine Gedanken, alle meine Kräfte anzuſtrengen, um den Tag der Vergeltung herbeizuführen. Seit dieſer Zeit habe ich, wenn die Sonne emporſtieg, bis ſie wieder in das ſalzige Waſſer hinabſank, bei der Arbeit, in der Zeit der Ruhe, beim Tanz, ja ſelbſt im Schlafe, in Träumen jenes großen Augenblicks geſchwelgt, ja ich lebte nur in dem Gedanken der Rache. — Und als nun der Augenblick gekommen war, die Stunde die unſre Ketten brechen ſoll zu beſtimmen, als das rauchende Blut eines Verräthers von dem Munde und der Hand des Fetiſches herabträufelte, da dachte ich an Amina, ich ſah wie Unge-

euer, wilder als die, die in der Tieſe auf die edle
Beute lauerten, ſie ergriffen und in die ſchäumenden
Wogen ſchleuderten; eben wollte ich meine Hand auf
ie kalte Bruſt des Opfers legen, mein Mund wollte
en Eid: keines Weißen zu ſchonen, ausſprechen, da
iel mir ein: wie auch Du ſo ſchön, ſo gut, ſo edel
iſt wie die geliebte Todte, wie auch Du einen Jüng-
ing liebſt, ſo heiß wie mich Amina liebte, ich dachte
an das graue Haar Deines Vaters — und ich ſchwur
los: daß wir frei werden, und jeden Verräther un-
eres Geheimniſſes tödten wollten. — Gehe nun hin,
wenn Du kannſt!“ ſchloß Henri ruhig, „verrathe den
Einzigen, der Dich und die Deinigen noch zu retten im
Stande iſt, und ſei verſichert, daß ich mir augenblick-
ich das Herz durchbohre, ſo wie ich dem Fetiſch mei-
es Stammes es gelobt.“ — — —

Roſalie war wie erſtarrt vor Entſetzen. Sie
kannte den entſchloſſenen Sinn des Negers nur all-
zuwohl, ſie wußte, daß ſein Tod den Ausbruch der
Verſchwörung entweder augenblicklich veranlaſſen, oder
doch gewiß jede Möglichkeit, ſich von den Plänen der
Sclaven zu unterrichten, abſchneiden würde.

„Alſo noch dieſe Nacht?“ fragte ſie mit zittern-
der Stimme.

„Ich darf Dir nichts weiter entdecken!“ erwie-
derte Henri. „Vielleicht habe ich ſchon mehr geſpro-

Monde ſchwach beleuchtete Antlitz des Negers. Jeder Zug in Henri's offenem, männlich ſchönem Antlitze, drückte die tiefſte Theilnahme an ihrem furchtbaren Geſchicke aus. Aengſtlich ruhte das dunkle Auge des Schwarzen auf ihren Lippen. Bittend hatte er die Hände über der Bruſt gefaltet. Jede Miene, jede Geberde, drückte die angſtvollſte Erwartung aus. War dies Täuſchung, war dies Lüge, ſo hatte nie ein Menſchenantlitz die geheimſten Geſinnungen des Herzens mit Wahrheit ausgedrückt. —

„Nicht wahr, Du öffneſt die Thüre?" ſagte Henri nach längerem Schweigen, indem er die dunkle Hand auf Roſaliens ſchneeweiße Schulter legte.

„Ich öffne," erwiederte ſie ſtill weinend.

„So wollen wir uns trennen, um uns wiederzufinden im Augenblicke der Gefahr!" ſprach Henri haſtig. „Jetzt aber müſſen wir auf verſchiedenen Wegen zurückkehren; Alles wäre verloren, wenn man Verdacht ſchöpfte."

Eben wollte der Neger in's Gebüſch ſchlüpfen, als er bemerkte, daß ſich Roſalie weinend das Geſicht in den Schleier hüllte. Aengſtlich kehrte er zurück.

„Ich bitte Dich Mädchen, ſei ſtandhaft!" ſprach er dringend. „Die Röthe Deines Geſichts, Dein verweintes Auge, könnte Verdacht erwecken, und dann wäre keine menſchliche Macht im Stande, Dich zu retten. Nur dieſe Stunde, nur wenige Augenblicke, ſuche Dich zu beherrſchen; Dein und der Deinen Leben iſt der Preis."

Roſalie winkte ſtumm mit der Hand, und haſtig eilte der Neger in den Wald. — — —

Langſamer nur, und das Entſetzliche ihrer Lage überdenkend, ging das Mädchen nach dem Herrenhauſe zurück. Roſalie ſah nur zu wohl ein, daß das Leben aller der Ihrigen von dem Entſchluſſe, den ſie gefaßt hatte, abhinge, dennoch überzeugte ſie ſich immer mehr, daß ſie wohl thun würde, Henri gänzlich zu vertrauen. Hätte ſie ſich auch entſchloſſen, ihrem Vater und Edmund Alles zu entdecken, ſo war es ihr doch gänzlich klar, daß weder Bitten noch Ueberredungen ihn zu dem einzigen Rettungsmittel, der Flucht, welches überdies noch immer zweifelhaft blieb, beſtimmen würden. An Vertheidigung gegen die zwanzigfache Uebermacht der Sclaven war um ſo weniger zu denken, als für den Fall, daß ſich die Empörung über die ganze Inſel verzweigte, kein Weißer dem andern zu Hülfe eilen konnte, ſondern nur auf Mittel zu denken hatte, in dem allgemeinen Morde das eigne Leben zu retten. Roſalie entſchied ſich demnach immer feſter zu einem unverbrüchlichen Schweigen, ja ſelbſt zur Verſtellung für den Fall, daß man ihre Abweſenheit gewahr worden wäre, vor Allem aber zu Vorbereitungen zu gemeinſchaftlicher Flucht. — —

Kaum war das Mädchen in das Wohnhaus getreten, als man ihm ſagte, daß Herr Baillen ſchon länger als eine Stunde mit Ungeduld auf das Abendeſſen warte. Roſalie flog in das Zimmer. Sie fand die Geſellſchaft bereits an der Tafel. Der Hausherr unterhielt ſich angelegentlich mit Jaques, welcher die Aufwartung hatte. Bei Roſaliens Eintritt fuhr er auf.

„Wieder einer von Deinen unbeſonnenen Streichen!“ rief er ihr entgegen, indem er ihr mit einem Winke der Hand Platz zu nehmen gebot. „Länger wie eine Stunde haben wir mit Angſt auf Dich gewartet, und Edmund iſt die ganze Plantage durchirrt, ohne Dich zu finden, — Wie es heißt ſchweifen Maronneger in der Nähe herum, und unſer guter Jaques ſagt uns eben, man habe nun entdeckt, daß es die geweſen, die dem Schwarzen aus Arcahaye den Hals abgeſchnitten.“

Roſalie warf unwillkührlich den Blick auf Jaques. Es war von dem Neger die Rede, der, wie Henri ihr geſtanden dem Fetiſch geopfert worden, und ſie meinte, daß der Schwarze vielleicht durch Befangenheit ſein Mitwiſſen verrathen würde, aber nicht die mindeſte Veränderung war in den ſtumpfen

Zügen zu leſen, das gewöhnliche wilde, ſinnloſe Lächeln zuckte über das breite Geſicht.

„Ich habe Maſſa Baillen geſagt,“ ſprach der Neger unbefangen, „wie ich bemerkt, daß auch Henri abweſend ſei, vielleicht iſt er Fräulein Roſalie begegnet, und iſt zu ihrem Schutze bei ihr geblieben, oder hat ſie wenigſtens vor Gefahr gewarnt.“

Es wollte dem Mädchen bedünken, als ob Jaques auf die letzten Worte einen gewiſſen Nachdruck legte, wenigſtens ſprach er ſie nicht in dem gewöhnlichen undeutlichen Sclavenpatois, und obwohl er emſig mit der Bedienung des Tiſches beſchäftigt ſchien, ſo kam es doch Roſalien vor, als ob er mit Anſtrengung auf ihre Antwort horche. Sie beſchloß ſich, ſo gut es anging, zu verſtellen.

„Hat Henri etwas von der Nähe der Marons gewußt?“ frug ſie ſo unbefangen als möglich. — „Ei, dann ſollte er einen tüchtigen Verweis erhalten; er iſt mir begegnet, und hat mir kein Wort davon geſagt.“

„So iſt er Dir doch begegnet, theure Roſalie?“ rief Edmund. „Und mir ſagte er, als ich ihn vor wenig Minuten unweit ſeiner Hütte antraf, er habe Dich nur in der Abenddämmerung von fern erblickt.“

„Ich werde dem Burſchen morgen die Peitſche koſten laſſen!“ rief Baudoin, der Aufſeher.

„Morgen trifft die Peitſche des Maſſa Baudoin nicht den ſchwarzen Mann, morgen hat ſie einen Ruhetag!“ ſagte der Neger mit wildem Lächeln.

„Wie meinſt Du das, Du Ebenholzgeſicht?“ fragte der Mulatte den Lieblingsſclaven, dem er einen dreiſten Scherz wohl hingehen ließ, ſo lange er bei guter Laune war.

„Morgen iſt ein Feiertag!“ ſprach lachend der Schwarze.

„Ei ſieh doch!“ rief Baudoin mit rohem Gelächter. „Die Burſchen möchten zuletzt alle Heiligen des Kalenders feiern, während ſie ſo viel vom Chriſtenthum wiſſen, wie der Affe vom Roſenkranz. — Aber apropos! Monſieur Jaques; was bedeutete denn heute Abend das große Feuer, welches die Marons auf dem Gebirge angezündet hatten, und wozu ſich auch noch mehrere kleine in der Ebene geſellten? Es iſt wohl heute ſo eine Art von Hexenſabath, der Euerm hölzernen bon Dieu zu Ehren angezündet wird.“

„Freilich! freilich!“ lachte Jaques. „Die armen Teufel feiern ein Feſt, wobei es manchmal ein wenig bunt hergeht, ja dergeſtalt, daß nicht alle Theilnehmer den folgenden Morgen ſtets erleben. — Sie nennen es, ſetzte er unbefangen hinzu, das Feſt der Befreiung.“ —

Roſalie blickte dem Sclaven ſtarr ins Geſicht.

Er ſchien es zu bemerken, doch veränderte ſich keiner ſeiner Züge.

„Die Narren," fuhr Jaques plaudernd fort, „ſcheinen wirklich zu glauben, daß ſie ſich bei dem geſtohlenen Manioc, den mühſam zuſammengeſuchten Früchten des Waldes, dem Fleiſche des ſcheußlichen Kaimans, beſſer befinden, als in der Dienſtbarkeit des weißen Mannes. Freilich iſt nicht ein Jeder ſo gütig wie Maſſa Baillen, aber Viele ſind es doch, und ich ſage immer: Weißer Mann, guter Mann." — Der Neger ſprach Alles dies ſo ruhig, ſo unbefangen, das Roſalie jedes einzelne Wort Henri's ſich mit Gewalt ins Gedächtniß zurückrufen mußte, um bei dem Glauben zu bleiben, daß eine blutige Verſchwörung dem Ausbruche nahe und Jaques ein Mitwiſſender ſei. Auch auf den Hausherrn machte die Rede des Schwarzen einen bedeutenden Eindruck.

„Ich wünſchte nur," rief er triumphirend, „daß der kleine Herr Robespierre und alle die andern Pariſer Pflaſtertreter die Worte unſers treuen Jaques hören könnten! Wie würden die guten Leutchen erſtaunen, wenn ſie vernähmen, daß der Neger mit Gleichgültigkeit das Geſchwätz von den Menſchenrechten und den andern ſchönen Dingen aufnimmt! — Was ſollten auch die armen Schwarzen anfangen, wenn man ſie auf einmal in Freiheit ſetzte? Womit ſollten ſie ihren Unterhalt erwerben, da jeder Pflanzer, wenn er bezahlte Arbeiter halten müßte, deren ſo wenig wie möglich anwenden würde? Hunger und Elend müßte unter der ſchwarzen Bevölkerung einreißen, und ſie nach und nach bis auf den Letzten aufzehren."

„Ich glaube gern," ſagte Edmund lächelnd, mit dem Kopfe ſchüttelnd, „daß die Neger eines ſo gütigen Herrn wie Sie mein Oheim, ſich wohl befinden und einmal entfernt vom Vaterlande, keinen beſondern Werth auf ihre Freilaſſung legen mögen, aber überall iſt dies nicht der Fall. Erſt heute hörte ich, daß man wieder in der Gegend von Jacmel eine Meuterei entdeckt und ein Detachement Soldaten aus der Kapſtadt dorthin entſendet habe." —

„Unnütze Vorſicht, die nur Aufſehen erregt!" rief Baudoin. „Die Weißen von zwei oder drei Nachbarplantagen, und einige treue Neger, würden im Nothfall ſchon reine Arbeit gemacht haben."

„Maſſa Baudoin iſt ein kluger Mann!" rief Jaques mit der Dreiſtigkeit, mit welcher ſich in Weſtindien, und wohl auch hier und da in Frankreich, ein Lieblingsdiener in das Geſpräch ſeiner Herrſchaft zu miſchen pflegt. „Man hätte die rebelliſchen Beſtien aufhängen, viertheilen, und ihre Glieder in dem ganzen Kirchſpiel herumſchicken ſollen!"

„Du biſt ein treuer Diener, mein guter Jaques!" ſagte Baillen zufrieden lächelnd, indem er dem Neger ein Glas Rothwein darreichte. „Da, trink einmal auf das Wohl Deines Herrn! Wollte Gott, daß alle meine Leute Deine Geſinnungen hätten."

„Maſſa Baillen nimmt das Wort von meiner Zunge!" rief der Neger, indem er mit Haſt nach dem Glaſe griff, und es mit raſchen Zügen austrank. — „Mögen Alle," rief er mit einer Stimme, welche Roſalien ſchaudern machte, „mögen Alle, deren Haut farbig iſt, Jaques Geſinnungen theilen, und eine andere Sonne wird über San Domingo aufgehen! — Möge aber, wenn dieſe Sonne emporſteigt, ſie das Haupt des letzten Verräthers auf dem höchſten Pfahle begrüßen, und der Leib des Widerſachers dem Kaiman zur Beute werden!" — — —

Der Blick des Schwarzen nahm bei dieſen Worten den Ausdruck einer ſo unbeſchreiblichen Wildheit an, ſein breiter Mund, welcher zwei Reihen weißer, ſpitz gefeilter Zähne ſehen ließ, verzog ſich ſo krampfhaft, daß Jaque's gutmüthiger Beſchützer, der Herr des Hauſes, ſich eines Tadels nicht erwehren konnte.

„Ei, ei! mein guter Jaques;" ſagte er, „ich weiß die Bravheit Deiner Geſinnungen zu ſchätzen, und Meuterei, ſo wenig ſie auch hier, bei der Leichtigkeit ſie zu unterdrücken, zu bedeuten hat, ſollte ſtets

eng beſtraft werden, aber dazu ſind eine Anzahl
eitſchenhiebe ausreichend, im ſchlimmſten Falle käme
va noch das Aufhängen dazu, das Pfählen und
iertheilen indeß iſt eine afrikaniſche Beſtrafungs-
nnier, die Ihr vielleicht von den Türken — hol ſie
r Henker! —angenommen habt. Du mußt beden-
n, daß Du jetzt ein katholiſcher Chriſt biſt — erſt
eſer Tage kam mir Deine Taufrechnung unter die
ände; ich habe dem Pater Betort ſechs Livres zehn
ous für die Ceremonie bezahlt — und ſo ſind die
eger Deine Mitchriſten und Nebenmenſchen; ja ſo
ſagen, und in gewiſſer Hinſicht, ſelbſt die meini-
en. — Ich hoffe, daß Du die Meſſe beſuchſt, wenn
r gute Pater in Morne rouge erſcheint?" —

„Was denkt denn Maſſa Baillen von Jaques?"
rach der Neger mit einem gewiſſen Stolze. „Für
en ſchwarzen Mann der mit der Sichel in der Hand
der Plantage arbeitet, mag der Fetiſch, den er aus
em Mittaglande mitgebracht, ganz gut ſein, aber
laques, der immer um ſeinen Herrn beſchäftigt, der
zu ſagen ein Weißer iſt — der Kerl war
hwarz wie eine Kohle — muß nothwendig ein
hriſt ſein." —

Während Geſpräche dieſer Art geführt wurden,
ar es ſchon ſehr ſpät geworden, und Baillen, ge-
ohnt, ſehr zeitig ſeine Lagerſtätte zu ſuchen, betrieb

die Anſtalten zum Schlafengehn mit ſolcher Haſt, daß es Roſalien unmöglich ward, ihm unbemerkt von Jaques einige Worte zuzuflüſtern und ihn um die Entfernung des Negers zu bitten. Erſt als Baillen in Begleitung Baudoins und des Schwarzen das Zimmer verließ, raunte ſie Edmund zu: daß, ſobald der Neger ſeinen Herrn entkleidet, und das Haus verlaſſen hätte, Edmund auf's Schleunigſte zurückkehren ſolle, da ſie ihm etwas Dringendes mitzutheilen habe. Nach wenigen Minuten, die indeß in dem ängſtlichen Verlangen nach Mittheilung, dem Mädchen zu Stunden wurden, erklangen Schloß und Riegel der Hausthür. Roſalie hörte die flüchtigen Tritte des ſich entfernenden Negers, ſo wie die ſchweren Baudoins, und Edmund trat ein. — —

„Iſt Baudoin fort?" rief das Mädchen ängſtlich ihm entgegen.

„Ja wohl!" erwiederte der Jüngling; „er verließ mit Jaques das Haus, um ſich nach ſeiner Wohnung zu begeben."

„O ſo rufe ihn zurück!" bat Roſalie. „Die Ungeheuer werden ihn ermorden! — Oder nein! bleibe hier; es möchte Aufſehen erregen."

Edmund ſtarrte ſprachlos Roſalien an. Er konnte weder die Aufregung in der er ſie fand, noch ihre Worte ſich erklären. Wenige Worte des Mädchens,

erbrochen von Thränen der Angſt, ſetzten ihn von
Vorgefallenen, und dem zu Erwartenden bald in
ntniß. — Anfangs war Edmund auf's Aeußerſte
ürzt, doch bald ermannte er ſich; die Größe der
enden Gefahr ſchien ſeinen Muth nur noch mehr
beleben. Mehrerlei Pläne wurden gefaßt und ver-
ſen. — Bald kam man auf den Gedanken, im
ein mit dem Hausherrn und dem Mulatten, den
unter irgend einem Vorwande zurückrufen laſſen
lte, nach der nächſten Plantage zu fliehen, von
durch Eilboten alle Weißen in der Nähe zu ver-
meln, und ſo beim Ausbruche der Verſchwörung,
Aufrührern die Stirn zu bieten. Aber es war
noch eine Stunde bis Mitternacht übrig. Die
drängte. Würde man nicht von Seiten der Em-
er im Voraus darauf bedacht geweſen ſein, jede
nmunikation von einer Pflanzung zur andern,
h Auffangung der Boten, durch Tödtung der
chtigen, unmöglich zu machen? Einen Augenblick
e Edmund die Idee, diejenigen der Sclaven, auf
n Treue man ſich etwa verlaſſen zu können
ubte, durch Drohungen oder Verſprechungen zu
theilung der Pläne der Böswilligen, und zum
mpfe gegen Letztere zu bewegen, und ſie deshalb
ein unter irgend einem Vorwande herbeikommen
laſſen, bald überzeugte man ſich aber, daß wenn

auch, was noch ſehr zu bezweifeln ſei, dieſer Plan gelänge, eine Rettung bei der Allgemeinheit der Empörung, dennoch unmöglich wäre. — Flucht blieb nun das einzige Mittel. Dieſe augenblicklich, und nach der Kapſtadt hin zu unternehmen wäre leicht geweſen, aber vor Tagesanbruch war letztere nicht zu erreichen, und zwei bis drei Pflanzungen ließen ſich durchaus nicht umgehen. — Nach längern Berathungen beſchloß man endlich, den Hausherrn unverzüglich zu wecken, Alles zur Flucht, aber auch für den Fall der Noth zur Vertheidigung zu bereiten, die Thüre zwar zu öffnen, ſie aber zu bewachen, und Niemand bewaffnet die Schwelle überſchreiten zu laſſen. Edmund verſprach, für Letzteres zu ſorgen, und während Roſalie den Vater weckte, ſetzte der Jüngling die im Hauſe befindlichen Gewehre in ſchußfertigen Stand, und begab ſich ſodann an den Eingang des Hauſes. — —

Baillen war wie vom Donner gerührt, ſo vorſichtig ihm auch Roſalie die Schreckensnachricht mittheilte. Kaum war er im Stande, ſeine wichtigſten Papiere und einige Koſtbarkeiten zu ſich zu ſtecken; lautlos, und die Hände faltend, ſank ſodann der alte Mann in einen Lehnſtuhl. Still weinend kniete Roſalie zu den Füßen des Vaters, und benetzte deſſen Hände mit ihren Thränen. So kam endlich Mitternacht heran.

Das Gewitter, welches ſchon gegen Abend in der Ferne gedroht hatte, zog eben vorüber, und ein ſanfter Regen rieſelte herab. Bei jedem Rollen des Donners, bei jedem Windſtoß fuhr Roſalie erſchrocken empor; ſie glaubte das Angriffsgebrüll der Schwarzen, die Annäherung einer Mörderrotte zu hören; ſo verging noch eine ſchauerliche Viertelſtunde. — Auf einmal vernahm das Mädchen ein leiſes Flüſtern an der Thür des Hauſes. Edmunds Stimme ertönte anhaltend doch leiſe. Jetzt ſchwieg man. Die Thüre knarrte in den Angeln, und der Riegel ſchob ſich vor; leiſe Tritte näherten ſich dem Gemache. Edmund trat nun herein, ihm folgte Henri und ein zweiter Neger, beide unbewaffnet. —

Roſalie, ſo wie ihr Vater fuhren entſetzt empor. Das Mädchen hatte Henri beim erſten Anblick nicht erkannt. Sein dunkles Antlitz, Arme und Bruſt waren mit weißen Linien bemalt; vielleicht war dieſe Maßregel von ſämmtlichen Empörern gewählt worden, um deſto größeres Entſetzen zu erregen, vielleicht war es auch nur die Kriegsſitte ihres Landes.

„Fürchte Dich nicht, Maſſa!“ ſagte Henri indem er zu Baillen trat, und den faſt regungslos daſtehenden alten Mann bei der Hand ergriff. „Jedes Haar auf Deinem Haupte iſt Henri heilig; eben ſo“ — hier zeigte er auf ſeinen Begleiter — „den Männern meines Stammes. — Ich habe mich, um Dich und die Deinen zu retten, als Deinen erbittertſten Feind geſtellt, ich hoffte Euch unter Bedeckung in die Nähe der Kapſtadt bringen laſſen zu können, und ließ durch einen andern Mund dieſen Antrag machen, aber Jaques, unſer Anführer“ — Baillen erſtarrte — „will nichts von Gnade wiſſen; er beſteht auf Eure Niedermetzelung. Um Euch zu retten, habe ich dieſen Auftrag zum Scheine übernommen. Vier verſchwiegene Männer meines Stammes habe ich ausgewählt. Einer von dieſen begleitet Euch an einen ſichern Ort, wo ich Euch wiederzuſehen hoffe. Sobald ich überzeugt bin, daß Ihr in den Wald gelangt, ſtecke ich das Haus in Brand; es iſt für Jaques das verabredete Zeichen, daß die That vollbracht iſt, und für die benachbarten Pflanzungen das Zeichen zum Ausbruch, da Morne rouge auf einem Hügel liegt und das Feuer Meilenweit geſehen werden kann. — Doch jetzt fort! kein Augenblick iſt zu verlieren. Nehmt Eure Koſtbarkeiten mit; Lebensmittel findet Ihr dort, wo Ihr Euch verbergen werdet, Waffen ſind überflüſſig.“ —

Baillen ſchien kaum bei Beſinnung; das Ganze war ihm wie ein fürchterlicher Traum. Er blieb unbeweglich.

„Fort! — fort!“ — rief Henri mit ängſtlicher

Ungeduld. „Es iſt keine Zeit mehr zum Ueberlegen.“

„Rette auch den armen Baudoin, lieber Henri!“ ſprach endlich Baillen zitternd.

„Den Elenden?“ erwiederte Henri voll Verachtung. „Er iſt nicht mehr zu retten.“

„Er iſt todt?“ rief Roſalie voll Entſetzen.

„Jaques hat ihm die Kehle abgeſchnitten!“ erwiederte der Neger ruhig.

„Unmöglich!“ ſchrie Baillen. „Seinem Beſchützer? Dem Manne, deſſen Liebling er ſtets geweſen? — Nein, Menſch! es kann nicht ſein. Baudoin lebt noch, aber Du willſt ihn ermorden! — Ich bitte Dich Jüngling, ſei menſchlich! Baudoin war hart, er war es gegen meinen Befehl; aber — o rette ihn — er war mein treuer Diener, ich überlaſſe ihn nicht ſeinen Mördern. — Ich bitte Dich junger Menſch!“ ſetzte Baillen weinend hinzu, als Henri fortfuhr zu ſchweigen; ſchenke mir ſein Leben. Ich war ja einſt Dein Herr und habe es immer gut mit Dir gemeint.“

„Er iſt todt!“ ſagte Henri ernſt.

Baillen ſah den Neger bittend an, und raſch ſprach dieſer einige Worte in einer unbekannten rauhtönenden Sprache zu ſeinen Gefährten. Letzterer zog ein in ein Palmblatt gewickeltes Päckchen aus ſeinem Schurz hervor.

„Willſt Du Dich vom Tode des Elenden überzeugen?“ fragte Henri mit dumpfem Tone. „Es iſt die Fauſt des Erbärmlichen. — Ich konnte mir Deinen Wunſch, ihn zu retten, denken, und befahl ſie heimlich mitzunehmen.“

„Fort, fort!“ ſtammelte Baillen mit beiden Händen abwehrend, und nachdem die Unglücklichen ihr Gepäck ſchweigend zuſammengerafft, ſchwankten ſie unter der Begleitung der Schwarzen zur Thür hinaus. — — —

Mit außerordentlicher Vorſicht unterſuchte erſt Henri die Umgebungen des Hauſes, ehe er den Flüchtlingen erlaubte, daſſelbe zu verlaſſen. Sie fanden vor der Thür der Wohnung noch zwei andere Neger, die Jener, allem Anſcheine nach mit in das Geheimniß gezogen hatte. Mit raſchem Schritte ging Henri und ein anderer der Sclaven nun voran; ſie eilten einem wenig betretenen Seitenwege zu, der ſich durch eine dichte Zitronenpflanzung ſchlängelte, und obgleich die Dichtheit der Zweige hier faſt jeden Schimmer des Mondes, der ohnehin durch einige einzelne, dem Gewitter noch nachziehende Wolken, verdunkelt wurde, abhielt, ſo trieb doch Henri mit ängſtlicher Haſt zu fortwährender Eile, und ſchien, dann und wann einige Schritte vorausgehend, auf die Bewegung jedes Blattes zu horchen. Endlich gelangten die Flüchtlinge, triefend vom Schweiß den ihnen Angſt und Anſtrengung ausgepreßt, an eine Schlucht, welche nur vom Fuße des Wilden betreten, zur Regenzeit das Bett eines von den Gebirgen herabſtürzenden Gebirgsbaches ausmachte.

„Ich muß jetzt zurückkehren!“ ſagte Henri. „Geht mit dieſem Krieger meines Stammes. Ihr könnt ihm gänzlich vertrauen; ſein Leben haftet mir für das Eurige. — Für jetzt folgt Ihr dieſem Felſenpfade; in weniger als einer Viertelſtunde ſeid Ihr in dem Urwalde; ihr überſteigt ſodann einen kahlen Bergrücken, und befindet Euch an den Ufern des Fluſſes, wo ich Euch eine Zufluchtsſtätte bereitet habe. Daß Ihr dieſe nicht einen Augenblick verlaſſen dürft, wird Euch die Klugheit ſagen. Lebensmittel findet Ihr dort. Gefahr auf dem Wege giebt es nicht. Die Marons müſſen in dieſem Augenblicke ſchon im Thale angekommen ſein. Ihr ganzer Haufen dringt gegen die ſtark bevölkerten Pflanzungen von Limbé und Croix rouge vor. Solltet Ihr indeß dennoch unglücklicherweiſe auf einen Nachzügler ſtoßen, ſo giebt es nur ein Mittel.“ — Henri langte in eine Felſenſpalte, und zog zwei kurze Schwerter hervor, von denen er das eine Edmund, das andere dem Neger übergab. — „Stoßt nieder wen Ihr begegnet! es kann ohnehin blos ein Feiger ſein, der den Kampf ſcheut, und nur deſſen Früchte genießen will. — Schont Niemand!“ ſetzte er noch einmal in beſorgtem Tone hinzu. „Euer Leben hängt davon ab. Ihr ſeid verloren, wenn irgend ein menſchliches Auge Euch erblickt.“ — — —

Henri ſprach nun noch einige Worte in fremder Sprache, und in feſtem herriſchen Tone mit dem zweiten Neger, die dieſer mit über der Bruſt gekreuzten Armen und geſenktem Haupte anhörte. Leiſe und demuthsvoll beantwortete ſie der Schwarze, und küßte endlich Henri auf die Schulter und die Bruſt.

„Morgen Abend oder niemals mehr ſehen wir uns wieder!“ ſprach jetzt Henri ernſt, indem er den Flüchtlingen die Hand zum Abſchiede reichte. Baillen ergriff die dargebotene faſt beſinnungslos, Edmund mit Schaudern; er dachte daran, daß ſolche in wenig Augenblicken den Feuerbrand in die friedliche Wohnung ſchleudern, und ehe die Sonne aufging, ſich mit dem Blute der Weißen röthen werde.

„Sei menſchlich Henri, und denke an Gott!“ ſprach Roſalie weinend, als ſie die kleine weiße Hand in die Rechte des Jünglings legte, der kräftig und in furchtbarer Schöne — wenn man ſolche einem Neger zugeſtehen will — wie der Rachedämon ſeines Landes vor ihr ſtand.

„Dachten auch ſie daran, als ſie Amina über

Bord ſchleuderten?" erwiederte er mit kaltem Grimme. — „Aber geht! Das Werk, es will gethan ſein." —

Nach einer Bewegung mit der Hand, eilte Henri jetzt leichten beflügelten Schrittes abwärts, und langſam, den fremden Neger an der Spitze, ſtiegen Jene die Schlucht hinan. —

Endlich waren die Flüchtlinge am Rande des Waldes, der wie ein breiter Gürtel die Vorberge der Cibaokette bedeckte, angekommen. Der Himmel hatte ſich aufgeklärt, und die Sichel des Mondes erleuchtete die Gegend hinlänglich, um hier und da die weißen Gebäude der benachbarten Pflanzungen aus dem Schattenmeere auftauchen zu ſehen. Die Wandernden hielten ein Weilchen an, um Athem zu ſchöpfen, vorzüglich um Vater Baillen einige Augenblicke des Ausruhens zu vergönnen. Die Nähe des Urwaldes, der hier, wegen des undurchdringlichen Unterholzes, ein ſichres Verſteck bot, verhinderte ohnehin jede Gefahr. Noch lag die tiefſte, nächtliche Ruhe über die Gegend ausgebreitet, kein Laut tönte von dem Hügel von Morne rouge nach dem Waldrande herauf; nur in einigen der Sclavenhütten, die wie überall auf der Inſel eine Strecke von dem Herrnhauſe entfernt lagen, glänzte ein ſchwaches Licht.

Der unglückliche Baillen hatte ſich auf einen umgeſtürzten Baumſtamm geſetzt, und ſtarrte ſtumm und ſchweigend vor ſich hin. Roſalie und Edmund ſtanden Hand in Hand, die Blicke nach dem friedlich vom Monde beglänzten Herrnhauſe von Morne rouge gerichtet. Der Neger durchſpähete rollenden Blicks die Gegend in der Nähe, und ſchien auf jedes rauſchende Blatt am Waldrande, wie auf jeden fallenden Kieſel in der Schlucht zu horchen.

„Begreifſt Du unſer Unglück, lieber Edmund?“ flüſterte Roſalie leiſe zu dem Jünglinge gewendet. — „Mir iſt alles wie ein Traum! Wenn ich in die ſtille friedliche, von den Kinderjahren her mir befreundete Gegend blicke, ſo erſcheint mir unſere nächtliche Wanderung, unſere Flucht, nur wie ein böſer Fieberwahn der ſich jeden Augenblick löſen könne, um der ruhigen, freundlichen Wirklichkeit Platz zu machen.“

„Auch ich, liebe Roſalie, kann vor dem Drange der verſchiedenartigſten Gefühle noch nicht zu einer klaren Beſinnung gelangen,“ erwiederte der junge Mann. „Schon als wir die Schlucht emporſtiegen, dachte ich manchmal: ob es nicht beſſer geweſen wäre, anſtatt feig zu fliehen, uns nach einer benachbarten Pflanzung zu begeben und dort die gemeinſame Vertheidigung zu berathen?“ — —

„Ha!“ rief jetzt halblaut der Neger, welcher zur Seite der jungen Leute ſtand, indem er mit ausgeſtrecktem Arme nach dem Hügel von Morne rouge deutete. — Die Fenſter des Wohngebäudes fingen an ſchwach, dann heller zu erglänzen. Der Glanz vermehrte ſich von Secunde zu Secunde, er ſtieg vom Parterre des Hauſes bis zum Giebel; ein Licht, anfangs wie ein einzelner Punkt, dann größer und größer, zuletzt eine mäßige Flamme, erſchien auf dem Dache — doch nun brach eine Feuerſäule mit einmal durch das Letztere, ſie ſtieg wie ein Baum empor, und rechts und links ſich breitend, verhüllte ſie mit einem Flammenmantel das ganze Gebäude. —

Ein dumpfes Geſchrei, Töne mannigfacher Art ſchallten jetzt aus der Tiefe hervor, und es kam den jungen Leuten vor, als ob eine Maſſe ſchwarzer Geſtalten tanzend um die Flammen wimmelte, die die friedliche Wohnung ſo eben verzehrten.

Auch Baillens Auge fiel jetzt auf dieſen Punkt.

„Fort! fort!“ — rief er, ſich erſchrocken erhebend. „Ich will Morne rouge niemals wieder ſehen.“ — —

Auf einem ſchmalen Fußſteige, der nur Einen hinter dem Andern zu gehen geſtattete, betraten die Flüchtigen den düſtern Urwald. Der Neger ging als Führer voran, ihm folgte Baillen, dann Roſalie; Edmund, das Schwert in der Hand, beſchloß den Zug. Nur ſparſam fiel das Mondlicht durch die Aeſte hundertjähriger Stämme, deren Gipfel durch Schlingpflanzen vielfacher Art durchzogen waren. Wie Seile verbanden die ſtarken, auf mannigfaltige Weiſe verſchlungenen Lianen Stamm mit Stamm, nur hier und da hingen ſie wie rieſige Stränge von den Aeſten der Bäume bis zum Boden herab. Dann und wann verſperrten ſie ſogar den Weg, und der Führer war gezwungen, mit dem Schwerte einen Durchgang zu eröffnen. Bei Alledem war es ſichtbar, daß der Neger nicht zum erſtenmal dieſen Pfad betrat. Die Sicherheit, mit welcher er den Fußſteig wieder zu gewinnen wußte, wenn irgend ein nicht wegzuräumendes Hinderniß ihn verſperrte, und die Flüchtlinge einen Umweg zu nehmen zwang, bezeugte nur allzudeutlich ſeine genaue Kenntniß der Gegend, ſo wie die geheimen Verbindungen, welche die Sclaven von Morne rouge mit den entlaufenen Negern, welche die unzugänglichſten Punkte des Gebirges bewohnten, unterhalten hatten. Schon über eine Stunde, und fortwährend Bergauf, hatte die Wanderung der Flüchtlinge gedauert. Schweigend und mit großer Vorſicht, ging der Schwarze beſtändig voran, und hielt von Zeit zu Zeit ſtill, um wie es ſchien, auf ferne, der übrigen Geſellſchaft unvernehmbare Laute zu horchen; dann ſetzte er mit ſichtbarer Beruhigung ſeinen Weg fort. Eben ſo ſtill, doch Roſalie und Baillen in fortwährender Furcht auf feindlich geſinnte Maronneger zu ſtoßen, folgten ihm die Gefährten nach. Sobald der Luftzug aus irgend einer nahen Gebirgsſchlucht durch die Wipfel der Bäume ſtrich, ſo oft ein aufgeſchrecktes Gewürm im dürren Laube des Bodens raſchelte, am meiſten wenn ein von den Tritten der Geſellſchaft aufgeſcheuchtes Wild ſich aus dem nächtlichen Lager erhob, und flüchtigen Laufes durch das knackende und praſſelnde Unterholz dahinſchoß, fuhr Roſalie mit einem halb unterdrückten Schrei zuſammen, und klammerte ſich ſo feſt an Edmund, daß ſie ſchon darum jede Vertheidigung gegen einen Angriff ihm unmöglich gemacht haben würde. — Jede Minute ward indeß den Flüchtigen zu einer Stunde, und alle Fragen wegen Beendigung der Reiſe beantwortete der Schwarze nur mit den Worten: Weit! noch ſehr, ſehr weit! — Baillens Kräfte begannen ſich indeß ſehr zu erſchöpfen, und der alte Mann bat mehrmals den Neger, daß er etwas langſamer gehen möge, als Letzterer der Geſellſchaft bedeutete, daß ſie einen Augenblick ausruhen ſolle, indem er nur einige Schritte vorausgehen, und bald wieder hier ſein wolle. Die Reiſenden ließen ſich nun auf das feuchte Laub, das den Boden bedeckte, nieder, aber eine Ruhe dieſer Art war nicht geeignet, ihre Kräfte zu vermehren, denn die Angſt, ob der Neger auch wiederkehren, ob er nicht vielleicht feindliche Maronneger mitbringen würde, trieb bald Roſalien, bald Edmund von ihrem Sitze auf. Endlich ließen ſich die leiſen Tritte des rückkehrenden Schwarzen vernehmen. Er war allein, und ſchien mit dem Erfolge ſeiner Recognoſcirung zufrieden.

„Alles gut!“ rief er ziemlich laut. „Die ſchwarzen Männer alle im Thal. Maſſa Baillen wird ausruhen in ihrer Hütte.“ —

Auf einen Wink des Sclaven brach die Geſellſchaft von Neuem auf. Nach dem Verlaufe weniger Minuten ward der Wald weniger dicht. Strahlen des Mondes brachen hier und da durch die Bäume, und dann und wann bezeugten einige gefällte Stämme, ſo wie einzelne angebrannte Baumſtümpfe, daß die Hand des Menſchen in dieſer Wildniß thätig geweſen ſei. Noch ein Augenblick und die Wanderer traten aus dem Walde ins Freie; ſie befanden ſich auf einem gänzlich kahlen und unfruchtbaren Gebirgsrücken, der mit einzelnen, weit und breit zerſtreuten Steingruppen beſäet war. Eine der letztern war größer als die übrigen. Wie eine zirkelrunde Mauer umſchloß ſie ein nicht unbedeutendes Stück Land; die Wanderer erſtaunten nicht wenig, als ſie ſahen, daß ein Theil dieſer Felſen durch Menſchenhand künſtlich zu einem Walle aufgethürmt, der andere aber vermöge ſeiner natürlichen Lage dazu benutzt worden war. Ein ſchmaler Durchgang, der jedesmal nur einem Einzelnen den Eintritt geſtattete, bildete die Thür dieſes Felſenringes. Innerhalb deſſelben lagen zwanzig zirkelrunde aus rohen Holzſtämmen zuſammengefügte Hütten. Es waren die verlaſſenen Wohnungen eines Trupps Maronneger.

„Hier ausruhen!“ ſprach der Schwarze, indem er Herrn Baillen in eine der Hütten ſchob, nachdem er ein Lager von trockenem Laub und Graſe bereitet hatte. „Die Wohnung des weißen Mannes iſt noch weit, ſehr weit.“ —

Sodann, ohne eine beſondere Theilnahme an dem Geſchick ſeines unglücklichen Herrn zu zeigen, eilte der Neger an den Eingang des Felſenringes, doch wie es den Wanderern ſchien, weniger in der Abſicht hier Wache zu halten, als weil die natürliche Lage des Orts einen freien umfaſſenden Blick in das vom Monde erhellte Thal geſtattete. Sobald Baillen ſich auf das ärmliche Lager geſtreckt, eilten die jungen Leutean die Seite des Schwarzen, der auf einen dicht am Eingange befindlichen Felſenblock geſtiegen war.

„Der ſchwarze Mann kämpft mit dem weißen!“ rief der Neger mit wilder Freude Edmund entgegen, indem er den dunkeln, hellbemalten Arm mit ſolcher Haſt nach dem Thale ausſtreckte, daß einige metallne Zierrathen, die er am Ellenbogen als Talisman befeſtigt hatte, leicht davon ertönten.

Die jungen Leute blickten mit ängſtlicher Neugier in das Thal. An mehr wie zwanzig Punkten ſahen ſie die Wohnungen der Pflanzer im Feuer ſtehen. Hier ſchien die Sache ohne Kampf, durch plötzlichen Ueberfall geendigt worden zu ſein. In der Nähe von Limbé dagegen, ſo wie in den bevölkerten Pflanzungen von Mirabalais und Maſſacre wüthete noch der Kampf. Von dort her, ſo wie aus der Gegend von Port Margot ertönte dumpf der Schall der Sturmglocke, und knatterte Kleingewehrfeuer. Augenſcheinlich gewannen die Empörer von Viertelſtunde zu Viertelſtunde mehr Terrain, denn jeden Augenblick ging eine neue Pflanzung in Flammen auf, und endlich ſtand auch der kleine Thurm der Kirche von Limbé in Feuer. —

Mit Schmerz bemerkten die jungen Leute, daß von ihrer traulichen Heimathswohnung, dem zu ihren Füßen liegenden Pflanzerhauſe von Morne rouge, nichts als ein glühender Aſchenhaufen übrig ſei. — So genau auch Edmund hinblickte, konnte er keine Bewegung menſchlicher Geſtalten auf dem Hügel, den die Flamme röthete, entdecken.

Der Neger ſchien Edmunds Bemühungen zu errathen.

„Der ſchwarze Mann iſt nicht mehr zu Morne rouge!“ ſagte er mit Blicken in denen die Kampfbegier funkelte. „Er kämpft bei der Pflanzung von Croix rouge.“

Die Sicherheit, mit welcher der Schwarze dies ausſprach, ſchien auf einen längſt entworfenen Plan des Aufſtands zu deuten.

„Und wer iſt der Anführer der Neger von Morne rouge?“ fragte Edmund zögernd.

„Der junge Löwe vom Ufer des Zambeſe! Henri, mein tapferer Häuptling;“ antwortete der Neger mit ſtolzer Freude. „O wo er zuſammentrifft mit dem weißen Manne, da wird ein Kampf ſein, wie der Streit des Löwen mit dem Elephanten.“

„Henri wäre der Anführer der Empörer?“ rief Roſalie beſtürzt, ohne zu bedenken an *wen* ſie ihre Worte richtete. „Er wäre im Stande einen Plan zur Ermordung ſo vieler Unſchuldiger zu entwerfen, und ſich an die Spitze zu ſtellen, um ihn auszuführen? — Nimmermehr kann ich dies von Henri glauben — —“

„Jaques hat den Plan zur Befreiung unſerer Brüder erſonnen!“ ſprach der Schwarze in einem Tone, der keinen Zweifel an der Wahrheit geſtattete. „Längſt hat er mit Andern ſeines Stammes zu Gonaives, Grande Anſe, und Dondon, Alles voraus beſtimmt. Henri wollte, daß man die Weißen nach der Küſte bringen, und über das große Waſſer ſenden ſolle, ſo wie ſie uns hierher geführt, aber Jaques ſagte: es gehe nicht; man müſſe ſie tödten bis auf den Letzten. Henri ſprach lange für den weißen Mann, aber endlich mußte er ſchweigen, denn Jaques iſt ein großer Häuptling. Alle unſere Brüder von den Gebirgen bis ans Meer, haben ihn zum Anführer gewählt, und auch ich würde Euch nicht hierher begleitet haben, wenn ich nicht den jungen Löwen meines Stammes über Alles liebte. Henri aber ſagte: François gehe, und rette den weißen Mann, und François iſt gegangen." —

Roſalie war von der einfachen Erzählung des Negers, die in jedem Worte ein ſo entſchiedenes Gepräge der Wahrheit trug, tief erſchüttert. Alſo Jaques, der mehrjährige Diener des Hauſes, der Lieblingsſclave ihres Vaters und Baudoins war wirklich eines der Häupter der Empörung! — Während ſein Herr ihn mit Beweiſen ſeines Wohlwollens überhäufte, während Baudoin, ſo tyranniſch er ſonſt auch ſeine Untergebenen behandelte, bei ihm eine Ausnahme machte, dachte er an Beider Ermordung, und ward wirklich der Mörder des Einen. Und Henri der von Allen Verkannte, der Gemißhandelte war nun der Einzige, durch deſſen Hülfe eine Rettung noch innerhalb der Gränze der Möglichkeit lag! — —

Während der erſchöpfte Baillen in den Armen des Schlafes eine kurze Erholung fand, und Roſalie und ihr Verlobter in ſtummem Schmerz in das Thal hinabſtarrten, welches bis an die Gränzen des Horizonts von Flammen geröthet ſchien, begann der Tag anzubrechen.

„Wir müſſen fort!“ hob der Neger an. „Wir haben noch eine weite und beſchwerliche Wanderung bis an die Ufer des Kaimanfluſſes.“

„Wie?“ rief Roſalie erſchrocken; „dorthin willſt Du uns bringen? Iſt dies nicht die wildeſte Gegend des Gebirges?“ —

François nickte bejahend.

„Mein Häuptling befiehlt es ſo!“ ſetzte er kalt und ruhig hinzu; „ſeinen Befehlen muß gehorcht werden.“

Das Mädchen blickte ängſtlich auf Edmund, dieſer ſuchte indeß Roſalien zu beruhigen, indem er ihr bewieß, daß gerade nur in der Unzugänglichkeit, in gänzlicher Abgeſchiedenheit ihres Aufenthaltsortes die Möglichkeit einer Rettung liegen könne.

Baillen ward nun geweckt. Es fand ſich, daß der Schlaf ihn geſtärkt, die kurze Erholung ihm aber ſo viel Kräfte gegeben hatte, um ſich der Betäubung, in der er bis dahin befangen geweſen, zu entreißen. Weinend ſchloß der alte Mann die Tochter und den Neffen an's Herz, und die Reiſenden traten auf's Neue ihre Wanderung und zwar in der Richtung nach der wildeſten Gegend des Gebirges an. Es war dies eine enge, vom höchſten Gebirgsrücken des Cibao ſich herabziehende, und dann in einen weiten Keſſel ſich erweiternde Waldſchlucht. Mitten durch Sümpfe ſchlängelte ſich in vielfachen Krümmungen der Kaimansfluß, ein Seitenarm der grande Riviere. Da wo er von dem kahlen Bergrücken herabſchoß, war er nur ein kleines Bergwaſſer, doch tiefer unten in dem felſigen, mit vielen Sümpfen abwechſelnden Gelände, ward er immer breiter und tiefer, und kein Weißer hatte in dieſer Gegend ſein Bette überſchritten, ja ſich nur demſelben genähert, da die Pfade die in dieſe Gegend führten, nur den Maronnegern bekannt waren. Aber auch dieſe zogen die freien, luftigen Gebirgsrücken, der ſumpfigen, peſthauchenden und unwirthbaren, ihre Streifzüge in die Mais- und Maniocfelder eher erſchwerende als begünſtigende Tiefe, vor, und nur vor langen Jahren — ſo behauptete die Sage — ſollte ein Haufen Marons, unter Anführung eines Weibes, von hier aus, die Thäler in Furcht und Schrecken geſetzt haben. Wahrſcheinlich war dies die Veranlaſſung geweſen, weshalb man der wilden Waldſchlucht den Namen Vallée de la Negreſſe, oder auch Vallée du Diable gegeben hatte. — —

Obwohl es jetzt heller Tag war, und die Reiſe immer abwärts ging, ſo erſchien ſie den Wanderern dennoch viel beſchwerlicher als in vergangener Nacht. Der Pfad war kaum zu erkennen und der Boden überall mit einer ſeit vielen Jahren ſo aufgehäuften Schicht von Blättern und verwitterten Zweigen bedeckt, daß nur der ſcharfe Ortsſinn des den Zug anführenden Afrikaners ſich zurechtzufinden im Stande war. Die Vegetation, hier von einer, ſelbſt in den fruchtbaren Thälern, noch unbekannten Kraft, hatte an vielen Stellen den Weg dergeſtalt verſperrt, daß das Jagdmeſſer des Negers nur mit Mühe Platz ſchaffen konnte. Ganze Strecken weit, gingen die armen Wanderer gebückt unter einem, von ineinander geſchlungenen Schmarotzerpflanzen gebildeten Baldachin, der dem Tageslicht faſt den Zugang verſperrte, und hier unter den dichten Blättern, in dem düſtern Schatten eine ſo kühle Temperatur erſchuf, daß kalte Fieberſchauer den erhitzten Wanderern über den Rücken rieſelten. Alles in der ſchaurigen wilden Umgebung, mochten nun die Reiſenden ſich durch jenes dichte, unermeßliche, faſt nimmer endende Pflanzenchaos drängen, oder, was jedoch ſeltener der Fall war, in dem weiten hallenden Urwalde, unter den ungeheuern Bäumen, die durch die Dicke ihres Stammes, der Ausdehnung ihrer Krone, der Grüne und Glätte ihrer

Rinde ihr Staunen erregten, einherwandeln, Alles um ſie her trug das Gepräge des Furchtbaren, Wilden, Geheimnißvollen. Vorzüglich konnte ſich Roſalie des Schauders nicht erwehren. Die Stille des Waldes, die ſelbſt die ſonſt ſo lärmenden Vögel der tropiſchen Zone nicht mit ihrer kreiſchenden Stimme unterbrachen, die immer wilder und wilder werdende Scenerie der Umgebung, Alles machte auf ihre Seele den Eindruck von etwas tief Melancholiſchen, Entſetzlichen. Es war ihr, als ob der dunkle, mit leiſen Tritten und ſchweigend den engen Pfad hingleitende Afrikaner, der nur dann und wann, und ſelbſt auch da nur mit einem Winke der Hand, einem ernſten tiefſinnigen Blicke, einer Bewegung des Hauptes die Wanderer zur Beſchleunigung der Reiſe ermahnte, der Prieſter irgend eines Rieſengötzenbildes, eines ſeiner heimiſchen Fetiſche ſei, deſſen entſetzliche Geſtalt ſie bald unter den ausgebreiteten Aeſten eines der alten Bäume emporragen ſehen würde, und zu deſſen bemooſtem Altar, der Schwarze mit dem blitzenden Opfermeſſer in der Fauſt, ſie und ihre Gefährten zu führen im Begriff ſtehe. — — —

Die Reiſenden waren indeß immer bergab geſtiegen, und jetzt fingen niedere Dornbüſche, und im Moorboden verkrüppelndes Unterholz an, die nur einzeln ſtehenden Waldbäume zu erſetzen. Auf einem ſchmalen Pfade, der ſich zwiſchen faulenden, auf der Oberfläche mit üppigen Waſſerpflanzen bedeckten Sümpfen in vielen Krümmungen durchſchlängelte, brachte der Neger die Geſellſchaft zu den Ufern des Fluſſes, der ſich ſchon von Weitem durch gewaltiges Toſen ankündigte. Es war eben kein bedeutender Waſſerfall, der dies Rauſchen verurſachte, es war vielmehr nur eine Stromſchnelle zu nennen, aber obwohl François die Gefährten mit einigen Worten darauf vorbereitet hatte, ſo erfüllte dennoch das was ihr Auge ſah, die Wanderer mit ſtummen Entſetzen. Letztere hatten nämlich ſich mit Mühe durch das Geſträuch bis zum Ufer des Fluſſes durchgearbeitet, und ſtanden jetzt unter einem hundertjährigen Acajou baume, der die knorrigen Aeſte weit in die Lüfte ſtreckte. Dicht zu ihren Füßen, doch mehr als vierzig Fuß tiefer als der Uferrand auf dem ſie ſtanden, tobte das Waſſer mit Wuth in einem engen Kanale herab, den deſſen Gewalt ſeit Jahrhunderten in den klingenden Fels eingewaſchen hatte. An einzelnen, in der kaum zehn Ellen breiten Felſenrinne aufſtarrenden Steinblöcken, brachen ſich die Gewäſſer mit ſolcher Wuth, daß der Schaum bis zu den Füßen der Reiſenden emporſpritzte, und die Waſſermaſſe noch auf eine beträchtliche Weite wie ein weißer Streif in dem mächtigen, dunkeln, nur wenig bewegten Keſſel, in den ſich unterhalb des engen Kanals der Strom erweiterte, erſchien. Auf dem finſtern Pfuhl der ſich hier faſt zirkelrund ausdehnte, und deſſen Gewäſſer, vermöge der bodenloſen Tiefe, nur ſo dunkel gefärbt erſchienen, trieben ſich beweglos, einige bräunliche Körper von einer unbeſtimmten Form umher, wie deren die jungen Leute auch mehrere in der Entfernung, an dem Ufer des ſumpfigen Keſſels gelagert erblickten, und ſie würden dieſelben, hätten ſie ſich in einer bewohnten Gegend befunden, unbedenklich für unförmliche Holzblöcke gehalten haben, die von der Art des Menſchen gefällt, hier von dem Strome im Kreislauf umhergetrieben, und endlich an's Ufer geſpült worden, hätte nicht ein anderer Umſtand, ihr mit Erſtaunen gemiſchtes Entſetzen erregt. Der Neger hatte nämlich kaum bemerkt, daß die Blicke der jungen Leute unverwandt auf den düſtern Pfuhl gerichtet waren, als er lächelnd das rothe Kopftuch, welches er um das wollige Haupt gewunden trug, herabnahm, und indem er es im Winde flattern ließ, einen gellenden Schrei ausſtieß. Sofort waren die auf dem Waſſer treibenden Geſtalten verſchwunden, und die am Ufer gelagerten erhoben ſich und verſchwanden langſam in der Fluth.

„Der Kaiman iſt furchtſam!“ rief François lachend, während die Gefährten ſich voll Entſetzen anſahen. „Wenn er weiß, daß er bemerkt wird, ſo entflieht er, aber heimlich vermag er wohl einen Menſchen zu überfallen. — Doch hier müſſen wir über den Strom, und dann ſeid Ihr zu Stelle.“ —

Der Schwarze hatte, während er die letzten Worte ſprach, nach einer ſich auf der andern Seite des Fluſſes erhebenden Felswand, aus deren Klüften Dorngeſträuch und niedere Bäume hervorragten, ſodann aber nach einer von Gebüſch verdeckten, nur wenige Schritte ſtromaufwärts befindlichen Stelle, gezeigt. Mechaniſch folgten die Wanderer dem vorangehenden Neger durch das Dickigt. Ihr Entſetzen ſollte noch vermehrt werden. Es war hier die ſchmalſte Stelle des Flußbettes. Kaum acht Ellen war ein Ufer von dem andern entfernt, aber eben deshalb tobte hier gerade auch die Strömung mit größter Kraft. Diſſeits, dicht am Ufer ſtand ein Baum von mäßigem Umfang, jenſeits ragte eine ſtarke Strauchwurzel aus einer Felſenſpalte; an beiden waren die Enden einer, kaum eine Elle breiten, von Lianen geflochtenen, und von den emporſprützenden Schaume fortwährend naß und ſchlüpfrig erhaltenen Hängebrücke befeſtigt. Vom Luftzuge, der über der Strömung ungemein heftig war, ſchwankte der gefährliche Steg unaufhörlich hin und her. —

„Hier müſſen wir hinüber!“ ſagte François ohne eine Miene zu verändern. „Drüben im Felſen iſt eine Höhle; auf eine Zeitlang Eure Wohnung.“

„Es iſt unmöglich!“ riefen Edmund und Roſalie aus einem Munde. „Keiner von uns vermag den Steg zu überſchreiten ohne hinabzuſtürzen.“

„Es muß aber ſein!“ erwiederte der Neger kalt. „Mein junger Häuptling hat es befohlen.“

„Laß uns weiter oberhalb einen Uebergangspunkt aufſuchen!“ bat Edmund.

„Es giebt keinen!“ ſagte der Neger mit größter Ruhe. „Die Ufer ſind dort ſteil wie eine Mauer; unten aber verliert ſich der Strom in Sümpfen, die von Kaimans wimmeln.“

„Du ſiehſt, lieber François,“ ſagte Roſalie, „daß wenn auch wir den Uebergang wagten, dies der Vater dennoch nicht im Stande iſt; er würde hinabſtürzen, der Strom würde ihn fortreißen, und er könnte den Unthieren zur Beute werden.“

„Maſſa Baillen muß auch hinübergehen!“ antwortete der Neger mit voriger Ruhe. „Es giebt ſonſt kein Mittel, und mein Häuptling hat es geſagt.“ —

„Laß es uns verſuchen meine Tochter!“ hob der Alte jetzt mit einer Feſtigkeit an, die er auf der ganzen Reiſe noch nicht gezeigt. „Es iſt ja ohnehin nur der Anfang aller Gefahren, die uns noch erwarten.“

Die Behauptung, die in den letzten Worten Baillens lag, war leider von einer nur zu ſehr in die Augen ſpringenden Wahrheit. Die Möglichkeit einer Rettung ſchien den jungen Leuten auf einmal ſo fern, daß es im Grunde einerlei war, wo, und wann ihr Unglück enden ſollte, und man ſchickte ſich zum Uebergange an. Der Neger war indeß auf dem ſchwankenden, ſchwindelnden Stege hin und her gegangen, um den Nachfolgenden Muth zu machen; er kehrte jetzt zurück, und bot Ballien die Hand. Der Alte betrat feſten Schrittes die entſetzliche Brücke. Roſalie ſank auf die Kniee, und verhüllte ſich das Geſicht. —

Eine furchtbare Minute war vergangen, als das Mädchen aufſah; Roſalie erblickte den Vater jenſeits des Steges. — —

Jauchzend hob ſie die gefalteten Hände gen Himmel, dann warf ſie ſich an Edmunds Bruſt, und betrat friſchen Muthes den ſchwindelnden Steg. Der Neger war ihr indeß entgegengekommen. Die weiße Hand des Mädchens ruhte in der eiſenharten Fauſt des Afrikaners. Steg, Fels und Fluß ſchien ſich mit Roſalien im Kreiſe zu drehen, die Sinne wollten ihr ſchwinden — aber nach wenig Augenblicken befand ſich auch ſie auf feſtem Boden. Edmund folgte mit Hülfe des Schwarzen mit feſten Tritten nach.

Jubelnd und Arm in Arm begleiteten die Gefährten den Neger um eine Ecke des Felſen. Hier ſchien die Natur eine weite Höhle gewölbt, und die Hand des Menſchen nur wenig nachgeholfen zu haben. Die Grotte war geräumig und trocken. Ihr Eingang war von einer Seite durch den Vorſprung der Steinklippe, auf der andern durch eine Dornhecke gänzlich dem Blicke jedes fremden Auges entzogen, da die Fronte deſſelben ſchnurgerade gegen jenen düſtern Pfuhl gerichtet war, auf dem ſchon hin und wieder die langen und ſpitzigen Köpfe der Krokodille emportauchten. In einem Winkel der Grotte lagen Lebensmittel, größtentheils Maniockuchen und Früchte aufgehäuft, und ein Haufen Moos, ſo wie einige friſche aus Palmenzweigen geflochtene Matten bewieſen, daß der, welcher die Höhle zu dem Aufenthalt der Flüchtlinge erkohren, auch an eine Lagerſtätte, mithin an einen längern Aufenthalt gedacht hatte.

„Ihr ſeid hier völlig in Sicherheit, wenn Ihr Euch nicht durch Unvorſichtigkeit verrathet!“ hob François nach einer Weile an. „Die Marons ſind alle im Thale, und ohnehin betrat nie Einer von ihnen ohne Noth dieſe unwirthbare, dem Fetiſch des Gebirges geweihte Gegend. Ueberdem bedarf es zwei kräftige Hiebe mit dem Schwerdte, um die Brücke in die Tiefe zu ſtürzen, und von der andern Seite iſt der

Felſen unerſteiglich, weshalb Ihr auch ohne Furcht vor den Anfällen der Kaimans ſein könnt. Wollt Ihr Waldfrüchte ſammeln und fürchtet den Steg zu überſchreiten, ſo führt ein enger Gang" — hier zeigte er nach dem Hintergrunde der Höhle — „Euch am Fuße des Felſen in Mitte einer Dornhecke in's Freie. Zum Ueberfluſſe iſt jener Ausgang noch von innen mit einem Felſenblock leicht verſchloſſen. Vor Allem hütet Euch während des Tages Feuer anzuzünden; man könnte die Rauchſäule im Thale bemerken. In Kurzem ſeht Ihr meinen Häuptling. Lebt wohl!" — —

Während dieſer Rede zeigte ſich weder Theilnahme an dem Looſe der Flüchtlinge, noch Schadenfreude bei ihrem furchtbarem Geſchicke in dem ruhigen Antlitze des Schwarzen. Es war ganz ſichtlich, daß er die Befehle zu ihrer Rettung mit eben derſelben fühlloſen Gleichgültigkeit vollzog, mit der er den Unglücklichen, wäre ſein Auftrag entgegengeſetzter Natur geweſen, das Eiſen in die Bruſt gebohrt haben würde. Die Sorgfalt, mit der er alle Hinderniſſe hinweggeräumt, um die Aermſten an Ort und Stelle zu bringen, war augenſcheinlich nur dem Verlangen, die Befehle Henri's mit Pünktlichkeit zu vollziehen, zuzuſchreiben, und die Heiterkeit, die ſich, als er, ohne weiter Abſchied zu nehmen, aus der Höhle ſchritt, über ſein Geſicht verbreitete, war die eines

Menſchen, der froh iſt, ein unangenehmes, beſchwerliches Geſchäft glücklich hinter ſich zu wiſſen. Dennoch hatte die Entfernung des Negers für die Geſellſchaft etwas entſetzlich Beängſtigendes. Ein unausſprechliches Gefühl von Beklommenheit, das aber Jeder vor dem Andern zu verheimlichen ſuchte, ſchnürte ihnen die Bruſt zuſammen, als ſie die dunkle Geſtalt des Afrikaners mit leiſen Tritten über die Brücke eilen, durch die Bäume gleiten, und dann im Geſträuch verſchwinden ſahen. „Jetzt ſind wir allein, von jedem menſchlichen Weſen verlaſſen, ja jedes menſchliche Weſen fürchtend, in der nur von Krokodillen bewohnten Wildniß!“ dies war der erſte Gedanke jedes der Unglücklichen, ſo ſehr ein jeder von ihnen ſich auch hütete, ihn geradezu auszuſprechen. — —

Sobald die erſte Beklommenheit etwas verſchwunden war, begannen die Flüchtlinge, die nöthigen Einrichtungen in ihrer neuen Wohnung zu treffen. Nachdem ſie ſolche in allen ihren Theilen unterſucht hatten, fanden ſie, daß dieſelbe für die Lage, in der ſie ſich befanden, dennoch nicht ſo übel ſei. Mehrere Sitze, mit Mühe in den Felſen eingehauen, fanden ſich an einigen Orten, zuletzt ſogar ein Heerd, von dem der Rauch durch eine Felſenſpalte ſeinen Abzug finden konnte. Es war augenſcheinlich, daß in jener Zeit, in welcher die entflohenen Neger noch ſo wenig

hlreich waren, daß ſie nicht an eine Vertheidigung
gen ihre Verfolger denken durften, die Marons hier
ne ſichere Zuflucht für längeren Aufenthalt geſucht,
d gefunden hatten. Erſt als der Tag zu ſinken
gann, wurden Anſtalten zu einem frugalen Mahle
treffen; bis dahin hatte die Erinnerung an die
chrecken der vergangenen Nacht, die Aermſten nicht
dies Bedürfniß denken laſſen. Um den Vorrath
r Lebensmittel nicht allzuſehr zu ſchmälern, beſchloß
dmund den folgenden Tag die Umgebung zu durch-
eifen, und Kräuter, Wurzeln, oder Waldfrüchte
rbeizuſchaffen, für heute aber gedachte die Geſell-
aft ſich mit einigen geröſteten Pataten zu be-
ügen.

Der Abend war indeß herbeigekommen, ein mä-
ges Feuer loderte auf dem Herde, und die Be-
ohner der Höhle hatten auf einigen herumliegenden
teinblöcken Platz genommen. Ein lebhaftes Ge-
räch, die verſchiedenſten Muthmaßungen, Hoffnun-
n, Befürchtungen betreffend, wogte hin und her.
dmund war am ruhigſten. Er bewies den Gefähr-
n: daß wenn auch das Aergſte, eine Sclavenempö-
ng über die ganze Inſel ſich verbreitend ſtatt ge-
nden hätte, dieſe dennoch die Kapſtadt, oder auch
ort au Prince nicht ſogleich ergreifen würde, und
e Weißen bei ihrer Zahl, und denen ihnen zu Ge-

bote ſtehenden Hülfsmitteln, ſich in jenen Plätzen Wochenlang halten könnten; dorthin aber mit Henri's Hülfe auf nächtlichen Wanderungen zu gelangen, ſei, wenn auch allerdings ſchwierig, doch keineswegs unmöglich. Roſalie ſtimmte ihrem Verlobten bei, und ſetzte hinzu, daß, wenn man überhaupt nur die Küſte zu erreichen im Stande ſei, eine Flucht dann um ſo leichter zu bewerkſtelligen wäre, da, ſobald die Nachricht des Aufruhrs die benachbarten Inſeln erreichte, die Engländer, um der Sicherheit ihrer eigenen Kolonieen Willen, ganz Domingo mit Kreuzern umgeben würden, und dieſe dann, ganz abgeſehen von den politiſchen Verhältniſſen, einigen Unglücklichen, hinter denen die Hand des Mörders wäre, die Aufnahme am Bord nicht verſagen würden. Baillen war nicht der Meinung der jungen Leute. Er ſtellte die Flucht nach der Küſte mitten durch die von empörten Sclaven wimmelnde Ebene, als ein unausführbares Unternehmen dar, und fügte bei, daß wenn man auch durch ein Wunder die Küſte erreichte, ſich dennoch nicht ein zweites: daß nämlich gerade dort ein Schiff vor Anker liege, ereigenen würde. — Unter Geſprächen dieſer Art war Mitternacht herangekommen, das Feuer auf dem Heerde brannte düſterer, und die Geſellſchaft dachte bereits daran ihr Lager zu ſuchen, als ein leiſes Geräuſch ſich vom Eingange

öhle her vernehmen ließ. Edmund ſprang raſch
ach dem Schwerte und ſtürzte nach der Thür.

„Sei unbeſorgt! ich bin es;" tönte dem Jüng-
nge eine bekannte Stimme entgegen, und Henri trat
erein.

Der Neger war nur leicht bekleidet; ein offenes
äckchen, Pantalons, ein rothes Tuch um das Haupt
ewunden, waren alle ſeine Bedeckungen, dennoch zer-
oß er faſt in Schweiß. Ein großer Pack, den er
uf dem Rücken trug, hatte ihm dieſen ausgepreßt.
ben warf er ihn ab.

„Ich bringe Euch Kochgeſchirr und noch einige
orräthe!" ſagte er gelaſſen. „Ihr werdet noch län-
ere Zeit hier bleiben müſſen, ehe an ein Weiterge-
en zu denken iſt. — Dir Herr," ſetzte er zu Baillen
wendet hinzu, „bringe ich dieſen Beutel mit Gold;
u wirſt es bedürfen. Das Silber hab ich, da es
ſchwer iſt, in's Feuer werfen laſſen."

Der Neger ſagte alles dieſes mit einer ſo gleich-
ültigen Miene, als ob von einem ganz einfachen
eſchäfte, das er zu ſeines Herrn Zufriedenheit ab-
thun geglaubt, die Rede wäre.

„Setze Dich zu uns, guter Henri, Du wirſt er-
üdet ſein;" ſprach Roſalie, indem ſie auf einen der
teinblöcke zeigte.

„Henri kann nur wenige Minuten hier bleiben!"

erwiederte der Schwarze, indem er ſich niederließ; „er muß mit Tagesanbruch auf dem Wege nach Port Margot ſich befinden.“

„Dauert der Kampf noch fort?“ fragte Edmund zögernd.

„Von den Vorbergen des Cibao und Limbé und Mirabalais hinaus, giebt es keinen Weißen mehr, der das Schwerdt erheben könnte!“ erwiederte Henri nach einigem Zögern.

„Alſo todt? todt alle unſere Nachbaren und Freunde?“ rief Roſalie mit Entſetzen.

„Niemand lebt mehr in der Nähe von Morne rouge;“ erwiederte der Neger kalt.

„Alſo Alle die wir kannten und liebten“ — rief das Mädchen; doch unterließ Roſalie augenblicklich die Fortſetzung ihrer Rede, als ſie bemerkte, daß einige Blutstropfen unter dem Kopftuche des Negers hervorquollen und dies letztere auch damit befeuchtet ſchien. — „Was iſt das, Henri? Du bluteſt!“ rief ſie aus.

Der Neger nahm ſchweigend das Tuch vom Haupte, und eine klaffende Wunde, die ſich vom wolligen Haare her, quer über die Stirn bis an die Schläfe zog, ward ſichtbar. Mit großer Ruhe ſchlug Henri das Kopftuch auseinander, faltete es von Neuem, und band es feſter um das Haupt.

„Es iſt nichts!“ ſprach er dann kaltblütig. — „Als der ſchwarze Mann mit dem Weißen kämpfte in der Ebene, erhielt ich dieſen Säbelhieb. Die Anſtrengung des Ganges hat die Wunde geöffnet.“

„Auch Du alſo,“ rief Baillen vorlauter als Noth oder Klugheit es gebot, „haſt an dem allgemeinen Morde Theil genommen?“

„Glaubſt Du Maſſa, daß Henri die Hände in den Schoß legen wird, wenn die Krieger ſeines Stammes die Axt gegen ihre Henker erheben?“ fragte der Schwarze mit Heftigkeit, indem ſein Blick einen Ausdruck von Wildheit annahm. „Ich habe Dich gerettet, weil ich Dein Brod gegeſſen, und“ — hier ließ er ſein Auge leicht an Roſalien vorübergleiten — „auch noch aus einem andern Grunde. — Denke aber nicht, daß, weil die Weißen den Arm eines Häuptlings in Feſſeln legen, und ihn zu Sclavenarbeit zwingen konnten, ſie auch vermochten ſeinen Muth zu beugen. — Geh!“ ſagte er mehr vor ſich hin, als an Baillen gerichtet. „Ich haſſe ſie Alle bis zum Erſchlagen.“ — — —

In dem Blicke des Negers brannte bei dieſen Worten ein ſo düſteres Feuer, die weißen Augäpfel rollten ſo grimmig in ihren Höhlen, ſein Mund zuckte ſo krampfhaft, daß Roſalie ſchauderte, und Baillen alle Luſt zu weitern Fragen verlor.

„Werden wir Dich wiederſehen?“ hob Edmund nach längerer Pauſe an.

„Nur noch einmal!“ erwiederte Henri mit gänzlich verändertem Tone der Stimme. „Es geſchieht dann, wenn Ihr wie ich hoffe, in Sicherheit ein Schiff beſteigt. Bis dahin laßt es Euch hier gefallen, und ſeid gänzlich unbeſorgt. François, der Euch hierher geführt, wird alle drei Tage hier erſcheinen, und Euch mit den dringendſten Bedürfniſſen verſehen. Mangel werdet Ihr nicht erleiden, doch werdet Ihr freilich genöthigt ſein, damit auf's Genaueſte für unvorhergeſehene Fälle hauszuhalten. Eins vor Allen vergeßt nicht! Kein Feuer ſo lange es Tag iſt. — Steigt hier eine Rauchſäule auf, ſo ſeid Ihr verrathen. Von der Pflanzung von Croix rouge aus, hat man einen freien Blick in dieſe Bergſchlucht, und dort ſteht Jaques mit einem Theil unſers Heeres.“ —

Der Neger erhob ſich jetzt, und nachdem er Jedem ſchweigend die Hand zum Abſchied geboten, verſchwand er ſo ſtill und leiſen Trittes wie er gekommen war.

Eine gute Anzahl Tage vergingen den Leidensgefährten in ungeſtörter Ruhe. François erſchien ſtets in der Nacht des dritten Tages, und brachte Lebensmittel aller Art, doch, war es natürliche Stumpfheit oder verkappte Liſt, weder Edmund noch Baillen

aten aus den Ausſagen des Schwarzen etwas Ge-
es über den Stand der Sachen in der Ebene er-
en. Frugen ſie nach Henri, ſo verſicherte Fran-
jedesmal, daß ſein tapferer Häuptling beim
re ſei, daß er ſich keinen Augenblick von dort ent-
en könne, um die Flüchtlinge heim zu ſuchen, daß
aber erſcheinen werde, ſobald die Zeit ihrer Be-
ng gekommen ſei. Die Unglücksgefährten lebten
ß in ihrer Abgeſchiedenheit ruhig, und ſo viel
ie Ungewißheit ihrer Lage zuließ, auch getröſtet.
te auch Baillen durch die Empörung der Neger,
, wie es der Anſchein gab, dieſe nicht wieder ge-
pft werden konnte, die größte Hälfte ſeines Ei-
hums, die Plantage von Morne rouge verloren,
lieben ihm doch noch beträchtliche Fonds in Eu-
. Dort befand ſich überdies faſt das ſämmtliche
nthum Edmunds. Waren demnach die Freunde
lücklich die alte Welt noch einmal wieder zu ſehn,
eß ſich der Verluſt auf San Domingo, ſo be-
tlich er immer war, verſchmerzen. Baillen be-
ers, obgleich er einer von denen war, die bei dem
meinen Unglück am meiſten verloren, da die
ntage die er beſaß, zu den bedeutendſten auf der
l gerechnet wurde, ſchien ſich dennoch leichter zu
en, als die jungen Leute gehofft hatten. Das
lück, das wie ein Blitz aus heiterm Himmel, und

ohne daß er die Möglichkeit eines ſolchen nur je geahnt hätte, auf ihn hereingebrochen war, hatte bei dem alten Manne einen ſolchen Abſcheu gegen das Pflanzerleben hervorgebracht, daß er oft hoch und theuer beſchwor, daß, wenn er durch unvermuthete Wendung des Geſchickes, welche indeß nicht zu erwarten ſei, je wieder zum Beſitze von Morne rouge gelangen ſollte, er nicht einen Tag mehr dort zubringen, ſondern die Pflanzung augenblicklich verkaufen würde. Edmund und Roſalie theilten die geheime Hoffnung, die ſich in den Reden des Vaters kund gab, die der Wiedererlangung des Eigenthums durchaus nicht, vielmehr ſchien ihnen die Flucht nach Europa noch durch ſo viele Hinderniſſe verſchloſſen, daß ſie ſolche als die noch einzig möglich glückliche Wendung ihres Geſchickes anſahen, dennoch ſtellten ſie ſich ſo, als ob ſie der Meinung Baillens in Allem beipflichteten, um dem alten Manne nicht einen Troſt zu rauben, der ihm in der kummervollen Lage, in der ſie ſich alle befanden, eine größere Geiſtesruhe geben konnte. Letztere aber war es, die den Gefährten in den erſten Tagen nach ihrer Flucht vorzüglich ermangelte. Jeder zuſammenbrechende Baum, deſſen krachender Fall durch die Schlucht ertönte, der ſchrillende Ruf eines Vogels, ja ſelbſt das Pfeifen des Sturmes, war hinreichend die Flüchtlinge aufzuſchrecken. Mit dem

Jagdmeſſer in der Hand ſprang dann Edmund zur Höhle hinaus, um jeden Feind, der es wagen könnte die Hängebrücke zu überſchreiten, abzuwehren, oder wenn es Noth thäte, den einzigen Zugang zu der Wohnung zu zerſtören. Die dunklen Nächte des Tropenlandes, noch mehr verdüſtert durch die nahen Bergwände, die mächtigen, uralten, rieſenhaften Bäume, waren es vorzüglich, in welchen ſich die Furcht der Höhlenbewohner auf einen hohen Grad ſteigerte. Bald beſorgten ſie, daß man das Feuer, welches ſie im Hintergrunde der Höhle angezündet hatten, durch irgend eine Felſenſpalte im Thale erglänzen ſehen könnte, bald ſchreckte ſie das dumpfe Stöhnen eines Kaimans auf, der ſich vierzig Fuß unter ihnen am Ufer des Fluſſes gelagert hatte, obwohl ihnen bei einigem Nachdenken die Ueberzeugung ward, daß die Felſengruppe, die ſie in ihrem Schoße barg, auf allen Seiten von den Wipfeln der Bäume überragt und verdeckt werde, und daß ein ſo plumpes Thier, wie der Alligator, durchaus nicht im Stande ſei, den faſt ſenkrechten Abhang zu erklimmen. Als die Geſellſchaft indeß faſt einen Monat in ihrem Aſyl zugebracht hatte, verlor ſich die Furcht, die ſie Anfangs gepeinigt, immer mehr und mehr. Hatten ſie ſonſt ſich nur mit äußerſter Vorſicht, und auf das Rauſchen jedes Blattes achtend, aus ihrer Wohnung zu gehen getraut, und dieſe überhaupt nur auf einige Stunden verlaſſen, ſo ſchweiften ſie jetzt halbe Tage im Walde umher. Die in immer größerer Menge gefundenen Waldfrüchte, die ſehr leicht zu erlangenden aromatiſchen Bergkräuter, waren ihnen ein ſehr angenehmer Fund. Sie überzeugten ſich immer mehr, daß die Schlucht, die ihnen zur Zuflucht diente, ſo abgelegen, ſo ſchwer zugänglich, und das Eindringen in dieſelbe ohne einen beſtimmten Zweck von Seiten der trägen Neger ſo unwahrſcheinlich ſei, daß die Flüchtlinge ihre Excurſionen endlich bis gegen die entblößten Gipfel der Berge ausdehnten. Hier ſaßen ſie oft Stunden lang; ſie vermutheten aus dem Anblick der Ebene irgend etwas Gewiſſes über den Stand des Kampfes auf der Inſel ſchließen zu können. Leider war der Aufſchluß, den ſie ſich zu verſchaffen im Stande waren, von der traurigſten Art. Ueberall, wo ſonſt die weißen Pflanzerwohnungen aus Palmenſchatten emporragten, wo einſt die Gegend von regſamer ſchwarzer Bevölkerung wimmelte, war Alles öde und leer. Schwarze halbeingeſtürzte Mauern waren die einzigen noch ſichtbaren Reſte, der ehemals ſo wohl eingerichteten Herrenhäuſer, ein dunkler Fleck bezeichnete die Stelle, wo ehedem die Sclavenhütten geſtanden hatten; von Letztern konnte das Feuer nicht einmal eine Spur auf der öden Brandſtätte zurückgelaſſen haben, da das Material, aus dem ſie errichtet waren, nur aus Rohr mit einem leichten Lehmanwurfe beſtand. So ſchmerzlich den Flüchtlingen im erſten Augenblick der Anblick der ſonſt ſo blühenden, ſo hohen Wohlſtand bezeichnenden Gegend war, ſo gewöhnte ſich ihr Auge doch nach und nach daran. Standen ſie auf der luftigen Höhe, wo die Ebene wie ein ausgebreiteter Teppich zu ihren Füßen lag ſo dachten ſie weniger an die Brandmale, die demſelben aufgedrückt waren, als an deſſen Saum, das dunkelblaue Meer, das in der Entfernung einiger Stunden ſich ihren Blicken, die auf ihm mit Sehnſucht ruheten, darbot. — So verlor ſich, mit dem verlängerten Aufenthalt in der einſamen Gegend die Furcht, die anfangs die Armen ſo gepeinigt hatte, immer mehr aus ihrer Seele, ja ſie waren im Stande über ihre Beſorgniſſe vor einem Anfalle der Kaimans, die ihnen früher ein ſolches Entſetzen eingeſtößt hatten, zu ſcherzen, wenn ſie die Ungeheuer der Tiefe ſich ſo plump, ſo ſchwerfällig am Ufer herumbewegen, und bei einem unbedeutenden Geräuſch mit Haſt in ihr heimathliches Element flüchten ſahen. So wie aber die Furcht abnahm, eben ſo hatte bei der Geſellſchaft auch die Vorſicht, die ſie vor einer Entdeckung ſchützen ſollte, abgenommen. Tagelang ſchweifte ſie auf den Bergen umher, überzeugt, daß die unwiſſenden Neger weder im Beſitz eines Fernrohrs noch der Anweiſung ein ſolches zu gebrauchen, die Flüchtigen ſelbſt auf einer von allem verdeckenden Schutz entblößten Stelle nicht mit dem Auge entdecken würden, auch hatte François ſchon mehrmals vor allzu früher Anzündung eines Feuers gewarnt, da, wie er verſicherte, man dann und wann den Rauch deſſelben in der Morgen- und Abenddämmerung, von der Ebene aus, bemerkt habe.

Die Geſellſchaft mochte ungefähr ſechs Wochen ſo in ihrer Einſamkeit zugebracht haben, als eines Morgens — der Tag war noch nicht völlig angebrochen — Kanonendonner in der Ebene ertönte. Der ungewohnte Schall des ſchweren Geſchützes erregte die verſchiedenſten Vermuthungen.

„Die Engländer landen!“ rief Baillen, der früher am niedergeſchlagenſten, jetzt am meiſten zum Hoffen geneigt war. „Sie nehmen den Augenblick der Sclavenempörung wahr, um ſich in den Beſitz der Inſel zu ſetzen.“

„Vielleicht iſt man ihnen jetzt von der Kapſtadt aus entgegengerückt, und wird ihnen in der Ebene ein Treffen liefern!“ meinte Edmund.

„Vielleicht iſt es eine Freudenſalve von Seiten der Schwarzen!“ ſprach ſeufzend Roſalie.

„Sie haben keine Kanonen!“ wandte Baillen ein. „Aber eilen wir auf den Bergrücken, vielleicht kann man von dort etwas gewahr werden.“

Der Vorſchlag ward von Allen gebilligt und in aller Eile ausgeführt. Mit Anſtrengung ſtiegen die jungen Leute aufwärts, und keuchend folgte ihnen Baillen nach. Endlich waren ſie auf der Höhe angekommen, aber umſonſt blickten ſie nach Norden und Weſten, nirgends ſahen ſie etwas, das ihre Hoffnungen oder Befürchtungen rechtfertigen konnte; nur in der Gegend von Port Margot fielen dann und wann Kanonenſchüſſe.

„Sie haben Port Margot angegriffen!“ ſagte Baillen nach einer Weile. „Der offene Ort wird ſich nicht lange halten.“

„Das iſt nicht der Kanonenlärm eines Gefechts;“ erwiederte Edmund kopfſchüttelnd. „Das iſt der regelmäßige Schall der Freudenſalven, die die Schwarzen wegen Einnahme des Orts abfeuern. Nach dieſer Seite zu entfliehen iſt uns forthin unmöglich; unſere einzige Hoffnung bleibt nun die Kapſtadt. — Lange disputirten noch Baillen und Edmund über den in regelmäßigen Pauſen wiederkehrenden Schall des Geſchützes, als Roſalie auf einmal voll Schreck emporfuhr. „Seht!“ rief das Mädchen voll Entſetzen; „dort ſteigt eine Rauchſäule aus unſerer

Schlucht auf. Die Schwarzen ſind in unſerer Nähe.“ —

Erſchreckt fuhren auch die Männer empor.

„Beruhige Dich!“ ſagte Edmund nach einer Pauſe, doch mit Beſorgniß im Tone. „Das Feuer iſt, wie ich vermuthe, in unſerer Höhle, aber nicht unſere Verfolger haben es angezündet; ich fürchte, daß ſchon vor unſerm Weggange ein Funken in den Holzvorrath, wo nicht in unſer Mooslager gefallen, und daß eins oder das andere angeklommen iſt.“

„So laßt uns hinabeilen es zu erſticken, wenn es nicht zu ſpät iſt!“ rief Roſalie haſtig.

„Ich denke, wir haben nichts zu beſorgen!“ ſprach Baillen mit Ruhe. „In dieſem Augenblicke hat der Rauch ſchon nachgelaſſen.“

„Demungeachtet wäre es gut, einer Wiederholung vorzubeugen!“ ſagte Roſalie ängſtlich. „Gehn wir! mir ahnt Unglück.“ — —

In weniger Zeit befand ſich die Geſellſchaft wieder in ihrer Felſenwohnung. Ein geringer Umſtand hatte ihre Beſorgniſſe erregt. Ein einzelner Feuerbrand, den die Bewohner der Höhle bei ihrem plötzlichen Weggange ſchon erloſchen gewähnt, hatte auf's Neue vom Luftzuge angefacht, ſich entzündet, und nachdem er wenige Minuten geglommen, war er in Aſche verwandelt worden. Da der Rauch nur eine kurze Zeit emporgeſtiegen war, ſo zerſtreuten ſich die Beſorgniſſe der Gefährten ſo ſchnell, daß ſie des geringfügigen Umſtandes kaum gedachten, als ſie ſich zu dem einfachem Mittagsmale niederließen. —

Baillen war heute ungewöhnlich heiter. Er ſprach unaufhörlich von den Plänen, die er, wenn er Europa erreichen würde, in Ausführung zu bringen dächte. Auch die jungen Leute ſchwelgten in dem Gedanken an eine frohere Zukunft, welche, wie ſie wähnten, ihnen die Gefahren des Augenblicks dereinſt nur wie einen böſen Traum erſcheinen laſſen würden. „Wären wir nur wohlbehalten an der Küſte, oder noch beſſer, hätten wir nur erſt ſalziges Waſſer unter den Füßen!“ rief Baillen wiederholt. „Gern vergäbe ich dann den ſchwarzhäutigen Schurken was ſie mir angethan haben, und ich könnte dies um ſo leichter thun, da nicht ſo eigentlich dieſe ſelbſt, ſondern die nichtswürdigen Pariſer Advokaten an der ganzen Teufelei ſchuld ſind.“

„Die wohlthätigen Abſichten, die allgemeinen Menſchenrechte“ — hob Edmund an.

„Ich wollte Herr Robespierre und Konſorten wären an unſerer Stelle und empfingen durch die Ausübung jener Rechte von Seiten der Schwarzen, den Lohn für ihre Abſichten, möchten dieſe nun gut oder übel ſein;“ erwiederte mit unerſchütterlicher Ruhe

Herr Baillen. „Sieh, Herr Neffe," fuhr er nach einer Weile fort; „Du biſt noch ein junger Brauſekopf. Die Worte Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte tönen noch gar lieblich in Deinen Ohren, und ich kann es Dir auch nicht verdenken, ſie haben allerdings einen ſchönen Klang. Leider werden ſie aber ſeltſam interpretirt. Unter Freiheit verſtehen viele Leute die Erlaubniß, Alles zu thun, was ihnen gut dünkt, unter Gleichheit, die Ausgleichung der leeren Geldbeutel durch die vollen, und unter Ausübung der Menſchenrechte, das Recht die Beſitzer der letztern auf die Köpfe zu ſchlagen."

„Ich will nicht läugnen, daß der abſcheulichſte Mißbrauch" —

„Wenigſtens zehnmal öfter als der Gebrauch eintritt!" unterbrach der Oheim halsſtarrig den Neffen. „Siehe, lieber Edmund, ich bin ein alter Mann, und als ſolcher bin ich der Meinung, daß jedes Ding auf dieſer Welt, ſo vortrefflich, ſo tadellos an ſich es auch immer ſein möge, weit über ſeinen Werth bezahlt werden kann, ja der letztere auf weniger als nichts reduzirt wird, ſobald die Sache zur Karikatur verzerrt worden. — — Aber was iſt das? — Hörtet Ihr nicht ein Geräuſch." —

„Allerdings!" erwiederte Edmund mit Aufmerkſamkeit. „Ich hörte ein Geplätſcher im Waſſer. Vielleicht kämpfen die Kaimans um eine Beute.“

„Vielleicht hat auch ſonſt etwas ihre Aufmerkſamkeit erregt!“ ſprach Roſalie ſich erhebend. „Ich will doch nachſehen.“

Das Mädchen ging nach dem Eingange der Höhle, aber — mit Entſetzen taumelte es zurück. „Wir ſind verlohren!“ rief es und ſank ohnmächtig nieder. —

Voll Schreck ſprang Edmund von ſeinem Sitze auf, er wollte Roſalien zu Hülfe eilen, aber in dieſem Augenblicke erſchien ein rieſiger Neger im Eingange der Höhle. Wie ein Raſender eilte der Jüngling nach dem nahe liegenden Schwerdte, er wollte ſich auf den Eintretenden ſtürzen, aber ſchon fühlte er die mächtige Fauſt des Negers an ſeinem Nacken; mit weniger Mühe ward der Jüngling überwältigt und, obgleich er wiederholt ſich dem Arme des Gegners zu entwinden ſtrebte, ſo konnte ihm doch ſein Vorhaben um ſo weniger gelingen, als auf einige fremdtönende Worte, noch vier andere Neger, mit Lanzen bewaffnet, haſtig in die Felſenwohnung traten. Wenige Momente vergingen, und Edmund, Baillen und die von ihrer Ohnmacht erwachende Roſalie waren gebunden, die Schwarzen nahmen ſie in die Mitte, und bald verließen ſie, von ihren furchtbaren Feinden begleitet, die Höhle. —

Sprach- und faſt beſinnungslos verfolgten die Unglücklichen ihren Weg; ſie waren faſt keines Wortes, kaum einer Thräne mächtig. Jeden Augenblick glaubten ſie ihren letzten, jeden freien Platz im Walde zum Platze ihrer Hinrichtung beſtimmt. Zu ihrem Erſtaunen führten ſie die Schwarzen, wiewohl ſchweigend, und die Unglücksgenoſſen mit feindlichen Blikken betrachtend, doch ohne jede Mißhandlung oder Beſchimpfung den nächſten Weg nach der Ebene hinab. Der Zug ging nun fortwährend durch eine Gegend, wo der Krieg auf's furchtbarſte gehaußt hatte. Von allen den Pflanzerwohnungen, die ſonſt in ſo großer Anzahl die Ebene bedeckten, war nichts mehr übrig als ſchwarze Trümmerhaufen, aus denen hier und da ein halbeingeſtürzter Schornſtein emporragte, die herrlichſten Zitronenalleen waren umgehauen, ſie hatten zu Wachfeuern dienen müſſen. Endlich gelangte man in eine Gegend, die weniger verwüſtet war. Wie es ſchien hatten hier die Weißen, ſich nach der Kapſtadt zurückziehend, den fruchtloſen Kampf aufgegeben. Hier ſtand hin und wieder ein Haus dort waren ſelbſt die Sclavenhütten nicht angezündet worden, endlich folgten ganz unverwüſtete, doch von keinem lebenden Weſen bewohnten Plantagen. — Die Reiſe hatte nun ſchon gegen fünf bis echs Stunden gedauert, und wollte noch immer kein Ende nehmen. Baillen hatte mehrmals ausruhen müſſen, was die Schwarzen murrend, doch ohne beondere Widerrede geſtatteten, endlich bemerkte man ine Plantage in der Ferne, deren Umgebung belebt chien, und in deren Nähe große Feuer ihre Rauchäulen gen Himmel ſendeten. Von allen Seiten ſah man Trupps bewaffneter Schwarzen ſich nähern oder ntfernen, und als der Zug endlich um die Seite eines mäßigen Hügels bog, ſahen die Unglücksgefährten ein ſich weit hin dehnendes Lager der Schwarzen vor ſich. — Man näherte ſich jetzt der Linie deſſelben und das Ganze bot einen zwar ſonderbaren, doch nicht unkriegeriſchen Anblick dar. In gewiſſen Intervallen waren große blaue und rothe Fahnen aufgepflanzt, und um jede derſelben lagerte ein Trupp von ungefähr fünfhundert Mann in bunter Unordnung. Die Bekleidung der Truppe war unendlich verſchieden. Einige der Neger waren faſt gänzlich nackend, andere mit den ſonderbarſten Bedeckungen, zum Theil ſelbſt mit Frauenkleidern angethan. Eben ſo verſchiedenartig war die Bewaffnung. Hier ſah man Lanzen, dort Flinten, Einer hatte ein roſtiges Schwert, ja Mancher nur eine mächtige Keule in der Hand. — Eben war der Zug unſerer Bekannten im Lager angekommen. Ein Schwarm von ſchwarzen Geſtalten ſammelte ſich um ſie mit wildem Gelächter. „Habt Ihr ſie?“ rief der Eine. „Die Blanken kommen ein wenig ſpät, aber dennoch zum Tanze zurecht!“ „Der General wird nicht viel Federleſens mit ihnen machen!“ meinte ein Zweiter. „Dort kommt der brave Chef der Avantgarde!“ ſchrie ein Dritter, auf einen Negeroffizier zeigend, der auf einem Schimmel quer über das Blachfeld geſprengt kam. „Wären die weißen Geſichter früher dem Obriſten Terrier rouge begegnet, er hätte ihnen vielleicht den Weg nach dem Hauptquartier erſpart.“

Noch lachte der dunkle Haufen über den Witz der drei Unholde, als der Negeroffizier in der Nähe der Gruppe ſein Pferd parirte. Er war ein ſchlanker junger Mann in blau und rother, mit Treſſen beſetzter Uniform; um das Haupt, welches von keinem Hute bedeckt war, trug er ein ſcharlachrothes Tuch, deſſen einer Zipfel vom raſchen Ritte aufgelößt, einen Theil ſeines Geſichts bedeckte. Eben ſchlug er ihn zurück. Roſaliens Auge fiel auf den Fremden. Wer beſchreibt ihr Erſtaunen! es war Henri.

Auch Baillen und Edmund hatten ihn erkannt. Bittend ſtreckte der Erſtere die Hand gegen ihn aus, und eben wollte ihn Roſalie anreden, als Henri haſtig ſein Pferd herumwarf.

„Sperrt die Weißen dort in die Sclavenhütte!“ rief er laut. „Sie mögen die wenigen Stunden, die ſie noch zu leben haben, es ſich darin wohl ſein laſſen.“ —

„Es lebe der tapfere Henri Terrier rouge! Tod den blanken Geſichtern!“ jubelte der dunkle Schwarm, indem er die Gefangenen nach einer niedrigen Rohrhütte trieb, und ſie mit Kolbenſtößen hineindrängte. Henri ſprengte ohne ſich umzuſehen den Hügel nach dem Herrnhauſe aufwärts. — — —

Die unglücklichen Flüchtlinge trafen hier noch mehrere Leidensgenoſſen. Es waren eine Anzahl weißer Milizen aus der Umgebung der Kapſtadt, welche an dem nämlichen Tage in einem Vorpoſtengefechte verwundet, in die Hände der Neger gefallen waren. Ihre Wunden waren nur oberflächlich verbunden worden, und die Gefangenen ſchienen überaus niedergeſchlagen. Daß ſie noch lebten, hatten ſie, wie ſie ſagten, nur der Abweſenheit des Negergenerals Deſſalines zu danken; indeß wurde derſelbe jeden Augenblick von Port Margot zurück erwartet, und dieſer, verſicherten die Unglücklichen, habe noch nie einem Weißen, weß Alters und Geſchlechts er ſei, das Leben geſchenkt. Alles was von der weißen Bevölkerung bis jetzt in ſeine Hand gefallen, ſei ohne Verzug erſchoſſen worden, und es wäre nicht der geringſte Zweifel vorhanden, daß ſie

Alle das gleiche Loos erwarte. Bei alledem, meinten die Gefangenen, wäre der Tod durch die Kugel noch der wünſchenswertheſte, da jene Martern, mit welchen die Unglücklichen, die den einzelnen Haufen in die Hände gefallen, hingerichtet worden, allen Glauben überſtiegen. — —

Die Lage in der die Unglücksgefährten ſich befanden, war furchtbar. Aus den Mittheilungen ihrer Genoſſen, überzeugten ſie ſich immer mehr von der anſcheinenden Unmöglichkeit einer Rettung. Nur auf wenigen Punkten an der Küſte, ſo wie in der Nähe der Kapſtadt, hielten ſich noch die Weißen, an ein Vordringen derſelben war jedoch nicht zu denken, da das Heer der Empörer das ihrige wohl zehnfach an Zahl überſtieg. Auch würde, dies ſagte den Unglücklichen ihre Ueberzeugung, ſelbſt der entſchiedenſte Erfolg der Waffen, nicht das Mindeſte an ihrer Lage haben ändern können, da nach der Meinung ihrer Mitgefangenen ſie Alle nur wenige Augenblicke noch zu leben hatten. Noch einmal auf Henri's Mithülfe zu einer Flucht zu rechnen wäre eben ſo thörig geweſen. Sie ſahen nur zu wohl ein, daß er durch ihre frühere Rettung, falls ſeine Mitwirkung dabei offenbar wurde, in den Augen der Neger zu kompromittirt erſchien, als daß er, ſelbſt wenn eine Möglichkeit ſich zeigte, nicht alle Neigung dazu verloren haben ſollte. Der Eindruck, den Betrachtungen dieſer Art, welche die Gefährten ohne Unterlaß anſtellten, in ihren Gemüthern zurück laſſen mußte, war natürlich eine gänzliche Hoffnungsloſigkeit. Edmund und Roſalie fanden nur in dem Gedanken vereint zu ſterben, noch einigen Troſt, Baillen aber verſank in die tiefſte Traurigkeit.

Während des Laufes mehrerer Stunden, welche die Gefangenen ohne Speiſe und Trank, in einem Winkel der Hütte auf der bloßen Erde ſitzend, zugebracht, hatte ſich fortwährend eine Menge Neugieriger eingefunden, welche die Gefangenen entweder mit einem dumm boshaften Lächeln anblickten, oder auch wohl laut verhöhnten. Nicht wenig erſtaunten ſie, als ſie auch François ſich durch den Haufen drängen ſahen. Schon bei ſeinem Eintritt war er ihnen durch ein überlautes Gelächter bemerklich geworden, und noch mehr fiel es ihnen auf, als er dieſes auch bei ihrem Anblick fortſetzte.

„Siehe da!“ rief er. „Sind die Vögel, die zu Morne rouge ſo geſchickt mitten durch die Flamme zu entfliehen wußten, doch endlich in die Hand des Vogelſtellers gefallen? Ja, ja, wenn François früh Morgens in der Vallée du Diable Rauch aufſteigen ſah, und davon dem Obriſten Terrier rouge — ihr müßt ihn ja kennen, er nannte ſich ſonſt Henri, und hat den Namen von der Pflanzung wo er zuerſt Sclave geweſen, angenommen — irgend Meldung machte, da hieß es immer: es iſt nichts, François hat falſch geſehen! aber François ſieht nicht falſch, er wußte gar wohl, daß der Leichtſinn, der Unverſtand der Weißen das Feuer angezündet hatte, und es ärgert ihn nur, daß man ihm nicht eher glaubte, bis das halbe Heer ſich davon überzeugte. Eben ſo wenig wird man ihm auch glauben wollen, daß Ihr von dem Aufſtande des ſchwarzen Volkes ſchon früher Nachricht bekommen, Euere Koſtbarkeiten aber vergraben habt, und entflohen ſeid, ehe das Feuer Eure Wohnung ergriff."

„Du ſprichſt von Koſtbarkeiten, die wir vergraben hätten?" ſagte Roſalie, noch mehr durch die bedeutungsvolle Miene des Negers, wie durch ſeine Worte betroffen.

„Ich habe nichts vergraben oder verſteckt!" fiel Baillen ein. „Alles das Meinige iſt ein Raub der Flammen geworden, ein Beutel mit Gold ausgenommen, den ich unter dem Kopfkiſſen meines Lagers, in —"

„Den Du in Deiner Wohnung vergaßeſt, und der natürlich ein Raub der Flammen ward!" unterbrach François den Sprechenden. „Von dieſem Beutel iſt keine Rede und ihn meine ich nicht, aber Du

cheſt Dich, wenn Du meinſt: ich werde verſchwei-
, daß ich Euch an jenem Abende, im Dunkeln,
en Citronenhain, der unweit des Hügels liegt, habe
ichen ſehen. Ihr ſchlepptet einen ſchweren Koffer
Eurer Mitte, und da wir dieſen nicht aufgefun-
haben, ſo habt Ihr ihn verſteckt oder vergraben.
wiß habt Ihr Euch auch ſchon damals fortgeſchli-
, und hätte Henri meinen Rath, zuerſt das Haus
erbrechen, und dann erſt anzuzünden befolgt, ſo
de es ſich gleich gezeigt haben, daß das Neſt leer
."

François ſah hier im Kreiſe der ihn umgebenden
warzen umher, als ob er ſich von deren Beifall
ichern wollte, und als ſie ihm ſolchen durch bei-
ges Grinſen zu erkennen gegeben, fuhr er in ſei-
Rede fort.

„Verſchlimmert Euer Loos nicht erſt durch lan-
Läugnen!" ſagte er. „Geſteht dem Obergeneral,
n Ihr vor ihn geführt werdet, daß Ihr einen
fer mit Koſtbarkeiten vergraben habt, und er wird
ade für Recht ergehen, und mild wie er iſt, viel-
t Euch blos erſchießen laſſen."

„Wie wäre es möglich," ſprach Baillen, „etwas
geſtehen, das ſich ſpäter als eine Lüge —"

„Du biſt ſo unſinnig, als hartnäckig, alter
nn!" unterbrach ihn der Neger rauh. „Hat Dir

die Furcht alle Vernunft geraubt, ſo laß wenigſtens die Andern reden, und ſchweige für Dein Theil. Jedenfalls wirſt Du dann Dein Loos nicht noch härter machen, als es ohnehin ſchon iſt. — Bedenkt wohl was Ihr thut!“ fuhr François zu den jungen Leuten gewendet fort. „Schon wegen der Liſt, mit der Ihr Euch durch die Flucht unſern Händen zu entziehen wußtet, würde Euch der Obergeneral einen martervollen Tod ſterben laſſen; um wie viel erbitterter würde er noch ſein, wenn Ihr ihm hartnäckig die Vergrabung der Koſtbarkeiten verweigern wolltet? Geſteht Ihr indeß und zeigt den Ort an, wo ſie vergraben liegen, ſo wird er Euch freilich nicht begnadigen — wann hätte auch der tapfere Deſſalines einem Weißen das Leben geſchenkt? — aber er wird vielleicht ſeine Nachſicht mit Euch ſo weit treiben, daß Ihr die Art Eures Todes ſelbſt auswählen könnt, eine Gnade, der auch der Pflanzer Flerieu zu Grande Anſe theilhaftig worden.“

„Du meinſt alſo, wenn wir ſagten“ — hob Roſalie, den Neger ſcharf ins Geſicht blickend, an.

„Ja, wenn Ihr bekennt, daß Ihr die Koſtbarkeiten vergraben habt, und an Ort und Stelle ſie richtig nachweiſen wollt, ſo könnte wohl Euer Schickſal eine Milderung erleiden!“ fiel François dem Mädchen raſch ins Wort. — „Uebrigens thut was

Ihr wollt, denn ich gehe jetzt zu dem Obriſten und zeige ihm an: daß ich geſehen, wie Ihr den Koffer ns Verſteck geſchleppt. Bleibt Ihr dann bei Eurem Läugnen, ſo erleidet Ihr den martervollſten Tod.“ —

Ein Pferdegetrappel erhob ſich jetzt, und François ſprang mit Blitzesſchnelle zum Zelte hinaus. Kurz darauf riefen die Wachen ins Gewehr. „Es lebe Deſſalines! der brave General Deſſalines lebe hoch!“ ertönte es von allen Seiten. Die Gefangenen glaubten die Stimme François am lauteſten aus dem Getümmel erſchallen zu hören. Ein ſtarker Reitertrupp ſprengte eben vorbei, und nach dem Herrenhauſe zu. —

Die Sonne war bereits im Untergehen, als eine Ordonnanz des Generals — ein magerer, zerlumpter Neger — den Befehl brachte, die Gefangenen vor ihn zu führen. — „Auf! auf!“ riefen die wachhabenden Schwarzen mit wildem Lachen. „Seid munter und luſtig! Bald wird man Euch ſpazieren führen.“ — Die Neger betonten das Wort ſpazieren auf eine ſo eigene, mit ſo wilder Geſichtsverzerrung begleitete Weiſe, daß ein Schauer des Todes die Unglücklichen durchrieſelte; ſie ahnten, daß jener Ausdruck noch eine verborgene, furchtbare Bedeutung in ſich trage.

Sämmtliche Gefangene, welche die Negerhütte in ſich ſchloß, die verwundeten Milizen ſowohl wie unſere Bekannten, zogen nun unter Begleitung halbnackter, ſie wild umtobender Schwarzen, dem ehemaligen Herrenhauſe der Plantage zu. Nachdem man ſie einige Augenblicke vor der Thüre hatte warten laſſen, führte man ſie endlich in ein geräumiges Zimmer, den ehemaligen Speiſeſaal des Plantagenbeſitzers; er war faſt zur Hälfte mit einer Menge ſchwarzer Krieger angefüllt. Die Verſammlung, beſtehend aus den angeſehenſten Anführern des Sclavenheeres, bot einen ſo wilden als ſonderbaren, ſo furchtbaren als lächerlichen Anblick dar. Eine Menſchengruppe, die den Vordergrund des Saales einnahm, zeigte alle Hautfarben, vom hellſten Gelb des Mulatten, bis zum dunkelſten Schwarz des Negers vom Ufer des Nigers. Die faſt europäiſchen Geſichtszüge des Erſtern, kontraſtirten ſeltſam mit der gedrängten aber weichen, Schwermuth ausdrückenden Antlitzbildung des Schwarzen vom Senegal, und dieſe unterſchied ſich wieder auffallend von der häßlichen, thieriſch wilden Geſichtsform des Bewohners der Zahnküſte. So verſchieden aber ihr Antlitz war, ſo verſchieden war auch die Art ihrer Bekleidung und Bewaffnung. Hier ſah man einen Mulatten, gekleidet als weſtindiſchen Incroyable in ſchneeweißem Jäckchen und eben ſolchen Pantalons, einen breiten Strohhut auf dem Haupt, und einen mächtigen Huſarenſäbel an der Seite, dort trug ein breitmäuliger Schwarzer eine ſcharlachrothe mit vielen Treſſen beſetzte Uniform, mit welcher indeß die ſchmutzigen nur bis an die Knie reichenden Unterkleider, und die bloßen Füße übel kontraſtirten; auf einer andern Seite ging ſchweigend und wohlgefällig ein magerer ſechs Fuß langer Neger auf und ab, ſo oft er aber auch in den großen Wandſpiegel blickte, ſchien es ihm dennoch durchaus nicht aufzufallen, daß die Infanterieuniform, die er am vorigen Tage bei der Wegnahme von Port Margot einem Erſchlagenen vom Leibe gezogen und ſich angeeignet hatte, urſprünglich einem ein Dritttheil kleinern, die Hälfte dickern Manne angepaßt worden war. Alle aber ſchrieen in dem auf den Antillen gebräuchlichen Sclavenpatois, welches ſie mit den mannigfachſten, ſonderbarſten Geſtikulationen begleiteten, wild durch einander.

„Bleibt hier ſtehen!“ ſprach jetzt der Anführer der Eskorte, welche die Gefangenen hergebracht, zu unſern Bekannten. „Ihr Andern geht vorwärts; dort iſt der Obergeneral!“ —

Die Flüchtlinge von Morne rouge blieben von ihrer Bedeckung bewacht an der Saalthüre, ſo wie ſich aber der Kreis der Negeroffiziere öffnete, um die verwundeten Milizen durchzulaſſen, fielen ihre Augen auf eine zweite Menſchengruppe, in deren Mitte ein

Mann von auffallendem Aeußern auf einem Lehnſtuhl ſaß.

Es war ein ſtämmiger Neger von häßlichem, wildem Anſehen. Er war in eine blaue Uniform mit rothen Aufſchlägen gekleidet, Letztere aber auf allen Näthen mit handbreiten Treſſen verziert. Eine Schärpe von blau und rother Seide umſchlang ſeinen unförmlichen Körper, und ihre mit Gold verzierten Quaſten, hingen bis auf die von Huſarenſtiefeln bedeckten, ziemlich ſchiefen Beine herab. Die Gravität, die der Mann bei dem Vortritt der Milizen ſogleich annahm, die lächerliche Würde, mit der er einen ungeheuren mit blau und rothen Federn beſetzten Treſſenhut auf das wollige Haupt ſtülpte, die Sorgfalt, mit der er die reichen goldenen Achſelbänder, die von beiden Schultern herabhingen, in das Knopfloch ſchlang, würden einen ungemein lächerlichen Anblick dargeboten haben, wenn nicht das Gräßliche ihrer Lage, in den Gemüthern der Gefangenen jede muntere Regung verſcheucht hätte.

„Tretet näher, Ihr blanken Hunde!“ donnerte der Mann den unglücklichen Milizen entgegen, indem er mit dem ſchweren reich verzierten Säbel auf den Boden ſtampfte.

„Kennſt Du den Gräßlichen, Edmund?“ ſtammelte Roſalie geiſterbleich. „Ich glaube daß meine Sinne ſich verwirren, ſonſt meinte ich —"

„Du täuſcheſt Dich nicht!" ſprach der Jüngling mit Entſetzen im Tone. „Es iſt Jaques, Euer ehemaliger Sclave."

„Dann ſind wir ohne Rettung verloren, wenn nicht Henri —"

Eben ging dieſer, jedoch ohne einen Blick auf unſere Freunde zu werfen, an ihnen vorüber, und ſtellte ſich ohne ſichtbare Theilnahme an Allem was vorging, zur Seite des Seſſels ſeines Generals.

„Ihr wurdet bei dem Sturme von Port Margot gefangen!" rief jetzt Jaques, — „den wir fortan Deſſalines nennen wollen, ein Name, den er von ſeinem erſten Herrn, einem freigelaſſenen Neger, angenommen hatte. — „Wißt Ihr welche Truppen Euch gefangen nahmen?"

„Ich weiß es nicht," ſagte einer der verwundeten Weißen. „Soviel nur ſah ich, daß der Anführer derſelben ein Mulatte war."

„Dann war es die Jägerkompagnie von Dondon!" rief Deſſalines wild. „Sie führt der Kapitain André. Hölle und Teufel! das iſt auch ſo ein Milchgeſicht, das kein Blut ſehen kann, und das noch die ganze Armee anſtecken würde. — He! General Chriſtoph!" — ein großer Neger von athletiſchem

Baue trat vor — „Laß den Kapitain André in Ketten legen. Die Kanaille wußte, daß ich verbot Gefangene zu machen. — Oder höre! laß ihn lieber gleich erſchießen. — Ja ja! das wird das Beſte ſein! laß ihn erſchießen.“ —

Chriſtoph verbeugte ſich und verließ den Saal.

„Ich ſage es noch einmal, und wiederhole es dann niemals wieder,“ rief Deſſalines; „wer mir noch einen Weißen, der mit den Waffen gefangen ward, vor die Augen bringt, wird mit ihm zuſammengebunden, und mit ihm zugleich von derſelben Kugel durchbohrt. — Jetzt aber ſchafft mir die weißen Geſichter fort. — Kapitain Marbot! führe ſie ſpazieren.“ — —

Ein furchtbar blickender Neger, der bei dem General eine Art Adjutantendienſt zu verrichten ſchien, winkte den Unglücklichen ihm zu folgen. Die Eskorte ſtieß die Armen mit Kolbenſtöße zur Thür hinaus; zwei Augenblicke darauf erſchallte ein heftiges Musketenfeuer, dieſem folgte ein dumpfes Wimmern; endlich krachten noch zwei oder drei Schüſſe, dann ward alles ſtill. — —

„Laßt die Andern vortreten!“ rief jetzt der General.

Die Wache drängte unſere Bekannten vor.

„Tète de Dieu!“ ſchrie Deſſalines, als er die

Unglücklichen erkannte, „das iſt ja der alte Narr von Morne rouge, und die Zierpuppe, ſeine Tochter! ja wahrhaftig, und da iſt auch der Bräutigam des ſchmucken Aeffchens! — Nun Kinderchen, Ihr ſollt gut bedient werden das verſichere ich Euch. — Siehſt Du, Kolonel!“ ſprach er, ſich zu Henri wendend; „ich ſagte Dir gleich an jenem Abende, daß Du nicht wohlgethan das Haus anzuzünden, ehe Du die Bewohner erſchlagen hätteſt. Wärſt Du nicht ein ſo braver Soldat, und kennte ich nicht Deinen Haß gegen die Weißen, mir fielen ſonderbare Dinge ein. — François hatte alſo heute Morgen, als das Kommando abging, dennoch Recht, wie er vermuthete, daß ſich Weiße in der Vallée du Diable verborgen hätten. Nun Ihr ſeid zwar ſpät zur Theilnahme an dem Tanze gekommen, aber zurecht kommt Ihr dennoch.“ —

„Ich hoffe,“ ſprach Baillen jetzt mit zitternder Stimme, „daß Du eingedenk ſein wirſt, wie vieles Gute ich Dir erzeigte, wie ich Dich vorzog —“

„Freilich, Maſſa Jerome!“ rief Deſſalines ſpöttiſch lachend. „Freilich bin ich deſſen eingedenk. Ich erinnere mich noch ganz gut der Zeit, wo Du und der elende Baudoin, den ich mit dieſer meiner Hand erwürgte, mich zum Spion bei meinen Unglücksgefährten herabwürdigen wolltet, wie ich um der Peitſche des Elenden zu entgehen bei Euch den Poſſenreißer ſpielte. O mir iſt Alles noch gegenwärtig.“ —

„Das Loos der Schwarzen zu Morne rouge war das mildeſte auf der ganzen Inſel!“ ſagte Roſalie mit zitternder Stimme. „Iſt Baudoin manchmal hart geweſen, ſo war er es doch gegen den Willen meines Vaters, und darum —“

„Meinſt Du, Jüngferchen, ich ſollte ihn laufen laſſen!“ unterbrach Deſſalines mit furchtbarem Lachen das Mädchen. „Nein! nein! Gleiches mit Gleichem! Milde gegen Milde! Ich habe lange Zeit beim Mittagsmale hinter dem Stuhle Deines Vaters geſtanden; könnte er nicht ein paar Jahre hinter dem meinigen ſtehen? — Der junge Menſch da, wunderte ſich einſt über die Kraft, mit der der ſchwarze Mann das Rad der Zuckermühle drehte; ich habe Luſt ihn vor eine Kanone ſpannen zu laſſen, um jetzt die ſeinige zu verſuchen. — Und Du, ſollteſt Du etwa bei dieſer Gelegenheit um den Bräutigam kommen, ſiehe da den Kapitain Lepelletier“ — er zeigte auf einen ſcheußlichen Neger mit einer vollkommenen Affenphiſiognomie, die durch thieriſches Lächeln noch gräßlicher wurde — „ich wette darauf, er ließe ſich erbitten deſſen Stelle zu vertreten.“ —

Ein ſchallendes Gelächter durchdönte den furchtbaren Kreis, der die Gefangenen einſchloß. Deſſalines blickte ſelbſtgenügſam nach allen Seiten; er ſchien ſich über den Beifall, der ſeinem Witze zu Theil wurde, ungemein zu freuen, und wirklich las man die Bewunderung deſſelben auf allen Geſichtern, nur Henri, auf ſeinen Säbel gelehnt, ſah ſtill und ſtumm vor ſich hin."

Es entſtand jetzt eine Pauſe von wenigen Augenblicken, endlich trat Edmund feſten Trittes vor Deſſalines, indem er den Schwarzen ſo ſcharf ins Auge faßte daß dieſer unwillkürlich ſich erhob.

„General!" hob der Jüngling mit unerſchrockenem Tone an. „Sie ſind oft Zeuge geweſen wie, und in welcher Art ich mich über den Kampf der Grundſätze hinſichts der Befreiung der Neger ausgeſprochen chen. Der Kampf mit Worten, wie ſolcher in Paris und in der Kapſtadt geführt ward, iſt jetzt zur That geworden, und die Vorſehung ſcheint in ihrem weiſen Rathe beſchloſſen zu haben, daß der Unterdrückte als Sieger aus ihm hervorgehe. An Ihnen iſt es jetzt zu zeigen, daß Ihr Volk der Freiheit werth iſt. Muß der Kampf bis zur Vernichtung geführt werden, muß der Unſchuldige die Sünden büßen, die auf dieſem Boden ſeit Jahrhunderten gegen andere Unſchuldige begangen wurden, nun wohl ſo tödten Sie uns, aber beſudeln Sie Ihre Sache nicht durch Gräuel, die Sie in den Augen der Freunde der Menſchenrechte verächtlich machen müßte.“ — —

Waren es die Ausdrücke der Achtung, die in der Rede des jungen Mannes lagen, und die Deſſalines zum erſtenmale aus dem Munde eines Weißen vernahm, oder erinnerte er ſich an die Theilnahme, die Edmund ſtets der Sache der Schwarzen bewieſen hatte, auf einmal verſchwand der bisherige Hohn in der Miene der Schwarzen. Deſſalines ſchien einen Moment zu überlegen, und der Ausdruck ſeiner Züge milder zu werden, doch bald zeigte ſich, wenn auch nicht Spott, doch der vorige Widerwille in denſelben.

„Ich kann Euch nicht begnadigen!“ ſagte er nach einer Pauſe. „Ich habe einen heiligen Eid geleiſtet, daß kein Weißer, und wäre er mein Bruder, lebendig aus meinen Händen kommen ſoll! Indeß ſollt Ihr nicht lange leiden. — Major Giroud! Führt die Weißen hinaus! Laßt die doppelte Mannſchaft vortreten und die Gefangenen niederſchießen. Ihr bürgt mir dafür, daß genau gezielt wird!“ —

„Ich habe immer behauptet die Weißen ſind Schufte!“ rief eine Stimme im Hintergrunde des Saals, und François drängte ſich in den Kreis. „Ich bitte Dich, Obergeneral,“ ſetzte er hinzu, „laß die Hinrichtung aufſchieben, bis die Gefangenen entdecken, wohin ſie ihre Schätze verborgen haben; denn daß dies geſchehen iſt, darauf will ich leben und ſterben."

„Ihr habt Koſtbarkeiten verſteckt?" fragte Deſſalines, indem er mit einem Winke der Hand den Gefangenen zu bleiben gebot.

„Es iſt nicht das Mindeſte verborgen worden!" erwiederte Baillen.

„Schweig alter Narr!" rief François; „ich habe es mit dieſen meinen Augen geſehen, wie Ihr einen ſchweren Koffer in den Citronenhain ſchlepptet. — Wir haben das ganze Wäldchen durchſucht, General, aber die Schelme müſſen ihn vergraben haben; wir fanden nichts. Hier der Obriſt" — er zeigte auf Henri — „wird bekennen müſſen, daß ich ihm gleich des folgenden Tages davon erzählte."

„Und warum haſt Du mir keine Anzeige gemacht Kolonel?" fuhr Deſſalines zu Henri gewendet auf.

„Ich habe nicht daran geglaubt!" verſetzte Henri ruhig.

„Du hätteſt dennoch die Sache unterſuchen müſſen!" rief der vorige mit rauhem Tone.

„Das kann ja immer noch geſchehen, wenn ſonſt etwas vorhanden iſt!" erwiederte Jener kalt.

„Und es wird auch geſchehen und Du ſollſt mir dafür haften!" rief Deſſalines wild. „Du wirſt an Ort und Stelle Nachſuchungen halten."

„Soll ich die ganze Citronenpflanzung umgraben laſſen?" erwiederte Henri verdrüßlich. „Weiß François wo die Weißen ihre Koſtbarkeiten verſteckten, ei ſo kann er ſie auch herausholen."

„Den Ort weiß ich freilich nicht," erwiederte François unerſchütterlich; „aber hätte ich nur die Blanken zu Morne rouge, ſie ſollten mir ihn ſchon angeben müſſen."

„Ihr geſteht alſo ein," ſagte Henri, ſich raſch zu Roſalien wendend, „daß Ihr Koſtbarkeiten vergraben habt? — — Geſtehe, Mädchen, geſtehe!" ſetzte er hinzu, indem er als dieſe zauderte, ſie am Arm faßte und ihn mit Heftigkeit drückte.

„Ja, wir haben einen Koffer mit Koſtbarkeiten vergraben!" ſtammelte das Mädchen faſt bewußtlos. Edmund ſah Roſalien fragend, Baillen mit Erſtaunen an.

„Seht Ihr!" rief François triumphirend. „O ich wußte es wohl."

„Und Du willſt mir den Ort zeigen, wo er verſteckt iſt?" frug Henri weiter. „Nicht wahr Du willſt es?"

„Ich will!" erwiederte das Mädchen, ſcharf in des Schwarzen ängſtliches Auge blickend. „Mein Vater

und Edmund muß mich begleiten; ich könnte
Ende den Ort nicht auſzufinden wiſſen."

„Wohlan!" rief Henri. „So erlaube mir, Ge-
l, daß ich meine Nachläſſigkeit wieder gut mache,
mich mit den Gefangenen an Ort und Stelle
be. Ich hafte Dir dann mit meinem Kopfe für die
findung des Schatzes."

„Nun wohl!" erwiederte Deſſalines. „Ich ge-
nige den Vorſchlag. Laß die Weißen nach Morne
e bringen, und Dir dort die vergrabenen Koſt-
eiten überliefern. Geſchieht dies ehrlich und auf-
ig, dann" — hier ſagte er Henri einige leiſe
te ins Ohr, die dieſer mit einem beifälligen Kopf-
n erwiederte —

„Habt Ihr mich aber hintergangen," rief er mit
n Blicke auf die Gefangenen, in dem die ganze
hheit ſeines Charakters ſichtbar wurde, denkt Ihr
elendes Leben durch falſche Angaben zu friſten,
t ſich das Verſteckte nicht auf, dann ſollt Ihr
alines kennen lernen! Lebendig laſſe ich Euch in
Keſſel geſchmolzenen Zuckers werfen! — Jetzt
!" — —

Die furchtbar verzerrten Züge mit denen der Ne-
dieſe Worte ausſprach, bezeugten hinreichend, daß
ohl im Stande ſei, ſeine Drohungen wahr zu

machen und eben wollte Baillen entſetzt einige Vorſtellungen wagen, als Henri ihn heftig unterbrach.

„Kein Wort mehr alter Mann!“ rief er mit ſtarker Stimme. „An Ort und Stelle wirſt Du reden. Noch eins, General!“ ſprach er zu Deſſalines gewendet. „Erlaube mir, daß François mich begleite. Er behauptete geſehen zu haben, wie die Weißen ihre Koſtbarkeiten in das Verſteck ſchleppten, und er mag nun auch Theil an der Mühe nehmen, ſie wieder heraus zu holen.“

„Ja, erlaube es, mein General!“ fiel François mit dreiſtem Tone ein. „François will beweiſen, daß er ein paar gute Augen im Kopfe habe, und wenn er dann, woran gar kein Zweifel iſt, den Schatz herausfindet“ —

„So ſoll er die nächſte offene Lieutenantsſtelle haben!“ ſchloß Deſſalines mit grimmigem Lächeln. „Geld oder Geldeswerth iſt es, was wir zum Kriegführen brauchen. — Doch fort! Schafft mir die fatalen weißen Geſichter aus den Augen.“ —

„Die Gefangenen wurden jetzt in die leere Sclavenhütte zurück geführt. Ihr Erſtaunen, dieſe noch einmal lebendig zu betreten, wurde von dem der ſie bewachenden Schwarzen noch übertroffen. Es war das erſtemal, daß einige Weißen die Nähe des General Deſſalines lebend verließen, und die Neger an,

att wie früher die Unglücklichen zu verhöhnen, theil-
n mit ihnen einige Maniockuchen; ſie ſchienen ſie
r Weſen zu halten, die unter dem Schutze einer
öheren Macht ſtünden. So ging der Reſt des Ta-
es vorüber. Eben wollten die Aermſten ſich auf den
oßen Boden niederlegen, als ein Waffengeräuſch ſo
ie das Getrappel einiger Pferde, vor der Hütte hör-
r wurde.

„Steht auf! ſteht auf!“ rief der Anführer der
achhabenden Schwarzen. „Der Oberſt Terrier rouge
draußen! Ihr werdet weiter transportirt!“ —

Unſere Bekannten traten aus der Hütte. Beim
ſchein des Mondes erblickten ſie Henri zu Pferde,
d vier bewaffnete, ſo wie mit Hacke und Spaten
rſehene Neger.

„Nehmt den Weißen die Feſſeln ab!“ rief er mit
uhem Tone; „ſie möchten ſie am Gehen hindern.
ritt aber Einer aus dem Wege, ſo ſchießt ihn nie-
r. — Nun vorwärts!“ —

Der Marſch ging nun in das Dunkel der Nacht
naus; doch ward dieſe ſowohl vom Monde, wie
n den vielen Lagerfeuern ſattſam erhellt, um jeden
egenſtand genau zu erkennen. Die Gefangenen
erzeugten ſich bald, daß die vier ihnen zur Bewa-
ung gegebenen Neger, ihrer Hauptfarbe und Ge-
htsbildung nach zu dem Stamme, deſſen Häuptling

Henri geweſen war, gehörten. Ueberall wurden ſie von den Lagerwachen, ſo wie von den Außenpoſten angerufen, und über eine Stunde waren ſie auf dem Wege der nach Morne rouge führte, fortgegangen, als ſie auf einmal den betretenen Pfad verließen, und queerfeldein eine faſt ganz entgegengeſetzte Richtung nahmen. Henri ſchien jetzt außerordentlich thätig oder beſorgt. Er ſprengte häufig mehrere hundert Schritt voraus, und kam dann mit derſelben Haſt wieder zurück, ſtets darauf mit ängſtlicher Stimme zur Eile mahnend. Endlich erreichten ſie einen dichten Wald und Henri ſchien nun ruhiger zu werden; er gebot ſogar, langſamer den Weg fortzuſetzen. Alle Fragen der Unglücksgefährten: wohin er ſie zu führen gedenke? beantwortete Henri nur mit einem Winke der Hand, der ſie zur Ruhe verwies, und erſt als Roſalie heftiger in ihn drang, erwiederte er mit Haſt: daß ihr Weg zur Freiheit oder zum Tode führe. — —

Immer langſamer ward der Marſch in dem finſtern Walde fortgeſetzt, als die Gefährten auf einmal bemerkten, daß eine dunkle Geſtalt vor ihnen aus dem Dickig ſchlüpfe und raſch auf Henri zueile.

„Haſt Du?“ rief Letzterer ihr entgegen.

„Ich habe!“ antwortete ſie.

„Und das Schiff?“ frug Henri ängſtlich.

„Es liegt vor Anker!“ antwortete der Fremde, in dem mit Erſtaunen Roſalie und Edmund den Neger François erkannten.

„Nun vorwärts!“ rief Henri mit Haſt ſich zu den Gefangenen wendend. „Noch eine Viertelſtunde, und Ihr ſeid in Freiheit!“

Obwohl die Gefangenen die Möglichkeit einer Rettung noch nicht zu faſſen im Stande waren, ſo wirkte doch Henri's Zauberwort auf ſie wie eine Stimme aus der Höhe. Mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte eilten ſie vorwärts und wer beſchreibt ihre Empfindung, als nach wenig Minuten das Brauſen des Meeres deutlich in ihre Ohren tönte! — Noch eine Viertelſtunde verfolgten ſie ihren faſt beflügelten Lauf — da auf einmal öffnete ſich der Wald, die unendliche Waſſerfläche dehnte ſich vor ihnen aus, ein Schiff lag einige Kabeltaulängen vom Ufer vor Anker, und eben landete ein Boot.

Henri ſprang vom Pferde, und rief ſeinen Negern einige Worte in einer unbekannten Sprache zu; ſie eilten zu dem Bote und hoben eine Kiſte aus demſelben.

„Als die Wohnung von Morne rouge angezündet wurde,“ ſprach Henri ſich zu Baillen wendend, da dachte ich, für den Fall Deiner Befreiung, Dir Deine werthvollſten Sachen zu erhalten. Alles was wir an Geld oder Koſtbarkeiten vorfanden, ließ ich in dieſen

Kaſten werfen. Jetzt freilich, muß er der Preis Eurer Rettung ſein; er muß der Habſucht Deſſalines zum Opfer gebracht werden, und für den angeblich vergrabenen Koffer gelten. — Dieſer Beutel mit Gold, den ich Euch für den Fall, daß Eile die Rettung des Ganzen unmöglich machte, nach Eurer Felſenwohnung ſendete und der bei Eurer Gefangennehmung zurück blieb, hat François, ſobald Ihr die Wohnung des Generals verließet dort aufgeſucht, und iſt — kaum hatte ich es gehofft — noch glücklich vor Eurer Abfahrt damit angelangt. Da! nehmt Euer Eigenthum zurück, und reiſet glücklich!" —

„Henri!" rief Edmund indem er den Neger in ſeine Arme ſchloß. „Du giebſt uns das Leben, doch Du wirſt in Gefahr —"

„Sei ruhig!" erwiederte Henri. „Die Männer meines Stammes verrathen ihren Häuptling nicht, und für Deſſalines ſeid Ihr todt. Er befahl mir, ſobald Ihr die Koſtbarkeiten ausgeliefert hättet, Euch tödten, und in die Grube, die dieſe geborgen hatten, werfen zu laſſen. — Doch eilt jetzt, ein unvorhergeſehener Zufall — —"

„Wie ſollen wir Dir danken edler Retter?" rief Baillen ſchluchzend und indem er den Neger in die Arme ſchloß. „Ich bin zu Morne rouge wohl manchmal hart gegen Dich geweſen — —"

„Beruhige Dich Maſſa!“ erwiederte Henri ſich aus den Armen ſeines ehemaligen Herrn loswindend. „Du warſt immer ein gütiger Herr. Willſt Du mir aber eine Bitte gewähren, ſo laß mich in Deiner Gegenwart, doch geheim, zwei Worte mit Deiner Tochter reden.“

Roſalie trat mit dem Schwarzen wenige Schritte abſeits.

„Wir werden uns nie mehr wiederſehen,“ hob Henri mit ernſtem doch ſchmerzlichen Tone an, „darum Mädchen erlaube mir, daß ich Dir die Gefühle entdecke, die mein Herz erfüllen, und die, wenn ich ſie länger verſchloſſen halten müßte, dieſes brechen würden. — Mit dem heißen Gefühle unverſöhnlichen Haſſes gegen die Weißen, die mich in Feſſeln geſchlagen, die edle Amina ermordet hatten, betrat ich Morne rouge. Ich fand hier die Pläne zu einer Empörung der Sclaven bereits vor, Jaques entdeckte mir das Geheimniß, freudig ging ich darauf ein, — und machte es zur Bedingung: daß es mir geſtattet ſein ſolle, alle Weißen zu Morne rouge mit eigener Hand zu ermorden. Das graue Haar Deines Vaters veränderte nicht meinen Vorſatz — trug der meinige nicht auch graue Locken, und war er nicht in einem Kampfe gefallen, den die elenden Sclavenhändler angezettelt hatten? — daß Dein Verlobter gütig gegen mein Volk geſinnt war rührte mich nicht — denn auch die weißen Teufel, die uns in Feſſeln ſchlugen, hatten früher gütige Geſinnungen geheuchelt — Baudoin zu erſchlagen, dazu hatte ich ſchon mehrmals die Axt erhoben, und der Gedanke, daß es unzeitig wäre, ließ meinen Arm wieder ſinken; ich lebte nur der Rache. — — Bis dahin hatte ich Dich noch nicht geſehen. Ich ſah Dich — und hin war mein Vorſatz! — Welcher Sturm von Gefühlen mein Herz bewegte — erlaſſe mir es dies auszuſprechen. Haß, Liebe, Durſt nach Rache, der tiefſte Seelenſchmerz, Alles dieſes erfüllte abwechſelnd mir die Bruſt, ſo viel aber ward mir klar: daß mir es nicht möglich ſei, die Axt gegen das theure Haupt, das Meſſer gegen das edle Herz zu richten, und was Henri nicht thun könne, — dies ſchwur ich bei den Göttern meines Landes — das ſolle auch kein Anderer wagen. Jetzt dachte ich zuerſt auf Eure Rettung. Glaube deshalb nicht, theures Mädchen, daß ein reines, ſchuldloſes Gefühl es war, was mich zu Eurer Rettung trieb; o nein! Dein Vater, Dein Verlobter, ſollten nach Europa, in das Land der Weißen geſendet werden, Du aber ſollteſt der Preis ihrer Rettung ſein, ich wollte Dich als mein Weib zurück behalten. — Oft in lang durchwachten Nächten, grübelte ich über dieſen Plänen, da aber war es mir immer, als ob Amina aus der Tiefe der Waſſer ſich erhöbe, als ob ſie vor mir ſtünde, und zürnend die triefenden Locken ſchüttelte. Dies brachte mich zur Beſinnung. Ich ſagte mir: wie Du geriſſen aus den Armen Deines Vaters, Deines Verlobten, geſchleudert mitten unter ein fremdes Volk von anderer Farbe und anderen Sitten, traurig dahin welken, wie Du ſterbend mich als Deinen Mörder anklagen würdeſt, und beſchloß, Dich ziehen zu laſſen. Glaube indeß nicht, daß meine Seele jene Ruhe erfüllt, die ſonſt gewöhnlich die Ausübung einer guten That begleitet. Mein Herz iſt troſtlos und leer. Ich habe dem Andenken des Weibes, das ich liebte, die Treue gebrochen, und dennoch mir keinen Erſatz gewonnen, ich habe den Schwur der Rache verletzt, und dennoch hat mich der Trieb zum Guten nicht dabei geleitet." —

Henri bedeckte mit beiden Händen ſich das Geſicht. Roſalie wollte ſprechen, ſie ergriff ſeine Hand. Plötzlich umfaßte er das Mädchen, riß es an ſich, und drückte einen Kuß auf Roſaliens Stirn; dann eilte er zu ſeinem Pferde, ſchwang ſich hinauf und ſprengte wie ein Raſender in den Wald. — —

Langſamer folgten die Schwarzen unter François Begleitung, dem Baillen nur mit Mühe einige Goldſtücke aufdringen konnte, ihrem Anführer nach. — Unſere Bekannten beſtiegen nun die Barke, und bald befanden ſie ſich am Bord eines engliſchen Kauffahrers, der mit Anbruch des Tages die Anker lichtete, und den Kours nach Havanna ſteuerte. Dort vereinigte der Segen der Kirche die Verlobten. In wenigen Monden befanden ſie ſich in Frankreich.

Von Henri konnten unſere Bekannten, trotz aller angewandten Mühe, niemals beſtimmte Nachrichten erhalten. Erſt als der zum Kaiſer ernannte Deſſalines in einer Empörung umgekommen war, und General Chriſtoph den Thron von Hayti beſtiegen hatte, laſen ſie in dem Almanac royal, daß der Negerkönig den General Henri Terrier rouge zum Grafen von Grande Anſe, und Gouverneur der Kapſtadt ernannt habe.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Achter Band.

I. Der Wäringer.
II. Der Infant.
III. Die Auserwählten.

Leipzig, 1837.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Zweiter Band.

Leipzig, 1837.
Verlag von Carl Focke.

D

II.

Der Wäringer.

Eine Erzählung.

Motto:

Der Krieg iſt meine Luſt,
Das Schwerdt iſt meine Braut;
Auf! hiſ't die Segel! — Fort! —
Ich bin dem Meer vertraut. —

Gab es je auf dem ganzen Erdboden einen Punkt, würdig vor allen andern zur Gründung der Hauptſtadt eines Weltreichs, ſo war es der des alten Byzanz. Hier an einem meilenlangen, zwei Meere verbindenden Kanal, auf reizenden baumbeſchatteten Hügeln, an lebendigen, ſüß murmelnden Quellen, gründete Konſtantin ſeine Stadt. Die Nachfolger des großen Kaiſers verſchönerten Byzanz. Rom diente ihnen zum Modell, inſoweit die Stadt der alten Götter, mit ihren Tempeln, Bildſäulen, der neuerſtandenen Hauptſtadt eines chriſtlichen Reiches zum Muſter dienen konnte. Um die von ihm gegründete Stadt zu ſchmücken, hatte bereits Konſtantin, mehr aber noch ſein Nachfolger, Rom ſeiner ſchönſten Kunſtwerke beraubt. Porphyrſäulen, Obelisken, Statuen, welche aus den Händen des Praxiteles und Lyſippos hervorgegangen waren, traf man überall in kurzen Zwiſchenräumen. Hier ſtand die Säule, womit die Söhne des Theodoſius ſeine Siege zu verherrlichen gedachten.

Die ſilberne Statue des Gefeierten auf der Spitze des Monuments, wog ſiebentauſend vierhundert Pfund. Dieſe Säule, wo ſpäter Alexius der Uſurpator aus der Familie der Ducas herabgeſtürzt wurde, machte der römiſchen Trajansſäule den Rang ſtreitig. Aber nicht nur Monumente dieſer Art, auch größere Bauwerke, prachtvoll gezierte öffentliche Plätze, wären der ewigen Stadt würdig geweſen. Der Hippodrom konnte ſich mit dem Forum meſſen. Er erſtreckte ſich in einer Länge von dreihundert Schritte, umgeben von königlichen Gebäuden, herrlichen Kirchen, bis zum eleutheriſchen Thore. Eine lange Reihe prachtvoller Monumente ſchmückten die Spina, die jene berühmten Partheien der Grünen und Blauen wettfahrend umkreiſten. An das Ende des Hippodroms ſties eine Ziſterne, deren weite Gewölbe von zweihundert Säulen getragen wurde. Nicht weit davon ragten die goldenen Kuppeln der Sophienkirche in die Lüfte. Von hier aus erblickte man die blitzenden Dächer der Kaiſerpaläſte. Dort an der weſtlichen Seite, ragte der Pallaſt der Blachernen, hier auf der Höhe eines Hügels das Hebdomon, dort wiederum an dem Ufer des Propontis das Buccoleon empor. Von allen dreien war der Pallaſt der Blachernen der ausgezeichnetſte. Er war durch Marcian und Pulcherien gegründet worden, und die alten Reiſenden und Kreuzfahrer, vor Allen Wilhelm von Tyrus, und der

Jude Benjamin von Tudela ſprechen mit Bewunderung davon. Nur ungern — und dies um ſo mehr, da er zum Theil den Schauplatz der nachfolgenden Erzählung bildet, enthalten wir uns einer weitläufigern Beſchreibung, und führen nur an, daß er faſt wie das heutige Serail, aus einer ausgedehnten Maſſe von Gebäuden, welche Gärten, Terraſſen, Kirchen, ſelbſt von Menſchenhänden gegrabene Teiche, einſchloß, und mit ſeinen Säulen, Thürmen, goldglänzenden Kuppeln, Kirchen, ungeheuren Ringmauern eher wie eine kleine abgeſonderte Stadt, als wie ein Königspallaſt ausſah, beſtand. War aber die Stadt zu der Zeit Konſtantins Paläologos in ihrem Glanze ihrer Nebenbuhlerin der alten Roma gleich, ſo war ſie es nicht minder in der Entartung ihrer Söhne. Schon der erborgte Schimmer bei Konſtantinopels Gründung deutete auf frühzeitigen Verfall, und dieſer ſtellte ſich auch mit Rieſenſchritten ein. Zahlreiche Völkerſchaften, mit denen die Griechen in Feindſchaft lebten, hatten Theile des Reiches abgeriſſen. Die Saracenen von Mittag, die Ungarn aus dem Norden, die Türken aus Oſten hereinſchwärmend, betrachteten das griechiſche Reich als eine leichte, jedem kecken Eroberer offen ſtehende Beute, und ſo ging unter jedem der Kaiſer eine Provinz, ein Bezirk, eine volkreiche Stadt verloren. So wie aber der Schwache, der zu Grunde

Gebende, gewöhnlich den äußern erborgten Glanz gern bis ans Ende behaupten will, ſo war dies auch bei dem geſunkenen verweichlichten Volke der Griechen, am meiſten aber bei ſeinem entarteten Fürſtenſtamme der Fall. Noch nannte das Volk ſich: Römer, und dennoch war es nur ein Spottbild der mächtigen Ahnen, das Reich war bis auf die Hauptſtadt und einige unbedeutende Provinzen verloren, demungeachtet gab es ſo viel Großwürdenträger, daß Honorius und Arcadius damit hätten beide Reiche verſehen können. Das ſeit Jahrhunderten angenommene Regierungsſyſtem hatte ſo abgeſchmackte Hofgebräuche, ein ſo lächerliches Ceremoniell aufkommen laſſen, daß der Regent um dieſem nur zu genügen, alle Hände voll zu thun hatte, und wir können in dieſer Hinſicht das griechiſche Reich in Beziehung auf ſeine Schwäche, ſeine Sitten, ſein läppiſches Ceremonienweſen, faſt nur mit dem heutigen chineſiſchen vergleichen. Die hohlen, aber hochklingenden Titel der Reichsbeamten ſtanden mit ihren Leiſtungen in einem faſt komiſchen Gegenſatze. Ein Großdux führte die Flotte; ach! und ſelten wurden Flotten ſchlechter geführt. Großlegothet hieß der Reichskanzler, aber Wort und Geſetz waren bei den Griechen längſt zur Lüge geworden. Es gab Strateren und Protoſtratoren, die Strategie der letzten Zeit aber beſchränkte ſich darauf, die eindringenden Barbaren mit Gelde zu erkaufen, oder durch niedrige Mittel aneinander zu hetzen. Der Kaiſer ward der „göttliche“, die Prinzen die „purpurgebornen“ genannt, aber ſchon zu den Zeiten des Alexius war die Majeſtät den Kreuzfahrern ein Spott. Als jener Kaiſer auf dem Throne ſitzend den abendländiſchen Kriegern den Lehnseid abnahm, und ihnen durch den Glanz ſeiner Umgebung zu imponiren trachtete, rief unwillig auf den Kaiſer zeigend der Graf von Paris: Seht mir einmal den Spasvogel an, wie er ſich dort auf ſeinem goldenen Stuhle breit macht, während ſo viel edle Herren und Ritter ſtehn müſſen! — Die griechiſchen Leibwachen des Monarchen führten den Titel „die Unſterblichen“, und dieſe bewährten den Namen durch die That; ihre Schwerdter kamen faſt niemals an den Feind. Machte irgend etwas in dieſer Zeit des Verfalls und der Schmach eine Ausnahme, o war es ein einzelner Mann, hochgeſtellt durch Geburt und berühmt durch ſein tragiſches Ende. Begabt mit dem Nationalerbtheil ſeines Volkes der Schlauheit, hatte er noch zwei andere Güter von der Vorſehung erhalten, es waren Muth und eine gewiſſe Seelengröße. Hundert Jahre früher geboren, hätte r vielleicht zur Regeneration des geſunkenen Volkes eitragen können; er kam nur auf die Welt um mit hm unterzugehn. Dieſer Mann war Konſtantin Paläologos, der letzte Kaiſer der Griechen. — Eine verlöſchende Leuchte! Ein gefallener Stern! — — —

Es war Nacht. Der Mond ſchimmerte durch die Cypreſſen der Gärten der Blachernen, und ſein Strahl zitterte in den kurzen Wellen des Helleſponts, als eine Schaar der nordiſchen Leibwache, geführt von einem jungen Rittersmann, mit weithindröhnenden Schritten längſt den hohen düſtern Mauern des Pallaſtes hinſchritt, um eine Wache der „Unſterblichen“, die an einer der Außenpforten poſtirt war, abzulöſen. Man nannte die fremden Leibwächter „die Wäringer.“ Um ſich gegen den Verrath ihrer Umgebungen zu ſchützen, hatten die Kaiſer in früheren Zeiten, nordiſche Seeräuber, die auf ihren „Seeſchlangen“, wie ſie ihre Schiffe nannten, bis ins Mittelmeer gedrungen waren in hohen Sold genommen, und dieſe hatten durch Muth und unwandelbare Treue das in ſie geſetzte Vertrauen gerechtfertigt. Vermöge ihrer Tapferkeit waren die „Angeldänen“, wie ſie auch wohl von den Griechen genannt wurden, obwohl eben ſo viel Britten als Scandinavier unter ihnen waren, von dem feigen Volke ſo geachtet als gefürchtet, und obwohl die weichliche Lebensart auch auf ſie nicht ohne Einfluß blieb, ſo waren die kriegeriſchen Fremdlinge doch noch immer als der Kern des griechiſchen Heeres zu betrachten. Der junge Mann an der Spitze der

Wäringer war von hoher ſchlanker Geſtalt. Die Rüſtung, die er trug, war von blitzendem Stahl, jedoch mit Silber reich verziert, und ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, ſauber aus dem nämlichen Metall verfertigt, krönte den Helm. So ſchön und werthvoll aber auch die Rüſtung des Nordländers war, ward ſie dennoch von der des Führes der „Unſterblichen", der ſich bei Annäherung der Ablöſung von einer Steinbank erhob, auf der er bis dahin geſeſſen, weit übertroffen. Er war von Kopf bis zu Fuße in Silber geharniſcht; nur der kurze purpurſammtne Waffenrock, der mit ſilbernen Adlern beſäet, von den Hüften bis zum Knie reichte, machte eine Ausnahme. So wie ſich die Wäringer nahten, ſtürzte die Wache der Unſterblichen aus einem kleinen Häuschen zur Seite der dunklen eiſenbeſchlagenen Eingangspforte, und ihr Anführer rief mit einer feinen durchdringenden Stimme den Kommenden zu die Loſung zu geben.

„Thalaſſa!" entgegnete kurz im Baßtone, und mit fremd klingenden Accente der Führer der Wäringer, und gleich darauf fragte er in einer Art Mittelſprache, die aus griechiſchen, lateiniſchen und verſchiedenen andern Fremdwörtern gebildet war, jedoch auch in dieſer noch ziemlich gebrochen:

„Iſt dies die eleutheriſche Pforte?" — —

„Ihr ſeid am rechten Orte, mein würdiger Barbar!"

entgegnete der Griechenritter, die Hand auf die Bruſt legend und ſich tief verneigend. „Eure Ankunft freut mich über die Maßen, indem ich ſeit einer Viertelſtunde ſolche mit Sehnſucht erwartete. Wiſſet nämlich, mein vortrefflicher Angeldäne, daß auf Befehl unſerer göttlichen Majeſtät — hier verbeugte ſich der Grieche faſt bis zur Erde — der unüberwindliche Akoluthos Ducas ein Feſtmahl giebt, wobei die nichtswürdigen, ungläubigen Hunde, die Geſandten des Sultans — mögen ſie auf ewig verdammt ſein! — abgefüttert werden ſollen und wozu ich Unwürdiger eingeladen bin! — Uebrigens wird mich der Grimm — ich weiß es im Voraus, denn ich kenne mein hitziges Temperament — beim Anblick der Ungläubigen — möge die Panagia ihre Seelen verbrennen! — gewiß keinen Biſſen genießen laſſen, wiewohl ich dabei nicht viel verlieren werde, da der edle Akoluthos ohnehin eine verdammt ſchmale Küche führt.“

„Ei potz Schwerdt und Dolch!“ rief lachend der Nordländer; „warum geht Ihr denn hin, wenn Ihr ſo eine hitzige Leber habt und wenn bei dem Menſchen, dem Akolythos oder Akoluthus, wie Ihr Euren Heeresmarſchall nennt — denn ich kann die verfluchten Benennungen durchaus nicht im Kopfe behalten — Schmalhanns Küchenmeiſter iſt.“

„Schuldigkeit, Reſpect, Devotion, verehrter Scandinavier!“ rief achſelzuckend der Grieche. „Wir müſſen uns leider hier zu Lande oft vor Leuten in den Staub werfen, denen wir am liebſten einen Tritt vor einen gewiſſen Leibestheil gäben, den mir die Hochachtung für Eure barbariſche Tapferkeit zu nennen verbietet. — Aber — ſchloß er — iſt Euch ſchon Eure Inſtruction, ich meine das was Ihr hier zu thun habt, bekannt?“ —

„Meiner Treu!“ erwiederte der Waringer; „ich bin meiner Sache nicht recht ſicher, da ich erſt ſeit ein paar Monaten hier bin, und noch niemals vor der Thüre eines Menſchen, wäre es auch ein Kaiſer, als Aufpaſſer geſtanden habe. Am Ende aber, denke ich, wird es darauf herauskommen, daß wer das Paßwort hat, hinein und herausgelaſſen wird, und das wird wohl die ganze Geſchichte ſein.“

„Weit gefehlt, edler Barbare! Weit gefehlt!“ rief kopfſchüttelnd der Grieche. „Zuerſt, wenn ſich Jemand dem Palaſte nähert, mußt Ihr ihn nicht näher als hundert Schritte kommen laſſen, und nun mußt Ihr ihm den Befehl die Loſung zu geben entgegen ſchreien. Eure Stimme muß furchtbar ſein, ſie muß etwas von der des Löwen an ſich haben; ſo etwa wie die meinige als ich Euch anrief. — Aber was lacht Ihr, mein ſchätzbarer Nordlandsbewohner?“ —

„Weil Ihr ſagt, Ihr hättet wie ein Löwe geſchrieen, und, mir kam Eure Stimme akkurat wie die eines Haſen vor, wenn ihn mein Bran am Felle zwickt!“ rief der Wäringer aus Leibeskräften lachend. „Aber nichts für ungut! Was muß ich nun ferner machen? —“

„Was die Art und Weiſe die Loſung zu geben anlangt“ — hub der Grieche an, aber Jener unterbrach ihn ſogleich.

„Denkt Ihr ich verſtehe nichts vom Kriegshandwerk?“ rief er rauh. „Beim heiligen Olaf! Ich hoffe nicht, daß Ihr mich beleidigen wollet.“

„Mögen mich alle Götter und Göttinnen (die Griechen brauchten noch oft die alten Betheurungen) dafür bewahren!“ rief der Unſterbliche erſchrocken. „Es war blos eine Bemerkung, die ich mir gegen Euch als einen Waffengefährten, ja ſo zu ſagen als einen Waffenbruder erlauben wollte.“

„Waffenbruder? — Hm, ja;“ erwiederte der Nordländer, wiewohl etwas mürriſch. „Meine Dogge, ſo wie die kleine Beſtie, die meine alte Wirthin immer mit Eierbrodt füttert, und die, mit eingeklemmtem Schweife den ganzen Tag fröſtelnd herumläuft, ſind im Grunde genommen ja alle beide ein paar Hunde. — Doch ſeid ſo gut und ſagt mir, was ich zu thun habe, ſobald das Paßwort richtig iſt.“

„Ihr begleitet den Ankommenden“, verſetzte der Grieche mit Wichtigkeit, „bis zu der goldenen Pforte — ich meine dort die hölzerne Eingangsthüre — und achtet darauf, daß der Eintrittſuchende genau dem vorgeſchriebenen Ceremoniell nachkomme. Iſt derſelbe nämlich aus dem gemeinen Volke, oder ein Beamter bis zum Grade eines Centurio, ſo klopft er mit dem ſilbernen Hammer, den ihr dort an der Kette hängen ſeht, jedoch nur einmal, und ſo leiſe wie ein Küchlein pickt, das die Eierſchale noch auf dem Rücken trägt; iſt es eine höhere Perſon, ein Senator zum Beiſpiel, ſo klopft ſie zweimal, und etwas lauter, ein Großwürdenträger aber darf dreimal und ſtark anſchlagen."

„Beim Schwerdte Torkel Knudſons meines mütterlichen Ahnherrn!" rief lachend der Wäringer. „Der Henker kann ſich das närriſche Zeug behalten, was in dem Kopfe eines Griechen — oder Römers, wenn Ihr dies lieber hört — ausgeheckt wird. — Was geſchieht nun weiter?"

„Sobald das Klopfen innen gehört worden, öffnet ſich die Thüre;" fuhr der Grieche fort. „Ihr ſowohl als der Ankömmling, müßt nun, wie erſchrocken zwei bis drei Schritte zurückſpringen, und die Hände vor das Geſicht halten, um Euch vor dem Strahlenglanze der goldenen Halle zu ſchützen."

„Flimmert es denn da drin wirklich ſo erſchrecklich?" fragte neugierig der Wäringer.

„Flimmern! — Bewahre! Es iſt dunkel wie in einem zugebundenen Sacke"; erwiederte lächelnd der

Unſterbliche. „Das Hofceremoniell nimmt an, daß von der göttlichen purpurgebornen Majeſtät ein ſolcher Glanz durch die Hallen des Pallaſtes ſtröme, daß ihn das unvorbereitete Menſchenauge ohne Schutz nicht zu ertragen vermöge.“

„Ei da ſoll doch das Wetter dreinſchlagen!“ rief der Nordländer aus Leibeskräften lachend. — „Nun iſt aber doch die Teufelei zu Ende?“

„Noch nicht, geſchätzter barbariſcher Centurio!“ erwiederte Jener. „Ihr müßt den Eintretenden ſchlüßlich ermahnen leiſe aufzutreten, daß er bei dem Gange durch die Säle der Wachen, nicht die Tochter des Pallaſtes wecke.“

„Ach, Ihr wollt mir da Etwas weiß machen!“ rief ungläubig der Scandinavier. „Dummer Spaß, das! Der Kaiſer wird ſeine Tochter nicht auf der Hauptwache ſchlafen laſſen.“

„Ihr mißverſteht mich gänzlich, tapferer Kriegesmann!“ rief jetzt gleichfalls laut auflachend der Grieche, jedoch mäßigte er ſehr höflich ſeine Luſtigkeit, als er bemerkte, daß der Wäringer die Stirn in düſtere Falten zog. „In der Hofſprache wird das Echo „die Tochter des Pallaſtes“ genannt, und ich wollte blos ſagen, daß Ihr den Eintretenden ermahnen ſolltet kein Geräuſch zu machen. — Indeß habt gute Wacht! Ich muß zu dem Banket des unüberwindlichen Akoluthos.“ —

„Sanct Olaf ſtehe mir bei!“ murmelte der Wäringer als der Unſterbliche mit einer zierlichen Verbeugung Abſchied genommen, und ſammt ſeinen Begleitern ſich entfernt hatte. — „Närriſch genug hatte ich mir das Leben und Treiben hier zu Lande gedacht, aber das ahnte mir nicht, daß eine ganze Nation zum Narrenhauſe reif ſein könnte.“ —

Kopfſchüttelnd, und von Zeit zu Zeit etwas in den Bart ſummend, ſtellte er nun ſeine Wachtpoſten aus, ließ den Reſt der Mannſchaft in die Hütte gehen, und warf ſich endlich auf die Steinbank nieder, wo der Grieche geſeſſen hatte.

„Es iſt beſtimmt der leibhaftige Satan geweſen, der in der Geſtalt meines alten Vetters mich beredete, nach dieſem Narrenneſte zu gehen, um hier Abenteuer zu ſuchen!“ ſprach der Wäringer zu ſich ſelbſt, als er eine Weile in mißmuthigem Nachdenken auf der Marmorbank gelegen hatte. Von Geld und Ehre ſprach er. Geld — mag ſein — aber Ehre! Hier ſitzen wir, tauſend wohlbewehrte, bis an die Zähne in Stahl gehüllte Angeldänen, Gothen und Schweden, worunter gute Männer aus den Geſchlechtern der Ynglinger und Folkungen — denn von den zweimalhunderttauſend Griechen, die ſich Römer nennen, will ich gar nicht reden — und ſehen zu wie die Spahi's der Ungläubigen bis unter die Mauern der Stadt ſchwärmen. Bei der Mutter Gottes von Upſala! Gebt Erich Haraldſon nur hundert Reiter, die er ſich auserleſen will, und er würde das heidniſche Lumpengeſindel davon fegen, daß es nicht ſobald wiederkehren ſollte. Freilich mit den Griechen iſt nichts zu machen. Nichts, durchaus nichts;“ fuhr er immer verdrießlicher, und zwar in der Mittelſprache fort. „Große Mäuler haben ſie, das muß wahr ſein. Beim Mars, bei der Venus — und wie die alten Götzenbilder geheißen haben, die jedenfalls ſchlechter als unſer Thor oder Freya, bei denen unſere Väter ſchwuren, geweſen ſind — verſichern ſie die Türken ſammt und ſonders aufzueſſen; aber laßt ſie einmal in der Ebene mit den Ungläubigen zuſammentreffen, und Ihr werdet Wunder und Zeichen ſehen! — Und dann all' das dumme Zeug mit dem Klopfen, dem Verbeugen, der „Tochter der Halle“ der „purpurgebornen Majeſtät!“ ſprach der Nordländer weiter. „Was das für Alfanzereien ſind! Und dennoch kann das einem Chriſtenmenſchen den Kopf warm machen. Da ſoll ich zuerſt wie ein Löwe brüllen, dann ſoll der Andere wie ein Hühnchen klopfen, endlich ſoll ich vor einer Thüre, hinter der es dunkel iſt wie in einem ungeheizten Ofenloche, geblendet zurückſpringen. —“

„Vor Allem ſollt Ihr aber jeden Herbeikommenden anrufen!“ ſagte auf einmal Jemand dicht zur Seite des Wäringers, und dieſer ſprang wie der Blitz von der Steinbank auf.

Etwas beſtürzt ſah er einen hochgewachſenen Mann, deſſen dunkler Mantel und die barettähnliche Kopfbedeckung, ſeine Geſtalt ſo weit verbargen, um nur die vom Monde beleuchteten ernſten Züge zur Noth erkennen zu laſſen, vor ſich. — Im erſten Augenblicke der Ueberraſchung fuhr der Jüngling nach dem breiten Schwerdte, das an ſeiner Seite hing, er war im Begriff es aus der Scheide zu reißen, aber nach einem Augenblicke Nachdenkens ſank die Hand von dem Griffe der Waffe, und er ſchlug das Auge mit Beſchämung zu Boden.

„Nehmt's nicht übel, guter Freund!“ hob er etwas verlegen an; „es hätte nicht viel gefehlt, daß ich Euren vernünftigen Rath mit einer Elle ſchwediſchen Stahles gelohnt. Das wäre aber eine Dummheit geweſen, und eine Schlechtigkeit obendrein. Erlaubt indeß jetzt mir Eure Weiſung zu Nutze zu machen und gebt mir die Loſung. —“

„Zoë kai Pſyche!“ erwiederte der Fremde, indem er einen Augenblick anhielt, gleichſam als ob er ſehen wollte, welchen Eindruck dieſe Worte auf den Nordländer machen würden, dann wendete er ſich raſch der Pforte zu.

„Nichts da, guter Freund!“ rief der Jüngling den

Andern beim Mantel ergreifend. „Ihr habt mir nicht das rechte Wort gegeben.“

„Ich ſagte: Zoë kai Pſyche!“ erwiederte rauh der Unbekannte. „Vor dieſen Worten öffnen ſich alle Thüren Konſtantinopels. — Oder kennt Ihr nicht die geheime Loſung?“

„Ach was!“ rief der Wäringer, den Fremden noch immer feſt am Mantel haltend. „Ihr fakelt da etwas von einer geheimen Loſung, während es doch nur ein Paßwort giebt, und werdet — da Ihr zweifelsohne ein Galgenvogel ſeid — mir augenblicklich auf die Wache folgen.“

Der Nordländer wollte den Fremden ſofort nach dem Wachhäuschen führen, aber dieſer ſah ihn ernſt und drohend an.

„Bedenke was Du thuſt, junger Menſch!“ ſagte er ſodann. „Ich könnte Dir ein Wort ſagen, das Dein Gebein durchbeben würde; ſpräche ich es aber aus, ſo wäre Dein Kopf dem Henker verfallen. — Jetzt antworte mir! Hat der Centurio Loſos von der ſechsten Kohorte der Unſterblichen, der hier noch vor einer Stunde die Wache hatte, Dir das geheime Paßwort nicht gegeben, oder haſt Du Dich nicht — da Du mir ein Neuling ſcheinſt — nach Deinen Obliegenheiten genau erkundigt? — Sprich! Eins oder das

Andere muß ſtatt haben. Beſinne Dich aber genau, denn ein Menſchenleben kann davon abhängen.“

Die Worte des Fremden, noch mehr aber der Ton, die Sicherheit mit der er ſprach, machten auf den Wäringer einen bedeutenden Eindruck, und jetzt fiel ihm der Gedanke mit Centnerlaſt auf's Herz, daß er den Anführer der Unſterblichen, als dieſer von der Loſung ſprechen wollte, nicht hatte ausreden laſſen.

„Mein Freund!“ erwiederte er endlich indem er den Mantel des Unbekannten losließ. „Ihr habt eine etwas unangenehme Art Fragen zu ſtellen. Ihr werdet mir, wenn Ihr noch ein Fünkchen Ehrlichkeit in Euch tragt, zugeben, daß ich Euch eben ſo gut für einen verdammten Spitzbuben, als für einen braven Mann halten könnte. Erlaubt mir demnach Eure Fragen vor der Hand etwas unbeantwortet zu laſſen; übrigens mögt Ihr in der Behauptung, daß ich in Konſtantinopel noch nicht viele Scheffel Salz verſpeiſt, nicht ganz Unrecht haben. — Nun ſagt mir aber auf Euer römiſches Gewiſſen — wenn ihr nämlich überhaupt ein dergleichen Ding in Eurem Leibe habt — giebt's wirklich außer dem gewöhnlichen Paßwort eine geheime Loſung? —“

„Beim Haupte des Kaiſers! es giebt eine, und ſie lautet wie ich geſagt;“ entgegnete der Unbekannte mit einem Tone, der die Wahrheit der Angabe außer Zweifel ließ.

„Ich will Euch glauben!“ rief der Jüngling raſch, aber bald auf’s Neue zweifelnd ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu: „Ihr bringt mich da in eine verteufelte Brühe, denn — beim heiligen Olaf, der mir ſelbſt zur Nachtszeit lieber iſt, als Euer Sanct Georg von Kappadocien am hellen Mittag! — ich kann auf die eine oder andere Art in eine heilloſe Patſche gerathen. — Indeß mir fällt da ein guter Gedanke ein. Ihr mögt dort an die alte verſchwarzte Bohlenthüre, die ſie die „goldene“ nennen, anklopfen. Sobald ſie Euch aufgethan wird, gebt Ihr Euch den inneren Wachen zu erkennen. Laſſen Euch dieſe paſſiren; gut. Weiſen ſie Euch zurück, ſtecke ich Euch ohne Weiteres ins Loch.“

„Nun wohl!“ rief der Unbekannte ſo laut auflachend, daß ſeine Munterkeit den Wäringer anſteckte, und ſolcher ſeinem Gegner im Mondſcheine zwei Reihen elfenbeinweißer wunderhübſcher Zähne wies. „Wir wollen dies Abkommen treffen, wiewohl ich noch in meinem Leben kein ähnliches eingegangen bin, oder irgend Jemand mir den Vorſchlag zu einem dergleichen gemacht hätte. — Indeß“, ſetzte er hinzu, während er auf die Marmorbank zuging und ſich dort uneingeladen niederließ, „die Nacht iſt lau und angenehm. Sprechen wir ein Weilchen mit einander. — Wie heißt Ihr? — Wie lange ſeid Ihr hier? — Wie gefällt es Euch in der Hauptſtadt des römiſchen Reichs?" —

„Ihr fragt viel auf einmal!" erwiederte der junge Mann zögernd, indem er nicht recht zu wiſſen ſchien, ob er die wenigen Umſtände, die der Fremde mit ihm machte, übel nehmen ſolle oder nicht, ſich aber am Ende dennoch an deſſen Seite ſetzte. „Ich heiße Erich Haraldſon, und bin in Schweden an den Ufern des Mälar geboren. — Seid Ihr dort geweſen? — Nicht? Schade drum! Ihr habt dann nichts Schönes geſehn. Eine herrliche Gegend. Prächtig, ſage ich Euch; viel hübſcher als hier. — Wie nun aber oft der böſe Feind ſein Spiel hat, ſo ließ ich mich durch einen alten Vetter, der unter den Wäringern gedient hat, verleiten, hierher zu gehn. Ich wurde als Centurio angeſtellt — was eben nicht ein übertrieben hoher Poſten iſt für einen ſchwediſchen Rittersmann aus gutem Hauſe, denn Ihr müßt wiſſen, meine Mutter ſtammte von Torkel Knudſon ab, und der berühmte Mats Kettelmurdſon, von dem Ihr gehört haben werdet, war mit meinem Großvater im ſechsten Gliede verwandt — aber wenn Ihr fragt, wie es mir hier gefällt, ſo antworte ich Euch darauf gar nicht."

„Wie iſt dies möglich?" fragte aufmerkſam der

Fremde. „Iſt das Korps, in dem Ihr dient, nicht hinlänglich geachtet? werdet Ihr nicht trefflich genährt, und gut bezahlt? —“

„Ihr redet da ein bischen ſehr einfältig, Herr Römer!“ erwiederte Erich Haraldſon die Fragen einigermaßen übelnehmend. „Für's erſte müßt Ihr wiſſen: der Schwede iſt in der ganzen Welt geachtet, und braucht ſich deshalb gar nicht zu bedenken, was aber das Ernähren und Bezahlen anlangt, ſo bin ich weder ein Maſtvieh noch ein Lohndiener. — Die Ehre, der Wunſch ein gutes Abentheuer zu beſtehn, hat unſere Väter auf ihren Seeſchlangen aus dem Nordmeer bis hierher getrieben, und dieſelben Gründe haben auch mich bewegt. Würde ich nur halb ſo genährt, und nur ein Drittheil ſo gut bezahlt, ſo würde ich doch mit Freuden hier ſein — —“

„Das iſt brav mein wackerer Barbare!“ unterbrach der Fremde den Sprechenden. „Mit ſolchen Geſinnungen gelangt man zu Würden und Ehren.“

„Zu Würden? Hm! Ich zweifle faſt. Was aber die Ehre anlangt, von dieſer iſt blutwenig bei Euch zu finden;“ erwiederte der Wäringer kalt.

Heftig unterbrach ihn der Unbekannte.

„Wie meint Ihr das, unbeſonnener Jüngling?“ rief er zornig.

„Hättet Ihr mich ausreden laſſen, ſo wüßtet Ihr es bereits!“ fuhr Erich ruhig fort. „Ich ſage, ich wollte mit Freuden hier ſein, wenn die Sachen nicht ſo miſerabel ſtänden, daß der Kaiſer mehr wie ein Menſch ſein müßte, um mit Ehren aus der Klemme zu kommen. Urtheilt doch einmal ſelbſt, wenn Ihr Augen im Kopfe habt um zu ſehen. Nicht daß von dem ganzen Reiche, das, wie es heißt, einmal ſehr groß geweſen ſein ſoll, faſt nichts als die Hauptſtadt übrig iſt — damit wäre die Sache noch nicht verloren — aber ich frage Euch: iſt es nicht eine Schande, daß man die Scythen, die man mit Knüppeln hätte davon jagen ſollen, bezahlt, und aus dieſen treuloſen Wilden ſchlechte Kohorten bildet, um außer uns Wäringer nur noch Jemand zu haben, auf den ſich der Kaiſer im Falle der Noth verlaſſen könnte? Iſt es nicht unerhört, daß eine feindliche Nation — denn feindlich, wenn auch jetzt einmal in Frieden, ſind die Türken ja den Griechen immer geweſen — daß, ſage ich, dieſe Ungläubigen bis vor die Thore der Hauptſtadt rücken, und dort eine neue Feſtung bauen wollen? Wie lange frage ich ferner, wird es dauern, bis der Sultan aus Adrianopel mit einem Heere anrückt, die neue Feſtung zu ſeinem Stützpunkte macht, und Konſtantinopel angreift? Ihr werdet mir ſagen: wir haben jetzt Frieden; ich aber antworte Euch: ein ſolcher Friede iſt ſchlimmer als offener Krieg. Ihr werdet ſprechen:

Dreimalhunderttauſend Männer vertheidigen die Stadt; ich aber erwiedere Euch: dreimalhunderttauſend Memmen. — — —"

„Ihr urtheilt ſehr vorſchnell, junger Mann!" fiel der Unbekannte mit gerunzelter Stirn dem Ritter in die Rede. „Im Falle, daß die Hauptſtadt bedrängt würde, hoffe ich, würden die Römer ſich ihrer großen Ahnen würdig zeigen."

„Na, das laßt gut ſein, mein lieber Mann! Das verſtehe ich beſſer;" erwiederte Erich ſich nachläſſig an die Mauer lehnend, und laut aufgähnend. „Es würde ein Ende mit Schrecken nehmen; was indeſſen immer noch beſſer iſt, als ein Schrecken ohne Ende. — Seht, Ihr haltet Euch für klug, für pfiffig, weil Ihr ein Grieche ſeid, aber glaubt mir, es hat kluge Leute gegeben, die, wenn der Tanz losging, ſich erſchrecklich dumm benahmen. Weil Ihr in dem elenden faulen Weſen eingewöhnt, in ihm geboren, und erzogen ſeid, ſo fällt es Euch nicht auf, daß Ihr auf dem Verdecke eines Schiffes, deſſen Rumpf ſchon voll Waſſer iſt, einherſtolzirt, tanzt und jubelt, dem aber, der dieſes Jammerweſen zuerſt erblickt, dem fällt es nur allzuſehr in die Augen. — Sollte es", fuhr der Nordländer eifriger fort, „irgend ein vernünftiger Menſch für möglich halten, daß mitten im Frieden, und während eine türkiſche Geſandtſchaft hier iſt, eine

Bande von zwei- oder dreihundert Spahis, kaum eine Stunde weit von der unermeßlichen Hauptſtadt, ein Dorf ausplündern, und als ihnen ein — ein — nun ein Mann mit einem langen Titel, und tauſend Reitern entgegen geſchickt wird, ſie dieſen Mann ſammt ſeinen Begleitern mit Schimpf und Schande in die Flucht jagen können? — Nein, glaubt mir Herr! Der Kaiſer wird ſchlecht bedient, und es thut mir leid um ihn, denn er ſoll ein braver Mann ſein. Ich wünſchte mich nur drei Tage an ſeine Stelle, und er ſollte es nicht zu bereuen haben."

„Und was thätet Ihr dann, mein junger Barbar?" fragte lächelnd der Unbekannte.

„Wenig und viel, wie Ihr es nehmen wollt!" rief Erich lebhaft. „Zuerſt ſchickte ich die türkiſche Geſandſchaft fort, und unterhandelte fürder nur mit dem Schwerdte; jedenfalls aber ließe ich die Türken bis zur Abreiſe gut bewachen, denn — glaubt es, oder glaubt es nicht — ich habe mit dieſen meinen Augen zur Abendzeit ein paar vornehme Leute, deren Namen ich nicht weiß, deren Geſichter mir aber von der letzten Heerſchau her nicht unbekannt waren, in gemeiner Kleidung in das Haus, wo die Geſandten wohnen, ſchleichen ſehen."

„Vielleicht geſchah es mit Genehmigung des

Kaiſers!“ unterbrach ihn Jener. „Vielleicht wollte dieſer die Fremden nur ausforſchen laſſen.“

„Hm! Möglich, aber nicht kaiſerlich. Ich hätte es nicht gethan“; ſprach der Wäringer mit unerſchütterlicher Ruhe. „Sodann aber“ — fuhr er fort — „muſterte ich mein Heer, und jagte alle die Leute mit den langen Titeln fort, es ſei denn, daß ſie als tapfere Männer bekannt wären. Auch die — wie heißen ſie doch ſchon! — ja die Genueſen, die in der Vorſtadt da drüben am Waſſer wohnen, die wenn es etwas zu fiſchen giebt Griechen, ſonſt aber Türken, in Wahrheit aber gute Seeleute und gewiß auch tapfere Soldaten ſind, brächte ich durch Vortheile oder Zwang dahin, mir zu dienen, und bildete mir auf dieſe Weiſe einen Kern des Heeres, mit dem ich ohne Weiteres die Türken von meinen Mauern verjagte, die neue Feſtung, die ſie ein paar Meilen von hier auf dem Azomaton erbauen, zerſtörte, und dann den Sultan auf den Mauern meiner Stadt erwartete.“

„Eure Meinung iſt eben nicht unverſtändig, mein junger Krieger!“ ſprach der Unbekannte, und Erich wollte bemerken, daß das melancholiſche Auge deſſelben, als der Mondſtrahl ſein Geſicht eben hell beleuchtete, mit Theilnahme auf ihm ruhe. „Ich glaube indeß, daß Euch die Lage der Dinge nicht hinlänglich bekannt iſt. Dem Sultan ſteht ein ungeheures

Heer, welches von Religionshaß entflammt iſt, zu Befehl. Strengt er alle ihm zu Gebote ſtehende Mittel an, und hilft Gott nicht wunderbar, ſo unterliegen wir. Was könnte alſo der Kaiſer thun, wenn —“

„Sterben, Herr!“ unterbrach feurig Erich Haraldſon den Fremden. „Er kann fallen, als ein Fürſt, als ein Ritter, mit und inmitten der Seinen! — O es iſt ein Großes um die Tapferkeit eines Königs, und um einen ſchönen Tod. Selbſt böſe Fürſten, Tyrannen ſogar, ſühnten Manches auf dieſe Weiſe. Alte Lieder in meinem Vaterlande ſprechen zwar von der Wildheit Magnus Smek's, doch ſie vergeſſen nicht ſeine Tapferkeit und ſein ritterliches Weſen. Strahlt aber die Mähr von dem edlen Reitertode tadelhafter Fürſten, wie die kalte Mitternachtsſonne auf den Nordlandshügeln durch das Dunkel der Geſchichte, ſo leuchtet die Kunde von dem Tode eines edlen Königs, der für und mit ſeinem Volke in den Tod gegangen, hell und ſtrahlend, wie die Mittagsſonne dieſes Landes, der Name des gefallnen Königs wird leben in alten unvergeßlichen Liedern, und er wird in den Büchern der Nachwelt verzeichnet werden mit unvergänglichen Chiffern. — — —“

Der junge Nordlandskrieger war im Feuer der Rede von ſeinem Sitze aufgeſprungen. Lebhaft ſtreckte er die Rechte gegen den Unbekannten aus. Letzterer erhob ſich langſam von ſeinem Sitze, ſah den Jüngling ohne ein Wort zu ſprechen mit Theilnahme an, und reichte ihm die Hand; dann wendete ſich der Fremde mit raſchen Schritten nach der „goldenen Pforte.“ Hier angekommen ſchlug er ſechsmal mit dem ſilbernen Hammer ſo heftig gegen die Thür, daß Erich ſtaunend zuſammenſchrack, und die Schläge weithin durch die Nacht ertönten. Raſch öffnete ſich jetzt die Pforte. Ein Strator der „Unſterblichen“ trat heraus, doch kaum hatte der Unbekannte zwei Worte ihm zugeliſpelt, als er ſich der Länge nach zu Boden warf und die Hände zugleich über ſein Haupt erhob. Stolz ſchritt der Fremde durch die Thür, und eben wollte Erich, der bis dahin wie eine Bildſäule da geſtanden hatte, den Strator um den Namen oder die Würde des Unbekannten fragen, als der Wachhabende aufſprang und eiligſt die Thüre ſchloß.

„Das habe ich gut gemacht!“ ſagte Erich Haraldſon zu ſich ſelbſt, als er von ſeinem Erſtaunen ſich etwas erholt hatte. „Gewiß! der Fremde iſt ein ſehr vornehmer Mann, ſonſt hätte der Strator, der ſonſt ſeine Naſe ſo hoch trägt, ſich bei ſeinem Anblick nicht wie ein Sack auf die Erde geworfen. — Erich! — Erich Haraldſon! — Dasmal hat der Abkömmling Torkel Knudſons, und des berühmten Mats Kettelmurdſons erſchrecklich dumm gehandelt. — Daß ich auch einem Griechen ſagen mußte, was ich denke über das ſchlechte Volk! — Aber mag's doch!" tröſtete er ſich. „Es iſt ihnen ſchon recht, daß ſie einmal die Wahrheit hören. Was kann mir auch weiter geſchehen? Sie können mich nach Hauſe ſchicken, und das wäre mir eben recht, denn die Abentheuer, die mich hier erwarten, dürften ſchwerlich zu einem guten Ende führen." —

Dies zu ſich ſprechend, ſtreckte ſich der junge Nordländer von Neuem auf die kühle, von der Seeluft umfächelte Steinbank. — — —

Es war gegen Mittag des folgenden Tages, als ein von Purpur, Gold und Silber ſtarrender Kriegsbeamter eilig aus der „goldenen Pforte" des Palaſtes trat und nach dem Befehlshaber der Wache fragte, welcher, wie er hinzufügte, Arico oder Ericos mit noch einem zweiten unausſprechbaren Namen, heißen ſollte.

„Wenn ich nicht irre, ſo bin ich es den Ihr ſucht!" hob Erich zu dem Ritter tretend an. „Ich bin der Anführer, oder wie Ihr hier zu Lande ſagt, der Centurio, der die Wache befehligt, und heiße Erich Haraldſon, Euch zu dienen."

„Glücklich iſt der Tag", ſprach der Fremde ſich ſo tief verneigend, daß die wallenden Federn, die er auf dem Silberhelm trug, faſt die Stirn Erichs berührten, „dreimal glücklich die Stunde, die dem Akoluthos Ducas die Bekanntſchaft eines ſo tapfern, würdigen und ausgezeichneten Nordlandskriegers verſchafft.“

„Beim heiligen Olaf! es iſt mir auch lieb Euch kennen zu lernen, wenn ich mir gleich nicht das Zehntheil aller der ſchonen Eigenſchaften zulegen kann, die Ihr mir beilegt“; erwiederte der junge Mann. „Darf ich fragen, Herr, was Euch zu Befehl ſteht?“

„Ich bin geſendet von der Sonne, die das Weltall erleuchtet, ich habe mich erhoben aus dem Staube der Schwelle, welche die purpurnen Füße allein zu betreten würdig ſind“ — hob der Akoluthos an, aber Erich unterbrach ihn ſogleich.

„Herr! ich bitte Euch um der vierzehn Nothhelfer willen, redet deutlich, und in einer menſchlichen verſtändlichen Sprache zu mir“; ſagte er ängſtlich. „Blos dem Kauderwälſch, was ſie hier die Hofſprache nennen, habe ich es zu danken, daß ich heute Nacht in einer halben Stunde mehr dummes Zeug angerichtet habe, als ſonſt im ganzen Jahr.“

„Ich weiß nicht“, erwiederte der Andere zweifelhaft, „ob es nicht nur den Regeln der Höflichkeit, ſondern auch dem unbegränzten Reſpect, den ich der Sonne des Weltalls, dem Mittelpunkt des Univerſums ſchuldig bin, einen Eintrag thun könnte, wenn ich von Perſonen und Dingen, die ſo hoch über das gemeine Treiben der Menſchen erhaben ſind als ein Stern, der über unſern Häuptern ſteht, von der Erde in der vulgären Tagesſprache reden ſollte, auch haben unſere Gramatiker in dieſer Hinſicht ſo ſtricte Anſichten, daß ich, wenn es mir je widerfahren ſollte, in Gegenwart des Purpurgebornen, deſſen Namen auszuſprechen mir die Ehrfurcht verbietet, in meiner Rede einen falſchen Accent zu ſetzen ich mir ohne Weiteres das Schwerdt durch den Leib ſtoßen würde, ganz zu geſchweigen, daß es einem Akoluthos, der, wie ſchon ſein Titel andeutet, beſtimmt iſt, dem glanzumſtrahlten Herrſcher überall hin zu folgen, es auch anſteht ein den Hofſprachregeln Folgender zu ſein.“

„Herr, wenn Ihr noch ein Weilchen ſo fortfahret, ſo beſprecht Ihr mir noch das letzte Bischen Verſtand, was ſeit dem Entſchluſſe hierher zu kommen in meinem Schädel übrig geblieben iſt!“ rief Erich ärgerlich, als der Akoluth ſeine Rede fortſetzen wollte. „Bei Thor's Hammer, beim Ochſen des heiligen Lucas, oder was ſonſt Euch oder mir noch heilig ſein kann, verſichere ich Euch, ich verſtehe von der Hofſprache gerade ſo viel, wie ein Seehund vom Flötenblaſen. Redet Ihr alſo nicht wie ein anderer vernünftiger Menſch, ſo ſeid Ihr umſonſt hergekommen, und die Folgen davon können Niemanden als Euch zur Laſt fallen.“

Das letzte Argument ſchien auf den Griechen einen lebhaften Eindruck zu machen.

„Wohlan!“ rief er. „Thue ich ein Unrecht, ſündige ich gegen das Herkommen der purpurſtrahlenden Halle, ſo nehme ich Euch zum Zeugen, daß nur die äußerſte Nothwendigkeit mich dazu getrieben. — Ritter, Ihr ſollt zum Kaiſer kommen, und ich ſoll Euch hingeleiten. Ein anderer Centurio der barbariſchen Leibwache muß den Augenblick hier ſein Euch abzulöſen.“

„Da ſeht Ihr was das Kauderwelſch und Gequengel, was Ihr die Hofſprache nennt, für Mißverſtändniſſe veranlaßt!“ rief Erich, als er ſich von dem Schrecken, den ihm die unerwartete Botſchaft zugezogen, wieder erholt hatte. „Menſch! — Ritter! — Akolithus! — Seht Ihr nicht ein, daß das, was Ihr ſagt rein unmöglich iſt? — Der Kaiſer mit dem Niemand ſprechen darf als der, welcher ein großer Herr mit einem langen Namen iſt, und vor dem die Heeresmarſchälle auf der Erde herumrutſchen, wie neugeborne Seekälber, ſollte mit mir armen Teufel reden wollen? Geht! Geht! das iſt rein unmöglich. — Aber ſeht! dort kommt mein Befehlshaber, und der Ritter Magnus Tordenſkiold! Das ſind ein paar vernünftige Männer. Die werden mir gleich ſagen, wie ich mich zu benehmen habe.“

Erich Haraldſon ward faſt zur Bildſäule, als ſein

Vorgeſetzter, ein alter eisgrauer Schotte, Ralph Abercromby, ihm in kurzen Worten andeutete, daß der Großſpathar ihm den Befehl zugefertigt habe, den Ritter, der an der eleutheriſchen Pforte des Blachernenpallaſis die Wache habe, ungeſäumt ablöſen zu laſſen, und zur Verfügung des Akoluthen Ducas zu ſtellen. Sprachlos folgte er dem Letztgenannten und bemerkte es kaum, als dieſer beim Eingange durch die „goldene Thüre“ wie geblendet zurückſpringend, ihm mit Vehemenz auf die Zehen trat.

„Das wird ein miſerables Ende nehmen!“ ſagte Erich, kläglich in den Bart murmelnd, und wie ein Verurtheilter auch ohne das Ceremoniell zu beobachten, ſeinem Begleiter durch zwei Reihen der „Unſterblichen“ folgend, die beim Anblick des Akoluthos mit dem Schwerdte auf ihre Silberſchilder ſchlugen. „Gewiß iſt der Mann von heute Nacht ein ſchwarzer Verräther, und hat Alles ausgeplaudert. — Wer jetzt ein Grieche wäre!“ fuhr er nach kurzem Nachdenken fort. „Ein ſolcher verſicherte lächelnd es ſei Alles erlogen, und der Ankläger habe ſelbſt Alles das geäußert was er angebe, aber Erich — Erich Haraldſon! Deiner Mutter Sohn iſt noch zu kurze Zeit in Konſtantinopel, um es im Lügen beſonders weit gebracht zu haben. —“

Unter Gedanken dieſer Art folgte Erich ſeinem

Begleiter durch kleine winklich gebaute Höfe, enge dunkle Gänge, weite tönende Hallen, die nicht nur von Wachen aus dem Korps der „Unſterblichen“ ſondern auch von Beamten und Dienern niedern Ranges, die geſchäftig hin und her liefen, erfüllt waren, und Beide traten endlich in ein mächtiges Gebäude die eigentliche kaiſerliche Burg. Hier war Alles heller, ſtrahlender, großartiger. Erich durchwandelte einen mächtigen Saal, deſſen weit offene Fenſter eine entzückende Ausſicht auf den Bosporus und die aſiatiſche Küſte darbot. Seide, Teppiche, Gold, war überall zu erblicken; aber welche Geſellſchaft war in der glänzenden Halle verſammelt! Auf den Teppichen hinkten reich gekleidete Neger, ſtarrend von Gold und Silber, aber ſcheußlich von Geſtalt, und außer den wulſtigen Lippen, den eingedrückten Naſen, noch widriger werdend durch die ſchwammige Dicke, welche anzeigte, daß ſie zu jenen Unglücklichen gehörten, von welchen die griechiſchen Kaiſer ſo wie die Sultane das Innere des Pallaſtes bewachen ließen. — „Pfui der Schande!“ murmelte der junge Schwede vor ſich hin, aber der Akoluth, obwohl er den Sinn ſeines Ausrufs nicht verſtand, ermahnte ihn ſogleich nicht durch unzeitiges Reden „die Tochter der Purpurhallen“ zu erwecken. — — — So kamen die beiden Wandernden durch noch mehrere Zimmer, in welchen, wie es ſchien, ſehr hohe

Staatsbeamten ſich befanden, denn der Akoluth machte eine ſolche Menge abentheuerlicher Geſten, die nach Stand und Rang der verſchiedenen von ihm Begrüßten abgemeſſen waren, er ermahnte ſeinen Begleiter ſo oft zu ähnlichen Unterwürfigkeitsbezeugungen — die dieſer aber ſo täppiſch nachahmte, daß er, wie er ſelber meinte, es hierin mit dem beſten Bären auf den lappländiſchen Gebirgen aufnehmen könnte — daß ſich der Grieche zuletzt begnügte ſeinem Begleiter zu ſagen, er möge ſtatt aller andern Komplimente, deren Verabſäumung man einem Barbaren wohl nachſehen werde, blos die Hände über das Haupt erheben, und Erich fortan, bis er an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangte, einem wandelnden Armleuchter glich. — —

„Wir ſind jetzt zur Stelle!“ ziſchelte der Akoluth unſerm Bekannten in's Ohr, als ſie endlich in eine weite Halle getreten waren, die zur Hälfte von Beamten aller Art erfüllt war. „Die Geſandſchaft des Sultans wird bald ankommen, und hinter dieſer treten wir ein in die mächtige Pforte, das Thor der Glückſeligkeit, den Eingang des Ruhms. —“

„Meint Ihr das kleine Thürlein dort?“ unterbrach Erich ſeinen Begleiter, indem er auf einen zwar nicht ganz ſchmalen aber ſehr niedrigen Eingang zeigte.

„Mit gutem Vorbedacht iſt die Pforte des Glanzes ſo niedrig eingerichtet worden!“ erwiederte der

Grieche. „Jeder der eintritt, iſt ſich zu bücken genöthigt, falls er — was jedoch undenkbar — es vergeſſen ſollte.“

„Sanct Gingulph ſtehe mir bei!“ rief Erich verwundert. „Ihr Griechen denkt doch an Alles, nur nicht daran, daß der Feind vor dem Thore ſteht. — Aber, Herr Ritter, ſeid doch ſo gut, und gebt mir über einige Punkte Auskunft. Ich ſehe da durch das offne Fenſter einen alten Thurm, der mit den Thürmen alter Raubneſter in meinem Vaterlande eine um ſo größere Aehnlichkeit hat, als er wie dieſe mit einem tiefen Wallgraben umgeben iſt; was mir aber am meiſten auffällt, iſt, daß in der Höhe einiger Stockwerke eine Brücke mit der der herrliche Palaſt und das häßliche Geniſte verbunden ſind, über das Waſſer führt.“

„Fällt Euch das auf, mein treuherziger junger Barbar?“ ſprach Ducas lächelnd. „Der alte Thurm iſt der Aufenthalt vornehmer Staatsverbrecher, welche, wenn es ſich trifft, unmittelbar vor dem Angeſicht der Zierde des Univerſums — ich meine des hochheiligſten Monarchen — in jene finſtern Kerker gebracht werden. Es hat ſich auch manchmal geſchickt, daß die ſchmale, kaum eine Elle breite Brücke durch Zufall mit Erbſen oder kleinen Kieſeln beſtreut war, und der Verbrecher dann in's Waſſer plumpte, ehe er noch in den Thurm gelangte."

„Hm! Eine hübſche Einrichtung; das muß wahr ſein;" ſagte kopfſchüttelnd Erich. „Nun ſagt mir doch: wer iſt denn jener Staatsbeamte dort? Ich meine den in dem Scharlachkleide, der ſo ein Ding wie eine Streitaxt oder dergleichen in der Hand hat. Er muß wohl ein ausgezeichneter Bannerherr oder ſo etwas ſein, denn er ſieht ſehr martialiſch aus, und die Leute erſchöpfen ſich gegen ihn in Höflichkeit."

„O das iſt ein ausgezeichneter Mann!" erwiederte lachend der Akoluthos. „Dieſe Streitaxt, wie Ihr das Inſtrument mit dem ſilbernen Griffe nennt, hat noch nimmer gefehlt, denn der, der ſie führt, faßt ſeinen Gegner immer mit der größten Sicherheit. Dabei iſt er ſtets bereit ſeinen Nebenmenſchen mit ſeiner tapfern Fauſt beizuſpringen, und wir Alle — Ihr auch mein liebenswürdiger Angeldäne — ſind ſo zu ſagen ſeine Schooßkinder. Es koſtet der Zierde des Weltalls nur einen Wink, und jener würdige Mann beſchäftigt ſich auf's angelegentlichſte mit Euch, denn Ihr müßt wiſſen — es iſt der Scharfrichter. — —"

Erich Haraldſon war im Begriffe den Scherz, den ſich der Grieche mit ihm erlaubte, mit einer vielleicht nicht ſehr reſpectvollen Antwort zu erwiedern, auch murmelte er etwas von „dummen Spaße" oder dergleichen zwiſchen den Zähnen, als ein Zug, den ein paar Beamten mit goldenen Ceremonienſtäben, eröffneten, in den Saal trat. Es war die Geſandſchaft Mahomets des 2ten, die heute die erſte öffentliche Audienz haben ſollte. Sie beſtand aus drei Perſonen. Zwei derſelben waren alte würdevolle Türken in Kleidern von Seide und Sammt, deren lange weiße Bärte bis auf den mit Edelſteinen beſetzten Gürtel herabfloſſen. Der Dritte war weniger reich gekleidet, indeß war er für den jungen Schweden von größerem Intereſſe. Er war ein Mann von koloſſaler Figur, und höchſt kriegeriſchen, doch dabei muntern, faſt fröhlichen Anſehns. Während ſeine beiden Vorgeſetzten mit vollkommen orientaliſchem Pflegma ſtumpf vor ſich hin ſahen, ließ er ſein dunkles Auge überall umherſchweifen. Er warf nur einen kurzen Blick auf den ihm eben in's Auge fallenden Gegenſtand, aber ſeine ungemein beweglichen Züge gaben ſehr genau den Eindruck zu erkennen, den das Geſehene auf ihn machte. Wie es ſchien, imponirte die glanzvolle Umgebung dem Türken nicht beſonders. Er lächelte oft ſpöttiſch, meiſtentheils aber verächtlich. Jetzt fiel auch ſein Auge auf Erich, der nur zwei Schritte von ihm ſtand. Die blonden Locken des jungen Nordländers, ſeine fremdartige Phyſiognomie, die glänzende ſilberverzierte Stahlrüſtung, die unſerm Bekannten ein höchſt kriegeriſches

Anſehn gab, ſchien dem Türken aufzufallen, und ſein ernſtes Auge ruhte faſt eine Minute lang, und, wie es den Anſchein hatte, mit Theilnahme, auf Erich.

„Der Türke gefiel mir! — Euch nicht auch?“ ſagte der Jüngling zu Ducas, bis der Zug in die „erhabene Pforte“, die eben geöffnet worden, voranſchritt.

„Er iſt ein ganz närriſcher Kerl!“ erwiederte der Grieche. „Ich habe geſtern mit ihm geſprochen, da ich von dem „Purpurſtrahlenden“ zu ihm geſandt war. Ich glaube er mag ein Renegat ſein, ein italiſcher Medicus vielleicht, der bei den Ungläubigen im Morgenlande herumgezogen iſt, um ſie von den peſtilentialiſchen Uebeln, womit dieſe Hunde behaftet ſind, zu kuriren, denn er ſpricht außer dem Türkiſchen noch Perſiſch, Arabiſch, Griechiſch und Lateiniſch, und iſt der Dollmetſch der Geſandſchaft. Der Großlogothet hatte den Rath gegeben den Kerl zu beſtechen, und ich hatte den Auftrag ihm einen köſtlichen Demant zu überliefern. Was denkt Ihr was er that! Er lachte als ob er närriſch geworden wäre, und wollte das Kleinod nicht annehmen. Als ich es ihm dennoch aufdrang, als ich ihm ſagte, daß es aus den Händen des Herrn des Erdkreiſes käme, ſprang er wie ein Verrückter auf, lief zur Thüre hinaus, und — denkt Euch den Unſinn! — ſchenkte den Ring einem Bettler der vorüberging. — Der Menſch heißt mit Recht: Dehli Ibrahim, denn er iſt ganz entſchieden toll. — Meint Ihr nicht auch?“ —

Erich wollte die Frage eben beantworten, als der Zug ſammt denen das Zimmer füllenden Staatsbeamten durch die „Pforte des Glanzes“ eingezogen waren, und der Akoluth den jungen Schweden eiligſt zur Nachfolge ermahnte.

So wie Erich in den Saal getreten war, fand er ſich von der Pracht, die hier herrſchte, faſt geblendet. Die Wände, die Fußböden, alle Verzierungen, am meiſten die Kleider der Reichsbeamten, die ſich in einen weiten Halbkreis geordnet hatten, Alles ſtrahlte von Gold, Silber, Sammet und Seide. Am meiſten zog der am obern Ende des Saales errichtete kaiſerliche Thron die Blicke des jungen Mannes auf ſich. Es war ein hoher Seſſel von gediegenem Golde, welcher von einem Baume, deſſen Stamm, Blätter und Blüthen von gleichem Metalle waren, überragt wurde. Auf den Zweigen des Baumes ſaßen ſchimmernde Vögel, welche Erich für lebendig gehalten haben würde, wenn ihm nicht durch Erzählungen ſeiner Kameraden bekannt geworden wäre, daß das Ganze nur ein Kunſtwerk ſei, und daß, wenn das Getriebe deſſelben in Gang geſetzt würde, die Vögel ſich nicht nur zu bewegen, ſondern auch zu ſingen im Stande wären. Die gleiche

Bewandniß hatte es auch, wie Erich wußte, mit zwei goldenen Löwen in Lebensgröße. Sie konnten ſich, wie man dem jungen Nordländer verſichert hatte, aufrichten, ein Gebrüll ausſtoßen, und ſich dann wieder niederlegen. Die Automaten ſchienen die Wächter des Thrones darſtellen zu ſollen, und es hieß, daß das Ganze dem Throne des weiſen Salomo's nachgebildet worden ſei. Zur Seite des kaiſerlichen Sitzes, und nur wenige Schritte davon entfernt, befanden ſich rechts und links zwei Altäre. Zwei Hofbeamten in bunter Kleidung waren bei jedem beſchäftigt eine Flamme zu unterhalten, die mit wohlriechenden Hölzern genährt wurde. Der aufſteigende Rauch ſtrich durch die Zweige des Goldbaumes, und bildete gewiſſermaßen eine Wolke über dem Throne, welche ſich nach und nach über den ganzen Saal verbreitete. — Die Geſellſchaft mochte ungefähr ein paar Minuten in ſtiller Erwartung geharrt haben, als außerhalb des Saales eine wilde Muſik erſcholl, die immer näher kam; endlich ward eine hohe Flügelthür am obern Ende des Gemaches unweit des Thrones geöffnet, und ein Mann, der zur Seite derſelben ſtand, und entweder ein Herold oder ein Thürſteher ſein mochte — er hatte einen rothen Drachen auf dem Rock geſtickt — rief mit lauter Stimme: „Ho Autokrator! — —“

So wie die Stimme des Mannes ertönte, warſen ſich alle Anweſenden zu Boden; die türkiſche Geſandſchaft und Erich ausgenommen. Zwar ermahnte Ducas den jungen Mann zu dieſer Unterwürfigkeitsbezeugung, derſelbe entgegnete aber mürriſch: er werde es bleiben laſſen, denn er ſei geharniſcht, und könne, wenn er einmal läge, nicht wieder ſo leicht auf die Beine kommen, der Akoluth aber würde ihn nicht aufheben; übrigens wolle er ſich wenn der Kaiſer eintrete tief verneigen. — Der Eintritt des Monarchen machte dem Disputatorium ein Ende. Der Kaiſer, ein Mann von hoher Geſtalt, war in vollem kaiſerlichen Ornat, mit gold und purpurner Dalmatica und dem Pluvial, deſſen Zipfel von zwei Pagen getragen wurden, angethan. Er trug die Krone auf dem Haupte, und einen elfenbeinernen mit Gold verzierten Scepter in der Hand. So wie ſich der Fürſt dem Throne naherte und an den Geſandten vorbeiſchritt verneigten ſich dieſe tief, nur der Dollmetſcher blieb aufrecht und bewegte faſt unmerklich das Haupt. Da Konſtantin ein ſchöner Mann mit überaus edlen, wiewohl etwas melancholiſchen Zügen, und wahrhaft kaiſerlicher Haltung war, ſo bot das Ganze der Ceremonie als er den hohen Sitz hinaufſtieg und ſich hier feierlich niederließ, als auf ſeinen Wink ſich die am Boden liegende Verſammlung wie auf den Schlag einer Zauberruthe erhob, und: „Heil dem Kaiſer!“

ausrief, als die Rauchwolken der Altäre heftiger dampfend einen halbdurchſichtigen Wolkenſchleier um den Monarchen bildeten, einen ſehr impoſanten Anblick. Leider ſollte das Erhabene, und zum Theil durch Mitwirkung unſers Bekannten, in's Lächerliche verkehrt werden.

Wie längſt herkömmlich, hatte nämlich der kaiſerliche Ceremonienmeiſter auf eine verborgene Feder gedrückt, welche die Automaten ſämmtlich in Bewegung ſetzte. Die Zweige des goldenen Baumes rührten ſich, als ob ſie vom Winde bewegt würden, und die Vogel breiteten die Flügel aus indem ſie zu ſingen, oder vielmehr nur zu zwitſchern begannen. Es war eine kleinliche aber eben nicht unangenehme Spielerei. Kaum aber hatte die Botanik und Ornithologie Ruhe gefunden, als die Zoologie ihre Künſte zu machen anfing. In dem Bauche der Löwen ließ ſich ein Geſchnurre hören, was etwa mit dem Geräuſche unſerer Weckuhren zu vergleichen war, die Thiere erhoben ſich jetzt langſam und ſtießen Töne aus, die nichts weniger als furchtbar waren, ſondern etwa zwiſchen dem Miauen eines erboſten Katers und dem Blöcken eines neugebornen Kalbes die Mitte hielten. War das Löwengebrüll ſchon von etwas komiſcher Wirkung, ſo wurde dieſe nicht wenig durch den Umſtand erhöht, daß nach der Hofetikette ſich die Verſammlung, obwohl ſie die Automaten ſchon hundertmal manövriren geſehn hatte, ſich dennoch darob ſehr erſchrocken ſtellen, und wie entſetzt zurückfahren mußte. Da aber die gleichgültigen Mienen der Hofbeamten, nicht im mindeſten mit den Entſetzensgeſten übereinſtimmten, ſo gab dies einen ſo komiſchen Anblick, daß die ernſthaften Türken unwillkührlich lächelten, und der Dollmetſcher kaum ein leiſes Kichern zurückhalten konnte. Bald aber gewann das ernſthafte Ceremoniell einen noch ſpaßhaftern Anſtrich. Unſer Bekannte hatte bis dahin in vollem Erſtaunen das ringsum ihn her vorgehende betrachtet, das Großartige und das Kleinliche, das Erhabene und das Lächerliche, hatten wechſelsweiſe einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er kaum zur Beſinnung gelangen konnte, aber während der Geiſt befangen war, trieb die Materie unwillkührlich ein freies — und wie dann gewöhnlich — ein übles Spiel. Der Rauch nämlich, der ſich indeſſen im ganzen Saale verbreitet hatte, machte auf die geſunden, an dergleichen Dinge völlig ungewöhnten Geruchsnerven des jungen Schweden einen ſolchen Eindruck, daß Erich ſich zum heftigſten Nieſen gedrungen fühlte. Leider kam dies gerade zur ungelegenſten Zeit, denn kaum hatten die Löwen zum letztenmale gebrüllt oder vielmehr gequäkt, als der Jüngling ihnen, wie auf Verabredung mit einem dreimaligen donnernden

Rieſen antwortete. Gewiß würde Erich daſſelbe noch fortgeſetzt haben, wenn der ihm zur Seite befindliche und faſt in Verzweiflung gerathende Akoluthos, ihm nicht mit beiden Händen in's Geſicht gegriffen und die Naſe zugehalten hatte. Durch den Lärm aufmerkſam gemacht, blickten alle Anweſenden auf Erich. Der Vorgang war ſo poſſirlich, die Veranlaſſung ſo einleuchtend, daß das Ganze auf jeden einen höchſt komiſchen Eindruck machen mußte, doch ſuchten die Griechen, ſo viel wie möglich, die Ernſthaftigkeit beizubehalten, als aber der Dollmetſcher der Geſandſchaft in ein tolles Gelächter ausbrach, als ſelbſt der Kaiſer zu lächeln begann, da zeigte ſich die griechiſche Luſtigkeit, und ein donnerndes Lachen, das mehre Minuten anhielt, erfüllte den Saal.

„Wir wollen“, ſagte der Kaiſer nach einer Pauſe in der der höfiſche Ernſt der vorangegangenen Hilarität gefolgt war, „den eben ſtattgefundenen ſonderbaren Vorfall, den die Unbekanntſchaft eines jungen Barbaren mit der Würde der Etikette veranlaßt hat, als ein gutes Omen der ſtattfindenden Verhandlungen betrachten, und annehmen, daß der Ausgang derſelben ſo fröhlich ſein werde wie der Anfang.“

„Das hat ihn Gott reden laſſen!“ ſeufzte Erich, der ſich im Geiſte ſchon auf der mit Erbſen beſtreuten Brücke, oder im glücklichſten Falle doch in dem finſtern Thurme ſah, während die Geſandſchaft ſich dem Throne näherte, und der Dollmetſcher eine Begrüßungsrede in griechiſcher Sprache hielt. — „Jetzt ſoll mich aber nichts mehr in Erſtaunen ſetzen, ich will, um mich nicht zu vergeſſen ſtets an mich denken, und ſo ruhig in den Spectakel ſchauen, wie ein Seekalb von den Klippen auf Mageroe in das Toben des Nordmeers.“

Der Dollmetſcher hatte inzwiſchen ſeine Rede geendet, und der Kaiſer erwiederte in wenigen Worten: „er hoffe, daß die zwiſchen ihm und dem Sultan obſchwebenden Mißhelligkeiten auf friedlichem Wege ausgeglichen werden wurden, inzwiſchen habe er dem Großlogotheten ſeinen Willen kund gethan, und er wünſche, daß zwiſchen dieſem und den Geſandten die Verhandlungen ſchon vom folgenden Tage an beginnen. Es würde ihm“, ſetzte er hinzu, „lieb ſein, wenn die Geſandſchaft den Aufenthalt in Konſtantinopel angenehm finde, und es ſtehe derſelben frei, alle Merkwürdigkeiten der Stadt in genauen Augenſchein zu nehmen. Damit dieſes aber am genußreichſten für ſie ſtattfinden könne, würde der würdige und gelehrte Gramatikos Eumenes ſie in ſeine Wohnung aufnehmen und überall hinbegleiten, ein tapferer Centurio ſeiner nordiſchen Leibwache aber ihr Beſchützer ſein.“

Auf einige kurze Dankſagungsworte von Seiten des Dollmetſchers, erhob ſich der Monarch von ſeinem Stuhl, und nachdem er noch zwei oder drei Worte einem ihm zur Seite ſtehenden Hofbeamten zugeflüſtert, entfernte er ſich unter dem allgemeinen Rufe: „Heil dem Kaiſer!“

Schon war die Verſammlung im Begriffe auseinander zu gehen, als der Beamte, mit dem der Herrſcher geſprochen hatte, zu dem Akoluthos trat, und dieſem etwas in's Ohr ſagte. Ducas wendete ſich ſogleich an unſern Freund.

„Heil Euch, unvergleichlichſter aller Angeldanen!“ rief er aus. „Der dreimal Purpurumſtrahlte hat geboten Euch augenblicklich zu ſeinen Füßen zu geleiten; es wird Euch vergönnt ſein nochmals ſeine hochheilige Majeſtät zu ſchauen.“

„Ich wollte es ihm erlaſſen!“ murmelte Erich, indem er voller Angſt ſeinem Führer folgte. „Seine Heiligkeit — oder wie ſonſt ſein rechter Titel ſein mag — wird mich wegen des Paßwortes und des verdammten Rieſens, was indeß doch eine ganz unſchuldige Handlung iſt, in eigener Perſon herunterhunzen wollen; wenn er mich nicht am Ende in den finſtern Thurm ſteckt. — Bei Sanct Olaf! Mir iſt mitten auf dem tobenden Nordmeer, wenn die Maſten krachten und die Seevögel ſchrien, nicht den zehnten Theil ſo abſcheulich zu Muthe geweſen, als in dieſem

Schloſſe, wo doch Alles ſo ſchön iſt, und die Leute ſo ſüße Redensarten hören laſſen. — —"

Ducas führte den jungen Mann nun durch viele lange Gänge, nach einem entfernten Theil des Gebäudes, und befahl ihm endlich in einem Vorſaale, in welchem einige hohe Beamte in ehrfurchtsvollem Schweigen umherſtanden, ſeine Rückkehr zu erwarten. Erich mochte hier etwa eine halbe Stunde geharrt haben, als Ducas zurückkehrte und ihm zu folgen winkte. Bald ſtanden ſie vor einer Thüre, vor der zwei Eunuchen Wache hielten.

„Laßt Euch wenigſtens auf die Kniee nieder, wenn Ihr Euch nicht der Länge nach zu Boden werfen könnet!" ziſchelte Ducas. — Die Thüre öffnete ſich, ſie traten ein.

In einem ziemlich kleinen Gemache befanden ſich zwei Männer. Der eine war ein ſechzigjähriger Alter mit grauem Barte in ſchwarzer Kleidung, der andere ein kräftiger hochgewachſener Mann, angethan mit enganliegendem purpurſammtnen Leibrock, den ein goldener Gürtel über den Hüften umſchloß. So ſehr ſich früher Erich vor dem Niederknieen geſcheut hatte, ſo ſchnell ward er diesmal damit fertig, ſo bald er einen Blick auf das Geſicht des Kaiſers gethan hatte. Die Kniee brachen ihm zuſammen, als er bemerkte, daß der Mann von voriger Nacht niemand Anders als der Monarch in eigener Perſon geweſen ſei. Den erſten Augenblick ſchienen dem jungen Schweden die Sinne zu ſchwinden, doch im zweiten ermannte er ſich ſogleich. Ohne erſt den Wink des Herrſchers abzuwarten, ſprang er auf und rief in jener lauderwelſchen Sprache, der ſich die Nordlandskrieger der Leibwache bedienten, und die ein Gemiſch ſkandinaviſcher und angelſächſiſcher Mundart war, mit ſtarker Stimme den kriegeriſchen Bewillkommnungsruf der Wäringer: „Hael Kaisar!“ —

Der Monarch betrachtete mit ſeinem ernſten, melancholiſchen Auge eine Weile den jungen Mann, dann wendete er ſich zu dem Alten.

„Dies iſt“, ſagte er, „der junge Centurio, von dem ich Euch geſagt und welcher mit Euch gemeinſchaftlich jene Geſandten, die nur hergeſendet wurden um uns auszuforſchen, bewachen ſoll. Ihr werdet ihn Jenen vorſtellen. — Jetzt geht mit Gott frommer Vater! — Du bleibſt, Erico!“

„Der Herr ſegne ſeinen im Purpur gebornen Auserwählten!“ rief der Alte die Hände erhebend, ließ ſich auf die Kniee nieder, erhob ſich dann, und nachdem er einen Blick des kleinen grauen Auges auf Erich geworfen, ging er mit Ducas zur Thüre hinaus.

Der Fürſt betrachtete nochmals ſchweigend unſern

Bekannten, der ihm unerſchrocken mit dem großen blauen Auge in's Antlitz blickte.

„Du biſt erſt kurze Zeit in Unſerm Dienſte, Erico"; ſagte er ſodann. „Wie Du heute Nacht geäußert, gefällt Dir ſolcher nicht abſonderlich!"

„Verzeiht, Hoheit!" erwiederte Erich mit jugendlicher Unbefangenheit. „Wenn ich merken ließ, daß es mir hier nicht ſehr zuſage, ſo meinte ich das ruhige Leben zwiſchen hohen Mauern; ſollte indeß die Fahne mit dem rothen Drachen entfaltet werden, und der Allahruf unſerer Gegner auf grüner Haide ertönen, ſo denke ich, daß es mir beſſer gefallen werde."

Der Kaiſer blickte freundlich auf den Jüngling, indeß hatte dieſer Blick dennoch etwas ſchmerzliches.

„Dein Wunſch kann vielleicht bald in Erfüllung gehen!" hob er nach kurzer Pauſe wieder an; „es giebt indeß noch andere Dienſte, als ſolche, die mit dem Schwerdte zu leiſten ſind."

„Ich will ſie freudig erfüllen, denn Eure heilige Hoheit wird mir nichts anbefehlen was gegen Gott iſt, oder gegen die Ehre meines Hauſes!" erwiederte warm der junge Soldat.

„Gewiß nicht!" ſprach mit gütigem Tone der Fürſt. „Wir werden Dir jetzt Deine Obliegenheiten mittheilen, und hoffen, Du werdeſt ſie getreu erfüllen. Sollteſt Du etwas nicht faſſen können, ſo frage ge-

rgeſt, damit es Dir nicht wieder ſo ergehe wie mit
dem geheimen Paßworte; übrigens haftest Du mit
Deinem Leben dafür, daß Du das, was Wir Dir
uftragen, genau vollzieheſt."

„Hören iſt Gehorchen!" erwiederte Erich, mit
iner unter den Griechen von ihm gehörten Formel,
welche der Kaiſer indeß gütig genug auf ſeine eigene
Rechnung ſetzte. — „Ich fürchte nur, daß meine Un-
rfahrenheit, und die kurze Zeit, die ich hier anwe-
ſend bin, meinem guten Willen Eintrag thun könnten."

„Nein! — Nein!" erwiederte der Monarch. „Wir
haben Dich eben deshalb aus Tauſenden zu dem Dir
ugedachten Dienſte erleſen. Die wenigen Worte von
heute Nacht ſind Uns Bürge für eine gewiſſe natür-
iche Beurtheilungskraft, und Dein kurzer Aufenthalt
eiſtet Uns Gewähr, daß dieſe noch nicht beſtochen
ſt." — Der Kaiſer betonte die letzten Worte auf-
fallend und blickte dem jungen Manne, der ihn höchſt
unbefangen anſah, ſcharf in's Geſicht. — „Erico!"
fuhr der Herrſcher nach einer Pauſe weiter fort. „Dein
öffentlicher Auftrag iſt der, die Türken bei ihren
Ausgängen zu begleiten, und ſie vor dem Andrang
des Volkes zu ſchützen, Dein geheimer ſie unab-
läſſig zu beobachten, ſie nie zu verlaſſen, und wohl
zu merken, wer etwa verſuchen ſollte ſie zu ſprechen,

oder ihnen auf irgend eine Weiſe eine Mittheilung zu machen.“

„Ich werde verhindern, daß Niemand mit ihnen rede!“ antwortete Erich einfach.

„Nein Erico!“ fiel der Kaiſer lebhaft ein; „thue dies nicht. Laß zu ihnen wer da will, traue aber Niemandem, als dem würdigen Eumenes, und laß mir durch dieſen Nachricht zukommen, ſobald Du etwas Verdächtiges bemerkeſt.“

„Verzeihe Euere geheiligte Majeſtät“, verſetzte Erich mit ſoldatiſcher Offenheit. „Ich will lieber gar Niemandem trauen. Der Alte mag ſo würdig ſein wie er will — und, iſt er es, um deſto beſſer für ihn — aber er hat eine Phyſiognomie wie ſich ein ungehangener Dieb ſolche nicht beſſer wünſchen kann. Genehmigt es alſo Eure Heiligkeit, ſo traue ich ihm eben ſo wenig.“

„Eumenes iſt ein alter hochverehrter Mann und ſteht beim Volke in großem Anſehn“; verſetzte der Kaiſer. „Wie es heißt, ſollen ihn himmliſche Geiſter von Zeit zu Zeit ihrer Erſcheinungen gewürdigt haben. Bei ihm iſt nicht an Verrätherei zu denken. — Und dennoch! dennoch!“ — ſetzte der Fürſt wie zu ſich ſelber ſprechend hinzu, „ein Mitwiſſender mehr — Du haſt nicht Unrecht Erico, und mich freut Deine Vorſicht! Mache auch nicht den Eumenes zum Vertrauten. Haſt Du mir etwas mitzutheilen, ſo erſcheine Nachts ein Uhr an der Säule des Theodoſius. Redet Dich Jemand mit den Worten an: „Es iſt ſehr ſpät!“ ſo antworteſt Du: „Es iſt Mitternacht vorüber!“ und dies mag das Zeichen ſein, daß Du Dich ihm anvertrauen kannſt. — Auf Eines will ich Dich aufmerkſam machen. Der Dollmetſcher der Geſandſchaft hat ein ganz abſonderliches Betragen. Ich glaube nicht, daß er ein Türke iſt. Seine Sprachkenntniſſe, ſeine Munterkeit, ſein unbefangenes Betragen in Gegenwart ſeiner Vorgeſetzten, Alles dies zeugt gegen ihn, und dennoch — wenn er ein Chriſt oder auch nur ein Renegat wäre, dürfte er ſich das letztere erlauben? Er ſcheint einen großen Einfluß auf die Abgeordneten auszuüben. Wie es heißt ſoll er wenig die Vorſchriften des Korans zu befolgen, er ſoll Wein trinken — wiewohl Eumenes es verneint — er hat vor den Bildwerken der Säule des Theodoſius ſtill geſtanden, und die Gemälde in den Säulenhallen des Hippodroms gelobt, Alles dieſes deutet darauf, daß hinter dem Menſchen ein Geheimniß ſteckt. Suche dies aufzuklären, ſuche Dich in ſein Vertrauen einzuſtehlen; es kann Dir gelingen; Du biſt jung, munter, lebensfroh, er wird weniger vorſichtig gegen Dich ſein. Ueberhaupt, beobachte Alles. Laß nichts unbeachtet vorübergehen, und berichte mir ſelbſt das

Kleinſte. Dein Glück ſteht in Deiner Hand. Machſt Du Deine Sache klug, ſo ſollſt Du Befehlshaber einer Kohorte ſein, und dies iſt der Weg zum Stratarchen. — —"

Der Monarch winkte freundlich mit der Hand. Erich ſah dies als den Befehl zum Fortgehn an, ließ ſich auf ein Knie nieder, und ging bald darauf zur Thür hinaus. — —

„Armes Land! — Unglückliches Volk! — Unglücklicher Kaiſer!" — ſprach Erich zu ſich ſelbſt, als er über den Platz des Blachernals nach dem Hauſe des Eumenes ſchritt. „Auf dieſe Weiſe alſo, indem man die Krieger, die Dich ſchützen ſollen, zu Aufpaſſern und Kundſchaftern macht, indem man Deine Todtfeinde in die Mauern der Hauptſtadt einläßt, ihnen heuchelt und ſchmeichelt, mit ihnen verhandelt, anſtatt blos mit dem Schwerdte zu verkehren, ſollſt Du gerettet werden! — Ein fataler Auftrag, den mir die purpurgeborne Majeſtät gemacht hat! Ich wollte er hätte mir lieber befohlen die Türken vor der Fronte einer Kohorte der Wäringer aufhängen zu laſſen, obwohl dies noch mehr gegen das Völkerrecht geweſen wäre. Aber ſie ausſpioniren zu laſſen! Wie klein doch die großen Leute ſind! — Und daß er mir gerade den Auftrag giebt! Das Ding kommt mir mindeſtens halb ſchlecht vor, wenn nicht dreiviertel. Als wenn er nicht Griechen genug dazu hätte! die wären da recht in ihrem Elemente. — Eine verfluchte Expedition!“ ſprach Erich immer verdrießlicher. „Ich konnte es mir wohl denken, daß es ſo etwas ſein würde; wenn die großen Herren dergleichen im Schilde führen ſind ſie immer beſonders gnädig. — Bei Alledem“, ſchloß er etwas beruhigter, „iſt es meine Pflicht den Befehl auszuführen. Er iſt der Herr, und auf ihn fällt das Unrecht; er hat zu befehlen. Ein häßlicher Auftrag aber bleibt's immer, und es iſt noch die Frage ob ihn der große Mats Kettelmurdſen angenommen hätte, wenn er ihm gegeben worden wäre. —“

Unter ſolchen Betrachtungen überſchritt eben Erich den Hippodrom, als er ſich auf einmal heftig umarmt und geküßt fühlte. Es war Lyſos der Centurio, der ihn feurig an's Herz drückte.

„O Glücklicher, dreimal Glücklicher aller Barbaren!“ rief er aus. „Es iſt Euch geſtattet worden, den goldenen Staub der purpurnen Schuhſohlen zu küſſen; ein Glück, deſſen ich mich, obwohl ich ein weitläuftiger Anverwandter des hochverehrten Logotheten Phranza, ein leiblicher Neffe des geſchätzten Oberaufſehers der kaiſerlichen Jagdhunde Ariſtodemos, ja ſelbſt der Stiefſohn des Reichspauken- und Trompeten-Bewahrers Kalliſthenes bin, noch nicht habe rühmen können. Seid verſichert, daß Niemand in ganz Konſtantinopel Euch dies Glück mit ſo aufrichtigem Herzen gönnet, wie ich, und erinnert Euch, wenn Ihr einſt ein großer Mann, Akoluthos, Stratarch, wo nicht gar Protoſpathar geworden ſein werdet, Eures armen Freundes, Verehrers und unterthänigen Dieners Lyſos von der ſechsten Kohorte der Unſterblichen. — — —“

Erich erwiederte, wiewohl eilig, doch freundlich die Begrüßungen des Centurio und ging weiter.

„Es iſt doch hübſch“, ſprach er, als ſie ſich getrennt hatten, geſchmeichelt zu ſich ſelbſt, „es iſt doch hübſch bei den Großen in Anſehn zu kommen! Wenn der Lyſos es ſelbſt nicht ſo aufrichtig meinen ſollte wie er ſagt, ſo iſt es doch gut, daß er ſieht, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen.“

Es war ſehr gut, daß der wackere Scandinavier nicht das Selbſtgeſpräch des Griechen mit anhören konnte.

„Da geht er hin der dumme, aufgeblaſene Barbarenhund!“ ſagte er. „Er denkt wahrhaftig, daß Alles mein Ernſt ſei. Er ahnet gar nicht, daß mich die Noth dazu drängt mir einen Freund bei Hofe zu ſuchen, da ich ohnehin dort nicht gut accreditirt bin. Aber mag es ſein. Ich will ihn benutzen, und dann gelegentlich dem nordiſchen Lump die Protectionsmiene, mit der er mich anhörte, einzutränken ſuchen. —“

Nachdem Erich längere Zeit die Gaſſen der Hauptſtadt durchwandelt, gelangte er endlich zu der Wohnung des Eumenes. Sie lag zur Seite einer jener Terraſſen, die ſich nach der See abdachen und noch heute einen der herrlichſten Spaziergänge der Welt bilden. Hier angekommen erfuhr er, daß der Alte ſich in einem, in ſeinem Garten dicht am Waſſer gelegenen Pavillon befände und eilte dahin. Der Garten, den er durchſchritt, war ziemlich weitläufig, wohlgepflegt, und, wie dies landesüblich, in zwei Hälften getheilt, von denen die eine, vergitterte, an das Gynekaion (Frauenwohnung) ſtieß. Erich trat endlich in den Pavillon, aus dem ihm ein wilder Jubel entgegenſcholl. Er war nicht wenig überraſcht ſeinen Wirth, deſſen Frömmigkeit ihm der Kaiſer gerühmt hatte, inmitten der türkiſchen Geſandſchaft, und zwar den Becher mit ſüßen Cyper in der Hand zu treffen. Allem Anſcheine nach that ihm Dehli Ibrahim tüchtig Beſcheid, nur die beiden Häupter der Ambaſſade enthielten ſich des Weins. So wie der Dollmetſch den Jüngling erblickte ſchlug er ein lautes Gelächter auf.

„Bei Allah!“ rief er. „Da kommt ja unſer junger Freund und Beſchützer, der ſo hübſch mit den goldenen Löwen im Brüllen zu wetteifern verſtand, und die langweilige Scene dadurch ſo kurzweilig machte. Setze Dich zu mir, Menſch! Du gefällſt mir, denn Du ſcheinſt mir ein luſtiger Bruder und der Meinung zu ſein, daß eine Dummheit weniger dumm ausſieht, wenn ſie ſich nur mit einem guten Spaße endigt.“

„Ich weiß nicht wie Ihr dies verſteht, Herr Dollmetſch“, erwiederte Erich ſich am Tiſche niederlaſſend, während ihm der Hauswirth einen Becher Cyper einſchenkte, „ſo viel aber kann ich Euch verſichern, daß mir bei der Geſchichte wenig ſpaßhaft zu Muthe war.“

„Geh! Geh!“ rief Ibrahim. „Du biſt ein geſcheiter Menſch, und haſt Dich über die läppiſche Ceremonie nur luſtig machen wollen. Maſchallah! Ich habe gelacht, daß mir die Augen übergingen, und bin Dir für den Spaß noch meinen Dank ſchuldig. Höre Lalas“ (Lehrer) ſetzte er, ſich an einen der beiden Geſandten wendend, hinzu; „Du mußt mein Kaſſirer ſein. Gieb dem jungen Mann funfzig goldene Byzantiner für den guten Spaß, den er uns gemacht hat.“

Ernſt und mechaniſch griff der Türke in ſeinen Gürtel und brachte ein ſeidenes Netz mit Goldmünzen heraus, welches er unſerm Freunde hinwarf. — Dieſer ſchob es unwillig zurück.

„Behaltet Euer Gold!“ rief er rauh, indem er ſich zu dem Dollmetſcher wendete. „Fürs Erſte brauche ich kein Geld, denn der Kaiſer giebt mir mehr als ich nöthig habe, und fürs Zweite iſt unſere Bekanntſchaft noch zu neu, als daß ich Euch das Recht zugeſtehen könnte mir welches auszubieten."

Debli Ibrahim zog die Stirn in Falten, aber der alte Hauswirth legte ſich ſogleich in's Mittel indem er nach dem Beutel griff.

„Schön, edel, höchſt lobenswerth geſprochen, vortrefflichſter aller Barbaren!" ſagte er. „Von allen Bewohnern Konſtantinopels ſeid Ihr gewiß der einzige, der einen Beutel mit goldenen Byzantinern ausſchlägt. Da indeſſen dieſer gleichfalls überaushochzuſchätzende Geſandſchaftsdollmetſch Euch dies Geſchenk aus gutem Herzen anbietet, ſo will ich es in Eurem Namen acceptiren, und dafür das Bildniß Eures Schutzpatrons, oder eines andern barbariſchen Heiligen, den Ihr mir nur nennen dürftet, anfertigen, und in der Sophienkirche, wo ihr Heilige von allen Farben und Nationen abgebildet ſehen könnt, aufſtellen laſſen."

Eumenes ſchob mit dieſen Worten den Beutel ohne Umſtände in ſeinen weiten Aermel, und Erich, der nicht recht wußte ob er ohne unhöflich zu werden, noch länger proteſtiren könnte, ſchwieg. Debli Ibrahim ſchien inzwiſchen ſeine muntere Laune wiedererlangt zu haben.

„Du biſt noch nicht lange hier!" hob er weiter zu ſprechen an. „Gewiß! Hätteſt Du ſchon einen Medius römiſches Salz gegeſſen, Du würdeſt es für eine

Thorheit halten Gold auszuſchlagen. Wenn Du aber nicht Gewinn ſucheſt, was hat Dich nach Stambul getrieben?"

„Die Ehre, Herr!" rief Erich warm. „Sie ſtrahlte wie ein Stern im Oſten, und ihr bin ich über Länder und Meere nachgezogen."

„Brav geſprochen!" entgegnete der Türke. „Dann aber, ſprich, was willſt Du hier? Hier wo man Alles eher finden würde als eben die Ehre? — Warum führte Dich Dein Weg nicht in das Lager Mahomets des zweiten? Er weiß tapfere Männer, welchem Lande, welchem Glauben ſie auch angehören mögen, zu ſchätzen. Willſt Du Chriſt bleiben, gut; der Sultan würde Dich mit Ehren und Geſchenken überhäufen. Haſt Du nicht von dem Maler Vinzenzo Bellini gehört? Er lebt reich und hoch geachtet zu Adrianopel. Sagte man Dir nicht von Urban, dem ungariſchen Geſchützmeiſter? Er wird mit Geſchenken überſchüttet. Zogſt Du den Islam vor, ſo winkte Dir der Turban des Paſcha, und die goldfunkelnden Roßſchweiſe."

„In Eurer Rede iſt manches Wahre!" erwiederte Erich lächelnd, indem er aus ſeinem Glaſe nippte. „Demungeachtet läßt ſich gar vieles dagegen einwenden. Zuerſt geſtehe ich Euch offen, daß wenn ich ſo Manches gewußt hätte — Manches was eben nicht hierher gehört — ich heute ruhig zu Upſal ſäße. — Was Euren Maler anlangt, ſo will ich ihn nicht tadeln; die Kunſt iſt die Sonne des Künſtlers wie die Ehre die des Kriegers. Wo ſolche ſtrahlt, da fühlen Beide ſich hingezogen. Wenn Ihr mir aber von dem ungariſchen Geſchützmeiſter ſprecht, ſo ſage ich: er iſt ein Ueberläufer und ein Lumpenhund, und wenn er noch zehnmal geehrter wäre."

Der Türke hatte während der Rede Erichs mit ſichtlicher Theilnahme, in die ſich Achtung miſchte, auf den Jüngling geblickt.

„Du biſt ein wackerer Mann!" ſprach er unſerm Bekannten die Hand reichend. „Es iſt gut, daß Konſtantin Leute Deines Schlages nicht eben im Ueberfluſſe beſitzt; er wäre allenfalls der Mann, der ſie zu brauchen verſtünde. — Wohlan! Bellini hat mir erzählt, daß in Euren Ländern beim Trinken man einen Glückwunſch auszuſprechen pflegt. Ich trinke auf Dein Wohl! Mögeſt Du glücklich ſein! — Lala!" ſetzte er hinzu, indem er ſich an das Haupt der Ambaſſade wendete! Trinke mit! Ich — ich bitte Dich darum. Es gilt eines wackern Mannes Wohl, und ich will Dein Mufti ſein und Dir die Sünde des Weintrinkens vergeben."

Zu des Jünglings Verwunderung griff der Türke nach dem Becher und trank, wiewohl mit etwas ſinſterer Miene. — Der Becher ging fortan fleißig in die Runde. Wie es ſchien, glaubte Eumenes nichts an ſeiner Heiligkeit zu verlieren, denn er trank ſo tapfer mit, daß ſein gefurchtes Antlitz nach und nach bis zur Stirn erglühte. Auch das Gewiſſen Abdallahs — ſo hieß der eine der Geſandten — hatte ſich beruhigt, und bei dem zweiten waren von Seiten Ibrahims keine Bitten nöthig geweſen. Der Cyperbecher ging indeß fleißig in die Runde, und das Geſpräch ward immer lebhafter. Meiſtentheils bewegte es ſich um die Angelegenheiten des Tages, und Debli Ibrahim gab darin keine geringe Kenntniß kund. Erich wunderte ſich nicht wenig, daß dem Dollmetſcher die Verhältniſſe der europäiſchen Länder bekannter waren, als ihm, der doch auf dem Herwege die Küſten mancher der letztern beſucht hatte, und als die Rede auf die Streitkräfte, die Organiſation, die Hauptſchwächen des Griechenreichs kam, ſchien der Türke ganz in ſeinem Elemente zu ſein. Nicht nur die Zahl der Truppen, die Bemannung der Schiffe kannte er auf's Genaueſte, ſondern auch die Stärke der einzelnen Legionen, ihre Stimmung, die Namen der ſie befehligenden Stratarchen, waren ihm nicht unbekannt. In dieſem Geſpräche gab Debli Ibrahim übrigens die tiefſte Verachtung der Griechen kund. Höchſtens ließ er der Perſon des Kaiſers, der Geſchicklichkeit des Anführers der Galeeren und der Tapferkeit der Wäringer, einige Gerechtigkeit widerfahren. Erich widerſtritt, ſo viel die Wahrheit dies zuließ, den Behauptungen des Gegners, und ärgerte ſich nicht wenig, daß Eumenes nicht den Mund öffnete, um den Türken zu widerlegen. Der Cyper ſchien die Sinne des Alten viel zu ſehr gefeſſelt zu haben, als daß er den geringſchätzigen Aeußerungen des Muſelmanns irgend eine Aufmerkſamkeit hätte ſchenken können. Wirklich fingen die Wirkungen des Weins bereits an, ſich bei ihm zu zeigen. Mit jenem Frohſinn, der ſich bei den Griechen jedes Alters geltend macht, fing er ein kleines Trinkliedchen zu trillern an. Wie es ſchien hatte auch Ibrahim Sinn für dergleichen Zeitvertreib. Er ſchlug vor, daß ein Jeder der Anweſenden ein vaterländiſches Liedchen ſingen möge. Den beiden Häuptern der Geſandſchaft ſchien der Vorſchlag nicht ſehr zu gefallen, und eins derſelben bat den Dollmetſcher ihren Antheil allein zu übernehmen. Ibrahim entledigte ſich deſſen nicht übel. Er ſang, den Turban auf ein Ohr gedrückt, ein perſiſches Lied, welches „die Gazellenaugen“ der Geliebten, ihr glänzendes Haar, ihren kleinen Fuß bis in den Himmel erhob. — Als die Reihe an Erich kam, ſang er mit wohlklingender Stimme, eine Nordlandsſage, die die Thaten vaterländiſcher Helden feierte. — Jetzt ſollte auch Eumenes ein Lied zum Beſten geben. Er ſträubte ſich zwar einige Zeit, endlich aber ſtimmte er, den Cyperbecher in der Hand ein griechiſches Lied an, das eben nicht geeignet ſchien den Zuhörern eine große Idee von der geprieſenen Heiligkeit des Sängers beizubringen. Der Geſang veröffentlichte allerlei Heimlichkeiten des Gynäkaions, er war höchſt zweideutigen Inhalts, und wer den Alten mit dem glühenden Geſicht, der lüſternen Miene, dem Becher in der Hand vor ſich ſah, wie er mit meckernder Stimme ſeinen obſcönen Sang vollführte, hätte glauben können einen der alten Waldgötter zu erblicken. Debli Ibrahim ſchien ſich höchlich an ihm zu ergötzen, und dies zwar um ſo mehr, als auch auf ihn der Wein nicht ganz ohne Wirkung geblieben war.

„Weißt Du auch“ rief er mit ausgelaſſener Fröhlichkeit ſich an den jungen Nordländer wendend, „daß unſer vortreffliche Wirth dieſe ſeine Poeſie von der Wirklichkeit entlehnt! — Als wir geſtern in unſere Wohnung einzogen, ſah ich hinter den Gitterfenſtern ſeines Gynekaions ein Vierteldutzend allerliebſte Mädchenköpfe, von denen der eine einer Houri des Paradieſes anzugehören ſchien. — Ja, ja alter Sünder! — Leugne nicht! — Ich habe es genau bemerkt.“

„Was Ihr geſehn habt, edler Ibrahim“, entgegnete in einiger Verlegenheit der Wirth, „kann nur meine Nichte, oder ein paar ihrer Dienerinnen, von denen keine ſonderlich hübſch iſt, geweſen ſein, und Ihr ſcherzt nur mit Eurem Diener."

„Kein Scherz, alter Schalk!" rief der Dollmetſcher. „Es war ein Engelsgeſicht dabei. — Maſchallah! Das Mädchen hatte ein paar Augen, wie es keine zweiten in Konſtantinopel giebt."

„Ihr habt Euch getäuſcht! Gewiß, es iſt nichts ſonderliches dabei"; verſetzte der Alte.

„Ich aber ſage: ja, alter Heuchler!" rief Ibrahim immer heftiger. „Glaubt mir, er iſt ſo geizig mit dem Anblick ſeiner Mädchen, wie mit dem ſeiner Schätze! — Aber wißt Ihr wie wir darüber genaue Auskunft haben können? Er ſoll uns ſeine Mädchen vorführen, und ich will Jeder zehn Byzantiner ſchenken; dem gazellenäugigen Engelsbilde aber dieſen Demant. — Er zog einen koſtbaren Ring vom Finger. „Habe ich mich getäuſcht, iſt keine von beſonderer Schönheit, ſo ſoll er den Ring bekommen. — Nun Alter? — Wie iſt es? — Willigſt Du ein? —"

Eumenes ſchien einen Augenblick nachzudenken. Es war zwar den Griechinnen keineswegs durch die Religion unterſagt ſich Männerblicken auszuſetzen, indeß wurden ſie — vorzuglich die unvermählten — faſt auf orientaliſche Weiſe eingeſchloſſen gehalten. An dieſem Umſtande nahm der Alte augenſcheinlich ſtarken

Anſtoß, indeß ward dieſer vielleicht wieder durch allerlei Berechnungen entkräftet. Er mochte das Geld und das Kleinod, was für die Mädchen beſtimmt war, gewiſſermaßen für *ſein* Eigenthum anſehn; gefielen ſie nicht, ſo gehörte ihm ohnedies der Ring von rechtswegen.

„Ihr fordert etwas, zu dem ich mich nur ſchwer und ungern entſchließe!“ ſagte er nach einigem Zögern, und gewiß nur um den Anſtand zu retten. „Für's erſte wird dieſer Nordlandskrieger einen Anſtoß daran nehmen, daß ich ſo gegen das Herkommen handle und die Mädchen fremden Blicken ausſetze, zweitens könntet Ihr es mir als Eigennutz deuten, anſtatt daß es höchſtens die Schwäche wäre, den armen Dingern zu ein paar Byzantinern Behufs ihres Putzes und weiblicher Lappalien zu verhelfen.“

„Dummer Schnack!“ ſchrie Ibrahim den Alten unterbrechend. „Glaubſt Du, daß dieſer junge Nordländer Waſſer anſtatt Blut in den Adern hat? Uebrigens kennt er Dich alten Schalk gewiß hinlänglich und wird kein Spaßverderber ſein.“

„Meinetwegen hegt keine Beſorgniß!“ rief Erich mit jugendlicher Munterkeit. „Ich ſehe ſehr gern ein hübſches Angeſicht. Haltet Ihr es für gut die Mädchen herzubringen, mir kann es recht ſein. — Nur darum bitte ich Euch, daß Ihr ſie nicht zwinget, wenn ſie nicht gutwillig kommen wollen."

„Du biſt ein Neuling!" rief Ibrahim ausgelaſſen lachend. „Ein Mädchen, jung, hübſch, ein Geſchenk als Preis ihrer Schönheit, und es ſollte nicht zum Vorſchein kommen, ſich nicht bewundern laſſen wollen? Fürwahr die Frauen Deines Landes müſſen ſehr edel, oder ſehr häßlich ſein, wenn ſie Dich an ſolche Sprödigkeit gewöhnt haben."

„Die nordiſchen Frauen", entgegnete hitzig der Jüngling, „ſind ſo edel und ſo ſchön, daß die Schönheit nicht ihren Edelſinn, und ihr Edelſinn nicht ihre Schönheit bemeiſtern kann. Wer es aber nicht glauben will, dem will ich es jeden Augenblicke mit dem Schwerdte beweiſen. —"

„Nun, nun! Nicht ſo hitzig junger Raufbold! Ich will in Deine Angaben keinen Zweifel ſetzen. Allah weiß am beſten was wahr iſt"; rief der Dollmetſch fortwährend lachend. „Aber gehe Alter! Gehe und hole die Mädchen."

„Jedenfalls hoffe ich, daß ſie keinen Beleidigungen ausgeſetzt ſein werden"; ſagte Eumenes.

„Dafür laßt mich ſorgen!" rief der Jüngling lebhaft. „Ich werde es nimmer dulden, daß in meinem Beiſein ein Weib beleidigt werde, es ſei häßlich oder ſchön."

Nach Verlauf weniger Minuten trat der Alte begleitet von drei verſchleierten Geſtalten wieder in den Pavillon. Wie es ſchien, folgten ihm die Mädchen eben nicht gezwungen. Um zu ſehen und geſehen zu werden, dazu hat es ja ſeit der Zeit Mutter Evas, ſelten die Anwendung des Zwanges bei deren Töchtern bedurft.

„Nun, Alter, zeige uns ob Du Geſchmack haſt oder nicht! Gebiete Deinen Mädchen ſich zu entſchleiern“; rief Ibrahim.

Eumenes trat zu der zunächſt Stehenden und zog ihr den verhüllenden Schleier vom Haupte. Es war ein hübſches, vollwangiges, doch nicht eben ausgezeichnetes Geſicht, was man erblickte.

„Hm! Nicht übel!“ rief der Dollmetſch. — „Hier Kleine, nimm eine unbedeutende Gabe“; ſetzte er hinzu, indem er aus einem Beutel, den ihm der zweite Geſandte hinreichte, zehn goldene Byzantiner auf den Tiſch warf.

„Warte Euſebia!“ ſprach haſtig der Alte; „ich will Dir das Geld aufheben, „und ſomit ſtrich er trotz der betrübten Blicke des Mädchens die Goldſtücke ein. — „Dieſe hier“, ſagte er ſodann, „iſt die Lieblingsdienerin meiner Nichte.“

Die zweite Entſchleierte war hübſcher wie die erſte, indeß etwas älter, und ihre Blicke zeigten, daß ſie ſich eben nicht vor Männergeſtalten zu fürchten gewohnt ſei.

„Sage lieber, daß ſie Dein Liebling ſei!“ rief lachend der Türke. „Was ſagt Ferduſcht? — Ein alter Ziegenbock langt eben ſo gut nach der Blume des Feldes wie ein junger. — Das Mädchen ſoll zehn Goldſtücke haben.“

Eumenes machte in der Einkaſſirung diesmal eine Ausnahme. Er ſtrich nur die Hälfte des Geldes ein; der beſſern Eintheilung willen, wie er meinte.

„Die dritte“, hob er ſodann zögernd an, indem er nach dem Schleier griff, „iſt meine Nichte Irene.“ —

Das Mädchen trat einen Schritt zurück. „Halt, Herr!“ rief Erich in dieſem Augenblicke „Eure Dienerinnen ſind eben nicht abgeneigt ſich zu entſchleiern, dieſe Dame indeß ſcheint Bedenklichkeiten zu haben. Iſt dies der Fall, ſo ſoll Niemand Gewalt brauchen, ſo angenehm es uns auch übrigens wäre ihr Geſicht zu ſehen.“

Die junge Griechin ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, doch plötzlich faßte ſie einen Entſchluß, ſie griff nach dem Schleier und warf ihn mit Grazie über das Haupt zurück.

Die Blicke, welche Dehli Ibrahim auf das Mädchen warf, zeigten augenblicklich daß ſolches die von ihm Gemeinte ſei. Es war eine junge Schöne im

Anfange der Zwanzig. Ihre Züge waren ſprechend, ſchön, regelmäßig, der Teint, der durch die Rabenlocken, die den Hals umwallten, noch gehoben wurde, war ſchneeweiß. Der Anblick des Mädchens machte auf Erich einen unendlichen Eindruck. Noch nie war ihm ein Weib ſo ſchön erſchienen. „Sie iſt wie ein Engel des Himmels“; ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt. „So ſchön kann Freya ſogar nicht unſern Vätern im Traume erſchienen ſein. Höchſtens an Schlankheit des Wuchſes wird ſie von den Frauen Scandinaviens übertroffen.“

Die Körperfülle aber, das Einzige was unſerm Bekannten weniger anſprechend vorkam, war es gerade was Ibrahim ganz im Entzücken verſetzte.

„Dieſe iſt es! Bei meinen Augen!“ ſchrie er begeiſtert. „Hätte Ferduſcht ſie geſehen, er würde noch herrlichere Lieder geſungen haben. — Allah Akbar! — Mädchen! alle Männer ſind Deine Sklaven, und ich vor allen. Bei der Kibla! Hätte der geſegnete Prophet Dich erblickt, als er auf dem windſchnellen Barack in einem Tage alle ſieben Himmel durchritt, er wäre langſamer geritten um Dich zu betrachten. — Alter, Du haſt meine Erwartungen übertroffen! Deine Nichte ſoll dieſes Kleinod haben, und Du ein zweites, doch mußt Du erlauben, daß ich dem Mädchen ſelbſt den Ring an den Finger ſtecke. —“

„Mit tauſend Freuden, edler, vortrefflichſter Ibrahim!“ rief Eumenes entzückt.

Der Türke ſprang auf. Er wollte auf Irenen zueilen, als Erich ihn ohne weiteres am Gewande feſthielt.

„Halt! — Nicht einen Schritt!“ ſprach er mit feſtem Tone.

„Biſt Du verrückt? — Iſt der Schaitan in Dich gefahren?“ rief der Türke wild.

„Wenn Ihr die Dame mit einem Finger berührt, ohne daß ſie es Euch erlaubt, ſo habt Ihr es mit mir zu thun!“ ſagte der Jüngling mit einem Tone, der, wäre er im Schlachtgetümmel ertönt, furchtbarer zu hören geweſen wäre, als die Stimme des Königs der Thiere im griechiſchen Thronſaale. — „Ich ſage es Euch“, ſetzte er feſt aber ruhiger hinzu, „ich Erich Haraldſon von Ornäs, Ihr werdet dieſen Ring der Dame nicht an den Finger ſtecken, wenn ſie Euch nicht die Erlaubniß giebt.“

Die Rede des jungen Mannes hatte den Türken im erſten Augenblicke faſt bis zur Wuth gebracht. Sein Auge ſchien Feuer zu ſprühen, ſeine Züge verzerrten ſich, die Lippen zuckten, doch nach und nach kehrte die Ruhe in ſein männlich ſchönes Antlitz, und zuletzt brach er in ein unmäßiges Gelächter aus. —

„Beim Barte des Propheten! Du biſt ein ſchnurriſcher Kauz; aber Du gefällſt mir“; rief Ibrahim, indem er lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. „Er will nicht leiden, daß ich dem Mädchen einen Ring anſtecke! — Begreifſt Du das, Abdallah? Oder Du, Fakreddin? — So etwas Närriſches iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. — Aber mag's!“ ſetzte er hinzu. „Ich habe es gern, wenn die jungen Leute ſich ein Bischen verrückt geberden. Allah kerim, was ſagt Lockman der weiſe Perſer? Vernunft wohnt nur bei grauen Haaren. Gott weiß, was am beſten iſt! — Höre Du Kampfbahn! Wir wollen ein Abkommen treffen. — Hier liegt der Ring. — Wen das Mädchen dazu erwählt, ſteckt ihr denſelben an den Finger. — Nun? — willigſt Du ein.“

„Topp!“ entgegnete munter der Waringer. „Und wählt ſie Keinen, ſo ſteckt die Dame ſich ſolchen ſelber an, und Niemand darf ſie zwingen.“

Die Griechin hatte, da das Geſpräch in ihrer Mutterſprache geführt wurde, Alles verſtanden. Sie lächelte, ſtreckte die Hand nach dem Kleinode aus, als wollte ſie es erfaſſen um es ſelbſt anzuſtecken, doch bald ließ ſie die Hand ſinken.

„Nun?“ rief der Türke. „Du Perle des Marmormeeres! wer iſt der Glückliche, der das Kleinod Dir an den Finger ſtecken darf?“

„Entſcheide Dich, Irene! Wer ſoll es thun!“ ſagte Eumenes.

„Dieſer da!“ liſpelte das Mädchen kaum hörbar, indem es auf Erich zeigte, doch erröthete und raſch den Schleier über das Haupt zog.

Wie der Blitz ergriff Erich den Ring, ließ ſich vor der Dame auf ein Knie nieder und im Nu funkelte der Demant an der weißeſten Hand, die je an dem Ufer des Bosporus geſehen wurde.

Der Türke warf einen wüthenden Blick auf Erich, dieſer kümmerte ſich indeß wenig darum und blickte ſo lange nach Irenen als noch ein Zipfel des Schleiers der Davoneilenden zu ſehen war. — Bald darauf ging die Trinkgeſellſchaft auseinander.

Die Verhandlungen, welche die türkiſche Geſandſchaft zu Konſtantinopel zu führen hatte, waren ſehr ernſter Art, und für Den, welcher weniger Leichtſinn, wie die unglücklichen Griechen in ſich getragen hatte, wäre es eben nicht ſehr ſchwer geweſen, ein ſchlimmes Ende derſelben vorauszuſehen. — Die mohamedaniſchen, beſonders die türkiſchen Kaſuiſten, hatten längſt behauptet — und ſie haben von einer andern Seite Gleichgeſinnte gefunden — daß man den Ungläubigen weder Wort noch Vertrag zu halten brauche. Der tapfere und gerechte Amurath hatte ſich dieſes Kniffes nie bedient, aber ſein eben ſo tapferer, aber weit ſtolzerer Sohn, konnte zu der niedrigſten Liſt und Verſtellung ſeine Zuflucht nehmen. Der Beſitz von Konſtantinopel war das Ziel aller ſeiner Wünſche, der Durſt die Hauptſtadt des öſtlichen Römerreiches zu erobern, quälte ihn Tag und Nacht. Nur eines Vorwands bedurfte es die Zwiſtigkeiten, die den erſehnten Zweck herbeiführen konnten, zu beginnen und dieſer Vorwand war bald gefunden. Gleich nach Antritt der Regierung Mahomets waren die Geſandten Aſiens und Europas vor ihm erſchienen, und er redete zu ihnen in einer Sprache des Friedens und der Mäßigung die Alle in Erſtaunen ſetzte. Beſonders erfreuten ſich die Griechen der günſtigſten Aufnahme. Ein fruchtbarer Strich an den Ufern des Strymon ward zur Erhebung von jährlich dreimalhunderttauſend Aſpern, dem Jahrgeld des Fürſten Orchan, den man auf Mahomets Anſuchen am byzantiniſchen Hofe zurückhielt, weil er deſſen Thronanſprüche fürchtete, angewieſen. Die erſten Jahre, ſo lange bis Mahomet ſein Heer auf die furchtbarſte Höhe gebracht hatte, ward die Zahlung geleiſtet, dann blieb ſie aus, und die Griechen waren ſo unklug, ihn, als mit Gewalt das ihnen Zuſtändige zu nehmen, nicht mehr in ihrer Macht ſtand, unaufhörlich mit Mahnungen zu quälen, deren Unfruchtbarkeit ſie einſehen konnten. Mahomet hatte bisher alle Geſandſchaften freundlich aufgenommen, aber Alles was ſie von ihm erlangen konnten war, daß durch einige Abgeordnete, die er nach Konſtantinopel ſenden werde, die Sache gründlich verhandelt werden ſollte. Der Weſſir Khalil, ein heimlicher Freund der Chriſten, hatte ihnen zwar geſagt: Wir kennen Eure Anſchläge, aber Ihr kennet nicht Eure Gefahr. Der gewiſſenhafte Amurath iſt todt, auf ſeinem Stuhl ſitzt ein junger Eroberer; entrinnet ihr dieſem, ſo preiſet die göttliche Barmherzigkeit, die die Beſtrafung Eurer Sünden noch aufſchiebt! aber ſelbſt dieſer deutliche Wink blieb unbeachtet. — Da wo der Bosporus am ſchmalſten iſt, lag auf aſiatiſcher Seite ein Kaſtell; Mahomet beſchloß auf der gegenüberliegenden ein noch feſteres anzulegen, und tauſend Maurer erhielten den Befehl ſich an dieſem Orte — er hieß Azomaton — einzufinden. Die Griechen machten ſogleich Gegenvorſtellungen, aber ohne Erfolg. Ueberredung iſt das Mittel des Schwachen, aber nur ſelten vermag der Schwache zu überreden. Mahomet hörte ſie ruhig an, verſicherte ihnen aber endlich kalt: der Boden wo das Schloß gebauet würde, gehöre ihm, und er würde Den, der noch einmal erſchiene um ihm deshalb Einwürfe zu machen, ohne Weiteres lebendig ſchinden laſſen. — Zitternd ſchwiegen die Griechen, und obwohl der Kaiſer — der Einzige unter ihnen, der noch des geſchändeten Römernamens werth war — im Rathe ſeiner Großwürdenträger vorſchlug, das Schwerdt zu ziehen und die Türken anzugreifen, ſo ward ſein edler Entſchluß durch das von allen Seiten ſich erhebende Geſchrei: man müſſe die Türken ſich mit dem Namen der Angreiſenden brandmarken laſſen, eine Veſte könne ſich in der Nähe einer ſo volkreichen Hauptſtadt nicht lange halten, erſchüttert und ſeine Stimme übertäubt. — Mit Entſetzen ſah indeß Konſtantinopel bald, wie die osmaniſche Zwingburg ſich von Tage zu Tage mächtiger erhob. Als nun vollends die Ruinen in Schutt liegender Kirchen zum Baue verwendet, als die Bewohner ganzer Dörfer aus ihrem Eigenthum getrieben wurden, als Spahihaufen bis in die Nähe der Hauptſtadt ſchwärmten, da erhoben ſich laute Klagen. Durch Schmeicheleien und ohnmächtige Beſchwerden, mit denen ſie Mahomet beſtürmten, ſuchten ſie ihrem Untergange noch vorzubeugen und ſie fühlten ſich glücklich, als der Sultan ihnen zuſagte jetzt eine Geſandſchaft nach Konſtantinopel zu ſenden — *die Feſtung war noch nicht ganz vollendet* — welche die Klagen unterſuchen und die Veranlaſſungen zu dieſen abſtellen ſollte. Wirklich ließen die Bethörten ſich von dem Liſtigen ſich nochmals berücken, und die Ambaſſade, deren Empfang wir geſchildert haben, war die erbetene und längſt erſehnte. —

Erich verlebte in Geſellſchaft derſelben eine Anzahl Tage, die ihm angenehm, mitunter aber auch höchſt unangenehm vergingen. Die Gründe, die ihm dieſe ſo entgegengeſetzte Gefühle verurſachten, waren ſehr verſchiedener Art. So viel ward ihm bei ſeinem geſunden Menſchenverſtande, ſo wenig dieſer auch durch frühere Erfahrungen unterſtützt wurde, bald klar, daß die Geſandſchaft weniger der diplomatiſchen Verhandlungen, als um ſich von dem Stande der Dinge, vorzüglich der topographiſchen Zuſtände Konſtantinopels zu unterrichten gekommen ſei. Die Zuſammenkünfte mit dem Großlogotheten und den andern zur Verhandlung Beauftragten hatte manchmal nur eine oder zwei Stunden gedauert, und nun wurde der Reſt des Tages dazu angewendet, um Streifzüge durch die Stadt, oder deren nächſte Umgebung zu machen. Beſonders waren die Ufer in der Nähe des ſogenannten goldenen Horns, und die Gegend der nach Adrianopel zu gelegenen Thore, die Punkte, wohin die Spaziergänge oder Waſſerfahrten gerichtet wurden. Auffallend erſchien es dem jungen Nordländer, daß der Dollmetſcher hierbei die größte Aufmerkſamkeit, das lebhafteſte Intereſſe zeigte. Während die beiden Häupter der Ambaſſade wie Automaten in der Gondel ſaßen, und bloß durch ein: Allah akbar! oder, Allah kerim! ihre Verwunderung zu erkennen gaben, daß Gott den

Ungläubigen ſolche herrliche Wohnplätze angewieſen habe, erkundigte ſich Dehli Ibrahim unaufhörlich nach Dieſem und Jenem; vorzüglich aber war es die größere oder mindere Waſſertiefe, die ihn, mitten unter einer Menge Späße, welche die leichtfertigen Bootsleute zurückgaben, zu intereſſiren ſchien. Erich konnte gegen die Befriedigung der Neugierde des Türken nichts Beſonderes einwenden, als dieſer ihn aber einſtmals erſuchte ihn ein Thor, welches nach Adrianopel zulag, und die daſſelbe vertheidigenden Thürme im Innern beſehen zu laſſen, ſo ſchlug er es ihm rund und trocken ab. Zwar warf ihm Ibrahim einen höchſt zornigen Blick zu, aber Erich verſicherte ſehr unbefangen, es ſei gegen den Kriegsgebrauch Fremde in allen Winkeln einer Feſte herumzuführen, und er zweifle ſehr, daß der Sultan, den er, ſo viel er von ihm erfahren, für einen geſcheiten Mann und tapfern Krieger halten müſſe, einem Griechen erlauben werde, alle Thürme und Bollwerke Adrianopels zu durchkriechen. Ibrahim lachte überlaut bei der naiven Antwort des Wäringers, und gab ihm, wie er dies oft zu thun gewohnt wenn er bei gute Laune war, einen leichten Schlag auf die Schulter, indem er ausrief: „Bei Allah! hätte der gelbe König (ſo nannten die Türken den griechiſchen Kaiſer) nur zehntauſend Männer wie

Du, der Halbmond würde noch lange Zeit nicht auf der Kuppel der Sophienkirche funkeln!“

So unangenehm unſerm Bekannten die mit den Türken täglich zu unternehmenden Streifereien zu Roß oder Boot auch wurden, ſo fand er ſich doch durch einen Umſtand entſchädigt, der ihm den längern Aufenthalt in dem Hauſe des Eumenes ſehr wünſchenswerth machte. Das Feuer der Augen der ſchönen Irene hatte einen Funken in ſein Herz geworfen, der nach und nach immer mächtiger erglimmte, und endlich zur Flamme zu werden drohte. Alle Abende ging Erich im Garten auf und nieder, und zwar wählte er einen Gang, wo man die vergitterten Fenſter des Gynäkaions überblicken konnte. „Wenn ich ſie nur einmal, nur ein einziges Mal wiederſehen ſollte!“ ſagte er oft, wie unwillkührlich, und es wollte ihn dann manchmal bedünken, als ob ein paar blitzende Augen hinter dem dichten Gitter in den Garten hinablugten. Leider war es aber immer ſchon ſo ſpät am Abend, wenn dies der Fall war, daß er nicht wiſſen konnte, ob ihm die Phantaſie nicht einen Strich geſpielt habe. Sicherer war er indeß in der Ueberzeugung, in der Abendkühle, in dem anſtoßenden doch leider mit einer hohen Mauer umgebenen Garten der Frauenwohnung, die Stimmen ſchäkernder Mädchen, und unter dieſen die Stimme Irenens vernommen zu haben. Wie gern hätte er ſich durch einen Blick überzeugt! Die Mauer wäre auch für ſeine Anſtrengung eben nicht allzuhoch geweſen, aber ach! die Fenſter aus dem Wohnzimmer des Alten lagen gerade nach dieſer Seite hin, und ſo ward ein Blick in das verbotene Paradies unmöglich, und Erich mußte ſich blos auf das Wandeln unter den Fenſtern des Gynäkaions beſchränken. Wirklich trug ihm dies nach und nach einigen Lohn ein. Es war nicht mehr Spiel der Phantaſie, was ihn ein paar ſchöne Augen hinter dem Gitter erblicken ließ, ſie zeigten ſich jetzt manchmal ſelbſt noch bei Tageshelle, und endlich kam auch eine kleine runde Hand zum Vorſchein, die einige Abende ſtill an den Stäben des Gitters ruhte, endlich aber einige, und wie es dem Jüngling vorkam, begrüßende Bewegungen machte. — „Solche Hände hat Niemand wie ſie in ganz Konſtantinopel!“ ſagte er ſich ganz entzückt. „Sie iſt es! Es iſt gar nicht zu fehlen. Ich kenne ja die niedliche Hand, an welcher ich den Ring befeſtigte und würde ſie unter Tauſenden erkennen.“ — Bald wurde ſeine Ueberzeugung zu voller Gewißheit, denn es drückte ſich ein niedliches Mädchengeſicht ſo dicht an die Gitterſtäbe, daß es unmöglich war, Irenen länger zu verkennen. Dieſes Spiel ward nun alle Abende wiederholt, aber Erich ſah auch mit Schmerzen ein, daß es wohl dabei bleiben werde.

So gern er der Angebeteten ſeine Neigung auf irgend eine Weiſe, die dieſe deutlicher als einige verſtohlne Winke kund geben konnte, erklärt hätte, es war vollkommen unmöglich. An Sprechen war nicht zu denken, an Singen eben ſo wenig, der argwöhniſche Alte würde übel dazu ſekundirt haben, Schreiben überſtieg die Kenntniſſe des Nachkommen Torkel Knudſons, und hätte er es auch verſtanden, ſo würde die ſchöne Griechin, wenn ihr ein ſolches billet doux in die Hand gekommen wäre, es wahrſcheinlich nicht haben leſen können. Je länger indeß jene abendlichen Spaziergänge dauerten, je öfter das liebe Geſicht Irenens hinter dem Gitter erſchien, je größer war die Verzweiflung Erichs, ſich der Geliebten nicht anders als durch ein verſtohlenes Winken oder Nicken mittheilen zu können. So kam endlich die Zeit heran wo, wie es hieß, die Geſandten abreiſen ſollten, da ſich dem Vernehmen nach die Unterhandlungen völlig zerſchlagen hatten. Es war nämlich die Nachricht angelangt, daß die neue türkiſche Feſtung fertig geworden, und an demſelben Tage hatte Ibrahim im Namen der Geſandſchaft die Auslieferung Orchans verlangt, und noch andere Forderungen hinzugefügt, aus denen hervorging, daß die ganze Verhandlung von Seiten Mahomets nur in der Abſicht zugeſtanden worden war, die Griechen bis zur Beendigung des Baues der neuen

Feſte hinzuhalten. Konſtantin zeigte ſich jetzt größer als ſeine zitternde Umgebung. Er erklärte, daß die Unterhandlungen abgebrochen ſeien, und daß er die Türken zwar nicht angreifen, aber ihren Angriff bis zum Tode abzuwehren wiſſen werde. — —

Die Geſandſchaft hatte eben ihre letzte Audienz gehabt, ſie befand ſich in ihren Gemächern, als Erich im Strahle der untergehenden Sonne wie gewöhnlich im Garten des Eumenes auf- und abwandelte, und nach den Fenſtern des Gynäkaions empor ſah. Bald bemerkte er Irenens funkelndes Augenpaar hinter dem Gitter, und es dauerte nicht lange, ſo kam auch die geliebte weiße Hand zwiſchen den Stäben zum Vorſchein. Mit Ueberraſchung ſah Erich zwiſchen den Fingern derſelben einen kleinen Blumenſtrauß. Irene winkte zweimal bedeutend, und gleich nachher lag auch der Strauß zu ſeinen Füßen. Eumenes hatte nicht ſo ſchnell nach den Goldſtücken Dehli Ibrahims gegriffen, als der junge Nordlandskrieger nach den Blumen griff und ſie an ſeine Lippen drückte. Irene winkte noch einmal bedeutungsvoll und verſchwand. — Bald darauf trat Ibrahim in den Garten. Er war wie es ſchien bei ſehr guter Laune.

„Weißt Du ſchon, daß Morgen Deine Plage aufhört? Wir verlaſſen Konſtantinopel“; rief er aus. „Bei der Kibla! Es iſt die höchſte Zeit, daß ich das elende Römergeſchmeiß nicht mehr vor Augen ſehe. Was das für Lumpenvolk iſt! Käuflich vom Erſten bis zum Letzten. Dir kann ich es ſagen, denn Du biſt ein Fremdling; dennoch wundere ich mich wie Du dem Geſindel Dein gutes Schwerdt verkaufen kannſt."

„Ich habe es Euch ſchon geſagt"; erwiederte Erich verdrießlich. „Es iſt die Ehre, die mich hierher geführt, und nicht das Geld. — Daß ich wünſchte ich hätte die ſieben Hügel niemals geſehn, will ich übrigens nicht läugnen."

„Was hindert Dich ſie zu verlaſſen, wenn Du hier das nicht gefunden haſt, was Du ſucheſt?" fiel Ibrahim ein. „Du biſt ein freier Mann. Wer kann Dich halten wenn Du gehen willſt?"

„Mich hält Niemand als mein eigener Wille, und dieſer iſt eben auch nicht beſonders für das Hierbleiben geſtimmt!" entgegnete Erich unbefangen. „Dauert das flaue Weſen noch eine Weile fort, ſo gehe ich dahin, wo ich hergekommen bin."

„Warum aber nicht dahin, wo Dir jenes Gut winkt, das Du über Alles hochzuhalten ſcheinſt?" fragte lebhaft der Türke. „Warum willſt Du nicht dahin ziehen, wo Abentheuer, Ruhm und Glück Dich erwarten? — Doch zuerſt eine Frage. Iſt der Glaube der Griechen auch der Deinige?"

„Ich denke ja, indem ſie Chriſten ſind; allerdings mag hier und da ein kleiner Unterſchied ſtatt finden, der mir aber ein Bischen zu ſpitzfündig iſt, als daß ich mir darüber ein Urtheil erlauben ſollte;" erwiederte der Waringer, dem die Frage ausfiel.

„Du nennſt ſie Chriſten", entgegnete lächelnd der Türke, „und ſie nennen ſich gleichfalls ſo, indeß haben ſie ſowohl zu Zeiten des Kaiſers Manuel wie des Alexius die Abendländer, welche das Grab Eures Propheten erobern wollten, nicht eben ſehr glaubensbrüderlich behandelt, auch haben die Streitigkeiten zwiſchen ihnen und dem Oberprieſter in Rom noch nimmer ein Ende genommen. Daß das elende Volk Dich und Deine nordiſchen Brüder gleichfalls als eine Art Abtrünnige anſieht, wirſt Du übrigens nicht läugnen wollen."

Da dies allerdings der Fall war, ſo ſchwieg Erich bei den Behauptungen des Muſelmanns, und dieſer fuhr fort.

„Du mußt alſo zugeben", ſagte er, „daß man Dich und Deine tapferen Waffengenoſſen für ketzeriſche, aus der Ferne durch Gold hergelockte Miethlinge anſieht, und wer ſind die, die ſich dieſe Meinung über Euch erlauben? Das verworfenſte Volk des Erdbodens, zitternd Sklavenketten zu tragen, und dennoch nicht entſchloſſen als freie Männer zu ſterben."

„Du übertreibſt" entgegnete Erich. „Konſtantin iſt ein tapferer Mann; er wird Euch den Sieg ſchwer machen.“

„Er wird unterliegen!“ verſetzte Ibrahim kalt. „Was ſagt der weisheitserfüllte Perſer? Der Löwe iſt nicht im Stande mehr als einen Tieger zu beſiegen, und wenn er auch eine ganze Heerde Hammel zum Beiſtand hätte. — Höre, junger Mann!“ ſetzte er vertraulich hinzu, indem er eine Hand auf Erichs Schulter legte. „Du gefällſt mir. Ich will Dein Glück machen.“

„Und wie wollt Ihr dies anfangen?“ fragte Erich lächelnd.

„Du biſt von der Sucht nach Ruhm, nach Abentheuern und nach Schätzen über das Meer getrieben worden, ich will Dich, wenn Du meinem Rathe folgeſt, mit allen dieſen Dingen überhäufen.“

„Herr Dollmetſch!“ unterbrach Erich den Redenden lachend. „Mir kommt vor, als ſinge der Wind ſehr ſtark zu wehen an — verſteht Ihr das Witzwort? — Nicht? — Schade drum! — Ich will damit ſagen, daß Ihr den Mund ſehr voll nehmt von Dingen, wornach andere Menſchenkinder zeitlebens umſonſt denſelben aufſperren. Wenn Ihr Ruhm und Schätze ſo freigebig vertheilt, ſo konnte es kommen, daß Euch am Ende ſelbſt nichts übrig bliebe.“

„Beim Schwerdte des Propheten!“ rief Ibrahim ſtolz. „Ich verſpreche nichts, das ich nicht in einem ſolchen Uebermaße zu halten im Stande wäre, daß der von mir Begabte nicht ſelbſt ausrufen müßte: Halt ein! es iſt genug.“

„Nun, nun! Ich will es auf ſich beruhen laſſen! Mir kann es recht ſein“; verſetzte Erich fortwährend lachend. — „Was verlangt Ihr?“

„Du haſt Augen zu ſehen!“ ſprach leiſe und in vertraulichem Tone der Dollmetſch. „Es iſt unmöglich, daß Du Dir verhehlen könnteſt, daß in wenig Monden hier alles verändert, vielleicht kein Stein auf dem andern, und das Römergeſchmeiß zu Hauſen auf unſern Sklavenmärkten zu kaufen ſein wird. — Willſt Du das Schickſal dieſer Elenden theilen? — Du, ein freier Mann, der wie Du ſelbſt behaupteſt die Stätte des Untergangs verlaſſen kann ſobald Du willſt? — — Wenn Du nun aber“ fuhr Ibrahim fort als Erich ſchwieg, „dies Land verläſſeſt, warum ſollſt Du nicht dahin gehen wo Ruhm und Schätze Dir winken.“

„Und wo meint Ihr, daß dieſer Ort ſei?“ fragte der Wäringer.

„Wo anders, als in dem Feldlager unſers Padiſchah?“ rief der Dollmetſch. „Begleite uns an den Hof Mahomets. Nimmſt Du den Islam an, ſo ſollſt Du Selicktar des Sultans werden — ich verſpreche es Dir und bei Allah! ich bin im Stande zu halten was ich verſpreche — willſt Du dies nicht, ſo magſt Du Chriſt bleiben, Du verſiehſt das Seeweſen, Du ſollſt die Aufſicht über den Bau der Galeeren führen, und nach zehn Jahren reich mit Schätzen beladen in Dein Vaterland zurückkehren. — Du ſiehſt“, ſchloß er, „ich meine es gut mit Dir, denn ein Mann mehr oder weniger iſt einerlei für die Rache meines Herrn.“

„Und dieſe Eure gute Meinung allein iſt es, warum ich mich entſchließe Euch eine gute Antwort auf Euren Vorſchlag zu geben!“ erwiederte Erich, den Türken ſcharf anblickend. „So vernehmt denn Ibrahim meine Anſicht. Ihr ſagt: die Griechen ſind ein elendes Volk; ich antworte: ja. Ihr ſagt ferner: Konſtantin iſt verloren; ich will nicht: nein, antworten; aber Eins ſage ich Euch: Erich Haraldſon hat ſeit zwei Monaten von dem Brodte dieſes Volkes gegeſſen, er hat dem zu Grunde gehenden Kaiſer den Eid geleiſtet, und darum wird er mit ihm leben und ſterben. — —“

„Beſinne Dich, unglücklicher Jüngling“ — rief Ibrahim.

„Kein Wort weiter!“ rief rauh der Wäringer. „Den wohlwollenden Rath eines Mannes, der es gut mit mir zu meinen behauptet, habe ich angehört, den Abgeſandten, der den Kriegsmann verführen will, müßte ich als ein Verräther behandeln. —“

Ibrahim ließ ſein großes dunkles Auge lange Zeit mit Theilnahme auf dem Jünglinge ruhen, dann zuckte er mitleidig die Achſeln und ſchwieg. — — —

„Was haſt Du da für einen Blumenſtrauß!“ rief nach längerer Zeit Ibrahim, als ſein Blick von ungefähr auf die Blumen Irenens gefallen war. — „Ei ſieh einmal! — Es iſt ein Selam.“

„Ich weiß nicht was Ihr meint! — Ich habe das Sträußlein gefunden!“ erwiederte erröthend der Jüngling.

„Geh! — Geh!“ erwiederte der Türke. „Mich betrügſt Du nicht! Der Strauß kommt von Deiner Geliebten. Er iſt nach der Blumenſprache gewunden.“

„Nun das fehlte noch, daß ich die Sprache der Blumen erlernen ſollte, während die griechiſche mir ſchon ſo ſchwer wird!“ ſprach Erich ſeufzend. „Aber ſagt! welche Bewandniß hat es denn mit derſelben.“

„Sie iſt in unſern Harems erfunden worden“; erwiederte Ibrahim. „Die Bedeutung jedes Gegenſtandes beruht auf einem Reim. So zum Beiſpiel reimt im Türkiſchen ſich: Weintraube (Uzum) auf: Augen (Geuzum), mithin heißt eine Weintraube: meine Augen.“

„Ei das iſt poſſirlich!“ rief erſtaunt der junge Mann. „Aber das Sträußlein iſt ja von keiner Türkin gewunden, mithin —“

„Die Frauen dieſes Landes“, fiel Jener ein, „kennen zwar nicht die Reime, aber ſie kennen die Bedeutung; wahrſcheinlich erlernten ſie die Blumenſprache von Sklavinnen unſers Volkes. — Aber zeige mir den Strauß! Er iſt ein Liebesbriefchen und ich will Dir ſolches überſetzen.“

„Vortrefflich!“ rief Erich munter, indem er ihm den Strauß hinreichte. „Schnell beginnt Eure Erklärung.“

„Wohlan!“ ſagte Ibrahim. „Hier iſt eine Bohnenblüthe. Mithin:

Bakla. — Al beni sakla.
Bohne. — Nimm, und behalt' mich zum
Lohne.“

„Ein herrlicher Anfang!“ rief der junge Mann. „Weiter! — Ein Kleeblatt.“

„Jundscha. — Sewerim seni ölandscha.
Klee. — Ich liebe Dich bis in des Todes Weh.“

erwiederte der Türke.

„Wahrhaftig! Ich glaube das thue ich auch“; entgegnete Erich.

„Ei ſich einmal!“ ſagte lachend der Dollmetſch. „Glaskorallen ſind in dem Strauße.

Bundschuk. — Wer bana emdschik.
Glaskorallen. — Laß mich Dir an den Buſen
fallen.

Und dann — eine kleine aus Seide geflochtene Schleuder. Ein Stelldichein! — Richtig.

Funda. — Katschan gelursin bunda!

Schleuder. — Wirſt Du kommen?“

„Natürlich!“ ſchrie Erich. „Sie ſoll nicht warten dürfen. — Aber leſet nur weiter.“

„Ein Zweig der Haſelnußſtaude!“ ſprach der Türke. „Ei Du Glückskind!

Findik. — Bis sise sighindik.

Haſelnuß. — Dich erwartet der Liebe Genuß.“

„Das wäre der Henker!“ ſchrie Erich. „Geſchähe mir das in meinem Vaterlande, wahrhaftig, ich ginge nicht; mir käme es vor, als wollte mich die Schöne ein Biſchen zum Narren halten, oder als thäte ſie ein Wenig allzupreſſant. Indeß ländlich, ſittlich. Ein verſtändiger Menſch muß ſich in die Gewohnheiten aller Länder zu fügen wiſſen. — Nun aber ſagt mir, mein guter Ibrahim, wohin ſoll ich kommen? —“

Der Türke hatte indeſſen die Blumen nochmals raſch durchmuſtert. — Er ſchien ein Weilchen nachzudenken, warf einen Blick nach den Fenſtern des Gynäkaions, dann auf eine kleine Thüre, die in den Garten des letztern führte, und ſagte lachend: „In der That, das mußt Du am Beſten wiſſen! Darüber kann ich Dir keine Auskunft geben.“

„Hohl Euch der Henker, und die ganze dumme

Blumenſprache dazu!“ rief verdrießlich der Nordländer, indem er dem Türken den Strauß aus der Hand riß. „Wenn man die Hauptſache das: Wann, und das: Wo, nicht darin auszudrücken im Stande iſt, ſo gebe ich nicht eine taube Nuß um das ganze Gequängel! — Funda und Jundscha! Ich habe den Teufel davon, und von den närriſchen Reimen, die darauf paſſen, eben ſo wenig! — Hätte den Strauß nicht eine ſo allerliebſte Hand gewunden, ich würfe ihn gegen die Gartenmauer, wäre es auch nur, daß ich zu dem Proſtrator — wie heißt er doch? Er hat einen erſchrecklichen Namen — geben muß, um die Anordnungen wegen Eurer Abreiſe zu treffen, und der mich, weil ich ſo lange ausgeblieben, unter tauſend Komplimenten und Verbeugungen tüchtig aushunzen wird.“

„Schade um ihn! Bei Allah! Ein tüchtiger Jüngling“; ſagte Ibrahim als Erich leicht und dennoch feſt den Gang hinabſchritt. „Hätte Konſtantin nur wenige Tauſende gleich ihm, das Lellich (der Schlachtruf der Türken) würde noch lange vergeblich vor dieſen Mauern ertönen.“

Es war inzwiſchen Abend geworden. Erich war von dem Proſtrator zurückgekehrt, und zwar fröhlicher als er gedacht. Der Befehlshaber hatte ihn als einen Günſtling des Kaiſers betrachtet, und ſo hatte ſein längeres Ausbleiben nicht das Mindeſte zu bedeuten gehabt. Vergnügt auf dieſe Weiſe davon gekommen zu ſein, wandelte er im Mondſcheine im Garten einſam auf und ab. Die Türken, dies wußte er, befanden ſich bei Eumenes, mit dem ſie überhaupt viel zu verkehren hatten. Die Gedanken des Jünglings waren bei Irenen. Er zog ihren Strauß aus den Falten ſeines Wehrgehängs und betrachtete ihn lange Zeit. „Ich wette darauf", ſagte er nach einer Weile zu ſich ſelbſt, „das: Wie und das: Wo, welches mir der neidiſche Ibrahim nicht ſagen wollte, ſteckt in dem Blumenbüſchel! Der Henker mag aber wiſſen, unter welcher Alfanzerei es verborgen iſt. Wie ſagte er doch? — Dich erwartet der Liebe Genuß. — Ja! ſo war's. Hoffentlich meint ſie das in allen Züchten und Ehren. Hier zu Lande wird die Suppe in allen Stücken immer etwas heißer aufgetragen wie gegeſſen. Immerhin. Ich kann es darauf ankommen laſſen. — Aber wann? — Wann? — Da ſteckt der Knoten! — Hohl's der Henker!" rief er haſtig. „Bei dem Knoten fällt mir der Gedanke ein, daß der Seidenfaden, womit der Strauß umſchlungen iſt, eine Menge Knötchen enthält. Sollten dieſe wohl Stunden bedeuten können? — Laß einmal ſehen! — — Vierzehn!" ſagte er endlich bedächtig. „Es kann ſein. Es wird ſein. Wir haben jetzt zwei Stunden nach Sonnenuntergang. — Richtig!" rief er entzückt. „Die Knoten bedeuten Stunden, und jetzt iſt der Zeitpunkt; das iſt ausgemacht. Mit dem: Wann bin ich fertig. — Nun aber das: Wo! — Zwei Orte ſind nur möglich: die Frauenwohnung oder der Garten. Die erſtere? Nicht daran zu denken! Alſo der zweite. Ueber die Mauer ſpringen? Hm, das ginge wohl, könnte aber Lärm verurſachen. Wir wollen es zuerſt mit der Thüre verſuchen. — Hier iſt es nichts!“ ſagte er nach einer Weile, in welcher er an der Verbindungsthüre, die durch die Mauer führte, gerüttelt hatte. „Aber iſt dort im Winkel hinter den Haſelbüſchen nicht noch ein kleines Pförtchen?“ — Mit zwei Sprüngen war er dort. — „Sie iſt offen! So wahr ich der Sohn meiner Mutter bin; ſie iſt offen!“ jubelte Erich, als das Pförtchen einem herzhaften Drucke wich. „Was aber würde Eumenes ſagen, wenn er mich anträfe? — Hm! ich müßte mich geſchwind auf eine Lüge beſinnen. Sanct Olaf würde ſie mir wohl zu Gute halten; es wäre ja nur eine kleine Nothlüge, und die Griechen belügen ohnehin einander von früh bis Abend. — Ich habe einen unwiderſtehlichen Drang gehabt ſeinen Geſchmack in Anlage jenes Gartens zu bewundern, und aus Beſcheidenheit es bei Nacht gethan. Ja ſo geht's. Wenn er es auch nicht glaubt, er muß die Lüge hinter ſchlucken.“

Mit großer Selbſtzufriedenheit über den gefundenen Ausweg betrat Erich den Garten des Gynäkaions. Der Strahl des Mondes beleuchtete magiſch das ſchattenreiche Gehege, und die Zweige der Bäume wurden von dem über den Bosporus daherſtreichenden Seewinde leiſe bewegt. — Still wie der edle Hirſch zur Nachtszeit aus dem Dunkel des verhüllenden Waldes tritt, betrat der junge Wäringer einen freien Platz, von wo man den kleinen Garten ſo ziemlich überſehen konnte. Alles war ruhig! Kaum zirpte ein Heimchen im Graſe oder ein Vogel flatterte ſchlaftrunken im dichten Gebüſch. Ungefähr zwanzig Schritte entfernt ſchimmerten die weißen Säulen eines offenen Pavillons. Der Jüngling nahte ſich leiſe, und indem er ſich ſo viel als möglich im Schatten der Gebüſche hielt. Jetzt ſtand er auf den Stufen, die zu dem kleinen Gebäude führten. Es war eine offene Halle. Der Mond ſchien hinein, und die polirten Marmorwände erglänzten in ſeinen Strahlen. Die Blicke des Jünglings fielen auf einen Divan im Hintergrunde. Eine Frauengeſtalt ſchien auf ihm zu ruhen, Erich ſchlich näher. Was erblickten ſeine Augen! In einem reizenden Negligée, das ihre Reize nur wenig verhüllte, lag Irene ſchlafend. Ihr Haar war aufgelößt, eine Art Shawl war leicht um ihr ſchönes Haupt gewunden, eine Blume ruhte in ihrer Hand.

„Wie ſchön ſie iſt! Wie reizend ſie daliegt!“

ſprach der junge Scandinavier, dem das Feuer der Jugend durch alle Nerven glühte. „Aber ſie kann ſchlafen? Sie ſchläft da ſie weiß daß ich komme, und indem ſie mich erwartet? — Ob ich ſie aufwecke?“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, indem er die ſchöne Schläferin faſt mit den Augen verſchlang. „Natürlich!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Aber wie wecke ich ſie ohne ſie zu erſchrecken? Sie zu rufen möchte wohl unbeſcheiden ſein. Das Beſte iſt, ich gebe ihr ganz leiſe einen Kuß, und wiederhole dies bis ſie erwacht.“

Das Auskunftsmittel erſchien dem jungen Nordländer ſo angemeſſen, daß er es ohne Weiters, und zwar zu wiederholten Malen anwendete. Es vergingen mehre Sekunden ehe Irene die Augen aufſchlug. Endlich richtete ſie ſich, jedoch langſam, wie noch vom Schlafe befangen empor, und liſpelte: „Wer iſt hier? — —“

„Ich bin es, ſchöne Irene! Fürchtet nichts!“ erwiederte Erich leiſe.

„Du biſt es? Du? Und ich habe Dich herbeſchieden;“ erwiederte die Griechin, wie es ſchien, ſich nur gewaltſam dem Schlafe entreißend. — „Du haſt meinen Selam verſtanden?“ ſetzte ſie endlich lebendiger hinzu.

„Ich habe!“ erwiederte der Jüngling, indem er ſich neben Irenen auf den Divan ſetzte und ſeine Arme um ihren blühenden Nacken ſchlang.

„Du wirſt klein von mir denken, lieber Fremdling!“ ſagte die Griechin, ſich der Umarmung des Jünglings ſanft entwindend. „Du wirſt meine Geſinnungen und noch mehr meine Handlungsweiſe mißdeuten, aber mir blieb keine Wahl. Liebe und mögliche Gefahr ließen mich einen Entſchluß faſſen.“

„Gefahr?“ ſprach Erich mit Erſtaunen, als das Mädchen ſchwieg. „Welche Gefahr konnte Dir im Hauſe Deines Oheims drohen.“

„Die größte vielleicht, theurer Mann!“ erwie- Irene ängſtlich. — „Siehe, ich möchte Dir Alles recht genau mittheilen, aber mein Kopf! mein armer Kopf! Ich bin wie betäubt. Ich habe nach dem Abendgebete bei dem Oheim einen Becher Sorbet getrunken, der meine Sinne wie umnebelt hält. — So viel iſt gewiß, mir droht Gefahr. Mein Oheim hat ſeit einiger Zeit ſo ſonderbare Redensarten fallen laſſen, daß mir ganz Angſt geworden iſt.“

„Was für Redensarten? Erzähle, theures Mädchen! Gewiß iſt Hülfe möglich;“ erwiederte der Jüngling.

„Der Oheim“, ſprach das Mädchen, „wiederholte mir ſeit einiger Zeit immer, daß ich zu großen Dingen beſtimmt ſei. Ich werde, ſagte er, einem bisher unerhörten Glücke entgegen gehen, und Glanz und Ehre werden mich umſtrahlen. Alles dieſes, verſicherte er, ſei ihm durch überirdiſche Offenbarungen kund geworden. Wenn ich aber fragte, auf welche Weiſe ſeine Vorherſagungen eintreffen würden, ſo ſchwieg er ſtets. Jetzt — erſt ſeit wenigen Tagen — erklärt er ſich deutlicher. Ich ſei, ſagte er, zur Gattin eines mächtigen Glück und Reichthümer austheilenden Mannes beſtimmt, aber — Alles was ich den Aeußerungen meines Oheims entnehme, läßt mich glauben, daß dieſer Mann ein Ungläubiger, ein Türke, ſein möge."

„Nicht möglich!" fiel Erich mit Abſcheu ein. „Ich habe zu Deinem Oheim, trotz ſeiner geprieſenen Frömmigkeit kein beſonderes Zutrauen, aber daß er ſo ſchändlich an Dir, an ſeiner Verwandtin, ſeiner Pflegetochter handeln ſollte, iſt nicht zu denken."

„Auch mir ſcheint es manchmal unmöglich! Alles iſt mir dann nur wie ein böſer Traum" erwiederte Irene. „Aber der Gott meines Oheims iſt das Gold. Durch Gold kann man Alles aus ihm machen. — Was mich am meiſten ängſtet, und weshalb ich glaube, daß mir die Gefahr droht, einem fremden Manne, vielleicht einem Ungläubigen ausgeliefert zu werden, iſt der Umſtand, daß mir der Oheim vor wenigen Stunden erklärte, daß ich mich gefaßt halten müſſe Konſtantinopel auf einige Zeit zu verlaſſen. Dies iſt der Grund, weshalb ich mich entſchloß Dir die Neigung, die ich von dem Augenblicke unſers erſten Zuſammentreffens gefaßt, zu entdecken, und um Schutz und Hülfe zu flehen.“

„Du ſollſt, Du darfſt nicht der Geldgier Deines Oheims aufgeopfert werden!“ rief Erich heftig. „Leib und Leben will ich daran ſetzen Dich zu retten. — Aber, theure Irene, wenn Du Dich täuſchteſt? — Wie kommſt Du auf den Gedanken, daß der Oheim Dich einem Ungläubigen überliefern will.“

„Er hat mir mehre Fälle mitgetheilt, wo Ungläubige durch ihre Frauen zu unſerm Glauben bekehrt, oder doch wenigſtens Freunde und Beſchützer der Chriſten geworden ſind. Um nun ein gutes Werk, welches Tauſenden Glück bringen könnte zu veranlaſſen, dürfe man, ſagte der Oheim, nicht auf das Mittel ſehen, und in dieſem Falle könne man es nicht für Sünde und Unrecht halten, wenn eine Chriſtin das Weib eines Muſelmannes würde.“

„Du haſt Recht theures Mädchen!“ ſagte Erich nach einem Augenblicke des Nachdenkens. „Ich theile Deine Meinung, daß Eumenes einen ſo abſcheulichen Plan, wie Du ihn fürchteſt, wohl zu faſſen und auszuführen im Stande wäre. Indeß laß uns auf Mittel ſinnen ihm zu begegnen. Flucht wäre —“

„Wo denkſt Du hin!“ unterbrach ihn raſch das

Mädchen. „Fliehen, aus dem Hauſe des Verwandten fliehen! — Ich wäre auf ewig beſchimpft. — Und dann, wenn ich mich getäuſcht hätte!"

„Wohlan!" rief Erich, indem er Irenen feurig umſchlang. „Ich begehre Dich von Deinem Oheim zum Weibe."

„Er wird Dir meine Hand verweigern!" liſpelte die Griechin, das lockige Haupt an die Bruſt des Nordländers ſchmiegend. „Er ſagt, Du gehörteſt nicht unſerer Kirche an; Ihr Barbaren wäret faſt wie die Götzendiener anzuſehen."

„Wahrhaftig!" rief Erich erbittert. „Das ſoll er mir beweiſen! Ich bin ein ſo guter Chriſt, wie nur einer in dieſem Lande."

„Wir wollen auf Mittel denken um dem Plane des Oheims entgegen zu wirken!" hob Irene nach einer Pauſe weiter zu ſprechen an. „Einſtweilen wird es uns genügen uns wiederzuſehn. Dies wird ausführbar ſein, da es mir gelungen iſt, mir einen Schlüſſel zu jenem Pförtchen zu verſchaffen, das nach dem Strande führt. Da Du Morgen das Haus des Oheims verläſſeſt, ſo wird er um ſo weniger Argwohn ſchöpfen, und mir, wie von jeher erlauben die ſchönen Abende bis Mitternacht in dieſem Pavillon zuzubringen. Ich erwarte Dich deshalb Morgen Abend um dieſe Zeit. Sollte Gefahr vorhanden ſein, ſollte man Argwohn ſchöpfen, ſo findeſt Du auf der äußern Schwelle der Thüre ein ſchwarzes Band. Könnte ich nicht kommen und hätte Dir etwas mitzutheilen, ſo triffſt Du dort einen Selam (Blumenſtrauß). Du wirſt ja einen Freund unter unſerm Volke haben, der Dir ſeine Bedeutung erklären kann.“

Die beiden Liebenden unterhielten ſich noch längere Zeit auf die angegebene Weiſe, und geriethen ſodann immer tiefer in Betheurungen und Verſicherungen ihrer Liebe und Zärtlichkeit, die wir indeß zu wiederholen um ſo eher unterlaſſen, als Geſpräche dieſer Art bei den Liebenden aller Völker und Zungen in einer und derſelben Weiſe geführt werden.

Lange hatte der Jüngling und das Mädchen ſich auf dieſe Weiſe unterhalten, und letzteres nur von Zeit zu Zeit über einen dumpfen Schmerz im Kopfe, der der früheren unwiderſtehlichen Schläfrigkeit gefolgt war, geklagt, als ſich am andern Ende des Gartens Männerſchritte hören ließen.

„Fort! — Fort!“ lispelte Irene. „Gehe! — Eile! — Morgen Abend ein fröhliches Wiederſehen!“ —

Leichten Trittes entfernte ſich Erich zwiſchen den Schattenbäumen, und ſchlüpfte endlich durch das kleine Pförtchen, durch welches er gekommen war. Wie ihm bedünken wollte, hörte er bald darauf einen leichten Wortwechſel, bei welchem er die Stimme des Eumenes und die des Dollmetſchers zu unterſcheiden glaubte. Wenige Augenblicke darauf ſah er, als er auf einem am Ende des Gartens gelegenen Hügel ſtand, eine Barke, die dicht unter der Gartenmauer des Gynekaions gelegen haben mußte, eilig unter Segel gehen und mit Windeseile nach der aſiatiſchen Küſte ſteuern. — —

Es war am folgenden Tage nach Mittag als die türkiſche Geſandſchaft, begleitet von Erich, zu Pferde durch das Thor des heiligen Romanus zog. Ein Trupp Scythen in ziemlich unordentlicher Kleidung mit wildem Zottelhaar, bildeten die Bedeckung. Mit Verachtung im Blicke, und ohne der neugierigen Volksmenge nur die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ritten Abdallah und Fakreddin durch die dichten Haufen, aber Dehli Ibrahim ließ ſein großes blitzendes Auge überall umherſchweifen. So wie man auf einem Hügel unweit der Stadt gelangt war, hielt er den ſtolzen arabiſchen Renner, der ihn trug, zurück und wendete ſich zum letztenmale gegen die Stadt. Eine wilde Freude, mit einem Ausdruck tiefer Verachtung gepaart, funkelte in dem Adlerauge, mit dem er das vor ihm liegende Häuſermeer der mächtigen Konſtantinopolis, mit den daraus aufleuchtenden bekreuzten Kuppeln, den Säulen, den Triumphbögen, überblickte. Unwillkührlich hatte, während die Geſandſchaft weiter zog, Erich neben Ibrahim ſtill gehalten. Heute auf dem ſtampfenden, ſchnaubenden Renner, der ſich unter dem gewandten kräftigen Reiter bäumend, dennoch der ſtarken Fauſt ſeines Führers gehorſamte, erſchien ihm der ſtattliche Türke, der die Kapitale des Feindes in ſtolzer Ruhe uberſchaute, ein ganz Anderer, als der weintrinkende, perſiſche Liedchen ſingende, oder den Blumenſtrauß erklärende Dollmetſch, und der Wäringer betrachtete den Gefährten, der in's Schauen verſunken ſchien, eine Weile ohne ihn an das Weiterziehen zu erinnern. Ibrahim ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß er nicht allein ſei; er ſprach mit ſich ſelbſt.

„Wie ſchön ſie iſt mit ihren Kuppeln, Säulen und Pallaſten! Faſt zu ſchön um der Zerſtörung Preis gegeben zu werden. — Und wird nicht Der, der dieſe Säulen zu Boden wirft, der den Schlußſtein der hohen Dome zerſchmettert zu dem Grundſteine legt, der Nachwelt für ein Ungeheuer gelten? — Faſt möchte ich, daß ſie erhalten würde. — Und dennoch! dennoch! Was iſt ſie anders dieſe glänzende Hauptſtadt, als ein übertünchtes Grab, außen glänzend wie Sonnenſtrahlen, doch innen voll Graus und Moders? Iſt ſie etwa beſſer wie el Kods (Jeruſalem), das auch ſchön war, und groß, und ſtrahlend, und welches dennoch in Ruinen zerfallen mußte, und wo nichts mehr übrig iſt von der Pracht Suleimans des weiſen Königs? —

Nein! Es bleibt dabei. Entweder der Halbmond glänzt von dieſen ſtrahlenden Domen, oder ſie ſollen in Schutt und Trümmern zerfallen. — —“

Ibrahim hatte bei den letzten Worten die Rechte drohend gegen die Hauptſtadt ausgeſtreckt. Jetzt warf er den an dem Gebiſſe kauenden Rappen herum, er drückte den ſchneidenden Bügel ihm in die dünnbehaarten Flanken, und der Renner ſchoß mit ihm davon wie der Pfeil vom Bogen. — — —

Noch nicht eine Stunde mochte die Geſellſchaft fortgezogen ſein, als in der Ferne Staub aufwirbelte, und bald darauf eine Schaar Spahis mit tobendem Jubelgeſchrei herannahten. So wie ſie anlangten ſprangen ſie von den Pferden, und warfen ſich zur Erde; ihre Blicke waren ſämmtlich auf Ibrahim gerichtet. Dieſer wandte ſich mit einem ſtolzen, jedoch wohlwollenden Blicke an Erich.

„Junger Menſch!“ ſagte er, „ich habe Dich unter den Tauſenden, die zu Grunde gehen werden, erhalten, ich habe Dich mit Ruhm und Glück überhäufen wollen. Du haſt die rettende, die wohlthätige Hand verſchmäht, dennoch will ich Dich nicht tadeln. — Iſt auch Niemand hier, der Geſinnungen, wie die Deinen, zu ſchätzen weiß. — hier blickte er ſtreng und verächtlich auf die Geſandten — ſo weiß ich ſie dennoch zu würdigen. Du ſollſt, Du darfſt nicht auf elende Weiſe zu Grunde gehen. Das Unglück wird zwar auf Dich hereinbrechen, wie über Alle, die in jener dem Verderben geweihten Stadt verweilen, aber wenn Du den Untergang derſelben überlebeſt, wenn Allah beſtimmt hatte, daß Du Feſſeln tragen ſollteſt, wie die im Purpur Gebornen Feſſeln tragen werden, ſo iſt dies — er zog einen koſtbaren Ring vom Finger — dies das letzte Mittel Dich zu erhalten. Zeige dies Kleinod dem erſten beſten Anführer unſeres Volkes, und verlange ſogleich vor den Sultan geführt zu werden. — Jetzt lebe wohl, und möge Allah Dich ſchützen. — — —"

Mit dieſen Worten warf Dehli Ibrahim den Rappen herum. Er winkte. Die Spahis ſprangen auf die Pferde. Sie umgaben die Geſandſchaft und nach wenigen Minuten war von Allen nichts mehr zu erblicken, als eine Staubwolke, die am Horizonte verſchwand. — — —

„Iſt's auch Recht, daß ich den Ring von dem Ungläubigen angenommen habe?" ſagte Erich zu ſich ſelbſt, als er an der Spitze der Serben ſich auf den Rückweg begab. „Aber warum nicht? Und dennoch — nun, der Kaiſer mag darüber entſcheiden, wenn ich ihn zu ſprechen bekommen ſollte; es muß nichts Geheimes dabei ſein. — Das Kleinod mag wohl einen recht hohen Werth haben!" ſetzte der Jüngling den

Ring betrachtend hinzu. „Wie das glänzt! Wie das funkelt! An meiner braunen Fauſt nimmt es ſich zwar nicht ſonderlich aus, aber an Irenens weißer Hand müßte es eine herrliche Wirkung thun. Gewiß! Ich ſchenke ihr den Ring. — Und ein vornehmer Mann muß der Türke ſein;“ fuhr Erich fort. „Er ſchenkt Ringe und Händevoll goldner Byzantiner weg, als ob es Haſelnüſſe wären. Eumenes iſt gewiß auch nicht ſchlecht bedacht worden: er hat immer mit Ibrahim zuſammengeſteckt. Wenn der Alte nur kein Verräther iſt. Ich traue ihm nicht. Ich habe zwar nicht geſehen, daß er Griechen mit den Türken zuſammengebracht hätte, aber Beſuch hat er von Vielen erhalten, und dann war ein Heimlichthun und Geflüſter, von dem ich nichts merken ſollte. Gewiß, ich will es dem Kaiſer ſagen; der wird am beſten beurtheilen können was daran iſt. —“

So wie der Abend herangekommen war und die letzten Strahlen der untergegangenen Sonne nur eben noch die Statue der Säule des Theodoſius, und das Kreuz auf der Hauptkuppel der Sophienkirche vergoldeten, wandelte Erich längſt dem Seeufer nach der Gegend wo das Pförtchen, zu dem er den Schlüſſel hatte, in den Garten des Gynäkaions führte. Sonſt hatten um dieſe Zeit die ſchäkernden Stimmen der Mädchen in letzterem ertönt. Heute war Alles ſtill.

Der junge Wäringer harrte längere Zeit; er glaubte er müſſe endlich die ſüßen Laute der lieben Stimme Irenens erharren. Sein Wunſch ging nicht in Erfüllung. Lange hatte er ſinnend an der Mauer geſtanden und nichts als das Plätſchern der Meereswellen, die ein leiſer Abendwind kräuſelte, vernommen, als ſein Blick auf die Schwelle der kleinen Pforte fiel. „Ob irgend etwas vorgefallen iſt? ob ſie mir etwas mitzutheilen hat?“ fragte er ſich ſelbſt und ſah ſich nach dem Glück oder Unheil verkündenden Blumenſtrauße um, aber die Schwelle war leer. Von ungefähr fiel jetzt ſein Auge auf den Zweig eines Mandelbaumes, der mit Früchten prangend, jedoch halbwelkend und abgeriſſen zwei oder drei Schritte von dem Pförtchen lag, und an welchem etwas Weißes ſchimmerte. Erich trat hinzu, er hob den Zweig auf und fand zu ſeiner Verwunderung, daß ein Stückchen feines durchſichtiges Zeug, welches augenſcheinlich in Eile darum gewunden worden war, und von einem Frauenſchleier abgeriſſen ſchien, an dem Aeſtchen hing. „Will ſie mir damit ein Zeichen geben?“ fragte er ſich beſtürzt. „Iſt es Abſicht oder Zufall, welches den Zweig hierher geführt?“ Unruhig und den Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit erregte, in der Hand haltend, ging Erich nach einer jener Terraſſen zu, die am Seeufer aufſtiegen, mit Bäumen bepflanzt waren, wo man aber in dieſer ſpäten Abendſtunde, da ſie etwas einſam gelegen waren, nur wenig Luſtwandler bemerkte. Der Mond ſtieg eben empor, und Erich blickte ſinnend auf die Gewäſſer, auf denen ſich leichte Kähne kreuzten, pfeilſchnell voreinander vorüberſchoſſen, und ſich dann hinter der Landſpitze des goldenen Hornes verloren. Eben wollte der Wäringer wieder nach dem Orte ſeiner Beſtimmung zurückkehren, als er ſich auf einmal zärtlich umfaßt fühlte. Es war der Centurio Lyſos der ihn ſo feurig umarmte.

„Bei allen Göttern und Göttinnen!“ rief er. „Keine größere Freude hätte mir nicht werden können, als nachdem ich ihn lange vermißt, den liebſten und würdigſten meiner Freunde ſo unverhofft zu erblicken. — Wenn aber, vortrefflichſter und zugleich liebenswürdigſter aller Angeldänen, Euch auch mein leibliches Auge nicht erſchaute, ſo hat Euch mein geiſtiges nicht aus ſeinem Bereiche verloren, und dies um ſo mehr, als ich überall Eurer auf das Vortheilhafteſte erwähnen hörte. So zum Beiſpiel erſt geſtern an der Tafel des unüberwindlichen Stratarchen Papamauros. — Ihr werdet ihn kennen, denn er iſt unter dem ganzen Heere als ein Grobian bekannt; nur gegen die jungen unverheiratheten Centurionen und Tribunen iſt er ſehr höflich, weil er ſechs häßliche Töchter hat, weshalb er auch, wenn es Niemand ſieht, mit den zu bearbeitenden Kandidaten Arm in Arm ſpazieren geht. — Nun der Stratarch ſprach von Euch, und verſicherte, Ihr würdet ein großer Mann werden, denn er habe es mit Augen geſehn, daß Seine heilige purpurgeborne Majeſtät neulich, als Euer Name genannt worden, huldvoll zu lächeln geruht habe. Auch der Proſtrator Archelaos, der neulich die Befehlshaber der ihm untergeordneten Kohorten, und unter dieſen auch mich, eingeladen hatte, um ihm ein Gericht bereits etwas unangenehm riechender Seefiſche verzehren zu helfen, äußerte ſich ſehr günſtig über Euch. Er meinte, Ihr wäret nicht halb ſo beſtialiſch wie Eure Landsleute, und man könnte Euch in Beziehung auf Verſtand und Lebensart halb und halb mit einem gebornen Römer vergleichen, weshalb er gedenke Euch nächſtens zu Tiſche zu bitten. Ihr dürft indeſſen, mein preiswürdiger Barbar, Euch, wenn Euch dieſe Ehre widerfahren ſollte, auf die Tafel des vortrefflichen Proſtrators nicht allzuſehr verlaſſen, vielmehr werdet Ihr wohl thun, wenn Ihr dem Feſtmahle vorher ein gutes Frühſtück zur Unterlage gebet, denn die Speiſen ſind in Beziehung auf Quantität nicht auf nordiſche Magen berechnet, was aber den Krätzer anlangt, den er Wein von Samos nennt, ſo könnte man, wenn nicht ſo viel Fichtenäpfel hineingelegt worden wären, ihn als Eſſig bei dem Genuſſe eines Meeraals anwenden, wenigſtens hat er mir ein hölliſches Leibweh zugezogen. — Aber, was iſt Euch, geſchätzteſter aller Barbarenritter? — Ihr ſcheint mir ſo bewegt, ſo unruhig. — —"

„Ihr könntet mir", unterbrach Erich den Fluß der Rede des Centurio's, „einen ganz gewaltigen Gefallen thun, wenn es Euch möglich wäre, einen Augenblick mich anzuhören, und dann eine Frage zu beantworten. Gern wollte ich Euch die erſten ſechs Monate nicht wieder beſchwerlich fallen. — Was bedeutet das — er hielt dem Centurio den Mandelzweig entgegen — in der Blumenſprache?"

„Wißt Ihr das nicht?" rief Lyſos. „Jedes Kind weiß es. — Friſche Mandeln. Tschagla.

Ben aglarim sende agla.
Ich weine; wein' auch Du, der Meine."

Ohne ein Wort zu ſagen, und wie vom Sturmwinde fortgeriſſen, eilte Erich von der Terraſſe. Der Centurio blieb ganz erſtaunt zurück.

„Iſt er verrückt geworden, der Barbar?" ſprach er endlich. „Läuft davon wie ein Stier, dem man einen Feuerbrand entgegenhält! — Aber was iſt da zu verwundern? Selbſt der vernünftigſte dieſer Barbaren iſt eine halbe Beſtie, und jeder andere eine ganze." — — Pfeifend und trällernd tänzelte der Befehlshaber der ſechsten Kohorte der Unſterblichen, die Terraſſe entlang. —

Ganz erhitzt kam Erich an dem Pförtchen des Gynäkaions an. „Ich muß wiſſen warum ſie weint, und müßte ich darüber zu Grunde gehen!“ rief er aus und ſtieß den Schlüſſel in's Schloß. Im Garten herrſchte dieſelbe Stille, wie am vorigen Abend. Haſtig, jedoch mit ſo unhörbarem Tritte wie möglich ſchlich der Wäringer nach dem Pavillon. Eine verſchleierte Geſtalt ſaß auf dem Divan; ſie erhob ſich bei ſeinem Eintritt. Schon öffnete er die Arme um die Geliebte zu empfangen, als die Verhüllte den Schleier zurückſchlug, und Erich ein ganz fremdes Geſicht, das Antlitz einer ältlichen Frauensperſon erblickte.

„Erſchreckt nicht, edler Ritter!“ ſprach haſtig die Alte als der Jüngling beſtürzt einen Schritt zurücktrat. „Ich bin die Amme, die Erzieherin Irenens und komme in deren Namen.“

„Und wo, wo iſt Deine Herrin?“ fragte heftig der junge Mann.

„Mögen die Götter es wiſſen! — Sie iſt vorige Nacht entführt worden“; erwiederte ſchluchzend die Vorige.

„Entſetzlich!“ rief Erich. „Es iſt nicht möglich! — Ich bitte Dich ſage: nein! —“

„Ich wollte es ſtände in meiner Gewalt!“ entgegnete ſeufzend die Amme. — „Im erſten Augenblicke wußte ich kaum, wem ich die Schuld geben ſollte, jetzt bin ich der feſten Meinung, Eumenes hat ſie den Ungläubigen verkauft.“

„Entſetzlich! — Fürchterlich!“ rief der Jüngling. „Sage, ſprich, worauf gründet ſich dieſer Glaube?“

„Ich wußte um Irenens Liebe zu Euch!“ erzählte die Amme. „Das liebe Kind hatte unaufhörlich von Euch geſprochen. Nur ungern willigte ich in ihren Wunſch Euch geſtern Abends im Garten zu ſprechen. Nur wenige Schritte von hier befand ich mich um Euch zu beobachten, und war erſtaunt, als ich Irenen entſchlafen fand ehe Ihr kamet. — Es war der erſte Augenblick, wo ich einen Verdacht, der mir doch nur ganz unbeſtimmt und faſt ungerecht ſchien, gegen meinen Herrn faßte; doch war es mir aufgefallen, daß er mit eigener Hand einen Becher Sorbet bereitet und Irenen zum Trinken gegeben hatte. — Ich ſah Euch kommen und Irenen erwecken. Ich ſchlich mich bis nach dem Eingange des Pavillons, ohne von Euch bemerkt zu werden, und hörte was Ihr ſprachet. Ich vernahm dort, daß Irene Euch den Schlüſſel zum Garten gab, und daß Ihr heute wiederkommen würdet. Da ich in dieſem Augenblicke eine Bewegung in den Zimmern meines Herrn bemerkte, ſo eilte ich nach dem Eingange des Hauſes, um mich zu vergewiſſern, ob Gefahr vorhanden, und Euch ſodann zu benachrichtigen. Faſt bis zum Tode war ich erſchrocken, als Eumenes mit dem Dollmetſcher aus der Thüre trat. „Was treibſt Du hier Alte!“ fuhr er mich an. „Wo iſt Irene!“ frug er ſodann. Ich antwortete ſo laut als möglich, um Euch zu warnen, indeß war ich froh, als ich Euch ſchon auf das Geräuſch der Fußtritte meines Herrn ſchnell forteilen zu ſehen glaubte. Ich ging jetzt in meine Kammer. Nach ungefähr einer halben Stunde ließ der Herr mich rufen. Er that ſehr erſchrocken, ſagte Irene ſei entflohen oder geraubt, die Pforte, die nach dem Meere führe, ſtehe offen, und was dergleichen mehr war, aber mir ſchien der Schreck, die Beſtürzung des Alten nur erkünſtelt, und obwohl er heute viel von den Anſtalten ſprach, die er gemacht, um die Räuber, oder den Entführer Irenes ausfindig zu machen, ſo verbot er mir jedoch bei ſeinem Zorn zu irgend Jemand von dem Vorfalle zu ſprechen, vielmehr auszubreiten, er habe das Mädchen, wegen der Gefahr eines drohenden Krieges und möglicher Belagerung zu einer Verwandtin in eine entfernte Gegend geſendet. Vor Allem ſchärfte er mir ein, gegen Euch dieſes Vorfalls mit keiner Sylbe zu erwähnen, und er gebot mir, ſo lange Ihr heute noch im Hauſe ſein würdet, die Schwelle des Gynäkaions nicht zu überſchreiten. Da ich nun wußte, daß Ihr heute Abend um dieſe Zeit kommen würdet, ſo betrachtete ich es als das einzige Mittel Euch Nachricht geben zu können, wenn ich Euch hier erwartete.“

Mit Entſetzen im Blick hatte Erich die Alte angehört. Sprachlos ſtand er eine Weile.

„Und keine Spur, wohin Irene gebracht worden.“

„Sie iſt in den Händen der Türken!“ ſagte die Alte.

„Nein! — Es kann nicht ſein! — Worauf gründeſt Du dieſe entſetzliche Meinung?“ fragte Erich.

„Ich ſah“, erwiederte die Alte, „meinen Herrn oft im angelegentlichen Geſpräch mit dem Dollmetſch. Sie hatten ſich ſogar einmal eingeſchloſſen, und obwohl ſie ſtets türkiſch redeten, ſo horchte ich dennoch und glaubte wiederholt Irenens Namen zu vernehmen. Heute früh aber erſchien ein Menſch, der wie ein Bootsmann ausſah, und verlangte haſtig Ibrahim zu ſprechen. Sie redeten gleichfalls türkiſch; der Dollmetſch ſchenkte dem Fremden einige Goldſtücke, und ſah ſodann ſehr vergnügt aus. Als mein Herr eintrat ſagte ihm Ibrahim einige Worte, und ich glaubte den Namen: Hunkiar Skeleſſi zu verſtehen. Es iſt dies eine Gegend auf der aſiatiſchen Küſte, die wir: das Thal der Cypreſſe nennen.“

Lautlos ſtand Erich eine Weile der Alten gegenüber, dann fuhr er plötzlich auf.

„Führe mich zu Eumenes!“ rief er wild. „Beim Schwerdte Odins! er ſoll mir Rede ſtehen. —“

„Wo denkt Ihr hin?“ erwiederte erſchrocken die Alte. „Bei der Panagia! Ihr ſtürzt mich in's Verderben, und werdet Irenen nicht retten. Mein Herr ſtehet bei dem Volke in einem Anſehn, das Ihr nicht erſchüttern würdet. Er würde Euch ſogar als einem Unberufenen nicht einmal Rede ſtehen. Um ihn zum Geſtändniſſe zu vermögen, bedürfte es ein ganz anderes Anſehn als das Eure. O Ihr hättet heute nur hören ſollen, wie, als Ihr mit den Türken fortrittet, er die zuſammengelaufene Menge anredete, und mit welcher Ehrfurcht ſie ihm zuhörte. Und als er dem Volke ſagte, die Türken würden zwar Konſtantinopel angreifen und bedrängen, aber man ſolle nur ruhig ſein, im entſcheidenden Augenblicke werde ein Engel mit einem Schwerdte und einer Krone in der Hand von der Säule des Theodoſius herabſteigen, Beides einem geringen Manne, einem Bettler, darreichen, und dieſer ohne weitere Beihülfe die Türken verjagen*), da jubelte der Haufen und Alle riefen: es lebe Eumenes, der weiſe, fromme, erleuchtete Eumenes.“

---

*) Hiſtoriſch.

„Haſt Du das, was Dein Herr zu dem Volke geſprochen, mit eigenen Ohren gehört, oder haſt Du es nur vom Hörenſagen?“ fragte Erich raſch, indem ihm ein Gedanke, wie ein Blitzſtrahl durch den Kopf zu ſchießen ſchien. „Sprich Alte! Sage die reine Wahrheit! Es hängt unendlich viel davon ab.“

„Denkt Ihr, daß ich mit Lügen umgehe?“ rief lebhaft die Amme. „Ich will es auf die Heiligenbilder beſchwören, daß ich Alles mit eigenen Ohren gehört. Uebrigens kann ich mindeſtens noch zwanzig unſerer Nachbarn nahmhaft machen, die es gleich mir vernommen haben.“

„Dann wäre noch eine ſchwache Hoffnung ſie zu retten!“ ſagte Erich ergriffen zu ſich ſelbſt. „Lebe wohl Alte!“ ſetzte er hinzu. „Bete zu Gott, daß er mir beiſtehe Irenen zu befreien, und — wenn Du gefragt werden ſollteſt, ſo bekenne ohne Furcht Alles was Du weißt.“

Auf's Aeußerſte erregt, ſtürmte Erich aus dem Garten. Kaum nahm er ſich Zeit die Thüre zuzuſchließen. In Schweiß gebadet langte er — eben war Mitternacht vorüber — am Fuße der Säule des Theodoſius an. — Wild blickte der Jüngling nach allen Seiten. „Niemand hier!“ ſprach er in peinigender Angſt. — „Ich muß den Kaiſer ſprechen, und ſollte ich in die Pforte der Burg mit dem Schwerdte in der Fauſt eindringen. —“

Zitternd vor Ungeduld horchte Erich nach allen Seiten. Alles war ſtill — endlich nahten ſich Menſchentritte.

„Es iſt ſehr ſpät!“ ertönte endlich eine Männerſtimme, und ein Geharniſchter ſtand neben dem Jünglinge.

„Mitternacht iſt vorüber!“ entgegnete der Wäringer fröhlich. „Aber wer ſeid Ihr? Ha, jetzt erkenne ich Euch! Ihr ſeid Ritter Ducas.“

„Zu dienen, mein vortrefflicher Angeldäne!“ erwiederte der kaiſerliche Akoluthos. „Wie Ihr wiſſen werdet gebraucht mich Seine geheiligte Majeſtät zu gewiſſen geheimen Aufträgen, und da ich vermuthe, daß Ihr dem Purpurſtrahlenden etwas mitzutheilen haben könnet, ſo bitte ich Euch mich davon in Kenntniß zu ſetzen.“

„Ich halte es für dringend nöthig den Kaiſer ſelbſt zu ſprechen!“ ſagte Erich nach kurzem Beſinnen. — „Führt mich zu ihm, Herr Ducas.“

„Wo denkt Ihr hin, mein ſonſt ſo ſcharfſinniger Barbar!“ rief der Akoluth. — „Jetzt? Zu dieſer Stunde? — Es wäre ganz gegen das Herkommen der „goldenen Halle.“

„Ei was! Herkommen oder nicht! Ich habe den

Henker davon;" rief Erich mit etwas allzuſoldatiſchem Freimuth. „Würde weniger auf das Herkommen geachtet, ſo, dächte ich, würde Manches beſſer ſein."

„In der That, es iſt faſt unmöglich!" rief der Grieche. „Theilt mir doch lieber mit, was Ihr dem Kaiſer zu berichten habt. Was Ihr auch ſagen könnt, es iſt, als ob Ihr es gegen dieſe Säule ausſprächet."

„Ich denke", erwiederte Erich trocken, „Ihr ſeid ein Chriſt, Ritter Akoluthos? — Nicht? — Nun ſeht, wenn Ihr ein Chriſt ſeid, ſo wiſſet Ihr, daß in der Bibel ſteht — und ſteht es nicht drinn, ſo iſt's nicht meine Schuld; man hat mir es wenigſtens geſagt — daß Chriſtum lieb haben vielem Wiſſen vorzuziehen ſei. — Darum alſo, Herr Akoluthos, ſage ich Euch zum letztenmale: ich will den Kaiſer ſprechen. Führt Ihr mich nicht zu ihm, ſo gehe ich und mache vor dem dunklen Loche, das Ihr die „goldne Pforte" nennt einen ſolchen Spektakel, daß Ihr Euch verwundern ſollt, und Ihr ſollt es dann verantworten, wenn ich dennoch zu dem Kaiſer gelange und Ihr es habt verhindern wollen."

Ducas traute dem Scandinavier wohl zu, daß er im Stande ſei ſeine Drohung auszuführen. Er wußte überdies, daß die Wäringer große Vorrechte beſaßen, auf die ſie ſo ſtolz waren; daß das, was den Einen anging, von ihnen ſogleich zur Sache des ganzen Korps gemacht wurde, ſo wie, daß der Kaiſer dieſe Ausländer überaus begünſtigte. Etwas verdrüßlich kehrte er ſich daher von Erich ab, winkte ihm aber zur Begleitung mit der Hand, indeß konnte er es ſich nicht verſagen etwas von „nordiſchen Seeräubern", von „plumpen dummen Barbaren", von „ſtolzen Bettlern", in den Bart zu murmeln, das, wenn es lauter geſprochen zu Erichs Ohren gelangt wäre, dieſen wohl vermocht haben konnte, dem kaiſerlichen Akoluthos die Schärfe einer guten ſchwediſchen Klinge kennen zu lehren.

Fortan ſtumm neben einander wandelnd, gelangten Beide endlich in die Burg der Blachernen. Nachdem ſie viele Säle voll Eunuchen und Diener aller Arten hinter ſich hatten, traten ſie in ein Vorzimmer, wo Ducas einem in ſeiner Amtstracht ſtrahlenden Beamten Etwas leiſe in's Ohr flüſterte. Dieſer ging auf den Zehen nach einer anſtoßenden Thüre, kam bald zurück, öffnete ſie für Erich und winkte dem Jünglinge einzutreten.

Der junge Nordländer befand ſich in einem Gemache, das mit purpurrothem Sammet ausgeſchlagen, und von einer mächtigen Hängelampe hell erleuchtet war. Der Kaiſer in einem weißen Hauskleide von feinem Linnen mit goldener Randeinfaſſung, ſtand unbedeckten Hauptes vor einem auf dem Tiſche ausgebreiteten Pergament, über welches er ſich hinbeugte. — So wie Erich eintrat und den Kaiſer erblickte, ließ er ſich auf ein Knie nieder und erhob ſich ſodann mit dem Wäringergruße: Hael Kaisar! —

Konſtantin ließ einen Augenblick ſein dunkles Auge auf dem Jünglinge ruhen, dann ſagte er mit wohlwollendem Tone:

„Nun, Erico! Du kommſt Uns von Deinem Aufenthalte Bericht zu erſtatten. — Haſt Du Etwas von Wichtigkeit mitzutheilen?“

„Ich denke, mein hoher Herr!“ erwiederte der junge Mann. — „Das Wichtigſte was mir vorgekommen könnte ſein, daß ich die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß Eumenes jedenfalls ein Schurke, und wahrſcheinlich auch ein Verräther iſt.“

„Du ſcheinſt etwas vorſchnell zu urtheilen, junger Menſch!“ ſprach der Herrſcher ernſt und die Stirne runzelnd. — „Was haſt Du für Beweiſe für Deine Behauptung?“

„Mehr als genug!“ erwiederte der Scandinavier unbefangen. „Mein Glaube an ſeine Heiligkeit und Weisheit war gleich dahin, als ich ihn mit dem Dollmetſcher ſich ſo halb und halb in Cyper benebeln, unzüchtige Lieder ſingen, und die Frauen des Gynäkaions um ein paar lumpige Byzantiner zu erhaſchen den Ungläubigen vorführen ſah.“

„Man wirft ihm“, ſprach der Kaiſer nachdenklich, „allerdings etwas Habſucht vor. Uebrigens nimmt der Römer es mit dem Inhalte der Lieder beim Weine eben nicht ſehr genau. — In Deinem Vaterlande denkt man darüber ſtrenger als bei uns, Erico; hier iſt man in dieſem Stucke nachſichtiger.“

„Eure purpurne Heiligkeit mag Recht haben; wenigſtens gebührt mir nicht daran zu zweifeln!“ entgegnete der Nordländer unbefangen. „Auch ſind ein guter Trunk, ein fröhlicher Sang, ein hübſches Geſicht überall drei geachtete Dinge, und ſtehet es der Jugend wie dem Mannesalter, ſich darüber baß zu erfreuen, an, wenn aber ein Greis in dieſen Dingen zu viel thut und ſich dabei zum Narren macht, ſo meine ich, wäre ein Pferdeeimer friſchen Waſſers ihm zur rechten Zeit über den Kopf gegoſſen, keine üble Abkühlung.“

Konſtantin lächelte, und ſchwieg.

„Wenn Eure heilige Majeſtät aber“, fuhr Erich fort, „der Meinung ſein ſollte, daß ich den Alten blos darum für einen Verräther halte, weil er ein Säufer, ein Geizhals und ein Mädchenjäger iſt — denn mit Einer aus dem Gynekaion war es wenigſtens nicht recht richtig — ſo muß ich mir erlauben in Demuth zu widerſprechen. Ich weiß noch ganz andere Dinge. Der Alte hat heute, als ſich ein Haufe Volks bei der Abreiſe der Türken verſammelt hatte, die Menge angeredet und geſagt: es würde ein Engel von der Säule — nun von der Säule auf dem großen Platze, wo ſie mit den zweirädrigen Karren herumfahren — mit Krone und Schwerdt in der Hand herabkommen und ſie irgend einem Lump darreichen, dieſer aber würde ohne anderes Zuthun die Türken verjagen. Das iſt aber nur ein Geſalbader um die Griechen, die ohnehin vom tüchtigen Kampfe nicht viel wiſſen wollen, noch ſorgloſer zu machen, und ſie am Ende wie eine Heerde wehrloſer Schafe den Ungläubigen in die Hände zu liefern."

Der Kaiſer hörte dem jungen Wäringer aufmerkſam zu, dann ging er einige Schritte im Zimmer auf und ab, und blieb endlich vor Erich ſtehen.

„Es iſt mir lieb mein junger Barbar", ſagte er gütig, „daß Du mir dieſen Umſtand hinterbracht haſt. Ich werde das Nähere unterſuchen laſſen. Uebrigens glaube ich nicht, daß Eumenes eine ſchlimme Abſicht hatte. Er iſt ein religiöſer Schwärmer. Jedenfalls aber kann ſeine Rede mehr Schaden wie Nutzen bringen, und dergleichen dem Volke zu ſagen iſt eine Unklugheit."

„Ja, und eine hängenswürdige Verrätherei obendrein!“ rief der Schwede hartnäckig. „Wahrhaftig! Das brauchte man nur den Griechen zu ſagen, daß ſie ſich nicht zu vertheidigen nöthig hätten, und ich wette, dreiviertheile liefen beim erſten Kanonenſchuſſe davon; die „Unſterblichen“ nicht ausgenommen. Die Rede des alten Gauners wird Böſes genug anrichten. Mancher der, wenn es nun einmal nicht anders ſein kann, gekämpft hätte, wird zu Winkel kriechen, denn er denkt, der Bettler mit dem Degen kann ja die Suppe, die ziemlich heiß ſein wird, allein auslöffeln. — Und warum hat denn“, fuhr Erich immer heftiger fort, „der himmliſche Bettler, der die ganze Sache ſo ganz solo zu Ende bringen ſoll, außer dem Schwerdte noch eine Krone? Soll ſie ihm etwa aufgeſetzt werden, oder dem Eumenes, oder irgend einem andern Kronenliebhaber? Ich denke, daß in ganz Konſtantinopel Niemand Anders ein Recht dazu hat als Eure Hoheit, aber von der hat der Galgenvogel kein Wort geſagt, und darum halte ich ihn für einen Spitzbuben und ſchwarzen Verräther.“

„Uns erfreut Deine Treue und Anhänglichkeit“, ſagte der Monarch mit gütigem Blicke, „doch führt ſie Dich offenbar zu ungerechten Vorausſetzungen. Der alte Eumenes iſt als ein ſo weiſer als frommer Mann bekannt, und hat er die erſte Eigenſchaft dasmal bei ſeiner Rede an das Volk eben nicht ſehr bewährt, ſo hat ihn nur die zweite dazu verleitet.“

„Weiſe und fromm?“ fiel Erich eifrig und mit nordiſchem Freimuth ein. „Was das Erſte anlangt, ſo will ich nichts weiter dagegen einwenden, beſonders wenn es weiſe iſt ſich den Beutel zu ſpicken, wo es nur immer angeht, was aber die Frömmigkeit anlangt, ſo erlaube mir Eure purpurfarbene Majeſtät daran zu zweifeln. Wer ſeine nächſte Verwandte, ſeine Pflegetochter den Ungläubigen verſchachern kann, iſt ein Halunke, und wenn er dem heiligen Georg von Kappadocien eine Kirche gebaut hätte, und ſeinem Schimmel eine Kapelle.“

„Was ſagſt Du?“ rief erſtaunt der Kaiſer, „Eumenes hätte ſeine Verwandte —“

„Er hat ſie ſo gewiß den Türken verkauft, als ich dem Schutze des ſiegbringenden Kriegsfürſten Sanct Olaf vertraue!“ rief Erich mit Eifer. „Uebrigens kann Eure Heiligkeit gleich hinter die Sache kommen. Befehlt nur die Amme des Mädchens herzuführen und vernehmt ihre Ausſage, oder beſſer, laßt den Eumenes die Nichte zur Stelle ſchaffen. Kann er das, ſo will ich ihm den angethanen Schimpf abbitten, oder beſſer, ich will mit Jedem, den er ſtellen kann, die Sache in Eurer purpurnen Gegenwart ausfechten, kann er es nicht, ſo würde es nicht übel ſein, wenn Ihr den alten Schelm aufhängen, oder mindeſtens über die Brücke da draußen ſpaziren ließet.“

„Der tiefſte Kerker ſoll nicht tief genug für ihn ſein, wenn Deine Behauptung wahr iſt!“ fuhr der Kaiſer auf. „Beſtätigt ſich die Sache, ſo ſollſt Du belohnt werden, denn dann iſt die Nichtswürdigkeit dieſes Mannes nur allzuklar, und der Inhalt ſeiner Rede ward ihm vom Verrath eingegeben, beſtätigt ſie ſich nicht, dann, junger Menſch — hier warf der Kaiſer einen ſtrengen Blick auf den Jüngling — würde Dein guter Wille und Deine Tapferkeit kaum ausreichen, das Unrecht wieder gut zu machen. — Uebrigens will ich auch in dieſem Fall annehmen, daß Deine Abſicht gut geweſen.“

„Beim Schwerdte Odins, das war ſie!“ rief der Jüngling mit jugendlicher Wärme. „Habe ich mich geirrt, ſo ſoll es Niemand lieber ſein wie mir; kann mir Jemand das Gegentheil beweiſen, ſo will ich anſtatt des Eumenes in den Thurm ſpaziren, und wenn gleich ein ganzer Scheffel Erbſen auf der Brücke ausgeſchüttet werden wäre. — Aber noch Eins habe ich Eurer Hoheit mitzutheilen. Der Dollmetſch, von dem Ihr wiſſet, daß er ein ganz abſonderliches Betragen hatte, ſchien mir ein gefährlicher Kauz und eigentlich das Haupt der Geſandſchaft zu ſein. Die andern beiden Türken bewieſen ihm immer viel Ehrerbietung, und er mochte ein vornehmer Mann vielleicht der Großweſſir, die Andern aber nur ein paar Hampelmänner ſein, die er blos des Anſtands wegen mitgenommen. Er hätte am liebſten alle Thürme und Feſtungswerke durchkrochen, aber ich habe ihn immer nur dahin geführt, wo es weiter nichts auf ſich hatte. Er war manchmal ein wenig unwirſch darüber, aber am Ende ſchenkte er mir dieſen Ring. Ich gedachte im erſten Augenblicke das Kleinod nicht anzunehmen, aber er ſagte mir, daß es mich vom Untergange retten ſollte, und das war doch eine gute Meinung, wenn es auch ein Heidenhund war, der ſie ausſprach, und ich war deshalb außer Stande die Gabe abzuweiſen. Sintemal es aber einem Kriegsmanne nicht anſtehen will vom Feinde Geſchenke anzunehmen, ſo lege ich hiermit das Kleinod zu Euren purpurgebornen Füßen, damit Ihr darüber anderweitig beſtimmen könnet.“

Der Kaiſer blickte forſchend auf Erich, der ihn mit dem offenen, blauen Auge munter anſah, ergriff dann den Ring und ließ ihn im Strahle des Lampenlichtes funkeln.

„Ein werthvolles Geſchenk! — Ein Kleinod vom höchſten Werth!“ ſagte der Fürſt nach einer Pauſe indem er den Ring dem jungen Manne zurück gab. „Behalte es. Trage es zum Andenken Deſſen, der es Dir gegeben. Es wäre grauſam Dich eines Schatzes zu berauben, der vielleicht erſt dann ſich am koſtbarſten beweißt, wenn der Bau Deines Glückes ſammt ſeinen letzten Gerüſten in Trümmer zuſammen geſtürzt iſt.“

Konſtantin ſprach die letzten Worte mit ſo dumpfer Stimme, er begleitete ſie mit ſo melancholiſchem Blicke, daß der Wäringer davon überaus ergriffen wurde. — Der Monarch winkte jetzt, ohne noch ein Wort beizufügen, dem Jüngling gütig mit der Hand und dieſer verließ, nachdem er das Knie gebeugt, mit dem freudig muthvollen Rufe: Hael Kaisar! das Zimmer.

Am folgenden Tage verbreitete ſich in der ganzen Hauptſtadt das Gerücht, daß Eumenes, der Alte, in deſſen Hauſe die türkiſche Geſandſchaft gewohnt habe, wegen Einverſtändniſſes mit den Ungläubigen, verhaftet und in den Thurm der Blachernen eingeſperrt worden ſei. Man fügte hinzu, daß er ſein Vergehen zum Theil eingeſtanden habe, insbeſondere aber ſei er überwieſen worden, eine Verwandte den Türken verhandelt zu haben. Bootsleute, die das Mädchen nach dem Thale von Hunkiar Skeleſſi gebracht hätten, wären gleichfalls in's Gefängniß geworfen worden und hätten gegen ihn ausgeſagt. — — —

Kaum hatte die türkiſche Geſandſchaft Adrianopel erreicht, als es klar wurde, daß Mahomet nur hatte Zeit gewinnen wollen um die neue Feſte auf dem Azomaton zu bewaffnen, und ein ungeheures Heer zu verſammeln. Bald zog dies gegen die Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reichs heran. Die Stärke deſſelben wird von den Hiſtorikern ſehr verſchieden angegeben. Ducas, Chalcocondyles und Leonhard von Chios reden von drei bis viermalhunderttauſend Mann, Philelphus ſpricht von neunzigtauſend, Phranza der nächſte und genaueſte Beurtheiler beſtimmt die Zahl auf zweihundert und achtundfunfzigtauſend. — Konſtantinopel hatte in dieſer Zeit noch über hunderttauſend Einwohner. Es war nach den Begriffen damaliger Zeit ſtark befeſtigt. Nimmt man nur den vierten Theil der Einwohner, als die Zahl der vertheidigungsfähigen Männer an, ſo wäre noch die Möglichkeit dageweſen, die Belagerer abzuſchlagen, und dieſe Möglichkeit wäre um ſo eher zur Wahrſcheinlichkeit geworden, als die Seemacht der Griechen ſehr anſehnlich, und in Beziehung auf geſchickte Führung der der Türken, die zwar auf Propontis zweihundert Segel, unter dieſen aber nur achtzehn Kriegsgaleeren hatten, überlegen war. Konſtantin befahl daher eine Zählung der kampffähigen und zur Vertheidigung willigen Einwohner. Wie groß war der Schmerz und das Entſetzen des unglücklichen Fürſten, als er ſah, daß viertauſend neunhundert Mann die ganze Nationalvertheidigung ausmachten. Rechnete man die Leibwache und andere herbeigekommene Fremde hinzu, ſo betrug die Zahl der Kämpfer noch nicht völlig achttauſend Mann. Dieſe ſollten eine Stadt von faſt drei deutſchen Meilen im Umfange gegen ein zahlloſes Barbarenheer, an deſſen Spitze ein junger und grauſamer Eroberer ſtand, vertheidigen. „Wozu aber auch kämpfen?“ ſagten die Tauſende, welche den hohen Römernamen entehrend, die Hände in den Schooß legten. „Der Engel von der Theodoſiusſäule und der Bettler werden ohne unſer Zuthun ſchon Alles in Ordnung bringen!“ — Mahomet bereitete indeſſen die Ketten für die Elenden, welche ſchon Sklaven waren, ehe man ſie ihnen anlegte. — — —

Von dem Dreieck, welches durch die Hauptſtadt gebildet wurde, waren zwei Seiten — die am Meere — dem Feinde unzugänglich gemacht worden; der Propontis durch die Natur, der Hafen durch die Kunſt. Die dritte Seite des Triangels — die Landſeite — deckte ein doppelter Wall, und ein hundert Fuß tiefer Graben; ihre Länge betrug ungefähr dreiviertel Meilen. Hier, dies wußte man, werde der Angriff der Türken beginnen. Wirklich war am 6ten April 1451 die ganze Ebene, ſo weit das Auge trug, von den herbeiſtrömenden Barbarenhorden erfüllt. Auf ſchaumbedeckten Roſſen jagten unter furchtbarem Geſchrei zahlreiche Haufen der Dehlis (Freiwillige; wörtlich: Tolle) bis an die Mauern, und ſchleuderten ihre Wurfſpieße über den Graben, indem ſie ihre ſchnaubenden arabiſchen Renner tummelten und Läſterungen ausſtießen. In mehrere Heerſäulen getheilt rückte die Hauptmacht der Türken hinter ihrer Vorhut heran, und zu gleicher Zeit entfalteten die türkiſchen Galeeren und hunderte von Transportſchiffen die Flagge des halben Mondes auf dem Propontis, indem ſie ſich in einem ungeheuren Halbkreiſe aufſtellte. Immer näher, immer gedrängter erſchienen die feindlichen Kolonnen. Man ſah die Roßſchweife und eine Menge bunter Fähnchen in der Luft flattern, man erblickte die flimmernden Damasſcener, die todſtrahlenden Osmanenlanzen, man hörte die wilde Muſik, das tobende Geſchrei der Barbaren. Jetzt rings das Blachfeld erfüllend, in welchem die bunten Gewänder der die Ebene durchwimmelnden Tauſende, wie ein Farbenmeer ſchimmerten, nahmen die Türken ihre Stellung, einen Kanonenſchußweite entfernt von Konſtantinopel. Die europäiſchen Völker ſtanden an der Seite des Hafens, die Aſiaten an der äußerſten Linken am Meeresufer, der Kern des Türkenheeres, die Janitſcharen, im Centrum. Hier auf einem Hügel erhob ſich als wie aus der Erde plötzlich emporſteigend, ein glänzendes, in allen Farben des Regenbogens ſchimmerndes Zelt. Eine mächtige rothe Fahne, in deren Mitte ein ſilberner

Halbmond, aufgepflanzt auf des Zeltes Gipfel, entrollte in dem Morgenwinde ihre weiten Falten, und peitſchte die Lüfte. Der Beherrſcher Aſiens, der Eroberer Europas Mahomet der Zweite ruhte hier auf ſeidenem Kiſſen in der Mitte ſeiner Weſſire, und ſah mit glühendem Auge, wie der Königsgeier auf ſeine Beute, auf die vor ihm liegende Konſtantinopolis. — In wenigen Stunden erhob ſich in der weiten Ebene, wie durch den Stab eines böſen Zauberers hervorgerufen, eine waffenſchimmernde, Tod und Verderbendrohende Zeltſtadt. Das dem Griechenreiche den Untergang bringende Barbarenlager war geſchlagen. — — —

Schon in den erſten Tagen bereiteten ſich die Türken zur Belagerung vor. Schanzen wurden aufgeworfen und Geſchütz hineingeführt. Es war das erſtemal, daß die Kanone zur Seite der Katapulte und des Widders ſtand, vielleicht das letztemal, daß die Schleuder- und Stoßmaſchinen der Alten zugleich mit der Feuerwaffe angewendet wurden. In dem Hauptangriffswerke der Türken befanden ſich mehrere Geſchütze von beträchtlicher Größe. Das bedeutendſte unter dieſen war eine ungeheure Kanone, die ein ungariſcher oder däniſcher Ueberläufer zu Adrianopel gegoſſen hatte. Ihre Mündung hatte zwölf Palmen Weite und die ſteinerne Kugel wog über ſechshundert Pfund. Hundert Stadien in die Runde hörte man den Knall dieſes Zerſtörungswerkzeugs, welches auf einem Geſtell von dreißig zuſammengefügten Wagen, von zweihundert Menſchen und ſechzig Ochſen herbeigeſchleppt worden war. Aber auch die Griechen waren nicht müßig geweſen. War zwar die Geſammtheit des Volkes verächtlich und geſunken, ſo gab es doch außer den Fremden noch einige hundert tapfere Männer, und an ihrer Spitze ſtand ein Mann von Seelengröße. Konſtantin, der einzige Griechenkaiſer der des glorreichen Namens, den er trug, würdig war, zeigte ſich in dieſen Tagen als ein Held. Ueberall war er zu finden, ermuthigend, ermahnend, durch eigene Hingebung ein Beiſpiel aufſtellend, das um ſo größer war, um ſo mehr gewürdigt werden muß, als dem, der es gab nicht verborgen bleiben konnte, daß er nicht mehr für ein glorreiches Leben kämpfe, ſondern nur für einen ruhmvollen Tod. — Die Worte, das Beiſpiel des Kaiſers wirkten auch in der That dergeſtalt auf das Häuflein der Freiwilligen, daß ſie durch ihren Heldentod ein thatenloſes Leben abbüßten, und auch die Fremden behaupteten die Ehre der abendländiſchen Ritterſchaft. Die unaufhörlichen Salven von Wurfſpießen und Pfeilen waren von dem Feuer des kleinen Geſchützes begleitet. Sie führten eine Art Wallbüchſen, welche fünf bis zehn Kugeln von der Größe einer Wallnuß ſchoſſen, und in den dicken geſchloſſenen Reihen der Türken wurden mehrere Bruſtſchilder und Körper von derſelben Kugel zugleich durchbohrt. — — — So wie einige Tage unter ſtetem Kampfe aus der Ferne, ohne entſcheidende Wirkung vergangen waren, überzeugte ſich Mahomet, daß er etwas zu voreilig auf gänzliche Muthloſigkeit der Griechen und augenblickliche Ergebung gerechnet habe. Die Belagerung ging einen regelmäßigen Gang. Er beſchloß Minen zu graben, um auf unterirdiſchem Wege in die Stadt zu dringen. Dieſer Verſuch mißlang. Man traf Felſenboden; auch war die Kunſt Minen mit Pulver zu füllen und ſie zu ſprengen damals noch nicht erfunden. Jetzt näherte ſich ein hölzerner auf Walzen geſtellter Thurm den Mauern. Eine dreifache Bedeckung von naßerhaltenen Rindshäuten ſicherte die ungeheure Maſchine, aus deren Schießluken ſich unaufhörliche Geſchützſalven entladeten, vor den Geſchoſſen der Belagerten. Durch mechaniſche Vorrichtungen konnte mittelſt Winden eine Sturmleiter bis zur Höhe der Platteforme erhoben werden, und dieſe dann zur Werfung einer Brücke dienen, mittelſt deren man die Mauern erſteigen konnte. Wirklich hatte es den Anſchein, als ob die ſeltſame Kriegsmaſchine weſentlich zur Eroberung der Hauptſtadt beitragen würde. Die Türken kamen mittelſt derſelben bis auf den Wall, aber nach wüthendem Kampfe wurden ſie von dieſem zurückgetrieben, und in der darauf folgenden Nacht ſtand der Thurm auf einmal in Flammen. Mit Schrecken ſah man die künſtliche Maſchine in Aſche ſinken. Ein junger Anführer der nordiſchen Barbaren, hieß es im türkiſchen Lager, habe es zur Nachtzeit gewagt ſich von der der Mauer herabzulaſſen, und mittelſt einer Röhre unauslöſchlichen Feuers — das griechiſche Feuer war damals noch gekannt — die Maſchine anzuzünden. „Ich kenne nur Einen in Stambul“, rief Mahomet als er es vernahm, „der ſo kühn ſein konnte dieſe That auszuführen, aber das Wort des Geſandten Allahs, und der ſieben und dreißigtauſend Propheten hätten mich nicht zu dem Glauben verleiten können, daß ein einziger Ungläubiger in ſo kurzer Zeit ein ſolches Werk zerſtören konnte. — — —“

Da Mahomet auf der Landſeite auf ſo unerwartete Schwierigkeiten ſtieß, ſo richtete der ſo kühne als kluge Eroberer ſein Auge jetzt auf das Meer. Die Ueberlegenheit der Griechen zur See, ihre Geſchicklichkeit in Führung der Schiffe, die Tüchtigkeit des Anführers der Galeeren, des Genueſers Giuſtiniani, war zwar anerkannt, auch pflegten die Türken zu ſagen, daß wenn ihnen Allah die Erde gegeben, er den Ungläubigen das Meer gelaſſen habe, auch hatten fünf chriſtliche Schiffe einen glücklichen Kampf gegen die Türken beſtanden, obgleich Mahomet am Ufer die

Seinen durch Wort und Wink angefeuert, ja in der Wuth ſeinen turkmanniſchen Renner bis in die Wellen des Propontis geſpornt hatte, aber der Sultan ſah ein, daß wenn er die Stadt von der Land- und Seeſeite zugleich angriff ſie in ſeine Hände fallen müſſe, da die ohnehin ſchwache Zahl der Vertheidiger ſich zu theilen gezwungen ſein würde. Jetzt zwar war der Hafen unzugänglich. Eine undurchdringliche Kette von acht großen und mehr als zwanzig kleineren Schiffen verſperrten denſelben, auch mußten die Türken jeden Augenblick das Auslaufen der Flotte und ein Gefecht in offenem Meere erwarten. Konnte man eine Anzahl Schiffe in den obern Theil des Hafens bringen, dann war Alles gewonnen. Dieß ſchien indeß außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen; eine große Landſtrecke lag dazwiſchen. Die Griechen hätten eher das Verſinken der Stadt als den Transport einer Feindesflotte über feſtes Land erwartet. Wie erſtaunten ſie als ſie dies Wunder vor ihren Augen vollführen ſahen! — Das Genie Mahomets hatte das Unmögliche möglich zu machen gewußt. Ein Weg über unebenes Land, durch dickes Geſträuch war auf mehrere Meilen Länge geebnet, die breite Straße mit dicken Bohlen belegt, und dieſe mit Fett beſtrichen worden. Achtzig Galeeren von dreißig oder funfzig Rudern, wurden nun aus dem Bosporus an's Land gebracht, auf Walzen geſetzt und mit Anwendung von Hebeln durch Menſchenhände vorwärts bewegt. Zwei Steuermänner ſtanden am Hauptruder und Vordertheil jedes Schiffes, die Segel wurden aufgeſpannt, und mit Entſetzen ſahen die Griechen eine Feindesflotte, langſam unter Geſang und wilder Muſik einen Hügel erklimmen, ſich näher und näher bewegen, und endlich ohne von den tiefer gehenden Schiffen der Griechen beläſtigt werden zu können in das ſeichte Fahrwaſſer des obern Hafens ſenken. — — —

Sobald Mahomet das ungeheure Werk vollendet hatte, errichtete er am ſchmalſten Orte des Oberhafens eine Brücke aus großen Tonnen und Fäſſern mit Erde überſchüttet. Auf dieſer Art ſchwimmender Batterie pflanzte er ſeine große Kanone auf, und achtzig Transportſchiffe und Kriegsgaleeren erwarteten den Befehl, Truppen mit Sturmleitern verſehen an der zugänglichſten Seite des Meerufers an's Land zu ſetzen. Von allen Seiten bearbeitete indeß das türkiſche Geſchütz die unglückliche Stadt. Mauern, Befeſtigungswerke, die ſeit Jahrhunderten der Gewalt des Feindes und der Elemente widerſtanden hatten, ſtürzten in Trümmern. Die Entmuthigung nahm indeſſen bei den Belagerten von Tage zu Tage zu. Es brachen Meutereien unter den Truppen aus. Um die Empörer zufrieden zu ſtellen, mußte ein Theil der Kirchenſchätze unter ſie vertheilt werden. Die Elenden lechzten nach einer Beute, von der ſie vorausſehen konnten, daß ſie nur noch wenige Tage, ja Stunden in ihren Händen ſein würde. Auch unter den Großen herrſchte Zwietracht. Der Protoſpathar und der Großdux Giuſtiniani beſchuldigten ſich gegenſeitig der Verrätherei. Die Mehrzahl der Einwohner verſank in Entſetzen und die tiefſte Erſchlaffung. Sie, die noch vor Kurzem eine Eroberung der Stadt als unmöglich geträumt hatten, blickten ſtumm und in Erſtarrung nach dem Gipfel der Säule des Theodoſius, dem Punkte, woher der Rettungsengel mit dem Schwerdte kommen ſollte. —

Inzwiſchen ward eine Botſchaft an Mahomet geſendet. Man hatte ihm Tribut angeboten. Alles umſonſt. „Eure Stadt will ich; nicht Gold!“ hatte der ſtolze Aſiate den Geſandten zugerufen. „Duldung oder ſichern Abzug ſollt Ihr haben, wenn Ihr mich friedlich meinen Thron in dem Blachernal aufrichten laſſet, wo nicht, ſo ſollet Ihr, und wenn Ihr Vogelſchwingen hättet, meinem rächenden Arme nicht entgehen!“ — — — So wie die Geſandſchaft nach Konſtantinopel zurückgekehrt war, verſammelte Mahomet ſeine Paſchas, Beys, und Beglerbeys. Er ſtieg zu Pferde und befahl Alles zum Sturme zu bereiten. Auf ſeinem Schimmel in die Mitte ſeiner Krieger ſprengend, ſtreckte er ſeinen nervigen Arm gegen die dem Tod und der Verheerung gewidmete Konſtantinopolis. „Dieſe Stadt und die Gebäude ſind mein!“ rief er aus. „Euer iſt das Volk, die Schätze an Gold und Schönheit. Seid reich, ſeid glücklich! Viel ſind der Provinzen meines Reiches. Der unerſchrockene Krieger, welcher die Mauern Stambuls zuerſt erſteigt, ſoll mit der reichſten und ſchönſten Statthalterſchaft belohnt werden, und meine Gnade wird ihn über ſeine kühnſten Erwartungen mit Ehre und Glücksgütern überhäufen! —“

Kaum ſchwieg der Sultan, als ein nakter, ſpärlich mit einem Felle bedeckter Santon (türkiſcher Heiliger) vorſprang. Er war bis zum Gerippe abgezehrt, ſein Auge rollte in wildem Wahnſinn, ſein knochiger Arm war gen Himmel erhoben. „Kinder des Propheten, Bekenner des Islams!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme. „Aus jenen ſeligen Höhen blickt der Geſandte Allahs, blicken Omar, Ali, Abubekr und Tauſende heiliger Propheten auf Euch hernieder. Sie ermahnen, ſie fordern Euch auf zum Kampfe, zum Tode. Dringt hinein, und erſchlagt Alles was da lebt, vom Aufgange bis zum Niedergange; verſchont nicht das Kind in der Wiege. Wer da lebt wird glücklich ſein, wer da ſtirbt glücklicher! Er wird leben in ewiger Jugend umgeben von den Gärten, erfriſcht von den

Strömen des Paradieſes, und wird ein namenloſes nie endendes Entzücken finden in den Armen ſchwarzäugiger nie alternder Houri's!“

Wie das Kettengeklirre eines Rudels gefeſſelter Panther, denen man das lange entzogene Futter vorwirft, tönte, als der Santon geendet hatte, das Raſſeln der Waffen und Schilder durch die Ebene, und wie mit einer Stimme rief kampfentbrannt das Heer: „Es iſt nur ein Gott und Mahomet iſt ſein Prophet! — — —“

Verheerend wie glühende Lavawogen wälzte ſich das Türkenheer gegen das unglückliche Byzanz. — —

Schon am Abende vorher, am achtundzwanzigſten Mai des Jahres eintauſend vierhundert dreiundfunfzig hatte man die ſichere Ahnung, daß mit Anbruch des folgenden Tages der allgemeine Sturm beginnen würde. Die edelſten der Griechen waren in den Palaſt gerufen worden, der Kaiſer hatte ſie ermahnt treu zu ſein bis zum Tode. Thränen waren gefloſſen, Konſtantin hatte Abſchied genommen von den Seinen, er hatte in der Sophienkirche das Abendmahl empfangen. Nachdem er noch einige Augenblicke in dem Palaſte der Blachernen ausgeruht, dachte er an das Scheiden. Er verſammelte nochmals ſeine Familie und die treueſten ſeiner Diener. Unter Thränen und von allen Seiten ertönenden Wehklagen, beſtieg er ſodann ſein Roß um nach dem Thore des heiligen Romanus, dem am meiſten bedrohten Punkte, zu eilen. So verließ der letzte byzantiniſche Kaiſer auf ewig den Palaſt ſeiner Väter. — —

Im Oſten erſchien bereits ein röthlicher Schimmer, als Konſtantin den Wall beſtieg. Die ſechste Kohorte der Unſterblichen und die dritte der Waringer hatte dieſen Punkt beſetzt. Erich Haraldſon befehligte die letztere. Umgeben von einer Anzahl ſeiner Großen, dem Protoſpathar, dem Großdomeſticus, dem Protoſtrator, dem Großdux, erſchien der Kaiſer auf dem Walle. Er war in Stahl geharniſcht; ein Helm, den eine goldene Krone zierte, bedeckte ſein Haupt, eine purpurne mit Gold geſtickte Schärpe ſeine Schultern. Sein edles Antlitz ſchien heiterer wie ſonſt, ſein Auge blickte weniger melancholiſch, der Glanz der Verklärung ſtrahlte bereits aus ihm. So wie er den Wall betrat wendete er ſich an Erich.

„Siehe da, mein junger Barbar!“ ſprach er lächelnd. „Du wirſt Dich jetzt nicht mehr über Unthätigkeit zu beklagen haben. Es iſt nur zu bedauern, daß der Lohn, der Dich für Deine Tapferkeit erwartet, nicht ſo ſein wird wie Du ihn verdienſt. Ich glaube indeß, daß wenn Du dieſen Tag überlebeſt und Deine Heimath einſt wiederſehen ſollteſt, Du eine Art Belohnung darin finden wirſt, daß der Kaiſer

— hier zog er den Stahlhandſchuh aus — Dir zum Abſchied ritterlich Handſchlag geboten.“

„Bei dem Hammer Thors!“ rief freudig der junge Mann, indem er die Hand des Fürſten kräftig ſchüttelte und ſie dann an ſeine Lippen drückte. „Herr! Ihr verſteht es guten Willen zu belohnen. Euer Handſchlag macht mir mehr Freude, als wenn Ihr mir einen langen Namen gegeben hättet, für den ich am Ende, noch im Laufe dieſes Tages eine Spanne zu kurz gemacht werden dürfte.“

„Haſt Du etwas Beſonderes im Lager der Feinde bemerkt, mein junger Freund?“ fragte Konſtantin, dies Geſpräch abbrechend. „Es iſt nur zu gewiß, daß ſie heute einen allgemeinen Angriff unternehmen werden.“

„Verlaßt Euch drauf, das wird der Fall ſein!“ entgegnete Erich mit Sicherheit. „Man vernahm die ganze Nacht kein Geſchrei, keine Spottreden, wie die Ungläubigen es ſonſt zu halten gewohnt ſind. Gewiß iſt ihnen dergleichen heut ſcharf verboten. Bei alledem iſt aber eine ſo ſonderbare Bewegung, wie die eines entfernten Murmelns, eines dumpfen Schalles in der Luft. Ich wette darauf, daß wenn ſich der dicke Frühnebel hebt, wir das ganze Heer der Ungläubigen unter Waffen ſehn werden. Deshalb iſt es mir auch unbegreiflich, wie der Sultan eben dieſen Nebel nicht zu einem allgemeinen Angriff — —"

In dieſem Augenblicke ertönte in den Reihen der Türken jener Ruf, den wir früher erwähnten. Wie ein vernichtender Donner wälzte er ſich über das Gefilde.

„Sie kommen! ſie kommen!" ſprach Lyſos der Anführer der Unſterblichen, und ſeine Zähne ſchlugen hörbar an einander. Zitternd trat er an Erichs Seite.

„Seid ſo gut Herr, und ſtellt Eure Leute in Ordnung, oder ich ſtoße Euch meinen Dolch in den Leib!" ſprach der Scandinavier den Griechen ſo drohend anblickend, daß dieſer erſchrocken zu ſeinen Untergebenen eilte.

Der Kaiſer zog jetzt das Schwerdt. —

In dieſem Augenblicke wälzten ſich die Angriffshaufen der Stürmenden daher. Rings um die ganzen Mauern Konſtantinopels krachte das Geſchütz, knatterte das Gewehrfeuer, ertönte der Allahruf der Türken, oder das Kyrie eleiſon der Griechen. — Die vorderſten Reihen der Stürmenden beſtanden aus den Dehlis, Schwärmern, die, um bald zu ſitzen in des Paradieſes heiligen Lauben, ſich dem Tode weihen. Mit ihnen, ohne Ordnung, ohne Befehl, waren vermiſcht ganze Haufen rumeliſcher Landleute und Vagabunden, lechzend nach Blut und Beute, Tollkühnheit und der Drang ihrer Hinterleute führte ſie wie blind gegen Graben und Mauern, und bald war die Tiefe des erſtern mit ihren Leichen gefüllt. Nicht eine Kugel, nicht ein Pfeil der Griechen ging in dem dichten Haufen verloren. — Jeder fand in einer Menſchenbruſt ſein Ziel. — Der Tod dieſes ungeregelten Vortrabs nützte den Angreiſenden mehr wie ihr Leben. Ueber ihre Körper, über den mit Leichen gefüllten Graben, führten die Sandſchaiks, Paſchas und Beglerbeys von Rumelien und Anatolien ihre Truppen zum Sturm. Der Kampf war furchtbar. Wie Löwen ſchlugen ſich die Wäringer durch das Beiſpiel Erichs aufgemuntert. Angefeuert durch deren Tapferkeit kämpfte ſelbſt die Wache der Unſterblichen mit Muth. Das edelſte Vorbild war der Kaiſer. Ruhig wie Horazius Cocles auf jener ewig merkwürdigen Brücke, focht er an der Spitze ſeiner Garden, und ſeine Stimme, aufmunternd, ermahnend, anfeuernd, ertönte überall. Selbſt die Würdenträger des Reiches ſich zum erſtenmale ihrer edlen Abkunft werth zeigend, wurden entflammt durch das Beiſpiel ihres Monarchen; ſie kämpften auf eine Weiſe, die eines beſſern Ausgangs würdig war. Mehrmals drangen die Türken bis an den Wall, wo früher das Kanonenfeuer, ſpäter der Widder eine Art Breſche gemacht hatten, ſie wurden indeß mit ungeheurem Verluſt zurückgetrieben. — Schon hatte man zwei Stunden gekämpft. Noch behaupteten die Griechen den Wall, um welchen ſich die Leichenhaufen der Stürmenden immer noch erhöhten, und das Angriffsgeheul der Türken, das Wehklagen der Verwundeten, das Winſeln der Sterbenden immer entſetzlicher ertönte. Laut und ruhig erſchallte mitten in dem Tumult die Stimme des Kaiſers. Er ermunterte die Seinen durch eine letzte Anſtrengung das Vaterland zu retten. In dieſem verhängnißvollem Augenblicke nahten ſich die Heerhaufen der Janitſcharen, friſch, muthig, von Glaubenseifer beſeelt. Der Sultan ſelbſt, auf ſeinem eiſengrauen Hengſte, eine eiſerne Streitaxt in der Rechten, war auf einem naheliegenden Hügel Zeuge ihrer Tapferkeit. Umgeben von zehntauſend Mann ſeiner Kerntruppen und bereit ſolche auf den entſcheidenden Punkt zu werfen, lenkte er die Wogen des Kampfes mit Blick und Stimme. Eine Anzahl Scharfrichter war hinter der Linie der Streitenden vertheilt. Augenblickliche Enthauptung war das Loos der Fliehenden. — Der entſcheidende Augenblick rückte indeß immer näher. Die Janitſcharen begannen den Sturm. Der donnernde Ruf: „La illah il allah! Mohammed rasul allahi!“ ertönte aus tauſend Kehlen, und durch ihn, ſo wie durch den Schall der Trommeln, Trompeten und Attabellen, wurde jeder Schrei des Schmerzes und der Klage übertäubt. — — —

Vielleicht würde der Angriff der Janitſcharen eben ſo wie der, des aſiatiſchen ungeregelten Kriegsvolks abgeſchlagen worden ſein, aber in dieſem Augenblick ereignete ſich ein Vorfall von der unglücklichſten Art. Eine Kugel durchbohrte den Panzerhandſchuh des Genueſers Giuſtiniani, der bis dahin tapfer gekämpft hatte. Unerträglicher Schmerz entmuthigte den Befehlshaber, er entfernte ſich von dem Walle um einen Wundarzt zu ſuchen. „Wo willſt Du hin?“ rief der Kaiſer dies augenblicklich bemerkend. „Deine Wunde iſt unbedeutend, Deine Gegenwart unentbehrlich.“ — „Ich will“, entgegnete der zitternde Genueſer, „mich durch denſelben Weg retten, den Gott den Türken geöffnet hat!“ und entfloh durch einen Mauerbruch des innern Walles. —

Die kleine Kugel, welche die Hand des Italieners zerſchmettert hatte, zerbrach zugleich auf ewig die Krone der byzantiniſchen Kaiſer. So wie die „Unſterblichen“ Den, der für einen tapfern Mann gegolten hatte, ſich entfernen ſahen, begannen ſie zu wanken, und Lyſos, ihr Anführer, gab bald das erſte Signal zu wilder Flucht; in ungeheurer Verwirrung verließen ſie den Wall und ſtürzten ſich in die Stadt. Auch die Wäringer wurden durch die Fliehenden in Unordnung gebracht, doch kämpften ſie, Erich an ihrer Spitze, ihm zur Seite der Kaiſer und ſeine Großen, mit dem Muthe der Verzweiflung fort. Mehrere der letztern fielen ritterlich an der Seite ihres Monarchen. Kantacuzenes, Loredano, Franceſco de Toledo fanden einen rühmlichen Tod. In dieſem Augenblicke erſchienen dreißig Janitſcharen auf dem Walle; ihr Anführer, Haſſan, war ein Mann von rieſiger Geſtalt und Kraft. Mit dem Säbel in der einen, dem Schilde in der anderen Hand, wollte er ſich auf den Kaiſer ſtürzen. Erich ſprang ſogleich zwiſchen Beide, und fiel wie ein junger Löwe den Rieſen an. Der Kampf, Mann gegen Mann, entbrannte. Nach mehreren Augenblicken ſtürzte der Janitſchar von einem Schwerthiebe Erichs verwundet auf die Knie, aber — er focht ſelbſt auf den Tod verwundet weiter. Ein Hagel von Pfeilen ſtürzte ihn endlich zu Boden; er und achtzehn ſeiner Gefährten wurden vom Walle geworfen. — —

Leider war dieſer letzte, für die Griechen glückliche Erfolg nicht zum Ziele führend. Das Beiſpiel Haſſans hatte gezeigt, daß der Wall nicht unerſteiglich ſei. Ein Schwarm von Türken bedeckte ihn jetzt von allen Seiten. Die Wäringer wurden zurückgetrieben. In dem Momente des Weichens rief, um das Maaß des Unglücks voll zu machen, eine Schreckensſtimme: „Das Thor des Fanar's iſt erſtürmt! die Türken ſind in der Stadt!" — So wie dieſer Ruf erſcholl, ſtanden die Vertheidiger ſtarr vor Entſetzen. Konſtantin erholte ſich zuerſt. Er riß die mit goldenen Adlern beſäete Purpurſchärpe von den Schultern und warf den Helm mit der Kaiſerkrone und ſeine Halskette unter dem Ausrufe: „Jetzt iſt es Zeit zu ſterben!“ mitten unter die Feinde. Mit hocherhobenem Schwerdte ſtürzte er ſich in den dichteſten Haufen der Türken. — Niemand hatte ihm — ſo ſchnell war ſein Vorſatz gefaßt — folgen können als Erich, der den Fürſten nicht aus den Augen verlor. Beide kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Wen ihre Schwerdter berührten ward zur Leiche. Endlich ermattete der Kaiſer. „Iſt kein Chriſt hier, der mir den Kopf abhaue?“ rief er mit dahinſterbender Stimme.

„Fürſt! denkt an Gott und fallet von Feindeshand, als ein Märtyrer, ein König und ein Held!“ entgegnete ihm Erich ernſt.

Eine Wolke von Pfeilen bedeckt beide Kämpfenden. Sie wurden nicht mehr geſehen. — Wenn der Wanderer des heutigen Tages durch das Thor von Tophana geht, ſo trifft er wenige Schritte entfernt eine elende Kaffeeſchenke; unweit von ihr ſtreckt ein alter Platanenbaum die knorrigen Aeſte in die Lüfte. „Hier“, ſagt dann wohl ein bettelnder Grieche, „hier fiel Konſtantin der letzte der Paläologen.“ — — —

Acht Stunden nach Sonnenaufgang herrſchte Raub und Plünderung in der unglücklichen Stadt. Die zitternden Einwohner verließen voll Entſetzen die Häuſer und wurden, wie Viehheerden, die Männer mit ihren Gürteln, die Weiber mit ihren Schleiern gebunden, auf den öffentlichen Plätzen, beſonders auf dem Hippodrom und dem Platze vor der Sophienkirche zuſammengetrieben. Hier ſah man den Senator mit dem Bettler, die edelſte Jungfrau mit der Hetäre zuſammengekettet. Um die neunte Stunde zog der Sultan im Triumphe durch das Romanusthor in die Stadt. Er war umgeben von ſeinen Weſſiren und Leibwachen, von denen jeder — wie ein byzantiniſcher Geſchichtsſchreiber mit etwas Uebertreibung ſagt — ſtark wie Herkules, behend wie Apoll, und im Kampfe zehn gewöhnlichen Sterblichen gleich war. Im Antlitze des Sultans glänzte Siegesfreude und Fröhlichkeit. Er tummelte dann und wann den ſtolzen Hengſt, und winkte mit der eiſernen Streitaxt, die er in die Hand hielt, ſeinen Günſtlingen, indem er ſie auf die Pracht der Gebäude und die ihren Augen ſeltſam erſcheinenden Säulen und Bildwerken aufmerkſam machte. —

Auf dem Hippodrom befand ſich unter der Maſſe altgriechiſcher dort aufgeſtellter Prachtwerke, auch eine von drei zuſammengewundenen Schlangen gebildete, ungefähr ſechs Fuß hohe Säule, welche wegen ihres Alterthums heute noch von den Liebhabern alter Kunſt auf dem Atmeidan aufgeſucht wird. Mochte ſie dem Beherrſcher der Moslims als der Talisman der Stadt erſcheinen, war es um ſeinen Umgebungen ſeine Körperſtärke ſehen zu laſſen, Mahomet erhob den Arm und zerſchmetterte im Vorbeireiten mit der Streitaxt den Kopf eines dieſer Ungeheuer. —

Von dem Hippodrom aus konnte man die glänzenden Zinnen des Blachernals erblicken. Das Auge des Sultans wandte ſich nach jener Gegend. Eine traurige Betrachtung über menſchliche Größe ſchien ſich in dieſem Augenblicke dem Fürſten aufzudrängen. Den Streithammer nach jener Gegend ausſtreckend, wandte er ſich zu einem ſeiner Weſſire und wiederholte ein zierliches Diſtichon perſiſcher Dichtkunſt. „In dem Kaiſerpallaſt“, ſagte er,

„In dem Kaiſerpallaſt wob ſich die Spinn' ihr Gewebe,
Und den Wachgeſang krächzt von Afraſibs Thürmen die Eul'.“

„O ihr Götter und Göttinnen!“ ziſchelte in dieſem Augenblicke einer der Gefangenen — es war der elende Lyſes — einem andern in's Ohr. „Kommt Dir das Geſicht des Sultans und ſeine Stimme nicht bekannt vor! — Beim Herkules! Es iſt Niemand anders wie jener Dollmetſch, mit dem der nordiſche Büffel, der Centurio, der ihm zur Begleitung gegeben wurde, und der ſich aus Anhänglichkeit an die purpurgeborne Majeſtät wahrſcheinlich wie ein Narr hat abſchlachten laſſen immer herumlief. — Beim Pluto! Das hätte ich wiſſen ſollen, daß jener Ibrahim der Sultan war. Es hätte mir ein gut Stück Geld eintragen ſollen, entweder auf die eine oder die andere Weiſe. —“

Ein paar Rippenſtöße, die der ehemalige Befehlshaber der Unſterblichen von einer Türkenfauſt erhielt, machten ſeinem Geſchwätz ein Ende. — —

Der Zug des Sultans ging indeß nach der Sophienkirche. Er ſelbſt wollte ſie für den Islam in Beſitz nehmen. So wie er auf dem Platze vor derſelben ankam, überblickte er die zahlreichen dort aufgeſtellten Gefangenen mit ſtolzem, kaltem Auge. Dann ſtieg er vom Pferde und wollte, gefolgt von ſeinen Paſcha's und Weſſiren, ſich in den hehren Tempel begeben, als ſich ein ganz beſonderer Auftritt ereignete. Jener halbverrückte, abgezehrte Santon, der aber bei den Türken in höchſtem Anſehn ſtand, trat plötzlich vor den Eingang. „Zurück Padiſcha!“ ſchrie er. „Zurück Emir al Mumenin! Ein Flecken haftet auf Dir. Du biſt nicht würdig den Tempel der Verfluchten dem einigen Gotte und ſeinem Geſandten zum Weihopfer zu bringen; dazu gehören reinere Hände als die Deinen. —“

Mahomet trat erſtaunt zurück. Die Reihe des

Zorns überlief ſein Geſicht, doch ſuchte er ſich, ſtaatsklug wie er war, ſogleich zu faſſen.

„Und was“, ſprach er gefaßt, „was tadelt Abubekr ben Omar an dem Eroberer Stambuls?“

„Daß er“, rief keck der Santon, „nur Städte bezwingen kann, nicht ſein eigenes Herz. — Siehe“, rief er, indem er kühn den Knochenarm gegen den Sultan ausſtreckte, „die Söhne des Islams haben vierzig Tage vor dieſen Mauern geſtritten, aber es ſind ganze Tage vergangen, in denen Du Dich nicht in ihren Reihen gezeigt. Der Eingang in dieſe Mauern, die Sturmlucke war offen ſeit mehr als drei Tagen, Du haſt den Sturm erſt heute anbefohlen, und dennoch iſt jeden Tag, jede Nacht das Blut der Bekenner des Islams gefloſſen. Warum haſt Du nicht mit größerem Eifer daran gearbeitet die verfluchte Höhle der Ungläubigen zu bezwingen? Warum haſt Du in unnützen Gefechten das Blut des Moslemim vergeudet? Ich will es Dir ſagen. Du liegſt wie ein Sklave in den Feſſeln eines ungläubigen Weibes. Sie hat Dir Dein Herz genommen. Der Beſieger Stambuls iſt ſelbſt nichts als ein Beſiegter.“

„Wie kannſt Du tadeln“, fuhr Mahomet auf, „was der heilige Koran erlaubt. Darf der Padiſchah nicht eine Ungläubige zum Weibe nehmen? —“

„Ha! Iſt ſie etwa Dein Weib?“ rief höhniſch der Santon. „Kannſt Du Dich rühmen ihrer Gunſt? — Sprich Padiſchah! — Siehſt Du! — Du ſchweigſt. — — Geh, Sultan, geh!“ ſetzte er hohnlachend hinzu. „Du haſt eine Stadt erobert, aber durch Deine Sorgloſigkeit iſt das Blut der Gläubigen wie Waſſerbäche vergoſſen worden. Du willſt die Welt beherrſchen, willſt Moſcheen weihen, und beugſt Dich unter den Willen eines ungläubigen Weibes. —“

Wüthend griff der Sultan am Ende der Rede des Santons nach ſeinem Säbel, doch plötzlich einen andern Gedanken faſſend, wandte er ſich mit unterdrücktem Zorn an ſeine Weſſire.

„Ihr ſollt Richter ſein zwiſchen mir und dieſem Santon!“ ſprach er und ſeine Lippen zuckten vor unterdrückter Wuth. „Sprecht! Habe ich der Griechin wegen das Reich vernachläßigt? Habt Ihr an mir eine Aenderung bemerkt? — Wie? Ihr ſchweigt? — Sprich heiliger Mufti! — hier wandte er ſich an einen ſilberbärtigen Greis — Sprich Ausleger des heiligen Korans! Habe ich meine Pflicht vernachläſſigt? —“

Der Greis ſchwieg einen Augenblick, dann kreuzte er die Hände über die Bruſt und ſagte:

„Auch Ali und Abubekr, die Erwählten Allahs, ſind gefallen, aber ſie ſind glorreich aufgeſtanden. Der Padiſchah wird ihrem Beiſpiel folgen. Gott weiß, was am Beſten iſt. —“

Der Sultan ſtand wie vernichtet. Er ſtützte ſich mit der Linken auf den Säbel, mit der Rechten bedeckte er ſich die Augen. — Nach einigen Augenblicken richtete er ſich wild empor. Wild und drohend blickte er im Kreiſe umher; es war der Blick des zürnenden Löwen. — Mit Ruhe winkte er ſodann dem Kislar Aga, dem Anführer der ſchwarzen Eunuchen. — Stumm und wie Tod und Verderben brütend ſtand der Sultan in dem weiten Kreiſe, der ihn umgab. Die Abweſenheit des Kislar Aga — welcher ſich nach ein paar Worten des Herrſchers entfernt hatte — dauerte mehrere Minuten; endlich erſchien er wieder. Ihm zur Seite ging eine Verſchleierte. Raſch trat der Sultan neben ſie, er ſchlug den Schleier zurück; es war — Irene.

Das Mädchen ſchien etwas bläſſer als ſonſt, ihre Körperfülle hatte etwas abgenommen, aber in den Augen eines Abendländers wäre ſie nur um ſo intereſſanter erſchienen. Sie war hinreißend ſchön.

„Nun Scheich ol Islam, nun Derwiſch, nun Weſſire!“ rief der Sultan mit Zorn und Hohn. „Was ſteht Ihr und ſtaunt ob dieſem Weibe! Es iſt daſſelbe, wegen dem Ihr den Padiſchah angeklagt.“

„Bei Allah! Sie iſt ſchön, wie eine der Tochter des Paradieſes“; rief einer der Beys.

„Schöner war nicht die Stammmutter der Menſchen!“ ſetzte ein anderer begeiſtert hinzu.

„Nimm ſie zum Weibe, und dann betritt dieſen Tempel!“ ſagte der Santon, nachdem er lange ſein erloſchenes Auge auf Irenen ruhen laſſen.

Furchtbar brach der verhaltene Zorn des Sultans aus.

„Biſt Du ſo ſtandhaft in Deinem Glauben, heiliger Derwiſch? ſeid Ihr ſo feſt in Eurer Weisheit Weſſire?“ rief er mit grimmigem Lachen. „Kaum eine Minute habt Ihr dies Weib betrachtet und Ihr ſeid ſeine Sclaven und dennoch Ihr Elenden wagt es den Beherrſcher der Gläubigen anzuklagen! —“

„Nimm ſie! — Sie ſei Dein! — Tritt ein in den Tempel;“ entgegnete der Santon.

„Nimmermehr!“ rief mit Wuth der Sultan. „Ihr habt dies Mädchen geſehn. Eure Blicke haben auf ihm geruht, Eure Sinne ſie begehrt; ſie iſt entweiht. — Jetzt wird Mahomet Euch zeigen, daß er ſich zu beherrſchen wiſſe.“

Wie der Blitz fuhr die Hand des Sultans nach dem Säbel, pfeiſſend glitt der blinkende Damascener aus der Scheide, er beſchrieb über dem Haupte Irenens einen leuchtenden Kreis. — Eben ſollte er herabſchmettern, eben den glänzendſten aller Nacken durchſchneiden, als ein angſtvolles: „Halt!“ aus den Haufen der Gefangenen ertönte.

Plötzlich ließ der Sultan den Säbel ſinken, denn ein Mann ſtürzte ihm entgegen. Dieſer Mann war Erich Haraldſen. — — Die Begleiter des Sultans würden den jungen Mann, dem ſie ein Attentat auf das Leben ihres Herrn zutrauten, ohne Weiteres niedergehauen haben, wenn Mahomet ſie nicht durch einen Wink davon abgehalten hätte.

„Herr!“ ſagte Erich in großer Haſt, doch ohne Furcht. „Du haſt mir einſt, ohne daß ich Deine Würde erkannt, große Gnade erwieſen. Du haſt mir dieſes Kleinod geſchenkt — hier griff er in den Buſen, und brachte den Ring zum Vorſchein — haſt mich an Deine Huld verwieſen. Jetzt nehme ich dieſe in Anſpruch. — Nimm mein Leben für das Leben dieſes Mädchens. —“

So huldvoll Mahomet im erſten Augenblick den Jüngling angeſchaut, ſo runzelte ſich doch ſeine Stirn, zogen ſich ſeine Augenbraunen im zweiten zuſammen. Er ſchien einen Moment nachzuſinnen.

„Derwiſch!“ ſprach er ſodann, indem er ſich an den Santon wandte; „ich habe Dir und dem Scheich ol Islam eine Frage vorzulegen. Höre ein Gleichniß. Nushirwan beſaß einſt eine köſtliche Perle. Sie war die größte, die ſchönſte, die man je geſehn. Er liebte ſie wie ſein Auge und wollte ſie auf ſeinem Turban befeſtigen laſſen. Zwei ſeiner Weſſire traten zu ihm und ſprachen: Beherrſcher der Gläubigen! thue es nicht. Das Auge Deiner Sklaven wird nun nicht mehr allein auf Deinem Antlitze haften, das bisher die Kibla ihrer Gedanken war; es wird nach jenem Kleinod blicken. — Was ſoll ich thun? fragte der Herrſcher. — Wirf die Perle in das Meer woher ſie gekommen! ſprach der Eine. — Schenke ſie dem jüdiſchen Bettler der dort an der Schwelle Deines Pallaſtes ſitzt, und laß ihn dann über die Gränze Deines Reiches bringen! erwiederte der Andere. — Nun Derwiſch! nun Scheich ol Islam! was that Nusbirwan? —“.

„Er warf die Perle in's Meer!“ rief der Santon. „Sie war zu köſtlich als daß ſie ein Anderer ſein nennen durfte.“

„Er ſchenkte ſie dem Bettler!“ erwiederte ſanft der weißbärtige Mufti. „Der Wink Allahs hatte die Perle im Schlamme des Meeres entſtehen laſſen, ſein Finger hob ſie aus der Tiefe der Waſſer. Was Allah ſchuf in ſeiner Weisheit durfte nicht leichtſinnig vergeudet werden. Der weiſe Weſſir aber rieth darum ſie einem Bettler zu ſchenken und dieſen über die Gränze zu ſenden, damit Niemand im Reiche ſich erheben und ſtolz behaupten könne, er beſitze ein köſtlicher Gut als der Sultan.“

„Wohlgeſprochen, Lala!“ rief mit feſtem Tone Mahomet. „Nushirvan handelte wie Du geſagt. — Nicht Alle“, ſetzte er zornig auf den Santon blickend hinzu, „nicht Alle, die Allah akbar rufen denken groß, und viele ſagen Allah kerim und ſind nicht barmherzig. — — Junger Mann!“ ſprach er ſich kalt zu Erich wendend; „Du biſt frei und die Sklavin iſt Dein. Wähle aus den eroberten dreißigrudrigen Galeeren Dir eine aus, bemanne ſie mit Leuten aus dem Haufen, den Du befehligt haſt, und entferne Dich aus Stambul ehe die Sonne des folgenden Tages untergeht. —“

Erich wollte dem Sultan danken, er wollte ihm ſagen wie glücklich er ihn gemacht, aber ein ſtrenger Wink gebot ihm Stillſchweigen.

„Fort Derwiſch!“ rief Mahomet ſich zornig gegen den Santon wendend. „Fort aus meinen Augen!“

Stolz überſchritt er dann an der Spitze der Weſſire den eroberten Tempel. —

Jubelnd ſanken ſich Erich und das Mädchen jetzt in die Arme. — So wie ſie ſich entfernt hatten, war des Jünglings erſter Gedanke ſich nach der verſprochenen Galeere umzuſehn. Wie erſtaunte er als Jemand aus der Umgebung Mahomets zuvorgekommen war, und ihn auf ein ſchönes Schiff aufmerkſam machte, welches, wie er ſagte, bis Abend verproviantirt werden ſollte. Erich wählte ſich nun dreißig der gefangenen Wäringer, die ihrem Retter freudig zu Füßen fielen. Auch die treue Amme ward aufgefunden. Für ein geringes erkaufte er ſie von dem Soldaten, der ſie erbeutet. Auf dringendes Bitten Irenens entſchloß er ſich auch über Eumenes Erkundigung einzuziehen. Er lebte nicht mehr. So wie die Türken in die Stadt eingedrungen waren, hatten die wilden Servben, die den Thurm bewachten, die Gefangenen niedergehauen und waren entflohen. —

Am Morgen des kommenden Tages ſchiffte Erich ſich mit Irenen und den Seinen ein. Wie erſtaunte er, als ein Tſchauſch des Sultans dem Mädchen ein Käſtchen mit zehntauſend goldenen Byzantinern übergab. „Der Brautſchatz Irenens“ ſtand auf dem Deckel. —

Mit günſtigem Südoſt ſteuerte Erich dem Vaterlande zu.

Der Infant.

Eine Erzählung.

Motto:

Nicht das hohe Ideal,
Das der Meiſter einſt geſchaut
Und in Farbenpracht geſtaltet,
Wagt der Schüler nachzubilden:
Nur die arme Wirklichkeit
In der nackten ſchwachen Form
Iſt es, die er Euch will zeigen,

„Jetzt oder nie, Sennores! — Der periodiſche Kopfſchmerz, an dem er leidet, ſeitdem er einſt zu Alcala die Treppe hinunterſtürzte, quält ihn ſeit frühem Morgen; auch hat die kleine Duqueſa von St. Eſteban ihm in einem Billetchen den Kram aufgekündigt. Nun aber, Caballeros, werdet Ihr zugeben müſſen, daß wenn Körperſchmerz und verſchmähte Liebe einen liederlichen Prinzen halb toll machen, es nur eines Grans Politik bedarf, um ihn des Reſtchen Verſtandes vollends zu berauben.“

Der, welcher ſo ſprach, war ein kleiner unterſetzter Mann in mittlerm Lebensalter, von dunkler Geſichtsfarbe, hervorſtehenden Backenknochen, und ſtechendem Blick. Der Ton ſeiner Rede war hohniſch, und er ſah während derſelben, nachläſſig an ein Pförtchen der Caſa del Campo gelehnt, bald auf zwei vor ihm ſtehende vermummte Männer, bald auf die kurzen Wellen des Manzanaresflüßchens, auf welchen der Mondſchein flimmerte.

„Aber wo iſt der Infant?“ lispelte jetzt leiſe einer der Vermummten.

„Dort in dem Pavillon! Er harret Eurer bereits“; entgegnete der Gefragte.

„Tauſend Dank! und hier einſtweilen dieſe Börſe!“ fuhr Jener fort, und wollte mit ſeinem Begleiter nach dem Pavillon eilen, aber raſch faßte ihn der Dunkle am Mantel.

„Behaltet Euer Geld, Caballero!“ — rief er heftig — „Hier! — Gebt ihm die Börſe zurück, Marques von Montigny!“ — ſetzte er noch lauter hinzu, als jener ſich ſträubte. — „Ihr glaubt dem Diener, dem Barbier Bobadilla, müſſe man ein Trinkgeld in die Hand drücken, und dieſer würde Euch dann die Eurige küſſen, Ihr meint dem Abkömmlinge eines Volkes, das da getreten wird und gequält und geſchlagen, wie man eine Kuppel Hunde quält, tritt und ſchlägt, müßtet Ihr Etwas hinwerfen, wie man dem Hunde zum Lohne einen Knochen hinwirft, und er würde dann auch als ein Hund den Rachen aufſperren, um die niederträchtige Gabe im Fluge zu fangen? — Ihr irrt Euch, Sennores! — Wenn Bobadilla el Moro Euch heimlich bei dem Infanten einführt, ſo thut er es — weil er es ſo für gut findet, und weil er ſich durch Euren Eintritt ſchon für bezahlt hält. — Dort iſt die Thüre des Pavillons! —“

Der Mann hatte ſeine Rede mit bitterm Tone, der aber zuletzt in ein widriges Lachen überging, geſprochen. Er zeigte, als er geendet, faſt wie gebieteriſch auf ein kleines, von ein Paar immergrünen Eichen beſchattetes Häuschen in der Mauer, an welchem in der Entfernung einiger hundert Schritte der Weg nach Galapagar und Escorial vorbeiführte, und lehnte ſich, als die Verhüllten dem Pavillon zueilten, wieder ſchweigend an das geöffnete Gartenpförtchen.

Im Pavillon ſchimmerte Licht. Als die Vermummten eintraten, näherten ſie ſich ehrerbietig einem Sopha, auf welchem ein junger Mann von zwei bis drei und zwanzig Jahren in nachläſſiger Stellung, im Hauskleide ausgeſtreckt lag. Der Jüngling war dunkelblond — das Haar faſt in's Röthliche ſchimmernd — die Augen blaugrau, das Angeſicht blaß, eingefallen und von ſchlaffen faſt ausdrucksloſen Zügen. Die Naſe und ein Theil der Wangen war von Sommerſproſſen bedeckt, die Unterlippe etwas vorſtehend. Wie es ſchien, befand ſich der junge Mann in tiefem Nachdenken, denn er ſpielte wie mechaniſch mit dem langen Stoßdegen, der neben ihm an dem Sopha lehnte, und zerhackte mit den großen klirrenden Sporen die Lehre des letztern. Jetzt fiel ſein Auge auf die Eintretenden; haſtig ſprang er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Da der eine Fuß des jungen Mannes etwas kürzer als der andere war, ſo lahmte er ein wenig.

„Eure Hoheit wollten uns heute“ — hob der Eine der Fremden an; der junge Mann unterbrach ihn ſogleich.

„Ich bin entſchloſſen, Herr von Berg! Ich willige in Alles, was Montigny mir in Eurer beiden Namen vorgeſchlagen hat!“ — rief er aus — „Ich reiſe nach Deutſchland. Ich heirathe Donna Anna, die Tochter meines Oheims, des Kaiſers. — Habt Ihr ſie geſehn? — Nicht? — Schade d'rum! Sie ſoll hübſch ſein; ſehr hübſch. Die deutſchen Mädchen ſind überhaupt reizend. Sie ſind nicht ſo klein, ſo mager, ſo zerbrechlich, wie unſere Spanierinnen, und nicht ſo plump, ſo dick, ſo phlegmatiſch, wie Eure Flamänderinnen. — Ihr dürft Euch dies nicht zu Herzen nehmen, Berg! Ihr habt eine reizende Tochter, die alle Vorzüge der Frauen der drei Nationen in ſich vereigen ſoll, wie mir Vendome ſagt, der ein Weiberkenner iſt. — Ich bin ganz verliebt in Donna Anna. Staremberg hat mir ſie beſchrieben. Ich brenne ganz ſie zu ſehen. Und was mein Oheim für Augen machen wird, mich zu erblicken! — Dios! — Anfangs wird er wohl mit dem Kopfe ſchütteln, und ſeine alten Knaſterbärte in Wien werden die Stirnen runzeln; aber was hilft's, wenn ich einmal da bin! Meine Muhme, die Kaiſerin, die mir immer ſo viel Neigung bewieſen hat, wird das Alles ſchon in Ordnung bringen. Auch Anna wird das Ihrige thun. Sie hat ſich viel nach mir erkundigt, wie Staremberg ſagte. Erkundigt! verſteht Ihr? — Sie iſt gerade achtzehn Jahr alt. — Ha, ha ha! — Eure Tochter iſt in dem nämlichen Alter. Erkundigt ſie ſich nicht manchmal nach jungen Männern? — Nun freilich! an Euch wird ſie nicht ihre Fragen richten. — Aber Geld muß ich haben zur Flucht! Viel Geld! — Nicht von Euch. Fürchtet nichts für Euren Seckel. Ich habe einen andern Ausweg erſonnen. Ich habe faſt an alle Granden geſchrieben. Ich habe ein Darlehn verlangt zu einer wichtigen Unternehmung.“

„Wie? — Um Gotteswillen!“ — rief Montigny.

„Habt Ihr Furcht?“ — rief lachend der Infant. — „Cuerpo de Dios! ich habe keine. Sie müſſen es niederſchlucken; mein Vater, Don Juan d'Auſtria mein Oheim, der niederträchtige Silva, der Kardinal Espinoſa und wie ſie alle heißen. Santissima! Ich ſcheere mich den Henker um ſie. Sie ſind es, die ſich vor mir fürchten müſſen. Und, Madre de Dios, ſie ſollen es, oder ich will nicht leben. Sie ſollen noch Dinge zu ſchmecken bekommen, Dinge — Nun ich ſage nichts, aber Einer ſoll noch etwas erfahren. Er hat es auch nicht beſſer gemacht bei einer gewiſſen Gelegenheit."

Der Prinz hatte ſich durch das Sprechen ſo aufgeregt, daß ſein blaſſes Geſicht ſich zu röthen anfing. Man würde ſich indeß irren, wenn man glaubte, daß es darum angenehmer erſchienen wäre. Das matte Auge war zwar lebhafter geworden, aber es blickte unſtät und wild, die ſchlaffen Zügen hatten ſich mehr geſpannt, aber auch verzerrt.

„Ihr denkt", — hob er an, als er wieder etwas zu Athem gekommen war — „es ſei vielleicht ein Wort leicht in den Wind geſprochen, was Ihr aus meinem Munde hört; Ihr irrt. Ich habe Alles überlegt; wohl überlegt. Man quält, man plagt mich. Man will mich zur Verzweiflung bringen. Jeder Jugendſtreich iſt ein Verbrechen. Wie war es neulich! Bringt mir da der Hund von Schuſter ein Paar Stiefeln, eng, ungeſchickt, ſchwer. Was thue ich. Ich will mir einen Spaß mit dem Kerl machen, laſſe die Stiefeln in Stücke ſchneiden, in Butter braten, und zwinge den Lump ſie zu eſſen. Zufällig hat der Schlingel einen nichtsnützigen Magen; er ſtirbt den folgenden Tag. Was kann ich dafür! Und dennoch — Berg! Montigny! dennoch — macht mir der König Angeſichts des ganzen Hofes die bitterſten Vorwürfe. Ich hätte den Kerl um's Leben gebracht, hieß es. — Um's Leben! — Und wenn es wäre! — Warum will jeder Teufel leben!"

Eben kratzte etwas an der Thüre. Berg ſprang erſchrocken auf, ſie zu öffnen. Ein alter Jagdhund trat herein. Er trug ein noch zuckendes Kaninchen, das er gefangen hatte, im Rachen. Der Infant entriß es ihm und hielt das Thier lachend empor.

„Hab' ich nicht Recht!" — rief er. — „Leben und ewig leben! Nichts anders will das unnütze Geſchmeiß, was ſich und Andern zur Laſt wird; es ſei Menſch oder Thier. — Aber wartet! wartet! — Manchmal kommt eine ſtarke Fauſt über Euch und die macht es — ſo."

Mit dieſen Worten warf der Infant das ſterbende Thierchen ſchmetternd gegen die Thüre. Der Hund fing es im Fallen auf. —

„Darf ich fragen, welche Antwort Eure Hoheit von Don Juan d'Auſtria und den Granden bekommen hat?" — hob Montigny nach einer Weile, in der er ſeinen Gefährten ſtarr angeblickt, zu ſprechen an.

„Keine üble!" — entgegnete der Prinz. — „Das Schlimmſte war, daß kein Geld ſie begleitete. Einige ſprachen wohl davon, daß die Unternehmung nicht gegen den König gerichtet ſein dürfe. Eine reservatio mentalis. Man kennt das. Es iſt für's Mißlingen. Das Uebelſte aber iſt, wie geſagt, der Geldmangel. Indeß habe ich Gracia Alvarez Oſorio, meinen Kammerdiener, nach Valladolid, Segovia, Burgos, an alle die Knauſer geſendet. Sie ſollen ſchon herausrücken, oder einſt an mich denken. — Auch Ramon von Taſis macht Umſtände wegen der Pferde, aber ich weiß, wie dieſem beizukommen. —"

„Wir dürfen alſo nach den Niederlanden ſchreiben —"

„Daß ich komme! Verlaßt Euch darauf!" — rief Carlos. — „Ich fliehe, und wäre es auch bloß, um dem ewigen Tadel — dem Bevormunden zu entgehen, und ihn, den ich haſſe, wie den Satan, jenen Neidhammel, den Alba — und noch Jemand, der nichts beſſer iſt, wie er — zu ärgern."

„Und wegen der Gewiſſensfreiheit?" — fragte Berg mit Ernſt, indem er den Prinzen feſt anſchaute.

„Die ſollt Ihr haben! Vollauf, und ſo viel Ihr wollt!" — rief leicht Don Carlos. — „Ha, was wird der fatale Espinoſa für Augen machen, wenn ich dieſe zu Brüſſel proklamire! Mir iſt Alles Eins. Möge Jeder glauben, was er will. Ich ſtöre Niemand, und laſſe mich nicht ſtören. Treibt Eure Ketzereien wie Ihr wollt; ich bleibe ein guter Chriſt. Ich bringe meinen Kapellan mit und den Leichnam des ſeligen Diego, der ein frommer Mann war und im Geruche der Heiligkeit geſtorben iſt."

In dieſem Augenblicke trat der Barbier des Prinzen in den Pavillon.

„Es iſt bereits ſechszehn Uhr!“ — ſagte er mit einem bedeutungsvollen Blicke auf den Prinzen.

„Und da meinſt Du, Deine kleine Landsmännin, die Chiquita, werde warten? Du Schalk!“ — rief der Prinz. — „Nun geht, Ihr Herren! Geht!“ — ſetzte er hinzu. — „Schreibt nach Hauſe, daß ich in wenig Wochen in Deutſchland, und bald darauf in Flandern ſein werde.“

Die belgiſchen Deputirten verbeugten ſich tief, küßten die dargereichte Hand des Prinzen und verließen den Pavillon.

„Die bilden ſich ein, ſie hätten mich, aber ich habe ſie, die Käſekrämer!“ — rief lachend der Prinz, indem er Handſchuhe und Federhut aufraffte — „Laßt mich nur erſt in Brüſſel ſein und Macht haben, und ich werde Euch beſſer den Kopf zurechtſetzen wie meine Baſe Margarethe. — Aber komm', Bobadilla, komm' Schurke, wir wollen nach dem Thore von Fuencarral, wo Dein niedlicher mauriſcher Satansengel wohnt. Nimm aber Deinen Dolch und einen guten Stoßdegen mit, denn — bei San Jago! — ich bin heute ganz teufelstoll, und wer mir in den Weg träte, der ſollte einen gut gepfefferten Puchero auszulöffeln bekommen. —“

Dies ſagend, warf der Prinz den breiten Sombero, der mit einer rothen Feder geziert war, auf das Haupt, ſchlug den langen, braunen Tabarro um die Schultern und verließ, in Begleitung ſeines Vertrauten, des Barbiers, das Gartenhäuschen. —

In dem zweiten Stockwerke eines Hauſes, in einem der vielen, kleinen Gäßchen, in die, unweit des Thores von Fuencarral zu Madrid, die Calle major ausläuft, wohnte die Wittwe Maria Landaburu. Sie war mit ihrem Manne vor Jahren aus Biscaya in die Hauptſtadt gezogen, da dieſen der Graf von Valdeſpina zu ſeinem Hausmeiſter ernannt hatte, und jetzt, nach dem Tode des Gatten, lebte ſie mit ihrer Tochter, der achtzehnjährigen Joaquina, von einer kleinen Penſion des Grafen und den Handarbeiten der Letzteren, da ſie ſelbſt, wegen langjähriger Augenkrankheit, nur wenig zu dem gemeinſchaftlichen Erwerbe beitragen konnte. Mutter und Tochter ſaßen an dem Abende, an welchem die oben geſchilderte Scene im Gartenhauſe ſich ereignete, bei dem ſchwachen Lichte eines kleinen Lämpchens beiſammen und horchten aufmerkſam der Rede eines jungen Mannes, welcher ſeit Kurzem der Verlobte Joaquina's geworden war. Der Jüngling war ein Franzoſe, Namens Jean Renaud; er war mit de Foix, dem Erbauer des Escurials, welcher viele geſchickte Künſtler und Handwerker aus ſeinem Vaterlande mitgebracht hatte, aus Frankreich gekommen. Seine tüchtigen Kenntniſſe in künſtlichen Stahlarbeiten hatten ihn dem Baumeiſter empfohlen, und ſeitdem die Hofleute die Schlöſſer zu den verborgenen Cabineten, die Renaud auf Befehl des Königs auf eine bis dahin noch unerhörte Weiſe conſtruirt hatte, erblickten, war ſein Ruf zu Madrid dermaßen geſtiegen, daß alle reichen Geizhälſe der Hauptſtadt eins von den neuen, künſtlichen Schlöſſern des geſchickten Franzoſen zu beſitzen wünſchten. Das Glück des jungen Mannes war auf dieſe Weiſe bald gemacht. Er ſah ſich in den Stand geſetzt, mehrere geſchickte Mechaniker aus ſeinem Vaterlande nachkommen zu laſſen, und errichtete zu Madrid eine Art Fabrik für künſtliche Stahlarbeiten, die in Kurzem ihre Niederlagen bis nach Segovia und Burgos ausdehnte. — Das Stübchen, welches die Wittwe bewohnte, war ſchmucklos, aber reinlich. Der graue Eſterich des Fußbodens glänzte, und wenn auch das wenige Ameublement ſich nur auf einen Tiſch und wenige Stühle, einen Betſchemmel, ein mit Blumen bekränztes Crucifix und eine Laute beſchränkte, ſo lag dies mehr an dem landesüblichen Herkommen, als an beſonderer Armuth der Bewohner. Wie dies in den Wohnungen der Mittelklaſſen zu Madrid auch heutiges Tages noch oft der Fall iſt, konnte man aus dem Wohnzimmer in die Küche blicken, und dort ſah man unweit des Heerdes einen die ganze Gemachsbreite einnehmenden Schirm, hinter dem man Hausrath vermuthet hatte, wenn nicht ein Lämpchen hervorgeſchimmert und dieſes noch auf einen vierten dort befindlichen Hausbewohner gedeutet hätte.

Die hübſche Joaquina, deren roſige biskaviſche Wangen ſie von den blaſſen Madrileñas vortheilhaft unterſchied, horchte beſonders theilnehmend der Rede Renaud's, der mit aller franzöſiſchen Lebhaftigkeit ſeine Reiſeabenteuer erzählte.

„So kam ich", ſprach er in ſeinem Berichte fortfahrend, „von Otero, welches, wie Ihr wißt, wegen ſeiner Schöpſenkeulen berühmt iſt, auf dem Wege nach Guadarrama auf dem Kamme des Gebirges an. Der höchſte Punkt heißt el leon, weil ſich dort die Königreiche Kaſtilien und Leon ſcheiden."

„O ich weiß, ich weiß!" rief Joaqina, die kleinen Hände zuſammenſchlagend. „Es iſt eine herrliche Ausſicht dort. Man blickt bis in die Mancha hinein. Die Straße führt dort in Wolkenhöhe. Der Bergkamm iſt bald ſo hoch wie der Koi de Uragua in unſerer Heimath."

„Ganz Recht!" ſagte der Jüngling. „Die herrliche Ausſicht war auch der Grund, warum ich mich ein wenig verweilte. Wie ich aber nun ſo ſtill halte und darüber nachſinne, warum wohl der König durch meinen Herrn und Meiſter, den edlen de Foix, das Lorenzokloſter auf einen ſo ſchlechten Punkt wie der Flecken Escurial iſt, und nicht, wenn es nun durchaus am Fuße des Gebirges liegen ſoll, bei dem romantiſchen Guadarrama, oder dort herum, aufbauen laſſen, iſt es mir auf einmal, als ob ich um Hülfe rufen höre. Ich nicht faul, gebe meinem Maulthier die Sporen und eile, ſo ſchnell es ſein kann, bergab. Kaum bin ich hundert Schritte gekommen und eben um eine Ecke trottirt, ſo ſehe ich einen armen Teufel von Mönch, einen Dominikaner, den ein Paar Strauchdiebe vom Eſel geriſſen haben und die nun im Begriff ſind, ſeine geringen Habſeligkeiten zu plündern. Wartet, denke ich, ich will Euch das Bad geſegnen; und nun — tête de dieu! — fahre ich mit der blanken Klinge auf ſie los, ſo geſchwind, ſo unvermuthet, daß der Eine ein Zeichen über die Naſe erhält, ehe er es weiß, bei wem er ſich darüber zu bedanken hat. Leider war der zweite Schlingel entſprungen, ehe ich ihn eben ſo bedienen konnte, und — bei der sainte vierge von Montbrün! — an mir hat es nicht gelegen, daß ich ihn nicht eben ſo bedienen konnte wie ſeinen Kameraden."

„Und der arme Pater?" fragte mitleidig die Wittwe.

„Der bekam den leichten Dolchſtich in dem Augenblick, wie die Räuber davonſprangen!“ erwiederte Renaud. „Es iſt ein niederträchtiges Weſen mit den Spitzbuben hier zu Lande. In Frankreich rauben ſie auch, aber mit Anſtand und indem ſie ſich wegen der gemachten Incommodität entſchuldigen, aber die hieſigen haben keinen Funken von feiner Lebensart. Ein Meſſerſtich iſt ihnen nicht mehr wie ein: bon jour oder à revoir. — Ein Glück iſt's, daß die Verletzung nicht gefährlicher war. Es iſt vorzüglich nur der Blutverluſt, der ihn etwas ſchwach gemacht hat, und ich denke ein oder zwei Tage Ruhe werden ihn leicht wieder auf die Beine bringen.“

„Es iſt recht hübſch von Euch, guter Don Juan, daß Ihr den frommen Pater hier zu uns und nicht in das Kloſter geleitet habt!“ ſprach die Wittwe freundlich zu dem Jünglinge gewendet. „Erſtlich hat er hier doch noch eine ſorgſamere Pflege, wie in den kalten, weiten Krankenſälen, und dann iſt Don Hernandez, der Cirujano y Sangrador, der dort gegenüber wohnt, ein grundgeſchickter Mann. Ich entſinne mich noch recht gut, daß die alte Camerera mayor, der doch ſonſt kein Menſch auf der Welt etwas recht machen konnte, und die, wenn ſie nicht gerade in die Meſſe ging, gleich mit Ohrfeigen bei der Hand war, ſtets verſicherte, daß im Leichdornenausſchneiden niemand in Madrid den Don Hernadez aus dem Handegäßchen übertreffe. — Aber ſtill! — Mir war es, als ob unſer Kranke aufgewacht wäre. Siehe doch zu, Joaquina."

Mit ein paar Sprüngen war das Mädchen im Nebengemache. Wie es ſchien, ſagte der Kranke einige leiſe Worte zu ihr.

„Waſſer wollt Ihr, Padre Juan?" entgegnete Joaquina freundlich. „Gleich ſollt Ihr welches haben, und zwar ganz friſches, wie es unſer Gallego eben erſt von dem Brunnen auf der Puerta del Sol — und Ihr müßt wiſſen, es iſt dies das beſte in ganz Madrid — herbeigebracht. Erlaubt aber nur, daß ich vor Allem das ſchale, abgeſtandene ausgieße."

Munter und geſchäftig eilte das Mädchen mit einem Kruge, der allem Anſcheine nach neben dem Bette des Kranken geſtanden hatte, nach dem Fenſter und goß — wie die dies auch heute noch in Madrid täglich vorkommt — den Inhalt auf die Straße.

Kaum war dies geſchehen, als ein wüthendes: Carajo demonio! dem eine Maſſe Verwünſchungen nachfolgten, von der Straße herauferſchallte und Joaquina von dem Altan beſtürzt in's Zimmer ſprang.

„Madre de Dios!" rief das Mädchen erſchrocken. „Ich muß Jemand begoſſen haben, und dieſer iſt ſchrecklich erzürnt darüber; denn irre ich nicht, ſo ſahe ich ſogar einen bloßen Degen im Mondſcheine blitzen.“

„Was iſt da weiter!“ verſetzte die Mutter ganz gemüthlich. „Mir iſt es gewiß ſchon hundertmal begegnet, daß man mir Waſſer beim Vorübergehen auf den Kopf ſchüttete; es geht Niemand beſſer, und dient zur Abkühlung. — Aber was iſt das! — Welch' Gepolter auf der Treppe!“

Aengſtlich flüchtete ſich Joaquina zu der Mutter, Renaud wollte die Thüre öffnen, um zu ſehen, was vorginge; doch dieſe wurde plötzlich aufgeriſſen. Ein Mann im braunen Mantel, einen breiten Hut auf dem Kopfe, den bloßen Degen in der Fauſt, ſtürzte wüthend herein. Ein Zweiter ſuchte umſonſt ihn zurückzuhalten.

„Wer iſt der Hund oder der Sohn eines Hundes, der es gewagt hat, mir Waſſer auf den Kopf zu ſchütten!“ ſchrie der Eindringende ſchäumend. „Bei San Carlos, meinem Schutzpatron, der Nichtswürdige ſoll ſeinen Frevel bezahlen.“

Der Fremde gebehrdete ſich bei dieſen Worten wie ein Toller und wirklich glaubten die Frauen, einen ſolchen vor ſich zu haben, denn ſie flohen erſchrocken in einen Winkel. Renaud trat gelaſſen dem Wüthenden entgegen.

„Erlaubt, Caballero!“ ſagte er, aber Jener unterbrach ihn ſogleich.

„Du alſo warſt es! Du Hund, Du Ketzer, Du Jude!“ (gewöhnliche ſpaniſche Schimpfreden), rief der Vorige zitternd vor Zorn. „Warte, ich will Dir ein Andenken für Deine Frechheit geben!“

Mit dieſen Worten fiel der Fremde pfeilſchnell mit ſeiner Klinge auf Renaud aus, aber mit aller Behendigkeit eines Franzoſen ſprang der Jüngling auf die Seite. Wie der Wind fuhr er nach einer Ecke des Zimmers, wo ſein Schwerdt ſtand, und mit Blitzesſchnelle zog er die Klinge.

Jetzt ſchien der Begleiter des Fremden in Angſt zu gerathen.

„Hölle und Teufel!“ ſchrie er. „Seid Ihr beſeſſen? Es iſt der Infant! — Haltet ein! Heiliger Ali! Beim Barte San Jago's! Man haut Euch die Hand ab, wenn Ihr ihm nur die Haut ritzt.“

Renaud hielt augenblicklich inne. Er ſchien den Prinzen zu erkennen, doch dieſer drang wie raſend mit verdoppelten Stößen auf den Jüngling ein. — Renaud vertheidigte ſich gegen den Angriff längere Zeit, ohne einen Stoß zu erwiedern. Die Heftigkeit des Anfalls trieb den Jüngling nach und nach bis zu der offenen Balkonthür zurück und endlich bis auf den Balkon hinaus. Jetzt war die höchſte Gefahr.

Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden oder Rena
war verloren. Der junge Mann nahm keinen A
ſtand. Nach ein paar kurzen Finten, die den Infa
ten zu verwirren ſchienen, warf er den Degen bei Sei
er bückte ſich, unterlief ſeinen Gegner, riß ihm d
Degen aus der Hand, und indem er den Prinzen m
kräftigem Arme umſchlang, rief er aus:

„Eure Hoheit ſind mein Gefangener! — Ve
ſprechet Ihr Ruhe zu halten, ſo laſſe ich Euch los, w
nicht — Paques de Dieu! — ſo ſtürze ich mich m
Euch auf das Straßenpflaſter hinunter, und ich denk
man wird es nicht für Hochverrath halten, wenn w
Beide die Hälſe brechen.“

Der donnernde Ton der Rede, die kräftige Ha
tung des Jünglings ſchien den Prinzen zu ſich
bringen.

„Laß mich los!“ ſagte er dem jungen Mann
ſtarr in's Geſicht ſchauend, „Demonio! Du haſt ei
paar Fäuſte, wie Schmiedezangen. — Laß mich lo
— Ich verſpreche, ruhig zu ſein!“

„Weiter verlange ich nichts, Hoheit, und i
denke, es wird ſo für uns Beide am beſten ſein!“ e
wiederte Renaud, indem er den Prinzen losließ, jedo
ihn noch ſcharf beobachtete.

„Wie heißt Du? — Du biſt kein Spanier!
ſagte der Infant, ſich nach und nach beruhigend.

„Ich bin — Gott ſei Dank — ein Franzoſe, Namens Renaud, und mit Monſieur de Foix in's Land gekommen!“ verſetzte der Jüngling mit einem Reſte von Trotz.

„Du biſt Renaud, der geſchickte Mechaniker!“ rief Don Carlos ſich immer mehr beruhigend. „Nun, ich verzeihe Dir! Du haſt als ein Ausländer, und nicht mit Vorſatz gefehlt.“

Joaquina trat jetzt vor.

„Verzeiht, Hoheit!“ ſagte ſie mit einer zierlichen Verbeugung. „Don Juan trägt gar keine Schuld. Ich war ſo unglücklich, Euch ohne Vorwiſſen zu beleidigen und bitte fußfällig um Verzeihung.“

„Ei, ſieh doch, die niedliche Allerkleinſte! (chiquita)“ rief der Infant, indem das matte Auge lebhafter wurde. „Ha, Du allerliebſte Gottesgabe! — Du alſo biſt es geweſen, mein Salzfäßchen! — Nun, ich verzeihe Dir, wenn Du mir ein Dutzend Küſſe giebſt!“

„Euer Gnaden ſcherzen mit mir Armen!“ verſetzte erröthend das Mädchen.

„Bei der Ehre Caſtiliens, chica, ich ſcherze nicht!“ rief der Infant, Joaquinen umſchlingend. „Was meinſt Du, Bobadilla, iſt die Kleine nicht allerliebſt! Und Du haſt mir noch kein Wort von ihr geſagt, trotz dem, daß hier gegenüber eine Trinkſtube iſt, deren

Wirth Dich für ſeinen beſten Kunden ausgiebt, Borracho! (Trunkenbold) — Du hätteſt das Alles an Ort und Stelle unterſuchen müſſen."

„Verzeiht, Hoheit!" fiel Renaud mit franzöſiſchem Freimuth ein. „Euer Barbier hat als ein kluger Mann gehandelt, daß er Unterſuchungen ſolcher Art in dieſem Hauſe unterlaſſen. Joaquina iſt meine Braut, und die Treppen ſind ziemlich ſteil."

„Du willſt alſo heirathen, Chocolatentöpſchen meiner Seele!" rief der Prinz, den Nachſatz überhörend, zu dem Mädchen gewendet. „Thue das, Zuckermäuschen, denn Du ſcheinſt mir achtzehn Jahre, und da iſt es die höchſte Zeit, oder vielmehr, thue es erſt in vier Wochen. Aber höre, Bobadilla! Mir fällt etwas ein. Die Schlöſſer in der Caſa del Campo ſind in einem abſcheulichen Zuſtande — nicht wahr — Du Maurenſchlingel!" — Bobadilla nickte. — „Auch habe ich längſt beabſichtigt, die in den Zimmern, welche ich im Palaſte bewohne, ganz abändern zu laſſen. Es müſſen künſtliche angebracht werden, mit geheimen Federn — verſtehſt Du, Renaud? — ſolche, die Niemand öffnen kann, als wer um das Geheimniß weiß, und da, mein geſchickter Franzoſe, ſollſt Du mein Leibmechanicus ſein. Ich gebe Dir freie Wohnung — o, ich will Deiner kleinen Joaquina ſchon ein hübſches Neſtchen bereiten — viertauſend Silberrealen Gehalt, und wenn ich ſehe, daß Du ein vernünftiger Menſch biſt, ſollſt Du noch allerhand andere Vortheile haben. — Nun, was ſagſt Du dazu?"

„Eure Hoheit ſind ſehr gnädig!" verſetzte Renaud ruhig. „Ich werde alle Befehle, die Ihr mir zu ertheilen geruhet, pünktlich und treu ausführen, was aber die Wohnung — oder wie Ihr Euch auszudrücken geruhet — Joaquinens Neſtchen anbelangt, ſo werde ich mich ſelbſt damit beſchäftigen, wenn Euer Gnaden erlauben wollen, und deshalb Alles auf's Beſte nach unſern Bedürfniſſen beſorgen."

„O, ich weiß, worauf Du zielſt!" rief der Infant lachend. „Aber Du täuſcheſt Dich. Ich habe in ſolchen Angelegenheiten ſehr ſtrenge Grundſätze. Ganz Madrid weiß das. — Du lachſt, Joaquina! — Ha! Du Geſalzene (salada)! Das ſind lauter üble Nachreden; böſe, verdammte Verläumdungen. Frage ein Mal den Bobadilla, den ehrlichen Pedro! — Aber Du Hund!" ſchrie er, als der Barbier mäuschenſtill ſchwieg; „ſtehe doch nicht hier, wie ein Stockfiſch!"

„Verzeiht, Hoheit", verſetzte Bobadilla nachdenkend; „es lief mir gerade ein Gedanke durch den Kopf. „Was die Tugend und Enthaltſamkeit Eurer Gnaden anlangt, ſo bedarf es ohnehin dabei nicht meines Zeugniſſes, und wer nichts davon weiß, der darf nur —

die Hauptſtraßen ganz zu geſchweigen — in der calle de san Antonio, oder in der Fuentesſtraße, ja an allen Gaſſenecken nachfragen, wo er über dieſe Eigenſchaften die ſchönſten Zeugniſſe vernehmen wird. — Erlauben mir Eure Hoheit indeſſen nur ein paar Fragen an dieſe gute Frau, in deren Behauſung wir uns befinden. — Ihr ſeid aus Biscava! — Nicht wahr, Sennora! — Man hört es an Eurer Ausſprache.“

„Euer Gnaden zu dienen!“ verſezte mit einem Knixe die Wittwe, indem ſie, von Natur ſehr geſprächig, die Gelegenheit ergriff, den Barbier mit ihrer Beredſamkeit und allen Formen ſpaniſcher Höflichkeit zu überſchütten. „Ich heiße Maria Landaburu, bin die Wittwe des ſeligen Kaſtellans, und aus dem ſchönen Flecken Zugarramurdi in dem geſegneten Biscava gebürtig. O, das iſt ein herrliches Land, Sennor, und wer nicht —“

„Dort geweſen iſt, der glaubt's nicht!“ verſezte der Barbier trocken. „Ich aber war dort und glaube Euch, Sennora. — Sagt mir indeſſen doch, kennt Ihr einen gewiſſen Miguel de Goiburu!“

„Ob ich ihn kenne!“ rief die Wittwe erfreut. „Freilich kenne ich ihn. Er iſt mein Vetter.“

„Euer Vetter!“ ſprach Bobadilla, indem ſeine ſtechenden Blicke auf der Alten ruhten. „Ei, ſeht doch! — Aber der Don Miguel ſtand in einem übeln Leumund."

„Lügen, Sennor! — Lauter Lügen!" verſetzte Jene. „Ich weiß genau —"

„So kennt Ihr auch die Stephania de Tellechea?" unterbrach ſie der Barbier.

„Freilich!" rief Jene erfreut. „O, wir ſteckten immer beiſammen. Sie iſt meine vertraute Freundin geweſen, aber ſeitdem ſie —"

„Das Geſchäft, welches Euer Hoheit im Sinne haben, wird beſorgt werden!" — fiel plötzlich der Barbier, ſich zu dem Inſant wendend, und ohne auf die Hausfrau ferner zu hören ein. „Iſt es Euer Gnaden gefällig, ſo gehen wir, da die bewußte Perſon, der Eure Hoheit Audienz ertheilen wollen, längſt darnach Verlangen tragen wird."

„Du haſt Recht, ehrlicher Pedro!" entgegnete der Inſant. „Wir müſſen gehen. Geſchäfte von Wichtigkeit erwarten uns. — Komm' alſo morgen in den Palaſt!" ſetzte er, zu Renaud gewendet, hinzu. „Alle Schlöſſer meiner Zimmer müſſen binnen vier und zwanzig Stunden geändert werden. Bringe Arbeiter mit. — Lebt wohl, Sennora! — Auch Du lebe wohl, Zuckerplätzchen! Salzfaß meiner Seele! Wir ſehen uns bald und längere Zeit wieder."

Es war wenige Tage darauf, als der Inſant an einem heftigen Fieber darnieder lag. — Das ziemlich geräumige gewölbte Zimmer, in dem er ſich befand, war faſt wie eine Art Waffenkammer anzuſehen. Nicht nur hingen an den Wänden Gewehre aller Art, mauriſche Säbel, Degen, Dolche, ſondern ein langes Schwerdt ſtand auch zu den Häupten des Bettes, in welchem der Prinz ruhete, und unter ſeinem Kopfkiſſen lag ein Dolch, in deſſen ein wenig hervorragender Klinge ſich das, in dem mächtigen Kamine flackernde Feuer wiederſpiegelte. Bobadilla lehnte nachläſſig zu den Füßen des Bettes, und ſtreichelte bald einen großen Fanghund, der in der Stube herumſchlich, bald goß er aus einer ſilbernen Kanne mit Fruchtſäften gefärbtes Eiswaſſer in einen Becher, den der Prinz von Minute zu Minute ausleerte. Wild rollte das Auge des Infanten, ſein Geſicht glühete von Fieberhitze, und heftig ſchlug er jetzt mit der ſchwächlichen Fauſt auf den Bettpfoſten.

„Geſchwätz Alles was Du ſagſt!“ rief er, und ſeine Lippen zuckten krampfhaft. „Rache will ich haben, Rache an ihnen Allen. — Ich gehe nicht fort, ſage ich Dir, ich verlaſſe nicht Madrid, bis ich mich blutig gerächt. — Was? Den Alba zu mir zu ſenden, daß er Abſchied nehme, weil er als Statthalter nach Flandern geht! Das iſt ein Schimpf, ein Hohn, ein unerhörter Hohn. Und weil mein Vater mich verhöhnt, ſo glauben ſie mich Alle verhöhnen zu können. Wie war es vor zwei Tagen mit dem Kardinal? Verbannt der Prieſter den armen Cisneros, der eine Komödie in meinen Zimmer aufführen ſoll. Hölle und Teufel! Und warum? weil er ihn ſelbſt — ich meine den Espinoſa — darſtellen ſoll, mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuß, als böſen Dämon nämlich, der dem Könige unaufhörlich nachfolgt. Es war ein Schimpfſpiel, ein hübſches, ich hatte es ſelbſt ausgedacht, oder Du vielmehr, Pedro, denn Dir gehört die erſte Idee. — Aber ich denke, ich habe ihn abgetrumpft, den Kardinal! Er war erſchrocken und zitterte wie ein Delinquent, als ich, Angeſichts des Hofes, mit bloßem Dolche auf ihn losging. „Alſo das Pfäfflein dort, ſchrie ich, wagt es, dem Cisneros zu verbieten, das zu thun, was ich haben will? Beim Leben meines Vaters, ich ermorde Euch!“ Nun hätteſt Du ſehen ſollen, wie er ausriß. Ein paar Granden ſprangen dazwiſchen, denn ſie dachten, ich wäre ſchon im Begriff, ihn in die andre Welt zu befördern.“

„Und was ſagte der König dazu?“ frug mit ſcheinbar gleichgültigem Tone Bobadilla.

„Was er ſagte?“ rief der Prinz, indem er ein Glas Eiswaſſer hinterſtürzte. „Er ſagte etwas, wofür ich hundert Jahr in der Hölle brennen will, wenn ich es vergeſſe. Er nannte mich einen Verrückten, einen rohen Jüngling, der in ſchlechter Geſellſchaft ſeine Sitten verderbe. — Da meinte er Dich, Pedro. —"

„Ja, da meinte er mich!" ſagte kalt Bobadilla. „Was gedenket Ihr aber zu thun?" ſetzte er eben ſo ruhig hinzu.

„Weiß ich es?" rief der Infant. „Rächen will ich mich an Allen, das iſt gewiß, aber wie? wie?"

„An Allen?" fragte ruhig der Barbier. „An Allen rächen, iſt viel geſagt, und wer allzuviel ſagt, ſagt gar nichts. —"

„Was?" ſchrie der Prinz, „Du meinſt —"

„Ich meine", verſetzte der Barbier, „daß Juan d'Auſtria, Espinoſa, Silva, und wie ſonſt die Leute heißen, Euch im Grunde gar nicht feind ſind. Ein Mann nur iſt Euer Feind, aber ſeinetwegen ſind ſie es Alle."

„Wahr!" rief Karlos. „Sehr wahr! — Du biſt ein kluger Schurke, Bobadilla! — Wenn ſie mit mir allein ſind, könnte ich ſie Alle um den Finger winden, meinen Oheim nicht ausgenommen, trotz ſeiner gerühmten Heldenſchaft. — Aber er, er haßt mich tödtlich, und — er wird mich tödten."

Der Prinz fiel in ein längeres Schweigen, während dem ihn der Barbier verſtohlen, aber ſehr aufmerkſam betrachtete.

„Wollt Ihr nicht Medizin nehmen?" fragte er endlich. „Der Leibarzt des Königs, der geſchickte Olivarez hat ſie bereitet, und Euer Vater wird ſehr böſe ſein, wenn Ihr ſie nicht nehmt.“

„Medizin!“ rief der Prinz plötzlich, wie aus einem Traume auffahrend. „Arzenei, die Olivarez bereitet hat! — Höre, Bobadilla! wir wollen ſie dem Hunde in den Rachen gießen, und — ihre Wirkung beobachten.“

„Meint Ihr, es könnte Gift darin ſein!“ fragte kalt der Barbier. „Nein, das wäre ein dummes Mittel; ſo unvorſichtig iſt der König nicht. Er wird ſchon andere Wege finden, und findet er ſie nicht, ſo findet ſie Herzog Alba.“

„Wie meinſt Du das!“ fragte aufmerkſam der Prinz.

„Heute“, ſprach Bobadilla berechnend, „reiſet Alba ab, in ſechs, acht Wochen kann er mit dem Heere in Brüſſel ſein, vier Wochen ſpäter — ich rechne ſicher — hat er ſechs oder ſieben der vornehmſten Niederländer bei den Köpfen nehmen laſſen; bei einem oder zweien mindeſtens — wenn nicht bei Allen — ich rechne ſicher — findet er eigenhändige Briefe von Euch, und etwa in fünf Monaten — etwas darüber oder darunter — könnt Ihr als Hochverräther und Rebell vor dem Rathe von Kaſtilien ſtehen.“

„Was?“ ſchrie der Infant, „iſt das Deine wahre Meinung?“

„Zweifelt Ihr daran?“ entgegnete Bobadilla lächelnd. „Ihr ſeid verſtändig und die Sache iſt einfach.“

„Ich werde ihm zuvorkommen;“ ſagte nach langem Schweigen der Prinz mit dumpfem Tone und in Bobadilla's Auge glänzte Etwas wie Höllenfeuer. —

Im Vorzimmer ward es indeſſen laut, und der Kammerherr des Prinzen, Don Alphonſo de Cordova trat ein.

Der Guardian der Franciscaner — meldete er.

„Ich weiß, ich weiß!“ unterbrach ihn lebhaft der Prinz. „Er iſt willkommen.“

Zwei Augenblicke darauf trat ein alter Mönch in brauner Kutte, die mit einem Stricke gegürtet war, die Hände vor der Bruſt gefaltet, herein. Das faſt kahle Haupt des Mönchs umgab ein dünner Haarkranz, ſeine Füße waren nackt. Dicht hinter dem Alten folgten vier Laienbrüder, ſie trugen eine lange, viereckige, ſchwarz angeſtrichene Kiſte.

„Ihr bringt ihn, mein Vater?“ rief lebhaft der Infant, den entkleideten, ſchwächlichen Arm dem Mönche entgegenſtreckend.

„Sr. Majeſtät unſer König und Herr gab nur mit Widerſtreben ſeine Einwilligung!“ liſpelte der Mönch ſich verbeugend.

„Ich glaub's! Ich glaub's!“ rief der Prinz mit bitterm Lachen. „Es gilt ja meine Geneſung. — Doch ſchnell, — geſchwind an's Werk. —“

Die Laienbrüder hatten indeſſen die Kiſte dicht an des Prinzen Bette niedergeſetzt. Der Mönch bat den Kammerherrn, ein an der Kiſte befindliches Siegel zu rekognoſciren, und als dies geſchehen war, zog er einen Schlüſſel hervor, womit er die Kiſte öffnete. Während dies ſtatt fand, ließen ſich die Laienbrüder auf die Knie nieder, und murmelten leiſe ein Gebet. So wie dies geſchehen war, richteten ſie ſich ſtill und ſchweigend auf und hoben den Deckel von der Kiſte ab. Ein eigenthümlicher Anblick gewährte deren Inneres. Ein Leichnam in brauner Kutte, gegürtet mit einem Stricke, lag hier lang ausgeſtreckt. Die Knochenhände umklammerten ein auf der Bruſt des Todten liegendes, metallnes, größtentheils mit Grünſpan überzogenes Kruzifix. Das Antlitz des Geſtorbenen gab Kunde, daß er bereits ſeit mehreren Jahren aus der Reihe der Lebenden geſchieden ſei. Das Haupt hatte zwar nicht das Anſehn eines nackten Todtenſchädels, vielmehr war es noch mit einer dunkelbraunen, wenn auch auf den Wangen mit Schimmel und Moder bedeckten Haut, bekleidet, der dunkle Haarkranz umgab noch den Schädel, indeß ließen das in der offenen Höhle fehlende Auge, die zum Theil zerſtörte

Naſe und Lippen, dem Geſichte einen furchtbaren A druck. Auf dem Antlitze der Umſtehenden gaben ſehr verſchiedene Empfindungen kund. Die vier Lai bruder blickten ſo gleichgültig auf den Leichnam, ob ſie einen Holzblock vor Augen gehabt hätten,' Mönch ſah mit einer Art frommer Entzückung den Todten, in dem Geſicht des Prinzen beme man einen leichten Schauder, in dem des Kamm herrn Abſcheu und Entſetzen. Bobadilla lächelte Hohn und Verachtung.

„Wohlan!“ ſprach der Infant nach läng Pauſe. „Ich habe immer eine große Verehrung den ſeligen Diego, welchen ich bald den Heiligen n nen zu dürfen hoffe, gehegt, und auch jetzt ſteht mir die innigſte Ueberzeugung feſt, daß wenn ſ verehrten Reſte eine Nacht mit mir das Lager t len, ich unfehlbar geſunden werde.“

Mit dieſen Worten machte der Prinz in großen weiten Bette Platz, und auf einen Wink Guardians hoben die Laienbrüder den Leichnam Vorſicht aus der Kiſte und legten ihn neben den fanten.

„Hu, wie kalt!“ rief Don Carlos ſich ſchüttel „Aber — dies thut mir wohl!“ ſetzte er nach e Weile hinzu.

In wenigen Augenblicken verließen die Anwe den — außer Bobadilla — vom Prinzen gnädig verabſchiedet, das Gemach.

„Ich bin gewiß“, hob Don Carlos nach einigen Momenten des Schweigens an, „ich bin gewiß, daß ich geneſe. Du lachſt, Schurke! — Das kommt von dem ſchlechten mauriſchen Blute, das in Deinen Adern rieſelt. Es iſt höchſt gottlos von Dir, und Du könnteſt eher den Mord dreier Menſchen ſühnen, als dieſes nichtswürdige, verdammliche Lachen.“

„Verzeiht, Hoheit!“ entgegnete Bobadilla, mit einem ziemlich ſonderbaren Blicke. „Das Lachen, was Ihr an mir tadelt, iſt kein gewöhnliches Gelächter. Es ſteckt, wie Ihr mit Recht behauptet, im Blute. Jemand — der mich ſehr nahe anging, lachte laut, als er auf eine etwas ſonderbare Art von der Welt Abſchied nahm, und ſeit der Zeit iſt es mir angeerbt; ich muß lachen, wenn Andere ernſthaft ſind, und bin ernſt, wenn dieſe lachen.“

„Wohlan!“ verſetzte der Infant. „So laß uns etwas Luſtiges beſprechen, wäre es auch nur, daß ich Dein verdammtes Lächeln nicht länger anſehen darf, und Du ſomit ernſthaft würdeſt. — Weißt Du, daß mir die kleine Joaquina, die Braut des Franzoſen, ganz ausnehmend gefällt?“

„Warum ſollte dies nicht ſtattfinden? Eurer Hoheit haben ſchon viele Hunderte gefallen!“ erwiederte der Barbier.

„Aber ſo nicht, Pedro, ſo nicht!“ erwiederte der Prinz. „Und glaubſt Du im Ernſte, daß der Renaud ſich nicht traitabel zeigen wird?“

„Nicht daran zu denken!“ ſagte der Barbier, indem er, mit aller der Ungenirtheit, die ſich in Spanien Leute ſeines Schlages gegen ihre Herren erlauben, auf den Bettpfoſten des Prinzen Platz nahm.

„Aber, er muß! Schurke, er muß!“ rief der Prinz.

„Er thut es einmal nicht!“ ſagte Bobadilla kalt. „Und dann die Mutter! — Mit dem Franzoſen könnte man allenfalls fertig werden. Man könnte mit ihm Händel anfangen und ihn dann als Ruheſtörer über die Gränze bringen laſſen. — Mit der Mutter aber iſt es ein Anderes. Sie iſt eine Biscayerin, und Eure Hoheit weiß, was der Held von Cordova ſagte: „„Ich will lieber einen Löwen zähmen, als einen Biscayer bändigen.““

„Man müßte das Mädchen durch Gold, Geſchmeide und dergleichen Firlefanz zahm zu machen ſuchen; es iſt ja bisher noch bei Allen gelungen!“ meinte der Prinz.

„Bei dieſer gelingt's nicht!“ ſprach kopfſchüttelnd der Barbier. „Die Hochzeit iſt nahe — es wird nichts daraus. Eher ein paar Wochen ſpäter. — Das Mädchen könnte überdies gegen den Bräutigam von ſolchen Verſuchen plaudern; dieſer lieſe zu de Foix, und der zum König.“

„Und dieſem wäre ein ſolcher Scandal jetzt gerade willkommen!“ ſagte der Infant. „Mir fällt ein beſſeres Mittel ein. Wir entführen ſie, denn mein muß die kleine Joaquina werden. — Triff Deine Anſtalten, Bobadilla!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ erwiederte gemüthlich der Barbier, indem er die Hände übereinanderſchlug. „Wir ſind von Spionen umgeben, und ich bin ohnehin ſchlecht bei'm König accreditirt. Ein Frauenräuber wird aufgehangen, würde es heißen — man würde ſchon in der ley de siete partidas, oder ſonſt einem alten Tröſter, eine darauf bezügliche Geſetzſtelle finden, — und wenn auch die Sache auf Euer Geheiß geſchähe, würde man mir doch die Ehre gönnen, Euer Stellvertreter zu ſein.“

„So ſchaffe andern Rath, Pedro!“ rief der Prinz. „Ich muß die Dirne beſitzen. Tauſend Piaſter ſind Dein, ſobald Du —“

„Sprecht nicht von Gold, Sennor!“ rief Bobadilla in einem Tone, den man faſt drohend hätte nennen können. „Ihr wißt, daß ich Euch nicht um Lohn gedient, mich nicht um elende Piaſter zum Werk-

zeuge Eures Willens gemacht habe. Ihr habt
auf Euer fürſtliches Wort verſprochen, ſobald
König würdet, mein vertriebenes Volk aus Afrika
rückzurufen und ihm freie Wohnplätze in Spa
anzuweiſen. —“

„Vorausgeſetzt, daß ſie gute Chriſten würde
fiel der Infant ihm in die Rede.

„Natürlich! — Natürlich!“ rief lachend der B
bier. „Wenn auch jetzt die Inquiſition das Chriſ
thum des Einzelnen bezweifelt, ſo wird ſie ſchon
der Maſſe von viermalhunderttauſend einwandern
— Chriſten eine beſſere Meinung hegen.“

„Mag ſein!“ entgegnete der Infant gähne
„Aber laß uns bei der niedlichen Joaquina verw
len. Du kommſt mir nicht davon. Das Mäd
muß mein ſein. Schaffe Rath, Bobadilla!“

Der Barbier war indeſſen von dem Rande
hoben Bettes herabgeſprungen, er ging heftig ein
Male in der Stube auf und ab, dann blieb er
dem Infanten ſtehen.

„Sennor!“ ſagte er, „ich ſchaffe Euch das M
chen, aber ich wage meinen Kopf dabei. Verſpre
mir, daß Ihr in Eurer Sache auch etwas wagen wolle

„Hölle und Teufel!“ ſchrie der Prinz, „hä
Du mich für feig?“

„Das nicht, aber für unbeſtändig, für — vergeßlich!“ erwiederte kalt der Barbier.

„Wie meinſt Du das, Pedro?“ fragte der Prinz verwundert. „Ich verſtehe Dich nicht.“

„Ich meine“, ſagte Bobadilla, „daß, wenn Ihr die Befriedigung eines Wunſches erlangt habt, Ihr nicht eben ſehr an die Mühe denkt, die es gekoſtet, ſolche zu erreichen.“

„Ich geſtehe, daß ich immer noch nicht weiß, worauf Du zielſt!“ verſetzte der Prinz.

„Ich meine“, erwiederte der Barbier, „daß ich für Euch mein Leben einſetzen will, und zum Preiſe dafür nichts weiter verlange, als daß Ihr eine kühne That waget, um das Eure zu erhalten. — Ja, Prinz! Es iſt meine vollkommenſte Ueberzeugung. Seid Ihr nicht in drei Monaten König von Spanien und Indien, ſo ſeid Ihr ein zum Tode verurtheilter Verbrecher. Der König iſt ſchlau, er iſt kühn. Kommt ihm zuvor, oder Ihr ſeid verloren. —“

„Du meinſt alſo, ich ſollte“, — ſagte der Prinz, aber ſogleich hielt er inne und zog die Bettdecke über den neben ihm liegenden Leichnam; gleichſam, als ob es dieſer nicht hören ſollte.

„Ich ſage, Ihr ſollt, was Ihr müßt!“ ſprach Bobadilla feſt, faſt gebieteriſch.

„Aber, wie meinſt Du, daß es ausgeführt werde?“ fragte halb leiſe der Infant.

„Das iſt Eure Sache, Sennor!“ rief der Barbier mit lautem, in dem weiten Gemache wiederhallenden Tone. „Der Kühne weiß, was er zu thun hat. — Uebrigens“, ſetzte er mit furchtbarem Lachen hinzu, „wär' es gegen gute Chriſten- und Unterthanenpflicht, Euch über dieſen Gegenſtand Rathſchläge zu ertheilen. — Handelt, Sennor, handelt!“ ſchloß er endlich. „Der Sand verrinnt. Ein für den Rebellen, den Hochverräther geſchliffenes Schwerdt hängt über Eurem Haupte. Ein Faden, ein Haar nur hält es. Greift mit der einen Hand nach der drohenden Waffe, mit der anderen nach der Euch gebührenden Krone. Am Tage, wo dies geſchieht, führe ich Joaquina in Eure Kammer. —“

„Ich will!“ ſprach der Infant nach langer Pauſe. „Du haſt Recht. Ich oder er; es bleibt kein anderes Mittel. — Hu, wie kalt iſt doch ein Leichnam!“ ſchloß er, indem er ſich unter die Bettdecke krümmte.

Der Kammerherr trat ein; er meldete Rui Gomez von Silva, der den Prinzen im Namen des Königs zu ſprechen wünſche. —

Einige Wochen vergingen ſeit dieſem Abende. Renaud und Joaquina trafen in dieſer Zeit die Anſtalten zu ihrer Verheirathung. Dieſe würde überhaupt ſchon früher ſtattgefunden haben, aber die Mutter der Braut hatte tauſend Einwendungen. Bald war dies, bald jenes noch zu beſorgen. Heute fand ſie den glänzend grauen Gipseſtrich in den Zimmern, die das junge Paar bewohnen ſollte, nicht glatt und ſpiegelnd genug, er mußte erneuert werden, morgen waren in ganz Madrid keine guten Espartomatten zu finden, womit doch nothwendigerweiſe der Fußboden des Schlafgemachs der Neuvermählten bedeckt werden mußte. Wenn den Verſicherungen der Wittwe zu trauen war, ſo hatte der ſelige Landaburu, ſobald er die Domeſtikenzimmer und Treppen des Schloſſes mit neuen Matten belegen ließ, ſolche immer direct aus Catalonien kommen laſſen, und bei dieſer Gelegenheit ſich auch die für ſeine Haushaltung beſtimmten beſorgt, wobei er — wie ſie meinte, und was Niemand beſtritt — immer ſehr billig weggekommen ſei. Wenn nun auch Renaud über die Handlungsweiſe der künftigen Schwiegermutter ganz toll und wild zu werden begann, und im Aerger erklärte: es ſei ihm ganz einerlei, ob der Fußboden glänze oder nicht, auch ſchere er ſich den Henker darum, ob das Espartogras der Matten an den Ufern des Ebro, oder (mit Don Quixote zu reden) in den thränenvollen Augen der Guadiana (los ojos, die Augen, zwei Sümpfe, in denen der Fluß entſpringt) gewachſen wäre, aber die

Wittwe ließ ſich nicht irre machen, ſie wollte mit dem Brautſtande der Tochter ſo lange wie möglich prunken, und die Liebenden mußten ſich dem Willen der Wittwe unterwerfen. — Renaud's Name ward indeſſen in Madrid immer bekannter, ſeine Stahlarbeiten immer geſchätzter, als nun vollends der König ſelbſt einige dergleichen Dinge von ihm fertigen ließ, und dieſe gänzlich zur Zufriedenheit des ſonſt ſo ſchwer zu befriedigenden Monarchen ausgefallen waren, erlangte der junge Künſtler eine Art Berühmtheit in ſeinem Fache. Niemand wunderte ſich daher, als Philipp der Zweite dann und wann den jungen Franzoſen rufen ließ, und ihm in Perſon Aufträge zu kunſtvollen Arbeiten ertheilte. So hatte er ihm unter anderem auch anbefohlen, eine Kiſte zu verfertigen, die feſt, aber leicht und zu Aufbewahrung wichtiger Papiere geeignet, dabei überdies mit zwei geheimnißvollen Schlöſſern verſehen ſei. Renaud war der Meinung, daß, da dieſe Kiſte höchſt wahrſcheinlich in den Zimmern des Königs bleiben werde, ihr außer den oben angegebenen Eigenſchaften auch eine beſondere Eleganz beiwohnen müſſe. Er verfertigte daher der Leichtigkeit wegen einen Koffer von dem eiſenfeſten Holze der Encinnaeiche, ein Holz, welches feſt wie Metall, der Vernichtung widerſteht, und dieſe Eigenthümlichkeit ſo gut bewährt, daß ſelbſt Schnitzarbeiten aus den Zeiten der Mauren auf uns gekommen ſind. Renaud überzog das Holz mit grünem Maroquin, und das Ganze ſodann mit einer durchbrochenenen, mit Gold eingebrannten, die hängenden Aeſte einer Trauerweide darſtellenden Stahlarbeit, die ſich ſo leicht als elegant und zierlich ausnahm. — An dem dazu feſtgeſetzten Tage begab er ſich nach dem königlichen Palaſte, und kaum hatte er dem königlichen Kämmerer Don Ramon de Gaztelu ſeinen Namen genannt, als dieſer ihm ſagte: daß der König — pünktlich wie er war — ihn in ſein Cabinet zu führen befohlen habe. — Renaud trat ein. Er trug die Kiſte unter dem Arme, und ein gewiſſer Künſtlerſtolz war in ſeinen Zügen zu leſen. Der König ſtand in der Mitte des einfach, aber koſtbar ausgeſchmückten Zimmers, auf deſſen mit Purpurſammet tapezirten Wänden man, als einzige Zierrath, nichts als ein ziemlich großes Crucifix von Ebenholz und Elfenbein erblickte. Der König war ein wohlgewachſener Mann von vierzig Jahren und Mittelgröße, braunen Haares, breiter Stirn, blauen Augen, länglichen Geſichts und ein wenig hervortretender Unterlippe. Seine Züge hatten eben nichts Finſteres, ſie zeigten im Allgemeinen von Geiſt, dabei waren ſie aber von einer ſolchen Unbeweglichkeit, die Lippen rührten ſich bei'm Sprechen ſo wenig, daß das Auge Philipp's faſt dem einer Büſte gleich kam. Es gab Höflinge, die faſt ihr ganzes Leben am Hofe zugebracht hatten, und die behaupteten, ſie hätten den König nur zwei Mal lachen, und niemals im Affect geſehen. —

So wie Renaud eintrat, kniete er unweit der Schwelle nieder, aber der König winkte ihm ſogleich, ſich zu erheben, und die Kiſte auf einen Tiſch zu ſtellen. Hier beſah der Monarch ſie ſchweigend und mit großer Aufmerkſamkeit eine lange Zeit, dann ſagte er, den jungen Künſtler kalt anblickend: „Sie iſt ſchön, aber nicht feſt.“

„Mögen Eure Majeſtät verzeihen, wenn ich widerſpreche!“ rief der Jüngling mit künſtleriſchem Eifer. „Sie iſt vollkommen feſt. Ich hätte die Kiſte leicht gänzlich aus Stahl verfertigen können, aber ſie wäre nur ſchwerer, nicht feſter geworden. Dies Stahlnetz“ — er zeigte auf die Verzierungen — „durchhaut weder Schwerdt noch Streitaxt, und dieſe Schlöſſer geben nicht nach, und würde der Kaſten von dem höchſten Thurme zu San Lorenzo del Escorial auf das Pflaſter geworfen.“

Der König antwortete nicht, er winkte bloß Renaud, die Kiſte auf den Boden zu ſetzen, dann rief er: „Wache!“

Ein rieſenhafter Montenero, der im Vorzimmer Wache hielt, trat ein. Er trug eine mächtige Streitart, auf der einen Seite wie ein Beil, auf der andern wie ein Hammer geſtaltet, in der Hand.

„Haue!“ ſagte der König, auf die Kiſte zeigend.

Renaud erſchrack. Das herrliche Kunſtwerk, das ihm ſo viele Mühe gekoſtet, das ihm, als es fertig geworden, ſo viel Freude gemacht hatte, ſollte dem Schlage der Streitaxt des rohen Bergbewohners ausgeſetzt werden. Was war indeß zu thun? Er mußte gewähren laſſen.

Der Hieb des Rieſen ſauſ'te jetzt herab, aber — die Kiſte blieb ganz.

„Noch ein Mal!“ ſagte der König. — Der Hieb blieb gleichfalls ohne bedeutende Folgen; bloß zwei lange Streifen wurden ſichtbar. — Philipp winkte und der Soldat trat ab.

„Ich wußte es wohl!“ hob Renaud mit Freimuth an. „Ich habe eine ähnliche Kiſte für Sr. Hoheit den Prinzen gearbeitet und ſie ſelbſt harten Proben unterworfen. — Die Striche dort, will ich ausbeſſern.

„Nicht nöthig!“ ſprach Philipp, indem er Renaud winkte, die Küſte in eine Ecke zu ſtellen. „Du arbeiteſt auch für den Infanten?“ ſetzte er ſodann hinzu.

„Jetzt nicht, Euer Gnaden!“ antwortete der Jüngling. „Vor kurzem aber habe ich alle Thüren an deſſen Gemächern ſo einrichten müſſen, daß, wenn ſie verſchloſſen ſind, ſie Niemand öffnen kann, als wer um das Geheimniß weiß, ſelbſt wenn er auch die Schlüſſel hätte.“

Mit Ruhe und gänzlicher Unbeweglichkeit in den Zügen ſah der König den Jüngling an, dann zeigte er nach der Thüre und ſagte: „Warte!“

Kaum hatte der Jüngling das Zimmer des Königs verlaſſen, als ein Greis, mit allen Abzeichen hohen Ranges, beſonders mit dem Orden des goldenen Vließes geziert, eintrat. Es war der Graf von Silva, Herzog von Evoli.

„Nun, Rui Gomez!“ ſprach der König, indem er ihn ruhig, aber fragend anblickte.

„Es iſt, wie Eure Majeſtät vermuthete!“ erwiederte der Herzog achſelzuckend. „Der Infant hat Sr. Gnaden Don Juan d'Auſtria mit dem Schwerdte in der Fauſt zwingen wollen, ihm zu geſtehen, was er mit Euer Majeſtät geſprochen. — Faſt möchte ich glauben, daß ſein Kopf zerrüttet iſt.“

„Sagt lieber: ſein Herz!“ erwiederte der König.

„Er iſt ein Raſender!“ fuhr Silva fort.

„Raſend — aber mit Bewußtſein!“ ſprach Philipp, ſich mit untergeſchlagenen Armen an den Tiſch lehnend.

„Gefangenſchaft von einigen Monaten könnte nöthig werden, ſelbſt wenn die Berichte Alba's aus den Niederlanden ſich verſpäten ſollten!“ bemerkte der Herzog.

„Ihn gefangen halten?“ erwiederte der König dumpf. „Glaubt Ihr, daß dies genug ſei?“

„Was meint Eure Majeſtät ſonſt?“ fragte Evoli befremdet.

„Daß ich ſein Vater ſei, aber auch ſein König und ſein Richter!“ verſetzte Philipp, indem ſich eine leichte, aber ſchnell wieder verſchwindende Röthe über ſein Antlitz zu ergießen ſchien.

Don Ramon des Gaztelu trat ein. Er meldete den Prior der Dominicaner des Atochakloſters, Juan de Tobar. Philipp nickte bejahend.

Der eintretende Mönch war ein Mann in der zweiten Lebenshälfte. Seine Miene hatte etwas Ernſtes, Strenges, jedoch auch wieder Etwas, welches Zutrauen zu erwecken im Stande war. Der Prieſter verneigte ſich tief vor dem Monarchen und erhielt dafür einen äußerſt gnädigen Blick zurück.

„Habe ich Euch nicht ſchon in Segovia geſehen?“ fragte endlich der Fürſt.

„Ich war ſo glücklich, Eure Majeſtät dort im Namen meines Kloſters begrüßen zu dürfen!“ erwiederte der Mönch. „Erſt ſeit kurzem vertauſchte ich auf Befehl des Provinzials das letztere mit dem von Atocha, wo ich zum Prior ernannt ward. — Leider machte ich hier eine Erfahrung, die mich tief darniederbeugt, die ich aber Eurer Majeſtät, meinem Gewiſſen nach, nicht verhehlen darf. Sie betrifft —“

Hier blickte der Prieſter bald auf den König, bald auf den Granden.

„Sie betrifft den Infanten?“ ſagte der König etwas lebhafter wie gewöhnlich. „Sprecht immer. Der Herzog kann es wiſſen.“

„Es wird mir ſchwer, das Vaterherz meines Monarchen verwunden zu müſſen, aber ich darf nicht ſchweigen“; ſprach der Prieſter. „Möge das Auge meines königlichen Herrn nicht mit Ungnade auf mir ruhn. — Geſtern Abend“, erzählte er nach einem gnädigen Nicken des Königs, „erhielt ich einen Befehl des Infanten, mich mit allen Religioſen meines Kloſters augenblicklich zu ihm zu begeben.*) Wir waren unſerer vierzehn. Außer uns waren noch da Pater Alvarado, ein Auguſtiner, und ein Mönch des Mathurinerordens, deſſen Namen ich vergeſſen habe. So wie wir angekommen waren, eröffnete der Infant eine Disputation mit uns. Er ſagte, daß er irgend Jemandem zu Leibe wolle, den er tödtlich haſſe, und er verlange deshalb im Voraus die Abſolution. Wir erklärten ihm einſtimmig, daß das, was er verlange, unmöglich ſei. Nun kam er auf etwas Anderes. Er ſagte, daß der ganze Hof dieſer Tage zum Tiſche des Herrn gehen werde; er könne ſich mithin nicht ausſchließen. Wegen der That aber, die er vorhabe, und damit er das Sacrament nicht unwürdig genieße, die Anweſenden aber dennoch nichts Ungewöhnliches bemerken möchten, verlange er: daß derjenige von uns, der die heilige Handlung ausüben werde, ihm eine ungeweihte Hoſtie reiche. — Dieſer Vorſchlag ſetzte uns Alle in das größte Schrecken. Wir erklärten, daß die Erfüllung ſeines Wunſches unmöglich ſei. Wir baten, wir flehten, er blieb bei ſeiner Meinung, er wüthete, er tobte. Um ihn nur wieder in eine ruhige Stimmung zu bringen, fragte ich, ihn bei Seite führend: wer der Mann ſei, den er tödten wolle. Er erwiederte: Es ſei ein Mann von hohem Range.

---

*) Wörtlich; nach Cabrera.

Während der ganzen Erzählung des Mönches war in den Zügen des Königs nicht die geringſte Bewegung zu leſen geweſen. Er hatte ſich nachläſſig an den Tiſch gelehnt und ſeine Hände hielten wie mechaniſch die Marmortafel feſtgeklammert. Jetzt — doch nur einen Augenblick — ſchien ſein Antlitz ein ungeheurer Schmerz zu durchzucken, ein Angſtſchrei der gefolterten Seele ſich entwinden zu wollen.

„Yo soy el hombre!“ (Ich bin der Mann!) rief der unglückliche Vater und ſchauerlich ballten die

Verzweiflungsworte in dem hohen Gemache wieder. —

Kaum waren aber die Laute über die Lippen des Königs gekommen, als er ſich auch augenblicklich ermannt zu haben ſchien. Es war, als ob er ein Unrecht — indem er ſich übereilte — begangen hätte. Düſter runzelte er die Stirn und ſagte ruhig und mit feſtem ſtarken Tone: „Wie war es weiter mit dem Infanten?“

„Die Scene hatte faſt zwei Stunden gedauert“, fuhr der Dominikaner fort. „Der Prinz fluchte, wüthete, tobte; es mußte ein Ende gemacht werden. Da Niemand einen Ausweg wußte, nahm ich den Infanten bei Seite und ſagte: Gnädigſter Herr! Sagt mir, wer der Mann iſt, den ihr tödten wollet; wenn ich den Nutzen kenne, den Ihr aus dieſer Handlung ziehen könnet, iſt es vielleicht möglich, Euch die Abſolution zu ertheilen. — Da nannte mir der Infant —“

Der Prieſter ſtockte. Er ſchien ein Zeichen vom Könige zu erwarten, um fortfahren zu dürfen.

Der Herzog fiel heftig ein.

„Nennt den Namen nicht, Padre!“ rief er aus. „Noch iſt nichts geſchehen. So wie Ihr den Namen ausſprecht, iſt ein Verbrechen begangen worden.“

„Ich erwarte die Befehle meines Herrn und Königs!“ ſprach der Dominikaner mit Ernſt und Ruhe. „Mein Gewiſſen gebot mir zu ſagen, was ich ausſprach und was ich nicht verſchweigen durfte. Der Befehl unſers königlichen Herrn wird entſcheiden, ob das, was ich ferner vernahm, auf ewig verborgen bleiben ſoll oder nicht."

„Ich bitte Eure Majeſtät dringend!" rief Evoli. „Möge Eure Majeſtät den Prinzen unſchädlich machen, vom Throne ausſchließen, auf ewig verhaften laſſen. —"

Der König hatte mit ruhigem Auge und ohne Spur von Aufregung ſeines Innern bald auf den Herzog, bald auf den Mönch geblickt. Der Erſtere ſchien dies für Unentſchloſſenheit zu deuten.

„Eure Majeſtät iſt Vater, iſt gnädig", fuhr er fort, aber Philipp unterbrach ihn.

„Er iſt König, dann Vater, zuerſt gerecht, dann gnädig!" ſprach er ernſt. „Der Infant nannte meinen Namen?" ſetzte er mit großer Ruhe hinzu.

„Er nannte den Namen Eurer Majeſtät!" ſagte der Prieſter mit leiſer Stimme.

Der Herzog ſchien heftig ergriffen, er hielt die Hände vor die Augen. Der König blieb kalt und ruhig.

„Ihr ſeid entlaſſen!" ſagte er ſodann zu dem Mönche. „Wir verſichern Euch Unſerer Gnade. —"

„Ramon!" rief der König nach einer Minute tiefen Schweigens. Der Kammerherr trat ein. „Rufe mir den Franzoſen! —"

Renaud erſchien.

„Du haſt die Schlöſſer an den Thüren des Infanten künſtlich verändert“, ſagte der König, „kannſt Du die Vorrichtung an dem Schloſſe des Schlafzimmers wieder zerſtören, ohne daß man es von außen bemerke?“

„Ich kann es!“ erwiederte Renaud.

„Wohl!“ fuhr Philipp fort. „Du begiebſt Dich unter dem Vorwande, die Schlöſſer zu beſichtigen und ſie reinigen zu laſſen, nach des Infanten Wohnung. Du ſageſt, daß irgend etwas am Schloſſe des Schlafzimmers unbrauchbar geworden, und veränderſt daſſelbe ſo, daß Du es, wenn es Noth thut, leiſe und unbemerkt öffnen kannſt. Abends muß Alles im Stande ſein. Mit dem Schlage der Mitternachtſtunde befindeſt Du Dich in meinem Vorzimmer. Geh! —“

Der junge Franzoſe eilte nach ſeiner Wohnung. Er wußte, daß der König, gewohnt auf's pünktlichſte auf die genaue Vollziehung ſeiner Befehle zu halten, jede Verſäumniß als Ungehorſam auszulegen und dieſem gemäß zu ahnden pflegte. Renaud nahm ſich deshalb kaum ſo viel Zeit, die nöthigen Inſtrumente zuſammenzuraffen, und eilte nach dem Flügel des Palaſtes, den der Infant bewohnte. Der Auftrag, der ihm geworden, war zwar ein höchſt unangenehmer, indeß er kam aus dem Munde des Monarchen, er mußte vollzogen werden, auch konnte Renaud eines gewiſſen Wi derwillens gegen den Prinzen, der wie ein Wüthender in das Zimmer ſeiner Verlobten gedrungen war, und ihn dort, mit dem Schwerdte in der Fauſt, angefallen hatte, um ſo weniger Meiſter werden, als über die Sittenloſigkeit des Infanten, wozu er jedoch noch mehr durch eine ſchlechte Umgebung, als durch die Heftigkeit ſeines Temperaments aufgereizt wurde — wenigſtens behauptete man dies — in ganz Madrid nur eine Meinung war. Da man ſich im Palaſte daran gewöhnt hatte, den jungen Franzoſen faſt täglich im Schloſſe beſchäftigt zu ſehen, ſo fiel es dem Hausmeiſter des Infanten nicht im geringſten auf, als Renaud eine Beſichtigung und die gewöhnliche Einölung der Schlöſſer für nöthig erklärte, und eben ſo willigte er, unter der Bedingung, daß Alles in einigen Stunden abgemacht ſei, gern darin ein, daß Renaud das Schloß des Schlafzimmers mit nach Hauſe nehmen könne. — Ehe der Abend herniederſank, war Alles fertig, und die Befehle des Königs ſomit vollzogen. —

Fröhlich eilte Renaud nach ausgeführter Arbeit nach der Wohnung der Geliebten — aber welcher Schreck ergriff den jungen Mann, als er das Logis der Wittwe verſchloſſen und verſiegelt fand! — Anfangs glaubte er, daß ſeine künftige Schwiegermutter wegen Schulden, von denen ſie ihm indeß nie ein Wort geſagt, aus der Wohnung getrieben und ihre Effecten unter Siegel gelegt worden wären. Es wäre ihm leicht geworden, Hilfe zu leiſten; er betrachtete das Siegel deshalb genauer, er wollte zu der Behörde eilen, welche die Beſchlagnahme verfügt hatte. Was erblickten ſeine Augen! — Nicht die Thürme von Caſtilien ſah man auf dem Siegel. Er erblickte ein Lamm mit der Siegesfahne, die Klaue auf der Weltkugel ruhend; die Umſchrift lautete: Exsurge Domine, exsurge! Judica causam tuam. —

„Heiliger Gott! Das Siegel der Inquiſition!“ rief Renaud und ſank, wie vernichtet, an das Geländer der Treppe. — — —

Wenn man heutzutage von dem Theater Cannos del Peral zu Madrid nach dem königlichen Schloſſe geht, ſo gelangt man über einen mächtigen Platz, der aber in der Zeit, in welcher die Begebenheiten dieſer Geſchichte ſich ereigneten, durch einige queer durchlaufende Häuſerreihen in mehrere Theile geſchieden war. Einer davon war die Plaza de San Domingo, und hier befand ſich der Palaſt der Inquiſition. Zu Ende eines langen Corridors, in einem gewölbten Gemache, in dem, außer einem grün behangenen Tiſche, auf welchem bloß vier brennende Kerzen von grünem Wachs und ein Crucifix zu ſehen waren, ſich kein weiteres

Geräth befand, hatte ſich am Abende des von uns bezeichneten Tages das Inquiſitionsgericht von Madrid verſammelt, um das erſte ſogenannte Warnungsverhör mit der Wittwe Maria Landaburu vorzunehmen. Zu beſſerem Verſtändniß bemerken wir, daß nach den Statuten des heiligen Gerichts drei ſolche Verhöre ſtattfanden. In keinem derſelben wurde der Denunciant — wenn überhaupt eine Angabe ſtattfand — dem Beklagten genannt, viel weniger gegenüber geſtellt, — was nur in außerordentlichen Fällen vorkam — ja, man ſagte meiſtentheils dem Beſchuldigten zu Anfang gar nicht, worin ſeine Schuld beſtünde, ſondern forderte ihn zur Selbſtanklage auf. — Das Inquiſitionsgericht, welches ſich an jenem Abende verſammelt hatte, beſtand außer drei Richtern, in der Tracht der Dominicaner, noch aus dem Fiscal der Santa Caſa und einem Schreiber. Ein Familiar der Inquiſition trat eben ein, und meldete ehrerbietig: daß der ehrwürdige Prior Juan de Tobar wegen Kränklichkeit außer Stande ſei, zu erſcheinen, und daß die Verhandlungen nur beginnen möchten. Ein alter Mönch nahm jetzt den offenen Lehnſtuhl ein, und gebot, die Beklagte hereinzuführen. Es war die Wittwe Maria Landaburu. Sie nahte ſich ziemlich getroſt, und mit einer tiefen Verbeugung.

„Habt Ihr Euer Herz erforſcht, und ergründet, warum Ihr hier ſeid?“ fragte der Dominicaner mit finſterm Ernſte.

„Bei der Seele meiner Großmutter — Gott wolle ſie in ſeinen Armen behalten! — ich weiß davon ſo wenig, wie ein neugebornes Kind!“ entgegnete die Wittwe mit ihrer gewöhnlichen Beredſamkeit, welche wir in den Lieblingsausdrücken ihrer Landsleute, ohne ſolche indeß weitläufig zu erklären, wiederzugeben uns bemühen wollen. „Alles mit Gottes Segen, ehrwürdige Herren, aber ſo viel ſage ich, wenn ich den Don Diablo — Jeſus, Maria, Joſeph! — der als niederträchtiger Ankläger gegen mich aufgetreten iſt, zwiſchen dieſe meine Finger bekomme — und ich hoffe es, denn jede Sau hat ein Mal ihren Martinstag — ſo will ich ihm das Fell dergeſtalt gerben, daß er es für den beſten Corduan von Melilla verkaufen kann.“

„Ihr bleibt alſo bei hartnäckigem Läugnen?“ fuhr der Inquiſitor fort.

„Läugnen?“ rief die Wittwe. „O du kleinſtes Jeſulein! Die Geſchichte kann nur eine Friolera ſein (eine Lumperei). Wäre es etwas Anderes als ſo viel“ — ſie ſchnippte mit den Fingern — „wurdet Ihr mich ſo in der Pomade (cachaza) ſehen? He? — Ich denke übrigens, es wird wohl Niemand ſich unterſtanden haben, mir etwas beſonderes Uebles nachzuſagen, und hat es Jemand, ſo iſt es ein Ketzer, ein Satan, ein Maure oder ein Jude geweſen, und ich werde, wie ein neugewaſchenes Lamm von Segovia, aus dem Dinge hervorgehen, und der lügenhafte Zigeuner ſoll ſich vor mir in Acht nehmen, ich will weiter nichts ſagen, aber — Gott verſteht mich, und der liebe Herrgott wird morgen wieder einen Tag machen, und da ſoll der Wind aus einem andern Loche pfeifen.“

Der Inquiſitor ſchien ſich zu überzeugen, daß die Wittwe von ſelbſt nichts bekennen werde, oder zu bekennen habe. Er verſuchte deshalb, einen andern Weg einzuſchlagen.

„Ihr ſeid aus dem Flecken Zugarramurdi in Biscava?“ ſagte er. „Dieſer Ort iſt wegen Zauberei in üblem Rufe. — Wißt Ihr etwas davon zu ſagen?“

„Bin ich eine Jüdin oder Mohrin?“ rief die Wittwe hitzig. „Ich glaube, Ihr wollt mich vexiren, Padre! — Schon darum, weil ich aus Biscava bin, bin ich eine alte Chriſtin. Auch weiß ich nicht, was Ihr gegen den Flecken Zugarramurdi habt. Es mag vielleicht ein Schock Hexen und Zauberer darin geben, oder auch zwei Schock — wo gäbe es nicht ſolches Satansgeſindel? — aber es giebt auch brave Leute dort, voller Frömmigkeit und Devotion. Ich ſelber habe, ohne mich zu rühmen, als ich meinen ſeligen Pablo heirathete, ein Crucifix in die dortige

Kirche geſchenkt — wenn es auch nicht von Gold war, ſo glänzte es doch wenigſtens eben ſo. Wir können nicht Alle reich ſein. Alles, wie Gott will. — Und wenn Ihr mir etwa verfängliche Fragen vorlegen wollt, Padre, da ſchneidet Ihr Euch verteufelt!“ ſetzte die Wittwe immer aufgebrachter hinzu. „Wenn Ihr keinen beſſeren Knochen habt, ſo ſucht Euch zum Anbeißen einen anderen Hund; das ſage ich Euch.“

„Iſt Euch ein gewiſſer Miguel de Goiburu bekannt?“ fragte der Inquiſitor, ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen, oder — was bei dieſen Verhören ohnehin nie der Fall war — das Geſchwätz der Beklagten zu unterbrechen.

„Ob ich ihn kenne?“ fragte ruhiger werdend, lächelnd und wie in Erinnerung befangen die Wittwe. „Ich kenne jeden Hofhund in dem geſegneten Zugarramurdi. Das iſt auch weiter kein Wunder, denn wer auf dem Markte ſteht und lange Hände hat, kann die beiden Thorſchreiber an den entgegengeſetzten Enden der Stadt bei der Naſe faſſen, wie mein ſeliger Pablo oft ſcherzweiſe zu ſagen pflegte. Uebrigens war der Don Miguel ein alter Knauſer von der Spitze ſeiner Montera an, bis zu den Espargatas herab. Wenn er zu meinem Vater kam — Ihr müßt wiſſen, der hatte ein Weinhaus — ſo trank er immer nur por copas (Rößelweiſe), und das iſt bekanntlich, für den Wirth, die ſchlechteſte Art, Wein zu trinken.“

„Auch die Stephania de Tellechea kennt Ihr?“ fragte der Inquiſitor weiter.

„Freilich kannte ich ſie!“ rief die Wittwe. „In unſerer Jugend waren wir Freundinnen. Aber endlich ſäete der Teufel — Jeſus, Maria, Joſeph! — Unkraut unter den Weizen, denn alle Abende tanzten wir — in unſerer Jugend, meine ich — zu Zugarramurdi auf dem Markte um das Feuer, wie dort gewöhnlich iſt. — Ihr müßt wiſſen, es iſt nicht wie hier, wo die jungen Mädchen lauter Zierlieſen ſind und nicht auf der Straße tanzen wollen. Auch war es keine koſtſpielige Luſtbarkeit, denn der einäugige Ziegenhirt, der Tio Martin, beſorgte die ganze Muſik allein, er fingerte nämlich mit der linken Hand auf der Pfeife und ſchlug mit der rechten die Mohrentrommel, die er zwiſchen den Beinen hielt. — Aber da — ja, was wollte ich ſagen? — Ja, da war ein Studentchen (estudiantillo) aus Salamanka — ein flinkes Kerlchen, es tanzte, als ob es Räder unter den Schuhſohlen hätte, und die ſchwarze Kutte flog, wie ein Mühlenſegel, um ihn herum — dieſer Student tanzte mehr mit mir, wie mit der Stephania, und da ward dieſe toll und wild, und es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie mir — wie das leicht geſchehen kann, wenn der Menſch in Zorn geräth, ich nehme es Niemandem übel — bald ein Meſſer in den Leib geſtochen. Seit dieſer Zeit kamen wir aus einander.“

„Es wird Euch bekannt ſein“, ſagte der Inquiſitor, „daß Miguel de Goiburu, gewöhnlich der König der Zauberer genannt, desgleichen Stephania de Tellechea, bekannt unter dem Namen: die Hexenkönigin von Zugarramurdi, gefänglich eingezogen, und ſowohl ihrer Sünden wegen als zur Erbauung guter Chriſten öffentlich verbrannt worden ſind.“

„Sind ſie!“ fragte mit Neugierde die Wittwe. „Ich habe mir's immer gedacht, daß es ſo kommen könnte. Ein Geizhals, der den Wein nur nöſſelweiſe trinkt, und ein Weibſen, daß anderer anſtändiger Frauenzimmer Liebhaber ſtets zu ihren eigenen machen will, kann leicht in des Pero Betero (Urian's) Klauen gerathen. Uebrigens mag es ein recht erbauliches Schauſpiel geweſen ſein mit dem Verbrennen, und was mich anbelangt, ſo wünſche ich als eine gute Chriſtin, daß jede verdammte Hexe auf einer Pechtonne reiten müßte. Ich wollte dann ein Strohbund und einen Feuerbrand hineinſtecken, und dann hieße es: Heiſa! glückliche Reiſe.“

„Wir wünſchen zum Heile Eurer Seele, daß dies Eure wahre Meinung ſein möge!“ ſprach der vorſitzende Inquiſitor. „Was würdet Ihr aber ſagen, wenn Ihr ſelbſt von Jemand der Zauberei bezüchtigt würdet?"

„Ich würde gar nichts ſagen, ehrwürdiger Herr!" rief hitzig die Wittwe"; aber ich würde dem Jemand ein Meſſer in den Leib ſtoßen, wenn ich es gerade zur Hand hätte; wäre dies aber nicht der Fall, ſo würde ich ihn einſtweilen mit ein paar ſolchen Ohrfeigen vergnügen, daß er meinen müßte, er würde geköpft; Alles mit Gottes Segen jedoch und der heiligen Jungfrau! — Was? ich eine Zauberin? Das ſollte mir Einer ſagen, und der Teufel ſollte ihn haben, geſchwinder als er mit der Seele eines Advokaten davon geht. Ich eine Hexe? Carajo! — Gott wolle mir das Fluchen nicht zur Sünde anrechnen, aber es fährt einem guten Chriſten, wenn er im Zorne iſt, ein Fluch ſo geſchwind zum Halſe heraus, wie der Speck aus der Bratpfanne! — Nun aber, ehrwürdige Padres, nennt mir den gottverdammten Juden oder Mohren, der ſich — wenn es anders nicht Euer Spaß iſt — ſo ein Wort von mir verlauten laſſen, und ich will ihm zeigen, auf welchem Beine er hinkt."

„Ihr wißt", ſagte der Inquiſitor, „daß das heilige Gericht nicht gewohnt iſt, unnütze Worte zu machen. Erforſcht daher Euer Herz. — "

„Recht, Padre!" rief die Wittwe, in ihrer Hitze den Nachſatz überhörend. „Wenig geſprochen, aber gut geſprochen; das iſt mein Symbolum. Aber bei unſerer lieben Frau von Fuenciſla! — jedes Ding muß ein Ende haben, und eine Wurſt ſogar ihrer zwei, wie mein ſeliger Pablo, der ſpaßhaft arme Narr, immer zu ſagen pflegte. Ihr wollt, ich ſoll mich anklagen; aber wollt Ihr denn auch, daß ich Euch belügen ſoll? Da würde der Teufel was zu lachen haben. Ich habe in einem Striche geforſcht und geforſcht, aber ich habe mich auf nichts erinnern können, als daß ich vor vier Wochen einmal die Frühmeſſe ſchwänzte, weil es mich ſo verteufelt im Leibe ſchnitt, und daß ich vorigen Sonntag meiner Nachbarin in der Kirche — es war gerade beim Sanctus — einen Rippenſtoß gab, weil ſie mich auf die Hühneraugen getreten hatte. Wenn das aber nach Zauberei oder dem Scheiterhaufen riechen ſoll, ſo will ich in der Küche des Pero Botero braten wie eine Kaſtanie.“

„Wie es ſcheint, ſeid Ihr ſehr hartnäckig!“ verſetzte der Inquiſitor. „Wir müſſen Euch dann ſagen, daß das Warnungsverhör zu Ende iſt, und daß Euch die Anklage mitgetheilt werden ſoll, wiewohl Ihr dadurch Eure Sache verſchlimmert.“

„Immer theilt mit!“ rief herzhaft die Wittwe. „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, denn in meinem Hauſe iſt es ſtets chriſtlich hergegangen, und auch friedlich, und wir haben uns Alle vertragen, wie das

Oechslein und das Eſelein im Stalle zu Bethlehem, ruhig aus einer Krippe freſſend; wer es aber anders ſagt, das iſt ein Ketzer, ein Jude und ein Mohr."

„Wohlan!" verſetzte der Inquiſitor. „Eurer Herzenshärtigkeit wegen wird es nöthig, Euch Einiges aus der Anklage mitzutheilen."

Der Mönch griff nach einem Actenſtücke, ſchlug einige Seiten um und las:

„Da nun Denunciant vernommen, daß die Wittwe Landaburu ſich mit Heilung böſer Augen beſchäftige, ſo ſei er — hier folgt das Datum — zu ihr gegangen und habe ſie um ein Mittel für ſein blodes Geſicht angeſprochen. Zu ſeinem größten Schrecken habe dieſelbe nun eine Kröte, die aber wie ein Menſch angekleidet geweſen, und ein Mäntelchen von grünem Taffent umgehabt, aus einer Schachtel gezogen. Die Wittwe habe die Kröte ſodann auf den Leib gedrückt, wo dem Rachen des Unthiers — der Kröte nämlich — ein grünlicher Saft entfloſſen ſei. Mit dieſem Waſſer habe die Beſchuldigte die Augen des Klägers beſtreichen wollen, angebend, daß daſſelbe die größte Heilkraft habe, Denunciant jedoch, wohlwiſſend, daß jede Hexe oder Zauberin eine ſolche Kröte beſitze, wodurch ſie im Namen ihres hölliſchen Meiſters große, jedoch ſeelenverderbliche Dinge ausübe, habe ſich mit

Abſcheu abgewendet und das Haus verlaſſen.*) — Was ſagt Ihr hierzu?" ſchloß der Leſende.

„Daß der Kläger ein Hund von Zigeuner iſt, ein Inquiſitionsfutter — nichts für ungut — und daß zwelf ſolcher Kerle ein Dutzend Hahnreihe ausmachen!" ſchrie wüthend die Alte. „Bei unſerer Frau vom Schnee! Ich bin weder ein Engel noch ein Erzengel. Wenn ich aber meine Sünden habe, ſo habe ich auch mein Fegfeuer und von einer Kröte nicht die Probe. Daß es ſolche Unthiere giebt, iſt weltbekannt. Jede Hexe hat eins; das weiß jedes Kind. Wie ſollten die Zauberinnen ſonſt auch nach dem Kol de Uragua kommen, wo ſie dem Teufel — Jeſus, Maria, Joſeph! — alle Jahr einmal die Winterſeite kuſſen müſſen? Sie nehmen die Kröte in die Hand und — heiſa, haſt Du nicht geſehn! — geht's zum Dinge hinaus. Sie fliegen durch die Luft wie die Fledermäuſe. Wer will ſie aufhalten? Dem Winde und den Hexen laßt ihren Lauf, heißt's im Sprüchwort. Aber daß ich eine Kröte beſäße, eine dicke, häßliche, quabliche Hexenkröte? — Kein Gedanke."

„Ihr leugnet alſo durchaus?" fragte ernſt der Inquiſitor.

---

*) Nach einem ſpaniſchen Hexenprozeß.

„Ich leugne und werde leugnen, wie einer alten
Chriſtin, die ſich nichts vorzuwerfen hat, anſieht!“
rief die Wittwe. „Stellt mir den Lügenpeter, der
mich verklagt hat, gegenüber, und ich werde dem
Schwengel die Augen auskratzen, ehe er auf mein:
Ave Maria purissima! ſein: sin peccado concebida!
ntworten kann. — Aber, Sennores!“ hier ſchien die
Wittwe ſehr ergriffen, „ſagt mir, wo iſt meine kleine
Joaquina? O mein Herz, o Töchterlein meiner Ein-
eweide! Haben ſie dich auch angeklagt? Wollen ſie
ich auch zur Hexe machen? —“

Die Alte weinte bitterlich.

„Seht Ihr, ehrwürdige Padres und Kaballeros“,
uhr ſie endlich noch immer ſchluchzend fort, „meine
llerkleinſte, mein Mädel, das iſt ein liebes Ding;
einem Auge hat ſie die Sonne und in dem andern
n Mond. Wenn die jungen Leute ſie in der Kirche
hen, ſo machen ſie ein Geſicht, als ob ſie eine Orange
n Murcia im Munde hätten, oder eine Dattel von
lche, und dem Teufel — Jeſus, Maria, Joſeph!
üſſen darüber graue Haare wachſen. — Nun aber
tte ich Euch, ſagt mir, wo iſt meine kleine Joaquina?“

„Sie iſt einſtweilen in das Kloſter der Decalza-
s gebracht worden, bis es ſich ergiebt, daß ſie an
ren Zauberkünſten keinen Antheil genommen!“ ſagte
er der Inquiſitoren.

„An meinen Zauberkünſten? Cuerpo de Dios!“ rief wieder mit voriger Heftigkeit die Wittwe. „Hätte mir jemand Anders dies geſagt, ſo ſollte er meine zehn Nägel im Geſichte fühlen, ehe einer die Hand umdreht; aber freilich mit dem heiligen Gericht iſt es ein anders. Von der Pfütze läuft das Waſſer zur Mühle, ſagt das Sprüchwort. Ich rechne Euch die Anklage nicht zu, ehrwürdige Herren! Ihr müßt ſie annehmen, aber ich frage bloß: Schenken Hexen meſſingene Leuchter in die Kirchen? He? — Oder gehen ſie alle vier Wochen zur Beichte? — Sagt mir das, Padres, ſagt mir das! — Und habe ich etwa nicht Beichtzettel, ganze Schachteln voll? — Aber ich weiß ſchon, irgend ein verdammter Jude oder Mohr hat mich angeklagt, aus Neid, aus purem Neid, daß meine Joaquina den jungen Franzoſen heirathet, der da Geld hat. Warum aber ſollte ſie ihn nicht heirathen? denn eine Dublone im Sacke iſt ſo gut wie ein Vetter im Rathe, und wer alle Taſchen voll hat, bekommt eine Marqueſentochter, wenn er ſie ſonſt haben will; aber ſo ein Neidhammel iſt wie ein Gärtnerhund, der ſelbſt kein Gemüſe frißt und Andere nicht freſſen läßt. Laßt mich indeſſen nur wieder in Freiheit ſein — denn daran zweifle ich keinen Augenblick, wenn eine alte Chriſtin noch Gerechtigkeit findet im Himmel oder auf Erden — und laßt mich dann meinen Angeber errathen! Ich will ihm zu Leibe gehen, und wenn der Cid Ruy Diaz ſein Vetter wäre, oder der Ritter Bernhard del Carpio, und ich denke, er wird den Weg nach Villadiego einſchlagen (davonlaufen), ehe Einer ein Ave abbeten kann."

Die Alte hätte ſich immer noch mehr in Zorn und Eifer geredet, wenn nicht in dieſem Augenblicke ein Mönch in's Zimmer getreten wäre und dem Vorſitzenden einen Zettel gebracht hätte. Nach Durchleſung deſſelben befahl Letzterer, die Verklagte für heute abzuführen.

„Sennores!" ſagte er, als die Richter allein waren. „Mir ſchreibt ſo eben unſer verehrter Prior, daß die Anklage gegen die Wittwe Landaburu vielleicht ein Werk der Bosheit, jedenfalls Irrthum ſei, daß er ſelbſt — wenn es ſeine Geſundheit erlaube — den Vorſitz im Gerichte führen wolle, indem ein ganz eigenthümlicher Umſtand ihn in den Stand geſetzt, Licht in die Sache zu bringen. — Eine nochmalige genaue Durchgehung der Klage und Vergleichung von Zeit und Ort habe ihn jenen Irrthum, oder die boshaften Anſchläge des Denuncianten bemerken laſſen."

Nach wenigen Hin- und Herreden ward die Sitzung für heute aufgehoben.

Mit ſchwerem Herzen fand ſich Renaud um Mitternacht im Vorzimmer des Königs ein. Don Ramon de Gaztelu fragte ihn mit großem Ernſt und Nachdruck im Tone, ob er Alles vorbereitet habe, um die Thüre des Schlafzimmers des Infanten von außen unfehlbar ohne Geräuſch öffnen zu können. Es ſei dies ein Umſtand von höchſter Wichtigkeit, ſetzte der Kammerherr hinzu, und die Gnade oder Ungnade des Königs gegen Renaud hinge für dieſen von dem glücklichen Erfolge ab. Der junge Mann erwiederte, er ſtehe für den letzteren, ſelbſt wenn der Prinz die Nachtriegel mit der größten Vorſicht vorgeſchoben hätte. Don Ramon ſchien zufrieden, doch bemerkte Renaud, daß einige ſtämmige Monteros mit wilden, ſonnverbrannten Geſichtern einige ſtarke eiſerne Brechſtangen in den Händen trugen; ein Beweis, daß man ſeiner Geſchicklichkeit ſich nicht allein anvertrauen wolle. — Der Jüngling wartete faſt eine Stunde im Vorgemache. Er dachte in dieſer Zeit unaufhörlich an Joaquinen. Tauſend Gedanken zu ihrer Rettung gingen ihm durch den Kopf, aber ſein natürlicher Verſtand ſagte ihm, daß ſelbſt die Macht des Königs dem Unglücklichen, der in die Klauen der Inquiſition gefallen ſei, nur wenig helfen könne. Demungeachtet beſchloß er, falls ſich nur die geringſte Gelegenheit dazu ergäbe, ſich zu des Königs Füßen zu werfen, und um deſſen Verwendung für die Aermſten zu flehen. Dies ſei, ſo ſagte er ſich, das einzige, das letzte Mittel;

nn Jedem, der dem heiligen Officium nicht als Fa-
iliar angehörte, wurde es ſchon zum Verbrechen an-
rechnet, wenn er nur Erkundigungen über das Schick-
l der Angeklagten einzog. Bitten oder Fürſprache
ar doppelt gefährlich; auch unternahm ſolche Nie-
and. Jeder wußte, daß ſie nicht das Geringſte
ützen, dem Angeklagten vielmehr ſchaden konnten. —
Seit einer Stunde faſt war Mitternacht vorüber,
nd Renaud ſtand immer noch in einer Ecke der An-
hambre. Schweigend, wie Bildſäulen, ſtanden ſechs
onteros, Brechſtangen und kleine Blendlaternen, auch
ei große unangezündete Wachskerzen in den Händen
agend, in der anderen. Ringsum war ein tiefes
chweigen, nur von Zeit zu Zeit durch dumpfe Sprach-
ne, die in den Zimmern des Königs erſchallten, oder
rch das Klirren der Sporen des Don Ramon de
aztelu, der — heute geharniſcht — manchmal lang-
m und leiſe im Vorzimmer auf und ab ging, un-
brochen. — Endlich öffnete ſich eine Thür, und der
önig, der Herzog von Eboli, der Herzog von Feria,
r Großprior der Johanniter, Don Antonio de To-
o (der Bruder Alba's), Don Luiz Quijada, der
raf von Lerma, und Don Rodrigo de Mendoza, der
ſte Sohn des Herzogs von Eboli, traten heraus.
er König trug einen Helm auf dem Haupte und
en Harniſch unter dem Oberkleide. Auch die Uebri-

gen waren bewaffnet. — Philipp winkte mit der Hand, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Am Fuße der Treppe angekommen, ſchloſſen ſich ſechs Hellebardiere der Leibwache an. — In Todtenſtille, von keinem Rufe der Wachen unterbrochen, ging der Zug von Saal zu Saal, von Corridor zu Corridor, bis man in den Flügel gelangte, den der Prinz bewohnte. Der leiſe, faſt unhörbare Tritt ſämmtlicher Theilnehmer des Zuges, die Stille, mit der die Wachen die Hellebarden bei Fuß nahmen, das Entſetzen einiger Lakaien, als ſie einen Haufen Bewaffneter, an deren Spitze den König und mehrere Granden in die Zimmer des Infanten dringen ſahen, alles dieſes gab einen ſo eigenthümlichen Anblick, daß Renaud ſpäter oft behauptete, daß dieſer Auftritt ihm bis an ſein Lebensende unvergeßlich bleiben werde. Endlich gelangte man in das Zimmer, an welches das Gemach ſtieß, in dem der Infant ſchlief. In demſelben befanden ſich Bobadilla und der Kammerdiener des Prinzen, Garcia Oſorio. Wie vom Blitze getroffen ſprangen Beide von den Stühlen auf, wo ſie, zur Seite eines glühenden Braſero (Wärmpfanne), ſich, wie es ſchien in Geſpräch befangen, niedergelaſſen hatten. Oſorio zitterte bei'm Anblick des Königs, wie ein Verbrecher, alles Leben ſchien aus ſeinem Geſichte gewichen, Bobadilla blickte kalt und ruhig auf die Verſammlung.

„Verhaftet Beide!“ ſagte der König ſich zu Don Ramon de Gaztelu wendend, ohne daß ſich eine Miene ſeines kalten Antlitzes bewegte.

Eben bemächtigten ſich die Wachen der Gefangenen, als ein ſchwarz- und weißgekleideter Mönch, welchem zwei Vermummte folgten, ſo leiſ' eintrat, daß die Anweſenden kaum ihre Gegenwart bemerkten. Mit faſt unhörbarem Tritte durcheilte der Kloſterbruder die ihm platzmachende Menge, und ſtand ſchnell an der Seite des Königs.

„Das heilige Gericht requirirt dieſen Gefangenen!“ ſprach er, auf Bobadilla zeigend. „Geſtatte Eure Majeſtät, ihn nach den Gefängniſſen der Santa Caſa bringen zu laſſen.“

„Er iſt ein Staatsgefangener!“ fiel leiſe, aber raſch der Herzog von Evoli ein.

„Erſt die Kirche, dann der Staat!“ erwiederte kalt und mit ſtarrem Blicke auf den Redenden der Dominicaner. „Iſt es Eurer Majeſtät genehm?“ ſetzte er dann ruhig hinzu.

Der König nickte mit dem Haupte. Sogleich ergriffen die Verlarvten den Barbier und banden ihm die Hände auf den Rücken. Bobadilla wollte ſprechen, aber im Nu war er zu Boden geriſſen; ehe er wußte, wie ihm geſchah, hatte er einen Knebel im Munde, auch ſeine Füße wurden zuſammengeſchnürt, er wurde mit Blitzesſchnelle von den Vermummten davon getragen. — Leiſe und mit geſenktem Haupte, wie er gekommen war, entfernte ſich der Mönch, dem die Anweſenden ehrerbietig auswichen. — — —

Der eben geſchilderte Auftritt hatte kaum eine Minute gedauert und faſt gar kein Geräuſch verurſacht. Renaud hatte mit Kennerblick indeß die Thürſchlöſſer unterſucht. Er hielt ſein Inſtrument in der Hand und blickte auf den König.

„Oeffne!“ ſagte Philipp leiſe, und die Monteros mit den Brechſtangen traten näher. Ramon de Gaztelu und der Großprior der Johanniter zogen die Schwerdter. — Dieſe Vorſicht erwies ſich jedoch bald als unnütz. Renaud brachte kaum einen eigenthümlich geſtalteten Sperrhaken in die beiden Schlöſſer, als man die Riegel leiſe zurückfahren hörte. Ramon de Gaztelu öffnete mit Vorſicht die Thüre. Der Prinz lag im tiefſten Schlafe. Ein Haufen Kohlen, aus dem nur dann und wann eine ſchwache Flamme aufzüngelte, erleuchtete, von dem mächtigen Kamine her, das weite Gemach. — Der Herzog von Feria und und der Graf von Lerma nahten ſich jetzt leiſe dem Bette des Infanten. Ohne daß der Letztere erwachte, zog der Graf das Schwerdt und den Dolch des Prinzen unter dem Kopfkiſſen hervor, der Herzog bemächtigte ſich einer mit zwei Kugeln geladenen Arquebuſe, die zu des Lagers Haupten lehnte. Die anderen Anweſenden, den König ausgenommen, waren inzwiſchen in's Zimmer getreten, und Don Ramon de Gaztelu übergab eben die von der Wand zur Seite des Kamins herabgenommenen Waffen den ſich damit entfernenden Monteros, als der Infant erwachte.

Halb ſchlaftrunken, und ſich auf dem Lager aufrichtend, rief Don Carlos, als er die Anweſenden bei dem flackernden Lichte des Kamins erblickte:

„Was giebt's? — Wer iſt da? —“

„Der Staatsrath iſt hier!“ rief mit lauter Stimme Rui Gomez de Silva, und trat an das Bett des Prinzen.

Wie ein Raſender ſprang Don Carlos in dieſem Augenblicke von ſeinem Lager. Wüthend fuhr er mit der Hand unter das Kopfkiſſen; er ſuchte die Waffen, welche, wie er jetzt mit Erſtaunen bemerkte, verſchwunden waren. Sprachlos — da er ſich aller Vertheidigungswerkzeuge beraubt ſah — ſtarrte er auf die Anweſenden. In dieſem Augenblicke trat der König in's Zimmer. Zwei Hellebardiere trugen brennende Fackeln in den Händen, und gingen dicht zur Seite des Monarchen. Das Auge des Infanten fiel auf ſeinen Vater.

„Was will Eure Majeſtät von mir?“ ſchrie er mit den Tönen eines Verzweifelnden.

„Du wirſt es erfahren!" entgegnete Philipp ruhig, doch ſchien es, als ob ſeine Stimme zitterte. „Ramon", fuhr er nach einem Augenblicke des Schweigens fort, „ſorge dafür, daß die Fenſter geſchloſſen und die Laden vernagelt werden. — Der Infant bleibt bis auf weitere Ordre in dieſem Zimmer. — Feria, ich befehle Dir, den Infanten zu bewachen und für die Sicherheit ſeiner Perſon Sorge zu tragen. — Ihr, Lerma, Quijada und Mendoza werdet dem Prinzen aufwarten, jedoch nichts thun von dem, was er Euch befiehlt, bis Ihr meine Willensmeinung eingeholt. — Jeder", ſo ſchloß er, mit erhöhter Stimme, „komme dieſen Befehlen nach, bei Strafe, für einen Verräther erklärt zu werden."

Bis hierher hatte der Prinz mit ſtummem Entſetzen den König angehört. Jetzt ſtieß er einen durchdringenden, herzzerreißenden Schrei aus.

„Möge Eure Majeſtät mich lieber tödten, als mich gefangen halten!" rief er mit Tönen der Verzweiflung. „Es iſt eine Schande für Krone und Reich. Tödtet Ihr mich nicht, ſo tödte ich mich mit eigener Fauſt."

Mit Eiſeskälte hörte der König die Worte ſeines Sohnes an.

„Narren ſprechen ſo, und nur Narren können ſo handeln!" erwiederte er endlich.

Heftig unterbrach ihn der Prinz.

„Treibt mich nicht zum Aeußerſten, Herr!“ rief er, die Fäuſte ballend. „Treibt mich nicht zu einer That, die ich nicht als ein Verrückter, ſondern als ein Verzweifelnder begehen werde! — Vater“, ſetzte er hinzu, ſchnell von der Wuth zum Schmerze übergehend. „Vater, ich bitte Euch, bringt mich nicht zur Verzweiflung! —“

Thränen ſtürzten dem Infanten ſtromweis über die Wangen. — Kalt wendete der König ihm den Rücken.

Die von dem König zu der Bewachung beſtimmten Granden blieben in den Zimmern des Infanten, bloß der Großprior und der Kammerherr begleiteten den Monarchen nach dem andern Flügel des Schloſſes zurück. Renaud war auf einem Umwege vorausgeeilt. Er wollte ſich, entſtehe auch daraus was da wolle, dem Herrſcher zu Füßen werfen und deſſen Verwendung zu Gunſten der Wittwe und Joaquinens erflehen. Er befand ſich bereits in der Antichambre als der König dort ankam. Da der Johanniter entlaſſen worden, die Wachen aber in den Vorderzimmern zurückgeblieben waren, mithin Niemand als Don Ramon den König begleitete, ſo fiel das Auge des letztern ſogleich auf Renaud. Fragend blickte der Monarch auf den Jüngling, und als dieſer Miene machte, ſich ihm zu Füßen zu werfen, winkte ihm der König, ihm in ſein Kabinet zu folgen.

„Was begehrſt Du?“ ſprach Philipp, als ſie allein waren. — Ein Wink mit der Hand gebot Renaud den Fußfall zu unterlaſſen

„Sire, ich flehe Ihre Gnade an für meine Braut und die Mutter derſelben!“ rief der Jüngling.

„Was giebt's mit ihnen?“ fragte der König.

„Sie ſind gefangen geſetzt worden. Gott allein weiß aus welchem Grunde. Ich will aber einen Eid leiſten, daß ſie unſchuldig ſind. Was kann eine in Verborgenheit lebende, rechtliche, betagte Frau, was ein junges, achtzehnjähriges, ſtets unbeſcholtenes Mädchen, auf welches bis dahin ſelbſt die Verleumdung nicht den geringſten Schatten bringen konnte, begangen haben, um ſie aus ihrer friedlichen Wohnung zu reißen und ungehört in's Gefängniß zu werfen.“

„Ich werde die Sache unterſuchen laſſen!“ erwiederte gleichgültig, aber nicht mit ungnädigem Tone der Herrſcher. „Sind ſie im Stadtgefängniß oder in der Caſa del Corte?“

„Ich ſah das Siegel der Inquiſition an der Thüre!“ erwiederte Renaud.

„Der Inquiſition?“ fiel Philipp dem jungen Manne in's Wort. „Dann kann nichts geſchehen; nichts; die Sache muß ihren Lauf haben.“

„Sie ſind unſchuldig Sire, gewiß unſchuldig!“ rief Renaud.

„Immerhin!“ erwiederte ungeduldig der König. „Die Angelegenheit behält ihren gewöhnlichen Gang. Ich kann nichts thun. Durchaus nichts.“

„Sire!“ rief Renaud dringend. „Ein Wort aus Ihrem königlichen Munde würde mächtigen Eindruck machen. Ich bitte nicht um Befreiung. — Die Aermſten können nichts Uebles begangen haben. — Ich bitte nur um ſtrenge, aber gerechte Unterſuchung.“

„Hüte Dich, junger Menſch, an der Gerechtigkeit des heiligen Gerichts zu zweifeln!“ ſprach ſtreng der König.

„Ich zweifle nicht an dieſer!“ rief der Jüngling. „Aber die Formen, die entſetzlichen Formen des Inquiſitionsgerichts! — Selbſt der Schreck wäre vielleicht hinreichend die Aermſten in Verzweiflung zu ſtürzen.“

„Du nimmſt Dich mit vieler Wärme der Verhafteten an;“ verſetzte der König, und es wollte dem jungen Manne bedünken, als ob deſſen Stimme weicher wie gewöhnlich ertöne. Renaud beſchloß Vortheil davon zu ziehen.

„O Eure Majeſtät ſind gnädig!“ rief er mit Wärme. „Indem ich mich meiner Verlobten und meiner künftigen Schwiegermutter annehme, thue ich nichts wie meine Pflicht. Für die Erſtere würde Jeder an meiner Statt freudig das Leben einſetzen, aber auch die Zweite iſt mir theuer. Sie mag freilich ihre kleinen Fehler haben, aber einer Uebelthat iſt ſie unfähig. Seit ich ſie kenne, hat ſie mir Gutes erwieſen, ſie hat mich wie einen Sohn gehalten. Ich müßte ein ſehr böſer Menſch ſein, wenn ich dies vergeſſen könnte. Ehre Vater und Mutter, heißt es. Wer es nicht thut, bei dem rächt es ſich dereinſt an den eigenen Kindern, und Väter, die ſich über die Letztern beklagen, ſollten nur in ihren eigenen Buſen greifen, ſie würden finden, daß vielleicht auch ſie einſtmals ſchlechte Söhne geweſen, und daß ihnen in dem Herzeleid, was ſie empfinden, nichts anderes widerfährt, als was ſie an ihren Aeltern hinreichend verſchuldet haben.“

Die Worte, welche der junge Mann mit aller der Offenheit ſeines Charakters und der Unbefangenheit ſeiner Jugend ausſprach, ſchienen auf den König einen ganz andern Eindruck zu machen, als Renaud erwartet hatte. Sein Antlitz, was einen Anflug von Theilnahme gezeigt hatte, wie der Jüngling zu reden begann, ward ernſt, ſpäter ſtreng, endlich düſter wie die Nacht. — Das Auge des jungen Mannes begegnete in dem des Königs einem Blicke, der ihn erzittern machte.

„Sollte ich Eure Majeſtät beleidigt haben?“ begann er zu ſtammeln. Philipp unterbrach ihn ſogleich.

„Genug des Geſchwätzes!“ rief er hart. „Ich kann nichts für die Deinigen thun. — Geh! — Geh!“

Erſchrocken ſchwankte Renaud nach der Thüre. Als er ſie im Hinausgehen zudrückte, ſah er, daß der König die Hand über die Augen gelegt hatte, und es kam ihm vor, als ob er ihn die Worte: „Vater!“ — und: „San Juſto!“ ausſprechen hörte. —

Hätte der Jüngling gewußt, was in dieſem Augenblicke im Inquiſitionspalaſte vorging, ſein Schmerz, ſeinen Zweck bei dem Könige verfehlt zu haben, würde noch weit größer geworden ſein. Maria Landaburu ſtand in demſelben Augenblicke wieder ihren Richtern gegenüber. Der Kummer um das Geſchick ihrer Tochter ſchien ſie ſehr gebeugt zu haben, und wenn derſelbe auch ihre Zunge nicht ganz zu lähmen im Stande geweſen war, ſo hatte er ihr doch einen Theil ihres gewöhnlichen Muthes und der ihr beſonders eigenthümlichen Kampfluſt geraubt. — In der Nacht, von welcher wir ſprechen, hatte der Dominicanerprior Juan de Tobar, den der Leſer bereits aus deſſen Unterredung mit dem Könige kennen gelernt hat, den Vorſitz. Es war auffallend, daß nicht er, ſondern ein anderer Inquiſitor die Wittwe examinirte.

„Wenn Euch das heilige Gericht auch ſo weit

Glauben beimeſſen wollte, daß Ihr ſeit zwanzig Jahren nicht nach Zugarramurdi gekommen ſeid“, ſagte der Letztere, „ſo habt Ihr indeß immer noch nicht erwieſen, daß Ihr nicht auf eine ſeelenverderbliche — ich meine zauberhafte — Weiſe Euch mit Heilung böſer Augen beſchäftigt habt.“

„Heilung böſer Augen? — Kikelkakel! — Caramba!“ rief die Alte. „Wenn nicht Ihr es wäret, hochwürdiger Herr, der dergleichen ſpräche, ſo wollte ich behaupten, er ſei dümmer wie dumm. Ein Mal iſt meine Meinung, daß anderer Leute böſe Augen mich nichts angehen; ich habe mit den meinigen genug zu ſchaffen. Was dich nicht brennt, das löſche nicht! Das iſt mein Symbolum. Und dann, Padre, wenn ich mich mich auf's Augenkuriren verſtünde — es ſei nun mit dem Teufel, oder ohne den Teufel — Jeſus, Maria, Joſeph! — würde ich die meinigen nicht zuerſt in die Kur nehmen? He? — Aber, was habe ich gethan? Da iſt meine kleine Vicinitas (Diminutiv von vicina, Nachbarin), die Mercedes Quiroga. — Eine rechtliche Frau, eine Biscaverin — folglich eine alte Chriſtin und adelig, wie ich ſelber; denn Ihr wißt, alle Biscaver ſind adelig. — Dieſe ſagt mir, ſie beſitze ein gutes Mittel gegen böſe Augen, und wolle es bei mir anwenden. Ich ſage: Großen Dank! Gott wird's Euch lohnen, und unſere liebe

Frau von Schnee. Was geſchieht! Sie bläſ't mir gebrannte Eierſchalen in die Augen. Ich habe vierzehn Tage nicht aus ihnen herausſehen können. Ich war ganz toll und thörig vor Schmerz, und glaubte anfangs, ſie hätte mir einen Schabernack anthun wollen, aber mein Hauswirth beruhigte mich. Er iſt ein ſehr geſcheiter Mann, ein Arriero (Mauleſeltreiber), der überall herumkommt, und ſchon in Portugall geweſen iſt, wo lauter Juden wohnen, und in Frankreich, wo es Ketzer giebt, die der Pero Betero dadurch ausgezeichnet hat, daß ſie Schwänze haben und Hörner, ſo lang wie ein kleiner Finger. Genug ich liebe nicht das viele Reden; wenig geſprochen, aber gut geſprochen, das iſt mein Symbolum! — mein Wirth ſagte mir, gebrannte Eierſchalen ſeien ein gutes Mittel für böſe Augen, und er pflege ſeinen Eſeln auch immer welche in die Augen zu blaſen, wenn ſie ſich hineingeſtoßen hätten. Da ſahe ich denn, daß die Nachbarin es gut gemeint hatte. — Aber, zum Schluſſe, Sennores und Caballeros! — ich liebe vieles Gerede nicht! — Sagt mir nun ſelbſt auf Euer Gewiſſen: wird ſich nicht ein Jeder, der da böſe Augen kuriren kann, vor Allen ſelber helfen? He? — Oder wird ſich eine Hexe Eierſchalen in die Augen blaſen laſſen, und davon halb blind werden? — Ich denke, Ihr werdet die Sache einſehen, denn ſie iſt ſo klar, wie Kloßbrühe, und die Nachbarin wird meine Ausſage beſtätigen, oder ſie iſt eine lügenhafte Schlange, eine Mohrin, oder eine Pordioſera (Bettlerin)! —"

Die von der Wittwe aufgeſtellten Behauptungen wurden mit ſolcher augenſcheinlichen Ueberzeugung ausgeſprochen, ſie enthielten ein ſolches Argumentum ad hominem, daß es ſelbſt auf das Urtheil eines Inquiſitors nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Der Vorſitzende wandte ſich jetzt zu ſeinem Nachbar und ſagte dieſem leiſe einige Worte in's Ohr.

„Kennt Ihr einen gewiſſen Bobadilla?" fragte der Letztere die Beklagte.

„Meint Ihr den Barbier des Infanten, den die Leute gewöhnlich Bobadilla el Moro nennen, und der, wie ſie behaupten, dem Prinzen die Mädchen" (die Wittwe brauchte einen andern Ausdruck) „prokurirt? — Ich habe ihn ein Mal geſehen."

„Ein einziges Mal? Beſinnet Euch wohl über das, was Ihr gefragt werdet!" fuhr der Inquiſitor mit ſtrengem Tone fort.

„Was iſt da lange zu beſinnen?" rief die Wittwe. „Denkt Ihr, mein Haus ſei ein Taubenſchlag, wo nur immer Eins hinausgeht und das Andere hereinkommt. Bewahre! Alles mit Anſtand. Kein Ketzer, kein Mohr, kein Jude kommt über meine Schwelle. Niemand wie alte Chriſten und Edelleute — mein

Aguador (Waſſerträger) nämlich, der aus Aſturien, und der Kohlenverkäufer, der aus Biscaya iſt. — Auch der Bobadilla, der Mohrenſchwengel, wäre nicht hineingekommen, aber er kam mit dem Prinzen, dem meine chiquita ein Glas Waſſer auf den Kopf gegoſſen hatte, und der ſich deshalb geberdete wie der König Pharao oder ſonſt ein anderer Tyrann, und der da that, als ob es nicht reines Brunnenwaſſer, ſondern ganz was Anderes geweſen wäre.“

„Wißt Ihr den Tag, an dem dieſes vorfiel?“ fragte Jener weiter.

„Den Tag? — Hm! — Nein, ich weiß ihn nicht. — Doch ja, mir fällt etwas ein. — Ganz recht. Es war am Tage aller Seelen. — Richtig! — Wir hatten gerade Seelen gezogen. Ich und noch fünf andere chriſtliche Frauen von der Hundegaſſe. Ihr wißt, Padres, man hat nicht immer Geld übrig. Da iſt nun, wenn man für einen Verſtorbenen eine Seelenmeſſe leſen laſſen will, kein anderes Mittel, als daß einige gute Freunde das Geld zuſammenſchießen. Jeder hat dann das Recht, den Namen ſeines Todten in einen Sack zu werfen, ein Kind zieht den Zettel heraus, und für den, den es trifft, wird die Meſſe geleſen; die andern müſſen ſich einſtweilen gedulden*).

---

*) Gebrauch bei den unbemittelten Klaſſen in Spanien.

Nun ſeht! Es war gerade eine Stunde darauf, wie die Ziehung geſchehen war, als der Prinz und Bobadilla hereinſtürmten, und ich dachte eben darüber nach, was mein Seliger für Augen machen wird, daß er wieder ein Jahr warten muß, und darum weiß ich es ganz genau, daß es am Allerſeelentage war. — Aber hört, Sennores! Ich will nicht hoffen, daß Ihr mich, mich, eine alte Chriſtin, eine Biscayerin, die Tochter eines Sohnes von irgend Jemand (hijo de alguno, wovon Hidalgo abſtammt), deren Großvater halb und halb zu den ricos hombres von Guipuzcoa gerechnet wurde, auf die Angabe des mauriſchen Mädchenprocurators eines luſtigen Prinzen verhaftet habt? Auf die Angabe eines Kerls, der das gotteslaſterliche Arabiſch ſpricht, auf den Ferſen hockt, das Namaz und Magreb betet, und dabei die Naſe nach Sonnenaufgang dreht, und wie ſonſt die Teufeleien, die der hochſelige Kaiſer — den Gott tröſten wolle! — ſo ſtark verpönt hat, ſonſt noch heißen mögen? — Wäre das der Fall, ehrwürdige Herren und Ritter, ſo mag zwar Eure Weisheit ſo groß ſein, wie die der drei Weiſen aus dem Morgenlande — und ich will beſchwören, daß ſie nicht viel geringer iſt — aber mir mag ſolche geſtohlen werden; ich gebe nicht einen Ochavo dafür. Ni tanto! Ni esto! —“

Die Wittwe brachte am Schluſſe der Rede den

Daumennagel an die Ruine des einzigen Vorderzahns, den ihr die Zeit gelaſſen hatte, und knackte damit ſo laut, daß dem Ausländer, der dieſes Experiment ohnehin nie ohne geheimen Schauder anſieht, dabei unfehlbar ein ſolcher über den Rücken gelaufen wäre, wenn — würde der ehrliche Sancho beifügen — ein Ausländer ſich nämlich dabei befunden hätte.

Obgleich die ausgeſprochene Meinung der Alten nicht eben ſehr ſchmeichelhaft für die Beiſitzer des heiligen Gerichts geweſen, ſo nahmen dieſelben ſolche jedoch mit aller der Ruhe und dem Anſtande hin, mit dem der Spanier bei gerichtlichen Verhandlungen ſowohl Artigkeiten wie Grobheiten aufzunehmen pflegt, und nach ein paar Minuten ſtiller Berathung befahlen ſie, die Beklagte abzuführen. — Die Wittwe mochte etwa ſeit zehn Minuten das Gemach verlaſſen haben, als Bobadilla hereingebracht wurde, und die Inquiſitoren, die während jener Zeit ſich leiſe unterhalten hatten, begannen mit dieſem das Verhör.

„Ihr ſeid mauriſcher Abkunft!“ fragte der Prior Juan de Tobar, der bis dahin gänzlich geſchwiegen hatte.

„Wer von Euch, Sennores, kann mit Gewißheit ſagen, daß er es nicht ſei!“ erwiederte Bobadilla keck und mit höhniſchem Lächeln. „Die Davila, die Grafen von Puñonroſtro ſtammen von Juden ab, und Niemand hat etwas gegen ſie einzuwenden.“

„Man hat unter Euren Effekten einen Koran gefunden!“ fuhr Jener fort.

„Steht etwas Schlechtes darin?“ erwiederte Bobadilla. „Uebrigens bewahre ich ihn als ein Erbſtück, eine Curioſität.“

„Man hat Euch, auf den Ferſen ſitzend, beten ſehen!“ ſprach der Prior.

„Meine Kniee waren wund von vielem Knieen am Feſttage des heiligen Pancratius und Servatius. Ich bin ein großer Verehrer von Beiden!“ erwiederte Bobadilla mit frechem Tone.

„Ihr habt Euch bei'm Gebet nach Morgen gewendet!“

„Meine Fenſter ſind nach jener Seite gerichtet. Soll ich die Naſe dabei in's Kamin ſtecken?“ verſetzte lachend der Barbier.

„Man hat Euch die Romanze: „Ay de mi Alhama“, ſingen hören!“ ſagte der Inquiſitor. „Ihr wißt, dies iſt ein Verbrechen, und ſchwer verpönt.“

„Der Prinz hatte befohlen, ſie ihm vorzuſingen, und da übte ich mich ein wenig!“ erwiederte ruhig der Barbier.

„Ihr habt arabiſch geſprochen!“

„Nur mit meinen Verwandten aus den Alpujarren!“ rief Bobadilla. „Die haben eine etwas unbewegliche Zunge; die armen Teufel. Ihr ſolltet ihnen ein paar hundert ſpaniſche Sprachmeiſter hinſenden; dieſe würden eine excellente Aufnahme finden.“

„Ihr habt die muhamedaniſchen Abwaſchungen beobachtet!“ ſprach der Inquiſitor ferner.

„Ich denke, reine Hände ſind beſſer, wie ſchmutzige; oder meint Ihr das Gegentheil?“ erwiederte der Barbier mit Keckheit. „Aber, was ſollen alle dieſe Fragen, Sennores? — Warum ward ich verhaftet? Ich bin ein Chriſt; ein vortrefflicher. War ich nicht aus lauter Andacht dabei, als die Zwanzig aus Andaluſien auf der Plaza mayor verbrannt wurden, und habe ich mich an dem vortrefflichen Schauſpiele nicht erbaut, ſo gut wie Ihr und die ſämmtlichen Einwohner der Reſidenz? — Noch mehr. Ich habe dem Emir, aus Sevilla, dem Abuhazen, deſſen Großvater noch ſo ſtolz that auf den grünen Turban, und deſſen Enkel, als ſie ihn zum Tode führten, die Augen verdrehte und den ihm zum Scheiterhaufen begleitenden Franciscaner in einem weg die Hand küßte, einen Tritt gegeben. Lumpenhund! rief ich; Du verdienſt den Tod doppelt und dreifach. — Iſt das nicht fromm? — Iſt das nicht chriſtlich? — Daß ich nicht früher geboren wurde, nicht nach der neuen Welt ziehen, und dort die Indianer mit Hunden hetzen, ſie zu Hunderten todtſchlagen, — und wie ſonſt die chriſtlichen Heldenthaten heißen mögen, — zu meinem Seelenheil noch Beſſeres ausüben konnte, iſt nicht meine Schuld. Jeder thut, was er kann."

„Iſt nicht Euer Vater einſt zu Sevilla, als ein in den Muhamedanismus Zurückgefallener, verbrannt worden?" fragte der Richter.

„Freilich, Sennor, freilich!" rief Bobadilla, und ſein Auge funkelte, ſeine Lippen zuckten, ſein ganzer Körper bebte. „Ich war dabei — ein zehnjähriger Knabe nämlich — ich mußte ihn brennen ſehen; des Exempels wegen, ſagten ſie. O es war ein eigenes, ein merkwürdiges Schauſpiel, wie der alte Mann auf dem Holzſtoße ſtand, angethan mit dem gelben Hemde, auf das Flammen, und der Mütze, worauf Teufel gemalt waren, und wie nun die Flamme emporzüngelte und das Kleid ergriff und den weißen Bart des Alten, wie er lachte, als der Mönch, der ihn begleitet hatte, ihm zurief: ſich zu bekehren im Tode, wie er dann, gehüllt in den Flammenmantel, zu Allah rief — o Sennores! ich habe damals, obwohl ein Kind noch, einen Schwur gethan, einen Schwur, den Allah — ich will ſagen Dios — gehört haben muß, den nämlich — ein vortrefflicher Chriſt zu werden."

Die Stimme Bobadilla's, die zu Anfang ſtürmiſch, donnernd, wie die des Löwen geweſen, war am Ende der Rede hohl, heiſer, wie die der Hyäne.

Mit hohnefletſchendem Lächeln blickte der Barbier, als er geendet hatte, auf ſeine Richter. Letztere ſahen ihn betroffen an, doch Juan de Tobar fuhr einen Augenblick darauf mit unerſchütterlicher Ruhe in dem Interrogatorium fort.

„Da Ihr behauptet“, ſagte er, „bei dem wohlverdienten Tode Eures Vaters gute Vorſätze gefaßt zu haben, ſo hättet Ihr dies auf andere Weiſe, als es geſchehen iſt, bethätigen ſollen. Ihr habt, zum Beiſpiel, das Vertrauen, das in Euch geſetzt worden, als man Euch zum Diener des Infanten beſtimmte, auf's Schändlichſte gemißbraucht, Ihr habt ihm Vorſchub gethan in Dingen, die ihn an Seele und Leib zu ſeiner künftigen hohen Beſtimmung unfähig machen müſſen.“

„Meint Ihr?“ rief Bobadilla mit grimmig freudigem Lächeln, doch ſogleich die Miene wieder verändernd, ſetzte er kalt hinzu: „Es iſt nicht meine Schuld! — Ich bin Diener; der Barbier iſt, wie Ihr wißt, der Spaßmacher, der Stellvertreter des Pudels ſeines Herrn. Wie dieſer wird er geliebkoſ't, geſchmeichelt, getreten, ſo wie es eben dem Herrn in den Sinn kommt. — Auch denke ich“, ſetzte er keck hinzu, „dies Alles hat mit Glaubensſachen nichts zu ſchaffen.“

„Wohlan!“ ſagte Juan de Tobar, „Ihr habt einen Eid geleiſtet über die Wahrheit der Beſchuldigungen, die Ihr gegen die Wittwe Landaburu angebracht. Bleibt Ihr bei Eurer Ausſage?“

„Natürlich!“ erwiederte der Barbier. „Die Alte iſt eine Hexe — man ſieht ihr dies ſchon an den rothen Augen an — und ſie hat am Allerſeelentage mein blödes Geſicht durch Zaubermittel kuriren wollen. Auch iſt ſie aus Zugarramurdi gebürtig. Dort giebt es mehr Hexen, wie Teufel in der Hölle, und jedes Weibsbild iſt eine. Verbrennt ſie deshalb immer zur Ehre Gottes und des Chriſtenthums.“

„Ihr habt beſchworen, daß Ihr ſie am Allerſeelentage in ihrer Wohnung aufgeſucht, und ſie Euch da ein Hexenmittel angeboten habe?“

„Aufgeſucht habe ich ſie eigentlich nicht!“ ſprach Bobadilla. — „Ich war mit dem Prinzen, dem ein Glas Waſſer auf den Kopf gegoſſen worden war, und der deshalb in das Haus ſtürmte. Die Alte bemerkte, daß ich böſe Augen hatte, ſie ſagte mir, daß ſie ein untrügliches Mittel kenne, und daß ich nach einer Stunde wiederkommen möge. Ich kam dann, aber ich verließ das Haus ſogleich, als ich mich überzeugte, daß die Wittwe mich durch Zauberei kuriren wolle.“

„Ihr habt ſie blos an dieſem Tage geſehen?“ fragte der Prior ſtreng. „Sagt die Wahrheit, bei Eurem Leben! Ihr kennt die Folgen eines falſchen Eides.“

„Soll ich noch einen zweiten ſchwören?" rief Bobadilla keck. „Ich ſah die Alte bloß an dieſem Tage."

„Und Ihr waret allein, als ſie mit dem Saft der Kröte Euch die Augen beſtreichen wollte?"

„Wir waren allein! Die Tochter war zu Bett", entgegnete Jener. „Letztere hat überhaupt keine Kenntniſſe von den Unthaten der Mutter, denn meine Schweſter, die Nonne im Kloſter der Decalzadas, der Ihr das Mädchen auf meine Bitte zur Aufſicht übergeben habt, konnte mir vor einigen Tagen kaum genug ſagen, welche chriſtlichen Geſinnungen die Kleine habe."

„Ihr beſtätigt alſo nochmals, daß Ihr bloß am Allerſeelentage die Wittwe geſehen, daß ſie Euch damals den Antrag gemacht, und daß Ihr, wenn Ihr falſch gezeugt, alle Folgen des Meineides tragen wollet?" fragte ſtreng und mit durchbohrendem Blicke der Dominicanerprior. —

„Saugue de Dios!" rief Bobadilla. „Alles dieſes habe ich bereits beſchworen, und, wenn es Noth thut, ſo ſchwöre ich hiermit auf dieſes Kruzifix zum Zweitenmale." —

„Genug Elender!" rief in dieſem Augenblicke der Prior Juan de Tobar mit einer Donnerſtimme. „Der Sand iſt verronnen. Du fällſt in die Grube, die Du Andern gegraben. Du haſt ſchändlich gelogen. — —"

„Wer ſagt das?“ entgegnete Bobadilla keck. „Die Tochter etwa, oder der künftige Schwiegerſohn? Sie können nicht gegen mich zeugen, ſie ſind betheiligt.“

„Ich zeuge gegen Dich, Erbärmlicher!“ rief der Prior aufſtehend, indem er heftig den Arm gegen den Barbier ausſtreckte. „Du haſt einen Meineid geſchworen. Du haſt, nachdem Du mit dem Prinzen das Zimmer verlaſſen, daſſelbe an jenem Tage nicht mehr betreten. — Sennores!“ ſetzte der Prior ſich gegen die Beiſitzer des heiligen Gerichts wendend hinzu. „Ich habe bereits Euch vorläufig mitgetheilt, daß ein grober Irrthum oder vorſätzliche Bosheit in der Anklage gegen die Wittwe walte; das Letztere iſt der Fall. Ich war an dem von dem Denuncianten angegebenen Tage in dem offenſtehenden Nebenzimmer, welches an die Wohnſtube der Wittwe Landaburu ſtößt. Man konnte Alles ſehen, was in dem Gemache verging, und ich verſichere auf meinen heiligen Prieſtereid, daß dieſer Menſch“ — er zeigte auf Bobadilla — „das Gemach bis zum Anbruch des folgenden Tages nicht wieder betreten, mithin falſch gezeugt hat. — Renaud, der junge Franzoſe, hatte mich auf der Reiſe von Segovia hierher aus den Händen der Räuber gerettet, und um beſſerer Pflege willen, in das Haus der Wittwe Landaburu gebracht. Meine Schmerzen hielten mich wach, und ich ſah, hinter einem Schirme im Nebenzimmer im Bette liegend, Alles mit an, was ſich am Allerſeelentage in jenem Hauſe zutrug. —“

Bobadilla ſchien einen Augenblick höchſt betroffen, doch bald ſammelte er ſich wieder.

„Ein feiner Plan mich zu verderben!“ rief er. „Iſt dies der Lohn eines guten Chriſten, der aus guter Abſicht und um der edlen Stadt und Reſidenz das ergötzliche Schauſpiel, eine Hexe verbrennen zu ſehen, zu verſchaffen, einen ſolchen Teufelsbraten auswittert? — Hat aber der würdige Herr dort aus einem Grunde, den ich nicht nennen mag, wenn ich auch könnte, gegen mich gezeugt, ſo habe ich dafür Jemand, der für mich zeugen wird, und ich denke deſſen Zeugniß wird nicht ohne Gewicht ſein. Ich berufe mich auf den Infanten. Ihm habe ich mitgetheilt, daß mir die Alte auf zauberhafte Weiſe die Augen kuriren wollte, und er hat mir aufgetragen hinzugehen und die Hexe dann zu denunciren. Ich bitte, den Prinzen deshalb zu vernehmen.“

„Dies iſt unmöglich!“ ſprach etwas voreilig einer der Beiſitzer. — „Der Prinz iſt gegenwärtig ſelbſt ein Gefangener.“

Dieſe Nachricht ſchien den tiefſten Eindruck auf Bobadilla zu machen. Wie ein Donnerſchlag durchzuckte ſie ihn.

„Ha, meine Ahnung!“ rief er in höchſter Ueberraſchung. „Hat die Hyäne nun ihr Junges gepackt und will es würgen, weil es der Alten ſo verdächtig nach der Kehle fuhr? — Nur zu! Nur zu! Es kommt auf Eins heraus. Wenn die kleinern Raubthiere ſich zerfleiſchen, bekommt der Löwe freie Jagd."

„Wie meint Ihr das?" fragte haſtig einer der Inquiſiteren. —

Bobadilla ſchien durch die Frage wieder zur Beſonnenheit zu gelangen.

„Ich meine", ſagte er kalt, „die menſchlichen Leidenſchaften. Stets liegen ſie mit einander im Kampfe, aber die Gerechtigkeit, die Rächerin, iſt der ſtarke Löwe, der ihnen nachjagt, und dem ſie unwillkührlich Bahn bereiten. —

„Spart Eure Worte, die nur ſchlecht Eures Herzens Meinung verdecken!" fuhr jetzt Juan de Tobar den Sprechenden an. „Welchen Grund hattet Ihr zu der falſchen Anklage der Wittwe?"

„Ich beſtehe auf der Richtigkeit der Angabe", erwiederte Bobadilla ruhig.

„Läugnet Ihr, daß Ihr ein heimlicher Muhamedaner ſeid?" fragte Jener weiter. —

„Ich läugne!" antwortete der Vorige kalt. —

„Wohlan!" rief der Prior nach leiſer Umfrage bei den Beiſitzern. „Die Folter ſoll Euch die Zunge löſen."

„Die Folter!“ rief lächelnd Bobadilla. — „Bemühet Euch nicht, ehrwürdige Herren! Wenn ich nicht ſprechen will, ſo ſpreche ich nicht, und wenn Ihr mir die Glieder einzeln mit glühenden Zangen vom Leibe reißet; ſo viel unnöthige Umſtände aber denke ich nicht zu machen. Ich *will* bekennen. Ich will der Bevölkerung der Reſidenz ein erbauliches Schauſpiel geben, und ein ſpaßhaftes dazu. Sie ſollen den Hanswurſt des Prinzen brennen ſehen; einen beſſeren Grazioſo ſoll in ſo ernſthafter Angelegenheit kein Faſtnachtstheater je haben aufweiſen können. Ich werde mich aber nicht nur ſehr ſpaßhaft, ſondern auch ſehr reumüthig bezeigen. Es wird ein hübſches Schauſpiel ſein für die Madrider Maulaffen. Beſſer wie das letzte Stiergefecht, wo blos zwei Torreadoren die Rippen gebrochen wurden. Aber eine Bedingung ſtelle ich Euch. Es iſt eine Kleinigkeit. Ihr kennet Don Luiz de Cordova, den Kammerherrn des Infanten. Er iſt mein Todfeind, und auch ich habe ihn aus gewiſſen Urſachen immer gehaßt. Er ſuchte mich immer bei dem Infanten anzuſchwärzen und nannte mich ungerechter Weiſe manchmal deſſen Satansengel. Nun ſeht; ſo ſehr ich dieſen Mann haſſe, ſo gebe ich doch zu, daß er — in ſeiner Weiſe nämlich — ein Ehrenmann ſei. Schaffet mir zwei Zeilen von deſſen Hand, worin er erklärt, daß der Prinz wirklich verhaftet und

ihm der Prozeß gemacht ſei. Thut Ihr dies, ſo
ſtehe ich nicht nur Alles was Ihr wiſſen wollet, ſ
dern ich thue Euch ein Geſtändniß überdies, worü
Ihr Euch wundern werdet. Letzteres aber mache
nicht allein, ſondern ich thue es vor allem Volke
deſſen Heil und Erbauung.“

„Ihr habt uns keine Bedingungen zu ſtellen
erwiederte rauh Juan de Tobar. „Benutzet die Z
die Euch gegönnet werden ſoll, zu aufrichtiger Re
und ſuchet durch bußfertiges Eingeſtändniß die V
brechen falſcher Anklage und des begangenen Me
eides — wenigſtens dieſer Beiden ſeid Ihr überw
ſen! — ſo viel noch in Eurer Macht ſteht, zu ſühnen

„Was die Reue anlangt“, verſetzte der An
klagte mit zweideutigem Lächeln, „ſo könnt Ihr E
verſichert halten, daß ich ſie lebhaft empfinde, we
auch in einem etwas von dem Euren abweichend
Sinne. Was aber ein Eingeſtändniß anlangt, ſo m
ich dieſes als ein guter bußfertiger Chriſt nur öffe
lich vor allem Volke thun, und ich bin von der v
trefflichen Wirkung deſſelben ſo überzeugt, daß J
Sennores, Euch einer ſchweren Sünde theilhaftig mach
würdet, wenn Ihr den Madrileños ein ſo erbaulich
Schauſpiel vorenthieltet.“

Nach noch einigen vergeblichen Verſuchen, d
Barbier zu einem Geſtändniſſe des Rückfalls in d

Muhamedanismus zu bringen, ward er bis auf weiteres in ſeinen Kerker zurück geführt. — — —

In Madrid, in ganz Spanien, ja in ganz Europa machte die Verhaftung des Infanten, ſo wie die Nachricht, daß ihm der Prozeß gemacht werden ſolle, ein ungeheures Aufſehen. Der König ſuchte die Sache keinesweges zu verſchleiern. Nicht nur allen europäiſchen Höfen zeigte er ſeinen Entſchluß, theils durch officielle Noten, theils durch eigene Geſandſchaften an, ſondern er erließ Briefe an alle Erzbiſchöfe, Biſchöfe, und andere Kirchenhäupter Spaniens und Amerikas, und alle Civil- und Militairgouverneure, die Gerichtshöfe, die Kapitel der geiſtlichen Orden und Hauptkirchen, ja ſogar die einzelnen Städte wurden durch officielle Schreiben von dem Vorſatze, den Prinzen vor Gericht zu ſtellen, in Kenntniß geſetzt. Cabrera hat in der Geſchichte Philipps des Zweiten, den Brief aufbewahrt, in welchem der König ſeiner Schweſter, der Kaiſerin Maria, der Gemahlin Maximilians des Zweiten, das Ereigniß mittheilt. In dieſem, wie in dem an den Papſt, trifft man die Sprache des Königs mit der des tiefbekümmerten Vaters vereinigt. Er ſagt: ſo groß ſein Schmerz ſei, halte ihn der Troſt aufrecht, daß er es nicht an Sorgfalt für eine gute Erziehung des Prinzen habe mangeln laſſen, er habe die Augen geſchloſſen bei allen den Vergehungen, die man auf Rechnung der phyſiſchen Organiſation des Prinzen bringen könne, jetzt aber — ſetzte er hinzu — verbiete ihm die Religion und das Wohl ſeiner Unterthanen, einem ſo unwürdigen Treiben länger zuzuſchauen, und wenn ihm auch ſein Vaterherz brechen ſollte. — Noch mehr ſpricht der tiefe Schmerz des Königs ſich in einem Briefe aus, den Diego de Colmenares der Geſchichte von Segovia einverleibte. „Zerreißt mir nicht das Herz durch Bitten und Fürſpräche“ — ſchreibt er an den dortigen Corregidor — „wäre ich bloß Vater, ſo könnte und würde ich anders handeln, als König aber kann ich nur ſo den großen Uebeln begegnen, die meine nur allzugroße Nachſicht hat geſchehen laſſen. Ein Vater bedarf es nicht, gebeten zu werden. Laſſet Euch auch in Eurer Antwort nicht beſonders auf die unglücklichen Dinge ein, ſo da geſchehen ſind; ein Vater muß keinen andern Ausweg wiſſen, wenn er zu einem ſolchen Entſchluſſe greift.“ Faſt Alle, welche Briefe bekommen hatten, gaben die Nothwendigkeit des eingeſchlagenen Verfahrens zu, indem ſie ſagten: „ſie ſeien überzeugt, daß nicht anders verfahren werden könne;“ nur Wenige baten für den Prinzen. Auf den Brief des Magiſtrats von Murcia, in welchem geſagt wurde, „der König möge Maßregeln ergreifen, die die Forderungen der Religion und des Reichswohls, mit denen des Vaterherzens zu vereinigen im Stande wären," ſchrieb der König mit eigener Hand: „dieſer Brief iſt mit Klugheit und Vorſicht geſchrieben." Die fremden Mächte — auch der Papſt — vor allen Kaiſer Maximilian (wahrſcheinlich wegen der projectirten Heirath) verwendeten ſich dringend für den Prinzen, ja der letztere ſendete deshalb ſogar den Erzherzog Karl nach Madrid. Philipp blieb unerbittlich. Er ließ ſich nicht bewegen, den Prinzen ohne Urtheil gefangen zu halten, er rief — wie Pedro del Hovo, welcher Sekretair war, erzählt — den Staatsrath zuſammen und präſidirte dieſem in Perſon in einer achtſtündigen Sitzung. Hier wurden die Privilegien der Majorate, in Beziehung auf den älteſten Sohn, ſo wie des Prinzen von Kaſtilien, endlich auch die Befugniſſe und die Ausdehnung der Gewalt des Königs in Berathung gezogen. Der einſtimmige Beſchluß war, den Prinzen vor den Rath von Caſtilien zu ſtellen, und ihn durch dieſen richten zu laſſen. Der Umſtand, daß der Großinquiſitor, Kardinal Espinoſa — nach allen Zeugniſſen ein würdiger Greis — zufällig Präſident des Raths von Caſtilien war, hat leichtfertige franzöſiſche Schriftſteller, (welche auch allein das Mährchen von einer Liebſchaft des Prinzen mit ſeiner Mutter erfunden haben; kein Spanier — und dieſe ſchrieben ſehr ungenirt und freimüthig — weiß etwas davon), verleitet, zu behaupten, daß Don Carlos von der Inquiſition, die überhaupt kein Mitglied der königlichen Famile vor ihr Forum ziehen durfte, gerichtet werden ſei. — Als am Tage nach der Verhaftung die Königin und die Schweſter des Königs, die Prinzeſſin Johanna, welche den Infanten in ſeiner Kindheit, ehe er andere Aufſeher hatte, erzogen, und ſich mit ſeiner Pflege vielfältig beſchäftigt hatte, in Thränen ausbrachen, ſchwieg Philipp, als aber der Bruder des Letzteren, Juan d'Auſtria, in Trauer gekleidet bei Hofe erſchien, verwies es ihm der König, und ſagte: „er ſolle ihm auf dieſe Weiſe nicht wieder vor Augen kommen. —“

Der Prozeß des Prinzen begann endlich. Don Diego Briviesca de Mugnatones, Rath von Caſtilien, inſtruirte ihn auf Befehl des Königs in der Form des Prozeſſes, den Johann II. von Arragonien und Navarra gegen ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen Carl von Viana und Girona, erhoben hatte, und deſſen Aktenſtücke deshalb aus der lengua catalana in das Spaniſche überſetzt wurden. — Die Gefangenſchaft, die ungebändigten Leidenſchaften, die Entfernung ſeiner gewohnten Umgebungen, brachten den unglücklichen Carlos indeß faſt zum Wahnſinn. Weder ſanftes Zureden, noch Troſt vermochten das Geringſte über ihn. Sein Almoſenier, der gelehrte Suarez de Toledo, ſchrieb ihm einen langen, rührenden Brief, den uns die Geſchichte aufbewahrt hat. Der Zweck war den Prinzen zu bewegen, ſeinen Vater um Gnade zu bitten, und die Tröſtungen der Religion anzunehmen, beſonders aber, bei der herannahenden Oſterzeit, zu beichten und das Abendmahl zu empfangen. „Eure Hoheit", ſchloß er, „werden ſich ſelbſt ſagen können, was alle Welt denken wird, wenn Sie nicht beichten, und es werden noch andere ſchreckliche Dinge, die Sie betreffen, an's Tageslicht kommen; einige derſelben ſind von der Art, daß, wenn ſie einen Anderen als Eure Hoheit beträfen, das heilige Gericht einſchreiten und unterſuchen müßte, ob ſolcher ein Chriſt wäre oder nicht. — —"

Dieſe Vorſtellungen fruchteten ſo wenig als alle anderen. Die Verzweiflung brachte den Infanten dahin, daß er verſuchte, ſich in ſeinem Gefängniſſe durch die ungeregeltſte Lebensweiſe umzubringen. Er blieb eilf Tage ohne Nahrung als Eiswaſſer, und aß ſodann wieder ſolche Mahlzeiten, daß es unmöglich ward, ſie zu verdauen. Ganze Nächte lief er mit bloßen Füßen auf dem Marmorpflaſter des Gemaches umher, aber die Wuth, die ihn erfüllte, hatte ſein Blut ſo erhitzt, daß ſelbſt eine Menge Eis, das er ſich in's Bett legen ließ, die ihm unerträglich werdende Hitze nicht zu dämpfen vermochte. Endlich fiel er in ein hitziges Fieber, zu welchem ſich eine Art Ruhr geſellte. Der Leibarzt des Königs, Olivarez, und noch fünf andere Aerzte, welche ihre Conferenzen in Gegenwart des Fürſten von Evoli halten mußten, beſorgten indeß den Kranken, der, ſo viel bekannt worden iſt, ihre Behandlung nicht zurückwies. — Die Inſtruction des Prozeſſes gedieh endlich zum Schluſſe. Der Prinz ward nicht ſeinen Richtern gegenüber geſtellt, er ward nach den Zeugenausſagen und den vorliegenden Aktenſtücken verurtheilt. Der Rath von Caſtilien betrachtete ihn als überwieſen „des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, des Verſuchs des Vatermordes und der Rebellion.“ Nach den Geſetzen des Reichs blieb dem Rathe von Caſtilien kein anderer Ausweg übrig, als das Todesurtheil über Don Carlos auszuſprechen, Mugnatones aber erklärte in einem Rapporte, daß hier ein außerordentlicher Fall vorhanden ſei, und dieſer dem Könige geſtatte, die Anwendung der Geſetze als nicht ſtatthaft zu betrachten. Philipp blieb unbeugſam.

„Mein Vaterherz giebt Euch Recht“, rief er, als Evoli und der Großinquiſitor gleichfalls der Anſicht des Inſtructionsrichters beitraten, „aber mein Gewiſſen verbietet mir, ihm zu folgen. Die Geſetze müſſen ihren Lauf haben. Da indeß die Geſundheit des Infanten in Folge ſeiner Lebensweiſe zerrüttet, er überdieß durch Krankheit der Auflöſung nahe iſt, ſo laſſet ſeinem Willen und Neigungen freien Lauf; ſie werden ihn in wenig Tagen zum Grabe führen. —“

Die Krankheit des Prinzen ging indeſſen ihren Gang, und auf eine Arznei, die ihm drei Tage vor ſeinem Tode gegeben wurde, verlor er das Bewußtſein. Die Arznei ſelbſt war kein Gift. Doctor Vanderhamen — der Einzige, der etwas Genaueres über dieſen Punkt mittheilt, und dem Cabrera beizupflichten ſcheint — verſichert in ſeiner: „Vida del rey Don Felipe el prudente“, es ſei ein heftiges Abführungsmittel geweſen. De Thou, zum Theil auch Eſtrada, ſelbſt Oymero, ſind indeß anderer Meinung, und reden von Gift. Es iſt jedoch unwahrſcheinlich, daß ein Verbrechen, auf dieſe Art, begangen worden, weil es unter ſolchen Umſtänden unnütz war. —

Es war inzwiſchen der Sanct Jakobstag — das Feſt des Schutzpatrons von Spanien — herbeigekommen, und der Abend ſank hernieder. Ein Sturmwind umtobte den Hügel, an deſſen ſteilſtem Abhange die Seite des Schloſſes gelegen war, in deſſen letzten Gemache Don Carlos ſterbend lag. Der Kranke war ſchon ſeit dem dritten Tage ohne Bewußtſein, er ſchlummerte zuweilen, dann fuhr er, in heftigen Phantaſieen befangen, empor. Schweigend ſtand der Graf von Lerma zu des Bettes Häupten, Olivarez zu den

Füßen, Suarez kniete vor dem Bette und murmelte Gebete. Es war dem Letzteren gelungen, den Prinzen, ehe er das Bewußtſein verlor, zur Beichte zu bewegen, und er hatte ihn mit den Sterbeſakramenten verſehen. — Eben wurde die Wache der deutſchen Hellebardiere im Vorzimmer durch ſechs Monteros de Eſpinoſa, die, nach uraltem Brauche, wegen ihrer Treue allein das Recht hatten, die Schlafzimmer der königlichen Familie zu bewachen, abgelöſ't. Das Geräuſch ſchien den Kranken aus ſeinem Schlummer aufzuſtören. Er fing an zu ſprechen; es waren jedoch undeutliche Worte.

„Könnet Ihr ihn verſtehen?“ ziſchelte Lerma, zu Olivarez geneigt.

„Er ſpricht vom Kaiſer, ſeinem Großvater!“ erwiederte dieſer eben ſo leiſe.

Die Phantaſieen des Kranken ſchienen wilder zu werden. Er öffnete die Augen; ſie rollten wild, der glühende Athem ſtrömte ſtoßweiſe aus dem geöffneten Munde, die entblößte, abgemagerte Bruſt arbeitete heftig.

„Ein ſchlechter Sohn, ſagt Ihr!“ rief er mit keuchender Stimme, und indem er ſeine Rede an Karl den Fünften zu richten ſchien. „Habt Ihr einen beſſeren erzogen, Sennor? — Ihr tragt einen ſonderbaren Kaiſermantel, Herr! Wo habt Ihr den Purpur gelaſſen! — Was! Eine weiße Kutte und ein Strick um den Leib! Ein geſchorner Kopf! Iſt das eine Monarchenkleidung? — Ihr ſagt, Euer Sohn habe Euch ſo verunſtaltet? — Ja, es giebt verfluchte Söhne! — Ich kenne auch einen. — Schlechte Väter aber giebt's auch. Ihr müßt mir das zugeben. Ich ſage: Ihr müßt, oder ich ermorde Euch. Wer einen Vater ermorden kann, macht mit einem Großvater nicht viel Umſtände. —"

„Ich bitte Euch, Herr, beruhigt Euch!" ſagte Olivarez, indem er die Hand des Prinzen faßte, um hm den Puls zu fühlen.

„Das iſt die Schlange, die mich gebiſſen hat!" ſchrie Carlos, indem er die Hand des Doctors wegtieß. „Hört, wie ſie ziſcht! — Hört! — Hört! —"

„Ich will Euch das Gebet für Sterbende vorſagen, Sennor!" ſprach Suarez ſanft. „Könnt Ihr auch nicht mitbeten, ſo hört wenigſtens auf meine Worte."

„Haſt Du noch nicht genug gebetet in Sanct Juſt, alter Kaiſer?" erwiederte Carlos lächelnd. „Ja, Du haſt manches zu verbeten, was in Deutſchland geſchah und anderwärts. Du haſt viel geſündigt, aber Du haſt auch viel gebüßt. Und ein großer Mann biſt Du geweſen! Fürſten haben Dich umringt, wie Diener. In Worms zum Beiſpiel. Aber Einer war da, er trug ein ſchlechtes ſchwarzes Gewand, und war plump und ungeſchickt von Weſen, aber größer war er, wie Ihr Alle. Das mußt Du eingeſtehen. —“

Die Thüre des Zimmers that ſich in dieſem Augenblicke auf, und der Herzog von Evoli, begleitet von einem Manne in dunklem Mantel, den breiten Hut tief in die Stirn gedrückt, trat ein. Die Neuangekommenen ſchlichen ſich, auf einem Umwege, leiſe auf den Zehen zu dem Kopfende des Bettes des Prinzen, und blieben dort ſchweigend ſtehen. Der Verhüllte öffnete jetzt den Mantel. Es war der König. — Längere Zeit betrachtete Philipp den ſterbenden Sohn. Das Geſicht des Monarchen war blaß, doch war keine Regung in ihm ſichtbar.

„Wie lange glaubt Ihr —?“ ſagte er endlich zu Olivarez, aber ſeine Stimme zitterte und ſtockte.

„Wenn Tag und Nacht ſich ſcheiden!“ — erwiederte dumpf und mit tiefer Verbeugung der Arzt.

Das Unwetter tobte draußen indeß fürchterlich. Der Sturm ſauſte über das Waſſerbette des Manzanares herüber, und ſich an den Vorſprüngen des Hügels, auf deſſen ſteilſten Abhange der Flügel des Palaſtes lag, brechend, heulte er auf eine entſetzliche Weiſe.

Der Kranke ſchien dadurch aus dem momentanen Schlummer wieder aufgerüttelt zu werden. Er glaubte wieder mit ſeinem Großvater zu ſprechen.

„Eine ſonderbare Muſik, Sennor!“ ſagte er lächelnd. „Iſt das das Tedeum nach der Schlacht bei Mühlberg, oder begeht Ihr noch einmal Euer Leichenbegängniß? — Ihr antwortet nicht? Ha, ich ſehe, Ihr habt Euch verkleidet! Ihr wollt einen Krämer vorſtellen. Aber wenn ich auch zugebe, daß Ihr nach gutem Gewicht verkauft, ſo müßt Ihr doch eingeſtehen, daß Ihr nicht nach dem beſten eingekauft habt. Oder ſeid Ihr vielleicht Euer Sohn? Dann träfe es noch beſſer. — Aber was iſt das? Ihr verwandelt Euch in einen Richter; Ihr tragt ein Schwerdt und einen Palmenzweig in der Hand. Wenn Ihr mich begnadigen wollet, warum ſtreckt Ihr das Schwerdt gegen mich aus, und wenn Ihr kommet mich zu richten, was haltet Ihr mir die Palme entgegen? — Eins oder das Andere! Aber hört! ich bitte Euch, wählet die Palme. Ihr bedürfet Frieden, ſo gut wie ich.“

„Meint Ihr“, ſagte leiſe der König zu dem Arzte, „daß er noch einmal zur Beſinnung kommen werde?“

„Es iſt zwar nicht unmöglich — aber ich zweifle!“ erwiederte der Arzt.

„Wohlan!“ erwiederte Philipp; „ſo will ich ihm meinen Segen geben.“

Er winkte dem Herzoge und Lerma, neben einander zu treten, ſtreckte zwiſchen Beiden den Arm durch und legte die Hand auf die Stirn des Kranken, indem er leiſe einige, den Umſtehenden unverſtändlich bleibende Worte ſprach.

„Alſo dennoch die Palme!“ ſagte leiſe der ſterbende Infant. „Dank Euch! — Sie kühlt; ſie thut mir wohl. —“

Die Lippen des Prinzen bewegten ſich zwar noch mehrmals, aber es war kein verſtändliches Wort mehr zu vernehmen. — Der König hüllte ſich das Geſicht in den Mantel und ging, von dem Herzoge begleitet, zur Thüre hinaus. — So wie der Tag grauete, legte ſich der Sturm, und Don Karlos verhauchte den letzten Athemzug. — — —

Schon um neun Uhr Morgens fand ſich Renaud in dem Vorzimmer des Königs, wohin er beſtellt worden war, ein. Er ward ſogleich in das Kabinet geführt. Hier befand ſich der König und der Herzog. Erſterer ſtand vor dem Tiſche, auf dem ſich die grüne Kiſte befand, die Renaud verfertigt hatte. Der Herzog war beſchäftigt, mehrere Aktenfascikel hineinzulegen. So wie dies geſchehen war, verſchloß der König die Kiſte eigenhändig und winkte ſodann Renaud näher zu treten.

„Kannſt Du dafür bürgen, daß kein Nachſchlüſſel kein anderes Inſtrument je dieſe Kiſte eröffne!“ ſagte er mit rauhem Tone.

Renaud beſichtigte die Kiſte nochmals, und erwiederte dann mit Zuverſicht:

„Nur durch Erbrechung kann ſie geöffnet werden.“

„Rui Gomez!“ ſprach jetzt der König ſich zu Evoli wendend. „Sende dieſen Koffer unter Bedeckung in das Archiv zu Simancas. Er ruhe dort bis der Stahl in Roſtſtaub zerfällt. —“

Der Herzog nahm den kleinen Koffer ſchweigend auf den Arm, übergab ihn an der Thür einem Montero, und entfernte ſich in des Letztern Begleitung.

Der Monarch wendete ſich an Renaud.

„Du verfertigſt“, ſagte er mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, „binnen vier und zwanzig Stunden drei Schlöſſer, in der Art jener an der Kiſte. Zwei kleinere bringſt Du an dem Sarge des Infanten an, ein größeres an der Gruft, die eben in der Kirche des Kloſters der Barfüßernonnen eingerichtet wird. Du haſteſt dafür, daß ſolche ohne Gewalt nicht zu eröffnen ſind.“

„Der Befehl Eurer Majeſtät ſoll genau vollzogen werden!“ erwiederte der junge Mann, — und eben wollte der König ihn durch einen Wink verabſchieden, als Renaud auf die Kniee ſtürzte. „Meine Braut und deren Mutter ſind dieſen Morgen in ihre

Wohnung zurückgekehrt!“ rief er. „Niemand anders als der Gnade Eurer Majeſtät können ſie es zu verdanken haben, denn man hat kein Beiſpiel, daß die Inquiſition —“

„Anders handle als väterlich, nachſichtig und gerecht!“ fiel der König mit ſtrengem Blick ein. „Geh!“

Erſchrocken ſchwankte Renaud aus der Thüre. —

Während die Reſte des Enkels Karl's des Fünften, des unglücklichen Erben zweier Welten, ſo unbeachtet wie die eines Bettlers in die ſtille Gruft des Kloſters der Decalzadas gebracht wurden, und jene grüne Kiſte, mit den Akten des Prozeſſes eines Königsſohnes, unter den modernden Papieren des Archivs zu Simancas bereits vom Staube eingehüllt ward, bereitete man mit großem Pompe auf der Plaza major zu Madrid die Gerüſte zu einem Schauſpiele, welches die guten Einwohner vor Vergnügen zu erwarten kaum im Stande waren. — In der Mitte des großen Achtecks war ein Holzſtoß errichtet, der an Höhe etwa dem erſten Stockwerke der mächtigen Häuſer gleich kam. Er war von horizontalliegenden Scheiten, die gewiſſermaßen zierlich geordnet, und deren Zwiſchenräume mit kleinen Kienhölzern ausgefüllt waren, zirkelrund, oben abgeplattet, um einen aus der Mitte ragenden Pfahl erbaut. Zur Seite des Holzſtoßes befand ſich eine Art Schaubühne, ungefähr acht Fuß hoch und oben zwölf Fuß in's Geviert breit, eine Treppe führte hinauf. Rings um den Platz war ein Amphitheater von hölzernen Bänken auferbaut, und nur auf der Seite der Straße, die von der Calle major her einmündet, ſo wie an der Ecke der Casa del Hyuntamiento (des Rathhauſes) wo der Hof herkommen ſollte, eine Oeffnung gelaſſen. Vor dem Rathhauſe ſelbſt waren die Sitze für den Hof und die Behörden reſervirt, und ein mit Purpurſammt ausgeſchlagener Platz, mit einem Baldachin überbaut. Rechts, dicht zur Seite des Baldachins, doch um etwas niedriger als die Eſtrade, die jener deckte, waren die Sitze mit grünem Sammet ausgeſchlagen. Hier waren die Plätze für das Gericht der santa casa. Für den Großinquiſitor ſtand ein Armſtuhl bereit. —

An einem ſchönen Morgen, wie man ſolchen nur im Süden oder Weſten Europa's ſehen kann, hatte, ſobald die Schatten der Nacht gewichen waren, die Einwohnerzahl Madrids ſich auf der Plaza major eingefunden. Schulter an Schulter ſaß Jung und Alt bunt durcheinander, und ſchaute unverwandt und mit langen Hälſen nach dem Rathhauſe, wo der Hof bereits eingetroffen war, aber ſeine Sitze noch nicht eingenommen hatte, oder ſich tief verneigend nach einer unabſehlichen Reihe Mönche von allen Orden, die von der Calle major herdefilirten, und an der Zahl mehrere Tauſend, rechts und links neben den Sitzen der Behörden, beſonders aber an jener, wo das Inquiſitionsgericht ſich niederlaſſen ſollte, ihre Plätze einnahmen. Die älteren gingen gebeugt und Gebete murmelnd, die jüngern größtentheils unter einander lachend oder ſchäkernd, einige Wenige ſtolz mit hoch-aufgerichtetem Haupte. Unſere Bekannten, Renaud, ſeine Braut und Mutter, und eine Nachbarin der letztern, waren auch unter den Zuſchauern. Sie hatten eine der höchſten Bänke eingenommen, und die Wittwe ließ ihrer Zunge freien Lauf. „Ein herrliches Plätzchen hier!“ rief ſie. „Alles kann man überſehen, den König — den Gott erhalte! — die Königin, das kleine Prinzeßchen — denn ich bin feſt überzeugt, ſie werden dem Kindchen das merkwürdige Schauſpiel mit anſehen laſſen, theils zum Vergnügen, theils weil es zur guten Erziehung viel beitragen kann; auch ſieht man hier den Kardinal Großinquiſitor und die ſämmtlichen geiſtlichen Herren. — Gott! was ſo einem armen Sünder doch für Ehre angethan wird!“ fuhr die Wittwe ganz begeiſtert fort. „Es iſt faſt zu viel für einen Heiden und Ketzer. So etwas geſchieht einem alten Chriſten nicht; der kann lange darauf warten. Erinnert Ihr Euch noch des jungen Garcia Freptera, Nachbarin? Der arme Narr hatte ſeinem Miethsmanne ein Meſſer in den Leib geſtochen, weil Jener geſagt: er ſei kein Edelmann, obwohl er recht gut wußte, daß ſein Vater einen Schuhmacherladen hatte in der Straße Zabateria zu Vittoria. — Ich weiß es genau. Ich habe mir bei dem Alten ein Paar Espargatas beledern laſſen, jedoch nur einmal, denn er war ein Preller. — Nun, Vicinitas! Was iſt dem Garcia denn für Ehre angethan worden, als ſie ihn auf der Plaza de la Cebada mit der Garotte erwürgten? Nicht ſo viel! — Nada! — Ni tanto! — Ni esto! wenn Ihr nicht etwa den Umſtand, daß man ſeinen Adel anerkannte, indem er in dem Urtheile: Don genannt, und anſtändig erdroſſelt, anſtatt aufgehangen ward, für Etwas rechnen wollt. — Aber wie iſt's denn, Don Juan?" ſetzte ſie hinzu, ſich zu Renaud wendend. „Ihr ſeid ja ſo ſtill. Seid Ihr unwohl? —"

„Das nicht, Sennora!" ſagte der Jüngling. „Es iſt aber hier eine erſchreckliche Hitze und da —"

„Ei was!" fiel ärgerlich die Wittwe ein. „In der Hölle iſt's noch viel heißer. — Warum habt Ihr auch nicht Euren dicken Tuchmantel umgenommen; der hätte die Sonnenſtrahlen hübſch abgehalten. Jeder vernünftige Menſch, ich meine jeder Kaſtilianer, thut das, nur die Fremden nicht. Ein ſchlechtes Schaf, das ſeine eigene Wolle nicht ertragen kann, ſage ich; das iſt mein Symbolum."

„Aber es dauert heute ſchrecklich lange, ehe es losgeht!“ ſprach die Nachbarin.

„Was lange währt, wird gut! Zamora iſt nicht in einem Tage erobert worden;“ erwiederte unerſchütterlich die Vorige.

„Und dann iſt's doch etwas Aengſtliches, einen Menſchen verbrennen ſehen!“ meinte Joaquina.

„Dummes Geſchnicker das!“ entgegnete die Alte erzürnt. „Er fühlt nichts, wenn er ein ordentlicher, rechtſchaffener Ketzer oder Zauberer iſt. Der Teufel hilft ihm. Er kommt erſt zum Schwitzen, wenn er verbrannt iſt; in der Hölle meine ich.“

„Daß der Bobadilla ein durchtriebener Geſelle und der Mädchenprokurator des Prinzen war, weiß jeder Madrileño!“ bemerkte die Nachbarin. „Aber war er etwa der einzige liederliche Barbier, und der Prinz der einzige — luſtige Prinz? — Wo wäre einer unſerer jungen Granden, ſie mögen nun von ächtem blauen Blute ſein oder nicht, der ſeinen Barbier — denn ein jeder hat einen, wenn er auch keinen Bart hat — nicht zu ſolchen Affairen brauchte? — Deshalb nahmen ſich die Kerle auch eine Gurke zum Voraus, und ich habe mit dieſen meinen Augen geſehen, daß der Barbier des jungen Herzogs von Oſſuna, ſeinen Herrn, im Schloßhofe beim Ringen, dergeſtalt zum Spaße abpuffte, daß ihm die Rippen, gewiß noch acht Tage im Ernſte wehthaten. —"

„Caramba!" fiel die Wittwe ein. „Wegen Mädchenjägerei, und was zu dergleichen gehört, iſt noch kein Menſch verbrannt worden, wenigſtens nicht auf einem Holzſtoße; aber der Kerl iſt ein heimlicher Muhamedaner geweſen, und da iſt's ihm ſchon recht. Auch gönne ich es ihm, denn ich habe eine Vermuthung, aber" — Hier ſchlug ſich die Wittwe zum Zeichen, daß ſie ſchweigen müſſe, auf den Mund, daß es klappte. —

Bald jedoch kam die Wittwe Landaburu wieder in den Fluß der Rede.

„Seht!" rief ſie. „Nun geht's los. Da kommt der ganze Hof aus dem Rathhauſe. Der König ſteigt auf die Kanzel, oder wie ſie das Ding nennen, wo er d'rauf zu ſitzen kommt. — Was das für ein lieber Herr iſt! Gott erhalte ihn! Ein Bischen freundlicher könnte er ausſehen; es würde ihm nichts ſchaden. — Und die Königin! Eine prächtige Dame. Ich glaub's nicht, daß ſie eine Liebesaffaire mit dem Kammerherrn, dem Poſa, der die Nacht nach dem Turniere in der Calle de los recoletos ermordet wurde, gehabt hat. Und wäre es auch; was iſt das weiter? Jede Spanierin, die hübſch iſt, hat ihren cortejo. Ein ſchlechter Handſchuh, wozu ſich keine Hand findet; das iſt mein Symbolum. — Ach, und da bringen ſie auch das kleine Prinzeßchen! Angeputzt, wie das santo niño in der Schloßkapelle; ſonſt wie andere Kinder, die Naſe der Länge, der Mund die Queere. — Aha! Dort kommt auch der heilige Mann, der Kardinal Großinquiſitor, ſammt den Familiaren des heiligen Gerichts. Würdige Leute! Gnade Gott dem, der mit ihnen zu thun bekommt!“ — hier ſchlug ſich die Wittwe wieder auf vehemente Weiſe auf den Mund. — „Aber ſeht, Kinderchen! Seht, Vicinitas, ſiehe, mein Salzfaßchen, dort bringen ſie den armen Sünder! Herr Gott, das iſt eine Pracht! Voran reitet der Herzog von Medina-Celi als erſter Alguazil der Inquiſition, mit der Standarte des heiligen Gerichts! Wie der dicke thut! Aber er kann es auch, denn er hat ein Vorrecht, was kein anderer Grande hat, und ich wette, daß dieſe vor Neid platzen möchten. Ja, Kinderchen, Vorzüge muß es geben, und nachdem der Mann iſt, wird ihm die Wurſt gebraten; das iſt mein Symbolum. — Nun hört ein Mal, wie ſie mit den Glocken läuten. Was das für ein Spektakel iſt! O, du glückſeliger, armer Sünder! Wenn unſereins ſtirbt, klingelt Niemand mit einer Handſchelle. — Aha! Seht ein Mal dort hin. Dort kommt die Sterbebrüderſchaft, die den Delinquenten zum Schaffote begleitet. Das iſt eine Ehre! Es ſind ſehr vornehme Leute dabei, man kann ſie nur nicht erkennen, weil ſie ſchwarze Säcke über die Kleider gezogen haben, wo bloß die Augen herausſehen. — Und nun ſeht nur ein Mal die beiden frommen Franciscaner an, die den armen Sünder zur Hinrichtung begleiten. Herr Gott! was laſſen es ſich die guten Herren ſauer werden! Sie ſchreien dem Menſchen unaufhörlich in die Ohren. — Er muß ganz konfus werden vor Gottesfurcht, und kommt in den Himmel, er weiß nicht wie. — Nun, ich gönne es ihm. Keine Feindſchaft mehr. Er war auf Erden zwar ein arger Lumpenhund, kann aber deshalb doch ein rechtſchaffener Seliger werden. Hab' ich nicht Recht, Vicinitas? — Aber ſtill jetzt, Kinderchen, und ſperrt um Gotteswillen die Ohren auf, Bobadilla ſteigt eben auf die Bühne, wo er das Volk anreden ſoll. Dios! das wird ein erbauliches Schauſpiel ſein; ein rührendes. Kein Wort darf verloren gehen. — Ich bitte Euch, edle Herren und Ritter", ſetzte die Wittwe, zu einem Haufen zerlumpten Volkes, das rechts und links ſaß, gewendet, hinzu; „ich bitte Euch, räuſpert Euch nicht, ſpukt oder ſchneuzt Euch nicht; denkt, Ihr ſeid im Stiergefecht, und der Matador wäre eben eingetreten. —"

Bobadilla war feſten Schrittes auf die Bühne geſtiegen. Er trug den San Benito, ein gelbes Hemde, worauf Flammen, und die Coroza, eine ſpitzige Mütze worauf Teufel gemalt waren. Jetzt winkte er mi der Hand. Alles war mäuschenſtill.

„Caſtilianer!“ rief er. „Ich bin angeklagt eines falſchen Eides, ſo wie des heimlichen Muhamedanismus; beide Anklagen ſind wahr. —“

„Bien! — Bien!“ ſchrie tobend die ganze Volksverſammlung, und die Damen wedelten mit den Schnupftüchern; es waren dieſelben Beifallszeichen, als wenn der Stier dem Torreador durch einen gut angebrachten Stoß ein paar Rippen zerbricht. — „Wackerer Kerl! Braver, armer Sünder!“ tönte es überdies noch hier und da in dem Haufen.

„Ich danke Euch, edle Herren und Ritter, und küſſe Euch tauſend Mal die Füße für den Beifall, den Ihr mir ſpendet, und ich bitte Euch, die Gründe wohl zu beherzigen, welche mich zu meinem Vergehen verleitet haben. Ihr könntet meinen, ich hätte den chriſtlichen Glauben gehaßt, weil man meinen Vater, einen achtzigjährigen Greis, zu Sevilla als Abgefallenen verbrannt, mich zum Zuſehen der Qualen gezwungen und meine Schweſter in's Kloſter geſteckt hat. Ihr könntet denken, ich hätte darum einen falſchen Eid geleiſtet, weil ich als Vertrauter einer vornehmen Perſon, und dieſer zur Dankbarkeit verpflichtet, keinen anderen Weg ſah, um einen von ihr gehegten Wunſch, ihre Lüſte zu befriedigen, zu erfüllen, und Ihr würdet, wenn ich allein an mich gedacht, nicht Unrecht haben. Ihr irrt jedoch. Nicht an mich dachte ich, ich dachte" — dies rief er mit immer ſteigernder Stimme — „an Dich, Du edles, verſchmähtes, zu Boden getretenes, mauriſches Volk. Dich zu erheben, zu befreien, war mein einziger Gedanke. Mit Vorbedacht, mit kluger Berechnung ſuchte ich daher den, den ein unglückliches Schickſal zu Deinem künftigen Herrſcher beſtimmt hatte, zum Werkzeuge meiner Plane zu machen, ihn zu ſchwächen, um ihn einſt deſto ſicherer zu verderben. Mein Plan iſt mißlungen, durch allzugroßen Eifer, durch Uebereilung habe ich ihn ſelbſt vereitelt. Ich leide einen verdienten Tod, weil ich meinen großen Plan kleinlich ausgeführt. Aber verzage darum nicht, mauriſches Volk, verzagt nicht, Ihr, die Ihr mich höret, und denen das heiße Blut unſeres Stammes in den Adern rollt! Es werden Andere nach mir kommen, und großartigere Pläne zur Befreiung, großartig ausführen. Für jetzt lebt wohl! Verzeihet mir! Ich gehe für Euch in den Tod! Für Euch und den Glauben unſerer Väter! Darum zum letzten Male: Gott iſt Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet! — — —"

Kaum waren jene Worte über die Lippen des Unglückſeligen gekommen, als ein Toben in der Volksverſammlung losbrach, das mit nichts Anderem, als mit dem Getöſe der empörten Meereswogen verglichen werden konnte.

„A baxo! — Muera el Moro! — Mueran los hereticos!“ — ertönte es von allen Seiten.

Die Wittwe Landaburu war bei dieſer Gelegenheit nicht unter die Stillſten zu rechnen.

„Warum hat man auch dem Heiden zu ſprechen erlaubt!“ ſagte ſie zu einem Manne, der etwas beſſer gekleidet war, wie die anderen, und indem ſie wieder zu Athem kam. „Man hätte ihm den Mund verbinden ſollen. Wenig ſprechen, aber gut ſprechen, pflege ich immer zu ſagen; denn das iſt mein Symbolum.“

„Ich küſſe Eure Gnaden die Füße, aber die Sennora iſt da auf dem Holzwege!“ erwiederte Jener, ein ehrſamer Bürger aus dem Drinnen- und Draußengäßchen (d'entro y fuero). „Der Böſewicht iſt ein ſogenannter relaps oder relax, und da wäre es wohl ſehr erbaulich geweſen, wenn er öffentlich Reue und Leid bezeigt hätte.“

„Ihr habt ſchon Recht, mein edler Herr und Ritter, und ich küſſe Euer Gnaden gleichfalls die

Füße! Möget Ihr noch tauſend Jahre leben!" erwiederte die Wittwe in verbindlichem Converſationstone. „Ob die Herren Inquiſitoren den Mohrenſchlingel für einen Rehlachs oder für eine Karauſche angeſehen haben, will ich übrigens dahingeſtellt ſein laſſen, daß er ſie aber für Narren gehalten hat, ſcheint mir unbeſtreitbar."

Die Wittwe wollte noch etwas hinzufügen, aber bezweifelnd, ob es gerathen ſein möchte, gab ſie ſich einen Klaps auf den Mund und blickte nach dem Schaffot. — Dort hatte ſich die Scene indeß geändert. Kaum war das letzte Wort über Bobadilla's Lippen gekommen, als die Henkersknechte den Unglücklichen ergriffen und mehr von der Bühne herabriſſen als herabſchleiften. Eben ſo ſchnell ſchleppten ſie ihn auf den Holzſtoß, und kaum war er an den Pfahl gefeſſelt, als auch die Flamme rings um den Verbrecher emporloderte. Ruhig, ohne Klage, ſtand der Letztere, als die Lohe ihn einhüllte, als die Haare auf dem Haupte vom Feuer verzehrt wurden; er ſchüttelte ſich nur dann und wann, wie von einem Schauer ergriffen, und ruhig, aber furchtbar ertönte aus der Rauch- und Flammenwolke von Zeit zu Zeit der Ruf:

„Es iſt nur ein Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet! — — —"

„Nun, Don Juan!“ rief die Wittwe, in die Hände ſchlagend, und zu Renaud gewendet. „Da ſeht Ihr ſelbſt, was Ihr immer beſtritten habt. Der Kerl fühlt vom Feuer nicht das Allergeringſte, denn der Teufel — Jeſus, Maria, Joſeph! — iſt ſein Beiſtand. — Ich ſage Euch, dieſer mohriſche Barbier war ein Hauptketzer, und es iſt nur Schade, daß man ihn nicht genauer unterſucht hat, man würde gewiß die Kennzeichen dieſer gottverdammten Race, ein Paar Hörnchen vorn und einen Stutzſchwanz hinten, an ihm gefunden haben. Das war unſtreitig auch der Grund, warum er ſich einen dicken Haarbuſchel über die Stirn wachſen ließ; und die Pumphoſen trug er auch ganz verdächtig, welches Ihr wenn Ihr ein aufmerkſamer Beobachter geweſen ſeid, eingeſehen müßt. — Aber ſeht! Es iſt aus mit ihm. Der Scheiterhaufen ſinkt ſchon zuſammen. An dem Pfahle hängt nur noch eine ſchwarze Maſſe, von der kein Menſch mehr ſagen kann, was es eigentlich iſt. — Ich denke, wir gehen, Kinderchen!“ — ſetzte ſie jetzt ganz gemüthlich hinzu. — „Meint Ihr nicht auch, Bientas? — Wenn wir bei Zeiten die Ecke der Hundegaſſe erreichen, ſo können wir noch den ganzen Zug auf dem Rückwege vorbeikommen ſehen. Außerdem habe ich noch vielerlei auf übermorgen zu beſorgen, zu Deiner Hochzeit, corazon (Herzchen), meine ich.

— Ihr müßt mir im Vorbeigehen den Valdepennas auskoſten helfen, chico! — Auch das Ferkel aus Navalcarnero werden ſie ſchon gebracht haben, und das muß noch heute abgeſtochen werden. — Und das Brautbett, Vicinitas, das Brautbett müßt Ihr anſehen! Es iſt nicht viel kleiner, als Eure Schlafkammer, wie Ihr noch Mädchen waret, in dem geſegneten Zugarramurdi. Es koſtet freilich ein hölliſches Geld; aber was thut's? Man heirathet nicht alle Tage. Ich will meiner chiquita durchaus ein hübſches Neſtchen bauen, und das kann man nur mit Geld. Was erlangt man auch ohne Geld? Nada! Ni tanto! Harte Peſos ſind die beſten Brüder; das iſt mein Symbolum. — — —“

Zwei Tage darauf feierte Renaud ſeine Hochzeit mit der lieblichen Joaquina. Er lebte glücklich mit der Erwählten; auch äußere Glücksgüter fehlten dem jungen Manne nicht. Die Stahlarbeiten ſeiner Fabrik wurden berühmt, und wetteiferten bald mit denen von Toledo. Auch der König blieb ihm gewogen. Oft, wenn Renaud durch die Säle des Schloſſes ging, verweilte er vor dem Bilde des Infanten, deſſen Andenken in Spanien heute faſt ganz erloſchen iſt, und an den kaum ein armes Denkmal, im Garten zu Aranjuez von einer fürſtlichen Frau gegründet, erinnert. — In ſeinen alten Tagen arbeitete Renaud

noch an dem Metallgitter, welches zu Escurial d
Platz vor dem Altare, wo der ſterbende Philipp ſ
hintragen ließ, einſchließt. — Den reiſenden De
ſchen ergreifen heute ſich ſehr durchkreuzende Empfi
dungen, wenn der ihn begleitende Hieronomitenmön
ernſt auf das Plätzchen deutet und lispelt:

„Hier betete ſterbend unſer frommer, verewigt
Stifter, König Philipp der Zweite.“

Die Auserwählten.

Eine Erzählung.

Motto:

Sie eifern um Gott, aber mit
Unverſtand! —

Die Schrift.

Der Abend dunkelte ſchon, und der naßkalte Herbſtwind trieb den Regen, unter welchem ſich auch hin und wieder einige Schneeflocken bemerken ließen, über das braune Haidemoor, welches man aus den Fenſtern der zu Ende des Dorfes Ravensgrün gelegenen Schenke, auf eine Viertelmeile weit überblicken konnte, als ſich in der Wirthsſtube die Honoratioren des Dorfleins, der Müller, der Krämer, die Kirchenvorſteher und einige Bauern verſammelt hatten, welche, nachdem Manches über das Wohl und Wehe der Kommune verhandelt worden, andächtig der Rede eines Mannes zuhörten, deſſen Mittheilungen Allen — einen Fremden, der in ſeinen Mantel gehüllt in einem entfernten Winkel ſaß, ausgenommen — vom höchſten Intereſſe ſchien. Der Sprechende, beiläufig geſagt ein Mann von etwa funfzig Jahren, ſchielenden Blickes und ſüß lächelnder, etwas tückiſcher Miene, war der ehemalige, jetzt penſionirte Schullehrer des Orts, und die Sicherheit mit der er das bis an den Rand gefüllte Gläschen Kümmel auch während der heftigen Rede in der Hand hielt, bezeugte faſt eben ſo ſehr als die etwas über die Gebühr geröthete Naſe, daß er die eben beſchriebene Stellung ſich durch lange Gewohnheit zu eigen gemacht habe. Eben pauſirte der Mann ein wenig in ſeiner Rede, das Kümmelgläschen an die Lippen bringend.

„Ihr meint alſo, es ſei vorbei mit dem Major, unſerm alten gnädigen Herrn!“ ſagte halb im Tone des Mitleids, halb in dem der Neugier einer der dörflichen Honoratioren, indem er ſich das Innehalten des Redners zu Nutze machte.

„Ich ſage Euch es iſt aus mit ihm! rein aus“; erwiederte der Emeritus, das Gläschen mit einem freundlichen Blicke des ſchielenden Auges der Wirthin zu neuer Füllung zuſchiebend. „Weder das Schloß Ravensberg, noch deſſen Zubehörungen, noch dieſes Dörflein, welches ſo viele Biedermänner, und ſo viele liebliche Frauen“ — hier ſchielte er nach der dicken Wirthin — „in ſeinen friedlichen Hütten birgt, wird ferner das Eigenthum des alten bösgeſinnten Mannes bleiben, der, wenn er im Zorn iſt, ſich mit Fluchen umkleidet, wie mit einem Mantel, und wenn er luſtig iſt, Gefallen hat an der Stärke des Roſſes, das er reitet, oder an dem ſündlichen Vergnügen der Jagd, oder an dem weltlichen Geſange ſeiner Tochter, die,

enn auch ein Mägdlein wohlgefällig anzuſchauen,
ennoch ſtolz einher zieht mit Florermeln, und lockigem Haar wie die Königin Jeſabel, und der ſtatt
ibliſcher Verſe und erbaulicher Reden, wie ich das
ezeugen kann, nur allerhand Schnaken und Schnurren
on einem gewiſſen Schiller, oder gar einem gottver-
ammten Kommödianten, Namens Shakespeare, der,
enn ich nicht irre, zu Zeiten des Heidenthums in Eng-
and oder Polen gelebt haben ſoll, im Munde führt.“

„Je nun! Wenn er weiter nichts gethan hätte;
ies möchte noch angehen!“ ſagte kopfſchüttelnd der
Krämer. „Reiten iſt immer beſſer wie zu Fuße lau-
en — ich kann, was das Letzte anbelangt, aus Er-
ahrung reden — einen Haſen, oder einen Rehbock
u ſchießen iſt auch nicht übel — das müßt Ihr
eiſſen Gevatter Müller, denn Ihr habt manchmal
ergleichen auf dem Anſtande erlegt, und der Schul-
ehrer hat, trotz ſeiner Gottesfurcht, den, dem Major
egſtibitzten Haſen Euch aufeſſen helfen — und was
ie Verſe und die Komödianten betrifft, ſo geht mir
ichts über den alten Puppenſpieler, wenn der mit
inem Hanswurſt herkommt, und die Komödie vom
verlornen Prinzen“ aufführt.“

War es der geſtohlne, und in Andacht und Er-
auung aufgegeſſene Haſe, oder ſonſt etwas Anders,
elches den Schullehrer abhielt, Etwas auf die Rede

des Vorigen zu antworten, genug der fromme Mann fuhr, nach einem verächtlichen Blicke auf den Krämer, mit Heftigkeit fort.

„Ich ſage Euch“, ſprach er und ſchlug mit der knochigen Fauſt wiederholt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten, „ich ſage Euch, das Geſchlecht der Ravensberg iſt ſeit Jahrhunderten — denn ſo lange haben unſere Vorältern auf dieſen Gütern ihren Angelhaken in den Raſen, und ihre Halfter auf den Nacken gefühlt — ein boshaftes, gottvergeſſenes und rachedurſtiges Geſchlecht! Die Männer deſſelben waren vor Alters eitel Kriegsgurgeln und Raubritter, und heute ſind ſie Jäger und Soldaten, ihre Töchter aber, wiewohl insgemein hold und lieblich anzuſchauen, gehörten immer unter die ſingenden und tanzenden Töchter der Verdammniß. — Sprecht mir nicht von der Mildthätigkeit des Majors, und daß er die Armen unterſtütze; er hilft blos Denen, die da glauben, daß von ihrer Hände Arbeit das Heil abhange, und läßt Jene darben, die ſich die Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten, noch in die Scheuer ſammeln, und die dennoch ernährt werden, zum Beiſpiel nehmen. Sagt mir auch nicht, daß er mit Zins und Abgaben nachſichtig ſei; er iſt es nur gegen den Weltlichgeſinnten, aber nicht gegen die Frommen, die meilenweit gehen um ſich in Gemeinſchaft Gleichgeſinnter in Betſtunden zu erbauen, und darob ihren zeitlichen Nutzen und Gewinn hintenanſetzen. Redet mir nicht von ſeiner Nachſicht, wenn ſich irgend Jemand an ihm vergangen, denn er iſt ein Verfolger der Frommen, und Derer, die den Heiland lieb haben; ich aber bin ein lebendes Beiſpiel ſeiner Verfolgungsſucht.“

„Hm!“ ſprach mit etwas malitiöſem Lächeln der Krämer, indem er aus ſeinem Gläschen nippte. „Nehmt mir's nicht übel, Herr Haberkorn! Ich bin damals noch nicht hier geweſen, und die Geſchichte iſt ſchon von etwas lange her, aber die Leute ſagen, Ihr wäret nicht wegen des Heilands, ſondern wegen der Bretzelſuſe — ſie heißen ſie ſo, obwohl ſie gegenwärtig mit Schwefelhölzchen handelt, das arme ohnnäſige Ding — um's Amt gekommen. — —“

„Ihr gehört auch zu Denen, die draußen ſind, zu dem ſtumpfen, hartherzigen und boshaften Geſchlecht, deſſen Hand gegen die Frommen erhoben iſt!“ rief wüthend der Schullehrer, indem er ſein Glas Kümmel austrank und es mit Haſt auf den Tiſch ſtieß. „Ihr ſeid auch von den Männern aus Haroſeth der Heiden; aber es wird eine Zeit kommen, wo wir triumphiren werden über unſere Widerſacher, und — verlaßt Euch drauf — dieſe Zeit wird nicht fern ſein. — Was Ihr aber von der Bretzelſuſe geſagt habt, iſt eine hölliſche, verdammliche, ſchändliche Lüge.“

„Aergert Euch nicht, guter Herr Haberkorn!“ ſagte beſänftigend die dicke Wirthin, indem ſie dem nur wenig Widerſtrebenden das Glas bis zum Rande füllte. „Trinkt ein Schlückchen meines Kümmels, welcher die Eigenſchaft hat, daß er alle Uebel, die der Verdruß zu Wege bringt, zertheilt und niederſchlägt. — Was aber die Suſe anbetrifft, ſo wird ſie Niemanden mehr in Verſuchung bringen oder verführen, denn ſie iſt über die Jahre und es giebt kein vollkommen ſchönes Geſicht, in dem die Naſe fehlt. — —“

„Ihr meint alſo es ſei gewiß, daß der Major die Güter verkaufen werde?“ fragte Einer der Anweſenden, das vorige Geſpräch fortführend den Schulmeiſter.

„Er muß! — Er muß!“ entgegnete Jener, ſich vergnügt die Hände reibend. „Entweder er verkauft, oder er wird hinausgeworfen. Alle Hypotheken, die auf der Beſitzung haften, ſind in den Händen der Gräfin Eichwald, und ihm vor einem halben Jahre gekündigt worden.“

„Alſo die Gräfin denkt Ihr, wird unſere neue Herrſchaft?“

„Ja und nein; wie Ihr es nehmen wollt!“ antwortete Herr Haberkorn. „Die Gräfin, welche eine gottſelige Dame iſt, und das Sprüchlein: ſeid klug wie die Schlangen, und ohne Falſch wie die Tauben

— beſonders was den erſten Theil anlangt — auf das Trefflichſte anzuwenden verſteht, wird zwar das Geld zu dem Ankauf hergeben — gegen Verzinſung verſteht ſich — aber die fromme Dame ſtrebt nicht nach dem Beſitz der Güter, dieſer wird vielmehr von einem Verein frommer Männer und Frauen, welche ſich unter dem Namen die Bethelunion zuſammengethan haben, angetreten werden.“

„Die Bettelunion!“ rief verwundert Einer der Bauern. „Das iſt ſchnakiſch! — Was man doch für Dinge erlebt! — Mein Tage habe ich nicht gehört, daß die Bettelleute ſich vereinigen, um Güter zu kaufen.“

„Ich ſagte nicht die Bettel- ſondern die Bethelunion!“ ſprach Haberkorn verächtlich. „Ich könnte Euch den Grund dieſer Benennung erklären, aber Ihr würdet mich nicht verſtehen, mein guter Mann. — So viel möge Euch genügen, daß dieſer Verein durch milde Kollecten Derer, die den Heiland lieb haben —“

„Da hat Gevatter Jürge alſo dennoch nicht Unrecht! Es iſt immer etwas Bettelhaftes dabei;“ lachte malitios der Krämer.

„Derer, die den Heiland lieb haben, zu Ausbreitung des wahren Chriſtenthums in Deutſchland, gegründet worden“; ſagte mit durchbohrendem Blick Herr Haberkorn.

„Ei ſo ſoll doch das Wetter dreinſchlagen!“ rief der Krämer, wie es ſchien feſt entſchloſſen dem frommen Manne jedes Tröpfchen Kümmel zu vergällen. „Zu Ausbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland — Sind wir denn Heiden? — Sind wir eitel Zöllner und Sünder? — Müſſen wir erſt bekehrt werden? Und wenn dies der Fall iſt haben wir denn nicht würdige Geiſtliche dazu? Muß dies durchaus durch alte Weiber geſchehen, durch gottſelige Schuſter, oder andächtige Schneider? — O Jemine! Ich war neulich in der Stadt, und da nahm mich ein guter Freund mit in eine fromme Verſammlung. Ich hatte gerade nichts Beſſers zu thun, und es war ſchlecht Wetter draußen. Da gab's dünnen Thee und mulſtrigen Zwieback. Sie nannten das ein Liebesmahl. — Das Mahl wäre mir aber noch ein mal ſo lieb geweſen, wenn man Schinken und Butterbrod herumgegeben hatte, und ich denke bei ſolcher Gottesgabe hätte man ſich eben ſo fromme Gedanken machen können, wie bei dem warmen Waſſer und dem knuprigen Gebäcke. — Und was geſchah dann noch weiter? — Ein altes Weib ſang ein Lied, und ſchrie dabei wie ein Kalb in fremdem Stalle, und zwanzig alte Weiber, wie ſie ſelber eins war, ſangen mit, daß man es drüben auf der Gaſſe hätte hören können, endlich aber trat ein knickbeiniger Kerl auf — Ihr kennt ihn ja, es war der alte Leineweber aus dem Bullengäßchen — der las ein Kapitel aus der Bibel, und wollte es ſodann erklären, aber er konnte nicht damit zu Stande kommen, der arme Kerl, denn ſeitdem er ſich bekehrt hat, und nicht mehr in's Wirthshaus geht, iſt ihm beſtändig die Kehle trocken, und er kann ſeine Gedanken nicht recht beiſammen halten. Was mich am meiſten wunderte, war, daß auch einige recht hübſch gekleidete Stadtleute ſich das Gewäſche mit anhörten, doch ſchien es mir, als ob ſie mehr des Spaßes wegen gekommen wären, und ich ſah auch deutlich, daß etliche alte Herren in der Nähe der Thüre um die Mädels herummanövrirten, von Denen die Eine laut aufquieckte, gerade als der Leineweber von den Fleiſchtöpfen Egyptens ſprach, wodurch eine Störung entſtand.“

Die Rede des Krämers ſchien auf den Emeritus Haberkorn einen ganz erſtaunlichen, jedoch eben nicht freundlichen Eindruck zu machen. Haſtig trank er ſein Glas aus, und der Karmin ſeiner Naſe ging nach und nach in ein ſchillerndes Karmoiſin, endlich aber in einen in's Blaue ſpielenden Purpur über.

„Das iſt abſcheulich! Das iſt eine freche Gottloſigkeit, die Euch ſo reden läßt!“ rief wüthend das Mitglied der Bethelunion. „Ja, ich behaupte: es iſt der Satan ſelber, der aus Euch ſpricht, Ihr gottvergeſſner Dütendreher Ihr! — Aber ich weiß ſchon warum Ihr ſolche Reden führt! Ihr thut es wegen des Verkaufs der Cigarren, die Ihr dem Major fur ächte Havanneſer aufhängt, während man auf eine halbe Meile weit riechen kann, daß ſie in Neuhaldensleben bei Magdeburg gedreht wurden, Ihr thut es wegen dem Muſlin, dem Kambric, dem Flitterzeuge, das Ihr der Zierpuppe, dem Fräulein, aus der Stadt herbei ſchleppt. Ihr ſucht Euch an die Gottloſen anzuſchließen, und Denen das Wort zu reden, die ihre Hand gegen die Heiligen in der Gemeine ausſtrecken. Ihr wollt ſein ein Diener der Gewaltigen, aber Ihr gehört nur zu den klaffenden kleinen Hunden, die zwar bellen, aber nicht beißen können! Ihr falſcher Aegypter! Ihr grimmiger Aſſyrer und Moabiter, der Ihr ſeid.—"

„Und wißt Ihr wer Ihr ſeid?" rief der Kramer, dem, wie es ſchien, der Spektakel nicht unerwünſcht kam, und der die Gelegenheit nicht vorbeilaſſen wollte, ſein Muthchen an dem Verläumder ſeiner Kunden zu kuhlen. „Ihr ſeid ein alter verſoffener Schulfuchs, der vom Amte gejagt wurde, Ihr ſeid ein heuchleriſcher Schelm, der ſich in Geſellſchaft eines Rudels plärrender, alter Weiber zu einem Topfe warmen Waſſers hinſetzt, um beſſere Leute wie Ihr ſeid zu verläumden, Ihr ſeid endlich der Spion einer Geſellſchaft augenverdrehender Heuchler, die ſich vorgenommen haben einen braven Mann und ſeine einzige Tochter, von dem, von ihren Vätern ſeit dreihundert

Jahren beſeſſenen Erbe zu treiben, Ihr ſeid — Aber wartet ein wenig! Da kommt eben der alte Jakob Säuberlich, der Förſter, über das Moor geſchritten. Der kennt Euch ſo gut wie ich, und wird Euch vielleicht noch beſſer ſagen können, wer Ihr ſeid. —“

Herr Haberkorn, der in der erſten Hitze aufgeſprungen war, warf jetzt einen Blick aus dem Fenſter. Der Zorn, in den er gerathen, ſchien ſich augenblicklich zu legen, er trank haſtig den Reſt aus ſeinem Glaſe, und ſich freundlich zu ſeinem Gegner wendend ſagte er mit niedergeſchlagenem Blicke:

„Mein guter Mann! Ich verzeihe Euch gern um des Heilands Willen alle die Beleidigungen, die Ihr mir ſo eben angethan habt, verzeiht auch mir, wenn ich aus vielleicht unverſtändigem und allzugroßen Eifer für die Sache meines Herrn, Euch zum Zorne gereizt habe. Damit der letztere nicht von neuem erwache, beſonders aber ſich Herr Säuberlich — der wie es heißt ohnehin von Anfechtungen des böſen Feindes zu leiden hat — nicht mit Euch verſündige, glaube ich als Chriſt mich lieber jetzt entfernen zu müſſen. — Uebrigens, denke ich, werdet Ihr in Jahresfriſt gewiß noch beſſer als heute wiſſen — wer ich bin! — —“

Mit größter Freundlichkeit grüßte Herr Haberkorn die Geſellſchaft, desgleichen den eben mit einem jungen Rehbock auf der Achſel eintretenden Förſter, und ging zur Thüre hinaus.

„Der Lump!“ murmelte der alte ſechzigjährige Grünrock, indem er das Reh in einen Winkel warf, ſich die Regentropfen aus dem von Wind und Wetter durchfurchten Geſichte wiſchte, und das dünne graue Haar mit einem kleinen Tüchlein abtrocknete. „Guten Abend, Ihr Herren — Frau Wirthin geb' Sie mir etwas Bitteres, damit mir nicht die Galle in's Blut tritt, wegen der Fledermaus, die eben zur Thür hinaus flatterte, und wegen den Eulen und Nachtvögeln, die dieſer bald folgen werden.“

„Ihr habt da einen prächtigen Spießer geſchoſſen, Herr Sauberlich!“ ſprach der Müller, nachdem er mit Kennermiene und einem Griffe der Hand den Rehbock geprüft.

„Ich wollte er ſteckte von den Schalen der Hinterläufe, bis zur Spitze des Gehörs, voll Arſenik!“ entgegnete brummend der Jäger, indem er ſich zum Tiſche ſetzte. „Er iſt zur Aezung der Raubvögel beſtimmt.“

„Nicht möglich!“ rief die Wirthin voll Erſtaunen, mit beiden Händen ſich auf die Schürze ſchlagend. — „Das ſchöne Wildpret für die Raubvögel! —“

„Der Herr Förſter hat ganz etwas Anders dabei im Sinne!“ ſagte pfiffig lächelnd der Krämer. „Er ſpaßt bloß, wenn er von den Raubvögeln ſpricht.“

„Ja! Ich ſpaße, daß mir das Herz blutet!“ rief er Alte grimmig. — „Aber warum ſoll ich nicht agen wozu das ſchöne Wild beſtimmt iſt? Wir er- arten zwei Wagen voll liebe Gäſte, Heilige, die den Wirth zum Hauſe hinausbeten werden; die ſollen es peiſen. — —“

„Alſo wäre es wirklich wahr, was die Leute ſa- en, und was wir dem alten rothnäſigen Duckmauſer icht glauben wollten?“ verſetzte die Wirthin. „Der err Major will die Güter verkaufen?“

„Will?“ rief wild lachend der Alte. „Ob er ill? — Er muß wollen.“

„Wenn es kein Geheimniß iſt, Herr Förſter, ſo rzählt uns doch —“

„Geheimniß?“ erwiederte Jener. „Du lieber ott! Es wird bald öffentlich genug werden. Dabei ſt nichts zu verſchweigen. — Wie Ihr Alle wißt ſind ie Ravensberger Güter ſeit länger als Menſchen- edenken in der Familie des Majors. Die Herrſchaft ſt einträglich, iſt groß, aber — was Ihr auch Alle ißt — der Major verſtand ſich in ſeiner Jugend ben nicht auf's Sparen. Damals wurden Schul- en auf Schulden gemacht; als an das Bezahlen ge- acht wurde war es zu ſpät. Nachdem der Major eheirathet hatte, wurde er ökonomiſcher, er bewirth- chaftete die Güter auf vortheilhafte Weiſe; aber was half es! vierzigtauſend Thaler, die als Schulden darauf haſten, konnten nicht ſogleich erſpart werden. Bei alledem wurden die Intereſſen pünktlich bezahlt, und es freute den Herrn nicht wenig, als er vernahm, daß die Gräfin Eichwald immer eine Hypothek nach der andern an ſich zu bringen ſuchte; er meinte nämlich, auf dieſe Weiſe nie eine Kündigung zu befürchten zu haben. — Jakob! ſagte dann manchmal der Major — und Ihr wißt, er ſpricht oft mit mir über ſeine Angelegenheiten, denn er iſt mein Milchbruder, und wir haben zuſammen franzöſiſches Pulver gerochen — laß mich noch ein Dutzend Jahre leben, und ich habe einen guten Theil meiner Schulden abgezahlt! Jetzt habe ich keine Kündigung zu befürchten, ich habe Betriebskapital in die Güter zu verwenden, dieſe rentiren alle Jahre beſſer, ich werde noch Gelegenheit haben, vor meinem Tode meine dummen Streiche gut zu machen, und meiner Tochter ein hübſches Erbe zu hinterlaſſen. — Ich aber ſchüttelte dann manchmal mit dem Kopfe, beſonders wenn er auf die Gräfin Eichwald kam; ich ſagte dann immer: Nehmen Euer Gnaden ſich nur vor den Frommen in Acht! Hinter dem Kreuze ſteckt der Teufel, und dieſe Heiligen ſind noch nie ohne Vortheil von der Bank gefallen, beſonders aber iſt der Gräfin, die ſich um Alles bekümmert, und ihren Fuß in Jedermanns Pantoffel hat, nicht ein Haar zu trauen! — Wenn ich aber ſo ſprach ward ich von meinem Herrn nur ausgelacht, da hieß es: ich ſei ein Faſelpeter, und habe nur einen Zahn auf die Frommen. — Jetzt hat er's! — — Die Gräſin, müßt Ihr wiſſen, hat ihm das ganze Kapital auf einmal gekündigt, und will der Major es nicht zur Subhaſtation kommen laſſen, muß er die Güter für einen ihr beliebigen Preis losſchlagen, denn Geld zu ſchaffen iſt jetzt, wo noch ein Jeder an den Folgen des Krieges zu kauen hat, durchaus unmöglich. —“

„Wie es heißt wird alſo die Gräſin ſelbſt die Güter kaufen?“ ſagte die Wirthin.

„Sie kauft ſie für eine Geſellſchaft Frommer, die mit einem, durch freiwillige Beiträge zuſammengebrachten Kapitale, eine Anſtalt zu Bekehrung der Heiden in Deutſchland in dem alten Schloſſe anlegen wollen. Die Gräſin hat Alles genau auspunktirt. Sie giebt das Geld zum Ankauf, und dieſes wird ihr von dem Ertrage der Güter verzinſet. In dem Schloſſe wird eine Erziehungsanſtalt für vornehme deutſche Heidenkinder, die eine tüchtige Penſion bezahlen können, errichtet, desgleichen auch eine Dampfpreſſe, in welcher nichts als Traktätchen gedruckt werden ſollen, das Papier dazu — was ein ganz beſonderes ſein muß, denn ſolche fromme Dinge dürfen, aus chriſtlicher Demuth, nur auf ganz ſchmuzgraues gedruckt werden — wird in der Ravensberger Papiermühle eigens dazu gefertigt werden, und die Frommen aus ganz Deutſchland werden die Lumpen dazu liefern.“

„Herr Gott, was werden da für Lumpen zuſammenkommen!“ rief verwundert die Wirthin.

„Wie es mir ſcheint“, ſagte nach einigem Nachdenken der Krämer, „werden in dem alten Schloſſe, was ja ohnehin etwas verfallen iſt und von dem Herrn nicht bewohnt wird, viel neue Einrichtungen nöthig ſein.“

„Das iſt ſchon Alles bedacht!“ erwiederte der Förſter. „Die ganze erſte Einrichtung, ſo wie auch die Druckerei der Traktätchen nimmt der reiche Lieferant — Ihr kennt ihn ja! Es iſt derſelbe, der Euch mit den Haferlieferungen im Kriege ſo die Augen ausgewiſcht hat — der Itzig Kahlmäuſel in Entrepriſe. — Ich kann wohl ſagen, daß dies das Einzige war, was mich bei der Sache gefreut hat, denn entweder der Jude betrügt die Frommen, oder die Frommen betrügen den Juden; Eins aber iſt mir ſo lieb wie das Andre, doch fürchte ich wird wohl der Jude den Kürzern dabei ziehen.“

„Und wie Ihr meint, Herr Förſter, erwartet Ihr heute noch die frommen Gäſte?“ ſprach die Wirthin.

„Freilich! — Freilich!“ erwiederte Jener. „Mich wundert's, daß ſie nicht ſchon hier durch paſſirt ſind.“

„Beſchreibt uns doch ein wenig, wer Alles kommen wird!“ ſprach der Krämer.

„Das kann geſchehen!“ antwortete der alte Grünrock. „Da iſt erſtlich die Gräfin. Nun, die kennt Ihr! Sie iſt ja der weibliche Papſt unſerer Gegend. Dann iſt der Chauſſeeeinnehmer aus Hundewieſe, der Baron Leerhaus. Der Mann ſteht bei der Gräfin ſehr in Gunſt, und er predigt in den Betſtunden, wenn der Dame der Hals trocken geworden iſt, an ihrer Statt, auch verfertigt er alle die frommen Geſänge, denn er iſt ein Dichter, etwa ſo wie der Schiller oder der Schicksbier, von denen der Herr Major immer allerhand Verſe herſagt. Die Gräfin ſetzt ein großes Vertrauen in den Baron, denn er iſt ſo zu ſagen der Revueinſpektor über die Neubekehrten in Hundewieſe und Eichwald. Ihr wißt, daß wenn irgend einem Bauer auf den Gütern der Gräfin nichts weiter übrig bleibt, ſo bekehrt er ſich geſchwind, und dann bekommt er eine Kuh und Saatgetreide, und das Haus wird ihm ausgeweißt, und von Außen neu angeſtrichen. Nun darf aber ſo ein Kerl ſich nicht mehr in Branntwein betrinken, oder Holz und Gras ſtehlen — das heißt nämlich nicht in dem Walde, oder den Wieſen der Gräfin — und Alles das hat der Baron Leerhaus zu beaufſichtigen. Deshalb nun wird er von den Neubekehrten ſehr gefürchtet, und wenn er ſie beſucht, um wie er ſagt ſie im Glauben zu ſtärken, ſo ſind ſie der Meinung, er thäte es, um nach geſtohlnem Holze zu ſehn, oder nach Brandtwein zu riechen. — Der dritte Gaſt, welcher mitkommt, iſt der Profeſſor Wislicenus aus der Hauptſtadt. Ich kenne den Mann, denn als es gegen die Franzoſen ging, hielt er eine herrliche Rede, die Alle begeiſterte, und in der er uns aufrief, wie ein gewiſſer Tätius — oder wie der Menſch hieß — für das Vaterland, uns todtſchlagen zu laſſen.’ Der Profeſſor machte auch den Feldzug mit; in dem Bureau des Intendanten nämlich. Bei Alledem muß er doch viel Strapazen ausgeſtanden haben, denn er leidet an einer beſondern Krankheit; er glaubt nämlich, daß er vom Teufel beſeſſen ſei, jedoch nur auf einer Seite. Dieſe Krankheit ſoll ganz vor Kurzem in Schwaben erfunden worden ſein, und ich denke ſie wird viel Eingang finden, denn wenn irgend Einer eine Spitzbüberei begeht, ſo wird er's auf den Teufel ſchieben, der z. B. die linke Seite zu ſeiner Hecke erſehn hat, während die rechte ſo fromm bleibt, wie die eines neugebornen Kindes. — Mein einziger Troſt iſt nur, daß wenn die Juſtiz die linke Seite des Filous aufhängen läßt, die rechte dann mit daran muß. — —“

„Sind das Eure Gäſte alle?“ fragte die Wirthin nach einer Pauſe.

„Keineswegs!“ erwiederte Säuberlich. „Da iſt noch die Madame Pudermehl, die zweite Vorſteherin der Union.“

„Die dicke Bäckerwittwe?“ rief die Wirthin. „Schweigt mir doch von der, Herr Säuberlich! — Ich habe ſie noch ganz gut gekannt, wie ſie am Röhrtroge ſtand, ehe ſie der alte Geizhals heirathete, und wundere mich nur, wie eine ſo vornehme Dame wie die Gräfin, ſich mit ihr befaſſen kann.“

„Das kommt daher, weil ſie Geld hat, und weil die Gräfin ſie mit dem beſeſſenen Profeſſor verheirathen will!“ ſagte der Jäger. — „Der letzte Gaſt endlich iſt der Jude. Der Pfiffikus will ſich Alles an Ort und Stelle anſehn, denn er weiß, daß er mit Leuten zu thun hat, die ihm gewachſen ſind.“

„Iſt denn der Kauf ſchon abgeſchloſſen?“ fiel der Krämer ein.

„Das wohl noch nicht; aber was will der arme Herr machen?“ entgegnete Jener achſelzuckend. „Dieſe Leute haben nicht nur das mit dem Krebſe gemein, daß ſie vorwärts und rückwärts — ja ſelbſt wie der Scorpion nach der Seite — gehen können, ſondern, daß ſie das, was ſie einmal halten, ſo feſt packen, daß es ſich nur dann loßmachen kann, wenn es die Zangen, die es faſſen, auszureißen im Stande iſt.“

„Ihr ſeid ihnen auch ganz erſchrecklich gram!“ ſprach lächelnd der Vorige.

„Ich habe es Urſache, Herr!“ erwiederte wild der Jäger. „Ein augenverdrehender Schelm verführte mir mein einziges Kind, und ehe ich es erfuhr, und ihm eine Kugel durch den Schädel jagen konnte, war er über alle Berge.“

„So bliebe alſo dem Major keine Rettung weiter?“ fragte Jener.

„Keine!“ erwiederte der Förſter; „wenn — ihn nicht Etwas ganz Anderes rettet!“

„Wie meint Ihr das?“ fragte neugierig der Handelsmann.

„Ich meine den Spuck im alten Schloſſe!“ erwiederte Jener trocken.

„Läßt ſich der wieder merken?“ rief neugierig die Wirthin. „Ich habe es mir gleich gedacht. Jedesmal wenn Eins von der Familie ſterben ſoll, oder ihr ſonſt ein Ungemach droht; geht der Specktakel los.“

„Und jetzt ſchlimmer wie je!“ fiel der Förſter ein. „Der Herr will nicht, daß darüber geſprochen werden ſoll, beſonders weil er wegen Enge des Raums die Gäſte nicht in dem neuen Gebäude aufnehmen kann, ſondern dieſe in's Schloß einquartiren muß. Dort aber — Ihr dürft indeß kein Wort davon ſprechen! — iſt jetzt allnächtlich ein Toben, ein Seufzen, ein Stöhnen. — Nun ich will nichts geſagt haben. Unſere Gäſte, denke ich, werden Etwas davon gewahr werden. —“

„Ich gönne es dem Volke!“ rief der Krämer mit der rechten Fauſt in die Linke ſchlagend. „Möchte doch der ſchwarze Jäger — wie unſere alten Leute den Ravensberg nennen, der im Schloſſe umgehen ſoll — ihnen Allen die Hälſe umdrehen. — Aber ſeht einmal, Frau Wirthin! — Täuſchen mich meine Augen nicht, ſo kommen dort ein paar Reiſewagen den Sandweg längſt dem Moore einher gewackelt.“

„Verdammt!“ rief der Förſter. „Das ſind unſere Gäſte! Nun iſt hier nicht länger meines Bleibens. — Hört einmal Gevatter!“ ſetzte der Alte zu dem Krämer, der ihm das Reh aufladen half, gewendet leiſe hinzu. „Wenn die Frommen etwa hier anhalten ſollten, und Ihr könntet etwa mit guter Manier an ſie kommen, und ihnen etwa eine üble Meinung von dem Ertrage der Güter beibringen. —“

„Schon gut! — Schon gut!“ rief dieſer ſich vergnügt die Hände reibend. „Ich konnte ihnen auch, wenn ſie etwa des Weges über das Moor nicht kundig wären, einen falſchen zeigen; da kämen ſie die halbe Nacht nicht aus dem Walde heraus. Oder — wißt Ihr was? Ich ängſtige ſie ein Biſchen im Voraus mit dem Spucke im Schloſſe, in dem ſie ja doch ihre Bekehrungsfabrik anlegen wollen! — Ja, das thue ich! — Sie haben ohnehin Furcht vor dem Teufel, den ſie ſo oft an die Wand malen. — Laßt mich nur machen; ich will ſie ſchon aufzäumen. — — —“

Eben ging der Förſter, welcher zum Abſchiede den Anweſenden die Hände geſchüttelt hatte, zur Thüre hinaus, als der Fremde, der bis dahin anſcheinend ſchlafend, im Winkel geſeſſen, aufſprang, der Wirthin ein Goldſtück hinwarf, und nachdem er dem Hausknecht befohlen ſein Pferd vorzuführen, die Wirthsſtube verließ. — — —

Die Gegend in die wir den Schauplatz dieſer unſerer merkwürdigen Erzählung verlegt haben, ja das ganze ſouveraine Fürſtenthum R., in welchem die Ravensberger Güter lagen, gehört eben nicht zu den blühendſten Deutſchlands. Tannenwälder, Sand, Moraſt, nur hier und da von einem freundlichen Wieſengrund, in deſſen Mitte ein munteres Bächlein, von Erlenbüſchen beſchattet, dahinfloß, unterbrochen, dies war auf viele Meilen weit der Character des anſehnlichſten Theils des Fürſtenthums, und auch die Umgebung von Ravensberg machte keine Ausnahme. In einem, nicht ganz unfreundlichen Thalgrunde, lag das Dörfchen, an deſſen einem Ende die weißen Mauern des herrſchaftlichen Wirthſchaftshofes den Ankommenden ſchon von fern in's Auge fielen. Ein in dem Umkreiſe derſelben liegendes, nur einſtöckiges Haus, die ehemalige Wohnung des Verwalters, beherbergte, ſeitdem die Vermögensumſtände des Beſitzers ſich verſchlimmert hatten, den Major und ſeine Tochter. Wie Letzterer behauptete, hatte er das, einige hundert Schritt entferntliegende Schloß wegen der ungeſunden Lage am Rande eines verſumpften Teiches, wegen der Weitläuftigkeit der Zimmer, und der in dieſen herrſchenden Kälte und Feuchtigkeit, die einem invaliden Kriegsmanne nicht zuſage, verlaſſen, die Bauern aber meinten, der Spuck, der ſeit Menſchengedenken in dem alten Gebäude ſein Weſen treibe, habe den Major daraus verſcheucht, die Wahrheit lag indeß wie gewöhnlich in der Mitte, das weitläuftige alte Schloß war im Innern dermaßen verfallen, es gab ſo viel Riſſe in den Mauern, ſo viel vermorſchte Thüren und zerſchlagene Fenſter in den obern Stockwerken, daß die drei bis vier, noch ziemlich im Stande befindlichen Zimmer der erſten Etage, wegen des unangenehmen Luftzuges, der dadurch entſtand, für einen alten, mit Rheumatismen geplagten Kriegsmann, durchaus unbewohnbar wurden. An eine Abhülfe jener, den Aufenthalt im Schloſſe verkümmernden Uebelſtände, war bei dem ſchlechten Kaſſenzuſtande des Majors nicht zu denken, doch mußte man geſtehen, daß, wären dieſelben nicht vorhanden geweſen, das Schloß einen nicht eben unangenehmen, ja für jene Gegend ziemlich romantiſchen Landſitz abgegeben hätte. Es lag daſſelbe nämlich zu Ende einer Allee von mächtigen Kaſtanienbäumen, unweit des Waldes, und ungefähr dreihundert Schritte vom Dorfe entfernt, an dem Ufer eines, mehr als zur Hälfte mit Rohr überwachſenen Teiches, in deſſen Mitte, auf einer Inſel, man an verkrüppelten Buchengängen, und halbabgeſtorbenen Taxushecken, Spuren des ehemaligen Schloßgartens, der mit dem Gebäude durch eine, nun zuſammengeſtürzte Brücke verbunden geweſen war, vorfinden konnte. Mächtige Rüſtern und Linden ließen von Weitem von dem Schloſſe nichts als einige ſpitze Giebel erblicken, kam man jedoch näher, ſo ſah man ein ganz ſtattliches Gebäude aus dem ſechszehnten Jahrhundert vor ſich. Die ſtarken Mauern, die Eckthürme, letztere zum Theil mit Schießſcharten verſehen, der ziemlich breite, jetzt jedoch ganz und gar mit Schilf überwachſene Wallgraben, die ſteinerne Brücke, die über den letztern führte, aus deren Steinfugen indeß handhohes Gras, ein Zeichen der Verödung des Schloſſes, emporwuchs, das mächtige Steinwappen über dem eichenen, mit ſtarken Nägeln beſchlagenen Thore, Alles dieſes zuſammengenommen, gab dem alten Gebäude etwas Düſteres, Schauerliches, und ſelbſt die, durch die unverglaſten Fenſter des obern Stockwerks ruhig aus- und einflatternden Tauben, die im Scheine der Abendſonne paarweiſe auf den Mauervorſprüngen Platznehmenden Dohlen, brachten eher etwas Unheimliches, wie Lebendiges in das melancholiſche Bild. Im Ganzen war es indeß immer doch nur das Leben, was dem Ganzen mangelte; es gab Waſſer, Waldesgrün, herrliche, mächtige Bäume, auf dem Punkte, wo das ſtattliche alte Gebäude emporragte, und was bedarf es mehr als dies, um einen Landſitz dieſer Art angenehm und behaglich zu machen? — Das Haus, was der Major bewohnte, hatte dagegen ganz das wohnliche aber auch ſo nüchterne Anſehn der ländlichen Gebäude der neuern Zeit. Wir finden den Beſitzer deſſelben, einen rüſtigen Sechziger von gutmüthigen, muntern, auf den erſten Blick den ausgedienten Militair darſtellenden Anſehn, in Geſellſchaft ſeiner Tochter, einer blauäugigen, rothwangigen, lieblichen Blondine, in eifriger Beſchäftigung Alles zum Empfang der von Viertelſtunde zu Viertelſtunde erwarteten Gäſte zuzubereiten. Die Tafel reinlich gedeckt, mit einer Batterie Flaſchen, und allen Zurüſtungen eines ländlichen Abendbrods verſehen, ſtand in der Mitte eines kleinen Stübchens, und der alte Förſter und Fräulein Mathilde waren um dieſelbe geſchäftig.

„Wo ſie nur bleiben?“ rief der Major einmal über das andere. „Sie müſſen ſich in Ravensgrün lange aufgehalten haben, da Du ſie dort verlaſſen haſt, alter Jakob.“

„Vielleicht haben ſie in der Schenke Etwas zu bekehren vorgefunden!" entgegnete mürriſch der alte Jäger, indem er die Servietten in Falten legte. „Vielleicht iſt ihnen ein Heidenwildpret über den Weg gelaufen!"

„Halt's Maul, Alter!" rief der Major, indem er ſich unmuthig in den Lehnſtuhl warf. „Rede nicht ſo unvernünftig! Es ſind meine Gäſte, und ich will von ihnen in meinem Hauſe nicht ſchlecht ſprechen hören."

„Ich ſage ja nichts Schlechtes!" murrte der Jäger. „Wenn ſie weiter nichts thäten als auf Tagediebe Jagd machen, das möchte noch angehn."

„Wenn ſie nur kein Unglück genommen haben!" meinte Mathilde.

„Denen hat das Feuer und das Wäſſer nichts an! Die wiſſen ſich in alle Umſtände zu ſchicken!" ſagte der Jäger. „Uebrigens iſt das Moor nicht tief. Höchſtens reicht's ihnen bis an den Hals."

„Du möchteſt eine Laterne nehmen und ihnen entgegen gehn!" ſprach der Major. „Sie können in den Sumpf gerathen ſein."

„Wenn Euer Gnaden es befehlen, ſo will ich es thun!" erwiederte der Förſter. „Vielleicht erwähnen ſie mich dann im nächſten Berichte der Bethelunion. Sie werden aber ſagen, daß irgend ein Unbekannter, der nachher verſchwunden ſei, ſie auf eine wunderbare Weiſe aus Lebensgefahr gerettet habe, jedoch kein Wörtchen von dem alten Jakob Säuberlich fallen laſſen, der ſie blos aus dem Kothe gezogen hat. — Indeß“, ſetzte der Alte nach einer Pauſe hinzu, „mein Entgegengehen wird wohl überflüſſig ſein, denn, irre ich nicht, ſo kommen ſie eben.“

In dieſem Augenblick hörte man einen Wagen raſſeln. Der Major, Fräulein Mathilde und der Jäger eilten hinaus, und bald traten Erſtere in Begleitung der Gäſte wieder in's Zimmer.

Die Gräfin — augenſcheinlich die bedeutendſte Perſon unter den Fremden — war eine Frau von einigen funfzig Jahren. Sie war gänzlich in Grau gekleidet, aber die Sorgfalt, mit der ihre Toilette gemacht, und der imposanten, nur mit etwas zuviel Embonpoint begabten Geſtalt angepaßt war, bewieß deutlich, daß die Frömmigkeit der Gräfin ſich mit dem Wunſche zu gefallen noch vereinbaren ließe. Die Züge der Gräfin trugen keinesweges den gewöhnlichen Ausdruck der Mehrzahl der Geſellſchaft, welcher ſie angehörte, vielmehr ſprach Klugheit und Lebenserfahrung ſich entſchieden in ihnen aus, zugleich aber auch Stolz und eine zurückſtoßende Härte. — Die zweite Perſon der Geſellſchaft, der Baron Leerhaus, war ein Vierziger, mit erloſchenen Augen, und eingefallenen Wangen, deſſen dünnes blondes Haar nur ſparſam das Vorderhaupt bedeckte. Obwohl er eine Kleidung von militairiſchem Schnitte trug, ſo hatte dennoch ſein Aeußeres wenig Kriegeriſches, vielmehr etwas Ermattetes, Abgeſpanntes. — Der Profeſſor dagegen, obwohl älter, ſchien rüſtiger. Auch ihn würde man, ſo wenig wie die Gräfin, für einen, der Geſellſchaft der Auserwählten Zugehörigen gehalten haben, denn ſein Blick war nicht niedergeſchlagen, er rollte vielmehr unruhig, etwas verwirrt, umher, und gab ihm das Anſehn eines Mannes, von welchem der gemeine Mann behauptet, daß „er ſich überſtudirt habe.“ — Was den Lieferanten anlangt, ſo wird deſſen Schilderung dem Erzähler um ſo leichter, als er der Meinung iſt, daß unter der Nation, welcher Herr Itzig Kahlmäuſel angehörte, es eigentlich nur zweierlei Arten Aeußeres giebt. Die erſte gehöre den Leuten die viel, die zweite denen an, die wenig Geld haben; die zweite Klaſſe iſt die liebenswürdigere, Herr Banquier Kahlmäuſel aber war zu der erſten zu rechnen. — Die lezte Perſon in der Geſellſchaft — und dies zwar in mehrfacher Hinſicht — war die zweite Vorſteherin der Bethelunion, die verwittwete Madame Pudermehl. Die Dame machte jedoch auf den mit den Verhältniſſen Unbekannten keinen unangenehmen Eindruck. Auf den breiten, hochrothen, ausgeſtopften Wangen, in dem, vorzüglich freundlich auf dem Profeſſor ruhende Blicke des kleinen grauen Auges, lag eine ſolche Maſſe von Behaglichkeit, von Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, mit dem Profeſſor, mit dem grauſeidenen Kleide, und der Spitzenhaube, mit den vornehmen Verbindungen, in welche Madame Pudermehl durch Geld und Frömmigkeit gerathen war, daß der billige Zuſchauer, nolens volens, auch mit Madame, vorzüglich aber mit dem Spaße, den ihre äußere Erſcheinung gewährte, zufrieden ſein mußte. —

Nach einigen flüchtigen Bewillkommnungsworten ladete der Major ſeine Gäſte ein, an einem ländlichen Abendbrodte, wie er es nannte, Theil zu nehmen, und mit einer Freundlichkeit, wie Leute, welche in der Abſicht den Wirth zum Hauſe hinaus zu treiben ankommen, nur ſelten erfahren, unterhielt er während der Tafel die Fremden.

„Wiſſen Sie auch, Herr Profeſſor“, ſagte er, ſich gemüthlich an den Genannten wendend, „daß wir eigentlich Kriegsgefährten, ja Regimentskameraden geweſen ſind? — Aber nein! Sie können es nicht wiſſen, denn acht Tage nachher, als Sie uns die herrliche Rede gehalten, und damit die halbe Univerſität zu Y. unter die Waffen gebracht hatten, gingen Sie zu dem Intendanturbureau ab. — Nun, nun!“ ſetzte er hinzu, als er bemerkte, daß die Erinnerung den Profeſſor nicht beſonders anſprach. „Kein vernünftiger Menſch wird Ihnen dies zum Vorwurf machen. Es iſt gleichviel, wie man dem Vaterlande dient, ob mit dem Arme, dem Kopfe, oder dem Munde; den Umſtand etwa ausgenommen, daß der Dienſt auf die letztgenannte Art mehr Liebhaber zählt."

„Und wiſſen Sie auch, Profeſſor Licinius, daß ich Ihre Rede damals mit angehört habe?" rief Madame Pudermehl. „Es war auf dem Markt zu J., gerade vor unſerm Laden, wo ſich die Studenten verſammelten. Es war erſtaunlich, was Sie auf die Leute für einen Eindruck machten. Ich kann darüber urtheilen, denn bei uns, im vierten Stocke, wohnte auch ein Studio. Der arme Junge — Gott hab ihn ſelig er blieb bei Waterloo, und iſt mir heute noch die Miethe ſchuldig, wiewohl ich ihm dieſen Umſtand nicht zum Vorwurfe mache — der arme Narr war aus Bremen, und als Sie Ihre Rede geendigt hatten, kam er zu uns in den Laden, um, wie er zu thun gewohnt war, Semmel und Knackwurſt zu frühſtücken. Er war erſchrecklich exaltirt, denn die Thränen liefen ihm bei jedem Biſſen über die Wangen, er ſchlug ſich wie beſeſſen vor die Stirn und rief: Ruhig Herz! Mein bremiſches Vaterland wird ſeine Feſſeln brechen. —"

„Sie, Baron Leerhaus, haben, wenn ich nicht irre, auch den Feldzug mitgemacht?" ſagte der Major, als Madame Pudermehl geendet hatte. „Iſt dies nicht Armeeuniform? —"

„Verzeihen Sie Herr Major" — ſagte der Baron in einiger Verwirrung. „Es iſt —"

„Ah ich weiß ſchon!" rief Jener einfallend. „Ich täuſchte mich. — Es iſt ja wahr! — Sie ſind Chauſſéeeinnehmer. — Nun, es thut nichts! Wie geſagt, es iſt einerlei, auf welche Weiſe man dem Vaterlande dient, wenn man nur gut dient. Und dann können Sie ja auch — jedoch etwas variirt — mit Schiller ſagen:

„Wer's erſt zum Chauſſéeeinnehmer gebracht,
Der ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht."

Ich meine nämlich zum Herzoglichen Brücken- und Wegebauinſpektor."

Wie es den Anſchein hatte, gefiel die Unterhaltung des Majors, obgleich ſie augenſcheinlich nicht den leiſeſten Anflug von Satire trug, der Geſellſchaft nicht ſonderlich, denn die Gräfin brachte das Geſpräch ſogleich auf das bevorſtehende Kaufsgeſchäft.

„Ich werde Ewr. Gnaden", ſagte der Major, „Morgen alle Gutseinrichtungen zeigen, und ich denke, wir werden bei billigen Geſinnungen, die ich bei einer ſo frommen Dame wohl mit Sicherheit vorausſetzen kann, uns über das Kaufpretium leichtlich einigen. — Freilich", ſetzte der Alte hinzu, und ſeine Züge nahmen einen etwas ſchmerzlichen Ausdruck an, „freilich dachte ich nicht daran, auf meine alten Tage aus dem dreihundertjährigen Stammhauſe meiner Familie auswandern zu müſſen, und ich meinte am allerwenigſten als Herr Banquier Kahlmäuſel im Auftrage Ewr. Gnaden alle auf meinem Gute haftenden Hypotheken aufkaufte, daß Sie mir ſolche nach Jahresfriſt auf einmal kündigen würden.“

„Ich glaube“, ſagte kalt die Gräfin, „daß bei Einkauf und Kündigung Alles geſetzlich zugegangen iſt.“

„Gewiß! — Gewiß!“ rief der Major. „Wer Schulden hat, darf ſich nicht beklagen, wenn ſie ihm gekündigt werden, und ein ehrlicher Mann muß bezahlen, und müßte er mit weißen Haaren auf dem Haupte, und einem weißen Stabe in der Hand aus der Thüre wandern. Ich mache auch Ewr. Gnaden natürlich deshalb nicht den geringſten Vorwurf, und meine nur, es wäre für mich beſſer geweſen, wenn Sie die Hypotheken nicht gekauft, oder mir aus Nachſicht — wie es wohl hin und wieder geſchieht — in einzelnen Raten gekündigt hätten.“

„Ich würde das Letzte“, ſagte die Gräfin mit großer Ruhe, „gern gethan haben, aber zu dem Zwecke, den ich beabſichtige, bedarf ich das ganze Kapital, und in Sachen des Gewiſſens müſſen alle irdiſche Dinge unberückſichtigt bleiben. — Alſo, Herr Major, Morgen in aller Frühe — “

„Zeige ich Ihnen mein Gut, und lege Ihnen die zehnjährigen Rechnungen, Wirthſchaftsrechnungen, Behufs der Feſtſtellung des Werthes vor.“

„Für die Vorlegung der Rechnungen“, erwiederte die Gräfin mit eiſiger Ruhe, „werde ich, inſofern ſie eine Ueberſicht gewähren, Ihnen ſehr dankbar ſein, indeß bei dem Kaufe darauf nicht die mindeſte Rückſicht nehmen. Sie können mir dies nicht verdenken, Herr Major. Ein Jeder kauft ſo wohlfeil, als er es immer zu thun im Stande iſt. — Ueberdem, gälte es meinen eignen Vortheil, ſo würde ich Ihnen gern die allergünſtigſten Bedingungen gewähren, dies kann indeß nicht ſtatt finden bei einem Kaufe, der in Angelegenheiten höherer Art, und für Gründung einer Anſtalt, die zur Verherrlichung unſers Herrn und zum Lobe ſeines Namens errichtet wird. Sollte Ihnen nun auch — was ich ungemein bedauern würde — aus dem Verkaufe, oder der etwa nöthig werdenden Subhaſtation ein Nachtheil erwachſen, ſo werden Sie ſich leicht, als Chriſt, mit der Ueberzeugung tröſten können, daß das, was Sie etwa dabei verloren haben, Ihnen unfehlbar jenſeits hundertfältig angerechnet werden wird. Der Verluſt, den Sie etwa erleiden könnten, kommt dem trefflichſten Zwecke zu Gute, jeder von Ihnen eingebüßte Pfennig muß Ihnen demnach die herrlichſten Zinſen tragen, der Lohn kann Ihnen, hier oder dort, nicht ausbleiben, denn Sie wiſſen daß geſchrieben ſteht: Alles was Ihr thut dem Allergeringſten, das habt Ihr mir gethan, und demnach können Sie auch den verdienten Lohn erwarten.“

„Frau Gräfin!“ fiel der Major der Dame, die bei deſſen feſtem Blicke die Augen niederſchlug, in die Rede. „Das was Ewr. Gnaden ſo eben ſagten, klingt wie Gottes Wort, es kommt mir aber auch wieder anders vor. — Sie ſagen: ich ſolle Gutes thun, um Lohn dafür zu erndten. — Hm! ich habe manchmal wohl ſo Etwas gethan, das wie etwas Gutes ausſah, aber, aufrichtig geſtanden, ich habe mir blutwenig dabei gedacht; am wenigſten an Lohn. Ich that es eben, weil — es etwas Gutes war. Auch iſt es mir immer ein Bischen miſerabel vorgekommen, wenn Jemand blos um des Lohns willen das Rechte that; noch miſerabler käme es mir vor, wollte ich Wurm mit dem Schöpfer Buch und Rechnung halten. Es wäre ja, als wollte ich mit Herrn Kahlmäuſel ein Geſchäft abthun, und mich auf's Genaueſte überzeugen, ob er mir auch meine gute That zu hundert Prozent berechnet, und dieſe auch gewiß in ſein: credit notirt hätte. — Aus dem Guten kommt Gutes, aus dem Böſen, Böſes! das iſt mein Symbolum und damit Holla. Wenn aber Ewr. Gnaden meinen, daß ich zu Gunſten der Bethelunion freiwillig meine Tochter zur Bettlerin machen ſollte — und dies würde der Fall ſein, wenn ich mein Eigenthum ohne die dringendſte Noth verſchleuderte — ſo glaube ich, daß der Eifer für das von Ihnen gegründete Inſtitut Sie etwas zu weit führt.

„Wir wollen uns über dieſe Angelegenheit nicht ereifern!“ ſprach ruhig die Gräfin. „Können wir uns über ein angemeſſenes Pretium nicht einigen, nun ſo wird ſich ja das Andere wohl von ſelbſt ergeben. Ohnehin kommt Alles darauf an, ob die Räume, die das Schloß darbietet, für unſere Zwecke paſſend ſind, auch habe ich in der ganzen Angelegenheit nichts zu entſcheiden, ſondern nur eine Stimme, wie jedes andere Mitglied des Vereins, welchem ſeine Vorſteher wieder im Ganzen verantwortlich ſind.“

„Hm! Ewr. Gnaden ſind da viel zu beſcheiden;“ fiel Madame Pudermehl der Sprechenden in's Wort. „Was Euer Gnaden wollen, das wollen wir auch, und Sie ſind gleichſam der Athem in unſerer Naſe. Ich wüßte auch nicht, wer noch daheim das Maul aufthun wollte, wenn wir geſprochen haben, es müßte denn die alte Vicefinanzprokuratorin Rattenzagel ſein, die immer den Mund voraus hat, und die es ärgert, daß ich zweite Vorſteherin bin, und ſie nicht. Indeß denke ich ihr bei dem letzten Liebesmahle einen Dämpfer aufgeſetzt zu haben, Sie werden ſich daran erinnern, Profeſſor Wieſelius. —“

„Iſt es Ihnen recht, Herr Major“, fiel die Gräfin, ſichtlich in der Abſicht ein anderes Geſpräch auf's Tapet zu bringen, der Vorigen in die Rede, „ſo beſehen wir Morgen zuerſt das Schloß. Ich möchte mich vor Allem überzeugen, ob auch Raum genug —"

„Dieſe Ueberzeugung werden Sie noch heute gewinnen!" rief Jener, ehe noch die Gräfin ihre Rede geendet hatte. „Da das Häuschen hier ſo beſchränkt iſt, ſo habe ich im Schloſſe meinen werthen Gäſten einige Zimmer zurecht machen laſſen."

„Im Schloſſe ſollen wir ſchlafen?" rief Frau Pudermehl erſchrocken. „Im Schloſſe, wo der geſpenſtiſche Ritter umhergeht? Der ſchwarze Jäger? —"

„Wer hat Ihnen denn das einfältige Zeug weißgemacht?" ſagte verdrüßlich der Hausherr. „Ich habe viele Jahre darin gewohnt, und nichts geſehen, das Jemanden beunruhigen könnte."

„Die Bauern in der Schenke zu Ravensgrün konnten uns gar nicht genug erzählen, welch' ein entſetzliches Geſpucke in dem Schloſſe ſtatt fände!" erwiederte ängſtlich Frau Pudermehl. „Wie ſie behaupteten, ſo polterte, ſeufzte und ſtöhnte es, daß Niemand es nur eine Nacht in dem Gebäude aushalten könnte."

„Lauter Schnickſchnack!" rief der Major. „Das Schloß iſt ein altes Gebäude, mit winklichen Gemächern, und einem Labyrinth von Gängen, die ich ſelbſt nicht einmal genau kenne. Wenn nun ein Haus nicht bewohnt wird, ſo finden ſich dann manchmal Ratten, oder Marder, die bei Nachtszeit auf den Böden, oder in den Gängen ihr Weſen treiben; daher das Gepolter. Was nun das Seufzen und Stöhnen anbelangt meine gute Madame Pudermehl — hm ſehen Sie — da ſind die Fenſter in dem obern Stockwerke nicht im beſten Zuſtande — ich meine — hm — die Verglaſung fehlt hin und wieder ein Bischen — und da ſind nun die Dohlen, und die Tauben, und die Sperlinge; die vermehren ſich dann, und die —"

„Ja, ja! Man weiß dies ſchon!" fiel Madame Pudermehl etwas getröſtet ein. „Die Tauben und die Sperlinge ſind ſehr hecktiſche Vögel —"

„Vielheckende, ſich ſehr vermehrende!" verbeſſerte Profeſſor Wislicenus.

„Vielheckende oder hecktiſche! Es kommt faſt auf Eins heraus!" ſagte die Wittwe. „Sie müſſen wiſſen, mein guter Profeſſor Miezelius, daß, ſeitdem mein ſeliger Pudermehl dahin ſchied, die Naturgeſchichte von mir ganz unangerührt geblieben iſt, und ich deshalb leicht einen Fehlgriff machen kann, obwohl ich ſonſt mich viel damit beſchäftigte. — Was nun das Seufzen anbelangt — hier wendete Madame Pudermehl ſich zu dem Major — ſo kann ich mir das allerdings erklären, denn wir hatten einſt einen Kettenhund, der ſeufzte im Schlafe wie ein Menſch, und ich habe ihn deshalb oft mit meinem Manne verwechſelt — weshalb ſollte alſo ſo eine Taube nicht ſeufzen können?

ſie iſt ja eben ſo gut ein Vieh; — aber die Bauern ſprachen von einem Ritter, von einem ſchwarzen Jäger —“

„Dummes Zeug!“ rief der Major. „Lauter Fabeln.“

„Die Leute“, ſagte Fräulein Mathilde, „haben da ein, vor mehr als zweihundert Jahren, in unſerer Familie vorgekommenes unglückliches Ereigniß im Sinne, welches, durch Tradition, zu ihrer Kenntniß gelangt, nun von ihnen mit allerlei Zuſätzen ausgeſchmückt wird.“

„O theilen Sie uns doch dieſes mit!“ rief der Baron Leerhaus, ſich zu dem Hausherrn wendend. „In unſern Zeiten iſt Alles, was den Adel Deutſchlands, ja Europas, betrifft, von größter Wichtigkeit. Kein hiſtoriſches Ereigniß, ſchien es an ſich auch noch ſo unbedeutend, ja reiche es in das graueſte Alterthum, ſelbſt in das Gebiet der Fabel hinüber, iſt da zu überſehn. — Leider giebt es Mitglieder unſers Standes, die mit unbegreiflicher Indifferenz, Alles was in Zeiten, wie die jetzigen, Noth iſt, in Zeiten, wo wir uns feſt an einander ſchließen, uns an den Großthaten unſerer Ahnen ſtärken, Jedes, was an ſie mahnt, aus dem Staube hervorſcharren ſollten, überſehen, ja faſt mit Willen vernachläſſigen.“

„Ich theile gänzlich Ihre Meinung, mein Herr Baron!“ fiel Profeſſor Wislicenus dem Vorigen in die Rede. „Der Adel iſt ſelbſt ſchuld, wenn er, was gar nicht genug zu beklagen iſt, täglich mehr an ſeinem

Anſehn verliert, und dennoch behaupte ich, giebt es ohne einen mächtigen Adel gar kein wahres Volksleben. Das Adelsinſtitut iſt ſo zu ſagen, der diamantne Grundſtein, auf welchem das Staatsgebäude ruhet, der eigentliche Nerv jenes vielköpfigen Körpers, welchen wir: Volk nennen. Das Heil liegt in dem Hiſtoriſch-begründeten, Längſtbeſtehendem; außer dieſem iſt nur Anarchie und Verwirrung. —“

„Was Teufel, Herr Profeſſor! Ich höre wohl nicht recht!“ rief der Major verwundert. — „Irre ich nicht, ſo gehörten Sie ja einſt zu Denen, welche zuerſt Turner und Altdeutſche, dann Demagogen und Umtriebler, und zuletzt Jakobiner und Radicale genannt wurden? —“

„Dürfte ich mir wohl noch ein Flügelchen von dem Kapaun, der Ihrer Fütterungs- und Kochkunſt ſo viele Ehre macht, ausbitten, mein gnädiges Fräulein? — Ich habe meine Meinungen ſeitdem geändert, Herr Major!“ ſagte der Profeſſor mit einer Seelenruhe, einem Gleichmuth, der den alten Kriegsmann ganz aus der Tramontane brachte.

„Sapperment! Das iſt ſtark!“ rief der Alte. „Da ſieht man, wie leicht man hinter ſeiner Zeit zurückbleibt! — Jetzt ändern die Leute ihre Ueberzeugung, wie man einen Handſchuh umkehrt, und ohne daß Jemand ſich darum bekümmert, welches die ſchmutzigſte

Seite deſſelben geweſen ſein möchte. — Nehmen Sie den Profeſſor in Acht, daß er Ihnen nicht deſertirt!“ ſetzte der Major zur Gräfin gewendet lachend hinzu. „Jetzt iſt die Frömmigkeit am Brete, und er iſt mit Leib und Seele der Ihre, wer weiß aber ob er nicht umſpringt, wenn die Ruchloſigkeit einmal Mode werden ſollte. —“

„Sie wollten uns ja ein Familienereigniß mittheilen, welches mit dem Spuck im Schloſſe in Beziehung ſtehen ſoll!“ ſprach der Profeſſor, ruhig den empfangenen Kapaunenflügel zerlegend.

„Hm ja! — Ganz Recht!“ — erwiederte der Major. „Aber ich glaube ich thue am beſten, wenn ich Ihnen die Sache aus einer alten Gutschronik vorleſe, welche der Pfarrer des Dorfes, zu deſſen Lebzeiten ſich die Geſchichte begab, geführt hat. Sie wiſſen dann gleich ſoviel, wie ich ſelber weiß.

Der Major ging nun zu einem alten eich[illegible] Schranke, nahm einen Folianten heraus und las folgendes:

„Es war in dieſer Zeit — in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts nämlich — daß Herr Reginald Robertus von Ravensberg, kaiſerlicher Majeſtät Feldoberſter, die Herrſchaft erblich überkam. Es war derſelbe ein faſt arger und grimmiger Herr, und mochte denſelben die Fliege an der Wand in Zorn verſetzen. Beſonders hatte das Landvolk, welches an dem Schweden ſtark gehangen, viel von ihm zu leiden, dergeſtalt, daß Höhlen und Wälder es nicht ſichern mochten, wenn er mit Spürhunden auszog, um die armen Leutlein wie Haſen und Rehe zu jagen, weshalb er auch von denſelben insgemein nur: der böſe Baron genennt ward. — Als der Herr jedoch in die Jahre gekommen, und ihn zu Zeiten das Zipperlein ſchier geplagt, ward er milder, dafür aber ſehr geizig, dergeſtalt, daß er ſeines Brudern Sohn, Herrn Hubert von Ravensberg, den er als eignen Sohn und zukünftigen Erben an- und zu ſich genommen, manchmal des Nothdürftigſten ermangeln laſſen. Da aber Herr Reginald gefürchtet, daß das alte Geſchlecht, derer von Ravensberg, wo nicht abſterben, doch ſich ſehr verringern können, iſt er oftmals in Herrn Hubertum gedrungen, daß derſelbe ſich vermählen ſolle. Wie nun ſolcher aber bereits heimlich mit einer Jungfrau, adelichen, jedoch nicht ſo alten Geſchlechts, als das Derer von Ravensberg, verſprochen, hat ſich Herr Reginald, als er hinter dieſe Praktiken gekommen, heftig erzürnet, und iſt lange Zeit ein großer Zwiſt zwiſchen ihm und Herrn Huberto geweſen, bis, eines Tages, als ſie ſich wieder verſöhnet, der junge Herr allein von der Jagd nach Hauſe gekommen, und vermeldet, daß ſein Herr Oheim und Adoptivvater, draußen auf dem Moor todt und wahrſcheinlich von einem Wilddiebe erſchoſſen, liege. Späterhin iſt über dieſe Geſchichte Allerhand gemunfelt worden, und hat der Vater, der mit Herrn Hubert verlobten Jungfrau, ſolche demſelben nicht zur ehelichen Gemahlin geben wollen, worüber der junge Herr in Gemüthsverwirrung gefallen, und bald darauf geſtorben, die Herrſchaft aber an ſeinen Vettern, Herrn Chriſtoph von Ravensberg, gekommen.“

„Hier ſehen Sie“, ſprach der Major, „noch eine Nachſchrift, in welcher es heißt: „Wie Etzliche vermeinen, ſo ſoll der junge Herr auf der Jagd mit Herrn Reginald wegen der Heirath nochmals Streit bekommen, und Letzterer geſagt haben: er würde in dieſe ſo wenig willigen, als Herr Hubert ein Reh zu Fuß einholen, oder das große Moor bei Nachtszeit, zwiſchen der erſten und zweiten Hahnkrähe umreiten könne, worauf der junge Herr in Zorn gerathen ſei, und Herrn Reginald elendiglich erſchoſſen habe. Auch heißt es, daß nach dem Tode des alten Herrn, und obwohl er ſonſt immer viel baares Geld zu Handen gehabt, Kiſten und Kaſten leer gefunden worden, weshalb man geglaubt, daß derſelbe es vor ſeinem Tode vergraben, oder wie Einige meinen, in den Teich verſenkt habe. Das Urtheil über ſolche Nachrede aber, bleibt einem Jeden zu eigenem Bedenken billig ſelbſt überlaſſen. — — —“

„Und der alte erſchoſſene Baron alſo geht in dem Schloſſe um?“ fragte ängſtlich Frau Pudermehl, als der Major die Vorleſung geendigt hatte.

„Keineswegs!“ entgegnete Fräulein Mathilde lächelnd. „Es iſt der junge; aber Sie können ganz ruhig ſein! — Nur im Walde begegnet den Leuten, die daran glauben, manchmal ein einſamer Jäger in ſchwarzer Kleidung, und fragt, wohin das Reh gelaufen ſei; auch kommt bei Nacht ein junger blaſſer Mann im Mondſchein mit wehendem Mantel um das Moor geſprengt, und erkundigt ſich: wie weit er noch habe bis zum Schloſſe von Ravensberg.“

„O Du mein Heiland!“ rief erſchrocken Frau Pudermehl. „So ein Reiter begegnete uns eine Viertelſtunde vom Dorfe. Er ritt einen Rappen —“

„Entſchuldigen Sie, es war ein Schimmel!“ ſagte Herr Kahlmäuſel.

„Ganz recht! So eine Art Rappenſchimmel!“ ſprach die Vorige. „Er that genau die Frage, die das Fräulein erwähnte, und als ich — denn ich ſaß auf dieſer Seite — erwiederte: Schönen guten Abend! Nehmen Sie's nicht übel! Wir wiſſens nicht, denn wir ſind ſelber fremd! ſo ſtieß er einen Seufzer aus — ſo einen recht geſpenſterhaften Seufzer. Mir lief es kalt über den Rücken.“

„Es iſt ein Reiſender geweſen!“ ſagte der Major. „Mein alter Jakob iſt vor Ihnen hergegangen, und er muß ihm alſo auch begegnet ſein.“

„Das iſt auch der Fall!“ ſprach der alte Jäger trocken. „Aber nicht nur heute, ſchon oft iſt er mir begegnet, ſowohl zu Pferde wie zu Fuße. Es iſt Niemand anders wie der ſchwarze Jäger.“

„Kerl! Biſt Du verrückt geworden!“ rief der Major. „Du haſt ſonſt nie ein Wort davon geſagt.“

„Sie haben es mir ja oft verboten!“ erwiederte Jener ruhig.

„Ich glaube, Du biſt toll geworden! — Ich habe über das dumme Zeug nie eine Sylbe mit Dir geſprochen!“ ſchrie der Alte.

„Ich möchte es doch nicht dummes Zeug nennen!“ ſprach der Profeſſor. „In früheren Zeiten hatte man über dergleichen übernatürliche Dinge viel richtigere Anſichten als in unſern Tagen, und erſt ganz ſeit kurzem fängt vom Rheine her ſich ein neues Licht darüber zu verbreiten an. Es hat ſeit den früheſten Zeiten nie an glaubwürdigen Perſonen gemangelt, welche Geſpenſter geſehen haben, und letztere waren und ſind nicht blos an die Nachtzeit gebunden. Sie erſchienen, und erſcheinen noch, gewiſſen begabten oder auserleſenen Menſchen, zu jeder Zeit, und unter allen Umſtänden, weshalb unſere Vorfahren bereits, ſehr vernünftig, die Geſpenſter klaſſifizirten, und ein bei Tage erſcheinendes, einen Daemon meridianum im Gegenſatz ein nächtliches, einen Daemon nocturnum nannten. — Leider kommen alle die ſeitdem erregten Zweifel, von jenen Vernünftlern, die die entſchiedenſten Wahrheiten gern wegphiloſophiren möchten, von jenen elenden Rationaliſten, welche den Teufel leugnen, obwohl die Exiſtenz deſſelben ſo evident wie das Sonnenlicht, ja der Glaube daran jedem wahren Chriſten zu ſeinem Seelenheil durchaus erforderlich iſt, und ich der Meinung bin, daß eigentlich jeder Staatsbürger auf den Teufel vereidet werden ſollte.“

„Erlauben Sie, verzeihen Sie!“ rief lachend Herr Kahlmäuſel. „Ich denke, es gäbe bei dem Kourſe der Staatspapiere, und in Allem, was auf den Kredit Bezug hat, ſchon ſo viel Teufeleien, daß ein Jeder daran genug haben kann.“

„Sie haben Recht, Herr Kahlmäuſel, Sie haben Recht!“ rief der Major etwas militairiſch, nämlich überlaut lachend. „Aber Das mit dem Teufel iſt Geſchmacksſache, und in ſolcher muß man Niemand geniren. Wenn die Frommen — Sie nehmen mir alten Knaben den Spaß nicht übel, Frau Gräfin! — durchaus ohne den Teufel nicht zurecht kommen können, wer wollte ihnen darin hinderlich ſein? — Jeder Menſch hat ſein Steckenpferd, und ich ſehe nicht ein, warum nicht auch der Teufel ſeine Liebhaber finden, und er, falls die Neigung gegenſeitig wäre, dies zu ſchätzen wiſſen ſollte.“

„Sie würden“, ſagte der Profeſſor düſter, „nicht in dieſem Tone ſprechen, wenn Sie wüßten, welche Qualen der Feind der Menſchen Denen bereitet —"

„Denen er in der Seite, oder im Gekröſe ſitzt!" rief der Major mit der vorigen Laune. „Ich kann mir es denken, Herr Profeſſor, wenn ich betrachte, welchen Moleſt manche Gerichte dem menſchlichen Körper zu Wege bringen, und doch iſt zwiſchen einer Schüſſel Welſchkohl und dem Satan, noch ein gewaltiger Unterſchied. Wenigſtens fängt die erſtere nicht in dem Leibe zu ſprechen an. — Aber ſagen Sie mir doch — ha ha ha — wann redete denn eigentlich der Teufel aus Ihnen? — Damals, als Sie auf dem Markte zu N. von der Einheit Deutſchlands ſprachen, oder vorhin, wo Sie das hiſtoriſch Beſtehende anprieſen? — Na, nehmen Sie mir den Scherz nicht übel!" ſetzte der Major hinzu, als er bemerkte, daß der Profeſſor eine verdrüßliche Miene machte. „Ich wollte, ich könnte Ihnen die Teufelsgedanken vertreiben, ſie mögen nun aus dem Unterleibe oder ſonſt woher kommen, und ich hatte Unrecht darüber zu ſcherzen. Wer nicht helfen kann, ſollte ſchweigen. Schon Shakespeare ſagt:

„Die leeren Streiche ſind ein böſes Reden."

„Wie es mir ſcheint iſt es ſchon ſpät!" ſprach jetzt die Gräfin, der die Unterhaltung wenig zuſagte. „Wenn Sie erlauben, Herr Major —"

„Meine Tochter hat Alles zu Ihrer Aufnahme bereiten laſſen!“ ſagte Jener, als die Geſellſchaft vom Tiſche aufgeſtanden war. „Sie finden ein warmes Stübchen im Schloſſe, und es kommt auf Sie an, ob Sie mit Madame Pudermehl zuſammen logiren, oder Ihr Kammermädchen bei ſich haben wollen. Die Herren ſchlafen gemeinſchaftlich in einem großen geräumigen Zimmer —“

„Ja! Und ſo nahe bei uns wie möglich!“ rief Frau Pudermehl. „Ich fürchte mich ganz erſchrecklich.“

„Wir ſtehen unter dem Schutze des Heilandes!“ ſagte der Profeſſor mit gefaltenen Händen.

„Stark durch ihn, können wir jeder Gefahr Trutz bieten!“ ſetzte Baron Leerhaus hinzu.

„Ich ſehe auch nicht ein, woher eine ſolche kommen ſollte!“ ſprach Kahlmäuſel.

„Donner und Wetter!“ ſchrie der Major. „Das was Herr Kahlmäuſel ſagt, iſt das erſte vernünftige Wort, was ich über dieſen Gegenſtand höre. — Wer, zum Henker, ſoll Ihnen denn Etwas anhaben, Profeſſor, da das Aergſte, was kommen könnte, nämlich der Teufel ſelber, Ihnen ſchon in dem Leibe ſitzt? — Und Sie, Baron Leerhaus, der Sie zur Stütze der Throne berufen ſind, reden von Gefahr, die Ihnen ja nur im warmen Bette zuſtoßen könnte? — Da iſt hier der Banquier, er iſt ein Jude — Sie nehmen es nicht übel — er hat Geld — das Einzige, was heut zu Tage den Menſchen in Gefahr bringen kann — und er hat mehr Kourage wie Sie alle Beide. — Sie werden ruhig wie ein Dachs ſchlafen, Baron Leerhaus; Sie können darauf ſchwören. —“

„Ich ſchwöre gar nicht!“ erwiederte barſch der Baron. „Und iſt's gefällig ſo gehn wir.“

Nachdem die Geſellſchaft von dem Hausherrn Abſchied genommen, und dieſer verſichert hatte, daß die werthen Gäſte alle ihre Reiſehabſeligkeiten in denen zu ihrer Aufnahme bereiteten, warmen Stübchen vorfinden würden, ſetzte ſich die Gräfin am Arme des Baron Leerhaus, Madame Pudermehl aber an dem des Profeſſors, in Marſch. Herr Kahlmäuſel nebſt nebſt einem, Tuch und Strickbeutel der Gräfin tragenden Kammermädchen, bildeten die Nachhut, der alte Jäger mit einer Laterne den Vortrab. — — —

Es mochte ungefähr eine Stunde vor Mitternacht ſein, als die Geſellſchaft die Kaſtanienallée, die zu dem Schloſſe führte, hinabſchritt. Ein pfeifender Novemberwind zog dann und wann durch die Aeſte der alten Bäume, und trieb die abgefallenen, halbverdorrten Blätter vor den Füßen der Wandelnden auf. Man näherte ſich indeß immer mehr dem Schloſſe, welches die daſſelbe umſtehenden, nur zum Theil entlaubten, uralten Rüſtern und Linden bis jetzt verborgen hatte. Die mächtigen Maſſen der alten Giebel und Eckthürme, erſchienen in dem ſchwachen ungewiſſen Lichte, der von Zeit zu Zeit hinter dunkeln Wolken hervortretenden Mondsſichel, nur um ſo impoſanter und gigantiſcher, das Ganze des alten, ehrwürdigen Baues, machte auf die Beſchauer, welche es nun zum erſtenmale und zu ſo ungewöhnlicher Zeit erblickten, einen ernſten, faſt grauenhaften Eindruck, und Frau Pudermehl, welche wie ein Holzblock an dem Arme des beſeſſenen Profeſſors hing, würde viel darum gegeben haben, wenn es möglich geweſen wäre mit Ehren umzukehren. —

Eben waren die Wandelnden am Ende der Allee angekommen, die Steinbrücke, die über den Wallgraben führte, lag kaum noch zwanzig Schritte vor ihnen, als Baron Leerhaus ſtill ſtand und die Geſellſchaft auf ein Licht aufmerkſam machte, welches wie das einer Kerze, innerhalb eines Gemaches, von dem nördlichen Eckthurme herabzuſchimmern ſchien. Ein ſpitzbogiges Fenſter war hell und erleuchtet.

„Wohnt ſonſt noch Jemand im Schloſſe?“ fragte ſtillſtehend die Gräfin den alten Jäger.

„Niemand!“ erwiederte dieſer kurz und ſcharf.

„Aber beſter Herr Förſter — verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht den rechten Titel gebe“ — ſprach ängſtlich Frau Pudermehl, „wenn Niemand im Schloſſe wohnt, wie kommt denn das Licht in den Thurm? —“

„Dies Licht“, ſagte der Jäger mit tiefem ernſten Tone, „dies Licht kommt von keiner irdiſchen Flamme. — Schon oft ſah ich es ſchimmern in langen Winternächten, aber der Baum, der das Oel zu dieſer Lampe lieferte, ſoll noch gepflanzt werden.“

„O Du mein Jeſulein!“ rief Madame Pudermehl. „Sie haben Recht verehrter Herr Jäger, und das Licht ſpielt aus dem Rothen in's Gelbe, und aus dem Gelben in's Blaue, wo nicht in's Grüne und Violette — denn mir wird eben ganz ſchwarz vor den Augen — und da weiß man ſchon woher ein ſolches Licht kommen mag.“

Die Gräſin hatte indeß einen verächtlichen Blick auf die Sprechende geworfen und ſagte kalt:

„Ich glaube, es iſt nichts als das Licht des Mondes, das ſich in den alten Scheiben ſpiegelte, und eben jetzt iſt es verſchwunden.“

„Das iſt auch möglich!“ ſagte der Förſter, indem er ſich wieder in Bewegung ſetzte, und die Geſellſchaft ſchritt über die Schloßbrücke, jedoch ſo vorſichtig und leiſe, daß man deutlich vernehmen konnte, wie der Nachtwind die Rohrkolben, die aus dem Graben heraufwuchſen, ſchüttelte, und die Schilfblätter an einander ſchliff. — —

Während die Geſellſchaft das mächtige Steinwappen, das über der Thüre emporragte, und aus deſſen offenem Helme die Flocken eines Sperlingsneſtes herniederhingen, ſo wie den ſteinernen Raben in dem Schilde, beim düſteren Scheine der Laterne betrachteten, ſtieß der Förſter den roſtigen Schlüſſel in's Schloß, und bald öffnete ſich knarrend das eiſenbeſchlagene Thor.

Aengſtlich drückte ſich Madame Pudermehl an den Profeſſor, als die Geſellſchaft die weite tönende Halle durchſchritt, eine Wendeltreppe hinaufſtieg, und dann am Ende eines langen Korridors in ein ſaalähnliches Zimmer trat, in welchem jeder Fußtritt tönend widerhallte.

Der Jäger zündete jetzt einige Kerzen an, ſagte mit kurzen Worten, daß die eine Thüre zu dem Zimmer der Gräfin, die andere zu dem der Madame und des Kammermädchens führe, die Herren aber draußen auf dem Korridore links das ihre finden würden, und wollte eben hinaus gehen, als die Gräfin ihm noch einen Augenblick zu verweilen befahl.

Die Geſellſchaft hatte indeß im Zimmer umhergeblickt. Allem Anſcheine nach war es eine Art Ahnenſaal, denn die ganze Wand, die einzige Stelle wo der große porzellainene Ofen, und der eichene Schenktiſch mit ſeinem großen Kupferbecken ſtanden ausgenommen — war mit lebensgroßen Familienbildern bedeckt. Dieſe Verzierungen, ſo wie die alterthümlichen

Meubeln, die ſeidenen, etwas zerriſſenen Vorhänge, ſelbſt die hohe, mit Stuckaturarbeit gezierte Decke, und die vier eichenen, mit bunt eingelegten Figuren verzierten Thüren, gaben der weiten Halle etwas Stattliches, Feierliches.

„Sind dies ſämmtlich Ahnenbilder Eures Herrn?“ fragte die Gräſin den alten Jäger, indem ſie auf die Gemälde zeigte.

„Es ſind lauter Ravensberger, von Herrn Reginald an, bis zu dem Vater des Herrn Majors!“ erwiederte der Gefragte.

„Und welches iſt Reginald von Ravensberg?“ ſagte die Gräſin, mit einem leiſen Anflug von Neugierde.

„Dieſer!“ erwiederte der Jäger, und zeigte auf einen grämlichen Greis von harten Zügen, der in einem Lederkoller, mit Bruſtharniſch und Schwerdt, den Kommandoſtab des Feldoberſten in der Hand, abgebildet war.

„So iſt auch wohl“, ſprach Frau Pudermehl ſich ängſtlich umſchauend. „Herr Hubert, der — der ſchwarze Jäger, unter der Geſellſchaft.“

„Allerdings!“ entgegnete der Alte raſch. „Dieſer iſt's.“

Er zeigte dabei auf einen jungen Mann iñ ſchwarzem Leibrock, mit übergeworfenem Hüfthorn. — Die Züge des in ganzer Figur Dargeſtellten, waren nicht ohne Adel, das Geſicht aber blaß, und deſſen Ausdruck in höchſtem Grade melancholiſch.

„Ei du Lämmlein Gottes!“ rief Frau Pudermehl etwas munterer, und mit Zeichen großem Intereſſes. „Wer ſollte es dem jungen Herrn anſehn, daß er bereits ein paar hundert Jahre hintereinander einem Rehe nachläuft, oder zu nachtſchlafender Zeit ſpazieren reitet? — Er hat eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit einem gewiſſen Huſarenoffizier, der lange Zeit bei uns wohnte, und den mein guter Pudermehl, der auch ſeine Schwächen hatte, nicht gut leiden konnte, vor dem ich aber nicht die geringſte Furcht hatte. — Freilich iſt immer ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen einem lebendigen Huſaren, und einem ſolchen Geſpenſte, und ich hätte, in meinen jüngern Jahren, eher mit den Offizieren der ganzen Schwadron, als mit einem einzigen Spuckgeiſte zu ſchaffen haben wollen. —“

Nachdem der Förſter noch über einige der Ahnenbilder hatte Auskunft geben müſſen, ging er zur Thür hinaus, und bald krachte die Schloßthür hinter ihm zu.

Herr Kahlmäuſel hatte indeß die Meubles des Saales, die Vorhänge ꝛc. genau unterſucht.

„Wenn“, ſagte er ſodann, „das Gut wirklich erkauft werden ſollte, ſo wäre ich nicht abgeneigt das alte Gerümpel, das jetzt von manchen Alterthumsnarren hin und wieder geſucht wird, zu übernehmen. Für die alten eichenen Stühle, Sophas und Schenktiſche, würde ich gern ganz neue, von gutem Kiefernholz, roth angeſtrichen, in die Stuben der Zöglinge desgleichen moderne von Kirſchbaum in die Zimme der Vorſteher, und dergleichen von Mahagoni in da Abſteigequartier der Frau Gräfin liefern. Polſterſtühl ſind ohnehin für die Kinder höchſt ungeſund; ein tüchtiges Bret iſt beſſer und nutzt ſich wenig ab. Auch die Vorhänge und die Rahmen der in die Wand eingepaßten Bilder, welche nur Wanzen hecken, übernehme ich; nur mit den Gemälden ſelbſt, die keinen Kunſtwerth haben, weiß ich nichts anzufangen."

„Man könnte ſpaniſche Wände daraus machen, wenn die Leinwand noch haltbar iſt, und ſie mit Firnißfarbe, weiß oder grau überſtreichen laſſen!' ſagte die Gräfin kalt.

„Dagegen hätte ich dennoch Etwas unterthänigſt einzuwenden!" entgegnete Baron Leerhaus. „Nach meinem Stammbaum, den ich neu ausarbeiten laſſen, und in meinem Zimmer aufgehangen habe, war meine Urältermutter eine Ravensberg, und ſo wäre ein Umarbeiten der Bilder zu ſpaniſchen Wänden eine Art Affront gegen meine Familie."

„Freilich! — Freilich!" rief Mad. Pudermehl, die nebſt dem Profeſſor die Bilder näher unterſucht hatte. „Die Leinwand iſt ohnehin alt und mürbe. Meinen Sie nicht auch, Profeſſor Miſerius? — Ich dächte das Geſcheiteſte wäre, da die Frau Urmutter des Herrn Barons darunter iſt, wir ſchenkten die Bilder dem Herrn Chauſſéeeinnehmer — ich will ſagen dem Herrn Baron — und er könnte ſie etwa mit einer Zwiebel übergehn, und im Flur des neuen Chauſſéehauſes aufhängen laſſen. Es iſt dies ein hübſches Local, ſie fallen den Leuten von der Straße aus in's Auge, und die Fuhrleute könnten ſich mit der Betrachtung derſelben ein Vergnügen machen, während der Herr Baron die Zettel ſchreibt. —"

Nach dieſer Rede blickte Frau Pudermehl mit höchſt gutmüthiger Miene im Kreiſe umher, aber — weiß der Himmel wie es zuging — die Gräfin und der Baron ſahen ganz verdrüßlich aus, und von den Bildern war keine Rede weiter. Auch wendete ſich Erſtere kurz darauf zur Geſellſchaft und ſprach:

„Bei dem Werke, das wir Morgen vornehmen — ich meine die mögliche Aquiſition dieſes Gebäudes zu dem edelſten Zwecke — iſt es wohl angemeſſen, ehe wir uns der Ruhe überlaſſen, uns durch ein kräftiges Abendgebet zu ſtärken. Sollte Herr Banquier Kahlmäuſel ſich in ſein Zimmer zurückziehen wollen, ſo kann Niemand Etwas dagegen haben, ſein Hierbleiben aber würde uns, wegen des möglicher Weiſe daraus entſprießenden Segens, um ſo angenehmer ſein."

„Wenn Sie erlauben, ſo bleibe ich hier!" ſagte Herr Itzig mit großer Freundlichkeit. „Geniren Sie

Sich meinetwegen gar nicht, und beten Sie los. J bin ganz tolerant, und mache mir gar nichts drau Mir ſind die Chriſten wie die Heiden, und die Heide wie die Chriſten. — Wenn es aber die gnädige Gräſi nicht übel nehmen, ſo brenne ich mir inzwiſchen ei Cigarre an. —“

Die Gräfin gab ſich den Anſchein, als ob ſie d Rede des Banquiers nicht gehört habe, und indem ſi dem Baron ein Heftchen Druckſachen, die ſie aus ihre Strickbeutel nahm, zugelangt hatte, ſagte ſie andächtig: „Leſen Sie vor! —“

„Herr Gott! was iſt das?“ rief der Baron, nachdem er einige Augenblicke in dem Hefte geblättert, un der Profeſſor darnach gegriffen hatte.

„Man hat Ihnen ein Pasquill zugeſchickt!“ ſagt Letzterer als er hineingeſehn.

„Unmöglich!“ rief die Gräfin. „Ich habe bereits darin geleſen und es iſt nicht aus meinem Strickbeutel gekommen. —“

Sie that jetzt einen Blick in die Schrift und ſagte kalt: „Der Chriſt kann in ſolchen Fällen nichts thun als dulden, und ich werde, da wir des trefflichen Schriftchens beraubt ſind, das Fehlende durch einen kleinen Vortrag zu erſetzen ſuchen.“

Die Gräfin ſprach nun lange Zeit mit einer gewiſſen natürlichen Beredſamkeit, doch war das Ganz nichs als eine Wiederholung gewöhnlicher pietiſtiſcher Gemeinplätze. —

„Herr Gott, was haben doch die Frau Gräfin für eine prächtige Lunge!“ rief Frau Pudermehl, als die Redende unter vielen Beifallszeichen geendigt hatte. „Die gottſeligſten Dinge ſind Ihnen ja nur wie gepfiffen — ſo gehen ſie Ihnen vom Munde — und Ihre Stimme ertönt wie eine Klarinette. Meinen Sie nicht auch, Profeſſor Miſerrimus? — Bei Alledem hörte ich die Rede der Frau Gräfin lieber in der Stadt, Abends beim Thee, und während man Faſtenbrezeln oder guten Zwieback dazu knaupeln könnte, als zur Mitternachtszeit, in dieſem verwünſchten, alten Schloſſe, wo der ſchwarze Jäger — der vielleicht der Teufel ſelber iſt — umgeht, und der am Ende, wenn das Schlimme zum Schlimmen kommt, mit einer betenden alten Frau nicht mehr Federleſens macht, wie mit einem ſchwörenden, oder fluchenden Dragoner. —“

Die Meinung der guten Madame ſchien indeß, eben als ſie ſolche kaum ausgeſprochen hatte, beinahe in Erfüllung gehen zu wollen. — Es war Mitternacht. Von dem fernen Dorfkirchthurm her ertönte die Stundenglocke. Noch ſummte der zwölfte Schlag, noch bewegte Madame Pudermehl die dicken Lippen, als das Schloß von einem Knalle erſchüttert wurde, der das alte Gemäuer faſt in ſeinen Grundveſten erbeben machte. — — —

Alles ſchien in dieſem Momente in Bewegung zu gerathen. Die Dohlen, die Eulen, die auf den Rüſtern bereits mehrmals ihr eintöniges: „Komm mit!“ erſchallen laſſen, die Tauben, die in den obern Zimmern niſteten, geriethen durch den gewaltigen Knall in Angſt, und ſauſten in Schwärmen, mit klatſchenden Flügelſchlägen, um die Fenſter. Es dauerte längere Zeit, ehe das aufgeſcheuchte Geflügel ſich wieder beruhigte, aber ſchon kollerten die erzürnten Tauber und trieben die geängſteten Gattinnen von einem Fenſtergeſimſe auf das andere, dem verlaſſenen ehelichen Neſte zu, als die fromme Geſellſchaft noch keines Wortes mächtig war. Frau Pudermehl war am erſchrockenſten, nach ihr der Profeſſor, dann der Baron; die Gräfin und Herr Kahlmäuſel am wenigſten.

Bei Alledem erwachte die Redeluſt der dicken Wittwe zuerſt.

„War das ein Knall!“ rief ſie. — „Gerade ſo knallte es einſt bei uns, als der Backofen einfiel, und ich bin damals nicht halb ſo erſchrocken, obwohl ich gleich dachte, daß es den Tod meines guten Pudermehl zu bedeuten hätte.“

„Ich würde augenblicklich eilen die Sache zu unterſuchen“, rief der Freiherr, „wenn — wenn es Tag wäre.“

„Wie es ſcheint“, ſagte die Gräfin, „hat irgend ein Elender, der an unſern frommen Abſichten ein Aergerniß nimmt, uns einen Schabernack ſpielen wollen.“

„Wenn nur nicht die Decke in einem der obern Zimmern eingeſtürzt iſt!“ rief Kahlmäuſel, nicht ohne Beſorgniß zu verrathen. „Und — hören Sie einmal! — bemerken Sie nicht ein leiſes Getrappel auf der Treppe, die von oben herabführt? — Es iſt gewiß eine ganze Heerde Ratten und Iltiſſe, die ſich flüchten, um nicht erſchlagen zu werden. Die Thiere haben einen gewiſſen Inſtinkt —“

„Ach Du mein Herrgottchen!“ rief Frau Pudermehl. „Wenn wir ſo Alle in unſern Sünden — ich wollte ſagen, in unſern beſten Jahren — erſchlagen würden, das wäre ein grauſames Unglück. — Was aber das Getrappel anlangt, ſo kann es wohl eine Heerde ſolcher kleiner Erdgeſpenſter — ich glaube man nennt ſie Gnomen, oder ſo etwa — ſein, denn mein ſeliger Pudermehl erzählte einmal, daß er in einem alten Gebäude dergleichen einſt herumſpaziren gehört habe. Sie machten, ſagte er, gerade ein ſolch’ Getrappel wie eine Heerde Schafe. Ich wollte es ihm dazumal nicht glauben, und ſagte: er möchte wohl ſich ſelber gehört haben, jetzt aber glaube ich, daß er Recht hatte, der ehrliche Mann.“

Frau Pudermehl hatte noch nicht ausgeſprochen, als beide auf dem Tiſche befindlichen Kerzen düſterer zu brennen begannen, und noch beſchäftigte ſich der Profeſſor mit der einen derſelben, als die zweite kniſternd erloſch.

„Ach Gott, was machen Sie denn, Profeſſor Wirſeclius!“ ſchrie angſtvoll die Vorige. „Das fehlte noch, daß Sie uns die Lichter auslöſchten! — Ich glaube, wenn ich dieſe Nacht im Finſtern in dem verwünſchten Schloſſe, in welches uns der Teufel — ich will ſagen der Rathſchluß Gottes — geführt hat, zubringen müßte, es würden mir vor Angſt alle Haare grau, die der Vorbindelocken, die ich mir zur Reiſe erſt neu angeſchafft habe, mit eingeſchloſſen. — Aber — Gott ſei Dank! — das andere Licht ſcheint brennen bleiben zu wollen, wiewohl es noch immer ganz düſter im Saale iſt.“

Während ſich der Profeſſor umſonſt bemühte die erſte Kerze wieder anzuzünden, entſtand in den weiten Gängen des alten Schloſſes auf's Neue eine gewaltige Unruhe, aber diesmal war der ſchafige Vergleich des ſeligen Pudermehl nicht darauf anzuwenden, indem eher Rieſen wie Gnomen die Treppen auf- und abzutoben ſchienen. In allen Stockwerken, ja ſelbſt in den Souterrains flogen Thüren krachend auf und zu, das Geflügel ward auf's Neue lebendig, und ließ die verſchiedenartigſten Stimmen erſchallen, in den entgegengeſetzteſten Winkeln des Schloſſes raſſelte es mit Ketten, dazwiſchen lachte es laut, oder kicherte verſtohlen und heimlich, dicht vor der Thüre — es war ein Höllenlärm. —

„Wenn das ſo fortgeht“, ſprach der Freiherr, indem er ſich vergeblich bemühte einige Munterkeit in den Ton ſeiner Stimme zu legen, „ſo werden wir eine köſtliche Nacht zubringen.“

„Wie es ſcheint“, ſagte die Gräfin bitter, „hat man den Vorſatz gefaßt, uns aus dem Schloſſe zu treiben, ehe wir noch feſten Fuß darin gefaßt haben. Mir ſcheint es ganz wie ein Komplott, welches —“

„Der böſe Feind ſelber angeſtiftet hat!“ rief Frau Pudermehl ſich ängſtlich an die Gräfin drängend. „Meinen Sie nicht auch, Profeſſor Licinius?“

„Allerdings ſcheint mir etwas Dämoniſches dabei!“ erwiederte dieſer. „Wenn man bedenkt, wie hart der böſe Feind — denn um ihn drehet ſich doch das Ganze und er hat bei dergleichen ſtets die Hand, oder beſſer zu ſagen, die Klaue im Spiele! — der Dulderin von Prevorſt, und andern hyſteriſchen Frauen zugeſetzt, ja wie er mir ſelbſt in der linken Seite und zwar ganz ſo wie es in dem trefflichen Büchlein: „vom Beſitzen“ von einem ſchwäbiſchen Mägdlein geſagt wird, handthieret, ſo ſehe ich nicht ein, warum er nicht eben ſo gut ein weitläuftiges Schloß, wie die Schlafkammer der Seherin, oder meinen noch beſchränkteren Unterleib zu ſeinem Tanz- und Tummelplatz erwählen ſollte, und zwar um ſo mehr, als er ſich des engen Raumes wegen in Letzterm auf Knurren, Grunzen und etwas kaum nennenswerthes Sprechen beſchränken muß, während er in dem Erſtern auf unterſchiedlich variirende Weiſe, ſeine hölliſche Luſt zu büßen im Stande iſt.“

„Ich glaube“, ſagte ziemlich ruhig die Gräfin, „es exiſtirt ein Anſchlag, uns aus dem Schloſſe zu treiben.“

„Ich bin gleichfalls dieſer Meinung!“ ſetzte Kahlmäuſel hinzu. „Wäre ich nicht Geſchäftsmann, und könnte man es mir nicht als eine unbeſonnene Unternehmung auslegen, ſo ginge ich auf den Gang hinaus, und ſähe was es gäbe. — Sie indeß, Herr Baron, der Sie, ſo zu ſagen, Staatsbeamter —“

„Ich glaube Sie ſind nicht recht geſcheit, Herr Kahlmäuſel!“ rief der Freiherr. „Wie leicht könnte ich, durch meine natürliche Hitze hingeriſſen, zu einem Handgemenge mich verleiten laſſen! — Würde ich nun im Dunkeln von einem Unbekannten inſultirt, wo ſollte ich Satisfaction fordern? — Ich müßte die Beleidigung einſtecken, und hätte — bedenken Sie meinen Stand! — auf zeitlebens die Blame weg. — —“

In dieſem Momente ſchienen Fußtritte dicht vor der Thüre zu erſchallen. Die ganze Geſellſchaft der

Auserwählten erbleichte, doch — o Wunder — der Profeſſor begann ſich zu ermannen.

„Ich will die Thüre öffnen!“ rief er heroiſch. „Ich will den Spuckgeiſt im Namen unſers und ſeines Heilandes befragen, was er fordert, und — Amen! ſo ſoll es geſchehen. — — —“

Mit dem Anſtande, dem Tritte eines Helden, und, wie es den Anſchein hatte, nicht beſorgend, daß ſeine bis dahin noch unbeſeſſene rechte Seite, bei der gewagten Unternehmung, gleich wie die linke, teufliſche Einquartirung bekommen könnte, ſchritt er auf die Thüre los, aber — o Entſetzen — in demſelben Momente öffnete ſich nicht nur ſolche, ſondern auch die gegenüberſtehende. — Wie vom Blitze getroffen, prallte der Profeſſor bis in die Mitte des Zimmers zurück. Aller Augen richteten ſich auf den Eingang. — — —

In dieſem Augenblicke überſchritt eine männliche Geſtalt die Schwelle. — Zwar war es ziemlich düſter im Saale, nur ein Licht brannte im Zimmer, aber die dadurch erzeugte, ungewiſſe Helle, war dennoch hinreichend, erkennen zu laſſen, daß die Geſtalt des Eintretenden, ſowohl in den Geſichtszügen, als auch in der Kleidung, große Aehnlichkeit mit dem Portrait Huberts von Ravensberg hatte. — Es war daſſelbe blaſſe Geſicht, derſelbe ſchwarze Rock, der hohe ſchlanke Wuchs, und auch das, über die Schulter hängende

Hüfthorn, fehlte nicht. Mit feſter — doch faſt etwas theatraliſcher — Haltung, ſchritt die Geſtalt bis in die Mitte des Saales, machte dort eine drohende Bewegung mit der Hand gegen die Geſellſchaft, und nachdem ſie gebieteriſch auf die Thüre, durch die ſie gekommen war, gedeutet hatte, ging ſie langſam durch die gegenüberſtehende ab. Krachend ſchloſſen ſich beide Pforten hinter ihr. — — Sprachlos ſtand die Geſellſchaft der Auserwählten. — — —

„Das iſt mein Ende!“ rief jammernd Frau Pudermehl, als ihr, ſonſt allzeitfertiger Mund wieder Worte finden konnte. „O Gott! könnten wir nicht lieber Alle ruhig zu Hauſe im ſichern Stübchen bei Thee und Zwieback ſitzen, und die deutſchen Heidenkinder Heiden bleiben laſſen, als uns hier mit Geſpenſtern und Nachtgeiſtern herumzubalgen? — Meinen Sie nicht auch, Profeſſor Lipſius? — Es wäre gar kein Wunder, wenn Einen der Schlag rührte!“ ſetzte ſie ſchaudernd hinzu. „Der Spuckgeiſt wäre gar nicht übel anzuſehn geweſen — ich meine, wenn es ein lebendiger Menſch, und nicht ein in der Irre herumlaufender, todter Edelmann wäre — wenn er nur nicht ſolche erſchreckliche Augen gehabt hätte. — Herr Gott, waren das Augen! — Ich kann ſie in Form und Größe nur mit ein paar Spiegeleier vergleichen, und ich glaube, ſie waren eher größer wie kleiner. —“

„Welch' ein Höllenſpectakel draußen auf dem Gange iſt!“ ſprach, nicht ohne große Beſorgniß zu verrathen, der Baron. „Wären nicht eine Menge winkliche Gänge und Treppen zu paſſiren, und überdies zu erwarten, daß das Haus verſchloſſen wäre, ſo dächte ich, wir verließen das Gebäude, und kehrten im erſten beſten Bauernhauſe ein, denn nach dem, was wir bereits geſehen und erlebt haben, kann uns hier das Aeußerſte begegnen.“

„Ich gehe nicht von der Stelle!“ ſagte die Gräfin entſchloſſen. „Wollen wir uns in der ganzen Gegend zum Geſpötte machen? — Wie würden die, welche uns übel wollen, triumphiren, und überall ausbreiten, wir wären vor einem Spucke davon gelaufen! —“

„Ganz Recht, Frau Gräfin! Ganz Recht!“ rief der Profeſſor, jedoch mit vor Furcht zitternder Stimme. „Zwar iſt es nur allzugewiß, daß der böſe Feind große Macht beſitzt, indeß Der, der reines Herzens iſt, kann ihm trotzen, er kann es wagen ihm kühn entgegen zu treten. — Aber Du mein Herr und Heiland! klappert nicht ſchon wieder Etwas mit der Thürklinke? —“

Das Häuflein der Auserwählten drängte ſich, auf den Angſtruf des Profeſſors, wie eine Heerde Schafe zuſammen. Eben verkündete die ferne Thurmuhr die erſte Stunde nach Mitternacht. Ein helles Gelächter erſcholl in dieſem Augenblicke vor der Thür, dann ward Alles ſtill. —

„Ich vermuthe", ſagte der Baron, nachdem die ganze Geſellſchaft faſt eine Viertelſtunde geſchwiegen, „daß der Lärm für dieſe Nacht vorbei iſt. Sollten ſich die Damen vielleicht zur Ruhe begeben wollen —"

„Ich bleibe hier!" rief die Gräfin. „Ich bin zu aufgeregt, um nur ein Auge ſchließen zu können."

„Mich bringt kein Menſch aus dem Saale!" rief Frau Pudermehl. „So lange wir angezogen ſind, können wir Alle zuſammen bleiben, und im ſchlimmſten Falle zum Fenſter hinaus um Hülfe ſchreien."

„Das würde uns nichts nützen, denn das Dorf iſt zu weit entlegen, als daß man uns hören konnte!" bemerkte Kahlmäuſel.

„Hat nichts zu bedeuten, mein guter Herr!" fuhr Madame Pudermehl fort. „Das Schreien dient dem Menſchen, wenn er in Angſt iſt, ſehr zur Beruhigung, und mir iſt es bei den Komodianten oft vorgekommen, daß ſie am allertollſten geſchrieen haben, wenn ſie in ihrer Rede ſtecken zu bleiben befürchteten! Ja ich ſelbſt, wenn ich dann und wann beſorgte, daß es meinem ſeligen Manne — Gott ſchenke ihm die ewige Ruhe! — einfallen könnte, mit mir Händel anzufangen, öffnete ein Fenſter und begann mit heller Stimme zu ſingen, und das hatte dann ſtets den Erfolg, daß der gute Pudermehl den Gegenſtand des Streits vergaß, und mich nur um Gotteswillen bat das Fenſter zuzumachen. — Auch liegt das Schreien oder Singen ſo in der Natur des Menſchen, der ſich fürchtet, daß Sie, Herr Chäuſſée — ich will ſagen Herr Baron — obgleich Sie immer davon ſprechen, ſich unter den Trümmern des Thrones begraben zu laſſen, und Sie, Profeſſor Bizillius, wiewohl Sie ſich nicht vor dem Teufel fürchten, weil Sie ihn, ſo zu ſagen, im Leibe haben, wie ein paar neuabgewöhnte Saugekälber zu ſchreien anfangen würden, wenn der ſchwarze Jäger noch einmal in das Zimmer träte. —“

Hatte nun die letzte, etwas gewagte Behauptung der Wittwe, die Indignation des Barons und des Profeſſors in einem ſo hohen Grade erregt, daß ſie es unter ihrer Würde hielten etwas darauf zu entgegnen, oder glaubten ſie dem ſchönen Geſchlechte dergleichen Bemerkungen zu gute halten zu müſſen, genug Beide erwiederten nicht ein Wort. Die Gräfin aber, welche bis dahin ohne ein Wort zu ſprechen in tiefem Nachdenken geſtanden, ſagte:

„Obwohl ich die Möglichkeit einer Geiſtererſcheinung nicht ganz beſtreite, ja ſogar der Anſicht bin, daß, wenn auch ſolche nicht exiſtirt, es in gewiſſen Fällen nützlich werden könnte ſie zu guten Zwecken, wenn auch nicht zu erfinden, doch als entſchieden beſtehend anzunehmen, ſo glaube ich doch, daß in gegenwärtigem Falle man uns blos einen Poſſen ſpielen

will, und daß es daher gut iſt, wenn wir die Nach
gemeinſchaftlich durchwachen."

„Freilich! Freilich!" rief Frau Pudermehl. „I
für mein Theil gehe gewiß nicht zu Bette. Was
in einem ſolchen Spuckhauſe unſer armes wehrloſ
Geſchlecht nicht für entſetzlichen Dingen ausgeſetzt! I
dachte nur jeden Augenblick daran, daß der verſtorbe
Edelmann kommen, und mir die Bettdecke wegziehe
mich als Alp drucken, ja auf den Kopf ſtellen kön
und was ſo ein Geiſt ſonſt noch für ſchändliche Poſ
auszuhecken vermag, denn — das behaupte ich, u
darauf will ich leben und ſterben — uber Leute,
im Bette liegen, hat der boſe Feind eine ganz beſ
dere Macht. — Sind Sie nicht auch der Meinu
Profeſſor Wieſel? Oder Sie, liebes Kind! —"

Der Profeſſor ſchwieg zwar, aber das zuletzt
geredete Kammermädchen nickte bejahend, und die Grä
welche nie die Gelegenheit vorbeiließ, ihr rhetoriſ
Licht leuchten zu laſſen, fuhr lebhaft fort.

„Da wir", ſprach ſie, „denn Alle beſchloſſen
ben den Morgen gemeinſchaftlich in dieſem Saal
erwarten, ſo glaube ich, daß wir nichts Beſſeres
können, als die Zeit, die wir vor uns haben, ſ
men Betrachtungen zu widmen. Iſt es Ihnen
genehm, ſo ſpreche ich einige Worte über den köſt
Bericht, welchen Bruder Schneppermann uber die

ſtrengungen, mit welchen er dem Bekehrungsgeſchäft in Oſtindien obgelegen, uns abgeſtattet, und welcher demnächſt im Druck erſcheinen wird.“

„Ja thun Sie das, Frau Gräfin!“ rief Madame Pudermehl vergnügt. „Das wird uns auf andere Gedanken bringen. — Auch iſt der Schneppermann ein alter Bekannter von mir. Wer hätte das gedacht, als er noch ein Schloſſergeſelle war, und die Stadt meiden mußte, weil er immer zu viel Händel und Schlägereien draußen im ſchwarzen Bocke anrichtete, auch den Trunk ſehr liebte, ſo wie das Spiel, und das Frauenzimmer, daß, ſage ich, der Menſch noch ſo ein frommer Mann werden, und die oſtindiſchen Heiden und Mohren bekehren ſollte?“

Während nun Madame Pudermehl und das Kammermädchen, nach Verlauf einer Viertelſtunde, ſanft einſchliefen, der Baron und der Profeſſor von Zeit zu Zeit tief aufſeufzten, Herr Kahlmäuſel ſich aber, nach erbetener Erlaubniß, eine friſche Cigarre anbrannte, und die letzten Kourszettel durchſah, ſprach die Gräfin mit vieler Salbung über die mannigfachen Fährlichkeiten, denen Bruder Schneppermann ausgeſetzt geweſen, als es ihm gelungen war, einen auf dem Tode liegenden Hindu aus der Klaſſe der Paria's, zu bekehren, und — ſo kam endlich der Morgen heran. — — —

Kaum war es aber vollkommen Tag geworden —

was in dieſer Winterszeit etwas ſpät der Fall war — als auch der Major und Fräulein Mathilde erſchienen, um ſich zu erkundigen, ob die werthen Gäſte einer erquicklichen Ruhe genoſſen. Der alte Kriegsmann wollte kaum ſeinen Ohren trauen, als er alle die Fährlichkeiten vernahm, welchen die, ſeinem Schutze Anbefohlenen, im Laufe der Nacht ausgeſetzt geweſen. So lange Madame Pudermehl, die ſich des Worts bemächtigt hatte, die gräßlichen Ereigniſſe ſchilderte,lachte der Major aus Leibeskräften, und verſicherte ſchlüßlich, daß er nimmermehr geglaubt habe, daß die Erzählerin ſich, bei doch ſchon etwas vorgerückten Jahren, einer ſo lebhaften Phantaſie erfreue, als aber auch der Profeſſor und Kahlmäuſel ihr beiſtimmten, der Baron die Ehre ſeines Hauſes für die Wahrheit zum Pfande ſetzte, und die Gräſin ganz kalt verſicherte, daß ſich wirklich Alles ſo ereignet habe, gerieth er in einen unbeſchreiblichen Zorn. — Noch mehr aber ſteigerte ſich derſelbe, als die Gräſin nicht undeutlich zu verſtehen gab, wie ſie die Meinung hege, daß die ganze Spuckgeſchichte ein abgekartetes Spiel, und in der Abſicht angeſtellt worden ſei, ſie zu beleidigen und lächerlich zu machen, ein Umſtand, den ſie in einem Hauſe, in das ſie von dem Beſitzer beſonders eingeladen worden, unmöglich habe vorausſetzen können. — Der Major tobte wie beſeſſen, als er ſich, wenn auch etwas verblümt, auf dieſe Weiſe beſchuldigen hörte. Er verſicherte, daß, ſo lange die Familie Ravensberg exiſtire, jedes ihrer Mitglieder das Gaſtrecht als das heiligſte Geſetz geehrt habe, daß er hiervon keine Ausnahme mache, daß er eine Beſchuldigung dieſer Art nicht auf ſich ſitzen laſſen werde, und daß, wenn es auch ein Leichtes ſei, die Geſellſchaft für die künftige Nacht in das von ihm ſelbſt bewohnte Haus einzuquartiren, und dagegen ihren Platz im alten Schloſſe einzunehmen, er dennoch unter ſo bewandten Umſtänden, und um ſeine Ehre zu retten, darauf beſtehen müſſe, daß Alles beim Alten bleibe, indem er ſelbſt, mit ein paar gut geladenen Piſtolen, über die Ruhe der Geſellſchaft wachen, und ſolche verbürgen, oder nicht das Leben haben wolle. Alle Demonſtrationen der Madame Pudermehl, ſo wie des Barons, die ſich hierbei am meiſten hervorthaten, waren umſonſt, indem der Major hartnäckig behauptete, daß dies ein Ehrenpunkt ſei, der nicht unerledigt bleiben dürfe.

Der Tag wurde nun größtentheils dazu angewendet, die Güter in Augenſchein zu nehmen, ſo wie die Rechnungen des Ertrages zu überblicken, und es war ganz augenſcheinlich, daß die Frömmigkeit der Gräfin ihrem Intereſſe an den Dingen dieſer Welt nicht im Mindeſten im Wege ſtand, vielmehr bethätigte ſich die Geſchäftskenntniß derſelben dergeſtalt, daß

Herr Kahlmäuſel wiederholt verſicherte, wie er ſich glücklich preiſen würde, wenn ſeine Gattin in dieſem Stücke der Gräſin nur zur Hälfte die Wage hielte.

Es war indeſſen ſchon Nachmittag geworden, und der Major ſchlug nun vor, ob man nicht mit der näheren Beſichtigung des Schloſſes, in wiefern es ſich als Local zu Etablirung der anzulegenden Erziehungsanſtalt eigne, beginnen wolle, als die Gräſin ihm erwiederte, daß ſie von Minute zu Minute den deſignirten Studiendirektor, Herrn Haberkorn, erwarte, welchen ſie doch gern in denen, auf die Anſtalt ſich beziehenden Dingen, zu Rathe ziehen wolle.

„Haberkorn?“ rief der Major etwas frappirt. „Haberkorn? — Es iſt doch nicht — Aber nein! Das iſt unmöglich. — Nein unmöglich! —“

„Der Mann“, ſagte ruhig die Gräſin, „wird Ihnen nicht unbekannt ſein, Herr Major. Er iſt früher Schullehrer auf Ihren Gütern geweſen.“

„Was?“ ſchrie der Major. „Der Schulmeiſter Haberkorn, der wegen Liederlichkeit vom Amte gejagt wurde, der Taugenichts wäre Ihr Studiendirektor? — Aber nein! So leichtgläubig bin ich nicht. — Ewr. Gnaden wollen nur Ihren Spaß mit mir treiben.“

„Es kommt hier gar nicht darauf an, ob und warum er das Amt verlor!“ ſagte die Gräſin ruhig. „Er behauptet, er ſei wegen ſeiner chriſtlichen Geſinnungen verfolgt worden, Sie ſagen, man habe ihn wegen liederlichen Streichen fortgejagt. Das iſt übrigens ganz einerlei. Als er fortgejagt wurde, lebte er, wie er ſelbſt ſagt, im Stande der Sünde, ſein Leben war ein Leben der Verderbniß. Erſt ſpäter kehrte er in ſich zurück, er rang mit ſich, und hatte lange zu ringen, bis es mit ihm zum Durchbruch kam, und er in den Stand der Gnade einging. Er warf damit ſein voriges Leben ab, wie ein unreines Kleid, deſſen Flecken ihm jezt nur zu einer Mahnung dienen, um — ich will nicht ſagen ſich vor dergleichen Schmutz zu hüten, denn er hat dies nicht nöthig — ſondern die jungen Seelen, die ſeiner Führung anvertraut werden ſollen, vor dem Schmutze der Sünde zu warnen, und ich geſtehe aufrichtig, daß ich bei einer Wahl zwiſchen Herrn Haberkorn und einem ſogenannten unbeſcholtenen, allgemein als ſittlich ausgeſchrieenen Manne, dem Erſtern unbedenklich den Vorzug geben würde. — Er iſt unſtreitig beſſer wie Jener im Stande, den Kindern, von vorn herein, das ſündliche Selbſtvertrauen, die abſcheulichen Meinungen von Werkheiligkeit, die ſie aus dem elterlichen Hauſe mitbringen, zu benehmen, und ihre noch weichen Gemüther unter das Joch des Glaubens, welcher allein Alles in Allem, Schiff und Anker, Grund- und Eckſtein iſt, zu beugen. — Uebrigens kenne ich den wackern Haberkorn zu genau,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4

WACHSMANN,K.A.VON FN. 03057/006

um zu wiſſen, daß er gänzlich in meine Ideen eingehe, und ſie mit Geiſt durchführen wird. —“

„Beides bezweifle ich nicht!“ rief lachend der Major. „Am wenigſten zweifle ich an ſeiner Neigung für das Geiſtige, denn er ſoll ſeit ſeiner Abſetzung, in der Schenke zu Ravensgrün ſich ſtark damit beſchäftigt haben.“

„Der redliche Mann iſt von je her ſehr verleumdet worden!“ ſprach kalt die Gräfin; „übrigens kann dies nicht meine Meinung von ihm ändern.“

„Ich beabſichtigte dies auch nicht!“ fiel raſch der Major ein. „Gott bewahre mich, daß ich dem Lump einen Schaden zufügen wollte. Auch hat man allerdings Beiſpiele, daß ſich entſchiedene Taugenichtſe zum Beſſern geändert haben, und ſo wünſche ich von Herzen, daß es mit dieſem der Fall ſein möge. — Aber, irre ich nicht, ſo kommt dort Ihr Studiendirektor zum Thore hereingeſchritten, und — ſehen Sie, Frau Gräfin, es iſt da ein ſchlimmer Umſtand dabei — ich bin zwar ein ganz ruhiger alter Knabe — ganz ruhig, mich ſoll gleich der — aber ich will nicht fluchen — Nun, ſehen Sie, es könnte kommen, daß, wenn ich etwa bei irgend einer Gelegenheit ja ſagte, und der Kerl nickte mit dem Kopfe dazu, als ob er meine Rede beſtätigen wolle, ſo — meine ich — ich könnte dies als eine Beleidigung anſehn und am Ende das

recht verletzen, indem ich ihn zur Thüre hinaus-
r, denn, daß er seine Position so ganz vergäße,
etwa zu widersprechen, das will ich gar nicht erst
hnen, weil der Mensch weiß, welche Suppe er
damit einbrocken würde.“

„Wir könnten“, fiel der Professor vermittelnd
e Rede, „in Begleitung Herrn Haberkorns, und
Sie damit zu bemühen, das Schloß besehen —“

„Ganz Recht!“ rief der Major. „Sie besehen
Schloß, und der Haberkorn führt Sie, denn er
das Local sehr genau, weil er sich immer sehr
einen Domestiken — besonders zu den weiblichen
ielt. — Auf den Abend aber, wenn wir — hier
e der Alte unmäßig — dem Gespenste auflauern, muß
Haberkorn dabei sein, wäre es auch nur, daß er, we-
dieses Umstandes keine Lügen unter die Leute bringt.“

Die Gesellschaft der Auserwählten brach nun in
eitung ihres Cicerones Herrn Haberkorn auf, um
Schloß bei hellem Tage in Augenschein zu neh-
Man durchwandelte die langen gewölbten Gänge,
schritt die Treppen auf und ab, und betrat ganz
t den Saal, in welchem die vorige Nacht mit
er Angst durchwacht worden war.

„Ich sehe gar nicht ein“, sagte Frau Pudermehl
einem Muthe, den sie in voriger Nacht verge-
zu erringen gestrebt hatte, „ich sehe gar nicht

ein, warum der geſpenſtiſche Edelmann ſich durch ſo ein erſchreckliches Lärmen und Toben den Leuten unangenehm zu machen ſucht, da er doch hier auf dem Bilde ſo fein und manierlich ausſieht.“

„Sie haben Recht!“ ſprach die Gräfin lächelnd. „Der ſchwarze Jäger — ſo nennen ihn die Leute ja wohl — hat ein feines, edles Geſicht, und ohne den düſtern Zug um die Stirn und das melancholiſch klagende Auge, gäbe ſein Portrait ein ungemein einnehmendes Bild.“

„Je mehr ich ihn anſehe, je mehr ähnelt er dem Huſarenoffizier, der bei uns einquartirt war!“ rief Frau Pudermehl. „Ach was war das für ein lieber Menſch! — Er war ein geborner Franzoſe, und obwohl er kein Deutſch verſtand, und ich außer einigen Redensarten, als z. B.: Pfui Mosjeh! und dergleichen, nicht viel Franzöſiſch weiß, ſo hatte er doch eine gewiſſe Gabe ſich deutlich zu machen, daß man gar nicht fehlen konnte. —“

„Jedenfalls“, ſagte die Gräfin, „die Expectoration der Vorigen unterbrechend, „konnte man eher annehmen, daß jener alte, düſtere, grimmig blickende Reginald Ravensberg, ſpuckend im Schloſſe herumwandele, wie ſein armer, unglücklicher Neffe.“

„Gewiß! — Gewiß!“ — rief ſchaudernd die zweite Vorſteherin der Bethelunion. „Herr Gott!

macht der Mann nicht ein Geſicht, als wollte er zum Rahmen heraustreten, um uns Alle zur Thüre hinauszuwerfen? — Aber was iſt denn das für ein ſonderbarer Schein auf dem ſchwarzen Mantel des Alten."

„Bemerken Sie denn nicht das bunte Fenſter dort, durch welches die Strahlen der Sonne hereinbrechen?" fiel der Baron ein, als ſich die Geſellſchaft nach dem Punkte umſah, von welchem das Farbenſpiel herkam. Sie ſehen in dem Mittelfenſter das Wappen des Majors, den Raben mit dem rothen Herzen im Schnabel, und rechts und links noch viele kleinere. Bemerken Sie jenes dort im zweiten Fenſter links, den leeren Beutel und das Haus, im blauen Felde? — Es iſt mein Wappen, und enthält eine Namensanſpielung. Man nennt dergleichen: armi parlanti. — Ich beſchäftige mich", ſchloß er, „zu meinem Vergnügen, in den langen Wintertagen mit der Heraldik, doch iſt mein Studium nur lückenhaft, weil ich leider wenig Zeit darauf verwenden kann."

„Natürlich!" rief gutmüthig Frau Pudermehl. „Es mag recht fatal ſein, wenn Sie ſo im tiefſten Nachdenken über die Adler, Löwen und Lindwürmer her ſind, und es ſtreckt ein Fuhrmann die ſchmuzige Fauſt zum Fenſter herein, und will einen Chauſſeezettel geſchrieben, oder Kupfermünze gewechſelt haben.

— Sie ſollten eigentlich blos bei ſchlechtem Wetter ſtudiren, wenn wenig Reiſende auf der Straße ſind. —"

„Armi parlanti!" rief lachend Herr Kahlmäuſel, den Freiherrn gänzlich mißverſtehend. „Armi parlanti, das will heißen: ein leeres Haus, und ein leerer Beutel! — Tod Gottes! — Wenn ich meine Bücher durchſehe, und es ſtehen nicht wenigſtens zwei Dutzend ſolche arme parlanti von Edelleuten darin, ſo ſoll Gras vor meiner Thüre wachſen! — Indeß", ſagte Herr Kahlmäuſel nach einer Weile, in welcher er die bunten Glasfenſter genau unterſuchte, „iſt es doch hübſch, daß wir das Glaswerk hier vorfinden! Sollten Sie das Gut kaufen, ſo würde ich das Zeug zu einem angemeſſenen Preiſe übernehmen; es iſt jetzt hin und wird ſehr beliebt."

„Das Wappen meines Geſchlechts würde ich mir jedoch vorbehalten, und ausbitten!" ſprach verdrußlich der Freiherr.

„Was mich anbelangt, ſo ſollen Sie es umſonſt haben!" rief Frau Pudermehl, bemüht den Baron in fröhlichere Stimmung zu verſetzen. „Sie müſſen es aber in das Bodenfenſter des Chauſſéehauſes zu Hundewieſe einſetzen laſſen; ich meine in das runde Giebeldach mit dem neckiſchen, ſteinernen Krimmskrams, den ſie eine gothiſche, oder wie Andere meinen, einem vornehmen Herrn zu Ehren, eine gothiſche Bauart nennen, die aber nicht viel taugen ſoll, weil das Sparrwerk leicht durchfault, obgleich alle Chauſſéehäuſer im ganzen Herzogthum nach dieſer Manier gebaut werden.“

Der Vorſatz der guten Madame, den Freiherrn beſſer gelaunt zu machen, wollte, ungeachtet ſie noch viel von gothiſcher Bauart der Chauſſéehäuſer, von Fuhrleuten und Wegezetteln, von adlichen Wappen und leeren Beuteln ſprach, ſich durchaus nicht erreichen laſſen, und die Sprechende war froh, als der alte Jäger eintrat und meldete, daß das Abendeſſen der Geſellſchaft harre. — Was den Herrn Haberkorn anlange, ſetzte er ohne dieſen anzublicken hinzu, ſo ſtelle es ihm der Major anheim, ob er in dem alten Schloſſe, bei Verzehrung von etwas kalter Küche und einer Flaſche Doppelkümmel, der Rückkehr der Geſellſchaft harren, oder ſich mit dieſen Victualien, wie er es ſonſt gewohnt, in der Domeſtikenſtube die Zeit vertreiben wolle.

„Ich nehme den letzten Vorſchlag an!“ ſagte demüthig die Augen niederſchlagend Herr Haberkorn. — „Habe ich in einer Zeit, wo mein Geiſt in den Netzen der Sünde befangen lag, wo mein Herz ſchwärzer war wie eine Kohle, und meine Standhaftigkeit zerbrechlich wie eine Topfſcherbe, habe ich in dieſer Zeit dann und wann ein Stündlein unter den Dienſtleuten verweilt, und mich nicht für zu gut geachtet, ſo will ich es auch heute zu Uebung chriſtlicher Demuth thun, obwohl der Stein, den die Bauleute verworfen, zu einem Eckſtein geworden iſt.“

Bei dieſem Entſchluſſe blieb es ſodann, und die Geſellſchaft der Auserwählten ging nach der beſcheidenen Wohnung des Majors. —

Es hieße die Nachſicht des günſtigen Leſers allzuſehr in Anſpruch nehmen, wenn wir demſelben Alles, was hier die Unterhaltung bildete, mittheilen wollten, und wir bemerken blos, daß, als der Hausherr und und ſeine Tiſchgenoſſen ſich zum Abmarſche nach dem Schloſſe in Bereitſchaft ſetzten, der Studiendirector Haberkorn noch mit gewohnter Galanterie gegen das weibliche Geſchlecht, die rothen Pausbacken der Scheuermagd mit den Roſen zu Saron verglich, der Köchin aber verſicherte, daß ſie zwar ſchwarz aber lieblich, wie die Hütten Kedars, ſei. — Mit Haſt trank dann Herr Haberkorn das letzte Reſtchen aus der Kümmelflaſche, murmelte ein Dankgebet, welches, wie er verſicherte, den frommen Peter Squenz, den Schornſteinfeger zu Munkelbach, zum Verfaſſer habe, und welches die Gräfin Piepenſtern, als bewährtes Mittel gegen Indigeſtion, auf Gichttaffent geſchrieben, ſtets über der Magengrube trage, und eilte dann, ſo ſchnell es ihm die Quantität und die vierundſechzig Grad Alko-

des genoſſenen Kümmels erlaubte, den Vorausge-
genen nach. — — —

„Nun, da wären wir!“ rief der Major munter
die Geſellſchaft in den Saal getreten war, in
hem ſie die letzte unruhige Nacht zugebracht hatte,
während Fräulein Mathilde einige Flaſchen Roth-
n, nebſt denen dazu gehörigen Gläſern, aus einem
be nahm. — „So, Mathildchen! — Setze die
ſchen hierher. — Wir wollen noch einen Abend-
al thun; der Baron, der Profeſſor, Herr Kahlmäuſel
ich. — Du, Jakob, lege die Puſter — er zeigte
ein Paar Piſtolen, die der Jäger unter dem Arme
g — dort auf den Tiſch, und dann gehe Deiner
ge. — Auch Du, Mathilde, kannſt Dich ſchlafen
n, ſo wie ſpäterhin die ganze werthe Geſellſchaft.“

„Ehe die Uhr nicht Eins geſchlagen hat, bringt mich kein
nſch in ein Bett!“ rief geängſtigt Frau Pudermehl.

„Es iſt ja auch ganz hübſch hier!“ ſagte der
ron, etwas unruhig im Zimmer umher blickend.

„Außerordentlich angenehm!“ ſetzte der Profeſſor
ähnlicher Weiſe hinzu.

„Eva, wie lieblich,
Fein und erbaulich,
Iſt es wo Fromme
Zuſammen wohnen,
Einträchtiglich!“

ſagte mit ſüßlichem Tone Herr Haberkorn. — Der Ton ſeiner Stimme brachte den Groll des alten Kriegsmanns in Bewegung.

„Schulmeiſter!“ rief er. „Als ich darauf beſtand, daß Er heute Nacht bei uns bleiben ſollte, hatte ich meine guten Gründe. Wenn ich nun verlange, daß dies von Seiner Seite ſtillſchweigend geſchehe, habe ich auch welche. — Damit Er ſich aber nicht langweilt, ſo nehme Er eine Flaſche Burgunder, ſetze ſich dort in die Ecke, und trinke ſie aus in's — in Gottes Namen.“

Herr Haberkorn fuhr bei der Stimme des Majors heftig zuſammen, und that ſchweigend, wie ihm geboten ward. Der Major ſchenkte ſeinen Gäſten die Gläſer voll, und nachdem Fräulein Mathilde etwas Backwerk herumgegeben, ging letztere, dem ausdrücklichen Befehle ihres Vaters zufolge, zur Thüre hinaus.

„Ich bin doch begierig“, ſagte die Gräſin, „ob wir dieſe Nacht ungeſtört hinbringen werden oder nicht.“

„Wie können Sie daran zweifeln?“ rief der Major lächelnd. „Sie ſind eine kluge, ſcharfblickende Frau. — Sagen Sie mir, wie können Sie im Ernſte an einen Geiſterſpuck in dieſem friedlichen Hauſe glauben? — Gott weiß, wer ſich mit Ihnen Allen einen dummen Spas gemacht hat.“

Von Spas war dabei keine Rede!“ bemerkte
er Baron.

„Die Zeit des Unglaubens, wo man es ſich er-
acherweiſe herausnahm, übernatürliche Dinge zu
hen, geht zur Freude jedes wahren Chriſten im-
mehr zu Ende!“ ſagte der Profeſſor. „Die Ob-
ener Menſchen, welche taub wie die Hörgänge
tter, ſich der Stimme des Warners verſchloſſen,
n endlich der Stimme der Wahrheit zugänglich
n.“

„Daß wir vorige Nacht in dieſem Hauſe arg
wurden, iſt wahr!“ ſagte leiſe Herr Kahlmän-
m Major. „Gott weiß, wer den Spaß ange-
hat!“ — Hier lächelte der Iſraelit etwas pfiffig.
Aber ſehen Sie einmal, Herr Major! Verdreht
die Madame Pudermehl bereits vor Angſt die
n, wie eine Gans, die geſchlachtet werden ſoll?
Und dann der Profeſſor und der Baron! — Der
iſt drehend wie ein Schaf, und der Andere furcht-
wie ein Haſe. — Der Baron beſtand vorhin dar-
daß ich mein Bette an das ſeinige rücken ſoll.
Iſt das nicht aus der Haut zu fahren? — Iſt das
erſchrecklich luſtig? — Aber, was meinen Sie,
Major? — Wird's bald losgehn? Werden wir
luſtige Nacht bekommen, he? —“

Eben ſchlug es eilf Uhr, und die Geſellſchaft der Auserwählten fuhr heftig zuſammen.

„Nun noch eine Stunde!“ ſagte ſeufzend der Baron.

„Wie Gott will!“ ſprach der Profeſſor in tiefen Baßtönen.

„Gott ſtehe uns bei!“ rief Madame Pudermehl, als ein Windſtoß die ſchlotternde Saalthüre, welche Fräulein Mathilde etwas offen gelaſſen hatte, klirrend in's Schloß warf.

„Was giebt's denn? — Es iſt ja nichts!“ — rief ärgerlich der Major. „Es ſchlug eilf Uhr, und die Thüre fiel in's Schloß. — Ei da muß ja das Donnerwetter dreinſchlagen.“

„Allerdings“, ſagte die Gräfin etwas pikirt und über die Furchtſamkeit der Unionsmitglieder beſchämt, „allerdings iſt es nichts; aber eben deshalb ſollten Sie, Herr Major, theils des Anſtands, theils Ihres Seelenheils wegen, nicht ſolche erſchreckliche Flüche ausſtoßen.“

„Hm! Das iſt wahr!“ erwiederte der Major, „Ewr. Gnaden haben Recht. Guter Rath iſt Goldeswerth, und wenn ihn auch der Teufel ſelbſt gäbe. — Ueberdies iſt das Fluchen jedenfalls eine unnütze Sache, wenn man ſich auch nicht immer deſſelben enthalten kann.“

Wie mir ſcheint", ſagte die Gräfin mit großer
„ſo iſt Einer oder der Andere der werthen An-
en etwas im Geiſte aufgeregt. Um nun die
e Faſſung zu erhalten, iſt nichts angemeſſener
ebet oder fromme Betrachtungen. Sollte Nie-
Etwas dawider haben, ſo ſpreche ich einige
über die heutige Loſung, welche, wunderbar
nſere Lage Bezug nehmend, lautet: Sie ſtellen
n Gange Netze und drücken meine Seele nieder. — "
Ja thun Sie das!" rief Frau Pudermehl. „Be-
ie immer, Frau Gräfin. — Wir kommen auf
Weiſe etwas aus der Furcht, und dieſe iſt er-
lich ſchädlich in einer Zeit wie dieſe, wo die Cho-
erumgeht. — Herr Gott! wie der Baron blaß
ht! So halb aſchgrau, halb lichteblau, wie die
riſten. — Meinen Sie nicht auch, Profeſſor Her-
" ſetzte die Wittwe beſorgten Tones hinzu.
Ich dächte", ſprach der Major, — „aber neh-
Sie mir's nicht übel — wir wählten einen an-
Zeitvertreib. — Ich muß aufrichtig geſtehn, daß
ſo einer Art Gottesdienſt nicht viel Gefallen
Will ich mich belehren laſſen, nun, da gebe
die Kirche, ich höre die Predigt, und — ſei
ede nun gut oder ſchlecht — Etwas finde ich
mal drinn, wobei ſich 'was Gutes denken läßt,
h aber beten, ei, ſo begebe ich mich in mein

Kämmerlein, unterhalte mich da mit Dem, der Herzen und Nieren prüft, und — glauben Sie mir — ich bin noch niemals ungetröſtet herausgegangen."

„Wir könnten einen Miſſionsbericht leſen!" meinte der Profeſſor.

„Nein! — Nein!" fiel der Major mit einer Miene ein, wie Jemand, der Fliederthee und Eſſig, um ſich damit den böſen Hals zu gurgeln, im Munde hat. „Ach guter Profeſſor, das iſt ein erſchrecklicher Zeitvertreib! — Nein! Wiſſen Sie was? Ich leſe Ihnen ein Stück aus dem Shakespeare! Ich habe den alten Burſchen in guten Ueberſetzungen, doppelt und dreifach, und dort in dem Schranke ſtehen etliche Bände. Ich könnte Ihnen ein paar Scenen aus dem Hamlet leſen, oder, wenn Sie das Spaßhafte vorziehen, Etwas aus den Heinrichen; die Scenen etwa, zwiſchen dem wackern Sir John, der Wirthin und Dortchen Lakenreiſſer, oder ſonſt was dergleichen."

„Das möchte für Chriſten, die in einer Prüfung befangen ſind — denn die Art, wie uns hier mitgeſpielt wird, nenne ich eine ſolche — wohl ein ſehr ſündlicher, und in vieler Hinſicht frivoler Zeitvertreib ſein!" ſprach indignirt die Gräfin. „Wäre dies aber auch nicht der Fall, ſo müßte ich ſchon darum dagegen proteſtiren, weil ich Zeit meines Lebens nie an

hen weltlichen Dingen, wie Theater, Tanz und der-
chen, Geſchmack gefunden.“

„Sagen Sie das nicht, Frau Gräfin! Sagen
e das nicht!“ rief neckend der Major. — „Ich habe
ganz verteufeltes Gedächtniß, und entſinne mich
ht wohl der Zeit, wo ich in Sandheim, unſerer
ſidenz, in Garniſon ſtand. Ich kannte da eine
bſche Komteſſe Steinberg, die ſtets in der Viſavis-
ge zu finden war! — Die Leute ſagten, ſie habe
ſe Loge gewählt, weil keine andere den Schwarm
r jungen Herren, die um die junge Dame, wie
ücken in der Sonne herumflogen, zu faſſen im
tande wäre. Es war immer, als ob ſich eine ganze
eputation der Armee in der Loge befande, ſowohl
n der Kavallerie als der Infanterie, und ſelbſt die
erren von der reitenden Artillerie, vom Train und
m Genieweſen hatten Abgeſandte dort. Was aber
n Tanz anbelangt, ſo müſſen Sie ſelbſt eingeſtehn,
ß Sie die leidenſchaftlichſte Tänzerin in der Reſi-
nz waren, und die alten Damen — beſonders die,
elche überſtändige Töchter hatten — behaupteten immer,
Sie könnten der Schwindſucht gar nicht entgehn; die
Männer aber freuten ſich ausnehmend. — „Das iſt
in Wettermädel die Steinberg!“ ſagte immer der alte
General Schnurrpfeil — verzeihen Ewr. Gnaden, daß
h ſeine eigenen Ausdrücke gebrauche. — „Die tanzt,

als ob ſie noch zwei Paar Füßchen draußen im Vorzimmer hätte! Und was ſie für ein hübſches Bein decouvrirt, wenn ſie ſo in der Allemande durch den Saal fegt!“ So ſprach der alte Haudegen immer, und man ſah es ihm an, daß er in dieſem Momente lieber ein Fähnrich, als der Gouverneur des Invalidenhauſes geweſen wäre.“

„Leider“, ſagte die Gräfin, welche etwas verlegen ſchien, „leider waren die Verhältniſſe unſerer Familie zum Hofe von der Art, daß ich mich denen, nur ſehr widerwärtigen Vergnügungen, nicht ganz entziehen konnte, doch waren mir dieſe ſogenannten Zerſtreuungen immer in tiefſter Seele zuwider.“

„Hm! Man ſah es Ihnen nicht an!“ rief hartnäckig der Major. — „Sie ſahen immer recht glücklich aus, und müſſen daher Ihre Züge ſehr in der Gewalt gehabt haben.“

„Ich bewahre nur eine glückliche Erinnerung aus jener Zeit!“ ſprach die Gräfin, das Vorige gefliſſentlich überhörend; „es iſt die der herrlichen Momente, die ich in den köſtlichen Predigten des Hofprobſts Zimpel zubrachte. — Sollten Sie den trefflichen Mann oft gehört haben, ſo werden Sie Sich erinnern, daß ich nie in ihnen fehlte.“

„Hm! — Ich weiß nicht!“ — ſagte der Major nachdenkend. — „Ich habe ſonſt ein gutes Gedächt-

, und ich denke noch oft und immer mit einem ge-
ſſen Schreck der wöchentlichen Kirchenparaden, nach
nen uns Herr Zimpel zwar wohlmeinend, aber auf
was längliche Art, unſere Chriſtenpflichten auseinan-
ſetzte, aber, aufrichtig geſtanden, ich entſinne mich
ein einziges Mal, Ewr. Gnaden in jener Zeit
der Kirche geſehn zu haben."

Wer weiß, welche Fatalitäten die Aufrichtigkeit
s guten Majors herbeigeführt hätte, denn ein tiefes
oth überzog in dieſem Momente, das, immer noch
puren früherer Schönheit zeigende, Geſicht der Gräfin,
er in dieſem Momente ſchlug die entfernte Thurm-
yr Mitternacht. — Still und blaſſen Antlitzes horchte
e Geſellſchaft der Auserwählten dem Glockenklange,
a — mit dem letzten Schlage — erbebte das Haus
on einem furchtbaren Knalle. — —

„Da haben wir's!" rief Frau Pudermehl mit
er Entſetzen zitternder Stimme.

„Groß iſt die Macht Deſſen, der im Abgrund
ohnt!" murmelte der Profeſſor.

„Wir können in dieſem Hauſe alles Mögliche
iskiren!" ſagte faſt bewußtlos der Baron.

„Freilich! — Freilich!" jammerte Frau Pudermehl.
„Wir können hier Geſundheit und Leben einbüßen."

„Mehr noch! — Mehr noch!" ſchluchzte das Kam-
nermädchen, ſich an Kahlmäuſels Seite drängend.

„Der Knall ſchien aus einem Keller oder Gewölbe herauf zu dröhnen!“ ſprach der Major aufſtehend, und indem er ruhig die Batterien der beiden Piſtolen unterſuchte. „Wüßte man nur, woher der Schall kam. — Aber was iſt das! — Tönt nicht Muſik im obern Stockwerk!“

Wirklich hörte man in dieſem Augenblicke muſikaliſche Töne, welche man für die einer Aeolsharfe genommen haben würde, wenn man nicht deutlich eine beſtimmte Weiſe, und zwar die eines Chorals, hätte unterſcheiden können. Die Klänge waren ſchwach, aber mehrſtimmig, und die Muſik zog in dem obern Stockwerk, beſonders in dem etwas verfallenen Theil des Hauſes, von Zimmer zu Zimmer, von Saal zu Saal, von Gang zu Gang, von Thurm zu Thurm. Die Geſellſchaft horchte, je nach der Stimmung des Einzelnen, theils in größter Angſt, theils in Erwartung Deſſen, was da kommen ſollte, den wunderbaren, wie aus einer andern Welt herübertönenden Klängen, und man mußte geſtehen, daß dieſe zur Mitternachtszeit, in einem alten, ſeit Jahren unbewohnten Schloſſe, erſchallende Muſik, etwas ungemein Ergreifendes hatte, und die Gefühle der Hörer auf’s Aeußerſte zu ſteigern geeignet war.

„Es iſt doch etwas Unbegreifliches bei der Geſchichte!“ ſagte der Major, welcher lange mit großer

Aufmerkſamkeit vor ſich hin geborcht, und die Miene deſſelben ſprach deſſen Verwunderung ſo deutlich aus, daß die Gräfin, ſo wie Herr Kahlmäuſel, die bis dahin den Hausherrn mit dem Spucke einverſtanden geglaubt, in ihrer Meinung irre zu werden anfingen.

„Ach Gott!“ ſeufzte Madame Pudermehl. „Wenn es nur bei dem Muſiciren bleibt, ſo möchte das Ding noch angehn. — Wenn der todte Edelmann nun einmal auf die Muſik ſo verſeſſen iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum man ihm nicht das Vergnügen gönnen ſoll, beſonders da er, ſo viel ich davon verſtehe, in muſikaliſcher Hinſicht viel erfahrner und ausgebildeter iſt, wie die Frau Viceactuarius Knochenſpiel, die uns bei den Muſikkränzchen im ſchwarzen Bocke, ſo mit ihrem Klavier zuſetzt, und ſich für die beſte Muſikantin der ganzen Gegend hält. — Aber, Du mein Heiland, ſeufzt da nicht Etwas? —“

„Ja wahrhaftig!“ rief der Baron erſchrocken; „es kam mir auch ſo vor.“

„Ich war's, die ſeufzte!“ ſprach das Kammermädchen hinter dem Ofen, wohin ſie ſich geflüchtet hatte, vortretend.

„Es iſt ſehr unſchicklich, wenn ſich Domeſtiken erlauben, ſei es auch nur durch Seufzen, Räuſpern, oder dergleichen, das Geſpräch von Standesperſonen zu unterbrechen!“ ſagte ſtolz und unwillig der Freiherr. „Aber mein Gott", ſetzte er zuſammenfahrend hinzu, „da kicherte Jemand!"

Wirklich erſchallte in dieſem Momente ein halblautes Lachen, außerhalb des Saales, jedoch nicht von der Thüre her.

„Das fehlte noch!" jammerte Madame Pudermehl, jedoch mit vor Furcht erſtickter Stimme. „Das fehlte noch, daß alle die gemahlten todten Edelleute an der Wand zu lachen oder zu reden anfingen! — Wiſſen Sie wer gelacht hat, Profeſſor Bizilinus? Es war die Dame auf jenem Bilde, die im rothen Kleide, die ſo vornehm die Naſe rümpft, und den häßlichen Köter unter dem Arme trägt. — Ich müßte mich ſehr irren, oder ich ſah es deutlich, wie ſie den Mund aufſperrte. — Aber, o Herr und Schöpfer! Nun kommt die ganze Geiſtergeſellſchaft die Treppe herunter, und — das iſt mein Ende!"

Wirklich erſchallten jetzt Fußtritte auf der Stiege, und nun begann das geſtrige Klirren, Raſſeln und Toben, auf dem Korridor und den Seitengängen. Die Geſellſchaft der Auserwählten — den Major und die Gräfin ausgenommen — ſprangen von ihren Sitzen auf, und drängten ſich in der Nähe des Ofens zuſammen.

„Nun iſt es die höchſte Zeit, daß das Ding zu Ende kommt, und zwar ehe der Eine oder der An-

ere vor Furcht verrückt wird!“ rief unwillig der Ma-
or nach den Piſtolen greifend. „Bei Alledem“, ſetzte
r bedächtig hinzu, „iſt es klar, daß Mehrere bei dem
infältigen Spaße in Thätigkeit ſind, darum müſſen
vir eine beſondere Diſpoſitio.. treffen. — Wir — der
männliche Theil der Geſellſchaft meine ich — wollen
inen Ausfall wagen. Ich ſtelle mich an die Spitze.
Er, Schulmeiſter, nimmt ein Licht und bleibt mir zur
Seite. Sie Baron, bilden mit dem Profeſſor und
Herrn Kahlmäuſel die Nachhut. Sobald wir auf
en Feind ſtoßen, fallen wir ihn an, wir packen was
ns vorkommt, und wenn der Gegner auf mein An-
ufen nicht ſtehen will, ſo ſende ich ihm eine bleierne
Pille nach. —“

„Ich bin der Meinung“, ſagte der Profeſſor,
„daß übernatürliche Kräfte hier im Spiele ſind; ſich
ber mit dieſen meſſen zu wollen, wäre frevelhaft. —
ch kann an dem Plane nicht Theil nehmen.“

„Als Edelmann und Staatsbeamter würde ich
mich niemals — am wenigſten zur Nachtzeit — mit
Gegnern, die ich nicht kenne, in ein Handgemenge
inlaſſen!“ ſagte der Freiherr. „Wie leicht erhielte
nan im Gedränge einen Stoß oder Schlag —“

„Richtig!“ rief ärgerlich der Major. „Sie könn-
en einen Schlag bekommen, und dann wollten die

andern Chauſſéeeinnehmer nicht mehr mit Ihnen dienen. — Wie ſteht's mit Ihnen, Herr Kahlmäuſel? —“

„Ich ſehe gar nicht ein, welchen Vortheil ich dabei hätte, das alte Haus von Geſpenſtern, Falſchmünzern — denn darauf wird wohl die Sache herauskommen — oder anderen Spektakelmachern zu ſäubern!“ ſagte der Banquier. „Meinetwegen“ — er rief dies mit beſonders lauter Stimme — „mögen die Geiſter muſiziren, und die Falſchmünzer Geld prägen ſo viel ſie wollen; ſo lange man mich in Ruhe läßt, kümmere ich mich um nichts.“

„Wohlan, ſo gehe ich allein!“ rief entrüſtet der Major. „Blos der Schulmeiſter ſoll mich begleiten um zu leuchten, damit ich die Hände frei behalte.“

Wie der Blitz ſprang Herr Haberkorn hinter die Gräfin.

„Hat ſchon Jemand ſolche verdammte Memmen geſehen!“ murmelte der Major, und wollte eben dem Studiendirector in ſeinem Verſtecke zu Leibe gehen, als die zwei, einander gegen über gelegenen Saalthüren, die nämlichen, durch welche der Geiſt vorige Nacht ein- und ausgegangen war, krachend aufſprangen. Ueberraſcht blickte Ravensberg, mit Entſetzen das Directorium der Bettelunion nach dem Eingange, als — o grauſe Erſcheinung! — das Geſpenſt von voriger Nacht in's Zimmer trat. Es war Hubert von

avensberg, wie er leibte und lebte. — Die heute
vas heller brennenden Lichter erlaubten die Erſchei-
ng genauer zu betrachten, und wenn auch Niemand
n den Anweſenden in ſo ruhiger Stimmung war,
das Original mit dem Gemälde Zug für Zug zu
gleichen, ſo ſtimmten doch die meiſten Eigenthüm-
keiten des erſten, vorzüglich die ſchlanke Geſtalt, das
ſſe Antlitz, der ſchwarze Lockenkopf, die düſtre Klei-
ng, ja ſelbſt das, an einem blutrothen Strange über
Schulter hängende Jagdhorn, und die weiße Schärpe,
t denen des letztern überein.

. Gleich beim Eintreten blieb die Geſtalt mit er-
benem Arme ſtehen, drohend blickte ſie auf die Ge-
ſchaft der Auserwählten, dann zeigte ſie gebieteriſch
die Thüre, durch die ſie gekommen war, und
en weiter ſchreiten zu wollen.

Bis dahin hatte der Major in ſtummem Erſtau-
dageſtanden. Jetzt erholte er ſich.

„Steh!“ rief er mit donnernder Stimme, indem
den Hahn der Piſtole ſpannte. „Steh, oder Du
verloren!“ —

Die Geſtalt lächelte, aber blieb im langſamen
reiten. —

Der Major wollte auf ſie zueilen, aber mit der
ft der Verzweiflung faßte Madame Pudermehl,
erkorn, und das Kammermädchen, den Major bei

den Rockſchößen, und er konnte ſich nicht von der Stelle rühren.

„Ergieb Dich. — Aber, zum Teufel! laſſen Sie mich doch los! — Ergieb Dich, oder ich ſchieße!“ rief der Alte wie beſeſſen.

Das Geſpenſt lächelte, und — ging.

In dieſem Augenblicke drückte Ravensberg das Piſtol ab. — Der Schuß krachte, das Geſpenſt machte eine kurze Bewegung mit der Hand, und warf irgend Etwas in das davon laut ertönende, auf dem Schenktiſche befindliche Kupferbecken. — — —

„Gefehlt!“ ſchrie Ravensberg, als die Erſcheinung lächelnd ihren Weg fortſetzen wollte. „Gefehlt und verhöhnt! — Wohlan, ſo möge dieſe Kugel beſſer treffen! —

„Er zielte jetzt mehrere Secunden lang, dann ſprühte das Feuer aus dem Rohr, der Schuß krachte, aber auch jetzt machte die Erſcheinung die vorige Handbewegung, und ging, nachdem es wiederum Etwas in das erdröhnende Becken geworfen hatte, langſam und lächelnd zur Thür hinaus. — — —

„Wäre es ein Menſch geweſen“, ſagte dumpf der Alte, indem er vor Erſtaunen das Piſtol auf die Erde fallen ließ, „wäre es ein Menſch geweſen, ſo durchbohrte ihn meine Kugel; ich ſchieße auf zwölf Schritt das Aß aus der Karte. — Aber was thut's!

Gewißheit muß ich haben!“ ſetzte er ſchnell hinzu. „Vorwärts Schulmeiſter! Das Licht genommen! Ich will das Geſpenſt mit dieſen meinen Fäuſten packen! — Vorwärts!“ rief er wüthend, als Haberkorn ſich wieder hinter die Gräfin flüchten wollte. „Vorwärts, Memme, oder ich ſchlage Dir mit dem Piſtol den Schädel ein! —“

In Verzweiflung — der Major packte Haberkorn beim Rockkragen — faßte der unglückliche Studiendirector das Licht, und wie ein Adler, der ein Schaf in der Klaue hat, braußte der Alte mit ſeinem Gefährten zur Thür hinaus. —

„O Graus! O Entſetzen! O furchtbares Geſchick!“ rief Profeſſor Wislicenus, als die zitternde Geſellſchaft der Auserwählten ſich allein befand.

„Ich will lieber in dem furchtbarſten Regenwetter, mit einer ganzen Karavane Fuhrleuten oder Marktfieranten zu thun haben, als noch eine Stunde länger in dieſem Hauſe zubringen!“ liſpelte der Baron vor ſich hin.

„Ich könnte mir Maulſchellen geben, daß ich mit einem Rudel Narren und alten Weibern, zu der hundsföttiſchen Unternehmung ausgezogen bin!“ murmelte Kahlmäuſel zwiſchen den Zähnen.

„Wäre die Sache beendigt“, ſagte die Gräfin nicht ohne Beſorgniß im Ton, „ſo würde ich einige wenige angemeſſene Worte — Aber mein Gott! Madame Pudermehl iſt vor Schreck ohnmächtig geworden. —“

Allerdings hatte der Schreck, vorzüglich die beiden Piſtolenſchüſſe, dergeſtalt auf die ſonſt ziemlich taktfeſten Nerven der Wittwe gewirkt, daß ſie, jedoch ohne von der übrigen Geſellſchaft bemerkt zu werden, bewußtlos auf einen Stuhl geſunken war.

„Iſt nicht etwas Eau de Cologne zur Hand?“ rief die Gräfin.

„Man könnte ihr einen Löffel Wein einflößen!“ ſagte der Profeſſor.

„Ja! Oder ein Glas Waſſer in's Geſicht gießen!“ meinte das Kammermädchen.

„Erlauben Sie, verzeihen Sie!“ rief Kahlmäuſel. „Ich werde ſie gleich zur Beſinnung bringen. Ich beſitze ein vortreffliches Arkanum, welches mir Einer von unſern Leuten neulich auf der Meſſe gelehrt, und der es in Polen vielfach practiciren geſehn hat.“

Raſch brannte der mitleidige Banquier ſich eine Cigarre an, und blies der armen, in Ohnmacht Befangenen den Rauch wiederholt in's Geſicht.

„Pfui Teufel!“ rief plötzlich die in's Leben zurückkehrende Vorſteherin der frommen Union. „Sie ſind wohl vor Angſt verruckt geworden, Herr Kahlmäuſel, daß Sie mir Ihren infamen Tabacksrauch in die Augen blaſen?“

So viele Mühe ſich auch die Gräfin gab Madame Pudermehl, über den ihr ſcheinbar angethanen Affront zu beruhigen, ſo würde ſie demungeachtet lange nicht zum Ziele gekommen ſein, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Major, und zwar im Zuſtande bedeutender Verwirrung und augenſcheinlicher Niedergeſchlagenheit in's Zimmer getreten wäre.

„Nun wie ſteht's?" — Was haben Sie entdeckt?" rief die Gräfin ihm lebhaft entgegen.

„Nichts! — Durchaus nichts!" erwiederte Jener, ſich erſchöpft auf einen Stuhl niederlaſſend.

„Und Haberkorn? — Wo iſt Haberkorn?" — fuhr die Gräfin, deſſen Abweſenheit eben bemerkend fort.

„Wo er hingehort! — Der Teufel hat ihn geholt!" ſagte der Major.

„Alſo dennoch! — dennoch! — Ich dachte es gleich!" rief der Profeſſor.

„Sprechen Sie! Erzählen Sie!" rief die Gräfin. „Wir müſſen an Rettung denken."

„Freilich müſſen wir das, wenn auch der Menſch nicht ſo vieler Umſtände werth iſt! Nun hören Sie. — Ich eilte", erzählte der Major, „in der rechten Hand das ungeladene Piſtol, in der linken Ihren Taugenichts, der wie ein Holzklotz ſich an mich hing, über den Korridor, da ſehe ich in der Ferne eine dunkle Geſtalt in ein offen ſtehendes Zimmer ſchlüpfen. Vorwärts! rufe ich. Jetzt haben wir das Geſpenſt! — Ich wußte nämlich, daß jenes Zimmer nur einen Ausgang hat. — In dieſem Augenblick hängt ſich der Kerl, der Haberkorn, wie eine Klette an mich, und bittet um Gotteswillen, nicht weiter zu gehen. Ich, nicht faul, werfe die Memme wider die Wand, aber, was ich nicht bedacht hatte geſchieht, das Licht fällt zur Erde und verliſcht. Demungeachtet gebe ich die Hoffnung, einen Fang zu thun, nicht auf, und eile dem Geiſte nach. Ich tappe in dem dunkeln Zimmer umher, aber — hol's der Henker — ich hatte gut ſuchen; man ſah nicht eine Hand vor den Augen. — Wie ich noch ſo an den Wänden umhergreife, höre ich auf einmal den Haberkorn ganz erbärmlich um Hülfe rufen. Ich, wie der Blitz, will zur Thüre hinaus, aber — ſtellen Sie ſich vor — die Pforte iſt zu. Nachdem ich mich eine Viertelſtunde vergebens abgearbeitet habe, ſpringt die Thüre von ſelber auf und — da bin ich. Ihr hundsföttiſcher Studiendirector aber iſt beim Teufel."

„Wir müſſen auf Anſtalten denken! Es kann ein Verbrechen begangen worden ſein!" ſprach die Gräfin nach kurzem Beſinnen.

„Sagte ich es nicht gleich, daß wir hier alles Mögliche zu riskiren haben?" ſprach der Freiherr kleinlaut.

„Nun läugne noch einer die Macht des Satans!“
er Profeſſor. „Leugne ſie Einer hier, wo es
rende, polternde, lachende Teufel, ja ſo viel hölli-
eiſter giebt, als nur zur Sommerzeit Mücken
ht umſchwärmen! — O die fromme ſchwäbiſche
in hatte wohl von Glück zu ſagen, denn in
Kämmerlein machten ſich die Geſpenſter blos
Spaß mit den Schemeln, Tiſchen oder Fuß-
— höchſtens ſetzten ſie ſich in eine Ecke, und
n und greinten wie ungezogene Schulbuben —
ier iſt man vor ihnen nicht einmal des Leibes
ebens ſicher.“

Noch ſeiner Ehre und Reputation!“ ſetzte
der Freiherr hinzu.

Ja wohl! — Der Herr Baron haben' ganz
“ ſchluchzte das Kammermädchen. — „Weder
re, noch der Repartition! —“

„Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſein —“

elte weinend Madame Pudermehl.

Bin ich nicht ein Eſel, ein dummer, verdamm-
erwetterter Eſel, mich von dem heuchleriſchen,
rigen Volke hierher ſchleppen zu laſſen, und
ohne eine vorläufige Verſchreibung, oder anderm
eiſtlichen Vortheil? — O, ich könnte mich in's
ſchlagen!“ knirſchte heimlich Herr Kahlmäuſel.

Lange machten ſich noch die Anſichten der einzelnen Mitglieder der Geſellſchaft auf dieſe Weiſe kund, als auf einmal — und zwar außerhalb des Schloſſes — die Melodie eines Sterbegeſangs erſcholl.

„Da geht's auf's Neue los!“ ſagte entſetzt der Freiherr.

„Nun wollte ich aber, daß die todten und lebendigen Edelleute, die Betſtunden und der Zwieback, die Bethelunion und der verfluchte Hochmuth, der mich zu dieſer getrieben hat, kurz Alles ſammt und ſonders beim Henker wäre!“ rief, ganz von aller Beſinnung verlaſſen, Madame Pudermehl.

Die Gräſin warf einen wüthenden Blick auf die Sprechende.

Wer weiß zu welchem Auftritte es jetzt noch gekommen wäre, wenn nicht in dieſem Momente der Major ſein Schweigen gebrochen hätte.

„Wie iſt mir denn?“ rief er aufſpringend. „Täuſcht mich nicht Alles, ſo iſt dies die näſelnde Stimme Haberkorns, denn nur wenn er etwas im Kopfe hat, ſingt er einen erträglichen Baß.“

Raſch eilte der alte Krieger zum Fenſter und riß dieſes auf.

„Richtig!“ ſchrie er, nachdem er einen Blick hinausgeworfen. „Er iſt's! — Ich erkenne ſeine Stimme! — Aber — Höllenelement! — ſehen Sie doch, um

Gotteswillen! — Reitet der Kerl nicht auf dem Helme des ſteinernen Wappens, welches unter dem Mittelfenſter des erſten Stockwerks angebracht iſt!“

„Nicht möglich!“ rief die Gräfin.

Alle eilten zum Fenſter.

„Still! Jetzt ſingt er!“ ziſchelte der Major. „Sie werden ihn gleich an der Stimme erkennen.“

„Du Salemsjäger hetze unten,
Mich Sündenthier mit Gnadenhunden!“

ſang Haberkorn tremulirend, doch deutlich.

„Da haben wir's!“ ſprach der Major. „Er iſt verrückt geworden. Die Angſt hat ihm den Verſtand geraubt. — Er glaubt in ſeinem Wahnſinne den ſchwarzen Jäger hinter ſich zu haben, und meint, er ſei das Schwein, das gehetzt wird. —“

„Erlauben Sie, Herr Major!“ ſagte die Gräfin etwas gereizt. „Es iſt dies ein Vers aus einem alten, aber bei uns ſehr beliebten kräftigen Liede. Gerade dieſe einfältiglichen Gleichniſſe ſind es —“

„Die Ihrer geiſtigen verdeckten Speiſe den Wohlgeſchmack geben; das Fumet Ihrer Wildpaſtete. Ich kenne das!“ ſagte lachend der Major. — „Uebrigens iſt mir dieſer Umſtand ſehr angenehm, denn ich dachte der Haberkorn wäre toll und würde um ſich beißen, wenn wir ihn herunterholen.“

„Vor allen Dingen müſſen wir nun darauf denken den Mann aus ſeiner gefährlichen Lage zu retten!“ ſprach die Vorige.

„Natürlich! — Natürlich!“ rief der Major. „Ich werde ſogleich Leute mit Stricken und Leitern kommen laſſen. — Aber wollen Sie Sich nicht jetzt Allerſeits ſchlafen legen? —“

Die ſämmtlichen Anweſenden verneinten auf's lebhafteſte dieſe Frage.

„Nun wohl!“ rief Ravensberg. „Gehn wir nach meiner Behauſung, und erwarten wir dort den Morgen bei einem Glaſe Punſch, der uns, nach den Störungen dieſer Nacht, um ſo beſſer munden ſoll.“

„Das iſt ein vortrefflicher Vorſchlag, Herr Major!“ rief Madame Pudermehl, wie zu neuem Leben erwachend. „Das wird eine excellente Erholung auf alle die Strapazen ſein, und wenn wir uns von gottgefälligen Dingen, und von den Thaten des Nächſten unterhalten wollen, ſelbſt ſo eine Art Liebesmahl, denn — überlege ich mir es recht — ſo muß es für unſer Seelenheil ziemlich gleich ſein, ob man den Thee mit Rahm genießt, oder mit Arrac und einem Scheibchen Zitrone. — Meinen Sie nicht auch, Profeſſor Wiekellius?“

Sämmtliche Anweſende verließen nun in geſchloſſener Kolonne das alte Gebäude, und obwohl das Kammermädchen bei ihrer jungfräulichen Ehre ver-

, ſie habe auf der Treppe deutlich Jemanden
gehört, ſo gelangte dennoch die Geſellſchaft un-
chten in's Freie.

Von hier aus haranguirte die Gräfin den, ſich
ch an die Helmzier des Ravensbergiſchen Wap-
nklammernden Haberkorn, ſie ermahnte ihn zu
chem Ausharren, bis er aus ſeiner luftigen Ge-
ſchaft erlöſt werden würde, als aber die Spre-
ſich noch weiter verbreiten, und verſchiedene er-
he Betrachtungen anknüpfen, ja ſelbſt aus Schmol-
betbuch die etwa hierher paſſenden, auf verzwei-
Situationen ſich beziehenden Stellen, anführen
. fiel der Major ihr etwas unhöflich in die Rede,
er ſagte: „Er habe den Teufel von Alle dem;
ein hölliſcher Luftzug auf der Brücke, und er
ſich hier keinem Anfall vom Schlage ausſetzen.“
em armen Haberkorn rief er zu: „daß er ſich
albe Stunde gedulden möge; es ſei eine recht
e ruhige Novembernacht, und — der böſe Feind
ihn nicht gleich holen, da er ja doch über kurz
ang ſeiner gewiß ſei. —“

Was nun das im Laufe der Nacht bei einem
Punſch und allerlei Kuchenwaare gefeierte Lie-
hl, und die dabei geführten Geſpräche anlangt,
erſcheiden ſich ſolche allzuwenig von andern der-
n Unterhaltungen, als daß wir den geſchätzten

Leſer mit der Schilderung derſelben behelligen ſollten, und wir führen nur an, daß Haberkorn, der nach einer Stunde im Kreiſe der Anweſenden erſchien, über ſeine Abentheuer weiter keine Auskunft zu geben vermochte, als daß er von vier Männern im Dunkeln ergriffen, zum Fenſter hinausgehoben, und endlich, als er auf dem Wappen Platz genommen, von einer unbekannten Stimme ermahnt worden ſei, ſich feſt zu halten.

So wie der Morgen angebrochen war, eröffnete der Major und die Gräfin ihre Unterhandlungen wegen des Gutskaufs, aber bald zeigte es ſich, daß dieſe fruchtlos ablaufen würden.

Alle Auseinanderſetzungen des Werthes der Güter, wies die Gräfin ganz kalt mit der Bemerkung zurück, daß es ihr Niemand verdenken könne, wenn ſie ſo wohlfeil als möglich zu kaufen trachte, ja, daß dies hier, wo es ſich nicht um eigenen Vortheil, ſondern um Förderung eines gottſeligen Zweckes handle, ihr vorzugsweiſe als eine heilige Pflicht erſcheine. Genöthigt ein Gebot zu thun, nannte ſie endlich eine Summe, die die kleinere Hälfte des Gutswerths ungefähr erreichen mochte. Auf die heftig vorgebrachte Gegenbemerkung des Majors, daß ſelbſt auf dem Wege der Subhaſtation ein höheres Kaufpretium erfolgen, ja jeder jüdiſche Gütermäkler ein anderes Gebot thun würde, erwiederte die Dame kalt, daß es dem Major völlig freiſtehe, dieſen oder jenen Verkaufsweg einzuſchlagen, und auf die dringende Bitte des Alten, ihm einige Zahlungstermine zuzugeſtehn, die er, wenn er nur etwas Zeit gewönne, unverbrüchlich halten wolle, ſagte ſie geradezu, daß dies unmöglich, jeder weitere Antrag dieſer Art umſonſt, und ſie in jeder Hinſicht in ihrem Recht, ſo wie entſchloſſen ſei, am Verfallstage davon Gebrauch zu machen.

Alles dieſes, ſo ſchmerzhaft es auch für den Alten ſein mochte, hörte der Major mit großer Ruhe an, als aber die Gräfin ſchlüßlich mit Eiſeskälte hinzufügte, daß ſie ſchon darum kein höheres Gebot thun würde, weil ſie auf die Benutzung des Schloſſes wenig rechnen könne, indem es ihr Wille ſei, wenn ſie die Güter erſtehe, das alte Gebäude, theils weil es allzuverfallen, theils weil ſie von einer Rotte Gottloſer darin verfolgt und beleidigt worden ſei, bis auf den Grund niederreißen zu laſſen, brach der Grimm des alten Mannes los.

„Wie, Frau Gräfin!“ rief er zornig und indem ſeine Lippen bebten. „Sie, eine Abkömmlingin eines unſerer älteſten Geſchlechter, Sie, die Vorſteherin eines Vereins, der gegen jede neuere Geiſtesrichtung kämpft, und ſie als das Werk des Satans ausſchreit, Sie ſagen mir mit einer Ruhe, als ob es ſich für mich von der gleichgültigſten Sache von der Welt handele, daß Sie das Haus, worin ich geboren ward, wo mein Geſchlecht über dreihundert Jahre glücklich lebte, und — fragen Sie meine Unterſaſſen — auch manches Gute wirkte, der Erde gleich machen laſſen wollen! — Als ich mich zuerſt zu dem Gedanken veranlaßt ſah, das Erbe meiner Väter zum Verkauf auszubieten, ſo ſagte ich mir: Wird auch ferner kein Ravensberg in dem alten Hauſe geboren werden, wird auch Keiner Deines Geſchlechts mehr in den alten Hallen ſeine Enkel auf den Knieen wiegen, ei nun, ſo werden in ſeinen Mauern Menſchen zu Bürgern erzogen werden, und das war mir ein tröſtender Gedanke, und meinem Herzen ein Erſatz für den Verluſt. — Jetzt, Frau Gräfin, denke ich anders. — Ich wäre in dieſem Augenblicke wohlaufgelegt, Ihnen Manches — manches Harte zu ſagen. Ich will es nicht. — Sie befinden ſich unter meinem Dache. —- Erlauben Sie mir indeß blos zu bemerken, daß die wenigen Stunden, die ich in Ihrer Geſellſchaft zugebracht, viel dazu beigetragen haben, meine Anſichten über die Richtung, ſo wie über das eigenthümliche Wirken des Pietismus in unſerm Lande feſtzuſtellen, ſo wie mir den Haß zu erklären, mit welchem ſich die Volksſtimme gegen denſelben ausſpricht. — — —“

Man hätte erwarten ſollen, daß die Gräfin den

vom Major hingeworfenen Kampfhandſchuh auf-
ben würde, dies war jedoch keinesweges der Fall.
it größter Ruhe und niedergeſchlagenen Blickes ſagte
: „ſie habe bereits vieles um des Heilands Willen
tragen, ſie werde auch dieſes hinnehmen, und nur
ten, daß der Herr den Sinn der Gegner ſeiner Sache
ldigſt erleuchten möge.“

Mit kurzen Worten befahl ſie ſodann das An-
nnen. — — —

Schon rüſtete ſich die Geſellſchaft der Auserwähl-
zum Abzuge, als Herr Itzig Kahlmäuſel den Ma-
bei Seite führte.

„Herr Major!“ ſagte er. „Wir haben in Lie-
ungsſachen bereits manchen Handel gemacht, und
denke, Sie werden mit mir zufrieden geweſen ſein.“

„Hm ja!“ verſetzte Ravensberg mit dem Kopfe
kend, und lächelnd. „Ich glaube nicht, daß Sie
ch um mehr als dreißig oder vierzig Procent bevor-
ilt haben.“

„Der Herr Obriſtwachtmeiſter ſind recht ſcherz-
ſt!“ erwiederte achſelzuckend der Banquier. „Aber
ſſen Sie was; ich will Ihnen einen guten Rath
en. — Laſſen Sie Sich mit dem frommen Volke
ht weiter ein, auch wenn Ihnen die Gräfin ein
chgebot thun ſollte. Wenden Sie Sich lieber an
ſere Leute. Sie kommen beſſer weg, denn dieſe

ſind gewiſſenhafter. — Sobald ich nach Hauſe gelange, ſpreche ich mit meinem Freunde Levi Pferdeigel, und wenn mich nicht Alles täuſcht, ſchaffe ich Ihnen die aufgekündigten Kapitalien zu billigen Zinſen: zu ſieben Prozent, denke ich, oder gar zu ſechs, ſieben Achtel. — Den Frommen verſchaffe ich ein anderes Gebäude, das mir überdem zu der Bekehrungsentrepriſe beſſer zur Hand liegt, das jetzt leer ſtehende ſogenannte Narrenſpittel — wenn Ewr. Gnaden das Gebäude bekannt iſt — ich habe den Kaufpreis bereits beſprochen. —“

Die Wagen waren indeß angeſpannt worden, und nachdem der Freiherr verſichert hatte, daß er an dieſe Expedition zeitlebens denken wolle, Madame Pudermehl ſich aber hoch und theuer vermaß, ſich nimmermehr in ſolche Fährlichkeiten einlaſſen zu wollen, rollte die Geſellſchaft der Auserwählten, nach ziemlich kühlen Abſchiedsworten von Seiten des Majors, zum Thore hinaus. — — —

Es mochten ſeit der Abfahrt der Frommen und ihres jüdiſchen Begleiters etwa ſechs oder acht Stunden verfloſſen ſein, als Fräulein Mathilde im Begriffe war, ſich nach dem alten Schloſſe zu begeben, um, wie ſie ſagte, den zur Aufnahme der Gäſte in Bereitſchaft geſetzten Hausrath wieder bei Seite zu ſchaffen, und der Major erklärte, die Tochter begleiten zu wollen, um, wie er hinzuſagte, das Terrain, auf welchem ſich

ie Geiſter umhergetummelt, zu recognoſciren, und wenn
r deren Spur entdecke, über ſie ein ſtrenges Gericht
u halten.

„Geh' Thildchen!“ ſagte der Alte, als ſie in
em Saale angelangt waren; „geh' mit dem Jakob
nd ſchaffe Alles bei Seite; ich erwarte Euch hier,
ann beginnen wir unſere Nachforſchungen. —“

Die Winterſonne ſchien eben mit einem, in dieſer
Jahreszeit ſeltenen, Glanze, durch die ſpitzbogigen bun-
en Fenſter, und das rothe Herz, welches der Wap-
enrabe im Schnabel hielt, brannte im feurigen Schim-
ner des Wiederſcheins auf dem Mantel des düſtern
Reginald von Ravensberg, als ſich der Major in dem
chenen, mit braunem Leder gepolſterten Sorgenſtuhle
iederließ. Wie es ſchien bewegten ſehr verſchieden-
rtige Gefühle das Herz des alten Mannes, denn er
altete ſtill die Hände und wiſchte ſich endlich eine
ber die runzlichen Wangen herabrollende Thräne ab.

„Sie haben Dich niederreißen wollen, Du alte
alle!“ ſagte er endlich wehmüthig, indem er in dem
eiten Gemache umher blickte. „Sie haben Dich nie-
rreißen wollen, Sie ſagen, Du ſeiſt eine Wohnung
r Gottloſen — und dennoch wurden in Deinen
Mauern eine große Anzahl tapferer, freudiger Män-
r, und züchtiger, frommer Hausfrauen geboren. —
ie wollen Dich der Erde gleich machen, Du altes

Haus, weil, wie ſie ſagen, ſie darin verfolgt und beleidigt worden ſind — und wann hat wohl je ein Ravensberg wiſſentlich das Recht der Gaſtfreundſchaft verletzt? Wo wurden wohl Sitte und Zucht mehr geehrt, als in dieſen alten Hallen? Wo wurde auf häuslichen Frieden, auf Familienglück mehr gehalten wie in dieſem Hauſe? — O!“ ſagte der Alte in tiefer Rührung; „auch ich bin in dieſen Mauern ſehr glücklich geweſen! — Wißt Ihr es noch, Ihr alten Burſchen“ — hier ſtreckte er den Arm gegen die Ahnenbilder aus — „wißt Ihr es noch, wie ich meine ſelige Agneſe zum erſtenmale in dieſen Saale führte? — Hier, hier auf dieſem Fleckchen ſtand die ſchöne, liebliche, ſchlanke Geſtalt, mit dem wallenden, blonden Haar, das ſich unter dem Häubchen der jungen Frau hervorgeſtohlen hatte, ſie betrachtete Euch mit dem großen blauen Auge, und, wahrhaftig, Ihr hattet Euch der neuen Stammesgenoſſin nicht zu ſchämen! — Hier — ein Jahr darauf — brachte ich Euch meinen Erſtling, den holden Knaben, der nun bei Gott iſt, und dann ſpäter meine Mathilde, den einzigen übrigen Sproß meiner glücklichen Ehe, und es war mir, als ob Eure ernſten Geſichter ſich zu einem theilnehmenden Lächeln verklärten, ſelbſt Deines, Du düſtrer Reginald, und Deines, unglücklicher Hubert! — Hier, hier auf dieſem Flecke, ſtand der Sarg meiner ewig geliebten Agneſe, hier lag ich auf den Knieen und weinte mich aus, hier ging ich auch ſpäter her, um zu weinen und zu klagen um Die, die mir Alles war, und ich glaube, ich habe es Euch mitunter zu danken, Ihr ſtummen Freunde, die Ihr ja auch gelitten habt, und geliebt, und gelebt, wenn ich getröſteter, als ich kam, den Saal verlaſſen habe. — Ja!" rief der Alte, und er faltete die Hände vor der Bruſt; „ja ich habe ſchöne, ſchmerzliche, unvergeßliche Stunden in dieſem Saale verlebt, Stunden, in denen ich mich über den Jammer, den Schmerz, die Laſt des Erdenlebens, erhaben fühlte, und ich denke, was auch die Frommen ſagen mögen, es war Etwas wie Gottesdienſt in dem Gefühl. — Und jetzt", rief er heftiger, „wollen ſie kommen, dieſe Menſchen mit den unbeweglichen, ſtolzen, kalten Geſichtern, dieſe Heiligen mit den harten, ſteinernen, verdammenden Herzen, ſie wollen das Haus, in dem ich geboren ward, abbrechen, die Stätte meiner Liebe und meiner Schmerzen zerſtören, die Bilder meiner Väter wollen ſie aus den Rahmen reißen! — Nimmermehr! Nimmermehr ſoll dies geſchehen! — —"

„Nimmermehr!" ſagte ruhig aber feſt, eine ſchöne, wohllautende Männerſtimme zur Seite des Majors. — Entſetzt fuhr der Alte empor.

Der geſpenſtiſche Wandler von voriger Nacht, ein ſchlanker Mann in ſchwarzer Kleidung, jedoch ohne das bezeichnende Hüfthorn, und — wie ſpäterhin der Major herausfand — den Zügen des Bildes nur wenig gleichend, ſtand vor ihm.

„Wer ſind Sie, mein Herr?“ redete heftig der Major den Fremden an, ſobald er ſich von der Ueberraſchung etwas erholt hatte.

„Ich heiße Hubert von Ravensberg!“ ſagte der Fremde ſich artig verbeugend.

„Ich habe“, rief in aufglimmendem Zorne der Major, „mir von Ihnen, mein Herr, noch Genugthuung hinſichts der meinen Gäſten angethanen Beleidigungen zu erbitten, und es bedarf nicht eines übel angebrachten Scherzes um unſere Abrechnung noch ſchwieriger zu machen.“

„Er heißt wirklich Hubert von Ravensberg!“ ſagte Mathilde, die indeſſen aus einem Nebenzimmer getreten war, erröthend, indem ſie den Alten begütigend umfaßte. „Er iſt unſer Vetter, ein Ravensberg der rheiniſchen Linie, der Sohn des ehemaligen Präſidenten zu R.“

„Und Du kennſt ihn? — Du warſt mit im Komplott?“ — rief zornig der Major.

„Fräulein Mathilde iſt gänzlich unſchuldig! Ich ſetze mein Ehrenwort zum Pfande. Erſt vor wenig Minuten traf ſie mich im Nebenzimmer!“ fiel der Fremde ein.

„Ich wußte nicht ein Wort von ſeinem Hierſein!" ſagte mit dem Tone der Wahrheit das Mädchen.

„Aber Du kennſt ihn?" rief der Alte. „Warum haſt Du mir nie ein Wort —"

„Doch! — Doch, lieber Vater!" ſprach Mathilde erröthend. „Sie haben nur vergeſſen, daß, als ich vor einem Jahre mit der Kouſine N. im Bade zu N. —"

„Und das iſt der Vetter von dem Du dann ſo oft — von dem Du dann und wann geſprochen haſt?" fiel der Major freundlich werdend ein.

„Laſſen Sie mich glauben, daß Fräulein Mathilde oft, recht oft, meiner gedacht habe, das Glück meines Lebens beruht auf dieſem Umſtande!" ſprach der junge Mann, die Hand des Majors ergreifend.

Letzterer ſah bald den Sprechenden, bald die bis in's ſchöne Haar hinauf erröthende Tochter an.

„Darf ich Sie fragen, Vetter, welchem Umſtande ich das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft danke?" ſprach der Alte nach längerer Pauſe.

„Mich darüber zu erklären, halte ich für meine erſte und freudigſte Pflicht!" verſetzte der junge Ravensberg. „Mögen Sie denn wiſſen, Herr Major, daß, als ich voriges Jahr im Bade zu N. Fräulein Mathilde zum erſtenmale erblickte, nach kurzer Bekanntſchaft der Gedanke in mir aufſtieg, ihr mein Herz und meine Hand anzubieten, da noch nie ein weibliches Weſen einen Eindruck wie ſie auf mein Herz gemacht hatte. Ob Mathilde Liebe für mich fühle, wußte ich zwar nicht mit Gewißheit, aber einige Aeußerungen unſerer Verwandtin — der nämlichen, durch die ich Mathildens Bekanntſchaft machte — ließen mir in dieſer Hinſicht einige Hoffnung. Eben wollte ich mich ſchriftlich an Sie und Ihre Tochter wenden, da erhielt ich die Nachricht vom Tode meines Vaters. In dieſem Augenblicke an eine Verbindung zu denken, würde ſich nicht geziemt haben, auch riefen mich wichtige Geſchäfte weit von der Heimath. Vor kurzem zurückgekehrt, wollte ich meinen Vorſatz ausführen, da vernahm ich durch Zufall, daß Sie entſchloſſen wären, den Stammſitz unſerer Familie zu veräußern. Ich bin in der Lage, an eine Erwerbung dieſer Art denken zu können, und Sie können Sich vorſtellen, mit welcher Haſt ich hierher reiſte, um einen Doppelantrag, der für mein Lebensglück von hoher Bedeutung iſt, Ihrer und Mathildens Entſcheidung vorzulegen. — — "

„Was den Kauf des Gutes anlangt, ſo kennen Sie gewiß meine Geſinnungen darüber, und wiſſen, wie ſehr ich mich eines Umſtandes, der alle Bedenklichkeiten ſehr glücklich beſeitigen würde, erfreuen müßte!" ſprach der Major mit herzlichem Tone. „Ihren zweiten Antrag entſcheidet Mathilde allein. — Aber nun, Herr Vetter, oder Herr Spuckgeiſt, wie kamen Sie auf den Einfall —"

„Die Rolle meines Namensverwandten zu ſpielen!" erwiederte lachend der junge Mann. — „In der Schenke zu Ravensgrün, wo ich anhielt, traf ich eine Anzahl Dorfbewohner mit Ihrem Förſter in einem Geſpräche, welches den Plan der Frommen, Hinſichts des Gutskaufs, anging. Mir war der Inhalt deſſelben ſo überraſchend, er durchkreuzte meinen eigenen Plan auf eine ſo unerwartete Weiſe, daß ich den tollen Einfall faßte, den Deputirten der Auserwählten einen Streich zu ſpielen. Ich entdeckte mich Ihrem Jakob, und bei dem Haſſe, dem Widerwillen, den der geſunde Sinn des Volkes gegen die pietiſtiſche Richtung überall bekundet, waren die übrigen Helfershelfer ſchnell gewonnen."

„Mein Vetter!" ſagte ernſt der Major, als der junge Mann geendet hatte. „Auch ich theile den allgemeinen Widerwillen gegen jene Leute, aber — Ihr Benehmen kann ich nicht billigen."

„Sie haben Recht, Herr Major!" ſprach mit einiger Beſchämung der junge Verwandte. „Kannten Sie dieſe Menſchen indeß ſo genau, wie ich ſie zu kennen Gelegenheit hatte, ſo würden Sie mich eher entſchuldigen. Mehrere Mitglieder meiner Familie gehörten dieſer Richtung an, und ich hatte ſomit Gelegenheit, mein Urtheil an der Quelle zu ſchöpfen. Ich ſelbſt bin durch dieſe Kenntniß ſchlechter geworden, denn — dieſe Frommen haben mich haſſen gelehrt. — O glauben Sie mir! Ich bin nicht ſo ungerecht, Alle, oder nur die Mehrzahl jener Leute, für Heuchler zu halten. — Gott bewahre mich vor ſolchem voreiligen und liebloſen Urtheil! — Aber jene ſtolze Demuth, die ſich ſelbſt erniedrigt um den Nächſten noch mehr zu erniedrigen, die entſetzliche Lehre, daß der Glaube Alles die That Nichts ſei — eine Lehre, die des Jeſuiten Mariana, der ein Buch zur Billigung des Königsmordes ſchrieb, würdig wäre, und die in ihrer Ausdehnung alle Verbrechen, wie mit einem weiten Mantel zu umhüllen geeignet iſt. — Der Zwieſpalt, den der Pietismus in das Herz der Familien, ja des ganzen Volkes bringt, hier den Sohn vom Vater, dort den Bürger von ſeinen Obern trennt, und den Haß an die Stelle der Liebe ſetzt, der in's Leben gerufene Glaubenswahn, der ſich verfolgt meint, weil er das Märtyrerthum will, ſo wie endlich jener geiſtliche Trotz, der nur ſo lange ſich verbirgt, als er ſich die weltliche Macht, als ihm verbunden, denkt, und dann, wie eine unvorſichtig gehandhabte Waffe, gegen die ſchützende Hand ſich empört, alles Dieſes ſind Uebel, die jene düſtre Richtung hervorbringt, ohne daß bis dahin noch die ſchlechtern Leidenſchaften, ohne daß Heuchelei und Machiavellismus, ſich in das ſchnöde Spiel miſchen. — Indeß, was ſoll ich Ihnen über dieſen Gegenſtand ſagen! — Sie, und jeder ruhige welterfahrne Mann, wiſſen nur allzuwohl, daß man nur an jede Hausthür, hinter welcher der Friede wohnt, anklopfen darf, um überall in unſerm Vaterlande das Nämliche zu hören, und iſt wohl je Vox populi vox Dei geweſen, ſo iſt es in dieſem Falle. — Daß ich hier nicht von wahrer ächter Frömmigkeit, zeige ſie ſich wie ſie wolle — denn ſie iſt mir in jedem, ſelbſt in dem lächerlichen Bilde, des heulenden Derwiſches, wie in dem des tanzenden Shakers, achtungswerth — ſondern von ihrem Afterbilde ſprach, brauche ich wohl nicht erſt zu bemerken. — — —“

Das Geſpräch wendete ſich noch lange über dieſen Gegenſtand hin und her, und kam endlich wieder auf die Spuckgeſchichte der vorigen Nacht. Der alte Hausherr ſchalt den Förſter Jakob weidlich aus, als dieſer eingeſtehen mußte, daß er es vorzüglich geweſen ſei, der die Spuckgeiſter, beſonders den ſeit langer Zeit im Herrnhauſe wohlbekannten Krämer — welcher unter andern auch der nächtliche Muſikant geweſen — angeworben habe. Auch mußte der graue Waidmann über das Geſtändniß, daß er die Kugeln aus den Piſtolen des Majors gezogen, und dem Fremden zugeſteckt habe, allerlei üble Redensarten vernehmen, wiewohl der alte Kriegsmann am Ende zugab, daß dieſe Vorſicht ſehr am rechten Orte angebracht geweſen ſei, weil, wie er verſicherte, die Frommen darin Recht hatten, daß wo Unglück anzurichten wäre, der böſe Feind die Hand gern im Spiele habe.

Die Sprechenden kamen endlich auf den Kaufpreis der Güter, und der Major nannte eine Summe, die der junge Ravensberg als eine billige anerkannte, und ſich auf dieſe Forderung zur weitern Unterhandlung gern bereit erklärte. Der alte Herr war überdies hoch erfreut, als ſein junger Verwandter — den wir fortan bei ſeinem Vornamen, Hubert, nennen wollen — verſicherte, daß er entſchloſſen ſei, den verfallenen Theil des Hauſes wieder in wohnlichen Stande zu ſetzen, ſo wie Hubert noch hinzufügte, daß er mit Sicherheit darauf rechne, daß der Major den Reſt ſeiner Tage in Ravensberg verleben werde.

„Sie eröffnen mir da eine Ausſicht, Vetter“, ſagte der Alte gerührt, indem er Hubert die Hand reichte, „eine Ausſicht, auf die ich bereits verzichtete, und die dennoch, wie ich nur allzuwohl fühle, mit meinem Lebensglück innig verbunden iſt! — Möge es Ihnen wohl gehen, indem Sie die letzten Tage eines alten Mannes erheitern, und“ — dies ſagte er mit freundlichem Lächeln — „mögen Sie, wenn Sie dieſe alten Mauern ausbeſſern, und unſern Stammſitz verſchönern, als eine kleine Beiſteuer, die ich Ihnen nicht gewähren kann, die in ihnen verborgene Sparbüchſe Reginalds auffinden. — Das Recept dazu“, ſchloß er lachend, „werde ich Ihnen treulich mittheilen.“

„Ich entſage gern jedem im Schloß Ravensberg aufzufindenden Schatze, einen ausgenommen!“ rief Hubert lachend. — „Aber was meinen Sie mit der Sparbüchſe Reginalds? —“

„Ei!“ ſagte lächelnd der Major. „Sie wiſſen, daß er, obwohl reich bei Lebenszeit, durchaus nichts hinterließ; vielleicht wiſſen Sie auch, daß eine von ſeiner Hand geſchriebene Familienchronik exiſtirt. Wohlan! Ganz zu Ende derſelben, auf der inwendigen Seite des Deckels, ſteht das Recept, worüber ſich mein Vater, wenn er in Geldnoth war — und dies war ziemlich oft der Fall — häufig den Kopf zerbrochen hat.“

„Sie müſſen mir durchaus die Chronik mittheilen!“ rief Hubert lächelnd.

„Der Vater“, ſagte Mathilde neckend, „weiß die in Reimen verfaßten, aber der Sache nach ungereimte Schatznachweiſung, auswendig, ſo oft hat er ſie ſtudirt. — Wie heißt das Ding doch gleich? Es war etwas von der Sonne, und von einem Herzen“ ſetzte das Mädchen grübelnd hinzu.

„Hört mich an!“ rief lachend der Alte. „Die wichtige Mittheilung lautet folgendermaßen:

„Wenn Winterſonne durch's Fenſter guckt,
Ihr kalter Strahl das Herz durchzuckt,
Dann forſche nach dem hellen Schein,
Und Du wirſt dann mein Erbe ſein!"

Das Ding", ſetzte der Alte hinzu „iſt von Reginalds zitternder Hand geſchrieben, und ſein Name ſteht unter dem Unſinn."

„Unſinn?" ſagte nachdenkend Hubert. „Unſinn iſt es wohl nicht."

„Wenn die Winterſonne das Herz durchzuckt, und wir dann in dem Scheine ſuchen ſollen?" rief der Major. „Wenn das kein Unſinn iſt! — Die „einfältiglichen" Traktätchen ſind voll Verſtand dagegen. — Erlauben Sie mir" — ſetzte er lachend hinzu — „die Reden der Madame Pudermehl für geiſtreicher zu halten."

„Man könnte es dennoch erklären!" rief Hubert ſcherzend. — „Hören Sie einmal! —

„Wenn Winterſonne durch's Fenſter guckt"

Das iſt jetzt der Fall! —

„Ihr kalter Strahl das Herz durchzuckt"

Das iſt auch der Fall, denn ſie ſtrahlt durch das Herz das der Wappenrabe im Schnabel hält! —

„So ſuche in dem Strahlenſchein"

War es nicht ſo?"

„Forſche nach dem hellen Schein"

verbeſſerte der Alte.

„Gleichviel!“ rief Hubert. — „Der Schein des bunten Fenſters fällt auf den Fußboden, und auf das Bild Reginalds. — Der des Herzens vorzüglich auf letzteres. — Da nun von dieſem beſonders die Rede iſt, vor Allem aber ſich leichter ein Bild wegnehmen, wie die Diehle aufreißen läßt, ſo“ — ſetzte Hubert mit komiſchem Ernſte hinzu — „iſt es ganz klar, daß Reginalds Sparbüchſe — hinter ſeinem Bilde ſteckt. —“

„Sie müſſen unter die Frommen gehen, Vetter!“ rief der Major aus vollem Halſe lachend. „Sie beſitzen eine köſtliche Erklärungsgabe. — Sie könnten es in der Geſchicklichkeit, beliebige Texte zu beliebigen Zwecken zu erklären, ſo weit bringen, wie nur je Einer der Auserwählten.“

„Ich ſpreche im Ernſte!“ rief der junge Mann zu dem Bilde Reginalds näher tretend. „Nehmen wir einmal das Bild weg. Der Rahmen iſt locker.“

„Sind Sie beſeſſen!“ ſchrie der Major. „Ich glaube, Sie wollen mich zum Beſten haben.“

„Es iſt ja nur eine Kleinigkeit! Ich befeſtige es wieder!“ entgegnete Hubert.

„Einfältiges Zeug!“ rief der Alte. „Es kann nichts dahinter ſein. Die Mauer iſt ganz dünne.“

„Hinter dem Bilde nicht!“ fiel der alte Jakob ein. „In der Nebenſtube iſt gerade dort ein Pfeiler, der ganz unnütz ſcheint.“

„Laſſen Sie uns das Bild losnehmen! — Ich ſtehe für jeden Schaden!“ — bat Hubert dringend. „Ich will durchaus wiſſen, ob ich eine Divinationsgabe habe.“

„Es geht recht leicht!“ ſprach der Jäger, das Bild beſichtigend. „Ich nehme mein Waidmeſſer und fahre in jenen Spalt, und dann habe ich auch hier noch die Zange —“

„Sehen wir einmal dahinter!“ rief Mathilde mit der ihrem Geſchlecht eignen Neugier. „Es iſt ja eine Kleinigkeit, Alles wieder in vorigen Stand zu ſetzen.“

„Ei, ſo thut was Ihr wollt!“ rief der Major halb luſtig, halb ärgerlich. „Ich mag es aber nicht mit anſehn. Man ſoll nicht ſagen, der alte Ravensberg ſei ein Schatzgräber geworden. — —“

Wenige Sekunden vergingen, und bald knarrten die Nägel der Vertäfelung unter der Zange des Jägers, und der Rahmen des Bildes fuhr vor dem Drucke des Waidmeſſers krachend aus den Fugen.

„Halte feſt, Alter!“ rief Hubert dem Förſter munter zu. „Halte feſt, damit wir das Bild nicht beſchadigen! — So! — Heraus damit! — —“

Der Major war bis zur Saalthür gegangen, und wollte eben die Schwelle überſchreiten, aber die Neugier geſtattete es nicht.

„Ein Kämmerchen!“ rief jetzt Mathilde voller Erwartung. „Ein Kämmerchen oder eine tiefe Niſche!“

„Oder ein alter Kamin!“ lachte Hubert. „Geſchwind laſſen Sie mich hinein! —“

Von Neugier getrieben, eilte der Major, ſo ſchnell es ſeine Jahre und die großen Steifſtiefeln erlaubten, herbei.

„Ich hab's! — Ich hab's!“ rief inzwiſchen Hubert, der gebückt in die Oeffnung geſtiegen war. „Ein Kaſten iſt in dem Loche, ſchwer iſt er auch, aber — ob Geld drin iſt, mag Gott wiſſen.“

„Nur heraus damit! Heraus!“ rief der alte Jäger wie beſeſſen.

Mit Anſtrengung ſchleppte Hubert eine eiſerne Kiſte, von mittelmäßiger Größe, bis an den Eingang des Kämmerchens; Jakob riß ſie vollends in den Saal.

„Jetzt auf! — Auf!“ ſchrie der Jäger wie unſinnig, indem er mit der Zange bald an dem Schloſſe, bald an dem Deckel riß, drückte und hämmerte. „O wäre doch Geld drinn! — Halten Sie ein Bischen, junger Herr! — Wäre doch Geld drinn — und die Frommen wären hier. — So; jetzt giebt es nach! — Und ſie platzten vor Neid und Aerger, und dann holte ſie Alle — — Jetzt! — Jetzt! — Wahrhaftig es iſt Geld! — — —“

Während dieſen Ausrufungen war der Deckel, des vom Roſt mürbe gewordenen Eiſenkaſtens, aufgegangen, und ein Gemiſch blanker Goldmünzen und vermorſchter Leinwandfetzen — die Reſte der Geldſäcke — bot ſich den Blicken der Umſtehenden dar. — — —

Das Erſtaunen, die Empfindungen, die Ausrufungen der Letztern zu ſchildern, wird der geneigte Leſer gewiß dem Erzähler, der noch niemals Schätze gehoben, und mithin keine recht genaue Vorſtellung davon hat, unter der Bedingung erlaſſen, daß Referent, wenn er je einmal in dieſen vergnüglichen Fall kommen ſollte, er dieſen haarklein und auf's Umſtändlichſte mittheilen werde, eine Bedingung, die er auf's Gewiſſenhafteſte zu erfüllen hiermit verſpricht, und einſtweilen nur ſo viel ſagt, daß der Jubel über die gefundene Sparbüchſe Reginalds — deren Inhalt etwas über dreißigtauſend Thaler betrug — groß war.

Noch an demſelben Abende — denn der Major war heute ſo vergnügt, daß er, bei einigem Dringen, ſelbſt eine Actie auf die Bekehrungsentrepriſe genommen hätte — wurde die Verlobung Mathildens mit Hubert feſtgeſetzt, und der Alte erklärte, daß er ein Drittheil des gefundenen Schatzes zur Ausſteuer Mathildens, das zweite Drittheil aber zur Ausbeſſerung ſeines Stammſchloſſes, beſtimmt habe, indem das dritte, für ſeine geringen Bedürfniſſe, mehr als hinreichend ſei, daß er aber darauf beſtehe, in dem Hauſe ſeiner Väter das Ende ſeiner Tage zubringen zu dürfen.

Freudig ward dies Alles von Hubert zugeſtanden, und wenige Wochen darauf wurde er mit Mathilden in dem Ahnenſaale des Schloſſes Ravensberg und vor dem, mit Blumen bekränzten Bilde Reginalds, durch Prieſterhand vereinigt. —

Einen weniger glücklichen Fortgang, als die Ehe Huberts, hatte die der Madame Pudermehl, welche inzwiſchen Frau Profeſſorin Wislicenus — ein ihr ehemals ſo wenig geläufiger Name — geworden war. Es gereichte ihr nämlich zu nicht geringem Verdruß, daß ihr Gemahl, Jedem der es hören wollte, verſicherte, daß der Teufel, der ſonſt in ſeiner linken Seite gewohnt, dies Quartier verlaſſen habe, und in ſeine Gattin gefahren ſei, aus der er nun ununterbrochen herausrede, und ihm Tag und Nacht nicht Ruhe laſſe. Auch mit der Bethelunion zerſchlug ſich die Sache. — Einige behaupteten, es käme daher, weil Herr Itzig Kahlmäuſel ſeine Gelder, beſſer bei denen im Werden begriffenen Eiſenbahnen, als bei der Bekehrung deutſcher Heiden anzubringen denke, Andere meinten, daß die aufgeklärte Landesregierung indirect ihr Mißfallen über eine Richtung, die das Land in die Finſterniß voriger Jahrhunderte zurückzuſchleudern drohe, und eine Kirche in der Kirche, einen Staat im Staate bilden wolle, zu erkennen gegeben habe. — Was die Meiſten zur Annahme der letztern Meinung bewog, war, daß die Gräfin jetzt häufig Geſellſchaften und Bälle beſuchte, und, wie einige Klatſchgevatterinnen verſicherten, auf einem der letztern geäußert haben ſolle, daß Thee und Zwieback erſchrecklich den Magen verdürben, und, was anſtändige Jugendvergnügungen anlange, eigentlich Nichts über einen Straußſchen- oder Lannerſchen Walzer gehe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neunter Band.

I. Die Verwandlungen.
II. Die Hexenprobe.
III. Der Beſeſſene.

Leipzig, 1838.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Dritter Band.

Leipzig, 1838.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Verwandlungen.

Erzählung.

Motto:

Es zieht ein Strom durch alle Lebensreiche,
Vom Aufgang hin zum fernen Niedergang.
Tiedge.

Als Hyder Ali, der Uſurpator von Mayſur, auf dem Sterbebette lag, ſchwur nach dem Wunſche des Hinſcheidenden ſein Sohn Tippo Saib, in die Hand des Sterbenden, den Britten unverſöhnlichen Haß. — Der kluge Hyder rieth dem ungeſtümen Sohne dieſen Haß ſo lange zu verbergen, bis die Umſtände eine Gelegenheit darbieten würden, mit Ausſicht auf Erfolg gegen die Todfeinde loszubrechen; dann erſt ſolle er mit aller Kraftanſtrengung verſuchen die Engländer aus ganz Oſtindien zu vertreiben. Der Sterbende empfahl noch, bis dahin ſeine Unterthanen — ein Hinduſtamm — ruhig bei dem Glauben ihrer Väter zu laſſen, den Sohn ſeines entthronten Vorgängers, den jungen Radſchah Kisna, mit Nachſicht zu behandeln, und den Islam nur nach und nach, aber mit um ſo gewiſſerer Ausſicht auf Erfolg auszubreiten. — Tippo obwohl einer von jenen kühnen Männern, wie ſolche die Natur nur ſelten hervorbringt, hatte von ſeinem Vater nur den Muth, nicht die Klugheit und Mäßigung ererbt. Unduldſam und fanatiſch wollte er den Hindus die mahomedaniſche Religion aufzwingen, er ließ Braminen zu Tode prügeln, und äſcherte die Pagoden ein; nur den jungen Kisna behandelte er nachſichtig. Eine Art Scheu hielt ihn ab, den letzten männlichen Sprößling der alten Herrſcher des Landes zu vertilgen. Ein im Jahr 1790 gegen die Engländer angefangener Krieg hatte ſich zwar damit geendigt, daß die Generale Lord Cornwallis und Abercromby bis nach der Hauptſtadt von Mayſur — Seringapatnam — vorgedrungen waren, und Tippo zu einem ſchimpflichen Frieden, durch welchen er faſt die Hälfte ſeiner Länder verlor, gezwungen hatten, aber aufgeregt von einigen franzöſiſchen Abentheurern, ſchritt er im Jahre 1799 zu neuen Feindſeligkeiten, und nun erklärten die Britten, nebſt ihren Alliirten den Maratten und dem Nizam, dem Sultan den Krieg. Zwei Heere, das öſtliche, von Bombay, unter General Stuart, das weſtliche von Madras unter Harrys verſammelten ſich, um, wenn eine letzte Ermahnung ohne Erfolg bleiben ſollte, in das Reich von Mayſur einzurücken.

Es war in der Zeit des von den Hindus ſogenannten Wagenfeſtes, als das Corps unter General Harrys in der Provinz Kutlak in der Nähe des berühmten Wallfahrtsortes Dſchaggernaht lagerte. Die ganze Gegend umher war nichts als eine öde Sandwüſte. Der traurige Blick auf dieſelbe ward noch durch das hohle Brauſen des Meers, durch die Anſicht zahlloſer, aus dem Sande aufſtarrender Menſchengerippe verdüſtert. Die letztern waren die traurigen Reſte fanatiſcher Pilger, welche ein verkehrter Glaube, herabgewürdigte Vernunft, mißverſtandene Frömmigkeit, alljährlich aus ganz Indien zuſammentrieb. Es gab Jahre, wo ſich faſt eine Million Wallfahrer zu Dſchaggernaht einfand, und nur ſelten wurde das Wagenfeſt gefeiert, ohne daß zweimalhunderttauſend Menſchen dabei verſammelt waren. Die meiſten in andern Theilen der Welt als Gegenſtände heiliger Beziehungen gewählten Verſammlungsplätze ſind vermöge ihres durch Natur oder Kunſt verſchönerten Aeußerem anziehend, Dſchaggernaht allein bietet nichts dar, was das Herz erheben, oder dem Auge gefallen könnte. Aus dem ebenen unfruchtbaren Gelände erhebt ſich umgeben von Hunderten niedriger Hütten, ein Gebäude von unregelmäßiger Form, auf allen Seiten verunſtaltet durch Gemälde und Sculpturen, welche durch ihre obſcöne Darſtellungen, einem europäiſchen

Auge eine längere durch widrige Gefühle getrübte Beſchauung nicht verſtatten. Das ganze, eigentlich aus drei Abtheilungen beſtehende Gebäude wird von einer dicken ſteinernen Mauer umgeben. Ein weiter Raum, den ſolche noch einſchließt, iſt mit einer Menge kleiner Pagoden, heiliger Haine oder Wäldchen angefüllt. Hier werden zu Ehren Hanumans — des böſen Princips — eine Menge Affen unterhalten. Dieſe Thiere, ohnehin bösartig, würden einem Europäer den Beſuch dieſer Haine faſt unmöglich machen, da ſelbſt Hindus, deren Aeußeres zufällig dieſen Beſtien unangenehm erſcheint, oft von ganzen Schaaren dieſer Thiere mit Knütteln und Steinen angefallen werden, und der, welcher ſich gegen ſie vertheidigen wollte, würde von den fanatiſchen Pilgern unfehlbar in Stücke geriſſen werden.

In der Entfernung zweier engliſcher Meilen von dem Wallfahrtsorte kampirte im Jahre 1799 die Diviſion Harrys. Das engliſche Lager bot einen ganz eigenthümlichen, dem Europäer, der ein Militaircampement in Indien nie geſehen, faſt fabelhaften Anblick dar. Die Truppen, beſtehend aus nur wenigen Europäern, ſonſt größtentheils Sipays (eingeborner regulairer Infanterie) gut exerzirt, gekleidet und bewaffnet, lagerten in zwei Linien, die eine aus Fußvolk, die andere aus Reiterei beſtehend, mit der Front von einander abgewendet; wodurch nach den indiſchen Begriffen von Kriegsführung der innere Raum gedeckt werden ſoll. Die gleichförmigen, militairiſchen, in langen Reihen aufgeſchlagenen Zeltreihen, die andern Arten des Obdachs — welche die glühenden Sonnenſtrahlen durchaus unentbehrlich machen — ſtellten ein buntes Gemiſch aller Formen und Farben dar. Man glaubte in der wilden ſchauderhaften Ebene plötzlich eine volkreiche, aus der Erde geſtiegene Stadt zu ſehen. In langen regelmäßigen Straßen von Kramläden, einigermaßen unſren Jahrmarktsbuden vergleichbar, ſah man das abwechſelnde Getümmel des geſchäftigen Handels, oder ſich müſſig herumtreibende Menſchenhaufen. Hier ſah man Serafs oder Geldwechsler hinter Geldhaufen, um denen, welche zum Einkaufen nicht mit den gehörigen Münzſorten verſehen ſind, augenblicklich das Verlangte herbeizuſchaffen. Dort ſtanden Buden, welche inmitten einer Wüſte, die nur weniges ſonnverbranntes Gras erzeugt, alle zur Schwelgerei gehörigen Artikel im Ueberfluſſe enthielten. Der mäßige, durch ſeine religiöſen Begriffe faſt allein auf Pflanzenſpeiſen angewieſene Hindu fand ſeinen gekochten oder geröſteten Reiß, der Muhamedaner ſein Huhn und ſeinen Pillau, der Europäer alle Leckerbiſſen Indiens und zum Theil auch ſeines Heimathlandes. Aber nicht blos Lebensbedürfniſſe waren zu haben, ſondern auch Luxusartikel anderer Art. Hier verkaufte man europäiſche Tücher, indiſche Muſſeline, Shawls aus Kaſchemir, dort hatten ſich Goldſchmiede und Juweliere etablirt, die ihre Profeſſion ausübten, und ſich bemühten durch Ausſtellung eleganter Zierrathen die Aufmerkſamkeit des kaufluſtigen Publikums anzuziehen. So wie man dieſen Theil des Bazars paſſirt hatte, trat man in die Region der Taſchenſpieler, welche ihre Geſchicklichkeiten auf tauſend verſchiedene Arten darlegten. Dicht neben ihnen befanden ſich, ganz am rechten Platze, eine ſonderbare Race weiblicher Quackſalber, größtentheils alte Weiber, welche indiſche und europäiſche Rücken ſchröpften, Arzneimittel verkauften und Krankheiten durch Zauberſprüche beſeitigten. Gruppen von Tanzmädchen hatten durch ihre militairiſchen Protektors eben nicht den ſchlechteſten Platz im Bazar erhalten. Dieſe cypriſche Cohorte zeigte alle in Indien vorkommenden Hauptſchattirungen, von der reizenden lichten Pantanerinn, bis zur kupferfarbenen, faſt zigeunerähnlichen Canareſerinn. Dieſe Mädchen würden ſich nur einen ſehr ſpärlichen Unterhalt erwerben, wenn ſie nicht mit perſönlichen Reizen ausgeſtattet wären; deshalb trägt man Sorge, zu dieſem Gewerbe nur Perſonen von ſchönen Geſichts- und Körperformen auszuwählen. Da ſie nun ihre Reize durch geſchmackvollen Anzug, graziöſe Haltung

und ſchmachtende Blicke zu erhöhen ſuche.
aber eine beſondere Kardinaltugend zu rech
fehlt es ihnen niemals an militairiſchen
rern. — Das Lager aber bietet noch andere ſehr eigenthümliche Anſichten, die auch zum Theil durch eine, von den Europäern Anfangs kaum verſtandene Nothwendigkeit bedingt werden. So ſind an einigen Plätzen zerlumpte Tücher oder Bettdecken über Stangen oder Baumzweige ausgeſpannt, an andern Palmblätter in Eile über ähnliche Stützen ausgebreitet; unter ihnen ſieht man Fakirs — heilige Bettler und Büßende — Tanzmädchen, Weiber und Kinder von allen Farben und Größen, vom Säuglinge aufwärts. Dicht daneben zwiſchen prächtigen Zelten ſieht man Ochſen, Eſel, Tattu's — eine Art kleiner Pferdchen — Ziegen und Hunde. Dieſer Kontraſt wird noch auffallender, der durch die wimmelnde Menge vollführte Lärm noch ärger durch das Gedränge der Elephanten und Kameele, welche mit ihren am Halſe oder den Füßen hängenden Schellen klingeln, blöcken, oder mit dem Rüſſel trompeten. Rechnet man noch die unendlich verſchiedenen Sprachtöne der Lagerbewohner, die im Engliſchen, Perſiſchen, Hindoſtaniſchen, Arabiſchen, und einer Menge Provinzialdialecte, ſingen, ſchreien und reden, hinzu, ſo giebt das Ganze eine Scene, die

nur mit dem Lärme beim Thurmbau zu Babel verglichen werden kann. —

Oft haben Unkundige im erſten Augenblick die ſo monſtrös erſcheinende Zuſammenſetzung einer indiſchen Armee getadelt oder beſpöttelt, und doch iſt ſie durch das heiße Klima oder andere Nothwendigkeiten bedingt. In einem Lande, wo man ſich auf regelmäßigen Erſatz nicht verlaſſen kann, wo in den heißen Monaten nicht ein Grashalm, kaum ein Baumblatt zu ſehen iſt, muß Alles mitgeführt, oder von Nachzüglern, die die Gewinnſucht feſſelt, herbeigeſchleppt werden. Religionsanſichten verbieten den Hindus häufig Geſchäfte zu verrichten, die nur einer andern Kaſte zukommen, wenn er auch ſolche zu übernehmen willig wäre, und ſo kann man annehmen, daß bei einem Heere von zehntauſend Streitern der Troß wenigſtens aus hunderttauſend Menſchen beſteht. Um dies genauer zu durchſchauen, darf man nur bemerken, daß jedes Pferd außer ſeinem Reiter noch zwei Wärter nöthig hat, einen, der das Putzen und Aehnliches beſorgt, den zweiten, der den Tag über beſchäftigt iſt mit einem, einer Mauerkelle ähnlichem Inſtrumente, Graswurzeln — das einzige Pferdefutter in dieſem Lande — auszuſtechen und zu waſchen. Nur allein bei der Diviſion Harrys gab es gegen zehntauſend Brindſcharrihs, eine Art Kaufleute, welche davon lebt unermeßliche Getreidevorräthe aufzukaufen, und dem Heere, auf Ochſen geladen, nachzuſchleppen. — —

Es war am Tage vor der großen Prozeſſion zu Dſchaggernaht, als der Major vom Generalsſtabe, John Maccarthy, ins Zelt des Generals Harrys gerufen wurde. Der junge Mann, entſproſſen einer der angeſehenſten Familien Schottlands, und ausgezeichnet durch Körper- und Geiſtesvorzüge, ſtand nicht nur bei ſeinem Chef, ſondern beim ganzen Heere wegen ſeines Muthes, ſeiner Beſcheidenheit, ſeinem angenehmen Weſen in hoher Achtung. Der freundliche Blick, den der Chef dem jungen Mann zuwarf, als dieſer mit militairiſchem Anſtand und Leichtigkeit in das prächtig verzierte Zelt des Generals trat, die Vertraulichkeit, mit der ihm der General-Major, Sir Arthur Wellesley die Hand ſchüttelte, war ein Zeugniß von der Gunſt ſeiner Vorgeſetzten.

Sie ſollen nach Seringapatnam gehen, lieber Major! rief Harrys dem Eintretenden entgegen. Es ſcheint faſt, als ob Tippo Raiſon annehmen wollte, und es iſt der Wille der Kompagnie, Blutvergießen zu vermeiden, wenn es irgend möglich iſt.

Mit Vergnügen werde ich meiner Pflicht gemäß mich überall hinbegeben, wohin mich Ew. Excellenz ſenden! erwiederte der Major, ſich lächelnd verbeugend. Nachdem aber, was von des Sultans Rüſtung verlautet, ſollte man kaum auf friedliche Geſinnungen hoffen. Auch ſchüren die Franzoſen, welche General Malartic, der Gouverneur von Martinique, an Tippo geſendet, dergeſtalt das Feuer ſeiner Kriegsluſt.

Vielleicht iſt er zum Nachdenken gekommen! erwiederte lachend General Harrys. Ich glaube es faſt, denn zu meiner Verwunderung iſt der Radſchah Kisna — der Sohn des ehemaligen Nabob von Mayſur — mit ſeiner Schweſter zu Dſchaggernaht angekommen, um das Wagenfeſt zu begehen. Tippo, ſchlau wie er iſt, würde den Prätendenten nicht haben reiſen laſſen, wenn er nicht dadurch ſeine friedfertigen Geſinnungen an den Tag legen, oder vielleicht uns zeigen wollte, daß er die Anſprüche der vorigen Regenten nicht zu fürchten habe, was auf Eins, nämlich darauf herauskömmt, daß es ihm reuet, zuweit gegangen zu ſein, und daß er die Sache zu repariren wünſcht. Das Letztere kann auch ganz leicht geſchehen, denn wenn er die Franzoſen fortſchickt, die Kriegsrüſtungen einſtellt, und ſich entſchuldigt, ſo iſt die Kompagnie geneigt den Zwiſt für beſeitigt zu halten.

Und wenn befehlen Ew. Excellenz, daß ich reiſe? fragte Maccarthy.

Uebermorgen! entgegnete der General nach kurzem Nachdenken. Morgen iſt der große Umzug des Gottes Kriſchna ſammt werther Familie. Der junge

Radſchah will den Tag darauf abreiſen. Ich gebe ihm eine Bedeckung von der Rohillareiterei bis zur Gränze; Sie mögen ſich dem Zuge anſchließen. Es wäre mir lieb, wenn Sie ſich mit dem Radſchah näher bekannt zu machen ſuchten, und mir bei der Rückkehr, künftiger Möglichkeiten wegen, Ihre gemachten Wahrnehmungen, Hinſichts ſeiner Fähigkeiten, Neigungen und dergleichen mittheilten. — Doch noch eins! Um mit Anſtand in Seringapatnam zu erſcheinen, bedürfen Sie einer kleinen Ehrenwache. Ich werde Ihnen dreißig Mann unter einem gedienten Havildar (Sergeanten) mitgeben. Auch Ihre Dienerſchaft müſſen Sie ſämmtlich mitnehmen. — Wie ſtark iſt deren Zahl? —

Zehn Indier und ein alter Europäer! verſetzte der Major.

Viel zu wenig! rief Harrys. Das iſt eine Bedienung für einen Souslieutenant, nicht für einen Stabsoffizier; Sie müſſen die Anzahl verdreifachen. Gewiß haben Sie auch nur einen einzigen Elephanten. — Getroffen? — Nehmen Sie noch zwei von den Meinigen; auch ein paar Kameele. Wenn Sie auch nichts drauf zu laden haben; es thut nichts, gibt aber ein Anſehn. — Nun mit Gott, lieber Major! Treffen Sie Ihre Reiſeanſtalten, und begeben Sie ſich Morgen zu dem jungen Radſchah; theilen Sie ihm mit, daß Sie ſein Reiſegeſellſchafter ſein werden. Ihre ſchriftlichen Inſtructionen und das Schreiben an Tippo empfangen Sie noch heute.

Mit freundlichem Kopfnicken entließ der Kommandirende ſeinen, von ihm ſehr hochgeſchätzten Untergebenen. —

Ehe es noch Abend wurde, meldete ſich der dem Major als Anführer der Escorte beigegebene Havildar von der Madrasreiterei. Es war ein alter Hindu, deſſen von der indiſchen Sonne dunkel bronzefarb gewordenes Geſicht mehrere tiefe Narben zeigte, die zum Theil aus Gefechten gegen Hyder, zum Theil aus einem in früherer Jugend glücklich vollführten Kampfe mit einem Tiger herrührten. Bei aller Unterwürfigkeit, welche die Sipays gegen europäiſche Offiziere bezeigen, und wodurch ſich auch das Benehmen des Havildar auszeichnete, ſah man dennoch bei ſeinem Eintritt ins Zelt den Kaſtenſtolz, der dem Abkömmlinge des Radſchputenſtammes beiwohnte; denn mit einem Winke der Hand trieb er die indiſchen Diener des Majors bei Seite, und machte in wenigen, aber ehrerbietigen Worten ſeine Meldung.

Wie er ſagte, waren zu der Escorte dreißig der beſten Soldaten ſeines Regiments erleſen worden, er bat jedoch den Major die Beſichtigung derſelben erſt gegen Abend vorzunehmen, weil Sir Arthur Wellesley ſo eben Befehl gegeben habe die neuen, vor acht Tagen empfangenen Uniformsſtücke wieder zurückzuliefern, da ſich die Kavallerie geweigert habe, dieſelben anzulegen. — Der Major wurde aufmerkſam. —

Wie? ſagte er verwundert. Die Truppen weigern ſich die Uniformſtücke anzulegen? Meint Ihr nicht die ledernen Unterkleider? Die ganze Reiterei von Bombay trägt dergleichen.

Hm! erwiederte der Havildar, indem er ſich den dünnen ergrauten Schnauzbart ſtrich. Die Leute aus jener Gegend ſind von jeher nicht in dem großen Rufe großer Religioſität geweſen. Bei uns iſt es anders. Auch gehören die Soldaten der Madrasregimenter meiſtentheils höhern Kaſten an, als es bei denen von Bombay der Fall iſt.

Ich kann Euch nicht verſtehen, Havildar! rief Maccarthy lachend. Ich kann nicht begreifen, was zwiſchen Religion, Vornehmheit und Lederhoſen für ein Zuſammenhang iſt.

Mit Verlaub, Sir! ein ſehr großer, entgegnete ernſthaft der Havildar. Der Soldat kennt die Geſetze der Subordination, aber er kennt auch die Religionsvorſchriften. Handelte es ſich um eine unbedeutende Sache, eine augenblickliche wieder gutzumachende Vernachläſſigung der letztern, ſo würde er, um der erſtern zu genügen, keinen Anſtand nehmen. Ich ſetze den

Fall, Sie, Herr Major, ſchöſſen z. B. einen Vogel, und befohlen mir ſolchen aufzuheben, dieß wäre nun meinem Stande als Radſchput, wie unſern Religionsbegriffen entgegen, denn Niemand aus meiner Kaſte kann ein gefiedertes Thier berühren, ohne ſich zu verunreinigen; dennoch würde ich unbedenklich Ihren Befehl vollführen. Mit zwölfmaligen Abwaſchungen und einigen Opferkränzen von blühendem Hibiscus wäre Wiſchnus Zorn beſänftigt. Mit dem Anziehen jener Kleider aber iſt es ein Anderes. Es heißt zwar, ſie ſind aus amerikaniſchen Hirſchhäuten verfertigt, aber ich würde nicht trauen, und wenn drei Braminen es auf die Vedas und auf die ſechs Angas (heilige Bücher) beſchwören wollten. Wie leicht kann ſchon in Amerika — es iſt entſetzlich, es nur zu denken! — eine Kuhhaut unter das Leder gerathen ſein! — Eine ſolche Verſündigung aber an dem heiligſten der Thiere würde den Fluch der Götter über das ganze Land bringen. — Uebrigens haben die Prieſter zu Dſchaggernaht unſere Soldaten im Betreff der ledernen Unterkleider ganz toll gemacht. Sie erklären einſtimmig, daß wer dergleichen auf den Leib zieht, unfehlbar bei der erſten Seelenwanderung in den Leib eines Hundes, Bockes, Löwen oder Eſels fahren wird, und der General hat, da die Dragoner bereits wegen der Lederſättel ſchwierig wurden, obgleich eine Schabrake über denſelben liegt, und mithin man deshalb eher unbeſorgt ſein kann, die Zurücklieferung der Kleidungsſtücke anbefohlen.*)

Sir Arthur hat ſehr recht gethan! rief Maccarthy lachend, als der Havildar ſeine Auseinanderſetzung, die er ſehr eifrig geführt, beendet hatte. Mir kommt es ſelbſt ſo vor, als ob wegen der Kleidergeſchichte allerhand unangenehme Verwandlungen hätten ſtattfinden können, obwohl dieſe ſich mehr für den Eſel, als den Löwen entſchieden haben dürften. — Wie es ſcheint ſeid Ihr in Euern Religionsgebräuchen ſehr bewandert. Ich wünſchte morgen das Wagenfeſt in der Nähe anzuſehen. Begleitet mich deshalb dahin, lieber Havildar. Die Zeit kann ich zwar noch nicht beſtimmen. —

Ich werde mit Tagesanbruch zufragen! fiel der Alte ſichtlich geſchmeichelt ein. Sollten der Herr Major mich heute noch verlangen, ſo wird jeder Ihrer Diener den Havildar Mohun Pang von der erſten Schwadron des zweiten leichten Reiterregiments im Zelte finden. — Was aber die Bedeutung des Trinſala (Wagenfeſtes) anbelangt, ſo werde ich Ihnen morgen unterwegs die Kriſchna-avatara, welches die achte Erſcheinung Wiſchnus iſt, ſo genau beſchreiben als ob Sie ſolche im Bhagavata und Mahabharat ſelber läſen, und ich denke, es wird Sie die Geſchichte von der weißen Winterſchlange, die dem ſterbenden Balarama aus dem Munde ging, dabei abſonderlich intereſſiren.

---

*) Hiſtoriſch. Auch bei der Bombayreiterei wurden ſie wieder abgeſchafft.

Nachdem der Havildar ſo viel religiöſe Gelehrſamkeit entfaltet hatte, ging er mit militairiſchem Anſtande und mit einem gnädigen Blicke auf die ihm ehrerbietig ausweichenden Diener aus dem Zelte. — —

Der folgende Morgen war kaum angebrochen, als Major Maccarthy in Begleitung des Havildars Mohun Pang ſich bereits in Marſch geſetzt hatte, um zu dem großen Auszuge des Gottes von Dſchaggernaht zurecht zu kommen. Da der Major dem jungen Radſchah zugleich einen Ceremonienbeſuch abzuſtatten geſonnen war, ſo begab er ſich en grande tenue und mit ſtattlichem Gefolge dahin. Er ſaß auf dem Rücken eines muntern Elephanten, deſſen Füße mit Schellen geziert und der Schwanz mit Henna roth gefärbt war, in einem ſchön verzierten Haudah. Der Kornat (Führer) des Thieres, ſo wie der auf der Kroupe placirte Sonnenſchirmträger waren reich gekleidet, und Maccarthy ſelbſt hatte die glänzende Uniform des Generalſtabes angelegt. Gegen zwanzig Diener, der Eine

eine reichverzierte Flinte, ein Anderer eine lange Tabakspfeife tragend, die Uebrigen größtentheils völlig unbeſchäftigt, umgaben zu Pferd oder zu Fuß das edle Thier, welches der Major beſtiegen hatte, und an deſſen Seite Mohun Pang auf einer eiſengrauen Stute einherritt, welche von perſiſcher Race zu ſein ſchien, und deren Hals und Bruſt mit einer Menge Amulete behangen war. Dicht hinter dem Pferde des Havildars gingen zwei ſeiner Diener, von denen der Eine die Betelbüchſe ſeines Herren trug, und der Andere dem letzteren von Zeit zu Zeit eine Arekanuß, begleitet von noch andern Ingredienzen, in ein Blatt gehüllt zum Kauen reichte. Mohun Pang entſchuldigte ſich weitläufig bei dem Major, daß er ſich nur von zwei Dienern begleitet eingefunden. Einestheils habe er nicht gewußt, daß Maccarthy einen Zeremonienbeſuch vorhabe, denn ſonſt würde er ſich bei demſelben mit einer Begleitung eingefunden haben, wie einem Unteroffizier der Armee zukomme, anderntheils ſei er ein alter Krieger, der die Ehre mehr in perſönlichen, als in Geburts- oder Standesvorzügen ſuche, ſich über ſolche leicht wegſetze, und deshalb wenig darnach frage, ob man über ſeine Einfachheit Gloſſen mache oder nicht. — Der Major gab ihm ſowohl Hinſichts dieſer Anſichten, als auch bei der Behauptung, daß ein Sergeant mit fünf bis ſechs Dienern hinreichend auskommen könne, vollkommen Recht, und befragte den Alten nun um die Bedeutung des Wagenfeſtes.

Die Sache, Herr Major, iſt kinderleicht zu faſſen; ſagte der Havildar, indem er ein zuſammengelegtes Betelblatt, in welches etwas Muſchelkalk gepackt worden war, in den Mund ſchob. — Es wird Ihnen nicht unbekannt geblieben ſein, daß vor der Schöpfung Brahm-Atma (die athmende Weltſeele) ſchweigend und in ſich verſunken ruhte. Aus Brahms Maſchgul (Nachdenken) kamen zwei Dinge zu Tage, Urwaſſer und Urfeuer; über beiden ſchwebte das Kalmeh (die große Zeit). Aus dieſem Kalmeh gingen die drei Perſonen der Gottheit hervor: Brahma, der Schöpfer, Wiſchnu, der Erhalter, Schiwa, der Zerſtörer. Wiſchnu als Welterhalter ging viele Avataras (Wandlungen; wörtlich Vaterwerdungen) ein. Ich könnte Ihnen nun anführen, daß manche Leute deren vierzig behaupten, indeß iſt dieß wohl übertrieben, und ich glaube mit gutem Grunde, daß man deren nur zehn annehmen darf. Die erſte war Matya-avatara, die Verwandlung in einen Fiſch. Der Rieſe Hajagriva, das heißt nämlich der empörte Menſchengeiſt, als ſchreibende, oder vielmehr geſetzgebende Elſter —

Mein guter Havildar, fiel hier der Major lächelnd ein, ich glaube, daß, ehe wir bis zu der achten Verwandlung kommen, auf welche das Wagenfeſt Bezug haben ſoll, es in meinem Kopfe etwas confus werden dürfte. Ich dächte, es wäre am beſten, wenn Ihr geradezu mit der weißen Winterſchlange beginnen wolltet.

Das geht durchaus nicht an, beſter Herr Major! verſetzte Mohun mit wichtiger Miene. Das Ganze würde Ihnen nicht hinreichend klar werden, wenn Sie nicht wenigſtens von der Kriſchna-avatara eine Idee bekämen. — Kriſchna, ſehen Sie, oder der zum achtenmal verwandelte Wiſchnu, entſprang aus der Nachkommenſchaft Jajats des Radſchah, durch deſſen Empörung das Uebel in die Welt gekommen war. Sein Vater hieß Basdajo und ſeine Mutter Dewagi, die Blutsverwandten Beider aber waren die fünf Pandus, denen er die Herrſchaft der Welt wieder erkämpfen half. Balarama aber verließ ihn im Kriege gegen die Koros, um jenem den Sieg zu verkümmern. Das war auch der Grund, warum, als Kriſchna die Feinde beſiegt, aus dem Munde des Verſcheidenden die weiße Winterſchlange hervorging, denn die Folge der Sünde war die Verkörperung, und Kälte wieder der Grund der Leibwerdung, und da nun Kriſchna nichts iſt als die Fortſetzung Ramas, und dieſer von der Schlange Abiſeſchen über den Todesſtrom getragen wird — Aber ich bemerke zu meinem Leidweſen, unterbrach ſich hier der Kriegsmann, daß Sie noch nichts näheres über den Rama wiſſen können, deshalb iſt es durchaus nothwendig, daß ich Ihnen die ſiebente Verwandlung, Rama-avatara genannt, in aller Kürze mittheile.

Ich glaube, mein wackerer Havildar, verſetzte der Major auf dieſelbe Weiſe ſeufzend, wie der geſchätzte Leſer bei der Rede des Sergeanten geſeufzt hat, es wird am beſten ſein, wir laſſen Wiſchnu's Verwandlungen einſtweilen auf ſich beruhen, denn, wie ich ſehe, befinden wir uns ſchon ganz in der Nähe von Dſchaggernaht, und dort ſcheint ein hölliſcher Spectakel los zu ſein.

Man war noch gegen zwei engliſche Meilen von Dſchaggernaht, und ſchon begann das Pilgerlager, welches wie eine ungeheure buntfarbige Scheibe, deren Mittelpunkt der Wallfahrtsort bildete, anzuſehen war. Anfangs erſchienen Zelte, aus drei, mit einem übergehangenen Tuche bedeckten Stöcken beſtehend; nach und nach, ſo wie man dem Orte näher kam, ſchienen Palläſte aus Leinwand und Seide aus der Erde zu ſteigen. Durch ein Gewühl von Menſchen, Elephanten, Pferden und Kameelen, umtoſt von dem furchtbarſten Lärm, zogen unſere Bekannten dem Orte immer näher. Jetzt befanden ſie ſich ungefähr tauſend Schritte von dem großen Tempel. Hier mußten Maccarthy und der Havildar abſteigen; es war unmöglich weiter zu gelangen. Sie gingen noch einige Schritte weiter, und befanden ſich mitten in einer Gruppe Fakirs (heiliger Bettler) von einer Art, wie ſie dem Major in Madras noch nicht vorgekommen war. Die meiſten waren, außer einem Tuch um die Lenden, faſt nackend. Ihr abgezehrter Leib war mit Aſche eingerieben, und auch ihre naßgemachten Haare waren mit dieſer beſtreut. Manche von ihnen hatten zum Schutz gegen Wind und Wetter eine trockene und ſteifgewordene Tigerhaut über die Schultern hängen, und trugen auch wohl eine knorrige Keule in den Händen. Hin und wieder ſah man Einen, der die Arme über den Kopf geſchlagen trug; dieſe Gliedmaßen waren bis auf den Knochen eingeſchrumpft, und gänzlich zum Gebrauch untüchtig geworden. Dieß aber war noch eine der geringeren Qualen, die ſich dieſe Fanatiker zu Ehren des Gottes von Dſchaggernaht anthaten; man ſah hier ſelbſtgeſchaffne Martern, die ſo grauſam waren, daß ſie über alle Menſchenkräfte hinauszureichen ſchienen. So ſah Maccarthy Pilger, welche an einer Kette, mit einem durch die Rückenmuskeln geſchlagenen Haken, das Geſicht nach der Sonne gerichtet, an Bäumen aufgehängt waren. Einer lag auf einer Art Tragbahre, die mit ſtumpfen eiſernen Spitzen beſetzt war. Mehrere waren bis an den Hals in den Boden eingegraben, und hatten ſchon längere Zeit in dieſer

Stellung zugebracht; ja der Major bemerkte einen ganz beſonders begeiſtert ausſehenden Fakir, deſſen Hände ſenkrecht über den Kopf erhoben und in dieſer Stellung feſtgebunden waren; die langen Nägel waren ihm durch die geſchloſſengehaltene Fauſt gewachſen. Alle dieſe Unglücklichen blickten ſtier oder wild, ein dicker ſtruppiger Bart bedeckte ihre mit Kuhmiſt eingeriebene Bruſt, und auf ihren Stirnen ſah man eine, faſt einem lateiniſchen A vergleichbare Chiffre, mit dem gleichen Material verzeichnet. Da der Major, bekannt mit den Gewohnheiten des Landes, faſt jedem dieſer Ungeheuer einige kleine Münze auf das zu dieſem Behufe ausgebreitete bunte Tuch warf, ſo bekam er ein dumpfes, freundlichſeinſollendes Murren oder Grunzen zur Antwort. — — Der Auszug Kriſchnas ward indeß von Augenblick zu Augenblick erwartet. Ein Haufen Braminen und Bonzen beſtrebten ſich eine ungeheure Gaſſe, die zu dieſem Zweck von Zelten leer geblieben war, von Menſchen frei zu machen, was ihnen auch durch wenige, ſtolz, aber nicht unfreundlich ausgeſprochene Worte gelang. Der Lärm in der innern Tempelumfaſſung war indeß fürchterlich, und nahm von Minute zu Minute zu. Tobende Muſik, tolles Geſchrei, die Trompetentöne der Elephanten im Lager, das Blöcken der Kameele, das Wiehern der Pferde, in etwas mildern Pauſen durch das Quäcken der Affenſcharen, die in den heiligen Hainen mit ganzen Flügen ſchreiender Kakadus Krieg führten, alles wirbelte dergeſtalt durcheinander, daß dem Hörer faſt das Trommelfell geſprengt wurde.

Hierher müſſen wir uns ſtellen, Herr Major! ſchrie der Havildar in einem Momente, wo der Lärm weniger wild war, dem jungen Mann in die Ohren, und indem er dabei auf einen kleinen Erdaufwurf zeigte, der aber bereits von einem Haufen Volkes eingenommen war. — Fort Ihr Ghauts oder Maters! herrſchte er ſodann letzteres an. Seht Ihr denn nicht, daß ein paar hohe Kriegsbeamte hier ſind, die noch nicht den Platz, welchen es ihnen einzunehmen belieben wird, gewählt haben? —

Wie vom Donner erſchreckt verließen die armen Hindus den guten Platz.

So! ſagte Mohun Pang mit ſelbſtgefälliger Miene. Hier iſt ein hübſches Plätzchen, und ich begreife gar nicht, wie das niedrige Geſindel ſich einbilden konnte, darauf geduldet zu werden. Die Frechheit dieſer ſchändlichen Rindfleiſcheſſer mehrt ſich von Tag zu Tage! — Hier können wir Alles herrlich überſehen. — Aha! dort hält auch ein bedeckter Wagen. Eine vornehme Begun (Dame) muß darin ſein. Er blitzt ganz von Gold und Seide. Auch die vorgeſpannten Ochſen ſind mit Blumen bekränzt, die Hörner vergoldet, und ihr weißes Fell über und über mit orangefarbenen Flecken bemahlt. Gewiß iſt es die Tochter oder Gemahlinn eines Maha Radſchah (großen Fürſten) oder eines Nuwabs. Ja, ja; zuverläſſig! Ich täuſche mich nicht. Dem Gitterwagen gegenüber hält ein junger reichgekleideter Mann auf einem milchweißen Perſerroß. Die Dame muß ihm angehören. — Ei, und bemerken Sie, Herr Major! Dort kommen auch die Opfer! Fünf! Sechs! Sieben! Dieſes Jahr ſcheint die Sache ſehr anſtändig zu werden; das vorige Jahr gab es nur Zwei, die ſich rädern ließen, und das waren noch dazu ein paar ganz lumpige Kerle aus den niedrigſten Kaſten. — —

Maccarthy verſtand nicht ganz, was der Havildar ſagte. Er ſah wohl einige, von Braminen begleitete, außer einigen Blumenkränzen, die ſie um das Haupt und die Mitte des Leibes trugen, ſplitternackte Männer, aber das Rädern blieb ihm räthſelhaft, auch intereſſirte ihn der Unſinn eben nicht allzu ſehr. Deſto mehr nahm aber der junge Mann Antheil an dem Gitterwagen und dem vornehmen Jüngling, der dieſem gegenüber hielt. In dem erſteren dachte ſich der Major eine Huldgöttin, geſchmückt mit allen Reizen des Orients. Gewiß war es die Gattin oder die Geliebte jenes jungen Mannes, und wahrlich! glich ſie dieſem nur im entfernteſten, ſo konnte ſie nicht anders als reizend ſein. Die Hautfarbe des jungen Indiers war faſt der des ſüdlichen Europäers gleich, ſeine Haltung von der Zierlichkeit, der Schlankheit des Palmbaums, ſeine Züge von einem Seelenadel wie ſie dem Major noch bei keinem Bewohner dieſer Länder vorgekommen. Der ritterliche Anſtand, mit dem er zu Roß ſaß, die Leichtigkeit, mit der er den ſchäumenden Perſer zügelte, die Zierlichkeit, mit der er mit der wohlgeformten Hand bald den ſchlanken Hals des edlen Thieres ſtreichelte, bald das Ende des, von dem kleinen Turban herabhängenden Shawls ſich über die Achſeln warf, hatte ſo viel Anziehendes, daß Maccarthy faſt kein Auge von dem edlen Jüngling verwendete.

Jetzt geht's los! rief der Havildar, als auf einmal einmal eine Menge Feuerſchlünde donnerten, eine wilde Muſik im Innern des Tempels ertönte, und ein raſendes Geſchrei ſich erhob. — Aller Augen richteten ſich nach dem geöffneten Thore der Umfaſſungsmauer. Eine Maſſe Braminen und Bonzen von allen Farben ſchritten heraus. Geſänge und verworrenes Geſchrei erfüllte die Lüfte. Jetzt erſchien ein Zug von mehr als dreihundert Menſchen. An langen Seilen von Palmfaſern, die ihnen um Bruſt oder Leib geſchlungen waren, zogen ſie ein auf vergoldeten Klotzrädern ruhendes Gerüſte von Haushöhe und pyramidaliſcher

Form. Vier Figuren befanden ſich darauf. Die oberſte war ein ungeſtaltetes, vielarmiges Bild von Gold, die eingeſetzten Augen waren von farbigem Edelſtein; in der Hand hielt es einen Kuhſchwanz. Die übrigen Figuren, eine männliche und zwei weibliche ähnelten jenem, doch waren zwei davon nur von Sandelholz.

Der oberſte iſt Kriſchna, oder, wie er auch wohl genannt wird, Keſora! ſagte erklärend Mohun Pang. Die andern ſind ſeine Frau, ſeine Schweſter und ſein Bruder. Kriſchna hatte zwar acht Gemahlinnen als da ſind Kukmani, Jamty, Sitta. — Aber es iſt ſo ein verfluchter Teufelslärm, daß man nicht ſein eignes Wort verſtehen kann, und der Herr Major es mir nicht übel nehmen werden, wenn ich Ihnen nicht in wenigen Worten erklären kann, warum nur die erſte mit ihm auf dem Wagen iſt, und warum der Gott nicht wie gewöhnlich ſchwarz, ſondern golden erſcheint. —

Maccarthy nahm die Ermangelung der Erklärung, die ihm der gute Havildar wider Willen ſchuldig bleiben mußte, nicht im mindeſten übel. Er war zu ſehr mit dem ſeltnen Schauſpiel beſchäftigt, als daß er den Gemahlinnen des Gottes hätte die ihnen gebührende Aufmerkſamkeit bezeigen können.

Der Wagen Kriſchnas ging nur langſam vorwärts. Ueberall wo er vorrückte, ward er mit einem tobenden Jubelgeſchrei empfangen. Eben befand er ſich an der Stelle wo die nackten bekränzten Männer aufgeſtellt waren. Mit hocherhobenen Händen ſtürzten ſie auf das wandelnde Schaugerüſt zu, ein Haufen Bonzen und Braminen umgab ſie, der Lärm verdoppelte und verdreifachte ſich, man ſah nichts mehr von jenen Männern, aber ſowie der Wagen vorrückte, erblickte man ſieben, kaum noch menſchenähnliche, von der Schwere der Maſchine faſt zu Brei zermalmte Leichname auf dem Wege liegen. — —

Entſetzlich! ſprach Maccarthy, indem ihm ein Schauder über den Rücken lief.

Kleinigkeit! erwiederte ruhig der Havildar. In meiner Jugend war es oft der Fall, daß ſich über hundert Pilger unter die Räder des heiligen Wagens warfen, und damals verlohnte es ſich noch der Mühe es mit anzuſehen. Auch gab es faſt immer ein Manuszajagana; das heißt man zog einem frommen Pilger einen Eiſenhaken durch den Rücken, hing ihn an eine Stange und trug ihn in Prozeſſion umher, und dieß geſchah zu Ehren der Bhavani als der geſchaukelten, in der Luft aufgehängten Göttin, deren ſehr ergötzliche Geſchichte Ihnen mitzutheilen ich mir für ein andermal vorbehalte. —

Der Wagen des Gottes war nun in der Nähe des Erdaufwurfs, auf dem unſere Bekannten ſtanden, angekommen, und der Major bemerkte, daß der junge vornehme Indier ſeinen Platz verlaſſen hatte. Er ritt dicht zur Seite des Schaugerüſtes; augenſcheinlich war dieß ein Ehrenplatz, den ihm die Prieſter angewieſen hatten. So wie er unſerm Bekannten nahe kam, verbeugte ſich Letzterer unwillkührlich vor dem ſchönen Jünglinge, und dieſer gab auf's verbindlichſte den Gruß zurück. Allem Anſchein nach fand der Fremde an Maccarthy daſſelbe Intereſſe, das dieſer an ihm genommen hatte. —

Der Zug entfernte ſich indeß nach und nach immer mehr. Man ſah nur das ungeheure wandelnde Gerüſte über die Wogen des Menſchenmeeres ragen, und auch der Lärm ward etwas gemäßigter. Jetzt trat ein Umſtand ein, der oft vorzukommen pflegt, wo große Volksmaſſen ſich verſammelt haben. Es giebt unter Letztern eine Menge Schauluſtiger, die des Spectakels nie genug haben können, dieſe pflegen ſich dann vorzudrängen, um das was ſie ſo eben geſehen haben, noch ein- oder mehreremale zu ſchauen. So war es auch hier, aber nicht Einzelne, ſondern Hunderte, ja Tauſende drängten dem Wagen nach. Ein Preſſen, Stoßen, Drücken, das aufs Furchtbarſte zunahm, begann jetzt. Jeder ſuchte ſich Platz zu machen, um nicht unter die Füße getreten zu werden.

Da es nicht fehlen konnte, daß Leute aus höheren Kaſten mit denen der niedern in Berührung kamen, und dadurch nach indiſchen Begriffen verunreinigt wurden, ſo entſtand eine Verwirrung in welcher Zank und Getümmel von Minute zu Minute zunahm. Bis jetzt hatte der Hügel, auf dem unſere Bekannten ihren Platz hatten, ſie hinreichend vor dem Andrang geſchützt, ſie waren mehr Zuſchauer als Theilnehmende an dem Tumulte geblieben, aber nun ereignete ſich ein Umſtand, der ſie nicht ruhig laſſen konnte. Durch den entſetzlichen Andrang der Menge waren die Diener, welche den Gitterwagen, der muthmaßlich eine vornehme Indierin barg, umgaben, von dieſem getrennt worden, die Stiere, die den Wagen zogen, wurden von Minute zu Minute unruhiger, ſie drehten und drückten ſich in den Geſchirren, und kamen endlich dahin, daß ſie ein kurzes Gebrüll ausſtoßend, mit Hörnern und Hufen wüthend in der Erde zu wühlen begannen. Umſonſt bemühten ſich die Führer, die tobenden Ochſen zu bändigen, als dieſe auf einmal in raſende Wuth geriethen, die Erſteren zu Boden ſtießen und ſich mit Blitzesſchnelle, den Wagen hinter ſich her ſchleppend, mitten unter die Menge ſtürzten. Ein entſetzliches Angſtgeſchrei, mit Flüchen, Verwünſchungen, Jammern der Beſchädigten untermiſcht, brach von allen Seiten los. Die Thiere wurden immer wüthender, und arbeiteten wie raſend mit den Hörnern in den dichten Menſchenknäul, der ihnen ausweichen wollte, doch nicht hinlänglich konnte. So waren die Thiere mit dem Wagen in der Nähe unſerer Bekannten angekommen. Sie waren nur noch wenige Schritte von dieſen, als der Wagen umſchlug, und ein durchdringendes Jammergeſchrei aus letzterem erſcholl. Maccarthy wollte ſich ſogleich den Stieren entgegen werfen, aber er ſah bald, daß es unmöglich ſein würde, die wildgewordenen Beſtien aufzuhalten. Das Geſchrei im Wagen ward indeß immer ſchwächer und hinſterbender. Gewiß war Jemand tödtlich verletzt oder in augenſcheinlicher Lebensgefahr.

Tödtet die Stiere! ſchrie Maccarthy jetzt mit Donnerſtimme in den Lärm. Tödtet ſie, es bleibt kein anderes Mittel.

Dies iſt unmöglich! rief Havildar, und der Major überzeugte ſich bald, daß Niemand dazu Anſtalt machte. — Kein Hindu der höheren Kaſten würde einen Stier tödten, und die Pariahs wagen es nicht. Ein ſolcher wäre verloren, wenn er es thun wollte. Die Pilger würden ihn in Stücke reißen.

In dieſem Augenblicke hatten die Stiere die Deichſel gebrochen, da ſie aber auch mit den Seilen an den Wagen befeſtigt waren, ſo hatten ſie ſich umgekehrt und arbeiteten mittelſt der Hörner ſo wüthend auf das Fahrzeug los, daß die vergoldeten Gitterſtäbe umherflogen. Auch dem Havildar leuchtete jetzt ein, daß die raſenden Beſtien getödtet werden müßten, wenn ihnen nicht mehrere Menſchen als Opfer fallen ſollten.

Iſt kein Muhamedaner hier, der der Sache ein Ende mache? rief er aus.

Ich will es thun! ſchrie Maccarthy in dieſem Augenblicke. — Wegen der Schonung der wüthenden Beſtien ſoll kein Menſchenleben gefährdet werden.

Wie ein Blitz fuhr ſeine Degenklinge aus der Scheide, und im Nu ſtieß ſie der Major dem einen wüthenden Ochſen dicht hinter dem Buge bis ans Gefäß durchs Herz. — Ein ſtarker Blutſtrom ſchoß dem Thiere aus der Seite, es ſchien Alles um ſich her in Stücke reißen zu wollen, ſtieß ein kurzes Gebrüll aus, und fiel ſodann krachend zu Boden. —

Maccarthy wollte auf die andere Seite eilen um dem zweiten Stier auf die gleiche Weiſe den Garaus zu machen, aber ein Schwarm Hindus ſtellte ſich mit Angſtgeſchrei ihm entgegen. Mit Lebensgefahr fielen andere über den noch tobenden Ochſen her, und es gelang ihnen endlich dieſen zu Boden zu werfen und zu feſſeln. Jetzt aber wandte ſich die Menge gegen unſern Bekannten.

Ein Unglück! — Ein Thiermord! — Eine Verunreinigung des Wagenfeſtes! ſchrie man von allen

Seiten; die Fakirs ſchwangen die Knüttel und heulten wie Beſeſſene. In dieſem Augenblicke ſprang der Havildar auf den Hügel.

Hört mich Landsleute!- Mohun Pang! von der edlen Kaſte der Radſchputen, ein hoher Kriegsbeamte will zu Euch reden! rief er aus. Dieſer erlauchte Engländer, der einen erſtaunlich hohen Rang in dem unüberwindlichen Heere der mächtigen Kompagnie einnimmt, und ſogar wenn ich nicht irre im hundertfünfundvierzigſten Grade mit dem Maha-Radſchah von Brittanien verwandt iſt, hat lediglich aus Unbekanntſchaft mit unſern Religionsvorſchriften ein ſo edles Thier getödtet, und es kann mithin durch ihn, da er kein Hindu iſt, auch das Wagenfeſt nicht verunreinigt werden. Ueberdieß reuet ihn die Störung, die durch ihn verurſacht worden, herzlich, und er iſt entſchloſſen, dem frommen Braminen dort, welcher ſo entrüſtet ſcheint, einige Rupien zum Ankauf zwölf ſchwarzer Hähne, um Kriſchna durch ein Opfer zu verſöhnen, zu überantworten.

Maccarthy zog augenblicklich den Beutel, warf dem Braminen ein Goldſtück zu und ein zweites ſchob der Havildar einem noch immer brüllenden Fakir in den Mund, wodurch der Zorn dieſer Beiden, wie der der ganzen Menge augenblicklich geſtillt wurde.

Oeffnet die Wagenthür! ſagte Maccarthy nun zu den Führern, welche zitternd da ſtanden.

Herr, es iſt uns nicht erlaubt! ſtammelte der Eine.

Wohl, ſo werde ich es thun! entgegnete der Major und riß ſolche auf.

Was erblickte er! — Ein Mädchen, ſchön wie Indiens Himmel, und jenem jungen Manne ſprechend ähnlich, lag todt oder ohnmächtig auf einem Ruhebett. Ein Shawl unter dem lange rabenſchwarze Locken ſich hervorringelten, bedeckte nur die eine Hälfte des ſchönen Hauptes, lange weiße, mit Gold geſäumte Muſſelingewänder umſchloſſen den in üppiger Fülle blühenden Leib.

Hier iſt ſchleunige Hülfe nöthig, wenn überhaupt eine ſolche noch möglich iſt! rief der Major aus. Sind Frauen in der Nähe? Nicht? — Wohlan, frommer Bramin! Seid ſo gut und verſchleiert dieſe Dame, welche ich zu berühren mir nicht erlauben will, und ſchafft einen Palankin, um ſie nach ihrem Zelte zu bringen. — Dieſer Beutel iſt Euer Lohn! —

Der Segen Wiſchnu's, des Erhalters, ſei über Dir, Fremdling! rief vergnügt der noch kurz vorher ſo erzürnte Bramin, indem er ſich überaus geſchäftig erwies. — In wenig Augenblicken war ein Palankin zur Stelle, auch wurden einige Frauen herbeigeholt, und dieſe hoben die ſchöne Ohnmächtige in den Tragſeſſel. So wie die Reiſe fortging, folgten Maccarthy und der Havildar zum Schutze hinterher. —

Kaum ein paar hundert Schritte entfernt befanden ſich prächtige Zelte. Eins derſelben nahm den Palankin auf. Diener liefen nach allen Seiten, um indiſche Aerzte herbeizuholen; inzwiſchen ward die Dame ins Zelt getragen. Mohun Pang blieb an der Thüre zurück, Maccarthy indeß, wie von einem unwiderſtehlichen Zauber angezogen, trat in das Innere der Wohnung. Die Verwirrung war ſo groß, daß man dieß kaum zu beachten ſchien. — Jetzt ward die ſchöne Unbekannte von dem Tragſeſſel gehoben und auf einen Divan gelegt. Maccarthy hatte Zeit ſie zu betrachten. Das Mädchen war von ſtrahlender Schönheit, und ſelbſt der Umſtand, daß ihre Augenlider mit Kohol geſchwärzt, die Nägel mit Henna roth gefärbt waren, hatte dieſer keinen Eintrag zu thun vermocht.

Ob ſie todt ſein mag, das liebliche Geſchöpf? fragte ſich Maccarthy. — Dieſe Frage ward auf die erfreulichſte Art dadurch beantwortet, daß die Schöne die Augen aufſchlug.

Wo bin ich? fragte ſie mit ſüßer, kaum hörbarer Stimme. — Jetzt fiel ihr Auge auf Maccarthy. Wie verzaubert ließ ſie es eine Minute auf dem jungen Manne ruhen, dann überzog eine tiefe Röthe ihr Antlitz, und ſie warf ſchnell den neben ihr liegenden, beim Hineintragen ihr entfallenen Schleier über das ſchöne Haupt.

Eben wollte ſich der Major in Beſtürzung entfernen, als vor dem Eingange eine helle Stimme erſcholl, und gleich darauf jener ſchöne Jüngling, welcher früher des Majors Aufmerkſamkeit erregt hatte, ins Zelt ſtürzte.

Wo iſt meine Sitta? Meine Schweſter? rief er wie außer ſich, und indem ihm die Thränen über die Wangen liefen. Die Schöne erhob ſich indeß von dem Lager und die Geſchwiſter ſanken ſich in die Arme. —

Der Major, erfreut über ſeine That, wollte jetzt in aller Stille die Wohnung verlaſſen, als jener Jüngling ſich der Umarmung der Schweſter entriß und auf ihn zueilte.

Wie? rief er in gebrochenem Engliſch. Sind Sie es, Sir, der meine Schweſter gerettet hat? —

Ein glücklicher Zufall wollte, daß ich ihr nützlich werden konnte als einige Gefahr vorhanden ſchien; erwiederte Maccarthy theilnehmend.

O ſo nehmen Sie meinen innigſten Dank, Sir! rief der Jüngling, indem er den Major in die Arme ſchloß. Sie allein waren im Stande meine Schweſter zu retten. Nur ein Europäer konnte es auf dieſe

Weiſe wagen. Ich ſelbſt, wäre ich zugegen geweſen, würde die Wuth des fanatiſchen Volkes auf mich gezogen haben, hätte ich an einem ſo heiligen Feſte eines der wildgewordenen Thiere niederſtoßen wollen. — Dennoch, ſetzte er hinzu, indem er die runde, weiche, nur wenig gebräunte Hand der Schweſter in die ſeinige ſchloß, dennoch hätte ich es gethan, und wenn Rang und Leben davon abgehangen hätten. — Aber ich habe Ihnen bis jetzt nur mit einigen armen Worten danken können; fuhr er immer inniger fort. O Sir, möchten Sie mir eine Gelegenheit geben, es einſt auf würdigere Weiſe thun zu können! Ich weiß ſehr wohl, daß ein Liebesdienſt ſolcher Art ſich nie ganz ausgleichen läßt, dazu ſind wir Menſchen zu arm, aber es wäre dennoch vielleicht möglich Ihnen im Laufe der Zeit etwas Gutes, etwas Liebes zu erweiſen.

Sie beſchämen mich! erwiederte der Major. Jeder Engländer —

O ich weiß es! fiel der junge Hindu ein. Die großmüthigen Geſinnungen vieler Ihrer Mitbürger blieben mir nicht unbekannt. Erziehung und Unglück ließen mich vielleicht mehr als meine andern Landsleute die Blicke auf Ihre Nation richten. Wenn es aber Ihrer würdig iſt, die Aufopferung, die Sie gezeigt, nur gering anzuſchlagen, ſo geziemt es mir anders über dieſen Punkt zu denken. Ich kenne den Fanatismus, der aus den entfernteſten Gegenden Indiens zuſammengeſtrömten Menge, und folglich auch die Gefahr, der Sie Sich durch Ihre Handlung ausſetzten; auch wiſſen Sie nicht wie groß, wie unermeßlich der Dienſt war, den Sie mir erzeigt. — Ja, mein Herr, ſprach er nach einer Pauſe, in welcher die tiefſte Rührung in dem ſchönen Auge, der ſanften Stimme des Jünglings bemerkbar wurde, von allen Gütern dieſer Erde womit die Vorſehung meine Familie beglückte iſt mir keins geblieben, auf welches ich den geringſten Werth legte. Macht, Glücksgüter, Ruhe, Alles iſt dahin! Ich müßte vergehen in meinem Kummer, wenn ich nicht dieſe hätte. — Er umſchloß die Schweſter mit ſeinem Arme. — Wir hatten Vater, Mutter, Alles verloren. Nichts blieb uns übrig als unſre Liebe, und darum ſchloſſen wir uns innig an einander. Ich bin der ſchwache Stab, an dem ſich die ſchöne, vom Unglück geknickte Blume lehnt; Sie iſt es die mich aufrecht hält im Unglück. Doch warum ſoll ich unſern Freund, unſern Retter, mit troſtloſen Klagen langweilen, ſo lange ich noch Beſſeres zu ſagen habe! Noch weiß ich nicht einmal, wem ich zu Danke verpflichtet bin. —

Ich bin der Major John Maccarthy. —

Maccarthy? fiel raſch der Jüngling ein. Derſelbe, der, wie mir General Harrys zu wiſſen that, nach Seringapatnam gehen ſoll? — Ja? — O das iſt herrlich. Das iſt ſchön! Ich bin der Radſchah Kisna von Mayſur. Wir machen die Reiſe zuſammen.

So wie der junge Mann die letzten Worte geſprochen hatte, ſchien die ſchöne Indierinn wie von einem freudigen Schreck ergriffen. Es war als ob ſie ſich von ihrem Platz erheben wollte, aber ſogleich hüllte ſie ſich dichter in ihre Gewänder. Auch der Major war aufs Freudigſte überraſcht. Theils hatte der Anblick des ſchönen Mädchens einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht, theils nahm die Perſönlichkeit des jungen Mannes ſein Mitgefühl aufs Innigſte in Anſpruch. Jetzt wußte er, worauf der Jüngling deutete, als ſich derſelbe als ſo gänzlich dem Unglück verfallen darſtellte. —

Kisna war indeß einen Augenblick im Zelte nachdenkend auf- und abgegangen. Durch einen Wink mit der Hand entfernte er die Diener und einen indiſchen Arzt, welcher der ſchönen Sitta ein beruhigendes Mittel in einem Sorbetbecher dargereicht, dann trat er zu Maccarthy, den er einlud auf dem Divan Platz zu nehmen.

Wie ich Ihnen bereits geſagt, hob er an, könnte mir keine größere Freude geſchehen, als die, in Ihrer

Geſellſchaft die Reiſe nach Seringapatnam zu machen, dennoch möchte ich Ihnen, in Betracht der Gefahr, die damit verknüpft iſt, abrathen. Ich will nicht erſt anführen, daß Sie bei Tippo nichts ausrichten werden, dies habe ich bereits dem General Harrys geſagt, aber ich kenne ſeinen tödtlichen Haß gegen jeden Einzelnen Ihrer Nation, und ich fürchte, daß ſelbſt Ihre Eigenſchaft als Abgeſandter Sie nicht vor ſeiner Wuth ſchützen würde, ſobald irgend ein Umſtand dieſe erregte.

Er würde es nicht wagen, irgend etwas zu unternehmen; erwiederte Maccarthy ruhig. Er weiß, daß in dieſem Falle die Rache des engliſchen Gouvernements ihn unausbleiblich erreichen würde.

Er weiß es, und dennoch würde ihn dies nicht abhalten! entgegnete der Jüngling. In dem Charakter dieſes Menſchen liegt ſo viel Widerſprechendes, daß es oft ſchon die klügſten Berechnungen zu Schanden gemacht hat. Er iſt tapfer bis zur Verwegenheit, und dennoch hat man ihn einmal wie ein Kind erbeben ſehen, als einer ſeiner Lieblingsſclaven haſtig den ihm entfallenen Säbel aufhob, um ihm ſolchen zu überreichen. Er reitet alle Freitage durch die dichteſten Volkshaufen nach der von ihm erbauten Moſchee, aber wer in ſeinen Pallaſt tritt, wird genau durchſucht, ob er nicht verborgene Waffen bei ſich habe. Sein Vater hat den meinigen vom Thron geſtürzt, er hat uns Alles genommen, ein Wink ſeiner Hand wäre hinreichend, um mich, den letzten meines Stammes, ſeinen natürlichen Feind, aus der Welt zu ſchaffen. Eine Art religiöſer Scheu hält ihn davon ab. Er hat mir ein Jahrgeld ausgeſetzt, ich habe noch nie eine Fehlbitte bei ihm gethan, und lebe an dem Hofe des Feindes ſo ſicher wie in Madras. — Begreifen Sie dieß? —

Man ſagt, die Prophezeihungen eines Santons hätten ſein Loos als an das Ihrige geknüpft dargeſtellt; erwiederte Maccarthy.

So ſagt man! erwiederte der Radſchah. Anderntheils ſcheint Tippo wenig abergläubiſch. Er hat ſich oft in meiner Gegenwart über die Derwiſche, die er noch größere Schurken wie unſere Bonzen nennt, luſtig gemacht, und erſt neulich einem Santon, der nackend herumlief und die Frauen beläſtigte, hundert Stockprügel auf die Fußſohlen geben laſſen. —

Warum aber bleiben Sie in dem Bereich des Ungeheuers, das bei aller Schonung, die es bis jetzt gezeigt, Sie am Ende dennoch erwürgen könnte? fragte Maccarthy.

Ich halte mich verpflichtet in Seringapatnam zu bleiben, um, ſoviel es in meinen Kräften ſteht, durch meine Bitten und Verwendungen bei dem Sultan die

Leiden meines armen, zu Boden getretenen Volkes zu lindern! ſagte der Radſchah. Ich betrachte mich als auf einem Poſten, auf welchen mich die Vorſehung geſtellt hat, und ſchnöde Todesfurcht ſoll mich nicht von ihm vertreiben.

Der Jüngling ſagte dieß mit einer anſpruchsloſen Einfachheit, welche Maccarthy entzückte, und ihm dabei einen tiefen Blick in deſſen Inneres verſtattete.

Faſt möchte ich wünſchen, daß mein Geſandſchaftsverſuch ſcheiterte! ſagte er endlich lächelnd. Ich möchte es um Ihretwillen wünſchen. Weißt Sultan Tippo die letzten Friedensvorſchläge zurück, ſo handelt es ſich um ſeine Vernichtung, und wer könnte den erledigten Thron von Mayſur dann würdiger einnehmen als der rechtmäßige Erbe.

Geſtürzte Dynaſtien haben in unſerm Lande, ſobald ſie wieder zur Herrſchaft gelangten, dem Volke ſelten Glück gebracht! ſagte Kisna kopfſchüttelnd. Ich weiß nicht, ob dieß in Europa anders iſt. — Ueberdieß hat mich mein Volk in der Erniedrigung geſehen, und dieß iſt das Schlimmſte, was einem Regenten begegnen kann.

Ich würde an Ihrer Stelle, ſagte Maccarthy nachdenklich, für jetzt nicht wieder nach Seringapatnam zurückgehen. Ich würde unter irgend einem Vorwande zu Madras die Ereigniſſe abwarten. Hat der

Tiger Ihrer ſo lange geſchont, ſo würde ſeine Wuth Sie gewiß erreichen, wenn unſere Truppen vor dem Eingange ſeiner Höhle erſchienen.

Ich muß es darauf ankommen laſſen! erwiederte Kisna mit Hoheit, indem ſein Auge mit Milde und Ergebung nach oben gerichtet war. Meine Freunde in Seringapatnam haben mir das Gleiche geſagt, aber ich kann mein Volk nicht mit mir nehmen, und darum bleibe ich. Wie würde Tippo gegen die Unſchuldigen wüthen, um ſich an mir zu rächen. Zudem — er hat mir vertraut. Er glaubte, daß ich wiederkäme, und er ſoll ſich in ſeinem Glauben nicht getäuſcht finden. — Laſſen Sie uns, Sir, ſagte er freundlich lächelnd, laſſen Sie uns auf den Schutz jenes allgütigen Weſens vertrauen, das Sie Gott und wir Brama nennen, und deſſen Arm über Seringapatnam wie über Madras ausgeſtreckt iſt.

So ſenden Sie wenigſtens Ihre Schweſter nach dem letzten Orte! ſprach Maccarthy dringend.

Willſt Du während des Krieges nach Madras gehen, liebe Sitta? Dieſer Herr fürchtet Gefahr für Dich; ſagte Kisna auf hindoſtaniſch zu dem Mädchen.

Es wäre mein Tod! lispelte die junge Indierinn ängſtlich. Sitta könnte nicht leben ohne den Bruder.

Sie hörten die Meinung meiner Schweſter! ſprach Kisna mit einem trüben Lächeln, welches aber ſein ſchönes melancholiſches Antlitz uns um ſo intereſſanter erſcheinen ließ. Ja, Sir, meine Schweſter hat Recht! Sitta kann nicht leben ohne mich, ſowie ich nicht ohne Sitta leben könnte. Wir ſind die Kinder einer Mutter, die wir nicht gekannt haben, und der die Geburt meiner Schweſter den Tod gab. Schon in der früheſten Kindheit, ſo lange als ich denken kann, lebten wir Eines nur für das Andere. Wir waren noch klein als das Unglück, welches wir nicht zu begreifen im Stande waren, über uns hereinbrach. Seit dieſer Zeit hielten wir uns umfaßt wie die Zweige eines Stammes, wir kannten nur eine Freude, nur einen Schmerz. Das Unglück, Sir, bringt die Menſchen näher, es hält ſie beiſammen, die Freude iſt es, welche ſie trennt, das Glück, welches ſie ſich fremd werden lehrt. — Uebrigens iſt es dieſer Umſtand, die Geſchwiſterliebe, welche die Menſchen meiner Nation ſonſt nicht in dieſem Umfange kennen und genießen gelehrt werden, nicht allein, welches mir in der Wüſte meines Elends als labende Frucht erwuchs, ich habe der gütigen Vorſehung noch für einige andere Vortheile zu danken, deren ich nie theilhaftig geworden wäre, wenn ich nach dem Tode meines Vaters den Thron von Mayſur eingenommen hätte; einer derſelben iſt eine von der gewöhnlichen abweichende Erziehung. Die Tyrannei Tippo Saibs geſtattete im Anfange nicht die Ausübung einer Menge Ceremonien, die durch die Habgier oder durch die Unwiſſenheit in Bramas reinen Kultus gekommen waren. Ich habe heute zum erſtenmale Geiſtesverirrungen geſehen, die ich eben ſo wie Sie beklage, ja mit Abſcheu betrachte. Durch einen Engländer. der zu Seringapatnam früher als Gefangener Hyder Alis, ſpäter aus freier Wahl als Renegat lebte, lernte ich die Sprache und die Sitten ihrer Nation kennen und lieben, und dieß iſt der Grund, warum Sie mich, wenn wir uns näher kennen lernen, in Anſichten und Geſinnungen ziemlich von meinen Landsleuten verſchieden finden werden. Es ſoll mich ungemein freuen, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihres Umgangs auf der Reiſe ſoviel wie möglich theilhaftig zu werden, und ich denke Ihre Erlaubniß nach Kräften zu benutzen. Mein Lehrer in der engliſchen Sprache gehörte nicht den höheren Ständen an; nur das, was er mir als entſchiedene Thatſachen mittheilen konnte, nicht ſeine Anſichten konnten für mich von Nutzen ſein. Jetzt iſt es ein Anderes. Ihre Unterhaltung wird für mich in jeder Art lehrreich, und ganz geeignet ſein, meine Ideen zu berichtigen. Ich denke die Tage unſers Zuſammenlebens ſollen uns eine angenehme Erinnerung für die Zukunft ſein; auch Sitta wird daran Theil haben. Erſt ſeit die Muhamedaner Oſtindien überſchwemmten, führte man den unſinnigen Gebrauch ein, die Frauen in die Zenana's einzuſperren; unſere Landesgebräuche wußten bis dahin nichts davon. Nur um der Sitte zu genügen, bewohnt meine Schweſter ein beſonderes Gebäude, was ſie übrigens ganz nach Wohlgefallen verläßt; von dem Unſinn des Einſperrens iſt keine Rede. —

Noch längere Zeit unterhielt ſich der junge Radſchah mit Maccarthy. Er entwickelte in dem Geſpräch einen ſo hellen natürlichen Verſtand, eine ſo geſunde Urtheilskraft, und überdieß eine ſo ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, daß ſchon in dieſer Hinſicht der Major ſein Bekanntwerden mit dem trefflichen Jünglinge für eines der angenehmſten Ereigniſſe ſeines Lebens gehalten haben würde, ſelbſt wenn der Letztere nicht der Bruder des lieblichſten Mädchens, das je ſein Auge ſah, geweſen wäre. Es war bereits Mittag, ehe Maccarthy ſich in Begleitung des Havildars wieder ins Lager zurückbegab. — —

Kaum war der Morgen des folgenden Tages angebrochen, als ſich der Major ſammt ſeiner Begleitung in dem Pilgerlager von Dſchaggernaht einfand, und bald darauf die ganze Karavane ſich in Bewegung ſetzte. Es war eine gewaltige Kolonne. Voran ritt ein Ruſſolah (Trupp von 120 Mann) von einem Regimente der unregelmäßigen Rohilla-Reiterei. Es gehörten zwar dieſelben eben nicht zu den beſten Truppen der Kompagnie, doch gewährten ſie in der Ferne einen ſtattlichen Anblick. Sie waren roth uniformirt, mit hohen, blauen, ſtark beblechten Mützen. Die Rohillas waren mit einer Piſtole, Lanze, Säbel und ungefähr die Hälfte des Trupps mit Flinten bewaffnet. Eine ſehr ſchöne Standarte mit dem goldgeſtickten Wappen der Oſtindiſchen Kompagnie ward von einem Offizier getragen, und an der Spitze zeigte ſich ein Pauker, deſſen ganze Kunſt in einförmigen, äußerſt heftigen Schlägen auf ſein Inſtrument beſtand. Die Offiziere der Rohillas zeichneten ſich durch prachtvolles Pferdegeſchirr aus. Dicht hinter dieſem Reitergeſchwader kamen die drei Elephanten, welche den Major, den Radſchah und deſſen Schweſter trugen. Die klugen Thiere ſchienen ſich mehr wie die Rohillas in Acht zu nehmen, um keinen der Pilger, der Fakirs, die in Maſſe herbeigelaufen kamen, um den Abmarſch anzuſehen, oder die Reiſenden anzubetteln, zu verletzen; ſie ſchoben die ihnen im Wege Stehenden ganz leiſe mit dem Rüſſel auf die Seite. Dreißig Sipays, an ihrer Spitze Mohun Pang, umgaben die Elephanten zu beiden Seiten. Der Havildar that ungemein geſchäftig. Er tadelte bald hier bald da einen ſeiner Untergebenen und wandte ſich nur von Zeit zu Zeit zu einem ſeiner beiden Diener, die ihm mit Betelbüchſe und andern kleinen Bedürfniſſen auf Schritt und Tritt nachfolgten, um mit einer gewiſſen Grandezza ein Kaupäckchen in den Mund zu ſchieben. Der übrige und bei weitem größere Theil der Karavane beſtand aus Händlern, die ſich dem Zuge anſchloſſen, Kameelen, welche die Zelte trugen, Laskars, die zur Aufſchlagung der letztern beſtimmt waren, eine Menge Diener aller Art, und auch ein Trupp Tanzmädchen (ſogenannte Sängerinnen von Nautſch, unrichtig Bajaderen) hatten ſich eingefunden. —

Kaum hatten die Reiſenden das Pilgerlager im Rücken, kaum war in der baumloſen Ebene der Lärm, den die ſchreienden Bonzen, die Fakirs, die heiligen Affen und Kakadus, in und um das Heiligthum von Dſchaggernaht anrichteten, verklungen und die Kuppeln des letztern am Horizont untergetaucht, als Maccarthy und Kisna von ihren Elephanten ſtiegen, ſich zu Pferde ſetzten, und dicht zur Seite des Thieres, welches die ſchöne Sitta trug, ritten. Zwar hatte das Mädchen einen Schleier über das Haupt gezogen, aber der friſche Morgenwind fächelte mit demſelben, und ließ dem Major bald den lieblich geformten Mund, die volle Wange, bald das ganze ſchöne Antlitz mit dem ſtrahlenden Augenpaar, welches ein paar dunkle herrliche Brauen umzogen, erblicken. — Nur ſcheu und in ehrfurchtsvollen Ausdrücken, überdieß ſehr gewöhnliche Gegenſtände betreffend, wagte Maccarthy die ſchöne Sitta auf hindoſtaniſch anzureden; das Mädchen antwortete anfangs leiſe, kaum vernehmlich, doch ſchien es nach und nach Muth zu faſſen, und es entſpann ſich nun, vorzüglich durch Kisnas Zwiſchenreden begünſtigt, ein Geſpräch, durch welches die drei jungen Leute nach wenigen Stunden ſo bekannt wurden, als hätten ſie bereits viele Meilen gemeinſchaftlich zurückgelegt. Maccarthy war ſehr überraſcht, Sitta, in Hinſicht geiſtiger Ausbildung, weit über ihre Landsmänninnen erhaben zu finden. Ihr natürlicher Verſtand erfaßte Alles leicht und ſchnell, ſie zeigte eine Wißbegierde, die ſich mit gewöhnlicher weiblicher Neugier nicht verwechſeln ließ, auch war es augenſcheinlich, daß das fortwährende Zuſammenleben, die innige Liebe zu dem Bruder, auf die Geiſtesrichtung Sittas von beſonderem Einfluß geweſen ſein mußte. Was Maccarthy vorzüglich auffiel, war, daß ſie ſich über viele Landes- und Kaſtenvorurtheile ungeſcheut wegſetzte, und beſonders ihre Rede an Diener oder Dienerinnen richtete, welche, da ſie aus niedern Stämmen waren, von den vornehmern Hindus, ſelbſt von Mohun Pang, nur ganz wegwerfend behandelt wurden. Der Havildar war übrigens vorzüglich oft der Gegenſtand ihres Scherzes. Sitta hatte bemerkt, daß er ſich auf ſein Herkommen als Radſchput, noch mehr aber auf ſeine Kenntniß der heiligen Mythen, nicht wenig einbilde, und es machte ihr deshalb Vergnügen, wenn er bei jedem halbverfallenen Ghaut (Pagode) zu Maccarthy eilte, um vor dieſem das Licht ſeines Wiſſens leuchten zu laſſen. Der Major ergriff häufig dieſe Gelegenheit, um den gelehrten Havildar durch Fragen in die Enge zu treiben, und that dieß um ſo lieber, als er bemerkte, daß er der ſchönen Sitta dadurch Vergnügen machte. Kisna lächelte bei ſolchen Anläſſen gewöhnlich ſtill vor ſich hin, und Maccarthy bemerkte bei ſpätern Unterhaltungen, daß der junge Radſchah durch Vergleichung des Muhamedanismus und des Chriſtenglaubens mit dem Pantheismus des Hindus zu einer entſchiedenen Hinneigung zu reinem Deismus gekommen, und dieß der vorzüglichſte Grund ſei, der ihn ſo über die Kaſtenvorurtheile ſeiner Landsleute erhoben habe. —

Das längere Zuſammenleben hatte die drei jungen Leute ſich immer näher gebracht, und es war zwiſchen Kisna und dem Major zu einer innigen Freundſchaft gekommen. Mit einem gewiſſen trüben Vorgefühl überſchritt daher die Reiſegeſellſchaft die Gränze des Gebiets von Mayſur. Mit Schmerz ſah Maccarthy den Endpunkt der Reiſe heranrücken. Er wußte, daß er jedenfalls zu Seringapatnam — mochte nun ſeine Sendung gut oder übel aufgenommen werden — nur wenige Tage verweilen würde. Kisna quälten andere Gedanken.

Er kannte Tippos langverhaltene Wuth gegen die Engländer. Hatte er ſie während des Friedens nur mit Mühe zu zügeln vermocht, was würde den Tyrannen abhalten, jetzt wo der Krieg von Seiten der Engländer erklärt war, das Völkerrecht in einem Abgeſandten der von ihm ſo tödtlich verabſcheuten Britten zu ehren! — Die Beſorgniſſe des jungen Radſchah wurden noch vermehrt, als der an der Gränze commandirende Subah, auf die Forderung ſichern Geleits für Maccarthy, auf welcher Kisna beſtand, erklärte, daß er zur Bewilligung derſelben nicht berechtigt ſei, und er es dem Major überlaſſen müſſe weiter zu gehen oder umzukehren. So nahten ſich die Reiſenden endlich der Hauptſtadt von Mayſur. —

Es war an einem ſchönen Morgen, als die Geſellſchaft den breiten und ſchnellſtrömenden Kavery ſich wie ein breites Silberband durch das weite, ſchön angebaute ~~Thal~~ ſchlängeln ſah. Auf einer mächtigen Inſel mitten im Fluſſe, erhoben ſich die Häuſermaſſen von Seringapatnam, überragt von den Kuppeln, den Minarets der Moſcheen, den halbmondförmig ausgeſchnittenen Spitzen der wenigen, unzerſtört gebliebenen Pagoden.

An dem öſtlichen Ende der Inſel ſchimmerten glänzende Kiosks aus den Gärten des Laul Baugh, dem Pallaſte Hyders. Dicht neben an erhob ſich Tippos Serail, ein ungeheures, von hohen Mauern umgebenes, gefängnißartiges Gebäude. Da die Stadt in dieſer Zeit eine Bevölkerung von hundertfunfzigtauſend Einwohnern, und deshalb eine gewaltige Ausdehnung hatte, ſo bot das ganze einen ungemein ſtattlichen Anblick dar. — So wie man an dem Arme des Kavery, der die Inſel Seringapatnam einſchloß, ankam, ſendete Kisna einen Hirkarrah (Läufer) an Tippo, um ſeine Rückkehr und die Ankunft eines engliſchen Unterhändlers zu melden, ſo wie für Beide die Erlaubniß zum Einzug in die Stadt zu erbitten. Während die Antwort erwartet wurde, ſagte Kisna, daß es ihm ſehr ſchmerzlich ſei, dem Major während ſeines Aufenthalts zu Seringapatnam, nicht ſein Haus zur Wohnung anbieten zu dürfen. Tippo würde ſonſt ihr Freundſchaftsverhältniß ahnen, und dieß allein würde hinreichend ſein, um zwiſchen ihnen eine Verbindung zu ſeinem Untergange vorauszuſetzen. Der Radſchah fügte bei, daß er, wenn der Sultan ihr Zuſammentreffen für ein bloß zufälliges halte, ihm beſſer zur Erreichung des Zwecks ſeiner Geſandtſchaft von Nutzen zu ſein, oder wenigſtens für ſeine Sicherheit wachen könne. Jedenfalls würde er Gelegenheit ſuchen, Maccarthy vor ſeiner Abreiſe heimlich zu ſehen und zu ſprechen. Es hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, als ein Zemindar der Truppen des Sultans bei Kisna erſchien. Mit großer Höflichkeit, ja faſt mit Unterwürfigkeit und Ehrfurcht erklärte er, daß Tippo ſich freuen würde den jungen Radſchah zu ſehen, um ihm zu ſeiner Wiederkehr Glück zu wünſchen. Was die Engländer anlangte, fügte er hinzu, indem er Maccarthy vom Kopfe bis zum Fuße verächtlich betrachtete, ſo wundere ſich der Sultan, daß ſie es wagten, ohne ſeine Erlaubniß das Gebiet von Mayſur zu betreten, beſonders da die Kompagnie bereits die Kriegserklärung ausgeſprochen habe, dennoch wollte Tippo, großmüthig wie er ſei, ihnen erlauben, ihm ihre Anträge oder Bitten vorzutragen.

Maccarthy bemerkte trocken, doch nicht ohne einige Bitterkeit, vom Bitten befände ſich nichts in ſeiner Inſtruction, ſondern nur von Forderungen, indeß wolle er die Befehle des Sultans erwarten, wenn und wo er dieſe vortragen dürfe. — Nachdem ihm der Zemindar kalt erwiedert, daß er dieß ſeiner Zeit erfahren werde, beſtieg die Reiſegeſellſchaft mehrere große Prähme, auf denen ſie über den Kavery geſchafft wurden. So wie man an's Land ſtieg, befand man ſich auf einer Straße, die ſich durch Gärten ſchlängelte, die faſt einen Wald von indiſchen Fruchtbäumen bildeten. Hier zur Seite der ſchlanken Palme, ſtreckte der Piſang ſeine hellgrünen Blätter von Mannslänge, zwiſchen denen prächtige, goldglänzende Trauben ſeiner gurkenähnlichen Früchte herabhingen, in die Lüfte, dicht zur Seite des letzteren ſchimmerte der Mangoapfel, vor Orkanen geſchirmt durch kleine Wäldchen hochſtämmigen Bambus. Die Gipfel dunkelbeſchatteter, mit Springbrunnen verſehener Kiosks ragten hier und da aus dem ſchönen Waldesgrün, und die Düfte unzähliger Blumen, vermiſcht mit dem der würzreichen Ananas, die eben der Reife nahete, ſchwängerte die Lüfte. Mitten in einem dieſer Wäldchen lag ein ſchönes Landhaus. Dicht an deſſen Seite erhob ſich, faſt von Blüthenbäumen und Rankengewächſen verſteckt, eine Art Pavillon. Ein breiter Weg führte durch ein mächtiges offenſtehendes Gitterthor dahin. Mit Bewunderung betrachtete Maccarthy die lieblich gelegene Wohnung, als Kisna ſeinen Elephanten anhielt.

Wir müſſen uns jetzt trennen, mein Freund! ſagte er lächelnd. Dieß iſt die kleine beſcheidene Wohnung des Abkömmlings der Herrſcher von Mayſur; jener Pavillon iſt die Zenana meiner Schweſter. —

Maccarthy war wie vom Blitze getroffen. Erſt jetzt fühlte er den Schmerz der bevorſtehenden Trennung von Sitta. Noch bis vor wenig Augenblicken war er heiter geweſen, er hatte das Mädchen nur für eine liebe Reiſegefährtin gehalten, jetzt fühlte er, daß ſie ihm mehr war. Zum erſtenmale durchzuckte ihn bei dem Gedanken an Trennung ein ungeheurer Schmerz.

Erlauben Sie, daß ich von Ihrer Schweſter Abſchied nehme! ſprach er mit halberſtickter Stimme zu Kisna, und gab dem Kornac einen Wink, den Elephanten zu dem, welcher das Mädchen trug, zu leiten. So wie dieß geſchehen war, wendete er ſich zu der lieblichen Reiſegefährtin, die Stimme verſagte ihm. Auch Sitta wollte reden wie es ſchien, dann ſtreckte ſie ſchweigend die Hand gegen den jungen Mann aus, endlich warf ſie, wie vom Gefühl überwältigt, den Schleier, der ſie verhüllt hatte, zurück, ihr ſchönes Geſicht ſchwamm in Thränen. — —

Kisna hatte während dieſer Zeit bald auf den Major bald auf die Schweſter geblickt. Er ſchien in augenblicklicher Beſtürzung, er erblaßte, doch bald ſich ſammelnd, reichte er in heftiger innerer Bewegung dem Major die Hand. — „Leben Sie wohl, Maccarthy!“ rief er aus. „Sie werden ſich wiederſehen.“ —

Auf ſeinen Wink bog ſein Gefolge in den offenen Thorweg, und der Major zog mit zerriſſenem Herzen die Straße nach dem Innern von Seringapatnam. —

Das Letztere entſprach nur ſehr wenig den Erwartungen, die Maccarthy dem äußern Anſehen der

Stadt nach, davon gehegt. Man ſah ſogleich, daß hier der Mahomedismus in ſeinen fanatiſchen Formen walte. Schon Hyder hatte durch Zwang die unglücklichen Hindus dahin gebracht, ſich in ihren Gebräuchen nach denen ihrer Unterdrücker zu richten, Tippo vollendete das Werk ſeines Vaters auf die roheſte Weiſe. Faſt alle auf die Straße hinausgehenden Fenſter waren vermauert, oder mindeſtens ſtark vergittert, die Höfe mit hohen Mauern umgeben worden, und die Wohnungen hatten davon ein höhlenartiges Anſehen erhalten. Bald rechts, bald links in den Straßen, durch die der junge Britte ſeines Weges zog, ſah er in Ruinen liegende Ghauts (Pagoden), deren Schutt wegzuſchaffen Niemand der Mühe werthgehalten hatte. Auf den ehrlichen Havildar machte dieß einen ungemein ſchmerzlichen Eindruck. Beſonders gab ſich dieſer kund, als man bei den Ruinen der Hauptpagode ein wenig anhielt, da der den Zug begleitende Zemindar nach einem Beamten ſendete, welcher die Engländer in die ihnen beſtimmte Wohnung einführen ſollte. Hier ſah er mehrere zertrümmerte indiſche Götterbilder am Boden liegen, bloß der Affengott Hanumann (das böſe Princip) war verſchont worden, und grinzte tückiſch von einer hohen Säule herab.

Da ſehen Sie einmal, Herr Major, rief Mohun Pang ſchmerzlich aus, wie die nichtswürdigen Sclavon Tippos in der Kallenki-avatara gewirthſchaftet haben! — Sie müſſen wiſſen, das iſt die zehnte Erſcheinung Wiſchnu's als weißes Himmelsroß. — Sie ſehen, dort ſteht es im Winkel, und die muhamedaniſchen Hunde haben ihm den Schwanz abgehackt, und täuſche ich mich nicht, ſo fehlen ihm auch die Ohren. — Ach — und Brama ſei es geklagt! — Da iſt auch Menu, der Mondſtier! — Wie haben ſie dieſem mitgeſpielt! — Die Hörner haben ſie ihm abgeſchlagen und beide Hinterfüße. Er ſieht jetzt faſt wie ein Eſel aus, und dennoch war er der einzige Gerechte, der ſich aus der alten Fluth in die neue Welt gerettet. Aber ſo geht es! Der Gerechte muß am meiſten leiden. — Auch das Stierroß Dherma haben ſie übel zugedeckt; es hat alle vier Füße verloren. Dieß mag indeſſen noch angehen; es ſtimmt gewiſſermaßen mit der Legende, denn Dhermas Leben, müſſen Sie wiſſen, geht durch die vier Zeitalter bis ans Ende, und er verliert in jedem ein Bein. Wir ſtehen jetzt im vierten Alter, und ſo hat die Sache nicht viel auf ſich. Ohnehin wird Wiſchnu als Roß Kallenki bald erſcheinen, die Erde durchtraben und Alles erneuen. —

Der Havildar fuhr ſo eifrig in ſeinen Erklärungen und dem Bejammern abgehauener Götterbeine, Schwänze und Ohren fort, daß der Major nur mit Mühe das Lachen zurückhalten konnte, und bereits ein

Geſicht machte wie der auf der Säule ſitzende Hanumann, als glücklicher Weiſe der erwartete Beamte ankam und der Zug weiter ging. —

Man erblickte jetzt das Mauſoleum Hyders, und ſeiner Lieblingsſultanin, der Mutter Tippos. Es war ein ſchönes, mit Marmor bekleidetes Gebäude; ein bedeckter, mit ſchwarz und weißem Marmor gepflaſterter Gang führte rings umher. Das Ganze war in drei Stockwerke abgetheilt, von welcher jeder vier Eckthürme hatte. Das oberſte Stockwerk deckte eine Kuppel, welche mit weißem Marmor bekleidet war. Da der Zemindar beim Vorüberziehen ſich tief verneigte, und Maccarthy aus Höflichkeit dieſem Beiſpiel folgte, ſo wurde Jener etwas freundlicher und erzählte unſerm Bekannten, daß das Grabmal gerade unter jener Kuppel befindlich und mit Goldſtoff bedeckt ſei, ſo wie, daß mehrere Tauſend Menſchen einige Jahre lang an dem Mauſoleum gebauet hätten, und der Bau in einem ſo armen Lande, wo man die Gerüſte aus gemauerten Bögen aufführen müſſen, unermeßliche Summen gekoſtet habe.

Nach einiger Zeit gelangte die Geſandtſchaft endlich in die ihr beſtimmte Wohnung. Sie lag dicht zur Seite des alten Pallaſtes Hyder Alis, und hatte etwas ungemein Düſteres, Gefängnißartiges. Maccarthy war jedoch mit dem ihm angewieſenen Aufenthalte zufriedener, als wenn es der glänzendſte Pallaſt geweſen wäre. Von einem im Garten gelegenen Hügel hatte man eine freie Ausſicht auf den Strom, was ihm aber über Alles ging, man ſah hier den Pavillon der der ſchönen Sitta zur Wohnung diente. Kaum war daher die Begleitung der Ambaſſade in dem weitläufigen öden Gebäude untergebracht, als Maccarthy mit ſeinem Dollond in der Hand nach dem Hügel eilte, und ſehnſüchtig nach dem Pavillon blickte. Jedes Fenſter des Häuschens vom Boden bis zur Platteform des Daches ward durchmuſtert, aber von Sitta war nicht das Mindeſte zu erblicken. „Nur ein Endchen ihres Schleiers, nur einen Zipfel ihres Gewandes möchte ich ſehen!" rief er dann ſchmerzlich aus, indem er das Fernrohr bald zuſammenſtieß, bald wieder auszog. Erſt jetzt ward ihm klar wie theuer ihm das Mädchen geworden, und daß ihm beſtimmt ſei, es ewig zu lieben. — Es war inzwiſchen Abend geworden. Die Hoffnung in der Kühle die Geliebte auf der Teraſſe des Hauſes zu ſehen, hatte ihn getäuſcht; er betrat eben das düſtre Zimmer, das ihm zur Wohnung angewieſen worden war. Plötzlich trat ein Hindu, gekleidet in die Tracht der niedern Kaſten, herein. Der Major war nicht wenig überraſcht, Kisna vor ſich zu ſehen. Sie werden morgen zur Audienz bei Tippo gelaſſen werden! ſprach der junge Radſchah, indem er Maccarthy freundlich bei der Hand nahm. Ich durfte dieß nicht geſchehen laſſen, ehe ich Sie geſprochen hätte, darum wählte ich dieſe Verkleidung. — Der Empfang, den ich heute bei dem Sultan hatte, fuhr Kisna fort, indem er ſich zur Seite des Majors auf einen ziemlich ſchlechten Divan niederließ, flößte mir Beſorgniſſe für Ihre Sicherheit ein.

Tippo nahm Sie mit Mißtrauen auf? fragte der Major mit Aufmerkſamkeit. Sie ſehen meine Ahnung —

Hat Sie getäuſcht; erwiederte der Jüngling lächelnd. Tippo iſt einſichtig genug, er kennt mich hinlänglich, um zu wiſſen, daß Pflicht und Dankbarkeit mir gebieten, nichts gegen ihn zu unternehmen. Mag es nun der Aberglaube in Beziehung auf die Weiſſagung jenes Santons, mag es die heimliche Scheu eines Fürſten ſein, in mir den letzten Sproß eines andern Fürſtengeſchlechts zu vernichten, ich weiß es nicht, ich betrachte mich in Beziehung auf ihn, wie einen jener Vögel, die ungeſtraft in dem Rachen des ruhenden Krokodills umherwandeln. In Hinſicht Ihrer dagegen bin ich nicht ohne Beſorgniſſe. Tippo ſcheint den Beweggrund Ihrer Sendung ganz mißzuverſtehen; er betrachtet ſolche als Feigheit oder Liſt Ihres Gouvernements. Entweder — ſagte er — fühlen ſich die Engländer zu ſchwach etwas Bedeutendes gegen mich zu unternehmen, und in dieſem Falle wird es ſich bald zeigen, wie weit ſie ihre Forderungen herabſtimmen oder die Abſendung eines Unterhändlers, nach bereits erfolgter Kriegserklärung, iſt nur eine Liſt, vermöge der man mich aufzuhalten, mich auszuſpioniren trachtet, und dann ſoll mir die Perſon des Unterhändlers dafür büßen. Ich ſuchte ihn zwar von dieſen Meinungen abzubringen, jedoch es war umſonſt, und der Zweck meines Hierſeins iſt nun, Sie um Ihrer ſelbſt willen zu bitten, dem Sultan ſoviel Nachgiebigkeit wie möglich zu zeigen, ihn auf keine Weiſe zu reizen; Letzteres könnte die traurigſten Folgen für Sie haben. Tippo würde die kleinſte Verletzung des Ceremoniels als Beleidigung aufnehmen, ein unbeſonnenes im Eifer geſprochenes Wort mit Haſt als Vorwand ergreifen, um ſeiner Wuth freien Lauf zu laſſen, und das Völkerrecht würde Sie nicht ſchützen. Mein Rath iſt daher, daß, was er auch thun, auch ſagen mag, Sie nichts aus der Faſſung bringe, und daß, wie ungereimt auch ſeine Forderungen ausfallen mögen, Sie verſichern, ſolche Ihrem Gouvernement treulich hinterbringen zu wollen. Endlich bitte ich Sie, nach geendigter Audienz ſo ſchnell wie möglich Seringapatnam zu verlaſſen.

Maccarthy blickte bei den letzten Worten dem Jünglinge ſcharf ins Auge, es war als ob er Nebenideen, die der Mund des Jünglings nicht ausſprach, herausleſen wollte, aber die ſchönen klaren Züge des edlen Geſichts ſtrahlten von dem frühern Wohlwollen und nichts verkündigte, daß dieſes ſeitdem ſchwächer geworden wäre.

Und Sie, mein Freund, ſagte Maccarthy endlich, Sie wollen im Bereiche der Klauen des Tigers bleiben? Sie wollen es darauf ankommen laſſen, daß ſeine ganze Wuth auf Sie falle? Der Kampf wird furchtbar ſein, es handelt ſich um Sieg oder Untergang für Tippo. Erſcheinen unſre Truppen vor den Thoren Seringapatnams, ſo iſt an keinen Vergleich mehr zu denken. Tippo weiß dieß; er kann es ſich nicht verhehlen, daß die Exiſtenz des Kronprätendenten für ihn gefährlich werden kann; Sie ſind in ſeiner Hand, wer wird Sie ſchützen?

Gott! rief Kisna mit leuchtendem und zugleich Ergebung verkündendem Auge. Jenes Weſen, das von meinem Volke als Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer verehrt wird, das dennoch nur Eins iſt, das als Schöpfer erhält und als Zerſtörer nur neu erſchafft. Ja, Sir, dieſes Weſen iſt es, welches das Wunder, daß ich ſicher in der Höhle des Löwen lebe, bewirkt hat, und das zu Erreichung ſeiner hohen Zwecke noch viel größere bewirken könnte. Auch ſagte ich Ihnen, daß mich Pflicht und Dankbarkeit hier zurückhielte.

Die Pflicht gegen mein Volk. Flöhe ich, ſo würde Tippo ſeine Wuth gegen die Unſchuldigen loslaſſen; er weiß, daß er mich nicht ſchmerzlicher treffen könnte. Die Dankbarkeit gegen Tippo. — Ja ſtaunen Sie nur! es iſt nicht weniger wahr.— Sein Vater ſtürzte den meinigen vom Thron; der Sohn hat mir nur Gutes erwieſen. Hätte ich ihm als offener Feind entgegentreten, ihm im offenen Felde Kampf bieten können, ich hätte es gethan, als ich denken lernte. Sie kennen den ſanften Charakter meines Volkes, Sie wiſſen, wie leicht es im Joch zu erhalten iſt; einen glücklichen Ausgang zu hoffen, wäre Raſerei geweſen, ich hätte ihm nur noch härtere Feſſeln bereitet, mir blieb nichts übrig, als dafür zu ſorgen, daß, wenn die Vorſehung mich zum Herrſchen beſtimmt hätte, meine Nation einen Fürſten finden möge, der werth ſei, über ſie zu gebieten. — Bei Alledem iſt auch — hier lächelte Kisna — meine Stellung im Augenblick der Gefahr, ſo ſehr es dieß auch ſcheint, nicht ſo gefährlich wie Sie denken. Tippo weiß, daß wenn er unterläge, die Herrſchaft an mich oder an die Engländer gelangte. Tödtete er mich, den letzten Abkömmling meines Geſchlechts, ſo würden die Britten in Mayſur herrſchen, und ehe er ſeine Todfeinde dahin kommen ließe, ehe überlieferte er mir ſelbſt mit eigener Hand die Zügel der Regierung. — Sie lächeln? Sie ſcheinen mir nicht zu glauben? Seit heute weiß ich es gewiß.

Sie überraſchen mich! rief Maccarthy neugierig. —

Auch ich war nicht minder überraſcht! unterbrach ihn der Radſchah. Hören Sie, welchen Vorſchlag mir Tippo in einer geheimen Unterredung machte. — Kaum war ich ins Zimmer getreten, als er ſeine Umgebung hinausgehen ließ, und mich bei der Hand nahm: „Du kommſt wieder,“ ſagte er, „und ich wußte, daß Du wieder kommen würdeſt, obwohl es Leute gab, die Dir das Gegentheil zutraueten. Wäreſt Du auſſen geblieben, ſo hätteſt Du verſichert ſein können, daß Tippo Saib, obwohl ſich Alles zu ſeinem Untergang verſchworen zu haben ſcheint, Mittel gefunden hätte, Dich empfindlich zu treffen, und wenn Du nach Frangiſtan geflohen wäreſt. Du biſt indeß zurückgekehrt und haſt klug gehandelt, denn meine Sache iſt im Grunde auch die Deine. Was hoffeſt Du auch von dieſen Engländern? Sie können Dich zwar, wenn ich unterliege, auf den Thron von Mayſur ſetzen, aber Du wirſt auf dieſem Thron nur ihr Sclave ſein, und ſie werden Dich, ſobald Du etwas Anderes ſein, Dich Deines Vaterlandes annehmen, es aus ihren Feſſeln erlöſen wollteſt, in einen mit Krokodillen umgebenen Thurm ſperren, wie ſie es mit jenem unglücklichen Nuwab gethan haben. Höre deßhalb einen Vorſchlag.

Rufe in Deinem Namen die Verehrer Bramas zur Vertheidigung des Landes auf, wie ich die Moslemin aufgerufen habe, ſtelle Dich an ihre Spitze und führe ſie an meiner Seite gegen den gemeinſamen Feind. Damit indeß Alle ſehen, daß Dir die Sache Ernſt iſt, ſo will ich Deine Schweſter zum Weibe nehmen. Schenkt ſie mir einen Sohn, ſo ſoll dieſer mein Nachfolger ſein, iſt dieß nicht der Fall, ſo ſollſt Du auf dem Thron von Mayſur ſitzen.“

Maccarthy erbleichte. Wie Dolchſpitzen drangen ihm die Worte des Radſchah ins Herz. —

Und was haben Sie ihm geantwortet? ſtammelte er endlich.

Die Wahrheit! entgegnete Kisna mit Würde. Herr! ſagte ich. Dein Vater Hyder hat den meinigen zu Grunde gerichtet, es kann nichts gemein ſein zwiſchen ihren Söhnen. Du haſt mir Gutes erwieſen, haſt gegen den Gebrauch der Länder des Oſtens mein Leben geſchont, und ich bin Dir zur Dankbarkeit verpflichtet. Laß mich dieſe dadurch beweiſen, daß ich neutral bleibe in dem bevorſtehenden Kampfe. Du weißt, daß ich nichts gegen Dich unternehmen könnte, wenn ich auch wollte; ein Wink Deiner Hand, ein Wort, und ich bin nicht mehr. Aber wenn Du auch dieß Wort in dieſem Augenblick ausſprechen ſollteſt, ſo würde ich dennoch ſagen: der Sohn des Maharadſchah von Mayſur kann nicht für den Thron des Sohnes Hyder Alis fechten. —

Und Tippo — hob Maccarthy mit großer Theilnahme an. —

So wie ich die letzten Worte geſprochen hatte, ward ſein Antlitz düſter wie die Nacht. Sein Auge ſchien Blitze zu ſprühen; ich erwartete einen Ausbruch ſeines Grimmes. „Ich verſtehe Dich, ſagte er endlich mit ſcheinbarer Ruhe, aber ſeine Lippen zuckten krampfhaft, Du willſt den Zuſchauer machen, während des Kampfes zwiſchen dem bengaliſchen Tiger und dem brittiſchen Leoparden. Wohlan thu' es. Du biſt ſicher vor den Klauen des erſten, hüte Dich, daß Dich die Zähne des andern nicht zerfleiſchen.“ — So wie der Sultan dieſe Worte geſagt, winkte er mir zum Fortgehen, er rief ſeinen Nazir, und ich hörte nur noch, daß er ſich aufs Heftigſte über die Engländer und die Unterhändler, die gekommen ſeien, ihn auszuforſchen äußerte. Dieß iſt der Grund, warum ich heute noch hierhereilte, um Sie zu bitten, vorſichtig zu ſein.

Längere Zeit unterhielt ſich der junge Fürſt noch mit Maccarthy, und dieſer hatte Gelegenheit einen tiefen Blick in deſſen Seele zu thun. Er hatte außer dem weichen ſanften Charakter der Hindus von der Vorſehung einen nicht geringen Grad von Seelenadel, der ihn des Throns ſeiner Väter in jeder Hinſicht würdig gemacht hätte, erhalten, er wäre in friedlicher ruhiger Zeit unſtreitig der Beglücker ſeines Volkes geworden, aber fehlte es ihm auch nicht an Muth, ſo war dieſer doch mehr paſſiver Art, mehr gemacht Leiden und Gefahren mit Seelenſtärke zu ertragen, als dieſe durch eigenthümliche Thatkraft zu überwinden. Er geſtand im Laufe der Unterredung ſeinem europäiſchen Freunde ganz offen, daß er, wenn Tippo unterliege, keineswegs auf die gerühmte Großmuth der Britten ein unbegränztes Vertrauen ſetze, und daß, wenn ſeine Beſorgniſſe ſich verwirklichen, ſein Volk nur eine — wenn auch geringere — Sclaverei mit der andern vertauſchen ſolle, er dieſen Zeitpunkt nicht zu überleben wünſche, da er dann das Loos von Mayſur für immer entſchieden anſehen müſſe, während ihm während der Uſurpation Hyders und ſeines Sohnes immer noch einige Hoffnung geblieben. — Maccarthy ſuchte die Beſorgniſſe des jungen Hindu zwar zu zerſtreuen, aber dieſer lächelte ſchweigend und ging endlich, nachdem er den Freund nochmals zur Vorſicht ermahnt hatte. —

Der Morgen des folgenden Tages war kaum angebrochen, als ein Beamter des Sultans erſchien und dem Major anzeigte, daß Tippo den engliſchen Unterhändler vor ſich laſſen wolle. Der verächtliche Ton, die finſtere Miene, mit denen jener Mann den Befehl ſeines Herrn vollzog, waren eben keine günſtigen Vorboten, doch ließ ſich Maccarthy davon nicht irre machen. Er verlangte, daß ihm geſtattet würde, ſich von der Ehrenwache der Sipays und den Rohillas bis zum Eingange des Pallaſtes begleiten zu laſſen, und daß die Befehlshaber beider Trupps gleichfalls dem Sultan vorgeſtellt würden. Nach kurzem Beſinnen zeigte ſich der Beamte nachgiebig, und in wenig Augenblicken ſetzte ſich die Ambaſſade in Bewegung. Die Rohillas eröffneten den Zug, dann folgte der Elephant, der Maccarthy trug, ihn umgaben die Sipays. So wie man an dem Eingange des Laul-Baugh, des alten Pallaſtes Hyders, angekommen war, mußten die Soldaten zurückbleiben, nur der Anführer der Rohillas und der Havildar begleiteten den Major in das Innere. Der erſte der beiden Begleiter Maccarthys trug den Nuzzur, einige in ein ſeidenes Tuch geſchlagene Goldſtücke, da die indiſche Etikette verlangt, daß man nie vor einem Höhern mit leeren Händen erſcheine, der Havildar brüſtete ſich mit einem ſammetnen Kiſſen, auf welchem ein Schreiben des Lord-Statthalters in einem ſeidnen Beutel ruhte. — Der Pallaſt, in deſſen erſten Hof man eintrat, war zwar nur von ungeheuer dicken Lehmmauern, aber dieß nur wegen der Seltenheit des Bauholzes und ſonſt nicht ohne Pracht erbaut; er war mit einer doppelten Mauer phant ſchwer zu bändigen geweſen wäre, wenn man nicht die Liſt gebraucht hätte, ihn nach beendigtem Streite mit Güte oder Gewalt in das Waſſer zu treiben, wo ſich der Zorn dieſer Thiere zur Verwunderung ſchnell zu legen pflegt. — Maccarthy und ſeine Begleiter nahten ſich nun dem prachtvollen, mit Gold und Marmor verzierten Kiosk, in welchem Tippo ihrer harrte. Das Luſthaus war faſt zirkelrund. Zweiunddreißig Marmorſäulen trugen das Dach einer Vorandach, welche einer Menge Sclaven und Hofbeamten zum Aufenthalte diente. Durch mehrere, mit perſiſchen Teppichen belegte Zimmer wurden Maccarthy und ſeine Begleitung, nachdem man ihnen vorher geboten hatte, ihre Waffen abzulegen, in einen Saal geführt, der die Ausſicht nach der Waſſerſeite hatte, und in welchem der Sultan nebſt Gefolge ſich aufhalten ſollte. So wie die Ambaſſade eintrat, ſchweiften Maccarthys Augen in dem mit orientaliſcher Pracht ausgeſchmückten Saale umher. Arabesken in blau und Gold, untermiſcht mit perſiſchen Sinnſprüchen, ſchmückten die weißglänzenden Wände. Drei mächtige Fenſter erlaubten einen Blick auf den unter ihnen hinſtrömenden Kavery. Dicht zur Seite der langen Glaswand befand ſich der Thron, eine Art Ruhebett, Musnud genannt. Die Rückwand deſſelben war eine Verzierung von farbigen Edelſteinen aller Art, die einen ausgebreiteten Pfauenſchweif bildete. Neben dem Sitze befand ſich eine, mit rother Seide verhangene Niſche. — Tippo Saib hatte auf dem Thronſeſſel Platz genommen. Er war ein Mann von achtundvierzig Jahren, von mittlerer Geſtalt, und ziemlich imponirendem Weſen. — Kriegeriſcher Muth, Liſt und Grauſamkeit blickten aus dem, ſelbſt für einen Eingebornen Oſtindiens ſehr dunkeln Antlitze. Auf dem Haupte hatte er eine Art Turban, der ſich jedoch durch ſeine ſpitze Form und die ihm bis auf die dunkele Stirn herabhängende Perlenſchnur ſehr von der Kopfbedeckung der Türken oder Perſer unterſchied. Der lange dunkle Schnurrbart hing ihm zu beiden Seiten des Mundes herab, und vereinigte ſich dort mit dem dünnen, übel ausſehenden Kinnbart. Das Gewand des Sultans war weiß und einfach, nur der Säbel und der in ſeinem Gurte ſteckende malayiſche Dolch funkelten von Juwelen. In der Nähe Tippos befanden ſich mehrere ſeiner Nazirs und andere Beamten. Unter ihnen ſah man einen Mann in franzöſiſcher Seeuniform, der eine dreifarbige Kokarde von der Größe eines Salatkopfes am Hute trug, und ein wildes und dabei nachläſſiges und gemeines Anſehen hatte. — So wie Maccarthy ſich mit dreimaliger Verbeugung dem Sultan genähert hatte, trat der Anführer der Rohillas auf, und der Major ergriff das auf dem Kiſſen liegende Tuch, um dem Sultan das Begrüßungsgeſchenk darzubieten. Tippo winkte abwehrend.

Laß ſein! ſprach er mit rauher Stimme. Weißt Du nicht, daß es nicht gewöhnlich iſt, ſeinen Feinden den Nuzzur zu bieten?

Die Kompagnie behandelt Tippo-Sultan noch nicht als ihren Feind! Unſere Waffen ſind noch nicht aneinander gerathen; verſetzte der Major mit Artigkeit in hindoſtaniſcher Sprache.

An mir hat es nicht gelegen, wenn dies bis jetzt noch nicht der Fall war! erwiederte Tippo höhniſch.

Erlaube, daß ich im Namen der hohen oſtindiſchen Kompagnie Deiner Hoheit dieſen Brief — hob Maccarthy an, aber der Sultan unterbrach ihn ſogleich.

Hat Dir der Subah Ferudſch freies Geleit nach Seringapatnam bewilligt? fragte er mit ſtechendem Blicke.

Er hat mich ziehen laſſen; unter ſolchen Umſtänden war es meine Pflicht, die Befehle meiner Vorgeſetzten auszuführen und mich hierher zu begeben! erwiederte der Major mit Ruhe.

Weißt Du aber nicht, daß nur auf der Bewilligung des freien Geleits die Sicherheit eines Abgeſendeten beruht? fragte Tippo mit tückiſchem feindlichen Blicke.

Du haſt mir erlaubt, vor Deinem Angeſichte zu erſcheinen! verſetzte Maccarthy mit ruhigem Lächeln. — Deiner Hoheit wird nicht unbekannt ſein, daß der Kaliph Omar einſt geſagt: der Gnadenblick eines Fürſten gleicht jeden Mangel aus.

Omars Ausſpruch, fiel Tippo mit gerunzelter Stirne ein, bezog ſich nur auf die Fehler der Gläubigen, nicht auf einen Dſchaur, und ich bin Dir nicht gnädig. — Iſt Dir der Inhalt jenes Schreibens bekannt? ſetzte er hinzu. Ich muß ihn kennen, damit ich mich nicht einer neuen Beleidigung von Seiten der Engländer ausſetze.

Eine ſolche hat Deine Hoheit nicht zu befürchten! ſagte Maccarthy mit dem Ausdrucke der Wahrheit. Die Bedingungen ſind ehrenvoll, unter denen man die Einſtellung der Feindſeligkeiten vorſchlägt. Die Kompagnie ſteht von ihrer Forderung des Erſatzes der Kriegsrüſtungen ab.

Weiter! rief Tippo, indem ſich ſein Geſicht etwas aufzuklären ſchien.

Der Lordſtatthalter, fuhr der Major fort, will Deine Zwiſtigkeiten mit dem Nizam, unſerm Verbündeten, zu vermitteln ſuchen, und der Letztere willigt in die Vermittlung.

Das Schwerdt iſt der beſte Schiedsrichter! rief der Sultan. — Indeß — iſt das der ganze Inhalt des Schreibens? Giebt es noch andere Forderungen.

Nur eine noch, aber dieſe iſt unwiderruflich! ſagte Maccarthy. Möge Deine Hoheit geſtatten, ſie Dir im Geheim mitzutheilen.

Zwiſchen mir und den Engländern giebt es keine Heimlichkeiten! erwiederte der Sultan verächtlich. Sprich dieſe unwiderrufliche Bedingung aus.

Es iſt die augenblickliche Fortſendung aller franzöſiſchen Emiſſaire, vorzüglich aber derer, welche vor Kurzem im Auftrag des Gouverneurs von Martinique, des Generals Malartic, gekommen ſind! ſprach Maccarthy feſt.

Aha! rief mit lautem Lachen der Franzoſe, welcher ſich unter den Höflingen Tippos befand. Auf uns iſt es alſo vorzüglich abgeſehen? Par Dieu! Ich hätte es mir denken können. — Und die, welche aus Martinique gekommen, ſind den Herren Britten ganz beſonders ein Dorn im Auge? — Glaub's ſchon! Unter dieſen mag der arme Kapercapitain Ripaud ihnen eben nicht der kleinſte ſein. Warum hat er auch ihre Kauffahrer ſelbſt in den indiſchen Gewäſſern ſo ſehr incommodirt; und die Kapitaine ihrer Kreuzer, die ſich in Madras oder Bombay hätten gütlich thun können, immer ſo unnützerweiſe in Athem erhalten!

Ich glaube nicht, daß unſerm Gouvernement die Exiſtenz eines Kapitain Ripaud bekannt iſt; verſetzte Maccarthy verächtlich. Mein Auftrag lautet auf alle Franzoſen, vorzüglich aber auf die Spione und Zwiſchenträger.

Und iſt dieß Eure letzte und unwiderrufliche Bedingung? fragte Tippo, indem er ſich zornig den Knebelbart ſtrich.

Sie entſcheidet über Krieg und Frieden! antwortete Maccarthy ruhig, aber mit Beſtimmtheit.

Ihr wagt es, rief der Sultan mit ſich ſteigerndem Zorne, Ihr unterſteht Euch alſo, mir vorſchreiben zu wollen, mit wem ich verkehren ſoll und mit wem nicht? Ihr wollt mich in meinem Hauſe ausforſchen, Ihr wollt über den Gaſt, den ich in meinen Pallaſt treten laſſe, Rechenſchaft fordern? Gelüſtet es Euch nicht auch, bis in meinen Divan, ja bis in meinen Harem zu dringen, und dort mir Vorſchriften zu machen? Bin ich nicht mehr der gebietende Sultan von Mayſur? Iſt mein Arm erlahmt, die Schneide meines Säbels ſtumpf geworden? — Menſch! ſchrie er immer zorniger, indem er auf den Havildar zeigte. Nimm jenen Wiſch — er meinte das Schreiben — nimm und wirf ihn in den Kavery! — Du willſt nicht, Elender? — Heda Arif! — Halet! — Werft den Brief zum Fenſter hinaus in den Strom. Die

Engländer mögen ſich die Antwort aus dem Meere fiſchen.

Erlaube, Hoheit! rief der Franzoſe keck, indem er nach dem Briefe griff. Ich will das Schreiben nach Martinique bringen. General Malartic ſoll ſehen, was ſich die Engländer gegen Dich und uns erlauben, und es wird nicht Dein Schade ſein.

Heftig fuhr Maccarthy auf.

Ich proteſtire feierlich dagegen, daß dieſer Brief, der für den Sultan von Mayſur beſtimmt war, in die Hände eines elenden Kaperführers gerathe. Ich mache Jeden, der etwas zu dieſer unerhörten Beleidigung beiträgt, dafür verantwortlich.

Dein Brief ſoll in den Strom! ſchrie Tippo wüthend. Dort iſt er am beſten aufgehoben. Werft ihn hinaus! — So recht! — Was? Ich ſoll mir Geſetze vorſchreiben laſſen! Bei den Bärten der vierzigtauſend Propheten! Ehe ich auf das Geheiß der Engländer einen Einzigen meiner Gäſte fortſende, eher will ich mit eigner Hand dieſen Edelſtein — er zeigte auf einen koſtbaren Solitair in ſeinem Armbande, der unter dem Namen: der Lichtberg, in ganz Indien berühmt war — in den Kavery ſchleudern.

Ich bitte Dich, Hoheit, bedenke was Du thuſt! ſprach der Major mit ruhigem Ernſt. Die Sache iſt auf das Aeußerſte getrieben worden. Verweigerſt Du die Fortſchickung der Franzoſen, verkenneſt Du die Macht, die Nachſicht des brittiſchen Gouvernements, ſo ſpielſt Du ein Spiel, welches, wenn es verloren geht, Dir den Thron von Mayſur koſten kann.

Was? ſchrie Tippo wüthend. Du wagſt mir zu drohen? Du wagſt in meiner Hauptſtadt, in meinem Pallaſt mitten unter den Meinen, von Umſturz meiner Regierung zu reden? — Elender Britte, was hält mich ab, Dich dem Briefe, den Du überbracht, in den Kavery nachzuſenden?

Ich bin in Deiner Gewalt, Sultan! entgegnete Maccarthy mit feſtem Tone. Thue mit mir, wozu Du ein Recht zu haben glaubſt, ſei indeß gewiß, daß, was Du auch beſchließeſt, Du eine ſtrenge Rechenſchaft wirſt geben müſſen. — Uebrigens rede ich nicht von meiner Perſon — dieſe iſt eine unbedeutende Nebenſache, und bei den Verhandlungen zwiſchen dem brittiſchen Gouvernement und Dir nicht der Rede werth — ich ſpreche von der augenblicklichen Fortſendung jener franzöſiſchen Landſtreicher. Geſchieht dieſe nicht binnen acht Tagen, ſo ſtehen binnen vier Wochen zwei mächtige Heere vor Seringapatnam und der Stamm Hyder Alis hat aufgehört zu regieren. —

Kaum hatte der Major dieſe Worte ausgeſprochen, als ſich ein verworrenes Geſchrei in der Menge erhob und Tippo einen Ausruf der Wuth hören ließ, doch ſuchte Letzterer ſeinen Grimm mit Gewalt zu unterdrücken.

Kommen dieſe Worte von Dir ſelbſt, ſagte er keuchend, oder ſprichſt Du ſie ausdrücklich im Auftrage Deiner Regierung?

Ich rede im Namen der Letztern, und wurde für den Fall, daß Du Hinſichts der Folgen Deiner Hartnäckigkeit durchaus verblendet ſein ſollteſt, ausdrücklich dazu beauftragt; verſetzte Maccarthy mit ruhiger Würde.

Wäreſt Du, ſprach der Sultan mit vor Zorn bebender Lippe, mit einem Geleitsbriefe von mir hierher gekommen, und wagteſt dann in dieſem Tone mit Tippo zu reden, ſo könnte ich den angethanen Schimpf vergeſſen, ich würde Dir verzeihen als einem Tapfern, der das eigene Leben für nichts achtet, wenn es die Befehle ſeines Herrn auszuführen gilt, und ich würde Dich unbeſchädigt zurückſenden. Glaube aber nicht, daß ich, da Dich mein ſicheres Geleit nicht ſchützt, den Großmüthigen ſpielen werde. Du biſt nichts als ein Tollkühner, der für Lohn und auf jede Gefahr ſich der Regierung von Madras hingab, um mich zu verhöhnen. — Bei Allah! Ich will die Gräber der Väter dieſer Leute beſudeln. — Jetzt zittre, Du Elender!

Zittern? Wofür? erwiederte Maccarthy kalt. Ich habe dem Tode in Schlachten ins Auge geſehen. — Was ſollte ich fürchten?

Das! ſchrie Tippo wild und ergriff eine ſeidene Schnur. Er zog daran, und ein Vorhang, der die Niſche zur Seite des Throns verdeckte, flog zurück.

Maccarthy erblickte hier einen ſonderbaren Gegenſtand, von dem er zwar ſchon in Madras reden gehört hatte, jedoch ohne daran zu glauben. Es war ein Automat. Ein mächtiger Königstiger, treu der Natur nachgebildet, lag auf einer Figur in Lebensgröße, die einen brittiſchen Offizier in Uniform darſtellte, und ſchien im Begriffe, ſie zu zerreißen. Der Sultan drückte in dieſem Augenblicke auf eine verborgene Feder, und das Raubthier ahmte ſogleich die Handlung des Zerreißens auf eine ziemlich natürliche Weiſe nach.*) Der Major überzeugte ſich, daß das Gerücht, welches behauptete, daß Tippo ſich oft nach der Tafel mit dem Anblick des Automaten und deſſen Bewegungen zu beluſtigen pflege, nicht ohne Grund geweſen ſei.

Was ſoll das kindiſche Puppenſpiel? fragte Maccarthy endlich, als der Tiger ſeine Bewegungen einſtellte, und er ſah, daß der Sultan ihn ſcharf beobachte. Meint Sultan Tippo, daß ein Britte mehr die Klauen eines Tigers als eine Kartätſchenkugel zu fürchten gewohnt ſei?

---

*) Dies Kunſtwerk, ſo wie der Pfauenthron des Sultans ſind jetzt in London.

Ich will Dich erproben! ſchrie der Sultan mit wüthendem Tone. — Führt ihn hinaus und holt einen Tiger. — —

Der Franzoſe, welcher bis jetzt dem Auftritte mit Wohlbehagen zugeſehen hatte, trat in dieſem Augenblicke ſchnell zu dem Sultan und flüſterte ihm einige Worte ins Ohr, auch einige Hofleute folgten dieſem Beiſpiele. — Tippo ſchien einen Augenblick nachzuſinnen.

Es ſoll geſchehen, ſobald der erſte engliſche Heerhaufen die Gränzen meines Reichs überſchreitet, und mein ganzer Hof ſoll Zeuge ſein! rief er ſodann. Bei Allah! Ich weiß nicht, wo ich ſo viel Geduld und Nachſicht hernehme. — Führt jetzt den Elenden fort, legt ihn in Feſſeln. Den Sipays und Rohillas ſchlagt die Köpfe ab, wenn ſie nicht in meinen Dienſt treten wollen.

Der Anführer der Letztern war ſo erſchrocken, daß er nicht ein Wort hervorbringen konnte, aber Mohun Pang, welcher eine Weile ſtarr auf Maccarthy geblickt, trat plötzlich keck einige Schritte vor. Der Major glaubte, der Havildar würde ſeine Todesverachtung durch einige trotzige Worte zu erkennen geben, doch wie erſtaunte er, als der Anführer der Sipays in einem ganz andern Tone ſprach.

Großer Sultan von Mayſur! ſagte er. Du denkſt ſehr gering von einer Nation, der ein großer Theil Deiner Unterthanen angehört, wenn Du meinſt, daß der Hindu die Britten weniger verabſcheut als der Moslim. Aller Augen waren einſt auf Deinen großen Vater Hyder gerichtet, von ihm hofften wir Befreiung aus den Banden, die uns gefeſſelt halten; jetzt blicken wir eben ſo ſehnlich auf ſeinen großen Sohn. Daß Du dieſen Engländer für die Frechheit, Dir ins Angeſicht zu trotzen, nicht augenblicklich einem Tiger vorgeworfen haſt, iſt ein Beweis Deiner überall bekannten Großmuth und Barmherzigkeit. Laß dieſe daher auch leuchten über uns, die wir nichts ſind als der Staub Deiner Fußſohlen, und ſtelle uns an in Deinem unüberwindlichen Heere. Mit Freuden will ich für Sultan Tippo von Mayſur das Leben laſſen. —

Elender! — Schändlicher! — rief Maccarthy, dem man indeſſen Feſſeln angelegt hatte. Iſt das die Treue, die Du Deiner Fahne geſchworen?

Was kümmern mich die Fahnen der Engländer? rief der Havildar, dem Major ſtarr ins Geſicht blickend. Ich — und gewiß auch alle meine Sipays — wir wollen leben und ſterben unter den Roßſchweifen Tippo Saibs.

Gebt Jedem dieſer Leute, der in meine Dienſte treten will, hundert Rupien! ſprach vergnügt der Sultan. Ich hoffe, ihr Beiſpiel ſoll von guter Wirkung ſein! — Dich, Du wackerer Mann, ſetzte er zu Mohun Pang gewendet hinzu, mache ich zum Befehlshaber über hundert Soldaten. — Wie ſteht es mit Dir, Anführer der Rohillas? —

Gerade wie mit mir und meinen Sipays! rief der Havildar mit einer Keckheit, über die Maccarthy erſtaunte und ſich nicht enthalten konnte, ſeinen Zorn durch Blicke und Geberden kund zu thun. Dieſe Rohillas werden thun, was wir thun. Sollte es nicht der Fall ſein, ſo wird Mohun Pang der Erſte ſein, der ſich von Dir, großer Sultan, es als eine Gnade erbittet, ihnen die Köpfe abſchlagen zu dürfen. — Ja, ja, Major Maccarthy! Sehen Sie mich immer ſo verächtlich und zornig an; ich ſcheere mich den Henker darum. Mohun Pang iſt alt genug, um zu wiſſen, was er zu thun hat. Wiſchnu ſelbſt hat ſich zehnmal verwandelt, und ich ſehe nicht ein, warum ich es nicht einmal oder zweimal thun ſollte, wenn es mir ſonſt beliebt. Habe ich einmal einen Entſchluß gefaßt, ſo bringt mich Niemand davon ab, und weder der Zorn eines Menſchen noch die drohendſte Gefahr kann etwas ändern, ja es iſt dann, als ob mit dem Willen auch meine Kräfte wüchſen; das Schwierigſte wird mir leicht, und ich mache mir eine Ehre daraus, darnach zu ſtreben. Wie iſt es in der Kriſchna-avatara der achten Verwandlung! Obwohl der Schlange vorausgeſagt worden war, der Menſch Kriſchna werde ihr den Kopf zertreten, ſo kämpfte ſie dennoch tapfer gegen ihn, und dieſer wußte es auch zu ſchätzen. Weil Du — ſagte er, als er ſie beſiegt hatte — mit einem Gott gekämpft haſt, ſoll ſich Deine Kraft verdoppeln, und Garudha, der Geieradler, ſoll Dir nichts anhaben. — So denke ich auch, und ich bin überzeugt, daß Sie dereinſt noch mit Achtung auf mich blicken werden.

Der Havildar ſprach die letzten Worte mit Nachdruck und kehrte dem Major ſodann ſtolz den Rücken zu, ohne ein Wort zu ſagen. Tippo Saib aber befahl, den Britten in den Kerker zu führen. — —

Es war in den letzten Tagen des Februars 1790 als General Harrys mit der Armee von Madras die Gränze von Mayſur überſchritt. Erſt wenige Tage vorher war die Nachricht eingetroffen, Tippo Saib habe den engliſchen Abgeſandten in Feſſeln legen laſſen, und deſſen Ehrenwache gezwungen, in ſeine Dienſte zu treten. Der Marſch einer indiſchen Armee iſt ſo eigenthümlicher Art, daß es ſich verlohnt, denſelben etwas näher zu beſchreiben. — Da es unmöglich wäre in einem ſo heißen Klima, ohne Magazin, zum Theil durch waſſerleere Gegenden große Strecken mit einem zahlreichen Heere zu durchziehen, eben jenes dem Europäer oft mörderiſche, jedenfalls aber ihn aufs Aeußerſte erſchlaffende Klima ihn nöthigt, ſo viel wie möglich für Bequemlichkeiten zu ſorgen, die ihm dieſe Lage erträglich machen, ſo iſt ein ungeheurer Troß Nichtkämpfender, welche lediglich dazu beſtimmt ſind, dieſe herbeizuſchaffen, unvermeidlich. Unter dieſen Leuten ſtehet die Klaſſe der Brindſcharrihs oben an. Dieß ſind reiſende Kaufleute, die ganz Indien mit Tauſenden, mit Mundvorräthen, vorzüglich Getraide, beladenen Ochſen durchziehen. Sie verſehen die kriegführenden Heere mit Lebensmitteln, ohne von Freund oder Feind beläſtigt zu werden. Man nimmt ihnen die Lebensmittel ab und bezahlt ſie regelmäßig. Jede Nacht bringen ſie in einem viereckigen Lager zu, deſſen Wall von Getraideſäcken gebildet iſt, und in dem überall Wachen ausgeſtellt ſind. Das Oberhaupt der Brindſcharrihs genießt beſondere Vorrechte an den Höfen der indiſchen Fürſten. An jene Kaufleute ſchließt ſich beſonders der wandelnde Bazar an, den wir bereits bei Beſchreibung des Lagers von Dſchaggernaht geſchildert haben. Nicht nur die zahlreichen Handwerker aller Klaſſen haben ihre Weiber und Kinder bei ſich, ſondern bei der Armee von Madras iſt es gewöhnlich, daß auch die Soldaten ihre Familie mitnehmen, auch werden dieſe Truppen gewöhnlich von einer Anzahl heiliger Bettler begleitet, welche bloß von Almoſen leben, und ſobald die Armee ins Lager rückt, einen bunten Teppich vor ſich ausbreiten, eine kleine Fahne aufpflanzen, die Trommel rühren, und die Gläubigen mit einem weinerlichen Geſange auffordern, den Teppich mit frommen Gaben in Kupfermünze oder Kauris (Muſchelmünze) zu bedecken. Jeder Subalternoffizier führt außer ſeinem Zelte, Stühlen, Tiſch und Bett, gewöhnlich auch eine Ziege mit ſich, ja manche, unter ihrem Offizierkorps viele Gourmands zählende Regimenter ſchleppen ſich mit eigenen Lebensmitteltransporten. So hatte z. B. ein einziges Dragonerregiment der Armee von Bombay einſt allein funfzig gemäſtete Ochſen und hundertzwanzig Dutzend Flaſchen Wein für ſeine Offiziere bei ſich. Der Vortrab des Heeres beſteht gewöhnlich aus unregelmäßiger Reiterei; Bargbirs, denen die Ausrüſtung von ihren Offizieren angeſchafft und vom Gehalt mit hohen Zinſen abgezogen wird, Sulihdars, die ſich ſelbſt ausrüſten und beritten machen. Die irreguläre Reiterei iſt in ganz Indien gewöhnlich in Wämſer von geſteppter Baumwolle, oft auch in mehrere durchnähte Lagen von Baumwollenzeug gekleidet, Kopf, Hals und Kinn aber in Leinwand eingewickelt, ſo daß es faſt ganz unmöglich iſt, die faltenreiche Bedeckung mit dem Säbel zu durchhauen. Zu Zeiten ſind auch ihre

Wämſer mit dem Abfall der Puppen von Seidenwürmern ausgepolſtert, was ſie ſelbſt für Flintenkugeln undurchdringlich machen ſoll. Weit vor der Avantgarde voraus eilen die Hirkarrahs (Späher, eigentlich Läufer), unternehmende Leute aus der unterſten Volksklaſſe. Es iſt ihr Geſchäft, die Stärke und Bewegungen des Feindes zu erforſchen. Sie ſind unermüdlich und liegen, auf die Gefahr von Tigern zerriſſen zu werden, tagelang im hohen Schilfe oder im Gebüſche unweit der Heerſtraße. Sie ſind ſo zuverläſſig, daß gewöhnlich während der Nacht keine Piquets ausgeſtellt werden, ſondern das Lager nur von einer Poſtenkette bewacht wird, da man annimmt, daß die erſten Nachrichten über eine Bewegung des Feindes von den unermüdlichen Hirkarrahs kommen müſſen. Sie ziehen ſtets paarweiſe umher; fallen ſie in Feindeshand, ſo werden ſie getödtet. — In Hinſicht auf Tapferkeit ſtehen die Linientruppen (Sipays) aus eingebornen Hindus und Muhamedanern zuſammengeſetzt und vom Kapitain aufwärts von Europäern kommandirt, keinen Truppen der Welt nach. Ihre Hauptſtärke liegt im Bajonnetangriff; kaum gangbare Breſchen ſind von ihnen mit glänzendem Erfolge erſtürmt worden. Die Treue der Sipays iſt ſo unerſchütterlich, wie ihr Gehorſam gegen ihre Offiziere bewundernswürdig iſt. An dieſen Eigenſchaften ſcheiter ten bisher alle Verführungsverſuche von Seiten indiſcher Fürſten. Hunderte von Emiſſairen, welche die Truppen zu verführen trachteten, ſind ſchon hingerichtet worden. In der Regel wurden ſie bei dem erſten Verſuche von den Soldaten angezeigt, und dann war der Strang ihr Lohn. Nur die große Gewiſſenhaftigkeit in Befolgung der Vorſchriften ihrer Religion und der Gewohnheiten ihrer Kaſte, macht den Dienſt für die ſie befehligenden Europäer etwas beſchwerlich. Es iſt dem Hindu aus der Braminenkaſte z. B. geſtattet, Waffen zu tragen, aber weder er noch ein Radſchput würde zu bewegen ſein, Getraide auf einer Handmühle zu mahlen, was in Indien durchaus nöthig iſt. Ein Armeekorps von ſechstauſend Mann, welches bei Jubbulpur ſtand, hatte neuntauſend mit Korn beladene Ochſen bei ſich, dennoch trat der Fall ein, daß die Truppen entweder Hungers ſterben oder das Getraide geröſtet eſſen mußten, da unglücklicherweiſe die Mehrzahl der Soldaten aus zu hohen Kaſten waren, als daß die Mehlbereitung ſie nicht für immer geſchändet haben ſollte. Mit Freuden eilt der Sipay, um dem von ihm geliebten europäiſchen Offizier einen Trunk Waſſer zu bringen, aber er würde eher vor Durſt ſterben, als daß er ſelbſt ſolchen von ihm annähme, da nach ſeinen Begriffen die Berührung europäiſcher Lippen oder Hände es verunreinigt hat. —

Eine Armee der eben geſchilderten Art war es, welche unter Harrys in das Reich von Mayſur einrückte. Wenige Tage nach dem Ueberſchreiten der Gränze kam es mit den Truppen Tippos zum Gefecht und die letzteren wurden geſchlagen. Harrys rückte von dieſer, General Stuart von einer andern Seite auf die Hauptſtadt von Mayſur los. — — —

Maccarthy befand ſich in dieſer Zeit im Kerker. Er war an Händen und Füßen gefeſſelt. Der Ort, wo er ſich befand, war ein höhlenartiges feuchtes Zimmer von kaum zehn Schritt Länge und fünf Schritt Breite; er wurde von einer Anzahl indiſcher Soldaten des Sultans bewacht, und anfangs äußerſt ſchlecht, größtentheils mit im Waſſer gekochten Reis, genährt. Dieß war jedoch nur die erſten Tage der Fall, denn wenn ſich auch nicht die Mahlzeiten ſelbſt geändert hatten, ſo fand der Major doch faſt täglich — beſonders früh, wenn er ſich von dem Lager erhob — irgend etwas Eßbares, gewöhnlich einige Früchte, Kuchenwerk oder dergleichen, im Zimmer, und mehr als die beſſere Koſt that es ihm wohl, zu ſehen, daß irgend Jemand ihm auf dieſe Weiſe ſeine Theilnahme zu bezeigen ſuchte. Von Kisna hörte er kein Wort — die ihn bewachenden Soldaten waren zu ängſtlich, um nur eine ſeiner Fragen zu beantworten — aber er ſetzte die empfangenen Wohlthaten auf ſeine Rechnung, da ihm Niemand bekannt war, dem er ſie hätte zuſchreiben können. Die Stimmung Maccarthys war traurig, wenn er ſich auch nicht gänzlich gebeugt fühlte. Er wußte nur zu wohl, daß das Vordringen ſeiner Landsleute gegen Seringapatnam das Signal zu ſeinem Tode ſein würde. Er wußte, daß er nicht ungerächt fallen werde, aber dieß blieb immer nur ein leidiger Troſt. Es war bereits längere Zeit vergangen, ehe es Maccarthy gelang, von einem oder dem andern der ihn bewachenden Soldaten einige Auskunft über das, was für ihn von Intereſſe ſein konnte, zu erlangen, und auch dann war es nur Weniges oder Unvollkommenes, was er erfuhr. Radſchah Kisna, ſagte man ihm, ſei auf die erſte Nachricht von der Gefangennehmung des Majors zu Tippo geeilt, er habe mit dringenden Bitten den Sultan um die Freilaſſung Maccarthys beſtürmt; als dieſer ſie hartnäckig verweigert, ſei es zu einem heftigen Auftritte zwiſchen Beiden gekommen, und ſeit dieſer Zeit habe Kisna den Pallaſt des Sultans nicht mehr betreten. Dem Major that es ungemein wohl, daß er ſich in dem Freunde nicht getäuſcht hatte; er hatte indeß vorausgeſetzt, daß der Bruder Sittas der Schweſter werth ſein werde. Um ſo mehr ſchmerzte ihn die abſcheuliche Verrätherei Mohun Pangs, dieſes alten, unter den Waffen ergrauten, und von ſeinen Obern mit Auszeichnungen geehrten Soldaten. Mit Abſcheu vernahm er, daß der Havildar nicht nur die ſämmtlichen Sipays, ſondern auch die Rohillas, ſelbſt die Offiziere der Leztern nicht ausgenommen, bewogen hatte, in Tippos Dienſt zu treten. Die Soldaten ſagten ihm, daß Mohun Pang die beſondere Gunſt des Sultans gewonnen habe, fortwährend im Pallaſte zu treffen ſei, und daß er, wie man ſage, auch einige vertraute Sipays auf Befehl Tippos abgeſendet habe, um die feindlichen Truppen zu bewegen, ſeinem Beiſpiele zu folgen. — So kam der Anfang des April heran. — — Es war am Abend eines der erſten Tage des letztgenannten Monats, als Maccarthy eine außerordentliche Bewegung außerhalb ſeines Gefängniſſes wahrnahm. Nur mit Mühe gelang es ihm, durch einen der ihn bewachenden Soldaten zu erfahren, daß im Pallaſte wie in der Stadt Alles in Aufruhr ſei, daß es heiße, daß ſich die Armee des Sultans im vollen Rückzuge befände, und man kaum eine Tagereiſe von der Hauptſtadt die Hirkarrahs der Engländer, ſowie einige Rohillaſchwärme erblickt habe. Dieſe Neuigkeit machte auf den jungen Mann einen höchſt erfreulichen Eindruck. Er kannte zwar die ungebändigte Grauſamkeit Tippos, er wußte, daß er näher wie je daran war, ihr zum Opfer zu fallen, aber der Augenblick der Entſcheidung ſeines Schickſals, der Triumph der Waffen Altenglands nahte, und gern wollte er dieſen ſelbſt ſein Leben zum Opfer bringen. — Die Nacht war inzwiſchen eingebrochen, und Maccarthy ſaß, über die Zukunft nachdenkend, in einem Winkel ſeines Gefängniſſes, als er vor der Thüre deſſelben eine laute und ihm bekannt ſcheinende Stimme ertönen hörte. „Wo iſt der träge Jemindar, der hier den Befehl hat?“ rief der Ankommende. „Geht es ſo läſſig zu im Dienſte des Sultans?“ Bald darauf hörte Maccarthy die Stimme des Befehlshabers der Wache, welcher ſich entſchuldigte und ſodann mit dem Fremden ins Zimmer trat. Maccarthy erblickte beim Schein einer Fackel einen in ſeidnen Gewändern ſtolzirenden Beamten des Sultans; wie überraſcht war er, als er ihm ins Geſicht blickte und in ihm den ehemaligen Havildar erkannte!

Elender, nichtswürdiger Ueberläufer! rief er empört. Du wagſt es noch einmal, vor meinen Augen zu erſcheinen?

Da iſt nichts dabei zu wagen! erwiederte Mohun Pang. Der Schwerdtträger des großen Sultans von Maysur — denn Ihr müßt wiſſen, daß ich heute mit dieſem wichtigen Poſten beehrt worden bin — kann ſich vor Freund und Feind in ſeiner Würde zeigen. Wenn es Euch übrigens ſo viel Verdruß macht, mich zu ſehen, ſo kann ich Euch zum Troſte ſagen, daß Ihr nicht mehr lange dieſer Unannehmlichkeit ausgeſetzt ſein werdet. — Jemindar! ſprach er ſodann zu dem Befehlshaber der Wache. Dieſer Menſch wird zum Vergnügen unſers Herrn, des Sultans, und unter deſſen Augen morgen früh in dem Gehege des Waſſerkiosks mit einem Tiger kämpfen. Da es indeſſen möglich wäre, daß der Gefangene einige nützliche Aufſchlüſſe über den Marſch der Engländer zu geben wüßte, ſo hat der Sultan — den Gott erhalten möge — auf meinen Vorſchlag angeordnet, daß er vorher zu dem erſten Nazir geführt und dort ſeine Ausſage vernommen werde. Du haſt mir deshalb den Engländer zu übergeben.

Dein Knecht wird ſogleich Deinen Befehlen Folge leiſten! entgegnete der Wachhabende mit Unterwürfigkeit; erlaube jedoch, daß ich einen ſchriftlichen Ausweis — — —

Das Wort eines Mannes von meinem hohen Range müßte Dir genug ſein, elender Sclave! fuhr Mohun Pang den Indianer an.

Gewiß! — Gewiß! — rief dieſer zitternd, aber es iſt einmal der Befehl, und ich kann Euch bei den Hundert Millionen Göttern verſichern —

Bei den dreihundertdreiunddreißig Millionen willſt Du ſagen, mein Sohn; denn ſo viel ſind ihrer, fiel Mohun Pang mit Salbung ein. Ich will Dir indeſſen glauben, daß Du auf einen ſchriftlichen Befehl beſtehen mußt, wiewohl Du mit einer Pünktlichkeit dieſer Art Dich bei den Großen dieſes Hofes nicht ſehr angenehm machen wirſt. — Indeß ſiehe hier den ſchriftlichen Befehl, mir den Gefangenen zu überliefern.

So wie der Zemindar auf den Zettel geblickt hatte, deutete er mit einem Wink der Hand an, daß Maccarthy zur Verfügung Mohun Pangs geſtellt ſei. Maccarthy glaubte in dieſem Momente ein triumphirendes Lächeln in den Zügen ſeines ehemaligen Havildars wahrzunehmen; dieß empörte ihn aufs Aeußerſte. Lächle nur, verrätheriſcher, meineidiger Schurke! rief er ergrimmt. Sei indeß verſichert, daß einſt eine Zeit kommen wird, wo Du den Lohn für Deine That erhalten und ſie bitter bereuen wirſt.

Wir werden ja ſehen! ſprach Mohun Pang ziemlich gleichgültig. Mit dem Lohn, denke ich, wird es eben nicht zu viel zu bedeuten haben, und was das Bereuen anlangt, damit iſt es gar nichts; verlaßt Euch darauf. — Doch halt! Bald hätte ich über dem Geplauder da etwas vergeſſen. Gieb mir die Schlüſſel zu den Ketten des Gefangenen, Zemindar! — Wenn der Menſch mit einem Tiger kämpfen ſoll, kann er nicht in Feſſeln bleiben!

So wie der Wachhabende dem Mohun Pang die Schlüſſel übergeben hatte, frug er ihn auch, ob er ein paar Soldaten zur Begleitung verlange, was dieſer aber verneinte, da er bereits zu dieſem Behufe ein paar mitgebracht. Mit einem rauhen: Fort jetzt! ergriff er Maccarthy beim Arme und ſchob ihn zur Thüre hinaus. — — —

Es war eine ſtockfinſtere Nacht als der Major ſein Gefängniß verließ. Zwei Soldaten, die an dem äußern Thore gewartet haben mußten, nahmen ihn in die Mitte. Der ehemalige Havildar ſchritt voran. Anfangs ſchien es, als wolle man den Weg nach dem ehemaligen Pallaſte Hyders einſchlagen, doch plötzlich bog Mohun Pang in ein Seitengäßchen, dem ein zweites und endlich ein drittes folgte. Ehe es ſich der Major verſah, befand man ſich in den Ruinen einer zerſtörten Pagode. Ein buntes Papierlaternchen, das ein armer Hindu zu Ehren des ſchmählich verſtümmelten Himmelsroſſes hingeſtellt hatte, ließ mit Mühe die Gegenſtände rings umher erkennen.

Jetzt die Feſſeln herunter! Die Hände her! ziſchelte Mohun Pang. So, Herr Major! — Jetzt können Sie ſich ein Bischen freier bewegen. — Aber nun einen Turban, einen Mantel; wo ſind ſie doch? Ha dort! — Hat einer dieſer Schafköpfe den Mantel dem Rieſen Hajagriwa umgehangen und den Turban der Schildkröte aufgeſetzt, die die Welt auf dem Rücken trägt! Es iſt ein Spectakel wie Beide ausſehen! —

So, Herr Major! nun ſind Sie angekleidet; nun kann die Reiſe weiter gehen! — Fort! — Fort! — Kein Wort weiter. —

Maccarthy wußte kaum wie ihm geſchah. Das ſah er wohl, daß Mohun Pang eine Doppelrolle ſpiele, doch welche die rechte ſei, dieß war ihm noch nicht ganz klar geworden, als ſich die Geſellſchaft wieder auf der Wanderung befand. In einigen Minuten näherte man ſich dem Stadtthore, wo, wie es der Anſchein ergab, vor wenigen Tagen neue Vertheidigungswerke aufgeworfen worden waren. Ein Haufen Soldaten lagerte, gröſtentheils ſchlafend, vor einem Häuschen auf der Erde. Einer derſelben ſprang auf, ſowie unſere Bekannten ankamen; es war der Befehlshaber. Sowie er die Ankömmlinge mit rauher Stimme angerufen, näherte er ſich Mohun Pang und Beide wechſelten einige leiſe Worte. Maccarthy glaubte den ehemaligen Anführer der Rohillas zu erkennen, er zitterte ohne zu wiſſen wofür, indeß beruhigte er ſich wieder als man die Geſellſchaft ungehindert paſſiren ließ. Jetzt, als die Stadtmauern hinter ihm waren, als der Havildar ihm freundlich zulispelte, daß nun die gröſte Gefahr überſtanden ſei, begann Maccarthy zuerſt Vertrauen zu faſſen, er ergriff die Hand ſeines Führers, er wollte reden, aber dieſer war taub für jede Frage und trieb unaufhörlich zum Weitergehen.

So gelangte man an eine Gartenmauer, durch welche ein offenſtehendes Pförtchen führte.

Nun könnt Ihr gehen, Jungens! ſprach Mohun Pang zu den beiden bei ihm befindlichen Soldaten, in denen der Major jetzt erſt zwei ſeiner ehemaligen Sipayen erkannte. Benehmt Euch klug bis Ihr die Fahne unſers Regiments dieſſeits des Kavery nahen ſehen werdet; dann wißt Ihr, was Ihr zu thun habt. — Für den glücklichen Ausgang meines Vorhabens aber bringt einſtweilen ein Bhudujagna. — Ihr wißt, das iſt ein Opfer, das den böſen Geiſtern, um ſie zu verſöhnen, gebracht wird — und wenn Ihr hören ſolltet, daß ich todtgeſchlagen worden wäre, ſo könnt Ihr auch noch ein Blumenopfer für den glücklichen Kreislauf meiner Seele bringen; ich denke, zehn Rupien, die in dieſem Beutel ſind, werden für Beides hinreichen. Bleibt etwas übrig, ſo könnt Ihr dafür — wenn nämlich Seringapatnam in unſern Händen iſt — dem Mondſtier in der Hauptpagode den Schwanz wieder ankitten laſſen, denn ſo, wie er jetzt daſteht, hat er ein ſchändliches Anſehn. —

Nachdem der Havildar ſeinen Untergebenen in dieſen wenigen Worten ſeinen letzten Willen kund gethan, entließ er dieſelben und führte den Major durch das Pförtchen.

Das Rauſchen des Nachtwindes in den Baumwipfeln ließ Letztern bemerken, daß er ſich in einem Garten befand, noch einige Augenblicke und man ſtand vor einem Häuschen, in dem Licht ſchimmerte. Der Havildar ſchlug zweimal in die Hände, und es öffnete ſich die Thür. Maccarthy trat in ein Zimmer ein, und — Kisna und Sitta ſtürzten ihm entgegen.

Iſt's möglich? — Iſt's ein Traum? — rief Maccarthy, den Freund ans Herz drückend. Sind Sie es, dem ich meine Rettung zu verdanken haben ſoll? —

Nicht mir, dieſem wackern Manne allein, ſind Sie Dank ſchuldig! entgegnete der Jüngling, auf den Havildar deutend, welcher mit einem Lächeln, in dem ſich ein gewiſſer Stolz mit Selbſtzufriedenheit gepaart zeigte, daſtand, und die Freunde betrachtete. Ich habe ihm bloß verſchiedene Plane zu Ihrer Rettung vorgelegt, er hat den beſten gewählt, und — bis jetzt wenigſtens — glücklich durchgeführt. Freilich iſt das Werk noch nicht halb gethan. Unſer Plan iſt gänzlich durchkreuzt worden. Ich dachte, Sie in der Zenana meiner Schweſter zu verbergen; dort wären Sie ſicher geweſen. Sie wiſſen, ich ſpotte der Vorurtheile, die nicht einmal in unſerm Volksglauben einen Grund finden, ich vertraue Ihnen als Britte und Ehrenmann, aber meine Schweſter iſt hier ſelbſt nicht mehr ſicher. Tippo verlangt, daß alle Landhäuſer außerhalb der Mauern der Stadt bei Annäherung der Engländer zerſtört werden und wir uns in das Innere der Stadt zurückziehen ſollen. Sie dorthin mitzunehmen, ohne Sie einer Entdeckung Preis zu geben, iſt unmöglich, aber auch Sitta kann ich nicht den Gräueln, die bei der Erſtürmung der Stadt vorfallen können, ausſetzen. Daß aber Seringapatnam nur durch Sturm genommen werden wird, iſt gewiß. Tippo hat einen fürchterlichen Eid geſchworen, die Stadt unter keiner Bedingung zu übergeben und ſich niemals lebendig in der Gewalt der Engländer befinden zu wollen. Ich kenne ihn zu genau, um zu wiſſen, daß er der Mann iſt, ſeinen Eid zu halten.

Aber bedenken Sie — Ihre Schweſter — ſtammelte Maccarthy.

Siehſt Du! Ich ſagte es gleich, er wird nicht wollen; ſprach Sitta auf hindoſtaniſch. — Er hat auch Recht; ich würde nur ſeiner Flucht hinderlich ſein, ihn in Gefahr bringen.

Gefahr? rief Maccarthy mit leuchtendem Auge. Für Sitta würde ich tauſendmal in den Tod gehen. Nur für ſie könnte ich fürchten, für mich giebt es keine Gefahr, wo ich Sitta zu vertheidigen habe.

Ich denke, das wird nicht nöthig ſein! ſagte der Havildar; es müßte denn ſein, daß wir die Zeit hier ſchwatzend zubrächten. Binnen einer Stunde müſſen wir den Kavery im Rücken haben, denn dann könnte man mich ſchon vermiſſen und uns nachſpüren.

Aber wie denkt Ihr es anzufangen —

Hören Sie zu! unterbrach der Havildar den Major. Wir ſind Beide ein paar fromme Fakirs aus Mayſur und beauftragt, eine vornehme Begum (Dame), die ihr einziges Kind verloren hat und die deßhalb zu Fuß eine Wallfahrt nach Dſchaggernaht thue, dorthin zu begleiten.

Was? ſchrie der Major mit jugendlicher Munterkeit. Ich mit meiner weißen Haut, mit meiner europäiſchen Ausſprache ein Fakir?

Laſſen Sie dieß gut ſein! erwiederte unerſchütterlich der Havildar. Ihre Haut ſoll in wenig Minuten dunkel genug werden, um Sie, wenn es nöthig wäre, für einen Pariah — verdammt ſei dieſe Kaſte! — zu halten. Zu ſprechen aber haben Sie überhaupt nichts. Ihr Gelübde beſteht eben darin, ſtumm zu ſein, es müßte Ihnen denn Vergnügen machen das heilige Wort: Oum! ein paar Hundertmal herzuſagen, was Ihnen ein um ſo heiligeres Anſehn geben wird. Ich ſelbſt werde mir durch einige eiſerne Reifen, die ich mir um den Hals hänge, ein gewiſſes Anſehn zu verſchaffen trachten. Iſt etwas Sündhaftes bei der Sache, ſo möge es mir Wiſchnu vergeben. Einmal iſt aber hier der Dienſt im Spiel, denn es wäre doch eine Schande, wenn ein Sergeant ſeinen Major auf eine ſo ſchandbare Art umbringen ließe und die Hände dabei in den Schooß legte, und dann iſt auch bei unſerm Unternehmen eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der achten Verwandlung Wiſchnu's, ich meine wie Kriſchna, nachdem er ſeiner Mutter als Neugeborner vom Schooße geſprungen, von ſeinem Großvater Ragio-Kanſa verfolgt wurde, und wie, um ihn vom Tode zu retten, ſolchen die Schlange Sega über den Todesſtrom trug; nun müſſen Sie aber wiſſen, daß jene Schlange —

Nicht halb ſo brav, ſo wacker und von ſo hohem Range war als ein Havildar vom zweiten Madrasregiment! rief lachend der Major. Iſts alſo beſchloſſen, ſo denke ich, wir bereiten uns zur Abreiſe. — Doch Sitta! — Sitta! — ſetzte Maccarthy nach einem Momente Nachdenkens bewegt hinzu. Wird dieſe die Beſchwerden der Reiſe ertragen können? Und dann, theurer Kisna, haben Sie auch die mögliche Gefahr erwogen?

Sie iſt jedenfalls kleiner, als wenn meine Schweſter in Seringapatnam bliebe; erwiederte Jener. Sie wiſſen, was ſich der erbitterte Soldat erlauben würde, wenn er mit dem Bajonnet in der Hand in die Stadt dränge. Ueberdem wird Tippo ſelbſt rauchende Ruinen bis zum letzten Augenblicke vertheidigen. Wer ſteht dafür, daß er nicht im Augenblicke des Unterliegens ſeine Wuth gegen uns wendet? Habe ich nur mich zu vertheidigen, ſo fühle ich mich ſtark; mein Arm iſt gelähmt, wenn ich Sitta in Gefahr weiß. Um ſolche aus dieſer zu retten, wem könnte ich ſie ſicherer, lieber anvertrauen, als dem Manne, dem ſie ſchon einmal das Leben verdankte?

Und der Ihr Vertrauen nicht täuſchen wird; dieß ſchwöre ich Ihnen bei dem lebendigen Gotte! rief Maccarthy aufs Höchſte erregt. Ja, Freund, ſo lange ein Blutstropfen in meinen Adern fließt, wird Ihrer Schweſter ein Beſchützer nicht fehlen. — Doch die Beſchwerden der Reiſe —

Ihre Truppen ſtreifen nicht weiter als eine Tagereiſe von dieſer Stadt! erwiederte Kisna. Es ſind heute zwei Hirkarrahs eingebracht und hingerichtet worden, welche nur wenige Stunden jenſeits des Kavery gefangen genommen worden waren.

Ich fürchte mich gar nicht! fiel Sitta ein. Ich bin zwar noch niemals zu Fuße gegangen, aber unſer europäiſcher Freund ſoll ſich nicht über mich zu beklagen haben. Eins nur fällt mir ſchwer; Du bleibſt zurück! — O theurer Bruder! möchteſt Du uns doch begleiten.

Es iſt unmöglich Sitta! Du weißt es; quäle mich nicht unnütz. Hier iſt mein Platz; erwiederte Kisna ernſt. Daß ich meine Schweſter nicht den Gräueln einer Belagerung ausſetzen will, vermag ich bei Tippo und meinem Volke zu verantworten, nicht aber vermöchte ich bei einem von Beiden in den Verdacht der Furcht gerathen. —

Jetzt fort! — Fort! — drängte Mohun Pang, der immer unruhiger geworden. Wir müſſen uns vorbereiten. Kommen Sie, Herr Major! Sie müſſen ſich in einen Fakir verwandeln und Ihre weiße Haut abſtreifen, wie die weiße Winterſchlange, die aus Balaramas Munde ging.

Der Havildar führte ſeinen jungen Vorgeſetzten in ein Nebengemach, wo bereits Alles vorräthig war, was beſtimmt ſchien, die beabſichtigte Verwandlung herbeizuführen.

Mit der Geſchäftigkeit eines europäiſchen Kammerdieners zog Mohun Pang dem Major die europäiſche Kleidung vom Leibe, und in wenig Augenblicken ſah ſich der Letzte mit einer Menge brauner und grauer Gewänder drappirt, in denen er ſich kaum wiedererkannte. Am meiſten erſtaunte er, als der Havildar ihm Geſicht, Hände, Arme und Füße mit einer braunen Tinctur einrieb, die ſein Aeußeres dergeſtalt veränderte, daß er betroffen zurückfuhr, als er von ungefähr ſein Geſicht in einem Spiegel erblickte. Die Umwandlung ſeines Gefährten in einen Fakir ging faſt noch ſchneller von ſtatten, und Maccarthy hielt ſich überzeugt, daß es kaum die genaue Kenntniß von Wiſchnus zehn Verwandlungen bedürfe, um dieſen als ächten Heiligen ganz Indien durchziehen laſſen zu können.

Sitta lächelte und Kisna lachte laut auf, als Maccarthy in ſeiner ſeltſamen Verkleidung ins Zimmer trat, doch gaben Beide zu, daß ſolche allerdings wohlgewählt und geeignet ſei, ein nicht ganz beſonders argwöhniſches Auge zu täuſchen. — Der Moment des Abſchieds kam nun heran. Die Geſchwiſter ſanken ſich in die Arme, ſie waren aufs Aeußerſte erſchüttert, Beide weinten, doch der junge Radſchah faßte ſich zuerſt. „Geh! ſagte er; Geh! — Unſere Beſtimmung muß ſich erfüllen!“ —

Sitta verhüllte ſich das Geſicht und verließ in Geſellſchaft der beiden Pſeudofakirs das Haus. —

Still und auf einſamem Pfade ſchlichen die Reiſenden dem Kavery zu. Am Ufer deſſelben trafen ſie ein Boot, deſſen Führer auf ſie zu warten ſchien. Sie ſtiegen hinein und das Fahrzeug glitt langſam ſtromabwärts. Mohun Pang ſetzte ſeinem Vorgeſetzten auseinander, daß mit einer ſchnellen Ueberfahrt und Verfolgung der großen Straße ihr Vorhaben nicht gefördert werden würde, bei weitem ſicherer ſei es, erſt einige Meilen abwärts ans Land zu ſteigen, und von dort auf einem Nebenwege, der mit der Hauptſtraße parallel laufe, weiter zu gehen. „Ueberdem, ſetzte er hinzu, iſt dort das Terrain geeigneter, uns zu verbergen, falls Gefahr droht, dagegen der Heerweg durch ein flaches Gelände läuft, wo meilenweit weder Baum noch Strauch zu finden iſt, auch umgehen wir ſo das Lager des Subah, welches rechts der großen Straße, zwei engliſche Meilen von hier, befindlich iſt.“

Sowie das Boot endlich anhielt und die Reiſenden ans Land ſtiegen, holte Mohun Pang aus einer Ecke des erſtern ein kleines Bündel mit Lebensmitteln und zwei tüchtige malayiſche Dolche; Beides, wie er meinte, ſei für den Nothfall berechnet. —

Die Sonne ſtieg eben am Horizonte auf, als die Reiſenden ihre Wanderung fortſetzten. Obgleich Maccarthy die Gefahren, die ſie im Laufe des Tages bedrohen konnten, ſich nicht verhehlte, ſo rechnete er den letzteren doch zu den glücklichſten ſeines Lebens. Sitta, die liebliche Sitta, war ja an ſeiner Seite, er hörte ihre ſüße Stimme, er ſah, wie ſie, glücklich und fröhlich wie ein Kind, das keine Gefahr ahnend, ſich einem ungewohnten Genuſſe aus ganzer Seele hingiebt, die thaubenetzten, von der Morgenſonne erglänzenden Fluren durchſtrich. Da der Havildar mit ſeiner Fakirskleidung einen faſt noch höhern Grad von Frömmigkeit angezogen zu haben ſchien, und von einem verfallenen Ghaut bis zum andern nicht mit einer Menge Gebete, die er leiſe hermurmelte, fertig wurde, ſo hatte Maccarthy um ſo mehr Gelegenheit, ſich mit ſeiner ſchönen Begleiterin zu unterhalten.

Er fand bei einem natürlichen ſcharfen Verſtande eine reine Seele, ein kindliches Gemüth und eine gränzenloſe Liebe für ihren Bruder. In Beziehung auf Religionsunterſchiede dachte ſie ſo frei wie Kisna. Wie es ſchien, hatten ſich die Geſchwiſter oft über Gegenſtände dieſer Art unterhalten, denn Sitta kannte die Verſchiedenheiten des Chriſtenglaubens von dem der Muhamedaner und der Anhänger Bramas ſehr genau. Mit großer Offenheit ſagte das Mädchen, daß ſie dem erſten bei weitem den Vorzug einräume, wäre es auch nur, weil er ihr die Religion der Liebe und Duldung zu ſein ſchiene. Sie verſicherte überdem, daß Kisna oft geäußert habe, daß es ihm vorzüglich aus den letztgenannten Rückſichten leid thue, ſich überzeugen zu müſſen, daß der Ausbreitung dieſer Lehre in Indien wegen der in dem Lande beſtehenden Kaſtenverhältniſſe Hinderniſſe im Wege ſtänden, welche ihm unüberſteiglich ſchienen. — Bei allen dieſen Unterredungen bemerkte Maccarthy, daß die Befangenheit, welche Sitta auf der früheren Reiſe blicken ließ, faſt ganz verſchwunden ſei. Das Mädchen plauderte ſo offen, ſo traulich, und wie es ſchien ſo gern, wie man mit einem alten Freunde plaudert, den man ſeit langer Trennung wiedergefunden, und deſſen Gegenwart uns um ſo mehr glücklicher macht, als die Ausſicht zu neuer Trennung uns wieder bevorſteht.

Die indiſche Sonne ſendete ihre ſcharfen Strahlen bereits faſt ſenkrecht auf die Häupter der Wandernden herab, als dieſe bei einer dicht am Wege liegenden Pagode ankamen, die der Zerſtörung bisher entgangen war, und wo ſich eine Menge Landleute verſammelt hatten.

Wir können nicht unbemerkt vorbeiziehen; dieß würde auffallen! bemerkte Mohun Pang, als die Reiſenden näher kamen. Wie es ſcheint, iſt man mit einem Opfer beſchäftigt, welches dem Feuergott Agri gebracht wird, und das, da man es vorzugsweiſe für wichtige Ereigniſſe aufzuſparen pflegt, Dewajagna (das göttliche Opfer) genannt wird. Uebrigens, ſetzte er zu Maccarthy gewendet hinzu, thun Sie nichts als was Sie mich thun ſehn, und bleibt Ihnen ein Zweifel, oder gerathen Sie ſonſt in Verlegenheit, ſo ſchreien Sie ohne Unterlaß das heilige Wort: Oum, und ich werde mich dann Ihrer annehmen.

Unſere Wanderer kamen eben vor der an drei Seiten offnen Pagode an, und die Augen der Anweſenden waren ſogleich auf ſie gerichtet. Ehrerbietig machte ihnen die Menge Platz, und ſie traten in den Tempel. Ein alter ſiebenzigjähriger weißgekleideter Bramin ſaß auf einem Schemel vor einem niedrigen Heerde. Er las mit lauter Stimme, und nach abgemeſſenen Pauſen einige Schlöken (eine Art Lobgedichte auf die Gottheit). Neben ihm, auf Bananenblättern, lagen kleine Häufchen Specereien, als Kampfer, Adlerholz, Muskatennüſſe, Gummi und Sandelholz, welche er nach und nach auf dem Heerde zu einem kleinen Scheiterhaufen aufthürmte. Zur Seite ſtand eine Schale mit flüſſiger Butter und lag eine Schelle. So wie der Bramin eine Weile gebetet hatte, zündete er den Haufen Spezereien an, goß Butter ins Feuer, ſchellte darüber und las oder ſang vielmehr aufs Neue ſeine Weihgedichte. — Gleich nach dem Eintreten hatte ſich Sitta ſtill auf die Knie niedergelaſſen, Mohun Pang aber warf ſich mit großer Frömmigkeit, die unſerm Freunde aber etwas affectirt vorkam, der Länge nach zu Boden, und Maccarthy ſah nun wohl ein, daß ihm nichts übrig blieb als dem Havildar in deſſen frommen Uebungen nachzufolgen. Der Bramin ſchien von der Frömmigkeit der Ankömmlinge ſehr erbaut, er zeigte dieß nicht nur durch ein gütiges Kopfnicken, ſondern wenn er einen Löffel Butter ins Feuer goß, ſuchte er es dergeſtalt einzurichten, daß ein kleiner Theil derſelben auf die Kleider unſerer Fakirs ſpritzte, welche Gunſtbezeugung der Havildar durch ein frommes Seufzen dankbar erkannte, worauf Maccarthy nicht umhin konnte, ein gerührtes: Oum! ertönen zu laſſen.

Die Ceremonie erreichte endlich ihr Ende, und der alte Bramin näherte ſich den Reiſenden, um ſie über das: Woher und Wohin zu befragen. Der Havildar ſetzte ihm mit vieler Salbung auseinander, daß ſie beauftragt wären, eine vornehme Dame, die aus Schmerz über den Verluſt ihres Kindes eine Fußwanderung nach Dſchaggernaht gelobt habe, dorthin zu begleiten. Er ſelbſt, ſagte er beſcheiden, ſei dabei mehr der Wegweiſer oder Dollmetſcher, ſein Gefährte aber, der fromme Fakir Rao Ram, als der Hauptbegleiter zu betrachten; gleichwohl bedürfe dieſer eines Kompagnons, da er weit aus Hinterindien, aus der Nähe der Himalayagebirge her ſei, und das Gelübde gethan habe, zeitlebens kein anderes Wort als das heilige: Oum über ſeine Lippen kommen zu laſſen. Der Bramin fand ſich ungemein geſchmeichelt, zwei ſo merkwürdige Pilger mit einer ſo vornehmen Gefährtin in ſeiner Pagode zu wiſſen, daß er dieſen Umſtand den verſammelten Landleuten mittheilte, und überdieß in ganz beſonders gütiger Laune hinzufügte, daß, da er ihr ſo anſtändiges als frommes Betragen bei dem heutigen Opfer mit Wohlgefallen bemerkt, ſie das Glück haben ſollten, ihn, den Bramin, in Gemeinſchaft mit den heiligen Pilgern — Reis eſſen zu ſehen. Da der Bramin bemerkte, daß die ſo bedeutende als unerwartete Gunſtbezeugung ihren Eindruck bei ſeinen frommen Pflegbefohlnen nicht verfehlte, ſo gebot er ein paar Tempeldienern, ohne weiteres einen Teppich auszubreiten und eine Schüſſel geweihten Reis herbeizubringen. In wenig Minuten war dieß geſchehen. Der Bramin war auf die Ferſen niedergehockt. Sitta ſaß an der einen, der Havildar an der andern Seite des heiligen Mannes, Maccarthy, in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, ihm gegenüber. Der Pillau ſah ziemlich ſchmackhaft aus, das Mahl ſollte beginnen. Der Bramin breitete jetzt die Hände über der Schüſſel aus und ſprach ein langes Gebet, das an die Göttin der Feldfrüchte gerichtet war, dann griff er mit den dürren Knochenfingern in den Reis, knetete aus dem herausgerafften Brei eine Kugel in der hohlen Hand und ſchob ſich erſtere langſam in den weitgeöffneten Mund. Sitta und der Havildar folgten, wiewohl minder umſtändlich als der Prieſter, dem gegebenen Beiſpiele, und eben hatte Maccarthy ſeinen Widerwillen an dem Schmauſe niedergekämpft, als der Havildar wie erſchrocken anhob.

Verzeihe würdiger Rao Ram, ſagte er zu dem Major gewendet, daß ich nicht ſogleich an Dein Gelübde gedacht! — Ihr müßt wiſſen, mein hochverehrter Bramin, daß dieſer fromme Pilger das Gelübde gethan, vor Sonnenuntergang nie etwas Flüſſiges, oder eine Speiſe, die eine Flüſſigkeit enthält, zu berühren. Er hat darauf einen ſo furchtbaren Eid geleiſtet, daß ich überzeugt bin, daß, wenn er ſeine Finger in dieſen Pillau tauchte, ſolche, wenn nicht augenblicklich erlahmen, doch weiß werden, oder ſonſt durch den Zorn der Götter ein beſonders abſchreckendes Anſehn erhalten würden. Dieſe edle Begum iſt daher ſo gütig geweſen, auf der Reiſe dem guten Rao Ram jeden Biſſen in den Mund zu ſchieben, und ich erſuche ſie daher auch gegenwärtig um dieſen Dienſt.

Sitta war ſogleich bereitwillig, den frommen Rao Ram zu bedienen, da ſie überzeugt war, daß je öfter derſelbe mit der Hand in den naſſen Reis führe, je weißer er dieſelbe herausziehen würde, aber der Bramin gab dieß durchaus nicht zu. Er ſchien ganz entzückt von der Frömmigkeit des Majors.

O Rao Ram, rief er begeiſtert, Deine Devotion iſt ſo groß als Deine Tugend! —

Als ächter Seelſorger unterließ er auch nicht, ſogleich die Gelegenheit zu ergreifen, auf die Gemüther ſeiner Kirch- oder vielmehr Pagodenkinder einzuwirken.

Lieben Brüder in Brama, die ich aber am liebſten hartnäckige Schwengel und unnütze Maulaffen nennen möchte! rief er aus. Hier ſeht Ihr, was wahre Frömmigkeit vermag. Dieſer würdige Mann kömmt aus dem entfernteſten Theile des Landes, von den Quellen des aus ewigem Eiſe ſtrömenden Ganges, er hat dort weder Pagoden, um darin zu beten, noch fromme Braminen, um ihre weiſen Lehren zu hören, und dennoch wagt er nicht, ein Bischen Reis zu berühren, weil eine Flüſſigkeit damit vermiſcht iſt. Seht! ſo vermag der wahrhaft Fromme die Gelüſte des Herzens zu bezähmen. Was thut Ihr dagegen? Faſt tagtäglich bringt Einer oder der Andere von Euch ein Lamm zu mir, angeblich um es der Todesgöttin Kali zu opfern. Das wäre nun ſchön und erbaulich, wenn es aus reinem Herzen geſchähe, aber was bekommt die Göttin? was die Pagode? was ich? — Den Kopf, die Leber, höchſtens einen Vorderſchenkel; das Opfer iſt nur eine Heuchelei, um unter dieſem Prätext das Lamm ſelber zu freſſen, da Ihr wißt, daß Ihr nur auf dieſe Weiſe das Fleiſch von Thieren über die Zähne bringen dürft. — Damit Ihr aber ſeht, wie wahre Frömmigkeit hochgeehrt und ſchon dieſſeits belohnt wird, ſo blickt her. Nicht dieſe Begum, ſo edel ſie immer ſein mag, ſoll dem würdigen Rao Ram den Pillau in den Mund ſtopfen, ſondern — Mäßigt Euer Erſtaunen, Verehrer Brama's, und Du, edler Pilger, werde deßhalb nicht allzu ſtolz und üppig! — ich ſelbſt, der Bramin Rana ud Daulah, von der erſten Klaſſe meiner erlauchten Kaſte, werde ihm die Pillaukugeln in den Mund ſtecken. —

Sitta kicherte hörbar unter dem Schleier, als der Bramin eine tüchtige Reiskugel drechſelte, der Havildar bemühte ſich ernſthaft zu bleiben, er ſuchte ſeine Züge in fromme Falten zu bringen, aber dieſe Beſtrebungen, verbunden mit unwillkührlichem Zucken der Lachmuskeln, gaben dem ohnehin durch Schwerdt- und Klauenwunden eben nicht verſchönten Antlitze des Alten ein furchtbar grinſendes Anſehn. Der Major ſah wie ein Gequälter aus. Er verwendete kein Auge von den dunklen Knochenhänden des Alten, in denen der Reisbrei ſich durch Kneten nach und nach zur Kugel formte. Als dieſe Verrichtung aber zu Ende gegangen war, als der Bramin ihm den Pillau in den Mund geſchoben und er die furchtbare Pille mit der größten Anſtrengung verſchluckt hatte, ſtieß er in der Angſt ein ſo furchtbares: Dum! aus, daß die ſchöne Sitta erſchrocken emporfuhr. Der Havildar legte ſich jetzt ins Mittel.

Verzeihe verehrungswürdiger und vortrefflicher Bramin, wenn ich Dich bitte, Deine Gunſtbezeugung, die nicht genug geſchätzt werden kann, einzuſtellen; ſagte er. Mein Freund kennt jetzt Deine Güte, aber er kennt auch die menſchlichen Schwächen. Das furchtbare: Dum! was er ſo eben ausſtieß, ſpricht ſeine Beſorgniß aus, daß die große Ehre, die Du ihm angethan haſt, ſeiner Demuth und Beſcheidenheit einen nie wieder gutzumachenden Eintrag thun könnte, und ich bitte Dich daher, forthin dieſer Dame den Ehrendienſt, den Du unſerm Freunde erweiſen wollteſt, zu überlaſſen.

Der Major begleitete die Worte des Havildars mit einer ſo ängſtlichen bittenden Miene, mit ſo gewaltigen Geſtikulationen, daß der Bramin nach langen Demonſtrationen ſich endlich genöthigt ſah, von ſeiner Gunſtbezeugung abzuſtehen und der ſchönen Sitta die fernere Verpflegung des Majors zu überlaſſen. — Noch hatte das feierliche Reismahl nicht ſein Ende erreicht, als im Haufen der Umſtehenden eine Bewegung ſichtbar wurde und Alle in die Ferne blickten. Auch unſere Bekannten ſahen nach jener Seite.

In der Entfernung einiger tauſend Schritte wirbelte eine Staubwolke in die Höhe, und es zeigte ſich bald, daß ſie von einem daherſprengenden Reiterhaufen erregt wurde. Mohun Pang warf einen bedeutungsvollen Blick auf ſeinen Gefährten und aß ſodann ruhig fort. In Kurzem erſchienen die Reiter bei der

Pagode. Allem Anſcheine nach waren es Muhamedaner, denn ſie traten ohne Umſtände zu machen in das Innere.

Befinden ſich Fremde unter Euch oder habt Ihr zwei Männer, einen jungen und einen alten, die Straße vorbeiziehen ſehen? fragte barſch der die Reiter befehligende Zemindar.

Was ſtört Ihr ſo unnützerweiſe das heilige Mahl? erwiederte verdrüßlich der Bramin. Wir ſahen Niemand vorbeiziehen, und von Fremden befinden ſich bloß zwei Diener der Brindſcharrihs, die ſich nach Getraide umſehen ſollen, ſowie zwei fromme Fakirs nebſt einer edlen Dame in unſerer Mitte.

Wo ſind die Brindſcharrihs? fragte haſtig der fremde Zemindar.

Hier! riefen zwei Männer im Hintergrunde der Pagode. Bald drängten ſie ſich durch die Menge und erkundigten ſich, ob vielleicht der tapfere Zemindar eine Getraidebeſtellung für die Truppen zu machen habe.

Sie ſind es nicht! murmelte leiſe der Reiteranführer, nachdem er einen Blick auf Jene geworfen hatte. Die, welche wir ſuchen, ſind im Alter bedeutend verſchieden, und dieß ſind Leute von vierzig Jahren. — Wo ſind die Fakirs?

Dieſe ſind es! ſprach der Bramin auf unſere Bekannten zeigend.

Aufmerkſam betrachtete der Zemindar dieſelben. Die Jahre, die Wunden im Geſichte des Alten, Beides träfe zu! ſagte er leiſe nach einer Pauſe zu einem der Reiter. Der jüngere ſoll indeß ein Europäer ſein! — War's nicht ſo? — Der Kerl iſt aber dunkel wie eine Krähe. Und dann die Frau, welche bei ihnen iſt; — davon wurde uns nichts geſagt. Aber dennoch! dennoch! — Hört Ihr Pilger! Ihr müßt mit uns ins Lager des Subah. —

Nicht daran zu denken! erwiederte der Havildar kalt. Mich und den frommen Rao Ram bringt kein Menſch nur einen Schritt von der Straße nach Dſchaggernaht. Ich für mein Theil habe zweiundzwanzig verſchiedene Gelübde für die Wallfahrt gethan, und eines davon iſt, die Straße keinen Schritt zu verlaſſen. — Wie? Ihr wolltet Pilger von ihrem Berufe abhalten, ſie zwingen, ihre Gelübde zu brechen? Das wollen wir doch ſehen! — Das geht durchaus nicht an!

Es würde den Zorn der Götter über das Land bringen; rief heftig der Bramin.

Nein, es geht nicht! ſchrie der ganze Haufen ſeiner Untergebenen.

Wir haben den Befehl, jeden Fremden, der uns verdächtig ſcheint, nach dem Lager zu bringen! ſprach der Zemindar hartnäckig. Dieſe Leute aber ſind ſehr verdächtig. Das Alter derſelben ſtimmt mit dem jener Verbrecher, die wir ſuchen, jene Narben in dem Geſichte des Aelteren, die von Schwerdthieben oder Tigerklauen herzurühren ſcheinen —

Schwerdthiebe? — Tigerklauen? — rief heftig der Havildar. Wollt Ihr mich beſchimpfen? — Was? ich hätte ſo unheilige Kriegerſpuren an mir? Weit gefehlt! Dieſe Narben kommen von einem Haken, den ich zu Benares mir am Blumenfeſte durch die Wange ziehen und mich ſo fünfviertel Stunden aufhängen ließ. —

Iſt Jemand dabei geweſen, der es bezeugen kann? entgegnete hartnäckig der Zemindar. Iſt überhaupt Jemand hier, der Euch kennt? Iſt dieß der Fall, ſo will ich Euch ziehen laſſen, wo nicht, ſo begleitet Ihr uns ins Lager.

Der Havildar, ſo wie der Major fingen bereits an, einen unglücklichen Ausgang der Sache zu fürchten, als zu ihrem Erſtaunen plötzlich einer von den beiden fremden Brindſcharrihs hervortrat.

Wenn es weiter nichts iſt, ſo kann ich die nöthigen Aufklärungen geben, ich habe jene Pilger und die Dame auf den erſten Blick erkannt; ſagte er ruhig.

Mit derſelben Erwartung wie die ängſtlichen Blicke unſerer Bekannten fielen die fragenden des Zemindars auf den Sprechenden.

Wir kommen weit herum, wir kennen viele Menſchen, und ſo weiß ich zum Beiſpiel auch, daß es der tapfere, edle und hochgeachtete Zemindar Doſt Muhamed iſt, zu dem ich ſpreche, und den ich oft im Lager des Subah geſehen habe! ſagte der Brindſcharrib, während der Genannte ſich ſichtlich geſchmeichelt den Schnauzbart ſtrich und beifällig nickte. Wenn aber der Tapfere die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen im Stande iſt, warum ſollte nicht auch der Fromme für den Beobachter von großer Bedeutung ſein? Dieß iſt der Grund, warum ich die frommen Fakirs und die edle Begum auf ihrem Zuge aus Hinterindien, ſo oft ich ihnen begegnete, ſtets mit großer Bewunderung angeblickt. Ich traf ſie an den allerberühmteſten Wallfahrtsorten, und überall ging ihnen ein großer Ruf vorher. So war ich zum Beiſpiel zu Benares, als jener würdige Mann — er zeigte auf den Havildar — ſich an einem durch die Wange gezogenen Haken aufhängen ließ. Alle Welt bewunderte ihn, und ſelbſt die heiligen Affen, welche, wie Ihr wißt, ſchaarenweiſe die Straßen durchſtreifen, blieben nicht ungerührt; wenigſtens ſchienen ſie ihre Theilnahme durch allerhand Geberden zu erkennen zu geben.

Was ſoll ich nun aber erſt von dem würdigen Rao Ram hinzufügen? Er iſt an Frömmigkeit das, was der treffliche Bramin dort an Gelehrſamkeit, und der edle Zemindar an Tapferkeit iſt, nämlich in jeder Hinſicht ein Ausbund. — — —

Die ſtolze Demuth, welche der Bramin in ſeinen Blicken, und das Selbſtgefühl, welches der Zemindar Doſt Muhamed durch Streichen ſeines Knebelbarts kund gab, konnte nur durch das Erſtaunen Maccarthys über die Anpreiſung einer Eigenſchaft, deren Vorhandenſein er bis jetzt wenig an ſich verſpürt, übertroffen werden. Wer waren die Fremden, welche einen ſo lebhaften Antheil an ihm und ſeinen Gefährten bewieſen, und welchen Grund hatten ſie dazu? Noch beſchäftigte er ſich mit Beantwortung dieſer Frage, als er durch den Ausſpruch des Zemindars, daß die Sache erledigt und die Pilger durch die Bekanntſchaft mit einem ſo höflichen als einſichtsvollen Brindſcharrih hinlänglich legitimirt ſeien, freudig überraſcht wurde. — Kaum hatten Doſt Muhamed und ſeine Reiter wieder ihre Roſſe beſtiegen und waren davon gejagt, als Maccarthy durch allerhand lebhafte Gebehrden und unzählige Wiederholungen des Wortes: Dum auf ſchleunige Abreiſe drang, und alle Bitten des Braminen waren nicht vermögend, ihn nur noch wenige Minuten zurückzuhalten. Eben hatten ſie die Pagode verlaſſen, als die beiden Brindſcharrihs an unſeren Wanderern vorüberſtrichen.

Wir werden Euch am Rande jener Dſchungel (Laubholzwäldchen) erwarten! ziſchelte leiſe der Eine, als er an dem Havildar vorüberging.

Wer mögen dieſe Leute ſein? ſprach Maccarthy zu Mohun Pang, als ſie ein Weilchen vorwärts geſchritten waren.

Zweierlei iſt möglich! ſagte bedächtig der Havildar. Sie können uns erkannt haben, und wollen ſelbſt den Preis, der auf unſere Gefangennehmung geſetzt iſt, verdienen, ohne mit dem Zemindar zu theilen, oder ſie kennen uns nicht, und es ſind Thugs.

Thugs? — Was iſt das? fragte Maccarthy neugierig.

Da bin ich im Stande, Ihnen die genaueſte Auskunft zu geben! erwiederte Mohun Pang mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß der Major gleich einſah, der Havildar ſei im Begriffe, auf ſein gewöhnliches Lieblingsthema die Erklärung der Kriſchna-avatara einzugehen. Sehen Sie, mein beſter Herr Major, es giebt eine gewiſſe Secte, welche ſich Thuggi nennt, und die aus Leuten beſteht, welche etwas überſpannte religiöſe Begriffe haben. Wie Sie wiſſen, hat jedes Geſchöpf eine gewiſſe Reihe von Verwandlungen — Seelenwanderungen, wie Sie es nennen — zu beſtehen, und glücklich iſt Der, welcher am ſchnellſten jede einzelne zurücklegt; er kommt um ſo eher zur Vollkommenheit. Dazu nun ihren Mitmenſchen zu verhelfen, hat ſich die Secte Thuggi gebildet. Dieſe frommen Leute ziehen als Brindſcharribs, als Krieger, ja oft ſelbſt als vornehme Radſchahs verkleidet im Lande umher. Jeder iſt mit einer Schlinge, die er in ſeinen Kleidern verbirgt, verſehen. Trifft es ſich nun, daß ſie mit Reiſenden auf der Landſtraße zuſammenkommen, ſo ſuchen ſie ſich ihnen unter dieſem oder jenem Vorwande anzuſchließen, und ehe es ſich dann ein ſolcher verſieht, hat er die Schlinge über dem Kopf und eine Avatara überſtanden, ehe er die Hand umdreht.

Abſcheulich! — ſchändlich! rief der Major. Aus purer Religioſität alſo wird der Reiſende von ihnen erdroſſelt und wahrſcheinlich auch ausgeplündert.

Wer hätte ein näheres Recht an deſſen Habſeligkeiten, als eben ſie? erwiederte gemüthlich der Havildar. Ins Grab kann er ohnehin nichts mitnehmen.

Und ſolche Nichtswürdigkeiten erlaubt Eure Religion? gebietet ſie wohl gar? ſagte Maccarthy empört.

Das eben nicht! erwiederte unbefangen der Havildar. Es kommt hierbei viel auf die Anſichten an, und dieſe ſind verſchieden. Um ſeinem Nächſten ſchnell zur Verwandlung zu verhelfen, wirft ihm der Thug eine Schlinge um den Hals, Jener aber will nicht ſo geſchwind verwandelt ſein, und ſtößt ihm dafür den Dolch in den Leib. Der Erſte hat jedenfalls eine gute Abſicht, aber der Zweite kann keinen Gebrauch davon machen, und betrachtet ſich gewiſſermaßen wie im Stande der Nothwehr. — Wie geſagt, die Anſichten ſind verſchieden. Jeder nach ſeiner Weiſe. Und ſo denke ich, wir halten unſere Dolche ein Bischen parat, falls Sie eben ſo wenig Luſt wie ich zu einer baldigen Verwandlung verſpüren ſollten, denn irre ich nicht, ſo erwarten uns dort die beiden angeblichen Brindſcharrihs.

Die arme Sitta gerieth bei den Worten des Havildars in die größte Angſt, aber dieſer ſuchte ſie zu beruhigen, indem er ihr mit vielem Gleichmuthe verſicherte, er werde die beiden Fremden nicht einen Moment aus den Augen verlieren, und ſtehe dafür, daß Keiner die geringſte verdächtige Bewegung nur um eine Minute überleben ſolle. — Mohun Pang hatte ſich indeß in ſeinen üblen Vorausſetzungen gänzlich getäuſcht, denn kaum hatten ſie ſich den beiden Brindſcharrihs genähert, als einer derſelben in großer innerer Bewegung auf Maccarthy zueilte.

Herr! rief er aus. Was habt Ihr gewagt! Ohne mich waret Ihr verloren. Ein bedeutender Preis iſt auf Euern Kopf und auf den dieſes Mannes geſetzt. Als wir vor wenig Stunden das Lager des Subah verließen, eilten mehr als funfzig Streifparthieen nach allen Seiten, um Euch zu ſuchen. Ein Reitender war aus Seringapatnam gekommen und hatte die Nachricht Eurer Entweichung überbracht.

Was faſelt Ihr von Entweichung? unterbrach der Havildar plötzlich den Sprechenden. Ihr täuſchtet Euch, wenn Ihr —

Ich bitte Euch, ſchweigt! rief heftig der Vorige. Wollt Ihr Euch ins Verderben ſtürzen, ſo thut es; mich kümmert es wenig, ob ein Ueberläufer, wie Ihr, gehängt wird oder nicht, aber dieſer Mann — dieſer Engländer — muß gerettet werden. Ich verdanke ihm mehr als mein Leben. — Ja, erſtaunt nur Herr! — Ach! ich konnte Euren Namen nie behalten, aber das Andenken an Eure edle That behielt ich beſſer. — Wißt Ihr noch, wie Ihr in Jurpur in Garniſon ſtandet? Vor dem Thore gab es einige Hütten, wo, entfernt von der Stadt, man uns, aus der unglücklichen Kaſte der Suders, erlaubt hatte, uns anzuſiedeln. Ein böſes Fieber wüthete damals. Niemand wollte ſich unſerer erbarmen. Da waret Ihr unſer Engel. Ihr ſchafftet uns Brod, Arznei und Pflege. Auch mein Weib und zwei meiner Kinder waren unter den

Kranken. Ohne Euch lebten ſie nicht mehr; der europäiſche Arzt, den Ihr in unſere Hütte brachtet, hat ſie gerettet. Seit dieſer Zeit kam Euer Geſicht, das mir wie das Antlitz eines hülfreichen Gottes erſchien, nicht mehr aus den Gedanken; ich erkannte Euch im Nu, und würde Euch erkannt haben, und wenn Ihr Euer Geſicht noch dunkler gefärbt und zehn Verkleidungen nacheinander angelegt hättet.

Alſo Du biſt es, Du guter Menſch! erwiederte gerührt der Major; Du biſt jener Mann, der mir in Jurpur ſo oft Blumen und Früchte brachte?

O Ihr beſchämt mich, wenn Ihr mich daran erinnert, wie wenig ich mich dankbar zeigen konnte! verſetzte der Pariah.

Ich habe immer gedacht, murmelte leiſe der Havildar zu Sitta gewendet, die Kerls wären noch unter dem Vieh, es ſcheint indeß faſt, als ob ſie ganz menſchliche Geſinnungen hätten. — Aber ſage mir, Du Unglücksvogel von einem Ghaut oder Mater, ſprach er zu dem Fremden gewendet, was hat Dich und Deinen Gefährten hierher geführt?

Wir ſind Hirkarrahs vom Heere des General Harrys! entgegnete Jener. Wir wagten uns in das Lager des Subah, indem wir uns für Diener der in der Nähe befindlichen Brindſcharrihs ausgaben, und ſind jetzt auf der Rückkehr, um die erlangten Nachrichten zu überbringen.

Und wo ſteht die nächſte Abtheilung? fragte der Major.

Kaum vier Stunden von hier! Wir können ſie noch vor Mitternacht erreichen; es iſt der Heerhaufen des Generals Sir Arthur Wellesley; erwiederte der Pariah. Vor Allem aber müſſen wir die Straße verlaſſen, denn hier ſtoßen wir unfehlbar auf Streifwachen, die Euch ſuchen. Wir wollen uns fortwährend am Rande jener Kette von Dſchungeln halten. Erblicken wir etwas Verdächtiges, ſo flüchten wir ins Gebüſch.

So geſchah es auch. Die Wandernden zogen ſich durch ein niedriges Gelände, welches mit einzelnen Wäldchen von verkrüppeltem Geſtrüpp bedeckt war. Die beiden Hirkarrahs waren unermüdlich, und eilten nach jedem Hügel, um von dort nach feindlichen Streifwachen zu ſpähen. In der Nähe jeder Dſchungel zogen ſie ihre langen Meſſer aus den Falten der weiten Gewänder — der Tiger wegen wie ſie ſagten — und hielten ſich ſtets zwiſchen dem Waldrande und der Geſellſchaft. Beſonders vorſichtig erwieſen ſie ſich, als im Strahl der untergehenden Sonne ein wilder Pfau auf den Aeſten eines, aus dem Unterholze aufragenden Baumes ſein glänzendes Gefieder entfaltete.

Unwillkührlich war Sitta ſtehen geblieben, und machte, wie ein Kind freudig in die Hände klopfend, ihren Gefährten auf das ſchöne Thier, welches ohne Unterlaß ſeine ſtrahlenden Räder ſchlug, aufmerkſam, als der Hirkarrah ängſtlich herzuſprang und die Geſellſchaft dringend bat, ihre Wanderung zu beſchleunigen. Der wilde Pfau, ſetzte er hinzu, halte ſich faſt ſtets in der Nähe des Tigers auf und ſcheine von dieſem Raubthiere beinahe unzertrennlich, es ſei mithin die höchſte Gefahr vorhanden, nur noch eine Minute länger und zwar zu einer Zeit zu verweilen, wo die Stunde herannahe, in welcher der Tiger nach Raub auszugehen pflege. —

Der Abend brach endlich an. Die Reiſenden ſuchten jetzt die gebahnte Straße auf, und ehe noch Mitternacht herankam, zeigte der Hirkarrah fröhlich den Gefährten die Lagerfeuer der Diviſion Harrys, die in Entfernung einer Stunde auf einem Hügel flammten. Noch war der Morgen nicht angebrochen, als die Wanderer im Lager ankamen, und mit Jubel empfangen wurden. — — —

Der Abend des vierzehnten Aprils begann eben zu dämmern, als Tippo Saib auf einer der höchſten Teraſſen ſeines Pallaſtes ſtand und ſtill und grimmig über den ſtrömenden Kavery ſchauete, jenſeits welchem von zwei verſchiedenen Seiten zwei mächtige Heerſäulen ſich heranwälzten. Die Speere der Rohillareiterei, die in der Ebene ſchwärmte, die rothen Uniformen der Sipays und die wie ein Stachelwald emporſtarrenden Bajonnette der letzteren, glänzten und leuchteten in der Abendſonne. Wie belebte Koloſſe überſtiegen die beladenen Elephanten und Kameele die vorliegenden Hügel und erſchienen in dem bereits einbrechenden Zwielichte noch einmal ſo groß. Zwiſchen den Infanteriekolonnen erblickte man lange Züge Artillerietrain, und der Lärm der Fuhrleute, das Brüllen der Kameele, das Wiehern der Roſſe, das Trompeten der Elephanten tönte nur um ſo lauter durch die ſtille Abendluft herüber. Ein Haufen unregelmäßiger Reiterei jagte jetzt bis an das jenſeitige Stromufer heran, ließ dort die Roſſe kourbettiren, ſchwang die Lanzen und machte ſich in Geſchrei und Schimpfreden Luft. Tippo kehrte ſich ſtill, aber mit zuſammengezogenen Augenbrauen zu ſeiner Umgebung, er winkte mit der Hand, nach wenig Augenblicken donnerte von einer vorliegenden Baſtion ein Kanonenſchuß über den Kavery hinüber, und die Rohillas jagten ſo ſchnell davon wie ſie gekommen waren. — Der Sultan hatte ſchweigend längere Zeit über den Fluß geblickt, als einer ſeiner Beamten ſich ihm näherte und leiſe etwas ins Ohr flüſterte.

Iſt er da? — Er ſoll kommen! ſprach der Sultan raſch, indem er ſich umwendete. Einen Augenblick nachher erſchien Kisna auf der Terraſſe.

Deine Vorherſagung iſt in Erfüllung gegangen! ſagte Tippo düſter lächelnd. Wie Du ſiehſt, ſtehen Deine Freunde vor Seringapatnam.

Der junge Radſchah blickte ernſt auf den Sultan, er erwiederte indeſſen keine Sylbe.

Wie es ſcheint, fuhr Tippo fort, ſind beide feindliche Heere, das von Madras und das von Bombay bereits vereinigt, ſie werden die Belagerung nächſtens beginnen, der Kampf wird heftig ſein, aber — bei Allah! ſie ſollen Tippo nicht läßig finden. — Wie iſt es mit Dir, Kisna? Haſt Du meine Vorſchläge überlegt? Willſt Du Dich an die Spitze der Bevölkerung ſtellen und mit mir gemeine Sache machen?

Sultan Tippo kennt meine Geſinnungen! erwiederte Kisna ruhig. Sie haben ſich ſeitdem nicht verändert.

Ich weiß worauf Du baueſt, aber, bei der Seele meines Vaters Hyder, Du könnteſt Dich dennoch verrechnet haben! ſagte Tippo mit dumpfem Tone. Nur indem Du Dich zu mir hältſt, kannſt Du hoffen, dereinſt auf dem Throne von Mayſur zu ſitzen.

Ich denke nicht daran! entgegnete der Jüngling einfach.

Glaube mir, auch wenn ich falle, und Dich die Britten an meiner Seite kämpfend gefunden haben, wirſt Du ihnen immer ein willkommnes Werkzeug ſein! fuhr der Sultan mit düſterem Lächeln fort. Dieſe Engländer — möge Allah ſie verwerfen — wiſſen zu gut, was ihnen dient.

Ich werde mich eben ſo wenig von den Britten zu ihrem Werkzeuge erniedrigen laſſen — hob Kisna mit einiger Heftigkeit an, indeß ſchwieg er ſogleich.

Als von Tippo? Nichtwahr? — fiel der Sultan mit ſtechendem Blicke ein. Sprich weiter! Sage die Meinung Deines Herzens.

Ich werde nur dann unter Deinen Fahnen fechten, ſprach Kisna mit feſtem Tone, wenn Du mir bei Allah und dem Andenken Hyders verſicherſt, daß Du es ebenfalls thun würdeſt, wenn Du an meiner Stelle und ich an der Deinen wäre.

Wohlan, Du willſt es nicht, und Tippo iſt ſich unter allen Umſtänden und Gefahren ſelbſt genug! ſprach der Sultan mit grimmigem Blicke. — Du willſt, fuhr er nach einer Pauſe fort, mein Verbündeter nicht ſein, wundere Dich daher nicht, wenn ich Hinſichts Deiner einige Vorſichtsmaßregeln ergreife, die Du an meiner Stelle ebenfalls nicht unterlaſſen würdeſt. Du wirſt mich nicht für ſo leichtſinnig halten, daß ich bei dem bevorſtehenden Kampfe einen geheimen Feind im Rücken behalten, meinem Mörder das Meſſer in der Hand laſſen ſoll. — Du wirſt von heute an in meinem Pallaſte wohnen; Du und Deine Schweſter.

Ich bin bereit! erwiederte Kisna unbefangen. Was meine Schweſter anlangt, ſo iſt dies unmöglich; ich habe ſie nach Madras geſendet.

Was? ſchrie Tippo zornig. Nach Madras? Zu den Dſchaurs? Und ohne meine Erlaubniß?

Ich wollte Sitta keiner Gefahr ausſetzen, und glaubte nicht, daß Tippos Gewalt ſich auch bis in das Innere der Zenana erſtreckte! erwiederte Kisna mit Ruhe.

Du ſcheinſt auf Alles vorbereitet, haſt Alles berechnet! verſetzte der Sultan mit ſtillem Grimm. Du ſcheinſt mir ein guter Rechenmeiſter, Kisna, aber — in Einem könnteſt Du Dich dennoch verrechnet haben.

Mit den letzten Worten kehrte Tippo Saib dem jungen Radſchah haſtig den Rücken und verließ die Terraſſe.

Mehrere Tage vergingen. Die Engländer umlagerten die Stadt und ſchlugen zwei Brücken über den Kavery; bald begann die Beſchießung.

Es koſtete ihnen nicht wenig Mühe, ehe es ihnen gelang, ſich auf dem ſtromaufwärts gelegenen Ende der Inſel feſtzuſetzen, doch endlich glückte es ihnen, und nun rückte die Belagerung der Stadt mit Macht vorwärts. Tippo vertheidigte ſich mannhaft, ja mit dem Muthe der Verzweiflung, aber Kriegskunſt und Muth der Britten gewann dennoch die Oberhand. Beſonders war es Sir Arthur Wellesley — ſeitdem Herzog von Wellington — der mit ſeiner Brigade das Beſte zum glücklichen Fortgange der Belagerung beitrug. Einige Außenpoſten wurden nach und nach mit dem Bajonnet genommen, gegen Ende des Monats arbeitete eine Breſchebatterie unaufhörlich an der Zertrümmerung des Hauptwalles, und in der Nacht des vierten Mai's war der Mauerbruch von der Weite, daß zwölf Mann in Front eindringen konnten.

Mitternacht des genannten Tages war bereits vorüber, im Lager der Engländer ſchien eine Todtenſtille zu herrſchen, nur auf den Wällen von Seringapatnam ertönte von Zeit zu Zeit der Ruf der Schildwachen, als eine Kolonne von mehreren Battaillonen Sipays ſtill über die obere Schiffsbrücke des Kavery zog. Wie es ſchien, war den Soldaten jedes Geräuſch unterſagt worden, denn man hörte nicht das Klirren eines Säbels, nicht das Klappern eines Bajonnets. So wie die Truppen die Brücke paſſirt hatten, formirten ſie ſich ſtill in eine ſtarke Angriffskolonne und nahmen das Gewehr beim Fuß. — Ein Mann im Mantel ſchritt jetzt raſch nach der Spitze der Kolonne.

Iſt der Major Maccarthy hier? — Auch der Havildar Mohun Pang vom dritten Regiment? fragte er leiſe.

Die eben Genannten traten herbei.

Sie kennen am beſten das Innere der Stadt, ich habe Sie deshalb erwählt, die Sturmkolonne zu führen! ſprach der General, denn er war der Mann im Mantel. Wie es heißt, hat Tippo den Laul Baugh noch beſonders zur Vertheidigung einrichten laſſen. Er wird ſich, wenn die Breſche erſtürmt wird, wie in eine Citadelle dahin zurückziehen. Unſere Sorge muß es daher ſein, wo möglich mit den Feinden zugleich einzudringen. Alles kommt darauf an, daß die Kolonne keine Zeit verliert und nach erſtürmter Breſche ſogleich auf den Pallaſt losrückt. In dieſem Augenblicke ſetzen die Truppen der fausse attaque auf Booten ſtromabwärts über den Kavery; ſobald dort eine Rakete ſteigt, beginnen wir hier den Angriff.

Der General verließ unſere Bekannten, um die Befehlshaber der Bataillone zu ſprechen.

Mohun Pang! ſagte Maccarthy zu dem Havildar, indem er ihn einige Schritte ſeitwärts führte. Ich habe Euch ſchon ſo viel zu verdanken, aber ich muß die Schuld, die ich habe, dennoch mit zwei Aufträgen vergrößern. Verſprecht mir, ſie treulich auszuführen.

Wie können Sie zweifeln, Herr Major? ſagte der alte Krieger, ſich den grauen Schnauzbart ſtreichend. Was Sie mir auch befehlen werden, es wird gewiſſenhaft ausgeführt.

Wohlan! ſagte Maccarthy. Wie ich von einem Ueberläufer erfahren, iſt unſer Freund Kisna in den Pallaſt gebracht worden, und wird dort als ein Gefangener gehalten. Erſtürmen wir den Laul Baugh, ſo nehmt eine Section Sipays, dringt bis zu dem Radſchah und nehmt ihn in Schutz; ich darf mich nicht von der Kolonne entfernen.

Sorgen Sie nicht Herr Major! Ich bringe den Radſchah, und wenn er unter der Erde verborgen wäre.

Mein zweiter Auftrag oder vielmehr meine Bitte iſt, daß, wenn ich falle, Ihr meine Effecten durchſuchen laſſet! fuhr der Major fort. Ihr findet dort zwei Schreiben. Das eine iſt an die Schweſter des Radſchah Kisna gerichtet. Wie Ihr wißt, befindet ſie ſich zu Madras bei der Gemahlinn des Gouverneurs. Das zweite übergebt Ihr an Sir Arthur Wellesley; es ſetzt Euch in Beſitz meines Nachlaſſes.

Ei wie können Sie Sich nur ſolche trübe Gedanken machen, Herr Major! ſprach unmuthig der alte Kriegsmann. Ich denke, es ſoll noch lange Zeit haben, ehe eine neue Verwandlung für Sie beginnt. Mit mir iſt es ein Anderes; mir iſt es Eins, ob ich heute oder morgen die alte runzliche Haut abſtreife. Ihnen winken die Epauletten des Generals und außerdem — nun ich will weiter nichts ſagen, ich weiß was ich weiß — aber mir altem Kumpan —

In dieſem Augenblicke ſtieg in der Entfernung einer Viertelſtunde eine Rakete in die Luft., Die Kanonen jenſeits des Kavery donnerten, feuergeſchweifte Bomben ſenkten ſich in die Stadt, tauſend Huſſahs ertönten, und in der Ferne ſpielte die Feldmuſik langſam und feierlich das Kriegslied: Sehet! der Eroberer erſcheinet. — — —

Ein furchtbarer Lärm erhob ſich in demſelben Augenblicke in der Stadt und auf den Mauern, ein Wuth- und Angſtgeſchrei ertönte auf den Wällen, die Batterien der letztern feuerten unaufhörlich, und nun brach auch die Sturmkolonne, geführt von Sir Arthur Wellesley gegen die Breſche vor. Nur wenig Augenblicke und der Mauerbruch war genommen, und wie ein Lavaſtrom Alles vor ſich hinwerfend drangen die tapfern Sipays in das Innere der Stadt. — —

Alles, was ſich den Angreifenden entgegenſtellte, ward niedergemacht. Obgleich die Nacht ſtockdunkel geweſen war, ſo ward ſie jedoch durch ſechs zugleich auflodernde Brände bis zur Tageshelle erleuchtet. Maccarthy, wäre er der alleinige Führer geweſen, würde ſich durch die engen winkeligen Straßen nur ſchwer nach dem Pallaſte gefunden haben, aber Mohun Pang war hier wie im eignen Lager. Ueberall ertönte ſeine Stimme. Mit einer Kraft, einer Behendigkeit, die für ſeine Jahre eine ſeltene genannt werden konnte, war er überall, zurechtweiſend, helfend, fechtend.

Je näher man dem Pallaſte kam, je wüthender raſte der Kampf, je dichter ballte ſich der kämpfende Menſchenknäuel. Endlich befand man ſich dem gewölbten, höhlenartigen Thorwege des Pallaſtes gegenüber. Hier tobte der Kampf auf eine unerhörte Weiſe. Es war als ob ein Vulkan ſeine Flammenſtröme aus dem dunklen Gewölbe hervorſpie. Mehrmals verſuchten die Sipays mit dem Bajonnet einzudringen, ſie wurden trotz der heldenmüthigſten Anſtrengung zurückgeworfen. Die Stimme des Generals trieb ſie immer von Neuem gegen den Feind, doch immer mit dem nämlichen Erfolg. Die Vertheidiger des Pallaſtes wehrten ſich wie Verzweifelte. Ein Mann, der innerhalb des Thorweges auf einer Erhöhung ſtand, ſchien ſie auf eine außerordentliche Weiſe anzufeuern. Er ſchwang unaufhörlich den Säbel, und ſeine Stimme ertönte bald in perſiſcher, bald in hindoſtaniſcher Sprache. Er ergoß ſich in Drohungen oder Verwünſchungen gegen die Engländer. Eben wollte die Angriffskolonne der Sipays wieder aufs Neue verſuchen, in den Tod und Verderben drohenden Thorweg zu dringen, ſchon ſchmetterten wieder die Schläge des Sturmmarſches, als der Havildar raſch an die Seite des Generals ſprang, dieſem einige Worte zuflüſterte, und ſodann raſch einem Schützen eine Büchſe entriß. Wie der Blitz ſtürzte der Alte einige Schritte der Kolonne voraus, er legte das Gewehr an den Backen, drückte los, und in dieſem Augenblicke ſtürzte der Anführer, welcher über die Feinde eine ſolche Gewalt auszuüben ſchien, von der Erhöhung herab. Eine plötzliche Verwirrung ſchien ſich der Vertheidiger des Pallaſtes zu bemeiſtern. Mit donnerndem Huſſah drangen die Sipays in den Eingang. Sie überſtiegen einen Haufen von Leichen. Nur noch wenige Minuten dauerte das Gefecht in dem erſten Hofe des Pallaſtes fort. So wie die Kanonen der Belagerten an der Waſſerſeite nach und nach verſtummten, wie der Angriffsruf der Britten näher und näher kam, warfen die Söldlinge Tippos die Waffen weg und flehten um Gnade. Es ward den Führern der in den Pallaſt gedrungenen Sturmkolonne leicht, der Kampfeshitze ihrer Untergebenen Einhalt zu thun, da der ſanfte Hindu ſich eher als der Europäer im Gefechte zügeln läßt. Während die Truppen alle Ausgänge des Laul Baugh beſetzten, gab Sir Arthur Wellesley Befehl, den Sultan aufzuſuchen und zu verhaften. — Er ward nicht gefunden, und ſchon glaubte man ihn entflohen, als der Havildar Mohun Pang vortrat und anzeigte, daß Tippo unter den Todten ſein müſſe, indem es Niemand anders als der Sultan geweſen ſei, auf den er unter dem Thorweg geſchoſſen habe. Man räumte jetzt den Leichenhaufen an jener Stelle fort, und Tippo ward unter den Getödteten gefunden. Die Züge des Todten, die geballte Fauſt, die übereinander gebiſſenen Zähne zeugten noch von dem kühnen Muthe, mit dem Tippo ſeinen Thron bis zum letzten Augenblicke vertheidigt hatte. — —

Während die Leiche des Sultans mit aller ſeinem Range zukommenden Aufmerkſamkeit und Achtung in eins der prächtigſten Zimmer des Pallaſtes getragen, und dort den vornehmſten Beamten übergeben wurde, ſuchte Maccarthys Auge mit Aengſtlichkeit den Havildar. Er blieb längere Zeit aus, endlich erſchien er, aber das Antlitz des alten Kriegers war unruhig und verſtört. Haſtig nahm ihn der Major bei Seite.

Habt Ihr den Radſchah gefunden? rief er angſtvoll. Wie iſt's mit ihm? Iſt er verwundet oder krank?

Er hat ſeine Avatara überſtanden! erwiederte ſeufzend der Havildar. Die Unmenſchen haben ihn erwürgt.

Maccarthy ſank bleich an einen Pfeiler, neben dem er ſtand. Die Sinne ſchienen ihm zu ſchwinden. — Erſt nach einer langen Weile konnte er dem Havildar ein Zeichen geben zu ſprechen.

Der Radſchah, erzählte Mohun Pang, war in dem Pallaſt zurückgehalten, jedoch nicht als Gefangener behandelt worden. Erſt als die Breſche begonnen war, hatte man ihn in ein Zimmer eingeſchloſſen und nun nicht mehr aus den Augen gelaſſen. So wie der Sturm begann und der Sultan ſich perſönlich an die Spitze der Kämpfenden ſtellte, gab er zwei Eunuchen den Befehl, ſowie die Nachricht von ſeinem Tode einträfe, den Radſchah augenblicklich zu erwürgen. Die Ungeheuer haben den Befehl nur zu genau vollführt. Ich ſah ſeine Leiche. — —

Nur mit Mühe konnte es Maccarthy über ſich gewinnen, ſeinen Thränen nicht freien Lauf zu laſſen. — —

Es war ſechs Monate ſpäter, der Körper Kisnas ruhte längſt in dem Grabmale ſeiner Väter in der alten Hauptſtadt Mayſur, das Reich Tippos war theils an die Engländer, an den Nizam, der Reſt deſſelben an einen Unmündigen, einen Verwandten der alten Herrſcher, dem jungen fünfjährigen Radſchah Maha vertheilt worden, als in dem Gouvernementspallaſte zu Kalkutta ein großes Feſt gefeiert zu werden ſchien

Ein Obriſtlieutenant vom Generalſtabe, hieß es, heirathe eine vornehme Indierin, die — was bis dahin unerhört war — zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden ſei. Eine große Volksmenge hatte ſich vor dem Pallaſte verſammelt, um den aus der Kirche zurückkehrenden Trauungszug zu ſehen, und auf der Platteform der Treppe ſtanden eine Anzahl Offiziere um die Neuvermählten zu begrüßen. Jetzt nahte ſich eine lange Wagenreihe. Der erſte Wagen hielt an der Treppe, die Thüre öffnete ſich, und — Maccarthy in Gallauniform, Sitta im Brautſchmucke, ſtiegen heraus. — So wie die Neuvermählten in den Pallaſt traten, wurden ſie von allen Seiten von Glückwünſchenden umringt. Nur ein alter Hindu in Lieutenantsuniform, die Arme übereinander geſchlagen, drängte ſich nicht hinzu; er blickte mit tiefer Rührung auf die Neuverehlichten. Erſt als die Gratulanten Platz gemacht hatten, ſtürzte er ſich in die geöffneten Arme Maccarthys.

Herr! rief er; Ihr alter Freund Mohun Pang wünſcht Ihnen Glück zu Ihrer heutigen ſchönſten Avatara. — — —

Die Hexenprobe.

Erzählung.

Motto:

Hin ſind Belſazars Tage,
Sein Reich wird Fremder Raub,
Er ſelbſt war auf der Wage,
Ein leichter nicht'ger Staub.

Byron.

Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte regierten in Schleſien eine Menge kleiner Herzoge aus dem Stamme jenes Landmanns, der vom Pfluge auf den Thron berufen worden war. Das Land hatte Manches den Piaſten zu verdanken, aber es war die finſterſte, roheſte Zeit des Mittelalters, in welche ihre Regierung traf, und ſie ſelbſt blieben natürlich eben ſo wenig vom Einfluſſe dieſer Zeit verſchont. In dieſem Sinne regierte im Jahre 1497 Nicolaus II. das Fürſtenthum Oppeln. Wie es häufig vorkam, war die Regierung zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Johann getheilt. Letzterer aber hielt ſich während der Kataſtrophe, welche folgende Erzählung ſchildert — und die vielleicht beiſpiellos in der Geſchichte daſteht — bei ſeinem Vetter, dem Herzoge von Münſterberg, auf.

Nun, Wenzel, was bringſt Du für Nachrichten? Haſt Du ſie ausgekundſchaftet? ſagte Herzog Nicolaus in polniſcher Sprache, nachdem er lange erwartungsvoll im Gemache auf- und abgegangen war, bald aus dem Fenſter geblickt und bald, wie mechaniſch, einen kleinen Becher Wein vollgegoſſen und wieder ausgetrunken hatte, zu einem kleinen, ältlichen, ſchiefgewachſenen Manne in ſchwarzer Kleidung, der mit kaum hörbarem Tritt ins Zimmer geſchlichen war, und ſich unter Bücklingen dem Fürſten näherte. Die von Leidenſchaften aller Art durchwühlten blaſſen Züge, welche durch den pechſchwarzen Knebelbart, das gelockte dunkle Haar, dem Geſichte des Sprechenden einen faſt geiſterhaften Ausdruck verliehen, überflog bei dieſen Worten eine flüchtige Röthe.

Es iſt nichts, Ew. Gnaden, und Ihr könnt Euch die Dirne nur aus dem Sinne ſchlagen, erwiederte der Angeredete, indem er die Achſeln zuckte.

So haſt Du ſie nicht aufgefunden? ſchrie der Herzog. Ich dachte es mir gleich, denn ich hatte vergeſſen, Dir für Deine Mühe im Voraus die Belohnung zuzuſichern.

Nicht nöthig, Ew. Gnaden, durchaus nicht nöthig, obwohl Dero armer Geheimſchreiber, Wenceslaus Opitz, daheim ſechs nackte Würmer zu ernähren hat, verſetzte Jener mit unterwürfiger Freundlichkeit.

Schweig, Schurke! rief Nicolaus. Ich habe das Lied von Deinen ſechs Würmern oft genug angehört. Mögen dieſe aber an Dir zehren und nagen wie ſie wollen, ſo übertrifft der ſiebente, der Hauptwurm — ich meine Dich — ſie alle. Hätte ich Dir etwas zu nagen vorgeworfen, ſo würdeſt Du das Mädchen gleich aufgefunden haben.

Iſt auch mit Gottes Hilfe und nach vieler angewandter Mühe geſchehen, aber —

Du weißt, wer ſie iſt? rief Nicolaus erfreut. Nun, heraus damit! — Aber Du biſt auch ſo umſtändlich, ſo ſchweigſam, als ob es eine gute Handlung wäre, oder Du nichts dabei zu verdienen wüßteſt.

Beſchreiben mir Ew. Gnaden die Dirne noch einmal, ſo wie auch die nähern Umſtände des Zuſammentreffens, damit nicht dabei ein Irrthum vorkommt, wie neulich mit der jungen Strumpfwirkerin aus der Schloßgaſſe, wo mir der unverſtändige Grobian von Mann das Bad ſo hölliſch geſegnete, ſagte mit kläglichem Geſicht der fürſtliche Diener. Ach, wenn Ew. Gnaden die blauen Flecken ſehen könnten, die noch anjetzo —

Kein Wort mehr von den Flecken! rief Nicolaus; Du kannſt jeden derſelben mit Silber, wo nicht gar mit Golde belegen, wenn Du das ſummirſt, was Du von mir für die Prügel bekommen haſt.

Iſt Alles für Arztlohn und Medicin aufgegangen! ſprach ſeufzend der Vorige. Die Schmerzen habe ich mit Ergebung und aus großer Liebe und Verehrung für Ew. Gnaden ertragen.

Hm! Ich weiß, Du meinſt es gut und biſt ein guter Kerl, wenn es unter Leuten Deinesgleichen einen ſolchen gibt, verſetzte der Fürſt, indem ſich ſein Geſicht zu einem freundlichen Lächeln verzog. Doch ſage jetzt —

Beſchreiben erſt, Ew. Gnaden —

Was iſt da lange zu beſchreiben! rief Nicolaus. Das Mädchen iſt ſchön wie ein Engel, und als ſie ſo in der Marienkapelle vor dem Seitenaltare kniete, als die blonden Locken das roſige Geſicht, den blendend weißen Hals umringelten, ſie das blaue Auge ſo andachtsvoll zu dem Altarbilde emporhob, ſah ſie wie eine Heilige aus.

Das gnügt mir noch nicht! erwiederte Wenzel kopfſchüttelnd. Alle die Weiber und Mädchen, die Ew. Gnaden gefielen, haben immer wie Heilige, Engel oder heidniſche Göttinnen ausgeſehen. — Der Anzug des Mädchens —

War faſt wie der eines Ritterfräuleins! fiel der Herzog ein. Ein Sammtbarett mit einer Feder auf dem Haupte, eine enge Halskrauſe, ein mit Borten beſetztes Kleid, um den Hals eine Kette mit einer Schaumünze.

Und ihre Begleiterin?

Eine alte Frau in anſtändiger Bürgerkleidung, gebückt, triefäugig, vielleicht etwas taub, denn die Kleine ſprach ihr beſtändig in's Ohr! erwiederte der Fürſt.

Es iſt richtig, ſie ſind's! ſagte der Geheimſchreiber gleichmüthig. Aber, Ew. Gnaden — es iſt dennoch nichts.

Warum nicht, Du Schurke? rief zornig der Herzog.

Das Mädchen iſt von guter Abkunft, halb und halb ein Edelfräulein, ſprach der Vertraute. Sie iſt aus Breslau gebürtig, und hielt ſich ſeit längerer Zeit bei einer Verwandten, der Witwe des verſtorbenen Stadtſchreibers, die auf dem Lande wohnt, auf. Jetzt ſind ſie in die Stadt gezogen.

Die Verwandte einer Stadtſchreiberswitwe! rief unmuthig lachend der Herzog. Und da, Du Memme, ſieheſt Du ſo unüberſteigliche Hinderniſſe?

Sie iſt die Tochter eines verſtorbenen, wenn auch nicht reichen, Breslauers aus den Geſchlechtern, und — was eben ſo ſchlimm iſt — Braut eines Rathmanns zu Neiſſe, ſprach der Vertraute.

Ihr Name? fragte ſinnend der Herzog.

Verena Jägernburg; von Jägernburg würden ſie zu Breslau ſagen, denn wie Ew. Gnaden bekannt iſt, rechnen die aus den Geſchlechtern ſich zum Adel, ſagte Jener.

Eine Patricierstochter und Braut! ſprach Nicolaus vor ſich hin. Eine dumme Geſchichte. — Aber mag's doch! ſetzte er laut hinzu. Höre Wenzel! Das Mädchen muß mein ſein, es koſte was es wolle.

Nicht möglich, Ew. Gnaden! ſagte Jener gleichmüthig.

Es muß möglich ſein! fuhr der Herzog auf. Was? Laſſe ich Dich und Deine ſechs Würmer, die Du beſtändig im Munde haſt und die Du lieber Deine ſechs Blutegel nennen ſollteſt, darum ungeſtört an mir zehren und nagen, daß Du, wenn es gilt, einen klugen Gedanken zu haben, Deinen hohlen Schädel mit einem kalten: Nicht möglich! aus der Schlinge ziehen ſollſt? Stopfe ich Dich darum voll bis an den Hals, laſſe ich mich darum von Dir plündern, beſtehlen mit offenen Augen, damit Du bei den kleinſten Hinderniſſen zurückbeben und zu Winkel kriechen mögeſt?

Ew. Gnaden ſind heute recht ſcherzhaft! ſagte der Geheimſchreiber ruhig. Aber was einmal unmöglich iſt, das bleibt unmöglich.

Es muß aber möglich ſein! rief Nicolaus. Ich will es haben, und Du mußt Rath ſchaffen. —

Laſſe Dich hinauswerfen, ſtoßen, ſchlagen, es iſt nicht das erſtemal und Du wirſt nicht davon umkommen —

Daß ich ein Narr wäre! erwiederte der Vertraute kalt. Ich trage noch das Andenken von dem letztenmale am Leibe.

Ich bezahle Dich doppelt und dreifach! rief Nicolaus immer dringender.

Bedenken, Ew. Gnaden, meine ſechs —

Nichts von den Würmern, Galgenvogel! ſchrie der Vorige. Nichts von der alten Litanei! — Höre, Wenzel! ſetzte er ſchmeichelnd hinzu. Du haſt ſeit Jahren bereits nach dem Vorwerk im Oderwalde geangelt. Schaffe Rath, und Du ſollſt es haben.

Ew. Gnaden haben doch eine ganz eigene Art, den Menſchen auf liebreiche Weiſe zuzureden! ſagte der Vertraute ſchmunzelnd. — Wäre nur eine Möglichkeit vorhanden! ſetzte er ſinnend hinzu. Vor Allem müßte geſorgt werden, daß ſie uns nicht aus dem Garne ginge; der Bräutigam — der Neffe der Alten — wird binnen acht Tagen erwartet.

Das laß meine Sorge ſein, dafür weiß ich Rath! fiel ſchnell der Herzog ein. Will die Dirne Oppeln verlaſſen, um ſich zu verheirathen, ſo muß ſie, falls ſie bürgerlich und meine Unterthanin iſt, Abſchoß zahlen, behauptet ſie adeliger Abkunft, oder zu Breslau heimiſch zu ſein, ſo muß ſie dies erweiſen. Eins oder das Andere erſchweren wir ihr ſo viel wie möglich, und gewinnen auf dieſe Weiſe Zeit.

Nun, bei St. Wenzel, Ew. Gnaden haben eine recht hübſche Anlage zum — Rechtsgelehrten! ſprach dumpf in ſich hineinlachend der Vertraute, doch ſchien es, als ob er am Ende ſeiner Rede das rechte Wort nicht finden können.

Die Dirne mit Güte oder Gewalt zu zähmen, iſt dann Deine Sache, wenigſtens mußt Du die Mittel ausfindig machen, ſprach Nicolaus.

Ich dachte wohl, daß Ew. Gnaden mir das Beſte zutheilen würden! verſetzte der Geheimſchreiber trocken. Wie war es damals mit der kleinen Polin, der Paczkowska? — Fiel ich bei der Unternehmung, dem Wütherig, dem Bruder, in die Hände, ſo war es um mich geſchehen, und meine ſechs —

Würmer um ihren Verſorger! rief ärgerlich der Herzog. Laß indeß jetzt das alte Lied, Wenzel, mache Mittel ausfindig.

Man müßte zuerſt mit Geſchenken — ſprach zaudernd der Vertraute.

Die ich ihr aber ſelbſt überreichen will, einen Verſuch machen! fiel Nicolaus ein. Du wirſt meine weiſe Vorſicht, zu welcher mich die Erfahrung gebracht, nicht tadeln, Wenzelchen.

Der Unſchuldige muß ſtets viel leiden! ſagte der Geheimſchreiber achſelzuckend. —

Mir fällt da ein Gedanke ein! rief der Herzog. Ich verſage der Dirne die Abfahrt, aus den vorhin angegebenen Gründen. Du begiebſt Dich dann zu ihr, und ſuchſt ſie dahin zu ſtimmen, eine Audienz bei mir zu verlangen —

Geſchieht nicht! fiel der Vertraute dem Herzog trocken in die Rede. Ew. Gnaden große Güte und Herablaſſung bei ſolchen Audienzen iſt allzu ſtadtkundig, daß, wenn das Jüngferchen eine ſolche erbäte, der Bräutigam bereits unter dem Thore umkehrte und den Rückweg nach Neiſſe anträte.

Wohlan denn! Geſchenke oder Gewalt. Im ſchlimmſten Falle mußt Du zu letzterer einen Vorwand ausfindig machen, rief Nicolaus.

Wäre es nur mit dem Ausfindigmachen abgethan! ſagte Wenzel achſelzuckend. Ew. Gnaden haben nicht bedacht, daß Herr Stoſch, der Stellvertreter des Herzogs Johann, anjetzo hier iſt.

Rede mir nicht von dieſem Manne! ſchrie der Herzog. Schon durch Nennung ſeines Namens kannſt Du mir die Galle in's Blut jagen. — Bei Sanct Niclas! Wenn ich das dem Schleicher, dem Kaſimir von Teſchen, ſo wie dem Heinrich von Münſterberg, je vergeſſe, daß ſie meinen Bruder Johann beredet haben -- denn von ſelbſt wäre das gute Schaf nicht darauf gekommen — mir den Stoſch vor die Naſe hinzuſetzen, ſo will ich hundert Jahre in der Hölle brennen! Ich ſage Dir, Wenzel, wenn ich den Menſchen ſehe, ſo kehren ſich mir die Eingeweide um. Welch ein Anſehen er ſich gibt, der glogauiſche Landjunker! „Das kann nicht ſein!“ „Jenes iſt unmöglich!“ Das ſind die Worte, die ich ewig aus ſeinem Munde hören muß. — Ich glaube, ich haſſe ihn ſchon darum, weil er ein Deutſcher iſt und mir nur polniſches Blut in den Adern rinnt. Es bleibt ein ewig wahres Wort:

Jak Swiat Swiatem,
Nigdy Polak z Niemcem Bratem!

Ungefähr:

So lange die Welt noch Welt iſt,
Der Pol' den Deutſchen nicht als Bruder küßt!

Wenn man, ſprach ſinnend der Geheimſchreiber, den Weibern ſo etwas, das einem Verbrechen ähnlich wäre, aufbürden könnte, ſo hielten wir die Dirne damit zurück, und könnten vielleicht dadurch die ganze Heirath hintertreiben; es müßte indeß etwas ſein, das nicht an den Schöppenſtuhl gebracht würde, etwas, wo Ew. Gnaden allein zu entſcheiden hätte. Etwas contra sacra wäre auch nicht übel; das iſt ein weites Feld, und ich hätte da einige Kanäle. — Ein Bischen

Zauberei oder Teufelsbannerei wäre hübſch. — Zuletzt klärte ſich Alles natürlich auf, Ew. Gnaden ſchlügen ſich großmüthig in's Mittel — wahrhaftig! ich will den Fall ein wenig überlegen. Die Alte hat rothe Augen, ſie iſt taub; irre ich nicht, ſo habe ich auch gehört, daß ſie ein Geheimmittel gegen das kalte Fieber beſitzen ſoll. — Hm! ich denke, es wird ſich etwas verſuchen laſſen.

Thue das, Du trefflicher Geheimſchreiber! Erfinde etwas, ſtrenge Deinen Hirnkaſten an! rief vergnügt der Herzog. Bringſt Du es glücklich zu Stande, ſo ſoll jeder Deiner ſechs Würmer, an dem Unglückstage, an welchem er mir zum Schaden geboren wurde, einen Goldgülden aus meinem Seckel haben.

O, welch gnadenreicher Scherz! rief der Vertraute, und wollte eben die Hand des Fürſten an ſeine Lippen drücken, als ein Diener eintrat und meldete: Der Ritter Johann von Stoſch! —

Der Angemeldete trat ein. Es war ein hoher Greis, deſſen ſtolzes Haupt nur ſparſam von ſchneeweißen Ringellocken bedeckt war. Sein Anſehen wäre rüſtig geweſen, wenn er nicht, wie ſein ſchwerfälliger Gang zeigte, an den Füßen gelitten hätte.

Ihr ſeid ſchon zurück, Herr Stoſch? ſprach der Fürſt zu dem Eintretenden in einem Tone, der verbindlich ſein ſollte, der aber dennoch nicht deſſen Widerwillen bemänteln konnte. Ich hatte Euch nicht ſo früh erwartet. —

Meine Anweſenheit iſt jetzt hier nöthig, darum eilte ich, entgegnete der Ritter trocken, indem er ſich ohne Weiteres in einen Armſtuhl niederließ. Verzeihen, Ew. Gnaden, aber mein Zipperlein —

Es freut mich, wenn ich ſehe, daß Ihr keine Umſtände macht! ſprach Nicolaus, während ſeine Mienen den Worten deutlich widerſprachen. Ueberdieß ſeid Ihr ja in dem Fürſtenſchloſſe zu Oppeln zu Hauſe, wie in Eurer Burg zu Kreidelwitz; wenigſtens für jetzt. — Doch ſagt mir: wie ſteht es mit dem Fürſtentage?

Wie ich Ew. Fürſtl. Gnaden vorausgeſagt, obwohl Ihr nicht für gut gehalten, darauf zu achten! erwiederte der Ritter kalt. Der Oberlandeshauptmann, Herzog Kaſimir, iſt ſehr ungehalten über Euer Außenbleiben auf dem Fürſtentage, und er hat mir aufgetragen, Euch in ſeinem und des Königs Namen das größte Mißfallen zu erkennen zu geben, ſo wie Euch zu einem zweiten, am ſechsundzwanzigſten Junius abzuhaltenden, zu laden.

Sein Mißfallen? Und durch Euch? — Wahrhaftig, mein Vetter Kaſimir nimmt ſich viel heraus! ſagte der Herzog in einem Tone, der verächtlich ſein ſollte, während die, ſein Geſicht überfliegende Röthe, den aufſteigenden Zorn kundgab. — Und wenn ich nicht komme?

Dann würden Ew. Gnaden vielleicht, wie vor einigen Jahren, als der Landeshauptmann Belig von Cornicz Euch gefangen ſetzte, achtzigtauſend Ducaten zu viel gehabt haben, wiewohl ich in der That nicht wüßte, wo Ihr gegenwärtig das Geld hernehmen ſolltet, erwiederte Ritter Stoſch mit großer Ruhe, indem er ein Bein über das andere ſchlug.

Was? ſchrie Nicolaus wild. Mein Vetter droht mir mit Gefängniß.

Allerdings! erwiederte kalt der Ritter. Er thut es als Landeshauptmann. — Da iſt nichts Appartes dabei. Er befolgt die Geſetze; ſie gelten für Jedermann. Es trifft Euch, wie mich und alle Andere.

Ich ſollte glauben, ſprach der Fürſt mit erzwungener Ruhe, es ſei zwiſchen Euch und den Andern, und einem ſchleſiſchen Fürſten, noch ein Unterſchied in dieſer Hinſicht.

So? — Ich wüßte keinen, erwiederte Stoſch ganz unbefangen. Ew. Gnaden haben bereits die Erfahrung gemacht; doch, das wird ſich finden. — Ferner läßt Herzog Kaſimir, Hinſichts ſeines Vaſallen, des Arnold Strik, genannt Dunin, Euch — wie ich voraus geſagt — entbieten, dieſem die unrechtmäßigerweiſe erhobene Lehnwaare zurückzuerſtatten.

Nimmermehr! Nicht einen Pfennig! rief Nicolaus heftig. Ich habe Lehnwaare zu fordern.

Nicht einen Heller! Sein Gut liegt zu Czaudenrecht, erwiederte Stoſch mit Kälte. Wäre ich hier geweſen, ſo hätte ich ihm ſagen laſſen, daß er keine zu zahlen ſchuldig wäre; den Antheil des Herzogs Johann habe ich ihm auch ſogleich, als unrechtmäßig erhoben, wieder zuſtellen laſſen.

Vortrefflich! rief Nicolaus mit Heftigkeit. Es ſteht Euch wohl an, mir in allen Stücken entgegen zu handeln!

Wenigſtens beſſer, als im Namen Eures Bruders Euren Unterthanen auf unrechtmäßige Weiſe die Beutel zu fegen! erwiederte Stoſch, dem Herzoge ſtarr in's Geſicht blickend.

Ihr glaubtet, jenem Vaſallen, als Einem Euresgleichen, das Wort reden, ihm beiſtehen zu müſſen! ſprach immer erbitterter der Fürſt.

Hätte ich zu ihm, als Meinesgleichen — wie Ihr zu ſagen beliebt — geſprochen, entgegnete Stoſch, ſo hätte ich ihm gerathen, die Erpreſſung mit dem Schwerdte in der Fauſt zu verweigern, aber ich handelte im Namen Eures Bruders, als Euresgleichen — wiewohl dieſer Vergleich nicht ganz auf Euch zu paſſen ſcheint — und darum ſendete ich das unrechtmäßig abgedrungene Geld zurück.

O, ich kenne Eure Meinung! rief der Herzog, und ſeine Lippen bebten vor Zorn. Ihr wollt mich bei meinen Unterthanen verhaßt machen, ſie aufwiegeln, zur Rebellion verleiten.

Herr Fürſt! rief der Ritter, ſich mit Mühe, aber dennoch hoch und ſtolz aufrichtend. Ich warne Ew. Gnaden vor jeder Beleidigung! Ich bin zwar alt und an den Füßen geſchwächt, aber zu Pferd und mit der Armbruſt ſtehe ich meinen Mann. — In geöffneten Schranken ſind der Adler und das Blatt der Waſſerlilie zwei gleich edle Schildzeichen. —

Der Alte ſtand ſo ſtolz, ſo gebietend da, der Ausdruck ſeines Geſichts, über welches die Röthe des Zorns ſich bis in die ſchneeweißen Ringellocken ergoß, war ſo kampfluſtig und drohend, daß Nicolaus wieder zur Beſinnung kam.

Ich habe Euch nicht beleidigen wollen, Ritter! ſagte er. Es iſt ein Unglück, daß wir nie einerlei Meinung werden können. Ich werde mit meinem Vetter über jene Sache reden und ich denke, wir werden uns verſtändigen.

Dieß wäre mir vorzüglich um Ew. Gnaden willen lieb! entgegnete der Ritter. Ich mag Euch nicht verhehlen, daß Herzog Kaſimir auf's Aeußerſte aufgebracht war ob der ewigen Klagen, die gegen Euch bei ihm einlaufen. Thut mein Vetter dergleichen an rittermäßigen Leuten — denn dieſe allein ſind es, die ſich Beſchwerden gegen ihren Lehnsherrn erlauben — was mag er erſt an dem niedern Unterthan verſchulden, ſagte der Oberlandeshauptmann, und ließ dann etwas von nöthigen Maßregeln verlauten, die er mit Herzog Heinrich von Münſterberg in Abrede nehmen müſſe. Ich bitte Euch darum, Herr, treibt es nicht auf's Aeußerſte, Ihr könntet es dereinſt bereuen.

Wie es ſcheint, Herr Stoſch, ſagte Nicolaus, den Ritter ſtarr anblickend, haben meine Vettern, Kaſimir und Heinrich, bereits, Hinſicht meiner, ihren Plan gemacht, aber ſie haben nicht bedacht, daß der Vogel, der ſchon einmal in die Schlinge ging, zum zweitenmale ſchwer zu ertappen iſt! — Seid verſichert, das Schandſpiel, das Belig von Cornicz mit mir getrieben, ereignet ſich nicht zum zweitenmal, ohne daß Blut dabei fließe, ſollte es auch das eines Piaſten ſein.

Nur mit Mühe hatte Nicolaus einen Ausbruch von Wuth zurückgehalten, aber das Blut war ihm in das ſonſt leichenblaſſe Antlitz geſtiegen, und ſein Blick war der eines Beſeſſenen. Wie es ſchien, wollte der Ritter ihn nicht noch mehr erbittern.

Einige Gnadengeſuche, ſämmtlich unbedenklich, und von mir, Namens Eures Herrn Bruders, gewährt! ſagte er, indem er einige Schriften hervorzog.

Gefällt es Ew. Gnaden, ſo theile ich Euch den Inhalt zur Beiſtimmung mit?

Nicolaus nickte mechaniſch, der Ritter las, und der Fürſt — ſcheinbar ohne ſehr auf den Inhalt zu hören — erklärte ſeine Genehmigung. Noch war eine Bittſchrift übrig. Schon hatte der Ritter wieder zu leſen angefangen, als ihn Nicolaus haſtig unterbrach.

Leſt dieß noch einmal! rief er raſch.

Verena Jägernburg bittet, ihr den, bei ihrer Verheirathung mit Walther Eſchenbach aus Neiße geforderten Abſchoß zu erlaſſen, da ſie von Breslau gebürtig, wenn auch zu Oppeln erzogen ſei! las der Ritter. — Die Sache iſt an ſich ſchon erledigt und der Abſchoß widerrechtlich gefordert worden, ſetzte er hinzu. Die Jungfrau iſt keine Unterthanin von Euch.

Das muß erſt erwieſen werden! rief Nicolaus haſtig.

Iſt ſo gut als erwieſen! Ich habe ihren Vater gekannt, bemerkte Stoſch. Der Alte war mein Freund. —

Ihr könnt Euch irren! erwiederte Jener.

Ich weiß Alles genau und irre mich nicht! Mein Ritterwort darauf, antwortete Stoſch.

Ich zweifle nicht, daß es ſo ſein mag, ſprach Nicolaus kalt und höhniſch. Aber Ihr pflegt immer zu ſagen; es müſſe Alles ſeine Ordnung haben, und ſo verlange ich, daß die Dirne ihre Behauptung durch Zeugniſſe aus Breslau belege; bis dahin darf ſie Oppeln nicht verlaſſen.

Ich bürge für die Summe bis nach geführtem Beweiſe! rief der Alte. Euer Intereſſe iſt ſomit geſichert. — Uebrigens dürfte die Jungfrau, auch wenn ſie hier geboren wäre, nicht Abſchoß zahlen, da ſie von einem der Breslauer Geſchlechter abſtammt, und dieſe ſtets für adelig gehalten wurden. Somit ſteht alſo ihrer Abfahrt und Verheirathung nichts im Wege.

Erlaubt, Herr! fiel Nicolaus ein. Ich proteſtire gegen Beides.

Was? rief Stoſch lachend. Das kann nur Euer Scherz ſein.

Es iſt mein voller Ernſt! erwiederte der Herzog. Es iſt noch unerwieſen, ob ſie Unterthanin des Fürſtenthums Oppeln; zudem behauptet Ihr; ſei das Mädchen adeliger Abkunft. Wie Ihr geleſen, will ſie einen Bürger von Neiße, einen Plebejer, heirathen. Bis ſie ihr Heimathsrecht dargethan, halte ich ſie für meine Unterthanin, für meine adelige Vaſallin; ſie iſt Waiſe, ich ihr geſetzlicher Obervormund, und als ſolcher gebe ich nicht die Genehmigung zu dieſer Mißheirath.

Mit Verwunderung im Blicke erhob ſich Stoſch von ſeinem Seſſel.

Wie ich ſehe, iſt es Ew. Gnaden wirklich Ernſt mit dieſem unerhörten Gebahren! ſagte er, indem er den Fürſten feſt anſah. Ich bin mit mir indeß nicht einig, ob der Umſtand, daß ich den Vater der Jungfrau meinen Freund genannt, oder bloße Luſt an Bedrückung Euch dazu veranlaßt. — Jetzt frage ich Ew. fürſtliche Gnaden, ob Ihr mein Wort als Bürgſchaft, daß das Mädchen nicht Eure Unterthanin ſei, annehmen, und daſſelbe ziehen laſſen wollt, oder nicht? — Die Tochter meines alten Freundes, eines Ehrenmannes, ſoll nicht Beſchimpfungen erdulden müſſen, wo ich zugegen bin.

So ſage ich Euch denn, ſie bleibt, und wenn Ihr zehnmal für ſie Bürgſchaft leiſten wolltet! rief Nicolaus heftig.

Voll Zorn riß Stoſch den großen Lederhandſchuh von der Hand, er war im Begriff, ihn dem Fürſten vor die Füße zu ſchleudern, doch mit Mühe bemeiſterte er ſich.

Als ich den dringenden Bitten Eures fürſtlichen Bruders und Eurer Vettern nachgab, ſagte er mit vor Zorn bebender Lippe, den Erſtern in ſeinen Gerechtſamen zu vertreten, da ahnete ich nicht, was ich hier erfahren würde, und hielt es für eine mir erwieſene Ehre. Heute denke ich andeks. Bis jetzt habe ich Euch immer das Wort geredet, den Zorn der Fürſten von Euch abgewendet; jetzt iſt es aus. Ich will keine tyranniſche Handlung mehr begehen ſehn, und ſie entſchuldigen oder ſchweigen. In voller Verſammlung der Fürſten, bei offenem Landtage werde ich auftreten, Euch der Bedrückung und Tyrannei anklagen, und ſeid verſichert, der Name Johann Stoſch hat einen guten Klang im Lande, ich werde gehört werden. — Uebrigens reiſe ich noch heute zu Herzog Heinrich von Münſterberg, er iſt Schiedsrichter zwiſchen Euch und Herzog Johann in Streitfällen; er ſoll den Ausſpruch thun.

Ich binde mich nicht an ſeinen Ausſpruch! rief Nicolaus hitzig. Als ich den Vertrag mit meinem Bruder einging, hielt ich Jenen für meinen wohlmeinenden Verwandten, jetzt halte ich ihn für meinen Feind, und — bei Sanct Niclas! — er und Kaſimir, ſie ſollen ſich vor mir in Acht nehmen! Ich will mich nicht überall behindern, nicht länger bevormunden laſſen, weder von ihnen, noch von Euch. — Was? Bin ich nicht regierender Fürſt? Iſt mein Ausſpruch nicht mehr Geſetz? Stehn mir nicht Land und Leute zu, nicht Herrſchaft und Blutbann? — Kann Herzog Johann nicht mit mir gemeinſchaftlich die Zügel des Regiments führen, wohlan, ſo ſoll er ſie meinen

Händen allein überlaſſen. Wer hat ein näheres Recht dazu, der Bruder und Mitregent, oder — ein Vaſall? —

Aber nicht Euer Vaſall! rief der Alte mit ſtarker Stimme. — Ich bin Euch läſtig, Herr! ſetzte er indeß bald darauf mit gemäßigtem Tone hinzu. Wohl! Auch ich bin dieſes Treibens müde. Zu Johannis gebe ich mein Amt in die Hände Eures fürſtlichen Bruders zurück. Bis dahin aber werde ich jeder Unbill nach Pflicht und ritterlicher Sitte kräftig zu begegnen wiſſen, und dieſe meine Vorſätze morgen dem Herzoge Heinrich kundthun.

Nach kaum merklicher Verbeugung verließ der Ritter, ſo ſchnell es ihm das Zipperlein erlaubte, das Zimmer.

Vortrefflich! rief Nicolaus lachend. Wie gut, daß Alles ſo gekommen iſt! Endlich iſt Hoffnung da, ihn loszuwerden. — Aber Du ſiehſt ja ſo ängſtlich aus, Wenzel? ſetzte der Fürſt, ſich zu dem Vertrauten wendend, hinzu. Freue Dich mit mir, daß uns die alte Vogelſcheuche aus dem Geſichte iſt.

Ich ſehe eben nicht viel Erfreuliches, Ew. Gnaden! entgegnete der Geheimſchreiber kopfſchüttelnd. Der Alte wird ein gewaltiges Feuer anblaſen, und Ihr werdet alle Hände voll zu thun haben, um es zu löſchen.

Pah! Was kann geſchehen? rief Nicolaus leicht. Sie werden Worte machen auf dem Fürſtentage. Der König iſt entfernt. Kaſimir wird ſich in Acht nehmen, ehe er Etwas beſchließt, und — bei unſerer lieben Frau von Czenſtochau! — ich wollte es ihm auch nicht anders rathen. — Doch genug davon. Denke an das Mädchen, das Himmelsbild! Schaffe Rath, Wenzel! Die Aſpecten ſtehen gut. Der Alte reiſ't nach Münſterberg. Jetzt muß gehandelt werden, wir haben freie Hand.

Ich fürchte in der That —

Aengſteſt Du Dich, Memme? ſchrie Nicolaus. Spürſt Du Gewiſſensfieber, Taugenichts? Haſt Du nicht zehnmal Aergeres ſchon gethan? — Aber höre, Wenzel, mache mich nicht toll. Bedenke das Obervorwerk! ſetzte er freundlicher hinzu.

Es bedarf keines Zuredens, Ew. Gnaden! ſprach der Geheimſchreiber noch immer zaudernd. Wäre jener alte Iſegrimm nicht —

So würdeſt Du Rath ſchaffen? rief Nicolaus erfreut. Laß Dich nichts anfechten, Wenzel, ich ſchütze Dich; Dich und Deine ſechs Blutigel.

Was unternommen würde, müßte ſchnell geſchehen! ſagte der Vertraute ſinnend. Hm! ſetzte er nach einer Weile hinzu; es könnte gehen, aber Ew. Gnaden müſſen Alles allein auf ſich nehmen.

Natürlich! rief Nicolaus. Strenge Deinen Schädel an. Hecke etwas aus, wo nur der geringſte Schimmer von Recht dabei iſt, und ich werde es ausführen.

Lange ſprachen noch der Herr und der Diener über den zu faſſenden Plan, endlich trennten ſie ſich, um die nöthigen Maßregeln zu nehmen. — — —

Es war am Vorabende des Oſtertages, als die verwitwete Stadtſchreiberin Kunigunde Eſchenbach mit ihrer Nichte Verena an einer großen runden Tafel von Lindenholz, auf der ein Waſſerbecken ſtand und eine eiſerne Suppenkelle lag, beiſammen ſaßen. Die Alte war eine Greiſin von ſiebenzig Jahren. Unter der ſchwarzen Sammtmütze ſchimmerten einige ſchneeweiße Haare hervor. Ihre Geſtalt war zuſammengeſchrumpft und mager, das geröthete Auge, das ſie nur mit Mühe aufſchlug, bezeugte, daß ſie ſeit langer Zeit am Geſicht leide. Das ihr zur Seite ſitzende Mädchen gab ein ſehr liebliches Gegenſtück zu der Vorigen ab. War Jene das Bild des hinfälligſten Alter, ſo war Dieſe das Conterfei der blühendſten Jugend. Verena war zwar nicht in dem Coſtüm, in welchem ſie den Herzog ſo bezaubert hatte, aber auch das weiße Nachthäubchen, unter welchem ſich die blonden Locken hervorſtahlen, das weiße, reinliche Hauskleid ſtand ihr allerliebſt. Wie es ſchien, war die

Witwe wohlhabend, denn einige mächtige, eichene Truhen, die an den Wänden ſtanden, ſo wie ein Bret, das eine Elle von der Stubendecke, die ganze Wand entlang lief, und auf dem eine Menge kupferner und zinnerner Schüſſeln, Teller, Becher und Geſchirre aller Art ſchimmerten, zwei gewaltige Himmelbetten, in denen die Kiſſen zu einem Berge aufgethürmt waren, gaben von dem Hausſtande der Alten ein günſtiges Zeugniß. Am allermeiſten aber zeugte ein kleines, mit Draht vergittertes Schränkchen von der Wohlhabenheit der Stadtſchreiberin, denn hier ſah man drei Goldketten, an welchen in der Mitte große Schauſtücke befeſtigt waren, mehrere gehenkelte Geldſtücke, zwei ſilberne Becher und eine Kinderklapper, an welcher ein polirter Wolfszahn prangte. Den äſthetiſchen Sinn der Alten aber bekundeten zwei Wachsfiguren, die auf dem Schränkchen ſtanden; die eine ſtellte einen Ziegenbock vor — leider war der Schneider, der früher darauf geritten, zu Schaden gekommen und nicht mehr vorhanden — die zweite war die Abbildung Sanct Georgs im Kampfe mit dem Drachen. Dem heiligen Ritter fehlte zwar die Lanze und der Schwanz des Schimmels war defect, aber der Lindwurm war beſſer conſervirt. —

Wie es ſchien, hatten die Witwe und ihre liebliche Nichte eine Operation vorgenommen, die von heirathsfähigen Mädchen am beſten am Andreas-, oder am Sylveſter-, ſo wie am Vorabende vor Oſtern vorgenommen wird — ſie hatten Blei gegoſſen. Die Alte hatte noch ein Stück in der Hand, drehte die krauſe, wunderliche Figur, die ſie eben aus dem Waſſer gezogen, nach allen Seiten, und obwohl ſie dieſelbe faſt eine Viertelſtunde betrachtet hatte, rief ſie vergnügt aus:

Geld; lauter Geld, Verenchen! — Man darf nur den Blick darauf werfen, ſo weiß man, woran man iſt! — Und — tauſendmal tauſend! — Da ſteht auch der Bräutigam! — Siehſt Du? hier! Das Ding, meine ich, das hier emporragt. Es ſieht faſt wie ein Schemel mit einer langen Lehne aus. Hätte es Arme und nur zwei Beine, anſtatt drei, ſo ſtellte es meinen Neffen Walther ſo natürlich dar, als ob ihn der Bildſchnitzer gemacht hätte. — Hier iſt auch der Rathstiſch. — Es iſt doch erſchrecklich, wie Alles zutrifft! — Der Bräutigam ſteht am obern Ende — ich nenne es darum das obere, weil das andere dort in den Krimmskrams ausläuft — das bedeutet, daß, wenn ihm Gott das Leben ſchenkt, er wohl noch Bürgermeiſter werden kann. — — Bürgermeiſter von Neiſſe! rief die Alte wie in Extaſe. Und Du, Verenchen, Frau Bürgermeiſterin! Gott! wenn ich das erlebte, ich glaube, ich würde närriſch vor Freude! Wenn ich Dich mir ſo denke, wie Du daſitzeſt in einem ſeidenen Kleide — denn Du darfſt ſodann Seide tragen, Berenchen! — Wie Du daſitzeſt bei der Tafel an Kirchweihen, Hochzeiten oder Kindtaufen, und nun der Dorfſchulze, der Braut- und Kindelvater aufſteht und aus vollem Halſe ſchreit: Die geſtrenge Frau Burgermeiſterin ſoll leben! Tuſch! und Du nun die Augen züchtig niederſchlägſt und ſagſt: Selbſteigen! oder: Keine Urſache! oder wie ſonſt die höflichen und galanten Redensarten weiter lauten. Berenchen, es wäre mein Ende! Mich träfe der Schlag vor Freude. —

Ach, Frau Mahme*), fiel Verena ihr betrübt in die Rede, bis dahin wird noch mancher Tropfen Waſſer in der Oder vorbeifließen. Denkt nur daran, welch unerwartetes Hinderniß —

Finſterniß? fiel die Alte mißhörend ein. Nun freilich, bis dahin wird es noch manchmal Morgen und Abend. Braut, und Frau, und Burgermeiſterin kannſt Du nicht binnen zwölf Stunden ſein.

Ich meine das Hinderniß von Seiten des Herzogs, rief Verena der Alten in's Ohr.

Ach was! das gibt ſich; erwiederte Jene. Gib Acht, es iſt nichts weiter, als daß der Herr wieder einmal nicht bei Gelde iſt, und da will er es uns ein Bischen ſauer machen. Morgen oder übermorgen kommt ſein Kalefactor, ſein Geheimſchreiber, der Wenzel, angeſchlichen und gibt zu verſtehen, daß der Herr gerade um hundert Goldgülden in Verlegenheit wäre, ich biete ihm dreißig, er redet von funfzig, und ſechs für ſeine Würmer, wir werden einig und ſo iſt dann das Hinderniß in aller Güte und Liebe aus dem Wege geräumt.

---

*) Schleſiſch für Muhme, Baſe.

In dieſem Augenblicke wurde an der Thüre geklopft. Verena rief mit ihrer hellen Silberſtimme ein freundliches: Herein! und unter vielen Bücklingen erſchien der Geheimſchreiber Wenzel Opitz.

Verzeiht, werthe Frau Stadtſchreiberin — hob der Eintretende an, aber die Witwe unterbrach ihn ſogleich.

Seid mir willkommen, Herr Wenzel! rief ſie ſchmunzelnd und ſtill in ſich hineinkichernd. Ich habe Euch bereits erwartet, ich wußte, daß Ihr kommen würdet. — Nicht wahr, Verenchen? ich ſagte es noch vor zwei Minuten. — Nun, was bringt Ihr mir, Herr Geheimſchreiber? Aber es iſt wohl überflüſſig, daß ich erſt dieſe Frage an Euch thue.

Allerdings! erwiederte der Geheimſchreiber mit lauerndem Blick und widerlich freundlichem Lächeln. Allerdings iſt es überflüſſig, daß die Frau Stadtſchreiberin mich erſt darum fragt; ſie weiß Alles im Voraus. — O, ſagen die Leute, die Frau Eſchenbach iſt eine kluge, ſehr kluge Frau, ſie beſitzt Kenntniſſe, die man faſt übernatürliche nennen könnte — in der Heilkunde nämlich — ihr kleiner Finger ſagt ihr Alles zum Voraus! — Wenn dieß aber auch der Fall, ſo iſt es doch der Höflichkeit angemeſſen, daß ich Euch mein Anliegen geziemend eröffne. Ich leide nämlich ſeit einiger Zeit am kalten Fieber; heute iſt der ſchlimme Tag. Da ich nun weiß, daß Ihr allerlei Hausmittel habt — er betonte dieß Wort beſonders ſtark — und daß Ihr den Menſchen gern gefällig ſeid, ſo wollte ich Eure Hülfe in Anſpruch nehmen.

Es war in jener Zeit gewiſſermaßen ein Erforderniß, daß jede Hausfrau ſich einer populairen Heilkunde befliß. Latwergen, Pillen, Tropfen, größtentheils von vegetabiliſchen Subſtanzen wurden gebraut, Pflaſter geſtrichen, und die Frauen trieben dieſes Weſen mit Leidenſchaft. Auch bei der Witwe Eſchenbach war dieß der Fall. So wie der Geheimſchreiber von dem Fieber zu ſprechen anhob, wurden die Züge der Alten lebendig, und ihre welken Lippen bewegten ſich bereits zu einer Antwort, ehe Jener noch ausgeredet hatte.

Das kalte Fieber, rief ſie endlich, ihn mit Haſt unterbrechend. O, mein guter Herr Wenzel, da gibt es viele Mittel. Da iſt zum Beiſpiel ein Aufguß von Fieberklee ſehr probat, wenn er auch eben nicht ſonderlich gut ſchmeckt. Ich kann Euch das Kraut mittheilen, denn ich habe es mit vieler Mühe am Johannistage vorigen Jahres, vor Sonnenaufgang, geſammelt; wollt Ihr dieß nicht verſuchen, ſo ſchlage ich Euch vor, einen Löffel voll gepülverter Eichenrinde zu nehmen —

Nein! Nein! fiel ihr Wenzel abwehrend in's Wort. Ich habe einen beſondern Abſcheu vor übelſchmeckenden Arzeneien.

So ſolltet Ihr verſuchen, das Fieber zu vereſſen, wie wir hier zu Lande zu ſagen pflegen! rief die Alte eifrig. Schweinebraten und Sauerkraut, in hinlänglicher Menge, eine Stunde vor dem Anfall zu ſich genommen, iſt ein gutes Hausmittel; auch Hefenklöße mit-Rauchfleiſch und gebackenen Birnen — das ſogenannte ſchleſiſche Himmelreich — hat ſich bewährt finden laſſen.

Habe es verſucht, beſte Frau Stadtſchreiberin, hat aber nichts geholfen! verſetzte Wenzel achſelzuckend. Ich denke aber, Ihr könntet mir auf eine andere und kürzere Weiſe helfen; ich meine, Ihr könntet mir das Fieber verſprechen, oder auf eine andere ähnliche Weiſe vom Halſe ſchaffen.

Hm! Ich wüßte wohl etwas — aber es iſt die Frage, ob Ihr es verſuchen wollt! erwiederte die Alte ſinnend.

Alles! Alles verſuche ich! rief Wenzel haſtig. Sagt an, was es iſt.

Ein gutes Hausmittel, das vielen Menſchen ſchon geholfen hat! erwiederte Jene. Ich ſchmiere Euch eine Butterſchnitte, zeichne mit einer ungebrauchten Beſenruthe drei Kreuze darauf, lege gehackte Spinnweben darüber, und Ihr verzehrt es, ohne dabei ein Wort zu ſprechen.

Gut! rief vergnügt Herr Wenzel. Macht mir das Ding zurecht, ich werde es einſtecken und morgen nüchtern zu mir nehmen.

Schämen? fiel ihn mißverſtehend die Witwe ein. Was iſt da zu ſchämen? Ich kann Euch zehn ehrbare Bürger und zwanzig alte Frauen nennen, denen ich das Mittel gegeben habe und die es probat fanden. — Aber mir fällt ein, daß ich Euch noch nichts vorgeſetzt habe. Es iſt Oſterſonnabend; dort ſteht Honig, den ich zum Gründonnerſtage geſchenkt erhielt, und hier iſt ein Gehlbrod. (Eine Art Semmel mit Safran gefärbt.) Langt zu, Herr Wenzel, ich mache Euch indeß das Butterbrod zurecht!

Während die Witwe beſchäftigt war, das kräftige Fiebermittel zu bereiten und Verena den Honig fingerdick auf einige Schnitten des gelben Gebäckes ſtrich, trat Wenzel dem Mädchen näher, und daſſelbe traulich am Arme faſſend, ſagte er:

Nun, Jungfer Verena, Ihr wollt alſo heirathen?

Das ſchöne Kind erröthete bis in das blonde Haar hinauf, und antwortete mädchenhaft verſchämt:

Zu dienen, Herr Geheimſchreiber, und wenn Ihr es nicht übel nehmt, und uns bei dem Herrn nicht im Wege ſeid, ſo werde ich mich unterſtehen, Euch zur Hochzeit einzuladen, desgleichen auch Euren Kleinen einige wohlgerathene Hochzeitfladen zu ſenden.

O Ihr ſeid allzugütig, verehrte Jungfrau! erwiederte Jener geſchmeichelt. Ich werde mich einzufinden nicht ermangeln, und was meine unſchuldigen Würmlein anbelangt, ſo bringen ſie nur ſelten ſolche Köſtlichkeiten über ihre Lippen, jedoch Eure bevorſtehende Hochzeit anbetreffend, meine werthe Jungfer, ſo fürchte — ſo beſorge ich —

Verena ließ ihn nicht ausreden.

Um Gott, Herr Geheimſchreiber, Ihr erſchreckt mich! rief ſie aus. Sagt, ſprecht, was iſt, das Ihr beſorgt?

Daß Eure Hochzeit noch nicht ſo ſchnell wird Statt finden können! verſetzte Wenzel achſelzuckend. Der Herzog fordert Abſchoß —

Wenn es dieß nur iſt, ſprach das Mädchen beruhigter, ſo denke ich, wird ſich wohl ein Ausweg finden. Der Herr wird einſehen, daß die Forderung zur Ungebühr gethan worden.

Er ſieht es nicht ein, werthe Jungfrau! ſagte kopfſchüttelnd und mit theilnehmendem Tone der Vorige. Ich habe mir faſt die Lunge aus dem Leibe geredet, aber er iſt nicht zu überzeugen.

Herr Stoſch war doch gleich der Meinung, daß man uns Unrecht thue; er hat es mir ſelbſt geſagt! meinte Verena.

Ihr waret perſönlich bei ihm? fiel Wenzel haſtig ein. — Nun kann ich mir erklären, warum der Herzog, ungeachtet alles Zuredens von meiner Seite, ſo hartnäckig bei ſeiner Meinung blieb. Ihr ſeid bei dem Ritter geweſen, Ihr habt ihn perſönlich wegen Eurer Angelegenheit begrüßt und dieß bei dem Herzog zu thun unterlaſſen. Ei, ei, Jüngferchen! Wie konnte eine ſo weiſe Frau, wie Eure Muhme, Euch nicht darauf aufmerkſam machen! Nun begreife ich Alles. Der Herr hat den Beſuch erfahren und nun ſieht er es als eine Zurückſetzung, als eine Beleidigung an.

Herr Gott! ſagte Verena betroffen. Wie kann der Herzog nur ſo empfindlich ſein! Daß ich mich zu Herrn Stoſch begab, war natürlich, da er ein alter

Herr, ja man kann wohl ſagen, ein Greis iſt, während Herr Nicolaus —

Ich weiß, was Ihr ſagen wollt, fiel der Vertraute ein, aber es ſind lauter ſchändliche Lügen, was man ihm nachſagt. Ich wünſchte nur, daß Ihr ihn näher kenntet, und mit Gottes Hülfe wird es wohl auch dahin kommen. O, meine werthe Jungfer! Wie werdet Ihr dem Herrn in Eurem Herzen jeden Verdacht, den Ihr gefaßt, abbitten, wie ſeinen Verläumdern zürnen! Ich wünſchte nur, Ihr hättet Gelegenheit, wie ich, die chriſtlichen Geſinnungen des Herzogs kennen zu lernen. Und ſeine Sittſamkeit, ſie iſt weit über ſeine Jahre! Tugend und Ehrbarkeit iſt immer das dritte Wort. Heftig iſt er manchmal, das iſt wahr, aber es iſt bloß ſein lebhaftes Gefühl für das Gute, was ihn ſo in Harniſch jagt, obwohl ich nicht in Abrede ſtellen will, daß er dann manchmal eine Ungerechtigkeit begeht, die ihm aber ſogleich wieder herzlich leid iſt.

Ihr gebt mir da ein ganz neues Bild — hob Verena an, doch Wenzel ließ ſie nicht ausreden.

Ich glaub's, meine werthe Jungfer, ich glaube es! rief er mit gerührtem Tone! Ich wünſchte nur, Ihr könntet Euch von der Wahrheit deſſen, was ich ſo eben behauptet habe, ſelbſt überzeugen. — Aber warum nicht? ſetzte er, wie von einer beſondern Idee ergriffen, hinzu. Nichts wäre leichter, und ich bin überzeugt, ginget Ihr auf einen Vorſchlag ein, den ich Euch machen wollte, ſo wäre ſogleich Eure Angelegenheit in Ordnung gebracht.

Und dieſer, beſter Herr Geheimſchreiber, dieſer wäre? fragte Verena lebhaft.

Ihr könnt es dem Herzoge nicht verdenken, fuhr Jener fort, wenn ſich der Herr, bei aller ſeiner Güte und fürſtlichen Milde, beleidigt fühlt, ſobald er in Gnadenſachen übergangen wird. Ihr aber — Ihr könnt es nicht läugnen — habt dieß gethan, indem Ihr Herrn Stoſch beſuchtet und bittend anſprachet, dieß aber bei dem Herzog unterließet. Da ich indeß die Gnade, das gute Herz des Herrn kenne, ſo will ich Leib und Leben darauf laſſen, daß, wenn Ihr noch nachträglich ihn anginget, ihm Eure Bitte vortrüget, Alles mit ein paar Worten abgemacht wäre. — Nun was meint Ihr zu der Sache? Ueberlegt es Euch ein wenig.

Hm! Ich wäre nicht abgeneigt, wenn meine Muhme —

Mitginge? fiel haſtig der Vorige ein. Nicht daran zu denken. Dieß würde die Beleidigung nur noch ärger machen; es hieße dem Herrn eine Art Mißtrauen zeigen, welches er nicht verdient. Ueberdieß hatte ich noch einen Plan — er betrifft Eures und Eures künftigen Gatten Glück — aber freilich, unter ſolchen Umſtänden, wage ich kaum davon zu reden.

Ihr ſeid ſehr gütig, Herr Geheimſchreiber, fiel Verena ein; aber ſagt mir doch —

Ja, meine gute Jungfrau, wenn Ihr ſo bedenklich ſeid, da iſt es durchaus nichts mit meiner freundlichen Abſicht! erwiederte achſelzuckend der Vertraute. Der Herzog ſucht einen redlichen Mann, einen treuen redlichen Menſchen, dem er die Einziehung ſeiner Gefälle und Einnahmen übertragen könnte. Derſelbe müßte der polniſchen und deutſchen Sprache mächtig, des magdeburgiſchen wie des polniſchen Rechts kundig und verheirathet ſein. Das Letztere verlangt der Herr der größeren Solidität wegen. — Schon hieraus könnt Ihr abnehmen, welche ſtrenge Grundſätze der Herzog hat. — Da nun der Herzog unverehelicht iſt, ſo wollte er der Frau dieſes Beamten, der den Titel eines fürſtlichen Amtmanns führen ſoll, die ganze Beſorgung des Hausweſens übertragen, und dem Paare ſomit ein doppeltes Einkommen verſchaffen. Freilich verlangt der Herr dafür auch, daß man erkenntlich ſei, daß man dieß durch Vertrauen, durch Zuneigung beweiſe.

Natürlich! fiel Verena dem Sprechenden in's Wort. Eine Gnade dieſer Art erheiſcht die größte Dankbarkeit und Anerkennung.

Nicht wahr? ſagte haſtig der Vorige. Nun ſeht, liebe Jungfrau, ſobald ich die Meinuug des Herrn vernahm, dachte ich ſogleich an Euch.

An mich? ſprach verwundert das Mädchen.

An Euch und Euren Bräutigam! fuhr Wenzel fort. Das wäre ein Paar, ganz wie es der Herzog ſucht, ſagte ich mir. Jungfrau Verena Jägernburg wird eine ſo treffliche Hauswirthin ſein, als ſie ſchön iſt, und Walther Eſchenbach iſt für die von dem Herzog feſtgeſtellten Obliegenheiten ganz betüchtigt. Die Sache mit dem Abſchoß wird auch dadurch beſeitigt, oder kommt vielmehr gar nicht erſt zur Sprache, wenn Ihr hier bleibt. —

Die ſchönen Augen Verenens glänzten vor Freude, als Wenzel dieſe Worte ſprach. Kaum konnte ſie ihr Entzücken mäßigen.

Herr Geheimſchreiber! rief ſie aus, als Letzterer ſeine Rede geendigt hatte. Wenn es dazu käme, wenn Ihr dieß bewirken könntet, meine ewige Dankbarkeit —

Es bedarf von meiner Seite faſt gar keines Mitwirkens; die ganze Sache liegt in Eurer Hand! ſprach Wenzel haſtig. Ich habe gegen den Herrn zwar noch nichts von Euch und Eurem Bräutigam geäußert, doch bin ich bereit, es jeden Augenblick zu thun; freilich müßt Ihr das Beſte dabei auf Euch nehmen.

Und dieſes wäre? fragte Verena eifrig.

Ihr bittet bei dem Herzoge um gnädiges Gehör und haltet für Euren Zukünftigen und Euch um die Stelle an! ſprach der Geheimſchreiber. Ich bin feſt überzeugt, Ihr würdet Euch mit dem Herrn verſtändigen. Ihr müßtet indeſſen dreiſt ſein, nicht zimperlich thun, wie die niedrigen Bürgermädchen dieſer Stadt — denn das kann der Herzog durchaus nicht leiden — Ihr müßt zu ihm reden, wie zu einem alten Bekannten, keine lächerliche Sprödigkeit zeigen — denn dieſe wird nur allzuleicht für Einfalt genommen — mit einem Worte, Ihr müßt nur an zweierlei denken: erſtens, daß Ihr die Gewährung Eures Geſuchs, falls Ihr nur wollet, in den eignen Händen habt, und zweitens, daß die Stelle mindeſtens fünfhundert Gulden, wo nicht darüber, einträgt.

Ach, Gott! das wäre Alles erwünſcht und ganz herrlich, ſprach Verena ängſtlich, aber ich glaube, ich könnte nicht den Mund aufthun, wenn ich dem Herrn gegenüberſtände.

Das gibt ſich, meine gute Jungfrau! ſagte der Geheimſchreiber mit ganz eigenthümlichem Lächeln. Ich habe Frauensperſonen, die, wenn ſie zum erſten

Male vor dem Herrn erſchienen, kaum vor Schüchternheit den Mund zu öffnen im Stande waren, binnen wenig Stunden ſich mit ſolcher Zuverſicht benehmen ſehen, als ob der Herzog ihr nächſter Verwandter wäre. Es iſt zum Erſtaunen, wie ſchnell er durch ſein freundliches und liebreiches Weſen das Zutrauen Eures Geſchlechts zu gewinnen weiß.

Ich erſtaune immer mehr über die Beſchreibung, die Ihr mir von dem Herzog macht! ſagte Verena. Herr Gott! welches Unrecht man doch ſo einem Herrn anzuthun wagt! Die Leute nennen ihn grauſam, ungerecht, und Ihr —

Lügen, verdammliche Lügen! fiel Wenzel ein.

Selbſt Euch hat die Verleumdung nicht verſchont; ſprach Verena weiter.

Ich weiß, ich weiß, meine gute Jungfer! erwiederte der Geheimſchreiber lächelnd. Mich kümmert indeß die elende Nachrede nicht. Ehrlich währt am längſten; das iſt mein Wahlſpruch.

Auch meine Muhme hatte ganz andere Gedanken von Euch, aber ich kann und will ihr jetzt jeden Wahn benehmen; fuhr Verena eifrig fort.

Vor der Hand, meine beſte Jungfrau, hob Wenzel mit unſicherem Tone an, aber ſeine Rede ward durch den Eintritt der Muhme unterbrochen.

Hier, Herr Geheimſchreiber! rief ſie, dem Letztern eine mächtige Brodſchnitte überreichend; hier habt Ihr das Hausmittelchen. — Ihr könnt es morgen nüchtern verſpeiſen, und einige Schälchen Fieberkleeabſud — ich habe Euch hier ein Päckchen Kräuter zurechtgemacht — nachtrinken. Was das Eine nicht thun ſollte, thut dann das Andere.

Habt Ihr auch nicht die drei Kreuze vergeſſen, beſte Frau Stadtſchreiberin? ſprach Wenzel, indem er das Fiebermittel in die weite Rocktaſche ſchob.

Wofür haltet Ihr mich? rief die Alte. Die Kreuze ſind mit einer neuen Beſenruthe geſchrieben, und der Klee vor Sonnenaufgang geſammelt. Alles dieß gehört zur Sache.

Ihr ſeid ſo gütig, daß ich kaum weiß, wie ich Eure Freundlichkeit vergelten ſoll! entgegnete der Stadtſchreiber verbindlich, aber Verena fiel ihm ſogleich ins Wort.

Die gute Muhme, die mich ſo lieb hat, wird die Gefälligkeit, die ſie Euch ſchon aus Chriſtenpflicht mit Vergnügen erweiſ't, durch den guten Rath, den Ihr mir ſo eben ertheiltet, die Beihülfe, die Ihr mir verſprachet, für hinlänglich vergolten halten, rief ſie ſo eifrig, daß die Aufmerkſamkeit der Alten ſowohl dadurch, als durch die Winke, womit Wenzel das Mädchen zu beſchwichtigen trachtete, überaus erregt wurde.

Und welchen Rath hat Dir denn der Herr Stadtſchreiber ertheilt, Verenchen? fragte die Witwe.

Ach, nichts! Gar nichts! — Es iſt kaum der Rede werth, und nur ſo eine hingeworfene Meinung! erwiederte Jener ausweichend.

Sagt das nicht, Herr Wenzel! Es iſt für mich von großer Wichtigkeit! fiel das Mädchen haſtig ein. Denkt nur, Frau Muhme! Der Herr Geheimſchreiber will meinem Walter und mir eine gute Anſtellung beim Herzog ſchaffen, wenn ich zu dieſem ohne alle Begleitung hingehn und ihn darum bitten will.

Was? rief die Alte auffahrend. Du ſollſt zu dem Herzog gehen, und allein?

Ereifert Euch nicht, gute Frau; ſagte Wenzel. Es war nur eine gute Meinung, und da —

Erſcheinung? fiel die Witwe, ihn mißverſtehend, ein. Das will ich glauben! Bei ſolchen Beſuchen mag es ſaubere Erſcheinungen geben! — Aber ſchämt Ihr Euch nicht —

Ihr ſeid ganz im Irrthum, Ihr mißverſteht mich durchaus, Frau Stadtſchreiberin! fiel Wenzel freundlich ein, aber die Witwe ließ ihn nicht zum Worte kommen.

Meine Nichte zum Herzog gehen? rief ſie, ſich immer mehr in Hitze jagend. Zum Herzog, vor dem jede Straßendirne ausreißt? Zu ſo einem Wüſtling, einem Mädchenjäger —

Ihr thut dem Herrn erſchreckliches Unrecht, Frau Mahme! ſagte Verena begütigend. Der Herzog iſt ein wahres Tugendmuſter, wie Herr Wenzel verſichert. Seine Sittſamkeit iſt weit über ſeine Jahre, und Tugend und Ehrbarkeit immer bei ihm das dritte Wort.

Das hat dieſer Mann geſagt? ſchrie die Alte, in immer mehr entbrennender Kampfluſt. Ha, nun verſtehe ich! Das, was Ihr von dem Fieber ſagtet, war bloß ein Vorwand, um Euch bei mir Eintritt zu verſchaffen. Ihr kommt, um mein unſchuldiges Mädchen zu beſchwatzen, den Kuppler des Herzogs zu machen.

Frau Eſchenbach! rief drohend und mit giftigen Blicken der Vertraute des Herzogs. Ich rathe Euch, wahret Eure Zunge! —

Meine Lunge? ſchrie die Alte, im höchſten Grade aufgebracht. Habt Ihr ſo zarte Ohren, daß Euch meine Lunge incommodirt? Ich will meine Lunge gebrauchen, habe ſie gebraucht und werde ſie gebrauchen, trotz Euch und Eurem Herzog, deſſen Pudelhund, Spion und Mädchenprocurator Ihr ſeid.

Um aller Heiligen willen, Frau Mahme, beſinnt Euch! — Herr Geheimſchreiber, ich bitte Euch, habt

Nachſicht! rief Verena ängſtlich, bald auf die Alte, bald auf Wenzel blickend. Leider war ihre Bemühung, die Verwandtin zu beſänftigen, vergebens.

Seht mir einmal den Menſchen an! ſchrie die Alte. Kommt hierher, das arme Kind zu beſchwatzen! — Ihr mögt das wohl ſchon anderwärts oft verſucht haben, und es mag Euch auch geglückt ſein, aber Ihr habt vielleicht vergeſſen, wen Ihr hier vor Euch habt. Mein Mann war bereits Stadtſchreiber in Amt und Würden, als Euer Vater ein Flickſchneider auf der Hundegaſſe war. — Ich habe Euch manchmal in jener Zeit alte Hoſen und Wämſer in die Häuſer ſeiner Kunden tragen ſehn. — Meine Nichte aber iſt die Tochter eines Patriciers aus Breslau; ſie braucht in Niemandes Dienſt zu treten, zu Niemandem bitten zu gehen, Niemandem läſtig zu fallen oder nach fremdem Brode zu lungern, wie Ihr und die ſechs Rangen, die Ihr unaufhörlich im Munde habt.

Weib! ich rathe Euch, haltet den Mund, ſonſt wird Euer Geplapper — fiel Wenzel ein, aber ſein Beſtreben, die Alte zum Schweigen zu bringen, war umſonſt, wüthend fiel ſie ihm ins Wort.

Mein Mund eine Klapper? ſchrie ſie. Das hat mir noch Niemand geſagt; aber wenn er auch klapperte, ſo arg, wie eine Oelmühle, ſo will ich ihn dennoch gebrauchen, um Euch zu ſagen, daß Ihr ein unverſchämter Geſelle und des Herzogs Satansengel ſeid.

Und wer ſeid Ihr denn, Ihr altes Läſtermaul? ſchrie Wenzel, der nun nicht länger mehr an ſich halten konnte. Ihr ſeid ein alter Zankteufel, eine Hexe, eine Spruchſprecherin, die ich hoffe, baldigſt auf einer brennenden Pechtonne reiten zu ſehen.

Er würde noch mehr hinzugeſetzt haben, aber das Kampffeuer der Witwe hinderte ihn daran. Die Initiative des Krieges, der nun in Thätlichkeiten überging, ergreifend, eilte ſie in eine Stubenecke, erfaßte dort einen Beſen, und führte ohne Weiteres einen wohlgezielten Streich nach dem, bei dieſem Anblick das Haſenpanier ergreifenden Feinde. So glücklich auch der Coup gelang — denn der Schlag traf ziemlich ſcharf den Rücken des Geheimſchreibers — ſo war die Kraft doch nicht ganz genau berechnet, denn die Witwe warf mit ihrer Waffe den wächſernen heiligen Georg vom Schranke. Der Anblick des zertrümmerten Kunſtwerks — von dem bloß der Lindwurm unbeſchädigt blieb, während Schimmel und Reiter in tauſend Stücke zerſplitterten — machte die Witwe faſt zur Salzſäule; ſie vernahm kaum das ſchadenfrohe Lachen des Feindes und den Ausruf: Alte Hexe, Du ſollſt an mich denken! mit dem er das Zimmer verließ.

Um Gottes willen, Frau Mahme, was habt Ihr gethan? rief Verena ängſtlich und mit weinerlicher Stimme. Ihr ſeid auch immer ſo geſchwind mit dem Beſen bei der Hand! Hat Euch nicht erſt neulich ein edler Rath um zwanzig Weißgroſchen geſtraft, als Ihr den Rathsbüttel, der die Türkenſteuer einzucaſſiren kam, gleich mit dem Beſen zu Leibe ginget, und Euch ausließet: der Herzog und der Rath gingen türkiſch genug mit den Leuten um, und ſchlimmer könne es auch nicht werden, wenn die Türken ins Land kämen? — Und jetzt, Frau Mahme, greift Ihr wieder zu Eurer Lieblingswaffe, und bearbeitet damit den Geheimſchreiber des Herzogs, der des Herrn rechte Hand iſt, und der dennoch vielleicht eine gute Meinung hatte, als er mir rieth, mich an den Herzog zu wenden.

O Einfalt! O Unſinn! rief die Witwe ergrimmt. Es iſt erſchrecklich, wie der Leichtſinn unter den Mädchen um ſich greift! — Gute Meinung! — Wahrhaftig! — Schon neulich, als der Herzog, wie Du mir erzählteſt, Dich gegrüßt, und Dir ſo lange nachgeblickt hat, hätteſt Du Dich anders benehmen ſollen. Du meine Güte! Mich hätte ein Mann, und wenn er zehnmal ein Herzog geweſen wäre, und eine dreifache Krone auf dem Kopfe gehabe hätte, auf eine vertrauliche Weiſe grüßen, oder mir, als ich noch

Mädchen war, lange nachblicken ſollen. Was beliebt dem Herrn? hätte ich ſchnippiſch gefragt, oder: Wünſcht der Herr etwas von mir, daß er mich ſo anſieht? hätte ich mich verlauten laſſen, und dabei ein Geſicht gemacht, wie eine friſch eingefangene, wilde Katze, aber freilich, heute iſt alle Zucht und Ehrbarkeit verſchwunden.

Vielleicht war es aber dennoch nur eine gute Meinung von dem Herrn, und der Herzog iſt wirklich nicht ſo ſchlimm, als die Leute glauben! ſagte das Mädchen, vom weiblichen Widerſpruchsgeiſte getrieben. —

Verena, mache mich nicht wild! ſchrie die Witwe, auf's Neue ins Feuer gerathend. Es iſt nicht gut, mich in Aerger zu bringen, wenn der Beſen in der Nähe iſt. — Da ſieht man, ſetzte ſie hinzu, wie der Teufel in uns mächtig iſt, ſo lange wir jung ſind, und zwar iſt er ſchlimmer, wenn er nicht wie ein brüllender Löwe, ſondern wie ein ſchnurrender Hauskater herumgeht. Hat da der Schleicher, der Wenzel, die Angel mit der Lockſpeiſe ausgeworfen, und gleich ſchnappt das einfältige Fiſchlein darnach! — Aber um Gotteswillen! rief ſie jetzt betrübt, als ſie das Schlachtfeld, auf dem dem Ritter St. Georg ſo übel mitgeſpielt worden war, nochmals, und zwar genauer betrachtete. Iſt das ein unerſetzlicher Verluſt! — Von dem Ritter iſt nichts unverletzt, als der Theil, den die Pumphoſen einſchließen; Alles Uebrige wie Wurſt und Sauerkraut durcheinander. Möchte es noch um den Georg geweſen ſein — der Kopf, der rechte Arm und das linke Bein waren ohnehin ein bischen defect — aber der Schimmel reut mich. Nicht ein ſchadhaftes Fleckchen war an ihm, von der Hufſpitze bis zur Schnauze! — Das Beſte iſt, ſetzte ſie endlich, etwas getröſteter, hinzu, daß der Lindwurm unverletzt geblieben.

Warum habt Ihr Euch auch ſo von der Hitze hinreißen laſſen! Warum greift Ihr immer ſo ſchnell nach dem Beſen! ſagte Verena, der in ihrer Unſchuld das Abbrechen der Verhandlungen, die ihren Walter zum fürſtlichen Amtmann machen ſollten, noch immer im Köpfchen herumging.

Du hat Recht, Verenchen, Du haſt Recht! erwiderte die Alte betrübt; aber ſieh! der Menſch kann einmal nicht für ſein Temperament. Wenn ich in die Hitze gerathe, ſo iſt es mir immer, als wenn ich nach etwas langen müßte, und — ſiehſt Du, Verenchen! — da iſt der Beſen ſo ein handliches Inſtrument; man kann ſich damit gut vertheidigen, und dennoch dem Gegner keinen großen Schaden zufügen; ehe ich es mir verſehe, habe ich ihn dann in der Hand, und — das Weitere ergibt ſich gewöhnlich von ſelbſt.

Ungefähr acht Tage nach dieſem Vorfalle ereignete ſich eine für die Annalen Oppelns merkwürdige Begebenheit. Die Sonne war kaum aufgegangen, als die Bewohner der guten Stadt haufenweiſe aus dem Thore ſtrömten und dem Oderufer zueilten; es war, als wenn ein Volksfeſt gefeiert würde, denn Alles blickte erwartungsvoll und vergnügt. Männer und Frauen, Greiſe am Stabe, alte Mütterchen mit klappernden, zahnloſen Kinnladen, junge, züchtige Mädchen und tobende Straßenbuben, Alles bildete einen langen, immer noch nicht endenden Zug. Auf einer Wieſe am Oderufer war die allgemeine Zuſammenkunft, und Jeder ſchien das hier Statt findende Schauſpiel kaum erwarten zu können. Wäre es in unſern Tagen geweſen, ſo hätte man glauben können, daß ein ſogenannter Waſſerſpringer das ſchätzbare Publicum mit ſeinen Künſten vergnügen werde; es waren nämlich, in der Entfernung von etwa zehn Ellen vom Ufer, zwei Kähne in einer eben ſo großen Diſtanz von einander feſtgemacht, und ein freiliegendes, ſchwankendes Bret reichte von dem einen zu dem andern. Eine Volksgruppe dicht am Oderufer war in der beſten Unterhaltung.

Ich bin begierig, ob ſie ſchwimmen oder untertauchen wird! — Was meint Ihr, Meiſter Niedlich? ſagte ein ſtämmiger Mann, den das Schurzfell und die rothgefärbten Hemdeärmel als einen Gerber kundthaten, zu einem kleinen bucklichen Männlein.

Sie ſchwimmt! erwiederte der Gefragte mit Zuverſicht. Die alte Eſchenbachin iſt eine Hexe, ſo gut, wie je eine auf dem Beſen am erſten Mai nach dem Blocksberg geritten.

Ganz recht, Meiſter Niedlich! Das iſt auch meine Meinung; fiel eine dicke Bürgersfrau ein. Ich habe es mir immer gedacht, daß ſo etwas hinter der alten Stadtſchreiberin ſtecken würde. Sie hatte Geld wie Heu, während unſereins in allen Näthen herumſuchen muß, ehe man ein paar Heller zuſammenbringt, auch ſammelte ſie Kräuter und curirte die Leute damit. Ich ſelber habe mir einmal etwas von ihr gegen die Schwindſucht aufſchwatzen laſſen, und ich bin ganz elend darnach geworden.

Hm! Man ſieht's Euch eben nicht an, Frau Nachbarin; fiel ein robuſter Mann ein, den ſein Lederſchurz und das ruſige Geſicht als Hufſchmied bezeichneten. Wenn alle Schwindſüchtige dreifingerdicken Speck auf den Rippen hätten, ſo bliebe ihnen immer noch Ausſicht zur Beſſerung übrig.

Die Umſtehenden lachten überlaut.

Ihr ſeid ein ſchlechter Spaßvogel, Meiſter Hämmerling! ſprach die Vorige in ſichtlichem Aerger — was aber die Stadtſchreiberin anlangt, ſo iſt's ihr ſchon recht, daß ſie zur Hexenprobe geſchwemmt wird, wäre es auch nur, weil ſie und das Affengeſicht, die Verena, immer ſo vornehm thaten.

Warum ſollte die Jungfrau nicht vornehm thun? Sie hat das Recht dazu. Ihr Vater gehört zu den Breslauer Geſchlechtern; dieſe tragen die Naſen höher wie mancher Junker; entgegnete der Schmied.

Ihr habt Recht, Gevatter Hämmerling! fiel der Gerber ein. Ich habe den Vater der Jungfrau gekannt — denn Ihr müßt wiſſen, ich bin ein Breslauer Kind — der Alte war ein gar ſtattlicher und angeſehener Mann, und wenn wir von den Zünften auch immer auf die von den Geſchlechtern einen Zahn hatten, ſo ließ doch ein Jeder dem alten Jägernburg Gerechtigkeit widerfahren.

Deſto ſchlimmer für ihn, wenn ſeine Schwägerin eine Hexe iſt! fiel mit boshaftem Blicke die Vorige ein.

Hexe hin, Hexe her! fiel der Schmied der Sprechenden in's Wort. Ich frage viel nach der tauben Stadtſchreiberin. Warum ſollte ſo ein altes Weib und meinetwegen auch ein etwas jüngeres — hier ließ er ſeinen Blick auf die Nachbarin fallen — nicht einmal in's Waſſer getaucht werden; ſie wird nicht gleich davon umkommen, und es gibt doch einmal ein hübſches Spectakel, aber daß der Herzog das Mädchen, die Verena, gleichfalls hat einſperren laſſen, das, behaupte ich, iſt Unrecht.

Auch meine Meinung! rief der Gerber. Im Grunde ſollten wir es nicht leiden.

Da habt Ihr Recht, Gevatter Hilbig! rief ein Leineweber, der dazu trat. Ihr habt ein kluges Wort geſprochen; wir ſollten es nicht leiden, daß die Jungfer eingeſperrt und die Alte geſchwemmt wird. 's iſt gegen unſere Gerechtſame. Was hat die Alte denn begangen, he? Sie hat dem Wenzel, dem Lungerer, dem Schleicher, ein Butterbrod mit Spinneweben gegen das kalte Fieber gegeben, und auf der Butter ſind drei Kreuze gezeichnet geweſen. Nun ſagt der Menſch, es ſeien von der Alten allerhand teufliſche Figuren darauf abgebildet worden, das iſt aber nicht wahr, denn ich habe mir auch einmal von ihr das Fieber auf dieſe Weiſe vertreiben laſſen, und ganz genau geſehen, wie ſie die drei Kreuze zeichnete. Den Krimskrams hat der Lügner gewiß ſelbſt dazu gefügt.

Man hat aber die Abbildung des Satans in Geſtalt eines Drachen bei ihr gefunden! rief der Schneider. Es ſoll erſchrecklich anzuſehen ſein. Gegen fünf Schuh lang iſt das Unthier, der Rachen eine Elle weit, und die Augen ſtehen ihm wie zwei Käſenäpfe zum Kopfe heraus.

Kein Gedanke! entgegnete der Leinweber. Das Alles hat der Wenzel ausgeſprengt. Das Ding, von dem Ihr redet, iſt nicht größer, als daß ich es bequem in die Hoſentaſche ſtecken könnte, und es iſt nichts Anderes, als der Lindwurm des Ritters Sanct Jürge, und von den Karmeliternonnen zu Breslau aus Wachs verfertigt. Ihr könnt dergleichen in dem Kloſter zu Dutzenden kaufen.

Richtig! rief der Gerber. Ich kann Euch dieß als ein Breslauer Stadtkind bezeugen. Wer nicht dort geweſen iſt, kann über ſo etwas gar nicht urtheilen, und dort begreift man erſt, was Menſchenhände Alles hervorbringen können.

Das will ich meinen! fiel der Vorige wieder ein. Es iſt erſtaunlich, was man in Breslau für Herrlichkeiten zu Geſicht bekommt. — Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß, wo Sanct Jürge abgebildet iſt, auch der Lindwurm dabei ſein muß. Ohne den Lindwurm gebe ich Euch für den Ritter nicht ſo viel.

Der Leinweber ſchnippſte verächtlich mit den Fingern. —

Das möchte Alles recht gut ſein, Gevatter, ſagte der Schneidermeiſter Niedlich, aber man hat auch bei ihr eine Abbildung des Blocksbergs gefunden.

Freilich! fiel die dicke Bürgersfrau ein. Und auf dem Berge iſt der Satan abgebildet, wie ihm die Stadtſchreiberin gerade die Winterſeite küßt.

Keine Schwanzſpitze vom Satan iſt auf dem Dinge zu ſehen. Ich habe es genau betrachtet, als ſie es auf's Rathhaus trugen; ſagte der Gerber. Es iſt nichts als eine Darſtellung der Schneekoppe, und Ihr redet es der Alten nur aus übler Meinung nach. — Aber ſeht, da kommt der Kretſchmer (Bierſchenk) Bierling! Der iſt ein Pfifficus, der wird uns gleich ſagen können, wo der Haſe läuft.

Ein dicker Mann mit kleinen, blitzenden Augen, dickem Bauch und einem Vollmondgeſichte trat zu der Gruppe.

Nun, Meiſter Bierling! riefen der Gerber, der Leinweber und der Schmied aus einem Munde. Ihr ſeid ein grundgeſcheidter Mann. Was denkt Ihr zu der Geſchichte?

Daß Alles recht gut iſt, wie es iſt! erwiederte der Gefragte mit einer Miene, die pfiffig ſein ſollte, denn er kniff das eine Auge zu und lächelte bedeutungsvoll.

Alſo ſeid Ihr auch der Meinung, daß die Alte eine Hexe iſt, und der Herzog Recht hat, wenn er ſie ſchwemmen läßt? fragte der Schneider.

Hexe, oder nicht Hexe; mir einerlei. Warum ſollte ſie keine Hexe ſein? erwiederte der Bierſchenk gemüthlich. Daß aber der Herzog nicht das Recht hat, ſie ſchwemmen zu laſſen, iſt ſonnenklar.

Seht Ihr wohl! rief der Leinweber, ſich ſpreizend. Ich ſagte es gleich. Es iſt gegen unſer Recht. Der Herzog darf bloß Landheren ſchwemmen laſſen, aber die Stadtheren gehören vor den Schöppenſtuhl. Wenn Ihr Alle denkt, wie ich, ſo leiden wir es nicht. Mit ſeinen Paar verhungerten Trabanten wollen wir ſchon fertig werden.

Hm! Was das anbelangt, das ginge wohl, aber, liebe Mitbürger, es iſt beſſer, wir laſſen ihn machen; ſagte der Bierwirth. Der Herzog hat bei den Fürſten Kaſimir und Heinrich bereits hölliſches Werg am Rocken, der Adel iſt ihm auch nicht grün — ich weiß gewiß, daß ſie am Fürſtentage klagend gegen ihn auftreten werden — begeht er noch dazu eine offenbare Rechtsverletzung, ſo ſtößt dieß dem Faſſe den Boden aus. Laßt ihn alſo ruhig die Alte ſchwemmen oder verbrennen. Je toller, je beſſer. Iſt die Sache aber vorbei, dann beſchweren wir uns bei dem Ritter Stoſch und der bringt die Geſchichte vor den Fürſtentag. — Während der Zeit bekommen auch die Breslauer Geſchlechter Wind von der Sache, ſie erfahren, daß er die Verena Jägernburg eingeſperrt hat, und, glaubt mir, dieſe Herren ſind in dergleichen Dingen noch kitzlicher, wie die Ritterſchaft.

Ihr ſeid doch ein erſtaunlich kluger Mann! Alles bedenkt Ihr, für Alles wißt Ihr ein Mittel! rief der Gerber, mit dem Ausdruck der Verehrung.

Allerdings! rief der Leinweber. Die Sache iſt gut eingefädelt. Die Alte thut mir zwar Leid, aber — laſſen wir ſie ſchwemmen.

Freilich! — Freilich! ſtimmte der Schmied ihm bei. Es wäre Schade, wenn wir um das Spectakel kämen, und die Verena wird wohl auch nicht gleich im Gefängniſſe zu Grunde gehen. —

Während auf dieſe Weiſe in der Volksgruppe, und noch in vielen andern, geplaudert wurde, entſtand auf der Wieſe ein gewaltiges Getümmel. Ein Karren, begleitet von einem halben Dutzend, mit Hellebarden bewaffneten Trabanten, kam angefahren. Die Stadtſchreiberin Eſchenbach ſaß auf dem Fuhrwerk. Die Alte hatte einen Knebel im Munde, und die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden. Unter einem grenzenloſen Halloh und dem ohrzerreißenden Geſchrei eines Rudels den Wagen begleitender Gaſſenbuben, fuhr der letztere langſam durch die Menge. Im Nu wurde, als der Karren hielt, die unglückliche Alte herabgehoben. — Erwartungsvoll lauſchte Alles. Jeder harrte der Dinge, die da kommen ſollten, als auf's Neue ein Lärm begann. Der Herzog! ziſchelte es hier und da. Aller Augen wendeten ſich nach der Stadt. Fürſt Nicolaus kam in Begleitung zweier Trabanten angejagt.

Platz! rief er ungeduldig. Die Menge theilte ſich und Viele zogen ehrerbietig die Hüte. Jetzt hielt Nicolaus am Oderufer.

Fragt die Elende, ob ſie ihre Verbrechen geſtehen will? ſprach er zu einem Manne, der ein Anführer der Häſcher zu ſein ſchien. Dieſer trat zu der Alten, aber obgleich er ihr lange in's Ohr ſprach, ſo machte dieſe doch lauter verneinende Bewegungen.

Der Herzog ſchien ſich indeß wenig um das zu bekümmern, was hier vorging. Er blickte nach der Stadt, als ob er etwas von daher erwarte. Nach einiger Zeit ſah man einen Reiter von dort raſch einher traben. Es war der Geheimſchreiber Wenzel, der auf einem grauen Rößlein angeritten kam, und ſich haſtig dem Herzoge näherte.

Willigt ſie noch nicht ein? fragte der Letztere leiſe den Vertrauten.

Durchaus nicht! antwortete dieſer eben ſo leiſe. Ich habe Ihr Alles vorgeſtellt, aber Alles umſonſt. Mit ihrer Schande wolle ſie nicht das Leben ihrer Verwandtin erkaufen! ſagte ſie fortwährend.

Haſt Du ihr auch mitgetheilt -- hob der Herzog an, aber der Geheimſchreiber unterbrach ihn ſogleich.

Ich ſagte ihr, daß ihr bis zum letzten Augenblick Bedenkzeit gelaſſen würde. Entſchlöſſe ſie ſich, die Eure werden zu wollen, ſo dürfe ſie nur ein weißes Tuch dort aus dem Thurmfenſter wehen laſſen, und ihre Muhme wäre gerettet.

Und was erwiederte ſie? fragte Nicolaus haſtig, indem er einen Blick nach der Stadt warf, wo der Schloßthurm über die Burg emporragte.

Ihre Muhme würde ihr Leben gleichfalls nicht mit der Entehrung der Verwandtin erkaufen wollen! erwiederte achſelzuckend der Geheimſchreiber.

Werft die Alte in's Waſſer! donnerte jetzt der Herzog, und eben wollte man ſie zwingen, aus dem Kahne, wohin man ſie inzwiſchen gebracht, auf das Bret zu ſteigen, als ein lautes: Halt! Um Gottes willen, halt! aus dem dichteſten Menſchenknäuel ertönte. —

Der, welcher ſo gerufen hatte, war ein junger Mann in ſchwarzer Kleidung. Der kurze Mantel, der ihm auf einer Schulter hing, die verſchobene Halskrauſe, das glühende, in Schweiß gebadete Antlitz, deuteten an, daß der Fremde ſo eben erſt, und zwar in großer Eile, angekommen ſei.

Laßt mich durch! ſchrie er haſtig. — Wo iſt der Herzog.

Jetzt fiel das Auge des ungefähr dreißigjährigen Fremden, deſſen ſchlanke Geſtalt, edle Haltung und Geſichtsbildung ungemein zu ſeinem Vortheile einnahm, auf den Fürſten. Raſch war er zur Seite des Roſſes des Letztern.

Gnade, gnädiger Herzog! rief er, indem er in der Haſt deſſen Roß am Zügel ergriff. Gnade, oder vielmehr Gerechtigkeit für meine Verwandte! — Sie iſt unſchuldig. Hier muß ein Irrthum walten.

Wer ſeid Ihr, kühner Mann? Wie könnt Ihr Euch unterſtehen, eine Handlung der Gerechtigkeit zu unterbrechen, wie Euch unterfangen, meinem Roß in die Zügel zu fallen? rief heftig der Fürſt.

Entſchuldigt, hoher Herr; ich that es ohne böſe Abſicht! ſagte etwas verwirrt der Fremde. Daß ich mich der Unglücklichen annahm, geſchieht, weil ich ihr naher Verwandter bin. Ich heiße Walter Eſchenbach, bin Einwohner und Gerichtsſchöffe zu Neiſſe, und wollte mich wegen meiner bevorſtehenden Verheirathung in die Behauſung meiner Verwandten begeben, als ich, vor dem Thore angekommen, die Volksmenge bemerke, und auf mein Befragen vernehme, daß die Unſchuldige ſonder Fug und Recht der Hexenprobe unterworfen werden ſoll.

Unſchuldige? — Sonder Fug und Recht? rief der Herzog, jedoch nicht ohne Zeichen von Verlegenheit, und indem er von Zeit zu Zeit nach dem Thurme blickte. Ihr nehmt Euch viel heraus, Herr Gerichtsſchöffe.

Nicht mehr, als mir das Recht und die Wahrheit erlaubt, Ew. fürſtliche Gnaden! erwiederte kühn der junge Mann. Meine Muhme iſt unſchuldig; ihr ganzes Leben bürgt dafür. Wäre ſie aber wirklich das, wofür Ihr ſie zu halten ſcheint, ſo kann nur der Ausſpruch des Schöppenſtuhls ſie der Hexenprobe unterwerfen.

Was? ſchrie der Herzog. Verwegener! Du zweifelſt an meiner Berechtigung zur Ausübung des Blutbanns?

Das nicht, hoher Herr! erwiederte Walter. Aber in Oppeln gilt eignes Recht, der Schöppenſtuhl verfährt in Eurem Namen und Ihr befehlt die Vollziehung des Urtheils, oder begnadigt nach Eurem Gutdünken.

Seht einmal! rief grimmig der Fürſt. Der elende Bürger von Neiſſe, der Unterthan des Biſchofs, will ſich erfrechen, Uns über Unſere Pflichten zu belehren. — Heda! ſchrie er den Wappnern zu. Werft die Hexe in's Waſſer.

Haltet ein, Herr! Um Gottes willen, haltet ein! Bedenkt die Kälte des Waſſers! Es kann den Tod der Unglücklichen zur Folge haben! rief der junge Mann.

Laſſen wir die Alte hineinwerfen, oder nicht? ziſchelte der Leinweber, zu dem Kretſchmer gewendet. Die Oder ging geſtern noch mit Grundeis, und da —

Wir könnten es verwehren, und dem Herzog dadurch ein Bischen einen Spectakel anthun! meinte der Gerber.

Nichts da! erwiederte Meiſter Vierling mit Gravität. Man muß höhere Rückſichten nicht aus dem Auge verlieren. Bei der Politica kann es nicht in Betracht kommen, ob er die alten Weiber zu Dutzenden in's Waſſer wirft.

Die unglückliche Alte hatte indeß das Bret, welches von einem Kahn zum andern reichte, beſtiegen, ſie richtete den Blick zum Himmel und jammerte dumpf.

Haltet ein, Herr! Gewährt Gnade, wenn Ihr wollet, daß Euch dereinſt Gnade gewährt werde! rief Walter verzweifelnd.

Der Herzog ſchwieg. Er ſah unverwandt nach dem Fenſter des Schloßthurms, aber kein Zeichen ließ ſich blicken. — Jetzt bückten ſich die Schergen, um das Bret, auf dem die Alte ſtand, unter ihr wegzuziehen.

Bürger von Oppeln! rief Walter wie außer ſich, indem er ſich zu den Umſtehenden wendete. Könnt Ihr ruhig zuſehen, daß Eure Gerechtſame ſo verletzt werden? Was heute an meiner Verwandten geſchieht, kann ſich morgen an Euren Müttern und Frauen wiederholen! —

In's Waſſer mit dem Weibe! Greift den Aufwiegler! herrſchte Nicolaus den Reiſigen zu.

Im Augenblick ward Walter gepackt, und die Alte ſtürzte in's Waſſer.

Seht, ſie ſchwimmt! rief vergnügt die dicke Bürgersfrau, die wir zuerſt kennen lernten.

Ich dachte mir es gleich, daß ſie eine Hexe ſei! ſetzte Meiſter Niedlich, der Schneider, hinzu.

Kein Gedanke daran! unterbrach Letztern der Leinweber. Seht nur, die Kleider hielten ſie bis jetzt oben! — Na, da habt Ihr's! Nun ſinkt ſie unter. — Wer hat nun Recht? —

Es war, wie der Sprechende bemerkt hatte. Die ſich auf dem Waſſer ausbreitenden Kleider hatten die Alte einen Augenblick ſchwimmend erhalten. So wie ſie durch das Waſſer ſchwerer geworden waren, ſank die Unglückliche unter. Faſt wäre ſie unter einen Kahn gerathen, als die Schergen ſie bei einem Arm ergrifſen und in das Fahrzeug hineinriſſen. Sie ſank faſt beſinnungslos zu Boden. –

In dieſem Augenblicke entſtand unter der Menſchenmaſſe ein gewaltiges Getümmel.

Sie hat geſchwommen! ſchrie der Eine.

Nein, ſie iſt untergeſunken! rief der Andere.

Jeder nahm für oder wider Partei, und es fehlte nicht viel, ſo wäre es zu Prügeleien gekommen, als auf einmal der Hufſchlag galoppirender Pferde ertönte.

Da kommt der Ritter Johann Stoſch! rief vergnügt der Kretſchmer Bierling. Nun paßt auf, Gevatter Hämmerling, und Ihr Andern! — Was auch der Ritter ſagt, wir ſtehen ihm bei, denn er hat einen Zahn auf Herrn Nicolaus und iſt ein Bürgerfreund. Alſo haltet Euch parat und ſpitzt die Ohren, denn wenn mich nicht Alles trügt, ſo bekommen wir einen Hauptſpectakel.

Der Ritter, geharniſcht, und von zwei Reiſigen begleitet, kam im Galopp angeſprengt.

Was? ſchrie er, als ſein Blick auf die Vorrichtungen fiel. Alſo iſt es dennoch wahr, was ich ſchon zwei Meilen von hier erfuhr und nicht glauben wollte! — Was fällt Ew. Gnaden ein? Welche Grauſamkeit! Welche Rechtsverletzung! -- Bringt die Frau an's Land! Nehmt ihr den Knebel aus dem Munde! ſetzte er immer zorniger hinzu.

Was geſchehen iſt, geſchah auf meinen Befehl und ich nehme alle Folgen auf mich! rief wüthend der Herzog. — Die Alte bleibt in dem Kahne und die Probe ſoll wiederholt werden.

So ſoll mich Gott verdammen, wenn ich es zugebe! ſchrie Ritter Stoſch. Zuvor müßt Ihr mich beſtehen mit Schwert und Lanze! — Gefällt es Ew. Gnaden? — Dort auf der Wieſe iſt guter Grund und Sonne und Wind iſt bald getheilt.

Mit Euch kämpfen? Dieſen Leuten, meinen Unterthanen, ein Schauſpiel geben? erwiederte Nicolaus, den Schein der Verachtung annehmend. Ueberdies — verzeihet Herr! — ſeid Ihr nur ein Vaſall und mir nicht ebenbürtig.

Nicht Euer Vaſall, Herr Fürſt! rief grimmig der kampfluſtige Alte, indem er dem Rappen die goldenen Sporen ſo ſtark in die dünnbehaarten Flanken drückte, daß dieſer ſich hoch aufbäumte. Euch zum Kampfe nicht ebenbürtig? — Bei Gott! ſo würde ſelbſt Euer Vetter, mein edler Lehnsherr, nicht ſprechen, und eben darum leiſte ich, der Ritter, dem erſten Ritter des Fürſtenthums gern und mit gebogenem Knie den Huldigungseid.

Laßt Euch erweichen, Herr! hob Walter Eſchenbach, der zwiſchen zwei Wappnern des Herzogs ſtand, mit bittendem Tone an. Seht meine arme, unglückliche Verwandte, wie ſie faſt ohnmächtig vor Froſt und nicht eines Wortes mächtig iſt, um ihr Flehen mit dem meinen zu vereinigen. Ließet Ihr ſie noch einmal in's Waſſer ſtürzen, ſo wäre ſie verloren. — Stellt ſie vor ihre Richter, vor den Schöppenſtuhl, und ſeid gewiß, ihre Unſchuld wird klar werden. Alles, was Ihr außer dieſem mit ihr vornehmt, ſie ſei nun ſchuldig oder unſchuldig, wäre Grauſamkeit. Bedenkt, lieber Herr, daß der Hohe, der Mächtige, auch in's Unglück gerathen, auch vor ein ungerechtes Gericht geſtellt werden, und dann eine Stunde kommen kann, wo er das, was er gethan, zu bereuen Urſache hat; ja ſelbſt der Unbedeutende, Niedrige, kann dem Starken einen Dienſt, bei welchem es ſich um das Leben handelt, zu leiſten beſtimmt ſein. Gedenkt der Fabel von der Maus, die das Netz des Löwen zernagte. —

Der Löwe hätte zu ſterben wiſſen, und die Maus verachten ſollen! rief hohnlachend der Herzog. Doch genug des Geſchwätzes; es bleibt bei meinem Ausſpruch.

Und ich ſage: nein! im Namen Eures Bruders und Mitregenten! rief Stoſch. Nimmermehr ſoll dieſe Alte ungeſtraft wider Fug und Recht gemordet, und die Tochter meines Freundes, die freie Edle, in's Gefängniß geworfen werden.

Wie? rief Walter erſchrocken zuſammenfahrend. Meine Braut im Gefängniß?.

Seid ruhig! Noch heute wird ſie es verlaſſen; ſagte der Ritter feſt.

Was? ſchrie der Herzog. Ihr wagt in meiner Gegenwart das entſcheidende Wort zu führen, mir in's Angeſicht Hohn zu ſprechen. Nun, bei allen Teufeln! ſo wollen wir doch ſehen, weſſen Wille die Oberhand behalten ſoll. — Heda! in's Waſſer mit dem Weibe.

Wagt es, elende Buben! ſchrie Stoſch, als die Schergen die Witwe auf's Neue ergreifen wollten. Laßt ſie frei; ſie und dieſen jungen Mann!

Hölle und Teufel! ſchrie Nicolaus, indem er das Schwert zog. Nicht von der Stelle. Zu mir, meine Reiſigen!

Wohl! Ihr wollet Gewalt üben, und Gewalt ſoll ſich Euch widerſetzen! rief der Ritter, gleichfalls die Klinge entblößend. Bürger von Oppeln! Im Namen Eures Herrn, des Herzogs Johann, fordere ich Euch auf, die Gerechtſame Eurer Stadt zu vertheidigen. Was geſchieht, werde ich beim Fürſtentage zu vertreten wiſſen. —

Jetzt iſt's Zeit! ziſchelte Meiſter Bierling. Nun, Nachbarn und Gevattern, paßt auf! — Ihr habt Recht, Herr Ritter! ſchrie er laut. Die Gerechtſame der guten Stadt ſind durch das Gebahren des Herrn Nicolaus gröblich verletzt, und wir werden ſie, wiewohl mit blutendem Herzen, zu vertheidigen wiſſen.

Schlagt ihn todt, den meuteriſchen Hund! rief der Herzog den Wappnern zu. Dieſe wollten den Sprecher ergreifen, aber im Nu waren die Bürger um ihn herum. Die Mehrzahl der Letztern war zwar unbewaffnet, aber Viele hatten Stöcke oder Knüttel in den Händen, auch war die Uebermacht auf ihrer Seite. Bei alledem wäre der Ausgang des Kampfes ungewiß geweſen, denn die Schaar der Schergen, die den Karren der Unglücklichen begleitet hatten, war nicht unbeträchtlich. Eben wollten die den Ritter Stoſch begleitenden Wappner ſich der Witwe und des Jünglings auf den Befehl ihres Herrn bemächtigen, die Schergen und Reiſigen des Herzogs widerſtanden, der Kampf ſollte beginnen, als ein Gemurmel und verſchiedene Ausrufungen die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden erregten. Die Alte, bis dahin unbeweglich, richtete ſich plötzlich hoch auf, und rief mit kreiſchender Stimme: Haltet ein!

Aller Augen fielen auf die Rufende. Ihr Geſicht war von einer geiſterhaften Bläſſe überzogen, aber ihre

Augen hatten einen eigenthümlich wilden, faſt geſpenſtiſch zu nennenden Blick, ihre Knochenhand war gegen den Herzog ausgeſtreckt.

Haltet ein, Herzog Nicolaus, rief ſie mit aller Anſtrengung des Tones. Vergießet nicht unſchuldiges Blut um meinetwegen. Der Augenblick meines Todes iſt nahe, und nach nur wenigen Tagen auch der Eure. Ich aber ſage Euch, wilder, grauſamer, tyranniſcher Fürſt, weil Ihr mich ſonder Fug und Recht ergriffen habt, wird man Euch auch ergreifen, wie Ihr mir meine Richter verweigert habt, wird man Euch die Eurigen auch verweigern, wie Ihr mich, ohne mich anzuhören, ungerecht verdammtet, wird man Euch auch ungerecht und ungehört verurtheilen, wie Ihr mich eines ſchimpflichen Todes ſterben laſſet, werdet Ihr auch einen ſchimpflichen Tod erleiden, durch daſſelbe Thor, durch welches mein todter Leib in die Stadt zurückgebracht wird, wird auch Euer entſtellter Leichnam dorthin zurückgeführt werden, und noch in den ſpäteſten Zeiten werden Die, welche es paſſiren, ſich meines Wortes und Eures elenden Endes erinnern. —

Während die Alte dieſe Worte ſprach, hatte ihr Antlitz einen Ausdruck angenommen, der den Herzog erbeben machte. Es war das Antlitz der Seherin von Endor, als ſie dem unglücklichen Könige den Schatten des Propheten heraufzurufen verhieß. Auch die Umſtehenden waren erſchüttert, eine Todtenſtille herrſchte, aber bald ward dieſe durch tauſend Ausrufungen unterbrochen, denn kaum hatte die Alte die letzten Worte, mit immer matter werdender Stimme geſprochen, als ſie plötzlich, wie von einem Wetterſchlage durchzuckt, todt zu Boden ſtürzte.

Mit einem Schrei des Schreckens eilte Walter, ohne von den entſetzten Wachen zurückgehalten zu werden, zu der Alten; ſie gab kein Zeichen des Lebens mehr. —

Der eben beſchriebene Auftritt ſchien die ganze Scene verändert zu haben. Der Herzog ſah ſo ſtarr auf die Todte, als ob er ihr Wiederaufleben, den Widerruf der Prophezeihung, von ihr erwarte. Er war bleich, und der rabenſchwarze Knebelbart, die tiefliegenden, dunkeln Augen gaben ſeinem ohnehin blaſſen Geſichte einen ſchauerlichen Ausdruck. Der Ritter Stoſch hatte ſein Schwert in die Scheide geſtoßen, die Bürger und Reiſige Knüttel und Waffen ſinken laſſen. —

Jetzt trat Walter, die Todte, die er bis dahin halbaufgerichtet im Arme gehalten, auf den Raſen niederlegend, vor Nicolaus hin. Sein Blick zeigte tödtlichen Haß, ſein Auge rollte drohend.

Ich fordere Freiheit und freies Geleit für meine Braut, Verena Jägernburg! ſagte er mit feſtem Tone. Möge Ew. Gnaden ſich hierüber erklären.

Setzt das Mädchen in Freiheit! ſprach Nicolaus mit ſtockender Stimme zu dem Geheimſchreiber.

Herr Fürſt! fuhr Walter im vorigen Tone fort. Ihr habt meine unglückliche Verwandte getödtet, meine Braut eingekerkert, ich werde klagend vor der Verſammlung der Fürſten, vor dem Könige, ja, wenn es nöthig, vor dem Throne kaiſerlicher Majeſtät, Euch gegenübertreten, ich werde mein Recht finden, ich werde es verfolgen, und deß ſeid gewiß, dieſe Tode rächen, bis dahin — harre ich meiner Zeit. — — —

Platz! rief Nicolaus, einen wüthenden Blick auf Walter ſchießend, und den ſtampfenden Falben herumwerfend. Platz, Geſindel! rief er nochmals, und ſprengte, von dem Geheimſchreiber und den Wappnern begleitet, durch die ausweichende Menge nach der Stadt. — — —

— — —

Es war gegen Ende des Juni, als die Stadt Neiſſe von dem Gefolge der ſchleſiſchen Herzöge, die ſich zum Fürſtentage eingefunden hatten, faſt überfüllt war. In der friedlichen Stadt der Kirche — Neiſſe war in frühern Zeiten durch Schenkung an das Bisthum gekommen — ſah es vollkommen kriegeriſch aus, denn nicht nur die Herrſcher des Landes, ſondern faſt alle Mächtigen des ſchleſiſchen Adels, Deputationen der Städte und des Clerus — letztere beiden unter wehrhafter Begleitung hatten ſich eingefunden. Wo man hinſah, glänzten Harniſche, blitzten Schwerter, wehten Schärpen und Federn. Auch Pracht aller Art war in der kleinen Stadt entfaltet. Neben dem fürſtlichen Hermelin ſah man das violette Gewand des Biſchofs, die ſcharlach- oder pelzbeſetzten Mäntelchen der Domherren von Breslau, Glogau und Neiſſe; auf den Kleidern der Hofleute glänzten die ſchwarzen oder rothen, kleinen oder großen, ganzen oder halben Adler der Piaſten, vermiſcht mit dem Schachbret der Prittwitz, dem Seeblatt der Stoſch, dem Lamm der Schaffgotſch, der Schnalle der Zedlitz, dem Enterhaken der Oppell, welche die Träger dieſer Embleme, bald auf die Bruſt, bald auf den Rücken, bald auf die Aermel geſtickt hatten. — Auf dem Markt, in der Umgegend des Rathhauſes, war es beſonders lebhaft. Hier waren die Fürſten täglich verſammelt, und daher wimmelte es in der Nähe ſtets von Neugierigen. Bald ſah man einen Herzog in aller Pracht ſeines Ranges, bald einen einzelnen jungen Rittersmann, in blanker Rüſtung, mit wehendem Helmbuſch, bald einen dicken

Domherrn -- letzterer Allen, die ihm Kleid oder Aermel küßten, freundlich den Segen ertheilend — die ſteile Treppe hinaufſteigen, bald ſchritt ein ehrſamer Rathsherr in ſchwarzer Kleidung, mit Mantel, Halskrauſe und Degen geziert, ſehr gravitätiſch und mit wichtiger Miene herab, um — irgend einen unwichtigen Befehl zu geben. Die „Ausreiter“ der Stadt — gewöhnlich „des Raths geharniſchte Männer“ genannt — eine Art Vorgänger der heutigen Gensd'armen, durchzogen, mit langen Lanzen in den Händen, die Menge, um, wo Alles ſtille war, mit Stentorſtimme zu verkünden, daß „in der Stadt des Königs, des Biſchofs, und eines edlen Raths Frieden geboten ſei, und daß dem, der ſolchen muthwillig verletze, es an ſein Geld, wo nicht an Hand und Hals gehen werde.“ Fanden ſie eine unruhige Volksgruppe, ſo bedienten ſie ſich der Lanzen, und ſchlugen dann ſo lange in das Gewühl, bis ſie die Maſſe auf einige Zeit, und einige von den Theilnehmern, vielleicht auf ewig, beruhigt hatten. — Der ſchleſiſche Fürſtentag — ein Vorläufer der heutigen Ständeverſammlungen — war übrigens für das ganze Land von der größten Wichtigkeit. Alle bedeutenden Beſchlüſſe, die geſtellten Forderungen von Seiten des Königs, ſo wie Alles, was das gemeine Wohl betraf, vorzüglich aber die dem Könige zu bewilligenden Abgaben und Leiſtungen, wurden hier berathen. In Beziehung auf die letztern waren die Stände weniger bereitwillig, wie in ſpätern Zeiten, und wir finden in der ſchleſiſchen Chronik von Schickfuß — beſonders auch in den zu Hermsdorf unterm Kynaſt, wie zu Fürſtenſtein aufbewahrten, Actis silesiacis — manchen merkwürdigen Zug. So kommt es mitunter vor, daß die Stände die ſogenannte Türkenhülfe (ein Contingent) verweigern, weil ſolche ohne „beſondern Succeß angeführt worden," auch verſagen ſie die Abgaben, „weil dieſes Jahr der Hafer nicht ſonderlich gerathen, und — wie es ſehr naiv weiter heißt — es nicht den Anſchein habe, daß er ſobald beſſer gerathen werde. — —

Es war in einer ziemlich ärmlichen Herberge zu Neiſſe, als Herzog Nicolaus am 25. Junius früh, beim Eintritt ſeines Geheimſchreibers, vom Lager aufſprang. Der Herzog war noch bläſſer, wie ſonſt; ſein erloſchenes Auge deutete auf eine durchwachte Nacht.

Nun, Wenzel? rief er dem Eintretenden entgegen. Haſt Du geſtern Abend gut gekundſchaftet? — Haſt Du Alles ſo angeſtellt, wie ich geſagt? —

Ich habe, gnädiger Herr! Aber es hat viel Mühe und Geld gekoſtet; erwiderte achſelzuckend der Vertraute.

Das Letztere wußte ich, als ich Dir den Auftrag ertheilte. Wann hätteſt Du Dir nicht eine Mühe hölliſch bezahlen laſſen! ſagte Nicolaus.

Ew. Gnaden ſind in recht ſcherzhafter Laune! Wollte der Himmel, daß die Nachrichten, die ich bringe, gemacht wären, ſolche zu erhöhen; entgegnete Wenzel boshaft.

Krächze los, Galgenvogel! Was haſt Du erwittert? fuhr Jener fort.

Nicht viel Tröſtliches! ſagte der Vertraute mit ſtechendem Blick. — Wie Ew. Gnaden befohlen, machte ich mich an den Rüſtmeiſter des Herzogs Caſimir, und an den alten Kurt, den Waffenträger des Herzogs von Münſterberg. Anfangs ſchienen die Kerle nichts mit mir zu ſchaffen haben zu wollen, als ich aber von einer Kanne alten Rheinfall ſprach, der in der Herberge zur Weintraube zu haben wäre, und den ich ihnen zum Beſten geben wolle, wurden ſie treuherzig.

Nun? Und als ſie den Grüneberger, den Krätzer, den ich für Rheinfall bezahlen muß, getrunken hatten, was ſagten ſie da? fragte der Herzog, ſich unmuthig auf das Lager werfend.

Nicht viel Gutes, Ew. Gnaden! erwiderte Wenzel achſelzuckend. Der Edelmann, der Dunin, mit dem Ihr den Streit hattet, werde klagend gegen Euch auftreten, auch der Schöff, der Eſchenbach, habe wegen des Todes ſeiner Verwandten vor den verſammelten Fürſten klagen wollen, aber Herr Stoſch habe ihn beruhigt, er habe geſagt: es ſei ſeine Sache, er ſei durch dieſe Gewaltthat in der Eigenſchaft als Stellvertreter Eures Bruders beleidigt, er werde ſich Genugthuung verſchaffen.

Und welche? — Welche? rief Nicolaus haſtig.

Ja, da lag der Haſe im Pfeffer! Der Rüſtmeiſter wollte nicht mit der Sprache heraus. Erſt, als er die vierte Kanne Rheinfall im Leibe hatte, als er mir um den Hals fiel, mich ſeinen Vater nannte und mir ewige Freundſchaft ſchwur, da ließ er ſich etwas darüber verlauten. — — —

Nun? rief der Herzog. Wirſt Du reden, Schurke? Will man mir eine Geldpön auflegen? —

Nichts davon! erwiderte Jener zögernd.

Mich gefangen ſetzen? Als Miſſethäter etwa? ſprach bitter lachend der Herzog.

Gefangen ſetzen? Ja! — fuhr Wenzel immer furchtſamer fort. Aber — nicht als Miſſethäter. Beileibe, das nicht —

Du faſelſt, Wenzel! ſchrie Nicolaus, immer lauter lachend. Nicht als Verbrecher — wozu ſie auch kein Recht haben — aber, als was denn? —

Als — als einen Verrückten! erwiderte der Geheimſchreiber, indem er ſich furchtſam nach der Thür umſah.

Nicolaus lachte ſo anhaltend, aber mit einem ſo furchtbaren Ausdrucke, daß ein mit dem Gegenſtande Unbekannter wohl hätte der Meinung ſein können, daß die von dem Vertrauten gemeldete Vorausſetzung nicht ungegründet ſein dürfte.

Es iſt gut! Es iſt recht ſo; ſprach der Herzog nach einer Weile mit bitterem Tone. Der Verrückte wird hoffentlich dieſe klugen Leute auf eine Weiſe hinter das Licht führen, daß ſie an ihn denken ſollen. — Mich gefangen ſetzen! — Bei St. Niclas! noch haben ſie mich nicht. Der Vogel wird aus dem Garn ſein, ehe ſie es denken, und wehe den Vogelſtellern, wenn ſie zu zeitig an das Zuziehen des Netzes denken ſollten. — Wohlan, Wenzel! ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. Den erſten Theil Deines Auftrags haſt Du ziemlich gut ausgerichtet. Jeder Deiner ſechs Würmer ſoll eine neue Haut bekommen — ich meine ein neues Sonntagskleid, wie ich Dir verſprochen; — wie aber ſteht es um den zweiten Theil Deines Geſchäfts.

Ich weiß gar nicht, gnädiger Herr, wie Ihr auf's Neue auf die fatale Geſchichte kommt; ich dächte, Ihr ſolltet noch lange genug daran zu kauen haben; erwiderte etwas ängſtlich der Geheimſchreiber.

Elender Schuft! ſchrie Nicolaus. Habe ich Dich um Deinen Rath gebeten? -- Oder haſt Du Dich erfrecht, meinen Auftrag unausgeführt zu laſſen?

Herr Gott, was Ew. Gnaden jetzt immer ſo ſchnell in Zorn gerathen können! ſagte Wenzel furchtſam. Ich habe Alles genau erforſcht, aber —

Ich will Dein: „aber" nicht! rief der Herzog, ihn unterbrechend. Sprich, was haſt Du erfahren?

Das Mädchen wohnt bei einer Witwe, in einem vor dem Thore gelegenen Häuschen. Niemand hat dort Eintritt, als einige Frauen, und ihr Verlobter, der Walter Eſchenbach; die Hochzeit iſt nach Martinitag beſtimmt, ſo lange trauert das Mädchen um die Verwandte.

Herrlich! Alles wie erwünſcht! rief Nicolaus, ſich raſch vom Lager aufrichtend. Jetzt höre, Wenzel, guter Wenzel, was ich beſchloſſen habe. Unterbrich mich aber nicht, Wenzelchen, mache mir keine Vorſtellungen, ſprich lieber gar nichts, denn es könnte kommen, es gefiele mir nicht, was Du ſagteſt, und ich ſchlüge Dir den Schädel ein. Meine theuren Verwandten, meine lieben Vettern, würden ſich darüber freuen, denn mein Bruder Johann nannte Dich ohnehin ſtets einen Satansengel, und der Todtſchlag wäre ihnen auch willkommen, denn — hier lachte Nicolaus unmäßig — ſie würden ihn für das Werk eines Verrückten halten; alſo, guter Wenzel, denke lediglich an das Odervorwerk, was Du, im Fall des Gelingens, davonträgſt.

Ach Gott! ſprach furchtſam der Vertraute. Ich verſtehe den Scherz nicht recht, den Ew. Gnaden zu machen belieben.

Du wirſt mich gleich verſtehen! erwiderte der Gönner. Du nimmſt zwei von mir bereits erleſene Reiſige — den Hans und den Egbert. — Ihr verlaſſet die Stadt bei Thorſchluß, und reitet bis in das Birkenwäldchen rechts an der Breslauer Straße, dort laſſet Ihr die Pferde wohlangebunden und gefeſſelt im Dickig. Sobald Mitternacht vorüber, begebt Ihr Euch zu der Wohnung Verenens. Ihr bittet dort um Einlaß. Wird nicht geöffnet, erbrecht Ihr die Thür. Die Alte wird geknebelt, das Mädchen für's Erſte gleichfalls. Die Alte bleibt zurück, Verenen bringt Ihr nach jenem Wäldchen, hebt ſie vor Euch auf's Pferd, und nun fort, querfeldein, die Straße nach Oppeln. Dort angekommen, läſſeſt Du die Stadt und Burg in Vertheidigungszuſtand ſetzen, denn morgen Mittag verlaſſe ich Neiſſe heimlich, und bin in wenig Tagen bei Euch. —

Wie? rief Wenzel erſtaunt. Ihr wollt des Mädchens Euch mit Gewalt bemächtigen, Frauenraub in der Stadt des Biſchofs begehen laſſen, vom Fürſtentage heimlich entfliehen? Denkt Ihr nicht an Fehde und Abſagung von Seiten ſämmtlicher Fürſten?

Alles bedacht! erwiderte Nicolaus ruhig. — Du richteſt es ſo ein, daß Du mit dem Mädchen Abends im Dunkeln vor Oppeln eintriffſt, und ſendeſt einen Reiſigen voraus, der Euch das kleine Ausfallpförtchen in der Schloßmauer öffnet. Dort alſo erfährt Niemand etwas; wenigſtens kennt man nicht Stand und Namen der Gefangenen. Um hier alles Aufſehen zu vermeiden, zieht Ihr öffentlich, und in meiner Liverei aus dem Thore, nehmt aber fremde Kleider mit, die Ihr in dem Walde anlegt. — Was mich anlangt, ſo warte ich ruhig die auf morgen angeſagte Verſammlung ab, und verſchwinde Mittags.

Und was werden die Fürſten zu Eurem Entfliehen ſagen? fragte Wenzel voll Erſtaunen.

Was ſie wollen, mein Galgenſtrick! erwiderte Nicolaus, ſich wieder auf das Lager zurücklehnend und einen Fuß über den andern ſchlagend. Ein Umſtand, daß ſie nicht recht wiſſen werden, was ſie dazu ſagen ſollen, iſt eben der Hauptſpaß. — Ueberdem laſſe ich eine Schrift zurück, worin ich erkläre, daß ich, wegen mir angedroheter Gewalt, und weil ich die Fürſten nicht als meine Richter anerkenne, entflohen ſei, und daß ich über die mir zugegangenen Beſchwerden an den Ausſpruch des Königs appellire. Außerdem iſt mir kein Geſetz bekannt, das einem Fürſten verböte, den Fürſtentag zu verlaſſen, ſo bald er will.

Wenn ſie aber unter dem Vorwand, daß Ihr Euch, dem ihnen zuſtehenden ſchiedsrichterlichen Spruche zu entziehen, entferntet, Euch abſagten, den Heerbann gegen Euch aufböten, den König aufforderten, Euch für verrückt oder wegen Widerſetzlichkeit in die Acht zu erklären?

So mögen ſie herankommen! Die Mauern von Oppeln halten ſchon ſo lange, bis ich auf eine oder die andere Art mich mit ihnen verglichen habe; meinte Nicolaus.

So macht wenigſtens Eure Sache durch Frauenraub nicht noch ſchlimmer! ſprach der Vertraute ängſtlich. Der Verräther ſchläft nicht, und da —

Könnte er Dich als Helfershelfer angeben. Sie hingen Dich dann auf, und das wäre Jammerſchade? Nicht wahr, das iſt Deine Meinung? rief der Herzog lachend.

Allerdings iſt mir mein Hals mindeſtens eben ſo lieb, als der eines Andern; entgegnete Wenzel mit ſtechendem Blicke. Ich wüßte wahrhaftig nicht, was mir die Möglichkeit, gehangen oder geköpft zu werden, annehmlich machen könnte.

Das Obervorwerk, guter Galgenſchwengel! ſprach gähnend der Herzog. — Aber höre, Wenzel, bringe mich nicht erſt auf. Das Mädchen wird entführt — ich habe es einmal feſt beſchloſſen — und Du biſt es, der die Sache in's Werk richtet. Sprich alſo nicht weiter über dieſen Gegenſtand; es nützt zu nichts. Du preſſeſt außer dem Vorwerk weiter nichts aus mir heraus, denn dieſes iſt mindeſtens ſechsmal mehr werth, als der Hals eines Taugenichtſes, wie Du einer biſt. Zum Ueberfluß will ich Dir es ſchriftlich geben, daß im Fall Du bei der Geſchichte umkommſt, Deine Blutegel das Vorwerk haben ſollen. — Doch jetzt kein Wort mehr! Gehe, triff Deine Anſtalten, wie ich die meinigen treffen werde.

Mit ſüßſaurer Miene, kopfſchüttelnd und achſelzuckend verließ Wenzel leiſe, wie er gekommen war, das Zimmer.

Am folgenden Tage — den 26. Juni — war große Seſſion der Stände auf dem Rathhauſe zu Neiſſe. Schon mehrere Stunden lang harrte die ganze Bevölkerung der Stadt, um die Fürſten nach einander ankommen zu ſehen Die weiten, gewölbten Hallen des Rathhauſes waren feſtlich ausgeſchmückt. In dem Verſammlungsſaale hatte man einen königlichen Thron errichtet, über welchem die Wappen von Ungarn und Böhmen, in Gemeinſchaft mit dem Adler, der den Halbmond auf der Bruſt trug, prangten. An dem obern Theile der Lehne großer Armſtühle, die um eine lange, mit grünem Tuche bedeckte Tafel ſtanden, ſah man die Wappen der Inhaber, bedeckt von dem Herzogshute der Fürſten, der Inſul des Biſchofs, der Grafen- oder Freiherrnkrone der Standesherren. Ungefähr um zehn Uhr — nach heutiger Zeit gerechnet — begannen die Glocken ſämmtlicher Kirchen zu läuten, und von der Höhe des Rathsthurms tönte in feierlicher Weiſe das **Veni creator spiritus!** von Blasinſtrumenten executirt, herab. Jetzt erſchien auch der Bürgermeiſter, ein ehrwürdiger Alter, deſſen langes weißes Haar auf die Schultern herabhing, begleitet von zwei Rathsherren, an der Thüre, um jeden der ankommenden Fürſten, deſſen Eintreffen durch den Schall der Trompeten, Zinken und Pauken vom Rathsthurme herab verkündigt wurde, feierlich zu empfangen und in den Saal zu geleiten. Die glänzenden Anzüge, die blitzenden Harniſche, der Purpur, Scharlach und Hermelin, die Federn aller Farben, von denen die ankommenden Züge ſtrahlten, das kriegeriſche Anſehn der jungen ſchleſiſchen Ritterſchaft, von welcher ſtets einige ſich in dem Gefolge ihrer Lehnsherren, oder als Schirm- und Kloſtervögte in dem des Biſchofs und der Prälaten beſanden, ja ſelbſt die mit Hellebarden bewaffneten, bunt gekleideten, auf Bruſt und Rücken mit dem Adler und dem Engel des Biſchofs geſchmückten Reiſigen, die an den Thüren und auf den Treppen vertheilt waren, alles Dieß gab ein ſo hübſches als bewegtes Bild. —

Nach und nach füllte ſich der weite Saal. Herzog Caſimir von Teſchen, als Oberlandeshauptmann, nahm, ſobald er an dem Thron vorbeigeſchritten war, und vor dieſem eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ſeinen Platz zu oberſt an der Tafel ein, ihm folgte der Biſchof und die Fürſten nach Beobachtung der nämlichen Ceremonien, endlich ſchloſſen die Standesherren. — Sobald der Letzte der Stände gekommen war, und die Landeshauptleute, die Kanzlare, die Ritter und das übrige Gefolge, ſich in die Nebenzimmer vertheilt hatten, ſtand der Biſchof Johann von ſeinem Sitze auf, ihm folgten alle Anweſenden und entblößten die Häupter. Jetzt ſprach der fürſtliche Prälat ein lateiniſches Gebet, das, ſobald es beendet war, von dem jüngſten der anweſenden Stände, dem freien Standesherrn Sigismund von Kurzbach auf Trachenberg und Militiſch, mit einem lauten: Amen! beantwortet wurde, in welches alle Uebrigen donnernd einſtimmten, und ſich hierauf niederließen. Nun endlich begann die Berathung; ſie betraf die Erbhuldigung, zu welcher König Wladislaus die Stände nach Olmütz eingeladen hatte, und welche von Letztern viel Widerſpruch fand. Die Sitzung war ſehr tumultuariſch. Nur Wenige der Anweſenden waren unbedingt für den Vorſchlag des Königs. Einige wollten ihm nicht als König von Böhmen, Andere nicht als Beherrſcher von Ungarn den Eid leiſten; die Meiſten hegten weder zu dem Einen noch zu dem Andern beſondere Luſt. Die Gemüther erhitzten ſich immer mehr, und ein beſonderer Umſtand trug noch ganz beſonders zu der aufgeregten Stimmung bei.

In der einen Ecke des Saales befand ſich nämlich ein ungeheurer Schenktiſch, auf welchem mächtige ſilberne und zinnerne Krüge, Becher und Humpen aller Art aufgeſtellt waren. Ein Kellermeiſter und mehr als ein Dutzend Unterſchenken hatten alle Hände voll zu thun, denn ſelten erhob ſich ein geiſtliches oder weltliches Mitglied der Stände, um ſeine Meinung kundzugeben, ohne nicht vorher durch einen Trunk Wein, Weißbier, oder Schöps — eine ganz beſonders beliebte Breslauer Bierſorte — die Kehle anzufriſchen, oder nach gehaltener Rede die ausgetrocknete wieder zu neuem Wortkampf in geeigneten Stand zu ſetzen. Da mehrere der anweſenden Fürſten zu der in Verhandlung ſtehenden Huldigung keine beſondere Luſt verſpürten, dieſe am Ende aber dennoch unabweisbar ſchien, ſo that wenigſtens ein Jeder, was er konnte, um ſolche ſo viel wie möglich zu erſchweren. Der Verſammlungsort, die Anzahl des Gefolges, vor Allem die Privilegien, die man ſich zu erbitten gedachte, Jedes gab zu den heftigſten Debatten Anlaß, und die mächtigen Igel (altſchleſiſch: für Pokale) gingen immer ſchneller in die Runde. Der Wortkampf hatte bereits ein Paar Stunden gedauert, als ein Ritter und Dienſtmann Herzogs Heinrich von Münſterberg geharniſcht, die Rüſtung mit Staub bedeckt, in den Saal trat. Er näherte ſich ſeinem Herrn, der zur Seite des Herzogs Platz genommen hatte.

Endlich kommt Ihr, Ritter Skopp! rief Heinrich, indem er die Hand ausſtreckte, um zwei Briefe, die der Ritter in der ſeinigen hielt, an ſich zu nehmen, aber der Angekommene ſprach, indem er ſeinen Blick über Herzog Nicolaus gleiten ließ: Ich bitte Ew. Gnaden um einen Augenblick geheimes Gehör!

Dieſer Auftritt hatte für einen Moment die Seſſion unterbrochen, die Blicke Aller richteten ſich auf Heinrich, welcher aufſtand und dem Ritter folgte. Nicolaus blickte zuerſt ſtarr auf den Herzog von Münſterberg, dann vor ſich hin, und wie mechaniſch umklammerte ſeine Hand den im Gürtel ſteckenden Dolch.

Liebe Vettern, hochwürdige, feſte und geſtrenge Herren! hob jetzt Kaſimir von Teſchen an. Ich denke, daß, nachdem wir wenigſtens über den Punkt der zu vollziehenden Huldigung übereingekommen ſind, wir eine kleine Pauſe machen können, falls Einer oder der Andere ſich durch einen kleinen Imbiß erquicken wollte. Möge daher, wenn Ihr es ſo genehmigt, die Sitzung auf eine halbe Stunde aufgehoben werden.

Alle Anweſenden ſtanden von ihren Seſſeln auf, und bildeten Gruppen im Saale, vorzüglich war die Gegend, wo der Schenktiſch, am belebteſten, denn auch die Nebenzimmer hatten ſich geöffnet, und das Gefolge der Fürſten ſtrömte herein. Es wurde jetzt tapfer getrunken und unter dem Klange der Igel geſcherzt, gelacht und disputirt. Am ſtillſten von allen Anweſenden war Nicolaus. Er ſah, daß er von ſeinen Verwandten — ſein Bruder war wegen Krankheit abweſend — ſichtlich gemieden wurde. Düſter vor ſich hinbrütend, ſtand er in einer Ecke. Heinrich von Münſterberg trat endlich zu ihm.

Um Gott, Vetter, welche Menge Klagen ſind gegen Euch eingelaufen, und noch immer kein Ende! ſagte er, nicht ohne Theilnahme zu zeigen. Die Verdrießlichkeiten, die Ihr mit dem Vaſallen des Vetters Caſimir, dem Dunin, zur Ungebühr angerichtet habt, ſind noch nicht geſchlichtet, Johann Stoſch will die

Regentſchaftsvollmacht in die Hände Eures Bruders zurückgeben, und erklärt, daß er ſein Haupt nicht ſanft legen wolle, bis Ihr wegen des Todes der Eſchenbachin zur Verantwortung gezogen, die Breslauer Geſchlechter ſind wegen ungebührlicher Gefangenſetzung der Verena Jägernburg klagend gegen Euch aufgetreten, und jetzt höre ich mit Schrecken, daß dieſes Mädchen, welches gegenwärtig ſich hier aufhält, heute Nacht überfallen und entführt, deren Hauswirthin aber geknebelt worden.

Was die Klagen des Dunin und des Stoſch anlangt, ſo wird ja der Ausgang erweiſen, wer Recht, wer Unrecht hat! ſprach Nicolaus mit ſichtlich erzwungener Ruhe. Von der Entführung des Mädchens höre ich ſo eben das erſte Wort. Ich denke, man wird mir nicht aufbürden, woran ich keinen Theil habe; es könnte zuletzt ſonſt dahin kommen, daß ich es zu verantworten hätte, wenn irgend Jemand zu Reiſſe von einem während meiner Anweſenheit vom Dache fallenden Ziegel erſchlagen würde.

Ew. Gnaden würden es allerdings zu verantworten haben, wenn bemerkt würde, daß einer Eurer Dienſtleute ihn — muthmaßlich auf Euren Befehl — herabgeworfen hätte! ſprach in dieſem Augenblicke der Biſchof Johann, ein hoher Mann von ſtolzem Anſehn. — Ja, Herr Fürſt, es thut mir leid, Euch ſagen zu müſſen, daß ich glaube, dieſe Entführung ſei auf Euren Befehl geſchehen.

Es iſt mir einerlei, was Euch zu glauben beliebt! erwiederte Nicolaus mit dem Blicke verbiſſener Wuth. Ich lache zu allen Beſchuldigungen, die man nicht erweiſen kann.

Das wird ſich finden! rief der Biſchof. Die Wirthin des Mädchens will in einem der Räuber Euren Geheimſchreiber erkannt haben; ſie hatte ihm in der Angſt die Vermummung vom Antlitz geriſſen. — Noch heute ſoll ſie ihre Ausſage vor mir wiederholen, und auf die Reliquien beſchwören; thut ſie dieß —

Dann? fragte Nicolaus keck und trotzig.

Dann ſpreche ich den Bannfluch gegen Euch aus! rief der Prälat zornig, indem er die Hand gegen den Herzog ausſtreckte. — Ich banne Euch in Mitte der Fürſtenverſammlung, ich banne Euch in meiner Kathedrale bei angezündeten Kerzen und wehenden Fahnen, ich laſſe den Fluch an den Kirchenthüren Eurer Stadt anſchlagen, und er ſoll dort nicht eher abgenommen werden, bis das Haupt und die Hand des Elenden, der, Euer Dienſtmann, mit oder ohne Euren Befehl in meiner Stadt den Gottesfrieden gebrochen, auf einen Pfahl gepflanzt worden.

Beſänftigt Euch, Hochwürdiger! fiel Heinrich begütigend ein. Es iſt nicht recht, daß Ihr meinen

Vetter alſo in's Angeſicht bannet, ehe die That erwieſen; hoffentlich wird er ſich reinigen können.

Herzog Heinrich hatte freundlich die Hand des Biſchofs erfaßt, aber dieſer riß ſie heftig aus der ſeinen, und kehrte Beiden den Rücken zu.

Herzog Caſimir von Teſchen trat jetzt heran. Ein Wort mit Ew. Liebden! ſagte er kalt zu Nicolaus. Heinrich von Münſterberg trat zurück und geſellte ſich zum Biſchof, welcher ſich mit Johann Stoſch lebhaft unterhielt. — Nicolaus ließ ſein Auge einen Moment auf dieſer Gruppe ruhen, dann folgte er dem Herzoge Caſimir in eine Fenſterbrüſtung.

Vetter! ſagte der Letztere dort angekommen zu Nicolaus. Es liegen jetzt ſo ſchwere Klagen gegen Euch vor, daß die Sache meines Vaſallen dadurch ganz in den Hintergrund tritt. Es ſind Dinge von Euch zur Sprache gekommen, welche die ſchlimmſten Folgen haben können.

Und welche Folgen, wenn's beliebt? erwiderte Nicolaus barſch.

Beſtrickniß, Bann, Acht und Entſetzung! ſprach Caſimir, aufgebracht von dem Ton des Fragenden. — Wie geſagt; die Angelegenheit meines Vaſallen iſt jetzt Nebenſache. Ich will Eure Angelegenheit nicht noch verſchlimmern. Ich könnte Euch zwingen, verſteht Ihr, Vetter? zwingen, aber ich will dieß nicht in eigner Angelegenheit, darum rathe ich Euch, befriedigt Dunin's gerechte Forderungen. Später oder früher müßt Ihr es jedenfalls. Jetzt — noch einmal — bitte ich Euch: Gebt Euch darein! — —

In demſelben Augenblicke trat ein Diener des Herzogs Nicolaus in den Saal. Sein Auge flog wild umher, endlich ſah er den Fürſten und eilte auf ihn zu.

Ew. Gnaden! ziſchelte er keuchend. Das Volk iſt ſehr aufgeregt; man behauptet: Ihr wäret es, der heute Nacht ein Mädchen entführen laſſen, auch ſagten Einige, es ſei bereits beſchloſſen, Euch gefangen zu nehmen. Eure Roſſe ſollten eben geſattelt werden, da ſtürmte die Menge in den Hof und beſetzte die Herberge.

Stumm, aber mit Wuth im Blick, ſah Nicolaus bald auf den Diener, bald auf den Herzog von Teſchen. Dieſer ſchien eine Erklärung zu erwarten.

Nun? ſagte Caſimir endlich mit hartem Ton. Ihr ſchweigt? So muß ich reden. Eins oder das Andere. Ergebt Euch gutwillig darein, oder —

Verräther! rief Nicolaus in dieſem Momente in voller Wuth. Wie raſend riß er den Dolch aus dem Gürtel und ſtieß damit nach Caſimir. So wie er ſah, daß er dieſem bloß den Aermel aufgeſchlitzt hatte, wiederholte er den Stoß und verwundete, jedoch nur leicht, den Fürſten an der Stirn. So wie er das herabrinnende Blut erblickte, wendete er ſich nach der andern Seite des Gemachs, wo der Biſchof mit Johann Stoſch und Hans von Pannewitz, dem Hauptmann von Glatz, ſich beſprechend in einer Ecke ſtand. Hier faßte er den Prälaten bei der Bruſt, und that vier Dolchſtöße nach ihm, wovon jedoch nur der letzte denſelben am Arme traf. Stoſch und Pannewitz, auch der Biſchof, wollten den Raſenden feſthalten, aber er rang ſich los, und eilte auf's Neue auf Caſimir von Teſchen zu. Da dieſer das Schwert abgelegt und keinen Dolch im Gürtel hatte, blieb ihm nichts übrig, als zu entfliehen. Nicolaus lief unter heftigen Verwünſchungen ihm nach, und ſtieß fortwährend, doch ohne ihn zu treffen, mit dem Dolche nach Caſimir, endlich fielen Beide vor der Rathsſtube zu Boden.

Ein Paar Augenblicke rangen ſie, auf dem Boden liegend, mit einander, endlich ſprang Nicolaus auf. Schon ſchwang er den Dolch, ſchon war er im Begriffe, ihn dem Herzoge von Teſchen in die Kehle zu ſtoßen, als Hans Pannewitz, der ein ſtarker, kräftiger Mann war, ihm in den Arm fiel und die Waffe entriß. — — —

Mord! — Mord! ſchrie man indeß im Fürſtenſaal. — Tödtet den Mörder! Haut ihn in Stücke! ſcholl es in den Nebenzimmern.

Um Chriſti Martern willen, rettet Euch, oder Ihr ſeid verloren! rief ein alter Rüſtmeiſter des Herzogs Nicolaus, der auf der Treppe ſtand.

Nichts! — Nichts! ſchrie der Raſende. Der Verräther muß ſterben! Er und der Biſchof!

Fort! Rettet Euch in die Kirche! Dort iſt ein Aſyl; rief der Vorige. Wie? Ihr wollt nicht? — He, Reiſige! Heran; wir wollen ihn mit Gewalt in die Kirche bringen.

Des Herzogs Diener und Gewappnete wollten ihn nun in die Mitte nehmen, aber jetzt drangen die Fürſten und Ritter mit gezogenen Schwertern aus dem Verſammlungsſaal.

Greift den Elenden! ſchrie Caſimir, der ſich wieder erholt hatte.

Greift ihn! Todt oder lebendig! riefen tobend die Ritter und drangen nach der Treppe vor. — In der Verwirrung fiel Nicolaus die Treppe hinab. Er hatte ſich beſchädigt und mußte von den Seinigen aufgehoben und auf den Armen nach der St. Jacobskirche getragen werden. —

Jetzt ſtürzten die Fürſten, hinter ihnen der ganze Adel mit gezogenen Schwertern, aus dem Rathhauſe auf den Markt. Die Bürger wußten Anfangs nicht, was vorgegangen war. — Mord! ſchrie man auf dieſer Seite; Feuer! erſcholl es auf der andern. Zu den Waffen! rief man an allen Ecken. —

Zieht die Sturmglocke! Man will die Stadt überfallen; riefen endlich mehrere Bürger. — Das Glockengeläute ertönte, und auch das Feuerkalb — ſo nannte man ein großes Horn, welches bei ſolcher Gelegenheit geblaſen wurde — begann zu blöken. Der Lärm war grenzenlos.

Hört mich, Ihr Bürger von Neiſſe! rief endlich Johann Stoſch, welcher, auf einen Eckſtein ſteigend, ſich nur mit Mühe Gehör verſchafft hatte. — Kein Feind iſt in der Stadt, Niemand will Euch übel. Der Herzog Nicolaus von Oppeln hat Herrn Caſimir von Teſchen und den hochwürdigen Biſchof mit dem Dolch in der Fauſt mörderiſch angefallen, und er ſoll deßhalb verhaftet werden.

Unſern Herrn, den Biſchof, angefallen? Es iſt erſchrecklich; rief entſetzt der Eine. Den Frieden einer Stadt der Kirche gebrochen? — Schlagt ihn todt! ſchrie der Andere. Ja, ſchlagen wir ihn todt! rief der ganze Haufen.

Nur mit Mühe konnte Stoſch und der Biſchof die Bürger davon abbringen, prompte Juſtiz zu üben, endlich beruhigten ſie ſich, und der bewaffnete Adel, die Fürſten voran, ſtürzte mit gezogenen Schwertern nach der Jacobskirche. Wüthend drang der ganze Haufen durch die eingeſchmetterte Thür. Ein ſonderbares Schauſpiel erwartete die Angreifer. Herzog Nicolaus hatte ſich auf den Hochaltar geflüchtet. Hier ſtand er, mit in Unordnung gerathenen Kleidern, aufgelöſ'ten Haaren, wilden, rollenden Blicken, und umarmte das auf dem Tabernakel aufgepflanzte Kreuz. — —

Beim erſten Anblick des fürſtlichen Verbrechers erhob ſich von allen Seiten ein Wuthgeſchrei. Mit geſchwungenen Schwertern ſtürzte der ganze Haufen der Edeln nach dem Altare, aber ſo wje ſie dieſem näher kamen, erſtarb der Angriffsruf, die Schwerter ſenkten ſich, Niemand getraute ſich, die Umhegung des Hochaltars zu betreten, eine Todtenſtille trat ein. — — —

Mehrere Momente hatte dieſe Scene gedauert, als der Biſchof, ohne ein Wort zu reden, mit tönendem Schritte und unter Begleitung des Domherrn von Füllenſtein nach der Sacriſtei eilte. Alle erwarteten ſchweigend, was geſchehen werde. Endlich kehrte der Prälat zurück. Er hatte das Pluvial umgeworfen, und trug die Inſul auf dem Haupte, den Stab in der Hand.

Als Fürſt der Kirche, rief er mit ſtarker Stimme, vermöge der Gewalt, die mir gegeben iſt, hebe ich das

Aſyl dieſes Gotteshauſes auf! Im Namen Gottes, und in dem der beleidigten Kirche, befehle ich Euch: ergreifet dieſen Verräther. —

Kaum waren die letzten Sylben dieſer Rede über die Lippen des Biſchofs gegangen, als die ganze Schaar ſtürmend, und mit wüſtem Geſchrei, auf den Altar zudrang. Im Nu war Nicolaus herabgeriſſen. Hundert Schwerter und Dolche funkelten über ſeinem Haupte, er würde augenblicklich niedergemacht worden ſein, wenn nicht der Ritter Johann Stoſch ihn mit ſeinem Körper bedeckt hätte.

Das wolle Gott nicht, rief er aus, daß ein ſchleſiſcher Fürſt, gleichviel, was er auch verſchuldet, wie ein gemeiner Meuter und Rebell, ohne ſich verantworten zu dürfen, niedergehauen werde! — Ich bitte Euch, liebe Herren, bedenkt, was Ihr beginnet, und dann ſeid ſeine Richter nach Recht und Geſetz.

Richter? ſchrie Nicolaus, den Ritter mit Wuth unterbrechend. Es gibt Niemand, der mich zu richten befugt ſei.

Ich bitte Euch, Vetter, reizet die Zornigen nicht noch mehr! ſagte Heinrich von Münſterberg leiſe.

Seine gute Meinung erregte die Wuth des Herzogs nur noch mehr.

Schweig! rief er mit flammenden Augen. Auch Dich habe ich erſtechen wollen. Zeige die Briefe, die man Dir gebracht hat, um mich zu fangen.

Um Gott! rief Heinrich erſtaunt, indem er einige Briefe aus dem Koller zog. Siehe ſelbſt, ob nur Dein Name in dieſen Briefen genannt wird.

Ihr braucht Euch bei dem Verräther nicht zu rechtfertigen, Vetter Heinrich! fiel Herzog Caſimir ein, indem er den Fürſten von Münſterberg bei Seite drängte. Bringt, rief er einigen ſeiner Ritter zu, den Gefangenen in den Brüderthurm; dort ſoll er ſein Urtheil erwarten.

Die Vaſallen Caſimirs wollten Nicolaus abführen, aber wie toll und raſend ſchlug er um ſich, die Kleider wurden ihm ſtückweiſe vom Leibe geriſſen; endlich ergab er ſich, erſchöpft von der unnützen Anſtrengung. — Nach ſo langer Aufregung war Erſchlaffung eingetreten. Die Zähne klapperten ihm vor Froſt, den die Kirchenkälte bei dem faſt gänzlich Entblößten hervorbrachte. Ein Edelmann, Namens von Schellendorf, erbarmte ſich ſeiner, und gab ihm, um ſich gegen die Näſſe des Gefängniſſes ſchützen zu können, ſeinen mit Fuchs gefütterten Rock. — Gleich darauf ward er nach dem Gefängniſſe abgeführt. — — —

Während dieß in der Kirche vorfiel, hatte ſich die Bevölkerung der Stadt beruhigt. So wie Nicolaus in den Thurm gebracht worden war, nahm Alles wieder ein friedliches Anſehn an. Die Menge verlief ſich. Nur auf dem Rathhauſe war den ganzen Tag über Leben und Bewegung. Die Fürſten waren in permanenter Sitzung beiſammen; ſie deliberirten über das Geſchick des Herzogs von Oppeln. Die Anſichten waren ſehr getheilt. Caſimir von Teſchen und der Biſchof, die am ſchwerſten Beleidigten, drangen darauf, ihn ohne Weiteres zum Tode führen zu laſſen. Dieſem widerſprachen die minder Mächtigen, vor Allem die Standesherren; ſie wollten der Zukunft willen nicht einen Präcedenzfall dieſer Art aufkommen laſſen. Einige redeten davon, dem Könige die Beſtimmung der Strafe zu überlaſſen; dieſem Vorſchlage aber widerſetzte ſich ſogleich eine große Mehrheit. Dem Könige ſei noch nicht gehuldigt, rief man, noch ſei ungewiß, was aus der ganzen Huldigung werden würde, die Beſtrafung eines ſo ungeheuren Verbrechens, wie der Bruch des Gottesfriedens, in Mitte der Fürſtenverſammlung, erheiſche die ſchleunigſte und ſtrengſte Ahndung. —

Während aber die Fürſten ſich über das Geſchick des Herzogs nicht vereinigen konnten, war auch der Rath von Neiſſe — der Möglichkeit eines Befreiungsverſuches wegen — in fortwährender Sitzung verſammelt geblieben. Die Mitglieder waren in ihrer gewohnlichen, alterthümlichen Halle im Geſpräche beiſammen. Sie gingen in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, paarweiſe auf und ab, oder umſtanden ihren Präſes, den Bürgermeiſter Arnold Lange, einen ſtattlichen Greis, von ehrwürdigen, jedoch ſtrengen Zügen, indem ſie mit Achtung auf deſſen Rede lauſchten. So mochte ungefähr Nachmittag ſechs Uhr herangekommen ſein, als Hufſchlag galoppirender Pferde auf dem Markte ertönte, und wenige Augenblicke darauf Walter Eſchenbach im ſtaubbedeckten Reitkleide, ein langes Schwert an der Seite, hereintrat.

Nun, wie iſt es? Seid ihr Ihnen auf die Spur gekommen? ſprach ein junger Rathsherr, der mit Walter befreundet ſchien, indem er dem Eintretenden die Hand reichte.

Fragt mich nicht! entgegnete Jener ſchmerzhaft und mit verſtörtem Antlitz. Wir haben die Pferde auf der Straße nach Breslau, bis gegen vier Meilen von hier, faſt todt gejagt, und auf der Rückkehr alle Dörfer rechts und links durchſtreiſt, aber wir erkundeten nicht das Geringſte.

Die Anweſenden hatten indeß einen Kreis um die Sprechenden gebildet.

Wie Ihr gehört haben werdet, ſagte der Bürgermeiſter, der hinzutrat, ſo hat ſich das Gerücht verbreitet, als ſei Eure Braut von Leuten, die in den

Dienſten des Herzogs von Oppeln ſtehen, geraubt worden, und ich habe deßhalb ſogleich mit unſerm gnädigen Herrn, dem Biſchof, geſprochen. Se. Gnaden haben darauf den Kloſtervogt, Ritter Birk von der Duba, mit zwanzig Reiſigen ſchleunig auf der Straße von Oppeln nachgeſendet.

O dann erlaubt mir, geſtrenger Herr, daß ich dieſen ſchleunig nacheile! rief Walter raſch. Mit einem friſchen Pferde —

Das geht nicht an, Herr Schöffe! fiel etwas rauh der Vorige ihm in's Wort. Es geziemt Euch wohl, der Braut und Eurer Ehre Euch anzunehmen, aber die Ehre und das Wohl gemeiner Stadt erheiſcht Eure Anweſenheit. Ein Verbrechen iſt begangen, der Frieden des Fürſtentags, in Mitten der frommen und biſchöflichen Stadt Neiſſe geſtört worden, der Rath muß deßhalb beiſammen bleiben und darüber wachen, daß ſich Auftritte, welche unſern Privilegien und Gerechtſamen gefährlich werden können, nicht erneuern.

Walter ſchien noch etwas einwenden zu wollen, aber der Bürgermeiſter fiel mit gerunzelter Stirne ein:

Denkt an Euren Eid, Herr Schöffe, und nun kein Wort mehr!

Eben trat ein Ritter des Herzogs Caſimir in's Zimmer.

Herr Bürgermeiſter! ſagte er, zu dieſem tretend. Im Namen des Herzogs von Teſchen und Eures gnädigen Herrn, des Biſchofs, ſoll ich Euch auffordern, morgen mit Sonnenaufgang den Schöppenſtuhl zu Ausübung des Blutbanns zu verſammeln.

Und wer ſoll durch uns gerichtet werden! fragte Arnold Lange mit Ruhe.

Die Fürſten haben beſchloſſen, Herrn Nicolaus von Oppeln vor Euer Gericht zu ſtellen; erwiderte der Ritter.

Was? rief mit Erſtaunen einer der Schöffen. Den Herzog von Oppeln?

Einen regierenden Herrn vor den Schöppenſtuhl? fiel ein Anderer in gleichem Tone ein. Herr Ritter, dieß iſt unmöglich. —

Und warum unmöglich? fragte einer der Bürger kalt. Ein Mordanfall iſt innerhalb der Mauern der Stadt verſucht worden, wir ſind durch das Geſetz berufen, den Thäter zu richten.

Verzeihet Herr! fiel einer der Anweſenden ein. Der Verbrecher iſt ein Fürſt. Nur ſeinesgleichen vermag ihn zu verurtheilen.

Ich bin nicht Eurer Meinung, Schöff; ſagte ein Zweiter zu dem Vorigen. Die Fürſten ſtellen den Herzog vor den Schöppenſtuhl. Sie übertragen uns damit ihr Amt, und müſſen am Beſten wiſſen, was zu thun iſt.

Weder Dieß, noch Jenes iſt der Grund, um einen Ausſpruch über den Herzog thun zu können! fiel der Bürgermeiſter ruhig ein. Die Fürſten wollen nicht über den Herzog zu Gerichte ſitzen, weil ſie die durch ihn Verletzten, die Kläger ſind, den König wollen ſie nicht zum Richter aufrufen, weil ſie ihm noch nicht gehuldigt haben, ſie fordern unſern Richterſpruch gewiſſermaßen als ein Gutachten. Dieß zu geben, ſind wir verpflichtet; die Fürſten mögen dann zuſehen, ob ſie den Spruch vollziehen wollen oder nicht. — Herr Ritter! ſetzte er, zu dem Abgeordneten gewendet, hinzu. Vermeldet Sr. Gnaden, dem Herzoge, und unſerm gnädigen Herrn, dem Biſchof, unſern Gehorſam, und ſagt ihm: ich würde das Halsgericht zuſammenberufen und Ding halten, morgen beim Sonnenaufgang, auf offenem Platze und nach alter Sitte. — —

Der Ritter entfernte ſich und brachte die Botſchaft nach dem Fürſtenſaal. Caſimir hatte hier vollſtändig obgeſiegt. Nachdem einmal das Unerhörte, einen regierenden Herrn als Verbrecher vor ein Stadtgericht zu ſtellen, durchgegangen war, erſchien alles Uebrige nur als Nebenſache. Der Herzog von Teſchen nahm alle Effecten des Verurtheilten in Beſchlag. Alle ſeine Diener und Räthe wurden gefänglich eingezogen. Man ging ſogar ſo weit, dem Unglücklichen weder Eſſen, noch Trinken zukommen zu laſſen, und hielt die Verurtheilung für ſo gewiß, daß man ihn durch den Domherrn von Füllenſtein zum Tode vorbereiten ließ. — Nicolaus war inzwiſchen ruhiger geworden, oder vielmehr, er war in eine ſo vollſtändige Apathie verſunken, daß er Alles that, was man verlangte. Er beichtete und machte ſein Teſtament. — —

Der Morgen des folgenden Tages erſchien. Schon ſeit Tagesanbruch waren die Fürſten auf dem Rathhauſe verſammelt. Eine große Volksmenge durchwogte die Straßen, auf dem Markte war das Gedränge furchtbar, die Reiſigen des Biſchofs, angeführt von den Rittern und Schirmvögten des Prälaten, vermochten die Menge kaum von einem mit Seilen eingehegten leeren Platze, der mit rothem Tuche belegt und gerade der Rathhausthür gegenüber gelegen war, abzuhalten. — Auch in der Nähe des Brüderthurmes hatte man allerlei Zurüſtungen getroffen. Eine große, mit ſchwarzem Tuche bedeckte Tafel war unter freiem Himmel aufgeſchlagen. Dreizehn Seſſel umſtanden den Tiſch, der Bürgermeiſter und die Schöppen hatten ſie eingenommen. Auf der Tafel befand ſich ein Crucifix, mehrere Actenſtücke, Schreibzeug und ein kleiner, weißer Stab. Ein Kreis Gewappneter hielt das Volk entfernt. — Jetzt erhob ſich der Bürgermeiſter Lange. Der Alte war, wie alle Uebrigen, ſchwarz gekleidet, mit weißer Halskrauſe. Auch Walter Eſchenbach befand ſich an der Gerichtstafel; er ſaß als der jüngſte Schöppe am Ende derſelben, er ſchien blaß, niedergeſchlagen, nachdenkend, und fuhr heftig auf, als ſich der Bürgermeiſter an ihn wendete.

Da die Bank beſtellt und Dinges vonnöthen, rief er nach altem Ritual, mit ſtarker Stimme, ſo ſeid Ihr, Schöff Walter Eſchenbach, befragt: ob ich Ding hegen mag? —

Die Bank iſt beſetzt nach gemeinem Recht, heget Ding von Rechtswegen! entgegnete aufſtehend und ſich wieder niederlaſſend der junge Mann.

Schöff Bernhard Görresheim! Ihr ſeid befragt: ob ich dem Gerichte Frieden gebieten mag, nach gemeiner Stadt Recht? hob der Bürgermeiſter, ſich zu einem Zweiten wendend, an.

Euer Geſtrengen gebiete den Frieden billig von Rechtswegen! antwortete der Gefragte.

So gebiete ich dieſem Ding, rief Arnold Lange, indem er die Hand erhob, den Frieden des allmächtigen Gottes, unſers allergnädigſten Oberherrn, des Königs von Ungarn und Böheim Frieden, unſers gnädigen Herrn, des Biſchofs, der Stadt und des Rathes Frieden. Ich gebiete ihn allen Denen, ſo Friede lieb und Unfriede leid. Wer aber dieſes Ding ſtöret mit Worten, dem gehet es an ſein Geld, wer es ſtöret mit Werken, dem gehet es an Hals und Hand. -- Schöff Georg Kanold! ich frage Euch: ob ich Frieden geboten, wie Recht, und ob dieſes Ding Gewalt hat über Leib und Leben?

Ihr gebotet Frieden nach uraltem Recht, und das Gericht hat Macht über Leib und Gut, über Haut und Haar! ſprach der Schöppe.

So widerfahre Jedem nach Recht, im Namen des allmächtigen Gottes! -- Ich aber, Arnold Lange, Bürgermeiſter dieſer Stadt, eröffne das Blutgericht. Möget Ihr urtheln nach Eurem Gewiſſen, nach uraltem-Recht, über Leib und Leben, Haut und Haar, Hab und Gut! — Schergen! Führt den Beklagten vor! -- —

Die Häſcher öffneten das kleine, eiſenbeſchlagene Pförtchen des Thurmes, und wenige Augenblicke nachher trat Herzog Niclaus, in Mitte einer Anzahl Bewaffneter, heraus. Er ſchien niedergeſchlagen, war todtenbleich, doch wie er das Gericht in voller Sitzung erblickte, wie er an das untere Ende des Tiſches geführt wurde, übergoß eine dunkele Röthe ſein Antlitz. Er ſchien ſo von Erſtaunen ergriffen, daß er keines Wortes mächtig war.

Hier ſtehet der Herzog Nicolaus von Oppeln! rief der Bürgermeiſter. Wer gegen ihn zu klagen hat, der klage jetzt, und ſchweige nachher.

Jetzt erſt konnte der unglückliche Fürſt Worte finden.

Was wollen Dieſe? rief er mit Staunen. Wie unterſtehen ſich dieſe Leute einen Fürſten zu richten, oder wohl gar zu verurtheilen? —

Niemand antwortete ihm. Ein ſchwarzgekleideter Mann trat an den Tiſch, und überreichte dem Bürgermeiſter eine Schrift.

Ich, Dietrich von Scharfenberg, ſprach er, Sr. biſchöflichen Gnaden Rath, klage im Namen meines gnädigen Herrn, im Namen des Oberlandeshauptmanns, Herrn Caſimirs von Teſchen, und im Namen ſämmtlicher Fürſten und Herren, den hier gegenwärtigen Herzog Nicolaus von Oppeln an, des Bruches des Land- und Gottesfriedens, des Mordverſuchs und Verraths; ich klage ihn an auf Verluſt des Hauptes, auf Verluſt von Hab' und Gut.

Elender! rief Nicolaus zitternd vor Wuth. Hätte ich Schwert und Dolch, Deine Zunge ſollte in Deinem Schlunde nicht ſicher ſein! —

Der Bürgermeiſter verlas nun die Schrift. Sie enthielt die Erzählung der Vorfälle des vorigen Tages und ſchloß mit einem Antrage auf Verurtheilung.

Was habt Ihr auf die Klage zu erwidern? Womit denkt Ihr Euch zu vertheidigen? fragte der Bürgermeiſter, als er geendet hatte, den Herzog.

Was ich erwidere? rief Nicolaus wild. Daß Ihr Elende ſeid, Leute aus dem Pöbel, die nicht das Recht haben, einen Fürſten vor Gericht zu ziehen. — Womit ich mich vertheidigen will? Mit Abſagebrief und Fehde, mit Schwert und Lanze, mit Dolch und Feuerbrand! —

Ihr habt gehört, was der Beklagte erwiderte! ſprach Arnold Lange kalt zu den Schöppen. Schöff Heinrich Wüſtenberg! ich frage Euch: was urtheilt gemeines Recht über den Friedensſtörer und Mörder?

Den Tod durch's Schwert, den Verluſt von Hab' und Gut! antwortete Dieſer.

Wohlan! rief der Bürgermeiſter. So laſſet uns denn zur Abſtimmung ſchreiten.

Erlaubt, geſtrenger Herr, verzeihet, werthe Schöppen und Mitbürger! ſagte ein alter Mann von ehrwürdigem Anſehn. Sintemal Herr Nicolaus nur dem Ausſpruche des Königs, nicht dem der Fürſten, noch dem Blutbann unſers gnädigen Herrn des Biſchofs unterthan iſt, meine ich, wir können nicht über ihn ein Urtheil fällen.

Dem muß ich widerſprechen, Herr Schreibersberg! entgegnete raſch aufſtehend ein jüngerer Schöppe.

Die Fürſten, der Biſchof, ſtellen einen Verbrecher, nicht einen regierenden Herrn vor unſern Stuhl, ſie müſſen wiſſen, mit welchem Recht; ſie fordern nur unſer Urtheil über das Vergehen, wir geben es, das Vollziehen iſt ihre Sache.

So denke ich auch! rief ein anderer Beiſitzer des Gerichts.

Und ich! — Und ich! — fielen Mehrere ein.

Wäre das Verbrechen von irgend Jemand begangen worden, der dem Blutbann unſers Herrn, des Biſchofs, unterworfen iſt, ſo könnte das Urtheil nicht anders, als auf Verluſt des Hauptes lauten! hob der alte Schöppe, der zuerſt geſprochen, von Neuem an. Das Vergehen iſt offenkundig, darüber kann kein Zweifel walten. Es kommt nur darauf an, ob uns die Verurtheilung zuſteht.

Wohl! fiel der Bürgermeiſter ein. Die Sache iſt nicht ſchwer zu entſcheiden. — Ich frage Euch alſo, ehrſame Schöppen dieſes Gerichts: Welche Strafe verdient Der, welcher den Land- und Gottesfrieden bricht?

Den Tod! riefen Alle einſtimmig.

Wer dieſe Meinung ausgeſprochen hat, erhebe ſich von ſeinem Sitz! rief Arnold Lange.

Alle Beiſitzer ſtanden auf.

Alle ſind über Strafe und Verbrechen einverſtanden! ſagte der Bürgermeiſter. Ich werde Euch alſo jetzt die entſcheidende Frage ſtellen können. Wer ſie bejahend beantwortet, ſpricht damit zugleich das Todesurtheil über den Herzog Nicolaus aus. — Iſt die Strafe, die den gemeinen Landbeſchädiger und Friedensſtörer trifft, auch von uns über den hier gegenwärtigen Fürſten von Oppeln zu verhängen? — Wer dieſe Frage bejahend beantwortet, ſtehe auf, und erhebe die Hand, wer ſie verneint, behalte ſeinen Platz.

Mehrere Schöppen erhoben ſich raſch, andere — auch Walter — behielten ihre Plätze, der Bürgermeiſter, welcher gleichfalls aufgeſtanden war, wollte eben die Stimmen zählen, als ſich ein furchtbares Getümmel im Volke erhob. Sie bringen ſie! Sie bringen die Räuber! rief es hier und dort.

Aller Augen richteten ſich nach jener Seite. Ein Trupp Reiſiger zog langſam durch das Gewühl. Sie hatten einige Männer, denen die Hände auf den Rücken gebunden, und deren Roſſe an die ihrigen gefeſſelt waren, ſo wie eine todtenbleiche Frauengeſtalt in ihrer Mitte.

Seht einmal! Der Geheimſchreiber des Fürſten von Oppeln iſt alſo doch unter den Räubern! rief eine Stimme.

Wirklich war es ſo. Wenzel war gefangen, er ſchien tödtlich verwundet, denn ſeine Kleider ſtarrten von Blut, er konnte ſich kaum auf dem Pferde halten.

Jetzt war der Haufen unweit der Gerichtsverſammlung. Das Auge Walters fiel auf die Frauensperſon, die in Mitte der Reiſigen daher zog. Verena! rief er aufſpringend, und indem er aus dem Kreiſe trat, ſeine Hände nach dem Mädchen ausſtreckend.

Verena ſchien bis zum Tode erſchöpft. Ihr Geſicht zeigte nicht eine Spur von Farbe, das ſchöne Haar hing aufgelöſ't über den halbentblößten Nacken. — Die Schaar zog vorüber. Der Bürgermeiſter begann die Stimmen zu zählen.

Sechſe ſtimmen für den Tod — hob er an. Die Andern ſind — — Aber was iſt das, Schöff Eſchenbach? Warum verlaſſet Ihr die Gerichtsbank? — Erkläret jetzt, für was Ihr ſtimmt.

Für den Tod des Verbrechers! rief Walter mit einem Ausdruck des Auges und der Züge, in denen ſich tödtlicher Haß abſpiegelte. Der junge Mann hielt die Hand hoch gen Himmel. — Arnold Lange überzählte jetzt die Stimmenden.

So verdamme ich Dich, Nicolaus von Oppeln, zum Tode durch das Schwert! rief er laut, indem er nach dem auf dem Tiſche liegenden Stäbchen griff, es zerbrach und es dem Beſtürzten vor die Füße ſchleuderte. Ich verdamme Dich im Namen dieſes Halsgerichts, und rufe Zeter über Dich.

Elende Buben! ſchrie Nicolaus, nachdem er ſich von dem Schrecken des Augenblicks erholt hatte. Ihr wagt es alſo wirklich, ein ſchimpfliches Urtheil über einen Fürſten auszuſprechen? Ihr täuſcht Euch indeß, wenn Ihr meinet, daß es vollzogen werden wird. Gefängniß wird mein Loos ſein — dieß weiß ich; denn weiter können meine Feinde ſich nicht ſelbſt, nicht ihre eigne Ehre vergeſſen — bin ich aber wieder in Freiheit, dann wahret Eure Häupter.

Wo iſt der Domherr von Füllenſtein, wo der Ritter des Herzogs von Teſchen? fragte Arnold Lange, ohne die Worte des Herzogs einer Antwort zu würdigen. —

Der Domherr und ein von Kopf bis zu Fuß ſchwarz Geharniſchter, dem eine Schaar Reiſige folgte, traten zu dem Gerichtstiſche.

Was ſoll das? — Was wollt Ihr, Ritter Eberſtein? — rief Nicolaus mit Entſetzen, als der Gewappnete das Viſir aufſchlug.

Wir haben den Befehl, Euch zum Tode zu führen! erwiderte Dieſer mit rauher Stimme.

Wie? rief Nicolaus erbebend. Es kann nicht ſein! — Die Fürſten, meine Vettern, ſollten ihren Verwandten durch dieſe elenden Bürger verurtheilen und das Urtheil wirklich vollziehen laſſen?

So iſt es, gnädiger Herr! ſprach Füllenſtein ſanft. Ich ſagte es Euch vorher. Ergebet Euch in Euer Schickſal, und bedenket bloß Euer Seelenheil.

Nein! — Nein! — Es iſt unmöglich. Ich kann nicht ſterben, ich will nicht ſterben! rief der Unglückliche verzweifelnd.

Bedenket, edler Herr, fuhr Füllenſtein ihm zuſprechend fort, aber Nicolaus unterbrach ihn ſogleich.

Ihr werdet mich nicht glauben machen, daß man mich wirklich hinrichten will! rief er mit ſich immer ſteigernder Angſt. Mein Vetter Caſimir, der Biſchof, ſie wollen mich nur in Schrecken ſetzen. Ich wollte es glauben, daß ſie die Abſicht hätten, mich zu tödten, wenn ſie mich ſogleich nach der That zum Blocke ſchleppten; aber dieſes Schauſpiel, — dieſes Gericht — nein, es iſt unmöglich! Nicht wahr, Ritter Eberſtein, es iſt nur Täuſchung? Sprecht, ich bitte Euch! — Laßt es jetzt genug ſein.

Ihr dauert mich, Herr! entgegnete düſter, und in tiefem, ſchaurigem Tone der Gefragte. Ihr wollt indeß Gewißheit, und ich gebe ſie Euch. Mein Ritterwort darauf: Ihr werdet zum Tode geführt; Ihr habt nicht mehr eine halbe Stunde zu leben. —

Es iſt eine im Menſchenleben häufig vorkommende Wahrnehmung, daß das gewiſſe, unabwendbare Unglück, ſobald es ſich als ein ſolches entſchieden dargeſtellt hat, viel von ſeiner Schärfe, von ſeiner Bitterkeit, verliert. So wie Eberſtein jene Worte geſprochen hatte, ſchien der Herzog faſt umgewandelt. Seine Haltung ward von Secunde zu Secunde feſter, ruhiger, man konnte ſagen, edler. Ein Ausdruck von Würde zeigte ſich in ſeinem Antlitz. Er wendete ſich dann zu den Beiſitzern des Gerichts.

Schöppen von Neiſſe! ſprach er gefaßt. Ich vergebe Euch das Urtheil, das Ihr geſprochen. Die Nachwelt wird Euch deßhalb tadeln, ſie wird Euren Ausſpruch, wenn nicht einen ungerechten, doch einen ungeſetzlichen nennen, dieß wird Eure Strafe ſein. — Ich bin jetzt bereit, Euch zu folgen, Ritter Eberſtein!

Eben wollten die Reiſigen den Herzog in die Mitte nehmen, als ſein Auge auf Walter Eſchenbach fiel! der dicht neben ihm ſtand.

Walter! ſagte der Herzog. Ich habe Euch ſchwer beleidigt, ich habe auf doppelte Weiſe Euch Böſes gethan. Ihr werdet jetzt gerächt, Euer Ausſpruch iſt es, der mich zum Tode ſendet. Ich nenne ihn gerecht und rechne Euch meinen Tod nicht zu; ich bitte Euch aber — vergebet mir, wie ich Euch vergebe.

Schweigend reichte Walter dem Herzoge die Hand, dieſer drückte ſie leicht, dann ſagte er bitter zu Füllenſtein: Kommet, lieber Herr; wir wollen meine Vettern nicht ſo lange warten laſſen! —

Durch eine unzählige Volksmenge bewegte ſich der Zug nach dem Markte. Ein Volksmeer bedeckte den Platz, die Straßen, die Dächer der Häuſer. Nur die Rohheit jener Zeiten kann es entſchuldigen, daß alle Fürſten und Herren ſich auf dem Rathhauſe verſammelt hatten, um das Todesurtheil vollſtrecken zu ſehen. Herzog Caſimir jubelte, als er den Todfeind zur Hinrichtung führen ſah. Er betrachtete dieſe wie einen erfochtenen Sieg.

Iſt der Ritter Stoſch in der Nähe? fragte Nicolaus mit leiſer Stimme den Domherrn. Ich habe ihn oft gekränkt und möchte ihm wohl einige freundliche Worte ſagen.

Er hütet ſein Lager; entgegnete Jener. Als er Euch mit ſeinem Körper deckte, ward er im Gedränge am Genick verwundet.

Noch ein Tropfen mehr im Wermuthkelche! ſagte Nicolaus ſeufzend.

So wie der Zug dem Rathhauſe gegenüber angekommen war, warf Nicolaus einen ſchmerzlichen

Blick auf die verſammelte Menge, die ihn größtentheils mit Blicken des Haſſes betrachtete, ſo wie auf die Fenſter des Rathhauſes, von wo die verſammelten Stände dem blutigen Schauſpiele zuſahen, dann hob er die Augen gen Himmel und brach in die Worte aus: O Neiſſe, Neiſſe, haben Dich meine Vorfahren deßwegen der Kirche geſchenkt, daß Du mir heute das Leben nehmen ſollſt! —

So wie er die mit rothem Tuch bedeckte Richtſtätte betreten hatte, fragte der Ritter, der ihn bis dahin begleitet hatte: ob er noch einen Wunſch habe, deſſen Erfüllung möglich ſei?

Nicolaus beſann ſich einen Augenblick. Die Worte der Eſchenbach, die ſie an dem Ufer der Oder, wenige Minuten vor ihrem Tode ausgeſprochen, fielen ihm ein.

Lieber Herr! ſagte er darauf. Iſt es möglich, ſo laſſet meinen Körper nach Oppeln zur Beſtattung bringen und das Thor, durch welches er einzieht, auf ewig vermauern.

Der Ritter machte eine bejahende Bewegung mit der Hand, Füllenſtein ſprach einige leiſe Worte zu dem Herzoge, dieſer kniete nieder, und verrichtete ein andächtiges Gebet. Wie er dieſes beendigt hatte, machte er ſich den Hals frei, doch dauerte es längere Zeit, da er mit den langen herabhängenden Haaren nicht fertig werden konnte, und der Nachrichter ihm ſeine eigne Kopfbedeckung aufſetzen mußte, um jene darunter zu verbergen. So wie dieß geſchehen war, rief der Unglückliche mit lauter Stimme: Jeſus! — aber in dieſem Moment rollte auch ſein Haupt auf die, augenblicklich von einem Blutſtrahl überſtrömte Decke. — —

Man hat in ſpätern Zeiten in dem Umſtande, daß eine Fürſtenverſammlung Einen ihres Gleichen vor ein Stadtgericht ſtellen, verurtheilen, und wirklich hinrichten laſſen, manches Unbegreifliche finden wollen, man behauptete, Nicolaus ſei ein heimlicher Anhänger der Huſſitiſchen Lehre geweſen, aber dieſe Annahme zerfällt ſogleich, wenn man bedenkt, daß durch die Wahl des Königs Wladislaus den Huſſiten, ſelbſt in Böhmen, ihre Rechte zugeſichert waren. Verſetzt man ſich in die Denkungsart jener Zeiten, bedenkt man die damalige Sittenrohheit, vergißt man nicht, daß Nicolaus ſich durch Handlungen grauſamer Art allgemein verhaßt gemacht, ſodaß er vielleicht nicht mit Unrecht ſeine nahe Gefangennehmung vor ſich ſah, will man — wie Einige noch behaupten — annehmen, daß er zuweilen Anfälle von Raſerei hatte, und daß es in einem derſelben war, wo ihn ſein ſonſtiger Haß gegen Caſimir zu der unſinnigen That verleitete, ſo verſchwinden jene Zweifel und Bedenklichkeiten. — —

König Wladislaus empfand zwar das ſo unerhörte und eigenmächtige Verfahren der ſchleſiſchen Stände anfangs ſehr übel, aber er ließ ſich bald beruhigen. Herzog Caſimir ſchien auch bereits im Voraus davon verſichert zu ſein, denn er zog einen Theil der Güter des Herzogs ein und wählte deſſen beſte Pferde — gleich, als ob er ihn in offener Fehde beſiegt hätte — für ſich aus.

Dem Leſer, der ſich für das Schickſal Verenens und ihres Bräutigams intereſſirt, können wir nur noch berichten, daß erſt nach Monaten ſich das Mädchen von einer Krankheit, welche der Schrecken der Entführung ihr zugezogen, wieder erholte, und daß beinahe ein Jahr verging, ehe die Verbindung Beider — wozu ſich der Ritter Johann Stoſch als Hochzeitgaſt einfand — gefeiert werden konnte. — Der Geheimſchreiber Wenzel ſtarb an den bei ſeiner Gefangennehmung empfangenen Wunden. Nur mit Mühe bewog Stoſch den Herzog Johann, für die Hinterlaſſenen des Vertrauten ſeines Bruders, zu ſorgen.

Der Beſeſſene.

Ein Schwank.

Motto:

Don Oſcuro.
Brühſiedendheiß iſt's in der Höll'!
Don Tacaño.
Wie er ſich fürchtet, der dumme Geſell! —
Nicht Himmel noch Hölle giebt's; s'iſt kein Zweifel.
Asmodi (für ſich).
Und dennoch holt Euch alle Beide der Teufel.

Altes geiſtl. Schauſpiel.

In dem glücklichen Fürſtenthum N. — welches indeß der Leſer nur auf Charten ſuchen muß, wo mindeſtens ein Zoll auf die Meile gerechnet — unweit der von tauſend Seelen bewohnten Hauptſtadt, deren Einwohnerzahl aber gegenwärtig im Abnehmen begriffen, da, theils aus Beſorgniß vor Uebervölkerung der Reſidenz, theils aus abſonderlicher Luſt fremde Länder zu ſehen, eine große Menge daſiger Inſaſſen nach Arkanſas ausgewandert, zieht ſich ein anmuthiges Gebirge von Mittelhöhe, auf's Reizendſte mit dunkeln Buchenwäldern, geheimnißvoll-romantiſchen Schluchten, ſchimmernden Wieſen und rieſelnden Bächen ausgeſtattet, von Norden nach Süden. Hart am Fuße dieſes Gebirges liegt der kleine Badeort X. Nicht die Mirakel, die durch ſein Waſſer bewirkt wurden — obſchon ſolche groß und mannigfaltig ſind, wie vor Anfang der Saiſon der dortige Badearzt des Breiteren in den Provinzialblättern jedesmal bis zur Evidenz nachweißt — vielmehr die Annehmlichkeiten der Gegend sind es, welche die Reſidenzler, ſo wie die cuntry gentlemen des Herzogthums nach X. lockt, und man hat Beiſpiele von Jahrgängen, wo die Badeliſte bis auf hundert Nummern angeſtiegen, ja ſelbſt der Neid des fürſtlichen Hofapothekers, welcher eine Schenke von künſtlichen Mineralwaſſern hält, hat nichts gegen den Ruf des Brunnens ausgerichtet. Der miſerable Menſch hatte nämlich ausgeſprengt, ein längſt in Gott ruhender Paſtor loci habe einſt im Zorn ſeinem Küſter die gewichtigen Kirchenſchlüſſel an den Kopf werfen wollen, der Wurf ſei aber fehl gegangen, und das Schlüſſelbund in den nahen Brunnen gefallen, woher ſich ſeit jener Zeit der Mineralgehalt des Waſſers datire. Daß die ſchändliche Intrigue durch den Eifer des Badearztes Dr. Wieſelius, ſo wie durch die Beſorgniß des Gutsherrn, Baron Bellmann, der ſich in ſeinen Einkünften geſchmälert zu ſehen fürchtete, und die deßhalb den Brunnen ausſchöpfen ließen, auch in der fürſtlichen Hofzeitung erklärten, wie die fraglichen Schlüſſel ſich nicht gefunden hätten, vielmehr das Ganze eine elende Lüge und Verläumdung ſei, unſchädlich gemacht wurde, verſteht ſich, da das Gute doch endlich immer die Oberhand behält, von ſelbſt. — Obwohl nun von jener Zeit an der Ruf des Brunnens unangetaſtet blieb, ſo wäre es doch zu wünſchen geweſen, daß auch für die Bequemlichkeiten des Badepublikums in dem Maße geſorgt worden wäre, wie es der Würde jenes angemeſſen; leider lag dieß außer den Gränzen der Möglichkeit. Der Beſitzer des Ortes, welcher in früherer Zeit Kommandeur en Chef der ſämmtlichen fürſtlichen Kavallerie, die zur Zeit des Befreiungskrieges bis zur Stärke von vierzig Pferden vermehrt worden, geweſen, und wegen vieljährigen tapfern Dienſten mit dem Titel als Rittmeiſter und hundertfunfzig Thalern Penſion entlaſſen worden war, beſaß, außer einer liebenswürdigen Tochter, Nichts was nicht ſtark mit Hypothekenſchulden belaſtet geweſen wäre. Dr. Wieſel zuckte daher ſtets die Achſeln, wenn die Badegäſte auf das Kapitel: „was nothwendigerweiſe für das Bad gethan werden müſſe," zu ſprechen kamen, ließ inzwiſchen in der Stille eine wenig benutzte Kegelbahn neu decken und anſtreichen, und machte das nächſte Jahr in den Provinzialblättern bekannt, „daß dem, von einem verehrten Badepublikum im vorigen Jahre laut ausgeſprochenen Wunſche, eine bedeckte Promenade zu X. zu beſitzen, durch die bekannte Vorſorge der hohen Gutsherrſchaft, die, wenn es gelte, keinen Aufwand ſcheue, ſo wie durch ſeine eigenen pflichtſchuldigen Bemühungen, nun auf eine, in jeder Hinſicht entſprechende Weiſe genügt worden ſei. — Obgleich, wie wir nicht läugnen wollen, der gute Doctor in Angelegenheiten ſolcher Art nicht allzu gewiſſenhaft war, ſo genau hielt er jedoch auf Alles, was auf die in dem daſigen Wirths- und Geſellſchaftshauſe ſtattfindende Tafeleinrichtungen die entfernteſten Beziehungen hatte. Nicht nur, daß er die allen Badeärzten anklebende Eigenſchaft, Freund einer wohlbeſetzten Tafel zu ſein, im Superlativ an ſich hatte, ſondern er war auch ganz unglücklich, wenn ein oder der andere Artikel, der in der nahen Reſidenz zu haben war, auf dem Tiſche des Geſellſchaftshauſes mangelte. Konnte man den letztern daher einen guten nennen, ſo hatte man es — und darüber war nur eine Stimme — dem Dr. Wieſel zu danken, und es verging aus dieſem Grunde kein Sonn- und Feſttag, wo nicht die Reſidenzbewohner Fuderweiſe vor dem „Belvedere“ zu X. angefahren gekommen wären, um dort zu Mittag zu ſpeiſen. Sollte übrigens einer unſerer Leſer je durch den beſagten Badeort paſſiren, ſo erſuchen wir ihn, nicht nach dem „Belvedere“ zu fragen. Obwohl dieſer Name in großer Schrift über der Thüre ſteht, die Frau Baronin hatte ihn paſſend gefunden, weil man aus dem einen Giebelfenſter auf dem Oberboden einer ſehr ſchönen Ausſicht genießen kann, wenn man ſteile und dunkle Treppen nicht ſcheut — ſo hält ſich das geſammte Publikum doch mehr an das alte unſcheinbare Wirthshausſchild, auf welchem ein mit drei Hunden zu Holze ziehender Weidmann, der über letztere eine Peitſche ſchwingt, dargeſtellt iſt. Die gebildete Klaſſe nennt das Geſellſchaftshaus gewöhnlich: im Jäger, die ungebildete heißt es dagegen zum größten Verdruſſe der Gutsherrſchaft und des Badearztes: die Hundequäle; eine Benennung, die allerdings gegen alle Regeln des guten Geſchmacks und der Aeſthetik erfunden ſcheint. Auf die eben angeführte Hundequäle, oder, da wir den vulgären Namen ſo wenig wie möglich brauchen wollen, auf das „Geſellſchaftshaus“ hatte Dr. Wieſel, und zwar keineswegs bloß ſeiner Gourmandiſe willen, alle ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet. Der Grund war folgender. Der wackere Brunnenarzt war eine Art mediciniſchen Janusgeſichts, ein Verſöhner ſich feindlich bekämpfender Elemente, der Vermittler alter und neuer Methode, mit einem Worte, um uns deutlicher, ſelbſt auf die Gefahr etwas ordinair, auszudrücken — je nachdem der Mann war, briet er ihm die Wurſt, und kurirte ſeine Kranken, ganz nach deren Belieben, allo- oder homöopathiſch. — Daß er deßhalb von den Aerzten beider Partheien giftig beurtheilt und vielfach angefeindet wurde kümmerte ihn, wie dieß ſtarken Seelen eigen, nur wenig. Zu den Einwürfen, daß ein Syſtem das andere nothwendig ausſchließen müſſe, daß das, was bei Kajus eine Wahrheit ſei, bei Sempronius unmöglich eine Lüge ſein könne, ꝛc., dazu lächelte er als ein vernünftiger Mann, verſchrieb vorkommenden Falles ſeinen allopathiſchen Kranken tüchtige Vomitive und Purganzen, verſicherte den Homöopathiſchen, daß die mineraliſchen Beſtandtheile des Brunnens gerade in einer ſolchen Miſchung und Verdünnung wie es nach den Vorſchriften der Homöopathie nöthig, ja in gewiſſer Hinſicht, ſo gut als gar nicht, im Brunnen zu X. vorhanden, und jedenfalls ganz unſchädlich wären, daß übrigens im ganzen Menſchenleben, folglich auch, und zwar am allermeiſten bei Brunnenkuren Eſſen und Trinken die Hauptſache ſei, und daher der Erfolg der letztern ganz beſonders von der Diät abhange. Wie ſehr dieſe Anſicht bei dem guten Wieſel ſich in Saft und Blut verwandelt hatte, ging daraus hervor, daß der Doktor nicht nur jeden Morgen den Küchenzettel des Geſellſchaftshauſes inſpicirte, ſondern auf die Gefahr der Verkennung ſeiner Würde, ſelbſt mehrmals an jedem Tage die Küche beſuchte, um ſich zu überzeugen, daß Alles auf die ſchmackhafteſte und geſundeſte Weiſe zubereitet würde, ja er trieb es ſo weit, daß er bei Tafel das Amt des Vorſchneiders übernahm, und ſorgfältig jedes Stück, welches als allzufett oder ſonſt nicht der Geſundheit der Kurgäſte zuträglich, gefährlich zu genießen war, entfernte, und um Mißbrauch zu verhüten mit eigenem Riſico aufaß. Daß er in ſolchen Beſorgniſſen übrigens etwas outrirte, bezeugte die ſeit langer Zeit unter den Brunnengäſten umlaufende Tradition, Dr. Wieſel habe einſt, um ſeine Kranken durch ein allzufettes Nierenſtück eines mächtigen Kalbsviertels nicht zu Schaden kommen zu laſſen, daſſelbe ganz allein und auf eine einzige Mahlzeit verzehrt, ſich aber damit eine Indigeſtion zugezogen, die ihn faſt an den Rand des Grabes geführt. — Um nun aber der Wahrheit im ganzen Umfange die Ehre zu geben, mußte ein Jeder der Gäſte auch bekennen, daß der Doctor nicht nur die Diät, ſondern auch das Vergnügen derſelben im Auge hatte. Er ſuchte ſtets die ganze Geſellſchaft zuſammen zu halten. Bei ſchlechtem Wetter war das Geſellſchaftshaus der allgemeine Vereinigungspunkt, bei gutem beſuchte man unter Wieſels Anführung die verſchiedenen reizenden Punkte der Gegend, welche durch die Vorſorge des Baron Bellmann, und durch die Hand eingefangener Holzdiebe oder anderer Uebelthäter, tant bien que mal zugänglich gemacht worden waren. Bei ſolchen Ausflügen, ja auch bei den Theevereinen im Geſellſchaftshauſe, war dann gewöhnlich der Baron nebſt Frau und Tochter gegenwärtig, und es fügte ſich, daß an einem ziemlich angenehmen Sommerabende — der für den Verfolg dieſer Erzählung von Bedeutung iſt — die gutsherrliche

Familie nebſt ſämmtlichen Brunnengäſten von Bedeutung in einer geräumigen Laube in der Nähe des gedachten Locals beim Thee verſammelt war. Dem Baron, einem etwas korpulenten Funfziger mit gutmüthigem, wenn auch nicht ſehr geiſtreichen Antlitz, ſaß deſſen Gattin, eine blaſſe, magere Dame, zur Seite. Die Reſidenzbewohner behaupteten, daß die Baronin zu einem Verein der Frommen gehöre, und daß ſie niemals die Erbauungsſtunden, welche ein, in der Nähe der ſogenannten Entenpfütze am äußerſten Ende der Vorſtadt wohnender Leinweber abhölte, zu verſäumen pflege, wenigſtens wollte man ſie oft am Arme ihres Schweſterſohnes, des fürſtlich Y.ſchen Huſarengardelieutenants, deſſen Regiment — welches überhaupt nur zweihundert Mann ſtark war — die Hälfte der Armee, zugleich aber den Beſtand der ſämmtlichen Y.ſchen Reiterei ausmachte, dahin gehen geſehen haben. Da nun des goldenen Friedens wegen zwei Drittheile der Kavallerie unberitten, das Linienmilitair aber der Erſparniß halber bis auf zwanzig Mann beurlaubt war, ſo waren die Offizierkorps größtentheils in den Stand der Ruhe verſetzt, und aus dieſem Grunde befand ſich der eben erwähnte Gardehuſar gleichfalls bei der Theegeſellſchaft. Hätte er ſich nicht um ſeine Kouſine, die Tochter des Barons, eine liebenswürdige Brunette, beſchäftigt, ſo wäre die Aufmerkſamkeit, die er ſeiner eigenen Perſon widmete, durch nichts Aeußeres getheilt oder zerſtreut worden, und er würde dann ſeinen blonden Locken, der eng anliegenden Halsbinde und allem übrigen Beiwerk eines militairiſchen Faſhionables ſolche nicht einen Augenblick haben entziehen dürfen, es ſei denn, daß der Aerger über die Mitbewerbungen ſeines Vetters, des Referendarius von Bellmann, der dem ſchönen Mühmchen alle Augenblicke Etwas zuzuflüſtern hatte, ihn dazu veranlaßt hätte. Gedachter Referendarius ſchien indeß ſich ſo wenig als der Huſar von Seiten der liebenswürdigen Sophie einer beſondern Würdigung zu erfreuen, ungeachtet beide junge Männer weder unangenehm, noch häßlich, ſonſt aber trotz Verwandtſchaft und einiger Familienähnlichkeit der Gegenſatz von einander waren. Der Huſar gehörte wie bereits gemeldet zu den Stillen im Lande, er führte ſtets „Bogatzky's Schatzkäſtlein" oder ein ähnliches Erbauungsbuch im Tſchako, er ſchlug beſtändig die Augen nieder, ſeufzte viel, tanzte bloß mit den Prinzeſſinnen, war bei den alten Damen der Hauptſtadt gut gelitten, trank in deren Geſellſchaft eine unermeßliche Menge Thee, zu welchem Zwiebacke und Traktätchen herumgegeben wurden, und alle Welt behauptete: er werde, trotz dem daß er nur ein forcirter Frommer, eigentlich aber ein arger Duckmäuſer ſei, gewiß eine gute Karriere machen. — Der Referendarius dagegen ſtand in der Hauptſtadt nicht eben am Beſten angeſchrieben. Schon über den Umſtand, daß er die Uniform des jungen Deutſchlands, einen Bart à la jeune France, ſchwarzen Sammtrock und weißen breitrandigen Filzhut trug, ſchüttelten die alten Regierungsräthe den Kopf, ſeit er aber tagtäglich in der Konditorei bei Libertini zu finden war, wo er Grog trank, von Völkerfrühling, allgemeinem Zeitſchmerz, wie von innerer Zerriſſenheit ſprach, und Kirſchkuchen, oder Schaumtorte dazu aß, war er bei ſeinen Vorgeſetzten ganz in Mißkredit gekommen. Jedoch nicht bloß die alten Herren, auch die jungen Damen hatten Manches gegen den Referendarius einzuwenden, ſo ſelten dieß übrigens der Fall ſein mag, wenn ein ſolcher unverheirathet, und Herr eines Vermögens von funfzigtauſend Thalern iſt. Nicht die Politik des Herrn von Bellmann, noch die Reden, die er dann und wann auf dem Schnabelſchen Kaffeehauſe gegen das Chriſtenthum gehalten hatte, thaten ihm hier Eintrag — wußte man doch durch ſeine alte Aufwärterin, daß er ein Gebetbuch in ſeinem Pulte verwahre, in welchem er, wenn ein Gewitter am Himmel ſtand, eifrig zu leſen pflegte — aber ſeine Grundſätze Hinſichts der Ehe, die er noch weniger als die politiſchen und religiöſen verheimlichte, machten die heirathsluſtigen Fräuleins bange. Zwar lächelten die Väter und Brüder der Schönen, die der Referendarius umſchwärmte, manchmal etwas ſpöttiſch über dergleichen Beſorgniſſe, und ein alter Oberlandesgerichtsrath meinte: während ſeiner vieljährigen Praxis ſeien ihm noch wenig grobe Vergehen in puncto sexti von Seiten ſolcher Perſonen, die wie Herr von Bellmann mit ſehr ſchwächlichem Körperbau, magern Gliedmaßen, blauen Augen und dünnem blonden Bart und Haupthaar begabt geweſen, vorgekommen, aber die ſchüchternen Schönen traueten einmal nicht, und der Referendar blieb in üblem Geruche. —

Außer den Vorerwähnten war der reiche Banquier und ehemalige Lieferant, der Kommerzienrath von Haberkorn, nebſt Gattin, Schweſter und Tochter unter den Verſammelten. Sein altes Haus, ſein neuer Adel, die naiven Aeußerungen ſeiner Gattin, die äſthetiſchen ſeiner Schweſter und Tochter, machten ihn unter den Honoratioren der nahen Reſidenz N. bemerkbar, und die Müſſiggänger der letztern hatten auf Koſten der Familie allerhand ſpaßhafte Geſchichtchen in Umlauf gebracht, denen indeſſen nichts weiter, als daß der Kommerzienrath ein enthuſiaſtiſcher Spekulant, die Räthin ein wenig gemein, die Schweſter eine alte heirathsluſtige Jungfer, und die Tochter nicht eben von vielen Geiſtesfähigkeiten war, als ſtrenge Wahrheit zu Grunde lag.

Außer den genannten Perſonen waren noch viele andere Bade- und Brunnengäſte bei der Theegeſellſchaft, indeß würden wir den geneigten Leſer zu ermüden fürchten, wenn wir Etwas mehr hinzu fügten, als daß von dieſen etwa nur noch ein Lieutenant von der fürſtlich N.ſchen Infanterie, der aber von ſeinem Kameraden, dem Gardehuſaren, etwas über die Achſel angeſehn wurde, ein dicker Landpaſtor, ein Oberförſter, und noch einige ältliche Damen, die wenig ſprachen, aber eine furchtbare Maſſe warmes Waſſer und harten Zwieback konſumirten — wiewohl ſie den Zucker ſchonten, den ſie in Stückchen von Erbſengröße in den Mund nahmen — in Betrachtung kommen konnten. —

Die Geſellſchaft hatte bereits längere Zeit im Geſpräche zugebracht, der Baron hatte mit einer Stentorſtimme, der Gardehuſar lispelnd, die Mädchen — Sophie ausgenommen — ſtockend oder kichernd ihr Wörtchen dazugegeben, bloß der Referendar ſaß, dann und wann geringſchätzig um ſich her blickend, ſchweigend auf ſeinem Seſſel, als auf einmal Dr. Wieſelius in die Laube trat. Der wackere Badearzt war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren. Er war mit einem rothen, breiten, fettglänzenden Geſichte begabt, ging ſtark gepudert, um das bereits ergrauende Haar nicht allzuſehr bemerkbar zu machen, trug ſich übrigens ſehr modern, und würde im Allgemeinen nicht übel anzuſchauen geweſen ſein, wenn nicht der ihm bis zu den Füßen herabreichende Gehrock, der dicht unter dem Halſe zugeknöpft war, bei ſeiner unterſetzten Figur das Anſehn eines auf wunderbare Weiſe aufrecht daherwandelnden Mantelſacks gegeben hätte.

Kaum hatte der Doctor die Laube betreten als ihn ein großer Theil der Anweſenden mit Fragen beſtürmten.

Nun wie ſteht's, Wieſelchen? rief der Baron.

Wird er kommen? fragte Fräulein Emerentia Haberkorn, die Schweſter des Kommerzienraths.

Warum haben Sie ihn nicht mitgebracht? ſetzte die Baronin hinzu.

Meine Herren und Damen, ſagte der Doctor, ſich rechts und links verbeugend, Sie fragen mich da Etwas — aber beſter Herr Kommerzienrath, Sie haben die Weſte ein wenig zu weit aufgeknöpft, und es weht ein ſcharfer Oſt- oder beſſer zu ſagen, Oſt-Süd-Oſtwind — ja, die verehrten Anweſenden richten eine Frage an mich, die ich beim beſten Willen nicht gehörig zu beantworten vermag.

Ei, zum Teufel, Doctor! weßhalb haben wir Euch denn hingeſchickt? rief der Baron unwillig, indem er die Aſche von ſeiner Cigarre bließ.

Ich wüßte nicht, daß mich irgend Jemand geſchickt hätte, entgegnete Wieſelius mit angenommener

Würde. Ich ging, um die Fremden einzuladen, weil ich wußte, daß es der Geſellſchaft angenehm ſei.

Nun, nun! Seid kein Narr Wieſelchen! entgegnete der Baron. Es war nicht böſe gemeint. Ein Wort iſt kein Pfeil. Aber — werden ſie kommen oder nicht?

Der Eine kommt! der Stichling; mit dem Andern iſt's ungewiß; antwortete Wieſel, ſich zur Seite Fräulein Emerentia's niederlaſſend.

Alſo der — wie heißt doch der Andere? — der —

Nicodemus, Herr Baron! fiel die Kommerzienräthin ein.

Von Nicodemus? fragte die Baronin.

Bewahre! — Nicodemus ſchlecht weg; erwiderte die Vorige. — Ich ſah erſt vorhin in die Badeliſte. Rennthier Nicodemus aus Stockholm ſtand drinn, und ich dachte Anfangs, er wäre ein Vieh, und der Andere, der Doctor Stichling, wäre ſo eine Art Kunſtreiter oder wie die Leute heißen, die wilde Beſtien für Geld ſehen laſſen.

Ich weiß gar nicht, ma chere mère, wie Du ſolche eklige Ausdrücke brauchen kannſt! fiel Fräulein Fanny von Haberkorn der Mutter in die Rede. Rentier kommt von Rente, und bedeutet einen Menſchen, der Geld und nichts zu thun hat, und die Leute, die mit wilden Thieren herumziehen, werden jetzt nie anders als Profeſſoren der Naturgeſchichte, oder der Thierbändigungskunſt genannt.

S'iſt immer ein ſtarkes Stück, daß der Kerl, der Nicodemus, die Einladung refuſirt hat, und ich werde es dem andern Schwengel — wie heißt er doch? — zu verſtehn geben, daß es uns verdrießt; ſagte ärgerlich der Baron.

Ja! — S'iſt fatal! grunzte der Kommerzienrath. Ich hatte mir vorgenommen ihn zu fragen: ob bei Stockholm noch die Runkelrüben fortkommen, oder ob dahin mit Rübenzucker etwas zu machen wäre.

Der Menſch — der Fremde, iſt gewiß ein ganz gemeiner Kerl, ohne Sitte und Lebensart! bemerkte der Gardehuſar.

Bitte um Entſchuldigung, Herr Kamerad! fiel der Linienoffizier ein. Ich ſah ihn heute. Ein nettes Kerlchen; auf Ehre! Sie können darauf ſchwören.

Ich ſchwöre gar nicht! ſagte der Gardiſt trocken. — Ueberhaupt gilt: auf Ehre, oder: auf Seele etwas zu verſichern bei der Garde gegenwärtig als wenig faſhionable. Höchſtens ſagt etwa Einer einmal: auf Tugend: wiewohl die Meiſten nichts auf Verſicherungen halten, ſelbſt nicht auf geſchriebene.

Ein gemeiner Menſch iſt er nicht der Fremde! ſprach mit Beſtimmtheit der Kommerzienrath. Wir können immerhin mit ihm umgehn, ohne uns Etwas zu vergeben. Ich glaube ſogar, daß er nicht Nicodemus heißt, ſondern zu uns, zur Nobleſſe, gehört. — Ich war vorhin in der Schmiede, und ſetzte den Schlingel, den Schmied, zur Rede, weil er ſich pro Hufeiſen mit vier Groſchen bezahlen läßt, obgleich er ſeine ganze Waare durch mich bezieht. — Ich ſehe da einen eleganten Wagen mit einem Wappen auf dem Schlage, und erfahre, daß er dem Fremden, dem Nicodemus, angehört. — Aber apropos Herr Baron! Ich finde, daß unſere Wappen ſehr viel Aehnlichkeit mit einander haben; in beiden ein Löwe, mit dem Unterſchiede, daß der Ihrige liegt und der meinige aufgerichtet ſteht.

Das kommt daher, ſagte der Baron etwas malitiös, indem er ſtarke Rauchwolken aus ſeiner Cigarre bließ, der meinige iſt ein alter Löwe und darum hat er ſich niedergelegt, der Ihrige iſt aber noch ein junger und darum ſteht er; aufrichten aber muß er ſich, damit er Ihre Geldkaſſe gehörig vertheidigen kann.

Pas mal! ſagte der Jungdeutſchländer, die mit blonder Wolle bedeckte Oberlippe etwas zum Lächeln verziehend, und verſank dann wieder in das vorige verachtungsvolle Schweigen. —

Ich theile ganz Deine Anſicht, mon frère! hob nach kurzer Pauſe Fräulein Emerentia an; ich glaube gleichfalls, daß der Fremde ein ausgezeichneter Mann ſei. Ich ſah ihm genau in das blaſſe edle Geſicht.

Ein tiefeſ Leid, ein gewiſſer Seelenſchmerz blickte aus den ſchönen Zügen. Gewiß iſt er unglücklich, unglücklich durch Liebe —

Unglücklich getroffen vom allgemeinen Schmerze der Zeit, wollen Sie ſagen, mein Fräulein! fiel jetzt der Referendarius ein. O es iſt etwas Entſetzliches — Marqueur ein Gläschen Arrack! aber weißen; — etwas Gräßliches um dieſe Bande, dieſe quälenden Feſſeln, die Alle ſchleppen, mit denen aber nur ſtarke Seelen zu klirren wagen, weil ſie ſolche noch nicht zu brechen im Stande ſind. Auch jener Nicodemus mag Einer der jungen Deutſchen ſein, die da harren, daß das Evangelium des Fleiſches verkündet werde, die da entgegenſehen dem Völkerfrühlingsmorgen, der zwar entfernt, aber dennoch bereits am Horizonte bemerkbar, heraufzieht, die, ſage ich, dieſem entgegenharren, blutend zerriſſen — —

Nein, da muß ich ſehr um Entſchuldigung bitten, mein beſter Herr Referendarius! fiel die Kommerzienräthin dem Vorigen in's Wort. Es war heute Morgen, und die blinden Muſikanten begaben ſich gerade wegen der Tiſchmuſik nach der Hundequäle, als wir, Schwägerin Renzchen und ich, dem Fremden begegneten, aber er hatte einen ganz feinen neuen Frack an, und von Zerriſſenen, oder gar von Blut oder Schmutz, war nichts an ihm zu bemerken, es müßte denn an

Stellen geweſen ſein, die eine anſtändige Frau nicht lange in Augenſchein nehmen kann.

Gott! Was die Mutter heute wieder für eklige Bemerkungen macht! ſagte Fräulein Fanny leiſe zu Tante Emerentia.

Aber der Andere, der — wie hieß er doch? — ſprach der Baron.

Stichling, Doctor Philoſophiä; erwiederte Wieſel. Der kommt gewiß. Von ihm können wir erfahren, was es mit dem Nicodemus eigentlich für eine Bewandniß hat. Er gefällt mir überhaupt beſſer als ſein Gefährte. Er ſcheint ein höchſt gutmüthiger, aufrichtiger Menſch zu ſein, wenn er auch eben nicht viel Verſtand beſitzen ſollte. Denken Sie, Verehrte! er fragte mich, ob ich ihn nicht homöopathiſch und allopatiſch zugleich kuriren könnte, und ich hatte große Mühe, ihn von dieſer Idee abzubringen, denn er meinte, er wäre eigens deßhalb hierher gereiſt, indem er gehört, daß ich die Methode, beide Kurarten zu vereinigen, erfunden hätte. — Ich kann es ihm übrigens nicht verdenken, dem Aermſten, fuhr Wieſel ſelbſtgefällig fort; er ſcheint entſetzlich hypochondriſch, ſpricht in geheimnißvollen Ausdrücken von ſeiner Krankheit, und klagt über einen fortwährenden Schmerz in der rechten Seite, offenbar ein Leberleiden, wo unſer Brunnen ſeine herrliche Heilkraft vorzüglich bewährt, wiewohl ich behaupte, daß er bei Krankheiten der Milz, des Magens, der Lungen, ſo wie des ganzen Blut-, Nerven- und Knochenſyſtems dieſelbe Vollkommenheit zeigt, da er zu gleicher Zeit auflöſend und ſtärkend, irritirend und deprimirend ja auf alle nur erdenkliche Weiſe wirkt. — Aber ſehn Sie, meine Verehrten! — Dort kommen die Fremden. — —

Alle Blicke richteten ſich jetzt nach der Allee, die vom Dorfe nach dem Geſellſchaftshauſe führte. Zwei Männer, der eine im mittleren Lebensalter, der andere noch jung, ſchritten ſie herab. Der Jüngere hatte das Aeußere eines Waidmanns; wenigſtens ſchien ſein kurzer grüner Rock, eine Art Jagdmeſſer, das er um die Hüften gegürtet trug, ſo wie eine gekrümmte Birkhahnsfeder, die er an dem leichten Strohhute befeſtigt hatte, darauf zu deuten. Das blaſſe, mit einem kleinen Schnurrbärtchen gezierte Antlitz, welches rabenſchwarze Locken umwallten, war von der edelſten Form. Wie es ſchien, litt der Fremde Schmerzen an einem Fuße, denn er ſtützte ſich auf einen dicken Stock, und hinkte ein wenig. — Sein Gefährte — beiläufig ein Mann von vierzig Jahren — war von kleiner Statur, dunkler Geſichtsfarbe, und von Zügen, die zwar nicht eben unangenehm, aber ſo auffallend waren, daß, wer ſie einmal geſehn hatte, ſie nicht leicht wieder vergeſſen konnte. Der ſchmale Mund verzog ſich faſt beſtändig zu einem ſpöttiſchen Lächeln, die wie Kohlen dunkel glänzenden Augen — wovon aber das eine etwas ſchielte — ſchweiſten beſtändig hin und her, und hafteten nur ſelten, dann aber wie ſtechend, auf einem beſtimmten Gegenſtande. Die lange, ſonderbare, ſpitzige Naſe ſtand weit hervor, und es war der Kommerzienräthin nicht zu verargen, daß ſie beim Anblick derſelben faſt laut und verwundert ausrief: Herr Gott, ſieht der Mann nicht aus wie ein Vogel! — —

Es iſt der Stichling! ſprach Wieſel zu den Damen gewendet. — Dieſe ſahen indeß mehr auf den jüngern Fremden, der mit verdrüßlicher Miene einige Schritte von der Laube entfernt ſtehen blieb, und ſeinem, wie es ſchien, heftig in ihn dringenden Gefährten, die Hand zum Abſchiede reichte.

Ein ſchöner Mann! ſagte Emerentia mit Bewunderung auf den Fremden blickend, der ſich eben wieder in Marſch ſetzte, und als er bei der Laube vorbei ging, leicht und mit kaltem Anſtande die Geſellſchaft grüßte.

Ein ſehr ſchöner Mann! ſprach Sophie, die Tochter des Barons, die jetzt zum erſtenmale den Mund öffnete, und nun das kluge, aber wie von Trübſinn umflorte Auge erröthend niederſchlug.

Dr. Stichling trat eben raſch in die Laube. Mit einem Schwall von Redensarten ſtellte Wieſel den Ankömmling der Geſellſchaft, und dieſe jenem vor. Mit einer Volubilität der Zunge, die bloß von der der Kommerzienräthin, wenn ſie einmal im Zuge war, noch überboten werden konnte, wußte Stichling jedem der ihm Vorgeſtellten etwas Verbindliches zu ſagen, und entſchuldigte endlich ſeinen Gefährten, der, wie er ſagte, ihn in einem Stündchen abholen, jetzt aber ſeiner Geſundheit wegen — hier lachte Stichling geheimnißvoll -- vorzüglich ſeines lahmen Fußes willen und um dieſen ein wenig in Gang zu bringen — hier lächelte er noch eigenthümlicher und bedeutender — noch einen Spaziergang vorhabe, und der, weil er überhaupt die Geſellſchaft nicht liebe, die freundliche Einladung des Doctors abgelehnt.

Stichling, welcher ſich während dieſer Rede im Kreiſe der Anweſenden niedergelaſſen, hatte auf die letzte Phraſe ein ſo bedeutendes Gewicht gelegt, und ſolche mit einer ſo geheimnißvollen Miene begleitet, daß die ganze Geſellſchaft kaum die Beruhigung der Kommerzienräthin, die den Fremden quäſtionirte: ob er den Thee mit Milch oder Rum, mit viel oder wenig Zucker, zu genießen begehre, abwarten konnte, um Herrn Stichling mit Fragen über ſeinen Gefährten zu beſtürmen. Dr. Wiſelius, gewohnt den Badeleithammel zu machen, eröffnete zuerſt das Interrogatorium.

Mein guter Stichling — ſo zutraulich begann er gewöhnlich, wenn er irgend eine Abſicht hatte — ich habe Sie heute Morgen Ihrem Wunſche gemäß mit der werthen Badegeſellſchaft bekannt gemacht, und ich denke, dieſe hat nun das Recht, von Ihnen einen Aufſchluß über Ihren ſeltſamen Gefährten zu erwarten.

Ja! Bitte, bitte Herr Doctor! rief Fräulein Emerentia mit recht kindlichem Tone.

Alles, was ich über ihn weiß — und dieß iſt unendlich viel und in anderer Hinſicht unendlich wenig — auch wenn eine ſo liebenswürdige Dame mich nicht darum bäte, ſteht zu Dienſten; ſagte Stichling verbindlich.

Nun alſo heraus damit! wer iſt der Fremde? rief der Baron.

Er heißt Nicodemus; entgegnete Stichling, ſich achtungsvoll verbeugend.

Ei Sapperment, Herr Doctor! Das wiſſen wir Alle aus der Badeliſte; rief der Vorige heftig. Wir wollen nicht wiſſen, wie er heißt, ſondern wer und was er iſt.

Meine verehrten Anweſenden, ſprach Stichling, verbindlich im Kreiſe herumblickend, ich möchte Ihnen gerne über dieſen Punkt Auskunft ertheilen, aber — ich weiß es nicht.

Das iſt freilich unendlich wenig! Auf Ehre! ſprach trocken der Linienoffizier.

Nun geben Sie uns aber auch das unendlich viel? ſagte mit holdem Lächeln Emerentia. Vor Allem ſagen Sie uns, was Ihren Gefährten ſo menſchenfeindlich gemacht hat. — Hat er vielleicht irgend eine Unglückliche verführt, verlaſſen, und fühlt er jetzt Gewiſſensbiſſe?

Verführt? — Eine? — Zu Dutzenden, mein gnädiges Fräulein; wenigſtens vermuthe ich es. Aber was Gewiſſensbiſſe anbelangt, davon iſt bei ihm keine Rede.

Der Abſcheuliche! rief Emerentia.

Nun immer heraus mit der Sprache! rief der Baron. Sprechen Sie Sich aus, von uns erfährt es keine Seele.

Auf Ehre! Niemand; ſprach der Linienoffizier.

Bei Deutſchlands Zukunft! ſagte pathetiſch der Referendarius. Kein Hund ſoll davon wiſſen.

— Der Gardehuſar aber legte ſtolz die Hand auf's Herz und ſprach: Personne! — Auf Tugend! — — —

Meine Herren und Damen, ſagte nun tiefſeufzend Stichling, wenn ich Ihnen auch den rechten Namen des Räthſelhaften nur durch Vermuthungen, die am Ende dennoch falſch ſein können, mittheilen kann, ſo glaube ich Sie dennoch durch das, was ich erlebte, und was ich Ihnen mittheilen will, leicht auf einen

Standpunkt zu ſtellen, wo Sie ſelbſt ein Urtheil fällen können. Ich ſah den wunderbaren Mann, von dem die Rede iſt, vor zwanzig Jahren zuerſt in London. Er galt dort für den ſicilianiſchen Principe Nicodemi. Die Damen waren ganz von ihm bezaubert. —

Was? rief die Kommerzienräthin. Vor zwanzig Jahren? — Da wurde er wohl auf dem Arme herumgetragen, oder lief am Gängelbande.

Er hat, ſo lange ich ihn kenne, nicht um einen Tag gealtert! ſprach Stichling ernſthaft. Doch das iſt das wenigſte. Hören Sie weiter. Ein engliſcher Lord, deſſen Braut ſich in ihn verliebt hatte, ſchoß ſich mit ihm auf Manteldiſtanz. Der Lord feuerte fünfmal — der Wunderbare, müſſen Sie wiſſen, ſchoß jedesmal in die Luft — und, werden Sie es glauben? als der fünfte Schuß gefallen war, zog Nicodemi die fünf Kugeln aus der linken Weſtentaſche und ſagte: Genug des Scherzes! Begleiten Sie mich zu Ihrer Braut; ſie ſoll die Ihrige werden. — Beide gehen zu der jungen Lady, und — denken Sie Verehrte — der Nicodemi richtet einen einzigen, aber ganz ſonderbaren Blick auf die Dame, und in demſelben Augenblicke fällt ſie dem Lord in die Arme, und ſchwört ihm ewige Liebe und Treue. — Der räthſelhafte Sicilianer ging indeß zur Thüre hinaus, und war aus London verſchwunden. Vier Wochen war von nichts Anderm als von dieſer Geſchichte in der Hauptſtadt die Rede.

'ſ iſt ſtark! Auf Ehre! rief Der von der Linie.

Der Kerl lügt wie gedruckt! flüſterte der Kommerzienrath dem Baron in's Ohr.

Es iſt gar nichts gegen Das, was ich ferner erlebte! verſetzte Stichling trocken. — Zehn Jahre ſpäter traf ich den Seltſamen in Janina. Er war damals ein reicher Grieche und hieß Nicoloſi. Eines Tages reichte ein Diener dem Wüthrich Ali Paſcha in meiner und Jenes Gegenwart die brennende Tabakspfeife. Ali verbrannte ſich die Finger, und ganz toll und raſend darüber befahl der Tyrann, den Unglücklichen zu ſpießen. Ich, wie alle Anweſenden fielen dem Paſcha zu Füßen; nichts half. Da tritt auf einmal Nicoloſi vor ihn hin, runzelt die Stirne, wirft einen Blick auf ihn, und — auf ſpringt der Paſcha, umarmt ſeinen Diener, weint, daß ihm die Thränen den Bart herabfließen, verſicherte ſchluchzend: er werde ſich nie wieder ſo vom Zorne hinreißen laſſen, und bittet tauſendmal um Verzeihung.

Da ſoll doch gleich das Wetter drein ſchlagen! ſprach der Baron halblaut, indem er mit Geräuſch die Cigarre ausklopfte.

Der Jungdeutſchländer lachte überlaut, der Linienſoldat meinte ſcherzhaft: er wünſche einen ſolchen Blick zu beſitzen, um, wenn gewiſſe Leute Einem oder dem Andern vom Offizierkorps wegen eingegangener Verpflichtungen arg zuſetzten, ſie damit abſchrecken und Letztern aus der Noth retten zu können. Fräulein Emerentia berief ſich aber auf das evil eye der Schotten, die Kommerzienräthin auf den bekannten böſen Blick der Brezelſuſe zu Y. und das Kinderbeſchreien, was eine ausgemachte Sache ſei, der Gardehuſar aber richtete die Augen gen Himmel und ſagte andächtig: Bei Gott iſt kein Ding unmöglich, und — ich möchte wohl auch hinzuſetzen — nicht bei dem Teufel.

Recht! mein verehrteſter Herr Lieutenant; Sie haben da den Nagel auf den Kopf getroffen; rief Stichling äußerſt ergriffen. Ich bin ſelbſt ein unglückliches Beiſpiel.

Er bedeckte ſich die Augen mit der Hand.

Die Geſellſchaft ward äußerſt neugierig. Reden Sie! — Sprechen Sie! — Erklären Sie Sich! rief Alles aus einem Munde.

Iſt Ihnen das treffliche Buch: vom Beſitzen bekannt? fragte Stichling tief ſeufzend, nach einer Pauſe, in der er ſich zu ſammeln ſchien.

Ja wohl! fiel der Referendarius ein. Fürſtliches Landrecht, dritter Theil, Abtheilung zwei. Aber trefflich nennen Sie es? — Ich kann nicht Ihrer Meinung ſein. In Deutſchland iſt jetzt nichts Treffliches, am wenigſten die Geſetze. Erſt mit dem Anbruche des Völkerfrühlings —

Wir verſtehen uns nicht, beſter Herr von Bellmann! ſagte Jener. Sie reden vom Landrecht, ich aber von dem herrlichen Buche, das ein Arzt und gekrönter Dichter, ſo wie ein Lehrer auf der Univerſität zu N. der Profeſſor Z. über das Beſeſſenſein vom Teufel herausgegeben haben.

Ach was! rief der Jungdeutſche. Lauter alter Kram, um die Menſchen in Feſſeln zu halten.

Ich könnte einem Gotteslaugner verzeihen, wenn er ſich bekehrte, fiel die Baronin mit ſtechendem Blicke ein, einem Teufelslaugner aber verzeihe ich niemals. — Ich habe ſchon oft über dieſen Punkt mit meinem Manne Verdruß gehabt.

Jetzt nicht mehr, liebes Kind! ſprach der Baron mit ſüßſaurer Miene. Du biſt zu ſtark im Disputiren. Ich ſtreite nie mehr über dieſen Punkt. — Hol der Teufel den Teufel!

Der Linienoffizier ſchüttelte ungläubig den Kopf, dann ſagte er: Schnurrig; auf Ehre! — Die Aeußerung ſchien den Gardiſten zu verdrießen.

In allen guten Geſellſchaften der Reſidenz, ſagte er mit einem verächtlichen Seitenblick, iſt gegenwärtig der Teufel ſehr faſhionable, und man würde bei unſerm Ement — der arme Menſch konnte nicht Regiment ausſprechen — mit Niemand dienen wollen, der nicht an den Teufel glaubte.

Man thut ſehr recht daran, ſo große Stücke auf den Teufel zu halten; fiel Stichling ruhig ein. Seine Exiſtenz iſt ſonnenklar. — Ich, wie ich hier vor Ihnen zu ſitzen das Vergnügen habe, bin ſelbſt vom Teufel beſeſſen.

Nicht möglich! ſchrie die Geſellſchaft aus einem Munde, und zwar ſo uniſono, wie eine Heerde wilder Gänſe, die im Aufſliegen begriffen iſt.

Ich würde es Ihnen: auf Tugend! verſichern, wenn ich mich in Ausübung derſelben ſo ſtark fühlte wie die Herren Gardehuſaren! erwiderte der Vorige ruhig. Es iſt übrigens eine ganz irrige Meinung, die man in Norddeutſchland angenommen zu haben ſcheint, daß der Feind der Menſchen lediglich ſchwäbiſche Bauermädchen beſitzen könne. Daß er ſich in neueſter Zeit darauf beſchränkte, ſich bloß mit den Schwaben zu ſchaffen zu machen, gebe ich zu, da dieß in dem herrlichen Buche: vom Beſitzen hinreichend dargethan iſt. Bei alledem iſt aber noch kein vernünftiger Grund vorhanden, jene Gegenden als den klaſſiſchen Boden für die Incarnation des Satans anzunehmen. Warum ſollte ſich dort bloß Uebernatürliches ereignen können? Warum ſollten bloß würtembergiſche Juriſten — wie wir in der Seherin von Prevorſt leſen — ſo ein zartes Gewiſſen haben, daß ſie nach dem Tode heulten und ſchrien, wenn ſie bei Lebzeiten die Acten verlegt haben? Warum ſollten bloß ſchwäbiſche Bankerottmacher als Geſpenſter im Winkel hocken und ſchluchzen? Warum bloß rheiniſche Stiefelknechte von Geiſterhand geworfen in der Luft herumfliegen? —

Ganz recht! unterbrach haſtig der Jungdeutſchländer den Vorigen. Mir erſcheint zwar die ſchwäbiſche Teufelserfindung nur als lauter Lariſari, aber man ſieht daraus die elende Spaltung in einzelne Stämme, den miſerablen Patriotismus, der ſelbſt den Satan als Eigenthum dieſes oder jenen Ländchens vindiciren, und nicht nach angebornen unveräußerlichen Menſchenrechten jedem Weltbürger ſeinen Antheil an der Hölle — wenn ſolche nämlich exiſtirte — zukommen laſſen will.

Sehr wahr, Herr von Bellmann, ſehr wahr! fiel Stichling ein. — Nun ſeh'n Sie! — Ich hatte Jahre lang einen entſetzlichen Schmerz in der rechten Seite. Das ſtach, das brannte, das zwickte. Ich ward allopathiſch kurirt und homöopathiſch; nichts half. Die Allopathen überfüllten mich mit Arzeneien, die Homöopathen, zu denen ich nun meine Zuflucht nahm, gaben mir alle Tage ein Streukügelchen von einer Stärke, um ein Pferd zu kuriren, und ich würde, wäre es eine natürliche Krankheit geweſen, geſund geworden ſein, aber ich habe einen hohlen Zahn, in dieſen gerieth das Streukügelchen hinein, und ſo ſchlug die ganze Kur um und wurde nutzlos. Ich war am Rande der Verzweiflung. Feſt entſchloſſen, meinem Daſein ein Ende zu machen, treffe ich auf einmal unſern räthſelhaften Unbekannten. Der oder keiner wird Dir über Dein Uebel Aufſchluß geben! rufe ich aus und eile zu ihm, um mich ihm zu entdecken. Kaum trete ich über die Schwelle — es war im Bade zu Ems — als er mir ſchon entgegen ruft: Ich weiß, was Sie wollen; Sie ſind vom Teufel beſeſſen, zum Glück indeſſen nur in der rechten Seite. — Ich wurde ganz ſtarr vor Erſtaunen, und jetzt erklärt mir Nicodemus ſein Bedauern, mich nicht gänzlich herſtellen zu können; doch könne er, wie er ſagte, in ſo weit mein Uebel lindern, als er verſuchen wolle, den Teufel zum Sprechen zu bringen, und ihn wenigſtens in ſo weit im Zaum zu halten, daß er mir nicht wie jener armen Würtembergerin verbieten ſolle, etwas Gutes zu eſſen.

Nun, und redet denn der Teufel leibhaftig aus Ihnen heraus? fragte der Baron.

Leider, verehrter Herr! Leider! erwiderte ſeufzend Stichling. Damit es indeß dahin komme, iſt es nöthig, daß Nicodemus dabei ſei, und den Satan in mir, ſo zu ſagen, mit einem Blicke magnetiſirt. Dieß iſt auch, wie Sie leicht errathen werden, der unglückliche Grund, warum ich an den räthſelhaften Mann gewiſſermaßen gekettet, ja feſtgeankert bin. Gäbe es ein anderes Mittel — Gott! wie gern trennte ich mich von ihm, denn ſein ganzes Weſen, ſein Hinken, die Birkhahnfeder, der Umſtand, daß er nie altert, Alles dieſes kommt mir manchmal ſehr bedenklich vor.

Gebrauchen Sie unſer Bad, guter Stichling! ſprach tröſtend der Doctor Wieſel: Nicht, daß ich Sie für hypochondriſch hielte; bewahre. Ein Dichterarzt, dem ein anderer Dichter dreimal die Lorbeerkrone aufgeſetzt, und ein Univerſitätslehrer, haben ſich für das Beſeſſenſein erklärt, auch hat ſich in neueſter Zeit Vieles, was man ſonſt nur in Spinnſtuben geglaubt und in Volkskalendern unter der Rubrik: Alteweiberphiloſophie aufgeführt, als unwiderlegbare Wahrheit herausgeſtellt, aber ich frage: wenn unſer Bad in Fällen hartnäckiger Obſtructionen Wunder bewirkt hat, warum ſollte es nicht auch den Teufel aus ihrer rechten Seite heraustreiben können? Gott! ſetzte Wieſel leuchtenden Auges hinzu, indem er die Hände empor hob. Gott! wenn ich künftiges Jahr in den Provinzialblättern ſagen könnte: ein vom Teufel Beſeſſener ward nach ſechswöchentlichem Gebrauch unſers Brunnens völlig geheilt entlaſſen! — Ich glaube, ich würde närriſch vor Freude. Welche ungeheure Celebrität würde unſer Brunnen erlangen.

Ich ſchlüge wenigſtens um einen Thaler, bis einen Thaler ſechzehn Groſchen, pro Kranken, für Gebrauch des Bades auf, das Ding möchte nun wahr ſein oder nicht! ſagte der Baron heimlich zu ſeiner, bedächtig mit dem Haupte nickenden Gemahlin.

Noch Eins guter Stichling! ſprach jetzt der Badearzt. Auf welche Weiſe manifeſtirt ſich denn bei Ihnen die diaboliſche Wirkung.

Auf eine entſetzliche! erwiderte der Gefragte ſeufzend. Geſetzt, ich ſpreche jetzt mit Ihnen: ich lobe z. B. Ihre Kenntniſſe, oder ſo dergleichen; kaum habe ich den Mund geſchloſſen, muß ich ihn wieder aufthun, und nun redet der Satan ganz das Gegentheil aus mir heraus. Wunderbarer Weiſe höre ich kein Wort davon, ſondern bloß die Anweſenden, dennoch hat es mir ſchon viel Händel und Verdruß gebracht, weil unvernünftige Menſchen es mir Unſchuldigem zur Laſt gelegt haben.

Ei zum Wetter! ſchrie der Baron. Da mögen manchmal ſchöne Dinge zum Vorſchein kommen. Warum laſſen Sie nicht lieber den Teufel das Maul halten, und bleiben unmagnetiſirt?

Weil dann das Zwicken und Stechen in der Seite auf eine unerträgliche Weiſe wieder losgeht! entgegnete Stichling.

Wie erklärt es ſich aber, fragte der Gardehuſar, daß das Beſeſſenſein ſo ſelten vorkommt?

Es kommt nicht ſelten vor; die Beſeſſenen merken es nur nicht! erwiderte Jener. Die diaboliſche Einwirkung iſt in ſolchen Fällen nicht electant genug. Erlauben Sie mir ein Beiſpiel. Sie ſprechen das Wort *Regiment* aus wie: *Ement*, Ihr Herr Kamerad dort, ſagt *Rement*, der Herr Baron ſagt *Regiment*. Ein unvernünftiger Menſch würde in den erſtern beiden Fällen es für eine Art lächerlicher Affectation halten. Ganz mit Unrecht. Der Teufel läßt Ihnen die verſchluckten Buchſtaben nicht zum Halſe heraus. — Aber dort ſehe ich meinen Gefährten. Er kommt auf uns zu. Ich bitte Sie um Alles in der Welt, ihm nicht merken zu laſſen, daß ich geplaudert — vielleicht weiß er es ohnedieß — auch erſuche ich Sie, was auch Wunderbares ſich ereignen möge, Sich zu ſtellen als fiele es Ihnen nicht auf. Er ſucht ſonſt Alles zum Scherze zu drehen, und weg iſt er dann.

Der Fremde hatte ſich indeß der Laube genähert. Dr. Wieſelius eilte in ſeiner Qualität als Badeceremonienmeiſter ihm entgegen, und ſtellte wenige Augenblicke nachher den Herrn Rentier Nicodemus aus Stockholm der Geſellſchaft vor. Das Benehmen des letztern war einfach aber ſicher, und im Allgemeinen ſo, wie Leute von vornehmer Herkunft, oder ſolche, die gewohnt ſind, ſich viel in höhern Cirkeln zu bewegen, es anzunehmen pflegen. Mit wenigen Worten entſchuldigte er ſich, daß er der wiederholten Einladung der Geſellſchaft, ſich ihr anzuſchließen, nicht Folge geleiſtet habe; ein tiefliegendes Körperleiden, welches natürlich nicht ohne Wirkung auf die Seele bleibe, ſetzte er hinzu, mache ihn zu einem unnützen, wo nicht läſtigen Mitgliede jeder geſelligen Vereinigung.

Hatten die Erzählungen Stichlings vorher ſchon die Neugierde der Anweſenden in hohem Grade erregt, ſo imponirte ihnen nun noch mehr die ſchöne Geſtalt, das ſichere Benehmen, der vornehme Anſtand, mit denen Nicodemus auftrat, und dieß ging ſo weit, daß Alles mit offenem Munde lautlos ſtehen geblieben wäre, wenn nicht Fräulein Sophie, neben der ein leerer Stuhl ſtand, bemerkend, daß der Fremde heftig Schmerzen an ſeinem lahmen Fuße zu leiden ſchien, ihm dieſen angeboten hätte.

Mit leichter Verbeugung, ohne ein Wort zu ſagen, doch einen Augenblick das dunkle Auge auf dem Mädchen ruhen laſſend, ſetzte ſich Nicodemus an die Seite des letztern, und ſogleich zog auch die Kommerzienräthin die Schleußen ihrer Beredſamkeit.

Es iſt recht hübſch von Ihnen, Herr von Nicodemus — denn nicht wahr, Sie ſind von? und wenn Sie's auch nicht ſind, wir ſchätzen die Bürgerlichen auch, denn es ſind eben auch Menſchen und Geſchöpfe Gottes — ich wollte ſagen, es iſt recht vernünftig, daß Sie endlich in unſern Cirkel kommen, anſtatt ſich zwiſchen vier Wände einzuſchließen, oder mit Ihrem lahmen Beine im Felde herum zu laufen. Es wird Sie gewiß recht aufheitern, denn einmal ſind wir, wiewohl ſämmtlich zur Nobleſſe gehörend — den Herrn Paſtor ausgenommen, der da im Winkel ſitzt und ſo viel Bier trinkt — gar nicht ſtolz, und wenn Einer einmal kein Adlicher iſt, ſo iſt uns der Gelehrte ſo lieb wie der Ungelehrte, und dann geht es auch recht luſtig bei uns zu, wir machen nämlich kleine Parthien, heute auf den Galgenberg, wo eine ſehr hübſche Ausſicht iſt, morgen nach dem rothen Huſaren, — ein ſehr gutes und angenehm gelegenes Wirthshaus, wo man Kaffee trinken kann, wenn man ihn mitbringt — und ſo giebt es alle Tage etwas Anderes.

Ich muß geſtehen —

Daß Sie an größere Luſtbarkeiten gewöhnt ſind? fuhr die Kommerzienräthin, ohne den Fremden zu Worte kommen zu laſſen, fort. Freilich in London und Neapel, und in dem andern Dinge da — wie heißt es doch ſchon? — wo Sie den armen Kerl vom Spießen gerettet haben, mag's wohl glänzendere Luſtbarkeiten geben, aber in den ganz vornehmen Geſellſchaften ſollen die Herren ein wenig ſtolz und ſteif, und die Damen arge Zierlieſen ſein —

Was Du da für Zeug ſchwatzeſt, mein Schatz! fiel der Kommerzienrath verdrießlich ein. An unſerm Hofe zu N. geht's gewiß vornehm zu, aber man iſt dennoch ungemein höflich und herablaſſend, ja es iſt mir ſelbſt der Fall vorgekommen, daß der Hofmarſchall, als er mich, wie wir Sr. Durchlaucht im Namen der Reſidenz zum hohen Geburtsfeſt gratulirten, unverſehens auf den Fuß trat, ſich augenblicklich herumdrehte und ſagte: Entſchuldigen Sie! —

Wirklich! rief Stichling, wie es ſchien, ganz in Entzücken verſetzt. O dieſer ſchöne Zug von Humanität darf nicht verloren gehn! Sie ſollten ihn in den allgemeinen Anzeiger der Deutſchen und zwar unter der Rubrik: Fortſchritte — ſo zwiſchen die Nachrichten von Erbauung neuer Schulhäuſer und die Waſſerkuren des Profeſſor Oertel — einrücken laſſen, denn bei ſolchen rührenden Herablaſſungsanekdoten muß es endlich dahin kommen — hier nahm Stichling plötzlich einen ganz andern Ton an; er ſprach wie durch die Fiſtel — daß, wenn ein vornehmer Mann einem geringen in's Geſicht ſpuckt und es ihm mit dem Fuße wieder abwiſcht, der letztere ſagt: Mich gehorſamſt zu bedanken. — — —

Aller Augen richteten ſich auf den Sprechenden. Der Fiſtelton, der auffallende Gegenſatz des letzten Theiles ſeiner Rede zu dem erſten, der düſtere Blick, die gerunzelte Stirn des Nicodemus, der verdrüßlich ſeinen Gefährten betrachtete, Alles erſchien höchſt auffallend, und es entſtand eine vom Erſtaunen hervorgebrachte Pauſe. Stichling ſah betrübt im Kreiſe umher.

Wahrſcheinlich haben meine letzten Worte, deren ich mir indeß bei der Eigenthümlichkeit der Krankheit, die ſie hervorgerufen, nicht bewußt bin, Ihnen mißfallen; ſprach er mit ſchmerzlichem Tone. Ich fühlte auf einmal einen heftigen, mir die Sinne raubenden Schmerz in der rechten Seite, und in ſolchen Fällen einer geiſtigen Zerriſſenheit, rede ich dann manchmal, was ich unmöglich billigen kann und mich dann reuen würde, wenn ich es wüßte, was ich geſagt.

Die ganze Geſellſchaft verſtummte bei den Worten Stichlings, nur Sophie lächelte ſchweigend, und Wieſel murmelte etwas von hartnäckigen chroniſchen Uebeln, die einen langen anhaltenden Gebrauch des Brunnens erheiſchten. Fräulein Emerentia war die erſte, die das Schweigen brach, nachdem ſie einen langen ſeelenvollen Blick auf dem Fremden hatte ruhen laſſen.

Wiſſen Sie auch, Herr von Nicodemus, ſprach ſie, daß Sie eine frappante Aehnlichkeit mit Lord Byron haben? Daſſelbe Lockenhaar, den nämlichen Geſichtsſchnitt, ſogar daſſelbe Fußübel; gewiß ſind Sie auch ein Dichter.

Durchaus nicht! erwiderte Nicodemus trocken.

Aber Sie lieben die Dichtkunſt? fuhr Emerentia fort. Gewiß; wie wäre es anders möglich! Sie ſind in Paris geweſen und in Berlin, wo die Dichter ſo recht zu Hauſe ſind. –

Das will ich meinen! fiel Stichling anſtatt des wortkargen Freundes mit Entzücken ein. Wir waren in Paris und ſahen Chateaubriand, wie er in der Pairskammer ſaß und die Augen geſchloſſen hatte und ſchnarchte, wir begegneten Alexander Dumas mit ſeinem topaſenen Stockknopfe, wir tranken mit Barthelemy eine Flaſche Champagner, die er von dem Gelde bezahlte, das er für ſeinen politiſchen Uebertritt erhielt, und in Berlin — Gott wie zuvorkommend ſind dort die Dichter! — dort erwartete uns einer bereits im Wirthshauſe; er überreichte uns einen halben Jahrgang ſeines Journals, und bat ſich die Pränumeration aus, ohne nur etwas auf den Gang zu rechnen.

Wie können Sie Menſchen ſolches Schlages Dichter nennen, Herr Stichling? rief indignirt der Referendarius. Man ſollte überhaupt karg ſein mit dieſem ſchönen Namen, den in Deutſchland kaum drei oder vier Männer verdienen, welche ſämmtlich jenem kleinen Kreiſe angehören, der, Zeitkrank, einen ungeheuren Schmerz in der zerriſſenen Bruſt trägt. Dieſe Männer allein ſind Dichter. Sie verſeln nicht über Blumen und Jahreszeiten, nicht über die unwillige Geliebte —

Nein, ſondern bloß über die willige; unterbrach ihn Stichling ſcherzhaft.

Spotten Sie immer! rief der Neudeutſchländer heftig. Es wird eine Zeit kommen, und ſie iſt nicht mehr fern, wo man die Poeſie der jetzt ſo ſehr angefochtenen Lehre überall anerkennen, und das neue Evangelium mit Freuden verkünden wird. Der moraliſchen Wiedergeburt aber wird die politiſche folgen, und man wird mit Enthuſiasmus jene jungen Deutſchen überall aufſuchen —

Und, fiel Stichling im Fiſteltone ein — es war ganz deutlich, daß ihn Nicodemus mit ſeinen diaboliſchen Augen magnetiſirt hatte — man wird ſie finden, und daran erkennen, daß ſie nichts gelernt haben, und wird ſie zu Miniſtern machen, ohne das läſtige Aſſeſſorenexamen von ihnen zu fordern. — Aber beſter Herr von Bellmann, ſetzte er ganz natürlich hinzu. Sie blicken mich ſo zornig an. Gewiß habe ich etwas ganz meiner Ueberzeugung Entgegengeſetztes über das junge

Deutſchland geſprochen, welches doch Niemand ſo hochſchätzt und ehren kann wie ich.

Sie glauben alſo wirklich, ſprach Nicodemus lächelnd, zu dem Referendarius gewendet, daß jene abſurde — ich will nicht einmal ſagen verbrecheriſche — Lehre, die in der, jetzt ſchon wieder faſt vergeſſenen Wally, einem Buche, dem man eine ſehr unverdiente Celebrität verſchafft hat, verkündet wärd, bei dem ſo geſunden Sinne des deutſchen Volkes hätte Platz greifen können? — Ich habe das Ganze immer nur als einen ſchlechten Spaß oder eine Ausgeburt jugendlichen Uebermuthes angeſehn.

Du biſt allzuproſaiſch, mein Freund! verſetzte Stichling. Dieß vortreffliche Buch enthielt die tiefſte Poeſie, neben der ſublimſten Lebensphiloſophie, es war für das verfeinertſte Publikum geſchrieben — — hier fiel Stichling wieder in den fatalen Fiſtelton; der Satan redete aus ihm. — Und der Pöbel war gemeint, denn — ſo dachten die Herren — wären einmal die einzigen Bande, die ihn halten, die der Religion und der Familienverhältniſſe zerriſſen, ſo wäre die Hyäne los, und die erſehnte Anarchie würde beginnen. — — Der ſonderbare Zuſtand, der ſich bei Stichling kund gab, hatte bei der Geſellſchaft, je nach der eigenthümlichen Individualität eines Jeden, eine ganz verſchiedene Stimmung hervorgebracht.

Der Baron und der Kommerzienrath ſagten gar nichts, ſondern blieſen den Tabaksrauch in großen Wolken von ſich, der Huſar und die Baronin ſahen ſchadenfroh, der Referendarius erboſt, Emerentia und Fanny ängſtlich aus, Sophie lächelte freundlich, Wieſel ſchüttelte das gepuderte Haupt, und Der von der Linie erklärte: Es gehe ihm über den Horizont. —

Am allergeängſtigtſten war augenſcheinlich die Kommerzienräthin. Sie hatte lange Zeit mit offenem Munde dageſeſſen, jetzt legte ſie zwei Kaffeelöffel übers Kreuz, und fragte ſchüchtern: Erlauben Sie, verehrter Herr Nicodemus. Werden wir lange das Vergnügen haben, Sie hier zu ſehn?

Ich denke dießmal, entgegnete der Gefragte, mich länger hier zu verweilen, als vor drei Jahren.

Sie waren damals hier? fragten der Baron und Wieſel überraſcht.

Nur auf vier und zwanzig Stunden! erwiderte der Vorige. Ein ſonderbarer Zufall vertrieb mich ſo ſchnell als ich gekommen war.

O erzählen Sie! Bitte, bitte! rief Emerentia mit einer Kindlichkeit, die vor zwanzig Jahren gewiß recht anmuthig geweſen ſein mochte.

Man hatte mir, ſprach Nicodemus, ſo viel von der romantiſchen Lage der eine Stunde von hier befindlichen Ruinen der Forſtburg geſagt. Es war ein ſchöner Tag; ich beſchloß ihn zu benutzen, um die Trümmer zu beſchauen. Wie Sie wiſſen, iſt nicht weit davon ein Jägerhaus, wo man einige Erfriſchungen bekommen kann. Dort ſetze ich mich in einer Laube nieder, die bei meinem Eintritt ein blaſſer junger Mann mit ganz verſtörten Zügen verläßt. Erregte dieſer Umſtand ſchon meine Aufmerkſamkeit, ſo ward dieſe nach einigen Minuten noch mehr erhöht, als ich auf dem Tiſche einen Brief bemerke, der eine ſonderbare Adreſſe hatte. An Den, der ihn findet, ſtand auf dem Kouvert. Ich zeigte dem Hausherrn das Schreiben, und der alte Jäger drang in mich daſſelbe zu eröffnen. Der junge Menſch, ſagte er, habe den Brief in jener Laube geſchrieben, viel geweint und ſich dabei wie ein Wahnſinniger geberdet. Neugier, allenfalls auch der Wunſch, dem armen Briefſteller nützlich zu werden, veranlaßte mich das Schreiben zu öffnen. Eine an Narrheit gränzende Ueberſpannung hatte den Brief dictirt. Es ging aus ihm hervor, daß ein geldſtolzer Vater und eine einfältige Mutter dem jungen Manne die Verbindung mit ihrer Tochter verſagt hatten, und daß die Liebenden übereingekommen waren, ihrem Leben ein Ende zu machen. Das Mädchen wollte ſich durch Gift, der junge Mann durch einen Piſtolenſchuß umbringen. So viel man aus dem Ende des Briefes ſchließen konnte, wollte Letzterer die That in den Ruinen der Forſtburg vollführen. Da der Jüngling erſt vor wenig Minuten die Laube verlaſſen hatte, ſo war noch die Möglichkeit vorhanden, ihn einzuholen, vielleicht für immer von der That abzuhalten. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt, ich eile ihm nach. Schweißtriefend gelangte ich endlich nach den Trümmern, ich ſuche lange den jungen Menſchen umſonſt, endlich erblicke ich ihn auf der Höhe des alten Thurmes, der an dem Abhange ſteht, an deſſen Fuße der tiefe Waldſtrom vorbeirauſcht. Mir wollte in dieſem Augenblicke bedünken, als ob der junge Mann den Hahn der Piſtole ſpanne, die er in der Hand hielt. Jetzt erblickt er mich; ich winke, ich rufe, er aber ſchnell wie der Blitz, ſetzt ſich die Piſtole vor die Stirn, er drückt los —

Schon gegen das Ende der Rede hatte Fräulein Emerentia dem Sprechenden allerlei Zeichen gegeben, die aber von dieſem nicht bemerkt wurden, ſo wie er aber die letzten Worte ausſprach, ſtieß Fanny — die Tochter des Kommerzienraths — einen durchdringenden Schrei aus, und ſank wie leblos Emerentien in die Arme. Der unvorhergeſehene Zufall brachte die ganze Geſellſchaft in Aufruhr. Alles ſprang auf, um der Ohnmächtigen Hülfe zu bringen, und ſelbſt als das Mädchen wieder zu Bewußtſein gelangte, und von der Mutter — die nun nachträglich ohnmächtig zu werden ſuchte, was ihr aber nicht gelingen wollte, und die ſich deßhalb mit Vergießung erbſengroßer Thränen begnügen mußte — nach Hauſe geführt wurde, ſchien das geſellige Vergnügen für heute ganz geſtört zu ſein, ja ſelbſt der Kommerzienrath hatte ſo die Tramontane verloren, daß er behauptete, er ſei ſo erſchrocken, als ob er in dieſem Augenblicke die Kunde vernommen, daß die Eiſenbahnactien um zwanzig Prozent gefallen wären. Am gefaßteſten erſchien der Baron. Es ſei etwas Erſchreckliches, meinte er, was die Mädchen jetzt für ſchwache Nerven hätten; welche Erfahrung der Linienoffizier: auf Ehre! der Gardehuſar aber: auf Tugend! bekräftigten, wobei der Referendarius jedoch der Anſicht war, daß wenn die Emancipation des Fleiſches erſt einmal ſtatt gefunden haben würde, ſodann das weibliche Nervenſyſtem eine ganz andere und nothwendig weniger erregbare Stimmung, bei Dingen, die bloß auf Reden und Hören beruhten, zeigen dürfte. Stichling war in dieſem Punkte ganz der Meinung des Jungdeutſchländers, ja er ging noch weiter, denn er behauptete, daß von Ueberſpannung jeglicher Art, bei beiden Geſchlechtern, ſo wie man ſich immer mehr dem Naturzuſtande nähern werde, gar nicht mehr die Rede ſein, und dieß am wenigſten bei der zarten Körperkonſtitution des Herrn Referendarii vorkommen könne. Nur die gezwungenen ſocialen Verhältniſſe ſetzte er hinzu, brächten ſolche elende abnorme Erſcheinungen zu Wege, und man müſſe deßhalb ſich ganz an die Natur halten, wie — dieß ſagte er aber mit der teufliſchen Fiſtelſtimme — es die Vierfüßler, und alle andern Beſtien es auch zu machen pflegten. —

So wie er dieſe Worte geſprochen hatte, empfahl er ſich nebſt ſeinem Freunde Nicodemus den werthen Anweſenden, und verließ die Laube. — — —

Es bedarf wohl kaum der Verſicherung, daß die höchſt merkwürdigen Vorgänge, die wir ſo eben beſchrieben haben, in dem Bade zu N. fortwährend das ſtehende Tagesgeſpräch wurden, und ſomit deren Ruf bis in die nah gelegene Reſidenz gelangte. Ganze Karavanen pilgerten nach dem Brunnenorte, die theils den Beſeſſenen ſelbſt, theils den merkwürdigen und räthſelhaften Mann, der den Teufel zum Sprechen zu bringen im Stande geweſen, ſehen wollten. Niemand war ſo vergnügt wie der wackere Wieſelius. Er ſah den ſonſt nur wenig gekannten Brunnenort ſchon im Geiſte immer mehr erblühen, er war überzeugt, daß, gelänge es, den Dr. Stichling vom Satan — oder von der fixen Idee, daß er von demſelben beſeſſen ſei — zu befreien, von Jahr zu Jahr ganze Haufen Beſeſſener herbeieilen würden, um hier ihre Heilung zu finden. Zu dem Einwurfe, daß der Fall bis jetzt nur iſolirt daſtehe, lächelte er, als ein feiner Menſchenkenner. Er kannte ſeine Nation, er wußte, daß in Deutſchland noch nie etwas ſo Verrücktes behauptet oder gedruckt worden, das nicht ſeine Liebhaber und Anhänger gefunden hätte. Nun aber, ſchloß er ganz richtig, iſt das Beſeſſenſein in Schwaben glücklich aufs neue auf- oder vielmehr erfunden worden, ja wir ſind ſo glücklich, wirklich einen Beſeſſenen, oder einen Narren, der ſich für einen ſolchen hält, zu beſitzen, folglich kann es uns an vielen Dutzenden ſeiner Nachfolger gar nicht fehlen. — Daß er unter dieſen Umſtänden den guten Stichling als Denjenigen betrachtete, von dem das Glück des Badeorts und ſein eigner Ruhm abhingen, und daß der Beſeſſene gewiſſermaßen das Schooskind und als ſolches von dem würdigen Arzte faſt verhätſchelt wurde, iſt einleuchtend.

Bei alledem hatte Wieſel große Noth mit ſeinem Kranken. Der Doctor hatte nämlich den Gebrauch, mit jedem Badegaſte, es mochte ihm nun wenig oder viel zur Geſundheit fehlen, eine Kur vorzunehmen. Der Brunnen, behauptete er, ſei zwar eines Theiles ſehr mild, ja faſt ſo unſchuldig wie gewöhnliches Brunnenwaſſer, was auch die chemiſche Analyſe ergebe, andern Theils wirke er aber in gewiſſen Fällen überaus heftig, und darum dürfe man ſeine, oft ſehr verſteckt liegende Wirkung nie aus den Augen laſſen. Aus dieſen Gründen beſuchte er alle Badekranken täglich zweimal, und erklärte oft: er wolle ſich lieber der verläumderiſchen Klage über unangemeſſene Liquidationen ausſetzen, als ſeinen Ruf als Arzt, oder den des Brunnens, gefährden. In andern Stücken war er indeß viel nachgiebiger. Wir haben bereits oben angeführt, daß er ſeine Kranken, wenn ſie es ſo wollten, auch homöopatiſch behandelte. Der Brunnen zu N. ſagte er, ſei eigentlich der einzige in Deutſchland, mit dem ſich dieſe Kurart gut vereinigen laſſe. In der Wahl der Speiſen war in dieſem Falle der gute Wieſel auch nicht ſcrupulös, nur hielt er auf Mäßigkeit und einem berühmten Manne, der gern viel Wein trank, und der früher vierzehn Flaſchen als ſeine tägliche Portion zu betrachten gewohnt geweſen war, erlaubte er — er war, wo es galt, unerhört ſtreng — nicht mehr als ſechſe täglich zu ſich zu nehmen. Wer ſollte nun aber glauben, daß der billige Mann mit dem Dr. Stichling Hinſichts der Kurmethode ſo viel Noth haben würde? und dennoch war es nicht anders. Letzterer erklärte, daß er jetzt durchaus weder allopathiſch noch homöopathiſch, ſondern bloß durch den Brunnen, zu dem er ein exceſſives Vertrauen habe, kurirt ſein wolle. Vergebens verſchwendete Wieſelius ſeine Beredſamkeit. Kaum hatte er den Mund geöffnet, ſo begann der Satan, ſelbſt wenn Nicodemus nicht zugegen war, aus Stichling heraus zu reden, und dann kamen eine ſolche Menge boshafter Bemerkungen, oder ſchlechter durchteufelter Witze zu Tage, daß der würdige Brunnenarzt bald das Weite zu ſuchen genöthigt war. So wie aber Myſanthropen Tage haben, wo ſie guter Laune ſein können, ſo ſcheint es ſelbſt bei Beelzebub der Fall zu ſein; er erklärte nämlich einſtmals, als Wieſel wieder den fruchtloſen Kampf begann, er wollte nichts dagegen haben, daß ſein lebendiges Futteral, ſein Laſtträger — ſo nannte er Stichling gewöhnlich, wenn er bei Laune war — ſich ärztlich behandeln laſſe, nur ſtelle er die Bedingung, daß es Hinſichts der Medizin homöopathiſch, im Betreff der Diät aber nach der browneſchen Methode geſchehe. Alle Einwendungen Wieſels ſcheiterten an der Hartnäckigkeit des Fürſten der Hölle, und ſo ward endlich der Pact abgeſchloſſen, daß Stichling täglich nüchtern ein Decilliontheil Krähenaugen in einem Streukügelchen nehmen, Mittags aber Wildbraten und eine Flaſche alten Rheinwein genießen ſolle. — Die Krähenaugen hatte übrigens der Satan ſelbſt angegeben, und Wieſel, da ihm der Fall des Beſeſſenſeins weder in ſeiner allo- noch homöopathiſchen Praxis vorgekommen, war gezwungen, obgleich er in des Teufels Receptirkunſt kein großes Vertrauen ſetzte, ſie in Ermangelung von etwas Beſſerem anzunehmen. — — —

So evident nun auch die vortreffliche Theorie „vom Beſitzen“ durch das Leiden Stichlings ſich beſtätigt fand, ſo gab es dennoch — wer ſollte es glauben? — unvernünftige Menſchen, die ſich durch den Augenſchein nicht überführen ließen. Gewiſſermaßen war die ganze Badegeſellſchaft Hinſichts ihrer Anſichten über dieſen Punkt in drei Partheien getheilt. Unbedingt für den Satan waren die Baronin, der Gardehuſar, die Kommerzienräthin und der Paſtor, der bei dem erſten diaboliſchen Debût in der Laube, zwar kein Wort geſprochen, aber eine entſetzliche Menge Weißbier und Butterſemmeln vernichtet hatte. — Gegen den Höllenfürſten erklärte ſich der Kommerzienrath, der Jungdeutſche, und der Linienoffizier. Erſterer meinte, daß in der Schöpfung nichts Unnützes ſei, der böſe Feind aber nütze Niemanden etwas, wenn er wirklich exiſtire, folglich exiſtire er auch nicht, und das ganze Weſen beruhe auf Betrug, worauf der Linienmann: ſehr wahr, auf Ehre! der Referendarius aber gar nichts erwiderte, ſondern bloß die wollige Oberlippe ſpöttiſch nach dem rechten Flügel des Stumpfnäschens emporzog, und auf die Gefahr, ſich das Bein zu zerſchmettern, unwillkührlich mit der Reitgerte an den Schenkel ſchlug. — Die dritte, zwiſchen den Satanianern und ihren Gegnern gewiſſermaßen die Mitte haltende Parthei, beſtehend aus dem Arzte, Emerentien, Fanny und Sophien, war in ihren Anſichten nicht ganz übereinſtimmend. Wieſel und Emerentia, der erſte aus Verſtandes-, die andere aus Herzensgründen neigten ſich mehr dem Teufel zu, Sophie lachte über beide, Fanny dachte gar nichts. Wenn der Brunnenarzt den räthſelhaften Fremden höchſt zuvorkommend behandelte, ſo geſchah es, weil er ihn wegen ſeiner magnetiſchen Augen, für die Behandlung Stichlings, mochte derſelbe nun ein Beſeſſener oder bloß ein Bischen verrückt ſein, höchſt nöthig hielt; Emerentia dagegen hatte überhaupt ein für das ſtärkere Geſchlecht höchſt wohlwollendes Gemüth und wenn ſie ſich daher für jede ihr von Seiten des Nicodemus erwieſene Aufmerkſamkeit im höchſten Grade dankbar erzeigte, ſo war es vorzüglich dieſem Umſtande, ſo wie auch dem, daß er ein ſchöner Mann und überdieß unvermählt war, zuzuſchreiben. Fanny liebte das Romantiſche im Allgemeinen. Ihre hauptſächlichſte Lektüre — und ſie liebte die Romanleſerei über Alles — waren vorzüglich Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. Sie meinte: ſie zöge ſie darum den deutſchen bei weitem vor, weil viel ergreifendere Situationen darin vorkämen, und wundere ſich nur, wie noch kein franzöſiſcher Dichter den intereſſanten Fall, wo einer der Septembriſeurs der todten Geliebten die Haut abziehe, und ſich aus dieſer ein paar Beinkleider machen laſſen, zum Gegenſtand einer romantiſchen Dichtung genommen habe. Sie ſchätzte Nicodemus, er mochte nun der Lucifer ſein oder nicht, vorzüglich um des Romantiſchen willen. — Am ſchwerſten war Sophie zu ergründen. Sie ſprach zwar überhaupt wenig, doch war es nicht zu verkennen, daß ſie an Nicodemus ein lebhaftes Intereſſe nahm. Die kurzen Reden deſſelben erregten ſtets ihre Aufmerkſamkeit, und in dieſem Falle richtete ſie wie unwillkührlich das ſchöne Auge ſo lange auf den Sprechenden, bis, was nicht ſelten der Fall war, ſein Blick dem ihren begegnete, wo ſie es dann ſchnell niederſchlug. Sonderbar war es, daß Nicodemus Sophien unter den Anweſenden vorzüglich beachtete. Sagte ſie irgend etwas, ſo hatte er, wenn er auch vorher ſtill und träumeriſch dageſeſſen, gewiß eine Antwort bei der Hand, redete der böſe Feind auf eine malitiöſe Weiſe aus Stichling, und runzelte Nicodemus düſter die Stirn, Sophie durfte nur lächeln, ſogleich glätteten ſich die Falten der letztern. Auch ſchien das Mädchen in der Nähe des räthſelhaften Fremden nicht die geringſte Spur von Furcht zu empfinden, ſie unterhielt ſich vielmehr, wie es ſchien, ganz ungezwungen, ja vielleicht nicht einmal ungern mit dem diaboliſchen Menſchen. — — —

So vergingen ungefähr drei Wochen. Stichling war gewiſſermaßen die Seele der Geſellſchaft, denn wenn er auch ſolche oft durch ſeine teufliſchen Aeußerungen in Verlegenheit ſetzte, ſo wußte er doch dieſelbe durch immer neue Unterhaltungen, Entwürfe zu Luſtparthien, und dergleichen zu entſchädigen, und man kam endlich mit mehr oder minderer Aufrichtigkeit auf die Anſicht der Kommerzienräthin, welche meinte: Doctor Stichling ſei ein guter unſchuldiger Menſch, er könne nicht dafür, daß ihm der Teufel zum Halſe heraus rede, es ſei auf die Aeußerungen, des letztern, der ein Lügner von Anbeginn, nichts zu geben, auch würden ſolche nicht, ob wahr oder falſch, unter die Populace kommen, denn man lebe ja ganz unter ſich, nämlich Stichling, Nicodemus und den Arzt abgerechnet, unter Leuten von Nobleſſe. Auf dieſe Weiſe bildete ſich zwiſchen den Fremden und der Badegeſellſchaft ein immer innigeres und näheres Verhältniß, und erſtere erregten bei Fräulein Emerentien und der Kommerzienräthin ein ſolches Intereſſe, daß die Damen, deren Wohnung von der der Fremden nur durch einen Garten getrennt war, das große Fernrohr des Herrn von Haberkorn aus der Reſidenz kommen ließen, und dieſes auf einem Tiſchchen aufgeſtellt, auf das faſt ſtets offene Fenſter ihrer intereſſanten und räthſelhaften Nachbarn richteten, eine Sache, die den Damen viel angenehme Beluſtigung gewährte, wobei indeß Fräulein Fanny etwas zu kurz kam, indem dieſelbe Früh und Abends nicht durch das Inſtrument blicken durfte, weil, wie die Mama meinte, junge

Mädchen nicht Alles en müßten: mit denen in geſetzteren Jahren, pfleg. beizufügen, ginge es eher. Da Stichling die getroſſ Vorrichtung bemerkte, ſo geſchah es wohl manchma aß er entweder von eignem Uebermuthe oder vom tan angetrieben, den Zuſchauerinnen Attituden zun ſten gab, welche die Beobachterinnen ziemlich ſchne m Fernrohr verſcheuchten. — — —

Etwas dergleichen war an einem nen Morgen der dritten Aufenthaltswoche eben vorge ten, Stichling lag auf dem Sopha und lachte ganz näßig — es war aber leider der Satan, der aus ih chte — Nicodemus ging anſcheinend verdrüßlich in mmer herum, als ſich die Thür öffnete, und ein B nter in ſchwefelgelber Livree mit zeiſiggrünen Unterkle n, und einer Wappenborte um den Kragen, auf de kleine hellblaue Löwen erbſenfarbene Haferſäcke in de Klauen hielten, ins Zimmer trat, und meldete: daß Ihro Gnaden die Frau Kommerzienräthin von Haberkorn, nebſt Fräulein Emerentia, die Herren Stichling und Nicodemus um eine Unterredung bitten ließen, die ſie aber, da der Herr Kommerzienrath nichts davon wiſſen ſolle, in der Wohnung der genannten Herren abgehalten wünſchten. — Daß die Antwort nach Begehren ausfiel, verſtand ſich von ſelbſt.

Kaum hatte der ſchwefelfarbene Diener das Zimmer verlaſſen, als Nicodemus ſich verdrüßlich zu dem Gefährten wandte.

Dachte ich's doch, ſagte er mürriſch, daß Du mit Deinem dummen Teufelſpuck uns noch die Weiber, ja vielleicht das ganze Badevolk auf den Hals hetzen würdeſt.

Nehmen Sie es doch ja nicht übel, beſter Herr Nicodemus! erwiderte Stichling mit weinerlicher Stimme, aber dazwiſchen lachte Satanas fort und fort. Ich weiß nur allzuwohl, was für Unheil — ha, ha, ha — daraus entſtehen kann; aber warum haben Sie auch ſolche magnetiſche Augen? — ha, ha, ha — Und was wird nun erſt werden, wenn der böſe Feind am Ende aus meiner rechten Seite heraus fährt, und in der linken Sophiens Platz nimmt? — ha, ha, ha — und wenn dieſe nun auch um eine Unterredung bittet.

Ich bitte Dich, Albert, laß mich mit Weibern und Mädchen zufrieden! rief Nicodemus immer ärgerlicher.

Ich wollte es wohl thun, beſter Nicodemus, ſprach Stichling im vorigen Tone, wenn Sie nur dieſe Augen und dieſe nicht minder diaboliſchen Locken, und ſonſtiges Zubehör abſchaffen wollten, denn dieſe ſind's, die Ihnen eigentlich die Frauen auf den Hals gezogen haben, und bis zum Traualtar auf den Hals ziehen werden. — Aber ſtill! Ich höre ſie auf der Treppe. — Sie werden gewiß an der Thüre horchen. — Beſter verehrter Herr Nicodemus! ſetzte er mit ſchallender Stimme hinzu. Was auch die Damen für ein Anliegen haben; gewähren Sie es. Ihrer magiſchen Kraft iſt nichts unmöglich. — —

Die Damen waren indeß eingetreten.

Sie werden Sich nicht wenig wundern, meine Herren, hob die Kommerzienräthin an, daß wir Sie um eine geheime Unterredung bitten ließen, und daß dieß ohne Vorwiſſen meines Mannes geſchieht; denken Sie aber ja nicht, daß wir die Eiferſucht deſſelben fürchten. Bewahre! Schon vor zwanzig Jahren hätte mir der gute Haberkorn nicht mit Eiferſucht kommen dürfen, und jetzt hätte er es vollends gar nicht nöthig.

Nein! Er hätte es nicht nöthig; bemerkte Nicodemus trocken. Dürfte ich indeſſen ergebenſt fragen —

Warum wir herkommen? ſprach die Vorige weiter. Ja, ſehen Sie, es treibt uns ein verzweifelter Kaſeus, wobei die Perrücke im Moore iſt — oder wie ſonſt der lateiniſche Spruch heißt, den der Doctor Wieſel immer im Munde führt, wenn Jemand noch unentſchloſſen iſt, ob er den Brunnen brauchen ſoll oder nicht.

Ich muß durchaus bitten, daß ſich die Frau Kommerzienräthin näher erklären; verſetzte Nicodemus mit gerunzelter Stirn.

Erlauben Sie mir eine vorläufige Frage! fing Emerentia mit einem ſchmachtenden Blicke, der ſich noch viel vortheilhafter ausgenommen hätte, wenn er von achtzehnjährigen Augen gekommen wäre, an. Dürfen wir auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen, und werden Sie es nicht mißdeuten, wenn wir bei Ihnen nicht nur Delicateſſe, ſondern auch zartes Mitgefühl bei Herzensangelegenheiten vorausſetzen?

Nicodemus nickte bloß verdrüßlich mit dem Kopfe, aber Stichling nahm ſogleich das Wort. Für wen halten Sie uns, verehrtes Fräulein? rief er bewegt. Sind wir Kalmucken oder Tunguſen, daß Liebesleiden auf uns keinen Eindruck machen ſollten? — Sprechen Sie! rief er in höchſter Bewegung. Erleichtern Sie Ihr ſchönes gefühlvolles Herz! Wir ſind verſchwiegen wie das Grab. Und was Zartheit und Mitgefühl anbelangt! O der kennt unſer Geſchlecht nicht, wer ihm dieſe Eigenſchaften abſpricht! — Ich gebe zu, daß bei der Zartheit uns manchmal Dieß oder Jenes in die Quere kommt, aber Mitgefühl haben wir Alle, Alle — Hier ſchnürte der böſe Feind dem armen Stichling die Kehle zu, und er ſagte mit der abſcheulichen

Fiſtelſtimme — wenn wir gut gegeſſen und getrunken haben.

Emerentia kannte das Leiden oder die Eigenheit des Beſeſſenen zu gut, um ſich durch den Einwurf irre machen zu laſſen.

Sie waren Zeugen, verehrte Herren, begann ſie, wie meine Nichte Fanny neulich bei der Erzählung des Herrn Nicodemus in Ohnmacht fiel. Sie meinten gewiß, die zarten Nerven des armen Geſchöpfs wären bloß von der Macht der Darſtellung ſo irritirt worden. Ach keineswegs! Die Aermſte iſt bei dem Vorfall vielleicht nur allzuſehr betheiligt. Hören Sie! — Meine Nichte, fuhr Emerentia fort, indem ſie ſich einige Thränen, die ſie aber nicht verſchönten, abtrocknete, iſt von der Natur mit jener gefühlvollen Seele begabt, die jedem Mitgliede der Haberkornſchen Familie — meinem Bruder jedoch in etwas minderem Grade — zum Theil wurde. Ein junger Kommis von ähnlicher Gemüthsbeſchaffenheit ſtand in den Dienſten unſers Hauſes. Da er von gutem Herkommen, wenn auch arm war, ſo ward er in den Kreis unſerer Geſellſchaft aufgenommen, und auch mein Bruder hatte ihn ſehr gern, weil er behauptete, daß Niemand ſo wie dieſer junge Mann, ſeine große Meerſchaumpfeife zu ſtopfen verſtehe. Außer dieſer Geſchicklichkeit beſaß er aber auch noch mehrere geſellige Tugenden.

Er war Dichter und hat in dem „Beobachter in der Reſidenz“ beſonders durch das ſchöne Gedicht zum Geburtstage Fürſt Felix des Neunundneunzigſten ſein ſchönes Talent bewährt. Ueberdieß konnte er die Stimme verſchiedener Thierarten, beſonders einer ſich mit ein paar Hunden zankenden Katze, bis zur Täuſchung nachahmen, er las franzöſiſche Romane vortrefflich vor; doch was ſoll ich Ihnen ſeine weitern Vorzüge ſchildern. Es wird das, was ich Ihnen mitgetheilt habe, hinreichend ſein, Ihnen deutlich werden zu laſſen, daß ſolche wohl geeignet waren auf das Herz, die gefühlvolle Seele der armen Fanny einen Eindruck zu machen.

Gewiß! — Gewiß! — rief Stichling gerührt.

Sie werden es natürlich finden, fuhr Emerentia fort, daß das Zuſammenleben, das Leſen ſentimentaler Novellen, die jungen Leute bald in ein innigeres Verhältniß brachte; ſie ſchwärmten, ſie ſchworen ſich ewige Liebe. Endlich beſchloß Fanny ſich den Eltern zu entdecken und ſie um ihre Einwilligung zur Verbindung mit dem Geliebten zu beſchwören.

Herr Gott, das war ein Auftritt! fiel die Kommerzienräthin, die bis dahin nur mit Mühe die Zunge im Zaum gehalten hatte, ein. Wie mein Mädel davon ſpricht, daß ſie den jungen Menſchen heirathen will, ſo wird mein Mann ganz kirſchbraun vor Zorn, dann nimmt er den Pfeiſenkopf, der ihm ſo werth wie ſein Augapfel war, und den Monſieur Wilhelm ihm immer ſo zu Danke geſtopft hatte, und wirft ihn gegen den Ofen, daß er gleich in tauſend Stücke ſpringt. Darauf ſtößt er einen Fluch aus, daß, hätte ihn der Herr Gardehuſarenlieutenant gehört, er gewiß in Ohnmacht gefallen wäre, und ruft: Das geſchieht nimmermehr. Ich will es nicht, und — ich bin Herr im Hauſe! — Nun bedenken Sie, meine Herren, ſo ein Wüthen und Toben von Seiten meines Mannes hatte ich während unſerer ganzen Ehe niemals geſehen, beſonders hatte er es ſich nie beikommen laſſen, den Ausdruck: daß er Herr im Hauſe ſei, zu gebrauchen. Was war natürlicher, als daß ich im erſten Schreck zu dem fürſtlichen Leibarzt Dr. Zwiebel ſende, und ihn um Gotteswillen bitten laſſe, ſich zu uns zu bemühen, da mein Mann deutliche Spuren, daß er verrückt worden, gezeigt. — Sie werden mein Benehmen ganz natürlich finden. — Glücklicherweiſe ergab es ſich, daß nur das unerwartete Ereigniß ſo einen Eindruck auf ihn gemacht, und ſein Verſtand nicht eigentlich gelitten hatte.

Bei der ſanften Seele meines Bruders, fiel Ementia ein, da die Kommerzienräthin ganz außer Athem gekommen war, konnten wir hoffen, daß er endlich dennoch ſeine Einwilligung geben würde. Es war uns noch nie ein Beiſpiel vorgekommen, daß er das, was wir einmal ernſtlich gewollt, verſagt hätte, und gewiß, es hätte Alles ein glückliches Ende erreicht, aber die unglücklichen Liebenden hatten ſich bereits vorgenommen, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Aber, mein Gott! ſprach Stichling; Fräulein Fanny iſt ja friſch und geſund, und wer geſtern Abends an der Table d'hote in der Hundequäle ſah, mit welcher Behaglichkeit ſie eine halbe gebratene Ente verſpeiſte, würde ſie nimmermehr eines ſo verzweifelten Entſchluſſes fähig gehalten haben.

Und dennoch war es nicht anders! erwiderte Ementia. Fanny hatte beſchloſſen, ſich zu vergiften, Wilhelm griff nach der Piſtole. Die unglückliche Liebende glaubte des Giftes nicht genug bekommen zu können. Eine Portion Mäuſebutter, die allenfalls zu erlangen geweſen wäre, ſchien ihr zu wenig, und das Mittel zu gemein. Sie verſchlang die Gifte einer ganzen Apotheke. —

Wie? rief Nicodemus.

Sie verzehrte eine ganze Apotheke? ſchrie Stichling. — Mithridat iſt ein wahrer Lump gegen das Fräulein! — Eine Apotheke? —

Ja! Aber eine homöopathiſche! verſetzte Ementia.

Das laſſe ich eher gelten! ſprach Stichling beruhigt. Die kann man verzehren, und ſich dennoch friſch und geſund befinden.

Friſch und geſund war ſie nicht, die arme Fanny! rief die Kommerzienräthin. Sobald wir vernahmen, was ſie gethan, ließen wir ſie Buttermilch trinken, Quartweiſe, auch Provenceröl und Kamillenthee, und da bekam ſie ein erſchreckliches Erbrechen. — Gott! wenn ich an dieſe Scene denke —

Ich kann mir Alles aufs Genaueſte vorſtellen! unterbrach ſie Stichling theilnehmend. Gift, Liebe und Buttermilch zugleich im Leibe zu haben! — Mir wäre ſchon das erſte und zweite zuviel.

Da nun aber das Letzte ſo vortrefflich gewirkt hat, und das Fräulein nicht zu Schaden gekommen iſt, ſagte Nicodemus lächelnd, ſo begreife ich in der That nicht, was noch zu thun übrig bleibt.

O viel, ſehr viel, mein theurer Herr! erwiderte Emerentia. Unſere arme Fanny wußte bloß, daß Wilhelm ſich zur nämlichen Stunde wie ſie den Tod geben wollte. Er hatte unſer Haus verlaſſen; wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Das Sonderbarſte an der Sache war, daß Niemand in der ganzen Gegend irgend etwas von einem jungen Manne wußte, der ſich umgebracht hätte.

Dabei ſehe ich nichts Sonderbares! verſetzte Nicodemus trocken. Es giebt in Deutſchland viele hundert Narren, die ſich erſchießen, hängen oder erſtechen, Niemand nimmt von ihnen Notiz, es geſchehe denn in einer gewiſſen Hauptſtadt, wo freilich ganz Deutſchland die Sache Löffelweiſe einbekommt, weil ſie dort meinen, daß immer etwas ganz Apartes dabei wäre. — Iſt übrigens der junge Mann umgekommen, ſo wird ſich das Fräulein wohl darein finden, einem Andern ihre Hand zu reichen.

Allerdings! erwiderte Fräulein Emerentia. Es wäre auch ſündlich, ſich vorkommenden Falles ſeiner Beſtimmung zu widerſetzen. Indeß iſt dabei ein höchſt peinlicher Umſtand. Fanny iſt der Meinung, daß Wilhelm vielleicht noch leben könnte, und ehe ſie über ſeinen Tod nicht Gewißheit hat, iſt ſie feſt entſchloſſen, jeden Bewerber auszuſchlagen. Dieſe Gewißheit aber hoffen wir durch Sie vielleicht erhalten zu können.

Durch mich? fragte Nicodemus befremdet.

Durch Sie! erwiderte das Fräulein. Sie erzählten neulich, daß Sie vor drei Jahren dazu kamen als ſich ein junger Mann in den Ruinen der Forſtburg das Leben zu nehmen im Begriff war. Die Zeit ſtimmt genau. Vielleicht war es der unglückliche Wilhelm. Wüßten Sie vielleicht ſeinen Namen, ſo wäre es möglich —

Ja wohl! fiel die Kommerzienräthin ein. Und wenn Sie ihn auch nicht erfahren hätten, ſo wäre es Ihnen dennoch möglich, uns Auskunft zu verſchaffen, denn ein Mann wie Sie, der mit dem böſen Feinde nicht mehr Umſtände macht, wie mit einem Pudel, der ihn ohne Weiteres zum Sprechen bringt — —

Recht, verehrte Frau! Sehr recht! rief Stichling. So Etwas iſt nur ein Spaß für Herrn Nicodemus.

Der, fuhr die Kommerzienräthin, einmal in den Fluß der Rede gerathen, fort, ſich in London von dem Lord fünf Piſtolenkugeln in die Taſche ſchießen ließ, und ihm dennoch die Braut wiedergab, der den Türkenkerl vom Spieße rettete —

Ich weiß in der That nicht, von was Sie reden, noch was Sie wollen! rief Nicodemus heftig, während Stichling ſich vor Lachen die Seiten hielt. — Aber, wie hieß denn der Geliebte Ihrer Tochter?

Herzfeld! — Wilhelm Herzfeld! erwiderte Jene. Aber wenn Sie ein Menſch ſind, beſter Herr Nicodemus, wenn Sie nicht ſind, wofür Sie wohl hin und wieder gehalten werden —

O Sie haben gar nicht nöthig, meinem verehrten Freunde ſo zuzuſetzen! rief Stichling plötzlich ernſthaft. Er dient außerordentlich gern den Menſchen. Ich ſehe es ihm an — hier blickte er auf Nicodemus, der plötzlich nachdenkend geworden war — er iſt ſchon feſt entſchloſſen Ihnen zu dienen. Ueberdies iſt es ihm eine wahre Kleinigkeit. Haben Sie nur die Güte, ihm zu ſagen, ob Sie blos die Umſtände des Todes des wackern jungen Mannes wiſſen wollen, oder ob er ihn der Kürze wegen etwa gleich citiren ſoll, ſo heute Abend nach dem Thee, zur Unterhaltung und in einer romantiſchen Situation, die Piſtole vor der Stirn. Sie könnten ihn dann ſelbſt über Alles befragen, was Sie wiſſen wollen. — Nun, meine Damen? — Wie ſteht's? Entſchließen Sie Sich. Meinem Freunde iſt dieß Alles nur wie gepfiffen — wie der Herr Kommerzienrath zu ſagen pflegt — und er iſt auch nicht der Mann, der einfältig genug wäre, einen Spas zu verderben.

Nicodemus ſchien indeß einen Entſchluß gefaßt zu haben.

Der Geliebte Ihrer Tochter hieß Wilhelm Herzfeld? fragte er.

Ja wohl! erwiderte die Kommerzienräthin ängſtlich. — Aber, wenn wir nur Nachricht über ſeinen Tod oder ſein Leben hätten, ſo wollten wir es mit dem Citiren einſtweilen noch auf ſich bewenden laſſen.

Liebt Ihre Tochter noch den jungen Mann? fuhr Jener fort.

Ach, ganz erſtaunlich! rief die Vorige. Ich weiß auch gar nicht wie die Mädchen heut zu Tage ſind!

Hätte ſich mein Haberkorn in ſeiner Jugend wegen mir erſchoſſen, ſo würde ich mich nicht halb ſo lange gegrämt haben, wiewohl ich ihm zum Ruhme nachſagen muß, daß er der Letzte geweſen wäre, der einen Selbſtmord begangen hätte.

Würden Sie ihm die Hand Ihrer Tochter geben, venn er am Leben und ein tüchtiger ehrenwerther Mann väre? fragte Nicodemus weiter.

Freilich! — Freilich! — entgegnete Frau von Haberkorn. Ach Sie glauben nicht, wie ich das Herumziehen auf Bällen, Aſſembleen und Kaſinos, in Summa das Bemuttern einer heirathbaren Tochter att habe. Das Alles käme dadurch auf einmal zum Ende.

Aber Herr von Haberkorn?

Der will, was ich will! ſagte die Räthin. Der Widerſtand von damals würde nicht mehr eintreten. Es lag auch eigentlich nur in ſeiner Körperkonſtituion. Es war ein Krankheitsanfall. Er mochte ihn o in der Luft bekommen haben.

Wohlan! ſprach Nicodemus mit feierlich komichem Pathos. Heute über acht Tage ſollen Sie Ausunft über das blutige Ende Wilhelm Herzfelds haben, der er ſoll — falls Sie es wünſchen — leibhaftig vor Ihnen erſcheinen.

Der Kommerzienräthin ſchien der Verſtand ſtill zu ſtehen, als ſie Nicodemus ſo unerwartet und dabei mit ſolcher Beſtimmtheit ſich über ihr Anliegen erklären hörte. Sie hatte Großes gehofft, aber dies ging ihr dennoch über ihren Horizont. Mit einer Art ſtaunender Ehrfurcht ruhte ihr Auge auf dem ſeltſamen Manne, der ſo leichthin, als ob es ſich von einer ganz gewöhnlichen Sache handele, ihr anheimſtellte, ob ſie blos eine ausführliche Relation des geſchehenen Selbſtmordes oder den ſchätzbaren Selbſtmörder in eigenſter Perſon haben wolle. Aengſtlich blickte ſie auf Herrn Nicodemus lahmen Fuß und gleich darauf auf ſeine Rabenlocken. Frau von Haberkorn aber ſah nur einen höchſt elegant geformten Stiefel, in dem unmöglich ein Pferdefuß verborgen ſein konnte, und auch aus den Locken guckte nicht ein Hornſpitzchen, wäre es auch nicht größer, als das eines ſaugenden Zickleins geweſen. Lange wußte die Dame vor Staunen oder Angſt nicht ihrer Dankbarkeit Worte zu geben; es ſchien als ob der Giesbach ihrer Beredſamkeit plötzlich ausgetrocknet wäre.

Herr Nicodemus, ſagte ſie endlich mit großer Förmlichkeit — aber verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht Ihren rechten Titel gebe, falls Sie ein ſicilianiſcher Prinz, oder etwa gar ein griechiſcher ſein ſollten — ich habe viel merkwürdige Perſonen in meinem Le den geſehn, zwei wilde Prinzen zum Beiſpiel und ſieben oder acht zahme — im letzten Kriege meine ich; die erſten waren zwei Tataren — ich ſah die Sonntag, und Namik Paſcha, und das Rhinoceros, Börne, eine ausgeſtopfte Giraffe und einen lebendigen Seehund, aber Jemand wie Sie, iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.

Gewiß, fiel Fräulein Emerentia ein, Sie ſind ein außerordentlicher, ein großer Menſch. Weit entfernt Ihre unbegreifliche Macht, als aus trüber düſterer Quelle abgeleitet ſtammend zu denken, erblicke ich den Urſprung derſelben im reinſten ſideriſchen Lichte. O nützen Sie, edler Mann, nützen Sie die überſchwenglichen Gaben, die Ihnen geworden, immer ſo wie in dieſer Stunde. Durchreiſen Sie Europa als Seelenarzt; wunde Herzen zu heilen iſt Ihre Beſtimmung. Laſſen Sie dies dunkle dämoniſche, aber wohlthuende Auge auf Unglücklichen ruhen, die wie alle edle Seelen *ſtill* dulden. O es muß göttlich ſein, überall wie ein hilfreicher Engel einzuſchreiten, hier zärtliche Herzen zu vereinigen, dort zerriſſene zu heilen, an einem dritten Orte — hier warf Emerentia einen unausſprechlich ſchmachtenden Blick auf Nicodemus — ein ſehnendes dem erſehnten entgegen zu führen.

Sie ſprechen ganz aus meiner Seele, mein hochverehrtes Fräulein! rief Stichling mit Innigkeit. Wie nützlich könnte ſich Herr Nicodemus mit den ihm verliehenen magnetiſchen Gaben — ich will ſie vor der Hand ſo nennen, wenn ich die Sache auch aus einem andern Lichte anſehe — wie nützlich könnte er ſich machen, wenn er ſolche bald bei Begebenheiten von welthiſtoriſcher Bedeutung, bald in dem ſtillen Familienleben anwendete, wenn er z. B. heute nach Paris reiſ'te, um eine im Werke beſindliche Pulververſchwörung zu entdecken, wenn er morgen einem heulenden ſchwäbiſchen Juriſtengeſpenſte die vor hundertfunfzig Jahren verlegten Acten ſuchen hälfe, und — [illegible] ſprach er mit der diaboliſchen Fiſtelſtimme — dazwiſchen überall den Heirathsprokurator machte. — —

Die dem guten Stichling augenſcheinlich vom böſen Feinde untergelegte Bemerkung, bei der aber der wackere Mann, unſtreitig ſich nicht bewußt was er ſagte, eine lammfromme Miene beibehielt, brachte Emerentien einen Augenblick in Verlegenheit, ſie gewann jedoch bald ihre vorige Haltung wieder, da die Kommerzienräthin ſie der Nothwendigkeit einer zu gebenden Replik überhob.

Sie ſind alſo auch ein Freund vom Heirathsſtiften, Herr Stichling? brach die Dame los. Na, ſehn Sie, das iſt auch gerade mein Geſchmack, und ich kann mich manchmal in der Seele ärgern über die dummen Dinger in der Reſidenz, die Einem den guten Willen ſie glücklich zu machen ſo verſalzen. Nicht als ob ſie gegen das Heirathen ſo von Natur eingenommen wären; bewahre! ſchon mit dem funfzehnten Jahre heißt es: Nun kommt die liebe Zeit herbei! und mit dem ſechzehnten ſingen ſie: Es iſt gewißlich an der Zeit! oder: Herzlich thut mich verlangen! aber es ſoll ganz was Beſonderes ſein. Da iſt bei dem Einen die Naſe zu lang und der Hals zu kurz, bei dem Andern ſind die Haare blond und ſollen brünett ſein, und am Ende iſt Alles doch nur ein Gepappel und Geziere, und ſie nehmen den Bewerber dennoch zu Gnaden an, und hätte er eine Naſe wie ein Elephant, einen Hals wie ein Dachs, und Haare ſo grün wie ein Meerfräulein. Uebrigens gebe ich nicht ſo viel auf das ganze Gerede und Geſchnicker! — Sie ſchnippſte mit den Fingern. — Mit den Mädchen wird man am Ende dennoch fertig, aber mit den jungen Männern iſt es ein anderes Ding. Hat ſie Etwas? iſt immer die erſte Frage, und: Was hat ſie? die zweite. Iſt es Einem nun gelungen — und wer thäte nicht Alles um ein paar Menſchen zu beglücken — auf ſolche kitzliche Fragen die nöthige Auskunft zu verſchaffen, und dieſe fällt nicht ganz nach Erwarten aus, dann werden die jungen Herren, die wenig Minuten vorher noch Feuer und Flamme waren, plötzlich ganz zerſtreut, ſie ſprechen von der Witterung, vom hohen oder niedrigen Barometerſtande, oder ſie ſagen gar nichts und eilen zum nächſten Spiegel, um ſich da die Haare oder die Kravatte zu arrangiren, und — weg ſind ſie. So hat es mir beim letzten Harmonieballe der junge Langbein gemacht — er und noch ein anderer Schwengel — aber ich hoffe es ihnen einzutränken; das junge Mädchen, von dem die Rede war, weinte ſich bald die Augen aus, denn der Menſch ſchien ſonſt in ihrer Nähe in ein Wonnemeer verſunken, faſt — wie die alte Mamſell Knipperdolling zu ſagen pflegt — wie der Kellereſel im Rahmtopf. — — —

Es hätte ſich ſchwer beſtimmen laſſen wie lange der Strom der Beredſamkeit der Frau von Haberkorn ſich noch ergoſſen haben dürfte, wenn nicht in dieſem Augenblicke ein Bedienter des Baron Bellmann eingetreten wäre, und nach vielen Empfehlungen von Seiten der Frau Baronin angezeigt hätte, daß Letztere etwas höchſt Nothwendiges mit Herrn Nicodemus zu ſprechen hätte, und deshalb in Begleitung ihres Neffen, des Gardelieutenants, wenn ſie ſich zum Morgenkonzert nach der Hundequäle begeben würde, im Vorbeigehn bei ihm zufragen werde.

Ich weiß, was die will! — Meinſt Du nicht auch, Renzchen? — rief Frau von Haberkorn lachend, indem ſie mit der geballten rechten Hand in die geöffnete linke ſchlug. Erſt heute ſagte mir die Frau des alten Tafeldeckers — ſo nennen ſie den Kerl, der den Tiſch arrangirt, obwohl manchmal wenig darauf ſteht — daß es jetzt erſchrecklich hitzig auf dem Schloſſe hergehe. Wie Ihnen vielleicht bekannt ſein wird, ſteht es mit den Finanzen des Barons ganz erbärmlich. Ueber kurz oder lang wird der Sequeſter ängezogen kommen. Ehe dies nun geſchieht, möchte man gern die Sophie — das preciöſe Ding — unter die Haube bringen. Es iſt auch ganz vernünftig; denn kommt es zum Bruche, ſo bleibt ſie ihnen ſo gewiß auf dem Halſe wie zweimal zwei vier ausmacht. Nun ſind gegenwärtig zwei Bewerber vorhanden. Der eine iſt der Huſar, der zweite der Referendarius. Der erſte hat zwar nicht viel, wird aber in Jahr und Tag Rittmeiſter ſein, und iſt im Hauſe der Geheimräthin Z., die mit ſeiner Mutter etwas verwandt und bei der Stiefſchweſter der Fürſten von Y. in Gnaden iſt, wohlgelitten. Der Referendar von Bellmann, der Neffe des Barons hat ein bedeutendes Vermögen. Nun hat er zwar einen ſchlechten Ruf, beſonders ſoll er zu einer ganz aparten Secte gehören, die keine einzelnen, ſondern nur ſo eine Art von Kompagnieheirathen ſt[illegible]r und die ſich vom Chriſtenthum losgeſagt hat — w[illegible] aber wohl Verläumdung ſein kann, da, wie ich gehört habe, der heilige Simon bei ſeinem Aufenthalte in Paris die Secte geſtiftet hat — indeß iſt das Alles nur dummes Zeug. Hätte auch mein Haberkorn das Chriſtenthum vor unſerer Heirath verlaſſen gehabt, ich hätte es ihn ſchon wieder wollen erkennen lehren, und was das Societätsheirathen anbelangt, dazu hätte ich nur gelacht, wiewohl er zu ſeiner Zeit kein übler Mann war, und nicht ſo ein ſpindelbeiniges Milchgeſicht wie der Referendarius. — Doch um wieder auf Sophien zu kommen! Sehen Sie, das alberne Ding ſpreizt ſich, und keiner der beiden Freier ſcheint ihr genehm, obgleich ſie aus Freude und Dankbarkeit darüber die Hände gen Himmel aufheben ſollte. Ich weiß überhaupt nicht, was die Leute an dem Mädchen Beſonderes finden; ſie hat ein Geſicht wie Andere auch, die mit dem ihrigen zufrieden ſein können.

Sophie will alſo keinen von Beiden heirathen? fragte Nicodemus der Rede der Kommerzienräthin einen Damm entgegen ſetzend.

Sie will weder den chriſtlichen Huſaren, noch den unchriſtlichen Referendarius! erwiderte die Vorige. Sie könne keinen von Beiden lieben, hat die Närrin geſagt. Als ob immer die Liebe zum Heirathen gehörte! Ich habe meinen guten Haberkorn auch geheirathet, es iſt mir wohl bekommen und ich bin dick und fett dabei geworden, aber die Liebe hat mir eben nicht viel Noth gemacht.

Ich ſehe nur nicht ein, was ich mit Sophiens Heirath —

Sie werden das Mädel magnetiſiren und zur Heirath mit dem Huſaren beſtimmen ſollen! erwiderte Jene. Gewiß ſo wird es ſein; ich kenne die Baronin. — Aber komm, Schwägerin, Renzchen! Wir wollen die Herren nicht länger aufhalten. Ohnehin haben wir das Vergnügen, ſie an der Table d'hote in der Hundequäle wieder zu ſehen.

Unter vielen Verbeugungen und unendlichen Bitten, die gütige Zuſage nicht außer Acht zu laſſen, empfahl ſich die Kommerzienräthin, Emerentia aber warf nach einigen ſentimentalen Worten, die ſie an Stichling gerichtet, blos einen jener ſeelenvollen Blicke, deren ſie ſich nur in ganz verzweifelten und zu baldiger Entſcheidung führenden Fällen bediente, auf Nicodemus, und folgte der voranrauſchenden Verwandtin.

Kaum hatten die Damen das Zimmer verlaſſen, als Stichling ſich auf das Sopha warf und lachte, daß das Zimmer wiederhallte.

Du wirſt mich mit Deinem einfältigen Gelächter, mit Deinen albernen Späßen, mit den tauſend Kolliſionen, in die Du mich unaufhörlich zu bringen bemüht biſt, noch toll machen! rief Nicodemus mürriſch.

Kaum haben die beiden Närrinnen das Zimmer verlaſſen, ſo muß ich erwarten, die dritte eintreten zu ſehen, und wem habe ich alle die Teufeleien zu verdanken als Dir mit Deiner ewigen Unruhe, Deinem Hange zu Sonderbarkeiten, und Deiner Sucht, Dich in Alles zu mengen, was Dich nichts angeht. Ich glaube, wenn ich, um einmal mir ſelbſt und meinem Grame zu leben, nach einer Einöde, in eine der aſiatiſchen Steppen ginge, Du hätteſt gewiß einen Narren bei der Hand, um mir ihn auf den Hals zu hetzen. — Wie lächerlich würde ich erſcheinen, wenn ich nicht immer noch einen Ausweg fände, um Deine Unbeſonnenheiten wieder gut zu machen! Wie würden wir ausgelacht werden, wenn ich nicht über jenen Herzfeld Auskunft geben, ihn nicht zur Stelle ſchaffen könnte!

Wie? — Du kannſt ihn herbeiſchaffen? — Citiren mit Fleiſch und Bein? ſchrie Stichling, indem er aufſprang und ſich vor Freuden auf einem Beine wie ein Kreiſel umher drehte. — Das iſt herrlich! Das iſt prächtig! — Aber bewundere mich doch! Habe ich nicht einen wahren Inſtinkt, zu errathen, was Dir möglich iſt, und was nicht? — Höre! Könnteſt Du ihn nicht im Leichengewande herauf beſchwören, mit zerſchmettertem Schädel etwa, und die Piſtole in der Hand? — Das müßte einen köſtlichen Effect machen. Ganz à la Victor Hugo, oder Alexander Dumas.

Aber auch nur in gewöhnlicher Kleidung, als ein rechtſchaffener ſentimentaler Selbſtmörder wird er nicht übel ſein. Wir müſſen ſehn, daß wir es Abends einrichten; ſo zwiſchen eilf und zwölf. Laß mich nur machen. Ich arrangire Alles; Du ſollſt Ehre davon haben. — Aber hol's der Henker! Ich höre Jemand die Treppe herauf kommen. — Auf Tugend! Es iſt die Baronin und der Gardehuſar. — —

Wirklich waren es die Genannten, die jetzt in's Zimmer traten. Nicodemus empfing ſie ein wenig kalt, deſto freundlicher war der Empfang von Seiten Stichlings. Er erkundigte ſich umſtändlich nach dem werthen Befinden jedes Mitglieds einer von ihm, wie er ſagte, ſo innig verehrten Familie, wiewohl dieſes, wie er beifügte, nicht anders als vortrefflich ſein könne, weil der Segen, den eine ſo fromme Dame, item ein ſo chriſtlicher Kavallerieoffizier um ſich her verbreiteten, nicht ohne den größten Einfluß bleiben könnte. Nicodemus runzelte bei den etwas weitſchweifigen Achtungsverſicherungen des Gefährten verdrüßlich die Stirn, und erkundigte ſich ziemlich kühl nach der Urſache, welcher er die Ehre eines Beſuchs verdanke.

Ich geſtehe offen, erwiderte die Baronin auf ſeine Frage, daß nur der Gedanke: daß der Gerechte ſo oft Hinſichts ſeiner Handlungsweiſe verkannt wird, mich tröſten kann, wenn ich Ihnen ein Anliegen eröffne, bei dem mir dies nur allzuleicht begegnen könnte. Demungeachtet wird es mir immer noch ſchwer, Ihnen zu ſagen — — —

Iſt gar nicht nöthig, verehrteſte Frau Baronin! fiel Stichling ein. Mein Freund weiß Alles ganz genau, was Sie wollen, und kaum hatte Ihr Bedienter das Zimmer verlaſſen, als er mir den Grund Ihres Beſuches, und ſeine Bereitwilligkeit, Ihren Wünſchen zu willfahren, erklärte. — Sie erſtaunen? — Sie wundern ſich? — O das iſt gar nichts! Selbſt ich, wenn mir Herr Nicodemus kein Wort geſagt, wußte Alles ganz haarklein. Mögen Sie dem innigen magnetiſchen Rapport — wenigſtens will ich es ſo nennen — in welchen er ſich mit mir geſetzt hat, dieſen Umſtand zuſchreiben. Ich bin von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, ſo zu ſagen, eine männliche Seherin von Prevorſt, ja mit dieſer gewiſſermaßen ganz zu verwechſeln, die Geſchlechtsverhältniſſe etwa abgerechnet, wiewohl auch dieſe wie man behauptet, beim Magnetismus — und wohl auch beim Myſticismus — hin und wieder eine große Rolle ſpielen ſollen. Es iſt überhaupt ganz erſtaunlich wie ſtark die magnetiſche Kraft des Herrn Nicodemus auf irgend ein Individuum einzuwirken im Stande iſt. Hier nur ein Beiſpiel. Sie werden gehört haben, daß eine Klairvoyante mit der Magengrube ſehr leicht einen

ief zu leſen im Stande iſt. Lauter Larifari! Eine
inigkeit gegen das, was ich leiſte, wenn mich Herr
odemus anderthalb bis zwei Minuten angeblickt!
hr ſelten nehme ich deßhalb ein Buch in die Hand;
on das Umſchlagen der Blätter inkomodirt und
gweilt mich. Ich habe viel weniger Umſtände,
nn ich mir das Buch auf den Rücken lege — ſo
i bis drittehalb Zoll über das os sacrum — und
leſe ich es auf dieſe Weiſe von a bis z. Noch
niger Umſtände mache ich mit den Zeitungen. Auf
e ſetze ich mich ohne weiteres, und nun durchfliege
ſolche, von den Ehrenbezeugungen und Parla-
atsdebatten an, bis zu den Annoncen der Wurſt-
eniks und der braungeſottenen Karpfen. — Sie
inen einigen Zweifel in meine Worte zu ſetzen? —
tragen Bedenken? — Wohlan, ich muß Sie über-
ren! — Der Grund, warum Sie hier erſcheinen,
um meinen Freund zu bewegen, daß er durch ſeine
gnetiſche Kraft Ihr Fräulein Tochter zur Einwilli-
g einer Verheirathung mit dieſem Ihrem ſchätzbaren
rn Kouſin vermöge.

Die Baronin erſtaunte. Es war ihr unbegreif-
, daß ein Gegenſtand, der nur in ihren ehelichen
npfen bis jetzt zur Sprache gekommen war, Stich-
als etwas Bekanntes erſcheinen konnte. Auch der
debuſar war ſehr frappirt.

Auf Tugend! rief er. Das iſt ſtark. — Wenn ich dies bei unſerm Ement erzählte — der Satan hatte ihn wieder gezwungen, drei Buchſtaben zu verſchlingen — man würde es mir nicht glauben, obgleich kein Beiſpiel vorhanden iſt, daß ein Lieutenant der fürſtlich Y.ſchen Gardehuſaren je eine Unwahrheit geſprochen.

Haben Sie Grund zu glauben, daß Fräulein Sophie, welche Sie nicht liebt, ihre Meinung ändern werde, wenn ſie Ihre Frau wird, und lieben Sie Sophien? fragte Nicodemus ernſt, indem er den Offizier mit durchdringendem Blick anſchaute.

Ob ich Sophien liebe? erwiderte der Gefragte. Allerdings! — Sie iſt hübſch und von guter Familie. Eben ſo glaube ich ſpäterhin von ihr geliebt zu werden, wenn ſich ihr, leider dem Irdiſchen ſehr geneigter Sinn, dieſem ab, und dem Himmliſchen zugewendet haben wird.

Sie meinen alſo, daß dies der vorzüglichſte Grund ihres Widerwillens gegen eine Verbindung mit Ihnen ſei? —

Unſtreitig, dies allein! erwiderte der Vorige. Ich ſchließe es aus Aeußerungen, die mich tief betrübten, und welche Geſinnungen verrathen, die in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft gegenwärtig als wenig faſhionable betrachtet werden. — Uebrigens zweifle ich kei-

Augenblick, daß es bei Sophien bald zum Durch-
h kommen werde, da ſie bei Hofe erſcheinen wird,
ſie unmöglich wünſchen kann, dort über die Achſel
ſehn zu werden.

Geſetzt aber Ihre zukünftige Gattin beharrte den-
bei ihren rationaliſtiſchen Geſinnungen. Würden
Sich dann Beide bei ſo verſchiedener Denkungs-
nicht ſehr unglücklich fühlen? fuhr Nicodemus

Es iſt kaum denkbar, erwiderte Herr von Anger-
daß eine junge Frau dem, was zum bon ton
rt, lange widerſtände.

Ganz recht! rief Stichling mit der Beelzebub-
ne; und wenn einmal die Ruchloſigkeit in die
e kommen ſollte; ſo werden unſere Frommen ge-
nicht die Letzten ſein, die ſie mitmachen. — Aber,
er kleinlaut hinzu, habe ich irgend etwas Unan-
mes geſagt, ſo bitte ich tauſendmal um Entſchul-
ng.

Sie ſprachen vorhin von Unglücklichwerden durch
eichheit der Geſinnungen! fuhr zu Nicodemus ge-
et die Baronin mit großer Ruhe fort. Aber ge-
meine Tochter beharrte bei ihrem Sinne, ſie
e unglücklich: ich frage Sie: wo ſteht es denn
rieben, daß alle Menſchen glücklich ſein müſſen?
hat meine Tochter denn vor Andern voraus, die
l.

ebenfalls nicht glücklich ſind? Wird ſie unglücklich, ſo hoffe ich, ſie wird wiſſen mit Anſtand unglücklich zu ſein.

Vor ſolcher Lebensphiloſophie, entgegnete Nicodemus bitter, muß ich freilich die Segel ſtreichen. Auch entnehme ich aus Ihren beiderſeitigen Anſichten allerdings die Nothwendigkeit, mich mit Sophiens Schickſal zu beſchäftigen. Um das Fräulein nun aber zur Einwilligung einer Verbindung mit dieſem Herrn zu bewegen, würde es nöthig ſein, durch magnetiſche Kräfte dahin zu wirken, daß ſie vor Allem ſeine Geſinnungen theile. Daß dazu große Kraftanſtrengung gehöre, wird Ihnen einleuchten, und ich halte mich für verpflichtet, Ihnen zu ſagen, daß dieſe wenig zu berechnen ſind, und es dahin kommen könnte, daß Fräulein Sophie in die frommen Geſinnungen des Herrn von Angerberg mit einem Uebermaße einginge, welches man faſt Fanatismus nennen könnte.

Je frömmer, je beſſer! erwiderte der Huſar, indem er ſich vergnügt die Hände rieb. Gegenwärtig hat das alte Fräulein von Düſterberg in der Reſidenz den Ruf, daß ihr in der Frömmigkeit und im Theetrinken Niemand die Wage zu halten vermöge. Wie glücklich würde ich ſein, wenn meine Zukünftige ſie in dem Einen oder dem Andern auszuſtechen im Stande wäre.

Ich bürge für Beides, wenn Herr Nicodemus entſchloſſen iſt, dem Fräulein recht tief in die Augen zu ſchauen! rief Stichling.

Ich bitte dringend, dies nicht zu vernachläſſigen! ſagte der Huſar, ſich mit Eifer an Nicodemus wendend. Jeder Gegendienſt, den ich im Stande bin, Ihnen zu erweiſen, ſoll mir eine Gelegenheit ſein, Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen. — Inzwiſchen werde ich Sie in mein Gebet einſchließen, ja noch mehr, ich werde Bogatzky's Schatzkäſtlein täglich zweimal in Ihrem Namen aufſchlagen, und für Sie um Erleuchtung bitten — jedoch mit Ausnahme der Tage, wo die Schwadron zum Exerciren ausrückt, oder wo ich kommandirt bin, die Recruten reiten zu laſſen.

Natürlich! rief Stichling. Schon in den Raſttagen iſt es eine große Güte, die Sie meinem Freunde erzeigen; es während Ihrer kriegeriſchen Uebungen zu verlangen, wäre eine wahre Unvernunft, ſo lange es das Exercierreglement nicht geſtattet.

Wann darf ich alſo hoffen — ſprach zögernd die Baronin zu Nicodemus.

Binnen acht Tagen ſoll das Fräulein die Geſinnungen des Herrn Lieutenants theilen! erwiderte Nicodemus mit Beſtimmtheit. Jedenfalls aber muß ich mir die Beſtimmung von Ort und Stunde zum Beginne der magnetiſchen Kur noch vorbehalten.

Verſteht ſich! rief die Baronin ſeelenvergnügt und verließ nach vielen Verſicherungen ewiger Erkenntlichkeit am Arme ihres Neffen das Zimmer.

Die habe ich abgepaßt! rief munter der Baron, nachdem er von ſeiner Frau unbemerkt zur Thüre hineingeſchlüpft war, und hinter ihrem Rücken ein Kreuz ſchlug. Ich dachte es mir gleich, daß meine Frau zu Ihnen die Zuflucht nehmen würde, um Sie zu bewegen, die arme Sophie zur Heirath mit dem Huſaren zu vermögen, und ich komme nun, um Sie zu bitten, dafür zu ſorgen, daß nichts daraus wird.

Sie ſcheinen nicht ſehr für den Lieutenant eingenommen! ſagte Nicodemus lächelnd, nachdem er den Baron erſucht, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Eingenommen? — Gar nicht! erwiderte der Baron. Er iſt mir im Tod zuwider, weil er ein Betbruder iſt, und ein Duckmäuſer oben drein. Das iſt ein Geſeufze, und Geſtöhne, und ein Augenverdrehen, daß Einem angſt und bange wird! Und ſo ein Menſch will ein Huſar ſein! — Der alte Ziethen war doch auch einer, und er war ein frommer Mann, denn er machte jedesmal mit dem Säbel ein Kreuz, ehe der Tanz losging, aber ſo ein Betbruder war er nicht. Herr Gott! Auch die Huſaren meiner Zeit waren Leute, die ſich ſehen laſſen konnten, aber Bogatzky's Schatzkäſtlein hatten ſie nicht im Tſchako; eher ein Stück

Schwarzbrod und Knackwurſt oder ein Kümmelfläſchchen. — Herr, wenn ich ſo an die Vergangenheit denke, ſo iſt mir es, als ob ich Alles geträumt hätte. Im Jahr achtzehnhundertneun ſtanden wir als getreue Rheinbundstruppen bei einem franzöſiſchen Armeekorps. Da war ein luſtiges Leben, wir waren in Feindes Land, waren jung, hatten Geld vollauf, und es ſchien als ob das Ding gar kein Ende nehmen könnte. Wenn man uns da mit der Frömmigkeit gekommen wäre! Nicht als ob uns die Franzoſen nicht auch mit hohlen Redensarten gefüttert hätten; o ſie ſprachen vom grand empire, vom gloire, vom soleil d'Austerlitz, aber: Schnickſchnack! dachten wir, und ließen es uns zu einem Ohre hinein und zum andern wieder hinaus gehn; auch denke ich haben die alten Verbündeten es ihnen im Jahre 1814 und 15 bewieſen, daß ſie in ihrer Schule etwas gelernt. — Im Befreiungskriege ward zwar gebetet und geſungen, aber nicht mehr als wie es recht war und wie es einem Chriſtenmenſchen zukommt. Auch kam uns der Patriotismus zu Hülfe, und ich entſinne mich, damals ſelbſt eine Rede gehalten zu haben, die, obwohl kurz, dennoch viel Eindruck auf meine Huſaren machte. Ich muß indeß eingeſtehn, daß nur der letzte Theil derſelben — eine patriotiſche Ermahnung — mir zugehörte, der erſte aber von einem berühmten Feldherrn aus der alten Zeit — David oder Holofernes glaub' ich — herrührte.

O! rief Stichling entzückt. Wäre es nicht möglich, dieſen unvergleichlichen Sermon —

Warum nicht? erwiderte der Baron. Er iſt ganz kurz. — Sehen Sie, es war in Frankreich — bei Dings da; der Name iſt mir entfallen — es zeigten ſich die feindlichen Plänkler. Wir ſahen ſie zum erſtenmal. Soldaten! rief ich. Ihr ſeid Ypſiloner! Dort iſt der Feind! — Und nun, Ihr mordverbrannten Kerls, thut Eure Schuldigkeit oder ich ſchlage Euch mit eigener Fauſt den Schädel ein. — Sie werden finden, daß die Rede nur kurz war; dennoch war ſie von ungeheurer Wirkung. — — —

Ich glaub's! — Ich glaub's! rief Stichling begeiſtert. O die Beredſamkeit iſt eine ſchöne Gabe.

Es kommt nur darauf an, daß man die rechte Art trifft, um die Leute zu electriſiren! erwiderte der Baron mit einem gewiſſen Selbſtbewußtſein. Wie war es 1809 in Oeſtreich! Hielt uns da der General — der General — ich vergeſſe immer die franzöſiſchen Namen — eine lange Rede. Was machte ſie? Gar nichts. — Ich ließ einen Schubkarrn mit Schnaps vor die Fronte bringen. Gleich war es ein anderes Ding. — Eben ſo muß man das Nationalgefühl ſchonen, und das war der Punkt, wo die Franzoſen manchen Bock ſchoſſen. Wir machten es anders. Im Jahr 1815 hielt ich eine patriotiſche Rede an meine Huſaren. Nun müſſen Sie wiſſen, daß meine Schwadron aus dem Kontingent von drei verſchiedenen deutſchen Potentaten beſtand. Hätte ich mit dem Rufe: für Freiheit und Vaterland geſchloſſen, ſo wäre es ſehr unpolitiſch geweſen. Jede Parthei konnte ſich zurückgeſetzt fühlen. Ich rief alſo: Mit Gott für die Freiheiten und die Vaterländer! — Aber wir kommen da ins Politiſiren hinein und ich kam vom Heirathen zu ſprechen, was doch eine andere Sache iſt, obgleich auch die meiſten Heirathen aus Politik geſchloſſen werden. Nun ſehn Sie! Der Gardehuſar iſt mir in der Seele zuwider, aber vermählen muß ſich mein Mädel doch, es mag kommen wie es will. Das geht nämlich folgendermaßen zu. Wie Sie wiſſen, iſt es in unſerm Lande aus guten, oder vielmehr üblen Urſachen der Fall, daß der, welcher ein großes Grundeigenthum beſitzt, immer das wenigſte Geld im Beutel hat. So geht es mir. — Sie ſehn ich ſpreche aufrichtig. — Auch iſt's nicht meine Schuld. Mein Vater war ein luſtiger alter Knabe, wie ich auch einer bin, und wenn er auch gerade kein Verſchwender war, ſo koſtete ihm doch der Wein viel Geld, und die Frauenzimmer, und das verfluchte Kartenſpiel. Sie können ſich mithin vorſtellen, daß, als ich das Gut übernahm, im Hypothekenbuche manches laus Deo verzeichnet war. Nun kam der Krieg — enfin, was ſoll ich ein großes Gerede machen? — ich erwarte die Sequeſtration. Bei alledem ginge es mir doch gewaltig ſauer ein, wenn ich den alten Steinhauſen, den die Leute ein Schloß nennen, und in deſſen Dachslöchern, ich und mein Vater, und ſo fort eine ganze dreihundertjährige Reihe von Bellmännern geboren wurden, mit dem Rucken anſehen ſollte. Dagegen iſt aber kein anderer Rath, als daß Sophie einen Mann heirathet, der vermögend genug iſt, das Gut zu übernehmen, und den alten Huſaren mit in den Kauf nimmt. Ein ſolcher aber hat ſich in meinem Neffen, dem Referendarius, gefunden.

Wie? Sie wollten Sophien —

Ich weiß, was Sie ſagen wollen! fiel der Baron dem ihn unterbrechenden Nicodemus ins Wort. Mein Neffe iſt ein Narr, zum Anbinden reif: indeß iſt er im ganzen doch ein unſchädlicher, was man von dem Huſaren nicht ſagen kann.

Seine revolutionairen Geſinnungen —

Dummer Schnack! Er hat das Miniſterfieber, woran jetzt ſo viel junge Leute leiden, die nichts gelernt haben; erwiderte der Baron. Er würde der eifrigſte Regierungsaſſeſſor ſein, wenn nur das verdammte Examen nicht wäre.

Sein Haß gegen das Chriſtenthum —

Läppiſches Gerede! — Uebrigens iſt mir der unchriſtliche Juriſt immer noch lieber, wie der allzuchriſtliche Huſar.

Seine laxen Anſichten über Ehe und Familienverhältniſſe! ſagte Nicodemus weiter.

Das laſſen Sie gut ſein! rief der Baron lachend. Sophie müßte keinen Blutstropfen von ihrer Mutter im Leibe haben, wenn ſie ihm nicht binnen vier Wochen den Kopf ſo zurechte ſetzen ſollte, daß ihm ein Vergehen gegen das ſechſte Gebot ſo fern bleiben ſollte, wie mir das Solotanzen. — Und dann! — Beſter Herr Nicodemus! Haben Sie je die Mehrzahl unſerer feingegliederten, blaßwangigen, blauäugigen jungen Herren betrachtet, ohne ein gewiſſes Mitleid mit ihnen zu fühlen. Wie kann ein vernünftiger Menſch ſich durch den Schnack von der Emancipation des Fleiſches irren laſſen, ſo lange es mit der Emancipation der Knochen dieſer Herren noch ſo ſchlecht ſteht? — Wenn dieſe Leutchen, und inſonderheit mein Neffe, ſich hierin ſo geberden, als ob ſie die Welt einreißen, oder doch mindeſtens in ihr das Unterſte zu oberſt kehren wollten, ſo fällt mir immer die Anecdote von dem Schneider ein, der, nachdem er aus Furcht vor der Frau unter den Tiſch gekrochen war, dem ihn deshalb befragenden Nachbar zur Antwort gab: er ſei

Herr im Hauſe, und könne ſitzen wo es ihm beliebe. — Darum alſo, beſter Herr Nicodemus, laſſe ich mir kein graues Härlein wachſen, und meine Tochter wäre eine Närrin, wenn ſie es thäte. Ich glaube auch nicht, daß ſie deshalb an dem Referendar einen Anſtoß nimmt, dazu iſt ſie zu geſcheut, ich fürchte nur, er iſt ihr im Ganzen ein bischen unausſtehlich: Davon aber, liebſter Freund, ſollen Sie das Mädel kuriren.

Ich, Herr Baron? fragte Nicodemus.

Ja, Sie! erwiderte dieſer. Ich halte Sie ganz dazu geeignet. Ich laſſe es dahin geſtellt ſein, ob Sie, wie Wieſel ſagt, die Leute mit den Augen magnetiſiren, oder ob ſie der Teufel ſelber ſind, wie meine Frau halb und halb der Meinung iſt, aber das weiß ich, daß wenn Jemand auf der Welt im Stande iſt, meine Tochter zu einem Entſchluſſe zu bringen, Sie es ſind.

Nicht wahr, Herr Baron? rief Stichling lebhaft indem er Nicodemus bedeutungsvoll anblickte. Ich habe es immer geſagt, aber er will es nicht glauben.

Auf Tugend! würde mein Vetter ſagen; ſprach der Baron ſcherzhaft. Ich weiß es ganz gewiß, daß das Mädchen ein ganz abſonderliches Vertrauen in Sie ſetzt. Ich habe Sophien noch niemals mit ſo viel Theilnahme von Jemand ſprechen hören. Neulich war in der Hundequäle — ich will ſagen im Jäger — von

Ihnen die Rede. Da ſchnatterte die Kommerzienräthin ſo dies und das, und der dicke Paſtor, der ſo viel Weisbier trinkt, daß man glauben ſollte, er habe die innere Organiſation des Kameels von der Natur erhalten, gab auch ſein Wort dazu. Wetter! da hätten Sie mein Mädel hören ſollen. Sie ſprach wie ein Buch. Ich glaube ich ſelbſt hätte nicht beſſer ſprechen können.

Bedenken Sie, Herr Baron! hob in ſichtbarer Bewegung Nicodemus an. Was würde Fräulein Sophie ſagen, wenn ich mir erlauben wollte — —

Sie würde thun, was Sie ihr rathen! rief unerſchütterlich der Vorige. Ich weiß es ganz gewiß, und könnte Ihnen — Doch warum ſoll ich nicht ganz offen ſein! — Ich ſprach heute mit Sophien. Ich ſagte ihr Alles, Alles! Ich ſetzte ihr meine Lage auseinander. Es ging dem Kinde ſehr zu Herzen; ich ſah es, wiewohl Sophie wenig ſprach. Endlich erklärte ſie ſich dahin, daß, wenn es einmal nicht anders ſei, ſie entweder den Huſaren oder den Referendarius heirathen wolle. Lieben könne ſie keinen von Beiden, meinte ſie, und eben darum fiele ihr die Wahl ſchwer, doch würde ſie den nehmen, mit dem ſie nicht ganz unglücklich zu werden fürchten müßte. Nun aber hatte meine Frau — ich merkte es gleich — das Mädchen für den Huſaren beſtimmen wollen, ich für mein Theil ziehe den Referendarius vor, und ſo kam Sophie zu keinem Entſchluſſe. Da mir nun von neulich im friſchen Andenken war, wie günſtig ſie von Ihnen urtheilte, ſo gebrauchte ich eine kleine Kriegsliſt. Ich ſchlug ihr vor, es auf Ihren Rath ankommen zu laſſen.

Ich ſoll Sophien rathen, wem ſie ihre Hand reichen möge! rief Nicodemus überraſcht.

Niemand Anders wie Sie! entgegnete der Vorige. Kaum hatte ich ihr den Vorſchlag gemacht als ſie einwilligte. Ja! rief ſie; in ſeine Hand will ich mein Schickſal legen, ich weiß es gewiß, daß ich auf dieſe Weiſe nicht ganz unglücklich ſein kann.

Hörſt Du —? rief Stichling, die Hand des Gefährten ergreifend, und mit einem Tone, der ganz von dem gewöhnlichen abwich, und eine tiefe Rührung ausdrückte.

Meine Frau mag etwas davon gewittert haben! fuhr der Baron fort. Sie war ſogleich meiner Meinung als ich ihr den Vorſchlag machte, und das, Herr, iſt eine Uebereinſtimmung, die mich erſtaunlich überraſchte, da ſie mir ſeit dem zur Trauung erforderlichen: Ja, nicht wieder vorgekommen war. — Und nun, Herr Nicodemus, bitte ich Sie herzlich, nehmen Sie ſich das Schickſal meiner Tochter zu Gemüthe! Sie iſt ein wackeres Mädchen und wird gewiß ihren künftigen Mann glücklich machen. Sie hat noch nicht viel glückliche Stunden geſehen, und verdiente ſie doch ſo ſehr. Sie leidet immer ſo ſtill, bei dem kleinen Kriege, der in meinem Hauſe geführt wird, und wenn Sophie nicht der Friedensengel wäre, der dazwiſchen tritt, ſo wäre aus dem kleinen Kriege längſt ein großer geworden. — Nun Herr Stichling! Sie ſind ja auch ein braver Mann. Helfen Sie Ihren Freund erbitten, daß er meinen Wunſch erfüllt.

Ich will mehr thun als Sie verlangen! rief Stichling mit Wärme. Ich erkläre geradezu, daß ich mich von ihm losſage, in meinem Leben nichts mehr von ihm wiſſen will, wenn er ſich nicht Sophiens annimmt.

Wohlan! ſprach Nicodemus, der inzwiſchen im Zimmer heftig auf- und abgegangen war. Ich übernehme es, Sophien zu einer Entſcheidung zu beſtimmen.

Aber für wen? fragte der Baron.

Für einen Mann, der ſie liebt, nicht ohne Vermögen iſt, und Ihnen ein ſorgenfreies Alter bereiten wird; erwiderte Jener.

Alſo für den Referendarius! rief der Baron.

Eine Bitte aber habe ich noch! ſprach Nicodemus ernſt. Ich muß Ihr Fräulein Tochter unter vier Augen ſprechen.

nach dem Geſellſchaftshauſe, und da müſſen wir auch dabei ſein. —

Mit wenigen Worten, worin Baron Bellmann Herrn Nicodemus ſein Anliegen nochmals ans Herz legte, empfahl ſich der geplagte Gutsherr, und eben wollten die Freunde deſſen Geſuch nochmals in Erwägung ziehen, als Doctor Wieſelius in's Zimmer trat.

Was iſt doch ein Brunnenarzt für ein geplagtes Thier! rief er nach den erſten Begrüßungen aus, indem er ſich verdrüßlich auf's Sopha warf, jedoch nicht ohne vorher ein weiches Kiſſen in die Ecke deſſelben zu legen. Kein Tag geht vorbei, ohne daß er mir Aergerniß bringt. Kaum laſſe ich mich früh Morgens am Brunnen blicken, ſo gehen die Klagen los. Dem Einen wirkt der Brunnen zu ſchwach, er meint, ſeit zehn Jahren, wo er das letztemal hier geweſen, habe der Quell unendlich verloren, damals habe das Waſſer bei weitem ſtärker geſchmeckt, und auch an Kohlenſäure habe es ſich verringert, und dennoch weiß ich mich noch ſehr wohl zu erinnern, daß der tadelnde Hans Dampf damals nur mit Mühe dahin zu bringen war, täglich zwei Becher zu genießen, und dies auch nur unter der Bedingung, daß er zwei Flaſchen Wein darauf ſetzen durfte. Einem Zweiten wirkt der Brunnen zu ſtark — es iſt der Paſtor Froſch, der ſich darüber beſchwert — er klagt, daß das Waſſer ihm auf eine entſetzliche Weiſe den Leib auftreibe, und können Sie es glauben? — er wurde ganz unangenehm, als ich ihm zu verſtehen gab, es könne wohl etwas davon auf Rechnung der zehn oder funfzehn Flaſchen Weisbier zu ſetzen ſein, die er den Tag über zu ſich nimmt. Die meiſte Schererei aber habe ich mit der Diät. Es iſt unglaublich, was mir die Kranken mit dieſer für Noth machen. Erſt heute hatte ich einen gewaltigen Verdruß. Da iſt der Kommerzienrath von Haberkorn; ein wackerer Mann, aber ein verlorner Menſch, wenn er ſo gegen ſeine ohnehin erbärmliche Geſundheit zu ſtürmen fortfährt.

Sie nennen die Geſundheit des Kommerzienraths eine erbärmliche? ſagte Nicodemus verwundert. Der Mann ſieht wie das Wohlbehagen ſelbſt aus.

Hic haeret aqua! So urtheilt ein Laye! rief der Arzt. Solche rüſtige Geſundheiten ſind es eben, die einen, ſeine Praxis liebenden Arzt zur Verzweiflung bringen können. Es giebt für dieſen kein bedenklicheres Symptom als ſo ein geſundes Aeußere. Da denken die Leute alle — und oft der unglückliche Kranke ſelbſt — ihm fehle nicht das Allergeringſte, während dem denkenden, tiefer blickenden Arzt das furchtbare Uebel klar vor Augen liegt. So ein anſcheinend Geſunder erregt dem letztern oft die tiefſte Betrübniß; er rief Stichling mit dem Tone tiefer Rührung. Jetzt aber, an Ihrer Stelle, wüßte ich was ich thäte; ich überließe die Thoren, die es nicht beſſer haben wollen, ihrem Verderben. Die ungeſundeſten Speiſen, nämlich die ſchmackhafteſten ließe ich ſie ungewarnt genießen und beſchränkte mich — blos um den Leuten zu zeigen, wie eine anſtändige Diät beſchaffen ſein müßte — auf die miſerabelſte Koſt.

Den Teufel werde ich thun! daß ich ein Narr wäre, rief Wieſel hitzig. Wüßte ich nicht, daß Sie es gut mit mir meinten, ſo dächte ich, daß ein ganz Anderer aus Ihnen heraus redete. — Uebrigens iſt es nicht das einzige Aergerniß, das ich heute mit dem Kommerzienrath gehabt habe.

O theilen Sie uns Ihren Kummer mit; erleichtern Sie Ihr, für das Wohl Ihrer Mitmenſchen ſo lebhaft ſchlagendes Herz! ſagte Stichling mit warmem Händedruck.

Sie wiſſen, ſprach Wieſel, indem er mit der Krücke des ſpaniſchen Rohrs ſich das Kinn ſtützte; daß Niemand ſo leicht zum alten Junggeſellen wird, wie wir Aerzte. Das kommt aber daher, daß wir dem ſchönen Geſchlechte am tiefſten in die Karte gucken können. Wir ſehen da hin und wieder einige Mängel, die dem Nichtarzte verborgen bleiben. Hier leuchtet das Roth auf ſchönen Wangen, aber der Arzt ſieht, daß es ein hecktiſches iſt, dort glänzt ein blendender Nacken, aber die Würzburger orthopädiſche Anſtalt hat ihm erſt die rechte Façon gegeben, dort ſchimmern die weißeſten Zähne, und der Arzt könnte mit ihnen zufrieden ſein, wenn — er ſie nur nicht mit eigner Hand eingeſetzt hätte. Enfin! Betrachtungen ſolcher Art hatten mich ein Bischen vorſichtig in der Wahl meiner Zukünftigen gemacht, und darüber verging die Zeit, ich blieb unvermählt. Wenn man nun aber älter wird, kommen andere Bedenken. Wieſelchen! ſage ich mir oft; es iſt noch nicht aller Tage Abend. Wer ſteht Dir dafür, daß es nicht einmal mit unſerm trefflichen Brunnen, für den Du Dein ganzes Leben lang gearbeitet, geſorgt, und deſſen Ruhm Du verbreitet haſt, zu Ende geht? — Es werden jetzt Mineralwäſſer aller Art fabrizirt. Wie leicht kann die Sache noch allgemeiner werden? Wer kann dafür haften, daß ſo wie jetzt in den kleinen Städten überall Wein- und Schnapsladen im Uebermaß zu finden ſind, nicht am Ende auch Mineralwaſſerkneipen etablirt werden? Ich komme vielleicht an einem ſchönen Morgen in unſere Reſidenz, und ſehe an der erſten beſten Boutike die Inſchrift: X'ſcher Pfifferling; die Kanne zwei Kreuzer — Sie müſſen wiſſen, daß unſer Waſſer den Namen Pfifferling von einer alten Münze hat, wodurch man wahrſcheinlicherweiſe ehemals den hohen Werth des Brunnens bezeichnen wollte. — Betrachtungen ſolcher Art brachten mich nach und nach auf den Gedanken, durch eine reiche Heirath meine Zukunft zu ſichern. Mit dem Heirathen nun hätte es zwar keine Noth, weshalb auch kluge Leute, die ſich in den Zeitungen nach einer Frau umthun, um nicht unter dem weiblichen Geſchlecht eine Schilderhebung — wie jetzt die Rebellionen modiſch genannt werden — zu veranlaſſen, eine Beruhigungsklauſel, wo von zehn- oder zwanzigtauſend Thaler die Rede iſt, gewöhnlich mit einfließen laſſen, aber was das reiche Heirathen anlangt, da liegt der Haſe im Pfeffer. Ich habe deshalb lange hin und her geſchaut, aber es hat ſich nichts finden wollen; endlich werfe ich meine Augen auf Fräulein Emerentia von Haberkorn. Sie iſt im Allgemeinen nicht übel — die gewöhnlichen Fehler etwas überjähriger Mädchen, nämlich allzugroße Sentimentalität und Plauderhaftigkeit abgerechnet — und dabei iſt ſie reich, ſehr reich. Meine Bewerbungen wurden auch nicht übel aufgenommen, bald aber ward ich inne, daß Emerentia ſehr unbeſtändigen Gemüthes ſei, und daß, zum Unglück für mich, ein jüngerer Mann ſehr leicht dem Fräulein zu gefallen im Stande iſt. Bei alledem entſchloß ich mich der Sache ein Ende zu machen, und um Emerentiens Hand anzuhalten, doch wollte ich deshalb vorher noch den Kommerzienrath ſondiren, auch mir über den eigentlichen Betrag des Vermögens des Fräuleins durch Ausforſchung deſſelben ganz genaue Kenntniß verſchaffen.

Verſtändig! Höchſt verſtändig! unterbrach ihn Stichling. O ich habe von ſolchen Erkundigungen die glücklichſten Reſultate erlebt! Ich habe junge Männer gekannt, die ſich in für reich geltende Mädchen verliebten und Seele und Seeligkeit zum Pfande ſetzten, ihrem Leben auf die fürchterlichſte Weiſe ein Ende zu machen, wenn ſie nicht erhört würden. Um namenloſes Unglück zu verhüten, nahm ich mich der Verzweifelnden an, ich bewies ihnen, auf authentiſche Weiſe, daß die Gegenſtände ihrer Liebe arm ſeien, pauvre wie Kirchenratzen, und — Sie werden es mir kaum glauben, und dennoch iſt es ſo — augenblicklich kehrte eine tiefe Ruhe in die geängſtigten Herzen ein, und die jungen Leute trugen ihr Geſchick mit einer Gelaſſenheit, die weit über ihre Jahre war.

Sie ſind ein Spasvogel, aber mir iſt nicht in der Weiſe zu Muthe, um den Scherz nach Verdienſt zu würdigen! erwiderte Wieſel mißvergnügt. Hören Sie weiter! Wie ich ſo da ſitze und mich, zum Platzen, ärgere, daß der unvorſichtige Menſch, der Haberkorn, den Lachs ſo mir nichts, dir nichts, hinunterſchlingt, fängt der Letztere ein Geſpräch an, das geeignet war, mir die Laune noch mehr zu verderben. Er, der ſonſt kein Wort von Allem weiß, was in ſeinem Hauſe vorgeht, und mit dem ſich auch Niemand die Mühe giebt, ihn davon zu unterrichten, erzählt mir, Emerentia habe ihr Auge auf Jemand in der Badegeſellſchaft geworfen, dem ſie, ihrer Meinung nach, auch nicht gleichgültig ſei. Theils nun um der Schweſter einen Dienſt zu erzeigen, theils um dem Dinge ein Ende zu machen, weil er ſeine Aufmerkſamkeit jetzt nicht zwiſchen Runkelrübenzucker, Eiſenbahnen und Heirathsangelegenheiten zerſplittern laſſen könne, ſei er entſchloſſen einen Freund des Begünſtigten Hinſichts der Geſinnungen des Letztern zu ſondiren, finde ſich nun Alles wie er hoffe, ſo müßte die Sache binnen einigen Tagen in Richtigkeit ſein.

Und wer, fragte Nicodemus lächelnd, iſt denn der Beglückte? Der Huſar und der Referendar können es nicht ſein; dieſe bewerben ſich um Sophien. — Es kann, ſetzte er nach einigem Bedenken hinzu, Niemand als der Linienoffizier oder mein Freund Stichling Ihr Nebenbuhler ſein, denn — dies ſprach er lachend — ich bin es gewiß nicht. Emerentia gab mir neulich, wiewohl ſcherzweiſe, zu verſtehen, daß man mich halb und halb für den Teufel halte.

Ach Gott! Sie heirathet den Teufel, wenn er ſonſt nur jung und unſeres Geſchlechtes iſt; erwiderte

Wieſel troſtlos. — Und beſter Herr Nicodemus, ſetzte er mit noch betrübterer Miene hinzu; was ſoll ich es verbergen! Ich bin feſt überzeugt, Sie und kein Anderer ſind es, auf den Emerentiens Wahl gefallen.

Sind Sie beſeſſen, oder iſt es der Kommerzienrath! ſchrie Nicodemus, während Stichling in ein tolles Gelächter ausbrach.

Nicht anders! ſprach Wieſel höchſt traurig. Sie rauben mir das Glück meines Lebens, die Ausſichten auf Ruhe in meinem Alter.

Das kann, das darf nicht ſein! fiel Stichling mit Emphaſe dem Vorigen in die Rede. Wie? Herr Nicodemus ſollte einen ſchwachen Augenblick Emerentiens benutzen wollen, um einen Preis, auf den Sie — entſchuldigen Sie den Vergleich — wie der Hauskater auf den Bratenteller, ſeit Jahren ſpeculirt und mit ihm geliebäugelt haben, davon zu tragen? Nimmermehr! — Geſchieht dies, ſo trenne ich mich von ihm, und ſollte der Teufel in meiner rechten Seite auf Ewigkeit ſein Quartier aufſchlagen, ja ſelbſt wenn er darin Junge werfen ſollte. — — —

Der feſte Ton, das Feuer der Rede Stichlings machte augenſcheinlich einen beruhigenden Eindruck auf den Doctor, und er reichte ſeinem Beſchützer dankend und gerührt die Hand. Noch getröſteter erſchien er, als Nicodemus ihm verſicherte, daß, falls auch

Emerentia ihm wirklich Herz und Hand zu ſchenken Willens ſei, er auf keinen Fall von dieſer gütigen Meinung Gebrauch zu machen gedenke. Unter tauſend Freundſchaftsverſicherungen wollte eben Wieſel das Zimmer verlaſſen, als Stichling ihn auf einmal am Arme ergriff.

Mir fällt da ein excellenter Gedanke ein, theurer Doctor! rief er aus. Je mehr ich ihn verfolge, je einleuchtender wird es mir, daß es möglich wäre, Ihnen auf geſchickte Weiſe zu dem Beſitze Emerentiens zu verhelfen. — Doch zuerſt eine Frage: Hat der Kommerzienrath, als er von Emerentiens Neigung ſprach, ausdrücklich den Namen meines Freundes genannt?

Das hat er nicht gethan! entgegnete Wieſel, aber es ging aus Allem hervor —

Er hat es nicht gethan? ſchrie Stichling. Herrlich! — Höchſt erwünſcht! — Werther Freund! ſetzte er gerührt, doch nicht ohne den Ausdruck eines hohen Selbſtgefühls hinzu; wenn mich nicht Alles trügt, ſo verſchaffe ich Ihnen Herz und Hand, item die Geldkaſſe Fräulein Emerentiens von Haberkorn. —

Nicht möglich! rief Wieſel begeiſtert. O wenn Sie dies im Stande wären! Aber es wird wohl beim leeren Wunſche bleiben.

Den Kühnen begünſtigen die Götter! erwiderte Stichling mit Pathos. Gleichwohl fürchte ich, ſetzte er etwas kleinlaut hinzu, daß es nicht ſo eigentlich ein himmliſches Weſen iſt, welches mir ſo Dies und Das zum Nutzen und Frommen meiner Freunde eingiebt. Hier unſer guter Nicodemus klagt auch manchmal über meine Einfälle, die ihm allerdings zuweilen läſtig werden, indeß iſt er ſo nachſichtig, es nicht mir, ſondern vielmehr einem gewiſſen Jemand, der ſich in meinen Inteſtinen — vorzüglich im Pancreas, der ſo zu ſagen ſein geheimes Kabinetchen oder Putzſtübchen iſt, aufhält; ganz zu geſchweigen, wieviel vor ein paar hundert Jahren verſtorbene Juriſten, Mönche, Bankerottirer oder Gott weiß, welches längſt verfaulte, geſpenſtige Lumpengeſindel, die Hände oder die Klauen dabei im Spiele haben können. — Sei dies indeß wie ihm wolle! Man muß von Beelzebub ſelbſt Vortheil zu ziehen ſuchen, wie dies auch, Jahr aus Jahr ein, von unſern Frommen geſchieht, die ihn zu ihrem Nutzen ausbeuten, und ſo kommt es auch in gewiſſer Hinſicht auf Eins heraus, ob Ihnen Gott Hymen oder der Teufel ſelber die Hochzeitkerzen anzündet, und Sie — o dreimal Glücklicher! — in Emerentiens jungfräuliche Kammer geleitet. — Eins indeß muß ich Ihnen noch mittheilen. — Schaffen Sie mir eine baldige geheime Unterredung mit dem Kommerzienrathe. Sie können ihm ſagen, ich hätte von Jemand — den Sie nicht zu nennen brauchen, indeß indirect als einen höchſt intimen Freund von mir bezeichnen können — einen dringenden Auftrag erhalten.

Gut! rief Wieſel ſeelenvergnügt. Ich beſtelle ihn gleich nach der Morgenmuſik nach der Bellevue; das iſt ein hübſches einſames Plätzchen —

Bellevue! fragte Stichling zweifelhaft.

Ah! Ich beſinne mich! Das Plätzchen wird Ihnen unbekannt ſein; fiel der Doctor ein. Es iſt erſt vor ein paar Tagen zugänglich gemacht worden. Sie gehen hinter dem Geſellſchaftshauſe auf der Promenade zwiſchen den Rind- und Schwarzviehſtällen fort, und ſehen dann einen Hügel —

Den wo der große Düngerhaufen liegt? rief Stichling.

Lag, Freundchen! Lag! — Seit vorgeſtern iſt er fortgeſchafft und der Platz mit ſchönem reinlichen Kies überfahren worden! fuhr Wieſel fort. Man hat da eine herrliche Ausſicht, und es iſt überhaupt ein ſehr liebliches Fleckchen, ausgenommen, daß es jetzt noch ein Bischen unangenehm auf die Geruchsnerven einwirkt, aber in acht oder vierzehn Tagen wird auch dies vorbei ſein. — Im ſchlimmſten Falle können Sie Sich vom Kommerzienrath eine Priſe ausbitten, er führt vortrefflichen Tabak. Es iſt derſelbe Rappée, mit dem er ſo bedeutende Geſchäfte machte, als er noch in der Trödelgaſſe den offenen Laden hielt, und auch ſein Doppelmops iſt excellent.

Stichling verſprach unter ſo angenehmen Ausſichten Herrn von Haberkorn auf der Bellevue zu erwarten, und gerührt drückte der Doctor beim Fortgehn die Freunde ans Herz.

Die verhängnißvollen acht Tage, nach deren Verlauf ſo Großes geſchehen ſollte, gingen den Betheiligten ſehr langſam vorüber. Man ſah auf den Geſichtern derſelben die Angſt und Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, und Jeder ſuchte auf dem Antlitze des Herrn Nicodemus die mehrere oder mindere Wahrſcheinlichkeit der Erfüllungen ſeiner Wünſche zu leſen. Es konnte nicht fehlen, daß die angegebenen Gefühle ſich in Mittheilungen durch Worte Luft zu machen ſuchten. Fräulein Fanny ſchüttete ihre Beſorgniſſe, daß es dem räthſelhaften Manne wohl kaum gelingen dürfte, den geliebten, theuren Selbſtmörder lebendig zur Stelle zu ſchaffen, in den Buſen der Tante aus, und dieſe erwiderte das Vertrauen dadurch, daß ſie der Nichte mittheilte wie ſie höchſt wahrſcheinlich bald für ihre Lebenszeit ein zärtliches Band zu knüpfen im Begriff ſtehe, deſſen feſtere Verſchlingung ſie einem wohlwollenden Freunde übertragen, und ihm auf ſein Verlangen — da er ihre Unbeſtändigkeit fürchte — durch ein paar Zeilen ihrer Hand gültige Vollmacht ertheilt habe. Die Baronin ſah Sophien bereits als die erklärte Braut des Gardehuſaren an, und verſicherte dem Letztern, daß ſie ſich durchaus kein Gewiſſen daraus mache, auf das Gemüth der Tochter durch den Satan einzuwirken, indem man bei einem guten chriſtlichen Zwecke über die Wahl der Mittel nicht allzu ſcrupulös zu ſein brauche. Da ſie ihre Meinung durch eine große Menge Stellen aus der heiligen Schrift belegte, welche mindeſtens eben ſo gut wie der bekannte Satz: daß der Löwe ein überaus grimmiges Thier ſei, und der Chriſt daher auch nach dem Reiche Gottes zu trachten habe, auf die Sache paßten, ſo beruhigte ſich der Huſar um ſo eher, als er bei zweimaligem Aufſchlagen von Bogatzky's Schatzkäſtlein einen und denſelben Spruch aus der Apokalypſe, nämlich: Ich bin ſchwarz wie die Hütten Kedar's, aber gar lieblich, den er auf das dunkle Haar Sophiens deutete, gefunden hatte, und dies als eine neue, wenn auch myſteriöſe Gewährleiſtung anſah. Weniger vertrauungsvoll zeigte ſich der Neudeutſchländer, und als Doctor Wieſel, dem der Baron ſeine Hoffnungen anvertraut hatte, mit ihm über die diaboliſch-magnetiſche Mitwirkung zu Erlangung ſeiner Wünſche ſprach, erwiderte er verächtlich, die Mundwinkel abwärts ziehend: ſeinetwegen möge es kommen wie es wolle; ſo lange der große Völkerfrühlingsmorgen nicht blutroth am Horizonte aufſteige, um das am Zeitſchmerz erkrankte Deutſchland mit ſeinem Strahle zu begrüßen, ſei Alles nichts als Lumperei, und nicht der Rede werth. An eine diaboliſche Einwirkung glaube er nicht, und mache ſich überhaupt den Teufel aus dem Teufel. Sophien laſſe er Gerechtigkeit widerfahren, ſie ſei ein liebenswürdiges Mädchen, wenn er es aber recht überlege, ſo habe er doch, wenn er ſie heirathe, immer nur eine Frau, eine drückende, unnatürliche, künſtliche Feſſel, wobei alles höhere Leben untergehen müſſe, weshalb er auch bei Entwerfung des Ehekontracts darauf dringen wolle, daß in dieſem eine Klauſel aufgenommen werde, die ihm, ſobald die Lehren des jungen Deutſchlands mehr um ſich gegriffen, in dieſer Hinſicht einen naturgemäßern Spielraum geſtatte.

So ſehr der gute Wieſel in den Referendarius drang und ihm aus mediciniſchen und phyſiologiſchen Gründen die Unnützlichkeit dieſer Vorſichtsklauſel darthat, ſo blieb der Referendarius doch felſenfeſt, und meinte nur ſchlüßlich, daß, es möge kommen wie es wolle, er niemals einen weitern Eheſocietätseheverband, als höchſtens einen ſechsfachen eingehen werde. — — —

Die acht Tage verſtrichen indeß nach und nach. Stichling hatte ſich in ihnen ungemein geſchäftig gezeigt. Uebrigens gehörte ſeine Beweglichkeit auch dazu, um allen an ihn gemachten Anſprüchen zu genügen. Bald hier, bald dort ward er in einen Winkel gezogen, und aus ſeinen lebhaften Geſtikulationen konnte man ſchließen, wie wichtig die geführte Unterhaltung war. Obgleich die zu erwartenden Wunder eigentlich von Nicodemus ausgehen mußten, ſo wußte doch ein Jeder, daß er der Hebel war, der die celeſte oder infernaliſche Kraft in Bewegung bringen müſſe. Aus dieſem Grunde war er auch, ſo zu ſagen, einem Hagel von Freundlichkeitsbezeigungen fortwährend ausgeſetzt. Emerentia ſah ihn mit jenem ſeelenvollen Blicke an, auf den ſie ſich ſeit zwanzig Jahren ſo erfolgreich eingeübt, der Gardehuſar verſicherte auf Tugend: daß, wenn er auch den Teufel im Leibe habe, er dennoch in den Stand der Gnade gelangen könne, die Kommerzienräthin warf ihm ſolche große Zuckerſtücken in den Thee, daß nur die Maſſe Rum, die ſie zugleich hineingoß, den guten Stichling bei der ihn befallenden Uebelkeit aufrecht halten konnte, und der Baron verſicherte: daß er ſich jetzt aus dem Beiſpiel Herrn Stichlings überzeuge, daß ein Gelehrter ein ganz vernünftiger Menſch ſein könne.

Eine Ausnahme unter Allen machte der Referendarius; er behandelte den braven Mann ganz geringſchätzig, und als ihn der Baron deshalb zur Rede ſetzte, fuhr er ſo jähzornig auf: daß der Gutsherr ſpäterhin verſicherte, er ſei ihm in der Fülle ſeines Grimmes, wegen ſeiner ſonſtigen Sanftmuth und hellblonden Haaren, wie ein plötzlich tollgewordenes Kaninchen vorgekommen. Er halte gar nichts von Dankbarkeit; einmal ſei es eine chriſtliche Tugend, und dann eine Tugend überhaupt, und was er davon denke, wiſſe man, hatte er grimmig hinzugeſetzt. —

Bei dem längern Zuſammenleben der Badegeſellſchaft, welche ohnedies zum Theil mit einander verwandt war, oder doch mindeſtens der größern Zahl nach zu den Bewohnern der nahen Reſidenz gehörte, konnte es nicht fehlen, daß die Mitglieder derſelben nicht nur mit den gegenſeitigen Familienverhältniſſen ziemlich bekannt waren, ſondern auch ein ungemeines Intereſſe an denſelben nahmen; vor Allen excellirte die Kommerzienräthin in dieſem Punkte. Ihre Theilnahme an den Familienverhältniſſen der Reſidenzbewohner war ſo groß, daß ſie, um ſtets au courant ſolcher Intimitäten zu bleiben, alle Kartenſchlägerinnen, ja ſogar den größten Theil der Schneidermamſels der Hauptſtadt in Sold zu nehmen, ſich gemüßigt geſehen hatte. Sie wurde indeſſen um ſo rechtſchaffener von ihren Emiſſairinnen bedient, als ſie, wie auch wohl hin und wieder eifrige Journalredactionen in Beziehung auf die beſte Novelle zu thun pflegen, von

Zeit zu Zeit einen Preis auf das pikanteſte Familiengeheimniß zu ſetzen gewohnt war. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß die Kommerzienräthin bei Zeiten Kunde von den Machinationen bekam, welche der Baron und ſeine Gemahlin bei Nicodemus Hinſichts der Verheirathung Sophiens angewandt hatten, und ihre Neugierde, zu wiſſen wie ſich die Sache entwickeln würde, erreichte endlich einen ſo hohen Grad, daß ſie beſchloß, ihr eignes Geheimniß, die Liebe ihrer Tochter, zu dem zu citirenden Erſchoſſenen betreffend, der Baronin in der Hoffnung mitzutheilen, daß dieſe ihr ſodann geſtatten würde, der Entwirrung des Heirathsknäuels in Perſon beizuwohnen. Auch Emerentien war dieſer Plan ſehr willkommen. Sie wollte ſich mit eigenen Augen überzeugen, wie der Mann ihrer Wahl ſich aus der Affaire ziehen würde, auch konnte es ihr Niemand verargen, wenn ſie gern zugegen geweſen wäre, ſobald es ſich darum handelte, daß ihr zukünftiger Gatte blos durch ſeinen magnetiſchen Blick der Heirathsluſt eines zwanzigjährigen Mädchens eine beſtimmte Richtung geben ſollte. Die Damen beſchloſſen daher Herrn Nicodemus zu bitten, daß er, wenn es irgend möglich, die Citation des liebenswürdigen Selbſtmörders, ſo wie die Magnetiſirung Sophiens auf einen und denſelben Tag feſtſetzen möge, und der Baron ſo wie der Kommerzienrath waren um des häuslichen, ſo oft geſtörten Friedens willen gern damit einverſtanden; auch fand Herr von Haberkorn noch eine Beruhigung in dem Gedanken, daß es ſehr gut ſei auf dieſe Weiſe Zeugen um ſich zu haben, die, wenn er bei einer ſo wichtigen Gelegenheit, wie die Verheirathung ſeiner Tochter, ſich veranlaßt ſehen ſollte, ſeiner Frau zu widerſprechen, eidlich beſtärken könnten, daß er nicht verrückt geweſen als er ſich ſolches unterfangen habe. — — —

Endlich erſchien der verhängnißvolle von ſo vielen Herzen erſehnte Tag. Der Baron hatte alle Betheiligten feierlich zu einem Souper geladen, vor deſſen Beginn die verſchiedenartigen Erklärungen gegeben und acceptirt werden ſollten. Stichling erſchien bald nach der Morgenpromenade ſowohl auf dem Schloſſe, wie in der Wohnung des Kommerzienraths. Er war heute ungemein feierlich. Mit bedeutendem Blicke und zierlich gefügten Worten zeigte er an, daß ſein Freund Nicodemus bereit ſei, das gegebene Wort in ſeinem vollen Umfange zu löſen, desgleichen — er blickte dabei auf Emerentien, welche jungfräulich erröthend die Augen niederſchlug — habe er in Beziehung auf eine gewiſſe ihm übertragene Vollmacht eine höchſt befriedigende Anzeige zu machen. Ueberdem, ſchloß er, indem er das Auge gerührt emporrichtete, ſei heute für ihn ein höchſt verhängnißvoller Tag. Der, welcher zur

Ungebühr in ſeiner rechten Seite Logis genommen, habe ihm heute früh merken laſſen, daß er dem magnetiſchen Blicke des Herrn Nicodemus, vor Allem aber der unberechenbaren Kraft des lange nicht nach Würden geſchätzten Brunnens, nicht länger widerſtehen können, und daher im Laufe des Tages noch ſein Quartier räumen werde. Da man indeſſen nicht wiſſen könne, ob bei dieſer Logisveränderung nicht allopathiſche oder homöopathiſche, ja ſelbſt dynamiſche Mittel angewendet werden müßten, auch ſelbſt auf den Fall etlicher Ohnmachten oder Krämpfen bei den Damen zu rechnen ſei, ſo würde es immerhin gut ſein, und er müſſe darauf beſtehen, daß der würdige Doctor Wieſel mit zugezogen werde.

Der Abend des verhängnißvollen Tages fand die Geſellſchaft in dem Viſitenzimmer des Bellmannſchen Schloſſes verſammelt. Wenn wir aber von einem Schloſſe ſprechen, ſo muß man dieſen Ausdruck etwas cum grano salis nehmen. Das Wohnhaus des Barons war zwar ein nicht ganz kleines Gebäude, doch ſah es einer gewöhnlichen Pachterwohnung bei weitem ähnlicher als einem Pallaſte. Der Umſtand, daß in dem obern Stockwerk hin und wieder einige Fenſter zertrümmert waren, eine nicht unbeträchtliche Taubenſchaar von den unbewohnten Zimmern Poſſeß genommen hatte, und zu den Fenſteröffnungen unbeſchwert aus und einflog, oder ſich kurrend und rufend auf den Geſimſen umhertrieb, gab dem Schloſſe überdies ein ungemein ländliches und friedliches Anſehn.

Herr von Haberkorn nebſt Familie, Doctor Wieſel, der Baron nebſt den Seinen, ſo wie der Chriſt und der Unchriſt erwarteten ſchon über eine Stunde die beiden Wunderthäter, und als ſie immer noch nicht erſchienen, fing die Geſellſchaft an überaus unruhig zu werden.

Am aller beſorgteſten war Fräulein Emerentia, nach ihr Fanny und die Baronin. Alle drei äußerten ihre Beſorgniſſe, daß Nicodemus wohl gar nicht erſcheinen, ja ſich vielleicht, da die ihm geſtellte Aufgabe zu ſchwer geweſen, heimlich entfernen könnte. Der Referendarius erklärte ſich mit dieſer Anſicht ganz einverſtanden. Er habe, ſagte er, gleich geſehen, daß Nicodemus ein miſerabler Charlatan ſei. Da er Anfangs der Meinung geweſen, daß der Menſch wohl wegen politiſchen Verbindungen ſich genöthigt geſehn haben könne, ſeine Heimath zu verlaſſen, und unter fremdem Namen in der Ferne den Anbruch des Völkerfrühlingsmorgens zu erwarten, ſo habe er ſich für ihn intereſſirt, bald aber habe er gefunden, daß der Nicodemus nichts als ein ganz gemeiner Menſch ſei, der für den großen Schmerz der Zeit nicht den geringſten Sinn habe. Daß er ſich heimlich und auf ſo er bärmliche Art aus dem Staube machen werde, habe er gleich erwartet, und ſich nur gewundert wie man ſich von dem Abentheurer habe ſo lange täuſchen laſſen können.

Bis hierher hatte Sophie, die an einem Tiſche ſtehend lächelnd in einem Notenbuche geblättert, die Rede des Referendars ruhig angehört, jetzt wendete ſie plötzlich das ſchöne Antlitz nach dem Sprechenden. Ihr Lächeln hatte ſich auf einmal in ſtrengen Ernſt verkehrt, und eine Spur von Verachtung zuckte durch die edlen Züge.

Halten Sie Sich verſichert, Vetter, daß der Fremde nicht ausbleiben wird! ſagte ſie feſt. Er umfaßt zwar nicht wie Sie das Geſchick ganzer Völker, er denkt nicht daran das Chriſtenthum abzuſchaffen und das Heidenthum einzuführen, aber er iſt auch nicht der Mann, der da ausbleibt, wo er ſich finden zu laſſen verſprochen hat, der das was er einmal geſagt zum Scherze deutet, oder ſich, indem er es gänzlich abläugnet, mit Schande und Verachtung bedeckt.

Kalt wendete ſich Sophie wieder zu dem Buche, das vor ihr lag, und eben wollte der Jungdeutſche etwas erwidern, als die Thüre aufging, und Stichling nebſt Nicodemus eintraten.

Ich muß um Entſchuldigung bitten, wenn wir etwas ſpät erſcheinen! ſagte Letzterer lächelnd. Ein

Umſtand, der, wenn ich nicht als ein Wortbrüchiger vor Ihnen erſcheinen wollte, von ungemeiner Wichtigkeit war, hat mich ſo lange aufgehalten.

Die verehrte Geſellſchaft hegt gewiß die nöthige Nachſicht für meinen Freund und Gefährten! fiel Stichling ein. Ein Jeder wird zugeben müſſen, daß es nichts Kleines ſei, an einem und demſelben Abende einen liebenswürdigen jungen Mann, falls er, was ihm ein doppeltes Intereſſe leiht, ein verruchter Selbſtmörder geworden, aus dem Orkus, oder wenn er blos aus Liebesleid in Verzweiflung davon gelaufen, aus Niſchnei-Kamtſchatzk oder Kalkutta herbeizucitiren, einer jungen Dame eine ausgezeichnete Vorliebe für die Frömmigkeit oder eventualiter für die Ruchloſigkeit beizubringen, außerdem aber einen Ehecontract abzuſchließen, endlich mir den Beelzebub aus der Seite zu jagen, und nach Schwaben, wo eigentlich ſeine Heimaths- und Haupttummelplätze ſind, zu ſenden. — Sie begreifen, Verehrteſte, daß dies keine Geſchäfte ſind, die ſich ſo ſchnell abmachen laſſen, wie man eine Hand umdreht, oder ein Glas Punſch trinkt.

Die Geſellſchaft theilte ganz die Anſicht des Sprechenden, den Referendarius ausgenommen, welcher mürriſch und mit nur halbgeöffneten Augen daſaß (wodurch er aber den von dem Gutsherrn erfundenen ſchlechten Vergleich ganz zu Schanden machte, indem er mehr einem ſchlafenden Kaninchen wie einem tollgewordenen glich) und endlich ſagte der Huſar: Iſt es Ihnen gefällig, beſter Freund, ſo könnten wir in des Heilands Namen den Anfang machen.

Erlauben mir die verehrten Anweſenden zuvörderſt noch eine Bemerkung! fiel jetzt Stichling ein. Es iſt bekannt, daß vieles und ſtarkes Sprechen, ja nur angeſtrengtes Zuhören die Kräfte, vor allen die magnetiſchen, ſehr leicht erſchöpft. — Man glaubt nicht, wie weit ſich hierüber die Folgerungen ausdehnen laſſen. Sie werden Sich erinnern, daß, als Menzel kaum ein Bischen laut geſprochen hatte, dem jungen Deutſchland gleich die Kräfte ausgingen. — Aus dieſem Grunde bitte ich Sie es zu genehmigen, daß ich ſowohl im Namen meines Freundes, ſo wie Fräulein Sophiens, die eben ſo geſchont werden muß, nöthigenfalls den Sprecher mache. — Ich frage Sie, werther Herr von Haberkorn, jetzt, hob Stichling auf einmal mit feierlicher Stimme an, ſind Sie geſonnen, Herrn Herzfeld, wenn er noch lebte, und in Beziehung auf ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft für Fräulein Fanny ein würdiger Gatte wäre, zu Ihrem Schwiegerſohn zu machen?

Der gute Haberkorn ſah auf ſeine Gattin, und deutete ſeine Einwilligung durch eine Art beifälligen

Grunzens an, das indeß durch die Kommerzienräthin ſogleich unterbrochen wurde.

Mein Mann, ſprach ſie, will immer das was ich will, lieber Herr Stichling! Es iſt mir in unſerer Ehe nur ein einziges Beiſpiel vorgekommen, wo er anderer Meinung war, und damals war er krank, folglich ſo zu ſagen nicht zurechnungsfähig. — Wenn Sie alſo ſo gütig ſein wollen, die Beſchwörung vorzunehmen, ſo machen Sie los; meine Einwilligung haben Sie.

Sie beurtheilen meinen Freund ganz falſch, ſprach Stichling ein wenig indignirt, wenn Sie glauben, daß er nöthig habe, zu dergleichen Dingen große Zurüſtungen zu machen. Ich habe die Ehre Ihnen zu verſichern, daß er in Schwaben die hartnäckigſten Geſpenſter ganz kavalierement behandelt hat, und dennoch flogen die Stiefelknechte und Bierkannen wie Fledermäuſe in der Stube herum, und der böſe Feind redete wie Demoſthenes aus der Seite einer dicken Bauerdirne heraus. — Sie erlauben wohl, daß Herr Herzfeld jetzt erſcheine? —

Iſt's möglich? — Lebt er? rief Fanny entzückt.

O Du mein Heiland! ſeufzte ängſtlich die Baronin.

Auf Tugend! Es wäre die Möglichkeit; ſprach der Fromme.

Lauter Lariſari! ſchrie der Gottloſe.

Belieben Sie herein zu ſpazieren! ſchloß Stichling, der ſich indeß der Thüre genähert und dieſe geöffnet hatte.

Ein junger Mann in Reiſekleidern trat ein.

Mit einem lauten Schrei ſprang Fanny von ihrem Sitze, und lag wenig Augenblicke darauf weinend in ſeinen Armen.

Die ganze Geſellſchaft war von einem nicht geringen Staunen ergriffen. Niemand redete, und Emerentia faßte eben den Beſchluß, die ſchluchzende Fanny in dieſer Rührung nach Leibeskräften zu ſekundiren, als Nicodemus aufſtand, den Fremden bei der Hand faßte und zu Herrn von Haberkorn ſagte: Ich habe die Ehre, Ihnen in Herrn Herzfeld zugleich den Director der Runkelrübenzuckerfabriken des Grafen Adlerberg vorzuſtellen.

Was? ſchrie der Angeredete mit Enthuſiasmus. Sie ſind der Dirigent der Adlerbergſchen Zuckerfabriken? — Der Fabriken, deren Actien von Tage zu Tage ſteigen, und von deren Einrichtung in allen Zeitungen ſo viel Weſens gemacht wird? — Die zwölf und ein halb Procent reinen Zucker liefern?

Zehn, nur zehn Procent, Herr Kommerzienrath! ſprach Herzfeld beſcheiden. Nur ſo viel befindet ſich Zuckerſtoff in der beſten Rübe.

Wenn gleich! rief Haberkorn vom Enthuſiasmus fortgeriſſen. Sind auch nur zehn Procent darin, ſo können doch, wenn es einmal Gottes Wille iſt, zwölf und ein halb herauskommen! — Seien es aber auch nur zehn! Sie ſollen mein Schwiegerſohn werden, denn ich bin — —

Hier erſtarb dem guten Kommerzienrath das Wort auf der Zunge, aber die Räthin ſetzte die Rede fort.

Du biſt Herr auf Deinem Komtoir, und da dies im Hauſe iſt, alſo auch gewiſſermaßen im Hauſe ſelbſt. Ueberdem ſind wir ſtets einerlei Meinung, und ich habe bereits die meinige erklärt. Herr Herzfeld ſoll unſer Schwiegerſohn werden.

Sagen Sie mir, beſter Herr Herzfeld, hob Emerentia ſchwärmeriſchen Blickes an, wie iſt es möglich, daß, nachdem die Liebe Sie bis in den Tod trieb —

Nur bis zur Runkelrübenzuckerfabrikation, mein verehrtes Fräulein! unterbrach Stichling die Sprechende. Entſchuldigen Sie indeß, wenn Ihnen gegenwärtig das Weitere noch ein Geheimniß bleiben muß. Die Liebesleiden haben das mit dem Karlsbader Waſſer gemein, daß man bei beiden nicht viel ſprechen darf, wenn ſie nicht an ihrer Wirkung einbüßen ſollen. Ich denke alſo, wir ſchreiten jetzt zu der Magnetiſirung Fräulein Sophiens. Da jedoch, wie ich ſo eben bemerkte, Herr Nicodemus bereits ſeit einer Viertelſtunde ſeine magnetiſchen Blicke nicht von dem Fräulein wendet, und auch daſſelbe den Magnetiſeur gleichfalls oft ſo feſt anſchaute, als ob ſie ihn durch und durch ſehen wollte, ſo bin ich überzeugt, daß die eigentliche Operation bereits längſt vollzogen ſei, und nur die Erklärung über den Erfolg abgegeben werden dürfe. — Aber wie es ſcheint hat das Fräulein mir etwas mitzutheilen.

Stichling trat in dieſem Augenblicke zu Sophien. Letztere ſprach hocherröthend einige Minuten mit Stichling, und erklärte zuletzt ſtammelnd, daß Dieſer ihre Willensmeinung ausdrücken werde, da ſie ſelbſt es zu thun außer Stande ſei. Schnell verließ ſie nach dieſen Worten das Zimmer.

Hochverehrte Anweſende! ſagte Stichling nach längerer Pauſe. Es ſcheint ein Fall vorgekommen zu ſein, der in den Annalen des Magnetismus vorzüglich in Beziehung auf das ſo intereſſante Hellſehen, den ſchwäbiſchen Teufelsbannern ſelbſt noch neu erſcheinen dürfte. Fräulein Sophie hatte gegen beide ſchätzbare, und ohngefähr gleichen Werth habende Bewerber eine unüberwindliche Abneigung. Herrn Nicodemus gelang es leicht dieſen zu vertreiben, aber er iſt ein gerechter Mann, er wollte keinem wehe thun, und ſo hat er das Fräulein zum Vortheil beider magnetiſirt, und es beſteht nun darauf, falls es möglich ſei, Beide zu heirathen.

Nicht möglich? rief die Geſellſchaft aus einem Munde.

Iſt das Mädel toll? ſchrie der Baron.

O Du mein Heiland! Das fehlte noch! ſagte deſſen Gemahlin.

Auf Tugend! Das iſt ſtark; ſprach der Huſar.

Partagiren? — Keine Idee! rief der Jungdeutſche. Sie muß ſich für den Einen oder den Andern erklären. Das iſt die Noth der ſchweren Zeit, oder vielmehr die ſchwere Noth der Zeit, mit Chamiſſo zu reden, daß ein Jeder, ſelbſt beim Heirathen, an das verfluchte juste milieu denkt.

Da wird die Auskunft nur mit Schwierigkeit zu finden ſein! ſprach Stichling bekümmerten Blickes; Fräulein Sophie iſt, vermöge der magnetiſchen Blicke des Herrn Nicodemus, ſo tief in das Weſen, in die Ideen beider Herren Bewerber eingegangen, daß ihr im Grunde die ganze Heirath nur Nebenſache, und dagegen das Syſtem der Herren die Hauptſache iſt. Sie meinte, es käme ihr vor, als ob, ſo zu ſagen, zwei Seelen in ihr kämpften und ſtritten. Habe ſie zum Beiſpiel Sonntags des Betens, Singens, Tractätchenleſens, Theetrinkens und wie ſonſt die frommen Uebungen heißen mögen, nicht genug bekommen können, ſo fühle ſie ſich Montags dagegen wieder ſo unwiderſtehlich zur Ruchloſigkeit gezogen, daß ihr das ganze junge Deutſchland hierin bei weitem nicht weit genug zu gehen ſcheine.

Aber zum Henker, Herr Stichling, damit locken wir keinen Hund aus dem Ofen! rief ungeduldig werdend der Gutsherr. Zu Einem oder dem Andern muß ſich Sophie doch endlich entſchließen.

Zu Beiden, beſter Herr Baron, zu Beiden! ſagte Stichling.

Da muß ich ſehr depreciren! unterbrach ihn der Huſar.

Ich proteſtire! rief hitzig der Referendarius.

Wohlan! entgegnete Stichling. Für dieſen Fall hat Fräulein Sophie mir eine beſondere Inſtruction ertheilt. Ihr iſt es, wie bereits geſagt, mehr um die Idee wie die Heirath ſelbſt. Sie iſt entſchloſſen, den zu wählen, der ſeinem Syſteme am treuſten bleibt.

Dann iſt Sophie meine Braut! ſprach der Huſar.

Ja wohl! rief die Baronin. Die Frömmigkeit meines Neffen iſt bei der ganzen Garde bekannt.

Was meine Anſichten betrifft, ſo nehme ich es mit dem edlen Helden der Wally, dem vortrefflichen Ceſar in der Unchriſtlichkeit auf, und das will viel ſagen! ſchrie der liebenswürdige Ruchloſe.

Würden Sie Sich demnach wohl einer Prüfung —

Mit des Heilands Hülfe werde ich ſie überſtehn; fiel der Huſar ein.

Prüfen Sie los! rief der Referendar. Wer durch den bittern Schmerz der Zeit bis zur furchtbarſten inneren Zerriſſenheit gelangte, dem iſt alles Uebrige nur Pomade; wie wir auf der Univerſität zu ſagen pflegten.

Wohlan, à vous, Herr Lieutenant! ſagte Stichling zu dem Huſaren gewendet. Fräulein Sophie weiß außer der Uniform an einem Huſaren beſonders die Frömmigkeit zu ſchätzen, ſie ſtellt aber auch nicht in Abrede, daß in der Ruchloſigkeit eines Referendarii, beſonders wenn ſolcher nicht einmal von der Natur mit beſondern Gaben zur Executirung derſelben befähigt erſcheinen ſollte, etwas Großartiges liegen könne. Da nun unſere Frommen mit unſern Gottloſen darin übereinſtimmen, daß für den, der einmal bis zu einer gewiſſen Höhe in ſeinem Syſtem gelangt ſei — die Auserwählten nennen dies den Stand der Gnade, und ihre Antipoden könnten es daher wohl füglich den Stand der Ungnade nennen — daß, ſage ich, für einen Solchen die Begriffe von Tugend oder Laſter gar nicht mehr exiſtiren, ſondern eins in dem andern untergeht, ſo können Sie es dem Fräulein nicht verdenken, wenn es eine gleiche Vorliebe für den Mann der Tugend, wie für den Champion des Laſters empfindet, und ſich daher nur für den entſcheiden will, der in dem einen oder dem andern am meiſten excellirt. Nun müſſen Sie indeß wiſſen, daß ein gewöhnliches Treiben in beiden das Fräulein ganz kalt läßt. Es erklärt ſich mit Durchleſung Jakob Böhmes Schriften, Traktätchenvertheilen, Abendzuſammenkünften der Auserwählten, Heirathſtiften, und was ſonſt dergleichen mehr iſt, nicht begnügen zu wollen, wenn es einmal gilt die fromme Laufbahn einzuſchlagen. Selbſt das Miſſionsweſen ſagt dem Fräulein, ſo wie es jetzt iſt, nicht ganz zu; es iſt ihm zu wenig Aufopferung dabei. Hat auf dem Kap der guten Hoffnung der deutſche oder engliſche Schneidergeſelle, der den Ruf Apoſtel zu werden in ſich verſpürte, einmal ein paar Hottentotten zum Predigen abgerichtet, ſo läßt er dieſe gewähren, und hat nun weiter nichts mehr zu thun als bei einer Schale Thee die Oberaufſicht zu führen, und ſich gehörig verehren zu laſſen. Nicht beſſer, meint das Fräulein, ſei es auf der Küſte von Labrador, und in Otaheiti — das Goſen der Herren — wo es täglich weniger zu thun gäbe, da die Bevölkerung dort an Frömmigkeit täglich zu, dagegen an Zahl reißend abnimmt. Mit Gefahren alſo, mit Aufopferung, ſagt Sophie, müſſe Der, der ihr Gatte werden wolle, ſein Syſtem verfolgen, und nur in dieſem Falle, bei augenſcheinlicher Selbſtverläugnung und vollkommener Aufgebung jedes Vortheils oder äußeren Vorzugs, könne ſie Ihnen, Herr Lieutenant, die Hand reichen. Als Preis derſelben ſtellt ſie nun die Bedingung, daß Sie den Huſarenpelz auszieh'n und ſich mit Sophien als Miſſionair nach einer Weltgegend, wo Ihnen von Menſchen oder dem Klima die größten Gefahren drohen, einſchiffen. Sie würde Ihnen um zu zeigen wie nachgiebig ſie ſei, hierin ganz freie Wahl laſſen, und etwa blos die Küſte von Japan — wo der Eindringling nach den Geſetzen verkehrt an's Kreuz geſchlagen wird — oder die Gegenden am Kongo oder Zaire im Golf von Benin vorſchlagen, es ſei denn, daß Sie die Küſte von Mozambique vorzögen, wo Sie beide Gefahren vereint zu beſtehen haben würden. —

Während Stichling ſprach wurde das Geſicht des Huſaren auffallend länger, und dies ſowohl als die Rede machte auf ſeinen Rival, den Unchriſten, einen ſolchen ſpaßhaften Eindruck, daß Letzterer, der ſich nun als Hahn im Korbe anſah, in ein unbändiges Gelächter ausbrach, welches, da der Jungdeutſche eine überaus dünne Diskantſtimme hatte, und ſein Lachen daher mehr oder minder dem Schlage einer wohl abgerichteten Wachtel glich, auch die Fröhlichkeit der übrigen Geſellſchaft — die Baronin ausgenommen — erregte. Durch dieſes Gelächter nun im Innerſten ergriffen, ſprang der fromme Kriegsmann hitzig auf.

Ich ſehe ſchon, rief er empört, das Ganze iſt blos ein miſerabler Scherz, eine Fopperei, zwiſchen dieſen Herren zu Gunſten meines Nebenbuhlers abgekartet. Mögen Sie indeſſen wiſſen, daß ein fürſtlich Ypſilonſcher Offizier vom Gardehuſarenregiment ſich nicht zum Gegenſtand einer ſolchen hergiebt, und nie wieder ein Haus betreten wird, wo man ſich dieſe gegen ihn erlaubte. Sagte das fünfte Gebot nicht: Du ſollſt nicht tödten! ſo ſchöſſe ich mich mit Ihnen Allen auf Manteldiſtanz. — —

Wüthend warf der Huſar den Tſchako auf den Kopf, und ſtürmte wie eine Windsbraut zur Thür hinaus.

Herr Gott! ſagte der zurückkehrende alte Diener, der dem Fortgehenden die Treppe hinab geleuchtet hatte. Wenn ſich der arme Herr durch die Alteration nur nicht geſchadet hat! Er blieb in einem Fluchen von der Stubenthür bis zum Kabriolet, und ſelbſt da als ich ihm noch eine glückliche Reiſe wünſchte, ſchrie er wie beſeſſen: Hol' Dich der Henker! und die Donnerwetter rollten ihm wie die Erbſen aus dem Munde.

Jetzt wäre alſo die Reihe an Ihnen, beſter Herr Referendarius! ſagte Stichling feierlich zu dieſem gewendet. Ich hoffe, Sie werden die Probe auf eine glänzendere Weiſe —

Gewiß! unterbrach ihn dieſer mit Zuverſicht. Was Sie auch fordern können, es iſt mir eine Kleinigkeit. Soll ich das Chriſtenthum abſchwören? — Belieben Sie mir die Eidesformel vorzuſagen. — Wünſchen Sie eine Darſtellung, wie der geiſtreiche „Ceſar" ſie von der liebenswürdigen „Wally" verlangte? Machen Sie keine Umſtände. — Fordert Fräulein Sophie, daß ich mich dem Teufel verſchreibe? — Ich erſuche Sie um Papier, Feder und Federmeſſer; denn Dinte iſt da überflüſſig.

Keineswegs, mein theurer Herr von Bellmann; entgegnete Stichling verbindlich. Das Erſte anlangend, ſo kann man nicht abſchwören, was man nicht hat, gegen das Zweite möchten die Damen proteſtiren, und das Dritte haben Sie gar nicht erſt nöthig. Ihr Wort wird in dieſer Hinſicht dereinſt ſchon ausreichend ſein.

Nun was verlangen Sie alſo ſonſt? rief der Referendar. Sie wollen doch nicht, daß ich zu Gunſten des kraſſen Despotismus meine politiſchen Anſichten —

Verändern ſoll? — Bewahre! ergänzte Stichling. So etwas läßt ſich nur durch klangvolle Gründe bewirken, dieſe aber ſtehen Fräulein Sophien nicht zu Gebote. — Nein! es iſt ganz etwas Anderes, im Grunde bei Ihren Anſichten nur eine Kleinigkeit, die ſie verlangt.

Sprechen Sie ſolche aus! Ich bewillige ſie; rief der Referendar.

Wir wollen dennoch nicht allzuraſch ſein! erwiderte Jener kopfſchüttelnd. — Der Umſtand, daß der Herr Lieutenant die Frömmigkeitsprobe ſo ſchlecht beſtanden hat, fuhr Stichling nach kurzer Pauſe fort, iſt ganz dazu geeignet Fräulein Sophien von der Richtigkeit ihrer Anſichten zu überzeugen. Schon jetzt iſt ſie der feſten Meinung, daß, was das Chriſtenthum anbelangt, Sie in Ihrem Syſtem feſt genug ſind, um ſich mit dem beſten Heiden meſſen zu können, aber im Punkte der Ehe kann ſie noch keinen rechten Glauben an Sie faſſen.

Unbegreiflich! rief der Referendarius. Gerade in dieſem Punkte würden ſich die meiſten unſerer jungen Männer —

Für das junge Deutſchland eignen? unterbrach ihn Stichling. Ich gebe es zu, wo es ſich um eine nur ganz einfache Liederlichkeit handelt, aber nicht wo von einer ſyſtematiſchen die Rede iſt. Dazu mein theurer Freund, bedarf es mehr, ſelbſt der gute Wille iſt dann manchmal unzulänglich. Hoffen wir indeß, daß bald eine andere Zeit kommen, eine Zeit wo die läſtigen konventionellen Feſſeln fallen werden, wo das Fleiſch emancipirt werden wird. O welch herrliches fröhliches Leben wird dann erblühen! Die freie Frau wird nicht mehr geſucht werden dürfen, ſie wird ſich von ſelbſt einfinden, Alles wird einen naturgemäßeren Zuſtand annehmen, und der Mann, der einſt geſagt: Der Menſch ſei eine ernſthafte Beſtie, würde ſich, wenn er wieder aufſtünde, überzeugen, daß er ein Wort zu viel geſprochen, er würde das ernſthaft weglaſſen, und ſchlechtweg den Menſchen blos eine Beſtie nennen.

Herrlich! — Köſtlich! — Laſſen Sie Sich umarmen, theuerſter Stichling! rief der Referendarius, indem ihm eine Thräne der Rührung in den Bart à la jeune France, oder vielmehr in die neufranzöſiſche Wolle lief. Hat Sophie eben ſolche Grundſätze, ſo ſind wir einig.

Noch nicht völlig, beſter Herr von Bellmann! erwiederte Stichling. Sie vergeſſen, daß es ſich hier nicht ſo eigentlich um die Anſichten des Fräuleins, ſondern vielmehr um die Ihrigen handelt. Die Zweifel Sophiens beſtehen darin, daß Sie in Bezug auf die Ehe, das Syſtem des jungen Deutſchlands am Ende dennoch nicht ganz zu dem Ihrigen machen, und käme es zur Probe, laxe Grundſätze — ich meine alte, herkömmliche philiſtröſe — zeigen würden.

Ich philiſtrös? lachte der Referendarius. Nun bei Gott, das hat mir noch Niemand vorgeworfen! Ich könnte Ihnen die herrlichſten Zeugniſſe beibringen, daß ich, eigentlich ohne mein Wiſſen, von je her dem

Jungen Deutſchland angehörten, indeß berufe ich mich nur auf drei ehrenwerthe Männer in der Univerſitätsſtadt, den Pedell Greif, den Weinhändler Bleimann und den Doctor Kalom[illegible] die über mein nicht philiſtröſes Leben mit Vergnügen die beſte Auskunft geben werden.

Das iſt Alles ungemein ſchön, lobenswerth, und gereicht Ihnen zur größten Ehre! erwiderte Stichling hartnäckig; aber Fräulein Sophie verlangt nicht Zeugniſſe, ſondern Beweis durch Probe.

Ich bin bereit! rief der Jungdeutſche, mit der etwas ſchwachen Hand an die ſchmale Bruſt ſchlagend. — Was verlangt Sophie?

Eine wahre Kleinigkeit! ſagte Jener. Fräulein Sophie hat ſich von den Lehren des jungen Deutſchlands, daß die Ehe, die den Einzelnen an die Einzelne kettet, eine unerträgliche Feſſel ſei, dergeſtalt hinreißen laſſen — und die magnetiſchen Blicke meines Freundes haben nun ein Uebriges gethan — daß ſie erklärt, nur unter der Bedingung Ihnen ihre Hand reichen zu wollen, wenn [illegible] geſtatten, daß ſie außer Ihnen noch mehrere Gemahle — vor der Hand will ſie ſich blos auf ſechſe beſchränken — wählen dürfe. — — —

Die etwas unerwartete Erklärung Stichlings brachte in der Geſellſchaft die größte Senſation hervor. Die Baronin ſchlug die Hände über dem Haupte zuſammen. Der Baron ſtieß einen Fluch aus, als ob er noch vor der Fronte der ſämmtlichen fürſtlich Y'ſchen Reiterei ſtünde. Emerentia verbarg verſchämt das Geſicht in's Schnupftuch. Am wenigſten alterirt erſchienen Wieſel und die Kommerzienräthin. Ei! Ei! ſagte der Erſtere zu der Letztern, indem er ihr eine Priſe anbot. Es iſt eine Sünde und Schande! replicirte Jene, die dargebotene annehmend. Nicodemus und Herzfeld lachten aus Leibeskräften. — —

War vorher der Zorn des Huſaren ein furchtbarer geweſen, ſo erſchien der Referendar in dem ſeinen noch entſetzlicher, und das Gleichniß des Herrn von Bellmann fand wieder auf ihn die volle Anwendung.

Wie? rief er in höchſtem Zorn. Es beſteht alſo ein vollkommenes Komplott, nicht nur meinen duckmäuſeriſchen Vetter, ſondern auch mich zu foppen? Ich ſchwöre Ihnen aber bei Gott — oder vielmehr nicht bei Gott, ſondern bei der Emancipation des Fleiſches — ich werde mich nicht länger bei der Naſe herumführen laſſen! Mag Fräulein Sophie ſich ihren Gatten oder Narren anderwärts ſuchen.

Aber warum denn ſuchen? ſprach Stichling mit freundlich theilnehmendem Tone. Warum denn mühſam ſuchen, was das Fräulein ſchon ſo glücklich gefunden hat? — Haben Sie doch die Güte, Fräulein Sophien die Kleinigkeit, die ſie fordert, die Bedingung, die Sie ſelbſt ſtets als naturgemäß, poetiſch und äſthetiſch geprieſen haben, zuzugeſtehen. Alles wäre dann auf einmal abgemacht, und zwar in Liebe, Freundſchaft und Eintracht.

Leider war der Referendarius nicht zur Raiſon zu bringen. Grimmig griff er nach dem weißen breitrandigen Hute, und indem er nachläßig die Hand in das halboffene Gilet à la Robespierre ſchob, ſagte er verächtlich zu Stichling: Mein Herr! Wenn einſt der Zeitſchmerz in Deutſchland verſtummt, wenn das Morgenroth des Völkerfrühlingsmaientages am Horizonte emporſteigt —

Leider konnte er die ſchön konſtruirte Phraſe nicht vollenden, indem er unglücklich genug war, dem hinter ihm liegenden alten Hünerhunde ſo derb auf den Schwanz zu treten, daß dieſer nicht nur laut aufſchrie, ſondern auch dem Referendarius nach den Waden fuhr. Erſchrocken brach er daher ſeine Rede ab, und verließ plötzlich mit dem Ausrufe: Den Tod könnte man haben von alle dem Schreck und Aerger! das Zimmer. —

Die Aufregung, die der eben beſchriebene Vorgang in der Geſellſchaft hervorgebracht hatte, legte ſich nach und nach, indeß wendete ſich der Baron, der ganz nachdenkend geworden war, nach einer Pauſe an Stichling, und ſagte kopfſchüttelnd: Ich weiß beim

Henker nicht recht, ob ich Ihnen danken, oder mit Ihnen Zank anfangen ſoll, daß Sie mein Mädel von ein paar Kapitalnarren erlößt, mich aber um einen Schwiegerſohn gebracht haben. Daß Sie mit Sophien unter einer Decke ſpielen iſt augenſcheinlich — denn daß mein ſittſames Mädchen eine ſo verdammte Forderung an den Narren, auch nur im Scherze, richten ſollte, fällt mir nicht ein — indeß iſt mir dieſer Ausgang dennoch höchſt unangenehm.

Er wird ſich in einen angenehmen verwandeln, und ich verſpreche Ihnen hinlänglichen Erſatz für das, was ich Ihnen geraubt; erwiderte Jener. Erlauben Sie mir indeß vorher noch eine ſchöne Pflicht, die ich freudigen Herzens übernommen, zu erfüllen. — Sie geſtatten mir wohl, Verehrteſte, fuhr er zur Geſellſchaft gewendet fort, daß, wie unſcheinbar ich auch in meinem altmodiſchen Frack, mit meiner durch Wind und Wetter etwas aus der Façon gerathenen Perücke vor Ihnen ſtehe, ich dennoch als ein ſchlechter Stellvertreter Gott Hymens erſcheine. Schon lange waren mir die Gefühle zweier zärtlichen, dabei aber nur allzuängſtlichen, ſchüchternen, und auf dieſe Art nach und nach verſchmachtenden Herzen bekannt geweſen. Keins von beiden wollte zuerſt ſich öffnen, keins ſich dem andern mittheilen, Niemand einen Anfang machen. Ich unternahm es, die ſich ſeit langer Zeit in unausgeſprochener Liebe Befindenden zu vereinigen. Nur nach langem Sträuben gelang es mir, Fräulein Emerentien — denn dieſe iſt eine der beiden zärtlichen Seelen, von denen ich rede — zu vermögen mir Vollmacht zu ertheilen, den zaghaften, der inneren furchtbarſten Zerriſſenheit von Tag zu Tag näherkommenden Verehrer, dadurch zu ermuthigen, daß Sie mich durch ein paar Zeilen ihrer theuren Hand ermächtigte, den Verzweifelnden vom Abgrunde zu retten, oder um mich proſaiſcher und auch verſtändlicher auszudrücken, das Fräulein gab mir Vollmacht mit einem Manne, deſſen Neigung ſie zu kennen ſich überzeugt hält, deſſen Namen ſie indeß aus Zartgefühl in dieſen Zeilen nicht anführt, eine Verlobungsabrede zu nehmen. — Iſt's nicht ſo, mein verehrtes Fräulein?

Emerentia machte einen zierlichen Knix, und verbarg verſchämt das Geſicht im Taſchentuch.

Wohlan! rief Stichling mit Pathos. So ſei uns der Tag, wo zwei zärtliche Herzen ſich zu einem ſchönen Bunde vereinigen, dreimal geprieſen. — Treten Sie hervor, Blume der Brunnenärzte, geſchätzter Vereiniger der ſich bekämpfenden homöopathiſchen und allopathiſchen Elemente, theurer Wieſel treten Sie hervor, und reichen Sie Ihre edle, wohlthätige, menſchenfreundliche Rechte dem hier anweſenden Fräulein von Haberkorn, Ihrer liebenswürdigen Verlobten.

Es war als ob Emerentia mit dem Konductor einer wohlgeladenen Leidener Flaſche in Berührung gekommen wäre, ſo fuhr ſie zuſammen als Wieſel mit einer zärtlichen Miene, wie ſolche nur je einem Brunnenarzte zu Gebote geſtanden, ihre Hand ergriff. Sie ſchien nicht recht zu wiſſen, was ſie auf Stichlings Rede erwidern, auf welche Weiſe ſie Proteſtation einlegen ſolle, und beſchloß einſtweilen um Zeit zu einem Entſchluſſe zu gewinnen auf eine hübſche, dem Auge wohlthuende Weiſe in Ohnmacht zu fallen. Schon hatte ſie ſich ein bequemes Plätzchen dazu in der Sophaecke auserſehen, ſchon begann ſie die Einleitungsmanövres in Ausführung zu bringen, als ſie den Hauptcoup noch ein Weilchen auszuſetzen ſich veranlaßt fand, indem Nicodemus zu ihr trat.

Wir Alle, ſagte er freundlich, wir Alle bitten für unſern würdigen Freund, Niemand aber kann dies mit größerem Eifer thun, als wer, wie ich, in einer der ſeinigen ähnlichen Lage iſt. Auch ich liebe, liebe — Sophien, und zittre, wenn ich denke, daß meine Bewerbung zurück gewieſen werden könnte. — Ja, Herr Baron, fuhr er zu dem Hausherrn, der ihn mit weit geöffneten Augen anſah, gewendet fort, ich liebe Ihre Tochter von ganzer Seele und bitte dringend um Sophiens Hand. — Aber, ſetzte er lächelnd hinzu, bald hätte ich vergeſſen, Ihnen meinen wahren Namen zu nennen; dem Magnetiſeur Nicodemus würden Sie am Ende eine abſchlägliche Antwort geben. Sie finden in dieſen Papieren die Beweiſe, daß Graf Ludwig Adlerberg — derſelbe, deſſen Vater Sie im letzten Kriege als ſchwediſchen Oberſten gekannt haben — vor Ihnen ſteht.

Was? ſchrie der Baron. Der, von deſſen Duell in den Zeitungen —

Mehr als nöthig die Rede war; ergänzte Nicodemus trüben Blickes. Sie wiſſen alſo durch die unſelige Gewohnheit, Alles, was dem Privatleben angehört, vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen, daß ich durch Familienverhältniſſe zu einem Ehebunde ohne Liebe veranlaßt, in einem mir ſonſt ſehr liebgeweſenen Freunde ſpäter den Verführer meiner Frau entdeckte, daß die Geſetze der Ehre einen Zweikampf forderten, daß ich unglücklich genug war meinen Gegner zu tödten, von dieſem aber — da wir zugleich feuerten — eine Kugel in die Hüfte bekam, und daß ich meine glückliche Wiederherſtellung nur der Geſchicklichkeit eines trefflichen Wundarztes — meines Freundes Dr. Stichling — verdanke.

Bei Gott! rief der Gutsherr, nachdem er einen Blick in die Papiere geworfen. Sie ſind der Sohn des Oberſten Adlerberg, der ein braver Mann war, mir aber im Boſton zu Lüttich ein hölliſches Geld abgewonnen hat. — Nun, Herr Graf, ſetzte er nach einer Weile bedächtig hinzu, wenn meine Frau nichts einzuwenden hat — denn mit meiner Sophie ſind Sie wohl einig, wie ich merke — ſo ſollen Sie mir ein lieber Schwiegerſohn ſein.

Die Baronin ſchlug die Augen auf eine von Andacht und Ergebung zeigende Weiſe nieder, erhob ſich ſodann zierlich von ihrem Seſſel, und machte einen tiefen und verbindlichen Knix.

Fräulein Emerentia hatte indeß ihren Beſchluß in Ohnmacht zu fallen einſtweilen vertagt. Sie war zu ruhigem Nachdenken gelangt, und — wie große Wirkungen oftmals von kleinen Urſachen herkommen — ein Zufall trug dazu bei ihr Herz zu rühren. Ein auf dem Fenſtergeſimms herumkurrender Tauber trieb die ſich etwas verſpätende Gattin zu Neſte. Hatte nun das ſchöne Bild ehelicher Zärtlichkeit ihren ſtarren Sinn erweicht, ſah ſie den guten Wieſel in dem Bilde des edlen Vogels, ging ihr das praktiſche, von den Altvordern überkommene Sprüchwort: daß ein in den Händen befindlicher Spatz unter allen Umſtänden einer auf dem Dache ſitzenden Taube — alſo um ſo mehr noch einer bereits entflohenen — vorzuziehen ſei, gerade durch den Kopf, wir wiſſen es nicht, aber davon ward uns Kunde, daß wenige Minuten ſpäter die zarte Hand Emerentiens in der des glücklichen Wieſels ruhete, und das Fräulein einen jener wohlverſuchten zärtlichen Blicke, die ſie für entſcheidende Momente klüglich aufſparte, auf den Beſeeligten abſchoß. — —

Aber ſagen Sie mir nur, Herr Graf Nicodemus, hob nach einer Pauſe der Kommerzienrath, dem das heut Erlebte wie ein Mühlrad im Kopfe herum ging, an, iſt der Erſchoſſene da, der meine Tochter heirathen will, ein wirklicher ächter Runkelrübenzuckerdirector, oder iſt er es nur ſo, wie Sie der Gottſeibeiuns ſind, nämlich zum Spaße?

Ich verſichere Ihnen auf mein Ehrenwort, daß er in vollem Ernſte meinen holſteiniſchen und ſchwediſchen Zuckerfabriken zu meiner größten Zufriedenheit vorſteht? verſetzte lächelnd der Graf.

Aber Herr Herzfeld wie ſind Sie denn von dem Erſchießen abgekommen, und welche Zauberei hat Sie auf einmal hierher geführt? fuhr der Vorige fragend fort.

Als ich jenen Entſchluß, den ich wohl heute einen knabenhaften lächerlichen nennen darf, in Ausführung bringen wollte, ſprach Herzfeld, ſah ich mich auf einmal am Arme gefaßt, und der Schuß ging fehl. — Ein Mann, in dem ich ſpäter meinen gütigen Herrn fand, warf mir das Läppiſche und Sündhafte meiner

That mit harten Worten vor, und fragte mich ſodann mit Theilnahme nach dem Grunde meines Beginnens. Als ich ihm Alles geſagt, erwiderte er mir, daß tüchtige nützliche Beſchäftigung das beſte Mittel gegen Schwärmerei ſei, er bot mir dieſe an, und ich denke mich der Theilnahme meines edlen Herrn nicht unwerth gezeigt zu haben. Die Oekonomie, zu deren Studium ich überging, ward bald zu meiner Lieblingswiſſenſchaft. Die Anlage der Zuckerfabriken auf den Gütern des Herrn Grafen ward mir ſpäter übertragen. — Eine Stafette rief mich vor wenig Tagen hierher und ich folgte mit Kurierpferden. — —

Es hieße die Geduld unſerer Leſer ermüden, wenn wir über das Glück der drei Liebespaare noch etwas Anders meldeten, als daß ſolche in wenig Tagen ehelich verbunden wurden. Ehe Graf Adlerberg mit ſeiner jungen Gattin, und ſeinem Freunde und ehemaligem Wundarzte Dr. Stichling nach ſeinen holſteiniſchen Gütern abreiſete, kam eines Morgens Doctor Wieſel zu Letzterm. Er ſchien etwas auf dem Herzen zu haben und bat um eine geheime Unterredung.

Sie wiſſen, verehrter Freund und Kollege, hob er an, wie viel bei mediciniſchen Dingen auf den Ruf ankommt. Das Sprichwort: viel Geſchrei, wenig Wolle! bewährt ſich in ſolchem — wenigſtens was den

Arzt anlangt — durchaus nicht, denn das Geſchrei bringt denſelben eben erſt in die letztere. Die Bäder und Brunnen anlangend, ſo wiſſen Sie, daß ſolche ohne Geſchrei durchaus nicht exiſtiren können, und jeder vernünftige Brunnenarzt eröffnet daher auch die Saiſon mit einer tüchtigen Trompetenfanfare in den geleſenſten Zeitungen. Nun iſt Ihnen aber auch nicht unbekannt, wie harthörig das Publikum nach und nach geworden iſt, und es ſteht zu erwarten, daß wenn es noch ein Weilchen ſo fort geht, es am Ende, ſo zu ſagen, kanonentaub werden wird. Auf Beiſpiele von unerhörten Heilungen, auf Wiederherſtellungen von den vermaledeiteſten, peſtilentialiſchſten, ja durchaus inkurabeln Uebeln kommt nun Alles an. Sie können alſo wohl denken, wie dreifach glücklich ich mich ſchätzte, als Sie hier ankamen, und es bekannt wurde, daß Sie vom Teufel beſeſſen ſeien. Glücklicher Wieſel! rief ich; jetzt oder nie gelangt der Ruf Deines Brunnens auf ſeinen Kulminationspunkt. Greift die Narrheit mit dem Beſeſſenſein erſt weiter um ſich — und toll genug iſt ſie um Liebhaber zu finden — ja Mode zu werden, ſo biſt Du ein gemachter Mann, und das auf die leichteſte Art von der Welt. Die Narren werden zu Dutzenden zu Deinem Brunnen eilen, Du wirſt ſie alle heilen, denn es müßte ein vollkommen Raſender ſein, dem ein Dutzend Schleifkannen kaltes Waſſer nüchtern verſchlungen, und einige tüchtige Purganzen nicht den Kitzel vertrieben. — Doch jetzt! — Jetzt kommen Sie und ſagen es ſei Alles nur ein Scherz geweſen! — — —

Der gute Wieſel ſprach die letzten Worte mit ſo wehmüthigem Tone, mit ſo niedergeſchlagenem Blicke und gefaltenen Händen, daß es auf Stichling den tiefſten Eindruck machte.

Wie verkennen Sie mich doch! rief er mit Pathos. Bin ich nicht Ihr Kollege? — Habe ich keinen Esprit de corps? — Haben Sie je in den Klaſſikern geleſen, daß ein Augur, ein Haruſpex den andern im Stiche gelaſſen? —

Wie? rief Wieſel, dem Sprechenden um den Hals fallend. Sie wollten — —

Ich bin Ihr Beſeſſener bis in den Tod! Thun Sie, was Ihres Amtes iſt! rief Stichling noch pathetiſcher.

O Kollege! — O trefflicher Freund! — O edler Menſch! — rief Wieſel, küßte Stichling ſtürmiſch auf beide Wangen, und ſtürzte von Rührung überwältigt aus dem Zimmer. — —

Schon befand ſich Sophie als Gräfin Adlerberg in Schweden, Emerentia war Doctorin Wieſel, Fanny zur Madame Herzfeld geworden, als folgende Anzeige im N.'ſchen Wochenblatt erſchien:

Es iſt nicht unſere Art — hieß es — den längſt begründeten Ruf unſeres durch die Güte des Schöpfers vielen Tauſenden Leidender die verlorene Geſundheit wiedergebenden Brunnens durch Angabe neuer wichtiger Heilungsfälle noch vermehren zu wollen. Daß alle Unterleibs-, Bruſt-, Hals- und außerdem noch die verſchiedenſten komplicirteſten Uebel durch den Gebrauch unſers Mineralwaſſers in der kürzeſten Zeit, wie durch einen Zauberſchlag verſchwinden, iſt ohnehin bekannt. Höchſt merkwürdig, und ſowohl für den Arzt als für den Laien, höchſt berückſichtigungswerth dürfte es aber ſein, daß ſich dieſen Sommer auch ein ſogenannter von dem Teufel Beſeſſener (eine Krankheitsform, die, wie es ſcheint, ganz endemiſch zu werden droht) an unſerm Brunnen einfand. Sowohl die Pyrenäen- wie die Taunusbäder hatten nur wenig auf den Unglücklichen eingewirkt. Unſerm Brunnen ward es vorbehalten, ihn nach ſechswöchentlichem Gebrauch deſſelben radical herzuſtellen. Er ward nach Ablauf dieſer Zeit friſch und geſund entlaſſen. — In Beziehung auf dieſen Fall bemerken wir noch ergebenſt, daß Beſeſſene höhern Ranges, von dem hieſigen, ſo umſichtigen als menſchenfreundlichen Badearzte, gern in Penſion genommen, ſo wie, daß für ſolche — natürlich nur für extreme Fälle — ſo geſunde, als elegante, und nicht ſehr unbequeme Zwangswesten, ſtets in Vorrath gehalten werden.

Die Freiherrlich von Bellmannſche Brunnendirection zu N.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bei Carl Focke in Leipzig erschien so eben:

LILIEN.
Taschenbuch
historisch-romantischer
Erzählungen
für 1839,
von
C. von Wachsmann.
Zweiter Jahrgang.
Mit sechs Stahlstichen.
Prachtvoll gebunden. Preis 2⅓ Rt. (broch. 2⅙ Rt.)

Inhalt: Der Hirt von Villarcayo. — Die Narentaner. — Das Bad der Walkyren. — No. 76 und 77.

Die dem ersten Jahrgange zu Theil gewordene so überaus günstige Aufnahme, hat der Verlagshandlung die Pflicht auferlegt diesen Zweiten noch glänzender auszustatten; und den zahlreichen Freunden der Muse des Herrn Verfassers, welche jetzt nur in diesem Taschenbuche seine Erzählungen finden können, wird das Erscheinen desselben gewiß sehr willkommen seyn.

☞ **Der erste Jahrgang ist von jetzt an — so weit der geringe Vorrath reicht — zu dem ermäßigten Preise von Rt. 1⅓. — durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Deutsche Lebensbilder.
Novellen
von
Amalie Winter.
2 Bände, sauber broch.
Preis 3 Rt. — Fl. 5. 24 Kr. rheinl.

Inhalt: I. Die Mutter. — Die vier Geburtstage. — Marie. — Das Lazareth. — II. Drei Frauen. — Vier Wochen in Ems. — Memoiren eines Handschuhs. —

Die, dem Publikum — durch die „Zeitung für die elegante Welt" — bereits vortheilhaft bekannt gewordene, einem hohen Gesellschaftskreise angehörige, pseudonyme Verfasserin giebt hier eine Sammlung Novellen, welche jeden Gebildeten und vorzüglich den zarten Sinn edler Frauen gewiß sehr ansprechen werden.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zehnter Band.

I. Ritter und Bürger.
II. Die Konquiſtadoren.
III. Die Heldin von Dunbar.

Leipzig, 1839.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Vierter Band.

Leipzig, 1839.
Verlag von Carl Focke.

Ritter und Bürger.

Erzählung.

Motto:

Da ſeh ich dich im echten Mannerwerth,
Den Erſten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß, wie ein König wirkt in ſeinen Reichen.
Schiller.

Frei und glücklich in dem Gefühl der von den Altvordern ererbten, auf blutiger Wahlſtatt theuer behaupteten Freiheit, blühte Bern zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Mächtig ſtand ſie da, die kleine Republik. Nicht nur viele des Volkes der Senner auf den Hochgebirgen der kleinen Kantone waren nach blutigen Fehden ihre Burger geworden, ſondern ſich beugend vor dem Banner des Bären, hatte ſelbſt der Freiherr von Bremgarten, im untergehenden Glücke ſeines alten Stammes, das Uechtland verlaſſen müſſen; der Graf von Kyburg wagte es nicht mehr eine Fehde ohne Beiſtimmung Berns zu unternehmen; zweimal war der Freiherr Johann von Weißenburg von ihrem Gebiete (er war Reichsvogt in Oberhasli) vertrieben worden, und in der Zerrüttung der Angelegenheiten des im

Bann beſangenen Kaiſers Ludwig, trachtete die Republik — ſo behaupteten wenigſtens ihre Gegner — ſich zur Fürſtin über die benachbarten Reichsländer zu machen. — Welch ein kriegsmuthiges, von dem Gefühl innerer Kraft noch mehr angeregtes Leben jeden Bürger des kleinen Freiſtaats beſeelte, läßt ſich nur dann ermeſſen, wenn man erwägt, daß die Erinnerungen an früher erlittene Unbilden, der Gedanke an die Blutrache der Königin Agnes, der Stolz des Adels, der den blutigen Tag von Morgarten noch nicht vergeſſen hatte, und nicht nur an ſeinen damaligen Gegnern, ſondern an allen ihm ſo verhaßten Freiſtaaten Rache zu nehmen wünſchte, die Leidenſchaften ſeit längerer Zeit rege gemacht hatten. Kampfluſtig harrte in dieſen Tagen die Jugend der Republik auf einen Aufruf, um bei dem erſten Anlaß die Waffen gegen den ihr ſo verhaßten Adel zu ergreifen, und unter Sang und Trommetenklang, ſobald der Sturm erging, das Banner der Stadt nach altem Brauch, an der Kreuzgaſſe aufzupflanzen. — Alle die Leidenſchaften, die den Geiſt der jungen Berner aufregten, waren indeß auch in vollem Maße bei ihren Gegnern zu finden. Der junge Adel, voll kecken Uebermuthes, ſtolzirte lärmend, die Pfauenfeder, das Zeichen Oeſtreichs, auf affectirte Weiſe zur Schau tragend, durch die Straßen der Stadt. Nur ſelten ließen ſich die großen Baronen, die alten

Bannerherren, in den Mauern von Bern ſehen, geſchah es indeß, ſo war es, um über Dies oder Jenes, wodurch ihre Vorrechte beeinträchtigt ſein ſollten, in harten und unangemeſſenen Worten Klage zu führen, oder auf eine verſteckte, aber empfindliche Weiſe zu drohen. „Die unzähligen Beleidigungen, welche ſie erlitten,“ hieß es dann, „hätten einen und denſelben Urſprung; Bern wolle den Adel erniedrigen, und die Gewalt an das Volk bringen.“ — Am Uebelſten bei dieſem Zwieſpalt befanden ſich eine Menge in Bern wohnender, adeliger, oder dem Adel gleicher Geſchlechter. Standhaft in der Mitte der beiden Parteien ſtehend, Bürger von Bern, aber zum Theil durch Heirath mit dem älteſten Adel verbunden, von dieſem geachtet, und demnach dem Landvolke werth, von den Baronen mit Lehen begabt, und darum beim Ausbruche eines Krieges beiden Theilen Heeresfolge ſchuldig, ſahen ſie mit Schmerz den Augenblick herannahen, an dem ſie ſich für eine der beiden Parteien würden erklären müſſen. Leider erſchien dieſer Moment nur allzubald. Es begab ſich, daß Leute Graf Rudolphs zu Nidau Andern, die Bern beſchirmte, aus Groll, oder um die Stadt zum Widerſtande zu reizen, einige elende Fuhren Getreide weggenommen hatten. Aus dieſer leicht zu ſchlichtenden Zwiſtigkeit entſpannen ſich nun eine Menge Verhandlungen, die immer mehr und mehr zu gegenſeitiger Erbitterung führten, und ſich endlich damit endigten, daß, als der Adel von der Republik Bern die Herausgabe des Amtes Laupen, welches derſelben von der Stadt Freiburg verpfändet worden war, verlangte, und dies als eine Art Buße für die begangenen früheren Unbilden betrachtet wiſſen wollte, ſich beide Theile zum Kriege rüſteten. Bald verſammelten, auf den Ruf Graf Rudolphs zu Nidau, ſich nicht nur alle Mitglieder der zahlreichen Familie von Welſchneuenburg auf deſſen Schloſſe, ſondern auch der ganze Adel vom Uechtland und vom Aargau fand ſich ein, ſelbſt Freiburg, unter dem Einfluſſe der Baronen ſtehend, ſchickte ſeine Geſandten. Nur mit dem Eiſen — dies war die Stimme der Mehrheit — wollte man fürder mit Bern zu ſchaffen haben. — — —

Der Frühnebel eines ſchönen Frühlingstages im Jahre 1339 lag noch auf den Matten, die das Städtchen Nidau begränzten, als bereits auf mehreren Straßen kleine Haufen Geharniſchter der Burg des Grafen, die zur Seite der Stadt auf einer Höhe gelegen war, zuzogen. Die Burg war ein für jene Zeiten überaus ſtattliches Gebäude. Zwar war das Ganze nur nach und nach, und zwar unregelmäßig erbaut worden, ſpitzgiebelige, ſchmale, an einander geklebte Häuſer bildeten den Wohnraum, zwei emporragende, runde Eckthürme ſahen mehr koloſſalen Pfefferbüchſen, als kriegeriſchen Bauwerken ähnlich, aber eine mächtige Mauer, die hier und da von vorſpringenden Rondelen flankirt ward, gab dem Schloſſe dennoch ein ſtattliches Anſehn, welches durch allerhand Widerſtandsvorkehrungen, als neugeöffnete Schießſcharten für die Armbruſtſchützen, mächtige Fallgatter, ſtarke Eiſengitter vor allen Fenſteröffnungen, noch vermehrt wurde. Ueberdies war noch das Hofthor geſchloſſen, und erſt nach vorſichtigem Anruf wurde ein Flügel deſſelben von zwei kräftigen Schweizern geöffnet. Im Innern der Burg wogte heute das regſte Leben; nur in einem entfernten, ſaalähnlichen Gemache, in welchem ſich ein junges Fräulein — Bertha von Regensberg, eine unbemittelte Verwandte des Grafen und in deſſen Hauſe lebend — mit einem Rittersmanne, an einem der gothiſchen Fenſter lehnend, im Geſpräche befand, ging es ruhiger zu. Ohne eben ſchön zu ſein, hatte das Mädchen doch viel Liebliches, und die jungfräuliche Schüchternheit, die aus dem freundlichen blauen Auge ſprach, der ſüße wohllautende Klang der Stimme, lieh dem Fräulein einen Reiz, der durch ihr einfaches anſpruchloſes Weſen noch erhöht wurde. Die Geſtalt, die Züge des ungefähr in dem erſten Drittheil des Lebens ſtehenden Rittersmanns, vor Allem ſein den Ausdruck der Schwärmerei tragendes Auge, waren edel zu nennen, doch lag in dem Ausdrucke ſeines Geſichts, in ſeiner Haltung wenig Kriegeriſches, ja wäre er nicht geharniſcht geweſen, und hatten die Farben ſeiner Feldbinde nicht gezeigt, daß er einem wohlbekannten, ſtreitbaren Geſchlecht des alten Zürich angehöre, ſo würde man in ihm weniger einen Mann des Schwertes, als der Feder erkannt, und ſich darin auch nicht getäuſcht haben. Ritter Hadloub war nämlich Meiſterſänger, und Proben ſeiner, von einem ſchwärmeriſchen, hochpoetiſchen Sinne zeigenden Dichtungsweiſe ſind ſelbſt bis auf unſere Zeiten gekommen. — Obwohl Bürger von Zürich, beſaß er dennoch ein kleines Landgut, den Stammſitz ſeiner Väter und deren in Ruinen liegende Burg, als Lehen vom Grafen von Nidau, und ſo hatte er ſich auch heute auf das ergangene Aufgebot, als rittermäßiger Vaſall, auf deſſen Schloſſe zur Berathung eingefunden. Aber nicht die Pflicht der Heeresfolge allein war es, die den Ritter Hadloub nach Nidau geführt hatte, eine weit ſüßere, wenn auch unbelohnte, hatte den Aermſten oft ſchon über Berg und Thal, über Matten und Seen gelockt. Er liebte mit aller Schwärmerei, deren ein Mannesherz nur fähig iſt, ein Fräulein aus dem alten und erlauchten Geſchlechte der Regensberg. In Zürich, ſeiner Vaterſtadt, hatte er Kunigunden — ſo hieß ſie — zum erſtenmal geſehn. Der Ruf ihrer ausgezeichneten Schönheit hatte den Wunſch des Dichters, das Fräulein kennen zu lernen, erzeugt. Sie ſehen und lieben war eins. Er liebte jedoch gänzlich hoffnungslos. Nicht der große Reichthum Kunigundens, noch ihr Rang waren es, die ſeinen Beſtrebungen im Wege ſtanden, — hatte doch vor wenig Jahren erſt Herr Berchtold, vom großen Adel Raron, ohne Bedenken Verena Münzer, die Tochter des Schultheißen Werner zu Bern, geheirathet — nach dem allgemeinen Rufe war Kunigunde von Regensberg ſo kalt, ſo empfindungslos, wie ſchön. Erſt nach langer Zeit, nach vieler Fürſprache der Freunde, hatte das Fräulein, im Sinne der Galanterie damaliger Zeit, dem ritterlichen Sänger geſtattet, daß er durch die Klänge ſeiner Leier ihr Lob verkünden, ſich ihren Diener nennen, und eine Schleiſe mit ihren Wappenfarben an ſeinem Helme tragen könne. Als Hadloub jedoch es wagte, heimlich und in der Kirche eine feurig geſchriebene Liebeserklärung an ihr Kleid zu befeſtigen, da empörte ſich der Sinn des ſtolzen Fräuleins; mit harten Worten rügte ſie ſeine Zudringlichkeit und verſicherte ihm zuletzt, daß ſie niemals einer wahnſinnigen Liebe, wie der ſeinigen, mit Gegenliebe entgegenkommen werde. So ſehr dies auch den armen Sänger darnieder ſchmetterte, ſo gab er dennoch nicht alle Hoffnung auf. Er war ja Dichter, er liebte — er mußte ſingen. Erſang er ſich auch nicht Liebeslohn, ſo erſang er ſich doch Ruhm. Seiner Leier ermangelte nicht der Lorbeer; ihre Klängdrangen durch die Nacht eines halben Jahrtauſends. — — —

Lange Zeit hatte Hadloub Fräulein Bertha, deren freundliches Auge theilnehmend auf dem Sänger ruhte, von ihrer kalten, theilnahmloſen Verwandten, von ſeiner Liebe, von ſeinen Schmerzen unterhalten, als er erwähnte, daß er die letzte Nacht in der Behauſung ſeines Jugendfreundes Rudolph, des Kaſtlans von Erlach, zugebracht habe, und in deſſen Begleitung in die Burg geritten ſei.

Ritter Erlach iſt hier? — Ihr ſeid mit ihm gekommen? fragte Bertha lebhaft und indem ein ſchönes jungfräuliches Roſenroth ihr Antlitz überflog.

Ich hatte ihn ſeit langer Zeit nicht geſehen! antwortete der Ritter, ohne etwas von der Bewegung, die in dem Geſicht des Mädchens vorging, wahrzunehmen. Ich ſchweifte längere Zeit im obern Welſchland umher. Den Sänger — Ihr wißt es — treibt es ja ewig nach dem Süden. Ich ließ meine Leier zwiſchen den Myrtenhecken am Ufer des Arno erklingen, ich lauſchte dem Rauſchen der Zweige des Lorbeers an den ſchönen Vorgebirgen des Lago di Garda, und kehrte endlich nur heim, wie der Vogel einmal nach dem alten, einſamen, von Wind und Wetter zerzauſten Neſte wiederkehrt, das ihn geboren werden ſah. — Auch das Neſt, dem mancher muntere Geſell meines Geſchlechts entflatterte, iſt — ich kann es wörtlich nehmen — von Wind und Wetter zerſtört. Ich ritt heut mit Erlach über die Trümmer des alten Waldſchloſſes, wo die Wiege meiner Väter ſtand, und ich habe dieſer zu Ehren, auf den vermorſchten, verwitterten Erkerbänken in der Halle ſitzend, ein Lied gedichtet, welches noch beſſer geworden wäre, wenn mich nicht Erlach auf meine Herrin, Eure Verwandte, aufmerkſam gemacht hätte, die mit reiſigem Troß des Weges daher nach Nidau zog.

Ich hoffe, Kunigunde hat Euch nach langer Abweſenheit freundlich empfangen? ſprach theilnehmenden Blickes das Fräulein.

Ein armes: Seid gegrüßt, mein Diener! war Alles, was ſie mir ſagte; erwiderte Hadloub trübe. Erlach erfreute ſich einer freundlichern Aufnahme. Sie ſprach viel und manchmal leiſe zu ihm, und da Fräulein Kunigunde ſpäterhin das Geſpräch — was ſonſt ſelten der Fall iſt — auch an mich richtete, ſo denke ich, daß der Freund meiner bei dem Fräulein auf eine wohlwollende Weiſe gedacht hat.

Seid deſſen gewiß, Ritter Hadloub! ſagte das Fräulein mit Wärme. Keine ſchöne Empfindung, alſo am wenigſten die der Freundſchaft, iſt Rudolph Erlach fremd. Er kennt Eure beharrliche Leidenſchaft für meine Verwandte, er wird ſich Eurer mit Freundeswärme angenommen haben. Seine Redlichkeit, wie ſeine Tapferkeit ſind ja faſt ſpruchwörtlich geworden. Es giebt keinen beſſern Mann in der ganzen Gegend. —

Sagt lieber: in der ganzen Schweiz! fiel Hadloub ein. In ſechs Schlachten focht er mit Auszeichnung, und auch der Name ſeines Geſchlechts wird genannt werden, ſo lange von dem Kampfe am Donnerbühel die Rede ſein wird.

Gewiß! — Gewiß! ſprach Bertha mit großer Wärme. Auch der Graf — und Ihr wißt, wie ſelten ſein Stolz und das Bewußtſein eigener Tapferkeit ihm die Lobpreiſung fremder geſtatten — hält viel auf Erlach. Erſt geſtern ſagte er, in Gegenwart des kriegeriſchen Biſchofs von Sion und Johanns von Savoyen: er ſei ſtolzer auf dieſen Vaſallen, wie auf den Zuzug von hundert Reiſigen unter Anführung zweier gekrönter Helme.

Höre ich recht? fiel Hadloub dem Fräulein lebhaft in die Rede. Die Herren aus den entfernten Gegenden der Wadt ſind anweſend?

Freiherr Johann und der Biſchof ſind vermittelungshalber gekommen! erwiderte Bertha; geſtern aber trafen bereits die Grafen von Valangin, von Arberg, das ganze Haus Welſchneuenburg hier ein. Montenach, Fürſtenberg und Johann der Senn von Münſingen, Biſchof von Baſel, werden noch erwartet.

Dort kommen ſie! rief plötzlich Hadloub die gepanzerte Rechte nach dem Fenſter ſtreckend. Seht dort ein Kirchenbanner! — Aber nein! verbeſſerte er ſogleich. Das iſt nicht die Fahne von Baſel. Es iſt das Banner der Kirche von Lauſanne, die Schaar des Biſchofs Johann Rouſſillon. — Und dort! Wer ſind die, die den Hügel heraufziehen? — Wie? Auch die Grafen von Greierz mit ihrem ganzen Hauſe? Der Freiherr von Blumenberg mit den Seinen? Mein Freund Fuliſtorf mit dem Stadtbanner von Freiburg? —

Eben hatte Hadloub das letzte Wort geſprochen, als eine ſtarke furchtbar klingende Stimme vom andern Ende des Saales her ertönte.

Dort kommen ſie! erſchallte es. Dort kommen ſie herbei, ſingend und fröhlich wie der herbſtliche Zugvogel, der dem tödtlichen Netze des Vogelſtellers zueilt. Das Gold, das Silber, der Stahl ihrer Harniſche funkeln in der Morgenſonne, und doch iſt der Tag nicht mehr fern, wo dieſe ſtrahlenden Schilder, dieſe glänzenden Panzer, wie zertrümmerte Felſenbrocken werden herumliegen auf blutgetränkter Erde, und wo der Glanz dieſer Waffen erblinden wird von dem roſterzeugenden Nachtthau, oder dem verſpritzten Herzblute ihrer Träger. — — —

Entſetzt wendete Hadloub ſeine Blicke nach dem Ende des Saales, woher die Stimme erſchollen war.

Er ſah dort einen Mann von hoher Geſtalt in ritterlicher Haustracht. Die Schärpe über ſeiner Schulter, die Feder auf dem Baret, die Haltung des Fremden zeigten, daß er ein Mann von hohem Range ſei. Er war, wie es ſchien, unbemerkt in den Saal getreten, und hatte ſich ſtill auf eine der Fenſterbänke niedergelaſſen. Das Auge des Fremden trug den Ausdruck eines düſtern Ernſtes, die Brauen waren ſcharf zuſammengezogen, der wilde Blick war nach dem Fenſter gerichtet. Uebrigens waren die Züge des einige dreißig Jahre alten Mannes, wenn auch von geiſterhafter Bläſſe, doch keineswegs unſchön, und ihr Ausdruck im hohen Grade ſchwärmeriſch.

Um Gott, Fräulein Bertha! wer iſt dieſer Mann? fragte Ritter Hadloub, kein Auge von dem Fremden wendend.

Ihr kennt ihn nicht? entgegnete verwundert das Mädchen. Ihr kennt ihn nicht, und doch geht er Euch in zweierlei Hinſicht nahe an? — Er iſt Meiſterſänger wie Ihr, und der Bruder derer, die Ihr Eure Herrin nennt.

Wie? rief Hadloub überraſcht. Es iſt Lutold von Regensberg? — O dann will ich — —

Laßt ihn! — Laßt ihn jetzt! — Die Wolke des Wahnſinns liegt ſeit geſtern wieder ſchwer auf ſeiner Seele, liſpelte Bertha. — Der Anfall, fuhr das Mädchen fort, dauert heute länger wie je, und wie es ſcheint, geht er vor Abend nicht vorüber.

Wie ſchade, ſagte theilnehmend Hadloub, daß ein ſo reichbegabter Geiſt ſolchen Qualen unterworfen iſt! Ich kenne herrliche Lieder, die er nach furchtbar ſchönen Weiſen gedichtet. — Irre ich nicht, ſo umnebelt der Wahnſinn ſchon ſeit der Geburt ſeine edle Seele.

Das iſt nicht der Fall! erwiderte Bertha. Ihr kennt den kleinen See bei Schloß Regensberg, ſo wie den alten Thurm, der auf einer Inſel in ihm gelegen? Nun ſeht! Einſt ſchiffte Lütold als Knabe im Mondſchein auf der Waſſerfläche. Er ſchaukelte ſich, der Kahn ſchlug um, und der unvorſichtige Schiffer würde ertrunken ſein, wenn ihn — ſo erzählte er — nicht eine ſchöne Frau gerettet und nach dem Thurme gebracht hätte. War es die Kälte, der Schreck, man weiß es nicht, aber ſeit dieſer Zeit bemerkte man Spuren des Wahnſinns an dem Knaben. Als Lütold größer ward, ſah man ihn häufig zur Nachtzeit nach dem alten Thurme ſchiffen, die Gabe des Geſanges fand ſich bei ihm ein, und ſeine Lieder ſchildern, wie Ihr wißt, ein ſchönes Weib, das er liebt, die ihn aus Lebensgefahr gerettet, die ſich mit ihm, jedoch unſichtbar, unterhält, von der er aber nicht weiß, ob er ſie für eine wohlthätige Fee, für die Nixe des Sees, oder für eine Teufelin halten ſoll. Dies kann Euch auch am Beſten den

Zwieſpalt der Seele, welcher aus ſeinen Liedern tönt, erklären, und auch die allgemein verbreitete Meinung, daß Lutold in ſolchen Augenblicken, wie Ihr ihn jetzt ſehet, im Stande ſei in die Zukunft zu blicken, gründet ſich auf jene Umſtände. Das Unglück, das dieſe über das Haus Regensberg gebracht, iſt übrigens gar nicht zu berechnen. Der alte Graf, der alle Hoffnungen auf den einzigen Sohn geſetzt, ſtarb, als er dieſen von Zeit zu Zeit dem Wahnſinn verfallen ſah, vor Kummer. Die Nothwendigkeit, ſich allen männlichen Angelegenheiten zu unterziehen, gab Kunigunden das ſtolze, haſtige, herriſche Gemüth, was Ihr an ihr kennt.

Bertha ſchrak, als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, heftig zuſammen, denn die, von der die Rede geweſen war, trat eben in den Saal. Kunigunde war eins der ſchönſten Mädchen ihrer Zeit. Hadloub ſagte nicht zu viel, wenn er in ſeinen Liedern die Schönheit Kunigundens eine ſtrahlende nannte. Der hohe, ebenmäßige Wuchs, das rabenſchwarze Haar, das dunkle Auge ſchienen gemacht um Männerherzen zu feſſeln, deſſen ungeachtet war der Geſammteindruck ihres Aeußern kein wohlthuender zu nennen. In den ſonſt regelmäßig geformten Zügen thronte ein unmäßiger Stolz, der kalte Ernſt, der aus dem großen Auge ſah, das höhniſche Lächeln, welches dann und wann, wenn auch nur auf Augenblicke, den ſchönen Mund entſtellte, die Heftigkeit der

Bewegungen, wenn Kunigunde ein Geſpräch fortſetzen mußte, welches ihr zuwider war, Alles dieſes zeigte von einem ſelbſtſüchtigen, wohlwollenden Regungen wenig zugänglichen Gemüthe.

Lange habe ich Dich geſucht, liebe Bertha, hob Kunigunde auf die Verwandte zueilend an, aber — ich will nicht ſtören! ſetzte ſie hinzu, als ſie Hadlaubs Gegenwart bemerkte.

Wie könnte von Störung die Rede ſein, wenn Kunigunde von Regensberg erſcheint! ſagte der Ritter. Wir ſprachen ohnehin von Euch, von Eurer —

Von Deinem Putz! fiel Bertha neckend ein, indem ſie das einfache Reitkleid des Fräuleins muſterte. — Ich redete Dir Uebles nach, daß Du in einer Verſammlung ſo vieler glänzender Ritter nicht im höchſten Schmuck erſcheinen willſt! ſetzte das Mädchen, den Scherz noch weiter ausſpinnend hinzu.

Ich wußte keinen der glänzenden Ritter, wie Du ſie zu nennen beliebſt, um deſſen Willen ich, nach ſcharfem Morgenritte, mich zur Narrin machen, und dieſe bequeme Kleidung ablegen ſollte! erwiderte Kunigunde verächtlich. Ueberdies iſt meine Tracht faſt eine männliche zu nennen, und in einer Zeit, wo es Männer giebt, die ſich weibiſchen Zeitvertreiben, wie Sang und Citherſpiel, hingeben, iſt es einem Weibe, das allein ſteht, nicht zu verargen, wenn es, einmal nothgedrungen ſich um Männerangelegenheiten zu bekümmern, kleine weibliche Rückſichten bei Seite ſetzt. — Laſſen wir indeß dieſe Kindereien. Ich habe Dir Etwas zu ſagen, Bertha. —

Das Fräulein ließ damit das ſtolze kalte Auge einen Moment auf Hadloub ruhen, und dieſer, den Befehl das Feld zu räumen vernehmend, wandte ſich an Lütold von Regensberg.

Ich freue mich, ſagte er, indem er ihm die Rechte reichte, den edlen Lütold kennen zu lernen.

Freuen? erwiderte Jener mit düſterm Blicke. Ihr habt Unrecht, wenn Ihr dies thut, Unrecht, als Krieger und als Sänger.

Ihr gebt mir da ein doppeltes Räthſel auf, edler Herr! entgegnete Jener betroffen. Doch — ſagt mir zuerſt, woher wißt Ihr, daß ich ein Sänger bin?

Es ſteht auf Eurer Stirn geſchrieben! ſagte Lütold, indem er den umflorten Blick unter den buſchigen Brauen einen Augenblick auf dem Fragenden ruhen ließ.

Meint Ihr? — Meint Ihr wirklich? entgegnete Hadloub lächelnd. Glaubt Ihr, daß der Genius des Geſanges die, die ihm dienen, auch äußerlich mit ſeinem Finger bezeichne?

Ja! Er thuts; aber mit einem in ihr Herzblut getauchten! antwortete Lütold dumpf. — Die Art, wie er vor ſich hinſtarrte, ſitzend, die Hände über den Griff des breiten Schwertes gekreuzt, gab ihm das Anſehn eines Barden und Sehers der Vorzeit.

Die Gabe des Geſanges, fuhr Lütold nach einer Pauſe, und wie zu ſich ſelber redend fort, die Gabe des Geſanges iſt eine ſchaurige Gabe. Nur der Schmerz iſt's, welcher dichtet. Nicht dem geſunden, dem fröhlichen Herzen entſtrömt jenes Feuer, welches die Unwiſſenden ein himmliſches nennen, und welches brennt und fortbrennt, ohne den Stoff, der es nähret, zu verzehren.

Ihr habt eine traurige Meinung von der ſchönen Gabe des Geſanges! ſagte Hadloub kopfſchüttelnd. So meint Ihr auch, daß die Freude, die aus der melodiſchen Kehle des Frühlingsſängers jubelt, keine jauchzende Dichtung, kein Strahl jener allbelebenden Sonne ſei, die ſein kleines Herz erwärmt?

Verſteht Ihr den Vogel? — Verſteht Ihr den Dichter? erwiderte Lütold ſchmerzlich. Wer ſagt Euch, ob das, was Ihr für Freudentöne haltet, nicht das Angſtgeſchrei eines auf den Tod verwundeten Herzens ſei? — Allbelebende Sonne der Dichtung! — Sagt, allverzehrende, und Ihr werdet der Wahrheit näher kommen.

Hättet Ihr Recht, ſprach Hadloub lächelnd, ſo regte ſich in den ſchönen Liedern, die das Höchſte in der Menſchenbruſt, Freundſchaft, Liebe und Freiheit feiern, kein dichteriſches Leben.

Ihr ſprecht wie Alle, welche die Streiflichter jener Sonne leicht berührten, leicht erwärmten, und die von dem matten Strahl ſich darum auch erglühet meinen! erwiderte Lütold verächtlich. Der eigentliche Dichter iſt ein anderer, als Ihr glaubt. Er iſt ein Fürſt, aber ein unglücklicher, ein Saul im Reiche des Gedankens, er iſt ein Prophet, ein Seher, blind, aber mit offnem Auge. Geſtalten, Worte, von Andern nicht zu faſſen, von Niemand als von ihm vernommen, ſie ſind ihm vertraut, ſie ſind die Unterthanen ſeines Traumreichs. In dieſem aber iſt ſein Thron erbaut, hier herrſcht er unumſchränkt. — Nun ſtoßt ihn in die Wirklichkeit. Was iſt er da? — Ein Kranker, ein Bettler, ein Verbannter! — Ha! ſeht nur immer unverwandten Auges in jene Sonne! ſetzte Lütold hinzu, indem er aufſprang, und ſeine Blicke wilder wurden. In dem Abglanze ihrer Strahlen flimmert die Dichtung — nämlich das, was Ihr ſo Dichtung nennt — in ihrem innern Kreiſe leuchtet das düſtre Feuer der Sehergabe, im Mittelpunkte — brennt der Wahnſinn. — — —

Raſch und mit tönendem Schritt verließ Lütold von Regensberg die Halle, und leiſe folgte Hadloub dem unglücklichen Sänger nach.

Die beiden Fräuleins hatten ſich indeß längere Zeit in tieſem Geſprach unterhalten. Iſt's möglich? ſagte Fräulein Bertha eben. Du, ſonſt den Bernern ſo abgeneigt, haſt plötzlich eine andere Meinung angenommen?

Wer ſagt das? erwiderte Kunigunde flüchtig. Wenn der Krieg gegen das freche Bürgervolk beginnen ſollte, ſo werden die Mannen des Hauſes Regensberg nicht zurückbleiben. Schlimm genug, daß ſich ein Weib um ſolche Dinge bekümmern muß; indeß, Lutold iſt ſeinen Anfällen mehr wie je unterworfen, und ich kann unter dieſen Umſtänden nur den Himmel preiſen, daß meine Erziehung von der Art war, um nicht wie Du vor dem Anblicke eines blanken Schwertes, oder einiger Blutstropfen zurückzuſchaudern. — Uebrigens geſtehe ich offen, daß mir der Ausbruch der Fehde jetzt höchſt ungelegen käme.

Wirklich? rief Bertha erfreut. O wie fröhlich bin ich, daß wenigſtens eine Stimme unſers Geſchlechts von dem Unheil, und ich darf wohl ſagen Unrecht, abmahnen wird.

Unheil? ſprach Kunigunde kalt. Solches giebt's überall wo Fehde iſt. Der Krieg iſt kein ſanftes Mittel um Streitigkeiten zu ſchlichten. — Und Unrecht? — Warum unterfängt ſich das elende Volk einem mächtigen Adel zu trotzen? Ich würde kein Unrecht dabei ſehen, wenn die Wälle von Bern, ja das ganze rebelliche Reſt im Schutte lägen, und die Fahne mit dem Baren an den Schweif einer Stute gebunden würde.

Wie ſoll ich dieſen Widerſpruch mit Deiner, vorhin ſo mild ausgeſprochenen Meinung vereinigen? ſagte Bertha, indem tiefer Schmerz über die harten Worte ihrer Verwandtin ſich in ihrem theilnehmenden Blicke kund gab.

Ich habe mehre Gründe, jetzt, gerade jetzt nicht den Ausbruch dieſer Fehde zu wünſchen, antwortete Kunigunde. Fürs erſte ſind die Anfälle Lutold's gegenwärtig furchtbarer als je, und ſeine Worte deuten ſtets auf ein nahes ungeheures Unglück.

Du glaubſt alſo, daß er jene wunderbare Sehergabe wirklich beſitzt, von welcher die Leute reden? ſprach Bertha trübe lächelnd.

Ich würde zu viel ſagen, wenn ich Deine Frage bejahte, und zu wenig, wenn ich ſie gänzlich verneinte! erwiderte Kunigunde. Ich habe mich oft überreden wollen, daß ſeine Blicke in die Zukunft, und deren Beſtätigung, nichts weiter als das Ergebniß ſcharfen Nachdenkens ſind, und dennoch ward ich wieder irre, wenn er, ganz ohne nähere Veranlaſſung, Dinge vorausſagte, die ganz außer den Gränzen menſchlichen Combinationsvermögens lagen. Daß ſeine ſtrenge Redlichkeit, ſein hohes Ehrgefühl nicht den leiſeſten Gedanken von Betrug aufkommen laſſen, darf ich Dir nicht erſt bemerken. — Dieſe unglücklichen Vorausſagungen indeß — fuhr das Fräulein nach kurzer Pauſe fort — ſind es übrigens keineswegs, was ich fürchte. Lütolds Zuſtand führt noch einen andern Nachtheil herbei. Der Tiefſinn, der den Geiſt meines Bruders jetzt faſt beſtändig gefangen hält, würde ihm zwar den Kampf in offener Feldſchlacht nicht unmöglich machen; die Schaaren unſers Hauſes aber in dieſer anzuführen, oder — was zwar nicht wahrſcheinlich doch auch nicht unmöglich iſt — wenn ſolche unglücklich geliefert würde, unſere Beſitzungen zu vertheidigen, iſt Lütold durchaus außer Stande.

Und Kunigunde, die Gefeierte, die ſo viel edle Ritter zu ihren Füßen ſieht, ſollte nicht Hunderte von Vertheidigern, nicht in jedem Jünglinge unſers Adels einen Beſchirmer finden? ſagte Bertha lächelnd, aber durchaus ohne Ironie. Warum wählſt Du nicht Hadloub? Es würde den Aermſten ſo glücklich machen.

Kein Wort von dem ritterlichen Orpheus! erwiderte Kunigunde verächtlich. Erlebten wir einen Unfall, ſo würden die Töne ſeiner Leier ſchwerlich den Bären von Bern, wenn er ſich vor den Thoren meiner Burgen einfände, beſänftigen, und noch weniger bezwingen können.

Du thuſt dem edlen Sänger bittres Unrecht, ſagte Bertha tadelnd. Seine Tapferkeit ſteht über allem

Zweifel, und ſeine ſchwärmeriſche Liebe zu Dir iſt bis über die Gränzen des Landes erſchollen.

Du ſprichſt mit dieſen Worten den Grund aus, warum ich nichts von ihm wiſſen will! ſagte Kunigunde verdrüßlich. Jedenfalls aber muß ich einen Anführer unſerer Schaaren, und im ſchlimmſten Falle einen Beſchützer haben. — Was meinſt Du zu Rudolph von Erlach?

Zu Erlach? verſetzte Bertha raſch. Ja Du haſt Recht! Einen tapferern Anführer, einen edlern, uneigennützigern, hochherzigern Schirmer, könnteſt Du nicht im ganzen Lande finden! Geachtet von dem Adel, geliebt von den Bürgern, verehrt von dem Landvolk, iſt Erlach ein Mann, der dem Banner unſers Hauſes nur Heil bringen könnte. Er, mild und fröhlich wie ein Kind unter den Fröhlichen, weiſe wie ein Greis im Rathe, tapfer wie ein Löwe in der Schlacht, würde als der kräftigſte Schutz Dir zur Seite ſtehen. Jetzt, Kunigunde, jetzt begreiſe ich, warum Du den Ausbruch dieſer Fehde ſcheueſt. Erlach iſt Lehnsmann unſers Verwandten, dabei aber Bürger zu Bern, und Du beſorgſt, daß er nicht gegen die Städter werde fechten wollen. Du beſorgſt es um ſo mehr, da Dir ein inneres Gefühl ſagt, daß Bern Recht hat, und daß Erlach nur auf der Seite des Rechts ſtehen kann.

Meinſt Du nicht, daß Erlach unter allen Umſtänden zuerſt ſein Weib und deſſen Eigenthum vertheidigen würde? ſprach Kunigunde lächelnd.

Gewiß! erwiderte Bertha aufmerkſam. Aber ſprich! wie gehört dies hierher? — Ich verſtehe Dich nicht.

Glaubſt Du, daß Jemand die Verbindung eines Mädchens aus dem höhern Adel mit Rudolph Erlach tadeln oder mißdeuten könne? fragte Jene ohne zu antworten weiter.

Niemand! rief Bertha haſtig. Ohne Bedenken würde ihm eine der Töchter der edelſten Geſchlechter die Hand reichen können.

Nun wohlan! ſagte Kunigunde ruhig. So denke ich wird Niemand gering urtheilen, wenn ich es thue.

Wäre in dieſem Momente das Angriffsgeſchrei der ſtürmenden Berner vor den Thoren von Nidau erſchollen, ja, wären bereits die Feinde fechtend auf der Mauer erſchienen, Bertha hätte nicht heftiger zuſammenſchrecken können, als bei den letzten Worten ihrer Verwandtin. Ohne ein Wort zu ſagen, aber blaß wie eine Leiche, ließ ſie ſich auf einen der Erkerſitze nieder. Kunigunde ſchien nicht den Zuſtand Berthas zu bemerken.

Meine Mittheilung wird Dir unerwartet kommen! fuhr Erſtere ruhig fort. Auch ich — warum ſoll ich es nicht geſtehen — bin erſt heute über meinen Entſchluß mit mir einig geworden. Die erſten Wochen gen um meine Hand, oder beſſer zu ſagen, um meine Güter, langweilten mich. Neulich, bei dem Feſtſchmauſe des Freiherrn Blumenbach, ſah ich Erlach. Er war mein Tiſchnachbar. Ich hatte ihn vorher kaum gekannt, und obwohl ich ihn ſonſt wenig geſehen, war er mir eigentlich zuwider, wie mir Alles, wovon ſo viel geſprochen wird — Hadloubs Liebe z. B. — leicht zuwider werden kann; ich nahm Erlach mithin wie die Andern. Bald aber, Bertha, ſah ich, daß dieſer Mann nicht mit dem gewöhnlichen Maße zu meſſen ſei. Er ſprach wenig, richtete nur ſelten, und, wie mir ſchien, nur eben ſo viel, als es die Schicklichkeit forderte, ſeine Rede an mich. In dieſer aber war kein Wort von meiner Schönheit, von Minneſang und von allen den Dingen, durch die ſich Hadloub und die Andern mir widrig machen, anzutreffen. Wenn unſere jungen Herren, ſobald ſie zu einem Mädchen reden, ihre Sprache gewöhnlich ſo führen, als ob ſie an ein Kind oder an eine Närrin gerichtet wäre, ſo hörte ich an dieſem Tage zum erſtenmale das Gegentheil. Erlach ſprach zuerſt von Gegenſtänden, für die die Weiber gewöhnlich Sinn haben, von Tanz, Feſtgelagen und dergleichen, als er indeß mich anders fand, wie er gedacht haben mochte, redete er über ernſtere Gegenſtände und dies gefiel mir, denn es bewies, daß er mir die Kenntniß derſelben zutraue.

Und dann — dann — ſagte Bertha mit Anſtrengung, aber die Stimme verſagte ihr.

Erlach ſprach kein Wort von Liebe! fuhr Kunigunde unbefangen fort. Auch ich dachte nicht an dergleichen. Als ich jedoch in unſere Einſamkeit nach Burg Regensberg zurückkehrte, als Lütold in einer der Stunden, in denen ſein Geiſt freier war, viel zum Lobe Erlachs ſagte, als er mir einen Gatten wünſchte wie dieſer ſei, da betrachtete ich dieſe Angelegenheit zum erſtenmale von einer ernſtern Seite. Ich ſagte mir, daß es nun einmal Sitte ſei, endlich, mit oder ohne Liebe, eine Wahl zu treffen, und ward zuletzt mit mir einig, wenn ſich Erlach unter den Bewerbern fände, ihm meine Hand nicht zu verſagen.

Und hat — hat Erlach um Deine Hand geworben? fragte Bertha, indem ihre erbleichenden Lippen zitterten.

Nicht geradezu, erwiderte Kunigunde unbefangen; aber er thut es morgen.

Und woher weißt Du das? fragte Jene haſtig.

Er begegnete mir heute mit Hadloub auf dem Herwege, erzählte das Fräulein. Als Letzterer ein wenig zurückgeblieben war, drängte Erlach den Rappen an die Seite meines Zelters, und es begann zwiſchen uns ein Geſprach über die bevorſtehende Fehde. Der Ritter ſagte, daß er die Fauſt darum geben wolle, wenn er dieſe rückgängig machen könne. Es ſei ihm, ſagte er, unmöglich, gegen Bern, deſſen Bürger er ſei, und welches nichts verſchuldet habe, zu ſtreiten, eben ſo ſchmerzlich aber würde es ihm ſein, gegen den Adel, dem er der Geburt nach angehöre, gegen ſeinen Lehnsherrn, dem er zu Dank verpflichtet, das Schwert zu ziehen; unthätig bleiben aber könne er auch nicht, ohne auf ewig einen Flecken auf ſein Wappenſchild zu bringen. Wäre es aber, fuhr der Ritter fort, ihm unter ſolchen Umſtänden ſchon ſchwer, einen Entſchluß zu faſſen, ſo trete noch überdies ein beſonderer hinzu, der ihm dieſe Fehde bis in den Abgrund der Hölle verwünſchen laſſe, weil vermöge deſſelben von dem Ausgange des Krieges ſein ganzes Lebensglück abhängig werde. Das Letztere aber, ſetzte Erlach hinzu, liege gänzlich in meiner Hand, und er bäte mich deshalb um eine geheime Unterredung zu Burg Nidau. Ich ſagte ihm dieſe auf morgen zu, und der Ritter ſchien ganz beglückt, als er aus der Weiſe, wie ich ihn anhörte, wohl bemerken konnte, daß ich wenigſtens zwiſchen ihm und Hadloub einen Unterſchied zu machen wiſſe.

Bertha ſchien bis dahin jedes Wort der Verwandtin zu verſchlingen, und athmete tief auf, als Jene ihre Rede geendigt hatte.

Näher aber, liebe Kunigunde, näher erklärte er ſich nicht? fragte ſie endlich.

Wie ſollte er? erwiderte dieſe leicht. Er hätte geradezu um meine Hand anhalten müſſen, dies aber auf der Heerſtraße zu thun, wäre wohl, wie Du leicht begreifſt, ein wenig lächerlich geweſen. — Uebrigens war das, was er ſagte, wohl deutlich genug. Auch ward er zuletzt ganz guten Muthes. Wäre nur diesmal, ſagte er lachend, die Unglücksfehde zu vermeiden, ſo hoffe er für die Zukunft ſich ſo feſt an das Banner von Nidau und das von Regensberg zu halten, daß er auf gute Weiſe den brummenden Bären mit herüber zu ziehen im Stande ſei.

Fräulein Kunigunde wollte noch weiter in ihrer Erzählung fortfahren, als Hadloub mit Lutold im Geſpräch in die Halle ſchritt.

Man verſammelt ſich eben zum Mahle, ſagte der Erſtere, indem er Kunigunden den Arm bot. Euer Ohm befahl mir, Euch und Fräulein Bertha aufzuſuchen. Die edlen Gäſte, die er geladen, ſind, wie er ſagte, Alle ohne Ausnahme erſchienen, und harren im Speiſeſaale.

Sie ſind Alle erſchienen? — Alle? — rief Lutold bitter lachend. Er irrt, der edle Graf! Einer iſt noch zurück, ein ungeladener, unerwarteter Gaſt. Er wird zwar ſpät kommen, aber er kommt, und ſicher — immer noch zu früh.

Ich bitte Dich, Bruder, ſei heute wenigſtens kein Unglücksrabe! ſagte Kunigunde halblaut.

Was kommen ſoll, wird kommen, thörichtes Mädchen! erwiderte Lütold finſter. Die Vorherſagung iſt nichts als das Rollen des Donners, der den Blitz verkündigt. — Da erſchrecken ſie vor dem leeren Schalle, die Thoren, und doch behaupten ſie, den Wetterſchlag nicht zu fürchten! —

Lütold bot bei den letzten Worten Bertha den Arm, und beide Paare verließen das Gemach, um ſich in den Speiſeſaal zu begeben. In dieſem war eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt. Der ganze Adel von Neuenburg, vom Aargau, vom Uechtlande war zugegen. Gold und Silber, Sammt und Seide glänzten überall. Federn und Schärpen von allen Farben wehten und flatterten durcheinander, und nur die violette Kleidung der Biſchöfe, oder die ſchwarze des Venner Füliſtorf von Freiburg, zeichneten ſich durch ihre Einfachheit aus in dem bunten Gedränge. Fünf Sechstheil der Geſellſchaft gehörten dem männlichen Geſchlecht an. Die Veranlaſſung des Zuſammenfindens war zu ernſter Art, als daß noch mehre Frauen als die, ſo zu den verſchwägerten Geſchlechtern Nidau und Regensberg gehörten, ſich hätten einfinden ſollen.

Eine gewaltige Tafel war in der weiten Speiſehalle aufgeſchlagen, und ſolche umlief auf drei Seiten die, mit den ſeltenen Gehörnen des Auerſtiers und des Steinbocks, ſo wie mit großen Hirſchgeweihen, verzierten Wände. Nur hier und da war Platz zu einem ſchmalen Durchgange für die Dienerſchaft gelaſſen worden. Auf der vierten Seite erhob ſich eine, um zwei Stufen erhöhte, und mit Tuch belegte Eſtrade. Hier war eine kleinere Tafel mit acht Stühlen umſtellt, und eben nahm der Hausherr — ein ſchöner kräftiger Alter — der junge Graf von Savoyen, die drei Biſchöfe und die Grafen von Welſchneuenburg und Valangin an ihr Platz.

Setzt Euch, meine ſehr werthen, wohlgebornen Gäſte! rief Graf Rudolph zu Nidau. Nehmt Platz, Ihr Herren von Greierz! Auch Ihr, edler Freiherr von Blumenbach! — Ritter Hadloub, nehmt Euern Sitz an der Seite Eurer Herrin, und möge dieſe Nachbarſchaft Euch zu einem ſchönen Liede begeiſtern! — Aber was iſt das? ſetzte der Graf leiſer hinzu. Hier an einem Tiſche iſt ein leerer Stuhl.

Der mittelſte, mithin der vornehmſte Platz an dem Ehrentiſche war noch unbeſetzt.

Es ſollten nur ſieben Seſſel ſein, denn nur ſo viel edle Bannerherren von Fürſtenrang oder Biſchöfe, ſind unter meinen Gäſten! ſagte halb laut und in einiger Verlegenheit der Hausherr. — Mögen die hochgeehrten Gäſte ſelbſt beſtimmen, wer den achten leeren Ehrenplatz einnehmen ſoll; ich ſparte ihn für ein ehrenwerthes Mitglied der Ritterſchaft, rief er ſodann.

Der Sieger! tönte auf einmal eine kräftige Stimme aus der Mitte der Verſammlung. — Es war Lütold von Regensberg, der die Worte ausrief, und er zeigte zugleich mit ausgeſtreckter Rechte auf einen Mann, welcher ſich eben neben Bertha niederlaſſen wollte, aber in Beſtürzung und Ueberraſchung ſtehen blieb. — Der Mann, den Lütold mit der ehrenden Benennung bezeichnet hatte, war ein Vierziger von hohem kräftigen Wuchſe und kriegeriſchem Anſehn. Seine Kleidung war höchſt einfach, aber das blitzende Auge, die Adlernaſe, das krauſe Haar, das ſich in natürlichen Locken um den ſtarken Nacken ringelte, gaben dem Fremden ein ſo majeſtätiſches Anſehn, daß ſolches mehr als hinlänglich war, um jene Bezeichnung zu rechtfertigen.

Wer iſt jener Mann, Herr von Nidau? fragte haſtig der Graf von Valangin.

Er kann ſo hohen Ehrenplatz nicht einnehmen, antwortete der Hausherr halb leiſe. Es iſt Ritter Rudolph von Erlach, mein Vaſall.

Er iſt ein tüchtiger Kämpe, bemerkte der kriegeriſche Biſchof von Baſel. Er hat großen Anhang im Lande.

Gebt ihm immerhin den Ehrenplatz! ziſchelte Welſchneuenburg. Einmal iſt nicht immer, und — es wird dem niedern Adel ſchmeicheln.

Demuth ziert den Mächtigen! bemerkte Biſchof Johann Rouſſillon.

Ihr Herren! rief Graf Rudolph. Obwohl männiglich bewußt, wie es hergebrachte Sitte, daß der Ehrentiſch, bei Verſammlungen des hohen und mächtigen Adels dieſer Länder, nur den Fürſten oder fürſtengleichen Bannerherren zuſtehet, ſo habe ich doch für genehm gehalten, noch Einen aus der Zahl der Edlen des Landes an denſelben zu ziehen. Ich habe es gethan, um deutlich darzulegen, wie nur die uns von Gott verliehene Macht und Glücksgüter, nicht die Geburt — denn dieſe anlangend ſind wir gleich edel — von uns als Vorzüge vor der übrigen Ritterſchaft angeſehn werden. Darum nun rufe ich meinen mannhaften und ehrenfeſten Vaſallen Rudolph Kaſtlan von Erlach, den Sieger in ſechs Feldſchlachten — wie vermuthlich der edle Lütold meinet — an dieſen Ehrentiſch und an meine Seite. — — —

Nach einer kurzen Weigerung, jedoch, als dieſe unnütz ward, ohne alle Verlegenheit, und wie ein Mann, der ſich ſeines Werthes bewußt iſt, nahm Ritter Erlach den ihm angewieſenen Platz ein.

Die Geſellſchaft hatte ſich indeß niedergelaſſen und ein mächtiger Becher — der „Willkomm" genannt — ging in die Runde. Jeder, auch die Frauen, that einen größern oder kleinern Trunk, nur Kunigunde von Regensberg, der er von Hadloub mit einem zierlichen Spruche zugebracht wurde, brachte ihn blos an die Lippen. Die Gäſte langten indeß tapfer nach den Gerichten, welche die Tafel bis zum Zuſammenbrechen erfüllten, und die nach Sitte damaliger Zeit alle auf einmal, an der Zahl über Hundert, aufgetragen wurden. Hier dampften Landesgerichte aller Art, wenn auch in der heterogenſten Zuſammenſtellung. Neben großen Schüſſeln der köſtlichſten Alpenforellen hatten gewaltige Klöße in Safranbrühe, neben einem dampfenden Gemſenbraten ein Linſengericht, neben der bedeutendſten Leckerei der damaligen Zeit, einem paar aufgerichteten, in einander gefalteten, ſich aus weißer Brühe erhebenden Bärentatzen, ein einfacher Hirſebrei, den Platz erhalten. Das ſonderbarſte der Gerichte aber ſtand auf einer Erhöhung in der Mitte der Tafel. Es war ein gebratener Pfau. Man hatte dem Thiere den befiederten Kopf, die Flügel und den ausgebreiteten, ein Rad ſchlagenden Schweif künſtlich angeheftet, und es nahm ſich mithin faſt wie lebendig aus. Dieſer Pfau war in gewiſſer Hinſicht nur ein Schaugericht.

So wie bei den Mahlen der alten Schotten der ſchwarze Stierkopf, bei deſſen Anblick jeder der Gäſte gewöhnlich ſich nach Schwert und Dolch umblickte, hatte der Pfau ſeine beſondere Bedeutung. Bei politiſchen Berathungen damaliger Zeit, welche größtentheils bei Tiſche gehalten wurden, pflegte man einen Pfau oder einen Faſan aufzutragen, und auf dieſen legten endlich die Anweſenden das Gelübde ab, die gefaßten Beſchlüſſe getreulich zu halten. Heute hatte der ſtolze Vogel eine doppelte Bedeutung. Sein Schweif galt als das Symbol des Hauſes Oeſtreich. — — —

Der Becher kreiſte indeß häufig in der Runde, die Speiſen verſchwanden, und der Hausherr ward nach den Vorſchriften nicht müde, zum Eſſen und Trinken zu ermahnen, ja er ſtand wohl dann und wann auf, um die Tafel zu umwandeln, und die Läſſigen anzufeuern. So wie der Rheinfall — ein damals ſehr beliebter Wein — oder der von den Herren aus der Wadt vorgezogene Traubenſaft von Chiavenna, die Herzen der Geſellſchaft erfreute, ward die Unterhaltung lauter, munterer, lärmender. Nur Lütold von Regensberg ſaß ſtill, in ſich gekehrt und ſtarrte vor ſich hin.

Ritter Hadloub! rief jetzt munter der Hausherr. Es fehlet uns der Spruchſprecher. — Wozu hätte ich auch einen berufen ſollen? Haben wir nicht zwei edle Meiſterſänger an der Tafel? — Darum, Ritter, fordere ich Euch jetzt auf, das Amt, vor Allem zu Ehren der Damen, zu verwalten.

Der Ritter erhob ſich, verbeugte ſich gegen ſeinen Lehnsherrn, gegen die Geſellſchaft und legte ſinnend einen Augenblick die Hand an die Stirn. Plötzlich ergriff er den Becher und ſprach:

Edlen Frauen in der Ferne,
Edlen Frauen hier im Saal,
Gelte dieſer volle Becher,
Schäumend feir' er unſer Mahl. —

Hadloub trank haſtig ſeinen Becher aus, füllte ihn ſodann ſchnell wieder bis zum Rande, wandte ſich zu Kunigunden und ſagte:

Doch nur Eine liebt der Sänger,
Einer weiht er dieſen Wein,
Einer ſeiner Leier Klänge,
Wein und Herzblut ihr allein. —

Ein donnernder Beifallruf, vermiſcht mit Gläſergeklirr, aus dem auch manchmal ein „Hoch die Frauen!“ — „Sie leben!“ — „Hoch Kunigunde von Regensberg!“ ertönte, war der Lohn des Sängers, doch die, der ſein dem Herzen entſtrömender Spruch gegolten, blieb ſtumm. — Zwar hatte zuerſt ein fliegendes Roth auf einen Augenblick ihr Antlitz überzogen, aber es war verſchwunden, wie es gekommen war, und mit ihrem gewöhnlichen kalten Lächeln neigte das Fräulein das ſtolze Haupt gegen Hadloub und wollte eben mit einem der Gäſte ein angenehmes Geſpräch fortſetzen, als der Hausherr die Gelegenheit, ſeine Gäſte noch mehr erheitern zu können, ſchalkhaft lachend ergriff.

Es iſt ſehr undankbar von Euch, Baſe Kunigunde, dem wackern Sänger ſeinen Spruch ſo unvergolten zu laſſen, rief er ſcherzend. In meinem Hauſe darf aber keine Ungerechtigkeit begangen werden, und ſo beſtehe ich durchaus auf einen Liebeslohn, ein Andenken für Herrn Hadloub. — Meint Ihr nicht auch, daß dies die Gerechtigkeit fordere, hochwürdiger Herr von Baſel?

Nicht anders! erwiderte Biſchof Senn von Münſingen, ein munterer Alter. Das Fräulein muß ihrem Diener ein Andenken geben.

Wohlan! ſagte Kunigunde kalt. Ich habe den Minneſang immer für eine weibiſche Luſt gehalten, darum erlaubt, daß das Andenken dieſer gemäß ſei.

Das Fräulein zog mit dieſen Worten ein elfenbeinernes Nadelbüchschen hervor, und warf es höhniſch dem Ritter hin. — Hadloub erröthete. —

Die Verlegenheit des Freundes bemerkend, erhob ſich in dieſem Augenblicke Rudolph von Erlach.

Verzeiht, mein Fräulein! ſprach er. Unſer Hadloub iſt ſo tapfer im Gefecht, als geübt im Geſange. Er iſt überdies ſtets mein Waffengefährte geweſen, und ich halte mich deshalb verpflichtet, mich ſeiner anzunehmen. Gilt Euch meine Bitte etwas, ſo gebet ihm ein anderes Andenken.

Einen Kuß, z. B.! rief Johann von Savoyen. Ein Kuß von ſchönen Lippen iſt zwar eine koſtbare Gabe, aber nicht zu koſtbar für den treuen Diener, der ſeiner Herrin ſein Herzblut gelobte.

Sein Blut? erwiderte Kunigunde höhniſch lachend. Ich will den edlen Ritter nicht auf die Probe ſtellen; er kann ganz ruhig ſein.

Verſucht's, edle Herrin! rief Hadloub die Hand auf die Bruſt legend. Mein Blut, wie meine Leier, ſind zu Euren Dienſten.

Einen Kuß, ſchönes Fräulein! — Gebt ihm einen Kuß! riefen von Weinluſt befeuert mehrere Gäſte im Sinne damaliger, etwas handfeſter Galanterie.

Tapferer Lutold! Gebraucht Euer Anſehn, helft uns bitten! rief der jüngſte der Grafen von Greierz.

Was zauderſt Du? ſagte Lütold duſter zu der Schweſter. Küſſe ihn doch! Einen Kuß um ſein Blut. Du wirſt ihn ja ohnedies ins Verderben ſtürzen.

Wohlan, ſagte Kunigunde, ſichtlich gereizt von dem unzarten Anſinnen der Geſellſchaft. Ihr hört, was mein Bruder ſagt, Ritter Hadloub! — Einen Kuß um Blut. — Seid Ihr es zufrieden?

Gern! Und wenn es der letzte Tropfen wäre! rief aufſpringend der Ritter, indem er ſich vor Kunigunden auf ein Knie niederließ.

Das Fräulein erhob ſich raſch. Ihr Geſicht überzog ein dunkles Roth, es war aber nicht das Roth jungfraulicher Schaam, denn ihr dunkles Auge flammte und ihre Lippen zitterten vor Zorn. Jetzt beugte ſich Kunigunde nieder, und ſchien einen langen Kuß auf die Wange des Knieenden zu drücken. — Hadloub ſchreckte zuſammen, dann erhob er ſich, und küßte die Hand des Fräuleins mit Inbrunſt. — Als er aufſah, rollten ihm einige Blutstropfen über die Wange. —*)

Sie hat ihn gebiſſen! ziſchelten einige der Gäſte einander leiſe ins Ohr.

Viele Augen ſahen mit mißbilligendem Ausdrucke auf Kunigunden, und es wäre wohl möglich geweſen, daß irgend Jemand ſeinem Tadel Worte gegeben hätte, wenn nicht in dieſem Augenblicke ſich ein anderer Vorfall ereignete.

Eine Trompete erſchallte nämlich vor dem Thore der Burg.

Er iſt da! rief in demſelben Momente Lütold laut. — Er iſt da, der unerwartete und unwillkommene Gaſt! — —

Ein Knappe ſtürzte eben in den Speiſeſaal, und meldete, daß ein Herold von Bern vor der Zugbrücke halte.

Laßt ihn herein! rief der Graf von Nidau. Sollte das Bürgervolk uns zuerſt die Fehde bieten? — Bei meinem Eide, das wäre frech. —

---

*) Hiſtoriſch. — Sie biß ihn, jedoch in die Hand.

Nach wenig Augenblicken öffnete ſich die Thüre, und ein ſilberlockiger Greis von ſtattlichem Anſehn, mit einem Wappenrock, auf welchem ein aufgerichteter Bär in Silber geſtickt war, trat in die Verſammlung. Er warf einen ernſten, feſten Blick auf die Anweſenden und ſagte:

An wen in dieſer Verſammlung habe ich mich zu wenden?

Wende Dich an mich, Herold? rief aufſtehend und mit zorniger Stimme der Hausherr. Oder iſt den Bürgern von Bern nicht bekannt, daß der Friedens- oder Fehdebote nur allein zu dem Herrn ſprechen darf, in deſſen Burg er einreitet? —

Ich bin nicht geſendet an den Burgherrn von Nidau, meine Werbung iſt an den verſammelten Adel des Uechtlandes, Aargaues und der Wadt! antwortete der Herold. Dennoch aber will ich zu Euch ſprechen, denn Ihr habt Euch immer als der Todfeind der Republik bewieſen, und kein Anderer als Ihr hat dieſe Verſammlung zuſammen berufen können. —

So höret denn meine Stimme! fuhr der Herold immer lauter fort. Ich komme im Namen der Stadt und Republik Bern, geſendet von Schultheißen und Rath, an Dich, Rudolph Graf von Nidau, und an den hier verſammelten Adel. Und alſo ſpricht der Rath der Republik durch meinen Mund: Ihr habt an uns gethan, was nicht Recht iſt, Ihr habt uns bedrängt und geängſtigt durch Liſt und Luſt, durch Wehr und Waffen, bei Tag und bei Nacht, und obwohl wir die Hand geboten zur Sühne, an dem Sühntage zu Burgdorf, ſo habt Ihr dennoch nicht darauf geachtet, ſondern nach Unbilligkeit an uns gehandelt nach wie vor, und beeinträchtigt unſer gutes Recht auf alle Weiſe. Ihr habt zu unſerer Gefährde verlangt die Herausgabe des Amtes Laupen, obwohl Ihr wiſſet, daß es ein Reichspfand und mit Recht in unſern Händen iſt. Ihr habet bewaffnet Volk verſammelt an unſern Gränzen und unſer Geleit nicht geachtet. Darum alſo, auf Befehl meiner edlen Herren von Bern ſage ich Euch ab, ich, der Herold Jakob Füeßli, ich ſage ab im Namen der Republik, Dir Rudolph, Graf von Nidau, Dir und dem ganzen Adel des Uechtlands, Aargaus, der Wadt und allen denen, die zu feindlicher Berathung hier verſammelt ſind, ich ſetze Euer Recht ins Unrecht, Euren Frieden in Unfrieden, und biete Euch Kampf: auf Wegen und Stegen, in Wäldern und Feldern, und überall, wo man Euch und die Euern ſonſt treffen und finden mag. — — —

Ein donnerndes Gelächter von allen Seiten des Tiſches her war die Antwort auf die Rede des Herolds.

Habt Ihr die freche Rede der Spießbürger vernommen? rief Ritter Kuno von Rinkenberg, ein junger

Mann, aus dem der Wein zu ſprechen begann. Ich bin der Meinung, man ſollte ihren Herold zum Thore hinauspeitſchen laſſen.

Einen Schimpf könnte man ihm immer anthun! fiel Jordan von Burgiſtein ein. Wie wär's, wenn wir ihm den Bären aus dem Wappenrocke ſchnitten?

Ihr werdet ihm Nichts anthun, wo ich zugegen bin! ſagte Erlach kalt, indem er die Sprechenden ſcharf anblickte. —

Der wackere Kaſtlan von Erlach ſpricht nur meine Meinung aus! hob der Graf an, als einige Ritter halblaut zu murren begannen. Bei alledem, ſetzte er etwas ſchärfer hinzu, wäre es mir lieb geweſen, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre. — Herold! ſprach nach einer Pauſe, in welcher er ſich insgeheim mit ſeinen Nachbaren berathen, der Graf. Wir haben Deine Botſchaft vernommen. Sage allen denen, die Dich geſendet haben: der hier verſammelte Adel werde die Antwort ſelbſt überbringen, aber mit geſchloſſenem Viſir und mit fliegendem Banner.

Und iſt, fragte der Herold, die feindſelige Abſicht, die Euch hier verſammelte, blos gegen den friedlichen Bürger von Bern allein, oder iſt ſie auch gegen den harmloſen Hirten der Waldſtätte gerichtet.

Fort mit Dir! ſchrie wild aufſpringend Graf Gerhard von Valangin. — Soll ſich etwa der Adel nicht mehr verſammeln dürfen, ohne vorher den Bauer zu befragen, oder ihn gar um Erlaubniß zu bitten?

Hinaus mit dem Herold, wenn er nicht mehr als ein Leben zu verlieren hat! rief wüthend der Graf von Neuenburg.

Ein donnerndes Hinaus! — Hinaus! ertönte von allen Seiten, und der Herold würde Mißhandlungen erfahren haben, wenn Erlach ihn nicht beſchützt und ſich deshalb an ſeine Seite gedrängt hätte.

Erſt als der Geſandte den Saal verlaſſen, und der Biſchof Johann Rouſſillon in einer etwas langweiligen Anrede bemerkt hatte, daß Beleidigung eines Herolds **flagrante bello**, ja ſelbſt **flagrante proelio**, unerlaubt, bei noch ſtattfindender Waffenruhe aber ein Verbrechen ſei, ebneten ſich die Wogen des Zornes.

So wie der Herold das Zimmer verlaſſen hatte, ſtand der Graf von Nidau auf, und eröffnete die Verhandlungen über den Gegenſtand, der die Verſammlung zuſammengeführt, in einer wohlgeſetzten Rede. Er ſagte, daß er gewünſcht hätte, daß das, was er mitzutheilen habe, von einem weiſern und mächtigern Manne, als er ſei, vorgetragen worden wäre, da er aber am meiſten in dem Falle geweſen, ſich von der Tücke der Berner, ihrem Vorſatze die Rechte des Adels nach und nach zu untergraben, bis ſie dieſe gänzlich über den Haufen ſtürzen konnten, zu überzeugen, ſo habe er es für nöthig gefunden das Wort zu nehmen. — Er ſchilderte nun die Anſchläge der Republikaner als eben ſo heimtückiſch wie verderblich, und dem geſammten Adel gefährlich, ja er meinte, daß man ſolche ſelbſt als eine Art von Hochverrath an Kaiſer und Reich, deſſen alte Inſtitutionen ſie auf alle Weiſe bedrohten, anzuſehen habe. Am Ende forderte er die Verſammlung auf, ſo ſchnell als möglich ein Heer zu ſammeln, und zuerſt auf Laupen, und dann auf Bern ſelbſt vorzurücken.

Die Rede des Grafen ward von dem größten Theile der Anweſenden mit tobendem Jubel aufgenommen. Als der Lärm ein wenig verhallt war, ſtand der Freiherr von Blumenbach, ein Mann, deſſen weiße Haare ihn ehrwürdig machten, auf und ſagte:

Herr von Nidau! Ihr habt gut geſprochen und Euer Wort glühet in unſerer Bruſt wie Feuer. Aber nicht der Muth allein iſt es, der den Sieg verleiht. Man ficht beſſer, wenn man weiß, daß kein Mittel zur Verſöhnung unverſucht gelaſſen worden. Darum frage ich, ob es nicht gut ſei, wenn irgend ein angeſehener Mann, der bei der Sache nicht zunächſt betheiligt, noch einen Vermittelungsverſuch unternähme?

Herr Freiherr! rief heftig aufſpringend Gerhard von Valangin. Ich bin mit meinem Gefolge von tauſend Lanzen von meinen Bergen gekommen wie der Föhn, der ſich von dieſen herabſtürzt. Mich haben die Berner nicht beleidigt. Ich kam auf den erſten Nothruf des Adels, aber ich kam um zu fechten, nicht um mit den Bürgern zu unterhandeln. Ziehe ich diesmal unverrichteter Sache heim, ſo ſeht ihr mich nicht zum zweitenmale hier.

Das iſt auch meine Meinung! rief der Graf von Welſchneuenburg.

Auch die unſere! riefen zwanzig Stimmen tobend ihm nach.

Rudolph von Erlach ſtand in dieſem Augenblicke auf. Er trat einige Schritte vor, und Aller Augen fielen auf den Mann, aus deſſen Blicken Hoheit ſtrahlte, und deſſen ganze Geſtalt ein Muſterbild des vollendeten Kriegers zu nennen war.

Seid ſtill, Erlach will ſprechen! ſagten leiſe einige junge Ritter, die unter ihm ihre erſte Waffenprobe begonnen hatten.

Welch ſchöner Mann! ziſchelten die Damen; nur Kunigunde von Regensberg ſchwieg, verwandte aber kein Auge von dem Ritter.

Verzeiht, wohlgeborne Grafen, edle Freiherren und Ritter, daß ich, dem Range nach einer der Geringſten, mir einige Bemerkungen erlaube, hob Erlach an. Ich würde gänzlich geſchwiegen haben, wenn ich von der Gerechtigkeit der Sache, die den Krieg veranlaßt, ſo überzeugt ware wie Ihr. Dies iſt jedoch keineswegs der Fall. Der Standpunkt auf dem ich ſtehe, Vaſall des Grafen von Nidau, und zugleich Bürger von Bern, erlaubt mir ein unparteiiſches Urtheil. — Der erſte Zwieſpalt, fuhr Erlach nach kurzer Pauſe fort, entſtand, daß nidauiſche Mannen der Stadt Bern einige Getreidefuhren, ſonder Fug und Recht und mitten im tiefſten Frieden, weggenommen haben. Wäre die Unbill von den Bernern begangen worden, ſo wäre die Wegnahme des dreifachen Betrages ohne Zweifel die Erwiderung geweſen. Was that Bern? Es beklagte ſich. — Iſt ihm Gerechtigkeit geworden? — Nein. —

Sie wollen Laupen nicht herausgeben, obwohl das Löſegeld bereit liegt! unterbrach der Venner von Freiburg den Ritter.

Es iſt Euch ſehr wohl bekannt, Herr Füliſtorf, daß Bern den Kaiſer Ludwig, weil er im Banne iſt, nicht anerkannt hat, ſie können alſo ſeinen Auslöſungsbefehl nicht reſpectiren, erwiderte Erlach ruhig.

Und rechnet Ihr die unzähligen Beleidigungen, die der Adel von den Bürgern erfahren hat, fur nichts? fragte der Graf von Greierz haſtig.

Ich höre zwar viel von dieſen Beleidigungen reden, entgegnete der Ritter, habe aber, außer daß einige junge Bürger in den Weinſtuben unbeſonnene Reden ausgeſtoßen, nichts weiteres in Erfahrung bringen können.

Sie haben allen Pfauen in Bern die Hälſe umgedreht, und das ſollte ein Schimpf für Oeſtreich ſein! rief Kuno von Rinkenberg.

Ihr habt neulich eine Bärenhetze auf Eurer Burg veranſtaltet, und ich habe keinen Berner ſich darüber beklagen hören, antwortete Erlach lächelnd.

Ihr nehmt ſehr lebhaft die Partei des Bürgervolks, Herr Erlach! ſagte giftig der Graf von Neuenburg. Es kommt daher, daß Ihr dem Adel und dem Bürger, und keinem ganz angehöret.

Ja! ſo wie das Krokodill, halb dem Lande und halb dem Waſſer! murmelte Jordan von Burgiſtein.

Der Geburt nach gehöre ich ganz dem Adel, Herr Graf, und dem Herzen nach ganz dem der Recht hat! erwiderte Erlach feſt.

Und was iſt demnach Eure unumwundene Meinung? fragte der Hausherr kurz und kalt.

Daß die ungerechte — ja, laßt es mich immer ausſprechen — die von unſerer Seite ungerecht veranlaßte Fehde vermittelt werde! ſprach Erlach mit großer Wärme.

Das iſt unmöglich, rein unmöglich! rief die Stirne runzelnd der Graf. Die Berner haben uns die Fehde angekündigt, und warum? — Weil ſie vernommen, daß wir uns zur Berathſchlagung verſammelten. — Wie, edle Herren? Unſere Ahnen kamen zuſammen, wann und wie ſie wollten, ſie rathſchlagten über das gemeine Wohl, ſelbſt ohne den Herrſcher des Landes, ohne die Vögte von Oeſtreich zu befragen, und heute ſollten Männer von Rang und edler Abkunft ſich nicht mehr im Hauſe eines Freundes verſammeln dürfen, ohne einen Abſagebrief erwarten zu müſſen?

Es iſt zu ſpät, um noch Verhandlungen anzuknüpfen, bemerkte der Biſchof von Baſel. Die Bürger würden es für Feigheit halten.

Sie werden nicht, Hochwürdiger! ſprach Erlach immer wärmer. Der Adel iſt der Stärkere. Ihm ſteht es an, die Hand zur Sühne zu bieten. — O edle Herren! Ich bitte Euch, ſendet mich nach Bern. Laßt mich Euren Frieden vermitteln. Gebt mir Vollmacht, der Stadt wegen der Beleidigung eine genugthuende Erklärung zu machen, und Alles iſt abgethan. Ja, täuſche ich mich nicht, ſo bringe ich Euch ſelbſt den Löſebrief von Laupen.

Wir wollen ihn holen! rief der Graf von Greierz.

Wir wollen ihn holen, mit Schwert und Feuerbrand! ſetzte Gerhard von Valangin hinzu.

Durch Verhandlungen ſetzen wir uns neuen Beſchimpfungen aus! ſagte der Biſchof.

Wir ſchwächen unſere Macht! bemerkte der Hausherr.

Nein edler Graf! rief Erlach dringend. Schlügen die Berner die Vermittlung aus, ſo würden dann Viele, die in meiner Lage ſind und frei wählen müſſen, die Bürgerrecht aufgeben und zu Euch ſtehen.

Verſtehe ich Euch recht? fragte auffahrend der Graf. Ihr, mein Vaſall, ſeid darüber noch im Zweifel?

Ich bin es **nicht** mehr, wenn noch einmal die Hand zum Frieden geboten wird, entgegnete Erlach beſcheiden.

Und wenn es **nicht** geſchieht? fragte der Graf immer heftiger.

So würde ich den Lehnbrief Euch zurückſtellen müſſen! erwiderte Jener, indem er das Pergament aus der Schärpe zog.

Ein furchtbarer Tumult erhob ſich jetzt.

Da hört Ihr den Bürger von Bern! rief Kuno von [illegible].

In den Thurm mit dem widerſpenſtigen Vaſallen! ſchrie der Graf von Valangin.

Entſchuldigt, Herr! ſagte der Hausherr zu dem Letztern mit Würde. Ich weiß von ſelbſt was mir obliegt, obwohl es mit Eurer Meinung nicht übereinſtimmen dürfte. — Kaſtlan von Erlach! fuhr er zu dem Ritter gewendet fort. Wie Ihr gehört habt, wird nur mit dem Schwerte noch mit Bern verhandelt. Ich entlaſſe Euch deshalb Eures Lehnseides.

Ich bitte Euch, edler Graf! bedenkt was Euch frommt! bat Erlach dringend. Faſſet wenigſtens keinen raſchen Entſchluß.

Ihr ſeid's, der ihn faßt, nicht ich! erwiderte Jener.

Uebereilt Euch nicht! bat Erlach weiter. Ueberlegt Euch die Sache bis morgen. Mein Herz würde bluten, ſollte ich gegen Euch das Schwert ziehen müſſen.

Ich ſchätze Euch, und kenne Euren Werth! ſagte der Graf nach einer Pauſe. Dies kann indeß nicht meine Beſchlüſſe ändern. Ihr ſeid nur ein Mann weniger für die Sache des Adels.

Ja wohl! Nur ein Einzelner! ſagte verächtlich der Graf von Neuenburg.

In dieſem Augenblicke richtete ſich Erlach, der einen Moment in Schmerz verſunken dageſtanden, hoch auf. Mit dem Anſtande eines Herrſchers überblickte er die Verſammlung.

Wohlan, Ihr Herren! rief er dann laut. Ihr ſagt, ich ſei ein Mann, und als ein Mann will ich mich zeigen. — — —

In dieſem Augenblicke verließ Erlach ſeinen Platz an der Tafel, er ging bis zu Kunigunden, zu welcher er heimlich einige Worte ſprach, und verließ dann das Gemach. — — —

Eine momentane Stille trat jetzt ein, denn obwohl die Zuverſicht auf einen glücklichen Ausgang der Fehde bei den Meiſten felſenfeſt war, ſo fiel es doch Manchem ein, daß Erlach ein Beiſpiel gegeben habe, welches leicht Nachahmer finden könnte. Dieſe Meinung war auch auf den Geſichtern der Angeſehenſten zu leſen, und einige ſprachen heimlich zu einander. Kunigunde hatte inzwiſchen dem Ritter Hadloub einige Worte zugeflüſtert, und dieſer war hinausgegangen.

Die Fauſt gäbe ich darum, ſprach endlich der Freiherr von Blumenbach, wenn ich den Rudolph von Erlach noch für uns gewinnen könnte, da Ihr nun einmal ſeine und meine Meinung nicht annehmen wollt.

Wir können nicht mehr unterhandeln, nachdem uns die Bürger Fehde geboten haben! erwiderte kopfſchüttelnd der Graf von Nidau.

Beruhigt Euch, Ihr Herren! hob lächelnd Kunigunde von Regensberg an, nachdem Hadloub zurückgekehrt war: Erlach iſt noch im Schloſſe, und er hat verſprochen bis morgen früh nicht von dannen zu ziehen.

Es lebe Frauenliſt und Frauenſchönheit! rief munter der Biſchof Senn von Münſingen.

Edle Herren! ſagte der Hausherr ſich in ſeinem Seſſel mit Würde erhebend. Da wir, denke ich, insgeſammt darüber einig ſind, daß die Fehde gegen Bern ungeſäumt, und ohne weiteren Sühnverſuch beginne, ſo laßt uns darüber einen feſten Beſchluß faſſen, und dieſen nach ehrwürdiger, von unſern Ahnen überkomneuer Sitte beſchwören auf dieſen Pfau. — Wer ſolcher Meinung iſt, erhebe die rechte Hand. —

Jubelnd erhoben die Ritter die Hände, nur Bla[illegible]bach that es zögernd, und Hadloub erſt dann, als ihn Kunigunde von Regensberg ernſt angeblickt.

So wie der Burgherr eine Weile in das Gewimmel ſeiner Gäſte geſchaut, und aus der Zahl der aufgehobenen Hände ſich überzeugt hatte, daß Niemand gegen den Beſchluß proteſtire, ſchritt er gravitätiſch nach der Mitte des Tiſches, wo das Schaugericht ſich befand. Ein ſchwarzgekleideter Mann mit einem langen Meſſer — der Vorſchneider — ſtellte ſich ihm gegenüber. Die Gäſte erhoben ſich von ihren Sitzen und reichten einander die Hände.

So wie wieder Ruhe eingetreten war, ſprach der Hausherr, nachdem er die Linke auf den Pfau gelegt, und die Rechte erhoben hatte, laut und vernehmlich folgende Worte.

Ich, Rudolph Graf zu Nidau, ſchwöre bei Gott und unſerer lieben Frau, im Namen der hier anweſenden Grafen, Biſchöfe, Freiherren, Ritter und Vaſallen, ſo wie im Namen unſerer Verbündeten von Freiburg, daß wir in Fehde ſein wollen mit Bern und deſſen Verbündeten auf Tod und Leben, und daß wir [illegible] wollen auf alle Weiſe, bei Tag und bei Nacht, und nicht eher ruhen wollen, bis wir unſere Fehde ausgekämpft auf ehrenvolle Art. Deſſen zum Zeugniß lege ich die Hand auf dieſen Pfau, und werde eſſen einen Biſſen von ſeinem Fleiſche. Und ſo wir unſer Gelübde halten, treu und ſonder Gefährde, ſo ſoll es uns zur Ehre gereichen, dem aber, der es brechen würde, gereiche dieſer Biſſen zu Tod und Verdammniß! — Ihr ſchwöret?

Wir ſchwören! riefen tobend die Anweſenden.

Jetzt mit beſonders geſchickter Anwendung ſeiner Kunſt, zerſtückte der Vorſchneider den majeſtätiſchen Vogel, und überreichte dem Hausherrn auf ſilberner Gabel den erſten Biſſen. Nach ihm traten alle Anweſenden, mit Ausnahme der Damen, Johanns von Savoyen, Biſchof Rouſſillons und Lütolds, der im finſtern Vorſichhinſtarren daſaß, aber durch Kunigunde als Repräſentantin der Familie vertreten wurde, heran, legten einzeln die Linke auf das Haupt des Pfauen, und aßen ein Stückchen von deſſen Fleiſch. — So wie die Ceremonie beendigt war, wurden der Schweif und die Flügel in Stücke geriſſen, und Jeder der Anweſenden eilte ein Federchen zu erhaſchen, um ſich damit zu ſchmücken. — Lütold hatte während der ganzen Zeit, ſtill und ohne Bewegung, einer Statue gleich, dageſeſſen. Kuno von Rinkenberg, bei dem der Wein immer mehr die Oberhand gewonnen hatte, ſtieß ihn an.

He da, edler Herr von Regensberg! rief er laut. Was ſoll das heißen? — Ihr habt nicht mitgeſchworen.

Und doch werde ich bei Euch ſein in Blut und Tod! erwiderte der Angeredete finſter.

Nun ſo trinkt auf unſer Glück in dem bevorſtehenden Kampfe! ſagte der Hausherr, der dem Geſpräche eine andere Wendung geben wollte.

Auf unſer Glück? ſprach Lütold düſter lächelnd. Ich könnte nur auf unſer Verderben trinken.

Hört ihn nicht! Er iſt verrückt, ganz verrückt, raunte Jordan von Burgiſtein dem von Rinkenberg, welcher die Worte Lütolds übel aufnehmen zu wollen ſchien, ins Ohr.

Beſinne Dich, Bruder! — Ich bitte Dich, ſchaue um Dich! ziſchelte Kunigunde, die ſchnell zu dem Bruder getreten war.

Was begehrſt Du von mir, Weib? rief, in die wildeſten Phantaſien fallend, der Sänger. Ich habe länger um mich geſchaut als mir gut iſt. Ich blickte um mich, und ſah ein blutiges Schlachtfeld. Die grünen Matten, die Vorberge der ewigen Alpen, ſie waren roth vom Blute der Erſchlagenen. Leiche lag an Leiche, der Herr an der Seite des gemeinen Knechts, der gekrönte Helm neben der Pickelhaube, die Fahnenſtangen lagen gebrochen neben zerſchellten Lanzen. Ich ſchaute weiter um mich, ich ſuchte jene flatternden Banner, jene wallenden Federn, jene ſtrahlenden Schilder. Ich fand ſie; aber wie habe ich ſie gefunden! Die Fahnen waren von den Klauen des Bären in Fetzen geriſſen, die Federn zerſtäubten unter den Schlägen des Streitkolbens im Winde, die Schilder knirſchten unter den Hufen feindlicher Roſſe. — O Erlach! — Erlach! — Ich könnte Euch mehr ſagen, ſchloß Lütold matt; aber Ihr erfahrt es bald genug. Ich bin müde! ſehr müde! — Führe mich hinaus, Kunigunde! —

Das Fräulein und Ritter Hadloub, ſo wie Bertha eilten den unglücklichen Sänger auf ſein Zimmer zu bringen, und der Hausherr hob die Tafel auf, da er ſah, daß Manche ſeiner Gäſte die Worte des Aermſten mehr beherzigten, als es ihm für den Ausgang der bevorſtehenden Fehde gut ſchien. — —

Der Abend, ſo wie der größte Theil der darauf folgenden Nacht, war von den Männern beim Becher zugebracht worden. Man hatte luſtige oder den Muth befeuernde Trinkſprüche ausgebracht, und das Fell des Bären, der erſt erlegt werden ſollte, bereits getheilt. So wie der Morgen anbrach, wollte Johann von Savoyen, der mit dem Biſchofe Rouſſillon eigentlich blos der Sühne wegen gekommen war, zur Abreiſe ſein Pferd beſteigen, aber die Ritter fielen dem Roſſe in den Zügel, ſie erklärten ihn nicht fortlaſſen zu wollen, ſie baten ihn die Bärenhetze, wie ſie ſich ausdrückten, mitzumachen, und — Johann, Weib und Kind ſo wie ſeinen alten Vater vergeſſend, blieb. —

Inzwiſchen war Kunigunde in ihrem Gemache, ſobald der Morgen graute, in großer innerer Bewegung auf und abgegangen. Bald ſetzte ſie ſich auf einen der alterthümlichen Prachtſeſſel, bald ſprang ſie auf und ſchaute wie bewußtlos in das ſich in den Schloßhöfen regende Getümmel. Eine Zofe trat endlich ein, und raunte dem Fräulein zwei Worte ins Ohr. Einen Augenblick darauf trat Rudolph von Erlach ins Zimmer.

Verzeihet, edles Fräulein, hob der Ritter an, wenn ich wider alle Sitte und Courtoiſie bei ſo früher Tageszeit vor Euch erſcheine, aber die Schwelle dieſes Hauſes, die ich ſonſt ſo fröhlich überſchritt, das Pflaſter dieſer gaſtlichen Burg, brennt unter meinen Füßen, ein Jeder ſieht mich wie einen Feind, ja wie einen Verbrecher an, und ſelbſt mein Lehnsherr, der mir immer ſo gnädig war, hat den Abſchiedsgruß mir verweigert.

Ich kann nicht glauben, daß Ritter Erlach von uns ſcheiden wird! erwiderte Kunigunde freundlich dem Ritter mit ihrem großen ſtrahlenden Auge anblickend.

Habt Ihr noch Hoffnung auf einen andern Ausgang des unglücklichen Streites? ſprach Erlach mit großer Wärme. O Fräulein! Nur einen Strahl von Hoffnung, und er würde mich zum Glücklichſten auf der

Erde machen. Mein [illegible], es iſt in [illegible] tiefſten Tiefe zerriſſen und [illegible]. [illegible] der Pflicht nach, ſollte ich — ja vielleicht ſchon indem ich hier noch ſpreche — in Bern ſein, und ich bin in Nidau, ich bin bei Euch, ich kann mich nicht losreißen, hier, wo die innigſten, die bindendſten, die unvertilgbarſten Gefühle mich feſt halten.

Ich wußte es wohl, ſagte Kunigunde mit halb zärtlichem, halb triumphirendem Lächeln, Rudolph von Erlach kann nicht von uns laſſen.

Bei Gott, Fräulein, Ihr ſprecht ein wahres Wort! rief der Ritter in heftiger Bewegung. Ihr kennt den Kampf, der in meinem Innern wüthet. Die Feſſeln der Pflicht, des heiligſten Rechts, reißen mich fort von hier, und dennoch fühle ich mich gebannt an dieſen Boden, an dieſe Fahnen, an Euer Geſchlecht, an Euch und die Euren. Aber an Euch wende ich mich. Ich will Euch mein Geheimniß, das lange im Innerſten meines Herzens ruhte, mittheilen. Ich will Euch den geheimſten Gedanken meiner geängſteten Seele anvertrauen. Aber — o Gott! — wenn ich mich in Euch täuſchte. — Wenn Ihr mit Zorn, mit Verachtung, mein Vertrauen zurückweiſet!

Fürchtet das nicht, lieber Ritter, erwiderte das Fräulein mit dem Ausdruck der Theilnahme. Ich weiß ſehr wohl [illegible] Erlach, und dem Troſſe, der mich umlagert, zwiſchen Euch und — einem girrenden Hadloub, zu unterſcheiden.

Ja! rief begeiſtert der Ritter. Ja, Fräulein, ich will Vertrauen zu Euch faſſen. Ich fühle es, ich hätte längſt zu Euch ſprechen ſollen. O wie habe ich Euch verkannt. Ich hielt Euch für ſtolz, und Ihr ſeid ſo mild, ich hielt Euch für hart, und Ihr ſeid ſo edel, ſo mitleidig. — Und dennoch — wo nehme ich Worte her! — Was werdet Ihr von dem einfachen Rittersmanne denken, der das Auge zu dem Geſchlechte ſeines Lehnsherrn zu erheben wagt?

Ein Lehn iſt aufzulöſen, und zurückzugeben. Niemand würde einen Anſtoß nehmen, die Schilder von Erlach und Regensberg neben einander in der Halle zu erblicken! ſagte halblaut das Fräulein.

Mit welchen Augen werdet Ihr den bereits in der Mitte des Lebens ſtehenden Mann betrachten, wenn er Gefühle ausſpricht, wie ſie ſonſt nur den Lippen des Jünglings entſtrömen? fuhr Erlach, die Worte des Fräuleins überhörend, fort.

Es bedarf deſſen nicht! erwiderte das Fräulein leicht erröthend. Nach dem, was Ihr mir geſtern ſagtet, habe ich bereits Eure Geſinnungen errathen.

Habt Ihr? rief Erlach begeiſtert. O Gott des Himmels! Ich dürfte alſo glauben, daß Ihr bereits geſtern Alles überlegtet, ich dürfte hoffen —

Ihr dürft, aber — unter einer Bedingung! unterbrach ihn Kunigunde.

Nennt ſie; ich bitte Euch! rief Erlach.

Laßt mich offen reden, Ritter! ſagte das Fräulein. Ich glaube, wir ähneln uns in den Geſinnungen. Ich würde mich, gleich Euch, ſchämen, von Herzensempfindungen, wovon unſere jungen Männer, unſere faſelnden Sänger, ſchwatzen und leiern, zu reden; ich fühle von dem Allen nichts, wenigſtens nicht auf die gemeine Weiſe; ja ich geſtehe offen, daß mir jene matten, lauen Empfindungen immer als ein Zeugniß der Schwäche meines und Eures Geſchlechts vorgekommen ſind. Von jeher habe ich beſchloſſen, nur dem angeſehenen, tapfern, edlen, mich und ſich mit Kraft vertheidigenden Rittersmanne dereinſt meine Hand zu reichen. Ihr ſeid ein ſolcher, wie ich mir ihn gedacht. Gebt Euer Bürgerrecht von Bern auf. Stellt Euch an die Spitze der Regensbergiſchen Mannen, und nehmt hiermit die Erklärung, daß ich Euer Weib ſein will, und daß ich Euch liebe.

Mit allen Zeichen der ungeheuerſten Ueberraſchung, trat Erlach einen Schritt zurück. Er erhob die Hand, er wollte reden — die Stimme verſagte ihm.

Wie? rief Kunigunde, und ihre Züge nahmen einen veränderten Ausdruck an. Ihr beſinnt Euch, wo es die Wahl gilt zwiſchen einem elenden Bürgerbriefe, [illegible] der Tochter des mächtigen Stammes der Freiherren von Regensberg? —

Erlach erbleichte. Er ſchwieg. Endlich nach längerer Pauſe ſagte er mit ſtotternder Stimme:

Nicht von Euch ſprach ich, mein Fräulein. Ich liebe Fräulein Bertha, und wollte um Euer Vorwort bei ihr und Eurem Oheim bitten.

Mit einem Blicke, als ob ſie dem Ritter einen Dolch in die Bruſt zu ſtoßen im Begriff ſtehe, blickte Kunigunde denſelben an.

Alſo verſchmäht? rief ſie dann mit grimmigem, halb erſticktem Lachen. Kunigunde von Regensberg verſchmäht, um einer armen, ganz gewöhnlichen Dirne willen? — Geht! Geht, Herr Freier! Bringt Eure Werbung ſelber an! ſetzte ſie wüthend hinzu, und ſtürzte weinend vor Zorn ins Nebenzimmer.

Der Ritter verließ, kaum ſich ſelbſt bewußt, das Gemach. — — —

Bläſſer als gewöhnlich, aber die ſonſtige ſtolze Ruhe in den regelmäßigen Zügen, ſaß Kunigunde an demſelben Tage Nachmittags in dem Dunkel der mächtigen Föhren, die, ein kleines Wäldchen bildend, den Burggarten von Nidau ſchloſſen. Von Zeit zu Zeit ertönte das Horn des Burgwarts; er verkündigte den Abzug eines oder des andern der Gäſte. Kunigunde ſaß [illegible] vor ſich hin, und erhob nur dann und wann das Haupt von dem ſchönen Arm, welcher ſich an die Lehne der altersgrauen Steinwand ſtützte, um den Laubgang des Gartens hinabzublicken. Eben erſchien der Ritter Hadloub am Ende deſſelben und ſchritt eilig dem Wäldchen zu. Das gewöhnliche höhniſche Lächeln umzog in dieſem Augenblick des Fräuleins Lippen, ſo wie aber der Ritter näher kam, machte es dem Ausdruck tiefen Ernſtes Platz. Jetzt trat Hadloub vor Kunigunden, und ſie winkte ihm freundlich, ſich neben ihr auf der Bank niederzulaſſen.

Wie glücklich macht Ihr mich, theure Herrin, mich zu einer Unterredung entbieten zu laſſen! ſagte der Ritter mit dem Ausdrucke ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit. Noch nie habe ich freudiger einem Rufe Folge geleiſtet.

Ich habe Euch rufen laſſen, um Euch ein großes Unrecht abzubitten! ſprach das Fräulein.

Ihr mir Unrecht gethan? rief Hadloub. Doch ja, Ihr thatet mir Unrecht, weil Ihr nicht an die feurigſte Neigung, an die unbegrenzteſte Hingebung glauben wolltet.

Ich habe Euch Schmerz verurſacht! fuhr das Fräulein fort.

Schmerz? erwiderte der Ritter, die Rede des Fräuleins auf den geſtrigen ſeltſamen Kuß beziehend. O es war ein wonniger Schmerz, als Eure Lippen auf meiner Wange brannten. Nie habe ich einen wohlthuendern, belebendern empfunden*). —

Ich ſpreche nicht von dem unſchicklichen Ausbruche einer augenblicklichen verdrüßlichen Laune! ſprach Kunigunde weiter. Ich habe Euch weh' gethan, indem ich Euch verkannte, Euch kalt, ja, was ſoll ich es läugnen, faſt geringſchätzig behandelte. Der Zufall hat jetzt dazu beigetragen mir die Augen zu öffnen, um das Euch angethane Unrecht einzuſehn. Ich ließ Euch rufen, Hadloub, Euch dies Alles einzugeſtehn, Euch zu ſagen, daß es mich reuet, daß ich wieder gut machen will, was ich verſchuldete, und — mehr kann der Menſch nicht.

Ihr ſeid ein Engel, Kunigunde! rief Hadloub aufſpringend und auf die Knie ſtürzend.

Steht auf, lieber Ritter! ſprach Kunigunde, indem ſie ihm freundlich die Hand reichte. — Ich habe mir über das Böſe, fuhr ſie fort, über das viele Schlimme, was ich Euch angethan, ſchon allzuviele Vorwürfe gemacht, und ich müßte nicht unter die Zahl der Töchter Evens gehören, wenn ich nicht auch nur das anführen wollte, was mir, wenn auch nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entſchuldigung dienen könnte.

---

*) „Ihres Mundes Biss ich so süsze befand," ſagt er in ſeinem Liede: vid. Proben ſchwäb. Dichtkunſt.

Ihr bedürft keine, mein theure, milde, edle Herrin! rief Hadloub. Ich bitte Euch, ſchweigt über Alles, was —

Nichts! — Nichts darf Euch verſchwiegen bleiben! entgegnete das Fräulein raſch. Ich denke, wir ſind Freunde für alle Zukunft, und unter ſolchen darf kein Geheimniß walten. — Doch davon nachher. — Vorerſt eine Frage! Wollt Ihr die Mannen von Regensberg in dem bevorſtehenden Treffen anführen?

Mit Freuden! rief Hadloub entzückt. Aber — ſetzte er ſich beſinnend hinzu — ich bin Bürger von Zürich.

Und Vaſall von Nidau! ſprach Kunigunde raſch. Sendet den Bürgerbrief zurück. — Ihr werdet ihn — dies ſprach ſie mit einem zärtlichen Blicke — ohnehin wohl nicht lange mehr nöthig haben. Wer einmal unter dem Banner meines Geſchlechts kämpfte, hat es noch nimmer verlaſſen. — Oder ſollte, ſagte Kunigunde nach einer Pauſe mit ernſtem Blicke, der Feind, welcher ſo lange Unkraut zwiſchen uns ſäete, in dieſem Stücke dennoch Recht haben? — Solltet Ihr aus Zagheit Euch der Parteinahme in dieſem Kampfe entziehen wollen?

Wer ſagt das? fuhr Hadloub heftig auf.

Derſelbe Mann, ſprach das Fräulein, der lange Zeit mit abſcheulicher Liſt, welche mir erſt jetzt durch einen Zufall kund ward, meine anfängliche gute Meinung für Euch zu untergraben, Haß an die Stelle von — von Achtung zu bringen ſuchte; der, edle Freundeswärme ins Geſicht lügend, Euch hinter dem Rücken verſpottete, Euch einen Schwächling nannte, der wohl die Leier, dafür aber das Schwert deſto weniger zu handhaben wußte.

Tod und Hölle! rief Hadloub, mit vor Zorn blitzendem Auge. Wer iſt der Elende, der es wagt —

Ich glaube, ich handle beſſer, wenn ich ſeinen Namen Euch verſchweige! ſprach Kunigunde mit ruhigem Tone. Kann ich die Beleidigung, die er mir angethan, vergeſſen, ſo könnt Ihr es auch.

Er hat auch Euch beleidigt? rief der Ritter mit immer ſteigender Heftigkeit. Der Elende muß beſtraft werden. Ich fordere ihn zum Kampfe auf Tod und Leben.

Dies iſt unmöglich! Er befindet ſich bereits in den Reihen unſerer Feinde, ſprach mit voriger Ruhe das Fräulein.

So treffe ich ihn auf dem Schlachtfelde! ſagte zitternd vor Zorn der Sänger. Ich bitte Euch, nennt ihn. —

Es führt zu nichts! erwiderte Jene. — Zudem würde ich Euch nur einen unnützen Schmerz verurſachen. Der Mann iſt von Euch ſtets für einen Freund gehalten worden.

Und wenn er mein Bruder wäre! rief Hadloub. Er hat Euch beleidigt, er hat meine Hingebung für Euch bezweifelt, und mich ſomit ſchändlich verleumdet. — Der Elende darf nicht leben. — Ich bitte Euch, Fräulein, nennt mir ſeinen Namen.

Nun wohlan! ſagte Kunigunde. Ihr wollt ihn wiſſen. Es iſt Erlach.

Erlach? rief der Ritter ſtarr vor Erſtaunen. Erlach? — Das iſt unmöglich! —

Ich bin es, die es ſagt! ſprach Kunigunde ſtolz.

Erlach? Der ob ſeiner Redlichkeit allgemein Hochgeachtete? — Jener Mann, den ich in meinen Geſängen immer als das Muſterbild ritterlicher Tugenden gefeiert?

Es iſt mir ſo ſchmerzlich wie Euch, von dieſem Manne bitter getäuſcht worden zu ſein, ſagte mit dem frühern ruhigen Tone das Fräulein.

Und auch Euch hat Erlach beleidigt? fragte, ſich noch nicht von ſeinem Erſtaunen erholend, Hadloub.

Er war ſo kühn um meine Hand zu werben, dieſe zum Preiſe ſeines Anſchluſſes an unſere Sache zu machen, und, als ich ſie ihm verweigerte, bei ſeinem Fortritte gegen Jemand zu erwähnen, ich hätte ihm Hoffnungen gemacht, ihn kirren wollen zum Dableiben, und er hätte dies ausgeſchlagen.

Schändlich! rief Hadloub. Und erſt geſtern ſagte er mir noch, er habe mit Freundeswärme bei Euch für mich geſprochen.

Er? — für Euch geſprochen? — Geſpottet über Euch hat er auf dem Herwege! ſagte achſelzuckend das Fräulein. — Seid gewiß, lieber Hadloub, hätte Erlach nicht jede Gelegenheit wahrgenommen, Euch in meinen Augen herabzuſetzen, zu verkleinern, Ihr würdet Euch nicht über mich zu beklagen haben.

Ihr ſeid die Güte, die Milde ſelbſt! rief der Ritter in überſtrömendem Gefühl. Doch jetzt, theure Herrin, ſagt mir, was kann, was ſoll ich thun?

Uns rächen! erwiderte das Fräulein mit flammendem Auge.

Das will und werde ich, ſo wahr mir Gott helfe! rief Hadloub.

Wohlan, ſo laßt mich das Wie beſtimmen! fuhr Kunigunde eifrig fort. — Ihr übernehmt die Anführung eines Theils der regensbergiſchen Mannen, Lütold führt den andern. Ich werde es bei meinem Oheim dahin bringen, daß unſere Reiſigen als Rückhalt aufgeſtellt werden. Ihr habt alſo Zeit zu überblicken, wo in den Reihen der Feinde ſich Erlach befindet. Iſt die Schlacht gewonnen, — und es iſt unmöglich, daß es anders ſei, wir ſind die Stärkeren, die Geübteren — ſo brecht Ihr vor zur Verfolgung. Wo

Erlach iſt, dahin gehe Euer Weg. Nicht die Eroberung von Fahnen, nicht Beute, nicht Gefangene dürfen Euch locken. Erlach, Erlach allein muß Eure Beute ſein. Bringt Ihr mir ſein Schwert, ſein Schild, dann, Ritter, — dann — Laßt mich nicht vollenden, Hadloub! Ihr verſteht mich. Auf dieſe, aber nur auf dieſe Weiſe, kann Kunigunde einſt die Eure werden. —

Das Fräulein ſtand auf, reichte dem Ritter die Hand zum Kuſſe, und verſchwand in dem Dunkel der Föhren. — — —

An eben demſelben Tage, an welchem das Schloß zu Nidau ſo viele kriegeriſche Gäſte zählte, war es nicht weniger belebt in den altersgrauen, gothiſchen Hallen des Rathhauſes zu Bern. Schon ſeit dem frühen Morgen waren die Häupter der Stadt, und außer dieſen noch die Aelteſten der Zünfte und viele andere Bürger verſammelt, und berathſchlagten über das, was in gemeiner Sache zu beſchließen ſei. Man muß indeß bei den Rathsverſammlungen jener Zeit nicht an die ſtillen langweiligen Seſſionen der jetzigen denken. Obwohl die Sitzung an dieſem Tage, auf heutige Weiſe zu reden, permanent war, ſo herrſchte doch während derſelben ein gar munteres Leben, und auch des Leibes Nahrung und Nothdurft war, nach der vernünftigen Sitte der Altvordern, nicht vergeſſen worden. Dieſer Umſtand ward durch einen, in der großen Rathshalle befindlichen Schenktiſch, der mit gewaltigen zinnernen Krügen beſetzt war, einige Laib Brot, rieſige Käſe auf großen Schüſſeln, am beſten aber durch eine Menge zinnerner, gläſerner, auch irdener Becher, bemerklich gemacht. In dem halbdunkeln, durch die runden Fenſterſcheiben nur wenig erhellten Saale wirbelte Alles bunt durcheinander. An einer mächtigen, eichenen Tafel ſaßen in traulichem Geſpräch eine Anzahl ſilberlockiger, weißbärtiger, ehrwürdiger Männer. Es waren der Altſchultheiß, die Bürgermeiſter, die Kriegsräthe, und nur ein in der Mitte des Lebens ſtehender Prieſter hatte in ihrem Kreiſe Platz genommen. Eine große Anzahl jüngerer Leute, das Barett auf dem Haupte, das Schwert an der Seite, trieben ſich laut ſprechend, zum Theil lärmend, im Saal umher, oder ſtanden, den gefüllten Becher in der Hand, in ſtillerem Geſpräch am Fenſter. Ein junger Mann, in der Blüthe des Lebens ſtehend, machte ſich vor Allen bemerklich. Sein Blick, ſeine Haltung waren keck, faſt trotzig zu nennen. Stolz trug er den dunkeln Krauskopf empor gerichtet, er ſprach laut und heftig, und der öfters gefüllte Becher trug, wie es ſchien, nicht wenig dazu bei, das Geſpräch zu befeuern. Mehre ältere Männer traten nach und nach zu der Gruppe, die ſich um den Jüngling gebildet hatte, und ſpendeten ſeiner Rede, die bei den Altersgenoſſen viel Beifall fand, manchmal durch beifälliges Kopfnicken ſtillen Beifall, oder tadelten durch kurze Worte Eins oder das Andere. Der Vortrag des jungen Mannes war beſonders an einen Alten von ehrwürdigem Anſehn gerichtet, der dem Jünglinge lächelnd, und mit anſcheinender großer Theilnahme zuhörte.

Ich will Euch gern glauben, Herr von Kramburg, ſagte der junge Mann, ſeine Rede zu immer größerer Heftigkeit ſteigernd, daß Eure Worte in den Waldſtätten gute Statt gefunden haben, und daß, obwohl der Bund zwiſchen ihnen und Bern erloſchen iſt, ſie uns auch einige Hülfe ſenden könnten; ich weiß auch, daß Ihr als unſer verehrter Altſchultheiß beſſer beurtheilen könnt, wie auf dem gewöhnlichen Wege der Bund zwiſchen uns und Jenen wieder angeknüpft werden könne, während wir aber hier verhandeln, geht Zeit verloren, und jener übermüthige Adel, dem wir zuvorkommen müſſen, wenn wir nicht verloren ſein wollen, hat Zeit, alle ſeine Kräfte wider uns aufzubieten.

Und was glaubt Ihr alſo, lieber junger Mann, das hätte geſchehen ſollen? fragte lächelnd der Alte.

Wir hätten mit einem Heere vor Nidau rücken, und die uns angethane Beleidigung rächen müſſen, rief der Jüngling feurig. Ich, Heinze Müller, bin Euch Bürge, mit Zweihundert, die mit mir gleicher Meinung ſind, hätte ich das alte Zwingneſt erſtürmt.

Ohne Abſagebrief, mitten im Frieden? erwiderte der Alte kopfſchüttelnd. Selbſt heute, wo wir unſern Herold zurück erwarten, würde ich noch dagegen ſtimmen.

Wir haben auch noch Wichtigeres zu beſchließen, als eine Einzelfehde! Der ganze Adel iſt gegen uns auf den Beinen, bemerkte der Rathsherr Johannes Hörnli.

Wir müſſen den Feldherrn, der an der Spitze ſtehen ſoll, ernennen! ſagte ein alter Mann, deſſen Kleidung bewies, daß er einer der Zünfte angehöre.

Wozu eine lange Wahl? entgegnete der Jünglin leicht. Haben wir nicht unſern Schultheiß, den Herr von Bubenberg, oder Euch, Herr von Kramburg?

Ich verſtehe wohl den Krieg der Fehden, aber zu großen Krieg fühle ich mich nicht tüchtig genug! ſprac Bubenberg, der dazu getreten war.

Ich bin zu alt, um Euer Feldhauptmann zu ſei ſagte Kramburg.

Ohne Uebung in Anwendung großer Grundſätze b ruht Alles auf Zufall oder Zahl! ſprach Bubenberg b dächtig weiter. Wir haben nur Einen in der Men unſerer Bürger, dieſer Eine iſt ein geborner Feldhaup mann, aber — es fragt ſich ob er der unſere wi ſein wollen.

Ihr ſprecht von Erlach! fiel Heinze Müller de Alten raſch ins Wort. Wer würde an ſeiner Kra ſeinem Muthe, ſeiner Geſchicklichkeit zweifeln? Indeß denkt nicht an ihn, Herr Schultheiß! Dem Stolzen dünkt der Pfauenſchweif mehr, als das Banner des Bären. Habe ich ihn nicht ſelbſt geſehen, wie er, das verhaßte Zeichen an dem Barett, nach Nidau ritt? Ich wette darauf, er ſitzt heute in der Mitte unſerer Feinde und unſer Herold bringt ſeinen Bürgerbrief zurück.

Ihr irrt Euch, Heinz! ſagte ein alter Mann aus den Zünften. Herr Erlach iſt ein Burgerfreund.

Ich will wünſchen, daß Ihr wahr ſprechet! entgegnete der Jüngling. Erlaubt mir indeß, daran zu zweifeln, bis ich ihn in unſerer Mitte ſehe. — Uebrigens weiß ich Euch von ſeinem Stolze Proben mitzutheilen. Wie war es am Feſttage von St. Urſus? Wir hatten einen Mummenſchanz. Es mochte freilich dabei etwas lärmend zugehen, und es war gegen Mitternacht, als wir bei Erlachs Thüre vorbei kamen. „Heda, ihr Gaſſentreter!“ rief uns der Ritter unwirſch aus dem Fenſter zu: „Ihr macht da einen Teufelslärm, und ſtöret alle ruhigen Leute aus dem Schlafe. Ich hoffe, ihr werdet nicht ſtiller ſein, wenn der Feldruf: Hier Oeſterreich! Hier Neuenburg! Euch gegenüber ertönen wird.“

Das war Spaß, nichts als Spaß! bemerkte lachend ein anderer junger Mann. Ich war auch dabei, und habe es Erlach nicht nachgetragen.

Glaub's ſchon! rief ärgerlich der Vorige. Ihr nehmt Erlachs Partei, weil Ihr auch zu den Geſchlechtern (Patriziern) gehört, Jungherr Dießbach.

Ein Lärm entſtand jetzt an dem Ende des Saales. „Unſer Herold!" erſcholl es hier und da.

Ihr ſeid glücklich zurück, Jakob Füeßli? rief der Schultheiß von Bubenberg dem Eintretenden entgegen.

Von Nidau und aus den Waldſtätten, geſtrenger Herr, verſetzte, das Haupt neigend, der Alte. Die Letzteren werden Euch ihre Antwort ſelber wiſſen laſſen. Ihre Abgeordneten folgen mir auf dem Fuße.

Wie war's in Nidau? — Waren ſie ſchon verſammelt? fragte Kramburg.

Der ganze Adel des Aargaues, des Uechtlandes, der Waadt, ſelbſt Johann von Savoyen und die Biſchöfe waren dort! entgegnete der Herold.

Seht Ihr, daß es Zeit war mit unſern Rüſtungen, und daß es gut iſt ihnen zuerſt Fehde geboten zu haben! ſagte Bubenberg zu den Kriegsräthen. — Wie nahm man unſere Abſage auf? fragte er weiter.

Lachend und mit Uebermuth! verſetzte Füeßli. Sie würden ſelbſt, aber mit geſchloſſenem Viſir, die Antwort bringen! meinte der Herr von Nidau. — Uebrigens ſah man wohl aus Allem, daß unſere Botſchaft nicht unerwartet kam.

War Ritter Erlach unter den Anweſenden? fragte einer der Räthe.

Er war da! erwiderte Fueßli.

Seht Ihr! — Seht Ihr! rief Heinze Müller.

Niemand fehlte von allen Vaſallen! ſprach der Herold weiter. Man konnte leicht den Grund zu der Verſammlung ermeſſen. Der Pfau ſtand auf der Tafel. — Ich habe ihn geſehen, denn ich traf die Herren bei Tiſche.

Der Pfau ſtand auf der Tafel, uns zum Schimpf, und Erlach ſaß daran? rief heftig Heinze Müller. — Nun? werdet Ihr mir bald Glauben ſchenken?

Ihr verſteht das nicht recht, junger Mann! ſagte Kramburg beſänftigend. Der Pfau deutet allerdings auf eine feindliche Berathung, aber ein Schimpf war es nicht, und Erlach, als nidauiſcher Vaſall, konnte ſich der Verſammlung nicht entziehen.

Und Erlach braucht deßhalb, weil er einen Pfauenſchwanz erblickte, noch nicht unſer Feind zu ſein! bemerkte Junker Dießbach lachend. — Seht, Heinze Müller! fuhr er neckend fort. Die Sonnenſtrahlen ſpiegeln ſo eben in Eurem Weinglaſe die Farben des Pfauenſchweifes.

So ſoll wenigſtens Niemand ſagen können, ich hätte es ruhig angeſehn! ſchrie der Jüngling in komiſchem Zorn, indem er das Schwert zog und das Glas in Stücken hieb, daß der Wein über die Tafel floß.

Ein ſchallendes Gelächter erfüllte den Saal.

„Die Geſandten der Waldſtätte!“ rief in dieſem Augenblicke Jemand, und Alles blickte nach der Thüre.

Zwei einfache Landleute, der eine ein eisgrauer Alter, der zweite ein bejahrter Mann, doch noch kräftig und von ſtarkem, knochigem Bau, traten in die Mitte der Anweſenden, und ſchüttelten den letzteren die dargebotenen Hände.

Ei, ſiehe da! rief der Herr von Kramburg hocherfreut. Schwyz ſendet uns da einen theuren und hochverehrten Gaſt! — Nehmt Platz, Ihr Herren Ritter und Räthe! Laßt uns hören, was Schwyz uns durch ſeinen ehrwürdigen Altlandamman, Herrn Werner Stauffacher, entbieten läßt. —

Alles eilte an der Tafel Platz zu nehmen. Nur die Deputirten der Zünfte und die jüngeren Männer bildeten einen Kreis.

Liebe Eidgenoſſen! hob Stauffacher mit vor Alter zitternder Stimme an: Schwyz und Uri ſind eins im Rathe, wie in der Schlacht. Freundlich bieten ſie ſich die Hände im erſten, Schulter an Schulter ſtehen ihre Männer in der letztern. Gäbe es hier weitläufige Berathungen, unſere Mitbürger würden beredtere Männer zu Euch geſendet haben. Dies war indeß nicht nöthig. Dadurch, daß man uns wählte, wollten ſie Euch blos zeigen, daß ſie noch die Alten ſind. Schwyz ſendet Euch deßhalb den Mann, in deſſen ſtiller Hütte zuerſt die zarte Pflanze der Freiheit keimte; Uri den Starken, deſſen kräftige Fauſt, in der hohlen Gaſſe vor Küßnacht, dem Baume des Unrechts die Axt an die Wurzel legte. — Redet in unſer beider Namen, Wilhelm Tell!

Aller Augen wendeten ſich mit einem Ausdruck von Neugier, Bewunderung, Ehrfurcht, an den einfachen Landmann, der jetzt an die Tafel trat.

Liebe Eidgenoſſen! hob dieſer ruhig zu ſprechen an. Aechte Freundſchaft zeigt ſich in der Noth. Die Waldſtätte wollen Euch heut beweiſen, wie ſie denken. Sie haben deshalb in ihren Bergen neunhundert wackere Männer aufgeboten, dieſe ziehen eben über den Brünig und, ſo Gott will, wird morgen ſchon die Stimme des Stiers von Uri vor Euren Mauern ertönen.

Dank! Herzlichen Dank, wackere Eidgenoſſen! rief fröhlich der Schultheiß von Bubenberg. — Hat Schwyz und Uri uns Etwas darüber mitzutheilen, wer der Feldhauptmann ſein und wie die Fehde geliefert werden ſoll?

Den Anführer hat Bern zu beſtimmen! ſagte Stauffacher.

Die Fehde ſei ſchnell und bis auf den letzten Tropfen Blut! ſagte einfach der Geſandte von Uri.

Wem denkt Ihr das Heer anzuvertrauen? fragte Stauffacher nach einer Pauſe.

Wir ſind darüber noch zu keinem Entſchluſſe gekommen! ſprach zögernd Bubenberg.

Wir dachten an Erlach! ſetzte Kramburg hinzu.

Eure Wahl will mir gut bedünken! ſprach Stauffacher beifällig. Den Ritter ſelbſt kenne ich zwar nicht, aber ſein Vater Uly war ein wackerer Kämpe in den Tagen die vorüber ſind.

Unſere Väter haben vor einundvierzig Jahren unter Ulrich die Großen niedergehalten, und ihre Söhne werden ſich heute nicht ſchlechter finden laſſen! ſprach ein rüſtiger Mann aus der Innung der Gerber.

Kann denn kein Anderer als Erlach unſer Hauptmann ſein! rief unmuthig Heinze Müller. Ich ſage Euch; er verläßt uns in der Zeit der Noth. — — —

Wer iſt es, der ſich berechtigt hält, von Rudolph Erlach ſo gering zu denken? erſcholl in dieſem Augenblicke eine Stimme von der Thüre her. Es war Erlach, der vom Haupt bis zu den Füßen gepanzert, die flatternde Feldbinde mit den Farben von Bern über der Schulter, tönenden Schrittes in die Halle trat.

Ah! Ihr ſeid es, der geſprochen hat, Heinze Müller! ſetzte der Ritter lächelnd hinzu, als er die Verlegenheit des jungen Mannes bemerkte. Ich weiß es wohl. Ihr tragt mir vom letzten Mummenſchanz her die rauhe Rede nach, doch — jetzt ſind wir quitt. — Verzeiht, edle Herren und liebe Eidgenoſſen, ſagte nach kurzer Pauſe Erlach, indem er ſich zur Verſammlung wendete, verzeihet mir, daß ich mich verſpätete; ich dachte noch an die Möglichkeit, die unſelige Fehde zu vermitteln, auch mußte ich, meiner Pflicht nach, erſt mein Lehn in die Hände des Lehnsherrn zurückerſtatten. Das Letztere iſt geſchehen, der Sühnverſuch war fruchtlos, das Schwert allein muß jetzt entſcheiden. — Aber iſt das nicht Herr Stauffacher, und das der Tell? — Ihr kennt mich zwar nicht, liebe Landsleute, aber ich kenne Euch. — Wer ſollte auch die Männer nicht kennen, deren Namen von jeder Lippe widertönen wird, ſo lange nicht der Gotthard, die Grimſel und die Furka in ihren Grundveſten wanken! —

Herzlich ſchüttelten die beiden Abgeſandten dem Ritter die Hand.

Habt Ihr Alles zur Fehde vorbereitet? Der Feind wird nicht lange auf ſich warten laſſen, fuhr Erlach in ſeinem Geſpräche fort.

Alles iſt bereit! Wir waren eben bei der Wahl des Feldhauptmanns, bemerkte Bubenberg.

Und der ſeid Ihr, oder der edle Kramburg! fiel der Ritter ihm in die Rede. Auf wen hätte ſonſt auch die Wahl fallen können? —

Auf Euch! riefen beide aus einem Munde. Auf Euch! tönte es von allen Seiten her.

Der Ritter ſtand eine Weile wie betäubt. Er ſchien zu erblaſſen.

Verzeiht, edle Herren, ſagte er ſodann, entſchuldigt mich, wenn ich Euer Vertrauen nicht mit aller der Freude aufnehme, die Ihr zu erwarten wohl berechtigt ſeid. Wäre es eine Einzelfehde, Ihr würdet mich anders finden, allein es iſt ein Krieg, in dem nothwendig eine beider Parteien gänzlich zu Grunde gehen, ja vernichtet werden muß. Euch gehöre ich der Pflicht, ſo wie Eurem guten Rechte nach zu, dort banden mich Gefühle — was ſoll ich Euch ein Geheimniß daraus machen? — Gefühle, deren Erwiderung das Glück meines Lebens begründen ſollte. Ich dachte, Bertha von Regensberg, die Nichte meines Lehnsherrn, als Weib heimzuführen. Dem einzelnen Gegner könnte der Graf verzeihen, dem feindlichen Feldhauptmann nie. Der Bau meines Glückes fällt durch dieſe Wahl auf ewig in Trümmer. Doch — ich bin Bürger von Bern, ich habe Euch einen theuren Eid geleiſtet, auf Eurer Seite iſt das Recht! Schande dem, der in der Zeit der Noth zuerſt an ſich, und dann erſt an die Seinen denkt. Hier ſteht Stauffacher, hier der Tell. Könnte ich die Augen aufſchlagen, wenn ich Euer Vertrauen nicht rechtfertigte? — Ihr habt mich zu Eurem Anführer gewählt. Wohlan! Ich führe Euch gegen den Feind. — — —

Ein donnernder Beifallruf ertönte von allen Seiten. Er pflanzte ſich durch die Hallen des alten Gebäudes, die Treppen hinab, bis auf die Straßen fort, und verlor ſich in den entlegenſten Theilen der Stadt, wo die Nachricht, daß Rudolph von Erlach in Kriegsrüſtung und ohne die ominöſe Pfauenfeder eingeritten ſei, Alles auf die Beine gebracht hatte.

Bald ward jedoch der Jubel in etwas geſtört. Ein Reitender brachte die Nachricht, daß ein kleiner ausgeſendeter Trupp, der ſich, um einige Pferde auf der Weide zu erbeuten, gegen Nidau hin vorgewagt, umringt und gefangen worden ſei.

Ein tobendes Rachegeſchrei, größtentheils von den anweſenden Jünglingen erhoben, brach in der Verſammlung aus. Jetzt war der Augenblick erſchienen, wo Erlach zum Erſtenmale von der ihm auferlegten traurigen Gewalt Gebrauch machen mußte.

Ruhig, meine Freunde! rief er mit ſtarker Stimme. Einige Pferde waren den Unbeſonnenen lieber, als das gemeine Wohl; deſſen zahle ſie der Feind. —

Lautlos ſtanden die Anweſenden, das Auge auf den Mann gerichtet, der wie zum Befehlen geboren ſchien, und der hoch und hehr, wie der Gott des Krieges, in der Schöne des Panzers die Verſammlung überragte.

Heinze Müller! fuhr Erlach ſodann ruhig, aber in befehlendem Tone fort. Ich ernenne Euch zum Venner der Freiheit (Anführer der Freiwilligen). Ihr zieht mit hundert Jünglingen aus den Innungen der Gerber und Fleiſcher gen Nidau, und legt Euch eine Stunde dieſſeits in Hinterhalt. Von Allem was Ihr ſehet oder höret, gebet Ihr uns ſchleunig Nachricht. Werdet Ihr angegriffen, ſo ziehet Ihr Euch fechtend zurück, aber — keine Uebereilung, bei Eurem Haupte! —

Entzückt ſtürzte der Jüngling auf den Ritter zu. Er ergriff deſſen gepanzerte Rechte, und drückte ſie ſtürmiſch ans Herz.

Herr! ſtammelte er dann. Herr! Ihr verſteht nicht nur den Feind zu ſchlagen, ſondern auch Herzen zu gewinnen; aber glaubt mir, ich will auch das Eure mir erobern, oder nicht leben. —

Edle Herren! ſagte Erlach, nachdem er dem hocherfreuten Jünglinge die Hand gedrückt; wir haben keine Zeit zu verlieren. Ein kühner, mächtiger, erfahrener Feind wird gegen uns anrücken. Alles, was tapfer und kriegsgeübt, iſt in den Reihen des Adels, zieht gegen uns. Ich rechne auf mehr als ſechshundert gekrönte Helme, und über tauſend vollkräftige Ritter, in den Reihen der Gegner. Das Ganze ſchätze ich auf fünfzehn- bis zwanzigtauſend Mann.

Mehr als ein Antlitz erblichte, mehr als ein tapferes Männerherz klopfte heftiger bei den Worten des Ritters. Erlach bemerkte die Bewegung, die ſeine Worte bei der Menge hervorgebracht.

Was ich geſagt, fuhr er gelaſſen fort, ſagte ich nicht um Euch niederzuſchlagen, ich ſprach es um Euch zu erheben. Ich ſprach meine Meinung aus, um Euch zu zeigen, daß es hoch an der Zeit ſei um zu handeln. — Edle Herren vom Rath! Ich bitte Euch, verſammelt die Zünfte; ich will zu dem Volke ſprechen.

Es währte wenige Minuten, als die Glocken auf allen Thürmen zu läuten begannen. Mit Wehr und Waffen ſtürzten die Bürger aus den Wohnungen, und ſchaarten ſich bei den Fahnen ihrer Innungen. Still und feierlich zogen die Harſte, die Fahne an der Spitze, nach dem Platze, als die dumpfen Töne der Sturmglocke noch unausgeſetzt erſchallten, und ihre ernſten Laute nach dem entfernten Berggelände hinüber ſandten. Die kriegeriſchen Bürger hatten ſich indeß verſammelt. Kopf an Kopf ſchaarte ſich Alles auf dem Markte bis in die entfernten Straßen, als auf einmal der Rath, den Ritter Rudolph Erlach in ſeiner Mitte, aus der Thür des Rathhauſes trat.

Nachdem der Schultheiß von Bubenberg den Bürgern nochmals verkündigt hatte, daß der Ritter einſtimmig zum Feldhauptmann gewählt worden, überreichte er demſelben feierlich das große Banner der Stadt.

Eine Todtenſtille herrſchte unter den Tauſenden, als Erlach, die Fahne mit dem Bären in der Hand, einige Schritte auf der Platteform der Treppe vortrat. „Er wird ſprechen! — Erlach wird zu uns reden!" ziſchelte nur hier und da ein Einzelner.

Eidgenoſſen! rief jetzt der Ritter, die Hand nach der Menge ausſtreckend. Sechs Feldſchlachten habe ich gekampft, wo ſtets von der Minderzahl die Uebermacht vernichtet wurde. Gleichwie aber die Menge nichts hilft gegen geſchickte Anordnung, ſo hilft auch die Tapferkeit nichts ohne Gehorſam. Ihr von den Handwerken, die Ihr oft nicht gern gehorcht, Ihr ſeid freie Männer, und frei werdet Ihr bleiben, wenn Ihr im Kampfe zu gehorchen verſteht. Der Feind rückt an. Ich kenne ihn, er iſt tapfer, iſt ſtark, iſt mächtig, aber — ich fürchte ihn nicht. Mit Gott und Euch will ich den Streit beſtehn. Wir wollen ihn ausführen wie zur Zeit meines Vaters. Um Euch aber mit Ehren in den Kampf, und mit Ruhm aus demſelben zu führen, verlange ich volle und unbeſchränkte Gewalt.

Kaum hatte der Ritter dieſe Worte geſprochen, als die Bürger von Bern, von dem Geiſte der alten Römer beſeelt, die Hände erhoben. Jeder ſchwur dem Ritter von Erlach zu gehorchen ohne Widerſpruch und bei Leib und Leben.

Jetzt trat der Leutprieſter Diebold Baſelwind, angethan mit Stola und Meßgewand, vor. In einer feurigen Rede ermahnte er die Anweſenden zur Ausdauer.

Der Feind iſt ſtolz auf ſeine Zahl! ſo ſchloß er endlich. Unſere Widerſacher ſind tapfer und erfahren, aber Gott ſtraft den Trotz, und ſegnet den Muth. Sanct Vinzens und Sanct Urs haben den Himmel erworben, weil ſie um eine gerechte Sache ihr Leben hingeworfen. Eure Sache, Eidgenoſſen, iſt eine gerechte. Wer da fallen wird, er fällt für das Vaterland, und wird den Himmel zum Erbe haben, wer da lebt, er wird leben für den Ruhm, für das Recht und für unſere Freiheit.

So wie der Prieſter die letzten Worte geſprochen, ergriff er die Monſtranz. Das ganze Volk ſtürzte auf die Knie und empfing den Segen. — Mit Gelübden und feierlichen Umgängen ward der Reſt des Tages zugebracht, aber kurz war die Raſt, denn um Mitternacht gab der Feldhauptmann das Zeichen zum Aufbruch.

Bei Mondſchein zogen ſie, viertauſend Bürger und Ausbürger von Bern, dreihundert Mann von Haſli, und eben ſo viel von Siebenthal, unter dem Reßbanner achtzig Helme von Solothurn, voran der Prieſter Baſelwind, die Monſtranz in den Händen. Es folgte dem Heere von der Mauer der Blick der Zurückbleibenden, die Thränen der Frauen und der Kinder. Endlich verſchwand die Schaar in einer waldigen, unebenen Gegend, und das Gelände erſchien einſam und verlaſſen wie zuvor. — —

Während der ehrwürdige Freiherr von Kramburg, Johann von Bubenberg, und die andern Alten des Raths in unruhiger Aufmerkſamkeit beiſammen ſaßen, über die Bewahrung der Stadt berathſchlagten, jeder Warnung der Wachten lauſchten, jede Botſchaft vom Heer beriethen, zog unter Erlach der Schlachthaufe durch das wohl ausgekundſchaftete Land. Mit Jubelruf empfing man neunhundert Mann aus den Waldſtätten. Erlach war überall. Bald befeuerte er die rüſtigen, mit Schleudern bewehrten Jünglinge der Vorhut, bald entſendete oder empfing er Botſchaft von dem Venner der Freiheit, Heinze Müller, der mit ſeinem Harſt noch vor Nidau lag, bald berathſchlagte er mit dem erfahrnen Werkmeiſter, dem Ritter von Bennwyl, dem Befehlshaber der Streitwagen, des ſchweren Geſchützes der damaligen Zeit. Um die Mittagszeit nahm er mit dem Heere ſeine Stellung unweit Laupen, doch ſo, daß er von dieſer Stadt aus nicht geſehen werden konnte. Er beſetzte die Höhe des Brombergs. Ein Wald deckte ihm den Rücken. — —

Während dies aber bei dem Heere der Berner vorging, rückten die Geſchwader des Adels in das Thal. Die Sonne warf ihre Strahlen auf die Helme, die Panzer der Ritter und edlen Herren. So weit man ſehen konnte, flimmerten goldne Helmzeichen, Speere und Lanzen. Gerhard von Valangin führte die Reiterei in die Ebene. Sie bildete den rechten Flügel des

Heeres, während die Maſſe des Fußvolks ſich theils in Linie, theils in Schlachthaufen von Keilform aufſtellte. Im Rücken des Heeres war ein Geſchwader, gleichſam wie zur Reſerve aufmarſchirt, es beſtand aus den regensbergiſchen Mannen; Lütold und Hadloub führten es an. Wer Gelegenheit gehabt hatte, beide feindliche Heere mit geübtem Auge zu prüfen, würde unbedingt dem des Adels den Sieg geweiſſagt haben. Es war das letztere nämlich vierfach ſtärker, wie das der Berner; an Reiterei aber war es jenem wohl zehnfach überlegen. Auf der Seite des Adels ſtanden faſt lauter kriegsgeübte, als tapfer bekannte Männer aus den berühmteſten Geſchlechtern, in dem Heere der Berner waren nur wenig rittermäßige Leute, die Ueberzahl friedliche Bürger oder Hirten. Alle Krieger des Adelsheeres waren theils ſchwer, theils leicht, aber nach den Begriffen der damaligen Zeit auf's beſte gerüſtet, die Berner, Bürger oder Landleute hatten nur die nackte Bruſt, in welcher aber ein Heldenherz ſchlug, der Partiſane des Ritters darzubieten. Eben ſo war es mit der Bewaffnung der Geſchwader. Hier die gewichtige Lanze, die ſtählerne Armbruſt, das geprüfte Schwert, dort der Morgenſtern, die Keule, die Schleuder und der Speer. Einen Vorzug hatte jedoch das Heer der Landleute. Er hatte ſich ſchon bei Morgarten gezeigt, und ſollte ſich ſpäter bei Sempach, durch die Nieder lage, den Tod des Erzherzogs von Oeſtreich, und faſt des geſammten Schweizeradels, auf das furchtbarſte bewähren. Die Schlachthaufen des Landvolks waren leicht und beweglich, die des Adels, vermöge der Rüſtungen, ſchwer und unbeholfen. —

Während die Schaaren beider feindlichen Armeen ſich ordneten, verſammelten ſich die Führer des Adelsheeres auf einem Hügel, der zwiſchen der erſten Linie und der Reſerve lag. Eine große Linde, die zur Seite einer Kapelle ſtand, nahm ſie in ihren Schatten auf. Auch Kunigunde von Regensberg befand ſich hier. „Sie müſſe," hatte ſie geſagt, „die Haſenhetze mit Augen ſehen." — Die Mehrzahl der Führer nahm das bevorſtehende Werk nicht ſo leicht, als das Fräulein. Großen Ereigniſſen geht häufig ihr Schatten vorher, und bedeckt mit ſeinem Dunkel die Seelen derer, die dabei betheiligt; ſo war es hier. Die Führer waren in einen Kreis zuſammengetreten, Kuno von Rinkenberg ſprang eben vom Pferde.

Die Harſte des Feindes haben den Bromberg beſetzt, ſagte er, in den Kreis der Uebrigen tretend. Ich ritt mit Einigen der Vorhut, um ſie anzuſprengen, der ganze Wald ſteckt voll des Geſindels.

Die Berner ſollen verkleidete Weiber in ihren Reihen haben, um für zahlreicher zu gelten! ſprach der Schultheiß von Freiburg, Johann von Makenberg.

Meint Ihr? rief Jener lachend. Greiſt nur an; Ihr werdet es bald erfahren.

Dieſer Feind wird ſich immer finden laſſen! meinte der Graf von Greierz.

Das Heer dieſer Bürger und Bauern iſt ein Wald von Stacheln! ſagte düſter der Graf von Nidau. Steckt die Hand hinein, und ſehet wie Ihr ſie unverwundet herausziehet.

Der Nidauer doch zaget vor keinem Feind! rief hohnlächelnd Graf Gerhard von Valangin.

Heut Nidau und nimmer! antwortete finſter der Vorige, das ſtolze Auge feſt auf Jenen gerichtet. Leib und Gut kann ich verlieren, aber ich will es theuer verkaufen.

Bei meinem Eid! das ſind ſonderbare Reden, die Ihr da führt, liebe Herren! rief der Graf von Neuenburg munter. Ich bin ohne Sorge für die Geſchwader des Adels. Sie werden ſich zeigen wie ſie ſind, würdig ihrer Ahnen. — Wie es mit unſern Bundesgenoſſen, den Biſchöflichen und denen von Freiburg ſein wird, werden wir ja ſehen! ſetzte er ein wenig geringſchätzig hinzu.

Sorgt nicht, Herr Graf! fuhr der Venner Füliſtorf auf. Ich bitte Euch, ſorgt nicht. Das Banner meiner Stadt werde ich aufrecht halten, aber Ihr werdet Eures Trutzes nicht froh werden.

Die Lanzenknechte des Biſchofs Senn ſind unter meinen Befehlen. Es ſind wackere Leute, fiel Jordan von Burgiſtein ein. Die des Biſchofs Rouſſillon dagegen ſind ausgeblieben. Der gute Herr iſt jetzt ſelbſt im Kriege, wenn auch in einem unblutigen! ſetzte er lachend hinzu. Die Blutegel haben ſeine großen Forellen etwas belaſtiget, und ſo hat er ſie in den Bann gethan, und bei dieſer Gelegenheit auch die Feldmäuſe und Engerlinge. Wie ich höre, iſt in dieſer Fehde bis jetzt aber noch Niemand zu Schaden gekommen; ſelbſt nicht die Blutegel. — Aber ſeht! Dort oben wird es lebendig!

Aller Augen wendeten ſich nach der von dem Feinde beſetzten Gegend. Drei kleine Haufen wurden am Waldrande ſichtbar, und rückten in gleichen Intervallen vor.

Hm! ſagte Gerhard von Valangin kopfſchüttelnd. Dort ſprengt ein Geharniſchter von einem Trupp zu dem andern. Am Ende hat das Gerücht, daß Erlach den Bürgerpöbel anführe, doch noch einen Grund.

Ich kann es nicht glauben! erwiderte der Herr von Nidau.

Zweifelt nicht, Ohm! fiel Kunigunde haſtig ein, indem ſie zu der Gruppe trat, nachdem ſie längere Zeit heimlich mit Hadloub geſprochen hatte. Jener Reiter iſt Niemand anders, als Erlach.

In dieſem Augenblick ließen ſich von feindlicher

Seite her einige kurze Trompetenſtöße hören. Die drei kleinen feindlichen Haufen ſtürzten ſich den Hügel abwärts, an dem Waldrande ward eine lange ſchwarze Heerlinie ſichtbar, und es erſcholl der Kriegsruf: Für Sanct Urſus von Bern! Hier ſein Banner, hier Erlach! —

Da hört Ihr es! rief zornig Gerhard von Valangin. Hättet Ihr meinen Rath befolgt, und den Verräther in den Thurm werfen laſſen. Doch das iſt vorbei. — Was ſoll jetzt geſchehen? Laſſen wir ſie herabkommen, oder gehen wir ihnen entgegen?

Herabkommen! riefen Alle. So wie ſie im Thale ſind, brecht Ihr mit der Reiterei vor, und fallt ſie von der Seite an.

Verlaßt Euch auf mich! Es ſoll nicht läſſig geſchehen! rief der Graf, warf ſich auf ſein Roß und ſtürmte fort.

Die drei feindlichen Trupps — es waren die Schleuderer, die Tirailleurs jener Zeit — waren indeß im Blachfelde angekommen. Hier bildeten ſie eine lange Linie, und thaten mehre nicht ganz unwirkſame Würfe. Sie rückten ſodann immer näher und näher, das berniſche Heer folgte langſam, und eben hatten die Schleuderer einen neuen Wurf gethan, als Gerhard von Valangin mit einem Reitergeſchwader, wie ein losbrauſender Ocean mit dem Geſchrei: En avant! En avant pour l'Autriche et pour la noblesse! hinter einem Hügel in der Flanke hervorſtürzte, und die Linie der Schleuderer von einem Ende bis zum andern Ende aufrollte. Was nicht niedergehauen wurde, ſtürzte auf das berniſche Heer zurück, durchbrach mit Angſt die geſchloſſenen Reihen, flüchtete ſich in den rückwärts gelegenen Wald, und mehr als der vierte Theil des Heeres, welches ſich bereits geſchlagen wähnte, folgte ihm nach. — — —

Hätte der Adel in dieſem Augenblicke alle ſeine Schlachthaufen verrücken laſſen, ſo wären die Berner verloren geweſen. Der günſtige Augenblick aber ward verſäumt. Zwar ſtockte die Vorwärtsbewegung in den Schlachthaufen der Bürger, zwar zeigten ſich faſt überall Zeichen der Angſt, aber Erlach ſprengte in dieſem Augenblick vor die Mitte. Mit ſtarker Rechte ergriff er die Hauptfahne von Bern, und wendete ſich mit heiterem, zuverſichtvollem Geſicht gegen die Schaaren.

Freunde, wir ſiegen! rief er aus. Die Furchtſamen ſind von uns. — Wo ſind jetzt die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern, geſchmückt mit Blumen und Federbüſchen, die erſten ſind bei jedem Tanz? Heute ſtehet bei Euch die Ehre der Stadt. Hier Euer Banner, hier Erlach! —

Herr! Wir wollen bei Euch ſtehen! riefen mit Enthuſiasmus hundert Stimmen ihm zur Seite, und ein munterer, blühender Jünglingshaufen umgab den Ritter, und die hochflatternde Fahne. —

Eben wollte Erlach ſich in Bewegung ſetzen, als ein junger Mann im Leinenkittel zu ihm trat.

Herr Erlach! ſagte der Jüngling. Erlaubt, daß wir, aus den Waldſtätten, den erſten Angriff thun. Unſere Keulen werden beſſer Bahn brechen in den Reihen der Gepanzerten, als die Spieße der Bürger.

Daran erkenne ich den Sohn des unſterblichen Walter Fürſt! rief Erlach. Wohlan, wackrer Uly! Führe die Brüder in die Reihen der Feinde. —

In dieſem Augenblicke ſchwang der Ritter die Fahne über dem Haupte und ſpornte den Rappen vorwärts. Mächtig, unwiderſtehlich, gleich der heiligen Schaar von Lacedämon, drangen zuerſt die Jünglinge von Schwyz und Uri, dann die Berner, in die ſie ſtehenden Fußes erwartende Schlachtlinie des feindlichen Fußvolks ein. Es entſpann ſich ein verzweiflungsvoller Kampf. Das Klirren der Schwerter und Streitärte, wenn ſie auf einnander trafen, miſchte ſich mit dem dumpfen Schlage der Keule und dem knirſchenden des Morgenſterns und jetzt, um das Furchtbare der Scene bis zum Entſetzen zu bringen, raſſelten die Heerwagen Bennwyls in die Reiterei des Adels. Da fiel der Schultheiß von Makenberg; da ſank das Banner der Stadt Freiburg aus Fülistorfs ſterbender Hand. Er lag erſchlagen unter vierzehn ſeiner Verwandten. — Das unebene, ſumpfige Gelände erlaubte dem Adelsheer keine freie Entwickelung; ſeine Schaaren geriethen in Verwirrung. Wüthend kämpfte im Gedränge Gerhard von Valangin, neben ihm die Grafen von Greierz, Johann von Savoyen. Ihre Tapferkeit retteten ſie nicht; ſie wurden erſchlagen. Am längſten hielt ſich Graf Rudolph von Nidau, aber endlich ſank auch er, von einem zweihändigen Schwerte getroffen, mit geſpaltenem Haupte vom Pferde. Schon wendete ſich Alles, voran die Schaaren aus Welſchland, zur Flucht; da ſtürzte die regensbergiſche Schaar heran. Ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung brach ſich, wie in Raſerei befangen, Bahn bis zu Erlach. Auf Dich, Erlach! Auf Dich, ſchändlicher Verräther und Verläumder! ſchrie er wie außer ſich.

Hadloub? — Du, mein Hadloub? entgegnete Erlach, ſich nur leicht vertheidigend.

Ich bin Dein Feind, Elender! rief der Gegner im höchſten Zorn. Vertheidige Dich, Schändlicher, oder biſt Du auch feig?

Mir das? entgegnete Erlach heftig, that einen ſtarken Hieb, und der Gegner ſank verwundet vom Pferde.

Bewacht den Gefangenen, thut ihm aber kein Leid! ſagte Erlach ruhig, und wollte eben den Fliehenden nachſetzen, als auf einmal die Flucht der Feinde eine andere Wendung nahm, und er bemerkte, daß ein unbekannter, aber kleiner Haufe unter den Gegnern wüthe, und die dadurch aufs äußerſte Erſchrockenen nach allen Seiten auseinander ſtäubte.

Ein Trupp Fliehender jagte eben vorüber.

Ergebt Euch, Freiherr von Blumenbach! ſchrie Erlach ihnen entgegenſprengend, als er den Alten erkannte.

Da ſei Gott vor, daß ich lebe nach dem Tode ſolcher Männer! entgegnete der Greis, indem er auf die Leiche des Grafen von Nidau zeigte. Mit verhängtem Zügel ſtürzte er ſich unter die aus den Waldſtätten, und fand ſeinen Tod. —

Die Flucht des Feindes war indeß allgemein geworden, aller Widerſtand hatte aufgehört. Die ganze Feldmark von Oberwyl und Wyden war mit Leichnamen, Pferden und Waffen bedeckt. Achtzig gekrönte Helme, ſiebenundzwanzig Fahnen bedeckten den blutgetränkten Boden.

Eben ſollte Hadloub, ſchwer in der Schulter verwundet, fortgebracht werden, als ein junger Mann, von Staub und Blut bedeckt, auf Erlach zueilte.

Wie? — Heinze Müller? rief dieſer überraſcht. Ihr waret es und die Euren, die den Sieg vollenden halfen? — Ich glaubte, mein Befehl würde Euch nicht mehr erreichen.

Wir kamen nicht mehr zum Kampf, nur zur Verfolgung zurecht, rief der junge Mann, dem Ritter die

Hand ſchüttelnd. Bei alledem kam ich noch zeitig genug um einen Fang zu thun, der Euch Freude machen wird.

Habt Ihr einen unſerer edlen Gegner am Leben erhalten können? fragte Erlach raſch.

Das nicht! erwiderte finſter und feindlich der junge Republikaner. Das nicht! — Die Großen, die in unſere Hand fielen, ſind alle erſchlagen. — Als wir aber von Nidau abzogen, fingen wir einige Reiter, die mit Fräulein Bertha, Eurer Braut, nach Burgiſtein flüchten ſollten. Das Fräulein habe ich unter ſicherem Geleit nach Laupen geſendet.

Iſt's möglich? Meine Bertha? rief Erlach entzückt.

Bertha? — Bertha von Regensberg Deine Braut? ſagte Hadloub in dieſem Augenblick. O ich Unglücklicher, Betrogener, Verrathener! —

Erlach! ſetzte er mit ſchwacher Stimme hinzu. Du haſt mich nicht betrogen, haſt nicht um Kunigundens Hand geworben, mich nicht verläumdet? —

Wer ſagt das? rief Erlach heftig.

Sie, die ich ſo innig liebte, die mich verrieth, und — die dort flieht! ſtammelte Hadloub.

Erlach blickte in die Ferne. Die Sonne war untergegangen. Er ſah in ihrem letzten Strahl, wie Kunigunde und Lütold eben nach einem rückwärts liegenden Walde ſprengten.

Ihnen nach! — Setzt ihnen nach! ſchrie Erlach einigen Reiſigen zu. Fangt das Fräulein und den Ritter Lütold! — Ich werde den gut belohnen, der ſie einbringt; wehe aber dem, der ſie beleidigt. — Tröſte Dich, Armer, Betrogener, ſetzte er zu Hadloub gewendet hinzu, indem er ihm die Hand reichte. Kunigunde ſoll in Deiner Gegenwart eingeſtehen müſſen, daß ſie mich ſchändlich verläumdet hat, und das ſoll das einzige Böſe ſein, das ich ihr zufüge. — —

Der unglückliche Sänger verhüllte ſich ſeufzend das Geſicht.

Die Schatten wurden indeß immer länger. Lütold und ſeine Schweſter waren inzwiſchen auf ihrer Flucht am Saume eines Föhrenwaldes angekommen. Von hier aus konnte man das ganze Schlachtfeld ſo weit überblicken, als die anbrechende Dämmerung es erlaubte. Das Fräulein warf den milchweißen Zelter, den es ritt, herum, und hielt einen Augenblick. Kunigundens Züge zeigten ein Gemiſch von Angſt, Zorn und Entſetzen, ihr düſteres Auge brannte geſpenſtiſch in dem blaſſen Antlitz. Lütold ſchien von der Anſtrengung der Blutarbeit aufgeregter, lebendiger als gewöhnlich, doch war in ſeinen ſtarken, mannhaften Geſichtszügen keine Spur von Furcht oder Schreck zu erblicken. Ruhig wiſchte er das von Feindesblut träufelnde Schwert an der Mähne des ſchaumbedeckten Rappen ab, und ſtieß es klirrend in die Scheide.

Ja! ſagte er endlich nach langer Pauſe, und indem er die eiſerne, blutbeſprützte Rechte nach dem Thale zu ausſtreckte; ja, das iſt das Schlachtfeld, das ich geſehen habe, wenn die Wolke meine Seele bedeckte! — Ich ſah, fuhr er nach und nach immer heftiger fort, ich ſah unſern edlen Ohm, wie ſein graues Haupt geſpalten wurde vom Bürgerſchwert, ich erblickte die drei edlen Brüder von Greierz, denen die Ritterlanze in dem Kampfſpiele von Dijon nichts anhaben konnte, wie gemähte Halme hinſinken unter der Keule des Hirten, ich ſah ihn fallen, den kühnen Gerhard, der ſo ſtolz einherritt, als ob das blaue Himmelsgewölbe auf den Lanzenſpitzen ſeiner Wappner ruhe, und auch Neuenburg, der allzeit zungenfertige, wohlredende, war — dies ſagte er grimmig lachend — unter dem Morgenſterne eines Senners ein ſtiller Mann geworden.

Und wir? ſprach leiſer Kunigunde, die ſonſt ſich um die Geſichte des Bruders wenig bekümmert hatte, heute aber — die Angſt macht abergläubiſch — auf jede ſeiner Lippenbewegungen lauſchte. — Wo fandeſt Du uns? —

Lütold zog bei ihren Worten die ſtarken Brauen noch dichter zuſammen. — Mit einem Druck des Schenkels drängte er den knirſchenden Hengſt hart an die Seite des Zelters der Schweſter

Mein Auge, ſagte er geheimnißvoll, und indem ſein Blick den Ausdruck der höchſten Ueberſpannung annahm, mein Auge hat uns geſucht, von einem Ende des blutgetränkten Thales bis zu dem andern. Ich ſuchte uns unter den Leichnamen der Erſchlagenen — aber unſere Leichname waren nicht da — ich ſuchte uns unter einem Trupp Gefangener, die man, in Mitte des rohen ſie verſpottenden Pöbelhaufens, durch die Straßen von Bern ſchleppte — wir waren nicht unter ihnen. — Kunigunde! — Schweſter! — Ich ſuchte uns in der gaſtlichen Halle unſerer Burg — die Burghalle war einſam und verödet. — —

Du täuſcheſt Dich ſelbſt! Dieſe Geſichte ſind Nichts! — Nichts! — Es ſind Blaſen, die in Deinem Gehirne aufſteigen! ſagte Kunigunde, aber der Ausdruck, mit dem ſie die Worte ſprach, bezeugte hinreichend, daß dies nicht ihre wahre Meinung geweſen.

Laß kommen, was da kommt! erwiderte Lütold dumpf. Mögen meine Geſichte aus der Höhe oder dem Abgrunde ſtammen, getäuſcht haben ſie mich noch nie. — Doch ſiehe! ſetzte er ſchnell hinzu. Sprengen da nicht fünf oder ſechs Reiter hierher! — Hei! wie die Bluthunde über die Körper beſſerer Männer, als ſie ſind, wegſetzen! —

Sie ſcheinen uns zu verfolgen! rief Kunigunde, den Schimmel herumwerfend.

Für Sanct Urſus von Bern! tönte in dieſem Augenblick der Kriegsruf des kleinen Haufens.

Fort, ehe ſie uns ereilen können! Wir haben einen guten Vorſprung, und die Wege theilen ſich, rief das Fräulein, und ließ ihrem Renner den Zügel. Mechaniſch drückte Lütold dem Rappen die goldnen Sporen in die Flanken. Er bäumte ſich hochauf, und ſtürmte ſodann den düſtern Waldweg, dem Roſſe des Fräuleins nach. — — —

Lange Zeit jagten die Geſchwiſter in dem Walde fort, da es indeß immer düſterer wurde, ſo war es um ſo nöthiger den Lauf der Pferde zu mäßigen, indem ſtarke Baumwurzeln, und im Wege emporſtarrende Steine einen ſchnellen Ritt gefährlich machten. Kaum waren ſie indeß etwas langſamer geritten, kaum hatten ſie angefangen, ſich über den zu nehmenden Weg zu berathen, als ſie mit Entſetzen feindlichen Hufſchlag hinter ſich hörten. „Für Sanct Urſus von Bern!“ tönte wieder der Schauerruf, mit dem ihre Verfolger ſich anfeuerten.

Wäre Erlach hinter uns, ſagte Lütold, ich glaube, ich könnte mich ihm ergeben. Er iſt der Einzige, dem ich mein Schwert überreichen möchte.

Und thäteſt Du es, ſo bäte ich Dich, damit zuerſt meine Bruſt zu durchſtoßen! ſprach das Fräulein heftig. Lieber ſterben, als gedemüthigt vor dieſem Manne ſtehen. — Aber fort! Fort! Irr' ich nicht, ſo theilen ſich bald die Wege.

So war es auch. Die Straße, die die Fliehenden gekommen waren, trennte ſich bei einer großen Maaleiche. Drei verſchiedene, aber ſämmtlich wenig betretene Holzpfade — kaum noch zu erkennen im Dunkel — ließen ſich bemerken.

Jener führt nach Burgiſtein! ſprach Lütold.

Wir können ihn nicht wählen! erwiderte Kunigunde; auf dieſem vermuthen ſie uns jedenfalls.

Die andern beiden kenne ich nicht! ſagte der Ritter.

Ich eben ſo wenig! verſetzte das Fräulein. Gewiß ſind es aber einſame Holzwege. Sie führen uns unſern Verfolgern aus den Klauen, und unterdeß ſteigt der Mond herauf.

Es bleibt uns weiter keine Wahl, auch iſt es gleichviel, wo wir in die Hände des Feindes fallen! erwiderte Lütold, und weiter ging der Ritt. —

Wirklich ſchienen die Verfolger auf längere Zeit von den Fliehenden abzulaſſen; ſie hatten die Spur derſelben wahrſcheinlich bei der Maaleiche verloren. Lütold und Kunigunde ritten jetzt langſamer. Der Weg ſchien dem Hufſchlage nach — denn es war ſchon zu dunkel um ihn auf andere Weiſe beurtheilen zu können — ein Raſenpfad — der ſich durch ein undurchdringliches Dickicht von jungem Tannengebüſch ſchlängelte. Eben wollten die Reitenden über die Gegend, wohin ſie muthmaßlich gerathen wären, ſich unterhalten, als ſie kaum einige hundert Schritte hinter ſich ein lautes Rufen vernahmen.

Ich fühle die Fußtapfen ihrer Roſſe auf den Raſen! rief es: Hierher, wackere Brüder! Jetzt ſind ſie unſer. —

Fort! — Fort, um Gotteswillen! ſagte Kunigunde voll Entſetzen. — Mechaniſch folgte ihr der Ritter. So ſprengten ſie eine kurze Strecke fort. Auf einmal ſchien die Dunkelheit ſich etwas, jedoch nur bis zu einem ungewiſſen Zwielicht, zu erhellen. Die Geſchwiſter befanden ſich auf einer Felſenplatte, vor welcher eine Tiefe von mehreren Klaftern, und der Wald zu Ende war. Hier verſchwand auch der Weg. Rechts und links war Dickicht.

Vor uns liegt eine Fläche vom Nebel bedeckt! ſagte Kunigunde halblaut, aber raſch. Wer kann entſcheiden, ob es Wieſe, Moraſt, oder Waſſer iſt?

Waſſer, ſagſt Du? Waſſer? rief mit ſonderbarem Tone, faſt wie irreredend, der Ritter. Es iſt eine ſchöne Wieſe, Kunigunde. Setzen wir hinab. Der Fels iſt kaum zwei Klaftern hoch.

Es kann Moraſt ſein, und wir verſinken! ſagte das Fräulein. Aber nein! Es ſcheint Waſſer; ich höre das Plätſchern kurzer Wellen am Fuße des Felſen.

Was Du hörſt, ſagte Lütold im vorigen Tone, iſt das Rauſchen des Nachtwindes in den Baumgipfeln oder das Pfeifen des Luftzugs im hohen Graſe.

Mein Roß, ſprach das Fräulein, iſt gewöhnt bergab zu ſetzen; aber — wenn es dennoch Waſſer oder Moraſt wäre?

Es iſt eine Wieſe! rief der Sänger, und ſeine Stimme näherte ſich immer mehr den Tönen, die den Irrſinn bezeichnen. Siehe, Schweſter! Es wird immer heller! Ich ſehe jetzt Alles ganz deutlich.

Wie kannſt Du dies ſagen, Lütold? erwiderte Kunigunde. Es iſt düſterer wie vorher.

Nein! — Nein! rief der Ritter. Ich ſehe ganz deutlich eine ſchöne Wieſe voller Blumen. In ihrer Mitte ſitzt ein Mägdlein. — O ich kenne es wohl! — Die Maid ſtreckt ihre Hand gegen mich aus. Sie winkt. Ein Stern glänzt über ihrem Haupte. — Hinab! — Hinab! Wie raſend faßte der Ritter nach dem Zügel des Zelters, auf dem das Fräulein ritt. Kunigunde ſträubte ſich.

Dort ſind ſie! ertönte in dieſem Augenblicke eine Donnerſtimme. Ergreift ſie, tapfere Brüder! rief eine zweite.

Hinab! ſchrie jetzt Kunigunde in Verzweiflung. — Rappe und Zelter bäumten ſich. Beide thaten einen Sprung vorwärts, und die Felſenplatte war leer. — —

Sie haben ſich in den See geſtürzt! rief ein Wappner, der von dem Pferde ſprang und nach der Felſenplatte eilte, den eben ankommenden Gefährten zu. — Sie haben ſich hinabgeſtürzt und ſind ertrunken! Dort kämpfen zwei dunkle Körper mit dem Waſſer! — Ich ſehe ſie deutlich in dem Strahle des Mondes, der ſo eben durch die Bäume bricht. Es ſind die Pferde, welche verſinken. — — —

Der feindliche Krieger hatte ſich nicht getäuſcht.

Kunigunde und Lütold waren ertrunken. Der moraſtige Grund des Sees hatte ſie nicht an das Ufer gelangen laſſen. — — —

Die aufgehende Sonne des folgenden Tages fand die Sieger auf dem Schlachtfelde, wo ſie, einer alten Sitte nach, drei Tage verweilten.

Erlach ließ ſicheres Geleit ausrufen für die, welche die Leichname der Ihrigen in die Gruft ihrer Geſchlechter führen wollten. Wie ein Freund ſorgte er für die Verwundeten, dann zog er mit dem Heere nach Bern, wohin auch Bertha von Regensberg geleitet worden war. Sobald Erlach die Thore der Vaterſtadt überſchritten hatte, legte er die ihm übertragene Vollgewalt nieder. Es wurde zu Bern verordnet, jährlich dieſen Tag mit Fahnen, Kreuz und Heiligthum feſtlich zu begehen, und auf dieſe Weiſe den Nachkommen den Tag von Laupen noch lange im Gedächtniſſe zu erhalten.

Erſt lange nach dieſer Zeit wagte Erlach Berthas Hand zu begehren. Eine Scheu, dieſelbe der Tochter eines mächtigen Geſchlechts, welches durch ihn, wiewohl unter Schmerz und Kummer, faſt vernichtet worden, anzubieten, hatte ihn bis jetzt abgehalten. Als jedoch in einer Verſammlung zu Ueberſtorf, welche zwei Jahre nach dem verhängnißvollen Tage ſtattfand, die Berner nicht nur mit ihren Feinden Friede machten, ſondern auch Veranſtaltungen eines ordentlichen Rechtsganges getroffen wurden, führte Erlach Bertha als ſeine Braut zum Altar. — — Wie hoch aber Erlach bei Freund und Feind in Achtung ſtand, beweiſt der Umſtand, daß, weil Graf Rudolph von Nidau zwei unmündige Söhne hinterließ, und die Anverwandten des welſchneuenburger Hauſes keinem auswärtigen Fürſten die Vormundſchaft übertragen wollten, die ſämmtlichen Familienmitglieder darin überein kamen, dem Ritter die Aufſicht über ſolche und die Grafſchaft Nidau anzubieten. Er übernahm den Antrag, welcher ihn eben ſo ehrte, wie die gewonnene Schlacht. Geſiegt gleich ihm, haben Mehre, aber nie hat es einen Feldherrn gegeben, dem, gleich ihm, ohne ſein Zuthun, ohne ſpätere Reue, die Vormundſchaft über die Kinder, über Hab und Gut des erſchlagenen Gegners, übertragen worden wäre. —

So wie aber Erlach ſein Weib nach der heimiſchen Burg geführt, fand ſich auch Hadloub in der gaſtlichen Halle ein.

Nimm mich auf, Bruder! ſagte der unglückliche Dichter und Sänger. Nimm den Armen auf, den die Liebe verrieth und der an ſich ſelbſt verzweifelt, wenn ihn auch die Freundſchaft verläßt!

Gerührt reichte ihm Erlach die Hand. —

Oft ſang der alternde Hadloub, in ſpäterer Zeit, den blühenden Kindern ſeines Freundes die Geſchichte ſeiner Liebe und ſeiner Schmerzen.

Die Konquiſtadoren.

Erzählung.

Motto:

Fort, fort nach fernem Weſten,
Wo Gold und Goldeswerth! —
Nichts als den Rittermantel
Ererbt' ich, und dies Schwert.

Kaum hatte der große Kolomb Spanien eine neue Welt gegeben, ſo war es, als ob eine ganze Hölle auf dieſe losgelaſſen worden ſei. Abenteurer aus allen Provinzen, von allen Ständen, der Sohn des Granden, der dem Throne am nächſten ſtand, wie der blut- und raubluſtige Wegelagerer, der Ritter wie der Mönch, Alle eilten nach dem Weſten, wo das allgeſchätzte Gold, der Sage nach, wie der Kieſel am Wege lag, und nur des Aufraſſers harrte. Unter der Maſſe jener Abenteurer gab es natürlich auch Einzelne, die mit dem gemeinſamen Erbtheil, der Kühnheit, auch das einer gewiſſen Geiſtesgröße vereinigten. Ein ſolcher war Fernando Kortez, ein Eſtremadurer. — Schon früh hatte er die Waffen den Wiſſenſchaften vorgezogen, er war nach Weſtindien gegangen, und hier ſtellte ihn der Gouverneur von Kuba, Velasquez, an die Spitze einer Flotte von zehn Schiffen, die mit ſechshundert Spaniern bemannt, das fabelhafte Goldland (el dorado) jenen geiſtigen Pol, nach welchem alle Sinne dieſer raubluſtigen Abenteurer gerichtet waren, aufſuchen ſollte. Der Unglücksſtern eines unſchuldigen Volkes führte den Kühnen nur allzurichtig an die Küſten des großen Reiches von Anahuac, dem heutigen Mexico. — Der Anblick der ſchwimmenden Feſtungen, welche donnerbegleitete Blitze aus ihren Seiten ſchleuderten, vor allem der der Pferde, welche die unkundigen Indianer für eins mit ihren Reitern hielten, das blitzende Eiſen, ein unbekanntes Metall, Alles dieſes ſetzte das ziemlich unkriegeriſche Volk in Furcht und Schrecken, und als in einem Rathe der Aelteſten, den der Herrſcher des Landes, Montezuma, zuſammenberufen hatte, es erſt ausgemacht worden war, daß die furchtbaren Ankömmlinge Unſterbliche, wahrſcheinlich die Kinder des Gottes der Luft, Quetzalcoatl, der unter dem Bilde einer gefiederten Schlange verehrt wurde, ſein dürften, ward es Kortez leicht, nach einigen leichten Gefechten an der Küſte mit ſeiner kleinen Schaar bis nach Tenochtitlan der Hauptſtadt des Landes vorzurücken. Anfangs wurden die Spanier mit Ehrfurcht empfangen, es wurde ihnen göttliche Ehre erwieſen, Opfer gebracht, das Beſte, was man hatte, ihnen gereicht, ja, als die unſchuldigen Indianer ſahen, wie die muthigen Roſſe der

Fremden an den Gebiſſen kaueten, eilten ſie ganze Haufen ſilberner Geräthſchaften herbeizubringen, damit ſich die göttergleichen Thiere daran gütlich thun möchten. Dies Verhältniß dauerte jedoch nur kurze Zeit. Die Unſterblichen entwickelten nur zu bald eine ſolche Menge ſterblicher Leidenſchaften und Begierden, ihr ganzes Weſen erinnerte ſo wenig an die präſumirte luftige Abſtammung, daß die Aermſten, auf deren unſchuldigen Nacken das neue Joch laſtete, bald der Meinung wurden, daß die Ankömmlinge wohl eher einer Legion Teufel, oder einem höchſt bösartigen Menſchenvolke, als der Familie des Luftgottes angehören dürften. Ein dumpfes Murren lief in dem Volke um, und bald ſollte dies zu einem furchtbaren Ausbruche kommen, ſo ſehr auch Kortez es durch ſeine Klugheit und unleugbare Geiſtesgröße zu verhindern trachtete. — Auf dem Throne des Wahlreichs Anahuac (altmerikaniſch: nahe am Waſſer) ſaß damals der König Montezuma. Er übte die Souverainität über eine Menge kleiner Fürſten und einen mächtigen Adel, aus deſſen Mitte er gewählt worden war. Seine Paläſte waren in ihrer Ausdehnung kleinen Städten zu vergleichen. Ueber dreißigtauſend Menſchen waren blos bei den verſchiedenen Bedienungen an ſeinem Hofe angeſtellt. Um ſich davon einen nähern Begriff zu machen, genügt es vielleicht, anſtatt weitläuftiger Beſchreibungen, die der Raum nicht erlaubt und die bei den Autoren: **Solis. Bernal Diaz** und **Clavigero** beſſer nachzuleſen ſind, daß bei der Menagerie des Herrſchers allein über dreihundert Menſchen beſchäftigt waren. Der Harem des Königs enthielt über dreitauſend der ſchönſten Mädchen des Landes, und es beſtand eine Kommiſſion, die eigens dazu errichtet war, beſtändig im Lande umher zu reiſen, und die Schönheiten deſſelben die Revue paſſiren zu laſſen. — Die Hauptſtadt von Anahuac, Tenochtitlan, das heutige Mexico, lag in einem herrlichen Thale, zwiſchen zwei Seen, und auf einigen ſiebenzig Inſeln. Die regelmäßige Bauart derſelben, vor Allem der Hauptpalaſt des Königs, welcher mehr als zwanzig Thore und über hundert Gemächer hatte, der große Tempel, der wie eine ungeheure abgeſtumpfte Pyramide über alle übrigen Gebäude emporragte, die künſtlichen, mit herrlicher Vegetation bedeckten, von Kolibri's ſchaarenweis umflatterten, ſchwimmenden Inſeln im See, der ſeine Rauchwolken in die Lüfte ſendende, den Horizont begränzende Vulkan Popocatepetl, Alles zuſammengenommen machte auf die Spanier, als ſie zum Erſtenmale das Thal betraten, einen ſolchen Eindruck, daß ſie ſich in ein Feenland verſetzt glauben mußten. —

Dieſe wenigen, freilich bei weitem nicht erſchöpfenden Erläuterungen vorausgeſendet, wenden wir uns nun zu den eigentlichen Begebenheiten unſerer Erzählung. — — —

Der Menſchenknäul, der den ganzen Tag die breiten Straßen und Plätze der Hauptſtadt durchwogt hatte, begann ſich allmälig zu löſen, die letzten Strahlen der Sonne rötheten den Gipfel des mächtigen Vulkans, der das Thal beherrſchte und ſeine Rauchſäule in einzelnen Stößen in den ſtillen Abendhimmel ſandte, das Feuer, welches auf der Platteform des großen Tempels in zwei mächtigen Becken brannte, umſtrahlte das mexikaniſche Pantheon mit ſeinem flackernden Lichte, und in dem großen Tempelgarten, deſſen eines Ende an das Seeufer ſtieß, und an deſſen Mauer zwei Wandler, ein Ritter und ein Dominicanermönch, in leiſem Geſpräch dahingingen, waren die Luſtgeſänge der Prieſterinnen und der ihrer Leitung anvertrauten Koſtgängerinnen allgemach verſtummt, als die eben bezeichneten Spaziergänger ſich unweit eines Landungspförtchens auf eine Steinbank niederließen. Der Ritter Karlos de Salcedo, ein junger Mann von angenehmem Aeußern, hörte, bald mit der vielfach verſchlungenen Gnadenkette, die ihm von dem wohlgeformten Nacken herabhing, bald mit dem Schwerte oder Dolche ſpielend, in ziemlicher Zerſtreuung dem Geſchwätze des Fray Blas de St. Eſteban zu, und wer die Beiden geſehen hätte, würde nur mit Schwierigkeit dahinter gekommen ſein, ob das ſtille Lächeln des Ritters mehr der Erzählung des Dominicaners oder deſſen Aeußerem gelte. Der Mönch war ein noch ziemlich junger Mann in der Fülle des Lebens. Das volle Geſicht, die gutmüthige Miene, die runde Geſtalt, vor Allem das fette Unterkinn, kontraſtirte aufs ſeltſamſte mit einem großen Schlachtſchwerte, welches er über die Kutte geſchnallt an der Seite trug, und das mit der friedlichen Ordenskleidung, dem geſchornen, nur von einem ſchmalen dunklen Haarkranz umgebenen Haupte, ihm einen höchſt komiſchen Anſtrich lieh. Er war eben im beſten Peroriren.

Ich weiß gar nicht wie Ihr ſeid, Don Karlos! rief er, auf ächt ſpaniſche Weiſe die Luft mit den Händen durchſägend. Ihr wißt Euer Glück nicht zu benutzen. Ihr ſeid der Liebling des Feldherrn, ja ſo zu ſagen ſein Zögling, Ihr beſitzt ſein Vertrauen, Ihr habt Euch gegen den Kaziken von Tlascala ausgezeichnet — ich meine nämlich, als Ihr deſſen Hauptfahne, den goldenen Adler erbeutetet, bei welcher Sache Ihr, wenn Ihr unparteiiſch ſein wolltet, eingeſtehen müſſet mir einiges zu verdanken zu haben. — Ihr ſeid —

Halt, Fray Blas! unterbrach lachend der Ritter den Mönch. Ihr ſagt, ich hätte Euch die Eroberung des Adlers, alſo auch dieſe Gnadenkette zu danken. Dieſer Umſtand iſt mir ſo neu, daß ich Euch nothwendig darüber um eine Erklärung bitten muß. Ehre dem Ehre gebührt, und findet es ſich, daß Ihr eigentlich die Fahne erobert habt, ſo müßt Ihr auch die Ehrenkette tragen.

O Ihr ſcherzt! — Ihr ſcherzt blos mit Eurem Diener, werther Don Karlos! ſagte in Verwirrung der Mönch. Wenn ich ſage, daß Ihr mir Etwas zu verdanken hättet, ſo meinte ich nur, daß ich Euch zuerſt auf die Fahne aufmerkſam gemacht habe, als Ihr mit unſerer wenigen Reiterei vorbrachet.

Ich kann mich wirklich nicht beſinnen! meinte der Ritter.

Glaub's ſchon! — Glaub's ſchon! rief der Mönch. Es iſt Euch aus den Gedanken gekommen. — Seht — wie bereits geſagt — als Ihr mit der Reiterei vorginget, da hatte mich meine gewöhnliche Kampfluſt, die ich nun einmal nicht zu zügeln im Stande bin, ſehr weit vorwärts getrieben. Ehe ich es mir verſehe, bin ich mitten im dickſten Haufen der Feinde. Kaum hundert Schritte von mir erblicke ich den Kaziken von Tlascala, den Xicotencatl, neben ihm den Adler. Eben will ich auf ihn zu; ich gebe einem Heidenkerl der auf mich eindringt den Reſt — Ihr wißt ich habe im Stich eine verteufelte Force! — es kommt ein Zweiter; ich haue ihn nieder — nun Ihr kennt meine Art zu hauen, ich habe ſie noch von Salamanca her; der alte Florentiner, der Paſticcio, war mein Lehrmeiſter! — Jetzt ſtürze ich mich auf Zwei; nieder müſſen ſie! In dieſem Augenblicke war es mir eine Kleinigkeit die Fahne zu erobern. — Ihr könnt mir das nicht ableugnen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03058/007

Doch eben rückt Ihr mit der Reiterei vor. Was war jetzt zu thun? — Sollte ich auf der Bahn des Ruhmes inne halten? — Sollte ich Euch, dem Freunde, dem Eſtremadurer, dem Schulkameraden, dem Stadtkinde von Medellin die Ehre vom Munde wegnehmen?

Denkt Ihr indeß daß ich gezögert habe eine Wahl zu treffen? Keineswegs. Laß ihn! ſagte ich mir. Laß ihn, guter Blas! Als Dir Deine Großmutter, die Strumpfwirkerin, in der Straße Zapateria, bereits mit dem fünften Jahre die Mönchskutte anzog, und ſomit Deine Anlage zum Krieger verkannte, war bereits Dein Loos entſchieden! Dein Unſtern will es, daß Dein Name nicht in der Reihe derer der Konquiſtadoren glänzen ſoll! — Solches bei mir denkend haue und ſteche ich immer rechts und links. Hier verſetze ich einem Heiden eine **stoccata**, daß er das Aufſtehen vergißt; dort haue ich einem Andern eine Prime, an der er noch lange zu flicken haben wird. Indeß ſtürmt Ihr eben mit der Reiterei vorbei. Don Karlos! ſchreie ich ſogleich; werther Don Karlos, dort iſt die Hauptfahne!

Mich ſoll der Henker hohlen, wenn ich Etwas von Euch ſah oder hörte! rief der Ritter.

Vergeßlichkeit! Nichts als Vergeßlichkeit! Ihr hattet von jeher ein miſerables Gedächtniß! ſprach mit unerſchütterlicher Ruhe der Mönch. — Jetzt, lieber Ritter, fuhr er fort, ſehe ich Euch den Adlerträger niederhauen, und die Fahne ergreifen. Ich ſehe wie die ganze Maſſe der Feinde ſich gegen Euch wendet. Aha! denke ich. Nun wird er Dich nöthig haben. Ich dringe vor. Weiter, und immer weiter. Hier ſteche, dort haue ich Einen nieder. Jetzt laßt Ihr zum Rückzuge blaſen. Ich aber gehe nicht zurück. Ich decke Euch den Rücken, ich fechte, ich dringe vor, ich ſprenge die Haufen die Euch verfolgen wollten aus einander. —

— Der Ritter hatte ſeit einiger Zeit mit immer zunehmendem Lächeln dem Mönche über die Schultern geblickt. Eine Geſtalt war leiſe auf den Zehen herbeigeſchlichen. Es war ein junger Rittersmann. Jetzt ſtand er dicht hinter dem Dominikaner, und ſchlug in ſpashafter Verwunderung über die Uebertreibungen des guten Blas die Hände über dem Kopfe zuſammen.

Hat man je, rief der Fremde, indem er den Mönch an der Kaputze zog, hat man je einen unverſchämtern Lügner an den Ufern des Tietar geboren werden ſehen, ſo will ich nicht mehr Luiz de Morla heißen! — Ei Du aufgedunſener lügenhafter Dickkopf! Schämſt Du Dich nicht, unſerm Freunde ſolches verdammtes Zeug, das in Deinem verbrannten Gehirn wie eine Blaſe aufſteigt und dann immer größer und größer wird, bis es Deinen ganzen Schädel erfüllt, auf ſo unſinnige Weiſe aufzuhängen? — Habe ich Dich nicht, als Den

Karlos den Adler nahm, mit dieſen meinen Augen bei der Wagenburg ſitzen, und die Früchte der Chirimoya in größter Seelenangſt dutzendweiſe hinunterſchlingen ſehen? — Bin ich Dir nicht begegnet, als Du, wie bereits Alles vorbei war, auf dem Schlachtfelde umherliefſt um den Todten die goldenen oder ſilbernen Zierrathen abzulöſen? —

Du biſt noch immer ſo grob und unvernünftig wie einſt auf der Schulbank zu Medellin! ſagte achſelzuckend, und ſo gut wie möglich Unbefangenheit affectirend der Mönch. Was ich geſagt, habe ich geſagt, und ich ſehe nicht ein, warum man nach gethaner Arbeit nicht die Früchte der Chirimoya eſſen, und den todten Heiden die Zierrathen abnehmen ſollte, um daheim ein Kelchlein zur Ehre des Schutzpatrons daraus fertigen zu laſſen.

Ich glaube Don Luiz, fiel Karlos lächelnd und den Streit vermittelnd ein, Ihr thut unſerm Freunde Unrecht, wenn Ihr ihn eines Mangels an Muth beſchuldigt. Davon, daß ich ihm den Gewinn der feindlichen Fahne verdanke, höre ich jetzt freilich das erſte Wort; aber bei dem kleinen Scharmützel mit dem Kaziken von Zempoalla, habe ich ihn allerdings ſich mit einem Indianer herumſchlagen ſehen.

Mit Einem? fiel Fray Blas ihm in die Rede, indem er ſich in die Bruſt warf. Mit einem ganzen

Haufen, werther Caballero! — Aber freilich! Ihr kamt zu ſpät. Es war nur Einer übrig.

Ganz recht! ſprach Morla, nur mit Mühe das Lachen unterdrückend, und indem er ſichtlich einen neuen Angriff auf den guten Kleriker im Schilde führte. Ich erinnere mich jetzt, und bitte Dich um Verzeihung, guter Blas, wenn ich Dir einen Augenblick nicht die gehörige Gerechtigkeit widerfahren ließ. Der Feldherr und auch der Biſchof ſprachen von Deinem Benehmen, wie ich mit eigenen Ohren angehört.

Wirklich? ſagte der Mönch, nur allzuleicht in die Schlinge gehend, und augenſcheinlich geſchmeichelt. Nun, ich wußte es wohl, Du kannſt die franzöſiſche Abkunft nicht verleugnen, und biſt ein Sauſewind, indeß haſt Du kein ſchlechtes Gemüth. — Doch ſage mir, was ſprachen denn der Feldherr und der Biſchof über meine Wenigkeit? Ich mache mir zwar wenig aus dem, was die Leute von mir ſagen, indeß iſt es doch manchmal recht ſpaßhaft was man zu hören bekommt.

Das war es auch! entgegnete Don Luiz ernſthaft. Der Biſchof ſprach, daß er nur ungern die Erlaubniß ertheilt, daß der Klerus ſich bewaffne, und daß er nur der Selbſtvertheidigung wegen, und weil es von Wichtigkeit ſei, daß jeder Spanier für unüberwindlich, ja unverletzlich gehalten werde, ſeine Einwilligung nicht verweigert. Daß die Sache aber auch ihre unangenehme

Seite habe, ſetzte der Hochwürdige hinzu, ſei nicht zu läugnen; denn er habe vor Kurzem einen Mönch mit dem Schwerte an der Seite ſich läppiſch, prahleriſch, lächerlich, faſt wie einen Faſtnachtsnarren, und beinahe zum Anbinden reif, benehmen ſehen.

Gott weiß von wem er geſprochen hat! rief ärgerlich Fray Blas.

Das ergab ſich ſogleich! ſprach Don Luiz in unerſchütterlicher Ruhe. — Ewr. Gnaden, ſagte der Feldherr darauf, ſprechen wahrſcheinlich von dem Bruder Blas de St. Eſteban. Ich kenne denſelben wohl, denn er iſt aus Medellin gebürtig. Man muß dem guten Mann etwas nachſehn, denn er ſteckt voll Schrollen und Eigenheiten, ja Manche ſind der Meinung, es ſolle in ſeinem Kopfe nicht allzurichtig ſein.

Pfui! — Schämt Euch, Luiz! — Ihr ſeid der Satansengel, der unſern guten Freund und Landsmann fortwährend mit Fäuſten ſchlägt! rief Karlos, wider Willen zum Lachen gezwungen.

O laßt ihn nur! Laßt ihn, ſchätzbarer Don Karlos! rief vor Aerger faſt erſtickend der Mönch. Er kommt mir ſchon zurecht! Er wird bei Zeiten einen Beichtzettel zu hohlen, irgend eine Indianerin zu taufen, bei der Taufe einer andern Gevatter zu ſtehen haben — Ihr müßt wiſſen, er hat beſtändig dergleichen Geſchäfte — dann aber wollen wir ſehen, ob Fray Blas, der brave, der wackere, der fromme Fray Blas — ſo nennt mich dann der Heuchler gewöhnlich — zu Hauſe ſein wird.

Na, ſei kein Narr! es war nicht ſo böſe gemeint! rief Luiz, den Arm um den fetten Nacken des Mönchs legend, und ſich neben ihn auf die Steinbank niederlaſſend. Fechte Du gegen das ganze indianiſche Heer, und laſſe die Arme nicht ſinken von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, mir aber erlaube eine hübſche Heidin dem Chriſtenthume zuzuführen, und ich denke, wir werden uns vertragen, wenn wir auch eigentlich dabei einander ins Handwerk pfuſchen, ja ſo zu ſagen die Rollen tauſchen. — Hört, Don Karlos! ſetzte dann Luiz, wie plötzlich von einem andern Gedanken ergriffen, hinzu. Die Indianerin, die Marina, die par amour des Feldherrn, iſt doch ein außerordentliches Weib

Allerdings! entgegnete Karlos de Salcedo, aber es blieb ungewiß, ob er die Rede des Freundes vernommen; denn ein leiſes Geräuſch im Innern des Tempelgartens ſchien ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen zu haben.

Allerdings! rief Luiz, dem Freunde nachſpottend. Iſt dies auch eine Antwort, wenn von dem herrlichſten Geſchöpfe, das die Natur je mit einer kupferfarbenen Sammethaut bekleidete, die Rede iſt? — Wahrhaftig, Ihr ſeid zu einem Eremiten geboren, wenn Ihr das hohe, herrliche, majeſtätiſche Weib tagelang vor Euch ſehen, und dann, wenn Jemand dieſe Eigenſchaften preiſet, mit einem kalten: Allerdings, darauf antworten könnt.

Ich erkenne die Vorzüge Marina's, wie Ihr, erwiderte ruhig der Vorige; noch mehr, ich bewundere an ihr Eigenſchaften, die Euch verborgen blieben, und dennoch behaupte ich — ſie iſt in mancher Hinſicht des Feldherrn böſer Engel.

Wie meint Ihr das? Ich verſtehe Euch nicht! fragte Luiz.

Als der Kazike von Nauthlan dem General ein Geſchenk von zwanzig ſchönen gefangenen Mädchen machen wollte, entgegnete Karlos, als Kortez das Geſchenk zurückwies, da trat eins derſelben — es war dieſe Marina — dicht an den Feldherrn. Wähle mich! ſprach ſie — und niemals werde ich den Ton und Blick, mit dem ſie es ſagte, vergeſſen. — Wähle mich, Herr, und Du ſollſt auf dem Throne von Anahuac ſitzen, Montezuma aber ſoll Deine Feſſeln tragen! — Der kühne Ton ihrer gebrochenen Rede, ihre majeſtätiſche Haltung, die Zuverſicht mit der ſie ſprach, ihre Schönheit, Alles machte auf Kortez einen Eindruck, deſſen ich ihn nie fähig geglaubt. Er nahm die Indianerin zu ſich; den folgenden Tag ward ſie getauft. Faſt täglich habe ich ſie ſeitdem geſehen, und ich weiß nicht was ich mehr an ihr bewundern ſoll, ihren hellen Verſtand, die Kräfte des kühnen Geiſtes, die ſich immer mehr entwickeln, ihre Hingebung für den Feldherrn, oder die Fertigkeit, unſere Sprache, unſere Sitten ſich zu eigen zu machen — Wie Ihr bemerkt haben werdet, ſpricht ſie bereits das Spaniſche wie ihre Mutterſprache — dennoch iſt Etwas an ihr was mich zurückſtößt, und ich kann meines Widerwillens nicht Meiſter werden.

Man ſagt, ſprach Frau Blas, ſie ſei die Tochter des Vorgängers Montezumas, und zu deſſen Gemahlin beſtimmt geweſen, er aber habe ſie wegen ihres Ehrgeizes verſchmäht, und dem Herrſcher von Nauthlan als Sklavin geſchenkt. — Aber ſeht einmal! da wirft Jemand eine Palmfrucht über die Mauer.

Don Karlos war ſeit einigen Minuten bereits ſehr unruhig geworden. Er hatte aufmerkſam nach dem Pförtchen in der Mauer geblickt, war aufgeſtanden, und hatte ſich wieder geſetzt. Seine Unruhe entging dem muntern Luiz nicht.

Täuſcht mich nicht Alles, rief er neckend, ſo habe ich mich in Eurem Berufe zum Einſiedler doch ein wenig verrechnet! — Bei der **santa virgen** von Guadalaxara! Ihr habt ein Rendezvous **in petto**, und wir geniren Euch ein Bischen. Nun weiß ich mir es auch zu erklären, warum Ihr Euch von Marina's Schönheit nicht mehr hingeriſſen zeigtet; eine andere kupferbraune Schönheit hat Euer Herz gerührt. — Nun ſprecht, Caballero, iſt's nicht ſo? — Geſteht es immer, oder — wir gehen nicht von der Stelle.

Es kann ſein — ich will nicht leugnen — verſetzte Karlos in Verwirrung.

Madre de Dios! That Ihr doch ſo verſchämt, wie die junge Nonne zu Medellin, als ich ihr das erſte Liebesbriefchen durchs Gitter des Sprachzimmers zuſteckte! rief Luiz. Nun, Ihr ſollt ſehn, daß ich mit meinem Nebenmenſchen Mitleid zu haben, mich in ſeine Lage zu verſetzen weiß. — Komm Dicker! ſprach er, Fray Blas unter den Arm faſſend. Wir ſind hier überflüſſig. —

Ei, ei, werther Caballero! ſprach kopfſchüttelnd der Mönch. Ich hätte Euch für ſolider gehalten. — Euch mit einer Heidin in Liebeshändel einzulaſſen! Ja, wenn wenn ſie noch getauft wäre —

Halt's Maul, Plaudertaſche! ſagte Luiz, den bekutteten Freund fortziehend. — Die Minuten ſind koſtbar, und er thut's eben aus chriſtlichem Eifer. Wäre ſie getauft, ſo wäre gar kein Verdienſt dabei, ſo aber iſt's ein anderes Ding. Wenn Du mit dem Schwerte in der Fauſt das Chriſtenthum verkündigſt, was bleibt uns übrig, als es mit den Worten der Liebe zu verbreiten.

Sitzet nicht, wo die Spötter ſitzen! rief der Mönch, und er würde noch einige Warnungsworte an Karlos gerichtet haben, aber Luiz Morla ließ ihn nicht mehr zu Worte kommen, ſondern ſchüttelte dem Freunde mit einem vielſagenden: buenas noches! die Hand, und eilte dann, den widerſtrebenden ſchwarz- und weißbekutteten Gefährten am Arme, längſt dem Seeufer nach der Stadt.

Kaum waren die Geſtalten der Abgehenden in der Dämmerung verſchwunden, als Karlos de Salcedo aufſtand, ſich dem Gartenpförtchen naherte und leiſe klopfte. Ein Riegel knarrte, die kleine Thüre that ſich auf, und ein voller, lebenswarmer Arm umſchlang den Nacken des Ritters; er gehörte einem Körper an, welcher einem Bildhauer des Alterthums hätte zum Modell dienen können. Man denke ſich eine junge, kaum den Kinderjahren entwachſene Indianerin, deren zarte Körperformen, die außerordentlich ſanften, ihrem Volksſtamme eigenen, faſt kindlichen Züge, ſie zu einem weiblichen Ideal des letztern veredelten. Die Schöne war nur leicht bekleidet. Ein feines Gewebe umſchloß die jungfräuliche Bruſt, ein buntfarbiger Federſchurz die Hüften, und eine vom Abendwinde leiſe bewegte Krone aus den Federn des Ara's das vollockige Haupt. Silberne, künſtlich durchbrochene, Zierrathen ſchmückten den hellbraunen, nur wenig ins röthliche ſpielenden, ſchöngeformten Arm.

Komm, ſagte die Indianerin, den Ritter ſanft in das Dunkel, welches die fächerförmigen Blätter eines Palmbaums verbreiteten, fortziehend, komm, man könnte uns von der Höhe des Tempels aus erblicken, dort aber ſieht uns Niemand, als ein erzürntes Kolibripärchen, das ich aus der Ruhe geſtört habe, und das ſchon ſeit Sonnenuntergang mich umſummt.

So lange wartet meine Nadina ſchon auf mich? ſprach Karlos zärtlich, indem er die kleine, braune, aber zierlich geformte Hand an die Lippen drückte.

Ei freilich! entgegnete die Mexikanerin. Heute vermißt mich Niemand. Alle Prieſterinnen ſind im Tempel, und mein Oheim, der große Teoteuctli (Oberprieſter), hat ihn ſeit Mittag nicht mehr verlaſſen.

Iſt heute vielleicht der Vorabend eines großes Feſtes, und verdanke ich es dieſem Umſtande, ungeſtört mit meiner lieben Nadina plaudern zu können?

Das nicht! erwiderte das Mädchen unbefangen. Es ſind dem Luftgotte viele Opfer gebracht worden, damit er nicht zürne, daß man Euch ſo lange für ſeine Söhne gehalten hat. — Höre, Du Lieber! fuhr die Mexikanerin in kindlichem Geplauder fort. Es iſt mir doch ſehr lieb, daß Du kein Gott biſt! Mir war Anfangs immer ſo Angſt in Deiner Nähe, ja an dem Tage, als Du das erſte Wort zu mir ſprachſt — es war als Euer Feldherr das Kreuz und das Bild der ſchönen Frau, die auf einem halben **Monde** ſteht, im Tempel unter unſern Landesgöttern aufrichten ließ — habe ich mich ganz entſetzlich vor Dir gefürchtet, ich dachte, Du würdeſt Dich im Augenblicke in irgend ein reißendes Thier, eine große Schlange oder dergleichen verwandeln. Erſt, als ich Dich öfter im Tempel oder hier geſprochen hatte, als ich ſah, daß Du ſo gut biſt, ſo lieb, da faßte ich Muth, und ich erſchrack nur ein einziges Mal. — Es war, ſetzte ſie, verſchämt das ſchönbeſchattete Auge niederſchlagend, hinzu, es war, als Du mir den erſten Kuß gabſt, aber das war wieder eine ganz andere Art von Schreck. Ich fürchtete mich eben nicht, aber ich erſchrack doch ganz entſetzlich.

Du denkſt wenigſtens jetzt nicht mehr, daß ich mich während des Kuſſes in einen Jaguar oder eine Schlange verwandeln werde! ſagte Karlos, indem er den Arm um den ſchönen Leib des Mädchens ſchlang, und einen feurigen Kuß auf die leichtgebräunte Wange drückte.

Nein! lispelte Nadina lächelnd, indem ſie das lockige Haupt verſchämt an dem Halſe des Ritters verbarg. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr, denn ich weiß nun ganz gewiß, daß Ihr keine Unſterblichen ſeid, ſondern Menſchen wie wir.

Und woher weißt Du das ſo gewiß, meine kleine Nadina? fragte lächelnd der Ritter.

Mein Oheim hat es geſagt! erwiderte das Mädchen zögernd.

Vielleicht täuſcht er ſich dennoch! ſagte Karlos ſcherzend.

Nein! Nein! Er täuſcht ſich nicht! Ihr ſeid ſterblich wie wir, und die entſetzlichen Thiere, auf denen Ihr reitet, und die eine ſo furchtbare Stimme haben, ſind es auch! rief hartnäckig Nadina.

Sage mir nur, woher Du das Alles weißt, ſprach der Ritter, aufmerkſamer werdend.

Ich darf nicht! entgegnete die junge Indianerin.

Dann liebſt Du mich nicht mehr! ſprach Karlos weiter.

Wie kannſt Du mich nur ſo quälen, da Du doch weißt, wie ſehr ich Dich liebe! ſagte das Mädchen betrübt. Der große Teoteuctli ſprach vor dem Bilde des Kriegsgottes einen fürchterlichen Fluch aus gegen Den, der Euch das Geheimniß verrathen würde, und ſechs Gefangene wurden geopfert, um dieſen Bann noch feierlicher zu machen.

Wie, Nadina? — Es wurden Menſchen geopfert, obwohl der Feldherr das Kreuz in dem Tempel aufgepflanzt? rief Karlos überraſcht.

Man hatte es vorher weggenommen und dann wieder hingeſetzt! ſagte das Mädchen unbefangen. Die ſchöne Frau aber, die Ihr anbetet, war gar nicht böſe über das Opfer — man hatte ſie nämlich auf ihrem Platze gelaſſen — denn als der Topilzin (Opferprieſter) den Gefangenen die Bruſt aufſchnitt und das Herz ausriß, ſo ſtieg der Rauch ganz kerzengerade in die Höhe, wie ich mit eigenen Augen geſehen habe.

Der Ritter konnte ſich eines Schauders nicht erwehren, als das unſchuldige Geſchöpf, das ſich an ihn ſchmiegte, und deſſen Taubenaugen auf ſeinen Lippen ruhten, Worte ausſprach, die ſein ganzes Innere empörten. Er ſagte ſich indeß bald, daß die Gewohnheit, vermöge welcher die Aermſte ſeit den Tagen der Kindheit die Einzelnheiten des vaterländiſchen Gräuelcultus habe anſehen müſſen, ihr Gefühl nothwendig für Scenen dieſer Art abgeſtumpft habe, und daß man der Armen, Unſchuldigen, ihren Mangel an Mitgefühl nicht anrechnen dürfe. — Der Ritter kam bald wieder auf das Geheimniß, von dem das Mädchen geſprochen hatte, zurück, und eine dunkle Ahnung ſagte ihm, daß es höchſt nothwendig ſei es zu ergründen. —

Dein Oheim haßt uns! ſagte der Ritter nach einer Weile. Er iſt es vorzüglich, der zwiſchen Montezuma und unſerm Feldherrn Zwiſtigkeiten anzuſtiften trachtet. Wir wiſſen dies recht wohl. — Sprach er ſonſt Etwas von uns? —

Er nannte Euch ein Volk von Verfluchten! ſprach das Mädchen. Ihr waret Feinde der Götter, und hättet nur Unſterblichkeit gelogen.

Und hat meine Nadina es geglaubt? — Hält ſie mich auch für einen Gottloſen? fragte zärtlich der junge Spanier.

O nein! Nein! Du biſt gut, edel, wie die Götter ſelbſt, rief das Mädchen. Ich konnte dem Oheim recht gram ſein, als er ſo häßlich von Euch ſprach, aber — daß Ihr ſterblich ſeid, darin hatte er Recht; ich habe mich davon überzeugt.

Wodurch? — Wodurch, liebe Nadina? — rief der Ritter betroffen. Sprich! Sage mir nur ein' einziges Wörtchen! — Ich liebe Dich ja ſo innig.

Ich darf es nicht ſagen! — Ich darf nicht, Du Theurer! erwiderte das Mädchen, ihre Arme um den Hals des Ritters ſchlingend. Doch ja! ſetzte ſie hinzu. Soviel kann ich ſagen: ich ſah es aus einer Opferſpeiſe, die man dem Huitzilipochtli (dem Kriegsgotte) in fünf ſilbernen Schalen hinſetzte.

Daraus ſaheſt Du es? ſprach der Ritter nachdenkend. Höre Nadina! zeige mir eine dieſer Schalen.

Ich kann Dich nicht in den Tempel führen! Man könnte uns bemerken, wiewohl alle Prieſter auf der Platteform bei den heiligen Feuern verſammelt ſind! ſagte bedenklich das Mädchen.

Bringe eine Schale hierher! ſagte Karlos. Niemand bemerkt es.

Das könnte ich wohl, aber ich würde den Fluch auf mich laden! ſprach ängſtlich das Mädchen.

Keineswegs! beruhigte ſie der Ritter. Du ſagſt ja nichts von dem Geheimniſſe.

Der Gott würde böſe ſein! meinte Nadina.

Weshalb denn? ſagte der Ritter. Er bekommt ja ſeine Speiſe wieder. Ich will allen ſeinen Zorn auf mich nehmen.

Du ſprichſt ſehr frevelhaft, theurer Karlos! verſetzte ängſtlich Nadina. Der Huitzilipochtli (fälſchlich Vitzliputzli; Huitzilin, altmex.: ein Kolibri, opochtli: links, weil das linke Bein des Bildes mit Kolibrifedern bedeckt war) iſt ein ſehr zorniger Gott, und der große Teoteuctli (wörtlich: göttlicher Herr) verſicherte, er habe Euch ſämmtlich den Untergang geſchworen, und werde ſich fortan nur von Eurem Fleiſche nähren.

Ei, ſagte der Ritter ſcherzend, ſo kann er uns es nicht verdenken, wenn wir neugierig ſind zu wiſſen, womit er ſich bisher den Appetit geſtillt hat. Ich bitte Dich, Nadina, hole die Schale mit der Götterſpeiſe, welche Dich überzeugt hat, daß wir nicht den Unſterblichen angehören. —

Karlos wußte ſich kaum ſelbſt anzugeben, warum er ſo feſt darauf beſtand, ein Geheimniß ergründen zu wollen, welches im Ganzen für ihn nur von geringem Intereſſe ſein konnte. War es ein ſeit mehreren Tagen ziemlich allgemein verbreiteter Argwohn, daß die Indianer über irgend einen verrätheriſchen Anſchlag brüteten, welchen zu erforſchen Kortez die Seinen wiederholt ermahnt hatte, war es eine dunkle Ahnung, daß das Geheimniß des lieblichen Kindes für ihn oder ſeine Brüder von großer Bedeutung ſein werde, er konnte es ſich nicht klar machen. Nichtsdeſtoweniger drang er ſo lange in Nadinen, bis das Mädchen verſprach, eine der vor dem Bilde des Gottes niedergeſetzten Schalen herbeizubringen. Er that dies um ſo eifriger, da er wußte, daß um dieſe Zeit der untere Theil des Tempels, wo die Götterbilder ſtanden, leer und verlaſſen war, da alle Prieſter, ihrer Pflicht nach, ſich auf der obern Platteform befanden, um unter Gebet und Geſang das Aufſteigen des Mondes, der in ihrem Kultus eine große Rolle ſpielte, zu erwarten.

Leicht wie ein junges Reh war indeß Nadina unter dem Palmenſchatten, durch die blühenden Lianenhecken, nach dem Tempel geeilt; Karlos ſtand nun allein, auf ſein Schwert geſtützt, am Stamme einer Palme, und ſah wie der Mond langſam und majeſtätiſch über die Gebirge heraufſtieg. Sein melancholiſcher Strahl miſchte ſich auf ſeltſame Weiſe mit dem rothen flackernden Lichte, welches die beiden ungeheuren Feuerbecken von der Platteform des Tempels in den nächtlichen Himmel empor ſandten, und das auf dem mächtigen Spiegel des Sees in ſeinem Widerſcheine wie eine bewegliche Feuerſäule dahin zitterte. — Lange hatte der Ritter ſo geſtanden, und bald den ſeltſamen von der Platteform des Tempels hertönenden Geſängen der Prieſter gelauſcht, bald den kleinen Kolibri beobachtet, der von Nadinen aus dem Neſtchen geſtört, ſich immer noch nicht ganz beruhigen gekonnt hatte, und dann und wann zornig ſummend durch die Zweige ſchoß. Oft rauſchte es in den Gebüſchen, und Karlos fuhr dann unwillkührlich mit der Hand nach dem Schwerte, aber immer war es nur der aus ſeiner Ruhe geſcheuchte Vogel oder auch wohl irgend ein Reptil, welches ſeinen verborgenen Zufluchtsort verlaſſen hatte, um die nächtliche Wanderung zu beginnen. Endlich vernahm der Ritter leiſe, eilende Tritte. Es war das rückkehrende Mädchen, wie er ſich bald überzeugte. Noch wenige Augenblicke, und Nadina ſtand vor ihm. Sie trug eine ziemlich große, wie ein Becken geformte ſilberne Schale von ſchöner Arbeit. Eine, zierlich aus den Federn des goldbrüſtigen Kolibri's, des dem Kriegsgotte, wegen des Muthes der in dem kleinen Körperchen wohnt, vorzüglich geweihten Vogels, gearbeitete Decke, hing darüber.

Wie habe ich mich gefürchtet! ſagte ängſtlich das liebliche Kind. Wäre es nicht wegen Dir geweſen, wahrhaftig ich wäre umgekehrt, als mich der Gott im Mondſchein, der den Tempel halb erleuchtete, mit den funkelnden Augen, dem blauen Antlitz ſo furchtbar anblickte. — Nun, theurer Mann, betrachte ſchnell den Inhalt der Schale und laß mich ſolche dann wieder zu den Füßen Huitzilipochtlis niederſetzen.

Karlos trat nun zu dem Mädchen, deſſen zierliche Geſtalt von dem vollen Mondesſtrahl wie von Tageshelle beleuchtet ward, und das ihn mit den treuen, unſchuldigen Augen ſo liebend anſah. Faſt reuete es ihn, um einer Grille willen Nadinen einer, wenn auch nur unwahrſcheinlichen, Gefahr ausgeſetzt zu haben. Eben nahm das Mädchen mit der kleinen Hand die Decke von dem Gefäße, das es, von dem zierlichen Arm umſchlungen, an die Bruſt drückte. Der Ritter ſah in das Becken, und — fuhr mit einem unwillkührlichen Laut des Entſetzens zurück. — Das blaſſe, blutige Haupt eines Spaniers ſtarrte ihm mit den erloſchenen gläſernen Todtenaugen entgegen.

Siehſt Du! ſagte unbefangen und lächelnd Nadina, ſiehſt Du, lieber Karlos, daß ich Recht hatte, als ich ſagte, daß Ihr nicht unſterblich wäret! Es ſind noch vier ſolche Häupter im Tempel, und auch das eines jener entſetzlichen Thiere, die Euch auf ihrem Rücken tragen.

Mit gefaltenen Händen und ſchaudernd, den Blick voll Entſetzen, war Karlos de Salcedo einen Augenblick zurückgetreten. Nur mit Mühe konnte er es über ſich gewinnen, einen zweiten Blick in die Schale zu werfen.

Juan de Arguillo! ſagte er dann, mit Wehmuth im Tone. Das alſo war Dein Ende! — Ja, fuhr er fort, das ſind die kühnen Züge, die ſelbſt im Tode keine Furcht gezeigt. — Wer hätte es denken ſollen, als Du vom Verdecke des Schiffes mit geſchwungenem Schwerte ins Boot ſprangſt, als Dein tapferer Degen ſo kühn uns Allen voranblitzte, daß wenige Monden ſpäter Dein ſtolzes Haupt, blutig und verſtümmelt, zu den Füßen des ſcheußlichſten Götzen als Opfer dienen werde? —

War dieſer Mann Dein Freund, daß Dich der Anblick ſeines Hauptes ſo ſehr betrübt? fragte ängſtlich Nadina, indem ſie haſtig die Decke über die Schale breitete, die letztere aber ſo ruhig im Arme hielt, als ob ſie mit Frühlingsblumen gefüllt wäre.

Das nicht, gute Nadina, das eben nicht! Ich habe ihn nur wenig gekannt! Er war indeß ein tapferer Krieger, verſetzte in Verwirrung der Ritter.

Wirklich? erwiderte das Mädchen lächelnd. Ei, da wird Huitzilipochtli Freude über ihn haben. Alle, die dem Gotte geopfert wurden, leben für immer in ſeinem ſtrahlenden Palaſte, und bilden ſein Gefolge.

Kannſt Du mir ſagen, wo er und die Andern getödtet worden? fragte Karlos.

Der Kazike Qualpopoca, der an den Grenzen von Zempoalla befehligt, hat die Häupter geſendet! ſagte

Nadina ſchnell. Aber frage mich nicht mehr, lieber Karlos, der Fluch des Teoteuctli könnte mich treffen.

Finde ich Dich Morgen Abend wieder auf dieſer Stelle? ſprach der Ritter, indem er plötzlich von ganz andern Gedanken, als denen die ihn hergeführt hatten, ergriffen ſchien.

Du willſt ſchon gehen? erwiderte Nadina betrübt. Du willſt gehen, und ich habe ſo lange, und mit ſo viel Sehnſucht auf Dich gewartet!

Du holdes, Du liebliches, Du himmliſches Geſchöpf! rief der Ritter, indem er das Mädchen an ſich preßte, und einen feurigen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Unſchuldig wie ein Kind, aber glühend wie alle die Töchter ihrer heimathlichen Erde, erwiderte Nadina die Liebkoſungen des Spaniers, ſie preßte den Geliebten an die jungfräuliche Bruſt, da entglitt die Decke der Silberſchale und Juan de Arguillo's blaſſes Haupt ſtarrte mit den offenen gläſernen Augen, vom hellem Mondſchein nur allzuſehr beleuchtet, dem Ritter entgegen. Karlos bückte ſich, er hob die Decke auf, aber indem er ſie wieder über das Gefäß breitete, ſtieg aus dieſem ein Blut- und Leichengeruch auf, der ihn ſchaudern machte. — Kaum vermochte er die Liebesworte Nadinens, in welcher ſich alle Unſchuld, wie alles Jugendfeuer der erſten Liebe offenbarte, mit einigen Liebkoſungen und dem Verſprechen, am folgenden Abend wieder zur Stelle zu ſein, zu erwidern, und er verließ ſodann haſtig den Garten, indem er längſt dem Seeufer dem Quartiere der Spanier zuſchritt.

In dem letztern hatte ſich bereits Alles der Ruhe überlaſſen, doch ſahe man an den ausgeſtellten Poſten, den offenen Wolfsgruben, womit man den Ausgang der Nebenſtraßen verſehen, den rohen Traverſen, mit denen man die andern in gewiſſen Diſtanzen durchſchnitten hatte, daß die Spanier keine Maßregel, welche die damalige Kriegskunſt als Sicherungsmittel gegen plötzlichen Ueberfall darbot, vernachläſſigten. Todtenſtille herrſchte bereits in dem ganzen Quartier, nur in dem Hauſe, welches der Feldherr bewohnte, ſchimmerte noch Kerzenlicht. Kortez ruhete noch nicht in den Armen des Schlafes.

In einem, nicht allzugroßen, einfach geſchmückten Zimmer ſeines Hauſes ſaß der berühmte Eroberer, ein Mann von noch nicht vierzig Jahren, deſſen Haltung und Geſichtszüge beim erſten Anblick ihn als den ſeltenen Menſchen verkündigten, den ſeine Zeitgenoſſen bewunderten, und dem auch die Nachwelt, trotz mancher Irrungen, die man ihm vorwerfen kann, ihre Achtung nicht verſagt. Leicht in einem Seſſel hingeworfen, das rabenlockige Haupt auf die Hand geſtützt, horchte er lächelnd den Worten Marina's, jener Mexikanerin, von welcher ſchon früher die Rede geweſen, und die, wie es ſchien, mit großer Heftigkeit geſprochen hatte.

Obwohl in dem Anzuge, wie in den Zügen der eben Genannten, eine große Aehnlichkeit mit denen Nadinens zu bemerken war, ſo erſchien doch der Ausdruck in den letztern bei Beiden gänzlich verſchieden. Eine jungfräuliche, faſt kindliche Unſchuld, eine hinreißende Lieblichkeit mit Sanftmuth gepaart, war es, die Nadinen ſo anziehend machte, Marina dagegen war ein junges, blühendes Weib, voll Kraft, üppiger Fülle und ſtrahlender Schönheit. Die Gluthen, die den dunkeln Augen entſtrömten, die beiden Perlenreihen, die den halbgeöffneten Mund verſchönten, der runde volle Arm, umſchloſſen von goldenen Spangen, den Marina im Feuer der Rede gegen den Feldherrn ausſtreckte, Alles war geeignet, nicht nur auf das Herz, ſondern auch auf die Sinne des Mannes den vollſten Eindruck zu machen. Wirklich betrachtete auch Kortez die feurig zu ihm Sprechende mit einem Ausdrucke, der beſſer als Worte ſagte, was er für das ſchöne Weib empfand. Lange hatte er ſie ſo angeblickt, dann erſt ſchien er über den Inhalt der Rede nachzudenken, und mit der Hand über die Stirn fahrend, ſagte er: Du glaubſt alſo wirklich, daß Montezuma Verrath brüte?

Ob ich es glaube? erwiderte Marina. Der Elende war ein Verräther von Anbeginn. — Ich bitte Dich, Fernando, laſſe Dich nicht von dem Treuloſen täuſchen.

Du haſſeſt ihn nun einmal! ſprach Kortez lächelnd.

Ich läugne es nicht! rief die Indianerin, indem der Inhalt deſſen, was ſie ſagte, ſich in ihrem Auge und ihren Zügen getreu widerſpiegelte. Ich haſſe ihn, wie ein gekränktes, zu Boden getretenes, gemißhandeltes Weib nur haſſen kann, aber haſt Du mich je von Gefahr ſprechen hören? — Jetzt iſt Gefahr vorhanden. —

Gefahr? ſagte Kortez leicht. Gefahr von Deinen Landsleuten? — Sie fliehen vor dem Wiehern eines Pferdes, vor dem Anblick eines blitzenden Degens.

Jetzt nicht mehr, Fernando! Jetzt nicht mehr, verſetzte Marina. Es muß etwas vorgegangen ſein, was Dir bis jetzt noch verborgen iſt, und was ſie ſo kühn macht. Seit heute Morgen, als ich im Tempel war, ſteht dieſe Ueberzeugung unumſtößlich feſt.

Du warſt im Tempel? ſprach Kortez ernſt. Du haſt doch zu **Dios**, nicht zu Deinen Landesgöttern gebetet? —

Du biſt mein Gott, Fernando! rief die Mexikanerin, indem ſie heftig die Hand des Feldherrn ergriff. Dir habe ich mein ganzes Sein, meinen Leib wie meine Seele gewidmet, in Dir nur lebe ich, Dir gehöre ich an, einzig, ewig, und mit unauflöslichen Banden! —

Dennoch, ſagte Kortez betroffen, hat Dir der ehrwürdige Prieſter Olmedo —

Er hat mir geſagt, daß ich die Landesgötter verlaſſen und Dios verehren müſſe, und ich habe es gethan, weil Du es ſo haben willſt, entgegnete Marina ruhig, aber kalt. Fordere weiter nichts, Fernando! wie ſollte ich die ſpaniſchen Götter lieben? Sie zerſtören mein Vaterland.

Du warſt alſo im Tempel? fuhr Kortez, den Gegenſtand des Geſpräches verändernd, fort.

Ich wollte mich, ſagte die Mexikanerin, indem ſie das Auge niederſchlug und Kortez die Hand reichte, vor der ſchönen Frau, die Ihr die Mutter Gottes nennet, darniederwerfen, und ihr das Geheimniß entdecken, was mich ſo glücklich macht, und was ich Dir heute mitgetheilt, daß ich auch Mutter werden würde, da ſah ich, daß das Kreuz, das Du aufgepflanzt, nicht mehr an ſeiner Stelle ſtand.

Sie haben das Kreuz weggenommen? fuhr Kortez auf.

Ehe ich den Tempel verließ, ſtellten es die Prieſter wieder an ſeinen Platz! ſagte Marina. Aber warum hatten ſie es weggenommen? — Sie müſſen Menſchenopfer gebracht haben, und fürchteten die ſpaniſchen Götter zu erzürnen.

Sie ſollen es mir theuer bußen, wenn es ſich beſtätigt! ſprach Kortez ſtreng.

Sind Menſchen gegen Deinen ausdrücklichen Befehl geopfert worden, ſo konnte es nicht heimlich, nicht wegen geringer Urſachen, nicht ohne Wiſſen Montezumas geſchehen. Der Treuloſe brütet Verrath, er will Dich verderben. Komme ihm zuvor, verhaſte ihn, laſſe ihn hinrichten, und erkläre Dich zum Beherrſcher von Anahuac.

Bedenke, Marina! Er iſt ein König! ſprach Kortez ernſt.

Er ließ eines Königs Tochter in Feſſeln ſchlagen! erwiderte die Mexikanerin mit einem unbeſchreiblichen, von Stolz und Rachgier gemiſchtem Ausdruck.

Ich bin ein Unterthan! fuhr Kortez fort. Geſetzt, ich entriſſe Montezuma die Krone, ſo müßte ich ſie auf das Haupt eines Eingebornen, eines Kaziken ſetzen, welcher dem Könige Spaniens den Eid leiſtete.

Dem König von Spanien? ſprach Marina verächtlich. Dem fernen König, dem Du dies Land geſchenkt? — Glaube mir, Fernando, es hat dem Reiche von Anahuac nur ein Mann gefehlt, der es vertheidigte. Du biſt ein Mann. Stelle Dich an die Spitze des Volkes, zeige ihm die Tochter König Ahuitzotls als Dein Weib, und — dann laß Deinen König herankommen mit ſeinen Weißen. — —

Marina ſprach dieſe Worte mit einem Feuer, einer Begeiſterung, welche ihren Eindruck auf Kortez nicht verfehlten. Zärtlich reichte er ihr die Hand und eben wollte er ihre Rede beantworten, als raſche Tritte im Vorzimmer ihn aufmerkſam machten.

Iſt der Feldherr noch zu ſprechen? rief eine helle Stimme.

Nur herein! — Immer herein, Karlos Salcedo! rief Kortez, den Fragenden am Tone erkennend.

Unſer Bekannter trat eiligen Schrittes ins Gemach. Verzeihe, mein General! Eine Sache von größter Wichtigkeit — ſagte Karlos faſt athemlos. Eben fiel ſein Auge auf Marina, und er hielt inne.

Sprich Alles aus, Karlos! Sie iſt mein Weib und unſerer Sache treu, verſetzte Kortez, der den Anſtand, den der Ritter nehmen zu müſſen glaubte, bemerkte. — Aber, fuhr Kortez lächelnd fort, das muß eine wichtige Sache ſein, die Karlos, meinen ſo tapfern als ruhigen Karlos, ſo beſtürzt machen kann.

Allerdings iſt es Etwas von größter Wichtigkeit! ſprach der junge Mann. Uns droht Verrath und Ueberfall.

Die drohen ſtets, wo Feinde ſind! erwiderte Kortez kalt.

Es iſt Gefahr vorhanden! ſagte der Ritter.

Gefahr? fiel der General mit gerunzelter Stirn ihm in die Rede. Ich höre dies Wort ungern aus Deinem Munde. Wenn mein Zögling von Gefahr ſpricht, ſo hat er wenigſtens dieſen Ausdruck nicht von mir gehört; er ſteht nicht in meinem Wörterbuche.

Entſchuldige, mein General, wenn ich einen unpaſſenden Ausdruck gewählt! ſprach der Ritter verwirrt. Ich fand keinen andern bei der Ueberzeugung, die mir geworden, daß eine allgemeine Verſchwörung gegen uns beſteht, welcher Montezuma nicht fremd ſein kann.

Hörſt Du, Fernando? Hörſt Du? rief Marina.

Die Prieſter haben Menſchen geopfert. Ich weiß es, und werde es unterſuchen laſſen, fiel Kortez ein.

Es iſt ſchlimmer, mein General! Man hat ſpaniſches Blut vergoſſen, rief der Ritter.

Mährchen! Nichts als Mährchen! entgegnete lachend der Feldherr. Dort liegt der Rapport des Feldzeugmeiſters Chriſtoval Olid! Vor einer Stunde erhielt ich ihn; es fehlt kein Mann.

Du haſt Recht, wenn Du von der hieſigen Mannſchaft ſprichſt! ſagte Karlos. Hier fehlt Niemand, aber bei der Abtheilung, die unter Eſcalante's Befehl an den Gränzen von Zempoalla ſteht, ſind fünf Mann und ein Pferd auf Befehl des Kaziken Qualpopoca getödtet worden.

Es iſt nicht wahr! rief Kortez, das Auge feſt auf den Ritter heftend.

Sie ſind getödtet, ihre Häupter hierher geſendet, und dem Kriegsgott als Speiſe geopfert worden! rief Karlos.

Hörſt Du, Fernando? ſagte mit grimmigem Lächeln Marina.

Es kann nicht ſein! ſprach kopfſchüttelnd nach einem Augenblicke des Nachdenkens Kortez. Sie würden es nicht wagen. — Woher haſt Du die Nachricht? fragte er ſodann.

Wenn Du es befiehlſt, ſo werde ich Dir den Zuſammenhang erzählen! ſagte in leichter Verwirrung der Jüngling. Vielleicht iſt es Dir aber hinreichend, wenn ich für die Wahrheit mit meinem Ritterworte bürge.

Don Karlos Salcedo, ich werde ganz irre an Euch! rief mit dem ſtrengen Tone des Befehlshabers der General. Wie könnt Ihr mit Eurem Worte etwas verbürgen, das Ihr nicht geſehen habt?

Ich ſah das blutige Haupt Juan's de Arguillo mit meinen Augen. Es ſteht in dieſem Augenblicke in einer ſilbernen Schale zu den Füßen Huitzilipochtli's, entgegnete Karlos.

Mit einem Blicke des Entſetzens ſprang Kortez von ſeinem Sitze auf. Heftig ſchritt er im Zimmer auf und ab. Dann, wie ſich unbewußt, rief er aus: Ja, jetzt haben ſie die Stelle gefunden, wo ich verwundbar bin! — —

Mit Triumph im Blicke, hatte die Mexikanerin bald auf Karlos, bald auf Kortez geſchaut. Nun! ſagte ſie endlich zu dem Letztern gewendet. Glaubſt Du noch nicht an Montezuma's Treuloſigkeit? — — —

Kortez hatte indeß ſein Auf- und Abwandeln eine Zeitlang fortgeſetzt, dann wendete er ſich, dem Anſcheine nach, mit ſeiner gewöhnlichen ruhigen Haltung an den Ritter.

Du hatteſt Recht, Karlos! ſagte er. Dem Heere, das ſich nun blos noch auf ſeinen Muth und die Ueberlegenheit in der Kriegskunſt zu verlaſſen hat, könnte Gefahr drohen, wenn nicht Maßregeln genommen würden. Gehe deshalb, und rufe mir Alvarado, Sandoval, Olid, Velasquez de Leon, Lugo und Davila. Sage ihnen nicht, um was es ſich handelt. Ich will Kriegsrath halten. — — —

Der Jüngling verließ eiligſt das Zimmer, und Kortez, wie es ſchien auf's Tiefſte erſchüttert, winkte Marinen, ihn allein zu laſſen. —

Hell ging am folgenden Tage die Morgenſonne über Tenochtitlan (dies war der eigentliche Name der Hauptſtadt; Mexico hieß nur ein Theil derſelben) auf. Beſonders ſchön erſchien in ihrem Strahl der königliche Palaſt. Er beſtand in einem Gebäude von außerordentlicher Größe, und hatte zwanzig Thore, die an eben ſo viel beſondere Straßen ſtießen. Die Fronte des Palaſtes war mit hellgeſchliffenem rothen, ſchwarzen und weißen Jaſpis, welcher beſondere Figuren bildete, bekleidet. Ueber dem Haupteingange war ein Schild mit dem Wappen des Reichs, einen Adler, oder Geier, auf einem Nopalſtamme. War man durch drei, ebenfalls mit Jaſpis verzierte Vorhöfe gelangt, ſo trat man in die verſchiedenen Zimmer, die ſich zwar unter einander ziemlich ähnlich, aber doch wegen ihrer Konſtruction und Einrichtung bemerkungswerth waren. Die Wände waren mit einem Baumwollenzeug, der aber mit Kaninchenhaaren durchwirkt war, behangen. Hin und wieder hingen Tapeten von den buntfarbigſten Federn, deren große Maſſen ſich nur dadurch erklären ließen, daß es überhaupt verboten, Vögel von ſchimmerndem Gefieder zu todten, dagegen erlaubt war, dergleichen zu fangen und ihnen die ſchönſten Federn auszuziehen, wenn man ſie nur dann wieder in Freiheit ſetzte. Die Decken und Fußböden der Zimmer, letztere mit künſtlichen Matten belegt, waren von wohlriechenden Hölzern und mit Schnitzwerk geſchmückt; ſie hatten das Eigenthümliche, daß, obwohl die Mexikaner nicht den Gebrauch der Nägel kannten, doch das ſchärfſte Auge keine Fuge oder Spalte entdecken konnte. In einem dieſer Zimmer ſaß auf einem goldenen Seſſel, der aber mit Matten, aus den koſtbarſten Federn geflochten, bedeckt war, der Herrſcher von Anahuac. Montezuma war ein Mann im kräftigſten Lebensalter. Der Phyſiognom würde in ſeinen Zügen mehr eine Neigung zu wollüſtigen Ausſchweifungen, wie zur Grauſamkeit, aber jedenfalls von Beiden Etwas erkannt haben. Gekleidet war der Fürſt in einen weißen Leibrock, auf dem in der Gegend der Bruſt eine, etwa eine Spanne im Durchmeſſer haltende Sonne von dünnem, ſehr ins Weißliche fallendem Goldblech angeheftet war*). Ein baumwollener Mantel, auf den Schultern feſtgemacht, bis zur Erde reichend, über und über mit dünnen Metallplatten, Edelſteinen und Perlen garnirt, war wegen ſeiner Schwere mehr eine Laſt als eine Zierde. Dies war auch der Fall mit ſeiner Kopfbedeckung, die aus einer Art von Golddraht geflochtenen, ſpitzigen, einer Biſchofsmütze nicht ganz unähnlichen Krone beſtand. — Montezuma ſah mit der Apathie eines an Vergnügungen aller Art gewöhnten Despoten dem Boxen zweier buckligen Zwerge zu, die ſich manche Handvoll Haare ausriſſen und arge Püffe verſetzten. Er lächelte dann und wann, und ſobald dies der Fall war, lachte der Kreis der umſtehenden Höflinge pflichtſchuldigſt nach.

Eben trat ein mexikaniſcher Krieger, deſſen reiche, goldene Zierrathen ihn als zum höchſten Adel gehörend bezeichneten, eiligſt in den Saal. Sein Aeußeres hatte etwas Unternehmendes, Kühnes; mehrere tiefe Narben auf der Bruſt und im Geſicht waren Zeugen ſeiner Tapferkeit.

---

*) Sie befindet ſich im Naturalienkabinette zu Madrid.

Herr! rief der mexikaniſche Edle, als er eintrat, und warf ſich zur Erde. — Mein Herr! ſprach er, ſich erhebend, und wieder darnieder fallend. — Großer Herr! rief er zum drittenmal, ſtürzte zu Boden, ſtand auf, und trat dann mit einer Ruhe, welche anzeigte, daß er nur einem herkömmlichen Ceremoniell genügt, zu dem Monarchen.

Geht alle hinaus! Ich will mit dem Kaziken allein ſein! ſprach Montezuma, mit einer Bewegung der Hand, und die Höflinge verließen das Gemach. — Qualpopoca! ſagte der Fürſt ängſtlich. Ich glaube, wir ſind zu voreilig geweſen.

Zu voreilig? entgegnete der Mexikaner, und ein Zug von Verachtung ſprach aus dem kühnen Antlitz. Als dieſe weißen Mörder an das Land ſtiegen, hätten wir uns auf ſie werfen, ſie mit unſern Leibern erdrücken ſollen. Doch genug! Du haſt mich durch ſchnelle Läufer herbeſchieden. Ich bin hier. Wann ſoll der Angriff beginnen?

Der Angriff? — Du meinſt den Angriff auf die Weißen? ſtammelte verwirrt Montezuma. Ich werde die Sache mit den Kaziken und den Prieſtern noch einmal überlegen. —

Wie? rief von Zorn oder Schreck erfaßt der Kazike. Du willſt überlegen? und jeden Augenblick können die Feinde Nachricht erhalten, daß fünf der Ihrigen getödtet worden ſind. — Sprich! Montezuma! Wozu haſt Du mich kommen laſſen? ſetzte er mit vor Grimm zitternden Lippen hinzu.

Um an Dir, dem kühnſten, dem tapferſten, dem treueſten meiner Feldherrn eine Stütze zu haben! ſagte der Herrſcher, ohne den Fragenden anzuſehen.

Nicht auch, um mich im Nothfall den erzürnten Weißen auszuliefern? rief Qualpopoca, grimmig lachend. Das iſt allerdings eine gute Art, für jetzt Deinen Frieden zu bewahren, doch glaube mir, es hilft Dir zu nichts. Mögen Dich die Fremden für ſchuldig oder unſchuldig halten, ſie werden mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, Dich gänzlich zu unterjochen.

Was verlangſt Du, daß ich thun ſoll? fragte ängſtlich der Fürſt.

Montezuma! ſagte der Kazike mit dem Tone kühner Zuverſicht. Du warſt früher ein tapferer Krieger, Du biſt es nicht mehr. Die Wollüſte, die Vergnügungen des Palaſtes haben Dich entnervt. Du ſcheueſt die Gefahr. Gehe, eile heimlich nach Deinem Luſtſchloſſe von Chapultepec. Vertraue mir den Befehl der Truppen. Ich werde die Trommel des Kriegsgottes rühren laſſen. Das Volk kennt mich, es hört auf meine Stimme. Wir wollen uns auf die Fremden ſtürzen, und ehe die Sonne untergeht, ſoll der Letzte erſchlagen ſein, oder ich will nicht länger leben.

Ich ſoll Dir den Befehl anvertrauen? Dir, der bei meiner Wahl nach der Krone geſtrebt hat? — Niemals!

Wohlan, ſo gehe zu Grunde, ich aber will mein Leben theuer verkaufen! rief der Kazike, und wandte ſo ſchnell dem Fürſten den Rücken, daß die goldenen Zierrathen, die er an ſich hängen hatte, klappernd an einander ſchlugen.

Bleibe, mein Freund! Bleibe! rief der Fürſt, als er ſah, daß der Kazike ihn im Ernſt zu verlaſſen gemeint war. Ich habe beſchloſſen, heut Abend die anweſenden Häuptlinge und die Prieſter in dem Palaſte der Traurigkeit zu verſammeln, um unbemerkt Rath zu pflegen.

Der eben genannte Palaſt war ein höchſt ſonderbares Gebäude. Es war abgelegen, alle Wände ſchwarz, die Gemächer zum Theil unter der Erde, und in ihm pflegten ſich die Herrſcher von Anahuac bei beſondern Unglücksfällen ſo lange aufzuhalten, bis ſie genug gebüßt oder getrauert zu haben meinten.

Qualpopoca ſah ſeinen Gebieter während deſſen Rede mit dem Ausdrucke tiefer Verachtung an.

Bis jetzt, ſagte er endlich, habe ich immer geglaubt, daß der Herrſcher von Anahuac nur befehlen darf, die Trommel des Kriegsgottes ertönen zu laſſen, und das heilige Netz (die Hauptfahne des Reichs; ein goldenes Netz auf einer Stange) zu erheben, um die ganze Bevölkerung ſeines Landes um ſich zu verſammeln. Dein Vorgänger Ahuizotl hatte keine Prieſterverſammlung nöthig, um die verrätheriſchen Tlascalaner zu Boden zu werfen, indeß — es iſt beſſer, es geſchieht der Angriff ſpät und mit ungewiſſem Erfolg, als daß wir mit Gewißheit die Ketten der Weißen tragen.

Ein junger indianiſcher Häuptling ſtürzte in dieſem Augenblicke ins Zimmer.

Herr! — Mein Herr! — Großer Herr! rief er erſchrocken, nachdem er ſich zur Erde geworfen. In dem Quartiere der Fremden iſt Alles in Bewegung. Ein Theil der Weißen, ihr Feldherr und mehrere andere Anführer ſind auf dem Wege hierher. In wenigen Minuten können ſie hier ſein.

Montezuma erbleichte. Der Kazike blieb ruhig.

Es iſt kein Augenblick mehr zu verlieren! ſagte endlich der Letztere. Verlaſſe den Palaſt. Eile nach Chapultepec. Ueberliefere mir die Reichsfahne, und ſei um das Uebrige unbeſorgt.

Montezuma ſchwieg, und ſtarrte nachdenkend vor ſich hin.

Du kannſt keinen Augenblick länger warten. Du mußt Deine Maßregeln nehmen, oder Du biſt verloren! ſprach der Vorige dringend.

Montezuma hatte noch eine Weile ſtumm vor ſich hingeblickt, dann fuhr er wie aus einem Traume auf.

Du meinſt, ich müſſe mich entſcheiden? rief er mit ſonderbarem Tone. Ich glaube ſelbſt, daß ich es thun muß. — Heda! Herein, meine Teuctli! (eine Art Adelsgarde) Verhaftet den Kaziken Qualpopoca! — —

In einem Augenblicke war der Mexikaner entwaffnet und gebunden.

Das thut der *König* von Anahuac? ſagte der Kazike mit einem Blicke tiefſter Verachtung. Elender! Verfluchter! Du haſt Dich und Dein Vaterland zu Grunde gerichtet.

Kaum war der Kazike von den Wachen fortgeführt worden, als ſich vor dem Palaſte ein Getummel erhob, und mehrere Höflinge erſchrocken meldeten, daß alle Zugänge beſetzt waren, und der Feldherr mit großer Begleitung angekommen ſei, den Monarchen zu ſprechen.

Oeffnet die Thore! rief Montezuma. Laßt Alle herein, es ſind meine Freunde!

In wenig Augenblicken erſchien Kortez in zahlreicher kriegeriſcher Begleitung. Alvarado, Velasquez de Leon, Karlos de Salcedo, Luiz Morla befanden ſich unter dem Haufen. Alle waren bis an die Zähne in Stahl gehüllt. Nur eine Perſon, von der man, da ein großer ſchwarzer Mantel, ein breitkrempiger Hut, von welchem eine blutrothe Feder, das ſpaniſche Zeichen, herabhing, ſie bekleideten, nur die Augen ſehen konnte, war nicht gerüſtet, und blieb unter der Menge der Höflinge an der Thüre, gänzlich unbemerkt, ſtehen. — Die Miene, der Blick des Feldherrn, war ernſt und ſtreng.

Verzeihe, Herr! ſagte Kortez, vor Montezuma tretend. Entſchuldige, daß ich ſo unangemeldet und in kriegeriſcher Begleitung vor Dir erſcheine. Ich halte indeß Offenheit für die erſte Pflicht des Kriegers. Ich habe nichts von der Natur des Jaguars, ich zeige lieber zuerſt die Klaue, ehe ich ſie gebrauche.

Montezuma denkt eben ſo! erwiderte der König mit ruhigem Tone. Möge unſer Freund uns wiſſen laſſen, was ihn hierher führt.

Man hat ein entſetzliches Verbrechen begangen! Es ſind Spanier ermordet worden! ſagte Kortez, Montezuma feſt anblickend.

Ich weiß es! erwiderte dieſer mit ſcheinbarer Ruhe.

Hörſt Du, Feldherr! rief einer der Offiziere heftig.

Ruhig Alvarado! entgegnete Kortez. Man hat die Häupter hierher geſendet, und ſie dem Kriegsgotte geopfert! ſetzte er hinzu.

Ich habe befohlen, ſie wegzunehmen! ſprach Montezuma, indem er Einen ſeiner Höflinge anblickte, und dieſer ſich aus dem Zimmer verlor.

Die Spanier ſind auf Deinen Befehl ermordet worden! ſagte der Feldherr, den Fürſten fixirend.

Das iſt nicht wahr! verſetzte Montezuma kalt.

Doch! — Doch! fiel Alvarado, der ſich nicht länger halten konnte, ein. Willſt Du auch läugnen, daß Du das Haupt Escalantes und der Andern nach dem Palaſt bringen laſſen, ſie mit Wohlgefallen betrachtet, und bei dem des unglücklichen Juan de Arguillo Dein Erſtaunen über deſſen, noch im Tode ſo kühne und trotzige Züge, geäußert haſt?

Das iſt nicht wahr! wiederholte Montezuma verächtlich.

Warum haſt Du mir von der Ermordung nicht Nachricht ertheilt? fragte Kortez ſtreng.

Ich wollte ſie zugleich mit der Nachricht von der Beſtrafung des Schuldigen Dir zukommen laſſen! erwiderte der Fürſt.

Du erklärſt alſo, daß das Verbrechen nicht auf Deinen Befehl, oder wenigſtens mit Deinem Vorwiſſen geſchehen? fragte Kortez, mit durchbohrendem Blicke.

Laß es ihn bei ſeinen Göttern beſchwören! rief heftig Velasquez.

Sieht mich unſer Gott nicht? (ein mexikaniſcher Schwur.) Ich habe von Allem nichts gewußt, ſagte Montezuma, jedoch mit ſo leiſem Tone, daß es kaum von den Zunächſtſtehenden vernommen werden konnte.

Bloße Verſicherungen können mir nicht genügen! hob Kortez von Neuem mit ſtrengem Tone an. Ich fordere Beweiſe und Genugthuung.

Es freut mich, daß es mir nicht ſchwer werden kann, Dir Beides zu gewähren! ſprach Montezuma, indem er ſich nach ſeinen Höflingen umſah. — Du dort! Xamilco-Teuctli! Weshalb hatte ich Dich an Qualpopoca geſendet? —

Um ihn an Deinen Hof zu bringen! erwiderte der Häuptling.

Vor einer Stunde kam er an! ſagte Montezuma mit Kälte. Wo iſt er jetzt? —

Er iſt auf Deinen Befehl in Feſſeln gelegt worden! riefen die Höflinge.

Ihr hört, was geſchehen iſt! ſprach der Fürſt, zu den Spaniern gewendet. — Wenn Ihr es verlangt, ſo ſoll er Euch ausgeliefert werden. Ihr ſeid zu klug, um mögliche Beſchuldigungen, von der Rachgier erzeugt, nicht nach ihrem Werthe zu würdigen.

Alvarado! ſagte Kortez mit rauhem Tone, zu einem ſeiner Offiziere ſich wendend. Ihr übernehmt ſogleich den Verbrecher, und laßt ihn, wie der Kriegsrath durch Mehrheit der Stimmen bereits vorläufig feſtgeſetzt hat, auf dem freien Platze vor dem Palaſte lebendig verbrennen. —

In grimmiger Freude verließ der Spanier das Gemach.

Wohlan! ſagte Kortez. Ein Verräther büßt jetzt mit dem Tode, aber das iſt noch nicht hinreichend. Auch Die, welche, gleichviel auf weſſen Befehl, dabei Hand angelegt, müſſen ſterben.

Sie ſollen hierher gebracht und Euch ausgeliefert werden? erwiderte der Fürſt ängſtlich nach einigem Zögern. Jetzt, hoffe ich, wirſt Du zufrieden geſtellt ſein.

Ich bin es, in Betreff des vergoſſenen Blutes, aber ich bin es nicht in Betreff der beleidigten ſpaniſchen Ehre! ſagte Kortez finſter und rauh.

Bei allen Göttern! rief der Monarch ängſtlich. Sprich, was kannſt Du ſonſt noch verlangen.

Antworte mir, Montezuma! ſprach Kortez drohend. Haſt Du dem Könige von Spanien als Oberherrn gehuldigt?

Ich habe es gethan, weil Du es ſo gewollt haſt.

Und weil Du nicht anders konnteſt, und Jedermann ſich beugen muß, wo die rothe Fahne mit den weißen Thürmen entfaltet wird! unterbrach ihn der Spanier rauh. Du biſt alſo — fuhr Kortez fort — ein Unterthan meines Königs. — Nun, meine Ritter! rief Kortez, ſich gegen ſeine Offiziere wendend. Sagt, was verdient der Vaſall, welcher Unterthanen des Königs ermorden läßt, oder den ohne ſein Mitwiſſen vollführten Mord nicht augenblicklich beſtraft, ſo bald er zu ſeiner Kenntniß gelangt iſt.

Den Tod! Den Tod eines Verräthers! riefen tobend die Ritter, Karlos de Salcedo ausgenommen. — Montezuma erbleichte.

Willſt Du mich ermorden laſſen? ſtammelte er endlich.

Nicht ermorden, aber hinrichten nach ſtrengem Recht, wenn nicht der milde Sinn meines Fürſten mir Gnade geböte! ſagte Kortez ſtreng. „Damit aber Niemand ſagen könne, daß die ſpaniſche Ehre ungerächt geblieben —

Ein langer Trommelwirbel erſchallte jetzt vor dem Palaſte.

Was bedeutet das? rief Montezuma, in furchtbarer Angſt.

Es iſt nichts! Der Verräther wird hingerichtet! erwiderte Kortez kalt. — Damit aber Niemand ſage, daß die ſpaniſche Ehre ungerächt geblieben, ſo ſollſt Du, ſo lange die Hinrichtung des Verbrechers dauert, Feſſeln tragen. — Heda, Schließer! Thue Dein Amt. —

Wie der Blitz ſtand der Vermummte neben dem Thronſeſſel des Königs.

Montezuma ſchien im erſten Augenblicke von den Worten des Spaniers wie gelähmt. Er ſchien den Sinn derſelben nicht zu faſſen, und blickte bald auf ſeine Gegner, bald auf den Kreis ſeiner Höflinge, die ſich wie ein Häuflein erſchrockener Lämmer zuſammen drängten. Erſt als er unter dem ſchwarzen Mantel des Vermummten ein Geklirr von Ketten wahrnahm, fuhr er, wie aus einem entſetzlichen Traume, in die Höhe.

Iſt's möglich? rief er. Weiße Ungeheuer! Ihr wollt den großen König von Anahuac in Feſſeln legen? — Nein! — Nimmermehr ſoll das geſchehen!

Ich habe es befohlen! Schließer, thue, was ich geboten! donnerte Kortez.

Zu mir, meine Kaziken! Zu mir, meine Teuctli! rief der unglückliche Fürſt.

Wehe dem, der eine Hand rührt! rief der ſpaniſche Feldherr.

Sollen wir den Befehlen des Generals trotzen laſſen! ſchrie Velasquez, indem er den Degen zog. Bei der Santa Virgen und den vierzehn Nothhelfern! ich haue den Heiden nieder, wenn er noch eine Lippe bewegt.

Wie der Blitz waren die Schwerter der Ritter aus der Scheide, und bildeten über dem Haupte des unglücklichen Herrſchers ein todfunkelndes Dach.

Steckt ein! herrſchte Kortez in dieſem Augenblicke. Es bedarf Eurer Schwerter nicht, um meinen Willen auszuführen.

Laß Dich feſſeln, Montezuma! Laß Dich feſſeln! murmelte der Vermummte leiſe auf mexikaniſch. Ich kenne dieſe Menſchen. Sie kamen blos, um Dich umzubringen, wenn Du widerſtrebteſt.

In Todesangſt, völlig bewußtlos deſſen, was man mit ihm vornahm, reichte Montezuma dem Vermummten Hand und Fuß. Bald klirrte an beiden eine mächtige Eiſenkette. —

Jetzt richtete ſich der Vermummte empor. Mit gellendem Lachen ſchleuderte er den Schlüſſel der Feſſeln, ſo wie Hut und Mantel zur Erde. — Wie erſtaunten Alle, als ein mexikaniſches Weib, als — Marina aus der Umhüllung trat.

Sie war aufs prachtvollſte, jedoch auf europäiſche Weiſe gekleidet. Perlen durchzogen ihr Rabenhaar, ein Hermelinmantel bedeckte zum Theil ihre Schultern. Die linke Hand hatte ſie drohend erhoben, im rechten Arm trug ſie ein metallnes Kruzifix.

Kennſt Du mich, Montezuma? rief ſie hohnlachend. Kennſt Du die verſtoßene, verſchmähte, als Sklavin verkaufte Königstochter? Die Tochter Ahuitzotl's der ein Fürſt war, ein Fürſt und ein Mann! — Siehe ich habe bei dieſem Bilde und bei dem Haupte des Höllengottes (Mictlanteuctli, wörtlich: verſtändige Eule) geſchworen, daß ich Dich gedemüthigt ſehen wollte, und ich habe meinen Schwur gehalten. —

So wie ſie dieſe Worte geſprochen hatte, ging ſie mit feſtem ſtolzem Schritte zur Thür hinaus.

Karlos de Salcedo! hob Kortez mit gerunzelter Stirne an. Geht und laßt den Schließer verhaften.

Ich will unterſuchen, auf welche Weiſe er ſich verleiten laſſen der Unbeſonnenen ſeinen Dienſt zu übertragen.

Der eben beſchriebene Auftritt hatte ſich mit ſolcher Blitzesſchnelle ereignet, daß nur die Zunächſtſtehenden etwas davon gewahrten. Montezuma war wie vom Donner gerührt. Er lag wie leblos in ſeinem koſtbaren Seſſel, und die Thränen rollten ihm ſtromweiſe über die Wangen. Als die Mexikaner ihren, wie einen Gott verehrten, Monarchen in Feſſeln ſahen, ließen ſich ihre Klagen, ihr Schmerz nicht länger mehr zurück halten. Wie ein Haufen Kinder brachen ſie in ein lautes Weinen aus, ſie eilten, Baumwolle herbeizuholen, zerriſſen auch wohl ihre koſtbaren Federmäntel, und ſuchten, indem ſie dies weiche Material zwiſchen die Hand- und Fußſchellen ſtopften, jeder Reibung des harten Eiſens zuvorzukommen. Mechaniſch blickte Montezuma bald auf die im Kreiſe umherſtehenden, ihn finſter und drohend betrachtenden Spanier, bald hob er den gefeſſelten Arm, den mit Ketten belaſteten Fuß, als ob er ſich immer von Neuem vergewiſſern wolle, daß nicht Alles, was ſich ereignet habe, blos ein abſcheulicher Traum ſei. —

Ein fortwährendes Rollen der Trommel, dem einige kurze Trompetenſtöße folgten, ließen ſich jetzt hören, und nach einigen Augenblicken trat Alvarado ganz erhitzt ins Zimmer.

Der Verräther iſt todt! rief er. Diablo! Das war ein Feuer! Man hätte den ganzen Hof dabei ſieden oder braten können. — Bei alledem ſtarb der heidniſche Hund mit vielem Heldenmuthe. Er behauptete bis auf den letzten Augenblick, daß Der da — er zeigte verächtlich auf Montezuma — ihm den Mord anbefohlen habe.

Genug Alvarado! Ich will davon nichts wiſſen! erwiderte Kortez. — Der Schuldige iſt jetzt beſtraft! ſetzte er hinzu, indem er ſich mit gänzlich verändertem Tone an den Monarchen wendete. Mit erfolgter Strafe muß auch das Andenken an das Verbrechen erlöſchen. Erlaube deshalb, daß ich eigenhändig die Feſſeln löſe, die ich, um die ſpaniſche Ehre zu ſühnen, und nur mit Widerwillen, Dir anlegen laſſen. Kortez ließ ſich mit dieſen Worten vor dem Könige auf die Knie nieder, und löſte ſeine Feſſeln.

So wie die ſchweren Eiſenbande gefallen waren, ſprang Montezuma wie ein Kind, das der verdienten Strafe ledig geworden, von ſeinem Sitze auf. Bald weinte, bald lachte er, bald fiel er dem Feldherrn jubelnd um den Hals, und erſchöpfte ſich in einer Menge Freundſchaftsverſicherungen.

Eines, mein Fürſt, ſagte Kortez, als Montezuma ihn wieder zum Worte kommen ließ, Eines hätte ich mir noch von Dir zu erbitten.

Sprich, mein Freund, mein Bruder! rief der Freudetrunkene. Alles, Alles ſei Dir gewährt.

Wohlan! ſagte Kortez. Ich würde es für einen großen Beweis Deiner Freundſchaft halten, und es würde auch bei dem Volke für einen ſolchen gelten, wenn Du Dich entſchließen könnteſt, während der Zeit unſerer Anweſenheit in Tenochtitlan, in unſerem Quartier Deine Wohnung zu nehmen.

Mit tauſend Freuden! rief der Fürſt. Auf dieſe Weiſe muß jeder Argwohn ſchwinden. Noch ehe die Sonne untergeht, bin ich in Eurer Mitte.

Du wirſt, fiel Kortez ein, Dich in keiner Weiſe über Etwas zu beklagen haben. Alle Ehrfurcht, die wir unſerm eigenen Monarchen zollen, wird Dir gleichfalls werden, wir wollen mit Deinen Dienern wetteifern, um Deinen Wünſchen zuvorzukommen; übrigens wird es Dir jeden Augenblick freiſtehen, in den Palaſt zurückzukehren.

Ich bleibe bei Euch, ſo lange Ihr in meiner Hauptſtadt weilet! rief Montezuma, indem er den Feldherrn immer wieder von Neuem umarmte, und den Rittern, die ihn mit finſtern Blicken betrachteten, die Hände ſchüttelte. —

Bald darauf löſte ſich die Verſammlung auf. Die klirrenden Tritte der eiſengepanzerten Krieger tönten durch die Höfe des Palaſtes, und als der ganze Schwarm derſelben, über den Platz ſchritt, wo die Brände des Scheiterhauſens ihre Rauchwirbel in den heitern Morgenhimmel emporſendeten, ſtreckte Alvarado die geharniſchte Rechte gegen den Flammenheerd aus und rief: Bei der Virgen del destero! Dort glimmen die Knochenreſte eines wackern Kriegers. — Ich wollte, ich könnte einen — Andern darauf ſetzen! — — —

Noch an demſelben Tage begab ſich Montezuma, wie er verſprochen hatte, nach dem Quartier der Spanier. Ein ziemlich großes Gebäude, deſſen Fronte an einen freien Platz ſtieß, den man von einem Balkon des Hauſes nach allen Seiten überblicken konnte, nahm den Fürſten auf. Kortez hatte genehmigt, daß ſeine nächſte Umgebung, ſo zahlreich auch dieſelbe war, ihn begleiten konnte. Montezuma wählte bei ſeiner Ankunft, nach dem ausdrücklichen Wunſche des Feldherrn, die Zimmer, die ihm am meiſten gefielen. Dieſe wurden nun mit prachtvollen Tapeten von bunten Federn behangen, und mit dem koſtbarſten Geräthe aus dem königlichen Palaſte verſehen. Es war übrigens dem Fürſten geſtattet, Audienz zu geben, wem er wollte, ſo wie ſein Reich, mit Beihülfe ſeiner Räthe, nach wie vor zu regieren. Eine Parthie ſeiner Edelleute hatten die Wache bei ihm und warteten ihm bei Tiſche auf. Kortez duldete es nicht, daß irgend Jemand ſich beikommen ließ, den König durch ein Wort, eine Geberde zu beleidigen, er ſelbſt ſprach nur ſtehend mit Montezuma, und ſetzte ſich erſt dann nieder, wenn dieſer ihn wiederholt dazu aufgefordert hatte, ja er ging ſo weit, daß er einen Spanier, der ſich im trunkenen Muthe eine Schimpfrede auf den Fürſten entwiſchen laſſen, mit dem Tode beſtrafen wollte, und nur der König ſelbſt konnte ihn, durch Bitten und Zureden, von dieſem Vorſatze abbringen. Obwohl nun Montezuma ſich über ſeine Lage nicht beklagte, und auch das Volk, welches ihn als Gefangenen der Spanier betrachtete, ſich nach und nach wieder beruhigte, beſonders als es ſeinen Monarchen die gewohnten Luſtfahrten auf den Seen, ſo wie die Jagden in den Wäldern von Chapultepec nicht ausſetzen ſah, ſo war doch eine gewiſſe unbehagliche Spannung zwiſchen Kortez und Montezuma gekommen, und Beide fanden, daß das Vorgefallene ſich nicht wieder ausgleichen ließ. Kortez wartete mit Sehnſucht auf die Rückkehr zweier Ritter, die er vor faſt einem Jahre an ſeinen königlichen Herrn nach Spanien geſendet. Jedenfalls, ſo dachte er, müßte durch die Befehle, die ſie überbringen würden, die peinliche Lage, in die er gerathen war, eine gänzliche Aenderung erleiden; auch mochte der Gedanke, daß die Großmuth, die Gnade Karls des V. gegen den Mann, der ihm ein neues unermeßliches Reich, faſt ohne Schwertſtreich, erobert, ſich auf eine der Größe der neuen Erwerbung nicht unangemeſſene Art zeigen werde, nicht wenig zu der Ungeduld nach der Wiederkunft ſeiner Boten beitragen. Montezuma dagegen fühlte nur zu wohl, daß die wenigen Minuten, in denen er die Feſſeln der Spanier getragen, einen unauslöſchlichen Flecken auf ihn gebracht. Der Anblick der Spanier war nur allzugeeignet, jenen unſeligen Moment in friſchem Andenken zu erhalten, und erſt lange nach deren Entfernung — dies wußte er wohl — würden Zeit und veränderte Verhältniſſe jenen Augenblick in Vergeſſenheit bringen können. Auch konnte Montezuma ſich nicht verhehlen, daß bei jedem Scheine von Freiheit, den man ihm ließ, bei aller Ehrfurcht, die man ihm ſo geſliſſentlich bezeigte, er doch nichts weiter, als ein Gefangener der Spanier ſei. Verweichlicht jedoch, und durch die Genüſſe ſeines Harems entnervt, ſchien Montezuma ſein Unglück weniger zu fühlen, als man hätte denken ſollen. Er ſchien munter und wohlgemuth, ſcherzte, lachte, und ſah ſtundenlang den Waffenübungen und Spielen der Spanier zu, ja er beſchenkte die Letztern auf eine faſt verſchwenderiſche Weiſe. Selbſt als er bemerkte, daß die zweite ſeiner Töchter dem Feldzeugmeiſter Don Chriſtoval Olid nicht mißfiel, bot er ſie dieſem, zu allgemeiner Ueberraſchung, zum Weibe an, und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ſolche vorher getauft wurde. So war längere Zeit vergangen, und Montezuma ſchien ſich ſo an die Spanier, vorzüglich an Kortez und Karlos de Salcedo, gewöhnt zu haben, daß er manche ihrer Sitten angenommen hatte, und zu halben Tagen in den Zimmern des Feldherrn verweilte, um mit ihm oder Karlos ein, heutiges Tages nur bei den niedern Volksklaſſen in Spanien beliebtes Spiel, Namens **Bodoque**, zu ſpielen. Dies war auch eines Tages der Fall, wo der Fürſt gleich nach eingenommenem Mittagsmahl bei Kortez erſchien, und dort Marina, Alvarado und Karlos antraf, die eben von der Tafel aufgeſtanden waren.

Montezuma war heute vergnügt wie ein Kind. Einer ſeiner Teuctli's trug ein Körbchen voll ungeprägter Goldſtücke, die der Fürſt, wie er lachend verſicherte, verdoppeln oder alle verlieren wolle. Das Letztere war indeß ſchon durch den Umſtand, daß er das Spiel — welches, im Vorbeigehen geſagt, eben nicht großes Kopfzerbrechen erfordert — auf das Allerungeſchickteſte handhabte, das Wahrſcheinlichere. — —

Spielt Alle mit! rief Montezuma vergnügt. Auch Du, Marina — ich denke wir ſind jetzt ausgeſöhnt — und auch Du, Hauptmann Tonatiuh (mexik.: Sonne. Die Mexikaner gaben Alvarado dieſen Namen, weil er ſehr ſchön war.).

Marina ſchüttelte kalt und verächtlich das Haupt, Alvarado aber ſagte rauh: Ich ſpiele nicht. Ich liebe es nicht zu verlieren, und, unter manchen Umſtänden, noch weniger, zu gewinnen.

Es ſpielt ſich beſſer zu Dreien! hob Kortez, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, an. Komme, mein Fürſt! Auch Du, Karlos! Laſſen wir die Eigenſinnigen.

Das Spiel begann. Marina und Alvarado traten an ein Fenſter, und unterhielten ſich leiſe, aber lebhaft.

Das Spielglück wechſelte indeß hin und her. Anfangs gewann, trotz der Ungeſchicklichkeit, mit der er ſpielte, der Mexikanerfürſt, dann aber verlor er wie gewöhnlich. Je mehr dies nun der Fall war, deſto ſtärker häufte Montezuma ſeine Sätze, und deſto vergnügter und fröhlicher ſah er dazu aus.

Wer hält mir das, auf einen einzigen Wurf! rief er endlich lachend, indem er den Reſt ſeiner Goldklümpchen wie eine Pyramide über einander thürmte. — Alles oder Nichts! —

Nichts davon! erwiderte lachend der General, der bis dahin im Ganzen weder gewonnen noch verloren hatte. Mag Karlos thun, was er will! Er hat bis jetzt allein den Gewinn gehabt.

Ich hatte ſo viel, als dieſer beträgt, aber keine Unze darüber! ſagte der Ritter, den Scherz des Generals fortſetzend.

Eben wollte er die Goldklümpchen abzählen, um ſie neben der Pyramide Montezumas aufzuſchichten, als der Fürſt mit Blitzesſchnelle, und, wie es ſchien, mit abſichtlicher Ungeſchicklichkeit die Kugel nach ihrem Ziele ſchleuderte.

Verloren! rief er aus vollem Halſe lachend, indem er ſeine Goldpyramide zu dem Haufen ſchob, der bereits vor Karlos de Salcedo aufgethürmt lag. Ich habe kein Glück gegen die weißen Männer.

Entſchuldigt! ſagte Karlos, haſtig zufahrend. Ich habe nur meinen Gewinn gehalten, und da ich weiß, wie viel dieſer betrug —

Weißt Du ſo genau zu rechnen, junger Menſch? fiel Montezuma ihm mit Stolz in die Rede, und indem er ihn mit einem Winke der Hand vom Zählen der Goldklümpchen abhielt. Wer es unternahm, mit einem Könige zu ſpielen, muß zuvor dieſe kleinliche Kunſt verlernen.

Es ſind über hundertundvierzig Unzen! ſagte Karlos verwirrt.

Ich würde das Dreifache geſetzt haben, wenn es zur Hand geweſen wäre! ſprach der Fürſt, ſtolz auf Karlos ſchauend. Wo Montezuma ſpielt, pflegt er allein den Einſatz zu beſtimmen.

Behalte den Gewinnſt, Karlos, wenn es der König ſo befiehlt! ſagte Kortez, dem Ritter mit den Augen winkend.

Wie es ſchien, war es heute nicht das Spiel allein geweſen, welches Montezuma in das Zimmer des Feldherrn geführt hatte. Er ſah längere Zeit unruhig im Zimmer umher, winkte einem ſeiner Edelleute, der an der Thüre ſtand, hinauszugehen, und fragte dann halblaut, als ob er von Marina und Alvarado nicht gehört werden wollte: Was haſt Du von der Küſte für Nachrichten erhalten?

Nicht die mindeſte! erwiderte Kortez unbefangen. Ich weiß von Nichts.

Es ſind Weiße angekommen! ſagte Montezuma, indem er auf Kortez einen Blick richtete, in welchem Neugier und Argwohn lag.

Nicht möglich? rief fröhlich der General. Höre doch, Marina! Hört Alvarado! Meine Boten ſind zurück! Ich werde Nachrichten von unſerm königlichen Herrn empfangen. Ein Schiff iſt angekommen.

Es ſind mehrere Schiffe! ſagte Montezuma, noch immer den vorigen Blick und Ton beibehaltend.

Mehr Schiffe als eins? fragte Kortez verwundert. Vielleicht iſt die ganze Nachricht unwahr.

Nein! Nein! Es iſt kein Zweifel! fiel der Monarch haſtig ein. Es ſind achtzehn Schiffe, und Alle ſind mit Bewaffneten erfüllt. — Siehe! Das iſt ihr Bild.

Schnell langte Montezuma in den Buſen, und brachte eine ſpannenbreite, und ungefähr zwei Ellen lange Rolle eines feinen Baumwollenzeugs hervor, auf dem, zwar nur in Umriſſen, aber in unverkennbarer Aehnlichkeit, achtzehn große Kriegsgaleeren von ſpaniſcher Bauart dargeſtellt waren. Das Ganze war ſo anſchaulich, ſo im kleinſten Detail, wenn auch roh gezeichnet, daß dem Beſchauer gar kein Zweifel darüber bleiben konnte, daß jene Schiffe ſich wirklich an der Küſte befinden mußten.

Wie es ſcheint, hat meine Nachricht Dich überraſcht! ſagte Montezuma, noch immer den Feldherrn, der ſeine Blicke bald auf Karlos, bald auf Alvarado warf, argwöhniſch fixirend.

Allerdings hat ſie mich überraſcht, jedoch auf eine freudige Weiſe! erwiderte Kortez. Ich denke — und bin es faſt gewiß — dieſe Schiffe ſind gekommen, mich und die Meinigen abzuholen. Wie ich Dir bereits eröffnet, habe ich meinem königlichen Herrn — den Gott erhalte — angezeigt, daß Du ſeine Oberherrſchaft anerkannt und ihm den Eid geleiſtet haſt. Ich habe ihm ferner gemeldet, daß Du ihm einen Tribut zahlen, die Ausbreitung der Religion des unſichtbaren Gottes nicht hindern, und einen feſten Platz an der Küſte, den wir: Stadt des wahren Kreuzes (Veracruz) nennen werden, von uns begründen laſſen willſt; es iſt mithin Alles zwiſchen uns abgemacht. Auch Du wirſt nun ſehnlich unſere Abreiſe wünſchen.

Darauf, Feldherr, kannſt Du Dich ganz ſicher verlaſſen! rief Alvarado mit ſchallendem Lachen. Ich wollte nur, Deine Vorausſetzungen ſtanden Alle auf ſo ſicherem Grunde. —

Kortez warf dem Sprechenden einen tadelnden Blick zu. Montezuma ſchien indeß nicht darauf zu merken, ſondern antwortete ruhig:

Nach ſo vielen Beweiſen meiner Zuneigung, nach der Verheirathung zweier meiner Töchter mit Deinen Landsleuten, kannſt Du über meine Geſinnungen unmöglich im Zweifel ſein. Ich lebe jetzt gänzlich unter Euch, ich finde täglich mehr Vergnügen an Eurem Umgange, käme es blos auf mich allein an, ſo wünſchte ich Euch für immer hier behalten zu können, und Ihr ſolltet Euch nicht über Mangel irgend einer Art zu beklagen haben. Leider aber darf ich nicht Dem allein folgen, was ich empfinde; erlaube deshalb, daß ich ganz aufrichtig ſpreche. Schon ſeit längerer Zeit werden alle Opfer ganz fruchtlos und unter den ungünſtigſten Zeichen gebracht. Die Götter ſcheinen erzürnt, ſie wenden ihr Antlitz immer mehr von uns ab. Vor wenigen Tagen fand man den Spiegel, welchen Tezcatlipoca, der Gott der Schöpfung, in der Hand hält, zertrümmert, und die heiligen Feuer auf der Höhe des großen Tempels können nur mit Mühe im Brande erhalten werden. Welchen Eindruck dies auf das Volk macht, könn teſt Du nur dann richtig beurtheilen, wenn Du Dich gänzlich in ſeine Denkweiſe zu verſetzen vermöchteſt. Es wird täglich unruhiger, ſchwieriger es im Zaume zu halten. Laut erklärt es: Eure Anweſenheit ſei Schuld an dem Zorne der Götter, und es verlangt daher Eure Entfernung mit Ungeſtüm. Beurtheile nun ſelbſt, großer Kazike aus Oſten, ob ich unter ſolchen Umſtänden Eure Abreiſe nicht nothwendig finden muß.

Cuerpo de Dios! ſagte Alvarado halblaut und lachend zu Karlos. Er hätte ſie ſchon am Tage unſers Einzugs nothwendig gefunden, wenn wir ihn darum gefragt hätten. Meint Ihr nicht auch, Caballero? —

Der elende Tyrann! Der niedrige Heuchler! ſprach Marina faſt laut vor ſich hin, und ihr Geſicht drückte tiefe Verachtung aus.

Da nun, wie Du meinſt, fuhr Montezuma zu Kortez gewendet fort, der Augenblick Eurer Abreiſe nahet, ſo will ich Dir ſowohl, als freiwilligen Tribut für die erſten Jahre, als auch um Dir und den Deinen einen letzten Beweis meiner Freundſchaft zu geben, den Schatz meines Vaters Axajacatl, welcher, wie Du weißt, in dieſem Hauſe aufbewahrt wird, zum Geſchenk überlaſſen, und ich gehe, um deſſen Auslieferung zu befehlen.

Der Monarch klatſchte bei dieſen Worten in die Hände. Sogleich ſtürzten vier ſeiner Edelleute herein. Sie trugen einen goldenen, mit koſtbaren Federdecken geſchmückten Seſſel. Kaum hatte Kortez dem Fürſten ſeinen Dank abgeſtattet, als Montezuma den Trageſtuhl beſtieg, und von ſeinen Teuctli's unter Zeichen tiefſter Verehrung fortgetragen wurde.

Das war das Vernünftigſte, was ich noch aus dem Munde dieſes Menſchen kommen hörte! rief Alvarado, als Montezuma ſich entfernt hatte. Diablo! Als neulich einige Soldaten über die Ambravorräthe des Schatzes gerathen waren, habe ich für ſie gebeten, weil ich Jenem den Schaden gönnte, jetzt wollte ich, Du hätteſt die Schurken ausprügeln laſſen.

Ich weiß nicht, wie Du immer ſo gehäſſig von ihm ſprechen, und ſo lieblos urtheilen kannſt! ſagte Kortez, indem er den Zeugſtreifen mit den Schiffen, welchen der Fürſt zurück gelaſſen, genau und nachdenklich betrachtete.

Du weißt es nicht? rief Alvarado, indem er ſich nachläſſig in einen Seſſel warf. Nun ich thue es darum, weil ich ihn für einen feigen, treuloſen, nichtswürdigen, hinterliſtigen Verräther halte.

Marina nickte beifällig. Kortez zuckte die Achſeln.

Als wir heranzogen auf ſeine Hauptſtadt, fuhr Alvarado in kriegeriſchem Eifer fort, wir, das Häuflein der Sechshundert mit gezogenem Schwerte und fliegendem Banner, da mußte er uns entgegenrücken, er mußte uns die Schlacht anbieten; was that er? er kroch in den innerſten Winkel ſeines Palaſtes, obwohl er Leute hatte, die ſich wehren wollten, und an deren Maquahiutl (eine Art Schwert mit ſcharfen Zähnen von Kieſel) wir unſere Toledoklingen hätten verſuchen können. Darum alſo iſt er ein Feiger. — Weil er aber den Qualpopoca, der den Escalante und die Uebrigen auf ſeinen Befehl ermordete, ruhig hinrichten ließ, iſt er ein Nichtswürdiger. —

Ohne auf Alvarado zu hören, hatte Kortez indeſſen die Abbildung der Schiffe unausgeſetzt betrachtet.

Endlich, rief er aus, werde ich die Früchte meiner Anſtrengungen ernten! In Kurzem werden wir fröhlich die Segel an den Maſten emporfliegen ſehen, ein günſtiger Weſtwind wird ſie ſchwellen, und mit dem freiwilligen Tribute eines großen Volkes, werde ich zugleich die Acte der Unterwerfung zu den Füßen unſers königlichen Karlos legen.

Du ſcheinſt Deiner Sache ſehr gewiß, General! ſagte nach einer Weile Alvarado kopfſchüttelnd.

Wie ſollte ich nicht? erwiderte Kortez. Es iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß ſich dieſe Schiffe an der Küſte befinden. Es ſind elf größere Fahrzeuge und ſieben Brigantinen. Die letztern haben die Eingebornen früher nie geſehn, ſie ſind richtig gezeichnet, folglich muß das Ganze wahr ſein.

Ich zweifle nicht daran, daß Schiffe da ſind! bemerkte Alvarado, indem er, nachläſſig im Seſſel lehnend, mit dem Gehänge des Schwertes ſpielte. Ich zweiſle nur, daß ſie gekommen ſind uns abzuholen, wenigſtens auf die Art abzuholen, welche Du Dir einbildeſt.

Was willſt Du damit ſagen, Pedro? Ich bekenne offen, daß ich Dich nicht verſtehe, verſetzte lächelnd der General.

Siehe! ſagte Alvarado, indem er ſich noch mehr im Seſſel zurücklegte, und die mit ungeheuren Stiefeln und mächtigen Sporen bekleideten Füße weit vor ſich hin ſtreckte. Ich bin kein Staatsmann, wie Du, ja ich verſtehe von der Politika nicht ſo viel, wie ein Borrico (Steineſel) vom Bodoqueſpiel, aber mir will manchmal bedünken, daß, wenn ich auch nur den Weg der Kanonenkugel, nämlich den geradeaus, kenne, und nur auf dieſem meinen Mann zu faſſen verſtehe, daß, ſage ich, mir doch dabei Einiges in die Augen fällt, was Euch feinern Herren verborgen bleibt. — So will mir denn auch bei der Sache mit den Schiffen Manches nicht recht gefallen.

Nur weiter, ehrlicher Pedro! ſprach Kortez lächelnd, als Alvarado inne hielt. Was iſt's denn, was Dir nicht gefallen will?

Die Schiffe, ſagte Alvarado, ſind ſchon ein paar Tage an der Küſte, und Du haſt noch keine Nachricht, während Jener (er zeigte nach der Thüre, da er nur ungern Montezuma's Namen ausſprach) ſie ſchon gemalt mit ſich herumſchleppt.

Er erhielt ſie durch ſeine Schnellläufer; unſere Botſchaften gehen langſamer! bemerkte Karlos de Salcedo.

Gut, junger Herr! erwiderte Alvarado. Aber habt Ihr auch bemerkt, was er für eine Miene machte, als er die Sache mittheilte? Der leibhafte Huitzilipochtli lachte heraus. Seine Schadenfreude war gar nicht zu verkennen; er weiß mehr als er ſagte. — Ohnehin ließ er Etwas von den Bewaffneten verlauten, von denen die Schiffe erfüllt wären.

Ich muß bekennen, daß ich immer nicht weiß, worauf Du deuteſt! ſagte Kortez gleichgültig.

Du ſollſt es bald erfahren! erwiderte Alvarado ruhig, indem er ein Bein über das andere ſchlug. Siehe, General! Ich hatte einen alten Lehrer zu Sevilla. Es war ein dicker Dominikaner. Ich habe blutwenig von ihm gelernt, aber einige hübſche Sprüche habe ich behalten. Einer hieß: Verlaſſet Euch nicht auf Fürſten, denn ſie ſind Menſchen! Hätte Kolomb das Sprüchlein gekannt, ſie würden die Hand, die Spanien eine neue Welt gegeben, nicht mit Feſſeln belaſtet haben.

Wie? rief Kortez, indem er aufſprang, ſich jedoch wieder niederließ. Du denkſt, ſie werden mit mir daſſelbe Schandſpiel treiben?

Zu treiben verſuchen? — Ja! — Ausführen? Nein!

Wenigſtens geſchieht dies nicht, ſo lange dieſe gute Toledoklinge am Griffe feſtſitzt, ſagte Alvarado, indem er düſter vor ſich hin blickte. Mehrere Minuten mochte er ſo geſeſſen haben, dann ſprang er heftig auf, er trat zu Kortez, und indem er plötzlich deſſen Hände in die ſeinen faßte, rief er aus: Fernando! — Mir ahnet Unglück! Sei auf Deiner Hut! — Der Feldherr ſah den Sprechenden verwundert an.

Siehe! ſagte Alvarado, indem er die geballte Fauſt ſich vor die Stirn drückte. Siehe Fernando! Wenn ich mir denken könnte, daß ſie Dich ſo nichtswürdig behandelten, wie ſie den Kolomb behandelt haben, wenn ſie Dich vor Gericht ſchleppten, Dich in den Kerker würfen, bei Gott, ich könnte raſend werden.

Sage mir nur, Pedro, wie Du auf ſolche Gedanken kommen kannſt! entgegnete Kortez lächelnd.

Es ahnet mir, daß nicht Alles ſo iſt, wie es ſein ſollte! erwiderte Alvarado, mit großen Schritten das Zimmer meſſend. Diego Velasquez, der Statthalter von Kuba, iſt Dein Feind.

Ich weiß es! ſprach Kortez mit ruhigem Lächeln. Hätte er mir ſonſt den Oberbefehl über dieſe Expedition übertragen? — Er betrachtete es als eine gute Gelegenheit, mich für immer los zu werden.

Und da es ihm auf dieſe Art nicht gelang, ſo will er es jetzt auf eine andere Art verſuchen! rief heftig Alvarado, indem er mit dem Schwertte auf den Boden ſtampfte. Glaube mir, Fernando! Die Schiffe kommen von Kuba, und in feindlicher Abſicht.

Verzeiht mir, wenn ich Euch widerſpreche, Caballero! ſagte Karlos. Von Kuba können die Schiffe kommen. Aber in feindlicher Abſicht — das iſt rein unmöglich.

Auf welche Weiſe, fuhr Karlos nach kurzer Pauſe fort, konnte der Statthalter auch nur den leiſeſten Vorwand zu irgend einer Feindſeligkeit gegen den General auffinden. Hat er nicht auf eine faſt unerhörte Weiſe in der kürzeſten Zeit ein mächtiges Reich der Krone Spanien unterworfen? Iſt es nicht faſt ohne jeden Verluſt an Menſchen ins Werk gerichtet worden? Kann das, was er gethan hat, wohl an Glanz, Ehre und Ruhm mit irgend einer andern ſpaniſchen Waffenthat verglichen werden? —

Ganz Recht! rief Alvarado. Ihr trefft da den rechten Fleck. Das iſt es eben, was ſie ihm nie verzeihen werden.

Karlos blickte erſtaunt, Kortez mit Lächeln auf den Sprechenden.

Ich will gern glauben, ſagte der General ruhig nach einer Pauſe, daß der Statthalter auf mich ergrimmt ſein mag. Er ſendete mich, um den Untergang zu finden, und ſtatt deſſen haben wir dem Könige ein ſchönes

Reich, größer als Spanien, erobert. Bei alle dem wird er ſeinen Aerger verſchlucken müſſen. Er kann mir nichts zur Laſt legen. Sendet er Schiffe, um uns abzuholen, ſo kann dies nur auf ausdrücklichen Befehl des Monarchen geſchehen. Zudem — was ſollen wir länger hier? Das Land iſt unterworfen, ſein König hat Spanien den Vaſalleneid geleiſtet. Unſer Auftrag iſt vollendet. Ein guter feſter Platz an der Küſte als Garantie für den Tribut, und künftiger Landungspunkt, wird ſchnell genug ins Werk gerichtet ſein.

Während der Feldherr dieſe Worte ſprach, erhob ſich auf der Flur des Hauſes ein Getöſe von den Fußtritten mehrerer Geharniſchten. Iſt der General zu ſprechen? rief eine laute Stimme. Fragt nicht lange! Er muß zu Hauſe ſein, antwortete dieſer eine zweite. Bald ging die Thüre auf, und mehrere angeſehene Hauptleute, unter ihnen auch unſer Bekannter Luiz de Morla, traten ein.

Weißt Du es ſchon, General? Weißt Du es ſchon? rief der Erſte der Eintretenden, ein junger Mann von ritterlicher Haltung, und höchſt kriegeriſcher Schönheit.

Meint Ihr, ob ich es weiß, daß Schiffe an der Küſte ſind, Don Velaſquez? erwiderte lächelnd der General.

Ich meine die ſchändliche, infame, teufliſche Proklamation! antwortete der Vorige.

Hier iſt der Wiſch! ſagte der Feldzeugmeiſter Chriſtoval Olid. Don Luiz de Morla hat ihn ausgekundſchaftet.

Befremdet ſah Kortez bald auf den Einen, bald auf den Andern der Anweſenden.

Du weißt alſo von nichts, General? rief Velasquez de Leon heftig, indem er dem Feldzeugmeiſter das Papier aus der Hand riß. Nun, ſo höre, und ſtaune ob der nichtswürdigen Büberei! — Er las.

Wir Don Diego de Velasquez, Statthalter auf Kuba und der umliegenden indianiſchen Inſeln und Küſten, an Alle, die dies leſen werden. — Nachdem Wir vor längerer Zeit den Ritter und Feldhauptmann Fernando Kortez, mit einer Abtheilung der, unter Unſern Befehlen ſtehenden, Truppen ausgeſendet, um die benachbarten indianiſchen Küſten zu erforſchen, haben Wir zu Unſerm Leidweſen erfahren müſſen, daß genannter Fernando Kortez Unſere Befehle nicht nur dergeſtalt gemißachtet, daß er Uns über das von ihm vollführte Unternehmen kaum einen oberflächlichen Bericht erſtattet, obwohl er gewußt, daß Wir durch beſondern Befehl Unſers Königs und Herrn zum alleinigen Oberbefehlshaber in allen, in dieſen Weltgegenden entdeckten oder noch zu entdeckenden Ländern eingeſetzt worden ſind, ſondern er hat ſich auch noch erfrecht, Boten mit einem höchſt lügenhaften Bericht an Unſern königlichen

Herrn nach Spanien zu ſenden, worin er vorgegeben, daß er ein mächtiges, von einem großen Monarchen beherrſchtes Reich entdeckt und erobert habe, obwohl männiglich bekannt, daß jene indianiſche Küſten von armen Wilden, die kaum Menſchen zu nennen, bewohnt ſind. Wegen dieſer ſeiner Widerſpenſtigkeit, ſeines Ungehorſams, und der Frechheit, mit welcher er ſich unterfangen, Unſerm Königl. Herrn, Don Karlos dem Erſten, in Hoffnung zu erwartender Belohnungen, lügenhafte Nachrichten zu übermachen, entſetzen Wir den genannten Fernando Kortez des Befehls, erklären ihn für einen Verräther und Rebellen, und befehlen hiermit jedem Befehlshaber der Land- und Seemacht, insbeſondere aber Unſerm Feldhauptmann Don Pamphilo de Narvaez, ihn, wo er ſich betreten läßt, zu ergreifen, und Uns in Feſſeln zu überliefern. Den Rittern und Soldaten, welche bis jetzt unter den Befehlen des Kortez geſtanden, gebieten wir, ihm Angeſichts dieſes den Gehorſam aufzuſagen, und fortan Niemandem, als dem ebengenannten hochachtbaren und tapfern Don Pamphilo de Narvaez zu gehorchen. Wonach ein Jeder bei ſchwerer Verantwortung ſich zu richten. Gegeben in unſerm Palaſte auf Cuba am 6. des Maienmondes im Jahre der Gnade 1520.

Diego de Velasquez,
Grande von Spanien, und Komthur des Ordens von Alcantara.

Schon bei dem erſten Worte der Proklamation hatte ſich Kortez, wie es ſchien, unwillkührlich vom Stuhl erhoben. Eine flammende Röthe, die aber anfangs mit einer fahlen Bläſſe wechſelte, hatte nach und nach ſein ganzes Geſicht überzogen. Seine Augenbraunen bedeckten faſt das unter ihnen hervorglühende Auge, ſein Mund war halb geöffnet, als wenn er befürchtet hätte, daß ihm beim Zuhören irgend ein Wort entſchlüpfen könne. In ſeinen Geſichtszügen zeigte ſich übrigens keine Veränderung; nur bei den Worten: Verräther und Rebell, zuckte ſein Mund, und er biß ſich auf die Lippen. — Die Vorleſung war endlich beendet. Ruhig ſtreckte Kortez die Hand aus, er ergriff das Blatt, that einen Blick darauf, und ſagte kalt: Die Unterſchrift iſt richtig!

Nun? habe ich Recht gehabt? fiel Alvarado grimmig ein. Hat man Dich verrathen oder nicht? —

Du hatteſt Recht, wackerer Pedro! ſagte Kortez gelaſſen. Ich habe auf einen Menſchen vertraut, und dieſer Menſch war mein König. — Es iſt ganz ſichtlich, man hat meinen ehrlichen Boten mißtraut, hat dem Velasquez meinen Bericht zugeſendet, und dieſer benutzt die Gelegenheit, mich zu vernichten.

Es iſt jetzt die höchſte Zeit, einen Entſchluß zu faſſen! fiel Velasquez de Leon mit allem Feuer der Jugend dem Feldherrn in die Rede. Gehandelt muß jetzt werden, oder Du biſt verloren. — Sprich, General, wozu biſt Du entſchloſſen?

An Euch, Caballeros, rief Kortez mit ſtarker Stimme, an Euch iſt es zu handeln. Hier liegt der Befehl des Statthalters von Indien, und hier iſt mein Arm — legt ihn in Feſſeln.

Verflucht ſei Der, der auf jene Proklamation Rückſicht nimmt, und dreimal verflucht Der, der ihr Folge leiſtet! rief Alvarado.

Bedenke, Pedro, welche Verantwortung Du übernimmſt! Du biſt der Aelteſte im Kommando, ſagte Kortez.

Und wenn die Garrotte ſchon aufgerichtet ſtände, und ich ſäße auf dem Armenſünderſtuhle, ich trennte mich nicht von Dir! ſchrie Jener heftig.

Keiner thut es! Keiner! riefen die Ritter, die Hände erhebend. Wir ſtehen Alle für Einen.

Uebereilt Euch nicht, Caballeros! ſprach Kortez mit Würde. Ich würde zwar Eure Zukunft nicht von meinem Schickſal abhängig werden laſſen, wenn ich nicht mit Ehren aus dem Kampfe, den man mir bietet, herauszugehen die Ueberzeugung hätte, bei alle dem aber iſt es ein Streit gegen Euren Herrn, der, wenn er auch getäuſcht, und darum anſcheinend gegen mich ungerecht, dennoch unſer Aller Herr und Gebieter iſt.

Wir appelliren von dem übel unterrichteten an den beſſer unterrichteten König! rief Olid, indem er an das Schwert ſchlug.

Bedenkt, daß Ihr ungehorſam werdet, daß Ihr vielleicht gegen Landsleute, gegen Spanier, könntet kämpfen müſſen! ſagte Kortez warnend.

Ich habe nicht geglaubt, daß es je dahin kommen könnte! ſprach Alvarado düſter. Aber, ſei es! Ich verlaſſe Dich nicht, in Tod und Leben.

Und ich bin Dein! rief Velasquez de Leon, und ſollte ich das Banner mit den Thürmen von der Fahnenſtange reißen, und den Geier mit dem Nopalſtamme daran heften. Giebt es kein anderes Mittel, wohlan, ſo umgieb Dich mit den treuen Tlascalanern und den andern uns zugethanen Küſtenſtämmen, erkläre Dich zu einem Landesfürſten, und ſtürze den Narvaez mit allen ſeinen Begleitern ins Meer. — Nur Eins bitte ich Dich! Laß Deinen Entſchluß den ſchnellſten und kühnſten ſein.

Bis dieſen Augenblick hatte Marina, wenn auch keine theilnahmloſe, doch eine unbemerkte Zuhörerin abgegeben. Jetzt drängte ſie ſich mit Heftigkeit in den Kreis der Ritter, und ſtürzte mit allen Zeichen der äußerſten Aufregung vor Kortez auf die Knie.

Höre mich, Fernando! rief ſie heftig. Höre mich, um unſerer Liebe, um des Kindes Willen, das ich un=

ter dem Herzen trage! Du haſt jetzt mein Schickſal erfahren, Du biſt von Deinem Herrn betrogen und verrathen worden. Dir bleibt nichts übrig, als Dich ſklaviſch in Feſſeln ſchlagen zu laſſen, oder Dich mit Hülfe der Deinen zu widerſetzen und dem Unrechte mit dem Schwerte zu begegnen. Was wird in dem glücklichſten Falle Dein Loos ſein? Man wird zugeben Dich falſch beurtheilt zu haben, man wird Dir verzeihen. — Und dies ſollte der ſtolzen Seele meines Fernando genug ſein? Sollte er ſein und ſeiner Freunde Geſchick daran ſetzen, um ſich nichts als eine ungern gewährte Verzeihung zu erkämpfen. Blicke um Dich, Fernando! Siehe, das Reich von Anahuac liegt zu Deinen Füßen. Faſſe einen kühnen Entſchluß, der nicht gefährlicher, aber tauſendmal lohnender iſt als der, den Du ergreifen willſt. Montezuma, der Verräther, der elende Weichling iſt in Deiner Hand. Schon verachtet ihn das Volk. Eile, laſſe ihn enthaupten. Verhafte ſeinen Neffen Quautimozin; er iſt der Einzige, der nach dem Throne ſtreben wurde. Gleichfalls laſſe den Teoteuctli feſtnehmen, und ich ſtehe dafür, daß, ehe die Sonne untergeht, die Götter verlangen werden, daß Fernando Kortez, der weiße Kazike aus Oſten, auf dem Königsſtuhle von Anahuac niederſitze. —

Bei San Jago! murmelte Alvarado in den Bart, als Marina ſchwieg. Sie hat eben nicht Unrecht. Ich kenne Jemand, der es nicht übel verdient hätte, wenn ihm auf dieſe Weiſe mitgeſpielt würde.

Erkläre, was Du zu thun geſonnen biſt, rief Velasquez de Leon, und ſei verſichert, daß ich bei Dir ſein werde, ſei es in dem Königspalaſt von Tenochtitlan, ſei es auf grüner blutgetränkter Haide, ſei es auf dem Blutgerüſte des Cebadaplatzes zu Madrid.

Ja, erkläre Dich! riefen tobend die Ritter. Du biſt der Stern, an den unſer Geſchick gefeſſelt iſt.

Genug davon, Caballeros! ſprach Kortez mit ſtrengem Tone. Wir werden das Schwert ziehen, um unſere gerechte Sache zu vertheidigen, aber wir werden es ziehen als Ritter und als Spanier, nicht als Abtrünnige und Meuter. — Don Karlos de Salcedo! ſetzte er hinzu, ſeid ſo gut und begleitet mein Weib nach ihrem Zimmer. — Euch, Ritter, bitte ich, daß Ihr vergeſſen wollet, was frühere Verfolgungen, Liebe zu mir, und ihr körperlicher Zuſtand, meinem Weibe an überſpannten Meinungen hat ausdrucken laſſen.

Heftig weinend verließ Marina an Karlos Arm das Zimmer.

Ehe wir weitere Beſchlüſſe faſſen, hob Kortez nach kurzer Pauſe an, wünſche ich zu wiſſen, wie die Proklamation ins Lager kam.

Jetzt iſt's an Euch, Don Luiz! ſprach Olid.

Wahrhaftig, mein Feldherr, kaum weiß ich etwas mehr davon, als daß ſie da iſt! ſagte Luiz Morla lächelnd. Erlaube indeß, daß ich den Vorgang mittheile. — Ihr kennt, Caballeros, den Dominikaner Fray Blas de St. Eſteban? —

Wer ſollte ihn nicht kennen? Die Soldaten nennen ihn nur den tollen Mönch von Medellin, ſprach Velasquez.

Er hat die Schwäche, für einen Kriegsmann gelten zu wollen! ſagte Kortez lächelnd.

Ganz Recht! fiel Luiz, weiter erzählend, ein. Vor einer Stunde gehe ich, um den Bruder Blas — wir ſind Landsleute und ehemalige Schulkameraden — zu einem Spaziergange abzuholen. Als ich vor ſeiner Wohnung ankomme, tönt mir die Stimme des Mönchs ſchon von der Straße entgegen. Allem Anſcheine nach war er in einer Waffenübung begriffen. Steht Sennor! höre ich. Weicht nicht zurück! Eins, zwei, drei. Steht, oder ich ſtoße Euch eine ſo wohlgerathene quarta interna, daß Ihr zeitlebens kein ſevilliſches Weißbrod mehr kauen ſollt! Und ſo ging es in einem fort. — Jetzt mache ich Lärm. Wie es ſcheint, iſt eben ein Gang zu Ende. Da erblicke ich Fray Blas, mit dem blanken Schwerte in der Hand, am Fenſter. Alle meine Fragen bleiben unbeantwortet. Er wirft mir blos ein Papier zu, ſagt, ich ſolle dies dem Feldherrn übergeben, er würde gleich nachkommen, und — nun ging der

Waffenſpektakel wieder von Neuem los. Das Papier aber war die Proklamation, und da ich die Ritter auf dem Platze verſammelt traf, ſo nahm ich keinen Anſtand ſie ihnen mitzutheilen.

Sonderbar, höchſt ſonderbar! ſprach Kortez kopfſchüttelnd. Hoffentlich wird Fray Blas uns nicht lange auf Auskunft warten laſſen.

Der Bruder Blas de St. Eſteban läßt um Gehör bitten, und meldet, daß er einen Gefangenen überbringe! ſprach ein Diener, welcher eben eintrat.

Aller Augen wendeten ſich nach der Thür.

Stolz wie ein Kampfhahn, den großen Stoßdegen um die Hüfte gegürtet, trat Fray Blas ins Zimmer; ihm folgte ein Mann in einen Mantel gehüllt. Die Miene deſſelben war ängſtlich und niedergeſchlagen.

Erlaubt mir, hochverehrter, würdiger Don Fernando, daß ich Euch den Degen eines in böslicher Abſicht allhier angekommenen Widerſachers zu Füßen lege? ſagte Blas mit einem ſo gewaltigen Pathos, daß ſich der Feldherr des Lächelns nicht enthalten konnte, und die Mehrzahl der Anweſenden laut auflachte. Ich glaube — fuhr der gute Mönch in ſeiner Rede fort, nachdem er den Degen des Fremden unter der Kutte vorgezogen und Kortez übergeben hatte — daß alle die Caballeros, die ſo ſchnell mit ihrem Lachen bei der Hand ſind, bis jetzt nicht das

Mindeſte zu einer Entdeckung beigetragen haben, deren Wichtigkeit ſie nicht beſtreiten werden.

Wahrhaftig, er hat Recht, obgleich er bis zum Anbinden verrückt iſt! murmelte Alvarado.

Da es aber meine Pflicht iſt, den Vorfall aufs Genaueſte mitzutheilen, fuhr Blas fort, ſo erlaubt, geehrter Don Fernando, daß ich meine Relation beginne. — Ich beſchäftigte mich nämlich heute Morgen, nachdem ich mein Breviarium abſolvirt, mit einer kleinen Waffenübung, nach Weiſe des berühmten Florentiners Signor Paſticcio, als an die Thür meines Zimmers angeklopft wird. Jener Mann, den Ihr dort ſtehen ſehet, tritt herein, ſagt, daß er von der Küſte komme, Don Nicolas Sarpi oder Salpi heiße, und von dem Prior meines Ordens ganz abſonderlich geſendet ſei. Er macht nun verſchiedene Redensarten, von den Geiſtesgaben, die mir der Herr verliehen, ſo wie von dem Vortheil, den es mir bringen werde, wenn ich ſolche der guten Sache, und dem Dienſte des Statthalters zuwenden wolle, endlich übergiebt er mir die Proklamation, die in Euren Händen iſt, und — werdet Ihr es glauben? — will mich dazu bewegen, den Inhalt derſelben den Soldaten im Beichtſtuhle mitzutheilen, und ſie aufzufordern, Euch zu verlaſſen. Kaum hat der Mann indeß dieſe Worte geſprochen, als ich ſogleich nach meinem guten Schwerte eile, und ihn für meinen Gefangenen erkläre. Er zieht jetzt das ſeine, und will ſich damit den Ausweg erzwingen; ich hatte indeß die Thür verriegelt, und ſo nahm ich dann die Gelegenheit wahr, einige kleine Gänge mit ihm zu machen, in Folge deſſen er ſich für überwunden erklärt, und eingeſteht, daß er nicht ein Don Salvi, ſondern der Baccalaureus Juan Ruiz de Guevara ſei —

Tretet näher, Sennor! ſagte Kortez mit ſtrengem Tone zu dem Gefangenen. — Ihr habt, fuhr er fort, Euch dazu brauchen laſſen, eine Proklamation heimlich zu verbreiten. Wißt Ihr, was das Kriegsrecht für ein dergleichen Unternehmen feſtſetzt.

Der Fremde zitterte, war aber keines Wortes mächtig.

Sagt ihm, meine Ritter, welch Schickſal den Kundſchafter erwartet! rief der General.

Der Strang! antworteten die Anweſenden aus einem Munde.

Gnade, Feldherr, Gnade! ſchrie der unglückliche Baccalaureus, indem er ſich auf die Knie warf. Don Pamphilo hat mich zu der Botſchaft gezwungen; er behauptete, daß Du von dem Könige abgefallen ſeiſt, um in einem wilden Lande unter armen Indianern den Landesfürſten zu ſpielen, daß alle Deine Angaben unwahr ſeien, und daß es mithin ein gutes Werk wäre, ſo viele Spanier, die Du der Sache ihres Monarchen untreu machen wollteſt, dieſer aufs Neue zuzuführen.

Steht auf, betrogener Mann! ſagte Kortez nach einer Pauſe zu dem tödtlich Erſchrockenen. Ich bin nicht gewohnt, wie der Statthalter von Kuba, ungehört zu verdammen. Ich verlange nicht Euren Tod. Die Strafe die ich Euch auflege, ſoll eine ſolche ſein, wie weder Ihr noch Don Pamphilo Narvaez ſie erwarten werdet. — Schwöret jetzt, daß, wenn ich Euch unbeſchädigt nach der Küſte bringen laſſe, Ihr meine Aufträge treu erfüllen wollet.

So möge mir Gott helfen, als ich es thun will! rief hocherfreut Ruiz Guevara.

Wohlan! ſagte Kortez. Fray Blas, übernehmt Euren Gefangenen noch einmal. Zeigt ihm die königlichen Paläſte, die Gärten, die Menagerien, den großen Tempel, mit einem Worte Alles was ſehenswerth iſt. Von Allem dieſen, Sennor Ruiz, werdet Ihr dem Don Pamphilo genauen Bericht abſtatten, und er wird dann im Stande ſein, das, was Ihr geſehen habt, mit meinen Berichten zu vergleichen, er wird ermeſſen, ob ich dem Könige einige arme Indianerdörfer, oder die Hauptſtadt eines mächtigen Reichs erobert habe. Fragt er Euch über die Stimmung der Truppen, über die Wirkung, welche die Proklamation hervorgebracht — und dies Ruiz Guevara iſt Euer Hauptauftrag, Ihr haftet dafür mit Eurem Leben — ſo antwortet Ihr, ich ſei gänzlich niedergeſchlagen, die Truppen entmuthigt, man könne annehmen, daß ſie bei Erblickung der Soldaten des Statthalters die Waffen wegwerfen, und ſich ergeben würden.

Was ſprichſt Du, Feldherr? — Was fällt Dir ein? — Wir Alle entflammt von Kampfbegier — riefen die Ritter.

Still! fiel Kortez mit gebietender Stimme ein. Es geſchehe wie ich befehle. — Richtet Ihr Euren Auftrag ſo aus, wie ich gebiete, fuhr er zu Guevara gewendet fort, ſo ſteht Ihr künftig als Sekretair in meinen Dienſten, thut Ihr es nicht, und Ihr fallt zum zweitenmal in meine Hand, ſo hängt Ihr, ſo gewiß als ich Fernando Kortez heiße. — Einſtweilen nehmt hier das — er ergriff eine Handvoll Goldklümpchen, die noch von dem Spiele her auf dem Tiſche lagen — es ſei das Handgeld für Eure künftige Treue.

Ha! Jetzt begreife ich, warum man Euch ſo verehrt, ſo vergöttert! rief Guevara voll friſchen Lebensmuthes. Gott ſegne Euch tauſendmal! Ihr ſollt keinen treuern Diener finden als Ruiz Guevara. — Er bedeckte die Hände des Generals mit Küſſen. Letzterer winkte dem Mönche, der erhaltenen Weiſung gemäß, die befohlne Wanderung nach den Sehenswürdigkeiten der Hauptſtadt anzutreten, und Beide verließen das Zimmer.

Da ſehet Ihr, mein guter Sennor, ſagte Fray Blas, als ſie ſelbander nach dem Königspalaſte von

Tenochtitlan ſchritten, da ſehet Ihr, welche verſchiedenartige Leiſtungen einem Manne, bei dem man einige nicht ganz gewöhnliche Gaben mit Recht vorausſetzen zu können glaubt, an einem ganz gewöhnlichen Tage aufgetragen werden. Da habe ich heute zuerſt den Soldaten eine kurze Predigt gehalten — Ihr müßt wiſſen, das Kriegsvolk hält nicht viel von langen Andachtsreden — dann habe ich ein paar Dutzend Beichte gehört und die Abſolution ertheilt. — Was bleibt Einem übrig, wenn gleich die Kerls mitunter ganz ſchandbare Dinge unternommen haben? Die Geſchäfte drängen; man kann ſich bei einzelnen Dingen nicht lange aufhalten — dann kamt Ihr! — Nun ich will nicht ſagen, daß Ihr mir es ſehr ſauer gemacht hättet, denn wenn Euch die Finten des Signor Paſticcio gehörig bekannt geweſen wären, ſo hätte die Geſchichte wohl noch ein halbes Stündchen länger dauern können; indeß es will doch einmal zu Allem Zeit ſein. — So aber, mein werther Sennor, geht es in einem Striche fort; und das nennen die Leute Raſttage. Nun laßt einmal den Kampf wieder losgehen. Da ſolltet Ihr einmal dabei ſein. Wenn man da mit dem Schwerte in der Fauſt Stundenlang in den dichteſten Reihen der Feinde gekämpft hat, wenn man matt und entkräftet nach dem Siege das Schwert in die Scheide ſtecken zu können glaubt, wenn der Ritter wie der Soldat ſich den Freuden des Bechers überläßt — Ihr müßt nämlich wiſſen, daß die Indianer aus dem Safte der Aloe ein Getränk brauen, das nicht übel iſt — dann geht für mich die Plage erſt los. Da werde ich zu einem Hans Thunichtgut gerufen, den ein Indianer mit der Keule auf den Schädel geſchlagen hat, und der nun der Welt Valet ſagen will. Der Kerl iſt vielleicht ſein Lebtage eine Kanaille geweſen, und ich ſoll ihn in zehn Minuten — denn längere Zeit kann ich, Geſchäfte halber, ſelten auf den Einzelnen verwenden — dahin bringen, daß er rein und unſchuldig wie ein neugebornes Kind die Reiſe nach Jenſeits antreten kann. Da giebts Arbeit, Herr! Und ich wünſchte nur, Ihr wäret einmal an meiner Stelle, damit Ihr wüßtet, was es heißt in ſo kurzer Friſt aus einem galiziſchen Spitzbuben, oder einem andaluſiſchen Räuber, ein Kind der Seligkeit zu machen. Bei alldem kann ich mir das Zeugniß geben, daß ich mir in Angelegenheiten dieſer Art eine gewiſſe Fertigkeit erworben habe, und ich mußte es auch wohl, denn mitten in einem feindlichen, und ſogar heidniſchen Lande iſt das Werk der Waffen doch immer die Hauptſache. —

Unter Redensarten ähnlichen Schlages, führte Fray Blas ſeinen Gefährten endlich durch das Thor des Königspalaſtes von Tenochtitlan. — — —

Noch war der Licentiat und Baccalaur Ruiz Guevara innerhalb der Mauern der Hauptſtadt, als Kortez bereits einen Kriegsrath zuſammenberief, um die Maſregeln feſtzuſetzen, nach welchen man bei ſo unerwarteter Gefahr zu handeln haben würde. Es ward beſchloſſen, daß Kortez mit dem größten Theile ſeines Häufleins, und zweitauſend Indianern von Chinantla nach der Küſte marſchiren und den Narvaez angreifen, Alvarado mit hundertfunfzig Spaniern, worunter auch Karlos de Salcedo, Luiz Morla, und Bruder Blas zurückbleiben ſolle, um die Hauptſtadt und Montezuma zu bewachen. Letzterem ward geſagt, daß der Befehlshaber der angekommenen Schiffe ſich Hinſichts ſchleuniger Abreiſe widerſpenſtig zeige. Der Feldherr brach demnach in wenig Tagen nach der Küſte von Zempoalla, dem heutigen S. Juan de Ulloa auf, und ſuchte, ſobald er vor der Stadt angekommen war, Verhandlungen mit Narvaez anzuknüpfen. Dieſes ſchien um ſo beſſer gelingen zu können, als er Velasquez de Leon, der ihm ſo ſehr ergeben, und dabei ein Verwandter des Statthalters von Kuba war, zum Unterhändler brauchte, auch ließ ſich bald bemerken, daß der ganze Heerhaufen des Narvaez insgeheim dem Kortez ergeben war, welche Ergebenheit freilich in der Hoffnung, die Reichthümer von Tenochtitlan theilen zu helfen, ihren Sitz haben mochte. So gemäßigte, ſelbſt vortheilhafte Bedingungen nun auch Kortez ſeinem Gegner machte, ſo wies ſie dieſer dennoch mit ungemeſſenem Stolze zurück. Er würdigte Velasquez kaum des Gehörs, und ließ noch an demſelben Tage, die Achtserklärung des Kortez an der Spitze der Truppen verleſen. Um ſeinen Heerhaufen beſſer beiſammen zu haben, beſetze er die Stadt Zempoalla, und legte ſeine Truppen in den Haupttempel der Stadt. Dieſer Tempel welcher auf einer Anhöhe lag, und geräumig genug war das ganze kleine Heer zu faſſen, beſtand aus drei Thürmen, oder Pavillons, welche nicht weit von einander ſtonden, und zu welchen man durch viele übel angebrachte Stufen hinanſtieg, welche die Sicherheit der Anhöhe vermehrten. Die Schranken, unten an den Stufen, beſetzte Narvaez mit ſeinem Geſchütz. Er für ſeine Perſon wählte den mittelſten Thurm, und behielt die vornehmſten Ritter, ſo wie gegen hundert Soldaten bei ſich, die übrigen Truppen legte er in die Seitenthürme. Hier hielt ſich Narvaez für ſicher, er beſtimmte den folgenden Tag für den Angriff und machte bekannt, daß ein hoher Preis auf den Kopf des Kortez geſetzt ſei.

Kortez war indeß mit Anbruch der Nacht eine Stunde von Zempoalla angekommen. Er nahm hier eine feſte Stellung und zwar ſo, daß er den Fluß Canoas vor ſich und das ihm ergebene Gebiet von Villa Rica im Rücken hatte. Hier wollte er die Nacht zubringen. Wie überraſcht aber war er, als ihm die Vorpoſten meldeten, daß ein unbekannter Mann bei ihnen erſchienen ſei und gemeldet habe, daß Narvaez mit den Seinen ſich in größter Ruhe und Sicherheit in den Haupttempel von Zempoalla einquartirt habe, und daß von ihm für dieſe Nacht nichts zu befürchten ſei. Dank Dir, ehrlicher Ruiz Guevara! rief er aus. Ich werde Deine Nachricht zu benutzen wiſſen! — Trotz eines heftigen Regens ließ Kortez ſein Häuflein unter die Waffen treten. Er hielt eine Anrede an die Truppen. Er zeigte ihnen darin nicht nur die Möglichkeit, ſondern auch die Gewißheit, den ſorgloſen Feind zu vernichten, und ihre Kampfbegier ward durch die Worte des geliebten Anführers bis zur Schwärmerei geſteigert. Ja ihr Enthuſiasmus ging ſo weit, daß ſie erklärten: ſie würden den letzten Blutstropfen für ihn hingeben, doch unter der Bedingung, daß er ferner auf keine Weiſe mehr mit dem Narvaez oder ſelbſt mit dem Statthalter verhandle. Kortez benutzte als kluger Anführer das Feuer welches er angefacht. Er theilte ſein kleines Herr in drei Haufen. Die Führung des erſten übergab er dem Ritter Sandoval, einem höchſt tapfern und erfahrnen Offizier. Er hatte den Befehl die Stufen des Tempels zu erſtürmen, das Geſchütz zu nehmen, und die Kommunikation mit den Nebenthürmen zu unterbrechen. Den zweiten Haufen vertraute er dem Chriſtoval de Olid mit dem Befehl, den mittelſten Thurm, wo ſich Narvaez ſelbſt befand, anzugreifen. Die dritte Kolonne befehligte der feurige Velasquez de Leon. Bei ihr befand ſich Kortez ſelbſt. Sie ſollte zu einer Art Reſerve dienen, und die beiden andern, wie es die Umſtände erfordern würden, unterſtützen. Das Feldgeſchrei war: el espirito santo! — —

Nachdem dieſe Befehle gegeben worden waren, rückte Kortez, jedoch nur langſam, vor; er wollte die Feinde im Schlafe überraſchen. Allein es war noch keine halbe Stunde vergangen, ſo kamen ſeine Vorpoſten mit einer gefangenen Feldwache des Narvaez zurück, und meldeten, daß eine zweite ihnen entwiſcht ſei. Dieſer Umſtand vereitelte die Hoffnung, den Feind ſchlafend zu überfallen, man rückte nun mit der äußerſten Geſchwindigkeit vorwärts. Die kleinen Heerhaufen kamen faſt mit dem zurückgeworfenen Vorpoſten des Feindes zugleich vor Zempoalla an. Jetzt befahl Kortez das Feldgeſchrei ertönen zu laſſen, die Trommeln zu ſchlagen, und die Trompeten und Hörner zu blaſen; er wußte, daß ein ſo unerwarteter Lärm, mitten im Dunkel der Nacht, dazu beitragen würde, der Verwirrung in den Reihen der Feinde zu vermehren. Der Schrecken, welcher die Truppen des Narvaez überfiel, ließ ihnen nur ſo viel Zeit, eine einzige Kanone abzufeuern. Die Soldaten des Kortez ſtürzten ſich ſo ungeſtüm auf das Geſchütz, daß die Gegner nicht ſo viel Zeit behielten, es abzufeuern Sandoval an der Spitze ſeines Heerhaufens, den blanken Degen in der Rechten, erſtürmte jetzt unter dem Schlachtruf: el espirito santo! die Tempeltreppe und warf Alles, was Widerſtand leiſten wollte, zu Boden. Demungeachtet würde es dem Kühnen auf die Länge unmöglich geworden ſein, den zehnfach ſtärkern Feind mit Glück zu bekämpfen, wenn er nicht zur rechten Zeit durch Olid und Kortez, der das Hintertreffen verließ und in Perſon dahin eilte, wo der Kampf wüthete, unterſtützt worden wäre. Bald fliehen die Soldaten des Narvaez in das Innere des Hauptthurms, wo lange mit gleichem Muthe und gleichem Glück gekämpft wurde. Narvaez, welcher eben ſo viel perſönliche Tapferkeit, als ungemeſſenen Stolz beſaß, war indeß herbeigeeilt; er focht wie ein Löwe, indem er durch Wort und Beiſpiel die Seinen zum heftigſten Widerſtande aufmunterte. In dieſem Augenblicke ward das Rohrdach des Tempels auf Befehl des Kortez in Brand geſteckt. Narvaez und ſeine Soldaten ſtürzten heraus, um dem Rauche und der Flamme zu entgehen. Der Kampf begann auf der Platteform, den Tempelſtufen, ſo wie zu ebener Erde mit erneuter Wuth, da erhielt Narvaez einen Lanzenſtoß ins Auge. Er fiel zu Boden, ward gefeſſelt und die Tempelſtufen hinabgetragen. Die Soldaten des Kortez erhoben jetzt ein Siegsgeſchrei; ihre Feinde wurden von Furcht und Entſetzen befallen, und alle die, welche in dem Hauptthurme geweſen waren, und ihren Anführer fallen geſehen hatten, ſtreckten das Gewehr und baten um ihr Leben. Indeſſen waren die beiden Seitenthürme noch nicht erobert, und die Ritter, welche in ihnen kommandirten, ſchienen zu einer verzweifelten Gegenwehr entſchloſſen, allein die Dunkelheit war ſo groß, daß ſie die Feinde nicht von ihren Freunden unterſcheiden konnten. Ihr eigenes Geſchütz ward gegen ſie gerichtet, auch ſahen ſie, wo ſie nur hinblickten, Lichter funkeln. Sie nahmen letztere für die brennenden Lunten zahlreicher Soldatenhaufen (denn in damaliger Zeit ward die Muskete mittelſt einer Lunte abgefeuert), es waren jedoch nur eine Menge großer, von ihnen noch nie geſehener Leuchtkäfer, welche das Feld durchſchwärmten. Die Soldaten, ganz von Furcht befangen, zwangen endlich ihre Anführer zu kapituliren, und als der Tag anbrach, hatte ſich alles den Siegern ergeben. Um die Gemüther ſeiner Gefangenen zu beruhigen, ließ Kortez ſogleich bekannt machen, daß ſie völlige Freiheit hätten nach Kuba zurückzukehren oder in ſeine Dienſte zu treten, und Ruhm und Lohn der Seinen zu theilen. Er beſuchte auch den Narvaez, deſſen Wunde eben verbunden worden war; er gedachte ſeinen Gefangenen zu tröſten. Stolz aber wandte ſich der Ueberwundene zu ſeinem Sieger, und ſagte: Ihr habt Urſache ſtolz zu ſein, Don Fernando. Ein Glück, wie dieſes, iſt Euch zum erſtenmale begegnet! — Jetzt erwachte in Kortez der Kriegerſtolz und ein hohes Selbſtgefühl. Kalt wandte er Narvaez den Rücken und erwiderte mit Verachtung: Ich halte es für die kleinſte meiner Thaten! — — —

Der Morgen war indeſſen angebrochen. Zweitauſend Indianer von Chinantla rückten an. Sie kamen Kortez ſehr erwünſcht, indem ſie ihn vor einer Empörung der Gefangenen ſicher ſtellten. Dieſe war indeß, wie es ſich bald zeigte, nicht zu erwarten. Alle die mit Narvaez gekommen waren, Ritter, Kleriker und Soldaten, drängten ſich herbei, um ſich auf die Liſte derer, die in die Dienſte des Kortez traten, aufzeichnen zu laſſen. Viele wollten ihm zu Füßen fallen, wenn er dies nicht durch ſeine Umarmungen verhindert hätte. Kaum zwei oder drei Ritter, welche dem Narvaez am eifrigſten ergeben geweſen waren, blieben bei dieſem, und wurden mit ihm als Gefangene nach Villa rica abgeführt. — — —

Durch alle dieſe glücklichen Umſtände ſahe ſich Kortez jetzt nicht nur im Beſitz einer Flotte von achtzehn Segeln, ſondern er hatte nun ein kleines Heer von faſt tauſend Spaniern unter ſich. Allein das Zuſammentreffen aller dieſer glücklichen Umſtände, erhob den Vielerfahrnen nicht ſo ſehr, daß er nicht augenblicklich an Alvarado und an das in der Hauptſtadt zurückgelaſſene Häuflein hätte denken ſollen. Er wußte, wie vielen Gefahren eine ſolche Handvoll Menſchen in dem Herzen eines großen, mit Widerwillen und Geneigtheit zur Empörung angefüllten Reiches ausgeſetzt waren. Ihre einzige Sicherheit hing davon ab, daß Montezuma weder öffentlich noch heimlich das ſpaniſche Quartier verließ; war aber dem von ihm gegebenen Verſprechen, da eigene Wohlfahrt, Neigung und Politik dagegen ſtritten, auch zu trauen? — Voll von dieſen Gedanken, beſchloß Kortez ohne Zeitverluſt nach Tenochtitlan zurückzukehren. Er ließ die Flotte abtakeln, und Alles in das Fort Villa rica bringen. Sodann war er Willens, ſeine Macht zu theilen, damit Montezuma, wenn er mit einem ſo zahlreichen Heerhaufen in die Hauptſtadt einrückte, nicht argwöhniſch werden möchte. Dieſer Beſchluß ward aber durch einen Brief des Alvarado verhindert. Er berichtete ihm nämlich, daß ſich in der Hauptſtadt eine dumpfe Gährung, eine todesſchwangere Stille, wie ſolche wohl großen Unternehmungen vorangeht, äußere; daß Tag und Nacht in dem großen Tempel Opfer, man ſage Menſchenopfer, gebracht würden, und daß Montezuma einen Ton, wie er ſolchen bis dahin noch nie gebraucht, eine Art befehlenden Uebermuthes, dem dennoch niemals hinreichend genügt werden könne, angenommen habe. Ueberdem war es, als ob eine innere Stimme dem Kortez ſagte, daß ſeine Anweſenheit in der Hauptſtadt von höchſter Nothwendigkeit ſei, und ſo ſetzte er ſich denn mit allen ſeinen

Streitkräften in Marſch, um Tenochtitlan in der möglichſt kürzeſten Zeit zu erreichen. — — —

Hier hatte ſich inzwiſchen Manches höchſt weſentlich verändert. Seitdem Kortez Tenochtitlan verlaſſen hatte, waren die Spanier ohne alle Nachrichten von ihrem Feldherrn und den entfernten Kampfgefährten geblieben. Alvarado konnte unmöglich glauben, daß ihn Kortez in dieſer Ungewißheit laſſen könnte, und bald brachte ihn ſein Widerwille gegen Montezuma, der durch Marina ohnehin immer neue Nahrung erhielt, auf den Gedanken, daß die erwarteten Nachrichten auf Befehl des Fürſten aufgefangen worden wären. Schon war Alvarado entſchloſſen, dem Monarchen die Beſchuldigung, die er bis dahin geheim gehalten, geradezu ins Antlitz vorzuwerfen, und durch Gewaltmasregeln die unterſchlaſchlagenen Nachrichten herauszupreſſen, nur Karlos de Salcedo ſetzte ſich dagegen, und drang auch endlich durch, als er vorſtellte, wie empfindlich es dem Feldherrn ſein würde, wenn ohne ſein Vorwiſſen Etwas gegen die Perſon Montezumas unternommen worden wäre. Die Niedergeſchlagenheit unter den Spaniern ward indeß immer größer, und ſie nahm um ſo mehr zu, als ſich bei den Merikanern eine Munterkeit, eine Fröhlichkeit, die dann und wann bis zum Uebermuthe ging, zu zeigen anfing. Sehr häufig fragten die Teuctli's (Adelsgarde) auf eine Weiſe, welche darthat, daß ſie mehr zu wiſſen glaubten, als ſie eingeſtehen wollten, was aus Kortez und den Seinen geworden wäre, und ob er auch wohl bis zu dem großen Feſte des Kriegsgottes wieder zurückkehren würde? Das höhniſche Lächeln, mit dem ſie die Frage begleiteten, zeigte deutlich, daß hinter dieſer noch etwas Anderes verborgen läge. Alvarado, die Mexikaner aufs Tiefſte verachtend, nahm von dieſen Anzeigen jedoch nur wenig Notiz. Er war der oft geäußerten Meinung, daß zehn Spanier Tauſende dieſer Indianer, wie wehrloſe Lämmer vor ſich hertreiben könnten, und daß, wenn irgend wo Gefahr drohe, dieſe für den Augenblick nur an der Küſte dem Kortez gegenüber zu finden ſei. Dies beſtimmte ihn auch, als eine Deputation der Prieſter des großen Tempels mit der Botſchaft des Teoteuctli ankam, daß binnen drei Tagen das jährliche große Feſt des Huitzilipochtli gefeiert werden und man es gern ſehen würde, wenn die Spanier an den öffentlichen Vergnügungen Theil nähmen, zu erwidern, daß er keinem ſeiner Untergebenen es unterſage, ſich an dem gedachten Tage unter die Fröhlichen zu miſchen. — Der zu dieſem Feſte beſtimmte Tag — er fiel in den fünften, zwanzig Tage enthaltenden Monat der Mexikaner — brach endlich an. Schon vor Sonnenaufgang an, waren alle Straßen, die nach der Hauptſtadt führten, mit Wanderern [illegible]

Menſchen, bedeckt. Ueberall ſah man Blumenkränze und Guirlanden, beſtimmt, dem Kriegsgotte als Opfer dargebracht zu werden. Auch das lange, ſchwarze Haar der Indier war mit rothen Blumen, deren eine Art dem Kriegsgotte ganz beſonders geweiht war, durchflochten, und wer alle dieſe Schaaren fröhlicher, lachender, ſingender Menſchen, von denen Viele neugeborne Kinder auf ihren Armen trugen, dahin wandeln ſah, der würde eher der Meinung geweſen ſein, daß es ſich um ein Feſt, ähnlich den heitern Spielen der Griechen, als daß es ſich um den ſcheußlichſten Gräueldienſt, der je von einem rohen Volke der Vorzeit erfunden worden, handele. Obgleich Karlos de Salcedo an dieſem Tage beſondere Vorſicht angerathen hatte, ſo war doch Alvarado gänzlich anderer Meinung geweſen. Sie müſſen nicht im Traume meinen, daß wir Etwas von ihnen beſorgten! rief er beſtändig, ſo oft Karlos darauf zurück kam. Geht zu dem Feſte! ſetzte er hinzu. Beobachtet ſie, hört was Ihr von dem Geſchick unſerer Gefährten erlauſchen könnt! Habe ich ihn — er meinte Montezuma — ſo habe ich Alle, und er ſoll mir nicht entkommen, und wenn ihm ſein Huitzilipochtli zur Seite ſtünde! —

Mit Sonnenuntergang, ſo war es beſtimmt, ſollten die Tänze und Luſtbarkeiten beginnen. Eine große Prozeſſion ſollte vom großen [illegible] den Raum vor dem ſpaniſchen Quartier ziehen, wo ſie von Montezuma vom Altan herab begrüßt werden konnte, und dann ſollte ſie ſich auf den großen Platz vor dem Königspalaſte begeben, wo der Adel, die anweſenden Kaziken an der Spitze, die herkömmlichen Tänze beginnen würden, während die übrige Volksmaſſe ſich auf die anderen, minder bedeutenden Räume, oder das freie Feld, vertheilte. Außer den, mehrere Tage anhaltenden Vergnügungen, hatte dieſes Feſt noch für das Volk eine beſondere Bedeutung. Es wurde nämlich allen, ſeit Jahresfriſt gebornen Kindern, von den Prieſtern an Bruſt und Arm ein kleiner Einſchnitt gemacht, und ſolche dadurch gewiſſermaßen dem Dienſte des Gottes geweiht. —

Es mochte ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang ſein, als nach vorhergegangener Verabredung Luiz de Morla und Bruder Blas erſchienen, um ihren Freund und Landsmann Karlos Salcedo zu Beſichtigung des heute überaus ſchön ausgeſchmückten Haupttempels und des Auszugs der feierlichen Prozeſſion, abzuholen. Die beiden Ritter waren geharniſcht — eine Vorſicht, über welche Alvarado ſich mehrere Scherze erlaubte — und Fray Blas trug nach gewohnter Art ſeinen langen Stoßdegen über die Kutte geſchnallt.

Laßt uns zuerſt nach dem großen Tempel gehn! rief Morla luſtig. Wir, als präſumtive Söhne des

Gottes der Luft, müſſen an dem heutigen Tage vor allen unſern doppelköpfigen, vielbeinigen Verwandten, der ganzen zahlreichen Götterfamilie einen feierlichen Beſuch abſtatten. — Wahrhaftig! fuhr der Ritter, als die Freunde im Gehen waren, munter fort Ich weiß nicht, wie es hätte werden ſollen, wenn der Feldherr in der erſten Hitze bei der Nachricht von der Niederträchtigkeit des Velasquez ſich zum Herrn des Landes erklärt, und den Montezuma aus dem Wege geräumt hätte; ich meine in Beziehung auf den tollen Götzendienſt. Das Kreuz iſt zwar in dem Tempel aufgepflanzt, auch das Bildniß der Santa Virgen, die Indianer beten beide an ſo gut, wie ihre eigenen Landesgötter, und ich habe — könnt Ihr Euch es vorſtellen! — mit dieſen meinen eigenen Augen geſehen, daß ein Indianer dem Jeſukindlein einen Kranz aufſetzte, während ein zweiter ihm einen gebratenen Axolotl (eßbare Waſſereidechſe aus dem See von Tezcuco) zum Verſpeiſen in die Hand gab, aber was ſollte mit der andern vielbeinigen Geſellſchaft werden? He? — Man hätte zwar, denke ich, um ſie nicht wegſchaffen zu müſſen, ihnen vor der Hand die Namen von Heiligen beilegen können, indeß —

O Unvernunft! O Schwatzhaftigkeit! O Thorheit! fiel Blas dem Vorigen in die Rede. Du biſt und bleibſt doch einmal der alte leichtſinnige Luiz, wie ich und der edle Don Karlos Dich bereits auf der Schule zu Medellin gekannt! — Den heidniſchen Götzen die Namen der verehrten Heiligen beilegen! Hat man je ſo Etwas vernommen? — Kann ein vernünftiger Menſch ſich einen heiligen Vincenzius mit ſechs Armen, einen Dominicus mit zwei Köpfen und vier Beinen, einen Franciscus mit einem hellblauen Geſichte denken? — Ich bitte Dich, Luiz, behalte Deinen Unſinn für Dich, oder ich werde Dir nächſtens im Beichtſtuhl eine ſchreckliche Menge Ave Maria's als Buße auflegen müſſen.

Karlos Salcedo, obwohl ſonſt gewöhnlich ernſt, konnte ſich indeß kaum des Lachens, theils über die Bemühungen Morla's, Chriſtenthum und Götzendienſt auf eine gute Art zu vereinigen, theils über die lediglich von Aeußerlichkeiten hergenommenen Bedenklichkeiten des guten Mönchs, enthalten.

Unter Geſprächen ähnlicher Art waren die Freunde endlich auf dem ungeheuren Platze vor dem großen Tempel angekommen. Eine unermeßliche Volksmenge bedeckte denſelben. Alle, Männer, Weiber und Kinder waren heute in ihrem höchſten Staate. Waren die ärmeren Indianer bis auf einen kleinen Hüftenſchurz auch völlig nackt, ſo hatten ſie doch das lange, etwas ſtraffe Haar mit Blumen durchflochten. Die Teuctli's dagegen trugen heute alle Zeichen ihrer Würde. Auf ihren Häuptern glänzten Kronen von Papageienfedern, und von ihren Schultern hingen ſtrahlende, höchſt ſinnreich verfertigte Federmäntel herab. Am linken Arm trugen ſie ein kleines Schild, in der rechten den Maquahiutl, das mit Kieſelſteinen gezahnte Schwert, oder eine bunt bemalte, zierlich geſchnitzte Keule. — Wie es ſchien, machte die Ankunft der Spanier einiges Aufſehen unter der Menge. Rechts und links theilten ſich die Maſſen, und einige Adelige beeilten ſich mit Fauſtſtößen, oder leichten Keulenſchlägen, die ſie hier oder da unter die Leute aus dem Pöbel austheilten, unſern Freunden nach dem Eingange des Tempels Bahn zu machen. Da die Lage und Einrichtung des letztern mit dem weitern Verfolg dieſer Erzählung in inniger Verbindung ſteht, und deshalb für uns von Bedeutung iſt, ſo erlauben wir uns wenige Worte zu einer, wenn auch nur oberflächlichen Schilderung deſſelben, ſo wie wir ſolche dem handſchriftlichen Berichte eines ungenannten Konquiſtators, eines Augenzeugen, entnommen haben. — —

Der große Tempel (Teocalli, Haus Gottes) mit ſeinem Vorplatze (Teopan, Platz Gottes) nahm einen ungeheuren Raum ein. In dem viereckigen Umfang der Mauer, die das Ganze einſchloß, wobei aber die Gärten noch nicht mitgerechnet waren, hätten, nach einer angeſtellten Schätzung, über fünfhundert Häuſer Platz finden können. Das Gebäude beſtand aus einer abgeſtumpften Pyramide von fünf Abſätzen oder Stockwerken. Auf jedem Abſatz lief ein freier Gang rings um das Gebäude; die Breite des Ganges war ſo, daß drei bis vier Menſchen neben einander gehen konnten, und jeder Abſatz war mit dem andern durch eine Treppe verbunden, ſo daß man von außen, und zwar von unten bis oben, auf die Platteform des Tempels gelangen konnte. Auf dieſer Platteform, die ſo groß war, daß fünfhundert Menſchen auf ihr bequem Platz finden konnten, befanden ſich zwei Pavillons oder Thürme, der eigentliche Aufenthalt der Götterbilder, und vor den offenen Thüren derſelben zwei ungeheure Kohlenpfannen, worin Tag und Nacht Feuer unterhalten wurde, deſſen Verlöſchen man als ein allgemeines Landesunglück betrachtete, und daher den Prieſter, der ſich in dieſer Hinſicht Etwas zu Schulden kommen ließ, augenblicklich mit dem Tode beſtrafte. — Da die Höhe des Tempels über neunzig Ellen betrug, ſo läßt ſich der Verſicherung des Augenzeugen, daß die Ausſicht von der Höhe, über das ganze Thal von Tenochtitlan und die Seen, eine der prachtvollſten der Welt geweſen, gern Glauben ſchenken. — In dem Raume zwiſchen der allgemeinen Umfaſſungsmauer und dem Haupttempel befanden ſich indeß noch eine ſolche Menge anderer Tempel und Gebäude, daß man das Ganze hätte eine kleine Stadt nennen können. Ueber vierzig kleinere Tempel, die Wohnungen für die Prieſter, und die Erziehungshäuſer für die höhere mexikaniſche Jugend, fanden ſich hier vor. Unter den Tempeln war vorzüglich der des Luftgottes Quetzalcoatl zu bemerken. Der Eingang ſtellte den Rachen einer ungeheuern ſteinernen Schlange, mit Fangzähnen bewaffnet, vor. Einige Spanier, die die Neugierde hineingetrieben hatte, geſtanden ſpäter, daß ſie ſich eines Schauders nicht hätten erwehren können. Ein anderes ziemlich merkwürdiges Gebäude in dieſem Umkreiſe war ein Haus, welches einem Käfig glich, und wo ſie die Götzenbilder der bezwungenen Nationen gleichſam eingeſperrt hielten. In einigen Gebäuden ſahe man die Köpfe der geopferten Menſchen aufbewahrt; ſie waren entweder reihenweiſe auf Stangen geſteckt, oder an die Wände befeſtigt, was einen ſo ſonderbaren, als ſcheußlichen Anblick gab. Das größte dieſer Bauwerke hieß Huitzompan. Es war eine ſtumpfe Pyramide von feſtgeſchlagener Erde. Vermittelſt einer Treppe von dreißig Stufen gelangte man auf die Platteform. Hier ſtanden einige ſiebenzig durchlöcherte große Pfähle, aus denen dünne Stangen von einem zu dem andern reichten, und an welchen eine gewiſſe Anzahl Menſchenköpfe angereiht waren. An jeder der vier Ecken der Oberfläche der Pyramide befand ſich ein Thurm, ganz aus mit Kalk verbundenen Menſchenköpfen zuſammengemauert. Der Ritter Tapia, welcher ſich die Mühe gegeben hatte die Schädel zu zählen, behauptete, über hundert und ſechs und dreißigtauſend herausgebracht zu haben. — Indem wir dieſe kurzen, dem Sahagun beim Torquemada entlehnten Notizen dem Leſer aufdringen müſſen, haben wir uns dazu genöthigt gehalten, weil wir gefürchtet, daß er den Verfolg dieſer Darſtellung ſonſt nicht gehörig zu beurtheilen wiſſen dürfte. — Wir kehren jetzt zu unſern Bekannten zurück.

Letztere waren eben an dem Fuße der großen Tempelpyramide angekommen, als ein Prieſter zu ihnen trat und ſagte, daß der göttliche Herr (Oberprieſter) den Befehl ertheilt, daß wenn ein Spanier die Götterbilder und den Auszug des Huitzilipochtli ſehen wolle, er überall herumgeführt werden ſolle, und daß er — der Prieſter — beſtimmt ſei, den Führer zu machen.

Alles wie gewünſcht! rief Luiz Morla luſtig, als die Gefährten Abſatz für Abſatz den großen Tempel auf den Außentreppen hinanſtiegen. Wie ſchön ſich das Alles trifft! Wir haben einen Mönch bei uns, und ſiehe da! nun kommt noch ein heidniſcher dazu, und ich wette, Beide werden ganz ehrbar einander Alles erläutern, und obwohl ſie innerlich vor Lachen berſten möchten, gleich den alten römiſchen Auguren, nicht einmal ein lächerliches Geſicht machen. —

Der Mexikaner verſtand nicht was Luiz ſagte, aber Fray Blas vernahm es, murmelte etwas von Unver=

nunft zwiſchen den Zähnen, und warf dem Schulkameraden von Medellin einen verdrießlichen Blick zu.

Jetzt befanden ſich die Freunde auf der Höhe der Tempelpyramide. Die Fläche war von mehreren Hunderten von Menſchen erfüllt. Es befanden ſich hier mehrere Kaziken aus den Provinzen, der Neffe Montezumas, Quautimozin, der ganze männliche Adel Tenochtitlans. Eine Anzahl niedriger Seſſel war in mehr als zwanzig Reihen in einem weiten Halbzirkel dem Pavillon oder Thurm, der dem Huitzilipochtli und ſeinen Untergöttern vorzugsweiſe gewidmet war, gegenüber geſtellt, und hier hatten die Vornehmſten der Geſellſchaft Platz genommen, um den Geſängen der Prieſter, die beſchäftigt waren die Götterbilder zu bekränzen und Weihrauch (Kopalgummi) zu verbrennen, zuzuhören. Jetzt begann der prieſterliche Cicerone ſein Amt.

Ihr ſeht, ſagte er, hier zwei Pavillons. Der eine, deſſen Thüre heut geſchloſſen, iſt dem Herrn des Lebens, Tezcatlipoca, und allen den ſchaffenden Gottheiten geweiht. Der andere geöffnete, iſt der des Kriegsgottes, der vornehmſten Landesgottheit. Iſt's Euch recht, ſo treten wir hinein.

Unſere Bekannten folgten ihrem Führer in den Thurm. Sie befanden ſich in einem ziemlich großen, faſt zirkelrunden Gemache, das aufs koſtbarſte mit den zarteſten Kolibrifederdecken, außerdem aber mit einer großen

Menge ſilberner oder goldener, aber höchſt abenteuerlicher, größtentheils ſehr geſchmackloſer Zierrathen ausgeſchmückt war. Der Pavillon enthielt drei tiefe Niſchen in der Wand; in jeder befand ſich ein Götzenbild. Die ungeheure Größe des mittelſten, die Sorgfalt, mit der man es mit Blumen geſchmückt, die Ehrfurcht, mit der, der unſere Freunde begleitende Prieſter vor dem Bilde auf die Knie ſtürzte, Alles zeigte, daß die Neugierigen ſich dem merkwürdigen Bilde des Kriegsgottes gegenüber befanden. Fray Blas ſchien von dem Anblick des Götzen faſt erſchrocken, er ſchlug ein Kreuz, und wirklich war die Ueberraſchung, in der er befangen, ſehr zu entſchuldigen; denn nur der ausſchweifendſten Phantaſie hätte es gelingen können, ein noch greulicheres Gebilde als das, welches den weltberühmten Huitzilipochtli darſtellte, auszudenken. Das Idol war aus einem einzigen Baſaltblock von neun Fuß Höhe gehauen. Die Geſtalt war, im Allgemeinen genommen, eine menſchliche, aber in dem ſcheußlichſten, halb blau bemalten, halb mit Goldblech überzogenen Menſchengeſichte, waren die Züge des Tigers mit der der Klapperſchlange verbunden. Der Götze hatte anſtatt der Arme zwei große Schlangen. Sein Gewand beſtand aus Schlangenſtücken, auf eine gräßlichſte Art zuſammengeſetzt. Hinten hatte das Bild Geierflügel, und unter dem Schlangengewande ragten Tigerfüße mit ausgeſpreizten Klauen hervor, bereit, ihre Beute zu ergreifen. Alle Verzierungen des Götzen waren nicht minder ſcheußlich, obwohl ſie von edlen Metallen oder Edelſteinen gearbeitet waren. So z. B. trug das Bild eine Art Ringkragen von künſtlich nachgebildeten Menſchenherzen, Händen und Häuten.

Mit ſtillem Erſtaunen betrachteten die Gefährten lange Zeit das gräßliche Idol. Dieſem ſcheußlichen Bilde, ſagte Karlos ſchaudernd vor ſich hin, werden alſo jährlich Tauſende geſchlachtet! Ihm ſteigen Tag und Nacht Wohlgerüche empor! Ihm wird der Säugling gebracht, um mit ſeinem furchtbaren Stempel bezeichnet zu werden! Und — auch Nadina trägt dieſen Stempel! —

Nur wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten die Freunde dem Prieſter, der ihnen die Eigenſchaften der beiden Untergötter erklärte, und bald folgten ſie ihm auf die Platteform, wo ſie Alles genau beobachten konnten.

In der Mitte des von dem Adel gebildeten Halbzirkels erblickten ſie einen Thron. Auf ihm ſaß ein Greis in prachtvoller Kleidung. Auf der Bruſt trug er eine Abbildung des Krieggottes in Gold gearbeitet, und von ſeiner Schulter hing eine Quaſte von Baumwolle. Auf Befragen lispelte der Prieſter Karlos ins Ohr, daß es der Teoteuctli ſei.

Aber guter Freund, ſprach Luiz Morla, und zwar etwas lauter als es nöthig war, zu dem begleitenden Prieſter, ſeid doch ſo gefällig und ſagt mir, wer iſt denn der komiſche Menſch da, in dem Habit von bemalten Zeuge, mit der Mütze von Adlersfedern, der ein kleines Netz wie einen Sack auf dem Rücken trägt, und in das man ihm, wie es ſcheint, allerlei gute Sachen und Geſchenke hineinſteckt?

Das iſt der weiſe Herr des Himmels! ſagte ruhig der Prieſter.

Diablo! Das iſt kein übles Amt, wenn er hier auf der Erde ſchon ſo beſchenkt wird, verſetzte Luiz lachend. Aber wir haben, müßt Ihr wiſſen, auch bei uns ſo eine Einrichtung, wo die Leute für himmliſche Dinge mit irdiſchen Geſchenken belohnt werden! Seht! ſchloß er neckend, indem er den Bruder Blas an der Kutte zog; das iſt auch ſo ein himmliſcher Herr, wenn auch nicht immer ein weiſer.

Wollt Ihr ihm dieſe Tage abkaufen, dann hat er noch längere Zeit zu leben? fragte der Prieſter unbefangen.

Dummes Gerede! rief Fray Blas, heftig zuſammenfahrend, indem er ſich an Morla wandte. Da kommt doch nichts, als widerwärtige Dinge aufs Tapet bringen.

Wie meint Ihr das mit dem Abſchlachten? fragte der Ritter lachend, und indem er ſich zu dem Prieſter wendete.

Jener Mann, den wir Irteocale, oder den weiſen Herrn des Himmels nennen, erwiderte der Gefragte, iſt ein Gefangener, der, ein Jahr vorher zum Opfer beſtimmt, frei herumgeht und alle Annehmlichkeiten des Lebens genießt. An dem heutigen Feſte wird er in einer Stunde, die er ſelbſt beſtimmen kann, geopfert, und erhält vorher eine Menge Geſchenke, die er an ſeine Verwandten austheilt.

Das fehlte mir! murmelte Frau Blas zwiſchen den Zähnen. Der böſe Feind ſelber könnte nicht tolleres Zeug aushecken, als dieſes Heidenvolk.

Seht dort, fuhr der Prieſter unbefangen fort, jenen Altar von grünem Jaspis! Er iſt oben rund gehauen, drei Fuß hoch und fünf Fuß lang. Es iſt der Opferſtein. Ich berechne die Zahl derer auf ihm Geopferten, ſeit Antritt meines Dienſtes, etwa auf funfzigtauſend. — Jener Mann dort im rothen Kleide, und der Krone von grünen und gelben Federn, der in den Ohren Ringe von Smaragden, und in der Unterlippe einen Türkis trägt, iſt der Topilzin. Alle jene Funfzigtauſend fielen von ſeiner Hand. Jene fünf Prieſter hinter ihm, ich meine die in weißen Kleidern, deren übriger Körper aber ſchwarz gefärbt, und die Stirnen mit

Schildern von buntem Zeuge beklebt ſind, ſind ſeine Gehülfen. Sie halten das Opfer während der Topiltzin ihm die Bruſt öffnet und das rauchende Herz herausnimmt. —

Ich dächte, wir ſtiegen wieder herunter, ſintemal wir ja bereits Alles gehörig betrachtet und die nöthige Erläuterung vernommen! ſagte Bruder Blas, dem die Auseinanderſetzung des Prieſters nichts weniger als zu gefallen ſchien, und der während derſelben ein ſtilles: Kyrie eleiſon! gemurmelt hatte.

Die Ritter traten, nach einigem Umherblicken, dieſem Vorſchlage um ſo lieber bei, als auch die ganze mexikaniſche Geſellſchaft ſich, wie es ſchien, zum Aufbruch anſchickte. Zu ebener Erde angekommen, ſahen die Freunde wieder ein anderes Schauſpiel vor ſich. Das große Thor im Erdgeſchoſſe des Tempels war geöffnet. Vor demſelben auf einer kleinen Erhöhung, die mit ſchönen Matten belegt war, ſtand, von einer Schaar Prieſter und einer Kriegerwache umgeben, ein Tragſeſſel, der vier in einander verſchlungene Schlangen darſtellte. Auf dem Seſſel befand ſich das Bild des Kriegsgottes, in eben der Form und eben ſo koloſſal, wie die Freunde es auf der Platteform geſehen hatten; es war jedoch von dem Fleiſche der eßbaren Pflanze Tzohualli und dem Holze des Baumes Mizquitl zuſammengeſetzt und, wie es hieß, mit Menſchenblut feſtgekittet. Auf der

Bruſt trug das Idol eine Goldplatte, auf dem Kleide waren Todtenknochen und ein in Stucken zerriſſener Menſch abgebildet.

Eine große Anzahl junger Mädchen höherer Stände war eben beſchäftigt, den Seſſel des Götzen mit Blumen zu bekränzen, und Karlos fuhr lebhaft zuſammen, als er auch Nadinen unter dieſer Zahl erblickte. Das liebliche Geſchöpf war auf die Knie geſunken, und heftete mit kindlicher Unbefangenheit in bunten Schattirungen ſtrahlende Blumen an den Stuhl des ſcheußlichen Götzen, zu deſſen Mißgeſtalt ihre frommen Taubenaugen unſchuldig emporblickten. Karlos konnte ſich bei dieſem Anblick eines empörenden Gefühls nicht erwehren. Heftig ſchlug er mit dem Eiſenhandſchuh das Viſir des Helms in die Höhe, und unwillkührlich mit dem Fuße ſtampfend, ließ er die goldenen Sporen auf dem glattgeſchliffenen Jaspispflaſter ertönen. Mehrere der jungen Schönen, unter ihnen Nadina, durch das Geräuſch aufmerkſam geworden, ließen ihre Augen auf die Spanier fallen. Kaum hatte Nadina den Geliebten angeblickt, ſo war es, als ob ſie, ſich des eben geleiſteten religiöſen Dienſtes in ſeiner Gegenwart ſchämend, das ſchöne Auge zu Boden ſchlüge. Ein brennendes Roth ſtrahlte durch das Hellbraun der Wange, und ſie ſtand eine Weile wie unbeweglich. Bald aber ſchien ein Gedanke ſie aufs Lebhafteſte zu ergreifen. Ihr Auge fiel auf den Ritter, ihre Züge nahmen einen Ausdruck von Angſt an, und ſie legte zu zwei verſchiedenen Malen die linke Hand auf die Bruſt. Es war dies das verabredete Zeichen, ſich Abends, ſo bald es dunkel ſein werde, an dem ſtillen Ausgangspförtchen des Tempelgartens zu finden. Obwohl der Ritter ſich, verabredetermaßen, zur Antwort mit der rechten Hand über die Stirn fuhr, ſo ſchien dies Nadina doch nur einen Augenblick zu genügen. Sie blickte mit bezeichnender Miene, und als ob ſie den Ritter mahnen wolle auch ja die Zeit nicht zu verſäumen, mehrmals nach dem Stande der Sonne, und bald darauf lag auch ſchon wieder die kleine, volle, runde Hand auf der jungfräulichen Bruſt. Es ward Karlos immer deutlicher, daß Nadina ihm etwas Dringendes mitzutheilen haben müſſe, und er beſtrebte ſich, Nadinen über ſein unfehlbares Eintreffen durch nochmalige Wiederholung des Zeichens zu beruhigen. Erſt nach längerer Zeit ſchien ihm dies zu gelingen, und ſelbſt als der Zug der feſtlich geſchmückten Mädchen ſich entfernte, warf ihm Nadina noch einen langen, bedeutungsvollen Blick zu. —

Jetzt war indeß die Menge der Vornehmen, den Teoteuctli und alle Prieſter an der Spitze, zu ebener Erde angekommen und der Zug ſollte ſich in Bewegung ſetzen. Ihn eröffneten mehrere hundert Zwerge beiderlei Geſchlechts. — Eben ſo wie es Gebrauch war, daß der

Herrſcher alles Schöne, was die Natur nur ſpendete, in Auswahl an ſeinem Hofe unterhielt, eben ſo war es herkömmlich, daß alles Seltene, Krüppel jeder Art, Mißgeburten und dergleichen, ſorglich unterhalten wurden. — Den eben erwähnten Unglücklichen ſchloſſen ſich eine Menge Sänger, Tänzer, Ringer, Gaukler aller Art an, und erſt nach dieſen erſchienen die Kaziken, der Adel, und die Prieſter. In der Mitte der letztern ward von einer Anzahl Vornehmen, welche ſich ablöſten, das Bild des Gottes getragen, und um daſſelbe her eine ſolche Menge Kopal in Rauchfäſſern verbrannt, daß eine ungeheure Wolke von dieſem Punkte aus fortwährend zum Himmel ſtieg. Den Beſchluß der Prozeſſion machten einige hundert Menſchen, welche Käſige mit lebendigen Wachteln auf den Rücken trugen. So ſetzte ſich der Zug in Bewegung und nahm ſeinen Gang zuerſt nach dem Quartier der Spanier, wo Montezuma auf dem Altane ſeines Hauſes ihn bereits erwartete. Nachdem er hier langſam vorübergezogen, ward eine ſonderbare Ceremonie vorgenommen. Eine Anzahl dazu beſtimmter Prieſter nahm nämlich die Wachteln aus den Käſigen. Den Vögeln wurden jetzt ſämmtlich die Hälſe umgedreht, und die Hälfte derſelben dem Monarchen, um ſie als Weihgericht des Gottes zu verſpeiſen, feierlich überreicht. Eine Anzahl ſchöner Kleider und Decken belohnte die Deputation, die ſich zur

Ueberbringung des Geſchenks dem Monarchen genähert hatte.

So wie dieſe Ceremonie beendigt war, ſetzte ſich der Zug nach dem Palaſtplatze in Bewegung, um hier und in der Umgebung die ganze Nacht hindurch das Feſt durch die üblichen Tänze zu feiern. Unſere Freunde von der Neuheit der Sache hingeriſſen, trennten ſich nicht von dem Zuge. Sobald letzterer an Ort und Stelle angekommen war, begann der Tanz der Prieſter und der dazu beſtimmten Jungfrauen. Letztere waren größtentheils hübſche junge Mädchen; da ſie aber die Geſichter und die Arme bunt gefärbt und ſich ſonſt abentheuerlich angeputzt hatten, die tanzenden Prieſter aber vom Kopf bis zum Fuße ſchwarz angeſtrichen waren, ſo gab es einen ſehr ſeltſamen und abſchreckenden Anblick. Am meiſten ſchien Bruder Blas davon ergriffen.

Sollte man nicht meinen, ſagte er, daß die ſchwarzen, langbeinigen Kerle, lauter Teufel wären, die mit den armen Seelen der Verdammten, die wegen ihrer Sünden in ſo verſchiedenen Farben ſchillern, einen hölliſchen Tanz feiern? Oder iſt es nicht hier wie bei dem nächtlichen Feſte am erſten Mai, wo der Teufel bekanntlich mit einer Anzahl Lieblingshexen auf der Spitze des Col de Uragua einen beſtialiſchen Ball hält? — Und — man bedenke dies einmal ein vernünftiger Menſch! — dieſe Kerle wollen Prieſter ſein, und dazu dieſer Aufzug.

Ländlich, ſittlich! erwiderte Lutz, der ſelten eine Gelegenheit vorbeiließ, den guten Mönch zu ärgern, oder dem dies vielmehr ſo zur Natur geworden war, daß er es gar nicht mehr laſſen konnte. Du biſt ja auch ein Prieſter, und dazu halb weiß und halb ſchwarz, faſt wie eine Elſter; wenigſtens werden dieſe Indianer ſo urtheilen, man muß das ihren Begriffen zu gute halten. Fällt doch unſern Soldaten dergleichen Anblick auf. Da ſagte neulich der dicke Rottmeiſter der Rivera — Du kennſt ihn ja wohl? — Du gemahnteſt ihn immer, wenn er Dich mit Deinem langen Stoßdegen erblicke, als wie ein armes ſchwarz und weißes Zicklein, das man bei lebendigem Leibe, und mit Haut und Haaren an den Bratſpieß geſteckt.

Das ſagt der rothnaſige Schuft, der Heuchler, der bettelhafte galiziſche Lump? ſchrie Blas. Aber warte nur! Im Beichtſtuhl will ich ihm ſchon einzuheizen trachten.

Die Tänze hatten inzwiſchen auf eine ſo eigenthümlich wilde, als groteske Art, immer fort gedauert. Bald tanzten Prieſter und Tempeljungfrauen, bald Zwerge und Krüppel, bald der höchſte Adel und die Kaziken.

Die tollſten Sprünge, welche jedoch vom höchſten Beifall gekrönt wurden, that der weiße Herr des Himmels. Wer die tolle Tanzwuth des unglücklichen Gefangenen ſah, hätte eher glauben können, daß das glücklichſte Ereigniß den Aermſten zu ſo gewagten Sätzen begeiſtere, anſtatt daß er einen Unglücklichen vor ſich habe, der, ehe die Sonne aufſtiege, auf die unmenſchlichſte Weiſe abgeſchlachtet werden würde.

Der Tag begann ſich inzwiſchen zu neigen, und Karlos machte den Freunden bemerklich, daß eine große Anzahl Spanier ſich unter den Zuſchauern befänden. Er gab Morla ſeine Beſorgniſſe darüber zu erkennen, und meinte, daß die Folgen ganz unberechenbar wären, wenn durch irgend einen Zufall an dem heutigen Tage zwiſchen ihnen und den Eingebornen ein Streit entſtünde. Vereinzelt in dem unermeßlichen Haufen, ſo ſagte er, würden ſie bei der tapferſten Gegenwehr von der Maſſe der Indianer erdrückt werden, ehe ihnen vom ſpaniſchen Quartier aus Hülfe werden könne; ein Umſtand bei dem noch zu bedenken, daß das dort zurückgebliebene Häuflein kaum groß genug ſei um die Wachen Montezuma's im Zaume zu halten. Karlos tadelte deshalb die Unvorſichtigkeit Alvarado's aufs Bitterſte, und fügte nur noch hinzu, daß nach einem kurzem Rendezvous, das er ſeiner mexikaniſchen Geliebten verſprochen, er wieder nach dem Platze zurückkehren, und die Soldaten, die er noch bei der Luſtbarkeit vorfände, in ihr Quartier ſenden werde. — Moria neckte inzwiſchen den Freund mit ſeiner Vorſicht, von der, wie er meinte, ſonſt wo Schwerter blitzten an Karlos de Salcedo nichts zu ſpüren ſei, und ſelbſt Bruder Blas bemerkte lachend, daß, falls ein Kampf losbräche, er ſich an dem Topiltzin und ſeinen ſchwarzen Hülfsprieſtern, würdige Gegner ſuchen, und ihnen Etwas von der Kunſt des berühmten Signor Paſticcio aus Florenz zu koſten geben wolle. Don Karlos, ſo ſchloß er ernſter, möge inzwiſchen bedenken, welchem diaboliſchen Einfluſſe er ſich mittelſt einer Liebſchaft mit einem heidniſchen Mägdlein ausſetze, und auf dem Hinwege, wenn ſolcher nun einmal nicht zu vermeiden, gehörig erwägen, wie er es anzufangen habe, die Heidin für den Bund der heiligen Taufe zu beſtimmen, wodurch wenigſtens eine ſo ſündliche Begegnung, wie ein dergleichen Stelldichein, zu einem chriſtlichen Zwecke benutzt, und ſo zu ſagen zu einem guten Werke veredelt werden könne.

Obſchon Don Luiz hinter dem Rücken des wohlmeinenden Mönchs während deſſen ſalbungsvoller Rede allerlei lächerliche Grimmaſſen ſchnitt, ſo blieben dennoch die Worte des guten Blas, als Karlos raſch an der Tempelmauer im Zwielicht dahinſchritt, auf Letzteren nicht ohne Wirkung.

Karlos rief ſich zum erſtenmale die Schwierigkeiten ins Gedächtniß, die ſich einer Verbindung mit Nadinen entgegenſtellen mußten. Zwar hatten mehrere vornehme Mexikaner ihre Töchter an Spanier verheirathet, ſelbſt

Montezuma hatte dies gethan; aber ließ ſich erwarten, daß das Haupt der Geiſtlichkeit des ganzen Landes, der Teoteucli, zugeben würde, daß eine Verwandte von ihm zum Chriſtenthum übergehe? — Es war ſchon dunkel geworden, als der Ritter unter Gedanken dieſer Art an dem ſtillen Pförtchen ankam, welches ſich ihm ſo oft zu den ſeligſten Momenten ſeines Lebens geöffnet hatte. Ein leiſes Klopfen von ſeiner Seite, und die Thüre that ſich auf.

Du böſer Mann! rief Nadina den Ritter ſanft umſchlingend. Wie lange haſt Du mich heut warten laſſen, und wie nöthig iſt es doch, daß wir uns ſprechen! Ich habe Dir ſehr viel zu ſagen.

Auch ich habe Dir viel zu ſagen, Du Holde, Theure! ſagte Karlos, die liebliche Mexikanerin an die gepanzerte Bruſt drückend. Ich habe Dir zum tauſendſten mal zu ſagen daß ich Dich liebe, Dich anbete —

Nein! — Nein! — Das iſts nicht was ich Dir ſagen will! rief lächelnd Nadina. Das weißt Du längſt! — Ich habe, ſetzte ſie jungfräulich zögernd hinzu, mit meinem Oheim von Dir geſprochen.

Und was haſt Du ihm geſagt? fragte Karlos raſch.

Ich ſagte ihm, ſprach Nadina, indem ſie die Augen mit der kleinen Hand bedeckte, daß ich einen Spanier geſehen, der ſchön ſei wie die Sonne in ihrem Glanze, und liebreich wie der junge anbrechende Tag. Als ich ſo geſprochen hatte, blickte mich der Teoteuctli ernſt an; er fragte mich: wo ich den Fremden kennen gelernt? — Ach! möge der Herr des Lebens mir es verzeihen; ich verſchwieg, daß es im Tempel war, und ſagte blos, es ſei bei den öffentlichen Feſten geweſen. Ich mußte nunmehr von dem Fremden ſprechen. Ich ſagte dem göttlichen Herrn, daß Du ein Häuptling ſeieſt, und bei dem großen Kaziken aus Oſten in Gunſt ſtündeſt. Ich ſagte ferner, wie Du ſo ſanft ſeieſt und ſo lieb, und daß, wenn Du, wie mehrere der großen weißen Anführer, eine Gattin aus den Töchtern unſers Volkes wählen ſollteſt, dieſe ſehr glücklich ſein würde.

Und was antwortete Dein Oheim, als Du dieſes geſagt? fragte Karlos mit größter Lebhaftigkeit.

Schon während ich ſprach, ſagte Nadina, und ihre kleine Hand preßte ängſtlich die des Ritters, blickte der göttliche Herr mit großem Ernſte, jedoch nicht zornig, mir in das Auge. Mir war in dieſem Augenblicke als wiſſe er Alles, und als könne er Das, was ich verſchwiegen, in den geheimſten Falten meiner Seele leſen. Wie er mich längere Zeit ſchweigend betrachtet hatte, ſagte er auf einmal: Beruhige Dich! Der weiße Häuptling, den Du für ſo liebenswürdig hältſt, wird nicht länger die Sinne der Töchter Tenochtitlans verwirren. Die Götter wollen: er ſoll nicht leben. — — So wie mein Oheim dieſe Worte geſprochen, machte er eine

Bewegung mit der Hand; ſie deutete mir an, ihn zu verlaſſen.

Es iſt ſo gekommen, wie ich gefürchtet habe! ſprach Karlos mehr für ſich hin, als an Nadinen gerichtet. Der Oberprieſter wird nie in eine Verbindung ſeiner Verwandtin mit einem Spanier willigen. Er wird nicht zugeben, daß ſie die Götzen des Landes verlaſſe.

Und müßte dies denn ſein, wenn ich Dein Weib würde? ſagte Nadina unſchuldig. Ich wollte recht gern das Kreuz verehren und die ſchöne Frau mit dem Götterknaben, aber ein paar Landesgötter könnteſt Du mir immer laſſen; die Sonne etwa und den Mond.

Nein, liebe Nadina! verſetzte Karlos, unwillkürlich lächelnd. Die Verehrung des unſichtbaren Gottes ſchließt jede andere Götterverehrung aus. — Doch Eins beantworte mir, meine Holde! Würdeſt Du Dich entſchließen können, auch wider den Willen Deines Oheims die Landesgötter zu verlaſſen und mein Weib zu werden?

Du biſt die Sonne nach der mein Auge gerichtet iſt, ſobald es ſich öffnet, bis es ſich ſchließt! ſagte Nadina, indem einige Thränen ihr über die Wangen rollten. Ich fühle es, ich kann nicht anders. Ich muß die alten Götter verlaſſen, um Dir zu folgen.

Wenn Du mir aber nun über das ſalzige [illegible] [illegible]

Glaubſt Du, ſagte Nadina, das große dunkle Auge verwundert auf den Ritter gerichtet; glaubſt Du, daß, wenn ich es vermag mich von dem großen Herrn des Lebens und von Dem, deſſen Zeichen mir, als ich ein Säugling war, mit blutiger Spur auf die Bruſt gegraben wurde, zu trennen, dies ſchwerer mit meinem Geburtslande und allen Dem, was mir theuer war, der Fall ſein könnte? — Daß ich mich fürchten ſollte, das ſchwimmende Haus, das Dich umſchließt, zu beſteigen; daran, Du Theurer, haſt Du wohl ſelbſt nicht gedacht.

Wohl, meine Nadina! Ich habe feſt geglaubt, daß Du ſo ſprechen würdeſt! ſagte Karlos. Aber noch Eins! Ich darf Dir nichts verſchweigen. Du gehörſt den vornehmſten, den reichſten Familien dieſes Landes an. Ein Kazike würde ſich durch Deine Hand beglückt halten. Ich bin zwar adlicher Geburt, aber nenne nichts mein, als dieſes Ritterſchwert und eine in Trümmer fallende Burg.

Ich weiß zwar nicht, was das iſt, welches Du eine Burg nenneſt," ſprach Nadina unbefangen; „aber ich ſollte glauben, der weiße König in Oſten, dem Du dienſt, ſollte es Dir an Nichts mangeln laſſen.

Auch ich denke ſo, meine Theure! rief Karlos, das Mädchen an ſich preſſend. Sobald mein [illegible] zurückgekehrt iſt, mache ich ihn mit meiner Liebe bekannt

Er ſoll Dich von Montezuma für mich zur Gattin begehren. Es iſt faſt unmöglich, daß Dein Oheim etwas verweigere, wozu ſein König bereits zweimal das Beiſpiel gegeben.

Rechne nicht auf die Wiederkehr des großen Kaziken! ſagte Nadina leiſe. Er und ſeine Begleiter, ſie ſind alle erſchlagen.

Wer ſagt das? rief der Ritter erſchrocken zurückfahrend.

Montezuma hat dieſe Nachricht erhalten, und heute früh durch ſeine Teuctli's unter dem Volke verbreiten laſſen; ſprach das Mädchen unbefangen.

Der tückiſche Verräther! rief Karlos erbittert. Ja, endlich werde ich mich von Alvarado und Marina überzeugen laſſen, daß er ein Nichtswürdiger ſei.

Karlos wollte noch weiter ſprechen, als auf der Platteforme des Tempels zwei gewaltige Feuerſäulen aufſtiegen, und bald darauf ſich ein großer Lärm von der Seite des Palaſtes her hören ließ.

Was iſt dies? fragte Karlos lebhaft. Jene Feuer erleuchten die Gegend bis zur Tageshelle, und dann dieſes Getümmel. — Gehört es zur Feier des heutigen Feſtes?

Keineswegs! ſagte Nadina unruhig. Feuer dieſer Art lodern nur empor, wenn die Kaziken gegen den

Feind ziehen. Solche Auszüge geſchehen nämlich ſtets mit anbrechender Nacht.

Das entfernte Geſchrei und Getümmel nahm indeß zu, und ſchien ſich nach mehreren Gegenden zu verbreiten. Bald darauf fiel ein Schuß, dann ein zweiter, und endlich ein dritter. —

Es kann ein Streit entſtanden ſein, und die Wachen an den Eingängen unſers Quartiers werden Feuer gegeben haben! rief Karlos. Lebe darum wohl, meine Nadina; ich muß eilen, mich mit den Gefährten zu vereinen!

O bleibe! bat das Mädchen. Es iſt nichts! Es iſt ein Irrthum.

Noch horchte Karlos einige Minuten unſchlüſſig auf das bald ſteigende, bald ſchwächer werdende Getümmel, als auf einmal die Trommel der Spanier erſcholl, und zwei Kanonenſchüſſe krachten; ein knatterndes Gewehrfeuer folgte hinterher. Meine Gefährten ſind im Kampfe! rief Karlos raſch. Lebe wohl, Nadina!

Du kannſt von dieſer Seite nicht das Quartier der Fremden erreichen! rief das Mädchen ängſtlich. Du würdeſt ganzen Haufen der Unſrigen begegnen. — Und — o Herr des Lebens! — da ertönt der Kriegsgeſang.

Ein furchtbares Geheul erſcholl von der Seite her, die Karlos zu paſſiren hatte.

Verſprich mir wenigſtens, daß Du hierher zurückkehren willſt, wenn Du nicht zu den Deinen zu gelangen vermagſt! rief Nadina in Seelenangſt, als Karlos ſich von ihr losriß und zur Gartenthüre hinauseilen wollte. Ich warte hier ſo lange, bis ich mit Sicherheit annehmen kann, daß Du zu Deinen Brüdern gelangt biſt.

Gewiß! Gewiß! rief der Ritter ohne zu wiſſen, was er ſagte, und mit einem: Lebe wohl, Nadina! ſtürzte er zum Pförtchen hinaus.

Kaum hatte er einige Dutzend Schritte an der Gartenmauer zurückgelegt, als er wenige Schritte vorwärts ein gewaltiges Getummel und Schwertergeklirr vernahm. Bald überzeugte er ſich, daß es ein einzelner Spanier ſei, der ſich mit mehr als zwanzig Mexikanern im Kampfe befand.

Mit dem Ausruf: „Für San Jago und Kaſtilien!“ ſtürzte er ſich auf den Haufen. Zwar prallten mehrere Hiebe mexikaniſcher Kieſelſchwerter von ſeiner Rüſtung ab, zwar fielen mehrere Keulenſchläge ihm auf Helm und Schulter; aber die neu erwachende Kraft des faſt ermatteten Gefährten, ſo wie die Tapferkeit des Ritters ſelbſt, ließen nicht lange in Ungewißheit, wer Sieger im Kampfe bleiben ſollte. Heulend wichen die Indianer eine Strecke zurück, und ſchienen die beiden Spanier nur aus der Ferne beobachten, und ihnen den Weg verſperren zu wollen.

Die heulenden, indianiſchen Teufel! ſagte keuchend der Spanier, dem Karlos zu ſo gelegener Zeit Hülfe gebracht hatte, indem er, um beſſer Luft zu ſchopfen, das Viſir in die Höhe ſtieß. Haben ſie mir nicht ſo zugeſetzt, wie zehn der beſten Torreadoren und Banderilleros einem Stiere von Ronda, ſo will ich nicht Luiz Morla heißen. — Aber beim Henker! Sehe ich recht, ſo habe ich Karlos Salcedo den Ritterdienſt zu danken.

Laßt's gut ſein, Don Luiz! ſagte Karlos flüchtig. Sagt jetzt: wie kommen wir nach unſerm Quartier?

Das Räthſel mögen uns die vierzehn Nothhelfer löſen! ſprach in den Bart brummend Morla. Ich glaube, daß es uns leichter ſein wird, dieſe Nacht durch die Himmelspforte zu gelangen, als in das ſpaniſche Quartier. — Ich, fur meinen Theil, halte es fur eine Unmöglichkeit. Als der Spectakel losging, ſah man gleich, daß die Heidenbeſtien alle Zugange mit ganzen Haufen der Ihrigen beſetzt hatten. Jeder Weg iſt abgeſchnitten; ſie hatten Alles im Voraus berechnet.

Und Alvarado? fragte Karlos unwillig.

Er machte einen Angriff, und hat uber hundertfunfzig mexikaniſche Edle niedergehauen, aber endlich mußte er ſich doch ins Quartier zurückziehen, und uns, die wir einzeln und abgeſchnitten waren, unſerm Schickſale überlaſſen; entgegnete Morla.

Was glaubt Ihr, daß wir jetzt thun müſſen? fragte Karlos den Gefährten.

Bei San Luiz! Das koſtet nicht viel Kopfzerbrechen; erwiderte Morla. Es bleibt uns nichts übrig, als uns bis zum Anbruch des Tages irgendwo zu verbergen. Vielleicht hat ſich bis dahin die Menge verlaufen, oder Alvarado macht einen glücklichen Ausfall, er unterhandelt, oder es ereignet ſich, Gott weiß was ſonſt, etwa Günſtiges. — Jetzt zu unſern Waffenbrüdern zu gelangen iſt rein unmöglich. Nicht eine Maus vermöchte unaufgefangen durchzudringen. Wollten wir es verſuchen, wir wären augenblicklich in den Händen dieſer indianiſchen Henker, ſo gut wie der arme Narr, der Blas, in ihre Hand gefallen iſt.

Wie? Auch er — ſagte Karlos ergriffen.

Er wollte mit Gewalt dem Opferprieſter zu Leibe, als der Spectakel losging! ſprach Morla. Ihr wißt ja; ſeine Narrheit, den Kriegsmann ſpielen zu wollen, ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. — Ich verſuchte, ihn aus dem Schwarme herauszuhauen, aber es war vergebens; er ward lebendig gefangen. — Aber ſeht einmal! Die dort ſcheinen Verſtärkung bekommen zu haben. Hier kann unſers Bleibens nicht länger ſein. Gehen wir am Seeufer fort. Suchen wir einen Kahn auf und verweilen wir auf einer der Inſeln bis Tagesanbruch; dann kommt es ja immer noch auf uns an, was wir zu thun geſonnen ſind.

Kaum wendeten ſich indeß die Beiden, um ihren Weg an der Mauer fortzuſetzen, als die Feinde dies gewahrten und unter furchtbarem Geheul auf ſie zuſtürzten. Die Ritter zogen die Schwerter und traten bald kämpfend, bald ohne auf ein paar Secunden beunruhigt zu werden, den Rückzug an; ſie würden indeß am Ende jedenfalls haben unterliegen müſſen, denn die Zahl der Gegner war auf Dreißig angewachſen, und es begann jetzt wenige Schritte von dem uns bekannten Gartenpförtchen das Gefecht immer hitziger zu werden. Morla ſah ſich nach einem Kahn um; er dachte mit ſeinem Gefährten auf dieſe Weiſe zu entwiſchen. Leider war keiner zu erblicken. Jetzt überzeugte ſich auch Karlos, daß, ſo lange der Widerſtand auch noch dauern könne, dieſer am Ende doch vergeblich ſein müſſe.

Haltet Euch zu mir, Luiz! rief er, indem er ſich mit dem Gefährten langſam und fechtend nach dem Gartenpförtchen hinzog. Er bemerkte ſogleich, daß es eine Handbreit offen ſtand. Haſtig ſties er nun die Thüre mit dem Fuße auf, riß den Gefährten plötzlich hinein, und als er nachſtürzte, ſchlug er die Thüre hinter ſich zu, indem er eine Art Fallriegel herabließ. Ein langes

Wuthgeheul der Indianer ertönte, als ihre Gegner verſchwunden waren.

Kommt! Verbergt Euch! ſagte jetzt eine leiſe, zitternde Stimme — es war die Nadinens. Nur fort von hier. Sie werden die Mauer überſteigen.

Wie mechaniſch folgten die Ritter dem ängſtlichen Mädchen. Wie ein ſcheues Reh, bald ſtehen bleibend, bald horchend, bald ſchneller vorwärts eilend, ſchritt die liebliche Merikanerin vor den Rittern her. Auf einmal ſtand ſie ſtill.

Zu den Euren könnt Ihr nicht gelangen, das iſt unmöglich! ſprach ſie mit einer Beſonnenheit, deren ſie Karlos kaum fähig geglaubt. Ihr müßt Euch verbergen. Hier im Garten iſt es unmöglich. Man weiß Euch darin und wird Euch ſuchen. Es giebt nur einen ſichern Ort; es iſt das Erdgeſchoß des Tempels. — Da das Feſt zu Ende, und der Tragſeſſel des Gottes mit ſeinem Bilde wieder in die Halle zurückgekehrt iſt, ſo betritt letztere Niemand dieſe Nacht, vielleicht ſelbſt nicht den folgenden Tag. Wäre es aber auch, ſo könnte es nur ein durchwandelnder Prieſter ſein, und Ihr verſteckt Euch in dieſem Falle in eine der Niſchen hinter die Götterbilder. Ich bringe Euch heimlich Lebensmittel. Doch jetzt kommt; es iſt die höchſte Gefahr vorhanden.

Die Ritter ſchritten, von ihrer lieblichen Führerin geleitet, faſt ſtets im Dunkel der Bäume auf Umwegen dem Tempel zu, deſſen eine Ecke an den Garten ſties, wo mehrere Thüren aus dem Erſteren in den Letzteren führten. Nadina ſprang jetzt eine Strecke voraus. Sie lief von einem Eingange zum andern; bald war ſie zurück. Der Herr des Lebens ſei gelobt! Ein Eingang iſt offen, rief ſie mit einem Tone, als ob ein Stein ihr von der jugendlichen, angſtvoll klopfenden Bruſt gewälzt würde. Nur mir nach! — Hier! Tretet ein! — In wenig Augenblicken bringe ich Euch Lebensmittel.

Die Ritter traten durch ein kleines Pförtchen in die ungeheure Halle, die vom Mondlicht nur höchſt ſpärlich erleuchtet ward.

Das Gemach war von einer ſolchen Ausdehnung, daß man, beim Scheine von einer einzelnen Fackel, es unmöglich von einem Ende bis zum andern hätte überſehen können; von einem Einzelnen Durchpaſſirenden, war mithin keine Entdeckung zu fürchten. Rings an den Wänden waren große Mauerniſchen, und in jeder derſelben ſaß ein ſcheußliches mexikaniſches Götterbild. Nur Maria mit dem Jeſukindlein und ein mächtiges Kruzifix hatten keine Niſchen, ſondern ſtanden rechts und links zur Seite des Trageſeſſel Huitzilipochtli's. Das Bild des Kriegsgottes, verſehen mit allen gräßlichen Attributen, nahm ſich in dem Halbdunkel noch grauſenerregender, wie am Tage aus. Etwas, das ſich die Gefährten nicht erklären konnten, war ein zirkelrunder, ungefähr anderthalb Ellen über den Boden erhabener Stein, in deſſen Mitte ſich ein großer Ring befand; augenſcheinlich war letzterer beſtimmt, ein etwa daran gebundenes Opfer feſtzuhalten. Der Stein ſelbſt mochte etwa vier bis fünf Ellen im Durchmeſſer halten. — Nadina war indeß zurückgekehrt, und hatte ihren Freunden ein Körbchen mit Früchten und einige kleine Kuchen, geknetet aus Mehl und den Blättern einer nach Honig ſchmeckenden Blume, gebracht. Bald nach Tagesanbruch verſprach ſie wiederzukehren.

Hört, Don Karlos! ſagte Morla, nachdem er eine Weile in der weiten Halle umhergewandelt war und Alles, ſo gut es die nur wenig vom Mondſtrahl erhellte Dunkelheit erlaubte, aufmerkſam unterſucht hatte: mir will bedünken, als wären wir in einer ganz verdammten Poſition. Wie, wenn die Scenen von heute Abend ſich morgen früh erneuern? — Laßt uns für dieſen Fall unſere Diſpoſition machen.

Es bleibt uns nichts übrig, als mit Anbruch des Tages den Tempel zu verlaſſen, und wenn es nicht glücken ſollte die Unſern zu erreichen, mit dem Degen in der Fauſt zu fallen! erwiderte Karlos ruhig. Bei Alle dem rechne ich darauf, daß das Ganze nur eine momentane Empörung war, die die Kanonenſchüſſe Alvarados geſtillt haben werde. Gebt Acht! mit Anbruch des Tages hat ſich die zuſammengerottete Menge wieder verlaufen. — Aber hört einmal! Es ſcheint draußen auf dem Platze ſehr lebendig zu werden.

Wahrhaftig! erwiderte Morla. Es glänzen Fackeln und ich höre Waffengeklirr. Und — hört nur! — fiel nicht in der Ferne ein Kanonenſchuß?

Wer ſollte in der Ferne mit Kanonen ſchießen? antwortete der Freund. Alvarado iſt uns nahe genug, um jeden Schuß genauer unterſcheiden zu können.

Das Getöſe auf dem Platze nahm indeß immer mehr zu.

Sollte man ſich von Neuem zum Kampfe bereiten? fragte Karlos bedächtig. Und wahrhaftig, es kann nicht anders ſein, der Lärm auf dem Platze nimmt zu.

Wie es ſcheint, iſt man geſonnen uns einen Beſuch abzuſtatten! ſagte Morla, der ſeine Munterkeit auch bei der nahen, drohenden Gefahr nicht ganz unterdrücken konnte. Ich glaube zwar nicht, daß man uns hier mitten in der vielarmigen Geſellſchaft der Unſterblichen vermuthen ſollte, aber der Teufel könnte ſein Spiel haben. Laßt uns bei Zeiten auf einen Zufluchtsort denken. Nehmt dort hinter dem breiten Rücken des Herrn Tezcatlipoca Platz, ich begebe mich unter den Schutz des Luftgottes, unſers Ahnherrn.

Wir müſſen dies allerdings thun, erwiderte Karlos; denn, dringt eine Menge mit Fackeln ein, ehe wir uns verborgen haben, ſo ſind wir entdeckt. — Aber was iſt das? ſagte er lebhaft angeregt. Fielen da nicht eine Menge Flintenſchüſſe?

So iſt's! entgegnete Morla aufmerkſam. Aber es iſt fern! Alvarado kann es nicht ſein. Wie, wenn es der Feldherr wäre, der ſo zu gelegener Zeit zurückkehrte? —

Ha! wäre das der Fall, ſo wollte ich gern tapfer fechtend an ſeiner Seite ſterben! rief Karlos begeiſtert.

Kaum hatte der Ritter dieſe Worte geſprochen, als außerhalb des Tempels das Getümmel immer größer ward.

Das Feuern in der Ferne kam immer näher. Es fiel Schuß auf Schuß, und von Zeit zu Zeit donnerte ein Kanonenſchuß hinterdrein.

Es iſt Kortez! jubelte Morla. Kein Zweifel kann walten. Wer, als er, könnte ſich ſonſt noch der Kanonen bedienen. Gebt Acht! Bald entſetzt er den belagerten Alvarado und jagt das heulende Geſindel auseinander.

Der Lärm ward indeß immer größer. Bald begann man auch in der Gegend des ſpaniſchen Quartiers zu feuern.

Unſere Befreier nahen! ſagte Karlos freudig. Laßt ſie nur noch etwas näher kommen, dann fallen wir aus und ſuchen uns zu ihnen durchzuſchlagen.

Dem Vorſatze des Ritters ſchienen ſich indeß noch große Schwierigkeiten in den Weg zu ſtellen. Kaum hatte er nämlich die letzten Worte geſprochen, als die Thüren des Tempels, welche nach dem großen Platze führten, aufgeriſſen wurden, und eine Menge Indier, Keulen und Kieſelſchwerter in den Händen, wild hereindrangen. Die beiden Spanier hatten kaum ſo viel Zeit, ihren Zufluchtsort aufzuſuchen. Schon glaubten ſie ſich verloren, denn eine Menge Harzfackeln erleuchtete die weite Halle, aber bald überzeugten ſie ſich, daß die Mexikaner einen Angriff auf den Tempel — der allerdings eine Art Feſtung war — beſorgten und daß ſie dieſen vertheidigen wollten.

Das Schießen vermehrte ſich indeß immer mehr, und kam näher und näher. Man vernahm deutlich das Schlachtgeheul der Mexikaner und den Kriegsruf der Spanier. Mit klopfendem Herzen lauſchten indeß die Freunde jedem Schuße, jedem Feldruf der Spanier. Er war für ſie das Zeichen, an dem ſie abnehmen konnten, ob ihre Befreier näher rückten, oder in einer feſten Poſition fechtend verharrten. Bald überzeugten ſie ſich, daß ſolche nur wenig Widerſtand fanden, und es ſchlug der Schlachtruf des Tages: Nuestra señora del destero! an ihr Ohr. —

Jetzt begann es auf dem Platze vor dem Tempel, ſo wie ſelbſt in der Halle, lebendiger zu werden. Die Mexikaner begannen ein furchtbares Geheul. Sie rieſen zu Huitzilipochtli und Tlaloc ſeinen Stellvertreter.

Da, auf einmal, wirbelten die ſpaniſchen Trommeln auf dem Platze, Flintenſchüſſe krachten, ein Kanonenſchuß fiel, und einige Kettenkugeln, die Kartätſchen der damaligen Zeit, ſchmetterten in einen Haufen Indianer am Eingang des Tempels. Zwar ließen die Mexikaner ihr gewöhnliches Schlachtgeheul als Antwort erſchallen, aber es war ſchwach, hinſterbend, zagend.

Immer näher wirbelten nun die Trommeln, näher krachten die Kanonen, näher knatterte das Flintenfeuer. Da ertönt mitten im Schlachtgewühl eine den Freunden wohlbekannte helle Stimme; ſie war ihnen ſtets die Leiterin zum Siege geweſen. Spanier! ſo rief ſie, Spanier! Auf! Stürmt den Tempel! —

Schon wollte Morla aus dem Verſteck hervorſpringen — er hatte die Stimme des Feldherrn erkannt — aber ein Wink des beſonneneren Gefährten hielt ihn noch zurück. Jetzt begann das Gefecht an der Tempelthür. Die Spanier waren bis dorthin vorgedrungen, und die Mexikaner vertheidigten ſich wie Verzweifelte. Da ſtürzte ſich ein einzelner Ritter mitten unter ſie. Mir nach, Spanier! rief er; mir nach, tapfere Konquiſtadores (Eroberer. Die Spanier hatten ſich ſelbſt dieſen Namen gegeben.) —

Es lebe Spanien! Es lebe der tapfere Velasquez de Leon! jubelte jetzt Karlos de Salcedo, indem er und ſein Gefährte aus dem Verſteck losbrach, und Beide vereint ſich auf die überraſchten Mexikaner ſtürzten. Nur wenige Augenblicke dauerte noch das Gefecht. Die Indianer glaubten den Tempel von mehreren Seiten erſtürmt und entflohen aus den geöffneten Thüren, theils wurden ſie erſchlagen. Bald war die untere Halle in den Händen der Spanier.

Dort iſt das ſcheußliche Bild, dem zu Ehren das heutige Feſt gefeiert und die Verrätherei ausgeheckt worden! rief der feurige Velasquez, dem das Bild des Kriegsgottes eben ins Auge fiel. Auf Spanier! Schlagt es in Stücken!

Kaum hatte der Ritter dieſe Worte geſprochen, als auch ſchon zwei Soldaten auf den Tragſeſſel ſprangen, und ein paar ſo kräftige Schläge auf das Haupt des ohnehin von ziemlich zerbrechlichen Subſtanzen zuſammengekneteten Götzen thaten, daß der Kopf deſſelben ſtückweis herabfiel. Doch welch Wunder ereignete ſich jetzt! — Die Spanier wollten kaum ihren Augen und Ohren trauen. — Kaum waren nämlich die beiden Streitaxtſchläge auf den Götzen gefallen, kaum ſtürzte deſſen Haupt in Stücken, als ſich im Leibe Huitzilipochtli's ein fürchterlicher Lärm erhob. Eine ängſtliche Stimme ließ ſich hören. Halt! ſchrie ſie; ich bitte Euch haltet ein. Bei der Santa Virgen beſchwöre ich Euch, ſeid vorſichtig mit Hauen oder Stechen, denn Ihr

Das that die Santa Virgen, die mir ſonder Zweifel den Einfall eingegeben, und ſodann auch mein Ingenium! erwiderte Frau Blas wohlgefällig. Daß ich in die Hand dieſer Götzendiener gefallen — ob mit, oder ohne Deine Schuld laſſe ich dahin geſtellt ſein — iſt Dir bekannt. Die Heiden brachten mich darauf hierher, und banden mich an den Ring auf jenen Stein, um, wie ſie ſagten, morgen früh mit mir eine Art Gladiatorenopfer zu beginnen. Ich ſollte nämlich mit einem Fuß an jenen Ring gebunden, mit neun Männern — jedoch einzeln — kämpfen. Beſiegte ich ſolche, ſo wäre ich frei, wo nicht, ſo würde ich dem Kriegsgotte geopfert. Da ſie mich an Händen und Füßen feſt zuſammengeſchnürt — ſo hielten ſie ein Entkommen für unmöglich; es traf ſich indeß, daß ich ein Meſſer, ein dieſem Heidenvolk unbekanntes Inſtrument, bei mir hatte, und ſo glückte es mir, nach vielen Anſtrengungen, die Riemen die mich gebunden hielten zu durchſchneiden. Ich hätte nun leicht entfliehen können; aber wohin? Ich beſchloß demnach mich in einen ſichern Verſteck zu begeben, und Ihr müßt geſtehen daß ich keinen ſchlechten gewählt habe. Ich hatte nämlich ſchon am Tage bemerkt, daß das Bild hohl ſei und hinten eine Oeffnung habe, durch die man bequem hineinkriechen könne.

Während man noch das Abenteuer belachte, tönte außerhalb des Tempels der Kriegslärm fort, und die

Spanier eilten hierauf ihrem Feldherrn, den ſie noch im Gefechte wußten, beizuſtehen. Kortez hatte inzwiſchen den ganzen Tempel, Abſatz nach Abſatz erſtürmt. Als die Ritter auf der Platteform ankamen, hatte auch hier faſt Alles die Waffen weggeworfen, doch geſchah gegen Ende des Gefechts eine That, die der Griechen und Römer würdig geweſen wäre. Kortez ſtand unweit des Randes der Platteform, als ſich ihm zwei mexikaniſche Jünglinge mit gebeugten Häuptern, anſcheinend um Gnade bittend, nahten. Plötzlich ſtürzten ſich beide auf den Feldherrn, umarmten ihn feſt, und verſuchten ſich mit ihrer Beute von der neunzig Ellen hohen Zinne des Tempels herabzuſtürzen. Eben kamen Velasquez und Karlos an. Sie waren nicht im Stande ihre Schwerter zu gebrauchen, ohne Kortez zugleich mit den Indianern zu beſchädigen, und ſie begnügten ſich alſo, den Feldherrn an den Schultern feſtzuhalten. Als die beiden Jünglinge ſahen, daß es unmöglich ſei ihren Vorſatz auszuführen, ließen ſie ihre Beute los, umarmten ſich, und ſtürzten ſich von der Höhe des Tempels hinab. Ihre zerſchmetterten Leiber ſahen kaum noch menſchlichen Geſtalten ähnlich.

So wie die Feinde überall zurückgetrieben waren, ließ Kortez den Tempel und alle dazu gehörigen Gebäude durch ſeine Truppen beſetzen. Mit dem Reſte der Mannſchaft begab er ſich nach dem ſpaniſchen

Quartier. Eine unzählige Volksmenge bedeckte noch den Platz vor demſelben, doch erlaubte ſie ſich in dieſem Momente keine Feindſeligkeiten. Der Feldherr hatte indeß den Bericht Alvarado's über die Vorfälle des geſtrigen Tages vernommen, und es war dem letztern gelungen, Montezuma als den Haupturheber derſelben darzuſtellen. Kortez war deshalb auf's Höchſte auf den Monarchen aufgebracht.

Begleitet mich! rief er ſeinen Rittern im Zorne zu. Eben geht die Sonne auf. Der ganze Platz iſt noch von Volk erfüllt. Leicht könnten dieſe Scenen ſich erneuern. Der Heuchler ſoll ihnen ſelbſt den Befehl ertheilen, das Feld zu räumen.

So wie Kortez dieſe Worte geſprochen, eilte er, begleitet von der Mehrzahl ſeiner Hauptleute und Ritter, nach den Gemächern Montezumas. Die Ankommenden fanden den Monarchen ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen; er ſchien beſchäftigt zwei Zwergen zuzuſchauen, die mit einander rangen und ſich an den Haaren zauſten. So wie der Feldherr ins Zimmer trat, reichte ihm Montezuma die Hand entgegen. Kortez verweigerte ihm die ſeinige.

Ich kann Euch meine Hand nicht reichen, Sennor! ſagte er hart. Sie iſt von dem Blute Eurer Unterthanen befleckt, und, irre ich nicht, ſo ſehe ich Etwas wie ſpaniſches Blut an der Euren.

Montezuma ſtammelte Etwas von Unſchuld, Unwiſſenheit und dergleichen. Kortez wollte noch weiter ſprechen, als außerhalb des Palaſtes eine Anzahl Flintenſchüſſe fielen, und eine ſolche Menge indianiſcher Pfeile gegen die Wände und Fenſter des Hauſes ſchwirrten, als ob Schloßen fielen.

Alſo noch nicht zu Ende! rief Kortez heftig, als die Mehrzahl der Ritter auf dies Signal hinaus ſturzten und auf ihre Poſten eilten. Wohlan! ſetzte er zu Montezuma gewendet hinzu. Ihr ſprecht von Eurer Unſchuld an der Verrätherei der vorigen Nacht. Beweißt es, indem Ihr auf den Balkon tretet, und Euren Unterthanen befehlt, ſich zurück zu ziehen.

Ich will es thun! ſagte der Monarch nach einem augenblicklichen Nachdenken, indem er ſich erhob. —

Nachdem Montezuma ſeinen Federmantel, den er nur bei großen Feierlichkeiten trug, angelegt, trat er in Begleitung des Feldherrn, Karlos, Morla's und mehrerer anderer Ritter, ſo wie einiger ſeiner Teuctli's auf den Balkon. Er winkte mit der Hand, und bei ſeinem Anblick legte ſich ſogleich der Sturm, ja Einige fielen ſogar aus Ehrfurcht auf die Knie.

Söhne Anahuac's! ſagte jetzt Montezuma. Euer Eifer fuhrt Euch zu weit. Ihr haltet mich fur einen Gefangenen aber Ihr irrt. Ich bin frei und kann dieſen Palaſt verlaſſen. Wird Euer Unwille durch den langen Aufenthalt der Fremdlinge herbeigeführt, ſo wiſſet, daß ſie ſich in Kurzem entfernen werden, und wollet Ihr die Waffen niederlegen, ſo wird dies um ſo eher geſchehen, da ſie dann nichts mehr hindert aufzubrechen. Beruhigt Euch demnach, legt die Waffen nieder! Ich befehle es Euch, Ich Euer König! — — —

Einen Augenblick war Alles ſtill; man hätte den Flug eines Vogels hören können. Auf einmal erhob ſich Einer der mexikaniſchen Edlen mitten im Volke. Schande Dir! rief er wüthend. Schande Dir, Montezuma! Gehe zu den Weibern! Dort gehörſt Du hin, Du, der aus Furcht und Niederträchtigkeit Dich und uns in die Gewalt des Feindes gegeben! — Wie ein Raſender griff nun der Indianer nach ſeinem Bogen, legte einen Pfeil darauf, und ſchoß letzteren nach dem unglücklichen Monarchen.

Das Beiſpiel zündete. Eine Wolke von Pfeilen, mit Steinen untermiſcht, durchſauſte die Luft, und bedeckte Montezuma, ſo wie die Umſtehenden. Obwohl Karlos und Morla den König ſogleich mit ihren Schilden deckten, ſo war er doch, als man ihn halb leblos ins Zimmer brachte, durch einen Stein am Kopfe, einen andern am Beine und einen Pfeil am Arme verwundet. — —

Es war mehrere Tage darauf, und zwar am 13. Junius, als Kortez, Alvarado, Velasquez, Karlos und mehrere Ritter, desgleichen auch Marina, in einem Zimmer des Hauſes verſammelt waren.

Der Feldherr ſchien überaus unruhig.

Endlich alſo, ſagte er, ſind ſie gebändigt und ein Waffenſtillſtand iſt abgeſchloſſen! — Aber da kommt unſer Arzt!

Ein Mann in ſchwarzer Kleidung trat ins Zimmer.

Nun, Sennor! rief ihm der Feldherr entgegen. Hat Eure Hoffnung zugenommen?

So eben hat er vollendet! ſprach düſter der Arzt.

Sagt nein! ſchrie Kortez. Ich bitte Euch, ſagt nein! —

Der Wunden wäre ich wohl Meiſter geworden, ſprach der Medicus, aber das Fieber ließ ſich nicht bändigen. Er wüthete Tag und Nacht, er ſchrie: er ſei entweiht und wolle nicht länger leben.

Das iſt der härteſte Schlag der mich trifft! rief Kortez mit ſchmerzlichem Tone. Herr, gehe nicht mit Denen ins Gericht, die Schuld ſind an dieſem Blute!

Alvarado blickte düſter vor ſich hin, Marina lächelte kalt.

Wohlan! ſagte Kortez nach einer Weile. Große Dinge haben ſich ereignet. Narvaez wurde geſchlagen, Montezuma iſt todt. Es iſt nöthig, daß unſer königlicher Herr durch eine treue Botſchaft von Allem Kunde erhalte. Eine Brigantine ſoll ausgerüſtet werden, und drei Ritter und ein Kleriker ſollen nach Spanien ſegeln. Ihr, Velasquez, angeſehen durch Herkunft und Eure Thaten, und Du, Karlos Salcedo, ſo wie Luiz Morla und Blas de St. Eſteban, ſollt meine Boten ſein.

Die Rede des Feldherrn machte einen ſolchen Eindruck auf Karlos, daß es dem ſcharfen Auge Jenes nicht entgehen konnte.

Auf Befragen entdeckte Karlos ſein Verhältniß zu Nadinen.

Führe Dein Weib nach Spanien! ſprach Kortez, als der Ritter geendet hatte. Und Ihr, Velasquez, begebt Euch mit dem Ritter zu dem Oheim des Mädchens, und fordert in meinem Namen deſſen Auslieferung.

Velasquez de Leon, ſo wie Karlos, begaben ſich augenblicklich, dem Befehle des Feldherrn gemäß, zu dem Oberprieſter. Sie fanden ihn ruhig wie eine Bildſäule in einer offenen Halle ſeines Hauſes, auf einem erhöheten Stuhle ſitzen; ein ſchneeweißes Kleid von feinſtem Gewebe, und eine eben dergleichen Federkrone waren ſein Schmuck. Eine Anzahl Prieſter lagen auf den Knieen und warteten ſeiner Befehle. — So wie Velasquez den Beweggrund ſeines Kommens in einem ziemlich rauhen Tage vorgetragen, ſagte der Teoteuctli ein paar Worte zu einem der mexikaniſchen Prieſter, ohne daß jedoch in ſeinem Geſicht ſich irgend eine Miene verzogen hatte. Sein Geſicht war ſtarr und kalt, wie das einer Statue. Der Prieſter eilte auf das Gebot ſeines Oberhauptes in das Innere des Tempels. Nadina hatte heute die Tempelwache. Sie war in dem vorgeſchriebenen heiligem Schmucke. Die dem Huitzilipochtli geweihte Binde umwand ihr Haupt, ein Mantel mit ſonderbaren Figuren geziert fiel über ihre Schultern. Als der Prieſter ihr mit rauhen Worten ankündigte, daß ſie vor dem Teoteuctli erſcheinen ſollte, ſank ſie auf einen Steinſitz zur Seite der großen Säulen der Eingangshalle. Schweigend, aber flehend faltete ſie die Hände über der Bruſt. —

Folge uns, Elende, oder — beim Haupte des Höllengottes — Du biſt verloren! rief der Prieſter, und riß die Erſchrockene empor.

Nach wenig Augenblicken trat Nadina ins Zimmer ihres Oheims. Sie warf ſich bei Erblickung des Oberprieſters zweimal zur Erde und rief: Herr! — Göttlicher Herr! — Als ſie Karlos und ſeinen Begleiter ſah, ſchrack ſie aufs Heftigſte zuſammen.

Kennſt Du dieſen Mann! hob der Teoteuctli mit Eiſeskälte an, indem er auf Karlos zeigte.

Nadina zitterte; dann ſtammelte ſie ein leiſes: Ja.

Liebſt Du ihn! fragte Jener im nämlichen Tone weiter.

Eine ſtärkere Bejahung war die Antwort.

Willſt Du ſein Weib werden und die Götter unſers Volkes verlaſſen? fuhr der Vorige fort, ohne daß ſich die geringſte Bewegung in ſeinen Zügen kund gab.

Ein Strom von Thränen floß über Nadinens Wangen.

Willſt Du um dieſes Mannes willen die alten Götter verlaſſen? fragte der Teoteuctli eintönig, aber mit ſtärkerer Stimme.

Ich will! ſtammelte Nadina, kaum ſich ſelbſt bewußt was ſie ſagte.

So nimm ſie hin, Fremdling! ſprach der Oberprieſter kalt. Und möge ſie dem Kreuze treuer ſein, wie dem großen Herrn des Lebens.

Nadina ſtürzte zu den Füßen des Teoteuctli; ſie wollte ſein Gewand an die Lippen drücken. Ruhig, ohne jedes Zeichen von Zorn, wehrte er ſie ab.

Das Erbtheil Deines Vaters, ſagte er, ſoll Dir ausgehändigt werden. Von mir nimm Das zum Andenken. — Er zog ein goldenes, mit Smaragden beſetztes Meſſer aus ſeinem Gürtel. — Nichte des Teoteuctli, des Herrn der Herren! rief er mit ſtarker Stimme, indem er ſich erhob: Vertilge mit dieſem Meſſer das Zeichen unſers Gottes, das ich Dir, als Du noch Säugling warſt, in die Bruſt gegraben.

Er winkte zwei Prieſtern. Sie faßten ihn unter die Arme, und er verließ ohne Begrüßung das Zimmer. Nadina war einer Ohnmacht nahe. Es bedurfte aller Liebesworte des Erwählten, um ſie zu beruhigen und ſie zu vermögen, die Ritter ungeſäumt in das ſpaniſche Quartier zu begleiten. Kortez empfing dort das Mädchen aufs Herzlichſte; er nannte ſie ſeine Tochter und empfahl ſie der Aufſicht Marina's. Schon am folgenden Tage ward ſie getauft, und wenige Tage ſpäter vereinigte Bruder Blas de St. Eſteban, dem der Biſchof des Heeres, nach dem Wunſche des Feldherrn, eine höhere Weihe ertheilt hatte, die Geliebten am Altare. — —

Wie es ſchien, hatte der Teoteuctli bei dem zuletzt beſchriebenen Auftritt mehr den Pflichten ſeines Amtes gemäß, als zufolge den Regungen des Haſſes gehandelt; denn, als ſich unter der Verlaſſenſchaft des Vaters unſerer jungen Bekanntin eine große Anzahl ſilberner und goldener Gefäße befanden, behauptete Nadina genau zu wiſſen, daß ihr Vater niemals eine ſolche Menge dieſer Metalle beſeſſen.

Der Tag der Abreiſe kam endlich heran. Unter unendlichen Schmerzen nahm Nadina von der Heimath Abſchied, und ward erſt dann wieder ruhig, als die Geſandſchaft die Brigantine: Carlos primero beſtieg, und die Küſte des Heimathlandes ihren Augen entſchwand.

Die Ueberfahrt war, für die mangelhafte Schiffahrtskunde der damaligen Zeit, kurz und glücklich. — In Spanien angekommen, ward die Geſandſchaft — auch Nadina — zu Madrid, in der Kaſa del Kampo, Karl dem fünften — den aber die Spanier Karl den erſten nannten — vorgeſtellt. Sie wurde ſehr gnädig empfangen, Alles was Kortez gethan hatte gebilligt und dieſer zum Statthalter der durch ihn entdeckten Länder ernannt. Karlos de Salcedo ward bei Hofe angeſtellt. Seine und Nadinens Nachkommen leben in Spanien als die jüngſten Sproſſen eines Grafengeſchlechts, das ſtolz iſt auf ſeine Abſtammung von den berühmten Konquiſtadoren. — Sollte einer unſerer Leſer ſich für Luiz Moria und Bruder Blas intereſſirt haben, ſo möge er wiſſen, daß Erſterer zum Befehlshaber eines Fähnleins der Leibwacht des Königs, der Zweite aber zum Prior eines neu errichteten Dominikanerkloſters zu

Madrid ernannt wurde, und daß Morla in ſeiner gewöhnlichen leichtſinnigen, neckenden Weiſe oft behauptete: er würde wegen des vortrefflichen Weins von Valdepennas, der nirgends beſſer, als in den Kellern des gedachten Kloſters zu finden, längſt Dominikaner geworden ſein, wenn er nicht dadurch zugleich gezwungen wäre, täglich die Erzählungen der unglaublichen Kriegsthaten ſeines Priors anzuhören.

Die Heldin von Dunbar.

Erzählung.

Motto:

Sohn Diarmids, des Eberzwingers, hervor!
Bewahre die Treue von Gullain More!
Mac Neil von den Inseln, Mac Donald zur Schlacht!
Für Ehre, für Freiheit, zur Rache erwacht!

W. Scott.

König Robert Bruce von Schottland war geſtorben, ſein Herz wurde unter dem Hochaltar der Abtei von Melroſe, ſein Körper unter einem Marmorſtein in der Kirche von Dumferline beigeſetzt. Der König war wegen der Seelengröße, die er bei den widrigſten Schickſalen gezeigt, der Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, der Freundlichkeit ſeiner Sitten von Freund und Feind geachtet worden, und noch heute lebt ſein Name im Munde und Herzen jedes Schotten. Nachdem die Kirche von Dumferline und mit ihr Bruce's Denkmal Jahrhunderte lang in Trümmern gelegen, wurden bei Wiederherſtellung des Gotteshauſes — vor etwa zwanzig Jahren — Stücke des Grabſteins aufgefunden, und an dieſer Stelle nachgegraben. Man fand das Skelett eines ſchlanken Mannes, welches, theils weil man Reſte der goldſtoffnen Bekleidung dabei fand, theils weil der Bruſtknochen durchgeſägt war — welches wahrſcheinlich geſchah, als man das Herz herausnahm — für das jenes Fürſten gehalten wurde. Als ſolche in einem neuen Grabmal beigeſetzt wurden, konnte die Kirche die Maſſe der Zuſtrömenden nicht faſſen, und man mußte die Einrichtung treffen, daß Einer nach dem Andern durchging, damit Jeder, der Vornehme wie der Geringe, die Gebeine des großen Königs, des Wiederherſtellers der ſchottiſchen Monarchie, ſehen könne. Thränen benetzten den Schädel des Mannes, der einſt ſo kühn als weiſe für die Befreiung ſeines Vaterlandes handelte, und mit Bewunderung ruhete das Auge auf dem Ueberreſte des ſtarken Armes, der, am Abende vor der Schlacht von Bunnokburn, dem Sir Heinrich von Bohun auf einen Streich mit der Streitaxt das Haupt ſpaltete. — — David der zweite, der Sohn Robert Bruce's, dem nach des Vaters Tode das Reich zufiel, war als der König ſtarb, erſt vier Jahr alt. Das Feudalſyſtem ſtand in jener Zeit — im vierzehnten Jahrhundert — in ſeiner vollſten Kraft. Zwar waren die ſchottiſchen Geſetze ſo weiſe, wie in irgend einem andern Theile von Europa, aber es war dem Souverain faſt unmöglich, ſie überall in Anwendung zu bringen. Das Hauptübel in dieſer Hinſicht war die große Macht des Adels, welche des Königs Kraft und Anſehn ſchwächte. Die meiſten der mächtigen Lords dachten nur daran, die eigene Gewalt in ihren Bezirken geltend zu machen, ja ihnen lag ſogar daran, Ordnung und Ruhe nicht aufkommen zu laſſen. Unaufhörlich lagen ſie gegen einander in Fehde, und ſchloſſen oft nur dann Friede, wenn ſie geneigt waren ſich gegen den König zu vereinigen. Anſtatt die Leute, welche Mordthaten, Diebſtähle und andere Verbrechen begingen, vor ihr Gericht zu ziehen, beſchützten ſie die Verbrecher, ſie warben ſie als kühne, unternehmende Menſchen für ihre Dienſte an, und gaben ſomit eher Veranlaſſung zur Vermehrung ſolcher Unthaten, als daß ſie ſie beſtraften. Jeder dieſer Lords glaubte ſich König auf ſeinen Beſitzungen, ſchon die Berufung auf Klage bei dem Souverain galt ihm ein Verbrechen. Eine arme Wittwe in den Hochlanden, welcher Unrecht geſchehen, hatte geäußert, daß ſie nach Edinburg gehen und ſich beim König beklagen würde. Das iſt eine weite Reiſe! rief der Häuptling Macdonald; damit Ihr ſie beſſer aushaltet, will ich Euch beſchlagen! Hierauf ließ er ihr, gleich einem Pferde, ein paar Hufeiſen aufnageln. — Wir haben aus vielen andern nur dies eine Beiſpiel angeführt, um die Rohheit jener Zeiten anzudeuten; auch wird der Leſer im Laufe der folgenden Geſchichte ohnehin noch manches andere faſt Unglaubliche vorfinden Ueberhaupt war ſolche durch die lang anhaltenden und furchtbaren Kriege außerdem noch auf's

Höchſte geſteigert worden, und das allgemeine Elend hatte in manchen Gegenden einen unerträglichen Grad erreicht. An eine geregelte Gottesverehrung dachte man nicht, auch die Geiſtlichkeit hatte zum Schwerte gegriffen; ein Gefecht, wobei ſehr viele Prieſter mitfochten, wurde deshalb das Kapitel von Mitton genannt. Weit und breit war Alles verwüſtet. Man ſäete nicht, weil man mit Wahrſcheinlichkeit vorausſehen konnte, daß man nicht erndten würde. Ganze Familien mußten ſich von Gras ernähren, in den Wäldern fand man viele Menſchen verhungert, während das Land ſo entvölkert war, daß die wilden Thiere aus entfernten Wäldern herbeikamen, und ſich den Dörfern und Wohnungen näherten. — Da König David noch Kind war, als deſſen Vater die Annäherung ſeiner Todesſtunde fühlte, ſo hatte der letztere mit Zuſtimmung des ſchottiſchen Parlaments den tapfern Thomas Randolph, Grafen von Murray, zum Regenten während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes ernannt. Er war ganz der Mann, die ihm gewordene Aufgabe zu löſen. Erfahren und weiſe im Rathe, tapfer bis zur Verwegenheit, vereinigte er mit dieſen beiden Eigenſchaften eine Strenge, die bis zur Grauſamkeit ausartete. Er war von der unbeſtechlichſten Gerechtigkeit, und ſchien ein eigenes Vergnügen daran zu haben, Verbrecher zum Tode zu verurtheilen. Dieſe Richtungen ſeines Charakters, ſo wie die Wildheit der damaligen Zeiten, wird der Leſer am beſten aus den Begebenheiten der folgenden Erzählung kennen lernen. — — —

Es war während eines herbſtlichen Nebelmorgens und der Reif glänzte an den Grashalmen, als in einem der düſterſten Waldthäler Schottlands, welches von einem langſam fließenden Bächlein durchſtrömt wurde, dann und wann Hundegebell, und langgezogene Hörnertöne erſchallten. Plötzlich ſtürzte ein keuchender Hirſch von ſechzehn Enden aus dem Dickig. Das Thier ſchien ziemlich ermattet, denn es hatte den Mund geöffnet, die Zunge ragte heraus, und als es jetzt an dem Ufer des Bächleins im Laufe anhielt, das ſtolze Haupt zur Erde ſenkte und das bereifte Gras zu beriechen ſchien, ſo hätte man, den heftig arbeitenden Flanken, den zitternden Füßen nach zu urtheilen, meinen ſollen, daß ſich das ermüdete Wild niederlegen wolle. Dies war indeß nicht der Fall, das Thier ſchien Kühlung zu ſuchen, und ging in das Waſſer, deſſen Lauf es, Schritt vor Schritt, und manchmal ſtillſtehend und zurückhorchend, verfolgte. Eben erſchallten die Hörnertöne auf's neue, Rüdengebell folgte hinterher, und wie der Pfeil vom Bogen eilte der Hirſch im Flußbette, deſſen Waſſer an ihm emporſpritzte, vorwarts, ſetzte einige hundert Schritt weiter mit einem Sprunge auf's Ufer, und verſchwand in dem düſtern Hochwalde. — Nach etlichen Minuten brach eine Meute

Hunde aus dem Unterholze. Ihre Stimmen erſchallten faſt ſo regelmäßig wie Glockentöne, ſo lange ſie auf der Fahrte des Wildes waren, aber jetzt gelangten ſie an das Ufer des Baches und hier verloren ſie die Spur. Wild und regellos, dann und wann anſchlagend oder heulend, jagten ſie in dem Thalgrunde herum, und ſammelten ſich endlich um drei Reiter, welche um eine Waldecke geſprengt kamen. Die Ankommenden waren Männer von einigen dreißig Jahren, ſchlank, aber kräftig und ganz für die Beſchwerden der Jagd und des Krieges geeignet. Ihre Geſichter, welche echt ſchottiſche Züge zeigten, waren von Luft und Sonne geröthet. Die feine Jagdkleidung, die geſtickten Schärpen, die glanzenden Waffen bezeichneten Leute von Stande. Die Jager gaben ſich große Mühe die Hunde auf die Spur zu bringen, ſie lockten die Meute bis auf den Punkt zurück, wo man die letzte Fährte des Hirſches auf dem bereiften Raſen bemerken konnte, die Hunde nahmen die Fährte an, ſie jagten auf's neue, aber am Rande des Baches endigte jedesmal die Jagd. Die Jäger ritten zuſammen, um zu berathſchlagen was zu thun ſei. Jetzt erſchallten drei bis vier raſche Hörnerſtöße, eine neue Erſcheinung unterbrach die Berathungen. Es war eine junge Dame in Jagdkleidung, welche aus einer Waldlucke dahergeſprengt kam. Ihre ausdrucksvollen Zuge wurden durch die Gluth, welche die raſche Bewegung des Reitens uber ihre Wangen goß, noch verſchont. Ihr langes ſchwarzes Haar, welches ſich während der eilfertigen Jagd von ſeinen Banden losgemacht hatte, flog frei im Winde. Sie ritt ein ſchönes, kohlſchwarzes Roß, deſſen Bruſt von dem herabfallenden Schaume wie getiegert erſchien. Wer das ſchön gewachſene Mädchen, in dem engen Jagdkleide, Bogen und Köcher auf dem Rücken, ein ſilbernes Jagdhorn an der Seite ſo ſchnell daher ſprengen ſah, mußte glauben eine Amazone des Alterthums zu erblicken; ſelbſt ihr etwas dunkler Teint, durch den aber die Roſengluth der Wangen leuchtete, erhob noch das Kecke, Muthige, Lebensfriſche der ganzen Erſcheinung. Ohne ſich durch den hin und wieder zerriſſenen Boden irren zu laſſen, jagte die ſchöne Jägerin auf dem ungeſtümen Roſſe heran. Jeder, der dieſe ſchöne Geſtalt, in ihrer romantiſchen Kleidung, auf dem ſchaumenden Rappen durch das düſtere Waldthal mit wilder Fröhlichkeit unerwartet daher ſtürmen geſehen hätte, würde von der ſo ſeltſamen als intereſſanten Erſcheinung ungemein überraſcht geweſen ſein.

Bei den Reitern angekommen, parirte die Dame ihr Roß, und indem ſie ſchmeichelnd deſſen ſchlanken Nacken klopfte, ſagte ſie ſpöttiſch zu einem derſelben: Nun, mein ſchöner Vetter Oreſtes, habe ich Recht oder Unrecht, als ich behauptete, Eure Hunde taugten ſo wenig, als die Eures Freundes Pylades? — Wahrhaftig!

fuhr ſie ſpottend fort, als die Hunde heftig anſchlugen und dann ſchwiegen, ſchon glaubte ich, der Hirſch habe ſich geſtellt, und es gäbe, um ihn zu fällen, gar keine weitere Schwierigkeit, als etwa einen edlen Wettſtreit, wer vom Roſſe ſpringen, ihm die Gelenke durchſchlagen und den Fang geben ſolle. — Oder iſt dies etwa wirklich der Fall geweſen und habt Ihr, Vetter Alexander Ramſay, oder Ihr, Sir William Douglas etwa den abgelöſeten Hinterlauf bereits in der Satteltaſche, und werdet mich nun beſchämen?

In der Art, wie die Jägerin dieſe Worte ſprach, lag eine Miſchung von Keckheit, Spott und Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit im Jagdweſen.

Spottet nur immer, ſchöne Baſe! ſagte unwillkürlich lachend der Angeredete, ein hübſcher, junger Mann mit kühnem, aber dabei dennoch höchſt gutmüthigem Geſichtsausdrucke. Mein Freund, der Ritter von Liddesdale, muß mir bezeugen, daß, als wir vor vierzehn Tagen im Ettrickforſte jagten, unſere Meuten ſich vortrefflich gezeigt, keine gab der andern etwas nach. —

Das glaube ich! Sie taugten alle beide nichts, unterbrach ihn die Jägerin lachend.

Verzeiht, Gräfin Agnes! fiel ein anderer der Reiter, ein hoher Mann von koloſſalem Baue, aber weniger angenehmen Aeußeren als der vorige, ein. Der Graf von March war auch dabei, und er mag ſagen, ob nicht bei einer Jagd von kaum dreiviertel Stunden der Zwölfer am Boden lag; noch mehr, Euer edler Vater, der Graf von Murray, ſo wie Lord Home, haben auf Karrikmoor mit meiner Meute gejagt, und ſie ausgezeichnet gefunden.

So iſt es ſchade, fuhr das Mädchen neckend fort, daß wir trotz der geſtrigen Probe, die nicht beſonders fur Eure Behauptungen zeigte, nicht wenigſtens einen von Euren vortrefflichen Ruden mitnahmen, um, wenn die Meute Sir Alexanders die Fährte verlöre, dieſen auf die Spur ſetzen zu können. Indeß habe ich — ohnehin etwas ungläubig bei Männerverſicherungen — im Voraus auf ein Auskunftsmittel gedacht, um, wenn Sir Alexanders Hunde uns im Stich ließen, dennoch an den Hirſch zu kommen, und, wie ich ſehe, werden wir gleich im Stande ſein es zu probiren.

Während dieſer Worte hatte Agnes den Blick nach der Waldlucke geworfen, woher ſie gekommen war, und eben trabte ein Jäger, welcher vier kohlſchwarze Hunde an der Leine fuhrte, dort hinaus.

Ich bitte Euch, Vetter, geſtattet, daß Stephan Eure Hunde an die Leine nehme, ehe wir die meinigen zum Jagen bringen, ſetzte ſie mit einem Tone, der auf die Gewißheit eines Erfolges deutete, hinzu. — Ihr könnt uberzeugt ſein, in zwei Minuten beginnt die Jagd, denn, ſchloß ſie lachend, das ganze Hinderniß lag bloß daran, daß der Hirſch den Waſſerweg verfolgte, und daß Eure Meute von dieſer Liſt des Thieres ſo wenig Ahnung hatte wie ihr Herr.

Bei der heiligen Braut von Douglas! ſprach der Ritter von Liddesdale, ſich vor die Stirn ſchlagend. Wie war es möglich, daß mir dieſer Umſtand nicht einfiel?

Frauenliſt über alle Liſt! rief Alexander Ramſay. Es iſt richtig; Ihr habt mich angeführt, Baſe Agnes.

Das Mädchen warf einen ſpöttiſchen, aber nicht unfreundlichen Blick nach dem Sprechenden, und als einige herbeikommende Jäger die Hunde des Vorigen an die Leine genommen hatten, wendete ſie ſich raſch an ihren alten Diener.

Laß' den kleinen Finder los, ehe die Fährte auskühlt! — Ihr, Vetter Alexander und Sir William, reitet mit Euren Hunden dort am Waldrande fort, bis zu dem Moor, das Ihr erblicken werdet; es könnte ſein, daß ſich der Hirſch dort hinein zu werfen ſuchte. — Sir William Douglas jagt dann den Thalgrund entlang; das Thier könnte durch das öſtliche Ende des See's zu ſetzen ſuchen, Ihr könnt ihm zuvorkommen, wenn es ſich am Ufer der Meute ſtellen ſollte; wirſt ſich der Hirſch in's Waſſer, ſo findet Ihr in jener Gegend die Böte, die unſerer für die Heimfahrt harren. Ich bleibe dicht auf der Fährte und — jetzt Ihr Herren, wird es ſich zeigen, wer zuerſt im Stande ſein wird, ſich das Siegeszeichen, den grünen Zweig, auf die Mütze zu pflanzen.

Verzeiht eine Einwendung, Lady! ſagte Sir William Douglas, gewöhnlich der Ritter von Liddesdale genannt. Der Wald iſt ſehr dicht und unwegſam, der Boden hin und wieder ſumpfig, wie es ſcheint. —

Ich reite ziemlich ſicher und mein Pferd iſt gut auf den Füßen! unterbrach ihn mit Kälte, und nicht ohne einen Anflug von Hohn, die Dame.

Ueberlaßt mir Euren Weg, oder geſtattet wenigſtens Euch zu begleiten, ſagte Alexander Ramſay. Wie Ihr wißt, iſt es unſicher in der Gegend, dieſer Wald iſt von jeher der Zufluchtsort von Geſindel, welches in den Felſenſchluchten, in den Sümpfen, ein Verſteck fand, geweſen —

Und, ſiel Agnes, ſeinen beſorgten Ton parodirend, ihm ins Wort, es wohnt in dem Walde die alte Großmutter, welche, wie das Kind bemerkte, Wolfszähne hatte, und das Aermſte auch richtig aufaß.

Spottet wie Ihr wollt, theures Bäschen, aber höret mich! rief Ramſay dringend. Die Gegend wimmelte von verhungerndem Volke, überall gab es Raub, Mord, Unthaten aller Art. Jetzt iſt Euer Vater mit dem Schwerte der Gerechtigkeit in der Hand erſchienen, das Geſindel war genöthigt in die nächſten beſten Schlupfwinkel zu fliehen, dieſer Wald bietet wenigſtens zwanzig dar. —

Und, unterbrach Agnes ſtolz den Sprechenden, in dem Augenblicke, wo der gefürchtete Graf von Murray, der Regent Schottlands, kaum eine Stunde von hier unter der Mahleiche am Ufer des See's zu Gericht ſitzt, wo ſein Wort über Tod und Leben entſcheidet, während bereits funfzig blutige Häupter auf den Zinnen von Karrickkaſtle als Warnungs- und Schreckenszeichen aufgepflanzt ſind, ſollte deſſen Tochter meilenweit ringsumher nicht ſo ſicher wie in ihrer Schlafkammer ſein? Nein, Vetter, ich kann Eure Beſorgniſſe — Aber ſeht! rief ſie haſtig; der Hund iſt auf der Fährte und jagt. — Die Hunde los, Stephan! — Raſch Alter! Zaudre nicht! Die Hunde los! — Drauf! — Drauf! — Jetzt fort, Ihr Herren! —

Sie ſtieß mehrmals ins Horn. Die Hunde ſchoſſen von der Leine. Regelmäßig wie Glockentöne erſchallten ihre Stimmen. Das Fräulein gab dem Rappen einen Schlag mit der Gerte und ließ ihm den Zügel; ſie war bereits zwiſchen den hochſtämmigen Buchen verſchwunden, ehe Stephan ihr folgen konnte. —

Sie iſt allzu unbeſonnen, ſich ſo in dieſe Wildniß zu wagen; wir können ſie nicht allein laſſen! rief Alexander Ramſay. Hört, lieber Graf! nehmt meinen Platz ein; ich folge ihr nach.

Der Hirſch eilt ganz entſchieden nach dem Sumpfe zu, mein Freund! fiel Sir William Douglas eifrig ein. Verliert deshalb nicht die Gelegenheit, der Königin unſerer Herzen mit dem Zweige auf der Mütze und dem Laufe des Thieres in der Hand entgegen zu treten. Ich werde der Lady folgen.

Ihr bringt Euch um den Sieg und um ein großes Vergnügen! rief Jener. Seid verſichert, der Hirſch ſucht das Waſſer, er wirft ſich in den See.

Nein, in den Sumpf! ſchrie der Andere.

Mir liegt die Sicherheit des Fräuleins mehr am Herzen wie der Hirſch und der Sumpf! rief Ramſay. Ich folge ihr jedenfalls.

Und mir mehr wie der Sieg und der See! ſchrie der Ritter von Liddesdale. Ich überlaſſe ſie nicht dem Zufall.

Nun ſo bleibt nichts übrig, als Ihr jagt leiblicherweiſe auf derſelben Fährte, wie es geiſtigerweiſe ſchon der Fall iſt! fiel lachend der Graf von March, der bisher geſchwiegen, ein. Aber macht daß Ihr fortkommt! Ihr holt ſie ſonſt nimmer ein, und kommt am Ende nur gerade zurecht, um ausgelacht oder ausgeſcholten zu werden.

Der letztgedachte Grund ſchien den beiden Freunden ſo einleuchtend, daß ſie den Pferden augenblicklich die goldenen Sporen in die Seiten drückten und dem Walde zuſprengten.

Wie doch die Liebe den armen Narren mitſpielt! ſagte der Graf von Manch halblaut zu ſich ſelbſt, indem er lächelnd und kopfſchüttelnd den Fortreitenden nachblickte. Da jagen ſie gemeinſchaftlich, und wie toll und unſinnig einem Mädchen nach, einer wilden und flatterhaften Dirne, wie ſie nur je ein paar brave Männer am Narrenſeil geführt. — Nein! ſetzte er ganz gemüthlich hinzu, indem er auf das Schwert an ſeiner Seite ſchlug. Du allein biſt treu und beſtändig, Du warſt bis jetzt mein einziges Liebchen und ſollſt es bleiben. — Zwar — Agnes Murray iſt hübſch, ſehr hübſch; der Neid muß es beſchwören. Gut iſt ſie auch; gewiß, ich habe manchen trefflichen Zug an ihr beobachtet. Ihre Wildheit, ihr männliches Weſen — nun das ſchadet nichts; in der Zeit der Noth, wie die jetzige iſt, möchte jedes Weib eher nach Schwert und Axt, als nach der Spindel greifen. Ich glaube ſie würde keine üble Hausfrau werden, nur müßte ihr Gatte ein Mann, ein echter Mann ſein. — Aber wie Teufel komme ich auf alle dieſe Gedanken? Bei den Gebeinen des heiligen Thomas! Wer mich anhörte, ſollte glauben, ich wäre auf dem beſten Wege das Kleeblatt verliebter Narren vollzumachen. — Aber fort! Fort jetzt. Ich reite nach dem Seeufer, um Douglas Stelle zu erſetzen. —

Mit dieſen Worten trabte der Graf von March um die Waldecke. — Während dies aber Statt fand, war Agnes Murray vielleicht ſchon auf eine halbe Stunde Weges in den düſtern Wald hineingeſprengt; Stephan hatte ihr nicht folgen können, ſo raſch ging der Ritt. Von Minute zu Minute erblickte ſie den, von der friſchen Meute verfolgten Hirſch. Je öfter dies aber geſchah, deſto mehr trieb ſie ihren Renner an, und ſie würde das immer matter werdende Wild, welches ſich von Zeit zu Zeit den Hunden ſtellte, auch erreicht haben, wenn das Terrain nicht ſo unwegſam geworden wäre, daß zu Pferde kaum fortzukommen war. Das Unterholz ward an den meiſten Stellen immer dichter; zwar ſah man hier und da Lücken wo durchzukommen war, aber es mußte ein Umweg gemacht werden, und der Hirſch hatte dann wieder einen bedeutenden Vorſprung. Noch ſchlimmer als dieſes Hinderniß war ein anderes, welches ſich kaum überwinden ließ. Der Boden ward nämlich bald ſumpfig bald felſig. Hier ſank das Roß manchmal bis an die Knie in den Sumpf, dort ſtand eine Felſengruppe, welche einen Durchgang darzubieten ſchien, wo aber am Ende umgekehrt und der Platz in einem großen Halbkreiſe umritten werden mußte. Endlich ſchien ſich indeß ein glücklicher Umſtand zu ereignen. Die Jagd ging durch einen Streifen lichten Hochwaldes, der von zwei Sümpfen begränzt ward, goldenen Sporen in die Seiten drückten und dem Walde zuſprengten.

Wie doch die Liebe den armen Narren mitſpielt! ſagte der Graf von Manch halblaut zu ſich ſelbſt, indem er lächelnd und kopfſchüttelnd den Fortreitenden nachblickte. Da jagen ſie gemeinſchaftlich, und wie toll und unſinnig einem Mädchen nach, einer wilden und flatterhaften Dirne, wie ſie nur je ein paar brave Männer am Narrenſeil geführt. — Nein! ſetzte er ganz gemüthlich hinzu, indem er auf das Schwert an ſeiner Seite ſchlug. Du allein biſt treu und beſtändig, Du warſt bis jetzt mein einziges Liebchen und ſollſt es bleiben. — Zwar — Agnes Murray iſt hübſch, ſehr hübſch; der Neid muß es beſchwören. Gut iſt ſie auch; gewiß, ich habe manchen trefflichen Zug an ihr beobachtet. Ihre Wildheit, ihr männliches Weſen — nun das ſchadet nichts; in der Zeit der Noth, wie die jetzige iſt, möchte jedes Weib eher nach Schwert und Axt, als nach der Spindel greifen. Ich glaube ſie würde keine üble Hausfrau werden, nur müßte ihr Gatte ein Mann, ein echter Mann ſein. — Aber wie Teufel komme ich auf alle dieſe Gedanken? Bei den Gebeinen des heiligen Thomas! Wer mich anhörte, ſollte glauben, ich wäre auf dem beſten Wege das Kleeblatt verliebter Narren vollzumachen. — Aber fort! Fort jetzt. Ich reite nach dem Seeufer, um Douglas Stelle zu erſetzen. —

Mit dieſen Worten trabte der Graf von March um die Waldecke. — Während dies aber Statt fand, war Agnes Murray vielleicht ſchon auf eine halbe Stunde Weges in den düſtern Wald hineingeſprengt; Stephan hatte ihr nicht folgen können, ſo raſch ging der Ritt. Von Minute zu Minute erblickte ſie den, von der friſchen Meute verfolgten Hirſch. Je öfter dies aber geſchah, deſto mehr trieb ſie ihren Renner an, und ſie würde das immer matter werdende Wild, welches ſich von Zeit zu Zeit den Hunden ſtellte, auch erreicht haben, wenn das Terrain nicht ſo unwegſam geworden wäre, daß zu Pferde kaum fortzukommen war. Das Unterholz ward an den meiſten Stellen immer dichter; zwar ſah man hier und da Lücken wo durchzukommen war, aber es mußte ein Umweg gemacht werden, und der Hirſch hatte dann wieder einen bedeutenden Vorſprung. Noch ſchlimmer als dieſes Hinderniß war ein anderes, welches ſich kaum überwinden ließ. Der Boden ward nämlich bald ſumpfig bald felſig. Hier ſank das Roß manchmal bis an die Knie in den Sumpf, dort ſtand eine Felſengruppe, welche einen Durchgang darzubieten ſchien, wo aber am Ende umgekehrt und der Platz in einem großen Halbkreiſe umritten werden mußte. Endlich ſchien ſich indeß ein glücklicher Umſtand zu ereignen. Die Jagd ging durch einen Streifen lichten Hochwaldes, der von zwei Sümpfen begränzt ward, an deren einem eine mächtige Felſenpartie emporragte. Der Boden des mit hohen ſtarken Eichen beſtandenen, moſigen Waldgrundes war feſt; wie verdoppelte Agnes ihre Anſtrengungen, als ſie in der Entfernung von ungefähr vierhundert Schritten den Hirſch bemerkte, welcher das ſtolze, mit ſchwerem ſechzehnendigen Geweih geſchückte Haupt zur Erde ſenkte, und kampfluſtig den Hunden entgegentrat! Mit ſchallendem Jagdruf feuerte ſie die, das edle Thier bellend umkreiſende Meute an, ein Schlag mit der Gerte trieb den mit Schaum bedeckten Rappen zum eiligſten Laufe; die Reiterin in der Beſorgniß der Hirſch könne ſich in den Sumpf werfen, drängte das Pferd von dem graden Wege ab, ſie ſprengte zwanzig Schritt vor der, ihr zur Seite liegenden Felſengruppe vorbei, um dem Wilde jene Zuflucht abzuſchneiden, als plötzlich ihr Renner unter ihr zuſammenſtürzte, und ſie ſich mit Heftigkeit zu Boden geſchleudert fühlte. — Da das Moos von bedeutender Dicke war, ſo fühlte ſich Agnes nicht vom Falle betäubt, ſie ſprang auf, damit der Rappe nicht entfliehen möge. Eben hatte ſie die Zügel des emporſpringenden Pferdes ergriffen, als das letztere um ſich zuhauen begann, und ſie mit größtem Erſtaunen bemerkte, daß ſich an zwei Füßen des Roſſen Schlingen, aus Haaren geflochtene Stricke, befänden, die mit einem eben dergleichen, nach dem Felſen zulaufenden ſtarken Seil in Verbindung ſtänden. Das Mädchen glaubte kaum ſeinen Augen trauen zu können, ſie konnte ſich nicht enträthſeln was der ſeltſame Zufall zu bedeuten habe, jedenfalls, meinte ſie, wäre ſie in eine Vorrichtung gerathen, welche von Wilddieben zur Einfangung von Hochwild angebracht worden. — Der Rappe tobte indeß gewaltig in ſeinen Feſſeln, und Agnes mußte eilen das immer unruhiger werdende Pferd zu befreien; ſie zog daher ſchnell ein an ihrem Gürtel hängendes Jagdmeſſer, und eben bückte ſie ſich um die Schlingen zu durchſchneiden, als ſie, mit eben ſo viel Ueberraſchung als Entſetzen, eine ſonderbare Figur bemerkte, die aus einer Felſenſpalte ſtürzte und eilenden Laufes auf ſie loskam. Es war ein koloſſaler Mann mit zottigen, zum Theil vom Alter gebleichten Haaren. Seine buſchigen, überhängenden Augenbraunen beſchatteten ein paar tiefliegende, wild oder wahnſinnig blickende Augen, die mit furchtbarer Beweglichkeit in ihren Höhlen umherrollten. Die Züge des Mannes waren blaß und verzerrt, doch ſah man nur wenig von ihnen, da ein ſtarker ſtruppiger Bart ſie größtentheils verdeckte. Sein Körper war theils mit Fetzen ehemaliger Bekleidung, theils mit Thierfellen bedeckt. Der nackte rechte Arm, welchen der Mann hoch emporhielt, und mit ihm ein großes Schlachtmeſſer ſchwang, war mit dichten ſchwarzen Haaren bewachſen.

Agnes war im erſten Augenblicke wie betäubt; ſie wußte nicht ob ſie träume, ob ſie wahnſinnig geworden. Ohne ſich zu beſinnen was zu thun, gleichſam inſtinktmäßig, riß ſie den Bogen von der Schulter und einen Pfeil aus dem Köcher. — Jetzt war die gräßliche Geſtalt etwa noch zwanzig Schritte von ihr; ſie ſprang hinter eine Eiche. Raſch bog der Unhold aus ſeinem Laufe und auf ſie zu.

Zurück, Ungeheuer! Zurück! rief das Mädchen wie außer ſich.

Ein gellendes Lachen des Wahnſinns oder des grimmigſten Menſchenhaſſes antwortete ihr.

Du biſt mein, ſchönes Liebchen! Mein! Bald nähre ich mich von Deinem Fleiſche! ſchrie das menſchliche Ungeheuer.

Mit einem Angſtgeſchrei verließ Agnes den ſchützenden Baum und ſprang hinter einen andern, aber eben ſo raſch war der Unhold hinter ihr her. Dieſe Scene wiederholte ſich noch mehrere Male; es war eine entſetzliche Jagd. — Auf einmal ſchien der Muth der Verzweiflung über das Mädchen gekommen.

Du oder ich! rief ſie wie wahnſinnig. Raſch legte ſie einen Pfeil auf den Bogen. Das Ungeheuer ſtürzte heran. Der Pfeil ſauſte von der Sehne. — — —

Verfluchte, Du haſt mich ermordet! brüllte jetzt die Geſtalt. — Agnes ſah wie Jener krampfhaft die linke

Hand um den Schaft des Pfeiles klammerte, der bis an das rothſchimmernde Gefieder durch den Unterleib gedrungen war, und an der Seite des Rückens wieder mit der Spitze herausragte. Augenſcheinlich ſuchte er das Geſchoß herauszuziehen; es gelang ihm nicht; er ſchleuderte nun das Schlachtmeſſer nach Agnes. Dieſe entging dem Wurfe durch eine raſche Wendung, die Todeswaffe fuhr in einen Baumſtamm. Muthig ſprang das Mädchen jetzt hinzu, riß das Meſſer aus dem Baume und kehrte ſich gegen den Verfolger. Dieſer war indeß zu Boden geſunken. Schnell ſtieß Agnes mehrmals ins Horn, dann eilte ſie auf ihren Feind zu.

Ungeheuer! rief ſie, indem ſie das Meſſer ſchwang. Was hindert mich Dich zu tödten!

Nichts! — Nichts! — Stoß zu, ich bin bereit, entgegnete Jener ſtöhnend.

Es war ein Moment, in welchem das Mädchen geſonnen ſchien von dem Meſſer Gebrauch zu machen, aber bald beſann ſich Agnes und that wieder einige raſche Hörnerſtöße. Dieſe wurden aus nicht allzugroßer Entfernung beantwortet, und bald darauf hörte man Hufſchlag donnern. Er kam von den Roſſen Alexanders Ramſay und des Ritters von Liddesdale, welche herbeiſprengten.

Ha, was iſt das? ſchrie der Erſtere, indem er vom Roſſe ſprang, und ſein Schwert zog.

Ungeheuer! Viehiſches, wildes, gräßliches Ungeheuer, Du haſt die Dame ermorden wollen? rief der Ritter, indem er den am Boden Liegenden an der Kehle packte und würgte.

Erdroſſelt mich immer; rief dieſer zähnefletſchend, als er einen Augenblick Luft ſchöpfen konnte. Erdroſſelt mich! Es wäre eine neue Heldenthat für einen Douglas.

Wer biſt Du, Entſetzlicher? rief Ramſay, indem er den Ritter zurückdrängte, welcher dem Verwundeten mehrere Tritte auf das Genick und die Bruſt gab.

Habt Ihr niemals etwas vom Schlingenchriſt gehört? fragte mit gräßlichem Hohn der am Boden Liegende. — Habt Ihr? — Nun ſeht, der bin ich. —

Was? rief Agnes mit Entſetzen. So wäre es wahr, was ich für eine Fabel hielt, daß es einen Menſchen, oder vielmehr einen Teufel in menſchlicher Geſtalt gäbe, welcher — o es iſt faſt nicht auszuſprechen —

Fallen auf Menſchen aufſtellte, um ſich von ihrem Fleiſche zu nähren? — Ja, ſchönes Fräulein, einen ſolchen giebts, und — ich bin es, ſagte Jener mit heiſerm Lachen.

So ſoll Dein Athem nicht einen Augenblick länger die Luft verpeſten! rief der Ritter von Liddesdale und griff nach dem Dolche in ſeinem Gürtel. Agnes fiel ihm in den Arm.

Warum hältſt Du ſeinen Arm zurück, Mädchen? ſchrie der Verwundete heftig. Stoßt zu, William Douglas! Euer Geſchlecht liebt es Blut fließen zu ſehen, und das meinige iſt zu Euren Dienſten!

Mein Vater ſoll ihn richten! Man ſoll nicht ſagen, der Elende ſei durch unſere Hände umgekommen; vielleicht hat er auch noch Genoſſen ſeiner Verbrechen und ſeines Elends, ſprach das Fräulein.

Genoſſen meines Elends? ſagte der Unglückliche mit wahnſinnigem Lächeln. O ja. Geſtern hatte ich noch zwei, heute nur einen. Dieſer Eine wohnt dort in jener Felſenſpalte. Er wird jetzt auch verhungern müſſen, aber erſt in acht Tagen. Gewiß; eher nicht. Dieſer Elendsgenoſſe iſt meine Tochter, und acht Tage kann ſie ſich noch ernähren — vom Fleiſche ihrer verhungerten Mutter.

Es iſt nicht wahr! Es iſt unmöglich! Der Wahnſinn ſpricht aus ihm! rief Agnes ſchaudernd, und vor Entſetzen die Hände zuſammenſchlagend.

Seht nur hinein, in das Loch dort im Felſen! Seht nur hinein — es iſt die verlaſſene Höhle eines Raubthiers — und Ihr werdet mir glauben, ſprach mit vorigem Tone der Elende.

Agnes und Ramſay ſturzten nach der bezeichneten Felſenſpalte. Auf einem Lager von durrem Geſträuch, Blättern und Moos lag die Leiche einer Frau von etwa vierzig Jahren. Sie mochte vor wenig Stunden erſt verſchieden ſein, denn Geſichtszüge, verworrenes Haar und Lage deuteten auf kaum geendeten furchtbaren Todeskampf. Der Kopf der Todten ruhete auf einem Steine. — Zu dem Haupte der Leiche ſaß ein Mädchen von etwa funfzehn bis ſechzehn Jahren. Die Geſichtsbildung deſſelben war nicht übel, aber jeder Zug des Antlitzes deutete auf ein unermeßliches Elend. Die Augen des armen Geſchöpfes waren wie erloſchen, die Farbe der Haut ein ſchmutziges Erdfahl; der, nur mit wenigen Lumpen bedeckte Leib war furchtbar abgemagert. Wie es ſchien, war die Aermſte in die tiefſte Apathie verſunken. Keine Thräne entfloß dem Auge, keine Bewegung zeigte ſich in den Zügen, nur einen Blick warf ſie auf die Fremden, dann ſah ſie wieder ſtarr auf die Leiche.

Ohne ein Wort zu ſprechen, verließ Agnes, von Ramſay gefolgt, die Höhle. Sie ſchien einen Augenblick nachzudenken, dann ſtieß ſie mehrere Male in's Horn, auf eine Weiſe wie man zerſtreute Jäger zuſammenruft. Als Beide wieder zu dem Verwundeten gelangten, war Stephan bereits angekommen und meldete, daß die Andern ihm auf dem Fuße folgten.

Hauet Zweige ab, und macht aus ihnen eine Tragbahre! ſprach das Fräulein mit ihrer gewöhnlichen Kurze und Entſchloſſenheit. Ihr legt dieſen Mann darauf, und tragt ihn nach den Böten. Das Mädchen, welches dort in der Höhle iſt, bringt Ihr mit, es ſei mit Güte oder Gewalt, jedenfalls aber ohne ihr ein Leid zuzufügen, oder ſie zu mißhandeln wenn ſie Euch nicht gutwillig folgt. Die Leiche die Ihr dort findet, bedeckt Ihr einſtweilen mit Geſträuch und Steinen um ſie vor Raubthieren zu ſchützen, und ſorgt dafür daß ſie morgen unter jenem Baum beſtattet werde.

Ha, ſeht einmal wie gnädig die Dame iſt! rief der Verwundete mit wildem gräßlichen Lachen. Dem Vater hat ſie einen Pfeil durch den Leib geſchoſſen, und wer weiß, ob, wenn ſie ihn dem grauſamen Murray überliefert, ſie nicht ein gutes Wort einlegt, daß er bloß gehangen wird, anſtatt lebendig geviertheilt zu werden; der verhungerten Mutter will ſie — o der Gnade! — ſogar ein Grab zukommen laſſen, und die Tochter wird ſie als Seltenheit aufbewahren, ihr den Abfall des Tiſches der Knechte hinwerfen laſſen, und ſie an die Kette legen, wie man den jungen Fuchs oder Wolf an die Kette legt und groß zieht. — Ich aber — hier klammerte er wieder krampfhaft die eine Hand um den Pfeil, und ſtreckte die andere drohend gegen Agnes aus — ich will Eure Gnade nicht; ich fluche Euch, Tochter des Mannes mit der blutigen Hand! Laßt mich tödten, mein Kind verhungern, wie mein Weib verhungert iſt, den Leib der Todten übergebt den Thieren des Waldes, vor Allem aber — befreit mich von Eurem verhaßten Anblick.

Und Ihr ertragt den Hohn des Unholds? rief der Ritter von Liddesdale, als Jener geendet hatte, indem er wieder Miene machte nach dem Dolche zu greifen. —

Agnes antwortete nicht, ſie wendete ſich zu den Jägern. Es bleibt dabei wie ich es befohlen! rief ſie aus, raſch beſtieg ſie den Rappen, und ſprengte, von Ramſay, Douglas und einem Jäger gefolgt, in ſchnellſtem Roſſeslauf von dannen. — In einer Viertelſtunde waren ſie am Seeufer. Der Graf von March erwartete ſie bei den Böten. Mit einem Eichenzweige an der Mütze, dem abgelöſ'ten Hinterlauft des Hirſches in der Hand, trat er dem Fräulein entgegen.

Iſt es möglich, Mylord? Ihr habt den Hirſch erlegt? rief Agnes uberraſcht.

Nun, bei dem Blute Sankt Stephans, das nenne ich Glück haben! ſagte verdrüßlich der Ritter von Liddesdale. Während die Gräfin in Lebensgefahr geräth, während wir wie unſinnig durch Sumpf und Dorn ſprengen, und obendrein nicht ein Geweihendchen zu Geſicht bekommen, fällt der Lord von March den Hirſch, und löſet ihm ganz ruhig den Hinterlauft ab. —

Und wiſſet Ihr auch, daß er der Einzige von uns iſt, der es verdiente den Sieg davon zu tragen, und daß ich ihm ſolchen gönne? rief munter und lachend Agnes

Murray. Was habt Ihr denn gethan, Ritter, oder Ihr mein ſchöner Vetter? Anſtatt meiner Weiſung zu folgen, ſeid Ihr um nichts und wieder nichts hinter mir drein geritten, darum verdientet Ihr auch keine Spitze des Geweihes zu ſehen; was mich anbelangt, ſo war es närriſch — Ihr könnt es auch ein Biſchen verrückt nennen — daß ich wie toll und thörigt auf unbekanntem Pfade hinter dem Hirſche her ſprenge, und dabei faſt in die Hand eines Mörders falle.

Um Gottes Willen! rief der Graf von March und ſein ſchönes männliches Geſicht erbleichte. Ihr ſeid in Gefahr gerathen, und ich war entfernt? — O! der verfluchte, nichtsnutzige Hirſch!

So wie er dieſe Worte geſprochen hatte, übergoß eine tiefe Röthe ſeine gebräunte Wange.

Ihr hättet Euch nicht der Gefahr ausſetzen ſollen, Lady! ſagte er ſodann in einiger Verwirrung. Leider leben wir in Zeiten, wo die Frauen genöthigt ſind der Gefahr entgegen zu treten, und dann möge es mit Muth, ſelbſt mit Aufopferung geſchehen, aber unnützerweiſe Fährlichkeiten herbeizuführen, ſich mit einer Leidenſchaftlichkeit, wie Ihr ſie für die Jagd gezeigt, ihnen hinzugeben, dies, Lady, ſcheint mir —

Er ſtockte. —

Es ſcheint Euch unweiblich? ſprach Agnes erröthend.

Ja, Mylady! ich kann es nicht anders nennen; erwiderte der Graf mit etwas leiſer Stimme, aber die Dame feſt anblickend.

Das Mädchen biß ſich auf die Lippen, ihr Blick ſchien ſich zu verfinſtern, bald aber erheiterte er ſich wieder.

Die Lection war hart aber nicht unverdient, Mylord! verſetzte ſie. Kein Mann hat noch ſo zu mir geſprochen; Ihr ſeid der erſte der es gethan, aber ich achte Euch darum nicht weniger. — Doch wo iſt der Hirſch? — Dort im Boote! — Ein ſtattlicher, ſtolzer Waldbewohner! Wie feiſt er iſt! — Vetter, ſeid ſo gut und leiht mir einmal Euer kleines Meſſer; ich will doch ſehen — Aber nein! Mylord von March würde es *unweiblich* finden.

Der Graf von March zog ein Meſſer aus ſeinem Gürtel, und nachdem er auf eine jagdgerechte Weiſe einen Einſchnitt in die Bruſt des Hirſches gethan, machte er dem Fräulein bemerklich, daß das Thier ungemein feiſt ſei.

Während dem dies ſtatt fand, und man mit den Vorbereitungen zur Einſchiffung der Geſellſchaft beſchäftigt war, die Diener aber mit den Hunden und Pferden längs dem Seeufer fortzogen, brachte man den Unglücklichen, welcher der Mörder des Fräuleins zu werden verſucht, getragen. Sein Geſicht war geröthet, ein

Fieber ſchien ſich ſeiner bemächtigt zu haben. Die Tochter des Mannes ging, dem Anſcheine nach faſt theilnahmlos, neben der Bahre, und wiſchte nur dann und wann den von der Stirn des Vaters herabrinnenden Schweiß ihm aus dem Antlitz. Auf Befehl des Fräuleins ward in einem der Böte eine Lagerſtatt von Schilf und Geſträuch für den Elenden zurecht gemacht; die Tochter ſetzte ſich zu deſſen Haupte. So wie Agnes nebſt den Rittern die Fahrzeuge beſtiegen hatten, ſegelte die kleine Flotille von Kähnen quer über den See. —

Während der Fahrt erkundigte ſich der Graf von March nach allen Umſtänden, welche der Zufall, der Agneſen betroffen, mit ſich geführt. Sein wenig ſchönes, aber ruhiges männliches Geſicht, zeigte immer mehr Theilnahme, ſo wie das Mädchen in der Erzählung vorrückte. Als das Fräulein des Augenblicks gedachte, wo der Verhungernde das Mädchen mit dem geſchwungenen Schlachtmeſſer verfolgte, hielt er ſich unwillkührlich, als ob er gezwungen werden könnte die Scene mit anzuſehen, die Hand vor die Augen. — Agnes forderte nun von ihm eine Mittheilung über die Erlegung des Hirſches. Der Graf ſagte, daß er mit Wahrſcheinlichkeit vorausſehen können, daß das bereits ermüdete Thier das Waſſer, um dadurch ſeinen Verfolgern zu entgehen, ſuchen würde, er ſei deßhalb ihm vorausgeeilt, und wirklich in dem Moment an Ort und Stelle angelangt, wo der Hirſch ſich am Ufer den Hunden zum letztenmale geſtellt habe; ihm hier den Fang zu geben ſei natürlich ſehr leicht geweſen.

Ihr ſeid ein Glückskind, Mylord von March! rief der Ritter von Liddesdale, der der einfachen Erzählung des Vorigen mit ſichtlichem Verdruſſe zugehört. Die heutige Jagd ähnelt etwas dem Tage von Kilblene, als unſer Feind, der Graf von Athol, unter der Eiche, nach kurzem Kampfe erſchlagen wurde. Mein Freund Alexander Ramſay und ich, wir hatten ihn fortwährend im dichteſten Gedränge geſucht, während ein Anderer ihn mit wenig Mühe erlegte.

Das Glück, Sir William, iſt ein Weib! erwiderte lächelnd der Graf. Bewerbt Euch laut und rauſchend um ſeine Gunſt, und es wird Euch fliehen, ſucht es aber ſtill, redlich und durch treuen Dienſt zu gewinnen, und es wird Euch am Ende nicht unbelohnt laſſen; iſt dies aber dennoch der Fall, nun ſo habt Ihr wenigſtens den Troſt, daß Ihr verdient hättet, glücklich zu ſein. „Schweigend und beſtändig!“ dies iſt, wie Ihr wiſſet, die Deviſe meines Schildes.

Unter Geſprächen ähnlicher Art waren die Schiffenden endlich in der Nähe des gegenüberliegenden Seeufers angekommen. Hier war unter einigen mächtigen Eichen ein groſer Menſchenhaufen verſammelt. Der

Regent Thomas Randolph Graf von Murray ſaß heut zu Gericht. Eine Schaar Reiſiger bildete einen Halbkreis, in welchen von Zeit zu Zeit Kläger traten, oder Beklagte geführt wurden. Der Graf war ein Greis von harten ſtarren Zügen, aber, trotz ſeiner Jahre, von kräftigem Anſehn. Nur wenige dünne Locken bedeckten ſeinen Scheitel, der lange graue Bart hing bis über die Mitte des ſtählernen Bruſtharniſches herab. Er ſtützte ſich mit beiden Händen auf ein großes Schlachtſchwert. Dicht hinter dem Lehnſeſſel, in dem er ſich befand, ſtanden mehrere wildausſehende Männer, von denen einer ein Beil, die andern Stricke in den Händen trugen. So wie unſere Bekannten ausgeſtiegen waren, drängten ſie ſich in den Kreis. Eben ſtand ein Bauer vor Gericht.

Denkt Euch, edler Vetter, rief Alexander Ramſay, die Hand des Grafen ergreifend, Eure Agnes wäre beinahe in Mörderhand gefallen, aber Gott ſchützte ſie; wir haben den Verruchten.

Der Alte fuhr erſchrocken zuſammen, doch als er das Mädchen erblickte, faßte er ſich ſogleich.

Du biſt unverletzt? fragte er mit anſcheinendem Gleichmuth. — Wohl! — Tritt bei Seite, mein Kind, verzeiht Ihr Herren! Ich werde ſpäter den Uebelthäter richten. — An wem war jetzt die Reihe? —

Dieſer Mann, ſagte der Schultheiß eines naheliegenden Dorfes, indem er auf einen Bauer zeigte, behauptete, daß ihm ſeine auf dem Felde ſtehen gelaſſene Pflugſchaar geſtohlen worden. Nach dem von Euch, edler Thane, gegebenen Geſetze habe ich ihm, der geſchehenen Schätzung nach, zwei Schillinge geben müſſen. Drei Tage ſpäter finde ich die von ihm als geſtohlen angegebene Pflugſchaar an dem Pfluge, womit er ackerte, mithin war ſeine Angabe falſch und er hat mich um die zwei Schillinge betrogen.

Iſt es wahr, was der Schultheiß ſagt? Haſt Du Dir das Vergehen zu Schulden kommen laſſen? fragte kalt der Graf.

Ach Mylord! erwiderte verwirrt der Bauer, es iſt wohl möglich, daß etwas dergleichen vorgekommen iſt, aber es reuet mich; hier ſind die zwei Schillinge, er mag ſie wieder nehmen.

Es iſt hübſch von Dir, daß Du vor Deinem Tode Dein Vergehen bereueſt und es wieder gut zu machen ſucheſt! ſagte ruhig der Graf. Schultheiß nimm die zwei Schillinge, und Ihr — er wandte ſich an die hinter ihm ſtehenden Männer — hängt den Betrüger auf. —

Gnade! — Gnade! ſchrie der unglückliche Bauer, indem er auf die Knie fiel.

Lärme nicht, Menſch und erſpare Dir unnütze Bitten, verſetzte kalt der Regent. Das Geſetz muß ſeinen Lauf haben. — Jetzt fort und hängt ihn.

Der Unglückliche wurde in einiger Entfernung aufgeknüpft*).

Ein Anderer! rief jetzt der Lord, indem er die großen, tiefliegenden, von buſchigen grauen Braunen überſchatteten Augen im Kreiſe umherſchweifen ließ.

Zwei Männer traten vor. Der eine hatte das Anſehen einer Gerichtsperſon, der andere gehörte der untern Volksklaſſe an und hatte ein gemeines, zugleich aber verwogenes Anſehen. Ich bin der Scherif des Bezirks, edler Thane von Murray, ſagte der erſtere. Dieſer Mann hat vor drei Jahren im Streite einen Prieſter erſchlagen; er verſchwand ſodann aus der Gegend. Jetzt ſtellt er ſich wieder ein; er ſagt, er ſei in Rom geweſen und habe vom heiligen Vater Verzeihung für ſein Verbrechen erhalten.

Und das iſt auch der Fall! rief der Andere, indem er einige Pergamente hervorzog und ſie ganz wohlgemuth dem Grafen überreichte. Ihr ſehet aus dieſen Zeugniſſen, daß Hinſichts jener Sache Alles abgemacht iſt, und ich deßhalb jetzt ſo rein und fleckenlos bin wie ein Kind das ſo eben aus Mutterleibe kam.

Iſt dies der Fall, ſo kann ich Dir dazu nur Glück wünſchen! ſprach mit einem grimmigen Lächeln der alte Graf, indem er ſich den über die Halskrauſe herabhängenden Bart ſtrich und die Papiere dem Scherif übergab. — Heda Aylie, Mac Nab! Hängt geſchwind den Kerl, ehe er wieder eine Sünde begeht.

---

*) Hiſtoriſch.

Was? rief Jener entſetzt. Der Pabſt hat mir Alles verziehen. —

Der Pabſt kann Dir den Mord eines Prieſters verzeihen, aber er kann Dich nicht von der Strafe befreien, die auf die Ermordung eines Unterthanen des Königs von Schottland geſetzt iſt!*) erwiderte der Lord, indem er ganz gemächlich den einen Fuß über den andern ſchlug und ſich in den Seſſel zurücklehnte. — Macht fort! ſetzte er hinzu. Expedirt ihn ſchnell. Mit dieſem hat es beſondere Eile. — Iſt ſonſt noch Jemand? —

Mylord von Murray, ſagte ein großer ſtämmiger Kerl, der aus dem Hauſen trat, ich bin bei Euch des Viehraubes angeklagt, ich nahm aber bloß eine Kuh, die mir vierzehn Tage vorher geſtohlen und einem Dritten verkauft worden war. Der Dieb und der Käufer aber ſtecken unter einer Decke, und ſie haben ſich heute eine halbe Stunde von hier bei der großen Mahleiche von Holycroß im Hintergrund gelegt, um mir auf dem Rückwege aufzulauern und mich umzubringen, wenn Ihr mich nicht verurtheilt.

Iſt das wahr? rief ſichtlich erheitert der alte Lord, dem es überhaupt angenehm zu ſein ſchien, zwei Köpfe ſtatt eines ſpringen laſſen zu können. — He Michael Griper! Steige aufs Pferd, Du und noch drei Andere, und fangt die beiden Kerle die Ihr da treffen werdet, wo dieſer Mann Euch hinführen wird. Ihr bringt ſie nach Karrickkaſtle! — Oder nein! — Ihr könnt ſie gleich an die Mahleiche aufhängen. Ja, ja; das wird wohl das Beſte ſein. — Nun? — Iſt Niemand mehr?

---

*) Hiſtoriſch.

Der Ritter von Liddesdale erinnerte ihn an den Elenden, der Agneſen angefallen hatte. Auf Befehl des Grafen ward er in den Kreis getragen. Das Geſicht des Menſchen glühete in Fieberhitze, die Tochter des Unglücklichen folgte der Bahre, welche ihn trug.

Wer biſt Du, Du Thier mit menſchlichem Antlitz? rief der Graf, auf deſſen harten, durch die Kriegsgräuel noch mehr abgeſtumpften Sinn, der Anblick des Menſchen, den ſeine Lebensweiſe ſo tief herabgewürdigt hatte, dennoch nicht ganz ohne Eindruck blieb.

Ich bin der Schlingenchriſt! rief der Elende mit gräßlichem Lachen. Ihr nennt mich ein Thier, weil ich mich und die verhungernden Meinen mit Menſchenfleiſch nährte, und um dieſe koſtbare Nahrung zu erlangen, mehr als die Liſt des Raubthiers anwendete*). Wer aber, Thane von Murray, hat mich und manchen Andern dahin gebracht, dies thun zu müſſen, als Ihr und Andere Eures Gleichen? Wer hat uns aus der friedlichen Hütte in die heulende Wildniß getrieben, wo die Kluft unſer Haus war und der Himmel unſer Dach, bis uns die Nägel wuchſen wie Adlersklauen, und unſere Haare wurden wie die Borſten des wilden Ebers? Ihr und immer Ihr, die Ihr grauſame, wilde, zerſtörende Kriege führtet, uns plagtet, quältet, peinigtet auf alle Weiſe. — O es war eine Zeit wo ich glücklich war, ſehr glücklich! Ich lebte mit meinem Weibe und ſechs meiner Kinder, dürftig zwar aber zufrieden, von der Arbeit meiner Hände. Wir arbeiteten und beteten. Seit Ihr aber kamet mit Eurem Kriegsvolk, meine Hütte niederbranntet und ich mit den Meinen in die Wälder floh, als dort fünf meiner Kinder verhungerten, da, Thane von Murray, habe ich nicht mehr gebetet. Was hätte der Schlingenchriſt noch beten ſollen? Es hätte doch nichts geholfen; denn ſeht — hier nahmen die Züge des Verwundeten einen ganz eigenthümlichen, oft bei Wahnſinnigen bemerkbaren, faſt geheimnißvoll zu nennenden Ausdruck an — als mein fünftes Kind verhungert war und mein Weib nicht mehr ihr Lager verlaſſen und Wurzeln graben konnte, da trat Jemand zu mir — Jemand Gräßliches, Ungeheures — und ſagte: Du Armer! Du ſiehſt, Dein Beten hilft zu nichts; die Deinen verhungern Eins nach dem Andern. Bete nicht mehr; ich will Dir einen beſſern Rath geben. Drehe Stricke aus Pflanzenfaſern und den Haaren Deiner Todten und mache Schlingen daraus. Du wirſt die Thiere des Waldes oder auch Menſchen damit fangen. Iß die einen wie die andern und lebe! — Seht, dies that ich dann, ich betete nicht mehr, wie ſollte der Schlingenchriſt auch noch beten können? —

---

*) Hiſtoriſch.

Und auch meine Tochter wollteſt Du morden, um — um — der Graf war nicht im Stande die Phraſe zu vollenden.

Um ſie zu eſſen! rief gräßlich der Verwundete. Glaubt Ihr, daß zwiſchen ihrem Fleiſche und dem einer Bäuerin ein Unterſchied geweſen wäre?

Fort mit dem Ungeheuer! Knüpft es auf, das menſchliche Raubthier! ſchrie der Lord, ſich zu den Henkern wendend.

Der Unglückliche beantwortete den Ruf des Grafen nur durch ein furchtbares Lachen, die Tochter des Elenden, die bis dahin regungslos neben dem Vater geſtanden und ihm mit einem Baumzweige Kühlung zugefächelt, fiel auf die Knie und hob ſchweigend, und wie bittend, aber ohne Thränen, die Hände empor. Agnes trat jetzt zu dem Vater.

Ich bitte Euch, ſagte ſie, ſchenkt dieſem Manne das Leben. Er iſt nicht ſeiner Sinne mächtig, Hunger und

Verzweiflung haben ihn wahnſinnig gemacht, er wußte nicht was er that. Er iſt ſo wenig zurechnungsfähig wie der tolle Wolf oder der wilde Eber des Waldes.

Ja, edler Vetter, ſchenkt ihm ſein elendes Leben! ſprach Alexander Ramſay, gerührt von dem ungeheuren Jammer. Ich will nicht ſagen, ſetzte er hinzu, als er ſah, daß der Lord unwillig den Kopf ſchüttelte, daß Ihr ihn frei laſſen ſollt, ſperrt ihn ein, ſetzt ihn in irgend einen feſten Thurm, aber tödtet ihn nicht.

Nun wahrhaftig, rief der Ritter von Liddesdale, mir iſt es unbegreiflich wie die Gräfin und mein Freund Alexander Ramſay ſich für das Leben dieſes Ungeheuers verwenden können, während beſſere Männer in dieſer Zeit zu tauſenden auf grüner Haide von ihren Feinden erſchlagen wurden. Ich hoffe Ihr werdet ihn nicht ſchonen.

Schonen? ſagte der Graf von March, der bis dahin geſchwiegen, mit trübem, auf den Unglücklichen gerichtetem Blick. Wollt Ihr ihn recht empfindlich ſtrafen, ſo verurtheilt ihn zu leben!

Ja, das war das rechte Wort! fiel der Verwundete ein, indem er ſich mit Mühe halb empor richtete, und ſein wahnſinnig hin- und herrollendes Auge bald auf dieſen bald auf jenen der Sprechenden fallen ließ. Wer ſagt Euch, daß ich zu leben begehre? Laßt mich ſterben, tödtet mich und mein Kind! Was ſoll dieſes

Mädchen leben? Es wird keine köſtlichere Nahrung je wieder zu ſich nehmen, als ihr meine Hand im Walde gereicht.

Abſcheulicher! rief Agnes im Innerſten empört. Mag es Dir zur Freude oder zur Qual gereichen, ſo ſage ich Dir, Dein Kind iſt jetzt mein, es wird bei mir ſeinen entſetzlichen Vater vergeſſen lernen.

Meint Ihr! edles Fräulein? rief wild und lachend der Vorige. Gebt Acht, daß Ihr Euch nicht täuſcht. Das Elend hat den Vorzug das Gedächtniß zu ſchärfen.

Schweig Elender! donnerte jetzt der alte Lord. Ein Strick wird in zwei Minuten an jenem Baumaſt Deinem Leben ein Ende machen.

Wißt Ihr dies ſo gewiß, Thane von Murray? rief wahnſinnig lachend der Elende. Ich weiß es beſſer! Der welcher mir rieth Menſchenfleiſch zu genießen, ſteht jetzt neben mir, und flüſtert mir mein und Euer Aller Ende auf andere Weiſe ins Ohr. — Ihr glaubt mir nicht? — Wohlan Ihr ſollt Euch einſt von der Wahrheit meiner Worte überzeugen! Ihr, ſchönes Fräulein, nanntet mich einen tollen Wolf, einen wilden Eber. Ich ſage Euch: hütet Euch vor dem Jungen des erſteren, und nehmet zum Zeichen, daß Euch dann die größte Gefahr droht, wenn die hölzerne Sau an der Mauer Eures Schloſſes Ferkel wirft. — Ihr, Alexander Ramſay, wolltet mich großmüthig ſchenen, Ihr wolltet mich zu einem frommen bußfertigen Einſiedler in einem feſten Thurme machen. Nehmt Euch vor dem Einſiedler in Acht, Alexander Ramſay, vor dem Einſiedler der Euer Freund iſt, und der einen Thurm hat deſſen Bewohner dem Hungertode geweiht wird. – Der blutige Douglas dort meinte, es ſeien beſſere Männer zu tauſenden von ihren Feinden auf grüner Haide erſchlagen worden, und er hoffe der Lord werde mich nicht ſchonen. Wohlan, auch er wird erſchlagen werden, aber nicht auf grüner Haide, ſondern in dunkelm Walde, nicht von der Hand eines Feindes, ſondern von der eines Freundes, eines Douglas, und man wird nach Jahrhunderten noch dieſe Stelle „die Hoffnung“ nennen. — Ihr, Thane von Murray — —

Der Graf ließ ihn nicht vollenden, ſchaudernd ſprang er auf.

An den Aſt mit dem Ungeheuer! ſchrie er den Henkern zu. Bei Sankt Bennet! Hangt die Beſtie nicht binnen zwei Minuten, ſo hängt Einer von Euch! —

Die Aufgerufenen ſprangen auf den Unglücklichen zu, aber dieſer griff nach dem Pfeil in ſeiner Seite, riß dieſen mit Kraft aus der Wunde, und ſtieß ſich ihn bis an das Gefieder in die Bruſt. — Ein Schrei des Entſetzens ſchallte rings umher. Das Blut ſtrömte aus der Wunde, der Elende verſchied. Die Tochter deſſelben ſtürzte bewußtlos zu Boden.

Agnes, wiewohl mit ſtärkern Nerven begabt als die Modedamen heutiger Zeit, zitterte am ganzen Körper während jener Schreckensſcene. Sobald ſie ſich erholt hatte, ließ ſie die Tochter des Todten in ein Boot tragen, und ſorgte dafür, daß Alles angewendet wurde um die Ohnmächtige wieder ins Leben zu rufen. So wie dies gelungen war, warf die Letztere wilde Blicke um ſich und wollte aus dem Kahne ſpringen. Nur mit Mühe konnte ſie zurückgehalten werden, und man mußte Gewalt anwenden, um ſie zu bewegen etwas Wein und Brod zur Stärkung zu ſich zu nehmen. Endlich ſaß ſie ſtill und ſtumm zur Seite eines Reiſigen, der den Auftrag hatte ſie zu bewachen.

Die Geſellſchaft hatte inzwiſchen die Boote beſtiegen, und langſam, von dem Abſchiedsrufe der Landleute begrüßt, ſegelte die Flotille den See abwärts. In etwa einer Stunde näherte man ſich der Burg Karrickkaſtle. Wie ein Adlerneſt thronte ſie auf einer ſchwarzgrauen Klippe, die in den See hineinragte. Ihre Mauern waren ſo altersgrau wie der Fels auf den ſie gegründet waren, und ſtellenweiſe eben ſo mit Moos überzogen. Eine entſetzliche Zierde prangte auf ihren Zinnen; es waren funfzig abgeſchlagene Häupter, die auf ihnen aufgepflanzt waren. Eben ſegelten die Böte am Fuße des

Felſen vorüber. Grimmig lächelnd blickte der Graf von Murray nach der Höhe.

Nur auf dieſe Weiſe, ſagte er, zu dem Ritter von Liddesdale und Ramſay gewendet, kann Friede und Ordnung wieder in Schottland eingeführt werden. Dieſer Anblick gefällt mir beſſer, als der ſchönſte Roſenkranz den ich je geſehen habe. — —

So wie die Geſellſchaft die Böte verlaſſen hatte, ſtieg ſie eine ſchmale Landungstreppe hinauf, das eiſerne Fallgatter des Thores hob ſich vor ihr auf, und unſere Bekannten gingen durch mehrere enge dunkle Höfe nach dem Ritterſaale, durch deſſen ſchmale, ſpitzbogige Fenſter man eine hübſche Ausſicht nach dem See und deſſen waldiger Umgebung hatte. Zwei Fremde, ihren Reiſekleidern nach von Stande, der Eine ein Mann von einigen dreißig Jahren, und von munterm kriegeriſchen Anſehn, der andere ein blaſſer Jüngling im Anfange der Zwanzig traten ihnen entgegen.

Ach! ſiehe da, unſer Vetter William Ramſay, rief der Hausherr dem älteſten der beiden Fremden entgegen. Wie ich ſehe habt Ihr uns auch einen Gaſt mitgebracht.

Erlaubt daß ich ihn Euch vorſtelle! fiel der Ritter von Liddesdale ein. Es iſt mein Neffe und Pathe Lord William Douglas, ein munterer Vogel, der kürzlich aus meiner Haft entflohen; Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ich ſein Vormund geweſen, und dieſes Amt jetzt — meiner Meinung nach etwas zu früh — aufgegeben habe.

Dieſe Bemerkung des Ritters ſchien dem jungen Manne wenig zu gefallen, er warf einen hämiſchen Seitenblick auf die Sprechenden und ſagte ſpöttiſch: Ihr kennt meinen verehrten Ohm und mithin deſſen Neigung zu wohlgewählten Scherzen; übrigens beſchuldigt er ſich, mit etwas übertriebener Gewiſſenhaftigkeit, einer Rechtsverletzung, indem ich bereits vor Jahr und Tag mündig geworden, und nur immer eine Menge unvorhergeſehene Hinderniſſe der Aufgabe der Vormundſchaft im Wege ſtanden.

Der Ritter von Liddesdale biß ſich auf die Lippen, und der Graf, welcher wahrſcheinlich unangenehme Explicationen vermeiden wollte, wandte ſich an William Ramſay.

Nun Vetter! ſagte er. Wie ſtehts mit meinem Auftrage? Was habt Ihr in England ausgerichtet?

Es iſt Alles wie Ihr gewünſcht habt! entgegnete Jener, dem Grafen ein Paquet mit Briefen hinreichend. Waffenſtillſtand auf drei Monat, drei Wochen und drei Tage.

Trefflich! — Herrlich! rief der Graf, indem er das Paquet erbrach und haſtig einige Briefe durchlief. Binnen dieſer Zeit bin ich mittelſt Strang und Beil mit unſern eigenen Angelegenheiten hinlänglich im Reinen, und wir können dem ſtolzen Engländer dann wieder um ſo kräftiger entgegentreten. Faſt beſorgte ich, man würde die Liſt merken, ſo zaghaft ich auch bei dem Waffenſtillſtandsantrage zu ſcheinen ſuchte. — Nun, habt großen Dank, Vetter William; Ihr habt Euch um die Sache des Vaterlands, die Ihr mit Geſchicklichkeit vertreten, verdient gemacht.

Ich danke Euch, edler Thane, ſagte der Angeredete etwas verlegen lächelnd, aber aufrichtig geſtanden, meine Bemühungen und ſchönen Worte hätten den kriegsluſtigen Edward nicht zu Bewilligung des Waffenſtillſtands vermocht, auch boten die ſogenannten enterbten Lords, welche ihre im Frieden von Nordhampton ihnen zugeſicherten Güter noch nicht zurückerhalten haben, Alles auf ihn zu verhindern, aber es fand ſich ein eifriger Vertreter Eures Antrags, und zwar einer, von dem Ihr dies am wenigſten erwarten werdet, es war der mächtige Graf von Salisbury.

Wie? rief Murray mit Erſtaunen. Salisbury, der Todfeind der Schotten?

Nicht anders! verſetzte William Ramſay. Es ſei genug Blut gefloſſen, ſagte er, England und Schottland ſeien Länder, von der Natur gleichſam beſtimmt im innigſten Verein und Frieden zu leben, wären beide verbunden müſſe Frankreich zittern, mit einem

Eroberer wie König Bruce ſei nicht Frieden zu halten geweſen, aber mit Euch ſei es ein Anderes. Und nun ergoß er ſich in eine Menge Lobeserhebungen, er pries Eure Weisheit, Eure Tapferkeit; wahrhaftig, man hatte glauben ſollen, Ihr hättet keinen wärmern Freund in beiden Reichen.

Er hat einen Plan, ſagte Murray kopfſchüttelnd und nachdenkend; er kann es nicht aufrichtig meinen.

So dachte ich auch, erwiderte Ramſay. Bald aber kam ich von dieſem Gedanken ab. Der Graf von Derby — wie Ihr wißt, iſt er ein Freund kriegeriſcher Spiele — äußerte beim Banket, daß er geſonnen ſei, zu Berwick ein Turnier zu geben, als Salisbury eifrig die Gelegenheit erfaßte, darzuthun, daß es der engliſchen Gaſtfreundſchaft und Kourtoiſie Ehre machen, und einen Anknüpfungspunkt für friedliche Verhältniſſe mit Schottland geben würde, wenn der Graf den ſchottiſchen Adel dazu einlüde. Er ergoß ſich nun in Lobpreiſungen der Waffengeübtheit des letztern. Vor Allen erwähnte er Euch, edler Thane und Vetter, dann des Ritters von Liddesdale, den er eine Zierde der Ritterſchaft nannte, ſo wie der ſämmtlichen Familie Douglas. —

Was? rief der Ritter voll Erſtaunen. Montagu, Graf von Salisbury, der Mann, der in der Schlacht immer wie ein wüthender Eber auf das Banner mit dem blutenden Herzen (das Wappen der Douglas) eindrang, und den unſer alter Feldruf: Douglas! — Douglas! — wo er ertönte, faſt raſend machte?

Sollte vielleicht eine Verrätherei beabſichtigt werden? ſagte Murray nachdenkend.

Gewiß nicht! verſetzte ruhig der Graf von March. Salisbury iſt ſtolz, unbändig, heftig in allen Leidenſchaften, aber einer verrätheriſchen Abſicht durchaus unfähig.

Und das Turnier? fragte Agnes neugierig.

Iſt auf den Tag nach St. Johannis feſtgeſetzt, mein liebenswürdiges Mühmchen! erwiderte Ramſay freundlich. Ihr ſeid ganz beſonders eingeladen. — Ja, gewiß! Ich ſage keine Unwahrheit. Saget dem Thane von Murray, daß, wenn ihm der Ruhm der Damen Schottlands am Herzen liege, er ſeine Tochter nicht daheim laſſe! ſprach der Graf von Salisbury zum Abſchiede. — Gewiß hat auch der Graf von Derby dieſen Wunſch in ſeinem Einladungsſchreiben ausgedrückt.

Murray hatte inzwiſchen einige der Briefe, die er in den Händen hielt, durchgeblickt.

Es iſt wie Ihr ſagt, Vetter! ſprach er ſodann. Uebrigens gedenke ich die Einladung anzunehmen. Mag nun redliche Meinung — woran ich zweifle — oder Liſt derſelben zu Grunde liegen, jedenfalls kommt mir die Sache ſehr gelegen; wir gewinnen Zeit um uns auf neue Kämpfe zu rüſten. Zum St. Johannistage ſind wir Alle, und mit uns der größte Theil des ſchottiſchen Adels, zu Berwick.

Die Gäſte, die wir im Laufe dieſer Erzählung bereits näher kennen lernten, blieben noch längere Zeit auf dem Schloſſe von Karrick. Es war indeß weder die Liebe zu der romantiſchen Gegend, noch zur Jagd, die ſie dort feſt hielt, Agnes war der Magnet, deſſen anziehender Kraft ſie ſich nicht mehr entreißen konnten. Wirklich galt das Mädchen für die Krone der Jungfrauen des ſchottiſchen Adels, und ſeit drei oder vier Jahren — denn ſo lange war es etwa, daß ſie zur Jungfrau erblüht war — zählte ſie eine Menge Bewerber. Ihre Schönheit war von der Maſſe der jungen ſchottiſchen Ritterſchaft als ausgezeichnet anerkannt, und ſelbſt die Damen wagten nichts dagegen einzuwenden, höchſtens erlaubten ſich einige derſelben, denen der Himmel einen beſonders weißen Teint und blondes Haar verliehen, indem ſie auf die etwas gebräunte Hautfarbe der Gräfin anſpielten, letztere, wenn ſie unter ſich waren, die ſchwarze Agnes zu nennen. Ueber einen Punkt aber war man allgemein einig; es war der, daß Agnes Murray das ſei, was man in unſern Tagen eine ſehr gute Partie nennt. Ihr Vater war Regent Schottlands, vom höchſten Adel, und unermeßlich reich; Gründe genug, um eine große Menge Bewerber herbeizulocken. So gern ihr Vater auch eine Verheirathung der Tochter mit einem Manne von Rang geſehen hätte, und ſo feſt und unbeugſam ſonſt ſein Wille war, ſo übte Agnes dennoch eine ſolche Gewalt über den alten Lord aus, daß es ihr noch immer gelungen war, ſich frei zu erhalten. Sie kenne keinen Mann, pflegte ſie oft zu ſagen, von dem ſie wünſche, daß er ihr Gatte würde. Schon die Zudringlichkeit der Bewerber, die Schmeicheleien, welche für ein Kind oder eine Närrin geeignet ſchienen, das ſklaviſche Unterordnen unter ihre Launen, die ſie oft vorſpiegle, um den Freier loszuwerden, mache ihr die Mehrzahl derſelben verächtlich und die übrigen wenigſtens gleichgültig. Lord Murray drang indeß von Zeit zu Zeit in die Tochter, er ſtellte ihr vor, daß ſie einen großen Theil der angeſehenſten jungen Adligen mit einem Korbe entlaſſen, daß es endlich Zeit ſei zu wählen, und er ihr nur noch ein Jahr Friſt geſtatte. Da Agnes nicht mehr ausweichen konnte, erklärte ſie, daß ſie binnen dieſer Zeit dem unter ihren Bewerbern die Hand reichen werde, der, wenn nicht ihre Liebe, doch ihre Achtung zu gewinnen wiſſen würde. Dieſer Ausſpruch war durch den Mund des alten Lords ſeinen Verwandten, den beiden Ramſays, und durch den älteſten derſelben, Alexander, deſſen Freunde, dem Ritter von Liddesdale kund geworden.

Ohne daß Einer dem Andern von ſeinem geheimen Vorſatze, die Hand der Gräfin davonzutragen, Kunde gab, vereinte ſolcher ſie jetzt dennoch Alle auf Marriakaſtle; bloß was den Grafen von March anlangte, war es ungewiß. Seine Beſitzungen lagen in der Gegend; was war natürlicher als daß er ſich bei ſeinem ſo hochſtehenden Nachbar, unter dem er in den Kriegen Robert Bruces tapfer gekämpft, zum öftern einfand; auch ſchien er ſich dem Fräulein nicht beſonders zu nähern; ſtundenlang ſprach er, in Agneſens Beiſein, von den Angelegenheiten Schottlands, vom Kriege und andern Dingen, welche ſonſt für Frauen nicht von Intereſſe ſind, und wenn dann das Mädchen über dieſe Unterhaltungen ſpöttiſche Bemerkungen machte, und ihn wegen dieſes Mangels an Galanterie aufzog, ſo lächelte er entweder ſtill vor ſich hin, oder äußerte, indem er ſie mit dem ernſten braunen Auge feſt anblickte, er habe dieſe Rückſicht nur darum vernachläßigt, weil er öfters bemerkt, daß Agnes ſich beſonders für Gegenſtände dieſer Art intereſſire, und dagegen an dem, was für Frauen ſonſt von Intereſſe ſei, wenig Theil nehme. Da Agnes dies als einen Tadel anſah, ſo gab ſie oft eine bittere Antwort darauf, die indeß der Graf ruhig und freundlich, und ohne daß es auf ſein Benehmen gegen das Fräulein einen Einfluß geübt hatte, hinnahm. Auffallend war es, daß Agnes den Grafen ganz anders als die übrigen Gäſte behandelte. Mit dem höchſt gutmüthigen Alexander Ramſay, ſo wie mit deſſen jüngerm Vetter ſcherzte ſie unaufhörlich. Beide hatten von ihrer neckenden Laune viel zu leiden; ſie quälte ſolche, erzürnte ſie, und dann verſöhnte ſie die jungen Männer wieder durch freundliche, oft recht trauliche Worte. Lord William Douglas ſchien ihr zuwider, den Ritter von Liddesdale verletzte ſie oft durch ſatiriſche Anſpielungen auf ſeinen ungemeſſenen Stolz, und als der letztere einſt von den Heldenthaten ſeines Vaters, des ſogenannten guten Lord Jacob, ſprach, und halb ernſthaft, halb ſcherzhaft das Sprüchwort: daß ſelbſt ein todter Douglas noch eine Schlacht gewinnen könne anführte; ſo fragte ſie mit verſtellter Treuherzigkeit, ob dies auch auf einen, durch deſſen Wappenſchild ein ſchräger Balken liefe, anwendbar ſei? Der Ritter vergab ihr dieſe Frage nie; ſie hatte damit auf ſeine uneheliche Geburt, obwohl eine ſolche, bei vornehmen Perſonen, damals keineswegs als entehrend galt, angeſpielt. Was ſich Agnes aber auch gegen die übrigen Männer erlaubte, Spott, Bitterkeiten, oder trauliche Scherze; nichts davon fand gegen den Grafen von March Anwendung, ihre Unterhaltung mit ihm war immer ernſt, gemeſſen, faſt einſilbig. Auch die ſeinige war von denen der Andern verſchieden, er ſprach zu dem Fräulein mit allen Zeichen der höchſten Achtung und in den Formen der größten Höflichkeit, aber von einem Preiſen ihrer Vorzüge, ihrer Schönheit, ſelbſt von einer auffallenden Aufmerkſamkeit, war nie die Rede. —

Wir wenden uns jetzt zu der Tochter des Unglücklichen, welcher in dem Walde Agneſens Mörder zu werden verſuchte. Vermöge einer ihrer eigenthümlichen Launen hatte das Fräulein dem Mädchen eine beſondere Vorſorge gewidmet. Nachdem letzteres aus dem halb wilden Zuſtande, in dem man es gefunden, durch ſorgfältige Pflege und Wartung zurückgekommen war, hatte es ein ganz anderes Anſehn gewonnen, dennoch blieb ihm etwas Eigenthümliches, Ungewöhnliches. Elsbeth Chriſtie — ſo hieß die Aermſte — war von mittlerer Größe, ſchlank, etwas mager, aber ihren Zügen nach wohlgebildet. Ihre Haut war faſt durchſichtig, aber ihre Wangen gänzlich ohne das Roth der Jugend, vielmehr von auffallender Bläſſe, ihr Auge war ſchön geſchnitten, dunkel, aber ihr Blick hatte etwas Geſpenſtiſches; er erſchien abwechſelnd träumeriſch, trübe, oder wild, je nachdem das Gefühl ihres traurigen früheren Zuſtandes, oder eine innere Angſt, die ihr eigen war, eben durch ihre Seele zu ziehen ſchien. Sie ſprach faſt gar nicht; war ſie in der Umgebung von Menſchen, ſo beobachtete ſie gewöhnlich ein finſteres Schweigen, bis ſie um etwas gefragt wurde. In dieſem Falle antwortete ſie einſilbig, oder haſtig im Tone eines heftigen

Ausrufs; war ſie jedoch allein, ſo hörte man ſie lange und leiſe mit ſich ſelber reden. Agnes hatte dem Mädchen einige ihrer eigenen Kleider zurecht machen laſſen, und wer das blaſſe aber nicht unſchöne Geſchöpf, mit der bleichen Wange, dem dunkeln Auge, den langen Zöpfen in dem knappanliegenden, grünſeidnen Kleidchen, ſtundenlang ſchweigend und vor ſich hinſtarrend, auf einem kleinen Bänkchen zu den Füßen ihrer Gebieterin, die ſie immer in ihrer Nähe haben und zu ihrer Leibdienerin ausbilden wollte, ſitzen ſah, konnte es nicht ohne Intereſſe erblicken. Von dem Aufenthalt im Walde ſchien Elsbeth nur höchſt ungern zu ſprechen; die ihr darüber gethanen Fragen beantwortete ſie ausweichend, wurde ſie gedrängt, ſchwieg ſie gänzlich. — — —

Während die Gäſte auf Schloß Karrickkaſtle noch anweſend waren, durchlief die Nachricht von dem mit England abgeſchloſſenen dreimonatlichen Waffenſtillſtande, ſo wie die Einladung des Grafen von Derby an die ſchottiſche Ritterſchaft, zu einem dreitägigen freien und edlen Waffengang zu Berwick das ganze Land. Weder das allgemeine Elend was auf dem Lande laſtete, noch die Kürze der Zeit bis zu dem wahrſcheinlich aufs Neue beginnenden Kampfe, konnte die Theilnahme verringern, welche der ſchottiſche Adel dem bevorſtehenden Turnier widmete, ja es wurde als eine Ehrenſache angeſehen, dort recht zahlreich und glänzend zu erſcheinen; man glaubte auf dieſe Weiſe den Engländern zu imponiren. Was war natürlicher, als daß man auch zu Karrickkaſtle die größten Anſtalten machte zu Berwick auf eine würdige Weiſe ſich zu zeigen, und daß man ungemein neugierig war, die Bedingungen, unter denen gekämpft werden ſollte, zu erfahren! Der Lord von March, welcher auf einige Tage nach ſeinen, an der Gränze gelegenen Beſitzungen gereiſ't war, überbrachte dieſe bei ſeiner Rückkehr nach dem Schloſſe von Karrick. Es waren folgende:

Am erſten Tage kann Jeder, der ſich zum Kampfe ſtellt, ſeinen beſondern Gegner durch Berührung des Schildes wählen. Thut er dies mit umgekehrter Lanze, ſo wird mit Waffen der Kourtoiſie (mit ſtumpfen Waffen) gekämpft, die Berührung des Schildes mit der Lanzenſpitze bedeutet einen Kampf à outrance (wie in der Schlacht). Der Preis für den, der die meiſten Gegner beſteht, iſt eine ſilberne Waffenrüſtung. —

Am zweiten Tage wird en melée gekämpft. Zwei Parteien von gleicher Zahl, jedoch von verſchiedener Nation, kämpfen jede zur Ehre ihres Landes. Der Preis für die ſiegende Partei iſt ein goldener Lorbeerkranz.

Den dritten und letzten Tag wird für die Schönheit der Damen geſtritten. Jeder Ritter welcher Theil nimmt, führt den Namen, die Namenschiffre, oder das Bild der Dame für die er ſtreitet auf dem Schilde. Der Kampf findet Statt à outrance und auf Tod und Leben. Der Beſiegte muß die Dame des Siegers als die ſchönere anerkennen, im Weigerungsfall iſt es dem letztern erlaubt, von dem Gnadendolche Gebrauch zu machen. Der, welcher die meiſten Gegner darniederwirft, hat das Recht die Königin der Liebe und Schönheit zu ernennen; ſie vertheilt die Preiſe der vorigen Tage ſo wie des letzten; dieſer iſt ein goldenes mit Smaragden beſetztes Herz. Ueberdem ſteht dem Sieger des dritten Tages das Recht zu, einen Kuß von der Königin der Schönheit begehren zu dürfen, und ſie darf ihm ſolchen nicht verweigern. —

Kaum waren die Bedingungen des Turniers zu Karrickkaſtle bekannt, als die Bewunderer Agneſens ſie, wiewohl Jeder im Geheim, beſtürmten, ihre Farbe zu tragen und am dritten Tage ihren Namen auf dem Schilde führen zu dürfen. Das Fräulein verweigerte ihnen hartnäckig dieſe Gunſt, obwohl Alexander und William Ramſay ihre Verwandtſchaft, William Douglas ſeine Ergebenheit und der Ritter von Liddesdale das Vorwort des Vaters, welches dieſer zu gewinnen gewußt, als Anſprüche geltend zu machen ſuchten. Während aber die genannten Verehrer ſich vergebens abmüheten, blieb der Graf von March anſcheinend ganz theilnahmlos. Nicht mit einer Sylbe verrieth er den Wunſch als des Fräuleins Ritter aufzutreten, und als Agnes ihn einſt ſpöttiſch fragte: welche Farben er an dem Tage des Turniers tragen werde, und ob er das Bild der Dame, welches er mit ſo vielem Gleichmuth im Herzen zu hegen ſcheine, dabei erblicken zu laſſen gedenke? antwortete er mit ſeinem gewöhnlichen freundlichen aber würdevollen Ernſte: er ſei der Meinung, den Feinden des Vaterlandes gegenüber ſei es am angemeſſenſten die ſchottiſchen Farben zu zeigen, übrigens werde das Bild der Dame die er über Alles liebe, mit denſelben Zügen, wie in ſeinem Herzen, ſo auch auf ſeinem Schilde prangen.

Wahrſcheinlich mochte Agnes eine ganz andere Antwort aus dem Munde des Grafen erwartet haben, denn ſo wie er dieſe Worte geſprochen, kehrte ſie ihm ſchweigend und haſtig den Rücken, und als wenige Minuten darauf Alexander Ramſay, gegen welchen ſie ſich immer am freundlichſten erwies, da ſeine Gutmüthigkeit bei ihm keinen Aerger über die oft muthwilligen Scherze und Spöttereien des Fräuleins aufkommen ließ, in Agneſen drang doch endlich den Beglückten zu nennen, der am Turniertage ihre Farbe tragen ſolle, da eine gänzliche Weigerung für eine Verſchmähung der ſämmtlichen ſchottiſchen Ritterſchaft gelten würde, ſo antwortete ſie mit gezwungenem Lächeln: Beruhigt Euch, mein ſchöner Vetter! Am Tage des Turniers werde ich Je mandem die Erlaubniß dazu ertheilen, doch fürchte ich er wird wenig Freude davon haben. —

Der Tag der Abreiſe nach Berwick rückte endlich heran. Es lag dem edlen Lord daran, mit ſo viel Glanz als möglich dort zu erſcheinen und es war ihm deßhalb lieb, als eine große Menge des ſchottiſchen Adels ſich zu Karrickkaſtle, mit der Bitte ſein Gefolge bilden zu dürfen, einfand. Da die Damen ſämmtlich von mehreren Dienerinnen begleitet waren, ſo befahl Lord Murray der Tochter, gleichfalls in dieſer Hinſicht für ſich Sorge zu tragen, und Agnes nahm deßhalb eine Anzahl derſelben und unter ihnen Elsbeth als Begleiterinnen mit. —

Am Abende vor dem erſten Turniertage traf der Zug des ſchottiſchen Adels vor Berwick ein. So wie man die Stadt zu Geſicht bekam, verließ ein Trupp Reitender das Thor und eilte den Schotten entgegen. An der Spitze jener Reiter befand ſich ein Mann von vierzig Jahren, ſchlank, aber nervig und kräftig, eine wahre Athletengeſtalt. Seine kühnen ausdrucksvollen Züge hätte man angenehm nennen können, aber es war in dem etwas zuſammengekniffenen Auge, in der Haltung des Hauptes, in dem Zucken der Oberlippe ein ſolcher Anſtrich von Hochmuth, daß jener angenehme Eindruck wieder verwiſcht wurde. Der Anführer der Reiter, ſo wie alle die mit ihm kamen, ſchienen Leute von Rang und waren nach der eleganteſten Mode der Zeit gekleidet. Der Erſtere zeichnete ſich jedoch vor den Andern aus. Er trug auf dem Haupte eine mit Zobel beſetzte Pelzmütze und einen eben ſo verzierten kurzen Mantel. Sein Sammetwams, die großen Handſchuhe und Stiefeln waren reich geſtickt; die letztern waren überdies mit kleinen Schellen beſetzt, und ihre ſpitzigen Schnäbel reichten faſt bis in die Gegend der Knie empor. Auf der Fauſt trug der Ritter einen weißen, isländiſchen Falken, der eine ſcharlachne, mit einem Buſch verzierte Kappe auf dem Kopfe, ein goldenes Halsband oberhalb der Bruſt, eben ſolche Schellen an den Füßen hatte, und den er fortwährend liebkoſ'te.

So wie der Trupp heranjagte, ſprengte William Ramſay zu Lord Murray und ſtellte dieſem und ſeiner Tochter den Anführer der Reiter als den ſehr edlen und mächtigen Grafen von Salisbury vor. Der letztere ergriff ſogleich das Wort. Das, was er ſagte, war für den Regenten, für deſſen Tochter und den geſammten ſchottiſchen Adel ſehr ſchmeichelhaft, und erſchien es um ſo mehr, als Lord Thomas Montagu (oder Montagow, wie er ſich auch zu ſchreiben pflegte), ſonſt als einer der ſtolzeſten Männer Englands bekannt war.

Endlich hatten die Bewillkommnungsreden geendet, und der Zug der Engländer dem der Schotten ſich angeſchloſſen; der Graf von Salisbury ritt an der Spitze der Kolonne zwiſchen Lord Murray und deſſen Tochter, und obwohl er ſich mehr mit jenem Erſteren, als mit dieſer unterhielt, ſo beobachtete er doch das Mädchen, ſobald es ſich verſtohlenerweiſe thun ließ, fortwährend. Die Schilderungen die man ihm von Agneſen gemacht, ſchienen weit hinter dem was er fand zurückgeblieben; es war deutlich, daß das Mädchen einen außerordentlichen Eindruck auf ihn machte. Uebrigens nahm ſich Agnes in dem knappanliegenden Reiſekleide, dem Barett, deſſen herabwallende Federn, das dunkle lebensluſtſprühende Auge beſchatteten und von Zeit zu Zeit an die leicht gebräunte Wange ſtreiften, auf dem ſchwarzen Roſſe, das ſie eben ſo zierlich, als mit Sicherheit und Keckheit lenkte, heute anmuthiger aus als je. Erſt an der Thür des Hauſes, welches, nach den Anordnungen des Grafen von Derby, zur Herberge für Lord Murray und ſeine nächſte Umgebung beſtimmt war, trennte ſich Salisbury von den Schotten, jedoch nicht ohne noch ein paar verbindliche Worte an Agnes gerichtet und noch zuletzt einen langen Blick, gleichſam als ob er ihr Bild recht genau in ſich aufnehmen wolle, auf ſie geworfen zu haben.

Lord Murray hatte ſich zu dem Grafen von Derby begeben, um dieſen zu begrüßen und ihm ſo wie Salisbury für den feierlichen Empfang zu danken, als deſſen Tochter wie unſere andern Bekannten in dem groſſen Saale der Herberge verſammelt, ſich über die Anordnungen für den andern Tag zu beſprechen zuſammenkamen, doch drehte ſich die Rede beinahe fortwährend um den Grafen von Salisbury. Die Männer — bloß den Lord von March ausgenommen — hatten an ihm unendlich viel auszuſetzen. Alexander und William Ramſay fanden ihn bis zur Lächerlichkeit hochmüthig, William Douglas meinte, er ſei für einen Vierziger zu jugendlich und geziert gekleidet, der Ritter von Liddesdale ſtrich ſich den Bart und vermaß ſich bei Sanct Bennet: er wolle morgen verſuchen, ob Thomas Montagew ſo ſicher die Lanze in der Fauſt, wie den prächtigen Falken auf derſelben trage. Die Stimmung in der die Männer waren, ſchien Agnes höchlich zu beluſtigen, ſie lachte und blickte ſchalkhaft auf Jeden der Sprechenden.

Ich weiß gar nicht was Ihr wollt, Mylords, und ich halte mich verpflichtet, die Partei des Angefochtenen, den ich für einen ſehr hübſchen und angenehmen Mann halte, zu nehmen! rief ſie mit ſcheinbarem Ernſte. Lord William Douglas nennt ihn geziert, und dennoch iſt er im Stande die Schnäbel ſeiner Stiefeln durch die Steigbügel zu bringen, was alſo dieſe Mode doch gewiß nicht übertreiben heißt; meine werthen Vettern nennen ihn hochmüthig, ich finde aber daß er ungemein höflich iſt und ſogar ſeine Leute in dieſer Art gebildet hat, denn einer ſeiner Knappen ritt an der Seite meiner Elsbeth und ziſchelte dieſer eine Menge angenehme Dinge in die Ohren, von denen das gute Kind gewiß kein Viertheil verſtanden hat; der Ritter von Liddesdale will ihm gar mit Hülfe des heiligen Bennet zu Leibe gehen — wahrſcheinlich beneidet er ihm den ſchönen Falken, der allerdings ein allerliebſtes Thier iſt — nur Mylord von March — hier lächelte Agnes ſpöttiſch, indem ſie jedoch den Genannten ſcharf beobachtete — macht eine Ausnahme. Er ſchwieg, und ich ſchließe daraus, daß er meine Meinung über Salisbury theilt!

Er hat mir, ſagte der Graf ganz einfach, in der That recht wohl gefallen. Er iſt ein ſchöner Mann von artigen Sitten, und Sir William irrt, wenn er meint daß er die Lanze nicht eben ſo gut wie den Falken zu führen wiſſe; ich habe Thomas Montagow in der Schlacht immer im dichteſten Gedränge geſehen, auch bin ich am Tage vor Kiblene ſelbſt ſein Gegner geweſen und ich habe einen tapfern Mann in ihm gefunden.

Da hört Ihr's Mylords! rief Agnes in einem Tone der etwas von Ironie und etwas von Verdruß an ſich hatte. Mylord von March iſt noch mehr wie ich von dem Grafen Salisbury, und als Schotte faſt zu viel für einen Feind ſeines Vaterlandes eingenommen. Gewiß wird er ihm auch nicht im Turnier feindlich gegenüber treten.

Ich denke am dritten Tage den tapfern Grafen um eine Lanze zu bitten, ſagte March mit Ruhe.

Agnes warf einen durchdringenden Blick auf ihn, dann kehrte ſie ihm ſchnell den Rücken zu. — Alexander Ramſay nahm das Wort.

Schöne Baſe, ſagte er, Ihr verſpracht uns zu Karrickaſtle, daß Ihr an dem Turnier Einen von uns geſtatten wolltet Eure Farbe zu tragen. Jetzt iſt der letzte Augenblick erſchienen. Morgen beginnt das Turnier; entſcheidet.

Ja, entſcheidet! riefen Alle außer March.

Agnes blickte nachläſſig im Kreiſe umher, endlich ruhte ihr Auge wie zufällig auf March.

Ihr tragt nicht die Farbe Eures Hauſes? ſagte ſie wie verwundert, aber ſchnell ſetzte ſie hinzu: Ganz recht! Ich erinnere mich. Ihr ſagtet, Ihr würdet beim Turnier die Farben Schottlands tragen.

Der Graf verbeugte ſich ſchweigend.

Dann freilich, rief das Mädchen mit einem durchbohrenden Blicke, wäre es anmaßend Euch in Verſuchung führen zu wollen. — Hier Lord William Douglas! ſetzte ſie hinzu, indem ſie eine ſchön geſtickte Schärpe aus einem Käſtchen nahm. Nehmt dieſe Schärpe! Ihr ſollt mein Ritter ſein.

Der Entſchluß Agneſens erregte bei den Anweſenden einiges Erſtaunen. Sie hatte bis dahin den jungen Lord mit Kälte, faſt mit Geringſchätzung behandelt, und nun ernannte ſie ihn zu ihrem Kämpfer. Die beiden Ramſay ſahen ſich einander ſchweigend an, der Ritter von Liddesdale biß ſich auf die Lippen, nur William Douglas ließ ſich hocherfreut auf ein Knie nieder und dankte in zierlicher Rede für die theure Gabe. Agnes unterbrach ihn ſogleich.

Dankt mir nicht, Mylord! ſagte ſie höhniſch. Ich ſage Euch im Voraus, meine Farben bringen Unglück; deßhalb ſolltet Ihr Euch — wie auch ſonſt wohl geſcheidte Leute thun, ehe ſie eine ſolche Gabe annehmen — beſinnen, ob ſie annehmbar ſei oder nicht. —

Der folgende Morgen brachte den Anfang des Feſtes. Eine Viertelſtunde von der Stadt lag eine ausgedehnte Wieſenfläche. Ein ungeheures Viereck war hier mit ſtarkem Pfahlwerk eingehegt worden, doch hatte man an zwei gegenüberliegenden Seiten einen breiten Eingang, welcher geſchloſſen werden konnte, offen gelaſſen. Die dritte Seite war der Haupt- und Ehrenplatz. Hier waren Tribünen erbaut, und letztere mit Tüchern und Teppichen von allen Farben behangen. In der Mitte derſelben war die Gallerie, welche den Turniergeber, den Grafen von Derby und die vornehmſten Anweſenden aufnahm. Hier befand ſich auch eine Art Thron, auf welchem ſich am dritten Tage die Königin des Feſtes niederlaſſen und die Preiſe austheilen ſollte. Die vierte Seite zeigte eine Menge amphitheatraliſch aufſteigende Sitzreihen für die untergeordneten Klaſſen der Zuſchauer beſtimmt. Das Volk, welches ſchon am vorigen Tage weit und breit zuſammengeſtrömt war, nahm die Seiten an den Eingängen und eine naheliegende Hügelkette ein. Das Gewimmel deſſelben war unermeßlich; man zählte mehr als hunderttauſend Menſchen. —

Da die Vorgänge des erſten und zweiten Kampftages für den Verlauf unſerer Erzählung nicht von Bedeutung ſind, ſo übergehen wir dieſelben wie billig und erwähnen nur, daß Johann von Nevil, ein Engländer, die köſtliche Rüſtung, Alexander Ramſay aber den goldnen Lorbeerkranz gewann. Ueberhaupt war man allgemein auf den Verlauf des dritten Kampftages begierig. Würde, ſo fragte man ſich, die Königin des Feſtes eine Engländerin oder eine Schottin ſein? Die Blüthe der Damen beider Nationen war vereinigt, es wurde mit ſcharfen Waffen gekämpft, man wußte die Anſtrengungen würden groß, der Ausgang entſcheidend ſein. —

Es war früh um neun Uhr des dritten Tages. Schon ſeit Anbruch deſſelben hatten die Tauſende der gemeinen Zuſchauer, ja manche ſchon die ganze Nacht hindurch ihre Plätze, die ſie ſonſt einzubüßen fürchteten, behauptet, und jetzt ſtellten ſich auch die Vornehmen ein.

Sie erſchienen größtentheils truppweiſe, je nach ihren heimathlichen Provinzen zuſammengeſchaart; ſie glaubten auf dieſe Weiſe mehr zu imponiren, als wenn ſie ſich einzeln einfänden. So wie ein Trupp ankam, wurde er mit Pauken und Trompetentönen begrüßt, und die Knappen der Ritter hingen die Wappenſchilde ihrer Herren ſogleich an einer, zu dieſem Behuf den Tribünen gegenüber, längs den Zuſchauerſitzen errichteten Pfahlreihe auf. Der ganze Adel war bereits verſammelt, als der Graf von Derby mit ſeinem Gefolge von der einen, Lord Murray mit unſern Bekannten von der andern Seite ankam. Man hatte aus Gründen der Etiquette dieſe Anordnung getroffen. Der Graf von Derby — ſpäterhin König Heinrich der Vierte von England — war ein wohlgewachſener hübſcher Mann in der Blüthe des Lebens, und von munterm offenen Anſehen. Da Lord Murray nicht am Kampfe Theil zu nehmen beſchloſſen hatte, ſo erſchien der Graf gleichfalls ungeharniſcht, aber höchſt prachtvoll gekleidet. Dicht an ſeiner Seite — und zwar zwiſchen ihm und Agnes — ließ ſich ſeine Verwandte, die Gräfin Maria von Dorſet nieder. Sie war blond, blauäugig, ihre Haut von dem blendendſten Weiß, und die Dame galt für die erſte Schönheit Englands. Die Augen der ſämmtlichen jungen Ritterſchaft beider Völker ruheten mit Entzücken auf den beiden Repräſentantinnen blonder und brünet ter, engliſcher und ſchottiſcher Schönheit. Wirklich wäre es für einen Kenner der letztern überaus ſchwer geweſen, eine entſcheidende Wahl zu treffen, und einige ältere Männer ſagten ganz laut, daß es ſich heute mehr um den Vorzug der Nationen, als der beiden Damen handle, da letztere alle beide in ihrer Art höchſt vollkommen wären und Königinnen der Schönheit genannt zu werden verdienten. Wirklich verdunkelten ſie auch alle übrige, und wenn man die jüngern Ritter ſprechen hörte, ſo mußte man glauben, daß das ganze Turnier bloß zu Ehren Agnes Murray's, oder Maria Dorſet's abgehalten würde. So wie die Grieswärtel Sonne und Wind getheilt hatten, gab Graf Derby ein Zeichen; ſogleich erſchien ein Trupp Herolde, und der älteſte derſelben rief die Kampfbedingungen des Tages aus und ſchloß mit der Bemerkung, daß heute die Kampfrichter ſchottiſcher Nation über die Anſtrengungen der engliſchen Kämpfer, und die Engländer über die der Schotten richten ſollen. — So wie der alte Herold das letzte Wort geſprochen, riefen ſeine Genoſſen: Largesse! Largesse (ſeid mildthätig!)! Von den Tribünen flogen Gold- und Silbermünzen in die dargereichten Helme der Rufenden, und nach wenigen Minuten verkündeten die Trompeten den Beginn des Turniers. —

So wie die roth- und ſchwarzen Stricke, die die

Eingänge verſperrten, niedergelaſſen wurden, ſprengte ein engliſcher Baron, Sir Georg Talbot, in die Schranken. Er ritt auf einem mächtigen ſchwarzen Streithengſt längſt den Schildreihen hinab, und nachdem er ſolche aufmerkſam beſichtigt, ſtieß er mit der Lanze nach einem Wappenſchilde daß es laut erdröhnte. Sogleich erhob ſich auf einer der Tribünen ein rieſiger Schotte. Er war ein Mann bei Jahren, von kriegeriſchem Anſehen, ſein Geſicht durch eine ungeheure Narbe entſtellt. Mit raſchem Schritt ging er auf Alexander Ramſay zu.

Ich habe heute nicht kämpfen wollen, und deßhalb trägt mein Schild nicht die Deviſe einer Dame! ſagte er. Der Sir Georg Talbot iſt mein Feind und es freut mich, daß er mich zum Kampfe fordert, da es mir geſtern im mêlée nicht glückte ihn aufzufinden. Da er die Namenschiffre einer Engländerin trägt, ſo möchte ich ihm die einer Schottin gegenüberſtellen. Leiht mir deßhalb, Sir Alexander, Euern Schild. Der Name Eurer Gebieterin ſoll gut vertheidigt werden, das verſichere ich Euch.

Niemand erwartet etwas Geringeres von Sir Catrick Grahame! entgegnete verbindlich Alexander Ramſay, indem er einem Knappen winkte. Habt Ihr aber, lieber Freund und Landsmann, auch bemerkt, daß der Engländer einen doppelten Bruſtharniſch trägt?

Beim Kreuz! Er ſoll ihn nicht vor meiner Lanze ſchützen, rief Grahame, indem er das Viſir zuſchlug und ſchnell die Treppe der Gallerie hinabſtieg.

Nach wenigen Augenblicken jagte er auf einem großen Falben in die Arena. Auf ſeinem Schilde ſah man ein flammendes Herz mit den Buchſtaben A. M. Der des Gegners zeigte ein M. D. (Maria Dorſet) mit der Umſchrift: Sie über Alle! —

Auf das dritte Trompetenſignal flogen die Kämpfer einander entgegen, und Talbot ſtürzte ſammt dem Roſſe in den Staub. Grahame's Lanze hatte beide Bruſtſchilde durchbohrt, und war dem Gegner dennoch einen Zoll in die Bruſt gedrungen. Er mußte vom Schauplatze getragen werden.

Ruhig öffnete Sir Catrick den Helm, ſtolz blickte er nach allen Seiten und eben wollte er unter dem Geſchmetter der Trompeten aus den Schranken reiten, als ein junger Ritter in die Arena ſprengte. Auch ſein Schild trug das M. D., aber von Sonnenſtrahlen umgeben.

Bleibe, ſtolzer Schotte! Wilfred von Wyvil fordert Dich zum Kampfe, rief der Jüngling.

Du willſt Dich mit mir meſſen, junger Menſch? ſagte Catrick Grahame mit verächtlichem Tone. Wohlan! Ich hoffe Du biſt früh aufgeſtanden um zu beichten und Deine Rechnung mit dem Himmel abzuſchließen, denn, — beim heiligen Kreuz von Derrinane! — Du ſollſt im Paradieſe zu Nacht eſſen. —

So wie er dies geſagt, ritt er an ſeinen Platz. Die Kämpfer legten die Lanzen ein, das Signal ertönte, ſie ſtürzten einander entgegen; die Lanze Grahame's drang dem Gegner durch den Leib, daß die Spitze zum Rücken herausragte, und er auf der Stelle todt blieb. — Unter Trompetenklang und im ruhigen Schritt verließ Sir Catrick das Gehege.

Während dies auf dem Kampfplatze vorging, war der Graf von Salisbury oft von ſeinem Sitze aufgeſtanden, er trat hinter den Lehnſeſſel in welchem Agnes Platz genommen hatte, und ſagte ihr allerhand Schmeicheleien. Den Ritter von Liddesdale, der nicht weit davon ſtand, ſchien dies zu verdrießen.

Mylord! ſagte er höhniſch zu Salisbury. Der Tag ſcheint gegen England. Solltet Ihr um das Geſchick zu wenden einen Gang thun wollen, ſo würde ich mich mit Vergnügen Euch gegenüber ſtellen.

Ich danke Euch, Sir, für die Gunſt die Ihr mir zu erzeigen geneigt ſeid, aber geſtattet daß ich mir ſolche noch einige Zeit aufſpare; erwiderte der Graf, indem er den Ritter vom Kopf bis zu Fuße mit ſpöttiſchem Blicke maß. Ich denke das Schild deſſen, der das Beſte gethan haben wird, zu berühren, und es wird mich freuen wenn Ihr dieſer ſein ſolltet.

Geringſchätzig kehrte der Graf mit dieſen Worten dem Ritter den Rücken. Eben machte Letzterer eine raſche Bewegung, es war als ob er der Treppe zueilen wollte, und Agnes dachte bereits an einen Kampf zwiſchen zweien ihrer Verehrer, als William Ramſay von der einen, ein engliſcher Ritter David Maupas — der Bruder des Johann Maupas, der Eduard Bruce in der Schlacht erſchlug, und ſterbend auf der Leiche ſeines Gegners gefunden wurde — von der andern Seite in die Schranken ſprengte.

Es bedurfte keiner Berührung der Schilder, da ſich die Gegner ſchon gegenüber ſtanden; auf das: Laissez aller! der Kampfrichter ertönten die Trompeten, und die Streiter ſtürzten auf einander los. — Der Kampf war bald entſchieden. Die Lanze des William Ramſay ſplitterte auf dem Bruſtharniſch ſeines furchtbar ſtarken Gegners; auch des letztern Lanze brach, aber ein Splitter derſelben drang durch den Helm in den Kopf des Schotten und nagelte die Eiſenhaube gewiſſermaßen auf dieſem feſt. Dieſer Umſtand erregte in der ritterlichen Verſammlung, ſo wie bei den übrigen Zuſchauern, ein ungeheures Intereſſe, doch war es mehr das der Neugier und der Verwunderung über den ſeltenen Fall, als das des Mitgefühls; es glich dem des Spaniers wenn der wüthende Stier dem vom Pferde geſtürzten Torreador die Rippen zerbricht, oder deſſem Roſſe die Seiten durchbohrt.

So wie William zu Boden ſtürzte, verließ Alexander Ramſay ſogleich die Tribüne, um dem verwundeten Verwandten beizuſtehn. Er überzeugte ſich bald, daß der Helm nicht eher abgenommen werden könne, bis man den über eine Elle langen, und mit der Spitze im Kopfe ſteckenden, Splitter herausgezogen hätte, daß aber damit vielleicht die Seele des Verwundten entfliehen könne. Ganz im Geiſte der damaligen Zeit, rief er alſo zuerſt nach einem Prieſter, der des Verwundeten Beichte höre, nachher, meinte er, wolle er, gut oder übel, ſeinem Vetter den Splitter aus dem Kopfe ziehen. Daß bei einem ſo merkwürdigen Schauſpiel auch der Klerus nicht fehlte, verſteht ſich von ſelbſt, und wirklich fand ſich ein Mönch, der das letzte Bekenntniß des Verwundeten vernahm, und ihm die Abſolution ertheilte. Alle Anweſenden waren von dieſem Schauſpiel ſehr erbaut, aber Niemand mehr wie der Graf von Derby.

Ach! rief er ganz enthuſiaſtiſch aus. Das iſt ein ſchöner Anblick, einen Ritter in ſeinem Helme beichten zu ſehn. Gebe Gott daß ich einſt ſo ſterben könnte!*) —

So wie die Beichte vollendet war, legte Alexander Ramſay den Verwundeten der Länge nach auf den Boden, er trat ihm mit einem Fuße auf den Kopf, faßte mit der Hand den Lanzenſplitter, und zog ſolchen mit aller Anſtrengung aus dem Helm und der Wunde.

---

*) Wörtlich.

Allgemeiner Beifallsruf belohnte Alexanders Verfahren, und ſelbſt der Verwundete fuhr auf und ſagte: das haſt Du gut gemacht!

Graf Derby aber bewunderte eben ſo ſehr des Ritters chirurgiſche Behandlung wie deſſen Beichte.

Sieh doch, was beherzte Männer aushalten können! rief er ſeelenvergnügt, und gab ſodann das Signal zu Fortſetzung des Kampfſpiels*).

Letzteres fand nun einige Zeit mit abwechſelndem Glück ſtatt, doch jetzt ergab es ſich daß mehr kampfluſtige Schotten wie Engländer vorhanden waren. Um nicht umſonſt nach Berwick gezogen zu ſein, beſchloſſen dieſe gegen einander aufzutreten, doch fand hier ein Umſtand ſtatt, welcher erſt den Kampfrichtern zur Entſcheidung vorgelegt werden mußte. Die Mehrzahl der Kampfluſtigen trug die Buſtaben A. M. (Agnes Murray) auf dem Schilde. Ihr zu Ehren, ſo mußte man annehmen, kämpften beide Gegner. Es war die Frage, ob dies die Tourniergeſetze erlaubten. Nach kurzer Berathung antworteten die Kampfrichter bejahend, und zwar wie ſie ſagten: weil es noch mehrere Damen mit dieſer Namenschiffre geben könne, und dann, weil zu entſcheiden ſei, wer das Recht haben ſolle die Königin der Schönheit zu ernennen. Der erſte Ritter der jetzt in die Schranken ritt, war Lord William Douglas. Er hatte klüglich bis jetzt gewartet, da er heimlich der Meinung war, daß man dem, welcher die Farben der allgemein Verehrten trug, aus Gründen der Höflichkeit nicht übermäßig zuſetzen würde. Wirklich ſahen ſich mehrere der Anweſenden lächelnd an, ſie ſchienen zu überlegen, wie man ſich zu benehmen habe, als der Ritter von Liddesdale düſter lächelnd aufſtand.

---

*) Hiſtoriſch und wörtlich.

Es war ein wenig keck von meinem Neffen, ſagte er, ſich um eine Gunſt zu bewerben nach der verſuchtere Kämpen ſtrebten, bei alledem ſoll ihm die Hand des Oheims ein weniger hartes Lager bereiten, als ſonſt wohl geſchehen würde.

Der Sinn der Worte war indeß ein beſſerer als die Ausführung, denn nach wenigen Minuten flog der Neffe, von der Hand des Oheims wie von dem Stoße eines Mauerbrechers getroffen, kopfuber in den Sand. Beſchämt, doch mit einem Blicke voll Wuth auf den unhöflichen Verwandten, und einem zwiſchen den Zähnen gemurmelten: In ſeinem Blute will ich den Schimpf abwaſchen! ſchlich William Douglas auf ſeinen Platz.

Dem geraden, ſchlichten, gutmüthigen Sinne Alexander Ramſay's mißfiel das Benehmen des Ritters von Liddesdale ungemein. Sie waren bis dahin Freunde, ſelbſt Waffenbrüder geweſen, und er hatte, wenn man Jenen obwohl tapfer, doch falſch und hinterliſtig nannte, ihn ſtets in Schutz genommen, heute lag ihm daran ihm öffentlich zu verſtehen zu geben, daß ſein Betragen zu tadeln ſei. So wie Lord William aus dem Sattel ſtürzte, erſchien Ramſay auf der Arena. Er ritt zu dem Wappenſchilde des Ritters und ſtieß mit der Lanze darnach. Raſch kehrte Jener auf den Kampfplatz zurück, den er eben verlaſſen hatte.

Alexander, Du willſt mit mir kämpfen? fragte der Ritter überraſcht.

Warum nicht? entgegnete Jener finſter. Kämpfteſt Du doch gegen Deinen Neffen und Mündel.

Zwei Rennen geſchahen, zwei Lanzen ſplitterten, im dritten glitſchte Ramſay's Speer von der Bruſt des Ritters, er traf die Fugen der Armſchienen, der Ritter war verwundet und kampfunfähig.

Es iſt nicht gut daß wir uns in den Weg treten, Alexander! ſagte der Verwundete mit zweideutigem Lächeln zu dem Gegner. Hüten wir uns vor dem zweitenmale!

Ramſay beſiegte jetzt noch zwei Gegner. Er wäre mithin der geweſen, der das Beſte gethan, als auf einmal der Graf von Salisbury die Bühne verließ, und in wenig Augenblicken heranſprengend mit eingelegter Lanze ſo ſtark nach Jenes Wappenſchilde ſtieß, daß es krachend zur Erde fiel. Zornig wandte Ramſay ſein Pferd, und bald waren beide Kämpfer aneinander.

Mehrere Rennen geſchahen, ehe ſich der Sieg entſchied, endlich ſtürzte das Pferd Sir Alexanders, und er galt für beſiegt. —

Stolz ſah jetzt der engliſche Graf im Kreiſe umher. Sein Aeußeres war ungemein imponirend. Auf ſeinem Schilde funkelte eine Sonne. Der Schönſten auf der ganzen Inſel! war die Umſchrift.

Iſt Niemand mehr, der mir eine Lanze ſchenkt? rief er mit ſtarker Stimme.

In dieſem Augenblicke ritt der Graf von March in die Schranken. Ohne das Schild des Gegners zu berühren, grüßte er dieſen mit der Lanze, und ritt an das Ende der Kampfbahn. Sein Erſcheinen erregte große Aufmerkſamkeit. Er trug die Farben von Schottland, und auf ſeinem Schilde war die Figur eines weiblichen Weſens gemalt, das eine blühende Diſtel (das ſchottiſche Emblem) in der Hand hatte. Das Wort: Scotia, war über dem Haupte des Bildes zu leſen. Was aber am meiſten das allgemeine Intereſſe in Anſpruch nahm, war der Umſtand, daß das Bild der Dame auf's Täuſchendſte dem Portrait von — Agnes Murray gleich kam. So wie man dies bemerkt hatte, durchlief ein lebhaftes Geflüſter die ganze Verſammlung. —

Auf einen Trompetenſtoß begann das Rennen; beide Gegner ſaßen unerſchütterlich; ihre Lanzen glitſchten an den Bruſtharniſchen ab. — Nach einer Pauſe von wenigen Minuten ſchmetterten die Trompeten auf's Neue. Bei dieſem Gange zielte der Graf von Salisbury auf den Helm des Gegners. Hätte ſein Stoß getroffen, ſo würde ihm der Graf von March nicht haben widerſtehen können; aber letzterer wich mit einer leichten Wendung dem Stoße aus, und richtete ſeinen Speer gerade auf des Gegners Bruſt. Dieſer Stoß ward ſo kraftvoll geführt, daß Mann und Roß, umhüllt von einer Staubwolke, zu Boden ſtürzten. Kaum war dies geſchehen, als der Graf von March bemerkte, daß ſein Gegner ſich unter dem Roſſe hervorzuarbeiten ſuche, raſch ſprang er vom Pferde, er riß den Dolch aus dem Gürtel, und indem er dieſen dem Gegner an die Kehle ſetzte rief er laut: Bekenne, daß die Dame für die ich ſtreite ſchöner iſt, als die, für welche Du kämpfeſt, oder Du biſt des Todes!

Graf Salisbury ſchwieg einen Augenblick, dann rief er laut: Nennſt Du Schottland Deine Dame, ſo ſage ich: Nein! meinſt Du aber Agnes Murray, ſo ſage ich Dir, daß ich ſie für die Schönſte der Schönen halte; ſie iſt es gleichfalls für welche ich kämpfe.

So wie Salisbury geſprochen hatte, ſtieß der Graf von March ſogleich, ohne ein Wort zu ſprechen, den Dolch in die Scheide, und reichte dem Gegner die Hand um ihm aufzuhelfen. Dieſe Handlung der Kourtoiſie erhielt von Seiten der Schotten, die kecke Antwort Salisburys von der der Engländer, vielen Beifall. Bei alledem konnten es die letztern nicht verſchmerzen, daß einer ihrer Landsleute, und zwar einer der ausgezeichnetſten Kämpfer, gegen einen Schotten den Kürzern gezogen hatte. Drei Engländer, die Barone von Nottingham, de Vere und der Lord Koningham ritten nach einander in die Schranken. Der Graf von March beſiegte Einen nach dem Andern; der letzte ward leblos vom Platze getragen.

Da ſich Niemand mehr in den Schranken einfand, ſo traten die Kampfrichter zuſammen, und erklärten endlich nach längerer Berathung, daß dem Grafen von March die Ehre des Tages und der Preis gebühre. Auf dieſen Ausſpruch erhob ſich der Graf von Derby.

Ihr habt gehört, ſagte er zu dem Grafen von March, welcher zufolge einer Aufforderung der Kampfrichter auf die Tribune ſchritt, daß Euch der Preis zuſteht. Habt nun die Güte und führt die Dame, welche Ihr zur Königin des Feſtes ernennt, auf den für ſie beſtimmten Platz.

Der Graf verließ die Schranken und erſchien auf der Tribune. Ruhig ging er auf Agnes zu, welche hoch erröthend aufſtand.

Wie? ſagte ſie verlegen, als er ſie einlud den Thron einzunehmen; Ihr wolltet nicht mein Ritter ſein, und ich ſoll Euch jenen Platz verdanken?

Ihr verdankt ihn der Natur, Gräfin; erwiderte March ruhig und einfach; es iſt nur meine Hand, die der Zufall beſtimmte Euch dahin zu geleiten.

Heftig kehrte ſich Agnes von ihm ab, und ging von March gefolgt nach dem Thronſeſſel.

Die Herolde riefen nun die Preisgewinner auf und der engliſche Ritter, der die Prachtrüſtung gewonnen, ſo wie Alexander Ramſay, der den Gewinn des zweiten Tages, den goldenen Lorbeerkranz, davongetragen hatte, nahmen ihre Schätze in Empfang. Jetzt trat auch March hinzu, und kniete auf den Stufen des Thrones nieder. Agnes überreichte ihm das mit Smaragden beſetzte Herz. Aller Augen ſahen auf das Paar. Es verdiente die Aufmerkſamkeit der Verſammlung.

Welch' ſchöner Mann! Er hat ſo viel Ritterliches, Hohes in ſeinem Weſen; flüſterte eine engliſche Dame ihrer Nachbarin zu.

Gebt Acht! antwortete dieſe. Er wird jetzt eine zierliche Rede halten, auf das Hoffnungsgrün der Smaragden anſpielen. —

Ja, und einen Kuß begehren! vollendete die Erſte. — Hm! Die Schottin wird ſich nicht übertrieben ſträuben, oder lange bitten laſſen.

Die Damen hatten ſich indeß geirrt. Trotz dem daß die ganze Verſammlung die Umarmung, zu der March durch die Turnierbedingungen berechtigt war, erwartete, ereignete ſich nichts dergleichen. Ruhig erhob ſich der Graf von ſeinem Platze.

Erlaubt, Mylady, ſagte er, nachdem er Agnes die Hand geküßt, daß ich Euch nach Eurem Platze geleite.

Raſch ſtand Agnes auf, ſie reichte ihm kaum die Fingerſpitzen, und verfügte ſich ſchnell zu ihrem Sitze.

Der Menſch iſt von Stein oder von Holz! ſagte die Engländerin, die an der zu erwartenden Umarmung ſo viel Theilnahme gezeigt, indem ſie die Achſeln zuckte.

Er iſt ein Klotz aus hübſchem Holze geſchnitzt! entgegnete die Nachbarin. Uebrigens gönne ich der Schottin die Vernachläſſigung. — Ich weiß auch gar nicht, was die Männer an ihr finden! ſetzte ſie mit höhniſch emporgezogener Oberlippe hinzu. Sie iſt nicht ſchief, nicht bucklig, nicht runzelig, das iſt Alles. Augen, Naſe, Mund, Alles wie bei Andern, die auch mit den ihrigen zufrieden ſein können. Und die Hautfarbe! wie nur dieſe Jemand hübſch finden kann, iſt mir unbegreiflich! Seht ihr einmal auf den Nacken; ſchimmert dort die Haut nicht ganz gelblich? Und die Oberlippe betrachtet jetzt genau; Ihr ſehet feine Härchen darauf. Das wird immer ſchlimmer, und in fünf bis ſechs Jahren hat ſie einen Bart, daß es eine wahre Schande und Spektakel iſt. Sie darf ſich dann gar nicht mehr ſehen laſſen; aber es geſchieht ihr ſchon recht, wegen all' der Hoffarth und dem Stolze und ich wünſchte es wüchſe ihr ein Bart ſo lang wie mein Finger, und Federn und Vogelklauen obendrein. — —

Mit dieſen chriſtlichen Wünſchen tröſteten ſich die beiden Damen über den thörichten Geſchmack der Männer, und jetzt verkündigten die Herolde daß das Kampfſpiel beendigt ſei.

Während aber Agnes die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer und Theilnehmer der höhern Klaſſen der Geſellſchaft in ſo ausgezeichnetem Grade erregte, war dies mit Elsbeth Chriſtie in den niedern Regionen nicht minder der Fall. Ihre Schickſale waren durch ihre Mitdienerſchaft bekannt geworden, und ſie war dadurch ein Gegenſtand des Intereſſes für die Frauen; für die Männer war ſie es jedoch noch aus andern Gründen. Ihre Züge waren nicht unſchön, ihre Figur hatte etwas Aetheriſches, am anziehendſten aber war der Blick ihres melancholiſchen Auges. Vor allen waren dieſe Vorzüge auf einen jungen Knappen im Dienſte des Grafen von Salisbury nicht ohne Eindruck geblieben, er begleitete Elsbeth wie ihr Schatten, und er war der Einzige, an welchen das ſchweigſame, ſchwermüthige Mädchen zuweilen einige Worte richtete. Dieſe Worte waren indeß, wie gewöhnlich Alles was aus Elsbeths Munde kam, nur einzelne Sylben; nur ein einzigesmal hörte John Copland — ſo hieß der junge Mann — eine längere Phraſe von ihr. Er lobte nämlich die Reize ihrer Gebieterin, er wiederholte dabei die Worte, die er aus dem Munde ſeines Herrn vernommen, und indem er ſagte: daß der Graf von Salisbury ſich Hoffnung mache den höchſten Gegenſtand ſeiner Wünſche, die Hand der Gräfin zu erlangen, fragte er Elsbeth, ob ſie ihrer Herrin ſehr ergeben ſei. Das Mädchen ſchaute dem jungen Manne bei dieſen Worten mit einem lebhaften, faſt wilden Blicke in's Geſicht. Glaubt Ihr, ſagte ſie dann, daß ich im Stande wäre zu vergeſſen, daß die Hand, die Euer Herr für das höchſte Gut hält, die Sehne ſpannte, von welcher der tödtliche Pfeil in die Bruſt meines Vaters geſchleudert wurde! während ſie dieſe Worte ausrief, hatte eine fliegende Röthe das Geſicht des Mädchens überzogen. So wie ſie geendigt hatte, machte ſolche der gewöhnlichen Marmorbläſſe Platz, und ihre Züge nahmen wieder den gewöhnlichen ſteinernen, büſtenähnlichen Ausdruck an. —

Am andern Morgen des folgenden Tages befand ſich Agnes in dem Zimmer des Vaters, und mit letzterem in lebhaftem Geſpräch. Lord Murray ſchien ſehr mißmuthig, ſeine Stirn war gerunzelter als je. Mit den Händen auf dem Rücken ging er gebeugten Hauptes im Zimmer auf und ab, und blieb endlich vor Agnes ſtehn, die eben eine lebhafte Rede geendigt hatte.

Geſchwätz Alles was Du ſagſt, und von jeher über dieſen Gegenſtand geſagt haſt, rief er aus. Heirathe

Salisbury oder weiſe ihn ab, wähle Ramſay, Douglas, oder keinen von ihnen, mir Alles eins, aber das verlange ich, daß Du ein Ende machſt. Dir mag es vielleicht gefallen mit einem Gefolge von Bewerbern Staat zu treiben, aber ich habe dies Weſen herzlich ſatt. Nichts als Unannehmlichkeiten ſind mir aus dieſen Bewerbungen erwachſen, Feindſeligkeiten aller Art ſah ich daraus entſtehen. Wie war es geſtern! Welches Schauſpiel, den Ritter von Liddesdale, den Oheim, im Kampfe gegen den Neffen, Deine Farben im Staube zu ſehen! Auch Alexander und der Ritter ſind Feinde geworden, und dies Alles wurde durch Deinen Leichtſinn veranlaßt. Heute hält Salisbury um Dich an; Gott weiß wie dies die Andern erfahren haben, und nun kommt Einer nach dem Andern und erneuert ſeine Anträge, ja es findet ſich außerdem noch Jemand ein, von dem ich es am wenigſten erwartet hätte. —

Noch Jemand? fragte Agnes mehr neugierig als von des Vaters Strafpredigt gebeugt.

Ja, Jemand den ich viel zu hochachte, um ihn zum Spielwerk Deiner Launen dienen zu laſſen, ſelbſt wenn er es wollte, rief immer aufgebrachter der Vater. Ich nenne ihn Dir nicht einmal; Du würdeſt gewiß an ihm allerhand auszuſetzen finden, wie Du an Allen etwas auszuſetzen haſt.

Ihr vergeßt, lieber Vater, daß bisher an Allen etwas auszuſetzen war! fiel Agnes ein.

Ei freilich! rief der Vater ärgerlich. William Douglas war fade und ein Schwächling — dennoch haſt Du ihm, gleichſam als ob Du Dich mit ihm lächerlich zu machen gedächteſt, wenn es auch nur geſchah um ihn durch den Erfolg zu demüthigen, aus Uebermuth Deine Farben zu tragen erlaubt — Alexander hat keinen feſten Willen, iſt zu weich, zu nachgiebig — ein ſonſt von den Frauen ſelten gerügter Fehler. — William Ramſay — der arme Narr wird wohl keine Frau mehr verlangen — iſt einfältig, der Ritter von Liddesdale grauſam und falſch, und Salisbury endlich hochfahrend, eitel, anmaßend, und Gott weiß was ſonſt noch.

Vater! ſagte Agnes, indem ſie freundlich die weiße runde Hand, auf die rauhe runzelige des Vaters legte. Würdet Ihr auf Euer Ritterwort verſichern können, daß ich Einem von Allen damit Unrecht thue? Könnt Ihr dies von Einem ſagen, ſo will ich dieſen heirathen.

Mir alles eins! rief Murray, indem er unmuthig die Hand wegzog, und ſein Auf- und Abwandeln fortſetzte. Heirathe, oder heirathe nicht! Die öffentlichen Angelegenheiten erfordern all' meine Aufmerkſamkeit, ich denke zuerſt an dieſe, an die meiner Familie zuletzt; das aber fordere ich, daß Du Dich rund und nett gegen Deine Bewerber ausſprichſt, daß Du wählſt oder ſie ſämmtlich fortſchickſt. Ja, Agnes, dies will, dies verlange ich, und es wird heute, in einer Stunde noch geſchehen; ich habe mein Wort darauf verpfändet.

Wie mein Vater? was ſagt Ihr? rief Agnes ein wenig erſchrocken.

Es iſt durchsaus nothwendig, daß es geſchehe! ſprach Murray verdrießlich. Salisbury hielt um Dich an, und gab mir zu verſtehen, daß von Deiner Antwort die Verlängerung des Waffenſtillſtandes, vielleicht der Friede, den er zu vermitteln gedenke, abhängen könnte; der Ritter von Liddesdale drang auf Antwort, er ließ für den Fall daß Du Salisbury wählteſt, den Abfall der ſämmtlichen ſo mächtigen Douglas durchblicken. —

Und was, mein Vater, habt Ihr geantwortet? fragte Agnes raſch.

Was Thomas Murray's würdig war, erwiderte der alte Lord mit Stolz. Ich gab den Lords zu verſtehen, daß ich nicht der Mann ſei, der ſeinen eignen Vortheil oder Nachtheil in Betracht zöge und mit dem des Landes vermenge, noch ſich überhaupt Bedingungen machen laſſe; ich erklärte, daß Du allein über Deine Hand zu verfügen hätteſt, daß wenn Deine Wahl eine würdige ſei, ich nicht an Folgen, wie ſie auch ſein möchten, denken würde, daß Deine Bewerber aber binnen einer Stunde in meiner und Aller Gegenwart aus Deinem Munde die Antwort hören ſollten. — Ich habe dies gethan, damit ich weiß, was ich mir von Dieſem und von Jenem zu verſehen habe — und, glaube mir, die Folgen Deiner Thorheit werden ſich bald ſpüren laſſen — zuſammenberufen aber habe ich ſie darum, damit ſie ſich überzeugen können, daß Du Herrin Deiner Hand biſt und eine freie Wahl treffen kannſt, zugleich aber ſie daraus ſehen mögen, daß der alte Murray Niemanden ſo hoch ſtellt, um ſeinetwegen zu Liſt oder Ränken ſeine Zuflucht zu nehmen.

Nichts weniger als dies habe ich von meinem Vater erwartet! rief Agnes, als der Alte geendet hatte, indem ſie ſeine große, knochige Hand an die Lippen drückte. Glaubt mir, Vater, ich würde auch ohne beſondere Liebe den von meinen Bewerbern wählen, von dem ich vorausſetzen könnte, daß es Euch Freude machte; aber achten muß ich meinen Gatten können, er muß ein Mann ſein wie ich mir einen ſolchen denke. Ein ſolcher Mann aber iſt mir bis jetzt nur einmal vorgekommen, und dieſer hat nicht um mich geworben. Ich werde deßhalb meine Bewerber ſämmtlich zurückweiſen.

Thue was Du willſt, ſprach verdrüßlich der Lord, aber verfüge Dich in einer Stunde in die untere Halle. — Agnes verließ das Zimmer.

Nach Verlauf der angegebenen Zeit fanden ſich Alexander Ramſay — William lag todtkrank darnieder — der Ritter von Liddesdale, Lord William Douglas, ſo wie der Graf von Salisbury bei Lord Murray ein. Salisbury blickte hochmüthig auf ſeine Mitbewerber, und obwohl der alte Lord eben nicht ausſah, als ob er ihm frohe Botſchaft von Agneſen mitzutheilen hätte, ſo lag doch ſo viel Zuverſicht auf dem Antlitz des Grafen ausgeſprochen, daß man den Glauben, eine günſtige Antwort könne nicht fehlen, in deutlichen Zügen darin leſen konnte. Die Freier betrachteten einander lange Zeit mit ziemlich feindſeligen Blicken, eine Unterredung welche Lord Murray einzuleiten ſuchte, und welche Krieg und Frieden zum Gegenſtande hatte, kam bald ins Stocken; Salisbury allein war am geſprächigſten, als er wie zufällig durchblicken ließ, daß die Entſchlüſſe König Eduards mehr oder minder auf ſeinem und ſeiner Freunde Einfluß beruhten. Endlich trat Agnes ins Zimmer. Sie erröthete über und über als ſie auf die Anweſenden blickte, doch ſuchte ſie ſich ſogleich zu faſſen. Lord Murray ergriff das Wort.

Ihr Herren, ſagte er, ich hätte mich leicht gegen jeden Einzelnen von Euch im Geheim ausſprechen, Euch auf dieſe Weiſe den Beſchluß, den meine Tochter in Beziehung auf Eure ehrenvolle Bewerbung gefaßt hat, mittheilen können, ich habe es aus folgenden Gründen nicht gethan. Fürs Erſte war ich entſchloſſen der Wahl meiner Tochter, vorausgeſetzt daß ſie auf einen würdigen Mann fiele, nicht nur niemals Zwang anzuthun, ſondern auch ſelbſt nicht durch Vorſtellungen darauf einzuwirken. Zweitens ſchätze ich Jeden von Euch zu hoch, als daß ich nicht wünſchen ſollte, daß meine Agnes Einen unter Euch zu ihrem Gemahl wähle. Hier ſteht meine Tochter. Sie kennt meine Geſinnungen und ich fordere ſie auf mir ungeſcheut zu widerſprechen, wenn es nicht ſo iſt wie ich geſagt.

Es bedarf wohl kaum einer ſolchen Verſicherung, mein Vater! erwiderte Agnes die Hand des Alten ergreifend. Die Mehrzahl der edlen Bewerber kennt ohnehin Eure Meinung, die ich indeß zum Ueberfluß, gern und dankbar beſtätige.

Wohlan! fiel der Graf ein. Ich habe Dir geſagt, daß Du Dich heut' erklären müßteſt, und wenn auch einer der Lords die um Deine Hand geworben, ſich nicht eingeſtellt — vielleicht weil er ſeine Bewerbung aufgab — ſo iſt es doch Zeit, daß die Anweſenden Deinen Entſchluß erfahren; ſprich deßhalb Deine Meinung aus.

Mein Vater befiehlt es, edle Herren, ſagte Agnes mit ſtockender Stimme, hocherröthend, aber nach und nach wieder Muth faſſend, Euch eine entſcheidende Antwort zu ertheilen, und Ihr werdet gewiß einſehen, daß ein Mädchen nur ſelten ſich in ſo großer Verlegenheit befand, wenn ich auch zugeben muß, daß ich ſolche zum Theil verſchuldet habe. Um indeß dieſer peinlichen Lage ein für allemal zu entgehen, hatte ich mich verpflichtet, Euch offen zu erklären, daß bis jetzt kein Mann —

Die Stimme des Mädchens gerieth in dieſem Augenblicke in Stocken. Agnes blickte nach der Thür der Halle, wo der Graf von March ſo eben eingetreten war, ſie vermochte nicht weiter zu reden.

Ihr kommt, Mylord? Schon glaubte ich, Ihr hättet Euren Sinn geändert, und ich wäre der Letzte, der es Euch verdacht hätte, rief ihm Murray entgegen.

Wie? Auch der Graf — Agnes konnte nicht weiter ſprechen.

Eure Tochter ſcheint nicht von meiner Bewerbung unterrichtet? ſagte March zu dem Alten. Habt Ihr nicht mit Ihr deßhalb geſprochen, wie ich Euch bat?

Vergebt Mylord! erwiderte Lord Murray in einiger Verlegenheit. Ich unterließ es im Aerger über die Unentſchloſſenheit meines Mädchens. Daß ich es thun wollte, dafür bürgt Euch meine Einladung.

So erlaubt Lady — hob der Graf zu Agnes gewendet an.

Wie Mylord? unterbrach ihn dieſe etwas gereizt. Ihr glaubtet früher an mich kein Wort richten zu müſſen?

Ich meinte, ein ſolches gehörte zuerſt Eurem Vater! erwiderte der Graf von March einfach. Zudem, Gräfin, bin ich kein Frauendiener. So etwas liegt nicht in meinem Weſen; ich würde Euch, hätte ich früher eine ſolche Rolle zu übernehmen getrachtet, gewiß nur in einem um ſo unvortheilhaftern Lichte erſchienen ſein. Mein Sinn iſt einfach wie meine Rede. Ich kannte Euch längſt und achtete Euch hoch, ehe ich Euch zu lieben begann; aber auch heute würde ich dieſer Neigung nicht Raum geben, ich würde ſie männlich unterdrucken, wenn ich mir nicht aus Ueberzeugung ſagen könnte, daß ich in Euch eine würdige Gattin,. eine Hausfrau, die ich hoch zu Ehren im Stande wäre, erhalten würde. Dies aber würde ich thun, und Euch werth halten als mein geliebtes Weib, ſo lieb mir der Name eines ehrlichen Mannes iſt.

So wie der Graf geendet hatte, trat er ruhig an die Seite Alexander Ramſay's. Höhniſch lächelte Salisbury Freilich ſtach die ungeſchmückte einfache Rede des Lord March ſehr von der zierlichen Hofſprache ab, die er ſelbſt ſich in ſo hohem Grade eigen gemacht.

Während dieſes Momentes allgemeinen Schweigens ſah Agnes ſtill und ſtumm vor ſich hin, ſchnell überfliegende Röthe wechſelte mit Bläſſe, es ſchien in ihrer Seele ein eigenthumlicher Entſchluß mit widerſtrebenden Gefühlen zu kampfen.

Nun Agnes! Sprich; zaudre nicht länger, rief der alte Lord.

Wohlan, Ihr Herren, ich will ganz offen zu Euch reden! ſagte Agnes endlich mit entſchiedenem Tone.

Verſchiedene Männer thaten mir bis jetzt die Ehre an um meine Hand zu werben; ich fühlte für keinen etwas: zum Theil waren ſie ſelbſt, zum Theil eine mädchenhafte Grille ſchuld daran. Der Mann, der einſt mein Gatte werden ſollte, meinte ich, müſſe in jeder Hinſicht männlichen Sinnes ſein, kräftig, feſt, unbeugſam von Willen, offen und kühn im Handeln, zugleich der Freund und der Herr ſeines Weibes. Bei Allen die ſich bisher um meine Hand bewarben, war dies mehr oder minder nicht der Fall; ſie ſchmeichelten mir ſtets, ſetzten bei dem Mädchen das ſeine Mutter früh verlor, und, unter Männern großgewachſen, vielleicht mit Unrecht männlichen Neigungen und Beſchäftigungen folgte, ſo viel kindiſchen Sinn voraus, daß ſie meinten es glaube, ſie könnten dieſe Neigungen einem Weibe angemeſſen finden; ja ſie beſtärkten mich noch in dieſen Launen, deren Ausbrüche ich oft zum Scheine übertrieb, um jene Bewunderer, die ſich in der Ehe ganz anders darüber geäußert haben würden, zu prüfen. — Nur Einer unter Allen that das Gegentheil. Er allein hat mir nie geſchmeichelt, nie über die unbedeutenden Vorzüge meines Aeußern ſchöne Worte hören laſſen, nie meinen Launen gefröhnt, vielmehr ſolche als unweiblich getadelt, darum habe ich ihn hoch und immer höher geachtet, darum denke ich ihn als ſeine Gattin lieben zu lernen und als Hausfrau ihm gehorſam zu ſein. —

Dies aber, Graf von March, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihm die Hand reichte, verſpreche ich Euch Angeſichts dieſer Herren.

Während der Graf die Hand der Braut mit größerer Lebendigkeit und ſichtbarer Empfindung als ſonſt an ihm gewöhnlich wahrzunehmen war, an ſeine Lippen drückte, ſtand die ganze Verſammlung lautlos, und auf den Geſichtern der Einzelnen malten ſich ihre innerſten Empfindungen. Der Ritter von Liddesdale brach zuerſt das Schweigen.

Ich wünſche Euch Glück, Gräfin! ſagte er mit gerunzelter Stirn. Meine Theilnahme an demſelben aber würde noch größer ſein, wenn Ihr uns Euren Entſchluß früher mitgetheilt hättet. — Erlaubt, Mylord von Murray und Ihr Gräfin, daß ich mich jetzt beurlaube; ich kehre noch heute nach Schottland zurück.

Scheidet nicht im Zorn, Ritter! ſagte Agnes, freundlich ihm zum Abſchiede die Hand reichend. Wollet Ihr den Wunſch einer Freundin mit auf den Weg nehmen, ſo bitte ich Euch, gehet über Dalkeith und grüßt mir herzlich Katharina Grahame. — Verſprecht mir dies zu thun!

Der Ritter verbeugte ſich und ſagte mit etwas freundlichern Tone: Ich hatte dieſen Entſchluß ſchon gefaßt und werde Euren Auftrag ausrichten.

So wie er dieſes geſprochen hatte, verließ er das

Zimmer, ihm folgte nach wenigen unbedeutenden Abſchiedsworten Lord William Douglas. Der Graf von Salisbury trat jetzt zu Lord Murray.

Mylord! ſagte er mit Eiſeskälte. Ich war beauftragt über den Abſchluß einer Waffenſtillſtandsverlängerung, und demnächſt ſpäter über einen möglichen Frieden mit Euch zu unterhandeln, heute erhielt indeß der Graf von Derby die Nachricht, daß zwanzig Mann von Eurer Reiterei über den Tweed geſetzt ſind und allerlei Unfug verübt haben. Ich bin ermächtigt dies als einen Bruch des Waffenſtillſtands zu erklären, und den letztern nach Ablauf von drei Tagen aufzuheben. — Ihr werdet dieſe Erklärung noch heute ſchriftlich empfangen.

Mylord von Salisbury! erwiderte Lord Murray auffahrend, und indem er den Sprechenden mit den tief liegenden, von grauen Braunen überſchatteten Augen ſtarr anſah. Wer Euch die Meldung von jener Unterbrechung auch gemacht haben mag, ſagt ihm: er habe gelogen. Kein Schotte überſchreitet ohne mein Wiſſen den Tweed. Wäre es geſchehen, ſo hättet Ihr mit der Nachricht davon, auch die, daß Kameron von Invernahyle, der die Vorhut befehligt, die Köpfe der Friedensbrecher auf eben ſo viele Pfähle pflanzen laſſen, empfangen. — Uebrigens nehme ich die Aufkündigung des Waffenſtillſtands als empfangen an und verlaſſe mit meinen Schotten Berwick binnen drei Stunden.

Salisbury verbeugte ſich ſtolz gegen Murray und die Andern, warf einen Blick voll Wuth auf Agnes und verließ das Zimmer.

Da geht er hin der Stolze, Eigenſüchtige, die Rache im Herzen und nun ſchlägt das Kriegsfeuer über das unglückliche Land wieder in voller Lohe zuſammen! ſagte Murray düſter, als Jener das Zimmer verlaſſen hatte. Hätte ich doch keinen Fuß nach Berwick geſetzt.

Zürnt mir nicht, Vater! ſprach Agnes freundlich und ſchmeichelnd.

Ich würde Dir zürnen, wenn Du ihn gewählt hätteſt! erwiderte der Alte im vorigen Tone. Hätteſt Du aber dem Grafen March früher die Hand gereicht —

Ehe er ſie verlangte? ſprach Agnes lächelnd, das wäre doch ein wenig ſonderbar geweſen.

Geht, Mühmchen, geht! Ihr habt es längſt geahnt, daß er Euch liebt, rief Alexander Ramſay. Ich ſollte Euch auch etwas zürnen, daß Ihr uns eine Rolle ſpielen ließet, in der ich mich ſo wenig vortheilhaft, wie die Andern ausnahm, und ich gedenke mich im Ernſte auch zu rächen. Ich werde ſchon eine Gelegenheit auffinden, Euch zu beweiſen wie gut es der arme Alexander Ramſay, den Ihr ſo ſchnöde fortgeſchickt, immer mit Euch gemeint.

Hat Agnes einen Anbeter in Euch verloren, ſo hat ſie doch den wackern redlichen Freund behalten! ſprach

March den Vorigen in die Arme ſchließend, aber Ramſay entwand ſich dieſen in ſcherzhafter Entrüſtung und meinte, daß er gegen eine ſolche Friedensvermittlung, bei der er allzuſehr den Kürzern ziehe, proteſtiren müſſe.

Noch vor Ablauf der von ihm angegebenen Zeit verließ Murray mit ſeinen Schotten Berwick. Sein Abſchiedsbeſuch bei dem Grafen von Derby war ſchnell abgethan; man war höflich aber kalt. Auch die übrigen Engländer benahmen ſich ſo, vielleicht machte nur ein junger Knappe eine Ausnahme; es war jener John Copland, welcher ſich am Turnier ſo lebhaft für Elsbeth Chriſtie intereſſirt hatte. Agnes ſah ihn in dem Augenblicke als ſie aufs Pferd ſtieg, aus einem Hinterpförtchen der Herberge ſchlüpfen. Da ſie an ſeiner Mütze ein Band zu erblicken glaubte, welches ſie Elsbeth früher geſchenkt, ſo hatte dieſe allerhand Neckereien von Seiten ihrer Herrin zu leiden. Elsbeth nahm ſolche kalt und ſchweigend hin, ohne ſich mit einem Worte zu vertheidigen. — — —

Kaum war Lord Murray zu Karrickkaſtle angekommen, als nach dem Wunſche des Grafen von March Anſtalten zu ſeiner Verbindung mit Agnes getroffen wurden. Dieſe ward bald darauf in aller Stille vollzogen. Die Gewißheit des wieder ausbrechenden Krieges gebot Eile. Wirklich vernahm man auch, daß die Engländer Anſtalt machten, mit einem mächtigen Heere über die Gränze zu gehen. Lord Murray traf alle Anſtalten ſie tapfer zu empfangen. Auch er ſammelte eine bedeutende Armee, und ſtellte ſich in Perſon an deren Spitze. Unter ihm befehligten der Graf von March und ſein Vetter Andreas Murray von Bothwell. Sir Alexander Ramſay erhielt das Kommando einer Schaar junger Schotten, die eine Art Freikorps bildeten, welches wegen der Beliebtheit ſeines Anführers einen großen Zulauf hatte. Da Murray von allen Seiten Nachricht erhielt, daß das Heer der Engländer ungemein zahlreich ſei, ſo zog er alle Beſatzungen der feſten Schlöſſer an ſich, und ließ in dieſen nur ſo viel Vertheidiger als nöthig, um ſie gegen einen Handſtreich zu ſchützen. Manche derſelben, und gerade ſolche die in verſchiedener Hinſicht von Wichtigkeit waren, lagen freilich ſo, daß man ſie nur nur im Falle der höchſten Noth von Vertheidigern entblößen durfte; hier galt indeß nicht langes Wählen, der Nothfall war eingetreten, und das Heer mußte verſtärkt werden, wenn man nicht bloß vertheidigungsweiſe verfahren wollte. Eines der bedeutendſten feſten Schlöſſer war Dunbar. Es gehörte dem Grafen von March. Zwar lag es ziemlich von der Operationsbaſis des Feindes entfernt, ein Angriff, oder vielmehr eine Belagerung, denn ohne eine ſolche konnte es nicht genommen werden, war nicht zu vermuthen, aber es war in ſehr verſchiedener Hinſicht von Wichtigkeit. Es lag auf einer Landzunge an der See, und konnte, wenn ſich der Krieg in jene Gegend zog, ein bedeutender Stützpunkt für einen Flügel des ſchottiſchen Heeres werden. Vermöge der Lage konnte es zum Ausſchiffungs- und Aufbewahrungspunkt von Proviant dienen; die ungeheuren Gewölbe des Schloſſes hatten Raum für die Lebensmittel eines ganzen Heeres. Was aber die Wichtigkeit des Beſitzes noch vermehrte, war, daß zu Dunbar, als dem feſteſten der Schlöſſer des Grafen March, alle ihm gehörigen Koſtbarkeiten und Schätze aufbewahrt wurden. Aus allen dieſen Gründen hielt der Graf eine, wenn auch kaum ausreichende, doch nicht ganz unbedeutende Beſatzung in der Feſte. Jetzt handelte es ſich noch um einen treuen und unerſchrockenen Befehlshaber. Die letztere Eigenſchaft war in jener Zeit indeß häufiger als die erſte aufzufinden. Man hatte in den Kriegen unter Bruce Beiſpiele des ſchändlichſten Abfalls erlebt, Perſonen von Rang hatten ſich dergleichen zu Schulden kommen laſſen, und es gab viele Leute, die insgeheim mit den „enterbten Lords“ in Verbindung ſtanden. Kaum kam zwiſchen Murray und March der Punkt, wer den Befehl zu Dunbar übernehmen ſollte, zur Berathung, kaum hatte letzterer die Schwierigkeit einer ſolchen Wahl erwähnt, als Agnes, welche dabei zugegen war, mit Lebhaftigkeit das Wort nahm.

Was bedarf es da eines langen Berathens? rief ſie aus. Laß mich den Befehl übernehmen und ich ſtehe Dir dafür, eher ſoll die Feſte von ihrem Felſen ins Meer ſtürzen, als in die Hand des Feindes fallen. — Du lächelſt? — Du ſchüttelſt den Kopf? — Hat meine Tante Chriſtine Bruce, die Gemahlin Sir Andreas Murrays, die Schweſter des tapfern Königs Robert nicht Schloß Kildrummie wie ein Mann vertheidigt? — Was die hochbetagte Frau gekonnt, ſollte ich nicht können? Haben wir die Fälle, daß Frauen in dieſer Zeit der Noth feſte Schlöſſer vertheidigten, nicht mehrmals geſehen, ja iſt es nicht vorgekommen, daß ſie an der Seite ihres Gatten auf dem Schlachtfelde mitfochten? Was *die beſte* von ihnen gewagt hat, das wage ich auch.

Gewiß! ſagte March. Ich zweifle nicht daran, aber ich darf Dich keiner Gefahr ausſetzen.

Gefahr? rief Agnes eifrig. Wo gäbe es einen Ort jetzt in Schottland wo nicht Gefahr wäre? Wo willſt Du mich hinſenden? Auf die Schlöſſer meines Vaters, nach Karrickkaſtle, nach Ellandowan? Wer ſteht Dir dafür, daß der Feind nicht dorthin kommt? Sie ſind weniger feſt wie Dunbar, und dort gehöre ich hin, dort iſt jetzt meine Heimath. — Ich bitte Dich, March, fuhr ſie immer lebhafter fort, übertrage mir den Befehl von Dunbar! Ich habe mich durch unnatürlichen Hang zu männlichen Beſchäftigungen falſchen Beurtheilungen ausgeſetzt, auch Du haſt mich deßhalb getadelt, verſage mir nicht die einzige Gelegenheit zu zeigen, daß der Eigenſinn, die unbändige Laune, die mich oft unnütz in Gefahr gebracht, ſich bei Gefahren, die aus höhern Veranlaſſungen entſpringen, nicht in Kleinmuth verwandelt haben.

Der Graf von March ſträubte ſich noch, aber Murray ergriff das Wort.

Laßt ſie! ſagte er ernſt. Laßt ſie gewähren. Sendet ſie nach Dunbar. Zeigt ſich kein Feind dort, deſto beſſer; wird das Schloß belagert, ſo wird Agnes zeigen, daß ſie meines Blutes, eine ächte Schottin, und des Namens eine Nichte Robert Bruce's würdig ſei.

Am folgenden Tage ſchon reiſ'te Agnes in Begleitung Elsbeths, und einer kleinen Schaar Reiſiger nach Dunbar ab, und zog noch vor Ende des dritten in die Thore der Feſte ein.

Die mächtige Burg, mit ihren ungeheuren vom Seewind geſchwärzten Mauern und Thürmen lag auf einer Felſenkette, die weit in's Meer hineinragte, und nur einen einzigen Zugang vom Lande hatte. Hier vertheidigte ein koloſſales Thor, rechts und links von zwei Thürmen eingeengt, eine Zugbrücke, die über einen tiefen doch trockenen Graben geſchlagen war, und ſich an einem ungeheuren, nur durch Winden in Bewegung zu ſetzenden eiſernen Fallgatter endigte, den Eingang. Nach der Seeſeite, zwiſchen Klippen, wo das Meer zur Fluth- oder Sturmzeit bis an zwanzig Fuß emportobte, hatte das Schloß ein Ausfallpförtchen, doch konnte man demſelben von der Seeſeite nur bei ganz ſtillem Wetter in Ruderböten nahen, bei unruhigem Meere wäre der kühne Schiffer verloren geweſen; demungeachtet war auch dies Pförtchen mit einem ſtarken Thore und einem eiſernen Rechen verwahrt. Wer das düſtre Schloß mit ſeinen ſtarken Mauern, die ſämmtlich mit Zinnen, als Bruſtwehr für die Vertheidiger, verſehen waren, mit den mächtigen Thürmen, umtoſt auf drei Seiten von der Brandung des Nordmeers, auf den ſchwarzen Klippen liegen ſah, konnte ſich wohl erklären, warum Lord Murray ſo bereitwillig war, eine Frau und ſeine Tochter den Befehl darin übernehmen zu laſſen.

Sobald die Gräfin zu Dunbar angekommen war, eilte ſie das Schloß auf's Beſte in Vertheidigungsſtand ſetzen zu laſſen. Sie beſchleunigte dieſe Vorkehrungen um ſo mehr, als ſie vernahm, daß das engliſche Heer über den Tweed gegangen ſei, und ein Gerücht umlief, daß längs der Meeresküſte ein feindliches Korps heranrücke. Lebensmittel aller Art waren indeß im Schloſſe aufgehäuft worden um im Falle der Noth eine längere Belagerung aushalten zu können, Agnes hatte nur noch für die in der Länge der Zeit vielleicht mangelnden Waffenvorrathe zu ſorgen. Mehrere weite Hallen des Schloſſes wurden deßhalb zu Werkſtätten eingerichtet. Hier ſchnitzte und befiederte man Pfeile, dort behobelte man Lanzen, in andern Theilen des Schloſſes keuchte der Blaſebalg, oder ertönte der Schlag des Hammers. Mitten unter den Arbeitern und zu jeder Zeit des Tages war Agnes zu ſehen. Sie war die Seele des Ganzen, ſie tadelte, ſie lobte, und ihr Lob oder Tadel machte auf die Arbeiter um ſo größern Eindruck, als beides ſtets beſonnen ausgeſprochen, und gegründet war. So wie die Arbeiten ihrem Ende naheten, ſandte ſie einen vertrauten Boten an den Grafen. Er überbrachte ihm einen Brief deſſen inniger zarter Inhalt hätte zweifeln laſſen können, ob die Hand, die den Bogen zu ſpannen verſtand, dieſe Zeilen zu ſchreiben im Stande war. Kaum hatte der Bote die Burg verlaſſen, als die Zugbrücke ſich hinter ihm hob, und das eiſerne Fallgatter herabraſſelte um nun Wochenlang in dieſer Lage zu bleiben, denn ein langer ſchwarzer Zug Kriegsvölker wimmelte längs der Meeresküſte heran. Das Banner St. Georgs wehte in der Mitte der Schaaren, Harniſche und Speere glänzten: jetzt trennten ſich drei Reiter von dem Haufen, und ſprengten über die Landenge nach der Burg. Auf den Befehl der Gräfin riefen die Harſthörner die Beſatzung auf die Mauern, ſie ſelbſt begab ſich auf die Zinne des Thurmes rechts vom Eingang. Einer der fremden Ankömmlinge ſtieß dreimal in die Trompete, ſeine zwei Begleiter hielten ſtill und mit geſchloſſenem Viſir hinter ihm. Die ihnen folgenden Schaaren breiteten ſich indeß am Meeresufer aus.

Für wen ſeid Ihr? rief jetzt ein wachthaltender Wappner von der Thorzinne herab.

Für St. Georg und das fröhliche England! antwortete der Trompeter.

Und was begehrt Ihr? fragte Jener weiter.

Mein Herr, der ſehr mächtige Lord Thomas Montagow, Graf von Salisbury, verlangt mit dem Befehlshaber des Schloſſes zu ſprechen.

Agnes trat jetzt vor.

Wo iſt Euer Lord, und was will er von mir? fragte die Gräfin.

Wie? rief Einer der beiden Ritter, die mit dem Trompeter gekommen waren — es war Salisbury ſelbſt — Ihr, Gräfin, wagt Euch in Kriegsgefahr?

Hier ſchlug er das Viſir auf, und blickte mit Staunen auf Agnes.

Ich bin hier in meinem Hauſe, und ſeid verſichert ich werde dies, ſo wie das Banner meines Gatten, verſich vertheidigen; erwiderte die Gräfin. Habt Ihr ſonſt noch eine Werbung?

Die Erwähnung ihres Gemahls ſchien den Grafen höchſt unangenehm zu berühren.

Allerdings habe ich eine! erwiderte er kurz. Unſer mächtiges Heer iſt über den Tweed gegangen, bald wird es im Herzen von Schottland ſtehen, der Sieg kann uns nicht entgehen, denn die Schotten ſind ohne Heerführer, Euer Vater iſt zu Muſſelburgh am Fieber geſtorben. —

Es iſt nicht wahr! rief Agnes entſetzt.

Es iſt ſo, mein Ritterwort darauf; entgegnete Salisbury. — Wie Ihr leicht denken könnt, iſt von Entſatz keine Rede, Dunbar muß in kurzem in unſere Hand fallen. Aus Achtung für Euch biete ich Euch nebſt der Beſatzung freien Abzug, wenn Ihr uns das Schloß noch heute übergebt. Iſt dies der Fall —

Kein Wort weiter, Graf Salisbury! rief Agnes heftig. — Geht zurück, und beginnt die Belagerung. Nur über den Schutt dieſer feſten Mauern könnt Ihr in Dunbar einziehen.

Das iſt noch die Frage, Gräfin; ſprach kalt der Lord. Eduard Baliol, der Prätendent iſt aus Frankreich gekommen, König Eduard unterſtützt ſeine Anſprüche auf Schottlands Krone, ſchon haben nicht nur die enterbten Lords ſondern der ganze Adel der Gränze ihn als König von Schottland proklamirt, in ſeinem Namen, Gräfin von March, fordere ich Euch auf.

Spart Eure Worte Graf, ſie ſind verloren! unterbrach ihn Agnes.

Wohlan! rief Salisbury mit erhöhter Stimme. So wende ich mich an die Beſatzung. — Ihr; redliche Schotten, die Ihr von Eurem tyranniſchen Adel ſo hart geplagt —

Ihr ſprecht auf Eure Gefahr und wider Kriegsgebrauch zu meinen Leuten! Ich warne Euch, Graf; ſagte heftig die Vorige.

Oeffnet die Thore Euren Befreiern! Pflanzet das Banner Eduard Baliols mit dem verbrüderten Panier Englands auf Eure Mauern. —

Spannet die Bogen, Wappner! rief Agnes im höchſten Zorn. — Lord Thomas Montagow gedenket des Kriegsgebrauchs, und kehrt zurück woher Ihr gekommen.

Wie? Ihr ſeid Schotten? Ihr ſeid benarbte Krieger, und wollet Euch von einem Weibe befehligen laſſen? Ihr habt in Schlachten das Schwert geführt, und wolltet der Spindel gehorchen?

Schießt, meine Treuen! — Schießt auf den Verräther! rief Agnes mit durchdringender Stimme.

Ein Hagel von Pfeilen ſauſte von der Mauer herab. Das Pferd des Grafen bäumte ſich; es war in den

Bug geſchoſſen. Als er es herumwarf um davon zu ſprengen, ſah er mit Schrecken daß der Ritter der ihn begleitet hatte, von einem Pfeil durch's Herz getroffen, todt vom Pferde ſank. —

Das iſt eins von den Liebeszeichen meiner Gräfin! rief Salisbury bitter, indem er das Viſir des Helms mit der Fauſt niederſchlug. Die Liebespfeile der ſchwarzen Agnes dringen durch's Herz!

Wüthend ſprengte er davon, während ihm die Hörnerfanfaren der Beſatzung nachtönten, welche die auf dem Hauptthurme eben erhöhete königliche Standarte von Schottland begrüßten. — — —

Zwei Tage vergingen. In dieſer Zeit ſchlugen die Feinde ihr Lager auf. Am dritten ward die Burg aus Schleudermaſchinen mit großen Steinſtücken beſchoſſen. Die Felſenklumpen ſchlugen einige Dächer durch, und warfen Giebel herab, aber die Zinnen der Thürme und Mauern widerſtanden. Mitten in der Gefahr erſchien die Gräfin auf den Mauern. Während die Steinblöcke in der Luft herumflogen, und rechts und links niederfielen, ſtäubte ſie, gleichſam zum Spott, mit ihrem Schnupftuch einige Stellen der Mauer, wo die Steine niedergefallen waren, ab; ſie wollte damit ſagen, daß die Beſchießung nichts als Staub hervorgebracht hätte. Salisbury, da er ſah daß der Muth der kühnen Frau nicht einzuſchüchtern ſei, befahl den Angriff für jetzt einzuſtellen und die Stoßmaſchinen und auch Sturmdächer, unter deren Schutz man die Mauern untergraben wollte, vorzubereiten. In jener Zeit wo die Kanonen noch nicht im Gebrauch waren, hatte man eine Menge verſchiedener, wenn auch im Ganzen ſehr unvollkommener Zerſtörungswerkzeuge, die zur Feſtungseinnahme gebraucht wurden. Graf Salisbury war in dieſer Art der Kriegsführung nicht unbewandert. Er ließ jetzt mehrere Zerſtörungswerkzeuge konſtruiren, von denen er einen großen Erfolg erwartete. Da er wohl einſah, daß der Widder gegen die ungeheuren Mauern nur wenig ausrichten würde, ſo ließ er ein Sturmdach in Geſtalt eines beweglichen, auf Walzen ruhenden Hauſes erbauen. Sobald der Graben ausgefüllt wäre — und alle Nächte wurde trotz den Pfeilſchüſſen, Balken- und Steinwürfen der Belagerten daran gearbeitet — ſollte auf dem dadurch entſtandenen Damme, jenes Haus, gefüllt mit geſchickten Minirern, an die Mauer rücken, letztere durchbrochen, und endlich über den Haufen geſtürzt werden. Geſchah dies, ſo war die Feſte natürlich in ſeiner Hand, denn das kleine Häuflein der Vertheidiger würde der Uebermacht der Stürmenden nicht lange widerſtanden haben. Um jenes Haus vor den herabgeworfenen Felſenſtücken zu ſchützen, war es nicht nur ſehr ſtark gebaut und die Balken überall mit Eiſenklammern verbunden, ſondern das eben ſo feſt konſtruirte Dach hatte eine Form bekommen, welche geeignet war die Kraft der Steinwürfe zu brechen. Wegen der Aehnlichkeit deſſelben mit einem Schweinsrücken hatte man der Maſchine den Namen das Schwein beigelegt. — Agnes, von alten kriegskundigen Geſellen der Beſatzung mit der Gefahr, welche der Burg von dieſer Vorrichtung drohte, unterrichtet, traf alle Gegenanſtalten, die ihre Geiſtesgegenwart, wie ihr heller Verſtand, ihr nur immer eingeben konnten. Senkrecht über dem Punkte, wo der Damm aufgeſchüttet war und wo man vorausſetzen konnte, daß die Maſchine herannahen würde, ließ ſie auf mehrere Ellen Breite und Tiefe, die Mauer am oberſten Rande, abtragen, doch ſo, daß eine Schaale von einem Ziegel Stärke nach Außen ſtehen blieb, um das, was dahinter vorging, zu verbergen. Hierhin wurde mit der ungeheuerſten Anſtrengung, auf einem eigens dazu erbauten Damme, ein Steinblock von mehr als hundert Centner Laſt transportirt. Als er endlich bis auf die Höhe des Dammes gelangt war, wurde er ſo auf Balken und Stützen gelegt, daß, wenn man, was mit ein paar Hackenhieben geſchehen konnte, die ſtehengebliebene Mauerblende in den Graben hinabwarf, und die Stützen durchhieb, der ungeheure Felsblock auf die Angriffsmaſchine hinabſtürzen mußte. Da die in die Mauer gebrochene Niſche tief genug war, ſo konnten die Belagerer von dem Felſenblocke, der erſtere nicht überragte, nichts gewahr werden.

Während aber die Gräfin ſo thätig in Vorkehrungen zur Vertheidigung war, vernachläſſigte ſie auch nichts was der Hausfrau, die für ihre Untergebenen zu ſorgen hat, zukam. War ſie nicht auf den Mauern, ſo befand ſie ſich in den Sälen, welche die Kranken und Verwundeten aufgenommen hatten, oder in der Küche und den Speiſegewölben um die Nahrung für die Geſunden zu beſorgen. Sie wurde, da ſie Allen als Muſter vorging, von ihren Frauen hierin auf's Beſte unterſtützt, am wenigſten jedoch von Elsbeth. Da dieſe als halb geiſtesabweſend galt, indem ſie faſt niemals ein Wort hören ließ — der Aberglaube ihrer Mitdienerſchaft ſchrieb dieß dem frühern Genuſſe von Menſchenfleiſch zu — ſo fiel dies Niemandem auf, und Agnes ließ die Unglückliche, die das vergangene Elend nicht vergeſſen zu können ſchien, gern gewähren. Stundenlang ſaß Elsbeth auf der Mauerzinne jedem Pfeilſchuſſe des Feindes preisgegeben, und ſchaute ſtill und ſtumm in die Gegend, doch wollte eine der Wachen einſt bemerkt haben, daß wenn Elsbeth ihren Platz einnahm bald darauf immer ein junger Krieger ſich der Burg nähere, und von einem Steinblock gegen die Pfeile der Wachen geſchützt, dem Mädchen zuwinke und allerhand Zeichen mache. Die Gräfin ſcherzte mit Elsbeth über dieſen Umſtand, und ſagte ihr geradezu, daß dies Niemand anders als der junge Knappe, der ſie zu Berwick nicht aus den Augen gelaſſen, ſein könne, welche Vermuthung das Mädchen auch als ganz richtig zugab. —.

Seit Anfang der Belagerung hatte Agnes keine Nachricht vom ſchottiſchen Heere erhalten. Jetzt ereignete ſich ein Umſtand, der ihr Herz mit Freude erfüllte. An einem frühen Morgen lag ein kleines Boot, worin drei Männer ſich befanden, an jenem Pförtchen, welches ſich nach der Seeſeite öffnete. Sie riefen heftig, daß man ſie einlaſſen ſolle, da ſie ſchon von den Belagerern bemerkt worden wären, und dieſe ſo eben Böte abſendeten, um ſich ihrer zu bemächtigen. Raſch öffnete man die Pforte und ließ die Männer ein. Es waren drei junge Schotten von dem Korps Sir Alexander Ramſays. Mit Haſt erbrach Agnes einen Brief der ihr übergeben wurde. Ramſay meldete ihr, daß er ſeine Schaar, ſo ſehr er immer könne zu vergrößern ſuche, um ſich ſodann nach der Küſte zu begeben, und zur See Dunbar zu Hülfe zu kommen. Da er dies binnen drei Wochen auszuführen im Stande ſein werde, ſo ermunterte er Agnes zu fernerer tapferer Vertheidigung. Auf dieſe Weiſe, ſchöne Baſe, ſchloß er ſcherzend, denke ich Rache zu nehmen für die ſchnöde Zurückweiſung zu Berwick, und zugleich das dort gegebene Wort zu löſen.

Auch von dem Gatten erhielt Agnes ein Schreiben. Hätte ſie nicht ſchon früher den edlen Mann ſo richtig beurtheilt, ſo würde ſie ihm das tiefe Gefühl die Liebe, die Zärtlichkeit, die aus jeder Zeile des Briefes ſprach, nicht zugetraut haben. „Wir ſind mitten von Feinden umgeben, ſind dreimal ſchwächer als unſere Gegner, wir leiden an Allem Mangel, aber alles dieſes iſt nichts! Komme was da wolle, es ſoll mich nicht beugen; nur wenn ich an Deine Lage denke, zittere ich wie ein Kind, ſo oft ich mir auch ſage, daß meine Agnes das Herz eines Mannes — nein eines Helden — in der Bruſt trägt.“ Dies waren die letzten Worte ſeines Briefes. —

Der Ueberbringer der Botſchaft fügte noch von Seiten Ramſays die mündliche Bitte hinzu: daß Agnes mit Beginn der dritten Woche allnächtlich und ſobald die See ruhig, um zwölf Uhr Nachts ein Boot bis zum nächſten Vorgebirge abſenden ſolle, um ihm und der ankommenden Flottille als Wegweiſer zu dienen, weil das Landen an den Felſen von Dunbar gefährlich ſei, und das Ausſchiffen des Proviants ſo ſchnell und geräuſchlos wie möglich vor ſich gehen müſſe, wenn es nicht die Aufmerkſamkeit des Feindes erregen ſolle, ohne Wegweiſer aber eins der Böte leicht ſcheitern und dadurch Lärm entſtehen könne. —

Die Arbeiten der Belagerer rückten indeß immer weiter vor, der Damm auf dem die Maſchine ſich der

Mauer nähern ſollte, war trotz der lebhaften Gegenwehr der Belagerten, und nicht ohne Verluſt von Menſchen von Seiten der erſteren vollendet worden. Der Tag des Angriffs erſchien. Schon im Dunkel der Nacht hatten die Wachen im Lager des Feindes große Bewegung wahrgenommen. Das, wiewohl oft unterdrückte, Rufen vieler Stimmen hatte ſie aufmerkſam gemacht. Von Zeit zu Zeit hatte man, der Beobachtung wegen, Strohwiſche in Theer getaucht brennend in den Graben geſchleudert, und als Mitternacht vorüber war, hatte Agnes die Meldung erhalten, daß ſo eben die Maſchine am Fuße der Mauer angelangt ſei. Agnes ließ die Beſatzung unter die Waffen treten, doch befahl ſie bei Todesſtrafe, daß ſich Jeder ruhig verhalte, und daß ſobald es Tag werde, und man den Feind bemerken könne auch nicht ein Pfeil ohne ihren Befehl abgeſchoſſen werde. So wie der Morgen graute war Agnes ſchon auf der Zinne der Mauer, unter welcher ſich die feindliche Kriegsmaſchine befand. Ein dichter Nebel hüllte die Gegend ein, man konnte nicht das geringſte unterſcheiden, doch begann jetzt am Fuße der Mauer ein ziemlich lautes Geſpräch, dem bald darauf der laute Ton von Hackenſchlägen nachfolgte. Es war gewiß, die Belagerer begannen die Mauer zu unterminiren. Einige kriegserfahrere Kämpfer machten der Gräfin bemerklich, daß dem Geräuſch nach zu urtheilen, die Arbeitsſtelle ſenkrecht unter dem Felſenblocke, den man zur Vernichtung der Maſchine aufgeſtellt hatte, befindlich ſei und fragten, ob man nicht Anſtalt machen wolle die Blendmauer abzubrechen. Agnes verneinte es: ſie wolle, ſagte ſie, der Sache erſt gewiß ſein. — Jetzt hob ſich der Nebel; man konnte die ganze Erdzunge uberſchauen. Das feindliche Korps ſtand in Schlachtordnung und zum Sturme bereit in der Entfernung zweier Pfeilſchüſſe. Die Maſchine lag an der Mauer und wenigſtens funfzig Menſchen — ſo lebhaft waren die Hackenſchläge — arbeiteten unter ihr an Durchbrechung der Mauer. Auf einem Hügel, der etwa achtzig Schritt entfernt war, ſtand Graf Salisbury mit ſeinen Rittern um den Arbeitern zuzuſehn, und, ſobald der Augenblick da ſei und der Mauerbruch geöffnet werde, das Zeichen zum Sturme zu geben. Nicht nur ſeine ſtattliche Geſtalt, ſeine weiße und rothe Schärpe machten ihn kenntlich, ſondern er hatte auch das Viſir des Helms geöffnet. Jetzt erſchien Agnes auf der Mauer. Kühn trat ſie in eine der Lücken zwiſchen den Zinnen, und bog ſich vorwärts um die Lage des Zerſtörungswerkzeugs genau beurtheilen zu können. Ihr weißes Gewand, ihr dunkles Haar, die Federn ihres Baretts flatterten im Winde, während ſie ſtill und aufmerkſam mehrere Minuten hinabſah. Salisbury bemerkte ſie ſogleich.

Schöne Gräfin! rief er mit Hohn. Binnen drei
unden ſeid Ihr meine Gefangene. Die hölzerne Sau
t an dem Fuße der Mauer, und ihr Ruſſel unter-
hlt die Schwelle Eures Hauſes.

Agnes antwortete nicht eine Sylbe. Schweigend
ſie den Wappnern die hinter ihr ſtanden ein Zei-
n. Zwanzig Pickenhiebe erſchallten zu gleicher Zeit.
die dadurch entſtandenen Löcher fuhren eben ſo viele
echſtangen, und mit einem Ruck ſturzte die ſchwache
endmauer in den Graben; der ungeheure auf Balken
Stützen ruhende Felsblock ward ſichtbar. Staunend
en Salisbury und ſeine Ritter dem Schauſpiele zu.
zt wandte ſich Agnes an den Grafen.

Gieb Acht, Montagow, rief ſie, daß Dein Schwein
lt ferkelt! —

Auf einen Wink von Agneſens Hand wurden die
ützen des Felſens durchgehauen, und mit entſetzlichem
töſe ſtürzte der ungeheure Block auf die Maſchine
ab. Ein fürchterliches Krachen und Praſſeln tönte
s dem Graben heraus. Die Maſchine war zertrüm-
rt. Wo ſie geſtanden, ſah man nur ein Chaos von
alken, Sparren und zuckenden Leichnamen. Nur ſechs
ſieben Mann die am Ende derſelben ihren Platz
abt, konnten ſich retten und ſprangen eilig davon.

Schießt auf ſie! rief Agnes hohnlachend. Schießt
f die Brut engliſcher Ferkel! —

Salisbury wußte kaum ob er ſeinen Augen trauen ſollte. Wie verſteinert ſah er auf das was vorging. Als der Felſen herabſtürzte ſtieß er einen Ausruf der Wuth und der Ueberraſchung aus, dann ſtampfte er mit dem Fuße auf den Boden, und ging, den Tod im Herzen, ins Lager zurück. Da er einſah, daß die Stärke der Feſte und der Muth ihrer Vertheidigerin jeden Angriff erfolglos machte, ſo beſchloß er die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Liſt oder Hunger, ſo hoffte er, würden ſie ihm vielleicht dennoch in die Hände ſpielen. — - —

Die nächſten beiden Wochen nach dem verunglückten Angriff vergingen ſehr ruhig. Es ward von beiden Seiten nicht ein Pfeil abgeſchoſſen. Der Graf wollte ſeine ſchöne Feindin womöglich in Sorgloſigkeit einwiegen, und während der Zeit Gelegenheit ſuchen, durch Verrätherei oder einen Handſtreich das Schloß in ſeine Gewalt zu bringen. Demzufolge ließ er der Gräfin verkünden, es ſeien Unterhandlungen zwiſchen dem neuen Regenten von Schottland, welcher verſöhnlicher wie ihr Vater ſei, und Eduard Baliol dem Prätendenten angeknüpft worden, und Alles ſcheine auf baldigen Frieden zu deuten. Könnte er den Trieben ſeines Herzens, welches noch immer der *Königin der Liebe und Schönheit* ergeben ſei, folgen, ſo würde er gern geſtatten, daß man die Feſte von Außen mit

Lebensmitteln aller Art verſehe, da dies aber gegen ſeine Pflicht ſei, ſo wolle er ſich wenigſtens das Vergnügen verſchaffen, ihre Tafel mit friſchem Fleiſch, vorzüglich Wild, und mit Früchten zu verſorgen, und deßhalb alle Tage Mittags ein Boot über den Golf nach dem Landungspförtchen ſenden, wo man dieſe Lebensmittel übernehmen möge. — Agnes dankte dem Grafen in einem verbindlichen Schreiben. Sie ſelbſt, ſagte ſie, werde von dem Fleiſche und den Früchten nicht Gebrauch machen, ſo lange ſie nicht der ganzen Beſatzung davon mittheilen könne, aber für ihre Kranken und Verwundeten ſei es ihr höchlich willkommen. Das rückkehrende Boot würde als Erſatz für die Spende, ſetzte ſie hinzu, dem Grafen und ſeinen Rittern ſtets einige Krüge Klaret zurückbringen.

Der Austauſch dieſer Lebensmittel begann nun täglich. Die Gräfin beauftragte Elsbeth mit Uebernahme derſelben, ein Geſchäft, welchem ſich dieſe mit großem Eifer unterzog. Schon immer eine Stunde vor der Zeit harrte das Mädchen auf das Boot, und eilte, ſobald man die rothe und weiße Flagge auf dem Waſſer erblickte, mit Rehesſchritten zu ihrer Herrin, damit dieſe die Oeffnung des Pförtchen anbefehle. Dies geſchah indeß ſtets mit großer Vorſicht und erſt dann, wenn das gänzlich offene Boot am Fuße der Mauer lag; aber ſelbſt in dieſem Falle hielten ein erfahrener Rüſtmeiſter und ſechs Mann an der Pforte Wache. Da nur der Kahnführer und ein Mann der die Lebensmittel austauſchte in dem Boote waren, ſo war dies ſtets übergenug, um jeder Gefahr vorzubeugen. —

Auf dieſe Weiſe war eine Woche vergangen, das Boot kam und ging, Alles blieb ruhig. Eines Tages verlangte der Rüſtmeiſter, der ſtets bei der Ausſchiffung zugegen war, die Gräfin ins Geheim zu ſprechen. Er ſagte zu Agnes: daß das Menſchenfreſſermädchen — ſo nannten die Soldaten Elsbeth gewöhnlich — mit dem jungen Manne, der die Lebensmittel ſtets zu überbringen pflege, ſchon ſeit längerer Zeit bekannt ſein müſſe, da dieſer ihr, und ſeit ein paar Tagen auch ſie ihm allerhand ins Ohr zu ziſcheln habe, und frug die Gräfin, ob ſie nicht lieber Jemand anderes die Uebernahme der Lebensmittel übertragen wolle. Agnes beſchloß ſogleich beim nächſten Male ſelbſt zugegen zu ſein. Wie das Boot vor der Burg lag ging ſie hinab. Der Rüſtmeiſter hatte recht geſehen, aber — der Fremde mit dem Elsbeth ſo bekannt ſchien, war Niemand als jener Knappe, der ſich zu Berwick bereits an das Mädchen angeſchloſſen hatte, und die Gräfin theilte nun dem Rüſtmeiſter lachend die Gründe mit, die ſeine Beſorgniſſe überflüſſig machten. Ein Liebespaar, ſchloß ſie ſcherzend, entreißt mir nicht die Feſte Dunbar. —

Auf dieſe Weiſe kam die dritte Woche heran, in welcher zu Dunbar zu erſcheinen Ramſay verſprochen hatte. Agnes erwartete ihn mit Ungeduld. Zwar mangelte es noch nicht an Lebensmitteln, der Feind verhielt ſich ruhig, aber die Beſatzung unterlag bei ihrer geringen Stärke faſt der Laſt der Bewachung einer ſo bedeutenden Feſte. Die Gräfin ſendete nun, wie Ramſay es verlangt hatte, jede Mitternacht ein mit ſechs Soldaten bemanntes Boot nach jenem Vorgebirge, wo es die Ankömmlinge erwarten ſollte. Das Ausfallpförtchen blieb zwar während der Abweſenheit des Bootes offen, der Rechen emporgezogen, aber die Wache an dem Pförtchen war mit Bogen und Schwert in der Hand auf ihrem Poſten und es bedurfte nur einen Druck mit der Fauſt an einen Hebel um den Rechen herabfallen zu laſſen und die Thüre zu ſchließen. Dieſe Vorkehrungen ſchienen indeß der Gräfin noch nicht genug. Sie ernannte zu dem Anführer der Bootsleute inen ganz vertrauten und erfahrenen Krieger; dieſem befahl ſie bei der Heimkehr jedesmal erſt auf das zweite Anrufen die Loſung des Tages zu geben, jedoch ſchon bei dem erſten Ruf mit den Rudern einzuhalten. Außerem gab ſie ihm noch eine geheime Loſung, von welcher er indeß Niemand etwas ſagen und die er nur dann ausſprechen ſollte, wenn er von der Stimme der Gräfin ſelbſt die Frage: Für wen kämpft Ihr? ertönen hörte. Die Worte: Für die Diſtel von Schottland! ſollten dann anzeigen, daß er der Erwartete ſey. —

Schon mehrere Tage war das Boot ausgefahren und vor Tagesgrauen zurückgekehrt. Die Gräfin blieb während der Zeit in einem Zimmer in der Nähe des Ausfallpförtchens; ſobald man Ruderſchläge hörte, ward ſie gerufen. Die Woche ging faſt zu Ende, nur noch zwei Tage waren übrig. Agnes war beſorgt, daß Ramſay's Vorſatz durch irgend einen Umſtand in der Ausführung geſcheitert wäre. Mit Unruhe ging die Gräfin daher in der vorletzten Nacht der verhängnißvollen Woche in dem kleinen Zimmer auf und ab, als man ihr anzeigte, daß man Ruderſchläge höre, die aber von einem einzelnen Boote herzurühren ſchienen. Verſtimmt von dem fruchtloſen Harren begleitete ſie den meldenden Wappner bis an das Pförtchen, und bald hörte ſie wirklich das Rauſchen der Ruder. Ein Boot machte ſich in der Entfernung eines Pfeilſchuſſes bemerklich.

Es ſind die Unſern; ſie kommen unverrichteter Sache zurück. — Rufet ſie an! ſprach Agnes niedergeſchlagen.

Wer da? rief der Anführer der Wache den Kommenden entgegen.

Mit Blitzesſchnelle erfolgte die Antwort. — St. Gingulph für Dunbar! lautete ſie, und das Boot ſchien ſchneller zu rudern.

Was iſt das? ſagte Agnes heftig ergriffen, indem ſie den Anführer der Wache beim Arme faßte. Es ſind nicht die Unſern, es ſind Feinde. Haltet Euch fertig um die Verräther mit einem Pfeilregen zu begrüßen, ſobald ich es befehle.

Die Loſung war richtig! bemerkte der Wachthabende mit beſorgter Stimme.

Aber zur Unzeit gegeben! erwiderte Agnes. Für wen kämpft Ihr? rief ſie jetzt laut.

Für den König von Schottland und den Grafen von March! antwortete eine Stimme in ungewiſſem Tone und das Boot beeilte ſich zu landen.

Der Feind! rief jetzt Agnes mit lauter Stimme. Schießt Wappner! — Zurück in die Halle!

Die Pfeile der Thorwache ſauſten gegen das Boot. Augenblicklich ſprang die Bemannung deſſelben auf das Pförtchen zu um einzudringen.

Für St. Georg von England! riefen die Fremden und es klirrten die Schwerter. Schon waren ſie im Begriff ſich des Eingangs zu bemeiſtern, als Agnes auf den eiſernen Hebel drückte, der den Rechen in der Höhe hielt; raſſelnd ſtürzte dieſer herab.

Schießt! — Schießt durch die Lücken des Gatters! rief die Gräfin.

Haltet ein wenig! rief ein Reiſiger jubelnd. Eine Maus iſt in der Falle, wir müſſen ſie lebend fangen!

Raſch ſprang er mit ein paar Kameraden vorwärts. Einer der Feinde war durch das Gatter von ſeinen Gefährten getrennt worden, ſie ſchleppten ihn jauchzend zu den Füßen der Gräfin.

Durch den entſtandenen Lärm waren indeß die Wachen auf der Mauer aufmerkſam geworden, ſie riefen die Mannſchaft unter die Waffen. Bald hörte man Steine herabrollen, Pfeile ſauſen, und in wenig Augenblicken ertönten die Ruderſchläge des ſich entfernenden Bootes. Wie es ſchien hatten noch mehrere Fahrzeuge zwiſchen den Felſen verborgen gelegen, denn die Schleudermaſchinen auf den Thürmen begannen nach verſchiedenen Richtungen zu ſpielen, man vernahm das Knarren der Werkzeuge und das dumpfe Plumpen der ins Waſſer fallenden Steine.

Bringt den Gefangenen nach der großen Halle, ich will mit ihm ſprechen, ſagte Agnes ruhig, als Alles wieder ſtill war. Auf unſer zurückkehrendes Boot habt Acht, doch öffnet die Pforte nicht bis ich ſelbſt mit dem Anführer geſprochen habe.

Die Gräfin traf noch verſchiedene Veranſtaltungen, endlich wollte ſie ſich zurückziehen, als man aufs Neue vom nächſten Thurme herab ein Boot anrufen hörte. Beim erſten Anrufe blieb Alles ſtill, beim zweiten ward die gewöhnliche Loſung gegeben. Eben landete das Fahrzeug.

Für wen kämpft Ihr? fragte Agnes voll Erwartung.

Für die Diſtel von Schottland! antwortete eine Stimme.

Und für Euch, ſchöne Baſe! ſetzte eine zweite hinzu.

Alexander Ramſay! rief die Gräfin hocherfreut. Auf! Oeffnet die Pforte! — Willkommen, tauſendmal willkommen!

Fackeln wurden nun herbeigebracht. Bei ihrem Scheine ſtieg Ramſay aus dem Boote, und noch funfzehn andere Fahrzeuge ruderten nach und nach um eine vorliegende Felſenſpitze.

Wißt Ihr bereits? — fragte Agnes den Freund. Ramſay unterbrach ſie ſogleich.

Alles! — Alles! — rief dieſer, indem er die Hand der Gräfin wiederholt an die Lippen drückte. Ich kam leider einige Minuten zu ſpät um Salisbury den Rückzug zu geſegnen, ſo ſehr wir uns auch beeilten. Ich habe hundert junge entſchloſſene Schotten in den Böten, aber die Maſſe der Lebensmittel die wir Euch bringen, machten unſere Fahrzeuge zu ſchwerfällig.

Gott ſei gelobt der Euch glücklich hergeführt! rief Agnes jubelnd. Laſſen wir Salisbury ruhig in ſeinem Lager den mißlungenen Ueberfall verſchlafen; heute wird er uns ohnehin nicht mehr beunruhigen.

Nachdem ſie noch den Befehl ertheilt, daß die Beſatzung ſo lange bis die Ausſchiffung vollendet auf den Mauern und unter den Waffen bleiben ſollte, führte ſie den Verwandten nach der Halle.

Hier befand ſich bereits der gefangene Engländer. Agnes fuhr erſtaunt zurück, als ſie bemerkte daß es jener John Copland ſei, der ſich für Elsbeth Chriſtie ſo ſehr zu intereſſiren geſchienen hatte. Lange Zeit, und wie über etwas tief nachſinnend, betrachtete ſie den jungen Krieger, einen Jüngling von vortheilhaftem Aeußeren und munterem kriegeriſchen Weſen.

Du warſt es, der den Feinden als Führer bei dem beabſichtigten Ueberfall gedient, und haſt Dir die Kenntniß der Gelegenheit bei dem Ueberbringen der Lebensmittel, die mir der Graf von Salisbury als Erfriſchung für die Kranken geſendet, verſchafft? hob Agnes nach einer Weile an.

So iſt es, Gräfin! erwiederte keck der junge Soldat. Ich bin dabei nur meiner Pflicht gefolgt.

Ich beſtreite es nicht, entgegnete Agnes ruhig. Dir war indeß die Loſung bekannt, Du mußteſt mithin in Einverſtändniß mit Jemand von der Beſatzung ſein.

Der junge Krieger ſchwieg.

Nenne mir den Namen desjenigen der Dir die Loſung verrieth, und Du ſollſt ſogleich reichlich beſchenkt in Freiheit geſetzt werden, oder wenn Du dies vorziehſt in meinen Dienſten angeſtellt werden.

Erlaubt daß ich Beides ablehne und ihn verſchweige, erwiderte Jener feſt, aber ehrerbietig.

Wie? rief Agnes hart. Du ziehſt Gefängniß der Freiheit oder meinem Dienſte vor.

Hieltet Ihr mich auch lebenslang gefangen, ich würde Euch dennoch nicht den Namen nennen! antwortete der Vorige mit entſchiedenem Tone.

Wohl! erwiderte die Gräfin, ſo giebt es noch andere Mittel Dich zum Geſtändniß zu bringen. Das erſte iſt die Folter.

Ich bin bereit, entgegnete der junge Soldat mit Ergebung. Seid indeß verſichert, Gräfin, daß wenn Ihr mir Glied für Glied mit glühenden Zangen zerreißen laſſet, Ihr dennoch nichts erfahret.

Du trotzeſt mir? rief Agnes in zornigem Tone. Wohlan, erſt die Folter dann der Tod! In einer halben Stunde rollt Dein Haupt vom Blocke.

Richtet mich hin, Gräfin, martert mich zuvor, aber den Nanem den Ihr zu wiſſen begehrt erfahrt Ihr nicht, ſagte John Copland entſchloſſen.

So mache Deine Rechnung mit dem Himmel! rief die Gräfin hart und rauh. Ich werde den Henker rufen laſſen.

Sie ging und ſagte einem Diener etwas ins Ohr.

Geſtehe, junger Menſch! Rette Dein Leben durch die Angabe des Verräthers, ſprach Ramſay gütig.

Es iſt unmöglich, Ritter! rief der Soldat heftig erregt. Wäret Ihr an meiner Stelle, Ihr würdet nicht, anders handeln.

Gut! ſagte Agnes zu dem Sprechenden tretend. Du willſt nicht geſtehen. Laß ſehen ob ich Deinen Mitſchuldigen errathen habe und dieſen zum Geſtändniß bringe. Iſt dies der Fall ſo ſterbt Ihr beide, wo nicht, Du allein. —

Raſch ging ſie nach der Thür. Tritt herein Elsbeth, rief ſie hinaus. — Beim Eintreten des Mädchens ward John Copland blaß wie eine Leiche, ſeine Lippen zitterten, er konnte ſich kaum aufrecht halten.

Nun, John Copland? ſprach die Gräfin den jungen Mann feſt anſehend. Habe ich recht gerathen?

Nein! — Nein! — Sie iſt es nicht, Sie iſt unſchuldig, ſtammelte der Jüngling bebend.

Elsbeth Chriſtie, ſprach Agnes ernſt, haſt Du dieſem Manne die Loſung verrathen?

Nein, um Gotteswillen, nein! rief Copland. Ihr quält eine Unſchuldige!

Haſt Du? fragte Agnes zum zweitenmale.

Ich hab's gethan, entgegnete Elsbeth unerſchüttert.

Und warum? — Warum wollteſt Du mich verrathen? rief Jene.

Weil ich Euch haſſe, ſagte das Mädchen kalt und ruhig.

Weil Du mich haſſeſt? ſprach Agnes ſichtlich überraſcht. Habe ich Dir nicht ſo viel Gutes erwieſen als nur in meinen Kräften ſtand?

Die Hand mit der Ihr mir Brod reichtet, hat meinen Vater durchſchoſſen! entgegnete Elsbeth mit finſteren Blicken. Erinnert Euch der Worte des ſterbenden: „Hütet Euch vor dem Jungen des Wolfes; die Gefahr wird dann am größten ſein, wenn die hölzerne Sau an der Mauer Eures Schloſſes Ferkel wirft!“ So ſagte mein unglücklicher Vater. Glaubt Ihr, daß ich dieſe Worte, und den Ton mit dem ſie geſagt wurden, je vergeſſen konnte? Ich nahm ſolche als eine fortklingende Mahnung zur Rache.

Die Gräfin ſtand eine Weile betroffen und ſinnend.

Elsbeth! ſprach ſie ſodann, das Mädchen mit einer Art Staunen fixirend. Liebſt Du dieſen jungen Mann und bereueſt Du Deine That?

Ich liebe ihn, aber die That bereue ich nicht! entgegnete dieſe in vorigem feſten Tone.

Führt Beide zum Tode! rief die Gräfin laut, jedoch das Mädchen fortwährend anblickend. — Iſt der Prieſter in der Kapelle? Sie ſollen beichten.

Es iſt Alles wie Ihr befohlen! erwiderte ein Diener, der mit zwei Wappnern an der Thüre ſtand.

Gnade! Gnade für Elsbeth! Ich bin allein der Schuldige, rief Copland vor der Gräfin auf die Knie ſtürzend.

Fort mit Euch! entgegnete Agnes indem ſie dem Bittenden den Rücken kehrte.

Was bitteſt Du? Was jammerſt Du? Laß uns zuſammen ſterben, entgegnete Elsbeth ruhig, und verließ Hand in Hand mit dem Geliebten das Zimmer.

Kaum waren Beide hinaus, als Ramſay der bis dahin im Zimmer heftig auf und abgegangen war, auf Agnes zuſchritt.

Baſe! ſagte er dringend. Gewährt mir eine Bitte, Bezeichnet die Stunde des Entſatzes und meiner Ankunft zu Dunbar, nicht durch ein Todesurtheil. Thut es nicht. Es kann Euch nicht Segen bringen.

Agnes blickte ihn freundlich an.

Und kennt mich Alexander Ramſay, mein Freund, mein lieber Verwandter, ſo wenig, daß ich dieſe Stunde auf ſo grauſame Weiſe, mit ungerechten Hinrichtungen feiern ſollte? erwiderte ſie ihn traulich bei der Hand faſſend.

Wie? rief der Ritter. Ihr laſſet ſie nicht in die Kapelle, nicht zum Blocke führen?

Hieltet Ihr mich wirklich deſſen fähig? ſagte die

Gräfin lächelnd. Sie gehen allerdings nach der Kapelle aber — zur Trauung, und von da nach dem Lager Salisburys. Der Schreck den ſie mir bereiteten verdiente wohl eine Züchtigung.

Ramſay blickte Agnes freundlich, doch wie es ſchien mit tiefer Rührung an.

Daran erkenne ich Agnes Murray wieder; ſagte er mit dem Ausdruck innigen Gefühls. — Hört, Baſe! Es war doch ein wahres Unglück für mich, daß Ihr mich nicht lieben konntet. — Ich hätte Euch gewiß eben ſo geliebt wie Euer edler Gatte, wenn ich Eurer auch nicht eben ſo werth geweſen wäre.

Schnell wendete er ſich ſeitwärts, aber Agnes bemerkte, daß ihm eine große Thräne über das gutmüthige lebensfrohe Antlitz perlte. —

Die Reiſigen, welche Elsbeth und ihren Geliebten nach dem feindlichen Lager gebracht hatten, kehrten erſt nach Tagesanbruch zurück. Sobald der Graf von Salisbury vernommen, daß Ramſay mit Verſtärkung und Proviant angekommen ſei, hatte er befohlen das Lager abzubrechen, und war noch vor Tagesgrauen abmarſchirt. Die Wappner erzählten überdieß daß John Copland ihnen geſagt, wie Elsbeth jeden Tages früh, wenn die Gräfin die Loſung ausgetheilt, ſie auf dieſe oder jene Weiſe zu behorchen getrachtet, und das Ergebniß dann beim Empfang der Lebensmittel ihrem Verbündeten hinterbracht habe.

So wie die Gegend vom Feinde geräumt war, brach Ramſay mit ſeiner Schaar auf, um wieder zum Heere zu ſtoßen, doch that er dies nicht eher, als bis er die Beſatzung von Dunbar durch Mannſchaft aus der Umgegend verſtärkt, und hinlänglich eingeübt hatte.

Inzwiſchen hatte die Armee bedeutende Vortheile über den Feind davon getragen, vornehmlich Perth und andere bedeutende Städte eingenommen. Wer beſchreibt das Entzücken der Gräfin, als eines Tages ihr Gemahl unangemeldet in ihre Arme ſtürzte! Er brachte die Nachricht, daß der Prätendent Eduard Baliol, verzweifelnd an dem Erfolg ſeiner Anſprüche an die Krone, das Land verlaſſen habe, und daß der Friede nicht mehr zu bezweifeln, inzwiſchen aber ein langer Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden ſei. Graf March lebte nun mit ſeiner Gattin längere Zeit glücklich, liebend und geliebt in Dunbar, welches er erſt dann verließ als ihn neue Kriege, deren Veranlaſſung nicht in den Verlauf dieſer Erzählung gehört, zu weiteren Waffenthaten abriefen. — —

Vielleicht dürfte dem Leſer noch daran liegen, etwas über das Schickſal der andern Bewerber um die Hand unſerer Heldin zu vernehmen, und wir eilen ſie davon zu unterrichten. — Der Ritter von Liddesdale hatte, vorzüglich durch Agnes aufmerkſam gemacht, um die Hand ihrer Freundin, der ſchönen und reichen Katharine Grahame von Dalkeith geworben, und dieſe erhalten. Er war glücklich und geehrt, auch bewahrte er einen äußern Schein von Freundſchaft gegen Alexander Ramſay, dem er es aber nicht vergeſſen konnte, daß er in den Schranken zu Berwick gegen ihn aufgetreten war. Jetzt hörte er daß der König denſelben zum Scherif der Grafſchaft Roxburgh ernannt, weil er das feſte Schloß dieſes Namens mit Sturm erobert hatte. Ich habe ihn gewarnt mir nicht zum zweitenmale gegenüber zu treten! rief Liddesdale mit Wuth, als er die Ernennung vernahm. Dies bezog ſich darauf daß ihm vorher dieſes Amt verliehen worden. Nicht eingedenk der früheren alten Freundſchaft überfiel er mit einer ſtarken Truppenabtheilung Ramſay, der gerade zu Harwick zu Gericht ſaß. Er ſchleppte ihn nach ſeinem mitten in den Sümpfen von Liddesdale gelegenen Schloſſe Eremitage, und warf ihn in einen Thurm, in welchem der ſo tapfere als edelmüthige Mann des langſamen Hungertodes ſtarb. — Die Rache ereilte den Treuloſen indeß nur allzubald. Lord William Douglas hatte ſeinen Oheim und ehemaligen Vormund nie geliebt, ſeit dem, ihm zu Berwick angethanenen, Schimpfe, haßte er ihn tödlich. Um ſich an ihm zu rächen überfiel er ihn auf der Jagd im Ettrickwalde, und erſchlug ihm. Die Stelle wo der Ritter von Liddesdale von der Hand ſeines Verwandten ermordet wurde, hieß Williams Hoffnung.

Auf dieſe Weiſe gingen die Worte jenes Unglücklichen, der von dem Pfeile Agnes Murrays getroffen, vor ſeinem Tode Ramſay vor einem Einſiedler und deſſen Thurme gewarnt, dem Ritter von Liddesdale aber vorausgeſagt, daß er von der Hand eines Douglas fallen ſollte, nur allzugenau in Erfüllung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Eilfter Band.

I. Der Inquiſitionspallaſt zu Valladolid.
II. Der Kretin.
III. Das Bad der Walkyren.

Leipzig, 1839.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Fünfter Band.

Leipzig, 1839.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der

Inquisitionspallast
zu Valladolid.

Erzählung.

Motto:

Ex profundis!

In Mitten einer ſandigen, doch nicht ganz unfruchtbaren Ebene, ſich von weitem ſchon durch viele hoch emporragende Thürme ſtattlich ankündigend, liegt Valladolid, das Pincium der Alten. Vormalige Hauptſtadt des Reiches, „in dem die Sonne nicht unterging," zählte Valladolid zu Zeiten Karls V. über einmalhunderttauſend Einwohner, mit Verlegung des Königlichen Hofhalts aber ſank der Wohlſtand dieſer Stadt. Die Großen des Reiches, die meiſten wohlhabenden Familien, folgten dem Könige nach Madrid, Künſte und Gewerbe verfielen immer mehr, die Einwohnerzahl ſank bis auf zwanzigtauſend; ſeit dieſer Zeit nahm nichts mehr zu als — Schmutz und Mönche. — —

So ſtattlich ſich Valladolid auch, von der Ferne geſehen, in der meilenweiten, baumloſen Fläche ausnimmt, ſo ernſt und majeſtätiſch es ſich am Ufer der Piſuerga dahin ſtreckt, ſo bietet doch das Innere der öden, menſchenleeren Stadt einen ſehr düſtern, melancholiſchen Anblick dar. Ein nicht unbedeutender Theil der eilftauſend, größtentheils drei bis vier Stockwerke emporragenden Häuſer liegt in Ruinen, doch ſelbſt dieſe bewähren noch durch die Ueberreſte der Bildhauerarbeiten an den ſchön verzierten Façaden und Säulengängen, den verloſchenen Glanz früherer Jahrhunderte. Am deutlichſten tritt die vergangene Größe des Orts dem Beſchauer auf der Plaza mayor vor das Auge. Dieſer Platz liegt im Mittelpunkte der Stadt, und er nimmt einen ſo bedeutenden Raum ein, daß auf der dreifachen Balkonreihe, der ihn umgebenden dreiſtockigen Gebäude — wie man behauptet — die ganze, jetzige Einwohnerzahl Valladolid's, nämlich zwanzigtauſend Menſchen, Platz finden könnten. — Einen noch traurigern Eindruck macht der an einem Ende der Stadt gelegene Platz el Campo grande. Er iſt einer der größten öffentlichen Plätze Europa's; was ihn aber zum einzigen ſeiner Art erhebt, iſt der Umſtand, daß funfzehn Kirchen, größtentheils mit Klöſtern verbunden, ihn umgeben. — Sieht der reiſende Nordlandsbewohner lange Reihen vermummter Geſtalten in ſchwarzen, grauen, weißen oder blauen Verhüllungen, aus denen nichts wie das dunkle, geſpenſtiſche Auge des Trägers derſelben durch eingeſchnittene Löcher herausblickt, über den weiten Platz ziehen; ſieht er Mönche aller Farben mit ſtolzem Schritte und hoch empor gehobenem Haupte ſich durch die Reihen der büßenden Brüderſchaften drängen; bemerkt er, wie der einzelne mit Lumpen bedeckte Wandler ſowohl, wie der ſtolze, ſeinem Wagen mit Haſt entſteigende Grande, beim erſten Glockenſchlage, der das **Angelus Domini** verkündigt, ſtill ſteht, und wie, wenn dann im Nu das Stürmen aller Glocken auf den zahlreichen Thürmen, mit denen der Kirche von San Domingo einſtimmt; Alles, Mönche, Büßende, Granden und Bettler, mit Blitzesſchnelle auf die Knie ſtürzt, und nur hier und dort einer der erſteren ſich erhebt, um mit ſtolz erhobener Hand der knieenden Menge den Segen zu ertheilen, ſo glaubt er ſich in dem Benares von Europa. —; —

Aber der Platz **Campo grande** hat noch eine andere ſchmerzlichere Bedeutung; er war die Richtſtätte jenes furchtbaren geiſtlichen Gerichtes, das nicht den ſchwachen Greis, nicht das blühende Mädchen, ja den Säugling kaum verſchonte, und deſſen bloße Nennung die kühnſten Helden Kaſtiliens erſtarren machte. Hier wurden die Autos da Fe gehalten, auf dieſem Platze endeten Männer in den Flammen, die Frankreich und Deutſchland ehrte, und die der Stolz ihres Landes waren. Um ſeine unbegränzte Macht zu beweiſen, um dem zitternden Lande zu zeigen, daß nicht die Nähe des Thrones, ja ſelbſt das Grab nicht ſchütze, ließ hier die Inquiſition am 21. Mai 1559 den Almoſenier und Hofprediger Kaiſer Karls V., Dr. Auguſtin Cazalla lebendig verbrennen, und die modernden Gebeine eines edlen Weibes, der Donna Eleonora de Vibero, welche in einer Capelle des Kloſters S. Benito el real beſtattet war, aus ihrem Grabe reißen. Man übergab die Reſte der bei ihrem Leben allgemein geachteten Frau, nebſt ihrem mit dem San Benito bekleideten Bilde, den Flammen, ihre Wohnung ward der Erde gleich gemacht, und eine Schandſäule auf dem öden Platze errichtet. Erſt im Jahre 1809 ward das ſcheußliche Denkmal, welches der Fanatismus errichtet hatte, zerſtört, aber das Jahr vorher — in welchem die Begebenheiten, die dieſe Geſchichte ſchildert, ſich ereigneten — beſtand es noch, ſtolz prangte noch das ſchwarz und weiße Lamm, die brennende Fackel im Munde, den Fuß auf der Weltkugel, über dem Eingange des Inquiſitionspallaſtes und ſchauerlich mahnte die Umſchrift: Exsurge, Domine, exsurge et judica causam tuam! an die vergangenen Zeiten. — —

Im Jahre 1808 — es war im Spätherbſte, aber die Witterung dem nordiſchen Frühlingswetter zu vergleichen — ſaß vor der Thüre einer Weinſchenke, die am Ufer der Piſuerga, am Espolon viejo, dem mit zwei Reihen alter Ulmen und Steinſitzen gezierten Lieblingsſpaziergange der Städter, lag, eine kleine Geſellſchaft franzöſiſcher Offiziere. Sie hatten kleine Gläschen gefüllt mit dem ſchwarzrothen Wein von Valdepeñas vor ſich ſtehen, und der Wirth der Botilleria, welcher geſchäftig hin und her ging, ſchien mit der Trinkluſt der Franzoſen nicht unzufrieden.

Die Geſellſchaft der letzteren beſtand aus zwei jungen und zwei älteren Männern, und die Unterhaltung drehte ſich größtentheils um kriegeriſche Ereigniſſe. Einer der ältern Offiziere, deſſen Epauletten das Gradzeichen des Kapitains trugen, hatte ſich, wie es ſchien, des Fadens des Geſpräches am meiſten bemächtigt, und dabei aufmerkſame Hörer gefunden, wie dies in militairiſchen Zirkeln — die ſich eben dadurch von andern beſonders unterſcheiden — meiſtentheils der Fall iſt, ſobald ältere Standesgenoſſen etwas von ihren Lebenserfahrungen mittheilen. Daß aber die Laufbahn des Erzählers eine an Erfahrungen reiche geweſen ſein mochte, zeigte ſchon das ganze Aeußere des Mannes, welches auch den jungen Leuten ungemein zu imponiren ſchien. Obgleich der Sprechende noch nicht die Funfzig überſchritten haben mochte, ſo war dennoch ſein Haar größtentheils ergraut. Man ſah aus ſeiner Geſichtsfarbe, daß er Wind und Wetter nicht geſcheut, um das von der Sonne gebleichte rothe Band, das aus dem Knopfloch hervorguckte, zu erringen, und daß er auch vor dem Feinde nicht gebebt, bewies eine furchtbare Narbe, die ſich durch die gutmüthigen, aber weder edeln noch angenehmen Züge, von der Stirn an quer über das blatternarbige Geſicht herabzog, und ſich in dem mächtigen Knebelbarte verlor. Die beiden jüngern Offiziere horchten mäuschenſtill der Rede des Kapitains, aber der vierte Mann der Geſellſchaft, der obwohl er nur Epauletten des Hauptmanns trug, dennoch „Mr. le major“ genannt wurde, unterbrach dann und wann den Sprechenden in dem entſchiedenen Tone, den die älteren Adjutants majors — größtentheils ſehr erfahrene Soldaten — ſo leicht annahmen, und damit ihre Kameraden, am meiſten aber den Bataillonscommandeur, deſſen Befehle ſie zunächſt auszuführen beſtimmt waren, gern tyranniſirten.

Seht! rief im Eifer des Geſprächs der mit der Schmarre. Meiner Meinung nach muß der Kaiſer, anſtatt den Paß der Somoſierke zu forciren, gerade auf der Hauptſtraße vorrücken; wir gehen dann bei Duennas über den Carrion — aber, hier hielt der Sprecher einen Augenblick inne, indem er unruhig die Straße hinabblickte, dort kommt mein Diener, der wird uns ſagen, wie es mit Mr. de Sacy ſteht.

Ein Grenadier, deſſen Aermel mit drei Chevrons, dem Zeichen ſeiner langjährigen Dienſte, bedeckt war, trat eben herzu und rapportirte, daß er den Lieutenant Sacy nicht in ſeinem Quartier angetroffen, jedoch dort hinterlaſſen habe, wo Kapitain Vautré zu finden ſei.

Er kann alſo wieder ausgehn! rief der Hauptmann mit einem zufriedenen Lächeln, indem er den Soldaten mit einem Kopfnicken verabſchiedete und dem Wirthe zugleich den leeren Weinkrug zuſchob. Als wir vor drei Wochen in die Stadt drangen, und der arme Junge an meiner Seite den Schuß in die Hüfte erhielt, da dachte ich, der Schlag ſolle mich treffen. — Wie Ihr wißt, ſchweiften wir ſeit dieſem Tage in den Gebirgen herum, und ich erhielt keine andere Nachricht als die, daß er noch lebe; heute habe ich ſchon den ganzen Tag nach ihm geſucht, aber der Henker finde einen einzelnen Menſchen in dem großen Trümmerhaufen, den ſie eine Stadt nennen.

Sie nahmen von jeher einen ſo großen Antheil an Sacy, ſagte einer der jungen Offiziere, daß damit wohl frühere Begebenheiten Ihres Lebens —

Richtig! erwiderte Kapitain Vautré, indem er langſam, wie in tiefer Erinnerung befangen, ſein Glas ausſchlürfte; ich kenne den jungen Mann von ſeiner Wiege an; ich war ſein Lehrer in jener Zeit, wo ich die Tonſur trug, und in der Schloßkapelle zu Chateau la Tour **Dominus vobiscum** ſang. —

Nicht möglich, Kapitain! riefen die beiden jungen Offiziere aus einem Munde. Sie ſind Geiſtlicher geweſen? —

Und warum ſollte es nicht möglich ſein? ſprach lächelnd der Adjutantmajor, indem er ruhig die Aſche von ſeiner Cigarre blies. — Hat er nicht eine hübſche Stimme, wenn er: „Grenadiers! serrez vos rangs“ commandirt? warum ſollte er das: Ite missa est! denn ſchlechter geſungen haben? — Und ſeht Ihr es Sr. Hoheit dem Prinzen von Benevent etwa an, daß er als Biſchof von Autun am Altare des Vaterlandes Meſſe geleſen, oder Sr. Excellenz dem Herzoge von Otranto, daß, nachdem ihm Kalotte und Soutane zuwider worden, er mit der dreifarbigen Schärpe bekleidet, zu Lyon alle Tage ein halb Dutzend Köpfe ſpringen laſſen?

Nein! nein! Kapitain; rief einer der jungen Männer aus vollem Halſe lachend. Zögen Sie auch drei Meßgewänder übereinander an, Niemand würde Sie für einen Prieſter halten!

Sacre bleu! das glaube ich wohl; erwiderte Hauptmann Bautré lachend — und man mußte bekennen, daß dieſes Lachen ſeine Züge eben nicht verſchönerte. — Seit der Säbel des Mamelucken — es war einer, der gewiß manchem Franzoſen den Kopf geſpaltet — mir dieſen Gedankenſtrich ins Geſicht gezeichnet hat, hab' ich alles geiſtliche Anſehn verloren.

Blieb der Vater des „Herrn von Sacy“ — denn ſo nennt Ihr ihn ja immer — nicht am Tage der Pyramiden? fragte der Adjutant. Ich weiß es nicht mehr genau, ich war damals beim Dromedarencorps.

Er blieb in Oberegypten! erwiderte Hauptmann Vautré ernſt. Wenn ich ihn aber ſtets Herr von Sacy nenne, ſo thue ich es erſtens darum: weil es nie Jemand gab, der das Prädicat eines gentilhomme mehr verdiente wie er; zweitens: weil ich mir es aus frühern Verhältniſſen her angewöhnte, und drittens: weil ich es ſo will.

Viertens aber: weil Niemand etwas dagegen einzuwenden haben kann! ſprach begütigend der Adjutant. Seid kein Narr, Vautré!

Sacré! — nun ich will nicht fluchen! rief der Hauptmann hitzig. Der Name Sacy gehört Frankreich an, dem er ſeit Jahrhunderten Ehre macht. — Ich kann nun einmal die Nivelleurs nicht leiden, die Alles in den Quark ziehen möchten, weil ſie ſelber ihm angehören. — Ich meine Euch nicht, Dutaill's! ſetzte er hinzu, indem er dem Widerſprecher die Hand reichte; aber es iſt doch Niemandem gleich, ob er in dem Hauſe des Maire's der Stadt, oder dem des Abdeckers zur Welt kam. Auch ich gehöre einer guten Familie an. —

Das will ich meinen! rief lachend der Adjutant, der es ſich nicht verſagen konnte, den Kameraden zu necken. Sie ſind aus der Champagne, und da hat auch das

Champagnerſprichwort: **Tu es un enfant de bonne famille, ton voisin a une vache!** auf Sie Bezug. —

Wollten Sie uns nicht mittheilen, was Sie veranlaßte, das Prieſtergewand mit der Löwenhaut zu vertauſchen? hob einer der jungen Männer an, als er bemerkte, daß Vautré ſich, von der Bemerkung des Adjutanten unangenehm berührt findend, unwillig den Schnurrbart ſtrich.

Das wird viel rothen Wein koſten, denn in dieſem verdammten Klima wird mir beim Sprechen gleich die Kehle trocken! bemerkte der Hauptmann mit einem Lächeln, das ihm auf eine wenig anmuthige Weiſe das Geſicht verzog; doch ſchien er — wie alle alten Soldaten — nicht ungern auf die Erzählung ſeiner Lebensbegebenheiten einzugehn. Seht Kinderchen, hob er an, mein Vater war ein ziemlich wohlhabender Weinbergbeſitzer zu Epernay. Er ſtarb, mein älterer Bruder erbte den Nachlaß, ich mußte Prieſter werden — das war damals ſo in der Regel — ſo kam ich als Vicaire nach Chateau la Tour. Mein Pfarrer hatte niemals viel zu eſſen oder zu trinken, auf dem Schloſſe war beides, und ſo waren wir natürlich mehr auf dem Schloſſe wie in der zuſammenſtürzenden Pfarrerwohnung, denn Herr von Caen — der ältere nämlich — war wohlhabend und gaſtfrei. Nun brach die Revolution aus. Die ſchurkiſchen Advokaten hatten es vorzüglich auf die Prieſter gemünzt, alle mußten den Konſtitutionseid leiſten. Auch mein Pfarrer ſchwor; ich ſagte ihm: er ſei ein Schuft, warf ihm das Brevier an den Kopf, zog die Soutane aus und ging aufs Schloß. Herr Sacy meinte, ich habe recht gethan, verbot dem Lump das Haus und ich ward Lehrer des kleinen Armand.

Er mag wenig bei Euch gelernt haben! fiel der Adjutant trocken ein. Von Euch hat er gewiß nicht die häßliche Gewohnheit, ſtets Waſſer unter den Wein zu gießen. —

Bah! einfältiger Spaß! ſagte verdrießlich der Kapitain. Doch hört weiter. — Der Lauf der Dinge ward nun für Jeden, der nicht zur Hefe gehörte, oder einen ganzen Rock auf dem Leibe trug, immer gefährlicher; täglich erwartete Herr von Sacy ſeine Verhaftung, wir deliberirten, ob wir nach der Vendée gehen ſollten. Da trat eines Morgens früh der Hausherr mit einem Zeitungsblatt in der Hand in mein Zimmer. Vautré! rief er; wir gehen nicht zu den Vendéern, wir gehen und dienen unter den Blauen! — ich glaubte, er ſei verrückt geworden. Jetzt las Herr von Sacy mir die Kriegserklärung des Auslandes vor. Nun, meinte er, ſei keine Frage mehr, wohin man ſich wenden müſſe; das Vaterland, ſprach er, iſt in Gefahr, die Fremden wollen Frankreich zerſtückeln, Paris zerſtören, wir müſſen uns den Vertheidigern des Landes anſchließen. — Geſagt, gethan. Frau von Sacy ging mit dem jungen Armand nach Paris, wir zur Armee. Mein Patron erhielt ſeinen früheren Grad als Kapitain, ich ward Gemeiner in der Kompagnie, die er befehligte. Der Krieg ward, wie Ihr wißt, mit abwechſelndem Glück geführt, endlich kam der kleine Korporal, der jetzt die Kaiſerkrone trägt, an die Reihe. Nun ward die egyptiſche Expedition beſchloſſen; unſere Halbbrigade ward auch dazu beſtimmt. Herr von Sacy — er war Bataillonschef, ich Sergeant geworden — eilte nach Paris, Weib und Kind noch einmal zu ſehen, er traf ſeine Frau als Leiche. Haſtig kehrte er nun nach Toulon zurück. Armand, faſt Kind noch, begleitete ihn. Der junge Mann trat gleichfalls unter die Fahne, ſo ſegelten wir nach Oſten. Wie es in Egypten zuging, wißt Ihr; die Zeit, wo die dreifarbige Fahne Angeſichts der Pyramiden wehte, iſt in jedes franzöſiſche Soldatenherz als die theuerſte Erinnerung eingegraben! O Kinder! rief der Hauptmann, und die Augen funkelten ihm vor Erinnerungsfreude, damals hatte Alles noch einen großen Schnitt! damals gab es noch keine Grafen, Barone und dergleichen bei der Armee, nur Ritter gab es, ohne daß man ſie ſo benannte, und jeder Franzoſe war einer! Wenn ich an dieſe Zeiten denke, wenn ich an Kleber denke, wie er, wie der Kriegsgott ſchön und ſtattlich, an der Spitze der Kolonne hielt, an den ſtillen, ernſten Deſair, den kühnen Murat und an alle die Andern! — Und heute nun, die Kammerherrn, die Maitres de Requêtes, die Stallmeiſter und wie ſonſt das Teufelszeug heißt, das wir mit in der Welt herumſchleppen! — Doch hohl's der Henker! Er iſt ja noch der alte, und ſo mag's darum ſein. Indeß — wo bin ich ſtehn geblieben? — Ja, bei den Pyramiden! Nun ſeht! ſo marſchirten wir auch eines Tages nach Oberegypten. Es war eine ſonderbare Expedition. Wir hatten alle unſere Gelehrten, das ganze Inſtitut von Kairo bei uns. Die Gelehrten aber hatten Eſel, und auf den Eſeln waren mathematiſche Inſtrumente und Lebensmittel und Frauenzimmer; kurz die Kolonne ſah aus, wie der Zug der Kinder Iſrael, wie ich ſolchen einſt mittelſt eines alten Kupferſtichs, den Schulkindern zu Chateau la Tour zu verſinnlichen getrachtet habe. Die Abſicht des Obergenerals war, daß das Inſtitut die Ruinen von Theben vermeſſen und aufnehmen ſolle. Die Bedeckung der ganzen Konvoy war der Diviſion Friand — wozu wir gehörten — anvertraut. Anfangs ging Alles gut. Wir ſahen und hörten nichts von den Mamelucken, und Herr von Sacy, wenn er ſo unſern buntſcheckigen Zug überſchaute, behauptete öfters, daß Murad Bey gehangen zu werden verdiene, wenn er ſich dieſe Gelegenheit, uns eins zu verſetzen, entgehen ließe. Nur zu bald zeigte ſich es, daß der Mameluck nicht den Strick verdiene. Wir waren nämlich eines

Morgens aus dem Bivouack aufgebrochen, die Kolonne war im Marſch, unſere Halbbrigade bildete die Tete, Friand ritt neben unſerm Kolonel. Nun war es die Art des Generals, wenn er vergnügt war, ein Soldatenliedchen ſo vor ſich hin zu ſummen, und ſo ſang er denn auch

Les hussards sont des pillards,
Les voltigeurs sont des voleurs,
Ils connaissent la pratique —

doch Ihr kennt ja das Ding. Nun ſeht! er war eben im beſten Brummen, da fällt ein Dutzend Schüſſe bei der Avantgarde, das Geſchrei: „Allah! Allah!" ertönt von mehreren Seiten, und es brachen Mameluckenſchaaren wie Heuſchreckenſchwärme aus einer Thalſchlucht. Die Sache war nicht zum Lachen; ein geübter Blick konnte die feindliche Reiterei auf acht bis zehntauſend Mann abſchätzen. — Das wäre nun freilich weiter nichts beſonders geweſen — wir waren eine Diviſion guter Truppen — aber nun denkt euch den Höllenſpektakel, den die Eſel, die Weibsbilder und die Gelehrten anrichteten, als ſie die Araber wie eine Windsbraut anſtürmen ſahen! Jeder drängte, Jeder ſchrie, und es hätte ein geübtes Ohr dazu gehört, zu unterſcheiden, wem unter den verſchiedenen Parteien eigentlich der Preis im Lärmmachen zuzuerkennen ſei. Dazu kam nun das Fluchen der Kommandeurs, das Wirbeln der Trommeln, das Heulen des

Voltigeurhorns, kurz es war ein unerhörtes Halloh. Mir kam es vor, als ob bei dem allgemeinen Schrecken, der in unſere Schützlinge gefahren war, die Eſel noch am meiſten ihre Geiſtesgegenwart behauptet hätten, wenigſtens blieben ſie auf einem Flecke, während ſich ſo viel Frauenzimmer und Gelehrte in die Reihen meiner Kompagnie drängten, daß ich vermuthete, ſie möchten meinen frühern geiſtlichen Stand errathen haben, und ich ſolle ihnen nun vor ihrem Ende noch in der Geſchwindigkeit die Abſolution ertheilen. — So arg indeß der Lärm war, verlor dennoch General Friand nicht den Kopf. Er gab den Schlachtbefehl. Und wie lautete er? La division ſagte er

> La division formera un quarrée,
> Les ânes et les savants au milieu!

unter lautem Gelächter — wir waren Franzoſen, und damals alle jung — wurde das Manoeuvre ausgeführt. Die Mamelucken prallten an und wurden zurückgeworfen; aber ſie waren tapfere Feinde. Ihr Angriff ward mehrmals wiederholt, endlich ſtürzten ſich einige Raſende in unſere Bajonnette. Einer von ihnen — ein Offizier — wird von dem Pferde abgeworfen, er liegt am Boden; ich eile auf ihn zu, um ihn zum Gefangenen zu machen. In dieſem Augenblicke fühle ich einen Säbelhieb im Geſicht — er ward nicht ſchlecht geführt, wie Ihr ſeht — ſogleich eilt Herr von Sacy auf mich zu, er ſticht den

Mamelucken nieder, doch dieſer reißt im Fallen ein Piſtol aus dem Gürtel, der Schuß knallt, und mein Freund, mein Beſchützer, liegt am Boden. — — Freunde! ſagte Vautré nach einer Pauſe, indem er ſich abwandte und raſch mit der gebräunten Fauſt ſich über die Augen fuhr. Was ich da empfand, erlaßt es mir zu beſchreiben, aber ſo viel ſage ich Euch: ich würde dieſe Epauletten, dieſes Band, ja dieſe Narbe darum geben, wenn jener Schuß nicht gefallen wäre. — Das Treffen war indeß zu Ende. Mein Kommandant lebte nur noch wenige Stunden. Vautré, ich empfehle Ihnen meinen Armand! dies war ſein letztes Wort. Nun wißt Ihr, warum der Junge mir theuer iſt. —

Sacy iſt ein guter Kamerad und hat bei Durango brav gefochten! bemerkte einer der jungen Männer.

Deshalb iſt er auch ſo beliebt beim Regimente! ſagte der Zweite.

Es freut mich Deine gute Meinung, lieber Fleurieu! ertönte eine jugendliche, wohltönende Stimme, und ein junger Offizier von feiner, geiſtreicher Geſichtsbildung, der unbemerkt hinzugetreten war, warf ſich mit den Worten: Ach, mein theurer Hauptmann! an die Bruſt des Benarbten. —

Ei ſiehe da, Armand! rief fröhlich der Letztere, indem er aufſprang und den Jüngling an das Herz drückte. Alſo wieder munter und auf den Füßen? —

Nun, da hätteſt Du mir doch auf die eine oder die andere Art Nachricht zukommen laſſen können! Du hätteſt mir viel Kummer erſpart. — Aber: hony soit qui mal y pense! daß ich Herrn von Sacy Du nenne, ohne daß er meiner Forderung, dieſe Benennung auch gegen mich zu gebrauchen, Folge giebt.

Wie oft ſoll ich Ihnen ſagen, mein theurer Freund, daß ein Du aus Ihrem Munde auch einen Montmorency Ehre bringen würde? verſetzte der Jüngling, indem er ſich im Kreiſe der Kameraden niederließ.

Sie haben lange an Ihrer Wunde gelitten? ſprach der Adjutant weniger barſch und beſtimmt wie gewöhnlich. Der braune Schuft, der Ihnen den Schuß verſetzte, hatte nicht ſchlecht gezielt.

Die Kugel ſaß auf einer üblen Stelle! erwiderte Armand lächelnd; ſie traf die Hüfte. Freundliche Pflege ſtellte mich bald wieder her.

Freundliche Pflege? rief Hauptmann Vautré. Wie kommt die nach Spanien? — Mit mir hat in dem verwünſchten Lande noch Niemand ein freundliches Wort geſprochen, außer daß etwa Einer mich gefragt: ob ich ein Chriſt ſei? — Ja, ſelbſt wenn ich einem Herrn Konfrater meinen ehemaligen Stand entdeckte, ſah er immer aus, als wollte er ſagen: O, hätte ich Dich nur auf dem rechten Fleckchen!

Und dennoch, verſetzte Amand lachend, habe ich mich in einem geiſtlichen Hauſe hier recht wohl befunden. — Was werdet Ihr ſagen, ſprach er zu den jüngern Kameraden gewendet, wenn ich Euch erzähle, daß ich ſo zu ſagen im Pallaſte der Inquiſition einquartirt bin? — Und werdet Ihr nicht glauben, daß ich Euch etwas aufhefte, wenn ich hinzufüge, daß mich dort weibliche Pflege wieder auf die Beine brachte? —

Nicht möglich! riefen die jungen Männer.

Vielleicht hat Sie irgend ein gutmüthiger Domherr durch ſeine alte Aufwärterin bemuttern laſſen! ſagte der Adjutantmajor. Oder hat er, wie es hier zu Lande gewöhnlich, das kanoniſche Alter in zwei niedliche zwanzigjährige Hälften getheilt, und eine derſelben ſich Ihrer freundlich angenommen? —

Falſch gerathen! rief Armand lachend. Doch hört mich an! — Voriges Jahr, als wir von dem Feldzuge aus Preußen zurückgekehrt waren, beſuchte ich die Bäder von Bagnères. Viel elegante Welt war da verſammelt, beſonders zog eine ſpaniſche Gräfin Montenero, wegen einer höchſt liebenswürdigen Nichte, die ſie begleitete, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich befand mich oft in ihrer Geſellſchaft, und nun denkt Euch mein Erſtaunen, als ich, nach meiner Verwundung in ein Seitengebäude des Inquiſitionspallaſtes hier in Valladolid einquartiert, dort die Gräfin und die liebenswürdige Thereſe de Rocca wiederfinde. — Die Gräfin iſt die Schweſter des Generalvikars — der indeß nach Madrid entflohn iſt — und Thereſe, die Tochter eines Verwandten, der, ein alter penſionirter General, ebenfalls in der Hauptſtadt lebt.

Sie Glücklicher! ſprach Einer der jüngern Kameraden Armands. Während man uns bloß mit dem Rücken anſieht, und wir höchſtens aus einem zahnloſen Munde ein: buenos tardes! oder: Ave Maria purissima! zu hören bekommen, und, wollen wir nicht für Höllenbrände gelten: sin peccado concebida! antworten müſſen, ſitzen Sie da, wie ein kleiner Sultan, zwiſchen einer freundlichen Tante und einer liebenswürdigen Nichte. —

Mit der Liebenswürdigkeit der Nichte hat es ſeine Richtigkeit! ſprach Armand lächelnd. Die Freundlichkeit der Tante aber könnte größer ſein, ohne daß es ihrer Würde einen Eintrag thäte. — Ich kann zwar keineswegs behaupten, daß es mir, als ich verwundet in das Haus gebracht wurde, an irgend etwas gemangelt hätte, aber als die Kugel aus der Hüfte heraus war, als ich im Zimmer herumhinken konnte, als ich den Namen meiner Wirthin erfuhr, ſo war es natürlich mein erſter Gedanke, mich der Gräfin vorzuſtellen, ihr meinen Dank darzubringen, und die alte Bekanntſchaft freudig zu erneuern. —

Und ſie? fragte der Vorige.

Die Gräfin empfing mich mit Eiſeskälte, verſetzte Armand. Als ich ſie an die vergnügten Tage, die wir vor wenig Monaten zu Bagnères verlebt, erinnerte, erwiderte ſie bloß: daß der Schmerz und die Schmach, das Vaterland von Feindesrotten zu Boden getreten zu ſehn, ihr jede freundliche Erinnerung geraubt habe, und daß dieſer Umſtand ſie in meinen Augen entſchuldigen müſſe, wenn der Empfang, den ich erführe, vielleicht mit dem erwarteten nicht übereinſtimme. —

Eine ächte Spanierin! rief der Adjutant. Aber Sie ſprachen von weiblicher Pflege; bezog ſich das etwa auf die Nichte? Wie? —

Fräulein Thereſe, verſetzte Sacy leicht erröthend, war allerdings der früheren freundlichen Verhältniſſe mehr eingedenk, als ihre Tante, indeß würde ich der Letztern Unrecht thun, wenn ich behaupten wollte, daß mir in ihrem Hauſe irgend etwas gemangelt hätte, vielmehr ſchien ſie einen Stolz darein zu ſetzen, mich mit Allem, was zu meiner Pflege oder Bequemlichkeit diente, zu überhäufen. So oft ich indeß ihr meinen Dank dafür auszuſprechen ſuchte, nahm ſie ſtets die Miene an, als wiſſe ſie von nichts, und als ſei Alles ohne ihr Wiſſen oder Befehl geſchehen.

Waren Sie häufig in Geſellſchaft der Damen? fragte einer der Offiziere.

Faſt beſtändig! entgegnete Armand. Trotz ihrem ſtolzen, widerwärtigen Betragen, ſchien es Anfangs die Gräfin nicht ungern zu ſehen, und — denkt einmal! — ſie ſchien ſogar ein Fünkchen Hoffnung zu haben, mich für die ſpaniſche Sache zu gewinnen.

Was? ſchrie Bautré. War das Weib wahnſinnig? — Sie haben ihr doch hoffentlich ein gutes: bien vous fasse! daraufgeſetzt? Sacre Dieu! —

Ich habe geſprochen wie ein Franzoſe! erwiderte Armand ruhig lächelnd. Sie iſt ja ein Weib! wer wollte ihr ſo etwas übel nehmen? — Freilich ſprach ſie ſeit der Zeit — es war vor ungefähr acht Tagen — faſt kein Wort mehr zu mir. Außerdem gab es noch einen andern Anſtoß, doch — der gehört nicht hierher. —

Höre Armand! ſagte Bautré bedächtig, indem er ſein Glas ausſchlürfte und es mechaniſch dem Wirthe, um es zu füllen, zuſchob. Es fallen alle Tage Mordthaten vor; erſt heute fand man wieder drei unſerer Soldaten von Meſſerſtichen durchbohrt in den Straßen. Ein gereiztes Weib iſt gefährlich, eine Spanierin dann ein halber Satan. Ich glaube, Du thäteſt nicht übel, wenn Du Dich ein Bischen in Acht nähmeſt. —

O, damit hat es keine Gefahr! rief Armand lachend. Uebrigens kann ein Vorfall von heute Nacht Ihnen beweiſen, daß ich auf meiner Hut wäre, wenn es Noth hätte.

Was? unterbrach ihn der Hauptmann. Rede, Armand! — man hat Dich angegriffen?

Ach nein! erwiderte der Jüngling munter; es war nur ein Streich, den ein lebhafter Traum mir ſpielte.

Erzählen Sie! rief Dutaillis, der Adjutant. Kam die Gräfin mit einem Dolche, oder die hübſche Niece? — Immer heraus damit! —

Ja! ja! — Immer erzählen Sie! riefen die jüngern Offiziere.

Es lohnt ſich eigentlich nicht der Rede! erwiderte Sacy. Indeß Ihr wollt es, und ſo muß ich wohl. — Wie ich Euch ſchon vorhin geſagt, bewohne ich ein Nebengebäude des Inquiſitionspallaſtes, das aber mit dem Hauptgebäude zuſammenhängt. Letzteres iſt faſt leer; nur einige Prieſter, zum Theil alte Leute, ſind noch darin, doch tragen ſie nicht mehr die Dominikanerkutte, ſondern die Tracht der Weltgeiſtlichen. Drei davon ſind ſtets die Tiſchgenoſſen der Gräfin, und Einer derſelben — ein noch ziemlich junger, und für einen Mönch recht unterrichteter Mann — ſcheint beſonders viel bei ihr zu gelten. Da auf mein Bitten die Gräfin mir erlaubte, an dem gemeinſamen Tiſche zu ſpeiſen, ſo unterhielt ich mich beſonders viel mit Pater Anſelmo, der recht geläufig unſere Sprache ſpricht. Der Mönch war von Anfang an ungemein freundlich und gefällig gegen mich, und ſelbſt ſeit einigen Tagen, in denen die Gräſin faſt kein Wort mit mir geſprochen, hatte ſich ſeine Freundlichkeit nicht vermindert. Nun ſeht! Geſtern Abend kommt Anſelmo zu mir aufs Zimmer. Ich bewohne ein freundliches Stübchen, mit der Ausſicht in den Garten. Wir ſprachen ein Langes und Breites über die Zeitverhältniſſe, und — was meint Ihr — endlich giebt mir der Mönch nicht undeutlich zu verſtehen, daß mir eine Kompagnie in der Garde nicht entgehen würde, wenn ich zu den Spaniern überginge.

Mort de ma vie! ſchrie Vautré, ſich den Knebelbart ſtreichend. Das unterſtand ſich der Hund? — Du warfſt ihn doch augenblicklich zur Thüre hinaus?

Ich lachte ihn aus! erwiderte der Jüngling. Als er indeß den Antrag förmlich wiederholte und ſagte: daß er ſich für den Erfolg verbürgen wollte, zeigte ich ihm die Thüre, mit dem Beifügen, daß wenn er noch ein Wort ſpräche, ich dem General Kellermann, dem Gouverneur, davon Anzeige machen würde.

Du biſt wie ein Mädchen, Armand! rief Vautré ärgerlich, indem er das Glas auf den Tiſch ſtieß. Bei ſo etwas iſt es mit ein paar Redensarten nicht gethan. Einen Fußtritt hätteſt Du ihm immer geben können. —

Es war in *meinem* Zimmer, Kapitain! ſagte Sacy kopfſchüttelnd. Doch hören Sie nur. — Ich mochte wohl bis Mitternacht im Zimmer auf- und abgegangen ſein, dann warf ich mich aufs Lager, aber der Aerger ließ mich nicht einſchlafen. Der Mond ſchien hell. Neben mir auf einem Seſſel lag dies Taſchenneceſſaire. — Armand zog ein rothſaffianenes Portefeuille aus der Uniform. — Es enthält wie gewöhnlich Feuerzeug ꝛc., überdies aber auch dieſes Terzerol. Das Ding war mit einer guten Kugel geladen und ſchießt verteufelt ſcharf; ich kaufte es in Paris vor unſerm Abmarſch. Ich habe das Portefeuille eben in der Hand und denke ſo Dies und Jenes, auf einmal will mich bedünken, als ob ich im Nebenzimmer ein leiſes Geflüſter höre. Mir kam dies zwar unwahrſcheinlich vor, da die Mauern dick ſind, und — ſo dachte ich — keine Thüre dahin führt; aber das Gefluſter dauert fort. Nachdem ich einmal: „Wer da!" gerufen — ich glaubte der Sprecher wäre draußen auf dem Korridor, und ich täuſchte mich — ward Alles ſtill, aber nach einer guten halben Stunde höre ich ein Knarren hinter einem alten, großen Schrank, der verſchloſſen in meinem Stübchen ſteht; es war als ob eine Thüre geöffnet würde. Anfangs bin ich mäuschenſtill, dann rufe ich: „Wer da!" — Nun arbeitet es haſtig im Innern des alten Meubles. Ich heraus aus dem Bett, und feure mit einem furchtbaren Hollah meinen Puffer gegen den Schrank ab. Jetzt ward Alles wieder ſtill, aber mir war es, als ob ich ein leiſes Stöhnen hörte und irgend Wer mit langſamen ſchleppenden Schritten ſich entfernte. —

Verdammt! rief der Kapitain. Du unterſuchteſt doch die Sache.

Allerdings! entgegnete Armand. Ich fand zu meiner Verwunderung den Schrank geöffnet. Die Rückwand deſſelben bildete eine Thüre, die in ein Nebenzimmer führte; auch dieſe ſtand in ihren Angeln offen. Das Zimmer ſelbſt war leer. — —

Und keine Spur? fragte neugierig ein Offizier.

Nicht die mindeſte! erwiderte Sacy. Das ſonderbarſte war, daß die Kugel, welche die Thür des Schrankes durchbohrt hatte, ſich weder in dieſem noch in dem Nebenzimmer fand.

Es ſind Weiber und Mönche im Spiel, rief Vautré, mit der braunen Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, und, glaube mir, Armand, da iſt auch der Teufel gleich mit von der Partie. — Aber ſeht einmal! was ſprengt denn dort die Straße daher? — Hohl's der Henker! es iſt der Kaiſer. —

Die Offiziere ſprangen mit Blitzesſchnelle auf und ſtellten ſich in Poſitur.

Im ſchnellſten Roſſeslauf ſprengte der große Feldherr, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Marſchällen und Generalen auf ſeinem arabiſchen Schimmel daher. Der berühmte graue Ueberrock bedeckte zum Theil die grüne Chaſſeuruniform, das kleine Hütchen aber das glattanliegende Haar. Wie leicht wäre der kleine Mann zu überſehen geweſen! und doch ſahen alle Augen nur ihn. — Umſonſt tummelte der ſchöne kriegeriſche Kellermann (der Sohn) den andaluſiſchen Rappen, ungeſehn ſprengte der Bravſte der Braven, der unerſchrockene Ney, zur Seite des Kaiſers, Niemand bemerkte den tapfern Anführer der Reitergarden, den Herzog von Iſtrien, mit der ernſten Miene, dem ſonderbaren Haarzopfe, noch den grimmig blickenden Loiſon mit ſeinem verſtümmelten Arme, Jeder ſah nur das kleine Männchen, das an der Spitze des Zuges in geſtrecktem Jagen daher ſprengte. Jetzt war er in der Nähe unſerer Bekannten angekommen; ein Blick auf die Gruppe der Offiziere, und — wer beſchreibt ihr Erſtaunen — der Kaiſer parirte ſein Roß. — —

Er ſchien heute beſonders freundlich. — Der Blick, manchmal ſo fürchterlich, um ſelbſt ſeinen erſten Kampfgenoſſen das Blut gerinnen zu machen, ſchien nichts als Wohlwollen zu ſtrahlen.

Ah, mein alter Bautré! rief er mit einer etwas heiſern, durch das Schnauben der Roſſe faſt übertönten Stimme. Eh bien Mr. le Curé! wie befinden Sie ſich? — Nun Alter! wie gefällt es Dir in Spanien. —

Ma foi Sire! erwiderte Bautré, indem er ſich dem Knebelbart ſtrich, und das Geſicht zu einem gräßlichen Lächeln verzog; ich müßte es lügen, wenn ich behaupten wollte, daß es mir hier ſonderlich zuſagte. Es iſt hier wie in Egypten! viel Kugeln und viel Ehre, aber wenig zu beißen und zu brechen. — Indeß Sie ſind bei uns, und da iſt Alles gut.

Das Wölkchen, welches ſich beim Beginn der Rede Vautré's auf der Stirn des Feldherrn gezeigt hatte, war bei Beendigung derſelben wieder verſchwunden.

Gefällt Dir's nicht, Alter? ſprach der Kaiſer lächelnd. Nun laß gut ſein. Da ſind die Guadarramen. Sie ſind nicht hoch. Meine Adler überfliegen ſie. In vierzehn Tagen ſtehen wir vor Madrid. Sie werden dort die weiße Fahne aufziehn. Ihr habt dann Alles im Ueberfluß. — Wie heißen Sie? fragte nun der Kaiſer, auf Armand blickend; ſein Auge drückte ſichtbares Wohlwollen aus.

Ich heiße Sacy! erwiderte dieſer ſich verbeugend.

Der Bruder deſſen vom achten Dragonerregiment? — doch nein, ich irre mich! fiel der Kaiſer ein. Sie ſind der Sohn von dem, der in Egypten blieb. Sie ſind gelobt worden. Bei Durango; nicht wahr? — Ich bin mit Ihnen zufrieden! — Adieu! — —

Der Kaiſer ſagte ein flüchtiges Wort zu einem Ordonnanzoffizier; fort ſprengte der Zug und begrub unſere Bekannten in ſeinen Staub. —

Du bekommſt den Orden, Armand! ich wette darauf! ſprach der Kapitain zufrieden lächelnd. Das kleine: Ich bin zufrieden! iſt zehnmal mehr werth, als der ganze Sack voll Redensarten, womit der Marſchall Dich überſchüttete. — Aber Kinder! wir müſſen fort; es iſt Appellzeit. — Heda! brauner Schelm! was macht die Zeche? —

Bautré zog das leichte Beutelchen. Die Rechnung war bald berichtigt, und der Adjutant ging mit den beiden jüngern Offizieren, nach einigen gewechſelten Abſchiedsworten, quer über den Spaziergang nach der Plaza major, der Hauptmann aber mit ſeinem jungen Freunde den Espolon viejo hinab. —

Höre Armand! ſagte Bautré, indem er vorwärts ſchreitend ſeinen Arm in den ſeines Begleiters ſchlang. Die Geſchichte der letzten Nacht gefällt mir gar nicht. So lebhaft und genau, wie Du Alles erzählteſt, träumt Niemand. Haſt Du ſonſt weiter nichts bemerkt.

Nicht das Mindeſte! erwiderte der Jüngling. Mein Burſche wollte einige Blutstropfen auf den Treppenſtufen bemerkt haben, aber ich ging hin und ſah nicht das Geringſte. — Das Einzige, was mir auffiel, war, daß Pater Anſelmo heute nicht beim Eſſen erſchien.

Siehſt Du! rief aufmerkſam der Kapitain.

Nach unſerm Streite von geſtern Abend iſt es wohl erklärlich! bemerkte der Jüngling.

Der Teufel traue! ſagte kopfſchüttelnd der Kapitain. Die Kerle ſind Schurken, vom Scheitel bis zur Sohle. — Ich will Dir etwas ſagen, lieber Junge! Laß Deine

Sachen in mein Logis bringen. Wir haben Beide Platz in dem kleinen Neſte.

Bewahre! lachte Armand. Wo denken Sie hin? — Eine feige Vorſicht dieſer Art wäre eben nicht ehrenhaft. —

Das ſehe ich nicht ein! meinte Bautré. Man kann brav ſein, ohne Luſt zu haben, ſich wie ein Kalb im Bette abkehlen zu laſſen. —

Die Gräfin würde es merken! ſprach Armand weiter; merkte ſie es aber auch nicht, ſo müßte ich vor mir ſelbſt erröthen, wenn ich einer möglichen Gefahr aus dem Wege ginge.

Nun gut! ſagte der Hauptmann. Du willſt Dich nicht ausquartieren laſſen, ſo quartiere ich Dich aus. Ich befehle Dir als Dein Kapitain, ein anderes Logis zu beziehen; der Fourier bringt Dir in einer Stunde ein anderes Billet. —

Ich bitte Sie dringend, es nicht zu thun! rief Armand erſchrocken. Ich wünſche durchaus in dieſem Quartier zu bleiben.

Du haſt mir nicht Alles geſagt, Armand! ſprach Bautré, indem er ſtillſtand und den jungen Mann ſcharf anblickte. Ich ſollte glauben, ſetzte er mißmuthig ſeinen Gang fortſetzend hinzu, ich verdiente ein wenig Dein Vertrauen.

Wann hätte ich vor Ihnen ein Geheimniß gehabt, mein väterlicher Freund? ſagte der junge Mann erröthend, indem er die Hand des Gefährten ergriff. So mögen Sie denn wiſſen: es iſt die Nähe Thereſens de Rocca, die mich an jenes Haus feſſelt.

Das iſt etwas Anders! ſprach Vautré bedächtig mit dem Kopfe nickend. Warum haſt Du mir das nicht gleich geſagt? — Indeß, was iſt Deine Abſicht bei der Bekanntſchaft? — Ich denke, daß Armand de Sacy, der Sohn Archambauds de Sacy, keine unedlen Abſichten haben kann.

Die letzten Worte ſprach Vautré mit ſcharfer Betonung.

Sie laſſen mir nur Gerechtigkeit widerfahren, mein theurer und würdiger Freund! ſprach Armand mit Wärme. Ich liebe Thereſen unausſprechlich, und bin nicht ohne Hoffnung, wieder geliebt zu werden. An Geburt bin ich ihr nicht ungleich; ein Umſtand, der in Spanien in Betracht kommt. Glücksgüter anlangend, ſo beſitze ich genug für uns Beide.

Du willſt alſo das Mädchen heirathen? ſagte Vautré zufrieden. Bon! dagegen iſt nichts zu ſagen. — Haſt Du aber auch bedacht, daß der Kaiſer das Heirathen der Offiziere nicht gern hat.

Ich weiß es! fiel Armand ein; aber es iſt mir auch bekannt, daß, wenn die Parthie gleich und ſonſt ehrenvoll iſt, er ſeine Einwilligung nicht leicht verweigert. —

Daß Thereſens Vater General und ein alter verſuchter Krieger iſt, gilt bei dem Kaiſer als eine Empfehlung.

Sacre bleu! Das muß man ſagen, Du haſt Dir Alles ſchon recht reiflich überlegt! rief Vautré lachend! Wie denkſt Du die Sache nun weiter anzuſtellen? —

Ich ſchreibe morgen an Thereſen und an die Gräfin! erwiderte der junge Mann.

Gut, thue das! rief der Hauptmann. Aber verſprich mir, daß, wenn Du eine ſchnöde Antwort von der letztern bekommſt — denn bei der erſtern magſt Du Deiner Sache wohl gewiß ſein —

Dann bin ich morgen in Ihrem Logis! ſagte Armand. Wie könnte ich dann noch der Gräfin vor die Augen kommen?

Und heute, ſcherzte Vautré, läſſeſt Du Deinen Diener bei Dir im Zimmer ſchlafen, damit Deine künftige Tante nicht ihren Vetter durch die Mönche im Bette erſchlagen läßt!

Das hat gute Wege! ſprach Armand lachend. Sie wird mir wohl noch vier und zwanzig Stunden Friſt zugeſtehn. —

Unter Geſprächen dieſer Art gelangten unſere Bekannten zu ihrer Truppe, und nach geendigter Inſpection trennten ſie ſich unter herzlicher Umarmung. —

Nach der Ankunft in ſeiner Behauſung begab ſich Armand wie gewöhnlich in den an die Wohnung anſtoßenden Garten. Er wußte, daß er die Gräfin und Thereſen dort antreffen würde, und dies war auch wirklich der Fall. Obwohl ſonſt im Süden Europa's die weibliche Schönheit ſchnell verblüht, ſo konnte die Gräfin, welche ungefähr vierzig Jahre zählen mochte, dennoch unter die hübſcheren Frauen gerechnet werden. Freilich ſah man, daß die Zeit nicht ganz ſpurlos an ihr vorübergeeilt war, aber ihrem Aeußern that weniger die ermangelnde Jugendfriſche, als der Ausdruck des kalten, höhnenden Stolzes, die kecken, faſt männlichen Bewegungen des Körpers, Eintrag. Thereſe, ohne gerade ausgezeichnet ſchön zu ſein, hatte dennoch alle die Reize, die faſt jede Kaſtilianerin der höhern Stände auszeichnen, das große, ſchön beſchattete Auge, die regelmäßigen Züge, das glänzende Haar von der Schwärze des Rabengefieders, und vor Allem — das Erbtheil jeder Spanierin — den niedlichen kleinen Fuß und die ſchlanke Geſtalt. — Thereſe ſchien dieſen Nachmittag geweint zu haben, und ſprach nur wenig. Das Letztere war auch mit der Gräfin der Fall, ſo lange das Geſpräch nicht auf die Ereigniſſe des Tages kam; dieſe waren jedoch ſehr bald an der Reihe, und nun ergoß ſich die Gräfin in einen Strom von Verwünſchungen gegen Frankreich und ſeinen Kaiſer, ein Umſtand, der, ſelbſt abgerechnet das Verhältniß, in dem ſich Armand befand, die Galle des jungen Mannes wenig erregte, da in jener Zeit alle ſpaniſche Frauen — falls ſie ſich überhaupt mit ihren feindlichen Gäſten unterhielten — dieſes Redethema gewählt zu haben ſchienen, da für ſie dabei weniger Gefahr zu fürchten war, als wenn ein Mann dieſe Saite berührt hätte. Auch überhörte Armand, im Anſchauen Thereſens verſunken, faſt alle die Redensarten, in denen die Gräfin ihrem Grimme Luft machte, und nur als ein Truppendetaſchement vorbei marſchirte, und die Gräfin bei deren Erblicken ein kurzes, dumpfes: „los enemigos de nuestra alma!“ ausſtieß, als die ſchmalen, halbgeſchloſſenen Lippen vor Grimm zitterten, und ein tödtlicher Haß in dem dunkeln Auge funkelte, da ſchauderte er unwillkührlich. —

Armand wartete den ganzen Abend mit Ungeduld, ob nicht die Gräfin auf einen Augenblick das Feld räumen, und ihm Gelegenheit geben würde, Thereſen allein zu ſprechen, aber ſie ſchien die Wünſche des jungen Mannes errathen zu haben und rührte ſich nicht von der Stelle. So oft Thereſe — was ohnehin nur ſelten der Fall war — ſich in die Unterhaltung miſchte, ward ſie von der Tante unterbrochen, und das unangenehme Geſpräch über die Gegenſtände des Tages begann dann von Neuem. Lange ertrug dies das Mädchen, doch als ſich die Scene öfter und peinlicher wiederholte, und Armand, davon ſchmerzlich betroffen, in ſeiner Verlegenheit Thereſen fragte: ob ſie nicht heute wie gewöhnlich die

Geſellſchaft durch ihren Geſang erfreuen wollte, erwachte der Geiſt der Spanierin, haſtig griff ſie nach der Laute und begann, die Gräfin mit Feſtigkeit anblickend, den erſten Vers des bekannten Liedchens:

Madre, la mi madre,
Guardas mi poneis?
Si yo no me guarda,
No me guardareis.

(Mutter, meine Mutter,
Hüter ſtellt Ihr mir!
Wenn ich mich nicht hüte,
Wehrt kein Hüter mir.)

Als ſie dieſen Vers geſungen, machte Thereſe der Tante eine Verbeugung, warf einen ſchmerzlichen, vielſagenden Blick auf Armand und verließ den Garten.

Auch die Gräfin erhob ſich jetzt.

Sie ſehen Sennor, ſagte ſie mit einem Lächeln, das ihren Verdruß nur ſchlecht verbarg, mein Fräulein Nichte hat Launen, wie die Mädchen alle. Glücklicherweiſe ſcheitern dieſe ſtets an dem feſten Willen, ſich nicht um ſolche zu bekümmern, und an der Feſtigkeit des meinigen hat noch kein Menſch gezweifelt. — Leben Sie wohl! —

Mit einer kurzen Verbeugung verließ die Gräfin den Garten, und auch Armand ſuchte ſein Zimmer. Lange ging er hier auf und ab. Er faßte hundert

Pläne, wie und auf welche Weiſe er ſeine Abſichten der Gräfin vortragen, und unterſtützen ſolle. Darauf kam er immer wieder zurück, daß dies nicht mündlich, ſondern ſchriftlich geſchehen müſſe. Obwohl ſich Thereſe nie entſchieden gegen ihn ausgeſprochen hatte, ſo glaubte er doch deren Neigung gewiß zu ſein, aber eben ſo gewiß erwartete er heftigen Widerſtand von Seiten der Gräfin. Den größten Troſt gab ihm indeß der Umſtand: daß ja doch am Ende Alles von dem Vater Thereſens, den ihm das Mädchen als einen ſehr würdigen Mann geſchildert hatte, abhinge, und der Krieg, der dieſem vielleicht nicht geſtatten würde, die Hand der Tochter einem feindlichen Offizier zuzuſagen nicht ewig dauern könne. — Erſt ſpät ſuchte der junge Mann unter Betrachtungen dieſer Art ſein Lager. —

Kaum war der Morgen angebrochen, als ein Unteroffizier dem jungen Mann den Tagesbefehl überbrachte. Der Kapitain, ſagte er ſchmunzelnd, habe ihm Eile befohlen. Welch' freudige Ueberraſchung! der Tagesbefehl enthielt die Nachricht: daß der Kaiſer dem Lieutenant Sacy, der ſich bei Durango ausgezeichnet habe, und in Valladolid verwundet worden ſei, das Kreuz der Ehrenlegion ertheile.

Kaum war Armand allein im Zimmer, als er der Freude ſeines Herzens Luft machte.

Ein gutes Omen! rief er aus. Heute treibt der

Baum meines Glückes ſeine ſchönſten Blüthen! Jetzt raſch ans Werk. Nun an die Gräfin und Thereſen geſchrieben! —

Es hieße die Nachſicht des Leſers ermüden, wenn der Erzähler ihm den Inhalt der Briefe wörtlich mittheilen wollte; ſie waren ſo — wie der Leſer ſie unter ähnlichen Verhältniſſen ſchrieb, und die ſchöne Leſerin ſie empfing, oder — möge dies recht bald geſchehn — noch empfangen wird. — Mit einem Worte, es war ein Heirathsantrag, wie ſolcher nur je freudig niedergeſchrieben, und von der gleichgeſtimmten Empfängerin mit Entzücken geleſen ward. —

Dienſtgeſchäfte erlaubten Armand heute nicht, dem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle beizuwohnen, und es war ihm dies um ſo angenehmer; wie hätte er auch in der Ungewißheit, in der er ſich im Betreff der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens befand, ſtundenlang der Gräfin oder Thereſen gegenüber verweilen mögen? — Es waren demnach ſchon mehrere Stunden nach Mittag vergangen, ehe Armand in ſein Logis zurückkehrte. Mit klopfendem Herzen erbrach er hier ein Antwortsſchreiben der Gräfin. Es war kalt, aber höflich, und weder eine Bejahung noch eine Verneinung ausdrückend. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſchrieb ſie, fordere eine Unterredung, zu welcher gegen Sonnenuntergang ſie Armand einladen laſſen werde.

Mit großen Schritten maß indeſſen der junge Mann ſein Zimmer. Er konnte kaum die ihm beſtimmte Zeit erwarten, und dennoch war es, als ob ihn ein unheimliches Gefühl beſchleichen wolle, ſo oft er die von ſeiner Kugel durchbohrte Thür des Wandſchranks von ungefähr anblickte. Zwar konnte er ſich keine genaue Rechenſchaft über dieſe unangenehme Empfindung ablegen, zwar ſuchte er ſich immer mehr zu überreden, der Vorgang jener Nacht ſei nichts, als ein ungewöhnlich lebhafter Traum geweſen, aber — jenes drückende Gefühl ließ ſich nicht verſcheuchen. — Endlich nahte der Abend und ein alter Diener der Gräfin trat ins Zimmer. Er zeigte unter vielen Bücklingen an: daß der „Sennor official!“ von der Gräfin erwartet würde. Auf Befragen: ob Fräulein Thereſe bei ihr ſei? erwiderte er: daß Letztere ſich ſeit Mittag unwohl und auf ihrem Zimmer befinde. —

Armand begleitete nun den Diener, und wollte eben in den Korridor einbiegen, den er ſo oft durchſchritten hatte, als der Alte dem Jünglinge haſtig vorſtellte: wie ſeine Herrin ſich, um jede Störung zu vermeiden, in ein anderes Local begeben habe, wohin er den werthen Sennor zu bringen Befehl habe. — Nachdem Beide mehrere Treppen auf- und abgeſtiegen waren, wollte es Armand bedünken, daß er die Grenzen des Seitengebäudes bereits überſchritten haben müßte, und ſich in dem anſtoßenden Pallaſte der Inquiſition befände, und auf die deshalb an den Alten gerichteten Fragen erklärte dieſer: wie dies allerdings der Fall ſei, indem er noch hinzufügte: daß Sr. Eminenz, als ſie mit ihrem Klerus abgereiſt wären, die Frau Gräfin erſucht hätten, die Aufſicht über ihre Wohnung zu übernehmen.

War es das Wort: Inquiſition, oder das oben angeführte in verſtärktem Grade rückkehrende unheimliche Gefühl, genug, Armand griff unwillkürlich nach dem Degen, ſo wie nach dem Terzerol, welches ſein Portefeuille barg, und trat, als er beides an dem gehörigen Orte fühlte, ruhig in ein, ihm von dem Diener geöffnetes weitläufiges Gemach. Der Diener verließ ihn ſodann, mit dem Verſichern, daß Sennora augenblicklich erſcheinen würde, und nun hatte Armand Zeit, das Local, in dem er ſich befand, gehörig zu betrachten. Das Zimmer war altfränkiſch, aber mit Pracht ausgeſchmückt: Stühle, Sopha und Wände waren mit gelbem Sammet bekleidet. Letztere erſchienen faſt von der Höhe des mit Stukkaturarbeit verzierten Plafonds an, bis zu dem boiſirten Lambris mit Oelgemälden geſchmückt, die, wenn auch durchaus nicht freundlich ins Auge fallend, doch von Kunſtwerth zeugten. Der Geſchmack, der bei ihrer Auswahl gewaltet, war jedenfalls ein höchſt ſeltſamer geweſen, und die Phantaſie Deſſen, der dieſe Bilder, gleichviel, ob ſie auch der Pinſel eines Morillo oder

Zurbaran erzeugte, ſtets vor Augen haben konnte, mußte eine düſtere und wilde, an furchtbare Gegenſtände gewöhnte ſein. Außer einer Mater doloroſa von höchſter Schönheit und einigen dunkeln felſigen Landſchaften von Salvator Roſa, hatten die übrigen Gemälde alle, mehr oder weniger, auf die Inquiſition Bezug. Hier, in einer rauhen, nächtlichen Gegend, ſuchten zwei raublechzende Wölfe ein ſchwarz und weiß geſchecktes Lamm zu beſchleichen, fuhren aber vor den Feuerſtrahlen, die aus den Augen des letztern ſchoſſen, ſcheu zurück. „A tergo lupi, a fronte praecipitium!“ ſtand unter dem Bilde. — Dicht zur Seite des Gemäldes hing ein zweites. — Von der Spitze eines Felſens ſchoß ein Bartgeier herab; eben war er im Begriff, ein ſchlafendes Kind mit Schnabel und Klauen zu erfaſſen, als ein über ihm ſchwebender Adler dem Räuber die ſtarken Fänge ins Genick ſchlug. „Hoc pugnatur!“ ſagte die Unterſchrift. — Weit widrigere Anblicke boten die hiſtoriſchen Gemälde dar. Auf dem einen kreuzigten eine Anzahl Juden, in deren Blicken die Mordluſt brannte, ein Chriſtenkind. Auf dem zweiten verbrannten die Mörder den kleinen Leichnam. Auf dem dritten wurden ſie ſelbſt verbrannt*). — Es hieße den Leſer ermüden, wenn wir ihm alle die Gegenſtände einzeln aufzählen wollten, welche Armand in jener Stunde zu betrachten Gelegenheit hatte, und es genügt wohl, wenn wir beifügen, daß die Seelenſtimmung, in der er ſich ohnehin ſchon befand, dadurch eben nicht heiterer wurde. —

---

*) Unter den Arkaden der Kathedrale zu Toledo, hinten nach dem kleinen Höfchen hinaus, ſieht der Reiſende dieſe Gegenſtände al fresco gemalt.

So düſter aber auch die Ausſchmückung des Zimmers war, ſo war der Ausdruck einer ſtillen, düſtern Pracht dennoch nicht abzuleugnen, ja letztere erſtreckte ſich ſogar auf den, von dem eiſenfeſten, dunkelbraunen Holze der Encinnaeiche gefertigten, farbig parkettirten und geſchnörkelten Fußboden, den hundert Arabesken durchzogen, und von dem nur ein großes Viereck vor dem Sopha — vielleicht weil ſolches ſonſt gewöhnlich mit einem Teppich bedeckt zu werden pflegte — leer gelaſſen worden war. —

Nachdem Armand faſt eine Viertelſtunde geharrt, erſchien die Gräfin. Sie trug den Brief des jungen Mannes offen in ihrer Hand. Ihr Blick war freundlicher als gewöhnlich.

Setzen Sie Sich zu mir her, Herr von Sacy! ſagte ſie, indem ſie auf dem Sopha Platz nahm. Nein, hierher! fügte ſie lächelnd hinzu, als der junge Mann ſich zur Seite der Ottomanne niederlaſſen wollte, indem ſie einen Seſſel vor ſich hinſchob. Sie müſſen Sich mir gerade gegenüberſetzen; kapitulirende Mächte müſſen ſich feſt ins Auge faſſen.

Armand nahm ehrerbietig auf einem Taburet, mitten auf dem Viereck des Bodens, vor dem Sopha Platz.

Herr von Sacy! ſagte die Gräfin nach einer Pauſe, wären die Zeiten in ihrem gewöhnlichen Laufe, ſo würde ich den in dieſem Briefe bezeichneten Antrag, einen für meine Nichte ehrenvollen, ja, warum ſoll ich es leugnen, ſogar einen erwünſchten nennen. Sie ſtammen von einem der älteſten franzöſiſchen Geſchlechter, der Name Ihres Hauſes wird in der Geſchichte der Kriege und der Kabinette mit Ruhm genannt, Sie ſind ſelbſtſtändig, beſitzen Vermögen, und — Sie ſehen, ich ſpreche mit Aufrichtigkeit — ſind, wie ich glaube, meiner Nichte nicht gleichgültig. — Auch Thereſe iſt eines Gatten Ihres Standes nicht unwerth: ſie iſt von altem ſpaniſchen Adel, nicht arm, iſt hübſch und talentvoll, mithin die Partie in jeder Hinſicht gleich.

O wie gnädig, Frau Gräfin, ſehen Sie —

Unterbrechen Sie mich nicht, Herr von Sacy! ſagte die Gräfin kalt. Ich ſprach von dem Laufe *gewöhnlicher* Zeiten, die Zeiten aber, in denen wir leben, ſind keine gewöhnlichen. Ein unerhörtes Verbrechen iſt geſchehen, ein Völkermord iſt von dem Manne begangen worden, der ausgerüſtet mit der Liſt und der Gewalt eines Dämons der Hölle, auf Frankreichs Throne ſitzt. Verkennen Sie mich nicht, mein Herr, und rechnen Sie mich nicht zu den kleinen Seelen, welche die groſſen

Talente jenes Mannes leugnen. Dieſe zu beſtreiten, heißt das Licht der Sonne, oder vielmehr den Glanz des Blitzſtrahls beſtreiten wollen. Wäre er nicht Der, der er iſt, Sie alle wären mit Schimpf und Schande ſchon über die Pyrenäen zurück getrieben worden. Ein kleiner Menſch wagt nicht den Gedanken, Spanien ins Joch zu zwingen. — Er aber hat ihn gewagt. Indeß hat er ihn nicht gewagt wie ein König, er hat ihn gewagt wie ein Mörder. Wie ein Dieb, der, da er ſich überzeugte, daß er die wohlverwahrte Hausthür nicht zu erbrechen im Stande ſei, bei Tage ſich ins Haus ſchleicht, ſo hat jener Menſch als Schiedsrichter zwiſchen unſere Könige, zwiſchen Vater und Sohn ſich eingeſchlichen, er hat dann nach der unbewahrten Krone, dem goldnen Reife Karls V., mit Räuberhand gegriffen, und ſolche einem Knechte aufs Haupt geſetzt. — War er blos Krieger, blos Eroberer, gelüſtete ihm nach dem Königstitel Spaniens, warum kündigte er nicht Spanien den Krieg an, ſtieß dann, vom Kriegsglück begünſtigt, die Bourbons vom väterlichen Throne und ſetzte ſich darauf? Ein Schlimmeres haben die Mauren einſt auch nicht gethan, und Boabdil erfuhr von Ferdinand und Iſabelle nichts Schlimmeres. Sie waren Feinde; das iſt Alles. — Doch Er! zuerſt ſchlich er ſich ein im tiefſten Frieden; im Frieden ließ er zu Madrid durch Murat die Spanier niedermetzeln, dann gab er uns den lächerlichen Schwächling, der uns regieren ſollte, und zuletzt — dies iſt das ärgſte — verführte er Spanier, gegen ihr Vaterland zu ſtreiten. — Sie ſehen, das iſt kein gewöhnlicher Krieg, der da geführt wird durch Soldaten; hier kämpft Volk gegen Volk, und Schande dem Sohne, der Tochter des Vaterlandes, die mit dem Feinde eher ihren Frieden ſchließen, bis daß das Vaterland ihn geſchloſſen hat. —

Verſtehe ich Sie recht, Frau Gräfin, fiel Armand ein, ſo könnte eine Verbindung zwiſchen Thereſen und mir erſt nach dem Frieden —

Sie mißverſtehn mich gänzlich! ſagte die Gräfin raſch. Heute, in dieſer Stunde noch muß es entſchieden ſein, ob Sie je Thereſens Gatte werden können! — Nur ein Ja! haben Sie zu ſagen, nur eine Bedingung zu erfüllen, und wenn Sie wollen, ſo legt noch heute ein Prieſter Ihre Hände in einander. — Ich hafte für Alles. —

Und dieſe Bedingung? fragte Armand erſtaunt und überraſcht.

Es iſt nicht allein Thereſens Hand, die Sie erhalten; ſprach die Gräfin weiter. Auch Auszeichnungen und Ehren —

Und die Bedingungen? ſprach Armand dringend. Ich verlange nichts als die Hand Thereſens.

Nun wohl! ſagte die Gräfin. Die Bedingung iſt: daß Sie heute noch mit uns Valladolid verlaſſen, und auf geheimen Wegen ſich nach Aſturien begeben.

Wie! rief Armand. Ich ſoll deſertiren? Nimmermehr.

Niemand kann dies ſo nennen! entgegnete die Gräfin. Der franzöſiſche Offizier giebt ſeine Dimiſſion, er braucht ſie nicht zu erbitten; dies iſt ein altes Herkommen in Frankreich. Sobald Sie in Sicherheit ſind, ſenden Sie Ihre Dienſtentſagung an Ihr Regiment, und dann — ich bürge dafür — werden Sie als Kapitain im ſpaniſchen Heere angeſtellt. — Sie trauen meinen Worten vielleicht nicht? — nun wohl! hier leſen Sie einen offnen Brief der Junta, der mich befähigt, Ihnen dieſe Eröffnungen zu machen, und Ihnen überdies einen Orden verheißt, wenn Sie ſie annehmen. —

Niemals werde ich es thun, Frau Gräfin! fiel Armand ein; und geſetzt, ich wäre pflichtvergeſſen genug, was könnte dies der Sache Ihres Vaterlandes —

Nützen? fragte die Gräfin. O ſehr viel! Das Beiſpiel eines jungen, geachteten Mannes, der einen berühmten Namen trägt, würde Nachfolger finden; mancher Andere —

Um ſo mehr muß ich dieſen Antrag zurückweiſen! rief der junge Mann. Nimmer werde ich mich entehren, und wenn auch Thereſens Hand der Preis wäre.

Er iſt der Preis Ihres Entſchluſſes! rief die Gräfin hitzig.

Ich glaube, entgegnete Armand beſcheiden, daß, ohne Ihnen, Frau Gräfin, zu nahe zu treten, Fräulein Thereſe auch eine Stimme —

Sie weiß nichts von Ihrem Briefe! entgegnete Jene, indem ſie Armands Billet an das Mädchen unerbrochen aus dem Buſen zog. Thereſe kennt Ihre Werbung nicht. Wir reiſen in dieſer Nacht noch ab, und — ich gebe Ihnen mein Wort darauf — Sie ſehen ſie niemals wieder. — In wenigen Wochen iſt ſie die Braut eines jungen Mannes, der längſt um ihre Hand geworben. — Nun, Herr von Sacy! ſetzte die Gräfin hinzu; entſchließen Sie Sich. Noch heute iſt Thereſe Ihr Weib, oder Sie ſehen ſie nie wieder. —

Armand ſchwieg einen Moment von Schmerz ergriffen. Die Gräfin glaubte in dieſem Schweigen ein Schwanken in ſeinen Entſchlüſſen zu erkennen, und fuhr um ſo dringender in ihrer Rede fort.

Herr von Sacy, ſagte ſie, es wird Ihnen ſchwer, Sich zu entſchließen, gegen Franzoſen künftig Ihr Schwert zu ziehen. Sie haben dennoch Unrecht. Blicken Sie auf welches Heer Europa's Sie wollen, überall finden Sie Franzoſen, die das Nämliche thaten, und alle dieſe bekleiden meiſtens hohe militairiſche Würden. Glauben Sie, daß Einer unter ihnen der Meinung wäre, gegen

Frankreich zu kämpfen? — Alle ſagen: daß ſie nur gegen den Mann, der Frankreich unter dem Joche hält, das Schwert gezogen haben.

Sie ſagen es, ja! fiel Armand ein; doch die Geſchichte nennt dereinſt es anders, und — ich will es zu Ihrer Ehre glauben — auch jetzt ſchon Ihr Gewiſſen. — Frau Gräfin! ſetzte der Jüngling mit feſter Stimme hinzu; nimmer werden ſich meine Gefühle für Thereſen ändern, eben ſo wenig kann ich die Hoffnung aufgeben, ſie dereinſt mein zu nennen, geſchehe aber auch was da wolle: niemals verlaſſe ich meine Fahne.

Und dennoch müſſen Sie, Herr von Sacy! ſagte die Gräfin mit angenommener Kälte, aber in ihrem Auge brannte ein düſter glimmendes Feuer; ich ſage Ihnen, daß Sie müſſen. — Beſinnen Sie Sich wohl, ehe Sie meine wohlgemeinten Anträge verwerfen und in ein ſicheres Verderben eilen. —

Wer ſollte mich zwingen, in meine Schande zu willigen? rief Armand, indem er vom Seſſel aufſprang. Ich muß Sie bitten, Frau Gräfin, dieſe für mich ſo ſchimpfliche Unterredung zu endigen.

Bedenken Sie Sich wohl! ſagte die Gräfin warnend. Gerade heraus! Ich liebe Sie nicht und haſſe Sie nicht, wiewohl ich für das Letztere wohl eine Urſache hätte. — Aber — möge Ihnen dies genug ſein! Sie haben einen Brief der Junta in meiner Hand geſehen, ſpaniſches Blut iſt von der Ihrigen vergoſſen worden, Sie müſſen der Unſrige ſein — oder vernichtet werden. —

Iſt es der Brief der Junta, der Sie beunruhigt, Frau Gräfin, ſagte Armand ruhig, ſo gebe ich Ihnen hiermit mein Wort — wenn dies überhaupt nöthig — daß nie ein Wort von unſerer Unterredung über meine Lippen kommt. Feindesblut aber zu vergießen, iſt die traurige Pflicht des Kriegers, er mag ſolche nun auf dem Schlachtfelde, oder — er betonte dieſe Worte vorzüglich — bei einem tückiſchen Ueberfall zu erfüllen haben. — Für jetzt, Frau Gräfin, aber bitte ich Sie, mich zu entlaſſen.

Noch eins! ſagte die Gräfin mit verſtellter Kälte, aber ihre Lippen bebten. Sie verwerfen alſo entſchieden meinen Antrag? —

Ganz entſchieden! erwiderte der Jüngling feſt.

Auch wenn der Verluſt Thereſens davon abhängt? fragte die Vorige.

Auch in dieſem ſchmerzlichen Falle! entgegnete Armand ſeufzend.

Auch mit Gefahr Ihres Lebens? rief vor Zorn zitternd die Gräfin.

Und hätte ich tauſend Leben zu verlieren! ſprach der junge Mann mit entſchiedenem Tone.

Nun wohlan! rief Jene, und wie Dolchſpitzen ſchoſſen ihre Blicke auf den Jüngling. So gehe dann Deinem Geſchick entgegen, elender Scherge des Tyrannen! —

Mit Haſt griff die Gräfin nach einer Schnur, die zur Seite des Sopha's von der Wand wie eine gewöhnliche Klingelſchnur herab hing. Sie zog daran, und — in dieſem Augenblick fühlte Armand den Boden unter ſeinen Füßen ſich bewegen. Der junge Mann begann zu taumeln, er ſuchte ſich zu halten, aber mit Blitzesſchnelle ſank er abwärts, die Sinne vergingen ihm, und ehe er ſich klar bewußt werden konnte, was mit ihm vorging, befand er ſich in tiefſter Finſterniß. Hohngelächter ſchallte von oben, und krachend ſchloſſen ſich mehrere Thüren. — —

Sobald Armand zu klarer Beſinnung gekommen war, taſtete er mit den Händen rings um ſich her. Er fühlte einen naßkalten mit Steinplatten belegten Fußboden. Bald darauf erhob er ſich. Ueberall um ihn her herrſchte die dichteſte Finſterniß. Er ſtieß, nachdem er langſam vor ſich hin geſchritten war, in kurzem an Mauern, von denen die Kellerfeuchte in Tropfen herabfiel. Es war kein Zweifel mehr, die Wände eines unterirdiſchen Kerkers ſchloſſen ihn ein. — —

Keines Lautes, kaum eines Gedankens mächtig, ſank Armand unwillkürlich an die Mauer des Gefängniſſes. In ſtummer Verzweiflung hatte er mehrere Minuten zugebracht, der Gedanke, in dieſer Finſterniß, vielleicht unter den Qualen des Hungers ſein Leben zu enden, überfiel ihn wie ein Raubthier, ſchon dachte er daran, ſich mit dem Degen, den er an der Seite trug, den Tod zu geben, da kam ihm wie ein Blitzſtrahl der Gedanke, daß ſein Taſchenneceſſaire außer dem Piſtol noch ein Endchen Kerze und die Mittel enthielte, dieſes zu entzünden.

Das wird mir möglich machen, das Terrain zu recognosciren! rief Armand, indem er mit allem Muthe der Jugend und dem leichten Sinne des Franzoſen ſich der Hoffnung hingab. Betritt dann Jemand meinen Kerker, ſo ſtoße ich ihn nieder und bahne mir mit Piſtol und Degen in der Fauſt den Weg ins Freie. —

In wenig Augenblicken brannte die Kerze.

Mit Erſtaunen blickte Armand um ſich her. Sein Kerker beſtand nicht aus einem, nein, aus einer ganzen Reihe von Gemächern. — Keines derſelben hatte Fenſter, und nur das, in dem ſich der junge Mann befand, eine Thüre. Armand begab ſich aus einem Gemache in das andere. Nur das, in dem er ſich befand, war gänzlich leer, die andern bewahrten Geräthſchaften, aber ſehr ſeltſame. Am meiſten zeichnete ſich hierin das Gemach aus, das an Armands Kerker ſtieß. In der Mitte ſtand ein langer, mit ſchwarzem Tuche bekleideter Tiſch, welchen zwölf dergleichen Stühle umſtanden. An ſtarken Ringen in der Mauer hingen Ketten herab; die

Arm- und Beinſchellen, die an ihnen befeſtigt waren, bewieſen, daß ſie zur Feſthaltung von Gefangenen gedient hatten. An ſtarken eiſernen, in die Wölbung des Gemaches eingelaſſenen Haken, hingen hölzerne Kloben, und an dieſen Stricke und Schnüre, deren Beſtimmung Armand nicht klar geworden wäre, wenn ein anderes Geräth ihm nicht eine furchtbare Aufklärung gegeben hätte. Letzteres hatte die Form einer hölzernen Rinne, oder einer Mulde von Manneslänge. Rechts und links gab es Löcher, um das, was man hineingelegt, darin feſtzuſchnüren. Der Boden der Rinne war gleichfalls von Löchern durchbohrt; ſie ſchienen dazu beſtimmt, Flüſſigkeites ablaufen zu laſſen. Mit Entſetzen erinnerte ſich Armand, von einem Torturinſtrument gehört zu haben, in welches man den Unglücklichen, der zur Qual beſtimmt ſei, einſchnüre, und ihm ſodann, um ihn zum Geſtändniß zu bringen, durch ein leinenes Tuch ſo lange Waſſer in den Mund flöße, bis er bekenne oder erſticke. Seinen Schauder noch zu vergrößern, ſah er einen leeren Krug und ein Tuch, an dem er Blutſpuren zu erkennen glaubte, am Boden liegen. —

Mit Abſcheu wandte ſich Armand von der gräßlichen Geräthſchaft; ſein Beſchluß, den Erſten, der ſich in dem Kerker zeigen würde, zu durchbohren und, dann auf jede Weiſe Freiheit oder Tod zu erringen, ward immer feſter. — Noch blieb ein Seitengemach, das er bisher noch nicht betreten hatte, zu unterſuchen, und er ging hinein. Anfangs ſchien es ihm gänzlich leer, doch, wie ward er überraſcht, als er im Hintergrunde deſſelben eine menſchliche Geſtalt zu unterſcheiden glaubte. Der Degen flog aus der Scheide, und dieſen in der einen, die brennende Kerze in der andern Hand ſtürzte er der Geſtalt entgegen. — Er ſtand vor einer hölzernen Bildſäule. — —

Der Jüngling war ſo überraſcht wie erſtaunt, als er die lebensgroße Figur eines bunt angemalten Marienbildes, welches, als Mater dolorosa, mit ſieben Dolchen in der Bruſt und mit weit geöffneten Armen dicht an der Wand aufgeſtellt war, vor ſich erblickte. Man konnte die Figur eben kein Kunſtwerk, aber auch nicht mißgeſtaltet nennen. Den Grund, warum man das Bild hier in dem tiefſten Kerker aufgerichtet, konnte Armand ſich nicht enträthſeln, doch bald ſollte er ihm klar werden. Sein Auge fiel nämlich auf unzählige kleine glänzende Sterne, womit die Kleidung der Geſtalt, von der Bruſt bis zu den Füßen herab, vorzüglich aber die innere Seite der hocherhabenen, ausgebreiteten Arme beſät war. Beim genauern Hinblicken bemerkte der Jüngling, daß jene Sterne aus einer Zuſammenſetzung von Tauſenden, nur eine Linie aus dem Holze herausragender glänzender Stahlſpitzen gebildet wurden. Eben betrachtete Armand die Figur ganz genau und von allen Seiten, als er dicht vor den Füßen derſelben ein kleines Brett betrat. Mit welchem Entſetzen fuhr er zuſammen, als im Innern der Figur ein ſchrillender Ton erſchallte, und die Geſtalt die Arme zu bewegen anfing! Mit einem unwillkürlichen Schrei ſprang er zurück, wie er ſah, daß die Bewegung fortdauerte, und die Geſtalt zuletzt die Arme ſchloß, als ob ſie irgend Jemand darin umfangen hielte. — Jetzt ward dem Jüngling Alles klar. — Sobald der Unglückliche die erſten Torturgrade überſtanden und dennoch nicht bekannt hatte, ward er vor jene Figur geführt; hier nochmals vor dem ehrwürdigen Bilde der Jungfrau zum Bekenntniß ermahnt, ward er genöthigt, ſich ihr in die Arme zu werfen, und Angſt, Wunderglaube und Schmerz entriß ihm dann unfehlbar das Geſtändniß. — —

Schändlich! ſchändlich! rief Armand. Lebend wenigſtens ſollen mich die Mörder nicht ergreifen.

An allen Gliedern bebend eilte er in ſein Gemach zurück. —

Das Endchen Kerze war indeß faſt herabgebrannt. Er ſah zu ſehr die Wichtigkeit ein, den Reſt derſelben zu erhalten, als daß er nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätte, das Licht einſtweilen zu verlöſchen. Ehe er dies aber that, begab er ſich in die Nähe des Einganges und ſuchte ſich die Lage deſſelben um ſo genauer einzuprägen, als er ſich vornahm, den etwa Eintretenden augenblicklich zu tödten, und ſodann ſich der Kerkerſchlüſſel zu bemächtigen. Wie jedoch die Kerze verloſchen war, bemächtigten ſich die furchtbarſten Vorſtellungen der Seele des jungen Mannes. — Wird überhaupt Jemand dieſen Kerker noch außer mir betreten? Iſt es nicht vielleicht der Hungertod, zu dem man mich verdammt hat? — Dieſe Fragen wiederholte er ſich unaufhörlich, und warf ſich, als Stunde nach Stunde verging, als ſeiner Meinung nach bereits die Nacht angebrochen ſein mußte, verzweifelnd zu Boden. — — —

In dem Schloſſe zu Valladolid herrſchte indeß ein reges Leben. Der Kaiſer hatte hier ſein Hauptquartir genommen. Obwohl es bereits dunkel geworden war, ſtrahlte die Umgebung dennoch faſt in Tageshelle. Vor dem Schloſſe bivouakirte ein Bataillon der alten Garde, und die mächtigen, auf dem Straßenpflaſter angezündeten Feuer wirbelten hoch empor und ſendeten ungeheure Rauchſäulen in den klaren Sternhimmel. Ordonnanzen aller Reiterarten und von den verſchiedenſten Uniformen, den Zügel des Pferdes über den Arm geworfen, lärmten in lautem Geſpräch, nur zwei Grenadiers à cheval hielten wie zwei koloſſale Bildſäulen auf den kohlſchwarzen Roſſen, die dunkle Bärmütze auf dem Haupte, das lange, gerade Schwert in der Fauſt, ſtill und ſchweigend an der Seite zweier Fußwachen an der Thüre des Pallaſtes. Auch in dem untern Stocke des Hauſes tobte der Lärm. Rapportirende Offiziere, Pagen, — letztere ſchöne, gänzlich erwachſene junge Männer — Bedienten in dunkelgrüner', goldbetreßter Livrée, ſtaubbedeckte Kouriere, die Ledertaſche auf der Bruſt, ſtürmten Trepp auf, Trepp ab. Nur der Offizier der Wache und der kommandirende Schwadronchef von der Escadron du service, gingen mit ſchallendem Schritt in der Eingangshalle im Geſpräch vertieft auf und ab; Erſterer nur warf, wenn der Spectakel um ihn her zu arg ward, ein barſches: „Silence, s'il vous plait!“ in den Lärm. Durch eine offenſtehende Thüre aber ſah man die Genadiere der Wache, theils auf den mit Atlas überzogenen Divans, theils auf den mit Strohhaufen überdeckten Parkets, in voller Rüſtung der Länge nach ausgeſtreckt. — In den obern Zimmern, mehrere davon mit Offizieren aller Waffenarten, jedoch größtentheils nur von den untern Graden, bis zum Erſticken angefüllt, war das Geräuſch weniger lärmend, und ſo bis zum Audienzſaal nach und nach abnehmend, verſchwand es hier in ein leiſes Geziſchel. Aller Augen waren auf eine Thür gerichtet, vor welcher ein Huiſſier ſtand, und die nur dann ſich öffnete, wenn der Kammerherr des Kaiſers, Graf Turenne, heraustrat, um irgend einen der Marſchälle und Generale in das Kabinet des Monarchen einzuführen. Die in dem Audienzſaal anweſenden hatten indeß einen weiten Halbkreis gebildet. Eine Ausnahme hiervon machte blos eine kleine Gruppe, unter der man den Herzog von Iſtrien bemerkte, der mit leiſer Stimme, aber lebhafter Geſtikulation, einige Kavalleriegenerale anredete. Ein großer Theil des Halbzirkels, nahm eine zahlreiche Deputation des Magiſtrats und der Geiſtlichkeit von Valladolid ein. Unter der letzteren befanden ſich einige Prälaten, die ſich durch das blitzende Kreuz auf der Bruſt und den violetten Talar von dem niedern ſchwarz angekleideten Klerus, ſo wie von den wenigen mit ihnen gekommenen Mönchen unterſchieden. Sie ſtanden ziemlich einſam und verlaſſen in Mitten der kriegeriſchen Umgebung; nur ein ältlicher Offizier mit Oberſtenepauletten, der Kommandant des Platzes, ſprach dann und wann einige Worte zu Dieſem oder Jenem, und empfing zahlreiche Bücklinge, begleitet mit mannigfaltigen Geſten und Achſelzucken, dafür zurück.

Faſt eine Stunde mochte die Geſellſchaft geharrt haben, da trat der Kammerherr raſch aus dem Kabinet ſeines Herrn, er ſprach ein Wort zu dem wachthaltenden Huiſſier, dieſer riß beide Flügelthüren auf, und ein lautes: „L'Empereur!“ ſchallte aus ſeinem Munde durch die mäuschenſtille Verſammlung. — Der Kaiſer trat heraus. Ihm folgten der König Joſeph, der General Kellermann und mehrere Marſchälle und Generale. Alles verbeugte ſich bis zur Erde. —

Napoleon wandte ſich beim Heraustreten an den fern und dennoch ſchallenden Ton an. Ihr ſeid es, die das Volk aufregen! — Warum ſingt Ihr nicht: „Dominus salvum fac regem Josephum!“ in der Kathedrale? — Ihr denkt, ich weiß es nicht? Ihr irrt. Eure Umtriebe ſind mir wohl bekannt; ich werde — Aber was iſt das für ein Lärm draußen im Dienſtzimmer? Obriſt Dumont, Graf Turenne, ſehen Sie zu, was es giebt? —

Wirklich ertönte in dieſem Augenblicke aus einem der Vorzimmer ein ſo lautes Geſpräch, daß es dem Kaiſer auffallen mußte, auch war es etwas zu Unerhörtes, daß Jemand ſich eine Freiheit dieſer Art herausnahm, als daß ſich nicht alle Augen ſogleich nach der Thüre gewendet hätten. — Obriſt Dumont kam eben zurück.

Ein Kapitain von der Linie iſt im Vorzimmer! ſagte er; Hauptmann Vautré, vom neunundſechzigſten. Er ſagt: er müſſe Ew. Majeſtät ſprechen; etwas Wichtiges —

Laßt ihn herein! rief der Kaiſer raſch. Vautré kommt nicht von ungefähr.

Der Kapitain ſtürzte auf einen Wink des Ordonnanzoffiziers ins Zimmer und eilte raſch auf den Kaiſer los. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand.

Sire! rief er. Armand! — Armand de Sacy! —

Nun Kapitain! entgegnete der Kaiſer, als er ſah, daß Vautré vom Laufe ganz erſchöpft und athemlos inne hielt.

Ma foi! Sire! — ich weiß es nicht! erwiderte der Hauptmann. Er iſt ermordet oder eingeſperrt! — Dieſer Brief — —

Ohne ein Wort zu ſagen nahm der Kaiſer den Brief aus den Händen des Kapitains. Er war in franzöſiſcher Sprache, und wie es ſchien, von weiblicher Hand geſchrieben.

„Mein Herr!“ ſo lautete er. „Der Lieutenant Armand de Sacy nannte Sie oft ſeinen Freund. An Sie wende ich mich daher in größter Angſt. Man hat Herrn von Sacy in den Pallaſt der Inquiſition zu einer Unterredung beſchieden, und er iſt nicht wieder zurückgekehrt. Sichere Zeichen laſſen mich vermuthen, daß er dort eingekerkert, wenn nicht ermordet ſei. Eilen Sie, ihn zu retten, wenn es noch möglich iſt; dies wünſcht Jemand, der an ihm den größten Antheil nimmt.“

Wer brachte Ihnen den Brief, Kapitain? fragte der Kaiſer raſch, indem er ihn in der Hand zuſammendrückte.

Er ward in meiner Abweſenheit abgegeben, antwortete Vautré. Sobald ich ihn geleſen hatte, eilte ich in Armands Wohnung. Die Gräfin Montenero, bei der er gewohnt, und deren Haus an den Pallaſt der Inquiſition ſtößt, iſt mit Einbruch der Nacht nebſt ih rer Nichte abgereiſt. Das Neſt iſt leer, und Armand iſt verſchwunden.

Jetzt brach der Zorn des Kaiſers aufs Neue los.

Das iſt Euer Werk! rief er, indem er ſich an die Geiſtlichkeit wendete. Ein Offizier iſt verſchwunden, wahrſcheinlich ermordet! Aber Ihr, Ihr ſollt mir mit Euren Köpfen für ihn haften. Ihr habt ihn umgebracht, oder ſeid wenigſtens die Veranlaſſung dazu. „La corde au cou! voilà ce, que vous méritez scélérats!“ *) — Ihr glaubt — Mörder, die Ihr ſeid — ich werde Euch die That ſo hingehen laſſen, aber Ihr betrügt Euch: Meine Langmuth iſt zu Ende. — Obriſt Partarieur Laſoſſe! Sie ſind Platzkommandant! Verhaften Sie dieſe Menſchen! Laſſen Sie ſolche ſogleich nach der Wache bringen! „A la grande Garde!“ verſtehen Sie mich? — Niemand wird zu ihnen gelaſſen; ſie ſollen mir als Geißeln dienen. Sie, General Kellermann, laſſen augenblicklich zwei Eskadronen Jäger zu Pferde aufſitzen, um durch die Stadt zu patrouilliren. Kein Zuſammenlauf wird geduldet. Dann nehmen Sie die Grenadiere vom neunundſechzigſten Regiment, ſo wie die Sappeurs der ganzen Diviſion. Eine Kompagnie umzingelt den Inquiſitionspallaſt und verhaftet Jeden, der heraus will, die andere Kompagnie wird einzeln

---

*) Eigene Worte des Kaiſers.

oder zu Zweien durch alle Gemächer, vom Dache bis zum Souterrain vertheilt, um auf das leiſeſte Geräuſch Acht geben zu können. Alle Thüren werden geöffnet oder durch die Sappeurs erbrochen. Finden ſie nichts, ſo wirbeln die Tambours durch alle Gänge und Gemächer, um ihre Anweſenheit kund zu thun, dann muß Alles ſtill ſein. Entdecken ſie noch nichts, ſo laſſen Sie alle Mauern durchbrechen, alle Keller durchwühlen. Ich muß den Lieutenant Sacy wieder haben, todt oder lebendig! — Sie, Kapitain Bautré, werden die Grenadiere befehligen, und Sie, General Kellermann, werden in Perſon dabei ſein, und mir von dem Erfolge Bericht abſtatten. — Sobald der Tag anbricht — hier wendete ſich der Kaiſer wieder an den Platzkommandanten — requiriren Sie Bauholz von der Municipalität; Sie werden Galgen errichten laſſen; vor jedem Thore einen und einen auf der Plaza major. Für jeden Franzoſen, der künftig noch in Valladolid ermordet wird — der Kaiſer ſtreckte den Arm gegen die Mitglieder des Ayuntamiento (Magiſtrats) aus, und ſein Blick ward fürchterlich — hängt Einer von Euch! — Jetzt geht! — — —

In weniger als einer Stunde darauf wimmelte der Pallaſt der Inquiſition von franzöſiſchen Kriegern. In allen Zimmern flammte die Pechfackel, in allen Gängen erſchallte die Stimme der Grenadiere, in allen Winkeln krachten Thüren und Hauptmann Vautré eilte ſchweißtriefend die Treppen auf und ab. — Schweigend, ſein Adjutant ihm zur Seite, wandelte General Kellermann im Refectorium auf und nieder, und warf dann und wann den Blick auf eine Schaar langbärtiger Sappeurs, die, auf die blitzenden Aexte gelehnt, die Befehle des berühmten und hochgeachteten Anführers zu erwarten ſchienen. — Eben ſtürmte Vautré zur Thür herein.

Keine Spur, mein General! rief er aus. Drei Gefängniſſe haben wir gefunden, und die Bewohner derſelben, ſteinalte Mönche, von denen zwei wegen leichter Disciplinarvergehen, wie ſie behaupten, der dritte aber wegen wirklicher Verbrechen gefangen ſitzen, befreit. — Uebrigens müſſen die Bewohner des Hauſes entflohen ſein; man fand von ihnen keine Spur.

So laſſen Sie uns jetzt unſer Heil in der Trommel verſuchen! ſagte ruhig der General. Laſſen Sie in allen Theilen des Gebäudes Generalmarſch ſchlagen. Auch die Horniſten mögen in gewiſſen Intervallen Appell blaſen. — Lebt Herr von Sacy noch, ſo wird er ſich dann wohl melden; ſechsunddreißig Trommeln und zwölf Hörner müſſen in dem alten hallenden Gebäude ja faſt Todte erwecken können. —

Vautré eilte hinaus. Nach wenigen Augenblicken rollten die dröhnenden Wirbel des Generalmarſches die ungeheuren Gänge entlang und brachen ſich wie der

Lärm von Meereswogen an den hohen Gewölben. Zwiſchendurch ſchallte der gellende Ton des Voltigeurhorns; der General hatte nicht zu viel geſagt, es war ein Lärm, welcher hätte Verſtorbene aus den Gräben rufen können. — Wohl eine Viertelſtunde mochte er gedauert haben, Alles war ſtill geworden, da ſtürzte ein Unteroffizier ins Zimmer.

Der Kapitain läßt melden, daß man unter dem Fußboden eines Zimmers einen Schall, wie von einem ſchwachen Piſtolenſchuſſe, vernommen! rapportirte der Eintretende.

Vorwärts, Sappeurs! rief Kellermann raſch, indem er ſchnell aus der Thür und den Gang entlang eilte. Mit ſchallendem Schritt folgte ihm, die Axt auf der Schulter, die langbärtige Schaar.

Iſt's hier? fragte der General, als er in das Zimmer trat, welches uns bereits aus Armand's Unterredung mit der Gräfin bekannt ward.

Es iſt hier, mein General! ſagte Vautré freudig. Auch glauben wir, dann und wann eine Stimme zu vernehmen. —

Ans Werk, meine Kinder! rief Kellermann, und die Aexte der Sappeurs fuhren krachend in das Getäfel des Fußbodens.

Ich bin durch! rief nach wenig Momenten ein alter Sappeur. Die Schaar hielt einen Augenblick mit der

Arbeit inne, und — ein helles „Vive l'Empereur!“ tönte aus der Tiefe. —

Er iſt's! rief Vautré, und im Beſtreben ſeine freudige Rührung, die ihm das Waſſer in die Augen trieb, zu verbergen, verzerrte er das Geſicht ſo gräßlich, daß der General unwillkürlich lächeln mußte. Ich kenne ihn an der Stimme! — Nun vorwärts, meine braven Jungen! —

Nur wenig Augenblicke bedurfte es, um die Oeffnung zu mehr als hinlänglicher Breite zu erweitern.

Werft mir einen Strick herunter, oder ſchafft eine Leiter! rief Armand jetzt herauf.

Nach wenigen Minuten ſchleppten Grenadiere eine ſolche herbei. Kellermann, Vautré, der ganze Schwarm ſtiegen in die Tiefe. —

Sprachlos warf ſich Armand an die Bruſt ſeines Freundes. Große Thränen rollten aus den Augen des Hauptmanns und verloren ſich in dem dichten Knebelbart. Um nicht ſchwach zu ſcheinen, ſtieß Vautré eine Unzahl von Flüchen gegen die Pfaffen aus; wenn der Kaiſer nicht das ganze Domkapitel von Valladolid aufhangen ließe, ſetzte er hinzu, ſo gäbe es keine Gerechtigkeit mehr in der Welt.

Neugierig durchzog nun die kriegeriſche Geſellſchaft alle die Gewölbe, die der Leſer bereits früher kennen lernte; vor Allem zog das Bild der Jungfrau die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Kellermann beſichtigte die Bildſäule, die ein Räderwerk im Innern trug, genau, und ließ die Maſchine mehrmals manoeuvriren; ein Schurzfell der Sappeurs vertrat die Stelle des Delinquenten, und ward jedesmal von tauſend Nadelſtichen durchbohrt, aus der mörderiſchen Umarmung herausgezogen.

Auf Armand's Bitte erbrach man die Thüre des Gefängniſſes. Sie war von außen friſch vermauert; doch hatte man, um die Arbeit zu verſtecken, derſelben einen künſtlichen Anſtrich, der ſie dem ältern Gemäuer gleichſtellte, zu geben gewußt. Der General nahm nun Armand mit ſich aufs Schloß. Der Kaiſer hörte aufmerkſam die Erzählung des jungen Mannes an. Dann wandte er ſich zu Joſeph. Escoiquiz hatte Recht! ſagte er nachdenkend. Das wird ein böſer Krieg! und freundlich entließ er den Jüngling. — — —

Es war noch in derſelben Nacht, als Vautré ſeinem jungen Freunde ausführlich mittheilen mußte, auf welche Weiſe ihm Nachricht von der Gefahr, in der Letzterer geſchwebt hatte, zugekommen war. Immer mehr überzeugte ſich der Jüngling, daß nur Thereſe es geweſen ſein konnte, von der zuerſt der Rettungsruf erſchollen. Dieſe Ueberzeugung aber führte auch die: daß er von ihr geliebt werde, mit ſich, und machte ihm ſelbſt die ausgeſtandenen Gefahren theuer. Werde ich ſie wieder ſehen? — Wird die Drohung der Gräfin: daß Thereſe einem andern Manne in wenig Tagen ihre Hand reichen müſſe, in Erfüllung gehen? dieſe Fragen beunruhigten Armand unaufhörlich, und mit Freuden vernahm er die Befehle zum Aufbruch nach Madrid. — —

Nicht vierzehn Tage waren vergangen, und der faſt unangreifbare Paß der Somoſierra — ein Gebirgsweg, der Straße über den Brenner in Tyrol nicht unähnlich — war eingenommen, und zwar durch Kavallerie eingenommen worden. Die Reiterei Beſſières, unter ihnen vorzüglich die tapfern Polen, hatten das Unmöglichſcheinende möglich gemacht. Jetzt ſtand die ganze Armee vor Madrid. Vom Thore von Fuencarral, bis zu dem von Alcala war die große Hauptſtadt Spaniens am 3. December 1808 von feindlichen Lagern umgeben. Die ganze Bevölkerung war bewaffnet und in Bewegung, wenigſtens verkündigte dies das unaufhörliche Läuten der Sturmglocke, die ſeit Tagesanbruch von allen Thürmen ertönte. Das Schloß Buen Retiro, die alte Reſidenz der Könige aus Oeſtreichs Stamme, war befeſtigt, die Mauern verſtärkt und zum Theil encrenaillirt worden. Die Straße von Alcala, die ſchönſte Madrids, und dem Retiro gegenüber auf den Prado auslaufend, hatte man mit Traverſen verſehen. Alles deutete auf hartnäckige Vertheidigung. —

Auf einem Hügel unweit dem Thore von Alcala hatte der Kaiſer ſeinen Standpunkt genommen. Rechts vorwärts befand ſich das Amphitheater der Stiergefechte, links dehnten ſich die Gärten des Retiro, aus deren Mitte, wie aus einem Walde, das mächtige Viereck der Porzellanfabrik, welche gleichfalls vom Feinde ſtark beſetzt war, emporragte, in der Mitte lagen die unregelmäßigen, in viele Höfe getheilten Gebäude des zur Feſtung umgeſchaffenen Schloſſes. Auf dem Hügel, wo ſo eben der Kaiſer vom Pferde geſtiegen, war eine Batterie von dreißig Stück Geſchützen aufgefahren. Der Befehlshaber der Artillerie des Heeres, der ernſte, beſonnene Senarmont ertheilte den Offizieren in kurzem beſtimmten Tone ihre Inſtructionen, und eben marſchirte das neunundſechzigſte und vierundachtzigſte Regiment in mäßigen Intervallen rechts und links zur Bedeckung der Geſchütze auf. Ein Regiment Kavallerie und die Escadron de service, ſo wie ein großer Theil des Gefolges Napoleons hielten hinter dem Hügel in der Tiefe. — Das Tirailleurfeuer hatte eine Weile geſchwiegen; eine Parlamentairbotſchaft war im Anlangen. Der Kaiſer, eine Hand in der Weſte, die andere mit dem kurzen Perſpectiv am Auge, blickte ihr entgegen. Sein Antlitz hatte ein ernſtes und ſtrenges Anſehn. Eben nahten ſich die Spanier. An der Spitze der Deputation befand ſich der General Morla — der Chef der in der Stadt befindlichen Linientruppen — außer ihm noch ein

Edelmann Don Auguſtin Yriarte und der Director des botaniſchen Gartens, der allgemein geachtete Botaniker Cavanilles. Die Angekommenen näherten ſich dem Kaiſer, der leicht den Hut lüftete, unter vielen Verbeugungen, und General Morla hielt barhaupt eine lange Rede, während welcher der Kaiſer immer finſterer und finſterer blickte. Morla ſprach viel von den Vertheidigungsmitteln von dem Enthuſiasmus der Einwohner, und wollte eben auf die Großmuth des Kaiſers übergehn, als dieſer ihn raſch unterbrach.

C'est assez! rief er barſch. Ich will nicht großmüthig ſein; wenigſtens nicht gegen Euch. Arborez le pavillon blanc, ou la ville cessera d'exister!*) — Ihr ſeid Treuloſe! Ihr habt das Völkerrecht nicht geachtet; die Verletzung der Kapitulation von Baylen beweiſt es. Wie wollt Ihr die Ermordung ſo vieler Franzoſen und die Wegnahme meines Geſchwaders zu Kadix entſchuldigen? — Geht! Ihr ſeid meiner Großmuth unwerth; wollt Ihr mir aber einen Beweis von Reue geben, ſo pflanzt ſogleich die weiße Fahne auf. Meine Langmuth iſt bald zu Ende. Beharrt Spanien in ſeiner Verblendung, ſo werde ich dem König Joſeph ein anderes Reich geben und Eure Krone auf mein eigenes Haupt ſetzen; ich werde ihr Achtung zu verſchaffen wiſſen, denn Gott hat mir den Willen gegeben, jeden Widerſtand zu beſiegen. — Geht jetzt und thut den Bewohnern Madrids meine Meinung kund. Weht in einer halben Stunde nicht die weiße Fahne, ſo beſchieße ich die Stadt. — —

---

*) Eigene Worte.

Die Abgeordneten wollten noch einige Vorſtellungen wagen, aber der Kaiſer kehrte ihnen den Rucken und ſie traten den Rückweg an. Der Kaiſer ſtieg zu Pferde. —

Sobald die Parlamentairflagge verſchwindet, ſagte er ruhig zu dem Befehlshaber der Artillerie, ſo eröffnen Sie das Feuer. — Sie dirigiren es auf jenen Punkt dort, ungefähr vierzig Toiſen links von der Straße und ſchießen Breſche. Laſſen Sie das Feuer genau und lebhaft ſein; Sie haben einen Artilleriſten von Ruf gegen Sich. Sobald die Breſche weit genug iſt, um zwölf Mann in Front eindringen zu laſſen, ſo ſtellen Sie das Schießen ein. Die Sturmkolonne wird vorbrechen, und Sie laſſen einige leichte Geſchutze mit vorgehn, um die Breſche zu kehren. Wahrend des Angriffs beſchießen Sie die Stadt mit Wurfgeſchutz. Auf dem Prado und der Straße von Alcala, welche breit genug iſt, wird der Feind Maſſen aufgeſtellt haben; dorthin richten Sie das Haubitzenfeuer, und ſtellen es ein, wenn der Retiro in unſerer Hand iſt. —

Der Kaiſer lüftete leicht den Hut und eilte zum neunundſechzigſten Regimente. Kaum hatte er den Hügel, wo die Artillerie aufgefahren war, verlaſſen, als das Feuer begann, und zwar zuerſt von ſpaniſcher Seite. Der Feind ſchien von der Kunde: daß der tödtlich Gehaßte ſich ihm unmittelbar gegenüber befände, den größtmöglichſten Vortheil ziehen zu wollen.

Ohne ſich an die vorüberſauſenden Kugeln zu kehren, ritt Napoleon langſam dem heranjagenden Obriſten des gedachten Regiments entgegen. Auch der Obriſt des vierundachtzigſten ward herbeordert.

Laſſen Sie die Voltigeurs beider Regimenter zuſammenrucken und die Angriffskolonne bilden! ſagte der Kaiſer kalt, indem er einen Blick auf den Hügel der Artillerie warf, die in dieſem Augenblicke ein furchtbares Feuer auf den Retiro eröffnete. Sie, Kolonel — er wendete ſich zu einem Ordonnanzoffizier — werden den Angriff leiten. Kapitain Bautré wird die Voltigeurs befehligen.

Auf einen Wink ſeines Obriſten trat der Zuletztgenannte heran.

Sie werden die Angriffskolonne führen, Kommandant! ſprach der Kaiſer mit feinem Lächeln, und indem er mit der Reitgerte ſpielte. — Bautré ward blutroth vor freudiger Ueberraſchung; eine Anrede aus des Kaiſers Munde, mit Bezeichnung eines höhern Grades, galt in der Armee, wie das bereits ausgefertigte Patent. — Sie geben Sich nicht mit unnützem Feuern, noch mit Gefangennehmen ab, wenn Sie eingedrungen ſind, ſondern werfen Alles vor ſich nieder. Der Schrecken muß vor Ihnen hergehn. Sind Sie im Beſitze des Schloſſes und Sie ſehen den Feind ſich in Unordnung über den Prado nach der Alcalaſtraße werfen, ſo können Sie ihn, um die Beſtürzung noch zu vermehren, bis dahin, wo ſich die Straße theilt — jedoch in keinem Falle weiter — verfolgen; ein Bataillon rückt zu Ihrer Unterſtützung nach, und Sie ziehen Sich dann langſam in das Schloß zurück. Das Letztere beſetzen indeß beide Regimenter. — Während der Kaiſer dieſe Worte ſprach, ſo kalt und ſo ruhig, als ob es ſich von der Beſetzung eines neuen Stückes der Pariſer Oper handle, tobte der mit Geſchütz beſpickte Hügel in der Nähe wie ein Vulkan. Sauſend fuhren die mächtigen Eiſenballen ihre furchtbare Bahn dahin, und die Steine der Umfaſſungsmauer rollten einzeln oder in Haufen herab, wie die Blätter eines Baumes, den der Sturmwind peitſcht. — Wenn der kalte Zugwind, der zu dieſer Jahreszeit die Höhen um die Hauptſtadt beſtreicht — und von dem wahrſcheinlich das ſpaniſche Sprichwort: daß der Wind von Madrid kein Licht auslöſche, wohl aber einen Menſchen umbringe, herrührt — die von dem Hügel aufſteigende und ſich in den klaren Winterhimmel verlierende Rauchſäule für einen Moment auf die Seite drängte, ſah man den geſchäftigen Anführer der Artillerie auf eines der Geſchütze ſpringen, und die ſich allmälig bildende Maueröffnung wohlgefällig betrachten, dann krachte der Kanonendonner um ſo furchtbarer und wilder. — Während aber die Artillerie des Hügels ſo geſchäftig war, ſtanden die Regimenter des Fußvolks ruhig, das Gewehr im Arm, ihm zur Seite, und Mancher im zweiten Gliede hatte auch wohl ein kurzes Gypspfeifchen im Munde und ſchmauchte verſtohlen fort; nur die Voltigeurs eilten von beiden Seiten im Geſchwindſchritt herbei, und ſtellten ſich in Kolonne auf.

Das zwar ſchon Anfangs wenig lebhafte aber wohlgerichtete Feuer der Spanier ſchwieg jetzt gänzlich, und eine bedeutende Mauerlücke ward ſichtbar. Auch das Feuer der Franzoſen ſchwieg einen Moment, vier leichte Geſchütze rollten den Hügel abwärts nach der feindlichen Seite zu; dem Munde der zurückbleibenden enttriefte ein ſchwarzer Schleim. —

Vorwärts Voltigeurs! rief der Kaiſer, indem er den Hut emporhob. Ein donnerndes: „Vive l'Empereur!“ war die Antwort, und die Angriffskolonne rückte vor. Ein furchtbares Feuer begann jetzt aus der Breſche. Die Kugeln des Kleingewehrs, ſo wie die der Geſchütze, ſchlugen in die Kolone, aber jetzt eröffneten auch die franzöſiſchen Feldſtücke ihren Mund. „De mitraille, toujours de mitraille!“ rief wiederholt der Ordonnanzoffizier des Kaiſers, der die Kolonne leitete, und bald ward der Mauerbruch vom Feinde verlaſſen. Vautré gebot jetzt das Bajonnet zu fällen, die kurzen Schläge des Sturmmarſches, und der Angriffsruf ertönten; mit der Heftigkeit eines Orkans ſtürzten die Franzoſen in die Breſche. —

In den Höfen des Retiro war unterdeß ein furchtbares Gedränge. Die Linientruppen der Spanier gedachten, nachdem ſie tapfer gefochten, ſich langſam vor der Uebermacht zurück und hinter die am Prado und in der Alcalaſtraße aufgeworfenen Traverſen zu ziehen. Ihr Vorhaben ward vereitelt. Schon während Morla's Unterhandlung war ein Trupp bewaffneten Pöbels, angeführt von einigen der exaltirteſten Schreier der höhern Stände, unter dem furchtbarſten Lärm und der Behauptung: daß man die Stadt verrathen wolle, in das Schloß gedrungen. „Sie,“ riefen ſie, „wollten allein den Retiro gegen die Franzoſen vertheidigen!“ und wirklich hatte der Kommandant, entweder aus Schwäche oder aus Aerger, der Rotte einen wichtigen Poſten übertragen. Schon nach den erſten Kanonenſchüſſen hatten ſich die Anführer der Bande, beſonders als einer oder zwei der Ihrigen gefallen waren, wie dies in ſolchen Fällen gewöhnlich, mit völlig abgekühltem Enthuſiasmus davon geſchlichen, die Untergebenen aber verließen ihren Poſten und begannen das Schloß zu plündern. Jetzt drangen die Sieger ein, und eben als die Truppen der

Spanier ihren Rückzug in guter Ordnung antreten wollten, ſtürzte der plündernde Pöbel aus den Sälen und Zimmern.

Der Anführer der Spanier, ein Mann von Gefühl, welcher ſich nicht, wie es die Umſtände ſonſt wohl geheiſcht, mit dem Bajonnet einen Weg durch die verworfene Rotte bahnen und dieſe der Rache der Franzoſen überlaſſen wollte, wendete ſich gegen den eindringenden Feind. So ſtanden die Sachen, als Bautré an der Spitze der Voltigeurs durch die Breſche drang. Mit dem geübten Blicke des Kriegers, der an den Pyramiden, am Po und am Rhein gefochten hatte, warf er ſich mit Blitzesſchnelle auf den Feind. Die Spanier bereiteten ſich zur Vertheidigung, aber der beſtürzte ſchreiende Pöbel machte eine ſolche unmöglich, indem er ihre Reihen brach. In einem Nu ſtäubten die Voltigeurs Alles auseinander. Von dem kleinen Höſchen an, in welchem die Reiterbildſäule Philipp's ſteht, bis zu dem Ausgange, der nach dem Prado ſich öffnet, war die Bahn der ſiegenden Franzoſen mit Leichen bezeichnet. Ueberall ſah man die weiß und ſchwarze Uniform — das Regiment Afrika hatte hier gefochten — vermiſcht mit den braunen Mänteln des niedergetretenen Pöbels am Boden liegen. Mehr als tauſend Spanier wurden in den Höſen, in den Gemächern des Retiro erſchlagen. — — —

Mit der Ruhe, welche jenen berühmten Phalanx, den heute ruſſiſches Eis und die Gewäſſer der Berezina decken, auszeichnete, waren ſowohl das Bataillon, welches der Sturmkolonne zur Unterſtützung diente, und bei welchem ſich Armand befand, wie die beiden Regimenter, die den Retiro zu beſetzen hatten, das Gewehr in Arm, unter Trommelſchlag und Janitſcharenmuſik über Leichenhaufen in die Höfe des Schloſſes gerückt. Der Ordonnanzoffizier des Kaiſers, der den Angriff geleitet hatte, war indeß auf die Bruſtwehr geſprungen, welche die Beſatzung auch nach der Stadtſeite längs des Prado aufgeworfen hatte. Man konnte von hier über den letzteren rechts bis in die Gegend des Kloſters de los Recoletos, links bis nach dem Thore von Atocha hinunter blicken. Mit dem klugen Auge des kampfbegierigen Falken ſah der Offizier in die ſich geradehin erſtreckende Straße von Alcala, dann ſprang er von ſeinem Standpunkte herab.

Kommandant! ſagte er zu Bautré, der die Rotten vollzumachen, und die Sectionen neu einzutheilen, die Glieder durcheilte. Unſer Tagwerk iſt noch nicht vollbracht. In der Alcalaſtraße, in der Gegend des Cruz de Malta iſt eine Traverſe, ſie iſt von Linienmilitair beſetzt, und es möchte, beſonders, wenn, wie zu vermuthen ſteht, ſie mit Geſchütz beſpickt iſt, nicht rathſam ſein, ehe von hieraus dieſelbe demontirt wird, ſie anzugreifen, aber am Eingang jener Straße befindet ſich ein gewaltiger Menſchenknäul: Laſſen Sie uns dieſen angreifen; er hat es gewiß auf die Plünderung des Pallaſtes des Herzogs von Infantado, vor dem er ſich herumtreibt, abgeſehn. Was gilt's, wir keilen die braune Canaille in die Straße ein, und werfen ſie auf die dadurch kampfunfähigen Truppen! —

Ich bin bereit! ſprach Vautré mit grimmigem Lächeln.

Sie haben einigen Verluſt gehabt! ſagte der Obriſt, die Grenadiere leicht überblickend. Wir wollen das Bataillon des Soutiens mit uns nehmen. Vorſicht iſt zu allen Dingen nütze! —

Oeffnet das Thor! rief Vautré den Sappeurs zu; und nun vorwärts! —

Wie eine Windsbraut, unter einem donnernden „Vive l'Empereur!“ ſtürzte die Kolonne zu dem Thore hinaus, quer über den Prado nach der Straße von Al cala. Wie es der Anführer der Franzoſen vorhergeſagt drängte ſich die wimmelnde ſchreiende Menge zu einen großen Theile die Straße aufwärts, aber der Anführe der Spanier wies ſie hier mit Flintenſchüſſen zurüc So zwiſchen Freund und Feind eingeſchloſſen ging di Mehrzahl zu Grunde. Der Reſt warf ſich verzweiflungs voll auf die Spanier, und dieſe, dadurch an ihrer Ve theidigung behindert, flohen. Die Franzoſen würde unangefochten bis auf den Platz der Puerta del sol, in das Herz der Stadt, haben dringen können, aber der Anführer derſelben, getreu den Befehlen ſeines Herrn, hielt ſie zurück, da wo ſich die Straße von Alcala ſcheidet.

Das Bataillon, bei dem ſich Armand befand, war indeß den angreifenden Voltigeurs zur Unterſtützung nachgerückt. Man hatte bemerkt, daß ein Theil des Pöbels, in der Verzweiflung, und um ſein Leben zu retten, die Thüren mehrerer Häuſer, die zwiſchen dem Pallaſte des Herzogs von Infantado, und dem des Naturalienkabinets liegen, erbrochen, und ſich dorthin flüchtet hatte. Einzelne Franzoſen waren in der Wuth nachgedrungen, ſie hatten die Flüchtlinge niedergemetzelt, und es war hier und da zu Plünderungen gekommen. Eben erſchallte aus einem Hauſe wieder ein gewaltiger Lärm.

Sehen Sie doch, was es giebt, Mr. de Sacy! ſagte der Bataillonschef. Treiben Sie die Plünderer mit Säbelhieben heraus, und notiren Sie ſich ihre Namen.

Armand eilte in das Haus. Ein Greis von langer Geſtalt, weißen Haares, aber noch kräftiger Haltung, eilte ihm entgegen; er hatte eine friſche, doch wie es ſchien nur leichte Wunde im Geſicht.

Sennor! rief er. Sie ſind Offizier! ich war es auch. Schützen Sie uns vor Ihren Soldaten. Retten Sie meine Tochter. Man will eben das Gemach erbrechen, wohin ſie ſich geflüchtet. — —

Armand eilte ſo ſchnell er konnte die Treppe hinauf. Er fand drei oder vier Soldaten beſchäftigt, eine Thüre aufzubrechen. Die Meubeln des Gemaches, in dem ſie ſich befanden, waren zertrümmert, Kleider, Geräthſchaften aller Art auf der Diele umherſtreut. Hinaus, elende Plünderer! rief der junge Mann. Seid Ihr Franzoſen? — Und mit einem Dutzend Säbelhieben und Rippenſtößen trieb er die Murrenden zur Thüre hinaus, und die Treppe hinab. Entſchuldigen Sie das Verbrechen, mein Herr! ſagte Armand, indem er den alten Mann, der ſich das Blut aus dem Geſichte wiſchte, bei der Hand nahm. Sie waren Soldat, wie Sie ſagen, und folglich wiſſen Sie, daß jedes Heer einzelne Individuen in ſeinen Reihen hat, die ihm Schande machen. Uebrigens gebe ich Ihnen mein Wort, daß die Erbärmlichen beſtraft werden ſollen, und denke Ihnen eheſtens perſönlich anzeigen zu können, daß es in vollem Maaße geſchehen.

Laſſen Sie es gut ſein, junger Mann! ſagte der Alte, Armand freundlich anblickend. Ich bin unter den Waffen ergraut, und habe in beiden Hemiſphären den Krieg mit allen ſeinen Gräueln geſehen. — Wohl Dem, der da ſagen kann, er habe ſtets ſeine Hand von Unthat rein erhalten!

Wahrſcheinlich iſt Morgen Madrid in unſerer Hand! ſagte Armand Abſchied nehmend. Sie erlauben wohl —

Ich bitte um Ihren Beſuch! fiel der Herr des Hauſes ein. Ich heiße de Rocca und bin Generallieutenant außer Dienſt.

Der Name: Rocca durchzuckte Armand von dem Scheitel bis zur Sohle. Er wollte ſprechen, aber die Trommel wirbelte und mit zwei Sprüngen war er die Treppe hinab.

Unverfolgt zogen ſich die Franzoſen nach dem Retiro zurück.

Nur wenige Stunden noch und eine Kapitulation ward eingeleitet. Am folgenden Tage beſetzten die Franzoſen Madrid.

Mit welchen Erwartungen und Befürchtungen Armand, ſobald es der Dienſt zuließ, nach der Alcalaſtraße eilte, läßt ſich kaum beſchreiben. Der General empfing den jungen Mann ſehr freundlich. —

Sie müſſen meine Tochter kennen lernen! hob er an. Sie iſt meine einzige Stütze im Alter, die einzige Geſellſchaft, die ich in dieſen unglücklichen Zeiten, wie ſolche jetzt auf meinem Vaterlande laſten, um mich ſehen mag.

Die Thüre öffnete ſich, — und Thereſe trat ein.

Mit dem Ausrufe: „Sacy!“ blieb ſie wie verſteinert ſtehen. Armand eilte ihr mit aller Lebhaſtigkeit eines Franzoſen entgegen.

Sie ſind Armand de Sacy? rief mit frohem Erſtaunen der General. Ein Mitglied meiner Familie hat viel an Ihnen verbrochen, und es iſt der Troſt meiner Tage, daß ein anderes wenigſtens Alles gethan, um die Möglichkeit Ihrer Rettung zu begründen. —

Sagen Sie: mich allein gerettet hat! rief der Jüngling. Ohne Thereſen war ich verloren.

Die Art und Weiſe wie meine Verwandte an Ihnen handelte, hat uns für immer mit ihr entzweit! ſagte de Rocca, den jungen Mann bei der Hand faſſend. Sie iſt im Zorn von uns geſchieden. Glauben Sie übrigens nicht, daß Tücke oder Mordluſt im Charakter der Spanier liegt; freilich hat dieſer ſehr an ſeinem einſtigen Werthe verloren, aber was wir ſind, dazu haben uns die Mönche gemacht.

Armand fühlte ſich ganz beglückt durch den Zufall, der ihn Thereſen wiederfinden ließ. Sie nicht zum zweitenmal zu verlieren, dies war nun ſein einziger Gedanke. Wenige Tage reichten hin, um ſich mit dem General zu verſtändigen, mit Thereſen war dies bereits durch den Zufall, der die Liebenden ſich wiedergab, geſchehen. Alles kam jetzt darauf an, die Erlaubniß des

Kaiſers zu erlangen. Vautré wurde in das Geheimniß gezogen und befragt, wie dies zu bewerkſtelligen ſei?

Wenn Du ihm eine Bittſchrift überreichſt, Armand, ſagte der Hauptmann bedächtig, den Finger an die Naſe legend, ſo iſt noch die Frage, in welcher Laune er iſt, wenn er ſie lieſt. — Beſſer iſt es, der General hält für Euch Alle um eine Audienz an. Einem alten Soldaten und einer Dame ſchlägt er nichts ab, der kleine Korporal; verlaßt Euch darauf. — Ich aber gehe in den Pallaſt und ſtehe dafür, daß ihm die Bitte um Audienz nicht zur unrechten Zeit vorgetragen wird. Ich habe Bekanntſchaft in ſeiner Umgebung. — —

Es war am folgenden Tage, als Vautré in aller Haſt von der Seite der puerta del sol herbeieilend ins Haus ſtürzte.

Ihr ſollt kommen! ſagte er. Nach dem Dejeuner will er Euch ſprechen. — „Ein ſpaniſcher General, eine Dame und Armand de Sacy? ich bin doch neugierig, was ſie wollen!“ — hat er geſagt und ſogleich die Audienz bewilligt. — Vor Allem, Armand, ſetze eine kurze Bittſchrift auf; er kann weitläuftige Auseinanderſetzungen nicht gut leiden.

In Kurzem war die Supplik geſchrieben, und der General, Thereſe und Armand fuhren zum Thore von Segovia hinaus. Der Kaiſer bewohnte hier ein einfaches Landhaus, von dem wohl Niemand vorher vermuthet hätte, daß, während das neue Schloß, die Reſidenz der Könige, bereit war, den mächtigſten Monarchen Europa's aufzunehmen, Hunderte ſeiner Krieger aber ſich im Retiro herumtrieben und dort zum Vergnügen die Pfeilerſpiegel und Meubles in Stücken ſchlugen, das unſcheinbare Haus dem berühmten Eroberer zur Wohnung dienen ſollte. Mit klopfendem Herzen folgten die jungen Leute dem General, der geſchmückt mit einem Orden und angethan mit einer etwas altmodiſchen Uniform, durch den Garten, einen Gang entlang auf das Gebäude zuſteuerte, ohne von den Militairs, die ihn mit großen Augen anſtarrten, Notiz zu nehmen.

Der Kaiſer iſt noch beim Dejeuner! ſagte einer der Offiziere des Gefolges. Er kommt ſodann durch dieſen Saal, und dann —

Eben aber wurden beide Flügel des anſtoßenden Zimmers geöffnet. Der Kaiſer, nur von wenigen Generalen umgeben, trat heraus. Auf ſeinem Geſicht glänzte Heiterkeit und Ruhe. — So wie er die Angekommenen erblickte, hielt er an und betrachtete den General, ſo wie Thereſen mit einem durchdringenden Blick, dann ſtreckte er die Hand gegen Armand aus, um die Bittſchrift, die jener ihm entgegenhielt, zu empfangen.

Was wollen Sie? was kann ich für Sie thun? ſagte Napoleon zu dem ſich militairiſch verbeugenden

Alten. Es ſchimmerte eine Spur von Neugier in dem ernſten, aber nicht unfreundlichen Blicke des Kaiſers.

Sire! unſere Bitte iſt eine gemeinſchaftliche! erwiderte Rocca, die Hand nach der Supplik ausſtreckend.

Der Kaiſer überließ das Schreiben raſch. Er hatte wie es ſchien es bereits durchleſen, doch blickte er noch auf das Papier. — Daß er nachdachte, war ſichtbar, doch ſchienen die Ideen, mit denen er ſich beſchäftigte, keine unfreundlichen zu ſein.

Sie haben gedient? — wo? — wie lange? hob der Kaiſer zu dem General gewendet an.

Seit meiner Jugend, Sire! erwiderte der Alte. Ich focht gegen Frankreich zur Zeit der Revolution; wir waren nicht glücklicher wie heut. Dann diente ich in Amerika.

Ihr Land führt einen Krieg gegen mich deſſen Formen gegen Kriegs- und Völkerrecht ſind.

Es iſt der Kampf des Schwachen gegen die Uebermacht! ſagte ruhig der General. Er läßt ſich entſchuldigen, wenn auch nicht billigen.

Täglich werden Franzoſen ermordet! ſagte der Kaiſer ernſt.

Jeder Rechtliche beklagt ſolche Frevel, ſelbſt wenn der Mörder dazu gereizt ward! erwiderte der General.

Sie entſchuldigen den Mörder? ſprach der Kaiſer ſcharf.

Ich beklage ihn, ohne ihn zu entſchuldigen! erwiderte ruhig der General.

Ein ächter Spanier! ſagte Napoleon mit einem Blick auf ſeine Generale. —

Jetzt fiel ſein Auge auf Thereſen. Der Blick ward freundlich.

Und Sie, junge Perſon! ſprach er, indem er auf milde Weiſe lächelte; nachdem Herr von Sacy*) kaum der Inquiſition entgangen iſt, wollen Sie ihn aufs Neue zum Gefangenen machen.

Ich denke ihn indeß nicht zu ermorden, Sire! erwiderte Thereſe erröthend lächelnd; indem ſie das große dunkle Auge freundlich auf den Monarchen richtete.

Ich will es Ihnen glauben! entgegnete Napoleon lachend. Indeß ergiebt er ſich Ihnen auf Gnade und Ungnade, und für dieſen Preis gäben auch wohl Ihre Landsleute uns Andern Pardon.

Er zog bei dieſen Worten Thereſen ziemlich heftig am Ohrläppchen.

Herr von Sacy! ſprach jetzt der Kaiſer ernſthaft, indem er eine Priſe nahm. Ich genehmige Ihre Bitte. — Zwar liebe ich es nicht, wenn ſich der Offizier ſo jung verheirathet, aber mag es darum ſein. Sie heirathen eine Spanierin, und ich will, das man ſehe, wie es mein Wunſch iſt, daß in jeder Beziehung unſere Verhältniſſe zu den Einwohnern des Landes ſich freundlicher geſtalten. — Vor der Hand gehen Sie als Kommandant des Schloſſes nach Aranjuez, und erſt, wenn Sie dazu die Ordre bekommen werden, vereinigen Sie Sich wieder mit Ihrem Regiment.

---

*) Der Kaiſer brauchte häufig ein „von“ bei Leuten aus alten berühmten Geſchlechtern.

Der Kaiſer entließ die Glücklichen mit einer freundlichen Bewegung der Hand.

In wenigen Tagen wurden Armand und Thereſe in der Kirche zu San Iſidro, welche auf der puerta del sol liegt, getraut. Die ſchöne Welt Madrids pflegt das eben genannte Gotteshaus am meiſten zu beſuchen, und es werden dort, wie es heißt, bedeutende Geſchäfte in Liebes- und Heirathsangelegenheiten gemacht; der Zulauf war mithin ungeheuer. Obwohl aber mancher niedliche Mund heftig die Spanierin tadelte, die einem Franzoſen die Hand reichte, ſo blickte doch während dem das dunkle feurige Auge nicht einen Moment weniger auf den ſchönen Krieger, der dieſe Hand in der ſeinigen empfing. Bald nach der Verheirathung gingen die jungen Leute nach Aranjuez ab. —

Jetzt, nachdem die ſchweren Kriegsjahre jener Zeit dahin ſind, leben ſie, umgeben von einer zahlreichen Familie, auf Armands Gütern, am Ufer des Cher, wo auch General de Rocca begraben liegt.

Die Gräfin Montenero fand ihren Tod bei der Belagerung von Aſtorga, in welcher Stadt ſie ihren Wohnſitz genommen hatte und wo ſie eine Kugel traf, als ſie an der Spitze einer Anzahl Frauen den Belagerten Munition auf die Wälle bringen half.

Der Kretin.

Sage.

Motto:

Sei mir nicht abhold weil ich mißgeſtaltet;
Das was Dich ſtört, iſt nur mein Reiſekleid. —

Wer unter allen Denen, die die Schweiz jemals durchreiſten, hätte nicht mit einer Miſchung von Neugier, Verwunderung, Mitleiden oder Abſcheu, jene unglücklichen Geſchöpfe geſehen die wir Kretins, die ſchweizeriſchen Landleute aber, im landesüblichen Jargon, gewöhnlich Faxen nennen, und die vom ungeſtalteten, kröpfigen, ſäbelbeinigen Zwerge, bis zum blödſinnigen, brüllenden Thiermenſchen hinab, in vielfachen Varietäten zu ſchauen ſind? — Da wo der Kretinismus in minder abſchreckender Form vorwaltet, erſcheint der damit Belaſtete meiſtens nur als ein dickköpfiger, mit ungeheurem Kropfe, krummen Beinen, und eben ſolchem Rücken verunſtalteter Blödſinniger, der indeſſen ſeiner Körperkräfte vollkommen mächtig, noch zu verſchiedenen Arbeiten gebraucht werden kann, und der, auf ſtumpfe Weiſe, ſtundenlang ſtill vor ſich hin lächelt, ſingt, plaudert, oder ſpielt, jedoch in eine gewaltige Wuth zu gerathen im Stande iſt, wenn er auf irgend eine Art gereizt wird. Bei den meiſten Kretins bemerkt man indeß eine gewiſſe Neigung zur Neckerei oder Schadenfreude, die ſelbſt hier und da in Bosheit ausartet, und die ſie ſelbſt an Denen auszulaſſen geneigt, die ihnen Gutes erweiſen, Denen ſie übrigens zugethan ſind. Der in den meiſten Thälern noch vorwaltende fromme Glaube, daß der Himmel eine Familie, in der ein ſolcher Unglücklicher geboren wurde, beſonders begünſtige, erleichtert das durch dieſen nur allzuoft herbeigeführte Ungemach, und es hat etwas Rührendes, daß man nur ſelten die Benennung Faxen aus dem Munde des Landmanns vernimmt, während er ſie — in manchen Thälern wenigſtens — gern und oft mit dem Namen Unſchuldige bezeichnet. — Sonderbar iſt es, daß manche Kretins für Dinge die ſie intereſſiren, ein außerordentliches Gedächtniß haben, während ſie bei andern nicht zwei oder drei Worte im Sinne behalten zu können ſcheinen; ein Umſtand durch den in frühern Zeiten, und hier und da auch noch in den unſrigen, eine ſehr ſonderbare Vernunftprobe in Anwendung gebracht wurde. War es nämlich möglich geweſen einem Kretin das Vaterunſer, das Ave Maria, und die Glaubensartikel beizubringen, und konnte er ſolche ohne Anſtoß herſagen, ſo wurde er, obwohl dieſe Probe nichts als das Vorhandenſein eines guten Gedächtniſſes bewies, der Sacramente der Kirche, und der Ausübung bürgerlicher Rechte für theilhaftig gehalten, fand das Gegentheil ſtatt, ſo wurden ſie ihm verſagt. Doch wir wenden uns zu den Begebenheiten unſerer Geſchichte. — — —

Vor einem ſtattlichen Hauſe, das ſich jedoch von denen der Landleute im Kanton Unterwalden nur wenig unterſchied, ſaß auf einem Hügel unter einer ſchattigen Linde, an einem Sommertage des Jahres 1386 ein Kretin von der Art, die noch am meiſten mit menſchlichen Verſtandesfähigkeiten ausgerüſtet iſt. Zwar war ſein Kopf von enormer Größe, Kropf, Buckel und Säbelbeine ſo abſchreckend wie ſie nur ſein konnten; zwar reichte der Mund, der zwei Reihen geſchwärzter Zähne barg, wie man wohl im Sprichwort zu ſagen pflegt, von einem Ohre bis zu dem andern, auch machten das dumme Lächeln und das Zukneifen der gerötheten Augen, das Aeußere des unglücklichen Zwerges, der kaum anderthalb Ellen hoch war, noch widerwärtiger, aber ſeine Geiſtesfähigkeiten zeichneten ihn einigermaßen vor ſeines Gleichen aus. Liederſeppel — unter dieſem Namen war der Kretin den Einwohnern des kleinen Fleckens „zum Eigen von Winkelried“ bekannt — wußte eine Menge einzelner Verſe aus alten Liedern, auch wohl eigenes, zuſammengeſtoppeltes Machwerk, auswendig, und wenn er nicht ſchlafend, oder in dummem Hinbrüten befangen vor der Thür des Hauſes in der Sonne ſaß, war er meiſtens beſchäftigt, dieſelben bunt durch einander, wie ſie ihm in den Sinn kamen, mit einer rauhen, krächzenden, oder quäkenden Stimme abzuſingen. Der Umſtand, daß der Zwerg bei ſonſt ſo gutem Gedächtniſſe, das Vaterunſer nur bis zur vorletzten Bitte auswendig herſagen, über dieſe aber trotz aller Anſtrengung nicht hinausgekonnt, ſeine rothen Augen, vor Allem aber daß man ihn im Mondſchein, der auf ihn einen ganz ungewöhnlichen Einfluß auszuüben ſchien, ſtundenlang ſingend herumtanzen ſehen; der Hügel der ihm zum Tanzplatz diente, aber als Aufenthalt oder Tummelplatz von Gnomen oder Erdgeiſtern berüchtigt war: Alles dieſes hatte den armen Kretin gewiſſermaßen gefürchtet gemacht, und ihm den Schimpfnamen Gnomenſeppel zugezogen, eine Benennung, die, wenn ſie vor ſeinen Ohren ausgeſprochen wurde, ihn jedesmal in Wuth zu verſetzen ſchien. Der Zwerg, von dem die Rede iſt, war an dem oben bezeichneten Tage, von den zahlreichen Kindern ſeines Verwandten, Pflegers und Beſchützers, Arnold Struthan, umgeben, und einige Schritte vor ihm lagen eine Menge hübſcher Steine, vorzüglich Kriſtalldruſen und Dendriten, ausgebreitet, auf die die Kleinen ſehnſüchtige Blicke richteten. Wie es ſchien weidete ſich der Zwerg an der Beſitzgier der Kinder, reichte indeß nur einem kleinen blondlockigen Mädchen, das verſchämt zur Seite ſtand, eine Kriſtallzacke hin, ergriff dann eine funkelnde Amethiſtdruſe, und ſang, indem er ihren Schimmer in dem Glanze der Sonne ſpielen ließ:

Der ſchöne Stein,
Soll Deſſen ſein,
Der ihn ertanzet
Im Ringelreihn
Der Erdmännlein,
Oder der da pflanzet
Hoch ſein Panier
Auf den Kampfplatz hier,
Und der dann beſieget
Der Gegner vier.

Mit Vieren will ich kämpfen! rief munter ein hübſcher braunlockiger Knabe, indem er ſich im Kreiſe der andern umſah. — Hat doch der Vater fünf Gegner nach einander in der Schlacht beſtanden, ehe er von dem Landammann zum Ritter geſchlagen wurde.

Was Du kannſt, kann ich auch, Toni! rief ein Zweiter, ſich ihm gegenüber ſtellend.

Ich auch! — Ich auch! riefen drei Andere. Laßt uns das Ringen beginnen.

Höchſt wahrſcheinlich wäre die Katzbalgerei, von dem Kretin veranlaßt, unter den Knaben losgebrochen, wenn nicht in dieſem Augenblicke eine ſtarke Männerſtimme aus dem Fenſter des Erdgeſchoſſes getönt hätte. Seppi, keinen Unfug! rief der Hausherr. Schlagen ſich die Knaben, wie neulich, blutige Köpfe und Naſen, ſo ſperre ich Dich ein, und Du darfſt drei Tage lang nicht tanzen gehn. —

Erſchrocken fuhr der Zwerg zuſammen. — Es hatte aber auch mit der Drohung des Hausherrn eine ganz eigene Bewandniß. Wie bereits bemerkt, war es für den Kretin ein großer Genuß, im Mondſcheine auf einem, unweit des Ortes gelegenen Hügel, ſtundenlang herumzuſpringen, und wenn er auch ſodann ganz erſchöpft nach Hauſe kam, ſo hatte doch die nächtliche Motion die gute Folge, daß er den Tag darauf ſtill und ſeelenvergnügt auf ſeinem gewöhnlichen Plätzchen vor der Thüre oder unter der Linde ſaß, während daß, wenn ihm der Spaß unterſagt wurde, er mürriſch und unruhig im Hauſe umherſchlich, und allerlei Unheil anrichtete. Auf die Meinung der Nachbaren, daß Seppi mit Geiſtern verkehre, von ihnen allerlei Geheimniſſe erfahre, auch ſolche wohl zu Jener Nachtheile in Anwendung bringe, indem er ihrem Vieh oder anderm Eigenthume, wenn er gereizt würde, allerlei Schaden zufüge, nahm Arnold Struthan weiter keine Rückſicht, und betrachtete die Tanz- und Singewuth des unglücklichen Zwerges als eine Geiſteskrankheit, für die es nur ein Remedium gäbe, nämlich ihn ruhig gewähren zu laſſen.

Während Seppi, eingeſchüchtert von dem Zurufe ſeines Verwandten, geſchwind den Knaben einige Steine hinwarf, dieſe ſich jubelnd entfernten und der Zwerg aus einigen Alpenblumen und Kräutern, die er neben ſich liegen hatte, zum Zeitvertreibe ein Kränzchen flocht, ward in dem Zimmer des Erdgeſchoſſes eine Angelegenheit verhandelt, die auf das Schickſal der Familie einen großen Einfluß ausüben ſollte. Vier Perſonen waren hier verſammelt: der Hausherr, ſein Weib, ſeine Schweſter und ein junger Landmann. Der Erſtere, Arnold Struthan war ein Mann im kräftigſten Lebensalter. Sein Aeußeres war einfach, jedoch edel, und in ſeinem ganzen Weſen war ein Ausdruck von Würde, der ihn weit über ſeinen Stand zu erheben ſchien. Das gebräunte, regelmäßige Antlitz war von großer männlicher Schöne, doch war in ihm ein Zug von jener Melancholie, oder beſſer zu ſagen von einem tiefen Inſichverſunkenſein, den wir auf den Portraits großer Menſchen dann und wann vorzufinden glauben, beſonders bemerkenswerth, und darum ganz geeignet über deſſen Ausdruck den der Mannesſchönheit Arnolds ganz zu vergeſſen. Die Hausfrau war ein rundes, gutmüthig ausſehendes Weibchen, das mit der Spindel beſchäftigt, letztere eine Weile ruhen ließ um mit Aengſtlichkeit auf ihre Schwägerin zu blicken, die in großer Gemüthsbewegung ſo eben ihre Rede an den jungen Landmann gerichtet hatte. Marie Struthan war ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren. Außer den regelmäßig ſchönen Zügen des Antlitzes, hatte ſie noch Das mit dem Bruder gemein, daß Wort, Ausdruck und Haltung, auf eine höhere Stellung, als die eines ſchweizeriſchen Landmädchens, deuteten. — Die am wenigſten ausgezeichnete Perſon unter den Anweſenden war der junge Mann an den Marie ihre Rede gerichtet hatte. Zwar zeigten ſeine Züge etwas Verſtändiges, Offenes, Wackeres, aber von Schönheit, oder einem andern in die Augen fallenden körperlichen Vorzuge konnte nicht die Rede ſein.

Bedenkt wohl was Ihr thut, Schweſter! ſprach die Hausfrau, die Hand bittend gegen die Angeredete, die ſich ein Tuch vor die Augen hielt, ausſtreckend. Vetter Konrad Senn iſt unſer naher Verwandter, er liebt Euch ſeit den Kinderjahren —

Und liebe ich ihn etwa nicht? rief das Mädchen haſtig das Tuch von den Augen nehmend. Ich liebe ihn wie eine Schweſter, und es wäre abſcheulich und undankbar, wenn ich es nicht thäte.

Ihr ſeid Geſpielen ſeit Eurer früheſten Kindheit! fuhr Jene fort.

O die glücklichen Zeiten! ſeufzte Marie und ihre Thränen floſſen von Neuem.

Ich lobe ungern Jemanden ins Angeſicht! ſagte die Hausfrau weiter; aber ſo viel muß wahr ſein: Vetter Konrad iſt der geachtetſte junge Mann in der ganzen Gegend, und jedes Mädchen würde ſich geehrt fühlen —

O ich bitte Euch, Muhme! unterbrach ſie verwirrt der junge Mann.

Sie ſpricht die Wahrheit, Konrad! fiel Marie heftig, und mit dem Tone innigſter Ueberzeugung ein. Ich kenne keine unſerer Bekannten, die Dir nicht mit Freuden die Hand als Hausfrau reichen, nicht ſtolz auf dieſe Wahl ſein würde. — Ich ſchätze Dich hoch, unendlich hoch.

Und dennoch — dennoch erwiderte der junge Mann die Hände vor der Bruſt faltend.

Ich kann nicht! — Bei dem allmächtigen Gott! Ich kann nicht! — ſtammelte das Mädchen. — Sieh! ſetzte Marie nach einer Pauſe weinend hinzu. Ich kenne Niemand unter unſern Freunden den ich höher achtete, mehr ſchätzte als Dich, aber — aber —

Lieben kannſt Du mich nicht! vollendete ſchmerzlich der Jüngling.

Sie wird! — Das findet ſich! — Ich kenne viele Ehen — ſprach die Hausfrau, aber ihr Gatte, der bis dahin ſtill, und ſinnend im Zimmer auf- und abgegangen war, unterbrach ſie.

Laßt mich ein wenig mit Marien allein! ſagte er ruhig. Vetter Konrad! Wir werden weiter über die Sache reden.

Die Hausfrau und der Jüngling — Letzterer mit einem ſchmerzlichen Blick auf Marien — verließen das Zimmer.

Arnold Struthan ſah einen Moment auf das weinende Mädchen, dann raſch zu Marien tretend, faßte er ihre Hände in die ſeinen, und indem er mit dem dunkeln ſeelenvollen Auge, in das thränenfeuchte der Schweſter blickte, ſagte er freundlich, jedoch nicht ohne leiſen Vorwurf im Tone:

Marie! Warum haſt Du mir Das gethan? —

Alſo auch Du, Bruder Arnold? — Auch Du! rief Marie erſchüttert. — Glaube mir, ich ſchätze den Vetter, ich achte ihn höher als irgend Einen unſerer Freunde, aber — heirathen kann ich ihn nicht.

Du mißverſtehſt mich ganz, liebe Marie, ſagte Arnold ruhig, wenn Du meinſt, daß ich wegen einer Verbindung mit Konrad in Dich dringen will. Du liebſt ihn nicht, und folglich kann Du ihn nicht ehelichen; das iſt ganz einfach. Auch würde ich es meinem Weibe verwieſen haben, daß ſie Dich ſo beſtürmte, wenn Konrad nicht zugegen geweſen wäre. — Nein, es iſt etwas Anderes was mich ſchmerzt.

Und was iſt es, Bruder? — Ich bitte Dich, Arnold, ſage, womit ich Dich betrübte? rief Marie, heftig ſeine Hand an ihre Bruſt drückend.

Arnold ſah die Schweſter einen Augenblick ſchweigend an, dann ſagte er:

Du liebſt, und haſt es mir verſchwiegen.

Marie ſchien bei den Worten des Bruders zuſammenzuſchrecken, doch bald erholte ſie ſich, ſie gewann eine feſtere, faſt ſtolze Haltung, und während ihre Wange hoch erglühete, ſagte ſie, Arnold feſt ins Auge blickend:

Ich glaube daß ich Unrecht that, indem ich Dir Etwas verſchwieg, aber — ich habe mich meiner Liebe nicht zu ſchämen.

Ich erwarte nichts Anders von meiner Schweſter! ſprach Arnold einfach. Haſt Du aber auch Alles bedacht, indem Du die Hand des wackern Konrads ausſchlagſt? — Ich will nicht wie mein Weib, ſeiner Liebe für Dich, Eurer Jugendzeit, der äußeren Vortheile erwähnen, aber ich frage Dich, theure Marie: iſt Deine Neigung nicht vielleicht eine ſchnell vorübergehende Leidenſchaft? — Daß meine Schweſter eine, ihrer unwürdige Wahl getroffen haben könnte, will ich nicht einmal denken.

Du läſſeſt mir nur Gerechtigkeit widerfahren! erwiderte Marie mit ſichtlichem Stolze.

Ich hätte es gern geſehen, fuhr Arnold fort, indem der Zug von Melancholie, der auf ſeinem männlich ſchönen Antlitz lagerte, noch ſichtbarer wurde, ich hätte mich ſehr gefreut, wenn in den unglückſeligen Zeiten, die jetzt auf das Land hereinzubrechen drohen; ein wackerer, nicht unmächtiger Beſchützer als Gatte Dir zur Seite geſtanden hätte. So furchtbar wie jetzt, war ſeit dem Tage von Laupen unſer armes Land noch nie bedroht. Der Herzog iſt erzürnt, er rückt heran mit Kriegesmacht, der Adel von zwanzig Gauen zieht wohlgerüſtet und rachedurſtig gegen uns; hilft Gott nicht durch ein Wunder, ſo ſind wir verloren. — Bald wird das Horn in unſern Thälern die Harſte der Vertheidiger zuſammenrufen, bald werden auf den Gipfeln unſerer Berge die Feuerzeichen lodern — ich kann fallen, und ich wünſchte dann wohl, daß ein wackerer Mann meiner einzigen Schweſter als Gatte die Hand reichte, daß er als ein edler Schirmer die Häupter meiner Lieben bewahrte. Der erſte beſte Jüngling unſers Gaues kann aber ſolche ſchwere Sorgen nicht übernehmen. —

Sorge nicht, Bruder Arnold! rief Marie leuchtenden Auges. Du wirſt leben — es iſt nicht möglich, daß wir ſo gränzenlos unglücklich werden ſollten Dich zu verlieren — aber würde das Entſetzliche wahr, ſo würde ein edler Beſchützer den Deinen nicht fehlen. Die Schweſter Arnold Struthan's von Winkelried weiß, was ſie dem Namen ihres alten Geſchlechts, das, ehe noch die Fahne der Freiheit in unſern Thälern erhoben ward, für edel und rittermäßig galt, ſchuldig iſt. Der Geliebte der Abkömmlingin ſo vieler edler Kampen, der Schweſter des Rittermanns, kann kein Kühe melkender Hirte, kein herumſchweifender Gemſenjäger ſein.

Arnold blickte mit Ueberraſchung, und einem ganz eigenthümlichen Ausdruck in ſeinen Zügen, auf das Mädchen, welches dieſen Umſtand indeß nicht zu bemerken ſchien, und haſtig fortfuhr:

Ich muß Dir aufrichtig geſtehen Bruder, nicht das unſchöne Aeußere Konrads iſt es, was mich ſo kalt läßt; es iſt ſein ſo unmännliches Weſen, ſeine Neigung für niedrige Beſchäftigungen, ſeine auffallende Unbedeutenheit, ja — warum ſoll ich es nicht ſagen? — ſelbſt ſeine Abkunft von einem verarmten, wenig geachteten Geſchlecht, unter dem er der Einzige von einiger Bedeutung, und zwar auch dies nur durch ſeine Vermögensumſtände, und durch ſeine weitläuftige Verwandtſchaft mit uns, iſt.

Ich erſtaune Schweſter, ſagte Arnold, das Mädchen feſt und beſorgt betrachtend, ich erſtaune, Dich auf eine Weiſe reden zu hören die mir ganz neu iſt. — Dieſe Sprache inmitten eines Hirtenvolkes, aber eines Volkes das groß iſt in ſeiner Armuth, ſeinem Edelſinne, ſeiner Freiheitsliebe, dieſe Verachtung der Beſchäftigungen unſrer Altvordern, jener Lebensweiſe, der wir Alles was wir haben, ja das Höchſte was wir beſitzen, die Freiheit und die Kraft ſie uns zu erhalten verdanken! — Marie! ſchloß er, das Mädchen mit durchdringendem Auge betrachtend. Marie, dieſe Meinungen haſt Du nicht aus Dir ſelbſt; ſie ſind von Jemand anderem Dir zugeflüſtert worden.

Das Mädchen ſtand eine Weile ganz verwirrt, es ſchienen ihm die Worte zu fehlen, endlich wollte es ſprechen, da ſang der Zwerg unter der Linde unweit dem offenen Fenſter:

Es ſprach wohl der Ritter zu der Maid:
Komm mit, komm mit, komm mit!
Zu meinem Schloſſe iſt's nicht weit.
Komm mit, komm mit, komm mit!
Dort ſchimmert die Halle, es glänzet der Saal,
Es blinket der Wein im goldnen Pocal,
Lieb Mädel, lieb's Mädel, komm mit! —

Es zaudert die Dirne, doch lauſcht ſie dem Wort
O weh! — O weh! — O weh! —
Der Liſt'ge beſchwatzt ſie, er führet ſie fort
Ade! — Ade! — Ade! —
Der Rappe gehorchet dem goldenen Sporn,
Er trägt die Verliebten durch Korn und durch Dorn,
Er trägt ſie — zu Reu' und zu Leid.

Marie! ſprach Arnold nach längerer Pauſe. Noch haſt Du mir den Namen Deines Geliebten nicht genannt. Du haſt mehrere Monate in Bern bei unſern Verwandten zugebracht; wahrſcheinlich — ich ſchließe es wenigſtens aus Deinen Reden — iſt es ein junger Bürger, oder Einer von den dortigen Herrenleuten, der Dein Herz gewonnen. — Ich finde dabei nichts zu tadeln, nur hätteſt Du mir, oder meinem Weibe früher Etwas davon entdecken ſollen, damit dem armen Konrad die vergebliche Werbung erſpart worden wäre.

Es iſt Niemand aus den Berniſchen Geſchlechtern! ſprach das Mädchen halblaut und erröthend. Indeß habe ich ihn allerdings in Bern kennen lernen. — Er iſt vermögend, angeſehn, und von edler Geburt.

Sein Name? fragte Arnold.

Ritter Hubert Grimm von Grimmenſtein! erwiderte Marie.

Als ob ihn in dieſem Augenblicke eine Schlange geſtochen hätte, fuhr Arnold bei Nennung jenes Namens zurück.

Wie? rief er mit Erſtaunen aus. Der Jungherr von Grimmenſtein, der abtrünnige Schweizer, der Feind der Freiheit, Er der die Zornesflamme des Herzogs, durch das Oel das er hineingießt, zu immer größerm Brande anzufachen ſucht, iſt der Mann Deiner Wahl?

— Marie! ſagteſt Du es nicht ſelbſt, ſo würde ich es für unmöglich halten.

Die Feinde des edlen Hubert haben Dich gegen ihn eingenommen! Du ſchiltſt ihn ohne ihn zu kennen; rief Marie eifrig. Man nennt ihn ſtolz. Es mag wahr ſein, aber ſein Stolz beſteht darin, daß er den Bauer, den Hirten nicht neben ſich auf der Herrenbank ſitzen ſehen mag. Abtrünnigkeit kann es nicht heißen wenn er den Bürgerbrief zurückſendet; er der freie Edle, der Lehnsmann Oeſtreichs. Daß er den Herzog gegen die Waldſtätte aufrege, iſt nicht wahr.

Arnold hatte die Schweſter, während ihrer Rede, mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes betrachtet.

Das alte Lied, welches der Unſchuldige da draußen ſang, ſprach er endlich, trifft auf wunderbare Weiſe bei Dir ein. „Der Liſt'ge beſchwatzt ſie" ſagt es, und Er hat Dich beſchwatzt, möge er Dich nicht auch in „Reu und Leid" bringen. — Marie! ſetzte er trüb aber freundlich hinzu. Ich fühle mit Dir, ich bedaure Dich, aber eben deshalb muß ich Dir ein Bild von dem Manne entwerfen, den Dein Herz gewählt. Hubert von Grimmenſtein iſt der Abkömmling eines Geſchlechtes, das in frühern dunkeln Zeiten wegen Raub, ſpäter wegen Tyrannei, Bedrückung ſeiner Unterthanen, bekannt und gehaßt war, ſo lange Menſchen denken können. — Der Name „der böſe Ritter" ward, wie das ſonderbare Maal, das alle Glieder dieſes Geſchlechts an der Stirn tragen, gewiſſermaßen von dem Vater auf den Sohn vererbt. Du kennſt ſelbſt den Aberglauben unſeres Hirtenvolks, die Behauptung, daß die Grimmenſteine nicht in den Gräbern Ruhe hätten, ſondern in gewiſſen Nächten in den Ruinen ihres Waldſchloſſes herumſpukten. Ein alter Fluch, ſo ſagen ſie, laſte auf dem Geſchlechte.

Solche Erbärmlichkeiten — fiel Marie ein.

Ich führe die Sage nur darum an, um Dir zu zeigen, wie alt der Haß ſei der auf dieſem Geſchlechte laſtet! unterbrach ſie Arnold. Nun geſtehe ſelbſt, Marie, oder wenn Du es nicht weiſt, ſo erkundige Dich, ob der Jungherr von Einem ſeiner Unterſaſſen geliebt wird, ja, ob er nicht wegen ſeiner Härte, ſeinem Stolze allgemein verhaßt iſt. Daß er den Bürgerbrief, womit er einſt geehrt wurde, uns zurückſendet, würde ich ihm weniger als die Weiſe verdenken, mit der er es gethan. — Nicht Jeder denkt wie Rudolph Erlach, ſo wie nicht Jeder den Ruf der Unſterblichkeit wie Er erlangen kann. Nun aber frage ich: wann ſendete er ihn zurück? Er that es, als der Herzog mit Heeresmacht gegen uns rückte, er begleitete die Rückſendung mit Hohn, mit Verachtung, er erſchien noch an demſelben Tage mit der Pfauenfeder auf dem Helme zu Schwyz, wo er eine Werbung hatte, und gleich wie zum Spotte, flattert das Banner Oeſtreichs, neben der Fahne mit den Farben ſeines Geſchlechts von den Zinnen ſeiner Burg. —

Arnold wollte noch weiter ſprechen als in dieſem Augenblicke ein Pferdegetrappel unweit des Hauſes hörbar wurde. Der Hausherr trat an das Fenſter. Ein Ritter in voller Rüſtung, begleitet von zwei Reiſigen, ſprang eben von dem ſchäumenden Roſſe, deſſen Zügel er Einem der Wappner zuwarf. Auch Marie hatte von dem Geräuſch angelockt aus dem Fenſter geblickt, doch hoch erröthend verließ ſie in demſelben Augenblicke das Gemach. — Der Fremde trat bald darauf, begleitet von dem Hausherrn der ihm bis an die Thüre entgegengegangen war, ins Zimmer. Er war ein ſchlanker Jüngling von einigen zwanzig Jahren. Man hätte ſeine, zwar blaſſen, und durch die rabenſchwarzen Locken, und einen eben dergleichen kleinen Bart noch bläſſer erſcheinenden Züge, ſchön nennen können, aber der Ausdruck der in ihnen lag, war kein wohlthuender. Der Blick des großen Auges war kalt und ſtolz, um die ſchmalen Lippen zuckte ein Zug von Hohn oder vornehmer Geringſchätzung, und ſelbſt ein, nur wenig ſichtbares, leichtgeröthetes, faſt die Form eines Pfeils tragendes Maal auf ſeiner Stirn, trug dazu bei, das Antlitz des Fremden, wenn es daſſelbe auch eben nicht entſtellte, doch weniger angenehm ins Auge fallen zu laſſen.

Schon lange hatte ich mir vorgenommen Euch heimzuſuchen, ſprach der Ritter von Grimmenſtein, nachdem er auf Arnolds Einladung Helm und Schwert abgelegt, und ich denke ich hätte wohlgethan wenn ich meinen Vorſatz früher ausgeführt. Bei Alledem meine ich, es ſei beſſer ſpät, wie niemals, und ich wünſchte ſehr, daß Herr Arnold von Winkelried eben ſo denken möge.

Ich bin kein ſo ausgearteter Schweizer, entgegnete der Hausherr höflich aber kalt, daß ich die Gaſtlichkeit die in unſerm Lande ſo alt iſt wie unſere Berge, verläugnen ſollte. Wollt Ihr mir indeß einen Gefallen thun, Jungherr, ſo nennt mich bei meinem Familiennamen.

Ihr habt Recht, Herr Ritter — ſagte Jener, aber der Hausherr unterbrach ihn ſogleich.

Auch dieſen Titel bitte ich Euch hinwegzulaſſen, ſprach er. Ich denke der eines freien Mannes iſt ein höherer, wenn er auch nicht bei Anreden gebraucht wird. — Ueberdem, ſchloß er lächelnd, erkennet Ihr Herren ja weder unſern Bauernadel, wie Ihr ihn nennet, noch unſere Ritterwürde an, obwohl ich meinen ſollte, daß das blutgetränkte Siegerſchwert des Landammans, wie das des Fürſten, zu Ertheilung der letztern wohl geeignet ſei.

Gewiß! — Gewiß! ſprach, ſich verbindlich verneigend, der Jungherr. Seitdem Euer Name beim Ge fecht am Büttisholz zuerſt bekannt wurde, bedurfte es nicht des Beifügens eines Titels, um ihn geachtet zu machen, auch wurde Euer Geſchlecht immer für rittermäßig und unſerm Adel ebenbürtig gehalten. Wäre dem nicht alſo, ſetzte der junge Mann bedeutungsvoll hinzu, ſo wäre ich heute nicht in dem Falle Euch zu beſuchen.

Ich verſtehe Euch nicht, Herr! ſprach Arnold. Der Grund Eures Kommens —

Iſt ein zwieſacher! fiel der Ritter ein. Ich erſcheine in Angelegenheiten des Herzogs, und dann — in meinen eigenen.

In Angelegenheiten des Herzogs? rief Jener verwundert. Was hätte der Herzog mit mir unbedeutendem Manne zu verhandeln! — Doch Ihr ſcherzt wohl?

Nimmer werde ich mir dies erlauben! erwiderte Grimmenſtein, in einem Tone welcher Achtung ausdrückte. — Herr Arnold! fuhr er fort, indem er den Angeredeten bei der Hand faßte; ich bin für Euch der Bringer großer Gnaden und Ehren. Mögt Ihr über meine Werbung denken wie Ihr wollt, Ihr werdet das was ein Herr wie der Herzog, der von Freund und Feind als ein milder, ein gütiger Fürſt geachtet wird, in reifliche Ueberlegung ziehen.

Ihr denkt nur was recht iſt! erwiderte Arnold mit

Offenheit. Ich achte den Herzog hoch; vorausgeſetzt, daß er uns nicht ungerechterweiſe unterjochen will.

Ich konnte dieſe Meinung bei Eurer ruhigen, beſonnenen Anſicht von der Lage der Dinge vorausſetzen! ſprach ſichtlich erheitert der Ritter. Nun wohl! Ihr kennet den Stand der Sachen aus dem Grunde. Ihr wißt daß Entlibuch Dem von Thorberg verpfändet wurde. Was dünket Euch davon daß die Entlibucher zu Lucern das Bürgerrecht nachſuchten, und es beſchworen?

Sie thaten Unrecht! Sie hätten den Herzog zuerſt befragen ſollen; ſagte Arnold einfach.

Was ſagt Ihr dazu, daß, wegen dem Streite mit Peter von Thorberg, die Waldſtätte, unter dem Vorwande die Eidgenoſſen gegen drohende Nachbaren zu bewahren, ohne Urſache das Kriegsbanner erhoben, und, nachdem ſie ihrem Feinde die Burgen zu Wallhauſen und Kapfenberg gebrochen, auch noch gegen Rudolph von Hünenberg zogen, und ſonder Fug und Recht die Feſten Baldeck, Reinach und Lielen zerſtörten? —

Es war Unrecht! rief Arnold mit Wärme. Ich habe laut dagegen geſtritten in der Landsgemeine, und bin nicht mitgezogen in den unrechten Kampf.

Und ſind die Waldſtätte etwa dabei ſtehen geblieben? rief Grimmenſtein, indem ſein dunkles, dämoniſches Auge lebhafter funkelte. Haben ſie nicht die

Stadte Oeſtreichs, haben ſie nicht Sempach, die Bürger von Mayenberg, Reichenſee, die aus dem Wagenthal, zum Abfall von dem Herzog verlockt? —

Ich billige es nicht! erwiderte Jener betrübt.

Ich wußte es, daß Ihr es nicht billigt! Ich wußte es, daß Ihr, der Abkömmling eines alten Geſchlechts, nicht wollen könnt, daß der Bauer, der kühmelkende Hirte, ſich in dieſen Thälern, über Die, die ihn ſeit Jahrhunderten beherrſcht, zum Meiſter mache; ſprach Grimmenſtein dringend. — Laßt uns offen reden, Arnold Struthan! fuhr er immer lebhafter fort. In Euren Adern fließt adliges Blut wie in den meinen, wie in denen jener edlen Männer die den Stuhl des Herzogs umgeben; wir ſind ſo zu ſagen ſchon durch die Natur verbrüdert. Ihr könnt nicht wollen daß das ſchändliche Wort, welches dem edlen Darrenberg, auf ſeine Klagen uber den Tod ſo vieler Ritter, erwidert wurde, das Wort: „Junghert! Heute haben wir edles Blut und Pferdeblut untereinander gegoſſen!“ wieder erneuert werde. Ich bin deshalb vor wenig Tagen dem Herzog bis ins Aargau entgegengeeilt, ich habe von Euch mit dem Herrn geredet, und Folgendes waren des edlen Fürſten Worte: Eilet zu Arnold von Winkelried! ſprach der Gnädige; ſaget ihm daß ich ihn kenne, daß ich weiß wie wacker, wie männlich er gegen die ungerechte Fehde geſprochen! Sein Beiſpiel würde mächtig wirken. Verſprecht ihm drei meiner ſchönſten Burgen im Aargau, wenn er ſich von der Eidgenoſſenſchaft losſagen und zu meinem Heere ſtoßen will.

Sagte das der Herzog wirklich? ſprach Arnold indem ihm das Blut ins Geſicht ſtieg. — Da er wußte wie ich mich dem ungerechten Kriege widerſetzt habe, ſo, dächte ich, hätte er mich höher achten ſollen.

Er thut es! entgegnete Grimmenſtein ihn mißverſtehend immer lebhafter. Das was er Euch bietet, iſt nur der Anfang ſeiner Gnadenbeweiſe. Erklärt Euch, ſobald das Heer in der Nähe von Sempach ankommt, für den Herzog. Ihr ſeid in den Waldſtätten allgemein gekannt und geachtet. Das was Ihr thut, wird von dem mächtigſten Einfluſſe ſein. Tretet Ihr zu dem Herzoge über, ſo iſt das Bauerngeſindel gelähmt, es iſt ſtarr vor Entſetzen, bleibt Ihr bei ihm, ergebt Ihr Euch mit Leib und Leben ſeiner ſchlechten Sache, ſo kämpft er bis auf den letzten Mann.

Meint Ihr dies wirklich? ſagte Arnold mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke.

Es iſt gar kein Zweifel daran! rief der Ritter mit dem Tone der Ueberzeugung. Eilet indeß! fuhr er immer dringender fort. Trefft insgeheim Eure Anſtalten ehe Andere aus geheimer Neigung oder Furcht bewogen, Euch zuvorkommen, und dann bei Vertheilung der Güter der Beſiegten Euch vorgehen. Ihr müßt der Erſte ſein. — O Ihr glaubt es nicht wie der Herzog von ſo vielen zudringlichen, elenden Maulhelden belagert wird! Da iſt der Ramſteiner, der Staufen, Der von Gyren. Sie alle Drei haben noch wenig oder nichts für die gute Sache gethan, und dennoch, als geſtern darüber geſprochen wurde, wem die Güter des Gundoldingen, der die Bauern gegen Thorberg führte, zufallen ſollten, ſuchten ſie ihre Dienſte geltend zu machen. Aber mögen ſie ſich nur immer mit ſolchen Hoffnungen wiegen. Ich habe mehr gethan wie ſie Alle, und will den Speichelleckern ſchon auf der Tatze ſitzen.

Arnold hatte bei den letzten Worten Grimmenſteins wie träumend dageſtanden. Sein Geſicht hatte einen noch melancholiſchern Ausdruck wie gewöhnlich; er ſchien von der Rede des Ritters keine Sylbe vernommen zu haben.

Nun, werther Herr! ſagte der Junker nach längerer Pauſe, in der er Arnold befremdlich angeblickt. Welche Antwort ſoll ich dem Herzog zurück bringen?

Sagt dem Herrn, erwiderte Arnold wie aus einem tiefen Traume erwachend, ich würde den letzten Blutstropfen an die Sache des Landes ſetzen.

An die des Herzogs, wollt Ihr ſagen! fiel Grimmenſtein ganz befremdet ein.

An die Sache der auf dem Rütli theuer beſchworenen Freiheit! ſprach Jener ernſt und feſt. Es können

— und es iſt nicht anders — von den Waldſtätten Unbilden begangen worden ſein, aber der neue Zoll an den Gränzen, die Grauſamkeiten des Thorbergers haben ſie veranlaßt. Sei dies indeß wie ihm wolle. Gedenkt der Herzog unparteiiſche Obmänner zu gütlichem Austrag der Sache vorzuſchlagen, und alle Fehde einzuſtellen, ſo verſpreche ich in offener Landsgemeine als ſein Anwalt aufzutreten, und, ſeid verſichert, meine Stimme wird gehört werden, zieht er das Schwert zur Entſcheidung, ſo ſtehe und falle ich mit dem Lande.

Iſt dies Euer letztes Wort? rief Grimmenſtein mit dem Ausdruck der unangenehmſten Ueberraſchung. — Aber nein! — Es iſt unmöglich. — So ſehr könnt Ihr Euren Vortheil nicht verkennen.

Vortheil? entgegnete Arnold mit kaltem Lächeln. An Vortheil habe ich nie gedacht.

Ihr werdet unterliegen! — Ihr opfert Euch nutzlos Ihr könnt dem Herzoge nicht widerſtehen; rief Grimmenſtein. Was vermögte der Bauer gegen unſer mächtiges Heer?

Was unſere Väter bei Laupen vermochten! erwiderte der Vorige ruhig. Achtzig gekrönte Helme, und zweihundert adlige Schilder deckten die Wahlſtatt.

Ihr richtet Euch zu Grunde! — Ihr fallet! — Ihr ſeid unrettbar verloren! rief der Ritter.

Es iſt möglich! Es iſt wahrſcheinlich! entgegnete

Arnold einfach. Wir können noch einmal unterjocht werden, aber dann werden unſere Söhne ſich erheben, ſie werden fechten zwiſchen den Wiegen ihrer Kinder und den Gräbern ihrer Väter, und über letztere wird endlich dennoch die Luſt der Freiheit wehen.

Bedenkt Euch wohl! rief Jener dringend.

Genug, Herr von Grimmenſtein! fiel Arnold mit Feſtigkeit ihm in die Rede. Ihr wißt jetzt meine Meinung; aber — Ihr hattet ja noch eine zweite Werbung.

Erlaubt mir ſolche Euch mitzutheilen; wir kommen dann wohl auf die erſte zurück; erwiderte der junge Mann. Herr Arnold! Ihr habt eine Schweſter. Ich lernte die liebliche edle Marie in Bern kennen; raſch liebte ich ſie, und ich denke wieder geliebt zu ſein. Bald wird der Krieg ausbrechen, Umſtände, die wir noch nicht kennen, könnten ſich ereignen; ich glaube ſolchen beſſer zu begegnen, wenn ich vor Ausbruch der Feindſeligkeiten bei Euch, dem Bruder, dem natürlichen Beſchützer Mariens, um deren Hand anhalte.

Wie es ſcheint, ſprach Arnold düſtern Blickes, ſeid IhrMariens Einwilligung gewiß

Ich habe Urſache zu glauben, daß ſie meine Bewerbung nicht abweiſen wird! ſprach Grimmenſtein.

Es würde undankbar ſein, ſagte Arnold nach einer Pauſe, wenn ich die Ehre, die Ihr uns zu erweiſen vermeint, verkennen wollte. Meine Schweſter iſt arm, Ihr ſeid reich, Marie iſt aus einem Geſchlechte, das, ſeit der Tell die Hand gegen die Unterdrücker erhob, als von dem Adel abgefallen betrachtet wurde, Ihr gehört dem älteſten Adel des Aargaus an. — Glaubt nicht, Herr von Grimmenſtein, daß ich dies Alles überſehe, noch gering achte. Jedes Mädchen, um deſſen Hand geworben ward, ſollte der Ehre die ihr geworden, und die ſie ausſchlagen zu müſſen glaubte, ſtets eingedenk ſein, denn der Werber achtete ſie für würdig, das Loos ſeines Lebens mit ihm zu theilen. — —

Soll ich, ſagte der Junker mit zweifelhafter Miene, als Arnold anhielt, Eure Rede für eine Einwilligung oder Verweigerung halten?

Es thut mir leid, entgegnete der Vorige, daß ich Euch die Hand meiner Schweſter verſagen muß.

Wie? rief Grimmenſtein heftig. Ihr verwerft einen Antrag, durch den ich Euch zu ehren glaubte. — Ich hoffe Ihr werdet mir die Gründe ſagen.

Der eine, ſagte Arnold ruhig, beſteht in der Unangemeſſenheit im Augenblicke des anbrechenden Krieges Hochzeiten und Freudengelage zu feiern. — Erlaßt mir die übrigen.

Nimmermehr! rief der Jungherr wild. Arnold Struthan! ich fordere Euch auf mir zu ſagen weshalb Ihr, trotz der Einwilligung Mariens, meine ehrliche Bewerbung abweiſ't.

Erlaßt es mir, Herr! entgegnete Arnold trüb.

Nein, beim Kreuz! rief Grimmenſtein, indem das Blut ihm ins Geſicht ſtieg, und das Maal auf ſeiner Stirn in tief tunkler Röthe ſichtbar, und immer ſichtbarer wurde. Ihr ſollt mich weder ungeſtraft beſchimpfen, noch verhöhnen! — Ich will wiſſen, warum Ihr mir die Hand Eurer Schweſter verweigert.

Wohlan, Ihr wollt es! erwiderte Jener ruhig aber feſt. Nun ſo wißt denn, Jungherr: niemals wird Arnold Struthan darein willigen, daß ſeine Schweſter als Hausfrau ihre Hand in die des abgefallenen Schweizers, in die des Vaterlandsfeindes lege — Während das arme, aber redliche Volk dieſer Thäler, Tag und Nacht vor den Altären auf den Knien liegt, und um Rettung vor der zehnfachen Uebermacht des Unterdrückers fleht, verhöhnt Ihr es, Ihr ſtolzirt, den Pfauenſchweif, das Zeichen des Fremden, des Feindes, zur Schau tragend, durch die Straßen von Schwyz, Ihr verfolgt den Landmann, Ihr ſeid rauh gegen Den der bei Euch um Hülfe nachſucht, Ihr preßt, Ihr unterdrückt den Unterthan, der Euch dient.

Genug! Uebergenug, Herr Arnold! rief wüthend der Ritter von Grimmenſtein, indem er Helm und Panzerhandſchuh vom Tiſche raffte, und letztern dem Hausherrn vor die Füße ſchleuderte. — In wenig Tagen ſtehen wir auf blutigem Felde uns gegenüber. Ueberlebe ich den Tag des Kampfes, ſo erſcheine ich, um dies Pfand wiederzuholen, und mit ihm Eure Schweſter, und — Euer Leben.

Es thut mir leid, daß Ihr von mir herauspreßtet, was ich gern bei mir behalten hätte! erwiderte Arnold mit Ruhe. Wäre ich in Euern Jahren, ſo würde es meine erſte Sorge ſein, Euch zu verſichern, daß noch Keiner meines Stammes je verweigerte in offenen Schranken zu erſcheinen. Dem reifern Manne ſteht es ſchlecht den Raufbold zu machen. Ich ſage Euch demnach blos: in wenig Tagen treffen wir uns auf dem Felde von Sempach, und wer weiß, welcher von uns — vielleicht Keiner! — zurückkehren wird zur Ausfechtung eigener kleinlicher Fehde.

Das Geſicht des Junkers hatte während der Rede des Hausherrn die ihm eigenthümliche Bläſſe wieder angenommen, aber fieberiſch zuckten ſeine Geſichtsmuskeln, drohend blickte das geſpenſtiſche Auge, dunkelroth leuchtete der Pfeil auf der von ſchwarzen Locken umwallten Stirn. Grimmenſtein ſchien reden zu wollen, bald aber beſann er ſich eines Andern und ſtürmte aus der Thür.

Seppi hatte hier im Sonnenſcheine, mit ſeinen funkelnden Steinen ſich beſchäftigend, Platz genommen.

Aus dem Wege, Fax! rief der Ritter, den armen Zwerg mit einem Fußtritt bei Seite ſchiebend, indem er nach ſeinem Roſſe eilte. Wüthend raffte der Kretin ſich wieder auf. „Die hölliſche Pein“ rief er mehr ſchreiend wie ſingend,

Die hölliſche Pein
In Dein Gebein,
Nichtswürdiger Junker von Grimmenſtein!
Auf! Reite nur, reite!
Fort! Jage ins Weite!
Verderben läuft mit,
Sei's Trott oder Schritt.
Auf blutiger Erde
Sitzt's mit Dir zu Pferde,
Kämpft mit Dir im Streite,
Iſt ſtets Dir zur Seite! —
Die hölliſche Pein
Treffe Dein Gebein,
Verlorner, verräth'riſcher Grimmenſtein! —

Der Junker ſchien ſich indeß wenig um den Wuthgeſang des Zwerges zu kümmern, raſch ſchwang er ſich auf den ſchäumenden, ſcharrenden Rappen, und ſprengte, indem er einige drohende, aber dem Hausherrn unverſtändlich bleibende Worte ausſtieß, von dannen. — — —

Der Vollmond war am Abende deſſelben Tages ſchon einige Stunden am Horizonte aufgeſtiegen, die Hausbewohner lagen faſt alle in tiefem Schlafe, als Marie leiſe aus der Hausthür trat. Eben wollte ſie dieſe wieder ſchließen, als ſie mit unangenehmer Ueberraſchung bemerkte, daß der Kretin hinter ihrem Rücken mit herausgeſchlüpft war.

Du kannſt nicht mit mir gehn, Seppi! ſprach das Mädchen. Du hätteſt den Vetter um Erlaubniß bitten müſſen; ohne dieſe darfſt Du nicht aus dem Hauſe.

Bitte, Bäschen Marie! — Ein Bischen tanzen! erwiderte der Kretin.

Heute nicht, Seppi! Heute nicht! ſagte Marie. Gehe ins Haus. Ich kaufe Dir Morgen Etwas in der Stadt.

Ich will aber nicht! — Ich will tanzen — tanzen — tanzen! rief der Zwerg in einer Weiſe, wie ſonſt wohl ungezogene Kinder zu thun pflegen.

Gehe hinein! Ich nehme Dich nicht mit; erwiderte das Mädchen aufgebracht, indem ſie den Kleinen beim Arme nahm, und ihn zur Thür hineinſchieben wollte. Dieſer aber riß ſich los, und indem er hin und herſprang ſang er mit zorniger Stimme:

Feins Lieb, ſo ſprach der Ritter,
Ich harr' am dunkeln Ort,
Und biſt Du ſo wie ich geſinnt,
So führ' ich Dich mit fort!

Um Gotteswillen Seppi! rief das erſchrockene Mädchen. Du wirſt mit Deinem Geſchrei das ganze Haus in Aufruhr bringen. Sei ſtill. Ich will Dich mit mir nehmen, wenn Du artig zu ſein verſprichſt.

Ich wußte es wohl, daß Du mich mitnehmen würdeſt, Bäschen Marie, ſagte lachend der Kretin als Beide ihre Wanderung antraten, denn als Du gegen Abend mit dem Reiſigen des Grimmenſtein am Gartenzaune heimlich plaudertest, da ſteckte ich in dem Schotenbeet und habe Alles gehört.

Du wirſt doch nicht davon reden Seppi, und mir bei dem Vetter Verdruß machen! ſprach Marie erſchrocken.

Plaudern? entgegnete der Zwerg. Ei bewahre, Bäschen! Seppi plaudert nicht. Seppi kann ſchweigen. „Schweigen iſt eine ſchöne Tugend!" ſagte einmal ein kluger Mann, der aber klein war, ſehr klein, und der gern im Mondſcheine auf dem Hügel tanzte.

Wen meinſt Du denn damit? fragte das Mädchen befremdet, indem ſie an das Gerücht dachte, welches unter den Landleuten, hinſichts des Kretins im Schwunge war.

Mich ſelber mein' ich, Baſe Marie! rief der Zwerg überlaut, und auf eine widrige Weiſe lachend. Bin ich nicht klug, und klein, und tanze gern? — Ei, wie kann ein kluges Mädchen ſo eine dumme Frage thun! — Aber meinſt Du nicht auch, Schweigen ſei eine ſchöne Tugend?

Da Marien es bedünken wollte, als ob der Zwerg, wie oft, in boshaft fröhlicher Laune ſei, ihr aber vorzüglich daran lag ihn heute nicht zu reizen, ſo ſetzte ſie von dieſem Augenblicke an, ſchweigend ihren Weg an ſeiner Seite fort. — Der letztere führte nach einer alten Kapelle die dicht am Wege nach Schwyz lag, und die unter dem Schirme der Frömmigkeit jener Zeit, beſtändig offen ſtand, obwohl am Peter-Paulstage jedes Jahres dort Meſſe geleſen wurde, und folglich das kleine Gebäude mit ſeinen Heiligthümern, und allerlei Geräthſchaften verſehen war. Der Mond ſchien hell als die Wanderer dort ankamen.

Jetzt tanzen! — Hei wie ſchön iſts dort oben! rief Seppi, indem er nach einem Hügel zeigte.

Geh' nicht auf den Geiſterhügel, Sepp! ſagte Marie ängſtlich. Man ſoll nicht freveln mit ſolchen Dingen.

Recht, Bäschen, Recht! — Man ſoll auch nicht küſſen und koſen an heiligen Orten. Nicht wahr, Mariechen? — Aber wir beide bedürfen wohl ſolcher guter Lehren nicht! rief laut lachend der Kretin, indem er nach dem Hügel eilte, und nach wenigen Augenblicken auf dieſem, ſingend und wie toll in Kreiſe herumſprang.

Das Mädchen war indeß in das kleine Gotteshaus getreten, und es ward ihm ganz unheimlich zu Muthe, als es ſich ſo allein befand. Das Mondlicht warf ſeinen falben Strahl auf den weißbekleideten Altar auf dem ein paar zinnerne Leuchter, und ein Kruzifix von demſelben Metalle, zwiſchen ein paar mit halbverwelkten

Blumen gefüllten Gefäßen, hervorblickend. Eine Todtenſtille, nur zuweilen von dem, die Wände ſtreifenden Flug einer aus- und einſchwebenden Fledermaus, kaum hörbar unterbrochen, herrſchte hier, aber aus der Ferne tönte der wilde Geſang des tanzenden Zwerges in ſeltſamen Weiſen herüber, und die tiefe Einſamkeit ward dadurch nur noch ſchauerlicher. —

Marie wollte von Angſt getrieben eben ins Freie treten, als vor der Thüre die Tritte eines Gepanzerten ertönten.

Du biſt's, mein Hubert! rief das Mädchen ſich dem Kommenden an die Bruſt werfend. O wie habe ich mich heute ſchon geängſtigt. Mein Bruder, der mir eure Unterredung mitgetheilt, ſagte mir, Du habeſt ihn wegen ſeiner abſchläglichen Antwort zum Kampfe gefordert, und er ſei geſonnen, ſich nach Austrag der Fehde in den Schranken einzufinden.

Er ſoll nicht auf mich warten dürfen, das verſpreche ich! erwiderte der Ritter mit dumpfem Tone; auch denke ich, wir werden noch Etwas mehr auszufechten haben, als den Schimpf den er mir heute angethan.

O nein! nein, mein Hubert! rief das Mädchen erſchrocken. Nimmer darf es dahin kommen. Siehe! ich leide ja am meiſten bei dem unſeligen Zwiſte, und dennoch kann ich dem edlen Arnold nicht ganz Unrecht geben. Er ſieht in Dir den abgefallenen Schweizer, den Feind des Landes. Wie kannſt Du meinen, daß er am Vorabend des Kampfes, eines Kampfes auf Leben und Tod, ſo leicht ſeine Einwilligung zur Verbindung der Schweſter mit dem Gegner geben ſoll? Ueberlege Hubert! Du hätteſt an ſeiner Stelle eben ſo gehandelt.

Hm, vielleicht! — Vielleicht auch nicht! ſagte der Jungherr. Ich würde mich jedenfalls den Standesgenoſſen angeſchloſſen haben. — Ueberdem, ſetzte er heftig hinzu, was will Dein Bruder bei jenen Bauern? — O ich durchſchaue ihn! Er denkt wie jener Gundoldingen und die Andern, die um zu herrſchen, oder um nicht ihr Eigenthum in den Waldſtätten zu verlieren, den Bauer ſpielen.

Du irrſt, theurer Hubert! rief Marie haſtig. Du beurtheilſt den edlen Arnold falſch. Es iſt die Liebe zur Freiheit, die ihn ſo handeln läßt.

Zur Freiheit? ſprach Grimmenſtein mit verächtlichem Tone. Dieſe wohnt nur auf unſerer Seite. Nur der Edle kann wahrhaft frei ſein, und darum iſt die Fahne Oeſtreichs der Freiheit Panier. — Doch wir verlieren die koſtbare Zeit! — Der Grund, theure Marie, welcher mir gebot Dich ſo dringend um eine Unterredung erſuchen zu laſſen, ſetzte der Junker hinzu, indem er das Mädchen umfaßte, war nicht bloß eine unbezwingliche Sehnſucht Dich wiederzuſehn, ſondern noch ein anderer. Als ich heute Deinen Bruder verlaſſen hatte, dachte ich über unſere Zukunft nach. Mir ward klar, daß Dein Bruder nimmer ſeine Einwilligung in unſere Verbindung geben wird. Siegen wir, ſo entflieht er mit den andern Häuptlingen der Aufwiegler, und zwingt Dich, ihm zu folgen; bliebe — was kaum denkbar — der Sieg auf der Seite jenes Bauernpöbels, ſo würde ich alle Kraft daran ſetzen müſſen, meine, der Gränze von Unterwalden am nächſten liegende Burg zu vertheidigen, ohne eine Hoffnung zu haben Dich mit dem Schwerte zu gewinnen. — Urtheile ſelbſt ob es ein Drittes giebt.

Du ängſtigſt mich fürchterlich Hubert! ſagte das Mädchen erſchrocken. Ich ſehe indeß allerdings noch ein Drittes: Deine Ausſöhnung mit meinem Bruder nach beendigtem Kriege.

Nimmermehr! rief Grimmenſtein heftig. Er hat mich heute aufs Bitterſte beleidigt, beſchimpft. Wir können nicht Freunde werden, wir müſſen uns haſſen — bis zum Erſchlagen.

Entſetzlich! rief Marie erſchrocken, ſich aus ſeinen Armen loswindend. Ich bitte Dich, Hubert, ſprich dieſes Wort nicht zum zweitenmale aus; es iſt mir, als ob ich Dich dann nicht mehr lieben könnte.

Ich kann mir denken, Geliebte, was Du empfindeſt bei dieſem Zwiſte, und dennoch mußt Du die Wahrheit meiner Worte fühlen! ſagte der Ritter ſchmeichelnd. Du mußt fühlen daß die Stunde nahe iſt, wo Dir nichts übrig bleibt, als zwiſchen mir und dem Bruder eine Wahl zu treffen.

Es wäre fürchterlich! rief das Mädchen indem eine Thräne über ihre ſchöne Wange rollte.

Es iſt unvermeidlich, Marie! Du biſt klug! Du ſiehſt es ein! ſprach Grimmenſtein mit immer ſchmeichelhafterem Tone. Wenn nun aber das Unvermeidliche doch einmal ſtatt finden muß, warum uns noch länger quälen, warum nicht ſchnell und freiwillig es ergreifen, heute, bald, in dieſer Stunde?

Ich verſtehe Dich nicht Hubert! ſprach Marie befremdet.

Bleibt unſere Verbindung bis nach dem Kriege aufgeſchoben, verſetzte der Ritter, ſo iſt ſie allen Wechſelfällen ungünſtiger Umſtände ausgeſetzt. Laß uns den Knoten zerhauen, laß uns unſer Schickſal ſelbſt beſtimmen, da wir noch Herr deſſelben ſind. — Marie! Begleite mich nach Grimmenſtein. Ehe noch der Abend des folgenden Tages niederſinkt, legt mein Kapellan unſere Hände an dem Altare in einander.

Wie? — Was forderſt Du? rief erſchrocken das Mädchen. Ich ſollte entfliehen? — Nimmermehr.

Es iſt das einzige Mittel! ſprach der Ritter dringend.

Und wäre es das einzige, Hubert! rief Marie heftig. So erniedrigt ſich die Schweſter Arnolds von Winkelried nicht vor den Augen des ganzen Landes, daß ſie aus dem Hauſe ihres Bruders entflöhe. — Siehe! ſetzte ſie in immer ſteigendem Eifer hinzu. Ich könnte mit meinem Bruder, wenn er nach geendigtem Kriege nicht in unſere Heirath willigte, mich offen entzweien — denn er iſt nur mein Bruder, nicht mein Herr — ich könnte ſein Haus verlaſſen, aber — ich würde es öffentlich und am hellen Mittage thun. — Ich weiß jetzt, Hubert, ſprach nach einer kurzen Pauſe betrübt das Mädchen, ich weiß was Dich veranlaßte mir dieſen Vorſchlag zu machen. Du meinſt, die Dirne welche zur Nachtszeit ſich zu einem Stelldichein bewegen läßt, würde ſich auch da, wo es ſich um Ruf und Ehre handelt, nachgiebig zeigen; glaube mir indeß, nur der Umſtand, daß ein blutiger, ein furchtbarer Krieg uns auf längere Zeit trennen wird, konnte mich zu einem Schritte bewegen, den mein Verſtand tadelt, wenn ihn auch mein Herz entſchuldigt.

Du liebſt mich nicht, Marie! rief der Ritter mit Bitterkeit im Ton, wiewohl von des Mädchens Feſtigkeit ſo erſchüttert, daß er ſein Dringen nicht zu erneuern wagte.

Liebte ich Dich nicht, ſo wäre ich nicht hier. Gott allein weiß es, was mich dieſer Entſchluß gekoſtet! ſprach Marie ernſt.

Du mißtraueſt mir! rief Grimmenſtein heftig. Alle die Verläumdungen, die Dein Bruder über mich ausgeſchüttet hat, und die mir nicht unbekannt geblieben ſind, haben auch bei Dir ihre Wirkung nicht verfehlt. Ich haſſe ihn um ſo mehr, den Falſchen, der unter der Maske der Anſpruchsloſigkeit und Demuth, ſein ſtolzes, eigenſüchtiges Herz nicht gänzlich zu verbergen im Stande iſt. Er will ſich nicht zu den Standesgenoſſen halten, er will den Nacken nicht vor dem Herzog beugen, blos weil er ſo hoch zu klimmen hofft, um ihn vor Niemand beugen zu dürfen.

Läſtre den edlen Arnold nicht! Er iſt beſſer als wir Beide; ſprach Marie ernſt. Sein Herz hängt weder an Ruhm, noch Geld, noch Gut, es hängt nur an den Seinen, und ſelbſt dieſe, wie den letzten Tropfen ſeines Herzbluts, würde er an die Bewahrung der Freiheit des Landes ſetzen.

O ich kenne ihn! Ich kenne ihn! rief Grimmenſtein voll Unmuth. Ich weiß auch, warum er mir Deine Hand verſagt! Er will ſie dem Gundoldingen, oder irgend Einem der Andern, den er zur Ausführung ſeiner ehrgeizigen Plane zu gebrauchen denkt, und den er damit gewinnen will, aufbewahren.

Ich werde ſie Niemanden reichen, als dem, den mein Herz gewählt, und dieſes hat ſeine Wahl getroffen! ſprach Marie begütigend.

Er wird Dich zwingen! rief der Ritter. —

Dazu iſt Arnold zu edel, auch ſpotte ich jeden Zwanges; erwiderte Marie.

Willſt Du mir ſchwören die Meine zu ſein, wie auch der Kampf ausfallen möge? Willſt Du Dich als meine Verlobte betrachten? Mir treu ſein bis an das Grab? rief der Ritter indem er ſeinen Arm um das Mädchen ſchlang.

Ich will! rief Marie.

Wohlan! ſagte Grimmenſtein heftig. So nimm dieſen Ring, und gieb mir dafür den, den Du am Finger trägſt. Er ſoll in Kampf und Tod, ſelbſt im Grabe, nicht von meiner Hand kommen.

Marie reichte ihm ſchweigend einen einfachen Goldreif, und ſteckte den Ring des Ritters an ihren Finger.

Und jetzt, rief der Ritter indem er auf die Stufen des Altares trat, das Kruzifix ergriff, und es dem Mädchen vorhielt, ſchwöre mir auf dies Heiligthum, daß Du mir treu ſein willſt, was ſich auch ereignen möge! — Schwöre mir, rief er mit einer Aufregung die Marien erbeben machte, ſchwöre mir daß Du die Meine ſein willſt, ſo lange Dein Ring an meiner Hand iſt, ſelbſt im Tode, ſelbſt über das Grab hinaus! — —

Das Mädchen legte zitternd die weiße Hand auf das Heiligthum, ſie ſank auf die Knie und ſagte leiſe:

Ich ſchwöre Dir Treue bis ins Grab, ich will ewig die Deine ſein — es ſei denn daß Du mir ſelbſt den Ring zurückgäbeſt! — — —

Die Verlobten ſanken ſich an den Stufen des Altars in die Arme, aber heftig fuhren ſie empor, als die ſchrillende Stimme des Zwerges in dieſem Augenblicke vor der Thür ertönte. Wie es ſchien ſang er eben die letzten Verſe eines alten Liedes. Mein Liebſter, ſo ſang er:

Mein Liebſter, Du trägſt ja ſo weißes Gewand! —
„Mir ziemt dieſe Farbe, ich haſſe den Tand.“
Doch ſchau hier den Streifen! — Es ſcheinet mir Blut. —
„Der Purpurſaum iſt's — Er ſtehet mir gut.“
Biſt krank Du, Geliebter? Du ſieheſt ſo blaß. —
„Die Nacht iſt ſo ſchaurig! — Der Thau macht ſo naß.“
Wie ſind Deine Hände, Deine Wangen ſo kalt!
„Im Arm der Geliebten, erhohl' ich mich bald.“
Sie ruhen die Nacht wohl ſanft und warm,
Doch früh hält feins Lieb einen Todten im Arm. — —

Nach höchſter Erregung folgt gewöhnlich Erſchlaffung. Die unwillkommene Nähe eines Dritten, der widerliche Geſang des Kretins, brachte die Verliebten bald zu nüchterner Beſinnung. Marie fühlte die Unbeſonnenheit des gethanenen Schrittes, eine böſe Ahnung, in Betreff der Zukunft, beſchlich ſie mehr und mehr, und ſie hörte kaum die Vorſchläge des Ritters, die Art und Weiſe angehend, auf welche er ſich, auch während des bevorſtehenden Kampfes, mit der Geliebten in Verbindung zu erhalten trachten wollte.

Unter Betheuerungen ewiger Liebe und Treue trennten ſich die Liebenden bald, und Marie wandelte an der Seite des Kretins dem Bruderhauſe zu.

Wie kannſt Du nur eine Luſt daran finden, Seppi, im Mondenſchein wie toll auf dem Hügel herumzuſpringen, und in die ſtille Nacht hineinzuſchreien? ſagte das Mädchen, um mit dem Zwerge ein Geſpräch anzuknüpfen, in Folge deſſen ſie gern erfahren wollte, ob er ihr Zwiegeſpräch mit dem Ritter vielleicht belauſcht haben könnte. — Die feuchte Nachtluft kann Deiner ohnehin ſchwachen Geſundheit Nachtheil bringen, und ich will gar nicht einmal anführen, was die Nachbarn davon ſagen und denken.

Wie kannſt Du nur eine Luſt daran finden, in der feuchten, kalten Kapelle mit dem Junker zu koſen und zu tändeln, und unnütze und frevelhafte Gelübde abzulegen? erwiderte boshaft lachend der Kleine. Ich will gar nicht einmal anführen, was der Vetter dazu ſagen würde, wenn ich ihn morgen davon in Kenntniß ſetzte. —

Das wirſt Du nicht thun, Seppi! ſprach Marie erſchrocken, indem ſie ſich überzeugte, daß der Zwerg ſie belauſcht haben mußte. Das thuſt Du mir nicht an; dazu haſt Du mich zu lieb. — Ueberdem iſt ja der

Ritter mein Verlobter; gleich nach dem Frieden iſt unſere Hochzeit.

Schön' Elſe ging zum Tanze. Wie ſchlug ihr Herz! Juchhei!
Doch als ſie auf den Tanzplatz kam, da war der Tanz vorbei. —

trällerte der Kretin. — Aber, Mariechen, ſetzte er ſchnell hinzu, indem er das Mädchen bei der Hand faßte und dieſe im Mondſcheine betrachtete, was haſt Du da für einen ſchönen Ring? Den hat Dir gewiß Dein Liebſter gegeben! Er hätte es aber nicht thun ſollen, denn Perlen bedeuten Thränen, und der Rubin bedeutet Blut. Das trifft ganz gewißlich ein, denn ein ſehr verſtändiger Mann, der aber unglücklicherweiſe einen etwas zu dicken Kopf, und zu dünne Beine hat, iſt dieſer Meinung. —

Und wer, guter Seppi? —

Ich ſelber, Mariechen, ich ſelber! rief laut lachend der Kleine. Es iſt ganz närriſch, daß Du meine Späße immer für Ernſt nimmſt. — Aber Du wirſt gewiß mir zugeben, daß in einem dicken Kopfe mehr Gehirn Platz hat, wie in einem dünnen und ſpitzigen, und da das Hirn nun der Sitz des Verſtandes iſt, ſo habe ich folglich mehr Verſtand wie ein Anderer.

Es thut mir weh, Seppi, ſagte das Mädchen halb verdrüßlich halb erzürnt, daß Du mich nur zu Späßen, und Neckereien, die oft eben nicht die feinſten ſind, für gut genug hältſt. Ich dächte Du könnteſt lieber ein paar Worte im Ernſte mit mir reden; wenigſtens glaube ich es, durch Verſchweigen manches Unheils, das Du in Unmuth oder ausgelaſſener Laune im Hauſe angerichtet haſt, um Dich verdient zu haben.

Hm, ja! Du machſt Recht haben, Mariechen! ſprach der Kretin, in einem Tone der ſcherzhaft ſein ſollte, aber einen Anklang von Wehmuth hatte. Laß es aber gut ſein, Bäschen! Ich werde ſchon ernſthaft reden, wenn wir wieder einen Gang zur Nachtszeit mit einander machen werden. — Dieſer Gang aber und dieſe Nacht werden ſo gewißlich kommen, wie der Weg auf dem wir uns jetzt befinden unter unſern Füßen iſt, ſo gewiß, wie jene blaſſe Himmelsleuchte — er zeigte auf den Mond — ihr Licht auf Gute und Böſe herabſendet! — Frage mich nicht woher ich dies weiß. Es ſtehet dort in den ewigen Sternen geſchrieben.

Der Ton in welchem der Kretin dieſe Worte ſprach, wich ganz von ſeinem gewöhnlichen ab. Er war weder kindiſch noch quäkend wie ſonſt, ſeine Stimme klang männlich, in ihrem Ausdrucke aber lag die tiefſte Wehmuth.

Marie ward durch dieſen Umſtand ungemein überraſcht. Sie konnte ſich kaum vorſtellen, daß die neben ihr wandelnde gnomenartige Geſtalt, welche in ſo feſtem Tone in ſo gewähltem Ausdrucke ſprach, derſelbe kindiſche, ſtundenlang vor ſich hinbrütende, mit den Kindern allerlei Poſſen treibende Kretin ſei, der ihr und den Ihrigen ſonſt ſo mancherlei Beläſtigungen verurſachte, und ſie kam nun auch auf die Meinung, die über Seppi im Schwange war, daß das Mondlicht, oder wie Andere wollten, der nächtliche Umgang mit Erdgeiſtern einen ſolchen Einfluß auf ihn ausübe. — Ueber dieſen Umſtand nachdenkend, gelangte Marie endlich an der Seite des Kretins der allerlei alte, wenig zuſammenhängende Liedchen trällerte, nach Hauſe. —

Es war etwa vierzehn Tage nach der eben geſchilderten Scene, als die friedlichen Thäler Unterwaldens von Waffengeräuſch ertönten. Die Nachricht, daß Leopold von Oeſtreich mit Heeresmacht in der Nähe ſei, hatte die friedlichen Hirten den Stab mit dem Schwerte, der Pike, dem Morgenſtern vertauſchen laſſen, und bald zeigte es ſich auch, daß jene Nachricht auf Wahrheit beruhe. Vom Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, das Aargau hinauf über Surſee nach Sempach. Dies Städtchen liegt an einem zwei Stunden langen, hellgrünen, von Wieſen und fruchtbaren Kornfeldern bekränzten See. Die Gipfel der, nach und nach ſich erhebenden Anhöhen, krönt ein Föhrenwald. Auf der andern Seite, mitten in der Ebene lagerte das Adelsheer. Das Ganze deſſelben bot einen ſo ſtattlichen, als für jene Zeiten furchtbar kriegeriſchen

Anblick dar. Der Adel von zwanzig Gauen war hier vereinigt. Die Freiheit der Waldſtätte war ihnen längſt ein Dorn im Auge, die Namen Morgarten und Laupen ein Stachel im Herzen geweſen. Es galt ihm jetzt nicht um die Leiſtung gewöhnlicher Heerespflicht, ſie verfochten die eigene Sache. Jetzt, meinten ſie, ſei der Tag gekommen, wo die Früchte, die der Schwur im Rütli getragen, auf immer vernichtet, und die Söhne Derer, die ihn geleiſtet, von dem ſpäten, aber ſichern Rächer zu Boden geſchlagen werden müßten. Obwohl den faſt unbewehrten, die nackte Bruſt der Ritterlanze entgegenwerfenden Landmann tief verachtend, und nicht einen Augenblick am Siege zweifelnd, hatten ihnen die Kämpfe ihrer Väter, und die eigenen, gelehrt, mit welchem Wechſel das Kriegsgeſchick verbunden ſein könne, und ſo war denn nichts verſäumt worden, was der Ritterſchaft den Sieg ſichern konnte. Jeder Vaſall, jede Landſtadt, war aufgeboten worden; bei dem höhern Adel war die Mahnung überflüſſig geweſen. Freiheitshaß und Rache war der Herold, der ſie zu Leopolds Panier gerufen. So kam der achte Tag des Heumonds heran. Eine zahlreiche Reiterei erfüllte das Thal bis ans Seeufer. Jede Lehnsmannſchaft unter ihrem Baron, jeder ſtädtiſche Zuzug unter ſeinem kriegeriſchen Schultheiß, jeder Landesherr mit ſeinen zahlreichen Wappnern hielten zur Seite ihres flatternden Banners. Mehrere große Büchſen zur Beſchießung Sempachs, waren gleichfalls herangeſchleppt worden. —

In der Mitte der Ebene, auf einem abgeplatteten Hügel, war ein mächtiges Zelt aufgeſchlagen. Eine Menge bunter Fahnen, die Zeichen der verſchiedenen Beſitzthümer des Herzogs, waren über dem Eingange und an den Ecken des leinenen Hauſes angebracht, auf ſeinem Gipfel aber wehete ein mächtiger Buſch von Pfauenfedern — das den Schweizern ſo verhaßte Zeichen — im Morgenwinde. — Wie es ſchien waren die Heerführer ſämmtlich beim Herzoge zum Kriegsrathe verſammelt, und da die Zeltwände zurückgeſchlagen waren, ſo bot das Ganze der Verſammlung, die Vereinigung ſo vieler Männer in glänzendem Kriegerſchmuck, die ſchimmernden Harniſche, die wallenden Federn und Schärpen aller Farben, die Gold- und Silberſtickereien, die Seide und der Sammet der Zeltgeräthſchaften, ſchon von der Ferne einen prachtvoll ſtrahlenden Anblick. Vor allen Anweſenden glänzte Herzog Leopold ſelbſt hervor. Er war ein Mann von ſiebenunddreißig Jahren. Sein Antlitz war von männlicher Schöne, kriegeriſches Feuer blitzte aus ſeinem Auge, auf ſeiner Stirn thronte Hoheit und fürſtliche Milde. Der Herr war in der ſilber- und ſtahlgerüſteten Umgebung faſt der einzige Ungepanzerte. Er trug ein Hauskleid von Goldbrokat mit Schlitzen von ſchwarzer Seide. Ein Thron, auf einer

Eſtrade von fünf Stufen ruhend, war der Sitz des Herzogs. Dicht zu ſeinen Füßen lag ein großes Leopardenfell, und auf dieſem ruhten gähnend und die mächtigen Glieder ſtreckend zwei gewaltige Wolfshunde, deren Häupter mit tiefen Narben, aus ihren Kämpfen mit Bär und Wolf, geziert waren. So groß das Zelt auch war, hatte es dennoch kaum Raum für die Menge der Heereshäupter. Hier waren der vornehmſte Adel des Aargaues, die vorzüglichſten Veranlaſſer des Krieges. Unter ihnen ragte hervor Grimm von Grünenberg, dem die Waldſtätter Rothenburg gebrochen, dort ſah man Thüring und Hans von Hallwyl die eifrigſten Verfechter der Rechte Oeſtreichs, neben ihnen ſtanden die Geßler von Bruneck, die den Haß gegen die Freiheit ſchon mit der Muttermilch eingeſogen hatten, weiterhin Egloff und Ulrich von Ems, der erſte Vogt des niedern Amtes Glaris und der „theuerſte Ritter ſeiner Zeit" zubenannt. Zunächſt dem Stuhl des Herzogs hatten die Großen des Erblandes Oeſtreichs ihren Platz eingenommen. Unter dieſen ſah man Kraft von Liechtenſtein, und Heinrich von Eſcheloh den Bannerträger. Außer den Herren von Hochburgund, dem Grafen von Sulz, dem von Fürſtenberg, Montfaucon von Mümpelgard, könnten wir noch eine Menge kriegsgeübter oder berühmter Männer anführen, befürchtend indeß, unſere Leſer zu ermüden, bemerken wir nur, wie die Maſſe der Anweſenden ſo groß war, daß die Räume des fürſtlichen Zeltes zuletzt nicht alle mehr aufnehmen konnten. — — —

Thüring von Hallwyl hatte eben, und wie es ſchien mit großem Eifer, geſprochen, und ſein Geſicht glühete noch vom Feuer der Rede, als Ritter Grimm von Grimmenſtein raſch ins Zelt trat. Wie es ſchien, brachte er eine wichtige Botſchaft, denn ſeine Rüſtung war mit Staub bedeckt, das Haar flog, da er den Helm abgenommen hatte, in verworrenen dunkeln Locken frei umher, und das pfeilförmige Maal auf ſeiner Stirn glänzte wie Feuer. Mit Eifer drängte er ſich durch die Menge, und ließ ſich, als er vor dem Stuhl des Herzogs angelangt war, auf ein Knie nieder. Der Herzog gewahrte ihn ſogleich.

Ah, Ritter Grimmenſtein! rief er; Ihr bringt Uns Botſchaft von der Vorhut.

Ja, gnädigſter Herr! erwiderte Jener haſtig. Wir ſind angegriffen, und Wilhelm von Porentrui mit den Burgundern zurückgeworfen worden.

Die Peſt über die Feigen! rief Monfaucon. Hoffentlich haben ſie die Scharte ſogleich ausgewetzt?

Es war die Hauptmacht des Feindes, die auf uns ſtieß! erwiderte Grimmenſtein. Wir waren zu ſchwach, um ihnen lange zu widerſtehen.

Ei was! Es ſind Bauern! ſagte verächtlich Einer der Geßler.

Laßt ſie immer heran! Die Schwyzer kommen ſich einen Herrn zu holen; ſetzte ein Zweiter hinzu.

In dieſem Augenblicke trat ein Ritter, geſchmückt mit einer Schärpe von Oeſtreichs Farbe in das Zelt.

Eine Geſandtſchaft von Seiten des Feindes! meldete er.

Wirklich? ſagte der Herzog überraſcht. Nun es freut mich. Vielleicht werden die Unglücklichen ſich noch beſinnen.

Eure Gnaden wird doch mit dem Geſindel nicht unterhandeln wollen? rief Thüring von Hallwyl.

Ich habe meine Burgunder nicht hierhergeführt um mit den Bauern anders als mit dem Schwerte zu verkehren! murmelte Monfaucon.

Dieſe da, rief Ulrich Geßler von Bruneck ſtürmiſch indem er auf die Wolfshunde zeigte, ſollten die Abgeſandten des Pöbels empfangen und ſie aus dem Lager hinausgeleiten.

Jetzt trat ein Greis, deſſen langes weißes Haar ihm über die Schulter auf die dunkle Rüſtung floß — es war der Freiherr von Haſenburg — in den Kreis der Sprechenden.

Liebe Herren! ſagte der Alte. Hoffarth iſt zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hans von Bonſtellen, der mit ſeiner Schaar zunächſt des Waldes ſteht, ſagen zu laſſen, daß er ihn beſetze, weil dieſe Stellung, wenn ſie der Feind einnimmt, uns gefährlich werden kann. Inzwiſchen könnten wir mit den Schwyzern verhandeln.

Wirklich? rief Geßler von den Worten des Alten empört. Wie es ſcheint hat Haſenburg auch ein Haſenherz, weil er mit dem Lumpengeſindel unterhandeln will.

Junger Menſch, ſagte der Greis ernſt, jedoch ohne Zorn ſich zu dem Sprechenden wendend, junger Menſch, als Du noch im Knabenkleide herumliefſt, habe ich dieſe Hand in das Blut jener Hirten getaucht, und auch jetzt ſollſt Du mich nicht läſſig finden; ein unüberlegtes Handeln aber würde weder dem Herzog noch uns Allen zum Heil gedeihen.

Die Worte des Greiſes erregten aufs äußerſte den Zorn Geßlers von Bruneck. Drohend ſtreckte er die Hand gegen den Freiherrn aus, und ſchon wollte ſich der Herzog ins Mittel legen, als eine dicke drollige Figur im Schellenkleide und eben ſolcher Kappe — es war Zelli der Hofnarr — hinter dem Throne hervorſprang und kreiſchend ausrief:

Ich bitte Dich, Gevatter Herzog, laßt ſie machen! — Hindre ſie nicht dem alten Manne den Schädel einzuſchlagen; er denkt, weil er weiße Haare hat, ſo habe er das Recht mit Narren vernünftig zu reden. — Und die Geſandten der Schwyzer? Jage ſie fort, oder ich ſtoße Dich aus meiner Zunft. Als ich vorgeſtern zu Altdorf herumſchweifte — Du weißt mir thut Niemand Etwas — da tagten die Landleute. Der Landammann war unter ihnen, nebſt ſeinen Waibeln, und die Schwerter der Gewalt waren aufgerichtet über dem Boden, und die Augen der Hirten waren es auch, aber gen Himmel, und die Leute thaten einen Schwur — einen Schwur, Gevatter, von einer Art Schwüre, die durch die Wolken dringen. — Darum jage ſie fort. lieber Gevatter, jage die Geſandten fort, denn es könnte kommen daß hier Vernunft geredet würde, und ich müßte Euch allen die Waffenbrüderſchaft aufkündigen. — —

Der Narr ſchwang ſeine Pritſche ſobald er das letzte Wort geſprochen, gab damit dem Geßler einen tüchtigen Schlag auf die Hand, und war wie der Blitz wieder hinter dem Vorhang.

Bringt den Narren bei Seite, daß er Uns nicht ferner ſtöre! hob der Herzog nach momentanem Nachdenken an, indem er ſich zu Grimmenſtein wandte; die Geſandten der Landleute aber laßt herein, ich will ſie hören.

Ein mißbilligendes Murmeln durchlief den Kreis der Anweſenden; der Herzog mußte es bemerken.

Sorgt nicht Ihr Herren! ſagte er. Dem Rechte muß nachgegeben werden, doch drüber hinaus nicht ein Haar breit.

Wenige Augenblicke darauf traten die Geſandten der Landleute ein. Es waren zwei weißlockige Greiſe in ſchwarzer Kleidung mit langen Stäben, worauf ein Gemſenhorn, in den Händen. An der Seite trugen ſie ein kurzes, breites, ziemlich unſcheinbares Schwert. Dicht hinter den Alten folgte ein Landmann in braunem kurzen Leibrock. Da, wo dieſer offen ſtand, ſah man ein mit Seide geſchlitztes Lederkoller; ein großes Schlachtſchwert hing an ſeiner Hüfte.

Wie heißet Ihr lieben Leute, und wer iſt Euer Sprecher? fragte der Herzog ernſt aber nicht unfreundlich, als die Abgeſandten vor die Stufen des Thrones geführt wurden.

Ich heiße: Auf der Mau'r! antwortete der älteſte der Landleute; dies iſt Herr Abyberg, Altlandammann von Schwyz, und Jener nennt ſich Arnold Struthan, Ritter von Winkelried. — Er iſt unſer Sprecher.

Obwohl viele der Anweſenden bei Erwähnung des Rittertitels den Mund zu ſpöttiſchem Lächeln verzogen, ſo ſahen ſie doch darum nicht minder neugierig auf Arnold. Auch der Herzog betrachtete ihn aufmerkſam, und wie es ſchien mit Theilnahme.

Eure gemäßigten Geſinnungen, Arnold von Winkelried, ſagte er ſodann, ſind Uns nicht unbekannt ge [illegible] Wir halten Eure Anweſenheit für ein Zeichen guter Vorbedeutung.

Hoffentlich, rief Kurt von Liechtenſtein, bringt Ihr die Unterwerfung jener Verirrten.

Davon ſteht Nichts in unſerer Vollmacht! erwiderte ruhig Arnold, den melancholiſchen Blick kaum einen Moment auf den Sprechenden richtend. — Herzog von Oeſtreich! — hob er ſodann zu reden an, aber Kurt von Liechtenſtein, empört über die ihm widerfahrene ſichtliche Geringſchätzung, unterbrach ihn ſogleich.

Es ſcheinet, Mann, ſagte er verächtlich, daß, obwohl Ihr Euch den Rittertitel anmaßet, Ihr dennoch etwas unbewandert in ritterlichen Sitten ſeid. Der hohe Herzog wird nur mit den Worten: Gnädigſter Herr angeredet.

Der freie Schweizer, ſagte Arnold mit großer Ruhe, und indem er langſam die Hand gen Himmel hob, erkennt nur einen Herrn! — Uebrigens ſeid verſichert, daß Niemand lieber wie ich jene Anrede gebrauchen, und folglich ſie auch zu finden wiſſen würde, wenn ſie mir geziemte.

Der Herzog von der Kälte und Unbefangenheit des Landmanns, ſo wie von dem, freilich in den Sitten jener Zeit liegendem, vorlauten Weſen, ſeines adelichen Vaſallen etwas unſanft berührt, und wohl fühlend, daß es eben keine ſehr edle Rolle ſei, die man ihn ſpielen ließ, fiel Arnold haſtig und mit verdrußlichem Tone ins Wort.

Zur Sache, Winkelried! rief er. Was bieten mir die Waldſtätte?

Frieden und Bündniß, wenn Ihr ihre Vorſchläge annehmt, Krieg bis zu Meſſer und Art, wenn Eure Untergebenen fortfahren ſie zu bedrängen! erwiderte der Gefragte freimüthig. Herzog von Oeſtreich! fuhr er mit Wärme fort. Wir ſind einfältige Landleute. Die Sitte der Höfe iſt uns fremd, wir verſtehen nichts von der Staatsweisheit und deren verwickelten Schlüſſen, aber wir können Recht von Unrecht unterſcheiden. Möchtet Ihr allein und unerkannt durch die Waldſtätte wandern, Ihr würdet Euch überzeugen, daß, obwohl der Landmann frei und unabhängig wie die Luft ſeiner Berge zu ſein begehrt, er Euch dennoch hochachtet und Euch einen gütigen Fürſten nennt. Unſer Haß iſt allein gerichtet gegen Eure Vögte die uns bedrängen, gegen den räuberiſchen uns feindlichen Adel, der aus ſeinen Felſenburgen, wie aus eben ſo viel Adlerhorſten, mit blut- und beutegierigem Auge in unſere Thäler herniederſchaut, und den Augenblick erſpähet, der ihm der günſtigſte ſein dürfte um mit den Schaaren ſeiner Gepanzerten auf uns herabzuſtürmen. Ich habe in der Landesgemeine laut gegen die Erſtürmung und Zerſtörung der Burgen des Thorberg, und der andern unſerer Dränger geſprochen, aber in meinem Herzen konnte ich die That nicht tadeln. Der Becher war übervoll. — Doch ich will nicht klagen. Es iſt landeskundig was wir geduldet. Jetzt kommen wir Frieden und Freundſchaft zu bieten. Wir verlangen nichts weiter als die Aufhebung des neuen Grenzzolles, wenn unpartheiiſche Schiedsrichter finden ſollten, daß er, wie wir vor Gott und Welt behaupten, ein Eingriff in unſere Rechte iſt; eben ſo ſollen die Entlibucher des Bürgerrechts zu Lucern entſagen, wenn es ſich ergiebt, daß Euch damit ein Unrecht geſchehen.

Herrlich! rief mit verbiſſener Wuth, und erzwungenem Lachen Geßler von Bruneck. Und, nicht wahr, Bauern ſollen die Schiedsrichter zwiſchen Bauern und dem Herzog ſein?

Nein, Fürſten! ſagte Arnold kalt: wenn auch Euer Ahn gleich in der hohlen Gaſſe zu Küßnacht von einem Bauer gerichtet worden.

Was erkühnt Ihr Euch? — Welche Frechheit! rief zornig Monfaucon von Mümpelgard.

Und was bieten mir die Waldſtätte wenn ich in ihr Verlangen willige? fragte Herzog Leopold den beginnenden Streit unterbrechend.

Die Dankbarkeit, den Segen, und das Bündniß eines freien Volkes! ſprach Arnold warm, indem er die Hand aufs Herz legte.

Ein ſchallendes Gelächter lief rings im Kreiſe des Adels umher.

Und die zerſtörten Burgen? fragte der Herzog.

Sie bleiben gebrochen! rief Arnold mit ſtarker Stimme. Sie bleiben in ihrem Schutte; ein warnendes Denkmal thörichten Uebermuthes.

Hört Ihr? — Hört Ihr? riefen mehrere aus dem Adel.

Gingen wir dieſe Bedingungen ein, rief Thorberg ſo wären wir werth, daß unſere Schwerter zerbrochen, und unſere Wappenſchilder mit Schimpf aus den Schranken geworfen würden.

Ihr habt die Burgen mit Unrecht zerſtört; das Recht fordert, daß Ihr ſie wieder aufbauet! ſagte der Herzog.

Verzeihet Herr! erwiderte Arnold raſch. Das Recht der Selbſterhaltung zerſtörte ſie, das Unrecht hatte ſie erbaut und bewohnt.

Dies iſt der Punkt, ſagte Leopold, an dem alle Verhandlungen ſcheitern müſſen. Eignen Rechten kann ich entſagen, jedoch fremden nichts vergeben.

Ein Mann in einfacher ſchwarzer Kleidung trat aus dem Kreiſe des Adels. Es war Nikolaus Thut der Schultheiß von Zofingen.

Vielleicht, ſprach er, ließe ſich durch Geldentſchädigung ein Mittel finden. —

Nichts da! rief Thorberg heftig. — Geld kann freilich meine zerſtörten Burgen mir erbauen helfen, aber es iſt kein Erſatz für meine geſchändete Ehre.

Man merkt es, Herr Niclaus Thut, rief lachend Heinrich von Eſcheloh, daß Ihr das Panier von Zofingen nur ungern gegen die Waldſtätte entfaltet.

Das Banner meiner Stadt, erwiderte der Schultheiß ernſt, erhalte ich aufrecht bis in den Tod. Sorgt daß die Fahne Oeſtreichs in Eurer Hand nicht wanke.

Iſt das was Ihr ſagtet Euer letztes Wort? fragte Leopold, indem er die Geſandten mit Güte anblickte. Ich wünſchte Ihr fändet ein Mittel, um mich der traurigen Nothwendigkeit Euch Böſes zu thun zu überheben.

Wir wiſſen es Herr! erwiderte Arnold mit Wärme. Der Landmann der Waldſtätte achtet Euch ob Eurer fürſtlichen Milde, und käme es auf Euch allein an, wir würden uns wohl einigen, doch die Geſichter die ich um Euch ſehe — er blickte in dem Kreiſe des Adels umher — ſind nicht gemacht Zutrauen und Glauben an aufrichtige Verſöhnung einzuflößen. — Ich habe mein letztes Wort geſprochen.

Ich meine, es war dazu die höchſte Zeit! rief laut lachend Friedrich von Brandis, ein von den Eidgenoſſen ſehr gefürchteter hochtrotziger Mann.

Bei Gott! ſagte ein hagerer, hochgewachſener Krieger, gewöhnlich der lange Frießhart genannt, indem er ſich den, faſt eine Elle aus dem Viſir herabhängenden Bart ſtrich; ich wollte lieber die Bauern allein beſtehen, als noch ferner ihre trotzige Rede hören.

Ihr ſeid entlaſſen! rief plötzlich der Herzog ſich nach kurzem Nachdenken zu den Geſandten wendend. Euer Blut komme über Euer Haupt. — —

Arnold warf einen langen melancholiſchen Blick auf den Fürſten, dann legte er die Hand auf die Bruſt, verbeugte ſich tief, und verließ das Zelt. Ihm folgten die beiden ihn begleitenden Greiſe. —

Der Herzog war eben von ſeinem Stuhle aufgeſtanden, Spott- und Drohreden aller Art, ſämmtlich die Eidgenoſſen zum Gegenſtande habend, erſchallten im Kreiſe der Ritter als Zelli, der Narr des Herzogs zum Eingang herein ſprang. Er hatte ſich die Schellen von Wams, Mantel und Beinkleidern abgeſchnitten, und trug ſie in einem Zipfel ſeines Gewandes. Munter wie ein Wieſel ſprang er von einem Heerführer zu dem andern, und theilte Jedem eine mit.

Nehmt Kumpane! rief er lachend. Nehmt, was ich Euch gebe! Ihr ſeid würdig dieſe Zierde zu tragen. Ihr habt Euch meiner Waffenbrüderſchaft werth gezeigt, und wenn Jemand daran zweifeln ſollte, ſo weiſet nur dieſes Ehrenzeichen vor, und ich ſtehe Euch dafür, jeder Narr zwiſchen hier und Straßburg wird Euch für ſeines Gleichen halten. — Aber auch Du, Gevatter! rief er aus, indem er ſeine Kappe vom Haupte nahm und ſie dem Herzoge knieend darbot. Du haſt Dich ganz uber alle Erwartung meiner Zunft würdig gemacht. Schon fürchtete ich, Du würdeſt den Bauern ihr Recht angedeihen laſſen, aber Du haſt als ein ächter und vollkommener Narr es ihnen verſagt, indem Du mit dieſen unſern lieben Kumpanen darin übereinſtimmſt, daß der Bauer ja eigentlich nur dazu da iſt, um von dem Adel gezwickt und getreten zu werden, und ſo, Gevatter, biete ich Dir meine Kappe, denn Dieſe — er zeigte auf die Umſtehenden — welche wirklich durch die Bauern Verluſte erlitten, und ſich deshalb rächen wollen, verdienen Jeder nur eine Schelle, Du aber, Gevatter Herzog, dem ſie nichts gethan, den ſie ehren und achten, und der ſie dennoch erwürgen laſſen will, muß nothwendig ein Dutzend haben. —

Laßt den fatalen Narren auspeitſchen, Müllinen! ſprach der Herzog verdrüßlich ſich zu einem jungen Ritter, ſeinem Liebling, wendend. — Oder nein! — Laßt ihn blos einſperren, und gebt ihm einen Humpen Wein und Lebensmittel in ſein Zelt.

Leopold! ſprach der Narr, indem ihm eine Thräne der Rührung über die Backen lief. Gevatter Leopold! Jetzt biſt Du nur ein halber Narr; vorhin warſt Du ein ganzer. Ach! wäre doch das Ding umgekehrt; ich wollte Dir verſprechen nicht zu weinen unter den Peitſchenhieben, und wenn auch das Blut floſſe.

Laut ſchluchzend drückte der Narr die Hand des Fürſten an ſeine Lippen, küßte ſie mit Inbrunſt, und folgte ſodann dem Ritter aus dem Zelte.

Mit einer Handbewegung entließ der Herzog die Verſammlung. — — —

Der Morgen des 9. Junius brach an. Die Sonne war heiter am Horizonte aufgeſtiegen, der Tag ward ſchwül. Die Edlen ſprengten an die Mauern von Sempach, um — wie es bei den Alten gleichfalls ſtatt fand — den Feinden Hohn zu ſprechen. Einer von Rheinach hob einen Strick in die Höhe: Dieſer iſt fur den Schultheiß! rief er. Bringt jetzt den Schnittern das Morgenbrod! — Die Eidgenoſſen werden es Euch bringen! entgegnete der kriegeriſche Bürgermeiſter von Sempach. — Es war um die ſiebente Stunde, als Hans von Bonſtetten melden ließ, daß die Hauptmacht des Feindes, in dem auf der Höhe gelegenen Walde ſtände. Der Herzog gedrängt von dem Adel, die Bauern allein, und ohne das Fußvolk zu Hülfe zu nehmen, zu beſtehen, befahl abzuſitzen und die Pferde zu entfernen. Es war die unglücklichſte Anordnung die er treffen konnte, da die ſchwere Waffenrüſtung den Adel zu einem Fußkampfe allzu unbehülflich machte. Der Fürſt ließ nun die Edlen in mehrere dicht hintereinander ſtehende Glieder eng zuſammentreten. Es war faſt dieſelbe mörderiſche Schlachtordnung, die ſein Großvater, König Albrecht, in der Schlacht am Haſenbühel — jedoch dort gegen die Reiterei — mit beſſerem Erfolge verſuchte. Der Herzog trat in die Reihen des Adels ein. Unter ihm befehligte Johann von Ochſenſtein, Landvogt vom Sundgau. Reinhard von Wehingen, groß in der Gnade ſeines Herrn, führte die Schleuderer und Armbruſtſchützen. Die Vorhut unter Friedrich von Zollern, genannt der ſchwarze Graf, ſtellte der Fürſt hinter die Schlachtlinie. —

Als die Ritter ſahen, daß Leopold in die Reihen der Fußkämpfer eintrat, machten ſie ihm Vorſtellungen. Ihm komme es zu über Alle zu wachen! ſagten ſie. Verderblich würde dem Heere der Verluſt ſeines Hauptes ſein.

Anfangs lächelte der gütige Fürſt, dann rief er ungeduldig:

Soll etwa Leopold von Weitem zuſchauen wie ſeine Ritter für ihn ſterben? Hier auf dieſem Boden, für mein Volk, mit Euch will ich ſiegen oder umkommen. — — —

So lange die Ritter auf den Pferden ſaßen, blieben die Eidgenoſſen in ihrer Stellung in dem ſie deckenden Walde. Nach den früheren Erfahrungen ſchien es ihnen ſchwer in der Ebene den furchtbar[illegible] Stoß, den wüthenden Anfall, der über das Blachfeld daher ſtürmenden Panzerreiter auszuhalten. Die Landleute waren indeß keineswegeſ müſſig. Auf einer Alm, gedeckt von einem vorliegenden Hügel, ordnete Petermann von Guldoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, der Todfeind des aargauiſchen Adels, den mächtigen Schlachtkeil, die Angriffskolonne der heutigen Zeit. In Haſt, die Stirn triefend von Schweiß eilte er von einem Harſt zu dem andern. Hier ſtanden, außer vierhundert Lucernern, noch neunhundert Mann aus den drei Waldſtätten, außerdem aber hundert Glarner, Zuger, Gerſauer und Entlibucher, unter ihren Bannern, geführt von dem Landammann jedes Thals. Das Ganze gab zwar einen wenig regelmäßigen, aber nicht unkriegeriſchen Anblick. Man ſah nur wenig ſtahlgerüſtete Krieger unter dem Haufen, aber die Speere, die Morgenſterne, die zackenbeſetzten Keulen, Waffen, womit ihre Altvordern bereits im Paß von Morgarten gekämpft, bildeten einen Wald von Stacheln. Schutzwaffen ſah man faſt gar nicht, doch gab es hier und da wohl Einen unter der Menge, der ein kleines Bret als Schild an den Arm gebunden hatte. —

Gundoldingen hatte die Angriffskeile geordnet, eben wollte er ſich, als er bemerkte daß der Adel abgeſeſſen ſei, mit dem Altſchultheißen Heinrich von Moos und Stephan von [illegible]illinen, Herrn zu Küßnacht, ſeinem

Schwager, an des Haeſtes Spitze ſtellen, und das Angriffszeichen geben, als Arnold Struthan zu ihm trat.

Geſtattet, lieber Herr, ſagte er, daß wir, aus den Waldſtätten, den erſten Angriff thun! — Es möchte auch gut ſein, daß die kleinern Heerhaufen beim Sturmlauf die Flügel des feindlichen Geſchwaders anfallen, damit dieſes uns nicht von beiden Seiten umfaſſe.

Ihr habt nicht Unrecht, Arnold! erwiderte Gundoldingen nach kurzem Nachdenken. Gebt den Landammännern des Zuzugs den nöthigen Befehl, und dann, mit Gott, auf den Feind.

Mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe ging Arnold von einem Haufen zu dem andern, und ſtellte ſich dann an die Spitze der Unterwaldner. Niemand ſchien ihm den Ehrenplatz ſtreitig zu machen, doch Konrad Senn, der Jüngling deſſen Hand Marie ausgeſchlagen, trat ſchnell zu ihm.

Bedenkt, Herr Arnold, Eure zahlreiche Familie! ſagte er leiſe. Fallt Ihr in dem heißen Kampfe, wer wird der Schützer Eures Weibes, Eurer Kleinen ſein?

Arnold antwortete nicht, aber er zeigte mit der Hand gen Himmel.

Laßt mir Euren Platz, lieber Herr! bat Konrad dringend. An mir Einzelnen iſt nichts gelegen.

Arnold lächelte und ſchüttelte mit dem Haupt.

Wohl! So bleibe ich bei Euch! [illegible], Konrad laut.

Durfte ich Euch nicht näher angehören im Leben, ſo will ich im Tode der Eure ſein.

Schweigend drückte Jener ihm die Hand.

Jetzt ertönte auf einmal Gundoldingens mächtige Stimme.

Wohlan auf ſie ein! — Im Namen Gottes und der Freiheit! — Eidgenoſſen! Auf, an den Feind! —

Mit einem furchtbaren Kriegsgeſchrei brachen die Landleute aus dem ſie ſo lang verdeckenden Walde. Sie wurden von der eiſernen Schlachtordnung des Adels, wie von einer Mauer empfangen. Furchtbar glänzte ihnen der Lanzenrechen der Gepanzerten entgegen. Der Kampf begann auf eine entſetzliche Weiſe. Vergebens ſuchte Gundoldingen ſich mit dem zweihändigen Schwerte einen Weg durch die Spieſse zu bahnen, er fiel nach langem Kampfe von einer Ritterlanze durchbohrt. Mit ihm ſank das Banner von Lucern. — Der Kampf wüthete ferner. Jetzt fiel auch Sillinen, ſein Schwager, und bald darauf Heinrich von Moos, der das fallende Panier ergriffen hatte, und es ſterbend ſeinem Nebenſtreiter übergab. — Immer heftiger wüthete der Streit; die furchtbare Mauer des Adelsheers blieb undurchdringlich. Die Urner, und der Zuzug kampften gleichwie Lucern mit Löwenmuth, doch eben ſo vergeblich.

Schlaget auf die Glene, ſie ſind hohl! rief wüthend

Antoni zu Port, ein Mailänder, der aber ſich zu Uri ſeßhaft gemacht. —

Es geſchah; manche Ritterlanze zerſplitterte, aber dieſe wurden aus den Hintergliedern ſogleich erſetzt, und auch Antoni fiel von einer Partiſane durchbohrt.

Der Kampf dauerte indeß auf die angegebene Weiſe fort. Sechzig Schwyzer bedeckten bereits todt oder ſterbend den Boden, vom Adel war noch kein Mann gefallen. —

Arnold und Konrad Senn hatten bis jetzt an der Spitze der Unterwaldner jedoch vergeblich gekämpft. Der Erſtere ungerüſtet, nur das Haupt von einer leichten Pickelhaube bedeckt, führte das zweihändige Schlachtſchwert mit Macht, aber die Eiſenſchilder der Gegner, ihre tüchtigen Harniſche widerſtanden ſeinen Hieben. — Der Kampf ward in dieſem Augenblicke von Seiten der Landleute ſchwächer. Jetzt zeigte ſich Bonſtetten mit der abgeſonderten Schaar der Vorhut, und Zollern, der ſchwarze Graf, mit der Reſerve in den beiden Flanken, und zugleich bewegte das Adelsheer mit furchtbarem Gepraſſel ſeine eherne Schlachtordnung. Es war klar, daß man die Eidgenoſſen durch eine halbmondförmige Stellung einzuſchließen gedachte. —

Schon war Manchem der Landleute der Muth geſunken, ſchon ſuchte manch ſcheues Auge einen Ausweg zur Flucht, der Kampf ließ nach, Alles erſtarrte. Die

Schlacht ſchien verloren. In dieſem Augenblicke warf Arnold ſein Schwert von ſich. Leuchtenden Auges, und mit zum Himmel erhobenen Armen, kehrt er ſich zu den Landleuten.

Treue, liebe Eidgenoſſen! rief er, mit dem Ausſehn eines Verklärten. Sorget für mein Weib und meine Kinder! Gedenket meines Geſchlechts! — Ich will Euch eine Gaſſe machen. — — —

Schnell wendete er ſich dann gegen den Feind. Mit beiden Armen raffte er ſo viel der entgegenſtarrenden Adelslanzen, als er ergreifen konnte, zuſammen, und begrub ſie in ſeine Bruſt. — Da er ein großer und kräftiger Mann war, ſo drückte er die ihn durchbohrenden Speere mit ſich zu Boden. — — —

So wie Konrad Senn ſeinen Waffengefährten fallen ſah, ſtieß er einen durchdringenden Schrei des Schmerzes aus, er ſtutzte einen Augenblick, dann die mächtige mit Zacken beſetzte Keule ſchwingend, rief er aus: Mir nach, Eidgenoſſen! mit Gott für die Freiheit! —

Wie ein Raſender mit ſeiner mörderiſchen Waffe um ſich ſchlagend drang er über den Leichnam Arnolds in die, durch dieſen gemachte Breſche der lebendigen Mauer ein, ihm ſtürmten Unterwaldner nach, dieſen folgten alle Harſte der Eidgenoſſen. —

So wie die Schlachtordnung der Ritter durchbrochen war, bemächtigte ſich ihrer ein paniſcher Schrecken. Sie drängten und preßten ſich dergeſtalt, daß durch Schrecken, Hitze und Kampfesenge, viele in ihren Harniſchen erſtickten. Bald entſtand eine allgemeine Verwirrung, und obwohl der Kampf noch fortdauerte, ſo nahm ſolcher doch bereits ſchon den Schein eines unglücklichen Ausgangs für den Adel an. Zuerſt fiel Friedrich der Baſtard von Brandis, mit ihm der lange Frießhard. Ulrich von Ortenburg ſtürzte erſchlagen auf die Fahne von Tirol, die er rühmlich geführt. Das Hauptbanner Oeſtreichs ſank aus Heinrich von Eſcheloh ſterbender Hand; eiligſt rettete es der Ritter von Aarburg. Lange kämpfte der edle Ulrich zur Vertheidigung ſeiner Fahne, jedoch vergeblich, endlich ſank auch er indem er ausrief: Rettet! Rettet Oeſtreichs Fahne! — Wie ein junger Löwe drang Herzog Leopold jetzt heran, er empfing das Panier ſeines Hauſes aus Aarburgs ſterbender Hand, und bald erſchien es blutbefleckt, zerfetzt, jedoch hochflatternd, in der Hand des Herrn über den Schaaren. — Aber auch in der Hand Davids von Junkernburg war die Fahne Habsburgs untergegangen, Thüring von Hallwyl, Liechtenſtein, der Liebling des Herzogs, Müllinen mit fünf ſeines Namens, war erſchlagen. Leopold eingedenk ſeines erlauchten Stammes beſchloß rühmlich zu enden.

Es iſt ſo mancher Graf und Herr mit mir in den

Tod gegangen, rief er aus; ich will mit ihnen ehrlich ſterben.

Verzweifelnd drang er in die Schaaren der Feinde. Gedrängt von allen Seiten, fiel er bald darauf kämpfend zur Erde. Die ſchwere Rüſtung verhinderte ihn ſich wieder aufzuhelfen. Ein gemeiner Landmann warf ſich wüthend auf ihn*). Erſt nachdem er einige Ringe des Panzerhemdes des Fürſten erbrochen hatte, gelang es ihm den Herzog mit einem Dolche zu durchbohren. Die Trauerſcene erblickend, warf ſich Martin Malterer, der Bannerträger von Freiburg, im Breisgau, laut wehklagend auf den Leichnam des Fürſten; in wenig Augenblicken erlitt er den gleichen Tod. — — —

So wie die Edlen den Herzog fallen geſehen hatten, ſtanden ſie einen Augenblick wie gelähmt, dann vom Schrecken ergriffen wandten ſie ſich zur Flucht. Die Hengſte daher! Die Hengſte daher! rief man von allen Seiten. Dies Rettungsmittel war ihnen aber längſt abgeſchnitten. So wie ſich der Kampf gewendet, hatten ſich die Diener auf die Pferde geworfen und waren entflohn.

Nun blieb dem Adel, erſchöpft vom Kampf, Durſt, Hitze und Wunden, nichts mehr übrig, als ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen; es fiel Haſenburg, der das Unglück des Tages vorausgeſehn, alle Herren vom Hauſe Reinach fanden einen glorreichen Tod, die Geßler, der von Monſaucon, Jean von Baumarcus, drei Berenfels, im Ganzen: ſechshundert ſechs und funfzig Grafen, Freiherrn und Ritter wurden erſchlagen. Erſt der einbrechende Abend that der Hitze, der Wuth der Verfolger Einhalt. — — —

---

*) „Ein gemeiner tropfiger Kerl" ſagt Felix Faber.

Der Mond ſtieg bereits am Himmel auf, die Dämmerung brach an, man konnte nicht mehr das Schlachtfeld in ſeiner völligen Ausdehnung überſchauen, aber der Anblick der einzelnen Scenen auf den verſchiedenen Punkten war entſetzlich. — Hier lag ſterbend Petermann von Gundoldingen, der Anführer der Eidgenoſſen. Mit Mühe erhob er das auf den Tod verwundete Haupt. Sagt unſern Mitbürgern, ſprach er zu einem Alten der ihm das, von der Stirn herabrinnende Blut abwiſchte, ſagt den Lucernern, ſie ſollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr im Amte laſſen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünſche ihnen glückliche Regierung und Sieg. Unter dieſen Worten hauchte der feurige Republikaner die Seele aus. — Nicht weit von ihm lag Nicolaus Thut, der tapfere Schultheiß von Zofingen. Er hatte das dem Ritter von Eſcheloh gegebene Wort gelößt. So wie ſich der Ausgang des Kampfes ungünſtig für Oeſtreich gezeigt hatte, und Alles verloren war, riß er das Banner ſeiner Stadt in Stücke, und fiel tapfer kämpfend in der Mitte von zwölf ſeiner Bürger. Mit geſpaltenem Haupte, den Stock des Paniers zwiſchen die Zähne geklemmt, fand man ihn, umgeben von den zwölf Leichen. Von dieſer Zeit an ſchworen die Schultheißen von Zofingen: „der Stadt Banner zu hüten wie Niclaus Thut.“

Auf einem andern Punkte des Schlachtfeldes lag der Jungherr Grimm von Grimmenſteim. Blaßroth ſchimmerte der Feuerpfeil auf der weißen, kalten Stirne. Die Zähne hatte der Todte übereinander gebiſſen, am Halſe klaffte eine tiefe Wunde, die Hand war krampfhaft geballt, aber an einem Finger derſelben glänzte noch Mariens ſchmaler Goldreif. Ein Landmann gedachte ſich des letztern zu bemächtigen, aber die Fauſt der Leiche war erſtarrt, und ſo geſchloſſen, daß der Plünderer, aus Scheu vor dem Todten, dem er nicht den Finger brechen wollte, von ſeinem Vorhaben abſtand. —

Das traurigſte Schauſpiel fand in der Mitte des Schlachtfeldes ſtatt. In Entfernung nur weniger Schritte von einander lagen zwei Leichen; ein großer Haufen von Landleuten, auf ihre Waffen gelehnt, das Haupt ehrerbietig entblößt, umſtanden die Todten. Es waren die Reſte des Herzogs und Arnolds. Zwei ſonderbare Leichenwächter hatten bei ihnen Platz genommen. Zelli, der Narr des Fürſten von Oeſtreich, ſaß in ſeinem bunten, mit Schellen beſetzten Kleide auf der Erde. Der Kopf des Todten ruhte in dem Schoße des betrübten Luſtigmachers, der unter tauſend Thränen, das herabrinnende Blut, mit den Fetzen ſeines ſeidenen Mantels, aus dem Antlitz wiſchte, das für ihn, und für ſo Viele eine leuchtende Sonne geweſen war. — Die Geſichter der Landleute ſchienen nur Staunen und Mitleid, weder Hohn, noch rohe Siegesfreude, auszudrucken. —

Bei der Leiche Arnold Struthans ſaß der Kretin. Wie es ſchien hatte er ſich nach dem Abmarſche der Streiter vom Hauſe fortgeſtohlen, und er war eben zurecht gekommen ſeinen Verwandten zu betrauern. Dem Auge des Zwerges entfloß keine Thräne, doch konnte dies nicht von Theilnahmloſigkeit herrühren; dieſer Vorausſetzung widerſprach der tiefe Schmerz in dem Antlitze des Kleinen. Es war vielmehr, als ob er dieſen Ausgang des Kampfes längſt geahnet, und dieſes Vorauswiſſen ſeinen Thränen Schranken geſetzt hätte. Wie jedesmal, wenn die Nacht anbrach und der Mond am Himmel ſtand, hatte der Kretin ein minder unedles Anſehn, wenigſtens fehlte der ſtumpfe, widerliche Geſichtsausdruck. Er hatte die Augen gen Himmel gerichtet, und ſitzend zu den Häupten des Todten, ſang er folgende letzte Verſe eines von ihm ſelbſt, wie es ſchien, zuſammengeſetzten Liedes.

Es liegt auf edler Erde,
Als wie auf ſeinem Schild,
Den bis zum Tod' er ſchirmte
Der Held, ſo hoch, ſo mild.

Drum, Eidgenoſſen, denket
An Arnold Winkelried
So lang' ein Herz für Freiheit
Und Menſchenrecht erglüht.

Der Mond hatte faſt die Hälfte ſeines Laufes am Horizonte vollendet, der Nachtthau ſammelte ſich in Tropfen auf den kalten Geſichtern der Todten, er durchfeuchtete bereits die noch am vorigen Morgen ſo ſtolz wallenden Schärpen und Federn, als die klagende Stimme des Zwerges, wie Geiſterruf, noch immer über das mit Leichen bedeckte Gefilde tönte, und Zelli ſtill weinend das blutige Haupt des geliebten Herrn in ſeinem Schooße barg. — — —

Wochen, Monate vergingen, das Haus Arnolds war in tiefer Trauer. Die Thränen der Wittwe floſſen ſtill und heimlich um den geliebten Gatten, Marie jammerte laut ihren Schmerz um den gefallenen Geliebten in herzzerreißenden Klagen aus. Die Einwohner des ganzen Thales bezeigten auf alle Weiſe der Familie, die ſo viel verloren, ihre Theilnahme. Arnold war von Allen geliebt und hochgeachtet worden, jetzt galt er ihnen als ein zweiter Tell, und als ein Märjener der die theure, ſo hart bedrohte Freiheit des Vaterlandes mit ſeinem Blute erkauft hatte. Arnolds Hinterlaſſenen, wären ſie arm geweſen, hätten an jede Hütte klopfen, nur den Namen des Edlen, der ſo freudig für Alle in den Tod gegangen, nennen dürfen, um der freundlichſten Unterſtützung, der liebevollſten Aufnahme gewiß zu ſein. Dies aber war es nicht, was auf ihnen laſtete, und am Ende für Frauenſchultern zu ſchwer wurde; Arnold war wohlhabend, aber ſeine Habe war zerſtückelt, hier und dort vertheilt, und verlangte durchaus männliche Aufſicht. In dieſer Hinſicht aber ſtand Konrad Senn den Hinterlaſſenen ſeines Freundes wie ein hülfreicher Genius zur Seite. Obgleich er ſelbſt ſehr begütert war, ſah man ihn doch immer ganze Tage auf dem Eigen der Verlaſſenen. Mit einem Eifer, einer Sorgfalt, die gar nicht zu verkennen waren, nahm er ſich der Geſchäfte an; was aber am meiſten zu ſchätzen, war die Freudigkeit, das Benehmen, als gälte es nicht einen wichtigen Dienſt zu leiſten, ſondern als geſchähe ihm ein Gefallen damit, jene Beſorgungen übernehmen zu dürfen. Saß dann Konrad Abends im Kreiſe der Familie Arnolds, kletterten die muntern Knaben an ihm empor, und baten, ihnen zum Feierabende das Bogenſchießen zu lehren, folgte er dann trotz der Tagesmühen dem Aufrufe, ſo ſah die Hausfrau Marien oft mit einem Blicke an, der zu ſagen ſchien: ich habe einen wackern Mann durch die Macht des Geſchickes verloren, Du aber haſt einen aus Leichtſinn oder Uebermuth verſchmäht. —

Längere Zeit hielt ſich Konrad von Marien wie abſichtlich entfernt. Er ſchien zu fürchten ihr läſtig zu werden. Auch das Mädchen ſchwieg faſt immer in ſeiner Gegenwart; es war eine Art Furcht, erzeugt vom Gefühl gethanenen Unrechts was Marien den Mund verſchloß. Bald bildete ſich indeß ein freundlicheres Verhältniß, und es war ungefähr ein Jahr vergangen, als man bemerken konnte, daß Konrad Mariens Nähe nun eben ſo ſuchte, wie er ſie Anfangs vermieden hatte! —

Das Mädchen hatte indeß bis jetzt den gefallenen Verlobten redlich betrauert. Der, Anfangs ſo reißende ſo nagende Schmerz über ſeinen Verluſt, hatte einer ſtillen Wehmuth Platz gemacht. Dieſe Umwandlung in dem Gemüthe Mariens hatte aber die Ueberzeugung, daß Arnold doch nicht ſo ganz Unrecht gehabt hätte, als er ſeinen Widerwillen gegen den Ritter kund gab, bewirkt. Dieſe Ueberzeugung war durch einen ganz beſondern Umſtand hervorgerufen worden. Als nämlich die Schlacht bei Sempach geſchlagen war, hatten es die Eidgenoſſen für angemeſſen gehalten, alle die feſten Schlöſſer der Edlen, welche mit dem Herzoge gezogen waren, anzugreifen, ehe der beſtürzte Adel Anſtalten zur

Abwehr machen konnte. Grimmenſtein lag ihnen zunächſt. Dieſe Beſte war mithin eine derjenigen, die von den Eidgenoſſen belagert wurde. Lange widerſtand die Burg. Ein alter verſuchter Krieger, die rechte Hand des Ritters, und noch ein Erbſtück von ſeinem Vater her, vertheidigte ſie aufs äußerſte. Endlich ward die Beſatzung zur Uebergabe gezwungen. Sie erhielt freien Abzug, jedoch unter der Bedingung der Zurücklaſſung der Waffen, und aller ihrer Habe. Unter der des Ritters, hatten die Eidgenoſſen ſchriftliche Beweiſe gefunden, daß, außer dem von Thorberg, der Jungherr von Grimmenſtein Derjenige geweſen ſei, der durch falſche und übertriebene Darſtellungen den Zorn des Fürſten am meiſten erregt, und den Adel zu der allgemeinen Vereinigung gegen die Waldſtätte angetrieben habe. Auch die Beſchuldigung Arnolds, daß der Ritter ſeine Unterſaſſen mit unerhörter Härte behandelt habe, fand ſich beſtätigt. Aus den geöffneten Kerkern des Schloſſes traten Gefangene, die wegen geringen Urſachen, ſeit Jahren in Ketten und Banden gehalten worden waren. Die Unglücklichen durchzogen jetzt bettelnd die benachbarten Gaue, und ihre Klagen vereint mit den Klagen Derer, denen die Furcht ſo lange den Mund verſchloſſen hatte, überzeugten Marien hinlänglich, daß Grimmenſtein wohl nicht durchaus mit Unrecht, den, auch ſchon ſeinem Vater und früheren Ahnherrn beigelegten, Namen, der böſe Ritter, getragen haben möge. Wie groß der Haß der Unterthanen Grimmenſteins gegen ihren vormaligen Herrn war, ließ ſich am beſten daraus ermeſſen, daß ſie ſich von den Belagerern die Erlaubniß erbaten, die Zwingburg, wie ſie die Veſte nannten, bis auf den Grund, mit eigenen Händen zerſtören zu dürfen. Kein Stein von allen, dem Ritter gehörigen Gebäuden blieb über dem andern, und bald waren nur die weitläuftigen Ruinen, des, in tiefem Walde liegenden Stammſchloſſes ſeines Geſchlechts, noch übrig; ja ſelbſt dieſe würden dem Boden gleich gemacht worden ſein, wenn nicht eine alte Sage, daß die böſen Ritter dort allnächtlich die Runde machten, und ihre Schatten, in dem großen, faſt unangetaſteten Ritterſaale, ſchauerliche Gelage feierten, die Trümmer geſchützt hätte. — —

So wie das Andenken Ritter Huberts in Mariens Seele nach und nach in Schatten trat, um ſo mehr wurden die Vorzüge jenes Mannes, dem die Hinterlaſſenen Arnolds ſo viel verdankten, den Augen des Mädchens bemerkbar. Wirklich mußte Konrad Senn, Dem, der ihn früher gekannt, weit vortheilhafter als damals, wie Marie ſeine Hand ausſchlug, erſcheinen. Die Tapferkeit, die er bei Sempach bewieſen, hatte ihm in den Waldſtätten einen Namen gemacht, und ohne deshalb aus der von ſeiner natürlichen Beſcheidenheit ihm vorgezeichneten Bahn zu weichen, ſah man wohl, daß Konrad den Vorzug, den die Meinung der Eidgenoſſen ihm gegeben, fühlte, und zu ſchätzen wußte. Aus dem ſtillen, faſt ſchüchternen Jünglinge, war ein kräftiger Mann geworden, und ohne daß er eben ſchön geweſen wäre, konnte man ihn doch ſtattlich und wohlgebildet nennen.

Die Hausfrau ſprach in dieſer Zeit öfters von den verſchwundenen Tagen häuslichen Glückes, und es war ganz natürlich, daß dann auch die Rede auf das frühere Verhältniß, Mariens zu Konrad kam. Sie erhob in ſolcher dann die vielfachen Verdienſte des jungen Mannes, und ließ zuletzt wie zufällig die Möglichkeit durchblicken, daß ſich dieſes frühere Verhältniß vielleicht neu und beſſer wie damals geſtalten könnte. Marie erſchrak faſt, als ſie das erſtemal die Meinung der Schwägerin vernahm, ſie bekämpfte hartnäckig dieſelbe, konnte jedoch dadurch nicht verhindern, daß ſolche öfters ausgeſprochen und mit Gründen unterſtützt wurde. Das Mädchen wurde durch letztere gezwungen zuzugeben, daß ihre Liebe zu Grimmenſtein, ein, im Taumel erſter jugendlicher Leidenſchaft entſtandener Rauſch geweſen, vielleicht wie ſolcher vorübergegangen, und ruhiger Ueberlegung gewichen wäre, wenn nicht ein herbes Geſchick bereits einen traurigen Ausgang bereit gehalten hätte. — Da Arnolds Wittwe faſt täglich das Geſprach auf die Möglichkeit einer Verbindung zwiſchen Marien und Konrad brachte, war es ganz natürlich, daß das Mädchen Anfangs gezwungen, dann freiwillig den Gedanken nachhing, die ihm täglich ins Gedächtniß gerufen wurden. Außerdem mußte Marie die Wahrheit der Behauptung ihrer Schwägerin, daß Konrad Senn ein Mann ſei, deſſen Bewerbungen kein Mädchen im ganzen Kanton zurückweiſen würde, eingeſtehn, ja ſie konnte derſelben nicht einmal Unrecht geben, als ſie meinte, daß bei ihrer Liebe zu Grimmenſtein, auch wohl die Eitelkeit, welche ihr die künftige Rittersfrau vorgeſpiegelt, etwas im Spiele geweſen ſei. Die Anführung der Hausfrau, daß das Geſchlecht Konrad Senns eines der älteſten zu Baſel, ja der ehemalige Biſchoff Senn von Münſingen ein nicht entfernter Verwandter von ihm geweſen, trug nicht wenig dazu bei, daß Marie, die auf ſolche Dinge einen Werth legte, den jungen Mann mit ganz andern Augen wie früher betrachtete. — Die jungen Leute näherten ſich indeß immer mehr. Konrad bemerkend, daß er die Theilnahme Mariens erregt habe, ja daß dieſe ſich augenſcheinlich ſteigere, entfaltete nun eine ſolche Menge Annehmlichkeiten des Umganges und Vorzüge des Geiſtes, daß bald die Zeit heran kam, wo Marie ſich wunderte, wie es möglich ſei, daß der ſtille ſchüchterne, faſt unbeholfene Jüngling, ſich zu einem angenehmen, liebenswürdigen in Frauennähe ſelbſt ſo gewandten Manne herangebildet habe. So wie ihre erwachende Neigung zu Konrad ſtieg, bemerkte ſie mit Wohlgefallen, welch neues Leben durch die Möglichkeit, daß er der Familie endlich dennoch näher angehören werde, ins Haus gekommen ſei. Ihre Schwägerin begann ſeit dem Tode Arnolds zum erſtenmale wieder heiterer zu werden, die Kinder plauderten in ihrer Unſchuld, daß Vetter Konrad, wie ſie ihn nannten, bald für immer bei ihnen wohnen werde, und jubelten ihm fröhlich entgegen ſobald er ſich zeigte, ſelbſt Seppi der Kretin lächelte freundlich wenn er Konrad und Marien beiſammen ſah; doch wollte Letzterer manchmal bedünken, daß in den Abendſtunden, wenn der Geiſt des Zwerges heller war, Seppi's Auge mit einer gewiſſen Wehmuth auf ihr ruhe. Auch ſang dann der Kleine manchmal alte bedeutungsvolle Lieder, von Prüfungen, welche wahre Liebe vom Schickſal zu beſtehen habe, von Beſtrafung des Leichtſinns, von Abbüßung unmöglich zu erfüllender Gelübde; daß dem Mädchen ganz bange wurde, weil es eine oder die andere Strophe ganz angepaßt auf ihr früheres Verhältniß zu Grimmenſtein fand. — So war es eines Abends, als Konrad die Stirn voll Schweiß, die Kleider ſtaubbedeckt in die Wohnung der Familie Arnolds trat. Sein Auge ſtrahlte von Freude. Es war ihm gelungen, einige ſehr entfernte Grundſtücke Arnolds, deren Verkauf dieſer ſelbſt ſehnlichſt gewünſcht hatte, zu einem Preiſe, der alle Erwartungen überſtieg, an den Mann zu bringen.

Erſt jetzt war es der Wittwe möglich, ihr und der Ihrigen Eigenthum als geſichert zu betrachten, und das Ganze leichter zu überſehen. Konrad ſtattete mit leuchtendem Auge einen genauen Bericht über alle Vortheile des abgeſchloſſenen Handels ab.

Jetzt, ſchloß er indem er die Hand der Hausfrau ergriff, jetzt zum erſtenmale empfinde ich das frohe Bewußtſein, daß ich ſo glücklich war den Hinterlaſſenen meines unvergeßlichen Freundes einen wahrhaften Dienſt geleiſtet zu haben.

Die Wittwe weinte Thränen der Dankbarkeit.

Ihr müßt, ſagte ſie dann gerührt, täglich dies ſchöne Gefühl gehabt haben, oder Ihr ſchlaget edle Thaten zu niedrig an.

Auch das rechne ich als Etwas, ſetzte Konrad ſeine Rede fort, daß Ihr nicht mehr das Drückende der Abhängigkeit von den wiewohl gern geleiſteten kleinen Dienſten eines Andern empfinden werdet.

Eines Andern! fiel Marie mit Haſt ihm ins Wort. Wie könnt Ihr dies Wort brauchen? Ihr habet Euch ſtets ſo edel als den Unſern gezeigt. Seit dem Tode meines Bruders waret Ihr unſer Freund, unſer Rather und Helfer, und Ihr wäret nicht der Unſere? — Nein

Herr Konrad! Wenn es Euch auch anſteht Eure Dienſte klein anzuſchlagen, ſo geziemt es doch den Hinterlaſſenen Arnolds von Winkelried, ſie nach ihrem Werthe zu würdigen. Iſt bei Alledem etwas zu bedauern, ſo iſt es nur das, daß wir ſie nicht ſo belohnen können wie Ihr es um uns ſo ſehr verdient habt.

Ja wohl! — Ja wohl! rief die Hausfrau. O, könnten wir ſie Euch vergelten!

Konrad antwortete nicht, aber er blickte Marien ſo bedeutungsvoll an, daß das Mädchen, den Blick wohl verſtehend, wie Purpur erröthete. — Die Hausfrau bemerkte es ſogleich. Ihr Entſchluß ſchien längſt gefaßt. Sie ergriff die Hand ihrer Schwägerin.

Schweſter! rief ſie aus. Ich und die Kleinen, wir können dem edlen Konrad nicht vergelten. Du allein biſt es im Stande. Uebernimm Du die Abtragung unſerer Schuld.

Marie ſchwieg. Ihr Auge begegnete dem liebevollen Blicke des jungen Mannes, und verſchämt ſchlug ſie es zu Boden.

Ich bitte Dich, Marie! ſagte die Hausfrau dringend, indem ſie den Arm um den weißen Nacken des Mädchens ſchlang. Ich bitte Dich reiche Deine Hand dem wackern Konrad. Du nur kannſt ihn nach Gebühr belohnen.

Verzeihet, Freundin, wenn ich Euch unterbreche! fiel Konrad der Sprechenden ins Wort. So ſehr ich auch Euer freundliches Vorwort ſchätze, ſo ſehr ich auch weiß, daß das Glück meines Lebens von Mariens Antwort abhängt, ſo darf ich dennoch nicht durch jenes zu dieſem gelangen. Marie muß frei, ohne Rückſicht auf die kleinen, Euch und den Euren geleiſteten Dienſte, entſcheiden; nur ein, auf dieſe Weiſe ausgeſprochenes Wort, kann mein Glück begründen. Spätere Reue über das abgedrungene, würde mich unausſprechlich unglücklich machen.

Marie ſchien längere Zeit mit ſich ſelbſt über einen Entſchluß gekämpft zu haben.

Konrad! ſagte ſie endlich mit ſtockender Stimme. Ich würde Euch nicht haben zürnen können, wenn Ihr Derjenigen die in jugendlichem Leichtſinne, im Rauſche der Leidenſchaft Eure Hand ausgeſchlagen, den Rücken kehrtet, ſobald ſie Euch ſolche aus eigenem Antriebe böte. Ich fühlte das Unrecht, das ich Euch angethan indem ich Euch ſo verkannte, und ich glaube es wenigſtens einigermaßen wieder gut zu machen, wenn ich offen und wahr gegen Euch bin, und Euch die geheimſten Empfindungen meines Herzens enthülle. Ich glaube dieſem Vorſatze nachzukommen wenn ich Euch ſage, daß ich den Ritter von Grimmenſtein mit allem Feuer der Leidenſchaft einer jugendlichen Seele geliebt, und daß ich nie wieder ſo lieben werde. Meine Seelenkräfte sind allzugebrochen, als daß sie sich je wieder zu dieſem Maaße erheben könnten. Genügt es Euch indeſſen, wenn ich eingeſtehe, daß ich Euch höher achte wie irgend einen Mann auf Erden, daß ich mich fähig fühle allen gerechten Erwartungen, die Ihr von Eurer Hausfrau für Euer häusliches Glück in Anſpruch nehmen könnt, zu entſprechen; ja, daß es mein feſter Wille iſt, wenn nicht Euch, dann auch Niemand anderm je anzugehören, ſo glaube ich Euch dieſe Verſicherung frei und ohne Fürſprache geben zu können.

So wünſchte ich meine künftige Hausfrau ſprechen zu hören! rief Konrad Senn mit blitzendem Auge. Ich habe Euch ſtill, und entfernt vom Sturme der Leidenſchaft, aber darum nicht weniger geliebt. Ihr werdet mich zum glücklichſten Manne, und in jeder Weiſe die Ehre meines Hauſes machen.

O herrlich! herrlich! rief entzückt die Hausfrau. Könnte doch Arnold Eure Hände in einander legen! Der Edle aber iſt geſchieden, darum laßt es mich in ſeinem Namen thun.

Mit dieſen Worten ergriff die Sprechende die Hand der Schweſter. Eben wollte ſie ſolche in die zum Empfang geöffnete Konrads legen, als die Stimme des Kretins vor der Hausthür, in einer ernſten mahnenden Weiſe, ertönte:

Mein Liebſter was trägſt Du ſo weißes Gewand? –
Mir ziemt dieſe Farbe; ich haſſe den Tand.

So ſang der Zwerg. — Es waren dieſelben Worte, die Grimmenſtein und Marien, an jenem Abende in der Kapelle, ſo aus dem Taumel aufgeſchreckt hatten. — Mit einem lauten Schrei warf ſich Marie in einen nahe ſtehenden Seſſel.

Ich kann Euch nicht angehören! rief das Mädchen mit herzerſchütterndem Tone. Ich bin die Verlobte Grimmenſteins, die Braut eines Todten.

Beſinne Dich Marie! rief die Hausfrau. Grimmenſtein ruht längſt im Grabe.

Wie ſehr Ihr ihn auch geliebt haben mögt, welche Treue Ihr ihm gelobtet, Ihr habt Euer Verſprechen gelößt. Der Tod trennt alle Bande! ſagte Konrad.

Die meinen nicht, Konrad! Die meinen nicht! rief Marie, noch immer vom Schrecken ergriffen. Die Stimme des Unſchuldigen da draußen, mahnt mich an das Gelübde was ich abgelegt, und eben zu brechen im Begriff war. Ich habe Grimmenſtein Treue bis über das Grab verſprochen.

Bis an das Grab, wolltet Ihr ſagen, theure Marie! verſetzte Konrad theilnehmend.

Nein! — Nein! — Bis jenſeits des Grabes; rief das Mädchen jammernd.

So kann doch wohl nur von treuem Andenken die Rede ſein! ſprach der Vorige. Es kann ihm nicht in den Sinn gekommen ſein, mehr zu verlangen.

Ich gab ihm einen Ring, und ſchwor ihm treu zu ſein, bis er mir ſelbſt denſelben wieder gäbe! rief Marie. Er iſt todt. Er kann mir meinen Ring nicht wieder erſtatten, ich kann ihm nicht den ſeinen wieder geben, und bin mithin unauflöslich an ihn gebunden.

Du haſt ein unbeſonnenes Gelübde gethan, einen leichtſinnigen Eid geleiſtet, Schweſter, ſprach die Hausfrau. Sei dies indeß, wie es wolle. Die Kirche hat Mittel dafür. Beichte Deine Schuld, bereue ſie herzlich, und thue eine Wallfahrt zu unſerer lieben Frau nach Einſiedeln.

Ich habe mit Vorbedacht geſchworen! Ich bin gezwungen den Eid zu halten, wenn ich den Ring nicht wieder habe, und dem Todten den ſeinigen erſtatte.

Beunruhigt Euch nur dies, theure Marie! ſprach Konrad ſchmerzlich lächelnd, ſo gäbe es dennoch vielleicht ein Auskunftsmittel. Ihr habt Grimmenſtein Treue gelobt, ſo lange er im Beſitz Eures Ringes ſei. Zweierlei iſt nur möglich. Entweder er befindet ſich noch an dem Finger des Todten, oder nicht. Im letzten Falle ſeid Ihr Eures Gelübdes quitt, im erſten ſeid Ihr es dann, wenn Ihr ihn wieder habt. Da es unmöglich iſt, daß der Todte Euch den Ring zurückbringen kann, ſo muß es ein Lebender thun, und — ich will dieſer ſein. — — —

Die kleine Sophiſterei, welche die Liebe dem Jünglinge eingab, war freilich blos von der Art, um nur bei einem von Liebe befangenen Sinne Stich halten zu können, indeß ſind die Gründe, welche im Leben oft den wichtigſten Schlüſſen untergelegt werden, nicht weniger unhaltbar, und es war demnach nicht ſehr zu verwundern, daß Konrads Vorſchlag von der Hausfrau nach Kräften unterſtützt wurde, nach langem Hin- und Herreden, in Mariens ohnehin etwas zum Romantiſchen geſtimmten Sinne, Eingang fand. Eine Bußfahrt nach Einſiedeln ward daher beſchloſſen, doch ſollte ſolche nicht eher ſtattfinden, bis Konrad den Ring Grimmenſteins dem Todten zurückerſtattet, und dafür den Verlobungsring Mariens wiedergebracht haben würde. Jedenfalls, meinte Konrad Senn, wäre dies leicht zu bewerkſtelligen. Er kenne, ſetzte er hinzu, den Pfarrer des Kirchſpiels von Grimmenſtein ſehr genau, eine genaue Auseinanderſetzung des Falles würde geneigte Aufnahme und Erlaubniß zur Ausführung des Vorhabens finden; jedenfalls auch eine reichliche Spende an das dortige Gotteshaus den Zweck nicht verfehlen.

Unter vielfachen Betheurungen ſeiner Liebe zu Marien, die von der wiederholten Verſicherung, daß das Mädchen die Seine oder nimmer die Braut eines andern Mannes werden wolle beantwortet wurde, verließ der junge Mann bei Anbruch der Nacht die Bekümmerten. — Mit Anbruch des nächſten Morgens ritt er nach dem Thale von Grimmenſtein. — — —

Während aber der gute Konrad auf dem Wege dahin iſt, erlauben wir uns dem geneigten Leſer ein paar Worte über den Hiſtoriker vom Fache, und den hiſtoriſchen Novelliſten ins Ohr zu raunen, bitten aber inſtändigſt, ſolche keinem griesgrämigen Kritiker wieder zu erzählen.

Der Hiſtoriker und der Novelliſt verhalten ſich im Allgemeinen zu einander, wie der Autor und der Verleger. Beide ſind, ſo zu ſagen aneinander gekoppelt, ſie ſollen und müſſen ſich auf einander ſtützen — der Novelliſt wenigſtens auf den Hiſtoriker, und der Autor auf den Verleger — und dennoch befinden ſie ſich faſt immer mit einander in einem kleinen Kriege. Der Hiſtoriker will kein Jota von der Geſchichte nachlaſſen, ihm iſt das Poſitive ſelbſt nicht poſitiv genug, er verlangt über alle Dinge alte Pergamente, vergelbte Papiere, Zeugniſſe von Leuten denen längſt kein Zahn meh weh thut, und die ſo langweilig, peinlich, ſylbenſtecheriſch waren wie er ſelbſt. Der Novelliſt iſt dagegen eigentlich ein umgekehrter Geſchichtsſchreiber. Ihm kann es in der Geſchichte gar nicht dunkel, nebelhaft, unwahrſcheinlich genug zugehn. Die klaren, trockenen, geſchichtlichen Autoren ſind ihm in den Tod zuwider, dagegen iſt eine alte Chronik für ihn das Manna in der Wüſte. Spielt das Ganze der Begebenheit ſo recht in dunkeln Jahrhunderten, und nehmen etliche Sagen die Stelle der hiſtoriſchen Forſchung ein, dann freut er ſich, und handhabt etwa gar der Teufel ſelber eine Rolle in der Geſchichte ſo iſt er oben drauf. Freilich fühlt ſo ein Novelliſt manchmal Gewiſſensbiſſe; aber was thut er nicht aus Liebe zu ſeinen Leſern? — Wir für unſer Theil ſind nun zwar überaus gewiſſenhaft, und ehe wir eine hiſtoriſche Novelle beginnen, ſagen wir uns wohl zwanzigmal Leſſings Dictum: daß man einen geſchichtlichen Character wohl verſtärken, oder ſchwächen aber nicht ändern dürfe, vor; aber ehe wir es uns verſehen, ſitzen wir auf dem romantiſchen Flügelroſſe. Für den Leſer iſt es auch ein augenſcheinlicher Vortheil. Zwar iſt beim Romanleſen immer die Geduld die Hauptſache, aber allzuſehr darf ſie doch nicht in Anſpruch genommen werden, wenigſtens nicht mehr als die Unterhaltungskraft der Novelle vertragen will. Hier ein Beiſpiel. Hätten wir uns blos an die Geſchichte halten wollen, was hätten wir dem Leſer liefern können als die Schlacht vom Sempach mit Zubehör? Wir hatten am Ende es mit Leſer und hiſtoriſchem Kritiker zugleich verdorben. Wohlüberlegt, verderben wir es alſo lieber blos mit dem letztern, weil — im Vertrauen — wir uns etwas weniger um ihn kümmern, und umgeben alſo beſagte Sempachſchlacht mit einer Sage, die wir den Leſer gütig aufzunehmen bitten. — So viel für den geneigten Leſer, und den vielleicht ungeneigten Kritiker, falls er uns die Ehre anthun will über das Geſagte zwei Minuten nachzudenken, und — nun mit Beiden Gott befohlen. — — —

Während Konrads Abweſenheit erſchöpften ſich die Frauen in tauſend Vermuthungen über den Erfolg ſeines Vorhabens. Die Hausfrau betrachtete die Ausführung deſſelben als etwas Leichtes, das Gelingen deſſelben als ganz unfehlbar. Marie dagegen ſah Alles in den düſterſten Farben. Eine böſe Ahnung, behauptete ſie fortwährend, flüſtere ihr zu, daß Konrad unverrichteter Sache zurückkehren werde. Sie theilte für dieſen Fall ihrer Schwägerin den feſten Vorſatz mit, nächſten Tages in ein Kloſter zu gehen. — —

Es waren indeß über vierundzwanzig Stunden verfloſſen. Von Minute zu Minute erwartete man di Rückkehr des jungen Mannes; endlich ertönte Hufſchlag Konrad ſprang vom Roſſe.

Bringt Ihr gute Botſchaft? — Bringt Ihr de Ring?" rief die Hausfrau dem Eintretenden entgegen.

Nein! — Ich ſehe es in ſeinen Mienen; er bring ihn nicht; rief Marie ſchmerzlich.

Der Blick des jungen Mannes war wirklich traurig, ſein Geſicht zeigte Schmerz und Niedergeſchlagenheit.

Ich bringe es nicht das unglückſelige Pfand das Ihr Grimmenſtein gegeben habt! ſagte er endlich nach einer Pauſe, indem er das Mädchen bei der Hand nahm.

Der Ring war nicht an dem Finger des Todten? fragte haſtig die Hausfrau.

Er war; erwiderte Konrad ernſt.

Er war, und Ihr bringt ihn nicht! rief Jene überraſcht.

Es war nicht möglich! erwiderte Konrad. Erlaubt daß ich Euch den ganzen Vorgang mittheile. — Es war bereits Abends ſpät, begann er ſeine Erzählung, als ich zu Grimmenſtein ankam. Bei meinem Anblick erinnerte ſich der alte Pfarrherr ſogleich meines Vaters, den er in ſeiner Jugend wohl gekannt. Er fragte um mein Begehren, und Ihr könnt Euch ſein Erſtaunen denken, als ich es ihm nannte. Lange ſchwankte er, ob es ſich mit ſeiner Pflicht vereinigen ließe, es zu gewähren. Meine Bitten, ſeine Freundſchaft für meinen Vater, die Vorſtellung, daß es ſich um mein ganzes Lebensglück handele, Alles dieſes zuſammengenommen, bewog ihn endlich nachzugeben. Er bedang es ſich zuletzt nur aus, daß wir Mitternacht erwarten wollten um auf keine Weiſe Aufſehn zu erregen, dann aber, meinte er, könnten wir uns unbemerkt in die Kirche begeben und in die Familiengruft des Geſchlechts der Grimmenſtein hinabſteigen. Ich zählte die Minuten bis die Waſſeruhr, die auf dem Schrein des Pfarrers ſtand, den Verlauf der zwölften Stunde verkündet hatte. Kaum war dieſe durch den Stand derſelben angezeigt worden, als ich in den ehrwürdigen Alten drang uns auf den Weg zu begeben. Wir gingen. Eine Thür, die aus dem Pfarrhauſe auf den Kirchhof führte, öffnete ſich, und nun lag der Todtenacker im Glanze des Mondes, der auf die einfachen Denkmäler der Geſchiedenen, die weiß und ſchwarzen Kreuze, die mit hohem Graſe überwachſenen Raſenhügel, herabſtrahlte, vor uns. Im Hintergrunde des Friedhofs, umſtanden von hohen Rüſtern und einigen alten Nußbäumen, lag die, von den Rittern von Grimmenſtein erbaute kleine Dorfkirche, die die Reſte des, früher ſo mächtigen und gefürchteten Geſchlechtes barg. Ein Anbau, größer als die Kirche ſelbſt, und von einem Thurme überragt, ward mir von dem Alten als die Gruft bezeichnet. Man konnte nur durch das Kirchlein in die letztere gelangen, und ich geſtehe, daß, als unſere Schritte von dem Gewölbe des kleinen Heiligthums, das wir durchſchritten, wiedertönte, als wir nun eine Treppe hinabſtiegen, und der Schimmer der Laterne auf die große Eiſenthüre fiel, hinter der die „böſen Ritter" den ewigen Schlaf ſchlafen, mich ein Gefühl überwältigte, deß ich nicht Meiſter werden konnte. — Der greiſe Pfarrherr ſchlug nun ein Kreuz, er ſtieß den Schlüſſel ins Schloß, und bald knarrte die Eiſenpforte in ihren Angeln. Der Alte zündete jetzt eine Ampel an, die von der Decke des Gewölbes niederhing, und man konnte die weite Halle überſchauen. In einer Doppelreihe ſtanden dreißig bis vierzig Särge, rings an der Wand umher; ſie bargen nicht nur die Reſte Erwachſener, auch viele Kinderſärge befanden ſich in der Gruft. Manche der Todtenkiſten waren einfach verziert, beſonders die, welche die älteſten zu ſein ſchienen, andere blitzten von goldenen Borten und Franſen, auf rothem, violetten, oder ſchwarzen Sammet. An jedem Sarge befand ſich ein ſilbernes Schild. Außer dem Wappen: dem geflügelten Dolch, enthielt es noch den Geburts- und Todestag des Geſchiedenen. Ein ganz vorzüglich ausgezierter Sarg ſtand unweit der Thüre. Wie eben erſt aus der Hand des Verfertigers gekommen, blitzte der rothe goldgeſtickte Teppich, mit dem er überbreitet war. —

Leſet einmal! ſagte leiſe der Pfarrherr zu mir, indem er auf das Schild zeigte, meine alten Augen ſind ſehr ſchwach, aber ich glaube dieſer wird es ſein. — Ich las: **Hubertus Grimma a Grimmenstein, natus 1360** — Es iſt der rechte! ſprach der Alte mich unterbrechend. Wir wollen ihn öffnen. Entſetzet Euch indeſſen nicht bei dem Anblick des Todten, wenn Ihr ihn faſt wie einen noch Lebenden erhalten findet. Das

Gewölbe hat die Eigenſchaft, daß die Todten nicht darin verweſen. — — Wir legten nun den Teppich bei Seite, ich drehete die Sargſchrauben auf, und hob endlich den Deckel herab. — Aber was iſt Euch theure Marie? Ihr weint. Wenn Euch meine Erzählung zu ſehr erſchüttert —

Marie winkte mit der Hand und Konrad fuhr fort.

In dem Sarge, erzählte er, lag der Ritter von Grimmenſtein. Es war faſt als ob er noch lebte. Sein Antlitz war zwar braungelb aber die Züge von der Verweſung nicht zerſtört. Die Zähne waren feſt übereinander gebiſſen. Das ſchwarze Ringelhaar, deckte nur zum Theil die tiefe braunſchwarze Halswunde, die ſich bis zur Bruſt herabzog. — Da der ſchwarze, mit Silberfranſen beſetzte Rittermantel ſeine Hände deckte, ſo ſchlug ich dieſen zurück. Der Todte war in ritterliche Prunktracht von weißem Atlas mit ſchwarzen Schlitzen gekleidet, aber nur die linke Hand lag auf ſeiner Bruſt. Der rechte Arm den man wahrſcheinlich nicht hatte biegen können, war ausgeſtreckt, und an der Hand funkelte Euer Goldreif.

Nun, und Ihr nahmt ihn nicht? rief die Hausfrau lebhaft.

Ihr werdet den Grund ſogleich vernehmen! erwiederte Konrad. — Sobald ich, fuhr er fort, den Ring erblickte, ergriff ich den Arm des Todten. Nur mit Mühe konnte ich ihn einige Zoll erheben, aber bald bemerkte ich, daß ſich des Ringes zu bemächtigen, ohne die Hand des Todten zu zerſtören, ganz unmöglich ſei. Die Hand war nämlich, — und wie es ſchien mit letzter Kraft des Sterbenden — dergeſtalt zur Fauſt geballt, daß das Oeffnen derſelben, ja nur die Biegung eines Gelenkes, ganz unmöglich ward; ja bei näherer Betrachtung gewahrte ich, daß die Nägel des Todten — wie Ihr wißt, wachſen ſie ſelbſt einige Zeit nach dem Ableben des Menſchen fort — bis in das Innere derſelben, und zwar dergeſtalt eingedrungen waren, daß die ganze Hand, Fleiſch, Sehnen und Knochen, nur eine einzige Maſſe bildeten, welche, um ſich des Ringes bemachtigen zu können, hätte zertrümmert werden müſſen.

Nein! — Nein! — Um Gotteswillen, keinen Frevel an dem Todten! rief Marie, welche bisher mit höchſter Erregung zugehört hatte.

Hätte ich ihn üben wollen, ich wäre es nicht im Stande geweſen, auch würde ihn der alte Pfarrherr nicht geduldet haben! entgegnete Konrad duſter. Ihr ſeht, es iſt unmöglich! ſagte der Alte ſanft indem er ein Kreuz über den Todten ſchlug, und nach dem Sargdeckel langte. Ueberlaßt das Weitere, was da kommen ſoll, Dem, der Alles wohl zum Ziele führt, ſetzte er hinzu als wir die Kirche verließen.

Ja lieber Konrad! Laßt uns Ihm das Weitere überlaſſen; ſprach Marie ſanft weinend, indem ſie dem jungen Manne die Hand reichte.

Gern, ſprach Konrad nach eine Pauſe freundlich, doch ſchmerzlichen Tones, gern hätte ich ſelbſt mein Leben daran geſetzt, Euch den Ring zurückzubringen, wiewohl ich Euch jetzt offen geſtehen kann, daß ich den Vorſchlag ihn zu nehmen, nur darum that, um Euch zu beruhigen. — Ich betrachte das Gelübde, das Euch an den Ritter band, mit ſeinem Tode als aufgelößt, und unmöglich kann es ihm in den Sinn gekommen ſein, Euren Willen bis über das Grab hinaus gefangen zu halten. Nur um Euch die Zweifel, die Euch quälten abzunehmen, Euch die Ruhe der Seele nicht mehr trüben zu laſſen, that ich einen Vorſchlag, der, wenn er auch ausgeführt worden wäre, den Knoten nur zerhauen nicht auflöſen hieße. Ich will für jetzt nicht länger in Euch dringen, Euch nicht beſtürmen, Euer klarer Verſtand wird bei ruhigem Nachdenken Euch zeigen, daß, wenn Ihr mir Eure Hand reicht, Ihr unmöglich ein Unrecht begeht, noch ein Gelübte verletzt, das, in dem Sinne wie Ihr es auslegt, weder gefordert noch gegeben werden konnte." —

Obwohl die Antwort Mariens dem jungen Manne nicht geradezu alle Hoffnung benahm, das Mädchen dereinſt die Seinige nennen zu können, ſo zeigte doch Alles, daß Marie ſich in ihrem Herzen für unauflöslich an den

Verſtorbenen gebunden hielt, und daß eine längere Zeit, Monate, vielleicht Jahre, vergehen könnten, ehe ſie von dieſem Wahne zurückkäme. — Wirklich war Letzteres auch der Fall. So eifrig auch Konrad ſeine Bewerbungen fortſetzte, ſo angelegentlich Arnolds Witwe dieſe unterſtützte, ſo augenſcheinlich es immer mehr hervortrat, daß Marie eine von Tage zu Tage ſteigende Neigung zu dem jungen Manne gefaßt hatte, ſo war doch nichts vermögend die Gewiſſensſcrupel des Mädchens zu zerſtreuen. Marie wiederhohlte unaufhörlich: ſie habe geſchworen, Grimmenſtein ſelbſt jenſeits des Grabes treu zu ſein, es ſei denn, daß er ihr den Ring ſelbſt zurückgäbe; dies aber ſei durch ſeinen Tod unmöglich geworden, und ſomit könne Nichts ſie von dem geleiſteten Gelübde entbinden. — —

Konrad und die Schwägerin erwarteten jetzt von der Zeit, was Zureden nicht vermocht; ſie täuſchten ſich indeß. Das Mädchen fiel überdieß, von innern Zerwürfniſſen gepeinigt, in einen auffallenden Trübſinn, der bei Beiden die größten Beſorgniſſe erregte. Stundenlang ſaß Marie ohne ein Wort zu ſprechen, ihr Auge war unaufhörlich mit Thränen gefüllt, und wenn ſie auf die Fragen ihrer Verwandtin auch erklärte, daß ihr nichts fehle, ſie nichts beunruhige, daß Jene ſich täuſche, indem ſie dies vorausſetze, ſo war es doch ſonnenklar, daß der Zwieſpalt in ihrem Innern immer mehr zunahm.

Die fortwährende Traurigkeit Mariens, die von Allen ſo ſehr geliebt wurde, theilte ſich endlich den übrigen Hausgenoſſen, ſelbſt Seppi mit, und dieſer ſaß in den Abendſtunden, wenn er hellern Geiſtes wurde, längere Zeit neben dem Mädchen und blickte ängſtlich in das ſchöne thränenfeuchte Auge, in das liebliche, aber täglich bleicher werdende Antlitz.

So ſaß einſt Marie an einem lauen Sommerabende unter den alten Linden vor der Thüre der Wohnung. Mitternacht war faſt herangekommen, aber noch dachte das Mädchen nicht daran ſich zu Ruhe zu legen, ſein Gedanke war bei Konrad, bei dem Manne, den Marie, wie ihr immer klarer ward, zwar nicht mit dem Feuer der Leidenſchaft wie einſt Grimmenſtein, aber deſto tiefer, inniger liebte. — Marie hatte ſich mehrmals di ſchönen thränenfeuchten Augen getrocknet, als ein kleine Geräuſch ſie aufmerkſam machte. Sie gewahrte Sepp an ihrer Seite, und wie es ſchien hatte der Kretin ſcho längere Zeit dageſtanden ohne ihre Aufmerkſamkeit z erregen.

Du biſt es, Seppi? hob Marie zu dem Kleine der ſich an ihrer Seite niederließ, verwundert an. Ic glaubte Du ſeieſt tanzen gegangen, und ich hatte deshalb das Haus offen gelaſſen.

Seppi tanzt nicht mehr! antwortete der Zwer betrübt, und mit einem tiefen Seufzer.

Und warum nicht guter Seppi? — Biſt Du krank? fragte mit Theilnahme das Mädchen.

Das nicht, Mariechen! erwiderte der Kleine traurig. Seppi tanzt nicht, damit Du wieder tanzen kannſt.

Ich verſtehe Dich nicht, Seppi! ſprach Marie.

In drei Monaten wird Mariechen auf ihrer Hochzeit tanzen, aber dann liegt Seppi ſchon im Grabe; ſagte der Kretin.

Sage mir nur, wie Du ſo traurig ſcherzen kannſt? ſprach das Mädchen etwas verdrüßlich.

Ich weiß, was ich weiß! entgegnete der Kleine; in drei Monaten heiratheſt Du Konrad.

Wer hat Dir dies geſagt? fragte Marie überraſcht.

Ich könnte Dir dies wohl ſagen, und es iſt auch jetzt einerlei, ob ich es Dir ſage oder nicht! ſprach zögernd der Zwerg. Indeß, ſetzte er ſich ſchnell beſinnend hinzu, es iſt beſſer Du erfährſt es heute nicht. — Höre, Mariechen! Du mußt mir eine Frage beantworten. Liebſt Du den guten Konrad recht von Herzem?

Ich kann dieſe Frage nur mit Ja beantworten! erwiderte ſeufzend das Mädchen.

Würde Deiner Verbindung mit ihm noch etwas im Wege ſtehen, wenn der Ritter Dir Deinen Ring wiedergäbe?

Nichts weiter! entgegnete Jene. Aber Du ſprichſt von etwas Unmöglichem.

Hätteſt Du den Muth ihn zurückzufordern, wenn er todt oder lebend vor Dir ſtände? fragte mit großem Ernſte der Zwerg.

Ich hätte den Muth! antwortete Marie. Oft träumte ich Grimmenſtein zu ſehen, ich forderte dann mein Eigenthum, aber ſtets endigte damit mein Traum.

Mariechen! ſagte der Kleine näher rückend, und die Hand des Mädchens faſſend. Begleite mich morgen Nacht nach Grimmenſtein. Ich ſchaffe Dir den Ring.

Ich ſoll Dich in die Gruft begleiten? Du willſt dem Todten den Ring mit Gewalt entreißen? — Nimmermehr! —

Nicht in die Gruft! — Wir hohlen den Ring, aber nicht mit Gewalt; erwiderte der Kleine.

Dann ſprichſt Du von etwas Unmöglichem! ſagte Marie.

Ich würde nicht davon reden, wenn ich nicht wüßte daß es möglich wäre! entgegnete Seppi. Glaube und vertraue mir, Mariechen! Laß mich nicht vergebens ein großes Opfer bringen.

Ein Opfer? — Wie meinſt Du das? fragte das Mädchen aufmerkſam.

Dringe nicht in mich! — Frage, peinige mich nicht, Mariechen! rief bittend der Zwerg. Du erfährſt dereinſt Alles, Alles. Du erfährſt es, ehe Du die Todtenkrone für mein Grab flichtſt. — Für jetzt bitte ich Dich, waffne Dich mit Muth, und begleite mich morgen Nacht nach Grimmenſtein.

Du biſt ganz ſonderbar, Seppi! Wie kannſt Du nur glauben —

Ich glaube nicht nur, ich weiß, daß ich Dir, wenn Du buchſtäblich meinen Anweiſungen folgſt, Deinen Ring wiederſchaffen kann! rief immer dringender der Kleine. — Willſt Du denn, ſetzte er hinzu, indem Thränen über ſeine Wangen rollten; willſt Du denn, daß ich Dir unnütz ein großes Opfer bringe, während es in Deiner Hand ſteht, das Glück Deines Lebens zu erreichen?

So ſage mir wenigſtens —

Nichts! Nichts darf ich ſagen! — Du mußt mir ungefragt folgen; ſprach der Kleine. Du ſollſt Alles erfahren, wenn es vorbei iſt.

Geſetzt ich thät es; ſprach Marie nach kurzem Beſinnen. Was ſollen wir aber meiner Schwägerin ſagen?

Du ſprichſt Du wollteſt zu Grimmenſtein für das Seelenheil des Ritters beten! verſetzte der Zwerg. Sie kann und wird es nicht hindern wollen. — Ohnehin iſt Morgen der zweite Jahrestag der Schlacht.

Ja Seppi, Du haſt Recht! rief Marie von dem Gedanken ſchnell ergriffen. Wir wollen gehen, und ich will, in welchem Gotteshauſe es auch ſei, für Grimmenſteins Seele beten, vor Allem aber für den edlen Arnold, zu deſſen Andenken viel tauſend fromme Gebete morgen gen Himmel ſteigen.

Mariens Schwägerin fand es ganz natürlich und löblich, als das Mädchen am folgenden Tage den gefaßten Vorſatz, nach Grimmenſtein zu wallfahrten, kund gab. Sie ſchien der Meinung zu ſein, daß bei Marien die Liebe zu Konrad nach und nach dennoch die Oberhand über den Entſchluß in ein Kloſter zu gehn gewinne, und daß ſolche den Verſtorbenen durch Gebet an ſeinem Grabe zu verſöhnen denke. Noch war es daher kaum Mittag geworden als Marie in Begleitung des Kretins die Reiſe antrat.

Oft brachte während derſelben das Mädchen das Geſpräch auf das Vorhaben, welches der Zwerg bezweckte, aber der Kleine antwortete immer nur ausweichend, unverſtändlich, ſelbſt kindiſch, wie immer, wenn man zu heller Tageszeit ſich mit ihm über irgend einen ernſten Gegenſtand in Rede einließ, und Marie gab bald das Vorhaben, ihn auszuforſchen, auf. Zu Grimmenſtein angekommen, erbat ſie ſich von dem alten Pfarrherrn die Erlaubniß vor dem Hochaltare der Kirche, die die Reſte des Ritters barg, eine Stunde im Gebete zuzubringen.

Gern gewährte ihr der würdige Prieſter ihre Bitte. Es fing bereits an zu dunkeln, als ſie das Gotteshaus verließ. — So wie ſie vor die Thüre des Kirchleins trat, ſuchten ihre Augen den Kretin. Sie hatte ihn, ſeiner Gewohnheit nach, mit bunten Steinen oder Blumen ſpielend verlaſſen; jetzt fand ſie ihn auf einem Grabhügel ſitzen. Er hatte ſeine thränenvollen Augen auf den, eben am Horizonte aufſteigenden Mond gerichtet, und ſang in klagender Weiſe einige Verſe, die, wie es ſchien, auf die Sempacher Schlacht, auf Arnolds Tod, und auf ihn ſelbſt Bezug hatten.

Ich ſeh, ſo ſchloß er endlich:

Ich ſeh' durch tauſend Thränen
Dich, lieber blaſſer Stern,
Doch Du bleibſt ſtets dem Sehnen
Des Tiefbetrübten fern.

Bald, ſchöne blaſſe Leuchte,
Werd' ich Dir näher ſein,
Bald hüllt das thränenfeuchte
Geſicht das Sargtuch ein. — — —

So wie der Kleine dieſe Worte geſungen hatte, lehnte er das Haupt auf ein halbverſunkenes Steinkreuz, und weinte bitterlich, doch bald gewahrte er das Mädchen.

Du biſt ſchon da, Mühmchen? ſagte er freundlich. Nun, das iſt ſchön. Wir brauchen dann unſre Wanderung nicht zu übereilen.

Wohin willſt Du mich führen, lieber Seppi? fragte das Mädchen, als ſie ſah, daß der Weg den ſie jetzt antraten, einem dunkeln Föhrenwalde zuging.

Zur Löſung Deiner Bande! erwiderte der Kleine ernſt. Aber frage mich jetzt nicht; es ſoll Dir bald Alles klar werden.

Bald betraten die beiden Wanderer den Forſt. Ein nur wenig betretener Fahrweg führte durch himmelhohe Tannen, mitunter dicht an Abgründen vorbei, in deren Tiefe reißende Waldwaſſer rauſchten. Es wäre durchaus unmöglich geweſen, ſich auf dieſem Pfade fortzufinden, wenn nicht der Mond, der indeſſen immer höher am Horizonte aufgeſtiegen war, ſeinen ſilbernen Strahl durch die Wipfel der alten Föhren niedergeſendet hätte. Lange waren beide Wanderer ſo ihres Weges gezogen, als der Weg ebener wurde, hier und da eine Lichtung ſichtbar ward, und endlich, in nicht allzugroßer Entfernung Hundegebell ertönte.

Ein einzelnes Jägerhaus liegt hier im Walde! bemerkte Seppi, als Marie aufmerkſam wurde.

Geht unſer Weg dorthin? fragte das Mädchen.

Nein, dahin! erwiderte der Kretin, indem er nach einer Waldlücke zeigte, durch die man auf einem, mit wenigen alten Eichen und vielem Geſtrüpp bewachſenen Hügel, die weitläufigen vom Monde beglänzten Trümmer eines ehemaligen Ritterſchloſſes erblicken konnte.

Sind dies — fragte Marie zögernd, aber das Weitere erſtarb ihr im Munde.

Es ſind die Ruinen des Stammſchloſſes Grimmenſtein! erwiderte, ſie errathend, der Zwerg. — Es iſt noch Zeit, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, es iſt noch nicht eilf Uhr. Um jene Stunde mußt Du Deine Wanderung beginnen.

Nach den Ruinen? fragte Marie zuſammenſchreckend.

Nach jenen Burgtrümmern! ſprach der Kleine. Du haſt nichts zu beſorgen, wenn Du Muth haſt.

Du wirſt mich begleiten? fragte das Mädchen.

Ich darf nicht. Ich erwarte Dich hier; entgegnete Jener. Höre indeß was Du zu thun haſt, denn die Zeit verrinnt. —

Hier machte der Kretin eine Bewegung mit der Hand; er ließ ſich auf einem bemoosten Stein nieder, und Marie ſetzte ſich an ſeine Seite. —

Du gehſt, ſprach der Kretin, nach einer Weile, ſobald ich Dir ſagen werde, daß es an der Zeit, dieſen Weg, der Dich bis in das Innere der Burg führt. Eine breite Stiege, ein langer Gang, den Du nicht verfehlen kannſt, geleitet Dich nach dem Ritterſaal. Hier ſetzeſt Du Dich auf den einzigen leeren Stuhl der vorhanden.

Alles was Du auch ſehen oder hören magſt darf Dich nicht kümmern; Du ſprichſt kein Wort, nimmſt Nichts was man Dir anbietet, läſſeſt durch Nichts Dich aus der Faſſung bringen. Du haſt auf nichts zu merken, als auf den erſten Hahnſchrei im fernen Jägerhauſe. Sobald aber dieſer ertönt, ſo erhebeſt Du Dich von Deinem Stuhle, und forderſt mit lauter Stimme Deinen Ring. Das Uebrige wird ſich ergeben. So viel ſei verſichert, daß, wenn Du unbedingt meinen Worten nachkommſt, Du jedenfalls ungefährdet Deinen Zweck erreichſt.

Seppi! ſagte nach einer Weile das Mädchen bedenklich; mir kommt Dein Rath ganz wunderſam vor, und ich bitte Dich mir zu ſagen —

Nichts ſage ich Dir! Nichts! rief heftig der Kretin. Später erfährſt Du Alles. — Höre Marie! ſetzte er dann ſanfter hinzu. Wie kannſt Du glauben, daß ich Dir etwas Böſes rathen könnte? — Ich bitte Dich, befolge meinen Rath. Ich habe die Fähigkeit, ihn Dir geben zu können, theuer erkauft. —

Der Kleine hatte die letzten Worte in einem Tone geſprochen, der tief aus ſeiner Seele zu kommen ſchien, und Marien alle Einwendungen ferner unmöglich machte. Sie ſtarrte deshalb ſtill vor ſich hin in die Nacht hinaus, als Seppi ſie auf einmal am Arme ergriff.

Jetzt iſt es Zeit! ſagte er, und zeigte auf den Pfad nach der Burg. Marie blickte nach den Trümmern, und, wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie alle Fenſter des verfallenen Schloſſes erleuchtet fand.

Gehe, Marie! ſprach ernſt der Kretin. Gehe! Du haſt nur eine Stunde Zeit. Der Sand verrinnt. —

Wenn auch dem Mädchen ein Schauder über den Rücken rieſelte, ging es dennoch, nachdem es von dem Kretin mit einem Händedrucke Abſchied genommen hatte, feſten Schrittes den, einige Büchſenſchüſſe entfernten, Ruinen zu.

Obgleich ein tiefer, zum Theil in den klingenden Felſen gehauener Pfad, nach den Burgtrümmern führte, ſo ward es Marien dennoch nicht ganz leicht vorwärts zu kommen. Aus jeder Felſenſpalte wuchs Geſträuch, das den Weg halb verſperrte, und an dem ihre Kleider hängen blieben, hier und da waren Steinblöcke die umgangen, oder überklettert werden mußten, in den Hohlweg gerollt. Alles zuſammen genommen gab Kunde, daß dieſer Pfad wohl nur ſehr ſelten von einem menſchlichen Fuße betreten wurde. Endlich gelangte Marie über eine halbzerfallene Zugbrücke in das Innere der Burg. Dieſelbe beſtand aus vielen Höfen, die aber faſt ſämmtlich mit handhohem Graſe, hier und da auch wohl mit Diſteln und Dornen, überwachſen waren. Marie wurde den Weg nach ihrem Beſtimmungsorte ſchwerlich gefunden haben, wenn nicht ein, mit breiten Granitplatten belegter Pfad, ſie durch die unregelmäßigen und winklichen Höfe nach dem Hauptgebäude geführt hätte. So wie ſie vor dem mächtigen Steinportale des letztern ſtand, ſchien ſich die Scene zu verändern. Das Schloß ſchien bewohnt, wenigſtens wollte Marie dies, an den Schatten hin- und hergehender Menſchen, die ſie durch die hell erleuchteten Scheiben des großen Ritterſaales im erſten Stockwerk deutlich erblicken konnte, bemerken; auch kam ihr vor, wie ſie in das Gebäude trat, als ob ſie in den langen Korridoren mehrere menſchliche Geſtalten erblickte, doch bezweifelte ſie es wieder, da nicht das geringſte Geräuſch, als ihr eigener, von den mächtigen Gewölben wiedertönender Fußtritt, hörbar war. —

Bei dem Scheine des, durch die halbverfallenen Fenſteröffnungen hereinſchimmernden Mondes, ging nun Marie eine breite ſteinerne Treppe aufwärts, ſie durchſchritt einen langen Gang, und befand ſich am Ende deſſelben vor einer mächtigen eichenen Flügelthüre, neben der rechts und links, zwei kleine Ampeln, in trübem grünlichem Feuer brannten. —

Der Gang war hier zu Ende, nirgends eine Thüre, ein anderer Ausweg, hier mußte, dies fühlte Marie, der Ort ihrer Beſtimmung ſein. Herzhaft klopfte ſie an die verſchloſſene Pforte. Niemand rief herein, aber die

Thüre that ſich wie von ſelbſt auf; laut knarrten die verroſteten Angeln. — —

Marie trat in den Saal, indem ſie ſtill und andächtig ein Kreuz ſchlug, aber faſt wäre ſie ſchneller umgekehrt als ſie gekommen war, ſo erſchrak ſie vor dem unerwarteten Anblick der ihrer harrte. —

Der alte, mit Waffen aller Art verzierte Saal, war von einer Menge Kerzen, die aber ein falbes, ins Grünliche ſpielende Licht ausſtrahlten, ziemlich hell erleuchtet. In der Mitte der weiten alterthümlichen Halle, ſtand eine lange, faſt von einem Ende des Gemachs bis zum andern reichende Tafel, die mit einer Menge von Gerichten, Krügen und Bechern prangte. An dem gedeckten Tiſche ſaß eine zahlreiche Geſellſchaft, Männer und Frauen, ſo wie auch einige Kinder. Alle waren emſig mit Speiſen beſchäftigt, aber es fiel Marien ſonderbar auf, daß ſich keiner der hinter den großen Lehnſeſſeln ſtehenden Diener vom Platze rührte, daß auch nicht das mindeſte Geräuſch, nicht ein geſprochenes Wort, ja nicht einmal das Geklapper eines Meſſers, einer Gabel, hörbar war. Mariens Erſtaunen erreichte den höchſten Grad, als ſie auf einer Tribüne eine Menge Pfeifer und Geiger bemerkte, die aus allen Kräften eine Tafelmuſik zu exekutiren ſchienen, von der aber kein Ton, kein Geigenſtrich hörbar war. —

Anfangs war das Mädchen aufs heftigſte erſchrocken, und ob es ſich gleich etwas beruhigte, als es bemerkte, daß die Geſellſchaft von der Anweſenheit der ungebetenen Gäſtin nicht die mindeſte Notiz zu nehmen ſchien, ſo war es ihr doch kaum möglich ſich auf den Füßen zu erhalten, und ſie ſah ſich deshalb nach einem Seſſel um. Mit Schrecken bemerkte ſie, daß nur ein leerer Stuhl im Saale war, dieſer aber ſtand mit an der Tafel. Nachgebend dem Bedürfniſſe auszuruhen, vor Allem aber eingedenk der Anweiſung Seppi's, ſich auf den einzigen leeren Stuhl niederzulaſſen, ſchritt Marie, plötzlich Muth faſſend, raſch der Tafel zu, und ließ ſich nieder. — Kaum hatte ſie ihren Sitz eingenommen, als ein, hinter dieſem ſtehender Diener Bewegung zu erhalten ſchien. Er ergriff eine ſchwere ſilberne Schüſſel, und präſentirte Marien eine Speiſe. Nur ſchwer, und nach oft wiederhohlten Winken, ließ er ſich abweiſen, eben ſo konnte ſie nur mit Mühe ihn abhalten, aus einem großen kriſtallenen Kruge, rothen Wein in ihren Becher zu gießen. Da Marie bemerkte — und dies beruhigte ſie nicht wenig — daß Niemand ſie anblicke, noch ſich um ſie bekümmere, ſo ließ ſie ihr Auge im weiten Kreiſe der Geſellſchaft umher ſchweifen. Der Anblick derſelben wäre dem Mädchen ſehr intereſſant geweſen, wenn es ihn unter andern Umſtänden hätte finden können. Die Anweſenden, Männer wie Frauen, waren Alle im höchſten Staat. Dieſer war jedoch überaus verſchieden; es war hier, ſo zu ſagen, eine Muſtercharte der Moden mehrerer Jahrhunderte zu überſchauen. Mehrere der Tiſchgenoſſen waren in Kleidern, die ſich das Mädchen oft geſehn zu haben noch wohl erinnerte, Andere trugen die Tracht der Großväter und Aeltermütter, die Kleidung der Uebrigen hatte Marie theils niemals, theils nur auf alten Bildern erblickt. Auf den Aermeln der jüngſten, ſah man hier und da einen rothen geflügelten Dolch geſtickt, und Marie ſchloß daraus, das die Anweſenden ſämmtlich der Familie Grimmenſtein angehören möchten. —

Lange hatte Marie ſo im Kreiſe umher geſchaut, und faſt hatte die weibliche Neugier die Furcht beſiegt, als das Mädchen auf eine entſetzliche Weiſe zuſammenſchrack. Ihr Auge war auf den, ihr an der Tafel gegenüberſitzenden Tiſchgenoſſen, gefallen. Sie glaubte zu Boden ſtürzen zu müſſen, als ſie bemerkte — daß es ihr früherer Verlobter, das es Hubert ſei. —

Lange glaubte ſie, daß ſie ſich täuſche, daß es ein Betrug ſei, daß die Geſtalt jeden Augenblick verſchwinden werde. Aber nein. Es war Hubert, in derſelben Kleidung, wie ſie ihn im Leben oft geſehn. Er ſah blaß und traurig aus. Wie ſonſt leuchtete der Feuerpfei — und dies war auch bei den übrigen Tiſchgäſten der Fall — auf der weißen Stirn. Wäre es möglich geweſen, daß ſich ihr Entſetzen noch hätte ſteigern können, ſo war es in dem Augenblicke, als ſie bemerkte, daß Hubert ihren Ring noch auf die Weiſe wie ſonſt an ſeiner Hand trug. — — —

Marie war jetzt kaum mehr im Stande nur einen Augenblick ihr Auge von dem Ritter abzuwenden. Es kam ihr dabei zu ſtatten, daß dieſer ſie nur ſelten, dann aber, wie ihr ſchien, mit einem langen ſchmerzlichen Blicke betrachtete, und tief aufſeufzte. Obwohl er von den auf ſeinem Teller liegenden Speiſen dann und wann etwas zum Munde führte, ſo bemerkte doch, Marie mit Erſtaunen, daß ſich dieſelben nicht verminderten. Eben ſo auffallend war es, daß die Tiſchgenoſſen, ihren Mundbewegungen zufolge im Geſpräche begriffen ſchienen, ohne daß jedoch nur der kleinſte Laut hörbar wurde. Die Stille im Saale war ſo groß, daß Marie das Picken des Holzwurms, der in der Lehne des morſchen Stuhles, auf dem ſie ſaß, ſein Weſen trieb, vernehmen konnte. — Das Mädchen hatte ungefähr eine Viertelſtunde an der befremdlichen Tafel geſeſſen, ſie verwandte kein Auge mehr von dem gegenüberſitzenden Ritter, welcher, als ob er ihr den Anblick ſeiner Todeswunde erſparen wollte, wie mechaniſch von Zeit zu Zeit mit der Hand nach dem Halſe fuhr, und die breite Spitzenkrauſe emporrückte, welche die letztere verdeckte. Jetzt fing es Marien von Minute zu Minute an immer unheimlicher zu werden, ein kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn, ſie war einer Ohnmacht nahe. In dieſem Augenblicke vernahm ſie ein entferntes Hahngekrähe, und, eingedenk den Worten des Kretins, erhob ſie ſich mit Anſtrengung ihrer letzten Kräfte von ihrem Sitze. Mit Haſt zog ſie Huberts Ring vom Finger, und indem ſie ihn mit zitternder Hand dem Ritter darreichte, ſprach ſie mit lauter Stimme: Ritter von Grimmenſtein! Im Namen Gottes bringe ich Euch Euren Ring zurück, und fordere den meinigen, ſo wie die Auflöſung unſeres Bundes. —

Kaum hatte Marie dieſe Worte geſprochen, als ihr die Sinne zu ſchwinden begannen. Es ward ſtockfinſter. Ein furchtbares Krachen, als ob die Gewölbe, über und um ſie her, zuſammenzuſturzen begönnen, ließ ſich hören. Marie fiel in eine tiefe Ohnmacht. — — —

Der Tag grauete ſchon in Oſten, als das Mädchen aus ihrer Betäubung erwachte. Angſtvoll blickte Marie um ſich. Sie ſaß, das Haupt an einen Steinblock gelehnt, auf einem Haufen Mauertrümmern, die größtentheils von dem zwiſchen ihnen emporſproſſenden Graſe überdeckt wurden. Der Zwerg ſaß an Mariens Seite, und hielt eine Hand des Mädchens in der ſeinigen.

Gott! Welch ein entſetzlicher Traum! rief Marie aus. — Wo ſind wir denn eigentlich, guter Seppi? —

In dieſem Augenblick fiel ihr Blick auf die Hand, welche Seppi gefaßt hatte, und, wer ſchildert ihr Erſtaunen, ihre Ueberraſchung, als ſie an derſelben den Ring erblickte, den ſie einſt dem Ritter als Pfand der Treue gegeben hatte.

Iſt's möglich? rief ſie unaufhörlich. Träume ich nicht mehr? — Iſt dies wirklich mein Ring?

Haſt Du Kraft genug den Heimweg anzutreten? fragte endlich der Kretin, nachdem er eine Weile mit freundlich ſchmerzhaftem Lächeln, ſich an der Ueberraſchung Mariens geweidet.

Ja, lieber Seppi! — Fort! — Fort von hier! antwortete das Mädchen, und ſprang ſo ſchnell auf, als ob es von Jemand zurückgehalten zu werden fürchten müßte.

Schweigend legten Beide mit ſchnellen Schritten den Weg, von den Ruinen nach dem Walde zurück. —

So wie der Pfad ebener wurde, und das Tageslicht zunahm, begann Marie von den Abentheuern der vergangenen Nacht zu ſprechen. Sie that tauſend Fragen an den Kleinen, ſie bat dringend um Aufſchluß. Marie erhielt dieſen nicht. Sie würde in Kurzem über Alles Auskunft erhalten, meinte der Kretin, und ſo wie der Tag zunahm, bemerkte das Mädchen, daß ſich die Geiſteskräfte des Aermſten, wie gewöhnlich, verminderten, daß ſeine Antworten verworren, faſt kindiſch wurden, und ſie beſtürmte ihn weiter nicht mehr. — — —

So wie Marie nach Hauſe kam, theilte ſie ihrer Schwägerin alle die merkwürdigen Begebenheiten ihrer nächtlichen Wanderung mit. Weder Jene noch Konrad, der dazu kam, würden ihr geglaubt haben, wenn das Vorhandenſein des Ringes nicht ein Zeichen für die Wahrheit geweſen wäre, und die Behauptung Konrads, daß Alles nur ein Traum ſein könne, zu Nichte gemacht hätte. — Im Laufe der folgenden Tage, erneuerte nun der junge Mann ſeine Werbung um die Hand Mariens aufs dringendſte. Das Mädchen willigte ein, doch erbat es ſich, ehe die Verbindung vollzogen würde, ſo viel Friſt, um die große jährliche Wallfahrt zu Einſiedlen, die in zwei Monaten ſtatt finden ſollte, vorher begehen, und dort ihr Weihgeſchenk darbringen zu können. Dieſes Feſt kam nach und nach näher, doch wurden vorher eine Menge Zubereitungen zu Mariens Hochzeit getroffen. Nicht nur die Familie, ſondern auch die ganze Nachbarſchaft, bei der beide Brautleute ſehr beliebt waren, nahm daran Theil. Jubel und Frohſinn waltete in dem Hauſe, wo noch wenige Wochen vorher Kummer und Trübſinn ihren Sitz aufgeſchlagen hatten. Marie liebend und ſich geliebt ſehend, würde ſich ganz glücklich gefühlt haben, wenn nicht ein Umſtand geweſen wäre, der ihr Kummer gemacht hätte. Es war eine von Tage zu Tage ſich vermehrende Kränklichkeit Seppi's. —

Von der Zeit an, wo er Marien nach den Ruinen von Grimmenſtein begleitet hatte, ſchien ſich ſein ganzes Weſen auffallend verändert zu haben. Er ſpielte nicht mehr mit den Kindern, er machte keine loſen Streiche mehr, und auch die Steine und Alpenblumen, die ſonſt ſo viel Reiz für ihn hatten, mit denen er ſich ſtundenlang beſchäftigen konnte, ſchienen dieſen ganz für ihn verloren zu haben. Was indeß Marien ſowohl wie den übrigen Hausgenoſſen am merkwürdigſten vorkam, war, daß er durchaus kein Verlangen mehr bezeigte, im Mondſcheine auf den Hügel tanzen zu gehn. So oft man ihn deshalb befragte, ja dazu aufmunterte, ſagte er traurig: Seppi tanzt nicht, damit Mariechen wieder tanzen kann. — Nicht ein Wort weiter war über dieſen Gegenſtand aus dem Kleinen zu bringen. Höchſt ſchmerzhaft war es überdies dem Mädchen, ſo wie auch den übrigen Mitgliedern der Familie, das auffallende Hinſchwinden der Körperkräfte des armen Seppi zu bemerken. Nur mit Mühe ſchleppte er ſich von einem Platze zu dem andern. Er ward täglich magerer, abgezehrter, und bald ſtellte ſich ein Fieber ein, das im Stande war, den Hausgenoſſen den Tod des guten Zwerges faſt als gewiß vorausſehn zu laſſen. Als Marie ihre Wallfahrt nach Einſiedlen antrat, war Seppi nicht mehr im Stande ſein Lager zu verlaſſen. Wie ſie ihm zum Abſchiede die Hand reichte, und ihm ſagte, daß ſie vor dem Gnadenbilde, um Wiedererlangung ſeiner Geſundheit beten, und deshalb ein paar Kerzen opfern wolle, ſchüttelte er ſchmerzlich lächelnd den Kopf und antwortete leiſe: Komme bald wieder! Ich möchte Dich gern noch einmal ſehen, bevor ich ſterbe. — —

Marie mochte etwa acht Tage auf der Bußfahrt zugebracht haben. Als ſie das Haus wieder betrat, kamen ihr die Kinder mit bekümmertem Geſicht entgegen. Seppi hat recht nach Dir verlangt, Baſe! riefen die Kleinen. — Eiligſt begab ſich Marie an das Lager des Kretins, welches, wie ſie nun allzuwohl einſah, bald ſein Sterbelager werden ſollte. Sie fand den Kleinen ſehr erſchöpft, und faſt zum Gerippe abgezehrt, aber, zu des Mädchens Verwunderung, war ſein Geiſt, obwohl es hoch am Mittage war, freier, ſchärfer, klarer wie ſonſt.

Kommſt Du, liebe Marie? rief der Kleine ihr, als er ſie anſichtig wurde, mit matter Stimme entgegen. Nun, das iſt ſchön, daß ich Dich noch einmal ſehe. Ich fürchtete ſchon ſterben zu müſſen, ohne Dir ein Lebewohl ſagen zu können.

Sprich doch nicht ſo traurig Seppi! antwortete Marie, nachdem ſie ſich am Lager des Zwerges niedergelaſſen hatte. Du wirſt leben, und geſund und fröhlich ſein.

Geſund und fröhlich? erwiderte ſchmerzlich lächelnd der Kleine. Nein, gute Marie. Ich ſehe den nächſten Morgen nicht mehr. Seit geſtern Nacht weiß ich es gewiß.

Dir träumte von Deinem Tode? fiel Marie ein. Das iſt ein Traum von guter Vorbedeutung. Du wirſt leben und geſund werden.

Nein! — Nein! verſetzte kopfſchüttelnd der Kretin. Es war kein Traum. — Dir kann ich es wohl ſagen Bäschen! ſetzte er dann leiſe und vertraulich hinzu. Meine alten Tanzgenoſſen waren geſtern Nacht bei mir — auch der kleine König war unter ihnen — ſie ſagten, daß ſie nicht mehr böſe auf mich wären; aber daß ich heute Nacht ſterben würde, ſagten ſie auch. —

Meinſt Du vielleicht die Gnomen von denen die Leute ſagen, daß Du mit ihnen Umgang hätteſt? fragte das Mädchen überraſcht.

Nenne ſie nicht ſo Bäschen! fiel der Kretin ihr plötzlich in die Rede. Das iſt ein häßlicher Name, den ſie nicht leiden können. Erdmännlein wollen ſie heißen. — O, fuhr der Kleine wehmüthig fort, ſie ſind ſehr zornig, wenn man ſie aufbringt, und vergeben nicht leicht wenn man ſie einmal beleidigt hat. Dies aber iſt die Urſache meines Todes.

Alſo iſt es doch wahr, was die Leute ſagen —

Warum ſoll ich es läugnen, daß ich Umgang mit ihnen hatte! Es iſt ja doch jetzt Alles eins; unterbrach ſie der Zwerg. Siehe Mariechen! Es war recht ſonderbar wie ich die Erdmenſchen kennen lernte. Es war eines Abends, als ich im Mondenſchein ſpazieren ging. Mein Weg führte mich nach der Kapelle, die Du nur allzuwohl kennſt. Dort kam mir vor, als ob ich eine Anzahl Kinder im Mondenſcheine auf dem Hügel, den die Leute den Gnomenhügel nennen, herumtanzen ſahe. Ich dachte unſere Knaben wären auch dabei, und ſchlich mich, von den Haſelſtauden verdeckt, näher hinzu. Wie erſtaunte ich, als ich eine Menge kleiner Menſchen, von denen keiner mehr als eine Elle hoch war, luſtig durcheinander ſpringen ſah. Die Männlein ſowohl wie die Frauen — denn auch ſolche gab es unter ihnen — waren gar nicht häßlich; ihre Kleinheit abgerechnet, und daß ihre Köpfe ein Bischen dicker, und ihre Beine etwas krümmer waren, als nöthig geweſen wäre. Ihre Kleider waren grau aber fein, faſt wie Spinneweben, und ſie tanzten Alle nach den Tönen von kleinen Geigen und Flöten, die nicht länger waren wie Dein Zeigefinger. Was mich aber am meiſten wunderte, war, daß ſich unter ihnen ein Männchen und ein Weibchen befanden die goldne Kronen mit blitzenden Steinen beſetzt auf dem Kopfe hatten. — Wie ich nun ſo hinter einem Haſelſtrauche ſitze und zuſehe, wird Alles ſtill, die Tanzer ſprachen heimlich zuſammen als ob ſie berathſchlagten, auf einmal aber ſtürzen ſie auf mein Verſteck los, ziehen mich heraus, und fort gings nach dem Hügel Dort ſchienen ſie lange untereinander zu ſtreiten, und ſpäter erfuhr ich auch, daß die Rede davon geweſen, daß der kleine König mich mit dem Scepter berühren ſolle. — Du mußt wiſſen, Mariechen, das iſt ihre Hinrichtungsweiſe. Wenn er einen Horcher und Lauſcher mit dem Scepter berührt, ſo iſt dieſer gleich mauſetodt. — Nun war aber ein kleines Erdweibchen dabei, ein junges hübſches, flinkes Ding — ich habe ſpäter immer zum Danke dafür mit ihr getanzt — die fiel vor dem kleinen König auf die Knie, und ſie war es vornehmlich die es dahin brachte, daß ich begnadigt wurde. Nun ſagte man mir, daß mir unverdienterweiſe das Leben geſchenkt ſei, daß ich mich aber als ihren Verbündeten betrachten, und ſobald es Vollmond wäre, auf den Hügel zum Tanze kommen müſſe. Ich nahm dieſen Vorſchlag um ſo lieber an, als es wirklich recht hübſch dort war. Das kleine Erdweibchen war ſo freundlich und niedlich, der Tanz ſo luſtig, und dann gings zur Tafel die auch nicht ſchlecht war. Da gab es Schinken von der Gemſe, die noch vor wenigen Stunden von Klippe zu Klippe geſprungen, Erdbeeren ſo friſch und würzig, und Gletſchermilch ward getrunken, kalt wie Eis, aber ſußer wie der Wein von Chiavenna, den Vetter Arnold im Keller hatte. Zweierlei Dinge verbot mir der kleine König. Eines davon war, daß ich Niemand Etwas von Dem was ich hören oder ſehen würde wiederſagen ſollte und ich vergeſſe nicht, wie heftig er mich ausſchalt, als ich Dich in meinen Geſängen vor der Verlobung mit Grimmenſtein gewarnt; das Zweite beſtand darin: daß ich niemals eine Frage, über was es auch ſei, an Jemand von der Geſellſchaft richten dürfe. — Daß ich das letztere Gebot übertrat, iſt mein Tod. — Doch laß mich darüber ſchweigen, Mariechen.

Nein, guter Seppi! rief Marie ängſtlich, indem eine ſchmerzhafte Ahnung in ihr aufdämmerte. Geſtehe, Du haſt wegen meines unglücklichen Schickſals die Erdgeiſter gefragt.

Ich konnte Dich nicht länger leiden ſehen! erwiderte wehmüthig der Kleine. Ich meinte Du würdeſt ſterben, wenn Du nicht den Ring wieder hätteſt, und ich fragte deshalb die hübſche Elfin, mit der ich immer zu tanzen gewohnt war, wie ich es anfangen ſollte Dir ihn wieder zu verſchaffen. Lange widerſtand ſie meiner Bitte, ſie warnte mich! ſie ſagte: der kleine König merke es ſogleich, wenn Jemand ſeine Befehle übertreten habe; ich ließ nicht nach in ſie zu dringen, und nun erklärte ſie mir Alles. Sie ſagte mir, daß die Grimmenſteine allnächtlich in den Ruinen ihrer Stammburg tafelten, kurz Alles, wie Du weißt daß es gekommen iſt. Kaum aber hatte ſie mir das Geheimniß während des Tanzes vertraut, als auch der kleine König ſchon davon Kenntniß hatte. Mit ſtrenger Miene berief er uns zu ſich. Er ſagte mir, daß ich ſterben müſſe, daß er aber, da ich nicht blos aus elender Neugier in die Geheimniſſe ſeines Reiches eingedrungen ſei, mir erlauben wolle, durch Anwendung deſſen was ich erfahren, Dein Glück zu gründen. Die arme Elfin verbannte er auf hundert Jahre in eine Höhle des Gottbards, indeß iſt es mir geſtern als er hier war, gelungen, ihre Verzeihung auszuwirken. Mich ſelbſt konnte er nicht begnadigen. Dies verbiete, ſagt er, die Konſtitution ſeines Reiches. — Was dies nun iſt, Mariechen, verſtehe ich zwar nicht, aber es muß ein ganz abſcheuliches Ding ſein, daß es mir durchaus ans Leben will. — —

Nein! — Nein! — Du wirſt nicht ſterben, Seppi! rief Marie in Thränen. Glaube mir, lieber Seppi, Alles iſt nur ein Traum, eine Ahnung geweſen, und Du meinſt, Du hätteſt dies wirklich erlebt.

Du täuſcheſt mich nicht, Mariechen! entgegnete ſchmerzlich lächelnd der Zwerg. — Aber gehe jetzt, Bäschen! Gehe in Dein Zimmer. Ich bin müde — ſehr müde.

Nur ungern verließ Marie den armen Kranken. Sie war der Meinung, daß er einſchlummern würde um nie wieder zu erwachen, doch begann ſie wieder zu hoffen, als ſie nach Verlauf weniger Minuten, ihn mit leiſer Stimme ein Liedchen ſingen hörte. Marie horchte an der Thüre. Ach! ſie überzeugte ſich bald, daß der Aermſte ſich von ſeinen kleinen geiſterhaften Freunden umgeben glaubte; ſie ſchloß es wenigſtens aus folgenden Strophen.

Er ſang:

Streiſt ſie mir ab, die ſchwere Hülle
Die mich zur Erde niederzieht,
Sie preßt mich, hindert, daß in Stille
Der Freund mit Euch, Ihr Freunde, flieht.

So recht! — Nun fort zu jenem Hügel,
So ſchön, ſo wonnig, roſengrün!
Fort! Laßt uns, wie auf Windesflügel,
Nach unſerm lieben Hügel ziehn.

Dort ſchweben wir im Sternenſcheine
Allnächtlich, froh im Reihentanz.
Ha ſeht! Die Freundin, die ich meine,
Schon harrt ſie dort im Mondesglanz.

So wie Seppi die letzte Strophe ausgeſungen hatte ward Alles ſtill in der Kammer. Erſt nach Verlauf einer halben Stunde, wagte ſich Marie hinein. — Der Kleine lag entſeelt auf ſeinem Lager. Ein freundliches Lächeln war in ſeinen Zügen zu leſen. — — —

Erſt nach einigen Monaten, während welchen die Familie — vor Allen Marie — den kleinen Hausgenoſſen von Herzen betrauerten, ward die Hochzeit Mariens mit Konrad feſtlich begangen.

Das Bad der Walkyren.

Nordiſche Sage.

Motto:

Aus ihrer kriſtallnen Halle
Die Meerfey tritt hervor;
Den glänzenden gepanzerten Delphin
Lockt ihr Geſang empor.

Hoch im Norden, durch einen Meeresarm von der äußerſten Spitze Schottlands getrennt, liegt die Inſelgruppe der Orcaden. Das ſüdlichſte dieſer Eilande, die Inſel Hoy, iſt bergig. Schwarzgraue Klippen ragen bis zur Höhe von ſechzehnhundert Fuß in die Lüfte. Die höchſte derſelben bildet ein Vorgebirge, das ſeine nackten Seiten einer Brandung preis giebt, wie ſolche kaum von der am Nordcap vorkommenden übertroffen wird. Jenes Vorgebirge wird von der furchtbar tobenden Strömung, welche zwiſchen der Nordſpitze von Schottland und der Inſel Hoy ihren Weg nimmt, beſpült, die unter dem Namen des „Ruſt von Pentland Frith" gekannt iſt, und von den Schiffern gefürchtet wird. Ebbe und Fluth ſind hier ſo hoch, die Brandung ſo bedeutend, daß man auf Felſenplatten die gegen hundert Ellen über dem Waſſerſpiegel erhaben ſind, und die nur der gehäutete Fuß der Seemöve, oder der Solandgans betrat, Seetang und Schiffstrümmer welche das tobende Meer hinaufſchleuderte, liegen ſieht. Die ſämmtlichen Orkneyinſeln, beſonders Hoy, ſind vermöge ihrer Lage in ſo hoher Breite arm an Vegetation, der Wachholder und die Birke ſind die einzigen baumartigen Gewächſe aus dem Pflanzenreiche, doch ſind zur Sommerzeit, einige der ebenern Eilande — vor allen das größte derſelben: Mainland oder Pomona, ſo wie die kleine Inſel Graimſey — mit grünen, das Auge erfreuenden Matten geziert. Die Gruppe der Orkneys wurde in den früheſten Zeiten von den alten Seefahrern Norwegens ſehr beſucht — auch die Römer kannten ſie, und legten ihr eine ſolche Wichtigkeit bei, daß ſie bei der Theilung des Reichs ausdrücklich erwähnt wurde — und von Norwegen aus erhielt ſie einen großen Theil ihrer damals ziemlich zahlreichen Bevölkerung. Unter dem Namen Jarls herrſchten Grafen, aus jenem Volke und von alten Seekönigen entſproſſen, über dieſe Eilande. Unter ihnen lebten angeſehene Udallers — freie Vaſallen — der übrige Theil des Volkes war leibeigen. Außer Irland giebt es vielleicht in ganz Europa nirgends eine ſo ſagenreiche Gegend als auf dieſer ultima Thule, nirgends ſo viele aus graueſter Vorzeit ſtammende Denkmale. Jedes der Eilande hat ſeine halbverſunkenen Grabhügel, unter welchen der Sage nach die Gebeine mächtiger Seekönige ruhen, ſeine Opferſteine, auf denen unter dem kupfernen Meſſer des Druiden Blut in der jetzt vom Moos überwachſenen Rinne zu Ehren Odins rieſelte, aufzuweiſen. Die meiſten der auf uns gekommenen Sagen deuten auf jene Zeiten, wo das Chriſtenthum ſich zwar auf dieſer Inſelgruppe ſchon verbreitet hatte, wo indeß eine Menge heidniſcher Gebräuche und Gewohnheiten im Schwunge waren, ja oft noch heimlich gegen jenes ankämpften. — Auch die Volksſage, welche wir dem Leſer mittheilen, fällt in jene Zeit. — —

Seit Magnus der erſte, der heilige, ermordet worden war, hatten zwei Menſchenalter hindurch ſeine Nachkommen über die Orkneys geherrſcht. Es war im dreizehnten Jahrhundert als Magnus der dritte dahinſchied. Bis dahin hatten die Grafen zu Kirkwall auf Mainland, der größten dieſer Inſeln, in einem weitläufigen, pallaſtähnlichen Kaſtell gewohnt. Die Wittwe des Grafen — die Tochter eines ſtolzen norwegiſchen Häuptlings — entſchloß ſich ihren Aufenthalt von Kirkwall nach der Inſel Hoy in eine Burg zu verlegen, von der jetzt kaum noch einige Grundmauern zu ſehen ſind, die aber feſt und wehrhaft, wiewohl nicht allzugroß an Umfang, zwiſchen die Klippen jenes Vorgebirges, das wir bereits beſchrieben haben, gebaut war. Nur der ſtolze menſchenfeindliche Sinn den man der Gräfin zuſchrieb, oder der Gram über den Verluſt des Gatten, war im Stande den ſonderbaren Wechſel des Aufenthalts, die Vertauſchung des freundlichern Pomona, mit dem düſtern zerklüfteten Hov, des großen ſtattlichen Grafenpallaſtes mit der Burg, die in ihrer Abgelegenheit und Oede dem Neſte des Seeadlers nicht unähnlich war, zu erklären. Das Schloß lag, durch zwei Klippen, zwiſchen denen ein mit einem Eiſenthore geſperrter Durchgang nach der Burg führte, geſchützt, auf einem Vorſprunge, an deſſen Fuß ſich die Wellen des Nordmeers in einer Tiefe von hundert Ellen toſend brachen. Da das ganze Vorgebirge aus Sandſtein beſtand, ſo hatte die nimmer ruhende Brandung ganze Höhlen — ſogenannte Haliers — hineingewaſchen, auch war es wohl vorgekommen, daß nach heftigen Stürmen ungeheure Felſenblöcke, zwiſchen denen die Erde von der Gewalt der Wellen fortgeſpült worden, mit donnerndem Getöſe in den Abgrund ſtürzten. Dicht am Rande des Felſen, und nur durch einen ſchmalen mit kurzem Graſe bewachſenen Raum von der entſetzlichen bodenloſen Tiefe getrennt, ragten die beiden Eckthurme der Burg zwiſchen denen ſich der Wohnſaal des Gebäudes ausdehnt in die Luft. Stundenlang ſaß hier die Gräfin mit einem kleinen Gebetbuch in der Hand, oder ſie ſah ſchweigend dem Treiben des Kormorans zu, der die kleineren Seevögel ſchreiend verfolgte, oder von dem gewohnten Standpunkt einer Klippe hinabſchoß, und bald darauf mit einem Fiſche im Schnabel zurückkehrte. Die gewöhnliche Geſellſchafterin der Gräfin war Fräulein Siegbrit, eine entfernte, bei ihr lebende Verwandte. Obwohl die Gräfin bereits die Mitte des Lebens überſchritten hatte, und vermöge des kalten ſtolzen Weſens was ihr eigenthümlich war, auf den der ſie zum erſtenmale ſah keinen beſonders günſtigen Eindruck machte, ſo war der letztere doch bei weitem nicht ſo unangenehm als der, den die Erſcheinung Fräulein Siegbrits hervorbrachte. Siegbrit hatte nämlich bereits das dreißigſte Jahr paſſirt, war ziemlich häßlich von Geſicht, und von etwas ſchiefem Wuchs. Leider ſchien ſie keine jener drei üblen Eigenſchaften an ſich bemerkt zu haben, vielmehr ſtrahlte aus den kleinen grauen Augen eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit; ſie trug die magern Arme, die ſpitzen Schultern mit einem ſo ſichtbaren ſiegbewußten Wohlgefallen zur Schau, daß die ganze Erſcheinung des Fräuleins eine ſehr komiſche geweſen wäre, hätte der boshafte Geſichtsausdruck Siegbrits ſie nicht zu einer widrigen gemacht.

Außer jenen beiden Bewohnerinnen des einſamen Schloſſes gehörte noch eine dritte Perſon zur Geſellſchaft. Es war dies der vier und zwanzigjährige Sohn der Gräfin, und jetziger regierender Graf, der junge

Magnus. Nur ſelten befand er ſich daheim. Er ſchien den Fiſchfang auf hoher See, und die Jagd auf Seevögel leidenſchaftlich zu lieben, wenigſtens galt dies als der Grund ſeiner oft tagelangen Abweſenheit, doch behaupteten Einige daß der ſtolze herrſchſüchtige Sinn der Mutter, zwiſchen dieſer und dem Sohne zu öftern Zwiſtigkeiten führe, und Letzterm den heimiſchen Aufenthalt verleide. — Auch an dem heitern Sommerabende, der für den Verfolg der Begebenheiten unſerer Erzählung von Bedeutung war, befand ſich Graf Magnus abweſend. Schon früh war er, blos von zwei vertrauten Ruderern begleitet, in einem kleinen Schifflein abgeſegelt, und hatte nur hinterlaſſen, daß er mit Anbruch der Nacht zurückkehren würde. Die Gräfin und ihre Verwandte ſaßen wie gewöhnlich an dem größten der ſpitzbogigen Fenſter des geräumigen Wohnſaals, deſſen weites Gewölbe in der Mitte von einem mächtigen Sandſteinpfeiler getragen wurde. Ein alter Diener ſchürte das hier nöthige kleine Torffeuer, welches in dem gewaltigen Kamine glimmte, und nur dann und wann in blauen Flämmchen aufloderte.

Eben hatte er das Zimmer verlaſſen, als Fräulein Siegbrit einen tiefen Seufzer ausſtieß, und die Gräfin das kleine ſchwarzgebundene Brevier, das ſie in der Hand hielt, bei Seite legte.

Sagtet Ihr nicht etwas? fragte die Hausherrin, indem ſie das Fräulein mit dem kalten halbgeſchloſſenen Auge betrachtete.

Ach es iſt doch erſchrecklich einſam hier, gnädige Baſe! erwiderte Siegbrit, indem ſie erfreut ſchien das ſtundenlange Schweigen einmal unterbrochen zu ſehen. Ich dachte ſo eben an das muntre Leben in den Schlöſſern unſers fröhlichen Norweg. Wenn dort die Männer an der ſteinernen Tafel ſaßen, das Horn gefüllt mit Usquebaugh oder Gerſtenſaft herumging, und der Schloßſänger herein trat, alte Saga's zum Harfenklange ſprechend, ſo war es doch etwas ganz Anderes als hier, wo man nichts hört als das Geſchrei der Kormorans, Puffins und Seemöven, und keine Geſellſchaft erblickt, es müßte denn eine Heerde Seekälber ſein, die auf einer Klippe ſchweigend und langweilig beiſammen liegen von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang.

Ich ſollte glauben in Euren Jahren müßte man die Vorzüge eines beſchaulichen zurückgezogenen Lebens bereits zu ſchätzen wiſſen, Ihr ſprecht indeſſen, wie ein junges flatterhaftes Ding von ſechzehn oder ſiebzehn Jahren! erwiderte die Gräfin verdrüßlich.

In meinen Jahren! fiel Siegbrit giftig ein. Ich weiß nicht, gnädige Baſe, was Ihr unter meinen Jahren verſteht; ich glaube indeß, daß bei verſchiedenen Perſonen ſich auch die geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften ſehr verſchieden entwickeln. Bei Einem geſchieht es früh, bei Andern ſpät; ich kann mit gutem Gewiſſen behaupten, daß ich erſt ſeit wenig Jahren mich völlig erwachſen fühle. Daher kommt auch der jugendliche Sinn der Euch leider oft zu mißfallen ſcheint. Man kann ſo Etwas ſich weder nehmen noch beilegen. Ich fühle mich oft gedrungen zu tanzen, zu ſpringen. —

Es ſteht Euch nicht ſonderlich! bemerkte die Gräfin kalt.

Und Ihr werdet finden, fuhr Siegbrit, welche die Worte der Vorigen nicht hören zu wollen ſchien, fort, daß ich mich, ſeitdem ich Norwegen verließ, wenig verändert habe, obwohl Ihr zugeben werdet, daß ich damals faſt nur ein Kind war.

Hm! Ich dächte Ihr wäret doch ſchon ziemlich erwachſen geweſen! ſagte die Gräfin im vorigen Tone. Laßt einmal ſehen! Eure Mutter ſeliger ſtarb, wenn ich nicht irre im Jahre der Gnade — —

Kommt dort nicht ein Segel? — Nein es iſt nichts! fiel Siegbrit ein, der das gute Gedächtniß der Gräfin, insbeſondere aber Berechnungen dieſer Art niemals recht gefallen konnten. — Wo nur Graf Magnus heute bleibt?

Er kehrt vor Nacht nicht zurück! ſprach die Vorige. Er iſt auf dem Haſſiſchfang.

Meint Ihr? ſagte das Fräulein, indem ſie eine pfiffige Miene anzunehmen ſuchte, die ſie indeß wenig verſchönte? Ich ſtand auf dem ſüdlichen Thurme, und ſah der Barke nach. Sie ſteuerte die Straße von Faroe. — Wenn Graf Magnus auf einen Fang aus iſt, ſo iſt es ſchwerlich der des Haifiſches.

Ich weiß nicht was Ihr meint, Siegbrit! ſprach die Gräfin aufmerkſamer werdend.

Ich meine — was auch andre Leute meinen — daß Graf Magnus an irgend einer der plumpen rothwangigen Töchter der Udaller auf Pomona, einen beſondern Gefallen gefunden hat! erwiderte das Fräulein keck.

Das iſt nicht wahr! fiel die Gräfin heftig ein. — Magnus, der Abkömmling des Heiligen, der Enkel ſo vieler edlen Jarls der Orkneyinſeln, kann keine gemeinen Geſinnungen haben! ſetzte ſie mit anſcheinender Kälte hinzu.

Ich weiß was ich weiß, und was die Leute ſagen, ſprach Fräulein Siegbrit; die Freude, die es ihr machte das ſtolze Herz der Gräfin ängſtigen zu können, kaum verbergend.

Was wagen die Leute von ihrem Herrn, dem herrſchenden Jarl der Inſeln zu ſprechen? fuhr die Gräfin auf. Bei den Gebeinen Sanct Magnus des Martyrers! Ich bin mit meinem Sohne wenig zufrieden, aber die Zunge, die von ihm Uebles redet, ſoll in ihrem Schlunde nicht ſicher ſein.

Ereifert Euch nicht, Baſe! — Ihr müßt Euch vergleichen nicht ſo zu Herzen nehmen. Am Ende iſt ein guter Theil von Dem, was man behauptet, rein aus der Luft gegriffen; ſprach Siegbrit mit aller der erzwungenen Theilnahme und Zurückhaltung, welche bei alternden Jungfrauen ein ſicheres Zeichen ſind, daß ſie ein Geheimniß, von welchen ſie vorausſetzen können, daß deſſen Entdeckung dem Zuhörer Schmerz verurſachen werde, nicht länger zu ertragen vermögen.

Was ſoll ich mir nicht zu Herzen nehmen? Was behauptet man von meinem Sohne? Ich will es wiſſen! rief heftig die Gräſin.

Faſt ſollte ich es Euch nicht mittheilen, weil Ihr ſo erregt ſeid; ſprach Siegbrit. Wenn ich es indeß dennoch thue, ſo geſchieht es weil ich unter jeden Lebensverhältniſſen — ſie betonte dieſe Worte beſonders — Euren Willen mir zur Richtſchnur dienen laſſen werde. Wiſſet denn, man behauptet allgemein, Graf Magnus beſuche faſt täglich die Tochter eines Udallers auf Pomona, ein blondes rothwangiges Ding, das faſt noch ein Kind iſt, aber Euren Sohn gänzlich gefeſſelt und verblendet haben ſoll.

Hm! Es iſt mir unlieb! hob die Gräſin nach einer Pauſe des Nachdenkens an, doch lag in dem Tone der Stimme mehr Ruhe wie vorher. Die Tochter eines Udallers! — Eine unverſtändige Liebelei! — Es wäre mir faſt lieber geweſen, wenn der Gegenſtand, der ihn zum erſtenmal in Leidenſchaft ſetzt eine Leibeigene geweſen wäre; mit einem Worte wollte ich ihn dann zur Vernunft bringen. Wäre dies nicht der Fall, ſo ließe ich die Elende in einen Kahn werfen und ſie würde ſpurlos verſchwinden. — Das heißt — fuhr die Gräfin lebhafter fort, — ich ließe ſie nicht ins Meer werfen. Sanct Magnus bewahre mich davor! Eine Leibeigene iſt im Grunde doch auch ein menſchliches Geſchöpf! aber ich ließe ſie an der Küſte von Schottland ausſetzen, aus den Klauen der uns feindlichen Mac Dugals und Mac Neils iſt keine Rückkehr möglich. Mit der Tochter eines Udallers kann man freilich nicht ſo verfahren. Dieſe widerſpenſtigen Vaſallen ſind ohnehin ſchwer im Zaum zu halten, und ſtehen, im Falle ſie beleidigt werden, dann Alle für Einen. Dieſe Patterſon's, Feas, Schlagbrenners, und wie ſie alle heißen, haben meinem Gemahl Noth genug gemacht, als er gewiſſe Feſtgebräuche, welche, wie der fromme Biſchof ſagte, noch aus dem Heidenthume abſtammen ſollen, ausrotten wollte.

Ihr habt ſehr recht, gnädige Baſe! ſprach Siegbrit, als die Gräfin geendigt hatte. Um die Liebſchaft Eures Sohnes zu hintertreiben werdet Ihr mehr auf dieſen, wie auf das Mädchen wirken müſſen. Letzteres gehört einer zahlreichen und gefürchteten Familie —

Wie? — Man weiß ſogar den Namen? fuhr die Gräfin auf.

Sie iſt die Tochter eines der Phiorbiorns! verſetzte Siegbrit. Bekanntlich iſt dies Geſchlecht eines der zahlreichſten und geachtetſten auf der ganzen Inſelgruppe der Orkneys. Die Männer deſſelben waren wegen ihrer Kühnheit, die Frauen wegen ihrer Zauberkünſte ſtets gefürchtet. Wer weiß, ob nicht das Mädchen, das den Grafen in ihren Feſſeln hält, ihn auf eine zauberhafte Weiſe beſtrickt hat. Der Bruder ihres Vaters iſt der tolle Einſiedler, der in dem Zwergenſteine (Dwarf stone) in dem düſtern Thale am Fuße des Wartberges wohnt, und von dem ſo wunderliche Reden gehn.

Der Menſch den das Volk den letzten Druiden nennt, und den der Biſchof, und mein Gemahl, ſelbſt wider ihren Willen, dulden mußten, wenn ſie nicht die Menge zu offenem Widerſtande aufreizen wollten? fragte die Hausherrin.

Derſelbe; der ſogenannte Druide von Hoy! entgegnete Siegbrit.

Aber ſagt mir, Baſe, woher wißt Ihr dies alles? fragte nach einer Pauſe die Gräfin, indem ſie das Fraulein ſcharf fixirte. Es ſcheint mir als ob Ihr ſehr genaue Kunde über meinen Sohn eingezogen hättet, und doch habt Ihr, ſo viel ich weiß, Niemand geſprochen, welcher eine Stellung einnähme, die ihn berechtigte, die Verwandte des Jarls der Inſeln von deſſen üblen Leumund — wenn nämlich ein ſolcher ſtattfindet — zu unterhalten. —

Ihr habt ganz recht, theure Baſe! entgegnete Siegbrit etwas verwirrt. Niemand auf dieſen Inſeln hat das Recht ſich um das Thun und Laſſen des Herrn derſelben zu bekümmern, indeſſen — Gott im Himmel! — der Menſch hat doch nicht blos den Mund allein Eſſens wegen, und da fragt dann der Eine, und der Andere antwortet. —

Der Eine der da zur Unzeit gefragt hat ſeid Ihr geweſen, nun ſagt mir aber auch, wer der Andere war, der in ſeiner Antwort von meinem Sohne Uebles zu ſagen ſich erlaubte; fiel die Gräfin mit ſtrengem Blick ein.

Herr Gott! Ich glaubte nicht, daß es etwas Unrechtes wäre! ſprach ein wenig betroffen Fräulein Siegbrit. Es war nichts als eine gute Meinung von beiden Seiten. Da Ihr indeß einmal wiſſen wollet von wem die Nachricht kommt, nun ſo will ichs Euch ſagen! es iſt die alte Jerta Tronsdotter, welche mit Heiligenbildchen und dergleichen handelt, und die überall auf den Inſeln herumkommt.

Alſo ſogar aus dem Munde einer herumziehenden Bettlerin — hob zornig die Gräfin an, aber Siegbrit fiel ihr ſogleich ins Wort.

Ich bitte Euch gnädige Baſe, hört mich an ehe

Ihr Euch erzürnt! ſagte die Letztere. Es war am letzten Freitage als das Weib hier war, und ich ließ mich blos deswegen mit ihr ins Geſpräch ein, damit — damit man nicht am Ende alles Reden verlernt, wozu es auf die Länge allen Anſchein hat. Jerta kam darauf zu ſprechen, daß Graf Magnus ſehr häufig Pomona beſuche, und dort ſtets im Hauſe eines Udallers einkehre, der eine ſiebzehnjährige Tochter von beſonderer Schönheit habe — ich wette es iſt nichts dahinter; — daß Euer Sohn ſtundenlang mit der Dirne luſtwandelnd umherſtreiche, daß das Weib dem Paare begegnet, und faſt vor Schrecken des Todes geweſen ſei, als ſie auf den Druiden geſtoßen, und bemerkt habe, wie dieſer die Luſtwandelnden aus der Ferne genau beobachte. Aus letzterm Umſtande, ſetzte Jerta noch hinzu, und da ſie wiſſe, jener Mann ſei ein naher Verwandter des Mädchens, habe ſie geſchloſſen, daß das Gerede, als ſei der Graf durch Zaubermittel an das Mädchen gekettet, nicht ohne Grund ſein möge, und ſie wolle nur wünſchen, daß die Behauptung der Leute, der Graf werde die Tochter des Udallers heirathen, nicht in Erfüllung gehen möge.

Dem Anfange der Rede hatte die Gräfin mit faſt verächtlichem Lächeln zugehört; in Verfolg derſelben wurde ihre Miene immer verdrüßlicher und finſterer, bei dem Worte: heirathen, fuhr ſie wie von einem elektriſchen Schlage getroffen auf, ihr blaſſes unbewegliches Antlitz, überzog eine fliegende Röthe.

Heirathen? rief ſie heftig. Heirathen, die Tochter eines gemeinen Vaſallen? Dies wagte das elende Weib in Eurer Gegenwart von meinem Sohne zu ſagen, und Ihr ließet es nicht ſogleich in den tiefſten Kerker werfen, oder wenn der Wahnſinn aus ihm redete, es wenigſtens mit Hunden aus dem Burgthor hetzen? —

Ich glaubte Euch einen beſſern Dienſt zu leiſten; wenn ich der Sache näher auf den Grund zu kommen ſuchte; erwiderte Siegbrit. Ich beſtach die beiden Ruderer die gewöhnlich die Barke des Grafen führen. Sie geſtanden mir nach langem Zögern, der Graf ſteige ſtets in der Nähe des Sees von Stennis auf Pomona ans Land. Dort liegt die Wohnung des Udallers.

Alſo wirklich! ſprach die Gräfin mit zuſammengekniffenen Lippen, indem ſie längere Zeit nachdenklich vor ſich hin ſah. — Ich bin ſchuld an dieſer jugendlichen Narrheit; ſagte ſie endlich wie zu ſich ſelbſt. Ich hätte ihn längſt zu einer Heirath beſtimmen müſſen.

Ganz Recht! rief Siegbrit, indem ſie ſo munter und beweglich wurde, wie noch je ein alterndes Mädchen, deſſen Lieblingsthema in Anregung kam. Der Graf hätte längſt heirathen müſſen.

Aber wen? ſprach die Gräfin noch immer nachdenkend. Ihn nach Norwegen zu ſenden, während die ſchottiſchen Häuptlinge der nächſten Küſte uns mit feindlichen Augen betrachten? Unmöglich! — Eine Schottin? — Nur ungern. — Allenfalls Eine der Mac Donalds von Skye; ſie waren immer unſerm Stamme befreundet! — Auch die Kamerons, die Lairds von Lochiel ſind edel und mächtig. — Hm! Ich will darüber nachdenken.

Sollte es denn ſo ſchwer ſein ein Mädchen von edlem Stamme, welches, wenn auch vielleicht nicht an Jahren oder an Glücksgütern Eurem Sohne völlig gleich, jedoch nicht eben allzuverſchieden iſt, aufzufinden, theuerſte Baſe? fragte lispelnd und mit dem ſanfteſten Tone Fräulein Siegbrit. Oft ſucht man etwas in der Ferne, was ein freundlicher Zufall, uns von jeher nahe brachte. Durchmuſtert doch die Mitglieder Eurer Familie, und der edlen Familie Eures Gemahls, vielleicht findet Ihr ein weibliches Weſen — —

Nichts finde ich, Baſe! Durchaus nichts! fiel die Gräfin mit Eiſeskälte der Rednerin ins Wort. Ich glaube überhaupt, daß die Sache vor der Hand gar nicht ſo dringend, und das was Ihr mir mitgetheilt habt, nur ein elendes Geträtſch iſt, erfunden von Leuten die einen Zweck, der ihre Perſönlichkeit angeht, dabei im Auge haben. — Geht jetzt auf Euer Zimmer, Siegbrit, leſt den Abendſegen, und ſprecht auch für mich ein paar Oremus wenn Ihr ſo gut ſein wollt. —

Die Gräfin reichte mit den letzten Worten der Verwandtin, die weiße magre Hand zum Kuſſe hin; dieſe drückte ſie mit eſſigſaurer Miene an die Lippen, und fuhr wie ein Wirbelwind zur Thüre hinaus. —

Wenn der Reiſende die wilde, öde, zerklüftete Inſel Hoy umſchifft hat, und ſich nun mitten in dem Sunde, der dieſe von Pomona trennt, nahe an den Ufern des kleinen ſmaragdgrünen Eilandes Gramſay, befindet, ſo hat er einen ganz eigenthümlichen Anblick. Zu ſeiner Rechten liegt Hoy in düſterer Oede. Schwarzgraue Felſen, nur ſpärlich mit gelbbraunem oder weißgelbem Moos bewachſen, ſtarren überall auf, und in Mitten des Klippenchaos ragt eine Bergſpitze empor, welche die von dem Nordmeer aufſteigenden Nebel ſammelt, und zu Wolken geballt feſthält, um ſich mit ihnen, wie mit einem Schleier zu umhüllen. In der Mitte der Meerenge liegt flach und freundlich das kleine Gramſay. Das Inſelchen iſt von einem Ende bis zum andern zu überſchauen, doch bietet es außer dem grünen Raſenteppich nichts, worauf das Auge des Beſchauers lange verweilen möchte. Links ragt die mächtige Inſel Pomona aus den Fluthen. Sie iſt angebaut, ziemlich fruchtbar für ſo hohe Breite, man erblickt ſaftgrüne Wieſen, und die Küſte, wiewohl nur mit Zwerggebüſch von niedern Birken, Haſelnuß und wilden Johannisbeeren beſtanden, bietet einen nicht unmaleriſchen Anblick. Letzterer wird vorzüglich durch eine Bucht erzeugt, die ſich immer mehr verengernd, in das Innere der Inſel hineinzieht und hier eine ſchöne Waſſerfläche bildet, die man den See von Stennis zu nennen pflegt. Zwei Landzungen, die, faſt in der Mitte des Sees, ſich einander nähern, und dieſen auf ſolche Weiſe in zwei Hälften theilen, ſind durch einen Steindamm, den man die Brücke von Broisgar nennt, und der einige Oeffnungen hat um Ebbe und Fluth durchzulaſſen, verbunden. Hier befindet ſich ein höchſt merkwürdiges Denkmal aus ſo grauer Vorzeit, daß kein anderes auf den brittiſchen Inſeln — das von Stonehenge nicht einmal — hinſichts ſeines Umfanges und Alters mit ihm verglichen werden kann. Ungeheure, altersgraue Steinblöcke ſind auf der Höhe eines Hügels, an dem einen Ende jenes Steindammes im Zirkel aufgerichtet. Jeder derſelben hat eine Höhe von vierzehn bis ſechzehn Fuß, und es iſt unbeſtimmt ob ſie als Unterſtützungspfeiler eines Tempelgebäudes oder als bloße Abgränzung eines Opferplatzes gedient haben. Am andern Ende des Dammes jedoch, auf ebener Fläche, ragen eben ſolche Steinblöcke, aber hier in einem gegen die vorigen gekehrten Halbzirkel, empor. In der Mitte deſſelben iſt eine große, flache, in den Boden eingelaſſene Steinplatte zu ſehen. Wie man vermuthet floß hier das Blut der Opfer die zu Ehren Odins oder Thors geſchlachtet wurden. Hinter jenem Halbzirkel ſtehen drei niedrige Steinpfeiler. Der mittelſte derſelben iſt quer durchbohrt. Die Weite der Höhlung iſt ſo, daß zwei Menſchen bequem die Arme durchſtecken können. Nach einem uralten, aus den graueſten Zeiten ſtammenden Gebrauche, begeben ſich Liebende dahin, und indem ſie ſich durch jene Höhlung die Hände reichen, ſchwören ſie ſich ewige Liebe und Treue. Man nennt dies noch heute den Schwur bei Odin, und man kennt kein Beiſpiel daß ein ſolcher je gebrochen worden; Unglück und Verderben — ſo meint man — würde die Folge des Bruches dieſes heiligen Verſprechens ſein. — —

In der Zeit in welcher Siegbrit die Gräfin verlaſſen hatte, und während der Mond eben am Himmel emporſtieg, lehnte der Sohn der letztern an einem der grauen Steinpfeiler von Stennis. Graf Magnus war ein ſchöner hochgewachſener junger Mann, von edlem ritterlichen Aeußern, doch lag in der Geſammtheit ſeiner Züge etwas Weiches, Träumeriſches, was der allgemeinen Behauptung der Inſelbewohner, daß er nur dem Namen nach ihr Herrſcher ſei, daß die Gräfin eigentlich die Zügel der Regierung führe, zur Beſtätigung dienen konnte. Während Graf Magnus aufmerkſam nach der einen Seite ſpähete, als ob er von daher Etwas erwarte, ſchlich ein blondes, ſchlankes Mädchen von ſiebenzehn Jahren, in einem enganliegenden, bortenbeſetzten Kleide, ein kleines Hütchen mit herabhängender

Feder ſchief auf die hervorquellenden ſeidenweichen Locken gedrückt, dem Jünglinge mit Rehestritten näher, und hielt ihm plötzlich mit den kleinen runden Händen die Augen zu.

Welda! rief der junge Mann, kehrte ſich plötzlich um, ſchlang den Arm um den Leib des lieblichen Kindes, und drückte einen Kuß auf die roſige Wange.

Pfui, Jarl Magnus! ſprach die Kleine den Grafen plötzlich loslaſſend, und ein paar Schritte zurücktretend. Als der Vater Euch erklärte, daß Eure öftere Anweſenheit in unſerm Hauſe, Eurem und meinem Rufe ſchaden könnte, und Ihr mich ſo dringend batet Euch nur noch eine einzige Zuſammenkunft bei den Steinen von Stennis zu gewähren, habt Ihr mir Euer gräfliches Wort gegeben beſcheiden zu ſein, wie es an ſo heiligem Orte und zu dieſer Zeit ohnehin dem mächtigen Jarl der Inſeln mehr wie jedem Andern geziemt.

Sei nicht böſe, Jarto! (meine Liebe) ſprach der Graf, das Mädchen zärtlich bei der Hand faſſend. Warum biſt Du auch ſo ſchön, ſo lieblich. —

Ich bitte Euch, ſprecht nicht ſo leichtfertige Dinge auf dieſem Platze! fiel Welda dem Grafen ängſtlich in die Rede. Schon am Tage fürchte ich mich, wenn ich in dieſen gefeiten Kreis treten ſoll, und nun gar bei Anbruch der Nacht! Ich weiß gar nicht was mir den Muth dazu gegeben hat.

Die Liebe, denke ich; ſprach Magnus indem er den Arm um den ſchlanken Leib der Jungfrau legte.

Wenn Ihr ſo fortfahrt, ſo gehe ich! rief Welda, indem ſie ſich loszumachen ſtrebte. Hier dürft Ihr durchaus nicht ſolche Reden führen. Schon anderwärts, glaube ich, that ich großes Unrecht dergleichen anzuhören; aber hier! — Die Steine haben Ohren, auf dem blutgetränkten Rund! ſagte einſt der Oheim, als ich ihn bis hierher über die Brücke von Breisgar begleitet hatte, und Ihr hättet nur die Grabesſtimme hören ſollen mit der er es ſagte. Mir iſt ganz ängſtlich zu Muthe, denn — ſeht nur, — dort iſt der Stein der, wie der Oheim erzählte, vom Blute der Opfer erglänzte, und wo der Druide im Mondſchein das Meſſer ſchwang, und dieſer dort, — ich meine jenen der durchbohrt iſt, und den die Leute den Lochſtein nennen — bei dieſem ſtand die Wahrſagerin, die Hara, welche den Liebenden die bei Odin geſchworen hatten, ihr Geſchick verkündete.

Das meine wird das lieblichſte ſein, ſobald der Prieſter dereinſt unſere Hände in einander gelegt haben wird! rief ſchwärmeriſch der Graf. Es bedarf keines Druiden und keiner Wahrſagerin um mir dies zu verkünden.

Ich bitte Euch, ſprecht nicht auf dieſe Weiſe zu mir, ich darf dies durchaus nicht anhören! ſagte das Mädchen.

Erinnert Euch, was geſtern der Vater zu Euch ſagte. Die Tochter Eures Vaſallen, ſprach er, kann niemals die Gemahlin des Jarls der Inſeln werden, und ich fühle er hatte Recht.

Nein, er hatte Unrecht! rief feurig Jarl Magnus. Auf dieſer weißen Stirn — hier legte er ſchmeichelnd die Hand auf das Lockenhaupt des Mädchens — ſoll die Grafenkrone des Orkneys ruhen oder ich will nicht leben! — Ich weiß welche Hinderniſſe ſich mir entgegenſtemmen, ehe ich im Stande bin Dich zum Altar zu führen, aber, bei Sanct Magnus meinem Ahnherrn! ich will ſie alle überwinden. So lange meine Mutter lebt, iſt freilich die Erfüllung dieſes meines ſehnlichſten Wunſches unmöglich, aber — einſt wird die Zeit kommen, wo ich frei ſein werde von den Feſſeln die mich gebunden halten.

Sie wird nie kommen! ſprach ſchmerzlich und mit leiſer Stimme das Mädchen. Täuſcht Euch nicht, theurer Magnus. Es ſind der Ehre Feſſeln die Euch binden, und dieſe könntet Ihr nicht ungeſtraft zerreißen.

Du liebſt mich nicht, Welda, wenn Du ſo ſprichſt! rief Magnus heftig. Es ſchmeichelte Dir, als Du Dich überzeugteſt, daß die glühendſte, die unbegränzteſte Liebe zu Dir den Mann, den man den Gebieter dieſes Inſelmeeres nennt, beſeele, aber wenn Du an meinem Vorſatze Dich, trotz allen Hinderniſſen die uns im Wege flehen, dereinſt zu meiner Gattin zu machen zweifelſt, ſo war es nicht Liebe, es war nur eine ſchnelle aufkeimende und eben ſo ſchnell wieder verſchwindende Neigung, eine Hingebung, erzeugt durch den Eindruck des Augenblicks, als Du mir ſagteſt was Dein Herz für mich empfinde.

Ich hatte Unrecht Euch dies zu ſagen, und ich begreiſe kaum wie ich es im Stande war! ſagte Welda leiſe.

Du bereueſt es! rief Magnus heftig.

Ich ſollte es bereuen! ſprach lispelnd das Mädchen. — Aber ich bitte Euch, theurer Magnus, ſprecht an dem Orte nicht weiter über dieſen Gegenſtand. Nur weil Ihr mich ſo dringend batet, weil ich fühle daß wir uns lange Zeit nicht ſehen werden, nicht ſehen dürfen, kam ich hierher —

Und weil auch ich dies fühle, bat ich Dich gerade hierher zu kommen, und hier iſt es wo ich von unſerer — von meiner — Liebe reden will und muß! rief heftig der Jarl. Ja, theure Welda; ich weiß wir werden uns nicht oft, vielleicht nur in ſehr langen Zwiſchenräumen ſehen. Ich würde die Zeit bis ich die Kette, die mich bindet, abſtreifen kann, nicht zu ertragen im Stande ſein, wenn ich nicht eine Erinnerung an der ich zehre, ein Pfand für die Zukunft haben ſollte. Du weißt wie unendlich, mit welcher Gluth der Seele ich Dich liebe; über meine Gefühle deshalb kein Wort mehr; nun aber ſage mir beim Scheiden: darf ich auch auf die Stärke Deiner Empfindungen in der Zeit des Fernſeins rechnen?

Ich habe es einmal und für ewig geſagt, theurer Magnus, warum wollt Ihr das ſchüchterne Mädchen zwingen, es zum zweitenmale auszuſprechen? lispelte Welda kaum hörbar.

Weil ich ein Pfand haben will, haben muß, ein heiliges, unverletzliches Pfand! rief der Jüngling. Ja, Welda, ich gehe nicht von hinnen, ehe Du mir unverbrüchliche Liebe und Treue gelobſt.

Ich gelobe ſie Dir, auch wenn Du ſie mir nicht halten könnteſt, und wollteſt! ſagte das Mädchen indem ſie das lockige Haupt an des Jünglings Bruſt ſinken ließ, und zwei im Mondſchein flimmernde Zähren über ihre Wangen rollten.

Wohl! rief Magnus mit ſchwärmeriſcher Heftigkeit. So laß uns nach uralter Sitte, zu jenem Steine treten, und den Schwur bei Odin ausſprechen.

Nimmermehr! rief das Mädchen entſetzt. Bedenkt theurer Magnus, den Ort, die Stunde —

Kein Ort, keine Stunde, ſelbſt der Dämon der über dieſes Rund ſeine düſtern Flügel breitet, ſoll mich abhalten Dir ewige Treue zu geloben, rief der Jüngling aufs äußerſte erregt. Komm, Welda! Komm wenn Du mich liebſt, und je geliebt haſt.

Faſt mit Gewalt führte der Jarl das zitternde Mädchen zu dem Steine. Der Mond trat eben aus den Wolken, und ſein Strahl zitterte auf dem von einem leiſen Weſtwinde bewegten See, von Stennis. Schweigend drückte Magnus die Geliebte an das Herz, dann ſteckte er die Hand durch die Höhlung des Steins, ergriff die Rechte des Mädchens welche in der ſeinigen fieberhaft zitterte, und rief nach uraltem Brauche folgenden Spruch laut in die ſtille Mondnacht:

Höre mich Odin, Du mächtiger Herrſcher,
Deſſen Stimme ertönt in dem Brüllen des Nordmeers,
Wie in dem Säuſeln des kühlenden Lüftchens,
Das der Schwalbe winziger Fittich erreget
Wenn er ſtreifet den Spiegel Deines heiligen Sees. —
Höre mich mächtiger Nordlandsgebieter,
Thor, und Du Trolld, Bewohner des Felſen,
Hört mich Walkyren der Erſchlagenen Wähler,
Umſchwebt mich Ihr Geiſter geſchiedner Druiden
Ich rufe zu Euch im heiligen Rund — —

Eben wollte der Graf in ſeinem Spruche fortfahren, als Welda einen lauten Schrei ausſtieß, und auch Magnus ſo heftig zuſammenfuhr, daß ihm das Wort auf der Lippe erſtarb. Eine lange Geſtalt, vom Kopf bis zum Fuße weiß gekleidet, der weißlockige Bart bis zum Gürtel herabfallend, der kahle Scheitel von einem grünen Laubkranz umſchlungen, ſtand plötzlich zwiſchen beiden, und indem ſie ihre Hände dem Paare rechts und links auf die Schulter legte, ſagte ſie mit hohler Grabesſtimme: Frevler, haltet ein! — —

Die erſte Bewegung des Grafen war ein raſcher Griff nach dem Schwerte, doch haſtig fiel ihm Weida in den Arm.

Um Gottes Willen, es iſt mein Ohm Thiodulpf! flüſterte ſie mit bebender Lippe.

Der fremde Greis hatte indeſſen das von ſtarken Brauen beſchattete Auge feſt auf Magnus gerichtet.

Was hält Dich ab, Jarl der Inſeln? Was hindert Dich das Schwert zu ziehen, und damit die Bruſt des letzten Druiden zu durchbohren? fragte er dumpf. Haben ſich etwa die Zeiten ſo ſehr verändert? Iſt es ſo lange her daß das Blut der Prieſter Odins von dem Schwert oder der Streitaxt Deiner Väter träufelte. — Was ſäumſt Du? — Vertilge den Letzten, der dem Geſchlechte das auf dieſen Inſeln lebt erzählen kann, wer dieſe Steine aufgerichtet hat, und auf welcher Stelle das Blut der Opfer floß, wenn der Prieſter Odins das Meſſer zückte, und wo der Ort war, den Deine Ahnen, geziert mit den glänzenden Helmen, und der flatternden Mähne des Pferdes, einnahmen, wenn der heilige Ring geſchloſſen wurde.

Verzeiht Alter! Ich war ſo überraſcht — ich wußte nicht — ſtammelte Magnus.

Ganz recht! Du wußteſt nicht was Du thateſt; fiel zornig der Greis ihm ins Wort! O über das kindiſche, entartete, erbärmliche Geſchlecht! Es erlaubt ſich heilige Gebräuche frevelnd nachzuäffen, und doch hat es den alten Göttern die damit geehrt wurden verächtlich den Rücken gekehrt! Es glaubt nicht an Odin, an Thor, an die Wählerinnen der Erſchlagenen, und doch ſchwört es bei ihren Namen! — Ich aber ſage Euch Thoren, deren Herz härter iſt als die Klippe von Fulah, und deren Ohr tauber als das Ohr der Otter, die alten Götter leben noch, der Athem Odins weht noch in dieſem Steinkreiſe, noch weckt er die Stürme von den Felſenufern von Hoy, bis zu dem Vorgebirge von Unſt, noch rühret ſein Finger die Waſſer auf in dem Ruſt von Pentland wie in dem von Sumburgh Head. Hat auch ſonſt überall das Kreuz den Dienſt des Donnerers, das Bild der Jungfrau, die liebliche Freya verdrängt, ſo hat er ſich dennoch in dieſem kleinen Rund erhalten, hier ertönt noch die Stimme des Druiden, hier noch das weiſſagende Wort ſeines Prieſters

Wohlan! rief der Jüngling, als der Greis ſeine Rede geendet hatte. Wenn der Athem Odins in dieſem Kreiſe wehet, wenn Freya's Ohr noch die Schwüre der Liebenden vernimmt, warum hielteſt Du mich ab uralter Sitte zu genügen, und den Eid der Liebe zu leiſten.

Warum? Thörigter Jüngling! rief der Alte. Weil

Dein Schwur ein Aſterbild war, jener heiligen Schwüre die einſt hier erſchallten. Noch mehr! Dein Schwur wäre ein Frevel, eine Lüge geweſen; denn wiſſe: nicht ſechs Monate werden vergehen, und Du wirſt dies Mädchen verläugnet haben.

Wie? Du wagſt den Gebieter der Inſeln einer Lüge zu zeihen? fuhr Magnus heftig auf.

Schweige! rief der Alte ſtreng. Was kommen ſoll wird kommen. Mir ſagt es der Geiſt deſſen Fittig über dieſem Kreiſe ſchwebt und der jedes unſerer Worte vernimmt. Wiſſe demnach Jarl der Inſeln, und traue meiner Rede als ob Du ſie aus dem Munde der Voluspa, die einſt weiſſagend auf jenem Steine geſtanden, vernommen hätteſt. Ehe der Mond ſich ſechsmal füllet hat ſich Dein Herz einer Andern zugewendet, einem Weibe deſſen Liebe einem Dritten geweiht, das einem höhern Geſchlecht angehört als das Deine iſt, das aber dennoch in tieferem Dunkel als je ein Menſchenkind geboren wurde, und das Dich endlich kalt verläßt, wie Du dieſes Mädchen verlaſſen wirſt.

Unſinniger Alter! Was unterſtehſt Du Dich mich alſo zu ſchmähen? rief zornig der Jüngling. Hebe Dich weg! Verlaß uns ſogleich!

Verlaßt Ihr dieſen Kreis, Jarl der Inſeln! rief mit Hohn der Greis. Hier bin ich der Herr und Gebieter. Wiſſet indeß, ſo trotzig Ihr auch ſprechet ſo werdet Ihr in wenig Monden dennoch bittend vor mir ſtehen, Ihr werdet von mir Hülfe erbetteln um Euch ein Weib gewinnen zu helfen, deſſen Herz, kalt wie Eis, für keinen Sterblichen Liebe zu empfinden im Stande iſt.

Welda hatte indeſſen mit Angſt bald in das Geſicht des Alten, bald in das des Geliebten geblickt.

Ich bitte Euch Oheim Thiodulf, ſagte ſie endlich mit zitternder Lippe, martert nicht mit ſolcher Rede den edlen Magnus. Ihr ſagt ja ſelbſt: was kommen muß, wird kommen. Wohlan! ſo wollen wir uns ergeben, und ich werde dem Erwählten treu bleiben, auch wenn er mich vergeſſen und verlaſſen ſollte. Mag das Schickſal das über uns waltet ſich erfüllen.

Du Unſchuldige! Du Taube, welche ihr Herz an den Falken gehangen, ſelbſt wenn es verbluten ſollte! ſagte der Greis gerührt. Tröſte Dich indeß! Wenn auch durch Leiden wirſt Du endlich zur Freude eingehn. — Aber fort! Fort jetzt! — Ihr müßt ſcheiden. Es iſt bald Mitternacht. Er naht welcher in dieſem Kreiſe waltet. — Er kommt! — Er iſt da! — —

Welda fuhr entſetzt zuſammen. Schweigend reichte ſie Magnus die Hand. Letzterer wollte ſie begleiten, aber zornig drängte ihn Thiodulf zurück. Dort geht Dein Weg, thörichter Jüngling! rief er laut. Beſteige augenblicklich Dein Boot. Haſt Du nicht binnen zwei Stunden den Fuß auf das Felſenufer von Hoy geſetzt, ſo biſt Du verloren. Der Athem Odins ſchwebt über den Waſſern, und ehe der Mond untergeht werden ſich die Wogen gleich Bergen vor ihm aufbäumen. —

Magnus war von der Sicherheit, der Ueberzeugung, die in den Worten des Alten lag, ſo betroffen, daß er nachdem er dem Mädchen ein: Gedenke mein! ins Ohr geflüſtert, ſich auf den Rückweg begab. —

Thiodulf hatte keine Unwahrheit geſprochen als er nahen Sturm verkündete. Nur mit Mühe erreichte das Boot, welches den Grafen trug, das heimathliche Ufer, und endlich brach ein Wetter los, wie Magnus kaum ein gleiches erlebt zu haben ſich erinnerte. —

Der Jüngling war gewohnt ſich jeden Morgen nach dem Frühgebet in dem Wohnzimmer der Gräfin einzufinden. Auch an dem, welcher auf die eben beſchriebene Nachtfahrt folgte, war dies der Fall. Obwohl die Gräfin ihren Sohn liebte, ſo hatte doch in ihrem Benehmen gegen ihn von jeher ein gewiſſes kaltes ceremonieuſes Weſen, welches ſie zur Erhaltung ihres Anſehns, oder vielmehr ihrer Herrſchaft unentbehrlich glaubte, ſtets ſtatt gefunden, und man hätte, wenn Beide zuſammen waren, eher eine Fürſtin und deren Diener als Mutter und Sohn vor ſich zu ſehen geglaubt.

So wie Magnus an dieſem Morgen in den Saal trat, verbeugte er ſich nach ſeiner Gewohnheit tief, und blieb dann ſchweigend, und als ob er die Anrede der

Gräfin erwarten wollte, einige Schritte von letzterer ſtehen. Auch die Gräfin erhob ſich etwas in dem Lehnſtuhle, und ſich dann langſam wieder niederlaſſend, ſprach ſie mit kaltem, ſelbſt ſtrengen Tone: Ich habe Euch geſtern Abend umſonſt bei der Tafel erwartet!

Verzeiht, gnädige Mutter! erwiderte Magnus betroffen. Ich war auf hoher See, mich mit dem Fang des Dornhays beluſtigend. Das unruhig werdende Meer verzögerte meine Rückkehr länger als ich es vermuthen konnte.

Und welchen Weg hattet Ihr genommen? fragte die Mutter kalt.

Ich wählte die Richtung gegen Stroma hin! ſprach zögernd und befangen der Jüngling.

Gegen Stroma? ſagte die Gräfin, das erloſchene ſonſt immer halbgeſchloſſene Auge aufſchlagend, und ſtarr auf den Jüngling richtend. Ich bedaure Euch Graf Magnus! Der Enkel des heiligen Magnus, der Abkömmling ſo vieler edlen Seekönige muß ſich einer großen Schuld bewußt ſein, wenn er ſich gezwungen ſieht eine Unwahrheit zu ſagen.

Der junge Mann wollte auffahren, das Blut ſtieg ihm ins Geſicht, aber der ſtrenge Blick der Mutter war feſt auf ihn gerichtet, er ſchwieg.

Warum ſprecht Ihr nicht, Jarl Magnus? fuhr die Gräfin in demſelben kalten Tone fort. Euer Vater —

Sanct Magnus, und Sanct Duſtan mögen ſeine Fürbitter ſein! — hat Manches an mir verſchuldet, aber ſo jämmerlich wie Ihr hat er niemals vor mir geſtanden.

Mutter! rief der Jüngling im Innerſten empört. Mutter ich bitte Euch, ſprecht gütig mit mir. Ich kann, ich will nicht dieſe Sprache hören.

Du willſt nicht? rief die Gräfin heftig. Du ſollſt und mußt ſie hören, thörichter Knabe! Du mußt die Stimme der Mutter hören, deren Herz ſich empört wenn ſie bedenkt, daß ihr Sohn, ihr einziger Sohn, der Gebieter dieſes weiten Inſelmeeres Wege wandelt, die ſeiner und ihrer gänzlich unwürdig ſind.

Wer ſagt das? fuhr jetzt heftig der Jüngling auf. Wer wagt es mich Etwas zu beſchuldigen, das meiner und Eurer unwürdig wäre?

Ich ſage es! Ich klage Dich an! rief die Gräfin, indem ſie den magern Arm gegen den Sohn ausſtreckte. Kannſt Du es der Mutter verargen wenn ſie Klagen ausſtößt, Klagen, mit denen ſie gern die wenigen Tage ihres Lebens verjammern wollte, wenn ſie damit erlangen könnte, daß der Gegenſtand derſelben nie zu einem menſchlichen Ohre dränge? — Wiſſe denn, Unbeſonnener, es hat ſich das Gerücht verbreitet, daß Du Dein Herz an ein Mädchen aus niederm Geſchlecht, an die Tochter eines Landmanns gehangen, an eine Unwürdige, welche der mächtige Gebieter dieſes Landes nicht eines

Blickes würdigen ſollte. Dorthin, ſo ſagt man, ſei täglich das Segel Deines Botes gerichtet, dort vergeudeſt Du Deine Zeit in müßigem Koſen, in unverſtändigen Geſprächen, in entehrender Liebelei. In den Armen dieſes argliſtigen, Dich umgarnenden Geſchöpfes —

Haltet ein Mutter! fiel Magnus jetzt heftig der Gräfin in die Rede. So lange Ihr mich geſchmähet, habe ich es ertragen, und ich denke, ich habe damit der Pflicht des Sohnes mehr als Genüge geleiſtet; die Schmähungen, welche Ihr gegen das edelſte, das lieblichſte Geſchöpf richtet, das je auf dieſen Inſeln geboren ward, werde ich nicht ruhig anhören.

Alſo iſt es wahr? Du geſteheſt ſie ein, die ſchimpfliche Leidenſchaft, die Dich in ihren Feſſeln hält? fragte zornig die Gräfin.

Ich werde niemals eine Liebe läugnen, der ich mich nicht zu ſchämen nöthig habe! erwiderte Magnus mit größerer Feſtigkeit als er noch je gegen ſeine Mutter gezeigt. Ja, ich liebe Welda die Tochter des Udallers Phiorbiorn. Sie iſt ſo ſchön, ſo gut wie je nur ein Mädchen aus den edelſten Geſchlechtern Norwegs, und was ihre Abkunft anlangt, ſo war der Name ihrer Familie geachtet, ehe der erſte unſerer Ahnherrn einen Fuß auf dieſe Inſel geſetzt. Die Männer aus dieſem Stamme waren ſchon zu Odins Zeiten mächtige Seehelden, tapfere Kämpen[*] —

Ja! fiel die Gräſin mit verächtlichem Lachen ein; oder blutige Druiden, Götzenprieſter und Gaukler, und die Weiber Wahrſagerinnen, Hexen, und Spruchſprecherinnen. — Doch genug, Jarl Magnus! Was ſoll mit dem Mädchen geſchehen? Denkt Ihr es zu verführen, ſie und Euch mit Schande zu bedecken? — Wäret Ihr der Elende, Verworfene —

So möge Gott mich verdammen! rief der Jüngling indem er die Hand erhob. Ich denke Welda zu meiner Gemahlin zu erheben. —

Der Fluch des heiligen Dunſtans, und der meine treffe Dich, wenn Du dies Wort zum zweitenmale ausſprichſt! rief kreiſchend die Gräſin indem ſie zornig aufſprang. Wie? Die Tochter eines niedern Vaſallen ſollte zur Seite des Jarls der Inſeln und als deſſen rechtmäßige Gemahlin unter dem Dais (Thronhimmel) Platz nehmen, unter dem ihr Vater auf den Knien gelegen als er den Lehnseid in die Hand ſeines Herrn ſchwor? Das Blut götzendieneriſcher Druiden, und elender Wahrſagerinnen, ſollte ſich mit dem Blute des heiligen Magnus vermiſchen? Eine gemeine Dirne ſollte in einem Pallaſte gebieten den eine Tochter Heriberts von Valroyal bewohnte, in einer Burg in welcher ich, die Abkömmlingin Harald Hardrades, als Hausfrau die Schlüſſel führte? — Ehe dies geſchieht will ich lieber ſehen, daß der Stamm Deines heiligen Ahnherrn erlöſche, daß der

Pallaſt Deiner Väter zu Kirkwall in Trümmer ſinke, daß die Burg heute noch, ſammt der Klippe auf die ſie gegründet, in die tobende Brandung des Meeres ſtürze. — Ha! fuhr die Gräſin immer heftiger fort Wäre das Mädchen, auf das Du Dein Auge geworfen, die Tochter des kleinſten Lairds, der an der Spitze des unbedeutendſten Klans in das Feld rückt wenn das Feuerkreuz umhergeht, und der Pibroch erſchallt; wäre ſie die Enkelin des unbedeutendſten ſächſiſchen Franklins der auf irgend einer halbverfallenen Burg, in irgend einem entlegenen Winkel Englands hauſet: ich wollte mich mit dem Gedanken vertraut machen; aber die Tochter eines Vaſallen, eines Unterthanen — nein niemals! Niemals! —

Mutter, Ihr würdet anders ſprechen wenn Ihr die liebliche Welda nur ein einziges Mal erblickt hättet! ſprach Magnus indem er die Hand der Gräſin ergriff. Iſt ſie auch an Geburt nicht den Frauen unſers Stammes gleich, ſo darf ſie ſich doch mit jeder meſſen an Schönheit und Adel der Seele.

Schönheit? — ſagte die Gräſin verächtlich, indem ſie die magre Hand aus der des Sohnes zog. Sie kann das Erbtheil der Fürſtin, wie der Bäuerin ſein. — Adel der Seele! — Iſt dieſer von einem jungen verliebten Manne noch je an einem Mädchen vermißt worden, das eine runde Hand, einen weißen Nacken, ein paar rothe Wangen beſaß? — Geht, Jarl Magnus! Ihr begehrt eben nicht große Vorzuge bei Eurer künftigen Gemahlin, aber ich — ich denke, ich habe auch ein Wort bei der Wahl derſelben zu ſprechen, und — beim heiligen Dunſtan, meinem Schutzpatron! — ich werde nicht ſchweigen. — Geht Graf! — hier erhob ſie ihre Stimme und nahm einen feierlichen Ton an — Geht nach Norwegen, nach Schottland, nach England! Ich gebe Euch Briefe an unſere Freunde, an Rolf Haraldſon, an den großen Häuptling der Hebriden, an Sir Ralph Cholmondeley von Rotherton, und an zwanzig Andere. Sucht Euch eine Gemahlin, und — bei dem Blute des Heiligen, das zu Kirkwall vergoſſen worden! — könnt Ihr vor mich treten, Eure Braut an der Hand, und ſprechen: Mutter! Ich verſichere Euch auf meine gräfliche Ehre, dies Mädchen iſt von eben ſo hoher, oder noch höherer Abkunft als die unſere! ſo will ich ſie Tochter nennen, ich will von dem Range einer regierenden Gräſin zu dem einer elenden abgefundenen Witwe herabſinken, ich, die ich Deinem Vater, Geld und Gut, Vaſallen; Land und Leute zugebracht, will aufhören, in dieſer Burg, und in dem Pallaſte zu Kirkwall zu gebieten, und mich, mein Brevier in der Hand, in das einſame Kloſet zurückziehen, was Dein Wille mir anweiſen wird. Noch mehr! Ich will nicht einmal nach dem Namen Deiner Erwählten fragen, nicht verlangen, daß ſie unſere Sprache verſtehe, ja — Sanct Dunſtan möge mir den Frevel verzeihen! — ich will ſie nicht verwerfen, und wenn ſie die Tochter eines Fürſten der heidniſchen Reußen wäre. — Doch jenes Geſchöpf! Ich verabſcheue dieſes Mädchen, und ehe ich zugebe, daß ſie ſich auf dem Stuhle der Grafen von Orkney niederlaſſe, und meine Würden und Ehren genießen ſoll — ha, der Gedanke dringt mir ſchon wie ein zweiſchneidiger Dolch ins Herz! — ehe will ich mich vor dem Throne des Herrſchers von Dänemark unſers Oberherrn in den Staub werfen, und ihn zum Richterſpruche zwiſchen mir und Dir aufrufen, lieber ein fremdes Banner neben dem unſers Geſchlechts von den Thürmen dieſer Burg wehen, lieber die Harniſche däniſcher Krieger in dieſem Saale glänzen ſehen. — Bei Gott! ſchloß die Gräfin; wäre es noch wie ſonſt, ich ließe das Mädchen, das Dich geködert hat, von der Klippe von Fulah ins Meer ſtürzen, und ihren ehrgeizigen Vater in den tiefſten Kerker von Kirkwall werfen, aber freilich, die von den Edlen dieſes Landes weiland ausgeübte Gewalt, hat ſeitdem elenden Formen weichen müſſen, doch mögen die, welche des Frauenſchleiers ſpotten, ſich vor dem in Acht nehmen, was ſich darunter verbergen läßt. — —

So wie die Gräfin dieſe dunkle Drohung ausgeſtoßen hatte, winkte ſie ihrem Sohne das Zimmmer zu verlaſſen, und beſtürzt ging dieſer zur Thüre hinaus. —

Noch im Laufe deſſelben Tages hatte die Gräfin wieder eine lange Unterredung mit ihrem Sohne. Die Sprache der Mutter war ruhiger aber nicht minder feſt; ſie erklärte ihm, daß ſie eher den Untergang ihres Geſchlechts anſehn als zugeben werde, daß Magnus die Tochter eines Vaſallen heirathe, und drang endlich in denſelben, ungeſäumt eine Reiſe nach Norwegen, Schweden, Schottland oder England zu unternehmen um dort eine ebenbürtige Braut zu ſuchen, oder ſich mindeſtens zu zerſtreuen, um ſich die niedrige Leidenſchaft — wie ſich die Gräfin ausdrückte — aus dem Sinne zu ſchlagen. Magnus war von früheſter Jugend an zu unbedingtem Gehorſam gegen eine Mutter gewöhnt worden, die ſelbſt den Gatten in den Feſſeln ihres Willens gehalten hatte, er willigte mithin bald in die Reiſe. Fräulein Siegbrit dagegen war ſehr erſchrocken, als ſie den gefaßten Entſchluß vernahm. Er durchkreuzte zu ſehr ihre Pläne als daß ſie ſich damit hätte befreunden können. Sie verwünſchte demnach hundertmal, daß ſie der Gräfin das Gerücht von der Liebſchaft des jungen Mannes mitgetheilt, ſie hätte die Reiſe ſehr gern rückgängig gemacht; aber ſo oft ſie auch der Gräfin alle mögliche Gefahren derſelben vorſtellte, ſo oft ſie ihr ſagte, daß die Liebe des Jünglings zu einem Mädchen untergeordneten Standes eine vorübergehende Laune ſei, die ſich von ſelbſt verlieren werde, daß Graf Magnus leicht in der Nähe eine Gemahlin finden würde, die allen Anſprüchen der Geburt genügen könne; ſo machte dies dennoch auf den unbeugſamen Willen der Gräfin nicht den mindeſten Eindruck. Das tobende Meer pflegte dann die Mutter zu ſagen, böte für den Jüngling keine ſolche Gefahr als die müſſige Ruhe auf Hoy, eine Vermählung werde unedle Launen dieſer Art für die Zukunft unmöglich machen, und eine paſſende Gattin ſei für Magnus keineswegs in der Nähe zu finden. Sie habe — pflegte die Gräfin gewöhnlich zu ſchließen — jeden Fall dieſer Art genau durchdacht, und keinen gefunden dem ſie nicht aus Gründen ihre Zuſtimmung verweigern müſſe. —

Da die Zurüſtungen zu der Reiſe mit ſolcher Eile betrieben wurden, daß ein ſegelfertiges Schiff ſchon am dritten Tage zu Kirkwall vor Anker lag, ſo war es dem jungen Manne kaum möglich die Geliebte noch einmal zu ſehen. Um dieß aber zu bewerkſtelligen blieb ihm nichts übrig, als ſie in dem väterlichen Hauſe aufzuſuchen. Das Glück begünſtigte ihn, er traf Welda allein. Trotz dem, daß das Gerücht von ſeiner Reiſe ihm ſchon zuvorgekommen war, traf er das Mädchen, wenn auch traurig, doch gefaßt. Der Oheim, ſagte ſie, hätte ſie längſt ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ſie beſtimmt ſei, den Schmerz langer Trennung und hoffnungsloſer Liebe zu empfinden, doch gab ſie dem Jünglinge die Verſicherung ihm unter allen Umſtänden treu zu bleiben, ſelbſt — wie ſie unter Thränen lächelnd hinzufügte — wenn ſich des Oheims Ausſpruch Hinſichts des Grafen Wankelmuth beſtätigen ſolle. Magnus nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß der Erfolg die Behauptung Thiodulfs zu Schanden machen werde. Er verſicherte, daß er die Reiſe nur aus Gehorſam gegen die Mutter antrete, daß aber weder Entfernung noch Zeit ihn in ſeinen Empfindungen wankend machen ſolle. Zwar — fügte er hinzu — ſehe er ein, daß es unmöglich ſei Welda, ſo lange ſeine Mutter lebe, zu ſeiner Gemahlin zu machen, aber, ſchloß er dann, es werde gewißlich einſt die Zeit kommen, wo er die Grafenkrone von Orkney ihr auf die weiße Stirn ſetzen könne. Zum Abſchiede bat Magnus das Mädchen um ein Pfand der Liebe und Treue. Welda gab ihm eine ihrer ſchönen blonden Locken, Magnus aber zog zum Abſchiede ein Medaillon, welches ſein Portrait darſtellte, und das an einer koſtbaren goldnen Kette befeſtigt war, aus dem Buſen, und ſchlang letztere um den blendend weißen Nacken der Jungfrau. — Unter tauſend Thränen trennten ſich endlich die Liebenden, und Magnus eilte nach Kirkwall, wo er einen Schnellſegler beſtieg, der ihn nach Oſten führte. — — —

Mehr als zwei Monate vergingen, noch war keine Nachricht von dem Grafen auf Hoy angelangt; endlich kam ein Brief. Magnus meldete, daß er Norwegen und Schweden durchſtreift habe, und ſich jetzt an den Küſten Rutheniens befinde. Er ſchilderte ſeine Ueberraſchung, hier eine Kultur getroffen zu haben, die von der im nördlichen Schottland wenig unterſchieden ſei. Von Ausſichten zu einer Vermählung ließ er nichts Beſtimmtes verlauten, jedoch ſchimmerte aus ſeiner Darſtellung hervor, daß ſich die Frauen von hoher Geburt in jenem Lande, mit den edlen Schottinnen in jeder Hinſicht meſſen könnten. Im Ganzen war die Gräfin mit dem Inhalte des Schreibens zufrieden, weniger war es Fräulein Siegbrit. Sie könne unmöglich glauben, ſagte ſie verdrüßlich, daß die Damen jener fernen, dunklen, wenig gekannten Gegenden die gerühmten Vorzüge beſäßen, wäre dieß aber wirklich der Fall, ſo wäre noch immer die große Frage, wie es um das Chriſtenthum und den Adel derſelben ſtehe, und ſie getraue ſich zu behaupten, daß wenn Hengiſt und Harald Hardrade noch lebten, und zu Rathe gezogen würden, ſie in der Verbindung eines ihrer Enkel mit einer rutheniſchen Fürſtin immer noch eine Mißheirath erblicken dürften. — Die Gräfin ſuchte indeß die Zweifel des Fräuleins dadurch zu beſchwichtigen, daß ſie ſolches mit einem Eiſesblick anſah, und erſuchte Alles was auf die Heirath des Grafen Bezug habe, ihr allein zu überlaſſen. Mit Hülfe der heiligen Märtyrer Sanct Dynſtan und Sanct Magnus werde ſie, von dem Enkel des letztern ſelbſt jeden

Schatten einer Verkleinerung ſeines Anſehns, der durch eine Mißheirath herbeigeführt werden könnte, abzuhalten wiſſen. — —

Etwas über vier Monate waren auf dieſe Weiſe vergangen, als in der Burg von Hoy die Nachricht erſcholl, daß man auf der Höhe der Inſel ein Schiff erblicke, das die Farben des regierenden Hauſes am Maſte trage. Nach einigen Stunden ſtieg Graf Magnus ans Land. Die Mutter war freundlicher, und milder als man ſie ſeit Jahren geſehen. Sie ſagte, daß die Abweſenheit des Sohnes, des letzten Sproſſen des Grafengeſchlechts von Orkney ſie außerordentlich geängſtet, und ſie ſich oft Vorwürfe gemacht, die Veranlaſſung dazu gegeben zu haben. Fräulein Siegbrit konnte ihn nicht genug beglückwünſchen, daß er unverletzt aus einem Lande zurückgekehrt, welches ſie ſich als von Menſchenfreſſern und blinden Heiden bewohnt gedacht, und ſuchte wo möglich ſchon im erſten Sturmanlauf zu erfahren, ob die Tochter irgend eines rutheniſchen, ſarmatiſchen, oder permiſchen Edlen, einen bedeutenden Eindruck auf das Herz des Grafen gemacht, oder ob für die Enkelin Hengiſts und Harfagers noch einige Ausſicht vorhanden ſei. Magnus benahm ſich mit großer Zurückhaltung. Er erzählte viel von Norwegen, und dem Leben in dem Kreiſe der dortigen Verwandten. Er ſchilderte die Gelage, ſo wie die Seefahrten der Norweger nach den Küſten des weißen Meeres, wohin er bei dieſer Gelegenheit einen Ausflug gemacht. Er ſprach viel von den dortigen heidniſchen Häuptlingen, dem glänzenden Tempel des Gottes Jumala, und ging dann zu der Beſchreibung ſeiner Fahrten an den Küſten der Oſtſee, von wo er zurückgekehrt, über. Weniger ſprach der Jüngling von den edlen Frauen und Töchtern in jenen fernen Gegenden. Er ſchilderte ſie ſchön und liebenswerth, lies auch durchſchimmern, daß er Fräuleins von edler Geburt, welche würdig ſchienen zur Gebieterin von Orkney erhoben zu werden, kennen gelernt, doch ging nicht hervor, ob er in dieſer Hinſicht beſtimmte Entſchlüſſe gefaßt habe. — In Geſprächen dieſer Art vergingen mehre Tage. Es ſchien ſich überhaupt nach der Rückkehr des jungen Mannes ein günſtigeres Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn zu bilden. Die Angſt, welche jene während der Abweſenheit des letztern erduldet, ſchien ſie milder gemacht zu haben, ſie ſagte ihm öfters, daß ſie wegen einer Vermählung nicht in ihn dringen, ſondern es ihm überlaſſen wolle, damit ſo lange zu warten, bis er den Empfindungen des Herzens nach wählen würde, doch ſtelle ſie ihm die unerläßliche Bedingung, daß er keine andere Gemahlin wählen dürfe, als eine die ihm an Rang und Geburt gleich ſei. Vor Allem jedoch, ſo endigte ſie ſtets, müſſe er ihr verſprechen, Welda nicht mehr zu ſehen, und das beſtandene Verhältniß nicht von neuem anzuknüpfen. Mochten in letzterer Hinſicht die Empfindungen des Grafen ſein wie ſie wollten, es konnte nicht ſchwer ſein, dem Wunſche der Mutter zu genügen. Der Vater des Mädchens, hatte dieſes nach einer entfernten Inſel Schottlands zu einer Verwandten geſendet. Hier befand ſich Welda bereits ſeit einigen Monaten und ſollte — ſo hatte der Vater geſchworen — nicht wieder nach Pomona zurückkehren, bis der Graf eine Gemahlin gewählt haben würde. — Wie es ſchien, hatte die mehrmonatliche Entfernung das Bild Welda's im Herzen des Grafen etwas in den Hintergrund treten laſſen. Er fing an, den früheren Vergnügungen, der Jagd auf Seevögel, ſo wie dem Fiſchfang wieder mit mehr Eifer obzuliegen. Die Gräfin, deren männlicher Sinn von jeher ſich darin gefiel, die Zügel der Regierung ihres kleinen Inſelreichs zu handhaben, beſtärkte den Sohn nach Kräften in dieſem Treiben, und hatte nur in ſofern ein wachſames Auge auf Magnus, als ſie ſich zu vergewiſſern ſuchte, daß er nicht aufs Neue ſeine Verbindungen mit Welda anknüpfe, was jedoch ſchon durch die Entfernung ſehr ſchwierig gemacht worden wäre, und welchem auch ſeine fortwährende Anweſenheit auf Hoy auf das Ueberzeugendſte widerſprach. Die Jagdliebe des Jünglings ſchien indeß von Tage zu Tage auf eine auffallende Weiſe zuzunehmen. Ganze Tage trieb er ſich in einem leichten Bote, ſelten von Jemand anderem als einem treuen Ruderer begleitet, oft aber ganz allein auf der See herum. Er brachte ſtets reiche Beute nach Hauſe, doch gerieth die Gräfin manchmal nicht wenig in Angſt, wenn, zumal in mondhellen Nächten, Magnus oft erſt nach Mitternacht zurück kam. Auf Befragen, was ihn ſo lange auf dem Meere, oder an den Küſten aufhalte, verſicherte er dann immer, daß es die Jagd auf den Haffiſch — den größeren Seehund — ſei, daß er kein größeres Vergnügen als dieſes kenne, und daß in den Nächten, in welchen der Vollmond am Himmel ſtehe, dieſe Jagd am intereſſanteſten ſei, da dieſes Thier dann gewöhnlich die ſchwer zugänglichen Haliers verlaſſe, und den flachen ſandigen Strand aufſuche. Obgleich die Gräfin oft wegen der Fährlichkeit dieſer Vergnügung in Sorgen war, ſo fand ſie ſich doch ſtets durch den glücklichen Ausgang beruhigt, und ſie lies derſelben, und ſomit dem freien Willen des Sohnes in dieſer Hinſicht gänzlich freien Lauf. So ging der Winter vorüber und der Frühling, oder vielmehr der Sommer, denn in jener hohen Breite giebt es nur zwei Jahreszeiten, kam heran. Die in ungeheuren Zügen anlangenden Seevögel, von denen viele ſüdlichere Gegenden aufgeſucht hatten, ſteigerten die Jagdluſt des Grafen immer mehr; er ſchien nur für Jagd und Fiſchfang noch Sinn zu haben. Nur auf Stunden erſchien er in der Burg, und ſelbſt dann war an ihm nur eine beſondere Theilnahme zu bemerken, wenn auf jene beiden Lieblingsbeſchäftigungen die Rede kam. Von jeher nur wenig Theilnahme an den Verwaltungsgeſchäften ſeines kleinen Inſelreichs zeigend, antwortete er unbeſtimmt und verworren, wenn die Mutter, was ohnehin ſelten genug der Fall war, von dergleichen Dingen zu ſprechen anhob. Redete die Gräſin von einem Vermählungsprojecte, ſo verſicherte Magnus, ſehr ehrerbietig die Hand der Mutter küſſend, daß er ſich mit dieſem Gedanken beſchäftigen werde, und ſo beſchwichtigte er Jene, während er Fräulein Siegbrit, wenn ſich ſolche in das Geſpräch miſchte, mit einigen, oft nicht ſonderlich gewählten Scherzen zurückwies. Die letztere behauptete in dieſer Zeit — und auch die Mutter machte bald darauf dieſelbe Bemerkung — daß ſich die Gemüthsſtimmung des Grafen von der früheren, ſeit einigen Wochen auffallend unterſcheide. Magnus war nie beſonders lebendig, jugendlich aufgeräumt geweſen, aber ſeit kurzem erſchien er auf einmal ſo ſinnend, ſo nachdenkend, daß es den Frauen nothwendig auffallen mußte. Er ſah in den kurzen Zwiſchenräumen, in denen er ſich in der Burg befand, faſt beſtändig ſtarr vor ſich hin oder aufs Meer hinaus. Wurde das letztere, beſonders gegen Abend, und wenn der Mond am Himmel heraufſtieg, unruhig, ſo wurde ſeine Stimmung verdrüßlich, ſeine Laune unerträglich; dagegen war er, wenn jenes nicht der Fall war, oft auf einzelne Momente fröhlich, wie ein Kind, und konnte es kaum erwarten ſich ins Boot zu werfen. Da er nie Welda's Namen erwähnte, dieſe auch zu weit entfernt war, um der Gräfin Beſorgniſſe einflößen zu können, ſo kam letztere endlich auf den Gedanken: ob vielleicht eine neue Liebſchaft den Grafen gefeſſelt habe. Sie ließ ſeinen Ausflügen nachſpüren aber bald überzeugte ſie ſich daß ihre Beſorgniſſe ohne Grund ſeien. Außer einigen Hütten in der Nähe der Burg, war in jenen frühen dunkeln Jahrhunderten, das finſtere klippenvolle Hoy gänzlich unangebaut, jene Häuschen aber, waren von ganz armen Fiſcherfamilien, deren völlig reizloſe Töchter der Gräfin zu keinem Verdacht Veranlaſſung geben konnten, bewohnt. Ueberdieß erfuhr die letztere bald, daß der Graf ſeinen Weg beſtändig nach dem einſamſten, wildeſten Küſtenpunkte der Inſel nahm. Nur ſelten ward dieſer Punkt von den Fiſchern beſucht. Eine alte aus dem Heidenthum ſtammende Sage von übernatürlichen Erſcheinungen, von einem Zauber der über dem Orte walte, hatte ſolchen ſeit Menſchengedenken als zu gefährlich, um dort dem Fiſchfange nachzugehen, betrachten laſſen. Man behauptete, daß jedes Boot, welches dort anlande, unfehlbar zum Untergange beſtimmt ſei, indem hier zu gewiſſen Zeiten Meerjungfrauen ein ſo ſchönes, als gefährliches, und mit der Sucht zu ſchaden begabtes Geſchlecht, geſehen worden wären; dieſen aber — ſo verſicherte man — habe ſich noch kein Sterblicher ungeſtraft genaht. — —

Der Ort von dem die Rede iſt, lag an dem nordweſtlichen Theil der Inſel. Schwarze zerriſſene Klippen ſtarrten hier mehrere hundert Fuß hoch aus der See. Zwiſchen ihnen erſtreckte ſich ein ſchmaler Meeresarm von jener Art, die man in Norwegen Fiords nennt, ins Land. Dieſe Waſſerſtraße war ſo eng, daß kaum zwei Böte neben einander eindringen konnten — und ſelbſt dieſes war nur bei ſpiegelglatter See möglich zu machen — bei dem leiſeſten Winde gab es hier eine furchtbare Brandung die, ſobald ſich dieſer ſtärker erhob, die Felſen mit häuſerhohen Sturzwellen bedeckte, und dem kühnen Schiffer den Eingang, oder die Rückkehr ganz unmöglich machte. Ein paar tauſend Fuß von dem Eingange erweiterte ſich der gefährliche Waſſerweg. Er bildete hier ein weites Baſſin, welches, ſelbſt bei heftigen Stürmen, größtentheils immer eine unbewegte Waſſerfläche darbot. Außer einem Streifen milchweißen Sandes, der ſich in der Breite von etwa hundert Schritten ſchroff anſteigend im Halbkreis herumzog, war die Bucht von allen Seiten von ſteilen, ſich mauergleich erhebenden Felſen, die tauſenden von Seevögeln zum Brut- und Aufenthaltsorte dienten, dergeſtalt eingeſchloſſen, daß ein Eindringen in dieſen gefeiten Kreis von der Landſeite, wo nicht ganz unmöglich, doch nur mit Lebensgefahr zu bewerkſtelligen war. Im Hintergrunde der Bucht befand ſich ein ſogenannter *Halier*, eine Felſenhöhle, die die andringende Fluth, wenn ſich ſolche heranwälzte, wie in einen unermeßlichen Rachen in ſich aufnahm, und zur Zeit der Ebbe die Waſſer wieder in gewaltigen Strömen von ſich gab. Ein ungeheurer Felſenblock ſtützte, wie ein natürlicher Pfeiler, das gewaltige Gewölbe, und aus der Tiefe des Waſſers im Innern, ragten abgeplattete Felſenſtücke herauf, welche dem Seehunde, wenn er aus ſeiner Meereseinſamkeit heraufſtieg, zum angenehmen Ruheplätzchen diente. Da in dieſer großartigen Oede nie ein menſchlicher Laut, ſondern nur das Gekreiſch der Seemöve, das Gequäck vielfältiger Entenarten, das Gebrüll des Seekalbes erſcholl; nie der Eindruck eines Menſchenfußes, ſondern nur die Spur der Seehundsfloſſe, oder die tauſend Tritte der Schwimmvögel in dem naſſen, klaren Uferſande ſichtbar waren, ſo hatte die Einbildungskraft der Eingebornen die ſtille Bucht nicht unangemeſſen mit überirdiſchen Weſen bevölkert geſchildert, der Meerhöhle den Namen *Halier des Thor*, und der ruhigen Waſſerfläche die Benennung: *das Bad der Walkyren* beigelegt. — — —

Dieſer von den Fiſchern ſeit Menſchenaltern gemiedene Ort war es vorzüglich, wohin Magnus ſeine Excurſionen richtete. So ſehr er dies auch vor Jedermann zu verbergen getrachtet, ſo hatte ſich dennoch unter den Bewohnern der Inſeln das Gerücht verbreitet, daß der Graf das Bad der Walkyren, und zwar nach Sonnenuntergang beſuche, ja Sweyn Sturleſon, ein alter Schiffer, der bei der Gräſin in beſondern Gnaden ſtand, hatte ſich verpflichtet gehalten, ſeiner Herrin von den gefährlichen Jagdpartien ihres Sohnes Nachricht zu geben. Er ſei, ſagte er, von den Faroer Inſeln gebürtig, und dort kenne man ſehr gut die Tücke der Draus, welche mit dem norwegiſchen Dwergar (Zwerge) gleichbedeutend wären, man nenne ſolche in ſeiner Heimath Foddenskeniand (unterirdiſche Leute), und man wiſſe, daß ſolche an Orten, wohnten, wo einſt Blut vergoſſen worden, oder wo Gefahr vorhanden ſei; die letztere aber ſei von Niemand zu läugnen, der ſich auf die ſchwierige Seefahrt an dem in Rede ſtehenden Küſtenpunkte verſtehe, und er glaube, daß Graf Magnus dort leicht ſeinen Untergang finden könne. Die letztere Bemerkung verfehlte nicht Eindruck auf die Gräſin zu machen. Waren ihr auch die zärtlichen Gefühle einer Mutter fremd, ſo zitterte ſie doch vor einer Gefahr, die dem Leben des Inſelgebieters, des letzten Stammerben, drohen könne, und beſchwor den Grafen, als er wieder einmal in ſpäter Nachtzeit von ſeiner Seefahrt zurückkehrte, nicht mehr die Gegend des Halier des Thor zum Ziel ſeiner Jagdpartien zu wählen. Kaum hatte die Gräſin dieſe

Aeußerung gethan, als Magnus ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit heftig auffuhr. Er begehrte den Namen Deſſen zu wiſſen, der gewagt habe, ſeinen Weg auszukundſchaften, und der Mutter dadurch unnütze Sorge zu machen. Von Jugend auf mit der ſtürmiſchen See vertraut, ſagte der Graf, ſei er beſſer wie jeder Andere im Stande zu beurtheilen wo Gefahr vorhanden und wo nicht, und er ſei kein Knabe, den man bei jedem Schritte auf dieſe aufmerkſam zu machen nöthig habe. Uebrigens ſei es vollkommen unwahr, daß er das Bad der Walkyren vorzugsweiſe zum Ziel ſeiner Jagdpartien wähle, wäre es aber geſchehen, ſo habe es bei ſpiegelglatter See und überhaupt nur höchſt ſelten ſtatt gefunden. —

Die Gräfin hatte ihren Sohn noch nie über einen unbedeutenden Umſtand ſo heftig werden ſehen, und ihre Lebenserfahrung ſagte ihr, daß es nicht rathſam ſei, einen jungen, bei wichtigen Gegenſtänden ſtets nachgebenden Mann, durch entſchiedenen Widerſtand in Angelegenheiten untergeordneter Art an Durchführung eigener Meinungen zu gewöhnen, und ſo erwiderte ſie ihm blos, daß ihre mütterlichen Empfindungen ſie zu dieſem Einſpruche veranlaßt hätten, daß ſie aber, nachdem ſie ihn gewarnt, das Weitere ſeinem eigenen Gutachten überlaſſe.

Magnus ſchien von dieſen Aeußerungen angenehm berührt zu werden, er verſicherte, auf ſeinen Ausflügen die größte Vorſicht brauchen zu wollen, aber ſein Boot nahm jetzt nur um ſo öfterer den Weg nach jener gefährlichen und berüchtigten Gegend. —

Auf dem ſo ſagen- als klippenreichen Hoy giebt es außer dem obengeſchilderten, noch einen zweiten Ort, der heute von dem Alterthumsforſcher, wie von dem Freunde der Naturwiſſenſchaften eben ſo emſig aufgeſucht wird, wie er in den dunkeln Zeiten jener fernen Jahrhunderte, in welchen unſere Geſchichte ſpielt, von den Bewohnern der Inſelgruppe gemieden wurde. In der Nähe eines hohen ſteilen Berges, des ſogenannten Wart-Hill, befindet ſich ein unebenes, rauhes, mit vielen einzelnen Felſenblöcken beſäetes Thal, das nur einen einzigen Eingang hat. Die ſchroffen, von der Seeluft geſchwärzten Felſen, bieten mit ihren zerklüfteten Seiten, an denen auf unzugänglichen Punkten nur hier und da einiges Geſträuch wuchert, und die mit zahlreichen Moos- und Flechtenarten, die aus dem hellſten Weiß, durch alle Schattirungen des Gelb hindurch, bis ins Dunkelbraun ſpielen, einen faſt weniger troſtloſen Anblick dar, als der unfruchtbare Thalgrund, wo zwiſchen zerbröckeltem Steingerölle kaum einige Büſchel grobes Rietgras aufſprießen, oder im Schutze eines Steinblocks ein Wachholderſtrauch ſeine ſparrigen Aeſte über den moſigen Boden breitet. Schon am Tage zeigt der Anblick jenes Thales, das man wegen ſeiner Enge mehr eine Schlucht nennen könnte, das Bild einer Grauſen erregenden Oede, aber in hellen Sommernächten gewinnt es durch einen ſeltſamen Umſtand ein geheimnißvolles, ja magiſches Anſehn. Nahe am Gipfel des Wartberges, auf einem für den Fuß des Menſchen nur mit großer Mühe und Lebensgefahr zugänglichen Punkte, ſieht man in den Monaten Mai, Juni und Juli (um Mitternacht), einen Punkt, der ungemein glänzt und ſtrahlt, und den man ſchon aus bedeutender Ferne bemerken kann. Er ſoll früher viel ſtärker, als in unſern Zeiten geleuchtet haben, und noch vor wenig Jahren hat man den Felſen mit Lebensgefahr erſtiegen, ohne jedoch durch ſorgfältige Nachforſchungen auf den Urſprung der wunderbaren Beleuchtung gekommen zu ſein. Laut einer, aus grauen Zeiten ſtammenden Sage, die noch heute bei den Bewohnern der Orkneys im Schwunge iſt, liegt dort ein bezauberter Karfunkel, und harrt des glücklichen Finders; eine etwas natürlichere Meinung iſt aber die, daß aus einer dem Gipfel nahen Felſenritze Waſſer über eine, dadurch geglättete, Steinplatte herabſickere, auf welches in den gedachten Monaten, die, auf der Spitze des Wart-Hills vielleicht im Spiegelbilde des Seenebels ſichtbar werdende Mitternachtſonne jener hohen nordiſchen Breiten, ihre Streiflichter wirft, und dadurch jenen wunderbaren, magiſchen Glanz hervorruft.

Im Hintergrunde des gedachten Thales liegt das gewaltige Bruchſtück eines Felſens, ein Ueberbleibſel aus dem graueſten Alterthum, das von den Reiſenden mit Neugierde, von den Inſelbewohnern aber mit einer ehrfurchtsvollen Scheu betrachtet wird. Das Innere des Steins iſt von Menſchenhänden ausgehöhlt worden, und enthält zwei Lagerſtätten, zwiſchen denen man einen ſchmalen Raum oder Gang gelaſſen hat. Obwohl jetzt dem Wind und Wetter offen, war die Höhlung doch ſonſt mit einer ungeheuer ſchweren, in Angeln ſich drehenden Steinplatte verſchloſſen. Ein Zauberzwerg — der in den Nordlandsſagen ſo berühmte Trolld — ſoll einſt den Dwarfſtone (Zwergſtein) bewohnt haben, und nach den Verſicherungen alter Bewohner von Hoy, ſieht man den mißgeſtalteten Hausherrn in den Mittags- und Abendſtunden noch manchmal vor ſeiner Wohnung ſitzen. —

Es war in der Mitte einer lauen Sommernacht, und das eben geſchilderte Thal war vom Monde nur ſpärlich erleuchtet, als Graf Magnus, gehüllt in einen vom Seewind dann und wann gehobenen Mantel, zwiſchen großen den Weg verſperrenden Steinblöcken, über den unter ſeinen Tritten knirſchenden Kies nach dem Zwergſteine ſchritt. Schon früher hatte der wunderbare Karfunkel auf dem Gipfel des Wart-Hills wie ein Stern geleuchtet, jetzt als die Mondsſichel hinter Wolken trat, ſchien er wie eine feurige Eiſenplatte zu glühen.

Der Jüngling war eben bei dem Felſen angekommen, alles war todtenſtill. Auf einmal öffnete ſich das ſchwere Steinthor, was die Höhle verſchloſſen hielt, als wie von unſichtbarer Hand bewegt, und Thiodulf, der Druide von Hoy, trat langſam heraus. Der Alte trug ein ſchneeweißes Gewand, welches durch einen dunkeln Gürtel, in welchem ein krummes Meſſer ſteckte, zuſammengehalten ward; das kahle Haupt deckte zum Theil ein Kranz von Birkenzweigen.

Was wollt Ihr von mir, Jarl? hob der Druide finſter an, und zwar ſprach er in ſo altem Norwegiſch, daß ihn Magnus kaum verſtehen konnte. — Was ſtört Ihr mich auf, aus nächtlicher Ruhe? —

Vater, zürne nicht! erwiderte ſchüchtern der Jüngling. Du wußteſt, daß ich kommen mußte, Du ſagteſt es mir voraus an jenem Abende, im Kreiſe der Steine von Stennis, als — als —

Die Stimme verſagte dem jungen Manne, er ſchien nicht Worte finden zu können.

Warum ſprecht Ihr das Wort nicht aus, Jarl von Orkney? fiel der Druide ein. Ihr redet von jenem Abende, als Ihr der armen Welda Liebe loget, und ſolche am Helgafelſen (heiligen Felſen) bei Odin beſchwören wolltet. —

Ihr thatet recht, mich von dem Frevel abzuhalten! erwiderte Magnus. Ihr wußtet, welche unüberſteigliche

Hinderniſſe der Erfüllung meiner ſehnlichſten Wünſche im Wege ſtanden, ich beherzigte Euren weiſen Rath, und habe ihn befolgt.

Und jetzt kommt Ihr zur Mitternachtszeit hierher, um mir Euren Dank zu bezeugen? Nicht wahr? ſagte verächtlich Thiodulf. Bei Odin! Ich könnte Euch haſſen, wenn ich Euch nicht bemitleidete.

Ich komme, Rath und Hülfe von Euch zu begehren! rief Magnus, indem er den Druiden bei der Hand ergriff, die ihm dieſer nur mit Widerſtreben überließ. Ja, Vater, ich komme bittend, flehend, wie Ihr am Steine von Stennis dies vorausgeſagt. Ich gehe nicht wieder von hier, ich laſſe Euch nicht, Ihr müßt mir Rath und Hülfe gewähren.

Sprecht aus, was Ihr wollet! ſagte Thiodulf ernſt, doch wie es ſchien, beſänftigt, und indem er mit der Hand auf einen Steinblock zeigte, auf dem er ſich zur Seite des Jünglings niederließ.

Vater! hob der Graf mit zögernder Stimme an. Ich weiß, Ihr werdet mich verachten, vielleicht haſſen; aber wenn Ihr je die Empfindungen eines jungen Herzens gekannt habt, werdet Ihr mir Euer Mitleid nicht verſagen. — Ich liebte Welda, liebte ſie innig und mit aller Kraft der erſten Liebe. Ich war feſt entſchloſſen, die Geliebte zu meinem Weibe zu machen; es war unmöglich. Hinderniſſe unüberſteiglicher Art hielten mich

davon ab. Ich reiſte auf einige Zeit in die Ferne,
Weldas Bild im Herzen tragend. Viele Frauen, die
ich ſah, mochten ſtrahlender, reizender ſein, doch ver
mochten ſie nicht, die Liebe zu Eurer Nichte aus meiner
Seele zu tilgen; ich kam zurück wie ich gegangen war,
feſt entſchloſſen, günſtigere Zeiten für meine Vereinigung
nit Welda abzuwarten; da, Vater, ſah ich ein Weſen,
ch weiß es nicht, ob Menſch, ob Engel, ob Teufel;
aber von dieſem Augenblicke an, war ich wie verändert.
Ich zürnte mir ſelbſt, ich haßte mich, wenn ich dachte,
aß ich Welda, die Edle, Liebliche, Schöne, weniger
eben könne, aber — verachtet mich immerhin, ich ver=
ene es! — das Bild meiner erſten Liebe ward täglich
eicher, farbloſer, ich fühlte mich zu jener zweiten mit
uberiſchen Feſſeln, die ich nicht zu brechen im Stande
ar, hingezogen. Anfangs traute ich meinen Sinnen nicht,
glaubte, es ſei ein Trugbild, das mich umgarne. —
Unglückſeliger! ſprach der Druide ernſt. Ich kenne
Macht Eurer Leidenſchaft. — Doch erzählt, wie es
begab.

Mit meiner Liebe zu Welda aus der Ferne zurück=
rend, ſagte der Graf, erfuhr ich mit Beſtürzung, daß
Vater des Mädchens, die Geliebte nach einer fernen
ſel Schottlands gebracht habe. Um nicht der immer
r überhandnehmenden Schwermuth gänzlich zu er=
en, zwang ich mich, beinahe vergeſſene Zerſtreuungen

aus früherer Zeit wieder vorzunehmen. Die Jagd, der Fiſchfang, beſchäftigten mich, ohne mich zu beluſtigen, da vernahm ich einſt, als ich beutelos von einem Zuge nach Hauſe kehrte, daß es an den Küſten der Inſel eine Stelle gebe, welche für den kühnen Fiſcher oder Jäger eine Ausſicht auf Erfolg darbiete, wie keine andere! Ein alter Ruderer erzählte mir von dem Bade der Walkyren und dem Halier des Thor. Er ſelbſt, ſo ſagte er, ſei nur ein einziges Mal in dieſe Bucht gedrungen; aber die Menge der Seevögel, der Fiſchreichthum überſteige alle Beſchreibung. Nun ſetzte er noch Vieles hinzu, was ich für ein Märchen halten mußte, was aber meine Neugier in hohem Grade erregte, und mich endlich beſchließen ließ, gleich am folgenden Tage mich in jene geheimnißvolle Gegend zu begeben. Schon die Schwierigkeit, in die Bucht zu gelangen, erhöhete das Intereſſe, die gemachte Jagdbeute war größer, wie eine je zuvor. Faſt täglich eilte ich nun dahin. Ich ſendete die Ruderer zurück, und es machte mir Vergnügen, bis zu Anbruch der Nacht am Eingange des Haliers dem Haifiſch aufzulauern. Vater, ich könnte Euch Vieles von meinen Empfindungen erzählen, wenn ich, gelagert auf einem bemooßten Steinblock, allein in der wunderſamen Oede, das Auge bald auf die glänzende Mondſcheibe, bald auf den Waſſerſpiegel, wo der Seehund auftauchen ſollte, gerichtet, die Wurflanze in der Fauſt, ſchöne unvergeßliche Stunden verträumte. Es waren faſt dieſelben Gefühle, als jene, welche mich durchſchauerten, wenn unſer alter Rüſtmeiſter, der mich zuerſt im Gebrauche der Waffen unterwies, beim lodernden Torffeuer in der alten Halle zu Kirkwall, dem Knaben wunderbare Geſchichten erzählte, von dem Kraken, der aus der Tiefe des Oceans auftauchend, das Meer wie eine ferne Nebelbank bedecke, und ſeine ungeheuren Arme nach den Wolken emporrichte, oder von der Seeſchlange, die plötzlich aus dem bodenloſen Abgrunde emporſchieße, und den bemähnten Hals ſchüttelnd, die glänzenden Augen beutegierig umherrollen laſſe.

Aber alle jene wunderſamen Sagen ſollten zurückbleiben vor dem, was ich ſpäter mit eigenen Augen zu ſehen beſtimmt war. In der erſten Nacht des Vollmonds befand ich mich, wie ſonſt mehrmals, wieder am Eingange des Haliers. Ich ruhte, beuteerwartend, die Lanze in der Hand, auf meinem Felsblock. Mein Auge war auf einen Steinhaufen im Hintergrunde der Bucht, den Grabhügel eines alten Pictenhäuptlings gerichtet, und ich dachte an die Thaten und Seezüge der Seekönige, welche vor Jahrhunderten hier geboten, als ich im Hintergrunde der Höhle ein Geräuſch vernahm, wie wenn eine Schaar Seehunde auftauchen. Wirklich ſah ich bald darauf eine Anzahl dunkler Geſtalten unweit von mir vorbeirudern, und ihren Weg nach dem nahen vom Monde hell erleuchteten Strande nehmen. Es wäre mir leicht geweſen, eines jener Geſchöpfe im Vorbeiſchwimmen durch einen kräftigen Lanzenwurf zu erlegen, aber ich war gewohnt, mich manchmal Stunden lang an dem harmloſen Spiele jener Meerbewohner zu ergötzen, überdies war es leicht, dem Punkte, wo ſie ans Land ſtiegen, hinter Steinblöcken gebückt, anſchleichend nahe zu kommen, und ſo beſchloß ich, ſie gewähren zu laſſen. Kaum aber hatten die ſchwimmenden Seebewohner das Ufer berührt, als ich eine Verwandlung erblickte, die mich kaum fühlen ließ, ob ich wache oder träume. Nach wenigen Sekunden ſchien die ganze Schaar jener Geſchöpfe ſich in Menſchen verwandelt zu haben Ich ſaß wie verſteinert und kaum meiner Sinne bewußt, ich blickte hin, ſtarr und unverwandt, und mit einer Anſtrengung, daß mir die Augen ſchmerzten, ich glaubte an eine unbegreifliche Täuſchung meiner Sehwerkzeuge. Je länger aber ich hinſah, je mehr überzeugte ich mich, daß ich recht geſehen. Jetzt beſchloß ich, mich unvermerkt zu nähern. Mit Vorſicht kroch ich von Stein zu Stein, von Felsblock zu Felsblock; endlich befand ich mich kaum funfzig Schritt von der wunderbaren Geſellſchaft. Ich konnte jetzt nicht mehr irren, der Mond ſchien ſo hell, daß man jeden Gegenſtand in dieſer Weite auf das Genaueſte erkennen konnte. Wie war ich erſtaunt, als ich eine Geſellſchaft ſchone

Jünglinge und reizender Madchen erblickte. Sie wandelten am Ufer auf und ab, und unterhielten ſich in einer wohlklingenden, mir aber völlig unverſtändlichen Sprache. Ich durchmuſterte ſie einzeln; alle waren wohlgebildet, die Meiſten ſchön. Aber, Vater, Eine ragte vor Allen hervor, ſie ſchien die Königin der andern. Erlaßt mir die nähere Schilderung ihrer körperlichen Vorzüge; noch nie hatte mein Auge etwas Aehnliches erblickt. Ihre langen dunkeln Locken umgaben wie ein Mantel die ſchlanke Geſtalt, deren herrliche Glieder durch ein dünnes, waſſerblaues oder grünes Gewand nur zum Theil verhüllt wurden. Ich ſah ſo lange in das edle reizende Engelsangeſicht, bis ich das Auge nicht wieder wegwenden konnte. Indeß, wer beſchreibt meine Empfindungen, als ich ſah, daß ein ſchöner Jüngling der lieblichen Geſtalt ſtets wie ihr Schatten folgte, daß ſie mit einer ſo ſüßen Stimme, wie ſonſt nie ein menſchliches Ohr vernahm, unbekannte Worte zu ihm ſprach, wie ſie endlich den wohlgeformten, elfenbeinweißen Arm um ſeinen Nacken ſchlang. Ein ungeheurer Schmerz durchzuckte mich, ich wollte wegſehen, mein Auge ſchweifte am Ufer umher, und ich ſah endlich in einer kleinen Entfernung dunkle Gegenſtände, als wie in zierliche Reihen hingelegte Kleiderhaufen, oder dergleichen Dinge, ſymmetriſch geordnet. Meine Neugier ward zwar dadurch erregt, aber bald dachte ich nicht mehr darüber nach, mein Auge fiel wieder auf die ſeltſame Geſellſchaft, und bald ſuchte es wieder die zauberhaft liebliche Schöne. Sie befand ſich jezt kaum zwanzig Schritte von mir, aber was erblickte ich! Sie hatte eben den ſchönen Jüngling, der neben ihr ging, zärtlich umfangen, ſie hing an ſeinem Halſe, ſie drückte einen glühenden Liebeskuß auf ſeine Wange. Jezt konnte ich mich kaum mehr halten, ich griff nach der Lanze, die ich an den Felſen gelehnt, am liebſten hätte ich dem Glücklichen, dem Seligen, das Eiſen in die Bruſt geſchleudert. — Hätte er ſich beklagen können? Freudig würde ich an ſeiner Stelle einen gleichen Tod geſtorben ſein. — — Meine Unvorſichtigkeit hatte indeß ein Geräuſch entſtehen laſſen. Wie eine Schaar geſcheuchter Rehe ſtürzte die wunderbare Geſellſchaft auf jene reihenweis gelegten Kleiderhaufen zu, Jedes ſchien ſich ſchnell mit einem Gewande zu bekleiden, und wenig Sekunden darauf ſprangen Alle in gleichem Augenblick ins Waſſer. Jch, wie ein Raſender, ſtürze nach. Was erblicke ich! Eine Heerde Seehunde ſchwimmt ruhig nach dem Eingange des Haliers, und verſchwindet bald darauf im Eingange. — Gramerfüllt — ja, warum ſoll ich es nicht geſtehen! — in Thränen, verwachte ich die Nacht auf dem Felsblocke. Jch wollte die Liebliche noch einmal ſehen; umſonſt, ſie kehrte nicht wieder. — —

Wie viele Nächte, fuhr der Graf in mächtiger innerer Bewegung nach längerer Pauſe fort, habe ich ſeitdem am Eingange des Haliers durchwacht! Nur in den erſten Vollmondsnächten ſah ich jenes zauberiſche Weſen wieder, das mich in ſeinen Banden hält, ohne das ich nicht leben, nicht ſterben kann, das mich zum ſeligſten und zum unglücklichſten der Menſchen macht. Oft war ich dem wunderbaren Mädchen ſo nahe, um es ergreifen, es feſt halten zu können, umſonſt. Schnell wie ein Reh eilte es nach dem am Ufer liegenden Zaubergewande, und ſogleich war die Verwandlung geſchehen. — Dennoch fühle ich, muß ich es beſitzen oder untergehen. —

Unſinniger Jüngling! fiel hier der Druide zornig ein.

Nennt mich unſinnig, thöricht, raſend, beleidigt mich wie Ihr wollt, aber helft mir! rief in heftiger Leidenſchaft der junge Mann.

Nimmermehr! entgegnete der Druide. Ihr ſeid nicht Eurer Sinne mächtig, Ihr wißt nicht, was Ihr begehrt.

Ich begehre dies Weib zu beſitzen, oder nicht mehr zu leben! rief Magnus. Helft mir, Alter, helft mir, und ich will Euch fürſtlich belohnen, ich will Euch mit Golde bedecken —

Glaubt Ihr, daß Der, der in der Höhle eines

Steinblocks wohnt, Gold bedürfe? ſagte verächtlich der Druide.

Gut, ſo nennt mir einen andern Preis! rief Magnus. Fordert was Ihr wollt, es ſoll geſchehen. Aber helfen müßt Ihr mir die Himmliſche zu beſitzen; ich ſage, Ihr müßt! —

Und ich ſage: ich will nicht! entgegnete der Druide, kalt. Ihr ſeid nicht der Mann mich zu zwingen.

Ja, bei Gott, der bin ich! rief der Jüngling wild. Ich weiß ſehr wohl, daß einſt die alten Seekönige, wenn ſie in Noth waren, die Seher und Seherinnen aufſuchten, und ihnen mit Schwert und Streitart ihren Spruch abpreßten, falls ſie ihnen ſolchen verſagten.

Jene Kämpen, ſprach Thiodulf verächtlich, gehörten einem großen, Ihr, einem entarteten Geſchlechte an, ſie glaubten an die alten Götter, Ihr fürchtet ſie blos, und darum hat der Diener derſelben für Euch keinen Mund.

Ha! rief jetzt zornig Graf Magnus, indem er aufſprang. Ich will Dir den Mund öffnen, ich will Dich reden machen! Du entkommſt mir nicht! Es ſoll ſich zeigen, ob Du ein ächter Genoſſe der alten Seher oder nur ein elender Gaukler biſt. Iſt Deine Gabe kein leerer Wahn, wohlan, ſo ſtehe mir bei, fordere Deinen Lohn, und mein Schwert ſoll Dich und alle Jene ſchützen, die im Schatten des Kreuzes Odin heimlich verehren, kannſt Du es nicht, nun, ſo iſt Alles nur Gaukelei und Trug, ich will die verborgenen Altäre Freya's und des Donners aufſuchen, ſie in Stücke ſchlagen und die Steine von Stennis zu Boden werfen; alles dieſes ſchwöre ich zu thun, ſo gewiß, als jener räthſelhafte Karfunkel in ſeinem Glanze dort auf dem Gipfel des Warthill's leuchtet.

Raſender, haltet ein! rief der Druide, den nach der Gegend des Berges ausgeſtreckten Arm des Jünglings ergreifend. Ihr habt mich überwunden, ich will Euch helfen.

Du willſt, Vater? rief Magnus fröhlich. Du kannſt auch? ſetzte er zögernd hinzu.

Ich kann! erwiderte düſter der Greis. Ihr ſollt, wenn Ihr es fordert, zum Beſitz des Gegenſtandes Eurer Wünſche gelangen, aber — wenn Euch Eure Ruhe, Eure Zufriedenheit lieb iſt, ſteht davon ab! Zwiſchen jenen geheimnißvollen Bewohnern der Tiefe, und den Menſchen kann nie ein Bündniß geſchloſſen werden, das Friede und Freude im Gefolge hätte. Das Herz jenes von Euch geliebten Weſens kann nur für ein Weſen ſeinesgleichen, niemals für Euch Liebe empfinden, es kann nicht froh, nicht glücklich werden in Euren, Ihr nicht in ſeinen Armen. Zwingt Ihr die Waſſerjungfrau, aus dem Kryſtallſchloſſe der Tiefe empor zu ſteigen, um Euch als Weib anzugehören, ſo beſitzt Ihr nichts als die Hülle die ſie angenommen, um in dem ihr fremden Elemente ausdauern zu können. Sie kann Euch nicht lieben, ſie kann Euch nicht haſſen, ſie ſteht über menſchlicher Liebe und irdiſchem Haſſe, ſie kann nur Eins — ſie kann trauern.

Sei es! rief Magnus voll Leidenſchaft. Ich verlange nur, daß ſie mein ſei, mein, weiter will ich nichts. — Ich will, daß ſie mir angehöre, als meine Geliebte, als mein Weib, ſie ſei kalt wie Eis, oder wie Feuer glühend, gleichviel, ich will ſie beſitzen, ſie an meine Bruſt drücken, und vergehen.

Habt Ihr auch bedacht, was Eure Mutter —

Ich täuſche ſie! rief Magnus, den Alten in der Rede unterbrechend. Ich habe mir Alles überlegt, ſie wird mir glauben. Wäre es nicht der Fall, beriefe ſie ſich auf den Lehnsherrn, ich trotze dem Könige; ruft ſie die Kirche an, ich trotze dem Banne.

Während der Graf dieſe Worte mit der Gluth der höchſten Leidenſchaft ausſprach, ſah ihm der Druide mit einem Blicke, der ſich nach und nach in den der tiefſten Wehmuth umgeſtaltete, in das Geſicht. Er ſchwieg längere Zeit, dann ergriff er den Jüngling bei der Hand und ſprach mit einem Tone, der ſich durch das Schmerzliche, das in ihm lag, ſehr von dem früheren unterſchied:

Ich verſtehe Dich! Ich habe wie Du gefühlt, und war auf Minuten ſelig, um auf Jahre unglücklich zu ſein. Möge Dein Schickſal weniger traurig ſein wie das meine. —

Und Ihr wollt mir helfen, Vater? Nicht wahr, Ihr nehmt Euch meiner an? fiel Magnus ein, ohne ſich um die Worte des Greiſes viel zu bekümmern.

Ich will! entgegnete Thiodulf trübe. Es iſt übrigens nicht ſchwer, in den Beſitz des Weſens, das Ihr liebt, zu gelangen.

Und wie? Wie? fragte Magnus haſtig.

Nur die drei erſten Tage des Vollmonds, ſprach der Greis, iſt es den Bewohnern der Tiefe verſtattet, auf der Oberwelt zu erſcheinen. So wie ſie auftauchen, werfen ſie die Seehundshaut, das Zaubergewand, das ihnen zum Reiſekleide dient, von ſich. Habt Ihr bemerkt, von welcher Art das war, welches Eure Erwählte als Hülle barg?

Ich kenne es ganz genau! Es war faſt ſchneeweiß; verſetzte der Graf.

Wohl! erwiderte Thiodulf. Dann habt Ihr nichts zu thun, als den Augenblick zu erpaſſen, wo die Meerjungfrau ſich am weiteſten von dem am Ufer abgeworfenen Gewande entfernt, und Euch ſodann mit Blitzesſchnelle des letztern zu bemächtigen. Sie iſt damit in Eure Hand gegeben, denn ohne das letztere kann ſie nicht in den Ocean zurückkehren.

So wie der Greis das letzte Wort geſprochen, fiel

Magnus ihm jubelnd um den Hals, er wußte kaum Worte für ſeinen Dank zu finden, doch der Alte wies ihn trüb zurück.

Dankt mir nicht, Jarl Magnus! ſprach er düſter. Ihr begehrtet Euer Unglück, und Ihr habt es.

Wenn ſie nur mein iſt, ſo mag alles Unglück der Erde über mich kommen! rief leidenſchaftlich der Jüngling.

Nach nur noch kurzem Geſpräch trennten ſich Beide. —

Vier Wochen vergingen ſeit dieſer Zeit. — Die Gräfin und Siegbrit befanden ſich eines Nachmittags in dem von uns beſchriebenen Wohnſaal. Die erſte war ernſt und feierlich wie gewöhnlich, die zweite ſchien verſtimmt, doch hielt ſie dies nicht ab, mit allen Zeichen der Neugier aus dem Fenſter zu ſchauen.

Ich bin begierig, auf das Wunder von Schönheit! ſagte ſie endlich mit malitiöſem Lächeln zur Gräfin. Schade nur, daß die junge Gebieterin der Orkneys — das Fräulein betonte dieſe Worte beſonders — nicht mit allen dem Gefolge ankommt, welches einer Fürſtin von Pannonien oder Permien, oder wie jenes ferne Land heißt, angemeſſen iſt.

Mein-Sohn hat ſehr recht gethan, ſeiner Braut entgegen zu ſegeln, und die Uebergabe auf offenem Meere vollziehen zu laſſen; erwiderte die Gräfin. Wie er ſagte, ſind die Permier zum Theil noch blinde Heiden, und von rohen Sitten, und ſo meint Jarl Magnus mit Recht, daß dergleichen bei unſern Unterthanen einen übeln Eindruck machen, und ſeine junge Gemahlin in deren Auge leicht herabſetzen könnte.

Hm! Es iſt doch zu verwundern, daß, wenn das Volk dem Heidenthum ergeben, ſeine Fürſten dennoch Chriſten ſind; meinte Siegbrit.

Hat nichts zu ſagen! erwiderte kalt die Gräfin. Iſt meine Schwiegertochter von hohem Geſchlecht, ſo iſt alles Uebrige Nebenſache, ſelbſt wenn — was jedoch nicht der Fall iſt — ſie keine rechte Chriſtin wäre. Der fromme Biſchof iſt im Stande, binnen einer Stunde aus zwölf blinden Heiden ein Dutzend rechtgläubige Chriſten zu machen; aber ein ganzes Concilium iſt nicht vermögend, einem mangelhaften Stammbaume nur ein einziges Blatt hinzuzufügen.

Und habt Ihr denn ſolche Gewißheit, gnädige Baſe, daß es mit dieſem ſeine gute Bewandniß hat? fragte Siegbrit, indem ſie höhniſch die Oberlippe emporzog.

Ja, ich habe ſie! erwiderte die Schloßherrin. Die Erwählte meines Sohnes iſt die Tochter des Fürſten Swantoplock von Permien, und als ich dennoch Zweifel äußerte, ob deſſen Geſchlecht auch dem unſern gleichkomme, ſo ſagte Magnus: Mutter! ich gebe Euch mein Ritterwort, meine Erwählte iſt von höherer Abkunft als wir und alle Häuptlinge Schottlands und Irlands. — Dies iſt mir genug.

Und reich — reich iſt ſie auch? fragte Siegbrit weiter.

Darnach habe ich nicht gefragt! erwiderte die Gräfin ſtolz. Der Jarl der Orkneys braucht nicht nach Geld und Gut zu jagen. Dieſe Inſeln, das blaue Meer das ſie beſpült, ſind ſein, in den Thürmen dieſer Burg liegt des Goldes mehr als er bedarf. Iſt ſeine Gemahlin edler Abkunft, um dem Inſelgebieter ebenbürtige Söhne zu gebähren, iſt ſie noch außerdem ſchön, um würdig an ſeiner Seite zu erſcheinen — hier warf die Gräfin einen boshaften Blick auf die Fragerin — ſo iſt dies hinreichend für die Gemahlin Magnus des Dritten.

Dort kommt ein Schiff um die Landſpitze von Swara herumgeſegelt! rief in dieſem Augenblicke Fräulein Siegbrit.

Die Braut meines Sohnes iſt am Bord! ſagte die Gräfin mit mehr Lebendigkeit als gewöhnlich. Die große Flagge unſers Hauſes weht vom Hauptmaſt. Es iſt dies ein mit meinem Sohne verabredetes Zeichen. —

Das Schiff läuft in den Fiord! rief Siegbrit nach einer langen Pauſe, während welcher ſie mit höchſtem Verdruß in den Zügen, jedoch mit aller Anſtrengung ihrer Sehorgane, aus dem Fenſter geblickt. Seht, Graf Magnus ſteigt ins Boot! Eine Dame folgt ihm. — Hm! Ich dächte, die Schönheit derſelben überträfe die anderer Menſchenkinder eben nicht ſo außerordentlich.

Und das ſeht Ihr auf mehr als tauſend Klaftern

Entfernung? ſprach die Gräfin ſpöttiſch. Ihr müßt Augen haben, gegen welche die Augen des Seeadlers blind genannt zu werden verdienen. — Aber ſagt mir doch, Baſe; fuhr die Gräfin in vorigem Tone fort. Hat meine künftige Schwiegertochter wirklich nur ein Auge mitten auf der Stirn? wie Ihr behauptet von den Bewohnern des permiſchen Landes, als einer beſondern Eigenſchaft, vernommen zu haben.

Das Boot hat eben angelegt, aber die Dame trägt einen Schleier über dem Antlitz! ſprach Siegbrit.

Ja, dann könnt Ihr freilich nicht gründlich urtheilen und werdet Euch noch einige Minuten gedulden müſſen! ſagte die Gräfin kalt und verächtlich. Fräulein Siegbrit biß ſich unmuthig in die Lippen.

Nach einer Viertelſtunde öffnete ſich die Thür des Saales, und der Graf trat, die Verlobte an der Hand führend, raſch herein.

Die Fremde war eine herrliche junoniſche Geſtalt. Ihr Körper war von einem Ebenmaaße, daß er den Künſtlern des Alterthums hätte zum Modell dienen können. Sie war bekleidet mit einem Gewande von waſſerblauer Seide, welches, knapp anliegend, die ſchönen Formen mehr verrieth als verhüllte. Ein langer, dichter Schleier, deſſen Ende am Boden nachſchleppte, war über das Haupt geſchlagen und verhüllte das Geſicht. Allem Anſcheine nach hatte er beim Ausſteigen aus dem Boote das Waſſer geſtreiſt, denn ſein Saum war auf Handbreite durchnäßt. — —

Magnus war in der höchſten Aufregung. Sein Geſicht ſtrahlte vor Freude. Kaum hatte er das Zimmer betreten, als er den Silberhelm vom Haupte riß, und nachdem er ihn auf die eichene Tafel geſchleudert, raſch der Mutter entgegenſchritt, mit einem Griff der Verlobten den Schleier vom Haupte nahm und ausrief: Mutter, ſeht hier Eure Tochter! — — —

Die Gräſin war vom Anblick der Züge ihrer künftigen Schwiegertochter höchlich überraſcht; ſie hatte nie eine weibliche Schönheit geſehen, die ſich mit dieſer hätte vergleichen laſſen. Der Ausdruck: ſtrahlend, wäre vielleicht der, mit welchem man die letztere hätte bezeichnen können, aber erſchöpfend wäre er noch bei weitem nicht geweſen. Hier war keine einzelne Schönheit der Züge beſonders hervorzuheben, es war eine Geſammtheit, die den Beſchauer mit Bewunderung erfüllte. Die regelmäßige Form, der blendendweiße Teint, das prächtige Rabenhaar, vor allem das in einem überirdiſchen Glanze ſtrahlende Auge, bildeten ein Ganzes, wie es noch nie bei einer Erdentochter vereint gefunden wurde. Die Haltung der Fremden, der Blick, waren von einer Majeſtät, die gewiſſermaßen Ehrfurcht erzwang, doch war die Hoheit, die in den Zügen dieſes unvergleichbaren Weſens thronte, von der Art, daß er Den, der es zum erſtenmal erblickte, mehr entfernt zu halten, als durch Vertrauen anzuziehen im Stande war. Wir glauben, den Eindruck, den die hohe ſtrahlende Erſcheinung auf den Beſchauer machte, nicht beſſer bezeichnen zu können, als wenn wir ſagen, daß in ihr die ſchönſte Pallasſtatue, die je aus der Hand eines Praxiteles oder Lyſippos hervorging, verkörpert ſchien. — — —

Die Gräfin ſtand einen Moment wie in das Anſchauen der Braut des Sohnes verloren, auch Siegbrit konnte kein Auge von ihr wenden, und das höhniſche, verdrüßliche Lächeln, womit ſie beim Eintritt der Fremden auf dieſe geſchaut, verſchwand bis auf die letzte Spur, und machte einer erzwungenen Bewunderung Platz.

Ohne ein Wort zu ſprechen, das große Auge bald auf die Gräfin, bald auf Siegbrit gerichtet, ſtand die Fremde, und ſchlug nur mit einer mechaniſchen Bewegung der Hand die über die Schulter herabfallenden dunkeln Locken zurück, als Magnus das Schweigen unterbrach.

Umarme meine Mutter, Rowena, ſagte er, und hier unſere Verwandte Siegbrit von Haroldsburg.

Seid mir willkommen, Tochter! ſprach die Gräfin, die Braut bei der Hand faſſend und ihr einen Kuß auf die Stirn drückend. Ich heiße Euch nicht blos mit dem Munde, ſondern auch mit dem Herzen willkommen; denn, wenn auch nicht ſo vollkommen und ſchön, aber von ſo hohem adelichen Anſehn, erwartete und wünſchte ich die künftige Gemahlin des Inſelgebieters.

Kein Zug der Fremden zeigte bei den Worten der Gräfin die mindeſte Bewegung. Sie küßte die Letztere ſo wie Fräulein Siegbrit, leiſe und leicht auf die Wange, und verharrte in dem vorigen Schweigen. Magnus bemerkte, daß dieſer Umſtand der Mutter auffiel.

Meine Braut, ſagte er, verſteht zwar ein wenig die Sprache unſers Landes, aber ſie kann ſie nicht reden. Nur ihre Mutterſprache iſt ihr geläufig. Ihr müßt deshalb, gnädige Mutter, ihr Stillſchweigen entſchuldigen. Ich denke die glühendſte feurigſte Liebe wird im Stande ſein, in kurzer Zeit der lieben Schweigenden die auf Orkney heimiſchen Worte zu lehren.

So verbindlich und liebevoll auch der Ton war in den Magnus ſeine Rede kleidete, und ſo aufmerkſam auch Rowena zuhörte, ſo vermochte derſelbe dennoch auf ihrem Antlitze kein Lächeln, ja nicht den kleinſten Blick des Beifalls hervorzuzaubern.

Die Gräfin ſowohl wie Siegbrit nahmen nun die Fremde in ihre Mitte; die Erſtere ſprach ſo theilnehmend zu ihr, wie vielleicht noch nie zu Jemand Anderm, aber obwohl Rowena ihre Worte verſtand, wie ſich dies durch Fragen, die mit Zeichen von ihrer Seite beantwortet werden konnten und wurden, deutlich kund gab, ſo zeigte ſich doch in ihrem Geſichte nicht die mindeſte

Theilnahme irgend einer Art, welche nur im Entfernteſten auf ihre Empfindungen hätten ſchließen laſſen, man hätte denn die Schnelligkeit mit der ſie aufſtand als die Gräfin ſagte, daß ſie nach den Beſchwerlichkeiten der Reiſe ſich wohl etwas zu erhohlen, und auf ihren Zimmern allein zu ſein wünſchen werde, für dergleichen halten müſſen.

Da Magnus ſeine Braut begleitete, um ſie in die zu ihrer Aufnahme feſtlich zubereiteten und ausgeſchmückten Räume einzuführen, ſo waren die Gräfin und Siegbrit allein, und letztere lies bald ihrer Zunge freies Spiel.

Eine ſonderbare Perſon, die Dame Rowena! ſagte das Fräulein. Schön iſt ſie, das muß man zugeben, wiewohl mir vorkommt, als ob ihre Augen ein Bischen zu groß, und die Schultern zu fleiſchig wären; mir hat eine übertriebene Körperfülle bei unſerm Geſchlecht nie recht gefallen wollen, auch thäte Eure künftige Schwiegertochter gut, wenn ſie Hals und Bruſt etwas mehr verhüllte, man könnte immer noch bemerken, daß ſie eine weiße Haut hat. Aber ſonderbare Manieren hat die Dame. Trat ſie nicht in das Zimmer, ſo unbefangen, als ob ſie bereits hier zu befehlen hätte? Sie ſollte ſich doch im Anfange ein wenig verlegen geſtellt haben; das iſt eine gefällige Brautmanier, und ich habe in Norwegen Bräute geſehen, die, wenn ſie auch vor Luſt und Vergnügen am liebſten bis an die Decke geſprun gen wären, dennoch züchtig da ſaßen, und die Augen niederſchlugen, wie die Piepgänschen oder die Hühner, wenn ſie beregnet ſind. Ferner hätte ſie ſich vor Euch feierlich auf ein Knie niederlaſſen, und Euch die Hand küſſen müſſen, es mochte ihr nun angenehm ſein, oder nicht. Konnte ſie nicht unſere Sprache reden — wiewohl ich dies nicht begreife, da doch das Norwegiſche im Grunde allein die eigentliche und wahre Menſchenſprache iſt, wie wir aus dem garſtigen Kauderwelſch, welches die wilden Schotten reden, abnehmen können — ſo konnte ſie doch mit dem Kopfe nicken, und mit den Händen dabei allerhand Bewegungen machen; aber das Dämchen thut, als ſei die Grafenkrone von Orkney nur von Binſen oder Seetang, und ſolle man ihr noch gute Worte geben, damit ſie geruhe ſich ſolche auf ihre langen ſchwarzen Haare — die ſie ſich auch ein wenig hätte kräuſeln laſſen können — ſetzen zu laſſen. Benahm ſich die Dame nicht wie die Tochter des Kaiſers zu Fez, oder eines andern Mohrenkönigs? Und als ſie mir einen Kuß gab, geſchah es, als thäte ſie es nur um Gottswillen, und ſo obenhin, wie der Küſter in der Kirche zu Kirkwall thut, wenn er die metallne große Zehe Eures Verwandten des heiligen Magnus küßt, wenn er gerade bei ſeiner Bildſäule vorübergeht.

Ich muß Euch ſagen, meine gute Siegbrit, fiel die Gräfin mit verdrüßlicher Miene ein, daß mir die Er=

wählte meines Sohnes gerade ſo, wie ſie iſt, ausnehmend gefällt. Was ihre, wie Euch ſcheint allzugroßen Augen anlangt, ſo bekenne ich noch niemals ſchönere geſehen zu haben, und wenn ihre Schultern allzufleiſchig ſein ſollten, ſo iſt dies ein Fehler, der ſich mit den Jahren verbeſſert. Daß ſie ſich nicht unterwürfig benahm, finde ich ganz recht. Es bezeichnet dies eine hohe Abkunft, und — bei dem Blute Sanct Dunſtans! — wie ich als junge Frau in die Burg von Kirkwall trat, hat gewiß Niemand über meine allzugroße Freundlichkeit geklagt. Ich kann Euch dies verſichern, Baſe Siegbrit.

O ich glaube Euch auch ohne Verſicherung! ſprach hämiſch lächelnd die Letztere. Es würde Euch verläumden heißen, wenn ich behaupten wollte, je eine ſolche Nachrede über Euch vernommen zu haben. — Aber wie es den Anſchein hat, fuhr das Fräulein fort, meint die Dame Rowena ihrer fürſtlichen Abkunft durch allzugroße Zärtlichkeit gegen ihren Verlobten gleichfalls etwas zu vergeben. Sie würdigte ihn kaum eines Blicks. Ich habe ſchon zärtlichere Bräute geſehn.

Ja, beſonders wenn ſolche ſchon etwas bei Jahren waren, denn dieſe ſind ſtets am zärtlichſten! bemerkte die Gräfin kalt. Auch in dieſer Hinſicht gefällt mir meine künftige Schwiegertochter. Das verliebte Mädchen zu ſpielen, ſchickt ſich nicht für eine Fürſten- oder Grafentochter. Der Anſtand muß in allen Verhältniſſen beobachtet werden; ſo habe ich es ſtets gehalten. Mein Gemahl, Graf Magnus der Zweite ſeliger, wird ſich gewiß niemals über unanſtändige Zuvorkommenheit von meiner Seite haben beklagen können. Ein Kuß nach dem Morgengebet, und einer nach dem Abendſegen, das war die ganze Zärtlichkeit die zwiſchen uns ſtatt fand. Aus Mangel an letzterer iſt noch nie ein vornehmes Geſchlecht ausgeſtorben, denn die Fortpflanzung deſſelben hat mit gemeinen Neigungen nichts zu ſchaffen; dies gehört in das Kapitel: von den Pflichten, oder vielmehr von den Geſchäften. — Ich wünſchte, Baſe Siegbrit, fuhr die Gräſin nach einer Pauſe fort, in der ſie das Fräulein mit wichtiger Miene betrachtete, ich wünſchte Ihr hättet meine Mutter gekannt. Die war ein Muſter in dieſer Hinſicht. Sie ſtand oft zur Nachtzeit vom Lager auf, um zu ſehen ob wir Kinder, von denen das älteſte doch nur acht Jahre alt war, mit Anſtand im Bette lägen.

Das geſteh' ich! rief Siegbrit. Das iſt Alles, was man billigerweiſe verlangen kann. — Da wir aber doch einmal vom Anſtand ſprechen, ſo muß ich auf die Gefahr, Euch, gnädige Baſe, zu erzürnen bemerken, daß ich die Art und Weiſe, wie Dame Rowena vorhin von Zeit zu Zeit das Haar mit der Hand zurück ſchlug, wenig anſtändig, ſondern vielmehr etwas ordinair fand. Es war faſt dieſelbe Bewegung, die wir den Seehund, wenn er ruhet, gleichſam unwillkührlich mit der Floſſe machen ſehen.

Hm! Ihr habt nicht ganz Unrecht; erwiderte die Gräfin. Aber auch dies zeigt die höhere Abkunft. Es iſt nicht übel, wenn der Vornehmere ſich dann und wann eine Bewegung, eine Manier erlaubt, die ſonſt für gemein gilt; er will damit zeigen, daß er nicht gewohnt iſt ſich Zwang anzuthun, und nur ſelten in den Fall komme auf Jemand Rückſicht nehmen zu müſſen.

Noch lange unterhielten ſich die Damen, über die guten oder übeln Eigenſchaften Rowena's, obwohl Beide die Neuangekommene nicht zwei Minuten lang zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten. — — —

Drei Tage ſpäter wurde in der Kirche zu Kirkwall die Trauung des jungen Paares feierlich vollzogen. Die ganze Bevölkerung der Orcaden war zuſammengeſtrömt, und alle Welt war von der Schönheit Rowena's bezaubert. Die Männer ſchworen, daß ein ſo vollkommenes Geſchöpf noch niemals den Boden ihrer Inſeln betreten habe, und ſogar die Frauen — auch die häßlichen — fanden an der jungen Gräfin nichts auszuſetzen. Als nach vollzogener Trauung der Jarl der Inſeln aber ſeine Udallers in den Pallaſt beſchied, um dort vor ihrer neuen Herrin das Knie zu beugen; als dann alte in Sturm und Wetter ergraute Kämpen, begeiſtert der reizenden Rowena zu Füßen ſtürzten, und ihre weiße Hand an die Lippen drückten; als beim Mahle, wo ganze Rindsviertel und gebratene Schafe aufgetragen wurden, die mächtigen metallenen Hörner mit Meth oder Uſquebaugh herumgingen, und die ſtürmiſchen Ausrufungen: „Blut und Leben für Magnus und Rowena!“ — „Freyas neueſte Erſcheinung auf Pomona!“ — „Die Sonne der Oreaden!“ — ſich donnernd an den mächtigen Gewölben der weiten Halle brachen: ſo konnte Magnus ſich nicht länger mäßigen und er erklärte laut, daß dies der glücklichſte Tag ſeines Lebens ſei. — — —

Die Honigmonde vergingen, und der junge Mann ſchwamm in Entzücken. Alle Lieblingsbeſchäftigungen, Jagd, Fiſcherei, Seefahrten, Alles war vergeſſen, er lebte nur für Rowena, Stundenlang ſaß er neben ihr, ſeinen Arm um ihren Leib geſchlungen, ihre Hand in der ſeinen. Unaufhörlich ſprach er von ſeiner glühenden Liebe zu der jungen Gattin, er erſchöpfte ſich in Liebkoſungen. Sonderbar war es, daß Rowena die letztern nur dann erwiderte, wenn Magnus ihr über ihre Kälte Vorwürfe machte, oder geradezu Erwiederung forderte. Sie drückte dann wohl leicht die roſige Lippe auf die gebräunte Wange des Gemahls, aber man ſah augenſcheinlich, daß dies nur geſchah um ſeinen Willen zu vollziehen. Indeß, wenn auch ein Kuß dieſer Art ein leichter und ſo leidenſchaftsloſer war, wie wenn Zephir die Blumen küßt, oder wie man wohl eine der letztern, ohne etwas beſonderes dabei zu empfinden an die Lippen drückt, ſo hätte doch auch Niemand den leiſeſten Widerwillen gegen Magnus in Rowena's Zügen leſen können. Sie war freundlich, ruhig, leidenſchaftslos, eine belebte Bildſäule. — —

So verging ein guter Theil des erſten Jahres ihrer Ehe. Die Hoffnungen der alten Gräfin, nach Ablauf deſſelben einen neuen Abkömmling des heiligen Magnus in ihre Arme ſchließen zu können, ſchienen ſich indeß nicht verwirklichen zu wollen. Sie wünſchte dies um ſo mehr, als ſie eine merkliche Abnahme ihrer Kräfte fühlte, und feſt überzeugt war, es ſei durchaus ein Enkel nöthig, wenn die Wittwe Jarls Magnus des zweiten, die Abkömmlingin Harald Hardrades, mit Ruhe, und vor allem mit Anſtand, ins Grab ſteigen wolle. Sie hatte dieſe Beruhigung nicht. Ein ſchleichendes Fieber machte noch in demſelben Jahre ihrem Leben, in dem ſie zwar viel, aber nie ohne Anſtand, geſündigt hatte, ein Ende. —

Die Gräfin wurde nur wenig betrauert. Sie hatte ſich gegen den Sohn von jeher mehr als ſtrenge Gebieterin, wie als Mutter gezeigt; Fräulein Siegbrit ſah ſich von einer läſtigen Hofmeiſterin erlöſt; Rowena hatte an ihr, ſo wenig wie an Jemand anderm mit beſonderer Theilnahme gehangen; bei den Unterthanen war ſie wegen ihrer Strenge verhaßt, und daher von Allen bald vergeſſen. —

In dem Leben der Schloßbewohner ging durch den Tod der Gräfin, eine für die erſtern vortheilhafte Veränderung vor. Magnus fühlte ſich freier, ungebundener. Vorher wenig von ſeinen Unterthanen gekannt, ward er in kurzer Zeit bei ihnen beliebt, da er ſich weniger abgeſchloſſen zeigte, im Kreiſe ihrer Udaller, bei beſondern Familienfeſten ſeiner Untergebenen erſchien, und man ſich bald überzeugte, daß er ein Mann von milden Geſinnungen ſei. Fräulein Siegbrit konnte zwar lange nicht aufhören, Rowena als eine Eingedrungene, und ſich als die Perſon zu betrachten, welcher eigentlich die Stelle der Herrin gebühre, auch unterließ ſie nicht auf hundert verſchiedene Arten der jungen Gräfin ein W[illegible]ströpfchen in den Lebensbecher zu ſchütten; indeß geſtaltete ſich aus dieſem Beſtreben dennoch zwiſchen beiden niemals ein übles Verhältniß, da Rowena Alles mit großer Ruhe und völligem Gleichmuthe hinnahm. Siegbrit wagte es zwar nie in Gegenwart des Grafen ihrer böſen, biſſigen Laune gegen deſſen Gattin den Zügel ſchießen zu laſſen, doch wenn die Frauen allein waren, ſuchte das Fräulein hundert Anknüpfungspunkte zu Geſprächen hervor, von denen ſie vermuthete, daß ſie der Geſellſchafterin ſchmerzlich ſein müßten. Sie täuſchte ſich völlig. Rowena erſchien, einmal wie das andremal, ernſt, abgeſchloſſen aber nicht unfreundlich. Bitterkeiten oder Schmeicheleien ſchienen auf ſie den gleichen Eindruck zu machen. Da Siegbrit ſich endlich überzeugte, daß zwiſchen den Gatten kein Zank anzuſtiften ſei, da Magnus die Zurückhaltung der Gattin kannte, und dieſe zärtlich liebte, die letztere aber ſich niemals ein Wort der Klage oder des Unwillens über das Fräulein erlaubte, ſo ergab ſich Siegbrit endlich in ihr Schickſal, und ſchloß ſich näher an Rowena, an deren ruhiger Haltung ohnehin alle Beſtrebungen des Fräuleins zu nichte wurden. —

Rowena hatte inzwiſchen die norwegiſche Sprache ſo weit erlernt, um ſich in dieſer völlig mittheilen zu können. Siegbrit hatte, vermöge der ihr inwohnenden Sprechluſt, dazu nicht wenig beigetragen. Beſonders erkundigte ſich das Fräulein nach der Heimath Rowena's, nach den Feſten der permiſchen Fürſten, vor Allen nach den jungen Edlen jenes Landes. Die Gräfin beantwortete dieſe Fragen ſtets ſehr einſilbig, und nur im Allgemeinen; überhaupt wurde ſie nur dann ein wenig geſprächiger, wenn ſie, was faſt täglich der Fall war, mit Siegbrit zwiſchen den Klippen am Ufer des Meeres luſtwandelte. Hier ſchien ein ganz anderer Geiſt die junge Frau zu beſeelen. Mit Sehnſucht blickte ſie in die tiefblauen Wellen, es ſchien ihr ein beſonderes Vergnügen zu gewähren, die Hände in das Waſſer zu tauchen, darin zu plätſchern, ſich von der über den Kies daher rieſelnden wachſenden Fluth den Fuß benetzen zu laſſen.

Oft trafen die Wandelnden auf ihren Spaziergängen einen auf vorſpringender Klippe ruhenden Seehund. Siegbrit blieb dann ſtehen um das Thier nicht zu verſcheuchen, aber Rowena nahete ſich ihm, ſprach einige Worte in einer unbekannten faſt wie Geſang klingenden Sprache, und das Fräulein wollte kaum ſeinen Augen trauen, wenn es bemerkte, daß das ſonſt ſo ſcheue Seethier nicht nur ruhig liegen blieb, ſondern ſich von der jungen Frau ſtreicheln ließ, ja deren Schmeicheleien gewiſſermaßen erwiderte, indem es ſeine Floſſen auf eine eigenthümliche Art hin und her bewegte, und dabei, mit dem ihm von der Natur verliehenen wunderſchönen Auge, Rowena gleichſam zärtlich oder theilnehmend anſah. Kamen dann die Spaziergängerinnen nach der Burg zurück, ſo erzählte Siegbrit dem Grafen die wunderbare Begebenheit, die ſich zugetragen; dieſer ging indeß gewöhnlich leicht darüber weg, und meinte dies ſei durchaus nichts beſonderes, da er die Jagd auf die verſchiedenen Phokenarten, welche ſich an den Küſten von Hoy aufhielten, ſeit einiger Zeit aufgegeben habe, um den Thieren Zeit zu laſſen ſich zu vermehren, und daß ſolche durch dieſe Schonung gleichſam gezähmt worden wären.

Ein Jahr war endlich ſeit der Verbindung des Grafen mit Rowena dahin gegangen. Es war keine Ausſicht, daß die Ehe mit einem Erben geſegnet werden würde. Die Liebe des jungen Gatten ſchien ſich bis jetzt zwar eben nicht vermindert zu haben, doch war ſie nicht mehr ſo leidenſchaftlich, ſo ſtürmiſch wie vorher. Er war auch jetzt häufiger abweſend wie ſonſt. Die Angelegenheiten ſeines Inſelreichs hielten ihn manchmal mehrere Tage entfernt. Fräulein Siegbrit bemerkte mit Schmerz, daß das Leben auf der Burg nach und nach wieder ſo einförmig zu werden beginne, wie zu den Zeiten der verwittweten Gräfin. Rowena befand ſich am liebſten allein. Sie verließ manchmal das Schloß, wandelte auf einem einſamen Pfade nach dem Meeresufer. Fräulein Siegbrit, deren Neugierde dadurch angeregt wurde, ſchlich ihr dann gewöhnlich auf Umwegen nach, beobachtete ſie eine Zeit lang aus der Ferne, und näherte ſich, wenn es irgend möglich war, gedeckt von Geſträuch oder Felſen der Einſamen. Hier bemerkte ſie dann oft, daß Rowena in dieſen Umgebungen eine ganz Andere war, als in den Hallen der Burg von Hoy. Mit einer Lebhaftigkeit, die ſie ſonſt nie an ihr wahrgenommen, ſtreckte Rowena, auf einer einſamen Klippe, die über die tobende Brandung hinüberhing, ſitzend die Hände nach dem Meere aus, und während der friſche Seewind mit ihren langen dunklen Haaren ſpielte, ſang ſie mit einer ungemein ſüßen Stimme Lieder in jener unbekannten Sprache, die wie ein klagender Geiſterruf über die Wogen ſchallten. Oft wollte dem Fräulein dann bedünken, als ob eine Schaar Waſſergeſchöpfe ihre grünlich ſchillernden Häupter aus den Wogen höben, und auf die Stimme der Sängerin lauſchten, aber ſie konnte ſich nie davon vergewiſſern, weil, wenn ſie ſich der letztern näherte, dieſe zu ſingen aufhörte und dann Alles verſchwunden ſchien. — —

So verging Woche auf Woche, Monat auf Monat. Das Leben der Burgbewohner ward immer einförmiger. Siegbrit konnte beim beſten Willen, ſei es durch einen Zwiſt zwiſchen Gatten und Gattin, ſei es durch einen andern zwiſchen ihr ſelbſt und der Gräfin, keine lebhaftere Bewegung hineinbringen. Rowena hatte einen ſolchen unbeſiegbaren Gleichmuth, daß alle Verſuche des Fräuleins an ihm ſcheiterten. Graf Magnus war jetzt ſelten daheim. Früher faſt niemals mit der Mutter in Verwaltungsangelegenheiten einerlei Meinung, hatte er um Verdruß auszuweichen, ſich um die letztern wenig gekümmert, jetzt unumſchränkter Gebieter ſeines kleinen Inſelreichs, ließ er ſich die Geſchäfte mehr angelegen ſein. Befand er ſich in der Burg, ſo war er zwar freundlich und liebevoll gegen ſeine Gemahlin, aber man konnte dennoch bemerken, daß Rowena's natürliche Kälte auch die Leidenſchaft des Grafen bedeutend abgekühlt hatte.

Bis dahin hatte er immer auf einen Erben gehofft. Sprach er dieſen Wunſch in Gegenwart Siegbrits gegen die Gattin aus, ſo hatte letztere bisher immer geſchwiegen und nur wie verneinend das Haupt geſchüttelt. Als er ſich jedoch einmal mehr wie ſonſt von dieſer Hoffnung ergriffen zeigte, blickte ihm Rowena ſtarr ins Geſicht. Du weißt, ſagte ſie dann ernſt, die Erfüllung dieſes Wunſches iſt unmöglich; ich kann Dir niemals einen Erben gebähren. — Dieſe Aeußerung der Gräfin verurſachte Fräulein Siegbrit mehrere ſchlafloſe Nächte. Leider fand ihre Wißbegierde, weder bei Magnus noch bei Rowena eine Befriedigung. — — —

In dem zweiten Jahre der Ehe des Herrn der Inſeln, ereignete ſich indeß eine Begebenheit deren Andenken durch die Nacht der Jahrhunderte, wenn auch vielleicht in ſehr veränderter Form, bis zu uns gedrungen.

Ein paar tauſend Schritte von der Burg entfernt, befand ſich ein einſamer Fiord, deſſen Waſſer ſich im Innern des Landes zu einer etwas weiteren Bucht — ähnlich der des Bades der Walkyren, nur nicht von ſolcher Ausdehnung — ausbreitete. Auch dieſer kleine Meerbuſen war von ſteilen Felſen, doch nicht von ſo ſteilen und romantiſch gelegenen wie jener, umgeben. An dem Uferrande von einem Felſen überragt, lag ein ſogenanntes Pictenhaus. Es war dies eine Art ausgehöhlter, oder vielmehr von rohen Steinen ohne weitere

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4

WACHSMANN,K.A.VON FN. 03059/008

Bindemittel aufgethürmter Hügel, der vor grauer Zeit Einem jenes ausgeſtorbenen Geſchlechts zur Wohnung gedient hatte. Auf jedem Vorgebirge des nördlichen Schottlands, der Hebriden und Orcaden, trifft man dieſe Ueberreſte der älteſten von Menſchenhänden in Europa errichteten Bauwerke, und deren Anzahl iſt ein Zeugniß, daß jene entfernten Gegenden in früher Zeit viel bevölkerter waren als in unſern Tagen. Viele dieſer Pictenhäuſer — oder Duns wie ſie auf den Orcaden genannt werden — ſind zuſammengeſtürzt, doch giebt es noch manche, die ſich in ihrer urſprünglichen Geſtalt erhalten haben. Das von welchem wir eben ſprechen, gehörte zu der letztern Gattung. Es lag auf einer Felſenplatte dicht am Waſſerrande, und hatte das Anſehn eines niedrigen abgeſtumpften Kegels. Trat man in die offene Thür, die in das Innere des Steinhauſens führte, ſo befand man ſich in einem weiten Raume, in einer Art Gewölbe, deſſen Decke aus Felſenblöcken und Steinplatten gebildet war. Aus dieſem Raume führte eine zweite Thür in einen engen, ſchneckenartig ſich emporwindenden und auf der Höhe des Steinhauſens ausmündenden Gang; hier, von dem Gipfel des Pictenhauſes, überſah man den ganzen Fiord. War es dieſer Umſtand, war es der, daß hier das einzige Plätzchen am Ufer war, welches eine bequeme Gelegenheit ſich niederzulaſſen darbot, Siegbrit traf die junge Gräfin häufig auf der Höhe des ſonderbaren Bauwerks. Sie ſang dann jene unbekannten Lieder, und ſtreckte während des Geſanges ſehnſüchtig ihre Hände nach dem offenen Meere hinaus, oder bog ſich über den Steinring von einigen Fuß Höhe, der das Ganze umgab, nach denen an dem Fuße der Felſenplatte anprallenden Wogen hinab, und blickte ſinnend in die blaugrüne Tiefe. Auf dieſe Weiſe fand Siegbrit einſt Rowena. Die Sonne war eben im Untergehen. Die Gräfin ſtand, wie eine der Nereiden, auf dem äußerſten Rande des Steinhaufens.

Sie ſang ihr ſüßes, ſo fremdartig klingendes Lied, ihre dunklen Flechten, wie ihr langer weißer Schleier, wehten in den Lüften. Das Fräulein lauſchte lange zwiſchen den Felſen. Heute war keine Täuſchung möglich. Siegbrit erblickte dicht am Fuße der Felſenplatte eine Anzahl Seegeſchöpfe — augenſcheinlich Seehunde der größern Gattung — welche die Häupter aus dem Waſſer hoben, und dem Geſange Rowena's zu lauſchen ſchienen. Unter ihnen bemerkte Siegbrit ein Waſſerthier, welches ſich durch ſeine hellere, faſt weiße Farbe von den übrigen unterſchied. Unruhig umſchwamm es den Felſen, auf dem die Pictenburg lag. Lange Zeit ſah Siegbrit dem Spiele zu, endlich trat ſie ins Freie und ſogleich tauchte die ganze Schaar der Seegeſchöpfe unter. Das Fräulein näherte ſich dem Steinhügel, trat in die Thüre, die ins Innere führte, und befand ſich endlich an der Seite Rowena's.

Endlich, ſagte ſie, habe ich mich überzeugt, was ich immer nicht glauben wollte, daß Euer Geſang die Seekälber auf die Oberfläche des Waſſers locken kann.

Wundert Euch dies? ſagte die Gräfin ruhig. Dieſe Geſchöpfe lieben ſanfte Töne, und in meiner Heimath pflegt man ſie dadurch zu zähmen.

Hätte ich es nicht mit meinen Augen geſehen ich hielte es für eine Fabel! erwiderte Siegbrit. Aber — fuhr ſie eifrig fort — iſt nicht vielleicht etwas Heidniſches, etwas Zauberhaftes in dem Geſange? Ich habe manchmal am Ufer geſeſſen, und aus langer Weile alte Saga's geſungen, oder bald dies bald das, wie eine Solandgans, in das Brauſen der Wellen hineingeſchrien, aber ich habe nie nur eine Seehundsfloſſe ſich aus dem Waſſer heben ſehen.

Ihr kennt nicht die Weiſen, welche dieſe Geſchöpfe lieben, folglich hören ſie nicht auf Eure Stimme! ſagte Rowena kalt.

Hm! das mag wohl ſein. Die Beſtien mögen ſich überhaupt nur auf heidniſche Melodien verſtehen. Nun deſto ſchlimmer für ſie! bemerkte Siegbrit ſchnippiſch. Aber ſagt mir Baſe, fuhr ſie nach einer Weile fort, bemerktet Ihr nicht ein Seethier, das ſich von den andern durch ſeine auffallend helle Farbe unterſchied?

Ja wohl! erwiderte Rowena. Dieſe Art iſt höchſt ſelten, und dies Geſchöpf vielleicht jetzt das einzige dieſer Art an den Küſten der Inſel.

Darin muß ich Euch widerſprechen! fiel das Fräulein ein. Es giebt — oder gab wenigſtens — noch mehr dergleichen. Euer Gemahl hat vor längerer Zeit eins dergleichen erlegt.

Das kann ich nicht glauben! erwiderte die Gräfin lächelnd. Habt Ihr das erlegte Thier geſehen?

Das eben nicht! verſetzte Siegbrit. Nur die Haut.

Wirklich? ſprach Rowena aufmerkſam. — Aber Ihr täuſcht Euch wohl.

Ich täuſche mich keineswegès! erwiderte das Fräulein. Erſt vor wenig Tagen habe ich ſie genau betrachtet.

O erzählt mir den Fall genau, er erregt meine Neugier ganz ungemein; ſprach die junge Frau mit einer Lebhaftigkeit, welche Siegbrit bis dahin noch niemals an ihr wahrgenommen hatte.

Wie Ihr wißt, ſprach das Fräulein, befinden ſich in dem obern Stockwerk des ſüdlichen Thurmes mehrere Kammern, welche zur Aufbewahrung von Netzen dienen. Graf Magnus war abweſend, er hatte den Befehl zurückgelaſſen, die Heringsnetze für die nächſtens auslaufende kleine Flotte von Fiſcherböten in Stand ſetzen zu laſſen. Viele von den vorhandenen Netzen waren unbrauchbar. Ein alter Fiſcher behauptete zu wiſſen, daß noch irgendwo neue Netze, die er ſelbſt verfertigt habe, in Verwahrung ſein müßten. Alle Kammern waren durchſucht, nur eine war noch übrig, aber der Schlüſſel fehlte. Keiner der vorhandenen wollte paſſen, ich befahl die Thüre zu ſprengen. Wir durchſuchten das Behältniß, Alles war leer, nur in einem, in entfernter Ecke ſtehenden, großen Kaſten; lag ein Seehundsfell, und dieſes war genau von der Farbe —

Wie das jenes Geſchöpfes, das Ihr dort geſehen habt? rief die Gräfin, indem ihr Auge blitzte, und während ſie mit der ſchönen ſchneeweißen Hand auf die Wogen deutete.

Ihr könnt Euch darauf verlaſſen! verſetzte Siegbrit mit Beſtimmtheit. Aber ſagt mir warum Euch das ſo auffällt?

Es wäre eine große Seltenheit; aber nein — ich kann es nicht glauben! ſprach Rowena immer lebhafter.

Ich werde doch meinen Augen trauen können? ſprach das Fräulein mit Beſtimmtheit. Es iſt dabei gar kein Zweifel. Ihr könnt Euch jeden Augenblick davon überzeugen.

Wie? rief die Gräfin. Iſt das Gemach noch offen?

Natürlich! erwiderte Siegbrit. Die alte verdorrte Haut wird Niemand ſtehlen.

Ich kann es immer noch nicht glauben! rief Rowena. Ihr müßt Euch getäuſcht haben. — Hört liebe Siegbrit! Ich wünſchte mich von dem Vorhandenſein jenes, in meinem Vaterlande für höchſt ſelten gehaltenen Gegenſtandes zu überzeugen. Wäre die Haut in meiner Hand, ſo bedürfte es nur eines Liedes von mir, um das Waſſerthier, welches Ihr vorhin geſehen habt, nicht nur auf die Oberfläche zu locken, ſondern das Geſchöpf müßte mir bis in den Burghof folgen. Ich wollte meinen Gemahl damit überraſchen.

Geht! Geht, Ihr ſcherzt! Das iſt unmöglich; ſagte das Fräulein.

Schafft mir die Haut hierher, und Ihr ſollt Euch davon überzeugen! ſagte Rowena dringend. — Hört, Siegbrit! Bringt mir heimlich jene Haut, und ich ſchenke Euch dies Perlenhalsband.

Wie? — Iſt das Euer Ernſt? — rief das Fräulein überraſcht. Eine einzige dieſer Perlen iſt mehr werth, wie das ganze garſtige Seehundsfell.

Laßt Euch das nicht kümmern! rief die Gräfin immer dringender. Bringt es mir zur Stelle, und das Halsband iſt Euer.

Warum wollt Ihr mich aber nicht nach der Burg begleiten? fragte Siegbrit aufmerkſam.

Habt Ihr mich nicht verſtanden? — Ich will mich jenes ſeltenen Thieres bemächtigen! verſetzte Rowena ungeduldig. Geht, Siegbrit! Bringt mir die Haut, oder ich hole ſie ſelbſt, aber — dann bekommt Ihr das Halsband nicht.

Nun wenn Ihr es ſo wollt, ſo ſoll die häßliche Seltenheit bald hier, und die Perlen mein ſein! rief das Fräulein. Wie aber, wenn es Euch nicht gelingt, das Thier —

Das iſt meine Sorge! Die Perlen bleiben jedenfalls Euer. — Aber fort, fort jetzt! rief Rowena, indem ſie Fräulein nach der Fallthür drängte.

In wenig Augenblicken habt Ihr den Schatz! ſprach Siegbrit lachend, und eilte fort.

Eine Viertelſtunde verging. Rowena ſaß während dieſer Zeit auf der Umfaſſungsmauer, und blickte bald ängſtlich auf das Meer, bald unruhig nach der Seite, woher die Gefährtin kommen ſollte. Wie mechaniſch ſchlug ſie bald mit der einen, bald mit der andern Hand den Schleier zurück, oder ſie ſtrich die vollen dunkeln Locken von der weißen Stirn. Endlich erſchien Siegbrit.

Bringt Ihr? rief Rowena, mit vor Ungeduld zitternder Stimme, von dem Gipfel des Pictenhauſes der über den Uferſand dahereilenden Gefährtin zu.

Statt aller Antwort hielt Siegbrit ein ziemlich ſtarkes Päckchen empor, und bald befand ſie ſich an der Seite Rowena's.

Gebt! — Gebt her! rief die letztere, aber man vernahm kaum die der Bruſt entkeuchenden Töne; ihre Hände zitterten wie von Fieberfroſt geſchüttelt. Haſtig riß ſie die Hülle ab. —

Letztere barg in der That eine ſchneeweiße Seehundshaut. So wie Rowena dieſe erblickte, that ſie einen durchdringenden Schrei der Ueberraſchung, und drückte wie wahnſinnig die alte verdorrte Haut an ihre Bruſt. Dann riß ſie ſich das Halsband mit ſolcher Haſt von dem ſchönen Nacken, daß die edlen Perlen zwiſchen den Steinblöcken umherflogen, und warf es Siegbrit zu.

Nehmt! rief ſie wie außer ſich. Nehmt dies! Und dies! — Und dies! — Sie warf dem Fräulein noch zwei koſtbare Armbänder hin.

Plötzlich, und während die erſtaunte Siegbrit bald die zerſtreuten Perlen auflas, bald auf die Gräfin blickte, ſprang letztere auf die Umfaſſungsmauer an der Seeſeite. In der einen Hand hielt ſie das Seehundsfell, die andere ſtreckte ſie nach der Waſſerfläche aus. Zwar war die Sonne ſchon hinabgeſunken, die Dämmerung eingetreten, aber Siegbrit konnte bemerken, daß die ſonſt ſo blaſſen Wangen Rowena's ſich hochroth färbten, daß ihr Auge wie ganz trunken vor Freude ſtrahlte. Jetzt hob ſie einen Geſang an. Die Weiſe war bald lieblich, bald wild, endlich wie triumphirend. Kaum hatte ſie eine Strophe geſungen, als eine ganze Schaar Seegeſchöpfe auf der Oberfläche des Waſſers erſchien. Ein faſt ganz weißer großer Seehund machte ſich beſonders bemerkbar. In Haſt umſchwamm er den Fuß des Felſens, er hob ſich bis an die Floſſen aus den Wogen, er ſchien die ſteile Wand erklimmen zu wollen. Jetzt wandte ſich Rowena an das Fräulein, welches ganz betroffen ihr zur Seite ſtand.

Siegbrit! ſprach ſie mit einer Bewegung wie dieſe noch nie an ihr wahrgenommen. Ich ſcheide jetzt von Euch, ich gehe dahin, woher ich gekommen bin. Sagt meinem Gemahl, was Ihr jetzt ſehen werdet, ſagt ihm auch, daß ich ihm verziehen, mich zwei Jahre lang in Banden gehalten zu haben. Möge er glücklich ſein und mich vergeſſen. —

So wie Rowena die letzten Worte geſprochen, breitete ſie die Seehundshaut, welche ſie in der Hand hielt, aus, ſie warf ſie wie einen Mantel um ihre Schultern, und mit einem weithin tönenden Rufe, in jener unbekannten Mundart, ſprang ſie von dem ſchroffen Mauerrande mitten in die ſchäumende Brandung. — Einen Augenblick ſpäter ſah Siegbrit zwei weiße Seekälber, umgeben von der ganzen Schaar dunkler Waſſergeſchöpfe, langſam den Fiord durchſchwimmen, und endlich ſich bei der Einmündung des letztern ins Meer verlieren. — —

Zwei Tage ſpäter ſaß Graf Magnus auf dem Felsblocke neben dem Eingange des Zwergſteins. Thiodulf ſtand vor ihm und betrachtete anſcheinend mit

Theilnahme den jungen Mann, welcher ſich zwei über die braune Wange rollende Thränen abwiſchte.

Ihr hattet ſchon Recht! ſagte er dann mit zitternder Stimme. Sie konnte mich nicht lieben, ſie trug kein Herz in ihrer Bruſt.

Und hattet Ihr nicht Unrecht, Gegenliebe von einem Weſen zu verlangen, das nur im Aeußern den Menſchenkindern ähnlich, und außerdem bereits durch Liebe an eines ſeiner Art gefeſſelt war? fragte der Druide.

Gewiß! ſprach Magnus. Aber — ſetzte er ſchmerzlich hinzu — ich hatte ſie ſo lieb — ſo lieb! —

Denkt nicht mehr an ſie, Jarl! ſprach Thiodulf nach einer Pauſe. Selbſt wenn ſie nicht bereits an ein Weſen ihres Gleichen durch Liebe gebunden geweſen wäre, hättet Ihr nie mit ihr glücklich werden können.

O, ſagt das nicht! fiel Magnus ein. Es giebt viele alte Sagen von Seekönigen, welche ſich die Liebe einer Meerfey erwarben —

Und dennoch unglücklich wurden! endigte Thiodulf. Ueberdem iſt ſie jetzt auf immer für Euch verloren.

Wer weiß! ſprach Magnus, den Alten bei der Hand faſſend. Durch Eure Hülfe, mein Vater —

Ich kann Euch die Verlorene nicht zurückgeben, Jarl Magnus! ſprach der Druide. Wo Eines dieſes räthſelhaften Geſchlechts in die Hand der Menſchen fiel, der Ort wird auf ewig von ihnen gemieden. Ueberzeugt

Euch ſelbſt in der nächſten Vollmondsnacht, beſucht das Bad der Walkyren, den Halier des Thor; Ihr werdet Alles verlaſſen finden.

Der Alte wollte noch weiter reden, aber in dieſem Momente hörte man leichte Tritte, noch ein Moment — und Welda ſtand vor den Beiden.

Oheim! ſagte ſie, — aber ihr Auge fiel auf den Grafen und das Wort erſtarb ihr auf den Lippen. — Magnus war erſtaunt über die Veränderung, die ſeit zwei Jahren mit Welda vorgegangen. Als er ſie zuletzt geſehen, war ſie ein zartes, kaum erblühendes Weſen, jetzt ſtand eine ernſte hohe Jungfrau in allem Schmuck nordiſcher Frauenſchöne vor ihm. Die blonden Locken ringelten ſich zur Seite roſiger Wangen bis auf die üppigen Schultern, die ſchöne Bruſt herab, ihre Geſtalt war vom ſchönſten Ebenmaaße, ihr Anſtand achtunggebietend. Magnus wollte das Mädchen anreden, die Stimme verſagte ihm, Welda begann erröthend das Geſpräch.

Verzeiht, edler Jarl, ſagte ſie, wenn ich eine unwillkommene Störerin Eurer Unterredung bin. Ihr werdet mich indeß entſchuldigen, wenn Ihr vernehmet, daß der Beweggrund, der mich hierher führt, ein trauriger iſt. Der Schmerz macht theilnehmend an fremdem Leide, und wie ich vernommen, habt Ihr Eure edle Gemahlin, die bei einem Spaziergange am Meere verunglückte, zu beweinen. Auch mir droht ein unerſetzlicher Verluſt. Mein Vater kränkelt ſeit mehrern Monden, und wenn Ohm Thiodulf durch ſeine Weisheit und Wiſſenſchaft nicht Hülfe bringen kann, ſo fürchte ich das Aergſte.

Hat der letzte Heiltrank keine Wirkung geäußert? fragte der Druide ernſt und ruhig.

Keine! erwiderte das bekümmerte Mädchen. Die Krankheit bleibt ſtets unverändert.

Ich fürchtete es! ſagte Thiodulf düſter. Das Geſchick wird ſich erfüllen.

Wie? rief Welda ſchmerzlich. Verkündet Ihr mir den Tod des Vaters?

Warum ſollte ich Dich täuſchen, Mädchen? ſagte der Druide gelaſſen. Ja Tochter; in Kurzem verliereſt Du den Vater und — mich.

Entſetzlich! rief das Mädchen. Den Vater und Euch? — Ich bitte Euch, Ohm, ſchmettert mich durch eine ſo unglückliche Weiſſagung nicht ganz zu Boden.

Warum verhehlen was kommen wird, kommen muß? ſagte Thiodulf.

Ihr täuſcht Euch, Ohm, gewiß, Ihr täuſcht Euch! rief Welda, die kleinen Hände vor der Bruſt faltend.

Ich weiß es nur allzugewiß! ſprach der Druide im Tone der Ueberzeugung. Erſt geſtern hatte ich jene Erſcheinung, welche die Bewohner dieſer Inſeln das zweite

Geſicht nennen, und welches nichts als der Schatten iſt, welcher der kommenden Begebenheit vorangeht.

Und was ſah't Ihr? fragte das Mädchen ängſtlich.

Ich befand mich bei Anbruch der Nacht vor der Thür dieſes Steinhauſes. Ich ſaß auf der Stelle, wo ich jetzt ſitze; der Karfunkel leuchtete in röthlichem Glanze auf dem Gipfel des Warthill's. Plötzlich ſtand eine Geſtalt vor mir, in der ich Deinen Vater erkannte; er war in ein Leichentuch gehüllt, es reichte ihm bis an die Bruſt; daran erkannte ich, daß er nur noch wenige Wochen zu leben habe.

Und Ihr? fiel Welda fragend ein.

Ich ſaß ſchmerzlich bekümmert auf dieſer Stelle; fuhr der Druide fort. Da erblickte ich eine zweite Erſcheinung; ich glaubte, es ſei die erſte, welche ſich wiederhohle, was, wiewohl ſelten, dennoch manchmal der Fall iſt, als ich aber genauer hinblickte, erkannte ich mich ſelbſt. Die Geſtalt war nur um die Füße in ein Leichentuch gehüllt, daraus ſchloß ich, daß ich Deinen Vater um kurze Zeit überleben werde.

Ihr habt Euch geirrt, Vater! ſprach der Graf nach kurzem Schweigen. Die Erſcheinung, welche man das zweite Geſicht nennt, kann zwar nicht beſtritten werden, ſie iſt ſehr häufig auf dieſen Inſeln; aber ſprecht, wie wußtet Ihr, daß die Geſtalt die Ihr ſahet, die Eure ſei?

Es blieb mir kein Zweifel; entgegnete der Druide ruhig. Ich that, was alle Seher in dieſem Falle zu thun pflegen, ich kehrte meinen Mantel um.

Nun, und die Geſtalt? rief Magnus.

Sie that es gleichfalls in demſelben Augenblicke! ſprach Thiodulf kalt.

Bis hierher hatte Welda mit allen Zeichen von Aufmerkſamkeit zugehört; ihr ſchönes Geſicht zeigte den tiefſten Schmerz, jetzt brach dieſer in Thränen aus.

Ich Verlaſſene! rief ſie ſchluchzend. Und mein armer Bruder, der unſchuldige, ſchutzloſe Knabe! —

Beruhige Dich, Welda! ſprach Thiodulf tröſtend. Weder Dir noch dem blondgelockten Knaben wird ein Freund, ein Beſchützer fehlen.

Nein, bei Gott nicht! rief Magnus indem er aufſprang. Ich bin zwar nicht werth, Dein Freund zu heißen, aber Dein Beſchützer will ich ſein, Dein Schirmer und Vertheidiger bis in den Tod; dies ſchwöre ich bei den Gebeinen meines heiligen Ahnherrn.

Und Ihr werdet dieſen Schwur halten, Jarl Magnus! ſagte Thiodulf in einem Tone, welcher nicht ohne Rührung war. Ihr werdet ihn halten wie ein Ritter und ein Mann; dieſen und einen andern. Ich glaube es, weil ich es weiß. — Ich könnte Euch noch mehr ſagen, aber — es iſt genug. — Geht, Jarl Magnus!

Betrauert was Ihr verloren habt, und was Euch niemals gehören ſollte. — Auch Du, Welda, gehe! Hülfe kann ich Deinem Vater zwar nicht ſenden, aber morgen komme ich und bringe ihm Troſt. —

In tiefer innerer Zeriſſenheit trat Magnus den Heimweg an. So wie er Welda erblickt hatte, fielen ihm alle die ſchönen Stunden der Vergangenheit, ſeiner erſten ſeligen Liebe ein. Und dieſes Mädchen, ſo ſagte er ſich, habe ich vergeſſen können, um ein Weib, das, ungeachtet ich mit glühender Leidenſchaft an ihm gehangen, mich nie geliebt, das mich, nachdem es zwei Jahre lang der Gegenſtand meiner innigſten Neigung geweſen, ſo kalt verlaſſen hat, wie man den Bettler am Wege verläßt! — Ich will Welda niemals wiederſehen; ſie muß mich verachten, aufs tiefſte verachten. —

Schmerzliche Tage folgten für Magnus nach dem eben bezeichneten. Obwohl er ſich ſagen mußte, daß ſeine Gattin ihn niemals geliebt, ſo gelang es ihm doch nicht, ſich über ihren Verluſt zu beruhigen. Es gewährte ihm eine Art ſchmerzlichen Troſtes, ſich täglich nach dem „Bade der Walkyren," dem Ort, wo er Rowena zuerſt erblickt hatte, zu begeben. Stundenlang lag er hier am Eingange des „Halier des Thor" auf einem der bemoosten Felsblöcke ausgeſtreckt. Still vor ſich hinſtarrend, blickte er in die blaugrüne Tiefe, er ſah in die tobende Brandung, er ließ ſein Auge auf dem im

Mondſcheine erglänzenden Waſſerſpiegel ruhen, all ſein Harren war umſonſt. Die Wogen rollten heran und zerſchellten an den Klippen, aber einſam blieb es in der düſtern Bucht, die unterſeeiſchen Bewohner hatten für immer den Strand verlaſſen, der ihnen in hellen Vollmondsnächten zum Spielplatze gedient. — — —

Der erſte Theil der Weiſſagung Thiodulfs war inzwiſchen in Erfüllung gegangen. Welda's Vater war geſtorben. Magnus hielt ſich als Lehnsherr verpflichtet, die Leiche eines ſeiner angeſehenſten Udallers zur Gruft zu geleiten. Hier ſah er Welda wieder. Sie war im Trauerkleide faſt noch ſchöner als ſonſt. Wer die Jungfrau von hoher ſchlanker Geſtalt, den langen Schleier von dem blonden Scheitel bis zu den Füßen herabfließend, am Sarge des ehrwürdigen Vaters, geſehen hätte, wie ſie ſanft weinend, den blonden lieblichen Knaben der ſich an die Schweſter ſchmiegte, umſchlingend, daſtand, er würde in dem Udaller einen jener alten nordiſchen Könige, betrauert von dem lieblichſten Kinderpaare, gewähnt haben. Magnus konnte kein Auge von Welda wenden. — Welch einen Schatz habe ich verſchleudert! ſagte er zu ſich. Erſt als die Leiche in die Gruft geſenkt war, als zurückgekommen in das Trauerhaus, die Waffenbrüder des Verſtorbenen ihn umringten, und die Hinterlaſſenen ſeinem Schutz empfahlen; als dem Herkommen gemäß, der Sohn des Todten vor dem Lehns herrn auf die Knie ſank, und bat, ihn anſtatt des Vaters als Lehnsmann aufzunehmen, wofür er ihm, „hold und gewärtig“ ſein wolle, da fuhr der Jarl wie aus einem Traume empor. — Ja, rief er, ich werde die Verlaſſenen ſchützen und ſchirmen, ſo wahr mir Gott helfe! Der Knabe ſoll mein lieber Lehnsmann ſein, und ich will ſein Lehn vermehren auf alle Weiſe, das Mädchen aber — hier zitterte ſeine Stimme — will ich ehren und hochhalten wie eine Schweſter. —

Magnus ſuchte das der Verſammlung gegebene Wort aufs treulichſte zu halten. Er nahm ſich Welda's und des Bruders redlich an. Verſchiedene, auf die Hinterlaſſenſchaft des Udallers ſich beziehende Umſtände, machten ſeine Anweſenheit auf Pomona nothwendig. Er war zwar, als er ſich die erſten Male mit Welda zuſammen befand, beſchämt und verlegen, aber die Ruhe, welche das Mädchen zeigte, die wohlthuende Freundlichkeit des ſchönen blauen Auges, das ſonſt mit Zärtlichkeit auf ihm geruht hatte, gab ihm Muth, und es bildete ſich bald ein Verhältniß, welches ihm ein Zuſammenſein mit Welda weniger drückend und beſchämend erſcheinen ließ. Er erſchien jetzt öfter auf Pomona. Es ward ihm zu einſam auf der Burg von Hoy, wo er, umgeben von ſeiner Dienerſchaft, von allem Umgange verlaſſen lebte. Siegbrit hatte nämlich, nachdem ſie der Schicklichkeit wegen einige Monate verfließen laſſen, aufs Neue ihre Netze aufgeſtellt, um das Herz des jungen Wittwers zu umgarnen. Sie bemühte ſich raſtlos in Verfolgung ihres Planes. Leider ſchien Alles umſonſt, und nun beſchloß ſie einen Hauptſtreich zu wagen. Sie erklärte dem Grafen, daß ſie entſchloſſen ſei, nach Norwegen zurückzukehren. Nicht nur ſei es unſchicklich für ein lediges Mädchen ihres Standes lange Zeit auf der Burg eines unverehlichten Mannes zu verweilen, aber ſie habe ſogar — und ſpreche dies nur mit Thränen aus — vernehmen müſſen, daß die Bosheit zwiſchen ihr und dem Grafen bereits ein vertrautes Verhältniß vorausſetze. — Wer beſchreibt indeß den Schreck der guten Siegbrit, als Magnus ihr ziemlich kühl erwiderte: daß unter ſolchen Umſtänden er untröſtlich ſein würde, den Ruf des Fräuleins nur mit Entfernteſten zu gefährden, und daß er augenblicklich Anſtalten treffen werde, um das ſchnellſegelndſte ſeiner Schiffe binnen vierundzwanzig Stunden zur Verfügung des Fräuleins ſtellen zu können. — Der Zufall führte nun zwar noch eine unendliche Menge unvorhergeſehene Hinderniſſe, die ſich der Abreiſe Siegbrits ſtets entgegenſtemmten, herbei, aber endlich wurden dieſe durch die augenſcheinliche Ungeduld des Grafen beſeitigt und das Fräulein ſteuerte, tiefen Groll gegen das liebloſe Männergeſchlecht im Herzen tragend, endlich mit friſchem Winde nach Oſten. — —

Es war in dieſen Tagen, als Magnus zuerſt vernahm, daß Thiodulf kränkele. Welda hatte es ſich nicht nehmen laſſen den Alten in ſeiner Höhle zu pflegen. Da indeß der Greis das junge Mädchen nicht länger allen den Unbequemlichkeiten ſeines Steinhauſes ausſetzen wollte, ſo hatte er endlich wiewohl ungern darein gewilligt ihr nach Pomona zu folgen. Magnus ſah ihn hier öfters. Die Körperkräfte des Alten nahmen ſichtlich ab, und es ließ ſich vorausſehn, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Die Krankheit des Greiſes, die Sorge für Welda und ihren Bruder, trieb jetzt öfters den Grafen in das Haus, das dieſem zum Aufenthalte diente. Je öfter Magnus dort war, je deutlicher fühlte er die frühere Neigung für die einſtige Geliebte erwachen. Seine Liebe war nicht mehr jene erſte ſtürmiſche Empfindung, die ihn früher beſeelte, ſie war nicht die glühende Leidenſchaft die ihn an Rowena band, aber ſie war tiefer, inniger, geläuterter. Nie ſprach er zu dem Mädchen ein Wort von ſeiner Neigung, eine Schaam über ſeine frühere Unbeſtändigkeit hielt ihn zurück; aber oft wenn er mit Welda zur Seite des Greiſes ſaß, wenn er ſie ſchweigend betrachtete, verriethen ſeine Blicke, was ſein Mund verhehlte. Lange konnte es ſich Magnus nicht klar machen, ob in dem Herzen Welda's noch ein Fünkchen Neigung aus früherer glücklicher Zeit in der Verborgenheit fortglimme. Der Ton in dem ſie zu ihm ſprach, war freundlich und herzlich aber das Geſpräch bewegte ſich nur um Gegenſtände des Tages, ſichtlich vermied Welda Alles was an das frühere Verhältniß hätte erinnern können. So verging längere Zeit. Thiodulf ward indeß immer ſchwächer. Zwar wandelte er täglich — beſonders zur Zeit der untergehenden Sonne — nach den nahen Steinen von Stennis, aber er ſagte daß er ſein Ende herannahen fühle, und bat den Grafen dafür zu ſorgen, daß ſein Leib nicht in der Gruft zu Kirkwall, ſondern unter der Steinplatte, in der Mitte des ihm heiligen Kreiſes, beſtattet werden möge. So ſehr auch Welda in den Alten drang Gedanken dieſer Art fahren zu laſſen, indem noch immer Hoffnung und Wiederherſtellung vorhanden ſei, ſo blieb doch Thiodulf bei ſeiner Meinung. Er wiſſe nur zu wohl, ſetzte er hinzu, daß ehe der Mond ſich wieder fülle, er der Erde angehören werde. Mit ihm, ſagte er dann, erlöſche das Amt der Druiden, welches in dem Geſchlecht der Mhiorbiorns, von Menſchenalter zu Menſchenalter, immer auf den jüngſten Sohn vererbt, und ſeit Einführung des Chriſtenthums nur heimlich geübt worden. Dies ſei der Grund warum er wünſche, daß der Leib des letzten Druiden, neben den Gebeinen Deſſen, der das Steinrund von Stennis aufgerichtet, begraben werde. —

Die Herbſtzeit dieſes Jahres war inzwiſchen eingetreten. Magnus welcher vernommen, daß Thiodulf von Tage zu Tage ſchwächer werde, war nach Pomona geeilt. Ohne von Jemand bemerkt zu werden, trat er in Thiodulfs Zimmer. Der Alte war nicht anweſend, aber Welda ſaß, ohne den Eintretenden zu gewahren, in Nachdenken verſunken in dem Lehnſtuhle des Greiſes. Das Mädchen hatte die Kette in der Hand, welche Magnus der Geliebten einſt geſchenkt, und ſchien das daran hängende Medaillon aufmerkſam zu betrachten. Plötzlich drückte ſie das letztere an die Lippen. Nun konnte ſich Magnus nicht länger halten, er ſtürzte dem Mädchen zu Füßen.

Welda! rief er, die Hände der Erſchrockenen in die ſeinigen preſſend. Welda, haſt Du mir vergeben? — Liebſt Du mich wirklich noch? —

Das Mädchen war außerordentlich erſchrocken, haſtig ſprang es aus dem Lehnſtuhl auf, und indem Welda die Kette ſchnell in ihren Buſen verbarg, rief ſie, Magnus die Hand reichend und ihn zum Aufſtehen nöthigend: Um Gotteswillen, Jarl Magnus, keine Uebereilung! Kein Wort mehr von jenem frühern Verhältniß! — O wüßtet Ihr wie unglücklich es mich gemacht!

Ich weiß es, Welda! rief Magnus die Hand des Mädchens an ſeine Bruſt preſſend; aber eben weil ich es weiß, ſo hoffe ich, daß Du mir verzeihſt, und daß Du mir Gelegenheit geben wirſt, meinen Fehler wieder gut zu machen. — Sei mein Weib, Welda, mein theures, geliebtes, glückliches Weib. —

Das Mädchen war ſo erſchüttert als überraſcht. Lange ſträubte es ſich, es erinnerte den Grafen an den unendlichen Schmerz den es erfahren, als er der Gemahl einer Andern geworden. Magnus dagegen erſchöpfte ſich in Betheurungen ſeiner Liebe, er bat, er flehte ſo dringend, bis Welda, von den tief im Herzen bewahrten Empfindungen überwältigt, ihm in die Arme ſank.

Nun, rief endlich jubelnd der Graf, ſoll uns nichts mehr trennen! Jetzt verſtehe ich die letzten Worte Deines Oheims an jenem Abende in dem Steinkreiſe von Stennis. Er verkündete Dir, daß Du nach langer Prüfung glücklich ſein würdeſt, und, bei Gott, ich will mit Herz und Seele beitragen ſeine Weiſſagung in Erfüllung zu bringen. — Aber wo iſt Thioduf? Gewiß noch an jenem merkwürdigen Orte, den er ſo oft beſucht. — Komm meine Welda! Dort wo er unſere Trennung verkündete, ſoll er unſere Wiedervereinigung ſegnen.

Nach einigen Gegenvorſtellungen bequemte ſich das Mädchen dem Geliebten nach den Steinen zu folgen.

Die Sonne war eben untergegangen als ſie Arm in Arm über die vom Herbſte bräunlich gefärbte Flur dahin ſchritten. Rieſig ragten in der beginnenden Dämmerung die Steinſäulen in die Luft. Schon von weitem ſah man das weißſchimmernde Gewand Thiodulfs am Fuße einer derſelben. Der Greis hatte ſich an jenem Steine niedergelaſſen an welchem Liebende den Schwur bei Odin abzulegen pflegten, er ſchien zu ſchlafen, denn er hatte das Haupt an die Säule gelehnt, und einer ſeiner Arme ſchien ſie zu umfaſſen.

Er iſt eingeſchlafen! ſagte Magnus leiſe, als ſie an dem Steine angekommen waren.

Nein er iſt todt! rief Welda, als ſie mit der weißen Hand, die kahle Stirn des Alten berührt hatte. — — —

So war es auch. Thiodulf hatte in dem heiligen Rund, deſſen letzter Prieſter er geweſen, die Seele ausgehaucht. — Still weinend kniete das Mädchen lange Zeit zur Seite des von ihm geliebten Todten, gerührt hielt Magnus die kalte Hand des letztern in der ſeinigen.

Faſſe Dich Geliebte! ſagte der Graf endlich indem er Welda ſanft empor hob. Wir wollen Anſtalt treffen die Reſte des Ehrwürdigen abhohlen zu laſſen, um ihn ſeinem Willen gemäß, nach einigen Tagen unter jener Steinplatte zu beſtatten.

O hätte er nur noch erfahren, daß wir uns wiedergefunden! ſagte Welda ſanft weinend.

Er weiß es, er wußte es längſt! ſagte Magnus die Geliebte tröſtend; wie hätte er es auch ſonſt vorausſagen können? — Er verbot uns damals bei Odin Liebe zu ſchwören, weil wir ihn, wie er ſagte, nicht kannten. Wohlan, meine Welda, wir wollen einen andern, einen eben ſo theuren Schwur ausſprechen, welcher kein Frevel iſt. In die Hand des Lebenden wollte ich Dir Liebe geloben; ich kann es nicht, dieſe Hand iſt erkaltet; ich gelobe ſie Dir in die Hand des ehrwürdigen Todten. —

Magnus hatte mit dieſen Worten die Rechte der Leiche mit einer Hand gefaßt, die andere ſtreckte er gen Himmel.

Welda legte die ihrige gleichfalls auf die erſtarrte, und ſtammelte weinend: Ewige Liebe!

Nach drei Tagen beſtattete man die Leiche des letzten Druiden feierlich unter der Steinplatte, welche den Mittelpunkt des merkwürdigen Runds ausmacht, und der Umſtand, daß man noch lange Zeit das Grab mit friſchen Laubkränzen geſchmückt fand, lieferte den Beweis, daß der Glaube an die alten nordiſchen Götter, noch viele heimliche Anhänger auf den Orkneys zähle, ſo wie es ein Zeugniß der Achtung war, mit der man das Grabmal des letzten Druiden betrachtete. — Wenige Monden ſpäter war Welda die glückliche Gattin des Inſelgebieters.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zwölfter Band.

I. Der Pächter von Ballengiech.
II. Der Leuchtthurm.
III. Der Hirt von Villarcayo.

Leipzig, 1839.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Sechſter Band.

Leipzig, 1839.
Verlag von Carl Focke.

Der
Pächter von Ballengiech.

Erzählung.

Motto:

Fernando.

Ihr ſeid ein Händler, Freund!

Jaime.

Ein Stück davon! —
Jſt Euch gedient mit einer hänfnen Krauſe?
Mit fünf, ſechs Zoll, vom allerbeſten Stahl? —
Ihr könnt ſie haben, Herr, und zwar umſonſt. —

Tirſo de Molina.

Jakob der Fünfte von Schottland war, obgleich
chon König, von dem mächtigen Adel, beſonders von
er Familie Douglas, wie ein Gefangener gehalten
worden. Durch Flucht entkam er der ſtrengen Aufſicht,
nd von dieſer Zeit an ſuchte er weiſe und gerechte Ge-
tze zum Schutze des Schwachen gegen den Mächtigen
inzuführen. Dadurch zog er ſich den Haß des ſchotti-
hen Adels zu. Die Abneigung des Letztern ward au-
erdem noch durch verſchiedene Eigenheiten Jakobs
ermehrt. Obgleich ein für damalige Zeit gebildeter
Mann, Dichter, Tonkünſtler, und erfüllt von ritterli-
em Geiſte, hatte er doch verſchiedene Fehler. Im Ge-
nſatz ſeines prachtliebenden Vaters, war er übertrieben
arſam, er liebte die Geſellſchaft von Leuten aus den
ntern Ständen, und wenn er gereizt wurde, war er

unverſohnlich bis zur Grauſamkeit, doch läßt ſich die letztere Eigenſchaft in etwas entſchuldigen, wenn man die Rohheit ſeiner Unterthanen zur Zeit der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts in Erwägung zieht. Die Wildheit der Bewohner Schottlands zeigte ſich damals beſonders in den Hochländern und den Grenzbezirken. Hier wie dort beſtand die Clansverfaſſung; der Häuptling des Clans war der unbeſchränkte Gebieter, und die Anhänglichkeit ſeiner Unterſaſſen war überaus groß. In Hinſicht der Raubſucht und Gleichgiltigkeit gegen die Geſetze thaten es die Grenzbewohner faſt den Hochländern zuvor. Jakob that, was er konnte, den mächtigen räuberiſchen Adel zu bändigen. Er ſuchte ſich zuerſt durch Liſt der Perſonen der angeſehenſten Häuptlinge zu verſichern. Der Graf von Bothwell, die Lords Home und Maxwell, Scott von Buccleuch, Ker von Fairnyherſt, fielen in ſeine Hand und wurden in Feſten des platten Landes eingeſperrt. Wirklich überſtieg die Raubſucht des ſchottiſchen Adels alle Grenzen. Die Häuptlinge beſtimmten das Heirathsgut ihrer Töchter nach dem Raube, den ſie binnen vier Wochen nach dem Michaelistage, wo die länger werdenden, mondhellen Nächte ihre Streifzüge begünſtigten, machen würden.

Der König verſammelte jetzt ein Heer; um jedoch einen allgemeinen Aufſtand zu vermeiden, gab er vor, daß die Truppenzuſammenziehungen nur Jagdbeluſtigungen in den wilden Bezirken zum Zweck hätten, er lud die Häuptlinge dazu ein, und befahl ihnen, ihre beſten Hunde mitzubringen. So unglaublich es ſcheint, ſo gelang ihm dieſe Liſt dennoch faſt überall. Nur der Umſtand, daß die Edelleute in ihrem guten Rechte zu ſein wähnten und keinen Begriff von einer der Majeſtät des Königs angethanen Beleidigung hatten, macht dies erklärlich. So näherte ſich der König zu Anfang des Feldzuges dem Schloſſe des Piers Cockburn von Henderland, welcher Anſtalt machte, ihn mittelſt eines großen Gaſtmahls würdig zu empfangen, als Jakob denſelben plötzlich ergreifen und enthaupten ließ; eben ſo erging es Adam Scott von Tushielaw.———

In jenen Tagen wanderte in der Gegend der Grenzbezirke, keuchend unter der Laſt einer gewichtigen Harfe und von der Sonnenglut bis zur Erſchöpfung ermattet, auf der ſtaubigen Landſtraße ein liebliches Mädchen daher. Es war gut gewachſen und ſtand in erſter Jugendblüthe. Betrachtete man den gewählten Anzug, ſo hätte man eher ein Ritterfräulein, als eine gewöhnliche Harfnerin in der Schönen vermuthet, wenigſtens bezeichneten die weiten, feinen Aermel, das enganliegende Kleid von beſſerem Stoff, das dunkelſammetne, mit einer Pfauenfeder gezierte Barett kein Mädchen aus der gemeinen Volksklaſſe. Von Zeit zu

Zeit wiſchte ſich das liebliche Kind die Schweißtropfen ab, die reichlich von den Schläfen über die roſigen Wangen perlten, endlich aber lehnte es ſich ſtillſchweigend auf die Harfe und weinte bitterlich. „Wie unglücklich bin ich doch!“ rief die junge Harfnerin unwillkührlich aus, und gewiß hätte ſie das Selbſtgeſpräch, die Klage, noch fortgeſetzt, wenn nicht eine muntere Männerſtimme ſie plötzlich unterbrochen hätte.

„Das Händchen ſo weich und die Wange ſo roth,
Und dennoch wünſcht ſich ſein's Liebchen den Tod? —
Aus Liebe, gewiß nur aus Liebe!“ —

ſo trällerte es hinter ihr nach der Melodie eines damals beliebten Volksliedes, und gleich erſchallte ein lautes Lachen hinterher.

Das Mädchen erſchrak anfangs, aber ſobald es ſich umgeſehen, ſtimmmte es mit dem leichten Sinne, der der Jugend beiwohnt, in das Gelächter ein. Ein hübſcher Mann, der eben die Jünglingsjahre hinter ſich hatte, ſtand neben ihr. Das Geſicht des Fremden zeigte eine gutmüthige Fröhlichkeit, doch war ihm zugleich der Stempel der Kühnheit aufgedrückt. Braune Locken ringelten ſich um das Haupt und ſchloſſen ſich an den ſtarken, in's Röthliche ſpielenden Bart. Die Luſtigkeit, die aus dem blauen Auge, dem neckend verzogenen, mit ein paar Reihen glänzend weißer Zähne gezierten Munde lachte, die einfache Tracht — der Schurz und Plaid eines gewöhnlichen Landmanns — benahm der Harfnerin alle Furcht.

Nun, hübſche Mary oder Betty — wie Du etwa heißen magſt — nicht wahr! ich habe den Grund Deiner Traurigkeit errathen? fragte noch immer lachend der Fremde.

Nicht ſo ganz, lieber Herr, erwiderte verſchämt das Mädchen.

Alſo doch zum Theil, rief der Fremde, den Scherz fortſetzend. Aber wie es ſcheint wandern wir denſelben Weg, und da können wir in Gemeinſchaft —

In dieſem Falle müßte ich wohl zuerſt wiſſen — hob das Mädchen an, aber Jener ließ die Phraſe nicht vollenden.

Verſteht ſich! rief er lachend. Wir müſſen erſt nähere Bekanntſchaft machen. Wiſſe alſo, meine hübſche Mary —

Katharina heiße ich! Katharina Binning fiel das Mädchen ein.

Binning! ſagte Jener neugierig. Eine Abkömmlingin jenes Binning, der das feſte Schloß bei Lithligow aus den Klauen der Engländer rettete, und deshalb vom König Robert belohnt ward?

Er war mein Urältervater! ſagte die Harfnerin.

Das freut mich! rief der Fremde. Dein Ahn und der meinige ſind gute Freunde geweſen.

Ihr ſeid? — fragte Katharina verwundert.

Ich heiße James Knatchbull, erwiderte Jener leicht. Unter dieſem Namen, mein gutes Käthchen, aber würdeſt Du mich ſchwer erfragen, die Leute nennen mich nur gewöhnlich den Pächter von Ballengiech. — Nun aber, Käthchen, kennen wir uns ſo genau als es eben nöthig iſt; etwas mehr wäre vom Uebel, und ſo laß uns jetzt unſern Weg fortſetzen. — Das Mädchen wollte eben wieder die Harfe über die Schulter hängen, aber ihr Begleiter griff nach dem Inſtrument. Die Harfe iſt ſchwer und der Tag iſt heiß, ich will Dir die Laſt abnehmen, doch unter dem Beding, daß Du mir etwas vorſpielſt, wenn wir ausruhen, und daß Du mir erzähleſt, warum Du ſo traurig warſt als ich Dich traf; ſagte der Fremde freundlich, indem er ſich den Riemen, der zum Tragen der Harfe diente, über die Schultern hing und vorwärts ſchritt. — Nun für's Erſte, liebes Käthchen, ſetzte er munter hinzu, ſage nur, wie heißt der hartherzige oder untreue Liebhaber, der Dir ſo viel Leid verurſacht?

Ach, lieber Herr, ich würde dem guten John Howieſon das bitterſte Unrecht thun, wenn ich ihn der Untreue beſchuldigen wollte, und hartherzig iſt er ſchon gar nicht, das kann ich Euch aus beſter Ueberzeugung verſichern, erwiderte Käthchen ſeufzend.

Nun alſo, wer iſt es denn, der Dir ſo heiße Thränen auspreßt? fragte der Pächter.

Es iſt ein gar mächtiger Herr, der Häuptling der Buchanans, gewöhnlich der Laird von Arnprior genannt! erwiderte Käthchen.

So? Iſt es dieſer? entgegnete James Knatchbull. Das iſt ein verzweifelter Geſell, wie ich höre. Neulich ſoll man Wildpret, das nach Stirling zum König gebracht werden ſollte, in der Nähe ſeines Schloſſes vorbeigeführt haben. Was that der Laird? Er nahm es weg und als man ihm ſagte: es gehöre dem König, ſo antwortete er: wenn Jakob König von Schottland iſt, ſo bin ich, James Buchanan, König von Kippen. — Dies iſt nämlich der Name des Bezirks von Arnprior. — Nun, Käthchen, ich hoffe, daß der König von Schottland den König von Kippen nächſtens aufhängen läßt, und wenn dies geſchieht, ſo wollen wir luſtige Zuſchauer abgeben.

Das würde von dem Könige ſehr grauſam und von uns ſehr ſchlecht ſein! fiel Käthchen lebhaft ein. Was iſt denn da für ein großes Unrecht dabei, daß der alte Laird ein Paar Hirſche und Rehe, die für den König beſtimmt waren, wegnahm? Es waren gerade eine Menge Gäſte im Hauſe, es fehlte an Wild, man transportirte welches vor dem Schloßthor vorbei, es wäre ganz einfältig geweſen, ſich nicht mit friſchem Vorrath zu verſehen.

Das geſteh' ich! rief der Pächter nicht ohne Befremden, Du haſt eine ganz eigene Moral, Käthchen. Wahrſcheinlich haſt Du ſolche im Hauſe des Lairds von Arnprior angenommen.

Getroffen! Es ging dort immer ſehr chriſtlich und anſtändig zu, erwiderte unbefangen die Harfnerin. — Aber ich glaube, Ihr wollt mich foppen, Herr? ſetzte ſie, ihren Begleiter feſt anblickend und einen Augenblick ſtillſtehend, hinzu. Sollte der alte, luſtige Laird ſeine Gäſte hinter eine ungedeckte Tafel ſetzen, und mit Achſelzucken und kahlen Entſchuldigungen traktiren? Wie? — kommt es dem König auf ein Paar magere Rehe und Hirſchkälber an? — Würde ſie ihm der Laird nicht mit Freuden erſetzen, und ihm — da König Jakob nun einmal etwas knauſerig ſein ſoll — ein wildes Schwein obendrein in den Kauf geben? — Ich bin gewiß, der alte Laird ſpränge vor Vergnügen bis an die Decke, wenn der König einmal in dem Falle wäre bei ihm einzukehren, und ſeinem Rothwein und Wildbraten tapfer zuſpräche, den er hat den König ganz ungemein lieb.

Hm! Er hat es ihm eben nicht beſonders bewieſen, da er ſich an deſſen Eigenthum vergriff, und ſo freche Reden dabei hören ließ, meinte James Knatchbull.

Ich weiß gar nicht wie Ihr ſo einfältig reden könnt; es iſt faſt als ob Ihr gar keine Vorſtellung von ſchottiſcher Gaſtfreundſchaft hättet, ſprach Katharina eifrig. Sollte der Laird etwa — wie wohl hier und da in gleichem

Falle geſchieht — eine Schüſſel, worin ein paar Sporen, auf den Tiſch ſetzen laſſen, um ſeinen Gäſten anzudeuten, daß man erſt ausreiten müſſe, um mit dem Schwerte in der Fauſt Proviant zu holen? — Hört, Meiſter James! Es iſt gut, daß ich nicht Eure Frau bin. Die Aermſte mag eben nicht auf Roſen liegen. Ihr ſcheint mir ein arger Knauſer und Töpfchengucker zu ſein.

Der Pächter von Ballengiech lachte überlaut, und ſo lange, daß ihm die Thränen von den Wangen lieſen, endlich ſagte er ernſthaft: Ich glaube die Keckheit des Lairds von Arnprior wird für ihn üble Folgen haben; einmal gehörte das Wild dem Könige.

Hm! Es ſchmeckte gerade wie anderes, ich habe keinen Unterſchied bemerkt, fiel Käthchen ein.

Es war folglich, fuhr der Pächter fort, ein Angriff auf das Eigenthum des Königs, eine Art Verbrechen gegen die Majeſtät.

Nennt es lieber einen Angriff auf deſſen Rehkeulen und Hirſchziemer, und Ihr werdet der Sache näher kommen, denn ich kann Euch verſichern, die Wildbraten ſind ſo lebhaft angegriffen worden, daß nichts als die Knochen übrig blieben; erwiderte Käthchen lachend. Aber hört, Meiſter Knatchbull! Es iſt ein wahres Glück, daß Ihr mit Euren Pächtergeſinnungen kein König geworden ſeid. Ihr würdet Euch bei Euren

Unterthanen mit ſolcher Knickerei wenig beliebt machen, und fiele es Euch gar ein, den alten Laird wegen der dummen Wildbraten und der paar Witzworte beſtrafen zu wollen, ſo würdet Ihr bei allen vernünftigen Menſchen ſehr an Liebe, Würde und Anſehen verlieren.

Der Pächter warf bei den letzten Worten einen ernſten Blick auf das Mädchen, doch bald ward er wieder freundlich und ſprach: Irre ich nicht, ſo ſagteſt Du vorhin, daß Du Dich über den Laird zu beklagen hätteſt, und dennoch nimmſt Du ſo lebhaft für ihn Partei.

Ich nehme ſeine Partei, weil er es um mich verdient hat, und habe mich wegen mehr als ein Paar einfältiger Rehkeulen über ihn zu beklagen; entgegnete das Mädchen betrübt. Was mir der alte Laird genommen hat, iſt mehr werth als die Hirſche und Rehe des Königs, die er mit ſeinen Gäſten aufgeſpeiſt. Er hat mein ganzes Lebensglück zerſtört.

Darf ich vielleicht wiſſen — fiel James ein.

Warum nicht? Da iſt nichts Unrechtes dabei, ſagte Käthchen. Ich verlor meine Eltern früh. Mein Vater war Pfeifer bei dem Laird geweſen; von meiner Mutter, die bald nach ihm ſtarb, hatte ich das Harfenſpiel gelernt. Nach dem Tode der Meinigen nahm ſich der Laird der Waiſe an. Ich wurde mit ſeiner Tochter zugleich erzogen, und als deren Geſpielin faſt wie ein

Kind des Hauſes behandelt; Speiſe und Trank, Kleider, Alles erhielt ich von derſelben Güte wie Lady Mary. Voriges Jahr, als dieſe den Laird von Buccleuch heirathete, wollte ſie mich mit ſich nehmen, aber der alte Herr ließ mich nicht fort; er liebte mein Harfenſpiel, und wenn ihn das Zipperlein quälte, mußte ich ihn damit zerſtreuen. So blieb ich zu Schloß Arnprior. Voriges Jahr auf der Kirchweih lernte ich den jungen Pächter John Howieſon — er wohnt dort auf des Königs Pachtgut Brahead, welches Ihr da jenſeit des Waſſers liegen ſehet — kennen. Er bewarb ſich um mich, wir liebten uns, und wollten uns heirathen, aber wir hielten es geheim. Ich wußte, daß es den alten Laird ſchmerzen würde, wenn ich ihn verließe, und ich wollte ihm alſo unſer Vorhaben nicht eher entdecken, bis es Zeit ſei, nämlich wenn John Howieſon das Gut aufs Neue gepachtet haben würde, was jetzt der Fall iſt. Nun denkt Euch aber, der Feind, welcher ſtets Unkraut unter den Waizen ſäet, führte auch einen ſolchen Säemann nach Arnprior. Der wilde John Armſtrong, der Laird von Gilnokie, kam oft zum Beſuch zu unſerm Herrn. Der Sir John iſt aber, wie Ihr vielleicht wißt, wegen ſeiner Grauſamkeit, Raubluſt, und ungezügelten Sitten in der ganzen Gegend bekannt. Wenn er nun bei uns war, und ich zur Harfe ſingen mußte, ſo ſah er mich immer mit ſo beſondern Augen an, mit Augen — ich ſage Euch, mit recht häßlichen Augen. Ihr werdet Euch nun meinen Schrecken denken können, als neulich mich unſer alter Laird in ſein Zimmer kommen läßt und mir eröffnet, daß mir ein ganz beſonderes Glück blühe. Sir John Armſtrong, ſagte er, habe für ſeinen Lieblingsdiener, dem er für langjährige Dienſte ein bedeutendes Pachtgut geſchenkt, um mich angehalten, und er als Laird und mein Verſorger habe in der Vorausſetzung, daß ich mit beiden Händen zugreifen würde, darein gewilligt. Ich dachte, ich ſollte auf der Stelle des Todes ſein. Ich würde John Howieſon um den reichſten und ſchönſten Mann des ganzen Clans nicht aufgegeben haben, nun aber — denkt Euch erſt einmal — jener Leibdiener des Sir John iſt über funfzig Jahr alt, er ſchielt — ach Gott! wie der alte Laird ſo redete, dachte ich nur in Einem weg an die erſchrecklichen Augen des Sir John, wenn ich die Harfe ſpielte und an die ſchielenden ſeines Leibdieners — und das Ende vom Liede war, daß ich nein ſagte. Nun hättet Ihr den Zorn des ſonſt ſo guten alten Lairds ſehen ſollen! Das war ein Auftritt! Er nannte mich ein undankbares Ding, das ſein Glück von ſich ſtoße, eine Närrin, die nicht wiſſe was ſie wolle, als ich nun aber — blos um mich zu überführen, daß ich recht reiflich über das, was mir nöthig, nachgedacht — auf

John Howieſon zu ſprechen komme, wird der alte Mann ganz teufelstoll und erklärt, wenn ich mich nicht binnen vierundzwanzig Stunden entſchlöſſe, dem Leibdiener des Sir John Armſtrong das Jawort zu geben, ich ſein Haus räumen müſſe. Das habe ich denn nun heute früh, als der alte Herr noch ſchlief, gethan, und will mich zu einer Muhme begeben, die dort in jenem Dörfchen wohnt.

Und von wo Dich John Howieſon in kurzem zum Traualtar abholen wird? ſagte der Pächter lächelnd.

Ach nein, mein guter Meiſter Knatchbull, ſo geſchwind wird dies jetzt nicht angehen! ſprach Käthchen ſeufzend. Wie Ihr wißt, hat das Clansoberhaupt, wenn es will, dabei ein gewichtiges Wort mit zu ſprechen, wäre es aber auch nicht der Fall, ſo iſt es doch meine Pflicht, zu bedenken, daß der Laird der Wohlthäter meiner Eltern, und der meine, ja ſo zu ſagen mein zweiter Vater geweſen; wenn ich auch nicht geſonnen bin, meinen John Howieſon ihm zum Opfer zu bringen, ſo will ich dennoch auch den Letztern nicht ohne ſeine Einwilligung heirathen, und dieſe erhalte ich gewiß noch lange nicht.

Wenn er Dich aber immer ſo lieb hatte, wie Du ſagſt —

Ja, wenn nur der böſe, häßliche Sir John nicht wäre! rief Käthchen eifrig. Ihr glaubt gar nicht, welch ein garſtiger Mann er iſt. Schon die Spöttereien und ſchlechten Reden, die er ſtets im Munde führt, wenn vom König geſprochen wird, könnte ich ihm nicht vergeben, und auch der alte Laird, wiewohl er über dieſen große Gewalt übt, kann es nicht ohne Aerger anhören.

Und was ſpricht denn der Laird von Gilnokie, wenn die Rede auf König Jakob kommt? fragte Meiſter James gleichgültig.

Vieles, was mich recht in der Seele geſchmerzt hat, und was mehr als zu viel wäre, wenn er auch die Hälfte gelogen hätte, erwiderte Käthchen Binning. Erſtlich ſagt er, der König ſei ein erſchrecklicher Geizhals — da mag er nun wohl nicht ganz und gar Unrecht haben, denn andere Leute reden auch von ſeiner Knauſerei, — dann behauptet er, ſei derſelbe ſehr vergnügungsſüchtig, aber es ſeien eben nicht die anſtändigſten Vergnügungen, denen er ſich hingäbe, weil er ſolche manchmal in ſchlechter Geſellſchaft aufſuche — auch daran ſoll etwas Wahres ſein, — ferner gibt ihm Sir John einen hinterliſtigen, falſchen Charakter ſchuld. Aus dieſem Grunde, ſagte der Laird, habe es auch der König zugelaſſen, oder vielmehr angeſtiftet, daß Sir Douglas von Drumlanrigg und Charis von Amisfield in ſeiner Gegenwart mit großen, zweigriffigen Schwertern mit einander gekämpft.

So? Dies ſagte der elende, nichtswürdige, räuberiſche Buſchklepper? rief der Pächter mit aufgebrachter Miene.

Wie ich Euch ſage, entgegnete Käthchen ganz gemüthlich. Ich habe dieſes und noch viel Schlimmeres wohl zwanzig Mal mit eigenen Ohren aus ſeinem Munde kommen hören. Unſer Herr, der alte Laird, warnte ihn dann wohl manch Mal, aber Sir John Armſtrong lachte, und indem er mit den Fingern ſchnippte, ſetzte er gewöhnlich hinzu: So viel mache er ſich aus dem König. Habe er es auch gewagt, an den König der Grenze — Ihr wißt, ſo nannten ſie gewöhnlich den Sir Adam Scott von Tushielaw — ſeine Hand zu legen, ſo würde er es dennoch nicht wagen, dem König von Langleeholm nur ein Haar aus dem Barte zu ziehen.

Bis hierher hatte der Begleiter Käthchens ihr Geplauder ganz ruhig angehört, jetzt fuhr er plötzlich auf.

Er wird den bellenden, gebiſſigen Hund bei dem räudigen Halſe an den erſten beſten Weidenaſt aufhängen laſſen, und das ſo gewiß, als Sanct James, Sanct Giles und Sanct Dunſtan meine Fürbitter ſein mögen! Ich hoffe, das Seil, an dem er hangen ſoll, iſt bereits gedreht und die Schlinge geknüpft.

Was Ihr nun da lärmt und ſchreiet, Meiſter Knatchbull! ſagte Käthchen verwundert. Wie den Laird von Gilnokie habe ich noch viel andere Adelige ſprechen hören, nur unſer alter Laird machte eine Ausnahme. Er lobte den König beſtändig, und meinte, es ſei im

Grunde beſſer, daß ſolcher ein wenig geizig als ein Verſchwender ſei, wie ſein Vater Jakob der Vierte einer geweſen. Dann und wann ſpaßte er freilich über deſſen Knauſerei, und ich glaube, es war auch nur, um ihn ein Bischen zu foppen, als er das königliche Wildpret wegnahm. — Aber, ſeht einmal, dort an der Brücke, die über das Waſſer nach Brahead führt, lagert eine Menge Menſchen. Irre ich nicht, ſo iſt es der Zigeunerhauſe, der geſtern bei dem Schloſſe von Arnprior vorbeikam.

Richtig, Käthchen! Du haſt Recht; ſagte der Pächter vergnügt. Wir wollen uns ein wenig zu ihnen ſetzen, wir wollen uns wahrſagen und von dem Volke ſonſt allerhand Spaß vormachen laſſen, und Du kannſt ein paar Liedchen zur Harfe ſingen; das wird ein ſehr hübſcher Zeitvertreib ſein.

Ach, Meiſter Knatchbull, ich fürchte mich erſchrecklich vor den Zigeunern; erwiderte Käthchen ängſtlich. Und — ſeht Ihr — da drüben, hundert Schritte jenſeit des Waſſers ſteht ein Haus, und in dem Hauſe wohnt John Howieſon. —

Und da möchteſt Du hingehen —! rief der Pächter lachend. Nun, ich verdenke Dir es nicht, daß Du Deinen Liebhaber ſo bald wie möglich ſehen willſt, aber, liebes Käthchen, Du kannſt es mir auch nicht verdenken, wenn ich Dich ein wenig auf der Harfe ſpielen hören möchte.

Das könnte ja aber eben ſo gut in dem Hauſe des John Howieſon geſchehn, meinte Käthchen.

Bei den Zigeunern iſt's hübſcher! Die tanzen, und ſchlagen die Mohrentrommel dazu, erwiderte James hartnäckig. Nein, nein, mein Käthchen! Wir ſehen uns erſt ein wenig den Spektakel an, und dann begleite ich Dich zu Deinem Liebhaber; ich möchte ihn gern kennen lernen. — Ueberdem, Käthchen, ich meine es gut mit Dir; gefällt mir Dein John ſo gut wie Du mir gefällſt, ſo will ich Euer Glück machen, und ich verſpreche Dir, es dahin zu bringen, daß der Laird ſchon morgen in Eure Heirath willigt, ja, Dir noch dazu eine tüchtige Ausſtattung giebt.

Ei, ei, Meiſter James! rief Käthchen lachend. Ihr ſehet ſo ehrbar aus, aber wenn Ihr mit ſolchen Verſprechungen um Euch werft, und an den Zigeunern ſo großes Vergnügen findet, ſo möchte ich faſt glauben, daß Ihr mehr Wind unter Eurer blauen Mütze führt, als für den ehrſamen Pächter von Ballengiech nützlich und nöthig iſt.

Der Letztere lachte laut und wollte eben etwas erwidern, als die Wandernden von den Zigeunern bemerkt wurden, und ihnen einige alte Weiber und Kinder bettelnd entgegen kamen. Der Pächter warf den am lauteſten Schreienden einige kleine Münzen zu, weshalb ſie ſich in Dankſagungen erſchöpften, als er aber hinzufügte, daß er einige Augenblicke bei ihnen verweilen, und ſich und ſeiner Gefährtin von ihnen wahrſagen laſſen wolle, geleiteten ſie die Wanderer unter lautem Jubel nach ihrem Lagerplatz. Zu dieſem hatten ſie einen kahlen Anger gewählt, der an dem Ufer eines Flüßchens gelegen war. Da hier eine Brücke über das Waſſer führte, wo weit und breit Alles vorbeipaſſiren mußte, auch der in der Entfernung von ein paar hundert Schritte ſich hinziehende Wald ihnen Feuerung und für den Nothfall eine Retirade darbot, ſo konnte man die Auswahl des Lagerortes eben keine ſchlechte nennen. Die Bande, welche hier bivouakirte, war ſehr klein, ſie zählte außer den Greiſen nur ſechs bis acht wehrhafte Männer, jedoch deſto mehr Weiber und Kinder. Zwar waren die Zigeuner in jener Zeit ſehr zahlreich, und ſelbſt viel ſpäter rechnete man, wie Fletcher von Saltoun verſichert, deren noch mehr als Hunderttauſend in Schottland, aber in den Gränzbezirken konnten ſie ſich nie recht halten, weil der Adel ihren Hauptvortheil, den des Viehraubes, ihnen durch eigene Thätigkeit in dieſer Geſchäftsbranche, zu ſehr verkümmerte, und deshalb war auch die Bande, auf welche unſere Bekannten ſtießen, nur eine durchziehende, und eben auf der Reiſe nach dem Hochlande begriffen. Dies war auch der Grund, weshalb das Lager, in dem ſich die Geſellſchaft befand, etwas bivouakmäßig eingerichtet war. Zu Schutz gegen Wind und Wetter hatte man einige Laubhütten erbaut. Ein paar große Hunde, welche an in die Erde getriebenen Pflöcken angekettet waren, tobten bei der Annäherung jedes Fremden wie unſinnig, und verleideten einem ſolchen zum voraus die Luſt im Innern der Hütten Nachſuchung zu halten. In einigen Erdgruben brannten Feuer, oder glüheten Kohlen und hier brodelten Keſſel, in denen allerhand Geflügel nebſt Zugemüſe ſchmorte, deſſen Zuzucht und Anbau der Geſellſchaft eben nicht viel Mühe gekoſtet haben mochte.

Die Männer, welche größtentheils auf dem Boden ſaßen oder lagen, waren von wildem Anſehn. Ihre Geſtalt war eben nicht beſonders ſtark und koloſſal, aber ganz Sehne und Nerve. Die großen, niedergekrämpten Hüte, verbargen ihre ſchwarzen Augen, ihre ſonnverbrannten Züge, dem Blicke des Beſchauers; ihre Glieder verhüllten weite, ziemlich zerfetzte Gewänder, unter denen man aber bei Allen den hochländiſchen Dolch hervorblinken ſah. Die Frauen waren größtentheils bleich und abgemagert; ſie trugen faſt ſämmtlich rothe Friesröcke, ein Strohhut deckte die, in unordentlichen Flechten herabhängenden, glänzend ſchwarzen Haare; die wenigen Mädchen aber waren hübſche ſchlanke Geſtalten, deren Aeußeres überdies durch die langen Wimpern, welche das ſchön geſpaltene Auge beſchatteten, die blendend weißen Zähne, und den etwas gewählteren und reinlichern Anzug, noch gehoben wurde. Außer einigen verroſteten Hellebarden, drei oder vier Schwertern ohne Scheide, und einem mächtigen zweigriffigen Schlachtſchwerte, lagen eine Anzahl Keſſel, Fuchs- und Fiſchotterfallen, ſo wie ein paar Dudelſäcke auf der Erde herum, und mehrere von den Männern waren, wie es ſchien, mehr des Zeitvertreibs als des Erwerbs wegen, beſchäftigt, die letztgedachten Geräthſchaften zu repariren. — Katharina blickte, als ſie mit ihrem Begleiter bei den Zigeunern ankam, mit vieler Neugier auf die ſeltſame Umgebung. Sie hatte dieſe Leute nur immer im Vorüberziehen, niemals aber ſo in ihrem Haushalt — wenn man ein Bivouak ſo nennen darf — geſehen. Ihr Begleiter ſchien indeß in Zigeunerlagern kein Neuling zu ſein.

Nun Ihr Teufelsgeſellen, rief er lachend, indem er mitten unter ſie trat, ſeid Ihr noch immer nicht gehangen? Es iſt doch ein erſtaunliches Glück, das Ihr habt! — Du da, biſt Du nicht derſelbe John Langfinger, der neulich einen der Lieblingshunde des Königs zu Stirling geſtohlen hatte, und den der Leibſchütz der James Macfarlane ſo auspeitſchen ließ? — Ganz recht Du biſt es. Ich erkenne Dich wieder, denn ich wohnte der Execution als Zuſchauer bei.

Warum nahmt Ihr nicht Theil an dem Zeitvertreibe, wenn Ihr ein Freund von ſolchen Vergnügungen ſeid, ich meine, warum legtet Ihr Euch nicht hin, um mich abzulöſen? entgegnete der Angeredete mit frechem Lachen, in welches die ganze Bande einſtimmte.

Weil ich, erwiderte James Knatchbull ebenfalls lachend, meinen guten Freund den Schützen Macfarlane unterſtützen wollte, wenn ſein Arm vor der Zeit ermüdet wäre. — Aber höre, Du Hexe, Du alte dürre Schachtel dort am Feuer, rolle mir einmal den Holzklotz her, der neben Dir liegt, ich bin müde und will mich darauf ſetzen, und meiner Begleiterin reicht den Eſelsſattel dort und deckt eine wollene Decke drüber, das gibt ein hübſches Geſäß. — Doch vor Allem — hier zog er ein kleines Beutelchen, und nahm eine Krone heraus — gehe Einer nach jenen Häuſern, und hole etwas Haferbrot und Meth, oder Usquebaugh, was etwa zu haben iſt. Sodann ſollt Ihr mir etwas vortanzen.

Wie ein Habicht ſtürzte ſich einer der Zigeuner auf das Geldſtück und lief über die Brücke, den Auftrag auszuführen.

Wollt Ihr nicht inzwiſchen bis das Brot und der Branntwein ankommt, ein Bischen mit uns zulangen? fragte die triefäugige Alte, welche James vorhin angeredet hatte, und die ſich fortwährend um die Keſſel zu ſchaffen machte. — Vielleicht ein Hühnerflügelchen? — Oder knaupelt Ihr lieber an einem Beinchen von dem

Haſen, der dort an dem Stecken röſtet, und beinahe gar iſt?

Nein, mein Ungeheuerchen! Nichts aus Deiner Küche, ſo delicat dieſe immer ſein mag; rief James ſich ſchüttelnd. Was den Hühnerflügel anlangt, ſo iſt mir die Sauce, in welcher er geſchwort wird, zu kräftig. Ich wette darauf, daß wenn ich mit dem Schaumlöffel dort eine Spanne tief in den Keſſel führe, ich würde eine ſchmackhafte Eidechſe, oder eine gut gemäſtete Kreuzotter mit heraufbringen, was aber den Haſen anlangt, ſo liebe ich die ſcheckige Raze — und zu dieſer gehört er, denn das Fell liegt dort hinter der Hütte — nicht beſonders.

Ei, potz Diſtel und Kreuzdorn! rief Jene kichernd, was Ihr doch für ſcharfe Aeuglein habt, Herr — Herr —

James Knatchbull! half ihr der Pächter ein. Es iſt übrigens ſehr ſchlecht von Euch, daß Ihr den Namen Eurer Bekannten ſo leicht vergeßt. Wißt Ihr nicht, wie wir auf dem Jahrmarkte von Glasgow zuſammen trafen? Ich warnte Euch damals mit falſchen Würfeln ſpielen zu laſſen, aber Ihr hörtet nicht auf mich —

Gott verdamme das Galgengeſicht, welches dem Sheriff die Anzeige machte! rief ein Zigeuner den Vorigen unterbrechend. Ich wurde faſt bis auf die Knochen gepeitſcht. Ich hatte damals Jemand im Verdacht —

Gewiß einen ehrlichen Mann, denn die kommen den Spitzbuben immer verdächtig vor! erwiderte der Pächter lachend. — Aber hört! Erzählt mir jetzt etwas Neues, etwas Luſtiges. Ihr kommt weit und breit herum. Was ſagen die Leute von dem Tode des Cockburn von dem Henderland? Was meinen ſie zu dem Kampfe, den die beiden Lairds in Gegenwart des Königs mit einander ausfochten?

Das Volk jubelt und der Adel flucht, erwiderte der Zigeuner. Es gehört übrigens nicht viel Verſtand dazu, um zu merken, wo der König hinaus will, aber ich denke, er wird einen harten Stand haben.

Und weshalb denkſt Du das, mein Galgenſtrick? fragte lächelnd der Pächter.

Weil Niemand die Kehle ruhig hinhält, während der Gegner bereits das Meſſer wetzt, um ſie abzuſchneiden, erwiderte Jener.

Sie haben ſich nicht gerührt, obwohl es bereits ein paar Kehlen gibt, die weder ein Glas Rothwein noch einen Krug Meth mehr verſchlingen werden, ſagte der Pächter leicht.

Aber ſie rühren ſich jetzt, und das iſt ſehr gut, denn während die Dogge und der Wolf an einander ſind, hat das Füchslein freie Fahrt, ſprach, ſich vergnügt die Hände reibend, der Sohn der Haide. Vorgeſtern iſt auf Schloß Gilnockie gewiß etwas ausgeheckt worden, das dem Könige zu ſchaffen machen wird.

Ei, erzähle doch! rief der Pächter neugierig. War der Adel der Gegend verſammelt? — Wird's bald losgehn? — Ich höre für mein Leben gern etwas Neues.

Es waren wohl an vierzig Häuptlinge, worunter mehrere aus dem Hochlande, bei Sir John Armſtrong verſammelt, erzählte der Zigeuner. Der Laird von Gilnockie ſchien ſo recht das Haupt, die Seele von Allen.

Woher weißt Du das? Hat er Dich mit zur Tafel geladen? fragte lachend James Knatchbull.

Ihr mögt immer lachen, aber ich war dennoch in der Halle, als ſie tafelten, entgegnete der Zigeuner. Ich ging mit der kleinen runden Dirne dort nach Schloß Gilnockie, als wir hörten, daß die Edelleute daſelbſt verſammelt wären. Die Kleine ging hin, um den Herren gut Glück zu verkünden — Ihr wißt, die Hochlands-Lairds halten etwas auf dieſe Kunſt — und ich begleitete ſie, um auf der Cither zu ſpielen —

Ja, und um zu ſtehlen, wenn ſich die Gelegenheit fände, fiel James trocken ein.

Um auf der Cither zu ſpielen, fuhr Jener mit verächtlichem Blicke und indem er die Achſeln zuckte, fort. Die Becher gingen fleißig in die Runde, und man konnte da manches Wort vernehmen, das darauf deutete, daß die Herren etwas im Schilde führten, obgleich ſich Sir John alle Mühe gab, die Sache auf kluge Weiſe zu bemänteln. Er brachte immer allerlei Trink- und Waidſprüche aus — es hieß nämlich, die Herren wären wegen der Jagd beiſammen — auch hatte er befohlen, die Thüren der Halle offen zu laſſen, und Jedermann durfte die Lairds tafeln ſehen, aber als die Köpfe einmal erhitzt waren, konnte er doch nicht verhindern, daß Manches zum Vorſchein kam, was ihm wenig erfreulich ſchien. So zum Beiſpiel, als ich, blos um zu ſehen, was die Hochländer-Lairds dazu ſagen würden, ein galiſches Kriegslied zu ſpielen begann, ſchrie der alte Laird von Lochiel ſogleich nach ſeinem Pfeifer, und nun mußte der Kerl mitſpielen. Jetzt hättet Ihr den Specktakel ſehen ſollen. Einige ſprangen auf, ſie fochten voll Entzücken mit den Armen in der Luft herum, oder griffen nach den Schwertern, und als das Lied zu Ende war, fing ein Lärmen an, daß man hätte um das Gehör kommen mögen, und Sir John Armſtrong mochte wohl einſehen, daß es unmöglich ſei, ihm zu ſteuern.

Und weshalb lärmten ſie denn? fragte der Pächter gleichgiltig.

Es waren lauter Trinkſprüche, oder die Loſungsworte der Clane, die ſie ausriefen, erwiderte Jener.

Tod dem Tyrannen! ſchrie der Eine; Lord Kennet, und möge das Banner mit dem Hirſche nicht am Kampftage fehlen! rief ein Anderer; Auf, Glück, und fülle die Ketten! brüllte ein Dritter. Als aber nun der mächtige Häuptling von Clanronald ſich erhob und mit donnernder Stimme ausrief: **Ganion coheriga**! (Widerſtreite, wer es wagt!) — Ihr wißt, dies iſt der Wahlſpruch ſeines Clans — ſo entſtand ein ſolcher Jubel und Teufelslärm, daß Sir John Armſtrong aufſprang und befahl, daß die Zuſchauer den Saal verlaſſen ſollten. Bei dieſer Gelegenheit wurden wir, ich und die Kleine, auch hinausgetrieben, und da ergab es ſich — es war ein närriſcher Zufall — daß etwas auf der Erde lag, das ich aufhob und in Gedanken in die Taſche ſteckte.

Es wird ein Geldbeutel oder ein ſilberner Löffel geweſen ſein, bemerkte der Pächter trocken.

Nichts davon, Gevatter, es war blos ein Brief, ich wollte, es wäre etwas Beſſeres geweſen; erwiderte der Zigeuner in eben dem Tone. — Aber ſeht, da bringen ſie das Brot und den Meth, oder den Branntwein!

Richtig! rief James Knatchbull munter und indem er aufſprang. Hört, meine lieben Freunde, oder vielmehr Ihr verdammten hungrigen Hunde und Taugenichtſe, hier iſt zu eſſen und zu trinken. Langt zu und ſtopft Euch die Kehlen, aber Eins bedinge ich mir aus.

Einer von Euch muß die Cither ſpielen, — Du, Käthchen, kannſt ihn ein Bischen mit der Harfe begleiten — und die hübſche Dirne dort, ich meine die mit dem rothen Mieder und den langen Zöpfen, muß dazu tanzen und die Mohrentrommel ſchlagen. Ich habe das Mädel einmal zu Edinburg tanzen ſehen, und die jungen Hofherren waren ganz verſeſſen auf ſie, den König ausgenommen, der nicht zugegen war, denn der iſt ein allzuernſter Mann, er kann dergleichen Beluſtigungen nicht leiden und iſt überhaupt kein Freund des weiblichen Geſchlechts.

Wirklich? rief Käthchen verwundert. Da ſieht man wieder einmal, wie die großen Herren der Verläumdung ausgeſetzt ſind und wie grauſames Unrecht ihnen gethan wird. Selbſt unſer alter Laird behauptete oft, der König beſuche manchmal Geſellſchaften, die ſeiner eben nicht würdig wären, und ſei ein arger Mädchenjäger. —

Lauter Verläumdungen! Hölliſche, verdammliche Lügen, liebes Käthchen, ſagte Meiſter James Knatchbull. König Jakob iſt ein überaus ſolider Mann — ich weiß dies ganz genau — und ich wette darauf, daß er ſich in dieſem Augenblicke in der allerreſpectabelſten Geſellſchaft von der Welt befindet. — Aber eßt jetzt, und Du, Käthchen, fange zu ſpielen, und Du dort zu tanzen an. Euere Portion Brot und Meth ſoll Euch aufgehoben werden.

Die Zigeunerhorde fiel nun wie eine Meute hungriger Wölfe über das Brot und das Getränk her. James Knatchbull ſorgte für regelmäßige Vertheilung und nahm gleichfalls ein Stück Haferbrot und einen Krug Meth zur Hand, dann, während Käthchen und ein Zigeuner ſpielten und die Dirne tanzte, ſetzte er ſich wieder zu ſeinem vorigen Nachbar.

Du ſprachſt vorhin von einem Briefe; haſt Du ihn noch? fragte er den Zigeuner.

Freilich habe ich ihn! erwiderte dieſer, indem er in ſein Gewand langte. Ich möchte wohl wiſſen, was darin ſteht.

Das Wappen von John Armſtrong von Gilnockie, ſprach James, indem er ein Schreiben, das der Zigeuner aus ſeinem Gewande hervorzog, von allen Seiten betrachtete. Der Brief iſt an den Laird von Keppoch. — Sehen wir was drin enthalten iſt.

Mit dieſen Worten erbrach der Pächter das Schreiben. Zornig fuhr der Zigeuner auf.

Der Teufel möge Euch für Euern Vorwitz den Hals brechen! rief er, indem er Jenen hart am Arme faßte. Ich habe ſeit vorgeſtern hin und her gedacht, was ich mit dem Briefe anfange, daß er mir ein Stück Geld einträgt, und Ihr reißt wie ein Narr die Siegelſchnur aus dem Wachs. Anfangs wollte ich das Schreiben zu Sir John Armſtrong tragen und ſagen, ich hätte es auf der Landſtraße gefunden, aber jetzt bleibt nichts übrig, als ich übergebe es dem Lord Grenzmarſchall. Gewiß ſteht etwas von Hochverrath darin, und ich bekomme von dem Lord ein gutes Trinkgeld.

James Knatchbull hatte inzwiſchen das Schreiben mit großer Aufmerkſamkeit geleſen.

Höre Freund, ſagte er, indem er den Brief zuſammenlegte, ich habe ohnehin ein Geſchäft bei dem Lord Marſchall, ich werde ihm den Brief übergeben. Hier haſt Du eine Krone dafür; Du erſparſt Dir ſomit den Gang.

Der Pächter ſchob mit dieſen Worten den Brief in die Taſche und langte dem Zigeuner ein Geldſtück hin; heftig ſtieß dieſer die Hand des Gebers fort.

Nichts da! rief er zornig. Gebt mir meinen Brief zurück. — Ihr ſeid ein Knauſer, und ein Zweiächsler obendrein! Ich kenne Euch hinlänglich. Niemand wie Ihr iſt es geweſen, der auf dem Markte zu Glasgow dem Sherif die Anzeige von den falſchen Würfeln gemacht, und jetzt wollt Ihr dem John Armſtrong den Brief hintragen, Euch den Beutel ſpicken, und mich — vielleicht uns Alle, — für das Blutgeld an den Galgen bringen.

Und da würdet Ihr an Euerm Platze und zum

Vortheil des Landes ganz vortrefflich aufgehoben ſein! erwiderte der Pächter ruhig, indem er einen guten Schluck aus dem Kruge trank. Aber höre, ſei kein Narr! Laß mir den Brief. Ich habe ein Geſuch bei dem Lord Marſchall, er wird dadurch für mich günſtiger geſtimmt werden. Ich gebe Dir noch zwei Kronen für das Schreiben.

Nichts! — Nichts! rief der Zigeuner. Gebt mir den Brief zurück und behaltet Euer Lumpengeld; ich denke mir mit dem Schreiben mehr zu verdienen.

Gehört Dir das zweigriffige Schwert, was hier zu Deinen Füßen liegt? — Ja? — Nun wohl, mir gefällt die Waffe. Ich gebe Dir zwölf Goldkronen für das Schwert und den Brief, ſprach der Pächter, indem er die Waffe ergriff und ſie wie ſpielend in der Hand wog.

Ich will weder um das Schwert, noch um den Brief mit Euch handeln! ſchrie der Zigeuner, indem er Jenen an dem Kleide faßte. Gebt ſogleich den Brief heraus, ſonſt — er griff nach dem Dolche, den er im Gürtel trug.

Hund! — Landſtreicheriſcher Hund! Du wagſt es, mir zu drohen? ſchrie James Knatchbull aufſpringend und indem er dem Zigeuner mit dem Fuße einen Tritt vor die Bruſt gab, daß dieſer hinten über ſchlug. Zugleich zog er ein kleines Jagdhorn aus dem Buſen und ſtieß dreimal heftig hinein. Die heulenden Töne wurden von dem Echo des nahen Waldes zehnfach zurückgegeben. Wie ein Rudel aufgeſcheuchten Wildes ſprang in dieſem Augenblicke die ganze Bande empor. Verrath! Feinde! erſcholl es aus zwanzig Kehlen. Katharina that einen lauten Angſtſchrei, ſie ſprang auf, ergriff die Harfe und wollte die Flucht nehmen. Fort über die Brücke! Rufe John Howieſon! Mache Lärm! ziſchelte der Pächter, und das Mädchen ſprang fort. Der Zigeuner hatte jetzt in der kauderwelſchen Sprache ſeines Stammes den Genoſſen die Urſache des Streites mitgetheilt.

Schlagt ihn todt, den Angeber, den Spion! ſchrieen die Zigeuner von allen Seiten; ihre Klaymore (hochländiſche Dolche) blitzten, ihre Augen funkelten.

Bleibt mir vom Leibe, Ihr zigeuneriſchen Schurken, oder Ihr ſollt es bereuen! rief James Knatchbull, indem er eine Hand voll Kronen unter ſie ſchleuderte, zugleich aber aus dem Kreiſe ſprang und das Schwert erhob. — So lange noch ein Geldſtück aufzuraffen war, ſchien der Rückzug des Pächters, welcher nach der Brücke zuging, geſichert, bald aber ſtürzte der heulende Haufen hinter ihm drein. Nieder mit dem Verräther! riefen die Zigeuner, und kaum hatte Jener die Brücke erreicht, ſo entſpann ſich ein heftiger Kampf.

Es war ein Glück für unſern Bekannten, daß die

Brücke ſehr ſchmal und nur für Fußgänger und Saumthiere eingerichtet war. Dieſer Umſtand machte es ihm allein möglich, ſich gegen fünf bis ſechs Männer, die mit Schwertern und Speeren auf ihn eindrangen, eine Weile zu halten. So gut er aber das mächtige, doppelgriffige Schlachtſchwert zu führen wußte, ſo wurde er doch nach und nach bis auf die Mitte zurückgedrängt, er erhielt eine leichte Wunde auf der Stirn und eine etwas größere in den Arm. Da die aus der erſtern herabträufelnden Blutstropfen ihn etwas am Sehen hinderten, und er endlich zu ermatten anfing, ſo hätte der Ausgang des Gefechtes für Meiſter James ein ſehr trauriger werden können, wenn er nicht in demſelben Augenblicke Succurs bekommen hätte.

Haltet Euch wacker, Mann! rief nämlich in einiger Entfernung eine ſtarke Männerſtimme, und in weniger als zwei Minuten ſtand ein junger Menſch in der Tracht wohlhabender Landleute, bewaffnet mit einem gewichtigen Dreſchpflegel, an ſeiner Seite.

Jetzt ein wenig Platz! rief der Burſche, ein Jüngling von herkuliſcher Geſtalt. John Howieſon muß Raum haben, wenn er ein gutes Stück Arbeit machen ſoll! — Und nun, Ihr Heidenhunde, Ihr Hühnerfreſſer, Ihr Viehdiebe, wehret Eure Schädel, denn ich will ſie zu Breie ſchlagen, und wenn Euer Mahomed oder Tergawant Euch in Perſon beiſtünde!

Mit dieſen Worten drang der junge Landmann mit gewaltigen Hieben, wie raſend, auf die Zigeuner ein, und in zwei Minuten war die Brücke wieder von ihnen geräumt. Der Kampf würde ſich aber jetzt demungeachtet noch ſehr verlängert haben, da die Beiden, wenn ſie weiter vorgedrungen wären, befürchten mußten, von den Gegnern umringt und im Rücken angegriffen zu werden; aber in dieſem Momente erhob ſich im Lager der Landſtreicher ein Angſtgeſchrei. Greiſe, Weiber und Kinder liefen verwirrt durch einander, ergriffen Karren und Geräthſchaften und eilten mit dem Rufe: Fort! Fort! Die Reiter kommen! dem nahen Walde zu. Wirklich ſah man in der Entfernung von etwa zweitauſend Schritten eine Staubwolke ſich erheben und hörte raſchen Hufſchlag donnern. Wild warfen die kämpfenden Zigeuner ihre Blicke nach jener Gegend und eilten dann im vollen Laufe den Ihrigen nach. —

Kommt, Freund! Kommt geſchwind nach meiner Behauſung! rief ängſtlich der junge Landmann. Dort ſprengen die Reiter des Königs daher. Das ſind verzweifelte Burſche. Sie könnten uns am Ende für Landſtreicher und Raufbolde halten, und wir müßten die Zeche für die Zigeuner bezahlen. Auch iſt es nöthig, daß Ihr ſchnell verbunden werdet, damit Euch der Blutverluſt nicht ſchwach macht.

Während die Reiter, welche, wie es ſchien, die fliehenden Zigeuner bemerkt hatten, über das Blachfeld dem Walde zuſprengten, eilten jene Beiden Howieſons Behauſung zu. Katharina ſtand unter der großen Linde vor der Thüre.

Um Gotteswillen, Ihr ſeid verwundet, Meiſter James Knatchbull! rief ſie, ängſtlich die Hände zuſammenſchlagend. Das habt Ihr davon, daß Ihr Euch durchaus nicht davon abbringen ließet, das Heidenvolk tanzen zu ſehen. Ich getraute mich gar nicht es Euch zu ſagen, daß es ſich nicht ſchicke, daß wir uns unter das Geſindel miſchten, aber nun wollte ich, ich hätte es gethan.

Was geſchehen iſt, iſt geſchehn, Käthchen! fiel John Howieſon ein. Es konnte noch viel ſchlimmer ſein. Ein Bischen Spectakel iſt manchmal auch nicht übel, ich meine eine kleine Schlägerei; das Blut kommt dabei in raſchern Umlauf. — Doch jetzt genug des Geplauders! Ich hole Waſſer, daß Ihr Euch das Blut abwaſcht, und Leinwand, um Euch zu verbinden.

Nachdem der gute John einen Krug Waſſer und ein Becken herbeigebracht, und der Pächter ſich gereinigt hatte, verband ihm Katharina die Wunden, mit welchen es indeß glücklicherweiſe nicht viel auf ſich hatte. James Knatchbull ließ ſich auf eine Bank unter der Linde nieder, und während John Howieſon Milch, Brod und eine Wurſt herbeigeholt, las der Pächter nochmals den dem Zigeuner abgenommenen Brief mit Aufmerkſamkeit. Bald darauf aber langte er mit vielem Appetit nach den Lebensmitteln, und knüpfte ein ſcherzhaftes Geſpräch mit ſeinem Wirth an. Der letztere bewies ſich in ſeinen Antworten als ein Menſch von vielem geſunden Verſtande und friſchem Muth. Er ſagte, als er auf ſein Verhältniß zu Käthchen zu reden kam, daß er nicht gern ohne Erlaubniß des alten Lairds von Arnprior, der doch einmal Ihr Wohlthäter ſei, das Mädchen heirathen wolle, und daß er deshalb des folgenden Tages nach ſeinem Schloſſe gehen, und alle möglichen Bitten und Vorſtellungen verſuchen werde. Uebrigens, ſetzte er hinzu, denke er den Laird zu überzeugen, daß er ſeine Hausfrau bequem erhalten könne, da er mindeſtens ſo wohlhabend ſei, als der Leibdiener des Lairds von Gilnokie; wäre er nun noch ſo glücklich das Pachtgut Brahead für denſelben Pachtpreis wie jetzt, auf die doppelte Zeit zu erhalten, ſo tauſche er mit keinem Laird in der Umgegend.

Während John Howieſon von ſeinen Ausſichten in die Zukunft ſprach, und auch Käthchen tief aufſeufzend von Zeit zu Zeit ein Wörtchen dazu gab, ertönte auf einmal Hufſchlag, und ein Reitertrupp von ungefähr ſechzig Mann trabte die Straße daher. Ein Geharniſchter, Federn und Schärpen von den königlichen Farben Schottlands, ſprengte voraus. So wie er unſere Bekannten erblickte, parirte er plötzlich ſein Roß und ſprang ab. Indem er den Zügel einem Reiſigen zuwarf, ſchritt er auf James Knatchbull zu; doch wie vom Entſetzen ergriffen, hielt er inne, und zeigte auf des letztern verbundene Hand und Stirn. —

Um Chriſti Blut willen! Ihr ſeid verwundet? ſtammelte der Ritter.

Es iſt Euer Glück, Lord Thomas von Gilsland, daß der Pächter von Ballengiech nicht geſonnen iſt, dem Könige Anzeige zu machen, daß Ihr mit den Reitern zu ſpät auf Euren Poſten eingetroffen ſeid! ſprach James Knatchbull mit ſcharfem Tone. Doch genug von der Sache! Habt Ihr die Zigeuner eingeholt? —

Den größten Theil! erwiderte beſtürzt der Ritter.

Iſt ein Kerl darunter von ſechs Fuß Höhe, etwas ſchielend, mit einer Schmarre über dem Backen? fragte Jener weiter.

Er iſt unter den Gefangenen! erwiderte der Anführer der Reiter.

Laßt den Kerl binden und an ein Pferd koppeln; wir wollen ihn mitnehmen. Die Andern bedeutet, daß ſie in drei Tagen über die Grenze ſein müſſen, oder ſie werden Alle aufgehangen. Für heute laßt ſie laufen! Jetzt bringt zwei ledige Pferde her.

Die Reiter waren indeß abgeſeſſen, und der Ritter entfernte ſich auf einige Augenblicke um Anſtalten zu treffen.

Hört, Kinder! ſagte jetzt der Pächter, ſich freundlich zu John und Käthchen, die mit Erſtaunen ihn betrachteten, wendend; ich will Euch etwas ſagen, das, wenn Ihr vernünftig ſeid, Euch großen Vortheil bringen kann. Ich bin ſo eigentlich kein rechter Pächter, ich bin ein armer Beamter und habe bei Hofe einige Bekanntſchaften. Heute noch trifft der König Jakob zu Arnprior ein, um mit dem Könige von Kippen wegen des abgenommenen Wildes Abrechnung zu halten. Iſt der alte Laird kein Verräther, und hat er kein böſes Gewiſſen, ſo wird ſich Alles in Güte und Freundſchaft ausgleichen. Da ſich nun hoffen läßt, daß der Laird dann bei guter Laune iſt, ſo wollte ich — ich bin ſein Bekannter — für Euch ein gutes Wort einlegen, und vielleicht ließe ſich auch bei dem Könige wegen den Pacht von Brahead etwas ausrichten. Es iſt deshalb nöthig, daß Ihr morgen zu Arnprior ſeid.

Herrlich! — Herrlich! riefen John und Käthchen aus einem Munde.

Nun gut! ſagte James. Es iſt aber eine Bedingung dabei. Ich habe im Vorbeigehn mit John Armſtrong noch etwas abzumachen, Käthchen muß dabei ſein, gewiſſer Gründe wegen. Dieſerhalb mag dieſe mich ſogleich begleiten, und Du, John Howieſon, erſcheinſt morgen zu Arnprior.

Hört, lieber Herr! erwiderte John, die Mütze auf den krauſen Locken hin- und herſchiebend. Wenn Ihr es erlaubt, gehe ich lieber gleich mit.

Meiſter James lachte laut auf.

Mißtraueſt Du mir? rief er dann. Hier kommt der Lord von Gilsland. Kennſt Du ihn von früher her?

Ich glaube, ich ſah ihn einmal zu Edinburg, erwiderte John.

Nun wohl! Mylord, nicht wahr, Ihr gebt dem jungen Mann Euer Ehrenwort, daß Ihr ſeine Braut bis morgen zu ſeiner Ankunft gegen Jeden ſchützen und vertheidigen wollet? rief James Knatchbull.

Wenn Ihr es befehlt, ſo gebe ich ihm hiermit mein Ritterwort und Handſchlag, entgegnete lächelnd der Lord.

Nun, wenn es denn nicht anders ſein kann und Käthchen einwilligt, ſo mag es ſein, ſprach John, jedoch immer noch mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit.

Was iſt da weiter zu bedenken! Ich gehe mit; ſagte Katharina gefaßt. Der Lord hat ſein Ritterwort zum Pfande geſetzt, Ihr, Meiſter James — oder wie ſonſt Euer rechter Name ſein mag — ſeht ja auch wie ein braver Mann aus, und ich denke am Ende findet ein rechtliches Mädchen überall Schutz. Nur die, welche kein gutes Gewiſſen haben, ſind bei Allem ſo ängſtlich und bedenklich. — Aber noch Eins, lieber Herr! ich bin ſchon erſchrecklich müde.

Du reiteſt, liebes Käthchen! Du reiteſt den Braunen, den ſie dort geführt bringen, oder Du ſetzeſt Dich hinter den Lord, denn ich will der Eiferſucht Deines Johns wegen ganz aus dem Spiele bleiben; erwiderte James.

Nun, nun! Ich traue Euch ſchon; erwiderte John etwas getröſteter. Morgen indeß, mit Sonnenaufgang, bin ich zu Schloß Arnprior. — Aber hört! Noch eine Bitte! Ihr ſagtet der König würde dort ſein, und Ihr hättet Bekanntſchaft am Hofe. Was meint Ihr — aber Ihr müßt die alberne Frage nicht übel nehmen — wäre es wohl möglich, daß ich den König ſehen könnte?

Warum nicht? rief James munter. Wir wollen das ſchon machen. Frage nur, wenn Du nach dem Schloſſe kommſt, nach dem Pächter von Ballengiech. Man wird Dich dann in die Halle führen. Unter den dort befindlichen Perſonen iſt auch der König.

Ja, das wäre ſchon gut, aber wie ſoll ich es wiſſen, welcher der König iſt, wenn ſo viele Leute anweſend ſind? fragte John ſich hinter den Ohren kratzend. Trägt er etwa einen Purpurmantel mit einem langen

Schlepp, und eine große funkelnde Krone auf dem Haupte?

Das nicht! Das geſchieht nur bei beſonderer Gelegenheit; erwiderte James lachend. Ich will Dir indeß ein Merkmal angeben. Alle Leute, die Du ſehn wirſt, gehen mit bloßem Haupte, nur der König hat den Hut auf dem Kopfe.

Daran hätte ich mein Lebtage nicht gedacht! rief John. Ich behalte meine Mütze den ganzen Tag auf dem Kopfe, und wenn's kalt iſt, auch zur Nachtzeit. Kurios das! Indeß iſt's ein geſcheiter Einfall von Euch; man ſieht gleich, daß Ihr bei Hofe geweſen ſeid.

Noch unterhielten ſich die Beiden über die Art und Weiſe, wie der alte Laird zu der Einwilligung in die Heirath gebracht werden könnte, als ein Ritter in raſchem Roſſeslauf angeſprengt kam. Sogleich rief ihn James Knatchbull an.

Sucht Ihr mich, Sir Hugh Cholmondeley? — Habt Ihr eine Beſtellung an den Pächter von Ballengiech?

Der Ankommende ſchien ein wenig betroffen, als ſein Auge auf den Fragenden fiel.

Ich wollte Euch nur ſagen, ſprach er, daß Sir John Armſtrong von Gilnokie, begleitet von vier und zwanzig Edelleuten, ſeinem beſtändigen Gefolge, dem

Könige entgegengezogen iſt, und ihn bei der Kapelle Carlinrigg erwartet.

Wirklich? rief James erfreut. Da müſſen wir dabei ſein; das wird ein ſehr hübſches Schauſpiel geben. — Führt deshalb geſchwind die Pferde vor! Laßt die Reiter aufſitzen, Lord von Gilsland, und Ihr, Sir Hugh Cholmondeley, ſchließt Euch mit Eurem Geſchwader an uns an, ſobald wir in der Nähe der Kapelle ſind. — Nun auf, mein Käthchen! Gib Deinem John noch einen Kuß zum Abſchiede, — Du darfſt Dich nicht ſchämen, er iſt ja Dein Verlobter, und aller Wahrſcheinlichkeit nach übermorgen um dieſe Zeit Dein Mann, — und jetzt ſchnell auf den Braunen!

Auf einen Wink des Pächters faßte ein Reiter Käthchen um den Leib, und ehe ſie es ſich verſah, ſaß ſie auf dem Rücken des ſtolzen Roſſes, das der Reiter an das ſeinige koppelte. Dem guten John Howieſon ſchien die Sache jetzt ſehr bedenklich, aber einige Worte des Lords von Gilsland, welcher den Ruf eines ſehr geachteten Mannes hatte, ſo wie die nochmaligen Erinnerungen des Pächters, den folgenden Tag ſo früh wie möglich zu Arnprior zu erſcheinen, beruhigten ihn wieder, und nach wenigen Minuten trabte der Zug von dannen. — So wie man ein Stück Weges geritten war, begab ſich der Pächter, der bis dahin mit dem Lord und Sir Hugh viel und heimlich geſprochen, auch den Letztern verabſchiedet hatte, an Käthchens Seite, und zog den Brief des Zigeuners aus dem Buſen.

Ich werde Dir jetzt, hob er mit ziemlich ernſtem Tone an, die Namen einiger Perſonen vorleſen. Paſſe wohl auf und beſinne Dich, ob Du Einen oder den Andern bei dem Laird von Arnprior geſehen haſt, und wie ſich der alte Herr etwa über ſolche geäußert hat.

Der Pächter las nun langſam und vernehmlich die Namen von etwa funfzehn bis zwanzig Edelleuten aus den Hochlanden oder den Grenzbezirken und ſah dann Käthchen fragend an.

Von allen dieſen Edelleuten waren fünf oder ſechs, die ich Euch nennen will, zu Arnprior! ſprach Katharina mit dem einfachen Tone der Wahrheit. Sie kamen mit Sir John Armſtrong, aber der alte Laird war ſehr verdrüßlich darüber, und ich hörte ihn zu Sir John ſagen: er möge ihn bei ſeinem Vorhaben aus dem Spiele laſſen, und ſelbſt nicht einmal davon ſprechen, weil er ſich ſonſt durch ſeinen Lehnseid verpflichtet halte, dem Könige davon Anzeige zu machen.

Während das Mädchen ſprach, war das Auge des Pächters feſt auf das ihre gerichtet, und ſeine Züge nahmen einen überaus ernſten Ausdruck an.

Wohl! ſprach endlich James nach längerer Pauſe, und mit ſtrengem, faſt rauhem Tone. Ich glaube, daß Du die Wahrheit geſprochen haſt, doch iſt mir der

Inhalt Deiner Ausſage weniger wichtig, als die Beantwortung einer zweiten Frage. Du ſagteſt nämlich heute früh, Du hätteſt es mit angehört, daß John Armſtrong von dem Könige ſchlecht geſprochen —

Und dies iſt wahr, ſo lieb mir die Seligkeit iſt! rief Käthchen, welche es zu beleidigen ſchien, daß Meiſter James vielleicht einen Zweifel in ihre Worte ſetzte. Glaubt Ihr, daß ich deshalb, weil Sir John mich ſo häßlich angeblickt, und weil ich ſeinen ſchielenden, krummbeinigen Leibdiener heirathen ſollte, ihm Uebels nachreden will? Ihr irrt Euch ſehr, mein guter Meiſter James, wenn Ihr mich zu den Plaudertaſchen und Klatſchſchweſtern rechnet, welche ihrem Nebenmenſchen, gleichviel ob ſie ſich über ihn zu beklagen haben oder nicht, Ehre und guten Namen abſchneiden.

Ich wollte Dich nicht beleidigen, Käthchen, ſagte der Pächter, welcher bemerkte, daß dem Mädchen während dieſer Rede die Augen voll Thränen ſtanden. Es iſt gewiß ſo wie Du ſagſt, aber die Sache iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß ich Dich fragen muß, ob Du dem Sir John Armſtrong alle ſeine üblen Nachreden in Gegenwart des Königs in's Geſicht wiederholen willſt?

Jeden Augenblick, und wenn dieſer der letzte meines Lebens wäre! rief Katharina heftig. Ihr habt meine Ehre angegriffen, als Ihr an der Wahrheit meiner Worte zweifeltet, gebt mir nun auch die Gelegenheit, mich zu rechtfertigen. Ich bitte Euch darum, und fordere es ſogar. Was hat ein rechtſchaffenes Mädchen denn Köſtlicheres als ihre Ehre?

Du biſt ein braves Mädchen, Katharina Binning! Ich halte Dich beim Worte und werde Dir Gelegenheit verſchaffen, Dich zu rechtfertigen. Beſtehſt Du gut dabei — wie ich mit Zuverſicht vorausſehe — ſo werde ich für Dich und John Howieſon auf eine Weiſe ſorgen, daß Eure Nachkommen noch nach Jahrhunderten meiner freundlich gedenken ſollen.

Mit einer ſo freundlichen Miene wie früher, reichte James Katharina die Hand, als er dieſe Worte geſprochen hatte, und ritt dann wieder zu dem Lord von Gilsland, mit dem er ſich längere Zeit heimlich, aber lebhaft unterhielt.

Inzwiſchen hatte ſich das Reitergeſchwader von ſechszig Mann bis auf hundert vermehrt; Sir Hugh Cholmondeley war nämlich mit vierzig Mann dazu geſtoßen. Erſt jetzt bemerkte Käthchen, daß der Zigeuner, mit dem der Pächter zuerſt Zank bekommen hatte, ſich mitten unter den Reiſigen und zwar an den Schwanz eines Pferdes gebunden befand. Dem Unglücklichen waren die Hände auf dem Rücken zuſammengeſchnürt und er trug einen hölzernen Knebel im Munde. Käthchen that der Zuſtand des Aermſten in der Seele weh.

Ach, Mylord! rief ſie, als der Lord von Gilsland zufällig in die Nähe kam; ich bitte Euch, laßt den armen Zigeuner doch nicht ſo mißhandeln, und erlaubt wenigſtens, daß ihm der Knebel aus dem Munde genommen wird. Ich bin dabei geweſen, als der Spectakel zwiſchen dem Menſchen und dem Pächter losging, und obwohl ich eben die Harfe ſpielte, ſo konnte ich doch ſo viel bemerken, daß Meiſter James Knatchbull an den Händeln ſo viel Schuld hatte, wie der Zigeuner.

Lord Gilsland lächelte bei den Worten des Mädchens und ritt ſodann zu dem Pächter, welcher nach einigen leiſen Worten des Erſtern, in ein lautes Gelächter ausbrach. Nach ein paar Minuten bemerkte Käthchen, daß man dem Zigeuner den Knebel aus dem Munde genommen und ihn ſogar von dem Schweiſe des Pferdes losgekoppelt hatte.

Auf dieſe Weiſe waren unſre Bekannten ein paar Stunden geritten, und man erblickte jetzt die Kapelle von Carlinrigg. Das Gotteshäuschen war von zehn bis zwölf mächtigen Linden umſtanden, und ein kleiner Trupp Reiter war dort abgeſeſſen. Lord Gilsland und Sir Hugh ordneten ihre Geſchwader, und in raſchem Trabe ging es auf die Kapelle los. So wie unſre Bekannten etwa noch dreihundert Schritt von dieſem Orte entfernt waren, ſetzte ſich der ſie erwartende John Armſtrong mit ſeinem Gefolge in Bewegung, um ihnen zu Fuß entgegen zu gehen. Der ſchottiſche Baron war ein Mann von einigen funfzig Jahren, groß, ſtark und von höchſt kriegeriſchem Anſehn. Seine Züge drückten Stolz und Wildheit aus, und das dunkle, nur hier und da ergrauende Lockenhaar, der dichte krauſe Bart vermehrten dieſen Ausdruck. Seine Kleidung von dunkelgrünem Sammet war mit goldenen Stickereien überladen, eben ſo das mit einer langen Straußfeder gezierte Barett und die Schärpe.

Nicht viel weniger prachtvoll war die Kleidung von vier und zwanzig Edelleuten, die ſein Gefolge bildeten; man ſah, daß der Baron durch dieſe Pracht imponiren wollte. Wirklich ſchien ſie auf James Knatchbull großen Eindruck zu machen. Vor Zorn erröthend wandte er ſich an den neben ihm Reitenden.

Seht einmal, Mylord von Gilsland! rief er aus. Was braucht dieſer Schurke weiter als eine Krone, um ſo prächtig zu ſein als ein König? —

Nach noch einigen leiſer geſprochenen Worten befahl der Lord, daß Katharina am Ende des Trupps bleiben ſolle, und beide Parteien ſtießen zuſammen. In dem Momente, wo dies Statt fand, ſaßen Lord Gilsland und dreißig Reiter ab, die Uebrigen, unter den Befehlen Sir Hugh Cholmondeley's, ſchloſſen um die Ankommenden einen Kreis. Mit keckem Schritten ging nun John Armſtrong nebſt ſeinem Gefolge auf James Knatchbull, der zu Pferde geblieben war, los. Wie erſtaunte Käthchen, als ſich der ſtolze Baron und ſein Gefolge auf die Knie niederließ und Erſterer anhob: Vergönnt, allergnädigſter König und Herr —

Der Pächter — welcher, wie die Leſer längſt errathen haben, Niemand anders wie Jakob der Fünfte von Schottland war — unterbrach ihn ſogleich.

Ich bin Euch nicht gnädig, John Armſtrong; ich komme, Euch zu richten wegen Eurer Verbrechen! rief er aus.

Schnell erhob ſich der Baron.

Verbrechen? fragte er heftig. Welcher Verbrechen kann man mich zeihen?

Ihr habt das Land bedrückt, habt black mail (eine räuberiſche Schatzung) gefordert! ſagte der König.

Nur von den angrenzenden Bezirken Englands forderte ich black mail, entgegnete Armſtrong keck. Seit der Schlacht von Floddenfield geſchah dies von mehr als zwanzig Lairds der Grenze.

Das iſt nicht wahr! rief König Jakob heftig. Auch meine Unterthanen habt Ihr bedrückt. Ihr und Eure Genoſſen, Ihr ſeid ein Peſtübel für das Land, aber, bei Gott, ich will es dahin bringen, daß zehntauſend Schafe ungeſtört im Ettrinkforſt weiden können, und daß Niemand als der Binſenbuſch die Kuh bewache! (the rush bush keep the cow!)

Habe ich Jemand ein Unrecht gethan, ſagte der Bavon mit feſter Stimme, ſo möge er klagen, und ich werde mich mit dem Worte oder dem Schwert vertheidigen. — Aber was iſt das? fuhr er heftig auf, als er ſah, daß die Reiſigen auf einen Wink Sir Hughs die Schwerter zogen.

Lord Gilsland trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. John Armſtrong von Gilnockie, ſagte er dann, ich verhafte Euch und die Euern wegen Hochverraths!

Die erſte Bewegung des Barons war ein Griff nach dem Schwerte, aber in demſelben Augenblicke warfen ſich die Wappner, welche abgeſeſſen waren, auf ihn und ſein Gefolge, und Alle wurden entwaffnet.

Ich denke, Herr, ſagte jetzt der Baron mit bitterm Tone zu König Jakob, — Ihr werdet mich beſſer behandeln, als Euer Vater den armen Douglas von Kilſpindie, der früher bei ihm in Gunſt war und den er immer ſeinen Grayſteil (der Held einer damaligen Romanze) zu nennen pflegte. Ich meine nämlich, Ihr werdet mich nicht ungehört verurtheilen. Erinnert Euch, daß ſelbſt König Heinrich von England, den gewiß Niemand für allzunachſichtig hält, bei der Nachricht von der Verurtheilung des Archibald Douglas zu ſagen pflegte:

A Kings face,
Should give grace!

Wäreſt Du ſo wenig an mir zum Verräther geworden, als Archibald von Kilſpindie an meinem Vater, rief Jakob warm, bei Gott! ich würde Dir trotz Raub und black mail verziehen haben, aber hier iſt es eine andere Sache. — Lies dieſen Brief, Verräther!

Der Baron entfärbte ſich, als er in den Brief blickte, doch bald faltete er ihn zuſammen und ſagte:

Dies Schreiben iſt von meinen Feinden und zu meinem Verderben geſchmiedet.

Der König winkte dem Lord Gilsland, und dieſer holte den Zigeuner herbei.

Sage dieſem Manne, wie Du zu dem Briefe gekommen, hob er an. Sprich die Wahrheit ohne Scheu, und Du ſollſt frei ſein, lügſt Du mit einer Silbe, ſo ſollſt Du an jenem Aſte baumeln.

Ich wüßte nicht, warum ich lügen ſollte! ſprach der Landſtreicher frech. Ich habe nicht die geringſte Luſt, einen Tanz in der Luſt anzutreten. — Als ich zu Schloß Gilnockie die Cither geſpielt, gab mir einer von des Barons Edelleuten — es war der da, glaub' ich — ein Geldſtück. Mit der rechten Hand nahm ich die Gabe, und mit der linken — zog ich ihm den Brief aus dem Gürtel. Ich wollte, es wäre etwas Beſſeres geweſen.

Das Wort eines Diebes kann kein Zeugniß gegen einen Mann wie ich ſein! ſagte Armſtrong mit anſcheinender Kälte. Man ſtelle mir Jemand von unbeſcholtenem Rufe entgegen. Der Brief iſt von meinen Feinden geſchmiedet, und der Zigeuner zu dieſer Ausſage erkauft worden.

So bringt Katharina Binning herbei! rief der König. — Der Baron erſchrak ſichtbar.

Mädchen! ſprach der Monarch, erkläre jetzt vor meinem Angeſicht, wie vor dem Angeſichte Gottes, hat dieſer Mann die Worte geſprochen, die Du mir im Laufe dieſes Tages als die ſeinigen mitgetheilt?

Der König wiederholte jetzt Alles, was Käthchen über John Armſtrong ausgeſagt.

Es thut mir leid, wenn ich dem Laird mit meiner Ausſage Schaden zufügen ſollte, aber ich kann nicht lügen, ſprach das Mädchen, als der Fürſt geendet hatte. Alles das, was Euer Gnaden eben geſagt, hat Sir John geſprochen; auch denke ich, er wird es nicht leugnen wollen, ſondern lieber Eure Gnade anrufen.

Die Worte des Mädchens ſchienen einen tiefen Eindruck auf den Baron zu machen.

Geſtehe, Verräther, geſtehe! rief zornig der König.

Wohlan! rief John Armſtrong. Man ſoll nicht ſagen, daß ich, um mein Leben zu retten, mich gedemüthigt oder um daſſelbe gebettelt hätte. Es iſt wahr, ich habe jene Worte geſagt und ich habe mich mit gleichgeſinnten Männern verbinden wollen, um die neuen und unerträglichen Ketten, womit Ihr die Macht des Adels feſſeln wollet, abzuſtreifen. Bedenkt aber wohl, daß, wenn Ihr mich zu Boden werft, Ihr Euch eines mächtigen Werkzeuges zur Befeſtigung Eurer Macht beraubt. Ich will, wenn Ihr mich begnadigt, mich ſtets bereit halten, Euch mit vierzig Lanzen überall zuzuziehen, wo Ihr es befehlet, ich will von keinem ſchottiſchen Unterthan black mail fordern, noch ihn berauben; noch mehr, ich mache mich anheiſchig, daß kein Mann in England ſein ſoll, er nenne ſich Herzog, Earl, Lord oder Baron, den ich Euch nicht innerhalb einer gewiſſen Zeit und wann Ihr es befehlet, todt oder lebendig überliefern will*).

Der Ton, in dem der Baron dieſe Worte ſprach, war feſt und rauh, ſeine Haltung zeigte von Selbſtbewußtſein, man ſah aus beiden, daß er der Mann ſei, ſein Wort zu löſen. Auf den König ſchien indeß das Ganze einen höchſt widrigen Eindruck zu machen. Die Kühnheit der Worte, die anmaßende, faſt drohende Art, mit der er die Hand — gleichſam zum Handſchlage des Friedens und der Verſöhnung — ausſtreckte, ſchien ihn zu empören.

Wie, elender Freibeuter, nichtswürdiger Hochverräther, glaubſt Du, daß ich mich mit Dir verbinden werde? rief er zornig. Bereite Dich zum Tode; Du mußt ſterben.

---

*) Hiſtoriſch.

Was? ſchrie der Baron. Ihr wagt es, einen der mächtigſten Edlen des Grenzlandes —

Aufknüpfen zu laſſen! vollendete der König. Ja, bei Sanct Grizzel! Du ſollſt hängen und Alle die Deinen. — Lord von Gilsland! Hugh Cholmondeley! Ich befehle Euch, laßt die Verräther ſogleich an jene Bäume hängen.

Die Reiſigen ſtürzten ſich ſogleich auf Armſtrong und die Seinen. Als der Baron ſah, daß keine Schonung ſtatt finden würde, kam ihm die vorige Keckheit wieder.

Ich bin blos ein Narr, rief er aus, daß ich Gnade von dieſem vermaledeiten Geſichte verlange, aber hätte ich gewußt, daß man mich ſo behandeln würde, ich würde trotz ihm und dem Könige von England an der Grenze geblieben ſein. Ich weiß gewiß, daß König Heinrich das Gewicht meines beſten Roſſes in Gold geben würde, wenn er wüßte, daß ich heute zum Tode verurtheilt worden bin *).

In wenig Minuten waren John Armſtrong und alle ſeine Edelleute an die die Kapelle umſtehenden Bäume aufgeknüpft, und obwohl Käthchen weniger ſchwachnervig war, als die Damen unſrer Tage, ſo hielt ſie ſich doch die Hände vor das Geſicht, um die Zuckungen der Unglücklichen nicht mit anzuſehen, und

---

*) Wörtlich.

ſie blickte nicht eher wieder um ſich bis der weitergehende Zug die Umgebung der Kapelle im Rücken hatte. — —

Man mochte in dieſer Weiſe über eine Stunde fortgeritten ſein, als der König, der bis dahin mit Lord Gilsland geſprochen hatte, ſein Roß ſo lange anhielt bis das Ende des Zuges, wo Käthchen ſich befand, in ſeine Nähe kam. Er bemerkte, daß das Mädchen ſich ſchnell die Augen mit der flachen Hand abtrocknete.

Du weinſt, mein Kind? ſprach der Fürſt, neben dem Mädchen weiter reitend. Gelten Deine Thränen jenen Elenden, welche die Strafe getroffen hat, die ſie längſt verdienten?

Ach ja, Euer Gnaden; warum ſoll ich es leugnen? entgegnete Katharina mit weinerlichem Tone. Zwar mögen der Laird und die Andern viel Böſes begangen haben, und der Tod mag eine gerechte Strafe ihrer Verbrechen ſein — und wäre es nicht ſo, ſo möchte ich mich nicht an Euer Gnaden Stelle befinden — aber eins ſchmerzt mich dennoch ganz erſchrecklich.

Und das iſt? fragte der König verwundert.

Daß ich durch meine Plauderhaftigkeit Schuld an ihrem Tode bin, entgegnete das Mädchen, indem ihre Thränen ſtärker floſſen. Hätte ich geſchwiegen, ſo hättet Ihr ſie vielleicht nicht verurtheilt.

Beruhige Dich, liebes Kind! ſagte König Jakob. Das Maaß ihrer Verbrechen war voll; ich hatte hundert andere Beweiſe, um ſie zu überführen, aber indem ich dem Verräther Jemand gegenüberſtellte, der ſeine Aeußerungen mit angehört, konnte ich hoffen, von ihm ſogleich ein Geſtändniß zu erlangen. Ueberdies war der Brief gleichfalls ein ſchlagender Beweis. Beruhige Dich deshalb, Kind; es iſt Alles gut, wie es iſt.

Hm! Gut mag es wohl ſein, vielleicht auch nöthig — Euer Gnaden ſagen es ja — aber ich wüßte doch, wie es noch beſſer geweſen wäre, meinte Käthchen, traurig das Köpfchen ſchüttelnd.

Nun, wie denn, Du kleine Tadlerin? ſprach lächelnd der Fürſt.

Ich denke, es wäre beſſer und königlicher geweſen, wenn Euer Gnaden den Laird von Gilnockie und ſeine Genoſſen vor Euren königlichen Stuhl geladen hätten, und wenn er nicht erſchienen, mit Kriegsmacht und fliegendem Banner vor ſein Schloß gezogen wären und dort von ihm Rechenſchaft gefordert hätten. Ich fürchte, daß übelwollende Leute ſagen werden, der Laird ſei nicht gerichtet worden — ſondern —

Nun? ſprich Deine Meinung aus ſagte Jakob, als das Mädchen ſtockte.

Daß er ermordet worden ſei, — denke ich — wird man ſagen, ſprach Käthchen ſchüchtern.

Das Geſicht des Königs verfinſterte ſich bei den Worten des Mädchens. Er warf einen ſcharfen Blick auf daſſelbe, als er aber eine Weile in ihr betrübtes Geſichtchen geblickt, ſprach er gütig:

Ich denke, nur Unverſtändige werden dies ſagen und mich tadeln, daß ich den Feuerbrand mit einem Fußtritte erſtickte, ehe er das ganze Haus in Flammen ſetzte. — Aber, Käthchen, geſtehe, Du haſt noch einen andern Kummer!

Das Mädchen ſeufzte tief.

Nun, mein liebes Kind, ſage, was Dir auf dem Herzen liegt. Entdecke mir den Grund Deiner auffallenden Betrübniß, ſprach König Jakob gütig.

Ach, Euer Gnaden! rief das Mädchen, indem deſſen Thränen von Neuem floſſen. Wenn ich mir denken könnte, daß Ihr dem alten guten Laird von Arnprior, dem wackern Greiſe mit den weißen Haaren, der es ſo gut mit Euch meint, wegen der Reh- und Hirſchbraten, die er Euch weggenommen, ſo mitſpielen ſolltet, wie dem böſen John Armſtrong, ich glaube, ich müßte mir das Leben nehmen.

Katharina ſchluchzte ſo laut, daß ſie nicht im Stande war, auch nur ein Wort herauszubringen.

Iſt das der Grund Deiner Betürbniß, Du gutes Kind? ſagte der König freundlich. Beruhige Dich! Ich gebe Dir mein königliches Wort, der alte Laird ſoll überaus gelind beſtraft werden.

Alſo doch beſtraft! rief Käthchen ängſtlich. Ach

Du lieber Gott! Hätte der alte Herr für ſeine Gäſte doch lieber die alte dürre Ziege ſchlachten laſſen, deren Leben ich immer ſo beſchützt habe, ehe er an die verdammten königlichen Rehe und Hirſchkälber gedacht. Auch war noch ein fettes Schwein im Stalle, aber es hieß, es wäre finnig. — Doch da fällt mir ein Gedanke ein! Wie wäre es, wenn Euer Gnaden das Schwein und die Ziege als Erſatz für das Wildpret annähmen?

Nein, Käthchen! — Nein! — rief der König überlaut lachend. Die Eigenſchaften, die Du erwähnt haſt, machen mir wenig Luſt, die beiden Thiere zu erwerben. — Ich will Dir einen andern Vorſchlag machen. Ich werde dem Lord eine Strafe auflegen, und wenn er ſich dieſer nicht unterwerfen will, ſo ſoll er ganz frei ausgehn.

Topp, Euer Gnaden! Es bleibt dabei! rief Käthchen dem Könige in der Freude ihres Herzens die volle runde Hand darreichend. — So! — Nun habe ich Euer Wort, und, was den alten Herrn betrifft, nichts weiter mehr hinzuzufügen, als eine ganz kleine Bitte.

Noch eine Bitte? — Nun, ſo laß doch hören, ſprach Jacob verwundert.

Es wäre leicht möglich, ſprach das Mädchen eifrig: daß der Laird von dem, was dem Sir John Armſtrong widerfahren, Nachricht erhalten hätte. Sähe er Euch nun mit einem ſo ſtarken Reitergeſchwader ankommen, ſo könnte er glauben: Ihr wäret erſchrecklich erzürnt, Ihr wolltet ihn eben ſo furchtbar zur Rechenſchaft ziehen, und das könnte dem guten Manne das Leben koſten, der Schlag könnte ihn auf der Stelle rühren. Deshalb wollte ich Euch bitten, daß Ihr die Reiter in der Entfernung einer Viertelſtunde zurückließet, und Euer Gnaden mit mir allein auf Schloß Arnprior einſprächen.

Hört einmal, Lord von Gilsland, und Hugh Cholmondely! rief der König den beiden Herren die eben in der Nähe waren zu. Was meint Ihr zu dem Vorſchlage? Käthchen Binning bittet, daß ich Euch, nebſt den Reitern die Nacht über ohne Speiſe und Trank, mitten auf freiem Felde, zurücklaſſen ſoll, damit Ralph Buchanan nicht bei Eurem Anblicke erſchrickt.

Die Ritter lachten überlaut.

Ach Gott! Euer Gnaden verſpotten mich armes einfältiges Ding, ſprach Käthchen ganz ſchamroth. So aber war es von meiner Seite gar nicht gemeint. Ich dachte nur, daß wir etwa eine Viertelſtunde vorausritten, und die Herren nachkämen, und ſo weit ungefähr iſt es noch bis Schloß Arnprior.

Nun wohl! Dein Wunſch ſoll erfüllt werden, rief munter der König. Du haſt heute ſchon ſo viel Angſt ausgeſtanden, und ich will Dich ruhig und heiter ſehen.

Lord Gilsland wollte noch dem Könige einige leiſe Vorſtellungen machen, aber dieſer ſagte lachend, daß er zu Arnprior ſo ſicher wie in dem Schloſſe von Stirling ſei, und bald darauf trabte er nebſt Käthchen und dem Reiter, welcher deren Roß am Zügel hatte munter vorwärts.

In wenig Minuten hielten ſie vor dem Schloſſe, welches von wenigen Hütten umſtanden, auf der Höhe eines mit Strauchwerk bekränzten Hügels lag. Der Wohnſitz des Lairds beſtand aus einem runden Thurme, an deſſen Seite ein zweiſtockiges mächtiges Gebäude ſich erhob. Eine ſtarke Mauer die das Ganze umgab, ſchloß die Stallungen und die Hütten für die Dienerſchaft ein. Eben wollten die Ankommenden durch das Hofthor reiten, als ein wildausſehender Kerl, der eine ſcharfgeſchliffene, ſogenannte Lochaberaxt auf der Schulter trug, den einen der beiden ſtarken, mit Eiſen beſchlagenen Thorflügel zuſchlug, und ihnen den Weg verwehrte.

Ihr dürft nicht hinein! rief der Wächter rauh. Der Laird iſt bei Tafel, und da darf er nicht geſtört werden.

Schweig ſtille, Evan roy! Ich bitte Dich, ſchweig ſtille! rief Käthchen ängſtlich, indem ſie vom Roſſe ſprang. Wir müſſen ſogleich hinein, Du kennſt mich ja, und dieſer Herr würde ſehr böſe ſein, wenn er aufgehalten würde. Aber Evan! falle zuerſt auf die Knie, und melde den Herrn, es iſt nämlich —

Der Pächter von Ballengiech! ſprach Jakob lachend. Gehe und ſage dies Deinem Laird!

Daß ich ein Narr wäre! Um eines Pächters wilſen darf der Laird nicht geſtört werden, entgegnete der Wächter.

O Evan roy! O unglückſeliger Menſch! rief Käthchen in Angſt: der König möchte böſe werden. Gehe und melde, oder es entſteht das größte Unglück aus Deiner Weigerung.

Die ängſtlichen Mienen des Mädchens machten auf den rohen Schotten einigen Eindruck, da nun obendrein eben ein Diener des Hauſes über den Hof ging, ſo winkte er dieſem und ging ihm einige Schritte entgegen.

Höre David! ſagte er ziemlich laut, und ſo, daß unſere Bekannten es verſtehen konnten, da iſt Käthchen, die Harfenſpielerin, und außerdem noch ein rothbärtiger Kerl, der ſich den Pächter von Ballengiech nennt, die wollen durchaus dem Laird gemeldet ſein, und ſich, obwohl er bei Tafel ſitzt, nicht abweiſen laſſen.

Der Diener ſchien etwas leichter wie der Wächter Raiſon anzunehmen, und nachdem er Käthchen freundch zugewinkt, ging er ins Schloß.

Nicht drei Minuten vergingen, als ein ſilberhaariger lter, gefolgt von zwei Dienern, aus dem Schloſſe ürzte. Er war ein Greis von mehr als ſiebenzig Jahren, und von ſtarken aber würdigen Zügen. Außer iner ſchneeweißen Locke mitten auf dem Vorderhaupte nd zweien an den Schläfen, war ſein Kopf faſt gänzch kahl. Er ging ſehr unſicher auf den Füßen, das

Podagra hatte ihn geſchwächt. So wie er über den Hof gehumpelt kam, ſchrie er aus Leibeskräften:

Macht das Thor auf! — Oeffne Evan! — Die Peſt über Dich Eſel! —

Erſchrocken riß der Wächter den Thorflügel auf und ſprang auf die Seite.

So wie der Laird in die Nähe des Königs gelangte, ſtürzte er auf die Knie ohne ein Wort zu ſagen, und neigte das Haupt vorwärts.

Was ſoll das, Ralph Buchanan? rief Jacob faſt erſchrocken. — Steht auf!

Ich bringe Euch meinen alten Kopf, Sire, meinen Kopf, der neulich durch ein paar Krüge Klaret verdreht worden war, ſagte der Greis mit Ergebung.

Ha! Meint Ihr es ſo? rief der Monarch den Alten aufhebend, mit munterer, lachender Miene. Ich komme allerdings Euch zu beſtrafen, aber ich verlange nicht Euern Kopf, auch nicht die dürre Ziege, oder das ſinnige Speckſchwein, das Käthchen Binning mir in Euerm Namen als Erſatz anbot, ich dictire Euch eine andere Strafe: Ihr ſollt zeitlebens der König von Kippen heißen.

Der Laird ſagte kein Wort, aber er küßte wiederholt die Hand des Königs, und ein paar Thränen rannen über die gefurchte Wange in den langen ſilberweißen Bart. — Bald darauf führte er ſeine Gäſte in das Schloß. — —

Kaum graute der Morgen des folgenden Tages, als John Howieſon im ſchönſten Sonntagsſtaate ſich vor dem Hofthore von Arnprior einfand. Kreutzweis geſchlungene ſcharlachrothe Schuhbänder, ſchmückten faſt bis zum Knie hinauf ſeine Füße, und der Scharlach brannte als Hauptfarbe ſeines Clans, auch auf dem gegitterten Kilt (das kurze Röckchen); die breite Mütze geſchmückt mit einem Eibenzweige, ſaß verwegen auf dem rechten Ohr.

Vielleicht war es der ſtattliche Aufputz, der den grimmigen Evan roy, der auch heute die Axt auf der Schulter am Thore ſtand, geſchmeidiger machte, denn er fuhr den Ankömmling weniger heftig als geſtern den König an, und ſagte blos, als Jener in den Schloßhof treten wollte: Wer ſeid Ihr, und zu wem wollt Ihr? —

Laßt mich immer hinein, guter Freund, erwiderte unſer Bekannter. Ich bin John Howieſon von Brachead, und habe Geſchäfte im Schloſſe.

Das geht nicht ſo geſchwind, Mann! ſprach Evan, unſern Freund vom Kopfe bis zum Fuße meſſend. Der König iſt im Schloſſe —

Das weiß ich, und ich komme ihn zu ſehn, fiel der junge Mann dem Wächter ins Wort.

Eben deshalb aber dürft Ihr nicht hinein, rief der Wächter. Ich habe den Befehl, keinen Unbekannten einzulaſſen, es ſei denn, daß er einen Bürgen im Schloſſe habe.

Hm! Ich hätte wohl einen, dem ich recht genau bekannt bin. Es iſt Käthchen Binning, meinte John.

Nicht hinreichend, erwiderte der Cerberus. Ein Weibsbild iſt kein hinreichender Bürge. — Beſinnt Euch, ob Ihr niemand Andern kennt, und nennt mir vor allen Euern Stand.

Meinem Stande nach bin ich ein Pächter, und allerdings habe ich noch einen Bekannten im Schloſſe, der aber wohl zu unbedeutend ſein wird, um für mich Bürgſchaft leiſten zu können, es iſt der Pächter von Ballengiech.

Hätte in dieſem Augenblicke der Blitz die neben dem Thore ſtehende alte Eiche zerſchmettert, der Wächter hätte nicht mehr erſchrecken können, als bei Nennung dieſes Namens.

Beliebt hinein zu ſpazieren, edler Laird, oder Graf, oder Herzog, was Ihr immer ſein möget! rief Evan roy mehr todt als lebendig. Ich bitte Euch, geht hinein, und verzeiht um Gotteswillen, daß ich Euch einen Augenblick aufgehalten.

John Howieſon war aber faſt eben ſo ſehr wie der Wächter erſchrocken, er glaubte der Menſch ſei ein Wahnſinniger, und da er die blitzende Axt in deſſen Fauſt ſah, ſeine eigene Waffe, den Dreſchflegel, aber nicht zur Hand hatte, ſo ſprang er mit ſcheuem Blicke und einem gewaltigen Satze vor dem Wächter vorbei, und befand ſich in derſelben Minute im Schloſſe.

Im Schloſſe zu Arnprior waltete ein außerordentlich reges Leben. Nicht nur die Diener des Lairds, und deren gab es eine große Menge, ſondern auch die des benachbarten Adels, der in Maſſe erſchienen war, um dem Könige ſeine Huldigungen darzubringen, liefen die Treppen und Gänge auf und nieder. Alle ſchienen außerordentlich beſchäftigt, und John Howieſon überzeugte ſich bald, daß es vollkommen unmöglich ſei, Jemandem Rede abzugewinnen. Er beſchloß alſo, es auf gut Glück ankommen zu laſſen, ob er ſeinen Bekannten zu Geſicht bekäme. Käthchen aufzuſuchen war ſein zweiter Gedanke. — Jetzt erſchallten Harfentöne aus einer offenſtehenden Halle, welche mit einer großen Menſchenmaſſe ausgefüllt war. —

So ſpielt Niemand wie ſie! ſagte John zu ſich ſelber. Ich gehe hinein. Sie iſt drin, und vielleicht auch unſer Bekannter.

Mit dieſen Worten und in dem Gewühl von Niemand bemerkt, trat John Howieſon in die Halle. Hier waren eine Menge Damen und Herren beim Frühſtück, welches aus Braten verſchiedener Art, kaltem Fiſch und Geflügel, nebſt verſchiedenen Weinſorten beſtand, verſammelt. Da die Halle nicht übermäßig groß war, ſo herrſchte ein ziemliches Gedränge. Die Anweſenden waren in höchſtem Staat. Sammet, Seide, Stickereien, Federn verſchiedener Art, ſah man an den Damen, wehende Plaids von den hellſten, brennendſten Farben, blitzende Prachtwaffen bei den Männern. John Howieſon konnte ſich kaum ſatt ſehen, an allen den früher von ihm nie erblickten Herrlichkeiten. So wie er indeß ſeine Schauluſt etwas befriedigt hatte, ſuchte er ſich nach dem obern Theile des Saales, von wo die Harfentöne erſchallten, durchzudrängen. Dies ſchien auch eben nicht ſchwer, da hier der Menſchenknäuel weniger dicht war. Schon erblickte er Käthchen, welche eben ein ſchottiſches Nationallied ſpielte, als er ſeinen Bekannten, den Pächter von Ballengiech bemerkte, der mit dem Hausherrn und noch zwei andern ſtattlichen Männern in ein Geſpräch verwickelt ſchien. Wie ein Stoßvogel eilte er auf dieſen zu.

Gott ſei Dank, Meiſter James Knatchbull, daß ich Euch finde! Mir war ſchon ganz bänglich zu Muthe, rief er aus.

John Howieſon erſchrak nicht wenig, als er bemerkte, daß die Männer, mit denen ſein Bekannter ſprach, Miene machten, auf ihn loszufahren, und er ſprang entſetzt einen Schritt zurück, doch beruhigte er ſich wieder, als ſein Gönner ausrief: Laßt ihn, Ihr Herren! Es iſt der brave John Howieſon, von dem ich Euch geſagt. —

Ach Gott! ſagte John leiſe und ganz ängſtlich. Mir war geſtern auf der Brücke unter den Zigeunern viel beſſer zu Muthe, als in dieſem Schloſſe, wo doch Alles ſo ſchön iſt. Draußen vor dem Thore ſteht ein Verrückter mit einer blanken Axt in der Hand, und kaum bin ich dieſem mit genauer Noth entgangen, ſo treffe ich hier ein Vierteldutzend andere, mit denen es auch nicht ganz richtig zu ſein ſcheint.

Johns Bekannter lachte überlaut.

Ihr habt gut lachen, hob der junge Landmann noch immer ängſtlicher von Neuem an. Ihr ſcheint hier ſehr bekannt zu ſein, mit mir iſt es ein anderes Ding. Seht nur, wie mich die Leute anſehn; ich fürchte mich ganz erſchrecklich, auch wird es wohl nicht lange dauern, bis man mich zur Thüre hinausgehen heißt, darum ſeid ſo gut und zeigt mir den König, falls er in der Halle iſt. Ich will ſodann ein paar Worte mit Käthchen reden und mich hierauf ganz ſachte aus dem Staube machen, bis Ihr beſſer Zeit haben werdet.

Nein, — nein, mein junger Freund! rief Howieſons Gönner. Jetzt gerade iſt für Dich die beſte Zeit. — He, Käthchen Binning! Komm her, hier iſt Dein Bräutigam.

Mit einem Ausrufe freudiger Ueberraſchung ſprang das Mädchen auf, warf die Harfe zur Seite und flog herbei.

John! Lieber John! Denke Dir, wie glücklich wir ſind! rief ſie aus. Mein edler Wohlthäter willigt in unſre Heirath.

Und ich gebe ihr noch eine tüchtige Ausſteuer! Du heiratheſt keine arme Harfenſpielerin, ſetzte der alte Laird hinzu.

O Herr, wie gnädig ſeid Ihr! rief John die Hand des Vorigen an ſeine Lippen drückend. Das iſt zu viel — zu viel —

Das iſt noch gar nichts! ſagte der Laird. Das Beſte kommt noch. Der König ſchenkt Dir wegen des Muthes, den Du geſtern bewieſen, das Pachtgut Brahead unter der Bedingung, daß, wenn er oder einer ſeiner Nachkommen jemals jene Brücke paſſiren, Du oder einer Deiner Nachkommen ihm dort, zum Andenken, einen Krug mit Waſſer und ein Becken anbietet.

Iſt's möglich? — Wache ich, oder träume ich? — rief John Howieſon voll Entzücken. Das ſchöne Pachtgut für das Bischen Dreſchen? — O Meiſter James, zeigt mir geſchwind den König. Vielleicht könntet Ihr es auch durch dieſe edlen Lairds dahin bringen, daß er mir erlaubte, ihm den Rockzipfel zu küſſen, denn was die Hand anbelangt, da bin ich wohl nicht vornehm genug dazu.

Ei, Freund John! rief der Gönner lachend. Haſt

Du denn vergeſſen, an welchem Zeichen Du den König erkennen ſollſt?

Der junge Mann ließ die großen blauen Augen eine Weile im Saale herumſchweifen, dann blickte er wie erſchrocken auf ſeinen Bekannten.

Mein Seel', Herr! ſtammelte er; der König ſollte den Hut auf dem Kopfe haben, und da muß es einer von uns Beiden ſein, denn die Andern haben Alle das Haupt entblößt!*)

Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich in dem Kreiſe, den die Anweſenden gebildet hatten.

So wie Howieſon zu der Ueberzeugung kam, daß ſein Bekannter der König ſei, kniete er ganz erſchrocken nieder und bat hinſichts der „unbedachten Reden," wie er ſein früheres Geplauder nannte, dringend um Verzeihung. König Jakob hob ihn freundlich auf und alle Anweſenden überhäuſten den jungen Landmann und deſſen Verlobte mit Freundlichkeitsbezeigungen.

Kaum hatte am folgenden Tage König Jakob mit dem Beifügen, daß er recht bald den König von Kippen wieder heimſuchen werde, das Schloß verlaſſen, als der alte Laird Anſtalt zu der Verheirathung des Pärchens machte. In wenig Stunden ſprach der Prieſter ſeinen Segen über daſſelbe. Acht Tage ſpäter kehrten die Neuvermählten nach Brahead heim. ———

---

*) Wörtlich.

Als im Jahr 1822 Georg der Vierte nach Schottland kam, erſchien der Abkömmling John Howieſon's von Brahead, welcher das Landgut, das ſeinem Ahnherrn geſchenkt wurde, beſitzt, und bot dem Könige, Kraft ſeiner Lehnspflicht, Waſſer in einem ſilbernen Kruge und in einem dergleichen Becken.

Der Leuchtthurm.

Erzählung, in zwei Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Norwegen.

Motto:

Es glänzt ein Licht in dunkler Nacht, von hohem Fels herab,
Trau, Seemann, nicht! — Die Meerfey iſts; ſie lockt ins feuchte Grab. —

Es war eine der dunkelſten Nächte, zur Zeit des Herbſtäquinoctiums im Jahre 1787, als die Kriegsbrigg der Staaten von Holland das Seepferd nach noch nicht völlig ausgetobtem Sturm, gegen die Wogen der Nordſee kämpfte. — Noch immer folgte Welle auf Welle, mehrere derſelben bäumten ſich an der Backbordſeite des Schiffes und ſchlugen klatſchend auf das Vorderdeck, eine Menge Meerinſekten auf dieſem zurücklaſſend, aber obwohl das Schiff mit dem Bogſpriet manchmal in einen Abgrund zu tauchen ſchien, obwohl das ganze Gebäude unaufhörlich knarrte und ächzte, ſo war es dennoch möglich geworden unter Sturmſegeln zu fahren, und die Brigg gehorchte dem Steuer.

Ein alter Mann, bekleidet mit einem dicken und weiten Flausrock, lehnte an der Gallerie des Hinterdecks, und blickte unruhig nach Weſten, wo eine ungewiſſe Helle von Zeit zu Zeit den Horizont durchzuckte. Ein junger ſchlanker Menſch, in dicht anliegender Kleidung, die den wohlgewachſenen Körper ſehen ließ, ein Mützchen leicht auf das lockige Haar geſtülpt, ſtand zur Seite jenes Mannes und ſchien deſſen Anrede zu erwarten.

Wir wollen wenden, und Weſtwind fangen! ſagte nach langem Schweigen der Alte; dies Manöver führt uns mit Tagesanbruch nach Drontheim. — Meinen Sie nicht auch, Lieutenant Fiſcher? —

Entſchuldigen Sie, Kapitain! ſagte der junge Mann, mit einer Zurückhaltung in Stellung und Ton, wie ſie der jüngere Offizier gegen den Befehlshaber gewöhnlich anzunehmen pflegt. Ich glaube wir ſind der norwegiſchen Küſte näher, als uns gut iſt. Begönne der Sturm von Neuem, ſo brächten wir das Schiff in die größte Gefahr. Obendrein haben wir nicht viel Hände übrig, da, des an ſich unbedeutenden Lecks wegen, immer einige Leute an den Pumpen ſein müſſen, und wie ungern die Leute an dieſe Arbeit gehen, iſt Ihnen bekannt. Kämen wir alſo der Küſte zu nahe, und hätten alle Mannſchaft auf dem Deck nöthig —

Das iſt nicht zu beſorgen! fiel der Kapitain ein. Die See ſcheint ruhiger werden zu wollen, und meiner

Meinung nach müſſen wir gerade Drontheim gegenüber ſein.

Das iſt gewiß nicht der Fall! bemerkte der Lieutenant. Erinnern Sie Sich des Schiffes, das, ehe der Sturm losbrach, einige Seemeilen von uns lag? — Ich hatte es an dem Azimuthalkompoß beobachtet, und konnte mir nicht gleich klar machen, warum es beilegte. — Nun, deſſen Kours hatte ich genau bemerkt. Es kam von Drontheim, und — täuſcht mich nicht Alles — ſo ſind wir ein oder zwei Grade nördlicher. —

Sie müſſen Sich täuſchen myn Heer! erwiderte der Alte verdrüßlich. Sie wollen mir da verblümt zu verſtehen geben, daß die Beobachtungen die ich vor dem Sturme gemacht, bereits falſch waren, das iſt indeß dennoch nicht ſo ganz gewiß, wenn ſie auch nicht mit den Ihrigen übereinſtimmen. — Ich bin ſicher, daß wenn wir den Wind faſſen, wir mit Tagesanbruch die norwegiſche Küſte, aber gewiß noch in großer Ferne, erblicken werden. Wir müſſen dieſe Gelegenheit benutzen um nach Drontheim hineinzuſchlüpfen und den Leck unſers Seepferds ausbeſſern zu laſſen. — Wenden Sie daher, ehe die Kerls, bei dem ſich immer mehr legenden Sturm, in die Hangmatten kriechen.

— Der junge Mann ſtand einen Augenblick als ob er noch etwas erwidern wollte, dann aber verbeugte er ſich plötzlich, und indem er nach der Treppe zuſchritt, ertönte ſchon von ſeiner klaren und ſtarken Stimme das Kommando: Alle zu Hauf! —

Kaum waren dieſe Worte erſchollen als die Wache unter Deck heraufeilte ſich den Kameraden anzuſchließen. Ein zweites eben ſo kurz ausgeſtoßenes Kommando aus dem Munde des Lieutenants, befahl die Ausführung des angeordneten Manövers. Nicht mehr ſo heftig vom Sturme gedrängt, begann das Schiff dem Steuer gehorchend, von dem Kourſe abzufallen, und den Wind von der Seite zu fangen. Anſtatt, wie früher, den anprallenden Wogen entgegen zu arbeiten, bald auf dem Gipfel einer ungeheuren Woge zu ſchweben, bald in einen dunkeln Abgrund geſtürzt zu werden, fiel das Schiff in hohle See, und bis in den Kiel erzitternd, ſchoß es wie ein ſeinen Weg beflügelndes Wild in der neuen Richtung fort. Dann kämpfte es von Neuem, doch nicht mehr mit ſolcher Anſtrengung wie früher, gegen die Wogen, eine breite ſchäumende Furche die es zu beiden Seiten aufwarf und die ſich erſt im Kielwaſſer zu einem langen weißen Striche vereinigte, zeigte, mit welcher Kraft das Schiff die Wogen theile. —

Das Manöver war inzwiſchen ausgeführt, die Mannſchaft ſtand mit gekreuzten Armen auf dem Verdeck, und ſchon verlor ſich einer nach dem Andern, als der alte Befehlshaber ſich an ſeinen Lieutenant wandte.

Die See wird ruhiger, ſprach er, der Wind ſteif genug um beſtändig zu ſein. Laſſen Sie noch mehr Segel beiſetzen. In zwei Stunden iſt der Mond herauf. Wir haben nichts zu beſorgen. — Aber wie es ſcheint, ſind Sie noch immer anderer Meinung?

Ich kann es nicht läugnen, daß ich uns der Küſte ſehr, ſehr nahe glaube! ſagte mit Beſorgniß im Tone der junge Mann.

Hätten Sie alſo das Kommando —

So braßte ich Alles über Spitze und Steuer, aber — mein Bogſpriet wäre dann nach der offenen See gerichtet! erwiderte der Lieutenant mit Freimüthigkeit.

So ſind die jungen Herren! ſprach der Alte, dumpf in ſich hineinlachend. Bald allzukühn, bald allzu vorſichtig. — Glauben Sie mir, Lieutenant Fiſcher, ſetzte er mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit hinzu; wer das ſüdliche Kreuz geſehen hat, wer Kap Horn umſegelt iſt, und dort ein paar Wochen gegen Wind und Wogen kämpfte, während denen er manchmal die ſchwarzen Felſen des Feuerlandes kaum einige Meilen weit von ſich aus der See emporſtarren ſah; wer endlich gezwungen ward in jene Teufelsmeerenge, in die Straße le Maires, ſich zu bergen; der weiß ſchon zu beurtheilen, ob er ſich nach einem Sturme der Küſte zu nahe befindet oder nicht. Was haben Sie darauf zu erwidern, Herr Admiral in spe?

Ich meine, ſagte der junge Mann den Scherz ſogleich aufnehmend, daß, nach meinen Anſichten, man dem Kap Horn hübſch vom Leibe bleiben, auf den Glücksfall einer ſchnellen günſtigen Umſchiffung nicht bauen, und ſo bei ſüdlicherm Kourſe auch ans Ziel gelangen wird, ohne die Straße le Maires, geſehn zu haben.

Wie es ſchien betrachtete der Kapitain die Aeußerung ſeines Untergebenen als etwas vorlaut. Er brach die Unterredung ab, und ſagte kurz: Laſſen Sie die größern Segel beiſetzen, myn Heer!

In wenig Augenblicken war der Befehl ausgeführt. Das Schiff ſchoß dahin wie ein ſchnaubender Renner, und die See bäumte ſich ſchäumend an dem Vorderſteven der Brigg empor. — — —

Beinahe zwei Stunden mochte die Fahrt auf dieſe Weiſe gedauert haben. Der Befehlshaber unterhielt ſich mit ſeinem Untergebenen, auf dem Hinterdeck auf und abgehend, von einer Menge Details des Dienſtes; aber die üble Laune, die er in der Unterredung blicken ließ, zeigte deutlich, daß er die Bemerkung des Lieutenants, die er als einen Tadel anſah, noch nicht vergeſſen könne. Die See ging indeſſen immer noch ſehr hoch, aber der Wind begann ſchwächer und ſchwächer zu werden, und endlich entſtand eine ſolche Windſtille, daß die Segel, nachdem ſie eine Weile hin und her geflattert, klatſchend an die Maſte ſchlugen.

Der Wind ſcheint umſetzen zu wollen! ſagte der Kapitain, unruhig werdend, zu ſeinem Untergebenen.

Der Letztere trat mit ſichtbarer Aufmerkſamkeit einige Schritte zurück, blickte nach Weſten, und betrachtete längere Zeit die Wolkenmaſſen, die ſich in jener Himmelsgegend häuften. Alles hatte dort ein anderes Anſehn gewonnen, der lichte Streif war verſchwunden, dicke und ſchwere Wolken hatten ſich geſammelt. Außerdem lagerten nach jener Gegend ſolche Dunſtſäulen auf der Waſſerfläche, daß die See den Anblick eines brodelnden Keſſels darbot.

Nun, myn Heer, was iſt Ihre Anſicht? fragte der Kapitain, als ſein Lieutenant wieder ſchweigend zu ihm getreten war.

Ein Sturm aus Weſten liegt auf dem Meere. Ich beſorge, daß er in einer Viertelſtunde hier ſein wird; ſagte der junge Mann mit ernſtem aber ruhigem Tone.

Fatal! Höchſt fatal! — Wer Teufel aber konnte ein ſo ſchnelles Umſetzen des Windes erwarten? murmelte verdrüßlich der Kapitain.

In dieſen Breiten iſt es etwas ſehr Gewöhnliches! erwiderte der Jüngling. Auf meiner erſten Nordſeefahrt, ſetzte der Wind mehrere Tage hintereinander ſo oft um, daß er alle unſere Berechnungen zu Schanden machte, und wir uns nach etlichen Stürmen in der Nähe der Orkneys fanden, als wir uns kaum dreißig Meilen von der Mündung des Fyrth of Forth zu befinden glaubten. — Aber ich meine, der erſte Windſtoß wird gleich hier ſein. Der Nebel umhüllt uns ſchon. Wollen Sie nicht die Segel einziehen laſſen? —

Verdrüßlich ohne ein Wort zu ſagen, nickte der Kapitain, und gleich darauf ertönte auch ſchon die klare Stimme des jungen Mannes.

Alle zu Hauf! kommandirte er. Die Segel herunter! Leute auf die Geitaue! Herunter mit Allem! —

Die Kommandos folgten ſich ſo ſchnell, daß man wohl merken konnte, daß Der, welcher ſie ausſprach, die Minuten für gemeſſen hielt. Wirklich arbeiteten auch die Matroſen ſo eifrig, daß in dieſen Augenblicken kein müßiger Arm auf dem ganzen Schiffe zu erblicken war; man ſah, daß die Leute das düſtre Anſehn des Firmaments zu beurtheilen wußten.

Der junge Offizier hatte indeß einige Gänge auf dem Verdeck gemacht. Er blickte unaufhörlich nach Weſten. Dann kommandirte er: Die Hinterrahen in's Kreuz gebraßt!

So wie das Aufhören des Knarren des Holzes und das Aechzen der Kloben anzeigte, daß das Manöver vollzogen ſei, blickte er nochmals auf den Horizont und rief: Die großen Segel angeholt! Zuſammengerollt! Beſchlagt die größern Segel.

Eine Menge Seeleute warfen ſich in dieſem Moment in das Takelwerk, und in wenig Augenblicken waren die mächtigen Leinwandmaſſen zuſammengerollt. Wäre ein Bewohner des Feſtlandes, der früher noch nie die See gekannt, auf dem Deck des Seepferdes geweſen, er hätte die ängſtliche Thätigkeit der Mannſchaft, die Beſorgniſſe der Befehlshaber, nicht begreifen können. Der Wind hatte ſich ſo gelegt, daß ſich kaum dann und wann ein leiſer Luftzug ſpüren ließ, die Wellen ebneten ſich immer mehr, und in gewiſſermaßen gleichförmigen Bewegungen ward das Schiff von ihnen gehoben und geſenkt. Die See, immer ruhiger werdend, plätſcherte an den Flanken deſſelben, und ſendete nur ſelten einen ſpritzenden Strahl, der dann langſam wieder durch die Speigaten abfloß, auf das Vorderdeck. — Bei alledem hatte die Stille etwas Tückiſches, Unheimliches. Alle Geſichter der Matroſen waren nach Weſten gekehrt. Keiner verlor ſich unter Deck. Die Befehlshaber gingen ſchweigend auf und ab.

Ich wollte, der Mond wäre herauf! ſagte nach langem Schweigen der Kapitain. Sehen Sie einmal dort das verdammte falbe Licht, und jene Nebelballen, die mit Windeseile auf uns zueilen. — Aber alle Wetter! Der Sturm iſt da! Jetzt bricht er los! Ohne erſt den Befehl des Kapitains abzuwarten, ſprang ſein Untergebener einige Schritte vorwärts.

Das Steuer nach dem Winde! ſchrie er mit einer Stimme, die weit über die Wogen ſchallte. Flink Burſch! Das Steuer nach dem Winde! — Der Steuermann gehorchte. Dem feuchten Qualm, jenen ungeheuren Nebelballen, die vor wenig Augenblicken nur durch einen kaum fühlbaren Luftzug an den Seiten des Schiffes vorbeigetrieben waren, folgten jetzt größere und größere, und dieſe ſtürzten, von einem heulenden Windſtoße getrieben, wie die Nebelkoloſſe Oſſians daher. Pfeifend tönte der heftige Luftzug an den Maſten und im Takelwerk, und in wenig Augenblikken war die dumpf grollende murmelnde See zu einer weißen Schaumfläche geworden. Die wenigen Segel, die man der Brigg gelaſſen hatte, flatterten indeß ſauſend und klatſchend an ihren ſtarken Rahen, aber nun ſtürzte der Sturm ſo wüthend in ſie ein, daß ein's derſelben riß und wie ein weißer Seevogel zur Seite des Maſtes zu ſchweben ſchien. Das Seepferd hatte bei alledem den furchtbaren Anfall des Sturmes nicht übel ausgehalten. Zwar legte ſich das Schiff einen Moment auf die Seite, daß die Spitzen der Rahen faſt das Waſſer berührten, und an dem Rumpfe mehre Fußbreit des Kupferbeſchlages über der Waſſerfläche der Backbordſeite auftauchten, aber das Manöver hatte dennoch größtentheils die beabſichtigte Wirkung gehabt, und das Schiff ſchoß nun wie ein Pfeil, aber freilich in einer ſehr unwillkommenen Richtung, dahin.

Wir müſſen vom Lande zu halten ſuchen! ſagte nach einer Weile bedächtig der junge Mann. Es iſt freilich bei dem immer zunehmenden Sturm kaum möglich, eine Veränderung mit den wenigen Segeln vorzunehmen, ohne fürchten zu müſſen, dieſe zu verlieren. — Aber was iſt das? Dort in der Entfernung erſcheint ein Licht; von einem Schiffe kann es nicht kommen; dazu iſt es zu hell, zu ſtrahlend. Ich fürchte wir ſind dem Lande bereits ſehr nahe.

Hm! Verdammt; Sie haben recht! Es iſt der Leuchtthurm von Drontheim! ſagte betroffen der Kapitain. Wenden wir ſchnell, da es noch möglich iſt.

Das Manöver ward verſucht, es zeigte ſich jedoch als unausführbar und höchſt unglücklich. Der Sturm ſtürzte ſo wüthend auf die Brigg ein, daß ſie in die größte Gefahr verſetzt ward. Kaum hatte nämlich ihr Vorderſteven von dem öſtlichen Kourſe abgebogen, als das ganze Gewicht des Sturmandrangs ſo in die Flanke des Schiffes fiel, daß ſeine Maſten ſich faſt bis zum Horizont hinabbeugten. Zwar richtete ſich die Brigg wieder empor, aber ein zweiter noch ſtärkerer Windſtoß fiel in die Segel, und krachend ging der Hauptmaſt über Bord. Er zog durch ſeine Wucht das Schiff mit der Backbordſeite dergeſtalt nach ſich, daß das Gebäude faſt bis an die Speigaten auf dem Waſſer lag, und der Lieutenant kaum Zeit hatte auszurufen: Kappt den Maſt und die Wände! — Schnell mit Beil und Meſſer! — Kappt auch das letzte Tau!

Die Mannſchaft, den Untergang vor ſich ſehend, ſtürzte ſich auf den gebrochenen Maſt und das Takelwerk, und in zwei Minuten ſchwamm Alles getrennt von dem Schiffe, und letzteres richtete ſich langſam und ſchwankend auf.

Der Teufel hat ſein Spiel! rief der Kapitain knirſchend nach einer Weile. Ich hätte Ihre Meinung befolgen, und vom Lande halten ſollen, wäre es auch nur darum, weil heute Freitag iſt. An einem Freitage iſt mir noch alles Unglück zugeſtoßen. An einem Freitage ſcheiterte ich mit dem Schoner Zeeduivel unweit des Texels. An einem Freitage ward ich verwundet, und weiß der Henker, was mir noch Alles an einem Freitage paſſirte. — Aber verdammt! Wir kommen dem Lande näher und näher. Ein paar Meilen iſt zwar die Küſte noch von uns —

Entſchuldigen Sie, wenn ich widerſpreche! fiel der Lieutenant ein. Das Licht, was wir dort ſehen, iſt nicht ſo entfernt wie ſie meinen. Ich halte es überhaupt nicht für den Leuchtthurm; es ſtimmt nicht ganz mit der Notiz die wir von dieſem haben, und — mit einem Worte — wir ſind nicht auf der Höhe von Drontheim.

Das weiß ich beſſer junger Herr! fiel ihm verdrüßlich der Kapitain in die Rede. Der Leuchtthurm iſt es, und bräche nur der Morgen an, oder käme der Mond herauf, ſo getraute ich mir im ſchlimmſten Falle dennoch mit Hülfe eines Lootſen einzulaufen.

So gut es der noch übrige Maſt, und die Gewalt des Sturmes erlaubten, ſuchte die Brigg durch geringe Wendungen, Einziehung oder Veränderung der wenigen Segel, ſich vom Lande zu halten. Endlich ſtieg der Mond herauf. Wie groß war des Kapitains Erſtaunen, als die hohe, felſige Küſte Norwegens kaum noch eine Seemeile vor ſeinen beſtürzten Blicken dalag.

Wir ſind verloren, Herr! ſagte er, indem er den Lieutenant bei der Hand ergriff, und dieſe heftig zuſammenpreßte. Laſſen Sie ein paar Schüſſe thun, und dieſe alle zwei Minuten wiederholen. Unſere Hoffnung kann nur auf Hülfe von Außen, oder plötzlichem Aufhören des Sturmes beruhen.

In wenig Augenblicken donnerten die Kanonenſchüſſe in das Heulen des Sturmes, aber — die Brigg trieb trotz aller Anſtrengungen, die man nach Maßgabe der Umſtände machen konnte, dem Lande zu.

Wir müſſen mehr Segel beiſetzen, und das Aeußerſte verſuchen! ſagte endlich, nachdem er längere Zeit nach dem Lande geblickt, der Lieutenant. Wir müſſen Segel beiſetzen und vom Lande zu halten ſuchen, indem wir wenden. — Es kann uns nichts Schlimmeres begegnen, als uns ohnehin erwartet.

Der Kapitain gab ſchweigend ſeine Einwilligung. Das Manöver ward wiederholt. Einen Augenblick ſchien es zu glücken, aber im zweiten ſiegte die Macht des Sturmes, und der letzte Maſt ging krachend über Bord. — Das Schiff trieb, ein geſchorenes Wrack, langſam dem Lande zu.

In dieſem Augenblick trat ein Bootsmann zu dem Lieutenant, und ſagte ihm etwas ins Ohr.

Mehr Mannſchaft an die Pumpen! Das Waſſer darf keinen Zoll mehr Macht gewinnen; antwortete dieſer in ruhigem Tone. Die Uebrigen heran, um an dem Stummel des gebrochenen Maſtes eine Stenge aufzurichten!

Der Kapitain ſah dem Verfahren ſeines Lieutenants mit der Ruhe der Verzweiflung zu, endlich, als ein kleiner Nothmaſt aufgerichtet war, und ein Segel an dieſem flatterte, wendete er ſich zu ſeinem Untergebenen und ſprach:

Wir werden ans Land geworfen, was wir auch unternehmen! Das einzige Mittel was uns bleibt, iſt, auf jenes Licht zuzuſteuern, es mag nun im Leuchtthurme von Drontheim oder beim Teufel in der Hölle brennen.

Allerdings bleibt uns nur dieſer Ausweg! erwiderte der junge Mann. Uebrigens muß das Licht wirklich ein Signalfeuer ſein. Es iſt ungewöhnlich hell und ſtrahlend, und täuſche ich mich nicht — er brachte das Nachtrohr ans Auge — ſo iſt es ein Drehlicht.

Vielleicht ein neuerrichtetes Signal, von dem wir noch keine Nachricht haben! ſagte der Kapitain mit einem Tone als ob ihm ein Felſen die Bruſt beſchwere.

Die Brigg trieb indeſſen immer näher gegen das Land. Das Licht an der Küſte erſchien immer größer, ſtrahlender. Alle zwei Minuten feuerte die Brigg einen Nothſchuß. Vom Lande ließ ſich indeß nichts hören oder ſehen, was als Antwort gelten konnte. Die Befehlshaber des Schiffes ſo wie die Mannſchaft blickte mit dumpfer, furchtbarer Ruhe nach jener Gegend. Der Sturm raſ'te immer mehr und mehr.

Brandung! Ho! — rief jetzt die durchdringende Stimme eines Matroſen vom Bogſpriet her.

Der Lieutenant ſprang raſch auf eine Kanone, und ſah kurze Zeit nach der Leeſeite, dann herabſpringend, trat er zu dem Manne am Steuerrade. — Das Seepferd ſtrich ein paar Minuten darauf, dicht an einer Stelle vorüber, wo ſich die See an blinden Klippen ſchäumend brach. Kaum war man einige Kabeltaulängen weiter geſegelt, als der vorige Ruf erſcholl. Eben eilte der Lieutenant auf ſeinen Poſten, um nach dem drohenden Punkte auszuſchauen, als die Brigg einen Stoß bekam der ſie in allen Fugen erbeben machte. Ein furchtbares Sauſen im Innern des Schiffes ließ ſich ſogleich vernehmen; es war das Waſſer welches von allen Seiten eindrang, und das die im Innern des Schiffes vorhandene Luft aus allen Löchern und Fugen trieb.

Die Boote in See! — Laßt die Boote hinab! rief der Kapitain in Tönen der Verzweiflung.

Es war zu ſpät. Die Brigg ſank in demſelben Augenblicke. — — —

Während der Sturm nach Verlauf einiger Stunden ſich etwas zu beruhigen ſchien, war der Mond immer höher über die Gebirge Norwegens heraufgeſtiegen. Er beleuchtete bis zur Tageshelle eine zerklüftete Küſte in welche ſich tiefe Meeresarme (Fiords) Bahn gebrochen hatten, und hier ſtille und geräumige Buchten darboten. Faſt überall ſtarrten die Felſen, Thürmen gleich, ſenkrecht aus der See, doch war wohl hier und da ein kleines Fleckchen flaches Ufer, wo nothwendiger Weiſe Alles, was die tobende See durch Sturmesgewalt auswarf, ans Land getrieben werden mußte. Einen dergleichen Plätze gab es im Hintergrunde eines ziemlich breiten, ſich wenig ins Land erſtreckenden Fiords. Es war ein, mehrere hundert Schritt breiter, kieſiger Strand, der mit Haufen von den Wogen zuſammengewirbelten und ans Land geworfenen Seetangs, Holzſtücken, und einer Menge vom Steingerölle beſchädigten Muſchel- und Sepiaſchalen, bedeckt war. Der Sturm dieſer Nacht hatte indeß auf dem Strande heute größere Tanghaufen, mehr Holzſtücke wie gewöhnlich zuſammen geführt. Das Waſſer hatte ſeine höchſte Gränzlinie erreicht, und auf dem trockenen Kies ſprangen im hellen Mondſtrahl eine Menge ſilberglänzender Fiſchchen empor, die ſich aus dem Wuſte der Waſſerpflanzen losgerungen hatten, um dennoch außerhalb ihres Elements zu verſchmachten, während eine Unzahl gleich ihnen ans Land geſchwemmter Waſſerinſekten, langſam oder ſchnell, wiederum den heimathlichen Fluthen zueilten. Aber nicht nur die eben angegebenen Gegenſtände bedeckten heute allein das Ufer. Auch eine Menge Kiſten, Planken, Bretter, Tonnen, zerbrochene Segelſtangen, lagen am Lande, ſo weit die Breite der Bucht reichte.

Es war indeß zwei oder drei Stunden nach Mitternacht. Außer dem Sauſen des Windes, der ſich aber wieder etwas zu beruhigen ſchien, dem Toben des Meeres, war Alles ſtill, doch jetzt knirſchte der Kies im Hintergrunde des Uferplatzes, und zwei Männer kamen langſam um eine Felswand geſchlichen. Sie waren beide in dicke Ueberröcke gehüllt, und der Eine, welcher einige Schritte voraus war, trug einen ſo breiten niedergekrempten Hut, daß man durchaus nichts von ſeinen Zügen ſehen konnte. Eben wendete er ſich zu ſeinem etwas zurückgebliebenen Gefährten, indem er fröhlich in die Hände ſchlug, und in gebrochenem Franzöſiſch ausrief:

Voila! Hier iſt das ganze Paket! — Ich hatte es mir wohl gedacht! Dieſe Bucht bleibt doch immer der beſte Platz.

Sein Gefährte war indeß an eine zertrümmerte Kiſte getreten, und indem er ein Bret mit dem Fuße umkehrte, ſagte er verdrüßlich:

Hohl's der Henker! Es war ein Kriegsſchiff. Da wird's wenig zu fiſchen geben.

Beide wandelten nach mehreren Seiten umher, und blieben bald bei einer Kiſte bald bei einer Tonne ſtehen.

Schlag auf, Jean! ſagte dann Einer der Männer zu dem Andern. Es bleibt nicht viel Zeit, der Morgen rückt heran.

Größtentheils waren die aufgeſchlagenen Behältniſſe, Zwiebacktonnen, oder halbzertrümmerte Waffenkiſten, und dieſe wurden dann auch ſogleich als unnütze Beute verlaſſen; in einer Weile fanden ſich indeß einige Koffer und andere Gegenſtände.

Fort mit dieſen! hob der Vorige aufs Neue zu ſeinem Gefährten an. Bringe ſie an Ort und Stelle. Sie ſind nicht ſchwer, und hier können wir ſie nicht unterſuchen.

Der Angeredete nahm ein Beuteſtück nach dem andern, und ſchaffte es bei Seite. Wie es ſchien war ein Bergungsort in der Nähe, denn nach Verlauf weniger Minuten war er ſtets wieder auf dem Platze.

Lange waren Beide ſo am Ufer umher geſchlichen und hatten unter den Trümmern und dem Inhalt der unglücklichen Brigg ihre Erndte gehalten, als der Eine ausrief:

Heda Herr! Kommen Sie einmal hierher! Hier liegt ein Leichnam.

Langſam und gleichgültig näherte ſich der Andere. Nur wenige Schritte von der Waſſergränze, auf dem naſſen Sande, die Füße noch von den Wellen beſpült, lag der Körper eines Seeoffiziers.

Der hat genug ſalziges Waſſer getrunken! ſagte der Mann welcher zuerſt geſprochen, Aber nein! — Er rührt den einen Arm.

Wirf ihn ins Waſſer! entgegnete der Andere mit höchſt verdrüßlichem Tone. — Ein Zeuge! Der wäre es gerade, den wir brauchen könnten.

Eben wollte Jener den Ertrunkenen bei den Füßen faſſen, um ihn in die Wellen zu ſchleifen, als er ihn zuvor auf den Rücken wendend, in deſſen vom Monde hell beſtrahltes, todtenblaſſes Geſicht blickte. — Er fuhr zurück als hätte er das Haupt der Meduſa geſehn, und zeigte ſchweigend mit der Hand auf den Leichnam.

Was iſt dem Narren? — Was ſoll das heißen? fragte barſch der Andere.

Sehen Sie ihn an! Sehen Sie ihn an und erſäufen Sie ihn zum zweitenmal, wenn Sie können!

rief mit ſonderbarem Tone der Vorige. Der Teufel muß ſein Spiel haben, denn — der Menſch ſieht Ihnen ſo ähnlich, als wäre er Ihr jüngeres Selbſt.

War es eine Art Neugierde, war es um ſich Ueberzeugung zu verſchaffen, der Angeredete beugte ſich über den Leichnam, und fuhr eben ſo ſchnell zurück.

Sonderbar! rief er betroffen. Mir ſieht er zwar nicht ähnlich, aber ihr — ihr. — Komm! ſetzte er nach einer Weile hinzu; Komm! Entfernen wir uns, und überlaſſen wir ihn dem Zufalle; mag nun noch Leben in ihm ſein oder nicht.

Hm, Herr! Mir fällt da Etwas ein! hob der Erſte nach kurzem Beſinnen an. Sie wiſſen ich gehöre nicht zu den butterherzigen Kerlen, die ſich viel darum härmen ob ſie Einen mehr oder weniger auf dem Gewiſſen haben, und, wenn Sie es ſonſt wollen, ſo werfe ich Den da — er zeigte auf den Ertrunkenen — ohne Weiteres in die See. — Sie müſſen wiſſen, ich war nur ein Bischen überraſcht von wegen der Aehnlichkeit. — Aber es giebt auf dieſem einſamen Flecken Spürnaſen. — Wo gäbe es auch nicht ſolche hundsföttiſche Geſichter? — Nun, die haben ſich ſchon immer gewundert, daß jetzt ſo oft Schiffe in dieſer Gegend ſcheitern, und nie ein lebendiges Weſen gerettet wird. Was meinen Sie, wenn wir den Ertrunkenen — Sehen Sie! er macht wieder eine Bewegung mit dem

Fuße — in Ihre Wohnung brächten? — Er mag nun aufkommen oder nicht! Er ſcheint ein Seeoffizier, und das Ding würde Aufſehen machen, und zwar jedenfalls zu unſerm Vortheil.

Nein! — Nein! — Dummes Zeug! fiel Jener ihm raſch ins Wort, aber bald ward er nachdenkend. — Freilich! ſagte er nach einer Weile. Ich glaube, daß Dein Rath im Ganzen nicht ſo übel iſt. Ueberdem ſind unſere Vorrathshöhlen leer, wie die Hamſterlöcher im Frühling, und ſo eine Geſchichte wäre wohl gut, die Klügler bei der Naſe herumzuführen. — Nach Drontheim, ſetzte er bedächtig hinzu, müßte eine prunkende Anzeige gemacht werden. — Höre Jean! Lade den Menſchen auf, und fort mit ihm.

Kaum hatte der Letztere dieſe Worte geſprochen, als Jener den Ertrunkenen nach herkömmlicher unſinniger Weiſe bei den Füßen faßte, und ihn emporhob, um das verſchluckte Waſſer auslaufen zu laſſen, dann — er war ein baumſtarker Kerl — nahm er den Lebloſen, warf ſich ſolchen über die Schultern und trat ſeine Wanderung an. Langſam folgte ihm ſein Gefährte über den knirſchenden Sand nach, und bald war der trümmerbedeckte Strand einſam wie vorher. —

Die Gegend, in welcher die eben beſchriebene Begebenheit ſich ereignete, war eine gute Anzahl Meilen nördlich von Drontheim gelegen. Sie war außerordentlich öde.

Faſt aller Ackerbau war hier verſchwunden, und in den einzelnen, meilenweit von einander entfernten Höfen, in welchen ärmliche Familien lebten, beſchäftigte man ſich blos mit der wenig ergiebigen Viehzucht. Die Vegetation bot hier was die Phanerogamen anlangt, einen traurigen Anblick dar. Von Waldbäumen gab es nur noch die Fichte und die Birke, die erſtere war jedoch größtentheils knorrig, niedrigen Wuchſes, von einem langherabhängenden Mooſe erſtickt, und zeigte häufig erfrorne Wipfel; die zweite aber war niedrig, krummäſtig und hatte eine von Kälte und Seeluſt geſchwärzte Rinde. So ſchlecht wie es mit dem Anblick der Waldbäume beſtellt war, war es auch mit der übrigen Pflanzenwelt, die Kryptogamen ausgenommen, der Fall, doch machten die beerentragenden Sträucher hiervon eine Ausnahme, und wer auf dem Bette von Mooſen, welche in dem verſchiedenſten Grün oder Braun ganze Flächen überzogen, die Früchte der arctiſchen Himbeerranke, oder die Moos- und Preiſelsbeere glühen ſah, würde der ſo kümmerlichen Vegetation dennoch nicht allen Reiz haben abſprechen können.

Ungefähr eine Viertelſtunde von der Bucht, in der die Trümmer des Seepferdes angeſchwemmt worden waren, mitten auf einer weiten Fläche, welche die Ausſicht nach entfernten kahlen Gebirgen darbot, lag ein ziemlich eigenthümlich gebautes Haus. Im Ganzen glich es zwar den Bauerhöfen der Gegend, indeß ſah man ſogleich, daß es mit mehr Sorgfalt konſtruirt, und zu größerer Bequemlichkeit eingerichtet ſei. Zwar war es mit einem gang gewöhnlichen Holzzaune umgeben, ſeine Wände waren aufeinander gelegte, mit Moos in den Fugen ausgeſtopfte Balken, aber die Fenſter waren größer, die Thüren bequemer, wie in andern norwegiſchen Bauerhäuſern. Außerdem ſagte eine über der Thüre angebrachte Inſchrift dem Ankommenden ſogleich, daß er keines der letztern vor ſich habe. Die Inſchrift von farbigem Moos, zierlich ausgelegt, hieß: Naturae et Otio. — — —

Wir verſetzen uns nun in das Innere der eben beſchriebenen Wohnung, und zwar in ein Zimmer, welches von dem Hausbeſitzer wohl als das Gaſt- oder Freudenzimmer betrachtet werden mochte. Die Balkenwände deſſelben waren mit Brettern ausgetäfelt, und dieſe wieder mit einer einfachen Tapete überklebt. Die Meubles des Zimmers waren ſehr verſchiedener Art, koſtbar, oder ganz plump und geſchmacklos, ſonderbarer Weiſe aber alle von der Art, wie man ſolche in den Kajüten der Schiffe ſieht. Eine Ausnahme hiervon machten ein paar Glasſchränke voll arctiſcher Seevögel, die aber ſchlecht ausgeſtopft, und noch ſchlechter gehalten waren. — —

In einer Fenſterbrüſtung des Zimmers, das wir eben beſchrieben haben, ſaß ein Mädchen von ungefähr vier bis fünf und zwanzig Jahren. Von Geſtalt war es groß und ſchlank, das Geſicht ohne eben ſchön genannt werden zu können, bot im Ganzen einen angenehmen Anblick dar. Die junge Perſon war mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, und horchte nur dann und wann auf, ſobald ſich hinter einem Schirm der im Hintergrunde des Zimmers ſtand, ein Geräuſch ſpüren ließ.

Eben trat ein Mann von ziemlich hohem ſtarkem Wuchſe ins Zimmer. Sein Antlitz war von der friſchen Bergluft geröthet, und es würde durch die kühnen, und nicht geiſtloſen Züge, die in ihm vorherrſchend waren, Jedem, der es zum erſtenmale geſehn, als imponirend erſchienen ſein, wenn nicht der ſonderbare Blick, des, unter den dicken Brauen halb zugekniffenen Auges, den günſtigen Eindruck wieder verwiſcht hätte.

Nun, wie gehts mit ihm? fragte der Eintretende das Mädchen, indem er die Mütze die ſein Haupt bedeckte, auf einen Stuhl ſchleuderte, und ſich dem Schirme näherte.

Klas hat ihn verbunden, und er ſchläft! erwiderte die Gefragte. Wie der Alte meint, iſt der Armbruch nur inſofern von Gefahr, als er der Schulter ſo nahe iſt. Wie gut, ſetzte das Mädchen hinzu, daß wenigſtens ein Menſch dem Armen Hülfe leiſten kann. Obwohl Klas nur ein Bauer iſt, ſo hat er doch, wie es ſcheint, einige Kenntniſſe von dergleichen.

In dieſem Augenblicke entſtand ein kleines Geräuſch hinter dem Schirme. Jener Mann, welcher der Hausherr zu ſein ſchien, trat hinzu, und that einen Blick hinter denſelben.

Ah! Sie ſind munter! hob er an, indem er den Schirm zuſammenſchlug und bei Seite ſtellte. — Wie befinden Sie Sich heute? —

Gut! Sehr gut! antwortete ein im Bette liegender junger Mann, der Niemand anders als der Lieutenant der verunglückten Brigg, das Seepferd, war. Die Schmerzen im Arme ſind mäßig, und die Betäubung, die mir alle Denkkraft raubte, hat ſich faſt gänzlich verloren.

Das freut mich! ſagte Jener, indem er ſich zur Seite des Bettes niederließ. Auf dieſe Weiſe werden wir doch endlich ein paar zuſammenhängende Worte mit einander ſprechen können; denn bis jetzt weiß ich blos, daß das geſcheiterte Schiff eine holländiſche Kriegsbrigg war, und daß Sie Sich als Lieutenant am Bord derſelben befanden.

Das geſcheiterte Schiff hieß das Seepferd, ward vom Kapitän van der Straten geführt, und ſollte einige verſchwundene Wallfiſchjäger aufſuchen: Ich ſelbſt heiße Fiſcher; erwiderte der junge Mann. — Wie aber nenne ich meinen edelmüthigen Retter?

— Mein Name iſt le Grand! ſagte Jener kurz. Ich wurde in den franzöſiſchen Kolonien geboren, und trieb ſonſt Handelsgeſchäfte, ſpäter lebte ich den Wiſſenſchaften. Sie werden, wenn Sie erſt wieder mobil geworden ſind, ſich über den Narren wundern, der in dieſem Erdwinkel ſich anſiedeln konnte, um einer Liebhaberei genug zu thun.

Und dieſe iſt? fragte neugierig der junge Offizier.

Vor Allem Aſtronomie, im Allgemeinen die Naturwiſſenſchaften! verſetzte Jener. Es ſind in dieſen, in ſo hohen nördlichen Breiten, noch ſehr merkwürdige Entdekkungen zu machen. — Am übelſten kommt bei dieſem Aufenthalte freilich meine Tochter weg. Ich bin zwar noch nicht weit über die Funfzig hinaus, aber dennoch manchmal verteufelt launiſch und langweilig. — Nun, ſchloß er, indem er einen Blick auf das Mädchen warf, Julie muß ſich mit der Winterzeit tröſten, da ziehen wir ſüdlich, nach Kopenhagen, Berlin, oder ſonſt wohin.

Ginge es nach mir, lieber Vater, fiel das Mädchen mit einem beſonders weichen Tone der Stimme ein, ſo blieben wir hier in unſerm traulichen Hüttchen; ich verlange weiter nichts. Mir hat es vorigen Winter in Warſchau ſchlecht gefallen.

Sie hatten Warſchau zum Zerſtreuungsorte gewählt? ſagte der Lieutnant lächelnd.

Ja! Warſchau; mir iſt Alles eins. Da oder dort; antwortete Jener. Es iſt blos um meine Tochter einmal wieder unter Menſchen zu bringen; ich haſſe das ganze Geſchmeiß. — Doch auf Ihren Schiffbruch zu kommen! Sagen Sie mir, was Sie während eines faſt zweitägigen Sturmes ſo nahe an die Küſte führte? Ein

Kriegsſchiff, und eine ſo unvorſichtige Führung! Ei ei! Was ſoll man da zu einem Handelsſchiffer ſagen? Der Sturm machte Pauſen. Sie hätten die hohe See gewinnen können.

Gewiß! erwiderte trübe der junge Mann. Die Brigg iſt auf eine unverantwortliche Weiſe verloren gegangen. Ich ſelbſt werde mich vor einem Kriegsgericht verantworten müſſen; was mir übrigens nicht ſchwer ſein wird. Die Admiralität kennt die Fehler meines verunglückten Befehlshabers, der durch ſeine Tapferkeit ſich zu einem Poſten aufgeſchwungen hatte, den er, wegen ſonſt ſo mangelhaften Kenntniſſen, niemals hätte bekleiden ſollen. — Wir waren ehe der letzte Sturm ausbrach, wenigſtens noch vier bis fünf Meilen vom Lande, und hätten ſehr gut das hohe Meer erreichen können.

Freilich! — Freilich! fiel der Hausherr lebhaft ein. Sie hatten zwei bis drei Stunden Zeit, der Wind war etwas ſüdlich geworden — eigentlich oſt ſüd-halb-ſüd — ehe er ſich wieder nach Weſten herumwarf. Er blies zwar etwas ſtoßweiſe, aber wenn Sie die Bramſegel beſchlagen, und die andern dichter beim Winde gebraſſet hätten, ſo wären Sie noch zeitig genug in's Freie gelangt.

Sie haben, wie es ſcheint, ziemlich genaue Kenntniſſe vom Seeweſen! fiel der Lieutenant dem Vorigen mit großer Aufmerkſamkeit in die Rede.

Ich? — Gar nicht! entgegnete Jener ruhig; aber

Ja theilen Sie uns doch Etwas davon mit, wenn es Ihnen nicht allzubeſchwerlich fällt! fiel das Mädchen ein, das bis dahin oft mit dem Ausdrucke der Theilnahme nach dem jungen Manne geblickt hatte.

Meine Mutter, hob der Lieutenant an, war die einzige Tochter eines ſehr reichen Pflanzers in Surinam. Die Nähe der Pflanzung bei der Hauptſtadt, wohl auch der Ruf des Reichthums und der Schönheit der einzigen Erbin, zog eine Menge junger Männer, unter denen ſich mancher Bewerber fand, ins Haus. Mein Großvater, welcher Wittwer war, geizte mit der Hand des einzigen Kindes. Er wollte die Tochter, ſein Alles, ſo ſpät wie möglich weggeben. Endlich entſchied er ſich für einen Verwandten, der reich, jung, angenehm, und in jeder Hinſicht für ſeine Tochter eine angemeſſene Wahl war. Indeß hatte das Herz meiner Mutter bereits eine andere, und — leider muß ich es ſagen — eine unwürdige getroffen. Ein junger Seemann hatte ihr Herz gefeſſelt. Er hatte, wie man dies allgemein zugeſtand, zwar bedeutende Vorzüge des Geiſtes, verſtand ſein Metier aus dem Grunde, und hatte dies bei höchſt gefahrvollen Fahrten bewieſen, allein ſein Ruf war, auf das mildeſte geſagt, höchſt zweideutig. Eins, welches dem Letztern ſchon einen Flecken beigebracht hatte, war, daß er die Führung eines Sklavenſchiffes übernommen hatte. Es war dies zwar ein ganz geſetzliches Gewerbe, aber Sie wiſſen —

Ja ich weiß, daß zehn Weiße betrügen, beſtehlen, zu Grunde richten, ein untadelhaftes Verfahren iſt, aber der Sklavenhändler, der den Schwarzen aus einem ſchlechten Lande in ein beſſeres transportirt, iſt und bleibt einmal ein Spitzbube! ſprach höhniſch le Grand.

Sei dies wie ihm wolle, auf dem, der ſich mit dem Negerhandel befaßte, ſaß einmal ein Flecken! fuhr der Lieutenant fort. Der Mann, für den meine Mutter eine ſo heftige als unglückliche Leidenſchaft gefaßt hatte, litt auf eine noch andere Art an ſeinem Rufe. Hohes Spiel war damals zu Paramaribo unter den jungen Leuten an der Tagesordnung, und von dem Bewerber um die Hand meiner Mutter ging die Rede, daß er, nur um dieſer Leidenſchaft zu fröhnen, die Führung eines Sklavenſchiff's übernommen habe; Grund genug für meinen Großvater um ihm die Hand der einzigen Tochter zu verſagen. Erſt eine tödtliche Krankheit meiner Mutter, das ſichtliche Hinſiechen derſelben, konnte nach unendlichen Beſtürmungen von ihrer, und langem Widerſtande von ſeiner Seite, ihn bewegen ſeine Einwilligung zu ertheilen. Er gab ſie endlich unter der Bedingung, daß ſein Eidam das Seeweſen aufgäbe und als Pflanzer lebe. — Anfangs war die Ehe glücklich, und mein Großvater nahm die Meinung mit in's Grab, die Tochter am Ziele aller ihrer Wünſche zu hinterlaſſen. Eine Tochter, welche meine Mutter gebahr, beſtärkte ihn vorzüglich in dieſem Glauben. Jetzt ſtarb mein Großvater, aber nun brachen bei dem unglücklichen Manne, den ich nie gekannt und den ich nur mit Wehmuth meinen Vater nenne, die alten Neigungen wieder hervor. Das Pflanzerleben ſchien ihm fade, einförmig. Er hielt ſich wochenlang in Paramaribo auf. Hier ſpielte er und verlor große Summen. Das bedeutende Vermögen ſeiner Frau verſchwand bald bis auf die kleine Pflanzung, die ſie bewohnte. Er wollte nun auch dieſe verſchulden, meine Mutter widerſetzte ſich, es gab furchtbare Auftritte, deren einer — wo aber noch andere Umſtände hinzu kamen, deren Mittheilung ich Sie mir zu erlaſſen bitte — von der Art war, daß mein Vater ein paar Piſtolen von der Wand riß, und mit der einen meine Mutter gefährlich, eine andere Perſon faſt tödtlich, verwundete. Meine Mutter entfloh nun nach Paramaribo, um die Geſetze zu Hülfe zu rufen; wie groß war ihr Entſetzen als ſie des Tages darauf vernahm, daß ihr Mann und ihre Tochter verſchwunden ſeien. Sie konnte ſich das Letztere kaum als möglich denken, da das Kind zufällig krank darniederlag und ſie es deshalb nicht nach der Stadt mitnehmen gekonnt. Nie hat meine unglückliche Mutter mehr etwas von ihrem Manne und von ihrem Kinde vernommen. Bis an das Ende ihres Lebens blieb ſich in Ungewißheit, ob der Unglückliche in der erſten Wuth ſich und dem Kinde den Tod gegeben, oder ob er entflohen ſei. — Ein

Vierteljahr nach dieſem Vorfalle, ward ich geboren. Meine Mutter nannte mich ſtets ihren Schmerzensſohn, und ich war es. Meine Geburt untergrub vollends die Geſundheit der Aermſten. Sie kränkelte noch mehrere Jahre, und erlag endlich einem Zehrfieber. Ich ward von entfernten Verwandten erzogen. — — —

Während der ganzen Erzählung des jungen Mannes hatte ihm das Mädchen mit großer Theilnahme zugehört. Ihr dunkles Auge haftete an ſeinen Lippen, und als er mit rührendem Tone die Leiden ſeiner Mutter ſchilderte, floß eine Thräne die jugendliche Wange herab. Die Theilnahme le Grands äußerte ſich auf andere Weiſe. So wie der Lieutenant ſeine Erzählung anhob, ward er aufmerkſamer und aufmerkſamer. Er beugte ſich unwillkührlich vorwärts, wie Einer, der kein Wort verloren gehen laſſen will. Seine Geſichtszüge nahmen einen ganz beſonders ernſten Ausdruck an, und ſein Auge war feſt auf den Sprechenden gerichtet. Im Ganzen drückte ſeine Miene Erwartung, zugleich aber noch eine andere Empfindung aus, in welcher der Sprechende den Widerwillen, den ihm die Handlungsweiſe ſeines Vaters erregte, zu erblicken glaubte.

Sie heißen Fiſcher? — Nicht wahr? — Fiſcher? fragte le Grand endlich nach langer Pauſe, und in ungewöhnlich tiefem Tone.

Es iſt der Name meiner Mutter. Sie war deutſcher Abkunft; erwiderte der junge Mann. — Die Verwandten wollten, daß ich mich nach dieſer nenne. Der Name meines Vaters iſt, de Waters. —

Ihre Verwandten haben wohl daran gethan! rief le Grand mit einer Stimme, daß die Stube davon erſchallte, und indem er aufſprang. — Ohne weiter ein Wort zu ſprechen, verließ er mit feſtem tönenden Tritte das Zimmer.

Mein Gott! Was iſt Ihrem Vater? fragte der Jüngling das Mädchen erſchrocken. Sollte ich Etwas geſagt haben, was ihn unſanft berührt hätte?

Mein Vater iſt manchmal ſehr reizbar! erwiderte Julie etwas verlegen. Sie ſprachen — irre ich nicht — davon, daß Ihr Vater ſich, und Ihre Mutter, durch das Spiel unglücklich gemacht. Er hört dies nicht gern, denn er liebt — er liebte einſt, verbeſſerte ſie — das Spiel auf eine leidenſchaftliche Weiſe. Auch jetzt macht es ihm noch Vergnügen, mit mir wenn er nichts Beſſeres zu thun hat, ſtundenlang Piquet zu ſpielen. Sie werden wenn Sie geſund ſein werden, ihm gewiß nicht entgehn können. Er bildet ſich nun obendrein ein, die möglichen Chancen der Spiele — vor Allem der Hazardſpiele — genau berechnen zu können; demungeachtet habe ich ihn immer verlieren ſehen. —

Ich kann mir dies leicht erklären! entgegnete lächelnd der junge Mann. Ihr Vater treibt vorzüglich Aſtronomie, eine Kunſt die beſonders auf Berechnungen beruht. Es iſt ihm mithin mehr um das Reſultat verwickelter Kombinationen, als um den Zeitvertreib des Spiels zu thun. Daß er die Zufälle des letztern zu ergründen, vielleicht zu beherrſchen glaubt, wundert mich nicht und wenn er es bis zum Aberglauben triebe; es iſt dies eine von der klaren Anſchauung, von der trockenen Berechnung des Aſtronomen ganz getrennte Sache. Ich kannte einen Sternkundigen, welcher Atheiſt war, und den die Geſpenſterfurcht dennoch aus einem dunkeln Zimmer jagte. — Aber ſagen Sie mir, Mademoiſelle, wie kann Ihr Vater aſtronomiſche Beobachtungen anſtellen? Ich ſehe nichts von einer Warte, oder dergleichen.

Laſſen Sie es nur erſt dahin kommen, daß Sie das Zimmer verlaſſen können und ich führe Sie nach unſerm Luſthäuschen am Meeresufer! antwortete das Mädchen munter. O das iſt ein herrliches Plätzchen! Auf der einen Seite das weite unendliche Meer, auf der andern die Ausſicht nach den ſchneebedeckten Fiällen. Sie werden entzückt ſein. — Nun, ſehen Sie, dies Häuschen, welches auf einer Felſenſpitze liegt, hat mein Vater zu einer allerliebſten kleinen Sternwarte eingerichtet. Ich darf zwar nur ſelten, und nie ohne ſeine Begleitung hinein. Er behauptet, ich könnte ihm ſeine Inſtrumente in Unordnung bringen, obwohl ich ſie mit keinem Finger berühren würde. Blos der alte Jean hat das Vorrecht in dem Häuschen zu handthieren und wenn es Noth thut aufzuräumen. —

Wie lange wohnen Sie bereits in dieſem entfernten Erdwinkel? fragte der Lieutenant nach einer Pauſe.

Im dritten Jahre! erwiderte Julie trüben Blicks. Früher waren wir bald dort bald da, in großen Städten, in Bädern, und dergleichen. Das unſtäte Leben war eine rechte Plage. Ich dankte Gott als wir von Chriſtiania, wohin der Vater reiſte, um, wie er ſagte, alte Schulden einzukaſſiren, hierher gingen und uns anſiedelten. Blieben wir nur auch den Winter über hier. Es iſt ſo hübſch hier, ſo traulich, wenn auch einſam. Uebrigens befinde ich mich erſt ſeit meinem achtzehnten Jahre bei dem Vater; bis dahin war ich in Amſterdam in Penſion und hatte ihn nur ein oder zweimal geſehen.

Der Hausherr trat eben ins Zimmer; ein baumſtarker Kerl, der Etwas von dem Aeußern eines Seemanns hatte, trug ihm eine dampfende Punſchbowle nach.

Nehmen Sie es nicht übel, hob le Grand zu dem Lieutenant gewendet an, wenn ich Sie vorhin ſo plötzlich verlies. Mir ging gerade ſo Eins und das Andere durch den Kopf. — Setze die Bowle dahin, Jean! — Trinken Sie ein Glas mit? — Wie? — Mir ſchlug einmal die Bramſegel-Rahe den Arm entzwei — ich reiſte nämlich als Paſſagier und verſtand nichts von der

Sache -- ich ſage den Arm entzwei; ich bekam ein tolles Wundfieber, aber der Punſch hat mir nichts geſchadet. — Nun wie iſt's, Herr Lieutenant? —

Der Jüngling lehnte das Anerbieten freundlich lächelnd ab. Le Grand ſchenkte ſich ein großes Glas voll, gab ein gleiches ſeinem Diener, und bedeutete dieſen hinauszugehn.

Sie haben ſich hier ein recht freundliches, bequemes Wohnhaus, und wie Ihre Demoiſelle Tochter ſagt, auch eine wohlgelegene kleine Sternwarte erbaut! hob der Jüngling, um ein Geſpräch mit dem Hausherrn in Gang zu bringen an.

Eine Sternwarte? fuhr le Grand auf. Dummer Schnack, was das Mädel ſchwatzt! Eine Barracke iſt's; eine ſchlechte Steinhütte, nicht der Rede werth. In Ermanglung von etwas beſſerm brauche ich ſie indeß freilich zum Obſerviren. — Doch wieder auf Ihre Geſchichte zu kommen. Haben Sie weiter etwas von Ihrem Vater vernommen? — Doch was frage ich auch! Sie werden Sich nicht viel um ihn bekümmert haben, wenn er wirklich ſo ein ſchlechter Patron war, wie ſolchen Ihre Mutter Ihnen geſchildert hat.

Sie haben mich völlig mißverſtanden, Herr le Grand, hob der Lieutenant etwas erregt an, wenn Sie meinen, daß meine Mutter meinen Vater als ſchlecht geſchildert. Das hat ſie nie geſagt. Sie ſchilderte ihn nur als heftig, im höchſten Grade leidenſchaftlich, ließ aber ſonſt ſeinen Vorzügen alle Gerechtigkeit widerfahren.

Gerechtigkeit widerfahren? rief le Grand wild lachend. Man weiß ſchon wie die Weiber dem Manne, den ſie nicht mehr lieben, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie wird eben nicht behauptet haben, daß er Jemanden die Taſchen ausgeräumt hätte, und das wird die ganze Gerechtigkeit geweſen ſein.

Sie irren, mein Herr, wenn Sie dies glauben! fiel der Jüngling mit Wärme ein. Meine Mutter erinnerte ſich vielleicht mehr, als es der Unglückliche der ſie ermorden wollte um ſie verdiente, deſſen, was Gutes an ihm war. Sie hat bis zum letzten Lebensaugenblicke mit großer Theilnahme von ihm geſprochen.

Bis zu ihrem Lebensende? fragte le Grand höhniſch. Sie wollen ſagen bis zu ihrer zweiten Verheirathung.

Meine Mutter heirathete nie wieder? ſagte der Lieutenant kurz. Die Erfahrungen die ſie gemacht, hatten ihr hinlänglich geſchienen jede zweite Ehe zu vermeiden, obwohl wackere Männer ihre Hand begehrten.

Sie hat nicht wieder geheirathet? ſprach le Grand bedächtig, indem er langſam ſein Glas austrank, und es wieder aufs Neue füllte. Sonſt pflegen geſchiedene Frauen am erſten zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten; ſie haben ſchon in der Regel Etwas in petto. — —

Ich muß Sie bitten, meine treffliche Mutter nicht mit leichtſinnigen Weibern ſolcher Art in eine Klaſſe zu werfen! ſprach der Jüngling mit Wärme.

Bewahre! erwiderte le Grand etwas verlegen; bewahre! Ich wollte nur eine allgemeine Bemerkung machen. Ausnahmen giebts überall. — Aber ſagten Sie nicht, Ihre Mutter ſei von ihrem Manne verwundet worden? — Was konnte der Grund ſein, als Eiferſucht? — — Sehen Sie, mein guter junger Herr! ſetzte er auf eine boshafte Weiſe hinzu. Ich kaufte einmal einen Diamant. Zehn Leute, die es zu verſtehen glaubten, hatten ihn für einen Stein vom erſten Waſſer erkannt; am Ende war es dennoch ein Kriſtall. — O ich kenne die Weiber! Sie ſind alle vortrefflich, tugendhaft, edel — bis auf die Probe.

Und über dieſe könnte ich, ſo weit es meine Mutter angeht, einen eclatanten Beweis führen, wenn — wenn es ſich der Mühe lohnte, ſprach im Innerſten empört der junge Mann. Einſtweilen, Herr le Grand, erſuche ich Sie meinen Worten zu glauben.

Von ganzem Herzen; erwiderte le Grand, nicht ohne einen Anflug von Ironie. Sie müſſen mir eine zufällige Aeußerung nicht übel nehmen. Ich ſtreite manchmal nur um Etwas zu ſagen, und bin ſonſt ein bon enfant, mithin leicht zu ſatisfaziren.

Nachdem das Geſpräch dieſe Wendung genommen hatte, wollte es nicht wieder in das frühere freundliche Geleis zurückkehren. Der Jüngling wendete ſich mehr an Julien als an den Hausherrn, der ſtill und bedächtig große Gläſer ſtarken Punſches austrank, ohne nur im mindeſten von dem Getränk aufgeregt zu werden. Wiewohl le Grand blos mit ſeiner Bowle beſchäftigt ſchien, ſo wollte der junge Mann doch bemerken, daß das Auge des Hausherrn, wenn Letzterer ſich unbemerkt glaubte, mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke auf ihm ruhe, und er meinte ſich um ſo weniger täuſchen zu können, als das Geſicht le Grands, wiewohl im Ganzen vermöge der Leidenſchaftlichkeit die auf ihm ſichtbar war, eben nicht wohlthuend und anſprechend, doch zu denen gehörte, die man, wegen des wechſelnden und bezeichnenden Ausdrucks, einen Spiegel der Seele nennen konnte. Der Ausdruck, den der Jüngling bemerkte, zeigte bald große Theilnahme, bald einen entſchiedenen Widerwillen, und es war ſchon längſt Abend geworden, der Kranke war lange ſchon allein in ſeinem Zimmer, als er ſich noch immer mit der Frage abquälte, was wohl ſo verſchiedenartige Empfindungen in dem Geiſte eines ihm ſo fern ſtehenden, fremden Mannes, rege gemacht haben könne? — — —

Eine Anzahl Tage vergingen, und endlich war der Lieutenant ſo weit hergeſtellt, daß er, den Arm in der Binde, Bett und Zimmer verlaſſen konnte, wiewohl noch an keine Abreiſe zu denken war. In der That dachte er an letztere nur höchſt ungern. Ohne daß er es ſich ſelbſt geſtand, hatte er an Julien einen Antheil genommen, der immer noch im Wachſen war. Das Mädchen ſchien ihm ſo einfach, ſo lieblich, ſo anſpruchslos, und — das Warum wußte er ſich nicht zu ſagen — bei aller ihrer ſcheinbaren Zufriedenheit mit ihrem Schickſal, dennoch ſo wenig glücklich, daß, Alles dieſes zuſammengenommen, ſeine Theilnahme ſich bis zu einer zärtlichern Empfindung ſteigerte. Auch in Juliens Herzen aber regten ſich Gefühle für den jungen Mann. Die Schüchternheit, die ſie anfangs in ſeiner Nähe empfand, hatte ſich gänzlich verloren, und das ſonſt ſtille und in ſich gekehrte Mädchen, war munter und konnte des Plauderns kein Ende finden, wenn es mit dem Jüngling vor der Thür des Hauſes, im Schimmer der Abendſonne ſaß, oder die nahe gelegene Haidefläche durchſtreifte, um die aromatiſchen Früchte der arctiſchen Himbeere, für das ſo ſchmackhafte als frugale Abendbrot zu ſammeln. — Höchſt ſonderbar war indeſſen das Benehmen des Hausherrn gegen unſern Bekannten. So lange — was täglich ſtundenweiſe der Fall war — Beide einander gegenüber ſaßen, und Karten ſpielten ging Alles gut, und le Grand war um ſo vergnügter als er gewöhnlich den Sieg davon trug, da der Lieutenant, der das Spiel nicht liebte, in keiner Art deſſelben ein Meiſter war. Sobald indeß zwiſchen Beiden eine Unterhaltung gepflogen wurde, artete ſolche gewöhnlich in Streit aus. Le Grand zeigte dann Grundſätze, die, wie er ſagte, auf Erfahrung beruhten, die aber dem jungen Manne in der tiefſten Seele zuwider waren. Nach jenen Meinungen, war Geld die Hauptſache im ganzen Menſchenleben, und Der der Glücklichſte, der auf die leichteſte und ſicherſte Art ſich dieſen Schatz zu verſchaffen wußte. Nach le Grands Anſichten glichen die Menſchen blos verſtändigen Raubthieren, ſtets bereit über einander herzufallen, und das Letztere nur aus Klugheit unterlaſſend. Menſchenwürde, Menſchenwerth, Tugend im Allgemeinen, behandelte er als Chimären, an welche nur Thoren glaubten, die ſich auch dann richtig jedesmal in ihrem Glauben betrogen fanden, da, wie er meinte, das Thieriſche den Menſchen dergeſtalt beherrſche und zur Erde ziehe, daß der präſumirte göttliche Theil dabei ſtets unterliegen müſſe. Alles dieſes wollte er auf ſeiner langen Lebensbahn, als unumſtößliche Wahrheiten, durch Erfahrungen aller Art kennen gelernt haben. —

Der junge Mann befand ſich in dieſer Zeit viel mit Julien allein. Das Mädchen plauderte dann unaufhörlich mit ihm, ließ ſich alle Vorfälle ſeines, noch kurzen Seelebens beſchreiben, und als der Lieutenant ihr auf Befragen mittheilte, daß ſein Vorname Julius ſei, und er über dieſes Zuſammentreffen ſcherzend ſagte: ob ſie an Vorbedeutungen glaube, erröthete ſie bis an die ſchöne Stirn. Die Veranlaſſung zu dieſem Alleinſein, gab le Grand's häufiger Aufenthalt in ſeinem Obſervatorium. Er brachte dort viele Abende, ja ganze Nächte zu. Höchſt ſonderbar erſchien es dem jungen Seeoffizier, der ſelbſt ein Freund, und, bis zu einem gewiſſen Grade, Kenner der Aſtronomie war, daß le Grand bei bedecktem Himmel, Sturm und Regenwetter ſich allemal in ſeiner Warte befand, dagegen ganze Abende Karten ſpielen konnte, wenn der freie Horizont Gelegenheit zu den beſten Beobachtungen gab. Anfangs trieb die Neugierde unſern Bekannten an, dem Hausherrn deshalb Fragen vorzulegen. Dieſer meinte dann, er eile gerade bei Sturm und Unwetter nach dem Obſervatoriom, um, wenn es freie Augenblicke gäbe, dieſe zu benutzen, da dann der Horizont am reinſten ſei; in dieſen hohen Breiten, ſetzte er gewöhnlich hinzu, machten die Seenebel, die bei ruhigem Wetter dem Meere entſteigen, alle Beobachtungen ſonſt überaus ſchwierig und unzuverläſſig. So oft der Lieutenant ihm an dem ſchönen klaren Sternhimmel das Gegentheil beweiſen wollte, war le Grand höchſt verdrüßlich, und ſo ließ dann der junge Mann dieſen Punkt zuletzt gänzlich unberührt, da er weder ſich noch den Andern dadurch den ganzen Abend verderben wollte. — Ein zweiter Gegenſtand, war ihm indeß eben ſo unerklärlich wie jener. So oft er auch den Hausherrn gebeten hatte, ihn nach dem unglücklichen Punkte des Schiffbruchs, oder nach ſeinem Obſervatorio mitzunehmen, hatte dieſer durch tauſend Ausflüchte den Spaziergang zu hindern geſucht. Bald war es die Geſundheit des Lieutenants, die bei dem rauhen Wetter die Ausflucht nicht erlaube, bald der Zugwind auf den Höhen der zu fürchten ſei, bald hatte le Grand dringende Studien und Berechnungen, obgleich er ſich bald darauf zur Bowle oder zum Kartenſpiel niederſetzte, und ſo gab es immer ſo viel Hinderniſſe, daß der Jüngling dieſen Wunſch nicht mehr zu äußern wagte. Er hatte ſich indeß vorgenommen, denſelben, ſobald le Grand, was nicht ſelten geſchah, einen ganzen Tag ausblieb, um wie er ſagte, auf den einzelnen, meilenweit entlegenen Höfen Geſchäfte abzuthun, in Erfüllung zu bringen. — So erſchien dann endlich einer der ſchönſten Herbſttage. Le Grand war nebſt ſeinem Jean — der bei ihm Diener, Rathgeber, mit einem Worte ein Factotum zu ſein ſchien — ſchon vor Tagesanbruch abgereiſt, und wollte, wie er hinterließ, erſt mit Anbruch der Nacht zurückkehren. Die Sonne ſchien wie im Frühling, und ihr warmer Strahl hatte ſchon nach einigen Stunden den Reif, der auf dem braunen Haidegelände lag, in Tropfen aufgelöſt, die wie Kriſtallperlen an den Spitzen der rothbraunen Erika, der vom Froſt gerötheteten Blätter der Brombeerranke, ſo wie der vielfachen Mooſe und Gräſer hingen.

Gehen wir nach der Küſte, nach dem Obſervatorio, deſſen Lage Sie mir als ſo herrlich und erhaben geſchildert! ſprach der Lieutenant als er mit Julien von dem Mittagstiſche aufſtand.

Gehen wir! erwiderte das Mädchen freundlich. — Die Sonne hat alle Näſſe aufgetrocknet, ſie blickt ſo freundlich, ſo warm herab; es wird ein köſtlicher Spaziergang ſein.

Bald griff der junge Mann nach le Grands Gebirgsſtock, Julie warf einen Shawl um die Schultern, und die jungen Leute traten die Wanderung an.

Nun ſchelte mir noch Einer dieſe einſame Gegend! rief Julie entzückt, als ſie an der Seite ihres Gefährten über die Hügel voll rothbraunen Haidekrauts, munter wie ein junges Reh, dahin ſtrich. Sehen Sie Sich einmal um! Giebt es etwas Majeſtätiſcheres als dieſe großartigen Schneegebirge dort in der Ferne? Kein menſchlicher Fuß hat noch ihre Gipfel betreten, und vielleicht betritt ſie auch keiner bis zum Ende aller Tage. — Und dann das braune Gelände hier! Es ſollte nicht ſchön ſein? — Jetzt freilich hat es der Froſt gefärbt, aber vor zwei Monaten hätten Sie dieſe Eriken mit ihren Millionen Blüthen ſehen ſollen. Auch die unzähligen verſchiedenen Mooſe, vom hellſten Weiß durch alle Arten

Gelb bis ins dunkelſte Grün, und Braun ſchattirend, finde ich allerliebſt. — Meinen Sie nicht auch, Herr Lieutenant? —

Ich hätte Luſt Ihnen zu widerſprechen, auf die Gefahr, mit Ihnen, wie ſtets mit Ihrem Vater, Streit zu bekommen! erwiderte Fiſcher ſcherzend; ich will indeſſen Ihrer Meinung ſein, wenn Sie mir verſprechen, bei Naturſchilderungen, die das Gefühl in Anſpruch nehmen, mich weder mit Herr, noch mit meinem militäriſchen Titel, ſondern mit meinem Namen, oder, was mir am liebſten wäre, Julius, anzureden.

Ich ſollte, ſagte ſcherzend aber hoch erröthend das Mädchen, es ſchon darum nicht thun, weil Sie meinen Enthuſiasmus für die nordiſche Einſamkeit nicht theilen wollen, ich will mich aber bedenken, wenn ich ſehe, daß Sie von dem Anblick, der uns nun erwartet, ſo entzückt ſind wie ich.

Die Wanderer hatten eben eine weite Fläche, bedeckt mit einer ungefähr zwei Zoll hohen dunkelgrünen Flechte, welche die ganze Ebene überzog, und in die der Fuß wie in ein Bett einſank, überſchritten, und ſtanden nun am Fuße einer zerklüfteten, ziemlich ſteilen Hügelkette, hinter der man deutlich das Grollen und Brauſen des Nordmeers hörte. Ein ziemlich betretener Fußſteig führte den höchſten jener Hügel aufwärts, man konnte jedoch den Gipfel deſſelben, einiger Vorſprünge der Felſen wegen, nicht erblicken.

Darf ich Ihnen meinen Arm bieten? Der Weg ſcheint ſchwierig; ſagte der junge Mann, indem er dem Mädchen in das auf ihn gerichtete hellbraune, freundliche Auge ſah. — Er iſt, ſetzte er ſcherzend hinzu, wie der Pfad des Lebens.

Es geht ſich allerdings beſſer zu zweien! ſprach Julie, den Arm in den des Gefährten hängend, ohne zu bedenken was ſie ſagte.

Meinen Sie dieſen, oder den Lebensweg? fragte der Jüngling, ſcherzen wollend, aber die Frage nahm unwillkührlich einen zärtlichern Ton an.

Ich meine Beide; aber die Wandler müſſen ſich gleichen! erwiderte kaum hörbar, und hoch erröthend Julie nach kurzer Pauſe. Die Geſchichte Ihrer armen unglücklichen Mutter beweiſt meinen Ausſpruch. In der Vereinigung zweier Menſchen kann der Himmel oder die Hölle liegen.

Die Worte des Mädchens machten einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann. Er hatte es ſich zwar längſt eingeſtehen müſſen, daß Julie ihm nicht gleichgültig ſei, aber an eine Verbindung hatte er noch nie gedacht. Jetzt kam ihm dieſer Gedanke zum erſtenmale, und zwar mit aller Stärke der Empfindung. Er ſagte ſich daß die freundliche Hinneigung, die ihm Julie bei ihren täglichen Plaudereien bewies, wohl mehr als Wohlwollen ſein könne, und daß, wenn je ein Weib ſich für das zurückgezogene Leben der Frau eines oft abweſenden Seemanns paſſe, dies gewiß Julie ſein würde. Ein kleines Vermögen, verbunden mit ſeinem Gehalt, erleichterte überdies dem jungen Manne die Wahl der künftigen Gattin, da er vermöge dieſes Umſtandes nicht in dem Falle war, auf ein Einkommen von Seiten der Frau zu rechnen. — Schon war der Jüngling entſchloſſen durch einige Anſpielungen die Meinung Juliens zu ſondiren, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß er bei dem ſtörriſchen Character le Grands, bei deſſen Egoismus, der eben nicht übergroßen Theilnahme, die er für die Tochter zeigte, auf Hinderniſſe ſtoßen könnte die nicht zu beſeitigen wären, und er hielt es der Würde des Mannes und des Offiziers angemeſſener, ſich vor Allem über die Anſichten des Vaters zu vergewiſſern.

Unter tiefem Schweigen, bedingt durch die wenigen vorhergehenden Worte, über welche die jungen Leute in wenig verſchiedener Art nachdachten, langten ſie auf der Höhe an.

Nun, mein Freund, was ſagen Sie? — Iſt es ſchön hier oder nicht? rief Julie entzückt, den Jüngling bis zum Rande eines Plateaus fortziehend, auf dem das Obſervatorium le Grands erbaut war. — Sehen Sie Sich jetzt um, aber ſprechen Sie nicht.

In der That bot ſich dem Jünglinge eine Ausſicht dar, wie ihm bis jetzt keine andere auf dem Feſtlande vorgekommen war. Er ſtand auf einer Felſenplatte, die ſich über zweihundert Fuß hoch, ſenkrecht über das an ihrem Fuß ſtürmiſch brandende Nordmeer erhob. In furchtbarer Majeſtät lag die milchweiß ſchäumende See, nur hier und da von ſchnell entſtehenden und verſchwindenden dunkeln Streifen durchfurcht, bis zu unabſehbarer Ferne vor ſeinen Blicken. Aus der mauergleichen, ungeheuren Felſenwand zu ſeinen Füßen, wuchs hier und da, ein, vom Herbſtreif rothgefärbter Strauch, oder ein magerer Grasbüſchel, und ſtach von der mit gelben und grauen Mooſen bedeckten, weiter unten aber vom aufſpritzenden Seewaſſer ſchwarz gefärbten Wand, auf eine angenehme ins Auge fallende Weiſe ab. Eine Menge pfeilſchnell dahin ſchießender Seemöven, deren Flügel manchmal den Schaum der Wellen zu ſtreifen ſchienen, tummelten ſich in der Luft, und eine ſchreiend den Felſen umflatternde Eidergans, bewies den Schauenden, daß der unwirthbare, aus der See aufſtarrende Koloß, dennoch in irgend einer unſichtbaren Ritze, ein ſtilles Plätzchen für deren warmes Neſt darbieten könne. Rechts und links ſo weit das Auge trug, ſtarrten Felſen in die See, und Fiſcher überzeugte ſich, daß ein Schiff, ſelbſt bei mittelmäßigem Winde an dieſe Küſte geworfen, unrettbar verloren ſei. —

Nun, mein Herr, kehren Sie Sich um! — Nein hierher treten Sie! — Hier, hinter das Häuschen! — Betrachten Sie nun die Landſeite! rief Julie fröhlich wie ein Kind, das einem andern zum erſtenmal ſein Spielzeug zeigt. — Sehen Sie dieſe bunten, langen, flachen Torfmoore? — Dort liegt unſer Häuschen! — Liegt es nicht hübſch? — Dort in der Ferne iſt noch ein einzelner Hof zu erblicken, und dort wieder einer. — Betrachten Sie jetzt die majeſtätiſchen Fiällen, jene großartigen Bergreihen mit ihren unabſehbaren Schneefeldern. — Sehen Sie dort den Schneekegel herüberragen? An ſeinem Fuße ſtreifen Renthierlappen umher. — Ich wünſchte nur ſie kämen einmal bis zu uns! Sie thun es manchmal um ihre Thiere aus der See trinken zu laſſen; ſie meinen es ſchütze vor Krankheiten. — Aber Sie ſagen ja nichts? — Gefällt Ihnen die Ausſicht nicht?

Sie iſt erhaben, ſie iſt groß, aber ſie trägt den Ausdruck der furchtbarſten Oede! ſprach kopfſchüttelnd der junge Mann.

Sie wollen ſagen, der Einſamkeit! erwiderte Julie mit wehmüthigem Ernſte; dieſe aber iſt nur erhaben, nur groß, nie furchtbar dem Herzen das genügſam iſt, und ſich ſelbſt verſteht. — Aber was iſt das? rief das Mädchen auf einmal aus, indem es ſich umkehrte. Iſt's möglich? Der alte Jean hat die Thür des Häuschens zu ſchließen vergeſſen, oder — nein es iſt undenkbar; denn wer ſollte hierher kommen? — erbrochen worden kann ſie nicht ſein. —

Der Lieutenant betrachtete jetzt zum erſtenmale das Häuschen vor deſſen Thüre er ſtand. Es war ein zirkelrundes Luſthaus — keineswegs eine ſchlechte Barracke wie le Grand geſagt — ringsum mit Fenſtern umgeben, die von innen mit Laden geſchloſſen waren. Die Fenſter trafen, nach der Seeſeite zu, ſo dicht an einander, daß das Häuschen dadurch faſt einer Laterne gleich ſah. Das Dach beſtand aus Brettern, war aber zierlich gefertigt.

Treten wir hinein! ſagte Julie mit der Neugierde aller Evenstöchter. Ich bin lange nicht darin geweſen und am Ende könnte man doch Etwas daraus geſtohlen haben.

Der Jüngling und das Mädchen traten in das Obſervatorium. Man öffnete einige Fenſterladen, und nun konnte man Alles gehörig betrachten. — Auf mehreren Tiſchen lagen mathematiſche Inſtrumente, die aber mit Ausnahme eines vortrefflichen Fernrohres wenig gebraucht ſchienen. Ein gleicher Fall war es mit denen, in einem Schränkchen befindlichen aſtronomiſchen Büchern; ſie waren alle wie erſt eben aus der Hand des Buchbinders gekommen. Der Arbeitstiſch le Grands zog nun des jungen Mannes Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war mit, in Unordnung befindlichen, aſtronomiſchen Berechnungen bedeckt. Das ausgetrocknete Dintenfaß bewies, daß le Grand, obwohl er erſt die vorige Nacht im Obſervatorio zugebracht hatte, dennoch keine Feder in die Hand genommen haben konnte.

Der Lieutenant, ein Freund von aſtronomiſchen Beobachtungen, konnte ſeine Verwunderung kaum verbergen. Operationen dieſer Art, wobei keine Feder angeſetzt worden, um Berechnungen zu machen, und deren Reſultat zu notiren, waren ihm noch nicht vorgekommen. Ohne ſich erklären zu können wie Alles zuſammmenhänge, ſah er ſich indeß weiter in dem Häuschen um. Die Wände waren mit Charten, vorzüglich guten Seecharten, und Plänen verſchiedener weſtindiſcher Hafenſtädte, und deren Umgebungen behangen.

Ei ſehen Sie, liebe Julie! rief der Jüngling auf einmal überraſcht. Dort iſt ein Plan von Paramaribo, meiner Vaterſtadt. Er iſt ſo ſchön, ſo ausführlich, daß ſelbſt die Plantage in der Nähe der Stadt, das Haus, wo ich geboren bin, verzeichnet iſt.

O zeigen Sie doch! erwiderte neugierig das Mädchen. Ich muß Ihre Heimath ſehen. — Aber der Plan hängt zu hoch! Nehmen Sie ihn doch herab.

Der Lieutenant gab ſich Mühe die Charte herabzunehmen, es wollte indeß nicht gelingen, und er griff deßhalb nach einer in der Wand befeſtigten Krampe — ſie hatte, wie er meinte, zum Feſthalten eines Vorhanges gedient

— um ſich beſſer aufrichten, und höher langen zu können. — Welch Ereigniß ſollte indeß in dieſem Augenblicke die jungen Leute überraſchen! — — So wie der Jüngling den aus der Wand hervorragenden Meſſinggriff gepackt hatte, um ſich an ihm feſtzuhalten, hatte er ihn durch die Bewegung des Körpers unwillkürlich um ein paar Zoll ſeitwärts gedreht, und — ſiehe da! — in demſelben Augenblicke öffnete ſich eine runde, dem Auge nicht auffallende Klappe in der Decke des Häuschens, und langſam ſenkte ſich, unter ſchnurrendem Lärm ein mächtiger Kronleuchter mit zwölf Lampen herab. So wie die Maſchine etwas über Mannshöhe über dem Boden war, gerieth ſie, durch ein im Verborgenen — wahrſcheinlich in der Kuppel des Häuschens angebrachtes — Räderwerk, in eine ſanfte, fortwährende Rotation. Die Dochte der Lampen, ſo wie das Oelreſervoir des Kronleuchters, waren von einer ſolchen Größe, daß auch dem Unkundigſten es einfallen mußte, daß der ganze Apparat zu etwas ganz Anderm, als zur Erleuchtung der kleinen Hütte beſtimmt ſei. — — —

Im erſten Augenblicke war der junge Mann von dem Vorfalle blos überraſcht, aber im zweiten ging dieſe Ueberraſchung in die entſetzlichſte Beſtürzung über. — Ja! Es war kein Zweifel. Dies war das Drehlicht, welches der unglückliche Kapitain des Seepferds für den Leuchtthurm von Drontheim, der junge Mann aber jedenfalls ſelbſt für ein Signalfeuer gehalten, und das die Brigg in den Untergang und auf blinde Klippen gelockt hatte. Jetzt konnte Fiſcher ſich le Grands Benehmen, ſein Verweilen in dem Obſervatorio zur Sturmzeit, den Widerwillen ihn hierher zu bringen, den Zuſtand der Inſtrumente und Berechnungen, Alles konnte er ſich erklären. Mit dem Ausrufe: O mein Gott! ſank er von ſeinen Empfindungen überwältigt auf einen Stuhl. —

Julie deutete das Erſchrecken des Jünglings, welches ſie überdies in vollem Maaße theilte, auf die Furcht vor dem zu erwartenden Unwillen des Vaters.

Es iſt ein abſcheulicher Zufall! rief ſie; indeß, vielleicht läßt er ſich wieder gut machen. Es muß doch ein Mittel geben, um den verwünſchten Kronleuchter zum Stillſtehen, und wieder in die Höhe zu bringen.

Das Mädchen mußte ihren Gefährten mehrmal zu einem Verſuche auffordern, ehe dieſer zu ruhiger Beſinnung kam. Es lag dem jungen Manne ſelbſt allzuviel daran, daß die entſetzliche Entdeckung für den Moment verborgen bliebe, und er gab ſich nun die möglichſte Mühe den Kronleuchter wieder verſchwinden zu machen. Er drehte lange den Meſſinggriff hin und her, und brach ihn endlich in der Verzweiflung ab. Jetzt ward an andern Stellen des Häuschens geſucht, ob irgend Etwas zu entdecken ſei, durch welches das Vorhaben erreicht werden könne. Alles umſonſt. Der Leuchter blieb in ſeiner Lage, und drehte ſich langſam wie vorher.

Gehen wir! ſprach endlich Julie entſchloſſen. Ich ſage dem Vater, wie Alles gekommen iſt. Er wird ſchmälen, aber was thut's? Er kann ja Alles leicht wieder in Ordnung bringen. Warum hat er uns nicht davon unterrichtet! —

Unter einem Gewirr von Gedanken die ſein Gehirn durchjagten, ging der Lieutenant an der Seite der Gefährtin der Wohnung zu. Er war — dieß ſchien ihm entſchieden — unter dem Dache eines Mannes, der ein Gewerbe, ſcheußlicher als Seeraub, trieb. Durch die Schuld dieſes Mannes, war das Schiff — und wer konnte ſagen noch wie viele andere? — das Schiff, welches ihn getragen, mit der ganzen Mannſchaft untergegangen, durch die kalte, teufliſche Berechnung deſſelben, beſtand eine Vorrichtung, die noch manches Fahrzeug ins Verderben locken konnte, und dennoch — dieſer Mann war der Retter ſeines Lebens geweſen, er liebte deſſen Tochter — dies ward ihm klar als er jetzt die Wahrſcheinlichkeit ſah, ſie auf immer zu verlieren — mit allem Feuer jugendlicher Leidenſchaft. — Gedanken dieſer Art folterten ihn unausgeſetzt, er ſprach auf dem ganzen Wege wenig, und nur unzuſammenhängende Dinge, als er aber in der Wohnung angekommen war, zwang ihn mehr ein wüthender

Kopfſchmerz, als die anbrechende Nacht, ſein Zimmer zu ſuchen.

Der junge Mann mochte ſchon ein paar Stunden zu Bette ſein, als er le Grand eintreffen hörte. Bald vernahm er deſſen Stimme. Der Hausherr ſchien die Tochter heftig auszuſchelten, und Letztere weinte und ſchluchzte. Mehrere Stunden lang hörte er ſodann le Grand mit ſeinem Jean im Zimmer auf und abgehn. Beide waren in fortwährendem Geſpräch, und Mitternacht war längſt vorbei ehe es ſtill ward. —

Der Morgen kam endlich heran und Fiſcher hatte ſich eben angekleidet, als Jean ins Zimmer trat und meldete, daß der Hausherr ihn auf ein paar Augenblicke zu ſprechen wünſche. Le Grand trat bald darauf in's Gemach. Seine Haltung war ruhig, ſeine Züge unbeweglich, aber ſeine Stirn war gerunzelt, und die ſtarken Augenbraunen, durch den Ausdruck tiefen Ernſtes und kalter Entſchloſſenheit ſo herabgezogen, daß man den unheilverkündenden Blick des düſtern Auges, noch unfreier wie ſonſt hervorglimmen ſah. Mit feſtem Schritt, trat er auf ſeinen Gaſt zu.

Sie waren in meinem Obſervatorio? ſagte er dann.

Ich war! entgegnete der Jüngling, trüb' aber ruhig.

Sie haben geſehn? fuhr Jener fort.

Ja! erwiderte Dieſer.

Sie ſind Seemann, Sie wiſſen mithin zu beurtheilen was Sie geſehen haben? ſprach le Grand mit dumpfer Stimme weiter.

Leider weiß ich es, und daß ich es weiß macht das Unglück meines Lebens! antwortete Fiſcher bewegt.

Ich könnte Ihnen, ſprach le Grand höhniſch nach einer Pauſe, Manches darüber ſagen, auf welche Weiſe ich ward, was ich bin: Mörder, Dieb, Seeräuber, oder welchen Namen Ihnen genehm ſein wird mir beizulegen. Ich könnte von meiner verlornen Jugend, von den Teufeln die mich verleiteten, von den Engeln die mich betrogen, von meiner vergifteten, verlornen Jugend reden. Ich verſchmähe es. Ich betrachte mich im Kriege mit dem ganzen Menſchengeſchlecht, und bin weder ein reuiger, noch ein zaghafter Sünder. Darum nichts weiter über dieſen Punkt. — Sie wiſſen, mein Herr, fuhr er, das glühende Auge auf den jungen Mann gerichtet fort, Entdeckungen der Art, wie Sie gemacht, ſind in der Regel gefährlich. Gewöhnlich enden ſie auf zweierlei Art. Entweder der Entdecker ſchließt ſich dem Entdeckten an, er theilt deſſen Verbrechen und deſſen Lohn, oder er wird im Weigerungsfalle vernichtet. Daß Sie mit mir gemeinſame Sache machen würden, bezweifele ich, und ich wünſche es, eines gewiſſen Grundes wegen, auch nicht einmal; es bliebe mithin der zweite Fall. —

Wie? Sie ſollten mich ermorden wollen? rief der junge Mann, überraſcht aber nicht entmuthigt, indem er nach dem kurzen Schiffsſäbel blickte der auf dem Tiſche lag.

Hätte ich dies für angemeſſen gefunden, ſo würden Sie nicht das Licht des heutigen Tages erblickt haben! ſagte le Grand mit Kälte. — Der zweite Fall, fuhr er ſodann ruhig fort, kann hier nicht eintreten, denn es beſteht, Ihnen unbewußt, zwiſchen Ihnen und mir ein Band, das entweder das heiligſte, oder das ſchändlichſte genannt werden könnte, eine Verbindung, bei welcher mir ein Punkt, der mich zur Verzweiflung trieb, dunkel geblieben iſt, die aber nichts deſto weniger ſo gewiß beſteht, als wir Beide leben. Doch genug davon. — Jetzt ſagen Sie mir als Offizier, und ſogenannter Mann von Ehre, was denken Sie, in Beziehung auf die gemachte Entdeckung, zu beginnen? —

Ich werde noch heute Ihr Haus verlaſſen, mich nach Drontheim begeben, und dort Anzeige über die Veranlaſſung zum Untergange des Schiffes, das Seepferd, machen, entgegnete der Jüngling in feſtem Tone.

Le Grand betrachtete ihn einen Augenblick mit durchbohrendem Auge.

Ich habe dieſe Antwort erwartet! ſagte er ſodann mit Eiſeskälte. Doch hier iſt noch Eins zu bemerken. — Lieben Sie meine Tochter?

Der Jüngling ſtutzte, doch bald legte er die Hand
auf's Herz, und ſagte mit leiſer Stimme: Ja!

Meine Tochter liebt Sie mit allem Feuer der erſten
Leidenſchaft! ſprach le Grand den jungen Mann fixi-
rend. Sie hat es mir geſtern Abend geſtanden. —
Wohlan! fuhr er nach einer Weile fort. Wenn Sie
mir verſprechen, in Drontheim keine Anzeige von den
Vorgefallenen zu machen, wenn ſie dieſe bis zu Ihre
Ausſage vor dem Kriegsgericht in Holland aufſparen
ſo gebe ich Ihnen die Hand meiner Tochter. Sie wer
den bei einem Banquier in Amſterdam, jährlich tauſen
Thaler als Beihülfe zur Haushaltung zu erheben haben
ich verſpreche Ihnen überdies binnen eines halben Jah
res mich von hier zu entfernen, ſo wie: Sie und mein
Tochter nie durch ein Wiederſehen zu incommodiren. —
Ueberdies, ſetzte er mit einem furchtbaren Lächeln hinzu
handeln Sie, wenn Sie der Mann meiner Tocht
werden wollen, durch Unterlaſſung der Anzeige nur i
Ihrem eigenen Intereſſe, denn obwohl Sie von Eh
und Tugend kalt machen, könnte es Ihnen doch nic
ganz angenehm ſein, Ihren Schwiegervater an eine
norwegiſchen Galgen baumeln zu ſehen, und das B
wußtſein damit zu verbinden, ihn dahin gebracht z
haben. — Nun, was ſagen Sie zu meinem Vo
ſchlage?

So wie le Grand der Liebe Juliens erwähnte, glänz das Auge des Jünglings vom höchſten Entzücken, bald umflorte es aber die tiefſte Traurigkeit.

Sie wiſſen, mein Herr, ſagte er nach einer ſchmerzlichen Pauſe, daß der Offizier verpflichtet iſt, ſeine Schuldigkeit in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Sollte man im Kriegsgericht mir nicht die Frage vorlegen: warum ich nicht die öffentliche Gewalt des Landes, wo das Attentat geſchehen, zu Hülfe gerufen? ſo würde ich mich dennoch als einen Verbrecher betrachten, wenn ich mir ſagen müßte, daß ich es aus egoiſtiſchen Rückſichten, denen ſtrafbare Unterhandlungen vorhergingen, unterlaſſen; ja ich würde mich in dieſem Falle ſelbſt der Hand Ihrer trefflichen Tochter unwerth glauben. — Nein, mein Herr! Durch eine entehrende Handlung kann ich Julien nie zu der Meinen machen. —

Sie ſcheinen ſehr begierig mich auf das Schaffot zu bringen! ſagte le Grand nach einer langen Pauſe mit verächtlichem Tone.

Da ſei Gott vor! rief der junge Mann erſchrocken. Ich danke Ihnen und vergebe Ihnen, inſofern es meine Rettung und Ihre Verſchuldung gegen mich betrifft. Möge Gott Ihnen alles Andere eben ſo vergeben, und der rächende weltliche Arm Sie nicht ereilen. — Was ich thun muß, geſchieht nicht aus Rache ſondern aus Pflicht. —

Wohlan! ſagte le Grand kalt; ſo iſt es Zeit, daß wir uns trennen, und daß ich meine Maaßregeln nehme, um dies Haupt vor dem Henkerbeile zu retten. — Sie können auf ſo beſchwerlichen Wegen die Reiſe nicht zu Pferde machen. Ihr Arm würde leiden. Dort vor der Thüre ſtehen zwei Männer mit einem Tragſeſſel; er iſt für Sie beſtimmt. In ſieben Tagen ſind Sie in Drontheim.

Fiſcher that einen Blick aus dem Fenſter. Zwei rüſtige Norweger, von etwas wildem Anſehen, befanden ſich neben dem Seſſel im Geſpräch.

Sie haben von dieſen Leuten nichts zu beſorgen, ſprach le Grand, der den Blick des jungen Mannes ſich anders deutete. Mein Wort darauf. Ich würde ſagen mein Ehrenwort, wenn Leute meines Schlages Ihnen für ein ſolches gut genug ſchienen! ſetzte er höhniſch lächelnd hinzu.

Kann ich Julien ein Lebewohl ſagen! fragte der Jüngling, nachdem er die wenigen Habſeligkeiten zuſammengepackt.

Nein! erwiderte mit rauhem Tone le Grand. Es kann zu nichts führen, und ich fürchte ohnehin, Sie laſſen einen Stachel in dem Herzen des Mädchens zurück, der es vernichten wird. — Leben Sie wohl, auf Nimmerwiederſehn. — —

Still, und ohne ein Wort zu ſagen, verbeugte ſich der Jüngling. Einer der Träger trat ein das Gepäck zu hohlen, und bald ging die Reiſe ſchnellen Schrittes über das endloſe Torfmoor nach Süden. — — —

Sieben langweilige Tage verfloſſen, unter Zurücklegung ſehr kleiner Tagereiſen. Sobald Fiſcher in Drontheim angekommen war, machte er bei der Obrigkeit ſeine Anzeige, und dieſe traf alle Anſtalten den Verbrecher zu ergreifen. Die deshalb genommenen Maaßregeln glückten indeß nicht. Man fand nichts weiter als zwei Aſchenhaufen wo das Haus und das Obſervatorium le Grand's geſtanden hatte.

Zweite Abtheilung.

Surinam.

Motto:

So ſprach nun der Räuber zum Schiffsvolke kühn:
Die Flagge, die ſchwarze, laßt auf ſie uns ziehn!
Feu'r auf den großen Maſt! Feu'r auf den Bug! —
Feu'r auf das Unterdeck! — So iſt Feu'rs genug.
W. Scott.

Ein kühler Abendwind zog durch die Wipfel der, mit röthlicher Frucht prangenden, in langen Reihen gepflanzten Kaffeebäume, einer unweit Paramaribo gelegenen Plantage, als aus einem niedlichen, weißangeſtrichenen Seitengebäude, ein ſehr leicht gekleidetes Mädchen trat, und ſich, mit einem Buche in der Hand, in der auf einem Hügel, dicht an der vorbeiführenden Heerſtraße gelegenen Laube, niederließ. Man hätte kein angenehmeres Plätzchen für letztere wählen können. In der Ferne ſah man die weißen Häuſer der Hauptſtadt, deren faſt jedes von einem Garten umgeben oder begränzt war, wie aus einem Walde hervorblicken, rechts dehnte ſich die Silberfläche des majeſtätiſchen Fluſſes bis in eine unabſehbare Ferne, links ſchweifte der Blick von Pflanzung zu Pflanzung, alle mit holländiſchem Fleiß, Nettigkeit, und Umſicht angelegt und unterhalten. Die Laube in der das Mädchen ſaß war über und über mit den Ranken einer Schlingpflanze bekleidet, deren karmoiſinrothe, trompetenförmige Blumen, höchſt maleriſch aus dem dunkeln Grün der breiten Blätter hervorleuchteten. Eine Palme von ſchlankem Wuchſe ſtand zur Seite der Laube, und ſo wie das Wehen des Abendwindes zunahm oder nachließ, ſchliffen ſich deren ſtarre Blätter mit ſtärkerm oder leiſerm Getön, welches faſt wie Geiſtergeliſpel klang, an einander. — Das Mädchen blickte längere Zeit, doch faſt nur wie mechaniſch, in das Buch das es in der Hand hielt, und ließ den Blick dann wieder in der Gegend ſchweifen, oder ſah auf die, von Minute zu Minute vorbeipaſſirenden, Wagen und Fußgänger.

Eben erhob ſich in einiger Entfernung eine kleine Staubwolke. Es war ein junger Seeoffizier auf einem ſtattlichen Rappen, der ſie aufregte, indem er, den ſchönen Abend genießend, die Landſtraße daher trottirte. Er wollte eben bei der Laube vorbeieilen, indem er, die Dame begrüßend, leicht an den Hut griff, aber plötzlich parirte er ſein Roß, er warf einen Blick auf das leſende Mädchen, und rief mit allen Zeichen des Erſtaunens: Iſts möglich? Julie le Grand! — Haſtig ſprang er vom Pferde. —

Auch das Mädchen hatte ſich indeß erhoben, es blickte auf den Offizier, und, wie ſich ſelber unbewußt, rief es: Julius Fiſcher! —

Der junge Mann hatte indeß den Zügel des Roſſes um einen Baumſtamm geſchlungen. Mit zwei Sprüngen war er den Hügel aufwärts und ſtand nun vor dem Mädchen.

Beide hatten ſich in der Zeit zweier Jahre — ſo lange war es, daß ſie ſich nicht geſehen hatten — etwas, doch nicht zu ihrem Nachtheile verändert. Julie war zwar etwas bläſſer geworden, aber eben dadurch hatten ihre Züge an Adel zugenommen. Ein Ausdruck von Schwermuth und ſtiller Schwärmerei, hatte den der frühern Munterkeit eingenommen.

Das Aeußere Fiſchers hatte ſehr viel gewonnen. Er ſah männlicher, kräftiger, kühner aus, und es war unbezweifelt, daß die, von Seeluft und tropiſcher Sonne gebräunte Wange, die elegante Uniform mit dem goldgeſtickten blitzenden Anker, dieſen Ausdruck noch erhöhte. Man konnte den jungen Offizier unbedingt zu den ſchönſten jungen Männern ſeines Standes zählen. —

Mehrere Augenblicke ſtanden ſich die jungen Leute ſtumm gegenüber, ſich, ohne eines Wortes mächtig zu werden ſtill die Hände reichend. Der Jüngling war der Erſte der zu ſprechen anhob.

Alſo im äußerſten Norden, an Lapplands Gränzen, mußten wir uns mit Schmerzen trennen, um uns in Surinam freudig wieder zu finden! rief er aus; indem er Juliens Hand an die Lippen drückte.

Sie haben Recht! ſagte Julie gerührt, indem ihr braunes Auge auf dem jungen Manne ruhte. Mit Schmerzen trennten wir uns, aber — finden wir uns mit Freuden?

Gewiß! — Gewiß! — Und, will es Gott, um uns nicht mehr ſo lange aus den Augen zu verlieren; entgegnete Jener mit Wärme. — Aber wo iſt Ihr Vater? —

Auf der See! entgegnete Julie trüben Auges. Es läßt ihm nirgends lange Ruhe. Er hat ſein früheres Gewerbe wieder vorgeſucht. Er iſt Kapitain eines Guineafahrers.

Ihr Vater iſt Seemann? ſprach der junge Offizier erſtaunt. Ha! Nun erkläre ich mir Manches, was mir damals dunkel blieb. — Es iſt mir übrigens lieb, ſchloß er, ſich die Stirn reibend, daß er nicht hier iſt. Er würde gewiß noch ſehr erbittert —

Beſorgen Sie dies nicht! erwiderte Julie ſchnell. Er ſprach oft von Ihnen, und er zeigte dabei ein Intereſſe, wie ich es ſonſt in ihm noch für Niemand wahrgenommen. Anfangs war er freilich erzürnt —

Wie erzählte er Ihnen den Gegenſtand der uns entzweite? frug Fiſcher raſch.

Er ſagte mir, ſprach Julie ſtockend und mit niedergeſchlagenem Blicke, Sie hätten ihn beſchuldigt, durch das Licht in ſeinem Obſervatorio, den Untergang ihrer

Brigg veranlaßt zu haben. Das Licht aber meinte er, ſei zu Beobachtungen, zu Forſchungen, von denen ich nichts verſtände, wenn er mir auch ſolche erklären wolle, nothwendig geweſen. — Möge Gott ihm vergeben, was er auch verſchuldet haben möge! ſetzte ſie leiſe hinzu.

Sie entkamen unbeläſtigt? fragte der Jüngling nach einigem Zögern.

Mein Vater, ſprach Julie, fürchtete eine Anzeige von Ihrer Seite, und wir reiſten Tag und Nacht. Er ſagte, daß er eine weitläufige Unterſuchung ſcheue.

Und in der Zwiſchenzeit —

Waren wir in den größern Städten Europas! ſagte Julie ſeufzend. Was uns dahin trieb — ach! einem Freunde wie Ihnen darf ich es wohl ſagen, wenn Sie es nicht ohnehin ſchon geahnet haben — es war die unglückliche Neigung meines Vaters zum Hazardſpiel.

Wie Schuppen fiel es jetzt dem jungen Manne von den Augen. Das Spiel hatte den Unglücklichen zu dem abſcheulichen Etabliſſement an der Küſte getrieben, und wahrſcheinlich führte es ihn auch ſpäter auf das Deck eines Sklavenhändlers. Jetzt erklärte ſich Fiſcher das unaufhörliche Piquetſpiel, ſelbſt da, wo nichts zu gewinnen war.

Und Sie hat Ihr Vater einſtweilen in dieſer Abgeſchiedenheit zurückgelaſſen? fuhr der Lieutenant, nach langer Pauſe fort.

Ich liebe die Einſamkeit, wie Sie wiſſen! entgegnete Julie. Zudem lebe ich hier ganz ungenirt. Der Beſitzer der Plantage wohnt in Paramaribo, und die Familie ſeines Aufſehers beſteht aus ſo guten Menſchen, daß ſie mir Alles zu Liebe thun, was ſie nur glauben, daß es mir wünſchenswerth ſein könnte. — Aber Sie haben mir noch nichts von Ihren Schickſalen mitgetheilt.

Dieſe waren ziemlich einfach, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben! ſagte Fiſcher. Als ich mich zu Amſterdam vor einem Kriegsgericht hinſichts des Untergangs des Seepferds gereinigt hatte — was mir nicht ſchwer wurde, da der Character meines unglücklichen Vorgeſetzten bekannt war — erhielt ich die erſte Lieutenantsſtelle auf einer Fregatte, und jetzt bin ich Kommandeur der Brigg „der Adler,“ welche in dieſen Gewäſſern ſtationirt iſt, um den Handel der Staaten von Holland zu ſchützen. Mein Schiff liegt zur Ausbeſſerung in der Mündung des Fluſſes, und ich denke in wenig Tagen in See ſtechen zu können. Es hat ſich ſeit ungefähr zwei Monaten ein Pirat in den Gewäſſern von Kuba blicken laſſen, der ſchon zwei franzöſiſche Handelsſchiffe genommen, und eins von den unſrigen geplündert hat. Von Kayenne aus, iſt ein Schiff zu ſeiner Verfolgung abgeſendet worden, und ich habe von Seiten des Gouvernements der Kolonien den nämlichen Auftrag.

Werden Sie lange abweſend ſein, und kehren Sie nach Vollführung Ihres Auftrags wieder nach der Kolonie zurück? frug Julie, indem ſie ſanft erröthete.

Ich denke, wenn mir das Glück günſtig iſt, meine Sendung mit Schnelligkeit zu vollziehen! antwortete der Jüngling munter. Nimmt mir der Franzoſe, der bereits von Kayenne ausgelaufen, nicht die Ehre vom Munde weg, ſo habe ich Hoffnung, und — lachen Sie nur — eine geheime Ahnung, binnen Kurzem mit dem Piratenſchiffe im Schleptau, in der Mündung des Surinam zu erſcheinen. — Mein Auftrag für die hieſige Station lautet übrigens auf ein Jahr.

Lange plauderten noch die jungen Leute hin und her, und es war bereits dunkel geworden, ehe der Lieutenant die Ungeduld des ſtampfenden und ſcharrenden Rappen bemerkend, dieſen beſtieg und zurück nach Paramaribo ſprengte. — — —

Wir dürfen unſern Leſerinnen wohl kaum bemerken, daß der Jüngling es bei dem heutigen Beſuche auf der Plantage nicht bewenden ließ. Faſt täglich trug ihn ſein Roß nach dem ihm ſchon von fern entgegenleuchtenden Hüttchen, und gewöhnlich ſah er auch Julien in der Laube bereits ſeiner harren. Das Verhältniß der jungen Leute, wurde auf dieſe Weiſe von Tag zu Tag ein immer innigeres. Julie erzählte dem Freunde oft von dem ſonderbaren Benehmen ihres Vaters, wenn, was außerordentlich häufig der Fall ſei, auf ihn die Rede komme. Bald ſchmäle er auf ihn, ſagte ſie; er verſichere dann hundertmal, daß er es ihm nie vergeben würde, ihn aus ſeiner Ruhe und Einſamkeit getrieben, und faſt den Gerichten überliefert zu haben, bald aber nenne er ihn einen jungen Mann, wie er wünſche einen Sohn zu haben. Er ſei, habe dann le Grand behauptet, ein Seemann, wie ein ſolcher ſein müſſe, einfach, anſpruchslos, und er verſtände ſein Fach aus dem Grunde; es könne ihm gar nicht fehlen, habe er dann gewöhnlich geſchloſſen, er müſſe unter nur einigermaßen günſtigen Umſtänden ſein Glück machen.

Fiſcher, ſo wenig eitel er auch war, und obwohl er auf das Lob eines Mannes wie le Grand keinen großen Werth legen konnte, erfreute ſich dennoch im Stillen deſſen guter Meinung. Er ſagte ſich dann, daß Julie keine Schuld, ja kaum eine Ahnung von den Vergehen ihres unmoraliſchen Vaters habe, und daß ſelbſt, was dieſen anbelange, ſo wenig geachtet auch in jener Zeit ſchon das Gewerbe eines Guineafahrers war, doch bei einem geregelten Gewerbe eine Beſſerung nicht ganz unmöglich ſei. Der Jüngling beſchloß ſodann, bei erſter günſtiger Gelegenheit, Julien die Fortdauer ſeiner unveränderten Neigung zu erklären, und, wenn ſie dieſe theilen ſollte, in der Vorausſetzung der Einwilligung ihres Vaters, um ihre Hand zu bitten. Dieſe Gelegenheit fand ſich nur allzubald. Julie ſank bei den

Worten des Jünglings an deſſen Bruſt. Sie geſtand ihm unter ſanften Thränen, daß ſeit dem Tage ihrer Trennung ſein Bild nie aus ihrer Seele gekommen, und ſetzte endlich hoch erröthend hinzu, daß le Grand den Vorfall in dem Obſervatorio tauſendmal verflucht, weil, wie er ſagte, dies das Hinderniß einer Verbindung geweſen, die er ſehr gern geſehn haben würde. Die Liebenden ſahen ſich nun täglich, und es ward beſchloſſen, daß Julie, ſobald le Grand zurückkehre, was von ihr täglich erwartet wurde, dieſem die Anweſenheit des jungen Mannes, und ihr beiderſeitiges Verhältniß eröffnen ſolle. Obwohl Beide nicht einen Augenblick an ſeiner Einwilligung zu ihrer Verbindung zweifelten, ſo glaubte Fiſcher dennoch, daß ſeine Abweſenheit auf dem bevorſtehenden Kreuzzug ſehr günſtig ſei, um le Grand mit dem Gedanken an ein näheres Verhältniß vertraut werden zu laſſen, obgleich der Jüngling ſich geſtehen mußte, daß nach dem, was vorgegangen, nie ein herzliches, auf Wohlwollen und gegenſeitige Achtung gegründetes, zwiſchen ihm und Jenem daraus werden könnte. — Der Tag, welcher den Lieutenant auf ſeinen Poſten an Bord des Adlers rief, kam endlich heran. Unter tauſend Thränen und Verſicherungen ewiger Liebe nahm Julie von dem Freunde Abſchied und dieſer, die erröthende Geliebte ans Herz drückend, eilte nach Paramaribo, und von da an den Bord ſeines Schiffes. — — —

Es war vierzehn Tage ſpäter, und die Sonne erhob ſich eben langſam und majeſtätiſch aus dem Meere, als die Brigg, der Adler, unter nur wenigen Segeln, bei einer friſchen Kühle, in den Gewäſſern Weſtindiens dahin fuhr. — Das Schiff war, obwohl nicht groß, doch ein zugleich ſtattlich und angenehm ins Auge fallendes Gebäude, wiewohl Malerei und Takelage, vor Allem die weniger als gewöhnlich hohen und ſchlanken Maſten und Spieren, es weſentlich von andern Kriegsſchiffen ſeiner Art unterſchieden. Im Allgemeinen glich es mehr einem kleinern Handelsſchiffe, wie ſolche zwiſchen den Häfen Amerikas und den Antillen hin- und herfahren, als einem Fahrzeuge, welches, wie es der Fall war, ſechs und dreißig Feuerſchlünde an Bord hatte. Der Kommandeur des Adlers, unſer junger Freund, befand ſich eben im Geſpräch mit ſeinem Bootsmann, einem dicken phlegmatiſch ausſehenden Holländer, der mit übereinandergeſchlagenen Füßen, ein kleines Gipspfeifchen im Munde, an einer Kanone lehnte. Das Geſicht dieſes Mannes, obwohl von Wind und Wetter durchfurcht, zeigte eine ſo unerſchütterliche Seelenruhe und Behaglichkeit, daß ſolche aufs Sonderbarſte von der Beweglichkeit in den geiſtreichen Zügen des jungen Befehlshabers abſtach.

Nun, myn Heer Klaſſen! ſprach der Letztere ſcherzhaft; was ſagen Sie zu dem Fluge unſers Adlers bei

ſo geringem Winde? Ich dächte er hätte nichts an ſe
nem Fluge eingebüßt, obgleich ich ihm etwas die Schwin
gen geſtutzt habe und er das Gefieder gewechſelt hat.

Hm! 's iſt wahr, Kapitain! entgegnete der Boot
mann, indem er einen Blick nach den Segeln warf, un
bedächtig über Bord ſpuckte; das Waſſer brauſet ga
artig am Vorderſteven empor, ſo theilt das Schiffch
die Wellen. Aber, das ſage ich, dadurch, daß Sie
ſchönen ſchlanken Maſten mit kürzeren vertauſcht, u
den Rumpf ſo verteufelt ſpießbürgerlich anmalen laſſe
haben Sie unſern Adler zu einem ganz ordinairen Ra
vogel gemacht.

Wie aber, alter Herr, ſagte lachend der junge Ma
wenn er nur auf ſolche Art den Geier, dem wir na
ſtellen, in ſeine Klauen bekommen kann?

Ich will es wünſchen, Kapitain! erwiderte phlegm
tiſch der Bootsmann, indem er ſeine Pfeife auf
Gallerie ausklopfte, und dann ſorgfältig von letzte
den Staub abbließ. Ich denke aber wir mögen unſ
Adler ſchimpfirt haben wie wir wollen, wir mögen
ſere Segel bei dem Erſcheinen des Piraten — w
wir ihn überhaupt zu Geſicht bekommen — ſo we
kriegsmäßig wie möglich handhaben, der Burſche n
uns auf den erſten Blick erkennen, und — weg iſt
dann. Ich habe ein Wörtchen davon ſagen hören,
die Franzoſenbrigg, der Vigilant auf dem Fluſſe lag

Herr! es war ein nettes Schiffchen — die Schweinerei und den Lärm der darauf war, abgerechnet — ſie wurde auch nicht übel geführt. Nun ſehen Sie! Die Brigg hatte den Piraten gejagt von früh bis Abend, der Kapitain hatte das Schiff unter ſo viel Segel gebracht als hinreichten um es bei dem geringſten Windſtoß auf den Grund zu treiben — Sie wiſſen ja, wie es ſo ein junger, windiger Franzoſe zu machen pflegt! — und dennoch war der Spitzbube entkommen.

Ein Beweis mehr für meine Behauptung, daß wir ihn nur durch Liſt in unſeren Bereich bringen können! ſagte lächelnd der Offizier. Ich ſprach lange mit dem Befehlshaber des Vigilant — es war als wir die Signale verabredeten — und er ſagte mir gleichfalls, daß das Piratenſchiff der beſte Segler wäre den er noch geſehn.

Ha! Ein Segel windwärts! rief in dieſem Augenblick ein Matroſe vom Hauptmaſt herab.

Raſch ſprang Fiſcher nach dem Fernrohr, welches er in das Kompaßhäuschen gelegt hatte.

Kannſt Du jetzt etwas Genaueres von dem fremden Segel erkennen? fragte er, indem er das Inſtrument auseinanderzog, und ſich die Mannſchaft neugierig auf dem Verdeck ſammelte.

Es iſt eine Brigg! rief der Matroſe herab.

Ihr Kours? fragte der Lieutenant weiter.

Sie fährt unter Steuerbordſegel! ſchrie Jener zurück.

Fiſcher ſah einige Augenblicke durch das Fernrohr nach dem fremden Segel, dann reichte er das Inſtrument dem Bootsmann. Sehen Sie nach, myn Heer! ſagte er. Der Rumpf des Schiffes iſt noch unter Waſſer, aber die Stellung ſeiner obern Rahen, die Anordnung der Takelage und deren Symmetrie, die Leinwandmaſſe die es vor dem Winde trägt, läßt mich glauben, daß es ein Kriegsſchiff ſei. — Ich denke wir müſſen uns vorbereiten. —

Der junge Befehlshaber traf nun verſchiedene Anordnungen. Vor Allem beſichtigte er genau die Stellung der Segel. Hier ward eine Leine angezogen, dort eine andere nachgelaſſen, und endlich auf beiden Seiten des Rumpfes des Schiffes, vom Vorderſteven bis zum Steuer, eine braungelbbemalte Leinwand ausgeſpannt, um den ſchwarzen Streifen zu verdecken, in welchem ſich die Kanonenlucken zeigten.

Nun, was meinen Sie zu jenem Segel? fragte der Lieutenant, zu dem Bootsmann tretend, der eben das Fernrohr mit ein paar Schlägen der breiten Hand zuſammenſchob.

In einer Viertelſtunde tritt der Rumpf über Waſſer, es hat eine ganze Wolke von Leinwand auf! erwiderte der Gefragte. Uebrigens bin ich Ihrer Meinung, daß

in Handelsſchiff ſei. — Wollen wir nicht vom
e abfallen, und ihm ein wenig näher rücken?
eileibe nicht! entgegnete Fiſcher raſch. Das könnte
Alles verderben. Wir wollen vielmehr unſere we-
Segel einholen, und das Schiff vor Top und
ſtellen. Er muß glauben, wir wollten mit un-
ackten Rahen ihm unſichtbar zu bleiben ſuchen.
s Manöver, von dem Fiſcher ſo eben geſprochen
ward ungeachtet des Kopfſchüttelns des Boots-
vollzogen, und der Befehlshaber der Brigg ſah
Zeit wieder durch das Fernrohr. Auf einmal
es auf die Decke des Nachthauſes, und eilte
Schritte vorwärts, indem er ſich mit einigen der
n längere Zeit beſprach.

fremde Segel war inzwiſchen auch dem bloßen
htbar geworden, und alle Seeleute auf dem
kten neugierig nach jener Seite. Von Minute
te ſchwoll die Segelpyramide auf dem Decke
den Schiffes an und der immer deutlicher her-
de Rumpf deſſelben zeigte, daß man eine gar
Brigg vor ſich habe.

junge Befehlshaber hatte indeß längere Zeit
rnrohr geblickt; jetzt nahm er es haſtig vom

et uns! rief er, ſich vergnügt die Hände rei-
ie Segel vermehren ſich, und er hat den

Kours verändert. Es wird Zeit daß wir Reißaus nehmen.

Wie? rief erſtaunt der Bootsmann: Wir ſollten fliehen? — Das kann Ihr Ernſt nicht ſein.

Freilich! rief Fiſcher lachend. Freilich iſt es mein Ernſt. Wir fliehen, damit er uns deſto hitziger verfolge, und dann gehen wir ihm zu Leibe, daß er ſich verwundern ſoll.

Der Adler thürmte jetzt Segel auf Segel. Seine weißen Schwingen breiteten ſich über Back- und Steuerbord, doch ſorgte Fiſcher dafür, daß deren Stellung nicht von der Art war, um ihm zum raſcheſten Fluge zu dienen.

Sehen Sie wohl? ſagte er jubelnd nach einer Weile, in der er nach dem fremden Schiffe geblickt, zu ſeinem Untergebenen. Unſere Liſt glückt! Er hat unſere anſcheinende Flucht bemerkt, und beginnt die Jagd. — In der Stunde kann er heran ſein. Wir wollen es ihm nicht ſehr ſauer machen. — Doch jetzt Jungens! — er wendete ſich zu den Seeleuten — das Enterzeug zur Hand! Wir wollen uns parat halten. — — —

Mit lautem Huſſah, eilten die Matroſen unter Deck, und bald lagen große Haufen Säbel, Musketen, Piſtolen, und Enterhaken in der Nähe des großen Maſtes. — Die Kanonen waren indeß ſämmtlich geladen, die Mannſchaft war auf ihren verſchiedenen Poſten, und ſo ſchläfrig Herr Klaſſen mit dem Pfeifchen im Munde ſich früher geberdet hatte, ſo rührig ſah man ihn jetzt in allen Theilen des Schiffes herumſteuern, um Alles zum Gefecht bereit zu machen. Erſt nach langer Zeit fand er ſich bei ſeinem Befehlshaber wieder ein und meldete dann, im Tone des alten Phlegmas, daß Alles in Richtigkeit ſei.

Sehen Sie einmal durchs Rohr, myn Heer! ſprach Fiſcher nach einiger Zeit. Er iſt ein nicht übler Gegner und er wird auch nicht ſchlecht geführt. Es wäre ein verdammter Streich, wenn wir unſern Freund, den Vigilant, ſo genarrt hätten; doch das muß ſich ſogleich zeigen. Er kommt heran wie ein blutlechzender Hatzhund auf der Fährte des Hirſches.

Die fremde Brigg näherte ſich indeß immer mehr. Sie hatte alle Segel aufgeſpannt, welche ſie nur zu ragen im Stande war, doch keine Flagge wehete von prem Maſte. Zwar war ſie noch außerhalb des Ka- onenſchuſſes, dennoch konnte man ihr Aeußeres ſchon eutlich betrachten.

Sie zeigt dreißig Zähne! ſagte Fiſcher mit zufrie- nem Lächeln. Wir ſind mithin mit ſechſen im Vor- il. — Aber es wird unruhig an ihrem Bord. Sie rd mit uns reden wollen.

Die letzten Sylben waren noch nicht gänzlich über ne Lippen, als ein dicker Rauchknäuel aus der Flanke des fremden Schiffes fuhr, und ein dumpfer Knall über die Gewäſſer herüber dröhnte. Eine Kugel tanzte auf der Oberfläche der See daher, und verſank hundert Klaftern vor dem Bogſpriet des Adlers. —

Er kann uns jetzt nicht mehr entkommen! ſprach Fiſcher bedächtig, und ohne auf den feindlichen Schuß Rückſicht zu nehmen. Laſſen Sie die Segel in militairiſche Ordnung bringen, und die Leinwand vom Rumpfe der Brigg wegnehmen. Es iſt Zeit die Maske abzuwerfen.

Der Bootsmann erfüllte augenblicklich den Befehl ſeines jungen Vorgeſetzten.

Wir wollen vom Kourſe abfallen, und, indem wir uns dem Herrn dort nähern, uns freundlich erkundigen wen wir eigentlich vor uns haben! ſagte Fiſcher lächelnd. Laſſen Sie eine Kanone abfeuern, und zeigen Sie unſere Flagge.

Wenige Augenblicke darauf krachte ein Kanonenſchuß am Bord des Adlers und ſo wie der erzürnte Schwan ſein Gefieder ſchüttelt, und ſich kampfluſtig dem Gegner nähert, ſo bog die Brigg, unter veränderten und verminderten Segeln, aus ihrem bisherigen Laufe, und ging mit aufgeriſſenen Kanonenlucken dem Fremden entgegen. Die Flagge der Staaten von Holland flog am Maſte empor. — — —

Am Bord des letztern ſchien eine augenblickliche Ungewißheit zu herrſchen. Auch er hatte ſeine Segel vermindert, blieb indeß in ſeinem Kourſe, und erſt nach einigen Minuten ſtieg langſam die weiße Flagge Frankreichs in die Höhe. —

Es iſt nicht der Vigilant! rief Fiſcher, lächelnd, zu dem Bootsmann gewendet. Mr: Latouche-Treville hätte ſich mehr geſputet uns den drapeau blanc zu zeigen. Der Patron denkt uns zu täuſchen, indem er das weiße Tiſchtuch ausbreitet, aber er mag ſich verſichert halten, wenn er uns auch das Eſſen auf franzöſiſch zu ſerviren gedenkt, ſo wollen wir ihm doch die Suppe auf holländiſch dazu liefern, und ich ſtehe ihm dafür daß er ſie heiß finden ſoll. — Laſſen Sie die Signale aufſteigen.

Wenige Augenblicke nachher flatterten zwei bunte Fähnchen bis zur Hälfte des Maſtes empor. — Sie blieben unbeantwortet.

Ah! der Herr verſteht unſere Sprache nicht, aber wir wollen ihm die Zunge löſen! ſagte Fiſcher.

Ein kurz ausgeſtoßenes Kommando, brachte das Schiff in eine Richtung, die es einigermaßen vor einer vollen Lage des Feindes ſicherſtellte.

Jetzt einen ſcharfen Schuß, gerade auf ſein Takelwerk! Wir wollen ihn munter machen! rief Fiſcher.

Der Schuß erdröhnte, ſauſend fuhr die Kugel dahin, ein Leinwandfetzen flog vom Bord des fremden Schiffes, und ein Segel flatterte ungeregelt in der Luft.

In dieſem Augenblicke ertönte Trommelwirbel am Bord des Fremden; eine ſchwarze Flagge, mit weißem Todtenkopfe und gekreuzten Knochen ſtieg pfeilſchnell am Maſte empor, die fremde Brigg wendete, und indem die Seite derſelben Ströme von Feuer und Rauch auszuſpeien ſchien, tanzten eine Maſſe Kugeln über die Gewäſſer daher.

Wir ſind an dem Rechten! Ich hatte mich nicht geirrt; ſagte Fiſcher nachdem er einen Blick auf das Takelwerk geworfen hatte. — Aber wir müſſen näher heran. Es wäre ja faſt, als wollten wir nur einander ſalutiren.

Ein langer Trommelwirbel rief die Mannſchaft zur Batterie. Langſam und ſtolz ſteuerte der Adler gegen das feindliche Schiff heran, und eben als ſich dieſes zum zweitenmal zu feuern anſchickte, befahl der Kommandant die volle Batterie ſpielen zu laſſen.

Das Feuer des Adlers war von guter Wirkung. Nicht nur der Umſtand, daß man mehrere Verwundete vom Deck fortſchaffen ſah, bezeichnete die gute Richtung des Geſchützes, ſondern auch das Segelwerk war durch einen glücklichen Zufall auf eine Art verletzt worden, daß es während des Gefechts kaum wieder in Ordnung gebracht werden konnte.

Wir halten ihn feſt! rief Fiſcher vergnügt, als er ſich von der Wirkung ſeines Feuers überzeugt hatte. An ein Entkommen iſt nicht zu denken. — Jungens! Laßt nun ſein Takelwerk in Ruhe. Beſchießt ſein Laufſtag. —

Aber auch der Fremde hielt ſich tapfer. Von beiden Schiffen folgte Lage auf Lage, und ſie geriethen endlich ſo nahe an einander, daß der Rauch, der den Seiten eines jedem entſtrömend, in Tau- und Segelwerk aufſtieg, ſich zu einer Wolke ballte, die beide Kämpfende verhüllte. — — —

Lange dauerte der Kampf mit ungewiſſem Erfolge. Der Schall der Kanonen miſchte ſich mit dem Knattern des Flintenfeuers und die Schüſſe und Lagen folgten ſich ſo ſchnell, daß man die einzelnen nicht mehr zu unterſcheiden vermochte. War auch der Adler an Anzahl der Geſchütze, und Geübtheit der Mannſchaft, dem Seeräuber überlegen, ſo ſah man doch, daß an deſſen Bord die Verzweiflung kämpfte.

Die Rauchwolke, die bis dahin beide Schiffe wie mit einem dunkeln Mantel umhüllt hatte, zertheilte ſich endlich, von einem friſchen Luftzuge ſeitwärts getrieben, und der junge Befehlshaber des Adlers war beſſer im Stande, das, was am Bord beider Schiffe vorging, zu unterſcheiden. Er bemerkte zwar daß der Verluſt der Brigg an kampfunfähig gewordener Mannſchaft nicht gering ſei, aber ſein geübtes Auge ließ ihn am feindlichen Bord eine große Unordnung, den Beweis für noch größere Verluſte, erblicken. Wirklich wurden in dieſem Augenblicke die Geſchütze des Feindes mit ziemlicher Ungeſchicklichkeit bedient. Alle Schüſſe waren ſchlecht gerichtet, und er feuerte in ſehr ungeregelten Lagen.

Fiſcher ſagte jetzt einige leiſe Worte zu ſeinem Bootsmann, dieſer nickte wohlgefällig, und nach wenigen Augenblicken ging der Adler gerade auf ſeinen Gegner los, ſo, daß ſich die Bogſpriete beider Schiffe kreuzten, und die Vordertheile krachend an einander ſtießen.

Enterer heran! rief der junge Kapitain in dieſem Augenblicke mit einer Donnerſtimme. Zwei alte Matroſen waren einen Augenblick beſchäftigt die Schiffe an einander feſt zu haken, und gleich darauf ſtürmte Fiſcher an der Spitze der Seinen, Säbel und Piſtole in der Fauſt, an Bord des Feindes. —

Ein furchtbares klein Gewehr- und Piſtolenfeuer vermiſcht mit wüthendem Geſchrei und Verwünſchungen empfing die Angreifenden, aber bald zeigte es ſich, daß der Widerſtand nur das Werk der Verzweiflung ſei. Der Piratenhaufen wich, nachdem mehrere unter den Säbeln ihrer Gegner gefallen waren, bis zum großen Maſt zurück. Dort ward der Kampf von ihrer Seite ſchwächer und ſchwächer, endlich entflohen Einige unter Deck um ſich zu verbergen.

Waffen weg, oder Keiner erhält Pardon! donnerte

Fiſcher den Uebrigen zu. Bald überzeugten ſich dieſe, daß ihnen keine Wahl mehr bliebe, und zitternd ſtreckten ſie das Gewehr.

Ein Wink des Befehlshabers veranlaßte die Matroſen, die Waffen der Gefangenen fortzuſchaffen.

Bringt dieſe Leute an Bord des Adlers und legt ſie in Feſſeln! rief Fiſcher weiter. Wo iſt der Befehlshaber?

In der Kajüte! war die Antwort. Er iſt durch eine Flintenkugel in der Schulter verwundet.

So laßt uns hinabgehen! erwiderte der junge Mann. — Sucht indeſſen die Verſteckten auf, nehmt die Flagge ab, und reinigt das Verdeck.

Fiſcher ſtieg nun, in Begleitung ſeines Bootsmanes und einiger Bewaffneten, die Treppe hinab. Die Kajütenthür ward geöffnet. Er ſah einen geiſterbleichen Mann, in blutbeflecktem grauen Ueberrock, in einen Lehnſtuhl gedrückt. Sein Auge war geſchloſſen. Er öffnete es als der Jüngling näher trat.

Um Gotteswillen! Sie ſind es, le Grand? ſchrie der Letztere in dieſem Augenblicke, in einem Tone, in dem etwas Herzzerreißendes lag.

Der Pirat richtete das erloſchene Auge wie bewußtlos auf den jungen Mann. Nach und nach belebten ſich die blaſſen Züge, ſie nahmen Anfangs den Ausdruck der Ueberraſchung, dann den eines furchtbaren Hohnes an.

Alſo Sie? ſagte er lächelnd und mit matter Stimme. O der Teufel iſt ein luſtiger Taſchenſpieler! — Norwegen oder Surinam! — Alles gleich! — Sie ſind einmal beſtimmt mich aufs Schaffot zu bringen. — — —

Es vergingen ungefähr zehn Tage nach dem eben geſchilderten Vorfalle, und ganz Paramaribo war auf den Beinen, als es hieß, daß die Brigg, der Adler, mit dem gefürchteten Piratenſchiffe im Schleptau, auf dem Fluſſe liege, und daß heute die Seeräuber unter Bedeckung ankommen würden, um bis zu ihrer Beſtrafung nach dem Fort Zeelandia gebracht zu werden. Der Raum vor dem Gouvernementshauſe war mit Menſchen angefüllt, und alle Fenſter der umliegenden Häuſer waren mit ſolchen beſetzt. Endlich ruderten zwei Schaluppen den Fluß herauf. Einige dreißig Gefeſſelte ſtiegen aus, von einer ſtarken Eskorte geleitet. An der Spitze des Truppes ging Lieutenant Fiſcher. Er war bläſſer als gewöhnlich, und ein tiefer Ernſt war in ſeinen Zügen zu leſen. Das ihn begrüßende Huſſah einiger Seeleute beantwortete er indeß mit einem freundlichen Kopfnicken. Le Grand war der Einzige unter den Piraten, der nicht gefeſſelt erſchien. Er trug den Arm in der Binde, und ging feſt und ungebeugt.

Eben war der Trupp vor dem Gouvernementspallaſt angekommen, als ein Adjutant unſerm Bekannten den Befehl brachte, die Gefangenen in einen Saal zu bringen, wo der Gouverneur ſie in Augenſchein nehmen wolle. Fiſcher hatte dieſelben in dem angegebenen Local eben in Ordnung ſtellen laſſen, als der Gouverneur, ein kriegeriſcher Greis in Generalsuniform, eintrat. Der Lieutenant überreichte ihm ein Paket Schriften, und machte ſeine Meldung.

Ich freue mich, ſagte der General verbindlich, aus Ihrem Rapport geſehen zu haben, daß Sie Muth mit Umſicht vereinen. Es war ſehr angemeſſen, gleich nach der Eroberung des Schiffes die Gefangenen einzeln zu vernehmen. Es erleichtert den Proceß, und verhindert verabredete Ausſagen. — Welcher iſt der Anführer der Piraten? —

Eben wollte Fiſcher dieſen dem General vorſtellen, s eine kreiſchende Weiberſtimme im Vorzimmer laut ard. Laßt mich hinein! rief ſie. Laßt mich zu dem ouverneur, wenn Ihr Menſchen ſeid!

Der Adjutant des Generals trat ein.

Ein junges Mädchen — wie es ſcheint von Bildung iſt da! ſprach er. Sie hat, wie ich höre den Ein- der Gefangenen anſehen wollen, und unter dieſen n Vater erkannt. Sie will ſich Ihnen zu Füßen ſen, um Sie zu bitten, das Gefängniß des Vaters len zu dürfen.

Der General wollte eben antworten, als die Thüre des Saales haſtig aufgeriſſen wurde, und Julie geiſterbleich hereinſtürzte. Ihr erſter Blick fiel auf Fiſcher, der zweite auf den Vater, ſie griff nach einem Stuhl um nicht zu Boden zu ſinken.

Verzeihen Sie Herr General! — Ich komme — ich wollte — mehr vermochte die Aermſte nicht hervorzubringen.

Beruhigen Sie Sich, liebes Kind! ſagte der freundliche Alte. Alles was geſchehen kann ſoll berückſichtigt werden. Entfernen Sie Sich indeß. Es iſt jetzt nicht die Zeit —

Ja, Herr General! rief Julie mit Anſtrengung aller Kräfte. Ja, es iſt die Zeit, wo die unglückliche Tochter zu dem unglücklichſten der Väter eilen muß. — O Herr Gouverneur! Man nennt Sie gut und edel. Erbarmen Sie Sich! Trennen Sie mich nicht von meinem Vater! —

Ich vereinige meine Bitten, mit den Bitten dieſer Dame! fiel Fiſcher mit zitternder Lippe ein. Geſtatten Sie, daß ſie ihren Vater im Gefängniß ſo oft ſie will beſuchen möge.

Welcher iſt es? fragte der General.

Es iſt der Anführer dieſer Menſchen! erwiderte der Lieutenant. Treten Sie vor le Grand!

Der Letztere hatte bei der herzzerreißenden Scene bisher mit furchtbarer Kälte dageſtanden. Er blickte eben ſo kalt auf die Tochter, wie auf Fiſcher und den Gouverneur.

Ich will Ihre Bitte erfüllen, mein Kind! ſagte der General endlich, nachdem er le Grand lange mit einem Blicke voll Verachtung betrachtet hatte. Ich will es thun, obwohl Ihr Vater für Ihre kindliche Zärtlichkeit wenig Sinn zu haben ſcheint.

Kindliche Zärtlichkeit? rief in dieſem Augenblicke mit furchtbarem Lachen le Grand. Ja dieſe wird an mir im vollſten Maaße ausgeübt; wenn auch nicht von der Tochter, doch von dem Sohne! — Was meinen Sie, General? Iſt in den Annalen der holländiſchen Marine ſchon der Fall vorgekommen, daß das Schiff des Vaters von dem Sohne durch Entern genommen wird, und daß der Erſtere dann an der Rahnocke des Schiffes des Letztern aufgehangen wurde? — Nicht? — Nun, ſehen Sie, ſo iſt es jetzt zum erſtenmale der Fall! Der Lieutenant Fiſcher iſt mein Sohn. — — —

Ein Donnerſchlag hätte den Jüngling nicht ſo erſchüttern können als die Worte le Grands. Es iſt nicht wahr! Unglücklicher! Es iſt nicht wahr! ſtammelte er endlich.

Hältſt Du es für ſo etwas Entſetzliches mein Sohn zu ſein? ſprach le Grand mit höhniſchem kalten Lächeln. Ich heiße nicht le Grand, ich heiße Julius de Waters, bin aus Paramaribo gebürtig, und war mit Charlotte Fiſcher verheirathet. — Wohlan! Biſt Du ein rechtmäßiger Sohn aus dieſer Ehe, ſo biſt Du auch der meinige. — — —

Der Jüngling war in dieſem Augenblicke einer Ohnmacht nahe. Alles Blut war aus ſeinen Wangen, alles Leben aus ſeinem Antlitz gewichen. Der General gewahrte es.

Führen Sie die Gefangenen fort! rief er dem Adjutanten zu. Sie, Lieutenant Fiſcher bleiben hier, auch Sie mein Kind — er meinte Julien — ich muß nähere Erklärung haben. — — —

Wenige Stunden nach dem eben geſchilderten Auftritte, trat Fiſcher in das Gefängniß le Grands. Der Jüngling war todtenbleich, ſeine ſonſt ſo kecke Haltung gebeugt. Er fand Julien bei dem Vater. So wie ihn das Mädchen ſah, ſtreckte es die Hand nach ihm aus, doch bald ließ es ſie ſinken, bedeckte ſich das Geſicht damit, und weinte.

Mein Herr! ſagte Fiſcher zu le Grand, der ihn mit einem Eiſesblick, in dem überdies das Gefühl des Haſſes zu liegen ſchien, anſah. Ich komme nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen, eben ſo wenig komme ich mich von Ihnen loszuſagen, falls wir unglücklich genug ſind einander anzugehören. Ich komme um Ihnen eine Frage vorzulegen, die Sie mir beantworten müſſen und beantworten werden, wenn ein Funken menſchlichen Gefühls in Ihrer Bruſt lebt. Sagen Sie mir mein Herr, was habe ich, der nur die Vorſchriften ſeiner Pflicht befolgte, was hat dieſe Unſchuldige Ihnen gethan, daß Sie uns in einen Abgrund ſtoßen deſſen Tiefe Sie uns nicht einmal entdecken? — Eins kann nur möglich ſein. Entweder ich bin Ihr Sohn, und dann iſt Julie nicht Ihre Tochter, oder es exiſtirt der umgekehrte Fall. Sie werden nicht läugnen wollen, daß Sie nach dem unglücklichen Vorfalle in Norwegen, mir Juliens Hand antrugen, wenn ich ſchweigen wollte; ſo aber konnte kein Vater reden. Ein ſolches Scheuſal unter den Vätern hat es noch nie gegeben, das den Bruder —

Die Stimme verſagte dem jungen Manne.

Le Grand hatte mit der vorigen eiſigen Ruhe die Rede des Jünglings angehört, nur bei den letzten Worten desſelben ſchien er etwas bewegt zu werden.

Sind Sie, ſagte er ſodann, wirklich der Sohn Charlottens Fiſcher, und ungefähr drei Monate nach deren Trennung von ihrem Manne geboren?

Ich bin es; entgegnete der junge Mann.

Wohlan! ſprach le Grand. So biſt Du nach den Landesgeſetzen mein Sohn, und nach den Geſetzen der

Natur biſt Du es auch — wenn, ſetzte er verächtlich hinzu, Deine Mutter keine Ehebrecherin war.

Wie? rief Fiſcher empört. Iſt die Schale Giſt noch nicht ganz geleert? Wollen Sie auch meine würdige Mutter —

Als ich in dem letzten Augenblicke, wo ich Deine Mutter ſah, eine Piſtole auf ſie abfeuerte, traf ich ſie in einem tête à tête mit einem früheren Bewerber; unterbrach ihn le Grand.

Unglücklicher Mann, wie bedaure ich Sie! ſprach Fiſcher, le Grand mit ſchmerzlichem Blicke betrachtend, und ſodann einen Brief aus einem Portefeuille hervorholend. Was müſſen Sie empfinden, wenn Sie aus dieſem Briefe des Advokaten de Graf ſich überzeugen, daß er ſich bei meiner Mutter einzufinden verſpricht, um mit ihr die Mittel zu verabreden, die von Ihnen verlangten zehntauſend Gulden herbeizuſchaffen, ohne die Pflanzung zu verpfänden! — Das war das tête à tête, um deſſen willen Sie Ihre würdige Gattin, und einen redlichen Mann tödtlich verwundeten. — Dieſer letzte Brief meiner Mutter, welcher mir erſt als ich älter war, lange nach ihrem Tode, ihrer Verordnung gemäß übergeben wurde, wird Sie noch beſſer davon überzeugen, ſo wie auch davon, daß Ihr Weib Sie, trotz allem was geſchehen, nicht zu haſſen im Stande war.

Le Grand überlief haſtig beide Schreiben, dann ließ er ſich, wie von ſeinen Gefühlen überwältigt, auf einem Stuhle nieder. Er blickte zuerſt auf Fiſcher, dann auf Julien.

Flucht mir immer! ſagte er endlich mit heiſerer Stimme. Flucht mir immer! Ihr habt das Recht dazu; ich bin ein Teufel. —

Vater! rief in dieſem Augenblicke Fiſcher erſchüttert. Im Namen des lebendigen Gottes, bei dem Andenken an meine langſam hingewürgte Mutter, frage ich Sie: Iſt Julie meine Schweſter oder nicht?

Sie iſt es nicht! ſagte le Grand halblaut, und indem ihn ſein bisheriger Trotz, ſeine Härte zu verlaſſen ſchien. Deine Schweſter Julie, die ich mit mir nahm, ſtarb als Kind. Dieſe iſt die Tochter meiner Schweſter. Ich nahm ſie zu mir als ihre Mutter ſtarb, und ſie erſt ein Jahr alt war. — Es gab Augenblicke, ſetzte er bewegt hinzu, Augenblicke, wo ich wünſchte, daß eine Seele lebte, die mich liebte. —

Die jungen Leute blickten weinend, und in tiefſter Bewegung des Innern, auf den Mann, der ihnen ſo nahe angehörte, und der ſie doch ſo unendlich elend gemacht hatte. Erſt nach längerer Zeit konnte ſich Fiſcher mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Mann, den er vor ſich ſah, der Befehlshaber eines Piratenſchiffes, deſſen Loos der Strang ſein konnte, ſein Vater ſei. Julie, als ſie ihr unglückliches Verhältniß überdachte, ſich nun gänzlich allein ſtehend, ohne Verwandten, ohne jede Stütze ſah, ſtrömte ihren Schmerz in Thränen aus. Der Jüngling faßte ſich zuerſt.

In dieſem Augenblicke, ſprach er zu le Grand, gehe ich zum Gouverneur. Ich kenne deſſen menſchliche Geſinnungen. Er wird meine Lage mitempfinden. Als ich von ihm ging, machte er mir Hoffnung auf Beförderung und Auszeichnungen. Ich will Allem entſagen, wenn er mir Ihr Leben bewilligen will. Ich eile ſodann zu jedem Ihrer Richter. —

Mit nichten! unterbrach le Grand den jungen Mann. Nicht einen Schritt iſt dieſes elende Leben werth. Ich wünſche zu ſterben. Die Exiſtenz iſt mir ſchon lange eine Qual. Die Ueberzeugung, mich von dem Dämon, der meine Seele ſeit meiner Jugend gefeſſelt hielt, der Spielwuth, nicht losmachen zu können, ließ mich ſchon längſt mein Daſein verwünſchen. — Kannſt Du Etwas bewirken, ſo ſei es die Verwandlung des Stranges in die Kugel.

Unter entſetzlichen Geiſtesqualen ſah Fiſcher den Tag herannahen, an dem den Piraten ihr Urtheil geſprochen werden ſollte. Endlich erſchien er. Der Spruch lautete auf den Tod; doch empfahl das Gericht die Verbrecher wegen Vorhandenſein mildernder Umſtände dem Gouverneur zur Begnadigung. Letzterer verwandelte die Todesſtrafe, weil, wie die Erklärung lautete, die Seeräuber die Mannſchaft der geplünderten Schiffe ans Land geſetzt und nicht mißhandelt hätten, in lebenslängliche Kettenſtrafe mit Zwangsarbeit. Letztere Verſchärfung der Gefangenſchaft konnte zwar le Grand nicht treffen, da ſein Arm lahm blieb, und ihm folglich jede Arbeit unmöglich gemacht wurde, dennoch hörte er das Urtheil — wiewohl aus einem ganz andern Grunde — mit Entſetzen an.

Alſo verurtheilt zu leben! rief er mit ſchauerlichem Tone. Verurtheilt, mir und Andern zum Abſcheu, unter Selbſtverachtung zu leben! —

Fiſcher und Julie ſuchten ihn zwar, ſo weit es ihre Gefühle und die Mitempfindung der von ihm ausgeſprochenen Wahrheit es ihnen erlaubten, zu tröſten; aber dies konnte nicht hindern, daß er von Stund an in eine tiefe Melancholie fiel, die im Laufe weniger Tage in offenen Wahnſinn überging. Alles was geſchehen konnte den Zuſtand des Unſeeligen erträglich zu machen, geſchah, dennoch mußten ſie die Vorſehung preiſen, als ein hitziges Fieber nach kurzer Zeit ſeinen Leiden ein Ende machte.

Einige Monate vergingen inzwiſchen. Fiſcher benutzte ſie, um die Abkunft Juliens — ſie war in Kayenne geboren — von den Behörden konſtatiren zu laſſen. Die nöthigen Zeugniſſe liefen endlich ein, und zugleich mit ihnen erſchien ein holländiſches Schiff, welches die Zurückberufung Fiſchers, um im Vaterlande das Kommando einer Fregatte zu übernehmen, überbrachte. — Binnen wenigen Wochen darauf traten die jungen Leute die Heimreiſe als Neuverehlichte an.

Der Hirt von Villarcayo.

Erzählung.

Motto:

Wie die Blätter des Hains bei des Frühlinges Wehn,
Ward am Abend das Heer mit den Fahnen geſehn;
Wie die Blätter des Hains, wenn der Herbſt ſie verheert,
Lag am Morgen das Heer, ſo verſtreut und verſtört.

Byron.

Nirgends ſieht ſich der Reiſende, ſo plötzlich, wie durch Zauberkraft, in eine andere Gegend, unter ein anderes Volk, wie in einen andern Welttheil verſetzt, als wenn er aus Frankreich kommend die Bidaſſoa überſchreitet; ja — es ſcheint übertrieben, aber es iſt buchſtäblich wahr, und ſchon vielfach bemerkt — wenn er die Augen ſchlöſſe, ſo würde der eigenthümliche, ſcharfe, bisher der Vegetation zugeſchriebene Geruch der ihn empfängt, ihm ſagen, daß eine beſondere Veränderung vorgegangen. — Auch die Anſicht der Gegend zeigt, ſobald man einige hundert Schritte jenſeits der Bidaſſoa die Thürme von Irun erblickt, einen höchſt verſchiedenartigen Character. Wie grüne Obelisken ragen die die Kirche umſtehenden Cypreſſen in die Lüfte. Kleine Bergbäche ſtürzen zwiſchen Myrthengebüſchen und blühendem Rosmarin ſich die Felſen herab, und die Baſſins die ſie bilden, werden von der Encinnaeiche, oder den ſparrigen Aeſten des Korkbaums überragt. Je weiter man in das Innere der baskiſchen Provinzen vordringt — ja bis in das dreißig Leguas entfernte Thal von Vittoria — je mehr ſieht man die Gegend einen immer romantiſchern Ausdruck annehmen. Rechts und links neben dem Camino real — der Hauptſtraße des Landes, und vielleicht der herrlichſten Chauſſée des Kontinents — eröffnen ſich Thäler mit einzelnen Höfen, Eiſenhämmern und Schmelzhütten angefüllt. Rauſchend dahineilende Bächlein ſind mit kühnen Brücken, die man nur in dieſer Weiſe auf Gemälden wiederfindet, und die zum Theil noch aus grauen Jahrhunderten herrühren überbaut. Zu kalt noch für den Oelbaum, ſieht man in den herrlichen romantiſchen Thälern kleine Wäldchen von Obſtbäumen abwechſelnd mit Getreidefeldern. Wo nur die fleißige Hand des Biscayers dem Boden etwas abringen konnte, grünet der üppigſte Anbau, wo dies unmöglich war, hat die ſtolze Encinnaeiche ihren Platz gefunden. Die kahlen, von nackten klingenden Felſen gebildeten, größtentheils zwei bis dreitauſend Fuß hohen Bergrücken, ſind mit einer, in langen unabſehbaren Streifen, zwiſchen ihrem Fuße und den Eichenwäldern hinlaufenden, hellgrünen Zone geſchmückt. Es iſt ein dichtes Gebüſch, beſtehend aus dem Strauchwerk der wilden Feige, des Perückenbaums, und vorzüglich des Mäuſedorns (Ruscus hypoglossum). Dieſe vegetirende Mauer, durch die ſich an einzelnen, nur den nächſten Einwohnern bekannten Stellen, verborgene Ziegenſteige durchziehen, iſt es vorzüglich, welche das Verfolgen des Feindes aus einem Thale ins andere, für Linientruppen, Reiterei, oder Geſchütz ganz unmöglich, und die Bezwingung des Volkes der Basken ſo ſchwer macht. Man würde jedoch der letztgenannten, herrlichen Nation, nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, wenn man nicht den Muth, die Freiheitsliebe, den Edelſinn, der ſie beſeelt, erwähnen wollte. Frei von uralten Zeiten, die Römer wie die Araber von ihren Gränzen abtreibend, bildeten Biscaya, Alava und Guipuscoa, drei Republiken. Für den Fall des Kriegs wählten ſie ſich einen Anführer, unter dem Namen Señor (Herr) und als einſt bei einer Wahl Streitigkeiten ausbrachen, ernannten ſie im Jahre 1535 Alphons den Rechtſprecher König von Kaſtilien zu einem ſolchen. Zwar ſollte nach abgeſchloſſenem Vertrage dieſe Würde auch auf ſeine Nachkommen übergehen, aber ein Vertrag von ihm und jeden der letztern unter der Eiche von Guernica beſchworen, lies dem Volke Freiheiten, wie ſolche die Urcantone der Schweiz nicht aufzuweiſen haben. Dreihundert Jahre ward der Vertrag gehalten; erſt unſere Zeiten ſahen ihn brechen, brechen von einer

Seite, die ihn zu bewahren heilige Eide geſchworen hatte. Jetzt, wie ein aus ſeiner Ruhe aufgeſcheuchter Löwe, erhob ſich ganz Biscaya. Es erinnerte ſich der alten Zeiten, wo die Fahne mit den drei blutigen Händen, und der altkantabriſchen Inſchrift Irurakbat (dieſe drei ſind Eins) ſeine Söhne zum Kampfe gerufen. Don Karlos, der, ihrer Meinung nach, allein rechtmäßige Señor, ward proklamirt und der Krieg begann. Er ward mit um ſo größerer Erbitterung geführt; als beide Völker in Sprache, Sitten und Gewohnheiten ſich völlig ungleich ſind. Hier der hochgewachſene, kräftige, blauäugige Biscayer, dort der kleine, magere, dunkle Spanier; nur in einem waren ſie ſich gleich, in den Gefühlen des Haſſes und der Rache. — — —

Es war vor etwa vier Jahren, und nur wenige Wochen nach dem Tode Ferdinands des Siebenten als in mehreren Gegenden der biscayſchen Meeresküſte unter dem Volke eine Unruhe bemerkbar wurde, welche die Regierung zu Madrid veranlaßte ein Truppencorps in die ſogenannten Provincias vascongadas zu ſenden. Das Infanterieregiment Immemorial del Rey war eben in Vittoria angelangt um ſich in die Gegend von Bilbao, wo ſich die Diviſion zu der es gehörte aufſtellen ſollte, zu begeben. Der junge Hauptmann Ramon Echevera, welcher jetzt, durch den Tod eines ältern, geiſtesſchwachen Bruders, mehrere reiche Beſitzungen in der Gegend vom Villareal, und den Titel eines Marqueſen del Socorro geerbt hatte, benutzte dieſe Gelegenheit, um dem Regimente voraus zu eilen und die väterliche Burg, eine zärtlich geliebte Schweſter, und vor Allem ſeine Braut, die bei der letzteren und einer alten Tante zum Beſuch war, zu überraſchen. Mit Kourirpferden flog der Jüngling nach Osgoytia, und er befand ſich in der lieben Heimath um ſo wohler, als er in Madrid erzogen, nach einer Rundreiſe durch Europa, zeitig ins Militair getreten war, und ſomit ſein Geburtsland Biscaya wenig oder gar nicht kannte. Mit ſeinem Vater, und dem ältern Bruder war es faſt der nämliche Fall geweſen. Der erſtere war in einer hohen Hofcharge angeſtellt, hatte mit ſeiner Gemahlin, der Tochter eines Granden, längere Zeit in einer unglücklichen Ehe gelebt, und, wie dies bei den ſpaniſchen Großen häufig vorkommt, ſeine baskiſchen Beſitzungen kaum zwei oder dreimal in einem Raume von funfzig langen Jahren heimgeſucht. Jetzt, nach dem Tode des Vaters und des älteren Bruders, lebte Donna Dolores, nachdem ihre Erziehung zu Madrid vollendet worden war, unter dem Schutze der Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter, ſeit einem Jahre, auf dem Schloſſe zu Osgoytia, und eine Freundin, die Braut ihres Bruders Ramon, die junge Mercedes O Doyle, die Tochter eines verſtorbenen Generals von irländiſcher Abkunft, hatte ſie begleitet. So ſehr den beiden Mädchen anfangs vor der Einſamkeit in den biscayiſchen Gebirgen gegrauet hatte, ſo ſehr hatten ſie ſich im Verlauf des Jahres mit dieſer ausgeſöhnt. Vor Allen war Dolores, der eine rege, ſchwärmeriſche Phantaſie beiwohnte, enthuſiaſtiſch für die Gegend eingenommen. Wirklich war letztere von der Art, um jener den reichlichſten Stoff zu bieten. Das Schloß von Osgoytia lag in einem höchſt romantiſchen Waldthale, auf einem mächtigen Felſen. Es war ein Gebäude aus uralten Zeiten. Man ſah auf den erſten Blick, daß die ſechs Fuß dicken Mauern, die mächtigen Eckthürme, die crenelirten, mit Plateformen verſehenen Thore und Außenwerke, zum Schutz und Trutz wider die Gothen erbaut, und ſeitdem nur wenig verändert worden waren. Das Thal, in welchem die Burg lag, war zu beiden Seiten von ein paar bis in die Mitte bewaldeten oben aber in nackten Fels ausgehenden Bergrücken eingeſchloſſen. Der Gebirgsaſt, zu dem ſie gehörten, hieß mit Recht **sierra blanca** (weiße Säge); denn der Gneis- und Granitkamm war vielfach ausgezahnt, und ſchimmerte hell im Sonnenglanze des iberiſchen Himmels. Dicht hinter der Burg begann ein, ungefähr eine Legua langer, See. Er war mit vielen dicht bewaldeten Inſeln geſchmückt und folgte den Krümmungen des Thals. Nur hier und da drängten ſich die beiden Gebirgsäſte nahe an die Ufer. Dieſe waren dann höchſt romantiſch. Mächtige Granitmaſſen, bekleidet mit Myrthe, oder dem Ciſtus ladaniferus, deſſen weiße, blutgefleckte Blumen ſich in dem hellen Gebirgswaſſer des Sees ſpiegelten, ragten in theils groteſken, theils majeſtätiſchen Formen in die Fluthen, und kleine Bäche, die in ihren Spalten herabhüpften, brachten ein munteres Leben in das ſchöne romantiſche Bild. Der größere Theil der Seesufer aber war mit Eichen bedeckt, und es trug das Ganze den Character einer großartigen Waldeinſamkeit. Dieſer nahm gegen das Ende des Sees um ſo mehr zu, als hier die bedeutenden Eichenwälder begannen, die den vorzüglichſten Reichthum des Kloſters von Aranzazu ausmachten. Das Kloſter ſelbſt war eines der reichſten in Spanien, und, der Größe und Pracht nach, das zweite im Reiche. Es ward nur von Escurial übertroffen. Seine Heerden, Holzungen, Ackerländer, brachten höhere Einkünfte als manches deutſche Fürſtenthum. Obgleich kein wunderthätiges Bild dort verehrt wurde, ſo gab es doch Tage im Jahre, wo man halb Biscaya auf der Wallfahrt nach Aranzazu vermuthet hätte. Die klugen Religioſen hatten Gründe ihre Kirchenfeſte mit einer ſelbſt in Spanien unerhörten Pracht auszuſtatten. Am bedeutendſten erſchien dieſe am Frohnleichnamsfeſte, oder wie die Spanier ſich auszudrücken pflegen am corpus (corpus Domini). An dieſem pflegten ſich die niedern

Klaſſen des halben Baskenlandes einzuſtellen; aber auch Reiſegeſellſchaften aus den höhern Ständen fehlten nicht. Das Volksgewühl, die große Proceſſion, die wandernden Theater, eine Art Jahrmarkt, doch nur von Eßwaaren und frommen Gegenſtänden, Alles fand ſeine Liebhaber. Auch Don Ramon, und die beiden jungen Damen beſchloſſen ſich bei dem, während ſeiner Anweſenheit ſtattfindenden, Feſte einzuſtellen. Man kam überein, da der Tag überaus ſchön war, auf einer Barke den See entlang zu ſchiffen, und ſich, da von dem Ende des letztern, ein höchſt angenehmer Spaziergang durch den Encinnawald nach Aranzazu führte, von dort zu Fuße nach dem Kloſter zu begeben. So war demnach die Sonne kaum einige Stunden am Horizonte emporgeſtiegen, als Ramon, die beiden Damen und eine junge biscayiſche Dienerin, in ein Boot ſtiegen, deſſen Führer, ein ſonnverbrannter nerviger Mann in grober, brauner Jacke, der Geſellſchaft ſeit längerer Zeit harrte, und ſobald dieſelbe Platz genommen hatte vom Lande ſties. Dolores und Mercedes waren, obwohl im Aeußeren ſehr verſchieden, dennoch Jede in ihrer Art, ein paar ſehr intereſſante Mädchen. Der Wuchs, die Geſichtsform, das dunkle Haar und Auge der Erſteren, am meiſten aber der Ernſt, die zierlich kecke Haltung, bekundeten die Bewohnerin des Südens, Mercedes eine zarte, ſchüchterne Jungfrau, erinnerte nur dadurch an die nordiſche Abkunft. Beide Mädchen ſich umſchlingend, die Dienerin, eine fri[illegible]ngige Biscayerin in beſtem Staate, mit rothſam[illegible]eibchen, Scharlachbänder in den langherabhängenden Zöpfen, zu den Füßen der Herrinnen auf einem kleinen Bänkchen ſitzend, gaben ein ſehr angenehm ins Auge fallendes Bild. Aber auch Ramon ſtand in ſeinem Aeußern der ſchönen Schweſter und der lieblichen Braut nicht mehr nach, als das ſtärkere Geſchlecht überhaupt hinter dem ſchöneren zurückbleibt. Er war ein wohlgewachſener Jüngling mit geiſtvollem Geſicht, der ſich in der glänzenden knappanliegenden Uniform, der blutrothen ſeidenen Schärpe, ſehr ſtattlich ausnahm. Er ſtand auf ſeinen Säbel gelehnt dicht zur Seite der Schweſter und ſchaute, ſo wie der pfeilſchnell dahin ſchießende Kahn wieder eine Krümmung des Sees durchſchnitten, wieder eine bewaldete Inſel im Rücken hatte, mit ſichtbarer Theilnahme auf die romantiſchen Ufer.

Bald werde ich Dir Deinen Enthuſiasmus für dieſe Gegend zugute halten können, Schweſterchen, wenn ich ihn auch nicht theile! hob er endlich lachend, und in franzöſiſcher Sprache an. Jetzt begreife ich, wie meine ernſte, beſonnene Dolores, in ihren Briefen in einen ſo romantiſchen Schwung gerathen konnte.

Sie ſcheinen Sich ſchon bekehren zu wollen, lieber Ramon, fiel Mercedes ein, während die Geſpielin ſtill vor ſich hin lächelte, und dennoch iſt es nicht die todte, ſondern die lebendige Schöpfung, welche den Enthuſiasmus unſerer Dolorcita erregte. Die Menſchen, das Volk dieſer Gegenden, iſt es vorzüglich, was ihre Theilnahme in ſo hohem Grade in Anſpruch nimmt.

Sage lieber, die es in ſo hohem Grade verdient; fiel Dolores ein. Ja Bruder, von Tage zu Tage lerne ich dieſe Menſchen immer mehr lieben, ihre Vorzüge immer höher ſchätzen. Aber — unterbrach ſie ſich auf einmal — lieber Ramon, mir fällt ein, daß es doch beſſer wäre, wenn Du heute nicht die Uniform angezogen hätteſt. Es wird ein ungeheurer Zuſammenfluß von Menſchen beim Kloſter ſtatt finden, es können Leute aus den Amescoas dort ſein, die Stimmung unſerer Gegend ſelbſt, wird von Tage zu Tage gereizter. —

Und da meinſt Du, rief Ramon lachend, daß bei aller Liebenswürdigkeit, Edelmuth, Seelengröße, und wie alle die Vorzüge heißen, die Du unſern Basken beilegſt, ein Offizier des Königs, in der Uniform des Königs, in dem Lande des Königs, am hellen lichten Tage todtgeſchlagen werden könnte?

Ich glaube nicht, erwiderte leicht erröthend Dolores, daß eine Gefahr vorhanden iſt. Dazu iſt unſer Landmann zu verſtändig und rechtlich, als daß er ſich ohne Veranlaſſung einer Unthat ſchuldig machen würde; aber bei der jetzt herrſchenden, und erlaube es mir zu ſagen, muthwillig herbeigeführten Erbitterung iſt es nicht gut, daß Du Dich in dem Volksgewühl [illegible]orm zeigſt. Du wirſt den Leuten auffallen, [illegible] ſich nach Dir erkundigen, den reichen Gutsbeſitzer der Gegend, den Biscayer von Abkunſt, in Dir erkennen, und endlich der Meinung ſein, Du hätteſt Dich blos darum in Uniform gezeigt, um der Volksmeinung zu trotzen, ihr Deine Abneigung zu erkennen zu geben, Deine ſpaniſchen Geſinnungen zur Schau zu tragen.

Und glaubſt Du, daß ich dieſe verläugnen will? rief Ramon mit einiger Heftigkeit. — Was will das Volk? — Alte verfaulte Privilegien, die längſt aus der Zeit ſind, aufrecht erhalten; die Unwiſſenheit und Blindheit vergangener Jahrhunderte, mit allen dem Kram von Pfaffenthum, Inquiſition, läppiſchen Gebräuchen, wieder hervorrufen. Dies iſt der Grund weshalb der Pöbel, aufgehetzt von den Mönchen und einigen Ehrgeizigen, über die Verletzung des halb vergeſſenen Vertrags von Guernica ſchreien muß, warum die Basken — es iſt faſt lächerlich zu ſagen! — nicht Spanier ſein wollen, warum unſinnige Ideen von den drei biscayiſchen Republiken wieder aufgewärmt werden, und weshalb man rebelliſcher Weiſe im Amescoathale Don Karlos proklamirt hat. Laß es indeß gut ſein, Dolorcita! In drei Wochen haben wir mit Deinen biscayiſchen Großſprechern reinen Tiſch gemacht, und ſie werden ſo geduldig: Viva Isabella! rufen, wie dieſer ehrliche Mann — er zeigte auf den Kahnführer — dem vor Anſtrengung der Schweiß über die Stirne läuft, und dem ich deshalb einen Schluck aus der Bota (kleiner Weinſchlauch) anbieten werde. — Heda chico! ſetzte er auf ſpaniſch zu dem Schiffer gewendet hinzu, indem er einen Lederbeutel, deſſen hölzernes Mundſtück über ein Körbchen, das die Dienerin neben ſich ſtehen hatte, heraushing, ergriff. Ihr ſtrengt Euch tüchtig an; thut mir nun auch Beſcheid in einem Schlucke Chacoli!

Was ſagt der Señor? fragte der Baske, ſich zu Dolores wendend, auf kantabriſch.

Ihr ſollt mit ihm trinken, Diego! erwiderte das Mädchen in derſelben Mundart. Mein Bruder meint, Ihr ermüdet Euch allzuſehr.

Mögt Ihr tauſend Jahre leben! Ich küſſe Euch die Füße, Señor Kaballero! erwiderte freundlich der Kantabrer, indem er leicht an die ſpitzige Filzmütze griff und das Ruder bei Seite legte.

Ramon hatte indeß den Pfropfen aus dem Schlauche gezogen, und indem er dieſen letzten in die Höhe hielt, lies er ſich nach ſpaniſcher Sitte einen Strahl Wein in den geöffneten Mund ſchießen, ohne daß ein daneben fallender Tropfen ihn benetzt hätte. Hierauf reichte er dem Schiffer den Beutel hin.

Trinkt! rief er in gebrochenem Baskiſch. Trinkt aber auf die Geſundheit der unſchuld[illegible]abella, und der unſterblichen Chriſtine! Der [illegible] ſchon die Hand nach dem Schlauche ausgeſtreckt, plötzlich ließ er ſie ſinken und ſah den Jüngling mit ernſtem Blicke an. Verzeiht, Señor, unter dieſer Bedingung trinke ich nicht! erwiderte er ſodann.

Ramon war betroffen, doch kehrte er die Sache ſogleich zum Scherze.

Aha! Ich merke Ihr gehört zu der Sterbebrüderſchaft, die Mitglieder derſelben trinken keine weltlichen Geſundheiten.

Ich denke, Señor, Manche gehören jetzt dieſer Brüderſchaft an, die dennoch Frauengeſundheiten trinken! antwortete mit zweideutigem Lächeln der Vorige. Laßt mich aber einen Trinkſpruch ausbringen, den ein jeder ehrlicher Biscayer im Herzen trägt. — Der Schiffer ergriff die Montera (Mütze) bei dem ſpitzigen Horne, er legte ſie andächtig neben ſich, und faßte den Weinſchlauch. — Ihm, rief er ſodann mit ſtarker Stimme, Ihm, der unter dem Baume von Guernica den Eid leiſten wird! — Ihm, dem die Biscayer folgen werden, Schulter an Schulter! — Friede und

Freude allen redlichen Kantabrern, und zerbrochene Knochen ihren Drängern! —

Auf dieſelbe Weiſe wie Ramon, trank nun der Baske einen tüchtigen Schluck, und gab die Bota dann mit einem: Dank Señor Marques! und freundlichem Kopfnicken zurück.

Nun, Ramon! ſprach Dolores trüb lächelnd nach einer Pauſe in franzöſiſcher Sprache zu ihrem Bruder. Du haſt jetzt ein Pröbchen von der Stimmung unſers Landvolks. Was ſagſt Du dazu.

Was ich ſage? erwiderte Ramon leicht. Daß dieſer Staarmatz, nebſt hundert ſeines Gleichen, bei dem erſten Trommelwirbel des Regiments del Rey, oder ſobald ſie die Säbel unſerer Kaçadores blitzen ſehen werden, die Schwingen entfalten und den Weg nach Villadiego einſchlagen (davonlaufen) wird. Die nichtswürdigen Vogelſteller aber, die ihnen die Lection eingelernt haben, werden die erſten ſein, ſobald es Ernſt wird.

Es ſchmerzt mich außerordentlich Dich ſo ſprechen zu hören, lieber Ramon; ſagte die Schweſter, das dunkle Auge auf den Sprechenden richtend. Was verlangen denn dieſe Menſchen als das, was ſeit Jahrhunderten geſetzlich iſt? Sie ſollen Spanier werden, und doch ſind ſie in Sprache, Sitten und Gewohnheiten gänzlich von dieſen verſchieden; ſie ſollen das Sta-

tut annehmen, und doch haben ſie eine beſſere, weit
freiere Verfaſſung. Man redet ihnen von Fortſchritten
vor, und ſie ſtehen in jeder Hinſicht höher wie die Ka-
ſtilianer. Man raunt ihnen Freiheitsideen in das Ohr,
aber man will ſie im Namen der Freiheit zu Sclaven
machen, denn ſie ſind bereits das freiſte Volk Europas.
Endlich verſpricht man ihnen große Vortheile von der
Aufgebung ihrer Fueros und der e [illegible] darin,
daß ſie unermeßliche Schulden, di [illegible] emacht
aben, bezahlen helfen ſollen.

Nun wahrhaftig! rief der Jüngling mit lautem
Belächter. Du ſprichſt ja wie eine ausgemachte Re-
ellin, Dolorcita. — Ich nehme Sie zur Zeugin,
eure Merced, fuhr er neckend fort, ich nehme Sie
ur Zeugin, daß mein Schweſterchen in dieſem Au-
enblicke lauter hochverrätheriſche Aeußerungen gethan
at, denn ich denke die Aufrührerin zu denunciren,
bald ich wieder nach Madrid komme, wäre es auch
ur um mir dadurch die Borten des Staabsoffiziers
verdienen.

Ramon würde den Scherz noch weiter fortgeſponnen
ben, aber das Boot hatte in dieſem Augenblicke eine
ſel umſegelt, und man befand ſich jetzt in einer
gend, wo zwei bewaldete felſigte Vorgebirge, den
e bis auf Flintenſchußweite einengten. Der zur
ten Hand liegende Vorſprung, war ein abgeplatteter

Felſen, an welchem dicht am Ufer ein Fußpfad vorbeiführte, doch wurde das Platteau, durch einige große Stecheichen, noch dem Auge der Schiffenden entzogen. Von dieſer Seite her erſchallten jetzt die Töne einer Guitarre, von einer hellen kräftigen Männerſtimme in einer eigenthümlich wilden, aber höchſt anziehenden Melodie begleitet. Unwillkührlich ließ Diego das Ruder ſinken, er ſchien ergriffen, lauſchte, und dann ſich zu Dolores wendend ſagte er freundlich: Er ſingt das Irurakbat. —

O ich bitte Dich, ſinge mit! rief Dolores ſchnell, Hypolita — ſie zeigte auf die Dienerin — wird Dich begleiten. Und haſt Du nicht vielleicht Deine Guitarre zur Hand? Raſch warf der Schiffer das Ruder in den Kahn, indem er den letztern treiben lies, er öffnete ſchnell ein kleines Schränkchen, das im Schnabel des Bootes angebracht war, und ſties, indem er das Inſtrument hervorzog, mit vorgehaltener Hand einige rauhe Kehltöne aus, die augenſcheinlich dem Singenden auf der Felſenplatte galten. Augenblicklich ſchwieg der Letztere; Diego ſetzte ſich in Poſitur, ſtimmte ſeine Guitarre, präludirte darauf, nickte endlich der kleinen Biscayerin, und nun begann der Geſang in welchen der Unſichtbare auf dem Vorgebirge augenblicklich einſtimmte. Das Lied was ſie ſangen, war eine alte Volkspoeſie, eine Art Nationallied, und die Weiſe deſ-

elben, hatte etwas Ernſtes, zugleich aber ſchauerlich
Bildes. Es lautete wie folgt. —

Unterm Baume von Guernica
Steht der königliche Held,
Und Biscaya's tapfere Schaaren
Füllen rings das grüne Feld.

Vor Alonzo's edlem Antlitz
Rollt man jetzt drei Banner auf,
Schön doch furchtbar, glänzt das Zeichen
Dreier blut'gen Hände drauf.

Irurakbat! ſteht geſchrieben
In dem roth und goldnen Feld.
„Ritter! deutet mir das Zeichen,
„Sagt mir was die Schrift enthält!“

So der König. — Drauf ein alter
Hundertjähr'ger Greis tritt vor.
„Höret mich, Kaſtiliens König,
„Den zum Señor man erkor.“

„Dieſe blut'gen Hände faſſen
„Sich im Kampf und Schlacht und Tod.
„Irurakbat! — Drei ſind Eines.
„Eines nur in Glück und Noth.“

„Irurakbat! Für Euch kämpfen,
„Bis zum letzten Tropfen Blut,
„Eins wie Drei, und Drei wie Alle
„Mit biscay'ſchem Löwenmuth.“

„Aber nur, ſchirmt Ihr die Freiheit
„Unſer Recht, und — den Vergleich;
„Doch wenn Ihr ihn brecht, Señor —
„Wohl! — Dann ſind ſie gegen Euch.“

Lächelnd reicht der edle Herrſcher
Drauf die Hand dem Greiſe hin,
Deutet dann auf ſeine Krone,
Herz, und Mund, mit tiefem Sinn.

„Willſt Du einem König lehren,
„Spricht er, was die Treue ſei? —
„Irurakbat! — Irurakbat!
„Eins nur ſind ihm dieſe Drei. — —“

Ramon hätte während des Geſanges das Ruder ergriffen, und war langſam nach dem Felſenvorſprunge geſteuert, woher die Stimme des Unbekannten erſchallte. Jetzt befand ſich das Boot dicht dem Plateau gegenüber, und der Sänger ward ſichtbar. Ein junger ſchlanker Mann in der Tracht wohlhabender Pächter der Umgegend, ſaß, ſein Inſtrument im Arm, nachläßig auf einem Felſenſtück, das eine junge Eiche überſchattete, an die ein zierlich angeſchirrtes Maulthier angebunden war. Der Fremde nahm ſich in der ungemein kleidſamen Tracht, welche die ſchlanken aber von Jugendkraft ſtrotzenden Glieder knapp umſchloß, ſehr gut aus. Er trug ein kurzes Jäckchen von feinem braunen Tuche, in deſſen Aermel vom Elbogen abwärts ein gelber, ſchmaler, goldgeſtickter Streifen eingelaſſen, und deſſen Knopflöcher gleichfalls mit Stickerei verziert waren. Die ſchwarze Tuchweſte des jungen Mannes, war über und über mit großen Blumen bunt geſtickt, und auch die blauſammetnen Unterkleider ſo wie die feinen, ledernen, bis an das Knie reichenden Kamaſchen, waren mit ſchmalen Goldborten beſetzt. Auf dem Kopfe hatte der Fremde einen ſpitzigen Hut, welcher, als der Jüngling beim Erblicken der ſich annähernden Barke aufſtand, und den Hut abnahm das ſchönſte, edelgeformteſte Haupt ſichtbar werden lies. Es war der Kopf eines Römers aus den Zeiten der Republik. Das dunkle krauſe Haar, das glänzende Auge, die hohe Stirn, die fein gebogene Naſe, der vohlgeformte Mund, Alles war im herrlichſten Einklange.

Welch ſchöner Mann! lispelte Dolores leiſe, das große, ſchwarze Auge unverwandt auf dem Jünglinge uhen laſſend.

Ja, er iſt ſehr ſchön! ſagten Ramon und Mercedes nſtimmig.

Jetzt ſteuerte das Boot wenige Klaftern vor dem lateau vorüber. Der junge Fremde verbeugte ſich icht, aber achtungsvoll. Die Damen grüßten, und amon ſchwenkte den Hut. Dank Señor für die hübſche egleitung! rief er in gebrochenem Baskiſch.

Agradezco mucho el favor que usted me hace!

(Sehr ſchmeichelhaft iſt die Ehre die Sie mir erzeigen) erwiderte der Fremde im geläufigſten Kaſtilianiſch.

Diego hatte das Ruder wieder ergriffen, und ſchneller durchſchnitt der Kahn die Wellen.

Sagt mir doch, Diego, wer war der ſchöne junge Mann dort auf dem Felſen! fragte Ramon neugierig, als ſich das Boot um einige Klafterlängen, von jenem Platze entfernt hatte.

Kennt Ihr ihn nicht? erwiderte der Gefragte. Das wundert mich. — Aber nein; Ihr ſeid ſelten in unſere Gegend gekommen, ſonſt müßtet Ihr ihn kennen. Der Mann iſt ein Verwandter von Euch, Señor Marques.

Was ſagſt Du? rief Ramon überraſcht. — Nun, und ſein Name? —

Wir nennen ihn nur den Hirten von Villarcayo! erwiderte Diego, und war nicht wenig betroffen als Ramon ein lautes Gelächter aufſchlug.

Was giebts da zu lachen, Señor? ſagte der Bootführer endlich ernſthaft. Die Sache iſt, wie ich ſage. Der Mann iſt ein Edelmann ſo gut wie Ihr und ich. — Ich nämlich weil ich ein Biscayer bin — und Ihr wißt der König von Spanien iſt nicht adeliger, nur reicher; wie das Sprichwort ſagt. — Daß jener Mann aber Euer Verwandter iſt, iſt ſonnenklar. Er heißt Echeverra wie Ihr — denn daß Ihr Euch Marques del Socorro nennt, ſteht auf einem andern Blatte. Ihr ſeid dadurch Titulado von Kaſtilien, was uns natürlich nichts angeht. — Auch könnt Ihr, wenn Ihr nach Villarcayo kommt, über der Thüre ſeines ſtattlichen Wohnhauſes Euer Wappen, den ſchreitenden Leoparden, zierlich in Stein gehauen erblicken, was Ihr allerdings nicht nur dort, ſondern auch in Zornoſa, und ſelbſt in Durango häufig wiederfinden werdet; denn alle drei Orte ſtecken voll Echevera's und Segaſtibelza's, und zu den letzteren gehöre ich eben auch.

Der Schiffer hatte dieſe Worte ſo einfach, ſo entfernt von aller Anmaaßung geſprochen, es ſchien ihm nicht im Traume einzufallen, daß ſie geeignet ſein
önnten dem Marquis etwas unangenehm zu werden,
aß er mit dem letzten Worte, als nach unbezweifelt
bgemachter Sache, das Boot mit erneuertem Fleiße
urch die Fluthen trieb.

Sie ſcheinen mit den Verhältniſſen Ihres Geburts-
andes unbekannter zu ſein wie ich! lieber Ramon!
ob jetzt Mercedes lächelnd auf franzöſiſch an. Es iſt
ier daſſelbe Verhältniß, wie in den Hochlanden Schott-
nds, als noch die Klansverfaſſungen beſtanden, und
wette darauf, daß unſer Bootsmann Sie nicht um
nen Grad vornehmer wie ſich ſelbſt, ſondern nur —
ie der ältere Bruder vor dem jüngern — mehr vom
lücke begünſtigt, hält.

Und hat er etwa ſo ganz Unrecht? fiel Delores haſtig ein. Ich bin feſt überzeugt, daß man auf unſerm Stammbaum nicht viele Aeſte emporklimmen dürfte, um das Schild der Linie jenes Echevera mit dem unſrigen identiſch zu finden.

Kann ſein, Schweſterchen! erwiderte mit einem etwas höhniſchen Lächeln Don Ramon; ich denke indeß wir wollen uns der etwas unfruchtbaren Mühe überheben. — He Freund Diego, oder vielmehr Don Diego Segaſtibelza, wenn Ihr dies lieber hört! rief er lachend dem Bootsführer zu. Womit beſchäftigt ſich denn gewöhnlich mein Vetter, der Don Pablo (ein gewöhnlicher Bauername) oder wie er ſonſt heißen mag?

Er heißt Iſidro! antwortete Diego kalt. Er handelt mit Vieh, und verſieht zugleich das Amt als Mayoral (Heerdenaufſeher) der Schafe des Kloſters Aranzazu. Er iſt ein ſehr angeſehener Mann, und Jeder in der Umgegend kennt und liebt ihn. — Ihr müßt nämlich wiſſen, Señor Marques, fuhr der Schiffer geſchwätzig fort, der Mann iſt gar nicht ſtolz wie reiche Leute ſonſt zu ſein pflegen. Er reicht Jedem freundlich die Hand, und trotz dem, daß er ſo gut wie der Alcalde von Toloſa, ſeine Kapa (Mantel) von feinem braunem Tuche jeden Wochentag tragen könnte, habe ich ihn erſt neulich — es war gerade Regenwetter — mit einem Mäntelchen von zottigem Ziegenfell durch unſer Dorf reiten ſehen.

Das geſteh' ich! rief Ramon mit angenommenem Erſtaunen.

Wie ich Euch ſage, Señor Marques! fuhr Jener fort. Er gehört doch unſtreitig zu den **ricos hombros**, und dennoch benimmt er ſich gerade wie Unſereiner. — Aber er iſt auch beliebt! ſehr beliebt! — Sein Wort iſt von Gewicht in der Gegend, und ich wette drauf, daß wenn er Euch nicht kennte, Ihr wäret in Uniform, es ginge ein Spectakel los, und der Hirt von Villarcayo ſchrie: Heda Landsleute! da iſt ein Chriſtino, thut mir den Gefallen, und ſchlagt ihn todt; Ihr wäret erſchlagen, ehe man eine Hand umdreht.

Weiß der Himmel wie es zuging, aber Ramon wurde plötzlich ernſthaft, und unterließ alle weitern Erkundigungen nach dem fremden Vetter. —

Die Schiffenden hatten endlich ihr Ziel erreicht. Der See endigte ſich in einer kleinen, eichenbeſchatteten Bucht und ſie verließen dort den Kahn. Diego begleitete die Spaziergänger. Er freue ſich, verſicherte er, die Prozeſſion zu ſehen. Das vorige Jahr ſei ſie ſehr prachtvoll geweſen, beſonders da ein Heiligenbild aus einem zwei Leguas entfernten Kloſter ganz apart zum Beſuche dahin gebracht worden, und man nun dem fremden Gaſte zu Ehren, alles Mögliche zur Feier des Tages aufgeboten hätte. Unter Geſprächen dieſer Art durchwandelten unſere Bekannten den dunkeln Eichenwald, welcher nach Verlauf von ungefähr einer Stunde lichter zu werden begann, und endlich das Kloſter von Aranzazu erblicken ließ. Da, vom Waldrande an, das Terrain etwas abſchüſſig wurde, ſo konnten unſere Bekannten daſſelbe in ſeiner ganzen Ausdehnung überſchauen. Mitten in einem grünen, rings von Eichenwäldern umgebenen Thale, lag das ungeheure, in viele Höfe abgetheilte Gebäude, und ſtreckte ſeine mächtigen Thürme, ſeine funkelnden Dome in die Lüfte. Der regelmäßige Bau des Kloſters ſelbſt, wie der Nebengebäude, gab ihm zwar, wie Escurial, etwas kaſernenartiges, aber dennoch gewährte das Ganze mit ſeinen hundert Thoren und Thüren, den Tauſenden von Fenſtern einen impoſanten Anblick, der beſonders dadurch, daß ſich der gewaltige Bau von weißem Sandſtein, aus einem grünen Waldmeer zu erheben ſchien, nur noch eigenthümlicher wurde. Unſere Luſtwandler verdoppelten ihre Schritte, und in kurzer Zeit ſahen ſie ſich in dem Gewühl, welches das Kloſter umgab. Tauſende von Landleuten, unter denen die düſtern ſchwärzlichen Kaſtilianer, und die rothmützigen Katalonier ſich eben nicht zu ihrem Vortheil von den dunkelblonden blauäugigen Biscayern auszeichneten, erfüllte die ganze Umgebung. In gewiſſen Entfernungen von einander waren ſchön mit Blumen verzierte Altäre aufgeſchlagen, doch bewieſen die noch unangezündeten Kerzen, daß die Prozeſſion noch nicht ſo bald beginnen werde. Man hätte dies auch aus dem Umſtande entnehmen können, daß rechts und links bei denen unter freiem Himmel, dicht an der Kirchenmauer aufgeſtellten Beichtſtühlen eine Menge Männer und Frauen lange des Augenblicks harrten, wenn endlich die Reihe an ſie kommen werde. Gerade dem Kloſterthore gegenüber befand ſich eine Poſada (Wirthshaus), wenigſtens war es beſſer als eine gewöhnliche Venta, und Ramon ſchlug, da es ſehr heiß zu werden begann, den Damen vor, einige Erfriſchungen zu nehmen, falls dergleichen zu haben wären. Eben wollte die Geſellſchaft in das Haus treten, welches von Gäſten wimmelte, als das Auge des Jünglings auf den Fremden fiel, den Diego als ſeinen Verwandten bezeichnet hatte. Derſelbe war von ſeinem Maulthiere geſtiegen, und er wollte deſſen Zügel eben um einen Pfoſten ſchlingen, als er die Ankommenden gewahrte, und ſie ehrerbietig begrüßte.

Ihr habt da ein ſehr ſchönes Thier! ſagte Ramon, dem das nach Landesgebrauch unterm Halſe und Bauche friſch raſirte Maulthier, das ſich mit dem rothſammtnen, ſilberbeſchlagenen Sattel, den in die Mähne und Schweif geflochtenen Scharlachbändern, ſehr ſtattlich ausnahm, gefiel. —

Es ſteht Euch zu Dienſten! war die verbindliche, herkömmliche Antwort, die aber von dem Fremden ge=

geben wurde, ohne Ramon anzublicken; denn ſein Auge ruhete unverwandt und wie angeheftet auf Dolores, die das ihrige, nachdem auch ſie den Fremden längere Zeit angeblickt, erröthend zur Erde ſchlug.

Unſere Bekannten waren indeß in das Haus getreten. Es war inwendig bloß ein großer leerer Raum — ein kleiner Verſchlag an dem einen Ende ausgenommen — und rechts und links, um den der Thüre gegenüberſtehenden Heerd, trieb ſich eine Menge Landleute bunt durcheinander. Da Ramon in Uniform war, fielen alle Augen auf ihn und die Damen. Eine ſehr geſchäftige Frau, augenſcheinlich die Wirthin, ſchoß eben vorbei.

Ave Maria purissima! — Was iſt an Erfriſchungen zu haben, Señora? fragte Ramon.

Sin peccado concebida! — Gar nichts, Kaballero! erwiderte die Gefragte, mit einem etwas widerwärtigen Seitenblick.

Das iſt freilich ſehr wenig! entgegnete der junge Mann verdrüßlich. Wir können alſo nur wieder unſerer Wege gehen?

Ihr könnt auch dableiben, und eſſen und trinken was Ihr mitbringt, Kaballerito. Ihr bezahlt dann blos etwas **por el ruido** (für den Lärm) verſetzte die Wirthin.

Ei Pepita! rief jetzt auf einmal eine wohllautende

Stimme. Ihr ſeid heute ſehr unfreundlich. Eine Taſſe Chocolate, einige Dulces (Zuckerwaaren) ein Glas Eiswaſſer, werdet Ihr doch haben für die Damen, und den Herrn Marques.

Ei ſiehe da! Seid Ihr auch hier, Held meiner Seele? rief die Wirthin erfreut. — Gott ſegne Eure Augen, Don Iſidro! Wo habt Ihr denn ſo lange geſteckt? Ich dachte ſchon die ſieben Kinder von Ecija (eine berühmte Räuberbande) hätten Euch in ihren Klauen. San Sebaſtian von Alcobendas ſei geprieſen, daß es nicht der Fall iſt. — Aber Chocolate, Dulces und aqua fresca? — Nun ja; ich hätte wohl noch Etwas — für alte Chriſten nämlich, nicht für Juden und Freimaurer. — Hier warf ſie einen Seitenblick auf Ramon.

Jedenfalls habt Ihr etwas für ſo hochgeehrte Nachbarn! — Dieſer Herr iſt Don Ramon Echevera, und dieſe Damen gehören zu ihm; verſetzte Iſidro.

Jeſus! rief freundlich die Wirthin zu dem Genannten gewendet. Der Kaballero iſt ein Echevera, folglich Euer Vetter. Warum ſperrte er aber nicht gleich den Mund auf, und ſagte es mir, und warum geht er angezogen wie ein Jude und Atheiſt? — und die Doñas gehören zu ihm? — Das iſt — rief ſie, auf Dolores zeigend — die Schweſter; man ſieht es gleich. Sie hat eben ſolche Augen; wahrhafte ojos adormidillos (wörtlich ſchläfrig; hier ſchalkhaft, nachläßig) Gott ſegne Euch Señorita! Ha welcher Wuchs! welche Haltung! Ihr habt etwas von einer Andaluſierin, Ihr Geſalzene! (salada) Ich ſage es immer: es lebe das andaluſiſche Salz! Ich bin auch aus Andaluſien; aus Ubeda müßt Ihr wiſſen. — Und Ihr — fuhr ſie zu Mercedes gewendet fort — Ihr ſeid gewiß die Braut? — Getroffen? — Nun ſchämt Euch nicht! Einmal kommen wir Alle an die Reihe. Die heilige Jungfrau ſegne Eure lieben Augen, Königin! Ich möchte Euch la luciente (die Glänzende) nennen, zum Unterſchiede von dem Salzfäßchen dort, der niedlichen Dolorcitas; denn ſo heißt Ihr doch? wie mir neulich der Keſſelflikker, der Joſe — auch ein armer Verwandter von Euch, Don Ramon; ein Echevera — mitgetheilt hat.

Aber die Dulces, Pepita, das Eiswaſſer, rief der Hirt von Villarcayo lächelnd.

Gleich Don Iſidro, gleich! Ihr ſeid ſo unruhig wie ein Wieſel! rief die Wirthin. Ich beſorge ſogleich Alles, und ich denke Don Ramon wird mir meine vorige Grobheit verzeihen. Es war nicht meine Schuld! Ich hielt ihn für einen von den gottverfluchten Juden und Freimaurern die die Konſtruction (ſie wollte ſagen Konſtitution) erfunden haben, und die ſie, wie die ehrwürdigen Patres verſichern, durchaus wieder einführen wollen; nun hat er ſo eine Jacke an, und — da wißt

Ihr, aus ſolchem Staube wird ſolcher Quark; wie das Sprichwort ſagt. —

Nur mit Mühe brachte Iſidro die Wirthin dahin das Verlangte herbeizuholen. Während dies aber ſtatt fand unterhielten ſich Ramon und die Damen mit dem jungen Manne. Da in Spanien blos die mehreren oder minderen Kenntniſſe, nicht das Benehmen, welches einerlei, dabei ſtets höflich und anſtändig iſt, den Unterſchied zwiſchen Perſonen der höhern und niedern Stände ausmachen, und aus dieſem Grunde der geringſte Bauer niemals eine Verlegenheit und Unbeholfenheit in der Geſellſchaft höchſten Ranges blicken laſſen wird, ſo war es nicht zu verwundern, daß das Benehmen des Hirten von Villarcayo das eines Gentlements war, und deſſen Reden ſich in nichts von denen Ramons unterſchieden. Am meiſten richtete er dieſe indeß an Dolores. Sein Auge glänzte wenn er zu ihr ſprach, und der Jüngling ſchien in dieſem Momente ein ganz eigenes Leben zu verrathen. Gegen Ramon war er gleichfalls höflich aber kalt und gemeſſen, und es fiel dem letztern auf, daß Jener ihm nie den Marquesentitel gab ſondern ſtets nur bei dem Familiennamen nannte. Als Ramon endlich zu ſeiner Braut einige franzöſiſche Worte ſprach, zog der Fremde ſich, gleich als ob er befürchtete läſtig zu werden, zurück, und nahm höflichen Abſchied. Die Wirthin kehrte endlich zurück und als ſie die erwarteten Erfriſchungen überreichte, fügte ſie hinzu: daß wenn die Geſellſchaft zu Mittag etwa wiederkehre ſie einen Gaspacho (Kaltſchale aus Gurken, Brod, Eſſig, Oel, Pfeffer und Waſſer) beſorgen wolle, wie die ſieben Infanten von Lara bei ihren Lebenszeiten nie einen beſſern zu ſich genommen hätten.

Die Geſellſchaft dankte, und ſo wie die Damen ſich etwas mit Eiswaſſer erfriſcht hatten, begann man, da der maytines (Frühgottesdienſt) noch nicht beendet war, eine Beſichtigung der Umgebung. Zur Seite des Kloſters war eine Art Jahrmarkt etablirt. Eine Menge Buden in denen Eßwaaren, vorzüglich aber Gegenſtände frommer Verehrung, als Heiligenbildchen, Roſenkränze, Skapuliere ꝛc. zu haben waren, wurden von einem ſich immer erneuernden Menſchengewimmel umdrängt. Unſere Bekannnten traten in eine derſelben. Der Verkäufer nahm die Ankömmlinge ſogleich aufs Korn.

Gott ſegne Sie, Ritterchen. (caballerito) Ich küſſe Ihre unvergleichlichen Füße, meine edlen Prinzeſſinnen! — Sind Sie keine, ſo verdienten Sie doch welche zu ſein! — Was befehlen Ewr. Gnaden? — Meine ganze Bude iſt zu Ihren Dienſten; ich ſchenke ſie Ihnen. — Wünſchen Sie einen San Jago zu beſitzen? 'Einen geſchnitzten, geſtochenen, oder gemahlten? Zu Fuß oder zu Pferde? — Es wäre etwas für Sie, Señor Kaballero! Sie würden damit bekunden, daß Sie kein Negro wären, kein Jude und kein Freimaurer. — Oder befehlen Sie das nino Dios? Ich habe es von allen Größen; von der Länge einer Elle bis zu der eines Daumes. — Vielleicht wünſchen die Damen eine gute Abbildung der santa virgen? — Da kann ich Ihnen vorſchlagen: die virgen del pilar von Saragoſſa, oder die von Guadalupe, oder auch die del sagrario de Toledo. Wiewohl ich Ihnen noch mit mehreren aufwarten kann, rathe ich doch bei jenen zu bleiben; dieſe ſind gegenwärtig die beliebteſten. — Leiden Sie indeß an Zahnſchmerzen, ſo thun Sie beſſer die Abbildung der santa Faz de Jaen (das Schweißtuch) zu nehmen; damit ſind Sie gleich über den Berg. —

Ramon kaufte einen berittenen San Jago, und die Damen zwei heilige Sebaſtiane; bald darauf verließen ſie die Bude.

Jetzt erſcholl einige Schritte entfernter eine Trompete. Alles drängte dorthin. Eine Schauſpielbude war hier aufgebaut. Der Director der Truppe, ein ältlicher Mann in ſcharlachrothem, ſilberbeſetzten Mantel beſtieg eben eine leere Tonne und ſprach:

Edle Herren und Ritter, ich küſſe Euch Allen reſpektvoll die Füße! Möget Ihr tauſend Jahre leben! — Ich habe Euch, o edle Biſcayer, anzuzeigen, daß heute Abend von uns die überaus ſchwierige, aber große und berühmte Komödie (la grande y famosa comoedia) der Teufel ein Prediger (el diablo predicador) dargeſtellt werden wird. Ich darf wohl behaupten — und ich thue es auch, jedoch mit gebührender Beſcheidenheit — ich darf wohl behaupten, daß gegenwärtig nirgend in der ganzen Welt dieſes berühmte und beliebt Schauſpiel, mit ſolcher Würde (grandezza) mit ſolchem Adel, ſolcher Kunſt, dargeſtellt wird, als von der unte meiner Leitung ſtehenden, in Aſturien, wie in Granada, ja bis in Ceuta in Afrika, bekannten und nach Verdienſ gewürdigten Geſellſchaft. Heute habe ich überdies zu Ehre des Kirchenfeſtes und der Eurigen, o edle Herren und Ritter — was ich nur in außerordentlichen Fällen zu thun gewohnt bin — die Rolle des Teufels ſelbſ übernommen. Da ich ſolche ganz eigenthümlich, und von einer noch neuen und unbekannten Seite aufzufaſſen, auch einige von mir gedichtete Liedchen, dieſer Rolle anpaſſend, abzuſingen pflege, ſo wird Niemand das geringe Eintrittsgeld einer halben Pezeta bereuend, unbefriedigt nach Hauſe gehen. — Nach geendigtem Stücke wird der erſte Liebhaber, bekannt unter dem Namen el tuerto, (der Schielende) und die kleine Gitana (Zigeunerin) Marzibilla den Fandango, und eine menuet alfandangado zum Beſten geben. — Mögt Ihr, edle Ritter, ewig leben!

Freudenrufe erhoben ſich von allen Seiten. Brav el Madrileno! — Es un primo! — A las mil maravillas! — No se si duermo, u si despierto! ſchrie man von allen Seiten. — Ramon lachte laut, aber Dolores bat ihn ruhig zu ſein, da mehrere zornige Blicke auf den jungen Offizier gerichtet waren. — Man ging weiter. Eine neue Scene eröffnete ſich. Vor einer Bude war eine große Wachsleinwand aufgehangen. Hier werden Seelen gezogen! ſtand darauf. Ein Mann, den ſein Kleid als Mitglied einer frommen Brüderſchaft kundgab, trat hervor. Bald hatte er zahlreiche Zuhörer. Wenn es verdienſtlich iſt, o Ihr edlen Chriſten und Ritter, unſere geſtorbenen Mitbrüder aus denen ſie quälenden Flammen zu erlöſen — hob er an, aber bald wurde er durch ein Gedränge geſtört.

Verzeiht verehrter Kaballero! rief ein vierſchrötiger Kerl. Ein dringender Auftrag von dem Alcalden des Orts zwingt mich, Euch zu ſtören. Ich bitte Euch um etwas Aufſchub und küſſe Euch die Hände.

Und ich küſſe Euch gleichfalls die Hände, und werde Geduld haben! erwiderte verbindlich der Vorige.

Es hat ſich, begann der Erſte mit lauter Stimme, es hat ſich ein ſchwarz- und weißgeflecktes Schwein, das an einem verſtümmelten Schwanze kenntlich iſt, und ſo eben geſchlachtet, auch zu Eurem Vergnügen, edle Biscayer zu Chorizo's (kleine Bratwürſtchen) eingehackt werden ſollte, von dem Halsbande (in Spanien

bindet man dieſe Thiere am Halſe an) losgeriſſen. W
daſſelbe einfängt und bei dem Alcalden abliefert, h
alldort von dem Eigenthümer zwei Pezeten und d
Segen Gottes zu erwarten. — —

Wenn es verdienſtlich iſt, o Ihr edlen Chriſten u
Ritter, unſere geſtorbenen Mitbrüder aus denen ſie qu
lenden Flammen zu erlöſen — hob der Mann vor d
Bude, ſobald der Ausrufer das letzte Wort geſproch
wieder an — ſo iſt Euch heute die ſchönſte Gelegenheit ge
ben Euch dies Verdienſt zu erwerben. Sollten daher ſe
Ritter ſich vereinigen den Betrag einer Pezeta (6 G
zuſammenzubringen, ſo könnte dafür eine Seelenme
geleſen werden. Jeder hat das Recht den Namen ſ
nes Klienten in dieſes Säckchen zu werfen, und d
den, der herauskommt, wird dann die Meſſe geleſ
werden. Ich bitte Euch würdige Biscayer dieſe Ge
genheit nicht zu verſäumen. —

Zwei Männer und vier alte Weiber drängten ſ
ſogleich näher und zogen kleine Beutelchen, aber nur e
nach langem Suchen war die Summe von ſechs G
ſchen und zwar meiſtentheils in kupfernen Ochavos z
ſammengebracht. Eben begann die Operation des N
menſchreibens, und ſchon waren fünf Seelen in d
Sack ſpaziert, als von allen Seiten der Ruf: die P
zeſſion! die Prozeſſion! erſcholl.

Kommt Kinderchen! ſagte Ramon. Eilen wir, d wir einen guten Platz erhalten. Leider war dies ſehr ſchwer, doch zur Seite eines der Altäre war eine kleine Erhöhung. Iſidro hatte hier ſeine Stellung genommen. Sobald er ſah daß Ramon und die Damen in Verlegenheit waren eilte er ſchnell an ihre Seite.

Nehmen Sie dort jenes Plätzchen ein, Señora's ſagte er. Ich bin lang genug um überall eine gute Anſicht zu haben.

Mit aller dem Spanier eigenen Galanterie führte er unſere Bekannten auf den Hügel, und ſtellte ſich ungefähr zwanzig Schritt gegenüber ins dichteſte Volksgedränge. — Die Glocken begannen indeß zu läuten, die Litaneien ertönten, und bald erſchien die Spitze der Prozeſſion, voran Muſik und die herrlichen Kirchenfahnen, außerhalb des großen Eingangs. Mit allem Prunke, jenem hochpoetiſchen Glanze, dem man nur bei den Ceremonien des römiſchen Kultus begegnet, begann die gottesdienſtliche Handlung. Ueberall wohin man ſah, blinkte Gold und Silber, ſtrahlten ſeidene, oder goldbrokatene Meßgewänder. Eine lange Reihe Mönche, mit ſonorer wohllautender Stimme, die Litanei abſingend, ging paarweiſe neben einander. Es waren größtentheils ältere Männer, und man ſah unter ihnen herrliche Greiſenköpfe. Ueberall flammten Kerzen, wurden Rauchfäſſer geſchwungen, Heiligenbilder getragen. Jetzt erſchien ein Baldachin; eine Weihrauchwolke ſtieg neben

ihm empor, und ballte ſich zu einem Knäuel
reinen Morgenluft. Ein herrlicher Alter, die Mon
in der Hand, den langen goldbrokatnen Mant
zwei Diakonen getragen ging unter ihm. So w
Prieſter näher kam ſtürzte Alles, rechts und lin
die Knie.

Sr. Majeſtät! — Sr. Majeſtät! (Su Maje
murmelten Einige leiſe bei Annäherung des Sakr
tes. — Bis hierher bot das Ganze einen ſo wür
als ergreifenden, und wahrhaft poetiſchen Anblick
jetzt ſollte etwas kommen, was zwar dem Spanier
an ſeinem Orte dünkte, auf einen Nordländer aber
komiſchen Eindruck zu machen nicht verfehlt hätte.
fern von dem Baldachin folgte ein zweites Muſi
und eine Schaar Angeles. Es gehört nämlich
guten Ton bei dieſer Gelegenheit ſeine Kinder als
anzukleiden. Man befeſtigt ihnen große mit Atlas
zogene Flügel von Pappe auf dem Rücken, und
wo es nöthig durch Kunſt den Mangel langer
hängender Haare zu erſetzen. Vier ſonderbare Fig
zwei Männer, zwei Weiber mit groteſken Larven
dem Geſicht, die erſtern mit flächſenen Allongeper
die letztern mit Kopfzeugen von rothem Wachsta
und Alle in altmodiſchen Staatskleidern, begleiteten,
als Aufſeher, theils als Spaßmacher die himml
Heerſchaaren, von denen ſich manche vermöge aller

Bocksſprüngen und Neckereien ihrer Mitengel, beſonders der kleinen Engelinnen, etwas ungezogen benahmen, und durch die oben genannten, ſeraphiniſchen Aufſeher, mittelſt einiger zwiſchen den Flügeln wohlangebrachter Püffe, wieder von Zeit zu Zeit beruhigt wurden. Endlich kam die Prozeſſion zu dem Altare wo unſere Bekannten ſtanden. Der ernſte großartige Inhalt der Litanei ſchien die Zuhörer ſichtlich zu ergreifen und als der fungirende Prieſter ausrief: De improbitate turcorum et haereticorum — und das Volk mit einem lauten: Libera nos a domine! respondirte, konnten ſich einzelne Eiferer nicht enthalten dumpf auszurufen: Mueran! — Mueran los hereticos! —

Mit Beſtürzung bemerkte Dolores, daß mehrere der Rufenden ihre blitzenden Augen dabei auf Ramon warfen. Aengſtlich blickte ſie um ſich her, und eine dunkle Röthe überzog ihr ſchönes Antlitz, als ſie inne ward, daß hier wie in der Poſada, das ſtille ernſte Auge Iſidros, den unſere Leſer unter der Bezeichnung des Hirten von Villarcayo kennen lernten, fortwährend auf ihr ruhe. Die Prozeſſion ging indeß zu Ende. Nur mit Mühe konnte die Geſellſchaft ein Plätzchen in der Kirche finden um das Hochamt anzuhören; endlich war auch dieſes beendet, und zwei rieſige Monteneros (Bergbewohner) die neben unſern Freunden ſtanden, ziſchelten ſich mit ganz eigenthümlichen Blicken zu, daß der ſieben-

zigjährige Pater Nicandro, der berühmte, im Geru
der Heiligkeit ſtehende Kapuziner die Predigt hal
würde, und daß, da die Kirche die Zuhörer nicht alle
faſſen im Stande ſei, die Rede außerhalb der
tern, auf einer eigens dazu errichteten Kanzel ſtatt
den ſolle.

Ich bitte Dich, Bruder, laß uns gehn! ſagte D
res ängſtlich, und in franzöſiſcher Sprache zu Ram
Der Kapuziner Nicandro iſt der fanatiſche Mönch,
in dem Amescoathale jene aufregenden Predigten ge
ten hat, nach welchen der Aufſtand losbrach. —
Volk iſt erbittert. — Du biſt in Uniform. Dieſ
verhaßt. —

Ja, gehen wir! fiel Mercedes beſorgt ein.

Ich weiß nicht, was Euch einfällt! rief Ramon
chend. Wäre es nur meine ſanfte Merced die mir
vor einem ſiebenzigjährigen Kapuziner die Flucht zu
greifen, ſo ſollte es mir nicht auffallen; aber meine ta
Dolores, meine kleine Rebellin, die von dem Ka
um die Fueros und dergleichen Dingen ſpricht,
dieſe mir räth vor der Kutte das Haſenpanier zu
greifen, dies iſt ein wenig ſtark.

Da die Damen ſahen, daß Ramon von ſeinem
ſatze, die Predigt mit anzuhören, nicht abzubringen
ſo gaben ſie nach und verließen die Kirche. Dicht

der Thüre trafen ſie die Wirthin aus der Poſada, mit Iſidro im Geſpräch. Erſtere bemerkte die Heraustretenden ſogleich.

Ihr wollet gewiß auch den ehrwindigen Pater Ricandro anhören, Königinnen? frug ſie. Das iſt vortrefflich! Dort haben ſie bereits eine Kanzel erbaut, und ſeit den Zeiten der Königin Maricaſtanna (ſeit Olims Zeiten) hat kein beſſerer Redner auf einer ſolchen geſtanden. In dem Amescoathale hat er auch gepredigt, und es wurden an demſelben Tage ſechs Leute todt geſchlagen, worunter der alte Keſſelflicker, der arme Hinkebein, der immer hierher kam. Ich habe das ſteinerne Kreuz das ihm ſeine Tochter dort errichten ließ ſelbſt geſehn. **Murio de manos ayrad. Rueguen por el alma!** ſtand darauf. Der arme Narr hatte die Konſternation (Konſtitution) leben laſſen, und da hatte er eins auf dem Schädel, ehe er es ſich verſah. Es krähete weder Huhn noch Hahn danach; vielleicht ſchon darum weil er ein Keſſelflicker war, und die gelten hier für halb unehrlich, wie bei uns in Andaluſien die Fleiſcher.

Bruder! Ich dächte wir begäben uns nach Hauſe, hob Dolores aufs Neue an. Es iſt ein unerhörtes Gedränge, und ſeit einigen Tagen iſt eine ſolche Unruhe unter den Landleuten bemerkbar —

Die Señora hat nicht Unrecht, Kaballero! fiel Iſidro zu Ramon gewendet ein. Ihr ſeid in Uniform, und es wäre leicht möglich daß Ihr Unannehmlichkeiten erfahren könntet.

Ich danke Euch für Eure gute Meinung, Señor, erlaubt mir aber bei der meinigen zu bleiben; erwiderte mit vornehmer Kälte, Ramon. Sollte es Jemand wagen mich zu beleidigen, ſo würde ich mir ſchon Recht zu verſchaffen wiſſen, und hat man erſt einen Einzelnen gut abgetrumpft, ſo findet ſich kein Zweiter. Muerto el perro, muerto la rabia! ſagt das Sprichwort.

Iſidro verbeugte ſich ſchweigend, und die Wirthin führte unſere Bekannten nach dem Platze wo die Kanzel erbaut war. Das Volksgedränge war zwar bedeutend, aber bei der Sitte, dem Anſtande, der in Spanien unter den niedern Klaſſen herrſcht, ward es den Ankommenden nicht ſchwer noch ein gutes Plätzchen, und zwar etwa zwanzig Schritt der Rednerbühne gegenüber, zu finden.

Nur wenige Augenblicke durften ſie harren und der Prediger erſchien. Es war ein hoher, jedoch von der Laſt ſeiner Jahre dennoch nicht allzuſehr gebeugter Greis. Das kahle Haupt, an dem nur rechts und links zwei kleine ſilberweiße Löckchen ſichtbar waren, der lange, bis zu dem weißen Stricke, der die braüne Kutte umgürtete, reichende Bart, das erloſchene Auge, die hagern ſtrengen Züge, gaben dem Alten das Anſehn eines Anachoreten der Thebaide. — Mit leiſer, faſt unvernehmlicher, doch nach und nach ſich immer mehr erhebender Stimme, begann er die Predigt. Er ſprach über die Bedeutung des Feſtes corporis Domini, und der Gegenſtand ſeiner Rede war: der Leib des Herrn in der Schmach, und in der Verklärung. — Nur ſelten würde man in Spanien einen Kanzelredner finden, welcher nach unſern Begriffen für bedeutend gelten könnte, aber die meiſten — beſonders die Kapuziner, welche vorzüglich dieſes Amt verwalten — beſitzen eine Art roher Beredſamkeit, die, leichtfaßlich, für die Geiſteskräfte ihrer Zuhörer ganz geeignet iſt. Rechnet man den Klang der ſchönen ſonoren Sprache, den Ausdruck des Eifers und der Ueberzeugung, der in den beweglichen Zügen des Redners ſichtbar wird, noch hinzu, ſo iſt es kein Wunder daß Predigten dieſer Art auf das Volk von einem Eindruck ſind, von dem wir in unſerm kalten Norden keine Ahnung haben. So war es auch mit der Rede des Pater Nicandro. Anfangs ſchien ſeine ſchwache Stimme die Fülle ſeiner Empfindungen weder faſſen noch wiedergeben zu können, bald aber wurden ſeine Worte deutlicher, ſein Vortrag ernſter und kräftiger, und die Begeiſterung in die ihn der Gegenſtand deſſelben verſetzte, ſchien den Sieg über ſeine Körperſchwäche davon zu tragen. Von Minute zu Minute ſtieg das Feuer mit dem er ſprach; die edlen Ausdrücke die in der ſpaniſchen Sprache ohnehin ſo einheimiſch ſind, veredelten ſich immer mehr, ſie wurden aber nicht nur immer gewählter, ſondern auch

ergreiſender. Wenn der Redner von den Qual
Erlöſers ſprach, ſo war der Ton ſeiner Stimme
und ſchmerzlich, redete er von der Sanftmu
Dulders, ſo war ſeine Stimme klangvoll aber
ſchilderte er den Andrang, die Wuth ſeiner Fei
braußte ſeine Rede wie ein Orkan. Der Eindru
dieſe machte war unbeſchreiblich. Ueberall hört
Schluchzen, lautes Weinen, ja ſelbſt unterdrückt
rufe von Wuth. — Jetzt begann der Mönch de
ten Theil ſeines Vortrags. Er verglich die E
gung, die Leiden des Herrn, mit der Erniedrigun
Leiden der ſpaniſchen Kirche, die er eine ecclesia
nannte, und forderte endlich ſeine Hörer mit wil
redſamkeit und unter Donnertönen auf, für dieſel
Augenblick der Verklärung, die Erhebung zur e
triumphans, herbeizuführen. Zu einer gewiſſen
Erhabenheit ſchwang ſich ſeine Rede auf, als er mi
licher Ueberzeugung den Augenblick verkündigte,
Unterdrückte alle ihre Feinde ſiegreich unter ihre
treten würde.

Bald, rief er aus, werden dieſe ſtillen
dieſe friedlichen Thäler von dem Wiehern der
dem Klirren der Schwerter, dem Donner de
ſchützes ertönen; das Angriffsgeſchrei des Kriegers
Jammern der Verwundeten, das Stöhnen der
benden, wird über die Gipfel der Berge, es wi

in die Wolken erſchallen, aber dennoch ſage ich Euch, wird dieſes furchtbare Schlachtgetön dem wahren Gläubigen herzerhebender, erquicklicher, begeiſternder ins Ohr ſchallen, als der fromme Geſang der Litaneien des heutigen Feſtes. Der Läſſige wird aufgerüttelt werden aus jenem faulen, ſündlichen Schlafe, der ihn bisher in ſeinen Banden hielt, und der Rüſtige wird ſich ſagen, daß der Tag der Arbeit gekommen. Ja, meine Brüder! er iſt da der große Tag, die heilige, längſt erſehnte Stunde. Es iſt Zeit die Pflugſchaar zum Schwerte zu machen. Wir wollen fechten gegen die Gottloſen, welche die Prieſter des Herrn gezwungen haben, aus ihren friedlichen, gottgeweiheten Hallen zu fliehen, und die ſich durchnäßt von dem Thaue der Nacht, verſengt von der Sonne des Tages, vor der Hand des Mörders, der ſie ſucht, wie die Thiere des Waldes verbergen mußten, in die Höhlen dieſer Gebirge; wir wollen fechten gegen die Gottesläugner, die ſich nicht ſcheuten ihre verdammlichen Grundſätze zu predigen auf Straßen und Märkten, und die täglich ihre ſeelenverlockenden Netze aufſtellen auf Wegen und Stegen. Und der Herr — dies ſeid verſichert, meine Brüder! — wird mit uns ſein, er wird ſeine Kirche nicht verlaſſen in ihrer Noth. Aus jenem blauen Aether, ſchaut ein richtendes, ein vergeltendes Auge auf uns herab, ein nimmer ſchlafendes Ohr hört unſere Klagen, unſer Jammern; der Ewige erbarmt ſich unſere Schmerzen, unſerer Verzweiflung. Und rufen nich ſtumme, aber von ihm dennoch nicht ungehörte Zunge unaufhörlich zu ihm empor? — Sein rächender Blic fällt auf die Gebeine der Frommen, welche die ſchändlichen Negros ihrem Moloch der Konſtitution opferten und die noch unbeſtattet liegen in Einöden oder an Heerwege; er fällt auf die kranken, die gebrechliche Leiber jener Edlen, die weil ſie an dem Glauben ihre Väter hingen, in afrikaniſche Kerker geſchleppt wurden und die nun als krüppelhafte Bettler die Straßen unſerer Städte durchirren. Alle dieſe ſtummen und dennoch nur allzuberedten Zungen, ſprechen, beten, rufen unaufhörlich für Euch. Jene bleichende, auf den Schädelſtätten, oder auf dem Felde umhergeſtreuten Todtenhände, pochen und ſtürmen für Euch an den Pforten des Himmels, und ſie werden, ungeſehen von Eurem Auge, für Euch ſtreiten an dem Tage der Schlacht. Darum, meine Brüder, erhebet Euch! Ziehet die Schwerter und fechtet für die zu Boden getretene Kirche; fechtet neben ihren zertrümmerten Altären; fechtet zwiſchen den Gräbern Eurer Väter, und den Wiegen Eurer Kinder. Und er, der Herr, wird mit Euch ſein, ſeine Heerſchaaren werden in Euren Reihen kämpfen, ja er ſelbſt wird für Euch ſtreiten, denn der Gott Iſraels — ſo ſtehet es geſchrieben — iſt ein ſtarker, ein zorniger Gott, und er ſchonet nicht Roß und Reuter. —

So einfach und kunſtlos die Rede des Mönchs war, ſo wenig ſie auch Anſprüche auf neue oder beſonders geiſtvolle Ideen geltend machen konnte, ſo war doch ihr Eindruck auf die Volksmaſſe von unbeſchreiblicher Wirkung. Das Schluchzen und Weinen der Frauen nahm von Minute zu Minute zu, wilde Ausrufungen in der rauhen, kantabriſchen Mundart tönten hier und dort, und als der Prediger die Kanzel verließ, tobten die Maſſen der Verſammelten, wie die Wogen eines ſtürmiſchen Meeres. Daß nicht bloß Landleute aus der Umgegend, ſondern auch aus andern Provinzen, ſo wie Mitglieder der höhern Stände anweſend ſeien, zeigten die Ausrufungen in kaſtilianiſcher Mundart.

A baxo los negros! — Viva la santa iglesia! Vencer ó morir por nuestra iglesia! rief man von allen Seiten, und die Ausrufungen wurden zuletzt zu wildem Geheul.

Die Damen zitterten und bebten. Komm Bruder um der heiligen Jungfrau willen! ſagte Dolores. Ich bitte Sie, lieber Ramon, laſſen Sie uns gehen! ſetzte Merced hinzu. Eben wollte ſich der junge Mann umwenden um die Mädchen aus dem Gedränge zu bringen, als ein rieſiger Montenero ihn am Arme faßte.

Klingen Euch dieſe Ausrufe etwas unangenehm ins

Ohr, Señor Official? rief er halb höhniſch halb drohend. Wie es ſcheint wollt Ihr Euch davonſchleichen wie die Katze vom Taubenſchlage; das ſoll indeß nicht geſchehen bis Ihr mit uns gerufen habt: A baxo los negros!

Was wollt Ihr von mir, Mann? erwiderte Ramon. Was unterſteht Ihr Euch?

Ihr ſollt ſagen, für wen Ihr ſeid! — Ihr ſollt Euch erklären! — Mit einer Paſtete (pasteleria, ſinnbildlich: etwas Verſtecktes) kommt Ihr nicht von der Stelle! — riefen zwanzig Stimmen, und das Gedränge ward immer ärger.

Ruft doch: es lebe die unſchuldige Iſabella, und das ganze königliche Haus, denn da iſt ja Don Karlos auch mit darunter! ziſchelte die Wirthin der Poſada, die an der Seite unſerer Bekannten war. — Macht nicht viele Umſtände. Man muß ſich nach der Decke ſtrecken, und: krumme Beine ſind auch hübſch! ſagte meine Mutter als ich meinen Seligen nicht heirathen wollte. —

Ihr Leute, ſagte ſie zu den Umſtehenden als Ramon ſich noch immer ſträubte. Seid höflich und anſtändig ich bitte Euch. Der Herr Officier iſt ein Biscayer von Geburt, und folglich ſo adelig wie Ihr Alle, obendrein ein Marques.

Nieder mit dem Titulado von Kaſtilien! ſchrie der

Haufen. Nieder mit dem Marques! — A baxo el negro! —

Ich bitte Euch, Señor, erklärt, daß Ihr kein Negro ſeid! Ruft Euren Wahlſpruch! ſagte ein alter Mann, der dem Jünglinge zur Seite ſtand.

Wohlan! rief Ramon ſich von ſeinem Jugendfeuer zu einer Unbeſonnenheit hinreißen laſſend. Ihr wollt meinen Wahlſpruch?

Libertad ó muerte,
Esto es mi suerte!

Hört Ihr den Negro? — Da habt Ihr den Chriſtino! — Stoßt ihn nieder den abtrünnigen Biscayer! — Tod dem Juden, dem Freimaurer! ſchrie man von allen Seiten.

Kommt heran, wer Luſt hat! rief Ramon, ſtellte ſich vor die zitternden und weinenden Mädchen und zog den Säbel. Dolores faßte ſich jetzt ein Herz und drängte ſich vor.

Ich bitte Euch, Kaballeros, mich anzuhören! rief ſie. Mein Bruder iſt erſt vor einigen Tagen in unſere Gegend gekommen. Er kennt nicht den Sinn, der uns Alle beſeelt. Er iſt Offizier der Armee. Geſtattet mir, daß ich in ſeinem Namen rufe: Viva nuestro Señor! — Vivan los fueros de Biscaya! — Ich rufe dies aus Ueberzeugung und aus treuem biscayiſchen Herzen.

Ihr ſollt leben, Königin! — Gott ſegne Euch, Augapfel! riefen Viele. — Aber er ſoll auch rufen, der Offizier! Nicht eher von der Stelle mit dem Negro! ſchrien Andere.

Platz da! rief Ramon und wollte vorwärts dringen, aber ſogleich blinkten ihm mehr als zwanzig Dolche entgegen. — Die Sache hätte ein trauriges Ende nehmen können, aber in dieſem Augenblicke entſtand eine Bewegung in dem Haufen. Laßt mich durch! ertönte eine ſtarke befehlende Stimme. Die Menge theilte ſich, und — der Hirt von Villarcayo, ſtand neben Ramon. Mit blitzendem Auge, mit gerunzelter Stirne blickte er auf die tobende Menge, welche ſich jetzt nach und nach zu beruhigen anfing.

Was ſoll das? rief der Jüngling mit der Miene eines Befehlenden. Was beunruhigt Ihr dieſen Offizier und dieſe Damen.

Er iſt ein Negro! — Er will nicht die Fueros leben laſſen! entgegneten Einige doch nicht mit der vorigen Wuth.

Und wer will meinen Verwandten dazu zwingen, wenn er nicht will? rief der Hirt von Villarcayo mit drohender Miene.

Sein Verwandter? — Er iſt ſein Verwandter? — murmelte es hier und da.

Ich frage: wer iſt geſonnen einem Echevera Gewalt anzuthun? — Er trete hervor! Ohne Umſtände! —

Die Beleidigung die dieſem Manne angethan ward, gilt auch mir und meiner Familie! fuhr Jener immer heftiger werdend fort, und ſeine Hand ſchien in dem buntſeidenen Gürtel etwas zu ſuchen.

Hombre! (Menſch) nahm jetzt ein weißhaariger Alter das Wort, indem er begütigend zu Iſidro trat. Nehmet die Sache nicht von der Art, daß ſo etwas wie Blutrache die Folge ſein müßte. Denkt an das Vaterland, wir müſſen jetzt einig bleiben. Die Pepita pappelte da etwas von einem Marqueſen, und das hat die Leute vollends toll gemacht.

Und wer, rief der Hirt von Villarcayo noch immer heftig, wer will etwas dagegen einwenden wenn mein Vetter Ramon Echevera den Marqueſentitel oder ſonſt Etwas annimmt, das nicht gegen die Würde eines Biscayers, oder gegen die Ehre unſerer Familie iſt? — Marques oder nicht! Er iſt und bleibt dennoch ein Echevera und ein Biscayer. — Nicht wahr, Don Ramon, Ihr liebt und achtet unſere Provinz? ſetzte er gelaſſen hinzu.

Es lebe das ſchöne und edle Biscaya! rief Ramon.

Und ſein königlicher Señor und die Fueros! ſetzte Dolores feurig hinzu.

Hört einmal die Allerkleinſte! (chiquita) O Ihr ſchwarzäugiges Prinzeßchen! rief Einer von denen die ſich am allerwüthendſten geberdet hatten. — Ich möchte ihr gleich einen Kuß geben und wenn ich auch eine Ohrfeige dafür zurück erhielte; denn: weiße Hände können nicht beleidigen, wie das Sprüchwort ſagt! ſetzte ein Spaßvogel hinzu.

Der Hirt von Villarcayo hatte indeß einem nebenſtehenden Manne etwas ins Ohr geraunt.

Erlaubt mir Señor, geſtattet mir meine Damen daß ich Euch bis zu Eurem Kahne begleite! ſprach er zu unſern Bekannten gewendet, und indem er ſie aus dem Gedränge führte. — Ich geſtehe Euch offen, Don Ramon, ſetzte er als ſie das letztere verlaſſen hatten hinzu, ich geſtehe daß ich Euch für nicht ganz ſicher halte. Ihr ſeid etwas unvorſichtig geweſen, und ich traue nicht ganz den Goroſtidi's, den Irrigarru's, den Contrada's, die immer ein übles Auge auf unſere Familie haben. Wie leicht könnten ſie Euch, aus den Aeſten einer Eiche, oder einem Rosmarinſtrauch, eine Kugel nachſchicken, und wer kann dann ſagen wer ſie gegoſſen. Bin ich dabei ſo iſt es ein anderes, denn ich bin ihnen eben unentbehrlich.

Während Iſidro ſich mit den Damen, beſonders mit Dolores, auf eine Art unterhielt die zwar den beſcheidenen, doch auch den ſich ſeines wahren Werthes ſich bewußten Mann kund gab, ging Ramon ſtill und verdrüßlich nebenher. Es war ihm ein höchſt demüthigendes Gefühl daß er, der Offizier, der Marques, durch einen Mann aus der niedern Volksklaſſe, einen Hirten, aus den Klauen der Menge gerettet worden, und was ihn am meiſten verdroß, war der Umſtand daß dieſe Rettung vorzüglich dadurch bewirkt worden war, daß dieſer Hirt, dieſer Viehhändler ihn öffentlich als ſeinen Vetter proklamirt hatte. Betrachtungen dieſer Art ſetzten ihn in eine verdrüßliche, und höchſt reizbare Stimmung, welche dadurch noch beſonders geſteigert wurde, das Iſidro der Donna Dolores über ihren Patriotismus einige Artigkeiten ſagte, und ſeiner eigenen politiſchen Anſichten übrigens durchaus kein Hehl hatte.

Nach dem was ich höre, ſagte Ramon als Iſidro ſchwieg mit bitterm Lachen, muß ich Euch Eure Verwendung zu unſern Gunſten doppelt anrechnen, und wir haben von Glück zu ſagen, ſo unerwartet auf einen uns bis dahin ganz unbekannten Verwandten geſtoßen zu ſein.

Es bedarf keines Dankes von Eurer Seite, Señor! verſetzte Iſidro mit kaltem Tone, und ſtolzem Blicke. Den Damen ihre Furcht zu benehmen, war die Pflicht jedes anſtändigen Mannes, und zehn Andre hätten es ebenfalls gethan, hättet Ihr durch unnützen Widerſtand nicht die Leute toll gemacht. Drückt Euch der Gedanke, daß Ihr mir eine Art Dank ſchuldig ſein könntet, ſo bitte ich Euch ihn aus dem Sinne zu ſchlagen: ich habe nicht auf Dank gerechnet, und Ihr ſeid ſchon dadurch von jeder Verpflichtung losgezählt, als ich Euch offen geſtehe, daß ich den kleinen Dienſt jedem Andern eben auch geleiſtet haben würde; daß ich von Eurer Exiſtenz kaum etwas gewußt, und ich unſerer Verwandtſchaft nur darum öffentlich erwähnte, weil ich es als die bequemſte Art anſah die Sache zu Ende zu bringen. —

Der ruhige Ton in welchem Iſidro ſprach, verfehlte ſeine Wirkung nicht auf den Jüngling, deſſen Hauptfehler ohnehin nur einiger Leichtſinn und jugendliche Unbeſonnenheit war.

Wie es ſcheint, ſagte Ramon, beſitzt Ihr großen Einfluß auf die Landleute der Umgegend. Ihr würdet viel Gutes ſtiften können, wenn Ihr die Verblendeten abhieltet ſich ins Verderben zu ſtürzen, und ich kann mich nur wundern, daß Ihr die Geſinnungen der Aufrührer zu theilen ſcheint. —

Der Aufrührer? erwiderte Iſidro, und ſein Blick ward düſter wie die Nacht. Was will Biscaya? Nichts als ſein Recht, ſein gutes, theuer beſchworenes Recht. — Sind wir Spanier? — Wir ſind Kantabrer. — Haben wir einen König? — Wir wollen einen Señor, einen Anführer. — Kann ein Kind, kann Iſabella unſer Señor ſein? — Iſt dies nicht möglich, wo iſt Jemand der nähere Rechte hätte als Don Karlos? — Giebt es einen ſolchen, ſo trete er unter den Baum von Guernica, er beſchwöre die Fueros, und wir werden vor

hm das Knie beugen. — Ihr wollet uns frei machen,
ſagt Ihr, aber kennt Ihr auf der ganzen europäiſchen
Erde eine Verfaſſung die freier wäre als die von 1835?
— Gefällt Euch das estatuto real, wohl, ſo behaltet
s unſertwegen, führt, wenn Ihr Luſt habt, das Lum-
engepäck von 1812 ein; Alles wie Ihr wollet. Aber
venn Ihr Spanier ſein wollt, ſo laßt uns auch Bis-
ayer bleiben. — Doch wozu über eine Sache ſtreiten,
hloß Iſidro lächelnd, die nur mit dem Schwerte ent-
hieden werden kann! Was kommen ſoll wird kommen.
offen wir wenn das Schwert gezogen werden muß,
erſt nach einem beide Theile ehrenden Frieden wieder
die Scheide zu ſtoßen.

Mit den letzten Worten wandte ſich Iſidro zu Do-
res. Er ſchien abſichtlich das Geſpräch mit Ramon
brechen zu wollen, und unterhielt die Damen fortan
t einer Artigkeit und Gewandtheit, die dem Spanier
d Biscayer faſt noch mehr als dem Franzoſen der
ittelklaſſe eigen iſt, und über die der Nordländer er-
unt, weil er in ſeinem Vaterlande, bei den Leuten
s dem Volke kein Beiſpiel davon findet. Auch die
ädchen — beſonders Dolores — ſchien die Unterhal-
ng des ſchönen jungen Mannes, der in ſeinem gan-
Weſen etwas ſo Ritterliches, Sicheres, Edles hatte,
r zu intereſſiren. Sie plauderten ſo unbefangen mit
, als ob er ein alter Bekannter, und übrigens

ganz ihres Gleichen wäre, was indeß Ramon wenig zuſagte. Er konnte ſich eines drückenden Gefühles, in der Nähe des Jünglings, der ihn in einer Art Erniedrigung geſehen, und aus dieſer geriſſen hatte, nicht erwehren, und als Dolores Jenen im Laufe des Geſprächs Don nannte — ein Titel, der beiläufig geſagt in demſelben Sinne wie bei uns die Anrede: Herr! gebraucht wird — miſchte ſich Ramon verdrüßlich in das Geſpräch, und nannte den jungen Mann, zwei oder dreimal: Señor, oder Kaballero, was auch gegen die Leute aus den niedrigen Ständen in Anwendung kommt. Eben ſo fragte Ramon, um ſeine Schweſter auf den Stand Iſidro's aufmerkſam zu machen, den letztern über den Werth und Beſtand der Kloſterheerden, worüber der junge Mann zwar auf die einfachſte Weiſe Auskunft gab, fortan jedoch, um zu zeigen, daß er ihn wohlverſtanden, Ramon den Marqueſentitel gab, denſelben indeß mit einem ſpöttiſchen Lächeln begleitete. Es iſt leider tief in der menſchlichen Natur begründet, daß oft nur eine kleine Beleidigung, ja nur eine Vernachläſſigung nöthig iſt, um Wohlthaten, welche würdig zu vergelten manchmal ein ganzes Menſchenleben nicht ausreicht, in wenigen Minuten vergeſſen zu machen. Etwas Aehnliches war hier der Fall. Sah Ramon auf das Lächeln Iſidro's, ſo ward ihm der Plebejer, mit der ſichern hohen Haltung, dem Scheine von Ueberlegenheit von Augenblick zu Augenblick immer mehr zuwider; er ward immer verdrüßlicher, und da er wußte, wie ſchmerzlich es Jenem fallen müſſe, von der Sache der Provinz auf eine herabſetzende Weiſe ſprechen zu hören, ſo lenkte er das Geſpräch darauf, und ſtellte die Aufregung in der Biscaya ſich befand, als von Selbſtſucht und Ehrgeiz veranlaßte Machinationen einiger Elenden aus der Hefe des Volkes, und der Mönche dar. Je mehr Ramon aus den immer düſterer werdenden Zügen des Jünglings ſchloß, daß der Pfeil eingedrungen ſei, deſto ausführlicher ließ er ſich über dieſen Gegenſtand vernehmen; er ging über ſeine eigentliche Meinung weit hinaus, er übertrieb, und warnte Jenen zuletzt mit einer affectirten Vornehmheit, ſich nicht von Netzen umgarnen zu laſſen, in welchen er am Ende gefangen werden würde. — Bis hierher hatte der Hirt von Villarcayo den Sprechenden ſchweigend angehört, jetzt nahm er, doch wie es ſchien mit erzwungener Ruhe, das Wort.

Mein Entſchluß, Señor Marques, ſteht feſt! ſagte er kalt. Die Vorſehung ſelbſt ſcheint durch die gewaltthätige Einfalt unſerer Unterdrücker, uns einen Weg zur Freiheit gebahnt zu haben. Gott ſei mein Zeuge, daß ich wünſche, daß dieſer unnatürliche Krieg, der jetzt entbrennen wird, nur von kurzer Dauer ſei, aber führen werde ich ihn helfen bis aufs Meſſer. Ich halte den Biscayer, der ſeinen Arm nicht der Sache des Landes

leiht für einen Unwürdigen. — Verzeiht den Aus
Don Ramon; ich wollte Euch nicht beleidigen. —
die Netze anlangt — bis hierher war Iſidro in ſ
Rede gekommen, als ſein Falkenauge auf einen F
fiel, der von Ruscus, Hypogloſſum und Rosm
überwachſen war. Er drängte ſich dicht an Ram
umſchlang dieſen mit der linken Hand, ſeine Blicke
den wild, ſie ſchienen Funken zu ſprühen. Wage
elender Meuchelmörder! ſchrie er mit donnernder S
me, und indem er die rechte Hand nach jener Ge
ausſtreckte. — Die Damen thaten einen Schrei,
Ramon erſchrack, er wußte nicht, was dies Alles
bedeuten habe. In dieſem Augenblicke ſah man ei
Mann mit einer Büchſe in der Hand durch das
ſträuch ſpringen, und ſich in dem höher ſtehenden
terholze des Waldes verlieren. —

Ich wette darauf, es iſt einer der ſchurkiſchen
roſtidis; ſie können die kaſtilianiſche Abkunft nicht
läugnen; ſagte Iſidro ruhig den Weg fortſetzend.
Aber dort iſt Euer Kahn! Wir ſind zur Stelle!
Nach wenigen Augenblicken befanden ſich die Wande
den am Seeufer. Mit aller Galanterie eines W
manns, half Iſidro den Damen in das Boot.
ſprach zum Abſchiede nur wenige Worte zu den M
chen, aber ein unausſprechlicher Ausdruck in dem Bli
des dunkeln Auges, welches unverwandt auf Dolo

ruhete, ſagte Alles, was ſein Mund verſchwieg. Ramon konnte nicht umhin dem jungen Manne einige freundliche Worte Hinſichts des Vorfalls zu ſagen, der vor wenig Augenblicken ſtatt gefunden hatte; er wollte ihm zum Abſchiede die Hand reichen, aber kalt trat Iſidro zurück.

Ich kann weder Eure Hand noch Euren Dank annehmen, Don Ramon! ſagte er. Wir tragen zwar einen Namen, aber Ihr ſeid ein Feind des Vaterlandes, folglich auch der meine. — Zwei Dinge habe ich Euch noch zu ſagen; beherzigt ſie wohl. So lange Eure Schweſter als ſchützender Engel in Eurem Schloſſe wohnen wird, wird dieſes, mitten in dem Toben des Krieges, umringt von Verheerung, unangetaſtet bleiben; verläßt ſie es, ſo ſtürzt es in Graus und Ruinen; dies iſt das Eine. — Das zweite iſt: Laſt Euch nicht lebendig fangen! —

Ehrfurchtsvoll verbeugte ſich der Hirt von Villarcayo nochmals gegen die Damen, wendete darauf Ramon kalt den Rücken, und verſchwand zwiſchen den Eichen. —

Ramon blieb noch einige Tage auf ſeinem Stammſitze. Wenn er auch nicht den Enthuſiasmus ſeiner Schweſter für Volk und Gegend theilte, ſo mußte er doch zugeben, daß Erſteres ſich an Kraft, Thätigkeit und Körperſchöne, bei weitem zu ſeinem Vortheile vor dem

kaſtilianiſchen auszeichne; was die letztere aber anlang
ſo geſtand er gern, daß zwiſchen den grünen, waſſer
chen, bewaldeten Thälern Biscaya's, und den dürr
ſonnverbrannten Ebenen, den bis an die Gipfel nack
ſchwarzgrauen Felſen Alt- und Neukaſtiliens, nicht
mal eine Vergleichung anzuſtellen ſei. Oft kam in
ſen Tage die Rede auf das am Tage corporis Dom
erlebte Abentheuer. Mercedes ergoß ſich dann in
ſprüche des Hirten von Villarcayo. Sie prieß de
edles Benehmen, ſeinen Anſtand, ſein ritterliches
ſen, und ſagte, ſie würde es ihm nie vergeſſen, daſ
Ramon aus ſo augenſcheinlicher doppelter Gefahr g
tet hätte. Dolores ſagte faſt kein Wort über di
Gegenſtand, aber ihr blitzendes Auge, ihre ſchönen b
ten Züge ſprachen die Gefühle aus, die ihr Mund
ſchwieg. Ramon ſchien ungern von Iſidro zu ſprec
Geſchah es, ſo that er es allerdings mit Zeichen
Achtung, doch fügte er gewöhnlich bei, daß die Ge
die Iſidro über die Landleute zu haben ſchiene, ihm
her oder ſpäter verderblich werden würde, und daß er
als ein Werkzeug in der Hand der Mönche, die ihn
die Sache der Rebellion benutzen wollten, betrac
müſſe. Der Umſtand, daß er ihn gewöhnlich: n
cousin, oder: Don Iſidro nannte, bewies, daß die
fühle der Dankbarkeit in ſeinem Herzen weniger le
dig waren, als die Erinnerung an die vermeintliche

müthigung die er erfahren hatte. — Der Urlaub Ramons war noch nicht völlig abgelaufen, als eines Tages eine Ordonnanz von dem Reiterregiment Alcantara in den Schloßhof von Osgoytia ſprengte. Sie war nach Vittoria geſendet, hatte aber eine Ordre an Ramon abzugeben. Haſtig erbrach ſie der Letztere; ſie war von dem Obriſten ſeines Regiments. Nicht nur die Amescoas, ſchrieb derſelbe, ſondern auch das Baſtan- und Aranthal, ſind im vollen Aufſtande. Ein verabſchiedeter Bataillonschef, deſſen Namen man nicht weiß, ſoll an der Spitze ſtecken, und die Rebellen militairiſch organiſiren. Sie haben deshalb, Señor, ſich Angeſichts dieſes zu dem Regimente zu begeben, und werden Ihren Weg längſt der Küſte nach San Sebaſtian nehmen. Ueberall wo Sie durchkommen, werden Sie durch die Ortskommandanten oder die Chefs des Urbanos ſich von der Stimmung der Umgegend in Kenntniß ſetzen, und dem Kommandirenden, den Sie in Bilbao finden werden, darüber ausführlichen Rapport abſtatten. Kundſchafter aus dem Korps der zu errichtenden Chapelgorris (Rothmützen) ſind angewieſen Ihnen, Señor, wo ſie auf Sie ſtoßen ſollten, über das in Erfahrung Gebrachte, Berichte abzuſtatten. — Kaum hatte Ramon die Ordre geleſen, als er Befehl gab Alles zur Abreiſe in Stand zu ſetzen, da er das Schloß noch vor Abend zu verlaſſen wünſche. Dolores und Merced jammerten laut, als ſie den Entſchluß des jungen Mannes vernahmen, ſie ſahen indeß bald ein, daß es Ramon unmöglich ſei ſeinen Aufenthalt nur um einen Tag zu verlängern. Da nun noch vollends durch die Dienerſchaft des Schloſſes ein Gerücht in Erfahrung gebracht worden war, nach welchem eine Bande von vierzig berittenen Männern zwiſcher Zornoſa und Durango geſehen worden ſein ſolle, ſo trieb Mercedes für die Sicherheit des Verlobten beſorgt, ſogar zur Abreiſe. — Der Augenblick der letztern war indeß heran gekommen, die Pferde ſtanden geſattelt vor der Schloßthür, die Mädchen weinten, und Ramon ſuchte ſolche durch die Verſicherung zu beruhigen, daß der Weg den er zu nehmen habe bis jetzt völlig gefahrlos ſei, und daß er, ſobald er glücklich in San Sebaſtian angekommen, ſchleunig Nachricht von ſich nach Osgoytia gelangen laſſen wolle, als ein Menſch gemeldet wurde, der, zwar dem Anſcheine nach ein Bettler, dennoch darauf beſtehe, dem Marques del Socorro perſönlich vorgeſtellt zu werden. Ramon befahl ihn vorzulaſſen, und ein baumſtarker Kerl, von wildem, verwegenen Anſehn, dem der Stempel des Verbrechens auf die Stirn geprägt ſchien, trat ein.

Stehe ich vor dem Kapitain Marques del Socorro vom Regimente del Rey? fragte er keck, als er Ramon erblickte.

Dieſer bejahte es.

Señor! ſagte der Fremde. Ich habe Euch Etwas mitzutheilen. — Hier warf er einen Blick auf die Damen.

Sprecht immer! ſagte Ramon. Es ſind meine Schweſter und meine Braut. — Wer ſeid Ihr? Woher kommt Ihr? —

Wer ich bin? erwiderte der Kerl frechen Blickes. Ich gehöre zu dem achtbaren Korps der Chapelgorris, welches aus Biscayern die es mit der Sache der Königin redlich meinen errichtet wird. — Woher ich komme? — Eigentlich von den Galeeren, Señor Kaballero! ſonſt aber aus dem Hauptquartier. Ich bin ein Kundſchafter wie Ihr aus dieſer meiner Karte ſehen könnt.

Er zog ein Papierchen aus dem Unterfutter ſeiner Jacke, und reichte es Ramon. Dieſer warf einen Blick darauf, und gab es ihm zurück.

Und was habt Ihr mir mitzutheilen? fragte der junge Mann verächtlich.

Etwas, Señor Kaballero, das einer freundlichern Miene, und eine Handvoll Pezeten werth iſt; erwiderte Jener, dem des Kapitains verachtungsvoller Blick nicht entgangen war. Heute Nacht bricht die Empörung in dieſer Gegend los. Das Kloſter Aranzazu iſt der Heerd derſelben. Die Pfaffen haben Pulver, Blei, Gewehre, in Menge angeſchafft. Ein alter Bekannter mit dem ſonſt eine zeitlang gewiſſe Geſchäfte machte, und der ſich auch dazu anwerben wollte, hat es mir geſagt. — Soviel, Señor, meiner Schuldigkeit nach, und einer freundlichen Miene wegen. — Die Nachricht aber: daß beſchloſſen worden, Euch hier mit Tagesanbruch aufzuheben, iſt, denke ich, ein paar lumpige Pezeten werth. —

Ramon ſchrack ſichtlich zuſammen, und die Mädchen geriethen in Entſetzen. Der Erſtere faßte ſich indeß ſogleich, griff in die Taſche, und warf dem Spion eine volle Börſe zu, die dieſer mit einem Kratzfuße in ſein Wamms ſteckte.

Weiß man, fragte Ramon, wer an der Spitze der Empörer ſteht?

O da ſind Mehrere! verſetzte der Kundſchafter. Da iſt der Poſthalter aus Zornoſa, ſie nennen ihn nur el panadero, weil ſein Vater einen Bäckerladen hatte — und nachher iſt das Studentchen (el estudiantillo) der Manuel Garcia aus Durango; er iſt eben von der Univerſität aus Salamanca gekommen; und dann iſt der alte Alcalde von Oñate — den Namen weiß ich nicht; das thut aber nichts zur Sache, er heißt allgemein el coxo, weil er hinkt. — Alle dieſe aber ſind nichts. Nada! Blos Lärm zu machen ſind ſie gut. A fe de hombre de honor! (Auf mein Ehrenwort!) All' ihr Geſchrei und Spektakel, nichts als Worte. Son pastillas de baco. Worte in den Wind. Auch wenn der

Pfarrer Merino über den Ebro ſetzte. Das iſt zwar ein Teufelskerl; heute iſt er da, morgen dort, aber — no puede ser, das wird nicht geſchehen. Indeß, Señor, als ich heute Mittag den Einſiedler von Montenegro verließ, da theilte mir dieſer eine Nachricht mit; Kaballero eine Nachricht! Ihr müßt wiſſen der Kerl iſt zwar eine Kanaille, er dient beiden Theilen, aber ſeine Nachrichten ſind gut — wenn dieſe ſich beſtätigen, ſo ſtehen alle Thäler zwiſchen hier und Durango binnen vier und zwanzig Stunden in voller Rebellion.

Nun? Und dieſe Nachrichten? fragte Ramon aufmerkſam.

Der Einſiedler ſagte mir, fuhr der Kerl mit geheimnißvoller Miene fort, alle die cabecillas (Häuptlinge) die ich Euch genannt, ſollten blos die Gegend durchſchwärmen um ſie zu allarmiren, aber morgen würden ſie bei dem Kloſter von Aranzazu zuſammenſtoßen; dort würde ſich der Hirt von Villarcayo an ihre Spitze ſtellen und das Oberkommando übernehmen.

Wer, ſagt Ihr? — Der Iſidro Echevera? — fragte Dolores haſtig.

Derſelbe, verehrte Señora! erwiderte der Spion. Der Spitzbube, der Einſiedler hat es mir, a fe de hombre de bien, auf das Wort eines ehrlichen Mannes, verſichert. Puedo asegurarlo a usted! ich kann es Eure Gnaden verſichern; ſagte er mir beim Abſchied, und da muß es wahr ſein, denn der Menſch ſchwört nicht; dazu iſt er zu gewiſſenhaft; ich glaube er würde eher drei Menſchen auf der Landſtraße erdolchen, als mir mit jenem Worte etwas aufheften, denn dieſes iſt ſeine höchſte Betheurung.

Da haſt Du unſern liebenswürdigen Vetter! ſagte Ramon bitterlachend, und auf Franzöſiſch zu der Schweſter. Morgen ſteht er an der Spitze einer Bande Räuber und Mörder. — Ich glaube, ſetzte er auf Spaniſch hinzu, es wäre gut wenn Ihr mich bis Santander begleitetet. Unter dieſen Umſtänden ſeid Ihr hier nicht ſicher.

Ich bleibe, Bruder! ſiel Dolores mit Feſtigkeit ein. Am Frohnleichnamstage ſagte Iſidro zu uns, Dein Eigenthum ſei ſicher, ſo lange ich hier bliebe, und ich traue ſeinem Worte.

Salgo por fiador! Ich bin dafür Bürge! rief der Spion. Der Hirt von Villarcayo iſt zwar unſer Todfeind; fiele ich in ſeine Hände ich müßte baumeln in einer Viertelſtunde, und ich weiß nicht ob es Sr. Gnaden dem Herrn Marques beſſer ginge, es müßte denn ſein, daß ihn der Iſidro Echevera als einen Verwandten aus Rückſicht von hinten erſchießen ließe. Hat er aber geſagt, daß für die Señora und das Schloß nichts zu fürchten ſei, ſo iſt es gewiß. Si por cierto; das iſt eine Thatſache. Er iſt zwar ein Satan, aber ſein Wort iſt heilig. No hay duda; da iſt kein Zweiſel. — Aber fort, Señor, fort! Der pero betero (böſe Feind) könnte ſein Spiel haben, und Sie würden beim Flügel genommen, und ich dazu. Für jetzt: a Dios! Buen provecho le haga a Usted! Mögen Sie glücklich ſein; Muchos recados al Señor Commandante. Empfehlen Sie mich dem Kommandirenden. Tenga Usted feliz viage! Die glücklichſte Reiſe.

Mit einer Menge Redensarten dieſer Art denen er noch ſchlüßlich ein: Beso a Usted la mano Señora! an Dolores, und ein: Soy todo a Usted! ich bin ganz der Ihrige, an Mercedes gerichtet, beifügte, ging der Spion und ehemalige Galeerenſträfling zur Thüre hinaus. —

Allerliebſt! rief jetzt laut und bitter lachend der Marques. Ich muß nur eilen, daß ich fortkomme, damit ich nicht einen Beſuch von unſerm Vetter, dem Viehhändler, bekomme, und dieſer mich nicht aufhängen, oder mindeſtens aus zarten Rückſichten von hinten erſchießen läßt. —

Nach längern Dringen, daß die Damen ſich entſchließen und Ramon begleiten möchten, welchem ſich jedoch Dolores ſtandhaft widerſetzte, nahm der junge Mann unter tauſend Thränen der Braut von dieſer und der Schweſter Abſchied, und bald ſprengte er aus dem Schloßthore von Osgoytia. —

Der Kundſchafter hatte nur allzuwahr berichtet.

Schon am folgenden Tage wimmelte die Gegend von Guerillabanden; überall wurde die Fahne des Aufſtandes aufgepflanzt, und Don Karlos proklamirt. Das Feuer des Bürgerkriegs verbreitete ſich durch ganz Biscaya, Alava und Guipuzcoa. Die Bevölkerung strömte in den Städten und Dörfern zuſammen. Alle jungen unverheiratheten Männer verließen ihren väterlichen Heerd. Nichts fehlte als Waffen, Pulver und Blei. Für die erſteren wurde vorzüglich durch die Schleichhändler geſorgt. Zu Tauſenden brachten ſie die Gewehre über die Pyrenäen. Geſchütz mangelte ganz und gar. Um das fehlende wenigſtens in einem kleinen Maaßſtabe herbeizuſchaffen, erlies die zuſammengetretene Bewaffnungsjunta einen Requiſitionsbefehl, welcher das Zuſammenbringen aller meſſingenen Küchenmörſer und Leuchter nach Oñate anordnete. Aus dieſen wurden zwei Feldſchlangen gegoſſen. Durch den ſich immer weiter, ſelbſt bis nach Navarra und Katalonien, ausdehnenden Aufſtand, wurden endlich die Truppen der Königin genöthigt das Feld zu räumen. Außer einigen Plätzen an der Küſte, blieb nur Vittoria in ihrer Hand, und dort, ſo wie an der Ebrolinie ſammelte ſich ihre Hauptmacht. Der Krieg ward indeſſen, wie gewöhnlich alle Bürgerkrige, mit Grauſamkeit geführt. Beide Partheien erſchoſſen die Gefangenen, vertrieben oder beſteuerten die Andersgeſinnten, und ließen kein Mittel unverſucht den Gegnern zu ſchaden. An der Spitze der Karliſten, wie man die biscayiſche Parthei, eben nicht mit der größten Sachkunde benannte, ſtand ein Mann, der ſich durch kühnen Muth vom Grade des Bataillonchefs bis zu dem des Oberfeldherrn, und zwar in der kurzen Zeit von einigen Monaten aufgeſchwungen hatte. Er war Baske von Geburt, kannte das Land und ſeine Hülfsquellen, und wußte dieſe aufs trefflichſte zu benutzen. Den Hauptvortheil bot ihm das Terrain. Wie bereits früher bemerkt, beſteht das ganze Land aus einer Menge enger Thäler, und faſt keine einzige, für Geſchütz gangbare Straße — ausgenommen der große Heerweg von der Gränze nach Madrid — führt durch daſſelbe. Auf dieſen Umſtand baſirte er ſeinen Operationsplan. Seine Hauptſtärke warf er in eine Gegend die rings von Bergen und tiefen Schluchten eingeſchloſſen, kaum den zweirädrigen biscayiſchen Ochſenkarren einen Zugang darbietet, den Transport von Geſchütz oder Lebensmitteln aber faſt ganz unmöglich macht. Das Terrain, welches er ſich vorzüglich zum Kriegsſchauplatze erwählte, begreift nur wenige Meilen in ſich, und iſt eben durch jene Bergrücken und Schluchten von der Natur gewiſſermaaßen zu einer Feſtung gemacht. Der kleine Ort Oñate iſt der Mittelpunkt. In wenigen Stunden konnte man von hier aus überall hin gelangen. Drang der Feind irgend wo in die Berge ein, ſo war es leicht in wenigen Stunden ihm ein hinreichend ſtarkes Korps entgegenzuſenden, konnte man ſich nicht ſo lange halten, ſo zog man ſich in die unzugänglichſten Schluchten des angegriffenen Thales, und detaſchirte von hier aus einzelne Streifkorps, denen bei ihrer leichten Bewaffnung es möglich wurde, die benachbarten Bergrücken, auf denen darüber führenden Fußſteigen zu überſchreiten, und auf einmal durch einen heftigen Flanken- oder Arriergardenangriff den Feind zum Rückzuge zu zwingen, oder ihm mindeſtens alle Subſiſtenzmittel abzuſchneiden. Sich nie in Ebenen zu begeben, wo Kavallerie operiren konnte, nur im äußerſten Nothfall einzelne Punkte gegen feindliche Artillerie, die er nicht zu nehmen hoffen durfte, zu vertheidigen, mit einem Worte geſchickte Benutzung des Terrains, dies war eine Hauptbedingung der Taktik Zumalacarreguis. Man würde indeß ihm und dem von ihm befehligten Heere Unrecht thun, wenn man den alten bewährten Muth der Biscayer nicht ganz vorzüglich in Anſchlag brächte. Schon Gonſalvo von Kordua verglich ihn, oder ſetzte ihn vielmehr *über* den Muth des Löwen.

Galt es nun hier die Behauptung dreihundertjähriger Rechte und Freiheiten, die Vertheidigung des eigenen Heerdes, — ſo war es kein Wunder, daß die alte Tapferkeit ſich wieder erneute, und aufs glänzendſte darſtellte. Daß auch Fanatismus dabei im Spiele war, wird Niemand läugnen. Eine Menge Klöſter waren aufgehoben worden, oder ſahen ihrer Aufhebung entgegen. Das Volk ſah in den vertriebenen Mönchen eben ſo viele Märtyrer, und allerdings war es Leuten, die aus ihrem Eigenthume getrieben worden waren, denen man die verſprochene Penſion vorenthielt und dadurch um alle Subſiſtenzmittel, zur Verzweiflung brachte, nicht zu verargen, wenn ſie ihren friedlichen Beruf vergaßen, aufs heftigſte Parthei ergriffen, und für eine Sache, die unauflöslich an die ihrige geknüpt war, zu ſiegen oder zu ſterben beſchloſſen. Am eifrigſten zeigten ſich die Mönche von Aranzazu. Es war eines der reichſten, und nach Escurial das größte und ſchönſte geweſen. Ein Dekret der Regierung hatte die Aufhebung erklärt. War es zu verwundern, daß die tempo- rairen Beſitzer ſo ſchönen Eigenthums Alles daran ſetzten es zu erhalten. Aranzazu verwandelte ſich in eine Waffen- und Pulverfabrik. Da wo ſonſt nur Litaneien und Orgeltöne erſchallten, erdröhnte jetzt der Schlag des Schmiedehammers, kniſterte Feuer, keuchte der Blaſebalg. Dies Etabliſſement zu zerſtören, und dadurch ein ſchreckendes Beiſpiel zu geben, war längſt der Wunſch der kommandirenden Generale der Königin geweſen; aber theils war die Ausführung für den Moment unmöglich, theils waren die Heerführer ſo oft vom Kommando abgerufen, und durch andere erſetzt worden, daß der Plan immer noch verſchoben werden mußte. —

Das Regiment Immemorial del Rey ſtand in dieſe Zeit zu Wittoria. General Rodil hatte eben das Kommando übernommen. Er war bei der Armee zwar nich ſehr beliebt, er gehörte zu den ſogenannten Ayacucho (zu den Generalen, die in Südamerika kommandir hatten) ſeine Härte war von Callao in Peru her noc in Andenken, aber ſeine Tapferkeit war anerkannt un geachtet. Bald nach ſeiner Ankunft im Hauptquartier bereitete man ſich auf eine große Unternehmung vor. Die Ankunft des Prätendenten im Heere der Gegne war angekündigt worden, man wollte durch einen entſcheidenden Schlag die Wirkung dieſer Nachricht ſchwächen. — Es war am Abende eines in der Nähe vo Salinas vorgefallenen Gefechtes, und Ramon war ebe nach Wittoria zurückgekehrt, als er in ſeinem Quartie die Ordre vorfand ſich zu dem Kommandirenden zu begeben. Er traf den General Rodil mit Durchleſun von Depeſchen beſchäftigt. Freundlicher als es ſon ſeine Art war, näherte ſich ihm der letztere.

Ich habe Ihnen zwei angenehme Nachrichten mitzutheilen, Marques! hob der General an. Ihre Majeſtät die Königin Regentin hat Sie auf meinen Vorſchlag zum Bataillonschef ernannt. Die Treue, di Sie, obwohl Baske von Geburt, bewieſen haben, verdient eine Beförderung außer der Reihe. — Laſſen Si es gut ſein! fuhr er fort, als Ramon ſeinen Dank aus drücken wollte. Der Tapfere dankt lieber mit Thaten als mit Worten. Daß Sie hierzu Gelegenheit finden ſollen — und zwar bereits morgen — rechne ich für die zweite angenehme Nachricht. — Wir werden, ſprach er, indem er vertraulich den jungen Mann am Arme faßte und ihn zu einem auf dem Tiſche ausgebreiteten Plane führte, morgen Abend in aller Stille aufbrechen, und, Salinas hinter uns laſſend, mit dem ganzen Armeekorps gegen Durango hin zu operiren ſuchen. Da Sie die Gegend genau kennen müſſen, indem Ihre Beſitzungen dort herum gelegen ſind, ſo mögen Sie ſich zur Brigade des General Jauregui, welche die Avantgarde bildet, begeben, und die Kolonne führen. — Ramon verbeugte ſich ſchweigend. — Glückt unſere Operation, fuhr Rodil fort, ſo ſind wir den folgenden Tag Abends bis hierher gelangt. — Er zeigte mit dem Finger auf einen Punkt der Charte. — Ihre Führung iſt dann nicht mehr ſo preſſant, und ich ertheile Ihnen folgende Miſſion. Sie nehmen ſobald die Nacht einbricht, Ihr Bataillon, zwei Kompagnien Chapelgorris, und funfzig Pferde vom Regiment Alcantara. Durch einen raſchen Flankenmarſch durch die Wälder, ſuchen Sie vor Mitternacht das Kloſter Aranzazu zu erreichen. Sie beſetzen es, zerſtören alle dort befindlichen Vorräthe, und ſtecken das Gebäude in Brand.

Wie? rief Ramon erſchrocken. Den prächtigen, ungeheuren, wie für die Ewigkeit errichteten Bau?

Meinen Sie, daß das Neſt nicht brennen würde? fragte Rodil kalt. — Nehmen Sie einen Karren Brandmaterial mit. Stroh finden Sie dort; Sie laſſen e in die Zimmer ſchaffen. Außerdem treffen Sie gewi Pulvervorräthe im Kloſter. Sobald dieſe Feuer faſſen, ſtürzt der ganze Bettel über den Haufen, und wenn e noch dreimal feſter wäre.

Und die Bewohner? fragte Ramon zögernd.

Widerſetzen ſie ſich, ſo werden ſie natürlich niedergehauen! antwortete der General. Iſt dies nicht de Fall, ſo mögen Sie ſolche laufen laſſen. Nähmen wi ſie als Gefangene mit, ſo müßten wir ſie füttern, un wir leiden ſelbſt Mangel an Subſiſtenzmitteln, auc wäre es unklug, ihnen eine Art Wichtigkeit beizulegen — A Dios Señor! Nochmals meinen Glückwunſch! —

Ramon war tief erſchüttert, als er den General verließ. Er, der Biscayer, der Nachbar des Kloſter ſollte den herrlichſten Bau, den die drei Provinzen aufzuweiſen hatten, der der Stolz des Landes war, zerſtören; aber er war Offizier, er mußte gehorchen, ſelbſ durch die Bitte, den Auftrag einem Andern zu ertheilen, würde er ſich verdächtigt haben. Vielleicht hatt ihn der General auch gerade wegen ſeiner Abſtammung und aus ſehr handgreiflichen Gründen zu dieſer Sen bung erwählt. Höchſt mißmuthig kam er in ſeiner Wohnung an. Hier fand er Briefe von ſeiner Schweſter und von ſeiner Braut. Ich habe Dir ſchon nach San Sebaſtian geſchrieben, hieß es in dem Briefe der erſteren, daß kaum ſechs Stunden nach Deiner Abreiſe, die wilden Monteneros des el coxo hier ankamen Dich zu ſuchen, daß aber eine Ordre von Iſidro, die ein Bote ihnen brachte, ihren Abzug veranlaßte. Seit dieſer Zeit iſt der letztere ſelbſt mehrmals hier durchgekommen und hat uns jedesmal einen Beſuch abgeſtattet. Er ließ einen Befehl an das Thor anſchlagen, in welchem er Dein Eigenthum in Schutz nimmt. Obwohl, heißt es darin, Don Ramon ein Feind des Landes ſei, ſo hätten doch ſeine Verwandten — da meint er mich — Alles was ſie könnten, für die Sache der Freiheit der Provinzen gethan, ihre wohlthätige Hand habe verwundeten Vaterlandsvertheidigern Hülfe gebracht — ich habe nämlich eine Anzahl Verwundeter aufgenommen und verpflegt — und um ihretwillen verbiete er die Beſchädigung der Beſitzungen von Osgoytia bei Todesſtrafe. — Welch ein Menſch iſt dieſer Iſidro! — Du könnteſt ihn haſſen, lieber Ramon, ihn tödten, wenn er in Deine Hand fiele, aber achten würdeſt Du ihn; das iſt gewiß. Von ſeinen Untergebenen wird er faſt angebetet. Obwohl alle Unbequemlichkeiten des Feldzuges mit dem Geringſten derſelben theilend, iſt er den-

noch der Erſte in jedem Kampfe. Er gilt übrigens ſ
eine Art Sonderling unter den übrigen cabecilla
Während el coxo und vorzüglich der Pfarrer Merin
der über den Ebro gekommen iſt, und die Gegend durc
ſchwärmt, ſich Gräuelthaten aller Art erlauben, verhi
dert Iſidro jede Unthat. Noch nie iſt ein Gefangen
auf ſeinen Befehl erſchoſſen worden, doch ſagte er un
vor einigen Tagen mit ſchmerzlichem Tone, daß er je
leider auch zu dieſem entſetzlichen Vergeltungsmittel wer
ſchreiten müſſen, weil er dieſerhalb beſtimmte Befeh
aus dem Hauptquartier bekommen habe. — Du ſollte
jetzt einmal dieſen Iſidro ſehen, lieber Ramon. I
wette darauf, Du würdeſt nicht mehr über ihn ſpöttel
Obwohl er ſeine Befehle immer nur mit: el pastor d
Villarcayo unterzeichnet, ſo iſt er doch vor einigen W
chen ſchon vom Könige zum Obriſten ernannt worde
Er ſchien ordentlich ſchüchtern und verlegen, als er ne
lich hier war, und die glänzende Uniform anhatte.
ließ im Geſpräch einfließen, daß die Militairtracht ih
unbequem ſei, und er anfangs gefürchtet habe, b
ſeinen Untergebenen dadurch lächerlich zu werden,
trage ſie indeß auf ausdrücklichen Befehl Zumalacarre
gui's, und zwar weil dieſer geſonnen ſei, die beide
regulairen Bataillone von Alava unter ſeinen Befel
zu ſtellen.

Lange ſprach Dolores in ihrem Briefe von Iſidr

Verdrüßlich warf Ramon das Schreiben auf den Tiſch, und öffnete den Brief ſeiner Braut. Nachdem Mercedes die Angſt geſchildert hatte, welche ſie und Dolores nun ſchon ſeit Monaten um Ramon erlitten, nach Herzensergießungen aller Art, kam auch ſie auf Iſidro. Sie beſtätigte Alles was Dolores geſagt, rühmte deſſen Edelmuth, das Anſehen was er im biscayiſchen Heere genöſſe, die allgemeine Achtung und den hohen Ruf, welchen er ſich in der Provinz erworben; aber wie erſchrack Ramon als Mercedes am Ende ihres Schreibens nicht undeutlich durchblicken ließ, daß Iſidro auf das Herz ihrer Freundin keinen geringen Eindruck gemacht habe, und daß ſie aufrichtig geſtehen müſſe Dolores darum nicht tadeln zu können.

Sind denn die Mädchen toll geworden! rief Ramon, indem er den Brief der Braut noch verdrüßlicher auf den Tiſch ſchleuderte, wie den der Schweſter. — Das fehlte noch, daß Dolores, das Mädchen welches auf die Hand eines Granden Anſpruch machen könnte, die einzige Schweſter des Marques del Socorro, ihr Herz an einen Viehhändler hinge! — Wahrhaftig, ich wünſchte nichts ſehnlicher, als mit dem Herrn Vetter, dem neugebackenen Obriſten, dieſer Tage zuſammenzutreffen! An mir ſollte es nicht liegen, wenn dem Don Iſidro auf einige Zeit die Möglichkeit benommen würde, in ſeiner Schneiderglorie in meinem Schloſſe herumzuſpazieren, dort den Herrn zu ſpielen und die Mädchen zu Närrinnen zu machen. Zwar hat er mir ſo zu ſagen, zweima halb und halb das Leben gerettet, aber das berechtigt ih noch nicht meiner Schweſter Gedanken in den Kopf z ſetzen, über die ſie vor einem halben Jahre, als übe eine Ausgeburt der Verrücktheit, gelacht haben würde. — Der Señor Coronel ſoll ſich vor mir in Acht nehmen denn jetzt ſind wir quitt! — —

Voll Aerger ging Ramon eine zeitlang im Zimme auf und ab, dann fragte er nach dem Ueberbringer de Briefes. Es hieß, ein Mann in Tracht der Weltgeiſtlichen, wahrſcheinlich aber ein ehemaliger Mönch, den er habe einen ſchmalen Haarkranz um das Haupt gehabt, habe ihn abgegeben, und ſei dann ſogleich verſchwunden. Es war gegen Abend des folgenden Tages als Ramon zu Pferde ſtieg, und auf dem ſo eigenthümlich umbauten Platze zu Vittoria, wo die Straßen Zapateria und Cuchilleria ausmünden, ſich an die Spitze der eben über dieſen defilirenden Kolonnen der Brigade Jauregu ſtellte. In größter Ordnung und Stille zog das Armeekorps gegen die berüchtigten Höhen von Salinas. Hier wo kein Fußbreit Boden iſt, der nicht in den Jahren 1808 bis 1814 Menſchenblut getrunken, wo in unſerer Zeit noch mancher benarbte Krieger lebt, der ſich jenes entſetzlichen Ueberfalls erinnert, der ſo viel tapfern Polen das Leben koſtete, erwartete man den Feind zu finden. Langſam wanden ſich die Kolonnen, durch Seitenpatrouillen und zahlreiche Eclaireurs gedeckt, jene Höhe unweit des Städtchens aufwärts, wo in den tiefen Ravins, in jener frühern Zeit, das Auge des Reiſenden jeden Schritt weit auf Haufen in der Sonne dorrender Gebeine ſtieß, und wo man mit Abſcheu den Bartgeier und Schaaren hungriger Hunde, ſich um die vertrockneten Reſte menſchlicher Körper ſtreiten ſah. Keine Gegend kann zur Vertheidigung geeigneter, keine für den plötzlichen Ueberfall günſtiger ſein. Wie groß war das Erſtaunen Ramons, als er ſie vom Feind gänzlich verlaſſen fand. Die Inſurgenten, hieß es, hätten ſich, von der Annäherung der Chriſtinos unterrichtet, in zwei Kolonnen, die eine auf der Straße nach Mondragon, die andere gegen Durango hin, zurückgezogen. Sie arbeiten uns ſelbſt in die Hände! rief vergnügt der kommandirende General, und nach wenigen Stunden Raſt, zog das ganze Armeekorps, den camino real rechts laſſend, und auf dieſem nur einige Reiterſchwadronen vorſendend, den wilden Gebirgen von Osgoytia zu. — Es war gegen Sonnenuntergang des folgenden Tages, und noch hatte man, außer einigen ſtreifenden Patrouillen, die nirgends Stand hielten, den Feind nicht zu Geſicht bekommen. Das Armeekorps bezog ein Bivouac auf einer Höhe, welche, gleich der zwiſchen Irun und Oyarzun, eine Ausſicht darbot die Dem, der ſie einmal genoß, unvergeßlich bleibt. Man befand ſich auf einem ziemlich großen Plateau, welches die ganze Gegend beherrſchte. Ramon hielt, mit ſeinem andaluſiſchen Hengſt, welcher knirſchend auf den Zügel drängte, an dem äußerſten Abhange deſſelben. Vor ihm lagen wie ein unermeßlicher dunkelgrüner Teppich die Eichenwälder von Aranzazu ausgebreitet. In der Mitte derſelben glänzte wie ein Tafelaufſatz von Gold und Silber, das Kloſter, von deſſen Thürmen und Kuppeln die Abendſonne wiederſtrahlte. Wie ſchön dieſer Bau iſt, wie herrlich! ſagte Ramon leiſe zu ſich ſelbſt. Und, ſetzte er ſchaudernd hinzu, doch ſoll er die Sonne nicht wieder aufgeben ſehen, er ſoll in wenig Stunden ein Haufen rauchender Ruinen ſein, und ich — ich ſoll den Feuerbrand hineinſchleudern! — Unwillkührlich wendete Ramon die Blicke ſeitwärts; ſie fielen auf die Krümmung des Waldſees, den er vor wenig Monden in Begleitung der Braut und der Schweſter durchſchiffte. Die Begegniſſe dieſes Tages, ja alle Empfindungen jener Augenblicke ſtanden lebhaft vor ſeiner Seele. Wie durch einen Zauber angezogen folgte ſein Auge dem goldflimmernden Waſſerſtreifen; es blieb endlich an einem Vorſprunge haften, der eben von dem letzten Strahl der Abendſonne erhellt wurde, und der in der Ferne einem Felſenklumpen glich. Das iſt mein Schloß, das Haus wo meine Wiege ſtand, wo Mercedes wohnt und Dolores! rief er faſt laut. Es iſt ein ſo kleiner Raum, der mich von ihnen trennt! Kaum zwei Leguas iſt es; in einer Stunde wäre ich dort! ſetzte er von einer unnennbaren Sehnſucht erfaßt hinzu. — Vielleicht blickt ihr Auge in dieſem Augenblick, wo ich hinüberſchaue, nach dieſem Hügel, wo der Glanz feindlicher Waffen ihre Aufmerkſamkeit erregt hat; vielleicht erwarten ſie mich. Sie können glauben, es ſei mir möglich, wenigſtens auf einige Augenblicke, in die alten wohlbekannten Hallen zu eilen, ſie in meine Arme zu ſchließen, und — ach! wir ſind von einander getrennt, als ob ein Welttheil zwiſchen uns läge. — Dort liegt mein Eigenthum, mein Haus, die Burg meines Geſchlechts, dort das Kloſter in deſſen Grüften meine Ahnen ruhen, und ich kann nur mit dem Schwert in der Fauſt in die Hallen des erſten dringen, und eine abſcheuliche Pflicht zwingt mich, die Gewölbe des zweiten über die Särge meiner Väter zuſammenzuſtürzen! — —

Ramon wurde in dieſem Momente nachdenklicher wie je in einem andern in ſeinem ganzen Leben; er fühlte eine Thräne über die Wangen ſchleichen. Raſch warf er den Rappen herum, und ſprengte nach dem Bivouac des Generals. —

Hier ſtand bereits ein Bataillon des Regiments del Rey, und zwei Kompagnien Chapelgorris. Ein Feuerwerker meldete Ramon, daß er einen Karren mit

Pechkränzen und andern Brandmaterial überbringe, u
die Dragoner von Alcantara ritten eben in Linie.

Brechen Sie immer auf, Señor! ſagte der Gener
als ſich Ramon zum Abmarſch bereit meldete. S
werden durch die Schlüchte und Wälder gedeckt, Ni
mand vermuthet Sie, und meilenweit iſt, wie die rü
kehrenden Patrouillen melden, kein Feind. Mach
Sie Ihre Sachen gut, richten Sie es ſo ein, daß S
mit Tagesanbruch Sich auf dem Rückmarſche befinde
Vor Allem aber laſſen Sie von dem Neſte dort kein
Stein auf dem andern. Ich will ein Beiſpiel geben. –

Ramon begab ſich mit ſchwerem Herzen auf de
Marſch. Unter Jauchzen und Waffengeklirr eilten d
wilden Chapelgorris an die Spitze der Kolonne, un
bald verlor ſich dieſe in die tiefen Schluchten welche da
Plateau begränzten. Es wurde inzwiſchen immer dü
ſterer. Das Detaſchement verlor ſich in den Eichwald
Wo der eben aufſteigende Vollmond nicht durch die dich
ten Blätterkronen ſchimmerte, konnte man kaum noc
den Weg erkennen. Nichts wäre leichter geweſen, al
ein feindlicher Ueberfall, wenn dem Feinde einige Kund
von der Expedition zugekommen war. Ramon ge
brauchte deshalb einige Vorſicht. Er hielt die Abthei
lungen ſo geſchloſſen wie möglich, und maſchirte mi
Spitze, und wo es das Terrain erlaubte, mit Seitenpa
trouillen. Seine Bedenklichkeiten wurden noch ver

mehrt, als der die Chapelgorris befehligende Kapitain ſich eilig an die Seite des Pferdes ſeines jungen Befehlshabers drängte.

Señor Teniente Coronel, ſagte er leiſe, ehe wir uns in Marſch ſetzten, fehlte ein Mann meiner Compagnie — es war eben als die Artilleriſten mit dem Karren ankamen, und die Leute ſich neugierig erkundigten, wohin unſer Weg gehen werde — jetzt meldet mir der Sargente major, er vermiſſe einen zweiten. — Sie wiſſen meine Leute ſind größtentheils von den Galeeren, und aus den Gefängniſſen zuſammengerafftes Geſindel. Ich traue den Kanaillen nicht zehn Schritte. Die Beiden welche deſertirt ſind, könnten den Feind avertiren. —

Ich danke Ihnen für die Meldung! fiel Ramon ein. Der General ſagte zwar, daß alle Patrouillen zurück, und kein Feind in der Nähe wäre, indeß — Vorſicht iſt bei allen Dingen gut. Laſſen Sie Niemand ohne Begleitung ſchließender Unteroffiziere austreten. —

Der Marſch ging immer weiter. Es herrſchte eine Todtenſtille, nur von dem Klappern des Hufſchlags der Dragoner, und von dem Raſſeln des Artilleriekarrens unterbrochen. Beim Funkeln einer angeblaſenen Artillerielunte ſah Ramon von Viertelſtunde zu Viertelſtunde nach der Uhr; die Zeit, der Weg, ſie wollten kein Ende nehmen. Endlich trat die Spitze der Kolonne aus dem Dunkel des Encinnawaldes ins Freie. Das Kloſter — im Mondſcheine in ſeinen Verhältniſſen höchſt großartig, faſt rieſig, anzuſchauen — lag vor Ramons Augen. Die Kolonne beſchleunigte ihre Schritte, und die Dragoner, die im Walde die Queue gemacht hatten, trabten an die Spitze. Ramon glaubte die Bewohner des Kloſters im Schlafe zu finden; wie erſtaunte er, als alle Fenſter erleuchtet waren, im Innern Alles durch einander zu laufen ſchien. Aber das Erſtaunen des jungen Mannes ſollte einen noch höhern Grad erreichen. Kaum hatte er die Truppen vor dem Haupteingange in Schlachtordnung aufmarſchiren laſſen, kaum dem Offizier der die Dragoner befehligte, und dem Kapitain der Chapelgorris aufgetragen der Sicherheit wegen nach allen Seiten Patrouillen auszuſenden, als ein Zug Mönche von mehreren Leuten mit Windlichtern in den Händen begleitet aus dem Eingange traten. Der Pater Provincial des Ordens, ein ſchöner ſtattlicher Mann in mittlerem Lebensalter war an der Spitze, er ging mit feſtem Schritte auf Ramon zu, der indeſſen vom Pferde geſprungen war.

Ihre Ankunft, Señor, ſo wie der Ihnen gewordene furchtbare Auftrag iſt uns bekannt; ſagte der Geiſtliche im ruhigſten Tone. Ihr General iſt indeß getäuſcht worden. Man hat ihm unſer Kloſter als eine Art

Waffenfabrik, als den Heerd aller Unruhen geſchildert; beides iſt falſch. Ueberzeugen Sie Sich. Sie werden zwar ein paar hundert Gewehre, eine kleine Werkſtatt ſie auszubeſſern, finden, aber wir haben keinen Theil daran. Auf Befehl des Obriſten Iſidro Echevera, haben wir — durchaus gegen unſern Willen — eine Anzahl ſeiner Waffenarbeiter aufnehmen und ſie beköſtigen müſſen, wir ſelbſt aber haben an ihren Arbeiten keinen Theil.

Ramon erwiderte eben ſo ruhig und mit Theilnahme, daß er beſſer wie Jemand das Schmerzliche des ihm gewordenen Auftrags fühle, daß er ihn aber dennoch vollziehen müſſe, und theilte dem Geiſtlichen die deshalb empfangene Ordre mit. Es entſpannen ſich längere Verhandlungen, doch ſchien ſich der Mönch bald zum Ziel zu legen und zur Verwunderung des jungen Mannes, beſtand er blos darauf, daß man die Räumung und Zerſtörung des Kloſters nur bis Tagesanbruch verſchieben möchte. Ramon würde darein gewilligt haben, wenn ihm ſeine Ordre nicht beſtimmt vorgeſchrieben hätte, daß er ſich ſobald der Tag graue auf dem Rückmarſche befinden müſſe. Der Mönch erſchöpfte ſich in Bitten und Vorſtellungen aller Art; nur noch zwei Stunden Aufſchub — mehr nicht — verlange er, ſagte er endlich, und vielleicht hätte ſich Ramon zu dieſer kurzen Friſt, die der Geiſtliche zur Zuſammenbringung der Heiligthümer, die man retten wolle, als unumgänglich nöthig darſtellte, bereden laſſen, wenn Letzterer nicht dem Jüngling zu verſtehen gegeben hätte, e wolle ihm einen Ort entdecken, wo er ſich für die zugeſtandene Begünſtigung ſchadlos halten könnte. Ramon wurde dadurch im Innerſten empört.

Fort! rief drohend der junge Mann. Eilen Sie ſchleppen Sie Ihre Reliquien und Koſtbarkeiten mi Sich; aber haben Sie binnen zehn Minuten nicht da Kloſter verlaſſen, ſo zünde ich es Ihnen über den Kopfe an. — Artilleriſten! Haltet das Brandmateria in Bereitſchaft! —

Jetzt änderte ſich plötzlich die Scene. — Mi allem Feuer ſeiner Nation ſtieß der Mönch einen Schrei der Wuth aus. Raſch ſprang er auf eine zu Seite ſtehende Erhöhung, er riß ein Kruzifix aus dem Buſen.

Wagt es, ſchrie er mit furchtbarer Stimme, wagt es mit kirchenſchänderiſcher Hand den Feuerbrand in dieſen gottgeweihten Bau zu werfen, und ſeid verflücht auf ewig! — Hört mich Spanier, hört mich verführte Söhne Biscayas! Widerſetzt Euch den Euch gewordenen ſeelenverderbenden Befehlen, bindet Eure Verführer, überliefert ſie der Rache, und Ihr ſollet Gold und Silber haben, ſo viel Ihr tragen könnt! Thut Ihr es nicht, ſo excommunicire ich Euch hiermit, Ihr verfallet als Söhne Belials der ewigen Verdammniß — —

Ramon lies den Mönch nicht ausreden; er zog den Degen, winkte, und die Trommeln ſeines Bataillons begannen zu wirbeln. — Wuth und Verzweiflung im Blicke ſtieg der Mönch die Erhöhung herab.

Ich will, ſprach der junge Anführer, mit Ihnen nicht über den Inhalt Ihrer Rede rechten; ich will annehmen frommer Eifer habe Sie fortgeriſſen. Wiederhohlen Sie ſolche Worte, ſo arretire ich Sie, und überliefere Sie dem General. — Eilen Sie jetzt. Sie haben nur zehn Minuten Zeit zum Abzuge.

Die Artilleriſten und die Chapelgorris hatten indeſſen alle Anſtalten zur Vernichtung des für Jahrhunderte erbauten Kloſters getroffen. Sie holten große Haufen Maisſtroh aus den Nebengebäuden, machten Bunde daraus, und ſtopften Brandmaterial verſchiedener Art hinein. Noch hatten ſie ihre entſetzlichen Vorbereitungen nicht beendet, als ein feierlicher Geſang im Innern des Kloſters ertönte, der von Kreuzgang zu Kreuzgang zu gehen ſchien und endlich immer näher kam. Jetzt öffnete ſich die Pforte. Ein langer Zug Mönche, je zwei und zwei, unter ihnen Männer jedes Alters, brennende Kerzen in den Händen, ein kleines Bündel auf dem Rücken, die Hände vor der Bruſt gefaltet traten heraus. Manche, beſonders die älteſten, weinten, und trugen das Haupt geſenkt, Andere hatten es hoch erhoben, und richteten die Augen gen Himmel. In unerſchütterlicher Ruhe, feſten Trittes, ſtolzen Auges, eine ſtrahlende Monſtranz in den Händen, ſchloß der Pater Provincial den Zug. Schauerlich klang das: **Domine misere nobis!** durch die Nacht. Ohne nur ein Auge auf ihre Dränger zu richten, zog die düſtere Schaar an der Fronte der Truppen vorbei, erreichte das Blachfeld, und endlich verſchwanden die flimmernden Kerzen, erſtarben die klagenden Töne in der Nacht des Eichwaldes.

Ans Werk! ſagte Ramon jetzt zu dem Kapitain der Chapelgorris gewendet. Vertheilen Sie das Brandmaterial durch alle Zimmer des Gebäudes. Unterſagen Sie jede Plünderung, damit ſich die Leute nicht verſpäten, und wir nicht Unfälle erleben. Auf ein gegebenes Signal muß überall zugleich angezündet, das Gebäude ſchnell verlaſſen, und die Thüren geſchloſſen werden.

Der Kapitain rief ſeinen Untergebenen einige Worte in baskiſcher Mundart zu, und auf ſeinen Wink erſcholl ſodann ein kurzer Trommelwirbel. Eifrig, wie eine Meute losgelaſſener Hatzhunde, ſtürzten die Chapelgorris aus den Gliedern. Jeder von ihnen belud ſich mit einem Strohgebund, die Artilleriſten mit den Pechkränzen, und laut jubelnd ſtürmte die Schaar in den

Eingang des Hauſes. — Während der hierauf folgenden Stille, die nur durch dumpfes Rufen, oder Lachen im Innern des Kloſters, durch Schluchzen oder halbunterdrückte Verwünſchungen einiger zuſammengelaufenen Bewohner benachbarter Hütten unterbrochen wurde, ging Ramon düſter und ſchweigend vor der Fronte der Soldaten ſeines Bataillons, die auf die Gewehrläufe gelehnt, neugierig nach dem Kloſter ſchaueten, auf und ab. Ungefähr zehn Minuten mochten vergangen ſein, ls in den entfernteſten Theilen des Gebäudes lange Trommelwirbel ertönten, und nach und nach immer näher kamen. Die Fenſter des koloſſalen Baues fingen n ſich nach und nach zu erleuchten, aber man ſah, daß s nicht von gewöhnlichem Kerzenlicht herrührte; die Erleuchtung war bald ſtrahlend, bald wie durch dicke Nebel brechend. Jetzt kam eine Schaar Chapelgorris ach der andern aus dem Haupteingange des Kloſters eſprungen. Schäkernd und lachend liefen ſie nach den Gewehrpyramiden und: Tragala! Tragala! ſang ein Spasvogel der wilden Rotte. Die Trommel verſtummte ndlich, der Kapitain nebſt noch einigen Unteroffizieren at aus dem Kloſter, und krachend ſchloß ſich die letzte Thüre. — Während dieſer Zeit ſtrahlten die Fenſter r langen Gebäudefronten bis zur Tageshelle, aber auch e Dachluken begannen ſich zu erhellen; man erblickte e Flamme in den Zimmern, und ſah wie ſie nach und nach die Oberhand über den Rauch gewann. Plötzlich ließ ſich ein ſonderbares Klingen, ein Platzen wie von ſchwachen Piſtolenſchüſſen hören, ein langanhaltendes Klirren folgte darauf; es waren die Fenſterſcheiben, die zu ſpringen begannen. Die Flamme gewann indeß an Macht, ein Zugwind erhob ſich um das Gebäude, und züngelnde Flammen ſchlugen aus den Fenſterluken, die Gegend begann ſich zu erhellen.

Was iſt das? rief Ramon plötzlich erſchrocken, als auf dem höchſten Thurme des verlaſſenen Kloſters eine Glocke, in hellen ſchrillenden Tönen, zu läuten begann. Sollte Jemand von unſern Leuten ſich verſpätet haben, und nicht den Ausgang haben finden können? — Zählen Sie die Rotten, meine Herren! —

Es fehlt Niemand! meldeten nach wenig Augenblicken die Offiziere.

Es muß der Luftzug ſein! ſagte Ramon beruhigter. Der Thurm brennt vielleicht ſchon im Innern, und daher die Bewegung der Glocke. — Und doch! — dieſe Regelmäßigkeit. — Hören Sie nur! Die Glocke ertönt fortwährend. — Es läßt ſich nicht denken, daß Jemand ſich freiwillig in das brennende Gebäude eingeſchloſſen hätte. —

Das Feuer nahm immer mehr überhand. Im Innern des Gebäudes erhob ſich ein furchtbares Praſſeln, Krachen und Sauſen. Die Flamme ſchlug aus allen

Fenſtern und Dachluken. Jetzt ſingen auch die Schieferplatten, womit das Gebäude gedeckt war, zu ſpringen an; pfeifend, und halbglühend flogen ſie in der Luft umher. Endlich ſtürzte ein Theil des Daches des Hauptgebäudes krachend zuſammen. Eine Feuerſäule ſo hoch wie ein Thurm, erhob ſich, und erleuchtete Alles weit umher. — Die Glocke ertönte fortwährend. Neugierig blickten die Soldaten nach dem Thurme. —

Cuerpo de Dios! rief plötzlich einer der Soldaten. Ein Mönch! — Ein Mönch iſt auf dem Thurme, und dieſer iſt es, welcher läutet! — Aller Augen richteten ſich nach der Höhe. Der Soldat hatte richtig geſehen. Durch eine Schallluke im obern Stockwerke ſah man einen Mönch. Er hatte den Glockenſtrang in der Hand, und war in voller Bewegung.

Schützen vor! rief der Kapitain der Chapelgorris. Die Kanaille will dem Feinde ein Signal geben, oder die Gegend allarmiren, aber ich denke unſere Kugeln werden ihm bald Ruhe gebieten.

Laſſen Sie! erwiderte Ramon abwehrend. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Das Sturmgeläut dauert faſt ſchon eine Viertelſtunde. Ohnehin bringt die Flamme jetzt Alles in Allarm. —

Was aber den Kerl nur dazu bewogen haben kann? ſagte ſinnend der Hauptmann.

Es iſt der arme blödſinnige Pater Anſelmo! ſprach ſchuchzend ein altes Weib das herbeitrat. Vielleicht hat ihn der Pater Provincial dort hinauf geſtellt. Er konnte ihn immer nicht leiden, weil er einmal — die Leute ſagten aus Liebe zu einer Donna aus Bilbao — aus dem Kloſter entwiſchen wollte. Der arme Anſelmo iſt von dem vielen Geißeln verrückt geworden.

Das Feuer verbreitete ſich während der Zeit über das ganze Gebäude, das der von den Flammen erregte Zugwind umtoſ'te. Es war ein Entſetzen erregender, aber großartiger Anblick. Ein Feuermeer überwogte das ungeheuere Gebäude. Die Flammen beſchränkten ſich nicht allein auf die ſtürzenden Dächer; wie glühende Meereswellen überflutheten ſie die von einander getrennten Höfe, zuckten aus den Fenſteröffnungen, den Luken der Eckthürme. Ein feuriger Mantel hatte Alles überbreitet, nur der Hauptthurm ragte noch unverſehrt aus dem Gluthmeere in ſtolzer Ruhe empor, und dort, gegen hundert funfzig Fuß über dem Boden, ſah man den unglücklichen Mönch, wie einen in Bewegung geſetzten Automaten in fortwährender Arbeit an dem Strange der Sturmglocke, deren eherne Zunge weit in die Nacht hinein tönte. — — Endlich hatte das zerſtörende Element auch das Innere des Thurms erreicht. Man ſah ſeinen tödtlichen Glanz von Abſatz zu Abſatz, von Luke zu Luke ſteigen. Der Mönch läutete. Jetzt ergriff ſie auch den Glockenſtuhl, wo er ſich befand. Er trat auf die Mauerbrüſtung und — läutete. —

Auf einmal ertönte ein entſetzliches Krachen im Innern des Gebäudes. Es war als ob hundert Kanonenſchüſſe zugleich losgebrannt worden wären. Augenblicklich begannen der in Flammen ſtehende Hauptthurm, die halb eingeſtürzten Eckthürme, die Seitenmauern zu wanken. Es war als ob ein ſpeiender Vulkan von einem Fieberſchauer gerüttelt würde. Noch ein Moment, und — Alles ſtürzte in Ruinen. — Aranzazu, das zweite Kloſter Spaniens war nicht mehr. — —

Sie haben irgendwo einen bedeutenden Pulvervorrath verſteckt gehabt, und dieſer hat Feuer gefangen! ſagte der Feuerwerker der Artillerie. — Auch wenn er in einem Gewölbe geweſen wäre, wodurch die Heftigkeit der Explosion vermehrt worden ſein könnte, muß er über hundert Centner Pulver betragen haben! ſetzte er bedächtig hinzu.

Da die ihm gewordene traurige Miſſion beendigt war, ſo beſchloß Ramon den Rückweg anzutreten. Bei dem Leuchten der ungeheuren Brandſtätte, welche Millionen Funken gen Himmel ſendete, und die weit und breit wie feurige Schneeflocken wieder herabfielen, ſetzten ſich die Truppen in Marſch. Die Gegend war wie vom Tageslicht erhellt. — Kaum hatte man aber den Ort der Zerſtörung um einige hundert Schritt im Rükken, als man raſchen Hufſchlag vernahm, und eine kleine Reiterpatrouille heranjagte. Haſtig fragte der dieſelbe befehligende Unteroffizier nach dem Kommandirenden.

Señor! ſagte er, als er Ramon erblickte. Auf der Straße von Durango zieht feindliche Reiterei heran, und wenn ich mich nicht getäuſcht habe, ſo marſchirt auch ein ſtarker Trupp auf den Höhen dem Walde zu. Die erſtere allein, ſcheint über dreihundert Pferde ſtark.

Unmöglich! verſetzte Ramon mit ungläubiger Miene. Wenn es auch der Trupp Merino's wäre, welcher der ſtärkſte iſt, ſo zählte er dennoch nicht dreihundert Pferde. Don Tellez Giron! ſprach er nach einem kurzen Nachdenken, zu dem Lieutenant der Dragoner gewendet: Recognosciren Sie den Feind; laſſen Sie Sich indeß in kein Gefecht mit der Uebermacht ein. Ich erwarte Sie am Eingange des Waldes.

So wie die Dragoner fortgetrabt waren, ließ Ramon die Truppen Kolonne formiren, und ſetzte ſeinen Marſch nach dem kaum eine Viertelſtunde entfernten Walde fort. Kaum mochte man indeſſen fünf Minuten marſchirt ſein, als ſich das Knattern von Piſtolenſchüſſen von der Seite des Kloſters her vernehmen ließ, und bald darauf Büchſenſchüſſe und Angriffsgeſchrei erfolgte, jedoch nach ein paar Minuten wieder erſtarb. Ramon machte eine unwillkührliche zornige Bewegung.

Was gilts, ſagte er zu dem älteſten Kapitain ſeines

Bataillons, er hat angegriffen und iſt zuſammengehauen worden! — Wir wollen, queer über das Blachfeld, in zwei Kolonnen und mit Intervalle mraſchiren, um die Verſprengten in letztere aufnehmen zu können.

Kaum war dies Manövre vollzogen, als einzelne Dragoner heranjagten. Wir ſind angegriffen, und geworfen worden! riefen ſie. Faſt Alles iſt todt oder gefangen! Der Feind folgt uns auf dem Fuße!

Nur wenige Reiter kamen nach. Zwei Schwadronen feindlicher Kavallerie jagten mit fürchterlichem Lärm hinterher. Jetzt gewahrten ſie die Infanterie, ſie ſtutzten einen Augenblick, dann machten ſie Miene zum Einhauen.

Formirt das Quarrée! kommandirte der junge Anführer. Die Trommel wirbelte auf der bedrohten Flanke zum Chargiren. Das Feuer begann. Pfeilſchnell kehrte der Feind den Rücken. —

Wir werden bald aus ihrem Bereich ſein! ſprach Ramon lächelnd zu ſeinen Offizieren als ſich die Truppen wieder in Marſch geſetzt hatten. Es ſcheint eine ſchlechte Guerilla, die noch ſchlechter angeführt wird. In wenig Minuten erreichen wir den Wald, dann ſind **wir** Meiſter. — Aber ſehen Sie! ſetzte er aufmerkſam hinzu. Irre ich nicht, ſo ſcheint uns der Feind nur ganz langſam zu folgen.

So war es auch. Außer Schußweite, todtenſtill, im

Schritt, folgte die feindliche Kavallerie. Die Umgegend war düſterer geworden, der Brand der Kloſterruinen leuchtete nicht mehr ſo hell. Nur noch ein paar hundert Schritte entfernt lag der Eichwald. Schon dachte Ramon an deſſen Rande für einige Momente Poſition zu nehmen, als es in jener Gegend lebendig zu werden ſchien, und plötzlich ein furchtbares Kleingewehrfeuer ſich erhob.

Fällt's Gewehr! donnerte Ramon, und eben wollten die Truppen verſuchen auf dieſe Weiſe ſich Bahn zu brechen, als zwei wohlgeordnete Infanteriekolonnen ihnen mit gefälltem Bajonnet entgegenſtürzten und in dieſem Augenblick auch die Trompeten der ſie verfolgenden feindlichen Kavallerie zum Einhauen ſchmetterten.

Ein furchtbarer Kampf entſpann ſich jetzt. Mit Kraft kämpfte Ramons Bataillon, wie gehetzte Tieger die Chapelgorris; Letztere wußten nur zuwohl, daß für ſie an Schonung nicht zu denken ſei. Längere Zeit ward der Kampf regelmäßig geführt. Das: **Viva Isabella!** das **Viva Don Carlos!** tönte herüber und hinüber, bald aber gerieth Alles in Verwirrung. Mann kämpfte gegen Mann, kleine Trupps gegen kleine Haufen ihrer Gegner. Die Angreifenden waren, wie es ſchien, dreifach ſtärker an Zahl, ſie behielten den Sieg. Vorzüglich war dieſer entſchieden als ein Bajonnetſtoß, durch den Arm, Ramon vom Pferde warf. So wie die Soldaten ihren Anführer fallen ſahen, warfen ſie die Gewehre weg und ergaben ſich. Ramon ſah ſich verwundet, verlaſſen, ihm blieb nichts übrig, als ſich gleichfalls zu ergeben. Eben wollte er ſeinen Säbel einem Infanteriſten überreichen, als mit einem dumpfen: Hacia atras! (zurück!) eine ſonderbare Figur an die Seite des letztern ritt. Es war ein Mann von Mittelgröße, er ritt einen mächtigen Mauleſel, und war mit einem langen ſchwarzen Rocke bekleidet. Auf dem Haupte trug der Fremde einen zweikrempigen, ſogenannten Schiffhut, an der Seite einen breiten Huſarenſäbel. Queer über den Sattelknopf lag eine kurze Kugelbüchſe, und eben befreite ſie der Reiter von dem Riemen, mit dem ſie an den Sattel befeſtigt war.

Seid Ihr Ramon Echevera, Marques del Socorro? fragte der Fremde mit rauhem Tone.

Ich bin es! erwiderte Ramon feſt.

Der Fremde ſagte kein Wort, aber Ramon hörte das Knacken des Hahns an ſeiner Büchſe, und er ſah wie Jener ſolche langſam an den Backen legte.

Parate! — Quite usted eso! (Haltet ein! — Fort damit!) donnerte in dieſem Augenblick eine kräftige Stimme hinter Ramons Rücken, und im Nu jagte ein Reiter an die Seite des Fremden, und fiel Letzterm in den Arm.

Was hindert Ihr mich den Abtrünnigen zu tödten?

fragte der Unbekannte dumpf. Wißt Ihr nicht, daß jeder gefangene Offizier erſchoſſen werden ſoll?

Ja! Aber nach Kriegsbrauch, und bei hellem Tageslicht! entgegnete Jener heftig. Ich ſage Euch, Señor Cura, ich werde nicht zugeben, daß die Gefangenen ermordet, ſchändlich, liederlich ermordet werden! — Man ſoll ſie richten nach Kriegsgeſetz und gegebener Ordre.

Und das ſoll geſchehen! verlaßt Euch darauf; erwiderte grimmig der Unbekannte, indem er den Hahn der Büchſe in Ruhe brachte. Was ſoll man von Andern ſagen, wenn Ihr auf ſolche Weiſe handelt? — Jetzt ſehe ich es wohl; auch Ihr gehöret zu den Lauen.

Wozu ich gehöre, weiß Zumalacarregui, und ich denke auch der König! rief Jener heftig. Jedenfalls aber, Pfarrer Merino, ſteht Ihr gegenwärtig unter meinem Kommando.

Mit einem wilden: Ay de usted (Unglück über Euch!) warf Jener das Maulthier herum, drückte ihm den Sporn in die Flanke, und jagte fort.

Jetzt warf Ramon einen Blick auf ſeinen Beſchützer. Es war ein junger ſchlanker Mann in Uniform, die durch ein kurzes [illegible]genmäntelchen von gegerbtem, zottigen Ziegenfell, wie es die Landleute in manchen Gegenden Biscaya's tragen, und das ihm nachläßig auf der linken Schulter hing, zum Theil verdeckt ward. Wer aber beſchreibt Ramons Erſtaunen, als er dem

Fremden näher ins Geſicht ſah, und im Mondſchein die Züge des Hirten von Villarcayo erkannte.

Ohne ein Wort mit Ramon zu wechſeln, übergab Iſidro den Gefangenen einem jungen Manne, der dem Anſcheine nach Adjutantendienſt verſah, und der einen Chirurgen herbeirief, der unſerm Bekannten den verwundeten Arm in der Geſchwindigkeit mit der ihm abgeriſſenen Schärpe verband. — Erſt jetzt ſah Ramon um ſich her. Die Hälfte ſeines Bataillon's war niedergemacht, die Uebrigen gefangen, und dieſe wurden eben von einer Schaar Guerillareiter zum Weitertransport zwiſchen die Pferde genommen. Die Chapelgorris waren faſt ſämmtlich getödtet worden. Nur in der Ferne hörte man noch ein jammmerndes: La vida! La vida, por carita! — Es waren Einige, die, in der Verwirrung entflohen, noch auf dem Blachfelde von denen ſie aufſuchenden Reitern niedergemetzelt wurden. — —

Der folgende Morgen grauete. Dolores und Mercedes ſtanden Arm in Arm an einem Fenſter des Schloſſes von Osgovtia, und ſchaueten ängſtlich in die Ferne. Man hörte fortwährend Geſchützdonner, und das Rollen des Kleingewehrfeuers.

Der Frühnebel hüllt Alles ein! ſagte Dolores ungeduldig. Man ſieht nicht das Geringſte. Noch vor zwei Stunden flammten die Bivouacfeuer der Chriſtinos auf den Hügeln, und dort ſcheint auch das Gefecht zu ſein.

Es kommt näher! bemerkte Mercedes ängſtlich.

Nein es bleibt auf derſelben Stelle! erwiderte Dolores, nachdem ſie eine Zeitlang aufmerkſam gehorcht.

Dort kommt Jaime! rief plötzlich Mercedes, nach dem Schloßhofe hinunterzeigend. Nun erhalten wir Auskunft über die Begebenheiten der vorigen Nacht.

Ein Diener des Schloſſes, jedoch in der Tracht biscayiſcher Landleute, trat bald darauf ins Zimmer.

Nun Alter! rief ihm Dolores haſtig entgegen. Wie ſteht es mit dem Kloſter?

Es ſteht gar nicht, Señora! erwiderte betrübt der Gefragte. Das Kloſter iſt niedergebrannt bis auf den Grund. — Die Juden, die Negros, haben keinen Stein auf dem andern gelaſſen.

Zerſtört? Das herrliche Kloſter? ſprach Dolores, entſetzt die Hände zuſammenſchlagend.

Ich ſtand auf der Brandſtätte! fuhr Jener fort. Nichts als rauchender Schutt, aus dem hier und da die Lohe emporſchlug! — Indeß, die Jungfrau ſei gelobt, alle die Juden, die die Hand dabei gehabt haben — oder nein, unterbrach er ſich, die Jungfrau ſei nicht gelobt.

Ich verſtehe Dich nicht, Jaime! ſprach Dolores befremdet. Was wollteſt Du ſagen?

Es iſt hart gekämpft worden, zwiſchen den Chriſtinos, die das Kloſter angezündet haben, und unſern Leuten. El panadero war dabei, und el coxo, und der Pfarrer Merino mit den Kaſtilianern; auch zwei neue Bataillone waren dort, ſie kommandirte der Hirt von Villarcayo. Die Negros wurden faſt Alle niedergemacht. Die Chapelgorris, die verrätheriſchen Hunde, lagen zu zweien und dreien übereinander, aber — —

Nun? — Fahre fort! fiel Dolores ein.

Aber auch viel andere lagen dort, ſprach zögernd der Diener, und dieſe trugen alle ſolche Uniform wie — wie unſer gnädiger Herr, der Herr Marques.

O Gott im Himmel! rief Mercedes entſetzt. Auch Dolores erſchrak heftig, doch faßte ſie ſich ſogleich.

Die Uniform der Infanterie, ſagte ſie, iſt bei allen Regimentern dieſelbe; wer kann wiſſen, ob das Regiment del Rey —

Es war dabei! verſetzte der Diener, indem er auf die den Bewohnern der Halbinſel ſo eigenthümliche Weiſe die Achſeln zuckte. No miento! Ich lüge nicht! — Und — fuhr er heraus — der Señor Marques hat die Juden kommandirt. —

Was ſagſt Du? riefen entſetzt die Mädchen, wie aus einem Munde.

Ich will rein heraus reden! Sobrada verdad! fuhr Jener fort. Wie ich die rauchenden Kloſtertrümmer angeſehen hatte, ging ich aufs Feld, wo in der Nacht das Gefecht geweſen war. Santissima! das war eine Geſchichte; Todte lagen an Todten, Juden an Juden, lauter Negros; aber hier und da lag auch ein alter Chriſt. Wie ich mich nun ſo darüber freue — über die erſchlagenen Negros und Freimaurer nämlich — kommt der alte Kloſtervogt. Nun müßt Ihr wiſſen, Señorita, der Kerl kann mich nicht leiden, weil ich meine Hypolita ſeinem Manuel nicht zur Ehe geben wollte. Que cosa hermosa! ſagt das Galgengeſicht, und zeigt auf die rauchende Brandſtätte. Wißt Ihr, wer das angerichtet hat? Euer Herr, der Marques. — Nun, Señorita, war ich wie aus den Wolken gefallen; ich laſſe mir aber meine Ueberraſchung nicht merken, und ſage kurzweg: Usted lo dice de chanza! Euer Gnaden belieben zu ſcherzen. Darauf aber ſpricht der alte Schwengel: Puedo asegurarlo a usted! Ich kann es Ihnen verſichern. Die Negros haben aber ihren Lohn bekommen, ſie ſind alle zuſammengehauen oder gefangen.

O Gott im Himmel! rief Mercedes, indem ſie die Hände rang.

No se enfade usted! Aergern Sich Euer Gnaden nicht! ſagte tröſtend der Diener. Der Herr Marques iſt nicht todt; er iſt blos ein Bischen verwundet, und ein Bischen gefangen.

Entſetzlich! — So ſchlimm wie todt! ſagte mit bebender Stimme Dolores. Beide Theile erſchießen ihre Gefangenen. — Aber ſage geſchwind; wohin iſt mein Bruder gebracht worden?

Niemand wußte es, Señora! erwiderte Jener. Er und noch zwei Offiziere — welche aber ſchwer verwundet waren — ſind mit fortgenommen worden.

Dort — dort kommt er! rief Mercedes in dieſem Augenblicke, indem ſie die Arme nach dem Fenſter ausſtreckte.

Ein kleiner Trupp Reiter, Ramon in ihrer Mitte, zogen eben in den Schloßhof ein. In voller Haſt ſtürzten die Mädchen zur Thüre hinaus. Wenige Minuten nachher trat der junge Mann, begleitet von den Vorigen, und gefolgt von einem jungen Offizier ins Zimmer. Letzterer ſchien ſich umzuſehen ob das Gemach keinen weitern Ausgang habe.

Ich laſſe Sie mit den Damen allein, weil Sie es ſo wünſchen, Señor! ſagte er ſodann. Haben Sie einen Wunſch, ſo rufen Sie die Schildwacht, die vor der Thüre ſteht.

So ſehen wir uns wieder! hob Ramon nach einer Weile ſchmerzhaften Schweigens an, indem er mit dem unverwundeten Arme die Braut und die Schweſter, welche ihren Thränen freien Lauf ließen, ans Herz preßte. Ich hätte Euch gern ein Wiederſehen erſpart, welches nur ein entſetzliches Ende nehmen kann; aber mein Verlangen Euch nochmals an mein Herz zu drücken, übermeiſterte meine ruhige Ueberlegung. Ich bat Iſidro mich hierher bringen zu laſſen. Hier will ich die Entſcheidung meines Geſchickes erwarten.

Wie Ramon? rief Mercedes furchtbar ergriffen. Welchen entſetzlichen Gedanken erwecken Sie da in meiner Seele!

Wir wollen uns nicht täuſchen, Ihr Lieben! erwiderte Ramon gefaßt. Ich glaube, daß für mich keine Hoffnung iſt. Iſidro, der ſich als ein ehrenwerther Feind gezeigt hat, ſuchte mich zwar zu beruhigen; er ſagte, er werde ſogleich einen Reitenden an Zumalacarregui ſenden, und als auf eine perſönliche Gunſt darauf beſtehen, daß es ihm vergönnt ſei bei Rodil auf meine Auswechſelung gegen drei ſeiner Offiziere, die vor zwei Tagen in dem Gefechte von Sabinas in deſſen Hand fielen, anzutragen, ich zweifle indeß, daß er ſeinen Zweck erreicht. Bei Rodil gelte ich zwar etwas, dort würde kein Hinderniß ſein, aber Zumalacarregui, wie wir ihn kennen, geſtattet keine Schonung.

Wir wenden uns an den König! rief Dolores feurig. Ich ſelbſt eile, mich ihm zu Füßen zu werfen.

Zu ſpät! erwiderte Ramon trübe lächelnd. Don Karlos iſt vielleicht in Toloſa, oder San Sebaſtian, und — mein Loos iſt in zwei Stunden entſchieden.

Nimmermehr, Bruder! rief Dolores in voriger Heftigkeit. Iſidro muß Alles daran ſetzen um Dich zu retten, und er wird es thun.

Er kann nicht! entgegnete Ramon kopfſchüttelnd. Es iſt rein unmöglich; er muß ſeiner Ordre folgen.

Er darf die entſetzliche Ordre nicht ausführen! Er kann Dich entfliehen laſſen; rief das Mädchen.

Gewiß nicht! Er wäre beſchimpft, vielleicht verurtheilt und kaſſirt; erwiderte Jener. Verbittern wir uns nicht die wenigen uns bleibenden Augenblicke! ſetzte der Jüngling freundlich hinzu. Wenn ich auch fliehen oder mein Leben erbetteln könnte, ich flöhe und bäte nicht. Die Gegner mögen den abtrünnigen Biscayer — wie ſie mich nennen — haſſen, ſie mögen mich tödten, aber verachten ſollen ſie mich nicht. Ich denke ihnen zu zeigen, daß man für unſere Sache mit eben der Ruhe ſterben kann, wie für die ihrige.

Hufſchlag ertönte jetzt von dem Hofe herauf. Die Anweſenden eilten ans Fenſter. Ein Trupp Reiter war eben im Abſitzen. Kein Einziger war in Uniform. Sie trugen die Kleidung kaſtilianiſcher oder biscayiſcher Landleute. Die ſpitzige Filzmütze mit ſammetnem Umſchlag und einem ſonderbar vornüberſtehenden Horn; der braune Mantel deſſen eines Ende ſie auch im Reiten über die linke Schulter geſchlagen hatten, war bei Allen zu ſehen. Jeder führte ein kleines Arſenal von Wafſen; Lanze, Säbel, Piſtolen, Dolch und Kugelbüchſe. Drei, welche die Anführer zu ſein ſchienen, gingen dem Schloſſe zu. Einer von ihnen, dem Anſehn nach ein Landmann in ſchlichter Kleidung, war auf einem Fuße lahm; der zweite trug einen ſcharlachrothen Mantel, der am Kragen mit einer Silbertreſſe beſetzt war, — die etwas veraltete Tracht wohlhabender Bürgersleute —; der Dritte war ein Geiſtlicher.

Es iſt el coxo, el panadero, und der furchtbare Merino! rief Dolores ängſtlich. — Bleibe bei dem Bruder, Merceditas; ich will die Häuptlinge empfangen.

Raſch eilte das Mädchen die Treppe hinab. Mit Würde trat ſie den Ankommenden entgegen, und lud ſie in einen Saal zu ebener Erde, an welchen eine Reihe offenſtehender Zimmer ſties. Das Gemach war in alterthümlichem Geſchmack, die Wände boiſirt, und zwar mit dem vor Alter faſt ſchwarzbraun gewordenen Holze der Encinnaeiche. Die einzigen Meubles in demſelben waren eine lange eichene Tafel, und eben ſolche Stühle, die einzigen Verzierungen, ein großer venezianiſcher Spiegel in Goldrahm, und das über der Thür angebrachte Wappen der Echeveras, ein flammendes Herz mit einem Dolche durchſtoßen.

Im Zimmer angekommen blickte Dolores auf ihre Gäſte. Dieſe Geſichter waren nicht gemacht, ihr über das Geſchick des Bruders Hoffnungen einzuflößen. Pablo

Llanos, genannt el coxo, hatte zwar eine muntere, ſtets lächelnde Miene, aber in dem Lächeln des kleinen grauen Auges, blitzte ein Strahl von Liſt und Bosheit, ein Ausdruck von Schadenfreude, der jedes gute Vertrauen zu verſcheuchen im Stande war. Mit einer Ungenirtheit, die ſich ſonſt die Leute der niedern Stände in jenem Lande nicht erlauben, warf er Mantel und Montera auf den Tiſch, ſobald er ins Zimmer getreten war; es war augenſcheinlich, daß er der Herrin des Hauſes ſeine Bedeutung fühlen laſſen wollte. El panadero, ſonſt Jaime Arrugaren, war ein langer, magerer Mann von funfzig Jahren, und von kaltem, ceremoniöſem, pedantiſchem Weſen. — Merino ſchien der Bedeutendſte von allen Dreien. Sein Geſicht hatte etwas Kühnes aber auffallend Wildes. Ein fanatiſches Feuer leuchtete aus dem kleinen, grauen, irrenden Auge, zuckte in den hagern, ausgemergelten Zügen. Kurze, dunkle, dünne Locken bedeckten nur ſparſam ſein Haupt, welches er etwas geſenkt trug. Wie er bei der Bewillkommnung den wilden Blick, unter den buſchigen Augenbraunen hervor, auf Dolores richtete, ſeine ſchmalen blaſſen Lippen ſich auf eine Weiſe verzogen, die wahrſcheinlich ein Lächeln bedeuten ſollte, und die langen Finger der magern Hand mechaniſch den Griff eines im Gürtel ſteckenden Dolches umklammerten, ſchauderte das Mädchen unwillkürlich zuſammen. So abentheuerlich der

Mann im langen, ſchwarzen Prieſterrocke, mit dem Säbel an der Seite, dem Gürtel, worin außer dem Dolche noch zwei große Piſtolen ſteckten, auch ausſah, ſo ſchien ihm doch dieſe Bewaffnung etwas längſt Gewohntes geworden zu ſein; denn obgleich ſeine Gefährten ſich ihrer Waffen entledigten, ſo folgte er doch nicht ihrem Beiſpiele, auch ſchien ihm dieſer Aufzug keinesweges unbequem zu werden, denn er ſtützte ſich beim Sprechen, um auszuruhen, wie ein alter Soldat, auf den langen Huſarenſäbel.

So erſchrocken auch Dolores im erſten Augenblicke war, ſo faßte ſie dennoch Muth, und ihr Vertrauen ward noch durch das Bewußtſein ihrer eigenen Anhänglichkeit und Eifers für die Sache des Landes erhöhet.

Seid mir willkommen, Kaballeros! ſagte ſie. Seid verſichert, mein Herz nimmt ſo redlichen Antheil an der Sache unſerer Freiheit, wie nur eines in ganz Biscaya.

Wüßten wir dies nicht, Señora, erwiderte Merino mit widrigem Lächeln, ſo träten wir nicht als friedliche Gäſte in dieſe Halle, ſondern mit Schwert und Feuerbrand.

Wer nicht für Biscaya's Freiheit iſt, der iſt gegen ſie, und folglich ein Verräther! ſagte el panadero. Die Verräther aber ſind vorzüglich in den Reihen der Vornehmen zu ſuchen.

Da habt Ihr Recht, tio Jaime! fiel el Coxo ein. Die Vornehmen ſind's, die Reichen, die das Land verrathen, während der Arme ein Zeugniß ablegt mit ſeinem Blute und dem Blute der Feinde.

Wiſſen Sie bereits, Señora, daß Ihr Bruder der Elende war, der den tempelſchänderiſchen Feuerbrand in die geheiligten Hallen von Aranzazu geſchleudert hat? fragte Merino mit hartem Tone.

Leider weiß ich es! erwiderte Dolores ſeufzend. Er glaubte ſeine Pflicht zu thun.

Seine Pflicht? fuhr Merino auf. Für die Religion und den König zu fechten, und wenn es ſein mußte zu fallen, war ſeine Pflicht! — Wiſſen Sie auch, daß er gefangen, und wahrſcheinlich bereits erſchoſſen iſt? —

Er iſt gefangen, erwiderte Dolores zagend, indeß hoffe ich, daß für ſein Leben nichts zu fürchten iſt; der Obriſt Iſidro Echevera hat bei Zumalacarregui darauf angetragen, ihn auswechſeln laſſen zu dürfen.

Was? ſchrie Merino. Er will ihn ſchonen, will ihn auswechſeln laſſen, den abtrünnigen Biscayer? Eher zehn Spanier, eher Rodil ſelbſt, als dieſen Verräther! Aber daran erkenne ich den neugebackenen Obriſten, den Don Iſidro, den Hirten von Villarcayo.

O ich wundere mich gar nicht darüber! ſprach lachend el coxo. Iſidro iſt ein Echevera, und der Señor

Marques iſt auch Einer; blos ein Bischen vornehmer iſt er als Jener.

Man kann nicht zugleich Gott und dem Belial dienen, ſagte Merino, indem ſeine Züge einen noch düſterern Ausdruck annahmen wie früher. Wehe Dem, der vor dem Altar des Herrn die Kniee beugt, und mit dem Götzen dieſer Welt liebäugelt.

Der Iſidro hat indeſſen heute Nacht wie ein Held gekämpft! fiel el pandero ein. Als unſere Reiter nichts ausrichteten, war er es, der mit den neuerrichteten Bataillonen den Ausſchlag gab, und er eilte mit ſeinen Leuten ſelbſt noch am Morgen dem Kanonendonner nach, als die Hälfte der Unſern vor Ermattung nicht mehr von der Stelle konnte.

Deſto ſchlimmer! ſagte Merino dumpf; deſto ſchlimmer wo Kraft iſt, und dennoch böſer Wille. — Er gehört zu Denen, die eifrig fechten für das Höchſte, für die Sache der heiligen Kirche, ſo lange ſie Eins iſt mit der Sache der biscayiſchen Freiheit, und die Jene unbedenklich verlaſſen würden, wenn Dieſe geſichert wäre. — Aber hört! — Welcher Lärm? —

Dieſen Augenblick öffnete ſich die Thüre, und mehrere Guerilleros, an ihrer Spitze ein verwegen ausſehender Montenero aus der Sierra de Espinoſa, traten ins Zimmer.

Was giebts? — Was wollt Ihr? rief ihnen Merino mit hartem Tone entgegen.

Señor Cura! verſetzte der Sprecher der Eindringenden. Im Dorfe war ein Gemurmel, daß der Herr dieſes Schloſſes, der bei den Rebellen diente und der heute Nacht gefangen wurde, ſich hier befinden ſoll; wir forſchten nach, und es hatte ſeine Richtigkeit. Nun wird er von einem Infanterieoffizier und ſechs Reitern von der Guerilla des Estudiantillo bewacht, dieſen Leuten aber trauen wir nicht, und ſo wollten wir blos fragen, ob Eure Genehmigung bei der Geſchichte iſt? — Iſt das nicht der Fall, ſo wollen wir den gefangenen Rebellen ſelbſt bewachen, und die, die ihn gebracht haben hinausfegen.

Wie? rief Merino überraſcht. Der Gefangene iſt hier? —

Seht Ihr? rief der Montenero ſich zu ſeinen Kameraden wendend. Der Señor Cura weiß kein Wort davon. — Ich dachte es mir gleich, als ich die Kerle des Estudiantillo in der Küche am Heerde eine Schüſſel Chorizos eſſen, Chacoli trinken, und die Köpfe zuſammenſtecken ſah. —

Pablo Llanos, genannt el coxo, war indeß zu dem Pfarrer gehinkt, und hatte ihm mit boshafter Miene Etwas ins Ohr geſagt. Merino nickte beifällig.

Geht nur, meine Kinder; geh, mein Junge! (muchacho) Die santa virgen wird Euren Eifer belohnen, und Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein; ſagte Merino mit einer Freundlichkeit, die aber mit ſeinen düſtern Zügen gewaltig kontraſtirte, und darum etwas Widerliches hatte. Seid verſichert, in einer Stunde ſoll der Rebell nicht mehr leben.

Wie? rief Dolores voll Entſetzen, während die Guerilleros zur Thüre hinaus gingen. Ich glaube, ich habe Sie mißverſtanden. Sie ſagten doch nicht —

Ich werde das Geſetz vollziehen, welches uns befiehlt jeden Gefangenen vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, und erſchießen zu laſſen! erwiderte Merino mit Eiſeskälte.

Nimmermehr! rief Dolores heftig und wie außer ſich. Sie werden dies nicht thun, Señor! Ich werde mich dem widerſetzen, ich und alle meine Leute. Ich werde die Sturmglocke ziehen laſſen, wenn Sie das Geringſte unternehmen.

Sie vergeſſen, Señora, daß meine Guerilla — ſelbſt ohne die von Don Jaime Arrugaren und Don Pablo Llanos dazuzurechnen — über dreihundert Mann ſtark iſt, und ſich im Dorfe befindet! erwiderte der Prieſter ruhig.

Und wäre Ihre Macht noch ſo groß, ſo werden Sie es dennoch nicht wagen, ruhig und mit kaltem Blute, einen Stabsoffizier, Titulado von Kaſtilien, einen der angeſehenſten Männer Biscaya's ermorden zu laſſen! rief Dolores, indem ihr Auge flammte.

Ermorden? — Wer ſpricht von ermorden? entgegnete Merino ruhig. Das Geſetz ſagt klar was zu thun. — Sie nennen ihn angeſehen, vornehm; mir iſt er nichts als ein Rebell. Sie ſagen er ſei Stabsoffizier; wir Alle haben ſeinen Rang.

Allerdings! — Wir ſind cabecillas, und werden ſelbſt im Kriegsgerichte ſitzen; ſprach pathetiſch el panadero.

Das will ich meinen! rief el coxo. Wenn wir auch keine Treſſen am Kragen haben, ſo ſind wir doch, aufs mindeſte gerechnet, Majors oder Oberſten.

Sie wollten Sich unterfangen der Gnade zuvorzueilen, durch einen Mord? fuhr Dolores heftig fort. Drei Offiziere, drei Vertheidiger unſers Landes ſollen gegen ihn ausgewechſelt werden, und Sie wollten dies verhindern?

Jene Drei haben ſich fangen laſſen; deſſen zahle ſie der Feind! erwiderte Merino rauh.

Mein Bruder iſt nicht Ihr Gefangener! Iſidro nur kann über ſein Loos beſtimmen! fuhr Dolores fort.

Der Rebell iſt in meiner Hand! ſprach Merino heftig. Der Hirt von Villarcayo hat mir nichts zu befehlen. Vorige Nacht hatte er das Obercommando auf Befehl Zumalacarreguis; heute nicht mehr. Ich gehe über den Ebro zurück, und bin in Kaſtilien Niemandem verantwortlich als dem König. — Señora! ſetzte er finſter hinzu. Sie haben Ihrer Pflicht als Schweſter Genüge geleiſtet. Mehr wäre Sünde. Vernichten Sie durch ſtrafbares Mitgefühl, durch Gefühle, die dem ſundhaften Fleiſche angehören, nicht das Verdienſt, das, wie man ſagt, Sie durch Ihren Eifer für die heilige Sache Sich erworben haben. Ihr Zorn, Ihr Drohen, ſelbſt Ihr Jammern und Klagen, wird meinen Willen nicht beugen. Nur mit Widerſtreben habe ich den Altar, das unblutige Opfer, verlaſſen, um mit dem Schwerte in der Fauſt dem Herrn ein blutiges, aber, wie ich hoffe, nicht weniger wohlgefälliges, darzubringen. — Ja, Señora, fuhr er heftiger fort, indem er nach ſeinem Säbel griff, es war eine Zeit wo mein Herz erbebte wenn ich dem bittenden, vor mir auf den Knieen liegenden Feinde, dies Eiſen durch den Leib ſties; mit Entſetzen blickte ich Anfangs auf dieſe Flecken; — er zeigte auf ſein Prieſterkleid — es ſind nicht die Spuren des Waſſers oder Weins, verſchüttet beim heiligen Meßopfer, es ſind Flecke, herrührend von dem verſpritzten Herzblut unſerer Feinde. Glauben Sie, Señora, ich weiß Ihre Empfindungen zu würdigen; ich habe ähnliche gehabt; ich bin gefallen, aber ich bin aufgeſtanden. Jetzt dränge ſündiges Mitleid ſo wenig in mein Herz, wie die Spitze dieſes Dolches in einen Felſen. — —

Sie können, ſagte Dolores, der es um einen Aufſchub zu thun war, um auf irgend eine Weiſe Ramons Flucht zu bewerkſtelligen, mit ſcheinbarer Ergebung, Sie können meinen Bruder nicht ohne Beichte und Abſolution hinrichten laſſen wollen. Der Ortspfarrer iſt krank, ich will nach einem benachbarten Orte ſenden. Zwei Stunden würden genügend ſein —

Zehn Minuten ſind hinreichend! fiel Merino mit Kälte ein. Der Pfarrer iſt überflüßig; ich will ihn ſelber Beichte hören.

Sie? rief Dolores mit Entſetzen. Sie mit den Blutflecken auf dem Kleide? Sie, der ihn zum Tode verurtheilt?

Warum nicht? erwiderte Jener ruhig. Der Prieſter, und der Anführer einer Guerilla ſind in Ausführung ihrer Function zwei ganz getrennte Perſonen.

Auf billige Wünſche kann man Rückſicht nehmen! ſagte el panadero bedächtig. Der Señor Cura kann den Rebellen ja zuerſt Beichte hören, und dann im Kriegsgericht präſidiren.

Ja wohl! Das iſt ein guter Gedanke! fiel el coxo ein. Wie war es im Franzoſenkriege? Der Señor Cura zu Poceguillas hielt einmal eine ſehr ſchöne Rede über den Schrifttext: daß man auch die Feinde lieben müſſe — nämlich wenn ſie die Strafe für ihre Verbrechen erlitten hätten — und als die Predigt aus war, ließ er drei Franzoſen hängen, die wir eben gefangen hatten.

Dolores ſah mit angſtvollen, verwirrten Blicken bald den Einen bald den Andern der fanatiſchen Häuptlinge an, dann ſagte ſie: Señores! So wie Sie in dieſem Augenblicke ſprechen, würde auch der wilde Amerikaner reden, der ſeinen Feind eben an den Marterpfahl gefeſſelt hat. Sie ſind Chriſten, Sie ſind Biscayer, auch mein Bruder iſt ein Sohn unſers Vaterlandes, wenn auch ein verirrter. Bei Gott und den Heiligen beſchwöre ich Sie, geſtatten Sie Aufſchub, wenn Sie nicht —

Genug, Señora! fiel Merino mit rauhem Tone ihr in die Rede. Binnen zwei Stunden lebt Ihr elender Bruder nicht mehr. Wollen Sie ihm nicht das Loos verkündigen welches ihn erwartet, wohlan, ſo will ich es ſelber thun.

Laut aufſchreiend ergriff Dolores den widerſtrebenden Prieſter beim Gewande. Sie bat, ſie flehete, ſie weinte; ungeſtüm riß ſich Merino los. Eben wollte er das Zimmer verlaſſen, als man in der Ferne Trommeln, im Schloßhofe Hufſchlag vernahm. Noch ein Moment, die Zimmerthür öffnete ſich, und Iſidro Echevera, begleitet von zwei Offizieren, trat in das Gemach. —

Iſidro ſtutzte als er Dolores in Thränen ſah. Wie außer ſich ſtürzte ihm das Mädchen entgegen.

O Engel des Himmels! rief Dolores. Ja, Sie ſind es, Sie ſind unſer Schutzengel! O nehmen Sie Sich unſerer an.

Was iſt das? rief Iſidro mit zorniger Stimme, indem er auf Merino losging, und dieſen beim Arme ergriff. Was geht hier vor? — Warum weint die Dame? — Zittert, Señor, wenn Ihr dieſe nur mit einem Blicke beleidigt habet.

Zittern? — Vor wem? fragte Merino kalt, indem er einen Schritt zurück trat. Fraget übrigens Señora ſelbſt, ob ihr von uns nur ein übles Wort geſagt wurde.

Sie wollen meinen Bruder vor ein Kriegsgericht ſtellen, und binnen zwei Stunden hinrichten laſſen! rief Dolores.

Das wird nicht geſchehen! Beruhigen Sie Sich! ſagte der Vorige theilnehmend.

Und warum nicht? fragte Merino zornig. Wer berechtigt Euch eine Ausnahme mit dieſem Rebellen zu machen? — Ich denke wir haben auch ein Wort dabei zu ſprechen.

Ja wohl! rief Pablo Llanos. Wir ſind eben ſo gut Staabsoffiziere, wenn wir auch keinen Treſſenkragen und keinen goldnen Klunker am Säbel haben.

Ich könnte, erwiderte Iſidro kalt, Euch ohne weiteres jede Auskunft verweigern Kaballeros. Niemand wird beſtreiten können, daß Don Ramon von *meinen* Leuten gefangen wurde, und daß ich folglich allein, über das was ich mit ihm vornehme, dem Könige verantwortlich bin; auch bivouaquiren draußen vor dem Orte funfzehnhundert Mann gute Truppen unter meinen Befehlen. Ich denke dieſe Thatſachen wären hinreichend, um Eure Vorſicht in Hinſicht unbefugter Einmiſchung in Anſpruch zu nehmen. — Weil ich indeß der Meinung bin, daß jede Mißhelligkeit unter uns der guten Sache ſchaden könnte, ſo erkläre ich, daß mich der Obergeneral ermächtigt hat, einen Offizier an Rodil zu ſenden, um die Auswechſelung unſerer Offiziere gegen Don Ramon Echevera zu bewirken. Hier dieſer Herr — er zeigte auf einen Offizier — wird deshalb binnen einer Viertelſtunde nach Vittoria abgehn.

O Gott! — Gott! — rief Dolores mit gen Himmel gerichtetem Blick, indem ſie feurig Iſidro's Hand ergriff. Sie wollte ihm danken, aber die Rührung erſtickte ihre Stimme.

Und meinet Ihr, Señor, fragte Merino düſter, daß Rodil einwilligt?

Ich zweifle nicht daran! erwiderte Jener.

Doch wenn er es nicht thut? fuhr der Prieſter fort.

Iſidro ſchwieg, ſchlug die Augen nieder und zuckte die Achſeln. —

Wenn er es nicht thut? fragte Merino ſtärker, und ſein Auge glänzte von einem dämoniſchen Feuer.

So werde ich meine Pflicht thun, als Offizier und als Mann von Ehre, und wenn mein Herz brechen ſollte! ſagte Iſidro mit ſchmerzlichem, wiewohl feſtem Tone.

Wohlan Señor! hob Merino mit düſterm bittern Lächeln an. Ich werde hier bleiben bis zu Ausgang der Sache. Ich will mich überzeugen — und ich denke meine Ueberzeugung wird auf die von Altkaſtilien nicht ohne Einfluß bleiben — ob wir einen blutigen, zerſtörenden, aber gottgeweihten Krieg, in heiligem Ernſte, oder zweiächſelnd und zum Scherze führen. — Willigt Nobil in die Auswechſelung, ſo werde ich ſchweigen, und die Verblendung Zumalacarregui's beklagen, jedoch mit Mund und Schwert der guten Sache dienen; willigt er nicht, und Ihr laſſet den Verräther nicht augenblicklich hinrichten, ſo ſtoße ich mein Schwert in die Scheide, werfe mich dem Könige zu Füßen, und verlange Euren Kopf oder meine Entlaſſung.

Habt Ihr mich ſchon auf dem Wege meiner Pflicht wanken ſehen, Señor Cura? fragte Iſidro mit Feſtigkeit und Stolz.

O! verſetzte Merino ſpöttiſch lächelnd; jede Tugend iſt fleckenlos bis auf den Augenblick der Probe, und letztere ſcheint für die Eure begonnen zu haben. Wenn der Gefangene kein Echevera wäre, und ſonſt keine perſönlichen Rückſichten genommen würden — hier ließ er den Blick auf Dolores fallen — ſo zweifelte ich keineswegs an Eurer Kraft und Beſtändigkeit.

Bei den letzten Worten des Sprechenden, überlief eine fliegende Röthe das ſchöne Antlitz Iſidros, doch er faßte ſich ſchnell, ſo überraſcht er auch ſchien.

Wie es ſcheint, Señor, ſagte er dann mit ſtechendem Blick, ſo würdigt Ihr meine perſönlichen Verhältniſſe einer beſondern Aufmerkſamkeit. Erlaubt mir indeß zu bezweifeln, daß Ihr hinlänglich im Stande ſeid, meine Gefühle, welcher Art ſie immer ſein mögen, ſo zu würdigen, wie ich mir ſchmeichle, daß ſie es verdienen. — Seid verſichert, daß ich in meinen politiſchen Grundſätzen, wie in Erfüllung meiner Pflicht, in Liebe wie in Haß und Verachtung gleich beſtändig, und bereit bin davon Proben abzulegen.

Soll in den letzten Eurer Worte eine Drohung liegen, ſo ſeid verſichert, daß ich ſie verachte! ſagte Merino kalt, und mit einer Art von Stolz. Liebe, Haß, Verachtung der Menſchen, kümmert mich wenig; eben ſo wenig weiß ich Das, was die Menge irdiſche Ehre nennet, die Seifenblaſe Ruhm, zu ſchätzen. — Was Euch anbelangt Iſidro Echevera, ſo kenne ich gar wohl den Geiſt, der in Euch wohnt. Ihr gehöret zu den Lauen, die jeden Streich, den ſie auf das Haupt des Feindes führen, eben ſo fühlen, als wühlte er ihnen im eigenen Fleiſche. Wären nur die Freiheiten Eures Landes geſichert, ſo würdet Ihr gar bald den Todfeinden unſerer heiligen Kirche die Hand zur Verſöhnung reichen, und bald den Bund jener edlen Seelen verlaſſen, die Alles hingeworfen haben um des Glaubens willen.

Wohlan, Señor! rief Iſidro heftig. Da Ihr mich ſo genau kennet, ſo erlaubt mir Euch zu ſagen, daß auch Ihr und Euer innerſtes Weſen mir nicht unbekannt ſeid. Ihr gehört zu jenen kalten, ſtolzen, herrſchſüchtigen Männern, durch die ein Flecken auf den ſonſt ſo edeln, gottesfürchtigen Klerus unſers Landes gekommen iſt, und wegen deren gewaltthätigem Sinne es noch ahin kommen wird, daß wir die heißeſten unſerer Wünche: vernünftige, geſetzliche Freiheit im Staate und ine ächte, von Fanatismus und Unglauben gleich entrnte Kirchenzucht, nie in Erfüllung gehn ſehen werden. urch welches göttliche oder menſchliche Geſetz könnet Ihr ie Grauſamkeiten rechtfertigen, die Ihr begangen habt? — eht! Ihr ſeid ein harter, ſtolzer, eigenſüchtiger Mann. —

Warum nennt Ihr mich nicht einen blutgierigen örder? ſagte Merino kalt. Ich würde darum nicht lechter von Euch gedacht haben. Ihr ſeid nicht in m Falle mich begreifen zu können. — Glaubt mir, eñor, ſetzte er hinzu, und das Blut ſtieg ihm in das ſſe Antlitz, und röthetete die düſtere Stirn, meine ndung wird von mir ganz erkannt; ſie iſt eine geltige, und wie mit einem Demant mir ins Herz gerieben. Ich habe den Beruf des Segens aufgegeben, den des Fluches dafür erwählt; aber ich habe es Bewußtſein gethan, und bin bereit Rechenſchaft zu geben vor Gott und Menſchen, ſei es auf friedlichem Sterbelager, auf dem Schlachtfelde, oder dem Richtplatz. In Zeiten, wie dieſe, bedarf es ſtarker Seelen, und die meinige iſt eine ſolche. — Uebrigens will ich mit Euch nicht Streit beginnen. Ich liebe Euch nicht, und haſſe Euch nicht. Eure Reden können mich nicht erbittern. Das aber ſeid verſichert, daß, wenn Ihr Euch in der großen Sache, der wir Alle dienen, falſch erfinden laſſet, ich derjenige ſein werde, der die Kraft haben wird, den Schleier, womit Ihr Eure ſchlecht verdeckte Selbſtſucht verhüllet, Euch vom Geſicht zu reißen. —

So wie Merino dieſe Worte geſprochen hatte, winkte er den beiden andern Häuptlingen, und dieſe gingen mit ihm ins Nebenzimmer.

Während Iſidro mit einigen ſeiner Offiziere noch etwas zu verkehren hatte, war Dolores zu Ramon geeilt, und hatte ihm den eben ſtattgefundenen Vorfall mitgetheilt. Die Art, wie ſie das that, geſtattete dem Bruder zwar einen noch tiefern Blick in das Herz der Schweſter, wie der zu Vittoria empfangene Brief; aber wie hätte er ihr in dieſem Augenblicke Vorwürfe Hinſichts ihrer Gefühle für einen Mann, dem er nun mindeſtens ſchon zum zweitenmale das Leben verdankte, machen können! Eine höchſt unangenehme Empfindung aber bemeiſterte ſich ſeiner, als er daran dachte, daß er gezwungen ſein würde, jenen Menſchen, der ſich ins Herz der Schweſter eingeſchlichen hatte, und dem er dennoch Dank ſchuldig war, zu ſehen, ja gedemüthigt vor ihm zu ſtehen. Er ſtellte ſich bereits im Geiſt den aufgeblaſenen Emporkömmling, den, in einem viermonatlichen Kriege aufgeſchoſſenen, Glückspilz vor, wie ſolcher im Prunke und Glanze des Siegers vor ihn treten, den Herrn im Hauſe, und den Bewunderer der Schweſter ſpielen werde, und den er dennoch nicht ſo behandeln durfte, wie es ihm der einmal feſtgewurzelte Widerwille eingab. — Wie groß war daher Ramons Erſtaunen, als Iſidro eintrat, und in Allem das Gegentheil von dem war, was er ſich vorgeſtellt. Zwar war das Aeußere des ehemaligen Landmanns durch die ſchöne, militairiſche Tracht gleichſam veredelt worden; der etwas melancholiſche Ernſt des regelmäßigen Geſichts, der ſchlanke Wuchs, die gefällige Haltung, trug ungemein dazu bei, um dem jungen Manne das Anſehn zu geben, als ob er ſich nie anders, als in den erſten Kreiſen der Geſellſchaft, bewegt hätte, aber ſein Benehmen war von der Art, daß Ramon — gewiſſermaaßen mit Verdruß — ſeinen Widerwillen von Minute zu Minute ſchwinden ſah. Hier war keine Spur von Anmaaßung oder Ueberhebung. Iſidros Benehmen war nicht nur artig, es war faſt ehrfurchtsvoll zu nennen. Mit Abſicht ſchien er Alles vermeiden zu wollen, was Ramon demüthigen konnte. Kaum war er eingetreten, als er ſeinem Gefangenen eröffnete, daß er, gegen Ramons Ehrenwort, ſogleich die Schildwache entfernen wolle;

auch dieſe Bürgſchaft, ſetzte er lächelnd hinzu, fordere er nur der Form wegen, indem er Ramon gewiſſermaaßen ſchon als in Freiheit betrachte. — Während des Laufes des Tages befand ſich Iſidro fortwährend in Ramons und der Mädchen Geſellſchaft. Dolores verlies das Zimmer nur dann, wenn ſie einer alten Tante, die in dem Hauſe lebte, und die ſeit einigen Wochen bettlägerig war, Geſellſchaft leiſten mußte. Ramon beobachtete die Schweſter und Iſidro genau. Ueber die Leidenſchaft der erſteren blieb ihm kein Zweifel. Mit Iſidro war es ein anderes. Wiewohl ſich eine beſondere, ihm ſonſt nicht eigene, Lebhaftigkeit ſeines ganzen Weſens bemeiſterte, wenn er mit Dolores ſprach, ſo deutete doch nichts auf ein Verhältniß, welches die konventionellen Formen überſchritten hatte, und man konnte ſein Benehmen gegen das Mädchen faſt ein ſchüchternes nennen. In der Unterhaltung mit Ramon gab Iſidro unverhohlen zu erkennen, daß er auf die ihm gewordene Standeserhebung nur einen geringen Werth lege; auch zeigte ſeine ganze Darſtellungsweiſe nicht nur die größte Beſcheidenheit, ſondern faſt gänzliche Unkenntniß ſeiner Verdienſte. Die kriegeriſchen Erfolge, die er gehabt, ſchob er größtentheils auf die geſchickten Anordnungen des Oberbefehlshabers, oder, wenn er durchaus nicht anders konnte, auf ſeine genaue Kenntniß des Landes, und den Eifer ſeiner Untergebenen. Er verſicherte endlich, daß er ſich nach der Beendigung des unglücklichen Bürgerkrieges ſehne, und daß er, wenn er auch zwar nicht mehr zu ſeinem ehemaligen Gewerbe zurückkehren werde, er dennoch eben ſo wenig die militairiſche Laufbahn, die ihm im Ganzen wenig zuſage, zu verfolgen gedenke; er wolle, ſetzte er hinzu, als Landmann ſein Eigenthum bebauen, und dies ſei hinreichend um ſeinen mäßigen Anſprüchen zu genügen. Im Laufe der Unterhaltung machte Ramon endlich noch eine Entdeckung, die ihn nicht wenig verwunderte. Bis jetzt hatte er ſich nur luſtig gemacht, wenn man den Hirten von Villarcayo ſeinen Verwandten genannt. Bei der genauen Bekanntſchaft der Spanier mit den Verhältniſſen ihrer Vorfahren; eine Bekanntſchaft, die ſo weit geht, daß Leute aus den untern Ständen ihre Väter, von Generazion zu Generazion, bis zu den Zeiten der Konquiſtadoren an den Fingern herzählen können; war es nicht zu verwundern, daß auch Iſidro ſeinen Stammbaum genau inne hatte. Ramon war nicht wenig erſtaunt, als, ganz abſichtslos, und nur durch ein Geſpräch über die Repräſentation der Provinz Biscaya angeregt, Iſidro einen ſeiner Vorfahren als Beiſitzer des Conſejo de Guipuzcoa nannte, einen Mann, der zugleich entſchieden einer Seitenlinie ſeines Hauſes, und den **ricos hombres** angehört hatte. Es liegt in der menſchlichen Schwäche, daß Ramon fortan den Hirten von Villarcayo nicht mehr als unbedeutenden Emporkömmling, als niedern Plebejer, ſondern als einen Mann anſah, der, indem er einen höhern Rang in der Geſellſchaft erhalten hatte, nur den Platz einnahm, der von der Natur, Hinſichts der Geburt, für ihn beſtimmt war. Er ſchämte ſich jetzt nicht mehr der angeſprochenen Verwandtſchaft. —

Der Tag verging in faſt traulichem Zuſammenleben. Ramon ſchien die Lage, in der er ſich befand, beinahe vergeſſen zu haben. Bei der Erziehung, die er genoſſen hatte, waren ihm die provinziellen Verhältniſſe ſeiner Provinz theils fremd geblieben, theils unbedeutend erſchienen; er hatte ſich nie ſehr darum bekümmert. Jetzt, durch Iſidros einfache, aber das Gepräge der Wahrheit tragenden Auseinanderſetzung, ſah er das Meiſte in einem ganz andern Lichte, und verwünſchte den heilloſen Bürgerkrieg. Auch ſein Haß oder die Verachtung der Gegner minderte ſich; er bemerkte einen geordneten Dienſt, eine militairiſche Organiſation, ihm waren ſie nicht mehr eine zuſammengelaufene Räuberbande. Am meiſten intereſſirten ihn Iſidros Schilderungen von Zumalacarreguis Heldenmuth und Geſchicklichkeit, ſo wie die Darſtellungen von der Geduld, der Ausdauer der einfachen Landleute, welche gezwungen worden waren die Pflugſchaar zum Schwerte zu machen. Ramon, im Gefühl der bald wieder erlangten Freiheit, befahl den Truppen Iſidros ſowohl, wie den Guerillas der drei Häuptlinge Alles zu verabreichen, was Vorrathshäuſer und Keller vermochten, und bald ließen die Truppen bei einem Glaſe rothſchillernden

Chacoli den Marques del Socorro — der ihnen nun kein Jude und Freimaurer mehr war — hoch leben. —

Der Morgen des folgenden Tages kam endlich herbei. Ramon berechnete, daß höchſtens bis Mittag die Antwort aus dem Hauptquartier Rodils auf ſich warten laſſen könnte. Er fand, daß es ganz angemeſſen ſei, ehe er ſich von ſeinen ehemaligen Gegnern trenne, dieſe letzteren feſtlich zu bewirthen, und ließ außer Iſidro die drei Häuptlinge zum Mahle laden. Iſidro wußte kaum, ob er mehr über den leichten Sinn Ramons, oder den Umſtand, daß Merino die Einladung eines Mannes, den er tödtlich haßte, angenommen, erſtaunen ſolle; daß Arrugaren und Llanos, vermöge der geſchmeichelten Eitelkeit, dazu bereit waren, fiel ihm weniger auf. — Je näher die Mittagsſtunde kam, je munterer, aufgeräumter erſchien Ramon; auch die Mädchen, durch den heitern Sinn des Geliebten, des Bruders angeregt, freuten ſich des anſcheinend glücklichen Ausgangs, nur Iſidro ward auffallend unruhiger und einſilbiger.

Der Hausherr hatte gehofft, daß die zu erwartende fröhliche Botſchaft noch vor dem Eſſen eintreffen werde; er täuſchte ſich. Der Mittag kam heran, und der Offizier war noch nicht zurück. Da er jeden Augenblick erwartet werden konnte, ſo befahl Ramon das Mahl beginnen zu laſſen. So wie die Häuptlinge in den Speiſeſaal traten, ging Ramon auf Merino zu.

Ich habe bei Briviesca mit Ihnen zur Zeit der Einführung der Konſtitution gekämpft, Señor Cura; ſagte Ramon ihm freundlich die Hand bietend. Ich habe dort zuerſt meine Sporen verdient. Heute ſtehen wir uns friedlich gegenüber; ich heiße Sie willkommen in meinem Hauſe.

Entſchuldigen Sie, Don Ramon, wenn ich die Hand, die geſtern das ſchönſte Kloſter Spaniens in Aſche legte, nicht ergreife! erwiderte Merino, mit tödtlichem Haſſesblick und Eiſeskälte. Daß ich an Ihrer Tafel erſcheine, geſchieht darum, weil es dem Hausherrn zuſteht ſeine Gäſte zu bewirthen, wann und wie er will; auch habe ich dazu noch einen andern, von meiner Pflicht gebotenen Grund. —

Ohne Mercedes anzublicken, wandte ſich Merino zu Dolores.

Señora! ſprach er, indem er ſeine ſchwarzgelbe Knochenhand auf die ſchneeweiße des Mädchens legte; der Herr ſchenke Ihnen ſeinen Frieden; ſie werden ihn bedürfen. —

Nach dieſem Eingange war eben nicht ſehr auf ein frohes Mahl zu rechnen, auch blieb die Unterhaltung bei Tafel ziemlich einſilbig. Iſidro ſah ernſt, faſt niedergeſchlagen aus. Merino aß wenig, faſt nur einige Biſſen der einfachſten Speiſen; er ſprach faſt gar nicht. Derſelbe Fall war es, in letzterer Hinſicht, mit el coxo und el panadero; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe vor gierigem Hinunterſchlingen der ausgewählteſten Dinge nicht zum Sprechen kommen konnten. Ramon führte die ganze Unterhaltung faſt allein, aber auch er ward unruhiger und weniger geſprächig, als Stunde auf

Stunde verging, und der erwartete Offizier immer noch nicht erſcheinen wollte. Das Deſert war indeſſen aufgetragen worden, und eine allgemeine Geſprächspauſe fand ſtatt, als raſcher Hufſchlag ſich im Schloßhofe vernehmen ließ, und der Abgeſendete mit Staub bedeckt, wenige Augenblicke darauf ins Zimmer trat. Raſch ging er auf Iſidro zu, und zog mit den Worten: Hier die Antwort des feindlichen Generals, Señor Coronel; einen Brief aus dem Buſen. —

Heftig riß Iſidro den Umſchlag ab. Er that einen Blick auf das Papier, ließ die Hand ſinken und ward geiſterbleich, indem er es Ramon hinhielt. Geben Sie! rief Letzterer heftig; er ſah in den Brief, ſeine Lippen zuckten krampfhaft, dann las er mit ſchwacher Stimme: „Die drei Rebellenoffiziere ſind eben erſchoſſen worden. Rodil.“ —

Mit einem furchtbaren Schrei ſprang Dolores auf; ſie umklammerte den Bruder, doch dieſer umfaßte die Braut, welche in Ohnmacht geſunken war. — Während Mercedes wieder erwacht und von Dolores und der Dienerſchaft in ein Nebenzimmer gebracht ward, ermannte ſich Ramon. Er trat zu Iſidro, welcher wie vernichtet daſaß, und die Hand an die Stirn gepreßt hielt, und ſagte: Ich habe dieſen Ausgang nicht erwartet, ich habe indeß über Niemand mich zu beklagen, vielmehr lege ich gern das Zeugniß ab, daß Sie, Coronel, gehandelt haben wie der Edelſten einer. — Jetzt Don Iſidro, bin ich zu Ihrer Diſpoſition, doch bitte ich um einige Stunden Zeit, um mich mit meinem Gott zu verſöhnen.

Während Ramon ſprach war Merino ans Fenſter getreten, und in demſelben Augenblicke erklang eine Trompete auf dem Schloßhofe.

Was ſoll dies bedeuten, Señor? fuhr Iſidro auf, indem er Merino anblickte.

Ich laſſe zum Aufſitzen blaſen! erwiderte Jener kalt. Meine Truppen werden ſo lange unter den Waffen ſtehen, bis das Kriegsgericht gehalten, und die Hinrichtung vollzogen iſt.

Auch die meinigen! fiel Arrugaren ein.

Meine Guerilla ebenfalls! ſagte el coxo.

Mögen dies die Herren halten wie ſie wollen! ſprach Iſidro mit Feſtigkeit, und wandte ſich zu dem Offizier. Laſſen Sie, Señor, durch eine Kompagnie das Schloß beſetzen, und die Offiziere an denen die Reihe iſt, zum Kriegsgericht kommandiren. — Ihnen, Herr Marques, ſetzte er ſchmerzlich hinzu, gewähre ich Zeit bis morgen zu Tagesanbruch; dann —. Die Stimme verſagte ihm er konnte nicht weiter reden. — Ramon ging erſchüttert in das anſtoßende Gemach. —

Heftig fiel jetzt Merino ein.

Ihr ſprechet, Don Iſidro, ſagte er mit vor Zorn bebender Stimme, als ob Ihr hier ganz allein zu befehlen hättet. Aufſchub von mehr als einem halben

Tage? Haben die Elenden wohl Einem der kaſtiliſchen Helden, die ſie dem Moloch der Konſtitution geopfert, einen ſolchen Aufſchub bewilligt? Haben ſie Einem jener gottgeweihten, frommen Prieſter, die in ihre Hand gefallen nur ſo viel Zeit gelaſſen, ſich ruhig zu ſeinem Märtyrertode vorzubereiten? — Und wer iſt denn dieſer Mann, dem Ihr eine ſolche Gunſt gewähren wollet? Noch rauchen die Ruinen des Gotteshauſes, in welches er die mordbrenneriſche Fackel geſchleudert hat, und Ihr könnt von Aufſchub reden? — Ihr mögt einiges Verdienſt haben um die gute, die große, die heilige Sache; aber frage ich mit Jeſua: Was ſollen wir ſagen wenn Iſrael ſeinem Feinde den Rücken zukehret?

Ich bitte Euch, fiel Iſidro heftig ein, citiret nicht Sprüche der Schrift, die von Eurem Munde, und als Aufruf zu Grauſamkeit und Blutvergießen, ausgeſprochen, mir nicht mehr als das Wort Gottes erſcheinen würden. Es iſt nicht möglich, daß unſere reine Sache gedeihen kann wenn ſie ſo geführt wird. Niemals werde ich zu grauſamen Metzeleien, noch zu ſchändlichen, übereilten Hinrichtungen, meine Einwilligung geben, und wenn ich zu Dingen die mein Herz verwirft, meinen Arm leihen muß, ſo geſchieht es, weil ich es nicht anders kann. — Uebrigens bleibt es dabei, wie ich geſagt. Das Kriegsgericht wird zuſammenberufen werden, weil die Befehle des Generals es ſo beſtimmen. Leider iſt dies nur eine leere Form. Meiner Anſicht nach iſt die Hinrichtung eines Gefangenen ein Mord, und eben darum werde ich nicht im Kriegsgericht präſidiren.

Wohlan, ſo werde ich es thun; ſagte Merino ruhig.

Ihr eben ſo wenig, Señor Cura! verſetzte Iſidro feſt. Ihr habt keinen ausgeſprochenen, militairiſchen Rang. Die Mitglieder des Gerichts werden aus den Offizieren der beiden Bataillons erwählt. — Beruhigt Euch übrigens, Señor Cura! ſetzte er trübe hinzu, als Merino eine zornige Bewegung machte; die Befehle ſind nur allzubeſtimmt, der Gefangene iſt jedenfalls verloren.

Ich hoffe es, verſetzte Jener mit verbiſſener Wuth, und ich werde nicht eher mein Haupt niederlegen bis ich auch davon überzeugt bin. — Uebrigens mache ich Euch dafür verantwortlich, daß der Gefangene nicht entrinne, worauf es mir ganz abgeſehen ſcheint; denn wie ich ſehe, iſt keine Schildwacht vor der Thüre, und er kann ſich nach Gefallen aus dem Zimmer begeben.

Laßt das meine Sorge ſein, Herr, unterbrach Iſidro, mit rauhem Tone, die Rede Merinos. Don Ramon hat mir ſein Ehrenwort gegeben. Genügt dieſes mir, dem die alleinige Verantwortlichkeit obliegt, ſo muß es Euch um ſo eher genug ſein. Glaubt Ihr, daß ich meine Pflicht vernachläßige, ſo wißt Ihr wo Ihr Anzeige zu machen habt, — und nun kein Wort mehr. —

Iſidro ging mit raſchem, tönenden Schritte aus dem Saale, und die drei Häuptlinge blieben allein.

Schade um ihn! ſagte Merino, indem er dem Abgehenden nachſah, nach einer Pauſe. Er hätte ein auserwähltes Rüſtzeug werden können, aber er iſt jetzt nichts als ein klingendes Erz, ein tönende Scherbe. Er hat das Herz gehängt an die Dinge dieſer Welt und die Sprache der Neuerer iſt in ſein Ohr gedrungen. Er iſt einer von Denen, die, taub wie die Schlange, ihr Ohr verſchließen dem Rufen der geängſtigten Kirche, und nur die Güter dieſer Welt im Auge haben. Auch iſt er noch jung. Er ſieht nicht ein, wie leicht ein Paar Blutstropfen in der Wage ſind, wenn ſie in Vergleich kommen mit der Bedeutung unſerer großen heiligen Sache. — Doch jetzt ein Wort Kaballeros! Ich gehe, meine Reiter wieder abſitzen zu laſſen. Es muß nicht den Anſchein haben, als ob eine Uneinigkeit zwiſchen uns herrſche. Sobald die Nacht einbricht, umgebe ich das Schloß mit einer Poſtenkette die Niemanden durchlaſſen ſoll. Ich befehle, Jeden niederzuſchießen, der ſie mit Gewalt zu durchbrechen wagt. Ihr Beiden ſeid ſo gut überall Patrouillen herumzuſenden, und keine Maus durchzulaſſen die nicht gehörig erforſcht iſt. —

Dieſe Worte ſprechend ſchritt der wilde Cabecilla aus dem Gemache, und ihm folgten beide Gefährten. —

Die Nacht war endlich angebrochen. Dolores war zu der kranken Tante gerufen worden, Mercedes hatte ſich, wie es hieß, in ihr Gemach begeben, als Ramon nach Iſidro ſendete. Blaß, und tief erſchüttert trat der Letztere in das Gemach.

Das Kriegsgericht hat ſeinen Ausſpruch gethan? er lautet auf Tod? fragte Ramon ruhig indem er den Eintretenden bei der Hand faßte.

Iſidro antwortete nur durch eine ſchmerzliche Bewegung.

Ich habe nach einem Geiſtlichen geſendet, fuhr Ramon mit großer Faſſung fort. In einer Stunde kann er hier ſein. Bis er eintrifft kann ich mich noch mit Dingen, die dieſer Erde angehören, vor Allem mit dem Looſe meiner Braut und meiner Schweſter beſchäftigen. Außer dem Majorate, das in den Beſitz eines Verwandten, der die Sache Ihres Fürſten ergriffen hat, übergeht, habe ich noch ein nicht unbedeutendes Vermögen. Die Konfiſkation iſt nicht ausgeſprochen worden, und ich denke durch Ihre Verwendung wird es gelingen, daſſelbe den Meinigen zu erhalten. Nach dieſen Verfügungen — er übergab Iſidro ein Papier — gehört meine Verlaſſenſchaft Dolores und Mercedes zu gleichen Theilen. Sie ernenne ich zum Vollſtrecker meines letzten Willens. Verſprechen Sie mir, Coronel, daß Sie dieſe Verpflichtung übernehmen wollen! —

Tief erſchüttert ergriff Iſidro die dargebotene Rechte Ramons.

Nun noch eine Frage, Iſidro! fuhr der Vorige fort — wie es ſchien war er in gewaltiger innerer Bewegung. — Ich erwarte, daß Sie mir ſolche, wahr, offen, als Soldat und als Mann von Ehre beantworten werden. — Sagen Sie mir jetzt: Lieben Sie meine Schweſter? —

Iſidro ſchien heftig zu erſchrecken, dann ſtammelte er ein leiſes: Ja.

Weiß es Dolores, und iſt es Ihnen bewußt ob Sie Gegenliebe gefunden haben? fragte der Vorige weiter.

Nein Señor! rief Iſidro ſchnell. Beides kann ich mit meinem Ehrenworte verneinen. Nie iſt ein Wort von Liebe gegen Ihre Schweſter über meine Lippen gekommen. Niemals würde ich es gewagt haben.

Ich glaube Ihnen, ich glaube es, weil ich es weiß; ſagte Ramon gerührt. So hören Sie denn einen letzten Wunſch des Mannes der Sie achtet, und wenn er lebte, Sie wie einen Bruder lieben würde. Heirathen Sie Dolores, Sie werden innig von ihr geliebt.

Die letzten Worte Ramons ſchienen wie ein electriſcher Schlag den jungen Mann zu durchzucken. Mit freudeleuchtendem Auge ergriff er die Hände des Sprechenden, aber bald, und als wie zum Bewußtſein gekommen, ließ er ſie wieder fallen und ſagte leiſe, und mit zitternder Lippe: O mein Gott! es iſt ja nicht möglich. —

Schweigend, doch wie es ſchien in gewaltiger innerer Bewegung, ging Iſidro längere Zeit im Gemache auf und ab. Plötzlich trat er zu Ramon; heftig ergriff er deſſen Hände.

Ich kann Sie nicht ſterben ſehen! rief er aus. Ich kann den Bruder der theuren Dolores nicht wie einen Verbrecher niederſchießen laſſen, mag auch für mich daraus entſtehen, was da wolle. Gott iſt mein Zeuge, ich habe redlich mit meiner entſetzlichen Pflicht gekämpft; mag man mich verdammen, wenn ich unterliege. — Ramon! Ich gebe Ihnen Ihr Ehrenwort, nicht entfliehen zu wollen, zurück.

Ich verſtehe Sie nicht, Freund! Was wollen Sie damit ſagen? verſetzte der junge Mann mit trübem Lächeln.

Das Schloß iſt beſetzt von meinen Truppen, und Merino hat, wie ich höre, noch eine Poſtenkette rings umher geſtellt! erwiderte Jener. An ein Entfliehen in Verkleidung, oder dergleichen, iſt nicht zu denken; aber Dolores ſprach einſt von einem unterirdiſchen Gange, der im Geſträuch am Seeufer ausmündet; ſie habe, ſagte ſie, dieſen für einen Nothfall herrichten laſſen. —

Und was würde Ihr Loos ſein, wenn ich entflöhe? fiel Ramon ein. Man würde Ihnen meine Flucht zur Laſt legen, Sie würden das Opfer ſein.

Ich gedenke Niemand darüber in Zweifel zu laſſen! entgegnete Iſidro. Sobald Sie in Sicherheit ſind, begebe ich mich ins Hauptquartier, und melde mich als Arreſtant. Zumalacarregui weiß es, wie oft ich das ſcheußliche Hinmetzeln der Gefangenen laut getadelt, wie ich immer dagegen proteſtirt habe. Er wird und muß mich vor ein Kriegsgericht ſtellen. Dies wird mich zum Verluſt meines Ranges verurtheilen, und ich werde dann als gemeiner Guerillareiter meinem Vaterlande mit demſelben Eifer dienen, wie als Obriſt.

Nimmermehr würde ich dieſes Opfer annehmen und wenn alle Thüren und Thore zu meiner Flucht offen ſtänden; ja, wenn ich mit einem Schritte aus dem Hauſe, mich mitten in Robils Hauptquartier verſetzen könnte! rief Ramon. Und dann, Iſidro! Denken Sie nicht an Ihre Zukunft, an Dolores?

Ihre Schweſter iſt jedenfalls für mich verloren! ſprach Iſidro halblaut und ſchmerzlich. So wenig wie die Verlobte des degradirten Offiziers, kann Dolores die Braut des Mannes ſein, unter deſſen Kugeln ihr Bruder gefallen iſt.

Sie ſind ein edler Menſch, Iſidro! ſprach Ramon mit Rührung, indem er Den, den er früher ſo bitter gehaßt und verachtet, in die Arme ſchloß. Nein! Niemals werde ich der Nichtswürdige ſein, der um ein elendes Leben zu retten, den Retter mit Schmach bedecken ſollte. Und dann, Freund! Sie müſſen der Gatte meiner Schweſter werden. Dolores braucht eine Stütze, wenn ich nicht mehr bin. Geben Sie mir die Hand darauf; es iſt die Bitte eines Sterbenden. — Geben Sie mir die Hand, Iſidro! rief Ramon, als Jener zögerte. Ich habe Manches gegen Sie gut zu machen, Sie haben mir viel Gutes erwieſen, und jetzt fordere ich damit nur einen neuen Beweis.

Mit Thränen in den Augen fiel Iſidro dem Gefangenen um den Hals. Eben trat Dolores ins Zimmer.

Umarme Deinen Verlobten, meine Schweſter! rief ihr Ramon entgegen. Ja, liebe Dolores, es iſt mein Wunſch, meine Bitte. Er iſt mein Freund, mein Bruder; er ſoll als Dein Beſchützer meine Stelle vertreten.

Laut weinend ſank Dolores bald an des Freundes bald an des Bruders Bruſt. Lange hielten ſich die Liebenden umſchlungen. —

Es war indeß Mitternacht herangekommen. Ramon hatte noch mehrere Verfügungen, die auf Iſidros und Dolores Vereinigung Bezug hatten, niedergeſchrieben, als eine Dienerin des Hauſes haſtig ins Zimmer trat.

Santissima! rief ſie. Welchen Schreck habe ich erlebt! Doña Mercedes hatte mich verabſchiedet; ſie wolle allein ſein, in einer Stunde ſolle ich wiederkommen, ſagte ſie. Jetzt gehe ich in ihr Zimmer, ich finde es leer. Ich rufe, laufe, frage. Alles leer; das Fräulein iſt fort. Auf ihrem Nachttiſch lag dieſer Zettel. —

Mit Haſt riß ihn Dolores auf. Seid unbeſorgt um mich! las ſie, und reichte ihn Ramon ſchweigend zu.

Gott im Himmel! rief dieſer ſchmerzlich. Bin ich denn beſtimmt, Alles um mich her ins Verderben zu ſtürzen! Sie iſt fort, nach Durango, dort trifft heute das Hauptquartier Zumalacarreguis ein, ein engliſcher Obriſt, O Doyle, ein Verwandter von ihr ſoll dort ſein — — Aber es iſt Nacht, die Straßen ſind unſicher! O Gott! Gott! — Und dennoch Alles umſonſt! Zumalacarregui kann und wird mich nicht ſchonen. — Ich bitte Dich, Dolores, ſende einige Reitende zu ihrem Schutze nach.

Ich kann es kaum glauben, daß die ſanfte, die ſchüchterne Mercedes es gewagt haben ſollte; und dennoch — möchte es nur ſo ſein! rief das Mädchen und eilte hinaus.

Der Geiſtliche, den Ramon verlangt hatte, war inzwiſchen angekommen. Es war ein würdiger Greis, wie man deren unter der Weltgeiſtlichkeit der Halbinſel, beſonders unter denen, die als Miſſionaire in Südamerika mit Segen gewirkt, und auf ihren Reiſen die Welt kennen gelernt haben, ſo viele antrifft. Sein Zuſpruch erhob und ſtärkte den jungen Mann zur letzten Reiſe.— So verging die lange, troſtloſe Nacht. — Der Morgen kam nun herbei. Die Sonne ſtieg am Horizonte empor. So wie Merino in der Schloßkapelle die Frühmeſſe geleſen — was er nur im äußerſten Falle unterlies — befahl er zum Aufſitzen zu blaſen, und bald ſtanden die drei Guerillas in Schlachtordnung auf einer Ebene, einige hundert Schritt von der Burg, aufmarſchirt. Auch die beiden Bataillone Infanterie hatten ſich dorthin begeben, und erwarteten die Befehle ihres Obriſten. Letzterer hatte Ramon auf deſſen Bitten nicht mehr verlaſſen. Der Gefangene hatte ihn zwar wiederholt gebeten die Execution zu beſchleunigen, aber dieſer weigerte ſich hartnäckig, und geſtand endlich, er habe am Abende noch einen Offizier an den Oberbefehlshaber mit den bringendſten Vorſtellungen abgeſendet. Zwar gründe er nur geringe Hoffnungen auf den Erfolg, aber ehe dieſer Offizier und Mercedes nicht erſchienen ſeien, würde er durchaus nicht ſeine Zuſtimmung geben; auch bat er Ramon, für den Fall, daß das Entſetzliche ſtatt finden müſſe, die Schweſter und die Braut zu bewegen, zuvor das Schloß zu verlaſſen und augenblicklich nach Madrid oder Bilbao abzureiſen.

Während die beiden jungen Männer ſich noch im Geſpräch befanden, ſtürzte Dolores auf einmal athemlos ins Zimmer.

Ein Staubwirbel auf der Höhe des Weges der von Durrango herführt! rief ſie. Ein Trupp Reiter! Gott, wenn meine Ahnung erfüllt würde! —

Zehn ewig-lange Minuten vergingen. Auf einmal brauſte ein Reitertrupp in den Schloßhof.

Mercedes! rief Dolores und ſtürzte aus dem Zimmer.

Ein Offizier vom Generalſtabe des Königs! ſchrie Iſidro, und hob die Hände gen Himmel.

Mercedes war inzwiſchen vom Roſſe geſprungen, ſie ließ das Thier laufen, und ſtürzte in die geöffneten Arme der Freundin. Wie zwei flüchtige Gazellen eilten ſie nun in das Schloß. —

Bruder! — Bruder! Du biſt gerettet! rief Dolores jubelnd, ſobald ſie nur die Thüre geöffnet hatte. — Beide Mädchen hingen an Ramons Halſe. Der Letztere war tief ergriffen, faſt einer Ohnmacht nahe. —

Iſt es Traum oder Wirklichkeit? fragte der Jüngling endlich ſtammelnd.

Ich erfuhr, erzählte jetzt Mercedes mit vor Freude leuchtendem Blicke, daß Iſidro einen Offizier nach Durango ſenden werde; ſogleich ſtand mein Entſchluß feſt, mich dieſem anzuſchließen. Ich wußte, daß der General dort erwartet würde, mir war bekannt, daß Obriſt O Doyle bei ihm ſei; dieſer, dachte ich, würde ſich unſerer Noth erbarmen und Alles für uns zu thun bereit ſein. Wer ſchildert mein Entzücken als ich bei unſerm Eintreffen hörte, daß Don Karlos angekommen. Mein Verwandter bewirkte mir eine Audienz. Ich warf mich ihm zu Füßen. Den glücklichen Erfolg wißt Ihr.

Der Offizier vom Generalſtabe trat eben ein.

Señor! ſagte er, indem er ihm ein Papier gab; der König bewilligt Ihnen Pardon, unter der Bedingung einer freiwilligen Verbannung nach Frankreich für die Dauer des Krieges.

Gern erfülle ich die Bedingung, die ſeine Huld mir auflegt! rief Ramon jubelnd.

Ich bin geſendet Sie bis zur Bidaſſoa zu geleiten, ſprach Jener weiter.

Wir reiſen heute noch! entgegnete der Entzückte. — Aber — ſprach er zu Mercedes gewendet — werde ich allein gehen müſſen?

Sie begleitet Dich — aber als Frau! jubelte Dolores.

Dann bitte ich Sie, ſprach Ramon zu dem Offizier, indem er die Braut in die Arme ſchloß, ſich bis morgen zu gedulden. Sie werden unſer Gaſt und Trauzeuge ſein. — Aber, ſetzte er hinzu, nicht blos unſerer, ſondern auch der meiner Schweſter und des Obriſten Echevera. — Nicht wahr, meine Dolores? mein Iſidro? —

Trompeten erklangen indeß. Es waren die kriegeriſchen Klänge unter welchen der düſtre Merino abzog. Er hatte von den Reitern vernommen was vorgegangen war, und wollte Iſidro nicht wiederſehen.

Der folgende Tag vereinte beide Paare. Ramon zog mit ſeiner Gattin nach Bordeaux, und auf dem Schloſſe zu Osgoytia verweilte mit der ſeinigen, bis zu weiteren Kriegsthaten, der ehemalige Hirt von Villarcayo.

Berichtigung.

Band V. S. 64, Z. 2—3. von oben, muß es ſtatt Dominus heißen: Domine.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Siebenter Band.

I. Montalto.
II. Laura Veraſtegui.

Leipzig, 1840.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Erſter Band.

Leipzig, 1840.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Montalto. 1

Laura Veraſtegui. 107

Montalto.

Erzählung.

Motto:

„Seine Farbe war die des Kameleons, ſeine Stirn ſchien ehern, ſeine Fauſt von Stahl, ſein Herz ein Stein, er ward viel gehaßt; aber — es gab Einige die ihn erkannt hatten und ihn liebten."

Es war zu Anfang Frühlings des Jahres 1585, als das Gerücht, daß Papſt Gregor der dreizehnte im Sterben läge, die ganze Bevölkerung Roms in Bewegung brachte. — Alle Kirchen waren geöffnet worden, große Menſchenmaſſen ſtrömten fortwährend in dieſelben, denn Rom verdankte Manches dem menſchenfreundlichen Manne, der Niemand ſo leicht ungetröſtet entließ, wenn freilich auch ſeine, durch die Unruhen der Zeit beſchränkten Mittel und eigenthümliche Characterſchwäche nur ſelten eine gründliche, ſeinem guten Willen gleichkommende Hülfe geſtatteten. Bei alledem gab es Leute — und man konnte ſie eben nicht zu den ſchlechteſten rechnen — denen ſein Tod gleichgültig, ja ſelbſt erwünſcht war, denn eine Landplage hatte unter ſeinem Pontificat auf Rom gelaſtet, welche die Stadt faſt zu einer Mördergrube machte; es waren dieß die ſich von Tage zu Tage mehrenden Banditen. Ungeſcheut zog dieſes Geſindel ſchaarenweiſe herum, es zeigte ſich frech in allen Kirchen, bei allen Volksfeſten; denn es war Niemand unter der Bande, der nicht unter den mächtigſten Baronen einen Beſchützer zählte. Hatte einer dieſer Mörder irgend Jemanden erdolcht, ſo begab er ſich ruhig nach dem Palaſte ſeines Patrons, wo er nach dem Aſylrecht vollkommen ſicher war. Ihn hier mit Gewalt fortzuſchleppen war durchaus unmöglich, der Adel würde dieß als einen Eingriff in ſeine Privilegien angeſehen haben; durch einen Prozeß aber ſich des Uebelthäters zu bemeiſtern, war eben ſo wenig ausführbar, da Niemand das Ende des Rechtsſtreits erlebt haben würde, wenn ſich auch der Verbrecher nicht, was er im ſchlimmſten Falle jeden Augenblick zu thun im Stande war, geflüchtet haben ſollte. Nur ein Mann von ſtrengem Sinne, von kaltem Herzen, mit eiſerner Fauſt — ſo behauptete man allgemein — könne das Uebel mit der Wurzel ausrotten, und deßhalb waren, als Gregor noch athmete, alle Blicke auf die Kardinäle Farneſe und Medici gerichtet, da allem Anſcheine nach, Niemand, als einer von dieſen Beiden, der Nachfolger des ſterbenden Papſtes werden konnte. Wer von ihnen indeß der Glückliche ſeyn werde, dem es gelingen könne die Tiare ſich auf das Haupt zu ſetzen, war vollkommen unentſchieden. Beide waren gleich an hoher Geburt, an Reichthum und an Macht. Medici hatte die Stimme der Hälfte der Kardinäle, die günſtige Meinung Frankreichs, und die Drohung ſeines Bruders, des Großherzogs von Toskana, im Nichterwählungsfalle mit dreißigtauſend Mann über die Grenze zu rücken, für ſich; für Farneſe ſprach die Meinung der zweiten Hälfte der Kirchenfürſten, und die Machinationen Philipps von Spanien, der bereits dem Kardinal Madrucci für das nächſte Konklave die nöthigen Verhaltungsbefehle gegeben hatte. Noch athmete der ſterbende Oberhirt der Chriſtenheit, als von beiden Seiten ſchon die ernſthafteſten Anſtalten zur neuen Papſtwahl gemacht wurden, und es hätte nur eines unglücklichen Zuſammentreffens der Anhänger beider Partheien bedurft, um die Straßen Roms, welche von den bewaffneten Anhängern beider Kardinäle erfüllt waren, mit Blute zu beſudeln, und Angriffsgebrüll und Schwertergeklirr bis in das Sterbezimmer Gregors ertönen zu laſſen. Zuletzt bot nichts weiter, als der Umſtand, daß beide Partheien ſich an Macht ziemlich gleich waren, der geängſtigten Bevölkerung, für den Augenblick eine, wenn auch nur ſehr ungewiſſe Garantie der Ruhe dar.

In jenen Zeiten lag dicht zur Seite der Gärten der Villa Farneſe, die man damals aber den Farneſiſchen Weinberg nannte, ein unſcheinbares Haus, das, wegen ſeines unbedeutenden Aeußern, noch mehr aber wegen des kleinlichen, barocken Geſchmacks, in dem der daran ſtoßende Garten, ein ächt altholländiſches Blumenparterre, angelegt war, oft die Spottluſt der Römer erregte; dennoch gab man zu, daß, um angenehm zu wohnen, man kaum ein heimlicheres und lieblicheres Fleckchen als dieß hätte wählen können; auch verirrte ſich wohl, wenn der Beſitzer, der Kardinal Montalto, abweſend war, mancher Luſtwandler hinein, um von einem Punkte, wo dieſer eben ein hohes Belvedere durch den geſchickten Architekten Fontana errichten ließ, einen Blick auf die zu den Füßen des Hügels ausgebreitete ewige Stadt zu werfen. Da der eben erwähnte Garten nur durch eine ſchwache Mauer von dem der Villa Farneſe geſchieden war, der Beſitzer der letztern aber ſeinem Standesgenoſſen und Nachbar erlaubt hatte, eine Thür hindurchbrechen zu laſſen, um ſich, ſo gut es ſeine kränklichen Umſtände erlaubten, an den ſchönen Waſſerſpiegeln, dem Schatten der Laubgänge, der ſtolzen Geſtalt der hochemporragenden Pinien zu erfreuen, ſo konnte jenes Fleckchen faſt als ein Apendix der Villa Farneſe betrachtet werden. Dicht neben der eben erwähnten Verbindungsthüre lag in den Gärten der letztern ein Pavillon, der ganz in dem Geſchmack gebaut und verziert war, den die vor Kurzem aus Japan angelangte Geſandtſchaft der damals in jenem Lande zahlreichen Chriſten, als den feinſten ihres Vaterlandes bezeichnet hatte. Bunte Schildereien, groteske Geſtalten, ſteinerne und porzellanene Ungeheuer — letztere faſt dem Golde gleich an Werth, und ein Geſchenk der ſeltſamen Ausländer — fehlten nicht, und eben befand ſich der Beſitzer der Villa, ſeine Verwandte, die Gräfin Salimbeni, ſo wie deren Sohn, der Conte Ranuccio, in dem Luſthäuschen. Sie ſchienen Jemand, der jeden Augenblick ankommen mußte, zu erwarten. Der Kardinal, ein majeſtätiſcher ſtolzblickender Mann von hoher Geſtalt, in ſchwarzem, mit rother Seide gefütterten Hauskleide, ging ſinnend im Pavillon auf und ab; die Gräfin, eine Frau über die Mitte des Lebens hinaus, doch noch Spuren ehemaliger Schönheit zeigend, beſchäftigte ſich mit einem Kanarienvogel — damals eine ſehr große Seltenheit — und deren Sohn, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, deſſen Züge, Kleidung und ganzes Weſen, von der ſchwankenden Feder auf dem Barett, bis zu der Spitze des langen Stoßdegens gerechnet, den vollendeten Wüſtling und Laffen verriethen, hüpfte trällernd im Salon umher.

„Da kommt er!“ ſchrie, nachdem er einen Augenblick zum Fenſter hinausgeſehen, Graf Ranuccio Salimbeni. — „Santa Madonna! ich werde Mühe haben ihm nicht in's Geſicht zu lachen, wenn ich daran denke, was Ihr mit ihm vorhabt.“

„Ich bitte Dich, ſey ernſthaft, Neffe!“ entgegnete verdrüßlich der Kardinal. „Jetzt, wahrhaftig, iſt es nicht an der Zeit den Fanfaron zu machen! — Ich will, daß Du ihm Ehrfurcht bezeigſt, und wenn er noch dreifach läppiſcher und lächerlicher wäre.“

„Ich will an allerlei traurige Gegenſtände denken, Oheim!“ rief Ranuccio. „Wenn Ihr ihm aber

Euren Vorſchlag machen wollt, dann — ich bitte Euch — ſagt es mir vorher, denn ſonſt platze ich los. — Aber — was zum Henker?“ ſetzte er hinzu; „was wackelt denn dort hinter ihm drein? Seht — um aller Heiligen willen! — dort den Zwerg von Kerl, mit dem blaßgelben Wams, den apfelgrünen Hoſen, den rothen Strümpfen! Sollte man nicht denken, eines Eurer japaniſchen Ungeheuer ſey lebendig geworden? — Und dann der kegelförmige Hut, die Säbelbeine! — Sagt mir um des Himmels willen, was das für eine komiſche Figur iſt?“

„Es iſt der Lieblingsdiener des guten Montalto!“ erwiederte die Gräfin; „der Einzige den er um ſich duldet, obwohl er ihn wenig brauchen kann, da der Menſch faſt ſtocktaub iſt.“

„Hm! das iſt noch die Frage,“ fiel der Kardinal ein, welcher in ſeinem ſtillen Wandeln inne haltend, jetzt einen Blick aus dem Fenſter warf, und deſſen ſtarre ſtolze Züge ein momentanes Lächeln durchflog. „Mein Hausmeiſter meinte neulich, der alte Girolamo ſey nicht ſo taub, wie er ſich ſtelle, und auch die Bauleute dort, nannten ihn den tauben Spion.“

„Aber was Teufel trägt denn der Kerl auf ſeinem

Aermel geſtickt?“ rief Ranuccio. „Die Diener der Leute von Stande tragen zwar jetzt, nach dem neueſten Brauche, das Wappen ihrer Herrſchaft auf dem Kleide, und ich habe den meinigen, nach dem Muſter derer der Orſini, daſſelbe auf die Bruſt und den Rücken ſticken laſſen, aber — Madonna! — wo nimmt Herr Felix Peretti, jetzt Kardinal Montalto, ehemals ein Schweinhirt, ein adeliges Wappen her? Hat er ihm etwa eine Sau ſammt den Ferkeln auf dem Aermel abkopiren laſſen?“

„Das iſt in der That der Fall!“ ſagte der Kardinal verdrüßlich. „Es iſt einer ſeiner baroken Einfälle. Ganz Rom hat darüber gelacht, und wir haben uns geärgert. Alle Kardinäle machten ihm Vorſtellungen deshalb, aber er ließ ſich nicht abbringen, er meinte: es ſey dieß ein ſchuldiges Zeichen der Demuth, damit er ſich nicht ſeiner niedrigen Herkunft überhebe. — Alle Tage fand man ärgerliche Witze an der Statue des Pasquino.“

„Ein toller Einfall!“ rief der Graf. „Wüßte man nicht, daß die Einfalt ihn geboren hätte, man ſollte meinen, die Satyre hätte ihn erzeugt. — Da ich ſeit Jahr und Tag abweſend war, habe ich davon noch nichts vernehmen können.“

Eben that ſich die Thüre des Pavillons auf, und der Kardinal Montalto trat, an dem einen Arme von ſeinem Diener geführt, den andern auf eine Krücke geſtemmt, herein. Hatte Graf Ranuccio früher den Diener eine ſonderbare Figur genannt, ſo war die Geſtalt des Herrn gleichfalls ſo eigenthümlich, daß ſie überall, nur nicht in Rom, wo derſelbe von jedem Kinde gekannt war, hätte Aufſehen erregen müſſen. Der Kardinal, obgleich eigentlich von hoher Geſtalt, ging, wie es ſchien, von Gicht dermaßen gekrümmt, daß ſein Oberkörper ſich nur ſo wenige Grade über die Horizontallinie erhob, und er beinahe mit dem unteren einen rechten Winkel bilden konnte. Wegen dieſer Stellung wäre es faſt unmöglich geweſen der ſeltſamen Figur in das Geſicht zu blicken, wenn ſolche nicht von Zeit zu Zeit den Kopf ſeitwärts emporgedreht hätte. Dieſe ſtets wiederkehrende Bewegung aber ließ ein hageres Antlitz erblicken, deſſen Züge nicht unregelmäßig, ja ſelbſt nicht ohne Würde waren, wenn nur nicht ein krampfhaftes Lächeln, welches mit dem kleinen, ſtechenden, manchmal faſt wildblickenden Auge, ſeltſam kontraſtirte, gleichſam ſtereotyp auf ihnen gelagert, und ſomit einen unheimlichen Ausdruck gegeben hätte. Der ſchleppende Gang, die zitternden Füße, vor allem aber ein oft wiederkehrender krampfhafter Huſtenanfall, gaben der ganzen Geſtalt des Kardinals ein ſolches Anſehen von Hinfälligkeit, daß man, beſonders wenn man die altväteriſche verſchoſſene Sammtkleidung, die bis über die Ohren herabgezogene Sammtmütze, mit in Anſchlag brachte, den etwa ſechzigjährigen Mann, für einen todtkranken neunzigjährigen Greis halten konnte. —

„Ihr habt befohlen, Reverendiſſime!“ — ſo nannte man damals die Kardinäle; erſt ſeit Urban dem achten führen ſie den Titel Eminenz. — „Verehrteſte Frau! ich bin“ — ſprach keuchend Montalto, aber ein gewaltiger Huſtenanfall verhinderte ſeine fernere Rede.

„Setzt Euch, werther Herr und vielgeliebter Bruder in Chriſto!“ fiel Kardinal Farneſe ein, indem er ſeinen Gaſt an die Seite der Gräfin zu einer

Ruhebank führte. „Sprecht nicht ein Wort! Ihr ſeyd von dem Gange entſetzlich angegriffen.“

„Keineswegs! — Keineswegs!“ erwiederte Montalto noch immer huſtend. „Ein ſchöner Weg, ein angenehmer Weg, ein Freudenweg. — Aber Girolamo!“ ſprach er zu dem Diener, der einen kleinen, zottigen, heftig bellenden Hund aus ſeinem Buſen zog, indem er ſeine Worte mit bezeichnenden Geſten begleitete; „guter Girolamo, gieb mir das Hündlein, und ſtelle Dich dort vor die Fenſterthüre, damit ich Dir winken kann, wenn der böſe Huſten wiederkehrt, auf daß Du mir dann einige der milden, lindernden Huſtenküchlein reicheſt; vor der Hand aber gieb dem kleinen Arlechino ein Zuckerbrödlein, damit er uns nicht im traulichen Geſpräche ſtöre.“

Der ſäbelbeinige Diener horchte, wie Taube zu thun pflegen, mit halbgeöffnetem Munde der an ihn gerichteten Rede, ließ ſodann den verſchmitzten Blick der halbzugekniffenen Augen leicht durch die Verſammlung ſchweifen, und ging an den bezeichneten Platz.

„Ich weiß nicht ob Ewr. Reverenz ſich noch meines Sohnes Ranuccio erinnert?" ſagte die Gräfin den Letztern dem Kardinal vorſtellend.

„Ja wohl! Ja wohl!" erwiederte Montalto, äußerſt freundlich dem jungen Manne zunickend. „Es ſind zwar ſchon einige Jahre, daß wir uns nicht geſehen haben; aber wer ſollte den liebenswürdigen Ranuccio Salimbeni vergeſſen? — Gott! welch ein Jammer brach unter den Damen aus, als Ihr, werther Graf, uns damals wegen des lumpigen Zweikampfs verlaſſen hattet. So trägt Niemand die Feder auf dem Barett! rief die Eine; So zierlich tanzt Niemand die Chaconne! ſprach die Andere. Aber nicht nur die Damen, ſondern auch die jungen Herren bewunderten Euch, und und einer der Letztern verſicherte, daß Eure Art die Pluderhoſen anzuziehen, ſeit Eurer Entfernung ganz verloren gegangen ſey, indem etwas ganz Eigenthümliches, Poetiſches, darin gelegen habe. — Ja! ja! werther Ranuccio! Ich will Euch nicht ſchmeicheln, aber ich darf ſo viel behaupten, daß Ihr eine ganz beſondere Stärke in Allotriis beſaßet, und Euch dadurch in Rom ſo beliebt gemacht hattet, daß ſelbſt mein guter Girolamo aus dem Munde des Henkers die Aeußerung gehört haben will: es ſey recht Schade, daß Ihr Euch nach der Ermordung des jungen Allegri geflüchtet hättet, denn er wüßte Niemand, den er ſo gern als Euch geköpft hätte, und er würde aus purer Liebe und Bewunderung an Euch ein wahres Meiſterſtück gemacht haben, beſonders da Euer Hals für ſeine Kunſt ganz wie gemacht ſchiene.“

„Dieſe Aeußerung hat ſich der Kerl über meinen Neffen erlaubt?“ fuhr Farneſe auf. „Glaubt er, daß mein Neffe“ —

„Was erlaubt ſich die Liebe nicht, werther Herr und Mitbruder?“ ſagte Montalto. „Der Mann hat ſich ganz nach ſeinen Begriffen ausgedrückt. — Aber, wertheſte Gräfin, was habt Ihr da für ein allerliebſtes Zuckervöglein?“ — ſo nannte man damals die Kanarienvögel. — „Auch ich beſaß ein ſolches, aber es iſt am Pips geſtorben. — Gott! was iſt dieſer Pips für eine ſchreckliche Krankheit! — Es iſt ein wahres Glück, daß ihm die Menſchen nicht unterworfen ſind, wiewohl ich Euch junge Damen unſerer Bekanntſchaft nennen könnte, die da complet ausſehen, als hätten ſie ihn. — Ich habe das arme Ding ausſtopfen laſſen; mein guter Girolamo verſtehet die Kunſt. Der Zuckervogel ſieht nun wieder ganz wie lebendig aus, die Bewegung und den Geſang ausgenommen. Es iſt überhaupt eine eigene Sache um das Ausſtopfen. Ich habe ganz beſondere Anſichten darüber, und meine, daß dieſe Kunſt, bei der immer mehr und mehr um ſich greifenden Aufklärung, noch viel weiter, und ſelbſt auf das menſchliche Geſchlecht ausgedehnt werden wird. — Seyd Ihr nicht auch meiner Meinung, werther Herr und Freund? oder Ihr, verehrte Gräfin? — meint Ihr nicht, daß es für einen liebenden Gatten, der das Unglück hatte, die zweite Hälfte des geliebten Ichs, die ihm — wir ſind ja Menſchen und haben Fehler — durch allzugroße Lebhaftigkeit allerlei Moleſt gemacht, durch den Tod zu verlieren, daß, ſage ich, es dieſem eine wahre Wonne ſeyn müßte, dieſelbe nun ganz ſtill und friedlich in einem Glasſchränklein ſitzen zu ſehen, ohne daß es ihm, die Präparationskoſten abgerechnet, irgend eine Unannehmlichkeit mache oder dabei erwüchſe, als die das geliebte Weſen etwa von Zeit zu Zeit ausklopfen und abſtäuben zu laſſen? —

Könnten, frage ich, die Geſtalt, die Züge großer Männer beſſer auf die bewundernde Nachwelt kommen, als wenn man die Herren, gleich nachdem ſie entſchlafen wären, de facto dem Ausſtopfer übergäbe? — Welche Räthſel würden uns heute gelößt erſcheinen, wenn unſere Altvordern dieſe vernünftige Idee gehabt hätten! Wir wüßten heute zum Beiſpiel ganz apodiktiſch, ob Cicero wirklich eine Erbſe auf der Naſe gehabt habe oder nicht; eine Frage, die jetzt wohl auf ewig ungelößt bleiben wird, da Nachbildungen in Stein, Holz, Wachs oder auf der Leinwand, durchaus nicht mit dem Ausſtopfen in Vergleich kommen können."

„Welch toller Einfall!" rief Graf Ranuccio, aus Leibeskräften lachend.

„Bitte um Verzeihung, mein junger, liebenswürdiger Freund! Der Einfall iſt ganz vernünftig," ſagte freundlich der Kardinal. „Seht! wenn damals, als der junge Allegri von unbekannter Hand ermordet wurde, meine Idee bereits in Ausübung geweſen wäre, ſo hätte man, um den Mörder zu ermitteln, nur von Polizei wegen feſtſetzen dürfen, daß der oder die, auf welchen ein Verdacht laſtete, die ausgeſtopfte Hülle etwa ein Vierteljahr, Tag und Nacht im Zimmer, im Wagen, allenfalls auch im Bette, kurz überall um ſich haben müßten, und dieß würde, ich wette darauf, ein recht hübſches Reſultat, in Beziehung auf die Entdeckung gegeben haben.“ — —

Graf Ranuccio ward bei den Worten Montaltos ziemlich ſtill und nachdenkend, und auch ſeiner Mutter, wie dem Oheim ſchien die Unterhaltung nicht ſonderlich zu gefallen. Es entſtand eine Pauſe, welche Montalto indeß mit Huſten, ſo wie ſein Hund, ein boshafter, grämlicher Köter, mit wiederholtem Geknurr ausfüllten.

„Habt Ihr keine Nachricht aus dem Vatican?“ fragte Farneſe endlich den Standesgenoſſen. „Ich habe ſeit vier Stunden nicht hingeſendet.“

„Ich habe geſendet,“ ſagte Montalto. „Aus Anhänglichkeit und der Etikette wegen, ſendete ich den guten Girolamo hin; ich verbot ihm indeß mir das Reſultat mitzutheilen, wenn es nicht auf Beſſerung lautete. Ich fürchtete eine zu große Erſchütterung.“

„Beſſerung iſt unmöglich!“ ſprach Farneſe raſch.

„Doctor Matere ſagte mir, er ſehe jede Stunde der Auflöſung Gregors entgegen.“

„Iſt's möglich!“ rief Montalto, indem ihm die Zähren die Sprache zu rauben ſchienen. „O Gott! ſprechen wir nicht davon.“

„Und dennoch iſt dieſes dringend nöthig!“ fiel Jener ein. — „Hat Medici Euch keine Eröffnungen gemacht?“ ſetzte er mit ſcharfem Blick hinzu.

„Eröffnungen?“ erwiederte Montalto nach langem und heftigem Huſtenanfall. „Eröffnungen? — Ich wüßte nicht — es ſey denn“ —

„Gewiß! Gewiß!“ rief Farneſe ungeduldig. „Ich weiß es; er muß Euch Eröffnungen gemacht haben. Es iſt darüber verhandelt worden, und man beſchloß“ —

„Es müßte irgend Etwas dergleichen in ſeinem geſtrigen Schreiben geweſen ſeyn!“ ſagte Montalto ſinnend. „Geſtern, werther Freund, erhielt ich einen Brief von ihm, aber, da er mit der Wahrſcheinlichkeit des nahen Todes unſers hochgeliebten Oberhauptes begann, habe ich, um meine ſchwache Geſundheit zu ſchonen, nicht weiter geleſen.“

„Habt Ihr das Schreiben noch, werther Freund?“

fragte Farneſe raſch. „Sprecht! Es liegt unendlich viel daran.“

„Das Schreiben?“ entgegnete gewaltig huſtend Montalto. — „Stille, Arlechino! Wir beide dürfen nicht zugleich die werthe Geſellſchaft mit Lärm incommodiren. — Das Schreiben? — Sagtet Ihr nicht das Schreiben?“

„Mein Gott! Was denn ſonſt?“ rief immer ungeduldiger Farneſe. „Habt Ihr es, ſo bitte ich Euch“—

„Irre ich nicht,“ ſagte Montalto ſinnend, „ſo habe ich einige Huſtenküchlein hinein gewickelt, und iſt dieß der Fall, ſo muß es ſich in der Arzneiſchachtel, die der gute Girolamo dort unter dem Arme hat, vorfinden. — Girolamo! — Guter Girolamo! — O Gott, der arme Narr iſt taub wie eine Schlange! — Lieber Ranuccio! Wollt Ihr wohl ſo gut ſeyn?“ —

Der Graf war indeſſen ſchon auf dem Wege, und bald trat der ſäbelbeinige Diener in's Zimmer.

„Guter Girolamo! Alter Diener!“ ſagte Montalto huſtend. „Siehe doch in das Schächtlein, und ſage mir ob ſich etwa die Huſtenküchlein in einen

Brief meines hochwürdigen Bruders von Medici eingewickelt finden."

„Medizin?" erwiederte der Halbzwerg mit ſcharfem Blicke auf ſeinen Herrn. „Hat Ewr. Reverenz auch bedacht, ob die Medizin jetzt zur rechten Zeit" —

„O Gott, was ſind ein paar ſchöne, geſunde Ohren doch für ein gutes Ding, und dennoch giebt es Menſchen die dergleichen von beträchtlichem Umfange, und ein herrliches Trommelfell darin haben, ohne Gott dafür zu danken!" ſagte Montalto ſeufzend. — „Nein, guter Girolamo!" ſetzte er etwas lauter hinzu, „nicht Medicin, ſondern das Schreiben vom Kardinal Medici verlange ich, desgleichen einige Huſtenküchlein, und — bedacht iſt Alles."

Mit Ungeduld nahm Farneſe den Brief aus der zögernden Hand des Dieners, überlief ihn raſch und gab ihn dann zurück.

„Ihr habt das Schreiben in der That nicht geleſen?" ſagte er dann, als Girolamo ſich entfernt hatte. —

„Gewiß nicht!" erwiederte Montalto mit großer Ruhe. „Unſer verehrter Bruder von Medici, kann es mir unmöglich übel nehmen, daß ich die Durchleſung auf eine günſtige Stunde — o Gott, der böſe Huſten! — auf eine günſtige Stunde verſchob. — Warum hat er auch mit dem Tode angefangen? Er kennt ja meinen elenden Geſundheitszuſtand, den das Allergeringſte zu erſchüttern im Stand iſt. Und ſpricht er nicht — wenigſtens bedünkt es mich — ſogar vom Konklave? — O Gott im Himmel! Wenn ich bedenke, daß ich elender, kranker Mann in die düſtern Mauern eingeſperrt werden ſollte" —

Ein entſetzlicher Huſten verhinderte die weitere Rede.

„Bei Allen dem, verehrter Freund," ſagte nach einer Pauſe Farneſe, „bin auch ich, ſo gern ich Euch deſſen überheben wollte, genöthigt, über das Konklave mit Euch zu ſprechen. Täuſcht mich nicht Alles, ſo befinden wir uns binnen wenig Tagen in dem vermauerten Vatican."

„Es wäre entſetzlich!" rief Montalto zuſammenſchreckend.

„Es wird nicht anders ſeyn!" ſagte Farneſe.

„Das Beſte iſt, daß noch Niemand vor Schmerz oder Hunger darin umgekommen!“ rief laut lachend Ranuccio.

„Sprich anſtändig und ernſthaft über eine ernſte und traurige Nothwendigkeit!“ ſagte die Gräfin tadelnd zu dem Sohne.

„Ganz Recht, werthe Signora, ganz Recht!“ fiel Montalto ein. „Indeß iſt der junge Herr zu entſchuldigen. Es hat nun Mancher ein Mal ſo ein luſtiges Temperament. Ich ſah einſt einen Dieb zu Oſtia aufhängen, der lachte auch bis man ihm den Strick um den Hals legte, dann aber wurde er ernſthaft.“ —

„In dem Briefe, den Euch Medici geſchrieben,“ hob Kardinal Farneſe nach längerem Auf- und Abgehen an, „ſpricht der Liſtige von der bevorſtehenden Papſtwahl. Wie es ſcheint, giebt er jetzt die kühnen Hoffnungen auf die er gehegt, und ſucht Eure Meinung über jene Wahl zu erforſchen.“

„O Gott! Gott!“ rief Montalto mit emporgehobenen Händen. „Soll ich denn nirgends Ruhe finden, ich, der nicht die Ruhe des kleinſten Würmleins zu ſtören geſonnen iſt?“

„Wer glaubt Ihr,“ fiel Ranuccio vorlaut ein,

„wer glaubt Ihr, wird die Mehrheit der Stimmen bei der nächſten Papſtwahl davontragen?"

„Man kann das noch nicht ſo recht wiſſen, mein junger, liebenswürdiger Freund!" ſprach Montalto ſeufzend. „Fällt die Wahl auf den Würdigſten, ſo iſt Euer Oheim unſer Oberherr; wäre dieß nicht der Fall, ſo würde wohl Niemand als Medici Papſt werden."

„Nimmer geſchieht dieß, ſo lange noch ein Glied des Hauſes Eſte ein Wort dabei zu ſprechen hat!" rief hitzig der Kardinal. — „Hört, werther Montalto! — Ich habe Euch etwas, das Wohl der ganzen Chriſtenheit Angehendes zu eröffnen."

„O lieber Ranuccio!" ſagte die Gräfin zu ihrem Sohne, der hinter dem Rücken Montalto's allerlei lächerliche Grimaſſen zu ſchneiden begann. „Du wollteſt ja das Belvedere betrachten, das unſer verehrter Freund erbauen läßt. — Gehe doch voraus; wir folgen in wenigen Minuten."

Laut lachend und trällernd wollte der Graf den Pavillon ſo eben verlaſſen, als Montalto ihm freundlich zunickte.

„Ihr habt alſo auch die liebliche Gewohnheit unſerer Modeherren, die auf der Straße oder in Geſellſchaft ihren Geſang ertönen laſſen, Euch angeeignet? — Es hat etwas unendlich Angenehmes, dieſer jugendliche Geſang, und ich freue mich ſtets darüber, ſolch ein Zauber liegt darin. Wie es ſcheint, iſt er ordentlich anſteckend, denn wo ſo ein Modeherr ſingt, und es iſt ein zweiter in der Nähe, ſtimmt auch dieſer ſein Liedlein an, ja ſelbſt die unvernünftigen Thiere können dem Reize nicht widerſtehen. So begegnete mir neulich ein ſolcher Orpheus auf der Engelsbrücke, indeß habe ich nur wenig Genuß von ſeinem Talente gehabt, denn kaum hatte er den Mund aufgethan, als eine Heerde Eſel, die hinter ihm herkamen, Chorus machten. — Doch da plaud're ich! — Ich will Euch jetzt nicht länger aufhalten, mein junger, liebenswürdiger Graf." — — —

Mit einem verächtlichen Blicke auf Montalto brauſte Ranuccio zur Thüre hinaus.

„In dem an Euch gerichteten Briefe," hob Farneſe nach einigem Sinnen zu ſprechen an, „ſcheint Medici einigermaßen den thörichten Wahn, zwei Dritttheile der Stimmen für ſeine Erwählung zu gewinnen, aufzugeben. — Auch ich werde“ — hier fuhr er mit der Hand über die gerunzelte, ſorgenvolle Stirn — „ſchwerlich die nöthigen zwei Drittheile zuſammenbringen. Deßhalb, verehrter Freund, bin ich geſonnen, die Stimme derer, die ſich für mich vereinigen würden, einem Manne zuzuwenden, den ich für einen würdigen, für einen Mann von ſanftem, nachgiebigen Sinne, und — was die Hauptſache iſt — für meinen Freund halte.“

„Ganz Recht, mein würdiger Herr und Bruder!“ ſagte Montalto ſeufzend. „Wäre es durchaus unmöglich, daß mein ſehnlichſter Wunſch, die Tiare auf Eurem Haupte zu ſehen, erfüllt würde, ſo wählet doch einen Mann der Euch liebt, der Euren weiſen Rath zu benutzen verſteht, der mit Leib und Seele der Eure iſt. — Da ſind zum Beiſpiel die beiden Odescalchi, der Sciarra Colonna, der Aleſſandri“ —

„Nichts von ihnen!“ rief Farneſe. „Ich kenne ſie, die Achſelträger, die pfiffigen Steuerleute, die am liebſten mit halbem Winde ſegeln. Hätten ſie mir aufrichtig gedient, meine Sache ſtände anders. — Nein, Montalto! Ihr ſollt mein Papſt ſeyn.“ —

Montalto fuhr bei dieſen Worten zuſammen, als ſähe er einen Abgrund ſich zu ſeinen Füßen öffnen. Ein entſetzlicher Huſtenanfall raubte ihm längere Zeit die Sprache, dann brach er in einen Strom von Thränen aus.

„Wie entſetzlich habt Ihr mich erſchreckt!“ rief er nach einer Weile, als er wieder Worte gefunden hatte. — „Alles, werther Freund, Alles will ich für Euch thun, aber — nicht Papſt werden.“

„Es iſt durchaus nothwendig!“ rief Farneſe. „Kein Anderer darf es werden als Ihr.“

„Unmöglich! — Unmöglich!“ jammerte Montalto.

„Auch die Parthei der Medici wird Euch wählen!“ ſagte Farneſe. „Sie ſind der Meinung, daß Ihr nicht lange leben würdet, und hoffen dann ihren Herrn und Meiſter an's Ruder zu bringen, aber ich will ſchon ſorgen, daß nichts daraus wird. — Vor der Hand indeß, theurer Montalto, müßt Ihr Papſt ſeyn.“

„Es geht durchaus nicht!“ jammerte Montalto weiter. — „Ich armer, kranker, elender, ſchwacher Mann; wie könnte ich ſolche Laſt ertragen?“

„Ich helfe Euch! Sorgt nicht!“ entgegnete Farneſe. „Ich werde Alles, was Euch beläſtigt, auf meine Schultern nehmen.“

„Das wäre Etwas!“ ſagte Montalto ein wenig beruhigter. „Aber — es iſt dennoch unmöglich! — Ich verſtehe nicht das Geringſte von der Regierungskunſt.“

„Schadet nichts! durchaus nichts!“ erwiederte Farneſe ſichtlich erfreut. „Ich regiere für Euch, Ihr repräſentirt.“

„Dann wäre es eher möglich!“ ſprach Jener mit mehrerer Faſſung. „Indeß bedenkt, theurer Freund, welche Laſt Ihr auf Euch ladet!“

„Ich thue es mit Vergnügen!“ rief Farneſe. „Widerſteht nicht länger. Ihr ſollt nur den Namen leihen. Alles Uebrige übernehme ich aus Freundſchaft für Euch.“

„Gott! — Gott!“ rief Montalto. „Iſt ſolche Freundſchaft ſchon erhört worden ſeit David und Jonathan? — O es iſt etwas Rares um einen ächten, uneigennützigen Freund!“

„Sagt zu! Sagt zu! verehrter Kardinal,“ ſprach die Gräfin. „Unter ſolchen Bedingungen“ —

„Alſo auch Ihr, Frau Gräfin?“ rief Montalto jammernd. „Ja, wenn Alles auf mich einſtürmt, wie könnte ich da widerſtehen! — Aber Eins, werther Herr und Freund, Eins müßt Ihr mir verſprechen! Ihr müßt es mir ſchriftlich geben, daß Ihr alle Regierungslaſten allein übernehmen wollet.“

„Freilich! Freilich!“ erwiederte Farneſe. „Ich gebe es Euch ſchriftlich, doppelt und dreifach.“

In dieſem Augenblicke dröhnte der Ton einer mächtigen Glocke durch die Luft. Sauſend drangen die dumpfen Töne über die Stadt nach dem palatiniſchen Hügel herüber. Es war die Glocke des Kapitols. —

Während die Geſellſchaft noch in Ungewißheit den fernen Klängen horchte, öffnete ſich die Thüre des Pavillons, und ein Mann in ſchwarzem Mäntelchen, von pedantiſchem Anſehen, jedoch nicht gänzlich unmoderner Tracht, trat ein.

„Siehe da, Doctor Matere!“ rief Farneſe haſtig. „Nun wohlan? — Dieſe Glockentöne“ —

„Mortuus est! Er iſt hinüber!“ — ſprach der Doctor nach den erſten Begrüßungen. „Der Kardinal Kamerlengo hat, nach alter Weiſe, bereits von dem Palaſte Poſſeß genommen, der — auch nach alter Weiſe — was die Wohnzimmer ſeiner Heiligkeit anbelangt, von der Dienerſchaft ſo rein ausgeplündert worden iſt, daß ſich keine Maus in den vier Wänden verſtecken kann, es müßte denn in dem Strohſacke ſeyn, auf dem die Leiche liegt."

„Ein ſchändlicher Gebrauch!" rief Farneſe. „Man ſollte ihn abſtellen."

„Ganz Recht!" rief Montalto ſeufzend. „Ihr müſſet ihn künftig abſtellen. — Indeß, wenn man es genau betrachtet, iſt am Ende Alles eins! — Gott! was ſind wir Menſchen!" — —

„Ich habe kaum geglaubt," ſagte Farneſe mit einer Ruhe, als ob es ſich von irgend einem ganz unbedeutenden Gegenſtand handle; „ich habe kaum geglaubt, daß die Krankheit Gregors ſo lange dauern würde. Faſt alle Kardinäle Italiens und Frankreichs, haben ſich auf die Nachricht, daß dieſelbe unheilbar ſey, bereits in Rom eingefunden."

„Ich ſah es voraus!" erwiederte der Arzt. —

„Da an keine gründliche Hülfe zu denken war, ſuchte ich dem Kranken auf dem langen Schmerzenslager, wenigſtens, ſo viel die Kunſt es möglich zu machen im Stande war, Linderung und einige Zerſtreuung zu verſchaffen. Er liebte, wie Ihr wißt, die Poeſie, und ſo unterhielt ich ihn durch Vorleſung der beſten Dichter. — Auch ich," ſetzte er mit Affektation hinzu, „verſuche mich, wie Ewr. Reverenzen bekannt iſt, zuweilen in der Dichtkunſt, und ſo las ich dem hohen Kranken auf dringendes Verlangen öfters Etwas von den Erzeugniſſen meiner Muſe vor."

„Ei! Ei! Das hättet Ihr nicht thun ſollen," ſagte Montalto kopfſchüttelnd.

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?" erwiederte ſcharf der Arzt.

„Der böſen Zungen halber!" ſprach Montalto ſcherzhaft lächelnd. „O es giebt ſchlechte Menſchen! Sie könnten ſagen: Ihr hättet den Papſt auf doppelte Weiſe umgebracht; ein Mal mit Eurer Medizin, und dann mit Euren Verſen."

„Ewr. Reverenz ſind recht ſcherzhaft!" entgegnete Matere giftig. „Damit mir eine ſolche Nachrede nicht zum zweiten Male begegne, gedenke ich die Dichtkunſt gänzlich aufzugeben, bis auf die Grab=

ſchrift des Verſtorbenen, die ich indeß bereits ſo halb und halb fertig habe.“

„O theilt ſie uns doch mit, werther Doctor und Poet!“ rief Montalto.

„Sie iſt ſatyriſcher Art, ſo im Geſchmack des Pasquino!“ ſagte der Arzt.

„Immer heraus damit!“ ſprach Farneſe. „Mein Wort darauf, daß Niemand etwas übel nimmt.“

„Nun dann! wenn Ihr ſo befehlt,“ erwiederte der Dichter mit giftigem Seitenblicke auf Montalto.

„Es ſtrahlet Gregor's Ruhm als gloria et decus
„Der Chriſtenheit, und ſchlimm wär's, folgt' ihm jetzt ein — pecus.“

„Bravo! Braviſſimo!“ rief Montalto lachend und in die Hände klatſchend. „O was iſt die Poeſie doch für eine ſchöne, herrliche Gabe! Wie erhebt ſie den Menſchen über alle die Mängel, die Nichtigkeiten des Lebens! — Da nennen die unſinnigen Verächter derſelben ſie eine brodloſe Kunſt! Sie haben ſchon Recht, jedoch in einem andern Sinne. Der Dichter lebt in der Phantaſie, im Gehirne; er trinkt Nectar und ſpeiſt Ambroſia mit den Göttern, ſollte er auch bei den Menſchen hinter der

Thüre verhungern. — Und wie die dichteriſche Begeiſterung anſteckend iſt! Wie ſie, ein Mal durch begabte Menſchen angeregt, die nüchternſten Naturen erhebt, beflügelt, zu gleichem Streben fortreißt! — Ich glaube," ſchloß Montalto, „ich wäre in dieſem Augenblick ſelbſt im Stande Verſe zu machen."

„O thut es doch, Hochwürdigſter!" ſprach Matere mit kaum verhehltem Spott. „Thut es! Ich bitte auf's Gehorſamſte und Dringendſte."

„Wie hieß Euer Sprüchlein, werther Doctor?" ſagte Montalto; „ich bitte, wiederholt es noch ein Mal."

Der Doctor that wie ihm geheißen wurde.

„Herrlich! Herrlich!" rief der Kardinal. „Nun wohlan, ſo hört! — Es iſt eine Art Antwort auf Eure hübſchen Verſe." —

„Sollt' ich," deklamirte er,

„Sollt' ich das pecus ſeyn, ſo rudert Herr Matere,
„Für ſeinen hübſchen Witz, zehn Jahr auf der Galeere."

„Aber was iſt Euch, lieber Doctor? Ihr ſeht ja ſo betroffen aus. — Glaubt Ihr etwa, daß ich Euch etwas übel genommen habe? Bewahre Gott! — Ich werde ja wohl Spaß verſtehen und Ihr auch.

Es iſt ja nur Alles des Reims wegen. Matere, Galeere; es paßt ſo artig zuſammen. Bei ſo einem Impromptu muß man nicht wählig ſeyn. Ein ſolcher Gelegenheitsvers iſt gewöhnlich nur ſo obenhin, ſo aus dem Groben, gearbeitet, und da ſollte kein ſtrenger Maßſtab angelegt werden. — Aber ſeht ein Mal! Da iſt meinem kleinen Arlechino ein Stücklein Zuckerbrod zwiſchen die Zähne gekommen. Seyd doch ſo gut ihn davon zu befreien; ich habe ein ſo blödes Geſicht.“ —

Der Doctor begab ſich augenblicklich, jedoch mit augenſcheinlicher Verwirrung an das Geſchäft, und achtete es ſogar nicht, daß ihm Arlechino bei dem geleiſteten Dienſte in den Finger biß, daß das Blut herabrann.

„Nun ich danke, danke, wertheſter Doctor!“ ſagte Montalto endlich, als Matere ſein Geſchäft beendigt hatte. — „Wie es ſcheint, ſeyd Ihr ein beſonderer Thierfreund, ſo geſchickt und liebreich wißt Ihr die Sache zu machen! Wäre ich an des hohen Verſtorbenen Stelle geweſen, ich würde Eure Kunſt ſtets zu dergleichen Hülfsleiſtungen in Anſpruch genommen haben. Ihr ſcheint da ganz an Eurem Platze.“

In ähnlicher Weiſe wendete ſich das Geſpräch noch längere Zeit hin und her, und endete endlich damit, daß man beſchloß den, nur eine geringe Strecke entfernten, Bau des Belvedere, welches Kardinal Montalto auf ſeinem Grund und Boden errichten ließ, in Augenſchein zu nehmen, daß aber Girolamo vorauswandern, und in eine nahe dabei gelegene Laube einige Erfriſchungen bringen laſſen ſollte. Ehe wir aber die Geſellſchaft dort wieder finden, ſuchen wir den Grafen Ranuccio Salimbeni auf, der einige Gänge des Parks durchſtreichend, endlich ſich unweit des Eingangs, der nach dem Garten Montalto's führte, durch eine ihn überraſchende Erſcheinung unwillkührlich gefeſſelt fand. Im Schatten einer mächtigen Pinie ſtand nämlich eine junge Römerin der mittleren Stände, und ſah aufmerkſam nach einem, nahe dem Gipfel des neu errichteten Gebäudes, angebrachten Gerüſte, auf dem ſich ein Mann, wie es ſchien der das Ganze leitende Architect, befand. Obwohl der junge Mann — denn einen ſolchen konnte man ihn noch nennen — dann und wann einen unruhigen Blick nach der Pinie herüber warf, und die dort Harrende geſehen haben mußte, ſo ſchien ſeine Gegenwart auf dem Baugerüſte dennoch ſehr nothwendig zu ſeyn; denn er ſtieg nicht herab, ſondern wiederholte nur nach kurzem Innehalten um ſo haſtiger eine Menge Befehle, deren Ausführung, allem Anſcheine nach, ſein Verweilen nothwendig machten. — Das Mädchen, welches Graf Ranuccio einige Zeit lang aus der Ferne aufmerkſam betrachtete, gehörte, wie ſchon ihre Tracht ankündigte und bereits bemerkt worden, dem Mittelſtande an, ihre Haltung hatte indeß etwas Stolzes, man könnte wohl ſagen Großartiges, wenn dieſe Haltung nicht überhaupt häufig, ſelbſt ſogar unter den ärmſten, von Elend gebeugten Klaſſen der weiblichen Bevölkerung Roms, zu finden wäre. Die Figur der jungen Römerin war über Mittelgröße, kräftig, und von Geſundheit ſtrotzend. Von dunkeln Flechten, die durch eine ſilberne Nadel feſtgehalten wurden, umwunden, thronte das ſtolze, die regelmäßigſten Züge tragende Haupt auf einem vollen Nacken, dem, um muſtermäßig genannt zu werden, nur eine weniger in's Gelbliche fallende Färbung — die indeß von nordiſchen Weiberkennern bei den Römerinnen für eigenthümlich und ſchön gehalten wird — fehlte. Unruhig blickte die Schöne mit dem großen, ſtrahlenden, von langen, dunkeln Wimpern beſchatteten Auge nach dem Baugerüſt, und riß nur dann und wann eine einzelne Roſe, die den vollen Buſen ſchmückte, wie mechaniſch aus dem ſilberſpangigen Mieder, um, nachdem ſie daran gerochen, ſie wieder an dem vorigen Orte zu bergen.

Lange hatte Ranuccio Salimbeni dieſem Spiele zugeſchaut, als er leiſe herzuſchritt, und, ehe es noch das Mädchen gewahr werden konnte, ſeinen Arm um deſſen Leib ſchlang. Erſchrocken wendete ſich die Schöne um, und ſtieß mit dem kräftigen Arme den zudringlichen Bewunderer von ſich.

„Ei ſeht ein Mal!“ rief Ranuccio, indem er ſich beſtrebte die verlorne Poſition wieder einzunehmen. „Das nenne ich böſen Dank für die gute Meinung, Dir in dem einſamen Garten freundliche Geſellſchaft zu leiſten, mein ſchönes Kind.“ —

„Man verdient ſelten einen beſſern, wenn keine Bitte um eine ſolche Dienſtleiſtung vorhergegangen iſt!“ erwiederte die Römerin, den Grafen vom Kopf bis zum Fuße ſtolz betrachtend.

„Du ſcheinſt aber fremd hier mein Schätzchen! Wenigſtens habe ich Dich noch nicht früher bemerkt,“ ſagte Ranuccio. „Iſt dieß aber der Fall, ſo halte ich es für meine Pflicht“ —

„Bemüht Euch nicht, mein ſchöner Herr!“ unterbrach ihn das Mädchen, die ſchwellende Oberlippe verächtlich emporwerfend. „Ich bin nicht ſo fremd hier wie Ihr meint, und bedarf Eures Schutzes nicht.“

„Biſt Du nicht fremd,“ fiel Ranuccio ein, „ſo wirſt Du um ſo eher einräumen müſſen, daß ich ein Recht habe, mich in dieſem Garten zu Deinem Begleiter aufzuwerfen, und in dieſem Falle“ —

„Habt Ihr ein ſolches Recht,“ unterbrach die Schöne den Sprechenden mit gerunzelter Stirn, „ſo habe ich ein anderes, nämlich Eure Begleitung zurückzuweiſen, und den Garten zu verlaſſen.“

Das Mädchen kehrte Ranuccio ſtolz den Rücken und ſchritt nach der Thüre zu, die in den Garten des Kardinal Montalto führte.

„Halt ein wenig, Schätzchen!“ rief der Graf, ſich an die Seite der Jungfrau drängend. „Ich kann und will Dir zwar nicht verwehren den Garten zu verlaſſen, aber vorerſt mußt Du einen Zoll entrichten, den ich im Namen des Beſitzers fordere, da ſeine kirchliche Würde nicht erlaubt ihn ſelbſt einzukaſſiren; dieſer Zoll aber beſteht in einem Kuſſe und in der Roſe, die Du an dem Buſen trägſt." —

Kaum hatte Ranuccio ſeine Rede geendet, als er ſeinen Arm um den Nacken des Mädchens ſchlang, einen Kuß auf ihre Wange drückte, und die Roſe aus dem Mieder riß. — In demſelben Momente aber fühlte der Graf ſich von einer kräftigen Männerfauſt an der Schulter gepackt, kräftig geſchüttelt und mehrere Schritte ſeitwärts gegen einen Baumſtamm geſchleudert.

„Elender! Was unterſteht Ihr Euch?" rief eine vor Wuth zitternde Stimme.

Ranuccio hatte ſich von ſeiner Ueberraſchung noch nicht erholt, als er einen jungen, ſchlanken Mann in ſchwarzer Kleidung, mit einem tüchtigen Schwert an der Seite, ſich gegenüber ſah. Die Muskeln des nicht eben beſonders ſchönen aber kühnen, männlichen Antlitzes des Fremden zuckten vor Zorn.

„Ihr habt meine Verlobte beſchimpft," ſchrie der

Fremde. „Ihr ſeyd ein Elender, wer Ihr auch ſeyn mögt! — Zieht, oder ich durchſtoße Euch.“

„Wer unterſteht ſich in dieſem Tone mit dem Grafen Ranuccio Salimbeni zu ſprechen?“ rief trotzig der Neffe des Kardinals. „Wer ſeyd Ihr, daß Ihr Euch erfrecht“ — —

„Ein Mann der von Euch beleidigt iſt, deſſen Braut von dem elendeſten Wüſtling Roms bedrängt wurde!“ ſchrie der Fremde immer wüthender, indem er ſein Schwert aus der Scheide riß. „Zieht, elender Feigling, oder ich nagle Euch mit meinem Schwerte an den Baumſtamm vor dem Ihr ſteht!“

„Keine Uebereilung, mein Domenico! Keine Uebereilung, um die Leiden der Santa Madonna willen!“ rief das Mädchen, indem ſie dem Wüthenden in den Arm fiel. — „Aber Du hörſt mich nicht! — Ich bitte Dich, theurer Domenico! — Gott ſey Dank, dort kommt mein Oheim Girolamo!“

Man hätte kaum glauben ſollen, daß dem alten Diener Montalto's ſeine krummen Beine ſo zu Gebote ſtänden, wie er es in dieſem Augenblicke durch den Augenſchein bewieß. Wie der Blitz ſtand er zwiſchen Ranuccio und dem Fremden.

„Was zum Henker ſoll dieß heißen?“ ſchrie er mit kreiſchender Stimme. — „Steckt ein Herr Graf!“ rief er, ſich zu Ranuccio wendend, der indeß voll Schreck das Schwert zur Vertheidigung gezogen hatte. „Wollt Ihr meine leibliche Nichte, die verlobte Braut dieſes jungen Mannes, in ganz Rom in's Gerede bringen? — Und Ihr, Herr Fontana? Seyd Ihr vom Teufel beſeſſen? — Denkt Ihr den Neffen des Kardinal Farneſe in dem Garten ſeines Oheims wie einen Hund niederzuſtechen?“

Der Muth Ranuccio's ſchien indeß durch die unerwartete Hülfe wenig Nahrung zu erhalten.

„Ich will,“ rief er — das Schwert gelaſſen in die Scheide ſteckend — „ich will dießmal vergeſſen was ich meinem Range ſchuldig bin, indem ich nicht auf der Stelle blutige Rache an Euch nehme. — Verlaßt Euch indeß darauf, Herr Baumeiſter Fontana“ — ſetzte er verächtlich hinzu — „geborgt iſt nicht geſchenkt.“

„Denkt?“ rief Girolamo, indem er den Grafen mit oder ohne Abſicht mißverſtand. „Was Euer Herr Oheim von dieſem Spektakel denkt, ſobald er es erfährt? Er wird denken, daß Ihr ſehr zur Unzeit die Braut des Architecten des Kardinal Montalto beleidigt habt. — Ich habe nicht die Abſicht meinen Herrn wegen der Beſchimpfung meiner leiblichen Nichte zu behelligen, doch würde ich im Falle Euer Gnaden nicht zu ſchweigen geruhen ſollten" —

„Ich aber werde reden!" unterbrach der Architect den friedeſtiftenden Halbzwerg. „Nicht in der Gunſt oder Ungunſt des Kardinals, ſo hoch ich ſie auch ſchätze, liegt mein Heil" —

„Beil?" fiel Girolamo dem jungen Manne in die Rede. „Ganz Recht! Das Beil ſteht auf dem Vergehen, innerhalb der vier Pfähle eines Kirchenfürſten das Schwert zum Kampfe zu ziehen. — Doch zu dergleichen ſoll es wohl nicht kommen. Ihr werdet Vernunft annehmen, junger Mann."

Die ziemlich klaren Vernunftgründe, die der fratzenhafte Ruheſtifter in ſeiner Darſtellung den beiden jungen Männern an's Herz legte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Fontana ſah ein, daß es ihn bei ſeinem Beſchützer, dem Kardinal Montalto, eben nicht in höhere Gunſt bringen würde, wenn er den Neffen eines andern Kardinals, der obendrein wegen ſeiner Macht in ganz Rom gefürchtet war, mit gezogenem Schwerte Genugthuung abfordern, oder ihn vielleicht gar verwunden oder tödten ſollte. Ranuccio wußte dagegen ebenfalls, wie gut der junge Architect bei ſeinem Gönner angeſchrieben ſtand, und welchen Werth in dieſem Augenblicke ſein Oheim darauf legte, mit dem Letztern in günſtigen Verhältniſſen zu ſtehen.

Kaum hatte daher Fontana ſein Schwert in die Scheide gleiten laſſen, als Ranuccio mit einem verächtlichen Lachen ſich zu der jungen Römerin wandte.

„Ihr könnt Euch etwas darauf einbilden, meine Schöne,“ ſagte er mit gezwungenem Lachen, „daß wegen eines Kuſſes von Euch, das Schwert eines römiſchen Edlen, eines Verwandten des Hauſes Eſte, aus der Scheide gezogen, und mit dem eines — Handwerksmanns gekreuzt worden. Wenn aber Euer Sponſe ſtets ſo flink mit der Klinge bei der Hand iſt, ſo werdet Ihr gut thun, ihn in dem frommen Glauben zu beſtärken, daß Ihr Euch nicht blos in der Entfernung von hundert Schritten von ſeinem Werkplatz ſo ſtandhaft fremden Umarmungen widerſetzt; Ihr werdet damit viel Händel verhüten können. Uebrigens, mein gutes Kind" — dieß ſagte er mit einem höchſt boshaften Blicke — „werde ich Euch, wäre es auch nur Eurer Aehnlichkeit mit der unſterblichen Lucretia willen, in gutem Andenken behalten, und Euch Herr — Baumeiſter in noch beſſerm." —

„Nehmt Euch in Acht vor dieſem!" ſagte kopfſchüttelnd der alte Girolamo, als Graf Ranuccio mit lautem höhniſchen Gelächter in einen nahen Schattengang eingebogen war. „Nehmt Euch in Acht, ſage ich!" ſetzte er bedächtig hinzu. — „Der bravſte Mann hält nicht ſo gewiſſenhaft ſein Wort bei einer guten That, zu der er ſich verpflichtete, als ſo ein Schuft, wenn er verſprochen hat ſich zu rächen. — Welcher Dämon aber Dich auch beſeſſen hat, Antonia, mit dem Lump wegen eines einfältigen Kuſſes Streit anzufangen. Du konnteſt ihm allenfalls eine Ohrfeige geben und davon ſpringen, oder Dich auch ruhig von ihm küſſen laſſen. Nun, nun, Herr Domenico! Stellt Euch nicht ſo ungeberdig! — Eins wäre ſo geſcheit geweſen wie das Andere, und Beides iſt ihm gewiß ſchon hundert Mal vorgekommen. Aber ſo ſeyd ihr Weiber. Niemals wißt ihr das rechte Maaß zu halten, die goldene Mittelſtraße zu treffen. Hätteſt Du ihm eine derbe Ohrfeige gegeben, als er Dich küßte, ſo würde der Laffe gewiß hinterher gefunden haben, daß das Vergnügen doch ein wenig theuer bezahlt ſey; hätteſt Du Dich ruhig küſſen laſſen, ſo hätte er keinen Werth auf den Kuß gelegt. In beiden Fällen hätte er Dich vergeſſen. Aber Händel anfangen! Wie dumm! — Ich hätte ſolche Einfalt der Tochter meiner leiblichen Schweſter, der Tochter des in Gott ruhenden Matteo Gianpietro, der ein Erzpfiffikus war, nicht zugetraut. — Und Ihr, Herr Fontana! Iſt das Eure Weisheit? — Habt Ihr das kluge Verfahren, dem Neffen des Kardinals Farneſe das kalte Eiſen in den ſchuftigen Wanſt bohren zu wollen, auf der ſchwarzen Tafel mit den vielen Zahlen, vor der Ihr immer ſitzt, wenn Ihr nicht mit dem Mädel tändelt, herausbuchſtabirt? — Gott! Wie geſcheute Leute doch ſo dumm ſeyn können! Wäret Ihr wirklich ein kluger Mann — was ich manchmal ſelbſt geglaubt habe, wenn ich Eure ſchönen Zeichnungen betrachtete — ſo hättet Ihr gethan, als ob Ihr nicht das Mindeſte bemerkt, dafür aber den Laffen auf dem Kerbholze behalten, und ſeiner Zeit — ich hätte mir ſelbſt das Vergnügen gemacht Euch daran zu erinnern — gute Abrechnung mit ihm gehalten. Oder, wenn Ihr nun ein Mal eine ſo hitzige Leber habt, und durchaus den Mund nicht halten konntet, ſo wäret Ihr, ſobald der Neffe abweſend, zum Kardinal Farneſe gegangen, hättet dort den beleidigten Bräutigam geſpielt, hättet von Eurem Gönner, dem Kardinal Montalto, von Leuten die es mit angeſehen, daß der Lump Eure Braut geküßt, allenfalls auch davon geſprochen, daß der Oheim der Braut, der alte Girelamo, über die Sache heiße Zähren vergoſſen; — Ihr hättet, um den Kardinal noch mürber zu machen, meinetwegen auch hinzuſetzen können, der Taugenichts habe Antonia mit dem Dolche bedroht — und der Alte hätte es geglaubt, weil er es dem ſaubern Vogel zutraut. — Mit einem Worte, Ihr hättet einen geſcheuten Coup ausführen, dem Kardinal eine volle Börſe oder einen Bauantrag abzwacken, und obendrein den Großmüthigen ſpielen können, wenn Ihr hinterher gebeten hättet, dem Laffen keine Vorwürfe zu machen. Der Alte wäre es auch gern zufrieden geweſen, denn er wird ohnehin genug auf dieſe Weiſe beſtürmt, und jetzt käme ihm jeder Scandal höchſt ungelegen. — Aber, ich frage Euch, weiſer Herr Baumeiſter, was iſt von Alledem geſchehen? — Nichts! — Weniger als Nichts! — Ihr habt wie ein Narr — verzeiht mir die Offenheit — das kalte Eiſen, und Euch den Lump damit auf den Hals gezogen, und nun könnt Ihr aufpaſſen, daß er Euch die Sache nicht mit zehn Zoll guten Stahls, und einem tüchtigen Stoße vergelten läßt. — O Jugend! — O Unbeſonnenheit! — O Thorheit!“ —

So fortwährend die jungen Leute ausſcheltend, wackelte der alte Girolamo den Gang nach der nahen Gartenthüre hinab, und die Beiden folgten ihm Arm in Arm, aber mäuschenſtill nach. Endlich verſchwanden alle drei hinter einer Lorbeerhecke. — —

Wenige Tage nach dem eben geſchilderten Auftritte, befanden ſich die ſämmtlichen in Rom anweſenden Kardinäle im Konklave. Dieſes wurde hergebrachtermaßen, in dem dazu beſonders eingerichteten vaticaniſchen Palaſte gehalten. Große Säle waren theils durch Mauern, theils durch Holzwände in eine Menge kleiner Zellen abgetheilt worden, deren Letztere jeder Kardinal zwei — eine für ſich, eine für ſeine beiden Begleiter, einen weltlichen und einen geiſtlichen — zur Wohnung erhalten hatte. Die gedachten Zellen waren überall mit grüner Serge ausgeſchlagen worden, jedoch mit Ausnahme derer, welche von Kardinälen, die erſt der letzte Papſt zu dieſer Würde erhoben hatte, bewohnt wurden; dieſe waren zum Unterſchiede mit violetter Serge drappirt. Ueber der Thüre jedes der kleinen Zimmer befand ſich das Wappen des Bewohners. — Die Fenſter des Palaſtes waren indeß, wie herkömmlich, vermauert worden, jedoch hatte man in jedem derſelben ein viereckiges Loch übrig gelaſſen, um eine einzelne Glasſcheibe hineinzuſetzen, durch die eine ſchwache Dämmerung in die dunkle, einſame Wohnung fiel. Eben ſo war es auch mit den Thüren gehalten worden. Blos durch einen in der Hinterſeite eines Thürmchens angebrachten Zugang, der indeſſen durch Soldaten ſcharf bewacht ward, wurde den Kardinälen ihre Mittag- und Abendmahlzeit, jedoch jede nur aus einer einzelnen Schüſſel beſtehend, zugetragen. Es würde die Erzählung der in

Rede ſtehenden Begebenheiten, auf Koſten des Leſers, über die Gebühr verlängern heißen, wenn in derſelben alle, zum Theil in ſpätern Zeiten ſehr veränderte Gebräuche und Ceremonien, die einer Papſtwahl vor- und nachgehen, weitläufig aufgeführt werden ſollten, und wir beſchränken uns daher darauf, demſelben nur Dasjenige mitzutheilen, was, ohne der Schilderung Eintrag zu thun, nicht wohl übergangen werden kann. —

Das Konklave hatte bereits längere Zeit gedauert. Beide Partheien, ſowohl die farneſiſche als die mediceiſche, hatten kein Mittel unverſucht gelaſſen, ſich die erforderliche Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen der Kardinäle zu gewinnen. Alles war vergeblich geweſen. Jeder Theil ſah ein, daß ihm ein unüberwindlicher Gegner im Wege ſtehe, und überzeugte ſich endlich, daß ihm nichts übrig bleibe, als ſeine Hoffnung auf die Zukunft zu ſetzen. Um die Erfüllung derſelben aber nicht auf's Unabſehbare hinauszuſchieben, ſagte ſich jeder der beiden, um die Tiare ſtreitenden Bewerber, daß eine Wahl getroffen werden müſſe, die man nur als eine vorübergehende Beſetzung des heiligen Stuhls anzuſehen habe, und daß nur ein Mann gewählt werden dürfe, deſſen Characterſchwäche für den Augenblick, deſſen kränklicher Körper aber für die Zukunft eine beſſere Garantie für die Erfüllung ihrer heißgenährten Wünſche darböte. Beiden Rivalen ſchien der Kardinal Montalto ein ſolcher Mann. Sein ausgemergelter, durch Krankheit und gänzlich zurückgezogene Lebensweiſe beinahe bewegungslos gewordener Körper, ſchien ihnen eine hinreichende Bürgſchaft für ein nur kurzes, kaum noch einige Jahre hinſiechendes Leben — und in dieſer Zeit, ſo hoffte Jeder, könne ſich ja Manches zum Vortheil ändern — ſeine allgemein angenommene Geiſtesſchwäche, aus der, wie man meinte, ſein in früheren Jahren bewieſener Verſtand, nur dann und wann, wie ein einzelner Funken aus verglimmender Aſche in halb kindiſchem, halb boshaftem Witze aufleuchte, flößte beiden Gegnern die Hoffnung ein, ſein Anſehen zu benutzen, und in Erwartung beſſerer Zukunft gänzlich für ihre Privatzwecke auszubeuten. Als demnach das täglich zu beſtimmter Stunde nach Vorſchrift wiederholte Scrutinium immer nur daſſelbe Reſultat lieferte, als die abſolut nothwendige Stimmenmehrheit für jeden der beiden Rivale unerreichbar ſchien, beeilten ſie ſich, Abgeordnete an Montalto zu ſenden, um mit ihm im Voraus über ſeine Erwählung zu unterhandeln. Faſt zu gleicher Zeit ſtellten ſich Sciarra Colonna von der farneſiſchen, und Aleſſandro Aleſſandri von der mediceiſchen Parthei in Montalto's Zelle ein. Mit Entſetzen, einer Ohnmacht nahe, hörte dieſer die Erklärung: daß beide Partheien, um einem fruchtloſen Konklave endlich ein Ende zu machen, und der ſchmachtenden Kirche ein Oberhaupt zu geben, ſeine Erwählung beſchloſſen hätten, an. Er jammerte lange, bat mit aufgehobenen Händen dieſen Kelch an ihm vorübergehen zu laſſen, vergoß Ströme von Zähren, aber die Abgeſandten blieben unerbittlich. Seine beweglichen Vorſtellungen, daß man ihm, dem Schwachen, Kranken, doch die wenigen, ohnehin ſo qualvollen Lebenstage in Ruhe zubringen laſſen möge, daß man ihn nicht vor der Zeit ſo abſichtlich, ja faſt gewaltſam, in die offene Grube ſtoßen ſolle, — Alles, Alles war umſonſt. Ja, der noch ziemlich junge, ſeinem Meiſter mit Eifer dienende Aleſſandri bedrohte den Geängſtigten mit dem Zorne des Himmeis, wenn er ſich pflichtvergeſſen einer Wahl widerſetze, deren Annahme jedem Kardinal, auf den ſie gerichtet, eine heilige Gewiſſensſache ſeyn und bleiben müſſe.

„Nun wohlan!“ rief endlich Montalto, unter einem Strom von Thränen, und entſetzlichem, durch die Gemüthsbewegung faſt erſtickend gewordenen Huſten, ſeinen Drängern zu: „Wohlan, ich ergebe mich! Ich bringe mein Leben Eurem Willen zum Opfer! — Aber, theure Herren und Brüder, auf mich werft keine Schuld, wenn Ihr morgen eine Euch wenig zuſagende Wahl treffet, ja, wenn Ihr Euch in Euren guten Hoffnungen und Erwartungen gänzlich täuſchen ſolltet. — O vanitas vanitatum!“ — Und ſomit begleitete mühſam, ſich an der Krücke fortſchleppend, Montalto die ihn fröhlich verlaſſenden Kardinäle, unter lautem Seufzen und Stöhnen, bis an die Thüre ſeiner Zelle.

Am folgenden Tage in aller Frühe, waren die Kardinäle zur heiligen Geiſtmeſſe in der Kapelle des Vaticans, beim gewöhnlichen Scrutinium, verſammelt. Die Geſellſchaft ſchien reger als ſonſt, und auch auf dem Platze des Palaſtes hatte ſich eine größere Menge Volks verſammelt, um ein Stündchen nach dem Rauchfange des Kamins zu ſtarren, in welchem alltäglich nach abgelaufener Wahl die Zettel verbrannt werden, und deren bläuliche Dampfſäule den Neugierigen kund giebt, daß das Scrutinium fruchtlos geweſen ſey. Das Ausbleiben des erwarteten Rauches rief indeß heute eine, von Minute zu Minute wachſende Volksmaſſe herbei.

Die Züge der in der Kapelle verſammelten Kirchenfürſten, verriethen indeß, je nach der Stimmung des Einzelnen, Zorn oder Verdruß über die fehlgeſchlagenen, durch ſo mancherlei Machinationen lang unterbauten Hoffnungen, mitunter auch wohl Freude über das Ende der Einſperrung, oder das Fehlſchlagen der Pläne des Gegners; nur der Kardinal Montalto ſaß gekrümmt, huſtend, ſeufzend, elender faſt wie jemals, in ſeinem Kirchenſtuhle, und betete eifrig in ſeinem Brevier. Mit faſt unwillkürlichem Kopfſchütteln und verächtlichem Lächeln, blickte von Zeit zu Zeit Farneſe auf den Mann, en er, wiewohl ihn als ſein Geſchöpf betrachtend, doch faſt als zu erbärmlich anſah, um ihn, ſelbſt dem Namen nach und auf kurze Zeit zu ſeinem

Herrn zu erheben. — Der Kardinal Aleſſandri las indeß die Meſſe, die Monſtranz ſtand auf dem Tabernakel ausgeſtellt, ein Kelch befand ſich auf einem Tiſche, und während das: „Veni creator spiritus!“ angeſtimmt ward, ſammelte der Kardinal Medici die Stimmzettel in das heilige Gefäß — Eben fiel das letzte Votum in den Kelch. Die Papierchen wurden ausgeſchüttet, geöffnet, und Medici erklärte mit lauter Stimme, daß Sr. Reverenz, der Kardinalprieſter Felix Peretti, genannt Montalto, die vollkommene Stimmenmehrheit erhalten habe, und deßhalb zum Oberhaupt der Chriſtenheit gewählt worden ſey. — Aller Augen fielen jetzt auf den Erwählten. Noch ſaß er regungslos, ſtumm, unbeweglich, wie immer. — Doch jetzt — welch Wunder begab ſich vor den Augen der erſtaunenden Verſammlung! — Montalto, der ſeit zwanzig Jahren das Haupt nur gebeugt, den Blick zur Erde geſenkt hatte, richtete das erſtere jetzt hoch empor, und blickte ruhig und ernſt, ohne Spur des ehemaligen faden, krankhaften Lächelns, auf die Verſammlung. Eine Todtenſtille trat ein; Alles blickte ſtarr auf den plötzlich Verwandelten. Doch das Erſtaunen der Kardinäle ſollte noch einen höhern Grad erreichen. Der Mann, der ſeit ſo langer Zeit ſich nur mühſam und zum Boden gekrümmt, an einer Krücke von einem Platze zum andern geſchleppt hatte, warf die letztere mit kräftigem Arme mitten auf das Marmorpflaſter, daß der Schall in allen Ecken der Kapelle wiedertönte, und richtete ſich hoch empor. Er ſchien, als er ſo kräftig daſtand und in die beſtürzte Verſammlung ſchaute, ein paar Fuß größer geworden zu ſeyn. Jetzt trat er einige Schritte vorwärts, und mit einer Miene voll Hoheit und ſtrenger Würde, mit einem Auge, das etwas von dem leuchtenden Auge des Adlers an ſich hatte, betrachtete er einen Augenblick die erſchrockene Verſammlung. — Der Kardinal Medici war der Erſte, der ſeine Beſinnung wiederfand. Er griff nach den Stimmzetteln und ſagte, jedoch nur halblaut und mit ungewiſſer Stimme:

„Es iſt ein Irrthum vorgefallen! Das Scrutinium iſt nicht richtig!“

Aber mit einem Tone, in dem der erſchrockene Kardinal die Poſaune des letzten Gerichts zu vernehmen glaubte, rief Montalto: „Das Scrutinium iſt richtig! — Auf Euren Platz, Kardinalprieſter von Medici!“ —

Jetzt mit tönendem Schritte eilte er nach dem Altare. Raſch ſtieg er die hohen Stufen hinan. Mit kraftiger Rechte ergriff er die Monſtranz, und mit einer Stimme, von der das Gewölbe wiederdröhnte, begann er das: „Te Deum laudamus.“

Erſchrocken ſtimmten die Kardinäle in den Geſang. —

Die ambroſianiſche Hymne hatte endlich geendet. Montalto warf ſich zu einer Minute ſtillen Gebetes auf die Kniee; es herrſchte ein tiefes Schweigen in der Kapelle, eine Stille, die den Flügelſchlag eines Schmetterlings, das Summen einer Mücke, das Laufen einer Maus zu hören verſtattet hätte. Endlich erhob ſich Montalto. Hoch aufgerichtet ſtand er da und gebot mit einem ſtolzen Winke der Hand zwei harrenden Prälaten, ihm den Ornat zu bringen. Ruhig, als ob nichts als etwas längſt Erwartetes vorgefallen wäre, legte er den weißſeidenen Leibrock, welcher zum Theil mit einem kurzen violetten Chorhemd, und dieſes wieder mit einem ſcharlachnen Biſchofsmäntelchen bedeckt ward, an; er hin die Stola um und ſetzte eine große Plattmütze mit Ohrbedeckungen auf ſein Haupt, dann reichte er den knieenden Prälaten den Fuß, um dieſen mit dem Purpurſchuhe, auf dem ein goldenes Kreuz geſtickt war, zu bekleiden.

Staunend, und gleichſam noch nicht ſeinen Augen trauend, blickte das geſammte Kardinalskollegium ſchweigend auf ſein neu erwähltes Oberhaupt. Noch hatte keine Lippe ſich geregt; nur als Montalto mit kräftiger Hand, den ihm von den Prälaten gereichten ſeidenen Gürtel ſich um die Hüften ſchlang, wagte der ſteinalte Kardinal Zampieri, ein Venetianer, der allen Wahlintriguen fern geblieben, und wegen ſeiner gutmüthigen Munterkeit allgemein geliebt war, überraſcht von den heftigen Bewegungen des neuen Papſtes, das erſte Wort.

„Sollte man in Euch nicht einen Jüngling vor ſich zu ſehen glauben!“ ſprach der freundliche Greis. „Sonſt hinget Ihr das Haupt zur Erde, heiliger Vater, und jetzt richtet Ihr es ſo ſchön und ſtattlich empor.“

„Ich ſuchte damals die Schlüſſel Petri's, guter Zampieri!“ erwiederte Montalto lächelnd, doch mit kräftigem Tone. „Jetzt habe ich ſie gefunden, und nun blicke ich mich um nach ſeinem Schwerte."

Die Bekleidung war nun vollendet. Die Kardinäle ſtürzten vor Montalto auf die Kniee und nachdem er jeden Einzelnen aufgehoben, und ihm den Kuß des Friedens auf die Wange gedrückt hatte, ward ein Tragſeſſel herbeigebracht, um den Neuerwählten, wie es der Gebrauch vorſchreibt, nach dem Balkone des Palaſtes zu tragen, und ihn dort dem Volke zu zeigen. Schon hatte Montalto die erſte Stufe des tragbaren Thronſeſſels beſtiegen, da bemerkte der Kardinal Farneſe, daß ſich das Pallium (das Biſchofsmäntelchen) des Papſtes etwas verſchoben habe. Die Kleinigkeit entging dem ſcharfen Auge des Kirchenfürſten nicht. Farneſe gedachte die Gelegenheit zu benutzen, um theils dem Neugewählten ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeigen, theils dem Kardinalskollegio die Vertraulichkeit anzudeuten, die zwiſchen ihm und dem neuen Papſte, den er noch immer als ſeine Kreatur betrachtete, herrſche, und trat ſchnell hinzu, um den in Unordnung gerathenen Mantel zurecht zu legen. —'Kaum aber hatte ſeine Hand die Schulter Montalto's berührt, als dieſer, gewahrend was vorgehe, raſch den ſchon aufgehobenen Fuß wieder niederſetzte, ſich umkehrte und funkelnden Auges, mit einer Stimme, die Etwas von der des zum Kampfe aufgerichteten Löwen an ſich hatte, ausrief: „Wie? — Ihr unterſteht Euch unaufgefordert Eure Hand an den Erwählten des Herrn zu legen? — Ihr ſeyd ſehr kühn! Aber — verſucht es nicht zum zweiten Mal.“

Noch hatten die auf ihren Knieen liegenden Tauſende, welche, während der neue Papſt ihnen den Segen ertheilte, den Platz des Vaticans erfüllten, ſich nicht von ihrem Staunen erholt; den Mann, den ſie gekrümmt, verlahmt, eine lebende Leiche, in ſeinem Kirchenſtuhle ſo oft geſehen hatten, jetzt hoch aufgerichtet, manneskräftig, wie zum Herrſchen geboren, vor ſich zu erblicken, als Sixtus der Fünfte — denn dieſen Namen hatte Montalto angenommen — ohne ſich um die unaufhörlichen: „Viva il santo padre!“ des Volkes zu bekümmern, in Begleitung der Kardinäle in den Zimmern anlangte, welche die Wohnung des regierenden Papſtes ausmachten. Mit ruhiger Würde, und ſo, als ob er ſeine Regierung nicht erſt heute, ſondern ſchon vor

Jahren angetreten, entließ er die Kirchenfürſten, und beſchied nur die beiden jüngſten derſelben, die Kardinäle Kolonna und Aleſſandri, für den Abend zu einer gewiſſen Stunde, wo, wie er ſagte, er mit ihnen Regierungsangelegenheiten verhandeln wolle, zu ſich. Medici, welcher ſich tief im Innerſten an der Niedergeſchlagenheit Farneſe's, ſeines ehemaligen Mitbewerbers, ergötzt hatte, glaubte die Gelegenheit, das neue Oberhaupt, im Betreff ſeiner, zu ſondiren, nicht vorüberlaſſen zu dürfen, und bat den Papſt im demüthigſten Tone, ſich doch ja nicht ſo bald mit Regierungsſorgen zu belaſten, ſondern vielmehr auf Erhaltung der kaum ſo wunderbar wiedererlangten Kraft und Geſundheit zu denken.

Sixtus ſah den Sprechenden eine kleine Weile ernſt, doch nicht zornig an.

„Kraft?" ſagte er dann lächelnd. — „Seyd unbeſorgt, werther Herr! Ich fühle Kraft in mir, nicht nur dieß kleine Rom, ſondern den Erdball zu regieren." —

Mit einer gnädigen Neigung des Hauptes entließ er die Verſammlung der Kardinäle.

Es war ſpät am Abende deſſelben Tages, als

Sixtus eifrig mit Schreiben beſchäftigt an ſeinem Pulte ſaß. Die einfachen Meubles die das Zimmer dürftig ſchmückten, entſprachen nur wenig dem hohen Range des Bewohners. Der alte Girolamo, der aber nicht mehr ſeine bunte barocke Tracht, ſondern die ſchwarze Kleidung eines Hausmeiſters angethan hatte, ſtand ehrerbietig an der Thüre, und ſchlich nur manchmal auf den Zehen herbei, um die beiden düſter brennenden Kerzen die auf dem Pulte, und ein paar andere, die auf einem Pfeilertiſchchen ſtanden, zu ſchneuzen, oder nach einem Rohrkorbe zu ſehen, in welchem der Lieblingshund des Papſtes, der kleine Arlechino, wie es ſchien todtkrank, ja faſt dem Ende nahe und wimmernd, lag. — Selten, faſt wie mechaniſch, wendete ſich der Schreibende nach der Gegend des Korbes, ja er ſtand wohl ein Mal von ſeinem Sitze auf, und betrachtete das ſterbende Lieblingsthier, als dieſes ein lautes Geſchrei erhob; doch ſchien er in tiefen Gedanken, und nur durch jenes Jammergeſchrei aufmerkſam geworden zu ſeyn.

Jetzt öffnete ſich die Thür. Ein in einen violetten Talar gekleideter Prälat trat ein, ließ ſich auf die

Kniee nieder, und ſagte mit leiſer Stimme: „Der Doctor Matere.“

Sixtus nickte mit dem Haupt, der Prälat verſchwand und Matere erſchien.

Der arme Doctor ſchien durch irgend Etwas entſetzlich angegriffen; er war todtenbleich, ſeine Kniee ſchlotterten, er wollte vorwärts eilen, um dem Papſte dem Gebrauche gemäß den Fuß zu küſſen; doch ernſt und kalt ſtreckte ihm Sixtus die Hand entgegen, und wieß dem Arzte, ohne ein Wort zu ſprechen, ſeinen Platz unweit der Thüre, und — war es Vorſatz oder Zufall — dicht zur Seite des Sterbelagers des kleinen Arlechino an.

Eine neue Pauſe von faſt einer Viertelſtunde verging. Matere hatte Mühe ſich auf den Füßen zu erhalten.

Jetzt öffnete ſich auf's Neue die Thür.

„Kardinal Aleſſandro Aleſſandri!“ meldete der Prälat, und der Gemeldete trat ein.

Eben hatte der Kardinal ſich von dem herkömmlichen Fußfall erhoben, als der ſterbende vierfüßige Liebling ein neues lautes Wimmern erhob.

„Girolamo!“ ſagte der Papſt, und es war als ob eine Art Rührung in dem Tone der ſonſt rauhen Stimme läge. „Das Wimmern unſers alten Geſellſchafters ſtört mich. Ich habe noch die ganze Nacht zu arbeiten. Geh'! Schaffe den armen Arlechino fort. Tödte ihn; aber tödte ihn ſchnell! Er kann ohnehin nicht länger leben.“

„Erlauben Eure Heiligkeit! — Vielleicht gäbe es noch ein Mittel!“ ſprach mit zitternder Stimme Doctor Matere.

„Es giebt keines!“ ſagte Sixtus ernſt und kalt. „Gäbe es aber ein ſolches, ſo müßte der Arzt des verſtorbenen Papſtes dennoch nicht ſeiner Würde vergeſſen.“

„Ich habe Euch erſucht, Kardinal Aleſſandri,“ hob Sixtus zu dem Kirchenfürſten gewendet an. — „Aber vorerſt zu Euch Doctor Matere!“ unterbrach er ſich ſelbſt mit ziemlicher Rauheit des Tons. „Sagt mir! Welche Todesart würdet Ihr wählen, wenn Ihr gezwungen würdet; das Hängen, das Köpfen, oder das Erſäufen? — Welches haltet Ihr für am wenigſten qualvoll?“

„Gnade! — Gnade!“ ſchrie der Doctor in Todesangſt auf die Kniee ſtürzend.

„Seyd Ihr von Sinnen?“ — rief ſcheinbar überraſcht der Papſt. „Wer denkt denn daran, an Euch die Probe zu machen? — Ah! jetzt fällt mir Etwas ein!“ ſetzte er lächelnd hinzu. „Ihr dachtet an einen gewiſſen Vers; aber dieſer galt nur dem Kardinal Montalto. Hättet Ihr ihn heute gemacht, ſo ſteckte Euer Kopf ſchon auf der Engelsbrücke. — Nun, ſo ſteht doch auf, ſchwacher Mann!“ ſprach er barſch, als Matere nur mit Mühe ſich zu erholen ſchien. „Es iſt ein ärztliches Gutachten das Ihr ablegen ſollt.“

„Das Hängen und Erſäufen, heiliger Vater,“ ſagte Matere, als er die Sprache wieder gefunden hatte, „iſt unſtreitig qualvoller als das Köpfen.“

„Gut!“ erwiederte Sixtus ruhig. „Iſt Euch vielleicht ein Inſtrument, eine Maſchine bekannt, welches man, wie ich gehört in Schottland, auch wohl in Deutſchland hin und wieder, angewendet hat, und welches die Diehle, oder ſo ungefähr benannt ſeyn, und den Vortheil liefern ſoll, eine große Maſſe Verbrecher in bewundernswürdig kurzer Zeit abzuthun?“ —

„Es iſt mir nicht bekannt!“

„Schade! Recht Schade!“ ſprach Sixtus mit großer Ruhe. — „Ich wollte den gut belohnen, der mir einen Entwurf, eine Zeichnung davon verſchaffte. Indeß, man muß ſich in Ermanglung beſſerer, der gewöhnlichen Mittel bedienen. — Kardinal Aleſſandri!“ ſetzte er mit Ernſt und Würde hinzu. „Ihr habt mich nie geliebt und ich Euch auch nicht; indeß habe ich Euch ſtets für einen Mann von Kraft, für eine jener ſtarken Seelen gehalten, die nichts erſchüttert. Ich übertrage Euch jetzt die Sorge für die Sicherheit Roms. Ich fordere von Euch, daß ein jeder Römer binnen hier und vierzehn Tagen ſich ruhig auf dem Forum ſchlafen legen, und einen Sack voll Geld zum Kopfkiſſen nehmen könne, ohne fürchten zu dürfen, beraubt zu werden. Dieſes aber zu erlangen müſſen furchtbare Mittel angewendet werden, und Ihr ſeyd der Mann, ſie mit kräftiger Fauſt auszuführen. Ihr werdet morgen vier Henker in Dienſte nehmen, und am Tage meiner Krönung zwei der im Kerker befindlichen Räuber enthaupten, und die andern Beiden aufhängen laſſen. Auf dieſe Weiſe fahret Ihr von Tage zu Tage, ja ſelbſt bei denen fort, die ſich im Glauben auf Amneſtie einſtellen, oder in die Aſyle flüchten."

„Aber das Aſylrecht, heiligſter Vater" — ſagte Aleſſandri zögernd.

„Iſt bereits aufgehoben!" fiel Sixtus ihm in's Wort. „Eben ſo verſpreche ich, Euch in Ausübung Eurer Pflicht nie zu beläſtigen. Ich werde Niemand begnadigen. — Die Köpfe der Hingerichteten," ſetzte er kalt hinzu, „werden jedesmal auf der Engelsbrücke aufgeſteckt."

„Der entſetzliche Anblick, der ſcheußliche Geruch," wandte Aleſſandri ein.

„Haben die Römer bisher die Ausübung der ſchändlichſten Verbrechen ruhig angeſehen, ſo können ſie nun auch deren Folgen riechen!" erwiederte Sixtus mit Eiſeskälte. — „Es bleibt bei dem was ich geſagt habe, Aleſſandri!" ſchloß er mit ſtarker Stimme. „Der Tod für den Mörder, den Dieb oder den Beleidiger der Frauen."

Mit einem Winke der Hand entließ er den Kardinal.

„Doctor!" ſagte lächelnd der Herrſcher nach einer kleinen Weile zu dem ängſtlich harrenden Matere. „Doctor! Ich nehme Euch unter zwei Bedingungen als Leibarzt in meine Dienſte. Die eine iſt: daß Ihr Euch nie um meine Geſundheit bekümmert, wenn ich Euch nicht ſelbſt deßhalb befrage; die zweite: daß Ihr Euch nie wieder beikommen laſſet Verſe zu machen. — Jetzt geht! — Ihr ſeyd entlaſſen!"

Hocherfreut warf ſich Matere auf die Kniee, küßte inbrünſtig den dargebotenen Fuß des Papſtes, und war, als ob er dem Käfig eines halbgezähmten Löwen entflöhe, mit zwei Sätzen zur Thüre hinaus.

In wenig Augenblicken ward Kardinal Sciarra Kolonna gemeldet, und trat ein. — Gnädig reichte ihm Sixtus die Hand zum Kuſſe entgegen.

„Kolonna!" ſprach er freundlich; „Ihr habt Eurem bisherigen Gönner, dem Medici, treu gedient, und dieß freut mich. Ich habe Euch auch deßhalb zu einer wichtigen Miſſion erleſen. Ihr werdet durch deren glückliche Beendigung ihm und mir einen großen Dienſt erweiſen. — Wie mir genau bekannt iſt, meint der Großherzog von Toskana, daß ſein Bruder das Spiel nicht leichten Kaufes aufgeben müſſe, und er hat, um ſeine Zwecke zu erreichen, ein Heer verſammelt. Um unbeſonnenen Unternehmungen vorzubeugen, machet Ihr Euch dieſe Nacht noch auf den Weg nach Florenz. Ihr ſagt dort dem Großherzoge was hier vorgegangen, meldet ihm Alles was Ihr geſehen — die Wahrheit, nichts als die Wahrheit — dann fordert Ihr die herkömmliche Begrüßung durch einen Geſandten. Verweigert er dieſe, macht er Miene die getroffene Wahl nicht anzuerkennen, ſo drohet Ihr mit dem Banne. Ruckt ein Mann ſeines Heeres auf das Gebiet der Kirche, ſo laßt Ihr die Bannbulle an die Thür der Kathedrale ſeiner Hauptſtadt anſchlagen, entbindet ſeine Unterthanen des Eides der Treue, und macht ihm bemerklich, daß ſein Bruder in meiner Hand ſey. — Ich weiß es," ſetzte Sixtus hinzu, als Kolonna ihn ſtaunend betrachtete, „Ihr übernehmt eine ſcheinbar gefährliche Miſſion; aber ſeyd ganz ruhig. Medici hat gedroht. Der Hund der da bellt, beißt nicht leicht. — Gute Nacht und glückliche Reiſe."

Kaum war Kolonna zur Thür hinaus, als Sixtus lächelnd aufſtand.

„Da geht er hin!" ſprach er zu Girolamo gewendet. „Ich ſtehe Dir dafür, er wird zu Florenz eine Beſchreibung machen, als habe man den Tartarchan mit der dreifachen Krone bekleidet. — Meinſt Du nicht auch, alter Freund? — Und die Römer!" fuhr er fort, ohne die Antwort Girolamo's abzuwarten. „Werden ſie nicht meinen, der alte Tiberius ſey aus dem Grabe auferſtanden, und regiere jetzt im Vatican? — Die Thoren! — Und doch iſt dieß der einzige Weg, um in die wilde Horde, die durch die Schwäche Gregors nur noch unbändiger geworden, in dieſen zucht- und ehrloſen Adel, in dieſe ganze elende Bevölkerung, des Erbtheils Petri, wieder einige Ordnung zu bringen."

„Die Nachwelt wird Euch zu ihren großen Männern zählen, die gebeſſerte Bevölkerung der Weltſtadt" —

„Die Nachwelt?" fiel bitter lachend Sixtus ein. „Stehſt Du mir dafür, daß ich glücklich in meinen Unternehmungen bin? Kannſt Du dieß nicht, dann rede mir nicht von dem Urtheile der Nachwelt. — Die gebeſſerte Bevölkerung? — Sie wird, wenn ich todt bin, die Statue, die mir vielleicht in wenig Tagen ein hündiſch kriechender Senat auf dem Kapitol errichten wird, von ihrem Sockel reißen, und in Stücke ſchlagen. — Doch warum auch auf Dank rechnen! Es ſind ja Menſchen! — Menſchen, Girolamo! — Als wir auf den Hügeln von Grotte a Mare das Vieh hüteten, als Du über meine hochfliegenden Plane lächelteſt, da Girolamo, da glaubte ich freilich auch an Menſchendank; aber, alter Knabe, dieſe ſchönen Träume gingen vorüber, nichts als die nackte Wirklichkeit iſt geblieben; ich habe ſchon in den Reihen jener dumpfen Kuttenträger, und noch mehr in der Geſellſchaft derer, deren kalte Herzen der Purpur deckt, mich überzeugt, daß in der borſtigen Bruſt des zahmen Ebers, der die Eicheln ſo gern aus meiner Hand fraß, in dem Herzen des wilden Büffels, der wie ein Hund ſich zu Deinen Füßen niederlegte, mehr Dankbarkeit wohnt, wie in der Menſchenbruſt. — Nein, alter Freund! Das Meſſer handhaben, um den Krebs auszutilgen, gleichviel, ob ich es im eignen Fleiſche ſchmerzlich fühle, gleichviel, ob mich die Mitwelt einen Tyrannen ſchilt, ob die Nachwelt meine Bildſäulen in Stücke ſchlägt, mein Andenken beſudelt: das iſt die Aufgabe die mir geworden, und ich fühle die Kraft ſie auszuführen — Doch jetzt gehe! —

Gehe alter Freund! Lege Dich ſchlafen! — Ich muß noch die ganze Nacht arbeiten. Ich muß" — dieß ſagte er mit bitterm Lachen — „die beiden einzigen achtbaren und vernünftigen Fürſten, die jetzt Europa hat, Heinrich von Navarra und Eliſabeth von England, Anſtands halber excommuniciren, und die Bannbulle abfaſſen. — Geh' ſchlafen, alter Freund, geh' ſchlafen!" —

Freundlich entzog er dem alten Girolamo die Hand, die dieſer küſſen wollte, und winkte ihm abwärts.

Sixtus behauptete nicht mit Unrecht, daß die Römer in ihm einen zweiten Tiberius erblicken würden. Die ganze Bevölkerung war zwar von Bewunderung ergriffen, als in wenig Tagen in der Hauptſtadt eine Ordnung, wie ſolche zuvor nie geweſen, eintrat, daß Jedermann, dem Großen wie dem Kleinen, daſſelbe Recht ward, daß Sicherheit des Eigenthums und der Perſon in der entfernteſten Umgebung der Stadt, in deren Hauptſtraßen noch wenig Wochen vorher Morde und Beraubungen ganz gewöhnlich geweſen waren, ſtatt fand; aber man ſah die Henker faſt täglich ihr Amt verrichten; immer wurden noch neue Verbrecher ermittelt, und die Köpfe der Hingerichteten faulten bereits zu Duzzenden auf der Engelsbrücke. Dieſes furchtbare, vorher nie erlebte Schauſpiel, machte einen entſetzlichen Eindruck auf die Menge.

Bis dahin waren indeß die Mitglieder des römiſchen Adels, welche ſich früher mit Verbrechen ähnlicher Art befleckt hatten, noch unangetaſtet geblieben. Es war herkömmlich geweſen, daß der Schuldige, welcher, um einer Unterſuchung zu entgehen, ſich von Rom entfernt hatte, nach einer neuen Papſtwahl zurückkehrte, um der dann gewöhnlichen Amneſtie theilhaftig zu werden. Auch jetzt hielten ſich dergleichen heimgekehrte Flüchtlinge in Rom verborgen; Niemand hatte ſich um ſie bekümmert. In dem Glauben, daß die Strenge des neuen Herrſchers nur den Verbrechern aus den niedrigſten Volksklaſſen gelte, mehrte ſich ihre Zahl; doch wer beſchreibt das Entſetzen, als Sixtus an einem Tage ſechs derſelben ergreifen, nach kurzem Prozeß ſie hinrichten, und ihre Köpfe, zur Seite derer der Diebe und Mörder, auf der Engelsbrücke aufſtecken ließ. — Jetzt ergriff den entarteten Adel die ungeheuerſte Furcht. Er wußte nur zu wohl, welcher Unthaten ſich viele ſeiner Mitglieder ſchuldig gemacht, und da Niemand wagte gegen die Gewaltſtreiche des Papſtes, wie man deſſen Gerechtigkeitspflege nannte, zu proteſtiren, ſo wandte man ſich an die fremden Geſandten, indem man ſie dringend einlud, die kräftigſten Vorſtellungen zu machen.

Wirklich fand ſich der ſpaniſche Geſandte durch die wiederholten Bitten des römiſchen Adels dazu bewogen. Er forderte Audienz beim Papſte; ſie ward ihm zugeſtanden, jedoch dem Geſandten von Ferrara, der gleichfalls darum nachgeſucht hatte, abgeſchlagen. Voll Grimm über ſeine vereitelten Pläne, ſo wie durch die Audienzverweigerung der Geſandten ſeines Hauſes auf's Aeußerſte gereizt, erbat ſich Kardinal Farneſe gleichfalls bei Sixtus Gehör, und betrat eines Morgens zur feſtgeſetzten Zeit mit dem Spanier zugleich deſſen Zimmer.

Die Eintretenden fanden den Herrſcher in ſichtlich gereizter Stimmung. Niemand als Kardinal Aleſſandri war bei ihm. Sixtus hatte allem Anſcheine nach denſelben eben mit Vorwürfen überhäuft, denn Aleſſandri ſah ſehr niedergeſchlagen aus. Noch ſtreckte der Herrſcher, als Jene ſchon eintraten, dem geängſtigten Kardinal zornig die Hand entgegen:

„Merkt es Euch Aleſſandri!“ rief er aus; „zwei Dinge ſind einem ſo entarteten Volke nöthig: das Brod und das Schwert. — Sorgt beſſer für das Erſte, ich werde für das Letzte ſorgen.“

Nach den herkömmlichen Begrüßungen, fragte Sixtus, augenſcheinlich noch gereizt, nach dem Begehren des Kardinal Farneſe, ſo wie des Geſandten. Mit ziemlich ſichtbarem Aerger, wiewohl in ehrerbietigen Worten beſchwerte ſich der Spanier, in einer langen Rede, über das Verfahren des Papſtes gegen den römiſchen Adel, und führte an, daß unter den Verhafteten ſich ſogar Leute befänden, die die Ehre hätten mit ſpaniſchen Granden verwandt zu ſeyn.

Da der Papſt die lange Rede ohne ein Wort zu erwiedern von Anfang bis zu Ende anhörte, und dem Spanier während dem ſtarr in das Auge ſah, ſo ſchmeichelte ſich Olivarez, daß ſein Wort auf den Herrſcher einen mächtigen Eindruck gemacht habe. Dieſe Ueberzeugung ward um ſo ſtärker, als der Papſt, ſelbſt da die Rede geendigt war, noch kein

Wort entgegnete, ſondern in jenem ſtillen Anſchauen des Geſandten verharrte. Triumphirend dem gefürchteten Mann ſo ungemein imponirt zu haben, blickte der ſtolze Grande auf die beiden Kardinäle, indem er ſie ſo gewiſſermaßen zu Zeugen ſeines Triumphes aufforderte, und ſchloß dann ganz trokken: „Ewr. Heiligkeit antwortet mir nicht, und ich kann nicht errathen, was Ihr denket.“

Jetzt trat Sixtus dicht, jedoch in ganz ruhiger Haltung, an Olivarez.

„Ich denke,“ ſagte er kalt aber feſt; „ich denke darüber nach, ob es nicht angemeſſen ſey, Euch durch meine Wachen zum Fenſter hinauswerfen zu laſſen, damit Ihr künftig nicht die Ehrerbietung vergeſſet, die Ihr dem Oberhaupte der Kirche ſchuldig ſeyd. — Für jetzt entfernt Euch, Graf Olivarez!“

Die Miene des Papſtes war ſo entſchloſſen, der Blick deſſelben ward gegen das Ende ſeiner Rede ſo furchtbar, daß der zermalmte Geſandte keinen andern Gedanken hatte, als daß der Sprechende wohl der Mann ſeyn könne, die ausgeſprochene Drohung in's Werk zu ſetzen, und — er wankte, nach tiefer Verbeugung, aus der Thüre.

Nach dieſem Vorgange ſah Kardinal Farneſe ein, daß ſein früherer Vorſatz, Sixtus den fünften einzuſchüchtern, ſich ſchwerlich ausführen laſſen würde; er begnügte ſich demnach mehr den unſchuldig Gekränkten zu ſpielen, und machte dem Papſte bemerklich, daß er es doch eigentlich geweſen ſey, der ihn auf den Thron gehoben.

„Ob Ihr es geweſen ſeyd!“ ſagte Sixtus lächelnd; „ich weiß es nicht, doch das weiß ich, daß ich Euch niemals darum erſuchte. Uebrigens ehre ich gern in Euch den Kirchenfürſten; nur müßt Ihr nicht Fürſt in meinem Staate ſeyn wollen.“

Als Sixtus nun die Bitte, dem Geſandten von Ferrara Audienz zu ertheilen, kalt verweigerte, da ergrimmte der Kardinal. Dieſen Schimpf glaubte der Verwandte des Hauſes Eſte nicht ertragen zu können. Heftig erklärte er: der Geſandte befinde ſich bereits in der Antichambre, und ſey feſt entſchloſſen, nicht eher von dort zu weichen, bis er den Papſt geſprochen habe.

Ohne ſichtliche Bewegung hörte der Papſt zuerſt die Worte Farneſe's an, aber ſein ganzes Geſicht veränderte ſich nach und nach. Sein graues Auge flammte, die Stirne runzelte ſich, dann wandte er ſich an Aleſſandri.

„Seyd ſo gut, lieber Herr," ſagte er — aber mit vor zurückgehaltenem Zorne bebender Stimme — „ſeyd ſo gut und ſagt dem Geſandten von Ferrara, daß ich beſchloſſen habe, jeden Botſchafter der mit Räubern und Mördern Gemeinſchaft macht, indem er ſie in Schutz nimmt, ſelbſt wie einen Räuber und Mörder zu behandeln, daß ich nämlich einen ſolchen, wie einen Dieb der zum Staubbeſen verurtheilt iſt, auf einen Eſel ſetzen und binnen vier und zwanzig Stunden aus Rom bringen laſſen werde. — Sagt ihm das, lieber Kardinal, und wünſcht ihm glückliche Reiſe."

Farneſe war wie verſteinert. Er blickte, ohne ein Wort zu ſagen, auf Sixtus, der mit ſtarken Schritten und mit augenſcheinlicher Anſtrengung einen Ausbruch von Zorn zu unterdrücken, im Zimmer auf- und abging. — Endlich, ſcheinbar ruhiger, trat Sixtus zu Farneſe.

„Kardinal!" ſagte er. „Mögt Ihr über mein früheres Leben, über meine Erhebung denken wie Ihr wollt, Eins aber bitte ich Euch mir zu glauben. Als Medici den Kelch des Scrutiniums ausſchüttete, als er meine Erwählung ausrief, da that ich einen theuren Eid. Ich gelobte, daß ich das in einen Sündenpfuhl verſunkene Erbtheil des Mannes, den ſein göttlicher Meiſter einen Felſen nannte, und auf den er ſeine Kirche gebaut hat, vom Schlamme reinigen, daß ich die Tenne mit einer eiſernen Ruthe fegen wolle, um die Spreu vom Weizen zu ſondern. — Farneſe! Ich frage Euch als Römer: was iſt aus der ewigen Stadt, der Hauptſtadt der Welt, ich frage Euch als Fürſt der Kirche: was iſt aus dem Sitze des heiligen Leo, erbauet auf dem, mit dem Blute ſo vieler Märtyrer getränkten Boden, geworden? — Mann! Wir ſind Greiſe. Bald werden wir Antwort geben müſſen über unſer Thun. Was ſollen wir ſagen, wenn die Stimme, welche Gräber ſprengt, uns zurufen ſollte: „Mein Haus war ein Bethaus; Ihr aber machtet es zur Mördergrube?“

Farneſe ſchwieg, aber ſein Geſicht zeigte, daß die Rede des Papſtes nicht ohne Eindruck geblieben ſey. Eben wollte Sixtus ruhiger, gemeſſener in ſeiner Rede fortfahren; er wandte ſich an Aleſſandri, der bis dahin blos den beſtürzten Zuhörer gemacht, als außerhalb des Gemaches, und, wie es ſchien in ziemlicher Entfernung, ein großer Lärm, mit Waffengeklirr untermiſcht, ſich erhob. Der dienſthabende Prälat trat jetzt in's Zimmer.

„Graf Ranuccio Salimbeni," meldete er, „hatte die Geſandtſchaft von Ferrara in den Palaſt begleitet, er trat auf den Korridor hinaus, da begegnete ihm der Architect Fontana. Aus unbekannter Urſache erhob ſich zwiſchen beiden ein Wortwechſel, und ſie zogen die Schwerter. Der Hauptmann von der Leibwacht hat beide verhaftet."

„Wie?" rief Sixtus im höchſten Zorne. „Mord und Zweikampf ſogar in den heiligen Hallen des Palaſtes? Da ſeht Ihr, Farneſe, wie weit es gekommen! Aber das Beil des Henkers ſoll dieſe Frechheit bändigen! — Die Elenden! — Führt beide hierher! Ich will ſie ſehen."

Ranuccio und Fontana, Letzterer den Arm in einer Binde tragend, traten, geführt von einem Offizier, in's Zimmer.

„Unſinnige!" herrſchte Sixtus ihnen entgegen. „Elende Raufer! — Ihr habt Euch unterſtanden im Palaſte das Schwert zu entblößen? — Was hindert mich, Euch ſogleich vor dem Thore deſſelben die Köpfe abſchlagen zu laſſen?"

„Vergönnt, heiligſter Vater" — hob Fontana an.

„Schweig, Elender!" rief der Papſt. „Sprecht Ihr, Graf Ranuccio."

„Ich ging um freie Luft zu ſchöpfen auf den Korridor!" hob der Gefragte an. „Kaum bin ich dort, ſo begegnete mir dieſer Menſch; er überhäuft mich wegen eines unbedeutenden Gegenſtandes mit Vorwürfen, und packt mich an der Bruſt. Ich zog dann das Schwert zu meiner Vertheidigung, und er das ſeinige zum Angriff."

„Unbedeutender Gegenſtand?" fiel der junge Architect, ohne ſich durch die Gegenwart ſeines Souverains und der beiden Kirchenfürſten hindern zu laſſen, jetzt heftig ein. Ei freilich! Euch ſind Zweikampf, Mord und Entführung nur unbedeutende Gegenſtände."

„Ruhig!" donnerte Sixtus. „Bei Deinem Leben, keine neue Beleidigung. — Erzähle jetzt, wie ſich die Sache zugetragen."

„Ich ging geſtern Abends nach Sonnenuntergang mit meiner Braut ſpazieren,“ ſprach Fontana mit mehrerer Faſſung. „Wir waren unweit des Monte Teſtaccio, dicht neben der Pyramide des Ceſtius, da wurden wir von drei Unbekannten angefallen, deren einer meine Verlobte mit ſich fortzureißen, die andern Beiden mich niederzuwerfen ſuchten. Ich vertheidigte mich, der Lärm zog Leute herbei, ich erhielt einen Degenſtoß durch den Arm. Einer der Unbekannten ward feſtgehalten, als Diener des Grafen Ranuccio Salimbeni erkannt, und aus Furcht vor deſſen Oheim freigelaſſen. — Heute gedachte ich mich bei Sr. Reverenz dem Kardinal zu beſchweren, konnte aber kein Gehör erlangen. Ich eilte nun in den Palaſt, da ich weiß daß Euer Heiligkeit Niemandem Audienz verweigert; nun begegnet mir Graf Ranuccio, er blickte mich höhniſch an — das Uebrige wißt Ihr.“

„Das Beil für Euch Beide!“ rief Sixtus zitternd vor Zorn. „Das Beil für den Beleidiger weiblicher Ehre, ſo wie für den Beleidiger des heiligen Stuhls. — Wie?“ rief er, und ſein Zorn ſteigerte ſich immer mehr. „Während ich endlich dem Verbrechen, der Frechheit, dem Unſinn, Zaum und Gebiß angelegt zu haben glaube, wird eine Jungfrau, eine Verlobte, in den Armen ihres Bräutigams von den Knechten eines Taugenichts angefallen? Während ich die unſinnige Raufſucht ausgetrieben zu haben denke, muß ich in meinem eigenen Palaſte Schwertgeklirr erſchallen hören? — Unglückliche! Eure Köpfe ſind dem Henker verfallen.“

„Ich hoffe, Eure Heiligkeit wird meinem Neffen den Rechtsweg nicht verweigern?“ ſagte Farneſe halb trotzig, halb zaghaft, während Ranuccio ganz vernichtet daſtand.

„Sorget nicht!“ entgegnete Sixtus; „das Geſetz wird ſprechen, und der Scharfrichter wird es vollziehen. — Man bringe den Grafen Salimbeni indeß nach der Engelsburg!“ ſetzte er zu Alleſſandri gewendet hinzu.

Ranuccio wankte, in Begleitung der beiden Kardinäle zu Thür hinaus.

Der alte Girolamo war indeß eingetreten. Still, ohne ein Wort zu ſprechen, doch mit flehendem Blicke, kniete er zur Seite der Thüre nieder. Sixtus warf wie unwillkührlich einen Blick auf den Alten, doch ſchnell wandte er das Auge ab und ſah auf Fontana. Der junge Mann ſchien ruhig und gefaßt.

„Heiligſter Vater!“ ſagte er nach einer Weile. „Ich appellire nicht an einen richterlichen Spruch. Ich habe das Geſetz gekannt, welches den Tod auf das Vergehen, innerhalb des Palaſtes das Schwert zu ziehen, ſetzt. Eure Gnade allein iſt es die ich anrufe. — Sollte es indeß unmöglich ſein, die Begnadigung zu erlangen, ſo bitte ich, damit man mich dereinſt nicht mit Mördern und Räubern verwechſeln möge, um die Gunſt auf meinen Leichenſtein die Worte ſetzen laſſen zu dürfen: „Er ward verurtheilt, weil er an heiliger Stätte ſeine Ehre rächen wollte.“

Sixtus ließ längere Zeit ſeine Augen ſchweigend auf dem jungen Manne ruhen.

„Ich kann Deinetwegen“ ſagte er endlich, „den Gang des Geſetzes, das Du gekannt zu haben eingeſtehſt, nicht hemmen. Du haſt die Würde des heiligen Stuhls beleidigt, und Dein Blut nur kann die Beleidigung wieder gut machen; es ſey denn, daß Du vermöge Deiner Wiſſenſchaft eine That vollbringſt, welche Dein Vergehen gänzlich vergeſſen zu machen im Stande iſt, eine That, wie ſie ſeit Jahrhunderten noch nicht ausgeführt worden, die meiner Regierung und dem heiligen Stuhl zur Ehre gereicht, und die Deinen Namen auf die Nachwelt zu bringen im Stande iſt.“

„Nennt mir eine ſolche, heiligſter Vater!“ rief Fontana hoch erglühend, und mit allem Feuer des Römers. „Nennt mir das Werk! — Alles was ein Baumeiſter dieſer Zeit bei gegebenen Mitteln, mittelſt kluger Berechnung, mit Stein, Strick, Holz, Mörtel und Eiſen auszuführen im Stande iſt, das kann ich auch.“ — —

„Du ſprichſt ſehr kühn, junger Menſch!“ erwiederte Sixtus ernſt, jedoch nicht unwillig. — „Archimedes,“ ſetzte er mit einigem Lächeln hinzu, „forderte einſt einen Punkt außerhalb des Erdballs zum Stützpunkte ſeines Hebels, um den Globus zu bewegen. — Wohlan! Ich gebe Dir die Welt zu Grundveſte! Du ſollſt nur einen Punkt in Bewegung bringen.“

„Nennt ihn, heiligſter Vater!“ bat Fontan dringend. „Ich bin zwar nur ein Schüler i Betracht des Unſterblichen den Ihr genannt, abe

— mit den Architekten der Mitwelt nehme ich es auf!“

„Wohlan!“ ſagte Sixtus. „Kennſt Du den Obelisken, der einſt in dem Circus des Nero ſtand?“

„Ich kenne ihn!“ erwiederte der junge Mann. „Er war noch vor Kurzem mit Schutt und Trümmern bedeckt. Um ihn zu meſſen ließ ich ihn aufdecken. Es iſt ein Monolith von zwei und ſiebenzig Fuß Länge, und er wiegt nach meiner Berechnung ungefähr zehntauſend Zentner.“

„Hältſt Du es für möglich ihn zu transportiren und aufzurichten?“ fuhr Sixtus fort.

„Die Alten haben es gekonnt!“ ſagte Fontana nach kurzem Beſinnen. „Seitdem hat die Mechanik Rückſchritte gemacht. Niemand kennt mehr die Mittel, welcher man ſich zu Rieſenwerken jener Art bediente; ſie müßten auf's Neue erfunden werden. Indeß — was einmal geſchah, muß wieder geſchehen können.“ —

„Gut!“ ſprach Sixtus. „Vernimm jetzt das einzige Mittel zu Deiner Rettung. — Gehe, mache Deine Berechnungen, nimm Deine Maaße, dann — erhebe den Obelisken, transportire ihn bis auf den

Platz vor der Peterskirche, und ſetze ihn hier auf einen vier und zwanzig füßigen Sockel. Kannſt Du dieß, ſo haſt Du den Schimpf, den Du mir angethan, verwiſcht; ich begnadige, ja ich belohne Dich; denn es wäre Unrecht, den, den die Hand des Genius berührte, zu vernichten. — Kannſt Du es nicht, ſo biſt Du ein Stümper, und Dein Kopf fällt durch Henkershand."

„Wird Eure Heiligkeit mir die Mittel zur Vollbringung des Werkes bewilligen?" fragte Fontana mit leuchtendem Auge. „Sie werden bedeutend ſeyn müſſen. Erſt künftigen Jahrhunderten iſt es vorbehalten, den Weg, den ich der Wiſſenſchaft brechen muß zu einer ebenen Bahn zu machen."

[illegible] Mittel, die Du [illegible] [illegible] Heiligkeit [illegible] Sixtus feſt.

„Wohlan, heiliger Vater!" rief Fontana begeiſtert, und indem er auf die Knie ſtürzte. „Ich gebe zu Grunde, oder ich erhebe den Obelisken! — Glaubt mir, ich habe Euch wohl verſtanden! — Nicht die Errichtung eines neuen Denkmals in Mitte der ewigen Stadt, die ſelbſt ein Denkmal aller Zeiten bleibt, iſt es, die Euch veranlaßt mir dieſe Aufgabe zu ertheilen. Ihr könnt mich nicht begnadigen, ohne Euern Vorſatz, Angeſichts eines herabgekommenen Volkes, eiſern und unbeugſam, wie das ewige Recht zu erſcheinen, zu brechen, und ſo, indem Ihr Euren feſt ausgeſprochenen Willen: Niemand zu begnadigen, durch die That als geändert erwieſet, dem Verbrechen von Neuem Thür und Thor zu eröffnen. Indem Ihr mir jetzt ein Unternehmen auflegt, was vielleicht die Nachwelt einſt leicht finden kann, das aber die Mitwelt, wenn es gelingt, mit Erſtaunen betrachten wird, beſtraft Ihr mich für mein Vergehen auf eine Art die Euerer — und erlaubt es mir zu ſagen — auch meiner würdig iſt. So oder ſo, Ihr gebt mir die Unſterblichkeit! — Gelingt mein Unternehmen, ſo wird man mich einſt zu jenen Männern zählen, die der Wiſſenſchaft eine neue Bahn geöffnet haben; mißlingt es, ſo wird die Nachwelt, wenn ſie auch dem Künſtler den Kranz verſagt, dem Kühnen, der es unternahm, über den enggezogenen Kreis, in dem die Wiſſenſchaft ſeiner Zeit ſich bewegte, ſich zu erheben, die Anerkennung und eine Zähre nicht verſagen. Eins noch bitte ich:

Geruhet, heiligſter Vater an dem Tage der Ausführung des Werkes mir Euern Segen, und das Sakrament zu ertheilen. Ehe die Sonne jenes Tages untergehen wird, ſieht dann mein Auge den emporragenden Obelisken, oder es hat ſich auf immer geſchloſſen.“

Sixtus ſchien gerührt, doch unterdrückte er augenblicklich dieſe Regung.

„Ich bewillige Dir Deine Bitte!“ ſprach er ruhig. „Am Morgen des gedachten Tages empfängſt Du den Segen und das Sakrament aus meiner Hand.— Gehe jetzt, berechne Deine Mittel, und reiche mir Deine Pläne ein. — Was bürgt mir indeß dafür daß Du nicht entflieheſt?“

„Mein Wort!“ entgegnete Fontana feſt.

„Ich nehme die Bürgſchaft an!“ erwiederte der Papſt nach einem Momente des Schweigens. — „Gehe jetzt! Bereite Dich zu Deinem Vorhaben!“

Fontana küßte das Kreuz das auf dem Purpurſchuh des Papſtes geſtickt war, und eilte von dannen.

„Hunderte ſegnen mich,“ ſagte Sixtus zu dem alten Girolamo, der ſchweigend und ſchmerzlich ergriffen an der Thüre ſtand; „Tauſende fluchen mir vielleicht, Dieſer allein hat mich verſtanden."

Wenig Tage darauf wimmelte es unter den Trümmern des ehemaligen Circus des Nero, wo der Obelisk bisher gelegen, von Arbeitern aller Art. Mächtig lag der ungeheure Monolith, den Rhamſes der Große, der Seſoſtris der Alten, einſt der Sonne zu Ehren errichtet hatte, entblößt von Schutt und Steinen noch in ſeinem Lager, aber er war ſchon von unten bis oben mit eiſernen Reifen und Ringen umgeben worden, deren Gewicht allein über vierzigtauſend Pfund betrug. Ungeheure Walzen bedeckten den Weg den der Koloß bis auf den Platz von Sankt Peter zu nehmen hatte; hier aber erblickten die ſtaunenden Römer erſt die Zurüſtungen welche ſo mächtig und doch ſo komplicirt erſchienen, daß ſelbſt die, welche auf Fontanas Talent das größte Vertrauen ſetzten, dennoch in ihrer Hoffnung Hinſichts des Gelingens des Rieſenunternehmens, ſchwankend wurden, weil ihnen durch die ungeheuren Vorbereitungen und Zurüſtungen, die unermeßlichen Schwierigkeiten des Werkes erſt deutlich in's Auge fielen. Das Zimmerwerk, die künſtlich in einander greifenden Gerüſte, die einen großen Theil des mächtigen Platzes einahmen, und nur für den Obelisken einen Zugang zu dem bereits errichteten Piedeſtale offen ließen, ſahen aus wie ein Wald, und dennoch lagen bis zu der Höhe der den Platz umgebenden Kolonnaden, große Haufen beſchlagenes, nur noch das Zuſammenſetzen erwartendes Zimmerholz, aufgethürmt. Tragbare Schmieden waren errichtet, ihr Rauch wirbelte in die Lüfte, rußige Arbeiter waren um ſie beſchäftigt; dennoch wollten lange Reihen beladener Karren, welche neues Bauholz, Eiſen, Taue, Ketten und Handwerkszeug aller Art brachten, kein Ende nehmen. Das Toben der Fuhrleute, das Rufen der Handwerker, das Brüllen des Zugviehs, das Knattern der Feuer, das Sauſen der Blaſebälge, Alles zuſammen machte einen ſolchen Lärm, wie er ſeit dem Erbauen des Domes des Apoſtelfürſten noch nicht auf dieſem Platze gehört worden war, und wirklich ſchien das Toben immer noch mehr zu- als abzunehmen. Blos Fontana, einige Pergamentblätter in der einen, einen Schreibegriffel in der andern Hand, durchſchritt ſtill und bedächtig die wimmelnde Menge. Wie es ſchien war er bei den Arbeitenden ſehr beliebt, denn hocherfreut lachte ihm der Werkmann, den er ſchon mehrmals gelobt hatte, entgegen, und ſelbſt der, den einige Worte ſtillen Tadels trafen, verdoppelte freundlich ſeine Anſtrengungen. Der thätige Architekt diente übrigens allen den Arbeitern, zu dem trefflichſten Vorbilde. Kein Eiſenring, kein Verbindungsſparren, vor Allem kein Endchen Tau, blieb ohne ſorgfältige Unterſuchung, und dieſe Sorgfalt, dieſe Ruhe, die ſich in allen Bewegungen des tüchtigen, ſelbſtbewußten Mannes ausſprach, gab denen, die an dem Gelingen des Unternehmens zu zweifeln anfingen, wieder einigen Muth. — So vergingen mehrere Wochen. — Endlich kam der Tag heran, wo der Obelisk ſeine Reiſe aus ſeinem Lager auf den Petersplatz antreten ſollte. Es hieße die Geduld des Leſers ermüden, wenn wir ihm zumuthen wollten, alle die Einzelnheiten des geringfügigſten Theils des großen Werkes zu vernehmen. Es wird genügen, wenn wir ihm ſagen, daß mehrere Wochen vor dem 10. September, dem Tage den der Papſt zur Erhebung des Koloſſes beſtimmt hatte, der Obelisk mit Anwendung der Kräfte von neunhundert Menſchen, und fünf und ſiebenzig Pferden, nachdem Hunderte eichener Walzen wie Strohhalme unter ihm zerquetſcht worden waren, ſich zur Seite ſeines Piedeſtals befand. Indem wir dieſes vorausgehen laſſen, verſetzen wir uns ſogleich in die Zeit, in den Tag ſeiner Errichtung.

Schon vor Sonnenaufgang waren die Kolonnaden, die den Platz vor der Peterskirche einſchließen, alle Fenſter der umliegenden Häuſer, alle Dächer der letztern, alle Zugänge zu dem Platze ſelbſt, mit Tauſenden von Zuſchauern bedeckt. Alle Schmieden, alles Bauholz, alle Utenſilien, die den Platz verengen konnten, waren abgeräumt. Nur etlichen Hunderten der Zuſchauer, wie ſolche etwa durch Rang oder Verhältniſſe begünſtigt waren, hatte es geglückt, eine Stelle auf dem Platze, wo das Werk beginnen ſollte, zu erlangen. Die Arbeiter, neunhundert an der Zahl, ſtanden bereits an ihren Poſten, die Pferde harrten in ihren Geſchirren, mächtige Taue waren in die Ringe eingehängt, deren Reife den Obelisken umſchloſſen, überall aber herrſchte eine Todtenſtille, denn ſchüchtern ſah manches Auge nach einem Galgen, der in einer Ecke des Platzes errichtet worden war, und an dem eine Schlinge im

Morgenwinde ſchwankte. Am Fuße des Galgens befand ſich überdem ein Block, und ein Henker mit blitzendem Beile in der knochigen Fauſt lehnte an demſelben. Der Barigello — das Haupt der Sbirren — durchzog an der Spitze ſeiner bewaffneten, drohend blickenden Schaar, von Zeit zu Zeit die Menge, endlich aber ſtieg er auf den Vorſprung eines Baugerüſtes. Er verlas hier mit lauter Stimme einen Befehl des Papſtes des Inhalts: daß Sr. Heiligkeit von dem Augenblicke an, wo der erſte Ton der großen Glocke des Kapitols ertönen würde, bis zu dem, wo das Läuten derſelben das Gelingen oder Mißlingen der Unternehmung verkünden werde, jedem Anweſenden, er ſey Arbeiter oder Zuſchauer, den Baumeiſter Fontana allein ausgenommen, daß tiefſte Schweigen auferlege. Jedes Zuwiderhandeln, wäre es auch nur der geringſte Laut — ſo ſchloß der Befehl — ſollte augenblicklich, ohne Nachſicht, mit dem Tode beſtraft werden.

Stumm und ſchweigend ſtanden indeß die Tauſende und ſahen nur von Zeit zu Zeit nach der Gegend des Vaticans, wo, wie man ſich ſchon früher in's Ohr geraunt hatte, ſich der Baumeiſter Fontana ſeit mehreren Stunden befand, um dort die letzten Befehle des Papſtes, ſo wie das Abendmahl aus ſeiner Hand zu empfangen. Jetzt auf einmal entſtand eine Bewegung unter der Menge, jedoch war ſie ſtill und geräuſchlos; die Menſchenmaſſe bewegte ſich nur, ſo wie die Häupter der Halme ſich bewegen, wenn der Morgenwind durch ein Kornfeld ſtreicht. Fontana, vom Kopfe bis zum Fuße ſchwarz gekleidet, ſchritt, eine kleine rothe Fahne in der Hand haltend, nicht eben raſch, doch feſten Schrittes, durch die Menge. Der Blick des kräftigen Mannes war nicht weniger kühn wie ſonſt, doch wollten Manche bemerken, daß ſeine Wange bleicher wie gewöhnlich ſey. Ruhig trat Fontana jetzt auf einen Platz, von dem er das Ganze ſo ziemlich überſehen konnte; er warf einen flüchtigen Blick nach dem Obeliſken, dann ſchwang er mit Kraft die in ſeiner Hand befindliche Fahne über dem Haupte. Kaum hatte die Flagge ſich entfaltet, als auf der Gallerie, die die Laterne der Kuppel von Sanct Peter umgibt, ein rothes Fähnchen im Winde flatterte, und ſogleich wieder verſchwand. In demſelben Augenblicke zitterte die Luft von dem mächtigen Schalle einer Glocke. Ernſt und majeſtätiſch fuhren die hehren Klänge daher. Sie tönten nur wenige Minuten, aber ſie machten einen Eindruck auf die Menge, als ob die eherne Zunge dieſer Glocke das Beginnen einer neuen Zeit, die Geburtsſtunde einer Weltbegebenheit verkündet hätte.

Während aber noch die Glockenlänge die Luft durchtönten, hatte ſich eine hohe blaſſe Frauengeſtalt an Fontanas Seite geſchlichen. Es war Antonia. — Mit Angſt blickte ſie auf das Antlitz ihres Verlobten, doch, als habe ſie Beruhigung in ſeinen Zügen geleſen, trat ſie ſo unbemerkt wie ſie gekommen war, wieder einige Schritte in die Volksmenge zurück.

Inzwiſchen waren die Arbeiter auf den Gerüſten, zu ebener Erde, an den mächtigen Winden, die Treiber der Pferde an ihren Ort getreten, und eine tiefe Stille herrſchte auf dem Platze. Jetzt ſchwang Fontana ſeine Fahne; die korreſpondirende Flagge erſchien, und in demſelben Momente zitterte ein einzelner mächtiger Glockenſchlag durch die Luft. Wie ein elektriſcher Funken zu gleicher Zeit eine große

Menſchenkette zu durchzucken im Stande iſt, eben ſo wirkte der Glockenton auf die Maſſe der Arbeitenden. Mit Macht wurden jetzt die Pferde angetrieben, die Arbeiter zogen an den Seilen, die Winden knarrten, die Ketten raſſelten, die Balken krachten — ein zweites Fahnenſchwingen, ein zweiter Glockenſchlag, und Alles ward ſtill. Der Obelisk hatte ſich an dem einen Ende um mehrere Fuß erhoben.

Bedächtig ſchaute Fontana von ſeinem Platze aus auf jeden Punkt des Gerüſtes, dann eilte er vorwärts. Mit aller Behendigkeit eines Jünglings kletterte er mehrere Leitern aufwärts; er ſtieg rechts und links über die Verbindungsſparren des Gerüſtes mit einer Sicherheit, als ob er auf ebener Erde wandele. Nur einen Moment blickte er auf jeden Kloben, jedes Rad, jedes Seil, und war nach wenigen Minuten auf ebener Erde. Nicht Freude, aber tiefe Ruhe und Zuverſicht lag auf ſeinem Geſicht. Antonia ſchien tief aufzuathmen und hüllte ſich dichter in den breiten Schleier, der von den dunkeln Locken zu beiden Seiten herabfloß.

Alles war nun wieder in Ordnung; die vorige

Ruhe wieder zurückgekehrt, eine neue Stille trat ein. Fontana erhob zum zweitenmale die Signalflagge, ein zweiter Glockenton erſcholl, die vorige Scene begann auf's Neue, und endigte in derſelben Weiſe. Der Obelisk war höher geſtiegen.

In immer kürzern Intervallen wiederholte ſich der beſchriebene Auftritt. Schon einige vierzig Male hatte er ohne den geringſten Unfall ſtatt gefunden. Jetzt war der Obelisk beinahe ſenkrecht, kaum mit Neigung einiger Grade aufgerichtet, aber nun galt es ihn nach und nach, mittelſt noch mächtigerer Anſtrengungen, und untergeſchobener Stützen und Strebehölzer, bis zur Höhe des Piedeſtals emporſteigen zu laſſen. Neue Angſt bemächtigte ſich der Zuſchauer.

Bald erwies die letztere ſich als unnöthig. — In eben dem Maaße, wie ſich der Koloß emporgerichtet hatte, auf eben ſolche Weiſe ſtieg der zehntauſend Zentner ſchwere Monolith vom Boden empor.

Eben war der funfzigſte Glockenſchlag erſchollen; zum funfzigſten Male hatte ſich der Obelisk ſichtlich um mehrere Fuß erhoben; jetzt berührte ſeine untere Kante den Rand des Piedeſtals. Es galt nun mit dem ein und funfzigſten Zuge ihn aufzurichten, mit dem folgenden und letzten ihn aber frei ſchwebend zu erheben, und auf die Mitte der obern Platte des Piedeſtals niederzulaſſen. — Der ein und funfzigſte Glockenton erklang, und der Obelisk richtete ſich kerzengrade auf der Kante des Fußgeſtells empor.

Mit vor Freude leuchtendem Antlitz, hatte bis dahin Antonia auf das Geſicht des Freundes geblickt. Ihr Entzücken ſteigerte ſich, als ſie die Ruhe in den Zügen Fontana's ſich von Augenblick zu Augenblick vermehren ſah. Wer beſchreibt ihre Gefühle, als der Obelisk gerade und aufrecht wie eine gigantiſche Nadel in die Luft ſtarrte! — Es galt ja jetzt nur noch den Koloß um wenige Fuß in die Mitte zu rücken, und Alles war abgethan! Sollte der, der ihn vier und zwanzig Fuß über den Boden erhoben, nicht noch dieſe Kleinigkeit hinzufügen können?

Wer aber wäre fähig den Schreck des Mädchens zu ſchildern, als der zu erwartende zwei und funfzigſte Glockenſchlag außen blieb, und ihr Auge auf den Geliebten fiel! — Todtenblaß ſtarrte Fontana nach der Höhe des Gerüſtes, ſeine Lippen bebten, ſeine Blicke wurden ſtier, die Fahne lag am Boden; ſie war der zitternden Hand entfallen.

Außer ſich vor Entſetzen drängte ſich Antonia durch die aufmerkſam werdende Maſſe. Mit einem haſtigen Sprunge war ſie an ſeiner Seite.

Die Bewegung des Mädchens hatte die Blicke der Menge auf Fontana gezogen. Die Zunächſtſtehenden gewahrten den Zuſtand, in dem der Meiſter ſich befand. Ein alter Werkmann, einer der Fontana Alles verdankte, war jetzt wie der Blitz an ſeiner Seite.

„Meiſter!" ziſchelte er ihm ins Ohr, während er ſich anſtellte, als ob er dem einer Ohnmacht nahen, die Halskrauſe locker machen wollte. „Ich habe Alles bemerkt. — Die Seile haben ſich gedehnt, ſie müſſen reißen. Ihr könnt den Obelisken nicht ſchwebend halten. Hinter der Sacriſtei von Sanct Peter, ſteht mein Knabe mit einem geſattelten Roſſe. Drängt Euch durch die Menge und entfliehet, ehe die Sbirren es bemerken. Niemand hält Euch auf.“

„Nimmermehr!“ erwiederte Fontana mit ſchwacher Stimme. „Ich gab mein Wort. — Ich bleibe und ſterbe.“

Waren es die letzten Worte des Geliebten, war es das erloſchene Auge, welches Antonia auf den Gedanken brachte, Fontana's Lebensgeiſter ſeyen dem Entweichen nah, das Mädchen gerieth wie außer ſich; es ſah nichts als das blaſſe, geliebte Geſicht, den zitternden Mund, den hinſterbenden Blick. Nichts hielt Antonia mehr. Weder die Ausſicht des gewiſſen Todes, der harrende Henker, das blitzende Beil, keins von Allen konnte den Ausbruch ihrer Verzweiflung zügeln. „Jetzt, oder nie,“ ſo dachte ſie. „muß der Geiſt Fontana's aufgeregt, die entweichende Kraft erhalten werden. Welche Mittel aber? — Vielleicht bewirken einige Tropfen kühlenden Waſſers das Unmögliche,“ und — „Aqua! — Aqua!“ — erſcholl ihr verzweifelnder Ruf.

War es die Stimme des Mädchens, war es eine Eingebung von oben? eine wunderbare Verwandlung ſchien in dieſem Augenblicke mit Fontana vorzugehen Mit Gewalt drängte er Antonien und den alten Werkmann von ſich, die Bläſſe ſeines Geſichts machte einer fliegenden Röthe Platz; hoch richtete ſich der Künſtler auf, und mit einer mächtigen Stimme rief er aus: „Waſſer! — Bringt Waſſer! — Begießt die Seile!“

Sprachlos ſtarrten Antonia und der alte Handwerker Fontana an. Das Mädchen glaubte Anfangs, daß plötzlicher Wahnſinn den Geliebten ergriffen habe, da fiel ihr Blick auf das Geſicht des alten Werkmanns, und wie erſtaunte ſie, als ſie nach und nach einige Ruhe in die harten, aber treuen Züge einkehren ſah!

Wie von einem Windeswirbel plötzlich bewegt, wimmelte nun ein Theil der Arbeiter durch einander. Waſſertonnen waren in wenig Minuten herbeigeſchafft, und auf jedem Sparren des Gerüſtes kletterten Menſchen, an jedem Tau hingen Werkleute mit Kannen und Krügen in den Händen, emſig beſchäftigt die Seile zu befeuchten. Fontana hatte während dem die frühere Beſonnenheit wieder erlangt. Mit voriger Ruhe ſtieg er auf dem Gerüſt umher und beſichtigte Alles; dann begab er ſich an ſeinen Platz. Schon zuckte die Hand, als ob er die Fahne erheben wolle, da fiel ſein Auge auf Antonia. Er ſchien zu zaudern; plötzlich indeß erhob er die Flagge, und ſchwang ſie über dem Haupte. — Kaum war ſie entfaltet, als der mächtige Glockenton wieder durch die Lüfte ſauſte. Ruhig und majeſtätiſch ſtieg jetzt der Granitkoloß mehrere Fuß empor. Frei ſchwebend bewegte er ſich zur Seite. Eine zweite Fahnenſchwingung, ein zweiter Glockenſchlag, und langſam nahm er den beſtimmten Platz auf dem Piedeſtale für Jahrhunderte ein.

„Es iſt vollbracht!“ rief Fontana, nachdem er wie bewußtlos einige Sekunden ſchweigend vor ſich hingeſtarrt. Wie außer ſich, doch ohne einen Laut hervorbringen zu können, ſtürzte Antonia herbei. Sie fiel auf die Kniee, und hob ſprachlos ihre Arme gen Himmel. Noch ſchien die Menge nicht zu wiſſen, daß das Werk gethan ſey. Eben ſprang der alte Werkmann herbei; er riß Fontana die Fahne aus der Hand, ſchlang den Griff derſelben in ein kleines Seil, und wie ein feuriges Meteor flog nun die rothe Flagge an dem Obelisken empor.

Kaum flatterte das Fähnlein auf der Spitze der ungeheuren Granitnadel, als die Glocke des Kapitols in mächtigen Klängen ertönte. Jetzt ließ ſich das Volk nicht länger halten. Ein tauſendſtimmiges „Viva Fontana! Viva il Maestro!“ ſtieg in die Lüfte, und eine Glocke nach der andern, die Glocken aller der unzähligen Kirchen Roms ſtimmten in das Geläute der ehrenen Freudenverkünderin des Kapitols.

Bald aber lief ein Gemurmel durch die Menge. „Il santo Patre!„ rief es hier. „Ecco il papa!“ hieß es dort. Aller Augen wandten ſich nach dem Balkon über der Hauptthür von St. Peter. „Nieder! — Nieder auf die Kniee!“ riefen hundert Stimmen. Eben ward Sixtus in pontificalibus, die dreifache Krone auf dem Haupte, auf den Balkon getragen. Alle die Tauſende die den Platz bedeckten, ſtürzten auf die Kniee. Der Pabſt erhob ſegnend die Hände. Alle Kanonen der Engelsburg donnerten; es war als ob die Erde erbebte. —

Die Segenſpendung war endlich vorüber. Die Menge wogte wimmelnd durcheinander. Schon waren Hunderte auf dem Heimwege, da rief eine einzelne Stimme: „Nach dem Vatican! Tragt

Fontana nach dem Vatican!" Jubelnd drängte ſich das Volk herbei. Alle Bitten des Meiſters waren umſonſt, er ward im Triumphe auf den Armen der Menge nach dem Palaſte getragen.

Schon an der Thüre fand Fontana den Befehl des Papſtes, den Ankommenden ſogleich vorzulaſſen. Als der Meiſter in das Zimmer getreten war, ſtürzte er auf die Kniee, um den Schuh des Papſtes zu küſſen. Sixtus reichte ihm die Hand, und hob ihn gütig auf.

„Du haſt Deine Aufgabe wacker gelöſt!" ſagte der Herrſcher! „die kommenden Jahrhunderte werden Deiner gedenken, auch wenn ich nicht, was ich bereits anbefohlen, den Sockel des Monuments mit Deinem Namen zierte. Ich mache Dich überdies zum römiſchen Ritter, und ſchenke Dir alles Material, was Du zu Deinem Werke gebraucht. Desgleichen erhälſt Du ein Jahrgehalt, und für Beſchäftigung, für Anwendung Deines Talents werde ich ſorgen."

„Eure Gnade, heiligſter Vater, rührt und beſchamt mich!" ſtammelte Fontana. „Dennoch — o zürnt mir nicht! — hätte ich noch eine Bitte. —

„Die Begnadigung Ranuccio's?“ ſagte Sixtus lächelnd. „Er hat Deine Bitte überflüſſig gemacht, indem er heute Nacht aus der Engelsburg entflohen iſt. — Glücklicherweiſe hat er den Kerkermeiſter mitgenommen, und mich ſo des Schmerzes überhoben, einen bis dahin ehrlichen Mann wegen eines Taugenichtſes aufknüpfen laſſen zu müſſen.

Gnädig, indem er ihm nochmals die Hand zum Kuſſe reichte, entließ Sixtus den Architekten.

„Nun bitte ich Euch heirathet, Herr Fontana, oder vielmehr Herr Ritter!“ rief der alte Girolamo, als Antonia, welche den Geliebten mit ihm in deſſen Wohnung erwartet hatte, ſich aus Fontana's Umarmung losgemacht hatte. „Ich bitte Euch, heirathet lieber heute als morgen. Ihr glaubt gar nicht, was das Heirathen für ein gut Mittel gegen Teufeleien mancherlei Art iſt. Ich habe die ärgſten Raufer, Leute die ſonſt wie brüllende Löwen umhergingen, nach ihrer Verheirathung friedlich wie friſchgeſchorene Lämmer umherwandeln ſehen. — Ginge es nach mir, ſo müßte die Polizei alle die Leute, an denen eine gewiſſe Neigung zu Spektakel und Raufereien vorherrſchend wäre, ohne Weiteres ex officio verheirathen. Ich wette darauf, wäre Antonia ſeit etwa zehn Jahren Eure Gattin geweſen, Ihr hättet, als der Lump ſie küſſen wollte, den Neffen eines Kardinals nicht an den Baumſtamm geworfen, ſondern höchſtens um Eure Gegenwart ihm bemerkbar zu machen, Euch nach ſeiner werthen Geſundheit erkundigt. — Darum heirathet, Herr Ritter, heirathet! Das iſt ein herrliches Beruhigungsmittel."

Lange redete Girolamo noch auf dieſe Weiſe. Er wußte indeß nicht, daß die Liebenden bereits den Tag ihrer Verbindung feſtgeſetzt hatten, und war hocherfreut zu vernehmen, daß die Hand des Prieſters ſie noch im Laufe deſſelben Monats vereinigen würde.

Dieß war auch wirklich der Fall, und Girolamo erlebte noch die Freude, den Kindern Fontana's, als ſie heranwuchſen, die weiſen Lehren, die er dem Vater gegeben hatte, in mannigfachen Variationen wiederholen zu können.

Laura Veraſtegui.

Erzählung.

Motto:

„Ihr, die Ihr mich verdammet, kennet nicht
Die Liebe und die Rache, kennet nicht
Den glüh'nden Boden meines Vaterlands. —
Ich lebte, ſo wie einſtens Mithridat,
Der alte pont'ſche Fürſt, von Gift nur lebte,
So von der Rache nur." — — —

Am Fuße einer der höchſten Bergketten Spaniens, welche, von dem ihre Schluchten einen großen Theil des Jahres erfüllenden Schnee den Namen der Sierra Nevada erhielt, liegt Granada, eine der merkwürdigſten Städte Europa's. Gelegen auf zwei Hügeln, und von dort ſich in die von dem Xenil und dem goldführenden Darro bewäſſerte Ebene herabziehend, hatte ſie zur Zeit der Mauren einen Umfang von drei Stunden. Zwanzig Thore — und unter dieſen das, in den alten Romanzen ſo häufig genannte Thor von Elvira — führten in das Innere. Tauſend und dreißig Thürme vertheidigten die, von viermalhunderttauſend Einwohnern bewohnte, Stadt. — Auf dem höchſten der beiden oben erwähnten Hügel, der Sierra del Sol, liegt jene, durch die kunſtfleißigen Hände eines vertriebenen, ja vernichteten Volkes erbaute, ewig merkwürdige, rothe Burg (al hamra: die rothe). — War es die Farbe ihres Aeußeren, war es der Name des Erbauers (des zweiten Fürſten der Familie Ibn el ahmar: Sohn des rothen), was ihr den Namen lieh, — man weiß es nicht; aber wenn auch der letzte Buchſtabe des in den weiten Hallen hundertfach angebrachten Wahlſpruchs jener Familie (ve la ghalib il allah: Gott allein iſt Sieger), deren Mitglieder ſich auch Beni nasr, Söhne des Sieges nannten, vom Strome der Zeit verwiſcht ſeyn wird, ja wenn dereinſt der Schlußſtein der kühnen Gewölbe zur Seite des Grundſteins ruhen ſollte, die Stätte der Alhambra wird unvergeßlich bleiben. — —

In der Zeit, in welcher die gegenwärtige Erzählung ſpielt, lag das herrliche Königsſchloß noch in ſtolzer Pracht, von den Zinnen bis zum Boden von Vertheidigern erfüllt, auf ſeinem herrlichen Hügel. Ein romantiſcher Weg führte hinter der Stadt die Anhöhe hinauf, die ſich, das mächtige Schneegebirge im Angeſicht, zur Rechten des engen Grundes erhebt, aus welchem der Darro hervorrauſcht, um ſich, nachdem er über Klippen dahingejagt, im Thale mit dem langſamer fließenden Xenil zu vereinigen. Der aufwärts führende Weg, war rechts und links von mächtigen Ulmen beſchattet, und zur Seite deſſelben ſtürzten ſich friſche Quellen, von Felsbank zu Felsbank hüpfend, den Abhang hinunter. Da, wo der eben bezeichnete ſchattige Gang ſich endigte, ſtieg ſteil und ſchroff ein viereckiger Thurm, der eine Art Außenwerk bildete, und durch den der Haupteingang in die Veſte führte, in die Luft.

Man nannte ihn den Thurm der Gerechtigkeit, denn unter ſeiner in Form eines Hufeiſens gewölbten Halle, pflegten die arabiſchen Herrſcher Granada's zu Gericht zu ſitzen; eine Sitte des Morgenlandes auf welche ſelbſt die Schrift häufig anſpielt. Auf dem Schlußſteine des Bogens war eine offene Hand, innerhalb des Portals aber ein gigantiſcher Schlüſſel in Stein gehauen. Die Chriſten jener Zeit ſahen in dieſen geheimnißvollen Zeichen teufliſche Talismane, den Erbfeinden ihres Glaubens vom Vater alles Unheils zum Schutz gegeben; die Mauren aber erblickten in ihnen nur zwei mächtige Sinnbilder der Lehre Muhameds. Oft erwähnt, der Koran der allmächtigen Hand des Höchſten, die die

Gläubigen ins Paradies einführen werde, ſo wie des Schlüſſels, den der Herr ſeinem Propheten verliehen, um die Pforten der Erde und der Religion zu öffnen. Außerdem war aber die Hand noch den Mauren das Symbol des Islams, denn ſo wie die Hand fünf Finger hat, ſo hat das Geſetz fünf Hauptgebote, und jedes dieſer Gebote hat ſo viel Unterabtheilungen, als jeder dieſer Finger Gelenke enthält. Die auch noch in unſern Tagen lesbare Inſchrift unter der Thorhalle: „Allah ſey gelobt! Es iſt kein andrer Gott als Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet! Ohne Gott keine Kraft!“ — ſcheint die Bedeutung jener Zeichen noch näher darzulegen. — — —

Es war im Herbſte des Jahres **1484**, als der ſpaniſche Ritter Juan de Veraſtegui von ſeinem Herrn, dem König Ferdinand dem Katholiſchen, an den König Muley Aben Haſſan von Granada entſendet, aus der Straße der Gomeren herausbiegend durch die Ulmenallee, in welcher der herbſtliche Abendwind die abfallenden Blätter unter die Füße des ſtolzen Rappens des Ritters und ſeines Knappens trieb, nach dem Schloſſe aufwärts ritt. Don Juan

Veraſtegui war ein Mann im kräftigſten Mannesalter. In Stahl gehüllt vom Scheitel bis zur Sohle blickte er mit dem Lächeln eines Siegers von Zeit zu Zeit nach den Zinnen der Burg, ſo wie nach dem tief unter ihm liegenden Platze der Vivarrambla, auf welchem ſich große Maſſen weißbeturbanter Mauren durcheinander drängten.

„Sieh Dich um, Rodriguez!“ hob auf einmal der ſpaniſche Ritter zu ſeinem Knappen gewendet an, indem er aus der Ulmenallee herausbog, und auf einer Felſenplatte anhielt, wo man die Stadt und das Schloß nebſt der Umgegend der ſo berühmten Vega von Granada zugleich überblicken konnte.— „Sieh Dich um, und ſage mir, ob der Teufel ſeinen Lieblingen, dieſen ungläubigen Hunden, hier nicht ein Neſt angewieſen, wie ein alter Chriſt ſolches in beiden Kaſtilien vergeblich ſuchen würde? — Haſt Du ſchon etwas Gleiches geſehen, Chico? (Kleiner! eine liebkoſende Benennung im Munde der ſehr vertraut mit ihren Dienern umgehenden Spanier). — Und ſind nicht Toledo, Segovia und Burgos lumpige Dörfer gegen dieſe Hauptſtadt? — Glänzt und ſchimmert es nicht hier von allen Balkonen, von allen Dächern, von allen Thürmen?" —

„Ew. Gnaden haben recht!" erwiederte kopfſchüttelnd der alte Diener. „No puedo ser estrella mas brillante! Kein Stern kann herrlicher ſtrahlen." —

„Freilich! freilich!" — rief der Ritter mit Eifer. „Sieh nur einmal dieſe fruchtbare Ebene, dieſe Oelbaumpflanzungen, dieſe Getraidefelder, dieſe Paläſte, dieſe Gärten! Alles gehört dem heidniſchen Lumpengeſindel."

„Es iſt erſtaunlich!" klagte Rodriguez.

„Und mit welcher Kunſt Alles gebaut und eingerichtet iſt!" ſprach der Ritter weiter. — „Siehſt Du den Palaſt dort auf jenem Berge? — Das iſt der Sommerpalaſt des Kaliphen. Wir nennen das Schloß Generalife, wie Du gehört haben wirſt; ſie aber nennen es in ihrer kauderwelſchen Sprache die eigentlich gar keine wahre Menſchenſprache iſt: **Dschenetol ischt**, das Paradies der Liebe. Es ſoll eine wahre Zauberpracht in ihm herrſchen."

„Kein Wunder!" ſagte der Knappe. „Der Teufel hilft den Seinigen, während die Santa Virgen —

ihr Name ſey gelobt — es einem alten Chriſten oft an einer vertrockneten Brodrinde fehlen läßt.“

„Du redeſt ſehr vermeſſen, Chico, und unvernünftig obendrein!“ erwiederte lachend der Ritter. „Wir befinden uns hier auf heidniſchen Boden, wo der Satan eine große Gewalt hat, und mithin jedes unchriſtliche Wort ein wahrer Flötenton für ſein hölliſches Ohr iſt.“

„Sollten denn die Heiden wirklich ſo viel mit dem böſen Feinde zu ſchaffen haben, Sennor Cabalero?“ fragte Rodriguez.

„Daran iſt gar kein Zweifel!“ entgegnete der Ritter. Siehſt Du dort auf jenem Berge die Veſte Albaycin?“ ſetzte er hinzu, indem er den gepanzerten Arm nach einer der Alhambra gegenüberliegenden Vorſtadt ausſtreckte, in deren Mitte ſich eine ſtattliche Burg erhob.

„Ich ſehe!“ erwiederte der Knappe.

„Du erblickſt auf deren höchſtem Thurme eine Wetterfahne in Geſtalt eines geharniſchten Ritters;“ fuhr Jener fort.

„Ganz Recht, Sennor!“ erwiederte der Gefragte. „Ich ſehe dort ein Ding, das wie ein

Ritter ausſieht, wenn es nicht etwa eine andere Geſtalt hat.“

„Nun merke wohl auf, Chico, mein Söhnchen!“ ſagte bedeutungsvoll Herr Juan de Veraſtegui. „Dieſe Wetterfahne iſt ſchuld, daß wir dieſe Hunde von Mauren nimmer beſiegen werden.“

„Das wäre der Henker!“ rief überraſcht Rodriguez. „Aber, Sennor, Ihr ſpaßt wohl?“ —

„Ich ſpaße keineswegs!“ erwiederte Don Juan mit ernſter Miene. „Sieh, mein Junge“ — Rodriguez war ein Mann über die Funfzig — „die Sache hängt folgendermaßen zuſammen. Es gab in der Gebirgskette der Alpuxarren einſtmals einen chriſtlichen Einſiedler, den die Mauren, wahrſcheinlich blos auf Eingebung des böſen Geiſtes, der, wie Du weißt, fortwährend Ränke ſpinnt, dort geduldet hatten. Nachdem der Klausner die Heiden zu bekehren verſucht, und dieſes ihm nicht geglückt war, ging er plötzlich ſelbſt zum Islam über. Wahrſcheinlich hatte er ſich beim Erzfeinde unſers Seelenheils wegen ſeines Abfalls, allerhand Vortheile ausbedungen, denn Aben Habuz — dieſen Namen hatte der Abtrünnige angenommen — ward bald als Aſtrolog im ganzen Lande berühmt. Nach Granada, an den Hof des Kaliphen berufen, überhäufte man ihn mit Gold und Ehrenbezeugungen. Aus Dankbarkeit verfertigte er nun dem Herrſcher der Ungläubigen verſchiedene Talismane. Einer davon iſt jener eherne Ritter. Gewöhnlich trägt derſelbe die Lanze mit der Spitze nach den Wolken gerichtet, und ſein Antlitz ſteht nach Süden — oder nach der Kibla, wie die Heiden zu ſagen pflegen.— Sobald indeß dem Reiche von Granada eine Gefahr droht, ſo bewegt ſich der Ritter, er ſenkt die Lanze, und deren Spitze richtet ſich nach der Gegend, woher die Gefahr kommt.“

„S'iſt unerhört!“ rief Rodriguez voll Erſtaunen.

„Unerhört, und dennoch noch nicht Alles!“ ſprach Ritter Beraſtegui. „Der Abtrünnige verfertigte ſeinem Herrn auch noch einen Spiegel, der dort in dem Thurme des Komares, in der Alhambra, hinter ſieben Schlöſſern bewahrt wird. Sobald eine Wache die auf der Zinne des Thurmes fortwährend aufgeſtellt iſt, um jenen ehernen Ritter zu beobachten, dem Kaliphen anzeigt, daß der Ritter eine Bewegung gemacht habe, und folglich Gefahr für Granada vorhanden ſey, ſo begiebt ſich der Heidenfürſt ohne alle

Begleitung in das Gewölbe, wo der Spiegel aufbewahrt wird, und hier erblickt er dann haarklein, was ihn bedroht. Daß er nun Zeit genug hat, ſeine Vorkehrungen zu treffen, und daß wir ihm folglich ſtets unterliegen müſſen, kannſt Du Dir leicht vorſtellen.“

„S'iſt erſtaunlich,“ rief Rodriguez nochmals und mit ſtärkerer Stimme. — „Und Aben Habuz hieß das abtrünnige Ungeheuer?“

„Wie ich Dir ſage!“ erwiederte der Ritter. „Unter den Füßen des ehernen Bildes befindet ſich eine arabiſche Inſchrift, die mir unſer Hauskaplan, der die Sprache der Heiden wohl inne hat, folgendermaßen in gutes Kaſtilianiſch überſetzte. Sie heißt:

Dice el sabio Aben Habuz:
Que asi se defiende el Andaluz.

(Aben Habuz der Weiſe ſpricht:
So vertheidigtſich der Andaluſier.)

„Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn wir geſchlagen würden, wo wir uns blicken ließen!“ ſagte kopfſchüttelnd der Knappe; „und dennoch habe ich die rothe Fahne mit dem weißen Schlüſſel, (die Hauptfahne der Mauren), in manchem guten Kampfe zurückweichen ſehen.“

„Hoffen wir, die mit dem Kreuze und den Thürmen von Kaſtilien noch dereinſt über dem Thore von Elvira und den Zinnen der Alhambra aufzupflanzen!“ rief der Ritter, indem er den Rappen von der Felſenplatte zurückzog und ihm die Sporen in die Flanken drückend, die Ulmenallee, die nach dem Schloßthor führte, aufwärts ſprengte.

Der Iman auf dem Thurme der Alhambra, ſo wie ſeine Brüder auf den zahlreichen Minarets der Moſcheen der tiefer liegenden Stadt, hatten eben den Geſang al Magrib geendet, und das letzte: Allah hu! zitterte noch über die Fluthen des Xenil und erſtarb in den Schluchten des Darro, als Don Juan vor dem Thore des Thurms der Gerechtigkeit ankam. Ein ſtarker Trupp Gewappneter hielt hier Wache. Es waren dunkelfarbige Afrikaner, aus dem Stamme der Gomeren. Ihr Kolorit zeigte deutlich, daß nicht die hochliegende Vega von Granada, noch weniger die Schluchten der Alpuxarren, ſondern die jenſeits der Meerenge gelegene Küſte, der brennende Boden Mauritaniens ihre Heimath ſeyn müſſe. Wirklich verſtärkte ſich dieſer Stamm, der die Leibwache des Königs, den Kern ſeiner

Truppen bildete, durch afrikaniſche Nachzügler, die Golddurſt oder Kampfbegierde vom heimathlichen Boden trieb. Die nackten Füße und Arme ausgenommen, umgab ein Panzerhemd von ſtarkem Drath, nicht unähnlich denen, wie ſie in unſern Tagen noch von einigen kaukaſiſchen Gebirgsvölkern getragen werden, den knochigen Leib der Schwarzen, und eine Blechhaube, die ſich in eine ſcharfe Spitze endigte, bedeckte den krauslockigen Scheitel. —

Don Juan Veraſtegui würde Mühe gehabt haben, ſich mit dem Befehlshaber der Afrikaner, den nur der Silberdrath ſeines Panzerhemdes von ſeinen Untergebenen unterſchied, zu verſtändigen, wenn nicht ſo eben ein junger mauriſcher Ritter aus dem Thore getreten wäre, den er noch vor kurzem am Hofe Ferdinands, bei Gelegenheit einer Geſandtſchaft, geſehen zu haben ſich erinnerte.

„Mit Gunſt, Sennor!“ rief er ihm zu. „Ich und dieſer ſchwarze Ritter, der wohl am Ende der Welt zu Hauſe ſeyn mag, weil er die kaſtilianiſche Sprache, die doch ſonſt jeder vernünftige Menſch verſteht, nicht zu ſprechen vermag, befinden uns ſchon einige Minuten gegenüber, und üben uns im Geſichterſchneiden, ohne zum Ziele zu gelangen. Seyd doch ſo gut, den Dollmetſch zu machen; denn, irre ich nicht, ſo ſprecht Ihr das edle Kaſtilianiſch. Aber — nehmt's nicht übel — bald hätte ich vergeſſen mich Euch vorzuſtellen; ich heiße — "

„Wie ſollte ich den tapfern Ritter Juan Veraſtegui nicht kennen, da ich ihn bereits zu Sevilla geſehen!" ſagte der Maure mit höflicher Neigung des Hauptes. „Ich nenne mich Aben Hamet ben Serradſch, und bin — "

„Der tapfere Alcayde von Alhama!" fiel Veraſtegui ein, indem er ihm die gepanzerte Fauſt zum Drucke reichte. „O wir haben uns nicht blos auf dem Marmorboden der Fürſtenpaläſte gegenüber geſtanden, ſondern auch auf ſchöner grüner Haide, wo die Schwerter glänzten, die Fahnen mit dem Schlüſſel und die mit den Thürmen, flatternd im Abendwinde ihre weiten Falten warfen, und Euer: „Allah!" ſo wie unſer: „San Jago für Kaſtilien!" über das Blachfeld tönte."

„So wollte es Allah!" entgegnete der Maure, leicht das Haupt neigend. „Möge Friede zwiſchen Kaſtilien und Granada walten, und mögen endlich die Tage der Zerſtörung ein Ende finden. Allah kerim! Gott iſt barmherzig! — Aber was führt Euch nach Granada? — Geſtattet Ihr es, ſo bringe ich Eure Botſchaft zu den Füßen unſers Kaliphen, den Gott erhalten möge.“ —

„Hm! Mit den Füßen laßt's gut ſeyn!“ erwiederte Veraſtegui, indem ſich eine leichte Falte zwiſchen ſeinen Augenbraunen zeigte. „Wenn Ihr aber die Güte haben, und meinethalben Euch bemühen wollet, ſo meldet dem Heiden — dem Kaliphen wollte ich ſagen — daß ich allhier erſchienen ſey, um wegen meines Neffen Ruiz de Aguilar zu unterhandeln, der ſeit dem Gefechte von Loxa ſich in ſeiner Hand befindet.“

„Wallah! Bei Gott! Eure Botſchaft ſoll pünktlich ausgerichtet werden!“ ſagte Aben Hamet. „Auch denke ich, der Kaliph — Gott mache ihn ſiegreich! — wird Euch würdigen, ſein Antlitz zu erblicken.“

Veraſtegui runzelte ein wenig die Stirn.

„Aber,“ ſagte der Maure halblaut, „bald hätte ich das Beſte vergeſſen! — Ihr habt doch,“ ſprach er leiſe, indem er näher trat, „Ihr habt doch einen Geleitsbrief?" —

„Geleitsbrief?" rief der Ritter laut. „Geleitsbrief? — Zu was bedarf es deſſen? Iſt nicht Friede zwiſchen Granada und Kaſtilien? — Und wäre es auch nicht der Fall — **Madre de Dios!** — der Kaliph würde es nicht wagen, ſich an mir zu vergreifen, da ich in friedlicher Werbung komme. Er würde ſich da bei meinem Herrn, dem König, einen Puchero (dicke Suppe) einbrocken, den hinunterzuſchlucken ihm ſchwer werden ſollte." —

„Ich wollte dennoch, Ihr hättet dieſe Vorſicht gebraucht!" ſagte nachdenkend der Abencerrage. „Indeß — jetzt iſt es freilich zu ſpät, und Allah weiß am beſten was gut iſt." — Damit ſchritt der Maure ſo ſchnell, daß ſein weißes Gewand hinter ihm her flatterte, durch das Thor der Alhambra, um ſeinem Herrn die Ankunft des Ritters zu melden. — —

Nach wenigen Minuten, während denen Veraſtegui ſich mit ſeinem Knappen über die Stärke der Veſte unterhielt, erſchien Aben Hamet wieder an der Pforte der letztern. Er rief dem Befehlshaber der

Gomeren einige arabiſche Worte zu, und wandte ſich dann an den Ritter.

„Unſer Herr, der Kaliph — Allah ſey ihm gnädig — hat Deine Bitte mit geneigtem Ohre gehört!“ ſagte er freundlich. „Er geſtattet Dir zu ſeinen Füßen —“

„Laß das gut ſeyn, tapferer Alcayde!“ unterbrach ihn Don Juan. „Ich habe mit ſeinen Füßen nichts zu ſchaffen, als etwa den Geldſack dahin zu ſetzen, den er für die Befreiung meines Neffen fordern könnte, und ich würde auch dieß nur in dem Falle thun, daß er es ausdrücklich verlangte.“

Und ſomit warf Ritter Veraſtegui dem Knappen den Zügel ſeines Rappen zu und folgte dem Abencerragen, mit etwas ſchwerem Schritte und unter Klirren der Rüſtung, durch die tönenden Hallen und Höfe der Alhambra. —

Schon in dem erſten jener Höfe, von den Mauren el Meſuar, gegenwärtig aber las arayanes genannt, blieb der Ritter, erſtaunt über die ihn umgebende Pracht, mit Verwunderung ſtehen.

Der Fußboden war von dem herrlichſten weißen

Marmor. Rings an der Wand lief ein bedeckter Gang, deſſen Wände die feinſten Moſaiken zierten, und von der Höhe der Decke ſtrahlten Malereien und Vergoldungen, untermiſcht mit ſinnvollen Sprüchen, in ſolcher Menge, daß alle Säle des Palaſtes von Sevilla zuſammen genommen, nicht die Hälfte davon aufzuweiſen gehabt haben würden. Das mächtige Marmorbecken in der Mitte des Hofes, aus dem eine Waſſergarbe von mehr als Mannesſtärke hoch in die Lüfte ſtieg, war rings mit Blumenbeeten und Orangerien einfaßt, und verbreitete Kühlung weit umher.

„Die Ausſchmückung dieſes Hofes ſcheint Deinen Beifall zu haben, Sidi Alfaraz (Herr Ritter)!" ſagte der Abencerrage lächelnd zu ſeinem erſtaunten Begleiter. „Sie iſt nichts im Vergleich mit der der andern Gemächer."

„Mag ſeyn!" erwiederte Veraſtegui, verdrüßlich, durch ſein unwillkürliches Staunen der Eitelkeit des Mauren geſchmeichelt zu haben. „In dem Alcazar von Sevilla ſchimmert zwar nicht ſo viel Gold und Marmor an den Wänden, aber es glänzen da gute Schwerter, feſte Harniſche und eroberte Fahnen."

Stolz und ſchweigend ſchritt er ſodann die Stiegen des Thurmes Komares, wo, wie ihm der Abencerrage ſagte, er den Kaliphen finden ſollte, an der Seite Aben Hamets aufwärts.

Schon auf der Treppe reihten ſich Gewappnete an Gewappnete. Die Mehrzahl derſelben waren ſchwarze Eunuchen, und Veraſtegui lächelte verächtlich über die blitzenden Säbel und die grinſenden Mienen der Halbmenſchen. Endlich ſtand der Ritter nebſt ſeinem Begleiter vor einem Portale, deſſen reiche Verzierungen von Stuckatur und vergoldet waren, und die auf dem anzurblauen Grunde herrlich hervortraten. Der Saal, wohin dieſer Eingang führt — von den Mauren der goldene, von den Spaniern in unſern Tagen die Halle der Geſandten genannt — iſt ſowohl wegen ſeiner Höhe — bis an die Decke des Zimmers 61 Fuß — als wegen der Kühnheit des Gewölbes, der ſieben Ellen hohen Fenſter, der unübertrefflichen Arbeit der Verzierungen und des durchbrochenen Stabwerks, das ihn ausſchmückt, der herrlichſte der Alhambra. Alle Wände, Thüren, Fenſterſtücke, waren mit Blumengewinden und Inſchriften bedeckt, und man hätte dieſen Saal mit gutem Recht die intereſſanteſte Probe arabiſcher Bau- und Dichtkunſt nennen können.

Als der Ritter in das Gemach trat, fand er es von einer glänzenden Verſammlung erfüllt. Ueberall ſchimmerten ſeidene Gewänder, glänzende Waffen, blitzende Edelgeſteine. Die Anweſenden ſtanden in einzelne Gruppen getheilt, und man erblickte in dieſen alle Hautfarben, von dem Weiß des Bewohners der Sierra Nevada, bis zum Schwarz der Eingebornen des innerſten Sudan. Die größte Menge derſelben beſtand aber aus hellbraunen, ſchwarzäugigen, ſchlanken, faſt hagern Geſtalten, denen der ſtechende Blick, die Adlernaſe, die ſchneeweißen Zähne, ſo wie die ungemeine Beweglichkeit ihrer Züge, etwas ganz Eigenthümliches, Charakteriſtiſches gaben.

Dem landeskundigen Ritter entging es nicht, daß die einzelnen Gruppen der Mauren aus den Häuptlingen der verſchiedenen, ſich zum Theil mit feindlichen Blicken betrachtenden Stämme beſtanden, und er unterſchied bald mehrere Geſichter, ihm, in häufigen Gefechten, bekannt gewordener mauriſcher Anführer. Hier ſah er in der Mitte eines Haufens ſchwarzer Gomeren, den Alcayden von Lora, Ibrahim Ali Atar, den unverſöhnlichſten Feind der Chriſten. Er war im neunzigſten Jahre ſeines Alters, aber von ungebeugtem Muthe und kräftig an Geſtalt. Sein Name war das Schrecken der Gränze, und er wurde für die beſte Lanze in ganz Mauritanien gehalten. Dort, umgeben von einem Schwarme junger, glänzend geſchmückter mauriſcher Häuptlinge, ſah man das Haupt der Beni Naſſr, den wilden Alcayden von Ronda, Hamet el Zegri. Der Stolz, den kühnſten, den angeſehenſten Haufen dieſes Kriegergeſchlechts zu befehligen, blitzte in dem Adlerauge des Arabers; aber nicht nur der Stamm ſeines Namens gehorchte ſeinen Befehlen, ſondern auch eine Legion afrikaniſcher Mauren waren ihm untergeben. Die reichen Weiden in den Thälern von Ronda nährten eine Pferderace, die ihrer Schnelligkeit und Stärke wegen in ganz Spanien berühmt war. Unter der Anführung Hamets el Zegri ſtürmten daher, ſchnell im Zug, wild im Angriff, oft eine Truppe Gomeren über die andaluſiſchen Ebenen. Sie kamen und verſchwanden wie ein Windſtoß, und ließen nur Blut und Trümmer und die Schrecken ihres Namens hinter ſich.

In einer andern Ecke des Saales ſtanden die zahlreichen Anführer des Stammes der Abencerragen. Die Söhne des Sattels — Beni Serradſch — galten für das gebildetſte und reichſte Geſchlecht der Mauren, doch hielt man ſie für gewandter in den Künſten des Hofes, als in denen des Krieges, und die Zegris ſowohl als die Gomeren hegten gegen ſie einen unverſöhnlichen Haß. —

Ein Mann, den ein ſonderbar gefalteter Turban, ſo wie ein langer Stab in der Hand, als eine Art Ceremonienminiſter kenntlich machte, gebot jetzt unſerm Bekannten ſich dem Hintergrunde des Saales zu nahen, und ehe noch der Ritter dort ankam, ſchrie zu des Letzern großem Verdruße Jener mit lauter Stimme: „Heil unſerm Herrn, Muley Haſſan, König der Mauren! Allah verleihe ihm Glanz! Hier kommt ein Alfaraz der Chriſten, um den Staub ſeiner Füße zu küſſen!“

Der Ritter beſann ſich noch, ob es nicht der Ehre des kaſtiliſchen Namens, ſo wie der des Hauſes Veraſtegui angemeſſen ſey, eine feierliche Verwahrung gegen die unverſchämte Ankündigung des Ausrufers einzulegen, als er ſchon dem Kaliphen gegenüberſtand und ſich daher begnügen mußte, ein verdrüßliches „Caraxo!“ zwiſchen den Zähnen zu murmeln.

Der Maurenfürſt, dem ſich der Ritter nun mit einer nicht eben allzu ehrerbietigen Verbeugung nahte, war ein Greis von hohem Alter. Der ſilbergraue Bart reichte ihm bis an den mit Diamanten reich verzierten Gürtel, in welchem ein mit Edelſteinen beſetzter Dolch ſeinen Platz hatte. Man würde das Geſicht des Kaliphen haben ein ehrwürdiges nennen können, aber der unbeſchreiblich wilde Blick eines Auges, welches lange dichte Augenbraunen beſchatteten, war nicht geeignet, bei dem Beſchauer Gefühle des Vertrauens oder der Ehrfurcht aufkommen zu laſſen.

Dicht zur Seite des, eine Art Thron vorſtellenden Sitzes Muley Haſſans, ſtand deſſen greiſer Bruder, Muley el Zagal (der Tapfere). Er war weniger von der Laſt der Jahre gebeugt als der Kaliph. Er würdigte den Ritter kaum eines verächtlichen Blickes, ſondern unterhielt ſich leiſe mit einem in Lumpen gekleideten Santon, Namens

Hamet Aben Zarrar, der von den Mauren als ein Heiliger verehrt wurde. Letzterer war eine knöcherne, verfallene, mehr trüb als wildblickende Schreckensgeſtalt. Nur von Zeit zu Zeit verließ er die Höhle, welche er in der über dem Darro hängenden Klippe bewohnte, um dem Kaliphen allerlei bittre Wahrheiten zu ſagen, die dieſer mit eben ſo viel Klugheit als Ergebung anzuhören pflegte.

Zur Linken des Maurenkönigs lehnte indeß ein Jüngling, deſſen Name allzubedeutend in der Geſchichte jener Zeiten hervortritt, als daß wir uns einer genauern Schilderung ſeines Aeußern entheben könnten, einer Schilderung, die wir einem alten Bilde entlehnen, das noch in unſern Tagen dem neugierigen Beſchauer in den Hallen des Generalife gezeigt wird. — Der junge Mann, von dem in dieſer Erzählung noch vielfach die Rede ſeyn wird, mochte ungefähr einige zwanzig Jahre zählen. Er war von mittler Größe, ſchlanker, faſt ſchwächlicher Geſtalt, dunkelblond — eine Seltenheit bei ſeinem Volke — und von Geſichtszügen, die höchſt angenehm ins Auge gefallen wären, wenn nicht ein unnennbarer Ausdruck von Schwermuth, ein Ausdruck, der beſonders in den Zügen Karls des Erſten von England anzutreffen iſt, und den wir dann und wann in dem Antlitze hiſtoriſcher, von einem frühen oder gewaltſamen Tode ereilter Perſonen wieder zu finden glauben, die Züge des jungen Mannes beſonders ausgezeichnet hätte. —

Der Jüngling war der Sohn des Kaliphen. Seine Mutter, die Sultanin Ayxa, zuweilen auch, wegen der Unbeſcholtenheit ihres Charakters von den Arabern: la Horra (die Reine) genannt, war lange deſſen Lieblingsgattin geweſen, indeß hatte ſie ſpäter die Gunſt ihres Gemahls mit einer gefangenen Chriſtin, die, wegen ihrer ſtrahlenden Schönheit: la Zorrona (Licht des anbrechenden Tages) genannt ward, theilen müſſen. Der Name des Prinzen war Muhamed Abdallah, oder wie er von den Geſchichtsſchreibern allgemeiner genannt wird: Boabdil. Außerdem gaben ihm die Spanier noch den Beinamen el Chico (wahrſcheinlich wegen ſeiner ſchwächlichen Geſtalt) aber der oben geſchilderte Santon hatte, als er ihn zum erſten Mal erblickte, mit Schrecken ausgerufen: „Allah akbar! Gott iſt groß! Du wirſt ſitzen auf dem Throne Deines Vaters, aber Du wirſt das Reich zu Grunde richten! Wehe über Dich, Du Unglücklicher!“ — Und ſo war dem Prinzen der Beiname: der Unglückliche (el Zogoybi) denn für immer geblieben, und ſein Vater Muley haßte ihn ſeit der Stunde ſeiner Geburt.

„Was iſt es, Chriſt, das Dich nach Granada führt?“ fragte finſter der Maurenfürſt, nachdem er den Ritter eine Weile ſchweigend betrachtet hatte. — „Bringſt Du mir eine Botſchaft vom König Ferdinand?“

„Daß iſt nicht der Fall!“ verſetzte ruhig der Ritter. „Ich komme in meinen eigenen Angelegenheiten.“

„Wirklich?“ lächelte höhniſch der Maure. „Und was hat der Fürſt der Gläubigen, mit den Angelegenheiten eines gemeinen Kriegers der Chriſten zu ſchaffen?“

„Gemeinen Kriegers?“ fuhr der Ritter auf. „Cuerpo de Dios! Ich heiße Juan Veraſtegui. Die Endung meines Namens ſchon iſt hinreichend, die edle Provinz zu bezeichnen, die mich geboren werden ſah. — Gemeiner Krieger! — Der König ſelbſt iſt nicht ſo adlig, wie ein Biskayer.“ — —

„Er iſt ein Naib der Almogaraves (Anführer der Reiterei mit Lanze und Armbruſt);“ flüſterte leiſe al Zagal in das Ohr ſeines Bruders. „Sein Land liegt in der Nähe von Afranc (Frankreich). Möge es dem Kaliphen gefallen, das Anliegen des Chriſten zu vernehmen.“

„Sprich aus, was Du begehrſt, und gehe dann von hinnen!“ ſagte Muley mit barſchem Tone zu dem Ritter.

„Wahrhaftig! Das ſollt Ihr mir nicht zweimal ſagen!“ rief Don Juan mit Aerger. — „Indeß,“ ſetzte er, ſich beſinnend, hinzu, „Reden, wie dieſe, mögen an einem heidniſchen Hofe wohl eine Höflichkeit bedeuten, und ſo ſollen ſie mich weiter nicht ſtören. — Ich komme, meinen Neffen Ruiz de Aguilar, der in Eure Hand gefallen, mittelſt eines Löſegelds zu befreien.“

„In weſſen Hand befindet ſich der Sklave, von dem die Rede iſt?“ fragte der Fürſt.

„In der meinigen!“ ſagte Hamet el Zegri, mi tückiſchem Lächeln auf den Ritter blickend.

„So beſtimme das Löſegeld!“ ſprach der Letzter „Hegſt Du ritterliche Geſinnungen, ſo forderſt D nicht zu viel — denn mein Neffe beſitzt kein Eigenthum als ſein Schwert — und nicht zu wenig; denn ein tapfrer Mann von gutem kaſtilianiſchen Adel, iſt in Deine Hand gefallen.“

„Beim Haupte des Kaliphen!“ rief wild lachend der Zegri. „Für Geld verläßt der Sclave nicht den Thurm von Ronda.“

„So willſt Du vielleicht mit mir kämpfen um ſeinen Beſitz?“ rief ſtreitluſtig der Spanier — „Bei San Jago! Das kommt mir ganz gelegen; und wenn dieſer edle Heidenfürſt uns ein Plätzchen vergönnen will — etwa zehn Schritte lang, und eben ſo breit — ſo kann's gleich losgehen.“

„Ein Narr, der da ſtreitet um das, was er ſchon beſitzt!“ rief hohnlachend der Alcayde von Ronda. „Es giebt nur eine Bedingung — und, beim Barte des Propheten, nur dieſe einzige — deren Erfüllung Deinem Verwandten die Thüre des Kerkers eröffnet.“

„Ich wollte, Du hätteſt mit mir gekämpft,“ entgegnete Ritter Beraſtegui, „es wäre ritterlicher geweſen, und Du hätteſt Ehre davon gehabt, Du mochteſt nun als Sieger oder als Beſiegter aus dem

Kampfe gehen. — Indeß ländlich, ſittlich! — Was weiß ſo ein Heidenlump von Ritterthum?" murmelte er noch zwiſchen den Zähnen. — „Nenne mir alſo," ſchloß er endlich, „das, was meinen Neffen in Freiheit ſetzen kann."

„Er ſoll den Islam annehmen, und ich ſetze ihn nicht nur in Freiheit, ſondern ich mache ihn ſogar zu meinem Fahnenträger im heiligen Kriege."

„Verderben über Dich, Du Hund von einem Heiden!" ſchrie der Ritter, durch den unerwarteten Vorſchlag wie außer ſich gebracht. „Wenn ich Dir nicht mit dieſem meinem Panzerhandſchuh den geifernden Mund ſchließe, ſo haſt Du es blos dem Umſtande zu danken, daß ich dieſem edlen Kaliphen und denen hier verſammelten Heidenrittern bezeichnen will, daß der Biskayer Juan Veraſtegui ein Mann iſt, der unter allen Umſtänden ſich adelig zu benehmen gewohnt."

„Schweige, übermüthiger Chriſt!" rief zornig der König. — „Die Krähe krächzt nicht ungeſtraft in der Mitte der Adler."

„Hm! Ihr mögt immerhin ein Adler oder ſonſt ein guter Raubvogel ſeyn, Sennor," ſagte aufgebracht der Ritter, — „wenigſtens will ich aus kaſtilianiſcher Höflichkeit, nichts dagegen einzuwenden mir erlauben — was aber dieſe heidniſchen Ritter anbelangt, ſo achte ich ihre Adlerſchaft nicht ſo viel.“ — — Hier machte der Ritter die den Spaniern eigenthümliche Geberde, ſobald ſie etwas Nichtvorhandenes bezeichnen wollen, er brachte nämlich den Daumennagel an die Vorderzähne, und knackte hörbar mit dem erſtern.

„Sollte,“ ſetzte er hinzu, indem er ſtolz im Kreiſe herumblickte, „ſollte Jemand von den Herren Adlern an dieſer Behauptung etwas auszuſetzen finden, ſo iſt die Krähe bereit ihm Schnabel und Klauen empfinden zu laſſen.“

„Schweige, Chriſt!“ rief der Maurenkönig noch zorniger als vorher: „Du höreſt, daß der tapfere Alcayde von Ronda ſeinen Sclaven nicht zu verkaufen gedenkt.“

„Kaufen? — Wer ſpricht vom Kaufen?“ — rief Veraſtegui heftig. „Ein alter Chriſt, ein Edelmann, ein kaſtilianiſcher Ritter iſt nicht mit allem Golde des Erdbodens zu bezahlen! — Ich verlange nur daß mir der Zegri meinen Vetter nach Kriegsgebrauch gegen ein gutes Löſegeld überliefere, oder — was am ritterlichſten, und mir daher am liebſten wäre — mit mir in geſchloſſenen Schranken auf Tod und Leben um ihn kämpfe.“

„Du hörſt, daß er es nicht will!“ rief Muley Haſſan; „darum packe Dich.“

„Er will nicht!“ ſchrie Beraſtegui. „Nun ſo iſt er ein Lump, den man auf einen Eſel ſetzen und ihn zur Schande durch die Stadt führen ſollte. Dia lo! Mit zwei Ellen guten Stahls will ich ihm beweiſen daß er ein Hund iſt, und der Sohn eines Hundes. — Und packen? — Mich packen?— Sennor Kaliph! Wir haben ein dickes Buch, und ein heiliges obendrein, darin ſteht geſchrieben: Du ſollſt nicht dem Könige fluchen, ſelbſt nicht in Deinem Herzen! Dieſen Spruch nun wende ich auf Euch an — Gott verzeihe mir, wenn ich Unrecht daran thue! — Ihr ſolltet ſonſt Dinge hören, die Euch ſonderbar vorkommen dürften. Aber wie geſagt, die Gottesfurcht, und vielleicht auch die dem Spanier angeborne Courtoiſie, hält mich ab, Euch mehr zu ſagen, als daß Ihr, was Ritterſitte, adelige Geſinnungen, und Höflichkeit anbelangt, von allen dreien nicht mehr beſitzt, als ein Bauer in den Gebirgen von Guipuzcoa, nämlich — ſehr wenig."

„Unverſchämter!" rief zitternd vor Zorn der Kaliph. „Schützte Dich nicht das ſichere Geleit meines Almucadem der Gränze" —

„Der Chriſt hat nicht für gut gehalten ein ſolches zu verlangen!" ſagte hohnlächelnd ein junger Zegri. „Und beim Barte des Propheten — ſein Name ſey gelobt! — ich habe keinen Grund geſehen, es ihm anzubieten." —

„Ich reiſte auf offener Straße, und in ehrlicher Abſicht nach Hofe — denn wenn auch ein heidniſcher, ſo iſt es immer doch eine Art Hof!" — verſetzte der Ritter. „Aber freilich nach dieſer Aufnahme iſt es nicht viel beſſer, als ob ich in eine Räuberhöhle gerathen wäre."

„Werft ihn hinaus, den Unverſchämten!" rief zornig Muley Haſſan. — „Werft ihn hinaus, den Chriſtenhund, der es wagt, unſere Bärte mit Schimpfreden zu beſudeln!" —

„Kommt heran, Ihr ſchwarzhäutiges Geſindel!" ſchrie Veraſtegui, als er ſah, daß einige Gomeren ſich zu ihm drängten, und indem ſein Schwert wie ein Blitz aus der Scheide fuhr. Kommt heran, die Ihr von Ritterſitte ſo viel wißt, wie ein Mauleſel vom Morraſpiel! Ihr ſollt erfahren, was eine Toledoklinge vermag, und ein Arm, der ſie zu führen verſteht.“

„Allah akbar! Er hat das Schwert gezogen!“ ſchrie Hamet der Alcayde von Ronda. — „Auf, meine Zegris! Ergreift den Unſinnigen!“ —

„Was ſpricht der Prophet? — Was ſagt der Auserwählte Allahs?“ — ſprach mit ſonderbarem Tone der Stimme der Santon Aben Zarrax. — „Du ſollſt freundlich faſſen die Hand, die ſich bittend ausſtreckt, aber die drohende ſollſt Du mit Feſſeln belaſten.“

„Feſſeln? — Mich feſſeln?“ rief wüthend der Ritter. „Wage Einer, mich zu berühren, und der Teufel ſoll eines ſeiner Schooskinder haben, ehe Jemand die Hand umwendet; gleichviel, ob es der Heidenkönig ſey, oder der Bettler, der dort neben ihm ſteht.“

„Wallah! Das iſt nicht länger zu dulden!“

chrie jetzt el Zagal, der Bruder des Kaliphen. „Hau't ihn nieder! Er hat keinen Geleitsbrief!“

„Nimmermehr!“ rief der Prinz, welcher bis dahin geſchwiegen, und indem er die Andringenden zurückhielt. „Er kam in friedlicher Abſicht; laßt ihn für ſeine Grobheit in Feſſeln legen.“

„Zurück Abdallah! Zurück Zogoybi!“ gebot wild der Kaliph. „Soll der Ungläubige uns in den Bart trotzen? Auf Beni Naſſr! entwaffnet ihn, und ſtoßt ihn nieder, wenn er ſich widerſetzt. — Gott weiß allein, was gut iſt.“

„Der Herrſcher der Gläubigen höre das Wort ſeines Sklaven!“ ſagte jetzt Aben Hamet, der Anführer der Abencerragen. „Er möge nicht den Frieden muthwillig brechen, denn König Ferdinand iſt ein mächtiger Fürſt, und dieſer Chriſt einer ſeiner tapferſten Feldherren.“

„Hört Ihr den Abencerragen? Hört Ihr die Stimme des Sohnes des Sattels?“ ſprach Hamet el Zegri zu den Häuptlingen ſeines Stammes mit verächtlichem Tone. — „Aber ſo ſind ſie Alle! Friede iſt in ihrem Munde und Verrath in ihrem Herzen.“ —

„Verräther ſelbſt, die uns Verräther ſchelten!“ antwortete wüthend der Abencerrage. „Ich ſchwöre es bei der heiligen Kaaba! Kein Zegri ſoll ſeine Hand an dieſen Chriſten legen, und dadurch Schande bringen über Granada.“

Mit dieſen Worten ſtellte ſich Aben Hamet dicht zur Seite Beraſtegui's. Muley Haſſan ward außer ſich vor Wuth bei dieſem Anblick.

„Du willſt mich höhnen? — Du willſt mich belehren, Elender?“ ſchrie er ſchäumend. „Wohlan, ſo nimm das aus der Hand des Fürſten der Gläubigen!“ —

Wie ein Raſender griff er nach dem von Edelſteinen blitzenden Dolche in ſeinem Gürtel. Mit Wuth riß er ihn aus der Scheide, und ſchleuderte ihn nach Aben Hamet. —

Der Dolch aber, der wie ein Pfeil die Luft durchſauſte, fand ein anderes Ziel, als die Bruſt, für die ihn der Maurenfürſt beſtimmt hatte. So wie der Abencerrage nämlich bemerkte, welche Abſicht die Hand des Königs nach dem Werkzeuge des Todes leite, ſprang er mit aller Gewandtheit ſeiner Nation im Augenblicke des Wurfes auf die

Seite. Wie groß aber war ſein Entſetzen, als er ſah, daß Veraſtegui in demſelben Momente zu wanken anfing! Ein zweiter Blick belehrte ihn — daß der Dolch, der für ihn beſtimmt geweſen war, dicht über der Halsberge des Ritters einen Weg in deſſen Kehle, einige Zoll unterhalb deſſen rechter Wange, gefunden hatte.

Ein Augenblick tödtlicher Stille herrſchte jetzt in dem Saale.

Der Santon Aben Zarrax unterbrach ſie zuerſt.

„Das Blut,“ — ſchrie er mit kreiſchendem Tone, der ſich in der hohen Wölbung des Saales zitternd brach — „das Blut, das da fließen ſoll, wird nicht in ſeiner Ader bleiben! — Wehe! Wehe über Granada! Mir ſagt der Geiſt, daß das Ende des Reiches nahe!“ —

Wie ein Donner ſchlug der Weheruf des Sehers an die Ohren der Umſtehenden. Alle bebten; am meiſten Muley Haſſan. — Starr blickte der Fürſt auf Veraſtegui, der mit ungewiſſer Hand den Dolch dem Fürſten vor die Füße ſchleuderte, und mit halb vom Blut erſtickter Stimme ausrief: „Verfluchter! Du haſt mich ermordet!“ —

Jetzt erſt ſchien Aben Hamet, der Abencerragenhäuptling, zu Beſinnung zu kommen. Drohend ſtreckte er die Hand gegen den Kaliphen aus. „Möge der heilige Prophet Zeugniß ablegen vor Allah“ — rief er aus — „möge er bezeugen, daß wir unſchuldig ſind an dieſer That, wir, der Stamm der Söhne des Sattels! — Auf Deinem Haupte, und auf den Häuptern der Zegri's ruhe die Sünde des heutigen Tages!“ —

Ohne ſich an den möglichen Ausbruch des Zorns Muley Haſſan's zu kehren, führte der Abencerrage den Spanier langſam aus dem Saale. — — —

Eine Viertelſtunde ſpäter ruhte der Ritter unter einer der dunkeln Hallen, die ſich nach dem dicht an der Alhambra gelegenen Garten Lindarara öffnen, in den Armen ſeines treuen Rodriguez auf einer Marmorbank. Der Mond ſchien hell, und warf ſeinen zitternden Strahl auf die Gewäſſer der vielen plätſchernden Waſſerbecken, welche, wie eine arabiſche Inſchrift ſehr poetiſch ſagt: „ruhig und ſtill, gleich Betenden auf dem Boden liegen.“ Man hörte keinen Laut, als das leiſe Geflüſter des auf den Tod verwundeten Ritters, der nach dem

Brauche ſeiner Kirche, in Ermanglung eines Prieſters, dem treuen Knappen ſeine Beichte ablegte, und dann und wann das Klirren des Säbels Aben Hamets, der mit weißem flatterndem Gewande, und kaum hörbarem Tritte, wie ein Geiſt, unter einigen dunkeln Cypreſſen auf- und abging. — Endlich war die Beichte des Ritters zu Ende, und der Abencerrage trat heran.

„Ihr ſeyd zwar ein Heide, Sennor;“ ſagte mühſam Beraſtegui, „aber Ihr habt Euch brav benommen; faſt wie ein Spanier; und ſo verſprecht mir nun, meinen Leib nicht beſchimpfen zu laſſen, ſondern dafür zu ſorgen, daß er den Meinen ausgeliefert werde, um ihn beizuſetzen in der Gruft meiner Väter.“

„Ich werde mich dafür verwenden bei dem Kaliphen!“ entgegnete der Maure. „Bis dahin aber ſoll ihn mein Schwert beſchützen.“

„Wohl!“ ſprach Beraſtegui. „Ich traue Euch, denn ich habe Euren Säbel ſtets blitzen ſehen im Vordertreffen, und Euer Reiherbuſch wehte immer im dichten Handgemenge. Solche Leute aber halten Wort. — Und ſo lebt dann wohl, Herr Feind!

Ich habe mit meinem Knappen noch etwas abzumachen.“ —

Schweigend drückte der Araber dem Spanier die Hand, und begann aufs Neue ſein ſtilles Wandeln.

„Rodriguez!“ ſagte nun der Ritter mit leiſer, aber immer ſchwächer werdender Stimme. „Ich mag nicht ſterben, wie ein Hund, unbeklagt und ungerächt! — Die Heiden haben mich ermordet, ſchändlich, liederlich und nach unritterlicher Sitte. Wenn ich todt bin, ſo nimm meine blutige Schärpe, bringe ſie dem Könige nach Sevilla, ſage ihm — — nein, ſage ihm nichts! — — Wegen eines einzelnen ermordeten Rittersmannes darf Kaſtilien nicht in Krieg gerathen. — Bringe die Schärpe meinem Neffen — aber der liegt ja in den Feſſeln der Heiden. — Nein, bringe die Schärpe meinem Weibe. Bringe ſie Laura Veraſtegui. Sage ihr: ich hätte ſie immer treu geliebt, ich hätte ſie über Alles hochgehalten — verſteht ſich, außer Gott, dem katholiſchen Glauben und der Ehre meines Hauſes. — Sage ihr: ſie ſolle mir hundert Meſſen leſen laſſen zu Vittoria, und ein ewiges Licht ſtiften in der Kirche zu Mondragon. — Aber vor

Allem ſoll ſie mich rächen an dieſem Heidenpöbel! Hörſt Du, Rodriguez? Rächen ſoll mich die Sennora! -- Laura iſt klug, ſie hat einen männlichen Geiſt, ſie iſt ſtark in den Gefühlen des Wohlwollens, aber noch ſtärker in denen des Haſſes; ſie wird ſchon wiſſen, wie das anzufangen iſt. — Sie kann ja heirathen, hörſt Du? etwa den Alonzo Segaſtibelza, oder den Ruiz Gamarra, oder ſonſt einen Andern, und der ſoll mir zu Ehren und zum Andenken ein Dutzend Mauren todt ſchlagen — oder zwei Dutzend — oder — Viele — Viele.“ — —

Ehe aber noch der Ritter den Schluß der Rede geendet hatte, fiel er entſeelt in die Arme des Knappen. — — —

Es war einige Wochen nach dem eben geſchilderten Auftritte, als ein mauriſcher Reiter von der Seite von Kordova her über die Ebene von Granada ſprengte, und ſeine dampfende Stute nicht eher anhielt, bis er vor dem Thore der Alhambra abſprang. Wenige Augenblicke nachher wurde der Prinz Boabdil — denn ſo wollen wir Abdallah nennen — zu ſeinem Vater Muley Haſſan gerufen. — Er traf den Kaliphen in dem oberſten Gemache des Thurmes Komares. Ein ſchwarzer Eunuche ſtand neben dem Sopha, auf welchem der Maurenfürſt Platz genommen hatte. Mit über die Bruſt gekreuzten Armen verbeugte ſich Boabdil, und Muley Aben Haſſan winkte dem Verſchnittenen hinauszugehen; bald aber ſchien dem Fürſten ſein Gebot zu reuen. Haſtig und mit rauhem Tone rief er aus:

„Oeffne Dein Kleid Abdallah! Laß Deinen Gürtel ſehen, Zogoybi!“

„Mein Vater und Fürſt kränke ſeinen Sklaven nicht durch ſo unwürdigen Verdacht!“ ſagte ſchmerzlich der Prinz, indem er Kleid und Gürtel öffnete. „Möge die Hand verdorren, die ſich gegen meinen Vater erhebe! — Geſtatte mir, die Deinige an meine Lippen zu drücken.“ —

„Laß ſeyn!“ rief rauh der König. „Es iſt ja doch nichts weiter, als die Befolgung des Rathes: daß man die Hand küſſen müſſe, die man nicht abzuhauen im Stande ſey. — Still!“ rief er nochmals, als der Prinz den Mund öffnen wollte.

„Du weißt,“ hob der König nach längerem Schweigen an, „wie nach meinem Angriffe auf Zahara, den Allah mit Sieg gekrönt hatte, die

Chriſten Rache nahmen, indem ſie Alhama überfielen. Du weißt auch, wie das dumme Volk von Granada mir Schuld gab, durch Friedensbruch die Niedermetzelung ſo vieler Gläubigen veranlaßt zu haben, und das: „Wehe!“ des tollen Santons, der die Mauern umlief, klingt noch in meinem Ohre. Es iſt Dir ferner nicht unbekannt, daß die Furchtſamen — Verderben über ſie! — den Tod des Chriſtenhundes, der mir in den Bart zu trotzen wagte, laut beklagen, und erſt geſtern hat wieder ein Unſinniger gewagt, das Lied: „Ay de mi Alhama!“ (Schmerz fühl' ich, Alhama!) trotz meines Verbots, auf dem Platze Vivarambla öffentlich abzuſingen.“

„Es ſind Einzelne aus dem Pöbel!“ ſagte Boabdil.

„Einzelne, die ſich ſammeln und eines Anführers harren!“ ſprach der Fürſt mit einem düſtern Blicke auf den Sohn. — „Doch höre ferner. — Du weißt, Abdallah, daß wenig Augenblicke, nachdem der Chriſt verſchieden war, mir gemeldet worden, daß das eherne Bild auf dem Albaycin ſich gewendet, und die Lanze nach der Seite von Kordova gekehrt habe.“

„Allerdings weiß ich es, mein Vater und mein König!“ erwiederte Boabdil lächelnd. „Ich weiß aber auch, daß dieſes Dich nicht zu beunruhigen im Stande iſt, indem Dir ja hinlänglich bekannt, daß dieſes Standbild nichts iſt, als eine mächtige Wetterfahne mit beweglichen Armen, und daß der Emir, der ſie errichten laſſen, ſie nur als ein Symbol hingeſetzt, um unſerm Volke die Nothwendigkeit eines regen Aufmerkens auf unſere Feinde anzudeuten. — Der Sturm, der wenige Stunden nach dem Tode des Chriſten losbrach, hat die eherne Maſſe in Bewegung geſetzt, und der Zufall ihr die Richtung nach der Gegend der Gränze gegeben.“

„Mag ſeyn!“ entgegnete Muley Haſſan. „Auch iſt es nicht dieſer Umſtand allein, der mich beunruhigt. — Kennſt Du das Kleinod, welches der „Spiegel des Geſchickes“ genannt wird?“ fragte er endlich.

„Wie ſollte ich nicht?“ erwiederte Boabdil. „In einer Stunde, in welcher Du mich mit gnädigem Auge anblickteſt — möge dafür das Auge Allah's gnädig auf Dich herabſehn! — zeigteſt Du mir einen Spiegel. Du ſagteſt lächelnd: ein weiſer Mann, jenſeits des Atlasgebirges habe ihn einſt verfertigt, und die Kaliphen, Deine Vorfahren, hätten in ihm ihr Geſchick erforſcht. Seit langer Zeit aber, ſetzteſt Du hinzu, habe der Spiegel dieſe Eigenſchaften verloren, und es ſey nichts Koſtbares mehr an ihm, als die Edelſteine und das Gold des Rahmens.“

„So iſt's!“ ſprach der Kaliph. „So glaubt' ich!“ verbeſſerte er. — „Als ich vorige Nacht ſchlaflos auf meinem Lager lag, und über Pläne nachdachte, die Ungläubigen — Verderben über ihre Häupter! — welche Granada wie eine Heerde reißender Wölfe umſtellen, entfernt zu halten, war beinahe die Stunde erſchienen, wo der Almueden den Geſang Azohbi (bei Tagesanbruch) auf dem Minar der Moſchee anzuſtimmen pflegt. Ich gedachte endlich, die müden Augenlieder durch den Anblick meiner Koſtbarkeiten zu erquicken, und auf dieſe Weiſe den erſehnten Schlaf herbeizurufen. Ich begebe mich alſo in das Gewölbe der Schatzkammer. Hier fällt mir nach längerem Verweilen jener Dir bekannte Spiegel in die Hände. Ich blicke auf ſeine glänzende Fläche. Was ſehe ich!

— Sein ſonſt blendender Glanz war getrübt. Sein ſtrahlendes Licht war erloſchen. Wolkengebilde aller Art wogten durch einander, und ballten ſich langſam zu phantaſtiſchen Geſtalten. Lange betrachtete ich dieſes Spiel. Immer lauter und lauter wirbelte Alles durch den Raum, den der Rahmen einſchloß. Endlich war es, als ob der Wolkenſchleier ſich langſam erhöbe, und — was erblicken meine Augen! — Eine Ungläubige, ein chriſtliches Weib auf einem milchweißen Zelter, ſchön, aber furchtbar anzuſehen, zieht, nur von Gewappneten gefolgt, über die Vega. Auf einem Hügel hält die Ungläubige an. Sie ſtreckt ihre Hand gegen Granada aus. — Und — Abdallah! — in demſelben Augenblicke ſtürzen die Minarets der Moſcheen in den Staub — die Fahne mit dem Schlüſſel verſchwindet von den Thürmern der Alhambra — und die mit den Schlöſſern von Kaſtilien weht in den Lüften.“ — — —

„Du warſt krank, mein Vater!“ ſagte kopfſchüttelnd und beſorgt der Prinz. „Du biſt es vielleicht noch. — Das angeſtrengte Denken — die Sorge — der Mangel an Schlaf.“ —

„Ich glaubte es auch!“ entgegnete düſter der Maurenfürſt. „Bis zum frühen Morgen tobte mir eine Fieberglut in den Adern. — Aber was wirſt Du erwiedern, wenn ich Dir ſage; daß Aarif der Almucadem, der an der Gränze befehligt, mir ſo eben anzeigt: daß die Witwe des erſchlagenen Chriſten um ſicheres Geleit nach Granada angehalten hat, und daß er es ihr bewilligt habe. — Sie wolle, ſchreibt er, ſich den Leichnam des Getödteten erbitten.“

„Ein ſeltſames Spiel des Zufalls!“ ſagte Boabdil nach einigem Schweigen.

„Zufall?“ ſprach der Kaliph mit düſterm Blicke. „Es giebt keinen Zufall. — Mir droht Gefahr.“

„Von einem Weibe?“ entgegnete Boabdil kopfſchuttelnd.

„Gleichviel!“ ſagte Muley Haſſan. — „Und warum ſollte ſelbſt der Anblick dieſes Weibes mir nicht Gefahr bringen können?“ ſetzte er finſter hinzu „Es giebt Unzufriedene unter dem Volk. Die Beni Seradſch — möge der Engel der Finſterniß ihre Seelen verbrennen! — ſuchen die Unzufriedenheit zu nähren. Die Zegris ſind mächtiger geworden als mir lieb iſt. Wer ſteht mir für ihren Häuptling? — Wer für Zagal, meinen Bruder? — Wer für Dich, Zogoybi? — Geh! geh!" ſetzte er mit furchtbarem Blicke hinzu. „Ihr ſeyd Alle falſch! — Nur die Gomeren ſind mir treu!" — —

„Mein Vater! Mein König!" rief Abdallah, ſich dem Fürſten zu Füßen werfend, und indem ihm helle Thränen über die Wangen rollten, während er den Saum des väterlichen Kleides an ſeine Lippen drückte. — „Wie iſt es möglich, daß ein ſo fürchterlicher Verdacht in Deiner Seele Platz finden konnte?"

„Weil Du ein Menſch biſt, Abdallah!" erwiederte der Maurenfürſt mit grauſigem Lächeln. „Glaube indeſſen nicht, daß Du oder ein Anderer leichtes Spiel mit mir haben würde. Schon mehrere ſind die Wege des Verrathes gewandelt, aber ſie ſind gekommen und gegangen wie eine Sommerwolke, und ihr Prahlen iſt regenloſer Donner geweſen."

Boabdil ſagte kein Wort, als der Vater ſeine Rede geendet hatte, und ihn ſo ſcharf anſah, als ob er ihm auf den Grund der Seele blicken wolle er kreuzte ſprachlos die Hände über der Bruſt, und blickte gen Himmel.

„Willſt Du mir einen Beweis geben, daß noch ein Tropfen von meinem Blute in Deinen Adern rollt?“ ſagte der Kaliph mit einem Ausdrucke der Stimme, den der Prinz für den der Rührung zu halten ſchien — denn er ſtreckte die Hände nach ſeinem Vater aus — den aber jeder Unbefangene indeß nur für den eines halb beruhigten Argwohns gehalten haben würde.

„Du willſt,“ ſprach Muley Haſſan nach längerer Pauſe. „Wohlan, ſo höre! — Das Weib, die Chriſtin, darf die Thore von Granada nicht lebend überſchreiten. Ihr Anblick, ihre Klagen könnten die Unzufriedenheit aufs Neue rege machen; es wäre möglich — — Doch was weiß ich, was möglich wäre? — Genug, in der tief innerſten Seele trage ich die Ueberzeugung, daß die Gegenwart dieſes Weibes mir Gefahr bringt.“

„Und was hat mein Vater deshalb beſchloſſen?“ fragte Boabdil zögernd. „Soll die Chriſtin zurückgeſendet werden?“

„Das würde Aufſehen machen!“ erwiederte der

Alte. „Sie würde ihre Beſchwerde vor den Thron Ferdinands bringen. Der Tod des Chriſten kann dem Zufall zugeſchrieben werden. Für die Verweigerung der Auslieferung ſeines Körpers giebt es keine Ausflucht.“

„Und warum willſt Du die Auslieferung des Leichnams nicht anbefehlen?“ fragte Boabdil. „Gieb der Chriſtin was ſie fordert und laß ſie ziehen.“

„Nimmermehr!“ entgegnete der Fürſt. „Nicht umſonſt ſtreckte der eherne Reiter ſeine Lanze nach der Seite von Cordova, nicht im Fiebertraume ſah ich die Chriſtin in dem geheimnißvollen Spiegel, nicht ohne Grund ſpricht die Warnungsſtimme in meinem Innern, daß mir von dieſem Weibe Gefahr droht.“

„Und alſo“ — hob Boabdil mit zögernder Stimme an. —

Der Kaliph antwortete nicht, aber er brachte die Hand nach der Gegend der Kehle, und machte damit eine ſchnelle Bewegung von der Linken zur Rechten.

„Allah kerim! Gott iſt barmherzig!“ rief erſchrokken Boabdil. „Du willſt die Chriſtin ermorden?“

„Sie darf nicht leben!“ ſprach düſter der Maurenfürſt. „Ich will ſie vernichten, und mit ihr den Zauber, der mich bedroht.“

„Welch unglücklicher Wahn beherrſcht Dich, mein Vater!“ rief Abdallah erſchüttert. „Was will die arme Ungläubige denn anders, als was ihr gebührt? — Sagt nicht ſelbſt der Prophet: Seyd barmherzig gegen die Unwiſſenden und großmüthig gegen die Bittenden? — Und kommt die Aermſte etwa um ſich zu rächen? — Will ſie denn etwas anders als einen Leichnam, ein Todtengerippe, ein Häufchen Staub?“ —

„Um es unter Rachegeſchrei auf die Stufen des Thrones von Kaſtilien zu legen!“ ſprach finſter der Alte. — „Genug der Worte! — Die Ungläubige muß ſterben, und Du, Abdallah, wirſt die Ausführung der That ins Werk richten laſſen.“

„Ich?“ rief Boabdil erſchüttert. „Ich, mein Vater? — Aber nein! das iſt Dein Ernſt nicht! — Du wirſt Deinen Sohn nicht zum Henker entwürdigen.“

„Schweige Unbeſonnener!“ rief zornig Muley Haſſan. „Was ſagt der Weiſe unſers Landes im Süden? — Ehre bringen die Worte des Kaliphen, und ſeine Aufträge ſind gleich köſtlichen Gaben! — Du wirſt vollziehen, was ich befehle — — —.“

„Alles, Alles was Du willſt, mein Vater — nur keinen Mord an einer Unſchuldigen!“ rief halb furchtſam, halb entſchloſſen Abdallah.

„Du willſt nicht, Elender? — Du widerſetzeſt Dich mir, Zogoybi?“ rief wüthend Muley Aben Haſſan, indem ſein bleiches Geſicht von Zorn geröthet ſich aufs Entſetzlichſte verzerrte. „Haſt Du ſchon Deinen Frieden gemacht mit dem Könige der Ungläubigen? — Biſt Du ſchon im Bunde mit dieſem Ferdinand — verflucht ſey ſein Name! — dem Liſtigen, der da geäußert hat, daß er die Kerne dieſes Granatapfels (Granada) einen nach dem andern herauspicken wolle?“ —

„Vater! Vater!“ rief Boabdil.

„O ich kenne Dich!“ rief mit immer ſteigernder Wuth der Alte. „Ich kenne Dich, Unglücklicher! — Du biſt anmaßend, wie Deine Brüder waren, aber, obgleich Du der Letzte meines Stammes biſt, ſo ſoll das Beil des Henkers dennoch Deinen Ehrgeiz eben ſo zur Ruhe bringen, wie er den ihrigen zur Ruhe gebracht hat!“ —

Zitternd und ohne ein Wort zu ſprechen, ſtand Boabdil längere Zeit vor ſeinem Vater. Es war ihm nur allzuwohl bekannt, daß Jener der Mann ſey, geeignet, die ausgeſtoßene Drohung ins Werk zu richten.

„Mein Vater richte ſein Auge gnädig auf ſeinen Sklaven!“ ſtammelte er endlich.

„Willſt Du meine Befehle ausführen, Abdallah?“ fragte dieſer mit finſterm Blick.

„Ich will! Möge Allah mir helfen!“ antwortete Jener kaum hörbar.

„Wohlan!“ ſagte Muley Aben Haſſan. „Wirf Dich auf einen Deiner flüchtigſten Renner. — Niemand als einer der Stummen darf Dich begleiten. — Sprenge ſo ſchnell Dein Roß Dich tragen will, der Chriſtin entgegen. Empfange ſie achtungsvoll, und führe ſie nach einem der feſten Schlöſſer der Sierra. Dort angekommen laß ſie ſogleich erwürgen.“

„Erwürgen?“ ſprach Boabdil zuſammenſchreckend.

„Erwürgen, die Unſchuldige! — Bedenke mein Vater —"

„Ich habe bedacht!" erwiederte Muley Haſſan mit durchbohrendem Blicke. „Bedenke auch Du! — Der Tod der Chriſtin ſoll mir zum Merkmale dienen, ob Du zum Fürſten oder zum Sklaven geboren biſt, und wem Dein Herz ſich zuneigt: ob mir, Deinem Vater, dem Gebieter der Glaubigen, oder jenem Könige von Kaſtilien, deſſen Name verflucht ſey in Ewigkeit." — —

Der Kaliph winkte mit der Hand, und Boabdil verließ wie betäubt das Zimmer.

Die letzten Worte des Vaters hatten dem unglücklichen Prinzen einen tiefen Blick in ſein Inneres thun laſſen. War es auch die natürliche Grauſamkeit, ſo wie der Aberglaube Muley Haſſans, welche ihm die Ermordung der Chriſtin anbefehlen ließen, ſo war doch noch ein ganz anderer Grund vorhanden, der die Wahl zur Vollziehung des Mordes auf Abdallah richtete. Mißtrauiſch, wie alle Tyrannen, fürchtete Muley ſtets von dem Sohne vom Throne verdrängt zu werden, und war dies der Fall, ſo zweifelte er keinen Augenblick, daß Ferdinand von Kaſtilien zum Schutze des jungen Empörers herbeieilen würde, wenn dieſer ſich anheiſchig machte, den Tribut, der früher von den Königen Granada's an die Krone Kaſtilien gezahlt worden war, und den Muley Haſſan erſt kürzlich verweigert hatte, aufs Neue zu entrichten. Eben ſo meinte der König, daß der Tod Veraſtegui's, ſo zufällig er immer auch dargeſtellt werden möchte, nicht verfehlen würde, einen unangenehmen Eindruck am Hofe von Sevilla hervorzubringen, und obgleich der Mord von deſſen Witwe noch größeres Aufſehn erregen, ja ſelbſt einen Krieg herbeiführen konnte, ſo fürchtete der kriegeriſche Araber den letztern doch viel weniger, als er den Wunſch hegte, Abdallah durch den zu begehenden Mord an einem Weibe bei dem Volke von Granada verhaßt, und ein Einverſtändniß zwiſchen ihm und Ferdinand unmöglich zu machen.

Während Boabdil aber ſich noch dieſen und ähnlichen Vorſtellungen überließ, trat ſchon der Stumme, den ſein Vater ihm zum Begleiter erleſen hatte, ins Zimmer, und gab durch vielfache und ſonderbare Geberden Kunde, daß Alles zur Abreiſe bereit ſey. Gewohnt, allen Befehlen des Vaters unter Furcht und Schrecken ſklaviſche Folge zu leiſten, nahm der Prinz ſich kaum ſo viel Zeit, ein Reiſekleid überzuwerfen, und ſprengte nach wenigen Minuten, gefolgt von dem Stummen, aus dem Thore der Alhambra. — — —

Wir finden drei Tage ſpäter den jungen Fürſten haſtig in einer der weiten Hallen der alten, jetzt in Ruinen liegenden Felſenfeſte Xara auf und abgehend. Das Innere des jungen Mannes ſchien auf das heftigſte bewegt. Bald ſtand er ſtill, un ſtarrte auf einen der Sprüche des Korans, mi denen die Wände des weiten Gemachs verziert waren bald blickte er durch die mächtigen Oeffnungen d Fenſterbogen in das wilde Gelände, das in vie fachen Verſchlingungen ſchroffer, nur mit wenige Grün geſchmückter Felſenrücken, die alte, höch romantiſch gelegene Burg umgab; aber das Au des Jünglings ſchweifte muſternd von einem Geg ſtande zum andern, und es war ſichtlich, daß Gedanken in ſeinem Haupte herumwälzten, die den Gegenſtänden um ihn her in keiner Verbindu ſtanden.

Lange hatte er ſo ſein ſtilles Wandeln fortgeſ als er auf einmal ſtillſtehend heftig in die Hände klatſchte. Die Thür öffnete ſich, und ein ſtummer Eunuche trat ein. Boabdil winkte zu verſchiedenen Malen mit der Hand und der Stumme entfernte ſich. Mehrere Minuten mochten indeß vergangen ſeyn, der Prinz hatte unruhig nach dem Eingange geblickt, endlich erſchien in dem letztern eine Dame von einem Aeußern, deſſen Schilderung wir uns nicht überheben können.

Die Spanierin — denn daß die Eintretende eine ſolche ſey, zeigte die enganliegende ſchwarze Basquina, und der ihr Haupt bedeckende gleichfarbige, zu beiden Seiten zurückgeſchlagene Schleier — war eine Frau von einigen zwanzig Jahren, von der edelſten Körperbildung. Alle Vorzüge der Töchter ihres Landes, die regelmäßige Geſichtsform, das ſchön geſchnittene dunkle Auge, die ſchlanke Geſtalt, der kleine zierliche Fuß, das glänzende rabenſchwarze Haar, ſchienen ihr von der Natur zum Erbtheil gegeben worden zu ſeyn; dennoch war im Allgemeinen der Anblick der jungen Frau kein wohlthuender zu nennen. Auch nicht eine Spur von Farbe zeigte ſich in den kalten, ſteinernen Zügen; das große, ſchön beſchattete Auge blickte ſo ſtarr, ſo geſpenſtiſch aus dem elfenbeinweißen Geſicht, daß man beim erſten Anblick der Dame hätte verſucht werden können, ſie für eine Bildſäule, oder beſſer für einen eben erſt aus dem Grabe entſtiegenen Schatten zu halten. Dieſen Eindruck ſchien indeß der Anblick der Spanierin nicht auf den jungen Araberfürſten hervorzubringen. Kaum war die Dame ins Zimmer getreten, als er heftig ihr entgegenſtürzte. Kalt trat jene einige Schritte zurück, und der Jüngling blieb wie unwillkürlich feſtgebannt ſtehen.

„Ihr habt befohlen,“ ſagte ſie endlich.

„Befohlen?“ rief Boabdil plötzlich wie zu neuem Leben erwachend. „Befohlen ſagſt Du? — O hätte ich Dir zu befehlen, ja, nur zu gehorchen!“ —

„Ihr habt bereits einen Herrn!“ ſagte die Spanierin mit dem Tone kalter Verachtung. „Sucht keinen andern, Fürſt Boabdil.“

Die Dame betonte das Wort Fürſt auf eine auffallende Weiſe. Abdallah ſchwieg betroffen.

„Wenn aber Euer Herr,“ fuhr die Dame im vorigen Tone fort, „wenn Muley Haſſan Euch befohlen, ihm das Haupt der Witwe des Mannes, den er in friedlicher Halle ermordete, zu überbringen, was zögert Ihr? — Iſt's Mitleid, das Euch abhält? Ich verwerfe es. — Könnt Ihr nicht unſchuldiges Blut von Eurem Dolche träufeln ſehn? — dann ſeyd Ihr ein ſchlechter Sklave.“ — —

„Sklave?“ rief Boabdil wie aus einem Traum auffahrend. — „Doch ja! Du haſt Recht! — Der Unglückliche iſt ſchon ein Sklave in dem Augenblicke, wo er geboren wird.“

„Der Unglückliche nicht, wohl aber der Feige!“ ſagte mit Eiſeskälte Laura Veraſtegui — denn daß dieſe die fremde Dame war, iſt dem Leſer bereits bekannt. — „Ich bin unglücklich, aber nicht Eure Sklavin.“ — —

„Was ſoll ich thun?“ rief Abdallah wie bewußtlos die Rede an ſich ſelber richtend.

„Tödtet mich!“ erwiederte die Spanierin mit großer Ruhe.

„Ich kann nicht! Bei Allah! ich kann nicht!“ rief Boabdil die Hand erhebend.

„So laßt mich ziehen, und ich werde jenſeits der Gränze die Schande verkündigen, daß Muley Haſſan ſich vor einem Leichnam gefürchtet, und ſein Sohn nicht Kraft gehabt, den Dolch in die Bruſt eines Weibes zu ſtoßen." —

„Dich ziehen laſſen? Nimmermehr!" rief Boabdil, die letzten Worte Lauras überhörend.

„Ihr habt keine andere Wahl!" fuhr Laura verächtlich fort. „Eins oder das Andere müßt Ihr ergreifen. — Ein Drittes gäbe es nur dann — wenn Ihr ein Mann wäret." — —

„Nenne es, Weib!" rief der Prinz aufs Heftigſte bewegt. „Nenne es, und ich ſchwöre Dir beim Namen des Propheten, es ſoll ins Werk gerichtet werden, wenn ein Schwert und ein tapferer Arm es auszuführen im Stande ſind." —

„Ein kühner Gedanke iſt hinreichend!" entgegnete Laura kalt. „Der, der ihn faßte, würde ihn ausführen; vielleicht ſelbſt mit dem Schwert in der Scheide. —

„Sprich weiter! ich bitte Dich!" ſagte der Prinz.

„Ihr ſeyd nicht der Mann ihn zu faſſen, folglich auch nicht der ihn auszuführen!" ſprach höhniſch lächelnd die Spanierin. „Heißt man Euch nicht Abdallah el Zogoybi?" —

„Erinnere mich nicht daran; ich ertrage es nicht!"

erwiederte Boabdil heftig. „Nur von Einem,“ ſetzte er hinzu, „nur von Einem habe ich den Namen des unverdienten Fluches bis jetzt ertragen, und ſelbſt von dieſem nur, weil ich es wollte.“ —

„Weil Ihr es wolltet?“ ſprach Laura verächtlich. „Dürft Ihr auch wollen?“ —

„Verſuche es!“ rief der Prinz. „Nenne mir eine Auskunft, und ich verſpreche Dir, bei Allah —“

„Keinen Schwur,“ ſagte die Spanierin kalt mit der Hand ihm winkend. „Wo die Kraft mangelt, wird ein Schwur nur lächerlich. — Ihr wollt, ich ſoll Euch auf die Probe ſtellen?“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, in der Abdallah halb bittend halb drohend die Hand gegen ſie ausſtreckte. — „Wohlan, Fürſt!“ rief ſie mit ſtarker Stimme, „wohlan, ich werde es thun! — Führt mich frei und öffentlich durch das Thor von Granada.“ — —

Abdallah ſah die Spanierin ohne ein Wort zu ſagen noch mit ſtarren Blicken an, als ſie ſchon mehrere Minuten ihre Rede geendet hatte. Laura Veraſtegui ſchlug in dieſem Augenblicke ein höhniſches Gelächter auf.

„War das zu viel für Euch, Fürſt Boabdil?“

rief ſie mit Verachtung im Blick. „Ich glaube es wohl! — Solche Dinge ſind nicht für Abdallah el Zogoybi.“ — —

„Du weißt es nicht, was Du forderſt!“ ſtammelte der Jüngling endlich.

„Ich weiß es nicht?“ erwiederte Laura kalt. „O ich weiß es nur allzuwohl! Ich fordere eine That. — Doch davon könnt Ihr nichts wiſſen. Euch ſendet man nur — um ein Weib zu erwürgen.“ —

„Weib!“ rief auffahrend der junge Araber.

„So iſt's recht!“ ſprach mit kaltem väterlichen Lächeln die Vorige. „Sucht eine Art von Zorn zu erheucheln, und Ihr — o würdiger Sohn Muley Haſſans! — könnt dann ſagen, Ihr hättet die Heldenthat in der erſten Wuth begangen.“

„Keine Beſchimpfung! Bei Allah! Auch von Dir darf ich ſie nicht dulden!“ rief heftig der Jüngling.

„Und doch habt Ihr ſie geduldet, als man Euch für feig und nichtswürdig genug hielt, das Amt des Henkers zu verwalten?“ ſagte die Spanierin. — „Ihr habt einen Auftrag angenommen, den Ferdinand nur mit Gefahr ſeines Lebens einem Rittersmanne zumuthen könnte. Einem Rittersmanne ſage ich! — Nein! alſo würde ſich Ferdinand, ſo würde er — ſelbſt ein Ritter — die Ritterwürde nicht entehren!“

„Auch Abdallah verabſcheut ſo ſchändliche That!“ ſagte Boabdil.

„Und doch wird er ſie ausführen!“ entgegnete mit Ruhe und höhniſchem Lächeln die Spanierin. „Bleibt Euch auch eine andere Wahl? — Laßt Ihr mich über die Gränze zurück geleiten, ſo geht mein Weg nach Sevilla, und Ihr habt nicht nur den Zorn Eures Vaters, ſondern auch den des Königs Ferdinand zu fürchten, ſobald er erfährt, welche ſchändliche Behandlung mir gedroht.“

„Noch einen Ausweg giebt es!“ rief der junge Araber. „Und beim Licht Deiner Augen! — ich will ihn ergreifen. — Siehe Weib!“ fuhr er fort, mit Haſt Laura's Hand faſſend; „als ich den Tod im Herzen Dir entgegengeeilt war, als ich Dich dann erblickte, ſchön wie eine der Töchter des Paradieſes, da ſchwur ich, daß die Hand verdorren ſolle, die ſich feindlich gegen Dich erhöbe, aber dann that ich noch einen zweiten Schwur; es war der, daß Du die Meine werden müßteſt, und wenn ich das Leben und das Reich Granada darob verlieren ſollte. — Und Laura — bei Deinem und meinem Gott! — Abdallah wird ſeine Schwüre zu halten wiſſen."

„Ihr habt falſch geſchworen, Boabdil," ſagte Laura mit größter Ruhe im Ton.

„Urtheile nicht voreilig; ich beſchwöre Dich!" fiel Abdallah haſtig ein. „Ich kenne die Meinungen, welche im Lande der Chriſten in Betreff der Ehre der Frauen walten. Dein Stamm gehört zu der Zahl der edelſten Deiner Heimath. Das Wappenſchild eines Fürſten würde durch Beifügung des Deinigen nicht verunehrt werden. Reiche mir Deine Hand, und Du ſollſt auf dem Throne von Granada ſitzen." —

„Seyd Ihr ſo gewiß Euch dereinſt auf ihm niederzulaſſen?" ſprach Laura mit Hohn.

„Ich bin es," erwiederte Boabdil, „wenn ich dieſen Sitz für Dich und mich vertheidige."

„Für eine Chriſtin?" ſagte die Dame im vorigen Tone.

„Ich fühle das Gewicht Deines Einwandes,“ entgegnete Boabdil; „mir iſt indeß auch bekannt, daß eine ſolche Verbindung zu einem Mittel werden könnte, die nähere Verbindung unſerer Nationen zu begründen, einen Krieg zu beendigen, der, wenn auch durch kurze Friedenspauſen unterbrochen, am Ende eines beider Völker vertilgen muß.“

„Und meint Ihr nicht,“ ſprach Laura Veraſtegui, indem ein düſteres Feuer in ihrem Auge brannte, „daß ein ſolches Ende ein wünſchenswertheres ſey, als ein ſo unnatürlicher Friede? — Doch laſſen wir das! Entſchließet Euch jetzt, Boabdil. Wollet Ihr mich zurückgeleiten laſſen?“ —

„Nimmermehr!“ rief Abdallah. „Selbſt wenn ich es wollte, könnte ich es nicht. Mein Vater würde es als Verrath betrachten.“

„So tödtet mich!“ ſprach Laura kalt. „Vorher aber gebt mir eine Stunde Friſt, mich mit meinem Gott zu verſöhnen.“

„Verflucht ſey der Stahl, der Deine Bruſt erreichte!“ rief Boabdil. „Erſt müßte man die meinige durchbohren.“

„So ſagt was Ihr thun wollt!“ ſprach Laura mit einer Kälte, als ob es ſich um irgend eines der gleichgültigſten Dinge handelte.

„Was ich thun will?“ rief Boabdil mit Feuer. „Ich will Dich nach einem meiner in den Alpuxarren gelegenen Schlöſſer führen. Dort ſollſt Du als unumſchränkte Gebieterin ſchalten. Ein Paradies will ich ſchaffen rings um Dich her. Diener will ich beſtellen, die auf jeden Deiner Winke achten werden. Haſt Du Freude an den Schönheiten der Natur? Die Orange ſoll blühen auf dem unwirthbarſten Felſen. Haſt Du Freude am Blinken des Goldes, an dem Gefunkel edler Steine? Iſabelle von Kaſtilien ſoll ſich nicht mit köſtlicherm Geſchmeide ſchmücken können, als Abdallah Dir zu geben im Stande iſt.“ —

Laura Veraſtequi hatte während Boabdils Rede den Jüngling mit dem ſchönen, dämoniſchen Auge unverwandt angeblickt. Ihre ſteinernen Züge hatten ſich auf einen Augenblick belebt, ein leichtes Roth hatte die blaſſen Wangen auf einen Moment überflogen. Eine Regung war ſichtbar, aber welche es ſey, würde ſelbſt der ſchärfſte Kennerblick nicht haben erforſchen können. —

Es entſtand eine kurze Pauſe, nach der die Spanierin mit der nämlichen eiſigen Ruhe wie früher zu ſprechen anhub.

„Fürſt Boabdil!“ ſagte ſie. „Das was Ihr mir bietet, iſt nach dem gewöhnlichen Maßſtabe, den die Leichtſinnigen meines Geſchlechts anlegen, allerdings hinreichend, Euch ein käufliches Herz zu gewinnen, indeß habt Ihr etwas dabei nicht in Betracht gezogen. Ich bin nicht leichtſinnig und nicht käuflich.“ —

„Möge Allah mir zürnen, wenn ich Dich mit ſo gemeinem Maaße meſſen wollte!“ rief der Jüngling feurig. „Mein Gedanke war, Dir eine Deiner würdige Zufluchtsſtätte zu bereiten, bis ich im Stande wäre, Dich als mein Weib im Triumphe durch das Thor der Alhambra zu führen.“

„So meint Ihr, daß der durch den Nebel der Zukunft ſchimmernde Glanz einer Krone der Preis ſey, um welchen ich mich Euch verkaufen würde?“ fragte Laura mit düſterm Hohne.

„Nenne einen andern, um welchen Du zu erringen biſt, und ich will kämpfen bis zum letzten Athemzuge.“ erwiederte Abdallah feurig.

„Für Euch giebt es keinen!" ſagte die Spanierin.

„Und bei Allah, dann auch für keinen Andern!" rief Boabdil mit aller Heftigkeit ſeiner Nation. „Es lebt Niemand, der Abdallah übertreffen würde, wenn es galt Dich zu gewinnen. Meinſt Du das Gegentheil, ſo nenne den Preis, um den Dein Herz und Deine Hand zu erwerben iſt, und Du ſollſt ſehen —"

„Für mein Herz giebt es keinen Preis!" ſprach die Spanierin mit Ruhe. „Ich liebte nur einmal, aber für immer."

„Ha! alſo darum? — darum" — rief Abdallah.

„Ich liebe einen Leichnam!" ſprach Laura mit eiſiger Kälte.

„Du wirſt den Dahingeſchiedenen vergeſſen!" ſagte Boabdil mit Feuer. „In den Armen neuer, junger Liebe wird das Andenken des blutigen Schattens aus Deiner Seele ſchwinden. Du wirſt glücklich ſeyn und beglücken."

„Meint Ihr?" ſprach Laura mit düſterm Lächeln.

„Gewiß! — Gewiß!" — rief der Jüngling, die Frage Laura's einem Eingehen in ſeine Meinung zuſchreibend. „Und, o Angebetete meiner Seele, laß mich dieſen Glücklichen ſeyn! Zeige mir einen Strahl von Hoffnung, und ich will Alles, Alles für Dich thun. Jeder Deiner Wünſche — —"

„Ich habe nur einen," ſagte Laura, während das düſtre Feuer ihres Auges heller aufzuglimmen ſchien.

„Nenne ihn! ich beſchwöre Dich!" rief Abdallah, mit Haſt Laura's Hand ergreifend.

„Wohlan!" ſagte die Spanierin, dicht an den Jüngling tretend, und ihn mit einem ganz eigenthümlichen Blick fixirend. „So vernehmt Abdallah! — Es iſt die Rache." — — —

Unwillkührlich ſchauderte der junge Mann zurück. Er ließ die Hand der Dame aus der ſeinigen ſinken und es entſtand eine augenblickliche Pauſe.

„Was iſt's, das Euch auffällt?" fragte Laura mit eiſiger Ruhe. „Glaubtet Ihr, die Wittwe Juan Beraſtegui's ſey blos gekommen, um ſich von dem Mörder ihres Gatten den Leichnam des Getödteten zu erbitten, und zum Danke für dieſe Gnade die mit dem Morde befleckte Hand zu küſſen? — Doch, Ihr habt nicht Unrecht! — Ich hätte mir dieſe Gunſt erbeten, aber nur" — hier zog ſie einen Dolch und verbarg ihn wieder in ihrem Buſen — „um mit dieſem Eiſen das Herz des Ungeheuers zu durchbohren."

„Iſt's möglich!" rief Boabdil ſchaudernd. „Du, mit dem Antlitz eines Engels, haſt das Herz —"

„Einer Tigerin? — Sprecht Eure Gedanken aus Abdallah!" unterbrach ihn mit ruhigem Lächeln die Dame. „Ja! warum ſollte ich es läugnen? Die Rache allein war es, die mich hierher trieb, und nur indem Ihr dieſe begünſtigt, könnt Ihr mich Euch verpflichten."

„Wie?" rief Boabdil. „Soll ich mit Dir vereint meinen Vater ermorden?"

„Wer fordert dies?" ſagte die Spanierin mit Ruhe. „Ich denke nicht mehr an den Tod Muley Haſſans. Ich habe dieſem Gedanken entſagt."

„Was alſo iſt es ſonſt?" verſetzte Boabdil.

„Hattet Ihr nicht Brüder?" fragte Laura.

„Ich hatte!" antwortete Abdallah ſchmerzlich. „Sie ſind Alle dahin. Mein Vater ließ ſie hinrichten. Er fürchtete für ſeinen Thron."

„Und Euch allein verſchonte er?" ſagte Laura mit ſtechendem Blicke. „Liebte er Euch ſo ſehr, oder war er ſo innig von Eurer Liebe überzeugt?“

„Das nicht!“ entgegnete trüb Abdallah. „O, ich liebte ihn kindlich! Ich liebte ihn, ſo wie nur je ein Sohn ſeinen Vater geliebt; dennoch konnte ich ihn nie davon überzeugen.“

„Und dennoch verſchonte er Euch?“ ſprach die Vorige. „Könnt Ihr vielleicht den Grund mir ſagen?“

„Er meinte — er glaubte —“ ſagte verwirrt Abdallah.

„Daß Ihr ein Schwächling wäret!“ ſprach Laura ruhig. „Er hielt Euch für zu feig, um etwas von Euch zu fürchten zu haben. Von dieſer Seite wenigſtens betrachtet es ganz Caſtilien.“

„Verläumdung! Schändliche Verläumdung!“ rief hitzig der Jüngling.

„Beweiſ't, daß es eine ſolche ſey, rächet mich, und erwerbt Euch dadurch ein Recht, auf — meine Dankbarkeit!“ ſprach Laura raſch.

Ueberraſcht, doch keines Wortes mächtig, ſah Boabdil die Dame an.

„Ihr wollt nicht!“ rief Laura heftig, indem ſie den Jüngling mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck des Auges fixirte. „Wohlan! bekennt, daß der Spanier Recht hat, wenn er behauptet, daß Muley Haſſan Euch verachte, und daß Ihr nichts ſeyd, als ein Feiger.“ —

„Soll ich meinen Vater, meinen König erdolchen?“ rief Boabdil.

„Abſcheulich!“ entgegnete Laura. „Wer möchte das von Dir verlangen!“ —

„Was ſoll ich alſo thun?“ erwiederte in großer Bewegung der Jüngling. „Gieße ſie aus, die Schale voll Gift, aber laß mich nicht um jeden Tropfen bitten.“

„Du ſollſt nichts thun, als was jeder Mann voll Muth längſt gethan haben würde!“ erwiederte Jene.

„Alſo auch Du hältſt mich für feig?“ rief Boabdil heftig.

„Ich nicht! aber ich bin die Einzige;“ erwiederte die Dame, nachdem ſie den Jüngling längere Zeit ſchweigend angeblickt.

„So ſprich, was geſchehen ſoll, und ich will

Dich als meinen Schutzgeiſt betrachten!“ rief der Jüngling.

„Du hätteſt Unrecht, wenn Du es thäteſt, Boabdil!“ ſprach Laura und ihr Anſehn ward noch geiſterhafter als gewöhnlich. „Ich kann Dein Schutzgeiſt nicht ſeyn. — Der Dämon der Rache war noch nie der Engel eines lebenden Weſens. — Ich will mich nicht beſſer zeigen, als ich bin; darum prüfe den Inhalt meiner Worte und entſcheide ſodann nach Deiner Ueberzeugung.“ — —

„Ihr wißt, Boabdil,“ fuhr Laura nach einer Pauſe fort, „daß Muley Haſſan ſeit längerer Zeit der Krone Kaſtilien den Tribut verweigert. Seit Juan de Vera, der Abgeſandte Ferdinands, mit der ſchnöden Antwort Eures Vaters: „daß die Münze von Granada nur noch Säbel und Lanzen prage,“ nach Sevilla zurückkam, bereitet Kaſtilien Krieg. Granada kann nicht dem vereinten Angriff Spaniens widerſtehen. Siegt Ferdinand, ſo werdet Ihr über die Sierra Nevada, ja, vielleicht bis an das Meer getrieben.“

„Ich habe immer die Unbeſonnenheit der Gomezen und Zegris getadelt, welche Muley Haſſan zu dieſem Schritte angetrieben haben!" ſprach Boabdil nach einigem Nachdenken.

„Ferdinand weiß es!" ſprach Laura raſch. „Erſt neulich ſagte der Graf von Sotomayor: er habe den König äußern hören, daß, wenn Ihr auf dem Throne von Granada ſäßet, ein Krieg zu vermeiden, und dagegen ein wackerer Bundesgenoſſe zu gewinnen ſeyn dürfte."

„Sagte das der König der Chriſten?" ſprach ſichtlich geſchmeichelt Boabdil.

„Gewiß!" erwiederte Laura. „Welche Gründe ſollte der Graf gehabt haben, eine Unwahrheit zu behaupten?"

„Und was iſt Deine Meinung, daß ich thun ſoll?" fragte Boabdil raſch.

„Sichert Euch den Thron, erwerbt Euch Ferdinands und Iſabellens mächtige Freundſchaft, und — rächt mich!" entgegnete die Spanierin.

„Wie aber ſoll ich" — ſprach zögernd Boabdil.

„Reißt Muley Haſſans Zeichen von den Thürmen dieſer Veſte, pflanzt Eure Zeichen auf und erklärt Euch zum Könige von Granada!"

„Empörung?" ſagte Abdallah mit leiſer Stimme.

„Niemand wird es ſo nennen!“ entgegnete die Spanierin. „Das Volk von Granada haßt ſeinen Herrſcher, und es weiß, daß das Beil des Henkers von jeher über Eurem Nacken ſchwebte.“

„Muley Haſſan iſt tapfer!“ ſprach Boabdil. „El Zagal, die Zegris, die Gomeren ſind auf ſeiner Seite.“

„Aber nicht der mächtige Stamm der Abencerragen, nicht die Maſſe des Volks!“ fiel die Dame ein.

„Die Alhambra iſt feſt, ſtark die Mauern von Granada; Muley Haſſan wird ſie tapfer vertheidigen;“ ſagte kopfſchüttelnd Boabdil.

„Er wird es nicht vermögen!“ erwiederte Laura. „Erklärt Euch zum Emir al Mumenin (Fürſt der Gläubigen), ſagt, daß Muley Haſſan durch die ſchnöde Behandlung des Geſandten von Kaſtilien, das Reich an den Rand des Untergangs gebracht, daß Ferdinand zur Rache heranziehe, daß man dieſer zuvorkommen könne, daß er Euer Bundesgenoſſe ſey —“

„Ueber Letzteres würde man Beweiſe fordern!“ ſprach Boabdil.

„Ruft mich zur Zeugin!“ rief Laura mit ſtarker Stimme. „Ich werde erklären, daß mein Gatte, unter dem Vorwande der Befreiung ſeines Neffen mit einem Auftrage Ferdinands an Euch geſendet, und von dem argwöhniſchen Kaliphen deshalb ermordet worden. Sitzt Ihr auf dem Thron, ſchließt Ihr ein Bündniß mit Ferdinand, wird Niemand mich Lügen ſtrafen.“

„Du berechneſt nicht die Tapferkeit, nicht die Macht Muley Haſſans!“ ſagte Boabdil, nachdem er ſchweigend einige Mal im Saale auf und ab gegangen war. „Sein Anhang iſt furchtbar. Die Gomeren und die Zegris ſind ihm ergeben auf Tod und Leben.“

„Und dennoch wirſt Du ihn leicht beſiegen, wenn Du ein Mann biſt!“ rief Laura heftig. „Das Schrecken muß vor Dir hergehn. Es wird dies um ſo ſicherer der Fall ſeyn, je weniger Muley Haſſan Dich einer kühnen That fähig gehalten. Er wird glauben, daß Du allein nach den Anordnungen Ferdinands handelſt, und daß ein kaſtiliſches Heer zu Deinem Gebote ſtehe. Niemand von dem Stamme der Gomeren oder der Zegris, der bewaffnet in Deine

Hand fällt, darf lebend nach Granada zurückkehren. Alle Veſten dieſer Stämme müſſen dem Boden gleich gemacht werden. Du mußt die Abencerragen um Dich verſammeln, mußt ſie mit dem Raube ihrer Gegner überſchütten. Muley Haſſan mußt Du für vogelfrei erklären, einen Preis ſetzen auf ſein Haupt —"

„Auf das Haupt meines Vaters?" rief Boabdil erſchreckt — „Nimmermehr!" —

„So trage das eigene zum Blocke, Feigling!" rief Laura, und ihr dunkles Auge ſchoß Blitze aus dem bleichen Geſicht. „Trage es zum Blocke, Unglücklicher! — Schon iſt es dem Henker verfallen, denn vor einer Stunde iſt der Stumme entflohen, den Muley Haſſan mit Dir hergeſendet, um mich zu ermorden. Schon, daß Du in Ausführung ſeines Befehls geſchwankt, wird er Dir nimmer vergeben."

„Wahr! — Wahr!" — ſprach Boabdil vor ſich hin. „So oder ſo; ich bin auf jede Weiſe verloren."

„Niemals iſt es der Kühne!" ſagte Laura auf's Neue in den Jüngling dringend. „Befolge meinen

Rath und erkämpfe die Krone von Granada. Streite um Herrſchaft und Leben.“

„Beides,“ ſagte Abdallah nach einer Pauſe, nachdem er lange die Dame mit einem beſondern Ausdruck angeblickt. „Beides hat nur wenigen Werth für mich! — Für dieſe Güter zu ſtreiten, habe ich nicht Muth! — Ein Anderes aber giebt es; ſage dies mir zu und ich will Deinen Rath befolgen.“

„Nenne es!“ erwiederte die Spanierin, ihn ruhig fixirend.

„Es iſt Dein Herz und Deine Hand!“ rief der Jüngling mit Feuer. „Verſprich mir mein zu ſeyn, und Du ſollſt mich kämpfen ſehen, mit dem Muthe des Löwen.“

„Ich will Dich nicht in den Kreis meiner Opfer ziehen, Abdallah!“ ſagte die Dame mit einigem Nachdenken, und indem ein Strahl voll Milde, aber nur auf einen Augenblick, gleichwie ein Sonnenblick an einem düſtern Wintertage, durch ihre kalten unbelebten Züge zu blitzen ſchien.

Boabdil glaubte in den Worten der Spanierin eine andere, ſeinen Wünſchen günſtigere Deutung zu finden.

„Glaubſt Du, ich könnte ſchwanken in einer Unternehmung, in der Du der Preis biſt?“ rief enthuſiaſtiſch der Jüngling. „Laß kommen, was da komme, laß mich in einem ſolchen Kampfe untergehen, laß mein Haupt von dem Blocke des Henkers unter dem Thore des Thurmes der Gerechtigkeit hinrollen, und dann entſcheide aus den Zügen des blutigen Hauptes, ob ein Gedanke der Zagheit oder elender Reue meinen letzten Augenblick befleckte. — Sprich!“ ſetzte er hinzu, „ſprich, daß Du mich lieben, daß Du mein Weib werden willſt und ich willige in Alles.“

„Meine Liebe ruht im Grabe!“ entgegnete Laura; „ohne Liebe aber verſagt nur ein käufliches Weſen ſeine Hand.“

„Du wirſt, Du mußt mich lieben lernen!“ rief feurig der junge Araberfürſt. „Wie? dieß brennende Auge, es ſollte nicht Liebe blicken können? dieſe kleine Hand, ſie ſollte kalt bleiben in der Hand eines Mannes? — Sprich ein Wort, Du Angebetete,“ ſetzte Abdallah ſchwärmeriſch hinzu,

„ein einziges kleines Wort, nur eine Sylbe von Hoffnung, laß mich glauben, daß einſt eine Zeit kommen werde, wo Du mein ſeyn willſt, und ich führe Dich durch tauſend Feinde, durch Ströme von Blut, über Hauſen von Leichen Deiner und meiner Feinde, im Triumphe nach Granada.“

Die Züge der Spanierin, bisher ſo kalt, ſo ſteinern, ſchienen ſich bei Boabdils letzten Worten auffallend zu beleben; bald aber kehrte die vorige Ruhe in das Geſicht der Dame zurück.

„Und was hälfe es Euch, Abdallah, wenn ich dies Wort ausſpräche?“ ſagte ſie endlich mit gleichmüthigem Tone. „Ich weiß, ich bin überzeugt, daß ich nimmer zum zweitenmale lieben werde. Welchen Werth aber hätte der Beſitz eines Weibes ohne Liebe? — Nur den meiner Perſon, nicht den der letztern könnte ich Euch hoffen laſſen. Würdet Ihr aber einen ſolchen unter dieſer Bedingung annehmen wollen?“ — —

„Ja! beim höchſten Gott!“ rief Boabdil nach augenblicklicher Beſinnung mit dem Ausdruck höchſter Schwärmerei. — „Ja! auch unter dieſer, unter jeder Bedingung! — Ich weiß, ich fühle es, ich kann ohne Dich nicht leben! Sey gleichgültig gegen mich, zürne mir, haſſe mich, aber — ſey mein.“ — — —

„Wollt Ihr mir,“ ſagte Laura im ruhigſten Tone und ohne durch eine Miene zu verrathen, was in ihrem Innern vorging, „wollt Ihr mir die Friſt zweier Jahre als Zeit vergönnen, meinen Gatten zu betrauern?“

„Du forderſt eine Ewigkeit, aber — ich will!“ erwiederte Boabdil ſchmerzlich.

„Wollt Ihr mir ſchwören, Euch nie mit Muley Haſſan, mit dem Stamme der Zegris, mit dem Gomeren auszuſöhnen?“

„Ich ſchwöre es bei dem Haupte des Propheten, deſſen Andenken geſegnet ſey!“ entgegnete Boabdil. — „Muley Haſſan hat nie als Vater an mir gehandelt — er warf meine Mutter als Gefangene in einen Thurm — die Zegris und Gomeren ſannen von je auf mein Verderben. — Ich denke an Ferdinand einen Freund und Bundesgenoſſen zu finden, und Du ſollſt die Vermittlerin ſeyn. — Sind dies Deine Bedingungen alle?“ —

„Sie ſind es!“ erwiederte die Dame kalt.

„In zwei Jahren alſo biſt Du die Meine?" rief Boabdil entzückt. „Du wirſt dann ganz mein ſeyn! Dein Herz, dieſe Reize Deiner Perſon" —

„Nur von der letztern habe ich geſprochen!" ſprach Laura mit einem Ausdrucke ihrer Züge, der an das furchtbar ſchöne Antlitz des Hauptes einer der Erinnyen hätte mahnen können. — Mit Bedeutung hob ſie den Zeigefinger der ſchneeweißen Hand langſam empor. Wie ein mahnender Geiſt ſtand ſie dem Jünglinge gegenüber, indem ſie ihn mit dem ſchönen geſpenſtiſchen Auge ſtarr anblickte. — „Vergeßt es nicht, Boabdil!" ſagte ſie endlich mit tief tönender Stimme. „Nicht von meinem Herzen von meinen Gefühlen, nicht von etwas Geiſtigem habe ich geſprochen. Von nichts als dieſer ſterblichen Hülle, dieſem Häuflein Staubes, von dieſem elenden Leibe, war die Rede, und dieſer ſoll nach zwei Jahren Euer ſeyn, wenn — Ihr mich rächet." — — —

„Bei Allah, ſo ſey es!" rief der Jüngling feurig, indem er Laura's Hand ergriff. „Wir ſind einig, komme auch, was da wolle, Tod oder Verderben!" — —

„Beides wird kommen!„ ſprach die Spanierin mit grauenhaftem Lächeln, und ruhig ihre Hand in der des Jünglings laſſend. „Beides wird kommen — aber erſt das Verderben, und dann der Tod.“

Still ging Laura Veraſtegui, von Boabdil geführt, aus der weiten Halle.

So ſehr in früherer Zeit Muley Haſſan von ſeinem Volke, wenn auch niemals geliebt, doch geachtet worden war, ſo hatten ſich doch die Geſinnungen des letztern, ſeit dem unbeſonnenen Friedensbruch, der mit dem Angriff auf Zahara begann, geändert. Wie aber die Einwohner von Alhama durch das Racheſchwert der Chriſten gefallen waren, wie Muley Haſſan bei dem Verſuche, die Stadt wieder zu erobern, mehrere Tauſende der Glaubigen nutzlos aufgeopfert hatte, da verkehrte ſich die Achtung des Volkes in den bitterſten Haß. Viele Mauren, zurückgedrängt aus den Beſitzungen, die bereits in die Hände der Chriſten gefallen waren, und die ſich nach Granada, dieſer letzten

Zufluchtsſtätte geflüchtet hatten, ſchrien laut auf vor Wuth bei dem Gedanken, daß auch hier ihnen der Krieg folgen ſolle. Haufenweiſe ſammelten ſie ſich vor dem Thore der Alhambra, und Muley Haſſan, endlich des Zudranges müde, beſchloß, ſich nach einem Landſitze in der Nähe Granada's, Alexares genannt, zu begeben. —

An dem Tage, an welchem der Kaliph dieſen Vorſatz in Ausführung zu bringen gedachte, war ſeit Sonnenaufgang eine dumpfe Bewegung unter dem Volke bemerkt worden. Zu Tauſenden hatte es ſich auf dem Platze der Vivarrambla verſammelt, und man ſah in deſſen Mitte mehrere junge mauriſche Ritter aus dem Stamme der Abencerragen, die geſchäftig hin und her gingen, hier einem Manne aus dem Pöbel die Hand drückten, dort einen Greis nach einigen leis geflüſterten Worten, auf die Schultern küßten, überhaupt aber durch ſtolzes geheimnißvolles Lächeln eine innere Freude kund gaben. — Eben that das Thor des Thurmes der Gerechtigkeit ſich auf, und langſam zog ein Geſchwader Reiter, größtentheils aus den Stammen der Zegris und Gomeren, nach der Stadt durch die Ulmenallee herab.

In der Mitte des Zuges ritt Muley Haſſan mit finſterer Miene, und er ſchien es kaum zu bemerken, daß Niemand aus dem Volke ſich, wie ſonſt, bei ſeinem Anblick auf die Erde warf, ja daß ſelbſt Einige es wagten, aufrecht ſtehend, und ohne die Hände über die Bruſt zu kreuzen, ihm mürriſch ins Auge zu blicken. So war der Kaliph mit ſeiner Eskorte auf der Bivarrambla angekommen. —

Hier aber fand er ein wildes Gedränge. Umſonſt rief ein vorausreitender Herold: „Platz dem Kaliphen, den Gott erhalte! Platz dem Fürſten der Gläubigen!“ — Das Gedränge ward dichter nur und dichter. Die Maſſen ſtrömten indeß immer zahlreicher auf den Platz. Man hörte zuerſt ein leiſes Murren in dem Gewimmel, dann ein lautes Stöhnen, endlich hier und dort wildes Geſchrei.

„Was will das Volk?“ rief jetzt Muley Haſſan, jedoch mit größerer Mäßigung, als man ſonſt bei ihm zu finden gewohnt war. — „Warum ſtellt Ihr Euch mir in den Weg? — Was iſt Euer Begehren?“

War es die ungewohnte Mäßigung des Fürſten, war es ein leichter Zug von Angſt, der durch ſeine ſonſt ſo kühnen Züge glitt, was die Umſtehenden immer dreiſter machte, genug, auf einmal drang ein alter wildblickender Maure aus dem Menſchenknauel, und wüthend griff er nach dem Zügel des Pferdes Muley Haſſans.

„Verflucht ſey der Tag,“ ſchrie er, „wo die Flamme des Krieges durch Dich in unſerm Lande angefacht ward! Möge der heilige Prophet ein Zeugniß ablegen vor Allah, daß wir und unſere Kinder unſchuldig ſind an dem Treubruch gegen die Chriſten! Auf Deinem Haupte ruhe bis ans Ende der Welt die Sünde der Verheerung Zaharas!“ — —

Muley Haſſan blieb ziemlich ruhig mitten in dieſem Sturme.

„Ismail Abendarrez!“ ſagte er zu einem jungen Zegri, der dicht hinter ihm ritt; „verhafte den unſinnigen Schreier.“ —

„Die Hand des Zegri möge verdorren, ehe ſie dieſen Alten berührt!“ rief jetzt eine Stimme in dem Haufen der Umſtehenden, und der Abencerrage Aben Canirer, ein Maure von ritterlichem Anſehn, trat hervor und ſtellte ſich dicht vor den Greis.

„Was?“ rief zornig Muley Haſſan. „Du verhöhnſt den Befehl des Kaliphen? Der Elende wagte mich zu beſchimpfen!"

„Er hat die Wahrheit geſagt!" entgegnete heftig der Abencerrage.

„Verhaftet Beide! es ſind Empörer," ſprach jetzt der Fürſt vor Wuth zitternd, indem er ſich an ſeine Begleiter wendete.

„Wagt es, elende Zegris! wagt es, Ihr Hunde vom Atlasgebirge!" rief der Abencerrage, als die Eskorte des Fürſten auf ihn eindrang. — „Zu mir, meine Brüder!" ſetzte er, ſein Schwert ziehend, hinzu. „Zu mir, Ihr Söhne des Sattels!" — —

Eine ungeheure Bewegung entſtand jetzt von allen Seiten. Die Abencerragen drängten ſich durch das Volksgetümmel dahin, wo der Hülferuf ihres Stammgenoſſen ertönte.

„Darauf alſo habt Ihr es abgeſehen, elende Verräther!" ſchrie jetzt Muley Haſſan ſchäumend. „Empörung alſo iſt Eure Meinung! — Wohlan, meine Treuen! Ihr, meine Gomeren, ſteht mir bei, im Namen des Propheten! — Auf, tapfere Zegris! Bewährt Euren Namen, Ihr Söhne des Sieges!" — —

Schon blitzten die Säbel von beiden Seiten, donnernd ertönte der mahomedaniſche Kriegsruf: „Allah! Aaah!“ herüber und hinüber, eben ſollte das Gemetzel beginnen, da machte ſich ein erhitzter Reiter, deſſen dampfender Schimmel deutliche Blutſpuren an den Flanken trug, mit Lanzenſtößen Platz durch das Gedränge.

„Rette Dich, Fürſt der Gläubigen!“ ſchrie er Muley Haſſan zu. „Abdallah el Zogoybi hat ſich empört. Sechs feſte Schlöſſer ſind in ſeine Hand gefallen! Alle Zegris ſind niedergehauen worden! Ein Chriſtenweib, das ſich eine Abgeſandte Ferdinands nennt, befindet ſich bei ihm. Sie ziehen heran! In jedem Augenblick können ſie hier ſeyn!“ — —

„Laß ſie kommen!“ knirſchte Muley wüthend; „laß ſie kommen, die Elenden!“ —

„Der Kampf iſt ungleich, Fürſt der Gläubigen!“ raunte ihm der greiſe Ali Atar zu. „Laß uns nach Alcares ziehen, dort werden wir das Weitere überlegen.“

„Platz elende Meuter! Platz Geſindel!“ rief der

Fürſt, nach einer Minute Nachdenkens, mit gebietender Stimme.

War es die noch nicht gänzlich abgelegte Scheu vor ſeiner Perſon, war es die ſich weiter verbreitende Neuigkeit von Boabdils Empörung, das Volk machte Platz. Muley mit ſeiner Begleitung entfernte ſich, und nur hier und da ertönte ihm ein: „Heil Abdallah, dem Fürſten der Gläubigen!“ aus der Ferne nach. — — —

Den Tod im Herzen ſprengte der alte Monarch mit ſeinen Begleitern nach Baza, wo er mit großer Unterwerfung aufgenommen wurde.

„Allah akbar! Gott iſt groß!“ rief er, als er dort einzog. „Vergebens kämpfſt Du gegen das, was geſchrieben ſteht im Buche des Schickſals. Es war vorausbeſtimmt, mein Sohn ſolle auf dem Throne ſitzen. Allah verhüte das Uebrige der Verheißung.“ — —

Bei alle dem war Muley Haſſan nicht der Mann, der ſeinem Throne ohne Kampf entſagte. Von dem Tage ſeiner Ankunft zu Baza begann der Anfang jener innern Fehden, die Granada's Fall beſchleunigten. Die ganze Bevölkerung trennte ſich in zwei Partheien, die, vom Vater und Sohn angeführt, ſich mehrere blutige Treffen lieferten. Die Zegris, die Gomeren und mit den letztern alle arabiſchen Stämme, die ihre Heimath jenſeits des Meeres hatten, blieben dem alten Fürſten treu, und die Stadt Malaga war der Hauptpunkt des von ihnen beſetzt gehaltenen Bezirks. Auf der Seite des Sohnes waren faſt alle europäiſchen Mauren, vorzüglich die Alabezer und Baneger; vor Allem das mächtige Geſchlecht der Abencerragen. Zwei Stämme, die Gazuln und Almohaden blieben dem unnatürlichen Kampfe fern, doch erklärten ſie, daß ſie Abdallah als König anerkennen, und gälte es, gegen die Chriſten zu kämpfen, unter ſeinem Banner ſtreiten würden. An ihrer Spitze ſtand der alte eisgraue Alcayde Ali Atar, bei den Spaniern unter dem Namen Alatar bekannt.

„Allah behüte uns vor einem ſo unnatürlichen Kriege!“ ſagte er, als der Oberalgazil der Abencerragen, Abencarrach, ihn einlud, mit Boabdil gegen Muley Haſſan zu ziehen; „aber laß dieſe aufgeputzten Ritter aus Sevilla herankommen, und mit Allah's Hülfe will ich ihnen einen Stoß verſetzen.“ —

Die fanatiſche Politik Ferdinands und Iſabellens ließ den alten Araberhäuptling nicht lange in dem Falle, ſein Wort ungelöſ't zu laſſen. Anſtatt, wie Boabdil gehofft, ein Bündniß mit dem jungen Beherrſcher von Granada einzugehen, griffen die Chriſten bald den Vater, bald den Sohn, bald Beide zugleich an, und es folgten nun einzelne Gefechte, Einfälle und Belagerungen, zuweilen jedoch von Waffenſtillſtänden unterbrochen, wobei bald dieſer bald jene der kämpfenden Partheien dem Untergange nahe war, welche Vorgänge indeß näher zu beſchreiben außer dem Bereiche dieſer Erzählung liegen würde, und den Leſer ermüden müßte.

Die Art und Weiſe, nach welcher Boabdil bei allen dieſen ſo verſchiedenartigen Vorgängen verfuhr, ging indeſſen weder aus ſeinem Charakter, noch aus den Einſichten ſeiner mauriſchen Umgebungen allein hervor, ſondern es leitete ihn dabei ein Genius, deſſen Einflüſterungen ihn bald auf den Gipfel des Erfolges, bald an den Rand des Verderbens brachten.

„Glücklich ſind die Fürſten“ — ſagt ein alter ſpaniſcher Schriftſteller, deſſen Ausſpruch indeß in unſern Tagen wohl nur Wenige unterſchreiben dürften — „glücklich ſind die Fürſten, welche Weiber und Prieſter haben, ihnen zu rathen, denn in ihnen wohnt der Geiſt der Weisheit!“

„Und“ — ſpricht derſelbe weiter — „was können Weiber oder Prieſter nicht vollbringen, wenn ſie einen feſten Vorſatz gefaßt haben!“ — Eine Wahrheit, die vielleicht weniger beſtritten werden würde.

Ein ſolcher Rathgeber aber ſtand Boabdil zu ſeinem Glück oder Unglück ſtets zur Seite. Es war Niemand anders als Laura Beraſtegui. — —

Obwohl dieſelbe an dem Tage der Vertreibung Muley Haſſan's öffentlich ihren Einzug in Granada gehalten, und dort ſich als von Ferdinand und Iſabellen abgeſandt kundgegeben hatte, ſo war ſie doch Tages darauf faſt ſpurlos verſchwunden. Nur Wenige behaupteten geſehen zu haben, daß die fremde Chriſtin in der Mitternachtsſtunde jenes Tages, in der Mitte eines Truppes bewaffneter Abencerragen und nur von einem chriſtlichen Knappen begleitet — der, wie ſie hinzuſetzten, ein mit einer langen ſchweren Kiſte beladenes Maulthier am Zügel geführt — aus dem Thore der Alhambra gezogen ſey, und ihren Weg nach der Gegend der Alpuxarren genommen habe. Die Chriſtin — ſo ſetzte man hinzu — befinde ſich dort in der altersgrauen, durch blutige Sagen berüchtigten Veſte Alcazar al Minar. —

War es die einſame, gänzlich abgeſchiedene Lage der eben genannten Burg, war es die ſchauerliche Umgebung derſelben, genug die mauriſche Bevölkerung Granada's — ſo wie heute noch die chriſtliche — liebte es, jenes Schloß mit allerhand geheimnißvollen Begebenheiten in Zuſammenhang zu bringen. Wirklich hätte man auch für letztere keinen beſſern Schauplatz wählen können. An den beiden Ufern eines Bergſtroms, mitten im unwegſamſten Gebirge, lagen zwei ungeheure Felſen, die gleichſam den engen Thalſchlund verrammelten. Auf der Spitze jener Felſen, die wie die Thürme einer Moſchee — daher der Name der Burg — in die Lüfte ragten, erhoben ſich zwei furchtbare Feſten, die durch Thürme von großer Höhe und Dicke um ſo mächtiger erſchienen, und durch eine, doch über dem Abgrunde quer über den Fluß weglaufende Brücke verbunden, nur ein Ganzes ausmachten. Die Höhe beider zackigen Bergkegel war ſo bedeutend, daß man behauptete, die Burg ſei über den Flug der Vögel, über den Zug der Wolken hinausgelegen. Beide Befeſtigungen hatten nur ein gemeinſames Thor — denn einer der beiden Felſen war ohne Zugang, da er ſenkrecht aus dem Abgrunde heraufragte — und der Weg zu jenem Thore ging, auf in die Felſen gehauenen Stufen, ſo ſteil, daß er an manchen Orten einer unregelmäßigen, halb zerſtörten Treppe glich. [illegible] nicht blos das Aufſteigen, ſondern ſelbſt die Annäherung zu dieſer Feſte war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Oft ging der Pfad an dem Rande einer Barranka, eines tiefen Felſenthales hin, wo in dem jähen Abgrunde, unter Felſen und Steinen, die die Herbſtgewäſſer ausgewaſchen hatten, ein Giesbach rieſelte, oft führte er über Berghöhen, über Abhänge, wo kaum die flüchtige Berggeis fußen, und einen Ausweg zur Flucht finden konnte, oft war er nur eine ſogenannte Rambla, das trockene Bett eines Fluſſes, welches tief und im

Zickzack in den Fuß der Berge eingeriſſen, mit Felsblöcken und Gerölle erfüllt war. Häufig war der Weg von Klippen überhangen, die, in jener Zeit der Maurenkriege, gelegene Punkte für einen Angriff aus dem Hinterhalte abgaben, und die in unſern Tagen den Räubern dienen, dem unglücklichen Wanderer, der in jene Oeden ſich verirrt, ohne eigene Gefahr aufzulauern.

In dieſer ſchauerlichen Einſamkeit lebte ſeit dem Tage von Boabdils Thronbeſteigung Laura Veraſegui. — Trotz allen Bitten des jungen Fürſten, welcher ihr die ſchönſten Gemächer der Alhambra einräumen, oder wenn ſie es vorzöge, das herrliche Luſtſchloß Generalife zur Wohnung verrichten laſſen wollte, beſtand ſie darauf, einen abgelegenen Wohnſitz im Alpuxarrengebirge zu beziehen. Als Boabdil ihr alle Schlöſſer, die in jener Gegend gelegen waren, aufzählte, und ihr die Lage und Eigenthümlichkeiten eines jeden beſchrieb, erklärte ſie ſogleich, daß von allen den genannten keines ſo, wie Alcazar al Minar ihren Wünſchen angemeſſen ſey, da Schloß und Umgebung am beſten mit der Stimmung ihres Gemüthes, ihrer Lage und der Veranlaſſung ihres Dortbefindens übereinſtimme. So ungern auch Boabdil den Wünſchen der Dame nachgab, da jeder Augenblick, den er nicht in ihrer Nähe zubringen konnte, ihm verloren ſchien, ſo beruhigte ihn endlich doch der Gedanke, daß es ja in ſeiner Macht ſtände, die Geliebte ſeines Herzens faſt täglich zu ſehen, da die Burg, welche ſie barg, in dem Gebirgszuge ſich befand, der ſich am weiteſten in die Vega von Granada erſtreckte, und mithin der ſchnelle Lauf von Station zu Station aufgeſtellter Renner, ihn in wenigen Stunden bis an den Fuß der rauhen Bergkette tragen konnte. Es exiſtirte aber noch ein zweiter Grund, vermöge welchem Abdallah die von Lauren getroffene Wahl — da ſie ſich einmal nicht bewegen ließ, in Granada zu verweilen — vor jeder andern billigte, ja welcher ihn einigermaßen über die Entfernung von der Heißgeliebten zu tröſten im Stande war. Ein, theils in der ſklaviſchen Erziehung Boabdils, theils in dem allgemeinen Charakter ſeines Volkes und deſſen Geſittung liegender Grundzug der Gemüthsrichtung des jungen Fürſten, war ein tiefeingeniſteter, niemals ſich beruhigender Argwohn gegen jedes menſchliche Weſen ſeiner Umgebung. Zwar liebte er Lauren mit der glühendſten Leidenſchaft, zwar kannte er die Unzugänglichkeit, die ſchroffe Kälte — ſo deutete er wenigſtens die düſtre, geiſterhafte Ruhe ihres Weſens — welche dieſes Weib, von allen denen, die er bis dahin gekannt, ausgezeichnete, aber der Orientale iſt nun einmal nicht gewohnt, ohne Eiferſucht zu lieben, und nimmer hatte ſich Boabdil entſchließen können, ein Weib, das nach einiger Zeit die Seine werden ſollte, und das kein Hehl daraus machte, daß es für ihn ſo wenig, wie für einen andern Mann empfinde, entfernt von ihm, und Männerblicken ausgeſetzt zu laſſen, welche, wie er meinte, am Ende dennoch die Eisrinde, die das Herz der Dame umgab, zu ſchmelzen im Stande wären. Sobald alſo Laura eine feſte Wahl ihres Aufenthalts getroffen hatte, eilte er, mit aller Erfindung, deren die Liebe fähig iſt, die bis dahin halb verödeten Gemächer der alten Burg aufs feſtlichſte auszuſchmücken, er erſtaunte indeß nicht wenig, als die Dame erklärte, daß gerade der Zuſtand, in welchem ſie die Gemächer, die ſie bewohnen ſolle, angetroffen habe, ihr am meiſten zuſage, und daß, was er auch als Herr der Feſte mit den alten Hallen vorzunehmen gedenke, ſie darauf beſtehen müſſe, das einzige Zimmer, in dem ſie ihren beſtändigen Aufenthalt zu nehmen gedenke, ſo wie ein daran ſtoßendes Kabinet ganz nach ihrem eigenen Geſchmacke einzurichten.

Nur ungern willigte Abdallah darein. Er würde am liebſten die altersgrauen Hallen mit Sammt und Seide bekleidet, den dunkeln Eſtrich des Bodens, nach der Sitte ſeines Volkes, mit vielfach geſchnörkelten Marmorplatten belegt haben; dennoch fügte er ſich endlich dem feſten Willen der Dame, doch mußte ſie ihm zuſagen, daß es ihm erlaubt ſeyn ſolle, ſie ſo oft er wolle, ſelbſt täglich, wenn es ſeyn könne, zu ſehen. Wirklich war dies Letztere auch der Fall, und faſt jeden Tag trugen feurige arabiſche Renner den Fürſten nach dem abgelegenen Aufenthalte der Geliebten. So kalt Laura dann die glühenden Liebeserklärungen des jungen Fürſten anhörte, ſo ſichtlich ſie bei dieſen Zuſammenkünften jedes Geſpräch, das ſie ſelbſt oder ihre Zukunft betraf, zuvermeiden ſuchte, ſo eifrig nahm ſie Theil, an allen Geſprächen über die Begebenheiten des

Tages, und Abdallah verſicherte mehrmals, daß er die Erfolge, die ſein Schwert in dem Bürgerkriege gegen Muley Haſſan oder ſeinen Oheim el Zagal errang, größtentheils den Rathſchlägen Laura's zu verdanken habe. Weniger aber bewährten ſich letztere, ſobald Boabdil ſie auf den Grenzkrieg, gegen die Spanier in Anwendung brachte. Hier ward er faſt jedesmal geſchlagen. Der tapfere Ponce de Leon, Marquis von Kadir, der unerſchrockene Fernandez Puerto Carrero, der weiſe Graf von Tendilla, Don Lopez de Mendoza, ſämmtlich berühmte Feldherren jener Zeit, nahmen dem Könige eine Grenzfeſte nach der andern ab, und zwangen ihn endlich nach dem Gefechte von Lucena, Ferdinand und Iſabellen den Lehnseid zu leiſten, und ihnen Geißeln zu überliefern, wenn er das Reich Granada behalten wollte. —

„Unglücklicher Tag wo ich geboren ward!“ rief Boabdil, als er zu jener Zeit das erſte Mal wieder in Laurens Gemach trat. „Mit Recht ward ich el Zegorbi, der Unglückliche genannt, denn Leid ward über mich gehäuft vom Vater her, und Leid vererb' ich meinen Nachkommen!“ —

Vermöge des dem Orientalen eigenen Argwohns hatte Boabdil, da er einſah, daß Laurens Stolz keine nähere Aufſicht, die nur von fern einer Bewachung ähnlich wäre, ertragen würde, dafür geſorgt daß die Beſatzung der Feſte Alcazar al Minar fortwährend gewechſelt wurde, indeß hatte er bei dieſer Maaßregel nicht berechnet, daß dadurch nur um ſo viel mehr fremde Augen ein Kleinod erblicken würden, das er, eiferſüchtig wie er war, am liebſten der ganzen Welt verborgen hätte. Da er nun längere Zeit die Beſatzung der Feſte ausſchließlich aus dem Stamme der Abenceragen, die er ihm am meiſten ergeben glaubte, wählte, ſo konnte es nicht fehlen, daß nach und nach alle jungen mauriſchen Ritter, die zu den „Söhnen des Sattels" gerechnet wurden, die fremde Dame von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatten, und, wäre es auch nur um ſich dadurch ein Uebergewicht beizulegen, Wunderdinge von der Schönheit der Chriſtin, die ihren Aufenthalt in der Veſte Alcazar al Minar genommen habe, bei ihrer Rückkehr nach Granada zu erzählen wußten. Daß dieſe Mittheilungen in dem Munde des Volkes ſich auf die unſinnigſte Weiſe vervielfältigten und vergrößerten, konnte nicht ausbleiben, und wenn auch die Häuptlinge der mauriſchen Geſchlechter die Bewandniß der Sache recht gut kannten, ſo war es doch bei der Maſſe des Volkes eine ausgemachte Sache: daß in der Burg al Minar eine chriſtliche Zauberin wohne, welche dem Kaliphen durch allerhand Geheimmittel eine übermäßige Leidenſchaft einzuflößen gewußt habe, die ein Muſterbild aller irdiſchen Schönheit ſey, die ihm in den Streitigkeiten mit Muley Haſſan unfehlbaren Sieg verleihe, in den Kämpfen mit den Chriſten aber nicht beiſtehen wolle, oder vielleicht auch nicht eher könne, bis Abdallah den Glauben der Nazarener angenommen habe, was — wie man ſich in die Ohren ziſchelte — auch in kurzem geſchehen werde, da er ſich bereits für einen Vaſallen Kaſtiliens erklärt habe. —

Daß dieſe Gerüchte nicht dazu beitragen konnten, den jungen Fürſten bei ſeinem Volke beliebt zu machen, lag am Tage, und wirklich ward letzteres immer gleichgültiger gegen ſeinen Beherrſcher. Man begann nach und nach einzuſehn, daß dem abgeſetzten Kaliphen in mancher Hinſicht Unrecht geſchehen, und jedenfalls derſelbe mehr als ſein

Sohn der Mann geweſen ſey, der im Stande wäre, das Reich von dem immer mehr vorauszuſehenden Untergange zu retten. Obgleich es Abdallah nicht an perſönlichem Muthe mangelte, ſo erwartete doch das Volk, abergläubiſch wie es war, durchaus nichts von der Tapferkeit eines Anführers, der, wie es meinte, ſchon in der Stunde ſeiner Geburt zum Verderber des Reiches beſtimmt war, und deſſen Beiname „der Unglückliche“ durch die ſo häufig erlittenen Niederlagen mehr als zu ſehr gerechtfertigt worden. Noch mehr aber ward es in ſeinem Sinne beſtärkt, als Abdallah vor der Schlacht von Lucena an der Spitze ſeines Heeres aus dem Thore von Elvira zog. In der Wölbung des letztern brach nämlich in der Enge des Durchganges die Lanze des Königs. Zwar zog Abdallah mit vieler Geiſtesgegenwart ſogleich das Schwert, und wollte durchaus keinen andern Speer ergreifen, aber die ihn umgebenden Edlen ſchüttelten das Haupt, das Volk erbleichte, und Einige riefen laut, daß man nicht weiter gehen müſſe; als man aber an der Rambla, dem ausgetrockneten Sumpfe von Beyra — kaum einen Büchſenſchuß von der Stadt ent=

fernt — ankam, als dort ein Fuchs das ganze Heer durchlief, und obwohl von tauſend Bolzen umſchwirrt, unverletzt in Sicherheit gelangte, brach ein allgemeines Murren aus. Nur mit Mühe konnte der König das Volk beſchwichtigen, und das Heer dahin bringen, den begonnenen Zug fortzuſetzen. Als jedoch die Schlacht verloren war, als der edle Ritter Sidi Caleb durch das Thor von Elvira hereinſprengte und, auf ängſtliches Befragen wie es mit dem Heere ſtehe, traurend die Hand nach dem Lande der Chriſten ausſtreckte und ausrief: „Alle ſind erſchlagen, Alle todt! Ich ſah den Turban Ali Atars geſpalten vom Chriſtenſchwert, ſeine Leiche fluthet im Xenil! Viele der Gläubigen hörte ich mitten in den Waſſern zu Allah rufen, und als ich das andere Ufer erreichte, waren ſie nicht mehr bei mir!“ — da wandelte ſich das Leid des Volkes in Haß gegen Boabdil, und dieſer, als er zum erſten Mal wieder die Mauern Granada's betrat, rief, des Vorfalls mit der Lanze gedenkend, ſchmerzlich aus: „Niemand ſpotte mir künftig gottloſer Weiſe über böſe Vorbedeutung.“

In dieſer Zeit war der alte König, Muley Haſſan, bereits geſtorben; ſein Bruder, el Zagal, behauptete ſich zwar in einigen Burgen, unabhängig von Boabdil, indeß konnte letzterer einigermaßen freier athmen, als der Thron von Granada ihm rechtmäßiger Weiſe nicht mehr beſtritten werden konnte. Auch gab es noch einen andern Umſtand, deſſen laſtendes Gewicht er jetzt abzuwerfen hoffte. Der Stamm der Abencerragen, durch deren mächtige Hülfe er freilich allein zum Throne gelangt war, hatte, vom erſten Augenblicke ſeiner Regierung, ihn gänzlich zu beherrſchen geſucht. Unaufhörlich den jungen Beherrſcher belagernd, hatten die Söhne des Sattels ihn um Gunſtbezeugungen, oft um ſolche, die zu gewähren außer den Gränzen der Möglichkeit lag, beſtürmt, und ſobald ihnen eine derſelben verſagt wurde, den Fürſten durch ſtillen Trotz, noch öfter aber durch lautes Murren der Undankbarkeit angeklagt. Sie allein, äußerten ſie oft laut, ſie allein hätten Abdallah auf den Thron gehoben, und nur ſo lange es ihnen gefalle, werde er ihn behaupten. —

Boabdil fühlte ſich durch dieſe Aeußerungen auf's Tiefſte gekränkt, und dachte nun Tag und Nacht darauf, eine Macht zu brechen, welche die ſeinige immer mehr zu beſchränken drohte. Die ſich vermehrende Abneigung ward endlich zu glühendem Haſſe, der durch jede Ungebühr, die ſich irgend ein, noch ſo unbedeutendes Mitglied jenes Stammes erlaubte, immer mehr geſteigert wurde. Ohnehin iſt es ſchwachen Seelen eigen, gegen die, welchen ſie durch Wohlthaten verpflichtet ſind, leicht eine Abneigung zu empfinden, weil ein inneres Gefühl ihnen die dadurch übernommenen Verpflichtungen unaufhörlich ins Gedächtniß ruft. — Am tiefſten war Boabdils Widerwille gegen Muza Abencarrah, den Oberalgazil der Abencerragen begründet. Letzterer war der Stolz ſeines Stammes. Jung, feurig, kühn, diente er der ganzen mauriſchen Ritterſchaft zum Vorbilde Warf man im Allgemeinen den Söhnen des Sattels vor, mehr die Eigenſchaft der Höflinge, als die der Krieger des Glaubens ſich zu eigen gemacht zu haben, ſo machten ſelbſt die feindlich geſinnten Gomeren und Zegris bei Sidi Muza eine Ausnahme, und noch bei dem Rückzuge von Lucena hatte Hamet, der wilde Alcayde von Ronda, als er ſah, wie der tapfere Abencerrage die in die

Hand der Chriſten gefallene Hauptfahne aus einem dichten Haufen der Feinde glücklich heraushieb, ſeinen Säbel in die Scheide ſtoßend laut ausgerufen: „Bei Allah, die Fauſt gäbe ich darum, wäre es ein Zegri, der dieſe That gethan hat!“ — — —

So kühn aber Muza den Feinden entgegen getreten war, eben ſo unerſchrocken ſprach er im verſammelten Rathe. Mit aller Offenheit des Kriegers erklärte er, daß man dem Könige von Kaſtilien alle Genugthuung, die er für die Ermordung des Ritters de Veraſtegui und die Erſtürmung von Zahara mit Recht fordern könne, geben müſſe, daß aber Boabdil, ohne ſich auf ewig zu entehren, nicht eher dem König der Chriſten den Lehnseid leiſten könne, bis die Alhambra, das Palladium des Reichs erobert, und die Fahne mit dem Kreuze auf deren Thürmen mit ſtürmender Hand aufgepflanzt worden ſey. — —

Niemals konnte Boabdil die Aeußerung Muza's vergeſſen. Im Geheim die Macht der Abencerragen und den Trotz ihres Anführers fürchtend, gab er ſich öffentlich den Anſchein ſie zu verachten, und als einſt die Häuptlinge des Stammes ſeinen Audienzſaal verließen, ſagte er ſpöttiſch zu dem Haupte der Zegris: „Sieh doch dieſe glänzenden Krieger! Betrachte doch die ſchimmernden Söhne des Sattels! — Tragen ſie nicht die Häupter, als glaubten ſie, daß das blaue Gewölbe des Himmels auf ihren Lanzenſpitzen ruhe?“

Seit dieſer Aeußerung des Königs, die denen, die ſie betraf, ſchnell hinterbracht worden war, gab es keinen Abencerragen mehr, von dem nicht Boabdil glühend gehaßt worden wäre.

Der Krieg, der inzwiſchen mehr durch einzelne Einfälle, wie in Form eines Feldzuges geführt worden war, hatte, je nachdem ihn die Jahreszeit oder einzelne Umſtände mehr oder minder begünſtigten, mit größerem oder geringerem Erfolge immer fortgedauert. Das Ende des Zeitraums, nach welchem Laura Veraſtegui dem jungen Fürſten verſprochen hatte die Seine zu werden, näherte ſich immer mehr, und die Flamme der Leidenſchaft Boabdils hatte ſich, in dem verfloſſenen Zeitraume, eher geſteigert als gemindert. Faſt täglich, oder wenigſtens ſo oft als es nur irgend die Umſtände erlaubten, befand ſich der junge Araberfürſt zu Alcazar al Minar. Hier verweilte er Stunden in der Nähe Laura's, und erſchöpfte ſich in Darſtellungen alles des irdiſchen Glückes, welches, wie er behauptete, derſelben in ſeinen Armen warten ſollte. Mit Ruhe, und ohne eine Miene zu verändern, ohne nur ein Wort zu erwiedern, hörte dann Laura die Rede des Fürſten an, ſobald er aber in den glühenden Ausdrücken ſeiner Heimath die Empfindungen, die ihn belebten, ſchilderte, ſobald er von Liebe ſprach und um Gegenliebe flehte, dann begann die ſchöne unbelebte Statue Leben zu erlangen, und langſam die weiße Hand erhebend und das dunkle Auge auf den Sprechenden richtend, ſagte ſie mit Grabestönen: „Vergeßt nicht, Boabdil, daß die Rache, nicht die Liebe, unſern Bund geſchloſſen! Als ich verſprach, nach zwei Jahren die Eure zu ſeyn, war die Rede nur von dieſem elenden Leibe. Nimmer wohnt die Liebe in einem ausgebrannten verödeten Herzen!“ — —

Und ſo verfiel dann die Sprechende, wie jedesmal wenn von ihrer Perſon die Rede war, in ein düſteres unheimliches Sinnen, welches ungewiß ließ, ob ſie die glühenden Liebesworte des jungen Fürſten höre oder nicht.

Nur einſt, als Abdallah ihr mit Worten, wie die morgenländiſche Phantaſie ſie ihm nur immer eingeben konnte, ſchilderte, wie ſie in Kurzem auf dem glänzenden Throne Granada's, umſchimmert von aller Pracht Europa's und Afrika's, zu ihren Füßen die mauriſche Ritterſchaft aus den Stämmen der Zegris, der Abencerragen und derer vom Atlasgebirge ihrer Schönheit huldigend ſich niederlaſſen würde, blickte ſie bei der Nennung des Namens der Zegris und Gomeren ihm ſtarr ins Geſicht. „Ihr habt Euer Wort nicht gehalten, Abdallah!“ ſagte ſie dumpf. „Ihr verſpracht, keinen Frieden zu ſchließen mit den Zegris. Nur ihre Leichen will ich zu meinen Füßen ſehn! — Aber ſeyd ruhig!“ ſprach ſie dann kalt, als Abdallah etwas von Nothwendigkeit und unvermeidlichen Umſtänden ſtammelte. „Habt Ihr auch Euer Wort gebrochen, — ich halte das meine.“ — — —

Wie bereits früher erwähnt, hatten die jungen Ritter aus dem Stamme der Abencerragen häufig in Granada mit Begeiſterung von der Schönheit der Spanierin, die in der alten Burg al Minar wohne, geſprochen. Mit Neid hörten die mauriſchen Damen — unter denen man ſich nicht die heutigen Morgenländerinnen denken darf, da ſie alle öffentlichen Feſte, Turniere und dergleichen mit ihrer Gegenwart verherrlichten — dieſen Schilderungen, bei denen allerdings viel Uebertreibung mit unterlief, zu, und bald war von nichts die Rede, wie von der Fremden, die nicht nur das Herz des Kaliphen und aller Abencerragenritter, durch teufliſche Künſte gekapert habe, ſondern man ſetzte auch hinzu, daß Sidi Muza Abencarrach, der Häuptling der Söhne des Sattels, welcher bis dahin faſt für einen Weiberfeind gegolten, und die Lobpreiſer der Damen häufig ausgeſpottet habe, von einem Beſuche zu al Minar, wohin ihn die Neugier getrieben, ganz verändert zurückgekommen ſey. Man ſagte nämlich, daß er bei ſeiner Rückreiſe geäußert habe: auf dieſer Reiſe habe er ſich überzeugt, daß Abdallah den Namen des „Unglücklichen“ mit größtem Unrecht trage, ſelbſt wenn dadurch der Verluſt des Throns von Granada gemeint geweſen ſey, auch wollte man behaupten, daß Sidi Muza ſeitdem weit öfterer wie gewöhnlich die Beſatzungen der, in den Alpurarren gelegenen und ſeinem Stamme zur Bewachung übertragenen, Feſten in Augenſchein nehme. —

Es war indeß der Herbſt des zweiten Jahres, ſeit welchem Laura die arabiſche Burg bewohnte, herangekommen, und die Sonne ſank eben zwiſchen zwei mit Schnee bedeckten Bergkegeln, welche dadurch mit einem hellen Purpurlichte übergoſſen wurden, hinunter, als ein kleiner mauriſcher Knabe, der Lauren als Page diente, in das Zimmer der letztern ſtürzte, und ihr anzeigte, daß der Oberalgazil ſeines Stammes die Herrin um eine Unterredung bitten ließe. Laura winkte nach einigem Nachſinnen bejahend mit der Hand, und ſie hatte kaum ſo viel Zeit, einen Vorhang, der die Einſicht in ein anſtoßendes, in düſterm Lampenlicht ſchimmerndes Kabinet verhinderte, niederzulaſſen, als ein männlich ſchöner Araber von hoher ſtolzer Haltung und kriegeriſchem Anſehn ins Zimmer trat. Der Turban, die Gewänder, die Waffen des in der Kraft männlicher Jahre ſtehenden Mannes, ſchimmerten von Edelſteinen und glänzendem Metall, vor

Allem aber deuteten die Mienen, die Geberden des Eintretenden auf einen Häuptling hohen Ranges.

„Was führt Muza Abencarrach in meine einſame Wohnung?“ ſagte Laura, indem ein leichtes Lächeln wie ein Hauch ihr ernſtes Antlitz überflog. „Was bringt mir der edle Feldherr der Abencerragen?“ —

„Geſtatte mir zu ſagen, Herrin, was ich bringe und Du wirſt dann auch wiſſen, was mich führte!“ entgegnete der Maure, die Hand auf die Bruſt legend, mit leichter artiger Verbeugung, in der aber das Selbſtgefühl eines Mannes lag, der ſich eines hohen Ranges und Einfluſſes bewußt iſt. — „Uebrigens ſuche ich zugleich, indem ich bringe.“ —

„Und was in aller Welt denkt Ihr in den öden Hallen von al Minar zu finden, das Werth für Euch haben könnte?“ fragte Laura, der die Geſammteigenſchaft ihres Geſchlechtes — ſo wenig ſie übrigens der großen Zahl ihrer Schweſtern ähnelte — nicht ganz abging.

„Was ich zu finden denke in al Minar?“ antwortete Muza mit Feuer. „Einen Schatz denke ich aufzuſuchen, mit denen die Koſtbarkeiten, die

die Gewölbe des Thurmes von Komares bergen, nicht in Vergleichung kommen. Ich denke die köſtlichſte Perle, köſtlicher als eine der ſeltenen, die die Gewäſſer des Xenil überfluthen, einen Edelſtein, reiner und ſtrahlender als der ſchönſte den der ſchwarze Händler aus dem innerſten Sudan je in ſeinem Gürtel über das Atlasgebirge getragen, zu finden."

„Ich muß Euch bitten, Feldherr," erwiederte Laura mit einem leichten Runzeln der Stirn, „ich muß Euch bitten, mit der einfachen Kaſtilianerin in der einfachen Sprache ihres Landes zu reden. — Die Worte, deren Ihr Euch bedient, mögen von den Schönheiten Granada's leicht verſtanden, und nach ihrem wahren Werthe geſchätzt werden, mir aber ſind ſie unverſtändlich, und daher für mich ohne dieſen Werth."

„Wohlan!" ſagte Muza in einiger Verwirrung. „Du befiehlſt einfach zu reden, Herrin, und einfach werden meine Worte ſeyn. — Ich ſuche eine Bundesgenoſſin zu al Minar." —

„Eine Bundesgenoſſin?" ſprach Laura mit Befremdung. Ich muß bekennen, daß ich Euch nicht verſtehe.“ —

„Du hörteſt neulich mit großer Theilnahme auf einen Sänger meines Stammes!“ ſprach Muza Abencarrach, der Dame näher tretend. „Erinnerſt Du Dich noch der Worte ſeines Geſanges?“ —

„Ich erinnere mich deren ſehr wohl!“ erwiederte Laura. „Es war ein ſeltſamer, furchtbarer Geſang. Er ſchilderte, wie ein edler Löwe auf den Vorbergen des Atlas, die er allein beherrſchte, im Bunde mit einem Jäger, die weite Wildniß von fremden Raubthieren frei gehalten hat, wie aber, als er allein nur übrig war, der verrätheriſche Schütze des treuen Löwen überdrüßig worden und ihm Schlingen legte, daß aber das kluge Thier, die Gefahr inne werdend, den Treuloſen überraſchte, und unterſtützt von einer zahmen Löwin, die der Jäger in ſeiner Hütte hegte, in Stücken riß.“

„Recht!“ fiel der Abencerrage ein, indem ſein ſchönen dunklen Augenbraunen ſich auf einen Augenblick über den blitzenden Augen zuſammenzogen — „Das war der Inhalt des Geſanges. Laß mi glauben, daß er in kein ſchlafendes Ohr gefallen

„Ich verſtehe Dich nicht, Feldherr," ſagte die Spanierin nach einigem Sinnen. „Ich muß Dich bitten, deutlicher zu reden."

„Du befiehlſt, Herrin, und Dein Diener gehorcht!" ſagte Muza mit einer leichten Verbeugung aber einem ſeinen Worten nicht ganz entſprechenden Blicke.

„Es iſt Dir nicht unbekannt," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „daß Abdallah meinem Stamme allein Leben und Thron verdankt; das Leben — denn ohne unſern Widerſpruch hätte ihn Muley Haſſan, bei Gelegenheit des nur allzuwahren Horoſkops, hinrichten laſſen, wie ſeine übrigen Söhne; den Thron — wir allein ſind es, die ihn darauf geſetzt."

„Weiter!" ſagte Laura ruhig, als der Maure inne hielt, und ſie zu beobachten ſchien.

„Wie hat," fragte Muza mit ſtarker Stimme, und ſein Blick flammte, „wie hat Abdallah unſere Dienſte belohnt? — Ha! als es galt, ihn auf den Thron zu heben, als es darauf ankam, einen kriegeriſchen Fürſten zu verjagen, da waren wir hochgeehrt; da gab es keine treueren Diener, keine beſſeren Krieger, keine feſteren Stützen des Reiches als die Söhne des Sattels! Hätten wir damals das Haupt jedes Zegris, ja das Muley Haſſans ſelbſt, verlangt, er hätte nicht Anſtand genommen, es uns zu geben. — Doch jetzt! Zurückgeſetzt, mit Blicken des Haſſes und der Verachtung angeſehen, erblicken wir die Zegris rings um ſeinen Thron. Wir ſehen, wie täglich neue Horden jenes Gomerengeſindels über die Meerenge herüberſtrömt; wie lange wird es dauern, ſo bilden ſie ſeine Leibwache wie ſie die ſeines Vaters gebildet haben. Das erſte was ſie ſodann verlangen werden, werden unſere Häupter ſeyn, und Abdallah wird mit Freuden die Gelegenheit ergreifen ſie ihnen zum Opfer zu bringen."

„Du meinſt, Feldherr, Abdallah würde Euch den Zegris aufopfern?" fragte Laura mit Aufmerkſamkeit, aber im ruhigſten Tone.

„Ich ſage nicht, daß er es wird, ſondern daß er es möchte!" entgegnete der Häuptling. „Man wird ihm zuvorkommen. Denke an das Lied von dem Lewen und dem verrätheriſchen Jäger. — Nicht umſonſt," ſetzte Muza hinzu, indem er einen Schritt näher trat, tund Lauren feſt ins Auge ſchaute, „nicht umſonſt gab mir mein Stamm nach der Schlacht von Lucena den Beinamen el Arslan (der Löwe). Muza Abencarrach iſt der verrathene Löwe, und er geht aus, die verbündete Löwin zu ſuchen.“

„Ich höre den Klang Deiner Worte,“ ſprach die Spanierin nach einer Pauſe mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit, die jedoch das Erkünſtelte nicht gänzlich verläugnen konnte, „aber der Sinn derſelben iſt mir nicht gänzlich klar.“

„Höre mir zu, und — ſo wird es für uns Beide am beſten ſeyn — beantworte mir aufrichtig meine Fragen!“ ſagte der Abencerrage. — „Dich führte die Rache nach Granada?“ —

Ein feſtes „Ja“ nach kurzer Pauſe, war die Antwort Laura's.

„Deine Rache war mit dem Sturze Muley Haſſans noch nicht befriedigt?“ fragte Muza weiter.

Laura ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie düſter: „Nein, mein Werk iſt erſt halb gethan.“ —

„Haſſeſt Du, oder liebſt Du Abdallah?“ fragte der Araber ſichtlich erregt. „Sprich aufrichtig! wird der Löwe die Löwin finden?“

„Ich liebe Abdallah nicht und haſſe ihn nicht!“ entgegnete die Spanierin. „Uebrigens iſt der Löwe am mächtigſten, wenn er allein iſt.“

„Biſt Du allein?“ fragte Muza, Lauren feſt ins Auge blickend. — „Du biſt es nicht!“ ſetzte er endlich hinzu. „Ich weiß es, daß Du es nicht biſt. Ich habe Dein Geheimniß.“

„Wirklich?“ erwiederte die Spanierin mit verächtlichem Lächeln. — „Geh' zu dem Kaliphen, Feldherr, und erkaufe ſeine verlorne Gunſt mit einem Mährchen.“

„Kennſt Du dieſen Brief!“ ſprach Muza raſch, indem er ein Schreiben aus dem Gürtel zog, von dem die es früher verſchließende Seite flatternd herabhing. „Der Adelantado von Kordova meldet Dir in ihm auf Befehl der Könige los reyes, (wie Ferdinand und Iſabelle genannt wurden), daß er mit der Vorhut eines ſtarken Heeres gegen Granada aufbreche, und ermahnt Dich, feſt an Deinen Vorſatz zu halten.“

„Wie kam dieſer Brief in Deine Hand?“ fragte Laura mit Ruhe.

„Meine Spaher fingen einen in dem Gebirge, in der Nähe dieſer Burg herumſchweifenden Adaliden,“ (ein Maure der auf chriſtlichem Gebiete lebte), ſagte Muza. „Mein Dolch preßte ihm ſein Geheimniß ab, und verſchloß ihm ſodann den Mund auf ewig.“

„So gehe,“ ſagte die Dame kalt, und erkaufe Dir mit dieſem Schreiben die Verzeihung Boabdils und wo möglich auch die verlorne Gunſt.“

„Allah's Zorn treffe mich, wenn ich es thue!“ erwiederte Muza. „Ich kam nicht hierher, Dich ins Verderben zu ſtürzen. Eine beſſere Abſicht führte mich zu Dir.“

„Und dieſe iſt?“ fragte die Dame.

„Ich biete Dir die Krone Granada's, im Namen der Söhne des Sattels!“ ſprach der Maure.

„Ich wüßte nicht, daß ich Dir Gelegenheit oder Erlaubniß gegeben hätte, mit mir zu ſcherzen!“ erwiederte finſtern Blickes Laura Veraſtegui.

„Es iſt kein Scherz dabei!“ ſagte der Araber im Tone unverkennbarer Wahrheit. „Sprich ein Wort unterſchreibe eine Bedingung, und Du ſollſt auf dem Throne von Granada ſitzen.“

Laura blickte ſchweigend und mit Staunen auf den mauriſchen Häuptling.

„Die Zeit meines Hierſeyns iſt gemeſſen!“ fuhr der Araber fort, als Laura in ihrem Schweigen verharrte. „Laß uns offen gegen einander ſeyn. — Du weißt es nur allzugut,“ ſagte er, „daß Ferdinand Krieg und Unterwerfung Granada's beſchloſſen hat. Er wird auch ſeinen Plan ausführen, denn der unglückliche Schwächling, der ſich unſern Kaliphen nennt, arbeitet ihm genügend dazu in die Hände. Ein Anderes aber würde es ſeyn, wenn ein Mann von Kraft, einer den das Volk liebte und ihm vertraute, an der Spitze ſtände. Geſetzt es gelänge dem Könige, Granada zu überſchwemmen mit den ſchimmernden Fluthen ſeiner Gepanzerten, angenommen er erſtürmte die Mauern Granada's, die Thürme der Alhambra trügen ſeine Flagge, — er hat nichts, ſo lange der mächtige Gürtel feſter Burgen, welcher die Vega von Granada umgürtet, noch nicht gebrochen iſt. Gelänge es ihm auch, was er ſchon als gelungen anzuſehen ſcheint, ganz

Granada ſich zu unterwerfen, er iſt ſo weit von ſeinem Ziele wie jemals, wenn ein erprobter Krieger an der Spitze des Volkes ſteht. Ein ſolcher aber würde den Krieg zu einem Glaubenskriege machen, aller innere Zwiſt würde aufhören, und Afrika würde Ströme ſeiner Bewohner herüber ſenden."

„Alles dieſes angenommen," ſagte Laura, „ſehe ich nicht ein — "

„Laß mich endigen, Herrin, und meine Meinung wird Dir klar werden!" erwiederte im Tone der Ueberlegenheit der Häuptling. — „Alles, was ich Dir ſagte," fuhr nach augenblicklicher Pauſe der Maure fort, „iſt Ferdinand nicht unbekannt; eines nur iſt es, worauf er ſich ſtützt und was alle ſeine Bedenklichkeiten aufwiegt, es iſt die Schwäche Abdallahs, dieſes unſeligen Feiglings. Laß ihn den Feldzug beginnen, laß ihn ſelbſt in die Vega von Granada, überall von ſchwierigen Päſſen umgeben, vordringen, hier aber laß ihn vernehmen, daß ein Anderer als jener Unglückliche an der Spitze des Heeres ſtehe, und mit Freuden wird er Bedingungen eingehen, deren Vortheil für beide Theile unbezweifelt iſt.“

„Und dieſe Bedingungen?“ fragte die Dame.

„Mit Abdallah erliſcht der Herrſcherſtamm!“ ſagte Muza. „Kein mauriſches Geſchlecht hat Anſpruch auf den ledig gewordenen Sitz. Wohlan, wir wollen ein Weib, eine Chriſtin, wir wollen Dich zu unſerer Herrſcherin wählen, und Du ſollſt — was der Koran uns nicht erlaubt und was Abdallah verhaßt gemacht — Ferdinand den Lehnseid leiſten. Wir verſprechen ihm ſodann, was er fordert, Heeresfolge und mäßigen Tribut, er ſichert uns dagegen, uns und allen Gläubigen in ſeinem Reiche, freie Ausübung des Islams. Meinſt Du, daß er anſtehen würde, auf dieſe Weiſe Frieden zu ſchließen?“

Bis hierher hatte Laura mit Aufmerkſamkeit, jedoch mit düſterm Lächeln, der Rede des Arabers zugehört, doch jetzt verzogen ſich ihre ſchön gezeichneten Augenbraunen zu dem Ausdrucke düſtern Ernſtes.

„Iſt das Liedlein nun zu Ende, Feldherr?“ ſprach ſie im Tone der Verachtung. „Bei Gott!

könnte ich mir nicht andere Gründe denken, ich müßte glauben ein Wahnſinniger hätte geſprochen — Und Du kannſt wirklich glauben," ſetzte ſie hinzu, indem ihre Lippe bebte, „Ferdinand ſey der Mann, der ſich durch ein elendes Gaukelſpiel täuſchen ließe, und Laura Veraſtegui die Puppe, die ſich dazu hergeben würde? — Meinſt Du, ich ſähe nicht, daß wenn Boabdil von ſeinem Sitze geſtoßen würde, Muza Abencarrach verlegen iſt um einen Popanz, der den blutigen Stuhl ſo lange ausfüllen ſoll, bis es ihm an der Zeit dünkt ihn ſelbſt zu beſteigen?" —

„Bei dem heiligen Namen des Propheten, Du mißkennſt den, der unter allen Menſchen Dich am höchſten achtet!" rief der Maure, indem er die Hand emporhob. „Alles was ich ſagte, war meine wohl überlegte, feſt begründete Meinung. Ich hatte dabei nur das Wohl meines untergebenden Volkes, die Rache meines unwürdig von einem Schwächling zu Boden getretenen Stammes, vor Augen."

„Und nicht auch Dein Wohl, und Deine eigene Rache?" fragte Laura mit höhniſchem Lächeln.

„Ich würde mich mit einer Lüge beflecken, wenn ich Nein ſagte!“ erwiederte der Maure mit leuchtendem, feſt auf die Fragende gerichtetem Blicke. „Muza Abencarrach aber iſt zu ſtolz, eine Unwahrheit zu ſagen. — Ja es iſt wahr! jedoch nicht allein die Gefühle der Rache trieben den Löwen die Löwin zu ſuchen; es war noch ein beſſeres, edleres, und er fühlt, daß er werth iſt der Verbündeten anzugehören.“

Laura ſchien von der Erklärung des Häuptlings aufs Aeußerſte überraſcht. Eine hohe Röthe überzog auf einen Augenblick ihr bleiches Geſicht, doch blieb es ungewiß, ob der Zorn, oder nur das Unerwartete jener Erklärung ſie hervorgerufen. — Mehrmals war es, als ob die Lippen der Dame ſich zum Sprechen bewegen wollten, doch blieben ſie geſchloſſen und der Maure, dieß für den Anfang eines Eingehens in ſeine Meinung anſehend, fuhr zu ſprechen fort.

„Ich weiß es, Herrin,“ ſagte er, „daß Dich mein Antrag überraſchen mußte, ich weiß auch, daß Du mir manchen nicht ungegründeten Einwurf machen könnteſt, aber eben ſo gewiß denke ich letztere zu widerlegen, und die Weisheit, die Dir Allah vor Allen Deines Geſchlechts verliehen, wird das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden wiſſen. Du könnteſt mir z. B. ſagen, daß es unerhört ſey, eine Chriſtin auf dem Throne eines muſelmänniſchen Volkes zu ſehen, und ich antworte Dir darauf, daß ſämmtliche chriſtliche Fürſten, gegen welche ſich der große Salah Eddin im heiligen Kriege zu vertheidigen hatte, mit Freuden einwilligten, ihm die Hand der Schweſter König Richards, der verwittweten Königin von Neapolis zu geben, und daß die Unterhandlungen ſpäter an ganz andern Dingen, als an dieſem Punkte ſcheiterten. — Du wirſt mir ferner einwenden — "

In dieſem Augenblicke ſtürzte der kleine Page Laura's ins Zimmer. „Der Kaliph," ſagte er ängſtlich zu Muza, „überſchritt ſo eben die Schwelle des Thores." —

„Für heute," ſprach Muza ruhig lächelnd, „will ich ihm noch einmal aus dem Wege gehn, aber es iſt das letzte Mal. — Wenn geſtatteſt Du mir die Fortſetzung der Unterredung?"

„Fort! fort!" rief Laura. „Leicht erfährt er —"

„Stumm ſind für Abdallah die Zungen der Söhne des Sattels!“ unterbrach Muza die Dame. „Du aber,“ ſchloß er, „erwäge, was mein Mund geſprochen, und auch —“ hier zog er einen Blumenſtrauß aus den Falten des Kleides und überreichte ihn mit mauriſcher Galanterie der Spanierin — „was er nicht geſagt, erklären die Blumen. — Bald ſehen wir uns wieder!“ — — —

Mit leichter Verbeugung ging der Maure zur Thüre hinaus, und weithin ſchimmerte noch im Dunkel des Ganges, ſein helles Gewand. —

Nur wenige Minuten nachher trat Abdallah ins Zimmer. Er ſchien heftig bewegt, doch war es ſichtlich, daß er bemüht war, jedes äußere Zeichen, von Unruhe gewaltſam zu unterdrücken. Nachdem er von der Schnelle, mit welcher er hergeeilt, von dem raſchen Lauf des Pferdes, welches ihn „wie der Vogel Rok“ über Felſen und Bergſpitzen getragen, geſprochen, kam er auf die Bewegungen, die man ſeit einigen Tagen unter dem ſpaniſchen Gränzheere bemerkt habe.

„Eben als ich aus dem Thore der Alhambra ſprengte,“ ſetzte er hinzu, „ward mir die Nachricht, daß ſich der Großmeiſter des Kalatravenordens Tellez Giron de Kontreras mit einigen hundert Reitern von der Vorhut des Adelantado von Kordova vor der Feſte Albohacen gezeigt habe.“

„Die Burg iſt ſtark!“ bemerkte Laura einfach.

„Woher weißt Du das?“ fragte Abdallah raſch

„Ein tapferer Ritter, Einer — der nicht mehr lebt, ſagte mir es einſt!“ erwiederte die Dame ruhig aber mit dem geiſterhaften Blicke des Auges, welcher allein, aber beſſer als alles Andere, eine tiefe Bewegung ihres Innern anzeigte. — „Wer befehligt in der Feſte?“ —

„Ein Verräther!“ erwiederte Abdallah kurz.

„Ein Verräther?“ wiederholte Laura, indem ſie Boabdil fragend anblickte.

„Es iſt Aben Tomira, einer der Abencerragen!“ ſagte Abdallah mit ſtillem Grimme. — „Möge Allah ihre Seelen verdammen!“ ſetzte er ſich auf einen Divan werfend hinzu.

„Ich glaube, daß Ihr ungerecht ſeyd gegen die, welche Euch große Dienſte geleiſtet haben!“ ſprach die Spanierin.

„Alſo auch Du?“ fuhr Boabdil auf. „Alſo

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03060/009

saur

auch aus Deinem Munde, muß ich das Lob der Verräther hören? — Dienſte geleiſtet? große Dienſte? — Ich wüßte nicht, daß ſie mehr gethan hätten, als Jeder zu thun bereit iſt, wenn die Sättigung ſeiner Rache mit dem Unternehmen eines Andern Hand in Hand geht. Die Mazer, die Baneger, hätten daſſelbe gethan, wenn ich mich ihnen in die Arme geworfen hätte.“ —

Laura warf einen Blick voll Verachtung auf Boabdil, den dieſer jedoch nicht zu bemerken ſchien.

„Hätten ſie daſſelbe gethan, ſo würden ſie auch denſelben Lohn fordern, nämlich Anerkennung des Geleiſteten!“ ſagte die Dame endlich.

„Bei Allah! das iſt zu arg;“ fuhr Boabdil auf. „Ueberall tönt mir das Lob der Verhaßten entgegen, wäre es auch nur um mich zu reizen, mich raſend zu machen; daß aber auch Du in dieſes einſtimmen, daß Du die Verräther rühmen könnteſt, das habe ich nicht erwartet.“ — —

„Und warum habt Ihr nicht erwartet, daß ich die Wahrheit ſagen würde?“ fragte Laura kalt.

„Weil ich meinte, daß der, dem Du in wenigen Tagen als Weib angehören wirſt, Dir mehr gelten müßte, als dieſe Elenden, die ich haſſe!“ rief Abdallah heftig. „Weil ich fühle, daß Liebe mit Liebe vergolten werden ſollte! Weil es mich empört, daß da, wo ich dieſe zu finden glaube — —“

„Wer hat Euch dazu berechtigt, Boabdil?“ fragte Laura mit einer Ruhe in ihren Zügen, die ihrem Antlitz das Anſehn einer Marmorbüſte gab. „Ich wüßte nicht, daß ich es gethan. — Als wir unſern Bund ſchloſſen, war nur von Rache, nicht von Liebe, die Rede. Ich war ausgezogen die Befriedigung der erſtern zu ſuchen. Du hatteſt mich auf dieſem Wege getroffen, es ſtand bei Dir, mich zu tödten, oder Dich mit mir zu verbinden; Du haſt das Letztere gewählt.“ —

„Du verſprachſt in zwei Jahren mein Weib zu ſeyn.“ —

„Ich verſprach, daß in zwei Jahren dieſer elende Leib Dir angehören ſolle!“ rief Laura mit grauſenhaftem Tone und ſtarrem Blicke. „Erinnere Dich meiner Worte, Boabdil! Nur ſo, nicht anders, lautet unſer Abkommen. Du haſt Dein Wort gebrochen, indem Du Dich mit den Zegris verſöhnteſt, ich aber — ſey verſichert — ich halte Alles, was ich je gelobte.“ — —

„Es iſt wahr!“ ſagte Boabdil bitter. „Ich kann mich über Dich nicht beklagen. All mein Beſtreben, Dir zu gefallen, alle meine Bemühungen, Deinem kalten Herzen Gegenliebe abzuringen, iſt fruchtlos geweſen. Du kannſt nur haſſen, aber nicht lieben.“

„Ihr habt recht, Boabdil!“ ſprach Laura mit äußerſter Ruhe. „Heute zum erſten Mal höre ich aus Eurem Munde, daß Ihr mich richtig beurtheilt. Ich glaube, daß ich Euch darum höher achte, denn Ihr habt wie ein Mann geſprochen.“

So gleichgültig der Ton von Laurens Rede beim Beginnen derſelben zu ſeyn ſchien, ſo glaubte dennoch Abdallah in den letzten Worten derſelben einen Anklang von Hohn zu entdecken.

„Zweifle nicht!“ rief er heftig, indem eine ſchnelle Röthe ſein Geſicht überflog. „Zweifle nicht, daß Abdallah in Lieb und Haß als ein Mann handeln werde. — Du ſagteſt,“ ſetzte er hinzu, indem er ſichtlich bemüht war, in die zuckenden Geſichtsmuskeln einen Anſchein von Ruhe zu bringen, „Du ſagteſt von Anfang an, daß Du mir zwar nach Ablauf der beſtimmten Friſt angehören würdeſt, aber Gegenliebe, dieſe Himmelsgabe, mir nimmer gewähren könnteſt. Ich ehrte Dein Wort. Du hatteſt den Mann verloren, den Du liebteſt, und wenn ich auch glaubte, daß nur der Schmerz über den erlittenen Verluſt Dir für den Augenblick Geſinnungen leihe, die nicht in dem Charakter des Weibes liegen, ſo achtete ich dennoch Deine Gefühle, und ich werde ſie achten, ſo lange ich an Dich zu glauben mich berechtigt halte, und ſo lange ich überzeugt zu ſeyn glaube, daß Männerliebe Dein Herz nicht zu rühren vermag. — Wenn aber" — hier blitzte das Auge Boabdils, und ſein Blick nahm einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Wildheit an — „wenn ich finden ſollte, daß Du mich täuſchen könnteſt, wenn ich mich überzeugte, ja nur argwöhnte, daß dieſe unnatürliche Kälte erkünſtelt, daß Liebe für einen Mann in Deinem Herzen wohne und Abdallah nicht dieſer Mann ſey, dann — dann —"

Der Blick des Maurenfürſten wurde furchtbar. Laura lächelte gleichgültig und verächtlich.

„Was iſt das?“ rief jetzt Boabdil auf einmal, indem er wie ein Pfeil von dem Divan, auf welchem er Platz genommen hatte, nach einem Fenſterſitze eilte und dort den Blumenſtrauß ergriff, der Lauren von dem Abencerragenhäuptling überreicht worden war.

„Bei allen Geiſtern des Abgrundes!“ ſetzte er zitternd vor Wuth hinzu, indem er den Blumenſtrauß hin und her drehte. „Antworte mir! Wer wagte es, Dir dieſen Strauß zu geben. — Du ſchweigſt? — Antworte! antworte augenblicklich! — oder —“

„Wie?“ rief Laura plötzlich mit Heftigkeit auffahrend. „Ihr wagt mir zu befehlen? Ihr wagt mir zu drohen? — Iſt Euch meine Gleichgültigkeit noch nicht ausreichend, wollt Ihr noch meine Verachtung erzwingen?“ —

„Wer gab Dir dieſen Strauß?“ tobte Boabdil.

„Ein Mann!“ ſagte Laura mit Ruhe und allem Stolze einer Spanierin. „Ein Mann, der beſſer iſt als Du!“ —

„Und ſein Name? ſein Name?“ rief Boabdil wüthend, indem die Finger ſeiner weißen Hand krampfhaft den Griff des in ſeinem Gürtel ſteckenden Dolchs umklammerten.

„Sein Name kommt nicht über meine Lippen!“ ſprach Laura feſt. „Nimmer werde ich Jemand wegen eines Blumenbüſchels ohne Werth und Bedeutung Eurer Rache preisgeben.“

„Ohne Werth? — Ohne Bedeutung?“ ſchrie der Araberfürſt. „Sieh hier! dieſe Roſen, dieſe Nelken, dieſe Sinnbilder der Liebe!“

„Wohlriechende Blumen eines gewöhnlichen Straußes!“ fiel Laura ein.

„Eines gewöhnlichen Straußes?“ wüthete Boabdil. „Und auch dies? — Und dies?“

Hier riß er eine Maſtixperle, ein Stück Zimmt, eine kleine Korallenſchnur und eine aus kleinen Perlen geformte Spinne aus dem Blumenbüſchel, und hielt ſie mit vor Wuth zitternder Hand der Dame entgegen.

„Ich kann Euch nicht verſtehen, Boabdil!“ ſprach Letztere ruhig.

„Nicht? — Nicht?“ rief Abdallah mit vorigem Grimme. „Nun wohl! Ich will Dir die Erklärung geben, wenn Du überhaupt einer ſolchen bedarfſt! Hier dieſe Spinne! Was bedeutet ſie in der Sprache der Liebe, als: Ich liebe Dich, bis mir erſterben die Sinne? — Zimmt? — Er ſagt! Ich nehme auf mich, was ſich ziemt! — Maſtix? — Wir ſehnen uns nach Dir! — Korallen? — Tauſende ſollen Dir zum Opfer fallen! — Aber was ſeh' ich!" rief Boabdil, mit immer ſich ſteigernden Grimme, und indem er eine kleine Perlenſtickerei, die wie eine niedliche Schlafmatte zuſammengerollt war, ein Klee-, ein Salatblatt und endlich ein Stückchen Glas aus dem Blumenſtrauße zog. — „Kannſt Du noch läugnen, daß von Liebe die Rede iſt. Sich hier dieſen Klee! — Was ſagt er? Ich liebe Dich bis in des Todes Weh! — Matte? Ich will ſterben als Dein Sklav und Gatte! — Aber auch auf Mord und Verrath iſt es abgeſehen! — Salat! Spricht er nicht: Fort mit dem Unkraut aus der Saat! — Und endlich Glas*)! — Hölliſcher Verrath! — Glas! Sagt es nicht: Bald über ſeinem Grabe wachſe Gras?" — —

„Mir ſind die Bedeutungen jener Spielereien un-

---

*) Eigentlich Leder (**Meschin**).

bekannt!“ ſagte Laura mit jenem ruhigen Tone und Blicke, der, beſſer als alles Andere, geeignet war, die Wahrheit des Geſagten zu verbürgen.

„Ich möchte Dir glauben!“ entgegnete Boabdil. „Ich will Dir glauben,“ verbeſſerte er, nachdem er die Dame mit einem durchbohrenden Blicke angeſchaut, „wenn Du mir ſagſt, wer der Verwegene war, der es gewagt, Dir dieſen Strauß zu überreichen.“

„Sein Name kommt nicht über meine Lippen!“ ſprach Laura Beraſtegui mit aller Charakterfeſtigkeit einer Spanierin.

„Du mußt ihn nennen! — Du mußt!“ — tobte Boabdil.

„Und wer könnte mich zwingen!“ rief Laura mit höhniſchem Blicke. „Der Mann, der mir den Strauß gab, ſetzte, wiewohl mit Unrecht voraus, daß ich die Bedeutung der Gabe kenne. Er betrachtete ihn ſo zu ſagen wie einen Brief. Durch meine Schuld ward er vernachläſſigt; durch meine Schuld wird aber der Geber nicht in Gefahr gerathen.“

„Unglückliche! Du liebſt den Elenden!“ — ſchrie Boabdil.

„Nein!“ erwiederte Laura kalt, und mit einem Ausdrucke, an deſſen Wahrheit ſich nicht zweifeln ließ.

„Die Blumen ſind noch friſch. Du mußt den Strauß erſt vor Kurzem erhalten haben!“ rief der Maure.

„Es iſt möglich!“ ſagte die Dame ruhig.

„Er hat Dich vor wenig Augenblicken erſt verlaſſen?“ fuhr Boabdil fort.

„Vielleicht!“ erwiederte die Spanierin kalt.

„Er iſt noch hier in der Burg?“

„Leicht möglich!“

„In jenem Zimmer dort?“ ſchrie Boabdil, auf den Eingang des anſtoßenden Gemaches zeigend.

„Es iſt nicht der Fall!“ rief Laura raſch, indem ſie, als der Araberfürſt Miene machte, dort einzudringen, ſich vor den Eingang ſtellte.

„Ich will mich überzeugen!“ ſagte Boabdil, Laura bei Seite drängend, und den Vorhang, der die Thüre verdeckte, auseinander reißend.

Es ſchien einen Augenblick, als ob die Dame den Eingang vertheidigen wollte, aber bald beſann ſie ſich, und Abdallah trat in das Gemach.

Es war ein kleines halbdunkles Kabinet, das nur durch ein von der Decke herabhängendes Lämpchen zum Theil erleuchtet wurde. Ein Tiſch auf welchem ein Kruzifix und vor dem ein Betſchemel ſtand, ſchienen die einzigen Geräthe des Zimmers. —

Wild ſah Abdallah in dem kleinen Raume umher. In jedem Winkel glaubte er den zu erblicken, den er ſuchte. Die Düſternheit des Gemaches erlaubte nicht im erſten Momente alle Gegenſtände rings umher genau zu erkennen; endlich fiel ihm eine dicht an der Mauer ſtehende ſchwarze Kiſte, von der Länge, daß ſich ein Mann allerdings darin hätte verbergen können, ins Auge.

„Dort! — dort!“ — rief er mit vor Wuth blitzendem Auge, indem er den Dolch zog, und auf die Kiſte zueilte. — Eben wollte er den Deckel derſelben aufreißen, als er ſich von Laura hart und ſchmerzhaft am Arme gehalten fühlte. Unwillkührlich blickte er auf die Dame. Er ſchauderte. Mit anſcheinender Ruhe ſtand Laura neben ihm. Ihr Geſicht war bläſſer als je, aber ihre Augen brannten wie düſter glimmende Kohlen in dem marmornen Antlitz. Die linke Hand der Spanierin hatte ſeinen

Arm gefaßt, und hielt ihn wie eine Zange umſchloſſen, die rechte war hoch erhaben, und in ihr blitzte ein kleiner, nur wenige Zoll langer Dolch. — Unverrückt blickte die Spanierin den Araberfürſten an; ſie ſchien ſprechen zu wollen, aber die Stimme ſchien ihr zu verſagen; wenigſtens verriethen dies die halbgeöffneten, krampfhaft zuckenden Lippen. Endlich rangen ſich leiſe Töne aus der Bruſt.

„Unglücklicher!“ ziſchelte ſie, „Unglücklicher! berühre dieſe Kiſte mit einem Finger, und ich ermorde Dich augenblicklich.“ — — —

Die Worte Laurens ſchienen auf Abdallah in dieſem Momente denſelben Eindruck zu machen, den das plötzliche Ziſchen einer Schlange, ſobald es unverhofft und in unmittelbarer Nähe ertönt, auf den ſonſt unerſchrockenen und wohlbewaffneten Jäger in der Einſamkeit des Urwaldes zu machen pflegt. Er iſt ſich bewußt, daß er der Gefahr gewachſen, und dennoch ſchaudert er unwillkührlich vor derſelben. Das Letztere ſchien auch bei Abdallah der Fall zu ſeyn.

„Oeffne!“ ſagte er endlich mit halb erſtickter Stimme. „Oeffne dieſe Kiſte! Ich will mich überzeugen.“

„Laura ſchwieg. Sie ließ den aufgehobenen Arm ſinken, und ſchien zu überlegen.

„Ich bitte Dich, öffne!“ ſagte Abdallah dringend. „Ich glaube, daß Du unſchuldig biſt, aber — ich will mich überzeugen.“

„Zwingt mich nicht, Abdallah! Es iſt zu Eurem Verderben!“ ſprach Laura, indem ſie den Arm Boabdils fahren ließ, mit ernſter warnender Stimme.

„Sey es!“ rief heftig der Maure. „Lieber zu Grunde gehen, als dieſe Qualen.“

„Wollt Ihr mir ſchwören, mich nie über das, was Ihr ſehen werdet, zu fragen, nie ein Wort mit mir darüber zu ſprechen?“

„Ich ſchwöre es bei Allah und ſeinem Propheten! Aber — öffne!“ rief Boabdil.

„Wohlan, Unglücklicher, Dein Wille geſchehe!“ ſagte die Spanierin, der Dolch langſam in dem Buſen verbergend, und indem ſie den Deckel der Kiſte ſo leiſe herabhob, als ob ſie einen darin Schlafenden zu erwecken fürchtete. „Siehe!“ ſagte ſie dann, indem ihre Geſichtsmuskeln krampfhaft zuckten. „Siehe! dies iſt Der, den Laura Veraſtegui allein geliebt hat und allein lieben wird, bis zum letzten Augenblick ihres Lebens.“ — —

Boabdil fuhr heftig bei dieſen Worten auf, er ſtürzte zu der geöffneten Kiſte. Eben warf die Lampe ihren trüben Schimmer hinein. Boabdil ſah eine männliche Geſtalt in Rittertracht, lang ausgeſtreckt, die Hände über die Bruſt gekreuzt. Mit einem Ausrufe der Wuth ſchwang er den Dolch. Eben wollte er ihn in die Bruſt des Nebenbuhlers ſtoßen, da fiel ſein Blick auf das Geſicht des Letztern, und — er erblickte einen Todtenſchädel, deſſen leere Augenhöhlen, deſſen blendend weiße Zähne ihm furchtbar entgegengrinſten. —

Entſetzt taumelte Abdallah zurück. —

„Gefällt Euch der Anblick nicht?“ ſprach Laura leiſe, und mit einem Lächeln, welches von dem einer Wahnſinnigen nicht ſehr verſchieden war. — „Mir gefällt er ganz wohl, und ich habe jene Geſtalt ſchon ſo oft betrachtet, daß ich nichts ſehe als ſie.“ —

„Wer? — Wer?“ — ſtammelte Boabdil wie bewußtlos.

Laura antwortete nicht, ſondern ſtarr den Fragenden ins Geſicht blickend, hob ſie den Zeigefinger r weißen Hand wie warnend in die Höhe; dann loß ſie die Kiſte leiſe, wie ſie ſolche geöffnet hatte, d deutete gebieteriſch mit der Hand nach dem ngange des Gemaches. — —

Boabdil ging, nachdem er in das letztere getreten ne Weile ſchweigend darin auf und ab. Laura tte ſich wie erſchöpft in einen der Sitze der nſterbrüſtungen niedergelaſſen, und blickte, wie mer, ernſt und düſter vor ſich hin. Endlich iff der Kaliph nach dem auf der Erde liegenden lumenſtrauße, hob ihn auf und betrachtete ihn t Blicken, in denen Haß und Rache brannten, n allen Seiten.

„Es war einer der Abencerragen, der es wagte, ir dieſen Strauß zu geben?" ſagte er nach ngerem Schweigen.

„Es iſt möglich!" antwortete gleichgültig die ame.

„Nein, es iſt gewiß!" ſprach Abdallah heftig. Der Strauß iſt mit einem grün und gelben Bande nwunden, und dieß ſind die Farben jener ſtolzen erräther." —

Ohne ein Wort zu erwiedern, blickte Laura aus dem Fenſter nach den Zimmern der gegenüber emporragenden Feſte.

„Du willſt mir den Geber des Straußes nicht nennen?“ fuhr Boabdil mit gerunzelter Stirne fort.

„Nein!“ entgegnete Laura kalt.

„Auch dann nicht, wenn ich verſpräche ihn zu begnadigen?“ frug er weiter.

„Auch dann nicht!“ erwiederte Jene in vorigem Tone.

„Auch nicht, wenn meine Rache einen Unſchuldigen träfe?“

„Ihr wäret dann am meiſten zu beklagen!“ erwiederte die Spanierin ruhig.

„Wie, wenn aber Hunderte meiner Rache und Deiner Hartnäckigkeit zum Opfer fielen?“ rief Boabdil, indem ſeine Lippen krampfhaft zuckten.

„Genug, Boabdil!“ ſprach Laura mit ſtarker Stimme, und indem ſie aufſtand. „Ich will Euch den Geber des Straußes nicht nennen, und dieß muß Euch genug ſeyn. — Einer, der mehr war als Ihr, der gerade und einfach, aber in jedem Sinne des Worts ein Mann war, er hätte Laura Veraſtegui bewegen können, in den ſichern

Tod zu gehen, aber ſie zu etwas bewegen, das ſie nicht ſelbſt gewollt, das hätte er dennoch nicht gekonnt. Darum kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand.“ — —

Mit einem unausſprechlich ſtolzen Blicke kehrte ſich die Spanierin bei den letzten Worten von Abdallah nach dem Fenſter, und ſchaute mit ihrem gewöhnlichen kalten düſtern Blick weithin in die das Schloß umgebende ſchauerliche Oede.

Die Sicherheit, die Ueberlegenheit Laurens ſchien auf Abdallah ihres Eindrucks nicht zu verfehlen. Er veränderte mehrmals die Farbe, und biß die Lippen über einander, aber er ſchien ruhiger zu werden.

„Der Zweck meines Hierſeyns,“ ſagte er endlich, als ſich Laura nach einer Weile zu ihm wendete, „iſt eigentlich Dich zu bitten, daß Du morgen mit Anbruch des Tages dieſe Feſte verlaſſen, und Dich auf einige Zeit nach der Alhambra oder dem Generalife begeben möchteſt.“

Laura ſchwieg, und ſah Boabdil fragend an

„Es iſt kein Zweifel,“ fuhr Boabdil fort, „daß Ferdinand einen Einfall in die Vega von Granada ver hat. Iſt dieß der Fall, ſo könnte durch Streifparthien leicht die Verbindung zwiſchen Granada und al Minar unterbrochen werden, und — ich möchte Dich nicht gern in den Händen, unter dem Schutze von Verräthern wiſſen.“

„Laſſet mich immer hier!“ ſagte Laura gleichmuthig. „Stellt die Beſatzung unter meine Befehle! ich vertheidige dieſe Feſte.“

„Nimmermehr!“ entgegnete Abdallah. „Zwar vertraue ich Deinem Muthe mehr, als dem dieſer Verräther, aber ich würde den Gedanken nicht ertragen können, Dich entfernt zu wiſſen. — Auch nach dem, was heute meine Augen geſehen“ — hier warf er einen Blick auf den Blumenſtrauß — „muß ich Dich bitten, mich nach Granada zu begleiten.“

„Nicht eher gehe ich dahin, bis die zwei Jahre unſeres Vertrags abgelaufen ſind!“ erwiederte Laura. „Jetzt bin ich noch frei, frei, und wäre ich im Kerker und mit Ketten belaſtet; mit dem letzten abgelaufenen Tage jenes Zeitraums gehöre ich Dir als Sklavin.“

„Es iſt eine Bitte nur, kein Befehl, der Dich nach Granada ruft!“ ſagte Boabdil düſtern Blickes. „Bedenke ſelbſt! Würdeſt Du zu al Minar bleiben vollen, wenn ein feindliches Heer in die Vega von Granada rückt, wenn feindliche Banner vor der Alhambra entfaltet werden.“

„So meint Ihr, daß es dahin kommen könnte?“ rief Laura, wie von einem elektriſchen Schlage durchzuckt, indem ſie von ihrem Sitze aufſprang.

„Es iſt kein Zweifel!“ entgegnete Boabdil trübe. „Der Adelantado von Kordova ſteht an der Grenze, und dennoch — ſo berichten meine Späher — iſt ſein zahlreicher Haufen nur die Vorhut eines größeren Heeres. Auch — o der Schande! — ſind die Fürſten Sidi Yahye und Alnayar zu dem Heere der Chriſten geſtoßen, und ihre Reiter durchſtreifen bereits mit Sengen und Brennen die Taa (Gerichtsbezirk) von Marchena.“ — — —

„Weiter! — Weiter!“ ſagte Laura mit halb erſtickter Stimme, das Blut ſtieg ihr in's Geſicht, und ihr Auge blitzte wie das der hungrigen Löwin, die eine Gazellenheerde in der Ferne erblickt.

„Die Könige,“ ſprach Boabdil weiter, ohne die Aufregung der Dame zu bemerken, „ſollen bereits

Sevilla verlaſſen haben, ein großes Heer iſt ihnen vorausgezogen, und ein vornehmer engliſcher Feldherr, der ihnen einen Haufen fremder Söldner zugeführt, ſoll in ihrer Begleitung ſeyn."

„Wirklich! Wirklich!" rief jetzt Laura mit grauſenhafter Freude. — „Ja, Ihr habt Recht, Abdallah! Jetzt muß ich nach Granada! Dort iſt mein Platz. — Ich muß ſehn, wie das Thal von Granada ſich mit fremden Kriegern erfüllt, wie die ſpaniſchen Harniſche im Sonnenſcheine erglänzen, wie die Fahnen von Kaſtilien und Arragon ſich zur Seite der fröhlichen Farben Sanct Georgs von England entfalten. — Ich muß ſehen — —"

„Es ſcheint," ſagte Boabdil mit trübem Blicke, „als ob das, was mich zur Erde beugt, Dir Freude machen könnte." —

„Das nicht! — das nicht!" erwiederte Laura in leichter Verwirrung. „Aber" — ſetzte ſie lebhaft hinzu — „könnt Ihr es dem unter Schwertern und Lanzen groß gewachſenen Weibe verargen, wenn es, ſelbſt auf Gefahr des Unterganges, neugierig einem Kampfe zuſchauen will, gegen den unſere Stierkämpfe, unſere Turniere, ja ſelbſt die Grenzgefechte nur ein Kinderſpiel ſind. — Hier," ſetzte ſie hinzu, und ihr Auge erglänzte in wildem Feuer, „hier handelt es ſich um mehr als elendes Lanzenbrechen, hier gilt es ein Spiel um Ehre und Leben, um Thron und Land, um Vernichtung einer Nation, und Erhebung einer andern. — O!" rief die Spanierin in wilder Begeiſterung, „ich ſehe ſie heranziehen die ſtahlgerüſteten Krieger, umweht von den prangenden Fahnen und Bannern der edelſten Häuſer Kaſtiliens, ich ſehe die blitzenden Schilder, die flimmernden Panzer, hervorglänzen aus einem Meere wallender Helmbüſche und bunter Federn, wie ſie tauſendfältig ſich wiederſpiegeln in den Waſſern des Darro und des Xenil; ich ſehe, wie ſich das Thor von Elvira öffnet, wie ſie herausſtürzen die wilden Schaaren dunkler Gomeren, ſtolzer wuthentbrannter Zegris, edler ſchöngeſchmückter Abencerragen — —"

„Nein!" unterbrach haſtig und mit brennendem Blicke Boabdil die Sprechende. „Nimmer wird Dein Auge unter den Streitern die verhaßten Söhne des Sattels erblicken; dreimal mir verhaßt und verflucht, als ich zum zweiten Male ihr Lob aus einem Munde vernehme, über deſſen Lippen es nimmer kommen ſollte. — Sie ſind nicht werth, den heiligen Kampf des Glaubens ausfechten zu helfen, und eher würde Abdallah untergehen, als ihnen die Hand zur Verſöhnung reichen. — Dieſer Strauß," rief er, indem er den Blumenbüſchel ergriff und hoch emporhielt, „dieſer Strauß war nur noch nöthig, um mich von ihrem Verrath zu überzeugen, und ſo" — hier zerriß er ihn wüthend — „ſo denke ich auch den letzten jener Verräther zu vernichten, ehe die Sonne zweimal am Horizonte emporſteigt." — — —

Nur wenige Minuten verweilte Boabdil noch zu Alcazar al Minar. Sobald er die nöthigen Befehle gegeben, daß mit Aufgang der Sonne ein Theil der Beſatzung ſich fertig halten ſolle, Laura Veraſtegui ſo weit auf dem Wege, der nach Granada führte, zu begleiten, bis ihnen ein Trupp aus der Stadt entgegenkommen werde, ſprengte er mit gerunzelter Stirn und wildem Blicke über die Zugbrücke der Feſte. — — —

Mit Aufgang der Morgenſonne befand ſich Laura Veraſtegui auf dem Wege nach Granada. Eine ſtarke Schaar Abencerragen, geführt von den Häuptlingen Abenahmar und Sarazino, geleitete die Dame und bewies ihr eine Ehrfurcht, wie ſolche nur die Beherrſcherin des Landes hätte fordern können. Rechts und links zu Seiten des Weges ſprengten häufig junge Mauren aus dem Trupp heraus, und verfolgten ſich im Scheingefecht. Sie warfen den Dſcherid (ſtumpfen Speer) mit einem Eifer, welcher deutlich zu erkennen gab, daß es ihnen nicht wenig um einen Beifallsblick des ſchönen Auges der Chriſtin zu thun ſey, doch nur ſelten warf Laura einen ernſten Blick auf die ſtattlichen Reiter, ſondern ſah von Zeit zu Zeit hinter ſich nach einem ſchwerbepackten Maulthier, welches der Knappe Rodriguez zur Seite ſeines Roſſes am Zügel leitete, und das, außer den Habſeligkeiten der Dame, auch noch mit der geheimnißvollen Kiſte, deren Inhalt Boabdil ſo ſehr erſchreckt hatte, beladen ſchien. Schon waren die Reiſenden ganz in der Nähe der Hauptſtadt, golden flimmerten die Kuppeln der Moſcheen und luſtig ſpielte der Oſtwind mit der mächtigen Fahne, die auf dem Thurme der Gerechtigkeit aufgepflanzt war, als ein Trupp Reiter ſeitwärts über das Blachfeld heranſprengte. Einer war den Andern weit voraus. Der Hals des edlen Falben, der den Heranjagenden trug, war mit Schaum bedeckt, und kaum konnte man die ſilbernen Ketten und Zierrathen, womit ſolcher geſchmückt war, vor der flatternden Mähne oder dem darauf geſpritzten Giſcht erkennen. Noch war der Reiter einige hundert Schritte entfernt, als Ritter Sarazino ſeinem Truppe einige arabiſche Worte zurief. Mit Haſt ſuchte ein Jeder die größte Ordnung in dem Zuge herzuſtellen, und Abenahmar, indem er ſein Roß mit einigen Stößen des ſchneidenden Steigbügels in die Nähe der Dame trieb, flüſterte leiſe der Letztern zu: „Es iſt der edle Muza Abencarrach. Er ſcheint Dich erkannt zu haben und mit Dir reden zu wollen.“ — — —

Dieſes war auch wirklich der Fall. Kaum hatte er den ſchnaubenden Renner, deſſen geröthetes Auge und die Blutflecke an den dünnbehaarten Flanken von der Heftigkeit des Rittes zeugten, angehalten, als Muza ſich tief verbeugend, doch mit verſtörtem Geſicht, Laura um eine kurze Unterredung bat.

„Verzeihe, Herrin!“ ſagte er leiſe aber haſtig; „eine ſonderbare Nachricht iſt mir zugekommen. —

Heute Nacht war ich mit der kleinen Schaar, die mich begleitet, aus dem Albaycin, den wir beſetzt halten, auf Spähung geritten, und eben war ich auf dem Rückwege, als mir ein Eilender die Nachricht bringt, daß der Kaliph mehr als drei Viertheile der Ritter meines Stammes in der Nacht, jedoch nur immer einzeln, nach der Alhambra rufen laſſen, daß aber bis jetzt noch keiner zurückgekehrt ſey. Kaum habe ich die mich befremdende Botſchaft angehört, als ein zweiter Eilender mir den Befehl bringt, augenblicklich vor Abdallah zu erſcheinen. — Sollte" — ſetzte Muza mit fragendem Auge hinzu — „hier nicht Verrath im Spiele ſeyn?" —

„So ſcheint's!" erwiederte Laura nach längerem Sinnen.

„Sollte der Kaliph von dem Vorhaben meines Stammes Kunde erhalten haben, ſollten wir verrathen worden ſeyn?"

„Ich glaube, es iſt nicht daran zu zweifeln!" erwiederte die Dame ernſt und kalt.

„Es iſt nicht möglich, daß die Löwin den Löwen verrathen hätte!“ rief Muza mit brennendem Blicke auf Lauren.

„Nein, es iſt nicht möglich!“ entgegnete dieſe im vorigen Tone.

„Aber wie? — wie?“ fiel Muza ein.

„Boabdil hat den Strauß geſehn, den ihr zurückließet, und deſſen Bedeutung ich nicht kannte; vielleicht — —“

„Ja wohl! Nun geht mir ein furchtbares Licht auf!“ ſagte Muza. „Jetzt Kampf auf Leben und Tod, oder ich bin verloren. — Dennoch — bei Allah und ſeinem Propheten! — ſoll der elende Feigling einen ſchweren Stand mit mir haben.“

„Ihr geht zu Grunde, wenn Ihr in dieſem Augenblick mit Abdallah und ſeinen Zegris einen Kampf beginnt!“ ſprach Laura ernſt und nachdenklich. — „Flieht zu Ferdinand, werft Euch ihm in die Arme.“ —

„Nimmermehr!“ rief der Abencerrage raſch. „Nie ſoll der Chriſtenkönig das Haupt der Söhne des Sattels als einen elenden Flüchtling vor ſeinem Stuhle erſcheinen ſehen. Wenn Muza Abencarrach auch als Vaſall vor ihm das Knie beugen wollte, ſo wird er nimmer als Sklave flehend vor ihm in den Staub ſinken."

„So wirf Dich in den Albaycin, und übergieb ihm die Feſte, wenn er heranzieht mit Heeresmacht und fliegendem Banner!" erwiederte die Spanierin feurig.

„Ich will verdammt ſeyn, wenn ich dies thue!" rief der Araber ſtolz. „Die Farben Kaſtiliens aufzupflanzen, wenn Ferdinands Geſchwader der Alhambra feindlich gegenüber ſtehn, iſt meiner unwürdig. — Nein! rückte Ferdinand vor, und mir bliebe ſo viel von meinem zu Grunde gerichteten Stamme übrig, um die Chriſten zurück zu werfen, ſo ſollte dies redlich geſchehen, doch dann würde ich mit Abdallah einen Kampf auf Leben und Tod eröffnen, und Rechenſchaft fordern im Namen der Söhne des Sattels."

Laura ſchwieg. Die Haltung, die Sprache des mauriſchen Feldherrn, ſchien mächtigen Eindruck auf ſie zu machen. Endlich begann ſie zu ſprechen.

„Ich glaube," ſagte ſie düſter, „es iſt nicht gegen einen Schwur, den ich bei einer gewiſſen Gelegenheit geleiſtet, wenn ich aufrichtig mit Dir rede. — Wir wandeln, Muza Abencarrach," ſprach ſie leiſe und mit dumpfem Tone, „wir wandeln Beide die Wege der Rache und des Verderbens, aber unſere Wege laſſen ſich nicht vereinen. Wir werden, denke ich, Beide die Sättigung unſerer Rache erlangen, aber wir werden dabei auch Beide zu Grunde gehen. Daß Dein Verderben nicht durch mich herbeigeführt werde, wünſche ich aufrichtig, und ich denke dies bei Einem, — bei Einem, deſſen Andenken ich Rache gelobte, vertreten zu können. — Eile," ſagte ſie, „ſo flüchtig Dein Renner Dich zu tragen im Stande iſt, nach dem Albaycin, ſammle in dieſer Feſte die Ueberbleibſel Deines tapfern Stammes; vertheidige Dich dort gegen Abdallah, und, wenn Du dies Deiner Ehre ſchuldig zu ſeyn glaubſt, auch gegen Ferdinand. Kann ich Dich auch nicht gegen den Erſtern ſchützen, ſo ſchütze ich Dich doch gegen den Grimm des Letztern. — Doch jetzt ſpute Dich! Eile fort! Wir ſehn uns nimmer wieder." —

Muza ſchien nochmals ſprechen zu wollen, aber die Dame winkte mit der Hand; ſie zog den Zügel des Roſſes an, bald befand ſie ſich wieder in der Mitte des Reitertrupps, und Muza jagte nach weig Augenblicken wie ein Sturmwind mit den Sei- en über das Blachfeld.

Es mochte etwa eine Stunde ſpäter ſeyn, als aura durch die Gomerenſtraße nach der Alhambra og. Eben war man am Fuße des Berges ange- ommen.

„Ihr führt Eure Mannſchaft nach dem Albaycin, Ritter!“ ſagte ſie, ſich zu Sarazino und Abenabnar wendend.

„Der Kaliph hat befohlen,“ — ſprach Sarazino ögernd.

„Nach dem Albaycin!“ unterbrach Laura den Sprechenden mit einem Tone, der keinen weitern Einwand geſtattete und mit einem ſtolzen Winke er Hand.

Sie warf ſodann einen Blick auf ihren Knappen, und zog den Weg nach der Alhambra aufwärts. — —

In den Höfen der Burg gab es heute ein wirres Getummel. Faſt die Mehrzahl der Ritterſchaft der Zegris, der Mazer, der Baneger, erfüllte die weiten Säle. Nur einzelne Abencerragen, von den Herumwandelnden gemieden, oder mit verächtlichem

Blicke gemeſſen, ſtanden hier und da, und ſchienen der Befehle Boabdils zu harren.

„Wo iſt der Kaliph? fragte Laura, in den ſogenannten Löwenhof — ſo genannt von einer Anzahl marmorner Löwen, die ein mächtiges Waſſerbecken emporhalten — tretend.

„Er iſt in jenem Saale!“ antwortete ein junger Zegri, dem, wie es ſchien, nebſt mehrern Andern die Bewachung der Thür anvertraut war. „Niemand darf ungerufen eintreten; ſo befahl es der Herrſcher der Gläubigen.“ —

Hatte Laura die Worte des Zegri überhört, oder ſie nicht beachten wollen, die Dame ſchritt haſtig der Thüre zu.

„Ich darf den Eintritt nicht geſtatten, Herrin!', ſagte haſtig der Maurenritter. „Mein Haupt hängt von der Erfüllung meines Befehles ab.“

„Ich werde mir binnen einer Stunde dieß Haupt von dem Kaliphen zum Geſchenk erbitten, wenn Du nicht augenblicklich und eigenhändig mir die Thüre öffneſt!“ ſagte die Spanierin mit ſtolzer Kälte.

Zitternd gehorchte der Zegri, und Laura trat in den Saal. Welch ein Anblick, erwartete ſie hier! —

Sechs und achtzig Leichname lagen in einer Reihe
er das Haupt unter ſeinem Arme, längs einer der
eiten des Saales. Das marmorne Waſſerbecken,
as die Mitte des Saales einnahm, war mit
lute bis zum Rande angefüllt. Eben kniete ein
ler Abencerrage neben demſelben. Er hatte den
tblößten Hals auf den Rand des Beckens gelegt
nd ein neben ihm ſtehender rieſiger Neger hob
hon das Schwert ihn zu enthaupten.

„Halt ein, Elender!“ rief jetzt Laura in einem
one, der durch den ganzen Saal hallte. Unwill-
ahrlich ließ der Neger das Schwert ſinken.

Auf einem Divan, auf der entgegengeſetzten Seite
es Saales, ſaß indeſſen ein Mann, zu deſſen
üßen zwei Verſchnittene knieten. Das Geſicht deſ-
elben war bleich, verſtört, und zeigte Spuren gro-
er Erſchlaffung, wie ſolche gewöhnlich nach dem
Vorübertoben des Sturmes geſättigter Leidenſchaf-
en einzutreten pflegen. Dieſer Mann war Ab-
allah. — — —

Mit dem ſtolzen, feſten, und dennoch ſo ſchwe-
end erſcheinenden Schritt, der allen Spanierinnen

eigen iſt, trat jetzt Laura auf Abdallah zu. Sie blickte ihn mit durchbohrendem, und dennoch über ihn triumphirendem Auge an.

„Unglücklicher!“ rief ſie, ihn heftig bei der Schulter faſſend. „Unglücklicher, Du haſt umſonſt gemordet. Dieſe Männer hätten Dich retten können; jetzt biſt Du verlohren.“ —

Wie es ſchien, hatte Laura noch weiter ſprechen wollen, aber eben fiel ihr Blick auf den Abencerragen, der zitternd und faſt bewußtlos daſtand, und die Vollziehung des Todesurtheils erwartete.

„Biſt Du nicht Abenhamet, der Alcayde von Alhama!“ rief ihm die Spanierin fragend zu.

„Ich bin es, Herrin!“ erwiederte jener mit leiſer Stimme.

„Und wie?“ ſprach Laura heftig zu Boabdil. „Du konnteſt wagen, Dir konnte es in die Gedanken kommen, das Todesurtheil zu ſprechen über einen Mann, der der Einzige war, der es unternahm, Muley Haſſan gegenüber zu treten, als es galt einen Mann zu ſchützen, den Ihr ermordet habt und ermorden ließet in friedlicher Halle? einen Mann, der in ſeiner einfachen Biederkeit, ſei-

em Ritterſinne, ſeinem Edelmuthe über Euch Alle
nporragte, wie die Eiche über niedriges Geſträuch,
ie der Fürſt über Sklaven, wie der Löwe über
nen Haufen Schakals? — Eher mußteſt Du
ir die Hand abhauen laſſen, ehe Du ſie aus-
reckteſt nach jenem Abencerragen! Du hätteſt ſo
ielleicht zum tauſendſten Theile die Schuld ab-
üßen können, die auf Euch Allen laſtet, Du
ätteſt einen Topfen des Blutes verwiſchen können,
enes Blutes, deſſen Zeichen an Euren Stirnen
uch als die der Rache verfallnen Opfer bezeichnet.
— Gehe Abenhamet," ſetzte die Dame mit ſtarker
Stimme hinzu. „Gehe aus dieſer Mörderhöhle!
ehe nach dem Albaycin." —

„Er war es, der es wagte, Dir den Strauß zu über-
eichen!" rief Boabdil mit einer Bewegung der Hand,
als ob er den Abencerragen zurückhalten wolle.

„Er war es nicht! Ich ſchwöre es bei Gott! —
der Der mir den Strauß gab, iſt außer dem Be-
reiche Deiner Gewalt;" erwiederte Laura. „Fort
Abenhamet! nach dem Albaycin;" ſetzte ſie gebiete-
riſch hinzu, und der Abencerrage taumelte, ohne
daß ihn Jemand aufhielt, aus dem Saale.

In dieſem Augenblicke entſtand außerhalb des Saales ein Getümmel.

„Siehe was es giebt!“ ſprach Abdallah zu einem der Verſchnittenen.

In wenig Augenblicken kehrte der Hinausgehende mit einem Schreiben in der Hand zurück.

„Abdelmelik Zegri, der am Thore von Elvira befehligt, läßt melden, daß ſich Muza Abencarrach ſammt einem Theile der Beni Serradſch und der Arravagen, welche den Albaycin beſetzt hatten, empört habe!“ ſagte der Eunuche, indem er ſich vor Boabdil in den Staub werfend, mit zitternder Hand das Schreiben überreichte.

Grimmig riß Boabdil den Brief auseinander. Er war von dem Feldherrn der Abencerragen.

„Elender!“ — ſo lautete der Brief — „Du haſt mich überliſtet, aber darum mich noch nicht beſiegt. Ich würde die Trümmer meines Stammes ſammeln, ich würde ſtürmend hineilen gegen die Alhambra, das Stammſchloß unſerer Könige, welches durch Deine Gegenwart für immer beſudelt wird, aber — ſteige auf den Thurm des Komares und blicke nach Norden. In wenig Stunden

irſt Du die Heere der Chriſten ſich wie Waſſer-
äche in die Ebene ergießen ſehen. Sie bedrohen
Dich nicht allein — wäre dieß der Fall, ich würde
as Banner meines zu Grunde gerichteten Stam-
nes mitten unter ihren Geſchwadern aufpflanzen,
nd nicht eher ruhen, bis ich Dein fluchwürdiges
Haupt zu den Füßen Ferdinands hinrollen ſähe
— ſie bedrohen unſer unglückliches Vaterland und
deſſen heiligen Glauben. Dieß allein iſt der Grund,
weshalb ich entſchloſſen bin, den Albaycin aufs
Aeußerſte gegen die Chriſten zu vertheidigen.
Wenn, Unſeliger, noch ein Tropfen des Blutes
unſerer Väter in Deinen Adern rinnt, ſo folge
meinem Beiſpiel, und dann, wenn wir die Chriſten
zurück getrieben haben, dann beginne zwiſchen uns
ein Kampf auf Tod und Leben.“ — — —

Sprachlos ſtarrte Boabdil längere Zeit auf den Brief in ſeiner Hand, dann warf er ihn knirrſchend zur Erde, und verließ, die Hände vor Wuth geballt, das Gemach. Hohnlächelnd blickte ihm die Spanierin nach, und ging langſam, längs den Reihen der Ermordeten vorüber, zum Saale hinaus. — —

Muza hatte in ſeinem Briefe keine Unwahrheit geſagt. Wie drei reißende Ströme wogten, noch ehe die Sonne unterging, drei mächtige feindliche Heerſaulen das Gebirge herab. Die Schaaren der Gepanzerten erfüllten zu Tauſenden bereits das weite Gefilde, und immer wollte der heranwallende Zug kein Ende nehmen. Geſchwader auf Geſchwader ſtürmten auf andaluſiſchen Roſſen heran, und trieben die leichten Reiter Abdelmelik Zegri's und die Gomeren, die durch das Blachfeld ſchwärmten, vor ſich her. In ſtummem Schmerz, erloſchenen Auges und mit bleichem Antlitz ſtand Abdallah, umgeben von einer Zahl der vornehmſten Häuptlinge, auf der Plattform des Thurmes von Komares, und blickte bald auf die von Feinden wimmelnde Ebene, bald auf die Mauern von Granada, die von Vertheidigern bedeckt waren, bald auf den Albaycin, wo aber anſtatt der Fahne mit dem Schlüſſel, ein mächtiges grün und gelbes Panier, das Zeichen der Abencerragen, ſeine weiten Falten warf. Verworrene Töne, doch beſtimmt der kaſtilianiſchen Mundart angehörig, drangen von den Feinden herüber, und letztere waren hier und da eſchäftigt, Zelte aufzuſchlagen, ihre Roſſe im Xenil u tränken, auch ſprühete ſchon hier und da in er Entfernung ein mächtiges Feuer empor, als ie letzten leichten Reiter, von mehreren Rotten Gepanzerten verfolgt, flüchtig durch das Thor von Elvira ſprengten, und nun die Stadt rings von Feinden umgeben war.

Eben ſtreifte ein Trupp Gepanzerter ganz nahe an den Mauern vorüber. Ein weißes Kreuz im ſchwarzen Felde flatterte auf hoher Standarte.

„Das iſt Tellez Giron mit den Kalatravarittern!“ ſagte Abdallah, ſich zu den Häuptlingen in ſeiner Nähe wendend; „aber hört! dieſe Trompetenſtöße ſind mir unbekannt.“

„Es iſt eine italieniſche Trompete!“ verſetzte ein greiſer Zegri; „ich kenne ſie aus frühern Kämpfen.“

Aus einem Eichengehölz in der Nähe ergoß ſich eben wieder eine neue Schaar, und ein fremdes Banner tauchte im Abenddufte auf.

„Dieß Zeichen kenne ich nicht!“ ſagte Abdallah, auf die feindliche Fahne zeigend.

„Auch mir iſt es unbekannt!“ ſprach Abdelkerim.

der Häuptling der Baneger. „Zu meiner Zeit iſt es noch nie im Felde entfaltet worden.“

„Aber ich kenne es!“ fiel der Greis ein, der früher geſprochen. „Es ſcheint das alte, lange nicht gebrauchte Banner der Städte Baeda und Ubeza, der weiße Hund im grünen Felde. Iſt dieß der Fall, dann — Allah kerim! — Gott ſey barmherzig! — dann iſt ganz Andaluſien im Aufſtand gegen Euch.“ —

Boabdil ſtampfte wüthend mit dem Fuße.

„Und dieß dort?“ fragte er endlich, auf einen andern Trupp zeigend.

„Es iſt die Standarte des Marquis von Kadir, der weiße Adler mit Sonne, Mond und Sternen!“ erwiederte der Vorige.

„Mögen ſie dem Verfluchten zu Grabe leuchten!“ rief Boabdil. „Aber ſeht! ſeht! — O der Schande! — Dort taucht auch eine Fahne mit der offenen Hand und dem Schlüſſel auf. Es ſind Moslims. Verderben über ihre Häupter, und über den Verräther Yahye!“ —

„In dieſem Augenblicke ſprengte ein Trupp auf großen, ganz mit Stahl bedeckten Roſſen, die Reiter in weißen, faſt wie Silber glänzenden Harniſchen, längs der Mauer hin. Ein Banner, auf dem ein Ritter, einen Drachen mit der Lanze tödtend, abgebildet war, wehte in des Haufens Mitte. Sein Schlachtruf tönte donnernd über die Ebene, und brach ſich im Echo an den Mauern der Alhambra.

„Dieß ſind keine Kaſtilier!“ ſagte kopfſchüttelnd der alte Zegri.

„Franzoſen ſind es auch nicht, dieſe kenne ich;“ ſetzte Abdelkerim hinzu.

„Kennt Jemand dieſe Söhne des Satans?“ fragte Boabdil, ſich nach ſeinen übrigen Begleitern wendend.

„Ja! ich kenne ſie, die ſtattlichen Reiter!“ rief eine helle Stimme — es war die Stimme Laurens, die unbemerkt herzugetreten war. „Es iſt der Graf von Salisbury, mit der Auswahl der Ritterſchaft Englands. — Hört! — Hört!“ ſetzte ſie hinzu. „Das iſt der freudige Ruf: Sanct Georg für England! — Das dort ſein glorreiches Banner. — Aber ſeht! ſeht dorthin!“ rief ſie, und ihr Antlitz ſtrahlte von wilder Freude, wie das einer

Medea. „Seht nur alle die ſtattlichen Fahnen! — Das dort iſt die Standarte des kriegeriſchen Biſchof von Jaen! — das — ich meine dort das blutige Herz — die Fahne von Andujar, dort — bei dem Olivenhaine das dunkle Banner — der rothe Dolch im ſchwarzen Felde — es iſt das Zeichen des edlen Portocarrero; hier die Fahne von Moclin, das San Jagobanner, der hauende Reiter von Medina Sidonia — —"

„Iſt denn die ganze Hölle gegen mich im Bunde?" ſchrie wüthend Boabdil, und ging mit Wuth ſich vor die Stirn ſchlagend, gefolgt von den Seinen die Stiege hinab.

Mit leuchtendem Auge, Triumph im Blicke und mit ausgebreiteten Armen ſah Laura noch mehrere Minuten durch den Abendnebel hinüber in das kaſtilianiſche Lager, dann ging ſie langſam den Vorigen nach. — —

Mehrere Tage hatte ſchon der Kampf rings um die Mauern Granada's gewüthet. Alle Ausfälle der Mauren waren mit Verluſt zurückgeſchlagen worden, und die Belagerer machten augenſcheinlich Anſtalt, die Stadt zu ſtürmen. Ihre Vorarbeiten ſchienen ganz beſonders den Albaycin, die Alhambra und die Gegend des Thores von Sevilla zu bedrohen. Obwohl Boabdil es ganz natürlich fand, als Laura Beraſtegui erklärte, daß ſie ſo entfernt wie möglich von den bedrohten Punkten ſich aufhalten, um aber dennoch im Augenblicke der höchſten Gefahr nicht unvorbereitet zu ſeyn, ihre Wohnung mitten unter den Vertheidigern aufſchlagen wolle, ſo willigte er doch nur ungern ein, daß die Dame in den obern Zimmern eines alten Wartthurms, in der Nähe des Thores von Elvira, ſich niederzulaſſen begehrte. Gewohnt indeſſen, ſich in Laurens Willen zu fügen, gab er endlich nach und erbat ſich nur die Erlaubniß, die Augenblicke, in welchen der Kampf eine Pauſe machen würde, in ihrer Nähe zubringen zu dürfen. Letzteres war um ſo häufiger der Fall, als Abdallah, wenn auch von Natur eben nicht feig, doch keineswegs zum Krieger geſchaffen, von Stunde zu Stunde, ſo wie die Belagerung vorrückte, immer muthloſer zu werden begann, und dann von den Bedingungen zu reden anhob, unter welchen er mit Ferdinand zu unterhandeln gedächte. So waren faſt zwei Wochen verſtrichen, die Belagerer immer kühner, die Vertheidiger immer muthloſer geworden, als Boabdil eines Abends blaß, niedergeſchlagen und dem Anſcheine nach ganz erſchöpft, in Laurens Zimmer trat.

„Ich bin verloren!“ rief er aus. „O! mit welchem Rechte nannte man mich doch in dem Augenblicke meiner Geburt den Unglücklichen! — Ferdinand hat alle meine Anträge verworfen.“

Laura ſah Boabdil ohne ein Wort zu ſagen an.

„Zu Allem, was er nur billigerweiſe fordern konnte, habe ich mich erboten!“ fuhr Abdallah jammernd fort. „Alles war umſonſt. — Er verlangt die Entſagung des Thrones von Granada, und bietet mir ein kleines Fürſtenthum in den Alpuxarren.“

„Und was habt Ihr beſchloſſen?“ fragte Laura.

„Mich zu vertheidigen, bis er in die Stadt dringt, und dann von der Alhambra aus auf dieſe Bedingungen zu unterhandeln,“ verſetzte Boabdil. — „Mir bleibt,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „weiter keine Wahl. Mein Untergang ſtand im Buche des Schick ſals verzeichnet. Für mich giebt es weiter kein Glück auf dieſer Erde. — Doch ja!" verbeſſerte er; „eins giebt es noch; es iſt der Beſitz Deiner Hand. In zwei Tagen biſt Du mein Weib." —

„Wie? — was ſagt Ihr? — In zwei Tagen?" fuhr Laura erſchrocken auf.

„In zwei Tagen!" erwiederte Boabdil. „Uebermorgen ſind es zwei Jahre, als Du mir verſpracheſt die Meine zu ſeyn."

„Geſtattet mir acht Tage Friſt, Abdallah!" ſprach Laura mit verſtörtem Blicke.

„Nein! — Nimmermehr!" rief Abdallah heftig. „Alles Erdenglück, auf welches ich Anſpruch zu machen habe, darf nicht wie ein Morgennebel zerrinnen."

„Nur drei Tage geſtatte mir!" bat Laura dringend.

„Nicht drei Stunden über die bedungene Zeit!" rief Boabdil. „Bisher verdorrten alle Erdenfreuden unter dem Fußtritte des „Unglücklichen." Laß ſehen, ob ſich nun mein Schickſal wendet! — Der Elende muß karg ſeyn mit der Zeit, mit den Minuten, die ihm bereits zugezählt ſind; er muß ſie zu nützen wiſſen.“

„Ja, Ihr habt Recht, Boabdil!“ rief Laura, von den letzten Worten des Fürſten wie von einem elektriſchen Schlage berührt. „Ihr habt Recht! — Der Elende muß die ihm bereits zugezählten Minuten zu benutzen wiſſen.“

Haſtig eilte jetzt Laura nach einer Kiſte. Sie holte eine Anzahl Lampen aus dieſer hervor, und zündete eine nach der andern an, ſo daß in Kurzem das ganze Gemach, vorher nur von einem düſtern Lämpchen erleuchtet, im hellſten Lichte ſtrahlte. Letzteres warf einen lebhaften Schein weit in das Blachfeld hinaus. —

„Was beginnſt Du, Theure? Welch ſonderbarer Einfall?“ fragte Boabdil mit Verwunderung.

„Begreift Ihr dies nicht?“ erwiederte Laura mit wildem Lachen. „In zwei Tagen, ſagt Ihr, bin ich Euer Weib. Soll etwa die Braut des Kaliphen im dunkeln Kämmerlein, beim Schein eines Grabeslämpchens, ſitzen, während ſie ihren Brautputz zu ordnen hat? — Hat eine Braut nicht tauſend Dinge zu beſorgen, zu beſehen und anzuordnen, wozu es hell um ſie ſeyn muß? — Und dann, muß ihr Kämmerlein nicht geſchmückt ſeyn, während ſie der Bräutigam heimſucht? — Freilich paßt die Kiſte dort — Ihr kennt ſie ja wohl — nicht recht dazu, aber — —"

„Ich bitte Dich, gieb dieſe Gebeine der Erde wieder!" ſagte Abdallah, mit einem düſtern Blicke nach der Geräthſchaft, von der die Rede war.

„In zwei Tagen, Kaliph, in zwei Tagen!" rief Laura. „Keine Stunde früher. Eher würden jene Gebeine in der Erde nicht Ruhe haben, aber dann dann ruhen ſie an der Seite anderer, bis zum Tage der Auferſtehung." — — —

Abdallah brach das unheimliche Geſpräch ab. Er ſprach von dem traurigen Geſchick, das ihn auf dem Throne von Granada noch ſtets verfolgt habe, und wie er nun entfernt von dem Gewirr und dem Treiben des Königshofes auf den Beſitzungen, die ihm Ferdinand wiederholt angeboten habe, und ſelbſt im letzten Augenblicke gern zugeſtehen werde, ein glücklicheres und zufriedeneres Loos in den Armen Laura's zu finden gedenke. — Laura ſchien die Reden Boabdils indeß faſt ſämmtlich zu überhören, ſie beſchäftigte ſich bald mit dieſer, bald mit jener Geräthſchaft des Zimmers, und bedeckte letztere größtentheils mit ihren kleinen Habſeligkeiten, ſo daß ſie genöthigt war, die angezündeten Lampen ſämmtlich in die Nähe der Fenſter, die nach dem Blachfelde hinausgingen, zuſammenzuſtellen.

Boabdil lächelte unwillkührlich über die Sorglichkeit und Geſchäftigkeit einer Frau, die vorher ſo dringend um Aufſchub des herranrückenden Vermählungstages gebeten, und nun in den Zurüſtungen dazu ſo verſunken ſchien, daß ſie darin kein Ende finden konnte. Er wollte der Dame eben ſeine Bemerkungen darüber auf ſcherzhafte Weiſe mittheilen, als ein Anführer der Zegris eilig ins Zimmer trat.

„Verzeihe, Beherrſcher der Gläubigen!“ ſagte er, ſich tief verneigend. „Mich ſendet der edle Abdelkerim. Er meldet, daß ſeit ungefähr einer Viertelſtunde im Lager der Feinde eine ſtarke Bewegung ſey. Das Schnauben der Roſſe, das unterdrückte Rufen verworrener Stimmen, läßt trotz der Dunkelheit vermuthen, daß ſich große Haufen der Belagerer nach der Gegend der Alhambra und des

Albaycin ziehen. Einzelne Schildwachen wollen ſogar behaupten, bei dem erlöſchenden Lichte der feindlichen Feuer Transporte von Sturmleitern und Schleudermaſchinen erkannt zu haben.“

„Laß ſie ziehen!“ ſprach Abdallah nach kurzer Pauſe; „die Alhambra iſt uneinnehmbar. Mögen ſie den Albaycin ſtürmen. Gebe Allah, daß von den verrätheriſchen Abencerragen kein Haupt auf ſeinem Rumpfe bleibe! — Wie ſteht es hier in der Nähe des Thores von Elvira?“

„Längs den Stadtmauern iſt Alles ruhig!“ erwiederte der Gefragte. „Man erkennt deutlich die weißen Rüſtungen der Engländer bei ihren Wachtfeuern.“

„So iſt's gut!“ erwiederte Boabdil. „Sage Abdelkerim, ich würde bald in der Alhambra erſcheinen.“

Der Zegri verließ auf das Gebot des Fürſten eiligſt den Thurm, und nachdem er der Geliebten ſeines Herzens verſichert, daß nichts für ihre Sicherheit zu beſorgen ſey, folgte dieſer jenem aufs eiligſte. — —

Es war einige Stunden ſpäter. Der Lärm, von welchem der Zegri geredet hatte, war einer Todtenſtille, nur dann und wann vom Anrufen einzelner Wachen unterbrochen, gewichen, als auf einmal, nach der Seite des Albaycin zu, ſich ein furchtbares Geſchrei erhob. Boabdil, der ſich bis dahin ſchlaflos auf ſeinem Lager gewälzt, eilte die Plattform des Thurmes der Gerechtigkeit zu beſteigen. Er fand ſie von einer Anzahl mauriſcher Häuptlinge bedeckt, die alle nach der Gegend der oben genannten Feſte ſchauten.

„Der Albaycin iſt angegriffen!“ rief ihm Abdelkerim entgegen. „Die Chriſten ſcheinen zu ſtürmen.“

In dieſem Augenblicke tönte vom Fuße der Mauer in der Nähe des Thurmes von Komares der Ruf: „San Jago für Kaſtilien!“ herauf, und ward von dem donnernden: „Allah! Allah!“ der Vertheidiger beantwortet.

„Hört Ihr die heulenden Hunde?“ rief Abdallah. „Ich glaube, ſie ſind ſo unſinnig, die Alhambra ſtürmen zu wollen.“

„Sie werden ihr Vorhaben nicht erreichen!“ erwiederte Abdelkerim „Ich wünſchte indeſſen, daß das orgenlicht weiter vorgeſchritten wäre. Täuſcht ich mein Auge nicht, ſo ſteht das ganze feindliche eer unter Waffen."

„Du haſt Recht!" ſprach Boabdil, ſich über die rüſtung des Thurmes beugend, und mit aller Anrengung in den Frühnebel ſchauend. „Ich ſehe berall dichte Haufen der Feinde die Stadt umgeen, nur in der Nahe des Thores von Elvira ſcheint ine Lücke in ihren Reihen."

„Der Boden iſt ungleich, ein Olivengehölz verdeckt überdem den Hintergrund, es iſt dort der ſchwächſte Punkt unſerer Befeſtigungen;" ſagte kopfſchüttelnd der Vaneger.

„Hoffen wir, daß Allah ihre Augen verblenden werde!" entgegnete Abdallah. „Aber ſieh!" ſetzte er hinzu, „die Chriſtenhunde ſcheinen genug zu haben, da ſie die Unſern auf der Huth ſehen; ſie ziehen ſich von der Seite des Albaycin zurück. — Ha, ſieh! jetzt hebt ſich auch der Morgennebel." —

„Ein furchtbares Heer der Feinde, das uns einſchließt!" ſprach nach einer Pauſe Abdelkerim, indem er überall umherblickte. „Wie ein empörtes Meer wogt Alles durcheinander, Heerhaufen an

Heerhaufen, Banner an Banner, Geſchwader an Geſchwader."

„Es iſt nicht möglich, ihnen noch lange Widerſtand zu leiſten!" ſprach Boabdil mit niedergeſchlagener Miene. „Aber ſieh, Abdelkerim!" ſetzte er raſch hinzu. „Siehſt Du dort nichts auf der Höhe des Thurmes, neben dem Thore von Elvira?" —

„Ich ſehe eine weißgekleidete weibliche Geſtalt!" erwiederte Jener. „Iſt es vielleicht die Chriſtin, die ſich Deiner Gnade erfreut?" —

„Sollte Laura — beim Barte des Propheten! ſie nur kann es ſeyn;" rief Boabdil unruhig. — „Welcher Unſinn, ſich ſo in Gefahr zu begeben! — Wie leicht kann ein feindlicher Pfeil — —"

„Siehe Herr!" rief jetzt raſch ein junger Häuptling. „Eben brechen drei ſtarke Haufen Feinde aus dem Olivenwalde, und eilen nach der Gegend des Thores von Elvira."

„Verderben über die Hunde!" ſchrie Boabdil. „Mein Pferd! — Mein Pferd! — Folgt mir, Ihr Alle, die Ihr in meiner Nähe ſeyd!" —

Wie ein Sturmwind eilte der Kaliph mit der Schaar, die ihn umgab, die Stiege hinab, und jagte in wenig Augenblicken nach dem Thore von Elvira. Die ganze Mauer zur Rechten und Linken des Thores war von Vertheidigern bedeckt. Boabdil fand die Seinen im wildeſten Kampfe mit den Angreifenden. Der tauſendfache Ruf: San Jago für Kaſtilien! Sanct Georg für England. Zu Hülfe der Kirche von Jaen! miſchte ſich mit dem Allahgebrüll der Mauren, dem Geklirre der Schwerter, dem Pfeifen der Pfeile. Boabdil eilte wie ein Raſender nach der Höhe des Thurmes, wo er Lauren unbeweglich, wie eine Statue, das Geſicht nach der feindlichen Seite hingewendet, auf einem Mauervorſprung, mitten unter den Vertheidigern ſtehend, erblickte. Sie war vom Kopf bis zu dem Fuße in Weiß gekleidet, nur ſchmückte eine ſchwarze Schleife ihre Bruſt und ihr dunkles Haar. Laura ſchien nicht zu bemerken, daß ſich Boabdil an ihrer Seite befand. Wie eine Verzückte blickte ſie ſtarr hinaus ins Weite, von wo aus immer neue Heeresmaſſen ſich zum Sturme heranwälzten. Sonderbarer Weiſe hatte ſich das Gefecht nur auf die Mauerſtrecken rechts und links vom Thurme beſchränkt. Die Belagerer ſchienen nicht angreifen oder den Angriff nur für den Fall, daß ſie die Mauern rechts und links nicht zu erſtürmen im Stande wären, aufſchieben zu wollen. Kein Steinſtück, kein Pfeil war auf die Platteform geflogen, keine Leiter von den Stürmenden an den Thurm gelegt worden, nur zu beiden Seiten wüthete der furchtbare Kampf. Die Mauren hatten ſich bis jetzt aufs Hartnäckigſte vertheidigt. Schon mehrmals waren einzelne Feinde, das Schwert in der Fauſt mittelſt der Leitern auf die Höhe gelangt aber jedesmal waren ſie tödtlich verwundet herabgeſtürzt worden. Die Ankunft des Kaliphen ſchien die Vertheidiger aufs Neue zu befeuern. Eben ſtürzte Letzterer auf die Platteforme des Thurms.

„Zurück!“ rief er, Lauren am Arme faſſend, und indem er ſie nach der Stiege drängen wollte. „Gehe zurück! hier hinderſt Du den Kampf.“

„Ich hindere ihn nicht! ich befördere ihn!“ rief Laura wild und wie begeiſtert. „Scheint er Dir noch nicht lebhaft genug?“ —

„Fort von hier!“ rief Boabdil aufs Neue. „Fort! ich will und befehle es.“

„Du befiehlſt, Unglücklicher?“ entgegnete Laura in vorigem Tone. „Meinſt Du wirklich, in Granada noch befehlen zu dürfen?“

„Ergreift ſie! Sie iſt von Sinnen!“ ſchrie Boabdil ſeinen Begleitern zu. — „Es iſt kein Zweifel die Angſt hat ihren Verſtand verwirrt.“ —

„Wagt es, Elende!“ entgegnete Laura raſch einen Dolch ziehend. „Aber fort, Boabdil! fort! ſonſt biſt Du verloren. Ich ſelbſt, ich vernichte Dich.“—

„Ergreift ſie!“ ſchrie Abdallah wiederholt.

„Wohlan, Unglücklicher!“ rief jetzt Laura, indem ſie ein bis jetzt in ihrem Buſen verborgen gehaltenes rothes Tuch hervorriß und im Winde wehen ließ. „Du willſt es nicht anders, ſo erfülle ſich Dein Geſchick!“ —

Das in den Händen der Spanierin erſcheinende Tuch ſchien ein mit den Stürmenden verabredetes Zeichen, um den Thurm ohne Rückſicht auf Leben und Sicherheit der Dame anzugreifen.

In dieſem Augenblicke ſchwirrte eine Wolke feindlicher Pfeile nach der Höhe des Thurmes! Ihr Sauſen, ihr Fallen, glich dem Sauſen und Fallen des Hagels. Abdallah verlor beinahe die Beſinnung als er die Hälfte ſeiner Umgebung ſich am Boden im Blute wälzen ſah, und die Uebrigen ſich fliehend nach der Stiege drängten.

„Fort! fort von hier!“ ſchrie er mit faſt erſtickter Stimme; aber in dieſem Augenblick ſchwirrte ein rother Streif, ſchwankend und matt, wie ein dem Neſte entfliehender Vogel, vor ſeinem Antlitz vorüber. Beſtürzt blickte er auf Lauren — ein langer, roth befiederter Pfeil ſteckte tief in ihrer Bruſt. — —

Ohne daß er eines Wortes, noch einer Bewegung mächtig war, drängte der Reſt der Vertheidiger des Thurmes ihren Kaliphen nach der Fallthür, welche hinab führte, und donnernd ſchloß ſich dieſe hinter den Fliehenden. — — —

So wie die Vertheidiger des Thores von Elvira ihren Fürſten fliehen ſahen, ergriffen ſie, von einem paniſchen Schrecken befallen, die Flucht und verließen die Mauern. Leicht waren dieſe erſtiegen, auch an den Thurm auf deſſen Platteform Laura im Todeskampfe lag, wurden Leitern angelegt, und der Graf von Salisbury, ſo wie Lord Rivers und Lord Hay waren die Erſten, die ihn erſtiegen. Außer den eben Genannten überſchritt, zwar langſamer, aber nicht weniger kühn, ein Vierter die ſteinerne Brüſtung. Es war ein hoher kriegeriſcher Greis, in Stahl gehüllt vom Scheitel bis zur Sohle. In der rechten Hand trug er das entblößte Schwert, ein langer weißer Bart hing ihm zu dem offenen Viſiere des Helms heraus, und Niemand würde aus den harten Zügen des Antlitzes auf einen Fürſten der Kirche geſchloſſen haben, wenn das große in Silber geätzte Kreuz auf dem Bruſtharniſche nicht auf etwas Aehnliches gedeutet hätte. Dieſer Mann war der kriegeriſche Biſchof von Jaen. — Kaum war ſein Auge auf Laura gefallen, welche am Boden ausgeſtreckt, eben den letzten Kampf kämpfte, als er auf die Sterbende zuſchritt, und unter Klirren der Rüſtung ſich neben ihr auf die Kniee niederließ. Die Gewappneten, mit welchen ſich während dem die Platteform immer mehr anfüllte, bildeten einen weiten Kreis, der jene Beiden einſchloß.

„Kennt Ihr mich, Sennora?“ fragte jetzt der Biſchof mit tiefer Grabesſtimme. Eine kaum merkliche Bewegung des Hauptes der Letztern bejahte die Frage. — „Könnt Ihr beichten?“ fragte der Biſchof weiter.

Die Sterbende ſchien die Lippen öffnen zu wollen, aber bald ſchloſſen ſich dieſe, und nur einige Blutstropfen quollen hervor.

„Legt zum Zeichen, daß Ihr Eure Sünden bereuet, Eure Hand auf das Kreuz meines Schwertes!“ fuhr der Biſchof fort.

Laura erhob mit Mühe die Hand, und ließ ſie auf den Griff des vorgehaltenen Degens ſinken.

Jetzt beugte ſich der Fürſt der Kirche über die Sterbende, und ſprach leiſe und feierlich die Worte der Abſolution, während die Krieger rings umher auf die Kniee ſanken. —

Ein leiſes Zucken überfiel jetzt die Scheidende, die Bruſt hob ſich höher, dann bewegte ſie ſich nicht mehr. — — —

„Sie hat vollendet!“ ſprach der Biſchof laut, indem er das Schwert in die Scheide ſtieß, und ein Papier aus den Falten der dunkelrothen Schärpe zog, die über ſeiner Rüſtung hing. — „Man trage,“ ſagte er, nachdem er einen Augenblick auf das Papier geblickt, „man trage die Todte in das oberſte Zimmer des Thurms. Dort wird man eine Kiſte treffen, in der ein männliches Gerippe ſich befindet. Die Kiſte hat Raum für Zwei. Man lege dieſen Leichnam hinein, und bringe die Ueberreſte der Todten nach meinem Zelte; dort bedecke man ſie mit der großen Fahne der Kathedrale von Jaen. — Ich will," ſetzte der kriegeriſche Alte hinzu, indem er die gepanzerte Rechte nach der Gegend ausſtreckte, wo die goldene Kuppel der Hauptmoſchee ſo eben in der Morgenſonne glänzte, „ich will die Reſte der beiden Todten, ſobald ich die künftige Kathedrale von Granada von dem Heidengräuel gereinigt habe, zur Seite des Hochaltares beſtatten, zu ewigem Gedächtniß!" — — —

In wenigen Stunden gab eine große weiße Fahne, welche von dem Thurme der Gerechtigkeit wehte, das Zeichen, daß Boabdil in die von Ferdinand gebotenen Bedingungen willige, und am dritten Tage darauf zog ein unabſehbarer Zug der arabiſchen Bevölkerung Granada's jammernd und wehklagend dem Alpuxarrengebirge zu. Boabdil war einer der Letzten, die die Alhambra verließen. Seine Miene war die eines Verzweifelnden. Er hatte es ſich von Ferdinand als eine Gunſt erbeten, daß das Thor, durch welches er die Alhambra verlaſſen würde, vermauert, und nie wieder eröffnet werden ſollte. Der König hatte die Forderung des Schwächlings bewilligt. Eben war der Zug auf der Höhe von Padul angekommen; dort iſt der Punkt, wo man die glänzende Hauptſtadt zum letztenmale überblicken kann. Laut jammernd und weinend eilte Boabdil auf einen Hügel, der noch heute der letzte Seufzer des Mauren (el ultimo sospiro del moro), von den Arabern aber: Fegh Allah akbar, (weil der Fürſt dieſe Worte ausgerufen haben ſoll) genannt wird.

Hier angekommen, zerfloß Abdallah in Thränen und breitete die Arme nach der Vega von Granada aus. Erſchrocken fuhr er zuſammen, als er hinter ſich Pferdegetrappel und ſeinen Namen von einer rauhen Stimme ausgeſprochen hörte. Er blickte ſich um, und ſah den Abencerragenhäuptling, Muza Abencarrach, hoch zu Roß, im kriegeriſchen Schmucke, die blinkende Lanze in der Hand.

„Unglücklicher!“ ſagte Muza, den Fürſten mit einem durchbohrenden Blicke längere Zeit betrachtend. „Unglücklicher! Du haſt ganz Recht, hier wie ein Weib zu weinen, nachdem Du Granada nicht wie ein Mann vertheidigt haſt!“ —

Langſam ritt ſodann das Haupt der Söhne des Sattels in eine der Schluchten des Gebirges, die keinen Ausgang haben, ſondern ſich am Ufer des Xenil enden, da wo der Fluß in unergründlicher Tiefe zwiſchen zerklüfteten Felſen ſeine Waſſer in wilden Wirbeln dreht. Niemals hörte Jemand wieder etwas von dem Reiter und ſeinem Roſſe. — — —

Sollte der Leſer es noch der Mühe werth halten, etwas von dem fernern Geſchicke Boabdils wiſſen zu wollen, ſo diene ihm zur Nachricht, daß die Beſitzungen, welche Ferdinand ihm als eine Art von Entſchädigung hingeworfen hatte, demſelben in kurzer Zeit theils durch Gewalt, theils durch Kauf wieder abgenommen wurden, daß der Unglückliche nach Afrika floh, und dort in einer der Fehden eines fremden Fürſten den Tod fand. — Kommt der Leſer aber dereinſt nach Granada, ſo verſäume er nicht in der Karthedrale, unweit des

Hauptaltares, einen Stein aufzuſuchen, welcher den Namen Laurens und ihres Gatten trägt. Das hübſche Wortſpiel der Inſchrift: Conjugium non jugum erat, breve sed jucundum, est suave adjutorium, wird ihm zum Führer und zum Beweiſe dienen, daß der Biſchof von Jaen die Feder eben ſo fertig, als wie das Schwert gehandhabt.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Achter Band.

I. Die letzten Frangipani.
II. Der Sturm auf Ismail.

Leipzig, 1840.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Zweiter Band.

Leipzig, 1840.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite
Die letzten Frangipani 1
Der Sturm auf Ismail 169

Die letzten Frangipani.

Novelle.

Motto:

„O, welche Schmerzensthränen fließen hier
Auf Erden, wie viel Tode ſterben wir!
Wir trauern um gebrochner Freundſchaft Band,
Um unſre Jugendliebe, die verſchwand.“

Byron.

Stolz und mächtig, mit Wall und Graben, Eckthürmen und ſtattlichen Zinnen, das Ganze von einem Hauptthurme überragt, lag, von niedrigen Hütten in einiger Entfernung umgeben, das ungariſche Schloß Terſacz, der Wohnſitz der Grafen Frangipani. Eine Doppelallee, die ſich von dem Schloſſe her, durch einen lieblichen, von Gebüſchen durchſchnittenen Wieſengrund erſtreckte, welcher nur in der Nähe des erſteren, durch einige von der Kunſt geſchaffene Anlagen, das Anſehen eines, nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit etwas geſchnörkelten Gartens gewonnen hatte, bot einen angenehmen, vor der Hitze des Hochſommers ſchützenden Spaziergang dar. Der Schloßherr, Graf Peter Frangipani, ein Greis von hoher Geſtalt, doch ſchon etwas von den Jahren gebeugt, durchwandelte ihn — es war an einem Sommerabende in den ſechziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts — an der Seite eines Mannes von gleichem Alter, doch von weit rüſtigerem Aeußern, deſſen glänzende Kleidung, ſo wie der klirrende Säbel in ſilberner Scheide, den vornehmen Magnaten bezeichnete. Der Ausdruck des Geſichts des Schloßherrn war ſehr ſanfter Art; man ſah, daß bittre Lebenserfahrungen tiefe Spuren in dieſe wohlwollenden Züge gegraben hatten, aber dennoch blickte das helle blaue Auge wohlwollend und mild. Das Antlitz des Magnaten Nicolas Csóbenſki — ſo hieß der Gefährte Frangipani's — zeigte dagegen ein Bild von Schroffheit und ſtolzer Härte, mit dem der heiſere rauhe Ton der Stimme, ſo wie die Gewohnheit, ſich den mächtigen Schnurrbart unaufhörlich aufwärts zu drehen, oder auf lärmende Weiſe mit dem Säbel zu ſpielen, auf ganz beſondere Art übereinſtimmte. Das Geſpräch beider Männer, welche von Zeit zu Zeit ſtill ſtanden, ward lebhaft, doch, von Seiten Frangipani's, mit ſanfter, von der ſeines Gefährten aber, mit lauter, tönender Stimme geführt. Es betraf einen Proceß den Beide gegen einander geführt hatten, und

r erſt vor wenig Monaten durch einen Vergleich
eendigt worden war.

„Ihr mögt recht haben, Herr von Terſacz,“
ob Eódenſki, nachdem ihm ſein Begleiter gutmüthig,
och kopfſchüttelnd angelächelt hatte, zu ſprechen
n, „Ihr mögt recht haben, und mein Sohn
Stephan redet ſo wie Ihr, es war mir aber nicht
m den Plunder von einem Dutzend Bauern und
n Stück Land. — Gott ſey Dank! die Güter in
ieſer Geſpanſchaft, die an die Euren grenzen, und
ie ich, wie Ihr wißt, ſeit dem Tode meiner ſeligen
liſabeth geſtern zum erſtenmale betreten habe, ſind
aum der zehnte Theil der Habe des alten Nicolas
ódenſki. — Es war mir um mein gutes Recht,
nd dieſes — nehmt's nicht übel — glaube ich
icht verloren, ſondern freiwillig aufgegeben zu
aben, weil Stephan mich ſo dringend darum bat,
eil ich die Sache ſatt hatte — “

„Und nicht auch,“ fiel Frangipani freundlich
in, „weil Ihr Euch erinnertet, daß der, gegen den
Ihr den Proceß begonnen hattet, einſt der Freund
Eurer Jugend, Euer Nachbar, und ſein Weib die
nnigſte Freundin Eurer Gemahlin geweſen war?

— Ach, lieber Nicolas, erinnert Ihr Euch nicht zuweilen der glücklichen Tage, der traulichen Abendſtunden, die wir einſt dort in den Hallen des alten Steinhaufens —" er zeigte nach der Gegend des Schloſſes — „oder drüben in Euerm freundlichen Schloſſe verlebten? — Gedenkt Ihr nicht mehr der Zeiten, wo Ihr meinen Chriſtoph, meine Thereſe auf Eurem Schooße hieltet, und die kecken Kleinen Euch mit den fleiſchigen weißen Händen ungeſtraft in dem Barte wühlen durften? — Habt Ihr die Zeiten vergeſſen, wo wir als rüſtige Jäger dieſe Wieſen, jene Höhen und Wälder durchſtreiften? Wo wir den Tag für verloren achteten, den wir nicht zuſammen verlebt? Die Stunden, die Ihr unter dieſen Eichen zugebracht, wo Ihr Thereſen und die Knaben im Flintenſchießen unterwieſen, das Mädchen gelobt, die Knaben getadelt? — Es waren," ſchloß Frangipani mit leiſer Stimme und ſchwimmendem Auge, „es waren glückliche Zeiten."

„Wohl waren ſie das, Peter Frangipani," entgegnete der Magnat, indem ſeine Stimme weniger hart und rauh als vorher ertönte. „Still und friedlich lebten wir auf unſern Schlöſſern, und nachbarlich und friedlich wie wir, lebte der ganze Adel der Magyaren. Durch vielfache Verwandtſchaft verſchwägert, durch die treue Meinung eines redlichen Herzens verbrüdert, lebten alle wie eine große Familie. Der Magnat, wie der Obergeſpan, die Nobiles possessionati (Ritterſchaft) wie die niedern, aber edelgebornen, Armalistae (Edelleute) hatten und liebten nur einen Herrn — er war in Wien — ſie hatten nur einen Feind — es war der Türke; — ha! und erſcholl dann der Kriegsruf des erſten, ertönte das Allah! des letztern, mit welcher Kraft, mit welcher Freudigkeit erhob ſich alles! welch' kriegeriſch reges Leben durchtobte die Hallen der Schlöſſer der Magnaten und Barone, welche Lebendigkeit zeigte ſich in dem beſcheidenen Hauſe des Ritters, in der Strohhütte des freien Edlen! Wie die heilige Oriflamme der Kreuzzüge, ſchwebte der Doppeladler des Kaiſers dem Zuge voran. Vorrückend nach Südoſt, ſtrömten unter vaterländiſchen Bannern die treuen Heerhaufen der Magyaren ihm freudig zu. Alle Augen waren auf das geliebte Zeichen gerichtet, es galt uns für

Konſtantin's Labarum. Begeiſtert flogen dann die ungariſchen Säbel aus der Scheide, und hell und freudig übertönte das: „Moriamur pro nostro rege" das erſterbende Angriffsgebrüll der Barbaren." —

„Ihr habt recht Eödenſki!" ſprach Graf Frangipani, und ſein milder Blick begann zu glänzen. „Es war eine ſchöne Zeit, die Zeit unſerer Jugend. Wir fochten zwar gegen den Erbfeind mit wenigem Glück, und der Tag vom St. Gotthard hat die alte Schuld erſt wieder wett gemacht, aber Einigkeit, Liebe und Vertrauen war unter uns, und das ließ uns ſelbſt das Unglück leicht ertragen. Sie iſt dahin die ſchöne Zeit!'" — —

„Und wer iſt ſchuld, daß ſie dahin iſt?" rief der Magnat mit rauhem Ton, und indem er wild den klirrenden Säbel gegen den Boden ſtieß. „Wer iſt ſchuld als jene Rotte der Ragoczy, Nadasdy, Zrini und wie ſie alle heißen. Auch Euer Sohn — nehmt es mir nicht übel Herr von Terſacz, aber es muß heraus — auch Euer Sohn gehört zu den Unruhſtiftern, zu jenen Menſchen, die, wie der Feind bei Nachtzeit, Unkraut unter den Waizen ſäen, zu den Brauſeköpfen, die neue Ideen an's Licht bringen, und am Ende, wenn es nach ihnen ginge, jede Geſpanſchaft zu einem unabhängigen Fürſtenthume, das Ganze aber zu einem Staatenbunde machen, und endlich unter den Schutz des Turbans ſtellen möchten. — Doch bei Gott" — hier ſtieß der Magnat den gräßlichen ungariſchen Nationalfluch aus — „ehe es dahin kommt" —

„Ich bitte Euch, ſprecht, wer denkt daran?" fiel Graf Frangipani lebhaft dem Vorigen in das Wort. „Der ehrvergeſſene Ungar, der das Reich zerreißen, den Chriſtenſtaat unter den Schutz des Erbfeindes ſtellen wollte, ihm wäre beſſer er würde nach altmagyariſchem Brauch, wie der, der ſich des Vatermordes ſchuldig gemacht, mit Hund, Hahn, Katze und Eidechſe in einen ledernen Sack geſteckt, und lebendig in's Waſſer geworfen! — Nein, Eödenffi! ein ſolches Verbrechen iſt noch nie einem Ungar in den Sinn gekommen, mit Ausnahme des Nichtswürdigen, der vor einigen Jahren die kleine Veſte Székelyhid verrathen und den Türken in die Hände ſpielen wollte, und der deshalb, wie Ihr wißt, zu Kálló lebendig am Spieße gebraten wurde.

— Ha! käme es je dahin, jeder redliche Magyar würde auf den Verbrecher Jagd machen, nicht das eigne Dach, nicht das Vaterhaus, würde den Landesverräther ſchützen, ja der Vater ſelbſt, wäre er ein treuer Unterthan des Königs, müßte den Sohn dem Rächer überliefern, als Richter ihn zum Tode verurtheilen.“

„Ich glaube Euch — nein ich bin überzeugt —“ verbeſſerte der Magnat, „daß Ihr es ſo meint, wie Ihr ſprecht — dennoch —“ dies ſagte er mit ganz eigenthümlichem Blicke auf den Grafen — „ſolltet Ihr in dieſer Angelegenheit nicht ſo entſchieden aburtheilen.“

„Und warum nicht Herr Obergeſpan?“ fragte Frangipani, indem eine leichte Röthe ſein Geſicht überflog, und die milden Züge ſich ernſter zuſammenzogen. „Hat man in Wien wieder eine neue Konſpiration erſonnen, und bin ich etwa einer der Rädelsführer? oder haftet ſonſt ein Flecken auf dem Namen Frangipani?“

„Auf dem Euren nicht; gewiß nicht!“ verſicherte der Magnat; doch einen ganz beſondern Nachdruck auf das Wort „Euer“ legend. „Uebrigens werdet Ihr nicht läugnen können, daß eine nicht geringe Anzahl Mißvergnügter ſich unter unſerm Adel befinden.“

„Und haben ſie etwa dazu nicht Urſach?“ ſprach der Graf mit trübem Blick. „Offen, Freund! iſt je wohl die Konſtitution ſo ſchwer verletzt worden, wie in unſern Zeiten? — Ich ſpreche nicht davon, daß, durch unüberlegt angefangene und unglücklich geführte Kriege, blühende Landſchaften vom Reiche abgeriſſen, und in die Hand des Feindes gegeben wurden — das iſt ein Unglück, dem alle Völker früher oder ſpäter einmal unterlegen ſind, und Völker wie Menſchen haben eine Zeit, wo ſie, vom Glück verwöhnt, durch's Unglück geläutert werden müſſen — ich rede vom offenen Bruche der Verfaſſung; oder nennt Ihr es keinen, wenn der König am ſiebzehnten September des Jahres vierundſechzig ſich verpflichtete, alle Beſatzungen aus Siebenbürgen zu ziehen, und ſeinem Wahleide gemäß in ſeine deutſchen Lande zurück zu führen, ſtatt deſſen aber die ungariſchen Städte und Feſtungen damit erfüllte, und ſie bis heut darin ließ?“ —

„Ich billige es nicht, daß er es gethan hat!“

ſagte der Magnat ſich unwillig den Schnurrbart empor drehend. „Ihr wißt es, daß ich am letzten Reichstag hart dagegen gekämpft. — Klug mochte die Maßregel ſeyn — ein Italiener und ein Deutſcher, Portia und Lobkowitz, hatten ſie ja ausgeheckt — aber groß war ſie nicht. Er hätte der Redlichkeit des Volks vertrauen, der Hand des Magnaten es überlaſſen müſſen, die des Verräthers, die ihm nach der heiligen Krone greifen wollte, vom Rumpfe zu hauen.“ —

„Alſo wirklich, Nicolas Códenſki, der kluge Staatsmann glaubt an ſolche Mährchen? der mächtige Magnat, der **Magister Tabernicorum** (Erzſchatzmeiſter) Ungarns iſt der Meinung, daß einige Unbeſonnene wirklich etwas Bedeutendes unternehmen konnten?“ ſagte Frangipani lächelnd, und indem er mit dem Kopfe ſchüttelte.

„Ich glaube daran, weil ich weiß, daß es ſo iſt!“ entgegnete feſt der Magnat.

„Und was wißt Ihr?“ ſagte der Graf, den Vorigen feſt in's Auge faſſend. — „O, ſeyd nicht blos ein Unglücksrabe!“ fuhr er unruhig fort. „Ihr habt etwas auf dem Herzen! Sprecht es aus;

laßt es mir einen Beweis ſeyn, daß es Euch Ernſt iſt unſer altes Verhältniß wieder herſtellen zu wollen."

„Daß ich dieß will," ſprach der Magnat, „davon gab ich Euch den beſten Beweis, als ich unſern Rechtsſtreit fallen ließ, und für meinen Stephan um die Hand Eurer Thereſe anhielt. — Doch laßt mich frei und offen ſprechen. Man weiß in Wien, daß es unter einem großen Theil unſers Adels zuckt und gährt; man weiß, daß allerhand Pläne geſponnen werden, und geheime Vereine gebildet worden ſind. Als Häupter derſelben nennt man Ragoczy, Nadasdy, Zryni, Tettenbach und — Euern Sohn."

„Unſinn! hölliſcher, verdammter Unſinn!" fuhr Frangipani auf. — „Doch warum ereifere ich mich? welch tolles Zeug iſt nicht ſchon von Hofſchranzen erdacht worden, wenn es darauf ankam, dem Herrn die Herzen eines wackeren Volkes zu entfremden! — Mein Sohn, der unbefangene Jüngling! es iſt unglaublich. — Zählen ſie mich, mit einem Fuße in der Grube ſtehenden Greis, nicht auch etwa zu den Verräthern?" —

„Euch glaubt man der Sache fremd. — Wäre ich auch ſonſt etwa hier? hätte ich Euch einen Antrag zu einem Familienbündniſſe gemacht, wenn dem nicht ſo wäre?" erwiederte ſtolz der Erzſchatzmeiſter. „Der Name Eödenſſi hat ſeit Jahrhunderten einen zu reinen Klang, als daß er mit etwas Beflecktem in Berührung kommen ſollte. — Nein, Graf Frangipani! Von Euch war nicht die Rede, und Euern Sohn betrachtete man als einen jungen Brauſekopf, den Euer, und wenn die Verbindung zwiſchen meinem Stephan und Eurer Tochter zu Stande gekommen iſt, auch mein Anſehn auf den rechten Weg zurückbringen wird. Daß dieſe Verbindung aber recht bald ſtatt finde" —

„Niemand kann dieß ſehnlicher wünſchen, wie ich!" ſagte der Graf dem Magnaten herzlich die Hand ſchüttelnd; „dennoch —"

„Dennoch?" fragte Eödenſſi mit Schärfe im Tone.

„Dennoch wünſchte ich, daß Ihr den jungen Leuten etwas Zeit ließet, ſich wieder näher zu befreunden!" ſprach Frangipani. „Ihr werdet mir zwar ſagen, daß ſie ſich einſt wie Bruder und

Schweſter liebten, daß Eins nicht ohne das Andere leben konnte, und dieß iſt wahr! aber damals waren ſie Kinder, es ſind zehn Jahre ſeitdem vergangen, und das Herz des Menſchen iſt ein wandelbares Ding.“

„Mein Stephan hängt heute wie damals an Thereſen,“ ſagte der Magnat, „und dieß iſt es auch vorzüglich“ —

„Was Euch bewog mir die Verſöhnungshand zu reichen?“ fiel lächelnd Frangipani ihm in die Rede. „Ich glaub's Euch, Freund, und habe daher nicht weniger feurig die Rechte des Vaters ergriffen, die von der des Sohnes unterſtützt ward. — Indeß giebt es einen Umſtand, der — ſchon um des Wohls Eures Sohnes wegen — verdient gar reiflich erwogen zu werden. Ihr wißt es, Nicolas, ich liebte mein Weib von Herzen, es liebte mich wieder, dennoch waren wir nicht ganz glücklich. Der Grund lag in den Charakteren. Dieſelbe Verſchiedenheit ſcheint mir in denen Eures Sohnes und meiner Tochter ſtatt zu finden. Thereſe iſt feurig, aufbrauſend, leicht bewegt wie ihre Mutter, Euer Stephan ruhig, kalt, beſonnen, wie ich es war. Rechnet nun dazu, daß Thereſe die Mutter früh verlor, daß ſie eine, ich möchte ſagen faſt männliche Erziehung erhalten hat, daß ſie in jenem einſamen Schloſſe aufwuchs, ohne je in den Kreis junger Männer zu treten, und nun urtheilt ſelbſt, ob es wohl gerathen, eine für die Lebenszeit abzuſchließende Verbindung zu übereilen.“

„Ihr mögt recht haben Peter Frangipani!“ ſprach der Magnat mit etwas erkünſtelter Ruhe, doch düſterblickenden Auges. „Einige Tage laſſe ich Eurer Tochter Zeit, den Antrag zu bedenken; es geſchieht dieß der Sitte und dem Gebrauch zu Ehren. Demungeachtet erlaubt mir den Wahn, daß manche Magnatentochter unſeres Landes eine Bedenkzeit überflüſſig halten würde, wenn der einzige Erbe des Namens und der Güter des alten Geſchlechts der Codenſſi um ihre Hand zu werben käme.“

„Jede der Töchter unſers magyariſchen Adels würde ſtolz auf eine ſolche Werbung ſeyn!“ entgegnete mild der Graf, und die Falten in dem Antlitze des Erzſchatzmeiſters fingen an ſich auszuglätten. „Demungeachtet glaube ich, daß es beſſer für die jungen Leute iſt, wenn die Sache nicht übereilt wird. Ich habe, durch meine eigenen Erfahrungen gewarnt, Thereſen oft mein Wort gegeben, daß Niemand als ſie ſelbſt, vorausgeſetzt daß ihre Wahl auf einen würdigen, ihr ebenbürtigen Freier fiele — über ihre Hand verfügen ſolle, und dies Wort will ich auch halten. Ueberdies," ſchloß Frangipani lächelnd, „iſt keine Gefahr dabei. Thereſe hat ſeit ihrer Kindheit kaum zwei oder dreimal unſere Einſamkeit verlaſſen. Sie kennt nicht die Welt und ihre Freuden. Die Flinte in der Hand die Schluchten des Tatragebirges zu durchſtreifen, war ihre einzige Luſt. Alle jungen Männer ihres Standes ſind ihr gänzlich fremd. Jetzt wirbt der Geſpiele ihrer Jugend, der Gefährte ihrer Kinderjahre, ein wackerer, edler Jüngling, um ihre Hand; es iſt nicht denkbar, daß ſie nicht mit Freuden einwilligen ſollte."

„Ich zweifle gleichfalls nicht daran!" ſagte der Magnat freundlicher als vorher. „Es iſt mir nur meines Stephans wegen, und ihm hätte ich gern frohe Botſchaft nach Hauſe gebracht. Ihr glaubt nicht, Herr von Terſacz, wie ſich der junge Menſch verändert hat. Wie Ihr wißt, war er von jeher etwas düſter und träumeriſch, ſah alles ſchwarz. Jetzt aber, vorzüglich ſeit unſerem verdammten Prozeß iſt vollends alles aus. Unaufhörlich ſpricht er von Thereſen, an ihrem Beſitz nur hängt jeder ſeiner Gedanken, und dennoch behauptet er unaufhörlich, dieſer ſey ihm nicht beſchieden"

„Der gute Stephan! der wackere Junge!" ſprach Frangipani. „Durch Beilegung unſeres Rechtsſtreites iſt, denke ich, jedes Hinderniß, das ſeinen Wünſchen im Wege ſtand, bei Seite geräumt."

„Ich ſagte ihm dieß auch!" fiel Eöbenffi heftig ein; „und dennoch — werdet Ihr es glauben — rief er noch geſtern: „Vater! glaubt es mir, Thereſe wird nie mein Weib; ich habe eine Unglücksahnung." —

„Ich ſpreche noch heute mit meiner Tochter!" rief der Graf. „Das konnte ich nicht ahnen, als ich vom Aufſchub ſprach, daß unſer Stephan, den ich wie einen Sohn geliebt, ſo trübe Gedanken hegen würde."

„Alſo Euer Wort?" — fragte freundlich der Magnat, dem Grafen die Rechte reichend.

„Wie könnt Ihr fragen?“ entgegnete dieſer, die dargebotene Rechte ergreifend. „Wem könnte ich lieber mein Kind in die Arme führen wie Eurem Sohn?“

„Nun wohl!“ ſagte Eödenffi. „Ich reiſe heute noch mit Stephan nach einem meiner Güter bei Oedenburg; in wenigen Tagen ſind wir zurück. Dann Freund — “

„Dann kommt Ihr und holt Euch freundliche Antwort!“ erwiederte der Graf.

„Das will ich!“ ſprach freundlich der Magnat, indem er einem Diener winkte, der einen prachtvoll aufgezäumten, am Gebiſſe kauenden Schecken herbeiführte. „Und das ſage ich Euch, Peter Frangipani,“ ſchloß er lachend, „daß, wenn wir kommen, die Brautſuppe auf dem Tiſche raucht, ſo wie unſer Nationalgericht das Gulyás-hus oder jedenfalls eine Schüſſel Kocsonya, die man ſonſt bei Euch beſſer traf, wie in irgend einem Schloſſe in ganz Ungarn.“

„Ihr ſollt ſie haben, und ein gutes Glas Tokayer oder Meneſer dazu!“ entgegnete der Graf während ſich der Magnat mit der Rüſtigkeit eines Jünglings auf's Pferd ſchwang, und, nach einem Griff an die Mütze, über das Blachfeld ſprengte. —

Ungefähr eine Stunde nach dem eben geſchilderten Geſpräche, kam ein junger Mann mit eiligen Schritten von der Gegend des Schloſſes her, die Allee herauf, und blieb, mit ungeduldig ſpähenden Blikken in der Gegend umherſchauend, am Ende derſelben an eine Eiche gelehnt, ſtehen. Der Graf Franz Chriſtoph Frangipani — denn dieſer war es — ſtand in der Blüthe ſeines Lebens. Wuchs, Haltung des ſchlanken Körpers, Geſichtszüge, alles ſchien vereinigt, den Grafen zu einem der ſchönſten jungen Männer zu machen. Aber ſo maleriſch auch die ungariſche Nationaltracht die ſchöngeformten Glieder umſchloß, ſo wenig man in jeder Bewegung der letzteren den in allen ritterlichen Uebungen geübten Jüngling vornehmen Geſchlechts verkennen konnte, ſo anmuthig auch das glänzend ſchwarze Haar die gewölbte Stirn umringelte, ſo hinterließen dennoch die ſonſt regelmäßig ſchönen Geſichtszüge des Grafen, bei dem, der mit ihm verkehrte, keinen wohlthuenden Eindruck; das dunkle Auge des Jünglings, in dem ein gewiſſer Ausdruck von Liſt, wenn nicht von Falſchheit, vorherrſchend war, rollte unſtät umher, und dieſes ſo wie ein ſonderbar fieberhaftes Zucken des Mundes, vereint mit einer leiſen lispelnden Stimme, verſcheuchte bei dem Zuhörer das Vertrauen.

Lange hatte der Jüngling in den Wieſengrund hinausgeblickt, endlich erſchien auf einem Fußwege, der die zerſtreut liegenden Feldbüſche durchſchlängelte, eine weibliche Geſtalt, von einer männlichen gefolgt, und raſch eilte ihnen der Graf entgegen.

Die Wandelnden kamen indeß näher. Es war die Tochter des Schloßherrn, gefolgt von einem alten eisgrauen Jäger, aus deſſen Jagdranzen der Schweif ſo wie die Hinterläufe eines friſcherlegten Fuchſes herausragten. Thereſe Frangipani trug im Allgemeinen die Züge ihres Bruders, doch war der Ausdruck derſelben edler, offner, wohlthuender, ja ſelbſt kühner zu nennen. Der dunkelgrüne Jagdanzug, der kleine befiederte Hut, der ihr Ringelhaar bedeckte, ſo wie das leichte Jagdgewehr, das ſie auf der Schulter trug, gaben der ſchönen ſchlanken Geſtalt noch etwas beſonders Eigenthümliches, Intereſſantes. Bei Annäherung des jungen Mannes reichte ihm das Mädchen ſchon von weitem eine Hand entgegen, welche mit dem Schnupftuche, durch welches

Blutflecke leuchteten, leicht umſchlungen war, während auf ihren Wink der alte Jäger mit entblößtem, faſt kahlem Haupte, an dem Grafen vorbei nach dem Schloſſe eilte.

„So ſpät Du wilde Jägerin?" hob der Graf zu ſprechen an. „Ich habe ſchon lange auf Dich gewartet; aber, was iſt das? Du bluteſt?"

„Nichts! nichts!" entgegnete Thereſe. „Es iſt kaum des Erzählens werth. Ich hatte den Fuchs geſchoſſen, wollte ihn aufnehmen, und büßte meine Voreiligkeit mit einer guten Schramme; er hatte noch nicht verendet. Aber was trieb Dich mir entgegen?" ſetzte ſie lachend hinzu, indem ſie den Grafen ſcherzend beim Arme faßte, und endlich den ihrigen in den ſeinen ſchlang.

„Dieſe Aufmerkſamkeit — Du bliebſt ſo lange aus" — lispelte der junge Mann.

„Sieh mich an Chriſtoph!" rief Thereſe lachend, indem ſie ſtill ſtand. „Nein, gerade ins Geſicht! — Siehſt Du wohl; Du kannſt es nicht! Prahle deshalb nicht mit Artigkeiten, durch die Du mich ſonſt eben nicht verwöhnt haſt."

„Ich weiß nicht, woher Du ſtets dieſe muntere

Laune nimmſt!" erwiederte Chriſtoph mit leicht gerunzelter, doch eben ſo leicht ſich wieder glättender Stirn. „Allerdings wollte ich Dir noch außerdem etwas mittheilen; ein Geſpräch das ich mit dem Vater gehabt, das Dich betrifft." —

„Und wollteſt mir dann ſagen, was ich antworten ſoll, wenn ich gefragt würde!" rief das Mädchen fortwährend ſcherzend. — „Bon, Bruder Chriſtoph! ſtudire mir meine Antwort ein, und ich werde ſo ſprechen, wie Du es haben willſt — vorausgeſetzt, daß es mir eben gefällt, und ich inzwiſchen es nicht vergeſſe."

„In der Stimmung, in der Du Dich jetzt befindeſt, werde ich meine Mittheilung heute noch verſchieben müſſen!" ſagte lauter wie gewöhnlich, und mit Unwillen der Graf. „O, ſey nicht böſe, Bruder!" entgegnete, ſchnell ernſt werdend, Thereſe. „Gönne mir meine fröhlichen Augenblicke! — Dieſe Laune und die Jagdluſt, ſind ja Alles, was ſich mir bietet, und was ich mir wünſche in unſerer Einſamkeit. — Gott weiß es, was ohnehin mir die nächſte Zukunft bringt."

„Dieſe war es eben, von der ich mit Dir ſprechen wollte!“ ſagte der Graf ſchnell, mit dem Ausdrucke der Freundlichkeit. „Der alte Códenſki iſt eben hier geweſen. Du weißt, daß ich ihn nicht liebe, ich kam deshalb auch nicht zum Vorſchein; er ſprach aber lange und dringend mit dem Vater“ —

„Und weißt Du?“ — fragte Thereſe aufmerkſam.

„Der Vater theilte mir die Unterredung mit!“ erwiederte jener. „In wenig Minuten erfährſt Du ſie aus ſeinem Munde, und eben deshalb wollte ich Dich ſprechen, damit Du einen Entſchluß faſſen könnteſt.“

„Und was ſagte der Magnat?“

„Er drang auf eine Erklärung hinſichtlich Deiner Verbindung mit Stephan!“ erwiederte der Jüngling. „Nur mit Mühe erlangte der Vater einige Tage Bedenkzeit.“

„Ich ſehe nicht, was es da ſo zu übereilen giebt!“ ſprach lächelnd und kopfſchüttelnd das Mädchen. „Stephan iſt mit uns aufgewachſen, er weiß, wie gut ich es mit ihm meine, wir waren lange durch den erbärmlichen Prozeß getrennt, jetzt ſind wir wieder vereinigt, wir ſehen uns täglich, er iſt überzeugt, daß ich ihm gut bin — wie geſagt, ich begreife das Drängen und Treiben zu einer ſo ſchnellen Verbindung nicht.“ —

„Stephan's gewöhnliche trübe Stimmung ſcheint der Grund zu ſeyn!“ erwiederte Chriſtoph. „Wie der Vater ſagt, hat ihn der Alte troſtlos, ja faſt an Deiner Einwilligung verzagend, hinterlaſſen. Beide, der Magnat und Stephan, reiſen heute noch auf die Oedenburger Güter, und wollen in einigen Tagen, wenn Du zu einem Entſchluß gekommen, Deine Antwort holen.“

„Wenn Stephan ſich wegen dieſer ſo beunruhigt fühlen ſollte, ſo hätte ſie der Vater dem Alten gleich eröffnen müſſen; er iſt ja längſt von meiner Meinung unterrichtet;“ entgegnete Thereſe unbefangen.

„So haſt Du ſchon einen Entſchluß gefaßt?“ fragte unruhig der junge Mann.

„Was iſt da lange zu überlegen?“ erwiederte das Mädchen mit voriger Ruhe. „Du und der Vater, Ihr ſagt mir unaufhörlich: ich müſſe heirathen. Unter den wenigen jungen Männern, die mir die Ehre erwieſen, meine Hand zu verlangen, iſt nicht Einer, der mir nicht im höchſten Grade gleichgültig, wo nicht gar zuwider wäre. Mit Stephan iſt es etwas anderes. Er iſt mit uns aufgewachſen, iſt ſanft, von nicht unangenehmem Aeußern, überſieht meine Fehler mehr als er es vielleicht thun ſollte, an Herkommen und Vermögen überragt ſein Vater den unſern.“ —

„Und Du liebſt ihn?“ unterbrach der Graf die Schweſter, indem er ſeine Augen feſt auf den ihrigen haften ließ.

„Ja — ich glaube daß ich ihn liebe;“ erwiederte Thereſe leicht erröthend! „Ich kenne wenigſtens keinen jungen Mann unſerer Bekanntſchaft, den ich nach Dir — noch lieber hätte als ihn.“ —

„Thereſe!“ ſprach Graf Chriſtoph nach einigem Schweigen. „Ich habe Dich oft im Stillen beobachtet, ſeitdem unſer Verhältniß mit den Cſódenſki's wieder hergeſtellt iſt. Ich ſah Dich ſtets freundlich, und eben ſo unbefangen in Stephan's Nähe. Du warſt ruhig bei ſeinem Kommen, und eben ſo ruhig bei ſeinem Gehen; Du ſprachſt von ihm, wie Du von mir ſprechen würdeſt, wenn ich lange entfernt geweſen wäre, und plötzlich wieder erſchiene.

Aus allem ward mir klar, daß Du ihn wie einen zweiten Bruder liebſt, doch mehr nicht."

„Und iſt dieß nicht genug zu einem ruhigen häuslichen Glück?" fragte Thereſe.

„Ich glaube nicht!" ſagte der Jüngling; „vielmehr bin ich der Meinung, daß gerade die Mehrzahl jener Ehen, wo beide Theile ſich von Kindesbeinen an gekannt hatten, und in der ſichern Vorausſetzung einer Heirath, ſolche Ehen auf eine ſolche Liebe gegründet, unglücklich ausgefallen ſind."

„Und dennoch," ſprach Thereſe ihren Bruder aufmerkſam anblickend, „erinnere ich mich noch ſehr wohl, daß Du vor wenig Wochen mich ernſtlich ermahnt, die Bewerbungen Stephan's nicht abzuweiſen."

„Allerdings that ich das!" entgegnete der Graf, ohne Thereſen anzublicken, doch auch ohne in Verwirrung zu gerathen. „Ich that es, weil es der Vater wünſchte, ſo wie wegen des Anſehns und des Reichthums des alten Eódenſki, deſſen einziger Erbe Stephan iſt; auch, glaubte ich, wäre es nicht gleichgültig für die Sache des Vaterlandes, wenn, wie es dereinſt gewiß der Fall iſt, der Kampf mit unſern Unterdrückern begönne, die mächtigern Familien Ungarns ſich immer feſter verbänden. — Von dieſer Seite iſt indeſſen nichts zu hoffen, denn der Magnat iſt auf der Seite Oeſtreichs, Stephan aber zu ruhig, zu beſonnen, und — erlaube es mir nur gerade heraus zu ſagen — zu ſchwach, zu weibiſch, um ihm in dieſer Hinſicht nur das Mindeſte zuzutrauen."

„Chriſtoph!" ſagte nach längerem Schweigen das Mädchen, mit ernſter Miene das dunkle Lockenhaupt ſchüttelnd. „Liebte ich Dich weniger, ſo würde ich ſchweigen, aber, es muß heraus, ich lerne Dich heute von einer Seite kennen, die mir nicht gefallen will. Du weißt es, welchen Theil ich an der Sache des Vaterlandes ſtets genommen, wie warm ich Dich vertreten, wenn der Vater anderer Meinung war, wie Du; demungeachtet kann ich nicht begreifen, was mein Lebensglück, meine Hand, mit Deinen politiſchen Combinationen zu ſchaffen hat." —

„Du mißverſtehſt mich gänzlich, Schweſter!" fiel lebhaft der Graf dem Mädchen in die Rede.

„Mir, als Ungar, könnte es gänzlichgleichgültig ſeyn, auf welcher Seite, wenn es zum Bruche kommt, Graf Stephan Eódenſſi ſteht, als Menſch aber würde ich es ſchmerzlich fühlen, den Gatten meiner Schweſter, in einem Kampfe auf Tod und Leben unter den Gegnern zu wiſſen. Schon jetzt, Du weißt es, giebt es Zwietracht in den Familien. Die Einen halten zu den Deutſchen, weil ſie von ihnen Anſehen und Ehrenſtellen hoffen, die Andern haſſen ſie, wie jeder Magyar den Fremden haßt, doch mehr noch haßt er den Verräther, der ihn in fremden Feſſeln halten will; ſoll ich mich freuen, meinen Schwager in den Reihen der Feinde zu erblicken?"

„Stephan liebt das Vaterland!" erwiederte nach kleiner Pauſe Thereſe. „Wie oft beſeufzt er die Bedrückungen." —

„Ja, er beſeufzt ſie!" ſagte der Graf nicht ohne Hohn. „Das thut er allerdings, und weiter wird wohl nie etwas von ihm geſchehen. — Wohlan!" fuhr der junge Mann nach einer Pauſe fort; „ich ſehe, ich habe mich getäuſcht. Du liebſt Stephan Eódenſſi wirklich mehr als ich gedacht! dennoch iſt es mir lieb, daß ich meine Pflicht gethan damit meine Schweſter ſich nicht einer Täuſchung hingeben möge, die ſie ſonſt ewig beweinen könnte. Dieſe Beſorgniſſe ſind jetzt gehoben, und ich habe nun nur daran zu denken, ein fatales Zuſammentreffen von Umſtänden auszugleichen, welches ſonſt manche Inconvenienzen herbeizuführen gar wohl geeignet wäre. —"

„Ein Zuſammentreffen von Umſtänden?" fragte Thereſe aufmerkſam.

„Ja wohl!" erwiederte der Graf leichthin. „Indeß es wird ſich wohl beſeitigen laſſen, und zwar um ſo eher, als Du einen feſten Entſchluß gefaßt zu haben ſcheinſt."

„Alſo ich bin dabei betheiligt?" ſagte das Mädchen mit immer geſteigerter Aufmerkſamkeit. „Du machſt mich wirklich neugierig."

„Hm! die Sache iſt im Grunde erledigt;" ſprach der Vorige mit gleichgültigem Tone, indem er mit der Schweſter die Allee hinab dem Schloſſe zuging. „Eigentlich ſollte ich derſelben gar nicht erſt erwähnen; indeß Du willſt es. — Sage mir Schweſter! Hat unter den jungen Magnaten, die

Du voriges Jahr in Presburg geſehen, keiner Deine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen?'

„Ich war nur wenige Tage dort, wie Du weißt;" erwiederte Thereſe in leichter Verwirrung. „Der Vater hatte ſeine Geſchäfte ſchnell beendet; er liebt nicht das Geräuſch der Städte. Wir wohnten nur einem Feſtgelage bei, welches Graf Palffi gab."

„Ganz recht! beim Grafen Palffi;" ſagte der junge Mann, doch mehr wie vor ſich hin. — „Und keiner der jungen Männer dort iſt Dir beſonders aufgefallen? — Beſinne Dich Thereſe! — Haſt Du mit keinem derſelben Dich vorzugsweiſe unterhalten?" —

„Mit meinem Tiſchnachbar habe ich viel geſprochen!" antwortete das Mädchen, und eine leichte Röthe, die der Graf aber nicht zu bemerken ſchien, da er eben ſeitwärts blickte, überflog Thereſen's ſchönes Geſicht.

„Wie hieß er? — wie gefiel er Dir?" fragte der Graf im gleichgültigſten Tone, indem er mit den ſchweren Silberquaſten ſeines Dollmans ſpielte.

„Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, alle Anweſende mir fremd, ich ſcheute mich nach ſeinem Namen zu fragen;" antwortete Thereſe in ſichtbarer Verwirrung.

„Ich wiederhole die Frage: wie gefiel er Dir?" ſprach Chriſtoph, auf die Schweſter blickend, die das Auge ſogleich zu Boden ſchlug.

„Er war ein feiner artiger Mann, im beginnenden Mannesalter!" antwortete Thereſe erröthend. „Er ſchien die Aufmerkſamkeit der anweſenden Damen beſonders erregt zu haben; denn ich belauſchte manches ſchöne Frauenauge, das auf ihm ruhte. Uebrigens war er allerdings der ſchönſte Mann in der Geſellſchaft, und ich geſtehe aufrichtig, noch wenig junge Männer geſehen zu haben, deren Aeußeres mit dem ſeinigen in Vergleich kommen könnte."

„Würdeſt Du ihn wieder erkennen, wenn Du ihn unverhofft erblicken ſollteſt?" fuhr der Graf zu ſprechen fort.

„Welche Frage!" entgegnete Thereſe lebhaft. „Unter Tauſenden würde ich ihn erkennen. — Die hohe Geſtalt, das ſtolze Auge, die kühnen Züge, laſſen ſich nie vergeſſen, wenn man ſie einmal geſehen hat."

„Du meinſt alſo, ſeine äußere Erſcheinung, vielleicht auch ſeine Unterhaltung, machten im Ganzen einen impoſantern, und angenehmern Eindruck, als die Stephan's Sódenſki?“ ſagte der Graf mit einigem Hohn.

„Wenn das ein Scherz ſeyn ſoll, Bruder Chriſtoph,“ erwiederte Thereſe mit Unwillen, „ſo muß ich Dir geſtehen, daß er mir wenig gefallen will. Es iſt unzart, und ich möchte ſagen liebloſ, auf dieſe Weiſe über Jemand zu ſcherzen, den wir faſt wie einen Bruder zu betrachten gewohnt ſind.“

„Ich wollte weder Dich, noch Stephan beleidigen wenn ich zwiſchen ihm und einem Dritten einen Vergleich anſtellte; was iſt auch Schlimmes dabei?“ ſprach Chriſtoph freundlich. „Indeß freilich, Du haſt recht, wie immer. Stephan kann nichts dafür, daß ſein Aeußeres auf die meiſten Menſchen einen unangenehmen Eindruck macht. Ich habe ſelbſt oft ſeine Partei genommen, wenn die jungen Leute unſeres Standes ſich über ihn aufhielten, und mitunter, hinter ſeinem Rücken, geringſchätzend von ihm ſprachen. — Aber ſiehe da! — kommt dort nicht ein Wagen? — Richtig! wir bekommen Beſuch." — —

„Laß uns in dieſe Laube treten, Bruder!" rief lebhaft Thereſe. „Wir können nicht ausweichen, und ich laſſe mich nur ungern im Jagdanzuge ſehen."

Beide begaben ſich in eine, neben dem Wege befindliche Gitterlaube, das Lieblingsplätzchen des alten Frangipani; ſie war dicht mit Jelängerjelieber bekleidet, doch erlaubten einige, hier und da befindliche Oeffnungen, einen Blick in's Freie.

Eine Jagdchaiſe rollte jetzt heran. Sie war mi fünf langmähnigen Rennern, drei vornan, zwe hinter dieſen, beſpannt. Wagen, Roſſe, und di in Heiduckentracht gekleideten Lakaien, ſtarrten vo Gold und Silber. In dem Wagen befand ſic ein Mann von einigen dreißig Jahren. Die ungariſche Nationaltracht, ein dunkelbrauner Dollmann, eben ſo wie der koſtbare, mit podoliſchen Fuchs beſetzte Pelz, beide beinah über und übe mit Silberſchnuren bedeckt, hatten wohl noch ni einen ſtattlichern Körper bekleidet. Das kühn Auge blitzte wie das des Kriegsgottes. Muth un

Entſchloſſenheit ſchien auf der gewölbten, von dunkeln Haarlocken nur wenig bedeckten, Stirn zu thronen. Züge und Haltung des Fremden deuteten auf den vornehmen Mann, der ſich ſeiner Würde vollkommen bewußt iſt.

Eben bog das Fünfgeſpann nach dem Schloſſe, und donnernd raſſelte der Wagen über die Brücke und durch das Schloßthor.

Thereſe hatte nur zwei Blicke auf den Fremden geworfen, und plötzlich überflog eine Röthe ihr Geſicht, welche ſich bis über die Stirn ergoß. Unwillkührlich hatte ſie den Arm des Bruders ergriffen, und eben ſo ſchnell ihn wieder fahren laſſen.

„Dieſer Fremde“ — ſtammelte ſie endlich.

„War Dein Tiſchnachbar zu Presburg, ich weiß es;“ erwiederte Chriſtoph kalt. „Es iſt einer der edelſten, reichſten, mächtigſten Magnaten Ungarns, mein edler Freund, der Oberlandhofrichter von Ungarn, Graf Franz Nadasdy.“ — — —

Thereſe überhörte beinahe den Namen des Fremden, als ihn der Mund des Bruders ausſprach. Der Tag, die Stunde, die Umgebungen, in denen ſie ihn zu Presburg geſehen, ſtanden lebhaft vor ihrer Seele.

Sie ſah die weite Halle vor ſich, die kaum die Zahl der Gäſte faſſen konnte, ſie ſah die edle ſtolzblickende Geſtalt ihres Tiſchnachbars, auf welcher die Augen der jungen Männer mit Neid, die der Frauen mit Bewundrung ruhten, ſie hörte die Schmeichelworte ſeines Mundes, ſo ſanft, ſo einnehmend, wenn er ſeine Rede an die Damen richtete, ſo ſtolz, ſo tönend, wenn er von den Vorzügen der Magyaren, und den Bemühungen der Freunde des Vaterlandes ſprach. — Stumm, in Gedanken verloren, und ohne weiter die geringſte Frage an den Bruder zu richten, ging ſie an der Seite deſſelben, welcher ſtill vor ſich hin lächelte, dem Schloſſe zu. — — —

Mehrere Tage vergingen. Graf Nadasdy hätte ſchon, vermöge ſeines berühmten Geſchlechtsnamens, ſo wie wegen des Ranges mit dem er, trotz ſeines jugendlichen Alters, bekleidet war, bei dem Schloßherrn die günſtigſte Aufnahme gefunden, wenn er auch nicht, was dem alten Manne ſehr ſchmeichelhaft war, unaufhörlich verſichert hätte, daß er ſich zu dem Grafen Chriſtoph, wegen Gleichartigkeit ihrer Empfindungen und Neigungen, ſeit dem erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft unwiderſtehlich hingezogen fühle. Die Achtung, mit der er jedes Wort des Alten der größten Aufmerkſamkeit würdigte, die Geduld, die er bei Erzählung der Begebenheiten längſtvergangener Zeiten bewies, brachten in kurzem dieſen dahin, daß er ſeinen Kindern wiederholt die Verſicherung gab, wie Graf Nadasdy einer der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, und des hohen Poſtens, mit dem man ihn, trotz ſeiner Jugend, bekleidet, überaus würdig ſey. Auch Thereſe fühlte ſich von dem ſchönen, geiſtreichen, und durch den Glanz der Geburt, ſo wie des Ranges, ungemein imponirenden jungen Manne, außerordentlich angezogen. Zwar konnte er ein gewiſſes heftiges aufbrauſendes Weſen nicht verläugnen, aber wie leicht erklärte ſich dieſes an dem reichen, ſchon im Jünglingsalter zu einer der höchſten Würden des Reichs gelangten Magnaten, an dem Manne, der nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß er die erſte derſelben, die des Palatinus von Ungarn für erreichbar, und für ihn nicht unter ſeinem Werthe halte! — Und blitzte nicht nur dann ſein Auge, wenn er von den Lobkowitz, den Portia und andern ſeinem Vaterlande feindlich geſinnten Fremden, von der Heiligkeit der Conſtitution, von dem, ſelbſt durch Ungarns Grundvertrag mit König Andreas gebotenen, Widerſtand gegen Unterdrückung ſprach? Ward der Löwe nicht zum Lamme, glätteten ſich nicht augenblicklich die geſchwollenen Adern der gewölbten Stirne, blickte das ſtolze Auge nicht ſogleich freundlich und mild, wenn Thereſe, da ſie wußte wie ungern der Vater, bei ſeinen milden verſöhnlichen Grundſätzen, von Widerſetzlichkeit gegen den kaiſerlichen Herrn ſprechen hörte, das Wort nahm, und die Worte des Grafen auf eine glimpflichere Weiſe kommentirte? Allerdings mochte auch das ſichtliche Beſtreben ihr zu gefallen, die unaufhörlichen kleinen Aufmerkſamkeiten, die Nadasdy Thereſen bewies, dazu beitragen, daß das Mädchen ſich einſt bei dem ſtillen Geſtändniß überraſchte, daß der Graf nicht nur der ſchönſte und geiſtreichſte, ſondern auch der liebenswürdigſte Mann ſey, den ſie bis dahin noch geſehn, und daß dereinſt das Weib ſeiner Wahl ein ſehr glückliches ſeyn würde. Kaum hatte ſich Thereſe aber dieß Geſtändniß abgelegt, als ſie betroffen zuſammenſchauderte. Der Gedanke ſchien ihr im erſten Augenblicke ein Treubruch gegen Stephan — aber, ſagte ſie ſich im zweiten, würde der Beſcheidene ſich ſelbſt nur mit jenem glänzenden, Macht und Hoheit ſtrahlenden Manne, vergleichen wollen? Und dann — fragte ſie ſich im dritten — kann ein Treubruch begangen werden, wo noch keine Treue gelobt worden? — —

So vergingen einige Tage. Obgleich Graf Nadasdy mit Thereſen noch kein Wort von Liebe geſprochen hatte, ſo war es dieſer doch ein außerordentlich beängſtigender Gedanke, daß der alte Eódenſſi mit dem Sohne jeden Augenblick zurückkehren, zu Schloß Terſacz erſcheinen, und eine Erklärung in Beziehung auf die vorgeſchlagene Verbindung fordern könnte. Es war ihr unerträglich, ſich ihren künftigen Gatten, der allerdings, Jenem mit ſo viel Vorzügen Begabten gegenüber, ſehr zurückſtehen mußte — den guten, aber etwas ängſtlichen, und deßhalb oft linkiſchen Stephan, in der Nähe Nadasdy's zu denken. „Nein!“ rief Thereſe unwillkührlich, „nimmer würde ich mich in ſeiner Nähe für Stephan's Braut erklären, nimmer den mitleidsvollen Blick des ſtolzen Auges, das halbverſteckte ironiſche Lächeln bei ſeinem Glückwunſch, am wenigſten die Vernachläſſigung, wohl gar Geringſchätzung des Mannes, dem ich meine Hand zu reichen gelobt, ertragen können!" — —

So vergingen mehrere Tage, als zu Schloß Terſacz die Nachricht erſcholl, daß der alte Eödenſki, bei ſeinem Aufenthalt in der Nähe Oedenburgs, plötzlich erkrankt ſey, und obwohl ſein Zuſtand keineswegs gefährlich, er dennoch eine Reiſe nicht ertragen würde. — Thereſen fiel eine Bergeslaſt von der Bruſt. Sie hatte nun die Gewißheit, daß Stephan nicht mit Nadasdy zuſammentreffen würde. — — Letzterer hatte indeß den alten Frangipani gänzlich für ſich eingenommen.

So oft der Alte mit ſeinem Sohne bei Unterhaltungen über die politiſchen Zuſtände des Tages, vorzüglich wenn die Rede auf die Angelegenheiten Ungarns kam, in Streit gerieth, ſo wenig war dieß mit Nadasdy der Fall. Zwar verläugnete dieſer ſeine Geſinnungen nicht, aber er ſprach nicht von Widerſetzlichkeit, von Behauptung der Rechte des Reichs mit dem Schwerte, wie Chriſtoph, ſondern nach Einwendungen, die, wie es den Anſchein hatte, von dem Alten ſiegreich widerlegt wurden, kam er zuletzt mit dieſem ſtets darin überein, daß man das Beſte von der Geduld und von der Zeit erwarten müſſe. —

Graf Chriſtoph, ſo ſelten er auch in dieſer Zeit mit ſeiner Schweſter allein war, erwähnte mit keiner Sylbe ihres Verhältniſſes mit Stephan, geſchah es indeß von ihrer Seite — und dieß war mehrmals der Fall, beſonders als ſie deſſen Rückkehr von einem Tage zum andern zu befürchten hatte — ſo beantwortete er ihre beſorgten Fragen ſtets dahin: daß ihr ganzes Geſchick, ihr Lebensglück, allein in ihrer Hand ruhe, daß, wenn ſie ſich einmal entſchloſſen habe, Stephan ihre Hand zu reichen, alles Uebrige, was damit in Verbindung ſtehe, als Nebenſache betrachtet, und ertragen werden müſſe; ſey ſie indeſſen damit noch zu keinem feſten Entſchluſſe gekommen, ſo könne er nicht begreifen, was ihr Kummer erzeugen möge, ſie ſey frei, bei der Paſſivität des Vaters gänzliche Herrin über Herz und Hand, und ſo lange ſie Stephan noch keine Zuſage gethan, könne ſie über Beides verfügen, ohne daß nur ein Schein irgend eines Unrechts auf ſie fallen könne. —

Vierzehn Tage waren ſeit Nadasdy's Ankunft indeß verfloſſen, doch erſt in den letzten derſelben hatte ſich der Graf Thereſen näher angeſchloſſen. In ihrer und des Bruders Geſellſchaft machte er kleine Streifzüge in das Tatragebirge und bewies ſich dabei als einen kühnen und geſchickten Jäger. Oft ſprach er dann von der Jagdluſt, die man auf ſeinen in der Ebene liegenden Gütern, bei der großen Menge des Wildes, beſſer als in den wildarmen Gebirgen genießen könne, und Thereſe mußte ihm zuſagen, in Kurzem dort in Begleitung des Vaters und des Bruders zu erſcheinen, um ſich von der Wahrheit ſeiner Behauptung zu überzeugen. Nadasdy pries dann mit Begeiſterung die Jagdluſt, und klagte mit ſcherzhafter Uebertreibung alle Männer, die die Freuden der Jagd nicht zu ſchätzen wüßten, ſtrafbarer Trägheit oder unmännlicher Schwäche an. Auch in dieſer Beziehung fiel die im Stillen von Thereſen zwiſchen dem Grafen und Stephan gezogene Parallele ſehr zum Nachtheil des letztern aus. Oft ſchon hatte ſie ihm Vorwürfe gemacht, wenn er unter dieſem oder jenem Vorwande ſich einer beſchloſſenen Jagdpartie entzogen, und dieſe dadurch wohl gar vereitelt hatte; auch hatte Chriſtoph ihn oft damit geneckt, daß er nicht im Stande ſey, das Blut eines Rehes oder Wolfes fließen zu ſehen. Wie ſehr ſtand der ſtille oft trübgeſtimmte, die Einſamkeit ſuchende Jüngling, dem muthigen, lebensfrohen Manne nach, der, bekleidet mit prächtig enganſchließendem Jagdkleide, die Flinte in der Hand, durch das dichteſte Dickicht brach, ſich muthig dem knirſchenden Keiler entgegen ſtürzte, und, mit freudigem Halloh! die muntere Meute anfeuernd, das Echo des Gebirges weckte! — — —

Bei Jagdzügen dieſer Art, die der alte Frangipani, wenn ihm auch ſeine Jahre und öftere Kränklichkeit verboten ſie mitzumachen, dennoch zur Freude der jungen Leute faſt täglich veranſtaltete, befand ſich Nadasdy mit Thereſen oft allein. Hier hatte das Mädchen dann Gelegenheit den hellen Verſtand, den ſichern Takt, der ſich in allen ſeinen Geſprächen kund gab, zu bewundern, und nicht ſelten kam dann wohl Thereſen der Gedanke, daß auch die edelſte der Töchter Ungarns dereinſt mit Stolz an der Seite deſſen, den Rang, Geburt, Schönheit, und alle Vorzüge des Geiſtes zum Erſten unter ſeines Gleichen machten, erſcheinen könnte. —

War es dem Zufall oder den von Chriſtoph getroffenen Einrichtungen zuzuſchreiben, aber faſt beſtändig traf es ſich, daß der Graf beim Treibjagen ſeine Stelle neben Thereſen angewieſen erhielt. Freunde, und noch mehr Freundinnen der Waldluſt, werden den Werth eines Nachbars, der die langen Pauſen einer Jagd dieſer Art, mit angenehmen Geſprächen auszufüllen weiß, zu ſchätzen wiſſen, und auch mit Thereſen war dieß der Fall; ja wer bemerkt hätte, wie lebhaft von ihrer Seite die Unterhaltung geführt ward, wie die ſonſt ſo eifrige Jägerin dann und wann ein munteres Häslein innerhalb der Schußweite unbemerkt entkomkommen ließ, hätte der Meinung werden können, daß nicht grauſame Luſt des Tödtens, ſondern eine weit friedlichere ſie über Berg und Thal, durch Wald und Feld geführt habe. — —

Es war gerade einer jener herrlichen Herbſtmorgen, wo die reine und klar aufgehende Sonne, die dünn und fein daher ſtreichende Morgenluft, der auf allen Grashalmen wie unzählige Diamanten funkelnde Morgenthau das Gemüth des lebensfrohen Jägers ſo heiter, ſo erwartungsvoll, zu ſtimmen gewohnt ſind. Auch Graf Chriſtoph Frangipani war heute luſtiger, und, dem Anſcheine nach, offener ſeine Meinung gegen die Schweſter ausſprechend, wie gewöhnlich. Während die Schaar der Treiber lärmend, die Koppeln der Hunde klaffend und heulend vor Luſt und Begierde, von rüſtigen Jägern begleitet, voraus nach dem Walde eilten, ſtanden Thereſe und Chriſtoph in ſtiller Unterhaltung auf der Schloßbrücke, um den Grafen, der die Stunde des Aufbruchs verſchlafen hatte, oder wie Chriſtoph meinte, mit der Wahl ſeiner Toilette nicht zu Stande kommen könne, zu erwarten. Thereſen's Bruder war heute ungewöhnlich heiter. Es war das erſtemal, daß er das Mädchen mit den Aufmerkſamkeiten neckte, die ihr von dem Grafen in, wie er behauptete, ſich täglich verdoppelnder Zahl, bewieſen würden, und er zählte ihr dann an den Fingern alle die Rehe und Haſen auf, die, nach ſeiner Verſicherung, unangefochten ihre Schießſtände paſſirt hätten. So lebhaft ſich auch Thereſe vertheidigte, ſo konnte man dennoch bemerken, daß die Scherze des Bruders ſie eben nicht unwillig machten, und dieſer behauptete endlich, mit Sicherheit annehmen zu können, daß nicht blos die Jagdluſt zu Schloß Terſacz, den Beſitzer ſo vieler wildreicher Wälder in das Tatragebirg gelockt hätte. — Die Bemerkung des Bruders ſtimmte Thereſen ernſter, doch ſchien ſie nicht unwillig zu werden, und ſie beſtritt blos die Gründlichkeit ſeiner Behauptung. Chriſtoph erwiederte gelaſſen, und halb ſcherzend, halb ernſthaft: daß er nur zwei Worte ausſprechen dürfte, um jeden Zweifel daran zu beſeitigen, daß er aber dieſe Worte für ſich behalten werde, damit Thereſe ihm nicht den alten Vorwurf: er bemühe ſich ihr Schickſal zu machen, zu wiederholen im Stande ſey. —

Das Mädchen ſchien den Scherz nur als einen ſolchen aufzunehmen, doch widerſprach dem eine hohe, ihr Antlitz überfliegende Röthe. Bald ſetzte indeß Thereſe das Geſpräch fort.

„Ich muß Dir das Lob ertheilen Bruder Chriſtoph," ſagte ſie lachend, „daß ſeitdem der Graf hier iſt, Du an Verſchwiegenheit und Delikateſſe erſtaunend zugenommen haſt. — Sonſt theilteſt Du mir Manches über Deine politiſchen Pläne mit, von dem ich leider nur wenig verſtand, jetzt ſchweigſt Du mäuschenſtill; ehedem erſchöpfteſt Du Dich in Kombinationen von nützlichen oder vornehmen Familienverbindungen, wo Deine arme unbedeutende Schweſter immer als Hauptperſon zu figuriren beſtimmt war, und jetzt enthälſt Du Dich aus außerordentlicher, ganz ungewohnter Delikateſſe jedes Wörtchens, was ſie betrifft."

„Ah ſo!" erwiederte Chriſtoph trocken. „Du willſt wiſſen, was der Graf über Dich zu mir geſprochen hat?"

„Und wenn ich es wollte?" — erwiederte Thereſe ärgerlich. „Du haſt mir ja ſonſt dergleichen ſehr bereitwillig mitgetheilt, ohne Dich viel darum zu kümmern, ob es mir angenehm zu hören war oder nicht."

„Es iſt mir aber auch häufig ſchlecht bekommen!" erwiederte Chriſtoph im vorigen Tone; „ich hätte jetzt Luſt, zu Deiner Beſtrafung es einmal mit dem Schweigen zu verſuchen. Indeß Du willſt es! Nun ſo höre denn: er fragte mich, ob Dein Herz noch frei ſey, und ſetzte hinzu, daß ſeitdem er Dich in Presburg geſehn, der Gedanke, um Deine Hand zu werben, ihn nicht einen Augenblick verlaſſen habe. Zuletzt bat er mich, Dich darüber auszuforſchen.“

„Und Du?“ ſprach mit kaum hörbarer Stimme Thereſe, indem ſie ihre Pulſe bis in die Schläfe pochen fühlte.

„Ich lehnte die Zumuthung ab!“ erwiederte kalt der Graf. „Ich erwiederte ihm, daß Du es ungern ſäheſt, wenn ich mich mit Deiner Zukunft beſchäftigte. Was Dein Herz anbelange, ſetzte ich hinzu, ſo wiſſe ich nichts davon, daß es verſagt ſey.“

„Sagteſt Du ihm nichts von meinem Entſchluſſe wegen Stephan?“ fragte das Mädchen leiſe und lispelnd.

„Haſt Du einen gefaßt?“ fiel Chriſtoph mit gleichgültigem Tone ein. — „Ich konnte ihm nichts davon ſagen, da Du, ſo viel mir bekannt iſt, Dich gegen die Cédenſki's nach nicht entſchieden erklärt haſt; willſt Du es aber, ſo ſage ich es ihm heute, gleich nach der Jagd.“ —

„Nein! Nein! — laß es lieber!“ rief Thereſe lebhaft; „aber ſtill! kein Wort mehr! — dort kommt Nadasdy.“ — —

Der Graf kam eben raſchen Schrittes über die Schloßbrücke. Er war heute ſchöner, liebenswürdiger als je. Die leichte Flinte auf der Schulter, das hellgrüne, reich mit Gold beſetzte Jagdkleid, die Mütze mit der kleinen Reiherfeder, ſchmückten auf's glänzendſte den ſtattlichſten der Diener Diana's. Nach ſcherzenden Begrüßungen, womit die Geſchwiſter den Langſchläfer neckten, beſtiegen alle Drei den bereitſtehenden Jagdwagen, und raſch eilten die vier ſchnaubenden Hengſte mit ihnen dem Walde zu. — — —

„Hier bleibt ſtehen, und ſeyd aufmerkſamer wie ſonſt!“ ſprach Chriſtoph Frangipani zu den Gefährten, nachdem er ihnen, wie gewöhnlich, ihre Plätze unfern von einander angewieſen hatte, und Nadasdy bedeutungsvoll anlächelte. „Hier iſt das Rendezvous der Haſen der ganzen Herrſchaft Terſacz. — Thereſe weiß es, daß ich nicht Jedermann hierher geleite, aber unſer Nadasdy iſt uns in jed Beziehung ein lieber Freund, und muß durcha als zu uns gehörig betrachtet werden.“ —

Der Blick, mit dem Chriſtoph die letzten Wo ſprach, war feſt auf den Grafen gerichtet, doch er ging er Thereſen, welche die Augen niederſchlu und ſich eifrig mit ihrem Gewehr zu beſchäftig ſchien.

„Darf ich die Worte Ihres Bruders,“ ſa Nadasdy, als Chriſtoph ſich entfernt hatte, und dem er zärtlich und ehrerbietig Thereſen's Ha ergriff, „darf ich die Worte des Grafen auch Ihrem Namen geſprochen betrachten?“

„Das dürfen Sie allerdings, Herr Graf erwiederte das Mädchen, die Sache zum Sche verkehrend. „Sie dürfen es aus zweierlei Urſach einmal: weil mein Bruder, wie Sie bemer werden, die Sorge für mich zu ſprechen und handeln ſtets ſo bereitwillig übernimmt, und da — dann — weil ich weiß, daß Sie ſein Fre ſind, und den Werth kennen, den er auf I Freundſchaft legt.“

„So ſehr ich auch den zweiten dieſer Gründe zu ſchätzen weiß,“ erwiederte der Graf mit Feinheit, „ſo möchte ich doch lieber den erſten derſelben einen andern unterlegen, und dann überſtiege er an Werth für mich ſelbſt noch den zweiten.“

„Und der wäre?“ fragte Thereſe; „Sie machen mich recht neugierig.“

„Wenn Thereſe Frangipani,“ ſagte der Graf mit Wärme, „mich auch als zu den Ihrigen gehörig betrachten wollte.“ —

„Der Freund meines Bruders, der Mann, den mein Vater hochſchätzt, ſteht ebenfalls hoch in meiner Achtung!“ erwiederte das Mädchen leiſe und erröthend.

„Achtung! — Achtung! — theure Thereſe, das iſt ein kaltes Wort!“ rief der Graf mit großer innerer Bewegung. „Was birgt ſich nicht hinter dieſem Worte, ſo wie es im Gewühle der Welt wohl ausgeſprochen wird! — Da iſt der Lobkowitz, und noch ein Anderer -- ja noch ein Anderer! ich achte ſie beide, und dennoch haſſe ich ſie bis zum Erſchlagen.“

„Ich gebrauche das Wort in einem ſehr — ſehr freundlichen Sinne!" ſagte das Mädchen, „in einem Sinne, wie es nur gegen einen Freund geſprochen wird;" ſetzte ſie kaum hörbar hinzu.

„Sie nennen mich Freund, und ertheilen mir mit dieſem Worte ein Recht;" hob Nadasdy mit immer ſteigender Wärme an. „Wohlan, ſo erlauben Sie auch, daß ich von dieſem Rechte Gebrauch mache; beantworten Sie mir, ernſt und aufrichtig eine Frage. — Lieben Sie Stephan Eödenffi?" — —

„Nein! — Ja! ich liebe ihn, wie einen Bruder; nach Chriſtoph" — ſtammelte Thereſe in voller Verwirrung.

„Nach Chriſtoph lieben Sie ihn am meiſten?" rief Nadasdy und ſein Auge blitzte. — „Antworten Sie mir, Thereſe! ja oder nein! ich bitte dringend." — —

„Ich habe ihn ſonſt wie einen Bruder geliebt ich achte ihn noch —" ſprach Thereſe verwirrt „Aber mein Gott, die Jagd! hören Sie nur, man beginnt das Treiben! Wir müſſen auf unſern Stand." — —

„Ein Wort noch, theure Freundin!“ rief Nadasdy. „Haben Sie Stephan Ihre Hand zugeſagt?“ —

„Nein! — niemals werde ich ihn heirathen! nie!“ rief Thereſe wie bewußtlos. „Aber fort jetzt Graf! — ich bitte Sie, ſprechen Sie jetzt nicht weiter!“ —

Nadasdy verbeugte ſich ehrfurchtsvoll, aber mit Triumph in ſeinen Blicken. Mit geflügelten Schritten eilte Thereſe einer alten Eiche, dem ihr bezeichneten Jagdſtande zu. — —

Mehrere Minuten ſtand ſie hier. Das Halloh der Treiber, das Klaffen der Hunde, einzelne in der Ferne fallende Schüſſe ertönten. Thereſe hörte kaum etwas von dem Allen. Die Worte Nadasdy's, mehr noch die, ihrem eigenſten Sinn erklärenden Blicke des ſchönen Mannes erfüllten ihr ganzes Inneres, ertönten in ihrem Herzen, brannten in ihrem Haupte. — —

Inzwiſchen näherte ſich die Jagd, der Lärm verdoppelte und verdreifachte ſich. Man unterſchied Chriſtoph's helltönende Stimme in der Ferne, und das dumpfe Bellen zwei mächtiger Rüden ward jetzt laut. Es ſchien ein bedeutenderes Wild, als ein unſchuldiges Häslein ins Treiben gerathen zu ſeyn, obgleich bereits mehrere der Letztern, und zwar ohne bemerkt zu werden, vor Thereſen vorübergeilt waren. — —

Der Jagdlärm ward inzwiſchen immer ſtärker, und näherte ſich mehr und mehr; es hatte faſt eine Stunde gedauert; der zur Aufmerkſamkeit mahnende Ruf: „Achtung!“ erſcholl nun von der Linie der Treiber her, und lief an der der Schützen herab. Das Rüdengebell war verſtummt, aber ein kurzer rauher, eigenthümlicher Schrei tönte aus dem nahen Dickig, und bald knickte, knarrte und brach es in dem Unterholze, als ob ein führerloſer Wagen, oder ein ſcheugewordenes Zugthier daſſelbe durchſtürme, und die krachenden Geſträuche rings um ſich her zu Boden träte.

Jetzt ward Thereſe aufmerkſam, ſie ſpannte den bis jetzt in Ruhe gebliebenen Hahn, und ſchaute aufmerkſam um ſich her. Nadasdy näherte ſich ihr um einige Schritte.— Auf einmal theilte ſich, ungefähr dreißig Schritte von Thereſen, das Gebüſch, die Aeſte ſtoben umher, und ein mächtiger Eber ſtürzte heraus. — Mit Anſtrengung ſchien er vorwärts zu eilen, aber zwei ſtattliche ſchwarze Doggen hingen ihm rechts und links am Gehör. Die Hunde winſelten als der Keiler ſie vorwärts ſchleifte, aber die glänzend weißen Zähne hielten die Ohren des Unthiers feſt, wie eben ſo viel elfenbeinerne Zangen.

Thereſe betrachtete mit Schauder das ihr gegenüberſtehende Thier, welches jetzt mehr im Freien angekommen ſich auf's eifrigſte beſtrebte, ſeine Feinde loszuſchütteln. Der Keiler war größer, als das Mädchen noch je einen erblickt. Die Borſten des Rückens, inſoweit ſie nicht durch Schlamm und Harz der Bäume zu einem feſten Panzer gekittet waren, erſchienen, beſonders in der Gegend des Halſes, geradeauf gerichtet. Das kleine, tiefliegende, geröthete Auge des Thieres funkelte vor Wuth, der Rachen war größtentheils geöffnet, doch wenn ihn das Unthier ſchloß, ſo ertönte ein ganz eigenthümliches widriges Kniſchen, welches am beſten dem des Wetzens einer ſtumpf gewordenen Senſe zu vergleichen war. — —

Eben eilte ein Jäger, mit dem Hirſchfänger in der Fauſt herbei, er wollte ſich auf den Keiler ſtürzen, doch dieſer, die Zahl ſeiner Feinde ſich vermehren ſehend, nahm alle Kraft zuſammen, und ſuchte die Hunde abzuſchütteln. Bis jetzt hatten dieſe tapfer widerſtanden, doch eben als der Jäger dem Thiere das Eiſen in die Seite bohren wollte, riß das eine Ohr des Ebers in Fetzen, und ſcheu ſprang der Jäger nun zurück. —

„Auf ihn! nieder mit ihm! Biſt Du ein Magyar!" — rief jetzt mit kräftiger Stimme der Graf und die Flinte an den Boden werfend, griff er nach dem Waidmeſſer; doch der Jäger ſtand vor Schreck wie angemauert.

Mit Wuth arbeitete nun der halbbefreite Eber; er war nur zwanzig Schritte noch von Thereſen, die die Flinte an den Backen nahm — und nach kurzem Kampfe flog der, bis jetzt ſeiner Pflicht treugebliebene, Hund, mit aufgeſchlitztem Leibe und hervorquellenden Eingeweiden von den furchtbaren Waffen des Keilers getroffen, heulend in das Gras. Das Unthier ſtand ſchäumend vor Wuth und blickte um ſich her.

„Um Gotteswillen ſchießen Sie nicht!" ſchrie der

Graf als er bemerkte, daß Thereſe die nur mit leichtem Schrot geladene Flinte abdrücken wollte.

Dennoch hatte das Thier Thereſen bereits in's Auge gefaßt, eben wollte es auf das zitternde Mädchen zuſtürzen, da ſprang der Graf, das blitzende Jagdmeſſer in der Hand, ein paar Schritte vorwärts, der donnernde Jagdruf: „Ho! Sau!" — das gewöhnliche Signal den wüthenden Eber anzulocken — ertönte, und augenblicklich nahm das Thier den neuen Widerſacher an. — — —

Bleich und faſt ohne Bewußtſeyn lehnte Thereſe an der Eiche, als ſie den knirſchenden Keiler mit verdoppelter Wuth auf den Grafen zuſtürzen ſah; ſie wollte um Hülfe rufen, aber die Stimme verſagte ihr, ſtumm und mit Entſetzen blickte ſie auf den Kampf, der nun beginnen ſollte. —

Nadasdy hatte indeß nicht im Geringſten die Faſſung verloren. Kaum hatte er bemerkt, daß das Thier ihn in's Auge gefaßt, als er ſich auf ein Knie niederließ, und den doppelſchneidigen Hirſchfänger vor das zweite ſtemmte; die ruhige Haltung des Jägers, der ſeiner Sache gewiß iſt, das Bewußtſeyn überlegener Kraft, war in ſeinen Bewegungen nicht zu verkennen. Ruhig blickte ſein Auge auf das borſtige Ungeheuer, das mit offenem, von Schaum triefenden Rachen, aus dem zwei furchtbare Hauer hervorragten, wie ein Pfeil heranjagte. —

Jetzt war der Keiler bei dem Grafen angekommen. Schon wendete er das gewichtige Haupt zu einem Schlage, der wenn er geführt worden wäre, und den Widerſacher getroffen hätte, dieſen bis auf den Tod verwundet haben würde; aber der geübte Jäger hatte mit ruhigem Auge und feſter Fauſt bereits den einzigen Punkt ausgewählt, wo das hülfebringende Meſſer nimmer fehlen konnte. Die Spitze des letztern war gerade gegen die Mitte der Bruſt des Thieres gerichtet, und dieſes ſtürmte mit aller Kraft, die die raſende Wuth, die entſetzliche Körperſchwere, und der beflügelte Lauf ihm geben konnten, in das ſcharfe Eiſen, das ihm bis zu dem elfenbeinernen Griff in die Bruſt drang. — —

So glücklich aber auch von dem Grafen der tödtliche Fleck ausgewählt worden, ſo viel Kraft der ſtattliche Jäger dem Thiere entgegengeſetzt hatte, ſo war dennoch der Stoß des anſtürmenden Ebers zu mächtig geweſen, als daß ihm ſein Feind hätte aufrecht widerſtehen können. Der Graf fiel bei dem Anprallen des Thieres rücklings zu Boden, und der noch im Todeskampfe um ſich hauende Eber ihm zur Seite; er fühlte ſich von dem ſterbenden Thiere mit Blut überſtrömt, und auch das ſeinige träufelte aus einer leichten Wunde an der Hand. —

Kaum ſah Thereſe den Grafen fallen, als ſie das Gewehr wegwarf, und mit einem durchdringenden Schrei zu ihm hinſtürzte. Das erſte was ſie erblickte, war deſſen bluttriefende Hand, und auch das die Kleider des Grafen bedeckende Blut hielt ſie für das ſeinige.

„Hülfe!“ rief ſie wie außer ſich dem noch in der Ferne unthätig ſtehenden Jäger zu. „Laufe nach dem Wagen! nach meinem Bruder! — Graf-Nadasdy iſt verwundet!“ —

„Beruhigen Sie ſich theure Thereſe!“ ſagte der Graf ſich erhebend. „Kommen Sie dem verendenden Thiere nicht zu nahe! Ich bin nur unbedeutend an der Hand verletzt.“

„Nein! nein! Sehen Sie, wie Ihr Blut fließt!“

rief das Mädchen, noch immer in höchſter Angſt, indem es ein Tuch ſich vom Halſe riß, und Nadaſdy's Hand damit umwand. — „Und auch hier, und dort, und überall Blut!“

„Es iſt der Schweiß des Ebers, theure Thereſe!“ erwiederte der Graf beruhigend.

„Nein! es iſt das Ihrige!“ rief Thereſe. — „O, es wäre entſetzlich, wenn Sie, in dem Beſtreben mich zu retten, von dem wüthenden Thiere gefährlich verwundet worden wären.“

„Gäbe es wohl eine Gelegenheit, wo ich lieber mein Herzblut vergießen möchte?“ ſagte ſchmeichelnd der Graf. „O, Thereſe laſſen Sie dieß Blut den Kitt ſeyn, der unſere Verbindung auf immer befeſtigt.“

„Nimmer,“ ſagte Thereſe verwirrt, „werde ich Ihre Großmuth, Ihre edle Selbſtaufopferung vergeſſen.“

„Ich bin nicht großmüthig, Thereſe!“ ſagte Nadaſdy zärtlich, indem er das Mädchen mit dem Arm umſchlang. „Ich will behalten, was ich mir gerettet.“ —

„Nein Graf, Sie ſind nicht großmüthig!“

ſtammelte Thereſe, doch ſich nicht ſeiner Umarmung entziehend. „Dieſe Sprache, in dieſem Augenblicke“ — —

„Ich ſpreche nur aus, was ſich mir ſchon, als ich Sie in Presburg ſah, über die Lippen drängen wollte!“ ſagte Nadasdy immer dringender. „Ja, Thereſe, das ganze Glück meines Lebens ruht in Ihrer Hand. Sie ſind noch frei; ich weiß es. Werden Sie die Meinige! ſchenken Sie mir Herz und Hand! — Glauben Sie mir, Thereſe,“ ſetzte er ſtolz hinzu, „noch nimmer hat Franz Nadasdy eine Werbung dieſer Art ausgeſprochen; ſie würde vielleicht nicht überall zurückgewieſen worden ſeyn.“ —

„Nirgends innerhalb der Grenzen Ungarns, wäre ſie abgewieſen worden!“ lispelte Thereſe. „Sie ſind des edelſten Weibes werth; dennoch — ich habe einen Vater, einen Bruder — Beide nur ſind im Stande unſere Verhältniſſe“ — —

„Darf ich mit ihnen ſprechen?“ rief der Graf feurig — „Ja ich darf! — nicht wahr, Thereſe, ich darf?“

„Sprechen Sie!“ ſagte das Mädchen kaum hörbar.

„Und Ihr Wort?“ — rief Nadasdy, Thereſen an ſeine Bruſt drückend.

„Wenn mein Vater einwilligt“ — ſagte ſie leiſe, das glühende Geſicht an der Schulter des ſchönen Mannes verbergend. —

„Ei! hier ſieht es ja ganz anders, und beſſer aus, als ich beſorgte!“ rief auf einmal eine helle Stimme, und Chriſtoph Frangipani arbeitete ſich durch's Gebüſch. „Der Einfaltspinſel von Jäger ſprach von Verwundung durch den hauenden Eber, ich bemerke aber nur, daß Amor's Pfeil Schaden angerichtet hat!“ — —

Thereſe hatte ſich, während der Rede des Bruders, aus den Armen Nadasdy's losgemacht.

„Sage mir nur Schweſter,“ ſprach Chriſtoph neckend weiter, „ſage mir nur, warum Du ſo verlegen biſt, ſo erröthest? Bedurfteſt Du etwa erſt der Todesangſt, um ein Wörtchen auszuſprechen, was Deinem Geſchlecht ſonſt nicht ſo überaus ſchwer ankommt? — aber wahrhaftig!“ ſetzte er ernſt hinzu, indem er des Grafen verwundete Hand erfaßte. „Der Zahn des borſtigen Feindes iſt dennoch thätig geweſen! — Die Verletzung iſt doch nicht gefährlich?" —

„Nur unbedeutend! Ein kleines Andenken. Eine Fleiſchwunde!" rief Nadasdy lächelnd, indem er ſich niederbeugte, und das vom Blute rauchende Jagdmeſſer dem Thiere aus der Bruſt zog. — „Graf Frangipani!" rief er ſodann, und hob das bluttriefende Eiſen hoch empor. „Mögen alle unſere Feinde ſo am Boden liegen, und möge ihr Blut von unſern Degen träufeln, wie das Blut dieſes Keilers!" — — —

„Amen! — Dem geſchehe alſo!" rief Chriſtoph beiſtimmend, und indem er Nadasdy die Hand reichte. „Noch allzuviel Ehre aber wird ihnen geſchehen, wenn ſie, wie dieſes tapfere Thier, auf grüner Haide fallen" —

Thereſe konnte ſich bei den Worten des Grafen, ſo wie bei denen ihres Bruders, eines ſehr unheimlichen, ihr Herz beengenden Gefühles nicht erwehren. — Sie fühlte ihr Herz noch ſchlagen, ihre Pulſe waren noch erregt von den Liebesworten, der Werbung eines Mannes, der, als kaum dieſe Worte ſeinen Lippen entflohen waren, mit drohender geiſtigen Anſtrengungen des Tages ermattet, auf dem Sopha ihres Zimmers Platz genommen, als ihr Bruder hereintrat. Seine Züge glänzten von Selbſtzufriedenheit. Man las in ihnen die Freude über einen gut angelegten, und mit Erfolg ausgeführten Plan.

„Du biſt alſo mit Nadasdy einig? Du haſt ihm Dein Wort gegeben, und ich bringe Dir die Einwilligung des Vaters!“ hob er an, indem er ſich neben Thereſen niederließ. „Alles kommt jetzt darauf an, ein unangenehmes Zuſammentreffen mit den Códenſki's zu vermeiden.“ —

Daran hatte Thereſe noch nicht gedacht; ſie ſchrak ſichtbar zuſammen.

„Beunruhige Dich nicht!“ ſprach Chriſtoph dieſes bemerkend. „Ich habe ſchon alles überlegt. Ich ſchreibe im Auftrage des Vaters an den Reichsſchatzmeiſter einen mit Höflichkeiten vollgepfropften Brief, ich ſage in dieſem, daß Graf Nadasdy ſchon längſt um Deine Hand geworben, daß wir indeß aus alter Liebe zu Stephan zu keiner Entſcheidung hätten kommen können, daß Du lange geſchwankt, daß aber endlich Dein Herz für Nadasdy entſchieden habe. — Schon der Umſtand, daß das Zünglein der Wage ſich erſt nach langer Zeit, und Schwanken zwiſchen dem unbedeutenden Stephan und dem ſchönſten, reichſten, glänzendſten Manne des Reiches dem letztern zugeneigt, wird dem Alten die Pille vergolden. — Aber, ſag' mir was haſt Du?" rief Chriſtoph, als er bemerkte, daß heiße Thränen über das Antlitz der Schweſter floſſen. „Du liebſt, Du wirſt geliebt, der Mann Deiner Wahl wird Dir von hundert Mädchen Deines Standes beneidet werden, und — Du weinſt! — —"

„Ich bitte Dich, Schweſter, ſprich was Dich ſo ergreifen kann!" fuhr der Graf fort, als Thereſe ſchluchzend das Antlitz in die Kiſſen des Sopha's barg. „Dieſe Thränen ſind nicht Freudenthränen, und dennoch begreife ich nicht, was ſonſt im Stande wäre ſie Dir auszupreſſen. — Reuet Dich Deine Wahl; oder liebſt Du Nadasdy nicht?" —

„Nein!" rief Thereſe, das glühende Antlitz gegen den Bruder kehrend. „Nein Bruder! meine Wahl reuet mich nicht, und erſt ſeitdem ich Nadasdy kennen lernte, ja ſeit dem Augenblicke, wo ich ihn zu Presburg ſah, weiß ich was Liebe iſt, dennoch glaube ich nicht, daß ich in ſeinen Armen glücklich ſeyn werde. — Ich habe mich,“ ſetzte ſie dumpf hinzu, „an Stephan zu ſehr vergangen.“ —

„So haſt Du mir etwas verheimlicht? Du haſt von Liebe zu ihm geſprochen?“ fragte Chriſtoph heftig, indem ſich ſeine Stirn in Falten zog. „In dieſem Falle freilich“ — —

„Wie kannſt Du dieß von Deiner Schweſter glauben?“ erwiederte Thereſe ſchmerzlich.

„Du haſt nicht?“ fragte ſchnell erheitert der Graf. — „Du haſt ihm auch nicht Hoffnung gemacht? Nicht beſtimmte Aeußerungen“ —

„Weder Eins noch das Andere!“ fiel Thereſe ein. „Dennoch habe ich eine ſchwere Schuld auf mir: ich habe ihn nicht geliebt, und dennoch geduldet, daß er hoffte. — Daß ich jetzt erſt mit Beſtimmtheit weiß, daß das Gefühl, welches für ihn in meinem Herzen lebte, nur das Gefühl der Freundſchaft war, iſt nicht hinreichend, mich freizuſprechen von aller Schuld.“

„Dachte ich es doch, daß es etwas ganz Sublimes, wenn nicht am Ende — nur eine Mädchengrille ſeyn würde!“ rief ſpöttiſch lächelnd der Graf.

— „Nun! ſey nicht böſe, Schweſter!“ ſetzte er begütigend hinzu. „Aber immer bin ich nicht im Stande Dinge dieſer Art ernſthaft anzuhören.“

„Du fühlſt nicht meine Worte, Bruder, folglich kannſt Du ſie nicht verſtehen!“ ſagte Thereſe trübe; „glaube mir indeß: es giebt Fälle, wo man treulos ſeyn kann ohne zur Treue verpflichtet geweſen zu ſeyn, wo man ſein Wort brach, ohne es je gegeben zu haben, und wo die Strafe um ſo weniger ſäumt, die Rache um ſo ſicherer in den Fußtapfen des Verbrechens ſchleicht, weil dieſes gegen ein Vertrauen begangen wurde, das ſelbſt des Wortes nicht bedurfte.“

„Nun wahrhaftig! Du biſt ſinnreich Dich zu quälen,“ ſagte lächelnd und mit dem Kopfe ſchüttelnd der Graf. „Welche Falten giebt es doch in einem Mädchenherzen! — Wie ich ſehe, habe ich immer noch zu lernen; dennoch dachte ich, ich hätte hübſche Studien bei Dir gemacht.“

„Ich furchte Bruder,“ ſagte Thereſe ernſt, „Du haſt die Herzen der Menſchen allzuviel, und vielleicht zu Deinem und fremden Nachtheil nur ſtudirt! Du rechneſt und berechneſt und das Facit trifft wohl auch häufig zu, dennoch fehlt endlich eine kleine Zahl, ein Punkt, doch dieſer Punkt iſt gerade hinreichend, die ganze Rechnung in Verwirrung zu bringen, und ſelbſt den Rechner zu verderben.“ —

„Nein das iſt allzuarg!“ rief Chriſtoph halb lachend, halb verdrießlich. „So ernſthaft-komiſch, oder komiſch-ernſthaft, hat wohl noch ſelten eine Braut raiſonnirt. — Wer ſollte es glauben, daß der kleine Mund, der erſt vor wenigen Stunden ein zärtliches: „ich liebe!“ ausgeſprochen, jetzt von verſteckten Vorwürfen gegen Freund und Bruder überfließen ſollte.“

„Vorwürfe?“ ſagte Thereſe, das lockige Haupt auf die ſchöne Hand geſtützt. „Ich mache Dir keine. Ich würde Unrecht haben, wenn ich es thäte! Frei habe ich gehandelt; ich würde, dieß fühle ich innig, auch in dieſem Augenblicke, ja nach jahrelangem Bedenken eben ſo handeln, wie ich gethan. Mein Schickſal iſt mit dem Nadasdy's für immer verbunden, dennoch lebt tief im Innern mir ein Gefühl, welches mir deutlich zuruft, daß dieß Geſchick kein freudiges ſeyn werde.“

„Ich will Deine trüben Anſichten heut nicht zu widerlegen ſuchen,“ ſagte Chriſtoph mit gewöhnlicher Ruhe und Freundlichkeit; „ſie ſind ohnehin nur das Ergebniß momentaner Seelenſtimmung. Auch ich bin manchmal ſolchen Ahnungen unterworfen, die wie Blaſen im Gehirn aufſteigen, doch eben, wie ſie ohne äußere Veranlaſſung aufgeſtiegen waren, zerplatzen und verſchwinden. Es wäre auch wohl lächerlich einem Mädchen, welches liebt und geliebt wird, ja von dem ſchönſten, reichſten, vornehmſten Manne ihres Landes geliebt wird, an dem Tage, wo dieſer ihr ſeine Liebe erklärte, und das Geſtändniß der ihrigen empfing, durch ausführliche Gründe beweiſen zu wollen, daß es eben nicht ganz unglücklich und bemitleidenswerth ſey. — Der Grund meines Kommens, Schweſter, war, wie ich Dir ſchon geſagt habe, mit Dir zu überlegen, ob es nicht wohlgethan ſey, noch heute, ja wo möglich noch in dieſer Stunde an die Eödenſki's zu ſchreiben, und ſie von Deinem Entſchluſſe zu unterrichten. Der Alte ſoll wie ich höre wieder hergeſtellt ſeyn, er kann jede Stunde hier eintreffen. Du kennſt ſeine Heftigkeit. Ich fürchte ſie zwar nicht, denn was wäre geſchehen, worüber er oder Stephan ſich zu beklagen hätten? auch werden" — dieß ſagte der Graf mit ſpöttiſchem Lachen — „nicht alle Grenzproceſſe damit beigelegt, daß ſich die Kinder der ſtreitenden Parteien durchaus heirathen müſſen, indeß wäre ein Zuſammentreffen nach dem was vorgegangen, und worüber jetzt mündliche Erklärungen folgen müßten, gewiß Allen höchſt unangenehm. Zudem — Du biſt klug, Thereſe, und kennſt meine Anſichten — zudem vermeide ich gern Aufſehen, und, wenn ich es haben kann, mag ich das Ziel lieber in der Stille, als mit Geräuſch und Lärm erreichen."

Die Züge, das Auge des jungen Frangipani nahmen bei den letzten Worten ganz beſonders entſchieden jenen Ausdruck der Liſt an, der überhaupt in ſeinem Antlitz vorherrſchend war.

„Du haſt recht Bruder!" rief Thereſe, von den Vorſtellungen Chriſtoph's ergriffen, mit Heftigkeit. „Ein Zuſammentreffen Stephan's mit Nadasdy, beſonders heute, in dieſer Stunde, würde mich der Ohnmacht nahe bringen. Darum eile! ſchreibe bald! noch heute muß der Bote fort."

„Ich thue es ſogleich!" ſprach raſch der Graf. „Sobald ich den im Auftrage des Vaters geſchriebenen Brief vollendet, hole ich den Deinigen." —

„Wie meinſt Du das?" fragte Thereſe erſchrocken.

„Willſt Du nicht auch an Stephan ſchreiben?" erwiederte Chriſtoph im ruhigſten, unbefangenſten Tone. „Da er ſich, als er um Dich anhielt, ſchriftlich an Dich wendete, ſo wird er erwarten, daß Du ihm antworteſt."

„Nimmermehr!" rief Thereſe in höchſter Unruhe. „Ich wüßte keine Worte zu finden, um dem guten Stephan auf ſeinen ſo liebevollen, ſein redliches Gemüth zeigenden Brief, eine Antwort zu geben, die ihm nicht jedenfalls ſchmerzlicher wäre als gänzliches Schweigen."

„Wie Du willſt, liebe Schweſter!" entgegnete ihr Bruder in voriger glatter Freundlichkeit. „Indeß, meine ich, wäre es eine gute Gelegenheit geweſen, ihm einige Troſtesworte, auf die er — mag ſein Schmerz ſo groß ſeyn wie er will — einen bedeutenden Werth legen würde, zukommen zu laſſen; auch wäre es gut, wenn Du ſchriebſt, blos um dem Alten zu beweiſen, daß bei Deinem Entſchluſſe weder Zwang noch Ueberredung ſtatt gefunden, keine Hinterliſt gewaltet hat; ohnehin iſt er immer geneigt, *mir* die Schuld deſſen, was ihm hier Unangenehmes begegnete, zuzuſchreiben, wenn er auch damit oft meinem Herzen ein großes Unrecht, meinem Kopfe aber eine allzugroße Ehre angethan hat. — Handle indeß in dieſer Angelegenheit ganz wie Du denkſt, und nimm auf mich nicht die mindeſte Rückſicht; ich bin gewohnt, verkannt zu werden.“ —

„Ich werde ſchreiben, Bruder!“ ſagte Thereſe nach längerem Sinnen, und ihre Lippen zitterten. „Wird dieß aber dann auch der letzte bittre Tropfen aus dieſem Kelche ſeyn?“ —

„Gewiß, theure Thereſe!“ rief Chriſtoph, indem er ſich erhob, und die Schweſter auf die Stirn küſſend umarmte. „**Post nubila Phoebus!** — Du verdienſt es den Freudenbecher nur zu leeren!“

Raſch ſchritt er ſodann zur Thür hinaus. — —

Es war wenige Tage darauf als Schloß Terſacz von Gäſten wimmelte. Alle Mitglieder der Familien Frangipani, Nadasdy, Zriny (die letztere ohnehin mit der erſtgenannten vielfach verſchwägert) hatten ſich eingefunden, um die Feier der Verlobung Thereſen's begehen zu helfen. Auch der ehrwürdige Biſchof von Erlau, ein Greis aus dem Geſchlechte der Zriny, war erſchienen, eben ſo der Statthalter von Steiermark, Graf Tettenbach, der, wie es hieß, dem Bräutigam Thereſen's von Jugend auf eng befreundet war.

Die Ceremonie war bereits vorüber, und die Verlobten nahmen in dem glänzenden, von vielen Lichtern erleuchteten Saale, die Glückwünſche an. Nadasdy ſtrahlte heute in männlicher Schöne. Di kurze ſchwarze Nationaltracht, Dollman und Pelz umſchloß ohne ein Fältchen die hohe ſtattliche Geſtalt. Die Halbſtiefeln von Korduan mit Silbe geſtickt, die roth ſammetne Mütze mit ſchwarze Aſtracan=Lammfellen ausgeſchlagen, die goldene Pel kette (Mente kötö), von goldener Filigranarbei der türkiſche, kunſtreich verzierte Säbel, kurz all ſtimmte überein, um das kräftige, gebietende Aeuße des Grafen hervorzuheben. — Eben ſo ſchön g ſchmückt erſchien Thereſe. Ihr lockiges Haupt zie ein von Gold und Edelſtein gearbeitetes, ſo

Gyöngyös Párta genanntes Diadem. Ein reich mit Perlen beſetztes Mieder umfing den ſchlanken Leib, von dem ein dunkles Sammetkleid, reich mit Gold verziert, herabfloß. Die ganz von Spitzen zuſammengeſetzten, mehrmals mit Perlenſchnuren unterbundenen Hemdärmel, ſo wie unten am Mieder eine Leibbinde, von ſehr großen orientaliſchen Perlen (ein Brautgeſchenk Nadasdy's), gaben dem Ganzen ein fremdartiges, von der damaligen deutſchen Hoftracht verſchiedenes Anſehen. — Auch die übrigen Anweſenden waren im höchſten Staate, doch ähnelte, mit Ausnahme des kleinen ungariſchen Häubchens, und des ſchwarzen golddurchwirkten Schleiers (eine Zierde der verheiratheten Damen) der weibliche Putz mehr oder minder der Tracht Thereſen's, ſo wie nur die ältern Männer durch lange ſeidene Pelze, kurze und ſchmale ſilberne Säbelchen, und eine Art Schnürſchuhe (Topanka), von der Tracht der Jüngern abwichen.

Auf dem Geſichte der Braut war heute keine Spur mehr von der Unruhe, den Beſorgniſſen der frühern Tage zu erblicken. Ein Brief des alten Eödenſſi hatte die letztern ſämmtlich verſcheucht. Das

Schreiben war kalt, aber höflich geweſen. De Magnat ſagte darin: wie er einſehe, daß ſich Stephan in keiner Weiſe mit Nadasdy meſſen könne, da er der Meinung ſey, daß die jungen Leute durc die Verheirathung nicht glücklich geworden ſeyn wür den, und — ſo ſchloß er bedeutungsvoll — da eine Verbindung zwiſchen den Familien Nadasd und Frangipani, beſſer als zwiſchen den Frang pani's und Eödenſki's an ihrem Platze wäre.

Nadasdy und Thereſe waren faſt allein mit ſi beſchäftigt. Eins ſchien nur in dem Andern z leben. Unaufhörlich umſchwärmte der Graf d geliebte, und wie eine Fürſtin an Glanz un Schönheit unter den übrigen Damen hervorſtra lende Braut. Auch Chriſtoph ſchien heiterer, z friedener wie je; ein gewiſſer ſtolzer Triumph lächel aus ſeinen Blicken, als Thereſe an der Hand ih Bräutigams die Glückwünſche der Menge empfin So artig, ſo zuvorkommend er aber auch jed Wink der anweſenden Damen beobachtete, ſo f man doch, daß er es vorzog, mit mehreren d anweſenden jüngern Männer, beſonders mit d Statthalter von Steiermark, ernſte Geſpräche pflegen. Graf Frangipani, der Vater, war freundlich, mild und ernſt, wie immer; mit väterlicher ſtiller Freude ruhten ſeine Blicke auf der ganz ſichtlich ſich hochbeglückt fühlenden Tochter.

Alle Vorbereitungen den heutigen Abend mit einem feſtlichen Mahle zu beſchließen, waren indeß getroffen worden. Zwar gehörten die Unzahl der Speiſen größtentheils der franzöſiſchen Küche an, aber auf ausdrücklichen Befehl des alten Frangipani, waren auch die ungariſchen Nationalſpeiſen, wiewohl in etwas vervollkommneter Zubereitung, nicht vergeſſen worden, und ſo wurden neben den ausländiſchen Fricot's und Ragout's, auch die Fiſchſuppe (**Halász-lév**) das geſchmorte Rind- und Lammfleiſch, und die **Kocsonya** (Rindsgallerte) zubereitet. Ein Wald von Flaſchen, doch größtentheils nur vaterländiſche Weine, den feurigen Ruſter, den ſchmackhaften Oedenburger, vor allen den König des ungariſchen Weingebirges, den edlen Tokayer enthaltend, ſchmückten die Tafel und ließen zwiſchen ſich nur ſo viel Raum, um, nach alter Sitte, einige, wie kleine Berge emporragende, mächtige Brode auf die Tafel zu legen.

Eben hatte der Hausmeiſter gemeldet, daß die Tafel bereits angerichtet ſey, als ein ſchnell fahrender Wagen über die Schloßbrücke donnerte.

„Gewiß noch ein freundlicher Gaſt!“ rief der alte Frangipani. „Sey es wer es wolle, er iſt willkommen, und gern wollen wir das Mahl um ſeinetwillen ein Viertelſtündchen aufſchieben.“

„Vielleicht iſt es Franz Ragoczy!“ ſagte Nadasdy, indem er Chriſtoph und den Grafen Tettenbach bedeutungsvoll anblickte. „Meinen Brief kann er erhalten haben, und ich wäre hocherfreut, wenn er an dieſem Tage hier einträfe.“ —

„Ich bedaure ſehr, Herr Oberlandhofrichter, wenn Ihr, durch die Ankunft von zwei weniger willkommenen Gäſten, Euch in dieſer Hoffnung getäuſcht finden ſolltet!“ rief in dieſem Augenblicke eine ſtarke Stimme vom Eingange des Saales her. „Es iſt blos der alte Cödenſki und ſein Sohn, welche dem Brautpaare ihre Glückwünſche darbringen, und dem Herrn des Hauſes Vorwürfe machen wollen, daß er unter allen Nachbarn und Bekannten ſie allein bei der Einladung vergeſſen konnte.“ — —

Wäre in dieſem Augenblicke ein Theil der Decke des Saales eingeſtürzt, ſo hätte dieſer Umſtand auf die Braut und ihre Angehörigen keinen größern Schreckenseindruck machen können, als die Ankunft der beiden Códenſki's. Es war ganz augenſcheinlich, daß der Alte durch ſeine und ſeines Sohnes unerbetene Gegenwart einen Beweis ablegen wollte, welchen geringen Eindruck die Ablehnung der projectirten Verbindung auf ihn gemacht habe, ja daß ſolche ihm vielmehr ganz erwünſcht gekommen ſey. So ſehr er aber ſich auch bemühte dieſe Geſinnungen durch Unbefangenheit des Benehmens und der Sprache darzuſtellen, ſo ſehr widerſprach doch dieſen Anſtrengungen ein ſtiller Grimm, über den der Ton der Stimme, die trotzige Haltung, und die nicht recht glückenwollende Freundlichkeit, keinen Zweifel ließ.

Der Magnat trat indeſſen in den Kreis der Anweſenden; ſein Sohn Stephan an ſeiner Seite. Letzterer war ein ſchlanker junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Man würde ihm Unrecht gethan haben, wenn man ſeine äußere Erſcheinung hätte eine durchaus unangenehme nennen wollen. Obgleich ſein blaſſes Antlitz nicht mit der geiſtreichen ſchönen Geſichtsbildung **Nadasdy's**, ja kaum mit der, des jüngern **Frangipani** in Vergleich kommen konnte, ſo würde doch der Ausdruck ſeiner Züge wohlthuend geweſen ſeyn, wenn nicht eine gewiſſe Aengſtlichkeit, eine Schüchternheit, die vielleicht von der harten Erziehung die der Jüngling genoſſen, ihnen aufgeprägt worden, darin zu leſen geweſen wäre. Ueberhaupt gab die Zuſammenſtellung dieſer Geſichtszüge, vereint mit dem über ſie gebreiteten Schleier von Trübſinn oder Melancholie, ein ſo trauriges Bild, wie wir es zum Glück nur auf wenigen Menſchengeſichtern wiederfinden. Der Leſer, welcher, gewohnt auch mit dem innern Auge zu ſchauen, einſt dem Bilde Karls des Erſten von England ſinnend gegenüber geſtanden, und der weniger auf das zierliche, mit Perlen geſtickte Wamms, auf die goldene Halskette, die affectirt zierliche Haltung, den unmännlichen Perlenſchmuck im Ohr, als auf das ſtille, klagende Auge, die leicht, doch ſchmerzlich verzogenen ſchmalen Lippen, die kummervolle Stirn geſehn, wird gern geſtehen, daß es Geſichtsbildungen giebt, auf welche ein unſichtbarer Finger ſchon im Augenblicke der Geburt tief und lesbar die Geſchichte eines unglücklichen Lebens, oder eines frühen Todes gezeichnet. —

So wie der Magnat ſeine Anrede geendet hatte, trat der Hausherr auf ihn zu, und entſchuldigte ſich, in Betreff der ermangelnden Einladung damit, daß er ſeinen Nachbar und Freund noch in der Nähe von Oedenburg geglaubt.

„Laßt es gut ſeyn, Herr von Terſacz!" fiel Derſelbe ihm jetzt in die Rede; „ich habe keinen Zweifel darein geſetzt, daß Ihr nicht gute Gründe gehabt, uns, auf die Gefahr etwas vergeßlich zu ſcheinen, nicht einzuladen, habt nun aber auch die Güte dafür anzunehmen, daß eben ſo triftige Gründe uns veranlaßten, ungeladen zu erſcheinen. Der beſte derſelben aber iſt" — hier wandte er ſich an das Brautpaar — „daß der alte Reichsſchatzmeiſter und ſein Sohn nicht unterlaſſen wollten, dem Herrn Oberlandhofrichter — in Zukunft vielleicht unſern würdigen Palatinus — und ſeiner liebenswürdigen Braut das beſte Glück zu den Folgen, die eine Verbindung der Häuſer Nadasdy und Frangipani unfehlbar bringen wird, zu wünſchen."

Der Magnat hatte dieſe Worte mit einer gewiſſen Ironie, jene aber, wo er der Palatinswürde gedachte, mit einem ſo auffallenden Hohne geſprochen, daß Nadasdy es durchaus bemerken mußte. Er ſuchte ſich jedoch zu beherrſchen, und erwiederte nur trocken: daß ihm die Meinungen des Reichsſchatzmeiſters ſchon ſeit zu langer Zeit genau bekannt wären, als daß er ſie nicht gehörig zu würdigen wiſſen ſollte.

„Aber wie?“ hob Eödenffi auf's Neue, und zwar jetzt zu ſeinem Sohne gewendet zu ſprechen an. „Du haſt noch kein glückwünſchendes Wörtchen zu dem werthgeſchätzten Fräulein Braut geſprochen, und doch biſt Du, ſo zu ſagen, mit ihr aufgewachſen, ihr ſeyd Spielgefährten geweſen, ja ich weiß mich noch recht gut des Tages zu erinnern, wo Du beinahe draußen im Wallgraben ertrunken wäreſt, da Du eine Waſſerlilie holen wollteſt, die Fräulein Thereſe zu beſitzen wünſchte; Du warſt damals kaum zehn Jahre alt, und wußteſt ganz anders mit ihr zu ſchwatzen. — Geh! Du biſt ein ſchlechter Gratulant.“ — —

Stephan hatte bis jetzt geſchwiegen. Seine Lippen zitterten.

„Fräulein Thereſe Frangipani“ — hob er an, aber die Stimme verſagte ihm. Eben fiel ſein Auge auf das Antlitz der Braut; Thereſen's Wange war blaß, in ihrem Auge zitterte eine Thräne. Stephan ſchien ſich zu ermannen, er ergriff die Hand der Braut.

„Thereſe!“ ſtammelte er endlich. „Gott ſchenke Dir Freude und Frieden!“

Die Angeredete war keines Wortes mächtig; ſtumm blickte ſie in Stephan's klagendes Auge; es ſprach lauter als der ſchreiendſte Vorwurf. — —

Zum Glück wurden die eben geſchilderten peinigenden Momente, durch die Bewillkommnungen der Umſtehenden, die dem Magnaten mehr oder minder bekannt und befreundet waren, unterbrochen. Ueberdieß war der alte Eódenffi der Ueberbringer verſchiedener Neuigkeiten, die ihm, wie er verſicherte erſt heute von Wien zugekommen waren. Sehr weitläufig ließ er ſich beſonders über die Gefangennehmung eines verdächtigen Reiſenden aus, bei dem man, wie er ganz unbefangen äußerte, eine ziemlich zweideutige Correſpondenz nach Belgrad und Widdin gefunden haben ſolle, doch meinte er, es ſeyen dieß alles nur Tagesgerüchte, auf die man keinen beſondern Werth zu legen habe, und die nur wegen der Unverſchämtheit mit der man bedeutende Namen hineinverflechte, wozu natürlich nicht der mindeſte Grund vorhanden ſey, einigermaßen zu beachten ſeyen. Der alte Magnat blickte bei dieſen Worten lachend auf Einen oder den Andern der Anweſenden, und ſchien ſich an deren ernſten und aufmerkſamen Mienen auf's Innigſte zu weiden. —

Der größere Theil der Anweſenden, beſonders der jungen Männer, ſchien den Worten des Alten eine große Aufmerkſamkeit zu widmen; ſie gruppirten ſich um ihn her, und mehrere beſtürmten ihn mit Fragen, die er mehr durch Andeutungen, als mit beſtimmten Worten beantwortete. Auch Chriſtoph und Nadasdy miſchten ſich in das Geſpräch, und ſo traf es ſich denn, daß Thereſe allein und von den widerſtrebendſten Gefühlen beängſtigt in einer der entfernteſten und dunkelſten Fenſterbrüſtungen des Saales ſich befand. Das Mädchen fuhr erſchrocken zuſammen, als Stephan Códenſki unvermuthet herbeitrat.

„Du ſcheinſt erſchrocken Thereſe!“ ſagte er ſanft, doch mit leiſem Vorwurf im Tone; „ſo war es ſonſt nicht, wenn ich mich Dir nahte.“

„Verzeihe mir theurer Stephan!“ erwiederte das Mädchen verwirrt. „Der heutige Tag — unſer Verhältniß“ — —

„Du haſt recht“ ſagte Stephan mit ſchmerzlichem Tone, doch ohne Bitterkeit, „wenn Du meine Gegenwart an dieſem Tage unpaſſend und beläſtigend findeſt. Ich habe dieß nur allzuwohl gefühlt, und ich würde, obwohl, wie Du weißt, ſonſt gewohnt, der Heftigkeit meines Vaters in allen Stücken nachzugeben, dennoch mich heute unſerm Hierſeyn, welches ein Jeder nicht nur höchſt unzart, ſondern ſelbſt beleidigend finden muß, widerſetzt haben, wenn es nicht die einzige Gelegenheit geweſen wäre, Dich in dieſem Leben noch einmal zu ſehn.“

„Unmöglich kann Dein Vater ein freundliches Verhältniß, welches ſich zwiſchen unſern Häuſern kaum erſt wieder gebildet, auf dieſe Art zerreißen wollen!“ rief Thereſe erſchrocken. „Selbſt ſein Beſuch am heutigen Tage“ —

„Er will, wie er ſagt,“ ſprach Stephan leiſe und ſchmerzlich, „dem Schimpfe, der ihm ſeiner Meinung nach mit Ueberlegung angethan worden, die Stärke der Verachtung entgegenſetzen. Er that einen fürchterlichen Eid, daß dieß das letztemal ſeyn ſolle, daß er einen Fuß über die Schwelle des Schloſſes Terſacz ſetze. — Er gebot mir, bei Strafe ſeines Zornes Dich nimmer wieder zu ſehen.“

„Und Du, Stephan,“ ſagte Thereſe, indem ihr ein paar Thränen über die bräutliche Wange rollten, „und Du denkſt dieß Gebot zu halten? Auch Du ſiehſt da Hohn und Schimpf, wo — wo“ —

„Wo Dein Herz entſchieden, zu Gunſten eines Mannes entſchieden hat, der alle jene Vorzüge beſitzt, die mir abgehn?“ ſagte Stephan mit düſterm Lächeln. „Nein Thereſe, ſo bethört bin ich nicht. Ich kenne mich ſelbſt nur allzuwohl, als daß ich es nicht für Unſinn halten müßte, mit einem Manne, von allen Verhältniſſen ſo begünſtigt wie Nadasdy, um den Preis zu ringen. Du würdeſt mich verkennen, wenn Du meinteſt, daß darum, weil Du meine Hand ausſchlugſt, ſich meine Geſinnungen gegen Dich nur im Mindeſten geändert haben könnten. Siehe, ich zweifle nicht im geringſten an Deiner Freundſchaft, ja ich bin überzeugt, daß es Dir ſelbſt einen Kampf gekoſtet, mir die Schmerzen, die ich leide, nicht erſparen zu können. Du achteſt mich, Du ſaheſt in mir einen Bruder, aber — lieben konnteſt Du mich nicht; dieß iſt Alles. — Dieſes Wort enthält Deine Vertheidigung, Deine Rechtfertigung. Ich müßte ein Thor, noch mehr, ich müßte ſchlecht ſeyn, wenn ich ſie nicht für genügend hielte. — Demungeachtet kann ich nicht umhin der Meinung meines Vaters: daß wir uns nie mehr wiederſehen dürfen, beizupflichten. Selbſt die von Tage zu Tage feindlichere Stellung, die die beiden Parteien unſers Adels gegen einander angenommen haben, hätte eine innigere Verbindung unſerer Familien vielleicht unmöglich gemacht, und ſie iſt es, die jedes freundliche Verhältniß unſerer Häuſer auf immer trennt. Von Tage zu Tage vermehrt ſich der Haß jener Partei, deren Mitglieder ſich ausſchließlich Patrioten nennen, und der Dein Bruder und Dein künftiger Gatte angehören, gegen die des Hofes. An der Spitze der letztern

ſteht, wie Dir bekannt iſt, mein Vater und die
ältern Magnaten; ſie vergelten Haß mit Haß.
Schon jetzt hört man in den Verſammlungen, wo
Ruhe und Weisheit den Vorſitz führen ſollten, abſcheuliche Beſchuldigungen ausſtoßen, die Schimpfworte: „feile Sklaven,“ oder „freche Rebellen,“ zwiſchen den Zähnen murmeln. Macht die Weishei
des Kaiſers, oder ein unvorhergeſehener Zufall, nich
dieſen drückenden Verhältniſſen ein Ende, ſo werde
wir einen Brand entſtehen ſehen, in den die erſte
Häuſer Ungarns in Aſche verſinken werden, un
der nur mit Blut gelöſcht werden kann.“

„Du ſiehſt zu ſchwarz, lieber Stephan!“ erwi
derte Thereſe. „Dein Vater“ —

„Seine Meinung iſt auch die meinige!“ unte
brach ſie der Vorige. „Vielleicht,“ ſetzte er tr
lächelnd hinzu, „ſind wir nur in dieſem einen Pun
gleicher Anſichten. — Glaube mir: in wenigen Ja
ren werden wir zwei mächtige Parteien in blu
gem Kampfe begriffen ſehen. Dein künftiger Ga
Dein Bruder, alle die Anhänger Ragoczy's wer
einen Kampf gegen das mächtige Oeſtreich wag
einen Kampf, der nur mit Sieg oder Vernicht

endigen kann. Beginnt aber dieſer Streit, ſo muß, dieß wiſſen beide Theile nur allzugut, die Scheide weggeworfen werden, und dann — wehe dem Beſiegten. — — Verſprich mir, Thereſe" ſetzte Stephan mit Wärme hinzu indem er des Mädchens Hand ergriff — „verſprich mir, daß wenn die Deinigen ein Unglück träfe, wenn Du Rath, wenn Du Hülfe braucheſt, Du Dich dann an niemand Anderen wenden willſt als mich." —

„Ich weiß nicht, mein theurer, mein edler Freund" — ſagte Thereſe zaudernd.

„Wie ich auf dieſe Meinung komme?" erwiederte Stephan mit ſteigender Wärme. „Eine Ahnung, eine düſtre, furchtbare Ahnung ſagt mir, daß es dereinſt ſo kommen wird. Ich ſehe den Kelch des Leidens erſt halb geleert, er wird getrunken werden bis auf die Hefen. — Noch einmal, Thereſe, meine einzige Freundin, meine Schweſter, verſprich mir mich anzurufen, wenn das Unglück Dich erfaßt, und — ich dann noch lebe. Siehe, noch entſetzlicher als der Gedanke, daß ich Dich verloren, iſt mir der, daß Du dennoch nicht ſo glücklich ſeyn ſollteſt, als ich es wünſche. Ich ſehe Dich heute vor mir, ſo blühend, ſo ſchön, ſo edel, wie ich Dich gekannt ſeit unſern Kinderjahren; Du biſt die Braut eines Mannes, mit dem nur wenige — in unſerm Lande vielleicht nicht Einer — ſich meſſen können. Dennoch kann ich einer entſetzlichen Angſt, die mich bedrückt, nicht Meiſter werden. O, könnte einſt dieſes glänzende Auge die Thräne des Kummers füllen, die blühende Wange von Trauer erbleichen! — Aber nein! es iſt nicht möglich! Du wirſt, Du mußt glücklich ſeyn! Verſprich mir, Thereſe, daß, auch wenn wir uns nimmer wiederſehen ſollten, Du der Freundſchaft unſerer Kinderjahre treu gedenken, und — grünt dereinſt mein Hügel, dieſen wenigſtens einmal im Leben beſuchen willſt.“ — —

„Stephan! Stephan!“ rief Thereſe erſchüttert, „nicht einen Abſchied wie dieſen! Unſere Lebenswege trennen ſich zwar, aber immer werde ich Deine Freundin, Du mein zweiter Bruder bleiben. — Nicht wahr, auch Du wirſt freundlich meiner denken?“ —

„So möge Gott mir helfen in meiner letzten Stunde,“ ſprach Stephan, feierlich die Hand erhebend, und in höchſter Erregung, „ſo möge Gott mich richten, wie ich Dir verſpreche, bis zum letzten Athemzuge Dein zu denken, Dich über alles hoch zu achten, als Freund Dich zu lieben, bis zu meinem frühen Tode. — Nimmer ſoll dieſe Hand, die jetzt die Deine zum letztenmal ergreift, die Hand eines andern Weibes berühren, an Dir der Geſpielin meiner Jugend, will ich ewig hängen, nie will ich dem Bilde, das mir als Knabe ſchon die Seele füllte, untreu werden und Fluch, ewiger Fluch“ — —

Sein Auge funkelte wie das eines Wahnſinnigen.

„Stephan!“ ſtammelte Thereſe erſchrocken, ja faſt entſetzt. „Stephan, nicht dieſe Sprache. — Ich kann, ich darf ſie nicht hören; ſie würde uns beide elend machen.“ — —

„Beide?“ ſagte Stephan mit einem Lächeln, gleich dem des Wahnſinns. „Beide nicht! — Eins iſt es ſchon.“ —

Eben ertönte der Name des jungen Eödenſki aus dem Munde des Vaters. Stephan fuhr zuſammen, warf noch einen langen, ſchmerzlichen Blick auf Thereſen, und trat, nachdem er ihr, ohne ein Wort zu ſprechen, die zitternde Hand gereicht, ſtill zur Geſellſchaft.

Letztere war zu vertieft im Geſpräch, als daß man die Braut vermißt hätte; auch wäre es Thereſen nicht möglich geweſen, in dieſem Augenblicke die Aufregung ihres Gemüths zu verbergen. Ein Strom von Thränen rollte über ihre Wangen, als ſie zum Fenſter hinausſtarrend in die Nacht, auf die vom Monde hell erleuchteten Umgebungen des Schloſſes blickte. Dort unter jenen alten Eichen, in der dunkeln Jelängerjelieberlaube, auf dem freundlichen Wieſenplane, hatte ſie mit Stephan und Chriſtoph in ihren Kinderjahren ſo unzähligemal geſpielt. So ſtörriſch ſich der Bruder den wechſelnden Launen der lebhaften Schweſter widerſetzt, ſo ſanft hatte ſich Stephan ſtets ihnen gefügt. Darum war er auch ſtets das Wild geweſen, das von dem Pfeile der Jägerin getroffen dahin ſank, das geduldige Lamm, welches, obwohl mit einem Bande Stunden lang gefeſſelt, dennoch keine Spur von Widerſpenſtigkeit zeigte.

Thereſe erinnerte ſich an jeden kleinen Umſtand aus jenen Zeiten. — „Wie gut, wie freundlich er war,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „wie geduldig, wenn ich ihn durch Launen ſo oft gequält! Wie er alles auf ſich zu nehmen gewohnt war, was ich verſchuldet hatte! ’Und wie fröhlich er lächelte, wenn er mich fröhlich ſah! — Aber er konnte es auch ſeyn,“ ſetzte ſie dumpf hinzu, „denn damals war er noch nicht elend — ſo ſagte er ja — nicht elend durch mich, durch gebrochene, wenn auch nicht gelobte Treue!“ — — —

Eine lebhafte Bewegung in der Geſellſchaft mahnte Thereſen, daß man im Begriff ſey, zur Tafel zu gehen, und raſch trocknete ſie ihre Thränen. Am Arme ihres Verlobten betrat ſie den Speiſeſaal. Es war eine weite gewölbte Halle. Die Wände waren von Familienbildern bedeckt. Mehrere Generationen der Frangipani’s waren hier, die Männer im Panzer, im Lederkoller, in Hof- und Hauskleidung, die Damen in ſpaniſcher, oder der ungariſchen Nationaltracht abgebildet. Ein Bild vor allen machte ſich bemerklich. Es war der Ahnherr des Geſchlechts. Er allein war in ganzer Figur gemalt. Ein altmodiſcher Kettenpanzer bedeckte den ſtattlichen Bau des altersgrauen Ritters, deſſen

weißer Bart lang über den Bruſtharniſch herab-
floß. Das nackte Schwert in der Hand des Alten,
drei türkiſche Roßſchweiſe, von dem in Stahl ge
hüllten Fuße darnieder getreten, bezeugten die Tha
ten des Aelteſten der Frangipani.

Thereſe nahm an der Seite ihres Bräutigam
am obern Ende der Tafel Platz. Sie athmet
etwas freier, als ſie bemerkte, daß Stephan ſic
in weiter Entfernung niederließ, dennoch fühlte ſ
ſich von der Nähe des alten Ćódenſki beängſtigt
da ſie deſſen Widerwillen gegen Chriſtoph kannt
der ihm leider ſchräg gegenüber ſaß. Ueberde
wußte ſie nur allzuwohl aus der Erfahrung fr
herer Zeiten, daß, wenn der Wein die Geiſter d
eben Genannten belebte, der Magnat nicht gewoh
war, ſeine Worte beſonders abzuwägen, ſo wie d
jeder Streit, beſonders an dem heutigen Tage, d
milden Sinn ihres Vaters höchſt ſchmerzlich
rühren würde. Zu Anfang des Mahles wurde
Unterhaltung von allen Seiten ſehr gemeſſen,
faſt einſylbig geführt. Nadasdy, Frangipani
Sohn, und die Mitglieder ihrer Partei, fühlt
ſich durch die Anweſenheit der Ćódenſki zu been

als daß ſie ſich über Gegenſtände des Tagesintereſſes hätten ausſprechen können, über Familienangelegenheiten zu reden aber, vermied der Magnat auf alle Weiſe. Vielleicht wollte er durch dieſe erkünſtelte Gleichgültigkeit andeuten, wie wenigen Antheil er nach Lage der Dinge daran zu nehmen habe. Am meiſten belebte noch die Rede des Biſchof's von Erlau, der dicht zur Seite der Braut ſaß, die matte Unterhaltung, und erſt als der feurige Ruſter und Meneſer ihre Wirkung äußerten, kam dieſelbe in kräftigern Schwung. Nun kam aber auch die Politik an die Reihe.

„Sagtet Ihr nicht, **Domine Magister tabernicorum**,“ ſprach der Biſchof zu dem Magnaten, „daß ein verdächtiger Reiſender mit Briefſchaften aufgefangen worden? — Ei! ei! das wird wieder etwas zu reden, zu berathſchlagen, zu unterſuchen geben! — Und dann der Zorn des Kaiſers, die Folgen deſſelben für das arme Land! **Omne trahit secum Caesaris ira malum!** wie Ovidius nicht mit Unrecht ſagt.“

„Hm! er mag nicht Unrecht haben, der winſelnde römiſche Maulheld!“ ſprach Graf Zriny, indem er langſam ein Glas alten Ruſter austrank, und höhniſch lächelnd, den geleerten Kelch wieder bis zum Rande füllte. „Wer aber denken ſollte, daß wir, möge kommen was da wolle, mit dem lächerlichen wedelnden Greiner: **Flendo diffundimus iram!** ausrufen werden, möchte ſich ganz verteufelt irren. — Täuſche ich mich nicht, ſo ſagt der alte Virgil irgend wo: **Indomitas dolor excitat iras!** der Spruch gefällt mir beſſer, und er ſcheint mir auch viel practiſcher zu ſeyn.“

„Ich bin ganz Eurer Meinung, edler Herr!“ ſagte der Reichsſchatzmeiſter; „nur möchten wir das Sprüchlein vielleicht etwas verſchieden interpretiren. — Jedenfalls aber ziemt es einem freien Magyaren mehr, was er im Schilde führt, gerade herauszuſagen, als etwa Juden, Zigeuner und dergleichen Geſindel zu ſeinen Briefträgern und Abgeſandten zu machen.“

„Wie es ſcheint,“ ſagte Nadasdy, nicht ohn
Bitterkeit, „ſpricht der Herr Reichsſchatzmeiſter vo
einer längſt vergangenen oder einer zukünftigen Zeit
falls er nicht mit dem Ausdrucke: freie Magyaren
etwa einen Scherz treiben wollen. — Allerding

hat es einmal freie Magyaren gegeben, im Jahre 1222 zum Beiſpiel, wie wir in der Declaration Königs Andreas des Zweiten leſen können, aber das iſt lange lange her. Es iſt überhaupt gar ein närriſches Ding um dieſe Declaration, man traut ſeinen Augen kaum, wenn man ſie lieſt."

„Ja wohl, ja wohl!" rief Zriny vom Weine erhitzt. „Die drei Vorrechte, von denen ſie handelt, werden uns bald blos noch als eine fabelhafte Tradition erſcheinen. Der Edelmann — ſo heißt das erſte — ſoll weder Contribution noch irgend eine andere Abgabe von ſeinen Gütern noch Inſaſſen entrichten." —

„Und das iſt auch der Fall!" fiel der ältere Frangipani ein.

„Ganz recht!" rief Zriny; „denn wir werden auf andere Art dermaßen ausgebeutelt, daß ich wohl wiſſen möchte, wie es gehen wollte, wenn wir noch überdieß beſteuert würden. Der zweite Punkt ſagt: der Edelmann kann mit ſeinen Gütern und Inſaſſen nach Willkür ſchalten. Nun habe ich aber voriges Jahr einen miſerabeln Wilddieb niedergeſchoſſen, und — kaum wird man es glauben — ich habe Umſtände gehabt, als ob, wer weiß was, vorgefallen wäre. — Was den dritten Punkt anbelangt: daß kein Reichsſtand gefänglich angehalten, oder gar verurtheilt werden ſoll, er ſey denn gehörig vorgeladen, und durch Urtheil und Recht überwieſen worden" —

„So tragen wir," fiel Nadasdy ein, „einen guten Säbel an der Seite, um uns dieſes Vorrecht zu bewahren. Bis jetzt hat Ungarn noch immer Männer gehabt, die Muth hatten ſich gegen Unrecht zu ſchützen."

„Ja wohl, Herr Oberlandhofrichter!" rief der alte Cédenſki, vom Weine immer mehr erhitzt. „Männer, die ſich und Andere und ihren Oberherrn vor Unrecht ſchützten, und die auch den Muth hatten, den Verbrecher, ſtände er noch ſo hoch, vor Gericht zu ziehen, ja die, wenn es Noth that, ſelbſt den Magnaten, ja den Palatinus des Reichs, wenn er ein Verräther gegen Conſtitution und König wäre, vor die Septemviraltafel gezogen hätten."

„Gott verhüte, daß das Land des heiligen Stephan's ein Unglück dieſer Art erlebe!" rief erſchrocken der Biſchoff.

„Es wird es aber erleben, hochwürdiger Herr,“ entgegnete im vorigen Tone der Magnat, „es wird es erleben, wenn nicht das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet wird! — Jetzt ſchleicht der Verrath freilich nur im Finſtern, jetzt wird nur noch geſprochen, berathſchlagt, Boten geſendet, Unzufriedenheit verbreitet, aber das wird dereinſt anders werden; das was jetzt im Finſtern geſponnen wird, wird dann an das Licht der Sonne treten, die Verräther, die jetzt um die Huld des Königs buhlen, die ſich nicht genug vollſtopfen laſſen können mit Gold und Ehrenſtellen, ſie werden, wer weiß wie bald mit nacktem Säbel, jedoch bedeckt mit den empfangenen und erſchlichenen Gnadenketten, als Feinde dem königlichen Herrn gegenübertreten — und, möge dieß bald geſchehen! dann erſt wird man den pflichtgetreuen Ungar von dem Verräther unterſcheiden können.“

„Es iſt ganz ſonderbar hier zu Lande!“ rief hohnlachend der Statthalter von Steiermark. Seitdem ich die Grenze überſchritten, höre ich immer nur von gefährlichen Anſchlägen, von Plänen die Conſtitution zu untergraben, wohl gar von Aufruhr und Verſchwörungen reden. Fragt man nun aber: wo ſind denn die Verſchwörer? wo iſt der Aufruhr? wo ſteckt denn die Gefahr? ſo weiß Niemand eine Antwort darauf zu geben. — Freilich! entſetzlich, gefährlich muß es ſeyn, denn alle Feſtungen ſind gefüllt mit kaiſerlichen Soldaten."

„Das iſt es eben," ſagte lachend der jüngere Frangipani. „Man will die Feſtungen in der Hand haben; da dieß aber dem Krönungseide entgegen wäre, ſo braucht man einen Aufruhr, und wie kann man wohl beſſer zu einem kommen, als wenn man ihn ſelber macht."

„Ich weiß nicht, junger Herr," ſagte, mit ſtechendem Blicke, der alte Eödenffi, „ob Ihr wohlthut über ſolchen Gegenſtand in dieſem Tone zu reden. Der aufbrauſenden Jugend verzeiht der ſtrengſte Richter leicht; den heimlich ſchleichenden, das Vergehen läugnenden, das Beginnen des Kampfes auf den Gegner wälzenden Sünder, wäre er auch den Jahren nach noch Kind, müßte er verurtheilen. In ſolchem Falle iſt der Baum zu faul, er iſt verderbt bis auf den Kern, ein Ausſchneiden kommt dann zu ſpät, er iſt zum Feuer reif. Jedoch vergebt" — hier nahm der alte Magnat eine ſtolze, verächtliche Miene an — „mit Euch nicht wollte ich ſtreiten. — Was die Beſetzung der Feſtungen anbelangt" —

„Sie iſt gegen den Krönungseid!" fiel der ältere Frangipani ein. „Ich glaube der König hat mit dieſer Maßregel nicht wohlgethan. Sie hat ihm einen großen Theil der Herzen unſers Volkes entfremdet."

„Das iſt es, Vetter!" rief Graf Zriny. „Ihr trefft den rechten Fleck. Er hat nicht Wort gehalten."

„Wie könnt Ihr dieſes ſagen, Graf?" fuhr heftig Eödenffi auf. „Hat er bis heute nicht ſein Wort erfüllt, erfüllen können, woher wißt Ihr, daß er es nicht morgen erfüllen wird? — Schreibt ihm der Eid etwa Tag und Stunde vor? — Soll er das Meſſer denn ſelbſt ſeinen Mördern überliefern? — Dennoch wollte ich, er hätte es gethan, er thäte es noch! Tauſend treue Herzen würde es geben, bereit, das ſeine mit ihrer Bruſt zu decken. Er ſollte die Feſtungen herausgeben, ſie, wenn es ſeyn muß, von ſeinen Feinden, von den

Landesverräthern beſetzen laſſen, dann einen Reichstag zuſammen rufen, und mit Jenen, die deſſen Satzungen nicht im Nu gehorchten, ohne Weiteres den Kampf auf Tod und Leben wagen. In dieſem Sinne habe ich ſtets geſprochen, und werde es thun, ſo lange ich die Zunge regen kann; dennoch verkenne ich die Abſicht des Königs nicht. Sein milder Sinn denkt von der Zeit zu erhalten, was er durch Kraft erlangen müßte. Sein edles Herz betrügt ihn, er ſieht nur Verirrung da, wo Bosheit iſt. Weil er ſich keiner böſen Abſicht bewußt iſt, ſo meint er, daß ihm Beſchuldigung derſelben nicht ſchaden könne. Es wäre nicht zu verwundern, wenn er ſein Wort nicht hielte, da man ihm die Erfüllung deſſelben immer ſchwerer ja faſt von Tage zu Tage immer unmöglicher macht. Jeder, der den Monarchen näher kennt, weiß wie ſehr ihn der Zuſtand des Landes ſchmerzt.“

„Er hat ſein Wort nicht gehalten!“ ſprach Zriny kalt.

„Er wird es halten müſſen; bald halten müſſen!“ fiel Nadasdy ein, indem er ein großes

Kelchglas feurigen Weins hinunterſtürzte, und das Gefäß mit Heftigkeit auf den Tiſch ſtieß.

„Und wer, Herr Oberlandhofrichter, wer wird ihn dazu zwingen?“ rief ſpöttiſch der alte Magnat.

„Kennt Ihr dieß Thier?“ erwiederte mit höhniſch ſtolzem Lachen Nadasdy, indem er mit der Gabel in eine vor ihm ſtehende Schüſſel mit Krebſen fuhr, und einen davon anſpießte.

„Es iſt ein Krebs!“ ſagte Jener, über die ſonderbare Frage verwundert.

„Nun wohl!“ rief Nadasdy hitzig. „So wißt Ihr auch, daß es ein Feld in Ungarn giebt, welches von dem Krebſe (rak; ung: der Krebs) den Namen hat.“

„Das Feld von **Rakosz**, wo unſere Könige gewählt wurden?“ rief Eödenſſi, „was ſoll aber dieſe Bemerkung.“

„Sie ſoll ſagen,“ rief Nadasdy mit immer ſteigender Heftigkeit, „daß die Declaration des Königs Andreas beſagt, daß wenn eins der drei darin enthaltenen Vorrechte des Adels verletzt würde, dieſer befugt iſt, ſich dem Könige ungeſtraft, und ohne des Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung beſchuldigt zu werden, zu widerſetzen."

„Vielleicht auch einen andern König zu wählen?" ſchrie hitzig der Vorige; „denn das wolltet Ihr doch damit ſagen, als Ihr des Feldes von Rakos erwähntet."

„Hätte ich es ſagen wollen, ſo hätte ich es auch ausgeſprochen!" antwortete Nadasdy mit ſtolzem Hohne.

„Und hättet Ihr es gethan, ſo hättet Ihr es als ein Feind des Vaterlandes und ein Verräther geſprochen," ſchrie Eödenffi.

„Ich bitte Euch, lieber Freund und Nachbar" — fiel der Hausherr ein.

„Vater bedenkt doch" — bat Stephan aufſpringend, und zu dem Alten eilend.

„Auf Deinen Platz, Knabe!" ſchrie der Vater, nur um ſo aufgebrachter, je mehr man ihn zu begütigen trachtete. „Niemand ſoll mir wehren, meine Meinung zu außern.

„Und auch Ihr ſollt uns das nicht wehren, Herr Reichsſchatzmeiſter!" rief Graf Zriny, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend. „Ich behaupte:

der König hat ſein Wort nicht gehalten, und ſo ſind wir nach dem Buchſtaben der Conſtitution im gerechten Widerſtande."

„Das iſt nicht wahr!" ſchrie Cédenſki. „Keiner der drei Hauptpuncte iſt in der That verletzt."

„Fremde Soldaten erfüllen unſere Feſtungen!" rief Nadasdy.

„Weil einheimiſche Verräther dieß nöthig machen!" entgegnete Cédenſki.

„Die gegen den Wahleid uns aufgedrungenen Deutſchen überſchwemmen das Land!" rief Zriny.

„Schande für uns, daß der König fremde Arme zum Schutze der Feſtungen brauchen muß!" erwiederte Jener.

„Auf dem Felde von **Rakosz** wollen wir deshalb Abrechnung halten!" ſchrie der Vorige in voller Wuth. „Lieber türkiſch als deutſch!" —

„Ihr habt recht, Vetter!" fiel Chriſtoph Frangipani ein. „Es lebe der Sultan! — Ich ſehne mich auch nach der Stunde, wo ich die Mütze mit dem Turban vertauſchen, und den verhaßten Deutſchen die Köpfe herunterſchlagen laſſen kann!" — — —

Die tolle Aeußerung des Jünglings, wiewohl augenſcheinlich vom Weine hervorgebracht, ſchien auf einen Augenblick alles in Erſtarrung zu ſetzen. Eine momentane Stille folgte, dann brach der Lärm noch ärger los als vorher.

„Schweig Chriſtoph! ſchweig Unbeſonnener!“ rief der Hausherr.

„Welche Aeußerung! welcher Frevel!“ ſagte der Biſchoff. „Ei, ei, junger Herr! Ihr ſeyd äußerſt zu tadeln. Cogitationis poenam nemo patitur, ſagt wohl das Sprichwort, doch wohlverſtanden, nur dann, wenn ein heilſames Schweigen beobachtet wird; dagegen caedem cogitare iſt bereits eine große Sünde, die nur durch aufrichtige Reue wieder gut gemacht werden kann. — Aber freilich! o vinum! vinum! Du böſer Wein.“

„In vino veritas!“ ſchrie Zriny. „Ich denke eben ſo wie mein Vetter Chriſtoph. — Es lebe der Sultan! Hole der Henker alle die etwas dagegen haben.“

„Stehe auf Stephan!“ rief Códenſki in dieſem Augenblicke. „Stehe auf mein Sohn! Nach dieſen Reden iſt für uns hier kein längeres Verweilen.“ — Raſch erhob ſich der Alte.

„Lieber Nachbar! werther Freund!“ rief der alte Frangipani. „Ihr werdet doch nicht — dieſe unſinnigen Reden“ —

„Ihr wißt wohl,“ ſagte begütigend der Biſchoff, „der Pole und der Magyar nehmen beim Weine es mit der Rede nicht ſo genau, darum Herr Reichsſchatzmeiſter“ —

„Ich bitte Euch dringend, theurer Herr“ — ſagte Thereſe, doch Thränen erſtickten ihre Worte.

„Ich gehe, und mein Sohn geht mit mir!“ ſprach Eödenſki kalt und feſt. — „Lebt wohl, Herr von Terſacz, auch Ihr, Fräulein Braut, desgleichen Ihr, hochwürdiger Biſchoff, nebſt allen den Herren. — Was ich in dieſer Stunde hier gehört, vernahm ich als Gaſt! es iſt vergeſſen, ſobald ich die Schwelle des Hauſes überſchreite! Doch Ihr, junger Herr“— hier ſtreckte er den Arm drohend gegen Chriſtoph aus, und ſchob den Stuhl heftig zurück, ſo daß er den Rahmen des Ahnherrnbildes, welches dicht hinter ihm hing, berührte. — „Ihr junger Herr, hütet Euch, daß Ihr nicht dereinſt vor der Septemviraltafel mir gegenüber ſteht. Ich könnte vergeſſen, daß Euer Vater nur einen Sohn hat, und daß mit Euch der Name der Frangipani erliſcht!“— —

Raſch ſchritt der Alte, von Stephan, der nur noch einen Schmerzensblick auf Thereſen werfen konnte, gefolgt, zur Thür hinaus; Chriſtoph lachte laut und höhniſch, doch in dieſem Momente ſtürzte das Bild des Ahnherrn, früher von dem Stoße des Magnaten locker geworden von der Wand, und deſſen Rahm brach krachend in Stücke. — — —

So einfach der eben geſchilderte Vorfall an ſich war, und ſo klar die Veranlaſſung deſſelben Jedem vor Augen lag, ſo trug er doch faſt noch mehr als die ſo trotzige und plötzliche Entfernung des Magnaten dazu bei, daß der Reſt des Abends ſtiller, als es ſonſt wohl geſchehen wäre, zugebracht wurde. — — —

Wenige Wochen nach dem Verlobungstage ward die Vermählung Thereſens mit aller der Pracht gefeiert, wie es die Sitte jener Zeit, und der Rang beider Familien, die durch dieſe Verbindung inniger vereinigt wurden, forderte. — —

Ein Jahr verfloß. — Hätte Anſehn, Macht, Reichthum, Schönheit des geliebten Gatten ein

Weib allein beglücken können, ſo müßte Thereſe die Glücklichſte ihres Geſchlechts geweſen ſeyn. Dem war indeß nicht alſo. Zwar liebte Thereſe ihren Gemahl auf's Innigſte, zwar wußte ſie ſich geliebt, aber es gab dennoch Augenblicke, beſonders dann, wenn, wie es häufig der Fall war, Nadasdy ganze Wochen zu Peſth, Presburg, und in den entfernteſten Theilen Ungarns zubrachte, wo ihr eine Centnerlaſt des Kummers auf dem Herzen lag. Es wollte ihr dann bedünken, als ob ihr Gemahl nur in dem Gewühle der Welt, dem Getreibe der Leidenſchaften, die durch den Parteigeiſt ſo heftig aufgeregt wurden, in der Anlegung und Verfolgung von ehrgeizigen ihr unbekannten Plänen, Nahrung für ſeinen Geiſt, ſeine raſtloſe Thätigkeit fände, und er überhaupt wenig, oder gar keinen Sinn, für ein häusliches Glück, für ſtilles Familienleben hege. Zwar ließ es Nadasdy, wenn er daheim war, nie an tauſend kleinen Aufmerkſamkeiten, die er als Zeugniſſe ſeiner Liebe geltend zu machen ſuchte, fehlen, demungeachtet ſchien es Thereſen oft, als ob er bei ihrer Verbindung mehr auf die Tochter eines alten Geſchlechts, die würdige Repräſentantin des

Hauſes, die ihm ebenbürtige Mutter des künftigen Geſchlechts, als auf die liebende Gattin, die theilnehmende Hausfrau, geſehen hätte. Dem natürlichen, ſcharfen Verſtande Thereſen's entging auch die Leidenſchaftlichkeit nicht, mit welcher er alles verfolgte, was ſeinem Ehrgeize ſeiner Sucht zu glänzen, neue Nahrung geben konnte, und eben ſo wenig blieb ihr die Rückſichtsloſigkeit verborgen, mit der er jedes, ihm im Wege ſtehende Hinderniß zu überwältigen ſuchte. Die Heftigkeit, der durch nichts zu bändigende Stolz Nadasdy's, trat, ſo ſehr er auch Beide in Gegenwart Thereſens zu bemeiſtern ſuchte, dann beſonders hervor, wenn er auf einen unvorhergeſehenen Widerſtand ſtieß, und ſelbſt der Unbefangenſte würde die Veränderung, die in ſolchen Augenblicken mit ihm vorging, nicht mißverſtanden haben. Die zuſammengezogenen Augenbrauen, die aufgeworfene Oberlippe, verriethen dann die Gewohnheit des unbeſchränkten Willens, und der eben ſo eingewilligen Macht. Selbſt ſeine ſich ſelten verläugnende Höflichkeit ſchien, in ſolchen Momenten, ein Bewußtſeyn ſeiner Wichtigkeit durch ſorgſam gewählte Worte anzudeuten, und der finſtere Blick, das düſter und immer düſterer werdende Auge, zeugten dann nicht minder für ſeine aufbrauſende, ſtolze, und vielleicht rachſüchtige Gemüthsart, wenn man ihn auch zugeſtehen mußte, daß er ſie gut zu beherrſchen wiſſe. —

Im erſten Jahre ihrer Ehe hatte Thereſe immer gehofft, daß ſich der Sinn ihres Gatten dem Familienleben zuwenden würde, wenn ihr der Himmel die Freude gewähren ſollte, ihrem Manne einen Erben zu ſchenken. Ihre Erwartungen wurden getäuſcht; ſie gebar zwar einen Sohn, und Nadasdy ſchien erfreut, aber in wenigen Wochen ſtarb der Knabe, und Thereſen's Gatte war ſtets der nämliche. Fortwährende Zuſammenkünfte mit Franz Ragoczy, Zriny und ihrem Bruder, häufige Reiſen in die verſchiedenſten Gegenden des Landes, hielten ihn fortwährend entfernt, und erſchien er ja auf wenige Tage daheim, ſo war er zerſtreut, beſchäftigt, übelgelaunt, und Thereſe machte dann ihrem Kummer oft in heimlichen Thränen Luft. Bemerkte Nadasdy indeß die trübe Stimmung Thereſen's, ſo erreichte ſeine üble Laune den höchſten Gipfel. Mit rauhen Worten warf er ihr dann vor, daß ſie ihre Stellung als die Gattin des angeſehenſten, des mächtigſten Magnaten Ungarns nicht zu begreifen wiſſe. Er ſprach dann mit Unzufriedenheit von ihrer Neigung zur Einſamkeit des Landlebens. Das regſte Gewühl des öffentlichen Lebens, meinte er, der Hof des Kaiſers, der Zirkel der erſten Frauen des Kaiſerreichs, dieß ſey der angemeſſenſte Platz für die Gattin eines Mannes, dem die Würde eines Palatins des Reichs, vielleicht noch eine höhere nicht entgehen würde. — Nur mit Schmerz hörte Thereſe jede Rede ihres Gatten, die ſich auf die Befriedigung ſeines unmäßigen Ehrgeizes bezog. Nicht nur ein dumpfes Vorgefühl, ſondern auch ihr Verſtand ſagte ihr, daß der Stolz die Klippe wäre, an welcher über kurz oder lang das Schiff ſeines Glückes ſcheitern müſſe, auch ward es ihr von Tage zu Tage klarer, daß ihr Gemahl über der Ausführung der gefährlichſten Pläne brüte. Fortwährend ſah ſie unbekannte Männer ankommen oder abgehen, mit denen Nadasdy Stundenlang im geſchloſſenen Zimmer verkehrte, und ſie erſchrak nicht wenig, als ſie einſt einen derſelben mit ihrem Gatten in einer ihr unbekannten Sprache reden hörte, und

ieſer ihr auf Befragen lächelnd erwiederte, daß dieß
ie türkiſche Mundart ſey. Ein Blitzſtrahl hätte
hereſen nicht ärger erſchüttern können, als dieſe
rklärung. Manches dunkle Wort Nadasdy's, oder
res Bruders ward ihr jetzt deutlicher. Weinend
arf ſie ſich an die Bruſt ihres Gemahls, und be-
hwor ihn unter heißen Thränen, ſich nicht in
rafbare Pläne einzulaſſen, die ihn und die Ihrigen
reinſt ſicher verderben würden; aber mit Härte
ieß ſie Nadasdy zurück, und befahl ihr, bei Verluſt
iner Liebe, nie wieder ein Wort über Dinge,
e den Horizont des Weibes überſtiegen, zu ver-
eren. —

Kurze Zeit nach dem eben geſchilderten Auftritte,
ar Nadasdy längere Zeit als gewöhnlich daheim.
r war diesmal beſſer gelaunt als ſonſt, ja man
ätte ſeine Stimmung eine fröhliche nennen können.
Nit vieler Redſeligkeit, ſprach er zu Thereſen von
roßen Hoffnungen die er habe, von einer fröhlichen
achricht, die er von Stunde zu Stunde aus Wien
rwarte, deren Gegenſtand er aber der Gattin nicht
ennen wolle, um die Freude, die ſie mit ihm
eilen werde, nicht zu ſchwächen. Endlich — es

war an einem ſchönen Sommermorgen, und der Graf befand ſich eben im Zimmer ſeiner Gattin — meldete ein Diener, daß ein Bote aus Wien mit einem kaiſerlichen Handſchreiben angelangt ſey. Jubelnd wie ein Kind ſprang Nadasdy aus dem Gemache, nachdem er Thereſen verſichert hatte daß er in zwei Minuten ihr eine höchſt angenehme Nachricht überbringen werde. Dieſer Zeitraum verſtrich indeß, ohne daß der Graf zurückkehrte. Aengſtlich klopfte Thereſen das Herz; endlich hörte ſie ſeinen dröhnenden Schritt auf der Treppe, ſeine donnernde Stimme im Vorſaal. „Gregor! He Gregor! Hölle und Verdammniß!" rief er in wüthender Ungeduld. Eben trat er in's Zimmer. Die höchſte Leidenſchaft ſprach aus ſeinen Zügen, und ſelten ſah man ein Antlitz, auf dem dieſe ſo deutlich geredet hätte. Alle Muskeln ſeines Geſichts waren angeſchwollen, ſeine Naſenlöcher ſchienen erweitert, ſein Auge glühte, er blickte wild wie ein Beſeſſener. In dieſem Zuſtande hatte ihn Thereſe noch nie geſehen, und auch jetzt ſchien Nadasdy dieſen Paroxiſmus von Leidenſchaft mit Gewalt unterdrücken zu wollen, doch die Anzeichen von Wuth brachen

mmer wieder von Neuem hervor, und zeigten nur
n ſo deutlicher den Kampf der den ganzen Men-
hen erſchütterte. — Eben ſtürzte der gerufene
iener in den Vorſaal.

„Laß anſpannen Gregor!“ ſchrie er ihm entge-
n; „einen — nein drei Wagen — die Gräfin
rd mich begleiten. Wir reiſen auf meine Güter
ch Pottendorf in Oberöſtreich. — Fort! laß an-
annen! ſogleich, ſag' ich!“ Und krachend ſchlug
die Thüre hinter ſich zu. —

Thereſe war indeß erſchrocken aufgeſprungen, und
te ihrem Gatten entgegen. Nadasdy winkte ihr
it der Hand nach ihrem Platze, dann warf er
nen offenen Brief, den er in der Hand hielt zu
oden, und trat ihn unter die Füße.

„Ich weiß nicht was mich abhält,“ ſchrie er
üthend, „das Schwert zu ziehen, den Turban
fzuſetzen, und die Roßſchweife auf dem Markte
Peſth und Ofen aufzupflanzen! — O, Zriny!
iny! Du hatteſt wohl recht! Und auch Du, red-
her Chriſtoph, als Ihr ſagtet, man müſſe damit
fangen, den Deutſchen den Kopf vor die Füße
legen. Aber zum Teufel mit meiner Mäßi-

gung! Ich werde ſie noch tauſendmal verfluchen, und alle Narren, die ſie mir angerathen haben, obendrein. — Aber ich ſehe Thereſe, Du hältſt mich für verrückt! Da lies den Brief!" — er hob ihn vom Boden auf. — „Mag alle Welt ſeinen Inhalt wiſſen; es ſoll die Strafe meines Zauderns ſeyn!"

„Du haſt um die Palatinswürde angehalten, und der Kaiſer hat ſie Dir, aus wichtigen Gründen, wie er ſagt, abgeſchlagen!" erwiederte Thereſe den Brief ſtill zuſammenfaltend.

„Aus wichtigen Gründen?" ſchrie Nadasdy. „Hölle und Teufel! konnte es einen Grund geben, ſie zu verſagen, nachdem ich — ich ſage ich — darum angehalten? — Ich war es, dem er es verdankt, daß Ungarn bis jetzt ruhig blieb; ich, der Ragoczy aufhielt in Siebenbürgen den Halbmond aufzupflanzen! — Wahrhaftig ich ſollte meinen, es wäre nichts Unbilliges geweſen, mich dafür zum Palatin zu machen, und wäre es, ſo hätten ſie hierbei ein Uebriges thun müſſen. — Aber ich verſpreche Dir, Thereſe, ſie werden wider den Stachel lecken, und mir eine ganz andere Würde als die des Palatinus zuſichern müſſen, und ſollte ich ſie mit der Spitze meines Degens dazu zwingen!" — —

„Du willſt Dich Deinem Herrn und Kaiſer widerſetzen?" rief Thereſe erſchrocken.

„Widerſetzen?" rief Radasdy mit furchtbarem Lachen. „Widerſetzen! — ich hätte es thun ſollen, anſtatt um die Gunſtbezeigung anzuhalten. Jetzt ſteht die Sache anders. Er ſoll ſich vor mir in Acht nehmen!" — —

„Und Du willſt, daß wir nach Pottendorf reiſen ſollen?" fragte die Vorige. „Warum das, theurer Franz?"

„Warum?" rief der Gefragte. „Weil ich hier nicht ein Gegenſtand des Spottes ſeyn mag, nachdem mir verſagt worden, was Niemand mit ſolchem Recht zu fordern hatte, als ich; weil ich nicht mit Portia's Spionen umgeben ſeyn will, wie hier; weil ich dort eher einen Freund ſehen kann, ohne daß den folgenden Tag beim Lever in Wien davon die Rede iſt, und endlich — weil es Zeit iſt, daß die Birne zur Reiſe kommt." —

„Ich bitte Dich, Franz!" rief Thereſe, die Hand des Gatten ergreifend; „faſſe keinen Entſchluß, bis Du bei kaltem Blute" — —

„O, ich bin es!" ſagte Nadasdy bitter, indem er der Gattin ſeine Hand entzog. „Ich bin eiskalt. — Du wirſt mich kein Wort mehr über dieſe Angelegenheit reden hören. Narren vergeuden nur die Kraft, welche der Haß giebt in leeren Worten; ſie ſollen den meinigen auf andere Weiſe kennen lernen."

„O, nicht dieſer Grimm, mein theurer Gemahl!" rief Thereſe, indem ſie Nadasdy in ihre Arme ſchloß. „Vergiß, was Dir widerfahren. Unternimm nichts gegen Deinen königlichen Herrn. Er wird Dich beſſer kennen lernen, und Dir endlich aus freiem Antriebe gewähren, was er dem Bittenden abſchlagen zu müſſen glaubte." —

„Meineſt Du, daß, wenn mir Jemand in dieſem Augenblicke die Beſtallung als Palatinus in's Zimmer brächte, ich ſie behalten würde?" fragte, einen Schritt zurück tretend, mit düſterm ſtolzen Blicke, Nadasdy. „Nicht der unerlangte Rang iſt es, den ich ihm nicht vergeſſen werde, nein, daß ich darum gebeten habe, das iſt es, was ich ihm wett zu machen hoffe.“

„Ich bitte Dich, Franz, ich bitte Dich um Deiner Ruhe, um Deines Glückes willen, verſcheuche dieſe Rachegedanken!“ rief die Gräfin thränenden Auges. „O, ſöhne Dich aus mit Deinem Herrn! gewiß Du kannſt es; und er wird Dir auf andere Weiſe, er wird Dir durch ſeine Gunſt, reichlich erſetzen, was er Dir jetzt verſagt hat. — Was kannſt Du auch außer der unglücklichen Palatinswürde noch anders wünſchen, das Du nicht ſchon beſäßeſt? Du biſt reich, mächtig, geachtet im ganzen Lande, ich meine die verſagte Würde des Palatinus hätte Dich nur wenig höher ſtellen können, als Du ohnehin ſchon ſteheſt.“

„Meinſt Du, Thereſe?“ rief Nadasdy mit bitterm Lachen. „Ich meinte es auch, und dennoch wurde ſie mir verſagt. Doch immerhin; vielleicht geſchah es zum Glück für mich und Dich! — Was meinſt Du, würde ein Diadem etwa darum Dein Lockenhaar, dieſe weiße Stirn, ſchlechter ſchmücken, wenn nicht die Hand des Kaiſers, wenn die des Sultans es Dir aufſetzen ſollte?“ —

„Franz!" rief Thereſe entſetzt. „Was fällt Dir ein? Ich bitte Dich, faſſe keine Pläne, die Dich — uns Alle — unfehlbar in's Verderben ſtürzen würden!" — —

„Kein Wort mehr über dieſen Punkt!" entgegnete Nadasdy herriſch. „Aber beruhige Dich!" ſetzte er hinzu, als er ſah, daß Thereſen die Thränen über die Wangen rollten; „warum ſprach ich auch mit Dir über Dinge dieſer Art; ſie ſind freilich nur für ſtarke Seelen." — — —

Wenige Stunden nach dieſer Unterredung, befand ſich Nadasdy mit ſeiner Gattin auf dem Wege nach Oberöſtreich. — — —

Mehrere Wochen vergingen Thereſen einſam, in der alten Burg zu Pottendorf. Nur wenige Stunden des Tages ſah ſie ihren Gatten; beſtändig ſaß er am Schreibtiſche, vertieft in Correſpondenzen, mit welchen reitende Boten nach allen Seiten verſendet wurden. Endlich begann das Leben reger zu werden. Gäſte aus allen Theilen Steiermarks, Siebenbürgens und Ungarns fanden ſich ein. Nur wenig Bekannte waren unter ihnen. Viele gingen nach wenigen Tagen Aufenthalts, Andere kamen, die Beſuche nahmen kein Ende. Dennoch ſah Thereſe ihre Gäſte faſt nur während der Tiſchzeit, da Radasdy außerdem ſich mit ihnen nur in den abgelegenſten Theilen der Burg und bei verſchloſſenen Thüren unterhielt. So geſchah es denn auch, daß eines Tages Radasdy mit zehn oder zwölf ſeiner Gäſte, unter denen ſich Franz Ragoczy, Tettenbach, Zriny und mehrere angeſehene Magnaten Ungarns, befanden, in einer großen gewölbten Halle des Schloſſes in eifriger Berathung begriffen war. Unter den Anweſenden machte ſich ein Fremder von großer ſtattlicher Figur, dem das lange, in einen Zopf geflochtene Haar, der geſchorne Vorderkopf, das dunkele, ſchön geſpaltene, kluge Auge, die Habichtsnaſe, ein fremdartiges Anſehn gaben, beſonders bemerklich. Er ſchien von Radasdy mit großer Aufmerkſamkeit behandelt zu werden, und bemühte ſich augenſcheinlich, dieſe durch viele Hochachtungs- und Freundſchaftsverſicherungen, die jedoch durch ſeine mangelhafte Latinität — denn die Unterredung ward in lateiniſcher Sprache geführt — etwas unverſtändlich wurden, zu vergelten. Sämmtliche Anweſende hatten theils auf einem altmodiſchen Sopha mit hoher Lehne, theils auf Stühlen im Kreiſe Platz genommen, und das Wechſelgeſpräch wogte lebhaft hin und her.

„Es iſt mir höchſt unangenehm, daß mein Schwager noch nicht angekommen iſt!" ſprach Nadasdy. „Er ſoll die Beiſtimmung des Adels aus der Gegend der Karpathen überbringen, — und bleibt aus." —

„Wir kennen ja die Meinung der dortigen Geſpanſchaften, und das iſt wohl genug!" entgegnete Zriny.

„Verzeiht, hochedler Graf, wenn ich mir, wiewohl auf's demüthigſte, eine kleine Einwendung erlaube!" hob der oben geſchilderte Fremde, die Hand auf die Bruſt gelegt, zu ſprechen an. „Ich traue — wie es wohl auch nicht anders ſeyn kann — auf's Beſte den Verſicherungen, aller der vortrefflichen und hochangeſehenen Herren, die hier verſammelt ſind; aber ich muß bemerken, daß ich mich nicht nur mit meinen Augen überzeugen, ſondern Seiner Hoheit dem Seraskier ſchwarz auf weiß die Zuſtimmung des größeren Theils der Magnaten Ungarns zurück bringen muß, wenn er mit der

Armee ohne vorhergegangene Kriegserklärung, die Grenze überſchreiten, die Feſtungen einſchließen und beſtürmen ſoll.“

„Ihr ſeyd ſehr umſtändlich, Herr Michael Rigas!“ rief Zriny ärgerlich. „Ihr ſeht, es iſt nicht unſere Schuld, daß Chriſtoph Frangipani noch nicht hier iſt, und länger bleiben wollt Ihr auch nicht.“

„Ich kann nicht, edler Herr, ich kann nicht!“ entgegnete der Vorige. „Se. Hoheit der Weſſir beſtimmte den Tag, an dem ich wieder zurück ſeyn muß. Er will, daß die Unterhandlungen zum Ziele kommen, oder für immer abgebrochen werden.“

„Nun ſo nehmt indeſſen unſere Unterſchriften, und die der ſüdlichen und weſtlichen Geſpanſchaften!“ ſprach Nadasdy. „Die andern erhaltet Ihr in wenig Tagen durch einen Reitenden.“

„Nicht hinreichend, hochedler Graf, nicht hinreichend!“ ſagte der Fremde kopfſchüttelnd. „Du nimmſt keine Verſprechungen an, Du bringſt mir die Unterſchriften der Ungläubigen — der edlen Herren wollte ich ſagen! So ſprach Mahmud Reuf Paſcha als ich abreiſte, und Ihr wißt wohl, hochgeborne vortreffliche Herren, mit einem Paſcha von drei Roßſchweifen und Seraskier, iſt nicht gut Scherz treiben.“

„Ihr ſeyd ein ächter Grieche des Fanars!“ rief Zriny mit unmuthigem Lachen. „Ich dächte wahrhaftig, das Schutzrecht über eine Anzahl unabhängiger neugebildeter Fürſtenthümer, eine tüchtige Vormauer gegen die Deutſchen, ſollte es wohl verlohnen, daß der Sultan ſeine Truppen noch ein Weilchen an der Grenze hielte, und uns endlich für den erſten Augenblick mit einem Heere unterſtützte.“

„Es ſcheint ſo, edle Herren,“ ſagte der Grieche mit pfiffigem Lächeln, „aber in Konſtantinopel denkt man anders; man hat ſo hin und wieder einige kleine Bedenken.“ —

„Und welche denn, Herr Abgeſandter, wenn's gefällig iſt?“ fuhr Nadasdy auf. „Zweifelt man etwa an der Wahrheit unſerer Erklärungen? hält man uns etwa für zu furchtſam, um das Schwert zu ziehen gegen Oeſtreich?“

„Beides nicht, hochedler Graf! ich verſichere es

Euch bei der Panagia;“ entgegnete der Fanariot. „So weit geht Niemand, dem es nicht Ernſt iſt. — Ueberdem,“ ſetzte er trocken hinzu, „kann von Furcht gar nicht die Rede ſeyn, denn wolltet Ihr — woran natürlich gar nicht zu denken iſt — zurück treten, ſo ſendete der Weſſir Eure Correſpondenz an den Kaiſer, Euren jetzigen Oberherrn, und der ließe Euch allen die Köpfe abſchlagen. — An Verrath denkt man in Konſtantinopel nicht.“

„Nun alſo, woran denn ſonſt?“ fragte Tettenbach. „Sprecht Euch nur klar aus, Herr Grieche, wenn anders ein Grieche ſich dergeſtalt ausſprechen kann.“

„O, das kann ich wohl!“ verſetzte Rigas boshaft; „ich zweifle nur, daß ein ſolches klares Wort, ſehr angenehm klingen, und von Euch gern gehört werden würde.“

„Heraus damit, Herr Abgeſandter!“ rief Zriny lachend. „Ihr kennt ja wohl das türkiſche Sprichwort: Die ziſchende Natter auf der Heerſtraße, iſt weniger zu fürchten, als die ſchlafende im Roſengeſträuch. — Ihr werdet den Scherz nicht übel nehmen."

„Nicht im Geringſten!" erwiederte Rigas gelaſſen. „Ich bin ein Freund von Sprichwörtern und von Scherz, und — ſo ſagt ja wohl ein deutſches Sprüchlein — eine kluge Rede ſchläft in einem närriſchen Ohre! — Vielleicht läßt es ſich auch umkehren. — — Indeß, Ihr wolltet ja wiſſen, was man in Konſtantinopel ſpricht. Nun ſeht, es giebt einige — ich bin nicht darunter; dafür ſoll mich die Panagia bewahren, denn ich denke nur was der Weſſir denkt, und habe eigentlich gar kein Urtheil — aber es giebt welche, die da meinen, daß, wenn Ihr als Chriſten, als Edle, als die Stützen des Throns, Eurem Herrn und König dergeſtalt mitſpielt, daß Ihr den Eid vergeſſen, ſein Land zerreißen und eine Anzahl unabhängiger Fürſtenthümer unter dem Schutze des Sultans bilden wollt; was würdet Ihr Euch erſt gegen den ſogenannten Erbfeind der Chriſten, herausnehmen zu dürfen, glauben?" —

„Pah! Ihr verſteht das nicht, Herr Geſandter!" rief Zriny, indem er Nadasdy, welcher auffahren wollte mit der Hand zur Ruhe winkte. „Der König hat uns nicht Wort gehalten, er hat den Eid“ — —

„Bemüht Euch nicht mit moraliſchen Gründen, für Euren Abfall!“ entgegnete Rigas, ganz gemüthlich die Arme über einander ſchlagend. „Uns kann es ganz gleichviel ſeyn, ob ſie gut oder ſchlecht ſind; ſelbſt wenn Ihr gar keine hättet. Warum Ihr den Kaiſer verrathet? dieſe Frage — ich kann es Euch verſichern — habe ich in Konſtantinopel aus keinem einzigen Munde vernommen. Ihr wißt, die Türken ſind überhaupt keine Freunde von müſſigen Fragen. Dagegen ſprach man oft davon, daß, wenn man ſich einmal mit Euch einließe, man Euch auf der Bahn feſthalten, und durchaus nicht eher einen Schritt thun ſolle, bis man hinlängliche Garantieen für Eure Handlungsweiſe habe. Vor der Hand ſind Eure Unterſchriften dergleichen, ſpäter werden ſich wohl noch andere finden.“

Eben hatte der Grieche ſeine Rede geendet, als heftig an die Saalthüre geklopft ward.

„Was giebts? wer iſt da?“ — rief der Hausherr.

„Oeffne geſchwind? lieber Franz!“ ertönte Thereſen's Stimme.

Verdrießlich öffnete Nadasdy die Saalthür.

„Ein Officier iſt eben angekommen, und bereits wieder fortgeſprengt!“ rief die Gräfin in der Thüre ſtehen bleibend. „Der Kaiſer wird in wenig Minuten hier ſeyn. Er reiſt hier durch, auf ſeine Familiengüter, und ladet ſich zum Frühſtück ein.“.

Sprachlos ſtarrten die Anweſenden einander an. Das Geſicht des Griechen verrieth einige Beſtürzung. Nach leiſem Zwiegeſpräch mit ihrem Gatten, entfernte ſich die Gräfin.

„Wir müſſen fort! Er darf uns nicht finden!“ rief Tettenbach.

„Keineswegs!“ entgegnete Nadasdy. „Wir würden uns verdächtig machen. Blos Herr Michael Rigas darf nicht zum Vorſchein kommen. — Es iſt ein ganz fataler Zufall!“ ſetzte er nach einigem Schweigen hinzu.

„Warum denn?“ entgegnete Zriny. „Wenn man nur wüßte, wie ſtark ſein Gefolge wäre. — Am Ende wär's am beſten, man nähme ihn feſt.“

„Toller Gedanke!“ rief der Hausherr. „Wollt Ihr ihn durch die Lüfte nach der türkiſchen Grenze führen?“

„Das nicht! aber nach dem erſten beſten unſerer feſten Schlöſſer;“ entgegnete Jener. „Er könnte uns als Geißel dienen.“

„Daran iſt gar nicht zu denken!“ fiel Tettenbach ihm in die Rede. „Wir haben kein feſtes Schloß, das vor einem Handſtreich ſicher wäre, in der Nähe. Man würde uns Verräther nennen“ —

„Beſonders wenn die Ausführung des Planes nicht gelänge!“ ſagte der Grieche kalt.

„Man würde uns als Majeſtätsverbrecher anklagen!“ fuhr Jener fort. „Uns für vogelfrei erklären,“ —

„Ja! und auslachen obendrein;“ ſprach Rigas mit ruhigem Tone. „Eben ſo gut könntet Ihr den Kaiſer mitten in ſeiner Burg zu Wien verhaften wollen. — Nein, wohlgeborne Herren, eine Unternehmung wie dieſe, könnte Euch nur zum Geſpötte machen, und mit Flüchtlingen — denn dieſe wäret Ihr binnen wenigen Tagen — würde ſich der Sultan nicht verbinden.“ —

„So, meint Ihr, müßten wir die Gelegenheit, einen kühnen Streich zu wagen, ungenützt verüber laſſen?“ rief Zriny.

„Das habe ich nicht geſagt!“ erwiederte Rigas mit Kälte.

„Ihr meintet doch, daß es unmöglich ſey, ihn gefangen zu halten!“ rief Jener. „Folglich ſeyd Ihr auch der Meinung, daß wir nichts gegen ſeine Perſon unternehmen können.“

„Was das Erſte anbelangt,“ erwiederte der Grieche mit voriger Ruhe, „ſo ſage ich: Ja! Was aber den daraus gezogenen Schluß anbetrifft ſo ſage ich: Nein! — Ihr kennt doch,“ fuhr Rigas fort, als er ſah daß ſeine Meinung von den Anweſenden nicht hinlänglich verſtanden ward, „Ihr kennt doch das Sprichwort: Die Hand die man nicht abhauen kann, muß man küſſen? — Nun wohl! Ihr habt die Wahl, Küſſen oder Abhauen. Und jedes iſt gut in ſeiner Art, es iſt keine halbe Maaßregel wie das Gefangennehmen, was mehr als ein Verbrechen, was ein Fehler ſeyn würde.“

„Ihr ſprecht immer noch etwas zweideutig, Herr

Grieche!" ſprach Zriny kopfſchüttelnd. „Erklärt uns etwas deutlicher Eure Willensmeinung."

„Willensmeinung, wohlgeborner Herr?" erwiederte Rigas, und ſeine Züge drückten die höchſte Kälte und Gleichgültigkeit aus. „Ich habe hier weder einen Willen, noch eine Meinung, wenigſtens keine die ich hier zu erklären brauchte, und mich geht die ganze Sache überhaupt gar nichts an. Mein Handeln beginnt eigentlich erſt" — hier zuckte ein leichter Blitz durch die vereiſten Züge — „wenn das Eure aufhört. — Wenn Ihr mich aber fragt, ob, wenn mein Feind lebendig über meine Schwelle geſchritten ſey, er auch immer ſo unverletzt wieder zurückſchreiten würde? ſo meine ich allerdings daß das Letztere nicht immer ſtatt finden dürfte." —

„Wie?" rief Nadasdy: „Ihr meintet, wir ſollten ihn ermorden?"

„Ermorden?" fragte Rigas mit vieler Ruhe; „Hat Jemand vom Ermorden geſprochen? — Ich habe nichts gehört. — Nein, ermorden würde ich meinen Feind nicht; das wäre eine Sünde, und vielleicht auch eine Dummheit; aber es hat ja manchmal Fälle gegeben, daß Leute munter und wohlgemuth zu einer Thür hineingegangen, und ſtill und geräuſchlos wieder hinausgetragen worden ſind. Mir ſind ſelbſt ſchon einige dergleichen Fälle vorgekommen."

„Hoffentlich aber nicht auf chriſtlichem Boden, Herr Geſandter!" rief Nadasdy mit ſcharfem Tone. „Wäre es möglich, den Kaiſer zu verhaften, ihn, bis er uns Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, gefangen zu halten — ich thäte es. Richard Löwenherz, ward um geringerer Urſache in eine der Burgen dieſes Landes eingeſperrt. Doch was ſein Leben anbelangt! In ſeiner Hofburg, mitten unter ſeinen Garden und Hartſchieren, iſt er nicht ſicherer."

„Ihr ſeyd alſo für das Küſſen der Hand, hochgeborner Graf!" erwiederte gleichgültig der Grieche. „Es iſt möglich, daß Ihr recht habt. Ueber Politik pflege ich nie zu ſtreiten; es iſt die undankbarſte Mühe, die man ſich geben kann. Gewöhnlich bleibt Jeder bei ſeiner Meinung, und man hat ſich nur umſonſt erhitzt. — Doch, da Ihr Euren Herrn" — er ſprach dieß mit etwas ſpöttiſcher Miene — „als ein getreuer Unterthan empfangen wollt, ſo möchtet Ihr ihm wohl entgegen eilen."

„Ich gehe nicht einen Schritt!“ rief Zriny.

„An der Thüre meines Hauſes empfange ich meinen Gaſt!“ ſprach Nadasdy ſtolz.

„Es iſt mir doch fatal“ — ſagte Tettenbach — „unſere Anweſenheit“ —

„Beſuch! nichts als Beſuch!“ rief barſch der Hausherr. — „Man wird uns doch noch erlauben einige Freunde bei ſich zu ſehen! — Ohnehin iſt morgen mein Namensfeſt. — Freilich, was Euch Herr Rigas anbelangt“ —

„O, wegen mir ſeyd unbeſorgt!“ erwiederte leicht der Grieche. „Mit Eurer Erlaubniß verkleide ich mich etwas, und miſche mich dann unter Eure Dienerſchaft. Das Verſtecken iſt mir ohnehin zuwider, und ich möchte Euern Herrn gern in der Nähe ſehen. — Ja! ja! ſo wird es am beſten ſeyn! ich bin ja ohnehin erſt vorige Nacht hier angekommen; von Euern Dienern kennt mich Niemand. Was meint Ihr, edler Herr? Ihr könntet mich als Euren neuen Küchenmeiſter bei Letztern introduciren? Niemand ſchöpft dann Verdacht, und ich kann Alles recht in der Nähe ſehen und hören.“

„Ein ſonderbarer Einfall!“ rief Nadasdy lachend „Der Abgeſandte des Seraskiers“ —

„Euer Küchenmeiſter?“ erwiederte Rigas ſcherzend. „Und warum nicht? War doch der Seraskier vor zehn Jahren noch ſelbſt Koch im Serail. Ueberdem verſtehe ich manches von der edlen Kochkunſt; meine Reiſen in Aſien und Europa haben mir dergleichen Kenntniſſe aufgedrungen.“

„Wirklich?“ rief der Hausherr den Scherz fortſetzend. „Nun da könnt Ihr gleich dem Koche bei der Verfertigung einiger kleinen Paſtetchen, die, wie mein Weib behauptet, der Kaiſer vorzüglich gern hat, Euren Rath ertheilen.“

Unter leiſem Geſpräch verließ der Grieche mit dem Hausherrn das Gemach. In wenig Augenblicken kehrte Letzterer zurück.

„Ich weiß nicht,“ ſagte Franz Ragoczy, ein junger Mann der bis dahin ſtets geſchwiegen, „ich weiß dennoch nicht, ob wir nicht beſſer thäten, wenn wir den Kaiſer verhafteten, und ihn mit offener Gewalt, das Schwert in der Fauſt, geradezu, Tag und Nacht Umwege verfolgend, über die Gränze brächten. Befände er ſich nur einmal in Ungarn, dann hätte es keine Noth mehr, und in Siebenbürgen ſtehe ich für den Gefangenen ein.“

„Es geht nicht! es geht durchaus nicht!“ rief Nadasdy. „Wäre es aber dennoch auszuführen, ſo würde dieſe That nur unſerer Sache ſchaden. Ein großer Theil des Adels, gewohnt im blutigſten Kampfe das Schwert zu ziehen, würde es beſchämt in die Scheide ſtoßen, ſobald von Verrath an des Kaiſers Perſon die Rede wäre. Die Hälfte unſerer Verbündeten würde abfallen, wenn ſie vernähmen, wie wir das Werk begonnen hätten.“

„Dennoch ſchienſt Du vorhin“ —

„Hm ja!“ erwiederte Nadasdy etwas verwirrt; „die Gelegenheit ſchien mir lockend. — Indeß ſiehſt Du — er iſt in meinem Hauſe, unter meinem Dache. Dem Ungar iſt das Gaſtrecht heilig. — Den König gefangen nehmen! — Pfui! Es wäre ein Brandmal meines Namens. — Nein! Kein Wort davon. — — Aber hört! iſt das nicht Pferdegetrappel? Er kommt!“

Raſch eilte Nadasdy nach der Thür, aber beſtürzt trat er zurück, als ſein hoher Gaſt, Thereſen am Arm, in's Zimmer trat.

Man würde den ſchlichten, bis zur Uebertreibung einfach gekleideten, und ſich in dieſer Weiſe bewegenden Mann, nicht für den Herrſcher eines mächtigen Reiches genommen haben, wenn ſein Geſicht nicht die offenen, wohlwollenden, und von jedem wackern Manne in Europa ſo gern geſehenen Züge der Mitglieder des Hauſes Habsburg getragen hätte. Leopold ſtand damals noch in der erſten Hälfte des Lebens, und man würde ihn für einen ſehr hübſchen Mann haben gelten laſſen müſſen, wenn die etwas zu ſtark vortretende Unterlippe nicht ſeinem Aeußern einigen Eintrag gethan hätte. — Dicht hinter ihm ging der Miniſter, Fürſt Portia, ein feiner ſcharfblickender Italiener. Drei Männer in militairiſcher Kleidung ſchloſſen den Zug, und zwei Lieblingshunde des Kaiſers, eine große Dogge und ein Windſpiel ſchlüpften in den Saal. — — — So wie die Ankommenden in's Zimmer traten, fiel der Blick Portia's auf die bereits anweſende Geſellſchaft; er wendete ſich zu einem der Officiere, und nach einigen leiſen Worten, ging Letzterer nach leichter Verbeugung zur Thüre hinaus.

„Alſo mein Wunſch, Sie zu überraſchen, und jeden feierlichen Empfang zu vermeiden, iſt gelungen, lieber Graf!" ſagte der Kaiſer freundlich. „Nur die Gräfin konnte ich nicht dadurch täuſchen, daß ich meinem Gefolge vorauseilte. — Aber ſiehe da" rief er, als ſein Auge auf die Anweſenden fiel, und er ſie nach und nach erkannte. „Graf Ragoczy, Zriny, und noch andere edle Herren! — Ei, auch Graf Tettenbach?" —

„Ich muß Ew. Kaiſerliche Majeſtät um Entſchuldigung bitten, wenn ich ohne Urlaub" — —

„Still! Still!" ſprach Leopold freundlich. „Auch ich bin nur incognito hier, und Portia darf nichts dazu ſagen, denn Fürſt Lobkowitz weiß nicht ein Wort, daß ihm ſein College auf einige Tage entſchlüpft iſt. Es iſt mir lieb, Ihr Herren, daß ich Euch hier verſammelt finde," ſetzte der Monarch hinzu; „ich habe Einiges mit Euch zu reden, und ſo lade ich Euch ſämmtlich morgen zu einer Fiſcherei, die ich veranſtalten laſſen, und die Euch, wie ich hoffe, Vergnügen machen wird."

„Gewiß haben auch dergleichen ländliche Zerſtreuungen die Herren hier ſo zahlreich zuſammengeführt?" ſprach Portia im gleichgültigſten Tone konventioneller Rede, aber ein leichter Bliz, ungewiß ob vom Spott oder Argwohn hervorgerufen, ſchoß aus dem Auge des Italieners.

„Sie wollten einen Freund in ſeiner Einſamkeit beſuchen!" entgegnete Nadasdy ſcharf. „Eure Durchlaucht, wird es nicht unrecht finden, nachdem es Sr. Majeſtät huldreich gebilligt."

„Sie würden mir ſehr Unrecht thun, Herr Graf," entgegnete Portia mit Höflichkeit, doch trockenem Tone, „wenn Sie annehmen wollten, daß ich das ſeltene Vergnügen, Freunde aus ſo entfernten Gegenden traulich unter einem Dache vereinigt zu ſehen, nicht zu ſchätzen wüßte. Nur der Zufall, oder ſehr wichtige Angelegenheiten, verſchaffen uns dann und wann einen ſolchen Genuß."

„Wir wollten," ſagte Zriny rauh, „dem Grafen beweiſen, daß ſein Verdienſt nicht überall vergeſſen wird."

„Dann freut es mich, daß ich gerade heut gekommen bin!" ſagte der Monarch freundlich zu dem Hausherrn gewendet. „Auch ich gehöre dann zu Euch, denn etwas Aehnliches führt mich hierher. — Doch, warum ſoll ich nicht ausführlicher davon ſprechen! — Sie hatten, lieber Graf Nadasdy, vor kurzem um die Würde des Palatinus angehalten.“ —

„Ich that es, und hatte Unrecht, daß ich es that!“ ſprach der Graf, und eine dunkle Röthe überflog ſein Geſicht.

„Unrecht?“ erwiederte der Kaiſer. „Warum denn Unrecht? — Ich bin der Meinung, daß Sie der Tüchtigſte und der Würdigſte dazu ſind. — Auch meine Miniſter ſind dieſer Anſicht; nicht wahr lieber Fürſt?“ —

„Wir halten allerdings den Herrn Landhofrichter für den Tüchtigſten;“ ſagte Portia ruhig.

„Ew. Kaiſerliche Majeſtät geruhen Sich zu erinnern, daß meine Bitte abgeſchlagen ward!“ ſagte Nadasdy trocken.

„Ich that es ungern, höchſt ungern!“ erwiederte der Monarch mit einer Offenheit und Unbefangenheit, die ſo augenſcheinlich war, daß ſie ihren Eindruck auf die Anweſenden gar nicht verfehlen konnte. — „Sie ſind dem hohen Amte des Palatinus gewachſen, Sie haben dem Reiche weſentliche Dienſte geleiſtet; Beides wird ſelbſt Ihr eifrigſter

Gegner nicht beſtreiten können. Indeß, lieber Graf, werden Sie zugeben müſſen, daß Sie Gegner haben, daß unter dieſen Männer ſich befinden, denen gleicher Rang, höhere Jahre, längere, wenn auch nicht beſſere Dienſte wichtige Anſprüche ertheilen, und daß unter dieſen Umſtänden — ſelbſt wenn von Politik nicht die Rede wäre — ſchon die Gerechtigkeit mir geböte, den Poſten des Palatins noch einige Zeit unbeſetzt zu laſſen."

Die Einfachheit der Rede des Kaiſers, die offene Wahrheit, die aus jedem ſeiner Worte, ſeiner Blicke ſprach, die klare Vernunft des angeführten Grundes, ja ſelbſt das düſtre Schweigen, das verdrießliche Auge des Miniſters, dem offenbar das unumwundene Eingeſtändniß ſeines Herrn nicht angenehm ſchien, Alles dieſes wirkte ſo ſtark auf den Grafen, daß er, bei dem Bewußtſeyn ſeiner Schuld, in die höchſte Verwirrung gerieth.

„Ew. Majeſtät — dieſe Gnade — dieſe Huld" — war alles, was er ſtammeln konnte. —

Inzwiſchen waren auf Anordnung der Gräfin aus einem Seitenzimmer zwei gedeckte Büffets herbeigetragen, und im Hintergrunde des Saales aufgeſtellt worden. Sie waren bedeckt mit allerhand kalten Fleiſchſpeiſen und Gebacknem, und eben wurden noch eine Anzahl Flaſchen, dem Anſcheine nach Champagner und Tokayer enthaltend, aufgeſetzt. Thereſe bemerkte die Verlegenheit, in der ſich ihr Gatte befand. Sie hatte nur einen Blick auf ſein Antlitz geworfen, aber — offenbar trug dieſes die Spuren eines böſen Gewiſſens.

„Wollen Ew. Majeſtät nicht geruhen ein geringes Frühſtück" — ſagte ſie raſch, nachdem ſie nach der Thüre geblickt, als ob ſie von daher etwas erwartet hätte.

„Ich danke Ihnen, liebe Gräfin!" erwiederte der Kaiſer verbindlich lächelnd; „ich muß mich ſeit einiger Zeit in Acht nehmen, früh Morgens irgend etwas, vorzüglich kalte Speiſen, zu genießen; indeſſen ein Glas Ihres vaterländiſchen Weins" — —

„Es werden ſogleich noch einige warme Paſtetchen hier ſeyn!" erwiederte die Hausfrau. „Vielleicht, daß Ew. Majeſtät" —

„Ei ſieh doch, wie aufmerkſam unſere freundliche ſchöne Wirthin iſt!" erwiederte Leopold freundlich. „Dann allerdings, aus Ihrer Hand" —

Thereſe hatte indeß ein Kelchglas mit Tokayer gefüllt, und überreichte es auf einem goldenen Credenzteller dem Monarchen, unter tiefer Verbeugung.

„Die ſchöne Gräfin vergißt die liebliche Sitte ihres gaſtfreien Vaterlandes!“ ſagte Fürſt Portia ſcherzend, doch zog, wiewohl faſt unmerklich, eine leichte Wolke über ſeine Stirn.

„Ei wohl!“ rief der Monarch. „Vergeſſen Sie nicht, liebe Gräfin, daß der Tokayer von ſchönen Lippen credenzt erſt ſeinen wahren Werth erhält.“

Thereſe erröthete hoch, verneigte ſich tief, und brachte das Glas an ihre Lippen.

Freundlich nahm der Monarch den Pokal aus ihrer Hand, und trank ihn leer.

„Ich freue mich immer,“ ſprach er, fröhlich in dem Kreiſe der Anweſenden umherblickend, und dann, mit einem Wink der Hand, die Gräfin zum Sitzen einladend; „ich freue mich immer, wenn ich die Grenzen Ungarns überſchreite. Es iſt dieß das Land der fröhlichen Kraft. Feurig, wie ſein

Tokayer iſt das Blut des Magyaren, und edel wie ſein Wein iſt das Land das ſie erzeugt.“

„Ew. Majeſtät hat recht!“ ſagte Zriny mit rauhem Tone; „und eben weil der Ungar feurig iſt und ſein Land liebt, ſo empört ihn auch ſo leicht jede Unterdrückung, jedes Unrecht.“

„Gewiß!“ erwiederte unbefangen der Monarch. „Eben deshalb müßte auch von Jedem in ſeinem Kreiſe dahin gewirkt werden, alle Mißverſtändniſſe, die um ſo ſchmerzlicher ſind, in je gefährlicherer Zeit wir leben, auszugleichen. Wir müſſen feſt zu einander halten, jede Veranlaſſung zu innerem Zwiſt vermeiden, denn wer weiß es nicht, daß Mahmud Paſcha mit einem ſtarken Heere an der Grenze ſteht, und, wie der raubgierige Habicht nach der Beute, in das ſchöne fruchtbare Land herüberſchaut. — Dieß iſt auch der Grund, daß ich noch nicht die Truppen aus den Feſtungen ziehen konnte, ein Umſtand der mir von Uebelwollenden zum Vorwurf gemacht wird, während ein Kind einſieht, daß die Noth dieſe Vorſichtsmaaßregel gebot, und es wiederum die Noth iſt, die mich dabei erhält.“— —

Während der Monarch dieſe Worte ſprach, hatte ein Diener eine Schüſſel mit kleinen Paſteten auf das im Hintergrunde des Saales befindliche Büffet geſetzt, und ſich ſodann wieder entfernt. Fürſt Portia, wie in Gedanken verloren, näherte ſich dem Tiſchchen, welches die beiden im Saale herumſchleichenden Hunde, angelockt von dem Geruche der Speiſen, lüſtern umlagerten, und indem er dem Windſpiel den glatten Nacken, die lange Schnauze ſtreichelte, gab er ihm eine der kleinen Paſteten, welche das Thier begierig, und mit einem einzigen Schlucke verſchlang. Langſam näherte ſich der Miniſter dann wieder der Gruppe der Sprechenden.

Ragoczy war eben eifrig beſtrebt, dem Kaiſer die Schilderungen die von der Stärke des Heeres des Seraskiers umliefen, als übertrieben darzuſtellen. „Niemand,“ ſo ſchloß er, „könne ſo genau wie er der ſo eben erſt von der türkiſchen Grenze komme, überzeugt und unterrichtet ſeyn, daß die geſammte türkiſche Armada ſich nicht auf zwanzigtauſend Mann belaufe.“ — — —

„Sie mögen recht haben, Herr Graf,“ hob Portia ſich in's Geſpräch miſchend an, „wenn Sie das Hauptkorps meinen, daß unter Mahmud's perſönlichen Befehlen ſteht; rechnen wir aber zehntauſend Bosnier, und" — ſetzte er leicht hinzu — „eine Reſerve, ein Hülfskorps oder dergleichen, auf das er zählen mag, noch bei, ſo kann er binnen vierzehn Tagen mit ganz anſehnlichen Kräften uns gegenüber ſtehen, und demgemäß ſind auch unſere Maaßregeln genommen, ohne" endete er ſcharf — „noch unſere Vormauer, die Heeresmacht Ungarns, bei der Vertheidigung in Anſchlag zu bringen." —

„Doch würde dieſe," verſetzte Einer der anweſenden Magnaten mit einer Art höhniſchen Trotzes, „vielleicht den Ausſchlag geben."

„Allerdings! Allerdings!" erwiederte Portia, einige aufmerkſame Blicke nach dem Windſpiele werfend, das unruhig und unter leiſem Winſeln im Saale herumſchlich, und bald ſich niederlegte, bald wieder aufſtand.

In dieſem Augenblicke war ein Officier in's Zimmer getreten. Seine Blicke ſchienen den Miniſter zu ſuchen. Portia ging ihm entgegen. Mehrere Minuten ſprachen ſie leiſe in einer Fenſterblende und der Miniſter durchlief einen Brief, den ihm der Eintretende übergeben hatte. Endlich ſteckte er das Schreiben in die Taſche, ſprach einige Worte zu dem Adjutanten, und dieſer verließ haſtig das Gemach. — Portia trat wieder zu der Geſellſchaft. — —

Der Kaiſer hatte indeſſen lange über die Verhältniſſe mit der Pforte, die, wie er ſagte, ſich immer bedenklicher geſtalteten geredet. Er hatte den Anweſenden erzählt, daß ihm Nachrichten von den Verſuchen des Divans, die Grenzlande aufzuwiegeln, von verſchiedenen Seiten zugekommen, daß er aber wenig Werth darauf lege, weil es ja unerhört, ja ganz unmöglich ſey, daß ſich chriſtliche Provinzen mit dem Erbfeinde des chriſtlichen Namens zu Krieg und Empörung verbinden könnten. — „Meinen Sie nicht auch ſo, lieber Fürſt?" ſchloß der Kaiſer ſeine Rede, ſich an den Miniſter wendend.

„Möge Ew. Majeſtät vergeben, wenn ich anderer Meinung bin!" erwiederte kalt der Fürſt.

„Wie? Sie halten es nicht für unerhört, und unmöglich?" rief erſtaunt der Monarch.

„Für unerhört? — ja; die Geſchichte mit Bethlem Gabor früher ausgenommen!“ erwiederte mit Ruhe der Gefragte. „Auch für nichtswürdig, für teufliſch halte ich es, aber — für unmöglich nicht. — — Nicht wahr, Graf Nadasdy? Auch Sie ſind der Meinung, daß ſolche Undankbarkeit und Nichtswürdigkeit zwar ſelten iſt, aber dennoch exiſtiren könne.“ —

Nadasdy fuhr bei der Frage des Fürſten von dem Sitze, auf dem er ſich auf einen Wink des Kaiſers vorher niedergelaſſen hatte, raſch empor; dann ließ er ſich wieder nieder.

„Ihre Meinung durchlauchtiger Herr“ — ſtammelte er.

„Wollen Ew. Majeſtät nicht von dieſen Paſteten“ — rief Thereſe in höchſter Angſt nach dem Tiſche eilend, als ſie die tödtliche Verlegenheit ihres Gatten bemerkte. Zitternd präſentirte ſie das Gebäck dem Monarchen.

„Die Wirthin hat edel und unbefangen ihrem kaiſerlichen Herrn den Trank credenzt,“ rief Portia mit ſtarker Stimme; „möge der Hausherr nun auch den Biſſen koſten, der für den Kaiſer beſtimmt iſt!“ —

Raſch nahm der Miniſter der Gräfin die ſilberne Schüſſel aus der Hand, und reichte ſie dem Grafen dar.

Mit einem durchbohrenden Blicke voll Zorn und Verachtung, griff der Graf nach einem Stück des Gebäcks.

„Was ſoll das, Fürſt?“ rief der Kaiſer unangenehm erregt. „Was wollen Sie damit ſagen?“

„Das dort!“ rief der Miniſter, indem er mit ausgeſtrecktem Arm auf das Windſpiel zeigte, das ſich konvulſiviſch im Kreiſe drehte, und dann zuckend unter Jammergeheul zu Boden ſtürzte.

„Lüge! hölliſche Lüge!“ ſchrie Nadasdy mit Donnerſtimme, indem er eine der kleinen Paſteten nach dem Munde führen wollte.

„Halt!“ rief Portia, indem er dem Grafen das Gebäck aus der Hand riß. „An dieſem Greuel ſind Sie vielleicht unſchuldig. — Man verhafte,“ rief er einem der Officiere zu, „alle die in der Küche zu ſchaffen gehabt! Das Backwerk iſt vergiftet!“ — — —

„Nein! Nein!“ rief Thereſe wie außer ſich.

„Es kann nicht ſeyn. Es iſt unmöglich! — — „O, Du mein Herr und Heiland!“ — —

Das unglückliche Weib fing an zu taumeln, lles Blut wich aus ihren Wangen, ſie griff nach inem Stuhle, und ſank ohnmächtig in die Arme ines der Magnaten.

„Man rufe die Frauen!“ ſchrie der Kaiſer zu Thereſen eilend. „Graf!“ ſetzte er hinzu; „ſorgen Sie für Ihre Gattin! bringen Sie die Gräfin auf hr Zimmer.“

„Ich muß Ew. Majeſtät bitten zu geſtatten, daß er Graf den Saal nicht verlaſſe!“ ſprach Portia mit feſtem Tone. — „Graf Marescalchi!“ — hier wendete er ſich zu einem der Adjutanten — laſſen Sie die Dame nach ihrem Gemache geleiten.“

„Laſſen Sie ihn, Fürſt! laſſen Sie ihn!“ ſprach er Kaiſer. „Er iſt unſchuldig an dem Attentat. — Der Ausgang wird es erweiſen.“ —

„Wollen Sie mich zum Mörder machen, wie Sie vielleicht ſchon der Mörder meines Weibes geworden ſind?“ ſchrie Nadasdy wüthend.

„Geruhen Ew. Majeſtät mich handeln zu laſ- n!“ ſprach der Miniſter voller Ehrfurcht, doch in feſtem Tone. „Was ich thue, geſchieht nur aus Nothwendigkeit und zum Beſten des Staates; überdieß trage ich die Beweiſe des intendirten Hochverraths in der Taſche. — He Wachen!“

Ein Detachement der Arcierengarde trat mit gezogenen Schwertern in den Saal, und Thereſe ward hinausgetragen.

„Was ſoll dieß Herr?“ rief Zriny mit Wuth. „Halten Sie uns etwa für Diebe und Böſewichter?“

„Ruhe!“ rief der Kaiſer mit Würde und fürſtlichem Anſtand. „Portia! keine Uebereilung!“ —

„Ich hafte für alles mit meiner Ehre!“ ſagte kalt der Fürſt. „Es geſchieht nichts, als was geſchehen muß. — Kennen Sie dieſe Handſchrift?“ ſetzte er zu Nadasdy gewendet hinzu.

„Es iſt die meines Schwagers!“ erwiederte der Graf faſt ohne Beſinnung.

„Sie hören,“ ſagte Portia zu ſeinen Begleitern mit ruhigem Tone, „er hat die Richtigkeit der Handſchrift anerkannt! — Wohlan ſo verhafte ich Sie Graf Nadasdy, Sie Graf Peter Zriny, Sie Graf

Ragoczy, und endlich Sie Graf Erasmus Tettenbach als Hoch- und Staatsverräther!“ — — —

Der Kaiſer ſah ſtumm und mit Erſtaunen bald auf den Miniſter, bald auf Nadasdy. Letztern ſchien ſein Muth, ſein Stolz gänzlich verlaſſen zu haben; ſein Auge blickte ſtier, ſeine Wange war blaß, ſichtbar zitterten ſeine Lippen, ſchlotterten ſeine Glieder. Auch Tettenbach und Ragoczy waren ſtumm und erſchrocken, nur Zriny fuhr heftig auf.

„Verräther ſelbſt, wer uns zu Verräthern machen will!“ ſchrie er mit Wuth. „Ich will Beweiſe Herr!“

„Hier ſind ſie!“ erwiederte der Miniſter, indem er mit der Fauſt auf den geöffneten Brief ſchlug. „Ich liege krank vor Aerger“ — ſo begann er zu leſen — „es iſt nichts mit der Einwilligung des Adels der Karpathen. Das Schwert zu ziehen, zur Erhaltung der Conſtitution, dazu allenfalls waren ſie bereit, als ich ihnen aber ſagte, daß Ungarn in kleine unabhängige Fürſtenthümer getheilt, und dieſe unter den Schutz des Sultans geſtellt werden ſollten, waren alle dagegen. Als ich ihnen anführte, daß Du, nebſt Ragoczy, Zriny, Tettenbach und Andern, an der Spitze des Unternehmens ſtändeſt, daß das Vorhaben ſicher gelingen muſſe, da es nur eines Briefes von Dir bedürfe, um den Seraskier mit ſechzigtauſend Türken über die Grenze zu führen, ſchien es keinen Eindruck auf ſie zu machen; der alte Cödenſki ſcheint ſie umgeſtimmt zu haben.“ — —

„Genug!“ rief der Kaiſer empört. — „Das alſo iſt der Lohn für alle die Ehren mit denen ich Euch überhäuft, das der Dank für die unſägliche Geduld, mit der ich unſinnige Klagen über Dinge, die zu beſeitigen nicht in meiner Macht war, angehört! Während Ihr ſelbſt durch ewige Unruhen, durch übertriebene, ungereimte Forderungen mich gezwungen habt, Maaßregeln zu ergreifen, die meinem Herzen widerſtanden, mich hindertet, mein frei und aus redlichem Sinne gegebenes Wort ſo bald zu erfüllen, als ich es gewünſcht, gabt Ihr vor: ich wolle es nicht halten, verläumdetet Ihr mich bei meinem Volke, überredetet Ihr die Schwachen, man wolle ihnen ihre alt-herkömmlichen Rechte rauben, und endlich, um das Maaß des Undankes voll zu machen, verſchwort Ihr Euch gegen mein Leben und meine Krone.“

„Gnade — Ew. Majeſtät“ — ſtammelte Tettenbach.

„Die Zeit der Gnade iſt vorüber!“ rief zornig der Kaiſer, und ſein blaues Auge blitzte. „Für Euch habe ich nur noch Gerechtigkeit.“ —

„Der Brief iſt falſch; iſt untergeſchoben, um uns zu verderben!“ rief Zriny trotzig.

„Frangipani wird darüber Auskunft geben!“ ſagte Portia kalt. „In dieſem Augenblicke iſt ſchon der Befehl, ihn zu verhaften, auf dem Wege nach Ungarn. Der Bote, den man aufgefangen, ſitzt in ſicherer Haft.“ — —

„Es iſt ein ſchweres Amt, ein König ſeyn!“ ſagte der Kaiſer mehr vor ſich hin, als wie zu Portia gewendet, und verließ, nach einem langen und ſchmerzlichen Blick auf die Gefangenen, den Saal.

Es war ungefähr ſechs Monate nach dieſem Vorgange, als zu Presburg eine Dame tief verſchleiert und in Schwarz gekleidet, von einem reich galonnirten Diener in ein weites alterthümlich meublirtes Zimmer geführt wurde, und ſich nach einem Wechſelgeſpräch in wenigen leiſen Worten, von dem nur das Ende: daß der Hausherr ſogleich da ſeyn werde, laut und vernehmlich ertönte, auf ein mächtiges altmodiſches Sopha niederließ. Das Antlitz der Dame war ſchön, aber blaß, und der Gram hatte, mit ſeinem Todtenfinger, die Züge tiefen Leidens hineingezeichnet. Die Trauernde blickte fortwährend ſtarr vor ſich hin; ſie ſchien es zu überhören, daß in dem Nebenzimmer die Schritte eines langſam Aufundabgehenden erſchollen. Das Auge der Leidenden war leicht geröthet, trocken und thränenleer; die Quelle des Troſtes war verſiegt. —

Endlich ertönten die Schritte des Gehenden im Nebenzimmer raſcher und raſcher, die Thüre öffnete ſich, und ein Greis mit weißen Haaren, doch von hoher Statur, und kräftiger Haltung, tiefen Gram in dem düſtern kalten Blicke, trat heraus. Die Dame erhob ſich und ging ihm entgegen.

„Entſchuldigen Sie Gräfin Nadasdy" — ſagte der Greis, und es war wirklich Thereſe, zu der er ſprach — „entſchuldigen Sie, daß ich Ihren

Beſuch nicht geſtern annehmen konnte. Ein Umſtand — ein mich nahe berührender Fall" — —

Der Sprechende ſchien tief bewegt; ſeine Lippen zitterten ſchmerzlich.

„Sie gönnen mir ja eine Unterredung Herr von Eödenffi," erwiederte Thereſe mit kaum hörbarer Stimme, „und das iſt mir genug. O, möge der Augenblick ein glücklicher ſeyn! möge mein Wort zu Ihrem Herzen" —

„Ihr Wunſch, Ihr Anliegen, Gräfin?" fragte der Alte, indem er mit Anſtrengung kalte Faſſung zu erringen ſuchte.

„Herr Reichsſchatzmeiſter!" ſagte Thereſe mit einer Stimme, die aus dem Innerſten ihres Herzens zu kommen ſchien. „Gedenken ſie wohl noch manchmal der alten, der glücklichen Zeiten, wo ich, wo die Meinigen Ihnen nahe ſtanden?"

„Oft!" entgegnete finſter der Gefragte. „Ich fürchte, nur zu oft!" —

„O, ſo denken Sie auch heute daran! heute, wo Sie als Vorſitzender der Septemviraltafel das Urtheil über Tod oder Leben meines unglücklichen Gatten, meines verirrten Bruders, ſprechen werden!“ rief Thereſe flehend, und mit gefalteten Händen.

„Sie wiſſen nicht was Sie bitten, Gräfin!“ verſetzte der Reichsſchatzmeiſter düſter. „Heute vor Allen darf ich an jene Zeit nicht denken. — Aber! erlauben Sie mir eine Frage: Wird Ihr Vater Platz unter den Richtern nehmen, oder denkt er von der Vergünſtigung des Kaiſers, die ihm geſtattet, ſich durch einen Magnaten vertreten zu laſſen, Gebrauch zu machen?“ —

„Sie erinnern mich an etwas Entſetzliches, Herr Reichsſchatzmeiſter!“ ſtammelte Thereſe. „Er ſagt, die Stimme der Ehre erfordere ſeine Gegenwart, und wenn er erliegen ſollte.“

„Er kann nicht anders ſprechen,“ entgegnete Eédenſki kalt, „wenn er dem Verdachte des Antheils an dem Hochverrathe entgehen will.“

„Sie ſehen, theurer Herr,“ rief flehend Thereſe, „welcher Berg von Unglück ſich über unſern Häuptern aufthürmt, welcher Abgrund von Elend ſich zu unſern Füßen öffnet! O, ſeyen Sie menſchlich, erbarmungsvoll, und gnädig, wie unſer Vater im Himmel erbarmungsvoll und gnädig iſt.“

„Was kann ich für Sie thun?“ ſprach Códenſki mit unbewegter Miene. „Meine einzelne Stimme“ — —

„Sie iſt,“ rief Thereſe, „ein Siebentheil des Lebens oder des Todes meines Gatten, meines Bruders! O, Herr von Códenſki“ — —

„Halten Sie Ihren Gatten für unſchuldig oder ſchuldig?“ fragte der Alte mit Kälte.

„Sein Ehrgeiz hatte ihn verblendet!“ erwiederte jammernd Thereſe.

„Und Ihr Bruder?“ fragte der Alte weiter.

Thereſe ſchwieg

„Den hatte ſein böſes Herz, ſein argliſtiges Gemüth verlockt!“ ergänzte der Reichsſchatzmeiſter.

„Sey es!“ rief die Leidende tief ergriffen. „Sey es ſo wie Sie ſagen! aber was hat mein unglücklicher Vater verbrochen, was habe ich gethan? — O, Herr von Códenſki! Glauben Sie mir; meinen Gatten, meinen Bruder trifft ein leichteres Loos, und wenn das furchtbarſte ſie träfe; aber mein Vater! ich! wir ſind verurtheilt, zu leben.“

„Auch ich bin es Gräfin!“ ſprach der Reichsſchatzmeiſter. „Was habe ich verſchuldet? Und doch hat mich die Schwäche Ihres Vaters, die Intriguenſucht Ihres Bruders, — ja es muß heraus, denn wir halten Rechnung, wie ein Höherer bereits mit uns allen Rechnung gehalten hat — Ihr Leichtſinn elend gemacht.“ —

„O, mein Gott?“ rief Thereſe, ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckend. „Sie ſind ein furchtbarer Richter, Herr Reichsſchatzmeiſter. Lebt in Ihnen kein Andenken der alten Zeiten mehr, jener Zeiten, wo unſre Häuſer durch warme Freundſchaft“ — —

„Jene Freundſchaft iſt zum Fluch für mich geworden!“ erwiederte der Alte düſter. „Ich hatte einen treuen, guten, edlen Sohn; auf ihn hatte ich alle meine Hoffnungen geſetzt“ — —

„Stephan iſt krank, wie ich höre; krank ſeit längerer Zeit?“ ſagte die Gräfin ängſtlich.

„Krank ſeit zwei Jahren!“ erwiederte Cöbenſki mit ſtechendem Blick. — „Nun iſt ihm beſſer!“

„Gott ſey gelobt!“ rief Thereſe. „O, könnte ich ihn ſehen! er würde für mich reden, Sie erweichen helfen.“

„Er würde nicht!“ ſagte Eödenffi mit einem grauenhaften Lächeln.

„Gewiß! Gewiß!“ rief die Gräfin. „O, laſſen Sie mich ihn ſehen, den Freund meiner Jugend.“

„Fordern Sie es nicht, Gräfin!“ ſprach der Alte mit der nämlichen Miene wie vorher.

„Wollen Sie mir dieſen Troſt verſagen?“ ſprach Thereſe flehend.

„Sie können meinen Sohn nicht ſehen, Frau Gräfin!“ ſprach Eödenffi mit einem Tone, in dem etwas von Theilnahme zu liegen ſchien. „Sie würden ſeinen Anblick nur mit Mühe ertragen.“

„Ich glaube es ſelbſt!“ ſagte Thereſe nach einer ſchmerzlichen Pauſe. „Sie mögen recht haben, Herr Reichsſchatzmeiſter. — Nun dann, ſo wende ich mich nochmals an Sie allein. Mögen Sie mich hören, wie Sie wollen, daß Gott dereinſt Sie höre! — Ihr Beiſpiel würde mächtig auf die Richter meines unglücklichen Gatten, meines Bruders, wirken. Seyen Sie menſchlich! ſprechen Sie ein Wort der Gnade.“

„Nimmermehr!“ rief Eödenffi.

„Um des Andenkens glücklicherer Zeiten, um der Liebe Ihres Sohnes willen, laſſen Sie ſich erweichen!“ ſagte die Gräfin mit Angſt die Hand des Greiſes ergreifend.

„Erwähnen Sie meinen Sohn nicht, Gräfin!“ entgegnete der Alte, indem ſeine Züge den frühern furchtbaren Ausdruck annahmen. — „Es iſt nicht möglich, Gräfin Nadasdy, das zu gewähren, um was Sie bitten.“

„O, dennoch, dennoch!“ jammerte Thereſe.

„Wie können Sie verlangen,“ ſagte der Alte hart, „daß ich, der ich die Ehre meines Namens bis in mein Greiſenalter rein erhalten, ſie jetzt beflecken ſoll, um zwei überwieſene Hochverräther der wohlverdienten Strafe zu entziehen?“

„Sie haſſen die Unglücklichen!“ rief Thereſe jammernd.

„Ich haſſe ſie; ja!“ entgegnete Eödenffi; „aber glauben Sie, daß, wenn mein eigner Sohn, mein einziges Kind, die Verbrechen jener begangen hätte, mein Urtheil ein anderes ſeyn würde?“

„Ich glaube nicht, Herr Reichsſchatzmeiſter!“ ſagte Thereſe zitternd. „Aber dennoch — dennoch — um Stephan's willen“ — —

„Nun wohlan, Gräfin Nadasdy!" rief der Alte, indem er nach der Thüre des Nebenzimmers eilte und dieſe aufriß. „So blicken Sie in dieſes blaſſe Geſicht, und dann urtheilen Sie ſelbſt, ob es gut ſey, den Vater bei dem Namen des Sohnes zu beſchwören, den rächenden Schatten Samuel's thörig herauf zu rufen!"

Thereſe that einen Blick in das Nebenzimmer. Ihr Auge fiel auf die Leiche Stephan's. Blaß und abgezehrt bis zur Unkenntlichkeit lag der Verblichene noch auf dem letzten Lager. — Die Gräfin ſank ohnmächtig zu Boden. — —

Wenige Stunden nach dieſem Auftritte, war das Septemviralgericht, unter dem Vorſitze Eédenffi's, beſchäftigt, die Angeklagten zu richten. Still und ernſt ſaß der Reichsſchatzmeiſter zu oberſt einer Tafel, an der ſich außer ihm noch ſechs ungariſche Magnaten und ein Secretair befanden. Unter den Richtern war auch der alte Frangipani. Man ſah es dem todtenblaſſen Greiſe an, daß er ſich nur mit Mühe aufrecht halten konnte. Die Verhandlungen waren größtentheils ſchon beendigt. Nadasdy, Tettenbach, Zriny, Ragoczy (Letzterer in contumaciam weil er entflohen war) waren zum Tode, der erſte von ihnen überdieß zum Verluſte der rechten Hand verurtheilt worden. Es handelte ſich jetzt noch um das Geſchick Chriſtoph Franz Frangipani's. Zwei der Richter hatten ihre Stimmen für den Tod, zwei für lebenslängliches Gefängniß gegeben. Graf Eſterhazy, Frangipani der Vater, und der Reichsſchatzmeiſter hatten noch nicht geſtimmt. So eben ſtand der erſte der Genannten, ein Mann von mittlern Jahren, hoher Statur, und edler Geſichtsbildung, von ſeinem Stuhle auf.

„Ihr Herren," ſo begann er zu ſprechen, „wenn ich das Verbrechen des Grafen Chriſtoph Frangipani, blos nach der nackten Thatſache, der offen eingeſtandenen, und klar erwieſenen Verſchwörung aburtheilen wollte, ſo würde mein Urtheil nicht anders als: „Tod durch das Schwert!" lauten können; ja wenn ich bedenke, daß der Verbrecher, über deſſen Schickſal wir eben verhandeln, der thätigſte unter den Verſchwörern geweſen zu ſeyn ſcheint, daß ein eigenhändiger Brief von ihm vorliegt, in dem er vom Aufſetzen des Turbans ſpricht, welchen Ausdruck man wohl auf eine vorgehabte Verläugnung des chriſtlichen Glaubens deuten könnte, ſo entſtünde ſelbſt die Frage: ob die Strafe nicht ſelbſt, wie bei dem Grafen Nadasdy, durch Abhauung der Fauſt zu ſchärfen, aber es treten, meiner Anſicht nach, hier Milderungsgründe ein, die wohl in Betracht genommen zu werden verdienen. Frangipani iſt noch jung, die übrigen Verbrecher ſind über die Mitte des Lebens hinaus; der Graf begleitet kein Staatsamt, die Andern hohe Würden; der unglückliche Jüngling hat beim erſten Verhör ſelbſt die kleinſten Umſtände, jede Verzweigung der Verſchwörung entdeckt, ſein Unrecht eingeſehen, ſein Schickſal der Gnade des Kaiſers anheim geſtellt; Nadasdy dagegen läugnet alles, will nichts von einem Attentat auf das Leben des Kaiſers, mittelſt vergifteten Backwerks, und einem daſſelbe bereitenden, fremden von ihm eingeführten, und ſpäter entflohenen Koche wiſſen, und Zriny trotzt auf ein angebliches Recht. Aus allen dieſen Gründen ſtimme ich für lebenslängliches Gefängniß."

„Zwei Stimmen für den Tod, dreie für Gefanſchaft!" bemerkte monoton, und ſchreibend der Secretair. „Hat mithin der Herr Vorſitzer noch zu ſtimmen."

„Keineswegs!" ſprach Cödenſki kalt. „Graf Frangipani von Terſacz giebt zuerſt ſeine Stimme ab."

„Verzeihe der Herr Reichsſchatzmeiſter!" ſagte Graf Palfi, einer der Beiſitzer. „Des Königs Majeſtät haben den Herrn von Terſacz einer Abſtimmung beim Urtheil ſeines Sohnes enthoben."

„Enthoben, aber die Abſtimmung ihm nicht verboten!" erwiederte mit Kälte der Vorige. „Ob Ehre und Gewiſſen die Abſtimmung ihm gebieten oder nicht, kann nur er ſelbſt entſcheiden."

„Er darf nicht ſtimmen!" rief Eſterhazy heftig. „Das Entſetzliche, daß der Vater dem Sohne das Urtheil ſpreche, iſt auf dieſem Boden noch nicht vorgekommen."

„Auch eine ſo nichtswürdige Verrätherei und Giftmiſcherei iſt noch nicht vorgekommen, und dennoch wird wohl Niemand ſie bezweifeln!" bemerkte Cödenſki ruhig. — „Der Herr von Terſacz möge erklären, was er zu thun geſonnen."

„Stimmen Sie nicht, Graf!" riefen Palfi, und

Eſterhazy aus einem Munde. „Kein ehrenhafter Mann, kein wackerer Magyar, wird Sie darum tadeln.“

„Die Herren ſprechen ſehr entſchieden und gewiß!“ ſagte Csödenſki rauh. „Graf Frangipani mag ſtimmen oder nicht; mir gleichviel. Ein freies Urtheil darüber wird er und die Herren mir und Andern wohl erlauben.“ —

„Sie haben recht, Herr Reichsſchatzmeiſter!“ ſagte Frangipani mild, und mit ſchwacher Stimme „Nicht immer iſt das Urtheil in unſerm Innern hinreichend uns Ruhe zu geben, auch das äußere, das der Welt, wird manchmal nöthig, wenn wir nicht ganz mit uns ſelbſt zerfallen ſollen. So haben Sie es gewiß gemeint. — — Ihr Herren!“ ſetzte er, indem er ſich zu faſſen ſuchte, hinzu; „ich konnte keinen Augenblick in Zweifel bleiben, ob ich zu ſtimmen hätte oder nicht. Dem Edelſinn des Kaiſers war es angemeſſen, mich einer furchtbaren Pflicht zu überheben, dem treuen Unterthan, dem Edelmann kommt es zu, ſie auszuüben. — Ich ſtimme für den Tod des — des Verbrechers.“ — — —

„Was haben Sie gethan?“ rief Palfi. „Das will, das verlangt der König nicht.“

„Unglücklicher Vater!“ ſetzte Eſterhazy mit thränendem Auge hinzu.

„Die Stimmen ſind jetzt gleich für Tod und Gefängniß!“ rief monoton der Secretair.

Frangipani ſaß lautlos, ſtarr vor ſich hinblickend auf ſeinem Seſſel.

„Das Abſtimmen iſt jetzt an dem Herrn Vorſitzer!“ rief der Secretair, ſich neuerdings zum Schreiben anſchickend.

„Herr Reichsſchatzmeiſter!“ ſprach Eſterhazy aufſtehend, indem er ſich an Eödenffi wendete, mit ernſter Stimme. „Dieſer unglückliche Mann“ — er zeigte auf Frangipani — „hat jetzt ſeine Pflicht, er hat mehr als ſeine Pflicht gethan; Sie haben im Namen des Königs, in unſerer aller Namen eine ſchönere zu erfüllen!“

„Ich kenne den Weg meiner Pflichten, Herr Graf!“ ſagte Eodenffi, indem er dem Sprechenden ſtarr und kalt in's Auge blickte. „Ich bin ihn ſiebenzig Jahre allein und ohne Führer, den ich auch nie bedurfte, gewandelt, und habe ihn nie verfehlt. Mein Pfad war gerade und einfach; ihn zu gehen machte mir keine Mühe, denn nie verlor ich das, an ſeinem Ende wie eine Sonne ſtrahlende Ziel, die Ehre aus dem Geſicht. Auf dieſem Pfade, fiel nie ein Nebenweg, ein Fußſteig, mir in's Auge; ich habe mich auch in der That nie nach einem ſolchen umgeblickt, und wäre, wenn es nöthig, über jedes Hinderniß — über jedes, Herr Graf — ſelbſt über das Haupt des einzigen Sohnes, weggeſchritten. Für mich giebt es nicht Pflichten, Herr Graf, ich kenne nur die Pflicht. Sie iſt weder ſchön noch häßlich, ſie iſt nur ſie ſelbſt, und darum ſtimme ich nach meinem Gewiſſen" — — —

„Halten Sie ein!" rief Paſſi. „Sie rauben dem Vater einen Sohn."

„Auch mir ward durch nichtswürdige Intriguen ein Sohn geraubt;" entgegnete der Vorige kalt.

„Er iſt der Letzte ſeines Geſchlechts!" rief Palſi laut.

„Auch mein Geſchlecht erliſcht mit mir!" erwiederte Eödenffi.

„Der Name: „Frangipani“ glänzt in der Geſchichte. Er iſt einer der edelſten Europa's!“ —

„Aber nicht ſo edel, als der der Hohenſtaufen!“ rief Eödenſki mit rauher Stimme; „und ein Frangipani war es, der den letzten der Hohenſtaufen zu dem Blocke brachte! Genug davon! Ich ſtimme für den Tod!“ — —

„Mit vier Stimmen gegen drei,“ rief monoton der Secretair, „iſt Chriſtoph Franz Graf Frangipani zum Tode durch das Schwert verurtheilt.“ —

Wir ziehen einen Vorhang über dieſe traurige Scene. — Wenige Tage ſpäter ward das Urtheil an dem Unglücklichen, ſo wie an ſeinen Mitverſchwornen zu Wieneriſch-Neuſtadt exekutirt. Der Kaiſer hatte erklärt: um des Beiſpiels willen, durchaus keine Begnadigung ſtatt finden laſſen zu können; blos das Abhauen der Hand wurde Nadasdy erlaſſen.

In wenig Monaten darauf ſtarb der alte Frangipani in den Armen der Tochter. Thereſe endete ihr Leben in einem Kloſter zu Presburg.

Der Sturm auf Ismail.

Erzählung.

Motto:

„Wer haßt ein Ding, und mordet es nicht gern?“

Shakespeare.

Der Feldzug der Ruſſen gegen die Türken, im Jahre **1790**, war auf's Neue ſiegreich eröffnet worden. Fürſt Potemkin der Taurier ließ Iſaktſcha angreifen und wegnehmen, und Suwarow, der dem Weſſir in der Nähe von Braila gegenüber ſtand, ſchickte ſich an auf Ismail loszugehen.

In Petersburg hatten die glücklichen Nachrichten große Freude erregt. Mehrere Hoffeſte wären angeordnet worden, und es fehlte zu deren Glanze nichts, als daß die Sonne, welche alles überſtrahlte, die von ihren Ruſſen ſo angebetene Kaiſerin, nicht auf Momente verhindert worden wäre, die Fröhlichen durch ihren Anblick zu erheben und zu begeiſtern. Leider kränkelte Katharina in dieſer Zeit, und ſo vermuthete man auch, daß ſie auf dem glänzenden Balle, mit dem die Reihe der Freudenfeſte geſchloſſen werden ſollte, nicht erſcheinen würde. An dieſem Abende war Alles was Petersburg an vornehmen oder ausgezeichneten Perſonen in ſich barg, in dem kaiſerlichen Schloſſe vereinigt. Es war, als ob die Abgeordneten einer Welt aus ihren entlegenſten Provinzen zuſammengekommen wären, um in den ſtrahlend erleuchteten, von Gold, Marmor und Seide glänzenden Gemächern eines Zauberſchloſſes, vor einer mächtigen Fee das Knie zu beugen. Man erblickte hier Uniformen aller Höfe und Heere. Neben Trachten, die noch vor wenig Wochen in den Tuillerien, in St. James, in Aranjuez geſehen worden, bemerkte man den Scharlachpelz des Baſchkirenſultans, den gelben Leibrock eines kalmückiſchen Gelungs, den Plaid eines Schotten, den ſilberbeſetzten Dollman eines magyariſchen Magnaten. Hier wandelte ein vornehmer Grieche, ausgezeichnet durch den ſtechenden Blick und die Adlernaſe, zur Seite eines alten moldauiſchen Bojaren; ſie unterhielten ſich in türkiſcher Sprache; dort machte ſich ein Chiwenzer einem Abchaſier nur mühſam in perſiſcher Sprache verſtändlich; an einem andern Punkte converſirten Polen; Deutſche, Italiener und Franzoſen, in der Sprache der letztern, und verſperrten einem langen Lord, der wie ein Storch, gravitätiſch und ſchweigend, in dem Gewühl auf- und niederſtieg, den Weg, weßhalb dieſer mit unwilliger Miene, und einem: „God dam!“ zwiſchen den Zähnen, genöthigt war, die Direction zu ändern. Was außer der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen dem Balle aber das höchſte Intereſſe verlieh, war die Schönheit der Damen. Faſt alle Länder Europa's und Aſien's ſchienen ihre Repräſentantinnen geſendet zu haben, um den Apfel des Paris in Anſpruch zu nehmen. Es war für den Kenner und Verehrer weiblicher Schönheit nicht unintereſſant, Vergleichungen anzuſtellen, und wirklich befanden ſich in einer Fenſterbrüſtung zwei Männer, die ſich dem Anſcheine nach damit beſchäftigten, und dieß um ſo eher im Stande waren, als ſie ſich einer langen Reihe der lieblichſten Mädchen und Frauen, die eben zu einer Ecoſſaiſe angetreten waren, gegenüber befanden.

Der Eine der Sprechenden war ein junger Ingenieuroffizier, von geiſtreichem Geſicht, ſchönem Wuchs und edler Haltung; er trug Ingenieuruniform der ruſſiſchen Armee. Sein Gefährte war ein Vierziger von ſcharfen, überaus beweglichen Zügen, unter denen beſonders die Naſe, welche faſt die Form eines Geierſchnabels hatte, dem Geſichte einen eigenen Ausdruck lieh. Die Haltung des Mannes war wenig militäriſch, doch zeigte die scharlachrothe Uniform mit der Goldſtickerei, daß er irgend einem europäiſchen Heere angehöre. — Die Unterhaltung zwiſchen Beiden ward in franzöſiſcher Sprache geführt; der Accent des Jünglings deutete auf deutſche, der des Andern auf italieniſche Abkunft.

„Ihnen gefallen alſo dieſe tartariſchen Schönheiten nicht?“ ſagte eben der Letztere, in einem, wie es ſchien ſchon längere Zeit geführten, Geſpräche fortfahrend. „Hm! Ich will eben auch nicht behaupten, daß das lange blaſſe Geſicht jener Armenierin — ich meine die dort in dem Spitzenkleide — ſich mit dem der jungen roſenwangigen Miß da gegenüber in Vergleichung bringen ließe, aber Sie müſſen zugeſtehn, daß in dem dunkeln, faſt geiſterhaften Augenpaar, das aus dem ächt nationellen Antlitz leuchtet, etwas beſonderes Intereſſantes liegt. Ich liebe überhaupt das Originelle un bin in Bezug auf Frauenſchönheit ganz Kosmopo lit. Sehen Sie dort, das kleine, runde Weibchen — es iſt glaube ich eine Fürſtin Tſchitſcherinoff — das ſich wie ein Kreiſel, und als ob es Queckſilber anſtatt Blut in den Adern hätte, herumdreht. Es iſt eine Ruſſin, aber das etwas ſchiefgeſchlitzte Auge, das Stumpfnäschen deuten auf tartariſches, vielleicht ſogar auf etwas kalmückiſches Blut. Finden Sie ſie hübſch? — Nein? — Ich auch nicht; aber ſie hat etwas piquantes; ſie könnte mir auf drei bis vier Wochen gefährlich werden; wenigſtens jedenfalls mehr als dort die hohe, junoniſche Deutſche, welche kalt und langweilig ſeyn mag, wie die Göttin, der ſie ähnelt. — Wie ich Ihnen ſage, Kamerad! das Eigenthümliche iſt es, das mich anzieht. Werden Sie es glauben; ich kaufte mir einſt in Smyrna eine hübſche Negerin, und warum? Weil ſie die einzige war, welche ſpitzgefeilte Zähne hatte, und aus dem tiefſten Sudan ſtammte. In Malta koſtete mich eine dicke Türkin ein hölliſches Geld; ſie war grundhäßlich, aber — ſie war eine Türkin, und ſo beging ich die Narrheit. Es war einmal meine Liebhaberei.“ —

Dem jungen Manne ſchien das Geſpräch nicht ſonderlich zu gefallen. Er ſah vor ſich hin und ſchwieg. Der Andere wendete das Geſpräch.

„Es wäre mir ganz beſonders fatal, wenn die Kaiſerin nicht erſchiene!" ſagte er. „Der Umſtand, daß, ihrem Befehl zufolge, der Ball bereits beginnen mußte, ſcheint es um ſo wahrſcheinlicher zu machen."

„Sie haben die Monarchin ſchon geſehen?" fragte der Jüngling, doch wie es ſchien, nur um das Geſpräch fortzuſetzen.

„Ei freilich!" verſetzte Jener. „Ich brachte Empfehlungen aus Turin, Neapel, et cetera; ſie empfing mich ſehr gnädig. Wie geſagt, ich hätte ſie gern noch einmal geſehen, ehe ich zur Armee abgehe, um gegen die Türken zu fechten."

„Wie?" ſagte aufmerkſam der junge Mann. „Sie gedenken den Feldzug mitzumachen?"

„Allerdings! Als Volontair;" verſetzte Jener leicht. — „Ich nahm meinen Abſchied aus dem Dienſte der Republik Genua, und, Sie wiſſen wohl, der Soldat, wenn er ſein Handwerk liebt, wird gleich unruhig wenn er hört, daß irgendwo eine Kanone abgefeuert wird; er meint dann er müſſe dabei ſeyn, es ginge nicht ohne ihn. Ueberdieß bin ich des müßigen Lebens ſatt. Ich trieb mich einige Jahre bald in Europa bald in der Levante herum! aber der geſchäftige Müßiggang ward mir nach gerade zum Ekel; da hörte ich daß der Feldzug aufs Neue eröffnet würde, ich ſchaffte mir Empfehlungen, und eilte her. — Aber," ſetzte der Sprechende auf einmal lachend hinzu; „iſt es nicht närriſch, wir plaudern ſchon eine Stunde mit einander, ohne daß wir uns einander genannt haben. — Ich bin der Major Mazuchelli."

„Ich, der Ingenieurlieutenant Steinheil!" erwiederte der Jüngling ſich verbeugend.

„Dachte ich es doch gleich, daß Sie kein Ruſſe wären!" ſagte Jener. „Ich hielt Sie auf den erſten Blick für einen Deutſchen."

„Ich bin ſchweizeriſcher Abkunft," ſagte der junge Mann. „Mein Vater war Arzt, und lebte nach dem Tode meiner Mutter in der Moldau und Walachei, wo er ſeine Kunſt ausübte. Ich kann mich nur wenig an jene Zeit erinnern, ich war ein ſechsjähriger Knabe, als ich ihn verlor. Durch eine Dame, welche mich in Pflege nahm, kam ich nach

Petersburg. Meine Wohlthäterin ließ mich zum Militair ausbilden. Jetzt iſt ſie geſtorben. Auf dem Sterbebette empfahl ſie mich unſerer gnädigen Monarchin, und dieſe befahl, daß ich ihr heute auf dem Balle durch meinen Chef vorgeſtellt werden ſollte. Wie es ſcheint ſoll mir indeß heute dieß Glück nicht zu Teil werden, und ſo wird die Ausſicht, die es mir eröffnen konnte, wohl vorübergehen und die Audienz in Vergeſſenheit gerathen."

„Sie müſſen um eine beſondere anhalten!" ſagte Mazuchelli.

„Ich wage es nicht; man würde es für eine Anmaßung nehmen;" verſetzte Jener kopfſchüttelnd.

„Ei was!" fiel der Italiener lebhaft ein. „Das Glück iſt ein Weib, es begünſtigt nur den Kühnen und läßt den blöden, liebäugelnden Schäfer im Hintergrunde ſtehen. Sie haben einen hübſchen Anknüpfungspunkt für den Faden Ihrer Zukunft, und ſind ein Thor wenn Sie die Gelegenheit verſäumen. Was ſoll Ihnen die Audienz, wenn Sie ſolche nicht benutzen wollen? Ein gnädiger Blick, ein freundliches Wort, ſchöne Dinge, aber fett iſt noch Niemand davon geworden."

„Ich weiß nicht, Herr Major —“

„Was Sie thun ſollen, und was ich an Ihrer Stelle thäte?“ fiel Jener ein, ohne den jungen Mann zu Worte kommen zu laſſen. „Die Sache liegt auf der Hand; ſie iſt ganz einfach. Ich bäte um eine Audienz, wenn mir ſolche nicht von freien Stücken gewährt würde. Stände ich dann vor der Kaiſerin, ſo ſagte ich ihr — falls ſie mir nicht ſelbſt die Gelegenheit dazu gäbe — daß mir meine Pflegemutter auf dem Todbette aufgetragen, die Monarchin in ihrem Namen um eine Gnade anzuflehen, und daß ich ſie erſuchte — nun das findet ſich! Sie fordern je mehr, je beſſer; Etwas wird Ihnen jedenfalls gewährt.“

„Ich wüßte in der That nicht“ —

„Um was Sie bitten ſollen? rief Jener lachend Gott im Himmel! Um das Erſte, Beſte. — Einen höhern Grad, zum Beiſpiel! Verſetzung in den Generalſtab, und ſo weiter.“

„Man würde mich für einen Anmaßenden, Uebermüthigen halten!“ ſagte Steinheil kopfſchüttelnd.

„Allerdings, das würde man, wenn Sie es mit einer ſchüchternen Miene, und in unſichern Worten thaten!" rief Mazuchelli. „Geben Sie ſich aber das Air des Gegentheils, ſo wird man annehmen, daß Sie es fühlen einen Vorzug dieſer Art zu verdienen."

„Und wenn man den Anmaßenden in die gebührenden Schranken zurückwieſe, wenn ich mir vielleicht gar die Ungnade der Monarchin zuzöge!" ſprach Steinheil.

„So fordern Sie den Tag darauf Ihren Abſchied. — Der Ingenieur der ſeine Kunſt verſteht, findet überall Anſtellung;" erwiederte der Major. „Vielleicht machen Sie auf dieſe Weiſe nur um ſo leichter Ihr Glück. Ja gewiß. Ich wette darauf, daß, wenn Sie zum Beiſpiel heute den Abſchied nähmen, und ſich jenſeits der Donau begäben, Sie in vier Wochen bei dem Heere des Weſſirs vortrefflich placirt werden würden."

„Bei den Türken!" rief Steinheil erſtaunt.

„Que voulez vous? — Warum nicht!" entgegnete Mazuchelli. „Sind Sie ein Ruſſe? Iſt Rußland die Welt? — Der Soldat ſucht das Glück wo er es findet."

„Sagten Sie nicht vorhin, daß Sie ſelbſt den

Feldzug gegen die Türken mitmachen wollten?" fragte Steinheil befremdet.

„Ja wohl!" erwiederte Mazuchelli kalt. „Es convenirt mir eben. Wäre es nicht der Fall, ſo befände ich mich zu Ismail oder Braila. Warum ſollte aber für einen Andern das Letztere nicht convenabler ſeyn? Türken oder Ruſſen, mir Alles eins! Was gehn mich Beide an? Ich will den Spas einmal wieder mit anſehen. Voila tout! Habe ich es ſatt, gehe ich nach Hauſe; nach Genua, Venedig oder ſonſt wo. Wie geſagt, mon ami, Sie ſind ein Thor wenn Sie ſich über Dinge ſolcher Art viel Scrupel in den Kopf kommen laſſen; das iſt nicht die Art und Weiſe, auf die ein junger Mann ſein Glück macht. Sie intereſſiren mich übrigens; ich möchte Sie wohl ein Bischen bevormunden, und ich ſtehe dafür daß Sie dabei prosperiren ſollten. Geſtatten Sie mir immer, daß ich mich ein wenig Ihrer annehme Allein kommen Sie nicht vom Flecke. Kann ich Ihnen nicht mit der That nützen — und das iſt noch die Frage — ſo wird Ihnen mein Rath wenigſtens nicht ſchädlich ſeyn."

„Herr Major, dieſe Güte, dieſe Freundlichkeit" — ſagte Steinheil verlegen.

„Kleinigkeiten, mon cher! Nicht der Rede werth;" fiel Mazuchelli ein. „Was hätten denn die Alten vor den Jungen voraus, als eben die Erfahrung? Aber Etwas fordern dann die Alten: Aufrichtigkeit. Darum eine Frage, die Sie aber nicht übel nehmen müſſen: Fühlen Sie ſich ſchwierigen, umfangreichen Geſchäften im Fach des Geniecorps gewachſen?"

„Ich ſchmeichle mir etwas gelernt zu haben, und beſitze das Zutrauen meiner Chefs!" entgegnete Steinheil beſcheiden.

„Ich glaube Ihnen! ich bin davon überzeugt!" ſagte Mazuchelli, den jungen Mann lange betrachtend. — „Möchten Sie wohl den Feldzug mitmachen?"

„Es wäre mein ſehnlichſter Wunſch!" rief Steinheil.

„Wer iſt Ihr Chef?" fragte Jener weiter.

„Dort der General N.; der alte hohe Mann, welcher ſich mit den beiden Damen unterhält;" erwiederte der Jüngling.

„Giebt es viel Ingenieuroffiziere im Generalſtabe des Fürſten Potemkin?" frug Mazuchelli.

„Allerdings!" erwiederte der Jüngling. „Indeſſen ſollen noch zwei dorthin abgehn; es ſind ein Paar bei Iſaktſcha gefährlich verwundet worden."

„Haben Sie die Feldzüge gegen die Türken, beſonders den Belagerungskrieg ſtudirt?" frug der Major weiter.

„Sie ſcherzen wohl?" entgegnete Steinheil lächelnd. „Wo wäre der Offizier vom Geniekorps, der es nicht gethan hätte."

„Sie haben Recht! Ich hätte dieß vorausſetzen können;" ſprach Mazuchelli leicht. — „Doch noch eine Frage, die Sie indeß dem Manne, der Antheil an Ihnen nimmt, verzeihen müſſen: Würden Sie ſich wohl entſchließen den ruſſiſchen Dienſt zu verlaſſen, wenn ſich anderweitig Ihnen glänzende Ausſichten böten, und Sie ſich überzeugten, daß Ihnen hier das Glück nicht blühe?"

„Warum nicht?" erwiederte der Jüngling leichthin. „Ich bin ein Ausländer. Mich bindet nichts für die Lebenszeit an dieſes Land. Fände ich an-

anderwärts beſſere Ausſichten, ſo würde ich dieſen folgen."

„Wohlan!" fiel der Major ein! indem er den Jüngling bei der Hand faßte. „Ich will Ihnen wohl. Vielleicht kann ich Ihnen nützlich ſeyn, ich fordere indeß Glauben und Vertrauen in die Anſichten und Erfahrungen eines Mannes der die Welt kennt. Vor Allen bitte ich Sie durch übel angebrachte Beſcheidenheit, in vorkommendem Falle, meine, vom Wohlwollen dictirten Plane, nicht zu durchkreuzen, oder ſie gar zu nichte zu machen. Glauben Sie mir! die Menſchen beurtheilen uns größtentheils nach dem Werthe den wir uns ſelbſt beilegen. Wer dieſe Maxime aus den Augen läßt wird überſehen, und wenn er alle Verdienſte und Vorzüge der Erde in ſich vereinigte. Auch iſt es eben kein Betrug, Andere bei uns mehr vorausſetzen zu laſſen, als wir zu leiſten im Stande ſind, nur muß man ſodann ſtreben zu dem Punkte zu gelangen, auf den Jene uns bereits angekommen glauben. — **A revoir** indeß! Wir ſprechen wohl noch mehr darüber." —

Der Italiener verließ mit dieſen Worten den jungen Mann, nachdem er ihm kräftig die Hand gedrückt, und Steinheil bemerkte nach einer Weile daß Mazuchelli zu dem General trat, den er ihm als den Cheff des Geniekorps bezeichnet hatte. —

„Die Menſchen beurtheilen uns größtentheils nach dem Werthe, den wir uns ſelbſt beilegen!“ ſprach der Jüngling endlich ſinnend zu ſich ſelbſt. — „Er mag wohl recht haben, ſo traurig auch dieſe Wahrheit lautet, die der Beſcheidenheit, dem ſtillen Verdienſt ein hartes Urtheil ſpricht. Wie oft habe ich ſchon geſehen, daß Menſchen, gänzlich verdienſtlos, gänzlich ohne innern Halt, beachtet und vorgezogen wurden, weil ſie Keckheit genug hatten, aller Welt glauben zu machen, ſie ſeyen Die, welche man in ihnen zu finden glaubte. — Gewiß, dieſe knabenhafte Unbeholfenheit, die ich nicht ablegen kann, die mich oft nicht den Mund öffnen läßt, wenn ich auch die Sache beſſer als Der verſtehe, der vielleicht nicht einmal mein Gegner iſt, ſondern mich nur über Dieß und Das ſondiren will, ſie iſt's die mir von jeher geſchadet hat. — War es nicht, als ob dieſer Fremde mir den Mangel an jedem Selbſtvertrauen gleich am Geſicht anſähe?

Er hat Recht, vollkommen Recht! es muß anders werden. Der Himmel ſchaffe mir nur eine Gelegenheit, und wahrhaftig! ich will mein Licht nicht unter den Scheffel ſtellen.“ — —

Indem der junge Mann ſo zu ſich ſelbſt ſprach, entſtand eine gewaltige Bewegung im Saale. Die Muſik ſchwieg, jeder Tänzer führte ſeine Tänzerin ſchnell auf ihren Platz, Alles ſchien ein beſonderes Ereigniß anzudeuten. Jetzt auf einmal, erſcholl eine donnernde Pauken- und Trompetenfanfare; Aller Augen blickten nach dem obern Theil des Saales wo das Gewimmel der Anweſenden ſchnell auseinander ſtob, und einen freien Raum lies. „Die Kaiſerin!“ ziſchelte es hier und da, und Alle blickten nach jener Gegend. —

Eine Frau von majeſtätiſchem Aeußern, ganz wie zum Gebieten geboren, in einfachem, aber geſchmackvollem Kleide, geziert mit Stern und breitem Ordensbande, trat am Arme eines jungen bildſchönen Mannes, und gefolgt von mehreren Damen und Hofherren, ſämmtlich in großer Gala, in den Saal. Da die Ehrfurcht jedes Andrängen verbot, ſo ward es unſerm jungen Bekannten leicht, auch aus der Entfernung die Monarchin genau zu beobachten. Die Majeſtät die auf dieſer Stirn ruhte, der Geiſt der aus dem hellen Auge ſchimmerte, machte auf den Jüngling einen ungeheuren Eindruck, ſeine natürliche Schüchternheit aber ward dadurch dergeſtalt aufgeregt, daß er bei dem Gedanken: es ſey wohl möglich, daß er der Kaiſerin an dieſem Abende vorgeſtellt, und von ihr angeredet werden könne, ſeine Pulſe bis in den Schläfen klopfen fühlte. Die Monarchin unterhielt ſich indeß mit einigen der vornehmſten Anweſenden und befahl endlich, daß der Tanz fortgeſetzt werden ſolle. Steinheil fand dadurch ſeine Faſſung wieder, und wagte ſich endlich dem obern Theile des Saales näher. Mit mehrerer Ruhe betrachtete er die hohe Frau, deren Scepter über drei Welttheile reichte. Freundlich unterhielt ſich die Monarchin bald mit fremden Diplomaten, bald mit reizenden Damen, bald mit ergrauten Kriegern oder bärtigen beturbanten Orientalen, und das Geſicht eines jeden der Angeredeten ſtrahlte von Stolz und Entzücken wenn ihn die Herrin mit einem gnädigen Winke der Hand, oder einer kaum

merklichen Verbeugung entlaſſen hatte. Der jung
Mann fand es nun nicht mehr ſo ängſtlich vo
der Monarchin angeredet zu werden, doch konn
er die Kühnheit Mazuchelli's, der ſich in gering
Entfernung hingeſtellt und augenſcheinlich bemer
bar zu machen geſucht hatte, nicht begreifen. Je
ſchien der Major zu der Kaiſerin gerufen gewo
den zu ſeyn. Katharina unterhielt ſich läng
Zeit mit demſelben, und wie es ſchien war ſie üb
aus gnädig gegen ihn; nach einiger Zeit bemer
Steinheil auch ſeinen Chef in der Nähe der M
narchin. Da der Vorſtellungen ſo viele wa
ſo hatte unſer junger Bekannter ſchon jeden G
danken an eine ſolche von ſeiner Seite aufgegeb
als plötzlich ein Adjutant der Kaiſerin zu ihm tra

„Sie ſind der Lieutenant Fedor Nicolajewi
Steinheil?“ ſagte er. „Ihro Majeſtät befe
Sie zu ſprechen.“

Wie ein Donnerſchlag wirkte dieſe Nach
im erſten Augenblick auf den jungen Mann.
fühlte alles Blut aus ſeinen Wangen entwei
und folgte wie mechaniſch dem Adjutanten.
Jetzt ſtand er endlich vor der Gebieterin, von

cher bemerkt zu werden, ſo lange ſchon ſein ſehnlicher Wunſch geweſen. So wie der durchdringende Blick der Kaiſerin auf ihn fiel, fühlte er wie das Blut ihm ins Geſicht ſtieg, und ſein Muth würde ihn gänzlich verlaſſen haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß das Auge der hohen Frau mit Wohlwollen auf ihm ruhe.

„Meine gute Dujardin hat Dich mir vor ihrem Tode warm empfohlen, Fedor Nicolajewitſch!" ſprach die Kaiſerin. „Dein Chef, der General N., giebt Dir ein gutes Zeugniß, und ſomit freut es mich Gelegenheit zu haben Dir den Grad eines Premierlieutenants bewilligen zu können."

„Ihro Majeſtät — dieſe Gnade" — ſtammelte Fedor.

„Du wirſt Dich ihrer immer würdiger machen!" ſprach die Monarchin mit gnädigem Blicke. „Wie ich höre, haſt Du Dir ganz beſondere Kenntniß in Deinem Fache, namentlich im Feſtungskriege erworben, und Dich dadurch auf eine vortheilhafte Weiſe ausgezeichnet."

„Ich habe meine Kenntniſſe zu vermehren geſucht," ſprach der junge Mann verlegen, „wenn ich aber bis jetzt noch nicht im Stande war etwas Vorzügliches zu leiſten" —

„Du biſt beſcheiden, und dieß freut mich!" fiel Katharina ein. „Ein junger Menſch muß indeß das, was ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft ihm zu eigen machte, auch praktiſch anzuwenden trachten. Auch allzugroße Beſcheidenheit kann oft nachtheilig ſeyn. Dein Chef ſelbſt wußte nicht einmal, daß Du den Krieg gegen die Türken zum Gegenſtand ſo umfaſſender, als gründlicher Studien gemacht. Erſt Major Mazuchelli — Sagten Sie mir nicht," fuhr die Kaiſerin zu dem bei Nennnng ſeines Namens einige Schritte Nähertretenden fort, „daß dieſer junge Mann eine treffliche Schrift über den Feſtungskrieg, mit beſonderer Beziehung auf den gegen die Turken, unter der Feder habe?"

„Ich hielt mich verpflichtet dieſer höchſt geiſtreichen Arbeit zu erwähnen, als Ew. Majeſtät geruhten mit mir über den letzten Feldzug, der für Allerhöchſtdero Waffen ſo glorreich ausfiel zu ſprechen!" entgegnete Mazuchelli. „Ich habe in frühern Jahren die Levante vielfach durchreiſt, ich kenne mithin die kriegeriſchen Verhältniſſe der

Orientalen ziemlich genau, und wenn auch das Geniewesen nicht die Waffenart iſt unter der ich gedient, ſo glaube ich dennoch mir ſo viel Urtheil anmaßen zu können, um zu behaupten, daß bis jetzt noch nirgends etwas ſo Ausgezeichnetes erſchienen iſt, als in der Einleitung der Schrift, welche Lieutenant Steinheil beginnen wird, und zu der er bereits den Plan entworfen hat. Es iſt dieß um ſo mehr zu verwundern, da er den Gegenſtand, den er behandelt, nur aus den deshalb gemachten Studien, nicht aus Erfahrungen, die freilich dem Werke die Krone aufſetzen würden, kennt.“

„Sie ſind der Meinung, daß, wenn er den jetzigen Feldzug mitmachte, dieß für ſeine fernere Ausbildung von beſonderem Vortheil ſeyn würde? fragte die Fürſtin wohlwollend.

„Von dem allergrößten!“ ſprach Mazuchelli raſch. „Auch halte ich mich überzeugt, daß Lieutenant Steinheil, bei ſeinen Kenntniſſen, im Generalſtabe der Armee die trefflichſten Dienſte leiſten würde.“

„Der Ingenieurlieutenant Steinheil iſt im Generalſtabe des Grafen Suwarow-Ruminskoi angeſtellt, und wird morgen nach ſeiner Beſtimmung abgeben!" ſagte die Kaiſerin zu einem Adjutanten der neben ihr ſtand, und welcher nach ehrerbietiger Verbeugung, ſich die Ordre auf ein Pergamentplättchen notirte, das er aus der Bruſttaſche der Uniform zog.

„Ich hoffe, Du wirſt Dich meiner Gnade werth zeigen, Fedor Nicolajewitſch!" ſagte die Kaiſerin gnädig zu dem Jünglinge. Dieſer wollte danken, aber ein Wink der Hand entließ ihn und die Fürſtin wendete ſich zu Jemand aus ihrer Umgebung.

„Maſchallah! Ihr Glück iſt im Steigen, würde ich ausrufen, wenn ich ein Perſer wäre!" ſagte Mazuchelli lachend zu ſeinem jungen Bekannten, als ſich beide wieder in einem Winkel des Saales trafen. „Sie waren ja ganz verduzt, als Sie hörten, daß ich Sie zu einem ausgezeichneten Schriftſteller gemacht, und können noch jetzt nicht dazu kommen, mir den ſchuldigen Dank abzuſtatten."

„Halten Sie ſich deshalb für nicht weniger von meinen dankbarſten Empfindungen überzeugt!" ſprach Steinheil, indem er dem Major gerührt die Hand drückte. — „Aber mein Gott!“ ſetzte er hinzu. „Es überläuft mich ganz eiskalt, wenn ich daran denke, wenn ſie befohlen hätte ihr das in Rede ſtehende Manuſcript zur Durchſicht zu bringen.„

„Eine Frau, ein Belagerungswerk? Wo denken Sie hin?“ rief lachend der Major. „Und wenn auch! Eine dumme Geſchichte wäre es zwar immer geweſen, indeß wir hätten uns hinſetzen und irgend Etwas tant bien que mal, zu Stande bringen müſſen. Wäre es nicht ſo geiſtreich geweſen wie ich es im Voraus geſchildert, nun ſo war es meine Schuld, der es unverdienter Weiſe ſo vortrefflich gefunden. Sie befanden ſich jedenfalls außer der Klemme.“

„Ich werde alle meine Kräfte zuſammennehmen, ich will Tag und Nacht ſtudiren, um das wirklich leiſten zu können, was Sie, als bereits geſchehen, erwähnt!“ ſagte nach einer Pauſe der junge Mann. „Bis dahin betrachte ich mich als im Rückſtande mit meiner Pflicht und es iſt mir gewiſſermaßen ein drückendes Gefühl, nicht das zu ſeyn was die Monarchin glaubt.“

„Diable!“ rief Mazuchelli ſpöttiſch und halb verdrüßlich lächelnd. „Sie haben ja ein ſo zartes

Gewiſſen, als ob Sie erſt geſtern oder vorgeſtern konfirmirt worden wären. Ich denke indeß der Feldzug wird dieſe Senſibilität der geiſtigen Haut etwas abſtumpfen, ohne daß Sie an einem pſychiſchen Rheumatismus erkranken ſollen. Es iſt ein wahres Glück, daß Sie nicht die diplomatiſche, oder die Hofkarriere gewählt haben, Sie kämen aus dem Gewiſſensfieber nicht heraus. Für jetzt verzeihen Sie mir, daß ich mich Ihrer etwas allzuwarm angenommen."

„Sie mißkennen mich ganz, Herr Major, wenn Sie mich für einen Undankbaren halten!" rief Fedor mit Wärme, indem er die Hand deſſelben ergriff. „Es beſchlich mich nur ein unheimliches, ja was ſoll ich es läugnen, ein beſchämendes Gefühl, daß mich die Kaiſerin, die gütige Monarchin, für beſſer hält als ich bin, und daß ich die mir gewordene Gnade, nicht in dem Maaße verdiene. Sie mögen indeß Recht haben, wenn Sie behaupten, daß man, durch redliches Wollen und beharrliches Streben, eine kleine Täuſchung dieſer Art wieder gut machen könne, und dieß iſt auch mein feſter Vorſatz."

„So iſt es recht, mein junger Freund!“ fiel Mazuchelli ein. „Ein unſchuldiger Betrug, eine Nothlüge, hören auf ein Unrecht zu ſeyn, wenn man ſolche, ſey es auch hinterher, zur Wahrheit zu erheben ſtrebt. Iſt nur der Zweck, den man vor Augen hat kein verwerflicher, ſo darf man, will man zu ſolchem gelangen, nicht eben allzuängſtlich in der Wahl der Mittel ſeyn. — Doch zu etwas Anderem! Sie gehen zu Suwarow. Das iſt gleichfalls meine Beſtimmung. Ich habe darum angehalten. C'est un crâne! der alte Fuchs. Ich möchte ihn wohl in Mitte ſeiner Truppen kennen lernen, und freue mich im Voraus darauf. — Apropos! wir können die Reiſe zuſammen machen. — Ja? — Charmant! Ich habe eine Podoroſchne; (Poſtpaß) Sie auch; wir ſpannen zuſammen, und reiſen noch einmal ſo ſchnell und gut. Für Reiſebequemlichkeiten laſſen Sie mich ſorgen. Ich ſchaffe das Nöthige an; aus meinem Beutel verſteht ſich. Ich bin gerade bei Gelde und eben nicht knauſerig in dieſem Falle. — Still, ſtill! Keine Entſchuldigungen. Ich weiß es aus Erfahrung, mit Lieutenantsgage laſſen ſich nicht beſondere Sprünge machen. Sie ſind mein Reiſegaſt. Ich will einmal Ihren Beſchützer machen, Ihren Mentor. Ich liebe junge Leute, und mein munteres Temperament verſchaffte mir immer Freunde unter dieſen. Einen oder den Andern der mir gefiel, nahm ich dann beſonders unter die Flügel, ich betrachtete ihn ſo zu ſagen als meinen Sohn, das heißt ſo lange er mir ergeben war und Vertrauen zeigte."

„O," rief Feder warm, „daran kann es in Bezug auf Sie, nie gemangelt haben. Wer ſo uneigennützig, ſo edel wie Sie, ſich des gänzlich Unbekannten annimmt, der kann wohl, auf's Allermindeſte gerechnet, Vertrauen und Ergebenheit fordern."

„Sie ſind jung, und kennen die Welt noch wenig!" erwiederte kopfſchüttelnd der Major. „Gerade da, wo ich den beſten Willen hatte, bin ich am meiſten verkannt worden. Für unedle Seelen iſt ein geleiſteter Dienſt, eine erfahrne Gefälligkeit, oft eine Laſt. Die Undankbarkeit ſucht und findet bald eine Gelegenheit dieſe abzuſchütteln. Glücklicherweiſe iſt dieß nicht ſtets der Fall, und dann mon ami, bin ich ein alter gutmüthiger Patron, der ſich erlittene Unbilden nicht ſehr zu Herzen nimmt. Wenn ich Jemand traf mit dem ich es gut gemeint, dem ich, ſo viel ich gekonnt, als Stab und Stütze diente, wenn, ſage ich, dieſer mich dann verließ, leicht wie der Vogel von dem Aſte auffliegt der das ihn wärmende Neſt getragen, ſo dachte ich: Fahr hin! Er iſt ein Menſch, und der Sinn des Menſchen iſt unſtät und veränderlich. Wer weiß hätte ich es an ſeiner Stelle beſſer gemacht!"

„Dieß traurige Wort ſollen Sie wenigſtens nie in Bezug auf mich ausſprechen dürfen!" rief Fedor mit allem Feuer der Jugend. „Ich denke Ihr edles Vertrauen durch Erwiederung deſſelben, durch die vollſte Hingebung zu verdienen."

„Wohlan!" ſagte Mazuchelli, den Jüngling feſt anblickend. „Ich nehme Ihr mir unaufgefordert gegebenes Verſprechen an. Sie wiſſen ich legte keinen Werth auf die kleine Gefälligkeit, die ich Ihnen zu erweiſen trachtete, Sie ſelbſt ſind es der ihr einen ſolchen beimißt, und bieten mir als Dank Neigung und Vertrauen. Dieß iſt keine gewöhnliche Gabe, ich ſchlage ſie hoch an und werde ſolche aus allen Kräften erwiedern. So ſey denn hiermit unſer Freundſchaftsbündniß geſchloſſen, und ich denke es ſoll nicht ohne Frucht bleiben. Nicht Jedem nahete ich mich ſo gern, ſo leicht, nicht Jeder nahm mich ſo beim erſten Blick für ſich ein, wie Sie, aber wenn ich mich getäuſcht fände, ſo würde es mich doppelt ſchmerzen, und Sie wiſſen, dem Sohne des Südens ſind die Worte getrennte Freundſchaft und Todfeindſchaft von gleicher Bedeutung." —

Nachdem Fedor mit aller Wärme der Jugend dem Major, der ſich für ihn ſo aus vollem Herzen zu intereſſiren ſchien, Anhänglichkeit und Freundſchaft gelobt, trennten ſich Beide, und es ward nur noch beſtimmt, zu welcher Stunde des folgenden Tages man den Weg nach dem Orte der neuen Beſtimmung antreten wollte. So wie Fedor in das Quartier des Majors trat, war er überraſcht von allen den Vorkehrungen, die dieſer zu ihrer gemeinſchaftlichen Reiſe getroffen hatte. Nichts fehlte was dieſe bequem und angenehm machen konnte. Man ſah gleich daß ein vielgereiſter Weltmann hier gewaltet, Alles voraus bedacht, und ohne eben zu kargen angeſchafft hatte. Aber nicht blos auf ſeine eigene Bequemlichkeit, hatte Mazuchelli Bedacht genommen; Fedor fand Alles, was im Laufe einer weiten Reiſe nöthig werden konnte doppelt angeſchafft, Pelze, Weine, Lebensmittel aller Art, waren ſichtlich für ihn, in eben der Fülle und Qualität, wie für den Major ſelbſt, berechnet. Als Mazuchelli mit aller Lebhaftigkeit des Italieners ſeinem jungen Freunde die angeſchafften Vorräthe vorwies, und bei einigen Reiſeneceſſairen von beſonderer Eleganz und künſtlicher Einrichtung deren Gebrauch und Anwendung erklärte, bemerkte Fedor ſchüchtern, daß er vielleicht nicht augenblicklich im Stande ſeyn werde, den auf ihm kommenden Koſtentheil dem Major zurück zu erſtatten, daß dieß aber unfehlbar in der Kürze geſchehen ſolle. Der Major ſchien indeß dieſe Bemerkung nur ungern zu hören, er hielt ſeinem jungen Freunde den Mund zu und äußerte, daß wenn ihn dieſer lieb habe er über dieſen Gegenſtand nie wieder ein Wort verlauten laſſen ſolle. Er achte das Geld überhaupt nicht ſehr, ſetzte Mazuchelli hinzu, er betrachte es nur als ein nothwendiges Mittel, ohne welches man freilich nicht durch das Leben kommen könne; für einen Freund es auszugeben, ſey ihm aber um ſo mehr ein Vergnügen, als er zufällig gerade ſich im Stande befinde nicht kargen zu dürfen. Sollte er ſich einſt in Verlegenheit befinden, ſetzte er lachend hinzu, ſo werde er darauf denken bei Fedor eine Anleihe zu eröffnen, in ſo weit ſich ſolche mit deſſen Lieutenantsgage vertrüge — Wenige Stunde ſpäter ſaßen die beiden Freunde in einem, für eine lange Reiſe bequem eingerichteten Schlitten, und begannen friſch und fröhlich die Reiſe nach Südoſten. — —

Noch nie hatte Fedor eine ſolche auf ſo angenehme Weiſe unternommen. Er lernte in ſeinem Reiſegefährten einen Mann kennen, den er von Tag zu Tag immer lieber gewann. Beſtändig heitern Humors, erzählte Mazuchelli von ſeinen Reiſe- Kriegs- und Liebesabentheuern, und Fedor konnte nicht müde werden ihm zuzuhören. Was hatte dieſer Mann nicht Alles geſehn, erlebt, genoſſen! Er war in England wie in der Türkey, in Frankreich wie in Italien zu Hauſe, kannte jedes Landes Gewohnheit, alle unter ſo verſchiedenen Himmelsſtrichen ſich darbietende Lebensgenüſſe. Die Stunden verflogen unſerm Bekannten wie Minuten, die Tage wie Stunden, in der Geſellſchaft ſeines älteren Freundes. Freilich vernahm Fedor aus dem Munde deſſelben manchmal Lebensanſichten, Grundſätze, die eben nicht nach den Regeln ſtrenger Moral abgemeſſen ſchienen, aber der Jüngling ſah in ihm einen Weltmann, der ſeine Weiſe ſtets mehr von der Praxis als der Theorie entnommen. Zudem ward Mazuchelli oft plötzlich ernſt, ſein gewöhnlich leichtfertiger Ton verwandelte ſich im Moment, und nun warnte er als väterlicher Freund, wie er ſagte, den jungen Mann vor Fallſtricken, vor denen er ſich ſelbſt nicht hinlänglich gehütet, und die ihn, wie er hinzufügte, ſelbſt bei vorgerücktem Alter und Lebenserfahrungen noch in ihren Banden hielten. Durch Unterhaltungen dieſer Art durch die Sorgfalt, die Freundlichkeit, die er dem jungen Manne auf ſo vielfache Weiſe bezeigte, kam es endlich dahin, daß Fedor den alteren Freund als eine Art von Muſterbild auf dem kriegeriſchen Lebenswege zu betrachten lernte, und daß in den Augenblicken, wo ſein eigener ruhiger beſchaulicher Sinn, ſein Rechtlichkeitsgefühl ihm ſagte, daß ſich im Ganzen dennoch Eins und das Andere gegen den moraliſchen Standpunkt ſeines Mentors einwenden ließe, er dieß auf Rechnung des italieniſchen Blutes, und die Abgeſchliffenheit des Weltmannes ſetzte.

Die Reiſe der beiden Freunde war indeß mit Blitzesſchnelle vorwärts gegangen. Noch eine halbe Tagereiſe, und ſie erreichten das ruſſiſche Lager, welches die Türkenfeſte Ismail umſchloſſen hielt. Steinheil konnte es kaum erwarten dort einzutreffen. Nur die geiſtreiche Unterhaltung Mazuchelli's hatte ihm den langweiligen Weg verkürzen können. Ueberall war man durch flaches, jetzt ohnehin mit Schnee bedecktes Gelände gekommen, wo nichts als ſchmutzige, ärmliche Dörfer, und hier und da ein Birkenwäldchen dem Auge einen Ruhepunkt darboten. Auf faſt unergründlich moraſtigen Wegen, die von den Zuzügen ſchweren Geſchützes noch ſchlimmer wie ſonſt geworden waren, näherten ſich die Reiſenden den Kampements der Armee. Trainkolonnen kreuzten ſich von allen Seiten, die Dörfer waren überfüllt mit Kavallerie, in allen Richtungen trabten Ordonanzen, oder jagten Koſakentrupps. In einer Stunde höchſtens konnte man im Lager ſeyn, denn ſchon ſah man den Rauch der Feuer, und hinter dieſem, wie durch einen grauen Flor, ſchimmerten die Kuppeln der Moſcheen, die mit goldnen Halbmonden gezierten Spitzen der Minarets, durch den Waſſer- und Froſtnebel.

„Meine Pferde wollen nicht mehr von der Stelle!" rief auf einmal der Fuhrmann nachdem er noch etliche male aus Leibeskräften auf die müden Roſſe losgepeitſcht. „Wir müſſen ſie eine halbe Stunde verſchnaufen laſſen, und ſelbſt ein Trunk friſchen Waſſers würde ſie erquicken."

„Gut, mein Brüderchen!" entgegnete Mazuchelli munter. „Aber biege von der Straße ab, dorthin, querfeldein. Ich ſehe da eine Kneipe, und giebt es dort nichts, ſo giebt es doch Ruhe und Brantwein für Dich und Deine Mähren. Darum, stupai! Mache, daß wir hinkommen. —

In wenig Augenblicken war der kleine Raum zurückgelegt, und der Schlitten hielt vor einer elenden Schenke, die aus einem Balkenhauſe, nebſt angebauten Schuppen beſtand. Unter Letzterem waren zwei Pferde angebunden, und ein alter Koſak lag ſchnarchend dicht neben dieſen.

Die Freunde verließen ſchnell den Schlitten und traten in das Haus. Es war eine der erbärmlichſten Feldſchenken der Gegend. Die ganze Wohnung bildete ein einziges Gemach, in welchem der Rauch wie eine Wolke herumwirbelte, und ſich durch ein Loch in der Decke, ſo wie durch die Thüre einen Ausgang bahnte. Nur ein kleines Winkelchen im obern Theile des Gemachs, zeichnete ſich dadurch aus, daß dort einige kunſtlos gemalte Heiligenbildchen aufgeſtellt waren, die aber von Ruß und Dampf eine faſt ſchwarzbraune Farbe bekommen hatten. Drei oder vier Schritte von jenem Orte lag ein Haufen Heu aufgeſchichtet. Man hatte über dieſen ein nicht ſehr reinlich ausſehendes Leintuch gebreitet, und ein alter Ruſſe, bedeckt mit einem Schlafpelz, ſchien dort ſein Mittagsſchläfchen zu halten. Da er die Pudelmütze auf dem Kopf behalten hatte, und dieſe faſt die Hälfte des Geſichts bedeckte, ſo ließ ſich von den Zügen deſſelben wenig erkennen.

„Nun Mütterchen,“ ſprach Mazuchelli zu der alten, triefäugigen und nicht beſonders gefällig ausſehenden Wirthin, die am Feuer geſchäftig war; „was iſt in Deinem vortrefflichen Wirthshauſe Gutes zu haben? — Was werden wir ſpeiſen?"

„Gar nichts, Väterchen, wenn Du nichts mitbringſt," entgegnete die Alte trocken, ohne ſich in ihrem Treiben ſtören zu laſſen.

„Das iſt freilich ziemlich wenig!" erwiederte lächelnd der Major; „aber Etwas wird doch vorhanden ſeyn."

„Ich ſage Euch: nichts und wieder nichts! Wenigſtens nichts für Euch!" rief die Alte. „Doch halt! Etwas giebt es. Ein Gläschen Schnaps; ächten Moldauer."

„Damit ſind wir ſelbſt verſehen!" ſagte Mazuchelli. „Etwas Warmes, ein Bischen Suppe, das wäre es was ich wünſchte, und — ei der Tauſend! Alte, Du bereiteſt ja eben eine Fiſchſuppe. Das iſt gerade mein Kaſus. Die wollen wir ſpeiſen."

„Nicht daran zu denken! Dieſe iſt ſchon verſagt, und zu einer zweiten keine Fiſche mehr im Hauſe;" erwiederte die Wirthin.

„Verſagt! — Dummes Zeug;“ rief der Major. „Wir haben Geld und Appetit. Wer zuerſt kommt —“

„Der iſt zuerſt!“ rief die Alte. „So ſoll es auch ſeyn. Der dort“ — ſie zeigte auf den Schlafenden — „iſt zuerſt gekommen, und ſo ſoll er auch zuerſt eſſen.“

„Der Koſak? oder was er ſonſt iſt?“ rief der Major. „Gieb ihm den Schnaps, und uns die Suppe, Mütterchen! Für den Kerl dort, iſt das Gläschen Branntwein viel angemeſſener.“

„Mag ſeyn, geht aber nicht! Bei mir muß Alles ſeine Ordnung haben;“ rief die Megäre.

„Ei potz Wetter, mache nicht ſo viel Umſtände, Alte!“ rief Mazuchelli ärgerlich. „Tiſche uns die Suppe auf, oder ich kehre Dir das Haus von unten nach oben. Wir ſind Offiziere die geradewegs von Petersburg kommen, und zum General Suwarow gehen. —“

„Und die bei dieſem lernen können, was Ordnung und Schicklichkeit ſey, wenn ſie dieß in Petersburg noch nicht gehörig in Erfahrung gebracht hätten!“ ertönte jetzt auf einmal eine Stimme aus dem Heuhaufen.

Mazuchelli und Fedor blickten hin. Sie ſahen, daß der Schlafende aufgewacht war, ſich halb empor gerichtet hatte, und gähnend die Augen ausrieb. Es war ein alter Mann, von ungefähr ſechzig Jahren, mittler Größe, harten Zügen und ergrauendem Haar. Die Reiſenden waren ziemlich frappirt, aus dem Heuhaufen eine, mit ſolcher Feſtigkeit und Ruhe vorgetragene Schicklichkeitslehre zu vernehmen. Sie ſahen längere Zeit auf den Alten, der ſich indeß durchaus nicht weiter um ſie bekümmerte, ſondern fortfuhr zu gähnen und ſich die ſchlaftrunkenen Augen auszuwiſchen. Die Situation aber hatte ſo ungemein viel Komiſches, daß Mazuchelli nach ein paar Augenblicken in ein lautes Gelächter ausbrach. Der Alte dadurch aufmerkſam gemacht, blickte jetzt die Freunde genauer an, und ſtimmte ſodann herzlich in das Lachen des Majors ein.

„Du ſcheinſt mir ein ſchnakiſcher Kauz, mein Väterchen!“ rief der Major noch immer lachend. „Ich wünſchte nur das Eſſen wäre in dieſer Teuſtkneipe ſo leicht zu haben wie gute Lehren, oder was noch beſſer wäre, Du behielteſt die letztern für Dich allein und überließeſt uns dafür Deine Fiſchſuppe.“

„Alles was recht iſt, Kinderchen!“ entgegnete munter der Alte, indem er die einzelnen Heuhalme ſich aus den grauen Locken zupfte und die Pelzmütze zurechtſtülpte. „Mir ſcheint es, als wäret Ihr des Einen ſo bedürftig als des Andern. Dieſe meine Ueberzeugung aber iſt es eben, die mich antreibt Euch von beiden etwas zukommen zu laſſen. Darum, wenn es Euch recht iſt, eſſen wir die Fiſchſuppe zuſammen, und an guten Lehren ſoll es auch nicht fehlen.“

„Topp, Väterchen!“ rief Mazuchelli lachend. „Komm, ſetze Dich zu uns. Du biſt ein ſchnakiſcher Kunde, und da Du ſo freigebig mit der Suppe biſt, ſo wollen wir mit dieſer auch Deine Weisheitsbrocken hinterſchlucken. Wahrſcheinlich biſt Du ein Schulmeiſter aus der Gegend.“

„Getroffen Brüderchen!“ entgegnete der Alte munter. „Du haſt eine feine Naſe, ich bin ein Schulmeiſter; meine Schule iſt zahlreich beſucht, und ich rühme mich einen Bakel zu führen, mit dem ich manchen großen Jungen, der die Naſe hoch trug, ganz mürbe und demüthig gemacht habe. Aber ſetzen wir uns; die Suppe iſt fertig. — Doch halt Ihr Herren! zuvor ein Schälchen.“

Die Wirthin eilte jetzt herbei. Sie brachte eine Flaſche mit moldauiſchem Branntwein, und ein kleines Gefäß, faſt einer Kaffeetaſſe ähnlich. Der alte Ruſſe hielt es der Wirthin hin, ſie ſchenkte ein und ſetzte es vor ihm auf den Tiſch. Der Alte nahm nun die Mütze ab, ſchlug ein Kreuz über Kopf, Bruſt und Schulter, murmelte ein kurzes Gebet, wozu er ſonderbare Geſichter ſchnitt, dann ergriff er die Taſſe, trank ſie haſtig aus und goß ein paar darin gebliebene Tropfen haſtig über die rechte Schulter. Dieß Manöver wiederhohlte er, zum Erſtaunen Fedors und großer Beluſtigung Mazuchelli's, dreimal hintereinander. Bei dem erſtenmale lächelte der Major, bei dem zweitenmale lachte er laut; der Alte ließ ſich indeß nicht ſtören, er ſetzte ſich auf die hölzerne Bank, und rief als er fertig war: „Nun, Kinderchen, langt zu! Wohl bekomme Euch die Suppe, wenn Ihr brave Soldaten, und unſerer allergnädigſten Mutter der Kaiſerin ergeben ſeyd; wo nicht, ſo möge ſie Euch der Teufel geſegnen.“ —

Fedor ließ vor Ueberraſchung, ob des ſo naiv ausgeſprochenen Wunſches, den Löffel in die Schüſſel fallen; Mazuchelli lachte, daß er ſich die Seiten halten mußte.

„Alterchen!“ rief er, als er von dem Lachen wieder zu ſich kam. „Du mußt uns in dem Lager beſuchen! Du biſt ein ſo drolliger Kauz, daß ich durchaus noch öfter Deine Geſellſchaft genießen muß. Ich denke, wir wollen noch manchen guten Spaß zuſammen haben.“

„Hm! dazu kann Rath werden;“ entgegnete der Ruſſe indem er tapfer in die Schüſſel fuhr, und die Fiſchſuppe mit großem Wohlgefallen zu verſchlingen ſchien. „Ich denke nur, Suwarow wird Euch zu vielem Spaßen und Haſeliren nicht eben Zeit laſſen. Der Alte kann nicht lange Ruhe halten, und da hetzt er denn auch die Andern, die ſich am liebſten mit Weibern, Wein und Kartenſpiel die Zeit vertrieben. Dafür ſind ihm dann die Leute, welche am liebſten die militairiſchen Zuſchauer abgeben, ohne ſelbſt die Haut beſonders zu Markte tragen zu wollen" — hier ließ er das Auge über Mazuchelli gleiten — „oder die Mutterſöhnchen aus Petersburg, die einen Geruch verbreiten, als ob ſie ein lebendiger Pomadenkübel wären" — hier blickte er auf Fedor — „gar herzlich gram. Sie haben auch im Ganzen nicht unrecht; er iſt ein widerhaariger, verdrüßlicher, fataler, alter Kauz, und ich verdenke es Niemand, der ihn unausſtehlich findet."

„Ich glaube, Alter, daß Du ſehr ungerecht von dem General urtheilſt" fiel jetzt Fedor mit gerunzelter Stirn ein. „Ganz Rußland verehrt ihn als einen der tüchtigſten, der tapferſten Generale. Er mag manches Sonderbare, Ungewöhnliche, Rauhe, an ſich haben, aber die ihn näher kennen nennen ihn edel, großmüthig, tapfer bis zur Verwegenheit, und der Kaiſerin aufs Unbegränzteſte ergeben."

„Nun, was das letztere anlangt, ſo mögen ſie recht haben, aber mit den andern ſchönen Eigenſchaften mag es wohl nicht ſo weit her ſeyn wie die Leute ſagen!" entgegnete der Alte, indem er den Löffel hinlegte ſich wieder ein Schälchen eingoß, und das Bekreuzen, Trinken und über die Schulter gießen von neuem anhob. — „Aber ſagtet Ihr nicht vorhin, Ihr ginget zu Suwarow? Gewiß kommt Ihr ihm guten Rath zu ertheilen wie er es anfangen ſoll Ismail zu nehmen. Haben ſie vielleicht in Petersburg eine neue Erfindung gemacht? Sollen die Soldaten ſich vielleicht aufs Neue Zöpfe anbinden, oder iſt ſonſt wieder eine wichtige Entdeckung gemacht worden? — Es iſt erſtaunlich, wie weit man es im Kriegführen bringen kann, wenn man, entfernt von der Armee und vom Feinde, gehörig Zeit hat darüber nachzudenken! Man ſtudirt, und ißt, und trinkt, und ſtudirt wieder ein wenig, und ehe man es ſich verſieht und Einer die Hand umwendet, hat man eine neue Methode endeckt, bei der den gewöhnlichen praktiſchen Leuten, die ſonſt nichts verſtehen als den Feind zu ſchlagen, Hören und Sehen vergeht."

„Eine neue Methode Ismail zu nehmen, wäre ſo übel nicht!" fiel Fedor lächend ein. „Die Feſtung iſt ſtark, ein Sturm würde ungeheure Menſchenmaſſen koſten, und dennoch wäre es noch die Frage, ob er gelänge."

„Glaubſt Du," fragte der Alte verächtlich, „daß Ruſſen, von Suwarow zum Sturme geführt, unter deſſen Augen zurückgeſchlagen werden können?"

„Ich glaube daß die Feſtung genommen werden würde, aber der Verluſt würde ungeheuer ſeyn!" erwiederte Fedor mit dem Tone der Ueberzeugung. „Nicht die Wegnahme der Werke, der Widerſtand in dieſen, iſt es, was die Einnahme ſo ſchwierig machen wird, es iſt etwas ganz Anderes, aber — Väterchen, davon verſtehſt Du nichts."

„Hat nichts zu ſagen!" rief der Alte mit ſichtbaren Zeichen der Neugierde. „Ich denke doch Ismail auch zu kennen, aber ich wüßte nicht was Euch widerſtehen könnte, wenn Ihr die Feſtungswerke habt. Iſt es nicht gegen Deine Pflicht, Brüderchen, ſo ſage mir doch was Du meinſt das die Einnahme ſchwierig machen wird. Ich denke ſind die Ruſſen einmal in der Stadt, ſo werden ſie mit den Türken bald reinen Tiſch gemacht haben."

„Und ich denke, dann wird der Tanz erſt recht losgehen!“ ſprach Fedor. „Wenn Du in Ismail bekannt biſt, ſo haſt Du auch die großen ſteinernen Khans, jene mächtigen, feſtungsartigen Gebäude, die zur Beherbergung von Reiſenden und zu Waarenniederlagen dienen, geſehen. Es iſt ganz die Art und Weiſe der Türken, ſich nach Erſtürmung der Werke in dergleichen zurückzuziehen, und ſich dort bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. — Wie geſagt, es wird Menſchen koſten, aber die Namen Katharina und Suwarew werden uns auch dieſes Hinderniß überwinden laſſen.“

Der Alte hatte, während Fedor ſprach, ſeine grauen Augen feſt auf den Jüngling gerichtet, und eine nachdenkliche Kopfbewegung ſchien anzudeuten, daß er deſſen Meinung theile. — Mazuchelli war indeß auch in Nachdenken verſunken; jetzt fuhr er auf einmal empor.

„Höre Alter!“ rief er. „Iſt Dir der Name des Paſcha's bekannt, der in Ismail befehligt?“

„Es iſt Auduslu Mehemet!“ erwiederte dieſer.

„Der Seraskir?“ fiel der Major lebhaft ein. „Und die Khane der Krimm, die Ghirais?“

„Alle ſieben ſind in der Feſtung!“ entgegnete der Alte. „Kennſt Du ſie vielleicht?“

„Ei freilich“ erwiederte Mazuchelli. „Ich habe Machſut und Kaplan Ghirai einſt in Konſtantinopel, ich will ſagen in Smyrna, geſehn. — Das heißt,“ verbeſſerte er, „was man ſo ſehen nennt, im Vorbeireiten nämlich; geſprochen habe ich ſie niemals.“

„Du ſprichſt alſo türkiſch, Brüderchen?“ ſagte der Alte aufmerkſam. „Ei, da wird ſich Suwarow freuen wenn er an Dir einen guten Dollmetſcher bekommt.“

„Allerdings könnte ich ihm dadurch nützlich werden!“ verſetzte Mazuchelli leicht. „Ich lernte türkiſch, arabiſch und griechiſch, auf meinen Reiſen in der Levante.“

„Wirklich?“ rief der Alte mit einer Miene, welche Erſtaunen ausdrücken ſollte, in der aber auch Sarkaſtiſches lag. „Da ſieht man, wie das Sprichwort: Guter Rath kommt über Nacht! oft ſo geſchwind in Erfüllung geht. — Da hat ſich der alte Mann, der Suwarow, gewiß noch geſtern erſt ſchlaflos auf ſeinem Lager herumgewälzt, und Pläne gemacht, wie er das türkiſche Teufelsneſt in ſeine Hand bekommen ſoll, und ſiehe da, heute kommen zwei grundgeſchickte Leute, wovon der Eine den Seraskir auf türkiſch zur Uebergabe beſchwatzen kann, der Andere aber die vortrefflichſten Feſtungspläne in der Taſche hat. — Nun Kinderchen auf Eure Geſundheit, und mögt Ihr mindeſtens zur Hälfte Das ſeyn, was Ihr Euch einbildet!"

Der Alte hatte die letzten Worte mit einem ganz eigenthümlichen Blicke begleitet. Er goß ſich in demſelben Momente ſein Schälchen aufs Neue voll, bekreuzte ſich auf die vorige Weiſe, trank, goß den Reſt über die rechte Schulter, griff dann in die Taſche der unſcheinbaren Kurtka die er trug, und warf der alten Wirthin ein Goldſtück zu. Dann ging er mit den Worten: „A revoir Messieurs!" und mit einem leichten Kopfnicken zur Thüre hinaus. — Die beiden Freunde hatten ſich von ihrem Erſtaunen noch nicht erhohlt, als ſie draußen Hufſchlag hörten, und in demſelben Momente den Alten, gefolgt von einem Koſacken, beim

Fenſter vorbei, queerfeldein, in raſchem Roſſeslauf davon ſprengen ſahen.

„Sprich Alte, wer war der ſeltſame Menſch?“ riefen Beide, als ſie ſich von ihrem Staunen erhohlt hatten.

„Kennt Ihr ihn nicht?“ frug die Matrone, das geröthete Auge mühſam emporſchlagend. „Ich kenne ihn eben ſo wenig. Er mag wohl ein reicher Mann ſeyn, denn er hat mir immer ein Goldſtück geſchenkt, wenn er wegging. Anfangs glaubte ich, er wäre der heilige Kriegsfürſt Alexander Newsky oder ſonſt ein Heiliger, und er käme mich in meinem Elende zu unterſtützen, aber ich habe ihm immer eine Fiſchſuppe zurecht machen müſſen, während er ſein Mittagsſchläfchen hielt, und weil ihm dieſe und ein Schälchen Moldauer ſtets ſo gut ſchmeckten, ſo ſah ich endlich, daß er ein Menſch war wie Unſereiner.“

Die Freunde beſliegen nun ihren Schlitten, und während die kleinen Pferdchen, durch die kurze Ruhe erquickt, munter über den Schnee dahin trabten, und die an dem Deichſelbügel befeſtigten Glöckchen luſtig erklangen, erſchöpften ſich die Reiſenden in allerlei Konjecturen über das Weſen und den Stand des räthſelhaften Alten. Nicht wenig waren ſie überraſcht, als bei ihrer Ankunft im Hauptquartier bereits ein Feldjäger ihrer harrte. Er habe Befehl von Sr. Excellenz, meldete er, dem Major Mazuchelli und Lieutenant Steinheil ihr Logis anzuweiſen, und ſie dann ſogleich zu dem Kommandirenden zu geleiten. Kaum nahmen ſich die Freunde ſo viel Zeit die Uniform anzuziehen, und die Schärpe umzuſchlingen, als ſie ſich auch zur Meldung bei Suwarow auf den Weg machten. — Die Armee ſtand im Lager, eine halbe deutſche Meile von der Stadt. Es war ein ungeheurer Halbzirkel von Zelten, welcher ſich mit einem Ende an die Donau, mit dem andern an den in letztere fallenden Bach Repdi, anſchloß. Ueberall loderten Feuer, genährt mit trocknem Rohr und Schilf, welches in den umliegenden Moräſten im Ueberfluß vorhanden war, und das von den Donſchen und Tſchernomorskiſchen Koſacken fortwährend herbeigeſchleppt wurde, hoch empor. Ein, dicht am Repdibache gelegenes, von den Einwohnern verlaſſenes, ärmliches Dörfchen, barg die Mitglieder des

Generalſtabs und das Hauptquartier; ein kleines Haus, das ſich von den andern Hütten nur dadurch unterſchied, daß es einzeln und abgeſondert lag, war die Wohnung des Kommandirenden. Zwei Schildwachen, ſchöne, große Männer vom Korps der Seegrenadiere, bezeichneten ſie ſchon von Weitem als dieſelbe. —

So wie unſere Bekannten in die Wohnung traten, öffnete ihnen ein alter Koſack die Stubenthür mit den Worten: „Sr. Excellenz erwarten Sie bereits.“ — Die Freunde traten jetzt in's Zimmer. Ein alter Herr in Generalsuniform, das dünne graue Haar glatt anliegend, die Stellung ein wenig vorwärts gebückt, ſaß, mit dem Rücken nach der Thüre gekehrt, an einem Tiſche, und ſchien einen vor ihm liegenden Planabſchnitt genau zu durchmuſtern. Er war in tiefem Sinnen begriffen, denn die Eintretenden ſtanden bereits mehrere Minuten ohne von ihm bemerkt worden zu ſeyn. Plötzlich ſtand der General vom Stuhle auf, und kehrte ſich nach ihnen um. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie ſahen, daß ihr Tiſchgenoſſe und General Suwarow, eine und dieſelbe Perſon ſey.

„Ei, da ſind Sie ja!“ rief er, ehe die Beiden noch dazu kommen konnten, ihre Meldung zu machen, mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln. „Und Sie haben ſich nicht einmal Zeit genommen, Ihr Mittagsmahl in Ruhe zu verdauen. Das iſt viel. Sonſt ſind die Herren gewöhnlich der Meinung, wann man auch die Reſidenz verlaſſen habe, im Lager komme man allemal noch zu früh an.“

„Fedor ſtammelte etwas von der Nothwendigkeit die Pferde einige Minuten ruhen zu laſſen, von der Unmöglichkeit weiter zu kommen.“ Suwarow unterbrach ihn ſogleich.

„Laſſen Sie es gut ſeyn!“ rief er. „Jeder nach ſeiner Weiſe. Ruhe muß der Menſch genießen. Ich habe auch heute Nacht faſt drei Stunden geſchlafen; eine Stunde Mittagſchläfchen dazu, macht vier. Ich bin nicht alle Tage ſo ein Langſchläfer; zwei oder drittehalb ſind auch hinreichend. — Doch genug! Sie kommen von Petersburg? Wie verließen Sie die Kaiſerin, unſere angebetene Monarchin? Sie war vor Kurzem kränklich.“

„Sie iſt es noch!“ erwiederte Mazuchelli. „Doch waren wir ſo glücklich, ſie am Abende vor unſerer

Abreiſe auf dem Balle zu ſehen, und von ihr angeredet zu werden."

„Wirklich?" rief Suwarow erfreut. „Nun der Herr ſey gelobt!"

Mit dieſen Worten zog er ein Bild der Kaiſerin aus dem Buſen, bekreuzte ſich, küßte das Portrait ehrfurchtsvoll, bekreuzte ſich nochmals, und ſchob es dann wieder an den vorigen Ort. — Fedor fand das Benehmen des Generals ſehr auffallend; er hätte ſich kaum des Lächelns erwehren können, aber er hatte in Petersburg ſchon ſo viel von den Sonderbarkeiten des, in ſeiner Art ſo ausgezeichneten Feldherrn gehört, daß er im Stande war, die Lachluſt augenblicklich niederzukämpfen. Der General hatte ſich indeß an den Major gewendet.

„Sie ſprechen türkiſch, Major Mazuchelli?" fragte er. Der Angeredete antwortete durch eine Verbeugung. — „Wohlan," fuhr Suwarow fort, „ich werde Sie dieſer Tage als Parlamentair an den Seraskir ſenden. Es iſt zwar nur eine Façon. Auduslu iſt ein tapferer Degen; es nützt zu nichts. Dagegen wird Lieutenant Steinheil Sie begleiten, er ſoll das Innere der Feſtung ein Bischen in Augenſchein nehmen, beſonders die Gegend in der Nähe des Benderſchen Thores, und den ſteinernen Kavallier. Die Türken verbinden den Parlamentairs nicht die Augen, es iſt mithin eine leichte Aufgabe für einen etwas gewandten Genieoffizier. — Ich halte Sie übrigens für einen ſolchen;" fuhr er freundlich zu unſerm jungen Bekannten gewendet fort. „Es iſt immer ein gutes Zeichen, wenn ein junger Soldat, mitten in dem Saus und Braus der Hauptſtadt, wenigſtens auf der Charte, den Weg ſeiner Kameraden verfolgt, und ſich um deren Angelegenheiten bekümmert. Sie haben ganz richtig bemerkt, daß die großen Steinhaufen im Innern der Feſtung den Türken bei einem Sturme, wenn der Wall genommen, zu Widerſtandspunkten dienen werden. Ich lobe Sie wegen Ihres richtigen Blicks, und habe dieß den jungen Muscadins, die man mir zu halben Dutzenden zuſchickt, mitgetheilt. Die Herren haben ohnehin eine ſchwere Faſſungsgabe. Schon neulich machten Sie große Augen, als es mir einfiel, bei ſieben Grad Kälte im Hemde und Unterkleidern ſpazieren zu reiten. Gewiß haben ſie nichts eiligeres zu thun gehabt, als Papa und Mama in Petersburg von einer neuen Sonderbarkeit des alten Mannes, der ſie befehligt, zu unterrichten, aber daran hat keiner gedacht, daß ich es gethan, um den jungen Soldaten zu zeigen, daß ein Wetter wie dieſes, einem ſechzigjährigen Greiſe nichts anzuhaben im Stande, und es mithin ziemlich eins ſey, ob wir Ismail im December oder im Juli belagern."

Fedor wunderte ſich nicht wenig, aus dem Munde des Generals ſelbſt die Beſtätigung einer Thatſache zu hören, über die in Petersburg viel geſprochen und gelacht worden war, da man den tiefen Blick des kriegeriſchen Greiſes nicht gehörig in Anſchlag gebracht, ſondern das Factum als die Frucht einer ſeiner zahlreichen Eigenheiten betrachtet hatte.

„Sie werden," ſagte Suwarow nach kurzer Pauſe zu dem jungen Manne, „bei meiner Perſon angeſtellt ſeyn, Sie werden die deutſche Korreſpondenz mit dem Prinzen von Koburg und den andern öſtreichiſchen Korps führen, außerdem werden Sie mich morgen auf einer Recognoscirung begleiten, welche ich von der Seite des Broker Thors bis zu der Face, in der Nähe des Begräbnißplatzes der Janitſchaten, vornehmen will, und wo Sie das Terrain zeichnen ſollen.“

Nach nur kurzem Hin- und Herreden verließen unſere Bekannten den General. Fedor war bezaubert von deſſen Güte und Freundlichkeit. Er hatte ſich ihn ganz anders gedacht. War das der Mann den man ihm als eine Art Wilden geſchildert, von dem eine Menge Anekdoten, eine immer auffallender wie die andere, von Mund zu Mund gingen; welcher ſeinen Umgebungen kein freundliches Wort, nur Bitterkeit und Sarkasmen hören laſſen ſollte? — Fedor ſah in ihm einen lebensmuthigen, kriegeriſchen, dem Dienſte ſeiner, wie eine Gottheit verehrten Monarchin ergebenen Greis, voll Würde, und tüchtigen Selbſtbewußtſeyns; einen geſchickten General, der eine ſonderbare, oft auffallende Außenſeite annehme, um deſto beſſer ſeine tiefer liegenden Pläne dem Uneingeweihten zu verbergen. — Mazuchelli lachte laut auf, als Fedor ihm ſeine Bewunderung Suwarow's mittheilte. Weit entfernt ſie zu theilen, ließ er ihm nicht einmal Gerechtigkeit wiederfahren, er nannte ihn einen alten Scythen, der indeß geſchickt genug ſey, durch Annahme ſonderbarer Formen Aufſehn zu erregen, weil er ſich ſage, daß das auf die Menge Eindruck mache. Fedor ärgerte ſich zum erſtenmale über ſeinen älteren Freund, als dieſer noch lange in dieſem Tone fortfuhr, und zuletzt von den Einrichtungen des ruſſiſchen Heeres mit einer Geringſchätzigkeit ſprach, die den jungen Mann um ſo mehr verdroß, weil Mazuchelli der Armee Eigenſchaften abſprach, welche von ganz Europa längſt anerkannt wurden. Als endlich aber der Major mit leichtem Tone hinwarf, nachdem er nun ganz Rußland durchreiſt, und vollkommen im Stande ſey deſſen Bewohner mit den Türken zu vergleichen, ſo müſſe er bekennen, daß ſich die Wagſchale, den innern Werth anlangend, durchaus auf Seiten der Osmanen neige, ſo verdroß dieß den jungen Mann dergeſtalt, daß ſolcher für dieſen Abend ein kaltes und gemeſſenes Betragen gegen Mazuchelli annahm, was dieſer indeß nicht zu bemerken ſchien, ſondern ſich in einer Menge Sarkasmen über Fedor's Patriotismus, den er eine Ruſſomanie nannte, ſo lange ergoß, bis er dieſen zu einem verdrüßlichen Schweigen gebracht hatte.

Sowohl die am folgenden Tage vorgenommene Recognoſcirung, bei welcher Fedor eine beſondere Geſchicklichkeit und Gewandtheit, ſo wie eine für ſo jungen Krieger große Ruhe, bei einer mitten im Kugelregen vorzunehmenden Arbeit, zeigte, als auch der Dienſteifer, den er anderweitig entfaltete, dienten dazu ihm die Gunſt des Generals zuzuwenden. Suwarow übertrug ihm Arbeiten, Korreſpondenzen, die ſonſt nur vertrauten, längſt geprüften Generalſtabsofficieren übertragen werden, und geſtattete ihm bei dem beſchränkten Raume in der Wohnung des Generals, Papiere von Wichtigkeit, die er zu kopiren, oder aus denen er Auszüge zu machen hatte, mit in das eigene Logis zu nehmen. Er hatte dem Kommandirenden ſein Ehrenwort geben müſſen, Niemandem, wer es auch ſey, eine Kunde von dem Inhalt zukommen zu laſſen, und er gerieth daher nicht wenig in Verlegenheit, als Mazuchelli — aus Langerweile, wie er ſagte — nach den Paketen griff und ſie durchmuſtern wollte. Fedor glaubte die Sache am beſten, und zwar ein für allemal abzuthun, wenn er dem Major die Verpflichtung, die er wegen der Papiere übernommen, offen darlegte. Mazuchelli ſchien anfangs empfindlich, kehrte aber den Gegenſtand bald zum Scherze, und erſchöpfte ſich in einer Menge, dem Jünglinge höchſt unangenehm werdender Spötteleien, die ſeine Gewiſſenhaftigkeit, ſein Unterordnen unter den Willen des „alten Scythen," zum Zielpunkt hatten.

Von dieſem Augenblicke an, erſchien Mazuchelli unſerm Bekannten überhaupt in einem weniger vortheilhaften Lichte wie früher. Die ewigen Spöttereien deſſelben über Gegenſtände, die Fedor als ehrwürdig, als unangreifbar betrachtet hatte, wurden ihm von Tage zu Tage unangenehmer, auch kontraſtirte die Güte, die ihm Suwarow, die Achtung, die ihm ſeine Kameraden bezeigten, ſo auffallend mit dem ſuperieuren Tone, den ſich Mazuchelli gegen ihn erlaubte, daß ihm das Andenken an die früher gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen höchſt peinlich, und der Wunſch ſich wo möglich, wenigſtens in Beziehung auf das Zuſammenwohnen, von ihm loszumachen, in ihm rege wurde. Zwar machte er ſich anfangs Vorwürfe, wegen der Kälte, die in ihm gegen einen Mann, dem er ſo viel zu verdanken hatte, Platz ergriff, er ſchalt ſich undankbar, aber er konnte eines Gefühls, das ihn immer mehr von dem Major entfernte, bald nicht mehr Meiſter werden. Ganz eigene Umſtände trugen dazu bei, das letztere von Tage zu Tage zu verſtärken. Suwarow hatte dem jungen Manne wichtige, auf den ganzen Feldzug ſowohl, wie in Sonderheit aber auf die Belagerung von Ismail Bezug habende Papiere anvertraut, um ſolche für den Prinzen von Koburg zu kopiren. Da die Sache Eile hatte, ſo arbeitete Fedor die ganze Nacht. Früh ward er zum General gerufen, die Türken hatten einen Ausfall gethan, er mußte Suwarow auf einer Recognoscirung begleiten. Willens die Arbeit bei der Rückkehr ſogleich wieder vorzunehmen, hatte Fedor die Actenſtücke ſorgfältig geordnet, und ſie ſodann in ſeinem Koffer verſchloſſen.

Wie erſtaunte der Jüngling, als bei dem Wiederbeginnen ſeiner Beſchäftigung, er die Actenſtücke unter einander geworfen fand, eins aber, die Verhältniſſe der Krimm betreffend, ſogar vermißte. Alles Nachdenken, ob er vielleicht ſelbſt, im Augenblicke der Entfernung, auf irgend eine Weiſe dieſe Unordnung angerichtet, blieb fruchtlos. Der Koffer war verſchloſſen geweſen, Niemand wie der Major hatte das Zimmer betreten, und dieſer es erſt wenige Minuten vor ſeiner Rückkehr wieder verlaſſen. Erſt nach einigen Tagen, als die Papiere wieder in den Portefeuilles des Generalſtabs ruheten, als Fedor ſich überzeugte, daß von dem fehlenden eine frühere Kopie vorhanden, und das Original nicht von entſchiedener Wichtigkeit war, konnte er über dieſen Umſtand Ruhe finden. Der junge Mann beſchloß indeß für die Zukunft vorſichtiger zu ſeyn. Jedesmal, ehe er ſeine Papiere verſchloß, rangirte er ſie auf das allergenaueſte, und unterließ niemals für Merkzeichen zu ſorgen, welche, Jedem, der es wagen wollte den Verſchluß zu öffnen, unbekannt, augenblicklich von einem ſolchen Verſuche Kunde geben mußten.

Die das Belagerungkorps verſtärkenden, und ſeit längerer Zeit erwarteten Truppen waren indeß im Lager angekommen. Man ſprach von einem nächſtens zu unternehmenden Sturme. Fedor befand ſich eines Morgens mitten unter ſeinen Papieren und Zeichnungen, als Mazuchelli, der zum General gerufen worden, eiligſt eintrat.

„Sie ſollen zu Suwarow kommen!“ rief er. „Eilen Sie; die Cheffs ſind beiſammen, Sie werden erwartet.“

Fedor packte ſeine Papiere zuſammen.

„Fort! — Fort!“ rief der Major ſpöttiſch. „Eilen Sie! Fliegen Sie! Mars iſt ungeduldig; er zählt die Minuten.“

Jeder kannte die Art des Generals. Es war eine ſeiner Sonderbarkeiten, an der Eile, mit der man einen Befehl ausführte, die mehrere oder mindere Brauchbarkeit eines Offiziers erkennen zu wollen. Fedor raffte ſeine Scripturen in Haſt zuſammen, verſchloß ſie in ein Portefeuille, warf dieſes in den Koffer und eilte fort.

Er traf Suwarow von den Cheffs der Regimenter umgeben.

„Wir werden dieſer Tage einen Coup de main verſuchen;“ ſagte Suwarow. „Wir werden ſtürmen, mit dem Bajonet die Feſtung nehmen und die Fahne unſers heiligen Rußlands auf die Wälle pflanzen. Die Unternehmung wird nicht fehlſchlagen, ſie kann nicht fehlſchlagen, aber ſie wird Blut koſten. Dieſes zu ſparen, ſchicke ich den Major Mazuchelli nach Ismail. Er ſoll den Seraskir zur Uebergabe auffordern, und Sie werden ihn begleiten. Die eigentliche Aufgabe der Miſſion lege ich auf Ihre Schultern. Sie werden ſich auf's genaueſte von dem Wege informiren, den die Sturmkolonne, die zwiſchen der Benderſchen und Brockiſchen Polygone, durch die Fausse braye eindringt, zu nehmen hat, um den ſteinernen Kavalier, den Hauptwiderſtandspunkt, von der innern Seite der Feſtung, zu ſtürmen. Sie werden dieſe Angriffskolonne führen, wenn der Tanz beginnt, und Sie begreifen mithin die Wichtigkeit, wie die Ehre dieſes Auftrags."

Fedor war höchlich von den Worten des Generals überraſcht. Es war eine Aufgabe, die ihn, wenn er ſie bis an's Ende glücklich ausführte, mit Ehre, im Gegentheil aber mit Schande bedecken konnte. Er blickte im Kreiſe umher, die Generale Kutuſow, Lwow, Besborodko, der die Ruderflotille befehligende Admiral Ribas, lauter bewährte ruhmgekrönte Krieger ließen das Auge mit Theilnahme auf ihm ruhen.

„Ew. Excellenz,“ ſtammelte Fedor als er Worte fand, „ich weiß die große Ehre, die Sie mir erweiſen, zu ſchätzen, ich werde den Auftrag glücklich ausführen, oder nicht leben, geſtatten Sie mir indeß zu bemerken, daß erfahrenere Genieoffiziere“ —

„Sie ſollen es ſeyn! Sie habe ich erleſen;“ fiel Suwarow mit gerunzelter Stirn ihm in's Wort. „Gehen Sie jetzt. Sie wiſſen Ihren Auftrag.“

Ein leichtes Kopfnicken des Generals verabſchiedete den jungen Mann und dieſer eilte, von ſehr verſchiedenartigen Empfindungen beſtürmt, ſeiner Wohnung zu. Er kannte nur allzugut die irregulaire Bauart der türkiſchen Feſtungen, er wußte, daß um nicht getäuſcht zu werden, man das Terrain genau kennen müſſe, er konnte ſich ſagen, daß der Sturm unfehlbar bei Nacht, vor dem erſten Morgengrauen beginnen werde. Wie leicht war im Kampfgetümmel, im Dunkel, in einem Häuſerlabyrinth, ein Verirren der Angriffskolonen möglich? eine falſche Leitung aber konnte Hunderten von tapfern Kriegern den Tod bringen. Wie ungeheuer war die Verantwortung die Fedor auf ſeine ſchwachen Schultern nehmen ſollte! — Kaum hatte der junge Mann dieß überdacht, als er das ehrenvolle, das in dem Auftrage lag, den Umſtand, daß unter mehrern Offizieren des Geniekorps, Suwarow gerade ihm, eine ſo bedeutende Miſſion übertragen, ſich zu Herzen führte, und er das letztere hochaufſchlagen fühlte bei dem Gedanken, daß bei der bevorſtehenden gefahrvollen Unternehmung, ein verſuchter General, ihn als den Tüchtigſten zu der Leitung des Hauptſchlages erwählt. — Unter Betrachtungen dieſer Art kam er in ſeinem Logis an. Er wunderte ſich den Major noch nicht reiſefertig zu finden, obgleich ſchon ein Kommando Doniſche Koſacken, und ein Trompeter, vor dem Häuschen hielten. Nach wenigen Augenblicken aber war Alles ſo weit, daß Fedor und Mazuchelli ihren Weg antreten konnten, und nun trabten ſie über das ſchneebedeckte Feld nach Ismail zu.

So wie die Reiter ſich auf eine Kanonenſchußweite der Feſtung genähert hatten, ließen ſie das

Koſackenkommando zurück, und ritten langſam dem Benderſchen Thore zu. Kaum waren ſie noch etwas näher gekommen, und der Trompeter hatte ſein Inſtrument an den Mund gebracht, als von einem vorliegenden Werke ein dicker Qualm aufſtieg, und eine vierundzwanzigpfündige Kugel über die Fläche daher tanzte.

„Die Moslemin verſtehen ſich“ wenig auf Muſik. ſagte Mazuchelli lachend zu dem jungen Gefährten, „laſſen Sie uns lieber mit den Schnupftüchern winken!“

Während der Trompeter zum zweitenmale blies; zog Mazuchelli ſein Schnupftuch aus der Taſche, und wirklich fiel kein zweiter Schuß.

„Aber was iſt das, Herr Major?“ fragte der Jüngling, den vorigen Scherz aufnehmend. „Sie winken mit einem rothen Schnupftuch? — Kommandirt irgend ein alter Murrkopf in der Schanze, ſo antwortet er mit einem Kartätſchenſchuſſe.“

„Wo denken Sie hin!“ entgegnete Mazuchelli laut lachend. „Die Osmanen ſind zu galant, um auf ihre Nationalfarbe zu feuern. — Aber wahrhaftig!“ ſetzte er hinzu, „Sie konnten Recht haben. Ich dachte nicht an die Farbe meiner Parlamentairflagge.“

Es dauerte über eine Viertelſtunde während welcher Fedor aufmerkſam das Terrain betrachtete, und ſich die Verhältniſſe deſſelben ſo feſt wie möglich ins Gedächtniß zu prägen ſuchte, ehe ein Zeichen zum Näherkommen erfolgte. Endlich ward von der Höhe des Hauptwalls gewinkt, und die beiden Offiziere näherten ſich dem Ausfallpförtchen, deſſen Brücke herabgelaſſen worden war. Ein alter Bimbaſchi der Janitſcharen empfing ſie hier. Er blickte düſter auf Fedor, jedoch freundlicher als er Mazuchelli anſah, was dieſer indeß nicht zu bemerken ſchien, ſondern ihn in ruſſiſcher Sprache, und in rauhem Tone aufforderte, ſie zu dem Seraskir zu führen. Der türkiſche Befehlshaber ging nun voran, die beiden Offiziere folgten, und bald waren ſie im Innern der Stadt. Fedor ging ſo langſam wie möglich, er lies ſein Auge überall umherſchweifen, beſonders als man in der Nähe des Kavalliers, den ihm Suwarow zu beſonderer Beachtung empfohlen hatte, ankam. Er achtete kaum auf die wüthenden, oder die verächtlichen Blicke, mit welchen die in den Straßen haufenweis zuſammengelaufenen Janitſcharen und Arnauten, ihn und ſeinen Begleiter betrachteten, und ſelbſt wenn er die Schmahworte: „Dſchaur oder Kelb (Ungläubiger — Hund)," die von allen Seiten ertönten, verſtanden hätte, würde ihn dieß nicht aus ſeinen Forſchungen aufgeſtört haben. Bis jetzt hatte er den Weg ſich ganz genau eingeprägt, er wartete nur auf einen Augenblick, wo er unbemerkt durch einige Bleiſtiftſtriche auf ein Pergamentblättchen, dieſe Erinnerungen noch mehr befeſtigen könnte, aber jetzt betrat man den großen Bazar, und hier ſollte etwas ganz anderes Fedors Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. — So wie der junge Mann den erſten Fuß auf den Marktplatz ſetzte, bemeiſterte ſich ſeiner ein ganz eigenes Gefühl. Der Platz, die Häuſer mit ihren Buden und Läden, Alles ſchien ihm bekannt, es war als ob er es ſchon einmal geſehen hätte. Manchmal, wenn er ſich die Tage ſeiner frühesten Kindheit zurückrief, erinnerte er ſich dunkel einer Stadt mit engen, krummen, dunkeln Straßen, und insbeſondere eines Platzes, wo Waaren aller Art von bärtigen Männern, die auf Tiſchen oder der Erde ſaßen, und lange Tabakspfeifen im Munde hatten, feilgeboten worden waren. Er dachte dann daran, wie er an der Hand ſeines Vaters, auf deſſen Züge er ſich aber nicht ganz genau entſinnen konnte, und deſſen europäiſche Kleidung ihm nur im Gedächtniß geblieben, öfters durch jene Buden- und Hallenreihen geſchritten war, wie er die blanken Waffen, die glänzenden Pferdegeſchirre, vor allen die Obſtvorräthe, mit aufmerkſamem Auge betrachtet hatte. Je mehr Fedor über jene Zeit nachdachte, je mehr war es ihm, als ob ſich ein Vorhang, ein Schleier, von Scenen höbe, die immer deutlicher vor ſeine Seele traten. „Ja," ſagte er ſich, „ſo wie hier war Alles! Dort die Buden mit den glänzenden Säbeln, dort die Obſtverkäufer, und wahrhaftig dort neben der Moſchee, deren vier Minarets ſo ſchlank emporſteigen, war die Bude des alten, dikken Feigenhändlers, der immer ſo freundlich gegen mich war, und dem mein Vater ſtets an den Puls fühlen, oder die Zunge beſehen mußte. — Jetzt hatten ſie den Platz überſchritten und nun näherten ſie ſich einem mächtigen, von hohen Mauern umſchloſſenen Gebäude. „Ganz gewiß," ſagte Fedor zu ſich ſelbſt, „ich muß hier geweſen ſeyn! Dort das gewaltige Thor, die ſchattigen Bäume, und da die Moſchee mit den vier Minarets, von denen der alte, weißbärtige Mann, immer wie toll herabſchrie." — So wie ſich die Thorflügel öffneten und die beiden Offiziere in einen weiten, auf einer Seite mit einem vergitterten Garten umgebenen Hof traten, ward Fedor's Ahnung immer mehr zur Gewißheit. Es gab keinen Zweifel mehr. Hier hatte er als Knabe gelebt. Dort, in der Nähe des Thores, hatte er die alten bärtigen Janitſcharen, welche, mit weißen Stäben in den Händen, wie Pagoden da ſaßen oder ihren Pillau verzehrten, oft ſtundenlang angeſtarrt; er hatte die großen Bullenbeißer, die vor ihren ſteinernen Hütten angekettet lagen, vielfach geneckt; in jenem Garten hatte er oft geſpielt. — „Aber täuſche ich mich nicht?" ſagte er dann zu ſich ſelbſt. „Iſt nicht alles ein Trugbild der Phantaſie? — Iſt es Wirklichkeit, ſo muß gleich links hinter jener Mauer ein Luſthäuschen ſeyn, ein Kiosk, dort ſpielte ich immer mit dem kleinen Mädchen — wie hieß es doch?

— richtig! mit der kleinen Anaſtaſia. Hier guckten wir durchs Gitter.“ —

Ein Offizier der Janitſcharen kam eben aus einer Seitenthür des mächtigen Gebäudes, im Hintergrunde des Hofes, geſchritten. Er meldete, daß Auduslu Mehemet befohlen habe, die Chane der Krimm herbeizurufen, weil er nur in deren Gegenwart die Parlamentaire empfangen wolle. „Iſt es Euch recht,“ ſetzte er hinzu, „ſo tretet auf ein Paar Augenblicke dort in das Haus des griechiſchen Defterdars (Zahlmeiſters) des Paſcha's.“

Während ſich der Janitſcharenoffizier wieder zurück verfügte, ging der Türke, der die Beiden geleitete, mit dieſen durch die Gitterthür des Gartens. Rechts ſtand ein ziemlich niederes, aber wie es ſchien wohnlich eingerichtetes Haus zur Seite deſſelben war ein, mit Fenſtern verſehener Kiosk. Jetzt hatte Fedor keinen Zweifel mehr; der letztere war der Spielplatz ſeiner Knabenjahre. — —

So wie der Offizier in das Haus trat, erſchien der Hausherr vor ihnen. Es war ein graulockiger Alter, in einfacher aber höchſt anſtändiger Kleidung.

„Tretet ein Ihr Herren!" ſagte er freundlich, in ruſſiſcher Sprache. „Möchte die Ehre, die meinem Hauſe widerfährt, eine glückliche Vorbedeutung für uns Alle ſeyn."

Neugierig ſchaute Fedor im Zimmer umher. Es war ihm, als ob er einſt als Knabe bereits in dieſem geweſen, doch war die Erinnerung allzu unbeſtimmt. Der Alte kam ihm gleichfalls bekannt vor, aber zu einer Gewißheit konnte er nicht gelangen. Das Geſpräch, das ſich nun anknüpfte, ward bald in ruſſiſcher, bald in neugriechiſcher Sprache geführt. Es drehete ſich um Krieg und Frieden, welchen letztern der Hauswirth ſehnlich zu wünſchen ſchien.

„Erlaubt," ſagte endlich der Alte, „daß ich Euch eine Taſſe Kaffee und einige Konfitüren anbiete!" und klaſchte zweimal in die Hände.

Die Thüre öffnete ſich, und — was erblickte Fedor! — Ein junges Mädchen in halb griechiſcher halb türkiſcher Kleidung, ſchön wie nur eine der Töchter des Landes, trat in's Zimmer. Ihre Geſtalt war von ſchönem Ebenmaaß, doch eine gewiſſe Neigung zu Körperfülle vorherrſchend, das Geſicht war regelmäßig, die Augen ſtrahlend, einige Locken ſchwarzen Ringelhaares ſtahlen ſich unter dem Shawl hervor, den ſie, in Form eines Turbans, um das Haupt geſchlungen hatte.

Die Augen der Männer fielen ſogleich auf die Eintretende. Mazuchelli ſchien ſie mit Blicken zu verſchlingen.

„Sehen Sie! bemerken Sie!“ ſprach er auf franzöſiſch zu Fedor. „Es iſt eine Houri des Paradieſes.“

Das Mädchen trat indeß näher. Es trug einen Präſentirteller mit kleinen Näpfchen, worin allerhand Eingemachtes, ein alter Diener mit Kaffetaſſen folgte ihr.

„Meine Tochter!“ ſagte der Wirth, die Erröthende den Offizieren vorſtellend. „Mögen die Herren erlauben, daß ſolche nach Landesſitte ſie bediene.“

„Eure Tochter iſt eine Königin, alter Herr!“ rief Mazuchelli mit ſeinen lüſternen Blicken das Mädchen durchbohrend. „Möge ſie uns zu *ihren* Dienern aufnehmen.“

Fedor ſaß indeſſen ſprachlos da. Starr hatte er ſein Auge auf das Mädchen gerichtet, welches gleichfalls ihn mit Erſtaunen betrachtete. Dem jungen Mann ſchienen tauſend Erinnerungen das Gehirn zu durchzucken, und auch die ſchöne Griechin ſchien von ganz eigenthümlichen Gefühlen bewegt. Jetzt ſprang der Jüngling heftig auf.

„Anaſtaſia!“ rief er laut. — „Fedor!“ antwortete kaum hörbar das Mädchen.

„Que diable!“ ſchrie Mazuchelli. „Was iſt das? — Sie ſind Bekannte?“ —

„Bei der Panagia!“ rief der Wirth, indem er das Auge auf Fedor warf. „Wie? Sie ſind doch nicht —?“

„Ich heiße Fedor Steinheil!“ erwiederte unſer junger Bekannter.

„Iſts möglich?“ ſchrie der Hauswirth. „Fedor, der Sohn meines verſtorbenen Freundes, des Doctor Steinheil? Der Spielgefährte meiner Anaſtaſia?“

„Gewiß! — Gewiß!“ rief Fedor.

„Und erinnern Sie ſich nicht mehr des alten Giorgios Papamauros, der, als Ihr Vater Arzt bei dem Vorgänger Auduslu's, bei Soleiman

Paſcha, war, Sie ſo oft auf den Armen herumgetragen?"

„In der That es iſt faſt Alles aus meinem Gedächtniſſe entſchwunden!" ſagte Fedor verwirrt. „Selbſt die Züge meines Vaters ſind mir nicht mehr gegenwärtig."

„O, dieſe ſollen ſogleich wieder vor Ihren Augen ſtehen, ich beſitze ein Portrait von ihm;" rief der Alte. „Kommen Sie! Es hängt in jenem Zimmer."

Fedor folgte raſch dem Alten. Mazuchelli unterhielt ſich inzwiſchen mit der jungen Griechin. Das Auge des Italieners funkelte, während es wie durchbohrend, auf die ſchöne Geſtalt gerichtet war; er faßte die ſchöne weiße Hand der ſchüchternen Jungfrau, welche ſolche mit Widerſtreben in der ſeinigen ließ, und vermaß ſich endlich hoch: die Feſtung möge in den Händen der Türken oder Ruſſen bleiben, dennoch eine Gelegenheit auffinden zu wollen, wo er das köſtliche Kleinod, das letztere hinter ihren Wällen berge, wiederſehen werde! — Während dieſer Unterredung blies der anweſende Janitſcharenoffizier ruhig den Tabackrauch in großen Wolken in die Luſt, und that ſich bei einer Taſſe Kaffee gütlich. Endlich traten Fedor und der Hausherr wieder in das Gemach.

„Nun?“ ſagte Mazuchelli mit einem ſonderbaren Lächeln zu Fedor; „iſt Alles richtig? Haben Sie das Portrait Ihres Vaters genau betrachtet?“

„Es hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht!“ ſprach der Jüngling gerührt.

„Ich glaub's! ich glaub's!“ fiel der Major in
einem Tone ein, in welchem augenſcheinlich eine
bittre Ironie lag. „Nichts macht einen tiefern Eindruck, als was uns ſo unerwartet aufſtößt. Geh
es mir doch ſelbſt in doppelter Hinſicht ſo.“

Fedor wollte den Major eben über den Sinn de
letzten Worte befragen, aber in demſelben Augen
blicke erſchien ein Tſchauſch des Seraskirs und me
dete, daß der Paſcha die Parlamentaire erwart
Fedor nahm nun mit wenigen herzlichen Worte
von dem Griechen und der ſchönen Anaſtaſia A
ſchied, der aber, wie er beifügte, nur auf wen
Tage gelten ſolle, und folgte ſodann dem Maj
der dem Mädchen noch in der Geſchwindigkeit
Menge halb frivoler Schmeicheleien ſagte, we

die gegen ihn keimende Abneigung Fedor's eben nicht verminderten.

Nachdem unſere Bekannten, durch eine Menge labyrinthiſcher Gänge, die aus einem Gebäude ins andere führten, in das Audienzzimmer des Seraskirs traten, fanden ſie, außer dem Paſcha, noch die ſieben Chane der Krimm und mehre andere vornehme türkiſche Beamte. Auf dem Geſichte des Gouverneurs ruhte zwar das türkiſche Phlegma, aber man konnte auch den verſuchten Krieger nicht verkennen. Die Chane waren größtentheils jüngere Männer, von martialiſchem Anſehn und völlig tartariſcher Geſichtsbildung. Einer derſelben ſchien Mazuchelli perſönlich zu kennen, denn er begrüßte dieſen mit einem freundlichen Kopfnicken, was der Major jedoch nicht erwiederte, weil er, wie Fedor meinte, ſolches nicht bemerkt hatte.

Nach den herkömmlichen Begrüßungen hob nun der Major in franzöſiſcher Sprache an: daß er nebſt ſeinem Begleiter von Suwarow geſendet worden, den Gouverneur zur Uebergabe Ismail's aufzufordern. Er fügte in energiſchen Ausdrücken hinzu, daß, wenn dieſe nicht binnen drei Tagen erfolge und ein Sturm ſtattfinden müſſe, der General entſchloſſen ſey Alles über die Klinge ſpringen zu laſſen.

Die Chane der Krimm verſtanden augenſcheinlich die franzöſiſche Sprache, denn ſie redeten heimlich und heftig zu einander, deshalb fiel es Fedor einigermaßen auf, daß Mazuchelli hinzufügte: wie es ſcheine verſtänden ihn die Anweſenden nicht ganz, und er wolle deshalb türkiſch zu ihnen reden. Fedor machte in dieſem Augenblick eine Entdeckung, die ihn faſt eben ſo ergriff, als die Wiederfindung Anaſtaſiens und ihres Vaters. Er war in ſeiner früheſten Kindheit in der Moldau und Walachei geweſen, er hatte hier verſchiedene Mundarten gehört, er erinnerte ſich auch noch einer Menge Worte, aber bei den dort ſo verſchiedenartigen, und zahlreichen Dialecten, war ihm nicht mehr klar, welcher jener Sprachen dieſe Worte vorzugsweiſe angehörten. Wie erſtaunte er, als er manche der Worte des Majors nicht nur vollkommen verſtand, ſondern auch im Stande war ſich im Allgemeinen von dem Sinne der Rede deſſelben zu unterrichten. Dieß Erſtaunen ward jedoch durch einen ganz eigenthümlichen Umſtand aufs Aeußerſte erhöht. Fedor glaubte zu vernehmen, daß Mazuchelli die Türken zu kräftigem Widerſtande aufmuntere. Er ſagte ihnen, daß, wenn ſie nur im Stande wären ſich noch vierzehn Tage zu halten, der Weſſir von der Seite von Braila heranrücken, und die Veſte entſetzen werde. Eben ſo wollte es Fedor bedünken, als ob der Major von Papieren ſpräche, die ſich auf die Lage der Krimm bezogen. —

Während der junge Mann, wie betäubt, von dem, was er zu vernehmen geglaubt, daſtand, und ſich kaum über ſeine Wahrnehmungen Rechnung ablegen konnte, machte er die Bemerkung, daß die Augen der Sprechenden plötzlich auf ihn gerichtet waren. Wie er vernahm, fragte einer der Chane ob man ihn ins Vertrauen ziehen könne? Mazuchelli erwiederte: er ſey ſeiner noch nicht gewiß. Alles dieſes verwirrte den jungen Mann dergeſtalt, daß er kaum wußte ob er wache oder träume. Er ermannte ſich erſt wieder, als Mazuchelli auf franzöſiſch laut ausrief: „unter dieſen Umſtänden ſey jede weitere Unterhandlung überflüſſig, und er bitte ſich entfernen zu dürfen.“

Tauſend verſchiedenartige Empfindungen beſtürmten Fedor auf dem Rückwege. Das Wiederfinden Anaſtaſiens hatte gewiſſermaßen einen Schleier von ſeinen Augen geriſſen. Manche Erinnerungen, die er früher für Träume gehalten, traten jetzt als Wirklichkeit hervor. Deutlicher und deutlicher erinnerte er ſich an Begebenheiten ſeiner Kinderjahre. Er ſah ſich und das kleine Mädchen ſpielend in dem Kiosk zur Seite des Hauſes, während ſein Vater und Giorgios ſich, bei einer Flaſche weißen Weines aus der Krimm, gütlich thaten; er erinnerte ſich immer mehr jedes Winkels des Gartens und des Hauſes. Und wie hatte ſich die kleine liebliche Anaſtaſie, zur herrlichſten Jungfrau umgewandelt. Unaufhörlich dachte Fedor an das Mädchen und an die Ausſicht es wieder zu ſehen.

So gelangte er in das Hauptquartier. — Kaum war Fedor in ſeinem Logis angekommen, als er ſich beeilte auf einem Plane, den er in Händen hatte, genau den Weg zu bemerken, den die Truppen, ſobald ſie den Wall überſtiegen hätten, nehmen mußten, um den von Steinen erbauten Kavallier, mit Vortheil von der Stadtſeite anzugreiſen. Er ging ſodann, ihn dem Kommandirenden zu überbringen. Suwarow war heute bei ſehr guter Laune. Er beſah die Zeichnung Fedor's mit großer Aufmerkſamkeit. Nachdem er noch einige Fragen an den jungen Mann gerichtet, kam er auf Mazuchelli zu ſprechen. Er lobte dieſen, wegen der feſten Haltung, die ſolcher dem Paſcha gegenüber angenommen, ſo wie, daß er jede weitere Verhandlung abgebrochen habe. Jedes Wort des Generals, ſetzte Fedor in tödtliche Verlegenheit. Mazuchelli hatte augenſcheinlich dem Feldherrn einen Rapport abgeſtattet, in welchem er ſeine Handlungsweiſe vorzüglich vortheilhaft dargeſtellt; das, was Fedor zu Anfang und Ende jener Zuſammenkunft vernommen, war auch damit im vollkommenen Einklange, demungeachtet konnte der junge Mann das, was er in türkiſcher Sprache zu vernehmen geglaubt, nicht damit in Uebereinſtimmung bringen. Fedor war froh, als der General von des Jünglings eigenem Benehmen, Hinſichts der genauen und zweckerreichenden Darſtellung des Terrains, zu ſprechen anhob, und ihm ſeine volle Zufriedenheit damit erklärte. — Ein Adjutant trat eben ein; er meldete, daß die Armee den Befehlen des Generals gemäß in Schlachtordnung ſtände. Suwarow nickte mit dem Haupte, Jener verließ das Zimmer.

„Wir werden heute Nacht Ismail ſtürmen!“ ſagte ganz kalt der General, indem er die einfache abgeſchabte Uniform die er anhatte, auszog, und eine andere, bedeckt mit Sternen und Kreuzen, die von Brillanten flimmerten, anlegte. „Ich habe die Truppen ausrücken laſſen, und will zu ihnen ſprechen. Begleiten Sie mich. Wir wollen mit Sonnenuntergang nochmals das Terrain recognosciren.“

Der General nahm jetzt ein Bildniß der Kaiſerin, welches mit großen Diamanten umgeben war, aus einem Käſtchen, er bekreuzte ſich, küßte es, bekreuzte ſich wieder und hing es ſich dann um den Hals; endlich ging er zur Thür hinaus. Hier harrten einige Ordonanzkoſacken. Einer derſelben führte ein geſatteltes Pferd vor, es war für Fedor beſtimmt.

„Beſteigen Sie es!“ ſprach der General mit ſarkaſtiſchem Lächeln. „Es hat zwar noch nie vor den Fenſtern der Petersburger Damen kourbettirt, aber wenn wir bei unſerer Recognoscirung in der Dämmerung ein wenig in Sümpfe gerathen ſollten, oder einige Graben zu überſpringen hätten, ſo iſt weniger Wahrſcheinlichkeit für Sie da, den Hals zu brechen, als wenn Sie auf dem Ihrigen ſäßen.“

Fedor kannte die Art des Generals. Selbſt wenn er Jemandem wohlwollte, und für ihn beſorgt war, ſuchte er dieß, um nicht nach ſeiner Meinung eine Schwäche zu verrathen, durch irgend eine hingeworfene ſarkaſtiſche Bemerkung zu verbergen.

Auf dem Wege zu den Truppen ſprach Suwarow, obwohl er von einer Anzahl höherer Offiziere begleitet war, faſt beſtändig mit Fedor. Er ging außerordentlich ins Detail über die Beſchaffenheit der Befeſtigungen Ismails, und Fedor erſtaunte daß der Mann, den man in den Petersburger Salons als eine Art Halbwilden ſchilderte, tiefe mathematiſche Kenntniſſe und einen ausgezeichneten Ueberblick jeder Branche des Ingenieurdienſtes zeigte. Noch mehr aber erſtaunte Fedor, als Suwarow, indem er von dem Muthe der Türken bei Vertheidigung ihrer Feſtungen, und ihrer Art zu fechten ſprach, philoſophiſche Bemerkungen, ja ſelbſt einige Ausſprüche franzöſiſcher Dichter einflocht, die nicht nur zeigten, daß er bedeutende, wiſſenſchaftliche Studien gemacht, ſondern daß er dieſe auch in tieferer Bedeutung auf das Leben anzuwenden wiſſe. —

Angekommen vor der Fronte der Truppen, ließ er dieſe die Revüe paſſiren, befahl ſodann Kolonnen zu formiren, und begab ſich vor die Fronte einer Heerſäule, beſtehend aus vier Fanagoriſchen Grenadierbataillons, unter dem Kommando des General Lwow. Er gab ein Zeichen, daß er ſprechen wolle. Alles horchte, man hätte ein Heimchen zirpen hören können. Fedor glaubte eine begeiſternde Rede aus dem Munde des Generals zu vernehmen. Auf den bärtigen, benarbten Geſichtern der Krieger zeigte ſich geſpannte Erwartung, gepaart mit faſt abergläubiſcher Verehrung.

„Grenadiere!“ rief jetzt Suwarow aus. „Sobald Mitternacht heran iſt, werde ich aufſtehen, ich werde beten, mich waſchen, dann werde ich dreimal krähen wie ein Hahn. Eine Rackete wird vor Ta:

gesgrauen aufſteigen, wir werden Ismail ſtürmen, Alles, was ſich uns widerſetzt niederſtoßen, und die Fahne unſers heiligen Rußlands wird morgen von jenen Thürmen wehen.“ —

Ein tauſendſtimmiges, donnerndes Hurrah erwiederte die ſeltſame Anrede, die Waffen klirrten, Begeiſterung und unbegränzte Hingebung leuchtete aus den Augen der koloſſalen, wie aus Eiſen und Stahl geformten Krieger.

„Tödtet was lebt, und ſich Euch widerſetzt, aber — Schonung dem Ueberwundnen!“ rief der General mit ſtarker Stimme, lüftete leicht den Hut, und ſprengte zu der Brigade Besborodko. —

Fedor glaubte kaum ſeinen Ohren trauen zu dürfen. War der Sprechende der Mann, der noch vor einer Viertelſtunde, jene umfaſſenden tiefen Bemerkungen gemacht, jene philoſophiſchen Aeußerungen gethan hatte? Und dennoch mußte Fedor geſtehen, daß die ſeltſame Anrede auf die Truppen einen Eindruck hervorgebracht, von dem er früher kaum eine Ahnung gehabt. — Suwarow ſchien zu bemerken, was in der Seele des Jünglings vorging. Er ließ ſeinen Blick über das Antlitz Feder's gleiten, und in ſeinen Zügen zeigte ſich ein leichtes ſarkaſtiſches Lächeln, welches verging wie es entſtanden war.

Dieſelbe Scene wiederhohlte ſich noch mehremale, nur mit dem Unterſchiede, daß, als er vor einer Koſackenabtheilung angekommen war, Suwarow ausrief: „Denkt daran, was Ihr vor zwölf Jahren am Jaik verſchuldet! Ihr könnt nicht weniger thun, als für die Kaiſerin zu ſterben!“ — —

Bei der hierauf folgenden Recognoscirung war Suwarow der tiefdenkende umſichtige Feldherr, der, mit gänzlicher Hingebung der eigenen Perſon, wenn es gilt den Truppen, die er befehligt, den Weg zum Siege zu bahnen, nicht das Geringſte vernachläßigt, was den letztern zu ſichern im Stande iſt. Er ſpornte den kleinen, langgemähnten, uraliſchen Renner, faſt bis auf das Glacis der Feſtung, aus deren vorliegenden Baſtionen ſich ein furchtbares Feuer auf den General und ſeine Umgebung eröffnete. Kalt, und als ob er ſich vor dem, auf ſeinem Pulte ausgebreiteten Plane befände, detaillirte er denen, die verſchiedenen Kolonnen zu leiten beſtimmten Ingenieuroffizieren, den Weg, den ſie in nächſtfolgender Nacht zu nehmen hätten, und machte Fedor insbeſondere auf mehrere Wolfsgruben aufmerkſam, womit die Türken nach ihrer Sitte den Weg unzugänglich zu machen geſucht. Auf dem Rückwege bemerkte Fedor daß die Armee, bis auf ungefähr anderthalb Kanonenſchußweite von der Feſtung, mit anbrechender Dunkelheit vorgerückt war; auch zeigten ſich in der Ruderflotille unter Admiral Ribas, Bewegungen, die auf das Unternehmen der nächſten Nacht deuteten. Große Haufen Faſchinen, Leitern und Alles, was zum Sturme nöthig, war von Diſtanz zu Diſtanz aufgethürmt. Wagen mit Brennmaterial ſchleppten ſich von allen Seiten heran. Endlich kam Fedor mit dem General im Quartier des letztern an. „Gehen Sie, Lieutenant Steinheil!“ ſagte Suwarow, auf franzöſiſch und mit Güte im Tone, zu unſerm jungen Bekannten. „Sie ſind jung, die Jugend bedarf des Schlafs, um ſich kräftig zu erhalten. Es iſt eine weiſe Einrichtung der Natur, daß ſie das Alter anwies, mit dem Kapital der Zeit ſparſam zu ſeyn. Ich darf es nicht durch Schlafen vergeuden; eine Stunde iſt mir genug. Ich erwarte Sie um drei Uhr. — Adieu!“ – -

Fedor war gerührt. So freundlich, ſo liebenswürdig hatte er den Feldherrn noch nie geſehen. Fröhlich eilte er nach Hauſe, um durch das genauſte Studium des Planes, für die Kolonne, mit der er in der Nähe der ſteinernen Schanze eindringen ſollte, noch mehr Sicherheit zu gewinnen. Er fand Mazuchelli halbentkleidet auf ſeinem Lager. Der Major empfing ſeinen jungen Gefährten mit ſpöttiſchen Bemerkungen. Er fragte: ob er wirklich glaube, daß bei nicht eröffneten Tranchéen, was ohnehin die ſtrenge Jahreszeit kaum zu thun erlaube, eine Feſtung wie Ismail, in der ſich Tauſende tapferer Osmanen befänden, von dem Willen eines alten Tollkopfs erſchüttert, fallen werde? Da Fedor hierauf nur wenig antwortete, und ſich ſogleich mit dem Studium ſeines Plans beſchäftigte, ſo ſprang Mazuchelli auf, und beſah den letzteren. Er erklärte ihn ungenau. „Er könne ſich,“ ſagte er, „auf ſein Augenmaaß, wie auf ſein Gedächtniß verlaſſen,“ und nun gab er Fedor eine Menge Aenderungen an, die gemacht werden müßten, die aber von dem Jünglinge, der ſeiner Sache gewiß zu ſeyn glaubte, hartnäckig beſtritten wurden. Mazuchelli ſchien dadurch verdrüßlich gemacht zu werden, er ergoß ſich in einer Menge ſpöttiſcher Bemerkungen und endigte endlich damit, daß er boshaft lächelnd behauptete: die Sicherheit, welche dem jungen Manne beiwohne, und ihn verleite die Behauptungen eines alten Soldaten zu verlachen, könne nur von dem Bewußtſeyn der Gunſt, in welche er ſich bei dem Feldherrn zu ſetzen gewußt, oder von wichtigen Mittheilungen, welche ihm der Freund ſeines Vaters — er betonte dieſe Worte, und lachte unmäßig — der Defterdar Giorgios gemacht, herrühren, und er wünſche dem Lieutenant Steinheil zu beiden das beſte Glück. — Fedor beantwortete die Reden des Majors gleichfalls bitter, und erſuchte ihn ſodann, zu ruhigem Studium des Planes, von deſſen genauer Kunde vielleicht das Leben einer Anzahl wackerer Krieger und ſeine eigene Ehre abhängen könne, ihm die nöthige Zeit zu gönnen. Mazuchelli murmelte einige Fedor unverſtändlich bleibende italieniſche Worte in den Bart, und warf ſich ſchweigend auf ſein Lager. — —

Um drei Uhr Morgens ſtieg die erſte Rackete — das Signal ſich fertig zu halten — um vier Uhr die zweite — das Zeichen zum Formiren der Kolonnen — in die, noch in Nacht und Dunkel gehüllte Atmeſpähre.

Suwarow in der Generalsuniform, letztere überſäet mit Ordensſternen, ein kleines doniſches Pferd reitend, und begleitet von ſeinen Offizieren, unter welchen auch Fedor, erſchien bei der Kolonne des Generals Lwow, gebildet aus vier Fanagoriſchen Grenadierbataillonen, einem weißruſſiſchen Jägerbataillon, und hundertundfünfzig Schützen. Ein tartariſcher Todtenhügel, wahrſcheinlich das Grab eines vor Jahrhunderten beſtatteten mächtigen Häuptlings, war in der Nähe; ihn beſtieg, als einzigen hervorragenden Punkt in dem flachen Gelände, der General, gefolgt von ſeinem Stabe und ſein Pferd am Fuße deſſelben zurücklaſſend. Eine Todtenſtille nur ſelten von dem Rufe der entfernten Wachen unterbrochen, herrſchte ringsum; es war noch tiefe Nacht.

„Laſſen Sie die letzte Rackete ſteigen!“ ſprach nach langerem Schweigen Suwarow zu einem Artillerieoffizier, welcher neben ihm ſtand, und ſich jetzt ſchnell entfernte. — Auf's Neue tiefe Stille plötzlich jedoch von der auffauſenden Rackete unterbrochen. — Kaum verknatterte dieſe in dem dunkeln Nachthimmel, ihre Funken regneten noch, gleich fallenden Sternen, auf die Truppen herab, als Fedor von dem Hügel herabſprang und die Brigade Lwow ſich in Bewegung ſetzte. In furchtbarer todbringender Stille, defilirte die Kolonne vor dem Fuße des Hügels vorüber. Suwarow entblößte das Haupt: „Denkt an unſer heiliges Rußland, denkt an unſere kaiſerliche Mutter! Sanct Alexander Newsky und Sanct Georg, die apoſtelgleichen Kriegsfürſten werden mit Euch ſeyn in dem heiligen Kampfe!“ rief er von dem Hügel herab, den vorbeiziehenden Grenadieren zu, und ein vermehrtes Geklirr der Waffen rauſchte durch die, eine ſtarke Heerſäule bildenden, Bataillone. — Alles ward wieder ſtill. — Schweigend, und mit noch immer entblößtem Haupte, ſtand der Feldherr auf dem Kurgan (Todtenhügel). Jetzt auf einmal erhob ſich von einer vorliegenden türkiſchen Baſtion ein furchtbarer Kanonendonner. Er ward ſogleich von der Ruderflotille des Kommodore Ribas, der mit einer Brigantine, drei Doppelſchaluppen, dreizehn Lanſons, mehr als hundert tſchernomorskiſchen Lotken (Barken des ſchwarzen Meeres), und zwei Waſſerbatterieen, im Ganzen mit einem Feuer von faſt ſechshundert Kanonen und zwanzig Mörſern, beantwortet. In dieſem Augenblicke waren auch die ſämmtlichen, von der Landſeite anrückenden Sturmkolonnen, ſechs an der Zahl, von den Türken bemerkt worden. Das Hurrah der Angreifenden ertönte, alle Batterieen der Türken rings um die Feſtung begannen ein furchtbares Feuer. Die Gegend ward faſt bis zur Tageshelle erleuchtet. Die türkiſchen Schanzen tobten in fortwährendem Geſchützesdonner, von der Waſſerſeite ergoß ſich ein Flammenregen feuergeſchwänzter Bomben und Granaten, wie aus einem nimmer erſchöpften Vulkan geſchleudert, über die dem Verderben geweihte Stadt. Auf einmal ward das Angriffsgeſchrei der Ruſſen von dem Allah-rufe der Türken beantwortet. Es kam aus der Gegend, wo die zweite Kolonne unter dem tapfern Lascy zum Sturme vorgerückt war. Es blieb kein Zweifel, es wurde dort mit dem Bajonnet gekämpft. Mächtig ſchien der Gedanke den alten Feldherrn zu ergreifen, er ſchien zu glauben, ſich mitten im Kampfgewühl zu befinden. Begeiſtert ſtreckte er den rechten Arm gegen die Feſtung aus, er ſchwang mit der linken den Hut, die grauen Locken flogen im Nachtwinde. „Tödtet! — Tödtet!“ rief er mit heiſerer Stimme und als ob er von den entfernten Kriegern gehört werden könnte, dann eilte er raſch den Hügel abwärts und warf ſich auf ſein Pferd. — — —

Die Kolonne, an deren Spitze und zur Leitung derſelben ſich Fedor befand, war indeſſen bis an den Feſtungsgraben gerückt, wo das Waſſer tief genug war, um den Soldaten bis an die Schultern zu reichen. Das fürchterliche türkiſche Kartätſchenfeuer hielt indeß die Tapfern nicht ab, die Vertiefung mit Faſchinen zu füllen. Dennoch waren die Sturmleitern nicht hoch genug. Die Soldaten ſtießen Bajonnette in den Wall, und erkletterten dieſen, trotz dem mörderiſchen Gewehrfeuer der Türken. Die Kolonne, welche von Fedor geleitet wurde, hatte einen ſchweren Stand gehabt. Nachdem ſie den Graben forcirt, kam ſie an eine ſtarke Palliſadenkette, die bis ins Bette der Donau reichte. Die Grenadiere, welche ſich an der Waſſerſeite befanden, ſchwangen ſich, wo es anging, Mann bei Mann, unter dem heftigſten Gewehrfeuer, um die Schanzpfähle herum, die von dieſer Stelle entferntern überſprangen die Palliſaden. Nahe hinter denſelben war ein zweiter Graben. Bis an die Schultern im Waſſer, das Gewehr hoch über das Haupt erhoben, ward er durchwadet. Jetzt gelangten ſie an den Wallgang. Die Fanagoriſchen Grenadiere ſtürmten die erſte Baſtion. Die Türken wehrten ſich, den Säbel in der Fauſt, wie Verzweifelte. Gleich Raſenden ſtürzten ſie ſich in die Linien der Ruſſen, und, des kühnen Angriffs der letztern ungeachtet, gelang es dennoch Manchem den Gegner zu Boden zu werfen, ja es gab ſelbſt Verwundete, die von den Siegern verſchont, ſich auf Händen und Füßen heranſchleppten, und unverſehens mit dem Handſchar (Dolchmeſſer) dem Gegner die Kniekehlen durchſchnitten. — Endlich war die Baſtion vom Feinde gereinigt, der Weg in die Stadt offen, die Kolonne rückte in die erſte Straße. Plötzlich erſcholl eine Stimme. „Stürm den Kavallier!“ rief ſie. „Es iſt der Hauptpunkt der Feſtung.“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief Fedor in dieſem Augenblick. „Von dieſem Punkte aus, iſt er unnehmbar!“

Es war zu ſpät. Der Geſchützesdonner, das Angriffsgeſchrei, übertäubte Fedor's Stimme. Die Kolonne warf ſich wie raſend nach der Seite der Verſchanzung, ein furchtbares Kartätſchenfeuer empfing ſie hier; die Ruſſen verloren eine große Menge Menſchen.

In Verzweiflung ſah Fedor nach allen Seiten. Sein Auge ſuchte den General. Er fand ihn nicht. Jetzt erblickte er den Major Mazuchelli, der ruhig an einer Mauer lehnte und dem Kampfe zuſah.

„Ich beſchwöre Sie, Herr Major!“ rief Fedor. „Helfen Sie mir den General aufſuchen; von dieſer Seite iſt die Schanze nicht zu nehmen.“

„Meinen Sie?“ erwiederte Mazuchelli ironiſch und kalt. „Ruſſiſchem Heldenmuthe iſt nichts unmöglich.“

Er rührte ſich nicht vom Platze. — In dieſem Momente ſah Fedor den Obriſten Zalotuchin. Der

Jüngling eilte auf ihn zu, und theilte ihm ſeine Zweifel mit. Nur mit Mühe gelang es dem verſuchten Krieger, die kampfluſtigen Schaaren von dem Kavallier ab, und gegen eine Baſtion zu führen, die ſie mit weniger Blutverluſt erſtürmten. —

Während aber auf dieſer Seite mit abwechſelndem Glück gekämpft wurde, benutzten die Türken die Dunkelheit der Nacht, und thaten durch das Benderſche Thor einen Ausfall. Schon waren Mehemet Paſcha von Kilia und Achmet Lutfalla mit einer Schaar von mehr als tauſend Dehli's (Verwegne; wirklich: Tolle) hinausgeſprengt, als Suwarow ſelbſt, an der Spitze zweier Regimenter leichter Reiterei, herbeieilte, und nicht achtend der den Weg verſperrenden Heiken und Wolfsgruben, den Türken in die Flanke fiel. Faſt alle ſtürzten unter den Lanzen der Koſacken vom Don, oder unter den Säbeln der Woroniſchen Huſaren. Da die wenigen Fliehenden Miene machten, ſich in der Nähe des Thores feſtzuſetzen und letzteres zu verſchließen, ſo befahl Suwarow der Kavallerie: abzuſitzen und mit dem Säbel und der Lanze in der Fauſt an dem Sturme Theil zu nehmen.

Das kühne, und in dieſer Art faſt unerhörte Manöver glückte, und die Reiterei erſtürmte, zu Fuße fechtend, Thor und Wall. — —

Jetzt graute der Tag, und Freund und Feind konnten alle Schrecken des Sturmes und deſſen Fortwüthen, mit eigenen Augen überſchauen. Die ſtürmenden ruſſiſchen Heerſäulen konnten ihre Bewegungen kombiniren und ſich gegenſeitig unterſtützen. Oft wurden von zweien derſelben, die, keinen Fußbreit weichenden Türken, zwiſchen zwei Feuer genommen, und bis auf den letzten Mann niedergeſchmettert. Sie gefangen zu nehmen war unmöglich, denn viele ſtürzten ſich wie Raſende in die ruſſiſchen Reihen, ſuchten ihre Gegner bei der Bruſt oder der Kehle zu faſſen und mußten, wie wüthende Wölfe, ſchon auf der Erde liegend, mit Bajonnetten durchbohrt werden. — Der Anblick der Stadt war in dieſem Augenblicke grauſenhaft, und die Sprache hat nicht Worte, um ihn genügend zu ſchildern. Ueberall Brand, Kampf und Tod. Sechs ruſſiſche Sturmkolonnen, das ganze ruſſiſche Heer, hatte die Wälle überſtiegen, aber die Stadt war noch nicht erobert, das Gemetzel dauerte fort. Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, wurden die Türken gedrängt, aber ſie ergaben ſich nicht, ſondern zogen ſich langſam in die ſteinernen Chans und auf die Bazars zurück. In allen Gegenden der Stadt ertönte das Angriffsgeſchrei der Ruſſen, oder das Wuth- und Angſtgeheul ihrer Gegner. Niemand von den Einwohnern konnte die in Brand gerathenen Häuſer verlaſſen, ohne den Flammentod mit dem unter dem Bajonnet zu verwechſeln, und während allem dieſen, ließ der Bomben- und Granadenregen, der ſich auf die unglückliche Stadt ergoß, nicht einen Augenblick nach, es tobten die Batterien und Kanonenbarken des Kommodore Ribas, wie eben ſo viel einzelne Vulkane. — Man würde ſich täuſchen, wenn man glaubte, daß, nachdem ſämmtliche Feſtungswerke bereits in den Händen der Ruſſen waren; nachdem Brand, Mord, und Verzweiflung im Herzen der Stadt wüthete, der Muth der Türken geſunken wäre. Obwohl der Seraskir Auduslu Mehemet bereits in tapferer Vertheidigung eines der ſteinernen Chans gefallen war, ſo riefen dennoch die Imans von allen Minarets der Moſcheen unaufhörlich den Moslemins zu: als Streiter Allahs im heiligen Kampfe zu ſiegen oder zu fallen; und obwohl man ruſſiſcher Seits mehrmals den Türken Pardon anbot, ſo war doch ſtets ein erneuertes Angriffsgeheul, und ein mörderiſches Kartätſchenfeuer auf die andringenden Bataillone, die Antwort. Selbſt Weiber, mit Dolchen und Meſſern in den Händen, warfen ſich auf die ruſſiſchen Soldaten. — Bis jetzt hatte ſich der ſteinerne Kavallier noch gehalten. Die Brigade Lwow geleitet von Fedor, rückte von der Stadt-, der Kommodore Ribas mit zwei Seegrenadier-, einem Jägerbataillon und tauſend Tſchernomorskiſchen Koſacken, von der Flußſeite gegen ihn an. Hier kommandirte der Mehafis (Stadthalter) von Ismail. Zweitauſend Janitſcharen, der Kern der Truppen, waren unter ſeinen Befehlen. Angriff und Widerſtand waren von gleicher Wuth, doch endlich unterlagen die Türken. Jetzt ſchien Alles beendigt. Trommelſignale befahlen den ruſſiſchen Kolonnen das Feuer einzuſtellen. Ein Offizier mit einer Friedensflagge, eilte nach dem Bazar, wo Sultan Kaplan Ghirai, bekannt durch den Muth den er gegen die Ruſſen bei Schuſcha gezeigt, hoch zu Roß, mitten unter den Seinen hielt. Der Parlamentair konnte ſeinen Auftrag nicht ausrichten. „Sage Deinem General," rief der ſtolze Tartar, „fünf Sultane der Krimm ſind bereits heute gefallen, und Kaplan Ghirai verlangt nichts, als mit ihnen zu ſterben!" Dieß ſagend, gab er Befehl die Heerpauken zu ſchlagen. Unter voller aſiatiſcher Muſik rückte er an der Spitze von mehr als zweitauſend Türken und Tartaren auf die Ruſſen los. Mit eigner Hand hieb er mehrere der Tſchernomorskiſchen Koſacken nieder und eroberte zwei ruſſiſche Kanonen. Mit furchtbarem Geheul und von dem augenblicklichen Erfolge aufgeregt, warfen ſich die Türken, wie raſende Tiger, auf die Kolonnen der Generale Lascy und Meknobs, und obwohl die Grenadiere mit gefälltem Bajonnet ihnen entgegenrückten, ſo war doch der Angriff ſo wüthend, daß die Ruſſen geworfen wurden. Nun aber rückte Suwarow, der ſchon ſeit vier Stunden in der Stadt war, in Perſon an der Spitze der Kolonne des Generals Budberg vor. Er hatte den Degen gezogen. Durch Zuruf und Wink begeiſterte er die Seinen. Unter dem furchtbarſten Kartätſchenhagel drang der kriegeriſche Alte auf die Türken ein. Wie hätten Ruſſen geworfen werden können, an deren Spitze Suwarow focht! Es war an keinen Widerſtand mehr zu denken. Mit gefälltem Bajonnet wurden die Türken von Platz zu Platz, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus verfolgt. Die Wenigſten ergaben ſich, faſt Alle wurden niedergemacht. Kaplan Ghirai fiel, mit dem Säbel in der Fauſt und wie ein Verzweifelter kämpfend, inmitten eines Haufens ſeiner Tartaren. Es war zwei Uhr Nachmittags als aller Widerſtand aufhörte. Der Verluſt der Türken war ungeheuer geweſen. Von vierzigtauſend, welche die Stadt vertheidigt hatten, lebten nur noch achttauſend, und ſelbſt dieſe waren faſt ſämmtlich verwundet. Der Seraskir Auduslu Mehemet war mit dem Säbel in der Fauſt gefallen. Die Paſcha's Selim, Hadſchi, Mahmud, Mehemet von Kilia und Achmet Lutfalla, ſechs Sultane der Krimm, mehr als hundert Agas und Bimbaſchi's, waren getödtet. Der Oberprieſter und der Oberrichter von Ismail, Muhaſil, Paſcha von drei Roßſchweifen, und der, von der ganzen Familie der Nachkommen des großen Dſchingiſchan noch einzig übrigbleibende, Sultan Machſut Ghirai, zwei Kapidſchi's (Kammerherren) des Großſultans, und fünfundzwanzig Offiziere hohen Ranges fielen lebend in die Hand der Ruſſen. Von der ganzen türkiſchen Garniſon rettete ſich nur ein Mann, welcher verwundet in die Donau ſprang, mit einem Balken, den er ergriff, an das andre Ufer getrieben wurde, und der dem Großveſſir die Nachricht von dem Falle der Feſtung überbrachte. — —

Ueber Haufen von Leichen, über brennende Balken, mitten durch ein Gewimmel jauchzender Soldaten, weinender Frauen, klagender Gefangener, ächzender Verwundeter, eilte Fedor nach dem Serai des Paſcha's, wo ſich Suwarow befand. Er traf den alten Feldherrn in dem Wohngemache des Seraſkir's auf und abgehend. Der General war kalt und ruhig, gab ab- und zugehenden Adjutanten einige Befehle, dann ſagte er zu unſerm Bekannten: „Setzen Sie ſich und ſchreiben Sie; ich will Ihnen einige Depeſchen dictiren.“

Fedor blickte nach Schreibmaterialien umher.

Ein Dintenfaß und ein türkiſches Schreibrohr lagen auf einem Divan. Suwarow riß drei Blätter aus einem Portefeuille und dictirte: „An die Kaiſerin!“ —

„Slaw bagu, slawa wam,
Ismail naschi, i ja tam.“
(Ehre Gott, und Ehre Dir!
Ismail iſt unſer, ich bin hier.)

„Jetzt an den Prinzen von Koburg!“ fuhr Suwarow fort. Er dictirte:

„Ismail iſt in den Händen der Kaiſerin, das blaue Band bald in den meinigen, und die Menſchheit in Thränen.“

„Sind Sie fertig?“ fragte der General nach einer Weile. — „Wohlan!“ an den Fürſten Potemkin Tauritſchewsky:

„Die Mauern und die Beſatzung von Ismail fielen der Kaiſerin zu Füßen. Der Sturm war mörderiſch, — aber die Feſtung iſt in meiner Hand.“

„Gehen Sie jetzt?“ ſagte der Feldherr freundlich. „Sorgen Sie, daß die Gefangenen nicht mißhandelt noch ausgeplündert werden; dann ruhen Sie ſich aus.“ —

Mit einer freundlichen Handbewegung entließ er den Jüngling. Fedor war hingeriſſen, er war entzückt von der Art und Weiſe des Generals. Erſt ſo furchtbar im Kampfe, dann ſo tieffühlend in ſeinen Berichten, endlich ſo großmüthig gegen die Ueberwundenen. —

Kaum hatte der General den jungen Mann entlaſſen, als dieſer nach der Wohnung des alten Giorgios eilte, um zu ſehen, was aus ihm und Anaſtaſien geworden ſey. Er fand das Mädchen ganz in Thränen aufgelöſt bei der Leiche ihres Vaters. Eine platzende Bombe hatte den Alten vor der Thüre ſeiner Wohnung getödtet. Anaſtaſie war in Verzweiflung. Alles Glück der Erde, jeder Schutz, jede Zuflucht, ſey mit dem Leben des Vaters für ſie dahin, ſagte ſie. Außer einer Verwandtin, die in der Nähe von Braila, in einem von den Türken beſetzten Städtchen lebe, habe ſie Niemanden, der ſich ihrer annehmen würde. Fedor ſuchte das Mädchen zu beruhigen. Er betrachte es, ſagte er, als eine wiedergefundene Schweſter, und halte ſich für verpflichtet, ſo gut es ihm nur immer möglich ſey, für Anaſtaſiens Zukunft, vor Allem für ein Unterkommen in einer ihr Schutz gewährenden Familie zu ſorgen. Fedor wollte ſich noch bemühen, für den Augenblick durch Einquartirung irgend eines zuverläſſigen Soldaten, Anaſtaſien perſönliche Sicherheit zu gewähren, aber er vernahm von einer alten Dienerin derſelben, daß bereits ein Stabsoffizier von dem Gefolge Suwarow's, das Haus als ſein Logis in Beſchlag genommen habe, und ſomit erſchien ihm dieſe Vorſorge überflüſſig. Nur wenige Augenblicke konnte Fedor heute bei Anaſtaſien verweilen. Dienſtgeſchäfte, die ihn unaufhörlich in Athem hielten, riefen ihn ab. Auch die folgenden Tage ſah er das Mädchen nicht. Suwarow ſendete ihn einem anrückenden ruſſiſchen Truppenkorps entgegen, und ſeine Abweſenheit verlängerte ſich über eine Woche. So wie er zurückkehrte, und die Geſchäfte des Dienſtes es ihm geſtatteten, waren ſeine Schritte zu Anaſtaſien gerichtet. Das Mädchen war hoch erfreut ihn zu ſehen. „Er ſey," ſagte es hocherröthend, „ja der einzige Freund den es beſitze, auf den alle Hoffnung gegründet ſey." Ein Gefühl, wie es Fedor noch nie in der Nähe eines weiblichen Weſens empfunden, durchzuckte ihn als er dieſe Worte hörte, als Anaſtaſiens großes dunkles Auge auf ſeinem Antlitz, ihre Hand in der ſeinigen ruhte. „Wir haben uns wiedergefunden," rief er hingeriſſen von dieſer Empfindung, „wir dürfen uns nie mehr verlieren! — Verſprich mir theure Anaſtaſie," ſetzte er hinzu, „verſprich mir, daß Du mir angehören willſt." —

„Als eine Schweſter!" lispelte das Mädchen, indem ſie ihm erröthend in die Rede fallend, ſeine Hand an ihr Herz drückte. „Ich habe Dich ja ſchon als wir noch klein waren, als einen Bruder zu betrachten gelernt."

„Ja," rief Fedor, indem er ſie ſanft umfaßte, „Du ſollſt mein ſeyn, aber nicht als Schweſter, ſondern als Verlobte. Sprich, meine Anaſtaſie, willſt Du Dein Geſchick für immer in die Hand des Geſpielen Deiner Kindheit legen?"

Ohne ein Wort zu erwiedern, ſank Anaſtaſie, ſanft erröthend, an die Bruſt ihres Jugendgeſpielen. — —

Lange hielten ſich die Liebenden umſchlungen. Als ſie wieder Worte fanden, bat Anaſtaſie ihren Verlobten, Mittel ausfindig machen zu helfen, um anderweitig für ſie ein Unterkommen zu finden, indem ſie entſchloſſen ſey das Haus zu verlaſſen. „Sie könne,“ ſagte ſie, „in der Wohnung, welche die verſtümmelte Leiche ihres Vaters geborgen habe, nur mit Angſt und Schmerz verweilen.“ Fedor verſprach Anſtalten für einen andern Aufenthalt zu treffen, doch ſtellte er Anaſtaſien vor, daß in der halbzerſtörten, mit Truppen überfüllten Stadt, nur ſchwer ein ſchickliches Aſyl aufgefunden werden würde. Da Anaſtaſie immer ängſtlicher in ihn drang, ſo ſah Fedor ein, daß noch irgend ein anderer Grund vorhanden ſeyn müſſe, welcher das Mädchen beunruhige. Nur nach langem Befragen konnte er ihr das Geſtändniß abpreſſen: daß der Offizier, welcher in dem Hauſe ſeinen Aufenhalt genommen habe, ſie durch Zudringlichkeiten aller Art beläſtige, und daß er ihre hülfloſe Lage auf eine Weiſe mißbrauche, welche ſie zwingen würde das Haus zu verlaſſen, und wenn ihr auch kein Obdach, als das weite Himmelsgewölbe bliebe.

Empört darüber, und Willens den Mann, der ſeine Würde auf dieſe Weiſe vergäße, ſogleich zur Rede zu ſtellen, drang Fedor wegen Nennung deſſen Namens in Anaſtaſien. Wie erſtaunt war er, als ſie Mazuchelli nannte! Er wollte augenblicklich auf deſſen Zimmer ſtürzen, er wollte Rechenſchaft von ihm fordern; aber Anaſtaſie ſagte ihrem Freunde, daß der Major bereits mit Tagesanbruch das Haus verlaſſen habe, und nach ſeiner Ausſage erſt am Abend wiederkehren würde. Fedor verſicherte, daß er zu dieſer Zeit gleichfalls erſcheinen und dem Major erklären werde, daß Anaſtaſie ſeine Verlobte, und mithin unter ſeinem beſondern Schutz ſey. Fedor eilte jetzt nach Hauſe. Der General en Cheff hatte ihm befohlen, die Papiere, die er ihm Behufs mehrerer Korreſpondenzen anvertraut, nach Beendigung der letztern zurück zu bringen. Der Jüngling erſchrack auf das Entſetzlichſte, als er ein wichtiges Papier, welches ſich, wie das ſchon früher fehlende, gleichfalls auf die Verhältniſſe der Krimm bezog, in ſeinem Portefeuille vermißte. Er durchſuchte alle ſeine Habſeligkeiten, nichts blieb undurchforſcht, — aber das Papier war und blieb verſchwunden.

Fedor war wie vernichtet. Das Actenſtück war nicht ohne Wichtigkeit, es war keine Kopie davon vorhanden, der Verluſt nicht zu erſetzen. In unendlicher Angſt, was zu thun ſey, lief er bald in ſeinem Zimmer auf und ab, bald begann er die fruchtloſen Nachſuchungen von Neuem, endlich beſchloß er, zu dem General zu gehen und ihm geradezu den Verluſt zu entdecken. Was aber ſollte er ihm ſagen? Sollte er ſich einer Nachläſſigkeit anklagen, die er nie begangen? Er wußte genau, daß er das fehlende Document, ehe er am Abende vor dem Sturme zum General gerufen worden, in den Händen gehabt, daß er es mit den andern Papieren in ſein Portefeuille gelegt, und dieſes in ſeinem Koffer verſchloſſen habe. Niemand als Mazuchelli und Fedor's Diener, ein gewöhnlicher Koſack, waren im Zimmer geweſen. Jetzt fiel dem jungen Mann das frühere Drängen des Majors, die Papiere und Pläne zu durchmuſtern, vor Allem aber, die in türkiſcher Sprache zu Auduslu Paſcha geſprochenen Worte ein, und ein furchtbarer Verdacht ſtieg in ihm auf. Sollte er mit Suwarow von dieſem Umſtänden reden, ſollte er ſie verſchweigen und

Alles auf ſich nehmen? Im erſten Falle, ſagte Fedor zu ſich ſelbſt, wird man mir nicht glauben, und ich kann in einer Sache, wo es ſich um die Ehre eines höhern Offiziers handelt, meine Ausſage, meinen Verdacht nicht durch den geringſten Beweis unterſtützen; im zweiten Falle verſcherze ich das Vertrauen des Generals, und erleide vielleicht eine unverdiente, meine Ehre empfindlich kränkende Strafe. — Erſt nach langem, inneren Kampfe kam er dahin, am folgenden Tage dem General Alles offen einzugeſtehen, auch das, was er aus Mazuchelli's Munde gehört zu haben geglaubt, nicht unerwähnt zu laſſen, jedoch beizufügen, daß er ſich wahrſcheinlich getäuſcht, da er nur aus einer Menge einzelner Worte, den Sinn der ihm auffällig geweſenen Rede conſtruirt habe.

Der Abend war indeß herangekommen. Er begab ſich nach Anaſtaſiens Wohnung, er wollte dem Major kalt und ruhig erklären, daß er das Mädchen als ſeine Verlobte betrachte, und daß dieſe unter ſeinem Schutze ſtehe. Die alte Dienerin Anaſtaſiens empfing ihn am Eingange des Gartens. „Ihre Herrin,“ ſagte ſie, „befände ſich in dem

Kiosk, und ließ ihn bitten dorthin zu kommen.“ Fedor eilte mit ſchnellen Schritten nach dem Luſthäuschen. Er traf Anaſtaſien anſcheinend ermattet auf einem Divan ruhend, ihr ſchönes Haar quoll aufgelöſt unter dem Shawl, den ſie turbanartig um das Haupt geſchlungen hatte, hervor, die Augen waren halbgeſchloſſen, mechaniſch hielt ihre Hand eine Blume, die ſie aus einer zur Seite ſtehenden Vaſe, die mit künſtlich geformten Früchten und Blumen gefüllt war, genommen zu haben ſchien. Sie ſchien krank oder ohnmächtig.

So wie Fedor eintrat, fuhr das Mädchen erſchrocken empor, aber bald rief es: „Du biſt es, mein theurer Fedor! O, nun iſt Alles gut.“— Anaſtaſie wollte noch weiter reden, aber ein Strom von Thränen ſtürzte ihr aus den Augen, ſie verſtummte.

„Um Gotteswillen, was iſt Dir?“ rief der Jüngling erſchrocken. „Sprich! Du biſt krank, biſt angegriffen. — Warum verweilſt Du jetzt, an einem Wintertage, in dem kalten Kiosk.“

Das Mädchen konnte nicht ſprechen. Endlich heftiger von Fedor bedrängt, ſtammelte es Mazuchelli's Namen.

„Wie?“ ſchrie Fedor empört. „Er hätte auf's Neue die Rückſichten vergeſſen, die er, der Offizier, der Mann von Ehre, dem ſchwächern Geſchlecht, der Unglücklichen, der Waiſe ſchuldig iſt?

„Ich kehre nicht mehr in das Haus zurück!“ ſtammelte Anaſtaſie weinend; „nur mit dieſem“ — ſie zog ein kleines, türkiſches Meſſer aus dem Buſen — „konnte ich mich ſchützen.“

„Haſt Du ihm nicht geſagt, daß Du meine Verlobte ſeyſt?“ fragte Fedor, und ſeine Lippen bebten.

„Ich habe;“ erwiederte Anaſtaſie zögernd.

„Und er?“ rief Fedor mit flammendem Auge.

„Er ſpottete!“ ſprach das Mädchen, und Thränen floſſen von Neuem.

„Er ſpottete?“ ſchrie Fedor im Innerſten empört. „Er ſpottete, der Elende? Wohlan dieß fordert Blut! Er oder ich; Einer von uns darf nur leben!“

Weinend, und in größter Seelenangſt, ſuchte Anaſtaſie den Jüngling, welcher aus der Thüre ſtürzen wollte, aufzuhalten. Nur mit Mühe vermochte ſie es dahin zu bringen, daß Fedor ihr verſprach, Faſſung zu behalten, während er den Major, wegen ſeines Betragens zur Rede ſetzte; von ſeinem Entſchluſſe ſich ſogleich zu Mazuchelli zu begeben, vermochte ſie ihn nicht abzubringen. Fedor verließ den Kiosk, und begab ſich nach dem Zimmer des Majors.

„Habe ich Sie doch lange nicht geſehn!“ rief Mazuchelli ſpöttiſch lächelnd ihm entgegen. „Am Ende gilt auch jetzt Ihr Beſuch nicht eigentlich mir, Sie haben die Thüre verfehlt, und ſuchen die Zelle Ihrer ſchönen Griechin. — Aber, was zum Teufel! Sie machen ja ein Geſicht, wie ein türkiſcher Dehli; Sie ſehen ganz deſperat aus.“

„Herr Major,“ entgegnete Fedor, indem er nur mit Mühe Ruhe erkünſtelte, „ich komme, Ihnen eine Frage vorzulegen, um deren Beantwortung ich bitten muß. — „Hat Ihnen Anaſtaſie geſagt, daß ich ſie als meine Verlobte betrachte?“

„Freilich hat ſie mir die Schnurre mitgetheilt, aber Sie können denken, daß ich die Worte, mit denen ſich das Dämchen koſtbar zu machen denkt, als das, was ſie ſind, als eitel Wind angeſehen habe!“ rief Mazuchelli lachend. — „Uebrigens ſind Sie ja ein wahrer Cäſar in der Liebe! Veni, vidi, vici! können Sie ſagen. Die Kleine hielt mir ein Meſſer, oder was es ſonſt war entgegen; Alles lediglich Ihnen zu Ehren.“

„Sie geben alſo als richtig zu, daß Sie meine Verlobte, die Geſpielin meiner Kindheit, auf eine Weiſe bedrängt, welche ſie nöthigte ein Meſſer zu ihrer Vertheidigung zu ergreifen?“ ſagte Fedor indem ſein Auge blitzte, und er dem Major einen Schritt näher trat.

„Ihre Verlobte, die Geſpielin Ihrer Kindheit!“ entgegnete Mazuchelli verächtlich lachend. „Ein hübſches Mährchen, dem blos ein gläubiger Zuhörer mangelt, und das Sie deßhalb anderswo an den Mann zu bringen ſuchen müſſen. — Glauben Sie mir, junger Herr,“ ſetzte er höhniſch hinzu, „der Major Mazuchelli iſt der Letzte, dem Sie mit ſolchen Dingen eine Naſe drehen werden, wenn er auch zugeſtehen muß, daß Sie zu einer Operation ſolcher Art hübſche Anlagen haben.“

„Wohlan, mein Herr,“ entgegnete Fedor heftig, „ſo verſichere ich hiermit auf mein Ehrenwort“ —

„Bah!“ unterbrach ihn der Major. „Laſſen Sie alle Verſicherungen weg; ich bitte Sie. — Legen Sie ſich ſo viele Verlobte und Jugendgeſpielinnen bei, als Sie wollen, kommen Sie mir aber dabei nicht in die Quere. Ein Italiener läßt in Angelegenheiten dieſer Art nicht mit ſich ſcherzen.“

„Und ich eben ſo wenig!“ rief Fedor hitzig. „Indem Sie meine Verlobte beleidigten, indem Sie ſich erdreiſten, an meinem Worte zweifeln zu wollen, zwingen Sie mich Rechenſchaft zu fordern, welche“ —

„Ho! Sie ſind ein junger Kampfhahn. Gleich Feuer und Flamme, und das Alles, weil mir ein Griechenmädchen gefällt, was auch das Glück hat, ſich Ihres Beifalls zu erfreuen. — Doch jetzt ernſthaft Lieutenant Steinheil,“ ſagte Mazuchelli, indem er Fedor mit funkelndem Auge anſah; „reizen Sie einen Mann nicht, der nur ungern als Ihr Feind aufträte, der aber, wenn er dazu gezwungen wäre, Sie vernichten würde.“

„Herr Major, Ausflüchte dieſer Art“ —

„Ausflüchte, junger Menſch?“ fiel der Major mit ſtechendem Blicke ein. „Seyn Sie verſichert, daß Mazuchelli nicht der Mann iſt, welcher Ausflüchte macht. — Möge Der welcher mich reizt wohl auf ſeiner Huth ſeyn! **Bisogna copressi, Signor!**“

Während der Major die letzten Worte ſprach, nahm ſein Geſicht einen ganz beſondern Ausdruck an. Die Adern ſeiner Schläfe ſchwollen, ſeine Augen und Wangen flammten, ſein Blick war der eines Beſeſſenen. —

„Wohlan, mein Herr!“ rief der Jüngling heftig. „Ich ſehe Sie lieber im Zorn des Mannes und des Italieners, als in der verſtellten Ruhe des Feigen.“

„Ha, Hölle und Teufel! Was wagen Sie?“ ſchrie Mazuchelli wüthend. „Sie unterſtehen ſich alſo im Ernſt — He, Iwan! lade meine Piſtolen! — Iwan, meine Piſtolen! bringe ſie mir ſogleich! — Sie unterſtehen ſich alſo im Ernſt, mich wegen der elenden griechiſchen Dirne zur Rede zu ſetzen, mich zur Verantwortung ziehen zu wollen?“ —

„Ja, bei Gott, das will ich, wenn Sie nicht ein Elender ſind, der es nöthig findet ſeine Feigheit hinter dem Gradzeichen des Stabsoffiziers zu verſtecken!“ ſchrie Fedor.

„Gut!“ rief Mazuchelli zähneknirſchend. „Unbeſonnener Jüngling! Du forderſt Blut und Du ſollſt es haben!“

Mazuchelli’s Geſicht verzerrte ſich in dieſem Augenblicke auf eine Weiſe, die gräßlich genannt werden konnte, doch auf einmal ſuchte er ſich zu faſſen, ein Gedanke ſchien ihm durch den Kopf zu ſchießen. Er ſuchte ſichtbar einen faſt unbezwinglichen Paroxismus von Leidenſchaft zu unterdrücken, und dieſe Anſtrengung brachte augenſcheinlich einen — ſeinen ganzen Menſchen erſchütternden — innern Kampf hervor.

„Geberden wir uns nicht wie verrückt?“ ſagte er ſodann in einem Tone der ſcherzhaft ſeyn ſollte, der aber hohl und ſelbſt unter Lachen bebend klang. „Es handelt ſich um nichts, als um eine einfache Ehrenſache, die ſich mit ein Paar wohlgezielten Piſtolenſchüſſen ganz einfach abthun läßt, und wir legten eine Wichtigkeit hinein, als ob Ismail zum zweitenmal geſtürmt werden ſollte. Ich glaube, wenn ich nicht geſcheiter wäre wie Sie, wir ſchöſſen uns bei Fackelſchein, und brächten durch Piſtolenknallen das ganze Hauptquartier in Aufruhr. Begreifen Sie eine ſolche Narrheit?“ —

„Sie meinen alſo, morgen“ —

„Natürlich! — Um zehn Uhr, wenn es Ihnen recht iſt! Am Donauufer, tauſend Schritt vor dem Benderſchen Thor. — Nicht?“ —

Fedor verbeugte ſich.

„Wohlan!“ ſprach Mazuchelli lachend. „So gehen Sie wieder ruhig zu Ihrer Verlobten — ha ha ha! — Ihrer Jugendgeſpielin; wer morgen Abend bei ihr ſitzen ſoll? das wird bald durch ein Loth Pulver und ein Paar Loth Blei entſchieden ſeyn. Adieu! — Gute Nacht und angenehme Unterhaltung.“

Am Morgen des folgenden Tages bereitete Fedor Alles zu dem verabredeten Zweikampfe vor. Er beſchloß indeß, die in ſeiner Verwahrung befindlichen Papiere nicht eher als bis nach demſelben dem Feldherrn zurückzugeben, damit er nicht genöthigt ſey etwas über das Vermißte zu ſagen; ein Umſtand, der ihm vielleicht Arreſt von einigen Tagen zuziehen, ſomit das Duell für den Augenblick hätte verhindern, und deßhalb leicht für ihn nachtheilig gedeutet werden können. Er begab ſich indeß in andern Dienſtgeſchäften frühzeitig zu dem General. Der junge Mann war überraſcht, als ihm von einem Adjutanten angedeutet wurde, daß Suwarow ihn jetzt nicht ſprechen könne, daß er aber das Thor des Palaſtes nicht überſchreiten dürfe, ſondern weitere Befehle zu erwarten hätte. — Sollte Mazuchelli feig genug geweſen ſeyn und abſichtlich von dem Zweikampfe geſprochen haben? Dieß war ſein erſter Gedanke, bald aber ſah er in dem Befehle des Generals nichts weiter, als eine von deſſen Sonderbarkeiten, die vielleicht nur auf dem Umſtande, daß er gerade von einem beſondern Geſchäfte aufgehalten ſey und ihn deshalb ſpäter ſprechen wolle, beruhe.

Da Fedor an demſelben Morgen einen ſichern und anſtändigen Zufluchtsort für Anaſtaſien bei der Witwe eines griechiſchen Kaufmanns ermittelt hatte, ſo beſchloß er zu dem Mädchen, deſſen Wohnung in den Ringmauern des Palaſtes lag, zu eilen, und, ihr dieß mittheilend, Anaſtaſien zu bitten, die Ueberſiedelung noch im Laufe dieſes Morgens vorzunehmen.

Erſt nach langem Klopfen öffnete die alte Dienerin Anaſtaſiens die Zimmerthür. Das Mädchen fiel Fedor um den Hals, als er eintrat, und erzählte ihm, wie ſie die ganze Nacht wachend, und in Aengſten zugebracht, und nun feſt entſchloſſen ſey ihre Wohnung zu verlaſſen. Anaſtaſie war hoch erfreut als Fedor ihr von dem ausgekundſchafteten Aſyl erzählte. Sie ſagte, ſie kenne die Frau, unter deren Schutz ſie ſich begeben ſolle, ſeit mehreren Jahren, habe es aber nicht wagen wollen, ſie um letztern anzuſprechen, um ihr nicht bei dem, ohnehin durch die Truppen überall geſchmälerten Raume, läſtig zu werden.

Längere Zeit unterhielten ſich die Liebenden von ihrer Zukunft. Fedor theilte Anaſtaſien ſeine Pläne hinſichts der letztern mit. Er konnte faſt mit Sicherheit im Laufe des Feldzugs auf Beförderung rechnen. Sein dadurch erhöhetes Einkommen, das kleine Vermögen Anaſtaſiens, waren hinreichend um beiden ihre künftige Exiſtenz zu ſichern. Die Einwilligung der ihm vorgeſetzten Behörde, zu ſeiner Verheirathung konnte nicht fehlen. So ſchmerzlich es auch dem Mädchen war, ſo häufig Thränen es vergoß, wenn es der Schreckenstage gedachte die ihm den Vater und die behagliche Ruhe des Vaterhauſes geraubt, ſo hielt es doch der Gedanke aufrecht, daß die alleinſtehende Waiſe auf eine faſt wunderbare Art, den Freund, den Geſpielen der Kinderjahre wiedergefunden, und daß dieſer ihr Führer, ihr Beſchützer auf der langen Lebensbahn ſeyn werde. — Während aber Fedor und Anaſtaſie ſich mit Plänen über ihre Zukunft beſchäftigten, war es im Rathe des Schickſals beſchloſſen dieſe auf eine ganz andere Art zu geſtalten. Der Jüngling wollte ſich eben fort, und nach dem Dienſtſalon des Feldherrn begeben, als Tritte vor der Hausthür laut wurden. Fedor blickte aus dem Fenſter, und ſah mit Befremden einen Adjutanten des Generals, gefolgt von zwei Koſacken ins Haus treten. Der junge Mann wollte dem Offizier entgegengehen, aber dieſer trat bereits mit ſeiner Begleitung ins Zimmer; einer der Koſacken hatte Ketten über dem Arm hängen.

„Sie ſuchen mich, Herr Hauptmann?“ fragte Fedor, weniger betreten als verwundert.

„Ich komme auf Befehl des Generals, Sie zu verhaften, und bitte um Ihren Degen!“ entgegnete düſter der Angeredete.

Fedor war wie verſteinert. Es ſchien, als ob er die Worte des Adjutanten nicht verſtanden hätte. Endlich griff er mechaniſch nach dem Degen und reichte dieſen dem Kapitain. So wie Letzterer ſolchen in der Hand hatte, gab er dem Koſacken, der die Ketten trug, einen Wink; dieſer trat zu Fedor und faßte ihn am Arme.

„Was?“ ſchrie Fedor entſetzt, und indem er einen Schritt zurückſprang. „Feſſeln? Einem Offizier Feſſeln? — Und wegen was? Wegen eines elenden Duells?“

„Nicht wegen eines Duells!“ erwiederte finſter der Adjutant. „Auf Befehl des Generals verhafte ich Sie als Staatsverräther und wegen Einverſtändniſſes mit den Türken.“ —

So wie der Adjutant dieſe Worte geſprochen hatte, ward Fedor geiſterbleich, die Sinne ſchienen ihm zu ſchwinden, er taumelte, und während die

Koſacken ihn ergriffen, um ihn in Ketten zu legen ſtürzte er bewußtlos zu Boden. — Lautſchreiend warf ſich Anaſtaſie auf den Jüngling. — —

Wenige Tage ſpäter finden wir Fedor, dem über ihn zuſammenberufenen Kriegsgerichte gegenüber, welches heute ſeine letzte Sitzung hielt. Ein alter General, deſſen benarbtes, von langem Kriegsleben durchfurchtes Geſicht, von einer großen Anzahl Dienſtjahre zeugte, präſidirte, und ſein Auge, wie das der übrigen Offiziere, war feſt auf den Jüngling gerichtet, welcher, obgleich todtenbleich, doch dem Anſcheine nach, mit Faſſung das Urtheil anhörte, mit deſſen Vorleſung der Auditeur eben beſchäftigt war.

„Demnach in Erwägung," endigte der Letztere, „daß Angeſchuldigter, wenn auch nicht durch Eingeſtändniß, doch durch das Factum, daß zwei ihm unter Verpflichtung auf ſein Ehrenwort anvertraute wichtige Dienſtpapiere unter den Effecten des getödteten Chans der Krimm, Kaplan Ghirai, aufgefunden worden, ohne daß er nachweiſen können, wie ſie dahin gekommen, noch daß er deren behauptete Entwendung, wie es ſeine Pflicht geweſen, angenblicklich angezeigt, des Einverſtändniſſes mit dem Feinde hinlänglich überwieſen zu achten; verurtheilt gegenwärtiges Kriegsgericht den ehemaligen Lieutenant Fedor Nicolajewitſch Steinheil einſtimmig zum Tode, verwandelt jedoch aber nach früherer Allerhöchſter Ukaſe — hier folgte das Datum — die Todesſtrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit in den Bergwerken von Nertſchinks. Alles von Rechtswegen, ſo wie nach den Beſtimmungen der Kriegsartikel und der dieſelben modificirender Kaiſerlicher Verordnung."

Der Leſende hatte geendet. Die Augen der Mitglieder des Kriegsgerichts hafteten feſt auf Fedor. Dieſer richtete die Augen einen Augenblick gen Himmel, und ſprach ſodann mit weichem aber gefaßtem Tone.

„Meine Herren! Sie haben geſprochen, wie Sie mußten, und wie ich an Ihrer Stelle gleichfalls geſprochen haben würde. Der Schein iſt gänzlich gegen mich; ich kann das Urtheil, welches mich vernichtet, Ihnen nicht zur Laſt legen. Sie folgten Ihrer Pflicht, Ihrer Ueberzeugung, Ihrem Gewiſſen. Allwiſſend iſt nur Einer. Aber dieſen

Einen" — hier erhob Fedor Hände und Augen gen Himmel — „ihn rufe ich zum Zeugen, daß ich das Verbrechen, welches ich beſchuldigt werde, nicht begangen habe. Hat Jemand Verrath geübt, ſo war ich wenigſtens nicht der Verräther, und das Port d'Epée mit den Farben Rußlands iſt dabei nicht entehrt worden."

Der Ton, in welchem Fedor ſprach, kam ſo augenſcheinlich aus der Tiefe einer unſchuldbewußten Seele, er war ſo überzeugend, daß die Mitglieder des Kriegsgerichtes unwillkührlich dadurch erſchüttert wurden.

„Haben Sie noch irgend Etwas anzuführen?" fragte nach langer Pauſe der Vorſitzende, nicht ohne Rührung im Tone.

„Eine Bitte habe ich!" erwiederte Fedor. „Ich möchte dem Kommandirenden ſprechen. Der General hat früher oft Zufriedenheit mit den von mir geleiſteten Dienſten bezeigt. Als einziges Andenken, als Belohnung für dieſe, wenn ſie je einer ſolchen werth waren, bitte ich um eine kurze Unterredung."

Der General ſagte ein paar leiſe Worte zu einem

Offizier und dieſer verließ ſchnell das Zimmer. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück. „Der General bewilligt die erbetene Audienz!“ ſagte er. Auf einen Wink des Vorigen ward Fedor durch jenen Offizier und einen Koſacken zum General geführt.

Als Fedor in Begleitung des Offiziers in das Zimmer trat, ſtand Suwarow ſchweigend an den Tiſch gelehnt, und ſah dem Unglücklichen eine Weile ſtarr in's Geſicht ohne ein Wort zu ſprechen. Der ſcharfe Blick des grauen Auges, haftete ſo feſt auf dem Antlitze Fedors, als ob er jeden Gedanken des Letztern zu erforſchen trachtete. Weder Zorn noch Verachtung war in den Zügen des Generals ausgedrückt, eben ſo wenig aber ließ ſich etwas von Theilnahme ſpüren. Suwarow brach endlich das Schweigen.

„Was wollen Sie?“ hob er auf franzöſiſch an. „Sie kennen Ihr Schickſal; das Urtheil wird und muß beſtätigt werden.“

„Ich weiß es;“ entgegnete Fedor gefaßt. „Für mich giebt es keine Gnade. Wäre ich der Elende für den ich gelte, ſo wäre jede Nachſicht unverantwortlich.“

„Sie beklagen ſich alſo über Ihre Richter?“ fragte der General.

„Keineswegs!“ fiel Fedor ein. „Es ſind würdige Männer, die jeder Armee zur Zierde gereichen würden; ich würde an ihrer Stelle daſſelbe Urtheil gefällt haben.“

„Was wollen Sie alſo?“ fragte der General weiter, und ſein Auge ſchien jeden Zug in Fedor's Antlitze zu beachten.

„Ich habe eine Bitte an Ew. Excellenz, die nicht mich, die — mögen Sie dieſe Worte mit Nachſicht anhören — die Rußlands Ehre, und die Ew. Excellenz betrifft,“ erwiederte Fedor. „Die Natur dieſer Bitte aber fordert, daß ich ſie ohne Zeugen ausſpreche.“

Suwarow gab dem Adjutanten einen Wink das Zimmer zu verlaſſen.

„Reden Sie, wir ſind allein;“ ſagte er ſodann.

„Ew. Excellenz!“ ſprach Fedor, indem er dem General einen Schritt näher trat. „Mein Schickſal iſt entſchieden, ich bin verurtheilt, entehrt, auf immer zu Grunde gerichtet; ich kann nur einen Wunſch noch haben, es iſt ein baldiger Tod.

Wären auch Ew. Excellenz von meiner Unſchuld überzeugt, es könnte mir nichts helfen, ſchon um des Beiſpiels willen, muß das Urtheil vollzogen werden. Ich glaube indeß der Armee, Ihnen, ja dem Vaterlande, einen Dienſt leiſten zu können, wenn ich bei Gott und Menſchen, bei Seele und Seligkeit betheure, daß ich unſchuldig bin, daß ich den ſcheußlichen Verrath den man mir Schuld giebt nicht beging, daß ich als ein Opfer der Bosheit falle. Ich verſichere bei dem Wohlwollen, das Sie mir bezeigten, bei Ihrem, bei Rußlands Ruhm, daß Alles, was ich vor dem Kriegsgericht ausſagte, die reine Wahrheit iſt. Ich war als Knabe in Ismail, ich wußte dieß nicht eher, als bis ich wieder die Mauern dieſer Stadt betrat und den Freund meines Vaters, die Geſpielin meiner Kindheit wiederſah. Die Worte, die ich während der Unterredung des Majors Mazuchelli mit dem Seraskir zu vernehmen glaubte, ſchienen mir nicht deutlich genug, um darauf eine furchtbare Anklage gegen einen Mann, den ich für einen Freund, für eine Art Wohlthäter anzuſehn gewohnt war, zu begründen; eben ſo war es mit dem Verſchwinden des erſten

Documents. Ich ſelbſt konnte in der Zerſtreuung deſſen Verluſt herbeigeführt haben. Den des zweiten wollte ich Ew. Excellenz anzeigen, aber ich war noch nicht mit mir eins geworden, ob ich alle Schuld allein auf mich nehmen, oder Ihnen den in mir aufſteigenden Verdacht mittheilen ſollte; jedenfalls konnte ich, der eigenen Ehre wegen, das letztere erſt nach ſtattgefundenem Duelle thun. Feſt wie von meinem unglücklichen Daſeyn, bin ich überzeugt, daß, ſo gewiß wie mich Mazuchelli zu Grunde richtet, er es iſt, der die Papiere entwendete und ſie an Kaplan Ghirai geſendet hat. Es muß Ew. Excellenz ſelbſt auffallen, daß der Major an jenem Morgen als das Duell ſtattfinden ſollte, die Papiere der getödteten Chane ſchleunig zu unterſuchen vorſchlug, ehe Machſut Ghirai, der einzige von ihnen, der lebend in ruſſiſche Hände gefallen, abgeführt würde; daß er ſich augenblicklich in das Bureau des Generalſtabs begab, und daß unter der Maſſe der Scripturen jenes Document von ihm zuerſt bemerkt wurde. Er mußte wiſſen, daß, wenn das Document noch verhanden, es ſpäter nicht unbemerkt bleiben konnte, und daß der Verdacht der

Entwendung, den er wegen meines ihm bezeigten Mißtrauens bei mir vorausſetzte, weniger auf ihn fallen würde, wenn er ſelbſt die Entdeckung veranlaßte; ganz abgerechnet, daß er die Gelegenheit erfaſſen konnte, ſeine Rache an mir zu kühlen.“

„Und welche Gründe haben Sie,“ ſagte Suwarow, Fedor ſtarr anſchauend, „von mir vorauszuſetzen, daß ich nicht der Meinung bin, die Rache ſey es eben, die Sie bewegt, den Major Mazuchelli zu verdächtigen.“

„Es iſt die Erfahrung, die Menſchen-, die Seelenkunde die Sie beſitzen!“ rief Fedor. „Ew. Excellenz können mich in dieſem Augenblicke für einen Verräther halten, Sie können glauben, daß ich nichtswürdig genug ſey, einen Mann, der nur ſeine Pflicht gethan indem er ein Verbrechen aufdeckte, zu verdächtigen, aber es wird Augenblicke, es wird Stunden geben, wo Sie das Gegentheil glauben. In einer ſolchen Stunde — ich bitte, ich beſchwöre Ew. Excellenz! — faſſen Sie den Entſchluß, jenen furchtbaren Menſchen aus Ihrer Nähe, ja von dem Heere zu entfernen. — Sie ſehen, die Bitte die ich thue iſt gering. Auf mein unglückliches Loos kann die

Gewährung derſelben keinen Einfluß haben. Tauſend Meilen entfernt, in den Eingeweiden der Erde, vernehme ich nicht einmal den Erfolg. Rache kann nicht die Triebfeder dieſer Bitte ſeyn. Mazuchelli iſt Volontair. Er macht den Krieg faſt nur als Zuſchauer mit. Noch vor wenig Tagen habe ich ſelbſt aus ſeinem Munde die Aeußerung gehört, daß er in Kurzem den Feldzug in dieſem Lande ſatt haben werde. Selbſt die Gelegenheit ihn ohne Aufſehen auf ehrenvolle Weiſe zu entfernen, ihn zu verſchicken, liegt in den Händen Ew. Excellenz. O, gewähren Sie mir die Ueberzeugung, daß ich das einzige Opfer ſeyn werde, das dieſem Manne fallen wird.“

Suwarow blickte längere Zeit ſchweigend auf den Jüngling. Endlich ſagte er gelaſſen: „Ich kann, ich darf Ihrer Ausſage keinen Glauben ſchenken. Sie ſelbſt müſſen eingeſtehen, daß Männer von Ehre Ihre Ausſagen angehört, ſolche gründlich erwogen, Sie endlich nach den Geſetzen gerichtet haben. Das Ganze iſt eine vollendete Thatſache; ſie iſt für immer abgemacht. Trägt außer Ihnen noch Jemand eine Schuld, ſo bin ich es. Die Papiere hätten nicht aus meiner Hand, kommen müſſen. Ich habe gefehlt, denn ich vertraute, und durch dieſes Vertrauen, iſt — gleichviel auf welche Weiſe — ein Menſch zu Grunde gerichtet worden. — Ihr Wunſch, Mazuchelli von der Armee entfernt zu ſehen, kann übrigens nicht erfüllt werden. Er iſt der Ankläger, Sie der Beklagte, und Sie ſind ſchuldig befunden worden. Was Sie mir auch geſagt haben, es kann auf die Entſchlüſſe, die ich bereits gefaßt, nicht von Einfluß ſeyn. Was kommen ſoll wird kommen, denn es giebt ein allſehendes Auge, welches den Schuldigen herausfindet, ſey er in der Mitte eines ſieggekrönten Heeres, ſey er tauſend Klaftern in den Eingeweiden der Erde. — Mögen Sie in dieſer Ueberzeugung einen Troſt, oder die Qualen der Verzweiflung finden. — Gehen Sie jetzt! —"

Fedor wollte noch ſprechen, aber Suwarow wendete ſich nach der Thüre.

„Alexander Michailowitſch!" rief er mit lautem und rauhen Tone — „Laß den Verurtheilten nach dem Gefängniſſe bringen." —

Fedor bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen, Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er wankte zur Thüre hinaus. — —

Es was länger als nach Verlauf einen Jahres, daß an einem heißen Sommertage gegen Abend die Arbeiter welche eben die Tagesſchicht geendet, aus einer der Hauptgruben der Silberbergwerke von Nertſchinsk, von denen, welche die erſte Nachtſchicht beginnen ſollten abgelößt wurden. Es waren entſetzliche Geſichter, die dem Schachte entſtiegen. Die furchtbarſten Verbrechen ſtanden auf den Stirnen der Meiſten verzeichnet, und die, nach der Gewohnheit jener Zeit, den mit den ſtärkſten Vergehen Belaſteten aufgeriſſenen Naſenflügel, gaben kund daß hier eine Rotte Böſewichter, wie ſolche nur ſelten auf einem Punkte verſammelt ſind, ihre Strafe ſinde. Die Gegend in welcher die Grube lag, ſtimmte aufs traurigſte mit dem Anblicke derer, die ſie bearbeiteten, überein. Es war ein raubes, ſteiniges, faſt von aller Vegetation entblößtes Thal, in welchem ſich nur ein kleines, hölzernes Kirchlein, eine ſteinerne Beamtenwohnung, die Hütten der, die Bewachung beſorgenden, Koſacken, und die ſtallähnlichen Baracken der Verwieſenen befanden. Ueberall, wo man ins Freie blicken konnte, lagen ſchwarze Schlackenhalden aufgethürmt; der wellenförmige Boden beſtand aus Sand und Steingerölle, und bot, bis an die Gipfel der jenes Thal begränzenden Hügel, einen troſtloſen Anblick dar. Die Gebaude der Niederlaſſung, bildeten ein großes Viereck, in deſſen Mitte die Kirche, und dieſer zur Seite die Wohnung des Bergbeamten lag. Unter zwei ziemlich verkrüppelten Birken — der einzige Gegenſtand aus dem Pflanzenreiche den das Auge erblickte — ſaß der Hausherr, ein alter, munterer, ziemlich gutmüthig ausſehender Ruſſe. Ein kleines, vor ihm ſtehendes Tiſchchen, trug ſein Abendeſſen, welches aus einem Stück Schwarzbrodt und geſalzenem Fiſch, aus der jenſeits der Berge fließenden Schilka beſtand; eine große Flaſche mit Branntwein ſchien den Nachttrunk hergeben zu ſollen. Der Beamte blickte mit großem Gleichmuth auf die lange Reihe der Verwieſenen, die eben der Grube entſtiegen, in Ordnung geſtellt worden waren, und nun queer über den Platz nach ihren Jurten defilirten. Schon ſah man den Eingängen der letztern eine große Anzahl Derer, die zur Ablöſung beſtimmt waren, entſtrömen. Ein Unterbeamter nahete ſich, um ſeinem Vorgeſetzten über das Ergebniß der letzten Schicht Rapport abzuſtatten.

„Nun, Thimotji Nikititſch, was giebt es Neues!“ rief der Oberbeamte, ſich ruhig im Lehnſtuhl ausſtreckend.

„Verſchiedenes, Alexander Michailowitſch!“ entgegnete eben ſo ruhig der Unterbeamte. „Im St. Dmitriſtollen, hat ſich, in der zweiten Seitenſtrecke, als No. **126** und **127** vor Ort lagen, ein Felsblock abgelößt, und dem Erſten ein Bein zerſchlagen.“

„Dumme Geſchichte!“ brummte der Vorgeſetzte. „Der Kerl war zwar eine Hauptbeſtie, aber wenn er nur täglich ein paarmal mit Dem da — er zeigte auf den am Gürtel hängenden Kantſchu — geſtrichen wurde, ſo war er einer unſerer beſten Arbeiter. — Giebt es ſonſt noch etwas?“

„No. **135** hat der Schlag gerührt!“ erwiederte ruhig der Aufſeher, „indem er ein Glas Schnaps das ihm der Oberbeamte hinreichte, ehrerbietig hinnahm, es austrank und Jenem achtungsvoll und dankbar das Knie berührte. — Der Arzt ſagte, der Kerl ſey von zu ſchwächlichem Körperbau, und ich glaube jetzt faſt deſſen Worten, wenn er immer behauptete, er ſey ein vornehmer Mann, ich glaube ein Graf geweſen.“

„Ach, mein guter Thimotji!“ ſagte Jener, indem er gemüthlich ein Stück Salzfiſch in den Mund ſchob. „Man hört Dir gleich an, daß Du noch ein Neuling biſt. Mir ging es Anfangs indeß nicht beſſer wie Dir; ich achtete gleichfalls auf das Geplauder. Kaum merkten das die Kerle, als ſie es ſich auch zu Nutze machten, und nun waren die Kanaillen lauter Knäſen, Grafen und Edelleute. Aber ich kam ihnen bald hinter die Schliche. Ich hatte dieß meinem alten Vorgänger dem Stephan Kirilowitſch — möge ihn St. Stephan von Perm in ſeinen Armen behalten — zu danken. Alexander!“ ſagte er zu mir. „Es giebt ein untrügliches Mittel, Auskunft über den Stand der Hundsfötter zu bekommen — wiewohl ich die Neugier ihn wiſſen zu wollen nicht begreifen kann — Du mußt es aber in der erſten Stunde ihrer

Ankunft anwenden. Sobald eine friſche Kette dieſer Böſewichter ankommt, und Du willſt wiſſen, wer Dieſer oder Jener iſt, ſo nimm die Gelegenheit wahr und haue ihm — es findet ſich ja wohl eine Veranlaſſung — ein Dutzend Kantſchuhiebe auf. Iſt er ein vornehmer Mann — ſelbſt nur ein Hofrath, ein Kollegienaſſeſſor, oder dergleichen — ſo wird er thun, als ob er aus der Haut fahren wollte, iſt er ein Bürger oder Bauer ſo nimmt er die Sache ruhig hin; er iſt an dergleichen Traktamente ſchon gewöhnt. — Du wirſt geſtehen müſſen, Themotji, daß der alte Stephan Kirilowitſch ein feiner Menſchenkenner war. — Ich habe das Mittel indeß nur ſelten in Anwendung gebracht, denn ich bin nicht neugierig, und mir iſt es am Ende einerlei, ob ſo eine Kanaille früher ein Knäs oder ein Bettler geweſen iſt. Für mich iſt und bleibt er No. 29 oder 30, und mich gemahnt es immer, als ob er mit ſeiner Nummer ſchon auf die Welt gekommen, oder doch mindeſtens darauf getauft worden wäre.“

„Ganz recht, Alexander Michailowitſch!“ fiel Jener ein. „Es wäre auch nicht auszuhalten, wenn unter den Spitzbuben noch Rangunterſchiede ſtatt fänden. Die Nummern gleichen Alles aus. Es iſt als ob Einer durch Beilegung der ſeinigen gleichſam noch einmal geboren würde.“

Eben hatte der Unterbeamte die letzten Worte geſprochen, als ein junges Mädchen von ungefähr funfzehn Jahren und ſehr liebreicher Geſichtsbildung aus dem Hauſe trat. Sie grüßte den Unterbeamten wie einen alten Bekannten, und fiel dann dem Vorgeſetzten deſſelben, mit den Schmeichelworten: „Väterchen eine Bitte!“ um den Hals. — Freundlich ſah ſie der Alte an.

„Sprich Alexandrowna, mein Töchterchen, mein Täubchen, mein Seelchen! was wäre Dir lieb?“ hob er an, indem er ihr mit der breiten braunen Hand über das Geſicht fuhr.

„Die arme Anaſtaſie iſt drinnen, die Schweſter von No. 76, ſie weint ſo ſehr!“ ſagte theilnehmend das Mädchen. „Sie hat mich im Namen aller Heiligen, die in Kiew im Höhlenkloſter begraben liegen, beſchworen, Dich zu bitten ihren Bruder auf einen Tag von der Grubenarbeit frei zu laſſen; er ſey ſo ſchwach, ſo kränklich, ſagt die Arme.“

„Schwach? — Kränklich? Mag ſeyn?“ erwiederte ruhig der Vater. „Wer iſt hier am Ende nicht ſchwach und kränklich? Das Handwerk das die Schurken treiben müſſen, iſt eben nicht zum Fettwerden eingerichtet und ſie ſind auch nicht deshalb hergeſchickt worden.“

„No. 76 ſteht auch nicht als krank auf dem ärztlichen Rapport vermerkt;“ fiel der Aufſeher ein.

„Seht, da kommt die gute Anaſtaſie ſelbſt!“ rief das Mädchen. „Ich bitte Dich Väterchen ſprich ſanft mit ihr. Sie iſt ſo gut, ſo dienſtfertig, ſo freundlich.“

„Ja das iſt wahr!“ erwiederte kopfnickend der Vater. „Sie dauert mich, das arme Ding. Ich glaube, daß ſie von gutem Herkommen und auch nicht arm ſeyn mag. Als ſie ankam hatte ſie ſich eine beſondere Jurte gekauft, worin ſie wohnt, und ich ſchließe daraus, daß ſie nicht die Schweſter von No. 76 ſondern vielleicht die Braut, oder eine Verwandte ſeyn mag.“

„Ich glaube es auch;“ fügte der Unterbeamte der Rede des Vorigen hinzu. „Auch habe ich immer gedacht, daß der Menſch, den ſie ihren Bruder nennt, wirklich ein Mann von Stande geweſen ſeyn mag. Er iſt immer ſo ſtill und zurückgezogen, er ſondert ſich von den übrigen Kerlen ab wo er kann.“ —

In dieſem Augenblicke trat eine weibliche Geſtalt aus der Thür des Hauſes. Es war Anaſtaſie, Fedor's Verlobte. — Sie war blaß, magerer wie ſonſt, aber ihr Antlitz war noch ſchön, ja ihre Züge waren noch ausgezeichneter, edler wie früher. Zagend trat ſie näher.

„Du kommſt zu bitten, daß ich Deinen Bruder die Arbeit auf einen Tag erlaſſe?“ rief ihr der Beamte entgegen. „Wäre es möglich, ſo thäte ich es — um Deinetwegen nämlich — aber es geht nicht; er ſteht nicht auf der Liſte des Arztes. Alles muß ſeine gehörige Ordnung haben.“

„Er iſt ſo ſchwach, ſo kränklich!“ ſagte Anaſtaſie ſchmerzlich und mit bittendem Tone.

„Warum hat er ſich nicht bei dem Doctor gemeldet?“ fragte der Vorige.

„Weil er nicht wirklich krank darniederliegt!“ entgegnete Jene.

„Warum hat er beim Verleſen zur letzten Aufſtellung ſich nicht mit ſeiner Bitte an mich gewendet?“ fragte der Unterbeamte.

„Dazu iſt er zu ſtolz!“ ſagte zögernd und halbleiſe Anaſtaſie.

„Nun da höre ein Chriſtenmenſch!“ rief mit verwundertem Lachen der Vorgeſetzte. „Das iſt mir in meiner vieljährigen Praxis noch nicht vorgekommen! Nun fangen die Beſtien gar noch an ſtolz zu werden! — Na, weine nicht, Anaſtaschen, mein Töchterchen! Es war nicht böſe gemeint. — Aber, Thimotji Nikititſch! Geh und rufe mir einmal No. 76. Ich will ſelber mit dem Menſchen reden.“ Der Aufſeher entfernte ſich, und nach einiger Zeit, in welcher der Oberbeamte Anaſtaſien ein „Schälchen wider die böſe Abendluft“ wie er ſich ausdrückte, aufdrang, ſah man Jenen in Begleitung eines grau, aber nicht zerlumpt bekleideten, Verbrechers, quer über den Platz zurückkehren.

„Nun Menſch, nun No. 76! Du biſt krank?“ rief der Beamte mit Gravität dem Ankommenden entgegen. „Warum haſt Du Dich nicht bei dem Arzte gemeldet? oder warum haſt Du nicht wenigſtens bei Deinem Vorgeſetzten — er zeigte auf Thimotji — eine Bitte eingelegt?“

„Verzeihe Herr!“ entgegnete Fedor — denn dieß war jener Unglückliche. — „Ich hielt mich zu dem erſteren nicht berechtigt. Ich bin nur matt aber nicht krank; ich kann arbeiten.“

„Nun, Du närriſches Ding!“ rief der Beamte ſich zu Anaſtaſien wendend. „Was fällt Dir ein? Du hörſt daß Dein Bruder geſund iſt, geſund wie ein Fiſch im Waſſer — das heißt nämlich, wie man es etwa in den Bergwerken von Nertſchinsk verlangen kann.“

„Glaube ihm nicht! Ich bitte Dich, bei der Mutter Gottes von Kaſan, glaube ihm nicht!“ rief Anaſtaſie in Thränen. „Er iſt wirklich krank, er will durch angeſtrengte Arbeit ſein Ende herbeiführen.“

„Kikelkakel, Kind!“ rief gutmüthig der Beamte. „Das ſind Frauenzimmergedanken! So etwas wäre hier unerhört. Umgebracht hat ſich wohl manchmal Einer — ſo z. B. neulich No. 149;

der Kerl ſtürzte ſich in den Schacht und brach den Hals; desgleichen No. 87 der ſich die Kehle mit dem Raſirmeſſer durchſchnitt — aber zu Tode gearbeitet! der Fall iſt mir noch nicht vorgekommen. — Alſo ſprich, No. 76, biſt Du krank oder nicht? — Biſt Du es, ſo ſollſt Du für heute von der Arbeit frei ſeyn.“

„Fedor, ich bitte Dich!“ rief Anaſtaſie mit gefaltenen Händen.

„Ich bin nicht krank!“ entgegnete dieſer ruhig und feſt.

„Abgemacht!“ fiel der Beamte ein. „Du gehſt mithin ruhig an Deine Schicht. Für Deine Ehrlichkeit — lache nicht, Thimotji! ich ſpreche ſelten ſo zu Einem, aber hier iſt es mein Ernſt — ſollſt Du morgen eine doppelte Portion Grütze und einen Hering extra bekommen. — Nun fort an die Arbeit! — Doch halt Thimotji Nikititſch! Wie ſteht es mit No. 77?“

„Es ſteht gar nicht mehr;“ erwiederte dieſer gleichgültig. „Mit dem iſts aus; abgemacht für immer. Das Felſenſtück hat ihm, wie Du weißt, ein paar Rippen eingedrückt; der Arzt meint er würde nicht die Nacht überleben.“

„Wohl!“ erwiederte Jener kopfnickend. „Nimm alſo Einen von den heute Mittag friſch Angekommenen, trage ihn mit derſelben Nummer in das Regiſter und quartire ihn in die Jurte ſeines Vorgängers. — Das heißt: laße ihn die Nachtſchicht gleich mit arbeiten; währenddem wird die alte No. 77 wohl bereits in die Leichenkammer transportirt worden ſeyn. — Du, No. 76! Nimm den neuen Kameraden unter Aufſicht, und zeige ihm, wie er ſich vor Ort zu benehmen hat. Du biſt ein verſtändiger Kerl, und nicht halb ſo eine Kanaille wie die Andern; ich meine es gut mit Dir, und Du ſollſt außer der Grütze zwei Heringe haben.“

Der Beamte hatte die letzten Worte mit einer gewiſſen gutmüthigen Grandezza zu Fedor geſprochen, und ſchien wo nicht einen Fußfall, doch mindeſtens ein anderes Zeichen von Dankbarkeit zu erwarten. Dieß erfolgte jedoch nicht, und nun befahl er ziemlich barſch, daß ſich Thimotji mit Fedor und Anaſtaſien entfernen ſolle.

„Da ſiehſt Du, Töchterchen, mein Seelchen, was Dein Vater für ein ſchwieriges und undankbares Amt hat!“ rief der Alte aus, als er mit der Tochter allein war. „That der Kerl nicht, als ob ſein Vater der Chan der nogayiſchen Tartaren und ſeine Mutter eine Sultanin der Krimm geweſen wären? — Ich verſprach ihm zwei Extraheringe, aber haſt Du wohl einen Zug von Erkenntlichkeit für meine Großmuth bemerkt? — Wie geſagt: es ſind Kanaillen! Einer wie der Andere; No. 76 oder No. 250 —

Fedor war inzwiſchen mit der Maſſe ſeiner Unglücksgefährten nach der Grube geführt worden. Der ihm vorgeſetzte Einfahrer hatte ihm befohlen, die Haue und das Fäuſtel ſeines neuen Gefährten, der erſt nachkommen werde, da man eben in der Kanzlei deſſen Signalement aufnehme, und ihn mit den nöthigen Grubenkleidern verſehe, mit vor Ort zu ſchaffen. Bald darauf befand ſich Fedor mehrere hundert Lachtern unter der Erde. Hier ließ er ſich auf einem Steinſtücke nieder, ſetzte die Grubenlampe in Stand und verzehrte ein Stück Schwarzbrod um ſich zur Arbeit zu ſtärken. —

Der Ort wo ſich der junge Mann befand, war ein ausgehöhlter Raum von faſt zehn Schritt Durchmeſſer. Hier waren eine Menge Erze, welche ſich Neſterweiſe beiſammen fanden, ausgearbeitet worden, jetzt aber hatte man zwei neue Gänge dicht neben einander eingeſchlagen, und wollte auf dieſe Weiſe zwei ſtarke, weiterſtreichende ,Silberadern verfolgen. Der Arbeitsort des einen war Fedors Platz, auf dem andern hatte vor zwei Tagen ein herabfallendes Felſenſtück, dem Unglücksgefährten Fedor's die Rippen gebrochen.

Der junge Mann hatte eben ſein Schmerzensbrod verzehrt, die Lampe flackerte empor, er probirte ſein Werkzeug am Nagel ob es ſcharf genug ſey, und wollte nun tief aufſeufzend ſich an die Arbeit begeben. Er horchte indeß noch einmal auf, ob er nicht Fußtritte und auf dieſe Weiſe ſeinen neuen Elendsgenoſſen nahen höre, aber er vernahm nichts als das Kniſtern ſeiner Lampe, und in der Ferne das Rollen einiger Pulverſchläge womit Felſen geſprengt wurden. Fedor befand ſich nun vor Ort, er hatte ſich auf die Knie niedergelaſſen und hob bereits die Haue um die Arbeit zu beginnen, als in der Ferne die Stimme des Einfahrers ertönte. — „Heda, No. 76! — Heda Kerl!“ rief es in der Tiefe des Ganges der nach der Aushöhlung führte. „Hier iſt Dein Kamerad, die neue No. 77. Bringe ihn vor Ort und zeige ihm was nöthig iſt.“ —

Fedor erhob ſich. Er hörte die Tritte des ſich entfernenden Einfahrers, ſo wie des ſich nähernden Gefangenen. Die Lampe in der einen, die Haue und das Fäuſtel des Neuankommenden, in der andern Hand, ging er dem Genoſſen ſeines Elends entgegen. Eben wollte er ihn anreden, ihn anweiſen ihm vor Ort zu folgen, als faſt im gleichen Momente Beide die Grubenlampen erhoben und einander ins Geſicht ſahen. — In dieſem Augenblicke erfolgte von Beiden, gleichzeitig ein Ausruf des Entſetzens. Der ſchaurige Ruf brach ſich an der Decke des Gewölbes, und verhallte weithin in den Gängen des Bergwerks. Fedor und Mazuchelli ſtanden einander gegenüber. — —

Faſt eine Minute ſahen ſie ſich an, ohne ein Wort zu ſprechen, doch plötzlich ſetzte Fedor die

Lampe nieder, er warf das Fäuſtel zu Boden, wie ein junger Tieger ſprang er auf Mazuchelli zu, und indem er ihn mit Macht bei der Bruſt packend auf die Knie niederſtürzte, ſchrie er, die Haue ſchwingend, mit Donnerſtimme: „Elender, die Stunde der Vergeltung iſt gekommen!“ —

Schon beſchrieb die im Lampenlicht glitzernde Haue um Mazuchelli's Haupt einen leuchtenden Kreis; noch ein Moment, und ſie ſauſte zu einem tödlichen Schlage herab, aber plötzlich ließ Fedor den Arm ſinken. Mazuchelli hatte ſich gänzlich widerſtandlos verhalten. Hätte er einen Arm gerührt, hätte er nur mit einer Wimper gezuckt, er hätte in dieſem Moment zu leben aufgehört. Seine Ergebung ſchien Fedor entwaffnet zu haben. Schweigend betrachtete er den zu ſeinen Füßen liegenden Gegner. —

„Warum führſt Du nicht den tödtlichen Streich?“ ſprach nach längerer Pauſe der Italiener. „Haue zu! Du ſiehſt ich widerſetze mich nicht.“ —

„Ungeheuer, ich verurtheile Dich zu leben!“ rief Fedor, indem er den Gegner beim Arme emporriß.

„Fort! Folge mir, und ſchlürfe nun tropfenweis den Kelch, den Du mir bereitet haſt.“

Er warf ihm Haue und Fäuſtel zu Füßen, drückte ihm die Lampe in die Hand, und winkte ihm zu folgen. Schweigend raffte der Major die Werkzeuge auf, und ging langſam dem Vorangehenden nach.

„Hier,“ rief endlich Fedor, als Beide an dem Arbeitsorte angekommen waren, „hier Elender endet Deine Laufbahn! — Zwar iſt das Loos, das Du mir bereitet haſt, nicht gelinder als das Deine, aber wenn ich unter der Qual erliege, ſo ſtärkt mich das Bewußtſeyn meiner Unſchuld; während Dir, wenn Du ermattet von der Arbeit zuſammenſinkeſt, wenn das Blut vor Anſtrengung Dir bei den Schlägen des Fäuſtels unter den Nägeln hervordringen wird, nichts übrig bleibt als die Verzweiflung.“

„Die Verzweiflung?“ erwiederte Mazuchelli kalt. „Nur der Schwächling verzweifelt. Starke Seelen ſtecken ſich ſelbſt ihr Ziel. Liegt es etwa nicht in ihrer Hand? — Das hat der Menſch vor dem Thiere voraus, daß er nicht nur die Kraft, ſondern auch das Bewußtſeyn hat, ſeinen Qualen eine Gränze ſetzen zu können. — Geh! Ich verzweifle nicht. Ich bin mir ſelbſt bewußt.“ —

Ohne noch ein Wort zu ſprechen ließ ſich Mazuchelli auf die Knie nieder, und begann einen mächtigen Felsblock zu unterſchrämen. — Fedor verließ den Elenden, und ging an ſeine Arbeit. Dieſe wollte indeß heute weniger wie ſonſt vorwärts rükken. Ganz eigenthümliche Ideen durchkreuzten ſeinen Kopf. Das Blut jagte in ſeinen Adern, und doch fühlte er heute eine Art Beruhigung, die er bis jetzt in ſeinen Leidenstagen noch niemals empfunden hatte. Es war nicht allein der Gedanke, daß das Geſchick ihn auf eine wunderbare Weiſe gerächt, indem es dem Manne der Fedor'n in's Elend geſtürzt, daſſelbe Loos bereitet hatte; es war eine leiſe aufdämmernde Hoffnung, daß die Schuld Mazuchelli's, vielleicht ſeine eigene Unſchuld an den Tag zu bringen im Stande ſeyn könne.

Während Fedor dieſen Gedanken nachhing, hörte er plötzlich eilige Schritte den langen Gang daher tönen. Er ſchrack zuſammen, er fürchtete die Vorwürfe des Aufſehers, da er heute viel weniger wie ſonſt gearbeitet hatte. Die Schritte richteten ſich nach Fedor's Arbeitsorte.

„Heda, No. 76!“ rief Thimotji, den wir ſchon früher kennen lernten. „Ich glaube, daß für Dich irgend eine gute Botſchaft angekommen. Ich war eben im Begriff einzufahren, als eine Kibitka mit einem Offizier von Nertſchinsk kommend, in den Hof fuhr. Der Angekommene begab ſich eilig zu dem Oberbeamten, und wenig Augenblicke nachher hörte ich, daß Deine Schweſter Anaſtaſie eben ſo ſchnell hingerufen wurde. Gewiß iſt eine Nachricht angekommen, die auf Dich Bezug hat.“

Fedor blieb ſprachlos bei der Anrede des Aufſehers. Unwillkührlich ſank er an die Felſenmauer des Ganges, er fühlte ſeine Pulſe bis in die Schläfe pochen. — Während Thimotji ihm nun auseinanderſetzte, daß es während ſeiner Dienſtzeit ſchon einmal der Fall geweſen, daß ein Verwieſener auf ganz gleiche Art Nachricht von ſeiner Befreiung erhalten, und der Aufſeher ihm Alles auf's Ausführlichſte und mit allen Nebenumſtänden mittheilte, begann es auf's Neue im Gange lebendig zu werden. Mehrere Menſchen nahten.

„Es iſt richtig!“ rief Thimotji. „Es iſt der alte Alexander Michailowitſch in eigener Perſon; ich erkenne ihn am Gange denn er tritt auf wie ein Elephant. — Es muß etwas Wichtiges ſeyn; gewiß ſucht er Dich. Komm, No. 76! Komm ihm entgegen.“

Mit ſchwankendem Tritte und klopfendem Herzen ging Fedor hinter Thimotji bis in die weitere Höhlung. Zwei Männer traten eben ein. Der eine war der alte Oberbeamte, der zweite ein Feldjäger.

„Siehe da!“ rief der Erſte. „Das iſt der Mann den wir ſuchen. Das iſt No. 76.“ —

„Sind Sie der ehemalige Lieutenant Fedor Nicolajewitſch Steinheil, vom Geniekorps?“ fragte der Feldjäger.

„Ich bin es!“ entgegnete der Jüngling ſtammelnd.

„Wohlan!“ erwiederte Jener. „Ich bringe Ihnen Ihre Befreiung. — Als ein Brief des Majors Mazuchelli, welchen dieſer durch einen deſertirenden Tartaren an den Weſſir ſenden wollte, aufgefangen ward, und der Major durch ein Kriegsgericht verurtheilt wurde, befahl der General Graf Suwarow ſogleich Ihren Proceß zu revidiren, und vor Allem den, im Innern Rußlands befindlichen, Sultan Machſut, der in Ismail gefangen wurde, über Mazuchelli's früheres Verhältniß zu deſſen Bruder Kaplan, zu vernehmen. Es ergab ſich, daß der Major es war, welcher die Documente, wegen denen Sie verurtheilt wurden, damals entwendet, und ſie den Feinden zugeſendet hatte. Machſut hatte es natürlich bei Ihrer Verurtheilung verſchwiegen, um Den, der ſeiner Sache gedient, nicht zu kompromittiren. — Außer der Ordre die Sie frei ſpricht, und wieder in Ihren vorigen Rang einſetzt, habe ich Ihnen noch ein Handbillet Sr. Excellenz des Generals zu übergeben.“

Fedor war wie betäubt. Er konnte kein Wort ſprechen; ein Strom von Thränen rollte über ſeine Wangen. —

Während der Zeit, daß dieß in dem Gewölbe vorging, war es in dem Gange wo Mazuchelli arbeitete ganz ſtill geworden, — doch behauptete Thimotji, wenn er ſpäter darauf zu reden kam, er habe leiſe Tritte, gleichſam als ob der Major ſich genähert und wieder entfernt habe, gehört — auf einmal ertönten eine Menge, raſch hintereinander folgende, Schläge. Es war, als ob der Arbeitende mit verdoppelter Kraft die Haue in Bewegung ſetze. Plötzlich ertönte ein furchtbares Krachen in dem Gange. Man hätte meinen können, daß die ganze Strecke zuſammenſtürze. —

„Sieh doch hin, Thimotji, was es giebt!“ ſprach der Oberbeamte ruhig. „Gewiß hat die neue No. 77 ungeſchickt gearbeitet, und das Geſtein iſt flüchtig geworden.“

Der Unteraufſeher ging und kehrte bald darauf zurück.

„S' hat ſeine Richtigkeit!“ ſprach er pflegmatiſch. „Es iſt, wie Du ſagſt, Alexander Michailowitſch. Der Kerl hat ungeſchickt unterſchrämt, ein Felsblock iſt los geworden, und da iſt die ganze Paſtete hinterhergeſtürzt.“

„Und Mazuchelli?“ rief Fedor.

„Die neue No. 77?“ ſetzte der Oberbeamte hinzu.

„Nun die liegt natürlich darunter!“ erwiederte Thimotji gemüthlich. „Morgen wenn wir das Ding aufräumen werden, wird No. 77 ſchon zum Vorſchein kommen.“

Unter Strömen von Freudenthränen fiel Anaſtaſie, dem, der Grube entſteigenden Geliebten um den Hals. Fedor nahm keinen Anſtand ſie den Anweſenden als ſeine Verlobte vorzuſtellen. „Nur indem ſie ſich für meine Schweſter ausgab,“ ſetzte er hinzu, „iſt es der Edlen gelungen die Erlaubniß zu erhalten, mir in die fernen Regionen Aſiens, wo ſie mir als ein tröſtender Engel erſchien, folgen zu dürfen. — Auch der Brief Suwarow's bereitete Fedor eine ſo große als unerwartete Freude. Es ging daraus deutlich hervor, daß der General den jungen Mann und ſein unglückliches Geſchick nicht einen Augenblick aus den Augen verloren, und nachdem Mazuchelli's Verrätherei kund geworden, Alles daran geſetzt hatte Fedor's Unſchuld ans Licht zu bringen. Für den Fall, daß Fedor entſchloſſen ſey nicht wieder in Militärdienſte zu treten, bot ihm der General eine einträgliche Stelle, als Lehrer mathematiſcher Wiſſenſchaften zu Moskau, an.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Neunter Band.

I. Der Brautraub.
II. Die Tochter der Pharaonen.

Leipzig, 1840.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Dritter Band.

Leipzig, 1840.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Der Brautraub. 1
Die Tochter der Pharaonen 149

Der Brautraub.

Erzählung.

Motto:

„Ich ſah weithin über des Meeres Bucht
Und ſchaut' einen Falken der Beute geſucht;
Im Schnabel den blutigen Biſſen er trug,
Blut troff von den Krallen, und zeichnet den Flug.“

W. Scott.

Bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts waren die zwei und ſiebenzig Inſeln, auf welchen ſpäter die ſtolze Venetia ſich aus den Lagunen des adriatiſchen Meeres ſo wunderbar erhob, noch völlig unbewohnt. Um dieſe Zeit ſuchten ſich die von ihren Feinden geängſtigten Venetianer in dieſen unzugänglichen Sümpfen feſt zu ſetzen. Seeraub und Fiſcherei waren ihre Beſchäftigungen. Erſt im neunten Jahrhundert fingen ſie an Handel zu treiben, eine geregelte Regierungsform anzunehmen, und auf der größten jener Inſeln, Rialto, eine Stadt zu erbauen die der Kern des heutigen Venedigs wurde. Mit zunehmendem Reichthum zogen nach und nach ariſtokratiſche Einrichtungen ein, man wählte in der Perſon des Agnello Participazio einen Dux (Anführer im Kriege, Herzog) deſſen Nachfolger bald alle Gewalt an ſich zu bringen wußten, und abgerechnet das

Erbfolgerecht, beinahe wie ſouveraine Fürſten zu betrachten waren. Erſt ſpäter, als die Dogen daran dachten ſich völlig unumſchränkt zu machen, wurden ihnen mehre der uſurpirten Rechte genommen, und die Staatsinquiſitoren, der Rath der Zehner, ja die ganze Signoria, überwachte mit Eiferſucht jede Spur des aufkeimenden Ehrgeizes ihres Fürſten. Bis ins zehnte Jahrhundert waren zu Venedig nur eine gewiſſe Anzahl Familien jener kriegeriſchen Kaufleute zu Macht und Reichthum gelangt, aber ſelbſt dieſe hatten bereits angefangen ſich von ihren Mitbürgern abzuſondern, und eine ſtarre Ariſtokratie zu bilden. Beſonders waren es zwölf Geſchlechter uralter Abkunft, deren Häupter deshalb auch von dem gemeinen Volke gewöhnlich die zwölf Apoſtel genannt wurden, die vor den übrigen durch ihr Anſehn beſonders emporragten. Aus ihnen wählte ſich der Doge bei Lebenszeit ſeinen Nachfolger, ſie waren die Unterbefehlshaber in den Kriegen der Republik, welche faſt ausſchließlich gegen die Saracenen, oder die iſtriſchen (narentaniſchen) Seeräuber geführt wurden, ſie bekleideten die Stellen der Avogadori, Tribunen, und Procuratoren des heiligen Marcus. —

Der von den Altvordern ererbte, in den Stürmen der wilden Adria gekräftigte Muth, hatte die vornehmſten Geſchlechter des venetianiſchen Adels, auf gute und üble Weiſe, bald in den Beſitz großer Reichthümer gebracht. Haus an Haus, Palaſt an Palaſt, ſtieg bald auf der Rialtoinſel, dem Mittelpunkte des heutigen Venedigs, empor. Bald erhob ſich die Kirche des heiligen Marcus, deſſen Gebeine man aus Alexandrien herbeigeholt; neben ihr ſtieg der Palaſt der Dogen empor, und wenn auch beide in ſpäterer Zeit der Gewalt einer Feuersbrunſt erlagen, ſo geben dennoch alle Chroniſten Zeugniß, daß die früheren Gebäude, den ſpäter aus der Aſche erſtandenen an Größe und Pracht nicht viel nachgegeben haben. Unter Pietro Candiano dem zweiten, (dem neunten, wenn man Participazio, und dem neunzehnten, wenn man Anafeſto als erſten Dogen annehmen will) bot Venedig durch ſeine Macht, ſeinen Reichthum, ſelbſt durch ſeine Pracht bereits einen höchſt intereſſanten Schauplatz dar, und der Glanz ſeines Hofes, wenn man die Umgebung des Dogen ſo nennen will, vermehrte ſich von Tag zu Tage. Beſonders wurden eine Reihe Feſte gefeiert, als ſich mehrere Geſandtſchaften der kleinen Herrſcher Oberitaliens eingefunden hatten, um mit der Republik ein Friedens- und Freundſchaftsbündniß anzuknüpfen, und an einem ſolchen Tage war es, wo die Anfangsbegebenheiten unſerer Erzählung ſich ereigneten.

Obgleich das Jahr erſt ſeit wenigen Wochen begonnen hatte, und dann und wann noch ein ſcharfer Nordoſt von den ſchneebedeckten Gipfeln der Alpen über die euganäiſchen Hügel herüberſtrich, ſo war dennoch der Platz vor dem Dogenpalaſte, die heutige Piazzetta, von Tauſenden fröhlicher Menſchen bedeckt. Es war eine Regatta (Fiſcherſtechen) und allerhand Kletterſpiele mit denen die Anweſenheit der Geſandten gefeiert werden ſollte, und ſchon ſeit mehren Tagen waren allerhand Zubereitungen gemacht worden. Dicht am Dogenpalaſt, an der Seite der heutigen Riva de Sciavoni, und ſo, daß man die damals nur mit einigen ſchlechten Häuſern bebaute Inſel San Giorgio im Geſicht hatte, war ein Gerüſt errichtet worden, das bis an das erſte Stockwerk des Palaſtes reichte. Es war groß genug um den Dogen, die Geſandten, die Häupter der Signoria, und eine Menge Damen aufnehmen zu können. Dicht am Rande des herrlichen breiten Guideccakanals ragte ein ungeheurer Maſt empor. Ein ſtarkes Seil lief auf der einen Seite nach der Spitze des Maſtes; es war im Waſſer an einem dicken Pfahle feſtgemacht, und bildete mit dem Maſte ſelbſt einen ziemlich ſpitzen Winkel. Auf der andern Seite war das Seil von der Höhe des Maſtes, nach der Mitte des obenerwähnten Gerüſtes gezogen. Nicht nur, daß der Platz vor dem Palaſte mit Tauſenden von Menſchen erfüllt war, der größere Theil der Bevölkerung befand ſich auf Kähnen, die, ſo breit der Kanal der Guidecca auch war, dennoch für ihre Ruder kaum Platz fanden, und die ſich Bord an Bord aufgeſtellt hatten, da einige öffentliche Beamten unausgeſetzt dafür ſorgten eine Waſſerſtraße von mehr als zweihundert Klaftern Länge, und zwanzig Klaftern Breite, von allen Fahrzeugen frei zu halten. Bei dem Anblick der letztern muß man indeß nicht an den der heutigen traurigen Gondeln denken. Die Form war zwar faſt dieſelbe; die Decke, das gezahnte Beil am Schnabel, ſah man bereits hier und da, aber der Befehl daß, um den Luxus zu vermeiden, Niemand ſeinem Fahrzeuge eine andere Farbe als die ſchwarze geben dürfe, exiſtirte damals noch nicht. Gold, Purpur, koſtbare Teppiche, ſchmückten daher die Fahrzeuge der Edlen, andere, minder koſtbare Zierrathen in den ſchreiendſten Farben, die Kähne der Plebejer. Noch ein Umſtand trug dazu bei den Anblick mannigfaltig, und angenehmer ins Auge fallend zu machen. Seit den graueſten Zeiten liebte der Italiener die Verkleidungen. An eine Maskerade, wie ſolche ſpäter das venezianiſche Karneval berühmt machte, war in jenen Zeiten natürlich nicht zu denken, aber viele Leute aus der niederen Volksklaſſe hatten zum Scherz allerhand abentheuerliche Anzüge angelegt, und ſo ſah man ganze Kähne voll Mohren, Saracenen, mitunter auch Geſtalten, über deren Bedeutung, von denen, die auf dieſe Weiſe figurirten, ſchwerlich eine gnugende Auskunft zu erlangen geweſen wäre. Die Larve, jenes Maskenſtück welches dem ſpätern Venetianer ſo unentbehrlich wie jedes andere Kleidungsſtück erſchien, wurde damals durch farbigen Anſtrich des Geſichts, manchmal aber auf eine Weiſe erſetzt, die uns heute ſehr ſonderbar vorkommen dürfte, ſie ſchloß nämlich den ganzen Kopf bis zum Halſe ein, doch gab es auch ſchon Geſichtsmaſken, die mehr oder minder den heutigen ähnelten. So wie der Stand der Sonne den Mittag verkündigte, erſchien ein Herold auf dem oben beſchriebenen Gerüſte, und rief aus: daß Sr. Gnaden der Meſſer Doge ſogleich nebſt der ganzen Signoria erſcheinen, und die Feſtlichkeiten beginnen würden. Es ſey zwar jedem Venetianer vergönnt die letztern ruhig und friedlich anzuſchauen, ſollte aber irgend Jemand ſich beikommen laſſen, dieſelben zu ſtören, ſo möge er wiſſen, daß er ſich den Zorn des heiligen Marcus, des Dogen und der hohen Signoria zuziehen, und für ſeine Frechheit, je nachdem ſolche mehr oder minder groß geweſen, mit Verluſt des rechten Arms, des Hauptes, oder im gelindeſten Falle, der Naſe beſtraft werden würde. — Venedigs gute Bürger hörten die Verkündigung mit Ergebung an, und blickten noch voll Erwartung und ſeelenvergnügt nach dem Gerüſt, als die Balkonthüren des erſten Stockwerks geöffnet wurden, und der Doge Pietro Candiano, gefolgt von den Geſandten, der ganzen Signoria und einer Menge reizender Damen, heraustrat, und die edle Verſammlung auf den dazu bereitſtehenden Seſſeln — von denen ein höher ſtehender, purpur- und goldſtrahlender für den Fürſten beſtimmt war — Platz nahm.

Pietro war bereits im Greiſenalter, dennoch trug er das ſchneeweiße, nur noch mit wenig Ringellocken gezierte Haupt hoch erhaben. Weder die Jahre, noch ſeine Seezüge auf der wilden Adria, noch das Unglück, als er vor Jahren als Gefangener in die Hände der narentaniſchen Seeräuber gefallen war, hatten die hohe kriegeriſche Geſtalt zu beugen vermocht, dennoch trugen ſeine ſtolzen, harten, doch nicht unſchönen Züge den entſchiedenſten Ausdruck des tiefſten Grames. Raſchen Schrittes war er aus der Balkonthüre getreten, mit einem Griff raffte er den Hermelinmantel zuſammen, und lies ſich nach einem Winke an die Geſandten, und nachdem er auf die: „Evviva!“ ſchreiende Menge kaum einen Blick, des von buſchigten Brauen beſchatteten Auges geworfen, auf ſeinen Prachtſeſſel nieder. Die hohen Staatsbeamten, die Edlen der vornehmſten Geſchlechter, die Damen hatten ſich inzwiſchen niedergelaſſen, der Doge ſchien von ſeiner glänzenden Umgebung indeß wenig Notiz zu nehmen; nur als ein junges, blaſſes Mädchen in einiger Entfernung vor ihm Platz nehmen wollte, ſtrich er ſich lebhaft den dicken, weißen Knebelbart, und winkte der jungen Schönen ſich auf einen dicht zu ſeiner Seite befindlichen Stuhl zu ſetzen. Mechaniſch folgte das Mädchen dem Winke, und eben hatte es ſich niedergelaſſen, als der Alte ihm ins Ohr flüſterte: „Ich bitte Dich, Tochter, ſey munter! Gieb dieſen Leuten kein Schauſpiel, Bianca!" —

Die Angeredete war ein Mädchen im Anfange der zwanzig. Sie war hochgewachſen, nicht ohne Körperfülle und Ebenmaaß, aber in dem ſchönen Geſicht ſah man keine Spur von Farbe, und ihre Mienen zeugten von Krankheit oder Niedergeſchlagenheit. —

Der Herzog gab jetzt einem neben ihm ſtehenden Manne den Befehl die Spiele beginnen zu laſſen, und in wenigen Augenblicken ließ ſich eine wilde Trompeten-Fanfare vernehmen. Kaum war dieſe verhallt, als ein ziemlich großer Kahn, auf dem ein Gerüſt erbaut war, in der Mitte der leergelaſſenen Waſſerſtraße erſchien. Eine Anzahl Leute in ziemlich plump nachgeahmter altgriechiſcher Tracht befanden ſich darauf, und ein vierſchrötiger Kerl ſchrie mit lauter Stimme, daß die Gondoliere des Palaſtes, zur Ehre und zum Vergnügen des Meſſer Doge und der Signoria, die Thaten des Herkules darſtellen würden. Das Schauſpiel ſelbſt war ziemlich einfach. Acht Männer, zwei und zwei in jeder Reihe, trugen auf ihren Schultern lange Stücken Holz, auf welche dann vier andere hinauf ſtiegen; uber dieſe kletterten nun wieder zwei empor, auf deren Schultern ſich gleichfalls Einer ſtellte, hierauf einen zwölfjährigen Knaben auf die ſeinigen treten, und ſomit die Pyramide ſchließen ließ. Dieſe Darſtellung, obwohl in unſern Tagen in jeder Seiltänzerbude zu ſehn, erregte die Bewunderung der Menge, welche ſich in gewaltigen Evviva's ergehen ließ. Nachdem die Gondoliere noch einige Boxerkünſte executirt, der Anführer derſelben, auf das Gerüſte des Dogen beſchieden, und von dieſem einen ziemlich werthvollen Becher erhalten hatte, begann ein anderes Schauſpiel. Ein kleines Boot in welchem eben nur ein Menſch Platz hatte, wurde nebſt dem darin ſitzenden Matroſen, von der Waſſerfläche an, bis nach der Spitze des am Kanalrande errichteten

Maſtes, mittelſt eines Klobenzuges, emporgezogen. Auf dem halsbrecheriſchen Wege aß und trank der Menſch, ſchoß mittelſt einer Armbruſt leichte, befiederte Bolzen unter die gaffende Menge, und hielt endlich, an der Spitze des Maſtes angekommen, eine ziemlich ungeſchickte Rede, in der er den Dogen wegen ſeiner Weisheit mit der Sonne, deſſen Tochter mit dem ſchönen, blaſſen Monde, die Signoria mit den Sternen, die mantuaner und ferrareſer Geſandten aber mit Kometen verglich, welche der Sonne einen Beſuch abzuſtatten kämen. So wie er ſeine Rede geendet hatte, ließ ſich der Matroſe an dem andern, nach dem Gerüſte des Dogen gezogenen Seile, jedoch ohne ſein Boot, herab, und überreichte dem Fürſten einen Blumenſtrauß, wogegen er gleichfalls einen Becher in Empfang nahm. Jetzt kletterte er wieder an dem Seile empor, ſetzte ſich in die an der Spitze des Maſtes hängende Gondel, und fuhr zurück woher er gekommen war. —

Bis jetzt hatte Pietro Candiano die verſchiedenen Schauſpiele wenig ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt. Er ſah ſtill und düſter vor ſich hin, und wechſelte nur dann und wann einige Worte mit den Geſandten; nun ward er lebhafter.

„Laßt die Regatta beginnen!“ rief er aus, dann wandte er ſich lächelnd an die Abgeordneten. „Verzeiht Ihr Herren,“ ſagte er, „wenn wir Euch ein Schauſpiel geben, das Euch vielleicht langweilt, während es uns höchlich vergnügt. Setzt es auf Rechnung ſeemänniſcher Eitelkeit. Der Venetianer liebt es Freund und Feind zu zeigen, daß er dem Meere vertraut ſey.“

Pauken und Trompeten begannen zu ertönen, und auf der mächtigen, breiten Waſſerſtraße erſchienen ſechzig ſchön geſchmückte Böte, welche an bunten Seilen ein fantaſtiſch geputztes Schiff, die Maſchiene genannt, nach ſich zogen. Das Schiff war von einer Art Tempelform, und ganz ſonderbarer Architectur. Die Kampfrichter, und ein Muſikkorps bildeten ſeine Beſatzung. Langſam zog es den herrlichen Kanal entlang, ward überall mit Jubelgeſchrei begrüßt, und endlich am Ende der Waſſerſtraße feſtgeankert.

So wie dieß geſchehen war, ſtellten am andern Ende derſelben, ſich vierzig Gondeln, jede von zwei

Männern in bunter Kleidung geführt, auf. Auf einen Trompetenſtoß begann ein Wettfahren, welches von der Ruderfertigkeit der venetianiſchen Seeleute einen hohen Begriff geben konnte. Pfeilſchnell ſchoſſen die Schiffchen dahin, überholten ſich, wichen aus, rechts, links; endlich erlangten einige den Vorſprung, von dieſen wieder ein einzelnes, und dieſes ward ſodann als das zuerſt ans Ziel gelangte, mit lauter Acclamation und ſchmetternder Muſikfanfare als Sieger begrüßt. Daſſelbe Schauſpiel wiederholte ſich noch acht bis zehnmal, und immer entwickelten die Kahnführer neue Fertigkeiten. Die Geſandten erſchöpften ſich in Lobeserhebungen der letztern, welche der Doge zwar freundlich, aber als Etwas, das ſich gewiſſermaßen von ſelbſt verſtehe, hinnahm, und endlich befahl zu den Scheingefechten überzugehen. Die Wettfahrenden theilten ſich jetzt in zwei Parteien. Mit langen, ſtumpfen Lanzen in den Händen ſchoſſen ſie pfeilſchnell auf einander los, und ſuchten ſich aus den Kähnen zu werfen, was auch ſo vielfältig gelang, daß man überall Schwimmende herumrudern ſah, welche dann von der in den Kähnen und am Strande vertheilten

Menge mit Spottreden oder ſchallendem Gelächter empfangen wurde. Da nun ein Herold auf Befehl des Dogen proclamirte: daß auch die Edlen der erlauchten Signoria, ihrer Ehre unbeſchadet, an den Luſtgefechten Theil nehmen könnten, ſo verließen bald eine Anzahl junger Signori das Gerüſt, warfen ſich in Kähne, und waren in wenig Minuten mitten im Getümmel. Waren auch in Ruderfertigkeit die Matroſen den Edlen überlegen, ſo trugen dieſe jedoch wegen ihrer größern Geſchicklichkeit und Gewandtheit in Handhabung der Lanzen meiſtentheils den Sieg davon. Bei Alledem war ein rieſiger, ſtammiger Matroſe von Malamocco bis jetzt von Niemand zu überwinden geweſen.

„Bei San Marco!“ rief der Doge, der dem Kampfe mit Theilnahme zugeſehn. „Der Kerl ſteht wie ein Felſen des Vorgebirgs von Pirano in ſeiner Nußſchale von Gondel, und es gereicht unſern jungen Signori eben nicht zur Ehre, daß ſie ihn nicht in ein kaltes Bad zu bringen wiſſen.“

„Genehmigt Ihr es, hoher Herr, ſo will ich die Sache verſuchen!“ ertönte plötzlich eine Stimme, und die Augen der Anweſenden richteten ſich auf einen jungen Edlen von ernſtem, einfachen Aeußern, der unweit des Seſſels der Tochter des Dogen ſtand und dieſe oft und ſinnend angeblickt hatte. Das Geſicht des Dogen verfinſterte ſich augenblicklich, der Fürſt blickte mit ſichtbarem Widerwillen auf den Jüngling, dann ſagte er kalt und verächtlich: „Wie Euch beliebt, Signor Giovanni Tribuno! Hoffentlich wird ja nicht immer auf dem Kiel, der Einen Eures Geſchlechts trägt, eine Trauerflagge wehen.“

Die ſchöne Bianca nahm jetzt zum erſtenmal Theil am Geſpräche.

„Mein Vater vergißt,“ ſagte ſie, „daß Signor Giovanni bereits im Wettkampf am letzten Peter und Paulsfeſte Sieger geblieben.“

Das Mädchen ſchlug, als es dieß mit ſcheinbar gleichgültigem Tone ſagte, das ſchöne, große Auge zu Boden, und erhob es erſt als ein junger Edler ſich plötzlich aus der Reihe der Umſtehenden drängte.

Er war ein Mann von etwa ſechs bis acht und zwanzig Jahren. Sein hoher, kräftiger Wuchs, das rabenſchwarze Kraushaar, das ſtechende Auge, die Adlernaſe gaben ihm etwas ungemein Kühnes, Unternehmendes, faſt Wildes. Die Geſammtheit ſeiner Züge zeigte, daß er ein Fremder ſey, ſie unterſchieden ſich bedeutend von der oberitalieniſchen Geſichtsbildung. Raſch trat er zu Giovanni und ſagte mit trotzigem Tone:

„Ihr ſeyd mir zuvorgekommen, Signor! Geht indeß, und beſiegt den Matroſen. Iſt dieß der Fall ſo beſtehe ich Euch, wo nicht, ſo werde ich ihn beſiegen.“ —

„So ſey es, Signor!“ erwiederte Giovanni Tribuno, nachdem er den Sprechenden ernſt angeblickt, und verließ das Gerüſt.

„Habt Ihr auch bedacht was Ihr geſagt, Signor Conte?“ ſprach der Doge mit Wohlwollen im Blicke zu dem kühnen Ausforderer. „Das Geſchlecht dem der junge Mann angehört, hat zwar der Republik noch wenig Glück gebracht, das Meer, die hohe Braut des Venetianers hat ihm bis jetzt immer den Rücken gewendet, der Vater jenes Jünglings war Schuld, daß der meinige im Kampfe, und ich in die Hände jener narentaniſchen Hunde fiel, indeß Ihr ſeyd kein Seemann, jeder Bewohner unſerer Stadt übertrifft Euch in Führung des Ruders, Ihr werdet ſicherlich unterliegen.“

„Eure Gnaden mag recht haben, wenn Ihr bei einem Feſtländer nicht eben viel Geſchicklichkeit für einen Waſſerkampf vorausſetzt!“ erwiederte der Angeredete mit einer Art kriegeriſchen Freimüthigkeit. „Ich habe indeſſen einige Jahre auf Reiſen in der Levante zugebracht, und dort tapfere Leute kennen lernen, die Freunde des Meeres, und Feinde aller Derer waren, die darauf ſchifften. Man konnte von den Burſchen etwas lernen — und ich denke ich habe es gethan — denn tüchtigere Hände um im Sturme ein Segel feſtzubinden, und ſich mitten in den empörten Wogen an den feindlichen Bord feſtzuhängen, könntet Ihr auf dem adriatiſchen Meere leicht vergebens ſuchen.“

Der Doge hatte der kühnen Rede des jungen Mannes nicht ohne beifälligen Blick zugehört. Er ſchien in dem Jünglinge ſein eigenes Bild aus längſtvergangenen Jugendjahren zu erblicken. Da er bemerkte, daß die Geſandten denſelben mit Aufmerkſamkeit betrachteten, ſo ſtellte er ihn den Letztern vor.

„Ich empfehle den edlen Herren den Grafen Aleſſandro Aleſſandri aus Neapel!“ ſagte er. „Er iſt geſonnen nächſtens einen Ausflug nach Ferrara zu machen.“

„Es gereicht mir zum Vergnügen,“ ſprach der ferrareſer Abgeordnete, „ein Mitglied einer in Napoli hochgeachteten, von mir bei meinem dortigen Aufenthalt genau gekannten Familie zu begrüßen. Sagt mir indeſſen doch, verehrter Herr“ —

„Warum Ihr mich dort nicht geſehn, vielleicht ſelbſt nicht meinen Namen nennen gehört?“ erwiederte der junge Mann mit Unbefangenheit. „Ich war ſeit zwei Jahren auf Reiſen, und mit meiner Familie nicht eben im beſten Vernehmen geſchieden.“

Er wollte noch Etwas hinzuſetzen, aber in dieſem Moment erhob ſich ein tauſendſtimmiges Jubelgeſchrei, mit ſchallendem Gelächter vermiſcht. Alles blickte nach dem Kanal. Der früher ſo ſieghafte Matroſe lag im Waſſer, er ſchwamm ſchnell nach dem Ufer, und verlor ſich, tüchtig ausgelacht unter der Menge. Giovanni Tribuno verbeugte ſich höflich gegen die Zuſchauer, die mit ihren „Evviva's“ noch nicht fertig werden konnten.

„Entſchuldigt hoher Herr!“ ſprach jetzt Graf Aleſſandri. „Der Signor dort unten ſcheint mich zu erwarten, und ich habe in Angelegenheiten ſolcher Art, noch niemals Jemand vergeblich harren laſſen."

„Ein tüchtiger Junge!" ſprach der Doge, als der Graf ſich mit einer leichten Verbeugung entfernt hatte. „Ich wollte, ich könnte ihn für den Dienſt der Republik gewinnen; er würde der Flagge des heiligen Marcus keine Schande machen. — Aber ſeht! — Schon iſt er unten. Er ſteigt in die Gondel. — Schaut einmal, wie er pfeilſchnell dahin ſchießt; wie geſchickt er ſein Fahrzeug handhabt. — Jetzt eilt er nach dem Ende des Kampfplatzes! — Er wendet! — Beim Blute Sanct Marcus des Märtyrers! Er iſt auf dem Meere zu Hauſe wie ein Seevogel. Was iſt das für eine kühne Art mit der er den Kahn herumwirft! — Er muß es von den Griechen geſehn haben, denn nur dieſe, und die iſtriſchen Haifiſche, die wilden Narentaner, pflegen es ſo zu machen."

Die beiden Kämpfer hatten ſich ungefähr hundert Klaftern von einander entfernt aufgeſtellt. Ein einzelner Trompetenſtoß erſchallte, und pfeilſchnell ſchoſſen die Kähne auf einander zu. So wie ſie um etwa noch zwanzig Klaftern auseinander waren, warfen die Kämpfer die Ruder weg, griffen nach den Lanzen, und ſuchten, ſo wie die Gondeln Bord an Bord vorbeiglitten, ſich gegenſeitig durch einen Stoß ins Waſſer zu werfen. Der Lanzenſtoß Giovanni's war ſtark und kräftig, doch umſonſt geführt; ſein Gegner parirte ihn auf geſchickte Weiſe aus, und ſtieß eben ſo behend als heftig nach, aber auch dieſer Angriff blieb ohne Folgen, denn Giovanni ſchien dieß vorhergeſehen zu haben, er wich dem Stoße aus, und die Gondeln waren indeß weit von einander.

In dem Momente des Zuſammentreffens der beiden Kämpfer, hatten alle Zuſchauer mit großer Erwartung nach dem Kanale geblickt. Auch Bianca ſchien davon ergriffen, ſie hatte ſich halb von ihrem Sitze erhoben, und erſt als die Kähne ſich von einander entfernt hatten, ließ ſie ſich tief aufathmend wieder auf demſelben nieder.

„Sie ſind ſich an Handhabung des Ruders und der Lanze ziemlich gleich!" ſagte der Doge, während die Kämpfer von neuem nach den Aufſtellungsplätzen ſchifften, indem er ſich zu einem alten Edlen wendete. „Meint Ihr nicht auch Nobile Kontarini?" —

„Ich ſollte faſt glauben," ſagte der Gefragte, „daß Signor Giovanni die Lanze ſtattlicher, ja ich möchte ſagen edler zu führen weiß, dagegen iſt ihm der Fremde in Kahnführung überlegen, und Ihr hattet ganz recht, Meſſer lo Doge, wenn Ihr vorhin bemerktet, daß die letztere jener der Inſelgriechen und Narentaner, ziemlich gleichkomme."

Die Kämpfer ſchoſſen zum zweitenmale auf einander los; der Erfolg war derſelbe. — Ein drittes und viertes Rennen fand ſtatt, keiner der Kämpfenden blieb Sieger. Schon wollte der Doge das Zeichen zum Aufhören geben, aber mit ungewöhnlicher Schnelle ruderte Graf Aleſſandri nach dem Aufſtellungsplatze, warf kaum dort angekommen die Gondel herum, und ſteuerte mit Windesſchnelle auf ſeinen kaum in Bereitſchaft befindlichen Gegner zu. Eben näherten ſich die Kähne, die Kämpfer legten die Lanzen ein, letztere ſchienen wie gewöhnlich gerichtet; plötzlich änderte der Graf die Richtung der ſeinigen, er ſtieß mit Macht nach dem blinkenden Beil, welches das Vordertheil des Kahns des Gegners zierte. — Die Gondel Giovanni's erhielt dadurch eine andere Richtung, ſie ward aus ihrem

Kourſe gedrängt, der darin Stehende begann zu ſchwanken, und die Lage ſeiner Lanze ward um ſo unſicherer, als er ſich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Dieſen Moment benutzte Aleſſandri. Er führte einen kräftigen Stoß nach dem Gegner, dieſer taumelte und fiel, zwar nicht in den Kanal, aber doch in die Gondel, welche beinahe umſchlug. —

Trompeten und Pauken verkündeten zwar den Sieg Aleſſandri's, und das Aufhören des Kampfes, aber keine Freudenrufe erſchallten, vielmehr erhob ſich hier und da ein Gemurmel, und einige alte Gondeliere geſtikulirten heftig in der Menge; ſie ſchienen über die Art des Angriffs eine mißbilligende Meinung zu äußern. Jetzt erſchienen, in kurzem Zwiſchenraum Graf Aleſſandri und Giovanni Tribuno auf dem Gerüſte. Erſterer war ruhig, faſt kalt, Letzterer heftig erregt.

„Wie ich höre," ſagte der Graf lächelnd zu dem Dogen, „will man in der Art, wie ich den Sieg errang, etwas Unregelmäßiges finden. Mir ſind die hieſigen Gebräuche wenig bekannt, und ich war immer der Meinung, daß, wenn der Gegner nur erſt am Boden liege, es wenig auf ſich habe, wie er dahin gekommen ſey. Sollte indeſſen dieſer Herr" — er zeigte auf Giovanni — „ſich dabei nicht beruhigen wollen, ſo könnten wir den Kampf noch einmal, dann aber mit ſcharfen Lanzen beginnen, wenn der Signor anders zu einem ſolchen Belieben trägt."

„Und wer iſt der Kühne, der an dieſer Luſt zu zweifeln wagte wenn von einem Tribuno die Rede iſt?" rief Giovanni mit vor Zorn bebender Lippe. „Bei den Gebeinen des Märtyrers! Ich will mit der Zunge die zum zweitenmal ein ähnliches Wort ausſpricht die Seevögel füttern!" —

„Ruhig, junger Menſch!" gebot der Doge mit gerunzelter Stirn und zuſammengezogenen Augenbrauen. „Ein keckes Wort war von je her eine Eigenſchaft Eures Geſchlechts, aber nur ſelten wurde es am rechten Orte ausgeſprochen. Bedenkt, daß Ihr vor dem Dogen und der Signoria ſtehet. — Graf Aleſſandri!" ſetzte er ruhiger hinzu; „die Art Eures Angriffs war allerdings eine nach unſerm Herkommen ungebräuchliche, und darum unerlaubte. Ihr ſeyd indeß ein Fremder, und konntet dieß nicht wiſſen. Demungeachtet können wir Euch nicht als

Sieger anerkennen, und müſſen annehmen, daß der Kampf unentſchieden geblieben."

„Ich bin gern damit zufrieden, mein hoher Fürſt!" erwiederte leicht und lächelnd der Graf. „Selbſt da wo nicht mit ſtumpfen Lanzen, ſondern mit ſcharfen gut geſchliffenen Speeren gekämpft wird, verlange ich nichts weiter als den Gegner am Boden liegend zu erblicken. Ich bin, wie Ihr ſeht, leicht zufrieden zu ſtellen."

Giovanni Tribuno hatte bisher den Sprechenden mit flammendem Zorn in dem großen, dunklen Auge angeblickt; er ſchien ihm jeden Augenblick in die Rede zu fallen, ihn heftig unterbrechen zu wollen. Jetzt traf ſein Auge auf das Antlitz Bianca's. Die Mienen des Mädchens waren ſo ängſtlich, ihr Auge ſo bittend. Giovanni ſchien ſich mit Gewalt zu bezähmen. Heftig biß er die Lippen über einander, er fuhr ſich mit der Hand über die ſchöne, edle Stirn, und verlor ſich endlich im Gedränge der Edlen, die dem Doge in den großen Saal des Palaſtes zur Tafel folgten. —

Die Beſetzung der letztern machte dem Wirthe Ehre. Alles was nur die Kochkunſt damaliger Zeit zu leiſten wußte, war angewendet worden. Die Leckereien der terra firma und des Meeres, ja ſelbſt die der friauler Alpen hatten ſich zuſammengefunden. Der Rücken der felſenerklimmenden Gemſe, und des Hirſches, befand ſich zur Seite des Schinkens des noch vor wenig Tagen die Schluchten der euganeiſchen Hügel durchwühlenden Keilers, der fette Aal des Gardaſee's neben der Meerzunge, dem Hummer, der handgroßen, in unſern Tagen ſogenannten Arſenalauſter; in den mächtigen Humpen blinkte der ſchon damals gebauete vino santo, neben dem weißen Iſtrier, und dem vom Kaiſer Auguſt geſchätzten friauler Rothwein. — Die Geſellſchaft wußte übrigens die Gaſtlichkeit ihres Wirthes gebührend zu ſchätzen, das Geſpräch ward immer munterer, belebter, ſelbſt lärmender. Die ſtillſten Gäſte an der Tafel waren die Geſandten, denen das decorum, die Würde derer die ſie repräſentirten, nicht erlaubten ihrer Fröhlichkeit freien Lauf zu laſſen; Bianca, welche nur einſilbig die Reden des ſie eifrig unterhaltenden Grafen Aleſſandri, der ſich an ihre Seite gedrängt hatte, beantwortete, und Giovanni Tribuno, der am andern Ende der Tafel unter einer

Menge junger Nobilis der einzige Schweigende war. Auch der Doge ſprach nur ſo viel als es der Anſtand, und ſeine Eigenſchaft als Herr des Hauſes erforderte, und unterhielt ſich nur wenig mit dem zu ſeiner Rechten ſitzenden Geſandten von Mantua oder dem alten Kontarini, einem Waffenbruder aus früheren Seezügen, der als Aelteſter der Signoria zu ſeiner Linken placirt war, und ſeinerſeits wieder den Abgeordneten von Ferrara neben ſich hatte. Jetzt ſollten Trinkſprüche ausgebracht werden. Der Doge ſtand auf und trank feierlich auf das Wohl der hohen Fürſtenhäuſer von Mantua und Ferrara; ihm folgte der älteſte der Abgeordneten. Der Gegenſtand des Trinkſpruchs war, das Gedeihen der durchlauchtigen Republik Venedig. Eine Menge Geſundheiten der verſchiedenſten Art folgten ſich nach und nach.

„Scharfe Klauen und ſtarke Fittiche dem geflügelten Löwen von San Marco!“ rief der Eine. „Venedigs Edle, Bruſt an Bruſt und Schulter an Schulter!“ ſagte emphatiſch ein Zweiter. „Die Flagge mit dem Flügellöwen in den Wolken, und die mit dem Halbmond auf dem Meeresgrunde!“

ſchrie ein Dritter. Sein Toaſt ward jubelnd aufgenommen und ein Dutzend andere, von denen jedoch die meiſten auf die Damen Venedigs Bezug hatten, folgten hintereinander, und wurden ebenfalls mit Enthuſiasmus begrüßt.

„Aber Ihr habt noch keinen Trinkſpruch ausgebracht, Graf Aleſſandri!" rief der Nobile Memmo, der dem jungen Manne gegenüberſaß, einer der Lärmendſten an der Tafel war, und auf den der vino santo bereits ſeine Wirkung auszuüben ſchien. „Gebt uns einen Trinkſpruch nach der Weiſe Eures Landes, er ſey nun zur Ehre der Damen oder des Waffenhandwerks. Oder" — ſetzte er lachend hinzu — „ſeyd Ihr etwa ein Sarazene und trinkt keinen Wein?" —

Lächelnd ſtand Aleſſandri auf. Er goß ſeinen Becher voll iſtriſchen Wein, und hob ihn empor.

„Allen," rief er mit ſtarker Stimme, „die als Sieger das blaue Meer durchſchiffen, ſey ihre Flagge, welche ſie wolle! Der Dame, deren Gunſt durch den Liebesblick des Auges, durch die überzeugende Gewalt des Wortes, oder — mit der Lanze in der Fauſt, gewonnen wird!"

Kalt und ruhig ſetzte der Graf ſich nieder, als er dieſe Worte geſprochen hatte, und unterhielt ſich unbefangen und von gleichgültigen Dingen mit ſeinem Tiſchnachbar zur Linken.

„Bei allen Haifiſchen des Mittelmeeres! Ich kann dieſe Neapolitaner durchaus nicht leiden;“ ſagte Kavaliere Memmo zu einem alten Nobile, der an ſeiner Seite ſaß. „Sie haben Alle etwas Tückiſches, Hinterliſtiges. Konnte uns der Menſch nicht etwas Angenehmes ſagen, die ganze Signoria leben laſſen, oder dergleichen? Ich hätte Luſt ein Bischen Händel mit ihm anzufangen. Was meint Ihr dazu? — Ihr glaubt, der Doge könne es übel nehmen? — Hm! S'iſt wahr; er hält große Stücke auf den Fremden, wie es ſcheint, und ſo will ich es dann lieber ſeyn laſſen. — Geſtehn aber müßt Ihr, der Menſch hat etwas Fatales! Es war überhaupt eine etwas lumpige Art, auf welche er über den armen Giovanni Tribuno, welcher jetzt ſo verdroſſen da unten ſitzt, den Sieg errang. Ueberhaupt mag ich die Neapolitaner ſchon darum nicht leiden, weil ſie ſo nahe bei Sicilien wohnen, denn in dieſem Lande giebt es Saracenen, und von denen nehmen ſie alle

Liſt, und durchteufelte Gewohnheiten an. Habt Ihr, zum Beiſpiel, nicht auch bemerkt, daß der Fremde, von dem wir reden, von dem prächtigen Wildſchinken, der vor ihm ſteht, nicht ein Schnitzelchen gegeſſen hat! -- Nun da habt Ihr's! Das iſt auch ſo ein Saracenenſtückchen. Blos die muſelmänniſchen Hunde verachten den Wildſchweinsbraten, und allenfalls noch die Narentaner, von denen eigentlich Niemand weiß ob ſie Türken oder Chriſten ſind."

Der Nobile Memmo ließ dem Erguß ſeiner Galle noch länger freien Lauf, doch ward der Ton ſeiner Stimme etwas leiſer, als ſein Nachbar ihn aufmerkſam machte, daß Aleſſandri auf ihn zu hören ſchien. Der Doge hatte ſich indeß in ein etwas lebhafteres Geſpräch mit Contarini eingelaſſen.

„Ihr könnt denken," ſagte er, indem er die Hand auf die des Freundes legte, und in einer Rede, die ſchon längere Zeit gedauert hatte, fortfuhr, „Ihr könnt denken, was ich empfinde, wenn Ihr Euch an meine Stelle ſetzen wollt. Ihr ſeyd mein Waffenbruder auf allen meinen Seezügen geweſen, Ihr kennt meine ganze Lebensgeſchichte, und wißt daß ſie nicht viel fröhliche Stunden enthielt. Früh, und eben nicht glücklich verheirathet, begleitete ich meinen Vater auf ſeinem Zuge gegen die Narentaner. Er fiel durch Feindeshand, ich gerieth in Gefangenſchaft. Ha! was ich empfand, als ich unſere Schiffe, den Leichnam meines Vaters am Bord der Galeere jenes Ehrgeizigen, des Vaters dieſes Giovanni davonſegeln ſah, beſchreiben nicht Worte. Ich ward endlich ausgelöſt — zu ſpät für die Ruhe meines Lebens; doch davon ein anderes Mal — es gelang mir die Pläne Ruggieri Tribuno's zu nichte zu machen, obwohl der Stolze bereits den Herzogshut auf dem Scheitel zu haben wähnte; in ſpätern Jahren ward ich ſelbſt gewählt. Man ſollte meinen, das Schickſal habe wieder gut machen wollen, was es früher an mir verübt, viele glauben dieß ſogar; ich weiß es beſſer. Ich war und bin unglücklich in meinem Hauſe."

„Ihr waret es, theurer Freund", ſprach Kontarini tröſtend, „aber Ihr ſeyd es nicht mehr. War Eure Ehe auch keine glückliche, ſo war ſie dennoch nicht ſchlimmer als tauſend andere, welche gleichfalls ohne Liebe geſchloſſen wurden. Euer Sohn, obgleich wild, unbändig, und durch einen Beſchluß der Signoria für jetzt verbannt, hat auch gute Eigenſchaften; er iſt tapfer bis zur Verwegenheit, er iſt dem Seeweſen mit Leidenſchaft ergeben, und für ſeine Jugend, mit guten Kenntniſſen und Erfahrungen in demſelben ausgerüſtet. Ueberdem habt Ihr noch eine Tochter. Bianca ſteht keiner der edlen Jungfrauen Venedigs nach, ſie wird vielmehr für die erſte Zierde des ganzen blühenden Mädchenkranzes gehalten."

„Und dennoch iſt ſie es gerade, welche mir den meiſten Kummer macht!" ſprach der Doge ſeufzend. „Blickt ſie an, ſehet die Veränderung, die ſeit wenigen Monden mit dem Mädchen vorgegangen, und ermeßt meinen Schmerz. Sonſt blühend, froh, ſcherzend wie ein junges Lamm auf der Weide, iſt ſie ſeit einer Anzahl Wochen blaß, ſtill, düſter, in ſich gekehrt. Stundenlang blickt ſie ſtill und ſchweigend vor ſich hin. Allen unſern Bekannten ſcheinen ihre Gewohnheiten, ja ihr ganzes Weſen ſo verändert, daß — faſt ſchäme ich mich es zu ſagen — Manche es einer Bezauberung, Andere einer beginnenden Verſtandesverwirrung zuſchreiben. Die Wirkungen der Abwechſelung dumpfen Hinbrütens, mit manchmal eintretender furchtbarer innerer Bewegung, die ſich, wenn ſie ſich unbemerkt glaubt, durch Weinen, Händeringen, lautes Selbſtgeſpräch kund giebt, zeigen ſich dergeſtalt auf dem Geſicht des armen Mädchens, daß es auch dem Unbefangenſten auffallen muß. Ihr könnt denken, daß Fragen, größtentheils von Neugierde eingegeben, ſobald ſie die Geſundheitsumſtände meiner Tochter berühren, mir wie Dolche ins Herz dringen."

„Habt Ihr nie ein ſanftes Vaterwort mit ihr geſprochen, um den Grund ihres Uebels zu erforſchen?" fragte der Freund.

„Hundertmal habe ich es gethan! Täglich thue ich es noch!" erwiederte mit ſchmerzlichem Blicke der Alte. „Die Antwort iſt dann beſtändig: Mir fehlt nichts! Ich bin zufrieden, bin glücklich. — Dieſe Worte ſind aber mit einem ſo gezwungenen, halb ſchmerzlichen, halb fröhlichen Blick begleitet, daß es mir wie ein Schwert durch die Seele dringt."

„Meint Ihr nicht, daß heimliche Liebe" — fragte Kontarini; aber der Doge unterbrach ihn ſogleich.

„Ich habe es auch gedacht!" ſprach er lebhaft.

„Ich glaubte jeden Zweifel zu beſeitigen, als ich einſt geſprächsweiſe fallen ließ, daß ich die Bewerbungen keines unſerer Edlen — Einen etwa ausgenommen — zurückweiſen würde, wenn ſich Bianca für ihn entſchiede. Dieſer Eine, den ich ausnahm, und nicht einmal nannte, iſt meiner Tochter aber kaum von Anſehn bekannt. — Eine letzte Möglichkeit, die Liebe meiner Tochter zu einem ihrer nicht würdigen, ihrem Range nicht angemeſſenen Gegenſtande, iſt bei einem Mädchen meines Hauſes nicht denkbar, auch hat ſie dieß aufs Entſchiedenſte verneint.“

Während der Doge die letzten Worte ſprach, erſcholl von der Straße herauf ein anhaltendes Gelächter, von Jubelgeſchrei unterbrochen. Mehre Gäſte verließen die Tafel und kehrten fröhlich lachend zurück, nachdem ſie ein W[illegible]chen aus den Fenſtern geblickt hatten. Auf Befragen, was es gäbe, erzählte ein junger Nobile, „die junge, hübſche Wahrſagerin, die ſeit ein paar Wochen ſo großes Aufſehn in Venedig mache, befinde ſich auf der Piazetta. Heute beluſtige ſie das Publikum vorzüglich mit einer, hier früher noch nie geſehenen Maſchiene, die ſie den Zauberkaſten nenne, und wo dann eine

Reihe bildlicher Darſtellungen, aus einer, in mehrere Zeiträume abgetheilte Begebenheit, eine Art Komödie, zur Anſchauung komme. Es ſey übrigens ganz merkwürdig," ſetzte ein Anderer hinzu, „was die räthſelhafte Perſon für einen Zulauf aus den untern Volksklaſſen habe. Alles wolle ſich von ihr wahr ſagen laſſen, und man behaupte außerdem, daß auch viele Perſonen aus den höhern Ständen ſie beſuchten, und überraſcht und betroffen von ihren Ausſprüchen nach Hauſe zurückgekehrt wären."

„Ich kann, was den letztern Umſtand anbelangt, nur die Ausſage des geehrten Signor's beſtätigen!" fiel jetzt Graf Aleſſandri ein. „Ich traf die wunderbare Perſon, von der die Rede iſt, vor einem Jahre in Palermo. Man nannte ſie dort nur die Narentanerin, und ſie erregte das Aufſehn der ganzen Bevölkerung. Ich ſah ſie zuerſt im Palaſte des Statthalters, wohin ſie der Unterhaltung willen berufen worden war, ſpäter beſuchte ich ſie in Begleitung einer Menge junger Edelleute, von denen Mancher um ſeinen Scherz mit ihr zu treiben hinging, aber ſehr ernſt und nachdenklich zurückkam. Ich ſelbſt werde nie vergeſſen, was ſie mir geſagt, und ich bedaure nur, daß es ſich nicht zur Mittheilung eignet.“

„Ei der Signor Conte berichtet uns ja ganz erſtaunliche Dinge! Wäre es uns doch vergönnt, das Wundermädchen hier zu ſehn!“ rief Kavaliere Memmo. „Wie wäre es, wenn wir unſern durchlauchtigen Feſtgeber bäten, die Fremde heraufrufen zu laſſen?“

„Ja! — Ganz recht! — Ein trefflicher Einfall!“ riefen die jungen Edlen und die Damen von mehrern Seiten.

„Wenn es meine lieben Gäſte wünſchen,“ ſprach der Herzog, als er ſich ſo von allen Seiten beſtürmt ſah, „ſo will ich gern ihrem Verlangen nachgeben, nur bitte ich den Scherz auf die von der Wunderdirne darzuſtellende Komödie zu beſchränken, da das Wahrſagen und Wahrſagenlaſſen, obwohl es hier nur als ein unſchuldiger Zeitvertreib erſchiene, ſich dennoch mit der Würde der Geſellſchaft nicht recht vertragen will.“

Auf Geheiß des Dogen eilten einige Diener, die Wahrſagerin, welche in Venedig, wie früher nach Aleſſandri's Behauptung in Neapel, unter dem

Namen „„der Narentanerin““ bekannt war, heraufzuholen. Nach wenig Augenblicken trat ſie ein. Es war eine junge Perſon im Anfange der Zwanzig, von höchſt angenehmem Aeußern. Geſichtsform und Züge hatten etwas Fremdartiges aber höchſt Intereſſantes. Ihr Haar hing in zwei Zöpfen über den Rücken herab, das Haupt deckte ein, mit einigen Feldblumen gezierter, ſehr breiter Hut, faſt wie ihn die Bewohnerinnen von Montenegro tragen, deren enganliegende Kleidung mit weiten Bauſchärmeln auch die ihrige war, und die ſie unſern heutigen Tirolerinnen nicht unähnlich machte. Nach einer ſchüchternen Begrüßung der Geſellſchaft, winkte die Fremde zweien Matroſen, die einen mannshohen, doch etwa nur zwei Ellen breiten Kaſten herbeiſchleppten, letztern am obern Ende des Gemaches aufzuſtellen. Sie öffnete ſodann denſelben auf der Rückſeite, und beſchäftigte ſich damit einige Lichtchen anzuzünden, und ſolche in das Innere zu ſtellen. So wie ſie die Vorbereitungen geendigt hatte, wendete ſie ſich mit auffallender Schüchternheit an die Geſellſchaft.

„Was beliebt der edlen Verſammlung, daß ich darſtellen ſoll?“ fragte ſie in gebrochenem Italieniſch. „Wollt Ihr die Geſchichte der ſchönen Zenobia, oder die wunderbare Einnahme des verzauberten Schloſſes Kakomirum, oder“ —

„Nichts Zenobia! Nichts Kakomirum!“ ſchrie Memmo, die Narentanerin unterbrechend, und indem man bemerkte, daß der vino santo mächtig in ihm zu wirken begann; „das ſind alte Geſchichten, und bereits ſo bekannt wie die Hiſtorie vom verlornen Sohn, oder von Bileams Eſel! — Gebt uns etwas Neues, Rührendes. Viel Herzensangelegenheiten müſſen darin ſeyn, der Damen wegen, und — wenn es Euch möglich iſt, und Ihr ſo gut ſeyn wollt — auch eine Seeſchlacht, und ein paar Meuchelmorde, der Abwechſelung wegen.“

„Dann könnte ich Euch die Geſchichte „„von dem pflichtvergeſſenen Ritter““ darſtellen!“ erwiederte die Narentanerin. „Dieſe beginnt mit einem Seetreffen, und endigt mit einem Morde, wenn es gleich nur ein Selbſtmord iſt.“

„Schade!“ rief Memmo, nachdem er einen Zug aus dem Becher gethan hatte. „Ein Meuchelmord wäre angenehmer geweſen, ein Selbſtmord iſt bei weitem nicht ſo intereſſant, indeß mag es ſeyn, wenn es nun einmal nicht anders iſt.“ —

Die Narentanerin begann nun die Darſtellung, die indeß heut zu Tage, bei der ſchönen Welt, wenig Glück gemacht haben würde, da die wunderbare Maſchiene, deren ſie ſich bediente, im Grunde nichts als eine Art — Guckkaſten war. So wie ſie den Vorhang aufzog, erblickte man eine matt erleuchtete Scheibe, von der man nicht ſagen konnte, ob ſie von Frauenglas, Kriſtall, oder vielleicht gar nur von geöltem Papier, oder einer Subſtanz ähnlicher Art gefertigt worden ſey. In dem Innern des Kaſten wirbelte Rauch durcheinander, endlich verzog ſich dieſer und man erblickte eine ziemlich künſtliche Zuſammenſtellung kleiner mechaniſcher Figürchen. Es war eine Flotte von ſieben kleinen, und zwei größeren Galeeren, welche eine Flottille von Böten nach einer gebirgigen Küſte verfolgte, ſie unterwegs mit Armbrüſten beſchoß, und endlich am Ufer die von ihren Vertheidigern verlaſſenen Fahrzeuge in Brand ſteckte. „Die edlen Ritter und Damen,“ rief die Narentanerin, „ſehen hier die Flotte des Herzogs von Thule, wie ſie die Böte des Miramolins von Afrika verfolgt, in Brand ſteckt, und gänzlich zerſtört.“

Der Rauch der brennenden Böte erfüllte das Innere des Kaſtens und der Vorhang fiel.

„Beim Löwen von San Marco!“ rief Memmo vergnügt. „Das Ding fängt ganz hübſch an, wenn wir auch von dem „„pflichtvergeſſenen Ritter““, von dem es den Namen hat, noch keine Fingerſpitze geſehen haben, auch gleicht die afrikaniſche Küſte auf ein Haar der narentaniſchen, wie ich mich von dem vorjährigen Seezuge her ganz deutlich erinnere.“

Eine zweite Vorſtellung begann jetzt. Man ſah die Flotte vor Anker, am Ufer aber ein Landgefecht. Die Küſtenbewohner — die jedoch, obwohl Afrikaner, keineswegs ſchwarz ausſahen — ſchienen obzuſiegen. Der Anführer der feindlichen Flotte war gefallen, und ward nach einem Boote getragen. Auf dem rechten Flügel volle Flucht; ein einzelner Ritter wehrte ſich noch, doch war er von allen Seiten umringt. —

„Der Herzog von Thule,“ ſprach mit erhobener Stimme die Fremde, „hat die Seeleute des Miramolin bis ans Ufer verfolgt, hier aber iſt er in einen Hinterhalt gefallen, und verlaſſen von einem Theil der Seinen, getödtet worden. Das Heer iſt in voller Flucht, nur der „„pflichtvergeſſene Ritter““ vertheidigt ſich noch.“

„Ich kann nicht begreifen,“ ſagte Memmo zu ſeinem Tiſchnachbar, als der Vorhang fiel, „warum der brave Kerl dort, der ſich noch vertheidigt, während die Andern davonlaufen, der „„pflichtvergeſſene Ritter““ heißen ſoll. — Wir ſind ihm eine Art Ehrenrettung ſchuldig. Stoßt mit mir an, Signor! Der „„pflichtvergeſſene Ritter““ ſoll leben!“ —

„Findet Ihr nicht,“ ſprach Kontarini zu dem Dogen, „während Memmo ſeinen Schützling leben ließ, daß jene Darſtellung mit unſerm unglücklichen Angriff auf die Narentaner viel Aehnlichkeit hat, ja ſo zu ſagen das Spiegelbild deſſelben iſt. Der Anblick der Küſte, die Anzahl der Galeeren, das Gefecht, der Tod des Anführers, Alles ſtimmt überein.“

Der Doge antwortete nicht, er blickte ſtarr und düſter vor ſich hin, und nickte nur mit dem Haupte.

Wieder folgte eine Vorſtellung. Ein alter Mann in halb orientaliſcher Tracht ſtand vor einem gefeſſelten Ritter, und winkte einem Diener, dieſem die Feſſeln zu löſen. Ein junges, liebliches Mädchen verband die Wunden des Ritters.

„Die edlen Herren und Damen," ſagte die Narentanerin, „ſehen wie der großmüthige Abdurhaman, in deſſen Hand der „„pflichtvergeſſene Ritter"" gefallen, demſelben die Feſſeln abnehmen, und deſſen Wunden durch ſeine Tochter Fatime verbinden läßt. Bald werden Sie auch ſehen, wie der Ritter ſeinem Erretter den ſchuldigen Dank abſtattet."

„Ich kann mir es zum Voraus denken, wie die ganze Geſchichte kommen wird!" ſagte Memmo, indem er eine pfiffige Miene anzunehmen trachtete. „Der Ritter verliebt ſich in Fatimen, ſie läßt ſich taufen, er heirathet ſie, bekommt ein Schiff bis an den Rand mit Goldſtaub beladen, und den Segen des alten Abdurhamans zur Mitgift, und nun addio! — Aber ſeht einmal!" ſetzte er zu ſeinem Nachbar gewendet hinzu. „Wie der Doge die Stirn runzelt und die Augenbrauen zuſammenzieht! Der Mann wird doch alle Tage grämlicher."

Der Vorhang flog wieder empor. — Der Ritter und das Mädchen hielten ſich umfaßt, der erſtere hatte eine Hand gen Himmel erhoben; er ſchien der Geliebten Treue zu ſchwören.

„Habe ich es nicht geſagt!" rief Memmo, ohne die Narentanerin zu Worte kommen zu laſſen. „Er verlobt ſich mit Fatimen. In der folgenden Abtheilung werden wir ſehen, wie er ſie auf die erbauliche Weiſe zu taufen im Begriff iſt, dann kommt die Heirath, und das Schiff mit dem Goldſtaub. Alles wie ich es geſagt habe." —

Die Narentanerin ſchwieg, aber ſie zog den Vorhang von Neuem weg, und Memmo ſah, daß er ſich verrechnet hatte.

Das Mädchen lag vor dem Greiſe, der einen Dolch ſchwang, auf den Knien. Die Veränderung ihrer Geſtalt zeigte deutlich, was den Zorn des Alten ſo erregt hatte. In der Ferne ſah man ein Schiff davonſegeln; der Ritter ſtand auf dem Verdeck.

„Die Herren und Damen ſehen," rief die Narentanerin, „wie die arme Fatime, verführt von dem „„pflichtvergeſſenen Ritter"" ihrem erzürnten Vater ihren Fehltritt eingeſteht und wie der Treuloſe, mit dem Verſprechen wiederzukehren, von ſeinen Landsleuten losgekauft, die afrikaniſchen Ufer verläßt.“

„Ich will hoffen, daß er ſein Verſprechen erfüllt, denn ſonſt halte ich ihn, trotz ſeiner Ritterſchaft für einen ſchlechten Kerl!“ rief Memmo. — „Aber was fehlt Euch Meſſer lo Doge? Ihr ſeht ganz blaß aus. Seyd Ihr krank oder ergreift Euch ſo der Inhalt des Stückes? — Aber das iſt wohl nicht möglich; es iſt ja nichts als ein Schimpfſpiel; lauter Poeſie und Phantaſie, nichts weiter.“

„Mir fehlt nichts, Signor!“ ſagte Pietro Candiano heftig. „Ein ſchon vorübergegangener Schwindel, der mich oft befällt. — Aber ſeyd ſo gut, und ſtört nicht immer durch Euer Dazwiſchenreden den Gang des Stückes. — Und nun — nicht wahr? — iſt das Stück zu Ende?“ ſetzte der Doge zu der Narentanerin gewendet hinzu. Die Stimme, mit der er dieſe Worte ſagte, hatten etwas Hohles, Rauhes, Geängſtetes. —

„Es iſt nur noch eine Vorſtellung übrig, dann iſt Alles vorbei;“ entgegnete die Gefragte gleichmüthig, und zog den Vorhang weg.

Man ſah die Ufergegend des erſten Actes. Das

Mädchen, welches wir unter dem Namen Fatime kennen gelernt, ſtand mit fliegenden Haaren auf einer vorragenden Klippe. Es hatte die Hände gen Himmel erhoben, und war in Begriff, ſich in die tobende See zu ſtürzen. Auf einem Teppich lag ein Säugling und neben dieſem eine Kette mit daran befeſtigtem Medaillon. Seitwärts war ein Schiff vor Anker.

„Ein Schiff aus Thule iſt an der afrikaniſchen Küſte, des Handels wegen, angekommen!“ ſprach die Narentanerin. „Die arme Fatime erwartete die Rückkehr ihres Verführers, des Vaters ihres Kindes; da vernimmt ſie, daß der Treuloſe ſich im Vaterlande verheirathet habe. Voll Verzweiflung eilt ſie nach dem Seegeſtade, ſie küßt ihr Kind zum letztenmale, legt es auf einen Teppich, und neben das Verlaſſene die Kette, welche ihr der Verführer zum Pfande ſeiner Rückkehr gegeben; dann ſpringt ſie in das Meer.“

„Pfui!“ rief Memmo, indem er den Becher, den er eben geleert, mit Heftigkeit auf den Tiſch ſtieß. „Bei den Martern des heiligen Marcus! Ich behaupte der „„pflichtvergeſſene Ritter““ iſt ein Elender, er führt ſeinen Beinamen mit Recht, und ich will es mit Schwert und Dolch beweiſen.“

Heftig fuhr der Doge von ſeinem Sitze auf. Er ſtreckte die geballte Fauſt gegen Memmo aus und ſchien ſprechen zu wollen, doch bald ließ er ſich wieder nieder. Memmo hatte es bemerkt, er glaubte, den Fürſten durch ſeine vorlaute Rede erzürnt zu haben.

„Verzeiht edler Herr!“ ſagte er. „Verzeiht mein etwas vorlautes Weſen; aber wenn ich von einer Schlechtigkeit höre, ſo iſt es mir als müßte ich gleich mit meiner guten Damaskusklinge dazwiſchen fahren, um Ordnung und Recht in die Sache zu bringen. Uebrigens hoffe ich zu Gott und dem heiligen Marcus, daß ſie das Herz des „„pflichtvergeſſenen Ritters““ gerührt haben, und ich denke, er wird, wenn er anders nur einen Funken Gewiſſen in ſeinem Leibe gehabt hat, die Unbill, die er an Fatimen verübt, an dem Kinde wieder gut zu machen geſucht haben. Hat er es nicht, ſo werdet Ihr mir zugeben müſſen, daß er ein Elender ſey, und gewiß wird ihn unſer verehrter Doge dann nicht in Schutz nehmen und vertheidigen wollen.“

„Gewiß nicht! Verlaßt Euch darauf!“ erwiederte

Pietro Candiano dumpf. „Beruht das Schauſpiel, was [illegible] geſehen haben, in irgend einem Theile auf Wahrheit, und ſucht der „„pflichtvergeſſene Ritter““ das, was er an Fatimen verbrach, nicht an ſeinem und ihrem Kinde wieder gut zu machen, ſo iſt er allerdings nicht blos ein Unglücklicher, ſondern auch ein Elender. — Aber ſagt mir, wo iſt die Narentanerin? — Fort? — Ich wollte mit ihr ſprechen, ihr eine Belohnung geben.“

Die Fremde hatte ſich indeß gleich bei Beginn von Memmo's Rede entfernt, und die Matroſen ihr den Kaſten nachgetragen. Graf Aleſſandri beruhigte den Dogen damit, daß er ſagte: „jenen Matroſen ſey die Wohnung der Narentanerin unſtreitig bekannt, und erſtere würden ſich leicht erfragen laſſen.“ Nach kurzen Hin= und Widerreden über den Vorgang hob der Doge in großer innerer Bewegung die Tafel auf, und die Gäſte entfernten ſich nach und nach. — —

Schon am folgenden Tage befahl der Doge die Narentanerin aufzuſuchen, und vor ihn zu bringen. „Er wolle,“ ſagte er ſcherzweiſe, „nicht der Schuldner einer Taſchenſpielerin bleiben, und überdieß ſie perſönlich befragen, warum ſie ſich durch ihre Entfernung freiwillig um jede Belohnung gebracht.“ Zu ſeinem Erſtaunen vernahm er, daß ſolche nirgends zu finden ſey, und daß ſie gleich nach der Vorſtellung im Palaſte die bisher inne gehabte Wohnung verlaſſen habe. Pietro Candiano gab nun Befehl die beiden Matroſen aufzuſuchen, die den Kaſten getragen hatten: auch dieſe Nachforſchungen blieben ohne Erfolg. „Es müßten,“ hieß es, „Seeleute von einem der fremden Handelsſchiffe geweſen ſeyn. Niemand wollte ſie früher geſehen haben, nur Einer behauptete, daß ſich die beiden Leute mit der Fremden in einer unbekannten Sprache unterhalten hätten, wie er bei ihrem Eintritte in den Palaſt deutlich vernommen habe.“ Da der Doge ſomit ſeinen Verpflichtungen, hinſichts eines der Fremden zu verabreichenden Geſchenks, ſo weit dieß in ſeinem Willen ſtand, nachgekommen war, ſo blieb ihm vor der Hand nichts übrig, als die Nachfragen nach derſelben einſtellen zu laſſen, dennoch ſchien ihm die Erforſchung derſelben ungemein am Herzen zu liegen. Er äußerte oft geſprächsweiſe, „daß er ausnehmend bedauere die räthſelhafte Perſon nicht wieder aufgefunden zu haben, und daß er viel darum geben würde ſie noch einmal ſehen und ſprechen zu können.“ Am häufigſten that er dieſe Aeußerungen gegen den Grafen Aleſſandri, dem er überhaupt je länger je mehr ſein Wohlwollen zuzuwenden ſchien. Oft hatte er dem jungen Manne zu verſtehen gegeben, daß es nur von ihm abhänge, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in die Dienſte der Republik zu treten. Der Graf antwortete indeß gewöhnlich mit feinem Lächeln: „daß er in Venedig nur dann zu bleiben ſich entſchließen würde, wenn Bande des Herzens ihn dort zurückhielten, ſonſt ſtehe ſein Verlangen in die Ferne. „Das große Meer, ferne Küſten,“ ſetzte er gewöhnlich hinzu, „ſeyen für ſeinen in die Weite ſtrebenden Sinn noch nicht weit genug; es bedürfe ſehr ſtarker Feſſeln um ihn an die engen Lagunen zu binden.“ — Wenn er dieſes ſagte, ließ er gewöhnlich wie abſichtslos ſein Auge über das Antlitz Bianca's gleiten, aber dieſes blieb unbeweglich und theilnahmlos wie zuvor.

Der Geſundheits- und Gemüthszuſtand des Mädchens erſchien dem Vater indeß von Tag zu Tage beunruhigender. Ihr ganzes Weſen veränderte ſich immer mehr. Ganz gegen ihre frühere Gewohnheit erſchien ſie beinahe immer in ein finſteres, düſteres Nachdenken verſunken, bis ihre Aufmerkſamkeit durch irgend etwas Ungewöhnliches erregt wurde. Sie pflegte dann wie aus einem tiefen Traume aufzufahren, that einige wenig zuſammenhängende Fragen, und verſank dann wieder in das vorige Schweigen. Sehr häufig ereignete es ſich auch, daß, während ihr Vater ſie beſchwor ihm den Gegenſtand ihres Kummers zu entdecken, und ſie ihm mit ſchmerzlicher Freundlichkeit und ſchmeichelnd erwiedert hatte, daß ſie geſund und vergnügt ſey, und ihr nichts zur Zufriedenheit fehle, ſo lange ſie ihn beſitze, ſie gleich darauf, und wie unfähig die innere Pein länger zu ertragen, aus dem Zimmer ſtürzte. Die Wirkungen fortwährenden Wechſels düſterer Schwermuth, oder krampfhafter Erregung zeigten ſich in kurzer Zeit auf dem Geſicht und in der Geſtalt des unglücklichen Mädchens. Es ward immer bleicher, das Auge unſtät, manchmal faſt wildblickend, doch nahm es auch dann und wann einen fieberhaft, träumeriſchen Ausdruck, faſt wie den einer in Erinnerung vergangener, glücklicher Stunden, befangenen Verzückten an. Mit Herzensangſt ruhte dann das Auge des bekümmerten Vaters auf der Tochter; er ſaß ſchweigend und geängſtet zu Viertelſtunden lang vor dem Mädchen, und glaubte in jedem unpaſſend angebrachten Worte, jedem wilden rollenden Blick, den Moment des ausbrechenden Wahnſinns zu erkennen. —

Es war in einem ſolchen Augenblicke, wo, nachdem der Alte um Bianca zu erheitern, der Tochter mitgetheilt hatte, daß er den Plan einer Luſtfahrt auf dem Meere vorhabe, wozu er alle jungen Edlen, mit Ausnahme derer der Familie Tribuno, deren Anblick ihm jede Freude vergälle, einladen wolle, als Bianca in Thränen ausbrach und aus dem Zimmer ſtürzte. Graf Aleſſandri trat eben ein; er ſah dem Mädchen befrembet nach.

„Ihr kommt mir eben recht, mein junger Freund!“ ſprach Pietro dem jungen Manne die Hand reichend, und ihn zum Sitzen einladend. „Ihr ſeyd jung, lebensfroh, aber Ihr kennt die Welt wie Wenige Eures Alters. Ihr ſollt mir Rath ertheilen.“

„Rath ertheilen?“ ſagte Aleſſandri lächelnd. „Es beliebt Euch zu ſcherzen, gnädiger Herr. Wie ſollte ich dem erfahrnen Manne, dem Sieger in mehrern Schlachten, dem Dogen von Venedig Rath ertheilen können?"

Der Graf hatte die letzten Worte mit einem leichten Anflug von Spott geſprochen, ohne daß der Alte es bemerkt hatte.

„Und dennoch," ſagte Pietro Candiano düſter, „nützt mir in einem Falle alle Erfahrung zu nichts; ich wollte die blutigſte Seeſchlacht durchkämpfen, wenn dieß mir Hülfe bringen könnte, und der Doge iſt rathloſer als der ärmſte Bettler auf der Rialtoinſel."

„Und was iſt's, das Euer Gnaden ſo bekümmern kann?" fragte Aleſſandri mit Theilnahme.

„Ihr ſeyd ſo eben meiner Tochter begegnet!" ſprach ſeufzend der unglückliche Vater. „Blickt in das blaſſe, kranke Geſicht des Mädchens, denkt Euch die noch vor wenig Monden in voller Jugendblüthe ſtrahlende, fröhlich dahin ſchwebende Geſtalt, ſeht dieſe geknickte Blume, und Ihr wißt Alles. — Vergebens," ſetzte der Doge hinzu, als Aleſſandri ſchwieg, „vergebens habe ich zu den Aerzten dieſer Inſeln wie zu denen des Feſtlandes, meine Zuflucht genommen; ich bin weiter gegangen, ich habe Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, die alle Geheimmittel kennen, die aus den Pflanzen, welche den Thau des Himmels trinken, wie aus den Salzen die die Abgründe des Meeres und der Erde bergen, bereitet werden, befragt. — Alles umſonſt! Keine Hülfe. Bianca welkt immer mehr dahin. — Nun ſagt mir, junger Mann, Ihr habt die Welt geſehen, Ihr ſeyd in fernen Landen geweſen. Iſt Euch ein erfahrner Arzt, iſt Euch irgend Jemand bekannt, welcher meine Tochter herſtellen könnte? Ich will den Menſchen fürſtlich belohnen, ich will ihm Gold geben ſo ſchwer er iſt, ich will eine ſechzigrudrige Galeere nach Neapolis, nach Griechenland, ja bis an das Ende der Welt ſchicken, um ihn herbeizuholen.“

„Ich wüßte nur eine Perſon, welche über den Grund der Krankheit der Signora Bianca Auskunft ertheilen, und Mittel angeben könnte das Uebel zu heilen!“ erwiederte der Graf nach einigem Nachdenken.

„O ſprecht! Sagt mir, wer iſt dieſe Perſon?“ fiel ihm haſtig der Doge ins Wort.

„Es iſt vergebens!“ entgegnete der Graf. „Eines theils iſt noch zu bezweifeln, ob die Perſon, di ich im Sinne habe, ſich würde auffinden laſſen, anderntheils, ob Ihr nicht verſchmähen würdet zu ihr Eure Zuflucht zu nehmen, und drittens, ob Euch die verlangte Hülfe gewährt wird."

„Iſt der Arzt gefunden, ſo wird, ſo muß er helfen, wenn Bitten und Gaben ihn bewegen können, und verſchmähen würde ich den Helfer nicht, und wenn die Lumpen eines Bettlers ihn bedeckten!" rief Candiano. — „Aber ſprecht junger Freund! Sagt mir wen Ihr meint!"

„Ich meine die Narentanerin!" verſetzte Aleſſandri ruhig. „Iſt dieſe aufgefunden, und zu bewegen ſich mit der Sache zu befaſſen, ſo iſt der Signora geholfen."

„Wie?" rief der Doge erſtaunt. „Sprecht Ihr nicht von der Wahrſagerin, der Taſchenſpielerin?"

„Ganz recht! Von dieſer rede ich;" erwiederte der Graf ruhig und feſt. „Wäret Ihr, wie ich zu Palermo, Zeuge geweſen von Dingen die faſt an das Uebernatürliche gränzen, und die von dieſer Perſon bewirkt wurden, ſo würdet Ihr keinen Augenblick in Zweifel bleiben, daß ſie helfen, wenigſtens den Grund von Bianca's Uebel angeben kann —

wenn ſie will. Das Letztere iſt indeſſen nicht ſo ganz ausgemacht. Ich habe ſie Fürſten Beſuche und Antworten verweigern, Beutel mit Gold zurückweiſen, dagegen armen Fiſchern zu Palermo und Syracuſa Rath ertheilen und von ihnen Kupfermünze annehmen ſehen. — Wie ſehr mußte ich mich bemühen von ihr Auskunft über einen Gegenſtand zu erbitten, an den das Glück meines Lebens geknüpft war, und dennoch war ich nicht vermögend ihr, als ſie endlich meine Bitte erfüllte, einen armen Byzantiner aufzudringen."

„Und die Antwort, die Ihr empfinget?" ſagte kopfſchüttelnd der Doge.

„Sie war dunkel, faſt unverſtändlich; doch brachte ſie mich auf den rechten Weg, und hat ſich bis auf die kleinſten Umſtände bewährt!" verſetzte der Graf mit dem Tone der Ueberzeugung.

„Der Verſinkende hält ſich an einen Strohhalm!" ſprach der Doge mehr vor ſich hin, als wie zu Aleſſandri gewendet. „Wäre es möglich das räthſelhafte Geſchöpf aufzufinden" —

„Man will ſie geſtern bei einem kleinen Schifferfeſte zu Caorle geſehen haben!" fiel der junge Mann lebhaft ein. „Befehlt Ihr, ſo beginne ich von Neuem meine Nachforſchungen, die ich bereits ganz eingeſtellt hatte.“

„Ja! Thut das, lieber Graf!“ ſprach der Doge nach kurzem Nachdenken. „Findet Ihr das wunderbare Mädchen, ſo ſagt ihm, ich wäre ihm noch die Belohnung für die Darſtellung an dem neulichen Feſte ſchuldig, und beſtellt die Perſon — oder beſſer, bringt ſie ſelbſt, Abends, wenn es dunkel geworden, in den Palaſt.“

„Ganz recht!“ entgegnete Aleſſandri. „Vielleicht könnt Ihr auf dieſe Weiſe eher Auskunft erhalten, als wenn Ihr im Voraus ſagtet was Euer Wunſch iſt. Ihr gäbet der Sache einen Schein von Wichtigkeit, und täuſche ich mich nicht, ſo iſt es dieß gerade, womit man in Palermo die Sache verdarb, und die Widerſpenſtigkeit des räthſelhaften Geſchöpfes erregte.“

„Hm ja! Ihr trefft meine Gedanken!“ ſprach Candiano. „Auch wollte ich nicht gern, daß man in Venedig davon ſpräche, daß der Doge eine Wahrſagerin um Rath gefragt, obwohl Die, welche mir dieß zur Laſt legten, am wenigſten Anſtand nehmen würden es zu thun."

„Gut! Gut, verehrter Herr! Es ſoll Alles ſo verſchwiegen bleiben, wie Ihr es wünſcht, und der Gegenſtand es verlangt;" verſetzte Aleſſandri. „Ich gehe meine Anſtalten zu treffen."

Der Graf verließ den Dogen, und der geängſtigte Alte bat ihn noch im Weggehn nichts zu unterlaſſen, was zur Auffindung der Narentanerin dienen könnte. —

Zwei Tage vergingen. Aleſſandri erſchien ganz gegen ſeine Gewohnheit dieſe Zeit über nicht im Palaſte. Pietro Candiano ſah von Stunde zu Stunde dem Augenblick entgegen, wo der junge Mann ſich einfinden ſollte; endlich ward er gemeldet. Voll Erwartung erhob ſich der Doge von ſeinem Sitze als Aleſſandri eintrat. Der Letztere ſchien niedergeſchlagen.

„Nun?" rief Pietro Candiano. „Ihr habt Euch umſonſt bemüht?"

„Leider!" erwiederte achſelzuckend der Graf.

„Sie iſt alſo nicht aufzufinden?" fragte der Doge.

„Ich habe ſie aufgefunden und geſprochen, aber — ſie kommt nicht;“ erwiederte Jener.

„Sie kommt nicht?“ fragte erſtaunt der Herzog. „Sagtet Ihr derſelben nicht, daß ich es ſey, der ſie zu ſprechen, ihr eine Belohnung zu geben wünſche?“

„Allerdings ſagte ich es, aber“ —

„Nun? Und was antwortete ſie?“ rief Pietro.

„Kaum hatte ich einige Worte geſprochen,“ entgegnete Aleſſandri, als ſie mich ſogleich unterbrach. „Sagt dem Dogen,“ ſprach ſie, „die Narentanerin verlange keine Belohnung, ſie ſey gekommen, weil — ſie es ſo gewollt und werde nicht zum zweitenmale den Palaſt betreten. Uebrigens,“ ſchloß ſie verächtlich lächelnd, „ſagt dem Herrn: es ſey ein kleines Mittel, mich durch ſein Gold kirren zu wollen. Bedarf er meinen Rath, ſo ſoll er ſelbſt kommen und mich darum bitten, ich werde ihn ohne Lohn ertheilen, wie ich ſolchen dem geringſten Bettler ertheile; die Narentanerin verlangt nichts vom Dogen, und wird niemals zu ihm kommen.“

„Was?“ rief Candiano. „Eine wahrſagende Taſchenſpielerin, und dieſen Trotz? Ich werde hinſenden, und ſie mit Gewalt“ —

Der Doge brach hier ſeine Rede ab, und ſchien nachzudenken. Er ſah ein, daß die Sache von einer Art ſey, die alles Aufſehn zu vermeiden geböte.

„Und dennoch! — Dennoch!" ſprach er nach einer Weile. „Zu ihr zu gehen iſt unmöglich! — Wißt Ihr kein Mittel, Aleſſandri."

„Ich wüßte wohl eines, gnädiger Herr, aber — hingehen müßtet Ihr dennoch!" entgegnete nachdenkend der junge Mann! „Erlaubt!" fuhr er fort, als der Doge eine abwehrende Bewegung machte. „Ich meine, Ihr müßtet verkleidet hingehn, und Euch ſelbſt der Narentanerin nicht zu erkennen geben."

„Meint Ihr, daß dieß anginge?" fragte Candiano aufmerkſam.

„Warum nicht? In Palermo thaten es mehrere vornehme Perſonen, ſie verlarvten ſich!" erwiederte der Graf. „Die Wunderbare fragt nie nach Stand und Namen. Ich glaube nicht, daß ſie den meinigen kennt, obwohl ſie mich doch mehrmals geſehn hat."

„Würdet Ihr mich begleiten?" fragte der Fürſt.

„Das nicht, gnädiger Herr!" erwiederte nach kurzem Beſinnen Aleſſandri. „Die Perſon könnte dadurch leicht Euren Stand und Namen errathen, da ich doch mit ihr von Euch geſprochen habe. Oder noch Eins, und etwas Beſſeres wie mir dünkt. Die Fremde kennt die Signora, Eure Tochter, nicht von Angeſicht. Laßt Bianca Euch begleiten, laßt ſie die Narentanerin ſelbſt befragen, und gebt Euch für den Diener Bianca's aus; auf dieſe Weiſe iſt Euer Incognito völlig geſichert."

Der Doge ging, als Aleſſandri zu ſprechen aufhörte, längere Zeit ſchweigend auf und ab, dann fragte er plötzlich: „Wißt Ihr die Wohnung der Fremden?"

„Sie iſt am äußerſten Ende der Rialtoinſel," erwiederte der junge Mann. „Der Zufall ließ mich ſie entdecken. Ihr könnt nicht fehlen. Es iſt ein einzelnes, unſcheinbares Haus nach der Meerſeite, dicht zur Seite des kleinen Gondelhafens."

„Wohl!" ſagte der Doge. „Ich will mit meiner Tochter reden."

Nach nur noch kurzem Zwiegeſpräch entfernte ſich Aleſſandri. Wie er ſagte, wollte er noch einen Ausflug nach dem Feſtlande machen, von dem er erſt nach einigen Tagen zurückzukehren gedenke. —

Längere Zeit berathſchlagte der bekümmerte Vater was zu thun ſey. Zwar widerſtand es ſeinem Gefühl, ſich Rath bei einer Wahrſagerin, einer Gauklerin zu holen, doch ließen die Begriffe damaliger Zeit wenig Zweifel über die Wahrhaftigkeit, wie über die Macht einer ſolchen Perſon aufkommen. Man betrachtete die Aſtrologie, Necromantie und Alles was heut zu Tage in das Gebiet der Fabel verwieſen iſt, als poſitive, auf gutem und feſtem Grunde beruhende Wiſſenſchaften, und ſo war es am wenigſten zu verwundern, daß ein bekümmerter Vater über das Wohl, die Geſundheit ſeiner dahinwelkenden, ſonſt ſo blühenden Tochter, ſich bei einer Wahrſagerin von ſo bedeutendem Rufe Auskunft zu verſchaffen trachtete. Aber ſelbſt dieſer, ſchon an ſich ſo wichtige Gegenſtand war es nicht allein, der den Dogen zu der wunderbaren Fremden trieb. Das Schauſpiel was ſie im Palaſte dargeſtellt hatte, war geeignet geweſen einen Stachel in ſeiner Seele zu laſſen, einen Wurm in ſeinem Innern zu wecken, den er ſchon ſeit Jahren beſchwichtigt glaubte. Der Inhalt des dargeſtellten Stückes hatte eine wunderbare Aehnlichkeit mit einem Abſchnitte ſeines Jugenblebens, den er zu vergeſſen ſich ſtets noch umſonſt bemüht hatte. Er hatte ſeinen Vater Pietro Candiano in ſeiner Jugend auf einem Seezuge gegen die narentaniſchen Seeräuber begleitet. Wie ſpäter die Barbaresken, raubten dieſe Leute ſowohl Menſchen als Waaren, und darin beſtanden ihre Reichthümer. Die Nähe ihrer Raubneſter zwang die Venetianer vor ihnen auf der Huth zu ſeyn, man mußte immer kleine Geſchwader gegen ſie kreuzen laſſen, und endlich kam der Vater des Dogen, Pietro der Erſte, auf den Gedanken die Zeit ſeiner Regierung, durch die gänzliche Zerſtörung dieſes Raubſtaats, für immer berühmt zu machen. Mit einer wohlausgerüſteten Galeerenflotte ſtieß er bei dem Vorgebirge Muculus — heut zu Tage Ponta Micha unweit Zara — auf den Feind. Die Narentaner flüchteten ſich ans Ufer, und die Venetianer verbrannten ihre zurückgelaſſenen Schiffe. Der Doge wollte weißlich ſich damit begnügen alle Fahrzeuge der ausgedehnten Küſte zu vernichten, aber Pietro Tribuno, das Haupt einer den Candiani ſtets feindlich geſinnten Familie und Anführer einer Galeerenabtheilung, ließ ein beißendes Wort von allzugroßer Vorſicht fallen, und der Doge befahl die Landung. Es war dieß ein höchſt unglücklicher Entſchluß. Die Narentaner rückten mit großer Macht heran, die Venetianer wurden total geſchlagen, der Doge getödtet, Tribuno floh auf die Schiffe und Pietro Candiano der Zweite — ſpäterhin Doge und Vater Bianca's — fiel in die Gewalt des Feindes. Er ward der Gefangene eines alten Anführers der Narentaner. Kara Vukaſſowich — ſo hieß er — behandelte ſeinen Gefangenen, als er deſſen Namen erfahren hatte, in der Ausſicht auf ein einträgliches Löſegeld, freundlich und mild, endlich wohlwollend und mit ſo viel Güte, als ob er ein Mitglied der Familie wäre. Die Auswechſelung hatte ſich indeß Monate lang verzögert, und es entſpann ſich inzwiſchen ein zärtliches Verhältniß zwiſchen Ulla, der ſchönen Tochter des alten Narentaners, und Pietro, welches, da der nähere Umgang zwiſchen den jungen Leuten nach den ſlavoniſchen Sitten geſtattet und wenig beaufſichtigt war, für das arme Mädchen den traurigſten Ausgang nahm. An dem Tage wo Pietro's Auslöſung Statt fand, geſtand Ulla dem Geliebten, daß ſie Mutter werden würde. Pietro's Verſicherungen, daß er zurückkehren, ſie zum Weibe nehmen wolle, vermochten die Aermſte nicht zu tröſten. „Du kehrſt niemals zurück! Für Ulla giebt es nur eine Zuflucht, es iſt der Meeresgrund;“ rief die Arme verzweifelnd, als der geliebte Verführer an Bord ſtieg. — Pietro Candiano hatte, als er die narentaniſche Küſte verließ, wirklich den Willen gehabt wiederzukehren, als er ſich aber in Venedig, mitten im Strudel des gewohnten Lebens befand, als ſeine Familie ihn antrieb, durch eine Verbindung mit einer Tochter des Hauſes Moroſini, eines der mächtigſten in Venedig, ſich den Weg zum Herzogsſitz zu bahnen, erblaßte nur zu bald das Andenken der armen Ulla. Seezüge, Wahlkämpfe mit der feindlichen Familie der Tribuni, der es zweimal gelang eines ihrer Mitglieder zum Haupte der Republik zu machen, hatte Pietro Candiano jenen Abſchnitt aus früherer Lebenszeit faſt gänzlich vergeſſen laſſen; ſeit er Doge geworden, hatte er ſich nur ſelten der unglücklichen Ulla erinnert aber — die Erinnerung kam, wiewohl ſpät. Jener nagende Wurm, welcher ſich wenig darum bekümmert, ob das Herz, welches er durchwühlt, vom Fürſtenpurpur oder Leinenkittel bedeckt ſey, hatte ſich tief in die Bruſt Pietro's eingebohrt. Unglücklich in ſeiner Ehe, ſagte er ſich oft, daß er allen dieſen Kummer an der armen Ulla verſchuldet, unglücklich mit ſeinen Kindern, dachte er oft an das von ihm verlaſſene, ungeborene, deſſen erſten unſchuldigen Blicken, nur Blicke des Grames oder des Haſſes begegnet ſeyn mußten. Weniger als das Schickſal ſeines Sohnes, deſſen wilden, ungezügelten Character er durch ſtrenge Verbannung zu zähmen hoffte, ſchmerzte ihn die Krankheit der Tochter. Er fühlte ſich davon ſo gebeugt, ſo zu Boden geſchmettert, daß er nicht Anſtand nahm die Hülfe jener Räthſelhaften, die in Sicilien ſolche Wunder bewirkt haben ſollte, und die ihn ſelbſt durch den Inhalt der an dem Feſte producirten Darſtellung, ſo überraſcht hatte, anzurufen. Aber nicht das Schickſal der Tochter allein, auch der Wunſch etwas über das Geſchick der unglücklichen Ulla und ihres Kindes zu erfahren, trieb ihn zu einem Beſuche bei der Wahrſagerin an. Der erſte Theil jenes Schauſpiels war leider nur allzugenau der Wahrheit gemäß geweſen, als daß ſich an der Wirklichkeit der Ereigniſſe des zweiten hätte zweifeln laſſen. Der Wunſch, an dem verlaſſenen Kinde wieder gut zu machen, was er an der Mutter verbrochen, und auf dieſe Weiſe ſein Herz zu erleichtern, war nun des Dogen glühendſtes Verlangen; dieſes aber zu befriedigen war nur die Narentanerin im Stande, und darum beſchloß er noch am nämlichen Tage, ſich in Begleitung Bianca's zu derſelben zu begeben. An unbedingten Gehorſam in ſeinem Hauſe gewöhnt, eröffnete er in kurzen Worten der Tochter ſeinen Vorſatz. Er ſagte ihr, „daß ſie ſich, ſobald der Abend anbräche, gefaßt machen ſolle ihn zu der Wahrſagerin zu begleiten. Ein einfaches dunkles Kleid, ein eben ſolcher Schleier, und zum Ueberfluſſe eine Larve, würden hinreichen ſie unkenntlich zu machen. Er ſelbſt würde als ihr Diener gelten und ein verſchwiegener Bootsmann ſolle in einer unſcheinbaren ſchwarzen Gondel Beide an Ort und Stelle bringen.“ Bianca hörte zwar mit ſtillem, ſchmerzlichem Lächeln, die Worte des Vaters an, im Grunde aber war es ihr nicht unlieb die räthſelhafte Perſon, die an dem neulichen Feſte ihre ganze

Aufmerkſamkeit erregt hatte, noch einmal zu ſehen. — —

So wie die Dämmerung hereinbrach verließ Pietro Candiano, gehüllt in einen ſchwarzen Mantel, ein breites Barett, deſſen herabhängende Federn die eine Seite des Geſichts beſchatteten und eine Verlarvung unnöthig machten, auf dem Haupte, in Begleitung Bianca's, den Palaſt. Sie ſtiegen in eine verdeckte Gondel, welche auf dem kleinen Kanal an der Waſſerſeite lag, und der alte Bootsmann, der den Kahn führte, ſchiffte durch zwei oder drei wenig beſuchte Waſſerſtraßen, und bog endlich in den Kanal grande ein. Bekanntlich erſtreckt ſich derſelbe in einer Doppelbiegung durch den vorzüglichſten, damals allein bebaueten Theil von Venedig, und endigt auf der Meerſeite. — Es war inzwiſchen immer dunkler geworden, der Mond war am Himmel emporgeſtiegen, und er erleuchtete die Giebel der ſchmalen, hohen Häuſer faſt bis zur Tageshelle, wenn auch die in dem damals wenig geräumigen Kanale Schiffenden, ſich in faſt völligem Dunkel befanden. Der Waſſerweg war endlich größtentheils zurückgelegt, die Häuſer waren rechts und links verſchwunden und die Gondel trat ins Freie. Bianca, die Larve in der Hand, den Schleier über das ſchöne Haupt zurückgeſchlagen, bog ſich aus dem Fenſter der Gondel. Der Mond goß ſein weißes, magiſches Licht über die zitternde Waſſerfläche der Lagunen, in der Ferne lag der dichte Seenebel auf der weiten Waſſerwüſte des adriatiſchen Meeres. Rechts und links war ſandiges, ödes — jetzt indeß gänzlich bebautes — Gelände. Dicht am Ufer in der Entfernung von ungefähr tauſend Schritten, lag ein kleines Häuschen in dem ein ſchwaches Licht ſchimmerte. „Das muß es ſeyn!" rief mit rauher Stimme der Doge dem Barkenführer zu, und dieſer wendete das Schifflein, welches eben den Kanal grande verlaſſen hatte, und nun längſt dem flachen Geſtade hinglitt, mit einigen raſchen Ruderſchlägen der Hütte zu. Bianca verwendete inzwiſchen kein Auge von dem im Mondſcheine erglänzenden Meeresſpiegel. Ganz eigenthümliche Gefühle ſchienen ihr Inneres zu bewegen; war es das nächtliche noch nie geſehene Schauſpiel, die tiefe, nur durch die Ruderſchläge unterbrochene, ſo geheimnißreiche Stille, die räthſelhafte Fahrt, war es Alles dieſes zuſammengenommen? wir wiſſen es nicht; aber auf dem Antlitz Bianca's lag ein Ausdruck von Theilnahme, von Schwärmerei, ein Lächeln, welches der mit dem Weſen des Mädchens Unbekannte faſt für ein fröhliches hätte nehmen können, und was dem Vater von guter Vorbedeutung ſchien. Jetzt hielt die Gondel. Pietro küßte die Tochter auf die Stirn, und ſagte leiſe: „Möge dieſer Weg Dir zum Heil gereichen!" — Bianca hatte den Alten noch nie ſo weich geſehn. — Beide ſtiegen nun ans Land. Bianca befeſtigte die Larve vor dem Geſicht. — Mehre Minuten blieben der Doge und ſeine Tochter vor dem Eingange der Hütte ſtehen. Es war ein einſames Fiſcherhaus, wie dieß einige zum Trocknen an Stangen aufgehängte Netze bewieſen; endlich traten die Ankömmlinge ein. Da Pietro durch die Ritzen der Fenſterladen Licht ſchimmern ſah, ſo klopfte er an die Thüre des einzigen Zimmers, welches in dem Hauſe bewohnt ſchien; in dieſem Augenblick ſchlug ein mächtiger Fanghund mehrmals an, ſchien ſich aber auf ein leiſes Pfeifen zu beruhigen. Nachdem Pietro einige Augenblicke geharrt, inzwiſchen aber Niemand „herein" gerufen, trat er mit ſeiner Begleiterin ohne weitere Aufforderung ins Zimmer. Es war ein, nur von einer einzelnen Lampe erleuchtetes Gemach von mittlerer Größe, mit wenigen, faſt armſelig zu nennenden Geräthſchaften verſehen, in welchem ſich die Eintretenden befanden. Die, welche ſie ſuchten, ſaß auf dieſelbe Weiſe wie früher angekleidet, in einer mit Tüchern halbverhangenen Niſche, — vielleicht war es auch der mit einem Vorhange im Hintergrunde verſchloſſene Eingang zu einem zweiten Gemache; — ſie hatte einen die ganze Breite der Vertiefung verſchließenden Tiſch vor ſich ſtehen, und ſchien, ohne nur im Geringſten auf die Eintretenden zu merken, mit Anſtrengung in ein vor ihr liegendes Buch, auf deſſen aufgeſchlagenen Blättern bunte Zeichen ſchimmerten, zu blicken. Zwei Stühle ſtanden in der Mitte des Zimmers, als ob ſie für die Ankömmlinge bereits bereit geſtellt worden wären. Der Fanghund, deſſen Stimme man bereits außen vernommen, ein wolfsähnliches Thier von gewaltiger Größe, lag, den Kopf zwiſchen den Vorderpfoten, und das grimmige Auge auf die Ankömmlinge gerichtet, zwiſchen den aufgeſtellten Sitzen, und dem

Platze ſeiner Herrin, doch mehr in der Nähe der letzteren. Pietro Candiano blieb einen Augenblick ſchweigend ſtehen, und blickte bald auf die Narentanerin, bald im Zimmer umher. Wie ſchon oben bemerkt unterſchied ſich das letztere in nichts von dem ärmlichen Wohngemache eines Fiſchers, ja, auf einem Schemel zur Seite des Sitzes der Hausbewohnerin, ſah man einen Waſſerkrug und einige ſchlechte Maiskuchen, das vorzüglichſte Nahrungsmittel der niedern Klaſſen zu jener Zeit. Die Eigenthümlichkeit der Wohnung, ſo wie die Perſon der Narentanerin ſchien auf Bianca einen lebhaften Eindruck zu machen. Mit einer Miſchung von Neugier, Ehrfurcht und Scheu, blickte das Mädchen auf die Fremde. Der Doge brach zuerſt das Schweigen.

„Verzeiht," ſagte er, „wenn wir Euch zu ſo ungewöhnlicher Zeit in Euren Betrachtungen ſtören! Meine Herrin wünſchte hinſichts eines langwierigen Uebelbefindens Euren Rath einzuholen."

Die Narentanerin hob bei dieſen Worten das Haupt in die Höhe, und blickte auf den Sprechenden. War es der Widerſchein der Flamme der eben hellaufflackernden Lampe, war es die Ueberraſchung, war es die Röthe eines ſchnellaufwallenden Zornes, das jugendliche Antlitz der Wahrſagerin erſchien bis zum Halſe hinab, von einer erſt nach und nach verſchwindenden Röthe übergoſſen. Sie ſchwieg ein Weilchen, ſtarr auf den Sprechenden blickend, dann ſagte ſie:

„Und erröthet der Doge Venedigs nicht, einem unbedeutenden weiblichen Weſen gegenüber ſeine fürſtliche Würde zu verläugnen? — Pietro Candiano!“ ſetzte ſie mit erhobener Stimme hinzu; „dieſer Eingang paßt ſchlecht zu den Vorſätzen, die Euch mich aufſuchen laſſen.“ —

Der Doge ward von dieſen Worten wie von einem electriſchen Strahle durchzuckt, dann ſprach er zu der Tochter: „Nimm Deine Larve ab, Bianca!“ —

Die Wahrſagerin ſchien von dem ſichtlichen Eindruck, den ihre Worte auf den Fürſten gemacht hatten, beſänftigt worden zu ſeyn, ſie zeigte mit der Hand auf die bereitſtehenden Stühle, und ſprach mit ruhigem Tone: „Nehmt Platz! Ich habe Euch längſt erwartet! — Kamt Ihr nicht heute noch, kamt Ihr nicht ehe dieſe Stunde abläuft, ſo hatte ich Euch keinen Rath mehr zu ertheilen.“

Die Worte der Wahrſagerin machten einen ungeheuren Eindruck auf den Dogen und ſeine Tochter.

„Wir kommen“ — ſtammelte er endlich; die Narentanerin unterbrach ihn aber ſogleich.

„Sagt mir nichts, Pietro Candiano!“ rief ſie heftig. „Die, welche gezwungen ſind mir zu dienen, wollen nur meine Stimme hören, und es bedarf für mich nicht fremden Wortes, um die Schrift, welche auf Eurer düſtern Stirn und der blaſſen Eurer Tochter mit tiefen Zügen verzeichnet ſteht, zu entziffern. — Ihr erſcheint in dieſer Hütte,“ ſetzte ſie mit feſtem Tone hinzu, „um von mir zu erfahren, auf welche Weiſe Eurer Tochter zu helfen ſey, und ob Ihr im Stande ſeyd an einem Lebendigen wieder gut zu machen, was Ihr an einer Todten verbrochen habet.“

Pietro ward furchtbar durch die Worte der Narentanerin erſchüttert. Mit Erſtaunen blickte er auf das räthſelhafte Weſen welches von Gegenſtänden, die er tief in ſeinem Innern verſchloſſen gehalten, wie von einer ihr genau bekannten Sache ſprach.

„Ihr habt nur allzuwohl die Gründe errathen die mich zu Euch geführt!“ ſagte er ſeufzend. „Sprecht! Iſt für das Eine oder das Andere noch eine Hoffnung?“

„Ich will Den befragen, deſſen Mund durch den meinen ſpricht! Er iſt der Blitz, ich bin nur der Nachhall deſſelben, der Donner;“ erwiederte mit Emphaſe die Narentanerin.

So wie ſie die letzten Worte geſprochen hatte, legte ſie das Haupt, hintenüber an die Lehne des Stuhles. Es war als ob ſie die Lippen bewegte, ſich mit Jemand, ohne hörbare Worte unterhielte. Pietro und ſeine Tochter vernahmen nichts, aber der vor ihnen liegende Hund ſchien aufmerkſam zu werden, er erhob das ſchwere Haupt, ſchaute mit ſchielendem Auge rückwärts, und begann zu winſeln. — Endlich ſchien die Narentanerin von den Betrachtungen, in die ſie verſunken war, oder von dem Geſpräch mit dem Dämon, der ihr diente, wieder zu ſich zu kommen. Sie blickte ſtarr auf Bianca, dann ſagte ſie dumpf:

„Ich habe über den wellenbewegten Spiegel des adriatiſchen Meeres hinübergeblickt, nach den inſelreichen Küſten der Narentaner; ich ſuchte Ihn der mir Antwort geben ſollte auf meine Fragen, und fand ihn nicht. Ich blickte hinab bis zu dem Pharus, der das wilde, gebirgige Kalabrien von dem kornreichen Sicilien ſcheidet; ich fand ihn nicht auf der Scylla, nicht auf der Charybde. Endlich ſah ich ihn herüberſchweben aus den brennenden Wüſten Afrika's auf des Sirocco rothglühendem Flügel. Ich flehete ihn an, ich rang mit ihm, und ſo, Bianca Candiano, ſpricht er zu Dir durch meinen Mund:

Was Du geträumt, wird nie erfüllt,
Vertilg' deshalb das Truggebild,
Das tückiſch in Dein Herz gedrungen,
Der Feind in Dir iſt dann bezwungen.

Dem Starken, der die Hand Dir beut,
In ſeiner Kraft und Männlichkeit,
Reich Deine Hand, ſonſt — mit Gefahr
Gehſt Du zum Brautbett vom Altar.

Bianca ſchien von den Worten der Seherin tief ergriffen. Pietro hatte während denſelben auf die Tochter geblickt. Als die Wahrſagerin von dem Bilde in des Mädchens Herzen ſprach, hatte das letztere haſtig die kleine weiße Hand auf den Buſen gelegt, gleich als ob es eine dort befindliche Wunde verbergen wollte. Der Doge ſah ein, daß Bianca, welche keines Wortes mächtig war, die Räthſelhafte hinreichend verſtanden hatte, er wendete ſich nun an die Narentanerin.

„Und welche Antwort habt Ihr mir zu geben?“ fragte er düſter.

„Lange widerſtand Der, den ich befragte, meinem Dringen!“ erwiederte die Seherin. Nur mit Widerwillen antwortete er mir endlich Folgendes:

Nicht ſtirbt der Wurm, der Geier nagt
Am Herzen das er lang' geplagt,
Hörſt Du das Wort nicht, das allein
In dunkler Nacht Dein Stern kann ſeyn.

Verſchenk' das Liebſte was du haſt,
Gieb es dem Fremden, Deinem Gaſt.
Du tauſcheſt für Dein höchſtes Gut,
Dann Kind um Kind, und Blut um Blut.

„Eure Rede iſt dunkel, ſehr dunkel!“ ſprach erſchüttert der Doge, nach längerer Pauſe. „Eines ſagt mir noch! — Kind um Kind, Blut um Blut; ſo war es ja. — Lebt das unglückliche“ —

„Fragt mich nichts weiter! — Ich weiß es nicht. Ich kann Euch keine Antwort geben!“ unterbrach ihn die Wahrſagerin halb wie geängſtigt, halb wie erſchöpft.

„Ich laſſe Euch nicht!“ rief Pietro dringend. „Ich muß mehr wiſſen, muß Auskunft haben.“

„Morgen! Morgen erhaltet Ihr ſie! — Ich kann nicht mehr. Meine Seherkraft erliſcht. — Fort! — Fort!“ rief die Narentanerin immer ängſtlicher, und mit der Hand abwehrend.

Pietro wollte, da die Fremde, wie ihm Aleſſandri geſagt, im Voraus jede Belohnung in Geld abgelehnt, Ihr zum Andenken eine Kette, die er ſich vom Halſe nahm, darreichen; aber in dieſem Augenblicke erhob ſich der zwiſchen ihm und der Wahrſagerin liegende Fanghund. Er ſtieß ein kurzes Gebell aus, fletſchte die Zähne und ſeine funkelnden Augen belehrten den Alten, daß es nur eines Schrittes vorwärts bedürfe, um von dem wüthenden Thiere gepackt zu werden.

„Fort! — Fort!“ rief nochmals die Narentanerin, mit ängſtlicher Stimme. „Die Zeit iſt verronnen, es iſt Mitternacht vorüber!“ —

Erſtaunt, faſt beſtürzt über das plötzliche Abbrechen der Unterredung von Seiten der Wahrſagerin, verließen der Doge und Bianca das Haus. Schweigend ſtiegen ſie in die Gondel. Der Mond war eben untergegangen, Nacht umgab ſie; man erblickte nicht den kleinſten Lichtſchimmer mehr in der von ihnen eben verlaſſenen Hütte. Nach wenigen Augenblicken glitt die Gondel langſam die öde Küſte entlang, und verſchwand endlich in dem tiefen Dunkel des Kanal grande.

Der Morgen war bereits angebrochen, auf dem Guideccakanal waren die Schiffleute in voller Bewegung; auf der gegenüberliegenden Inſel San Georgio — damals unbebaut und bald von der Fluth überſtrömt, bald von der Ebbe blosgelegt — ſammelte ein Haufen zerlumpter Weiber und Kinder, die von dem Waſſer zurückgelaſſenen Fiſchchen und Muſcheln, ihr ſpärliches Mittagsmahl, als der Doge nach einer größtentheils durchwachten Nacht ſich aus dem unruhigen Schlummer erhob, und ſinnend ans Fenſter trat.

„Vertilg das Truggebild das tückiſch in Dein Herz gedrungen! Ja ſo war es;“ murmelte er. „Sollte Liebe, hoffnungsloſe Liebe der Grund zu des Mädchens Kummer, zu jenem ſichtlichen Hinwelken ſeyn? — Unmöglich! — Sie ſchien ſich bis jetzt keinem unſerer jungen Edlen zuzuwenden. Wäre es der Fall, warum hätte ſie es mir verhehlt? Bianca weiß wie ſehr ich ſie liebe. — Eine unwürdige Neigung? — Nimmermehr! Dazu iſt ſie zu ſtolz. — Etwa einer der Tribuni? — Außer Giovanni und Giacomo iſt keiner unverehlicht. Beide aber zeichnen ſich weder durch ein beſonders vortheilhaftes Aeußere, noch durch ihr Benehmen aus, auch habe ich nie bemerkt, daß Bianca je ein Wort zu ihnen geſprochen; ſie weiß wie ſehr ich die Mitglieder dieſer Familie haſſe. — Noch dunkler,“ ſprach Pietro, nachdem er längere Zeit ſchweigend auf und ab gewandelt, „waren die Worte der Wahrſagerin die ſie an mich richtete. — Wie hießen ſie doch? — „Verſchenk' das Liebſte was Du haſt.“ Ganz recht! — Was wäre mir auf der Welt lieber als Bianca! „Du tauſcheſt Kind um Kind, Blut um Blut.“ Sollte es leben, das Verlaſſene, Unſchuldige? — Ha bei Gott! ich könnte viel thun, wäre ich im Stande dadurch den Fluch von dieſem grauen Haupte zu nehmen; die Verwünſchungen, mit welchen ſich die durch mich ſo gränzenlos elend Gewordene in ihr Waſſergrab ſtürzte, ungültig machen, aber — Bianca hingeben! — Nein! — Nimmermehr! — Nimmermehr würde ich ſie vertauſchen gegen das unglückliche Weſen, dem man mit dem erſten vernehmlichen Worte einen Fluch über ſeinen elenden Vater auszuſprechen gelehrt. — Aber nein! So kann es nicht gedeutet werden. — Wer zeigt mir einen Ausweg aus dieſem Labyrinth? — Und doch! Sagte die Fremde nicht, daß ich heute Auskunft erhalten ſollte?“ —

In dieſem Augenblicke ertönte ein fröhlicher Geſang vom Kanale her. Der Doge trat ans Fenſter, und ſah ein großes Boot, ein ſolches, welches man heute eine Gondel zu vier Pferden nennt — a quatro cavalli, worunter man aber Ruder verſteht — um die Landſpitze ſchiffen, worauf gegenwärtig die Dogana erbaut iſt. Es ſchien aus der Gegend von Meſtre oder Fuſina — welche Orte indeß damals noch nicht exiſtirten — zu kommen, und ein Mann in Reiſekleidern ſaß darin. Jetzt legte das Boot dem Palaſte gegenüber an, der Darinſitzende ſah empor, er erblickte den Dogen und grüßte ehrerbietig herauf. Es war Graf Aleſſandro Aleſſandri. Mit raſchen Schritten ſchritt er in das Thor des Palaſtes. Nach wenig Augenblicken ward er, um eine Audienz bittend, dem Dogen gemeldet. —

„Nun mein junger Freund,“ ſagte gütig der Doge zu dem Eintretenden, „Ihr ſeyd ſchon zurück von der Terrafirma?“

„Früher als ich dachte, gnädiger Herr!“ erwiederte der Graf. „Ein eigener Zufall führt mich früher als ich meinte nach Venedig zurück. Ich werde mich überdieß nur noch wenige Tage hier aufhalten — verſchiedene wichtige Gründe, die ich reiflich überlegte, beſtimmen mich dazu — doch wollte ich, da Ihr mich immer ſo gnädig behandelt habt, mir von Eurer Erfahrenheit einen Rath erbitten, den ich in einer für mich wichtigen Angelegenheit um ſo nöthiger habe, als meine Jugend mir nicht verſtattet in dieſer Sache ein reifliches Urtheil zu fällen.“

„Sprecht offen, lieber Graf!“ ſagte der Doge als Jener ſchwieg. „Ich nehme großen Antheil an Euch, und väterlich will ich Euch rathen.“

„Ich kam geſtern,“ erzählte Aleſſandri, „nach Padua. Dort traf ich den Grafen von Commachio.

Wie Euch bekannt, iſt er ein reicher, mächtiger Mann. Ich hatte ihn früher in Neapel kennen lernen, er erneuerte die Bekanntſchaft und ſagte mir: daß ich ihm wie gerufen komme, ja, daß er unſer Zuſammentreffen als ein beſonders günſtiges Geſchick anſehe. Er vertraute mir im Verfolg des Geſprächs, daß er eine Fehde vorhabe, daß er wenig an Vertheidigung — Ihr wißt in den faſt unzugänglichen Sümpfen, wo ſeine Stadt gelegen, kann ihm ohnehin Niemand etwas anhaben — deſto mehr aber auf den Angriff ſeines zwar mächtigen, aber viele wunde Stellen darbietenden Feindes denke; daß es ihm jedoch vorzüglich an einem gewandten Führer, für eine wohlbemannte Galeerenflottille — die ihm Verbündete, die er indeß nicht nennen könne, ſtellen würden, mangle. Da er nun in Neapel, bei einigen Kriegsübungen zur See, ſich von meiner Bekanntſchaft mit dem Meere in ſoweit überzeugt, um mir etwas Tüchtiges zuzutrauen, ſo böte er mir das Kommando der Flotte ſeiner Freunde zu der er den Anführer zu ſtellen ſich ausbedungen habe, hiermit an. — Ich war im Anfange von dem Vorſchlage überraſcht, aber der

Graf drang dergeſtalt in mich, er bot mir ſolche außerordentliche Vortheile, daß ich" —

„Daß Ihr doch nicht: ja ſagtet?" fiel der Doge haſtig ein.

„Daß ich mir zwei Tage Bedenkzeit erbat!" erwiederte der junge Mann. „In ſo wichtiger Sache wollte ich nicht allein entſcheiden, obwohl die mir verſprochenen Vortheile von der Art waren, daß ſie einen erfahrenen Krieger hätten in Verſuchung führen können. Ohne dem Grafen von Commachia meinen Entſchluß mitzutheilen, beſchloß ich ſogleich Euch, gnädiger Herr, um Eure Meinung zu befragen, wiewohl mir Jener verbot, irgend Jemand von unſeren Verhandlungen ein Wort zu verlautbaren."

„Und wißt Ihr, Graf, wer jener Commachio iſt, wer die Gegner ſind, gegen die Ihr in ſeiner Fehde kämpfen ſollet?" fragte der Doge heftig erregt. „Jener Mann, trotzend auf ſeine faſt unzugänglichen Sümpfe, deren Peſtluft ſchon von Jedem geſcheu wird, der ihn angreifen möchte, iſt der Feind alle ſeiner Nachbarn. Wie der Seeadler lauert er i Mitte ſeiner Moräſte, um ſich plötzlich auf die ſorg loſe Beute zu ſtürzen. Jeder Verbündete iſt ihm willkommen, ja — man ſollte es kaum glauben aber es iſt ſo — wir haben ſichere Kundſchaft daß er wegen eines Bündniſſes mit den Narentanern unterhandelt, mit dieſen verruchten, von allen Küſtenbewohnern des adriatiſchen Meeres verabſcheuten Seeräubern. Seine Feinde aber gegen die er ſich rüſtet, deren immermehr erblühender Wohlſtand ihm ein Dorn im Auge iſt, ſind — wir.“

Pietro Candiano beobachtete ſcharf den Grafen. Er wollte ſich von dem Eindruck überzeugen, den ſeine Rede auf dieſen machen würde; die Züge Aleſſandri's gaben nicht die mindeſte Bewegung kund.

„Es ſollte mir ſehr leid thun,“ ſagte der Letztere endlich kalt, „wenn es meine Beſtimmung wäre eine Kriegsflotte gegen die Republik zu führen, indeß, gnädiger Herr, werdet Ihr gerecht ſeyn, und zugeben, daß der Ruhm die Sonne iſt der ſich ein ſtolzes, thatendurſtiges Herz zuwendet. — Ihr wißt, ich bin ein Fremdling, der Gegenſtand der Fehde kann mich nicht kümmern, nehme ich an ihr Theil, ſo wende ich mich natürlich auf die Seite, die mir den größten Ruhm und die bedeutendſten Vortheile bietet."

„Wohlan!" ſagte der Doge indem er dem Grafen die Hand hinreichte. „Zieht Euer Schwert für die Sache der Republik. Ein höherer Ruhm erwartet Euch unter der Fahne des heiligen Marcus, als unter dem Banner des Verbündeten der Seeräuber, und was der Graf von Commachio Euch auch verheißen mag, die Republik iſt im Stande das Nämliche zu thun."

„Ich bin gerührt von Eurer Großmuth, gnädiger Herr!" ſagte Aleſſandri ſich höflich verbeugend, ohne indeß die dargebotene Hand zu ergreifen. „Was den Ruhm anlangt unter dem Banner von San Marco zu kämpfen, ſo iſt ſolcher allerdings ein höherer, als der, den mir der Graf von Commachio bieten kann, ein anderes aber iſt es um die Stellung, in der ich mir ſolchen zu erwerben im Stande bin. Ihr wißt, es iſt gegen die Verfaſſung der Republik einem Ausländer ſelbſt nur das Kommando einer einzelnen Galeere anzuvertrauen; dort befehlige ich ein Geſchwader."

„Ihr ſollt eine bedeutende Abtheilung der Landtruppen in der bevorſtehenden Fehde anführen," fiel der Doge ein. „Greift uns Commachio an, ſo werden wir ihn in ſeinen Sümpfen aufſuchen und bekriegen."

„Ich verſtehe nichts vom Landdienſte, mein Fürſt!" erwiederte Aleſſandri nachläſſig und kalt. „Das Meer iſt mein Element. Ihm allein bin ich vertraut. — Wenn die Wogen brüllen, der Seevogel ſchreit, die Maſten krachen, dann fühle ich mich heimiſch. Ich muß den Boden unter mir ſchwanken fühlen, wenn mir wohl ſeyn, wenn ich einen kühnen Entſchluß faſſen ſoll."

Aleſſandri ſchwieg hier plötzlich. Es war als ob er fürchtete zu viel geſagt zu haben, und er ſetzte nach einer Weile lächelnd hinzu: „Ihr ſeht, gnädiger Herr, ich bin nur zur See zu brauchen. Zu Lande bin ich ein Kind."

Der Doge ging eine Weile ſchweigend auf und ab, dann blieb er vor Aleſſandri ſtehen.

„Ein Mittel gäbe es," ſagte er, „Euch zum Befehlshaber eines Schiffes zu machen, das den geflügelten Löwen auf dem Maſtbaum trüge. — Heirathet eine edle Venetianerin, und ich ſtehe Euch dafür, daß die Signoria Euren Namen in ihr Buch eintragen ſoll."

„Ha, gnädiger Herr!" rief Aleſſandri heftig, indem er eine Hand deſſelben in beide ſeinigen preßte. „Ihr thut mir da einen Vorſchlag! — Aber nein! Nein, es iſt unmöglich." —

„Warum unmöglich, mein junger Freund?" ſagte Candiano freundlich. „Sprecht Euch aus. Sagt frei; tragt Ihr vielleicht ſchon das Bild einer edlen Venetianerin im Herzen? — Vertraut Euch mir. Ich will für Euch reden, Euer Freiwerber ſeyn."

„O Ihr ſeyd gnädig!" rief der Graf ſcheinbar in großer Bewegung. — „Ja," ſetzte er heftig hinzu, „ich liebe eine Venetianerin, aber ich liebe hoffnungslos! — Und ſelbſt wenn ich Gegenliebe gefunden hätte, wo wäre der Vater, der das höchſte Gut was er beſäße, dem Fremden, dem Gaſte ſchenken, und ſo, indem er dieſen zum Sohne machte, Kind um Kind, Blut um Blut eintauſchen ſollte?" —

Die Worte Aleſſandri's ergriffen den Dogen auf die wunderbarſte Weiſe. Mit Erſtaunen hörte er den jungen Mann die Redensarten der Narentanerin, wenn auch in einem ganz verſchiedenen Sinne, anwenden. Ja das war die Auskunft, von welcher ihm die räthſelhafte Fremde geſagt, daß er ſie dieſen Morgen erhalten ſolle! — Längere Zeit konnte der Fürſt ſich von ſeiner Ueberraſchung nicht erholen. Er blickte ſchweigend in das Geſicht des Jünglings, der, wiewohl bewegt, doch ganz unbefangen und freundlich in das ſeinige ſah.

„Und wer iſt die edle Tochter Venedigs, die Euer Herz gewonnen?" fragte Pietro nach einer Pauſe, in welcher er den Grafen fortwährend fixirte.

„Erlaubt, gnädiger Herr, daß dieß ein Geheimniß bleibe!" verſetzte Aleſſandri mit voriger Unbefangenheit. „Ich habe Euch geſagt, daß ich in jeder Hinſicht hoffnungslos liebe, und ſo bleibt der Gegenſtand meiner Neigung am beſten ungenannt."

„Warum wollt Ihr die Dame Eures Herzens mir nicht nennen?" fuhr der Doge fragend fort. „Ihr wißt, lieber Graf, ich nehme großen Antheil an Euch, ich erblicke in Euch in mehrfacher Hinſicht ein

Bild meiner eigenen Jugend, warum wollt Ihr Euch alſo mir nicht anvertrauen?"

„Um Euer eigenes Vertrauen, das mir ſo unendlich viel gilt, nicht durch ein einziges übelangebrachtes Wort zu verſcherzen" erwiederte Aleſſandri, indem er das ſonſt ſo flammende Auge zu Boden ſchlug.

„Das iſt unmöglich mein junger Freund!" fiel lebhaft der Doge ein. „Sprecht immer aus, was es auch ſey, und ſeyd verſichert daß ich meine gute Meinung von Euch nicht ändern werde. — Bildet Euch ein," ſchloß er lächelnd, „daß Ihr nicht nur zu einem ältern Freunde, ſondern daß Ihr zu Eurem Vater ſprächet."

„O Herr!" rief Aleſſandri. „Ihr ſeyd ſehr gnädig. — Ja bei Gott!" ſetzte er hinzu und es war als ob in ſeinem Innern eine ganz ungewöhnliche Bewegung vorgehe, denn eine dunkle Röthe überflog ſein Geſicht und ſeine Züge zeigten augenſcheinliche Verwirrung. „Ihr ſeyd gnädiger als ich es verdiene, und ich fühle mich Euch gegenüber von tiefer Beſchämung durchdrungen. Haltet Euch indeß überzeugt, daß, wenn es Euch gelänge, den heißeſten Wunſch meines Herzens zur Erfüllung zu bringen —

was indeß das Unmögliche möglich machen hieße — mein letzter Blutstropfen Eurem Dienſte geweiht ſeyn ſollte. Nein! Ihr ſolltet keinen Undankbaren, keinen Elenden Euch verpflichtet haben, ich würde Alles Alles daran ſetzen" — —

„Sagt mir was Euch ſo unendlich ergreift, mein junger Freund!" fiel hier der Doge lächelnd dem jungen Manne in die Rede; „oder beſſer, nennt mir den Gegenſtand Eurer Neigung, denn dieſer iſt es doch allein, der Euch ſo zu entflammen im Stande iſt. — Ich betrachte mich, wie ich Euch geſagt, als Euren väterlichen Freund, ja als Euren Vater, und ſo bitte, ja im Nothfall befehle ich Euch, mir ohne Rückhalt den Gegenſtand Eurer Neigung zu nennen."

„Wohlan!" rief Aleſſandri. „Ihr befehlt es; wiſſet denn — ich liebe Bianca, Eure Tochter."

„Ich konnte es mir denken!" ſprach Candiano mehr für ſich hin, als zu Aleſſandri gewendet. — „Wenn Ihr," fuhr er mit freundlichem Tone fort, „Eure Liebe eine hoffnungsloſe nanntet, ſo habt Ihr, denke ich, dieß mehr auf einen Widerſtand von Seiten Bianca's, als von mir bezogen. Der Herzog, den die Republik ſich für deſſen Lebenszeit zu ihrem Haupte gewählt, iſt nichts als ihr erſter Bürger, ſeine Familie iſt gleich denen der andern Familien der Signoria. Ihr, Aleſſandri, ſeyd von edler Geburt, ich ſchätze Euch hoch, ich wünſche Euren Arm für die Republik zu gewinnen, — es iſt wohl kaum nöthig Euch mehr zu ſagen, ſobald die Rede davon iſt in wie weit die Erfüllung Eures Wunſches von mir abhängt. Was Bianca anlangt, ſo kann ich Euch freilich nicht ſagen ob ihr Herz etwas für Euch empfindet, ich will indeß mit meiner Tochter reden.“

Der Graf ſchien von den Worten des Dogen heftig ergriffen; es war als ob er nicht Worte für die in ihm wogenden Gefühle finden könnte, doch plötzlich ſammelte er ſich und ſagte mit Faſſung:

„Seyd verſichert, gnädiger Herr, daß Ihr es nimmer bereuen werdet, wenn Ihr mich würdiget Euer Sohn zu heißen. Ich würde trachten mich dieſes Namens werth zu zeigen, und gewiß, die dringendſten Wünſche Eures Herzens würden in Erfüllung gehen.“

Pietro verabſchiedete freundlich den jungen Mann und befahl bald darauf die Tochter zu rufen. Bianca erſchien, ſie war noch bläſſer als gewöhnlich; ſie hatte die Nacht ſchaflos zugebracht.

„Tochter,“ ſagte der Doge, nachdem er ſie auf die Stirn geküßt; „haſt Du die räthſelhaften Worte, die jenes wunderbare Weib heute Nacht zu uns geſprochen, im Sinne behalten?“

„Sie tönen noch in meinen Ohren?“ liſpelte kaum hörbar das Mädchen.

„Bianca!“ fuhr der Vater fort. „Du haſt ein Geheimniß, in das ich mich nicht drängen will; obwohl ich mich jetzt faſt eben ſo fürchte es zu entdecken, als ich es früher wünſchte, ſo meine ich dennoch wir ſollten offener gegen einander ſeyn. Die Worte der Fremden laſſen mich fürchten, daß Dein Herz nicht mehr frei ſey. Es iſt undenkbar daß Bianca Candiano, die Tochter des edelſten Hauſes Venedigs, die Tochter und Enkeltochter zweier Fürſten, ihre Neigung auf einen unwürdigen Gegenſtand geworfen habe.“

„Ja Vater,“ fiel plötzlich das Mädchen ſich hoch aufrichtend und mit dem Anſtande einer gebornen Fürſtin ein, „ja, das iſt undenkbar!“

„Ich glaube Dir, Bianca!“ ſprach der Doge, indem er die Hand der Tochter freundlich ergriff; ich wußte es, daß Du ſo antworten würdeſt, aber ich danke Dir, daß Du ſo antworten *kannſt*. Für den nahenden Augenblick, für jenen Moment, wo Du einen für Dein ganzes Leben wichtigen Entſchluß faſſen mußt, iſt dieß Wort ein entſcheidendes. Es wird mir jetzt leicht Dir Etwas mitzutheilen, was nicht nur mit Deinem, ſondern auch mit meinem Lebensglück, ja mit dem Vortheil der Republik in einem innigen Zuſammenhange ſteht. Wiſſe denn, ein edler Jüngling, der ſich an Rang, Körperſchöne, Geiſt und Thatkraft mit jedem jungen Mann in Venedig meſſen kann, hat bei mir um Deine Hand geworben.“ —

Bianca ſagte kein Wort, aber ſie griff mit der einen Hand nach der Lehne eines neben ihr ſtehenden Seſſels, die andere begann fühlbar in der des Vaters zu erkalten.

„Um Gott!“ rief der Doge indem er die Tochter auf eine naheſtehende Ruhebank zu führen trachtete. „Du wirſt unwohl Kind!“

„Nichts! — Nichts! — Es geht vorüber;“ erwiederte das Mädchen, indem es ſich mit Mühe aufrecht zu halten ſuchte. —

„Ich würde jetzt nicht in Dich dringen,“ ſagte der Doge als er ſah, daß Bianca ſich wieder gefaßt hatte, „aber die Sache leidet keinen langen Aufſchub. Du mußt eine Friſt zur Ueberlegung haben, und gern geſtehe ich Dir eine ſolche, wenn auch nur von wenigen Tagen zu, vor Allem aber iſt nöthig, daß ich Dir den Namen des Bewerbers nenne. Er iſt ein Mann von Vorzügen, ein Mann der meine Zuneigung hat, und den ich mit Vergnügen Sohn nennen würde, mit einem Worte, es iſt Graf Aleſſandro Aleſſandri.“ —

Bianca ward bei den Worten des Vaters faſt zur Bildſäule. Sie ſchwieg längere Zeit wie erſtarrt, die Hände wie bittend gefaltet, dann ſagte ſie mit geängſteter Stimme:

„Vater! Dieſer Mann kann nimmermehr der Meinige werden.“

„Und warum nicht?“ fragte der Doge indem er düſter die Stirn runzelte; „was haſt Du gegen den Grafen? Kann er ſich nicht Hinſichts ſeiner

Abkunft, ſeiner Verdienſte, ſeines Aeußern, mit jedem Jünglinge Venedigs meſſen?"

„Ich beſtreite nichts von dem Allen!" ſagte Bianca mit immer ſteigender Angſt. „Der Graf kann Vorzüge haben, die ihm alle Frauenherzen zuwenden, aber ich empfinde einen unbeſchreiblichen Widerwillen gegen ihn, ich empfinde eine eigene Scheu, ja eine Furcht in ſeiner Nähe, ich zittere, wenn er mich ſo anſtarrt mit dem großen, flammenden Auge; die Taube, wenn ſie das blitzende Auge des Raubvogels auf ſich gerichtet ſieht, kann keine größere Angſt empfinden."

„Du ſprichſt wie eine Thörin, unbeſonnenes Mädchen!" fiel zornig Pietro der Tochter in die Rede. „Alle Töchter unſerer Edlen, die ſchönſten Frauen Venedigs, ſehen mit Theilnahme oder Zärtlichkeit auf den hohen, ſchönen Jüngling, deſſen blendende Eigenſchaften auf alle Frauenherzen Eindruck machen, wie ſeine Verdienſte ihm die Neigung der reifern Männer gewinnen, nur Du faſelſt von Furcht, von Scheu. — Doch am Ende iſt es nur eine gewöhnliche Mädchenziererei, über welche ich Dich, mindeſtens Deinem Vater gegenüber, erhaben glaubte."

„Ihr thut mir Unrecht! bei Gott! Ihr thut mir Unrecht!" rief Bianca, indem ſie die Hände des Vaters laut weinend ergriff.

„Ich gebe Dir Friſt, Bianca, Friſt bis Morgen;" ſagte der Vater etwas beſänftigter.

„Es bedarf keiner! Nein Vater; ich kann Euch nicht täuſchen! Ich kann nimmer Aleſſandri's Gattin werden;" rief die Tochter heftig erregt. — „Lieber den Tod, das Grab, den Meeresgrund!" —

Der Ton in dem das Mädchen die letzten Worte geſprochen hatte, war der einer Verzweifelnden. Ihre Thränen hatten zu fließen aufgehört, ihr Auge rollte wild, ihr ganzes Weſen zeigte, daß ſie fähig ſey irgend einen todbringenden Entſchluß auszuführen. — Der Vater betrachtete ſie längere Zeit in düſterem Schweigen.

„Wohlan Bianca!" ſagte er endlich. „Ich nehme an, daß Du den Grafen nicht lieben kannſt, daß Du einen unüberwindlichen Widerwillen gegen dieſen Mann empfindeſt; was wirſt Du antworten, wenn einer oder mehrere unſerer jungen Edlen um

Deine Hand werben ſollten, oder — wenn dieß bereits geſchehen wäre?"

„Ich empfinde für Keinen von ihnen etwas! Keiner wird mein Gatte!" rief Bianca noch in voriger Aufregung.

„Das war es, was ich hören wollte!" fiel zornig der Doge ein. „Du wagſt es alſo, Dein Spielwerk mit mir zu treiben? — Ha! Es iſt nicht genug, mein Herz von dem Sohne losreißen zu müſſen; auch der Tochter ſoll ich es entfremden! Hoffe nicht, mich länger zu täuſchen! Ich fühle daß ich nur allzu nachſichtig, allzuſchwach geweſen. Du biſt gebunden, Unglückliche, gebunden mit Feſſeln unwürdiger Liebe. — Geſtehe, Mädchen, geſtehe! — Sprich augenblicklich; iſt's nicht ſo?"

„Mein Vater!" verſetzt Bianca mit zitternder Lippe, aber dem Erzürnten feſt ins Angeſicht ſchauend. — „Nein, es iſt nicht ſo." —

„Du liebſt nicht?" ſprach der Doge im höchſten Zorn. — „Wie kannſt Du es wagen, dieß zu behaupten? Nur die heftigſte Neigung kann ein Mädchenherz zu ſolchem Widerſtande, zu ſo unſinniger Hartnäckigkeit befähigen."

„Wohlan!“ rief Bianca wie außer ſich. „Die Zeit der Täuſchung, der Qual, ſie muß ein Ende haben. — Wiſſet denn, Vater, ich liebe, liebe mit aller Stärke der Empfindung deren ein Menſchenherz nur fähig iſt, und meine Liebe iſt keine unwürdige.“

„Dieß iſt Deine Meinung, aber jeder Venetianer wird vielleicht eine andere ausſprechen!“ fiel der Doge heftig ein. „Geſtehe, wer iſt der Gegenſtand Deiner Neigung?“

„Ein edler Jüngling, edel, wie nur einer an Geburt und Adel der Seele!“ ſagte Bianca. „Ganz Venedig iſt dieſer Meinung. — Ja, mein Vater, nur Euretwegen verſchloß ich meine Neigung tief in mein Innerſtes, ich weiß, daß Ihr ſie nicht billigen werdet, ich liebe hoffnungslos, aber ich liebe für immer und ewig, und niemals wird ein anderer Mann mein Gatte.“

„Wie?“ rief der Doge aufgebracht. „Es iſt doch nicht“ —

„Es iſt Giovanni Tribuno!“ ſprach Bianca, indem ihre Lippe bebte. — „Zürnt mir nicht Vater!“ ſetzte ſie händeringend hinzu. „Ich habe getragen, gelitten, was mehr als menſchlich war, und was mich vor der Zeit in ein frühes Grab bringen wird — aber ich liebe Giovanni und werde ihn ewig lieben.“

„So bin ich denn unglücklich in beiden Kindern!“ ſprach der Doge düſter vor ſich hin, und indem er die Hände faltete. „Der Sohn ein Taugenichts, und die Tochter in Liebe befangen für den Sohn des Mannes, durch deſſen Schuld mein Vater erſchlagen wurde, durch den ich in die Hand des Feindes fiel, der mir den langerſtrebten Herzogshut geſtohlen, und erſt mit ſeinem Tode dieſen mir überliefert hat. — Bianca!“ fuhr Pietro nach einer Pauſe fort, in der er ſchweigend und ſinnend in dem Gemache auf und ab gegangen war; „ſo ſehr es mich ſchmerzt, ſo ſehr es alle meine Hoffnungen vernichtet, ſo iſt es mir doch lieb, jetzt den Grund Deines Kummers, den Sitz Deines Uebels zu wiſſen. Nur das ungewiſſe Unglück iſt unermeßlich, kennen wir die Größe deſſelben, ſo finden wir, wenn nicht Troſt doch Beruhigung in dem traurigen Ueberblick. Sprich daher offen; verſchweige mir nichts. Wirſt Du von Giovanni Tribuno wieder geliebt, und wie entſpann ſich Eure Bekanntſchaft?“

„Bekanntſchaft?“ erwiederte Bianca trübe lächelnd. „Von einer ſolchen kann wohl nicht die Rede ſeyn; ich ſah ihn nur in Eurem Beiſeyn und bei öffentlichen Gelegenheiten. Nur ſelten und wenige Worte haben wir mit einander geſprochen.“

„Und liebt er Dich?“ fragte der Vater weiter.

„Ja!“ rief Bianca mit dem Tone der Ueberzeugung. „Er hat es mir zwar nie geſtanden, kaum leiſe darauf hingedeutet; aber wenn die ſtumme Sprache des Herzens, der ſtille Blick des ſeelenvollen Auges“ —

„Und darauf, thörichtes Mädchen, gründeſt Du Deine Ueberzeugung von Gegenliebe?“ fiel der Doge ein, indem er ſichtlich leichter aufzuathmen ſchien. „Auf einige nichtsſagende Worte, auf Blicke, wie ſie ein Jüngling jedem nicht mißgeſtalteten Mädchen zuwirft, gründeſt Du Pläne, thörichte Hoffnungen, und läſſeſt Dein und mein Lebensglück in der Wirklichkeit unbeachtet? — Faſt kindiſch iſt dieß Gebahren zu nennen, und ich ſchöpfe Hoffnung daß Du dieß einſehen und davon zurückkommen werdeſt. — Jetzt Bianca, höre meinen Entſchluß, den nichts zu beugen im Stande ſeyn wird. Ich gebe Dir acht Tage Zeit. Ueberlege, ob es beſſer ſey Wünſche aufzugeben die ſich nie verwirklichen können, ob Du Aleſſandri die Hand reichen und damit den liebſten meiner Wünſche erfüllen, oder ob Du bei einem Eigenſinne beharren willſt, dem ich kräftig entgegenzutreten wiſſen werde. Ich könnte Dich zwingen, Dir mit dem Kloſter drohen, ich zwinge Dich nicht, ich drohe Dir nicht, ſey indeß verſichert, daß weder Giovanni noch ein Anderer aus der mir verhaßten Familie der Tribuni Dein Gatte wird, es ſey denn daß er eine That thue, eine That, wofür ihm die Republik ewig dankbar ſeyn, und ihm dieſen Dank öffentlich zu erkennen geben müßte. Dieß aber" — ſchloß er bitter — „wird nicht eher geſchehen als bis die Wellen des Po und der Etſch ſich nicht mehr mit dem Meere vereinen." —

Mit einer heftigen Bewegung der Hand, winkte er jetzt der Tochter das Zimmer zu verlaſſen, und Bianca wankte wie vernichtet von dannen.

Die von dem Dogen der Tochter zur Ueberlegung geſtatteten acht Tage vergingen. Weinend erklärte Bianca ihren Entſchluß nicht ändern zu können, und Pietro ſah ſich genöthigt, ſolchen dem Grafen mitzutheilen. Mit gerunzelter Stirn, und zuſammengekniffenen Lippen, doch ruhiger Faſſung hörte Aleſſandri die Worte des Dogen an, und nachdem er geäußert, daß er unter dieſen Umſtänden Venedig an demſelben Tage verlaſſen werde, fügte er in einigen leicht hingeworfenen Worten noch hinzu, daß er nicht auf immer das Gebiet der Republik zu meiden gedenke. Der Fürſt bezog dieſe Aeußerung auf den Vorſatz Aleſſandri's in die Dienſte des Grafen von Commachio zu treten, und ſah darin die verſteckte Drohung, daß er demnächſt als Feind auf dem Gebiet Venedigs erſcheinen werde. Der Abſchied war demzufolge zwiſchen Beiden kälter, als er wohl ſonſt geweſen ſeyn würde. — — —

Es war in der Zeit, in welcher die Begebenheiten dieſer Geſchichte ſich ereigneten, der Fall, daß alljährlich im Seſtier von Caſtello, (eine Stadtabtheilung) ein ziemlich eigenthümliches Feſt gefeiert wurde. — Das Stadtviertel von dem die Rede iſt, und das von der Inſel Caſtello Olivolo, wie ſie bei den Alten hieß, den Namen hat, iſt durch den breiten Kanal di S. Pietro über den eine lange hölzerne Brücke führt, von der eigentlichen Stadt geſondert.

Es iſt eins der größten, und auf der Waſſerſeite meiſtentheils von Seeleuten und Arſenalarbeitern bewohnt. Obwohl damals bei weitem noch nicht ſo angebaut wie heute, wo außer dem Arſenal und andern großen Gebäuden und Paläſten ſich auf dieſer Inſel allein gegen zwanzig Kirchen befinden, war das Seſtier von Caſtello dennoch ſchon von Bedeutung. Vorzüglich hatte es die letztere der Kirche von Santa Maria formoſa, welche für die älteſte, auf dieſen Inſeln der heil. Jungfrau zu Ehren gegründete, gilt, zu danken. Vermöge eines alten Herkommens fanden die Hochzeiten der Edlen Venedigs in jenen Zeiten meiſtens an einem und demſelben Tage, nämlich dem Tage vor Lichtmeß, und die Einſegnung und Trauungsfeierlichkeiten aller Paare gemeinſchaftlich in der eben genannten Kirche ſtatt. An dem Morgen des genannten Tages verſammelten ſich die Verlobten feierlich in dem Saale des großen Raths im Dogenpalaſte, jeder der Bräute ward ein Käſtchen mit dem Schmuck, den ſie nicht bereits an ſich hatte, ihr übriges Geſchmeide, ſelbſt das zu ihrer Ausſtattung beſtimmte Gold nachgetragen, und von hier aus begab ſich der feierliche

Zug nach dem Seſtier di Caſtello. Da bei der Abfahrt der Doge und die ganze Signoria verſammelt, war, außer den Bräuten ſich noch die ſchönſten Jungfrauen als Brautführerinnen in dem Zuge befanden, und bei dem Ganzen ein, für die damaligen Zeiten, bedeutender Luxus entfaltet wurde, ſo erſchien die alljährlich wiederkehrende Vermählungsfeier als ein wahres Volksfeſt. Nicht nur waren alle Einwohner Venedigs dabei auf den Beinen, ſondern es ſtrömte von der Terrafirma — ſelbſt aus ziemlich entfernten Gegenden — eine große Menſchenmenge herbei. An dieſem Tage herrſchte in ganz Venedig Jubel und Frohſinn, eine Menge Privatfeierlichkeiten fanden zur Verherrlichung des Feſtes ſtatt, und man hielt es für eine Sache von guter Vorbedeutung, wenn man an dieſem Tage einem neuerrichteten Bauwerk die Krone aufſetzen, ein Schiff vom Stapel laufen, oder ein ſolches nach entfernten Gegenden abſenden konnte. Es war in ſolchen Fällen gewöhnlich, daß man ſich von dem Dogen die Gunſt ausbat daß er einen ſolchen Vorgang — wenigſtens auf einige Augenblicke — durch ſeine Gegenwart verherrlichen möge, und niemals wurde die Bitte verſagt. — So war auch in dieſem Jahre der gewöhnliche Tag der Vermählungsfeierlichkeiten herangekommen. Schon am früheſten Morgen bedeckte ſich die ganze Rialtoinſel, vor allem der Marcusplatz, die Piazetta, die heutige Riva di Schiavoni, ja ſelbſt die gegenüberliegende Inſel San Giorgio mit unzähligen Zuſchauern, und noch immer wimmelten die Lagunen von Boten, die zum Theil aus ſehr entfernten Gegenden des Feſtlandes herübergekommen waren. Die Menſchenmaſſen welche ſchon am vorigen Tage anlangten hatten kein Unterkommen mehr finden können, und auf einigen flachen Inſeln ſah man große Feuer lodern, um welche jene Ankömmlinge lagerten. Gold- purpur- und ſammtſtrotzende Gondeln erſchienen einzeln nach und nach an der Landungstreppe der Piazetta; ſie trugen die Brautpaare oder deren Angehörige. Ein leiſes Murmeln, das ſich aber auch wohl, wenn das Brautpaar ſchön, oder die Familie der es angehörte beſonders beliebt war, in einen Beifallsruf, ſelbſt in laute Evviva's, oder ein: „O bella gioventu“ verwandelte, erhob ſich ſobald wieder ein neues Schifflein anlangte. Endlich war faſt der ganze Adel der

Republik im Dogenpalaſt verſammelt. Das dießjährige Vermählungsfeſt war beſonders glänzend, und die ausgezeichnetſte Pracht wurde zur Schau gelegt. Töchter und Söhne der Dandolo, Gradenigo, Falier, Moroſini, Cornaro, Bragadeni, Soranzo und Contarini, befanden ſich unter den Paaren. Die edelſten Jünglinge und Jungfrauen, waren zu Brautführern erleſen worden, und ſelbſt der Doge hatte eingewilligt, daß Bianca die Tochter ſeines Freundes Contarini, die einem Tiepolo vermählt werden ſollte, zum Altar begleiten dürfe.

Es war faſt Mittag geworden, als ſich der Zug in Bewegung ſetzte. Ein tauſendſtimmiger Freudenruf erhob ſich als die Spitze deſſelben aus dem mittelſten Thor des Dogenpalaſtes trat, und die in Jugendſchöne und Pracht ſtrahlenden Paare in der leer gelaſſenen breiten Gaſſe mitten durch den wimmelnden Menſchenknäul nach der Hafentreppe dahinſchritten. Pauken und Trompeten erſchallten, und die auf dem Guidecca-Kanal liegenden Schiffe zogen, wie auf ein gegebenes Signal, die Flagge des heiligen Marcus am Maſte empor. Die Zuſchauer wußten kaum, ob ſie die Augen mehr auf die lieblichen Bräute, oder auf die glänzende, in offenen Kaſten zwiſchen den Paaren getragene Mitgift richten ſollten. Nach und nach waren alle Paare von denen auf ſie harrenden Gondeln aufgenommen worden. Ein Boot, welches, gefüllt mit Muſikanten, ſich an die Spitze des Zuges begeben hatte, ſetzte ſich nun in Bewegung; unter rauſchender Muſik, ſo wie unter tauſendſtimmigem Jubel der Zuſchauer, folgten die die Brautpaare tragenden Prachtkähne, und endlich verſchwand die kleine Eskadre in den Krümmungen des Kanal grande. — —

Der Doge, umgeben von vielen Mitgliedern der Signoria welche den Saal füllten, hatte der Abfahrt des Feſtzugs von dem Balkon aus zugeſchaut. Eben wollte er ſich in das Innere des Gemachs zurückziehen, als auf dem Kanal der Guidecca eine neugebaute feſtlich bewimpelte Galeere von dreißig Rudern in vollen Segeln erſchien, um die Landſpitze wo jetzt die Kirche San Salvatore erbaut iſt, herumbog, und dem Dogenpalaſt gegenüber Anker warf.

„Ein ſchönes Schiff!“ ſagte Pietro Candiano, der, ein ſo eifriger als geübter Seemann, die Galeere mit einem Kennerauge aufmerkſam betrachtete. „Ein

Schiff von einer eben ſo neuen als kühnen Bauart. Wie es ſcheint iſt es vorzüglich zum Schnellſegeln, ſo wie für ſeichte Küſtenſtrecken eingerichtet, und dennoch bietet es vollkommen Raum für die Bemannung und Ladung unſerer gewöhnlichen Kriegsgaleeren dar. — Wie zierlich die Maſten und Spieren empor ragen! Und dabei hat es ſo etwas Tüchtiges, Stattliches. Es weicht ganz von der gewöhnlichen Bauart ab, und nähert ſich einigermaßen jener, der narentaniſchen Schnellſegler. Eine gute Idee liegt dabei zum Grunde. Bei den Gebeinen des Märtyrers! Der welcher ſie gehabt, muß kein ſchlechter Seemann ſeyn. — Wem, Signori, gehört das Schiff?" —

Der junge Mann, den wir am Anfange unſerer Erzählung unter dem Namen Giovanni Tribuno kennen lernten, trat aus der Menge der Edlen hervor.

„Das Schiff iſt mein, Meſſer lo Doge!" ſagte er mit ruhiger und freundlicher Verbeugung. „Ich habe es verſuchshalber nach einem Plane erbauen laſſen, den ich entworfen, und von dem es ſich zeigen ſoll, ob er ſich bewähren wird. — Meine Familie erwartet ein Schiff mit reicher Ladung aus

Griechenland, es kann jede Stunde hier eintreffen. Da es verlautet daß vorgeſtern, nur wenige Meilen in See, ſich einige verdächtige Fahrzeuge blicken laſſen, ſo gedenke ich noch heute unter Segel und unſerm Schiffe entgegenzugehen, auch werde ich mir, wenn ich daſſelbe ſicher in den Hafen gebracht, von Euch die Erlaubniß erbitten, an den Küſten von Narenta zu kreuzen um dort die Tauglichkeit meiner Erfindung zu erproben. — Heute Meſſer lo Doge, bitte ich indeß, daß Ihr die Gnade haben wollet, nach altem Brauche, mein Schiff mit Eurem Beſuche zu beehren." — So wie der junge Mann vortrat und ſeine Rede anhob, ließ ſich auf dem Geſichte Candiano's ein Ausdruck von unbeſchreiblichem Widerwillen erblicken. Dieſer verlor ſich zwar nach und nach, aber ein anderer, in dem man leicht eine geringſchätzige Kälte hätte finden können, nahm deſſen Stelle ein.

„Ich hätte kaum geglaubt, daß Ihr Euch das Seeweſen ſo angelegen ſeyn ließet, Signor!" ſagte er ſodann. „Da Ihr es ſo wünſcht," fuhr er fort, „und es einmal — wiewohl ohne irgend einen nützlichen Zweck zu haben — Herkommen geworden iſt, daß der Doge an dem heutigen Feſttage die neuen und im Abſegeln begriffenen Schiffe beſteige, ſo will ich auch am Bord des Eurigen erſcheinen; ich glaube indeß nicht, daß die Gegenwart eines Candiano" — hier nahm die Miene des Fürſten aufs Neue den Ausdruck des Widerwillens an — „am Bord eines Tribuno, für ihn oder für dieſen von beſonders guter Vorbedeutung ſeyn könne; bis jetzt wenigſtens iſt es noch niemals der Fall geweſen. Das Schiff Eures Vaters, welches die Leiche des meinigen nach Hauſe brachte, fiel kurz darauf in Feindeshand." —

Die Mitglieder der Familie des jungen Mannes, welche mit Verdruß die Worte des Dogen vernahmen, drückten ihre Mißbilligung durch feindlich trotzige Blicke, hier und da auch wohl einer durch dumpfes Murren aus, doch Giovanni blieb ruhig und gefaßt.

„Die Gegenwart Deſſen, den die Republik Venedig zu ihrem Haupte gewählt," ſagte er, „iſt für jedes europäiſche Schiff eine Ehre, und für das, welches das ruhmgekrönte Banner San Marcus am Maſte trägt ein Glück. Den Führer deſſelben darf der Familiennahme ſeines hohen Gaſtes nicht kümmern, er ſieht in ihm nur den Dogen, und der

Gedanke, daß dieſer ſeinen Bord mit einem Beſuche beehrte iſt für ihn eine neue Verpflichtung, die Galeere mit der wehenden Flagge des Flügellöwen, eher dem Meeresgrunde, als der Hand des Feindes zu überliefern.“

Die Ruhe mit der dieſe Worte geſprochen wurden, der Ton in welchem keine Spur von Trotz oder Prahlerei war, bezeugten daß Der, welcher ſo redete, nicht nur im Stande, ſondern auch feſt entſchloſſen ſey dieſem gemäß zu handeln, auch verfehlten ſie nicht auf Candiano einigen Eindruck zu machen.

„Ich kann Euch zu dieſen Geſinnungen nur Glück wünſchen, junger Mann!“ erwiederte er ernſt aber nicht unfreundlich. „Ich werde mich freuen, ſie Euch, Bord an Bord, mit einem Saracenenſchiffe, den Degen in der Fauſt, bethätigen zu ſehen.“

„Wann iſt es Euch gefällig die Galeere zu beſteigen?“ fragte Giovanni ehrerbietig.

„Gleich! — In einer Viertelſtunde!“ erwiederte der Doge hingeworfen.

Der Jüngling beurlaubte ſich nach dieſem Beſcheid mit einer Verbeugung, und verließ ſchnell das

Gemach. Der Doge ſchwieg einen Moment, dann wandte er ſich zu Contarini der neben ihm ſtand.

„Ich wünſchte,“ ſagte er leiſe, „dieſer Menſch trüge einen andern Namen; ich glaube, er würde mir dann weniger zuwider ſeyn. — Wie es ſcheint, hat er nicht üble Kenntniſſe vom Seeweſen, auch hat er nicht die prahleriſche Art der andern Mitglieder ſeiner Familie. Meint Ihr nicht auch?“ —

„Der junge Mann wird von Freund und Feind geachtet!“ erwiederte Contarini warm. „Erinnert Ihr Euch nicht mehr des günſtigen Berichts, den Moroſini abſtattete, als er vor zwei Jahren den ſaraceniſchen Kreuzer weggenommen hatte? — Giovanni Tribuno war beim Entern der Erſte am feindlichen Bord geweſen.“

„Rechnet Ihr die Tapferkeit unſern jungen Edlen ſo hoch an?“ fragte Candiano bitter. „Sie iſt auch die Eigenſchaft des Matroſen. — Doch genug davon. — Wollt Ihr mich nicht auf die Galeere begleiten, Contarini? — Auch Ihr, Signor Memmo? — Wie man mir geſagt, beabſichtigt Ihr den Bau eines Schnellſeglers. Begleitet mich an Bord;

der junge Herr wird uns vielleicht eine neue Methode des Schiffbaues lehren.“ —

Der Doge hatte, wie es ſchien, die letzten Worte abſichtlich lauter geſprochen, und beurlaubte nun die Verſammlung. Wenige Minuten ſpäter begab er ſich, begleitet von Contarini und Memmo, an Bord der Galeere. Dort war Alles zum Empfange feſtlich vorbereitet. Das Schiff flaggte, alle Raaen waren mit aufrecht ſtehenden, feſtlich gekleideten Seeleuten beſetzt. Dicht am Schiffe lagen einige Boote mit Handwerkern — vorzüglich Tiſchlern — aus dem Kirchſpiel Santa Maria formoſa, welche eben noch auf dem Deck beſchäftigt geweſen waren, und jetzt zuſahen. Giovanni empfing den Dogen an der Leiter, die dieſer rüſtig wie ein Jüngling erſtieg. — Pietro Candiano blickte mit prüfendem Auge umher. Gern hätte er Etwas gefunden, das zu tadeln geweſen wäre, aber ſein Forſchen war umſonſt. Dicht am großen Maſt, ſtanden die Armbrüſte der Seeleute blank, und mit einer gewiſſen Symmetrie aufgerichtet. Vor ihnen ſah man geöffnete Bolzenkaſten desgleichen Kiſten mit Beilen und kurzen Schwertern beim Entern zu gebrauchen. Die Kabeltau lagen aufgerollt an ihrem Platze, die Anker waren in Ordnung aufgeſtellt, die Kiſten und Fäſſer welche Lebensmittel bargen, waren ſo geſchickt vertheilt, daß ein Raum blieb, wie ſolcher bei dem bisherigen Syſtem nicht erlangt werden konnte. —

Der Doge prüfte, und unterſuchte Alles auf das Genauſte, und er war genöthigt von Zeit zu Zeit in das Lob einzuſtimmen, was Contarini dem jungen Schiffsführer ertheilte, und von dem Memmo überſtrömte.

„Wie ſchwer rechnet Ihr die Ladung?" fragte Pietro endlich als man mit der Beſichtigung zu Ende war.

Giovanni nannte die Laſt.

„Das iſt zu viel für ein Schiff ſo geringer Größe, es hindert am Schnellſegeln, und das Gebäude geht zu tief im Waſſer; für einen Kauffahrer wäre es angemeſſen;" ſagte der Doge.

„Verzeihet Herr!" erwiederte Giovanni lächelnd. „Das ſoll eben der Vortheil dieſer Bauart ſeyn — wenn wirklich ein ſolcher ſich zeigen wird — die Laſtfähigkeit iſt größer, und ich könnte noch mehr Ladung einnehmen, wenn ich nicht an die ſeichten Küſten dächte. — Das Schiff geht kaum tief genug für einen ſteten Lauf.“

„Das wollen wir unterſuchen! — Befehlt zu lothen!“ rief der Doge. „Habt Ihr Recht, ſo laſſe ich eine Galeere nach dieſem Muſter bauen.“

Die Unterſuchung begann. Giovanni berechnete nachdem ſie geendigt war, die Tragelaſt und den Waſſerſtand. Alles traf ein.

„Ich freue mich, Signor,“ ſprach der Doge nach einer Pauſe, „daß Ihr mich überzeugt habet, daß Euch nicht nur die Führung eines Schiffes, ſondern auch der Bau, die Verbeſſerung unſerer Fahrzeuge am Herzen liegt. Viele unſerer jungen Edlen begehren ihre Flagge am Maſt einer Galeere aufzupflanzen, ohne je den Kiel derſelben geſehn zu haben. Nach dem was ich hier geſehn, zweifle ich keineswegs daß Ihr die Flagge mit dem Löwen auf eine würdige Weiſe in den Kampf, und ſieggekrönt aus demſelben führen werdet.“ —

„O, Herr!“ rief Giovanni mit einem Enthuſiasmus, den Pietro in dem einfachen und ſo ruhig ſcheinenden Jünglinge nicht erwartet hatte und der deſſen offenes freundliches Antlitz ungemein verſchönerte. „Möchte es mir vergönnt ſeyn dieſe Galeere unter Euren Augen, unter Euren Befehlen gegen den Feind zu führen! Möchte es in dieſem Augenblick geſchehen können! Ihr würdet ſehen, daß auch der unerfahrne Jüngling Männerthaten auszuführen im Stande ſey, wenn er weiß daß das Auge eines Helden auf ihm weilet.“

Der Doge ließ längere Zeit das Auge auf dem jungen Manne ruhen. Sein Blick war gütig; es ſchien als ob er noch Etwas ſprechen wolle, doch plötzlich wendete er ſich, und ſchritt nach der Schiffsleiter. — — Eben wollte der Doge und ſein Gefolge das Schiff verlaſſen, als ein fernes Rufen, das bald zu einem verworrenen Lärm anſchwoll, von der Piazetta herübertönte. Auf der letztern entſtand ein gewaltiges Gedränge, Gruppen bildeten ſich, auf einmal hörte man wüthendes Geſchrei. „Rache!“ rief man von allen Seiten. „Rache an den Räubern! Rache für die unerhörte Beſchimpfung!“ — Der Lärm wurde jetzt ſo furchtbar, die verſchiedenen Ausrufungen miſchten ſich ſo wild durch einander, daß man kein verſtändliches Wort mehr vernehmen konnte.

„Um Gottes Willen! Was iſt geſchehen?“ rief der Doge entſetzt. „Iſt das Volk raſend geworden? — Iſt ein Aufruhr ausgebrochen? — Fort Contarini! laßt uns hinüber eilen.“

„Erlaubt Meſſer lo Doge!“ rief der Angeredete mit nicht geringerem Entſetzen. „Dort ſpringt Jemand ins Boot um uns Nachricht zu bringen. — Wie? — Sehe ich recht? — Es iſt Giacomo Tiepolo, der Verlobte meiner Tochter, und — Um aller Martern unſers Beſchützers willen! — er iſt verwundet! Sein Antlitz blutet! Er trägt den Arm in der Binde!“ —

Eine Gondel ſchoß pfeilſchnell heran. Ein junger Mann, bleich, das Geſicht mit Blut bedeckt, welches aus einer Wunde am Haupte hervorſickerte, klimmte mühſam die Leiter empor.

„Was iſt geſchehen, Giacomo?“ rief Contarini entſetzt. „Hat ſich das Volk empört?“

„Kein Aufruhr!“ erwiederte halb erſchöpft der Jüngling. „Wir ſind in der Kirche, während der Trauung von den Narentanern überfallen worden. Wir wehrten uns tapfer, ſo überraſcht wir auch waren, aber wir wurden überwältigt, und die edlen Jungfrauen und der Brautſchatz geraubt.“

„Seid Ihr wahnſinnig?“ rief der Doge wie außer ſich. „Es iſt ein toller Unſinn, was Ihr ſchwatzt! — Mitten in Venedig? Die Narentaner? — Es iſt unmöglich.“

„Und doch iſt es ſo!“ ſagte der junge Mann. „Es waren acht Barken, beſetzt mit hundertundfunfzig Mann. Sie waren verkleidet. Man hatte ſie für Schiffsleute von der Brenta gehalten.“

„Wache oder träume ich?“ ſchrie Pietro Candiano. — „Was Ihr ſagt iſt ganz unmöglich! — Die Narentaner in der Stadt? Die Bräute geraubt? — Geſteht, Ihr waret nicht dabei! Ihr habt es nur gehört!“

„Meine Wunden bezeugen die entſetzliche Gewißheit!“ entgegnete der junge Mann. —

„Und Unglücklicher — meine Tochter?“ rief der Doge.

„Und die meinige, Deine Braut?“ fiel mit Entſetzen Contarini ein.

„Sie ſind Alle geraubt! Alle entführt! Die

Räuber trugen ſie in die Böte, und ſteuerten ins hohe Meer;“ erwiederte Tiepolo.

„So ſoll Alles nachſetzen, Alles was nur ein Ruder zu führen im Stande iſt! Jedes Boot, jede Gondel ſoll ihnen nacheilen;“ rief der Doge.

„Wir wollen ſogleich zwei Galeeren ſegelfertig machen!“ ſprach Contarini.

„Verzeiht gnädiger Herr, verzeiht Signor!“ fiel lebhaft Giovanni Tribuno ein. „Auf dieſe Weiſe retten wir die Theuren nicht. Das Meer iſt ſeit geſtern Abend unruhig; es duldet nur größere Boote nicht Gondeln und Barken, was aber die beiden Galeeren anlangt ſo können ſie nicht unter zwei Stunden ſegelfertig ſeyn, auch werden die Narentaner große Seegelbote haben, die nur von einer Galeere nicht von kleinen Booten und Kähnen ereilt und bezwungen werden können.“

„So meint Ihr,“ rief heftig der Doge, „wir ſollen die Unglücklichen in Feindes Hand“ —

„Erlaubt gnädiger Herr!“ unterbrach ihn Giovanni eifrig. „Das Meer iſt unruhig, die Narentaner können gegen den ſtürmenden Nordoſt nicht mit ihren offenen Booten See halten, ſie ſind gezwungen die Küſte zu ſuchen, bis die Heimfahrt möglich wird. Hierauf gründe ich einen Plan, von dem ich die Rettung der Frauen hoffe.“ —

„Sprecht!“ rief der Doge. „Sprecht Eure Anſicht aus.“

„Ich will Euch wie einen Engel vom Himmel achten, wenn Ihr ein Mittel findet!“ ſprach Contarini.

„Wie ich bereits geſagt, iſt es faſt gewiß daß die Räuber fürs Erſte die Küſte ſuchen;“ fuhr Giovanni fort. „Ich will augenblicklich unter Segel gehen; es bedarf nur des Hebens des Ankers. Treffen wir die Räuber noch auf offener See, deſto beſſer, wo nicht, unterſuche ich die ganze Küſtenſtrecke bis Aquilega. Ihr, gnädiger Herr, ſendet ſo ſchnell wie möglich zwei Galeeren, um vor Narenta zu kreuzen, für den Fall daß ſich der Wind legte, und mir die Räuber entwiſchten; dieſe Schiffe verlegen ihnen die Rückkehr. Alles was ſonſt unter Segel gebracht werden kann, läuft binnen heut und morgen aus, und kreuzt auf hoher See.“

„Menſch! Euer Rath iſt wie aus der Höhe des Himmels ſtammend!“ rief der Doge, indem ihm eine Thräne über die durchfurchte Wange rollte. „Ich genehmige Alles was Ihr vorſchlagt. — Segelt ab! — Sogleich! — Contarini geht binnen zwei Stunden mit den beiden ſchnellſten Galeeren nach Narenta. Ich führe noch heute Abend die ganze Flotte in See."

„Und ich ſetze mein graues Haupt zum Pfande, daß, bin ich den Räubern zuvorgekommen, keines ihrer Boote in den Hafen von Narenta einlaufen ſoll!" rief Contarini.

„Wohlan, gnädiger Herr," ſagte Giovanni lebhaft, „ſo erlaubt, daß ich alle Anſtalten treffe, um mit der „Rache" — denn dieſen Namen lege ich der Galeere bei — unter Segel zu gehn. — Heda! Ihr dort unten!" rief er den in den Böten befindlichen Handwerkern zu. „Ich brauche noch zwanzig handfeſte Leute. Wer von Euch hat Luſt einen kurzen Kreuzzug mitzumachen?"

„Wir Alle!" rief tobend die Menge.

„Nur zwanzig! Nicht Einer mehr;" entgegnete Giovanni. „Ich wähle Euch aus der Zunft der Schreiner. — Ihr willigt ein? — Wohlan hier ſind Waffen vollauf! — Friſch an Bord!" —

Der Doge hatte in der Zeit, während welche

Giovanni zu den Handwerkern ſprach, mit Theilnahme auf den Jüngling geblickt. Das ganze Weſen des letztern ſchien ſich verändert, und zwar auf die vortheilhafteſte Weiſe verändert zu haben. Der junge Mann hatte etwas Kühnes, Ritterliches, ſein Auge blitzte voll Muth und Jugendfeuer.

„Lebt wohl!“ ſprach der Doge, indem er Giovanni die Hand reichte. „Gott möge Euch geleiten! Ich glaube daß die Sache die in Eure Hand gelegt worden, in den beſten Händen ruhe. — Hier aber junger Mann nehmt meinen Handſchlag, daß, gelingt es Euch die Thränen ſo vieler Familien zu trocknen, kein Wunſch ſo groß ſeyn ſoll, den ich als Fürſt und als Vater nicht geneigt ſeyn ſollte Euch zu gewähren.“

Begeiſtert ergriff Giovanni die Hand des Dogen, und ehe es dieſer verhindern konnte, drückte der Jüngling ſeine Lippen darauf. Nach wenig Augenblicken verließ Pietro Candiano nebſt ſeiner Begleitung das Schiff. — —

Es war am folgenden Morgen als der Doge mit zwölf Galeeren in den Gewäſſern von Caorle, doch etliche Seemeilen von der Küſte, unter Begünſtigung eines ziemlich heftigen Windes, dahinſteuerte. Die große Flagge des heiligen Marcus wehte auf dem Maſte des Admiralſchiffs, und der Doge ging mit dem Ritter Memmo, dem Flaggenkapitain auf dem Hinterdecke auf und ab. Beide ſahen von Zeit zu Zeit nach der Gegend der Küſte, aber ein dicker Morgennebel nur vom Winde auf Momente zertheilt, um bald darauf wieder zuſammenzufließen lag auf dem Meere. Während die Auf- und Abwandelnden ſtill ſtanden, und umſonſt ihre Augen anſtrengten, hörte man nichts als das Pfeifen des Windes, der raſſelnd durch das Tauwerk fuhr, oder das Ziſchen der Wellen die wie ein brauſender Waſſerfall vom Buge des Schiffes abprallten. Nur ſchwach, und auch blos auf Augenblicke konnte man das Land erkennen, das gleich einem flachen ſchwarzen Streifen über dem Waſſerrande emporſtieg.

„Wendet, Signor Memmo!“ ſagte nach einem Augenblicke des Nachdenkens Pietro Candiano, indem er ſich dichter in den Hermelinmantel hüllte, der über die Rüſtung herabhing. „Wir müſſen näher nach dem Lande halten.“

Memmo ſtieß einen kurzen Kommandoruf aus, und bald fiel das Schiff von dem vorigen Laufe ab, die ſtarken Raaen ſchwangen ſich wie leichte Wetterfahnen herum, und der Schaum ſprützte an der Leeſeite bis aufs Verdeck empor.

„Soll ich Jemand auf die Raaen ſchicken, um beſſer nach einem Segel ausſchauen zu können,“ fragte Memmo ſodann.

„Thut es immer, Signor!“ erwiederte Candiano. „Ich zweifle indeß, das man dort oben mehr ſehen wird wie hier. Der Nebel liegt noch zu ſtark auf dem Meere.“

Schweigend gingen beide Befehlshaber wieder auf und ab. — Ein Matroſe ſtieg auf den Maſt. —

Es verging indeß eine Stunde, der Nebel begann ſich zu heben, in Wolken zu ballen und der Wind jagte dieſe vor ſich her. Die Schiffe hatten ſich unterdeſſen dem Lande mehr und mehr genähert.

„Ein Segel, ho!“ rief jetzt der Matroſe vom Maſte herab. „Es trägt die Flagge auf halber Höhe, und fährt dicht beim Winde.“

„Es iſt die Vendetta!“ ſprach Memmo freudig in die Hände ſchlagend.

„Dann haltet immer noch mehr dem Lande zu!“

ſagte Candiano lebhaft. „Wir dürfen ſie nicht mehr aus den Augen verlieren, während ſie die Küſten unterſucht.“

„Das Schiff trägt jetzt die Flagge auf der Spitze des Maſtes, und ſetzt mehr Segel bei!“ rief der Matroſe wieder.

„Dann hat Giovanni etwas entdeckt!“ rief Memmo freudig. „Umſonſt giebt er nicht das verabredete Signal.“

„Haltet nach dem Lande, und ſetzt Segel bei, ſo viel das Schiff zu tragen im Stande iſt!“ rief heftig der Doge.

Die Schiffe ſchoſſen pfeilſchnell der Küſte zu. Der Nebel hatte ſich verzogen. Man erblickte das Schiff Giovanni's.

„Seht, Meſſer lo Doge!“ rief Memmo. „Die Vendetta beginnt die Jagd. — Bei dem Blute unſers heiligen Schutzpatrons! dort geht auch die ſchwarze Flagge — das zweite, zwiſchen mir und Giovanni, verabredete Zeichen — am Maſte empor.“

„Die Galeere jagt ſieben oder acht Böte die nach dem Kanale von Caorle ſteuern!“ ſchrie der Seemann auf dem Maſte.

„O Gott im Himmel!“ rief Candiano; „dann entkommen ihm die Räuber. Eine dreißigruderige Galeere kann die vorliegende Untiefe nicht paſſiren, ſie muß die Bank umſegeln, und während dem gewinnen jene das Land. — Aber was iſt das?“ ſetzte er hinzu. „Iſt der junge Menſch verrückt? Die Galeere wendet und ſteuert gerade auf die Untiefe los. Noch eine Minute und das Schiff ſitzt feſt.“

„Laßt ihn! Laßt ihn machen! Er weiß was er zu thun hat;“ ſagte Memmo. „Es iſt freilich ein tollkühner Streich, aber er rechnet auf das hochgehende Meer. — Doch nein! Sagte er nicht daß ſein Schiff um zwei Fuß weniger Waſſer brauche als einer unſerer Dreißigruderer? — Und ſeht einmal! Er vermindert nicht einmal ſein Segelwerk. Er muß ſeiner Sache gewiß ſeyn.“

„Bei Gott!“ ſprach der Doge, nachdem er eine Weile ängſtlich hingeblickt. „Er iſt mitten auf der Untiefe, und das Schiff bleibt wie durch Zauberei in vollem Segeln. — Ha, wackerer Jüngling! So kühn und doch ſo beſonnen. Jetzt muß die Galeere bald tieferes Waſſer gewinnen; das Schlimmſte iſt überſtanden.“

Unruhig ſchauten die Befehlshaber nach jener Gegend. In Zeit von einer halben Viertelſtunde gelangte die Eskadre des Dogen in die Nähe jener Untieſe.

„Hier iſt uns der Paß verſperrt!“ ſagte Memmo. „Befehlt Ihr die Bank zu umſegeln um uns der Vendetta zu nähern?“

„Die feindlichen Böte laufen in den Kanal von Caorle ein!“ rief der Matroſe vom Maſte herab. — „Die Vendetta ſetzt Böte zu ihrer Verfolgung aus.“

„Ha, braver Junge!“ ſchrie Memmo. „Wer jetzt bei ihm wäre! Er würde Hülfe nöthig haben.“

„Laßt Böte in See!“ rief der Doge. „Gebt den Schiffen Signale, daß jedes ſo viel Böte quer über die Untieſe ſendet als es an Bord hat.“

Mehre bunte Fähnchen ſtiegen in dem Takelwerk des Admiralſchiffs empor. In wenig Augenblicken bemerkte man, daß alle Schiffe der Eskadre ihre Böte über Bord ließen. Bald waren dieſe mit Mannſchaft gefüllt und eine ganze Flottille von Kähnen ruderte pfeilſchnell auf die Untieſe los.

„Gott gebe daß es ihm glückt die Feinde hinzuhalten bis die Verſtärkung bei ihm iſt!" ſagte der Doge.

„Sie ſind an einander! Der Kampf hat begonnen!" ſchrie der Seemann auf dem Maſte.

„Ich dachte es wohl!" ſprach kopfſchüttelnd Memmo. „Sie haben unſere Böte erblickt, und werden zuerſt den Kampf begonnen haben."

„Vorwärts! — Vorwärts!" rief Candiano indem er die Hände nach den Böten ausſtreckte, ſo daß es faſt ſchien, als ob er glaubte daß die Entfernten ſeine Stimme vernehmen könnten. — Eine Viertelſtunde verging in banger Erwartung. —

„Der Kampf iſt heftig!" rief endlich der Matroſe. „Sie fechten Bord an Bord, und mit Schwert und Streitaxt."

„Gott und San Marco beſchütze Dich edler Kämpe!" rief der Doge.

„Ein feindliches Boot iſt genommen!' rief der Seemann wieder. — „Die Feinde fliehen! — Die Unſern verlegen ihnen den Weg. — Der Kampf beginnt von Neuem."

„Ha! Hätte ich ein Schwert und wäre an ſeiner Seite!“ rief Candiano ſich die geballte Fauſt an die Stirn drückend.

„Wie ſteht es mit den Kämpfenden? Was ſiehſt Du jetzt?“ rief Memmo dem Matroſen zu.

„Ich kann nichts unterſcheiden! Es iſt ein allgemeines Gewimmel;“ erwiederte der Matroſe. — „Jetzt ſcheint es mir faſt als ob der Kampf beendet wäre. Unſere Böte werden nun bald an Ort und Stelle ſeyn.“

„Sieg! — Sieg!“ rief Memmo, welcher ſein Auge auf die Galeere Giovanni's geworfen hatte. „Die Vendetta läßt eine rothe Flagge im Takelwerke wehen.“

Candiano ſagte kein Wort, aber er nahm das Barett vom weißen Haupte und blickte gen Himmel. Eine Thräne rollte in den dicken Knebelbart und ſchweigend faltete er die Hände.

„Sie kommen! Sie kommen!“ ſchrie jetzt der Matroſe. „Die Unſern rudern nach der Galeere, und die feindlichen Böte ſind in ihrer Mitte.“

„Alle? — Iſt keins entflohen?“ fragte Candiano ſichtlich geängſtet.

„Alle ſind gefangen! Der Kanal und das Ufer ſind leer!“ antwortete Jener.

„Und die Frauen? — Kannſt Du etwas von ihnen entdecken?“ rief Memmo.

„Ich ſehe weiße Gewänder ſchimmern!“ entgegnete der Seemann.

In weniger als einer halben Stunde rauſchte ſtolz wie der Schwan, wenn er von ſeiner Brut umgeben iſt, die „Vendetta“, umgeben von den Böten der Galeeren und den eroberten Barken, mit geſchwellten Segeln heran und begann in der Nähe des Admiralſchiffs beizulegen. Alle die geraubten Mädchen ſtanden auf dem Verdeck derſelben. —

„Meine Tochter! Meine Bianca!“ rief der Doge die Arme nach der Galeere ausbreitend. „Laßt mich hinab! — Ich will hinüber! — Am Bord ſeines Schiffes will ich dem Retter meines Kindes danken.“

Mit Jünglingsfeuer eilte der Doge die Leiter hinab, er warf ſich in ein Boot und bald war er am Bord Giovanni's.

„Mein Kind! Mein theures Kind!“ rief er, als Bianca mit dem Ausrufe: Vater! in ſeine Arme ſtürzte.

Das Mädchen weinte laut, und Candiano trocknete ſich ſchweigend die Thränen die ihm über die gefurchten Wangen ſtrömten. Endlich riß er ſich aus ihren Armen los und eilte auf Giovanni zu.

„Ritter!“ ſagte er. „Ihr habt Euch an Tapferkeit wie ein Held benommen, aber nicht nur dieſe, ſondern auch Eure Beſonnenheit, Eure Klugheit wird die Republik, um die Ihr Euch verdient gemacht habt, belohnen. Ich verſpreche Euch dieß als Ritter und als Fürſt. — Der Vater wird Euch außerdem zu danken wiſſen.“

Giovanni ergriff ſchweigend die dargereichte Rechte Candiano's. Er war keines Wortes mächtig.

„Sind dieß die Gefangenen?“ fragte der Doge endlich, indem er auf eine Menge wildausſehender Männer zeigte, welche, zum Theil mit gebundenen Händen, in mehrere Böte vertheilt waren. „Wie es ſcheint ſind es wirklich Narentaner. — Wo iſt ihr Anführer?“

„Er iſt verwundet in die Kajüte des Schiffes gebracht worden!“ erwiederte Giovanni. „Ihr werdet erſtaunen, gnädiger Herr, wenn Ihr in ihm einen Bekannten erblickt.“

„Führt mich zu ihm! — Gott, wenn meine Ahnung gegründet wäre!" rief der Doge, und ſchritt nach der Kajütenthüre zu. Dieſe wurde geöffnet, und, am Haupte ſchwer verletzt, lag auf einem Ruhebette — Aleſſandri. Zu ſeinen Füßen ſaß — die Narentanerin.

„Ha Elender!" ſchrie der Doge als er den Verwundeten erblickte. „So vergiltſt Du die Gaſtfreundſchaft, ſchändlicher Betrüger und Verräther?"

Mit Mühe erhob Aleſſandri das ſchwer verletzte Haupt. Sein Antlitz war geiſterbleich. Starr blickte ſein großes ſchwarzes Auge auf den Dogen.

„Ihr nennt mich Betrüger und Verräther?" ſagte er ſodann. „Ich gebe Euch dieſe Benennungen zurück, Doge von Venedig! — Oder habt Ihr nicht auch die Gaſtfreundſchaft verrathen? Hat wegen Eures Treubruchs die unglückliche, von Euch verführte Tochter Kara Vukaſſovichs ſich nicht ins Meer geſtürzt?" —

Candiano ſchwieg beſtürzt. Er bemerkte, daß Giovanni und Bianca mit ihm zugleich ins Zimmer getreten waren, und mit Erſtaunen die Rede Aleſſandri's anhörten.

„Wenn ich gefehlt habe," ſagte er endlich, „ſo geſchah es nicht mit Vorſatz. Jugendliche Unbeſonnenheit verleitete mich. Später war ich nicht mehr im Stande das angerichtete Unheil wieder gut zu machen. Du aber, elender Räuber, haſt durch Betrug Dich in mein Vertrauen geſchlichen, und dieſes dann auf eine ſchändliche Weiſe vergolten."

„Bei weitem nicht ſo, als Ihr das Vertrauen der unglücklichen Ulla gemißbraucht habt!" erwiederte Aleſſandri. „Ich kam nach Venedig um zu ſehen ob ſich in Eurem Herzen eine Spur von Vatergefühl für das von Euch verlaſſene Kind der armen durch Euren Verrath gemordeten Ulla regte. Ich bemerkte Eure Gewiſſensbiſſe, und wollte mir über dieſen Gegenſtand zu genauer Ueberzeugung verhelfen. Dieß war der Grund warum ich durch dieſe — er zeigte auf die Narentanerin — das Schauſpiel veranſtalten ließ, das Euch ſo erſchütterte. Ich wurde davon ergriffen, ich glaubte an Eure Reue, ſchon hatte ich beſchloſſen Euch Ulla's Kind — Euer Kind, Pietro Candiano! — wieder zu geben, aber — ich hatte Bianca geſehn und liebte ſie. Sie zu beſitzen ward nun mein Wunſch, deshalb erregte ich in Euch den Vorſatz die Wahrſagerin zu befragen. Erinnert Ihr Euch was ſie ſagte? „Kind um Kind, Blut um Blut!“ dieß war der Spruch den ich ihr in den Mund gelegt. Ich warb ſpäter um Bianca's Hand, Ihr verſagtet ſie mir; dieß war der Grund weshalb ich bewaffnete Böte aus Narenta kommen ließ. Ich wollte an dem Feſte der Neuvermählten mich Bianca's und der ſämmtlichen Bräute bemächtigen, die letzteren aber, wenn Ihr mir Bianca zum Weibe gäbet, ſammt ihren Schätzen unbeleidigt nach Venedig zurückliefern, überdieß ſolltet Ihr durch mich Euer und Ulla's Kind, als Erſatz für Bianca empfangen.“

„Wie?“ rief der Doge heftig ergriffen. „Es lebt — Wo? — Wo?“ —

„Das iſt mein Geheimniß, Doge von Venedig, und ich werde es mit mir ins Grab nehmen!“ ſagte Aleſſandri feſt, und ein Zug von Hohn zuckte um den blaſſen Mund.

„Geſtehe Elender!“ rief Candiano. „Wo iſt Ulla's Kind? — Du ſchweigſt? — Sprich, oder Dein Haupt und die Häupter Deiner Gefährten, ſelbſt der Kopf dieſer Betrügerin, ſollen bei der

Einfahrt in Venedig die Maſten der Galeeren zieren.“

„Wißt Ihr ſo gewiß daß das Haupt Eures Kindes nicht unter ihnen ſeyn wird?“ fragte Aleſſandri höhniſch und kalt. —

Ruhig griff der letztere jetzt in ſeinen Buſen, er brachte eine goldene Kette zum Vorſchein, und warf ſie dem Dogen zu.

„Nehmt dieß zum Pfande, daß ich die Wahrheit rede!“ ſagte er ſodann.

„Gott!“ rief Pietro. „Dieß iſt die Kette die ich Ulla zum Abſchiede gab.“

„Ihr gabt ſie mit dem Verſprechen wiederzukehren!“ ſprach Aleſſandri. „Als dieß nicht der Fall war und die Aermſte den Tod in den Fluthen ſuchte, hing ſie zuvor die Kette dem am Ufer zurückgelaſſenen Säugling um den Hals.“

Candiano ſtand eine Weile in dumpfes Hinbrüten verloren, dann fuhr er plötzlich auf.

„Wohlan!“ rief er heftig. „Du ſpannſt mich auf eine Seelenfolter, tückiſcher Räuber; laß ſehen ob leibliche Martern Dir kein Geſtändniß entreißen können. Bei Dir wenigſtens kann ich mich nicht täuſchen. Du kannſt nicht Ulla's Sohn ſeyn, da Du Bianca's Hand begehrteſt."

„Ihr habt Recht!" erwiederte Aleſſandri kalt. „Ich bin nicht das von Euch verlaſſene Kind, obwohl ich Ulla nahe angehörte. Zaudert demnach nicht, wenn Ihr nicht Eure Zeit verlieren wollt. Ich habe nur noch einige Stunden zu leben. Benutzt dieſe, und beſchleunigt durch Martern meinen Tod; mein Geheimniß bleibt mir dann um ſo ſicherer. Dieſe — er zeigte auf die Wahrſagerin — weiß von Allem nichts; ſie war nichts als mein Werkzeug. Eben ſo wenig wiſſen meine Gefährten. — Ihr ſeht, Pietro Candiano!" ſchloß er furchtbar lachend. „Ihr ſeht, daß ich Eure Foltern nicht ſcheue. Wartet alſo nicht länger, laßt ſie beginnen; mein Tod könnte Euch ſonſt eines Vergnügens berauben. Doch Eins mögt Ihr noch wiſſen — und ich beſchwöre dieſe Wahrheit bei dem lebendigen Gott, bei den Todesqualen der durch Euch gemordeten Ulla, bei den Foltern Eures Gewiſſens — Euer und Ulla's Kind iſt unter den Gefangenen." — —

Pietro Candiano ſtand wie vom Donner gerührt; er konnte ſich kaum aufrecht halten.

„Nun, Doge von Venedig! Wer iſt Sieger? Wer von uns hält den Gegner in ſeinen Banden?" rief der Vorige mit entſetzlichem Hohn. — „Geht! Laßt die Folterknechte kommen! Quält mich zu Tode! — Dann aber ſeyd gnädig und verurtheilt die Gefangenen, und unter dieſen Euer Kind, zu ewigem Gefängniß oder zur Galeere."

Der Doge war zu erſchüttert, als daß er nur hätte ein Wort ſprechen können. Giovanni trat an das Lager des Verwundeten.

„Unglücklicher!" ſagte er mit ſanfter Stimme. „Ihr ſteht, wie Ihr dieß ſelbſt ſagt, an den Pforten der Ewigkeit. Erleichtert Euer Gewiſſen, und enthüllet das furchtbare Geheimniß, das den Armen den es betrifft allein nur retten kann."

„Nein!" rief der Verwundete wild, indem er ſich die aus dem Lockenhaar über die Stirn herabrinnenden Blutstropfen aus dem Antlitz wiſchte, und dieß den bleichen Zügen einen um ſo furchtbarern Ausdruck lieh. „Nein, dieſer ſtolze Mann, der jener durch ihn elend Gemachten, Verführten kalt den Rücken kehren konnte, ſoll alle jene Qualen empfinden die er verdient! — Was kümmert es mich, daß ein Unſchuldiger leidet, wo ſo viele umkommen werden? — Geht! Verſucht nicht umſonſt den narentaniſchen Wolf zu begütigen, ihn wie ein Schoßhündchen zu behandeln; er iſt nicht dazu gemacht ſich unter Ruthenſtreichen zu ſchmiegen, ſelbſt ſterbend wird er Niemand die Hände lecken, und — am wenigſten die Euren."

Ohne weiter ein Wort zu ſprechen kehrte ſich der Verwundete nach der Wand, und erſchüttert verließ Candiano, begleitet von Giovanni und Bianca, das Zimmer. — Während die Flotte den Heimweg antrat befahl der Doge die Wahrſagerin vor ihn zu führen. Sie war ſichtlich geängſtigt, als ſie über ihr Verhältniß zu Aleſſandri befragt wurde, doch trugen ihre Ausſagen unverkennbar den Stempel der Wahrheit. „Sie heiße Wlaska," ſagte ſie, „und ſey im Hauſe Kara Vukaſſovich's erzogen worden. Man habe ſie dort mehr als Magd als wie eine entfernte Verwandtin der Familie — denn daß ſie eine ſolche ſey, habe man ihr geſagt — behandelt. Vor ungefähr zwei Jahren ſey Aleſſandri, deſſen eigentlicher Name Wuk Vukaſſovich, und der ein

Enkel Kara's ſey, aus Sicilien zurückgekehrt. Wie man ihr mitgetheilt, wäre er als Knabe auf einem Kreuzzuge an jenen Küſten in die Hand der Sicilianer gefallen, aber gütig behandelt und mit den Kindern eines vornehmen Hauſes, als deren Spielgefährte erzogen worden. Vor ungefähr ſechs Monaten ſey der Großvater Aleſſandri's geſtorben, und bald nach ſeinem Tode habe der letztere mit ihr die Reiſe nach Venedig angetreten. Aleſſandri habe ihr die Rolle der Wahrſagerin, die ihr ſehr ſchwer geworden, einſtudirt, er habe den Apparat zu jenem Schauſpiel beſorgt, und ſey endlich in der Nacht wo Candiano mit Bianca ſie beſucht, hinter dem Vorhange verborgen geweſen, von wo er ihr alle zu gebende Antworten in den Mund gelegt habe."

Alle Mühe etwas Weiteres von der Narentanerin zu erfahren war umſonſt. Es war augenſcheinlich daß ſie nur nach den Befehlen Aleſſandri's, der ihr, wie es ſchien große Vortheile davon vorgeſpiegelt, gehandelt hatte. „Nur," ſagte ſie noch ſchlüßlich, „daß ſie ſich deutlich erinnere, wie Aleſſandri mit dem ſterbenden Kara Vukaſſovich eine Unterredung gehabt, und mit derſelben Kette die er dem Dogen zugeworfen in der Hand, das Zimmer des Kranken verlaſſen habe.“

So viele Mühe ſich Candiano noch gab irgend etwas Näheres durch die Gefangenen zu erfahren, ſo war doch Alles ohne Erfolg. Nur Wenige wußten daß Kara Bukaſſovich eine Tochter gehabt, welche dem Vernehmen nach vor länger als zwanzig Jahren im Meere ertrunken ſey. Ueber ihr Kind konnte Niemand Auskunft geben. —

Der Abend war indeß herangekommen. Der Wind war günſtig geweſen, man ſah die Häuſermaſſen Venedigs ſich über die Waſſer erheben, und Alles bereitete ſich zum Einzuge in die Meerſtadt. Der Doge erklärte dem jungen Führer der „Vendetta,“ daß er auf dieſer, nicht auf dem Admiralſchiffe, ſeinen Einzug halten wolle, und Giovanni fühlte ſich dadurch hochgeehrt. —

Aleſſandri war indeß immer ſchwächer geworden. Er litt fürchterlich an ſeinen Wunden; ſchweigend ſaß die Narentanerin an ſeinem Lager. Ein Lämpchen flimmerte in der düſtern Kajüte. Jetzt öffnete ſich die Thüre, Bianca trat ein, ſie hatte ein Gefäß mit einem kühlenden Tranke in der Hand.

Schweigend ſtellte ſie es neben das Lager des Kranken, und wollte ſich dann ſchnell entfernen, als ſie das Auge Aleſſandri's ſtarr auf ſich gerichtet erblickte. In dieſem Augenblicke faßte der Kranke ihre Hand.

„Bianca!“ ſagte er mit ſchwacher Stimme. „Iſt's möglich? Ihr bringt mir, den Ihr ſo ſehr zu haſſen Urſache habet, einen Labetrank?“

„Ich bat meinen Vater die Verwundeten pflegen zu dürfen!“ erwiederte das Mädchen ihre Hand ſanft der ſeinigen entziehend.

„Bianca!“ fuhr der Sterbende mit immer ſchwächer werdendem Tone fort. „Ich habe Dich geliebt; ſehr geliebt. Es ſchmerzt mich der Gedanke daß Du mein Andenken verabſcheuen, mich auch noch im Tode haſſen mußt.“

„Ich vergebe Euch!“ erwiederte leiſe das Mädchen.

„Mögeſt Du glücklich ſeyn im Arme des Mannes der ſo beneidenswerth ſeyn wird Dich zu beſitzen!“ ſprach Aleſſandri weiter.

„Glücklich!“ erwiederte Bianca ſeufzend. „Ich werde nie vollkommen glücklich ſeyn können, ſo lange mein Vater leidet.“

Aleſſandri ſah ſtarr vor ſich hin, dann blickte er auf die Narentanerin, endlich längere Zeit und mit Innigkeit auf Bianca. „Mädchen!“ ſagte er ſodann. „Noch nie hat ein Narentaner die Gelegenheit zur Rache an ſeinem Feinde verſäumt. Ich will der erſte ſeyn der es thut. Du hatteſt Mitleid mit mir, obwohl ich Dich ſchwer beleidigte; Du ſollſt ſehen daß ich es verdiente und zu ſchätzen weiß. Was die Drohungen Deines Vaters mir nicht entreißen konnten, was Folterqualen mir nicht abringen würden, das entreißt mir Dein ſanftes Wort. — Tritt näher, Wlaska! — Bianca, umarme Deine Schweſter.“

„Iſt's möglich? Du meine Schweſter?“ rief die Letztere, indem ſie die Narentanerin feurig in die Arme ſchloß.

„Seyd deſſen gewiß!“ ſprach Aleſſandri. — Wlaska iſt Ulla's und Pietro's unglückliches Kind. Nach den Begriffen unſeres Volkes, laſtet eine unauslöſchliche Schande auf der Familie, in welcher ein uneheliches Kind geboren wird. Dieſer zu entgehen, wollte die Aermſte, als ſie heimlich geboren hatte, ſich und den Säugling den Fluthen übergeben; ſie vermochte es nicht ihr Kind zu tödten. Eine alte

Dienerin die ihr Vorhaben ahnete, folgte ihr zum Ufer, doch kam ſie zu ſpät und konnte nur den Säugling retten. Kara Vukaſſovich ſendete ſeinen Sohn — meinen Vater — mit dem Kinde in eine entfernte Gegend, um es dort, ohne daß die Schande unſers Hauſes kund würde, bei der Witwe eines Landmanns unterzubringen. Letztere ſtarb, und als Wlaska erwachſen und das Andenken Ulla's erloſchen war, wurde das Madchen unter dem Namen einer entfernten Verwandtin in Kara's Haus gebracht, doch dort als Magd behandelt. Als ich aus Sicilien, wo ich in der Familie des Grafen Aleſſandri und mit deſſen Söhnen erzogen wurde, zurückkam, fand ich meinen Vater todt, doch lebte mein Großvater noch, dieſer entdeckte mir auf dem Sterbebette was Ihr gehört habt, und übergab mir die Kette die Euer Vater von mir empfing."

„O Dank! Tauſend Dank!" rief Bianka freudig. „Komm Wlaska! Komm meine Schweſter! Ich führe Dich in die Arme des Vaters."

Keine Feder ſchildert die Ueberraſchung Pietro's als Bianca ihm Aleſſandri's Geheimniß mittheilte. Bis zu Thränen gerührt ſchloß er Wlaska ans

Herz, und ſchwur an der Tochter gut zu machen was er an der Mutter verſchuldet habe. — Wlaska warf ſich jetzt weinend zu den Füßen des Dogen und bat dringend den gefangenen Narentanern, vor allem Aleſſandri das Leben zu ſchenken. Candiano erwiederte, „daß dieß nicht allein in ſeiner Macht ſtehe, doch wolle er verſuchen es bei dem hohen Rathe der Republik dahin zu bringen daß Begnadigung erfolge.“ —

Die Flotte langte endlich im Guideccakanale an, und warf Anker vor der Piazzetta. Ganz Venedig war auf den Beinen. Obgleich die Nacht angebrochen war, ſo war doch das herrliche Ufer bis zur Tageshelle durch Tauſende von Kerzen erleuchtet. Die Eltern der geraubten Bräute, ſo wie die Verlobten der letztern waren der Flotte zwar ſchon auf Gondeln entgegengefahren und hatten ſich von der Rettung ihrer Lieben überzeugt; aber hier erſt gelang es ihnen dem Retter derſelben ihren Dank zu bringen. Giovanni wußte ſich vor dem Andrange kaum zu laſſen. Jeder Venetianer wollte den Jüngling ſehen, der den ſchönſten Mädchenkranz Venedigs den Händen der narentaniſchen

Räuber entriſſen hatte. Im Dogenpalaſte angekommen, befahl Pietro ihm die ganze Mannſchaft der „Vendetta" vorzuführen. In Gegenwart der verſammelten Signoria erklärte er, daß ſich Giovanni Tribuno um die Republik verdient gemacht habe, und daß deſſen Name bei einer, unter dem Namen des Feſtes der „Neuvermählten" abzuhaltenden Feierlichkeit in einer Rede mit Ruhm genannt werden ſolle. — Der Mannſchaft der Galeere wurde geſtattet ſich eine Gnade zu erbitten.

„Wohlan, gnädiger Herr!" ſprach nach kurzer Berathſchlagung ein Mann der zum Wortführer erkohren war. „Wir ſind Alle aus dem Kirchſpiel der Santa Maria formoſa, deßhalb bitten wir, daß Ihr alle Jahr am Tage Mariä Lichtmeß nebſt Eurer Gemahlin und der ganzen Signoria unſere Kirche beſuchet, und daß jeder Doge, wenn er ſtirbt, dem Hauptaltare der gedachten Kirche eine Bekleidung von reichem Stoff hinterläßt."

„Wenn aber an dieſem Tage ſchlechtes Wetter ſeyn ſollte?" ſprach ſcherzend Pietro Candiano.

„So werden wir Euch Hüte ſchicken Euch zu bedecken, und wenn Ihr Durſt habt ſollt Ihr auch zu trinken finden!“ erwiederte treuherzig der ehrliche Schreiner an den die Rede gerichtet war.

Von dieſem Tage ſchrieb ſich die Gewohnheit, daß der Doge nebſt oben angegebener Begleitung, zu Lichtmeß die Kirche Santa Maria formoſa feierlich heimſuchte, und dort aus den Händen des Pfarrers zwei Flaſchen mit Malvaſier, zwei Pomeranzen, und zwei vergoldete Hüte, mit dem Wappen des Papſtes und ſeinem eigenen verziert, empfing. —

Nach Berathung der Aelteſten der Republik — der Rath der Pregadi, ſo wie der der Zehner war damals noch nicht eingeführt — wurde auf Vorſchlag des Dogen entſchieden, den gefangenen Narentanern das Leben zwar zu ſchenken, doch ſollte Einer derſelben nach Narenta geſendet und dort verkündigt werden, daß bei dem erſten Angriff auf ein venetianiſches Schiff, die Gefangenen zur Vergeltung augenblicklich hingerichtet werden würden. — Pietro Candiano beabſichtigte Aleſſandri auf dieſe Art die Freiheit zu geben, ſein Vorſatz aber kam durch den Tod des letztern nicht zur Ausführung. Aleſſandri lebte nur noch vierundzwanzig Stunden.

Blaska und Bianca pflegten den Sterbenden bis zum letzten Athemzuge. —

Wenige Wochen nach dieſem Vorgange, wurden Giovanni und Bianca in der Kirche Santa Maria formoſa getraut. Pietro Candiano ſagte: „daß dieſer Tag, in welchem er „Kind um Kind, Blut um Blut“ jedoch in einem andern Sinn als er geträumt, hingabe, einer der glücklichſten ſeines Lebens ſei.“

Die Tochter der Pharaonen.

Erzählung.

Motto:

„Ich bin ſchwarz aber gar lieblich,
wie die Hütten Kedar's, wie die
Teppiche Salomo's."

Das Hoheslied.

„Mädel, nimm mir den dreibeinigen Haſen in Acht, denn ſeit das Unglück mit der Sirene ſtatt fand, iſt er, ſo zu ſagen, mein Herzblatt und eine Hauptzierde meines Muſeums!"

Der, welcher ſo ſprach, war Ehrn Ambroſius Geitner, derzeit — nämlich im Jahre 1586 — Pfarrherr zu Koswig im Markgrafthume Meißen. Er war ein rüſtiger Sechziger, deſſen geſunde Geſichtsfarbe und ſtarke Baßſtimme zeigten, daß ſeine Jahre den Kräften und der Geſundheit noch keinen Eintrag gethan hatten. Die Rede des Paſtors war an ſeine Tochter Margarethe, eine wunderliebliche Blondine gerichtet.

Das Mädchen war ſchlank wie eine junge Tanne, die wohlgeformten Glieder deckte ein einfaches, aber höchſt reinliches Hausgewand, ein buntes Tuch verhüllte die jungfräuliche Bruſt, ein dichtanliegendes

Häubchen das reiche Haar, von dem ſich nur eine goldglänzende Locke zur Seite des roſigen Geſichtchens hervorgeſchoben hatte.

Margarethe war eben auf's Emſigſte im Aufräumen des „Muſeums," wie der Pfarrherr ſeine ziemlich geräumige Studierſtube nannte, begriffen, und dieß war, in Wahrheit, eben keine geringe Arbeit. Wer das einfache, mit Stroh gedeckte, von einem Rebengeländer bis an's Dach bekleidete Pfarrhaus nur von Außen ſah, konnte unmöglich die ſo ſeltſamen als heterogenen Schätze ahnen, die es in ſeinem Innern barg. Demungeachtet waren die letztern, ſo unruhig die damaligen Zeiten auch ſeyn mochten, ſtets intakt geblieben, und nur der Beſtand derſelben machte erklärlich, daß, das weiterhin näher zu beſchreibende Unglück mit dem Meerfräulein abgerechnet, ſich nie eine frevelnde Hand an dieſelben gewagt. Wenn wir uns erlauben in kurzen Worten das Innere des pfarrherrlichen Muſeums zu ſchildern, ſo wird der Leſer das Wunder wie dieß zuging, ſo wie die Neigungen des Hausherrn zugleich zu beurtheilen im Stande ſeyn. Zunächſt des mächtigen Kachelofens, an deſſen breiteſter Seite der König David, die Violine ſpielend und vor der Bundeslade hertanzend, abgebildet war, befand ſich ein Bücherrepoſitorium, welches indeß faſt lauter Folianten ſehen ließ. Auf einem Tiſchchen, zu deſſen Seite, lag „Geßner's Thierbuch" aufgeſchlagen, und wer die abenteuerlichen Geſtalten, die im Holzſchnitt abgebildet waren, z. B. den „Seemönch," den „Meerbiſchof" ꝛc. erblickte, würde ſein Erſtaunen über die Mannigfaltigkeit animaliſcher Bildungen kaum haben mäßigen können, wenn ſein Auge nicht auf eine Menge anderer, in natura das Muſeum zierender, beſonderer monstra gefallen wäre. Herr Paſtor Ambroſius Geitner, obwohl er ſich einen Naturforſcher nannte, hatte eine Eigenheit Hinſichts welcher er ſich von anderen Naturforſchern unterſchied, nämlich die, daß er ſich für Naturgegenſtände nur dann beſonders intereſſirte, wenn ſie von den gewöhnlichen ihrer Art auf irgend eine abenteuerliche Weiſe abwichen. Man würde ihm indeß Unrecht thun, wenn man annähme, daß ſein Sinn eigentlich bloß nach Ungeheuern geſtanden hätte, auch hiſtoriſch oder auf andere Weiſe merkwürdig gewordene Dinge intereſſirten ihn ungemein. Hing auch an der Decke in Mitte ſeines Muſeums anſtatt des Kronenleuchters ein kleines, ausgeſtopftes Krokodill herab, ſtand auch unweit des Fenſters ein Kalb mit zwei Köpfen, und ein anderes dem der Unterkiefer fehlte, befand ſich auch auf einem Tiſchchen in einem großen Glaſe die ſcheußliche Pipa, die ſurinamiſche Kröte, welche die Jungen auf dem Rücken trägt, zur Seite zweier, mit den Schwänzen an einander gewachſener Salamander, lehnte auch an der Thüre, die in das Nebenzimmer führte, das ſechs Fuß hohe Skelett eines kurfürſtlichen Trabanten, der ſich vor Jahr und Tag aufgehangen, und hielt dieſes noch den verhängnißvollen Strick in der Hand, ſo gab es doch wieder angenehmer in's Auge fallende Merkwürdigkeiten. Zur Seite eines Stückes ſchwarzen, in einem Rahmen ausgeſpannten Zeuges — wie Paſtor Ambroſius ſagte ein Theil der Rückſeite von Luther's Doctormantel — hing eine Halskrauſe, welche Melanchton getragen haben ſollte, dicht neben letzterer aber die Nachtmütze des Kardinals Kleſel, und das Barrett des Doctor Cochläus, welchen Luther, wie Ehrn Geitner wenn er es vorzeigte nie zu bemerken unterließ, gewöhnlich „Doctor Kochlöffel" genannt habe; außer dieſen Dingen gab es noch unzählig viele, die, wie der Hausherr ſagte, von großem hiſtoriſchem Werthe waren; das Hauptſtück dieſer Abtheilung blieben indeß die roth-plüſchenen Hoſen, die Kunz von Kaufungen am Tage vor ſeiner Hinrichtung zu Freiberg getragen, und die der Paſtor von dem Henker daſelbſt, der ſie von ſeinem Vater als Erbſtück überkommen, für ſchweres Geld eingehandelt. Der Kerl hatte, wie der Paſtor ſtets hinzufügte, das merkwürdige Stück ganz nach ſeinem Werthe zu ſchätzen gewußt. —

Auch lebendige Seltenheiten barg das Muſeum. So trieb z. B. ein alter, auf einem Auge blinder, weißer Kater zwiſchen den Repoſitorien und reſpectiven monstris ſeine Mäuſejagd. Das Thier war, Ehrn Ambroſius zufolge, ein unicum. „Ein weißer Kater, deſſen Schwanz bis zur Spitze weiß, iſt noch ſeltener als ein dreifarbiger, und außer meinem Hinz in ganz Europa kein zweiter zu finden!" pflegte er oft wohlgefällig zu ſagen. Leider war der Beweis, daß der Kater bis zur Schwanzſpitze weiß geweſen, nicht vollſtändig zu führen, denn jugendliche Unbeſonnenheit — die aber der Paſtor eine „teufliſche Bosheit" nannte — hatte den Kater mittelſt eines unglücklichen Beilhiebes des testimonii candoris beraubt. In einem Käfig befand ſich ferner ein lebendiger Igel, jedoch würde ein gewöhnlicher, gemeiner, ſchwerlich zu der Ehre, in das Muſeum aufgenommen zu werden, gelangt ſeyn; der in Rede ſtehende hatte eine dem Schweinerüſſel ähnliche Schnauze. Zwei weiße Mäuſe, ein Paar Pfautauben, zwei dreifarbige Meerſchweinchen, ein weißer, oder vielmehr hellgrauer Sperling, und eine Henne mit emporgeſträubten Federn, bildete den übrigen Beſtand der pfarrherrlichen Menagerie. —

Paſtor Ambroſius wollte eben ausgehen, um, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, eine oder die andere Familie des Dorfes, in welcher Krankheit oder andere Noth zu finden, mit ſeinem theilnehmenden, tröſtenden Zuſpruche zu ermuthigen oder aufzurichten; er ſtand triumphirend, wie ein Admiral auf dem Hinterdeck ſeines Schiffes, das kleine Barrett auf dem Haupte, einen Stock mit glänzend hörnernem Knopfe in der Hand, in der Mitte ſeines Zimmers, und warf einen zärtlichen Scheideblick auf die geliebten monstra, als vor dem Hauſe Roſſegetrappel hörbar wurde, und „klirrend ein Reiter abſtieg.“ Der Paſtor wollte nun zum Empfang aus dem Zimmer eilen, als eine ſtarke Stimme vor der Hausthür laut ward.

„Iſt der Paſtor Ambroſius Geitner daheim? Iſt er geſund, er und ſeine Ungeheuerſammlung?“ rief der Fremde, welcher, als ſeine Frage von dem draußenſtehenden Küſter beantwortet wurde, ſogleich in's Zimmer trat.

Es war ſolcher ein langer Mann von etwa ſechzig Jahren. Er trug einen dicken, ziemlich reichgeſtickten Büffelkoller, hohe, braune Reiterſtiefeln und einen Gurt um den Leib, an welchem ein zweiſchneidiges Schwert hing, das mit einem breiten Stichblatt verſehen war, und auf dem Letztern mehrere ſtarke Hiebe und Scharten zeigte. Das Haar des Mannes war ſtark mit Grau gemiſcht, und ſein von Luft und Sonne geröthetes Geſicht, verrieth einen alten Kriegsmann, der manches Schlachtfeld geſehn, und manche Narbe davon getragen haben mochte.

„Siehe da, alter Ambroſius!“ rief der Fremde auf den Paſtor zueilend, und ihm ſo kräftig die Hand drückend, daß dieſer vor Schmerz mit der Schulter zuckte. „Aber was? Iſt die dort Gretchen? Das kleine Gretchen, welches kaum drei Käſe hoch war als ich Dich das letzte Mal heimſuchte? — Doch, alle Wetter! da fällt mir ein, das mich das Jüngferchen nicht mehr kennen wird! Ich bin," ſagte er mit einer kurzen militairiſchen Verbeugung, „der alte Reinhold Wolfen, einer der „Wölfe von der Todtenwart" — Ihr habt ja auch welche dieſes Geſchlechts in der Gegend — der ehemalige Stubenburſch Eures Vaters zu Wittenberg, und ich denke mein Freund Ambroſius wird Euch wohl ſchon von mir geſagt haben."

„Wie ſollte der Vater einen ſeiner liebſten Jugendfreunde zu erwähnen unterlaſſen?" erwiederte Gretchen hoch erröthend.

„Sie hat Recht! — Sie hat Recht!" rief der Paſtor den Freund in die Arme ſchließend, nachdem er Hut und Stock ſchnell bei Seite geworfen. „Hundertmal, ja tauſendmal habe ich zu ihr von dem alten, wilden Reinhold geredet, der überall zu Hauſe iſt, nur nicht in ſeiner Heimath."

„Heimath?“ ſagte der alte Krieger, indem er den breiten Hut mit der langen, rothen, von Sonne und Regen gebleichten Feder, dem zweiköpfigen Kalbe auf den Schädel ſtülpte, den Degen in einen Winkel, und ſich in den großen, braunledernen Sorgenſtuhl des Paſtors warf. „Wo iſt des Kriegers Heimath? Wo die meinige? Frei wie der herbſtliche Zugvogel, der nur durch Zufall nach Jahren einmal ſein Nachtlager auf dem Aſte nimmt, wo das Neſt geſtanden, in dem er zuerſt das Tageslicht erblickte, ſtreiche ich ſeit meinen Jugendjahren von Land zu Land. Wo es Krieg giebt, da bin ich daheim. Meine Heimath iſt nicht das Fleckchen meißniſche Erde, der alte Steinhaufen in dem ich geboren ward, und der obendrein jetzt in fremden Händen iſt, meine Heimath iſt ſelbſt nicht Deutſchland; ſie iſt eben ſo gut in Ungarn, Malta, Konſtantinopel, Tunis, den Niederlanden, und Gott weiß wo ſonſt noch. Der Krieg iſt meine Luſt, der alte Sarras — er zeigte auf den Degen — meine Braut; mit dieſer an der Hand, ziehe ich aus einem Lande in's andere, das Schlachtfeld iſt unſer Tanzplatz, und ich denke dereinſt auch mein Kirchhof, wo ich eben ſo ruhig und weich gebettet zu liegen denke, als ob ich in einem Brettergehäuſe ſchliefe, und ein Kiſſen gefüllt mit Hobelſpänen unter dem Kopfe hätte."

„Ich dächte aber doch," ſagte Gretchen, nachdem ſie auf den Wink des Vaters einen Krug mit weißem Meißner Weine, welcher letztere auf den, ſpäterhin ſo guten Ruf erlangenden, Sparbergen gewachſen, aus einem Schranke geholt und vor den Ritter neben das Glas mit der Pipa geſtellt, „ich dächte wenn Ihr Euch ſtets ſo unter wildfremden Menſchen befindet bei Sonnenſchein und Regen, wegen einer Sache die nicht die Eure iſt, unter dem weiten Himmelsgewölbe, in ungaſtlichen Ländern dahin ziehen müßt, vielleicht von Allem entblößt, krank oder verwundet unter Euch feindlich geſinnten Menſchen auf hartem Lager liegt, ſo ſollte Euch doch manchmal ein unendliches Sehnen nach einer lieben Heimath, nach trauten Freunden an's Herz treten."

„Hm, manchmal! Jüngferchen, manchmal," ſagte Wolſen nicht ohne Rührung, und als ob Gedanken an eine ſchmerzliche Vergangenheit ihm durch die Seele zögen. „Es gab wohl in meinem

Leben Augenblicke, wo ich mir ſagte, daß meine Beſtimmung eine andere als die eines Anführers bezahlter Lanzknechte ſey, daß ich wohl auch wie mancher Andere am eigenen Heerde zur Seite eines geliebten Weibes umtoßt von einem Häuflein lieblicher Kinder ſitzen könne, und daß doch am Ende ein Unterſchied dabei ſeyn möge, ob mein treuer Ambroſius meinen Leib zur Erde beſtattet, ſeinen Segen über die Leiche des Geſchiedenen ſpricht, und ein Kreuz mit dem Requiescat! auf's Grab ſetzt, oder ob ein ausgeplünderter Bauer, den noch halb Lebenden ausplündert, wie einen Hund in die Grube wirft und dieſe mit dem Fuße zutritt, damit zur kommenden Herbſtſaat der Pflug nicht aus der Furche fahre; aber — es ſollte einmal ſo ſeyn, und ſo iſt es gut wie es iſt."

„Armer Mann!" ſprach Gretchen tief gerührt. „Der Vater ſagte oft, daß man Euch hart behandelt habe."

„Hm! Jeder handelt nach ſeiner Weiſe; ich klage Niemand an;" verſetzte Wolfen, und es war als ob ſich die grauen Wimpern näßten. „Mir waren ſchöne Hoffnungen erblüht, ſie welkten an einem

Tage, ja in einer Sekunde, es war die in welcher mein edler Herr, der Kurfürſt Moritz, getroffen von einer morderiſchen Kugel fiel. — Hat Euch Euer Vater davon erzählt? — Nicht? — Nun ſo will ich es thun. Es iſt ſeltſam, aber es iſt als würde mir das Herz leichter wenn ich von der alten Geſchichte rede. Seht, ich war ein Jüngling damals, hatte meine Sporen kaum verdient, war bei dem Herrn gar wohl gelitten, und er hatte mich, weil er mich gern um ſeine Perſon haben wollte, zum Hofjunker gemacht. Nun war damals der Ritter von Karlowitz ſein Geheimer-Rath. Der Mann war wacker, ſeinem Herrn ergeben, aber ſtolz, hart und rauh. Er ſchonte Niemand, ſelbſt nicht den Herrn; ich ſtand einſt hinten auf dem Schlitten als der Kurfürſt von Regensburg nach München fuhr, und wo Karlowitz den Kurfürſten an den am künftigen Tage von kaiſerlicher Majeſtät angeſetzten Termin erinnerte, und ihn zum Dableiben aufforderte. Da der Herr nichts davon wiſſen wollte, ſo ſagte Karlowitz heftig: „Ich habe zuwege gebracht daß Ihr zum anſehnlichen Kurfürſten geworden, Ihr habt Euch aber auf dieſem Reichstage ſo leichtfertig verhalten, daß Ihr bei aller Nationen vornehmer Leute, wie auch bei kaiſerlicher und königlicher Majeſtät in höchſten Veracht gekommen ſeyd." Moritz hieb aber auf die Pferde und fuhr fort. Da ſchrie Karlowitz hinter ihm her: „Nun fahret immer hin in aller Teufel Namen, daß Euch Gottes Element ſchänden müſſe!" — Der Herr lachte bloß, und nannte ihn gegen mich einen alten Brummbart, dem man ſo etwas zu Gute halten müſſe. Dieſer Mann hatte eine einzige Tochter; holdſelig, fromm und hübſch wie Ihr, Jungfer Gretchen. Ich hatte die Jungfrau oft bei Hofe geſehen, und es war, ohne daß wir viel mit einander geſprochen hatten, zwiſchen uns ein Einverſtändniß zu Wege gekommen, welches dereinſt am Traualtare noch mehr befeſtigt werden ſollte. Ich hatte die beſten Ausſichten für die Zukunft, und obwohl der alte Karlowitz für ſeine Tochter einen reichern und vornehmern Gatten wünſchen mochte, ſo würde er am Ende ſeine Einwilligung dennoch gegeben haben, da ihm bekannt war daß der Herr meine Werbung billigte und allerlei gute Abſichten mit mir hatte. So kam der Krieg mit Albrecht von Brandenburg heran. Mein Oheim

Wolf von der Todtenwart, beſtelligte drei Fähnlein Reiterei; er übertrug mir die Führung des Einen. Wir hielten uns wacker, wir ſiegten — da fiel der unglückliche Schuß, der den Kurfürſten tödtlich verwundete und zugleich mein Glück zerſtörte. Kurfürſt Auguſt änderte den ganzen Hofthalt, ich wurde mit den übrigen entlaſſen, in Verzweiflung zog ich in die weite Welt. Ich machte den Krieg in Italien, dann in den Niederlanden mit, erwarb mir Ehre und auch einiges Vermögen, aber als ich die Heimath beſuchte, als ich daran dachte den zeriſſenen Faden meiner Hoffnungen wieder anzuknüpfen, fand ich die, an welcher mein Herz hing, mit einem fremden Manne vermählt."

Der Ritter hielt hier ein wenig inne, er blickte ſtarr vor ſich hin; als er ſein Auge wieder aufſchlug, ſah er daß ein Strom von Zähren über Gretchens roſige Wangen träufelte.

„Ihr ſeyd ein gutes Mädchen, Jungfer Gretchen," ſagte der Ritter, indem er die runde, flaumenweiche Hand derſelben in ſeine großen, gebräunten Hände ſchloß. „Ihr nehmt Antheil an den Jugendleiden des alten Mannes, an den Leiden die verſchmerzt ſind, wie alles Uebel endlich verſchmerzt wird. Oder habt Ihr etwa ſelbſt ſchon etwas Aehnliches erfahren? — Habt Ihr? — Rede Ambroſius!“ ſetzte er hinzu als Gretchen ſchwieg, aber ihre Thränen ſtärker floſſen. „Gewiß hat Gretchen in ſo jungen Jahren ſchon Liebeskummer zu ertragen gehabt. — Aber wie iſt mir denn! Schriebſt Du mir nicht einſt, daß Du Abſichten mit ihr hätteſt, mit ihr und dem jungen Walther Freudenberg, Deinem Verwandten, den Du erzogſt?“

„Das iſt aus, für immer und ewig aus!“ rief heftig Paſtor Ambroſius. „Allerdings hatte ich Abſichten mit dem Jungen. Er ſollte mein Schwiegerſohn, vielleicht dereinſt, wenn er ſeine Studien abſolvirt, mein Nachfolger im Amte werden, aber davon konnte nicht fürder die Rede ſeyn, da er nicht nur höchſt leichtfertig, ehr- und pflichtvergeſſen, ſondern ſchändlich, undankbar, ja geradezu gottlos an mir gehandelt.“

„Ach lieber Vater,“ ſprach Gretchen unter Thränen, „Ihr thut da dem armen Walther wohl grauſames Unrecht. —“

„Schweig, einfältiges Ding!“ rief der Paſtor zornig. „Er iſt ein Schlingel, ein nebulo! Habe ich ihn nicht erzogen, nicht unterrichtet? Hat er mir nicht Alles zu danken? — Und er? wie hat er ſich gegen mich benommen? — Statt über den Büchern zu liegen, ging er, wenn nur eine Möglichkeit dazu war, nach Moritzburg, um dort mit den rohen Waidmännern zu verkehren, ſtatt ſich mit mir von Gottes Wort, oder den Seltenheiten ſeiner Schöpfung zu unterhalten" — Ambroſius blickte hier auf das zweiköpfige Kalb, die Pipa und die übrigen Ungeheuer — „ſprach er mit dem wüſten Jägervolke von nichts als Saufindern, Jagdſpießen und Schweinsfedern. Kehrten einige fromme und gelahrte Amtsbrüder bei mir ein, aus deren mit mir gepflogenen Geſprächen er etwas Erkleckliches für ſeinen zukünftigen Stand hätte entnehmen können, ſo ſtahl er ſich fort, um mit Dir läppiſchem Mädel zu ſchäkern, oder er ging hinüber auf's Schloß zu dem Schloßhauptmann Gerſtenberg, der den Namen in der That führt, da das Bier, welches er binnen Jahr und Tag konſumiret, wenn es in ſeine urſprüngliche Subſtanz verwandelt werden könnte, wohl einen Berg von Gerſte ausmachen würde. Von dieſer alten und rohen Kriegsgurgel nahm er auch die Unſitte an, die Seltenheiten in Gottes Schöpfung zu mißachten, zu verachten, ja ſolche böslich zu verſtümmeln oder gar zu vernichten, wie" — er zeigte auf den halbabgehackten Schwanz des weißen Katers — „hier mit eignen Augen wahrzunehmen."

„Ach Gott, lieber Vater, welches bittere Unrecht thut Ihr dem armen Walther in dieſem Stücke!" ſagte Gretchen noch immer in Thränen. — „Ihr könnt es gewiß glauben, Herr Ritter," ſetzte ſie zu Wolfen gewendet hinzu, „daß der Vetter die beſte Abſicht hatte als er dem Hinz die Schwanzſpitze abhackte; das arme Thier hatte die Raude, und da wollte ihm Walther auf dieſe Weiſe ein bischen zur Ader laſſen, weil dieß ein probates Mittel gegen jene Krankheit ſeyn ſoll, auch war die Schwanzſpitze nicht einmal recht weiß, ſondern ſie ſchillerte ein wenig in's Graue." —

„Sie war weiß! weiß wie der Schnee, wie ſolcher an einem Februarmorgen nur von Gottes Himmel herunterfallen kann!" rief erbittert der Paſtor. „Der Böſewicht hat ein Meiſterſtück der Schöpfung lüderlicherweiſe zu Grunde gerichtet. — Aber," fuhr Ambroſius immer heftiger fort,

„blieb ſeine Bosheit dabei ſtehen? Steigerte ſie ſich nicht von Tage zu Tage, bis er ſeine verruchte Hand an das Hauptſtück meiner Sammlung, an mein Herzblatt, mein unicum, an die Sirene legte? — Du mußt wiſſen,“ ſagte der Paſtor zu dem Ritter gewendet, „daß ſich einſt ein Italiener zu Dresden einfand, welcher eine Menge Seltenheiten aller Art, als Meermuſcheln, ausgeſtopfte Papageyen, Seekrebſe und dergleichen zur Schau ſtellte, auch wohl Liebhabern gegen ſchweres Geld verkaufte. Das Haupt- und Prachtſtück ſeiner Sammlung war aber eine ausgeſtopfte Sirene. Dieſes unvergleichliche Thier war eine Elle, vierzehn Zoll, zwei Linien, vom Scheitel bis zur Schwanzſpitze gemeſſen, lang, hatte kurzes ſtruppiges Haar auf dem Haupte, vollkommene Menſchenarme und Hände — wiewohl die Daumenbildung etwas von der menſchlichen verſchieden — die Geſichtszüge waren wie die des Menſchen, abgerechnet daß Stirn und Naſe platter, Mund und vorzüglich Unterkinn etwas vorſtehender war, und es ging von der Mitte des Leibes in einen vollkommenen Fiſchkörper, mit Schuppen, Floſſen und Schwanz aus. Sprachlos vor Erſtaunen ſtand ich vor dem unvergleichlichen Geſchöpfe. Dreimal glücklich wer Dich beſitzt! ſprach ich unwillkürlich, und entzückt von dem Anblick werfe ich, doch nur, wie verloren, die Frage hin: ob ſich der Italiener wohl für Geld und gute Worte von dieſem Pracht- und Kabinetsſtück trennen würde. Ich erwartete ein: Nein! zu hören, denn ich konnte mir nicht denken, daß ein Kenner ſo etwas veräußern werde, aber zu meinem Erſtaunen ſagt der Mann: „Wenn mir die bestia wird gut bezahlt, ich ihm ſage: addio!“ — Kleinlaut, aber zitternd vor Beſitzgier frage ich nach dem Preiſe. Der Menſch fordert hundert Gülden. Dieß war nun für mich ein erſchreckliches Geld. Ich wollte den Gedanken an den Kauf aufgeben, ich reiſ'te zu Hauſe, aber ich hatte keine Ruhe; die Sirene geht mit mir zu Bette, ſie ſteht mit mir auf, ſie liegt mir Tag und Nacht im Kopfe und am Herzen. Endlich faſſe ich einen Entſchluß, ich ſcharre zuſammen was ich habe, ich kaſſire alte Schulden ein, ich verkaufe den vorjährigen Haferzuwachs, und bringe neunzig Gulden zuſammen, mit dieſen eile ich nach Dresden. Kleinlaut reiſ'te ich hin, ich glaubte den Weg umſonſt zu machen, aber — o Wonne — der Italiener iſt ein trefflicher Mann. „Bloß weil Ihr ſeyd ein amatore ſonder gleichen, ſollt Ihr haben die Sirene!“ und das unvergleichliche Geſchöpf iſt mein. — Nun eile ich nach Hauſe. Ich ſtelle ſie an den Haupt- und Ehrenplatz meines Muſeums, ſitze Tagelang vor ihr ſie zu betrachten, und zu meinem Erſtaunen zeigte Walther gleiches Intereſſe. Wenn ich nach Hauſe kehre, treffe ich ihn ſtets vor dem Prachtthiere, das er von allen Seiten beſieht, und wie ich bemerke, angelegentlich ſtudirt. Er hatte ſtets Geßner's Thierbuch zur Hand, er mißt und vergleicht in einem fort, endlich behauptet er: das Thier habe keineswegs die Doppelbildung eines Menſchen und eines Fiſches, ſondern des Letztern und eines Affen. Die Art und Weiſe wie er ſeine Meinung demonſtrirte, hatte etwas für ſich, aber haltbar war ſie nicht. An der Küſte von Schottland und Hibernien hat man bereits mehrmals Meermenſchen gefangen, warum ſollten nicht dergleichen auch an der Küſte von China — denn von dort ſtammte das Thier — vorhanden ſeyn? Bei alledem nahm ich Walther's Darſtellung nicht übel auf; ja halb vergangene Hoffnungen lebten wieder auf. „Sollte der, welcher an den wunderbaren Schöpfungen des Herrn Gefallen findet, nicht auch noch ein wackerer Arbeiter in deſſen Weinberge werden können?" ſo ſage ich zu mir ſelbſt; aber wie entſetzlich werde ich nach kurzem aus dieſem Traume aufgeſchreckt! Ich komme eines Tages aus Dresden, allwo ich die Kräuterſammlung des würdigen Doktor Stichler bewundert, nach Hauſe, als mir Walther hier im Muſeum, halb lächelnd halb ernſthaft, entgegen tritt: „Vetter," ſagt er, „ich glaube Ihr ſeyd mit der Sirene betrogen worden. Das Thier iſt ein Kunſtprodukt, aus dem Obertheil eines Kapuzineraffen und dem Untertheil eines Lachſes zuſammengeſetzt." Anfangs denke ich der Junge will ſcherzen, dann wie ich es ſehe daß er es im Ernſt redet, glaubte ich er ſey verrückt. Wir disputiren, ich weigere mich, aber er bleibt bei ſeiner Meinung, und will mir ſolche aus Geßner's Thierbuch beweiſen. Endlich gerathe ich in Zorn und ſage, daß ich nicht ein Wort mehr von dem einfältigen Geſchwätz hören wolle, wenn er nicht beweiſen könne, wie und auf welche Weiſe die Zuſammenſetzung bewerkſtelligt worden. — Was denkſt

Du nun alter Reinhold, was ſich begiebt? Mich ergreift noch heute ein Entſetzen, wenn ich daran denke. — Ich werde den folgenden Tag über Land gerufen, um einen Kranken zum Tode zu bereiten. Als ich zu Hauſe komme, was erblicke ich? Auf dem Tiſche dort liegt die Sirene in zwei Stücke getheilt, und Walther ſagt mir mit dem Hohnlächeln der Hölle, er könne jetzt den Beweis für ſeine Behauptung führen; das unvergleichliche Thier ſey ein betrügeriſches Mengwerck, und aus zwei Stücken, die er leicht auseinander nehmen könne, zuſammengefügt. — Ich dachte der Schlag ſolle mich treffen, der Erdboden wankte unter mir."

„Aber, lieber Vater, es war doch ſo!" ſchluchzte Gretchen. „Als der Vetter die Fiſchhaut aufgeweicht hatte, ſah man deutlich, wo beide Theile zuſammengenäht waren; der Zwirnsfaden hing der Sirene ja augenſcheinlich zum Bauche heraus."

„Es iſt nicht wahr!" rief Ambroſius heftig. „Es iſt gewiß eine Sehne geweſen. — Warum ſollte ein ſolches abnormes Thier nicht eben ſo gut Sehnen auf dem Bauche, wie in den Armen oder im Rücken haben?" —

„Die Fiſchhaut war nur angeleimt an den Oberkörper; ſie trennte ſich von dieſem ſogleich, als warmes Waſſer darauf kam!“ verſetzte Gretchen.

„Das Thier iſt aber beſtimmt im kalten Waſſer zu leben, und dort löſ't ſie ſich nicht ab!“ rief Ambroſius. — „Noch nie iſt es dem geſunden Menſchenverſtande eingefallen, die Identität eines Meerfräuleins mittelſt kochenden Waſſers zu erproben; es war dieß bloß teufliſcher Bosheit vorbehalten.“

„Was haſt Du denn aber mit der Sirene oder vielmehr mit deren Ueberreſten angefangen?“ fragte Wolfen.

„Verbrannt habe ich ſie!“ rief Ambroſius heftig. „Hätte ich es nicht gethan, ſo wären die Narren dutzendweiſe in mein Haus gelaufen, angeblich zu unterſuchen ob ich mich hätte anführen laſſen oder nicht, und die Spottſucht und die Schlechtigkeit der Menſchen hätte die Frage natürlich ſtets mit: ja! beantwortet.“

„Und Walther? was ward mit dem?“ fragte der Ritter, indem er den Paſtor ſcharf anſah.

„Der ging fort! In die weite Welt lief er,“ erwiederte der Pfarrer, das Auge von Wolfen abwendend.

„Ach, Herr Ritter," ſprach Gretchen ſchluchzend, „er lief nicht, der arme Walther; der Vater jagte ihn in die weite Welt."

„Ich ſagte," ſprach Ambroſius etwas verwirrt, „er ſollte mein Haus verlaſſen, mir nicht mehr vor die Augen kommen, aber — wie konnte ich glauben daß er es thun würde? Daß er es dennoch that, jetzt nach vier Jahren noch kein Wort von ſich hören ließ, beweiſ't eben ſeines Herzens Härtigkeit. Außerdem paßte er nicht zu einem Arbeiter im Weinberge des Herrn und er würde, mit ſeinen Gedanken an Krieg und Kriegsgeſchrei, an Saufinder und Schweinsfedern, ein ſchlechter Verkünder des göttlichen Wortes geworden ſeyn."

„Das Letztere glaube ich faſt ſelbſt," ſagte Wolfen lächelnd, „wenn er nämlich ſo iſt, wie Du ihn ſchilderſt. Er kann indeſſen ein wackrer Kriegsmann geworden ſeyn. — Wie wäre es denn nun aber — man kann ja die Fälle ſetzen — wenn er unter Schwertern und Lanzen oder zwiſchen Jagdſpießen und Saufängern ſein Glück gefunden und gefangen hätte? Wenn er einſt wiederkäme, ein gemachter Mann, geehrt und im Stande Gretchen zu ſeinem ehelichen Gemahl zu begehren?"

„So würde ich nein! ſagen!" rief Ambroſius heftig, indem er ſo ſtark auf Gottes Erdboden ſtieß, daß die Pipa in dem Glaſe erzitterte, und Meerſchweinchen und weiße Mäuſe erſchrocken auseinander fuhren. „Wer keinen Sinn für die Meiſterwerke der Schöpfung hat, ja ſolche muthwillig zu vernichten im Stande iſt, der kann kein wackerer Mann ſeyn, und wenn er ein Kriegsmann wäre wie Joſua, und alle Schweine die im Moritzburger Walde herumlaufen, einzeln abfinge. — Ich werde niemals die Hand meiner Tochter in jene legen, welche die Sirene vernichtete, und mein Muſeum damit einer unerſetzlichen Seltenheit beraubte."

„Wenn er ſich nun aber geändert, ſeine Unthaten bereut hätte? Wenn er Dir einen Erſatz zu bieten im Stande wäre?" fragte Wolfen lächelnd.

„Das iſt unmöglich! Rein unmöglich!" rief Ambroſius. „Für die Sirene giebt es keinen Erſatz."

„Wenn er Dir nun eine andere Sirene ſchaffte?" fragte Jener hartnäckig.

„Auch dann nicht!“ rief der Pfarrherr. „Er hat mir alle Illuſion geſtört, ja — warum ſoll ich es nicht bekennen? — es ſind ſeitdem ſogar manchmal Zweifel über die Exiſtenz ſothaner Meermenſchen in mir aufgeſtiegen. Es müßte eine ſtupende Merkwürdigkeit ſeyn, welche mich den erlittenen Verluſt vergeſſen laſſen könnte. — Eine ſolche aber — —“

Die Rede des Pfarrherrn wurde durch den Eintritt eines Mannes unterbrochen, welcher die Aufmerkſamkeit des Ritters auf ſich zog. Er war etwa von dem Alter des Letztern, doch ſein Haar beinahe gänzlich grau. Die Stirn des Mannes zeigte Furche an Furche, die erdfahlen Wangen Falte an Falte. Der Blick des Alten hatte etwas Unſtetes, faſt Wildes, er ließ das im Zimmer herumſchweifende Auge nur einen Moment auf den Ritter fallen, dann ging er, mit leiſem Tritt und nach kaum unmerklichem Kopfneigen, nach dem Bücherrepoſitorio, langte ſich dort einen Folianten herunter, und verließ das Gemach ſtill und ſchweigend wie er gekommen war.

Kaum hatte der Fremde die Thüre hinter ſich zugemacht, als Wolfen den Hausherrn kopfſchüttelnd und fragend anſah. Letzterer machte mit der Hand eine Bewegung nach der Stirn und ſprach, als die Fußtritte des Fortgehenden verklungen waren, mit gedämpftem Tone:

„Er iſt mente captus, wenigſtens tiefſinnig, der arme Mann! Seit drei Jahren befindet er ſich in meinem Hauſe. Er zahlt mir ein erkleckliches Koſtgeld — ich wollte es anfänglich nicht annehmen, aber er beſtand darauf — und es war ganz ſonderbar wie ich ſeine Bekanntſchaft machte. Es war nämlich am Weihnachtabend, und ich begab mich in die Kirche, um noch Einiges für das morgende Feſt anzuordnen, als ich bei'm Herausgehen aus dem Gotteshauſe einen Fremden erblicke, der vor den in die Mauer eingefügten Grabſteinen der früheren Beſitzer des Dorfes ſteht, und, um die Inſchriften beſſer leſen zu können, den Schnee mit einem Zipfel ſeines Mantels davon abfegt. Ich nähere mich ihm, und es entſpinnt ſich ein Geſpräch, aus welchem ich ſo viel entnehmen konnte, daß der Fremde aus unſerem Lande gebürtig, jedoch ſeit ſeiner Jugend abweſend geweſen ſey, und ſich vorzüglich mit heraldiſchen Studien beſchäftige. Ich ſage ihm, daß die Bücherſammlung Sr. kurfürſtlichen Gnaden, ſo wie die zu Kloſter Zelle ihm eine ſchöne Ausbeute liefern könne, und ſchlage ihm vor, ſich entweder an letztgenanntem Orte oder zu Dresden auf einige Zeit niederzulaſſen. Er erwiederte: daß er dazu wohl große Luſt verſpüre, daß er aber den Lärm der Städte haſſe und bei ſeinen Studien die tiefſte Einſamkeit liebe. Da es ſchon Abend war, ſo invitire ich ihn in mein Haus, um dort den Weihnachtskarpfen mit uns zu ſpeiſen.“

„Er war damals,“ fiel Gretchen dem Vater in die Rede, „lange nicht ſo wortkarg und menſchenfeindlich wie heute. Man konnte es ihm wohl ſo halb und halb anſehen, daß es in ſeinem Kopfe nicht recht richtig ſey, aber ſo arg wie jetzt war es nicht. Er plauderte doch noch dann und wann mit uns ein Viertelſtündchen, aber jetzt ſitzt er tagelang in ſeinem Zimmer, ohne daß wir ihn ſehen als zur Eſſenszeit. Spricht er aber endlich etwas, ſo iſt es immer von der Art daß man wünſchen möchte er hätte geſchwiegen; ſeine Rede iſt immer ſo höhniſch, ſo bitter. Ich denke, man muß ihm ein großes Unrecht gethan, oder er muß ſelbſt an Andern ein ſolches begangen haben, um zu einer ſo troſtloſen Stimmung zu gelangen."

„Was das Mädchen nun da wieder ſchwatzt!" ſagte der Pfarrherr ärgerlich. „Er iſt krank, hat ſich überſtudirt, oder iſt auf ähnliche Weiſe ein melancholicus geworden. Verlöre man durch erlittenes Unrecht, durch großen Verluſt den Verſtand, ſo wäre der meine durch die Geſchichte mit der Sirene längſt zu Grunde gegangen. Jemandem aber auch nur als Vermuthung nachzuſagen daß er wohl etwas Böſes begangen haben möge, iſt eine große Sünde und bitteres Unrecht. Doch höre weiter. Schon am folgenden Tage that mir Herr Werner, denn ſo heißt der Fremde, den Vorſchlag, daß ich ihn in mein Haus aufnehmen ſolle, wofür er jährlich hundert Goldgülden zu zahlen ſich erbot; wie er ſagte liebte er die Einſamkeit des Landlebens. Wir wurden Hinſicht dieſes Vorſchlags einig und ſeit dieſer Zeit lebt er in meinem Hauſe."

„Mir iſt, als hätte ich dieſen Mann bereits irgend wo geſehen!" verſetzte Wolfen ſinnend. „Der wilde Blick, die ſtarren ſteinernen Züge erſchienen mir bei'm erſten Anblick ſo auffallend, und doch wieder gewiſſermaßen bekannt; ich muß mit ihm ſchon irgendwo, und wäre es nur ein Moment geweſen, bei irgend einer merkwürdigen Gelegenheit zuſammengetroffen ſeyn.“

„Gewiß! — Gewiß!“ verſetzte Gretchen. „Wer dieß Geſicht ſieht — und es hat manchmal ein ſo abſonderliches Anſehen, wenn er ſo mit zuſammengekniffenen Augenbraunen ſtundenlang vor ſich hinſtarret — vergißt es zeitlebens nicht. Herr Werner mag gewiß ein recht guter Mann ſeyn, und er hat mir nie etwas in den Weg gelegt, auch habe ich Mitleiden mit ſeinem Zuſtande, doch mir iſt oft Angſt und bange, wenn ich mit ihm allein bin. Dazu kommt die Eigenheit, daß er von verſchiedenen Gegenſtänden — von Mord oder Hinrichtungen z. B. — nicht kann reden hören, ohne daß ſein Blick immer noch wilder, ſeine Züge noch finſterer werden, oder er auch wohl in heftigem gereizten Tone einige bittere Bemerkungen hinwirft.“

„Ja, das iſt wahr! In dieſem Stücke hat das Mädchen recht;“ verſetzte Ambroſius zu Wolfen gewendet. „Ich hatte ſelbſt mit ihm einſt einen ſonderbaren Auftritt. Wir ſprachen davon, wie das

Gut Koswig aus dem Beſitz derer von Karras an den Kurfürſten Moritz ſeliger übergegangen. — Du mußt nämlich wiſſen, daß der Herr dem Ritter von Karras, ſeinem Geheimenrathe, es für Geld und Ländereien abgetauſcht, worein die Familie nur ſehr ungern, ja mit großem Widerſtreben gewilligt. — Ich ſagte: daß der Tauſch zum Vortheile beider, ſo wie der Unterthanen geweſen, und der Kurfürſt ihn ſehr gewünſcht habe, um den Wald zum Moritzburger Forſte zu ſchlagen. Herr Werner ſchien an dieſem Tage von ſeiner Melancholei übel geplagt, denn er fuhr heftig auf, nannte den Handel eine ſchändliche Bedrückung, einen Eigenthumsraub, den nichts entſchuldige. Ob die Unterſaſſen dabei gewonnen oder verloren hätten, ändere die Sache nicht, eben ſo wenig käme es darauf an, ob der Ritter den vollen Werth für ſein Eigenthum erhalten, denn *für etwas* ſey nicht Erſatz geleiſtet worden, und könne keiner geleiſtet werden, nämlich für die geſchändete Ehre eines altadeligen Geſchlechts, dem ſein ſeit Jahrhunderten von ihm beſeſſenes Stammhaus geraubt worden. — Ich wollte fortfahren, die Partei des ſeligen Kurfürſten, der dabei freilich wohl ein wenig eigenmächtig verfuhr, zu nehmen, aber heftig ſprang Werner auf, ſein Auge blitzte wie das eines Fieberkranken: „Sprecht nicht von einer Sache die Ihr nicht verſteht und zu würdigen wiſſet!" rief er aus. „Moritz war ſchuldig, aber er hat bezahlt." Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, das er zwei Tage nicht mehr betrat."

„Sonderbar! Höchſt ſonderbar!" ſagte Wolfen kopfſchüttelnd. — „Wißt Ihr nicht, welchen Standes dieſer Werner ſeyn mag?"

„Dieß iſt mir noch nicht recht klar geworden;" verſetzte der Pfarrherr. „Ein Gelahrter von Profeſſion iſt er nicht, wiewohl er lateiniſch verſteht und ſonſt ſehr unterrichtet iſt. Seinen Manieren nach gehört er den höhern Ständen an. Allen Fragen über dieſen Punkt weicht er aus, und ſie pflegen ſeine üble Laune nur zu vermehren. — Aber da fällt mir ein daß Du von der Reiſe kommſt, und hungrig und durſtig ſeyn mußt, darum Margarethe beſorge ein Abendbrod, das dem Appetite eines Reiſenden angemeſſen ſey; bringe auch einen Krug Wein vom beſten aus dem Keller; von dem aus dem Extrafäßchen aus der Hoflösnitz; hörſt Du?"

„Gleich! — Sogleich!" rief Gretchen freundlich. „Ich hole, was Küche und Keller vermag. Viel iſt es nicht, aber es wird gern gegeben, und der Herr Ritter wird Nachſicht üben."

Wie ein junges Reh hüpfte das Mädchen zur Thüre hinaus.

„Ein liebes, ein freundliches Kind!" ſagte Wolfen indem er ihr theilnehmend nachblickte. „Ich weiß gar nicht, Alter," ſetzte er, ſeine gebräunte Hand auf die des Freundes legend, hinzu, „wie Du dem Mädchen das Herzeleid anthun konnteſt, den Bräutigam, Deinen leiblichen Vetter, wegen der dummen Sirene in die weite Welt zu jagen! Zum Geiſtlichen mochte er nun freilich verdorben ſeyn, aber der Junge konnte ja ſonſt etwas Tüchtiges werden. Nun ich hoffe, daß wenn dieß der Fall wäre und er einſt wiederkehren ſollte, Du Dich nicht unverſöhnlich zeigen wirſt."

Paſtor Ambroſius wollte eben etwas erwiedern, als Gretchen mit einem Körbchen reinlichen Tiſchzeuges erſchien, und nachdem ſie den Vater gebeten, des Raumes wegen, wie ſie ſagte, die Tafel in dem Muſeum aufſchlagen zu dürfen, beeilte ſie ſich, mit

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03061/010

Hülfe einer alten Magd die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Bald war der mit ſchneeweißem Linnen bedeckte Tiſch, mit einem großen Laib kräftigen Schwarzbrodes, einem Stück goldglänzender Butter, der man die Form eines Lämmleins gegeben hatte, einem Eiergericht, ſo wie einem gewaltigen geräucherten Schinken belaſtet, ein großer Krug mit weißem Wein nebſt zinnernen Bechern war zwiſchen den Eßwaaren aufgepflanzt, Paſtor Ambroſius betete bereits mit lauter Stimme:

„Komm', Herr Jeſu, ſey unſer Gaſt,
Segne was Du beſcheret haſt!"

als ſich die Thüre aufthat, der Hausgenoſſe, den wir unter dem Namen Werner bereits kennen lernten, hereintrat, und ſolcher ſich, ehe noch Paſtor Ambroſius ſein Amen! hinzugefügt, ſchweigend an dem einen Ende des Tiſches niederließ. Er war wie es ſchien in tiefen Gedanken, ſein Auge ſtarr auf die Tafel geheftet, wie mechaniſch langte er mit der magern Hand nach dem vor ihm liegenden Brode, um ſich ein Stück davon abzuſchneiden. Ritter Welfen betrachtete den Mann auf's aufmerkſamſte.

„Unſer Hausgenoſſe, Herr Werner!“ unterbrach der Pfarrherr das Schweigen, indem er ſich zu dem Ritter wandte. „Herr Werner,“ ſetzte er hinzu, „ich habe Euch hier einen alten lieben Freund, meinen ehemaligen Stubengeſellen auf der hohen Schule zu Wittenberg, den Ritter Wolfen von der Todtenwart, vorzuſtellen.“

„Irre ich nicht, ſo haben wir uns ſchon ſonſt wo getroffen;“ ſprach der Ritter zu Werner gewendet. „Ihr kommt mir bei'm erſten Anblick ſo bekannt ſo —“

„Das kann nicht ſeyn;“ fiel Werner ihm in die Rede. „Ehe ich hierher kam, lebte ich faſt ſtets im Auslande.“

„Auch mit mir war dieß der Fall;“ ſagte der Ritter. „Seit der Religionsfriede abgeſchloſſen wurde, befand ich mich gleichfalls faſt immer in der Fremde. Vielleicht habe ich Euch in den Niederlanden oder in Italien geſehen.“

„Ich war nie in Welſchland oder den Niederlanden;“ ſprach Jener, ohne den Ritter anzuſehen. „Ich lebte im Orient.“

„So wäre es dennoch möglich;“ verſetzte Wolfen, indem er den ihm von Margarethen dargereichten Speiſen zuzuſprechen begann. „Ich habe der Schlacht von Lepanto beigewohnt, ſpäterhin der Eroberung von Tunis. Vielleicht haben wir uns auch in Cypern getroffen.“

„Nein! — Das iſt nicht der Fall! Ich war weder da noch dort;“ entgegnete Werner haſtig.

„Nun ſo iſt es früher in Deutſchland geweſen;“ ſprach Wolfen hartnäckig. „Ja, ja; ſo wird es auch geweſen ſeyn. — Habt Ihr vielleicht die Kriege in jener Zeit mitgemacht?“

„Ja — zum Theil;“ erwiederte Werner zögernd.

„Nun, ſeht Ihr wohl! So iſt es dort geweſen. O ich habe ein gutes Gedächtniß für Geſichszüge;“ ſprach Wolfen.

„Man täuſcht ſich nur allzuhäufig bei Aufſuchung von Aehnlichkeiten, und es kommt bei Beſtrebungen dieſer Art ſelten etwas Angenehmes zum Vorſchein;“ ſprach Werner, vor ſich hinſehend, und indem er ſich Wein in den Becher goß.

„Ei warum nicht gar!“ rief Wolfen munter, indem er gleichfals nach dem Kruge langte. „Mir hat mein gutes Gedächtniß in dieſer Hinſicht bereits manchen trefflichen Dienſt geleiſtet. Welches Vergnügen hat es mir nicht ſchon gewährt, einen wakkern Kumpan, mit dem ich vor Jahren auf ein paar Stunden bei einem vernünftigen Geſpräch hinter dem vollen Humpen geſeſſen, auf den erſten Blick wieder zu erkennen, und die abgebrochene Bekanntſchaft von friſchem wieder anzuknüpfen, ja ihm wohl, wenn er ſich ſolches am wenigſten gewärtigte, wie ein Deus ex machina mit einem Liebesdienſte, der oft zur Zeit der höchſten Noth zurecht kam, plötzlich zur Seite zu ſtehen."

„Ei," verſetzte Werner mit einem hämiſchen Seitenblicke, „da habt Ihr ja, ſo zu ſagen, den hülfebringenden Zeus geſpielt."

„Ja, aber auch manchmal den Jupiter ultor!" verſetzte Wolfen lebhaft. „Ich habe auch ſchon Gelegenheit gehabt, einen Schurken, der auf die Langmuth Gottes und die Vergeßlichkeit der Menſchen allzuviel vertraute, einen Böſewicht, der da meinte, daß, weil bereits das Gras auf dem Grabe ſeines Opfers zum zehnten oder zwanzigſten Mal ergrünte, ſolches auch, wie das Sprichwort ſagt, über ſeine That gewachſen, bei'm Genick zu faſſen, ehe er es vermuthete. — Sehet dieſe Kette!" ſetzte er hinzu, indem er eine ſchmale Gnadenkette, die er unter der Krauſe um den Hals hängend trug, aus dem Buſen zog. „Sie iſt mir ſehr werth; einmal, weil die Münze, die daran hängt, das Bildniß des Juan d'Auſtria, meines verehrten Feldherrn, zeigt, der eben nicht ſehr ſchnell mit Vertheilung von Gnadengeſchenken bei der Hand war, und dann wegen des Umſtandes, daß er mir ſolche ſelbſt um den Hals hing. Ich lege auf dergleichen Auszeichnungen eben keinen großen Werth, denn, obwohl ich noch zwei Ehrenketten empfing — nämlich vom Kaiſer, und von dem ſeligen Moritz — ſo trage ich nur dieſe, zum Gedächtniß des Umſtandes, daß ich Gelegenheit hatte, den edlen Helden aus den Klauen eines nichtswürdigen Mordknechtes zu retten."

„O erzählt uns doch die Geſchichte, edler Ritter," rief Gretchen lebhaft. „Ich höre ſo etwas für's Leben gern."

„Es war in Neapolis. Ein Kerl ſollte als Giftmiſcher hingerichtet werden, da erſchien plötzlich ein Ritter des Duque de Roccamoreno, der ihn im Namen ſeines Herrn reklamirte, weil ſolcher ein ſpaniſcher Unterthan ſey. Es entſpannen ſich lange Verhandlungen, und der Menſch ward endlich losgegeben, obwohl er ſchon unter dem Galgen ſtand; es hieß, man würde ihn nach Spanien bringen und dort aufhängen. Ich hatte mir die nichtswürdigen Geſichtszüge des Menſchen genau eingeprägt. Wie erſtaune ich, als ich ihn nach vielen Jahren auf der Galeere die den Feldherrn Juan d'Auſtria trug, und zwar in Dienſten deſſen Koches wiederfinde. Der Herr war zu zwei verſchiedenen Malen bedenklich erkrankt, aber immer noch gerettet worden. Halt! denke ich; ſollte dieſer Menſch vielleicht von den Feinden des Feldherrn — und er hatte deren viele — gedungen ſeyn. Schnell entſchloſſen bitte ich um Audienz bei dem Prinzen, ſetze ihm meine Meinung auseinander, der Kerl wird verhaftet, gefoltert, und — geſteht, daß er den Herrn zu vergiften erkauft worden ſey."

Während der Ritter erzählte, richtete ſich das Auge Werner's, jedoch nur wenn Wolfen, wie es dabei größtentheils der Fall war, ſeine Rede an Gretchen wendete, ſtarr auf den Sprecher; er ſchien lebhaften Antheil zu nehmen, denn ſein Haupt erſchien vorgebeugt und der Mund halb geöffnet, um recht genau zu hören.

„Und wie lange war es her, ſeitdem Ihr den Unglücklichen zu Neapel geſehen hattet?“ fragte er endlich.

„Es waren gerade achtzehn Jahre;“ verſetzte Jener.

„Und nach dieſer langen Zeit erkanntet Ihr ihn wieder?“ ſprach Werner mit Zweifel im Ton.

„Ich würde die Beſtie nach funfzigen wieder erkannt haben, und wenn ich ſie nur eine Minute geſehen hätte!“ rief Wolfen.

„Was geſchah mit dem Verbrecher?“ fragte Gretchen. „Verzieh ihm der Prinz?“

„Das wäre eine übel angebrachte Großmuth geweſen, mein gutes Kind;“ verſetzte der Ritter ruhig. „Er ließ ihn auf dem Deck des Admiralſchiffes erdroſſeln, und ſein Haupt an den großen Maſt nageln.“

„Entſetzlich!“ ſagte Werner, doch mehr vor ſich hin, als an den Ritter gerichtet. „Nach achtzehn Jahren noch erkannt!“

„Dünkt Euch dieß ſonderbar?“ verſetzte Wolfen.

„Hm! Es möchte ſeyn, wenn es bloß mein gutes Gedächtniß beträfe. Aber war hier nicht mehr im Spiele? Erkennet Ihr nicht den Finger Gottes? Weſſen Hand führte mich in Neapel gerade zu der bevorſtehenden Hinrichtung, und nach achtzehn Jahren auf das ſpaniſche Admiralſchiff, als die Hand des Rächers, der den Mörder zu ergreifen weiß und flöhe er auch bis an's äußerſte Meer, und vor dem hundert Jahre wie ein Tag ſind?"

„Ja wohl! — Ja wohl!" ſagte Paſtor Ambroſius. „Du warſt bloß das Werkzeug in der Hand des Allerhöchſten. Der Gottloſe ſagt zwar in ſeinem Herzen: „Gott hat es vergeſſen, er hat ſein Antlitz verborgen, er wird es nimmermehr ſehen" — wie wir ſolches leſen im zehnten Pſalm, Vers eilfe — aber es ſtehet auch geſchrieben: Der Herr iſt in ſeinem heiligen Tempel, des Herrn Stuhl iſt im Himmel; ſeine Augen ſehen darauf, ſeine Augenlieder prüfen die Menſchenkinder."

„Nichts iſt ſo gewiß, als daß Gott die verborgenſte Unthat rächet!" ſprach Gretchen, fromm die Hände faltend. „Seine Gnade und Weisheit hindert aber noch weit öfter die Böſen, eine ſolche zu begeben, und es iſt hier ganz augenſcheinlich wie ſeine ſchützende Hand über dem Haupte der Fürſten und Herren ſchwebt, die er zu Hütern der Völker ſetzt.“

„Leider iſt dieß nicht ſtets der Fall, gutes Kind, aber ich glaube, daß auch da die Weisheit Gottes alles zum Beſten kehret;“ ſagte Wolfen ſeufzend. „Ich denke hierbei an den unglücklichen Tod unſers ſeligen Herrn, des Kurfürſten Moritz. Hätte ich den frommen, edlen, tapfern, großherzigen Fürſten retten, oder wenigſtens rächen können, die Fauſt gäbe ich heute noch darum.“

„Ihr nennt den Kurfürſten Moritz fromm, edel, großherzig?“ fuhr Werner, der bis dahin mit gerunzelter Stirn, zuſammengezogenen Augenbraunen, und ſchweigend dageſeſſen, plötzlich auf. „Ich nenne ihn hinterliſtig, falſch und unedel.“

Wolfen ſchien bei dieſer Rede heftig auffahren zu wollen, aber Ambroſius fiel ihm in's Wort.

„Wollte man,“ ſagte er, „bloß in Anſchlag bringen, daß er an dem unglücklichen Verwandten, der ihm ſein Land vertraute, des Kaiſers Acht vollzog, daß er den Getäuſchten vernichten half, und ſich den

Kurhut, die Beute des Feldzuges auf's Haupt drückte, ſo würde man ihn freilich in die Reihe der Fürſten ſetzen müſſen, die dem Götzen des Ehrgeizes die wahre Ehre opferten, und wenn er in jener Zeit gefallen wäre, ſo würde ſein Andenken auf immer befleckt worden ſeyn, aber der als Menſch Gefallene iſt wie ein König aufgeſtanden. — Indem er ſich auf eine Höhe ſtellte, wo ſich ihm alle Verhältniſſe in einem weitern Kreiſe, in einem hellern Lichte zeigten, indem er dieſen, des erſten proteſtantiſchen Fürſten Deutſchland's würdigen Standpunkt einnahm, verwiſchte er mit einem Griffe ſeiner ſtarken Hand die Aureole, die über dem Haupte des allgefürchteten Kaiſers, des Siegers in zwei Welttheilen, und für welchen eben noch ein dritter erobert wurde, glänzte, er ward der Retter der deutſchen Fürſten, der deutſchen Freiheit und der deutſchen Kirche."

„Ja, ſo war er, mein edler, tapferer, weiſer Feldherr!" rief Wolfen mit Begeiſterung. „Auch als Menſch war er liebenswürdig und wacker. Ha wie oft habe ich ihn, alle Beſchwerden des Feldzuges mit dem Geringſten theilend, alles, was zu ſeiner eigenen Bequemlichkeit angeſchafft worden war, den Kranken und Verwundeten hingeben ſehen! Er war ſtreng zwar, aber ſtets gerecht." —

„Ich ſage: *nein!*" fiel hier Werner dem Ritter plötzlich in die Rede, indem er ihn mit einem Blicke, düſter wie die Nacht, anſah. „Er war ſtreng und *ungerecht.*"

„Beweis! Herr Werner, Beweis!" rief Wolfen heftig.

„Dieſer iſt leicht zu führen; ich nehme ihn aus der nächſten Umgebung;" verſetzte Jener kalt. „Wir befinden uns in dieſem Augenblicke auf, durch Moritz einem Unterthan gewaltſam geraubtem Boden. — Ich denke dieſer Beweis iſt ſchlagend."

„Allerdings," ſprach Ambroſius vermittelnd, „that der Herr nicht wohl, ſeiner ungezügelten Jagdluſt zu Liebe, das Gut Koswig der Familie Karras abzudringen; der Beſitzer deſſelben willigte indeß in den Tauſch." —

„Aber *er allein!* Kein anderes Mitglied der Familie, deren *Erbgut* es war;" rief Werner heftig.

„Er hat die Karras dafür entſchädigt;“ ſagte Wolfen.

„Entſchädigt? Die verlorene Ehre mit Geld bezahlt?“ ſprach Werner, mit finſterm Hohn auf den Sprechenden blickend. „Ich weiß nicht, Herr Wolfen von der Todtenwart, wie hoch oder wie niedrig Ihr Euren Stammſitz anſchlagt, aber ich glaube, es giebt Edle in Sachſen, die ihn für unbezahlbar halten.“

„Auch hat,“ bemerkte der Pfarrherr, „Kurfürſt Moritz auf dem Sterbebette die Ungerechtigkeiten, zu denen ihn ſeine Jagdliebe hingeriſſen, von Herzen bereuet, wie er ausdrücklich erklärte.“

„Aber er hat das ungerechte Gut behalten. Das Wappen mit dem Kurſchwert glänzt heute noch über dem Thore, an der Stelle wo man den hundertjährigen Stein mit dem Zeichen der alten Beſitzer ſchmählich herausriß!“ verſetzte Werner heftig. „Nein! — Nein! Sagt mir nicht von Reue;“ ſetzte er, ſtarr auf Ambroſius blickend, hinzu. „Nicht mit dieſer, nicht mit Gold, nur mit Blut wird geſchändete Ehre bezahlt.“

„Hm! Ihr möget in gewiſſen Fällen Recht haben, wenn auch nicht in dieſem;“ ſagte Wolfen. „Ich glaube Ihr nehmet es ſtrenger, als die Karras ſelbſt es genommen haben. Wahrſcheinlich hat der Herr es auch mit ihnen noch ſonſt in der Stille ausgeglichen.“

„Meint Ihr?“ ſprach Werner, den Redenden mit einem ganz eigenthümlichen Blicke anſchauend. „Zufällig weiß ich es beſſer. Er wagte es, den Sohn des Mannes, dem er das Erbgut — abgetauſcht, den freien Edlen, der das ihm angethane Unrecht nicht vergeſſen konnte, zu ſchlagen.“

„Ich hörte davon reden;“ ſprach Wolfen ruhig. „Der Herr war gegen die Diener, die er liebte, ſtreng, der Karras war ſein Page. — Ich habe ihn zwar nicht gekannt, ich war damals in Thüringen, aber der Menſch hatte einen üblen Ruf, und war aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Taugenichts.“

„Ihr habt eine vortreffliche Weiſe zu argumentiren!“ rief Werner mit einem gellenden Lachen, welches etwas von dem eines Tollen hatte, und wobei Gretchen hoch emporfuhr. „Auf dieſe Weiſe iſt man freilich mit der Erklärung einer Sache am ſchnellſten fertig, und mit der Ehre auch; ich meine mit der eines Abweſenden."

Wolfen runzelte die Stirn, aber Gretchen ſah ihn ſo bittend an, und Ambroſius fiel ihm ſchnell in's Wort.

„Du warſt bei Sievershauſen? — Du fochteſt dort an dem unglücklichen Siegestage?" fragte er. Es ſchien, als ob er dem Geſpräch ſchnell eine andere Wendung geben wollte.

„Freilich war ich dort! Ich kämpfte zur Seite des Herrn, als der Todesſchuß fiel;" erwiederte er trüb, und in der ſchmerzlichſten Erinnerung befangen. „Die Sonne war blutroth aufgegangen; es war ein trüber Morgen. Das Fußvolk war noch zurück, wenigſtens zum Theil; wie es denn auch überhaupt an dem Tage wenig zum Schlagen kam. Ein Reitergefecht entſpann ſich. Der kühne Albrecht war ſelbſt an der Spitze der Geſchwader, wir wurden geworfen. Die Feinde drangen immer weiter vor, ſie ſtachen ſelbſt die Verwundeten nieder. Drei Meiſſener Reiterfahnen waren bereits geflohen, da ſprengte mein tapferer Ohm, Johann

Welfen, auf mich los: „Auf, Vetter!“ rief er. „Laß uns die Reiter ſammeln und in den Kampf zurück führen!“ Es geſchah. Mit Güte und mit Gewalt ſammelten wir das Geſchwader. Als wir vorwärts gegen den Feind ſtürzten, ſah ich den Herrn noch kriegsmuthig und beſonnen auf ſeinem Streitroſſe halten. „Die Lanzen gegen die Roſſe gerichtet!“ rief er uns zu. „Ihr werdet die Reihen leichter durchbrechen können. Der Feind iſt ſchwerer wie wir gerüſtet.“ Wie er dieß ſagte, ſtürmte er mit uns vorwärts. Er trug eine dunkle Rüſtung, die Schärpe mit den Farben ſeines Hauſes flatterte wie die Helmfeder im heftigen Winde. — Unſer Zuſammenſtoß mit den Brandenburgern war furchtbar, das Gemetzel ſchrecklich. Der Herr kämpfte wenige Schritte von mir, ich hatte ſtets ein Auge auf ihn gerichtet. Plötzlich wandte ſich der Feind zur Flucht. „Auf ſie ein! Holla, auf ſie ein!“ rufe ich den Reitern zu. Da knallt plötzlich ein ſtarker Schuß mir dicht zur Seite. Ich blicke hin, und — denkt Euch mein Entſetzen — ich ſehe den Kurfürſten wanken. Ein Mann, ein abgeſchoſſenes Piſtol in der Hand, das Viſir etwas geöffnet, wahrſcheinlich um beſſer zielen zu können, das Geſicht zurück und nach dem Herrn gewendet, ſprengt eben im Pulverdampf davon. Der Mann — Kinder! — der Mann aber trug eine Schärpe mit ſächſiſchen Farben."

„Entſetzlich!" rief Gretchen, die kleinen Hände faltend.

„Alſo iſt das Unglaubliche dennoch wahr! Ich habe es immer nicht glauben wollen;" ſprach Ambroſius.

„Ja!" rief Wolfen, beide Fäuſte ballend. „Ein Ungeheuer, ein ſchändliches, teufliſches, verruchtes Ungeheuer, wie ſolches nur je die Hölle ausgeſpieen, hat ſeine Mörderklauen mit dem Blute des Fürſten befleckt. Er, der hohe, ritterliche Mann, iſt nicht im guten Kampfe von ehrlicher Soldatenhand gefallen, er iſt hinterrücks und meuchlings von einem der Seinen ermordet worden. — Ich habe die Unthat geſehen! Ich, Wolfen von der Todtenwart, mit dieſen meinen Augen, und will es auf das Bibelbuch beſchwören! — So wie der Kurfürſt wankte, wie ich den Mörder fortſprengen ſah, warf ich ſogleich mein Roß herum, ich wollte den Verbrecher ereilen, und — bei Chriſti Wunden! — er hätte mein ſeyn müſſen oder ich wollte nicht leben; aber es war Niemand bei dem Herrn, er ſchien vom Pferde fallen zu wollen, ich fing ihn in meinen Armen auf.“

„Und hat man nicht erfahren können wer die ſchreckliche That begangen?“ fragte Gretchen.

„Man muthmaßte allerhand, aber klar ward es nicht;“ verſetzte der Ritter. „Einige behaupten: der Kurfurſt habe es gewußt, aber aus Edelmuth habe er es verſchwiegen.“

„Das iſt nicht der Fall! — Gewiß nicht!“ fiel Werner, der bis dahin geſchwiegen, haſtig ein. „Hätte er ihn gekannt, er hätte nicht Anſtand genommen, ſeinen Feind dem Blutrichter zu übergeben.“

„Ihr ſeyd, wie es ſcheint, nicht im Stande dieſe große Seele zu beurtheilen!“ rief Wolfen rauh und mit Verachtung im Tone. „Der Fürſt lebte noch zwei Tage und in dieſer Zeit konnten ſelbſt ſeine Gegner — er hatte deren unter ſeiner nächſten Umgebung — ſeine Seelenſtärke und ſeinen Edelmuth würdigen lernen. Unter einen Weidenbaum gelegt, leitete er noch das Ende der Schlacht und die Verfolgung des Feindes. Ein ſterbender Sieger wie Epaminondas auf dem Schlachtfelde, war er ein chriſtlicher Regent auf dem Todeslager, auf welchem er am dritten Tage verſchied; er ließ ſein Teſtament aufnehmen, ſchrieb ſeinem Bruder Auguſt, bereuete herzlich ſeine Schwächen, und verzieh ſeinen Feinden."

„Es iſt doch eigenthümlich," ſagte Gretchen nach einer Pauſe, „daß, nachdem oft weit geringere Unthaten durch die Schickung Gottes an's Licht kommen, dieſer Fürſtenmord mit ewigem Dunkel bedeckt geblieben."

„Das iſt noch nicht ſo unumſtößlich gewiß, mein gutes Kind!" verſetzte Wolfen lebhaft. „Wer weiß ob nicht mir ſelbſt vorbehalten, nach ſo langer Zeit Licht in die Sache zu bringen." —

„Wie wäre dieß möglich?" fragte Gretchen neugierig.

„Als ich über Leipzig hierher ziehe," erzählte Jener, „kehrte ich bei einem alten Waffengenoſſen ein, der unter mir bei Sievershauſen gefochten. Wir ſprechen von dem unglücklichen Tode des Herrn. Ich erzähle die nähern Umſtände, und beſchreibe den Mörder, plötzlich unterbricht mich mein ehemaliger Kriegskumpan, er ſagt, daß, als der Schreckensruf „Der Kurfürſt iſt getroffen!“ erſchollen, er einen Mann, auf den meine Beſchreibung genau paſſe, raſch vor ſich vorbeijagen geſehen, der ein mit Silber beſchlagenes Fauſtrohr verloren — oder wie er jetzt glaube — mit Abſicht fallen laſſen. Er habe es als eine werthvolle Waffe aufgehoben, und beſitze es noch. Er brachte daſſelbe dann zum Vorſchein, und — welcher Zufall! — am Kolben befindet ſich ein adliges Wappen. Der Mann hat mir das Piſtol anvertraut; es iſt unter meinem Gepäck.“

„Wer kann aber wiſſen ob es daſſelbe, aus dem der Schuß gefallen?“ ſagte der Pfarrherr.

„Ich weiß es, und kann es faſt bis zur Ueberzeugung darthun! Der Rächer im Verborgenen wird das Uebrige fügen!“ rief der Ritter eifrig. „Das Rohr der Waffe iſt von einer Weite, wie unter Tauſenden kein Anderes. Die Kugel, durch die der Kurfürſt gefallen, iſt in meinem Beſitz — das Blut klebt noch daran, ſie paßt genau in das Rohr, und — hier iſt ſie.“

Wolſen hatte bei den letzten Worten in den Lederkoller, den er trug, gegriffen, er brachte eine große, dunkle Piſtolenkugel hervor, und hielt ſolche Wernern hin. Dieſer fuhr zurück, als ob man ihm einen Skorpion darreiche, und ward todtenbleich. „Laßt! — Laßt!“ — ſagte er ſtammelnd, und den Arm des Ritters mit Haſt zurückſtoßend. „Ich habe einen Abſcheu — einen Ekel vor Menſchenblut. — Doch nein! — Gebt! Gebt her!“ ſetzte er raſch und faſt ſchreiend hinzu, indem er nach der Kugel langte. „Es iſt lächerlich, einen Abſcheu vor dergleichen zu hegen. — Nicht wahr, höchſt lächerlich? — Man muß ihn überwinden. — Dazu iſt ja kein Blut an der Kugel. Sie iſt bloß vom Alter oder Pulverdampf geſchwärzt.“

Das Benehmen, welches Werner beobachtete, ſtimmte indeß mit den letzten Worten nicht ganz überein. Er blickte nicht auf die Kugel, die er zwiſchen zwei Fingern hielt und bald, als ob ſie glühend wäre, auf den Tiſch fallen ließ. — Wolſen ſah wie in tiefem Sinnen befangen auf den Sprechenden.

„Alſo dieß kleine Blei hat den Faden eines Fürſtenleben durchriſſen!" ſprach Ambroſius in wehmüthiger Rührung, indem er die Kugel in die Hand nahm, und ſie lange betrachtete. — „Und das Wappen auf dem Fauſtrohr?" fragte er endlich.

„Es iſt das des Geſchlechts der Karas;" verſetzte Wolfen.

„Herr Gott, was iſt Euch, Herr Werner?" rief Gretchen plötzlich mit Schrecken im Tone. „Ihr werdet ja bleich wie ein Sterbender! — Fehlt Euch etwas?"

„Mir? — Nichts! — Nicht das Allergeringſte! Mir iſt ganz angenehm zu Muthe;" ſagte Werner in einem Tone der munter ſeyn ſollte, der aber zitternd, wie der eines von ſtarkem Fieberfroſte Geſchüttelten, klang. „Es — iſt — ein bischen kühl im Zimmer;" ſetzte er hinzu, indem ſeine Zähne aufeinander ſchlugen.

Haſtig ſtürzte er einen vollen Becher Wein aus.

„Wenn Euch unwohl iſt wenn vielleicht meine Erzählung" — hob Wolfen an. Werner unterbrach ihn ſogleich.

„Keineswegs! Sie iſt recht luſtig — unterhaltend wollte ich ſagen," erwiederte Jener laut, faſt lärmend. „Erzählt nur weiter, ich höre ſo etwas für mein Leben gern. Geſetzt nun," fuhr er fort, „Ihr wäret ſo glücklich den Mann zu finden den Ihr ſuchet — denn, nicht wahr, Ihr ſuchet ihn? — ſo würdet Ihr gewiß von dem Kurfürſten eine gute Belohnung erhalten — und dann —"

„Meine Belohnung ſollte der Augenblick ſeyn, wo ich das Haupt des Verbrechers von dem Blutgerüſt rollen, das Blut des Mordbuben wie Waſſer am Boden rieſeln ſähe!" rief Wolfen heftig. „Weiter will und verlange ich nichts, und der ganze Abend meines Lebens ſoll dieſem Verlangen geweiht ſeyn. — Ich gehe," ſetzte er hinzu, „in wenigen Tagen nach Dresden, und dort denke ich Anſtalten zu treffen, welche vielleicht geeignet ſind den Tod des Kurfürſten, wenn auch ſpät, zu rächen, und deſſen Schatten zu verſöhnen. Vor allem werde ich darauf dringen zu ermitteln, wie viel von dem Geſchlecht der Karras bei Sievershauſen waren und das Alter derſelben; die Geſtalt des Mannes, den ich und mein Waffengefährte geſehn, wird ſich mit Jenen vergleichen laſſen." — —

„Ich glaube kaum daß nach ſo langen Jahren ſich etwas ermitteln läßt, wenn nicht ein Höherer ſelbſt Dich in dieſer Angelegenheit zum Rüſtzeug erkieſet?“ ſagte Ambroſius.

„Ich fühle daß dieß der Fall iſt!“ rief Wolfen lebhaft. „Vielleicht entging ich nur darum dem Tode auf dem griechiſchen Meere, in den Sümpfen der Niederlande, auf der brennenden Küſte Afrika's, um ein Zeugniß gegen den Mörder abzulegen, über dem die Hand des Rächers ſchwebt.“

„Steht Euch denn das Bild des Mannes den Ihr, wie Ihr ſagt, nur auf einen Augenblick ſahet, nach ſo langer Zeit noch lebhaft vor Augen?“ fragte das Mädchen.

„Nicht immer, gutes Gretchen!“ erwiederte der Ritter. „Ich ſtrebe zwar, es mir vor den Augen meines Geiſtes lebendig zu erhalten, aber oft, und gerade dann, wenn ich mich anſtrenge daß die Fibern meines Gehirns reißen möchten, wenn ich es erzwingen will, daß die verhaßten Züge ſich mir vergegenwärtigen, bin ich es am wenigſten im Stande, es iſt als ob ein Nebel, ein Schleier ſie bedecke. Doch oft wenn ich am wenigſten daran denke, vielleicht beim heitern Mahle, beim Freudenbecher, in der freien Natur, wenn mir mein Vorhaben, meine Sendung einfällt, dann ſehe ich die Züge des Unglücklichen in dem Spiegel meiner Seele, ich ſehe" — hier ſprach der Ritter immer lebhafter — „ſein wildes Auge voll Haß und Hohn auf den Fürſten gerichtet, ich erblicke die von Natur nicht unſchönen, aber von Leidenſchaft verzerrten Züge, ich erblicke die knochige Fauſt die das tödtliche Geſchoß, deſſen Lauf noch rauchte im Fortjagen, unter der Mähne des Pferdes zu verbergen ſuchte, ja ich ſehe den ganzen Mann deutlich vor mir, und ich glaube ich würde ihn, troß dem, daß Zeit, Alter, vielleicht ſein böſes Gewiſſen auf ſein Aeußeres eingewirkt haben mögen, in einem ſolchen Momente augenblicklich — —"

Während der letzten Worte fiel das Auge des Ritters zufällig auf Werner, der mit einem eigenthümlich wilden Blicke, und mit ſonderbar geſpannten Zügen den Sprechenden anſah. Er ſaß vorgebeugt, hatte beide Hände in das Tiſchtuch feſtgeklammert, und ſah ſo unbeweglich, daß, wenn ſich nicht die Bruſt vom Athmen gehoben, man ihn für eine Bildſäule hatte halten können. — Auch das ganze Weſen des Ritters hatte etwas Auffallendes, das Wort ſchien ihm auf der Lippe zu erſterben, er wendete lange kein Auge von Werner, endlich ſtammelte er wie verwirrt. „Genug von dem traurigen Gegenſtande, der mich manchmal ſo hinreißt, daß ich kaum ſelbſt mehr weiß, ob ich die Löſung jenes Räthſels, die Aufgabe die ich mir geſtellt, auch mit der Ruhe, der Kraft, der Gewiſſenhaftigkeit die ſie erheiſcht, durchzuführen im Stande ſeyn werde.“

Der Ritter griff mit dieſen Worten haſtig nach dem Becher, that einen langen Zug, und indem er ſeinen Seſſel zurückſchob ſagte er:

„Mir ſcheint es, wir haben lange geplaudert. Ich habe Euch vom Schlafe abgehalten, und geſtehe gern daß auch ich der Ruhe bedarf. Zeigt mir mein Zimmer, Jungfer Gretchen. Morgen früh kommen meine Leute mit dem Gepäck. Ich bringe Euch etwas mit — ſchon beim Frühſtück erfahrt Ihr was es ſey — das Euch gewiß Freude machen wird. Auch Du, alter Ambroſius, wirſt etwas erhalten, was, wenn ich mich nicht ſehr irre, Dir die Sirene vergeſſen machen ſoll. — Uebrigens mußt Du mir nicht zürnen, wenn außerdem durch mich einige Unruhe in Dein ſtilles Hausweſen kommen ſollte. Es thut mir leid, aber ich kann es nicht ändern, und Du wirſt mein Werk, ſelbſt wenn Du mir Anfangs zürnen ſollteſt, am Ende als ein gerechter Mann zu würdigen und zu billigen wiſſen."

„Ei," ſagte Ambroſius lächelnd, „Du ſprichſt ja ſo geheimnißvoll, und ich möchte wiſſen" — —

„Nichts! — Nichts!" rief der Ritter abwehrend „Du erfährſt es noch Zeit genug. Vielleicht ſchon morgen mit Tagesanbruch. Heute will ich Dir keine unruhige Nacht machen. Am Tage magſt Du mir immer ein wenig ſchmollen, am Ende wirſt Du meine Handlungsweiſe doch gut heißen, und einſehen, daß ſie auch zu Deinem Beſten iſt. — Doch jetzt kein Wort mehr. Gute Nacht!"

Wolfen umarmte Ambroſius, ergriff ein Licht das auf der Tafel ſtand, und ging, indem er zu vergeſſen ſchien ſich von Werner zu beurlauben, in Gretchen's Begleitung, und von dem Hausherrn bis zur Treppe, die nach dem obern Stockwerk führte, geleitet, zur Thüre hinaus.

Während aber Ambroſius mit der Tochter und dem Gaſte das Zimmer verlaſſen hatte, war Werner wie ein Wüthender aufgeſprungen, mit beiden Händen, und wie es ſchien in ungeheurer Angſt, fuhr er ſich in das graue Haar, es war als ob er es ſich aus dem Haupte reißen wollte. Plötzlich ſchien er ſich zu beſinnen, er blickte mit furchtbar rollenden Augen ſtarr vor ſich hin, dann, wie von einem Gedanken ſchnell erfaßt, nahm er das Tiſchmeſſer von dem Teller des Ritters, und verbarg es in dem Buſen.

„Er oder ich!“ ſagte er dumpf. — „Er ſoll mich nicht hetzen!“ ſetzte er grimmig lächelnd hinzu. —

Es war Nachts eilf Uhr, als Wolfen im Nachtkleid in ſeinem Zimmer noch auf- und abging. Letzteres war ein ziemlich großes Gemach. Dicht neben dem Ofen war ein Himmelbett, deſſen weiche Kiſſen, verhüllt von Vorhängen von ziemlich grobwollenem grünen Zeuge, den Ermüdeten aufnehmen ſollten. Wie es den Anſchein hatte, war ſolcher aber noch von allerhand Gedanken zu bewegt um das Lager zu ſuchen, denn bald warf er ſich in den großen gepolſterten Lehnſtuhl, der vom Bette verdeckt in einem dunkeln Winkel ſtand, bald wandelte er mit großen Schritten im Zimmer umher, bald blickte er durch eines der Fenſter, welche ſo dicht mit Weinreben umkleidet waren, daß ſie dem mit Tageshelle die Gegend erleuchtenden Mond kaum in das Gemach zu ſchauen erlaubten. So wie indeß Mitternacht immer näher und näher kam, ſchien Wolfen müder zu werden, er machte bereits Anſtalten, das Lager zu ſuchen, als ſich ein leiſes Klopfen am Fenſter vernehmen ließ. Der Ritter ſchien es das erſtemal zu überhören, aber jetzt klopfte es ſtärker, eine Hand raſchelte in den Weinreben, die ſie bei Seite drängte, und ein Manneskopf ward außen ſichtbar.

„Hölle und Wetter, was iſt das?“ rief der Ritter, indem er nach dem Fenſter ſchritt, und bald ein kräftiges: „Wer da?“ hinunter ſchallen ließ.

„Ich bitte Euch, macht keinen Lärm, Herr Wolfen,“ ſagte draußen eine leiſe Stimme, während der Ritter mit der einen Hand nach dem Schwerte langte, das auf dem Tiſche lag und mit der andern das Fenſter öffnete. „Ich habe mich nur mit Mühe bei meinen beiden alten Bekannten, dem Dorfwächter und dem Kettenhunde legitimiren können! überdem iſt das alte Weingeländer ſo verteufelt morſch, daß Alles kniſterte und knackerte, als ich heraufſtieg.“

„Ei, Walther! Biſt Du es? Du haſt doch immer verteufelte Dinge im Kopfe;“ ſagte der Ritter lächelnd, indem er einem jungen Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, mit hochblondem Haar und eben ſolchem Bart, der ihm, nach der Mode damaliger Zeit, Wange und Kinn umſchloß, und ſich unter dem letzten in zwei Spitzen endigte, in's Zimmer ſteigen half.

Der Jüngling war von mittlerer Größe, ſchlank aber kräftig, und hatte etwas kriegeriſches, was durch die ritterliche Kleidung die er anhatte, nur noch mehr hervorgehoben wurde.

„Konnteſt Du denn aber nicht den Morgen zu Moritzburg erwarten, wie wir abgeredet hatten?“ fragte Wolfen ein wenig ärgerlich. „Die Verliebten verderben einem doch immer das Konzept! Ich hatte mir ſchon alles eingefädelt, mir bedacht wie ich dem Alten bei'm Frühſtück zu Leibe gehen, ihm das Gewiſſen warm machen wollte. Gretchen würde mich dann mit ihren Thränen unterſtützt haben, Du wäreſt erſchienen, und die „egyptiſche Prinzeſſin“ hätte ihm dann vollends den Garaus geſpielt.“

„Herr Gott! Ihr habt noch gar nicht mit ihm von der Sache geredet?“ ſagte Walther erſchrocken. „Ich glaubte Ihr hättet es ſchon gethan, und dieſer Gedanke ließ mir in Moritzburg keine Ruhe, ich eilte her, lediglich um zu wiſſen wie er Eure Vermittelung aufgenommen.“

„Nun das muß wahr ſeyn, Du biſt hinreichend verliebt!“ ſprach Wolfen, den Jüngling auf die Schulter ſchlagend. „Gott gebe, daß Du es nach zehn Jahren, wenn Gretchen längſt Dein Weib geworden, noch in eben dem Maaße biſt. — Aber geſprochen — nein geſprochen habe ich bis jetzt ſo eigentlich mit dem Alten nicht; ich ließ zwar ein Wörtchen fallen, um ihn vorläufig ein wenig mürbe zu machen, aber den Haupſchlag verſparte ich bis morgen."

„Ach, ich wette darauf, Ihr habt von Krieg und Kriegsgeſchrei, von Lepanto und Sievershauſen geredet!" rief der Jüngling ungeduldig. „Das iſt zwar auch ein hübſches Geſpräch, aber man ſieht daraus daß Ihr nie eigentlich verliebt geweſen ſeyd."

„Gott ſey Dank nur einmal! Darin haſt Du Recht!" ſprach Wolfen lächelnd. — „Aber mit Sievershauſen auch;" ſetzte er düſter hinzu. „Dieſes Geſpräch hatte ganz eigene Folgen; es brachte mich auf Gedanken, die — beunruhige Dich nicht, ſie haben mit Deiner Angelegenheit nichts zu thun — mich nun ſchon zwei Stunden in der Stube herumhetzen, trotz dem, daß ich von den Anſtrengungen der Reiſe todtmüde bin."

„So ſollt Ihr durch mich nicht länger geſtört werden!" rief der Jüngling lebhaft. „Legt Euch zu Bett, ruht aus, um morgen mit dem früheſten meine Sache, ſo wacker wie Ihr auf dem Schlachtfelde es gewohnt ſeyd, zu verfechten. Ich für mein

Theil werfe mich in die Arme eines alten Bekannten, jenes braunen Lehnſtuhls, der, glaube ich, von dem Schweiße, den ich über das unglückliche mensa und amo in ihm vergoß, ſo braun geworden iſt, und wenn ich auch bei dem Gedanken, mit Gretchen unter einem Dache zu ſeyn ohne ſie geſehen zu haben, ſo wenig einſchlafen kann, als in der Nacht die auf den Tag folgte, an welchem mir der unſterbliche Oranien den Ritterſchlag ertheilt, ſo will ich mich doch in ihm behaglicher fühlen als auf den Scharlachteppichen die wir den Spaniern abgenommen haben. Das indeß ſage ich Euch: ſo wie der Morgen da iſt, wecke ich Euch, damit Ihr ſogleich Anſtalten treffet um meinen ehrwürdigen Gegner zu zwingen, die Sirene aufzugeben und mich an ihrer Statt zu Gnaden anzunehmen. — Doch jetzt Gute Nacht, und nun kein Wort weiter!" — — Mit den letzten Worten warf ſich der junge Mann, nachdem er das Fenſter geſchloſſen, in den Lehnſtuhl. Es ſchien daß die Anſtrengungen der Reiſe eben nicht weniger auf ihn, wie auf den Ritter gewirkt hatten, denn Letzterer hatte ſich kaum eines Theiles ſeiner

Bekleidung entledigt und das Licht ausgelöſcht, das knarrende Himmelbett hatte kaum ſeine Laſt aufgenommen, als die tiefen Athemzüge des Jünglings bereits verkündigten, daß der Jugendſchlaf ſein Recht über ihn ausübe. —

Auch Wolfen ruhte in Kurzem in des Schlafes Armen, und eine tiefe Stille, die nur dann und wann draußen von einem einzelnen Laut des Hofhundes, oder von einem Geſchnatter der Gänſe, mit deren Zucht ſich Gretchen viel beſchäftigte, in dem Gemache aber von dem Zirpen eines Heimchens und den Athemzügen der Schlafenden unterbrochen wurde, herrſchte rings umher. Der Vollmond ſtand jetzt, Nachts zwei Uhr, in voller Pracht am Himmel. Draußen erleuchtete er die Gegend faſt mit Tageshelle, aber ſein zitternder Strahl bahnte ſich auch nun durch die dichtverſchlungenen Reben ſeinen Weg und die Schatten der, von einem leiſen Luftzuge bewegten Blätter, gaukelten auf dem mit Lichtflecken überſäeten Fußboden des Zimmers. Wie es ſchien, befand ſich alles im Pfarrhauſe, Menſchen, Vieh und Ungeheuer jetzt in der tiefſten Ruhe; dem war indeß dennoch nicht ſo. — Unſere

Bekannten mochten etwa eine Stunde im feſteſten Schlafe gelegen haben, als das, bis dahin zirpende Heimchen plötzlich verſtummte, weil ein leiſes, kaum hörbares Knarren die Bewegung der hölzernen Thürklinke anzeigte und einige Sekunden ſpäter, ſich die Thüre um die Breite einer Spanne öffnete. So blieb es etwa eine Minute. Das Heimchen hatte kaum wieder ſeinen eintönigen Geſang begonnen, als es ſchon wieder verſtummte, denn die Stubenthür öffnete ſich langſam mehr und mehr. Jetzt trat eine dunkle lange Geſtalt in das Zimmer; ſie ſchritt höchſt vorſichtig über die Schwelle, und näherte ſich gänzlich unhörbar, indem ſie barfuß, oder doch ohne Schuhe zu gehen ſchien, dem Bette worin Wolfen lag. Sie ſchien eine Weile horchend oder unſchlüſſig zu verharren, endlich griff ſie nach dem Vorhange, als ob ſie dieſen zurückziehen wolle, während ſie ſich ſelbſt hinter dem Kopfende des Bettes zu verbergen trachtete. — Dort jedoch, in der hinterſten Ecke des Zimmers, befand ſich der Lehnſtuhl in dem Walther ſchlief. Der junge Mann hatte einen Fuß weit von ſich geſtreckt, an dieſen ſtieß jetzt der nächtliche Wanderer, und heftig im Schlaf erſchreckt mit einem donnernden Ha! ſprang Walther empor. —

Die Geſtalt wollte ſich eben nach der Thüre wenden, durch Walther's Ausruf erweckt fuhr Wolfen im Bett empor, das Geräuſch des Letztern überzeugte den Jüngling, daß noch eine dritte Perſon im Zimmer ſey. Wie ein junger Leu griff Walther nun dem Fremden nach der Kehle. Der Letztere ſträubte ſich zwar Anfangs heftig, er wollte ſich losreißen, und es fiel bei dieſer Beſtrebung irgend ein Inſtrument, eine Waffe, klirrend zu Boden; aber der Jüngling war von ausgezeichneten Körperkräften, er ſchleifte den Fremden bis in die Mitte des Zimmers, wo ein Mondſtrahl die Geſichter beider mit einander Ringenden erhellte. In dem Momente wo das Auge des Fremden auf das vom Monde erhellte Antlitz Walthers fiel, ſtieß der Erſte einen furchtbaren Schrei aus. Der Ton hatte etwas Grauſenhaftes, Entſetzliches, Herzzerreißendes. Es war als ob ſich mit dieſem Schrei die geängſtigte Seele dem Körper entwinden wolle, als ob alle Fibern und Nerven des Letztern zu reißen begännen, denn in demſelben Augenblicke ſtürzte der Unbekannte in den furchtbarſten Zuckungen zu Boden. —

Der junge Mann hatte bereits den Kampf mit dem räthſelhaften Gegner begonnen, als Wolfen von der Macht des Schlafes und der Ermüdung in Feſſeln gehalten, erſt zur Beſinnung kam. Jetzt vom Falle des Mannes erſchreckt, ſprang er aus dem Bette.

„Tödte ihn nicht!“ rief er erſchrocken. „Halte ihn feſt, wir wollen ihn binden.“

So wie er indeß hinzugetreten war, ſah er mit Schrecken dem Unbekannten in's Geſicht. „Werner?“ rief er erſchrocken aus. „Gott im Himmel, was ging denn vor.“

„Der Elende wollte Euch wahrſcheinlich tödten, dort liegt ein Meſſer;“ verſetzte Walther. „Kennt Ihr den Menſchen?“ fügte er hinzu.

„Er lebt hier im Hauſe und ſoll etwas verrückt ſeyn!“ erwiederte Wolfen. — „Aber wir müſſen Ambroſius wecken.“

„Dann aber erblickt er mich, und dieß würde vielleicht doppelt ſchreckhaft auf ihn wirken;“ fiel Walther ein.

„Du haſt Recht!“ ſagte Wolfen nach kurzem Beſinnen. „Das darf nicht ſeyn; ich gehe und hole den Alten; lege Du Dich inzwiſchen in mein Bett, und verbirg Dich.“

Wolfen fand den Hausherrn ſchon beſchäftigt Licht anzuzünden, er ſagte ihm mit wenig Worten: daß Werner, bewaffnet mit einem Meſſer, in ſein Zimmer eingedrungen, dort aber von Krämpfen befallen, zu Boden geſtürzt ſey. Ambroſius erſchrak, äußerte jedoch zugleich, daß deſſen jahrelanger Tiefſinn nun in offene Verſtandesverwirrung übergegangen ſeyn müſſe. Beim Eintritt in's Zimmer ſahen ſie Werner halbaufgerichtet am Boden ſitzen. Die Zuckungen waren vorüber, er blickte den Beiden ſtarr und ohne Anſchein von Beſinnung in's Geſicht, und mußte, da ſein Organismus von den Krämpfen auf's furchtbarſte angegriffen und er todtesmatt ſchien, halb getragen, halb geführt nach ſeinem Zimmer und in's Bett geleitet werden, wo der Hausherr die Nacht bei ihm durchwachte. — —

Es war früh acht Uhr, als Gretchen die Morgenſuppe auftrug und zur Seite der Pipa und des dreibeinigen Haſen vor den Ritter ſtellte. Ambroſius trat aber mit trüber Miene in's Muſeum.

„Das war eine Nacht!“ ſagte er, indem er ſich zur Seite des Ritter niederließ und die Hände faltete. „Der Michel und ich, wir haben ihn kaum manchmal im Bette feſthalten können, ſo tobte er. Er ſprach dann fortwährend von ſchrecklichen Dingen, von Meuchelmord und dergleichen. Manchmal kam er auch zur Beſinnung, und dann fragte er ob ſich außer Dir noch ein Fremder im Hauſe befände, was ich natürlich verneinte. Solche Augenblicke hatte er nur ſelten, denn das Bewußtſeyn war bald wieder verſchwunden und das Toben ging von Neuem an. Unſer Abendgeſpräch ſchien ihn dann zu beſchäftigen, denn er ſchrie von Sieversshauſen, vom Schaffott, beſonders vom ſeligen Moritz, der ihn verfolge, und noch hundert ähnliche wirre Dinge. Jetzt iſt der Arzt bei ihm, ein höchſt geſchickter Badergeſelle aus Moritzburg. Der Menſch hat vor funfzehn Jahren bei dem großen, und zwei Jahre ſpäter bei dem kleinen Sterben, die Leute zu Hunderten kurirt und es ſind Mehrere ſeiner Kranken geſund geworden. Der Mann hat einen erſtaunlich ſichern Blick, beſonders wo es ſich um den Tod handelt, und ich fürchte er hat Recht als er vorhin zu mir ſagte: Euer Würden! Mit dem Herrn Werner iſt's aus. — Er trug den Tod ſchon lange in ſich, wie der Holzapfel den Wurm. Er wäre gewiß noch zu retten, wenn er in geſunden Tagen von meinem Theriak genoſſen hätte; das hätte ihm die Eingeweide friſch gehalten, aber er war immer ein obligater — der Arzt wollte ſagen ein obſtinater — Menſch; was ich, was beſagten Theriak anlangt, ſelbſt bezeugen muß. Wie der Barbier meinte, könne er nur noch ein paar Stunden leben."

„Weißt Du denn gar nichts von dem frühern Leben dieſes Mannes?" fragte Wolfen, trüb vor ſich hinblickend.

„Nicht das Geringſte, es ſtimmte ihn immer ſo unmuthig;" verſetzte der Pfarrer. „Er hatte überhaupt ſelten Luſt zur Unterhaltung, und wenn ich von den Wundern der Schöpfung zu ſprechen begann" — Ambroſius blickte hier auf das zweiköpfige Kalb und den dreibeinigen Haſen — „ſo machte er es wie ſonſt Walther, er ging zur Thüre hinaus."

„Das würde dieſer jetzt nicht mehr thun!“ verſetzte Wolfen, wie ganz unabſichtlich. „Ritter Walther Freudenberg war, als ich ihn voriges Jahr zu Lüttich verließ, ein leidenſchaftlicher Seltenheitenſammler geworden.“

„Wie?“ rief Gretchen, erſchrocken die Hände faltend. „Daß Gott ſich erbarme! — Walther wäre ein Ritter geworden?“

„Und ein Sammler, und Freund von Naturwundern?“ fiel Ambroſius mit Erſtaunen ein. „Unmöglich! — Rein unmöglich!“

„Es iſt beides wahr! Ritter und Liebhaber!“ ſagte Wolfen lächelnd „Ritter und Liebhaber! Für beides gebe ich Euch mein Wort, wenn auch Hinſichts des Letzten nicht in einem ſo ausgedehnten Sinne, wie Du, mein Ambroſius, zu meinen ſcheinſt. — Hört mich an! Als Walther von hier wegging, ließ er ſich unter einer Schaar deutſcher Lanzknechte in Italien anwerben. Seine Tapferkeit machte ihn bald zum Rottmeiſter; ſo traf ich ihn. Als ich nach den Niederlanden ging, begleitete er mich dahin. Wir dienten unter dem großen Oranien, und ich kann Euch verſichern, der Name Walther Freudenberg war bald im ganzen Heere bekannt und geachtet. Walther zeichnete ſich indeß immer mehr aus, und vor Antwerpen befehligte er bereits als Hauptmann ein Fähnlein Fußvolk. Dort war es auch, wo ihn der große Feldherr zum Ritter ſchlug. — Aber was iſt denn das?" ſetzte Wolfen hinzu, indem er Gretchen's Hand ergriff. „Ihr weint? Ihr meint, Walther habe Euch, ſeit er Ritter geworden, vielleicht vergeſſen? Ich kann Euch ſagen, daß dieß zufolge der neueſten Nachrichten, die ich von ihm habe, durchaus nicht der Fall iſt. Er würde hereilen, herfliegen, wenn ihm Euer Vater verzeihen, ihm Eure Hand gewähren wollte."

„Aber Liebhaber von Natur- und Kunſtwundern! — Unmöglich!" rief der Pfarrherr.

„Wie ich Euch ſage;" verſetzte Wolfen. „Laß Dir dienen! In Zütphen und Naarden war es bunt über Eck gegangen. Die Spanier hatten geplündert, wir überfielen ſie und erbeuteten ihr Gepäck. Die Soldaten machten ungeheure Beute, denn die Spanier hatten Alles, was ſich fortſchleppen ließ, mitgenommen; ſo hatten ſie auch die Sammlung eines Kurioſitätenhändlers geplündert, und den armen Mann, der ſeine Seltenheiten bis auf den letzten Athemzug vertheidigte, dabei ermordet. Dieſer Mann — ein Apotheker — hatte die ſeltenſten Sachen zuſammengebracht. Das Haupt- und Prachtſtück derſelben aber war eine unerhörte Merkwürdigkeit, eine egyptiſche mumia in ihrem Kaſten und zwar eine einbalſimirte Prinzeſſin geweſen."

„Was?" ſchrie Ambroſius. „Eine mumia? Eine ächte, veritable mumia? Eine egyptiſche Prinzeſſin iſt in den Händen eines einfachen Privatmannes? — Weißt Du, daß ſelbſt in dem Kurioſitätenkabinet unſers allergnädigſten Kurfürſten zu Dresden ſich keine mumia befindet? Bloß in der Hofapotheke haben ſie ein Stückchen von der Rückſeite von einer, und zwar bloß zum mediziniſchen Gebrauch für hohe und graduirte Perſonen, denen in den allerſchwierigſten und bedenklichſten Fällen ein Gran gegen Quittung, und faſt mit Gold aufgewogen, davon abgelaſſen wird. — O glücklicher Menſch! Glückſeligſter aller Apotheker!" ſetzte Ambroſius begeiſtert hinzu. „Eine ganze mumia, eine einbalſimirte Prinzeſſin war in Deinem Beſitz!

Ja ich begreife, wie Du ſie bis zum letzten Athemzuge vertheidigen, und endlich freudig für ſie ſterben konnteſt.“ —

„Aber,“ fuhr Ambroſius in Extaſe fort, „was machten die rohen Kriegsknechte mit dem unvergleichlichen Gegenſtande? Die mumia war wohl köſtlich anzuſchauen?“

„Prächtig! — Vergoldet vorn, verſilbert hinten;“ verſetzte der Ritter ganz gemüthlich, indem er einen Fuß über den andern ſchlug. — „Und was mit der Mumie geſchah? — Die Soldaten boten ſie zum Verkauf aus. Lange fand ſich kein Käufer; endlich erſtand ſie der Ritter Freudenberg.“

„Was? Walther iſt in dem Beſitze der Prinzeſſin? O blindes Fatum! O unvernünftiges Geſchick!“ ſchrie Ambroſius. „In die Hände eines Laien.“ —

„Sage das nicht;“ verſetzte Wolfen. „Er weiß das Kleinod nach ſeinem ganzen Werthe zu ſchätzen.“

„Gott im Himmel, welches Glück!“ rief Ambroſius verklärten Blickes. — „Was meinſt Du,“ ſetzte er zögernd hinzu, „ob Walther — er hatte ſonſt im Ganzen kein ſchlechtes Gemüth — wohl die mumia zu einem angemeſſenen Preiſe, in jährlichen Terminen zahlbar —"

„Kein Gedanke daran!" unterbrach ihn Wolfen mit einer abwehrenden Bewegung der Hand. „Das inkomparable Stück iſt ihm nicht für die Schätze Golkonda's feil."

„Du könnteſt ihm in's Gewiſſen reden!" ſprach Ambroſius dringend. „Du könnteſt ihm ſagen, daß ihm ein ſolcher Handel das Gewiſſen erleichtern, ihn den Gedanken, den ewigen Vorwurf, ein Meiſterſtück der Schöpfung, die Sirene zerſtört zu haben, vergeſſen machen könnte."

„Ach, Du glaubſt nicht, wie hartnäckig er noch in dieſem Punkte iſt;" verſetzte der Ritter. „Er ſchwört darauf, daß die Sirene ein Flickwerk geweſen, und ihr der Zwirn leibhaftig zum Bauche heraus gehangen habe."

„Der Spötter! — Der Unmenſch! — Der Unchriſt!" — rief Ambroſius.

„Einen einzigen Gegenſtand wüßte ich," ſprach der Ritter, endlich einlenkend, „für den Walther die Prinzeſſin abzutreten ſich vielleicht entſchließen könnte."

„Geſchwind, nenne ihn!" rief Ambroſius haſtig. „Iſt es nur eine Möglichkeit" —

„Nichts leichter als dieß, und ohne daß es Dir einen Dreier koſtet;" unterbrach ihn Wolfen. „Es iſt Gretchen."

„Nimmermehr!" rief der Ueberraſchte. „Das iſt unmöglich, ſeit er die Sirene zerſtörte."

„Dann," ſprach Wolfen achſelzuckend, „wird wohl der reiche Kaufherr Nebel zu Leipzig die Mumie erhalten. — Du mußt wiſſen, daß dieſer dem Walther eine gewaltige Summe dafür hat bieten laſſen."

„Der Kaufmann? — Was will dieſer mit der Prinzeſſin?" fragte Ambroſius.

„Er will ſie pulveriſiren und lothweiſe verkaufen;" ſagte Wolfen, indem er nach einem Butterbrode langte, was ihm das, wie eine junge Roſe erglühende Gretchen, der man die Seelenangſt, die ſie über die Verhandlung empfand, anſah, hinreichte. „Das wird dem Nebel ein ſchweres Geld eintragen denn die Apotheker werden ſich um ein Quentchen von dem Mumienpulver reißen. Iſt nämlich ein Bischen von einer gewöhnlichen Mumie ſo überaus wirkſam in der Medizin, ſo muß es von einer balſamirten Prinzeſſin noch um ſo wirkſamer ſeyn, da die zur Balſamirung gebrauchten Ingredienzen gewiß auch weit köſtlicher waren.“

„Alſo noch ein zweites Wunderwerk, gleichfalls ein unicum, ſoll ſchnöde zerſtört werden?“ rief Ambroſius entrüſtet.

„Nicht anders! — Wenn Du nicht einwilligſt, wird die Prinzeſſin gepülvert;“ verſetzte der Ritter ruhig. — „Aber ſiehe da!“ rief er aufſpringend. „Dort kommt mein Gepäck und mit ihm die Mumie.“

„Was?“ ſchrie der Pfarrherr. „Du haſt ſie bei Dir?“

„Ja wohl! In dem Kaſten dort iſt ſie, den das Saumroß trägt. Ich ſende ſie, zufolge Walthers Auftrag, nach Leipzig, wenn Du ſie nicht haben willſt;“ erwiederte Wolfen mit Gleichgültigkeit im Tone.

„Könnte ich ſie wohl einmal ſehen?“ fragte der Pfarrherr, indem er vor Sehnſucht tief aufſeufzte.

„Warum nicht?“ erwiederte der Ritter. „Ich laſſe ſie abpacken und wieder aufladen, denn heute muß ſie noch weiter geſendet werden. Der Nebel iſt ganz verſeſſen darauf.“

Der Ritter ging jetzt in den Hof, wo ſein Gepäck von den Pferden gehoben wurde. Eine Kiſte ward abgeladen, und von mehreren Menſchen in die Stube getragen. Die Kiſte war mit Stricken und Matten umgürtet. So wie dieſe abgenommen waren, erſchien ſolche in einer Größe von etwa ſechs Fuß Länge und drittehalb Fuß Breite; ſie hatte eine dem menſchlichen Leichnam angemeſſene Form — faſt wie die eines Wickelkindes — war altersgrau und, wie Ambroſius ſagte, von Sykomorenholz. Auf dem Deckel lief ein langer Streif von bunten Hieroglyphen abwärts, was, wie der Vorige hinzufügte, auf den hohen Rang der in dem Kaſten Liegenden deutete. So wie der Deckel abgehoben war, ſchlug der Pfarrherr vor Entzücken die Hände zuſammen. Man erblickte eine ausgezeichnet wohl erhaltene Mumie, deren Bedeckung mit bunten Hieroglyphen auf goldenem Grunde wie beſäet war.

„Admirabel! — Prächtig! — Inkomparabel!“ rief er, einen tiefen Seufzer ausſtoßend. „Da liegt ſie, die herrliche mumia, der unbezahlbare Schatz! — Eine Prinzeſſin iſt es; da iſt kein Zweifel. An einer gemeinen Perſon hätte man nicht ſo viel Gold und Sorgfalt in Ausmalung der Charaktere verſchwendet. Gewiß iſt ſie eine Tochter des Pharao Amenophis oder Rhamſes Maiamun, wo nicht des großen Seſoſtris ſelber! — Und dieſe ſollte gepülvert werden?" fuhr er heftig fort. „Gemeine Apothekergeſellen ſollten ihre Hand an die durchlauchtigen Glieder legen? Ihre reizenden Partikularitäten, Gegenſtände der Wünſche der Fürſten der Amoriter, Amalekiter und Moabiter, ſollten in den Mörſer wandern und von Kammerjunkern, Oberſthofmeiſtern und Hoffräuleins — den höchſten fürſtlichen Herrſchaften wollte ich es noch gönnen — um vielleicht ein einfältiges Bauchgrimmen zu vertreiben, genoſſen werden? — O Schande! O Entweihung! O Zerſtörung eines der größten Wunder der Schöpfung!"

„Ja, das wird indeß alles nichts helfen, wenn Du der Sache nicht zuvorkommſt, Dich nicht dazwiſchen legſt;" bemerkte Wolfen.

„Ich leide es aber nicht!" ſchrie Ambroſius mit

Enthuſiasmus. „Ich komme ihr zuvor! Ich lege mich dazwiſchen!“ —

„Alſo wirklich?“ rief der Ritter fröhlich, indem er das vor freudigem Schreck noch mehr erröthende Gretchen bei der Hand faßte. „Du willigſt alſo in den Tauſch? Tochter gegen Mumie, Braut gegen Prinzeſſin? — Zug um Zug?“

„Ihr wollt dem guten Walther vergeben?“ ſprach Gretchen, ſich an den Vater ſchmiegend.

„Muß ich nicht? — Bin ich nicht gezwungen? — Sitzt mir das Meſſer nicht an der Kehle? — Wird die Prinzeſſin ſonſt nicht pulveriſirt?“ ſagte Ambroſius, noch immer mit der letztern liebäugelnd.

„Nun ſo magſt Du dieß Walthern ſelber ſagen, und der Tauſch mag ſogleich vor ſich gehen!“ rief der Ritter, indem er raſch das Zimmer verließ.

Ehe ſich Ambroſius beſinnen konnte, erſchien Wolfen mit dem jungen Manne Hand in Hand.

„Was?“ ſchrie der Pfarrherr mit Erſtaunen. „Junge, Vetter, Zerſtörer der Sirene! Du biſt hier?“

„Hier, um Euch um Vergebung zu bitten, und

Euch, unter allen Umſtänden, ſelbſt wenn Ihr mir Gretchen's Hand verſagen ſolltet, die ſchöne Mumie als Erſatz für das Meerfräulein anzubieten;" ſprach Walther, ſich in die geöffneten Arme des Alten ſtürzend.

„Ein Sünder, der Buße thut, iſt beſſer als zehn Gerechte! Du ſollſt Gretchen zum ehelichen Gemahl haben;" ſprach Ambroſius mit Salbung. „Tochter Margarethe, umarme Deinen Verlobten!"

Die Liebenden umarmten ſich. Gretchen war keines Wortes mächtig. Thränen der Freude perlten über die roſigen Wangen. Wolfen weidete ſich an dem Anblick der Bebenden, Ambroſius an dem der Tochter des Seſoſtris, oder Rhamſes Maiamun.

Jetzt öffnete ſich die Thüre, und der Barbier, der inzwiſchen ſeine Kunſt an Werner geübt, trat mit allem dem Selbſtbewußtſeyn, das ihm der Ruf, den er ſich im großen und kleinen Sterben — wie man damals die Epideemien nannte — erworben, ins Zimmer.

„Es wird bald mit ihm aus ſeyn!" ſagte er.

„Ich habe ihm die beſten Mittel gegeben, aber das Fieber iſt ganz exclusiv. — Excessiv wollte er ſagen. — Dieſe Mittel haben ſonſt immer angeſchlagen, und ich habe erſt neulich den Peter Gläslein, der das Delirium clemens — er meinte tremens — hatte, damit behandelt, und wenn er auch nicht geſund wurde, ſo fand er doch einen ſanften, angenehmen Tod; denn ich habe ſelten Jemand ſo geſchwind ſterben ſehen. Was Herrn Werner anlangt, ſo hat er jetzt eben ein paar lichte Augenblicke, er wünſcht Ew. Wohlehrwürden zu ſprechen, und obwohl ihm das viele Sprechen nicht dienlich iſt, ſo kommt es indeß immer auf Eins heraus, denn es wird doch weiter nichts aus ihm, weßhalb ich mich, da ich in der Umgegend mehrere mit allerlei peſtilenzialiſchen Uebeln behaftete Kranke habe, für jetzt empfehle, und für den Fall des Ablebens des Herrn Werner bemerke, daß ich, pro studio et laboribus, vierzehn Groſchen elf dreiviertheil Pfennig aus deſſen Nachlaß zu empfangen haben würde.“ —

Mit der Verſicherung, daß dieſer Schuld gewiß gedacht werden ſolle, entließ Ambroſius den Arzt.

„Ich gehe hinauf zu dem Aermſten!“ ſagte er. „Du, Gretchen, ſorge indeß daß Platz wird für die Tochter der Pharaonen. — Eine ganze Wand des Muſeums kannſt Du ihr einräumen. Nichts, ſelbſt nicht der dreibeinige Haſe, darf ihr zur Seite ſtehen. Iſt kein Platz übrig, ſo laſſe die Bücher auf den Boden ſchaffen.“ —

„Ich dächte lieber die Skelette der Mörder!“ meinte Gretchen.

„Ja, oder die Mörder!“ beſtätigte der Vater. „Sorge aber, daß ſie einen hübſchen Platz bekommen, etwa links neben der Feuermauer; dort werden ſie angenehm in's Auge fallen.“

Mit den letzten Worten ging Ambroſius aus der Thüre. —

Die jungen Leute hatten ſich unendlich viel zu ſagen. Walther erzählt der Geliebten, wie ihr Bild allein es geweſen, das ihn zu ſeinen beſten Kriegsthaten begeiſtert habe. Nur indem er ſich mit dem Schwerte einen Weg zu Rang und Wohlſtand bahne, habe er gehofft dereinſt Gretchens Hand zu erlangen. Was der Vater dem Zerſtörer des Meerfräuleins, dem Verächter des dreibeinigen Haſen dem mißrathenen Theologen verſage, dieß werde er dem Ritter, dem Anführer eines Fähnleins tapferer Kriegsleute nicht verweigern, habe er gedacht; aber Wolfen habe gemeint, daß dieß immer noch nicht genug ſey, ſondern, daß man auch das Herz des Vaters zu erobern trachten müſſe, und der Gedanke, dieß mittelſt der Tochter der Pharaonen zu gewinnen, rühre von jenem allein her. — Der alte Ritter freute ſich innig, daß ihm ſein Plan ſo ſchön gelungen. Mit Rührung im Blicke ſchaute er auf das ſchöne Paar, das ſich liebend umſchlungen hielt.

„Wahrhaftig,“ ſagte er lächelnd, indem er auf die Mumie zeigte, „wenn die alten Egyptier Recht hatten, wenn ſie behaupteten, daß die Seele der Verſtorbenen in der Nähe der balſamirten Hülle verweile, und nur ſo lange als dieſe exiſtire, ſo muß der Geiſt der ſchwarzbraunen Perſon da ein wahres Vergnügen empfinden, daß nach zweitauſend Jahren durch ſein Erdenkleid eine Heirath zu Stande kommt — er müßte, empfände er es nicht, nie in einem Frauenkörper gewohnt haben — und wie ſich jede gute That belohnt, iſt auch hier augeaſcheinlich zu ſehen, denn einen beſſern und ſorgfältigen Konſervator hätte Sr. Gnaden, Herr Seſoſtris ſelber ſeiner Tochter nicht wünſchen können, wie meinen Freund Ambroſius: vorausgeſetzt, daß ſeine Prinzeſſin-Tochter nun einmal nach Europa transportirt werden müßte.“

„Ach Ihr ſcherzt wohl, Herr Wolfen;“ ſagte Gretchen wehmüthig und freundlich; „dennoch enthält Eure Rede viel Wahres und Ernſtes. Was würden wir erfahren, wüßten wir, welche Gefühle einſt in jener Bruſt ſich regten, in welcher ſeit zweitauſend Jahren kein Herz mehr ſchlägt! Laßt uns immerhin glauben, daß ſie den unſeren verwandt waren und daß ein unſichtbares, wohlwollendes Weſen ſich unſeres Glückes erfreue.“

Lange unterhielten ſich die Liebenden noch von ihrer Zukunft. Wolfen mußte ſie erinnern, der Tochter des Seſoſtris den Ehrenplatz zu bereiten.

Die Skelette wurden nun mit Hülfe der Dienerſchaft auf den Boden transportirt. Das zweiköpfige Kalb, der dreibeinige Haſe und die übrigen Ungeheuer räumten den Hauptplatz, wo für die Prinzeſſin eine Art Schaugerüſt, mit einer ſcharlachnen Decke, die noch aus der ſpaniſchen Beute herrührte, überdeckt, bereitet wurde. Als Alles eingerichtet war, freuten ſich die Anweſenden im Voraus auf die Ueberraſchung des Hausherrn, deſſen Tritte man eben auf dem Flure vernahm. Ambroſius warf auch bei ſeinem Eintreten wirklich einen Blick des Erſtaunens auf die Mumie; aber er ſprach nicht, ſeine Züge trugen einen ſchmerzlichen Ausdruck. —

„Werner iſt todt?" rief Gretchen ängſtlich, als ſie dem Vater in's Geſicht ſah.

„Dem Aermſten iſt wohl! Er iſt hinüber;" entgegnete Ambroſius.

„Hatte er Beſinnung? — Sprach er mit Dir?" fragte Welſen dringend.

„Er that es, lange und ausführlich;" verſetzte der Hausherr.

„O theile es uns mit; ich möchte wiſſen" hob der Ritter an.

„Ich darf nichts ſagen!" unterbrach ihn der Pfarrherr. „Der Unglückliche will, daß ſelbſt ſein Name nicht auf den Grabſtein geſetzt werde."

„Wo wirſt Du ſeinen Leichenſtein errichten, ſeinen Leib begraben laſſen?“ fragte Wolfen, indem er den Freund nach dem Fenſter führte, wo man den Friedhof überſehen konnte.

„Er verlangte,“ ſprach Ambroſius nach einigem Zögern, „in der Ecke des Kirchhofes unter jener Linde begraben zu werden. Den Leichenſtein mit der Inſchrift: „Ein Unglücklicher ruhet unter jenem Baume. Betet für ſeine Seele!“ laſſe ich dort, neben dem des letzten der vorigen Beſitzer, in die Mauer fügen.“

„Gott hat gerichtet!‘ — Er vergebe dem Verbrecher;“ ſagte Wolfen, die Hand auf die Bruſt legend und das Haupt neigend.

„Amen!“ ſprach Ambroſius, die Hände faltend. „Möge er in Frieden ruhen, und — was er wünſchte — vergeſſen werden.“ — — —

Nach wenigen Wochen war frohes Leben im Pfarrhauſe. — Gretchen und Walther waren ein junges Ehepaar. Der Hochzeitgäſte waren nur wenige, zum Theil Dorfeinwohner, die ihrem Pfarrer und deſſen Tochter ſämmtlich aus Herzensgrunde zugethan waren. Acht Tage ſpäter reiſ'te Walther mit ſeiner jungen Frau, begleitet von

Weiſen nach den Niederlanden ab. Der Abſchied war zwar ſchmerzlich, aber Ambroſius tröſtete ſich mit dem Spruche: daß das Weib Vater und Mutter verlaſſen werde, um einem Manne anzuhangen; auch hatten ihm die Abreiſenden zugeſagt, nach Jahresfriſt zu einem längeren Beſuche zurückzukehren. Bis dahin tröſtete und weidete er ſich an dem Anblicke der Tochter der Pharaonen.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Zehnter Band.

I. Die Rächer.
II. Das Feſt zu Moritzburg.
III. Hakelberg.

Leipzig, 1840.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Vierter Band.

Leipzig, 1840.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite

Die Rächer. 1

Das Feſt zu Moritzburg. 143

Hakelberg. 169

Die Rächer.

Erzählung in zwei Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Das Horoscop.

Motto:

„Es nützte dieſe Zurüſtung zu nichts
Und wär' kein Mark in dieſer hohlen Kunſt?"
Schiller.

Korſika, das Vaterland des größten Feldherrn der neuern Zeit, war ſchon bei den Römern wegen der Steilheit ſeiner Gebirge und der Wildheit ſeiner Einwohner berüchtigt. Es diente damals als Verbannungsort, und Seneca, welcher ſieben Jahr dort zubrachte, hinterließ uns zwei Sinngedichte, die eben ſo wenig geeignet ſind uns von den Annehmlichkeiten der Inſel, als von der gerühmten Standhaftigkeit des Philoſophen ſelbſt, eine große Idee zu machen; ja die Abneigung der Römer gegen eine Inſel, welcher die alten Griechen, wegen ihrer reizenden Lage im Mittelmeer und des milden Klimas, den Namen: „Kaliſte" gegeben hatten, und welche Kallimachus gleich nach ſeinem geliebten Delos ſetzt, ging ſo weit daß ſie nicht einmal einen Sklaven aus deren Gränzen haben wollten, da ſie behaupteten, daß der Character der Bewohner völlig unbezähmbar ſey. Wirklich hat ſich auch, in ſo weit die vorgerückte Sittenkultur es erlaubte, in demſelben ein Grundzug erhalten, der die Abneigung der despotiſchen Republikaner leicht erklärlich macht; es iſt dieß der unvertilgbare Freiheitsſinn der Korſen, der ſich aber bei ihnen mehr in den individuellen Verhältniſſen, wie in den allgemeinen äußert. Da ſie ihre Unabhängigkeit als Volk bereits ſehr früh verloren; bald unter der Herrſchaft der Genueſen, bald unter der der Franzoſen oder der Engländer ſich befanden, auch in den Beſtrebungen ſolche wieder zu erringen immer unglücklicher waren, ſo verlor ſich bei einem großen Theile der Nation der Sinn für eine ſelbſtſtändige Volksexiſtenz, und außer zu der Zeit des Kampfes unter Paoli, und der kurzen Regierung des Schattenkönigs Neuhof, gab es nur genueſiſche, franzöſiſche und engliſche Partheien. Je weniger aber ein nationeller Freiheitsſinn hervortrat, je feſter, entſchiedener, ja unvertilgbarer erſchien der individuelle. Nur die unwiderſtehlichſte Gewalt, der offenbarſte Zwang kann zwiſchen dem Korſen und ſeinem Gegner einen Richter aufkommen laſſen; ja iſt der Zwiſt auf einen Punkt gediehen, wo nationelle, ganz mit ſeinem eigenſten Weſen verwebte, Vorurtheile mit ins Spiel kommen, ſo würde der Korſe lieber Leib und Leben, lieber Hab' und Gut verlieren, als ſich einem Geſetze beugen, deſſen Richtigkeit und Rechtlichkeit ſonſt unbeſtreitbar iſt. Korſika iſt der einzige Punkt auf europäiſchem Boden, wo das furchtbare Herkommen der Blutrache noch in eben dem Maaße wie in den Sandwüſten Afrika's geübt wird. Leben um Leben, Blut um Blut iſt dem Korſen, wie dem Beduinen der Sahara, das erſte und unverbrüchlichſte Geſetz. Er allein — ſo iſt ſeine Meinung — muß der Richter in der eigenen Sache der Rächer der ihm angethanen Beleidigung ſeyn. Wäre ſein Recht auch ſonnenklar, entſchiede das Geſetz für ihn, verurtheilte es den Gegner zu den härteſten Strafen, er würde ſich nicht zufrieden geben, er ſähe nur die That, nicht die beleidigte Ehre gerächt; um dieſe zu ſühnen, muß er ſelbſt der Rächer ſeyn. Dieſer, dem Korſen ſo eigenthümliche Sinn, bringt aber auch, wie dieß nicht anders möglich iſt, in der ganzen Lebensweiſe des Volkes höchſt eigenthümliche Verhältniſſe hervor. Jedes Kirchſpiel, jeder Flecken, jede Familie, haben ihre beſonderen Gegner, oder Verbündete, allgemeine oder perſönliche Freunde oder Feinde. Es giebt hundertjährige Zwiſte, deren Entſtehung man nicht mehr weiß, die aber wahrſcheinlich mit Mord begonnen wurden, und durch Mord fortgeſetzt werden. Die korſiſchen Dörfer ſind gewöhnlich auf den Gipfeln der Berge, auf rauhen Klippen von einer Höhe, daß man die Häuſer von Ferne kaum von einander unterſcheiden kann, gebauet; der Grund dazu liegt in jenen erblichen Feindſchaften, welche jeden Augenblick einen Angriff beſorgen laſſen; der Landmann, der Hirt begiebt ſich in der Regel nur bewaffnet an ſein Geſchäft, er fürchtet, daß ihm ſein Feind, ohne daß er darauf vorbereitet wäre, begegnen könne. Es kommt übrigens nicht darauf an, ob der Gegner oder er ſelbſt verſöhnliche Geſinnungen habe, ob ihm der Gegenſtand des Zwiſtes am Herzen liege, ja nur bekannt ſey oder nicht, die Ehre gebietet Haß und Tod, und ihr Gebot muß erfüllt werden. — Da die Rohheit dieſer Sitten oft noch in unſern Tagen in aller ihrer Schärfe hervortritt, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, in welch' einem Grade, dieß in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts — der Zeit, in der die Begebenheiten der folgenden Geſchichte ſpielen — der Fall geweſen ſeyn müſſe. — — —

„Entferne Dich von dem Eingange zur Kammer des Todes, Matteo, und Ihr da drüben haltet Euch ruhig an den Flügeln der Tonnara, denn trügt mich mein Auge nicht, ſo nähert ſich dort eine Schaar Thunfiſche, und es will mir ſogar bedünken, als ob ich von Zeit zu Zeit die glitzernden Rückenfloſſen der größten, ſich über die gekräuſelte Waſſerfläche erheben ſähe!"

Der, welcher ſo ſprach, war der junge und reiche Edle, Michel Angelo de Ornano. Ihm gehörten die weitläuftigen Beſitzungen, die ſich von dem Orte, von dem er den Namen trug, bis zu dem Golf von Balinco erſtreckten, und den hohen Gebirgsſtock des Monte San Giorgio einſchloſſen. Das Bild des jungen Mannes war ein ſehr anziehendes. Er ſtand in dem Anfange der Zwanzig, ſeine Geſtalt hatte etwas ungemein zierliches, ohne geziert zu erſcheinen. Der grüne Sammtrock von einem Schnitte, wie ſolcher zur Zeit Franz des Erſten von dem franzöſiſchen Adel auf der Jagd oder bei ländlichen Vergnügungen getragen ward, umſchloß, von einem goldenen Gürtel zuſammengehalten, die ſchlanken Glieder, und die ſchwarze, korſiſche, von allen Seiten aufgeſchlagene, mit Gold und bunter Seide geſtickte Mütze, bedeckte leicht die krauſen Locken, die ſich zur Seite eines, in Jugendſchöne prangenden Antlitzes bis auf die Schultern herabringelten. Der Jüngling ſtand in einem zierlichen Luſtboote, welches von einem alten Fiſcher geführt ward, und ſtützte ſich auf eine Art Dreizack, wie man ſolchen auf Gemälden in den Händen des Meergottes erblickt, und der auch noch in unſern Tagen an den Küſten Griechenlands und Italiens von den Fiſchern geführt wird. In der Mitte des Bootes, in geringer Entfernung von dem ſchönen jungen Manne aber ſaß ein Mädchen, deſſen Züge beim erſten Anblicke zeigten, daß es Jenem ſehr nahe angehören müſſe; es war die Schweſter Michel Angelo's, die ſchöne Vanina Ornano, zu Corte, der Hauptſtadt der

Inſel von den jungen Männern wegen ihrer Schönheit gewöhnlich „Fior di Corsica“ genannt, und von einer Menge Bewunderer umſchwärmt.

Der junge Ornano pflegte alljährlich zur Zeit der Seidenernte, ſo wie des Thunfiſchfanges, welche beide ihm ein bedeutendes Einkommen gewährten, einige Monate auf ſeinen Gütern zuzubringen, und heute war der Tag, wo die Thunfiſcherei feierlich eröffnet ward. Schon ſeit einigen Tagen waren einige Fiſcher beſchäftigt geweſen, im Hintergrunde der Bucht die ſogenannte Tonnara zu errichten, eine Einrichtung, die mit vielen Umſtänden und großen Koſten verknüpft iſt, jedoch reichlichen Ertrag liefert. Zuvörderſt, nach offener See hinaus, war ein halbmondförmiges, von fingerdicken Stricken gefertigtes, mit zwei Flügeln verſehenes, faſt hundert Klaftern langes Netz, in Geſtalt eines halben Mondes in See gelaſſen, hinter dieſem, jedoch ebenfalls mit zwei Flügeln ſich an das erſte anſchließend, befand ſich ein zweites, und hinter ſolchem ein drittes, beide jedoch kleiner als das erſte; ein viertes, aber nicht mehr von halbkreisförmiger Geſtalt, ſondern vielmehr in einen

Sack ausgehend, machte das Ende. In der Mitte des erſten, zweiten und dritten Netzes befand ſich eine Oeffnung in Form eines Thores, dergeſtalt, daß eine Schaar Fiſche längſt den Wänden der Netze hinſchwimmend, aus der erſten Umhegung in die zweite, aus dieſer in die dritte und endlich in die vierte, die keinen Ausgang hatte, gelangen konnte. Die Oeffnungen der Netze konnten durch eine aufgerollte Wand nach Belieben verſchloſſen und wieder geöffnet werden. Da die Oeffnungen der Netze nicht in gerader Linie auf einander trafen, ſo wäre es den Fiſchen, die einmal das erſte paſſirt hatten, ſchon ſchwer geworden den Rückweg zu finden, wenn es auch nicht in der Gewalt der Fiſcher geſtanden hatte, die Oeffnung jedes Netzes nach Belieben zu ſchließen und die Gefangenen mit Ruderſchlägen, bis in die ſogenannte „Kammer des Todes" — das ſackförmige letzte Netz — zu ſcheuchen.

Schon wimmelte dieſes von einer Menge Fiſche, die mächtigen Rückenfloſſen der ängſtlich hin und her Schwimmenden erſchienen bald über dem von der Sonne hellbeglänzten Waſſerſpiegel, bald verſchwanden ſie wieder, und die Schwanzſchläge der furchtſam Untertauchenden knallten wie ſchwache Piſtolenſchüſſe, als Michel Angelo ſeine Untergebenen eben auf eine neue Schaar Thunfiſche aufmerkſam machte, welche von der Seeſeite her, langſam dem Netze zuſchwamm. Vier Böte, je zwei und zwei gerudert von wildausſehenden, von der Sonne dunkel gebräunten Männern, die, außer der ſchwarzen Nationalmütze, einem groben Hemde, dem nur bis an die Knie reichenden Unterkleidern, und einem, auf der rauhen gerötheten Bruſt ruhenden, vom Halſe herabhängenden Skapulier, nichts auf dem Leibe trugen, ſtellten ſich an den Flügeln des erſten Netzes und zur Seite des vierten auf. Still und ſtumm blickte Alles nach der Seite des offenen Meeres, nur Vanina Ornano ſah nach einer gegenüberliegenden Landzunge, wo eben drei Reiter zum Vorſchein kamen, und auf einer Sanddüne anhielten, um mit Neugier und Theilnahme der Fiſcherei zuzuſehen. Der Eine der Fremden ſchien ein vornehmer Mann; der dunkle, mit Stickereien beſetzte Reitrock, der galonnirte Hut, von dem eine weiße Feder herabhing, ſchien hierauf zu deuten, die beiden andern Reiter waren wahrſcheinlich die Diener des erſten.

„Sieh dort den Fremden, Bruder!“ ſagte Vanina zu dem jungen Ornano. „Ob es Jemand von unſern Bekannten aus Corte ſeyn mag? — Entweder er kennt uns, oder der Fiſchfang hat für ihn viel Anziehendes, denn er ſpornt den ſchönen Rappen, den er reitet, bis in die Wellen hinein, um nur Alles recht genau anſehn zu können.“

Michel Angelo warf einen Blick nach den etwa hundert Klaftern entfernten Sanddünen, wo die Reiter hielten.

„Es iſt kein Bekannter!“ ſagte er nach einer Weile. „Es müßte etwa Hettore Colonna — aber nein, der Fremde ſcheint älter.“

„Was meinſt Du — wenn wir ihn einlüden?“ — ſprach Vanina mit einem Ausdruck von Neugier.

„Warum nicht?“ erwiederte Michel Angelo. „Sein ganzer Aufzug hat etwas Fremdartiges; vielleicht iſt er gar nicht auf der Inſel zu Hauſe und da hat der Thunfiſchfang für ihn um ſo mehr etwas Merkwürdiges, als er nur bei uns und in

Sicilien auf dieſe Weiſe ausgeführt wird. — He, Vittolo!“ ſetzte er hinzu, indem er ſich zu einem alten Diener wendete, der in einer nebenliegenden Barke neben einem Korbe mit Lebensmitteln ſaß; „ſteige in den Kahn, fahre nach dem Ufer, und lade den Fremden in meinem Namen ein, dem Fange in der Nähe zuzuſchauen.“

Der Diener, zu welchem Ornano ſprach, war ein Mann von etwa ſechszig Jahren. Er war von mittler Größe, mager und knochig, nur wenig graue Haare bedeckten den Scheitel, die Züge ſeines Geſichts waren ſtarr, die Augen tiefliegend, ſein Antlitz glich faſt dem eines alten Römers aus den Zeiten der Republik, es ſchien ſo unbeweglich wie in Erz gegoſſen.

„Nun, Vittolo, was zauderſt Du?“ ſagte Ornano verwundert, als ſich der Alte erhoben hatte, und noch keine Anſtalt machte in den Kahn zu ſteigen. „Kennſt Du den Fremden?“

„Ich kann vermuthen, wer er iſt, Signor!“ erwiederte der Alte mit rauher Stimme, doch ohne die Lippen ſehr zu bewegen. „Der Eine jener Reiter iſt Andrea, der Sohn meines Vaters, den ich aber, ſeitdem er dem Fremden dient, nicht mehr Bruder genannt habe, folglich iſt Jener im geſtickten Kleide ſein Herr, Sampiero di Baſtelica.“

„Wie!“ rief Michel Angelo. — „Der berühmte Obriſt der Korſen in franzöſiſchem Dienſt? Der Mann von deſſen Heldenmuth bei uns und in ganz Italien ſo viel geſprochen wird? Geſchwind Vittolo! Eile, bringe ihn her! Mich verlangt es den berühmten Landsmann kennen zu lernen.“

„Bedenkt, Signor!“ ſagte der alte Diener mit einer Dreiſtigkeit, wie ſeines Gleichen, beſonders in Italien, ſich gegen ihre Herrſchaft wohl zu erlauben pflegt. „Zu Eures Vaters Zeit lagerte ſtets die Wolke der Feindſchaft zwiſchen den Bewohnern unſerer Thäler, und denen von Baſtelica, weil die Letztern der Partei der Genueſen angehörte, wenn auch gerade keine That begangen worden, welche den Blitz der Vendetta (Blutrache) entzündet hätte, auch ſtanden die Häuſer Ornano und Sampiero in den Landesverſammlungen von jeher nicht freundſchaftlich mit einander, weil zu der Zeit, als Hugo Colonna die Saracenen austrieb, zwiſchen einem Ornano und einem Sampiero welche beide die Stelle der Caporali zweier Pieven bekleidet hatten, ein Zweikampf ſtatt gefunden haben ſoll, der mit dem Tode beider geendigt hat.“

„Die heilige Jungfrau ſtehe uns bei!“ rief Michel Angelo lachend. „Weil zwei unſerer Vorfahren ſich gegenſeitig umgebracht haben ſollen, und weil die Bewohner von Baſtelica einſt genueſiſch geſinnt waren, ſoll ein wackerer Landsmann, der den Namen ſeiner Nation im Auslande geehrt und den ſeinigen berühmt machte, unſern Thunfiſchfang nicht anſehn dürfen! Du biſt ein Narr, Vittolo! Eile, lade den Fremden herüber.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, und ohne daß ſich in den ſteinernen Zügen irgend eine Bewegung des Widerwillens, wie man doch hätte erwarten ſollen, kund gegeben hätte, ſtieg Vittolo in einem an die größere Barke gefeſſelten Kahn und ſchiffte bald nach dem Ufer.

Vanina blickte unverwandt nach der Küſte. „Sieh! Er hat die Einladung angenommen!“ rief ſie nach einer Weile mit vergnügtem Tone. „Aber auch noch einer ſeiner Begleiter — ein blutjunger

Menſch, wie es ſcheint — ſteigt mit ihm in den Kahn.“

Das Schiffchen, welches die Fremden trug, ſtieß jetzt vom Ufer, und mit wenigen Ruderſchlägen langte es bei der Barke Ornano's an. — Der Fremde war ein Mann, den die Natur bei der Geburt ſchon als einen ihrer Lieblinge bezeichnet, und durch ſein Aeußeres zum Bilde eines Helden geſtempelt hatte. Die hohe, kräftige Geſtalt, die kühnen, faſt allzuſtolzen Züge, die kecke Haltung, Alles deutete auf den Mann von Kraft, von Muth von hohem Selbſtbewußtſeyn. Obgleich ſchon in der Mitte des Lebens ſtehend, war er dennoch eine in vorzüglicher Männerſchönheit ſtrahlende Erſcheinung. Wirklich waren die Geſchwiſter von ſeinem Anblick wie geblendet; ſie warfen kaum einen Blick auf ſeinen ſchüchternen Begleiter.

„Ihr beſchämt mich faſt durch Eure ſo zuvorkommende Einladung; edler Ornano!“ ſagte der Fremde mit leichter Verbeugung. „Und doch,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „konnte ich kaum weniger von der korſiſchen Gaſtfreundſchaft erwarten, ſobald ich den Zügel meines Roſſes anhielt. Verzeiht deshalb, Signor, wenn ich Euch noch einen ungeladenen Gaſt zuführe; es iſt meine Schweſter Antonia Sampiero.“

Jetzt erſt betrachteten die Geſchwiſter die Fremde. Sie war ein liebliches Mädchen im Anfange der Zwanzig. Freundlich hieß Vanina ſie willkommen.

„Rechtet mit meinem Bruder, wenn ich es wage in männlicher Kleidung, und obendrein ungeladen vor Euch zu erſcheinen!“ ſprach ſie verlegen und erröthend. „Er iſt ein leidenſchaftlicher Jäger, und Ihr wißt wohl“ —

„Daß,“ fiel ſcherzend der Bruder ein, „wenn ein Mädchen dieſelbe Leidenſchaft theilt, es ſich nicht lange bitten läßt. Ja, Signor, ich kann Euch verſichern, daß es wenig geübtere Schützen giebt wie meine Antonia, und die Felſenſpitze, worauf das Muffolo fußt, muß hoch ſeyn, wenn ihre Kugel das Thier nicht herunterſtürzen ſoll. — Mögt Ihr wohl glauben,“ fuhr er die Schweſter neckend fort, „daß Antonia allein es iſt, die mich, obgleich dringendere Geſchäfte meiner harren, theils durch Ueberredung, theils durch Zwang dahin gebracht mit ihr, wie ein irrender Ritter, bis jenſeits des Monte Giorgio zu ziehen, um ein Paar arme Muffoli zu erlegen?"

„Wenn Ihr, edler Sampiero, die Schweſter deshalb tadelt," ſagte Vanina Ornano lächelnd, „ſo ſprecht Ihr damit zugleich über mich ein hartes Urtheil aus. Ich rühme mich zwar keiner beſondern Geſchicklichkeit im Schießen, aber es macht mir Freude, mit dem Bruder die ſchönen romantiſchen Thäler zu durchſtreifen, jene von der Maſſe der Ebereſchen und Erdbeeren rothglänzenden Vorberge zu erklimmen, und zwiſchen den grauen Felſenzacken das leichtfüßige wilde Bergſchaaf, wie von Flügeln getragen, von Klippe zu Klippe ſpringen zu ſehn."

„Und glaubt Ihr denn," ſagte Ornano, indem er mit großer Freundlichkeit Sampiero's Hand ergriff, „daß, nachdem ich Euch einmal in meiner Gewalt habe, ich Euch ziehen laſſen werde um jenſeits des Monte Giorgio etwas aufzuſuchen, was Ihr zehnmal beſſer und bequemer in der Nähe haben könnt? Jene Felſenkette iſt ein Lieblingsaufenthalt der Muffoli, ſie ſind dort zahlreicher wie auf einem andern Punkte der Inſel und ich verſpreche Euch eine Jagd, wie Ihr ſie vielleicht noch ſelten angetroffen habt. Die einzige Bedingung, die ich Euch auferlege, iſt, daß Ihr, nachdem wir unſern Fiſchfang beendigt haben, mit Eurer Schweſter uns nach einem Landhauſe in der Nähe begleitet und es Euch dort gefallen laſſet. Morgen oder übermorgen unternehmen wir unſere Jagdſtreiferei.“

Sampiero wollte noch Manches gegen einen verlängerten Aufenthalt einwenden, aber Ornano erklärte ſcherzhaft, Jener ſey nun einmal in ſeiner Gewalt, und ſein berühmter Landsmann könne ſich nicht anders als durch ruhige Ergebung aus der Gefangenſchaft erlöſen. — Während aber die Männer ſich noch über den Weg, den Sampiero von Paris aus genommen, unterhielten, und auch die Mädchen, welche ſich gegenſeitig zu gefallen ſchienen, lebhaft mit einander zu plaudern begannen, machte ein alter Fiſcher ſeinen Herrn aufmerkſam, daß ein ſtarker Trupp Thunfiſche gerade auf das Netz zugeſchwommen käme. Wirklich ſah man auf etwa dreißig Klafter Weite das Waſſer ſich kräuſeln, und einzelne ſchwarze Körper ſich bald über den Spiegel der See erheben, bald unterſinken. Ein leiſes Pfeifen des Fiſchers, der die Meldung gemacht, gebot der Geſellſchaft, ſowie der Bemannung der Boote die größte Stille. Jetzt kam der Zug der muntern Meerthiere heran. Ein alter Thunfiſch von mehr als vier Ellen Länge ſchwamm voraus; er ſchien der Anführer des Trupps und hielt, bald höher ſteigend, bald ſich tiefer ſenkend, von Zeit zu Zeit inne, als ob er das Terrain recognosciren wolle. Wirklich ſchien dieſe Sorge ihm ganz allein überlaſſen, denn in dichtem Gewimmel ſpielend und dann und wann das Waſſer mit den Schwänzen peitſchend, ſegelte ſorglos die Schaar der Genoſſen hinter ihm drein. Lange umſchwamm das Thier die offene Pforte, die zu dem zweiten Netze führte, ehe es ſich hinein begab; kaum aber war dieß geſchehen, als die Menge ſeiner Gefährten, hüpfend und ſcherzend, durch das Thor des Verderbens ſtürmte und das ſchmale Netz, welches es zu verſchließen beſtimmt war, auf einen Ruck mit der Leine, hinter ihnen hinab rollte.

„Sie ſind hinein!“ rief jubelnd Sampiero, indem er nach einem Dreizack langte, den ihm Ornano lächelnd zureichte. „Nun, Signor? Gehen wir jetzt nicht an's Werk?"

„Noch nicht!" erwiederte Ornano kopfſchüttelnd. Sie haben noch allzuviel Raum ſich zu tummeln. Vor der Zeit wild gemacht, könnten ſie die ganze Tonnara in Unordnung bringen; wo nicht gar durchbrechen. Erſt wenn ſie freiwillig in die „Kammer des Todes" gezogen, oder hineingeſcheucht worden ſind, können wir ſie als ſichere Beute betrachten, weil ihnen dort der Raum fehlt ihre Kräfte zu brauchen."

„Hm! Die Einrichtung mag gut ſeyn, aber ſie hat etwas Gräßliches, etwas — Genueſiſches;" rief Sampiero mit ironiſchem Lachen. „Die edle Republik hatte auch ihre Tonnara aufgeſtellt, und ſiehe da, der edle korſikaniſche Fiſch zog hinein, wurde getrieben oder gelockt von Netz zu Netz, und ſteckt jetzt in der Todeskammer, wo ihm kaum noch Raum zur Bewegung bleibt."

„Ich bitte Euch, Signor, ſeyd vorſichtig!" ziſchelte Michel Angelo. „Die Republik hat überall ihre Spione, und ſelbſt unter meinen Leuten ſind welche. die ich in Verdacht" —

„Ihr habt ſie in Verdacht, und ſie leben noch?“ unterbrach ihn Sampiero kalt und ſtolz. — „Es mag unklug von mir ſeyn,“ ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „daß ich die Vorſicht, dieß Nationalerbtheil des Italieners, nicht beſſer zu bewahren gewußt; ich gebe mich leicht hin, ich bin nicht karg im Vertrauen, aber, wer dieß täuſchen wollte, er ſollte den ächten Korſen in mir finden.“

Der Ton in welchem Sampiero dieſe Worte ſprach, die Geberden mit denen er ſie begleitete, waren weder heftig noch auf andere Weiſe beſonders auffallend, aber ſie bezeichneten den Mann von Kraft und von ſtolzem unbeugſamem Willen. Wie es ſchien, machte die kecke Haltung, das ganze Weſen des Sprechenden auf Vanina Ornano einen bedeutenden Eindruck, denn ihr Auge haftete fortwährend auf Sampiero, und ſie gab auf die Fragen, welche deſſen Schweſter währenddem an ſie richtete, nur kurze und zerſtreute Antworten.

In der Zwiſchenzeit dieſes Geſprächs hatten einige Fiſcher ein Paar leichte, innerhalb der Tonnara liegende Kähne beſtiegen, ſie fuhren in dem kleinen

Raume hin und her, und trieben die argloſen Waſſergeſchöpfe theils durch leiſes Pfeifen, theils durch Geplätſcher mit den Rudern, aus einem Netze in das andere, bis endlich der geängſtete Schwarm das Thor der Todeskammer überſchritt, und dieſes durch das herabrollende, ſtarke Schlußnetz geſperrt ward.

„Jetzt iſt es Zeit!" rief Ornano munter. „Nun, Signor, iſt es an uns! — Vorwärts Matteo! Bringe uns in die camera della morte."

Der alte Matroſe, an den die letzten Worte gerichtet waren, ruderte den Kahn, in welchem ſich die Geſellſchaft befand, bis an das letzte Netz, wo man ein ziemlich eigenthümliches Schauſpiel wahrnahm. Wohl an hundert Thunfiſche, worunter viele von bedeutender Größe, durchſchwammen ängſtlich den kleinen Raum, der ſie einſchloß. Faſt überall ragten ihre glänzendſchwarzen Rücken vom Kopfe bis zur Schwanzfloſſe über die Waſſerfläche. Wo das Gedränge am dichteſten war, glänzten die ſilberweißen Bäuche, der ſich überſtürzenden armen Schwimmer, und es ſpritzte der Schaum unter den tönenden Schweifſchlägen der geängſteten Thiere empor. Noch drei Kähne, worin Fiſcher mit einer Art kurzem ſchwerem Schlägel in den Händen, waren inzwiſchen in den innern Raum der letzten Umbegung gerudert worden, und Alles blickte auf Ornano, der das Zeichen zu dem zu beginnenden Blutbade geben ſollte.

„An Euch iſt es, werther Herr, den erſten Angriff zu thun!“ ſagte Michel Angelo verbindlich zu ſeinem Gaſte. „Seht, dort nähert ſich der Hauptfiſch! Trefft ihn genau zwiſchen Kiefer und Vorderfloſſe.“

Kaum hatte Ornano dieſe Worte geſprochen, als Sampiero ausholte und den Dreizack bis an den Schaft dem armen Thiere in die Seite bohrte. Der verwundete Fiſch bäumte ſich aus dem Waſſer, ein ſchallender Schweifſchlag ertönte, das ausſtrömende Blut röthete die Oberfläche des feuchten Elements auf einige Klaftern rings umher, endlich zeigte das Zucken und Zittern des Thieres, daß es im Verſcheiden ſey. Auch Ornano begab ſich an das Werk, und in wenig Minuten ſchwammen mehr als zwanzig Fiſche von beſonderer Größe auf dem Rücken oder der Seite. Ein Wink des Herrn gebot nun den Matroſen gleichfalls ans Werk zu gehen. Von allen Seiten ertönten die Todesſchläge, in weniger als einer Viertelſtunde ruderten die Kähne in einem Meere von Blut, und konnten nur mit Mühe durch den Haufen der Fiſchleichen, die ſie überall umgaben, dringen, um noch einem Lebenden den letzten Schlag zu verſetzen.

Schlägel und Dreizacke ruheten endlich; überall ſah man bloß die an den Flanken der Kähne ſpielenden Blutwellen, und die von dem Waſſer gehobenen hin- und hergeſchaukelten Kadaver. —

„Es iſt mir zwar lieb, endlich einmal den Fang des Thunfiſches geſehn zu haben,“ ſagte Antonia, die bis dahin ſtill neben Vanina Ornano geſeſſen, „aber zum zweitenmale möchte ich ihm nicht beiwohnen. Dieſe Metzelei hat etwas Schauderhaftes. Mein Verſtand ſagt mir zwar, daß ſie ſo nöthig als vortheilhaft ſey, aber mein Gefühl empört ſich bei dem Anblicke der Vernichtung ſo vieler Leben.“

„Wenn Ihr, eine leidenſchaftliche Jägerin, das empfindet,“ entgegnete Vanina halbleiſe, „ſo darf ich wohl offen eingeſtehn, daß ich ſtets nur zufolge des Wunſches meines Bruders bei dieſem Schauſpiele gegenwärtig war, und demgemäß Eure Meinung vollkommen theile."

„Hört nur, Signor, wie dieſe Damen das, in ſeiner Art ſo anziehende und merkwürdige Schauſpiel, dem wir ſo eben beigewohnt, bekritteln!" rief Sampiero, indem er ſich lachend zu Ornano wendete. „Was übrigens meine Antonia anbelangt, ſo kann ich Euch verſichern, daß ich ſie noch niemals ein Muffelo,* das ihre Kugel von der Klippe geſtürzt, habe betrauren ſehen, und ich bin überzeugt, daß, wenn Ihr uns vielleicht mit einem Stück Thunfiſch regaliren ſolltet, ſie es, ungeachtet des Schmerzes den ſie über den Tod des Aermſten empfindet, mit Appetit verzehren würde. Hätte ich etwas an dem Fange des Thunfiſches auszuſetzen, ſo wäre es nur das, daß er ſo gefahrlos iſt. Die Gefahr verleiht einem Kampfe erſt den Reiz. Mein Lieblingsvergnügen iſt deshalb die Eberjagd; ſie ähnelt dem Kriege. Nur der leidenſchaftliche Jäger kann die Luſt empfinden, welche der Moment mit ſich bringt, in dem der borſtige Feind mit geröthetem Auge, ſchäumendem Rachen, unter zähneknirſchen heranſtürzt, und er fühlt nur im rechten Maaße den Schauer des Vergnügens, der darin liegt, dem wüthenden Unthiere das Meſſer in die Bruſt zu bohren. — Aber ſeht einmal Signor! Eure Leute ſind alle wie in Blut gebadet, den alten Mann dort ausgenommen. — Heda Alter!" ſetzte er zu Vittolo gewendet hinzu, „warum haſt Du allein nicht Schlägel oder Dreizack zur Hand genommen? Kannſt Du kein Blut ſehn, oder biſt Du kein Korſe?"

Vittolo ſah den Fragenden mit Eiſeskälte an, dann ſagte er ruhig:

„Der ächte Korſe, Signor, freut ſich nicht am Anblick des Blutes, aber er nimmt keinen Anſtand es zu vergießen, wenn er es für nöthig findet. — Bei jenem Spiele hatte ich nichts zu thun, es war für jüngere und luſtigere Männer, wiewohl es auch unter ſolchen Leute giebt, die das Blutvergießen zum Spiele treiben."

Sampiero ſchien in den letzten Worten eine Anſpielung auf ſein Kriegshandwerk zu finden, er betrachtete Vittolo längere Zeit, dann ſagte er leiſe zu Ornano:

„Signor, Euer Diener hat einen Geſichtsausdruck, der mich ſchaudern machen könnte.“

„Ihr beliebt zu ſcherzen, werther Herr!“ erwiederte Ornano lächelnd. „Vittolo iſt eine ehrliche Haut, die ich als Erbſtück von meinem Vater überkam, und die kein Waſſer trübt. Uebrigens iſt er ein ſchnurriger Kauz, voller Grillen und Vorurtheile, knurrend und brummend zwar wie ein alter lebensmüder Mopshund, und bei vorkommender Gelegenheit eben ſo biſſig, aber mir und den Meinigen mit Leib und Seele ergeben.“

„Bei Gott!“ ſagte Sampiero, den Alten längere Zeit anſtarrend. „Ich habe nie eine Vorſtellung von dem Gefühle gehabt, was im gewöhnlichen Leben Furcht genannt wird, aber die Züge dieſes ſchwachen, gebrechlichen Alten, dieſes Mannes, den mein kleiner Finger zu Boden ſtürzen könnte, wären geeignet mir eine ſolche beizubringen.“

„Wißt Ihr auch, daß Euer Diener der Bruder meines alten Vittolo iſt?“ ſagte Ornano, als Sampiero immer noch im Anſchauen des Greiſes verſunken war. „Vittolo hatte ihn von fern erkannt, als Ihr dort am Strande hieltet.“

„Nicht möglich!" rief Sampiero. „Aber wie ging es zu, daß er kein Wort mit ihm ſprach, nicht die geringſte Freude äußerte ihn zu ſehen?"

„Das iſt auch ſo eine Narrheit von dem alten Burſchen;" verſetzte Michel Angelo. „Ihr werdet vielleicht lachen müſſen, wenn er Euch die Sache mittheilt. Da ſolche aber gewiß etwas weitläuftig iſt, ſo ſoll dieß erſt geſchehen, wenn wir am Lande ſind, und Ihr Euch mit einem guten Imbis und einem Becher Syracuſer geſtärkt haben werdet; die Erzählungen Vittolo's ſind ein wenig ermüdend." —

Während dieſes Geſpräches hatten die Fiſcher Anſtalt gemacht, mehre große Barken mit ihrem Fange zu beladen. Wie ſie behaupteten war er ſo anſehnlich, als er ſeit langer Zeit nicht geweſen; die Anweſenheit ihres Gebieters, ſo wie des fremden Herrn, vor allem aber die der beiden ſchönen Damen hatte ihnen, meinten ſie, Glück gebracht. Ornano vergalt ihnen dieſe Artigkeit mit einigen Goldſtücken, und die Leute ließen, als er mit ſeinen Gäſten abfuhr, ihre Freude in einigen feurigen Eviva's aus. —

Es war ein kleines, aber höchſt angenehm gelegenes Landhaus, welches die Geſellſchaft aufnahm. Man ſah, daß es nur ſelten von dem Eigenthümer bewohnt ward, doch fehlte nichts, was zur Bequemlichkeit diente. Ornano that Alles was er konnte, um ſeinen Gäſten den kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Kaum hatte Sampiero geäußert, daß, nachdem er ſo lange in dem Wirbel des Hoflebens zu Paris zugebracht, ein längeres Verweilen auf der Inſel ihm Freude machen werde, als Jener heftig in ihm drang ſeinen Aufenthalt nicht zu Baſtellica, ſondern zu Corte oder Ornano, wo Michel Angelo ſich abwechſelnd aufhalte, zu nehmen, und Sampiero willigte ein. Noch waren nicht vierundzwanzig Stunden vergangen, und die Geſellſchaft hatte ſich gegenſeitig ſo befreundet, als ob ſie nur eine Familie ausmache. Was zu dieſer Annäherung vorzüglich beitrug, war das Intereſſe, welches Sampiero an Vanina und Michel Angelo an der Schweſter des Erſteren nahm, und das von den Mädchen erwiedert wurde. Beſonders tief war der Eindruck, welchen Sampiero auf Vanina gemacht. Das Mädchen war von Natur etwas zur Schwärmerei geneigt, es hatte oft von den Heldenthaten jenes Mannes ſprechen hören, und ſtets den lebhafteſten Antheil daran genommen; jetzt ſtand der Gefeierte in aller männlicher Schöne und Kraft vor ihr. Der Geiſt, der Muth, welcher aus jedem ſeiner Blicke glänzte, ſelbſt der Trotz ſeines Wortes, die Aufregung in die er gerieth, wenn er von der Unterdrückung der Korſen, von dem Uebermuth ihrer Dränger ſprach, erhöhten den Eindruck, den dieſer Mann auf Vanina's Herz gemacht. Bald erblickte das Mädchen in ihm das Ideal eines Mannes und eines Helden. Auch Michel Angelo und Antonia ſchloſſen ſich immer mehr an einander, doch war es hier mehr die Gleichheit der Charactere, welche dieß bewirkte.

Ornano's Gäſte hatten nur ein Paar Tage bleiben wollen, und ſchon war eine Woche vergangen, ohne daß an die Abreiſe gedacht wurde. Täglich wurden Luſtfahrten auf der See, oder Streifereien durch die romantiſchen Gebirgsſchluchten unternommen, und Antonia bewies ſich, wie dieß ihr Bruder vorhergeſagt, als eine geübte Jägerin. Manches arme Muffollo war durch ihre Kugel gefallen, doch behauptete Ornano fortwährend, daß ſich die Anzahl dieſer Thiere ſeit ſeiner letzten Anweſenheit ſehr vermindert habe, und daß deßhalb bei deren Jagd wenig Vergnügen ſey. Ein größeres, meinte er dann, müſſe man auf einer weitern Excurſion in der Nähe des Monte S. Giorgio aufſuchen, und man würde es auch dort gewißlich finden, da ſich nach allen Nachrichten die jagdbaren Thiere nach dem höheren Gebirge zurückgezogen hätten. So wurde denn eine Jagdparthie beſchloſſen, die mit dem Eindringen in die rauheſten Gebirgsgegenden beginnen, und erſt mit dem Abende des zweiten Tages endigen ſollte.

Es war am Vorabende des Jagdtages, als die Geſellſchaft unweit des Landhauſes am Seeufer unter einen ungeheuren Kaſtanienbaume ſaß, und dort an einem kleinen Tiſchchen das gemeinſchaftliche Nachtmahl verzehrte. Das Plätzchen war ungemein lieblich. Man hatte hier eine weite Ausſicht über den Golf, deſſen blaue Wellen von der untergehenden Sonne mit Gold geſäumt wurden. Die in zackigen Umriſſen ſich am Abendhimmel ſcharf abzeichnenden Felſenſpitzen der romantiſchen Gebirge, waren mit einem matten Roſenroth übergoſſen, die Vorberge ſchimmerten in blutrothen Tinten.

„Dort müſſen wir hin!“ ſagte Michel Angelo, indem er auf einen ſpitzigen Felſenkegel zeigte, der in der Ferne einiger Stunden ſich in Mitte eines vielverzweigten, mächtigen Gebirgsſtockes erhob. „Dort iſt ſo zu ſagen die Heimath der Muffoli, und ich will nicht dafür ſtehen, daß uns in jenen Schluchten nicht auch ein tüchtiger Eber in den Wurf kommt. Wir müſſen es ſo einrichten, daß wir mit Tagesanbruch am Fuße jenes Bergrieſen ſind, und ich ſinne deshalb immer hin und her, wo wir die Nacht von Morgen zu Uebermorgen zubringen ſollen, ohne genöthigt zu ſeyn in einer elenden Bauerhütte zu bleiben.“

„Laß' uns unter freiem Himmel übernachten, caro!“ rief Vanina. „Auf einem Berge, wo möglich. Wir ſehen den ſchönen Untergang und den noch ſchönern Aufgang der Sonne —“

„Und frieren in der Zwiſchenzeit!“ rief Ornano lachend. „Nein Schweſterchen, daraus wird nichts. — Doch mit Deiner romantiſchen Idee haſt Du mir eine zwar minder romantiſche, aber eine ausführbare in den Sinn gerufen. He, Vittolo! Iſt der Einſiedler auf dem Abhange des Monte nero nicht Dein Bruder? Ja gewiß; es muß ſo ſeyn. Du unterſtützteſt ja ſo dringend ſeine Bitte, ihm dort eine Klauſe erbauen zu laſſen. Wir wollen morgen bei ihm übernachten."

„Entſchuldigt, gnädiger Herr," erwiederte der Alte, dem man anſah, daß er höchſt ungern dieſen Vorſchlag hörte, „die Klauſe iſt ſo klein, ſo eng; die vielen Perſonen — die Dienerſchaft —"

„Einfältige Einwendung;" unterbrach ihn Ornano verdrüßlich. „Für vier Perſonen wird doch in der Klauſe Raum ſeyn; die Jäger erbauen ſich eine Laubhütte."

„Weit und breit ſind keine Lebensmittel, keine Lagerſtätten;" fuhr der Diener im vorigen Tone fort.

„Du wirſt ein Paar Wildpretbraten, eine Schüſſel gebratene Floglie (Meerzungen) und einen Korb Syracuſer einpacken laſſen. Sage es dem Hausmeiſter!" erwiederte Ornano verdrüßlich. „Was die

Lagerſtätten betrifft, ſo ſorge, daß Decken mitgenommen werden; Moos giebt es überdies in Fülle.“

Da Michel Angelo mit dieſen Worten dem Diener verdrüßlich den Rücken kehrte, ſo ſah dieſer wohl ein daß er nichts erwiedern dürfe, verbeugte ſich und ging.

„Euer Vittolo iſt, wie es ſcheint, von demſelben Widerſpruchsgeiſte beſeſſen, wie mein Andrea, es ſcheint im Blute zu liegen;“ rief Sampiero lachend. „Am Ende ſind wir Beide, — Ihr wie ich — daran ſchuld; unſere Nachgiebigkeit hat dem Eigenſinn der beiden Brüder zu viel Spielraum gelaſſen. Auch mein Andrea weiß Alles beſſer als ich; doch da er mir ſonſt mit Leib und Seele ergeben, und ihm bekannt iſt daß ich davon überzeugt bin, ſo hat er ſich manchmal Freiheiten herausgenommen, die ich einem minder erprobten Diener nicht hätte hingehen laſſen. — Aber ſagt mir doch, werther Freund, iſt es Euch nicht bewußt, weshalb ſich die beiden Brüder ausweichen, wo ſie nur können, und nur im Nothfalle mit einander ſprechen?“ —

„Ich weiß es ſo wenig wie Ihr, aber mir iſt es gleichfalls befremdlich vorgekommen;" erwiederte Ornano.

„Sonderbar!" ſagte Sampiero ſcherzend. „Einer ſo eigenſinnig, ſo widerſpenſtig wie der andere; der einzige Unterſchied beſteht darin, daß mein Andrea keine ſo widerwärtigen Züge hat als Euer Vittolo. — Aber da kommt er! Ich will mir einen Scherz mit ihm machen. — Höre Alter!" hob Sampiero zu Andrea, einem ehrwürdig ausſehenden Manne der einen Weinkrug herbeitrug, gewendet an: „Dein Bruder Vittolo hat uns, da er hörte, daß wir morgen Abend in der Nähe des Monte nero verweilen werden, vorgeſchlagen, bei Deinem zweiten Bruder, dem Einſiedler, zu übernachten."

Andrea ſchien anfangs betroffen, dann ſagte er kopfſchüttelnd:

„Verzeiht, gnädiger Herr! Ihr beliebt zu ſcherzen. Das kann Vittolo nicht geſagt haben."

„Und warum nicht, Du ewiger Widerſprecher?" fragte Sampiero mit verſtelltem Zorne.

„Weil — weil es unmöglich iſt, daß er es geſagt hat;" erwiederte der Diener verwirrt.

„Nun ſeht mir einmal den unausſtehlichen Streiter, und der noch dazu keinen vernünftigen Grund für ſeine Behauptungen anzugeben weiß!“ fuhr Sampiero, den Scherz weiter treibend, im vorigen Tone fort. „Vittolo will für uns ſorgen, er will uns ein gutes Nachtlager verſchaffen, während Du uns unter freiem Himmel liegen laſſen möchteſt; Vittolo iſt ein braver Mann —“

„Er iſt ein Elender, ein Wortbrüchiger, wenn er dieß geſagt!“ rief Andrea im Eifer.

Der Alte ſchien bei dieſen Worten ſo ergriffen, daß es augenſcheinlich war, daß keine geringe Urſache dieſem Eifer zum Grunde liegen konnte.

„Nun,“ fuhr Sampiero auf vorige Weiſe, doch mit ſichtlicher Neugierde fort, „wenn Du behaupteſt daß Dein Bruder dieſen Vorſchlag nicht gemacht hat, ſo gieb auch den Grund an, auf welchen Du dieſe Behauptung ſtützeſt.“

„Der Grund — gnädiger Herr, der Grund —“ ſtammelte Andrea verlegen. „Der eigentliche Grund iſt, daß wir mit dieſem Bruder nicht im beſten Vernehmen ſtehen.“

„Das ſcheint ein Familienfehler!“ rief Sampiero lachend. „Auch zwiſchen Dir und Vittolo herrſcht nicht viel brüderliche Zärtlichkeit, wie mir bedünken will; dennoch aber hauſet Ihr jetzt unter einem Dache, ohne daß Ihr Euch in die Haare geriethet. — Mit dieſer Ausflucht, alter Knabe, kommſt Du mir nicht davon, und jetzt befehle ich Dir“ — er ſagte dieſe Worte in ſtrengem Tone — „den Grund anzugeben, warum Du ein Zuſammentreffen mit jenem Bruder vermeiden willſt.“

„Ihr befehlt, gnädiger Herr, und ich gehorche!“ erwiederte Andrea mit Ergebung, jedoch traurigen Blickes. „Zuvor aber muß ich Euch um Nachſicht bitten, wenn ich Euch mit einer Erzählung, die Euch am Ende nur Aberwitz dünken wird, langweile. — Wir, nämlich Vittolo, Pietro und ich, wurden als Drillinge geboren. Unſere Eltern waren blutarme Unterſaſſen des Kloſters von Monte claro, und wenn die frommen Religioſen ſich nicht derſelben angenommen hätten, ſo würden die von der nothwendigſten Pflege entblößten Neugebornen, wohl bald nach der Geburt umgekommen ſeyn. Die Milde der guten Mönche ſorgte für die Bezahlung einer Wärterin und für Lebensmittel für die Eltern. Nichts war wohl natürlicher als das Letzere aus Dankbarkeit den Zuerſtgebornen der Knaben, falls er anwüchſe, zum Mönch beſtimmten. Dieß Loos traf Pietro, und ihm ſchien das beſte geworden zu ſeyn. Während Vittolo und ich die Heerden des Kloſters hüteten, war er Chorknabe, er erhielt wiſſenſchaftlichen Unterricht, und unſere Eltern waren nicht wenig ſtolz, als die guten Geiſtlichen ſich immer in Lobeserhebungen Pietro's, beſonders ſeiner Wißbegierde, erſchöpften. — Vor Allem war ihm der Prior des Kloſters zugethan, er erklärte, daß Pietro die ausgezeichnetſten Anlagen für mathematiſche Wiſſenſchaften beſitze, ja in dieſer Hinſicht ein wahres Genie ſey, und in den Stand geſetzt werden müſſe ſich dafür aufs höchſte auszubilden. Der Vorgeſetzte des Kloſters, ſelbſt ein großer Mathematicus, ging ſo weit, daß er Pietro auf ſeine eigene Koſten nach Padua ſandte, um dort zu ſtudiren. Der Jüngling machte dieſer Sendung Ehre, er lag Tag und Nacht über den Büchern, und als er von der Univerſität zurück kam, ging ihm ein großer Ruf von Gelehrſamkeit voran.

Er war nach Verona berufen worden, ſelbſt nach Venedig ſollte er kommen, aber er kam nach Monte claro um — Mönch zu werden. Die Eltern, alle Freunde, ſelbſt ſein Beſchützer und Wohlthäter, der Prior, widerriethen es ihm. Würden und Ehrenſtellen, ſagte der Letztere, ſtünden ihm offen, aber Pietro blieb bei ſeinem Entſchluſſe. Durch die fortwährenden Studien war er ganz menſchenſcheu geworden, nur in der tiefſten Einſamkeit, mitten unter den Büchern und Inſtrumenten war ihm wohl, er ſprach faſt gar nicht, ſchlief nur wenig, man fürchtete für ſeinen Verſtand. Vorzüglich um ſeinen Zögling von einer Lebensweiſe abhalten zu können, die ihn zu Grunde richten mußte, willigte endlich der Prior ein, daß Pietro Mönch ward. Viele glaubten indeß, daß das Unglück bereits geſchehen ſey, daß er ſich überſtudirt habe. Es gingen in dieſer Hinſicht verſchiedene Gerüchte; ein Theil der Mönche, beſonders die ſo ihm nicht wohl wollten, behaupteten, Spuren des Wahnſinns an ihm bemerkt zu haben, andere ſprachen von ganz übernatürlichem Wiſſen, das ſich vorzüglich in Pietro's Kenntniſſen der

Sternkunde offenbare. Bald hatte er Dieſem bald Jenem die Nativität geſtellt, und Alles, Vergangenheit und Zukunft, hatte man mit ſeinen Behauptungen in vollſtem Einklange gefunden. Von nah und fern kamen nun Leute, unter ihnen viel Vornehme, die den „Aſtrologen von Monte claro“ — ſo nannte man ihn jetzt — befragen wollten. Nur ungern willigte der Prior ein, oft aber konnte er es nicht hindern, und Pietro erlangte bald einen Ruf, der ſich über die ganze Inſel ausbreitete, der aber dem guten Prior ſo unangenehm wurde, daß er dieſem das Nativitätſtellen endlich ganz unterſagte. Pietro fiel in tiefe Schwermuth, er hatte die geheimnißvolle Kunſt ſo lieb gewonnen, daß er nicht mehr von ihr laſſen konnte. Jetzt ſtarb der Wohlthäter Pietro's, ſein Nachfolger hatte andere Geſinnungen, und er durfte ſeine Kunſt wieder ausüben; es mochte von Seiten ſeines Vorgeſetzten wohl etwas Eigennutz obwalten, denn dieſer erhielt von den Fremden ſtets reiche Geſchenke. In dieſer Weiſe ging es mehrere Jahre. Vittolo und ich hatten in dieſer Zeit unſern Bruder nur ſelten geſehen; er nahm uns, wenn wir kamen zwar ſtets freundlich auf, beſchenkte uns auch beim Weggehen, aber wir hielten ihn für hochmüthig, und dieß zog uns nicht zu ihm. Wie wir das letztemal bei ihm waren, kam das Geſpräch auf ſeine Kunſt, und wir ſagten: es ſey doch ſonderbar, daß er, wegen ſeines Nativitätſtellen hochberühmt, uns noch nie etwas über unſere Zukunft geſagt habe. Er erwiederte, daß, da wir alle drei in derſelben Stunde und folglich unter derſelben Konſtellation geboren wären, auch unſer Schickſal einen beſondern Zuſammenhang haben könne, daß dieſen aber zu erforſchen und im Voraus zu erfahren, großen Nachtheil bringen, und uns einander vielleicht gänzlich entfremden dürfe. Dieß ſey auch der Grund, warum er ſich nie ſelbſt die Nativität geſtellt. Anſtatt uns durch dieſe Worte abhalten zu laſſen, drangen wir, neugierig gemacht, jetzt heftig in ihn unſere Zukunft mittelſt ſeiner Kunſt zu berechnen. Nach langem Sträuben, und erſt als wir ihm Liebloſigkeit und unbrüderlichen Sinn vorgeworfen, willigte er ein; die nächſte Nacht darauf ſtellte er uns die Nativität." —

„Nun, und was war das Ergebniß?“ fragte Sampiero mit dem Ausdrucke höchſter Neugierde.

„Pietro weigerte ſich lange es uns wiſſen zu laſſen;“ verſetzte Andrea. „Als wir nicht abließen, ſogar zornig wurden, holte er einen Beutel mit Goldſtücken, gab jedem von uns eine Hälfte und forderte uns endlich zu dem Verſprechen auf, daß keiner von uns den andern je wiederſehen wolle. Das ausführliche Ergebniß ſeiner Forſchungen,“ ſetzte er hinzu, „könne er uns nicht mittheilen, doch um ſeine Forderung zu begründen, wolle er nur ſo viel ſagen, daß in den Sternen geſchrieben ſtehe, daß entweder Einer von uns des Andern Mörder werden müſſe, oder beſtimmt ſey deſſen Mörder zu ermorden. Welch Entſetzen ſich unſerer bemächtigte, könnt Ihr leicht ermeſſen; wir willigten in das Verlangen einer ewigen Trennung, und hatten uns nie wieder geſehen, bis Ihr, Signor, mit Vittolo hier ankamt. — Der fortwährende Andrang Neugieriger hatte indeß Pietro ſeine Kunſt hundertmal verwünſchen laſſen, und auch ſein Vorgeſetzter war der Sache ſatt geworden;“ fuhr Andrea nach langer Pauſe fort. „Er bewilligte dem ungeſtüm darum Anhaltenden endlich, ſich als Einſiedler irgendwo niederzulaſſen, und Signor Michel Angelo hatte die Großmuth, ihm eine Klauſe am Monte nero zu gründen."

„Und jetzt, Du Tropf, fürchteſt Du Dich noch Deinem Pietro zu begegnen?" rief, als Andrea geendigt hatte, laut lachend Sampiero. „Sey verſichert, mein guter Andrea, daß das Orakel alle Kraft verloren hat. Früher mochte es anders ſeyn. Der kluge Mönch fürchtete, daß Du und Vittolo, angelockt von ſeinen Goldſtücken, die er trotz ſeines Armuthsgelübdes aufgeſpeichert, ihm öfters einen Beſuch abſtatten und ſeine Kaſſe in Anſpruch nehmen würdet, er ſuchte daher ein für allemal mit Euch ins Reine zu kommen, indem er Euch für immer entfernte und für die Reiſe ausſtattete. Der Einſiedler verachtet die Schätze, oder beſitzt wenigſtens keine mehr, Ihr könnt alſo immerhin den Bann brechen, von dieſem iſt nichts mehr zu beſorgen."

„Mögt Ihr verzeihen, Signor, wenn ich widerſpreche;" entgegnete der Diener kopfſchüttelnd. „Pietro verachtete damals das Geld wie jetzt. Sein

Oberer hatte ihm ausdrücklich befohlen, die ihm gebotenen Belohnungen anzunehmen und ſolche zur Ehre des Kloſters und zu frommen Zwecken zu verwenden" —

„Und ein ſolcher war, daß er ſeinen Brüdern einen Beutel auf Nimmerwiederſehn zuſtellte!" unterbrach ihn Sampiero noch lauter lachend wie vorher. „Doch genug! Nicht Du biſt es, der den Bann bricht, den er Dir auferlegte; ich bin es, der ihn löſet, und — morgen begleiteſt Du uns nach der Klauſe am Monte nero."

Der folgende Tag fand die Geſellſchaft auf der Reiſe nach dem höheren Gebirgszuge. Auf feurigen Hengſten ſaßen Sampiero und Ornano, die Damen auf geduldigen und ſichern Maulthieren; wie die Letztern war auch die Dienerſchaft beritten, mehrere Saumroſſe trugen die Jagdwaffen und den Proviant. So ging der Zug durch höchſt romantiſche Thäler, wo Bergwaſſer über Kieſel dahin hüpften, und ein friſcher Morgenwind durch die Wipfel ungeheurer Kaſtanienbäume und Stecheichen ſäuſelte. Sampiero ritt fortwährend an Vanina's Seite. Das Mädchen hörte mit Aufmerkſamkeit auf jedes Wort, das aus dem Munde des ſchönen Mannes kam. Er erzählte von dem glänzenden Hofe Frankreichs, von der Pracht der Feſte Fontainebleau's, und von den weiblichen Schönheiten, welche dieſe verherrlichten. Er verfehlte nicht im Laufe des Geſprächs allerlei galante Anſpielungen zu machen, und fügte endlich hinzu: „was auch an Frauenſchöne in jenen ſtrahlenden Sälen bewundert werden, würde vergeſſen werden, wenn Korſika die ſchönſte ſeiner Töchter über das Meer ſenden, und dort erſcheinen laſſen wolle.“

Vanina hatte einen allzugroßen Antheil an dem Erbe aller Evenstöchter empfangen, als daß ſie mit innerer Wonne ſich nicht ſogleich den Moment ausgemalt, in welchem es ihr beſchieden ſeyn könne, den glatten Boden der Königsſäle Fontainebleau's oder des Louvre's zu betreten. Welch ein Augenblick, wenn die Augen der Damen der Provence, des Artois, der Bretagne, auf der Fremden, dem Mädchen aus fernen Landen, der Korſin ruhen würden, und vielleicht mit Neid in dieſer ihre Siegerin erkennen müßten! Wie würde der Triumph noch erhöht werden, wenn der Eintritt am Arme eines ſo ſchönen, als berühmten Mannes ſtatt fände! Wie würde das Paar angeſtaunt, bewundert werden! — Vanina wirbelte es im Köpfchen, wenn ſie ſich alle dieſe Vorſtellungen in immer genaueren Details ausmalte. Dem ſchlauen lebenserfahrnen, auf dem glatten Hofboden heimiſchen Sampiero konnte es nicht entgehen, welche Reihefolge bunter Gedankenbilder durch des Mädchens Seele zog, auch er reihete eine Menge Ideen, die auf dieſen Gegenſtand Bezug hatten, an einander, nur waren ſie mehr auf das practiſche Leben gegründet. Wichtiger noch als die Schönheit Vanina's erſchien ihm der Umſtand, daß das Mädchen aus der zweiten Familie Korſika's — wenn man die Familie Colonna als die erſte annahm — abſtammte, ſo wie daß es, aus mütterlicher Erbſchaft, und unabhängig von den Verfügungen des Bruders, mehr als eine halbe Million beſaß. Welch ein ganz anderes Anſehen, ſo ſagte er ſich, würde der Obriſt korſiſcher Söldner, der bezahlte Condottiere Sampiero de Baſtelica am franzöſiſchen Hofe gewinnen, wenn er die reichſte Erbin der heimathlichen Inſel, eine Tochter der Ornano, als Gattin dorthin führte. Dann meinte er, würden die Rathgeber des Königs, die Pläne zur Umſtürzung der genueſiſchen Herrſchaft nicht mehr Hirngeſpinſte eines ehrſüchtigen oder rachſüchtigen Abenteurers nennen können, die Kriegsluſt des franzöſiſchen Adels würde erwachen, die Marſchälle Frankreichs würden ſich freuen, den alten Lorbeern neue zufügen zu können, und der Tag könne erſcheinen, wo ſie es nicht mehr als ein unerhörtes Ereigniß betrachten würden, wenn der Fremdling ſich als ihresgleichen in der Mitte der Montmorency's, der Rohan's, der Rochemore's niederließe. — War es zu verwundern, wenn Sampiero durch Ideen dieſer und ähnlicher Art geſtachelt, ſeinen Bewerbungen um Vanina's Gunſt nur um ſo mehr Eifer lieh, und wenn dieſe bei dem Mädchen ein offenes Ohr fanden? — Auch Michel Angelo und Antonia fanden ſich zu einander, doch war bei dieſen keine Berechnung im Spiele, es war die Anziehungskraft der Seelen, die gleiche Stimmung der Gemüther, welche die jungen Leute ſich immer näher brachten.

Die Jagd dieſes Tages war nur von geringem Erfolge. Man hatte die Jäger nebſt einer großen

Anzahl Treiber vorausgeſendet, um des folgenden Tages gleich mit Aufgang der Sonne das Hauptjagen beginnen zu können. Die einzige Beute des Tages war niedres und Vogelwildpret geweſen und kein Eber zu Geſicht gekommen; das Muffolo konnte man auf den Vorbergen ohnehin nicht zu finden hoffen. Die Sonne ſtand nur noch einige Grade uber dem Horizonte, als der Zug ſich durch eine wilde Schlucht aufwärts zog, und man, beſchattet von ein Paar mächtigen Korkeichen, am Fuße einer ſich über hundert Ellen ſteil erhebenden, geſchwärzten Felſenwand, die Wohnung des Einſiedlers, in welcher übernachtet werden ſollte, erblickte. Ein Jäger kam dem Zuge entgegen und meldete, daß der Eremit ſich freue, ſeinen Herrn und Wohlthäter bei ſich aufnehmen zu können, ſo wie daß zwei große Laubhütten für das Unterkommen der Dienerſchaft und der Roſſe erbaut worden ſeyen. Nach wenigen Minuten langte die Geſellſchaft vor der Einſiedlerhütte an. Andrea hatte Unrecht gehabt, als er ſie ſo eng und unbequem ſchilderte. Sie war geräumig genug, hatte zwei Abtheilungen im Innern, und glich im Allgemeinen der Wohnung der mittlern Klaſſe korſiſcher Landleute. Eben ſtieg die Geſellſchaft von den Roſſen, Jäger und Diener führten die letztern nach der für ſie beſtimmten Laubhütte, als Pietro der Eremit aus ſeiner Wohnung trat. Er war ein hoher Greis von würdigem Anſehn. Das kahle Haupt, der lange weiße Bart ließen ihn zwar mindeſtens um zehn Jahre älter als ſeine Drillingsbrüder erſcheinen, doch hatte ſein Aeußeres nicht das Hinfällige des hohen Alters. Die Züge Pietro's waren die eines Mannes von vieler Lebenserfahrung, welcher ſich ſtets mit tiefen Studien beſchäftigt hatte; doch lag etwas Schwärmeriſches in ſeinem großen, ſchwimmenden Auge. So wie er die Thüre überſchritt, kam ein gezähmtes Muffolo hinter ihm her geſprungen. Hinſichts der großen gewundenen Hörner und der ganzen Figur, glich es einem gewöhnlichen Widder, nur durch die rothbraune Farbe des wolligen Haares und den Glanz der dunklen ſcheuen Augen, wich es von einem ſolchen ab. Zitternd bei jedem Brauſen der Roſſe, oder dem Gekläffe der Hunde, ſchmiegte es ſich dicht an ſeinen Herrn. Letzterer war indeß freundlich auf Michel Angelo zugegangen, und begrüßte ihn mit allem Anſtande eines Weltmannes.

„Ich freue mich, gnädiger Herr," ſagte er mit verbindlichem Tone und freundlicher Miene, „daß ich Dem, der mir meine letzten Lebenstage verſchönte, indem er mir in der blühenden Wildniß, der freundlichen Einſamkeit, die für mich immer etwas beſonders Anziehendes hatte, eine bequeme Hütte erbaute, in ſolcher meinen Dank abſtatten kann. Ich glaubte kaum, daß es mir ſo gut werden ſollte, wiewohl ich es immer ſehnlich wünſchte, und wahrhaftig" — ſetzte er lächelnd hinzu — „es iſt gut, daß Ihr kommt; denn wer weiß, ob nicht nach Jahresfriſt dieſe Hütte verödet ſteht, ob nicht dann bereits der wilde Eber die Schwelle unterwühlt, und höchſtens dann und wann der Fuß eines einſamen Jägers ſie überſchreitet."

Es lag in den Worten des Alten ſo viel Herzliches, daß Ornano ihn freundlich bei der Hand nahm, und nachdem er ihm mit gerührter Stimme für ſeine Aufnahme gedankt, am Arme des Greiſes, wie an der Seite eines lieben Bekannten und gefolgt von der Geſellſchaft, in die Hütte ſchritt.

Hier war in der größten Abtheilung ein reinlicher Tiſch gedeckt, eine Schüſſel duftender Erdbeeren, und eine Pfanne mit gebratenen Amſeln — die in Korſika beſonders fett und wohlſchmeckend ſind — ſtand darauf, neben beiden befand ſich ein Krug friſchen Quellwaſſers, einige irdene Becher, und ein Stück Schwarzbrod. „Das iſt Alles, was ich der werthen Geſellſchaft anbieten kann!“ ſprach der Alte lächelnd, indem er auf die Tafel zeigte, und die Anweſenden auf einigen roh gezimmerten Bänken Platz zu nehmen einlud. „Ich für meinen Theil komme zwar im Sommer mit Beeren, im Winter mit Wurzeln, und nebenbei mit einem Stück Brod, woran mich die guten Leute in Piedimonte nicht Mangel leiden laſſen, ganz gut zurecht; aber es iſt mir doch lieb, daß ich die armen gefiederten Sänger, an welchen ich mich ſonſt ſelten vergreife, dießmal nicht geſchont habe.“

„Euer Mahl, mein Vater,“ entgegnete Ornano, indem er ſeinen Gefährten einen Wink gab, „iſt ſo ſchmackhaft, daß wir, wie Ihr ſeht, nicht abgeneigt ſind, demſelben Ehre zu machen, nur beding ich mir aus, den Nachtiſch beſorgen zu dürfen und daß Ihr an ſolchem Theil nehmt, vorausgeſetzt, daß Euch kein Gelübde davon abhält."

„O nein, Signor!" ſagte lächelnd der Greis. „Ich gehöre nicht zu den Leuten, welche durch abſichtliche Entbehrungen den Himmel zu erwerben ſtreben. Mich bindet durchaus kein Gelübde, und ich könnte jeden Augenblick wenn ich dazu Luſt ſpürte, in die Welt zurück kehren. Nicht um mich erlaubten Genüſſen, unſchädlichen Bequemlichkeiten zu entziehen, erwählte ich dieſe Wildniß zum Aufenthalt, ich geſtehe ſogar, daß ich dieß erſt nach langem Ueberlegen und mit Abneigung that, aber die Nothwendigkeit trieb mich dazu; dieſe ließ mich die gewohnten Annehmlichkeiten vergeſſen, und ſie iſt es die mir meinen Aufenthalt erträglich, ja ſogar angenehm macht. Ich bin hier allein, ungeſtört, lebe der Natur, deren Geheimniſſe ich hier belauſche; meine Bücher und Inſtrumente gewähren mir Beſchäftigung in der rauhen Jahreszeit."

„Man ſollte Euch faſt für einen Menſchenhaſſer halten, guter Vater," fiel lächelnd Vanina ein, und dennoch ſeht Ihr gar nicht menſchenfeindlich aus und habt uns ſo freundlich aufgenommen."

„Nennt mich lieber menſchenſcheu, Signora, Ihr würdet dann der Sache näher kommen, wenn auch nur in gewiſſem Sinne;" erwiederte Pietro, indem ſein Blick auf einen Moment ſich verdüſterte. „Ich liebe die Menſchen, aber ich ſcheue ſie, denn ſie haben mich gemißbraucht."

„Gemißbraucht?" ſagte Ornano, und ſein Auge ruhte fragend auf dem Greiſe.

„Ja, ich glaube dieß iſt das rechte Wort;" verſetzte dieſer mit ruhigem Tone. „Sie zwangen mich die Kenntniſſe, welche zu erlangen mit allen Kräften ich mich beſtrebt, welche allein der Erweiterung der Wiſſenſchaft angehören ſollten, zu niedern Zwecken zu verwenden."

„Verſtehe ich Euch recht" — hob Michel Angelo an.

„Ich meine," unterbrach ihn Pietro, „daß die Habſucht, die Eigenliebe, die unſinnige Neugier Derer, die mir nahe ſtanden oder ſich an mich drängten, mich zwangen, das Feld des edleren Forſchens in dem unermeßlichen Gebiete der Aſtronomie zu verlaſſen, und mich in ei[illegible] zu drängen, welches noch Niemandem eine beglückende Ausbeute gewährte: das der Aſtrologie. Solltet Ihr es glauben, edler Herr, auch die Beſſern denen ich mich nahete, ſelbſt die Eingeweihten der hohen Wiſſenſchaft wurden kalt und theilnahmlos gegen dieſe, ſobald die Rede kam auf jene untergeordnete, düſtere Kunſt, welche das Herz beengt und die Sinne umnebelt."

„Wahrhaftig, Vater, das nimmt mich nicht Wunder!" fiel Sampiero, der bis dahin geſchwiegen, lachend ein. „Mir wäre es ganz gleichgültig zu wiſſen, ob die Erde eine Scheibe oder eine Kugel, rund oder viereckig ſey, ob der Eridanus — ich glaube ſo nannte der Hofaſtronom, der Pater Boſſu, dieſes Waſſer — ſie umfließe, oder ein Abgrund ſie umgebe, wenn ich dafür einen Blick in die Zukunft thun könnte; wenn ich wüßte, ob ich, wie ein altes Weib hinter dem Ofen, oder mitten in der vollen Kraft des Lebens, den Stab eines Marſchalls von Frankreich in der Fauſt, nach theuer erkauftem Siege auf blutgetränkter Haide, ſterben; ob der Name Sampiero in wenigen Jahren vergeſſen ſeyn, oder ſo [illegible] der lange Lichtſtreif, der der untergegangenen Sonne folgt, noch längere Zeit am Himmel der Geſchichte leuchten werde."

Während Sampiero ſprach, blickte Pietro ihn mit durchdringendem [illegible] an, er ſchien deſſen Züge zu durchmuſtern, doch von Sekunde zu Sekunde ward der Blick des Alten düſterer.

„Viele habe ich wie Euch reden hören, Signor," ſagte er endlich, „und gerade dieſe waren es, die am wenigſten dazu Urſache hatten. — Wie ich Euch bereits geſagt, edler Herr," fuhr er zu Michel Angelo gewendet fort, „Alles vereinigte ſich, mich zu beunruhigen, mich zu plagen. Hundertmal verwünſchte ich die unſelige Kunſt, welche dazu die Veranlaſſung war, ich ſuchte die Dränger ſo kurz wie möglich abzufertigen, noch mehr — und der Himmel möge mir das Unrecht verzeihen — ich nahm, um meinen unglücklichen aſtrologiſchen Ruf wo möglich ſelbſt zu vernichten, zu einem Betruge die Zuflucht: ich ſagte den unſinnigen Fragern das Erſte, Beſte, was mir in den Sinn kam; nichts half. Es war als ob ein eigenes Ahnungsvermögen, ein ſechſter Sinn, der mich immer das Rechte treffen ließ, in mir wohne; was ich ſagte, beſtätigte der Erfolg, es traf nur allzurichtig ein. Wie es nicht mehr auszuhalten war, floh ich in dieſe Einöde. Hier fand ich Ruhe.“ —

„Ihr ſaht, mein Vater, wie mich dünkt, nur die Schattenſeite von dem was Euch begegnete;“ ſprach Vanina, deren ſchwärmeriſcher, am Ungewöhnlichen hängender Sinn, an dem was der Alte ſagte beſondern Antheil nahm. „Wie viel nichtigen vergeblichen Hoffnungen, wie viel eitlen Wünſchen könnte ein einziger Blick in die Zukunft begegnen! Ich glaube er wäre zuweilen eine hohe Wohlthat, ein wahres Geſchenk des Himmels, er würde manches unnützes, ja verbrecheriſches Streben nach Unerreichbarem verhindern; uns Genügſamkeit, Zufriedenheit mit den uns beſchiedenen Gütern lehren.“

„Meine Freundin Vanina hat Recht! Ich bin ganz Ihrer Meinung!“ rief Antonia. „Geſetzt aber, der Blick in die Zukunft verkündete uns nur Uebles, ſo giebt er uns auch zugleich den Troſt, daß das Schickſal es ſo beſtimmte, und ein unvermeidliches Uebel hört auf ein ſolches zu ſeyn.“

„Ihr ſeht, guter Pietro,“ fiel Michel Angelo lächelnd ein. „Alles iſt gegen Euch, und auch ich kann nicht ſagen, daß ich für Euch ſey. Ich meine gleichfalls, daß für den beſſern Menſchen ein Blick in die Zukunft unmöglich ſo ſchädlich ſeyn könne als Ihr meint, noch daß blos niedere Selbſtſucht uns das Verlangen nach einem ſolchen eingiebt. Eine glückliche Zukunft, der wir mit Gewißheit entgegenſehn können, wird, denke ich, uns weniger übermüthig, und eine unglückliche uns weniger troſtlos finden.“

Pietro ließ einen langen trüben Blick von einem der Anweſenden zu dem andern ſchweifen, dann zuckte er die Achſeln, und ſagte ſeufzend: „So ſprachen ſie Alle!“ — — —

Obgleich der Alte dieſe Worte nur halblaut und gleichſam wie zu ſich ſelber ſagte, ſo hatte Michel Angelo ſie dennoch vernommen.

„Nun, guter Vater,“ hob er ſcherzend an, „wenn Alle ſo geſprochen haben, wie konntet Ihr erwarten von uns etwas Anderes zu hören? Haben aber Jene ihre Neugier im Voraus entſchuldigt, ſo haben ſie auch gewiß Alles daran geſetzt ſie zu

efriedigen, und Ihr würdet ſehr ungerecht ſeyn
venn Ihr uns etwas verſagtet, was Ihr Jenen
gewährtet. Darum guter Pietro, komme ich mit
iner Bitte, die Ihr Eurem Schirmherrn wohl um
o weniger verſagen werdet, als Euch jetzt Andere
icht mehr bedrängen: Stellt uns die Nati-
ität."

„Ja, ſtellt uns die Nativität!" riefen Vanina
nd Sampiero; nur Antonia ſchwieg.

Pietro ſchien dieß Anſinnen nur mit dem höch-
ſen Widerwillen zu vernehmen, er ſchien ſprechen
u wollen, und nach einer Bewegung ſeiner Hand
u ſchließen, würde ſeine Antwort eine verneinende
geweſen ſeyn, doch bald beſann er ſich, er überlegte,
nd das längere Verweilen ſeines Blickes auf Mi-
hel Angelo ſchien zu ſagen: „nur Deine Eigenſchaft
ls mein Wohlthäter kann mich zu einer Gewäh-
ung Deiner Bitte vermögen." Sampiero hatte in-
eſſen bemerkt, daß ſeine Schweſter nicht in den
llgemeinen Wunſch eingeſtimmt.

„Nun Antonia?" ſagte er lachend. „Entbehrſt
Du allein einer Haupteigenſchaft Deines, und wie

ich, was mich anbelangt, auch gern zugebe, unſers Geſchlechts, der edlen Wißbegierde?"

„Ich weiß nicht, Bruder," ſagte Antonia verwirrt, „ich weiß nicht wie es zugeht, vorhin ſtimmte ich in Eure Meinung ein, und jetzt überfällt mich eine nie geahnete Angſt. Ich halte unſern Wunſch für frevelhaft."

„Ihr habt Recht, Signora! Frevelhaft; das iſt das rechte Wort;" fiel Pietro mit ſtarker Stimme ein. „Bleibt bei dieſem Gedanken, reißt ſie nicht auf die Decke, die eine weiſe Vorſicht über die Zukunft gebreitet. — Ueberdieß," ſetzte er nach einer Weile, in der er bald das Mädchen, bald Ornano ſcharf betrachtet, hinzu, „braucht es bei Euch, wie bei dem Signor Michel Angelo wohl kaum eines Horoskops. Der Weg, den Ihr wandelt iſt derſelbe. In Euren klaren Zügen ſteht das Ergebniß der Nativität mit lesbaren Ziffern geſchrieben. Eure Zukunft würde eine völlig glückliche genannt werden können, wenn nicht ein, ohne Euer Verſchulden Euch treffender Schmerz, Euch auf längere Zeit darnieder beugte. — Vor Einem hütet Euch, Signor! Tretet Niemanden auf der

Welt etwas ab, was Euch unter allen Lebenden allein zuſteht, und wollet Ihr eine Euch ſehr theure Perſon vor dem Verderben bewahren, ſo verſagt ihr ihren liebſten Wunſch.“ — — —

Der Ton, in dem Pietro dieſe Worte ſprach, war, je weiter er in ſeiner Rede fortfuhr, von ſeinem gewöhnlichen Sprachton gänzlich verſchieden, auch ſeine Blicke waren zerſtört, beides machte ihn einem Menſchen ähnlich, der aus dem Schlafe plötzlich aufgeſtört, zu ſprechen anhebt, und den Hörer in Zweifel läßt ob die Worte die er vernimmt, mit oder ohne klares Bewußtſeyn ausgeſprochen werden. —

Der Eindruck, den die Rede des Greiſes auf die Anweſenden machte, war nach der Individualität der Letztern ſehr verſchieden. Antonia erröthete als Pietro den Weg ihrer Zukunft, mit dem Michel Angelo's, einen gemeinſamen nannte, der Letztere blickte ſtill und nachdenkend vor ſich hin, Vanina hing mit der größten Aufmerkſamkeit an des Alten Lippen, Sampiero ſchien das Ganze für einen Scherz zu nehmen, oder den Greis für halbverrückt zu halten.

„Nun Padre," rief er munter, „wollt Ihr nicht mir und dem Fräulein auch die Zukunft verkünden, da Euch dieß, dem Anſcheine nach, ſo leicht von der Hand geht?"

Der Greis warf einen faſt zornigen Blick auf den Fragenden, dann betrachtete er ihn längere Zeit.

„Ich könnte Euch etwas ſagen," ſprach er mit dumpfem Tone, „etwas, das Euch das Mark in den Gebeinen erbeben machen, und Eure Pulſe verdoppeln ſollte, aber — ich könnte mich täuſchen."

„Ich habe Euch nicht beleidigen wollen, Alter!" entgegnete Sampiero, indem er ihm die Hand, die dieſer nur mit Zögern ergriff, hinreichte. „Wie es ſcheint, ſeyd Ihr leicht in Eifer zu bringen. — Doch ſagt mir jetzt —"

„Ich kann nicht! — Es iſt unmöglich! — Ich bin ermüdet;" erwiederte Pietro. „Eure Züge, wie die des Fräuleins, ſind überdieß von der Art, wie ſolche nur in ſeltenern Fällen vorkommen. Mein Ahnungsvermögen, meine Kombinationsgabe reichen dazu nicht aus."

„Wohl, ſo ſtellt uns das Horoscop!“ rief Sampiero.

„Ja, thut dieß, guter Alter!“ fügte Vanina hinzu.

„Wohlan, Ihr wollt es, und Ihr ſollt es haben,“ entgegnete heftig der Eremit. „Gebt mir Eure Geburtsſtunde an. Heute Nacht werde ich obſerviren. Morgen, wenn Ihr von der Jagd zurückkehrt, erfahrt Ihr das Reſultat.“ —

Sampiero und Vanina nannten ihm die verlangte Zeit, und Pietro notirte ſich ſolche auf ein Täfelchen. Da der Alte kein Wort mehr über ſeine aſtrologiſchen Beſchäftigungen ſprach, ſo ſuchte auch die übrige Geſellſchaft abſichtlich ſolche Erinnerungen zu vermeiden und das Geſpräch kam auf die mit Tagesanbruch vorzunehmende Jagd. Pietro gab die Plätze an wo die Muffoli am häufigſten zu wechſeln pflegten, und man beſchloß das Treiben ſo einzurichten, daß jene Plätze von den Schützen gut beſetzt werden könnten. Das frugale Mahl nahte ſich ſeinem Ende, als Ornano den Alten erinnerte daß er verſprochen habe am Nachttiſch Theil zu nehmen. Ein Paar Becher feuriger Syracuſer, meinte Michel Angelo, würden das ſchmackhafte Abendeſſen angemeſſen beſchließen, Sampiero aber erinnerte ſich, daß unter ſeinem Gepäck ein Paket franzöſiſches, für längere Reiſen ganz beſonders bereitetes, Backwerk ſey, welches er Antonien mitgebracht und dieſe noch nicht verzehrt habe. Eben hatte Ornano nach Vittolo gerufen, als Sampiero aufſprang und aus der Hütte ging, um Andrea das Auspacken jenes Backwerks anzubefehlen. Schon war wieder ein neues Geſpräch angeknüpft worden, als beide Diener mit dem Nachttiſch in's Zimmer traten. In dem Augenblicke als Vittolo den Wein, Andrea das Gebäck auf die Tafel ſtellten, fiel Pietro's Blick auf die Brüder. Voll Entſetzen ſprang der Alte auf.

„Elende! Wortbrüchige!“ ſchrie er laut. „So erfüllt Ihr Euer Verſprechen?“

Die Geſellſchaft blickte erſchrocken auf Pietro; Alle glaubten er ſey plötzlich wahnſinnig geworden. Auch Andrea war ſehr betroffen; er ſtammelte etwas von Befehlen ſeines Herrn, nur Vittolo ſchwieg und blickte kalt und düſter vor ſich hin.

Pietro ſchien indeſſen zu mehrerer Faſſung gekommen zu ſeyn, ſeine Blicke wurden ſanfter aber trauriger.

„Verzeiht, meine werthen Gäſte!“ ſagte er. „Das ungeſtüme Drängen meiner Brüder zwang mich einſt ihnen das Horoscop zu ſtellen. Das Ergebniß war ein ſehr trauriges. Wir ſind Drillinge, unſere Geburtsſtunde und unſere Schickſale treffen zuſammen. Ich glaubte einem, zwei von uns bedrohenden Ereigniſſe am beſten zu begegnen, wenn ich meinen Brüdern ewige Trennung vorſchlüge und ihnen deshalb ein feierliches Verſprechen abnähme. Das heutige Zuſammentreffen,“ ſetzte er ſeufzend hinzu, „iſt mir ein mahnendes Zeichen, daß unſer Schickſal ſich erfüllen wird und daß keine Berechnung dieſe Erfüllung zu verhindern im Stande iſt.“

Obwohl Vittolo und Andrea bald darauf das Gemach verließen, Michel Angelo durch Vanina dem Greiſe einen Becher Syracuſer kredenzen ließ, und Alles anwandte um dieſen fortwährend ins Geſpräch zu verpflechten, ſo blieb Pietro dennoch einſilbig und ſchweigſam, und man ſah deutlich machte der Gefährtin bemerklich, daß dieß die Spur eines Wildes ſey, das bei ſeiner Morgenwanderung den Thau von den Halmen der Gräſer geſtreift habe, ein Umſtand der durch das Anſchlagen der an der Leine geführten Hunde, auch ſogleich ſeine Beſtätigung fand. Die Geſellſchaft gelangte endlich in ein kaum hundert Schritte bereites, aber wohl eine Viertelſtunde langes und zwei Felſenketten von etwa hundert Fuß Höhe trennendes Thal. Ein alter Jäger befand ſich hier um den Jägern die Plätze anzuweiſen. Wie er meinte mußte das Wild, von den Treibern gedrängt, nothwendig dieß Thal paſſiren, wenn es von der einen Bergreihe nach der andern flüchten wollte. Mehrere tiefe Schluchten zerklüfteten die Felſenkette, woher das Wild erwartet wurde und deren Mündungen gegenüber lagen, vorzüglich die Plätze wo die Schützen angeſtellt wurden. Vanina's Platz war zwiſchen Sampiero und ihrem Bruder; weiterhin neben dieſem befand ſich Antonia. Die ganze Aufſtellung war ungemein gut berechnet. Mochte das Wild auf der Höhe erſcheinen oder aus einer Schlucht hervorſtürzen, überall befand es ſich im Bereiche der Kugel; ein Umſtand nur bot einige Schwierigkeit, es war nämlich das hin und wieder einige Ellen hohe Geſträuch von Wachholdern, wilden Oliven und Feigen, das den Thalgrund gruppenweis erfüllte und hin und wieder die freie Schußlinie verſperrte. So wie unſere Bekannten und die ſie begleitenden Jäger ihre Plätze eingenommen hatten, ſtieß Ornano in das an ſeiner Hüfte hängende ſilberne Jagdhorn; zwei langgezogene Hörnertöne beantworteten aus der Ferne den Jagdruf. Einige Minuten darauf hörte man in weiter Ferne Hundegebell, und bald darauf ſah man die Rüden, welche die Schützen bis dahin gekoppelt mit ſich geführt, jenem Schalle nacheilend in den Schluchten verſchwinden. Eine Viertelſtunde verging; bald erſcholl Hörnerton, bald Hundegekläff in der Entfernung, aber es war immer wieder ſtill geworden, jetzt kamen die Töne näher und an dem einen Ende der Schützenlinie fielen Schüſſe. Sampiero hatte manchmal der ſchönen Jägerin aus der Entfernung zugenickt, um ſie zum Aufmerken zu ermuntern, jetzt ſah Vanina wie er die Büchſe anlegte. In dieſem Augenblicke erſchien ein Rudel Muffoli auf der Höhe. Ein alter Widder, mit ungeheuren gewundenen Hörnern war an der Spitze, hinter ihm ſprangen fünf andere Thiere ſeiner Gattung von Klippe zu Klippe. Wer die ſcheuen Geſchöpfe, wie vom Winde getragen, auf einem Felſengrat von kaum einer Spanne Breite, mit einer Sicherheit als ob ſie über eine Ebene jagten, dahineilen ſah, wer bemerkte, wie ſie Felſenſpalten von zehn bis zwölf Fuß Breite überſprangen, bald mit an den Leib gezogenen Füßen mehrere Sekunden in der Luft ſchwebten, bald mit gekrümmten Rücken, mit allen vier Füßen auf der Spitze einer Klippe ſtanden, die keinen größern Raum als die flache Hand eines Menſchen darbot, der konnte ſich der größten Verwunderung nicht erwehren. Jetzt war die kleine Heerde in der Nähe Sampiero's. Er hatte das Schießgewehr am Backen und zielte augenſcheinlich auf den Führer des Rudels. Man war damals jedoch im Gebrauch der Feuerwaffen bei weitem nicht ſo geübt wie in unſern Tagen, größtentheils bediente man ſich der Luntenflinten, das unbequeme Radſchloß war noch eine ganz neue Erfindung; es war folglich kein Wunder daß Sampiero's

Schuß fehl ging. Der Knall deſſelben erſchreckte die geängſtigten Thiere aufs Aeußerſte; die kleine Heerde zerſtob nach allen Seiten. —

Vanina hatte während des Vorgangs nach Sampiero geblickt, ſie ſah wie er verdrüßlich über den Fehlſchuß mit dem Kolben des Gewehrs auf die Erde ſtampfte; jetzt bemerkte ſie wie der Hauptwidder, wie vom Sturme getrieben über den Felſenrücken daher ſtürzte, mit zwei Sprüngen auf den Gipfel einer Klippe ſetzte und ſich dort mit ſcheuen wilden Blicken nach den verſprengten Gefährten umſah. Das Thier befand ſich kaum ſechzig Ellen von der Jägerin.

Wenn ich ihn erlegte, welcher Triumph; dieſer Gedanke ſchoß wie ein Blitz dem vor Erwartung zitternden Mädchen durch den Kopf, ſie fühlte alle Pulſe beben, hörte den Herzſchlag. — „Jetzt! — Jetzt!“ ſtammelte ſie, die Flinte lag am Backen, die Kugel flog aus dem Rohr — der Widder ſtürzte von Klippe zu Klippe bis zu den Füßen Vanina's herab.

Der Triumphruf der ſchönen Jägerin verkündigte Sampiero was vorgefallen. Dieſer ſtand tief beſchämt; verdrüßlich wollte er eben die Ladung des abgeſchoſſenen Gewehrs beginnen, als er Vanina's Stimme vernahm.

„Seyd ſo gut, theurer Freund, und tödtet das arme Thier, mich ſchmerzt, es ſich ſo quälen zu ſehn;“ rief das Mädchen.

Sampiero legte die Flinte bei Seite, und ging zu ſeiner ſchönen Nachbarin. Das Muſſolo welches ſich ſterbend zu deren Füßen krümmte, war das größte was er je geſehn. Schmerzhaft zuckte es mit den Läuften und mit den Wimpern des brechenden Auges; Sampiero zog das kurze Schwert was er an der Seite trug. Eben wollte er es dem Thiere in die Bruſt ſtoßen, als ſich ein furchtbares Hundegebell in der Schlucht erhob, welche nach dem Plaze wo Beide ſtanden ausmündete. Ein ſchmerzliches Heulen unterbrach das Gekläff; in dieſem Augenblicke ſtürzte ein ſchäumender Eber umringt von Hunden aus der Schlucht, und nahm ſeinen Weg gerade auf die Beiden zu. Der Anblick des Thieres machte das Mädchen faſt ohnmächtig. Mit geſträubten Borſten, blutigem Rachen, geröthetem Auge und zähneknirſchend jagte das

Ungeheuer heran. An ein Ausweichen war nicht zu denken, dichte Wachholderhecken hinderten jedes Entfliehen. Nur noch wenige Klaftern befand ſich das Unthier von dem Mädchen, welches einen Schrei des Entſetzens ausſtieß. In dieſem Augenblick ſprang Sampiero vor Vanina, und indem er ſie mit ſeinem Körper deckte, ſtieß er mit dem Schwerte nach dem mit Blitzesſchnelle heranſchießenden Eber. Mit kräftigem Arme traf er das Thier in den Bug, aber die Klinge brach. Kaum dem Auge bemerkbar, in vollem Laufe, gleichſam wie mit dem Haupte winkend, hieb das Thier mit der ſchaumbedeckten Waffe, und — Sampiero's Hand war zerfleiſcht. Von den Hunden verfolgt ſchoß das Unthier, ein Stück der zerbrochenen Klinge in der Seite, ſchnaubend durch die praſſelnden Geſträuche. — — —

Von allen Seiten waren indeß Schüſſe gefallen, die Treiber waren ganz nahe herangekommen, eine Anzahl Muffoli, ein Eber und allerhand kleines Wild war erlegt worden. Der Lärm hatte Ornano verhindert zu bemerken, was in ſeiner Nähe vorgegangen; jetzt erſt eilte er von Antonia begleitet zu jenen Beiden. Vanina hatte, trotz allen Gegenvorſtellungen Sampiero's, ein Tuch abgeriſſen um ſeine Wunde zu verbinden. In begeiſterter Rede, von freuigen Dankſagungen unterbrochen, erzählte ſie dem Bruder was vorgegangen, wie Sampiero ſich, um ſie zu retten, der gefährlichen Waffe des Unthiers blosgeſtellt, und bejammerte dann mit Thränen deſſen Verletzung. Ornano ſchloß den Gaſt unter brüderlicher Umarmung an das Herz, und beſchwor ihn ſogleich mit ihm zu Pietro zu eilen, um Mittel zu regelmäßigem Verband ſeiner Wunde zu finden. Sampiero ſuchte das was er gethan, als etwas Geringes, einen Zufall, als etwas was ſich ja ganz von ſelbſt verſtehe, darzuſtellen; er meinte, daß der Schmerz unbedeutend ſey, daß ſich die Verletzungen als unbedeutende Fleiſchwunden ergeben würden, da er die Hand zu bewegen im Stande ſey, und lieh dadurch ſeiner That einen um ſo größern Werth. —

Bei naherer Unterſuchung, welche ſogleich nach Ankunft der Geſellſchaft in der Hütte des Eremiten vorgenommen wurde — was nach Verlauf von ungefähr einer Stunde ſtatt fand, da die Jagdluſt unſerer Bekannten durch den mitgetheilten Vorfall getrübt worden war -- ergaben ſich die letztern Behauptungen Sampiero's als richtig. Zwar war der Ballen der Hand vom Zahn des Ebers furchtbar zerfleiſcht, aber es war mit Sicherheit anzunehmen, daß die Wunde in nicht allzulanger Zeit geheilt und die Hand nicht verſtümmelt werden würde. Ornano ſchlug jetzt der Geſellſchaft vor, ſich in aller Eil mit etwas Speiſe und Trank zu ſtärken; der Freund, ſetzte er hinzu, würde nach dem Blutverluſt und den Anſtrengungen des Tages, die Schmerzen, die er empfände, hinzu gerechnet, Ruhe nöthig haben, und darum ſey es wünſchenswerth das Landhaus noch vor Abend zu erreichen. Die aromatiſchen Beeren, die Pietro aufgetiſcht, waren nebſt einigen ſie begleitenden Bechern Wein ſchnell genoſſen, ſchon ſtanden Pferde und Saumthiere gepackt und geſattelt vor der Thüre und harrten des Aufbruchs, und eben wollte Ornano dem Greiſe für die freundliche Aufnahme ſeinen Dank ausſprechen, als Sampiero den Alten am Arme faßte. „Wie iſt es mit dem Horoscop, mein Vater?" hob er an. „Wenn ich recht ſah, ſo bemerkte ich, als wir vorhin in das Zimmer traten, ein Pergamentblatt mit allerlei wunderlichen Zeichen, welches wohl die Berechnung enhalten haben mag. — Aber, testa di Dio!“ unterbrach er ſich plötzlich; „ich glaube Ihr habt das Blatt zerriſſen, dort liegen die Stücke am Boden.“

„Das iſt allerdings der Fall;“ erwiederte Pietro düſter. „Ich zerriß das Blatt.“

„Seyd Ihr bei Sinnen, Alter? Habt Ihr Eure Zuſage vergeſſen? Reuete es Euch nicht ſelbſt, das Ergebniß mühſamer Berechnung zu vernichten?“

„Ich hätte Euch die frevelhafte Zuſage nicht geben ſollen, ich fühlte dieß lebhaft und zerriß das Blatt;“ verſetzte Pietro auf vorige Weiſe.

„Und warum? Warum dachtet Ihr erſt daran als Ihr die mühſamen Berechnungen geendet, als wir ſchon im Zimmer waren?“ fragte Sampiero ärgerlich.

„Weil,“ entgegnete der Alte, indem er den Fragenden ſtarr anblickte, „weil die Erfüllung des Horoscops bereits begonnen hatte. — Ich bitte Euch, fragt mich nicht weiter!“ ſetzte er heftig hinzu, als Sampiero fortfahren wollte. „Ich ſage

Euch kein Wort mehr. Vermaledeit ſey die Minute, wo ich zuerſt den Griffel zur Ausübung jener Kunſt in die Hand nahm!"

Der Greis ſchien in dieſem Momente ſo heftig erregt, wie in jenem am vorigen Abende, wo er ſeine Drillingsbrüder erblickte. Ein tiefer Schmerz durchzuckte ſeine Züge und ſein Auge rollte auf eine Weiſe, wie man ſolche wohl an Perſonen bemerkt bei denen eben der Wahnſinn auszubrechen droht. Ornano, bekannt mit den Gerüchten, welche über den Alten umliefen, und durch die Erzählung Andrea's vom vorigen Abend noch mehr in der Meinung von partieller Geiſteszerrüttung Pietro's beſtärkt, wollte jeden weitern Erörterungen ausweichen und mahnte zum Aufbruch. Der Einſiedler nahm aufs herzlichſte von Michel Angelo und Antonia Abſchied, mit unausſprechlicher Wehmuth im Blick, und unter ſeinem Segen entließ er Vanina, kalt und ohne Händedruck beurlaubte er ſich von Sampiero. — —

„Der Menſch iſt verrückt, total verrückt!" ſagte der Letztere zu Vanina, als er zur Seite derſelben am Ende des Zuges ritt, welcher ſich durch ein düſteres Waldthal bergab ſchlängelte. „Wie ein

Narr das Ergebniß von Berechnungen, die ihn vielleicht eine ſchlafloſe Nacht gekoſtet, zu zerreißen! Begreift Ihr ſolchen Unſinn? — Und wenn er noch," fuhr Sampiero verdrüßlich fort, „es mitten in der Arbeit gethan hätte! Aber dann als Alles fertig war, als wir uns im Zimmer befanden; wahrhaftig er iſt zum Anbinden reif."

„Dennoch," ſagte Vanina ſchalkhaft, „iſt uns nicht Alles verloren. Während Ihr Euch mit dem Alten herumſtrittet, nahm ich eine gute Anzahl der herumliegenden Stücke in Beſchlag."

„Wirklich!" rief Sampiero erfreut. „Es lebe die Liſt der Frauen, die nur von einer andern ihrer Eigenſchaften, der Neugier übertroffen wird! — Aber gebt, Signora, gebt mir die Stücke des Blattes. Wir paſſen ſie an einander, vergleichen ſie" —

„Und zwar," rief Vanina lachend, „mit aller der Neugier, die Euer Geſchlecht mit dem unſern gemein hat. — Wahrhaftig! faſt ſollte man meinen, daß Euch nicht das Geringſte daran läge den Inhalt der Weiſſagung zu wiſſen. Gewiß, komme ich mit der Zuſammenſetzung des Blattes zu Stande, ſo ſollt Ihr keine Silbe davon erfahren."

„Wie boshaft Ihr ſeyd!“ rief Sampiero, indem er die weiße Hand Vanina's an die Lippen drückte. „Obendrein habt Ihr gar nicht einmal das Recht mir die Kunde zu entziehen. Gehört ſie uns nicht gemeinſchaftlich? Sagte der Alte nicht, daß unſere Zukunft eine gemeinſame wäre?“

Das Mädchen erröthete über und über bei den letzten Worten Sampiero's, und legte ſchweigend und mit großem Eifer die einzelnen Pergamentſtücke auf ihrem Schooße zuſammen. Ihr Gefährte hatte ſein Roß inzwiſchen dicht an das Vanina's gedrängt, er ſchaute emſig auf das Ergebniß ihrer Beſtrebungen, ſeine Hand ſtützte ſich auf dem Rücken ihres Roſſes, ſeine Wange war kaum einige Zoll von der ihrigen entfernt. War es dieſe Nähe, die ſie verwirrt machte, war es etwas Anderes, plötzlich ſchob ſie die Blätter zuſammen.

„Es geht nicht!“ rief ſie haſtig. „Es iſt nur ein Theil des Ganzen. Ich werde die Schnitzel wegwerfen.“

„Nein! — Nein!“ rief Sampiero, die Blättchen haſtig ergreifend. „Laßt mich verſuchen, ſchöne Schickſalsgenoſſin!“ —

Sorgſam legte er nun die Trümmer des Horoscops auf ſeinen Mantel, er breitete ſie aus, er änderte und änderte wieder, plötzlich rief er: „Ich hab's! — Es iſt zwar nur ein Theil des Ganzen, aber es ſcheint ein Sinn darin zu liegen.“

Er las:

„Liebend eint ſich die Taube dem ſtolzeſten Adler des Weſten,
Welcher, ſich opfernd, ſie einſt geſchirmt vor der Wuth des Orkans,
Blut trof vom tönenden Fittich, und Blut von den ſchützenden Fängen
Des Starken. — Weinet um ſie, die ſich dem Würger vertraut! —
Ach! ſie ſah nur die Klau', geröthet vom eignen Blute
Des Grimmigen, welcher dereinſt ſie mit dem Schnabel zerfleiſcht.“

Mit ſtockender Stimme las Sampiero die letzte Hälfte des Bruchſtücks, dann ergriff er heftig die Pergamentſchnitzel und ſchleuderte ſie unter die Füße der Roſſe.

„Der Einſiedler iſt ein Schurke, ein genueſiſcher Schelm!“ rief er aus. „Corpo di bacco! Wüßte ich, daß dieß eine Anſpielung ſeyn ſollte, ich kehrte um, und wollte ihm zwei oder drei Zoll meines Dolches koſten laſſen.“

„Was ſicht Euch an, mein edler Freund!“ ſagte Vanina freundlich ihm die Hand reichend. „Wir kennen weder den Anfang noch das Ende des Horoscops, und es wäre mithin gänzlich ungerecht nach einigen abgeriſſenen Zeilen das Ganze zu beurtheilen, am wenigſten aber iſt dem Greiſe zuzutrauen, daß er hat auf Eure edle That gehäſſig anſpielen, dieſe verkleinern wollen.“ —

„Ihr beurtheilt die unbedeutende Sache zu günſtig, theure Freundin!“ unterbrach Sampiero noch immer heftig erregt das Mädchen. „Ich würde in gleichem Falle jede Dame, ja jeden Wehrloſen, eben ſo beſchützt haben, aber es empört mich im Innerſten, daß der Elende, der mich ſchon geſtern mit Haſſesblicken anſah, weil er vielleicht weiß daß ich ein Todfeind unſerer genueſiſchen Tyrannen bin, den kleinen Dienſt, den ich Euch zu leiſten ſo glücklich war, vergiften will. Der Erbärmliche! Er iſt nicht im Stande die Gefühle, die ich für Euch hege, zu würdigen. Bei Gott! Es war mir eine kleine heimliche Freude — ich will es jetzt nur offen eingeſtehen — daß ſich die Geſchichte mit dem Eber ereignete, jetzt wünſchte ich ſie wäre nicht vorgefallen. Die Sache war zu unbedeutend. Gälte es mich für Euch von jener Klippe zu ſtürzen, mein Pferd in jenen Abgrund zu ſpornen, ich würde nicht Anſtand nehmen, es zu thun; mein Herzblut, ja das Höchſte nach dem der Krieger ſtrebt, den Ruhm, würde ich Euch zum Opfer bringen, und nun kommt dieſer Elende." —

Vanina reichte, als ſie ſah wie furchtbar Sampiero erſchüttert war, wie ſeine Augen flammten, ſeine Lippen zitterten, dem Freunde die Hand. „Ich bitte Euch, mein Freund, denkt nicht an die Weiſſagung des ſchwachen aber gewiß nicht boshaften Alten. Wäre er aber auch Euer Feind und lauteten ſeine Worte zehnfach übler, glaubt mir, ſie würden ein anderes Zeugniß, das mir ins Herz geſchrieben iſt, nicht verwiſchen können."

„Wirklich? — Wirklich, theure Vanina? — Darf ich Eure Worte nach meinen Wünſchen deuten?" rief Sampiero, indem er des Mädchens Hand mit glühenden Küſſen bedeckte.

„Ich habe mich unpaſſend ausgedrückt — Ihr verſteht mich falſch" — ſtammelte Vanina, aber ſie zog die Hand nicht zurück.

„Darf ich Eure Worte nach meinen Wünſchen deuten? Darf ich hoffen, Euch nicht gänzlich mißzuverſtehn? Geſtattet Ihr mir mit Eurem Bruder zu reden?“ wiederholte Sampiero immer dringender.

„Sprecht mit Michel Angelo!“ erwiederte Vanina kaum hörbar und in größter Verwirrung. Raſch ließ ſie dem ſchäumenden Rappen den Zügel, und nach wenigen Sekunden befanden ſich beide wieder an der Spitze des Zuges.

Schon am folgenden Tage hielt Sampiero um die Hand Vanina's an. Ornano ſchien mehr erfreut als überraſcht, und willigte mit wenigen herzlichen Worten ein. So leicht zum Ziele zu gelangen hatte Jener nicht erwartet. Ornano gehörte dem angeſehenſten Adel der Inſel an, das Geſchlecht Sampiero's konnte ſich mit jenem nicht meſſen; eben ſo war es in Beziehung der Glücksgüter. Zwar war Sampiero eben nicht gänzlich arm, aber Vanina beſaß ein, von dem Beſitzthum des Bruders ganz unabhängiges, bedeutendes Vermögen. Es rührte von ihrer Mutter und von einem entfernten Verwandten her, welcher ſchon bei Lebenszeit ſeine Güter, als künftiges Erbe Vanina's, der Verwaltung Michel Angelo's, jedoch unter der Bedingung übergeben hatte, daß dieſer geſtatten müſſe daß der künftige Gatte der Schweſter, dem eigenen Namen noch den Namen Ornano beifüge. Eine alte Sage, daß das Geſchlecht ausſterben werde, ſobald nicht mehr als ein männliches Mitglied, — gleichviel ob jung oder alt — von dem ſonſt immer ſehr zahlreichen Stamme vorhanden ſey, hatte den Erblaſſer dazu vermocht, dieſe Forderung zu ſtellen. Sampiero wurde indeß noch durch einen zweiten Umſtand aufs Höchſte überraſcht. Michel Angelo hielt um die Hand Antoniens an. Jener ſah ſich dadurch auf dem Gipfel ſeiner Wünſche. Der reichſte Edle der ganzen Inſel der Gatte ſeiner Schweſter, er ſelbſt dem älteſten Adel Korſika's verſchwägert, welche Nahrung für ſeinen Ehrgeiz! Sein ſtolzes Herz ſchlug lebhaft bei dem Gedanken, daß ſeine Abkunft fortan nicht mehr ein Hinderniß zu Erlangung des höchſten Kleinods, des Inbegriffs aller ſeiner Wünſche, des Marſchallſtabes ſey. Auch Antonia war ſelig. Noch nie hatte ein Mann einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht, wie Ornano.

Daß dieſer um die Hand eines ſo unbemittelten Mädchens anhalten ſollte, er, der unter den reichſten Erbinnen Italiens die Auswahl hatte, dieß war ihr nie in den Sinn gekommen, und jetzt war er auf immer der Ihre. — In wenigen Tagen vereinte der Prieſter beide glückliche Paare. Michel Angelo führte die geliebte Gattin nach Corte, und nach einer kurzen Reiſe glänzte am Hofe von Fontainebleau, die reizende Gemahlin des Obriſten der Korſen Sampiero di Baſtelica de Ornano.

Zweite Abtheilung.

Die Erfüllung.

Motto:

„Nennt mich ehrſamen Mörder, wenn Ihr wollt,
Denn nicht aus Haß, aus Ehre handelt' ich!“ —
Shakespeare.

Vanina befand ſich höchſt glücklich an dem glänzenden Hofe von Fontainebleau. Franz der Erſte war geſtorben, und deſſen Nachfolger Heinrich der Zweite ſuchte ſeinen Vorgänger an Pracht, Galanterie und ritterlichem Weſen noch zu überbieten. Die Geliebte des Königs, die ſchöne Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, war damals die Sonne des Hofes, die Königin der Liebe und Schönheit. Schon Franz der Erſte hatte den Hof und ganz Frankreich daran gewöhnt, an dem Glanze, welcher eine Favorite umgab, keinen Anſtoß zu nehmen, aber er hing mehr mit den Sinnen als mit dem Herzen an der Begünſtigten, und hatte ſo viel Gewalt über ſich ſelbſt, bei einem tête a tête mit ſeinem Demant das Sprüchlein

Toute femme varie
Bien fou qui s'y fie!

in die Fenſterſcheibe zu ſchreiben, und der Geliebten, lachend die Schrift zu zeigen; ſein Nachfolger liebte ernſter und inniger. Diana hatte am Hofe das Anſehen einer Königin, und noch heut' ſieht man Verzierungen zu Fontainebleau, wo das H mit dem D innig verſchlungen, hundertmal wiederkehrt. Heinrich hatte bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſich mit Plänen zur Eroberung Korſika's beſchäftigt; Grund genug um den als tapfer, ja verwegen bekannten Anführer der in Frankreichs Solde ſtehenden Korſen auszuzeichnen. War es der Wille des Königs, war es eigene Neigung, Vanina ward bei ihrem erſten Erſcheinen am Hofe von Diana von Poitiers auf's freundlichſte aufgenommen, ja den erſten Damen am Hofe vorgezogen. War es ein Wunder, daß die Höflinge ſich in den übertriebenſten Lobpreiſungen der ſchönen Korſin erſchöpften? Vanina ſchwamm in einem Meere von Entzücken. Glücklich an der Seite eines, wegen ſeines Heldenmuthes berühmten Gatten, dem überdieß an impoſanten Aeußern kein Mann am ganzen Hofe gleichkam, ausgezeichnet von dem mächtigſten Monarchen Europa's, von der begünſtigten Geliebten des Letztern wie eine Freundin, eine Schweſter behandelt, geehrt von dem ganzen Hofe, beneidet von den Frauen, angebetet von den Männern, wie hätte dieß der jungen Frau den Kopf nicht ſchwindeln machen ſollen. Vanina fühlte ſich hingeriſſen vom Glück, überwältigt von Entzücken, ſie bedurfte Jemand, gegen den ſie ſich ausſprechen konnte. So bald ſie nur Gelegenheit fand, ſchrieb ſie an Michel Angelo, bogenlange Briefe ſchilderten die Lage, in der ſie ſich befand. Die Antworten des Bruders und Antoniens athmeten Theilnahme, doch geſtand die letztere geradezu, daß, ſo ſehr ſie auch der Freundin die glänzenden Freuden des Hofes gönne, ſie dennoch vorziehen würde, lieber an der Hand des Gatten die romantiſchen Thalgründe der heimathlichen Inſel, als die glänzenden Gemächer der Königspaläſte zu durchſtreifen. Lächelnd zeigte Vanina die Antworten ihrem Gatten, und konnte ſich nicht enthalten zu fragen, ob dieſer in den Briefen der Schweſter nicht einen kleinen Anflug von Neid bemerkte? Auch in ihren ehelichen Verhältniſſen fühlte ſich Vanina ungemein glücklich. Sie mußte ſich zwar geſtehen, daß Sampiero von den Hofleuten noch mehr gefürchtet als geachtet ſey, und daß er ſich den Haß vieler angeſehener Männer durch einen unerhörten Stolz, ſo wie durch ein aufbrauſendes Weſen, wie es ihr ſonſt bei noch keinem andern Menſchen vorgekommen, zugezogen habe; aber ihre ſchwärmeriſche Liebe für den Gatten ſah in den genannten Fehlern eben ſo viele Tugenden. Es geſchah manchmal, daß er aus einem Rathe, wo man Maßregeln zu dem bevorſtehenden Feldzuge beſprochen hatte, und ſeinen Anſichten von allen Seiten widerſprochen worden war, im höchſten Zorn nach Hauſe kam. In ſolchen Fällen glühten ſeine Wangen, die Adern der Stirn waren geſchwollen, ſo wie die der Schläfe, ſein Auge flammte, ſeine Züge zuckten krampfhaft, der ganze Körper ſchien vom Fieberfroſt geſchüttelt; nahte ſich ihm Vanina in ſolchen Augenblicken, ſprach ſie freundlich zu ihm, fragte ſie, was ihm fehle, ſo antwortete er entweder gar nicht, oder er ſprach nur wenig unzuſammenhängende Worte, er fuhr wie aus einem Traume empor, ſeine Blicke waren die eines Irren, und er eilte nach einem heftigen, oft höchſt ſchmerzlichen Händedruck ins Nebenzimmer. Da Vanina wußte, daß der alte Andrea ſeit einer langen Reihe von Jahren um ſeinen Gebieter ſey, ſo fragte ſie ihn anfangs ängſtlich, wegen des Gemüthszuſtands ſeines Herrn, dieſer gab aber ausweichende Antworten, und erklärte endlich geradezu: das Beſte ſey, ihn in ſolchen Augenblicken gänzlich allein zu laſſen, da durch jeden Zuſpruch, auch den ſanfteſten, ſeine Wuth ſich auf einen an Wahnſinn gränzenden Zuſtand, dem er durch Worte Luft zu machen nicht im Stande ſey, zu ſteigern pflege. Da Anfälle dieſer Art, wenn auch ſelten, aber dennoch von Zeit zu Zeit wiederkehrten, ſo war Vanina im Stande darüber Bemerkungen zu machen, welche ſie je mehr und mehr beruhigten. Sie fand, daß ſolche nur durch einen Umſtand, nämlich durch den einer wirklichen oder eingebildeten Verletzung der Ehre ihres Gatten hervorgerufen wurden. Er hatte in dieſem Punkte eine Empfindlichkeit, die alle Begriffe überſtieg. Außer dem übertriebenſten Ehrgeiz aber waren faſt alle andern Leidenſchaften, die den Character des Mannes entwürdigen können, ihm völlig fremd. Am fernſten lag ſeinem ganzen Weſen eine, dem Italiener ſonſt ſehr gewöhnliche Eigenſchaft, die Eiferſucht. Bei der Schönheit ſeiner Gattin, der Auszeichnung welcher ſie ſich von Seiten des Königs und der Herzogin von Valentinois erfreute, konnte es nicht fehlen daß ſie von ganzen Schaaren junger Männer umſchwärmt wurde. Huldigungen aller Art wurden ihr dargebracht, die ältern Männer prieſen ihren Geiſt, junge Ritter brachen Vanina zu Ehren eine Lanze, die Dichter des Hofes verglichen ſie in ihren Madrigalen mit allen Göttinnen des Olymps; nichts konnte Sampiero unruhig machen. Lächelnd und ſichtlich geſchmeichelt ſah er allen dieſen Huldigungen zu, und wenn ſeine Gattin, Anfangs beſorgt daß dieſe ihm mißfallen könnten, ſolchen auszuweichen, ja ſie wohl trocken zurückzuweiſen ſuchte, ſo machte er ihr über dieß Benehmen freundliche Vorwürfe. An einem ſo glanzenden Hofe wie der von Fontainebleau, pflegte er dann zu ſagen, hier, wo man gewohnt ſey, die Schönheit und Galanterie herrſchen zu ſehen, müſſe man es mit dergleichen nicht ſo genau nehmen. Was in Korſika von ernſter Bedeutung ſeyn würde, verliere dieſe in Frankreich. Ueberdieß, ſetzte er gewöhnlich ſcherzend hinzu, ſey es ganz natürlich, daß die Höflinge welche ſich vor den Schönheiten, die das Herz Franz des erſten und Heinrichs des zweiten gefangen hielten, in den Staub geworfen, vor einer dritten, die in dieſer Beziehung jenen nichts nachgäbe, in Hinſicht des guten Namens ſie aber überrage, mindeſtens das Knie beugten. Ueber die Vanina's Vorzüge feiernden Gedichte, pflegte er ſich, falls ſie ſchlecht waren, luſtig zu machen, die beſſern ſich aber, ſelbſt wenn ſie eine, den damaligen Hofſitten gemäß, nicht eben allzuverſteckte Liebeserklärung enthielten, zum Andenken der Triumphe ſeiner Gattin, wie er ſich ausdrückte, für ſpätere Zeiten aufzuheben. Oft verdroß es Vanina, daß ihr Gemahl Gegenſtände dieſer Art wie bloßen Scherz zu behandeln pflegte, ſie machte ihm auch wohl Vorwürfe und meinte, daß, wenn eine der leichtſinnigen Damen des Hofes an ihrer Stelle wäre, ein ſolches Benehmen gefährliche Folgen nach ſich ziehen könne; dann wurde Sampiero plötzlich ernſt: „ich kenne Dich und vertraue Dir," ſagte er, „auch kenne ich dieſe Höflinge: es giebt keinen unter ihnen, der es wagte mit Sampiero zu ſcherzen." —

Da Vanina mehrmals dieſe Worte aus dem Munde des Gemahls vernommen hatte, auch ihr nicht unbemerkt geblieben war, daß bei aller Achtung, mit welcher man Sampiero begegnete, ſich doch keiner der Hofleute an ihn näher anſchloß, ja der größte Theil ihm, wo es immer anging, auf gute Weiſe auszuweichen ſuchte, ſo ſuchte ſie eines Tages den alten Andrea, welcher, obwohl er manchmal eine harte Behandlung von Seiten ihres Gemahls auszuſtehen hatte, doch im Allgemeinen bei ihm ſehr in Gunſten ſtand, über frühere Vorgänge auszuforſchen. Da ſie den guten Alten ungemein liebreich behandelte, ſo verehrte dieſer ſie aufs innigſte, und er nahm daher auch nicht Anſtand, ihr Alles was er wußte mitzutheilen. Mit Schrecken hörte ſie jetzt, daß Sampiero, deſſen Hitze ſich, wo er ſeine Ehre angetaſtet glaubte, bis zum Wahnſinn ſteigerte, bereits in drei Zweikämpfen, welche aus geringen Urſachen entſtanden waren, ſeine Gegner getödtet habe, und daß deßhalb die Hofleute jede nähere Berührung mit ihm zu vermeiden trachteten. Vanina konnte ſich kaum bereden, daß der Mann deſſen Herz ſo ganz in ihrer Hand lag, der ihrem Willen in Allem unterthan war, der in ihrer Nähe ein Lamm ſchien, mit der Wuth eines reißenden Thieres und auf unbedeutende Veranlaſſung, drei Menſchen getödtet habe. Sie würde gern die Ausſage Andrea's für Verläumdung gehalten haben, aber ſie kannte die Liebe des alten Dieners zu ſeinem Herrn, und war überdieß mehrmals Zeugin von der entſetzlichen Aufregung Sampiero's geweſen. Das, was ſie über dieſen Punkt vernommen, verminderte zwar nicht Vanina's Neigung zu dem Gatten; wußte ſie doch daß auch ſie von ihm aus voller Seele geliebt wurde, aber oft ſchauderte ſie, wenn ihr einfiel daß der Arm, der eben ihren Hals umſchlang, die Hand, die liebend in der ihren ruhte oder mit ihren vollen Locken ſpielte, um geringer Urſachen, unbedeutender Worte willen, drei Menſchen den Tod gegeben habe. Nach und nach verwiſchte ſich jedoch der Eindruck, den die Erzählung Andrea's auf Vanina gemacht, und nichts trug ſo ſehr dazu bei als der Umſtand, daß Vanina eine glückliche Mutter ward. Ein herrlicher Knabe, welchem beſtimmt war dereinſt die Marſchallswürde zu bekleiden, und von dem das noch heute exiſtirende Geſchlecht der Ornano, welches in neueſter Zeit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einen ſeiner ausgezeichnetſten Generale der Reiterei geliefert hat, abſtammt, ward geboren. Das Entzücken der Eltern kannte keine Gränzen, auch Michel Angelo ſchien ſich darüber zu freuen. Die alte Sage, daß die Familie Ornano, ſobald nur ein einzelnes Mitglied exiſtire, von dem letzern keinen Erben, der ſie in gerader Linie fortpflanze, erhalten werde, bewährte ſich; die Ehe Michel Angelo's blieb kinderlos, er ſelbſt fing an zu kränkeln. Mit Entzücken drückten die Eltern den kleinen Alphons — dieſen Namen hatten ſie ihm gegeben — ans Herz, und als der König und die ſchöne Diana bei dem Knaben Pathenſtelle vertraten, ſagte Sampiero zu der Gattin, daß nun für ihn kein Wunſch als die Eroberung Korſika's übrig bleibe; die Erlangung des Marſchallſtabes, vielleicht gar die der

Würde eines Vicekönigs der Inſel würde die unausbleibliche Folge davon ſeyn.

Der Zeitpunkt wo etwas dergleichen ſich ereignen konnte, war dem Anſcheine nach allerdings nicht ſehr entfernt. Frankreich hatte ſchon ſeit langer Zeit Anſprüche auf den Beſitz von Korſika gemacht; nur durch die unglückliche Schlacht von Pavia, wo Franz der Erſte gefangen und die Franzoſen genöthigt wurden Italien gänzlich zu verlaſſen, ward es damals verhindert dieſe Anſprüche auszuführen. Heinrich der Zweite, ohnehin auf dem Punkte in Italien einen neuen Krieg gegen den Kaiſer Karl den Fünften anzufangen, faßte einen Anſchlag auf die Eroberung der Inſel. Sampiero that alles Mögliche das Eroberungsfeuer des Königs zu ſchüren. Er ſtellte ihm vor, daß ihm, da die Genueſer ſich mit dem Kaiſer vereinigt hätten, der Zugang nach Italien zur See ganz abgeſchnitten ſey, hingegen könne er ſich im Beſitze Korſika's einen freien Weg durch das Mittelmeer bahnen, und auf der Inſel einen Sammelplatz für Truppen, ſo wie Magazine anlegen, um von dort nach Beſchaffenheit der Umſtände, nach Toscana oder Neapel überzuſchiffen.

Der König genehmigte den kühnen Plan. Er wandte ſich indeß zuerſt an die Pforte, und es gelang ihm den Sultan Soliman den Prächtigen dahin bewegen, eine ſtarke Flotte in das toskaniſche Meer zu ſchicken, und jene Küſten mit einer Landung zu bedrohen. So wie die Verhandlungen mit den Türken glücklich beendet waren, ernannte Heinrich den General Paul de Thermes und Sampiero zu Befehlshabern eines Korps, welches eine Landung auf Korſika unternehmen ſollte. Vanina jammerte, als ihr Gatte mit freudetrunkenen Blicken ihr ſeine Ernennung zu verkündigen kam, bald aber ließ ſie ſich überreden, daß die Unternehmung zum Heil ihres Vaterlandes ſey, und ihr ſchwärmeriſcher Sinn ſah bereits auf dem Haupte des ſieggekrönten Gemahls die Bürgerkrone neben dem Lorbeerkranze; ſie entließ ihn unter tauſend Glückwünſchungen und glühenden Küſſen. Wenige Tage ſpäter ſegelte die Eskadre aus dem Hafen von Marſeille. Anfangs wurde die Expedition überaus vom Glücke begünſtigt. Die Landung franzöſiſcher Truppen, ſo wie der von der türkiſchen Flotte herbeigeführten Schaaren gelang. Zu Ajaccio und in mehreren bedeutenden Städten wurde die weiße Fahne Frankreichs zur Seite des Halbmonds aufgepflanzt. Die Korſen erhoben ſich, und bald war der größte Theil der Inſel von der Herrſchaft der Genueſen befreit. Jetzt aber ereignete ſich etwas, auf das weder König Heinrich noch Sampiero gerechnet hatten. Genua beſaß noch in ſeinen Mauern jenen unſterblichen Helden, jenen kühnen Mann, der in den Jahren der Kraft wie der Seeadler die Meere durchſtreift hatte, und wie dieſer gewohnt geweſen war jeden verwegenen Widerſacher beim erſten Griff mit den Krallen zu erdrücken. Der große Andreas Doria war zwar in ſeinem ſiebenundachtzigſten Jahre, aber kaum hörte er, daß das Gebiet der Republik bedroht, Korſika, das Gut um das er theuer gekämpft, zum Theil erobert ſey, als er ſich mit Jünglingsfeuer erhob, und ſeine Flagge auf dem Maſte der Hauptgaleere einer furchtbaren Flotte aufpflanzte. Zur See und zu Lande entbrannte jetzt ein Kampf, wie ſolcher noch nicht ſtattgefunden. Der greiſe Doria ſchien ſich vervielfältigen zu können, denn bald lieferte er den franzöſiſchen und türkiſchen Eskadren ein ſiegreiches

Seetreffen, bald war er an der Spitze der Landmacht, er machte dem Feinde jeden Fußbreit streitig, und als Karl der Fünfte ihm deutſche und ſpaniſche Truppen zu Hülfe ſchickte ging er zur Offenſive über. Es würde die Gränzen des Planes dieſer Erzählung überſchreiten heißen, wenn wir den großen Thaten dieſes Feldzugs eine ausführliche Darſtellung widmeten, es genüge daher wenn wir uns auf die Meldung beſchränken, daß nach dem tapferſten Kampfe von Seiten der Korſen, und trotz der Liſt und Verwegenheit Sampiero's, ſolche ſich dennoch genöthigt ſahen, mit Doria einen Frieden abzuſchließen, der zwar inſofern ehrenvoll für ſie war, als ihnen ihre Freiheiten garantirt und beſſere Behandlung verſprochen wurde, vermöge deſſen ſie aber unter die Herrſchaft Genua's zurückkehren mußten. Den Tod im Herzen ſegelte Sampiero nach Frankreich zurück. —

Am Hofe zu Fontainebleau ward er zwar vom Könige mit gewohnter Gnade, von Vanina, die jede Stunde bis zu ſeiner Rückkehr gezählt, mit Entzücken empfangen, aber beides war nicht im Stande dem ſtolzen Herzen Troſt einzuflößen. Alle die goldenen Träume, die ihn nach der grünenden Heimathsinſel begleitet, ſie waren wie in Rauch zerfloſſen. Jene Nachricht von den üppigen Feſten, dem Freudentaumel, mit welchem man die Rückkehr des ſieggekrönten Doria zu Genua gefeiert, nagte wie ein Scorpion an ſeinem Herzen. Daß der König den beſiegten Feldherrn — und daß er dieß ſey, konnte er ſich nicht verhehlen — nicht belohnen könne, ja daß die Erhaltung der königlichen Gnade ſchon viel ſey, dieß mußte ihm einleuchten; er ſah die Ausſicht auf den Marſchallsſtab ſich für immer verſperrt. Alle Troſtesworte Vanina's, das holde Lächeln ſeines Erſtgebornen, nichts vermochte ihn zu erheitern, ſtundenlang ſaß er in ſtillem Hinbrüten befangen, er ſuchte die Einſamkeit, er ſprach laut mit ſich ſelbſt, wenn er allein war; Vanina fing an für ſeinen Verſtand zu fürchten. Monate vergingen ehe ſich die Aufregung, in der er war, zu vermindern begann, aber eine andere, ſeiner Gattin nicht minder peinliche Gemüthsſtimmung ſchien ſich ſeiner immer mehr zu bemächtigen. Der Argwohn, daß man ſeine Ehre zu beeinträchtigen, ihn herabzuſetzen ſuche, machte den Mann, der ſonſt gewohnt ohne Rückſicht, ſelbſt dem Könige gegenüber, ſeine Meinung auszuſprechen, gegen ſeines Gleichen aber dieſelbe über alles Maaß hinaus zu vertheidigen und durchzuführen, plötzlich kleinlaut und faſt menſchenſcheu. Wo es nur die Verhältniſſe erlaubten, zog er ſich von allen Hof- und andern Feſten zurück. Fragte ihn Jemand um den Grund, ſo antwortete er entweder durch ein finſteres Runzeln der Stirn oder durch ein bitteres Lächeln; gegen die Gattin ſprach er ſich offener aus. „Ich bin hier nur geduldet, von dem Könige bemitleidet!“ rief er aus, indem er die Fäuſte ballte oder ſich in die Lippen biß, daß ſie bluteten; „Alle, die mich umgeben, ſind meine Feinde, ſie glauben mich, da ich unglücklich geweſen, ungeſtraft verhöhnen zu können. Man freut ſich, daß der Unbedeutende, niedrig Geborne, wieder auf den Punkt zurückgewieſen wird, von wo er ausging. Auch Dein Bruder denkt ſo. Warum erhob er ſich nicht, als ich in Korſika landete? Seine Kränklichkeit iſt keine Entſchuldigung. Ich verlangte nicht ſeine Fauſt, ich verlangte nur ſeine Gegenwart, ja nur ſeinen Namen, er kam nicht, und doch weiß ich, daß er nicht unſere Tyrannen liebt. Was konnte ihn bei dieſer Handlungsweiſe leiten als der Widerwille, den Mann, der aus dem Staube emporgeſtiegen, gleichviel ob er ſein Schwager ſey, im Falle des Sieges als höchſten Befehlshaber, vielleicht als Vicekönig der Inſel zu ſehn? In dieſem Tone ſprach er lange Zeit, alle Tröſtungen Vanina's halfen zu nichts, und gewöhnlich wurde er nur noch mehr aufgeregt. „Sage was Du willſt!" rief er dann. „Niemand iſt mir treu als Du, und — Du, auf wer weiß wie lange!" Stürmiſch verließ er dann gewöhnlich das Zimmer und die Gattin in Thränen.

Nach öfters wiederholten Scenen dieſer Art, wagte es Vanina nicht mehr den Kummer des Gatten beſchwichtigen zu wollen. Da ſich ſolcher indeß faſt gänzlich den Feſten des Hofes unter den verſchiedenſten Vorwänden entzog, ſo hielt Vanina es dem Anſtande gemäß, ihnen gleichfalls nicht beizuwohnen, ihr Gemahl verwies es ihr indeß ſogleich auf das Heftigſte. „Er wolle den Hofſchranzen ſich nicht zur Schau ſtellen, ihnen mit ſeinem Kummer kein Schauſpiel bereiten, mit ſeiner Gattin aber ſey es ein anderes, ſie müſſe den Platz einnehmen, der ihr gehöre und gebühre. Sein Unglück ſolle nicht den Lebensgenuß einer, in der Blüthe der Schönheit und des Lebens ſtehenden Frau verkümmern." — Vanina hatte indeß allerdings noch einen andern, gegen den Gatten nicht ausgeſprochenen Grund, der ihr die Hoffeſte unwillkommen machte. Der Gemüthszuſtand Sampiero's war ſo auffallend, daß er Niemand unbekannt bleiben konnte. Seine zahlreichen Gegner ergriffen mit Vergnügen die Gelegenheit, ihm ſeinen Schmerz nur noch mehr empfinden zu laſſen. Da ſie es nicht wagten den gefürchteten Mann offen zu beleidigen, ſo kränkten ſie ihn durch erheucheltes Mitgefühl, durch Entziehung einer Menge ſonſt gewohnter Aufmerkſamkeiten, durch ungeſtüme Annäherung und auffallende Galanterieen gegen deſſen Gemahlin, die ſich indeß immer mit den, bei dem galanten Hofe von Frankreich gewöhnlichen Herkömmlichkeiten entſchuldigen ließen. Da Vanina's Schönheit überdieß geeignet war, auf die jungen Männer bei Hofe Eindruck zu machen, und ſolche eine Menge bis dahin in ehrfurchtsvoller Ferne gebliebener Verehrer zählte, ſo konnte es nicht fehlen, daß mancher der letztern auf die alleinige Erſcheinung der jungen Frau bei Hofe, und auf das Benehmen des Gatten derſelben allerhand Hoffnungen baute und ſich Zudringlichkeiten erlaubte, die Vanina, welche ihren Gatten noch immer aufrichtig liebte, im Innerſten empörten. Ein Umſtand ereignete ſich überdieß, welcher die junge Frau den feſten Entſchluß faſſen ließ, in keinem Falle ohne Begleitung Sampiero's ferner ein Hoffeſt zu beſuchen. Der junge Poiret du Falga, Kammerherr und einer der Lieblinge des Königs, hatte ſchon während der Abweſenheit ihres Gatten, Vanina unaufhörlich mit Beweiſen ſeiner Neigung gequält. War irgend ein Ringelrennen, eine Jagd, ein Feſt, welches es immer ſeyn mochte, ſo drängte er ſich zu ihrem Begleiter auf, oder wo dieß nicht anging verweilte er doch ſtets in ihrer Nähe und erſchöpfte ſich in Aufmerkſamkeiten aller Art. Seit Sampiero's Rückkehr, ſeit deſſen Zurückgezogenheit, verdoppelten ſich ſeine Beſtrebungen. Eines Tages war Sampiero in dem Zimmer ſeiner Gattin, ſeine Stimmung war düſterer als je, als ein Hoffeſt angeſagt wurde. Er ſelbſt ließ ſich entſchuldigen, ſagte aber für ſeine Gemahlin zu. Wie erſtaunte er, als Vanina mit einer Feſtigkeit, die ihm an ihr ganz ungewohnt vorkam, erklärte, daß ſie nur in ſeiner Begleitung dem Feſte beiwohnen werde.

„Ich weiß nicht, wie es Dir einfällt, mich zu etwas zwingen zu wollen, was mir in tiefſter Seele zuwider iſt!" rief er verdrüßlich. „Läugne es wenn Du kannſt, daß das Benehmen dieſer Höflinge gegen mich ein ganz anderes iſt, als das vor dem Feldzuge! — Wenn ich das höhniſche Lächeln dieſer Menſchen ſehe, wenn dann einer an mich herantritt, mich verſichert daß ich ſeit einiger Zeit ſehr krank ausſehe, ſo iſt es mir immer als müßte ich ihn an der Kehle packen."

„So geſtatte mir gleichfalls von dem Feſte wegzubleiben!" bat Vanina.

„Unmöglich! Ganz unmöglich!" erwiederte Sampiero immer verdrüßlicher. „Es fehlte nur, daß man mir noch das Brandmal des Lächerlichen aufdrückte, mich für einen eiferſüchtigen Narren hielte. — Nein Vanina! Es bleibt dabei, Du gehſt zu dem Feſte."

„So leid es mir thut, Dir zum erſtenmal ungehorſam erſcheinen zu müſſen“ erwiederte die Gattin mit ſtockender Stimme — „aber ich gehe entweder in Deiner Begleitung, oder — gar nicht.“

„Weib, was fällt Dir ein?“ rief Sampiero heftig auffahrend. — „Eigenſinn? — Nein, dieſer liegt nicht in Deinem Charakter. — Widerſpruchsgeiſt eben ſo wenig. — Geſtehe Vanina, es hat Jemand gewagt, Dich zu beleidigen? Man hat Dich gekränkt? — Hat man? — Antworte, Vanina, antworte! — Bei Gott, Der welcher Dich beleidigte, er ſoll nicht leben!“

„Von Beleidigungen iſt nicht die Rede, wenigſtens Du wirſt es für keine halten;“ erwiederte die Gattin, „Deine Gegenwart aber ſchützt mich vor Zudringlichkeiten“—

„Alſo eine Liebeserklärung, ein Gedicht, eine geraubte Schleife oder dergleichen! Ich konnte es faſt denken;“ erwiederte Sampiero achſelzuckend, und faſt verächtlich. — „Vanina!“ ſetzte er ernſt hinzu. „Du biſt mir treu und wirſt es bleiben, ja wäreſt Du ſelbſt nicht die ſo Du biſt, Du würdeſt es nicht wagen mich zu hintergehen. Soll ich mich wegen einer Grille lächerlich machen? Erwäge dieß und — gehe zu dem Feſte."

Vanina ſchwieg, aber ſie machte ein verneinendes Zeichen.

„Jetzt muß ich Dich bitten, mir zu ſagen, was vorgefallen, und dann werde ich entſcheiden, ob Du gehen ſollſt oder nicht!" rief Sampiero mit einem Tone, wie er ſolchen noch nie gegen ſeine Gattin gebraucht. „Sprich, was iſt geſchehn?"

„Du weißt," ſagte die Gefragte, „daß der Günſtling des Königs, der Kämmerling du Falga, mich ſtets mit ſeinen Huldigungen verfolgt" —

„Der Narr! das ſpindelärmige Milchgeſicht!" unterbrach ſie Sampiero verächtlich. „Alſo wegen dieſem" —

„Bei der letzten Mummerei, dem ſogenannten Götteraufzuge, wo ich nach Deinem Wunſche als Venus, Alphons als Kupido, erſcheinen mußte, ſteckte du Falga ein Gedicht in den Köcher des Kleinen" —

„Und deshalb ſoll ich nach Hofe gehen, mich langweilen, höhniſch begucken laſſen?" rief Sampiero in höchſtem Verdruſſe. „Du hätteſt es dem

Narren nicht zurückgeben, nicht zerreißen ſollen ich wette, Du haſt dieß im Sinne einer ehrlichen Bürgersfrau von Baſtia oder Ajaccio gethan. — Du hätteſt auf dem Balle eine Anzahl Bekannte, e mehr je beſſer, um den Dichter verſammeln und ihnen ſein Machwerk vorleſen ſollen; ſo hätte Sampiero's Gattin handeln müſſen, und damit väre die unbedeutende Sache auf eine vernünftige Weiſe beendigt, und Du, wenn Du es nun einmal ſo willſt, für die Zukunft unbeläſtigt gewe- en."

Vanina empörte es in tiefſter Seele den Gatten en etwas das ihr wichtig ſchien, als von ganz nbedeutendem, von etwas das gar nicht der Mühe ohne, ſprechen zu hören. Sie ſah jetzt in Sam- iero's Gleichgültigkeit eine Geringſchätzung, und ieſe Anſicht war ihr ſo neu, ſo ſchmerzlich, daß e dadurch ganz außer Faſſung gebracht wurde.

„Siehe ſelbſt ob Gedichte dieſer Art von mir orgeleſen werden können, und dann ſage mir, wer ſchämt worden wäre!" rief ſie aus, indem ſie ein ftendes Briefchen aus dem Ermel zog.

Sampiero griff verächtlich lachend darnach, und las das Gedicht mit lauter Stimme, da es wirklich ſchlecht war, mit allerlei Anmerkungen vor. Der Inhalt bezog ſich auf den gedachten „Götteraufzug;" nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit erſchöpfte der Dichter ſich in einer Menge übertriebener Vergleichungen und Anſpielungen auf olympiſche Abenteuer, er ſetzte die Vorzüge Vanina's weit über die der geſammten Göttinnen der Fabelwelt. Bis hierher kam Sampiero kaum aus dem Lachen, aber endlich ward *ſein* Name genannt; auch bei dieſem kamen Anſpielungen vor, aber ſie ſchienen ihn wenig zu erbauen, er ward plötzlich ernſt. Vanina dieß bemerkend, wollte ihm das Blatt aus der Hand nehmen, aber mit einem ſtark betonten: „Erlaube, daß ich es bis zu Ende leſe!" trat er einen Schritt zurück. — Auf einmal hielt er im Leſen inne, eine dunkle, doch augenblicklich wieder verſchwindende Röthe bedeckte ſein Geſicht, ſeine Augenbraunen zogen ſich zuſammen. Er las:

„Die Fama floh ihn ſchon, Mars kehrte ihm den Rücken;
Und Venus liebt' ihn noch? Kupido blieb ihm treu?"

Vanina entſetzte ſich, als ſie dem Gatten in's Geſicht ſah. Er wurde plötzlich blaß, der Mund verzog ſich zu einem krampfhaften Lächeln, wie unbewußt ballte die Fauſt das Papier zu einem Knäul, dann ſagte er mit heiſerer Stimme: „Du haſt Recht! Du konnteſt das Gedicht nicht vorleſen, es war beleidigend. Du wirſt nicht zu dem Hoffeſte gehen.“ —

Vanina wollte ſprechen, aber Sampiero machte eine abwehrende Geberde, er ging in ſein Kabinet; als ſie ihm dahin folgen wollte, fand ſie es verſchloſſen.

Noch demſelben Abend vernahm ſie mit Entſetzen, daß zwiſchen Sampiero und dem Kammerherrn Poiret du Falga in dem Walde von Fontainebleau ein Zweikampf vorgefallen und Letzterer geblieben ſey. Sampiero's Degen hatte ihn mitten in's Herz getroffen. Nur mit Mühe hatten ihn die Zeugen abhalten können, den Sterbenden, bereits am Boden liegenden, noch mit mehreren Stichen zu durchbohren. Mit dieſer Nachricht vernahm Vanina auch die von der Verhaftung ihres Gemahls. Der König, höchſt erzürnt, hatte befohlen, Sampiero gefangen zu nehmen; er ſelbſt, hatte er hinzugefügt, wolle des morgenden Tages ſein Urtheil ſprechen.

Vanina durchwachte die Nacht in Thränen. Sie entwarf tauſend Pläne zu der Rettung ihres Gemahls, und obwohl ſie ſich nicht verhehlen konnte, daß nicht Liebe zu ihr, der Wunſch ſie zu ſchützen, der Grund zu dem Zweikampfe geweſen, daß dieſer vielmehr nur durch Sampiero's unbändigen Stolz, ſeinen entſchiedenen Egoismus, veranlaßt worden, ſo liebte ſie den Gatten nur allzuſehr, um nicht Alles zu ſeiner Befreiung aufbieten zu wollen. Alle Mittel auf welche ſie gerieth, ſchienen ihr indeß mehr oder minder unanwendbar, ſie kam ſtets auf eins zurück, von dem ſie ſich das Meiſte verſprechen konnte. Sie wußte welchen Einfluß Diana von Poitiers, die Geliebte des Königs, auf den Monarchen ausübte; intereſſirte ſich dieſe für Sampiero's Begnadigung, ſo konnte ſolche nicht fehlen. Zwar war ihr nur allzuwohl bekannt, daß ſolche nicht beſonders für Sampiero, welcher ſie ſtets vernachläßigt, eingenommen war, ſo wie ſie wußte, daß ihr Gatte ſich ſehr oft über die Gewalt

Dianens in Gegenwart Mehrerer bitter geäußert hatte, alle dieſe Betrachtungen mußten jedoch dem Drange des Augenblickes weichen, und am folgenden Morgen, ſobald es nur die Schicklichkeit erlaubte, eilte ſie zu der Herzogin von Valentinois. Sie fand die ſchöne Diana, welche den König erwartete, feſtlich geſchmückt. Ein Häubchen von Goldſtoff, welches das geſcheitelte Haar ſehen ließ und deſſen Vordertheile, ſo wie ein Halbmond der über der Stirn prangte, reich mit Perlen und Juwelen verziert war ein Kleid von koſtbarem Stoff mit geſchlitzten Ermeln, bildeten einen Putz, der ganz geeignet war, die Schönheit der lieblichen Geſtalt noch mehr hervortreten zu laſſen. So wie Vanina ins Zimmer trat, eilte Diana freundlich auf ſie zu, und ſchloß ſie in die Arme. „Ihr kommt Troſt bei mir zu ſuchen, meine Freundin!“ rief ſie aus. — Sie wollte noch weiter reden, aber Vanina unterbrach ſie, indem ſie weinend die Hand der Herzogin ergriff.

„Ja, edle Frau,“ rief ſie aus, „Troſt ſuche ich, aber nicht Troſt allein, ich ſuche auch Hülfe und dieſe werdet Ihr mir gewähren. Nur durch Euch kann mein Gemahl frei werden."

„Durch mich?" erwiederte Diana betreten. „Der König iſt zwar ſehr erzürnt, aber gnädig wie er iſt, wird er gewiß über Euren Gemahl ein mildes Urtheil fällen. Vertrauet ſeiner Großmuth —"

„Nein! — Nein!" rief Vanina erregt. „Der König iſt erzürnt, mit Recht erzürnt. Mein Gemahl hat den Königsfrieden gebrochen; ich weiß, welches entſetzliche Urtheil die Landesgeſetze über dieſes Vergehen verhängen. Der König kann die unglückliche That aus dieſem Geſichtspunkte, er kann ſie aber auch bloß als einen zufälligen Zweikampf anſehn; nimmt er ſie als Friedensbruch, ſo würde ſelbſt die Begnadigung mit Verbannung oder mehrjähriger Haft begleitet ſeyn, betrachtet er ſie als gewöhnlichen Zweikampf, ſo ſind wenige Tage Haft eine angemeſſene Strafe. Daß, er ſo gnädig richte, deshalb Herzogin wende ich mich an Euch. Ihr, Ihr allein, könnt den König beſänftigen, ihn zur Milde ſtimmen —"

„Ihr täuſcht Euch, wenn Ihr mir ſolchen Einfluß —" hob Diana an.

„Nein, ich täuſche mich nicht!“ unterbrach ſie Vanina. „Euch koſtet es nur ein Wort, ein einziges Wort, und mein Gatte iſt begnadigt.“

„Der König iſt allzuſehr erzürnt, er willigt nicht ein!“ ſagte Diana.

„Er thut es, wenn Ihr ihn darum bittet!“ rief Vanina. „O, theure Herzogin! Ihr habt mich öfters Eurer Freundſchaft verſichert, Ihr machtet mir manchmal Vorwürfe, daß ich dieſe noch nie in Anſpruch genommen. Jetzt, jetzt iſt die Zeit da es zu thun! Auf meinen Knieen —“

„Um Gotteswillen, was fällt Euch ein!“ rief Diana, die Bittende umfaſſend und in die Arme ſchließend. „Wie mögt Ihr mich ſo beſchämen? Ich will Alles thun was Ihr wollt, aber bedenkt — Euer Gemahl haßt mich, ich weiß es gewiß — würde er ſeine Befreiung durch mich bewirkt wiſſen wollen?“

„Ihr täuſcht Euch, man hat ihn verläumdet, wenn Ihr glaubt, daß er Euch haßt;“ ſagte Vanina verwirrt. „Hinfort wird er Euch für einen Engel des Himmels halten.“

„Meint Ihr?“ erwiederte Diana bitter lächelnd.

„So wie ich Euren Gemahl beurtheile, wird er mich nur um ſo ſtärker haſſen.“

„Gewiß nicht! Er wäre ein Undankbarer —“

„Er wäre ein Menſch! Ich würde darum nicht übler von ihm denken; Verpflichtungen zur Dankbarkeit ſind für Viele eine drückende Laſt;“ ſagte Diana trüb lächelnd und mit einem Seufzer, der auf herbe Erfahrungen deutete. „Bedenkt, meine Freundin, ob Euer Gatte es Euch Dank wiſſen wird, Euch an mich gewendet zu haben.“

„Ganz gewiß! Das Gegentheil iſt nicht denkbar;“ rief Vanina. — „Alſo ich darf auf Euer mächtiges Fürwort rechnen?“ ſetzte ſie bittend hinzu, indem ſie die Schwanenhand Dianens in die ihrige ſchloß.

„Ich will mit dem Könige reden! Sogleich, noch in dieſer Stunde ſpreche ich mit ihm, und bitte um die Begnadigung Eures Gemahls,“ ſagte die Herzogin, indem ſie die Freundin in die Arme ſchloß. Feurig drückte Vanina die Hand Dianens an ihre Lippen.

„O wie ſoll ich Euch meinen Dank bezeugen, Ihr Gute, Edle, Schöne," — rief ſie aus. Diana unterbrach ſie.

„Dankt mir dadurch, daß Ihr in meiner Verwendung nur den Wunſch einer Freundin, Euch etwas Gutes zu erweiſen, erblickt, wenn Ihr einſt dieſe Verwendung bereuen ſolltet;" entgegnete Diana ſchmerzlich, und indem ſie ſolche zum Abſchiede umarmte. — „Glaubt mir, ich kenne die Menſchen!" ſetzte ſie trüb lächelnd hinzu, als Vanina Einwendungen machen wollte.

Der Tag verging der Letztern unter Furcht und Erwartung. Beide lößten ſich in Entzücken auf, als Sampiero plötzlich ins Zimmer trat. Mit einem Schrei der Freude ſprang Vanina auf und wollte ſich dem Gatten in die Arme werfen, da fiel ihr Blick auf deſſen düſteres Antlitz, auf ſein zorniges Auge, ſie ſtand wie an den Boden gefeſſelt.

„Du biſt bei der Buhlerin des Königs geweſen, Du haſt für mich gebettelt; wer hat es Dir geheißen?" hob er mit einem Blicke an, der Vanina erbeben machte.

„Ich war bei der Herzogin;" ſtammelte Vanina. „Wie magſt Du tadeln —"

„Schweig; Du haſt mich entehrt!“ rief Sampiero heftig. „Nicht ein, nein tauſend Leben würde ich eher hinwerfen, als um daſſelbe betteln oder es mit Schande erkaufen.“

„Ich war bei einer Frau, die mich ſtets ausgezeichnet, mit dem Namen einer Freundin ehrte —“

„Ehrte?“ rief Sampiero mit zornigem Lachen. „Wahrhaftig, wenn von Freundſchaft zwiſchen Sampiero's Gattin und Dianen von Poitiers die Rede ſeyn kann, ſo kann ſich nur die Letztere geehrt fühlen.“

„Die Herzogin iſt eine Frau, welche allgemein geſchät[illegible] und von Vielen geliebt wird;“ ſagte Vanina.

„Aber ich haſſe ſie, und dieß hätte Dir genug ſeyn müſſen!“ rief Sampiero, und ſein Auge flammte. „Ha, wie ſie triumphirt haben mag als Du einfältig genug warſt ihre Verwendung in Anſpruch zu nehmen! Was würde mir geſchehen ſeyn, wenn ſie nicht für mich geſprochen hätte? Ein oder zwei Jahre Einſperrung, Verbannung; das war Alles! Und ſperre ich mich nicht freiwillig ein an dieſem Hofe? Schickt man mich nicht ohnehin in ein Exil? in ein ehrenvolles zwar, aber doch ein Exil. Ich reiſe nach Konſtantinopel, um eine neue Hülfe der Türken nachzuſuchen. Bei alledem iſt dieß noch das Beſte bei der Sache. — Doch genug jetzt! Sprich, wer hat Dir den Rath gegeben bei Dianen Hülfe zu ſuchen?"

„Wer mir den Rath gegeben?" rief Vanina im Innerſten verletzt. „Meine Angſt, mein Schmerz, meine Liebe!" — Sie weinte heftig.

„Ich glaubte ſchon, Du hätteſt wie die Gattin eines Miſſethäters alle Hofſchranzen, die Dir in den Weg kamen, um Rath erſucht;" ſprach Sampiero mit Härte. „Der König ſagte, daß die Angſt, in welcher Du Dich befunden, als Du die Fürſprache der Herzogin von Valentinois erfleht — hörſt Du? Erfleht! — ſo wie eben dieſe Fürſprache ihn bewogen hätten, mich zu begnadigen. — Hölle und Teufel! Vanina Sampiero de Ornano erfleht bei Diana von Poitiers die Begnadigung ihres Gemahls."

„Meine Liebe, meine Verzweiflung, die Bekanntſchaft mit dem Geſetz, welches Dem, der den Königsfrieden bricht, zum Verluſt des Hauptes und der Hand verurtheilt“ — ſtammelte Vanina unter Thränen.

„Können Dir,“ unterbrach ſie Sampiero, „meine Verzeihung, nicht meinen Dank für die That die Du begangen, erwerben; — doch genug! Schweigen wir über dieſen Vorfall, der mich empört ſobald ich daran denke; ich will ihn zu vergeſſen ſuchen. Vielleicht kannteſt Du auch noch nicht gänzlich meine Sinnesart. Doch in der Zukunft, Vanina —“ dieß ſagte er mit ſtarker Stimme und drohenden Blicken — „hüte Dich vor jeder Handlung, durch welche nur im Entfernteſten meine Ehre verletzt werden könnte. Bedenke bei jedem was Du thuſt, ob dieſe damit in Berührung kommen könnte; zum zweitenmale würde ich mich nicht erniedrigen laſſen, und weder Dein Werth noch meine Liebe könnte Dich vor [illegible] furchtbarſten Ahndung ſchützen.“

Vanina fühlte ſich bei dieſen Worten wie vernichtet. Sie hatte ihren Gatten mit der glühendſten Leidenſchaft geliebt. Oft waren ihr Zweifel aufgeſtiegen, ob ihre Liebe von ihm in eben dieſem Maaße erwiedert würde; dieſer Vorfall ließ ihr einen tiefen Blick in ſein Innerſtes thun. „Nein!“ rief ſie dann. „Er hat mich nie wahrhaft geliebt; er iſt überhaupt nicht im Stande ſo wie ich zu lieben. Die Ehre, der Ruhm iſt der Götze, dem er Alles aufopfert, und dieſer allein hat ihn zu mir gezogen. Eine Tochter der Ornano als Weib heimzuführen, dies war ſein einziger Gedanke als er um meine Hand warb, mein liebendes Herz galt ihm für nichts. Daher auch ſeine Gleichgültigkeit, wenn die Gecken des Hofes mich umflatterten; er wußte mich treu, ſeine Ehre war nicht gefährdet, ob er mein Herz verlieren könne, dies kümmerte ihn weniger.“ — Schon zwei Tage darauf reiſte Sampiero nach Konſtantinopel ab. Der Abſchied, den die beiden Gatten von einander nahmen, war von dem, als Sampiero voll Hoffnung auf Ruhm mit der Armee nach Korſika ging, ſehr verſchieden. Der Eine freute ſich dem ihm verhaßt gewordenen Hofe zu entfliehen, die Andere fühlte daß Trennung auf einige Zeit nöthig ſey, um ſpäter durch Vergeſſen des Vorgefallenen ſich wieder näher zu kommen. — Kurz nach Sampiero's Abreiſe ſtarb Heinrich der Zweite. Ein unglückliches Ereigniß, deſſen umſtändliche Beſchreibung uns zu weit führen würde, hatte ſeinen Tod veranlaßt. Diana von Poitiers, klüger wie Manche, die, vor oder nach ihr, die von ihr betretene Bahn gewählt, verließ ſogleich den Hof. Ihr ſtolzes Herz würde eine Zurückſetzung nicht ertragen haben, auch ſtand ihr das Schickſal vor Augen, welches ſie ſelbſt der Herzogin von Etampes, der Geliebten Franz des Erſten, bereitet hatte. Sie wollte ſich ſelbſt verbannen, ehe ſie verbannt würde, und zog ſich deshalb auf ihr Schloß Anet zurück, wo ſie eine Verſorgungsanſtalt für zwölf arme Wittwen ſtiftete. „Erſt hier,“ ſchrieb ſie an Vanina, welcher ſie bis zum letzten Augenblicke eine theilnehmende Freundin geweſen war, „erſt hier finde ich Ruhe vor jenem kleinen Tyrannen, deſſen blumenbekränzter Scepter mich manchmal ſchwer gedrückt. Zum Gedächtniß meiner Befreiung ließ ich eine Münze ſchlagen, die ich Euch zum Andenken überſende.“ Den Brief begleitete eine goldne Medaille, welche Dianen ſelbſt darſtellte, wie ſie den Gott der Liebe mit Füßen tritt. Die Umſchrift war: Omnium victorem vici. (Ich beſiegte den Allbeſieger). — —

Vanina lebte, während der Zeit der Abweſenheit ihres Gatten, ſehr zurückgezogen; da ſie in Aix eine Jugendfreundin hatte, ſo reiſte ſie zu dieſer um in deren Geſellſchaft, entfernt von dem rauſchenden Treiben des Hofes, einige Zeit zu verweilen. Mehrere Monate hatte ſie dort zugebracht, als ſie ein Schreiben von Sampiero erhielt. Freudig erbrach ſie den Brief, ſie glaubte Beweiſe darin zu finden, daß ſeine Zärtlichkeit in der Ferne lebendiger erwacht, ſein Herz ihr ſtärker wie früher zugewendet ſey. Sie täuſchte ſich. Der Brief war gänzlich politiſchen Inhalts. Jede Zeile athmete Rache gegen die Genueſen, das Ganze zeigte, daß er Hoffnungen habe dieſe zu befriedigen. „Ich bin,“ ſchrieb er unter andern, „von Konſtantinopel nach Algier gegangen. Die faulen Türken waren nicht aus dem Schlafe zu rütteln; als die Nachricht vom Tode des Königs ankam, predigte ich vollends tauben Ohren. Hier iſt es anders; die Haifiſche der Barbarei nahmen mich beſſer auf. Ich konnte ihnen zwar nichts mehr von einer franzöſiſchen Unternehmung auf Korſika vorſagen; wie es ſcheint hat man dieß zu Fontainebleau ganz aufgegeben, aber dieß thut nichts, fortan ſoll eigenes Feuer uns erwärmen. Meine Verbindungen auf der Inſel ſind ausgedehnter als je. Alle alten Verbündeten ſtehen mir bei, neue ſind dazu gekommen, wackere Kämpen, erlauchte Namen finden ſich unter ihnen, nur Dein Bruder hält ſich fern. Ich glaube nicht, daß er ein Verräther an der guten Sache iſt, aber es iſt klar daß er ſich den Rücken ſichern, es mit unſern Tyrannen nicht verderben will, der arme Mann fürchtet ſeine Güter zu verlieren. Güter! Was ſind dieſe! Für das höchſte Gut muß man Alles daran zu ſetzen wiſſen. Ob ich bald nach Frankreich zurückkehre, weiß ich noch nicht; es iſt noch manches vorzubereiten. Iſt dieß geſchehen, dann erſcheine ich zu Marſeille, hole dort jene edle Verbannten, jene echt korſiſchen Herzen, eile nach der Inſel; und während ich wie der Falke auf den ſchlafenden genueſiſchen Reiher herabſtürze, durchſchwärmen die algieriſchen Geier das toscaniſche Meer, um ihm Hülfe und Rückzug abzuſchneiden."

Nicht mit einem Worte war in dem ganzen Schreiben des Befindens Vanina's, nicht ihres Kindes erwähnt, nur von Ruhm, Sieg und Rache war die Rede. — Am Schluſſe hatte Sampiero noch hinzu gefügt, daß er den alten Andrea über Korſika nach Frankreich ſenden werde, da er den Getreuen auf der Inſel Mittheilungen zu machen habe, die er einem Briefe nicht anvertrauen könne, durch dieſen würde Vanina weitere Nachrichten erhalten. —

Sampiero's Gattin fand in dem Schreiben nur die Beſtätigung deſſen, was ſie ſich ſeit längerer Zeit geſagt. Ihr Gemahl hatte, als er ihr ſeine Hand reichte, ſich durch ihre Verbindungen, ihr Herkommen, eine Stufe zum Ruhme bauen, und nebenbei am Hofe mit ihr prunken wollen. Vanina's Neigung begann immer mehr zu erkalten.

Einige Wochen vergingen ohne Nachrichten von Sampiero und Michel Angelo. Plötzlich erhielt Vanina ein Schreiben aus Korſika, aber es war nicht von dem Bruder, es war von dem Gouvernement; der Inhalt deſſelben erſchütterte ſie aufs heftigſte. „Da Wir,[1] ſo hieß es in demſelben, „mit Gewißheit vernommen haben, daß Euer Gemahl Sampiero di Baſtelica, gewöhnlich auch Sampiero de Ornano genannt, nicht nur auf alle

Weiſe gegen die Souverainität der durchlauchtigſten Republik Genua feindlich geſinnt, hochverrätheriſche Pläne zum Umſturz derſelben hegt, und zu verbreiten ſucht, ſondern ſich ſogar zu den Ungläubigen nach Konſtantinopolis und Algier begeben hat, um ſolche zum Angriff gegen die durchlauchtigſte Republik aufzureizen, ſo erklären Wir, Kraft der uns gewordenen Vollmacht, gedachten Euren Gemahl für einen Hochverräther und für vogelfrei. Wir haben einen Preis von hunderttauſend Liren auf ſein, dem Henker verfallenes Haupt geſetzt und befehlen Euch, Vanina de Ornano, als eine getreue Unterthanin und Vaſallin der durchlauchtigſten Republik, Euch augenblicklich von demſelben zu trennen und loszuſagen. Solltet Ihr dieſen Befehl, welchem nachzukommen Ihr ſogleich nach Empfang deſſelben uns ſchriftlich angeloben müſſet, nicht befolgen, ſo ſollen Eure Güter, die wir einſtweilen unter Aufſicht geſtellt, gänzlich eingezogen, verkauft, und der Ertrag zu den Vertheidigungsanſtalten, die gegen Euren Gemahl und die mit ihm verbündeten Räuber und Empörer nöthig erſcheinen könnten, verwendet werden.“ —

Vanina war wie vom Donner gerührt. Völlig rath- und hülflos wußte ſie keinen Entſchluß zu faſſen. Hätte ſich dieſer Fall vor Jahresfriſt ereignet, ſie hätte keinen Augenblick Anſtand genommen, um ihres Gatten Willen alle Güter der Erde hinzuwerfen; auch jetzt fiel ihr keineswegs ein ſich von ihm zu trennen, ihm, wie verlangt ward, zu entſagen, aber der Gedanke: was ſoll aus Dir, aus Deinem Knaben werden, wenn Sampiero aus einem unglücklichen Kampfe ruhm- und liebelos, in ſeinem Gemüthe zerſtörter als je, zurückkehrt, mit welchen Augen wird er ſpäter die verblühende, verarmte Gattin betrachten? quälte ſie auf Aeußerſte. —

Schon war ſie entſchloßen, dem Gouvernement ihren Entſchluß, den ihr gewordenen Befehl nicht zu vollziehen, mitzutheilen, als ſich ein Umſtand ereignete, der einen Ausweg herbeizuführen ſchien. Der alte Andrea war angekommen. Er brachte ihr zwar keinen Brief von Sampiero, den er ſchon vor längerer Zeit verlaſſen hatte, um ſeine Sendung an die Häupter der Verſchwörung nach Korſika anzutreten; aber er machte Vanina eine ſehr günſtige Beſchreibung von der Macht und den Mitteln der Verſchwornen. Die ganze Inſel, ſagte er, erwarte Sampiero als ihren Befreier mit Ungeduld, es ſey Alles ſo gut berechnet, daß der Ausgang kaum ungünſtig ausfallen könne. Die Hauptſache ſey für Vanina jetzt Zeit zu gewinnen, da Sampiero unter zwei bis drei Monaten nicht losbrechen könne, er rathe daher ſeiner Herrin, ſich gegen das Gouvernement bereitwillig zu ſtellen, um dieſes bis dahin von der Einziehung ihres Vermögens zurückzuhalten. Vanina hielt Andrea die ſtrengen Anſichten ihres Gemahls entgegen, aber dieſer ſuchte ſie zu beruhigen. Die Nothwendigkeit, ſagte er, zeige ja deutlich was zu thun ſey; Sampiero könne nicht in Zweifel bleiben, welche Gründe Vanina zu ihrer Handlungsweiſe getrieben, er würde ihre Klugheit ſelbſt billigen. Ueberdieß, fügte noch Andrea hinzu, wolle er ſeinem Herrn, dem er nach Marſeille entgegen gehen werde, erklären, daß er vorzüglich es ſey, der deſſen Gattin zu ihrem Entſchluſſe beſtimmt habe. —

Vanina, jetzt beruhigt, ſchrieb dem genueſiſchen Gouvernement: „daß ſie bereits in der That von

Sampiero, der in Algier ſey, ſeit längerer Zeit getrennt lebe, daß ſie aber ſich mit Ehren nicht öffentlich von ihm losſagen könne, bis er wirklich einen Angriff gegen die Regierung der Republik unternommen. Geſchähe dieß, ſo würde ſie den Befehlen der Regierung Folge leiſten, ſie bäte deshalb keine ihr ſchädlichen Verfügungen gegen ihr Eigenthum zu erlaſſen.“

Obwohl ſie ſich Anfangs über das Benehmen, zu welchem ſie ſich vorzüglich auf den Rath Andrea's entſchloß, Vorwürfe machte, ſo beruhigten ſie dennoch die Verſicherungen des Letztern, daß dieß der einzige Ausweg ſey, durch den die Konfiscation ihres Vermögens verhindert werden könne, und daß er bei ſeinem Herrn, der ihm von jeher das größte Vertrauen geſchenkt, Alles auf ſich nehmen und verantworten wolle. — Inzwiſchen vergingen wieder faſt zwei Monate, wo Vanina ohne alle Nachrichten von ihrem Gemahl blieb. Auf einmal erhielt Andrea einen Brief von ſeinem Herrn. Das Schreiben war von Marſeille datirt, und enthielt in kurzen Worten den Befehl, daß ſich Andrea augenblicklich dorthin zu Sampiero begeben ſolle. Vanina erſtaunte, daß ſie keine Zeile von der Hand ihres Gatten empfing, ja ihrer in jenem Schreiben nicht einmal gedacht wurde, aber am nämlichen Tage noch ward ſie durch ein ſeltenes Aktenſtück des Parlaments von Aix überraſcht. Es beſagte: „daß ihr Gatte Sampiero de Ornano, ſich dermalen unter fremdem Namen in Korſika aufhaltend, durch eine Proklamation des genueſiſchen Gouvernements Kunde erhalten, wie ſeine Gattin Vanina de Ornano erklärt habe, daß ſie ſich gänzlich von ihrem Gemahl und aller Gemeinſchaft mit ihm losſage; er bitte deshalb das Parlament von Aix, als die höchſte richterliche Behörde des Orts wo ſie ſich aufhalte, der Widerſpenſtigen anzubefehlen, ſich augenblicklich zu ihrem Gemahl, welcher inzwiſchen zu Marſeille angekommen ſeyn würde, zu begeben, und ſolche im Weigerungsfalle mit Gewalt hinbringen laſſen."

Vanina war wie vom Donner gerührt, als ſie das Document geleſen hatte. Zwar war ihr Kind gerade gefährlich krank, aber ſie entſchloß ſich dennoch augenblicklich abzureiſen; kaum konnte es Andrea dahin bringen, daß ſie ihm erlaubte ſich einen

Tag früher auf den Weg zu begeben. Nur deſſen dringende Vorſtellungen, ſeine Verſicherungen, daß, wenn er Gelegenheit habe ſeinem Herrn die Sache klar auseinander zu ſetzen, er mit ſeinem Leben dafür hafte, daß Sampiero ſeiner Gemahlin nicht den mindeſten Vorwurf hören laſſen werde, vermochte ſie endlich dazu. Noch an demſelben Tage begab ſich Andrea auf die Reiſe, ſeine Gebieterin folgte ihm nach vierundzwanzig Stunden. —

Gehörte der Erzähler dieſer Geſchichte der neufranzöſiſchen Schule an, welche dem Effect Alles Uebrige aufopfert; rechnete er ſich vorzüglich zu den Nachahmern derſelben, welche jenen Effect ganz beſonders durch Schilderungen von Greueln und Scheußlichkeiten aller Art zu bewirken ſtreben, ſo hätte er jetzt, ſtreng der Geſchichte folgend, eine ganz vortreffliche Gelegenheit ſein Talent in dieſer Hinſicht zu bewähren, meinend indeß daß der Greuel nie poetiſch ſeyn könne, will er lieber dem Rufe der Modernität entſagen, und auf dieſe Gefahr hin das hiſtoriſche Factum gemildert darſtellen. — — —

Vanina hatte den Weg nach Marſeille mit

aller ihr nur zu Gebote ſtehenden Eile zurückgelegt. Kaum angekommen begab ſie ſich in die Wohnung ihres Gemahls. Es war dieß ein Palaſt, der, einem entfernten Verwandten Sampiero's gehörig, jetzt ganz unbewohnt ſtand. Schon war ſie mehrere Korridore entlang geſchritten, als aus einem dunkeln Gange ein, in die Tracht der Barbaresken gekleideter Neger ihr entgegen trat.

„Wo treffe ich den Feldoberſten Sampiero de Ornano?“ fragte ſie haſtig.

„Seyd Ihr deſſen Gattin?“ erwiederte der Neger im gleichen Tone und auf italieniſch.

„Ich bin es! Sprich, wo iſt mein Gemahl?“ fuhr jene fort.

„Folgt mir!“ entgegnete der Schwarze, indem er ſie mit einem ſonderbaren Ausdrucke des Geſichts betrachtete, und dann voranſchritt.

Sie gingen durch mehrere weite hallende Gemächer, und traten dann in einen Saal, der, wie es Vanina ſchien, im entfernteſten Theile des Hauſes gelegen war.

„Verweilt einen Augenblick, ich werde Euch melden!“ ſagte der Neger. „Der Herr hat es ſo befohlen.“

Vanina erſchrack. — Hatten Andrea's Erklärungen gefruchtet? War es nicht der Fall? — Sie zitterte. Unwillkührlich blickte ſie in einen Spiegel; ihr Antlitz war ſo bleich, wie die weißen Roſen, mit denen ſie ihr dunkles Haar geſchmückt, ihr ſchwarzes Kleid verſtärkte noch die geiſterhafte Bläſſe.

Jetzt öffnete der Neger die Thür des anſtoßenden Zimmers. Es war ein weites Gemach, aus dem man durch eine offen ſtehende Thüre in ein zweites blicken konnte. Wenige alte, mit dunkelm Sammet überzogene Stühle waren die Meubles; in einem Winkel ſah man eine, über einen verborgenen, auf der Erde liegenden Gegenſtand gebreitete ſchwarze Decke. Sampiero ſtand in der Vertiefung, des, mit alten ſchweren ſeidenen Vorhängen halb verhüllten Fenſters. So wie Vanina eintrat, kehrte er ſich um, kam einige Schritte auf ſie zu, und ſagte, indem er ſie mit Eiſeskälte anſah, und ihr zugleich ein Papier hinreichte: „Lies dieß!“

Vanina war von dieſem Empfange ſo erſchrocken, daß ihre Kniee ſchwankten, ſie verſuchte zu leſen, aber bald gab ſie die Schrift zurück und ſagte: „Mir ſchwimmt es vor den Augen! ich kann nicht!“

„Es iſt die Achterklärung von Seiten der Republik!“ ſprach Ornano kalt. „Ich werde Die ſolche vorleſen.“

Er las nun eine Proklamation, in welcher er ein Rebell und Hochverräther genannt ward, und die folgendermaßen ſchloß: „Da nun auch die Gattin des gedachten Sampiero, verabſcheuend die Greuelthaten dieſes Böſewichts, ſich von ihm förmlich losgeſagt und uns desfalls eine von ihr ausgefertigte und eigenhändig unterzeichnete Erklärung des Inhalts, daß ſie bereits von ihm getrennt, hat zugehen laſſen, ſo iſt daraus leichtlich zu ermeſſen wie verworfen dieſer, mit Räubern und Mördern verbrüderte Bandit, auch denen ihm durch Bande des Blutes am nächſten Stehenden erſcheinen müſſe, und die durchlauchtigſte Republik hält ſich deshalb, mehr aus Gründen der Menſchlichkeit wie aus denen der Staatskunſt verpflichtet, einen zweiten Preis von hunderttauſend Goldliren auf das verfluchte Haupt des Hochverräthers zu ſetzen.“

„Entſetzlich!“ rief Vanina als Sampiero geendigt hatte und ſie nun mit Blicken anſah, in denen das Feuer der Hölle zu funkeln ſchien. „Aber um Gott!“ ſetzte ſie hinzu. „Welche Blicke! Mein Gemahl, mein theurer Gemahl, Du wirſt mich doch nicht ermorden wollen?“

„In der That, das bin ich geſonnen;“ entgegnete Sampiero, wieder zur vorigen Kälte übergehend. „Jetzt ſprich, womit kannſt Du Dich vertheidigen?“

„Mit meiner Unſchuld, mit meinem beſten Vorſatz!“ rief Vanina. „Ich habe nicht daran gedacht mich von Dir zu trennen.“

„Du haſt es gethan, indem Du es ausſprachſt!“ ſagte Sampiero.

„Was geſchah, iſt aus guter Abſicht geſchehen;“ rief deſſen Gattin geängſtet. „Frage Andrea! War ein Unrecht dabei ſo trägt er die Schuld.“

„Er iſt gerichtet!“ ſprach Sampiero im vorigen Tone. Ruhig ging er in den Winkel des Zimmers, wo die ſchwarze Decke lag, und hob dieſe auf. Vanina erblickte Andrea; er war todt und ſteif, ein Dolch ſteckte in ſeiner Bruſt. —

So wie Vanina einen Blick auf die Leiche warf, ſtieß ſie einen durchdringenden Schrei aus, dann ſtand ſie wie gelähmt.

„Er hat ſeinen Lohn, Du wirſt gleichfalls für den Leichtſinn, mit dem Du meine Ehre vernichtet, Dein Leben zum Opfer geben, ich aber werde mich Deinem Bruder zur Blutrache ſtellen;“ ſagte jetzt Sampiero, indem er das Tuch mit dem Fuße über den Todten ſchleuderte.

„Nein! — Es kann nicht ſeyn! Es iſt Dein Ernſt nicht!“ rief Vanina mit Entſetzen.

„Es iſt mein Ernſt, mein unwiderruflicher Ernſt!“ verſetzte der Vorige. „Bete! — Bereite Dich zum Tode! — Du haſt nur noch Minuten zu leben.“

Vanina ſank mehr vor Schreck als zum Gebet auf die Kniee, ihre Gedanken verwirrten ſich, nach wenigen Augenblicken ſprang ſie wieder auf.

„Muley Abdel Aziz!“ rief Sampiero, indem er ſich nach dem Sklaven wendete, und auf das Nebenzimmer zeigte. Der Neger näherte ſich.

„Zurück Ungeheuer!“ ſchrie Vanina mit Entſetzen. „Wenn ich ſterben ſoll, will ich von den

Händen meines Gatten ſterben. — Sampiero! Du kannſt nicht wollen, daß ein elender Sklave mich berühre."

Sampiero ſtieß einen tiefen Seufzer aus, dann zeigte er ſchweigend auf die Thüre. Der Schwarze entfernte ſich.

„Ich bin bereit zum Tode," ſagte die unglückliche Gattin, als Beide allein waren, „aber Sampiero — kannſt Du mich, kannſt Du die Mutter Deines Kindes tödten, das Weib tödten das Dich ſo heiß geliebt?"

Sampiero ſchien einen Augenblick erſchüttert, er ſtürzte auf die Kniee, ergriff die Hand ſeines Weibes, und indem er dieſe mit Küſſen bedeckte, nannte er Vanina ſeine „Geliebte," ſeine „theure Herrin." *)

Plötzlich aber ſprang er wieder auf.

„Ich würde Dich am Leben erhalten, ich würde mich tödten, wenn es nicht gält Korſika zu retten!" rief er heftig aus. „Das Vaterland aus ſeiner

---

*) Hiſtoriſch.

Schmach zu erheben, habe ich mein Wort verpfändet, nur ein ſtarker unbefleckter Arm kann es einlöſen. Jetzt iſt meine Ehre geſchändet, mein Arm gelähmt, nur Dein Tod kann meine Ehre, meine Kraft mir wiedergeben.

„Wohlan!" ſagte Vanina gefaßt. „Ich bin bereit."

Sampiero ging nach der Thür, der Riegel ſprang vor. Die That geſchah. — — —*)

Wenige Wochen ſpäter hatte ſich ganz Korſika gegen die Herrſchaft der Genueſen erhoben. Der Schrecken ging vor Sampiero her, überall wo ſeine Fahnen wehten, wichen die Truppen der Republik und zogen ſich, Verſtärkung aus der Heimath erwartend, in die feſten Plätze zurück. Man konnte die Inſel beinahe aus ihren Banden befreit betrachten. Sampiero war der gefeierte Held des Tages. — —

Michel Angelo kränkelte in dieſer Zeit. Die Nachricht von dem furchtbaren Tode der Schweſter hatte ihn tief gebeugt. Alle ſeine Unterſaſſen hatten an dem Kampfe gegen Genua Theil genommen, er ſelbſt wäre dieß nicht im Stande geweſen. Als der Kampf faſt als beendigt angeſehen werden konnte, erhielt er eines Tages durch einen Unbekannten ein Billet, welches ihn zu einer Unterredung beſchied, die, wie es in dem Schreiben hieß, nur im Geheim abgehalten werden könne, und für ihn von der größten Wichtigkeit ſey. Lange ſchwankte er, ob er der Einladung Folge leiſten ſolle, endlich entſchloß er ſich dazu und befahl dem alten Vittolo ihn wohlbewaffnet zu begleiten. Der Ort des Stelldicheins war ein Kreuzweg, zwiſchen zwei ihm gehörigen, höchſt romantiſch auf Felſen gelegenen Dörfern. Rings herum war freies Feld, an einen Hinterhalt nicht zu denken. So wie Ornano und Vittolo nach jener Gegend zuritten, ſahen ſie ſchon von weitem einen einzelnen Mann, der ſein Pferd an ein altes bemooſtes Steinkreuz gebunden hatte, und in einen dunkeln Mantel gehüllt, den breiten, mit Federn geſchmückten Hut in die Stirn gedrückt, auf dem Platze auf- und abging. Die Reiter ließen den Pferden den Zügel, und in wenigen Minuten waren ſie an

---

*) Er erwürgte ſie mit ihrem Strumpfbande.

Ort und Stelle. Ornano ſprang vom Roſſe und warf Vittolo den Zügel zu; dieſer band die Pferde gleichfalls an jenes Kreuz. Während dem ging Michel Angelo auf den Fremden zu, dieſer ſchlug den Mantel zurück, es war Sampiero. —

„Unſeliger, was wollt Ihr?“ rief Ornano, entſetzt zurückfahrend. „Wir hätten uns nie wiederſehen ſollen.“

„Ich komme mich dem Rächer zu überliefern!“ erwiederte Jener mit erzwungener Kälte. „Was geſchehen iſt wißt Ihr. Ich mußte ſo handeln wie ich gehandelt. Ein Entehrter konnte das Vaterland nicht retten, Vanina hatte mich entehrt. Jetzt, denke ich, kann ſich Korſika ohne mich behelfen, ich wollte länger keine Stunde ſäumen, und — bringe Euch mein Leben.“

Ornano ſtarrte längere Zeit den Unglücklichen an.

„Ich bin kein Mörder!“ ſagte er dann. „Das Geſetz der Blutrache verabſcheue ich, aber ich will meine Schweſter rächen, indem ich mit Euch kämpfe. — Zieht, Sampiero di Baſtelica!“

Trüb lächelnd zeigte dieſer auf ſeine unbewehrte Hüfte.

„Ihr ſeht, ich ließ mein Schwert zurück!“ ſagte er kalt. „Ich ging zum Tode, aber nicht zum Kampfe.“

„So beſtimmt einen andern Tag und Stunde!“ rief Ornano.

„Ich werde niemals mit Euch kämpfen!“ ſagte Jener im vorigen Tone. „Es iſt genug die Schweſter getödtet zu haben, ich will nicht auch das Blut des Bruders vergießen; überdieß bin ich Euch in jeder Kampfweiſe überlegen.“

„Und ich ſagte Euch Ihr müßt, oder ich erkläre Euch öffentlich für einen Feigen!“ rief heftig Michel Angelo.

„Ich bin gekannt, es würde Euch Niemand glauben!“ erwiederte Sampiero kalt.

„Ihr ſeyd ein Elender, ein nichtswürdiger Frauenmörder!“ ſchrie Ornano.

„O ich bitte Euch!“ verſetzte Sampiero ruhig. „Ihr ſeyd nicht im Stande mich zu reizen. — Ich habe meiner That kein Hehl gehabt. Ich habe mein liebes Weib nicht ermordet, ich habe es geopfert, ich habe es der Gottheit, der ich mein ganzes Leben hindurch gedient, der Ehre, zum Opfer gebracht. Ganz Frankreich, Italien, Korſika weiß es. Ich handelte wie ich mußte, und jetzt handele ich eben ſo. — Hier bin ich! — Tödtet mich!“ —

„Hinweg, Abſcheulicher! — Hebe Dich weg! — Ich will Dein Leben nicht!“ rief Michel Angelo.

„Tödet mich! — Eure Ehre, das Geſetz der Blutrache fordert es ſo!“ ſprach Sampiero, ſich ihm nähernd.

„Ich verachte Dich!“ rief Ornano ihn mit der Hand abwehrend.

„Das iſt nicht wahr!“ ſprach Sampiero ſtolz. „Es giebt Niemand, der Sampiero di Baſtellica verachtet. — Tödtet mich Michel Angelo!“

„Geh! Ich will Dein Leben nicht!“ rief dieſer zum zweitenmal.

„Aber ich!“ kreiſchte jetzt eine andere Stimme, und ein Piſtolenſchuß krachte hinterher.

Sampiero ſchwankte und ſtürzte gleich zu Boden. Vittolo hatte ihn durch die Bruſt geſchoſſen.

„Gott im Himmel! Elender, was haſt Du gethan?“ ſchrie Michel Angelo.

„Etwas, was Ihr hoffentlich nicht tadeln werdet!“

erwiederte Vittolo kalt, indem er den Hahn des Piſtols in Ruhe ſetzte. — „Dieſer Mann hat meinen Bruder Andrea ermordet. Ich liebte meinen Bruder eben nicht, aber ihn zu rächen war meine Pflicht. Ich wäre beſchimpft hätte ich es nicht gethan. Die Blutrache muß ihren Lauf haben.“

„Entſetzlicher, er hatte meine Schweſter getödtet, kam ſich den Tod aus meiner Hand zu holen und ich habe ihn nicht ermordet!“ ſprach Ornano heftig.

„Deſto ſchlimmer, Signor!“ entgegnete der Greis, mit dem tiefliegenden, glasartigen Auge auf ſeinen Herrn blickend. „Ich glaube daß es Euch die Leute verübeln werden. Uebrigens mag die Großmuth den vornehmen Leuten eine Tugend dünken, uns niedrigen gilt die Blutrache für eine Pflicht.“ —

Sampiero hatte kaum noch einige Sekunden gelebt; die Kugel war durchs Herz gegangen. — —

Michel Angelo jagte ſogleich nach ſeinem Schloſſe, wohin er den Todten bringen ließ. In den Kleidern deſſelben fand man eine Schrift welche ſeinen Vorſatz zu ſterben, und das Verlangen bezeigte, an der Seite ſeiner Gattin zu Marſeille zu ruhen. Michel Angelo ward in derſelben zum Vormund und Erzieher des kleinen Alphons ernannt. —

Als der Tod Sampiero's bekannt ward, erſchütterte dieß ſeine Anhänger dergeſtalt, daß in kurzer Zeit ſie völlig entmuthigt die Waffen ſtreckten, Genua bald wieder zu der alten Macht gelangte, und Korſika ſodann aufs Neue in Feſſeln ſchlug. — Vittolo, von Sampiero's Anhängern gehaßt und verabſcheut, war ſpurlos verſchwunden; alle Nachforſchungen nach ihm waren vergebens. — Ornano lebte nur noch ein Jahr, und ließ Antonien als junge, reiche, aber kinderloſe Wittwe zurück. Letztere vermählte ſich niemals wieder. —

Das Feſt zu Moritzburg.

Novellette.

Motto:

„Es tönte die Halle, es glänzte der Saal,
Und fröhlich umkreiſ'te den Tiſch der Pokal;
Doch leer ſind heute die Becher,
Bei den Todten die fröhlichen Zecher.“

Wer von allen Denen, welche Sinn für frühere Größe, Vorliebe für Schauplätze geſchichtlicher Begebenheiten, vor allem aber eine rege Phantaſie haben, hätte das ſtille Moritzburg, jenes merkwürdige Jagdſchloß, nicht mit ganz eigenen, ſeltſam-wehmüthigen Empfindungen betreten? — Wie eine trauernde Fürſtin in großartiger Waldeinſamkeit, ausruhend von den Wirren der Vergangenheit, zehrend an ſchmerzlichen und ſchönen Erinnerungen, liegt der melancholiſch-ſtolze Bau, umfluthet von Waſſern, deren Oberfläche nur von dem einſam daher ſchiffenden Schwane bewegt wird, umrauſcht von Hunderttauſenden von Waldbäumen, unter deren Schatten nur ſelten das luſtige Hifthorn noch erſchallt; aber jeder Fußbreit Boden in dem ſeltſam geſchnörkelten Garten, auf dem weiten mächtigen Vorplatze, in den tönenden Hallen, mahnt an eine Vorzeit voll Glanz, Freude und Pracht. In jenen Gängen, wo jetzt der Fußtritt des einſamen Wandlers tönend ſchallt, drängten ſich einſt

Hofleute in galonnirter Feſtkleidung, muntere Jäger, ſchäkernde Pagen, ernſte rieſige Lakaien im bunten Gewirr; in dem hallenden Saale, wo der einſame Kaſtellan die ſeltſam geformten Becher und Pokale aus den ſie bergenden Schränken hervorholt, und ihre Embleme vielleicht zum tauſendſten Male mit eintöniger Stimme erklärt, jubelten einſt fürſtliche Zecher; Witzworte und Feſtgeſänge kreiſ'ten in dem muntern Rund; in jenen dunkeln Lauben, wo jetzt nur das Zwitſchern des Hänflingmännchens oder der Grasmücke das Weibchen zu Neſte ruft, flüſterte vielleicht der Mund eines Königs Liebesworte, die wie eben ſo viel Feuerpfeile durch ein trunkenes Ohr zu einem glühenden Herzen drangen. Nicht mit Unrecht hatte August der Starke Moritzburg ſeine „Insula fortunata“ genannt. Er war in ihren Gränzen beglückt geweſen und hatte beglückt; freilich hatte ſich auf dem Boden des ausgeſchlürften Freudenbechers für ihn und Andere auch der Wermuthstropfen nicht lange vermiſſen laſſen. —

Es war in jenen Tagen, wo auf dem Schloſſe zu Moritzburg und in deſſen Umgebung eine Menge dem Geſchmacke der damaligen Zeit angemeſſene, der Hofhaltung zu Verſailles nachgeahmte Feſte gegeben wurden. Hier ſah man Aufzüge, entlehnt dem Koſtume aller Orte und Zeiten. Heute war der ganze Olymp verſammelt, und die ſchöne kräftige Geſtalt des Monarchen überſtrahlte als Phöbus Apollon bei weitem die ihn als Götter und Halbgötter umgebenden Hofleute; morgen ſah man den großen Mogul oder den Schah von Perſien in Mitte ſeines glänzenden Hofes, und auch hier war die hohe fürſtliche Geſtalt, das Antlitz, das die Sonne der Seinen war, nicht ſchwer herauszufinden; oft aber wurde nur eine ſogenannte fête champetre gegeben, und in Wahrheit man wußte kaum zu ſagen, ob Churfürſt Auguſt vortheilhafter im blühenden Gewande des orientaliſchen Herrſchers oder im einfachen Kleide des franzöſiſchen Pächters, des Fiſchers oder des Landmannes erſchien. —

Es war an einem ſchönen Herbſttage, als ein Fiſchzug in dem großen Schloßteiche vorgenommen, ſpäter aber ein ſtattlicher, ſchon im Voraus bezeichneter Sechzehn-Ender gejagt werden ſollte. Schon ſeit Tagesanbruch langten viele Hofwagen zu Moritzburg an; ſie bargen Proviant und Lekkereien aller Art. Ein reges Gewimmel verbreitete ſich rings um das Schloß; man erwartete den Churfürſt. Jetzt ſchlug es zehn Uhr. In dem Menſchenknäuel, der das Schloß umgab, ward es immer lebendiger. In dieſem Augenblicke donnerten zwei Feldſchlangen, die rechts und links am Eingange der Brücke aufgefahren waren; ihnen antwortete Pauken- und Trompetenwirbel, und eine ſchallende Janitſcharenmuſik fiel ein. Ein glänzen zender Zug brauſ'te die Allee herab. Ihn eröffne ten zwanzig Laufer in ſchimmernder Livree, wallend Federbüſche auf den Mützen. Dicht hinter ihn tobten acht kohlſchwarze Hengſte, denen das arabiſ Blut in den Adern kochte, in ſilberbeſchlagenen G ſchirren an einem reichvergoldeten Phaeton. Z Männer in niederländiſchem Fiſcheranzuge — bei terer jedoch von Sammet und Seide, und bei einen mit Knöpfen von Brillanten beſetzt — ſ in den Wagen. Die Züge des zur Rechten S den waren ſtark, aber voll Geiſt, in dem g mit ſtarken Brauen gezierten Auge leuchtete d bensmuth, das Feuer, die Kraft jener vom G mit allen irdiſchen Gütern geſegneten Joviskinder. Der Andere war ein ernſter, ſchon etwas bejahrter Mann. Jener war Churfürſt Auguſt, dieſer ſein Feldmarſchall, der Graf Wackerbart. Ein zweiter, mit vergoldetem Schnitzwerk gezierter, von ſechs Schimmeln gezogener Wagen, in Form einer Muſchel, jagte jetzt heran. Den Hauptplatz nahm — eine Fiſcherin ein. Doch welche Fiſcherin! Seit die ſchaumgeborne Göttin den Wellen entſtiegen war, hatten letztere nie eine lieblichere Geſtalt gewiegt. Aller Augen fielen auf die Schöne. Man wußte kaum was man mehr bewundern ſollte, die in glänzenden Zöpfen auf den blendenden Nacken herabfallenden Locken, das große, Feuer ſtrahlende Auge, die Geſammtheit der regelmäßigen Züge oder die ſchlanke junoniſche Geſtalt. Die Fiſcherin war die Sonne des Hofes, die berühmte Aurora Gräfin Königsmark. Die Mutter der Gräfin ſaß zur Seite des herrlichen Geſchöpfs; ihr gegenüber der Oberhofmeiſter Graf Schulenburg. — Jetzt folgten Wagen auf Wagen, alle mit Damen und Herren vom Hofe, ſämmtlich in Fiſcher- oder Jägerkleidung, beſetzt. —

So wie der Wagen des Souverains hielt, und das donnernde, von ihm mit freundlichen Nicken aufgenommene „Vivat!" verklungen war, drängte ſich Alles näher um die hohen Ankommenden ausſteigen zu ſehen. Hofchargen und Dienerſchaft, unter letztern einige in Scharlach gekleidete Neger, zeigten ſich ſehr geſchäftig. Nur eine Perſon in der Menge blieb unbeweglich. Es war ein ſchöner, blaſſer, kraushaariger Jüngling in Pagenkleidung. Kein Zug des ernſten, auf eine ſüdeuropäiſche Heimath deutenden Antlitzes regte ſich. Wie angeheftet ruhte das große dämoniſche Auge auf der in dem zweiten Wagen thronenden ſchönen Fiſcherin. Eben entſtieg ſolche der goldenen Muſchel; der Monarch bot ihr den Arm. „Erſt einige Augenblicke Erholung!" ſagte er lächelnd. — „Die Fiſcherei mag ſodann beginnen. Ein Netz ſoll in Ihrem Namen ausgeworfen werden, und ich müßte mich als ein falſcher Prophet bewähren, oder der Zug wird ein glücklicher ſeyn."

Gräfin Aurora verbeugte ſich tief, als der Churfürſt ihr mit dieſen Worten den Arm bot. Ein reich geſticktes parfümirtes Schnupftuch entfiel ihrer Hand, ohne daß ſie es bemerkte. Dieſer Umſtand ſchien dem ſchönen blaſſen Jünglinge Leben zu geben. Haſtig ſtürzte er ſich auf das Tuch, eben ſo eilig ergriff er es, ſchob es in den Buſen und verlor ſich in der Menge.

In dem großen Prunkſaale war währenddem ein ausgezeichnetes Dejeuner aufgetragen worden. Die Tafel ſelbſt war beſetzt mit den feinſten Delicateſſen, den edelſten Weinen; überall blinkten goldene und ſilberne Service. Auf einem künſtlich gearbeiteten Schenktiſche waren jene ſchönen Pokale, deren kunſtreiche Arbeit noch heute von dem Beſchauer bewundert wird, aufgeſtellt. Becher von Gold, Elfenbein, Silber, bald Eber und Elephanten, bald Schwäne, Pfauen und Hirſche, bald Türken- oder Mohrenhäupter darſtellend, ſchimmerten hier und erwarteten die Füllung mit dem edelſten Rebenſaft. Die Tafel brach faſt unter der Laſt der Speiſen. Als Hauptaufſatz ragte aus der Mitte derſelben eine ungeheuere Paſtete, die erſt in dem Augenblicke in welchem man die Annäherung des Churfürſten erwartet hatte, von vier Lakaien hereingetragen und mit großer Vorſicht auf den Tiſch geſtellt ward. Die vom Altane des Saales herabſchmetternden Trompeten verkündigten indeſſen den Eintritt des Monarchen. Er führte Auroren am Arme, ſein Antlitz ſtrahlte von Freude. Auf ſeinen Wink ließ ſich die Geſellſchaft an der Tafel nieder, und bald umeilten geſchäftige, als Türken oder Polen gekleidete, ſächſiſche oder polniſche Edelknaben mit den mächtigen Silberſchüſſeln die Tafel, und auch die mit Rheinwein oder Tokayer gefüllten Pfauen und Elephanten begannen die Runde zu machen.

„Das Frühſtück iſt nur ein ländliches, ganz wie es Fiſchern und Jägern zukommt, und wie es in der Geſchwindigkeit bereitet werden konnte!“ — ſagte Churfürſt Auguſt ſcherzend. — „Ich glaubte daß wir uns ſtreng an die Frugalität der Lebensweiſe, wie ſolche die Geſetze der Fiſcherei und Jägerei mit ſich bringen, halten müßten. Bei alledem denke ich, wird eine geringe Ausnahme erlaubt ſeyn. Ich habe geſtattet daß jene kleine Paſtete aus der Hofküche zu Dresden in die Vorrathswagen geſchmuggelt wurde. Sie bildet das Hauptgericht, und darum ſoll ihr auch die Ehre widerfahren von der ſchönen Hand der Gräfin Aurora zerlegt zu werden. — Lieber Ramon!“ — hier wandte er ſich an den von uns geſchilderten Edelknaben, der als Leibpage des Monarchen der einzige in gewöhnlicher Kleidung war — „präſentire der Gräfin die nöthigen Inſtrumente zur Zerlegung unſeres Reiſepaſtetchens.“

Schnell, aber mit ſeinem früheren Ernſte, überreichte der Edelknabe der Gräfin ein ungeheueres Meſſer und einen eben ſo koloſſalen Vorlegelöffel.

Kaum hatte Aurora indeß die Paſtete berührt, als ſie mit einem Ausrufe der Ueberraſchung zurückfuhr; denn in dieſem Momente öffnete ſich der Deckel derſelben von ſelbſt, und — o Wunder — ein kleines Männlein in ſcharlachner goldbetreßter Kleidung, ein Hütchen, das eine in hundert Locken wallende Allongenperücke deckte, auf dem Haupte, einen Degen an der Seite und einen kleinen goldenen Pokal in dem magern Händchen, entſtieg dem koloſſalen Gebäck. Gravitätiſch trat es einen Schritt vor, begrüßte den Churfürſten mit drei Verbeugungen, wozu es den Treſſenhut abnahm, dann ſich ſolchen wieder auf das gepuderte Haupt ſetzend, ſtemmte es den linken Arm in die Seite und ſprach pathetiſch, doch mit etwas quäkender Stimme:

„Schön und ergötzlich iſt, wenn aus den Meereswogen
Das Frühroth glänzend ſteigt, vermeldt des Gottes Nah'n,
Doch, wer hat je geſehn, daß Helios gezogen
Iſt mit Aurora in ein' und demſelben Kahn?
Dir iſt, o Moritzburg, heut' dieſes Glück beſchieden,
Dein Schutzgott langte an, Aurora zeigt ſich Dir,
Drum feire dieſen Tag, in Freude ſtets und Frieden;
Auror' und Helios ſie ſtrahlen für und für!“

Bei den letzten Worten erhob der Zwerg den goldenen Becher, nahm mit der linken gravitätiſch das Treſſenhütchen vom Haupte und trank, nach dreimaliger Verbeugung, die Geſundheit des Monarchen und der ſchönen Gräfin Königsmark. — Die Anweſenden — der Churfürſt vielleicht ausgenommen — fanden die Verſe des kleinen Mannes überaus geiſtreich und elegant, und letzterer ſchritt, nachdem er durch einen Lakaien vom Tiſche herabgehoben und von ſeinem fürſtlichen Herrn mit einem gnädigen Winke beglückt worden war, zwei Finger der rechten Hand in der offenen goldbrokatnen Weſte, die Linke auf den Knopf des ſilbernen Degens gelegt, ſtolz wie ein kleiner Kampfhahn, rings um die Tafel, wo er mit Lobſprüchen und Konfekt bis zum Ueberſchwang geſtopft wurde. —

Jetzt ſtand Churfürſt Auguſt von der Tafel auf; alle Anweſenden folgten. Der ganze Zug begab ſich an das Ufer des Schloßteiches, wo herrlich geſchmückte Gondeln bereits der Geſellſchaft harrten. Alle Kähne trugen in ihren Flaggen die Embleme derer die ſie führten. Der Fürſt nahm mit Auroren in der goldenen Kahnmuſchel Platz welche den Zug eröffnete. Das zweite Schifflein trug die Mutter der Gräfin; der Feldmarſchall Graf Wakkerbarth war der Gondelführer, und das Wappenbild ſeines alten Geſchlechtes, der mit dem Adler kämpfende Leu, flatterte auf dem Maſte. So folgte — ein Kahn mit Muſik voraus — Schiff auf Schiff. Das Ufer war von vielen Hunderten von Zuſchauern beſetzt; Braten und Wein ward unter dieſe vertheilt. Hier machten der Hofzwerg und der luſtige Rath des Churfürſten die Honneurs, und lauter Jubel und ſchallendes Gelächter empfingen und begrüßten die, oft nicht zum beſten erfundenen Bonmots, die letzterer ſeinem Berufe gemäß losließ.

Auf einer Inſel war ein purpurnes Zelt aufgeſchlagen. Nachdem der Gondelzug mehrmals den Teich umkreiſt, ward an dieſer ausgeſtiegen und die Netze ſodann ausgeworfen. Jeder Fang ward mit einer Pauken- und Trompetenfanfare begrüßt. Die mächtigen Karpfen wurden in beſondere Kübel geſetzt, und bei den größten beſtimmte der Churfürſt wem von den begünſtigtſten Hofleuten ſie als Geſchenk zugeſchickt werden ſollten. — Die Fiſcherei nahte indeß ihrem Ende.

„Der Fang wird ſparſamer!“ rief der Fürſt lächelnd. „Bei alledem entſcheidet das Glück in Angelegenheiten der Liebe, der Jagd und der Fiſcherei immer allein und nach Laune über den beſten Fang. Das letzte Netz ſoll ausgeworfen werden, und zwar in einem Namen von guter Vorbedeutung. — Wohlan! wir thun den letzten Zug für die Gräfin Aurora Königsmark! Werft das Netz aus! — Nein dorthin! — Dort wo die weiße Waſſerlilie blüht.“ —

Ein neues Netz von waſſerblauer Farbe ſank in die Teichfluth. Mit großer Sorgfalt umzogen die Fiſcher die von dem Kurfürſt bezeichnete Stelle, und vorſichtig und bedächtig brachten ſie den Fang an's Land.

„Sagte ich es nicht?“ rief Auguſt ſchalkhaft lachend. „Das Glück allein entſcheidet! Sehen Sie liebe Gräfin! Der größte Fiſch des Teiches zappelt in dem Netze. — Gehen Sie, ſchöne Fiſcherin! Laſſen Sie ihn aufbewahren; er iſt Ihr Eigenthum."

Gräfin Aurora ſprang jubelnd wie ein Kind, zu der koloſſalen Beute, aber faſt beſtürzt blieb ſie ſtehen, als ſie nahe kam. In dem Munde des Fiſches glänzte ein prachtvoller Solitair. — —

„Nehmen Sie! — Nehmen Sie!" rief der Churfürſt munter. „Es hat Alles ſeine Richtigkeit! Thetis ſendet ihn ihrem Lieblinge."

Lächelnd bog Auguſt ſich zu dem Fiſche nieder, und bald glänzte der Brillant an dem Finger der Gräfin, die mit gebogenem Knie dem Monarchen die Hand küßte. —

Kaum war dies Feſt zu Ende, als bereits wieder ein anderes begann. Es waren Allegorieen, welche in jener Zeit die Erfindungsgabe der Feſtgeber in Anſpruch nahmen. Griechiſche Mythen, arcadiſche Schäferſtücke, chineſiſche und türkiſche Hofſcenen wurden vorzüglich geſchmackvoll gefunden. Heute waren indeß die erſtern an der Reihe. Schon am Tage vor dem Feſte hatte der Churfürſt nicht nur

Auroren, ſondern auch deren Schweſtern, den Gräfinnen Löwenhaupt und Stenbock koſtbare arcadiſche Schäferanzüge geſchickt. Das Koſtüm Aurorens übertraf Alles, was man bisher in dieſer Art geſehn. Er war von amaranthfarbigem Sammet und Silberbrokat, und mit Diamanten überſäet. Sie glich in ihm mehr ihrer Namensſchweſter vom Olymp, als einer arcadiſchen Hirtin. Der ganze Hof fuhr nun nach einem, zur Seite der Allee des Waldes von Moritzburg errichteten, prachtvollen, von Säulen getragenen Pavillon. Eine Hofdame führte Auroren durch eine kerzenhelle Säulenhalle an einen geräumigen, achteckigen, mit allen Jagdattributen verzierten Saal. Hier befand ſich Diana umgeben von ihren Nymphen. Die Göttin haranguirte Auroren als ihre olympiſche Schweſter, welche durch ihr Erſcheinen als Hirtin die heutige Feſtlichkeit eröffne. So wie ſie ihre in zierlichen Alexandrinern gefaßte Rede geendigt hatte, begannen Waldgötter und Waldgöttinnen auf Hörnern zu muſiciren, und einen Chor zu Ehren der Göttin der Morgenröthe abzuſingen. Nachdem Diana Auroren noch in einen zweiten Saal geführt, und ihr dort eine Menge koſtbare Gemälde, die ſich alle auf die Geſchichte der Göttin bezogen, gezeigt hatte, ſtieg wie auf einen Zauberſchlag, eine mit Erfriſchungen aller Art beſetzte Tafel aus der Erde. So wie ſich die Damen an derſelben niedergelaſſen hatten, erhob ſich eine Muſik von Oboen, Flöten und Schalmeien, und nun erſchien — Gott Pan, umgeben von ſeinem Hofſtaat von Faunen und Satyren. Diana — weniger ſcrupulös als die Göttin die ſie repräſentirte — lud den Gott der Wälder, welches Niemand anders als der Churfürſt war, ein, ſich neben Auroren niederzulaſſen. Daß ſich Pan gegen die Göttin der Morgenröthe in allerlei zierliche und verliebte Redensarten ausließ, und daß die keuſche Diana, — Frau von Beichling — ihm dabei kein Hinderniß in den Weg legte, werden die geſchätzten Leſer ohne weitere Verſicherung glauben, ſowie ſie ſich auch wohl überzeugt halten, daß es kaum der Hälfte dieſer Anſtalten bedurft hätte, um ein Mädchenherz — und um ſo eher einen Mädchenkopf — zu verwirren.

Kaum war das Gouter — wie man es heute nennen würde — verzehet, als im Walde Hörnerklang und Rüdengebell, vermiſcht mit dem Huſſah der Jäger erſcholl. Durch die hohen Bogenfenſter des Saals ſah man einen ſchönen ſechzehnendigen Hirſch, der, verfolgt von Hunden, zwiſchen ausgeſpannten Netzen, dem großen Teiche zueilte. Sogleich führte Pan Auroren in's Freie, hob ſie in einen vergoldeten Phaeton, beſtieg ſelbſt einen ſchlanken arabiſchen Renner, die Geſellſchaft folgte tumultuariſch, und fort — unter Huſſah und Hörnerfanfaren ging der olympiſche Zug.

So wie letzterer am Ufer des Teiches ankam, ſah man den Sechzehnender bereits mit den Wellen kämpfen. Alles beſtieg nun wieder die bereitliegenden Prachtkähne, und langſam folgte man dem ſchönen geängſteten Jagdthiere. Eben kam die Geſellſchaft auf der in der Mitte des Weihers gelegenen Inſel an, als Pan, ein mit Gold ausgelegtes Waidmeſſer ziehend, dem Hirſche den Fang gab, worauf ſodann den lechzenden Hunden die Beute überlaſſen ward. —

Während der vorhergehenden Scene war Gräfin Aurora von Diana und ihren Nymphen, von den Faunen und Satyren, mit einer ſolchen Menge von Aufmerkſamkeiten überſchüttet worden, daß ſie ſich kaum zu laſſen wußte. Jeder ſah in ihr — und zwar auf mehr als eine Weiſe, die aufgehende Sonne — und die olympiſche Geſellſchaft trachtete ſich bei dieſer auf alle Art in Gunſt zu ſetzen. Es regnete Blumen, Gedichte, Bänder, Früchte in Aurorens Phaeton; die Faunen und Satyriſken geberdeten ſich zum Tollwerden. Niemandem konnte es daher auffallen, als ein ſchlanker Waldgott auf einem ſtattlichen Braunen dahergeſprengt, und Auroren ein Bouquet Feldblumen überreichte; doch wie überraſcht war die Empfängerin, als ſie zwiſchen den Blumen ein kleines Billet fand. „Zu eiliger, doch geheimer Eröffnung" ſtand darauf.

Die Gräfin hätte keine Tochter Evens ſeyn müſſen, wenn ſie nicht einen Augenblick zur Durchleſung hätte finden ſollen; überdieß konnte es Niemandem befremden, jeder glaubte, ſie läſe eins der unzähligen Gedichte, womit ſich der ganze Hof, vom Hofmarſchall bis zum Hofzwerge herab, verunköſtigt hatte. Aurora ward von dem Inhalte des Billets auf's Höchſte überraſcht.

„Theure! Angebetene meines Herzens!“ — ſo begann der Brief. — „Es kann Ihnen nicht unbemerkt geblieben ſeyn daß es eine Perſon an dieſem Hofe giebt, welche Sie ſo heiß, ſo glühend liebt, wie noch nie ein Weib auf dieſer Erde geliebt ward. Bis jetzt wagte ich nicht mein Auge zu Ihnen zu erheben. Wer war ich auch! Ein unbedeutender Jüngling aus fernem Lande, dienend an dem Hofe eines, wenn auch edlen und gütigen, aber mir fremden Monarchen. Wie hätte ein Page wagen können die Augen zu Der zu erheben, auf welcher die Augen des ritterlichſten, galanteſten, prachtvollſten Fürſten Europa's ruhten! Seit dieſem Morgen hat ſich mein Geſchick gewendet. Ein Brief aus meinem Vaterlande meldet mir den Tod meines Oheims, zugleich mit dem ſeines einzigen Sohnes. Ich bin Marquis und Beſitzer eines der reichſten Majorate Spaniens. Alles was ich habe, was ich beſitzen werde, lege ich jetzt zu Ihren Füßen. Ich fühle, daß Sie mein werden müſſen, oder daß ich aufhören muß zu leben. Was wären auch alle Lebensgüter ohne Ihren Beſitz! Erſt jetzt, wo ſich mir die Möglichkeit zu dieſem eröffnet, fühle ich, daß ohne dieſen kein Gut der Erde für mich von Werth ſeyn kann. — In einer Stunde iſt Ihr Loos und meines entſchieden. Es wird ein Feſtzug bereitet. Der Churfürſt in der Rolle des Großſultans wird Ihnen ſein Schnupftuch zuwerfen; nehmen Sie es an, ſo erklären Sie ſich damit öffentlich und vor dem ganzen Hofe. — Auch in meiner Hand ruht ein Pfand, welches ich heute bereits tauſendmal mit Küſſen bedeckte. Es iſt ein Schnupftuch welches Ihnen entfiel. So wie der Churfürſt Ihnen ſein Tuch zuwirft, überreiche ich Ihnen das in meinen Händen befindliche. Da ich Sie nicht unter vier Augen ſprechen kann, ſo ſoll dieß das Zeichen ſeyn, welches für mich über Glück oder Untergang, über Tod und Leben entſcheidet. Weiſen Sie das des Fürſten zurück, ſo theile ich noch heute dem Souverain meine Erhebung mit, fordere meinen Abſchied, und erkläre Sie morgen als meine Verlobte; verwerfen Sie das meinige, ſo bleibt für mich nichts als das Grab. — Jetzt, Aurora, wählen Sie! Entweder die glänzende, aber einſt verlaſſene Freun-

tin eines Fürſten — oder das theure ewig geliebte
Weib
Ihres
Ramon de Torreblanca,
jetzt Marquis de Valdeſpina.“

Aurora war von dem Inhalte des Billets unendlich überraſcht. Nicht als ob die Neigung Ramons von Ihr bisher nicht bemerkt worden wäre, nur zu oft war ihr Auge dem dunkel glühenden Blicke des jungen Spaniers begegnet, aber der Abſtand zwiſchen ihr und einem einfachen Pagen hatte ihr nicht einmal geſtattet, deſſen Empfindungen, ſelbſt nur einen Augenblick in Betracht zu ziehen. Jetzt war es ein Anderes. Jener Page war Marquis, Grand von Spanien, er war jung, ſchön und reich, er bot ihr als Gatte ſeine Hand. — Auf der andern Seite warb ein Fürſt, geliebt, ja angebetet von den Seinen, um ihre Gunſt. — Vielleicht würde man in unſern Tagen an Aurorens Stelle leichter zu einer Entſcheidung gekommen ſeyn. Man würde — ſelbſt vom ſpekulativen Standpunkte aus genommen — eine legale Sicherheit einem ungewiſſen Glanze vorgezogen haben; damals aber war es anders. Man ſah in den Galanterieen der Herrſcher nichts, was Aergerniß zu geben im Stande wäre, man betrachtete dieſe als über die Häupter der Menge zu erhaben, als daß man von ihren Handlungen auf gewöhnliche bürgerliche Verhältniſſe hätte Anwendung machen können. Die Beiſpiele Heinrichs des Vierten, ſo wie Ludwigs des Vierzehnten hatten einen Maaßſtab für Vorgänge dieſer Art, in denen man durchaus nichts Ungewöhnliches fand, gegeben. —

Der Churfürſt nebſt ſeinen nächſten Umgebungen hatte ſich inzwiſchen in einige entfernte Zelte zurückgezogen. Aurora thronte neben ihren Schweſtern, den Gräfinnen Löwenhaupt und Stenbock, umgeben von den übrigen Damen, auf einem prachtvollen Divan in dem Purpurzelte, als auf einmal eine rauſchende Janitſcharenmuſik erſcholl. Gleich darauf erſchien eine Deputation in orientaliſcher Tracht und der Anführer derſelben verkündigte: daß der Großſultan in eigener Perſon, begleitet von ſeinem ganzen Hofe, erſcheinen, die Damen begrüßen und diejenige wählen werde, welche die Königin des an demſelben Abende zu feiernden Ballfeſtes ſeyn ſolle. Kaum hatte der Redner geendet, als die vorige wilde Muſik ertönte; ſie verkündete die Annäherung des Hofes vom Stambul. Vier und zwanzig junge Türken eröffneten den Zug. Sie präſentirten den Damen Blumen und Konfitüren, womit die ſilbernen Körbe, die ſie in den Händen trugen, angefüllt waren. Jetzt erſchienen alle Hofbeamten des Serails, in ihrer Mitte der Großſultan, in den reichſten, ſtrahlendſten, mit funkelnden Steinen beſetzten Gewändern. — Der Zug bewegte ſich rings im Zelte umher, dann kehrte ſich der Großherr — welcher der Churfürſt war — zu Auroren, und ſagte: Kraft der unumſchränkten Gewalt, die Uns in unſerm Reiche zuſteht, erwählen wir die Schöne, der wir das Schnupftuch zuwerfen, zur Sultanin und Gebieterin am heutigen Feſte! — Mit dieſen Worten warf der Churfürſt Auroren ein koſtbares ſeidenes, mit großen Perlen geſticktes Schnupftuch auf den Schooß.

In dieſem Augenblicke nahete ſich auch Ramon de Torreblanca. „Haben Euer Gnaden nicht dieſes Tuch verloren?“ ſtammelte er, indem er Auroren auf einer ſilbernen Tablette das Schnupftuch, das in ſeiner Hand war, präſentirte. — Aurora über und über erglühend, zauderte. Sie blickte bald auf den Fürſten, bald auf Ramon, den Jener überraſcht zu betrachten ſchien.

„Unglückliche, was beſinnſt Du Dich?“ ziſchelte Frau von Löwenhaupt, welche von Ehrgeiz geſtachelt, das angeſponnene Verhältniß mit Eifer begünſtigt hatte.

„Nimm, Aurora, nimm!“ ſagte dringend die Gräfin Stenbock.

Aurora ſchien wie bewußtlos; endlich — griff ſie nach dem Tuche des Churfürſten, und drückte es an ihre Lippen. Wie mechaniſch ließ Ramon ſein Tuch von der Tablette zur Erde fallen. Er hörte es kaum, als Aurora mit ſtockender Stimme die Worte ſagte: „Ich danke Ihnen, Herr von Totreblanca, aber ich kann das Tuch nicht annehmen; es gehört mir nicht.“ — Wie vernichtet verlor ſich Ramon unter der Menge.

Während dieß vorging, waren zierlich gekleidete Odalisken erſchienen, welche pantomimiſche Tänze aufführten. Nach Beendigung derſelben brach die Geſellſchaft auf, um ſich nach dem Schloſſe zu begeben. Der Churfürſt beſtieg mit Auroren eine am Ufer harrende Kutſche, welche ſchimmernd von goldnen Verzierungen, von acht Hengſten gezogen, und von zahlloſen Trabanten, ſämmtlich in der Tracht der Serailbeamten, umgeben war. Den Beſchluß des Tages machte ein Ballet „Amor und Pſyche," ſo wie ein glänzender Ball. Der Churfürſt überreichte der Königin des Feſtes beim Beginn des Tanzes einen künſtlichen Blumenſtrauß, der von Diamanten, Rubinen und Smaragden zuſammengeſetzt war. Nach Mitternacht entfernte ſich der Churfürſt; bald nach ihm Aurora, begleitet von ihren Schweſtern. — So endigte das Feſt dieſes Tages. — —

Der folgende Morgen brachte einen trüben Nachhall. Der Page Ramon de Torreblanca ward vermißt. Niemand hatte ihn geſehen. Endlich erklärte eine Schildwache: daß bald nach Mitternacht ein junger, ſchlanker, in einen Mantel gehüllter Mann das Schloß verlaſſen, und ſeinen Weg nach dem Walde genommen habe. Man fand nach einigen Tagen einen Mantel und ein Schnupftuch, unfern von einem tief im Forſte gelegenen ſumpfigen Weiher, der keinen Abfluß hatte; von Ramon ſelbſt hörte man nie wieder etwas.

Hakelberg.

Sage.

Motto:

— — — „Allein war er.
Was ihn umgeben, alles war verſchwunden,
War gar in Krieg mit ihm, ein Bild war er
Von Oed' und von Entſetzen."

Byron.

Der Herbſt hatte begonnen, und es war einer jener wonnigen Tage, die mit den ſchönſten des Frühlings an Reiz wetteifern. Die Luft war ſo hell, ſo durchſichtig, ſo rein, daß man meilenweit jeden auf den Vorbergen des Harzgebirges emporragenden Baum erkennen konnte. In der Zeit, in welcher die Begebenheiten der folgenden Erzählung ſpielen — im Jahr 1296 — erſtreckten ſich die Verzweigungen des Harzwaldes weit in das flache Land hinein; die Außenforſten bedeckten Gegenden, wo gegenwärtig üppige Waizenfelder, gleich einem Aehrenmeere wogen, und erreichten ſogar die Ufer der Weſer und Saale. In Mitte dieſer unermeßlichen Waldgegend, in der Nähe der Roßtrappe, auf einem kleinen Plateau, ſtand überragt von einer vielhundertjährigen Rieſenbuche eine Einſiedelei, wie wir deren mangelhafte Kopie hin und wieder in unſern Parks als modernes Zerrbild wiederfinden. Das Häuschen war aus geſchrotenen Baumſtämmen erbaut, deren Fugen mit Moos ausgeſtopft waren. Auf dem Gipfel deſſelben ragte aus der Moos- und Raſendecke ein knorriger Aſt oder eine Wurzel, die obwohl ziemlich unvollkommen die Form eines Kreuzes darſtellte. Das Innere der Hütte war ſo armlich wie ihr Aeußeres. Ein Mooslager, ein Holzblock als Sitz, und ein zweiter breiterer und höherer als Tiſch, war das ſämmtliche Hausgeräth. Mehr Sorgfalt als wie an ſein Hausweſen hatte der Eremit an die Ausſchmückung eines Plätzchens gewendet, welches ihm faſt die ganze Tageszeit über, und in ſchöner Sommerzeit ſelbſt des Nachts zum Aufenthaltsorte diente. Es war eine aus Steinen und Moos aufgeführte Ruhebank mit einer Lehne von in einander geflochtenen Aeſten, die an dem Stamme der mächtigen Buche, gerade unter einer in der letztern gehauenen Nieſche, in welcher ein kleines Marieenbild mit dem Jeſukindlein thronte, errichtet war. Die Ausſicht, die man von dieſem Punkt aus genoß, war herrlich. Weit in blauer Ferne verſchwamm das ebene Land in dem Dufte des Horizontes, den Mittelgrund erfüllte ein von der Herbſtſonne beleuchtetes Waldmeer, welches von dem Roth der Ebereſchenfrucht, durch das Braun der abſterbenden Blätter der Roßkaſtanie, das Grün der noch friſch vegetirenden Eichen, bis zu dem Hellgelb der Ahorne und Linden, in allen Farben ſpielte. War aber Hinter- und Mittelgrund des großartigen Gemäldes geeignet, in der Seele des Schauenden einen Eindruck edler, nur ſelten empfundener Ruhe hervorzubringen, ſo erregte der Vorgrund deſto romantiſchere Gefühle. Noch heute gilt die Gegend der Roßtrappe als eine der wildeſten des Harzgebirges; in jener Zeit war ſie ein Urwald, in welchem der Bär, der Wolf, der Luchs dem Raube nachgingen, und das Elenn an der Seite des Hirſches weidete. Die Höhe, auf welcher die Einſiedelei lag, war zwar von allen Seiten zugänglich, aber in der Entfernung von tauſend Schritten gähnten Abgründe, rauſchten Waldwaſſer in Schluchten, waren enge Thäler von tauſendjährigen, vom Sturme gebrochenen Eichen und Buchen gleich einem Verhack geſperrt, und das Ganze gab ein zwar höchſt romantiſches, aber wildes Bild. —

Der Bewohner der Hütte, ein ſiebenzigjähriger Alter, ſtand vor der Raſenbank und ſah einem ſchönen, etwa zwanzigjährigen Mädchen zu, welches auf die letztere geſtiegen war, und einem Eichhörnchen, das in der Nieſche neben dem Marienbildchen ſaß, eine Haſelnuß hinlangte, ohne das ſcheue Thierchen vermögen zu können, näher zu kommen und die Leckerei anzunehmen. Die Kleidung des Mädchens war einfach, aber wohlgewählt; und der Schnitt derſelben, wie Haltung und Hautfarbe des lieblichen Geſchöpfes deutete an, daß die Jungfrau den höheren Ständen angehöre.

„Ich bitte Euch, Griſeldis, verſcheucht mir das Thierchen nicht!“ ſagte ängſtlich der Alte. „Ihr wißt, außer dem armen Hans, dem Hirſche, der nun ganz gegen ſeine Art ſchon ſeit drei Stunden fort iſt, iſt es meine einzige Freude. Wenn ich ſo ſtill auf der Bank ſitze — am liebſten aber, wenn ich mein Morgen- oder Abendgebet verrichte, denn das weiß es, daß es nicht geſtört wird — ſteigt das närriſche Ding herab und macht tauſend komiſche Kapriolen; ein fremdes Geſicht aber macht ihm gleich Angſt und Bange."

„Ach, Vater Eckart," ſprach das Mädchen, indem es von der Bank ſtieg, und ſich das ſchöne Haar aus dem von der Anſtrengung des Hinauflangens gerötheten Geſichtchen ſtrich, „in dieſer Hinſicht wird wohl der Zähmung Eures Eichkätzchens nicht viel entgegenſtehen. Käme ich nicht zu Euch, wann fände ſich wohl eine Menſchenſeele hier ein! Obwohl der Vater Euch, wie Ihr wißt, geneigt iſt, ſo iſt er doch faſt menſchenſcheu zu nennen. „Lieber in einen geöffneten Wolfsrachen ſehen, wie in ein Menſchenantlitz!" pflegt er zu ſagen, und ſo kommt auch er nur ſelten hierher."

„Und doch wünſchte ich ſo ſehnlich, er käme täglich und betete mit mir" — der Alte blickte zu dem Marienbilde ſeufzend auf — „zu der Mutter aller Gnaden; er würde gewiß Ruhe und Troſt finden, wie ich Ruhe und Troſt gefunden habe. — Aber hört einmal Griſeldis! — Hört Ihr nichts? — Ach, meine alten Ohren! Meine Sinne ſterben immer von Tage zu Tage noch mehr ab."

„Ich hörte ſchon vorhin einige ſonderbare, langgedehnte Töne;“ ſprach das Mädchen aufhorchend. „Es ſind die Hirſche, welche ſchreien.“

„Nein! — Nein! — Das iſt kein Thiergeſchrei, es iſt der Ton eines Jagdhorns!“ ſprach der Eremit.

„Wer ſollte hier jagen?“ fiel Griſeldis ein. „Der Vater iſt daheim und meilenweit in der Runde giebt es kein menſchliches Weſen. — Ach, Vater Eckart,“ fuhr das Mädchen fort, indem es ſich auf die Steinbank niederließ, auf der auch der Einſiedler Platz genommen hatte, „es iſt doch erſchrecklich einſam hier, ſo ſchön auch der Wald iſt, wenn die Bäume knospen, die Blumen aufblühen und die Früchte reifen. Manchmal, wenn ich die Spitzen eines Berges erklommen habe, blicke ich ſtundenlang in die Weite, ich ſehe in die blaue Ferne hinein, wo kein Wald mehr iſt, und da ſcheint es mir als wollte ſich die Bruſt ausdehnen, ſo zieht es mich nach jener Gegend, ich breite unwillkührlich die Arme aus, und es iſt mir, als müßten ſie zu Flügeln werden, die mich über die Berggipfel und den Wald nach jener Gegend trügen.“

Der Eremit ſah, während das Mädchen ſprach, das liebliche Kind mit trüben Blicken an, und ſagte dann ernſt:

„Ich bitte Euch, Griſeldis, ſchlagt Euch ſolche Wünſche aus dem Sinn. Dieſer Wald iſt Eure Heimath; Ihr habt hier Alles, was Euch theuer iſt, Euren Vater, die Natur und — Gott.“

„Ja, das ſage ich mir auch, Vater Eckart,“ ſprach das Mädchen; „ich wiederhole es mir hundertmal, wenn ich von einer ſolchen Wanderung nach Hauſe kehre; aber mir iſt dennoch ſo wehmüthig um's Herz, daß ich in einem fort weinen muß, ohne daß ich weiß warum. — Ach,“ ſetzte ſie endlich tiefſeufzend hinzu, indem ſie die runde Hand auf den weiten, grauen Aermel des Eremiten legte,“ möchte dieß immerhin ſeyn; ich dürfte ja nur nicht mehr auf die Berge ſteigen; aber die Träume, die böſen Träume! wenn nur die nicht wären!“

„Die Träume? — Ich verſtehe Euch nicht,“ ſprach der Eremit, indem er aufmerkſam zuhörte. — „Erklärt Euch näher. Ihr habt böſe Träume?“

„O nein! böſe möchte ich ſie eben nicht nennen,“ verſetzte das Mädchen. „Die Träume ſind ſchön und lieblich, aber ſie machen mich immer ſo traurig, und ich kann ſie tagelang nicht aus dem Sinn bringen. — Wie ich Euch ſchon oft geſagt," fuhr Grieſeldis plaudernd fort, „iſt es mir manchmal als ob wir alle drei: Ihr, der Vater und ich, nicht immer in dem Walde gelebt hätten; wir waren in einem Hauſe von Stein, Waffen waren überall und bärtige Männer, auch Roſſe, wie der Rappe des Vaters, doch auch von andern Farben, aber dann ſehe ich wohl ein, daß dieß nur eine Täuſchung iſt die gleich wieder verſchwindet, wenn der Vater ſagt daß dieß nie der Fall geweſen. Im Traume aber, Vater Eckart, im Traume ſehe ich alles viel genauer und beſtimmter. Wir ſind in einem Schloſſe mit Thürmen und mächtigen Thoren, Speere aller Art ſind an den Wänden aufgehangen, der Vater iſt ganz in Stahl gekleidet, er trägt eine ſtählerne Haube mit Federn auf dem Haupt und iſt viel jünger und ſchöner, als in der Wirklichkeit. Auch eine ſchöne, bleiche Frau iſt da, die mit mir ſchön thut, mich herzt und küßt, und ein blondgelockter Knabe, mit dem ich ſpielen ſoll; ſelbſt Ihr, Vater Eckart, ſeyd anweſend, aber

— es iſt wahrhaft komiſch — Ihr ſeyd viel jünger, tragt keinen langen Bart, kein graues Kleid, nein, Ihr geht wie der Vater in blanken Stahl gekleidet.“

Der Alte hatte dem Mädchen mit einer Miene, die von Augenblick zu Augenblick immer trüber wurde, längere Zeit zugehört, jetzt unterbrach er ihre Rede.

„Ihr müßt Euch ſolche Träume ſogleich aus dem Sinn ſchlagen, am wenigſten ihnen mit Antheil nachhängen;“ ſagte er. „Es ſind Bilder einer müßigen Phantaſie, die bei Euch um ſo geſchäftiger iſt, als Ihr Euch ſo oft mit Vorſtellungen der Welt jenſeits unſeres Waldgebirges abgebt.“

„Herr Gott! Iſt denn etwas Böſes dabei?“ ſprach Griſeldis. „Wenn der Vater — was freilich ſelten geſchieht — ſein Roß beſteigt, um in einem fernen Ort Kleider oder dergleichen gegen Luchs- und Bärenfelle einzutauſchen, iſt denn da der Wunſch mitzuziehen, um den Ort zu ſehen wo derlei ſchöne Dinge zu haben ſind, ſo böſe und ſtrafbar? — Ich möchte nur einmal, nur ein einzigesmal ſehen, wie es da draußen unter den Menſchen ausſieht!"

„Um dann mit einem Stachel im Herzen in unſern Wald zurückzukehren!" rief heftig der Eremit. „Ich bitte Euch, Grieſeldis, ſetzte er ruhiger hinzu, ſchlagt Euch den Wunſch aus dem Sinne, der nicht nur thöricht, ſondern auch ſtrafbar iſt, und Euren Vater in's Unglück ſtürzen kann. Ich warne Euch auch mit dieſem nur ein Wort darüber zu ſprechen. Ihr würdet ſeinen Unmuth erregen, und kennt überdieß ſein heftiges, ſo leicht aufzureizendes Gemüth."

„Nicht ein Wort ſage ich ihm," fiel das Mädchen erſchrocken ein. „Weiß ich nicht, in welchen Zorn ihn oft die geringſte Kleinigkeit verſetzen kann? Und da Ihr ſagt, daß für ihn ein Unglück —"

Das Mädchen hielt plötzlich inne, es ſchien aufzuhorchen. In weiter Ferne vernahm man den ziemlich deutlichen Ton eines Jagdhorns, von den Stimmen jagender Hunde begleitet.

„Hört Ihr etwas?" ſprach der Alte, das Mädchen fragend anſehend. „Ich vernehme nichts

Deutliches, aber mir iſt, als ſey ſo ein Schall in der Luft —“

„Es jagt Jemand,“ fiel Griſeldis lebhaft ein, „und — ſonderbar, der Vater kann es nicht ſeyn, denn es ſind nicht die Stimmen unſerer Rüden.“

„Dann müßte,“ ſprach mit beſorgtem Tone der Alte, „irgend ein Fremder“ —

„O, wenn er doch hierher käme, nur eine Minute, nur einen Augenblick!“ rief das Mädchen lebhaft.

„Thörichte,“ hob heftig der Eremit an, aber er unterbrach ſich ſogleich, denn unterhalb des Hügels hörte man in dem Forſte ein heftiges Praſſeln, und in demſelben Augenblicke brach ein herrlicher Sechszehnender aus dem Walde. Das Thier nahm ſeinen Lauf den Hügel aufwärts, gerade auf die Einſiedelei zu. Der geöffnete Mund, welcher die Zunge hervorblicken ließ, und der Umſtand daß es mehrere im Wege liegende Felſenblöcke nicht überſprang ſondern umging, bewies deutlich daß es von langem und angeſtrengtem Laufe ermüdet ſey.

„Hans! — Hans!“ rief ängſtlich der Eremit, als der Hirſch heranjagte und zugleich die Stimme zweier Hunde und ein raſcher Hörnerſtoß jenſeits einer vorſpringenden Waldecke erſcholl. Der Hirſch kam langſam auf den Eremit zu, die Flanken des edlen Thieres ſchlugen heftig von den Anſtrengungen der Jagd; jetzt ſenkte er das ſchöne, mit mächtigen Zacken geweihen gezierte Haupt, als ob er den Boden beriechen wolle, und legte ſich endlich ermüdet zur Seite der Steinbank nieder. Laut anſchlagend und im Jagen mehrere Kreiſe beſchreibend, erſchienen jetzt zwei Schweißhunde, und in wenig Sekunden waren ſie in der Nähe; eben wollten ſie auf den Hirſch losſtürzen, als der Eremit nach einem langen Stabe griff und, ſolchen in den magern Händen ſchwingend, tapfer ſeinen vierfüßigen Liebling vertheidigte. Griſeldis langte ihrerſeits nach einem Steine, und bald entfernten ſich die knurrenden Hunde und ließen in einiger Entfernung von einer Hügelſpitze ihre heulenden Klagen erſchallen. Das Mädchen ſtreichelte eben freundlich das ſchwere Haupt des herrlichen Thieres, das mit den ſchön geſpaltenen dunkeln Augen wie dankend zu ihr aufſah, als nach einem kurzen Hörnerſtoß ein Reiter auf einem kohlſchwarzen Hengſte aus dem Föhrenwalde ſprengte und den Hügel aufwärts jagte. Wie verwundert ob einem unerwarteten Schauſpiel, mäßigte er den Lauf ſeines Roſſes, als er den Eremiten und Griſeldis erblickte, und bald war er an ihrer Seite.

„Wie es ſcheint, habe ich ein gezähmtes Thier gejagt, und darum ließ es wohl auch die Hunde ſtets ſo dicht heran;“ ſprach der Fremde, ein junger, etwa ſechs- bis achtundzwanzigjähriger Mann in ritterlicher Jagdtracht, indem er vom Roſſe ſprang, und den Zügel deſſelben um einen Aſt in der Lehne der Moosbank ſchlang.

Der Eremit antwortete nicht, ſondern blickte mit einer gewiſſen Unruhe auf den Fremden, von welchem Griſeldis nicht ein Auge verwendete. Wirklich war auch ſein Weſen von der Art, daß Frauenblicke mit Wohlgefallen auf dem Jünglinge ruhen konnten. Seine Geſtalt war zwar mehr zierlich als ſtark, aber auf dem fein gebauten Körper ſaß ein Haupt, deſſen Züge ungemein anziehend waren. Dunkle Locken ringelten ſich unter dem Barrett hervor, und umſchloſſen ein Geſicht von dem lebendigſten Ausdruck. Die Züge deſſelben waren ſchön und regelmäßig, das dunkle Auge zeigte einen Ausdruck von Geiſt, vorzüglich aber von Liſt und Verſchlagenheit, die Haltung des Körpers war zier- und gewandt. — Der Greis und das Mädchen hatten bis jetzt geſchwiegen; der Fremde nahm von Neuem das Wort:

„Nun ſage man mir noch, daß unſer Waldgebirge keine Wunder enthalte,“ ſprach er lächelnd. „Ich verirre mich von meinem Jagdtroß, ich glaube mich mitten in einem Walde, wo außer dem Bär, dem Elenn und dem Hirſch kein Geſchöpf hauſt, welches bemerkt zu werden verdient, und ich ſtoße auf einmal auf Waldbewohner, welche aufzuſuchen allein einen Ritt in dieſe Wildniß lohnte. — Aber wißt Ihr auch, ehrwürdiger Vater, wißt Ihr auch, Jungfrau, daß ich Euch ſchon einmal geſehn habe? Euch und den Hirſch, und zwar am Hofe des durchlauchtigen Landgrafen von Thüringen. Ja gewiß; aber es war — auf einem Bilde. Ein guter Meiſter zu Nürnberg oder Köln hatte eine Tafel gemalt, auf der ſich, gerade wie hier, ein Einſiedler und eine Jungfrau — letztere aber nicht ſo ſchön wie Ihr — nebſt einem Hirſch befanden.

Ich glaubte damals nicht die Gegenſtände, die ihm vor der Seele geſtanden, einſt mitten im tiefſten Harzwalde in der Wirklichkeit wiederzufinden.“

Grieſeldis erröthete über und über. So lange ſie denken konnte hatte ſie, außer ihrem Vater und dem Eremiten, nur ſelten einen Mann geſehen, jetzt ſtand ein ſolcher in Schönheit und Jugendblüthe vor ihr, und ſein Schmeichelwort drang mit allem Zauber des erſten Liebeslautes in ihre Seele.

„Darf ich Euch fragen, edler Herr, wer Ihr ſeyd und was Euch ſo tief in dieſe Wildniß führt?“ ſprach der Eremit, der ſich von ſeiner Beſtürzung endlich erholt zu haben ſchien.

„Ich bin der Ritter von Harzburg, und der Wunſch, mein Gebiet in aller ſeiner Ausdehnung kennen zu lernen trieb mich in dieſe unwirthbare Gegend,“ verſetzte der junge Mann. „Bei alledem,“ fuhr er lächelnd fort, „erweiſe ich der Wildniß, deren Herrn ich mich nenne, zu wenig Ehre wenn ich ſie unwirthbar nenne, ſie ſcheint der Bewohner mehrere zu enthalten, denn ich kann nicht denken daß dieſe Einſiedelei zugleich auch die Wohnung der lieblichen Jungfrau ſey."

„Das iſt auch nicht der Fall, lieber Herr!" fiel Griſeldis lebhaft ein. „Ich beſuche nur täglich den guten Vater Eckart, der unſer Freund iſt. Die Hütte, in welcher mein Vater hauſt, liegt ein Viertelſtündchen von hier in einem jener Waldthäler."

„Wie? In einer jener finſtern Schluchten, in dieſen abſcheulichen Felſenklüften kann ein Vater ſeine aufblühende Tochter, ein Mägdlein das in unſern Burgen, ja in Mitte des blühenden Jungfrauenkranzes unſerer Städte Aufſehn erregen würde, lebendig begraben?" rief der Ritter mit Erſtaunen. — „Wer iſt denn der ſeltſame Mann, und was iſt ſein Gewerbe?" ſetzte er, ſich an den Einſiedler wendend, hinzu.

„Er iſt ein Wildſchütz — ein Jägersmann;" erwiederte der Alte in ſichtbarer Verlegenheit. „Wulf Freimann iſt ſein Name. Der Mann hat durch allerlei Schickſalstücke manch Unglück erlebt, dieß machte ihn tiefſinnig und trieb ihn in eine Einſamkeit, die ihm nach und nach lieb geworden."

„Und iſt es ſchon lange, daß er in dieſen Abgründen hauſt?“ fragte der Ritter.

„Ja wohl! — Allerdings;“ verſetzte der Eremit in ziemlicher Verwirrung. „Ich befaſſe mich nicht viel mit Zeitrechnung, ich denke nur an jene Zukunft der ich vielleicht heute oder morgen angehöre und wo tauſend Jahre wie ein Tag ſind.“

„Der Vater ſagt, ich ſey in dem Walde geboren,“ fiel Griſeldis geſchwätzig ein; „aber ich kann es unmöglich glauben, denn mir träumt immer von einem ſchönen Hauſe mit Thürmen, in welchem wir gewohnt haben, ich ſehe dann Alles recht deutlich; aber wie könnte ich denn ſo etwas im Traume erblicken, wenn ich es nicht in der Wirklichkeit geſehn? Dazu kommt daß mir neulich der Friedhelm, der Kohlenbrenner der manchmal, aber ſelten zu uns kommt, erzählte: er habe den Vater unſere Hütte bauen helfen, und ich ſey damals ein ganz kleines Mädchen geweſen. Der Vater war über den Schwätzer, wie er den guten Alten nannte, ſo aufgebracht, daß er ihm die Thüre wies.“

„Und er hatte Recht, denn er ſetzte Euch ein=

fältiges Zeug damit in den Kopf!" fiel haſtig der Eremit ein. — „Der Wildſchütz Freimann," fuhr er zu dem Ritter gewendet fort, „hat wie er ſagt, früher in einer andern Gegend des Harzwaldes gewohnt, und ſomit hat der Köhler allerdings nicht gelogen als er ſagte, daß er ihm ſeine jetzige Hütte habe bauen helfen."

„Es iſt ſeltſam, höchſt ſeltſam, daß ſich Jemand ohne die äußerſte Noth oder wie Ihr, mein Vater, ein Gelübde gethan zu haben, auf lange Jahre in dieſe Wildniß begräbt"; ſagte der junge Mann kopfſchüttelnd. „Ich wäre neugierig den ſonderbaren Menſchen, der mein Unterthan iſt da er auf meinem Boden hauſt, näher kennen zu lernen. Mein Jagdgefolge iſt gewiß ſchon auf dem Rückwege, es wird glauben daß auch ich den Heimweg geſucht; in zwei Stunden iſt es Abend. — Jungfrau," ſetzte er freundlich hinzu, „würdet Ihr mir wohl zürnen, wenn ich Euch und Euren Vater um ein Nachtlager anſpräche?"

„Zürnen?" rief Griſeldis vor Freude hocherröthend. „Gott im Himmel, wie könnt Ihr ſo etwas glauben! Ich würde mich recht von Herzen freuen. Der Anblick des alten Friedhelm gewährt mir ſchon ein Vergnügen — man ſieht doch einmal ein Menſchenantlitz — und nun vollends — —"

Griſeldis ſtockte. Das Geſicht des Mädchens war wie mit Scharlach überzogen.

„Ich glaube, geſtrenger Herr," hob der Eremit ängſtlich an, „Ihr thätet beſſer bei mir die Nacht zuzubringen." —

„Bei Euch, guter Alter?" fiel der Ritter lachend ein. „Wie es ſcheint ſeyd Ihr eben nicht auf Gäſte beſonders eingerichtet, und wenn es bei Eurem waidmänniſchen Nachbar auch nicht viel beſſer wäre, ſo hoffe ich wird doch etwas mehr Raum vorhanden ſeyn."

„Das wohl," verſetzte der Einſiedler immer ängſtlicher; „aber der Mann iſt von ſehr rauher Art, faſt menſchenſcheu." —

„Ei ſo mag er ſich verkriechen, wenn er mir nur die liebliche Tochter als Wirthin Geſellſchaft leiſten läßt!" rief der Ritter lachend. „Uebrigens," ſetzte er trocken hinzu, „iſt der Fall, daß einer meiner Grundholden gewagt hätte mir die Thüre zu verſchließen, noch nicht vorgekommen, und ſo bin ich geſonnen es darauf zu wagen."

„Die Sonne ſteht noch hoch," ſprach Eckard dringend, „wäre es Euch genehm, ſo könnte ich Euch ein Stündchen Weges bis auf einen ziemlich gebahnten Pfad" —

„Macht Euch keine Sorge um mich, guter Alter!" fiel der Ritter kalt-lächelnd ein. „Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich begleite die Jungfrau nach der Hütte ihres Vaters. — Und Ihr, mein ſchönes Kind — oder vielmehr Du, denn wenn Du auch ein Ritterfräulein oder wohl gar eine Fürſtin zu ſein verdienteſt, ſo biſt Du doch meine Unterthanin, und ich darf mir daher wohl dieſe traulich Anrede erlauben — komm und zeige mir den Weg."

Der Ritter zog bei dieſen Worten die Schleiſe des Zügels, welcher bis dahin das Roß gefeſſelt hielt, auf, ſchlang ſich den letztern um den Arm, pfiff den Hunden und faßte Grieſeldis bei der Hand. Der Eremit ſchien noch Vorſtellungen machen zu wollen, aber der Ritter ſah ihn mit einem ſtrengen und kalten Blicke an.

„Gehabt Euch wohl, Einſiedel, und betet ein paar Ave's für Euren Herrn, den Ritter Konrad von Harzburg;" ſagte er mit ſtolzem Tone und nahm, geleitet von dem Mädchen, ſeinen Weg den Hügel abwärts.

Es waren die ſeltſamſten Gefühle welche das Herz des armen Mädchens bewegten, als ſie ſich mit dem Rittersmann Hand in Hand, auf dem Wege nach ihrer Hütte befand. Außer ihrem Vater, dem alten Eckart und dann und wann einigen rußigen Kohlenbrennern, hatte ſie faſt niemals ein menſchliches Weſen zu Geſicht bekommen. Jetzt ſah ſie einen jungen Rittersmann, ſo ſchön wie ſie in ihren kühnſten Träumen ſich einen ſolchen kaum vorgeſtellt; ſeine Hand drückte von Zeit zu Zeit zärtlich die ihre, und es war ihr als ob bei jedem ſolchen Händedruck ein von ihr noch nie empfundener Feuerſtrom, ein unbekanntes Leben durch alle Adern und Nerven zucke. Dazu ſprach der Mund des Jünglings ſo liebliche Worte; wie ein Geſang aus Himmelshöhen tönten ſie in Griſeldis Ohren. Bis jetzt hatte ſie aus dem Munde des finſtern Vaters faſt nichts als rauhe Worte, aus dem des Einſiedlers Gebete oder Klagen vernommen; welch' einen Eindruck mußten die Worte des jungen Mannes auf Griſeldis machen, welcher ihre Schönheit mit einem Edelſteine verglich der in einem dunkeln Schacht einſam glühe, mit einer Roſe, die, anſtatt Hunderte mit ihrer Pracht zu entzücken, in den Schluchten des Waldgebirges verblühe. Ihr Herz ſchlug hoch bei der Verſicherung des Ritters, daß er Alles, was nur in ſeinen Kräften ſtehe, anwenden wolle, ihren Vater zu bewegen die Einöde zu verlaſſen, und daß er hoffe daß dieſer um ſo eher einwilligen werde, als der Ritter gerade eine Gelegenheit habe einen wackern Waidmann in eine Stellung zu verſetzen, an der er gewiß Geſchmack finden werde. Obgleich Griſeldis Zweifel ausdrückte, daß ſich der Vater bewegen laſſen werde ſeine Einſamkeit zu verlaſſen, ſo erzählte ſie doch dem Ritter vieles von der großen Geſchicklichkeit und Kraft des Vaters in Erlegung und Fang der Waldthiere, und meinte daß dieſe Eigenſchaften und der daraus zu ziehende Vortheil, den Ritter die Großmuth die er zeige, gewiß nicht bereuen laſſen werde; Ritter Konrad lächelte indeß und ſagte: daß er den Vater jedes Dankes den er von deſſen finſtrem Weſen ohnehin nicht erwarte, im Voraus entbinde, auf ſolchen aber von Seiten der Tochter deſto größern Anſpruch mache. Er hoffe Griſeldis werde alles Mögliche thun den Vater zu bewegen, daß er in die Dienſte des Ritters trete und ſeine Wohnung in deſſen Burg nehme. Die Annehmlichkeiten der letztern zählte der junge Mann der Reihe nach auf, er rühmte das fröhliche Leben in derſelben und meinte, daß dort nichts als ein weibliches Weſen fehle um etwas mehr Ordnung in die Haushaltung zu bringen, gab auch nicht undeutlich zu verſtehen, daß er Griſeldes für dieſes Geſchäft, wenn nur der Vater dazu ſeine Einwilligung gäbe, ganz für geeignet halte. — Tauſend verſchiedene Gedanken wirbelten bei den Worten des Ritters in dem Köpfchen des Mädchens herum. Griſeldis ſah ſich ſchon aus der Einſamkeit des Waldes, wo nichts als das Brauſen des Sturmwindes, das Rollen des Donners, das Geſchrei der Hirſche oder das Brummen der Bären ertönte, in eine Burg verſetzt, wo inmitten eines luſtigen Kriegslärms, von dem ihr Vater wenn er, was ſelten der Fall, bei guter Laune war, auf ihr dringendes Bitten erzählte; ſie ſah die glänzenden Waffen, die wallenden Federn und Schärpen, die ſtampfenden Roſſe, von denen ſie geträumt, und mitten in dem muntern Leben ſah ſie ſich, die Schlüſſel führend, als beſorgte Haushälterin waltend, freundlich bedankt von Jedem, und bis zum Entzücken beglückt von den ſüßen Worten des ſchönen, jungen Rittersmanns, der eben an ihrer Seite ging und ihre Hand in der ſeinigen hielt. So beglückt und doch wieder ſo unglücklich, daß ſie nicht augenblicklich an der Hand des ſchönen Jünglings Berg und Thal durcheilen und der traurigen Oede des Waldes auf ewig Valet ſagen konnte, hatte ſich Griſeldis in ihrem Leben noch nicht gefühlt. — —

Endlich waren die Wanderer in einem ſchmalen Waldthale angekommen, deſſen ſteilanlaufende Wände mit ungeheuren Buchen, untermiſcht mit Tannen und Fichten, bewachſen waren. Der Boden des, an mehreren Stellen ſich um einzelne Felſenvorſprünge krümmenden Thales, war eine ziemlich üppige Waldwieſe, in deren Mitte ein ſchnellfließendes, von den rothen Blüthenähren des Otterkrauts hier und da faſt gänzlich verdecktes Bächlein, munter dahin hüpfte.

Griſeldis war, wie ſie der Heimath näher kam, immer ſtiller und ſtiller geworden, jetzt führte der Pfad die Wandelnden um eine Felſenecke, und indem das Mädchen die Hand ausſtreckte, ſprach es mit beklommener Stimme: „Dort iſt unſere Wohnung!" —

Das Thal war jetzt zu Ende, die Bergwände ragten hier thurmhoch empor. Nur ein paar Stunden des Tages und zwar nur in den Sommermonaten konnte dieſer Fleck dem Sonnenſtrahl zugänglich ſeyn. Da hier die Bäume ſehr dicht ſtanden, die Schlucht eine plötzliche Krümmung bildete, und man erſt in einer Nähe von etwa hundert Schritten bemerken konnte, daß man unfern einer menſchlichen Wohnung ſey, ſo war allerdings jener Punkt überaus wohl gewählt, letztere allen menſchlichen Blicken zu verbergen. Tagelang hätte man, wenn man auch ihre Exiſtenz gewußt, ihre Nähe geahnet hätte, ſolche ſuchen zu können ohne ſie zu finden. Ganz am Fuße eines ſteil aufſteigenden Bergrückens, neben einem ſtark aufſprudelnden Quell, überragt von einer ungeheuren, ihre knorrigen Aeſte weit hinſtreckenden Eiche, ſtand ein von geſchrotenen Baumſtämmen erbautes Haus von ärmlichem Anſehn. Die Fenſter deſſelben waren von dünne geſchabten, mit Fett getränkten Hirſchhäuten, die Thüre wie das Dach von grobbehauenen Bohlen; das Ganze ſchien blos für den höchſten Nothbedarf zuſammengezimmert. Ehe man der Hütte ganz nahe war, konnte man die Hauptbeſchäftigung des Bewohners errathen. An einzelnen, auf einem Punkte welcher der Luft und Sonne am meiſten zugänglich war, eingeſchlagenen Pfählen, waren eine Menge Bären-, Elenn-, Hirſch- und Luchsfelle, mit Stäben ausgeſpeilt, zum Trocknen aufgehängt; ſie bildeten einen natürlichen halbkreisförmigen Schirm, und dieſer war die Urſache, daß der Bewohner der Hütte und die Ankömmlinge einander nicht eher bemerkten, bis ſie dicht vor einander ſtanden. Unwillkührlich blieb der Ritter ſtehen, als er den Mann erblickte den Griſeldis als ihren Vater bezeichnete. Derſelbe war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, aber von faſt rieſenmäßigem Wuchſe; die Geſichtsfarbe deſſelben was außerordentlich dunkel, kohlſchwarzes, nur hier und da etwas ergrauendes Haar, ringelte ſich um das Haupt, ein dichter, krauſer Bart verdeckte mehr als die Hälfte des

Geſichts. Die Kleidung des Mannes beſtand gänzlich aus gegerbter Hirſchhaut. Er hatte den Koller ausgezogen, die Aermel aufgeſtreift, und die breite behaarte Bruſt, die nervigen Arme bewieſen, daß dieſer Rieſe einen Kampf mit Bär und Elennhirſch nicht eben zu ſcheuen nöthig habe. Als die Wanderer ankamen, war der Waldbewohner eben beſchäftigt, einen großen Bären, den er am Stamme der Eiche aufgehängt hatte, auszuweiden, ſeine breiten Hände trieften von Blut; die Ankunft Jener, welche er erſt bemerkte als ſie ſchon neben ihm ſtanden, ſchien ihm auf's Unbehaglichſte aufzuſtören. Mit Heftigkeit ſtieß er das große Meſſer, das er in der Hand hielt, in den Baum, ſein wilder Blick fiel auf den Ritter, und indem er die buſchichten Brauen, die ſein düſteres Auge beſchatteten, finſter zuſammenzog, fragte er mit Unwillen im Ton: „Wer ſeyd Ihr? — Woher kommt Ihr? — Was ſucht ihr hier?" —

Der Ritter ſchien über dieſen Empfang etwas betroffen, doch faßte er ſich ſogleich und ſagte, indem er eine gewiſſe Würde in den Ton zu legen ſuchte:

„Ich bin Dein Herr, der Ritter von Harzburg, verirrte mich auf der Jagd und komme, von Dir, als meinem Unterthan und Grundſaſſen ein Nachtlager zu begehren."

Das „Du" in der Anrede, mehr noch das Wort „Unterthan" ſchien den Waldbewohner auf's Unangenehmſte zu berühren. Er richtete mit einem ſtolzen Lächeln das Haupt hoch empor, maaß den jungen Mann vom Kopf bis zum Fuße mit einem verächtlichen Blick, und indem er ſichtlich kämpfte, eine heftige Antwort zu unterdrücken, ſagte er endlich ſpöttiſch: „Mein Herr? — Ich wüßte nicht, daß ich Euch den Unterthaneneid geſchworen. — Euer Grundſaſſe? — Nun ja, ich bin es, ſo lange es mir nicht beliebt, den Feuerbrand in die von mir erbaute Hütte zu ſchleudern, und jene Felle zuſammen zu ſchnüren, wozu ich etwa eine Viertelſtunde Zeit brauchen würde."

Der Ritter betrachtete den ſonderbaren Menſchen mit einer Art von unwillkührlicher Scheu, dann ſagte er freundlich:

„Ich habe Euch, als ich Euch als meinen Unterthanen begrüßt, nicht beleidigen wollen. Wie es ſcheint, ſeyd Ihr ein freier Mann, ein herumziehender Wildſchütz, der ſich auf eigene Hand angeſiedelt. Ich mache Euch deshalb keinen Vorwurf und denke Euch Euer Gewerbe nicht zu verkümmern; es giebt des Wildes im Ueberfluß in dieſen Gebirgen. Ein Nachtlager aber werdet Ihr mir auf meinem eigenen Boden wohl nicht ungaſtlich verſagen?"

Obwohl ſich ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Widerwillen in dem Geſichte des Waldbewohners kund gab, ſo ſtrich er jedoch nach einem ein paar Sekunden langen Beſinnen, plötzlich das an der Hand klebende Blut an dem Pelze des Bären ab, und indem er ſolche dann dem Ritter, wie wenn er mit Seinesgleichen zu thun hätte, hinreichte, ſagte er kalt: „Ihr ſeyd willkommen bis morgen früh! — Griſeldis, gehe und räume Deine Kammer für den Ritter." — Obwohl der Letztere aus allen Kräften proteſtirte, die Jungfrau, wie er ſagte, aus ihrem Kloſet zu verdrängen, ſo winkte jener doch dem Mädchen mit der Hand, zum Zeichen daß ſein Wille geſchehen müſſe, er reinigte ſeine blutigen Hände in der Quelle und ſagte dann rubig: „Möge es Euch gefallen in die Wohnung zu treten, wenn Ihr Euer Roß abgeſattelt und es dort in jenem Stalle bei dem meinigen untergebracht!“ —

Der Ritter ſtand einige Sekunden ſtill und erſtaunt über einen Empfang, wie ihm ſolcher bisher noch niemals von Seiten eines ſeiner Unterſaſſen geworden; er erwiederte jedoch nichts, denn der Wildſchütz hatte jene Worte in einem ſo entſchiedenen und unbefangenen Tone geſprochen, als ob er ſie an Seinesgleichen richtete, auch hatte er zugleich dem Ritter den Rücken gekehrt und war in die Hütte gegangen. Dem Letztern blieb nun weiter nichts übrig, als den ihm gewordenen Anweiſungen Folge zu leiſten. So wie er ſein Roß untergebracht hatte und in das Wohnzimmer, oder vielmehr in den Flur des Hauſes getreten war, erhob ſich der Wirth von einer grobgezimmerten Holzbank in der Nähe des Heerdes, auf welchem ein mächtiges Feuer loderte.

„Griſeldis, bringe dem Ritter den Willkomm!“ rief er aus, indem er auf einen großen ſilbernen Becher, der mit einem Wappen geziert war, zeigte. — „Der Wein, den Ihr koſten werdet,“ ſagte er düſter lächelnd, „iſt ſonderbarer Art. Meine Tochter hat ihn gebraut; es iſt der gegohrne Saft der Brombeere, der einzigen Rebe die in unſern Bergen wächſt.“

„Aber er iſt nicht ſchlecht!“ ſprach Ritter Konrad, nachdem er den Becher an die Lippen gebracht und das Getränk gekoſtet hatte.

Griſeldis erröthete, als ſie bemerkte, daß der junge Mann gerade dieſelbe Stelle des Trinkgeſchirres die ihre Lippen berührt hatten, an den Mund brachte.

„Ihr habt da einen ſchönen Humpen!“ ſprach Konrad, indem er auf den Becher zeigte, und ſich auf einen Schemel ſeinem Wirthe gegenüber niederließ. „Es iſt ein ritterliches Wappen darauf: eine Axt und ein Berg.“

„Ich eroberte ihn in der Schlacht bei Weidenfeld, und er iſt mir deshalb lieb;“ erwiederte der Wirth.— „Griſeldis, beſorge etwas zu eſſen; unſer Gaſt wird mit geringer Koſt vorlieb nehmen.“

Während das Mädchen in einem brodelnden

Keſſel ſtörte der über dem Feuer hing, wandte ſich Konrad auf's Neue an den Hauswirth:

„Ihr fochtet in Oeſterreich? — Auf weſſen Seite?" fragte er.

„Auf der Seite deſſen, für den ich gern das Leben gegeben hätte, wenn ich ihm das ſeine hätte erhalten können, auf der Seite des unglücklichen Ottokar!" erwiederte Jener.

„Wirklich!" ſprach lächelnd der Ritter. „Wäre ich damals ſchon wehrhaft geweſen, ſo hätten wir wahrſcheinlich einander gegenüber geſtanden. Erſt vor Kurzem bin ich aus einem Kriege zurückgekehrt, den ich an der Seite des großen Habsburgers mitgemacht, ich meine deſſen Zug gegen die Fehder und Landbeſchädiger. Wir haben mehr als neunzig feſte Burgen in einem Jahre zerſtört."

„Und Ihr hiebt Euch nicht lieber mit der Linken die Fauſt ab, ehe Ihr die Rechte zu einem ſolchen Kampfe mißbrauchtet?" fiel Wulf Freimann ſeinem Gaſte in die Rede. „Der Freie gegen den Freien, der Edle gegen den Edlen und zwar unter dem Banner eines kleinen Grafen" —

„Der aber ein groſser Kaiſer geworden iſt;“ unterbrach ihn der Ritter.

„Durch wen ward er es?“ rief der Wildſchütz hitzig. „Durch die Wahl der Fürſten. — Wer iſt der Fürſt? Ein Edler wie ein anderer, nur reicher, mächtiger; er iſt alſo nichts wie der Erſte unter Seinesgleichen. — Aber freilich, ſo weit iſt es gekommen mit unſerm Adel, daß er ſich wie eine Koppel Hunde, durch ein bloßes Wort des Jägers, auf irgend ein Wild das man ihm als jagdbar bezeichnet, hetzen läßt.“

„Das Reich wurde durch die ewigen Fehden zerrüttet, Handel und Wandel gehemmt, der friedliche Kaufmann auf ſeinem Wege angefallen und beraubt!“ ſprach Konrad ruhig.

„O, ich kenne ſie, die Stimme des liſtigen Vogelſtellers, ich kenne den Laut des Pfeifchens, womit er die Gimpel in's Garn lockt!“ rief der Hauswirth mit wildem Lachen. „Manchmal hat er indeß einen Kampfshahn getroffen, der es vorzog ſich lieber die letzte Feder ausrupfen zu laſſen, als dumm und blind in's Netz zu hüpfen. — Ewige Fehde!“ rief Wulf immer heftiger. „Wie kann der kleine Rudolph dem Rittersmann verbieten, ſeinen Feind zu befehden, wenn dieſer nur zur rechten Zeit, nämlich drei Tage vorher, Jenem den Fehdebrief zuſendet? — Handel und Wandel hemmen, den Kaufmann anfallen? — Niemand denkt daran, wenn der Krämer es nicht ſelbſt verſchuldet. Er will aus ſeiner Waare den größtmöglichſten Vortheil ziehen; gut, das will der Ritter auch aus ſeinem Grund und Boden. Der Kaufmann nimmt ſeinen Weg über den Letzten, der Ritter ſagt: „Das darfſt Du nicht, außer Du zahlſt an Zoll was ich verlange.“ Der Widerſpenſtige weigert ſich; was iſt natürlicher, als daß ihn der Ritter niederwirft, die Waare wegnimmt, und den Frechen einſperrt, bis er ein Löſegeld erlegt. — So haben die Väter und Großväter unſers Adels weiland gehandelt, das Nämliche wollen ihre Kinder thun, und nun kommt dieſer Rudolph und ſagt: es ſolle aufhören! Wahrhaftig, unſere Ritterſchaft müßte gänzlich aus der Art geſchlagen ſeyn, wenn nicht wenigſtens der Einzelne — denn, daß auf das Ganze nicht zu rechnen, iſt erwieſen — lieber zu Grunde gehen, als ſich unterwerfen wollte.

„Die Städte aber begehren ſämmtlich den Landfrieden, und ein Theil der Ritterſchaft denkt eben ſo. Der Kaiſer läßt es ſich perſönlich ſauer werden, er reiſt im Lande umher die Streitigkeiten zu ſchlichten;“ warf der Ritter ein.

„Wer heißt es ihm? Er ſoll zu Hauſe bleiben;“ rief der Hauswirth heftig. „Wenn ich mich mit meinem Feinde verſöhnen will, indem ich einſehe daß ich ihm nicht größern Schaden zu thun im Stande bin, ſo werde ich dieß ſchon von ſelber wiſſen, ohne den Kaiſer darum zu bemühen; der unerbetene Verſöhner aber iſt mein Feind, und zwar um ſo mehr, als er dabei meiner Rache und meinem Vortheil in den Weg tritt.“

„Die Meinung, die Ihr äußert,“ ſagte Ritter Konrad lächelnd, „haben viele vom Adel ausgeſprochen, doch wie mir ſcheint, ein wenig zur Unzeit. Sie verſtanden nicht ihre Kräfte zu berechnen, und ſo ſind allein in Thüringen über ſiebenzig Burgen gebrochen, und die ehemaligen Beſitzer, weil ſie nicht die Gnade des Kaiſers anflehen wollten, in die Acht erklärt worden.“

„In die Acht?“ rief der Wildſchütz mit grimmigem Lachen. „Ja, das iſt die unſichtbare Keule, die immer trifft, wo ſie auch hinfällt! Da man Die, welche ihr althergebrachtes Recht vertheidigten, nicht einkerkern, knieend Abbitte leiſten, oder zum Schimpf Hunde tragen laſſen konnte, weil ſie entflohen waren, oder ſich mit dem Schwert in der Fauſt einen Weg durch ihre Feinde gebahnt hatten, ſo ächtete man ſie. Es iſt dieß die alte Praktik des „lebendigen Geſetzes,“ wie die Schmeichler den Rudolph nennen, und die er auch ſchon vor ſechzehn Jahren anwendete.“

„Ja, aber jetzt viel ſtrenger als damals;“ verſetzte der Ritter. „Die Achterklärung ſoll mit allen ihren Folgen auf die Häupter der Schuldigen fallen; ſo will es der Kaiſer. Rudolph Schenk von Vargula iſt mit einem ſtarken Heerhaufen aufgebrochen, um alle Gegenden des Thüringer Waldes, wohin ſich ein Theil der Flüchtlinge geworfen hat, zu durchſtreifen. Alles was er fängt, wird nach der güldenen Aue, wo jetzt der Kaiſer Hof hält, geführt, um dort gerichtet zu werden. Wie mir ein Eilbote, welchen der Schenk von Vargula geſendet, berichtet, haben mehrere Haufen der Geächteten ſich nach der Gegend von Goslar gewendet, und man glaubt daß ſie ſich in die wildeſten Gegenden des Harzwaldes ziehen werden. Dieß zu verhindern, iſt in der Umgebung jener Stadt der Heerbann aufgeboten worden. Man beſorgt bedeutende und langdauernde Unruhen, wenn es den Verzweifelnden gelänge, unſere Wälder zu erreichen, beſonders wenn ſich, wie man meint, der furchtbare Hakelberg an ihre Spitze ſtellen ſollte.“

„Wer ſagt Ihr“ ſprach der Wildſchütz aufmerkſam.

„Der ehemals ſo gefürchtete Raubritter Hans von Hakelberg, gewöhnlich der „ſchwarze Wolf“ genannt;“ erwiederte Ritter Konrad.

„Unmöglich!“ ſprach der Hauswirth kopfſchüttelnd. „Der Mann iſt längſt todt. Als ihm vor mehr als funfzehn Jahren ſeine Burg über dem Kopfe angezündet wurde — auch eine Heldenthat Eures Rudolphs — kam er mit Weib und Kind in den Flammen um.“

„So glaubte man bisher;“ verſetzte Jener. „Jetzt heißt es er lebe. Ein Mann, der früher bei ihm in Dienſten geſtanden, will ihn vor kurzem in Ballenſtädt geſehen haben.“

„Warum hat er ihn nicht feſtgenommen? Es ſteht gewiß ein Preis auf ſeinem Kopfe?“ fragte der Wildſchütz höhniſch lächelnd. „Ich hätte mir an ſeiner Stelle den Vogel nicht entgehen laſſen.“

„Hakelberg ſoll nach der Beſchreibung des Knappen ein Mann von ſeltener Tapferkeit und rieſenmäßiger Stärke ſeyn. Außerdem hat er ſich durch ſeine Grauſamkeit bei den Leuten ſo fürchterlich zu machen gewußt, daß der Menſch nur durch Drohungen gezwungen werden konnte ſeine Ausſagen zu wiederholen, was endlich unter Zittern und Beben ſtatt fand.“

„Man ſollte ſich,“ ſagte der Wildſchütz leicht, „Mühe geben, den Böſewicht — denn für einen ſolchen haltet Ihr ihn doch — einzufangen.“

„Das wird geſchehen;“ fiel der Ritter ein. „Sobald der Schenk von Bargel in Goslar eintrifft, ſtoße ich mit dem Heerbann unſerer Gegend zu ihm und wir durchſtreifen gemeinſchaftlich den Harzwald bis in die Weſergegend.“ — —

Griſeldis hatte jetzt die einzige Schüſſel, welche das Mahl bilden ſollte, wie ſie meinte aufs Zierlichſte angerichtet. Sie ſetzte ſie vor den Ritter, und indem ſie einen, aus dem weißen Holze des Ahorns geſchnittenen Teller vor ihn, und einen zweiten vor den Vater hinſtellte, bat ſie den Ritter zuzulangen. Dieſer hatte bereits ein Meſſer aus dem Gürtel gezogen und führte die Hand nach der Schüſſel, als er ſie erſchrocken zurück zog.

„Was?“ rief er erſchrocken. „Ein paar Kinderhände? — Ein Menſchenfuß?“ —

Wulf ſchlug ein heiſeres Gelächter auf.

„Ihr habt gewiß mehr Zeit in den glänzenden Sälen der Fürſten, unter Schranzen und Minneſängern, als in dem hallenden Walde und unter Waidmännern zugebracht!“ rief er aus. „Das was Ihr ſeht ſind die Vordertatzen eines jungen Bären, die, geſchwollen wie ſie ſind, aufgerichtet und in einander gefaltet, freilich ein paar Menſchenhänden ziemlich ähnlich ſind. Jenes Stück dort iſt der Hinterfuß einer alten Bärin. Seht nur genau hin; Klauen und platte Sohle bezeichnen ihn hinlänglich als ſolchen.“ — Der Ritter ſchien ziemlich beſchämt, beſonders als Geiſeldis die wegen ihrer Kochkunſt belobt zu werden wünſchte, ihm verſicherte, daß die Tatzen eines jungen Bären mit einer Brühe von Brombeerwein und geſchmorten Pilzen ein ganz vortreffliches, und für feſtliche Tage beſtimmtes Eſſen ſeyen.

„Verlaß uns jetzt, Griſeldis!" ſagte der Vater endlich. „Ich habe mit dem Ritter noch Einiges zu ſprechen und wir werden uns ſelbſt bedienen. — Ihr ſagtet vorhin," ſprach er mit gleichgültigem Tone, „man befürchte, der Räuber Hakelberg werde ſich an die Spitze der Geächteten ſtellen. Glaubt Ihr, daß ſie dem Heerhaufen Rudolphs von Vargula widerſtehen könnten?"

„Unter der Anführung jenes Mannes allerdings," erwiederte der Ritter. „Er iſt von edler Geburt, iſt erfahren, und ſeine Tapferkeit iſt ſprichtwörtlich geworden. Sein Name würde ein Banner ſeyn, dem ſich alle Geächteten, außerdem aber auch die zahlreichen Unzufriedenen des ganzen Landes bis nach Thüringen hinab zuſchaaren würden. Gelänge es ihm, einen zahlreichen Haufen zuſammenzubringen, ſich auf einem Punkte, wo ihm ſchwer beizukommen — etwa in der Gegend des Hörſelberges — feſtzuſetzen, und von da aus Einfälle in das platte Land zu machen, ſo würde er uns viel zu ſchaffen geben. Ich gehe in einigen Tagen dem Schenk von Vargel mit einem Reitertrupp entgegen. — Aber da fällt mir ein," unterbrach der Ritter ſeine Rede, als ob ihm plötzlich ein Gedanke durch den Sinn führe, „mehrere Ritter und Herren werden jetzt in meine Burg einkehren, ich werde zwar oft abweſend ſeyn, aber für ihre Bewirthung muß dennoch geſorgt werden; wie wäre es, wenn Ihr — Ihr ſcheint mit Armbruſt und Jagdſpieß gut bekannt zu ſeyn — als Wildſchütz in meine Dienſte trätet? Ihr würdet einen reichlichen Lohn erhalten."

„Danke — danke, edler Herr, für die Ehre!" erwiederte Wulf kurz, und mit faſt ſpöttiſchem Lächeln. „Ich würde mich als Herrendiener ſehr poſſirlich und unbeholfen ausnehmen; ich glaube ich bin nicht dazu geboren."

„Das thut mir leid; in der That ſehr leid;" verſetzte der Ritter mit leicht gerunzelter Stirn. „Ihr würdet Euch nicht ſchlecht befunden haben. Ein geſchickter Waidmann thut mir noth. Ich hätte Euch reichlich, in gewiſſen Fällen doppelt und dreifach bezahlt. Ich hatte auch noch einen andern Gedanken dabei. Ich bin, wie geſagt, faſt beſtändig auswärts, an den Höfen der Fürſten von Meißen, Thüringen und anderwärts. Eine alte gichtbrüchige Baſe führt mein Hausweſen — ich bin unbeweibt — ſie iſt krank und ſchwach, eine Beihülfe thäte ihr noth. Eine ſolche wäre nun Eure Griſeldis geweſen. Meine Baſe würde ſie wie eine Tochter gehalten haben, wenn ſie thätig geweſen wäre. Zu ſchaffen hätte ſie freilich vollauf; meine Burgleute ſind zahlreich, und ich kann mich wenig um ſolche Dinge bekümmern, da ich faſt nie daheim bin.“

Während der Ritter ſprach, hörte der Hauswirth ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, und fiel dann in tiefes Sinnen.

„Wie es ſcheint überlegt Ihr den Fall;“ hob endlich der Ritter wieder an. „Wäre es möglich, daß Ihr mein Dienſtmann“ —

„Nein, das kann nicht ſeyn;“ verſetzte, ihm ins Wort fallend, der Wildſchütz. „Eher wäre es möglich, daß meine Tochter, wenn Ihr es wünſchtet

Eurer Baſe, die über ſie die Aufſicht führen müßte, einige Zeit im Hausweſen beiſtände; auf ein paar Monate fürs erſte; das Weitere würde ſich dann finden.“

„Ihr würdet mir damit einen großen Gefallen erweiſen;“ fiel der Ritter lebhaft ein. „Das heißt,“ ſetzte er ſogleich hinzu, „wenn Ihr nun einmal mein Dienſtmann nicht werden wollet, denn das würde ein weit größerer ſeyn, da dieß mich perſönlich angeht, die Dienſte Eurer Tochter aber blos meiner Baſe von bedeutendem Werth, für mich natürlich aber nur Nebenſache ſind, da ich mich um Weiber und Weiberangelegenheiten ſonſt das ganze Jahr nicht zu bekümmern pflege. — Aber ſagt mir,“ ſchloß er nach kurzer Pauſe ſeine Rede, „wollt Ihr denn in dieſer Einöde ſo allein“ —

„Keineswegs!“ verſetzte der Hauswirth, indem er das Auge an den Boden heftete. „Ich habe eine Reiſe vor, wohin ich die Tochter nicht gut mitnehmen kann, da“ —

„Ginge dann unſer Vortheil Hand in Hand!“ vollendete der junge Mann. „Ihr reiſet, und bis zu Eurer Rückkehr bemuttert meine Baſe Eure

Tochter, welche dieſer wieder im Hausweſen an die Hand geht. Das Weitere findet ſich, und — er reichte ihm die Hand — iſt's Euch recht, ſo ſind wir einig."

Wulf Freimann ſchlug ein, und als Griſeldis wieder in das Gemach trat, durchbebte ein freudiger Schreck, wie ſie ſolchen noch nie empfunden, ihr Herz, als ihr der Vater mit kurzen Worten ankündigte, daß ſie bei einer Baſe des Ritters einige Monate auf der Harzburg zubringen, und dort die Wirthſchaft führen helfen ſolle. — Ritter Konrad unterhielt ſich den ganzen Reſt des Abends blos mit ſeinem Hauswirth, er ſchien von Griſeldis faſt gar keine Notiz zu nehmen, und ein trockenes: „Gute Nacht, Jungfrau!" war das Einzige, was er, als der Hauswirth ihn nach ſeinem Lager geleitete, an das Mädchen richtete. —

Mit Tagesanbruch ſtieg der Ritter zu Pferde. Wulf und ſeine Tochter geleiteten ihn bis zu einem Thale, wo er, deſſen Krümmungen folgend, nicht mehr den Heimweg verfehlen konnte. Hier richtete der Scheidende einige freundliche Abſchiedsworte an den Wildſchütz und deſſen Tochter. Wulf verſprach Griſeldis des folgenden Tages nach der Burg zu bringen, und dort perſönlich der Baſe des Ritters zu übergeben.

„Lebt wohl, meine Freunde!“ rief jetzt der junge Mann noch einmal, indem er ſein Pferd herumwarf, dem Roſſe die Sporen in die Seite drückte und umtoſ't von ſeinen Hunden, ohne nur noch einen Blick auf Griſeldis zu richten, das enge Waldthal dahin jagte. In wenig Sekunden war er hinter einem Felſenvorſprunge verſchwunden. —

Vater und Tochter nahmen den Rückweg über die Einſiedelei. Griſeldis ſprach auf dem ganzen Weg kein Wort. Wulf ſetzte das Schweigen der Tochter auf Rechnung des bevorſtehenden Scheidens; gewohnt indeß auf die Gefühle des Mädchens keine beſonderen Rückſichten zu nehmen, hielt er's nicht der Mühe werth, ein Wort deshalb zu verlieren. Er hatte auch nicht ganz Unrecht, wenn er meinte daß eine große Angſt das Herz Griſeldens erfülle, doch war dieſe von der Art, wie ſich ſolche der Vater träumte, ſehr verſchieden.

Was ich ihm nur gethan haben mag, dem ſchönen, geſtern noch ſo freundlichen Manne? dachte das Mädchen ſeufzend. Auf dem Wege nach der Hütte war er ſo gut, ſo lieb; er ſagte, daß es ſein größtes Glück ſeyn würde, mich auf der Harzburg zu wiſſen, und als, was ich kaum zu hoffen gewagt, der Vater einwilligt, ſpricht er kein Wort mit mir, iſt kalt, ſtolz, würdigt mich kaum eines Blickes!

Mit Gedanken ähnlicher Art quälte ſich Griſeldis bis zur Einſiedelei. Dort eröffnete Wulf dem alten Eckart ſeinen Vorſatz mit wenigen Worten. Als dieſer den Kopf ſchüttelte, zog der Wildſchütz den Alten bei Seite und ſprach lange und heftig mit ihm. Aus der Miene und den Geberden des Eremiten ſchloß Griſeldis, daß der letztere Einwendungen mache; ſchon ängſtete ſie ſich, daß ſolcher den Vater von ſeinem Entſchluſſe, ſie nach der Harzburg zu ſenden, abwendig machen könne; aber nachdem das Geſpräch geendigt war erklärte er, daß Eckart das Mädchen an ſeiner Statt nach der Burg geleiten werde, und daß ſolches ſich einrichten möge, mit Anbruch des folgenden Tages die Reiſe anzutreten. — —

Einige Monate vergingen. In dieſer Zeit erſchien Rudolph Schenk von Vargula mit dem thüringiſchen Heerbann in der Gegend von Goslar. Hier hatte ſich eine Schaar jener Raubritter, denen Kaiſer Rudolph die Burgen gebrochen hatte, vereinigt. Ihr Heerhaufen war gewachſen durch Unzufriedene aller Art; ſelbſt Edelleute, welche es empörte, daß der Kaiſer ihnen die Erbauung feſter Schlöſſer verbot, obwohl ſie Bürgſchaft ſtellen wollten, daß ſie nur zum eignen Schutze errichtet werden ſollten, hatten ſich zu ihnen geſellt. Schon glaubte man daß ſie ein Treffen wagen würden, und der Schenk von Vargula glaubte ſie dadurch mit einem Schlage vernichten zu können, indem er ihnen ein ſolches anbot; aber plötzlich zerſtreute ſich der Heerhaufen der Geächteten, jedoch nicht um ſich zu unterwerfen, oder in ferne Gegenden zu flüchten. Kleine Trupps, oft nicht ſtärker als zwanzig bis dreißig Mann, durchſtreiften das platte Land. Heute erſchienen ſie hier, morgen da. Schlöſſer und Kirchen wurden geplündert, Kaufleute und ruhige Bürger beraubt, kleine Städte und Dörfer gebrandſchatzt. War der Ort bevölkert, ſo trafen an einem Tage, wie verabredet, zehn und mehrere ſolche Trupps zuſammen und verſchwanden nach verübter That, als ob ſie von der Erde verſchlungen worden wären. Der Heerbann des Ritters von Vargula ſtrengte vergebens alle Kräfte an die Räuber zu erreichen, um ſie zu einem Treffen zu bringen; es war vollkommen unmöglich. Hatten ſie einen Raubzug verübt, ſo zogen ſie ſich in die wildeſten Gegenden des Harzes oder des Thüringerwaldes zurück, und vorzüglich wurden die unzugänglichſten von ihnen dazu gewählt. Ihre Streifzüge begannen indeß in der Regel vom Hörſelberge aus, und dieſer ſchien der von ihrem Hauptanführer erkohrne Sammelplatz zu ſeyn. Daß aber ein Oberbefehlshaber die Räuber führe, ſchien ganz gewiß. Ihre Unternehmungen wurden zu regelmäßig geleitet, als daß darüber ein Zweifel ſtatt finden könne. Bald nannte auch ein Gerücht den furchtbaren Raubritter Hans von Hakelberg als dieſen. Der Schrecken vor ſeinem Namen, der ſich überall kund gab, ward nur von den ſeltſamſten Gerüchten, die ſich über ſeine Unternehmungen verbreiteten, übertroffen. An drei, vier Orten wollte man ihn an einem Tage geſehn haben. Selten im Harniſch, hatte man ihn faſt immer in Waidmannskleidung, an der Spitze eines kleinen Haufens Wappner erblickt. Unter Hörnerklang, gewöhnlich zur Nachtzeit, aus einer der wildeſten Schluchten des Harzwaldes hervorbrechend, erſchien der Haufen mehr wie eine Geſellſchaft Jagdgenoſſen, als wie eine Räuberbande. Selten eine gegebahnte Straße verfolgend, brauſeten ſie querfeldein, unter Hundegebell und Jagdruf daher, ſie zogen manchmal durch ein Dorf, (oft durch einen einzelnen Bauernhof) ohne anzuhalten, und warfen ſich dann in ein anderes, wo ſie Brandſchazzungen erhoben. Widerſtand man den Räubern nicht, ſo begnügten ſie ſich mit mäßiger Beute; der Widerſtrebende aber büßte mit dem Tode. Begegnete ihnen Jemand auf freiem Felde, ſo that er wohl, ſich mit dem Geſicht auf die Erde zu werfen, bis der Zug vorüber war; ein aufmerkſames Betrachten ward für Neigung zum Kundſchaften gehalten, und hart, manchmal mit dem Tode beſtraft. Wie Einige behaupteten, ging den Räubern dann und wann ein Greis in grauer Kleidung voraus, welcher die einzelnen Wanderer warnte und ſie erwahnte ihnen aus dem Wege zu geben, um Nachtheil und Unglück zu verhüten. Hakelberg ſelbſt ward von Allen, die ihn geſehn haben wollten, als ein großer, faſt rieſenmäßiger Mann auf kohlſchwarzem Roß geſchildert. Einige behaupteten, ſeine Geſichtsfarbe ſey die eines Mohren, was indeß die Meiſten wieder verneinten, und ihm nur ein ungewöhnlich dunkles Braun beilegten.

Schon zwei Monate hatte Ritter Rudolph Schenk von Vargula die flachen Gegenden, ſo wie die Vorberge des Harzes durchſtreift, ohne die Räuber je erreichen zu können, als er beſchloß den Heerbann der ganzen Gegend aufzubieten, und ſie in ihren Schlupfwinkeln aufzuſuchen. Die Ritter von Stollberg und von der Harzburg befehligten die Truppen des letztern. Bald zeigte ſich ein günſtiger Erfolg. Die Streifereien der Räuber ließen nach, man überzeugte ſich daß ſie ſich ins Gebirge zurückgezogen hatten, und auf Befehl des Schenken von Vargula drang man in einzelnen Haufen in die Wildniß ein. Hier ſtöberte man die Geächteten in ihren Zufluchtsorten auf.

Ein große Anzahl fiel den Verfolgern in die Hände unter ihnen mehrere rittermäßige Leute. Die Gefangenen wurden meiſtentheils, ſo wie man ſie ergriff, aufgeknüpft; eine Anzahl auch zu Goslar, Nordhauſen und anderwärts enthauptet. Am eifrigſten ſtrebte man, des gefürchteten Hakelbergs habhaft zu werden. Oft war man dicht hinter ihm, aber ſeine Behendigkeit, mehr noch ſeine Rieſenſtarke, der Löwenmuth, mit dem er ſich vertheidigte, machten alle Verſuche ſich ſeiner zu bemächtigen zu nichte. Da ergrimmte der Schenk von Vargula. Längs der ganzen Kette des Harzgebirges, ſelbſt bis Thüringen hinab — denn auch dort hatte man ihn oft erblickt — wurde bekannt gemacht: „daß wer, dem kaiſerlichen Feldhauptmanne Rudolph Schenk von Vargula, den geächteten Hans von Hakelberg todt oder lebendig einliefere, ſey es ein Leibeigener, die Freiheit und hundert Goldgülden, ſey es ein rittermäßiger Mann, ein offenes Lehen in Thüringen erhalten, und überdieß kaiſerlicher Gnade theilhaftig ſeyn ſolle.“

Von allen Seiten wurde jetzt auf den gefürchteten Räuberanführer Jagd gemacht. Das offene

Lehen, ſo wie die hundert Goldgülden lockten Ritter und Knecht. Alles Nachforſchen ſchien indeß vergebens, und als mehrere Wochen vergangen waren hielt man ſich überzeugt, daß er die Gegend verlaſſen oder in einem Gefechte unerkannt den Tod gefunden habe. Nach Monatsfriſt erfreute ſich die Gegend tiefer Ruhe. Das Aufgebot der Harzgegenden ward entlaſſen, und der Ritter von Vargula zog nach Thüringen zurück. — — —

An einem ſchönen Frühlingsmorgen — die Birke und Buche waren ſchon mit jungem Laub bedeckt, die Ebereſche prangte mit ihren weißen Blüthenbüſcheln, und das braungrüne Eichenblättchen hatte eben die Knospe geſprengt — ſaß Eckárt auf der Steinbank vor ſeiner Wohnung, und der zahme Edelhirſch ruhte wiederkäuend, und dann und wann das ſchöne Auge auf den Alten richtend, zu ſeinen Füßen. Eben ſchritt der Wildſchütz den Hügel aufwärts. Er trug die geſpannte Armbruſt auf der Schulter, und zwei gewaltige Doggen trabten neben ihm her. So wie er die Höhe erreicht hatte, ſtieg er auf einen Felſenblock, ſpähete lange nach allen Seiten, ſprang dann raſch herunter und näherte ſich, nachdem er die Hunde an die Leine genommen, der Einſiedelei. Ein Schlag mit der Fauſt beruhigte die letztern, als ſie dem raſch aufſpringenden, und ſich einige Schritte entfernenden Hirſch erblickten. Wulf Freimann befeſtigte die Leine, die ſeine Doggen zurückhielt, an der Lehne der Bank, und ſetzte ſich, die geſpannte Armbruſt über das Knie legend, ſchweigend neben den Eremiten. Der Wildſchütz hatte in der nächſten Vergangenheit ſichtlich gealtert, wenigſtens waren ſeine Wangen hohler, die Runzeln ſeiner Stirn tiefer geworden; der Blick ſeiner dunkeln Augen war wilder, ſprühender wie jemals. Die Kleidung, die er an hatte, war die eines Jägersmanns, grün mit Pelz verbrämt, im Gürtel ſteckten zwei Dolche, ein kurzes breites Schwert hing an ſeiner Seite.

„Der heiligen Jungfrau ſey Dank, daß Ihr kommt!“ ſprach der Eremit, indem er den Wildſchütz ehrerbietig begrüßte. „Ich wollte eben gehen Euch aufzuſuchen, denn ich fürchtete Ihr könntet krank geworden ſeyn. Die Feuchtigkeit in Eurer Höhle iſt bei beginnender Frühlingswärme ſchlimmer als im Winter. Auch war ich ſchon beſorgt man könne Euch entdeckt und gefangen genommen haben.“

„Lebend?“ ſagte der Wildſchütz mit düſterm Lächeln. „Eitle Beſorgniß!“ —

„Seitdem der Schenk von Vargula einen Preis auf Euren Kopf geſetzt“ —

„Iſt ſolcher leicht zu verdienen, wenn drei oder vier andere Häupter dagegen aufs Spiel geſetzt werden!“ fiel mit wildem Lachen der Jägersmann ein. „Wer ihn wohlfeiler gewinnen will bekommt ihn nicht; er verliert wohl noch ſeinen Einſatz.“

„Welches Ende aber ſoll dieſes unglückſelige Treiben nehmen, gnädiger Herr?“ rief der Alte, die Hände faltend. „Ich habe ſeit Tagesanbruch in meiner Zelle vor dem Kruzifix auf den Knieen gelegen, und um Erleuchtung für Euch gebetet. Möchtet Ihr doch zur Erkenntniß gelangen, Euer Seelenheil bedenken“ —

„Und mir den Kopf ſcheeren laſſen, ein Mönch werden? denn das iſt doch die ewige alte Leier, die Du nie zu klimpern unterläſſeſt, wenn wir allein ſind;“ fiel Jener verächtlich ein. „Du denkſt weil Dich Gewiſſensbiſſe, die um ſo thörichter waren als Du, mein Mann und Diener, nur nach meinem Befehl gehandelt, dahin brachten in's Kloſter zu laufen, Mönch und Prieſter und endlich Waldbruder zu werden; ſo müſſe ich eben ſo handeln. Weit entfernt mich zwiſchen dumpfigen Kloſtermauern einzuſchließen, und auf elendem Lager ſeufzend und klagend zu enden, will ich auf blutigem Schlachtfeld oder in hallender Haide, unter der Wehr eines tapfern Gegners, ſey es ein ſcharf geſchliffenes Reiterſchwert oder der Zahn des hauenden Keilers, enden."

„Bedenkt, gnädiger Herr, Euer Seelenheil! Die Strafe für Eure Thaten" —

„Was habe ich denn gethan, Du alter, ewiger Warner?" rief der Jägersmann verdrüßlich. „Man brannte mir Haus und Hof nieder, zerſtörte meine Burg, und dieß Alles, weil ich ein paar widerſpänſtige Krämer, die mich um das Geleit betrogen hatten, niederwarf und einſperrte. Daß ſie im Gefängniß ſtarben war nicht meine Schuld. Meine ſpätern Thaten waren nichts als Nothwehr gegen die über mich verhängte Acht, oder Rache, wegen meines in den Flammen umgekommenen Weibes und des lieben blondlockigen Knaben."

„Bedenkt Euer zunehmendes Alter, und dieſe fortwährenden Raub- oder Jagdzüge!" ſagte der Eremit.

„Die Jagd iſt meine Luſt! Ich muß einen Feind, einen Gegner mir gegenüber wiſſen;" rief der Wildſchütz. „Alt und ſchwach aber fühle ich mich nicht. — Ha, ich wollte," ſetzte er wild lachend hinzu, „ich könnte in alle Ewigkeit an der Spitze einer Rotte wackerer Geſellen, umkreiſt von meinen Doggen, bei Hörnerſchall durch dieſe Wälder ſprengen. Luſtig wollten wir durch Forſt und Hain, durch Korn und Dorn, querfeldein durch Gärten und Höfe jagen, möchteſt auch Du, mein treuer Eckart, uns voraus wandeln, wie Du vorigen Herbſt gethan, und die Wanderer warnen, damit Niemand durch uns zu Schaden käme."

„Könnte dies Eurem Seelenheil und dem meinen nützen und ich dadurch meine böſen Thaten abbüßen, gern wollte ich es thun!" ſagte der Einſiedler, indem er die dürren Hände faltete, und eine Thräne in den grauen Bart herniederfloß.

„Du wirſt mich noch toll machen, mit Deinem ewigen Seufzen und Klagen!" ſprach verdrüßlich der Wildſchütz, als ſein Auge auf das Antlitz des Eremiten fiel. „Was geſchehen iſt, iſt geſchehen! Man hat mich angegriffen, mißhandelt, von meinem Eigenthum getrieben, endlich dieſes bis auf den Grund zerſtört, und ich habe es ihnen zehnfach vergolten. Wäre ich ein Fürſt, ſo hätte ich recht gethan, man würde mich vielleicht einen Helden nennen; aber ich war nur ein einfacher Rittersmann, welcher ſich herausnahm Herr auf ſeinem Boden ſeyn zu wollen, und als man ihm dieß nicht geſtatten wollte, Rache zu nehmen; darum nennt man mich einen Räuber, ächtet mich und ſetzt einen Preis auf meinen Kopf. — Immerhin! jetzt ſollen ſie erſt in den Fall kommen, den ihrigen in Acht nehmen zu müſſen; und wehe dem der in meine Hand geräth!"

„Ich bitte Euch, gnädiger Herr" — hob der Alte von Neuem an.

„Schweig!" unterbrach ihn der Wildſchütz mit hartem Tone. „Ich bin dieſer ewigen Ermahnungen müde. — Aber freilich," ſetzte er mit düſterm

Lächeln hinzu, „ich kann es mir denken, warum Du ſo eifrig mich zu bekehren ſtrebſt. Du meinſt man könne mich fangen, und da könnte am Ende verlauten, der Waldbruder Eckart ſey in früherer Zeit reiſiger Knecht des Gefürchteten geweſen, und ſelbſt als er darob Reue und Leid empfunden, Mönch und Waldbruder geworden, habe er dennoch den kaiſerlichen Befehl ſo wenig geachtet, daß er Anſtand genommen, den ihm wohlbekannten Zufluchtsort des geächteten Räubers pflichtſchuldigſt anzuzeigen.“

Der Alte wollte etwas entgegnen, aber der Jägersmann ſagte kalt:

„Sprich mir nicht von alter Treue und Anhänglichkeit! Auf weſſen Treue wäre noch zu rechnen, wenn man ſelbſt nicht mehr auf die des eignen Kindes rechnen kann? Es ſind jetzt vier Wochen, ſeitdem ich Griſeldens Rückkehr von Tag zu Tag erwarte, und ſie kommt nicht. Du warſt ſelbſt auf der Harzburg, Du konnteſt zwar, wie Du ſagſt, nicht zu ihr gelangen, weil ſie, wie es hieß, krank geweſen; aber Deine Botſchaft iſt an ſie gelangt, ſie hat Dir ſagen laſſen, daß ſie in Kurzem bei Dir eintreffen würde, und — ſie iſt ausgeblieben.“

„Vielleicht, daß ſie von Neuem krank geworden?“ — ſagte der Eremit.

„O nein!“ fiel haſtig der Wildſchütz ein. „Ich ſtreifte vor zwei Nächten bis in die Nähe der Burg, es ließ mir keine Ruhe. In die Burg konnte ich mich nicht wagen, Einer oder der Andere hätte mich erkennen können, aber ich hörte von einem wandernden Krämer, daß Griſeldis wohlauf ſey — wenigſtens ſey ſie nicht bettlägrig geweſen — er fügte hinzu, daß er ſie noch vor Kurzem in Begleitung des Ritters Konrad lachend, ſcherzend, und einen Falken auf der Fauſt auf einem Spazierritte getroffen habe. — Dieß hat mir nun noch andere Beſorgniſſe erregt,“ ſetzte der Wildſchütz hinzu, indem ſein Blick immer düſterer und düſterer wurde, „Beſorgniſſe, die wie ein Nachtgeſpenſt — aber nein!“ unterbrach er ſich heftig; „es iſt genug, daß die feuchte Höhle, die Zuflucht des Raubthiers, mein Haus, der harte Stein mein Pfühl iſt, warum ſoll ich dem Geiſte noch Foltern bereiten? Keiner meiner Feinde, ſelbſt Rudolph würde nicht wagen, mich auf dieſe Weiſe zur Rache zu reizen.“

„Gott und die heilige Jungfrau möge Euch und das Fräulein vor Erfüllung jener Beſorgniſſe bewahren!“ ſprach ſeufzend der Eremit. „Mir wollte es freilich nicht gefallen, daß Ihr Griſeldis nach der Harzburg ſendetet und ich habe es auch ſogleich getadelt; aber es war bereits zu ſpät. — Iſt es Euch genehm, ſo begebe ich mich noch heute auf den Weg nach der Burg, und ich beſtehe darauf, es koſte was es wolle, das Fräulein zu ſprechen.“

„Das war es, weshalb ich zu Dir kam;“ fiel der Wildſchütz ihm in's Wort. „Gehe nach dem Schloſſe und ſuche zu Griſeldis zu gelangen. Sage ihr, daß ich ihr befehle — hörſt Du? befehle — Dich zu begleiten. Fragt Ritter Konrad nach mir, ſo ſprichſt Du: ich habe mich anderwärts niedergelaſſen, der Ort ſey Dir unbekannt, Du hätteſt den Auftrag, meine Tochter zu einer Verwandtin zu geleiten. Spute Dich, daß Du ſpäteſtens übermorgen mit dem Mädchen hier anlangſt; den Tag darauf will ich mit ihr die Gegend verlaſſen.“

„Ihr wollt fort von hier?“ fragte Eckart ſchmerzlich.

„Meines Bleibens iſt hier nicht länger,“ erwiederte der Wildſchütz ruhig. „Ich gehe nach dem Odenwalde oder dem Speſſart. Der Ritter von der Rothenburg iſt mein Freund, auch auf Burg Schnellert finde ich eine Zuflucht. Beide Freunde wiſſen, was meine Fauſt im Kampfe werth iſt, ſie ſind noch von altem Schrot und Korn. — Aber“ unterbrach er auf einmal ſeine Rede, „kommt dort nicht Jemand? — Eine Bäuerin; ihr Gang ähnelt dem meiner Tochter. — Sieh'“ rief er aufſpringend, „es iſt Griſeldis ſelbſt. Hätte ſie vielleicht in Verkleidung entfliehen müſſen? Aber Tod und Teufel, was ſoll dieß heißen? Anzug und Haar in Unordnung und — ſieh' einmal — wie ſonderbar ſie ſich geſchmückt hat.“ —

Griſeldis ſchien die beiden Männer eben zu erblicken. Statt, wie dieſe erwarteten und wie das Mädchen gewohnt war, auf ſolche zuzufliegen, blieb ſie bald ſtehen, bald kam ſie wieder um einige Schritte näher.

„Himmel und Erde!“ ſchrie jetzt der Wildſchütz,

„was iſt mit dem Mädchen vorgegangen? Iſt es krank, iſt es verrückt geworden?“ —

Der Anblick Griſeldens ſprach für beides. — Das Mädchen war todtenbleich. Ihr ſchönes, ſonſt ſo zierlich geordnetes Haar, hing wild und verworren über die Schultern herab, das ſchöne Auge blickte ſtier oder rollte ungewiß umher, ohne auf einem Gegenſtande beſonders zu verweilen. Eine grobe Bauernkleidung deckte die noch immer ſchön geformten, aber nicht mehr ſo zierlich erſcheinenden Glieder, ein Kranz von ein paar in einander geſchlungenen Fichtenreiſern ruhte auf den verworrenen Locken.

Der Wildſchütz war von dem Anblick wie verſteinert. Beide Fäuſte geballt, das dunkle Auge weit geöffnet ſtarrte er, ohne ein Glied zu bewegen oder den Mund zu öffnen, entſetzt auf das Mädchen. Auch der Eremit war auf's furchtbarſte ergriffen, doch war er im Stande ſeinen Gefühlen Worte zu geben.

„Griſeldis!“ rief er jammernd. „Griſeldis was iſt Euch begegnet? Was ſoll dieſer Aufzug, dieſe Verkleidung?“

„Verkleidung?“ rief das Mädchen mit irrem Lachen, „ſiehſt Du, Konrad, jetzt habe ich Dich gefangen! Es iſt blos eine Verkleidung. Du ſagſt es ſelbſt und ich wußte es wohl. Du gabſt mir ſchöne Kleider und nannteſt mich Dein Liebchen, Deine Braut, und ſprachſt von dem Myrthenkranz, den ich tragen würde am Hochzeittage. Und als Du fortgingſt und ich krank wurde, als mir ſo weh wurde um's Herz und ſo dunkel im Haupt, und als ſie mir endlich dieſe Kleider anzogen und den Kranz aufſetzten und ſagten: ich ſolle in den Wald gehen, wo ich hergekommen; da wußte ich gleich daß es eine Verkleidung ſey, und daß Du mir meine ſchönen Kleider wiedergeben würdeſt und den Myrthenkranz, von dem Du immer geſagt daß er mir ſo ſchön ſtehen würde. — Aber, ich bitte Dich Konrad, laß es jetzt genug ſeyn des Scherzes, denn ich bin müde, todtmüde, und mich ſchmerzt der Kopf, der arme Kopf und die Füße und die Bruſt. Sey auch nicht ſo ſtill, Konrad, und thue nicht ſo fremd, denn ich erkenne Dich doch, wenn Du mir auch glauben machen willſt Du ſey'ſt ein Anderer; ich erkenne Dich, trotz Deinem grauen Kleide und Deinem langen Barte; Du biſt mein Trauter, mein Bräutigam, mein Verlobter." —

„Griſeldis, beſinnt Euch, ich bitte Euch!" unterbrach ſie der Eremit, indem er das Mädchen nach der Einſiedler-Hütte führte, und ſie dort ſanft auf ſeinem Mooslager Platz zu nehmen nöthigte. „Blickt um Euch her. Ihr ſeyd in der Euch wohlbekannten Hütte, ich bin Euer treuer Eckart, dieß iſt Euer Vater, und wenn Ihr ihn auch jetzt in der grünen Kleidung eines Jägers —"

„Hinaus! — Hinaus!" ſchrie Griſeldis, indem die Wuth einer Raſenden über ſie zu kommen ſchien. „Ein Geiſt der Hölle ſteckt in dieſer Jägerkleidung. Ha, auf der Jagd war es, auf der Jagd, wo ein Geiſt des Abgrunds, der die Geſtalt meines Konrads angenommen, mich bethörte, wo ſein Schmeichelwort mein Herz, und ſüßer Wein mein Hirn umnebelten. — Hinaus! — Hinaus!" —

Das Mädchen wollte aufſpringen, Eckart und der Wildſchütz ergriffen Sie, um ſie zurück zu halten, ſie ſank ohnmächtig und unter Zuckungen zu Boden. — — —

Es dauerte längere Zeit, ehe Griſeldis zur Beſinnung gelangte. Der Eremit gab ſich alle Mühe ſie dazu zu bringen. Mehrere Mittel, die er aus Kräutern bereitet hatte, holte er herbei, er flößte ihr Arznei in den Mund, beſtrich ihr die Schläfe, rieb ihr Hände und Füße. Der Wildſchütz hatte während dieſer Zeit ſtill und ſtumm, faſt wie regungs- und theilnahmlos dageſtanden. Jetzt ſchlug Griſeldis ihr Auge auf, ihr Blick fiel auf den Vater, ſie ſprang auf und ſtürzte ſtumm zu deſſen Füßen. —

Der Wildſchütz hob die Aermſte, die deſſen Knie umklammerte, nicht empor, er beugte ſich nur etwas zu ihr nieder und ſagte dann mit gewaltſam erzwungener Ruhe:

„Griſeldis, kennſt Du mich?“ —

„Ja mein Vater! — Habt Erbarmen mit Eurer unglücklichen Tochter!“ lispelte das Mädchen mit ſchwacher Stimme.

„Griſeldis,“ fuhr der Wildſchütz fort, indem eine furchtbare Aufregung aus ſeinen Zügen ſtrahlte und dieſe einen gräßlich wilden Ausdruck annahmen, „haſt Du Jemand zu verklagen?“ —

Die Frage ſchien das ganze Innere des Mädchens zu durchzucken, ſie ſprang auf, ſie richtete das Auge auf den Fragenden, aber — die Beſinnung war auf's Neue verſchwunden, ihre Rede war unzuſammenhängend und flüchtig, es ſchien, als ob ſie einen beſtimmten Gegenſtand berühren wolle, den ſie unmöglich über die Lippen bringen könne, nur den Namen Ritter Konrads wiederholte ſie von Zeit zu Zeit. Der Wildſchütz ſchien von den verworrenen Reden der Tochter, auf welche er ſo aufmerkſam gehorcht hatte, als ob er jedes Wort des Inhalts auf's Genaueſte verſtanden hätte, auf's Aeußerſte ergriffen, ſeine Geſichtsmuskeln zuckten, das Feuer der Hölle ſchien aus ſeinem düſtern, tiefliegenden Auge zu ſprühen; mehrmals brachte er die Hand an den im Gürtel liegenden Dolch, doch ließ er ſolche, wie noch mit einem Entſchluſſe kämpfend, immer wieder ſinken.

Der Eremit hatte inzwiſchen das Mädchen durch ſanfte Zuſprache genöthigt von einer Arznei zu nehmen, von der er ihr von Zeit zu Zeit wieder einige Tropfen aufdrang. Griſeldis ſchien ruhiger zu werden, und fiel anſcheinend todtmatt in einen tiefen Schlaf. Der Wildſchütz winkte jetzt dem Einſiedler, ihm vor die Thür zu folgen. Mehrere Augenblicke blieb er ſtumm, dann wie aus enggepreßter Bruſt tief Athem holend, fing er zu ſprechen an:

„Du haſt den Zuſtand der Unglücklichen geſehn,“ ſagte er, „Du ahneſt was vorgegangen; ſie iſt zu Grunde gerichtet, iſt entehrt. Es würde mir etwas Kleines ſeyn, bis in die Burg des Elenden zu dringen und ihn dort in Mitte ſeiner Reiſigen niederzuſtoßen. Dieß würde eine erbärmliche Rache ſeyn, ſie genügt mir nicht. Der Schändliche hat dem Mädchen die Ehe verſprochen; ich will ihn zwingen ſein Wort zu halten, oder ich will nicht leben.“

„Unmöglich, gnädiger Herr! Dieß iſt unmöglich;“ rief der Eremit. „Wäret Ihr nicht in Acht, ſo könntet Ihr ihn in die Schranken fordern, Ihr könntet ihn vor den Stuhl des Kaiſers laden.“ —

„Ich werde ſein Kaiſer ſeyn, ich werde ihn richten!“ rief der Wildſchütz grimmig. „Höre jetzt einen Auftrag, den ich Dir gebe und den Du ausführen mußt. Du begiebſt Dich noch heute auf den Weg nach der Harzburg, und forderſt dort von dem Burgherrn einſames Gehör. Sobald Du mit ihm allein biſt, ſagſt Du daß der geächtete Hakelberg ſich in dieſen Wäldern herumtreibe und daß Du ſolchen dem Ritter, aber nur ihm allein ausliefern wollteſt. Konrad von Harzburg wird, geſtachelt von der Ausſicht auf ein zu gewinnendes offenes Lehn, mit Eifer den Plan verfolgen, und Du beſtimmſt ihm die Mitternachtsſtunde des morgenden Tages zum Erſcheinen in Deiner Hütte. So wie er erſcheint, zwinge ich ihn, Griſeldis als Gemahl die Hand zu reichen, und Du als Prieſter vollziehſt die Trauung."

„Gott im Himmel! Ihr wolltet mit dem Sacramente ein frevelhaftes Spiel treiben? Ihr wolltet dieſem Manne eine Wahnſinnige als Gattin aufnöthigen?" rief der Alte.

„Wer ſagt Dir, daß ich mit der Verbindung freveln will?" rief düſter der Wildſchütz. „Kann er auf ſein Ritterwort verſichern, daß er ihr nicht die Ehe zugeſagt, ſo ſoll dieſe nicht vollzogen werden. Aber ſelbſt wenn dieß der Fall wäre, wird meine Tochter nicht als Gattin mit ihm leben.

Sie ſoll ſeinen Namen haben, weiter verlange ich nichts. Meine Rache iſt anderer Art."

„So wollt Ihr ſein Blut!" rief der Einſiedler. „Nimmer gebe ich mich dazu her, den Elenden, ſo ſchuldig er immer ſeyn mag, in eine Falle zu locken."

„So komme ſein und mein Blut über Dich!" ſprach mit furchtbarer Kälte der Vorige. „Ich morde ihn dann in ſeiner eigenen Halle."

„Ritter, ich bitte Euch, laßt Gott die Rache! — Bedenkt" —

„Es iſt Alles bedacht. Du bringſt ihn her, oder ich opfere uns Beide;" ſagte Wulf.

„Wollt Ihr mir Euer Wort geben, daß Ihr ihn nicht tödten, daß er unverletzt meine Hütte verlaſſen ſoll?" fragte zaudernd der Eremit.

Der Wildſchütz ſchwieg einige Sekunden, er blickte ſtarr vor ſich hin und richtete erſt ſein Auge empor, als der Einſiedler die Frage wiederholt hatte.

„Ich gebe Dir mein Ritterwort, daß das Blut des Nichtswürdigen weder durch mein Schwert, meinen Dolch, noch meine Armbruſt vergoſſen werden ſoll. Er iſt nicht werth durch meine Hand getödtet zu werden, und er ſoll unverletzt die Schwelle Deiner Hütte überſchreiten."

„Und was ſoll aus Eurer Tochter werden, wenn die unſelige Verbindung vollzogen werden ſollte?" fragte der Eremit.

„Du geleiteſt ſie nach dem Marienkloſter, welches meine Vorfahren geſtiftet;" erwiederte der Wildſchütz. „Man kann ihr die Aufnahme nicht verweigern."

„Wohlan," ſagte der Alte nach einigem Zögern, „ich will thun, was Ihr verlanget, wiewohl ich damit eine böſe That zu begehen fürchten muß. Ich glaube indeß, daß wenn irgend etwas im Stande iſt, Ruhe in das Herz der Aermſten zu gießen, dieß der Gedanke, daß durch dieſe Verbindung ihre Ehre hergeſtellt worden ſey, allein ſeyn kann. — Doch noch eine Frage. Wenn der Ritter mir nicht traute, wenn er einige Bewaffnete zur Begleitung mitnehmen wollte?" —

„Du kannſt dieß," ſprach Wulf nach kurzer Beſinnung, „unter der Bedingung geſtatten, daß er ſolche tauſend Schritt unterhalb des Hügels im Walde zurückläßt. Die Ankunft mehrerer Bewaffneten, ſagſt Du, würde den Vogel verſcheuchen; es ſey überdieß jede Begleitung unnütz, weil Du Sorge tragen würdeſt Dich heimlich der Waffen des Gegners zu verſichern, Fall's er nicht bereits im Schlafe läge.“

„So eile ich die Reiſe anzutreten;“ fiel der Eremit ihm in's Wort. „In dem Schranke findet Ihr einige Nahrungsmittel, die Arznei für Griſeldis reicht bis zu meiner Rückkehr aus. Bis dahin, Ritter, ſucht die Aermſte zu beruhigen, und — haltet Euer Wort.“

„Ich halte es!“ rief der Wildſchütz mit einem Tone, in welchem etwas Grimmiges lag. „Ich halte es bis in den Abgrund der Hölle.“ —

Es war des folgenden Tages gegen Mitternacht. Eine Lampe ſchimmerte auf dem roh gezimmerten Tiſche in der Hütte des Einſiedlers, in welcher eine Todtenſtille herrſchte. Man hörte den leiſen Athemzug des todtbleichen Mädchens, ſo wie das Bohren des Holzwurms, der in Balken der Wand ſein emſiges Spiel trieb. Der Wildſchütz ſtand in der offenen Thür der Hütte. Er ſah bald auf das blaſſe Geſicht der ſchlummernden Tochter, bald ſtarrte er nach den Wolken, die ſich in Weſten immer höher und höher aufthürmten, und durch ſchwaches Leuchten und fernes Murmeln die Annäherung eines ſchweren Wetters kund gaben. Zu den Füßen des Lagers Griſeldens lagen drei ſchwarze Doggen. Wie es ſchien hatte Wulf Freimann ihnen darum den Platz in der Hütte angewieſen, daß ſie den zahmen Hirſch, der wenige Schritte von der letztern, ſein Lager genommen hatte, nicht beunruhigen möchten, auch ſuchte der Wildſchütz, ſobald die Hunde dann und wann die Häupter erhoben, zu winſeln begannen und die Witterung des edlen Wildes aufzunehmen ſchienen, ſie durch leiſes Pfeifen zu beruhigen. Der Jägersmann war heute mit allen Attributen ſeines Standes verſehen. Ueber der Schulter hing ein großes Hüfthorn, aus der Stirnwaffe des Urſtiers verfertigt, an dem Griffe des kurzen, breiten Schwertes trug er eine zuſammengerollte Peitſche. Von Zeit zu Zeit blickte er den Hügel abwärts. Da der Mond ſich nur dann und wann hinter Wolken, welche ſich in Weſten in immer größere Knäuel ballten, verbarg, ſo konnte man bei ſeinem reinen, hellen Lichte es gleich wie am Tage gewahr werden, wenn Jemand das Plateau betreten hätte. — Es war etwa eine Viertelſtunde nach Mitternacht vergangen, als Wulf Freimann plötzlich auffuhr, nach dem Schwerte griff, gleichſam als ob er verſuchen wollte, ob auch dieſes in der Scheide locker ſey, den Hunden mit der Fauſt drohte, und ſich dann in das dichteſte Dunkel zwei Schritte zur Seite des Eingangs, von wo er jeden Ankommenden ſehen konnte, ohne ſelbſt erblickt zu werden, zurückzog. In demſelben Momente ſah man im Schimmer des Mondes einen Reiter nebſt einem Begleiter zu Fuß, ſich der Hütte nahen. Ungefähr hundert Schritte von der Letztern, außerhalb des Fußweges, ſtieg der Erſtere vom Roſſe, band das letztere hinter einigen Haſelnußſträuchen an eine junge Buche und näherte ſich nachdem er das Schwert gezogen, auf einem Umwege der Hütte, während ſein Begleiter mehrere Schritte hinter ihm zurück blieb. Jetzt war Konrad von Harzburg, denn dieſer nebſt Eckart waren die Ankommenden, an der Ecke des Häuschens; er ſtand zwei Sekunden und ſchien zu lauſchen, plötzlich eilte er nach der Thür und trat hinein. Wie der vom heftigſten Hunger grimmig und immer grimmiger gewordene Wolf, warf ſich der Wildſchütz in dieſem Augenblicke auf den Eintretenden. Mit einem Griffe der Fauſt entriß er ihm das blanke Schwert, mit der andern packte er ihn bei der Kehle.

„Sieh mich an, Verruchter! — Erkenne mich, ich bin Hakelberg!“ rief er mit gräßlichem Tone.

Er würde den Ritter vielleicht erwürgt haben, wenn ihm nicht der eintretende Eckart in dieſem Augenblicke in den Arm gefallen wäre.

„Tödtet ihn nicht! — Gedenkt Eures Wortes!“ — rief er bittend.

„Du haſt Recht, Alter,“ rief der Wildſchütz mit grimmigem Lachen, indem er den Ritter losließ, die Thüre zuſchlug, und den Riegel vorſchob. „Du haſt Recht, obwohl Du ſein Wohlthäter geworden wäreſt, wenn Du mich hätteſt gewähren laſſen.“

Konrad war keines Wortes mächtig, er zitterte am ganzen Leibe.

„Was wollt Ihr, Mann?“ ſtammelte er endlich. „Meine That iſt nicht zu tadeln, ich befolgte nur den Befehl des Kaiſers.“

„Nicht dieß iſt es, Nichtswürdiger, weßhalb ich mit Dir Abrechnung halten will!“ rief der Wildſchütz, den wir fortan bei ſeinem wahren Namen nennen werden. — „Sieh Dich um! — Erkennſt Du dieſe?“

„Griſeldis! — O, mein Gott!“ ſtammelte Konrad erbleichend.

„Du haſt ſie verführt, ſie iſt wahnſinnig geworden, ich bin ihr Vater und jetzt Dein Richter!“ ſagte Hakelberg mit dumpfem Tone.

„Um Gott!“ rief der Ritter entſetzt. „Ihr werdet mich doch nicht ermorden wollen? Ich will gut machen, ſo viel ich kann. Ich will Euch in offenen Schranken Genugthuung geben.“

„Dem Geächteten!“ ſagte Hakelberg mit grimmigem Lächeln. „Du ſiehſt, fuhr er im vorigen Tone und mit erzwungener Ruhe fort, „kämpfen können wir nicht mit einander, zu einem Gottesgericht eröffnen ſich uns keine Schranken, aber ein Gottesgericht ſoll dennoch über uns entſcheiden. — Jetzt frage ich Dich, Angeſichts dieſes Bildes“ — er zeigte auf das zinnerne Kruzifix, welches auf dem Tiſche ſtand — „haſt Du Griſelden die Ehe verſprochen?“

„Ich habe,“ ſtammelte Konrad zitternd, — „und ich will mein Wort halten.“

„Das ſollſt Du,“ rief Hakelberg, „das ſollſt Du, jetzt, in dieſem Augenblick!“

„Wie?“ rief der Ritter, dem die Angſt jene Verſicherung ausgepreßt. „Jetzt? — Bedenkt, ſie iſt wahnſinnig! Die Acht ruht noch auf Euch. Ich will ſuchen Euch mit dem Kaiſer zu verſöhnen; dann, ja dann“ —

„Jetzt muß es ſeyn! Du haſt keine Wahl,“ verſetzte mit grimmiger Kälte Hakelberg, indem er das Schwert des Ritters, das er bis dahin in der Hand gehalten, über dem Knie zerbrach, die Stükken in einen Winkel ſchleuderte und den Dolch zog.

Da der Ritter vor Schreck kein Wort von ſich gab, ſo trat Hakelberg jetzt zu dem Lager der Tochter, und faßte dieſe am Arm. „Auf! Griſeldis! rief er mit grauſenhaftem Tone. „Erhebe Dich Braut! Der Bräutigam iſt erſchienen.“

Das Mädchen erhob ſich vom Lager. Ihre Bewegungen waren wie mechaniſch Die früheren

Wuthausbrüche waren in eine faſt gänzliche Beſinnungsloſigkeit übergegangen.

„Tritt hierher, Griſeldis. Du ſollſt getraut werden! — Verrichtet Euer Amt, Prieſter!“ ſagte mit entſetzlicher Kälte Hakelberg, indem er mit zwei Griffen die Hände Konrads und Griſeldens in einander drückte, dem Eremiten winkte, die Trauung zu beginnen, und ſich, den blitzenden Dolch in der Fauſt, hinter die unglücklichſten aller Brautleute ſtellte.

Die Rede des Einſiedlers, welcher dem furchtbar drohenden Blicke Hakelbergs gegenüber, keine Einwendungen wagte, war kurz und ſtockend. Griſeldis fuhr während derſelben mehrmals mit der Hand über die Stirn; es ſchien, als ob ihr das Haupt ſchmerze, oder als ob ſie in einem ſchweren Traume befangen, ſich ſelbſt zu erwecken trachte. Als es zu der Einwilligungsformel kam, bewirkte ein kurz ausgeſtoßenes: „Sage: ja!“ von Seiten Hakelbergs die Antwort der Tochter; das Ja! des Ritters brachte der Anblick des blinkenden Dolches zuwege. — —

So wie die ſo ſeltſame, als entſetzliche Trauung vollendet war, führte Hakelberg die beſinnungsloſe Tochter wieder zu ihrem Lager.

„Schlafe, Griſeldis von Harzburg!“ ſagte er bitter. „Schlafe — und mögeſt Du nimmer wieder erwachen!“ — —

Die Unglückliche nahm auf dem Lager Platz, ſie ſchloß das müde Auge, und bald hörte man wieder ihr leiſes Athmen.

„Gehe Eckart, und hole das Roß des Ritters!“ ſprach Hakelberg mit anſcheinender Ruhe, ſich zu dem Eremiten wendend.

„Gleich! — Sogleich!“ rief dieſer haſtig und in der Meinung, daß der grauenhafte Auftritt nun beendigt ſey.

So wie der Alte die Hütte verlaſſen hatte, wendete ſich Hakelberg mit furchtbarer Kälte an den jungen Mann.

„Ihr habt,“ ſagte er, „jetzt meiner Tochter Euren Namen gegeben, das Einzige, was ich will daß ſie von Euch annehme und was Ihr thun konntet; mit *ihr* ſeyd Ihr nunmehr quitt. — Nun aber Bube, nichtswürdiger Verräther, hündiſcher Sklave eines Höhern, will *ich*, der beleidigte Vater, der Rittersmann, der Geächtete, deſſen Fährte Du, wie ein blutlechzender Hatzhund, bis zu ſeiner Höhle gefolgt biſt, über Dich Gericht halten! Auf der Jagd war es, wo Du meine Tochter bethörteſt, und eine Jagd ſoll Dich ins Verderben ſtürzen; Du haſt mich aufgeſucht, wie ein jagdbares Wild, aber ein wilderer Jäger wird Dich hetzen.“

Ehe noch der Ritter ſich erklären konnte, welcher Sinn in Hakelbergs Worten liege, hatte ihn dieſer bereits bei der Bruſt gepackt und zu Boden geriſſen. Mit einer Schnur, die er aus dem Wamms hervorzog, knebelte er ihm beide Hände, und ſodann auch die Füße zuſammen. So wie der Ritter ſein Streben, ſich von dem rieſenkräftigen Gegner zu befreien, als vergeblich anſah, und um Hülfe zu rufen begann, band ihm der Letztere die Schärpe, die im Ringen dem Ritter entfallen war, um den Hals und den Mund, und bald lag Konrad unbeweglich wie ein Leichnam auf der Erde.

Ohne ein Wort zu ſprechen öffnete Hakelberg jetzt die Thüre der Hütte und näherte ſich dem zahmen Hirſche, den er am Halsbande rüttelnd nöthigte ihm zu folgen. Wenige Schritte hinter dem Hauſe befand ſich ein Pfahl, den der Alte, wenn er vom Regen durchnäßt nach Hauſe kam, benutzte ſeine Kleidung daran aufzuhängen und ſie zu trocknen; an dieſen band Hakelberg den Hirſch, nachdem er ihn an den Läufen gefeſſelt. So wie dieß geſchehen war eilte er nach der Hütte zurück, ergriff den Ritter an der Bruſt, ſchleifte ihn am Boden bis zu dem Hirſche, und indem er die Bande die Konrads Füße umſchlangen, lößte, zwang er den ängſtlich Stöhnenden das Thier zu beſteigen. Zwar begann das letztere, als es die ungewöhnliche Laſt fühlte, etwas unruhig zu werden, aber einige rauhe, drohend ausgeſtoßene Laute ſchüchterten es wieder ein, und es litt unter Zittern, daß Hakelberg ihm einen Gurt um den Leib ſchlang, und den Ritter mit Händen und Füßen an dieſen feſtſchnürte.

Während dieſes furchtbaren Auftritts, war das im Anzuge befindliche Unwetter immer weiter und weiter am Horizonte heraufgeſtiegen, der Donner fing ſtärker an zu rollen und die Blitze zuckten zahlreicher herab. Der Eremit war inzwiſchen mit dem Roſſe Konrad's in der Nähe der Einſiedelei angekommen, und da die letztere die hinter ihr vorgehende Scene ſeinen Blicken verdeckte, ſo kam er auf den Gedanken, daß bei der Stille, die ringsum herrſchte, es dem Ritter vielleicht gelungen ſey, Hakelberg zum Anhören ſeiner Vorſtellungen zu bewegen. Er wartete deshalb einige Minuten, ehe er mit dem Roſſe der Thüre des Häuschens zuzog. Mit Entſetzen gewahrte er, daß beide Männer ſich nicht im Innern derſelben befanden, und eben wollte er Hakelberg beim Namen rufen, als dieſer um die Ecke des Hauſes geſchritten kam.

„Um aller Heiligen willen, wo habt Ihr den Ritter?“ fragte er mit Entſetzen.

„Das wird Dir ſogleich kund werden;“ erwiederte Hakelberg mit Eiſeskälte.

„Herr des Himmels! Ihr habt ihn doch nicht ermordet?“ fragte der Alte weiter.

„Ich gab Dir ja mein Wort ſein Leben zu ſchonen;“ verſetzte Jener mit grimmigem Lächeln, indem er den Zügel und die Mähne des Roſſes ergriff, ſich hinaufſchwang und den Hunden pfiff.

die raſch aus der Hütte geſprungen kamen, und ihn wedelnd und freudewinſelnd umkreiſten. —

„Folge mir!“ ſprach Hakelberg nun zu dem ſtumm und verſteinert daſtehenden Alten, und ritt langſam um die Ecke des Hauſes.

Wie vom Donner gelähmt ſtand der Greis, als er bei dem Leuchten des Blitzes mit einem Blicke gewahrte, was hier vorgegangen ſey.

„Entſetzlicher,“ ſchrie er, als er ſeines Wortes mächtig werden konnte, „denkt, daß ein Gott über uns ſey!“

Hakelberg ſprach kein Wort, er ritt neben Konrad und riß dieſem die Binde von dem Munde.

„Erbarmt Euch!“ flehte der Ritter mit herzzerreißendem Tone.

„Haſt Du Dich jener Unglücklichen erbarmt?“ fragte Hakelberg mit Eiſeskälte, indem er ſein Schwert zog und dicht neben dem Unglücklichen haltend, ſich an der Angſt des, wie vom Fieberfroſt Geſchüttelten, weidete.

„Ihr werdet Euern hölliſchen Plan nicht ausführen!“ rief aufs furchtbarſte ergriffen der Einſiedler. „Ich verbiete es Euch im Namen Gottes, deſſen Stimme im Donner über uns ertönt!“

Hakelberg antwortete nicht. Ein Schwerthieb befreite die Füße des Hirſches von den ſie zuſammenhaltenden Feſſeln, ein zweiter löſte das Thier von dem Pfahl, an den es gebunden war. Das ſich frei fühlende Wild ſuchte durch einige Sätze ſich der Laſt, die es auf ſeinem Rücken trug, zu entledigen; der Alte wollte zuſpringen, den Hirſch bei dem Geweih zu ergreifen; aber raſch brachte Hakelberg das Jagdhorn an den Mund, er that drei mächtige Stöße in daſſelbe, und ließ ein gellendes „Halloh!“ hinterher ertönen. So wie dieß die Hunde vernahmen, ſtürzten ſie auf den Hirſch los; dieſer, wild gemacht, that einen gewaltigen Luftſprung, und eilte, gefolgt von der klaffenden Meute, im wüthendſten Jagen den Hügel abwärts. Mit Blitzesſchnelle warf Hakelberg in dieſem Augenblick den Rappen herum, noch einmal ſtieß er ins Horn, und folgte dann, unter Peitſchenknall und lautem Rufen, der hölliſchen Jagd. — —

Das Gewitter ſtand jetzt im Zenith. Rollende Donner tönten durch das Gebirge, und das Echo ten ſpäter jagte der Hirſch, mit der vor Erſchöpfung wie leblos auf ſeinem Rücken hängenden Laſt, vorüber und blieb, von dem Zuruf des Alten in ſeinem Laufe aufgehalten, auf einen etwa hundert Schritte entfernten Hügel ſtehen. Jetzt jagten die Hunde herbei; auch ſie ließen ſich für einen Augenblick von der Fährte abbringen. Endlich erſchien Hakelberg auf dem mit Schaum bedeckten Roſſe.

„Erbarmen!“ ſchrie der Alte ihm entgegen, indem er ihm den Weg vertrat. — „Schont den Elenden, laßt es genug ſeyn, wenn überhaupt noch von Schonung die Rede ſeyn kann!“

„Es giebt keine Schonung für ihn und für mich!“ donnerte Hakelberg.

„Ich befehle ſie Euch im Namen des Allerhöchſten!“ rief der Greis die Arme erhebend. „Ich bitte darum im Namen Eures unglücklichen Kindes.“

Er faßte Griſelden bei der Schulter und drückte ſie auf die Knie nieder.

„Fort! — Laßt der Rache ihren Lauf;“ entgegnete Hakelberg wild.

„Verderben und Fluch über Euch!“ ſchrie Eckart wie wahnſinnig. „Reitet Ihr noch einen Schritt ſo ſollet Ihr reiten und jagen bis zum Ende aller Tage."

Ein Hohngelächter war Hakelbergs Antwort. Schnell brachte er darauf das Horn an den Mund, er ſtieß hinein, ſein „Halloh!" befeuerte die Hunde auf's Neue, und — fort ging die hölliſche Jagd.

Eben jagten vier Reiter das Plateau herauf und näherten ſich der Hütte des Einſiedlers.

„Dort iſt die Wohnung des ſchurkiſchen Waldbruders, des Genoſſen des Räubers!" ſchrie Einer, welcher der Anführer zu ſeyn ſchien. „Ha, und da iſt er ſelbſt und die wahnſinnige Dirne. — Auf Wenzel! Eckbert! Ergreift Beide."

Eben jagten die Wappner heran. — In dieſem Augenblicke ertönte ein entſetzlicher Donnerſchlag; ein ſchlängelnder Blitz zuckte herab, die zerſchmetterten Aeſte ſausten durch die Luft, und die Einſiedlerhütte ſtand in Flammen. Wie die Reiſigen zur Beſinnung kommen konnten, und ſich dem Schauplatze der Zerſtörung näherten, fanden ſie zwei Leichen; es waren Eckart und Griſeldis.

Was aus Hakelberg und dem Ritter geworden, davon verlautbarte ſich niemals eine Kunde. Bergleute wollten nach Jahren in einem tiefen Abgrunde die Gebeine zweier Menſchen, eines Roſſes und eines Hirſches gefunden haben. — Dem armen Bergmann oder dem Holzhauer der nach vollbrachter Arbeit in dunklen Herbſtnächten nach der ſtillen Wohnung zurückkehrt, begegnet in den Vorbergen des Harzes manchmal ein grauer einſamer Wanderer, der ihm durch Winken mit einem Stabe vor dem eingeſchlagenen Wege warnt. Der Harzbewohner nimmt dann einen Umweg, und aus dem bald darauf erfolgenden Jagdgetöſe ſchließt er, daß Hakelberg, der wilde Jäger, heute dieſen Weg zu ſeiner Wildbahn erkieſt, und der Warner der treue Eckart geweſen.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Elfter Band.

I. Die geheime Sendung.
II. Der Untergang der Scala.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Fünfter Band.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Die geheime Sendung.	1
Der Untergang der Scala.	121

Die geheime Sendung.

Erzählung.

Motto:

Ihr ſeht meine guten Weibsbilder, wie Menſchen von Verdienſt geſucht werden!

Falſtaff in Heinrich IV.

„Welch häßliches Land, alter Peter!“ ſagte der junge Schweizerritter Arnold an der Halden, zu einem bejahrten Reiſigen, der ſich mit dem glänzenden Atlaswamms, der mit Franzen beſetzten Schärpe, dem befiederten Barret ſeines Herrn allerhand zu ſchaffen machte. — „Ich wollte wir wären daheim in unſern Bergen, und ich hörte wieder die Töne der Kuhglocken, die tauſendmal lieblicher klingen als die Silberſchellen, welche die Hofleute hier in Blois an den Kleidern tragen, und womit ſie ein Geklingel machen, wie die Pfingſtnarren auf dem Markte zu Uri. — Höre, Peter!“ ſetzte der Ritter traulich hinzu; „was meinſt Du, ob der Ohm ſehr böſe ſeyn würde, wenn wir wieder umkehrten, und ſagten, es hätte uns bei Hofe nicht gefallen wollen?“

„Ei, wo denkt Ihr hin, Jungherr?“ rief erſchrocken der alte Kriegsmann. „Bei unſerer lieben Frau von Einſiedeln, macht Euch keine ſolche Gedanken! — Was würde der alte Herr von Wattenwyl für ein Geſicht machen, wenn wir ſo, mir nichts, dir nichts, wieder ankamen in der Burg Firnſtein, und bekennen müßten, daß wir nur vierundzwanzig Stunden am königlichen Hoflager geweſen wären, und weder die Majeſtät noch die Frau Mutter des Königs, ja kaum Euren mütterlichen Ohm, den Befehlshaber der Hartſchiere, geſehen hätten. — Es wäre ja faſt, als wenn ein Fremder in Uri geweſen, und hätte das große Horn auf dem Rathhauſe, das Wahrzeichen des Kantons, nicht in Augenſchein genommen, ganz zu geſchweigen, daß Ihr ja eigentlich hergekommen ſeyd, um durch Euren Oheim, den Ritter Abyberg, dem Könige Eure Dienſte anzubieten.“

„Du haſt ſchon recht, Peter!“ ſagte in halb verdrüßlichem, halb kläglichem Tone der junge Schweizer; „aber ich bitte Dich, ſiehe nur einmal zum Fenſter hinaus, und dann ſage mir, ob hier nicht alles anders, und viel ſchlechter iſt als bei uns. — Da liegt nun das Häuschen in dem wir uns befinden, zur Seite des ungeheuren Steinklumpen, den ſie die königliche Burg nennen, auf einem abgeplatteten

Hügel, und da machen die Leute nun ein Wunder von der Ausſicht in das platte, öde, langweilige Land, und auf den faulen, ſich kaum bewegenden Strom! — Herr Gott! Da ſollten einmal die Welſchen zu uns kommen! Da ſind Ströme, und Berge, und Seen, welche anzuſehen die Mühe lohnt."

„Es wird Euch ſchon beſſer hier gefallen, Jungherr, wenn Ihr nur erſt eine Weile hier geweſen ſeyd!" tröſtete der Diener.

„Ach glaube das nicht, Peter!" erwiederte Arnold ſeufzend. „Ich habe ſchon ganz unangenehme Erfahrungen gemacht. — Heute früh — Du weißt es — war es meine erſte Sorge, den Oheim Abnberg aufzuſuchen. Er ſoll im königlichen Schloſſe wohnen. Gut. Ich gehe dahin. Nun iſt aber das Schloß ein erſchreckliches, weitläufiges Gebäude. Ich gehe Gang auf, Gang ab, ich frage Den, ich frage Jenen. Da kommt Einer, der ſchreit: à droite! da ſchießt ein Anderer daher, der ruft: à gauche! ein Dritter rennt mich faſt über den Haufen, und ſagt: excusez! wie er ſchon wieder um die Ecke herum iſt; endlich zeigt mir einer lachend eine Thür, aus der er herauskommt, ich gehe hinein, und ſehe ein Frauenzimmer das eben aus dem Bette ſteigt, und wie es mich erblickt zu ſchreien anfängt, als ob es auf dem Speere ſtäcke. Ich, ganz manierlich, will der Dame auseinanderſetzen, daß ſie von mir ſo wenig zu befürchten habe, wie von dem Herrn der eben von ihr hinausgegangen ſey, aber ſie bleibt in einem Schreien: à la porte! — Ah le vilain! und was dergleichen grobe und häßliche Redensarten mehr waren. — Ich machte zuletzt nur, daß ich über Hals und Kopf zur Thüre hinaus kam. — Nun gehe ich nach der Thorwacht der Hartſchiere. Die werden Dir gewiß ſagen können, wo ihr Befehlshaber, der Ritter Abyberg, wohnt. Kaum aber trete ich in die Halle, als einige junge Narren laut zu lachen beginnen. Seht, da kommt eine Elſter! ſchreit der Eine. — Er ſtichelte damit auf mein weißes Wamms mit den ſchwarzen Ermeln, welches doch eine höchſt anſtändige Tracht, und obendrein die Kantonsfarbe iſt. — Erlaubt, Meſſire! ſagt ſpöttiſch ein Anderer, indem er auf mein breites Schwert mit dem großen Handkorbe zeigte, dieſer Galanteriedegen iſt wohl ein Erbſtück von einem der Ritter des Königs Artus?

und wie dergleichen ſchelmiſche Redensarten ſonſt lauteten. — Ich dachte, ich ſollte platzen, indeß bemeiſterte ich meinen Zorn, und fragte nach ihrem Befehlshaber, der, wie ich ihnen ſagte, mein Oheim ſey. Nun wurden ſie geſchmeidig, und es war auch gleich Einer — eben der, der von der Elſter geſprochen hatte — bei der Hand, mich zu ihm zu führen."

„Der Ohm aber nahm Euch doch gütig auf?" fragte Peter theilnehmend.

„Allerdings!" ſagte der Ritter kopfnickend; „er war allerdings ſehr freundlich. — Aber, Peter! Was hat mir der Mann für Lehren gegeben! — Da ſoll ich ſo ſprechen, und dort wieder ſo. Bei Sanct Arnulph! ich weiß kein Wort mehr davon, und doch ſoll ich heut Abend um zehn Uhr zu ihm kommen, da will er mich erſt aus dem Grunde unterrichten, wie ich mich zu benehmen habe."

„Da werdet Ihr Euch ſputen müſſen, daß Ihr vorher Euer Abendbrod zu Euch nehmt; es iſt bereits neun Uhr, und die Sonne längſt untergegangen!" bemerkte der Diener.

„Recht, Peter!" ſagte der Ritter, indem er ſich mit der Hand über den Magen fuhr. Ich habe einen Hunger wie ein Wolf, und heute Mittag kaum zwei Biſſen gegeſſen. Denke Dir Peter! Ich gehe in eine Garküche, da ſetzt mir die Wirthin einen Aal — ich dachte nemlich, es wäre einer — in ſchwarzer Brühe vor. Ich ſpieße ein Stückchen an. Peter hat Dir der Aal ein Maul wie ein Entenſchnabel! — Ich erſchrecke, frage die Wirthin, und dieſe ſagt: Es iſt eine Lamprete, Herr, und die ſchöne Brühe iſt aus dem Blute des Thieres bereitet! — Pfui der Schweinerei! ſage ich darauf, und fordere etwas Anderes. Was denkſt Du Peter, was ſie mir bringt? — Ein Kaninchen! — Ein Kaninchen, ſo wahr der Herr lebt! — Wo aber haſt Du je in der ganzen Eidgenoſſenſchaft gehört, daß die Kaninchen gegeſſen werden? — Mir wurde nun ganz ſchlecht um den Magen, ich bezahlte, ging fort, und hätte ich nicht eine Brodrinde, und ein Seidel Wein genoſſen, ſo wäre ich ſo nüchtern wie ein ungeſäugtes Kind." —

Lange klagte noch Jungherr Arnold dem treuen Peter ſein Leid auf die oben angeführte Weiſe, und er beruhigte ſich erſt dann, als ihn der alte Diener mit den eignen Fährlichkeiten, die er, wie er ſagte, in drei verſchiedener Herren Ländern, nämlich zu Freiburg im Breisgau, zu Chambery in Savoyen, und zu Beſançon in Frankreich ausgeſtanden habe, beſchwichtigte, und die nun einmal von Reiſen in entfernte Weltgegenden, und vorzüglich von Ritterfahrten unzertrennlich wären. Hierauf aber eilte er ſeufzend, um vom Ohm Abyberg ſich die verſprochenen Belehrungen zu holen dem königlichen Schloſſe zu.

Wer von den geneigten Leſern jemals zu Blois, vor dem Präfecturgebäude, geſtanden, und von dort über die mächtige, von Schiffen bedeckte Loire geblickt hat, ſodann aber in das alte Schloß getreten iſt, und die Thüre des Zimmers überſchritt, auf deſſen Schwelle der ritterlich kühne Franz von Guiſe, unter dem Stahle des Mörders, Blut und Leben ausſtrömte, wird ſich einen ſchwachen Begriff von den Schauern machen können, die Arnold, jedoch in einer ganz andern Weiſe, empfand, als er im Mondſcheine dem mächtigen Baue zueilte, in welchem Katharina von Medicis, und ihr ſchwacher Sohn, Hof hielten, und aus deſſen ſtrahlenden Hallen eine helle

Erleuchtung dem Wandernden entgegen glänzte. — Eben trat Arnold in das geöffnete Thor.

„Für wen ſeyd Ihr?" rief nach damaliger Sitte ein Lanzner den Kommenden an.

„Für den König und Frankreich!" entgegnete der junge Schweizer, und die Partiſane ſenkte ſich.

Da das Aeußere des Jünglings im Laufe des Tages in ſofern ein etwas verändertes Anſehen gewonnen hatte, als die ſolchen Anſtoß gebenden ſchwarzen Aermel und der mächtige Korbdegen verſchwunden waren, auch Arnold in dem weißſeidenen, mit ſchwarzem Sammt gezierten Wamms, und dem befiederten Barret, ſich, bei ſeiner ſchönen ſchlanken Statur, recht ſtattlich ausnahm, ſo bemerkte er, zu ſeinem Vergnügen, an keinem der Wachehaltenden mehr das frühere ſpöttiſche Lachen, vielmehr gab ſich ein junger Ritter große Mühe, dem „Meſſire Arnold an der Alten," wie er ſich ausdrückte, den Weg zu dem nördlichen Eckthurme, in welchem der Ritter Abyberg wohnte, aufs Beſte zu beſchreiben. Leider war die Weiſung unſerm jungen Bekannten nur von ſehr geringem Nutzen, denn, trotz dem, daß er bei Tage ſchon den Thurm, jedoch von einer andern Seite her, betreten hatte, war er kaum ein halbes Dutzend Treppen auf- und abgeſtiegen, eine Anzahl Gänge hin- und hergewandelt, als er weder aus noch ein wußte, und ſich endlich, nach der Todtenſtille umher zu urtheilen, in einem gänzlich unbewohnten Theil des Schloſſes befand. — Lange ging er verſchiedene Korridore auf und ab. Er huſtete und nießte vor mehreren Thüren, in der Meinung, daß doch endlich ein lebendes Weſen erſcheinen müſſe; Alles vergebens. Zurückgehen, ſich von der Wache einen Begleiter erbitten — ſo ſagte er ſich — dies war unmöglich. Wie würden die Spasvögel gelacht, geſpottet, und, wenn nicht von der Elſter, doch von, Gott weiß welchem Thiere, von Neuem zu ſprechen angehoben haben. Durch Zufall blickte Arnold aus einem Fenſter. Der Mondſchein beſtrahlte mit ſeiner Helle einen mächtigen Thurm, und ein ſchwaches Licht ſchimmerte aus den Fenſtern des letztern.

„Das kann der rechte ſeyn!“ ſagte Arnold ſeufzend. — „Zwar liegt er eher weſtlich als nördlich, aber ich kann mich wohl täuſchen, auch iſt's am Beſten, ich gehe den Korridor entlang darauf los, denn öffne ich eine dieſer Thüren rechts oder links, wer ſteht mir dafür, daß wieder ein Frauenzimmer ins Bette, oder aus demſelben ſteigt, und daß es, bei ſo verdächtiger Zeit, noch dreimal gröber iſt, als das von heute früh?"

So weiſe der gute Ritter auch argumentirt zu haben glaubte, ſo bedachte er in ſeiner Aengſtlichkeit doch nicht, daß die Fährlichkeit, der er zu entgehen trachtete, ihm in einem Thurmzimmer, am Ende eben ſo gut wie anderswo, zuſtoßen konnte, indeß hatte es das Schickſal allerdings diesmal anders über ihn verhangen. Arnold ging alſo bis an das Ende des Korridors, aber jetzt befand er ſich vor einer verſchloſſenen Gitterthür. Er huſtete hier von Neuem, er nießte, er räuſperte ſich; Alles umſonſt.

„Am Ende iſt die Thüre gar nicht verſchloſſen!" ſagte er, und that einen Ruck, der aber, wie es ſchien, mehr für die maſſiven Eichenthüren in ſeiner väterlichen Burg, wie für die Gitter in Königsſchlöſſern, berechnet war, denn — es kurz zu ſagen — Schloß und Schlüſſel lagen beim erſten Anſatz vor ſeinen Füßen.

„Verdammt, das iſt dumm!" rief der Jüngling, im erſten Augenblicke ein wenig erſchrocken. —

„Aber warum verſchließen ſie auch die Thüren? — In Burg Firnſtein iſt kein anderes Schloß, als das am Burgthore, und es ſtiehlt Niemand etwas. — Dummes Zeug mit dem Verſchließen!"

Somit ging Arnold nach dem Hintergrunde. Hier traf er wieder auf eine Thür. Er klinkte, ſie ging auf.

Kaum hatte der Jüngling einen Blick in das geöffnete Gemach gethan, als er erſchrocken umkehren wollte, aber bedenkend, daß ſich dieſes am Ende nicht ſchicken dürfte, faßte er ein Herz und trat ein. Ein ſonderbarer Anblick erwartete ihn hier, ein Anblick, wie ihm ſolcher noch nirgends vorgekommen. Er befand ſich in einem großen zirkelrunden Gemache, das mit ſonderbaren fantaſtiſchen Schnörkeln verziert war, und in welchem eine Menge ihm unbekannter Geſtelle, Maſchinen, Schränke, Geräthe aller Art, umherſtanden. Zwar waren einige ihm ganz entſetzlich vorkommende Gegenſtände, zum Beiſpiel, eine an der Decke aufgehängte rieſige Schlange, ein Krokodil, ja — o Graus! — ſogar ein ausgeſtopfter Mohr, ſo ſchwarz, wie ſolcher nur je aus Afrika herüberkam, im Zimmer, aber alles dieſes verſchwand vor den Blicken Arnolds. Seine Aufmerkſamkeit feſſelte etwas ganz Anderes. In ſieben rings umher angebrachten Mauerniſchen ſaßen, auf eben ſo viel ſchön vergoldeten Thronen, ſieben Königsbilder männlichen und weiblichen Geſchlechts, mit Kronen auf den Häuptern. — Im erſten Augenblicke meinte Arnold, daß die Geſtalten beſeelt wären, er glaubte frevelhafter Weiſe in das Audienzzimmer des Königs gedrungen zu ſeyn, und vermuthete nichts weniger, als Heinrich dem dritten und allen Mitgliedern des königlichen Hauſes gegenüber zu ſtehen. Schon hatte er eine tiefe Verbeugung gemacht, er hatte das Barret abgenommen, und wollte ſich eben auf ein Knie niederlaſſen, und ſeine Entſchuldigung vorbringen, als er bemerkte, daß die Figuren kein Glied bewegten. Sie ſtarr betrachtend trat er dann etwas näher.

„Sonderbar!“ ſagte er, „Sie ſind von Holz oder Wachs, oder ſo etwas dergleichen! — Ja, ja! 's hat ſeine Richtigkeit! — Es ſind Heilige, und das hier iſt die Schloßkapelle; nur iſt's ſchnurrig, daß kein Altar drinn iſt. — Den da kenne ich!“ ſagte er, indem er einem Königsbilde von rieſigem Anſehen näher trat. „Es iſt der große Chriſtoffel.

Warum er aber nicht das Jeſuskindlein auf der Schulter ſitzen hat? — Die da kenn' ich auch!" — Er zeigte auf eine ſchöne, blaſſe Frau, mit einem Stern über dem Haupte. — „Es iſt die heilige Jungfrau! man merkt's gleich an dem Kindlein, das ſich im Bogenſchießen übt. — Aber nein!" ſetzte er etwas erſchrocken hinzu. „Am Ende ſind es dennoch keine Heiligen! Der blaſſe Mann dort macht ein grimmig Geſicht, und hat ein Kind in der Hand, welches er, wie es den Anſchein hat, aufſpeiſen will. — Ich kenne keinen Heiligen, der ein Menſchenfreſſer geweſen wäre. — Am Ende bin ich in die Hofapotheke gerathen! — Ja, ſo wirds auch ſeyn! — Denn bedenke ich hier die Geräthſchaften, die Flaſchen, die ausgeſtopfte Schlange, und den Mohren, ſo iſt es faſt wie in der Apotheke zu Bern, wo ſie auch dergleichen Dinge haben. — Aber ſchau! Was iſt denn das?" ſetzte er hinzu, als er zu einem Seitentiſche trat. — „Eine Wachspuppe, nackt, blos in einen Königsmantel gehüllt, und eine goldene Krone auf dem Haupte. Sie liegt auf einem Sammtkiſſen. Und — Ei potz Tauſend, das iſt ſeltſam! — im Herzen und in jedem Arme, und in Händen und in Füßen ſtecken goldne Nadeln! — Nun ſoll mir aber Jemand ſagen" — — —

In dieſem Augenblicke tönte draußen auf dem Korridor eine ſcheltende Weiberſtimme. „Wahrhaftig, Pere Jacques," rief ſie, „das iſt ſehr unvorſichtig von Euch, die Thüre offen zu laſſen! — Und Ihr, bretagniſche Schlingel! Ihr ſeyd zu ſpät auf Euren Poſten gezogen, ſonſt würdet Ihr wiſſen ob Jemand den Korridor betreten hat. **Tête de Dieu!** Bei der erſten Nachläſſigkeit laſſe ich Euch aufhängen, wie die Krammetsvögel; das verſpreche ich Euch."

„Herr Gott! Das Frauenzimmer iſt ja ganz toll und raſend, hier zu Lande!" ſagte Arnold erſchrocken zu ſich ſelbſt. „Am beſten, ich trete ein Bischen hinter den Rieſen mit der Königskrone, ſonſt wird noch die ſchönſte Schlägerei daraus. — Ach Gott! Wäre ich doch auf Burg Firnſtein, oder — wo der Pfeffer wächſt!" — — —

Kaum hatte Arnold ſo viel Zeit gehabt, ſich hinter den Rieſen mit der Königskrone, den er für den großen Chriſtoph gehalten hatte, und der Niemand anders als der Planet Mars war, zu bergen, als zwei Perſonen ins Zimmer traten. Die eine derſelben war ein ſiebenzigjähriger Greis, mit kahlem Scheitel und, weißem Barte, in einen dunkelſeidenen Talar gekleidet, die andere eine Frau über die Mitte des Lebens hinaus, doch noch ſichtbare Spuren ehemaliger großer Schönheit tragend. Die Dame hatte eine königliche Haltung und einen gebieteriſchen Anſtand, ihre Züge aber waren ein Gemiſch von Härte, Stolz und Liſt.

„Nun Père Jacques," ſagte ſie, indem ſie ſich wie erſchöpft in einen Seſſel niederließ, „blickt nach dem Himmel, und dann ſagt mir, ob Ihr heute endlich mit Glück zu operiren hoffen könnt."

Der Alte ſtieg mühſam eine, von einem Vorhange verdeckte, Wendeltreppe hinan, und erſt nach Verlauf einiger Minuten, während deſſen die Dame mit untergeſtütztem Arme, wie in tiefem Nachdenken geſeſſen, kam er von der Platteform des Thurmes, denn dahin konnte jene Treppe nur führen, wieder herab.

„Nun wie iſts?" fragte die Dame, plötzlich emporfahrend.

„Mars unſichtbar, jedoch Venus leuchtend im Hauſe des Lebens, Saturnus kaum zu erblicken, und in cadente domo!" erwiederte mit tiefer, aber ſchwacher Stimme, der Alte.

„Dacht ich's doch!" rief mit halbgepreßten Lippen, und indem ſie mit der weißen Hand grimmig auf die Armlehne des Seſſels ſchlug, die Dame. „Es bleibt einmal wie das andere! — Dieſem Menſchen kann weder Himmel noch Hölle etwas anhaben."

„An der Wiſſenſchaft der weißen Magie möchte ich, in Bezug auf ihn, faſt ſelbſt verzweifeln!" ſprach der Alte. „Wie wär's auch möglich ihm beizukommen, dem Planetengünſtling? Mars und Venus in ſteter Wechſelwirkung ſchirmen ſein verdammliches Haupt, ſie wirken erdwärts auf ihn herab, in immer erneuter Stärke. — Nur mit Hülfe der Untern, iſt hier zu operiren."

„Wenn Ihr keinen beſſern Troſt habt, ſo ſeyd Ihr ein elender Tröſter!" rief heftig die Dame. — „Dort liegt ſein Bild. Schon die zwanzigſte Nadel durchbohrt es, und Er, — Er, den ich haſſe wie den Geiſt des Abgrundes, blüht in Kraft und Fülle der Geſundheit."

„Dennoch bleibt es das einzige Mittel, wenn Ihr nicht äußere Dinge“ —

„Ihr meint Gift oder Dolch?“ ſagte die Dame im vorigen Tone. „Der Satan iſt mit dem Ketzer im Bunde, er hätte ſonſt beiden längſt ſchon nicht entgehen können. — Geht, Père Jacques, Ihr ſeyd ein leidiger Tröſter.“

„Dennoch hoffe ich manches von einem achten Verſuche!“ erwiederte der Greis. „In zwei Minuten vierzehn Secunden tritt Venus außer den Gränzen ſeines Hauſes. Sieben Nadeln, auf die Euch bekannte Weiſe zubereitet, ſollen ſein Herz zugleich durchbohren.“

Die Dame verſank wieder in ihr Nachdenken. Der Alte zündete die Kohlen eines Rauchfaſſes an, er warf irgend eine ſüßlich, aber unangenehm riechende Specerei darauf, und ein weißgelblicher Qualm erfüllte den Saal. Jetzt ſah der Greis nach einer Sanduhr, er ſchien zu zählen, dann eilte er raſch zu dem auf dem Kiſſen liegenden Königsbilde, er ſchlug den Mantel auseinander, und ſchien ſich etwas um die Puppe zu thun zu machen.

„Gehet noch einmal hinauf!“ ſprach jetzt die

Dame nach der Treppe zeigend. „Gehet, und betrachtet die Konſtellation. Wir wollen ſie aufnotiren.“

Der Alte verſchwand, und kehrte erſt nach einigen Minuten langſam zurück.

„Es iſt nicht möglich zu obſerviren!“ ſagte er mit zögernder Stimme. „Der halbe Horizont iſt mit Wolken bedeckt, aber Mars ſtrahlt wie ein feuriges Meteor hindurch.“

„Ha Tückiſcher!“ rief jetzt die Dame, indem ſie erzürnt aufſprang, und die Fauſt ballend auf das Rieſenbild zueilte, hinter dem Arnold verborgen war. — „Was hindert mich, daß ich Dich nicht mit Fußtritten von Deinem Throne ſtürze? — Willſt Du mir ewig feindlich bleiben?“

Der ſüßliche, ätzende Geruch des Rauches hatte ſchon längere Zeit auf die Geruchsnerven Arnolds höchſt empfindlich gewirkt, indeſſen hatte er bis dahin jede Regung zum Nieſen auf's Entſchiedenſte bekämpft, jetzt indeß, durch die Nähe der Dame gewaltig geängſtigt, vergaß er jede längere Unterdrückung dieſer Regung, und kaum hatte die Dame das letzte Wort geſprochen, als Arnold in ein Nießen ausbrach, daß das Zimmer davon erſchallte.

Mit einem lauten Schreckensausruf ſprang die Fremde zurück, und auch der Alte ſah ſich angſtvoll nach der Thüre um, als Arnold mit einer halb ängſtlichen, halb beſchämten, im Ganzen aber höchſt komiſchen Miene hinter dem Bilde hervortrat. — Jetzt ſchien die Dame neuen Muth zu faſſen.

„Wer biſt Du Elender, Unverſchämter?“ ſchrie ſie in höchſter Wuth. — „Père Jacques, holt die Wachen! — Doch nein! Wartet noch ein wenig. — Rede, Du Böſewicht, oder beſſer Du Tollhäusler! — Wo kommſt Du her? — Nun! — Sollen Dir die Hellebarden meiner Wache die Zunge löſen?“

„Hört einmal Dame!“ erwiederte Arnold ziemlich ruhig. „Ihr werft da mit Redensarten um Euch, die, wenn Ihr ein Mann wäret, Ihr wieder einſchlucken ſolltet, oder ich wollte Euch zehn Zoll vom beſten geſchliffenen Stahl zu koſten geben, aber weil Ihr ein Weib ſeyd, ſo achte ich Euere Rede für lauter Wiſchi-Waſchi, und will mir darum kein graues Härlein wachſen laſſen. Eben ſo kümmert mich wenig, was Ihr von den Wachen ſagt, denn wenn nicht mehr als etwa drei oder vier Mann vor der Thüre ſtehen, ſo würde ich mit ihren Spieslein, die ſie Hellebarden nennen, mit Hülfe unſrer lieben Frau von Einſidlen, bald fertig werden. Wenn Ihr indeſſen um Auskunft fragt, wer ich ſey, und was meines Gewerbes iſt, ſo kann Euch dies Niemand verdenken, und ſo ſollt Ihr wiſſen, ich bin ein ritterlicher Schweizer, heiße Arnold an der Halden, und komme her, dem Könige meine Dienſte anzubieten. Wenn ich aber hier in Eure Apotheke, oder was es ſonſt iſt, gedrungen bin, ſo iſt es ein pures Verſehen, ſintemal ich meinen Oheim Abyberg aufſuchen wollte, und ich verſtehe von allen den Dingen, die ich hier gehört und geſehen habe, ſo wenig wie eine Kuh von den Verhandlungen des großen und kleinen Raths zu Uri."

„Kannſt Du mir auf Dein ritterliches Wort verſichern, daß Du von Allem was Du hier geſehen und gehört, nichts begriffen?" fragte die Dame, Arnold ſcharf fixirend.

„Freilich kann ich es!" rief der Jüngling. „Wo Henker ſoll ich die Kunde von dem Krimskrams her haben? — Aber nein! — Da hätte ich bald eine Lüge geſagt! — Eins habe ich verſtanden, und wie ich denke beſſer als Ihr und der alte Menſch da.“

„Alſo doch!“ rief die Fremde mit funkelndem Blicke. „Rede deutlich, oder Dein Kopf ſteckt in einer Stunde über dem Thor des Pallaſtes.“

„Ei zum Henker, Ihr habt eine hitzige Leber!“ erwiederte der Jüngling. — „Der alte Mann dort ſprach von der Venus und ihrem leuchtenden Hauſe. Das iſt aber nur eitel dummes Zeug, denn es iſt weltbekannt, daß ſie mit einem Hofſtaat hübſcher Mädchen in einem Berge wohnt, in welchen ſich Ritter Tannhäuſer einſt verlocken laſſen, woran er, meines Erachtens nach, ſehr unvorſichtig gehandelt hat.“

So wie Arnold ſeine Rede, auf deren Inhalt er ſich nicht wenig zu Gute zu thun ſchien, geendet hatte, ſah die Dame den Ritter an, als ob ſie ihn durch und durch blicken wollte, ſie ſprach in einer fremden Mundart einige Worte zu dem Greiſe, und als dieſer mit Kopfnicken geantwortet hatte, wandelte ſich ihre zornige Miene in die der größten Freundlichkeit.

„Mein lieber junger Mann,“ ſagte ſie, „Eure Freimüthigkeit gefällt mir ganz ausnehmend. Begleitet mich deshalb ein wenig nach meinen Zimmern, wo ich noch ein Weilchen mit Euch zu plaudern gedenke. Bei Eurem Oheim will ich Euch ſchon deshalb entſchuldigen, und Letzterer würde, auf Euer Befragen, Euch morgen gewiß verſichern, daß ich Euch bei dem Könige von größerem Nutzen ſeyn kann, wie er ſelbſt.“

Die Freundlichkeit, mit der die Fremde dieſe Worte ſprach, ganz beſonders aber der Schluß ihrer Rede, machte einen ſolchen Eindruck auf Arnold, daß er mit Freuden erklärte, wie er bereit ſey, der verehrten Dame überall hin zu folgen, und ihr endlich, mit etwas linkiſcher Galanterie, beim Abgange den Arm bot. Zwar ſchien dieſelbe ſich einen Augenblick zu beſinnen, indeß nahm ſie endlich den dargebotenen an, nur wollte es unſerm Bekannten etwas ſonderbar bedünken, daß die Dame blos die Hand auf ſeinen Unterarm legte, eine Geleitsart, die ihm bis dahin noch nirgends vorgekommen war.

So wie der Jüngling mit der Dame das Gemach verlaſſen hatte, und der Weg vor den beiden

Schildwachen vorbei führte, — ein Umſtand, der ſich auf den weiten Gängen und Korridoren noch oft wiederholte — ſalutirten die Wächter, indem ſie die Hellebarden zur Erde ſenkten; eine Höflichkeit, die den jungen Mann nicht wenig frappirte, da bis dahin — die Spasvögel von geſtern ausgenommen — Niemand von ihm Notiz genommen hatte, aber wie groß war erſt ſein Erſtaunen, als er mit ſeiner Begleiterin eine Halle durchſchritt, welche mit mehr denn zwanzig Rittern angefüllt war, und die ſich Alle — der, der von der Elſter geſprochen hatte, war auch dabei — faſt bis zur Erde verneigten.

„Es iſt doch hübſch bei Hofe!“ dachte Arnold, indem er die ſo höflichen Ritter durch Zunicken auf's freundlichſte grüßte. „Was das Alles für liebe Menſchen ſind! — Anfangs mag es wohl ſchwer ſeyn, ſich zurecht zu finden — das dumme Gerede wegen meinem Anzuge beweißt es, und auch die Dame that vorhin häßlich genug — wenn man aber einmal bekannt iſt, dann wiſſen die Hofleute Einen auch zu ſchätzen.“ —

Unter ſolchen Gedanken, war Arnold mit ſeiner

Begleiterin durch eine Reihe Zimmer gewandelt, von denen eins immer ſchöner wie das andere war. Die herrlichen Tapeten, die Teppiche, die vergoldeten Meubles, Alles erſchien unſerm Bekannten neu und reizend. Er glaubte ſich in einem Zauberpallaſte. Doch das Allerbeſte ſollte nachkommen. — Eben war man wieder ein weites Zimmer durchſchritten. Zwei blondgelockte, prächtig gekleidete Pagen öffneten ein anderes.

„Wir ſind zur Stelle!“ rief die Dame, und trat am Arme ihres Begleiters ein.

Wer beſchreibt das Erſtaunen des Letztern über den Anblick, der ihn hier erwartete! — Nicht die Pracht des Goldes, der Seide, der köſtlichen venetianiſchen Spiegel war es, was den jungen Schweizer blendete, nein, ſechs junge Mädchen, ſo ſchön, wie ſich ſolche nur die Phantaſie eines jungen zwanzigjährigen Mannes ausmalen kann, befanden ſich, auf das reizendſte gekleidet, in dem Gemache. Was das Ganze dem jungen Manne um ſo zauberiſcher erſcheinen ließ, war, daß die reizenden Geſchöpfe auf eine Art geſchmückt erſchienen, die ihm bis dahin noch nicht vorgekommen war. Ihre Gewänder umſchloſſen ſo maleriſch, ſo nett, ſo verführeriſch den blühenden Leib, daß keiner ihrer natürlichen Reize dadurch verloren ging, vielmehr jeder noch aufs Aeußerſte gehoben wurde. — War es Zufall, war es ein Zauber, Arnold wußte es nicht, aber höchſt ſonderbar kam es ihm vor, daß zwei der ſechs anweſenden Schönen blond, zwei braun, zwei brünett, und alle ſechs ziemlich gleichförmig, jedoch mit Rückſichtnahme auf die Verſchiedenheit des Haares und der Hautfarbe, verſchiedenfarbig gekleidet waren.

Kaum war die Begleiterin Arnolds an deſſen Arme ins Zimmer getreten, als die ſechs Schönen mit Enthuſiasmus auf die Dame zueilten, und den Saum ihres Kleides an ihre Lippen drückten.

„Guten Abend, Kinderchen!“ rief die Dame freundlich. „Nun, Ihr habt mich wohl längſt erwartet? Beſonders Du, Du wilde Alir, oder Du, meine geſchäftige Margot? — Ja, ich bin lange geblieben; aber dafür bringe ich Euch auch einen jungen Herrn mit, einen edlen Schweizerritter. — Nehmt aber Eure Herzchen in Acht, Kinderchen; Ihr werdet es nöthig haben. Vor Allen Du, Iſabelle!“ — Sie richtete ihre Rede an eine ſchwarzgelockte, ſchöngeaugte Sylphide, die ſich ſchnell hinter ihre Geſpielinnen verſteckte — „Du haſt es nöthig, vorſichtig zu ſeyn; die blonden Männer waren Dir immer gefährlich. — Ich werde Dir," ſchloß ſie ſcherzend, „meine ſanfte Fredegunde zur Aufſeherin ſetzen müſſen. Die kleine blonde Burgunderin wird den Ritter nicht aus den Augen laſſen, wäre es auch nur aus einer kleinen Eiferſucht."

Arnold wußte gar nicht, wie ihm geſchah. — War das die Frau, die noch vor einer halben Stunde ſeinen Kopf über dem Thor aufſtecken laſſen wollte? — Träumte er? — War er wahnſinnig geworden?

„Nun mein junger Freund," ſagte ſie endlich, indem ſie ſich auf ein Ruhebett niederließ, und ihn mitten im Kreiſe der Mädchen ſich niederzulaſſen nöthigte, „Ihr ſprecht kein Wort! — Gefällt es Euch nicht in meiner freundlichen Wohnung? — Wo denkt Ihr, daß Ihr Euch befindet?"

„Madame!" erwiederte Arnold leuchtenden Auges. „Ihr mögt wohl vorhin recht gelacht haben, als ich des Tannhäuſers, der in einen Berg geführt worden, erwähnte; denn jetzt ſehe ich deutlich ein, Frau Venus wohnt nicht in einem dunklen Felſenloche, ſondern, wie der alte knickbeinige Mann ſehr richtig bemerkte, in einem leuchtenden herrlichen Hauſe."

„Ei ſeht einmal! — Wie galant! — Kennt man in Euren Bergen auch den Honigſeim der Schmeichelei?" rief lächelnd die Herrin des Gemachs.

„Hier iſt nichts Geſchmeicheltes!" entgegnete Arnold treuherzig lachend. „Ich wette darauf, daß Frau Venus bei ihrem Hofſtaat nichts Aehnliches aufzuweiſen hat, vielweniger Etwas, das dieſe jungen Damen hier in Schatten ſtellt, und Ihr, Madame — bei Sanct Arnulph! — Ihr müßt vor zwanzig Jahren ebenfalls wunderhübſch geweſen ſeyn."

Die Herrin der Wohnung lächelte wohlgefällig über das ſo offene Bekenntniß des jungen Schweizers, und fuhr fragend fort:

„Da Ihr denn geſtehet," ſagte ſie, „daß meine jungen Schützlinge Euren Beifall haben, nun ſo gebt noch einen größern Beweis Eurer Offenheit, und ſagt uns gerade heraus, welche von Allen Euch am Beſten gefällt."

Die Mädchen kicherten, und ziſchelten verſtohlen.

„Meiner Treu, Madame, Ihr thut da eine verdammt kitzliche Frage!" erwiederte Arnold, jedoch wenig verlegen im Kreiſe der Schönen umherſchauend. — „Erlaubt mir indeß ein Gleichniß. — Mein Oheim Wattenwyl ſtattete mich bei meiner Abreiſe mit ein paar herrlichen Streitroſſen aus; das eine ein ſtattlicher Frieſe, groß, ſchlank von Schenkeln, iſt ein prächtiger Rappe, das zweite ein Apfelſchimmel, nicht ſo hoch, aber ſchön gemähnt und feurig wie der Blitzſtrahl, iſt arabiſcher Abkunft. Beide Roſſe ſind ein paar liebe Thiere, und ich bin ſtolz auf ihren Beſitz. Nun ſeht, Madame! Wenn ich am Tage des Kampfes gerade auf dem Rappen ſäße, ſo wüßte ich nicht, was mich veranlaſſen ſollte, abzuſteigen, um mich des Schimmels zu bedienen, und hinwieder, wenn ich den Schimmel ritte, würde es mir nicht einfallen, dieſen zu verwerfen, um den Rappen zu wählen."

Der gute Ritter hatte unſtreitig gemeint, etwas ſehr Geiſtreiches geſagt zu haben, er blickte im Kreiſe umher, aber es kam ihm doch etwas bedenklich vor, daß die Mädchen hinter den vorgehaltenen Händen ſehr lebhaft kicherten, und auch die Dame lachte überlaut.

„Ihr ſeyd recht originell!" rief ſie endlich, als ſie etwas zu Athem kam. „Euer Gleichniß hat wenigſtens den Reiz der Neuheit, und ich liebe das Neue. — Sagt mir indeß, wenn Ihr gezwungen würdet, Euch zu entſcheiden, welche von den hübſchen Kindern Euch am Beſten gefällt; welche würdet Ihr wählen?"

„Dieſe dort!" antwortete der Ritter mit einer Dreiſtigkeit, die er ſich hinterher ſelbſt nicht erklären konnte, und indem er auf die früher erwähnte reizende Brünette zeigte. — „Da ſie, wie Ihr ſagt, die blonden Männer vorzieht, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß ich mich für die dunkelhaarigen Mädchen erkläre."

„Ei ſeht doch! — Wie keck!" — rief ſcherzend die Dame. „Nun, Ihr habt keinen üblen Geſchmack! — Hundert junge Männer am Hofe theilen Eure Meinung, aber Iſabella iſt ſpröde. — Bei Alle dem! — Wer weiß — wer weiß! Ihr ſeyd ein Fremder, und die Franzöſinnen lieben das Fremde. — Indeß, genug des Scherzes! — Geht, Kinderchen!" dies ſagte ſie zu den Damen — „Ich habe mit dem Ritter etwas Ernſtes zu beſprechen."

„Ritter Arnold!" fuhr die Dame fort, als Beide allein waren, und ihr Geſicht nahm auf einmal einen ganz andern Ausdruck an. „Ihr ſucht alſo

Dienſt beim Könige? — Nun wohl! Ihr gefallt mir. Ihr ſollt Dienſte haben, und ich werde Euer Glück machen."

„Madame!" rief der junge Mann hoch überraſcht. „Dieſe Gnade — dieſe Huld" — —

„Nichts davon!" ſagte kalt und ernſt die Vorige. „Glaubt indeß nicht, daß ich jedem jungen Manne, der aus der Fremde hierherkommt, ſo ohne weiteres, meine Protection verſpreche. Daß ich bei Euch eine Ausnahme mache, geſchieht — weil ich es ſo will. Haltet es für eine Weibergrille, eine Laune, oder beſſer, denkt gar nicht darüber nach. — Mit einem Worte, Ihr werdet angeſtellt, und wenn Ihr binnen Jahresfriſt durch kühne That, wozu Ihr ſogleich Gelegenheit finden ſollet, bewieſen habt, daß Ihr der Gunſt des Königs und der meinigen werth ſeyd, ſo habt Ihr eine Commandantſchaft, die jährlich zehntauſend Livres Tournois einbringt."

„Madame!" rief Arnold vor Entzücken außer ſich. „Wie ſoll ich" —

Die Dame legte einen Finger, zum Zeichen des Schweigens, auf den Mund.

„Nichts ſollt Ihr, als das, was ich Euch ſage!"

und es lag etwas Hartes, Befehlendes in dem Tone. — „Zwei Dinge habt Ihr vor Allem zu beobachten. Euer Glück iſt gemacht, wenn Ihr ſie ſorgfältig befolgt, unglücklich ſeyd Ihr, wenn Ihr nur eines Haares Breite davon abweicht. — Das Erſte iſt, daß Ihr keinem Menſchen Etwas von unſerer Unterredung mittheilt, ja alle Nebendinge dergeſtalt zu vergeſſen ſucht, daß Ihr Euch nicht einmal um meine Perſon, meinen Namen, erkundigt. Das Zweite, daß Ihr das, was Euch der König als Euern Probedienſt anbefehlen wird, unbedingt, und ohne darüber nachzugrübeln oder zu fragen, vollziehet.“

„Beides will ich als die heiligſte Pflicht anſehen!“ rief feurig der junge Ritter.

„Wohlan!“ ſagte die Dame, und ihr Auge ruhete mit Zufriedenheit auf Arnold. „Ihr könnet Euch — ich nehme die Verantwortung auf mich — in dieſem Augenblicke bereits als in des Königs Dienſt betrachten. Stellt Euch deshalb morgen früh 9 Uhr in der Antichambre des Königs ein. Ihr ſprecht dort mit Niemand ohne die dringendſte Veranlaſſung. Es wird ſodann Jemand zu Euch treten, und ſagen: „Es iſt ſchönes Wetter heute!“ — Ihr antwortet ihm:

„Der Wind ſtreicht über die Loire!“ — Der Mann verläßt ſodann das Zimmer, und Ihr folgt ihm, wohin er Euch führen wird. — Wahrſcheinlich,“ fuhr die Dame in tiefem Nachdenken fort, „werdet Ihr ſelbſt das Antlitz des Königs ſchauen, und aus ſeinem Munde Euren Auftrag hören. Dieſer Auftrag wird zu einer Reiſe lauten, und dort, wohin man Euch ſenden wird, wird es ſich zeigen, ob Ihr die Gnade des Königs und mein Wohlwollen verdient, indem Ihr zu einer großen That, zu einer That, wovon das Wohl und Wehe Frankreichs abhängt, erleſen ſeyd. Glückt Euch die That, die man von Euch verlangt, ſo eilet von dem Schauplatze derſelben ſogleich nach dem alten Schloſſe von Pleſſis bei Tours. Wenn Ihr Euch dort meldet, ſo nennet nicht Euren Namen, ſondern ſagt dem Commandanten blos, Ihr wäret ein „Getreuer Katharinens“ und erwartet das Weitere. In weniger als einem Tage und Nacht bin ich dann ſelbſt in Pleſſis, und mich begleitet — Iſabella.“

„Ihr ſollt keinen Unwürdigen Euch verflichtet haben, Madame!“ rief Arnold entzückt. „Möge der König mir das Schwerſte auferlegen, es ſoll ausgeführt werden, wenn guter Wille, ein ſtarker Arm und ein gutes Schwert dazu hinreichen."

„Das iſt der Fall!" rief mit feſtem Tone die Dame. „Mit dem, was Ihr nanntet, wird die That vollführt. — Dem Manne, der dieſe Eigenſchaften beſitzt, iſt in unſerm Frankreich nichts unerreichbar. — Geht jetzt! — Zeigt, was Ihr vermögt! — Euer Glück und Euer Unglück liegt in Eurer eignen Hand." —

Mit einer wohlwollenden Miene reichte die Dame jetzt ihre Hand dem jungen Manne zum Kuſſe dar. Heftig drückte Arnold dieſe an die Lippen, und eilte ſodann, von einem Pagen durch eine Reihe Zimmer, die Treppe hinab nach einer Seitenthür, die in den äußern Schloßhof führte, geleitet, nach ſeiner beſcheidenen Wohnung.

Den größten Theil der Nacht brachte der junge Mann in ſeinem Zimmer auf und abwandelnd zu. Die Vorgänge des heutigen Tages waren inhaltreicher als ſein ganzes voriges Leben geweſen. Wie lächelte er über ſich ſelbſt, daß er vor wenigen Stunden noch an die Rückreiſe nach der Heimath hatte denken können. Wie ſchaal, wie einförmig erſchien ihm jetzt ſein Leben auf Burg Firnſtein. Dort nichts als das einförmige Leben des Landmanns, des Senners, kaum dann und wann durch eine Landesverſammlung, durch das Vergnügen der Jagd, ein wenig aufgeregt; hier ein glänzender Hof, die Ausſicht auf Thaten, auf Ehren, und — denn dies hatte ja die Dame deutlich durchſchimmern laſſen — auf den Beſitz Iſabellens. — Eine ungewiſſe Helle zuckte ſchon auf den Wellen der Loire, als Arnold erſt ſein Lager einnahm.

Kaum war die Sonne im Oſten emporgeſtiegen, als Arnold den Oheim Abyberg aufſuchte. Er entſchuldigte ſich bei dem grämlichen Alten, daß er geſtern durch dies und das verhindert worden, ſich einzufinden, um die ihm zugedachten guten Lehren in Empfang zu nehmen, und er ſeufzte tief auf, als er ſich überzeugte, daß er, was die Menge derſelben anbelangte, durch den unfreiwilligen Verzug nicht zu kurz gekommen ſey. Eingedenk dem Verſprechen, welches er der Dame gegeben hatte, verſchwieg er dem Oheim alle ihm zugeſtoßenen Abentheuer, und lächelte nur, als Letzterer ſagte, daß er ſich bemühen wolle, ihm im Laufe einiger Wochen eine Audienz bei dem Könige zu verſchaffen, um, was übrigens ungemein ſchwierig ſey, eine Anſtellung bei Hofe oder im Heere zu erlangen. — Kaum nahete ſich die neunte Stunde, als der Jüngling, ſo gut es immer angehen wollte, ſich von dem Oheim loszumachen ſuchte und nach den Zimmern des Königs eilte. Nachdem er viele Säle und Gemächer, in denen ſich Pagen, Lakayen und andere Hofleute herumtrieben, durchwandelt hatte, kam er endlich in ein nicht allzugroßes Gemach, in welchem mehrere Ritter und Höflinge höhern Ranges verſammelt waren. Getreu den Inſtructionen, die er von der Dame empfangen, miſchte Arnold ſich ſo unbemerkt wie möglich unter die Anweſenden, doch konnte er nicht verhindern, daß einige Hofleute, die er, als er am Arme der Fremden vorige Nacht die weiten Gänge des Schloſſes durchſchritt, geſehen zu haben ſich erinnerte, nach und nach zu ihm traten, und ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchten. Der junge Mann richtete, der empfangenen Weiſung gemäß, ſeine Reden ſo vorſichtig wie möglich ein und die Unterhaltung gerieth ſchon in Stocken, als ein Mann ins Zimmer trat, in dem er, wiewohl jener eine veränderte Kleidung trug, den greiſen Gefährten der Dame in voriger Nacht erkannte.

Da dem Alten von allen den Anweſenden eine beſondere Aufmerkſamkeit gezollt wurde, obgleich derſelbe eine ſehr demüthige Haltung beobachtete, ſo glaubte Arnold, ſeine Neugierde befriedigen zu können, ohne gegen die empfangenen Vorſchriften zu ſündigen, wenn er ſich bei einem der Umſtehenden, Hinſichts des Alten, erkundigte.

„Verzeiht, Meſſire!“ ſagte er deshalb, ſo gleichgültig wie möglich ſcheinend, zu einem Nachbar. „Wer iſt der alte Herr in ſchwarzer Kleidung, der dort im Zimmer herumtrippelt, und ſo leiſe ſpricht?“

„Kennt Ihr ihn nicht?“ erwiederte der Gefragte verwundert. „Es iſt der Doctor Jacques la Barre, gewöhnlich Père Jacques, der Teufelsbanner, genannt. — Aber geht! — Geht! — Ihr wollt mich foppen! — Kamet Ihr nicht geſtern aus dem aſtronomiſchen Thurm, und zwar als Geleitsmann der“ —

„Es iſt ſchönes Wetter heute!“ ziſchelte es in dieſem Augenblicke zur Seite Arnolds. Raſch wendete ſich der Jüngling nach dem Sprechenden. Er erblickte Père Jacques an ſeiner Seite. — —

Zwar war Arnold ein wenig überraſcht, doch ein ſtechender Blick des kleinen grauen Auges brachte ihn zur Beſinnung, und er antwortete: „Das Wetter iſt ſchön genug, aber es ſtreicht der Wind über die Loire.“ —

Der Alte lächelte, verbeugte ſich, und trippelte weiter. Nach einer Weile ging er langſam zu einer Seitenthüre hinaus. In wenigen Secunden folgte ihm der junge Mann ſo unbemerkt wie möglich.

Es war ein langer halbdunkler Gang, in dem ſich Arnold nun befand. Der Greis ging ſchweigend vor ihm her, endlich ſtand Letzterer ſtill.

„Ihr werdet den König ſehen!“ ziſchelte er halb laut. „Sr. Gnaden ſind gewöhnt, bei jetziger Sommerhitze etwas leicht gekleidet umher zu wandeln, auch haben Sie ſonſt einige kleine Eigenheiten, die dem, welcher nicht von der tiefen Weisheit unſers Herrſchers durchdrungen iſt, etwas ſonderbar vorkommen dürften. Hütet Euch daher, junger Mann, durch irgend ein Wort, einen Blick, eine Miene, eine Ueberraſchung kund zu geben, thut vielmehr bei Allem, was Ihr ſehet, als ob Ihr es ſchon hundertmal geſehen hättet, und als ob es gar nicht anders ſeyn konnte. Auch werdet Ihr gut thun, ſo wenig wie möglich zu ſprechen, vor Allem aber um nichts zu fragen — verſteht Ihr? — denn das wäre gegen den Reſpect. Auch müßt Ihr Euch benehmen, als wäret Ihr bereits von Allem unterrichtet, was er Euch auftragen wird, und da" —

„Aber, werther Herr!" unterbrach Arnold etwas ängſtlich den Sprechenden. „Das wird wohl ein dummes Ende nehmen. Ich weiß ja nicht das Allergeringſte."

„Hättet Ihr mich ausreden laſſen, ſo wüßtet Ihr, ſo viel Euch Noth thut!" ſprach der Alte etwas barſch. „Ihr geht mit dieſem Briefe nach Courtenay in Bretagne, und dort erhaltet Ihr von dem Ritter Pierre Ducoudray ſo viel Auskunft, als Ihr braucht. — Ihr müßt wiſſen, mein lieber junger Mann," fuhr der Alte in einem ſanftern Tone fort, „daß die Großen dieſer Erde ſich lieber errathen laſſen, als ſich ausſprechen. Dazu kommt nun, daß Sr. Gnaden der König gewohnt iſt, ſich manchmal etwas zweideutig auszudrücken, ja es kommt wohl vor, daß er ſeine Meinung — wiewohl immer äußerſt weiſe — in kurzer Friſt zwei, dreimal ändert; Ihr könntet alſo leicht in irgend eine Verlegenheit gerathen, wenn Ihr Euch an eine Rede, an ein flüchtig geſprochenes Wort, und nicht an die Inſtruction hieltet, die Ihr an Ritter Ducoudray überbringet. Da man Euch alſo an Ort und Stelle reinen Wein einſchenken wird, ſo wäre es ganz überflüſſig, hierüber etwas zu verhandeln, was ſich dort von ſelbſt ergeben muß. — Aber genug! — Wir ſind zur Stelle."

Beide Wandelnden traten jetzt in ein Zimmer, aus dem man durch geöffnete Thüren in eine lange Reihe Gemächer blicken konnte. Père Jacques bedeutete den Ritter durch einen Wink der Hand, hier zu verweilen, ging leiſen Trittes in jene Zimmerreihe, und war in wenig Augenblicken wieder zurück.

„Ich verlaſſe Euch!" ſagte er eilig. „Ich erwarte Euch draußen auf dem Korridor. Der König wird gleich hier ſeyn. — Bei Eurem Leben! keine Uebereilung, kein unbedachter Blick, kein unvorſichtiges Wort! — Wer auch aus jenem Gemache treten mag, es ſind Seine königliche Gnaden! Keine Seele iſt ſonſt hier! — Ihr laßt Euch vor ihm auf ein Knie nieder, und erwartet ſeine Anrede. —

Nochmals, ſtoßt Euch nicht an ſeinen Anzug! — Er hat etwas eigenthümliche Gewohnheiten." —

„Dummes Geſchwätz!" ſagte Arnold zu ſich ſelbſt, als Jener das Zimmer verlaſſen hatte. „Was er nur will mit dem Gerede von der Kleidung? Er hält mich für ganz unerfahren. — Ja, wart' ein Bischen! — Ich habe zwar in meinem Leben keinen lebendigen König geſehen, aber dafür hatten wir genug gemalte auf Burg Firnſtein. Da war der König Herodes, die heil. drei Könige aus dem Morgenlande, Kaiſer Karl der Große, und der Chan von Katai, Summa zwei wilde und vier zahme, wenn man nämlich den Chan und den Mohren als wilde rechnet. Freilich waren ſie ſehr verſchiedenartig anzuſchauen, aber ein Hauptkennzeichen hatten ſie alle; es iſt die Krone, und ſelbſt der Chan hatte eine auf der Pudelmütze. Es bedarf alſo weiter nichts, als daß ich dem Herrn nach dem Kopfe ſehe, und mich um das Untertheil unbekümmert laſſe."

Der gute Ritter würde noch lange Zeit auf dieſe Weiſe über die Kennzeichen der Majeſtät philoſophirt haben, wenn nicht in dieſem Momente ſich in den innern Zimmern lautes Hundegebell und menſchliche

Fußtritte hätten hören laſſen. Den Eintritt des Königs erwartend, ließ ſich indeß der Ritter, der lieber etwas zu viel als zu wenig thun wollte, vorläufig auf ein Knie nieder — aber er ward faſt zur Salzſäule, bei dem ſonderbaren Anblicke, der ihn jetzt erwartete. —

Eine Figur, von der man nicht ſagen konnte, ob ſie eine männliche oder weibliche ſey, erſchien auf der Schwelle. Die Geſtalt trug nichts als ein Hemde von feiner Leinewand, das kaum bis an die Knie reichte, und die blos mit einer Art Pantoffeln bedeckten Füße faſt gänzlich bloß ließ, auf dem Leibe. Wunderbar ſtach von dieſer Bekleidung der Kopf der Figur ab. Es war nämlich das ziemlich lange Haar zu einer Art Kegel auffriſirt, und dieſer Haarputz mit einem goldglänzenden Puder überſtreut. Der auffallende Anblick dieſer Coiffure ward durch den Umſtand, daß das Geſicht der Figur auf beiden Backen und dem bartloſen Kinn dunkelroth, und faſt in zirkelrunden Flecken geſchminkt war, noch überraſchender, das Aergſte aber ſchien unſerm Ritter, daß die Geſtalt einen länglichen Korb, in welchem ſich ein Neſt blinder, unaufhörlich quikender junger Hunde befand, an einem ſeidenen Bande über den Nacken gehangen, vor der Bruſt trug *). Ein ſtruppiger Köter, wahrſcheinlich die Mutter der Kleinen, fuhr in dieſem Augenblicke heftig bellend auf den Ritter zu, und wollte ihn eben an der Kleidung zu zauſen anfangen, als die Figur mit heller Stimme zu rufen anfing."

„Heda, Mignonne!" ſchrie ſie. „Laß ab Du Teufelskröte! — Steht auf, Ritter, Wir erlauben es Euch! — He! Wirſt Du ihn laſſen! — Was man doch mit den Hunden für Noth hat!"

Arnold wußte kaum, wie ihm geſchah. Er blickte bald auf den Haarkegel, bald auf die bloßen Füße des ihm Gegenüberſtehenden. Letzterer reichte ihm indeß die Hand zum Kuſſe.

„Ihr ſeyd alſo der junge Schweizer, der Uns ſo überaus empfohlen worden?" ſagte der König — denn Arnold überzeugte ſich, wiewohl mit größtem Erſtaunen, daß es Niemand anders ſeyn konnte. „Wie ich höre, ſollt Ihr ein ganz beſonders ſcharfſinniger, und brauchbarer junger Mann ſeyn!"

---

*) Hiſtoriſch. Vide: Sully's Memoiren ꝛc.

„Gott weiß, wer ihm das geſagt haben mag! Der Herr wende Alles zum Beſten!“ ſeufzte Arnold.

„Man rühmt Euch als beſonders anſtellig in heimlichen Aufträgen! — Laß ihn Mignonne! — Das närriſche Thier denkt, Ihr wollt ihm die Jungen rauben. — Da nun wichtige Staatsgründe eine ſolche Sendung — Aber ſagt mir Ritter Alten — denn ſo heißt Ihr ja wohl — laßt man bei Euch den Fanghunden von dieſer Race die Ohren, oder ſchneidet man ſie ihnen ab?“

„Man dreht ſie ihnen ab, Ew. Gnaden zu dienen!“ erwiederte der Jüngling, ſich kaum etwas von ſeinem Erſtaunen erholend.

„Man dreht ſie ab!“ rief überraſcht der König. „Ei ſeht einmal! Das iſt eine komiſche Operation. — Wäre ich nicht ſo eben mit Staatsgeſchäften beſonders überhäuft, ſo müßtet Ihr mir auf dem Flecke eine Probe Eurer Geſchicklichkeit ablegen, indeß ſoll dies ſpäterhin unfehlbar geſchehen. — Ja! beinahe hätte ich vergeſſen weshalb Ihr hier ſeyd! — Ihr werdet alſo nach der Bretagne abgehen, und kennet Euern Auftrag?“

Arnold murmelte etwas von ſchriftlicher Inſtruction.

„Es iſt eine fatale Maasregel, zu der Wir ſo zu ſagen gezwungen ſind!“ ſagte der König, indem er im Zimmer auf und abging, und durch einen Wink der Hand Arnold befahl, ihn zu begleiten. „Ich wollte es gäbe einen andern Ausweg! — Pfui Mignonne! Man kann vor dem Hunde gar nicht zu Worte kommen. — Auch iſt es doch einmal mein Verwandter. — Was die Hunde quiken! — Und dann liebe ich auch die blutigen Maasregeln eben nicht. — Freilich behauptet die Königin, daß es kein anderes Mittel gebe, aber Blut bleibt doch immer Blut. — Hört einmal! Haben die Hunde viel auszuſtehen, wenn ihnen die Ohren abgedreht werden?“

„Das iſt keineswegs der Fall!“ entgegnete Arnold. „Es ſcheint nicht ſehr ſchmerzhaft, und hat vor dem Abſchneiden den Vortheil, daß der Stumpf nicht nachwächſt.“

„Ihr ſeyd ein ſehr erfahrner junger Mann!“ ſagte der König überaus gnädig. „Ich finde, daß man mir in Betreff Eurer keine Unwahrheit geſagt hat. — Indeß wieder auf Eure Sendung zu kommen! — Da der Euch bekannte Beſchluß, nun einmal aus gewichtigen Staatsgründen — wenigſtens behauptet dies die Königin — unumgänglich nothwendig geworden, ſo werdet Ihr gut thun, Euch gehörig darauf vorzubereiten, und da Euer Weg Euch bei der berühmten Abtei aux Prés vorbeiführt, ſo wird es angemeſſen ſeyn, wenn Ihr für den Ausgang Eures Vorhabens — das Ihr natürlich nicht anzugeben braucht — etwa ein Dutzend Meſſen leſen laſſet. Den Betrag" — er langte in den Hundekorb — „findet Ihr in dieſem Beutel, und ich denke, es wird noch etwas Erkleckliches übrig bleiben."

„Ew. Gnaden — dieſe Güte" — ſagte Arnold.

„Laßt! — Laßt!" rief der König. „Küßt mir nicht die Hand! Mignonne möchte Euch ſonſt wieder auf den Hals ſpringen. Und noch eins, junger Mann! Was einmal unumgänglich nöthig iſt, macht es auf eine geſchickte Weiſe ab. Er iſt doch einmal mein naher Verwandter, und ich habe eigentlich keinen beſondern Haß gegen ihn, aber freilich — was einmal ſeyn muß, das muß ſeyn, und die Königin ſagt, es ſey unvermeidlich. Auch könnt Ihr die Hälfte der Meſſen allenfalls gleich für ihn leſen laſſen; Ihr braucht ja ſeinen Namen nicht zu nennen, und auch nicht erſt zu erwähnen, daß er ein Ketzer geweſen ſey, und noch iſt. — Verſteht Ihr mich?"

Arnold verbeugte ſich tief. „Aber mich ſoll der Henker holen, wenn ich von Allem dem ein Wort begreife!" murmelte er zwiſchen den Zähnen.

„Ihr ſeyd ein ſehr ſcharfſinniger und anſtelliger junger Mann!" fuhr überaus gnädig Heinrich der dritte fort. „Man darf kaum ein Wort ſagen, ſo wißt Ihr ſchon wo man hinaus will. Das iſt ſehr ſelten heut zu Tage, und Euer ſo offener Kopf eignet Euch ungemein für verwickelte und ſchwierige Geſchäfte. Darum" — hier ſprach der König ſehr leiſe — „übereilet Euch auch nicht zu ſehr in Ausführung Eures Auftrags. — Eine gewiſſe Perſon — eine weibliche — Ihr werdet mich verſtehen! — hat kürzlich mehrere Anfälle vom Schlagfluß gehabt, dieſe könnten wiederkehren, und dies würde dann die ganze Sache ändern. — Ich haſſe, wie ich Euch ſchon geſagt, meinen Verwandten eigentlich nicht, wären wir allein, wir würden uns verſtändigen, aber — die Nothwendigkeit. — Nun Ihr faßt mich; Ihr begreift mich. Ihr ſeyd ein verſtändiger junger Mann. Ich brauche Euch weiter nichts zu ſagen."

Arnold ſeufzte tief.

„So geht dann mein junger Ritter!" ſchloß der König überaus herablaſſend. „Verrichtet Euern Auftrag aufs Beſte, und der Herr geleite Euch. Hier habt Ihr meine königliche Hand zum Kuſſe. — Heda Mignonne! wirſt du ihn laſſen? — Wenn Ihr glücklich zurück kehrt, ſo ſollt Ihr dem Herrn von Varicourt, meinem Großjägermeiſter, zeigen, wie man den Hunden die Ohren abdreht."

Arnold hatte ſich inzwiſchen auf ein Knie niedergelaſſen. Während ihn die erboßte Hündin an dem Wammſe zauſte, küßte er die königliche Rechte, erhob ſich ſodann und ging hinaus.

Auf dem Korridor ſtand indeſſen Père Jacques ſeiner harrend.

„Ihr ſeyd ein Glücksmenſch!" ziſchelte der Alte, neben ihm her nach dem Eingang trippelnd. „Ich wußte mich nicht zu beſinnen, daß ſich der König ſo lange mit Jemand unterhalten hätte. — Verrichtet deshalb Euern Auftrag ſo ſchnell als möglich, und eilet daß Ihr noch heute Blois verlaſſet. Eurem Oheim könnet Ihr ja etwas weiß machen; von einer Luſtreiſe oder dergleichen. — Den Brief an Ritter Ducoudray habt Ihr. Nun fort und zum Thore hinaus.“ — — —

„Das iſt eine ſchöne Geſchichte, in die ich da gerathen bin!“ ſprach Arnold zu ſich ſelbſt, als er in Begleitung des alten Peter in der Abenddämmerung auf dem Wege nach der Bretagne fortzog. „Ihr ſeyd unglücklich, weicht Ihr nur ein Haar von Eurem Auftrage ab!“ ſagte die Eine. „Ihr verſteht mich, Ihr begreift mich!“ ſpricht der Andere, und mich ſoll gleich der Henker holen, wenn ich weiß was ſie alle Beide haben wollen. — Nun fehlte blos, daß ſich der Ritter Pierre Ducoudray auch ſo verblümt ausdrückte, und ich würde zuletzt verrückt von alle dem Krimskrams. — „Ihr ſeyd ein ſehr ſcharfſinniger und anſtelliger junger Mann!“ ſprach der König. Na! Gott tröſte den guten Herrn, wenn er keinen beſſern hat! — Ich wollte, wenn er einmal ſeine Gunſt auf mich geworfen, er machte mich zu ſeinem Oberjägermeiſter, und ſchickte den Varicourt, oder wie ſonſt etwa der Mann heißt, ſtatt meiner nach der Bretagne. Während dieſer an meiner Stelle die „wichtigen geheimen Aufträge“ ausrichtete, wollte ich den ſämmtlichen königlichen Hunden die Ohren ſo rein abdrehen laſſen, daß ein Jeder ſeine Freude daran haben ſollte. — Und dann „Was nöthig iſt, macht geſchwind ab!“ hierauf aber wieder: „Uebereilet Euch nicht zu ſehr in Erfüllung Eures Auftrags!“ — Der Teufel mag aus all dem Zeuge klug werden! — Warum die Leute Einem nicht gleich reinen Wein einſchenken? Warum ſie nicht ſagen: Herr! Ihr macht dies und das, und damit Punktum! — O Gott, der Oheim Wattenwyl hatte wohl Recht als er ſagte, ich paſſe nicht zum Höfling, ich müſſe ein Kriegsmann werden. — Und das will ich auch!“ ſagte Arnold ſchließlich. „Nur dies eine Mal übernehme ich Geſchäfte, an denen, wie die Dame ſagte, „Frankreichs Wohl und Wehe“ hängt. Hilft mir unſere Frau von Einſiedlen nur diesmal aus der Klemme, ſo mögen ſie ſich, um Frankreich zu retten, künftig nach einem Andern umſehn, oder es mag ungerettet bleiben.“

Unter Betrachtungen dieſer und ähnlicher Art durchzog Arnold den langen und langweiligen Weg nach der Bretagne, und oft gab der alte Peter ſeine Verwunderung über die Schweigſamkeit ſeines Herrn zu erkennen. Der gute Schweizer wußte nicht, daß ſein edler Jungherr ein Hofmann geworden war, und die „Rettung Frankreichs“ auf ſeine jungen Schultern genommen hatte. — So langten endlich nach Verlauf einiger Tage, Beide vor der Zugbrücke des Schloſſes Courtenay in Bretagne an. —

Letzteres war ein altes Gebäude aus der Zeit Philipp des Schönen, der es den Templern, ihren Erbauern, entriſſen hatte. Die vier ſpitzen Eckthürme, der mit einem ſtattlichen Wallgraben umgebenen mächtigen Burg, einige in Stein gehauene Zwerggeſtalten, vor Allem ein Löwe, aus deſſen Rachen eine halbe menſchliche Figur herausragte — bekannte gnoſtiſche Symbole — mehrere ſteinerne Ritterbilder, ſämmtlich einen Krückenſtock, in Form eines abgeſtumpften Kreuzes, in den Händen, ließen den, in die zur Zugbrücke führenden

Thorhalle tretenden Reiſenden, die oben angegebene Zeit der Gründung des alten Baues leicht erkennen.

Es dauerte eine lange Weile, ehe Arnold Einlaß in die Burg erlangen konnte, endlich raſſelte die Zugbrücke nieder, und ein alter Knappe führte unſern Bekannten durch lange unregelmäßige Gänge in eine Art Sprachzimmer, wo er ihn einige Augenblicke bis zur Ankunft des Hausherrn zu verweilen bat. Endlich trat Letzterer ein. Er war ein Sechziger von hoher Geſtalt, gekrümmter Figur, höchſt unangenehmen Geſichtszügen, und ſchielendem Blicke.

„Ihr kommt von Blois?“ war die mürriſche, mit ziemlich leiſem Tone ausgeſprochene Anrede des Ritters Ducoudray, indem er den Brief, den ihm Arnold darreichte, haſtig erbrach. — Der junge Mann bejahete die Frage, Jener durchlas das Schreiben, ſchien über Etwas nachzudenken, und betrachtete unſern Freund von dem Scheitel bis zur Sohle.

„Die Königin,“ ſagte endlich der Hausherr, „ſetzt viel Vertrauen in Euch, mein ſchöner Herr, indeß wollte ich, Ihro Gnaden hätten einen andern Schauplatz auserſehen, dieſes zu bewähren. Der dem indeß, wie ihm wolle, es iſt die Pflicht der Getreuen Katharinens, ihren Willen zu erfüllen. — Ehe wir aber das Weitere beſprechen, ſo hört mich an. Ihr werdet mich in die Halle begleiten, wo Ihr meine Nichte Euphroſine, und einen Fremden, den Ritter Henri de Valtravers vorfinden werdet. Ich ſtelle Euch dieſem als einen jungen Mann vor, der auf Ritterfahrt nach England begriffen, und mir von einem alten Freunde empfohlen worden iſt. — Sprecht übrigens,“ ſetzte der Alte hinzu, „ſo wenig wie möglich, und verrathet keine Bekanntſchaft mit dem Hofe, indeß braucht Ihr gerade nicht zu verſchweigen, daß Ihr über Blois gekommen ſeyd. Von dem Könige und der Königin erwähnt, ungefragt, kein Wort, und ſelbſt dann nur ſo wenig wie möglich. Solltet Ihr etwas ſagen, was unſern Plänen nicht zuträglich wäre, ſo werde ich mir an die Halskrauſe greifen — ſeht, ſo ungefähr.“ —

„Es geht hier gerade wieder ſo los, wie ſie es in Blois getrieben haben!“ murmelte Arnold höchſt verdrießlich in den Bart, als er dem Ritter über lange Gänge nach der Wohnhalle folgte. „Ich ſoll

Thaten ausüben, wichtige Dinge thun, und nicht einmal dazu das Maul aufſperren! — In Blois ließen ſie mich doch noch ſprechen, aber hier ſoll ich dem alten Manne, den ich, wenn er kein Rittersmann wäre, für einen Galgenvogel halten würde — ſo ein häßliches Geſicht hat er — immer nur nach der Halskrauſe ſehen, um zu wiſſen, ob ich reden darf oder nicht. — Hol' ihn der Henker mit ſeiner Halsbinde!" ſchloß Arnold mürriſch. „Ich wollte ſie wäre von gutem Breisgauer Hanf, und das eine Ende um den höchſten Aſt einer Eiche geſchlungen."

Unter Betrachtungen ſolcher und ähnlicher Art, folgte Arnold dem Ritter Pierre Ducoudray nach der Wohnhalle ſeines Schloſſes. Hier erwartete jedoch unſern Bekannten eine angenehmere Bekanntſchaft. In der alterthümlichen, gewölbten, mit einigen Heiligenbildern verſehenen Halle, ſaß, mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt, an einem großen ſchwerfälligen Tiſche, ein junges Mädchen, von höchſt vortheilhaftem Aeußern. Arnold geſtand ſich beim erſten Anblick deſſelben, daß die ſchöne Nichte des Hausherrn wohl würdig ſey, mit Iſabella um den Preis der Schönheit zu ringen. War das feuerſprühende Auge, der ſchöne Wuchs der Letztern, gleich mehr geeignet die Leidenſchaften zu erregen, ſo war die Hoheit in dem Blicke Euphroſinens, der edle Ernſt ihrer regelmäßigen Geſichtszüge, ganz dazu geſchaffen, dem Bewunderer ihrer Reize Ehrfurcht abzudringen. Ein Mann in mittlen Jahren, von ſchlanker Geſtalt, edlen Geſichtszügen, deſſen offne Miene von Muth, Wohlwollen und Fröhlichkeit zeugte — der Hausherr hatte ihn als den Ritter de Valtravers bezeichnet — unterhielt ſich auf das Angelegentlichſte mit der Dame.

So wie Ritter Ducoudray mit unſerm Freunde in das Zimmer getreten war, ſtellte er ihn den Anweſenden auf die oben angegebene Weiſe vor, lud ihn zum Sitzen ein, und befahl der Nichte, ihm den Willkomm — einen mächtigen Becher — zu kredenzen.

„Ihr ſeyd aus der Schweiz?“ hob Henri de Valtravers zu unſerm Bekannten, zwar freundlich, jedoch deſſen Verbeugung nur mit einem leichten Kopfnicken erwiedernd, an. „Wahrſcheinlich kommt Ihr über Blois, und habt den König geſehn? —

Ich vergeſſe in meinem Leben nicht einen Landsmann von Euch, der in König Heinrich eine Art Roland, oder mindeſtens einen Karl den Kühnen, zu erblicken glaubte, und ihn zuerſt als Dame gekleidet, mit dem Falken auf der Fauſt, durch die Straßen von Blois zur Jagd reiten ſah. — Habt Ihr ihn auch vielleicht auf dieſe Art geſehn?"

„So halb und halb, Ritter, Euch zu dienen!" erwiederte Arnold etwas verlegen. „Ich wurde Sr. Gnaden vorgeſtellt, und Sie waren in der That etwas leicht gekleidet."

„Und wie war es mit der Königin Mutter?" fuhr Jener fort. „Sahet Ihr die Königin Katharine, ſammt ihrer blonden, braunen und brünetten Leibwache, die Vorkämpfer jenes unſichtbaren, geflügelten, pfeilbewehrten Heeres, mit denen ſie ihre Gegner einſchließt, umgarnt, und zu Sklaven macht?"

„Die Königin," antwortete Arnold treuherzig, „habe ich nicht geſehen, und was die Garden, die Ihr ſo gefährlich ſchildert, anlangt, ſo ſind ſie mir, mit Ihren Spießlein und weiten Pumphoſen, eben nicht ſehr furchtbar vorgekommen. — Das mit den Flügeln und Pfeilen, iſt ohnehin wohl nur Euer Scherz.“

Euphroſine lächelte verſtohlen, jedoch nur einen Moment über die Antwort des ehrlichen Schweizers, Ritter Valtravers aber lachte, daß er ſich die Seiten halten mußte.

„Ventre saint gris!“ rief er, als er wieder zu Athem kam. „Ich ſpreche von der Schaar der Amoretten, womit die Königin unter Anführung ihrer ſogenannten Liebesbande die Dummköpfe, und“ — hier ſchlug er ſich vor die Stirn — „auch Manchen, der ſich klug dünkte, zu umgarnen trachtet, und Ihr redet von den ehrlichen dummen Armorikern. — Verzeiht Ducoudray! Ihr wißt ich liebe die Bretons — die ſich freilich in der Tracht der Liebesgötter, wie eine Heerde Schweine in Purpurmänteln ausnehmen würden. — Doch, auf etwas Anderes zu kommen: Was ſpricht man bei Euch von Heinrich von Navarra? Er hatte ſonſt wackre Freunde in Eurem Lande.“

„Bei Sanct Arnulph, die hat er noch!“ rief Arnold mit Wärme. „Er iſt ein wackrer Rittersmann, ein tüchtiger Kämpe! Mein Ahn, der den

Wolfenſchießen erſchlug, war kein beſſerer. — Freilich hat man an ihm auch ſo dies und das auszuſetzen."

Ducoudray griff bedenklich nach der Halskrauſe.

„Und was ſetzt man am König Heinrich aus?" fragte Baltravers lachend.

„Ei ſo Mancherlei!" erwiederte Arnold, ſich wenig um die Geſten Ducoudray's bekümmernd. „Man tadelt erſtlich ſeine, mitunter eben nicht rühmliche, Neigung für das weibliche Geſchlecht." — Euphroſine ſah den Ritter Baltravers verſtohlen lächelnd an. — „Möchte er doch," ſagen ſeine Verehrer, „Liebſchaften haben, wie Sand am Meere, wiewohl dies ſeinen Ruhm, als König und Ehegatte, eben nicht beſonders vermehren würde, aber es ſind durch ihn, auf die leichtſinnigſte Weiſe, viel edle Frauen und Mädchen höchſt unglücklich geworden."

Euphroſine ſah ernſt auf Ritter Baltravers, und dann wieder auf die Arbeit, die ſie in den Händen hatte.

„Hoffen wir," verſetzte der eben Genannte, „daß Heinrich von Navarra das Uebel, das er angerichtet, jedesmal herzlich bereuet, und, ſo weit es in ſeinen Kräften ſtand, wieder gut gemacht haben wird.“

„Glaubt Ihr, Ritter,“ ſagte Euphroſine, das ſchöne Auge ſtolz aufſchlagend, und auf den Sprechenden richtend, „glaubt Ihr, daß Letzteres möglich ſey?“

„Er hat es gewollt, ſchöne Richterin!“ ſagte Baltravers etwas verwirrt, doch freundlich lächelnd. „Vorzüglich nach dem Willen muß man die Thaten der Menſchen richten; wenigſtens hält es Heinrich ſo. — Nun, mein junger Sittenrichter,“ fuhr der Ritter fort, „was tadelt man weiter an König Heinrich?“

„Seinen mehrmaligen Uebertritt von einer Kirche zur andern!“ erwiederte Arnold, während Ducoudray ſich auf gewaltige Weiſe an der Halskrauſe zerrte. „Eine Sinnesänderung in Glaubensſachen, nach reiflicher Ueberlegung und vollſtändiger Ueberzeugung, wird Niemand tadeln, aber der Menſch ſoll nicht mit dem Heiligen ſpielen.“

„Ihr mögt Recht haben, ſo hart auch Euer Urtheil lautet!“ erwiederte Baltravers mit ernſter Miene. — „Was tadelt man ferner?“

„Nichts!“ rief Arnold in ſchönem Jünglingsfeuer. „Nichts weiter! Jedes Andere wäre eine ſchändliche Lüge! — Der König iſt ein geborner Ritter, ein Muſter ſeines Gleichen, und es muß eine wahre Freude ſeyn, an ſeiner Seite zu kämpfen, ja zu ſterben.“ —

Die Züge Heinrichs von Valtravers hatten ſich bei Arnolds Rede wieder wie neu belebt, ſein ſchönes Auge glänzte, und ruhte endlich mit unausſprechlichem Wohlwollen auf Arnold.

„Ich danke Euch,“ ſagte er, „und biete Euch ritterlichen Handſchlag im Namen Heinrichs von Navarra, an dem ich großen Antheil nehme! — Ergreift den Becher, Arnold an der Halden, und thut mir Beſcheid auf Heinrichs Wohl. — Ich trinke ſodann in ſeinem Namen auf das Eure.“

Arnold trank, nach ihm Heinrich de Valtravers, nachdem er ihm die Hand geſchüttelt.

„Ich muß Euch jetzt verlaſſen, Ducoudray, auch Euch, ſchöne Euphroſine!“ ſagte ſodann der Letztere, indem er aufſtand. „Heute über acht Tage ſehen wir uns wieder. Dringende Geſchäfte rufen mich nach Nantes.“ —

Nach mannigfachen Begrüßungen, und während Ritter Valtravers Euphroſinen Verſchiedenes zugeziſchelt, welches das Mädchen, zwar leicht erröthend, aber mit dem Anſtande einer Königin, beantwortete, verließ der Ritter, unter Begleitung des Hausherrn, das Zimmer, und bald ertönte der Hufſchlag ſeines Roſſes auf der Zugbrücke.

In kurzer Zeit trat Ritter Ducoudray wieder in das Gemach.

„Euphroſine, verlaß uns!“ ſagte er düſter. „Ich habe mit dem Ritter Manches zu beſprechen.“

Das Mädchen that, wie ihm geboten ward, jedoch nicht ohne einen forſchenden Blick auf Arnold zu werfen.

„Ritter!“ ſagte Ducoudray nach einer Pauſe, und indem er ſich bedächtig die tiefgefurchte Stirne rieb. „Ihr ſeyd von der Königin zu einem wichtigen Werke auserleſen, und werdet deshalb einſehen, daß ich, zu Eurem Beſten — denn Ihr ſeyd es der handelt, und mich geht die Sache eigentlich gar nichts an — zu erfahren ſuchen muß, welche Anſichten Ihr über daſſelbe habt. Sagt mir deshalb ganz aufrichtig“ —

„Ich will mit Euch reden, als ob Ihr im Beichtſtuhle ſäßet!“ rief der Jüngling. „Alles, was ich weiß, iſt, daß ich durchaus Frankreich retten ſoll; aber ich will verdammt ſeyn, wenn mir bekannt iſt wie ich es anzufangen habe.“

„Hm! darüber könnte ich Euch wohl Auskunft ertheilen!“ erwiederte der Hausherr. „Vor Allem ſagt mir: war das Eure aufrichtige Meinung, was Ihr vorhin über Heinrich von Navarra ſagtet?“

„Ei freilich!“ entgegnete der junge Mann. „Ich ſah zwar, daß Ihr Euch gewaltig an der Halskrauſe zerrtet, indeſſen wußte ich nicht, warum ich ſie hätte verſchweigen ſollen.“

„Der Ritter Valtravers iſt ein Günſtling des Bearners!“ meinte Jener.

„Iſt er's?“ rief Arnold. „Nun deſto beſſer! So kann er ſeinem Herrn wiederſagen, was die Leute von ihm denken. — Heinrich iſt übrigens ein wackrer Mann, er wird die Wahrheit nicht übel nehmen, und ich wünſche, daß ſie ihm wohl bekommen möge.“

„Ihr ſcheint ſehr für den Navarrer eingenommen!“ ſprach Ducoudray lauernd. „Und doch iſt

Heinrich ein Todfeind Eures Herrn, und noch mehr der Königin."

„Geweſen!" erwiederte ruhig Arnold. „Sie ſind ausgeſöhnt, wie aller Welt bekannt iſt."

„Ausgeſöhnt? — Nun ja, was man ſo eine fürſtliche Ausſöhnung nennt!" ſagte Jener mit verächtlichem Tone. — „Der alte Haß glimmt in der Stille um ſo mächtiger, Heinrich von Navarra wartet nur auf den Tod ſeines kinderloſen Schwagers, und es wird nicht an ihm liegen, wenn dieſer nicht auf irgend eine Art beſchleunigt wird."

„Das iſt nicht wahr!" fuhr Arnold auf. „Heinrich iſt ein braver Mann, ein ritterlicher Fürſt."

„Was er nicht thut, thun ſeine Günſtlinge!" ſprach Jener ruhig. „Die Königin hat ſichere Proben."

„Hat ſie?" rief Arnold heftig. — „Nun, wenn dies der Fall iſt, ſo mußte ſie die Schändlichkeiten, die ſich die Hofleute des Navarrers erlaubten, ihrem Herrn anzeigen, und wenn dieſer ſie dann nicht beſtrafte, ſo war es Heinrich dem Dritten anſtändig, die Oriflamme von Frankreich zu entfalten. Tauſende tapferer Männer würden mit ihm das Schwert gezogen, und der freudige Kriegsruf: **Denis mon joie!** von Neuem längs den Ufern der Loire getönt haben."

„Ihr habt da ſehr ſonderbare Anſichten!" ſprach Ducoudray düſter und mürriſch. „Ich glaube, man hätte in Blois beſſer gethan, Euch über dieſe Punkte zu belehren, als dies Geſchäft mir zu übertragen. — Doch zu etwas Anderm. — Wie gefiel Euch der Ritter Baltravers?"

„Sehr gut!" entgegnete Arnold lebhaft. „Er hat ein recht ſchmuckes, fröhliches, kriegeriſches Anſehen."

„Da ſeht Ihr, wie man ſich durch's Aeußere eines Menſchen irren laſſen kann!" ſprach Ducoudray. „Dieſer Mann iſt ein Günſtling des Bearners, dabei aber ein Todfeind unſers Herrn des Königs. Er iſt es vorzüglich, den man beſchuldigt, verrätheriſche Anſchläge auf das Leben unſers Herrn und der Königin Mutter ausgebrütet zu haben."

„Und ſo einen Verworfenen empfangt Ihr in Eurer gaſtlichen Halle, behandelt ihn mit Achtung, trinkt mit ihm aus einem Becher?" rief Arnold mit Erſtaunen.

„Sein Herr ſteht zu Nantes mit einem Heere, nur wenige Meilen von hier lagern die raubſüchtigen ketzeriſchen Schaaren, und ich bin ein alter Mann!" entgegnete Ducoudray mit Achſelzucken. „Außerdem muß ich ihn noch aus andern Gründen ſchonen. Er iſt ein mächtiger Mann an dem Hofe des Navarrers, und er wirbt um die Hand meiner Nichte."

„Und Fräulein Euphroſine? — Liebt ſie ihn?" fragte Arnold lebhaft.

„Das eben nicht! — Ich glaube es gerade nicht; im Gegentheil flieht ſie ſeine Bewerbungen. — Jedoch, wer vermag die Mädchen genau zu beurtheilen. — Bei alledem gäbe ich viel darum, den mir verhaßten Menſchen auf eine gute Art bei Seite zu ſchaffen, wenn es nur geſchehen könnte, ohne mich dabei zu compromittiren."

„Fräulein Euphroſine liebt ihn alſo nicht?" ſagte Arnold ſinnend. „Er gefällt ihr nicht. — Im Grunde gefällt er mir auch nicht; beſonders da Ihr meint, daß er ein ſolcher ſchwarzer Verräther ſey. — Hört, Ritter Ducoudray! Wißt Ihr was; ich ſchaffe ihn Euch ab!" —

„Ich wäre Euch ewig dafür verpflichtet!" fiel

Jener ihm lebhaft in die Rede. „Aber ſagt, wie denkt Ihr es anzufangen?“

„Ich will ihn zum Kampfe fordern!“ entgegnete Arnold ruhig.

„Ei wo denkt Ihr hin! Das geht nicht!“ rief Ducoudray. „Nein, das muß auf eine beſſere, auf eine feinere Art geſchehen. — Laſſen wir die Sache indeß auf ſich beruhen. Kommt Zeit, kommt Rath. Baltravers iſt unter einer Woche noch nicht von Nantes zurück, und eher kann ich auch mit Euch nicht über die Dienſte ſprechen, die Ihr der Königin leiſten ſollt. Ich erhalte deshalb noch nähere Beſtimmungen, doch, denke ich, wird ſich Alles gemäß den Erwartungen, die man von Euch bei Hofe hegt, enden. Ihr bleibt indeſſen ein paar Wochen in meinem Hauſe. — Seyd Ihr ein Liebhaber von der Jagd? — Ja? — Nun wohl, Ihr findet in der Umgegend dazu die ſchönſte Gelegenheit, und meine Nichte iſt eine eifrige Jägerin. Sie kann Euch begleiten. — Jedoch, noch eins! Seyd vorſichtig gegen Euphroſine. Sprecht kein Wort über das, was wir zuſammen verhandeln, vorzüglich nichts über Ritter Baltravers und deſſen Bewerbungen.

Eben ſo wenig laßt Euch ein Wörtchen über Eure Sendung, oder ſonſt dergleichen, entfallen. Die Weiber ſind neugierig, und müſſen durchaus nicht Alles wiſſen. Es könnte viel Unheil daraus entſtehen, wenn Ihr unvorſichtig plaudertet. — Indeß gute Nacht! — Es wird ſpät. Ihr werdet der Ruhe bedürfen."

„Es iſt wahrhaftig, als ob ich die größte Plaudertaſche in ganz Frankreich wäre!" rief Arnold unmuthig, als er in ſeinem Zimmer angelangt war. „Seyd vorſichtig," „ſprecht nicht," „laßt Euch nichts merken," ſo geht's in Einem fort! — Ei, zum Henker, wenn er mir lieber ſagte, was ich mir nicht merken laſſen ſoll! — Gegen Euphroſine ſoll ich vorſichtig ſeyn. Nun das wird mir nicht ſchwer werden. Die ſieht nicht aus, als ob ſie übertriebenes Reden liebte, ſo ernſt ruhte das große, ſchwarze, ſtille Auge auf mir. Sie ſcheint ſehr ſtolz zu ſeyn. — Aber hübſch iſt ſie, ſehr hübſch!" ſetzte Arnold nach einer Pauſe hinzu, indem er mit untergeſchlagenen Armen auf und ab ging. „Sie hat zwar nicht ſo rabenſchwarzes glänzendes Haar, ſo blitzende, durchbohrende Augen, wie Iſabelle, aber vornehmer, viel vornehmer ſieht ſie aus; ſie hat einen herrlichen Anſtand. — Auch züchtiger ſcheint ſie!“ ſprach er nach einer Weile des Schweigens. „Iſabelle war doch etwas zu frei gekleidet; faſt wie die Mohrentänzerinnen auf dem Markte zu Orleans. Euphroſine würde ſich als ſchweizeriſche Ritterfrau viel würdiger ausnehmen als Jene. — Aber bin ich nicht närriſch, mir ſolche Gedanken zu machen!“ ſchloß Arnold lachend. „Wie könnte ich an's Heirathen denken, während ich große Thaten auszuüben habe, von denen ich leider bis jetzt nicht weiß, welcher Art ſie ſeyn werden.“

Es war am Morgen des folgenden Tages, als Arnold die Botſchaft erhielt, daß Fräulein Euphroſine auf die Jagd reiten, und Ritter Ducoudray es gerne ſehen würde, wenn unſer Freund die junge Jägerin begleiten wollte. Letzterer ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, und in weniger als einer Viertelſtunde ritt er an der Seite des Mädchens über die Zugbrücke. Ohne ein Wort weiter, als einige leichte Begrüßungen, mit dem Ritter zu wechſeln, und ganz dem Eifer der Jagd hingegeben, trabte Euphroſine mit dem Ritter über das Blachfeld. Die Gegend war ganz für die Haſenhetze, eine Art Jagd, welche man damals in Frankreich ſehr liebte, und die, nebſt der Reiherbeize, ein Hauptvergnügen der Damen war, geeignet. Außer einem Walde, dem einzigen der Gegend, der ſich eine Lieue vom Schloſſe nach der Richtung von Nantes hinzog, ſah man weit und breit nichts wie ödes, ſtellenweis mit rothblühendem Heidekraut bewachſenes Gelände. — Während zwei kleine Kläffer dieſes durchſuchten, und drei weiße, flockhärige, bretagniſche Windhunde in muntern Sprüngen die Reitenden umkreiſten, hatte Arnold Zeit genug, ſeine ſchöne Gefährtin genau zu betrachten. Sie trug, was damals ziemlich gewöhnlich war, einen bis an die Kniee reichenden Reitrock, und einen mit einer langen weißen Feder geſchmückten Hut; ihr ſchwarzes, lockiges, vom Ritte entfeſſeltes Haar flog aufgelöſt im Winde. Die ernſten, regelmäßigen Züge Euphroſinens überzog die Anſtrengung des Rittes mit einer roſigen Färbung, die ſie ungemein verſchönte. Die Sicherheit, mit der ſie den am Gebiſſe kauenden Rappen, deſſen Bruſt von dem herabfließenden Schaume getigert erſchien, regierte, gab der Reiterin etwas ſo Stattliches, daß Arnold nicht mehr den Blick von ihr wenden konnte.

„Sie iſt ſchön, ſehr ſchön!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wahrhaftig! Iſabelle darf ſich mit ihr nicht vergleichen. — Und auch kein anderes Weib, das ich bis jetzt geſehen habe!“ ſetzte er mit der Miene der Bewunderung hinzu.

Arnold würde ſich ſolchen Betrachtungen, die ſeine Begleiterin durchaus nicht zu bemerken ſchien, noch länger überlaſſen haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke ein lautes: „**Le lièvre! — En avant Merlin, Biche, Roland!**“ von ihren ſchönen Lippen erſchollen wäre. — Wie der Pfeil vom Bogen, ſchoß die junge Reiterin über das braune Heideland dahin. —

Mit einem tüchtigen Spornſtoß trieb Arnold den eiſengrauen Hengſt zum Jagen an und ließ ihm den Zügel. Das Terrain war hier und da durchſchnitten, und der gejagte Haſe ſchlug ſo viele Haken, daß ſich die Jagd über Gebühr verlängerte. Arnold hielt ſich, obwohl dies gegen die Regel dieſer Art Jagd verſtieß, ganz in der Nähe ſeiner ſchönen Gefährtin. Er achtete weniger auf das gejagte

Häslein, als auf die Reiterin, deren ſchöne Geſtalt das Intereſſe Arnolds an der Neuheit, der wilden Fröhlichkeit der Scene ungemein erhöhte. — Eben ſchlug der Haſe wieder von Neuem einen Haken, dann duckte er ſich, die Hunde ſchoſſen weit über ihn hinaus. Euphroſine wollte dem gehetzten Thiere vorbeugen, ſie jagte an dem Ritter vorüber, und ihr ungeſtümer Rappe machte eine wilde Bewegung, als, auf ebenerm Terrain angekommen, ſie ihn mit der Gerte auf's Neue antrieb. — Arnold erſchrack auf's Heftigſte; wie der Blitz war er an Euphroſinens Seite, um dem Mädchen beizuſtehen. Mit einem leichten Lächeln und einer Bewegung der Hand dankte ihm indeß die ſchöne Jägerin, ſie riß den Rappen empor, daß er ſich faſt auf die Croupe ſetzte, und jagte ſchnell, wie ein Vogel der Meute nach. — Dieſe hatte indeß das Häslein ereilt und gewürgt. — Ein leichter Schlag mit der Gerte vertrieb die Hunde von ihrer Beute, und Arnold ſprang ab, um dieſe an ſeiner Sattelſchleife zu befeſtigen. —

„Es iſt zu warm zum Jagen!“ hob Euphroſine an, als der junge Mann wieder aufgeſeſſen war, und an ihrer Seite ritt. „Iſt's Euch recht, Ritter Arnold, ſo reiten wir auf dem Heimwege über jene Hügelreihe; man hat da einen hübſchen Blick über die Ebene. — Ihr werdet Euch zwar wundern," fuhr das Mädchen melancholiſch lächelnd fort, „wenn ich von einer angenehmen Ausſicht in dieſem öden Lande ſpreche, aber ich liebe dieſe Gegend, dieſe braunen Hügel, dieſes einſame Gelände ſo ſehr, daß ich oft hierher reite, um mir dieſen Genuß zu verſchaffen. — Doch zu etwas Anderm! Wie es ſcheint, ſeyd Ihr mit der Haſenhetze ziemlich unbekannt?"

„Das iſt allerdings der Fall!" entgegnete der Jungling. „Ich bin nur auf die Jagd der Berggeis eingeübt, und liebe ſelbſt dieſe eben nicht ſonderlich."

„Vielleicht," verſetzte Euphroſine, indem ſie den Ritter mit einem ſonderbaren Blicke betrachtete, „habt Ihr, trotz Eurer Jugend, eine Aehnlichkeit mit meinem Oheim, und liebt mehr die Jagd auf Menſchen."

„Ihr thut mir," ſagte Arnold mit Unbefangenheit, indem er das große blaue Auge auf ſeine Gefährtin richtete, „allzuviele Ehre an, wenn Ihr mich mit einem ſo erfahrnen Kriegsmanne, wie Euer Oheim iſt, vergleicht. Ich habe meine Sporen kaum in einer kleinen innern Fehde meines Vaterlandes erworben.“

„Ihr habt Euer Land erſt vor Kurzem verlaſſen?“ fragte Euphroſine.

„Ganz kürzlich;“ entgegnete der Ritter. „Mein Oheim wollte mich durchaus daheim behalten, er wollte mir eine Veſte und ſo viel Land abtreten, um — um eine Hausfrau ernähren zu können.“

„Und Ihr wolltet dies nicht?“ rief Euphroſine. „Ihr gingt an den laſterhaften Hof Katharina von Medici's, um Dienſte zu ſuchen?“

„Ich wollte die Welt ſehen!“ erwiederte Arnold leicht. — „Was aber den Hof zu Blois anbelangt, Fräulein, da irrt Ihr Euch, wenn Ihr ihn laſterhaft nennt; dort geht Alles ſehr hübſch, ſehr manierlich, wenn auch mitunter etwas ſonderbar zu.“

„Habt Ihr die Königin Katharine oft geſehen?“ fragte Euphroſine raſch, indem ſie den Ritter anblickte als ob ſie ihm bis in das Innere der Seele ſchauen wollte.

„Die Königin? — gar nicht!“ erwiederte der

Jüngling unbefangen. — „Den König aber ſah ich. — O das iſt ein gnädiger, nur ein Bischen komiſcher Herr! Ich meine was ſo ſeine Kleidung anbelangt. — Er war ſo gnädig, ſich von mir, in Betreff einer gewiſſen Operation, belehren zu laſſen, und dann gab er mir einen geheimen Auftrag an — an Jemand."

„Alſo doch!" lispelte leiſe, und von Arnold unbemerkt, die Jägerin vor ſich hin. — „Ihr ſahet geſtern," ſetzte ſie wiederum das Geſpräch fort, „den Ritter von Valtravers. Habt Ihr ihn ſchon früher irgendwo geſehen?"

„Niemals!" antwortete Arnold lebhaft.

„Und wie gefiel er Euch?" fragte Euphroſine mit der Reitgerte ſpielend, doch dann und wann einen forſchenden Blick auf ihren Gefährten werfend.

„Er gefiel mir gar nicht!" ſprach Arnold eifrig, „Er hat ſo etwas Herriſches, Befehlendes. Gott weiß, was ſich der Menſch einbildet. Ich glaube, ich könnte ihm recht gram werden."

„Da würdet Ihr ſehr ungerecht ſeyn!" entgegnete Euphroſine, den Blick nicht mehr von ihrem Begleiter wendend. „Der Mann mag ſeine Fehler haben. Man hält ihn für leichtſinnig, veränderlich, nicht eben von den beſten Sitten, aber er iſt von edlem Herzen, ein treuer Freund ſeiner Freunde, tapfer in der Schlacht, und großmüthig gegen ſeine Feinde; nämlich ſowohl gegen die, die ihm offen gegenüber treten als gegen die, welche wie die Schlange, der Scorpion, heimlich ſeine Ferſe ſuchen, um ſie zu verwunden.“

„'s iſt richtig! Sie liebt ihn!“ dachte Arnold. „Ich kann nicht begreifen, wie ſie ſich in den hochmüthigen, unausſtehlichen Menſchen vergaffen kann. — „Ihr ſcheint ſehr lebhaften Antheil an dem Ritter zu nehmen!“ ſagte Arnold; aber obwohl er den Ton des Scherzes bei ſeiner Rede anzuwenden trachtete, gelang ihm dies überaus ſchlecht, und ſeine Worte klangen faſt wie ein Vorwurf.

„Das iſt allerdings der Fall,“ erwiederte Euphroſine kalt, „und ich ſehe nicht ein, warum ich dieſe meine Meinung, die ich überdies mit vielen redlichen Menſchen theile, verheimlichen ſollte.“

„Euer Oheim,“ ſagte Arnold etwas vorlaut, „hat andere Anſichten von dem Ritter.“

„Ihr wißt dies?“ erwiederte das Mädchen ſchnell.

— „Doch, wie konnte ich zweifeln? Es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß Ihr zum Voraus davon unterrichtet waret."

„Darf ich Euch fragen, wie Ihr dies meint?" ſagte Arnold betroffen.

„Ihr dürft mich um gar nichts fragen, denn ich ſehe, daß Ihr hinlänglich von Allem unterrichtet ſeyd, was Ihr wiſſen ſollt!" erwiederte Euphroſine, indem ein Lächeln, welches etwas von Haß oder Verachtung hatte, um ihre Lippen zuckte.

„Ich weiß durchaus nicht, was Ihr damit ſagen wollt, und ich fürchte nur, daß ich Euch gegen meinen Willen, durch ein unbedachtſames Wort, beleidigt habe!" ſprach der Jüngling immer verlegener. „Sollte dies im Stande ſeyn, Euch von mir irgend eine üble Meinung" —

„Ich habe bis jetzt noch keine feſte Meinung von Euch!" ſagte Euphroſine ihn unterbrechend, und in einem ſo feſten Tone, daß Arnold unwillkührlich zuſammenfuhr. „Wollt Ihr aber die Meinung kennen, die ich im Allgemeinen von dem gefaßt, der da würdig ſeyn will des ſchönen Ritternamens ſich zu bedienen, ſo ſage ich Euch: Schande dem

Manne, der um alle Güter dieſer Erde, um alle Ehrenſtellen, die ihm nur geboten werden könnten, ſich gebrauchen läßt, um Pläne durchzuführen, die das Licht der Sonne ſcheuen. — Mögt Ihr wiſſen, daß hier wenigſtens eine Perſon lebt, der es leid thun würde, wenn ein junger Mann ſich von ungebändigtem Ehrgeiz hinreißen ließe, ſeinen Fuß in einen Sündenpfuhl zu ſetzen, in dem er unfehlbar verſinken würde.“ —

Kaum hatte Euphroſine dieſe Worte geſprochen, als ſie den wilden Rappen die Reitgerte fühlen ließ, und dieſer in ſo reißendem Fluge über das Blachfeld ſtürmte, daß Arnold kaum ſeiner ſchönen Gefährtin zu folgen im Stande war. Erſt an der Zugbrücke hielt die Reiterin die Zügel an, ſprang ab, überließ das Pferd einem harrenden Knappen, und eilte, den Ritter nur flüchtig begrüßend, und wie dieſem ſchien in großer Gemüthsbewegung, auf ihr Zimmer.

„Es wird immer ärger!“ ſagte Arnold zu ſich ſelbſt, als er in ſeinem Gemache angelangt war. — „Die Andern erwarten zwar große Dinge von mir, aber ſie ſind doch noch vernünftig genug, das Beſte vorauszuſetzen, dieſe aber denkt ſich auch, Gott weiß was, und dabei offenbar das Allerſchlimmſte. — Möchte es immerhin der Fall ſeyn," ſprach er immer verdrießlicher, „wenn ich es nur über mich vermöchte, mich gar nicht darum zu kümmern, aber es geht mir beinahe mehr zu Herzen, als wie die Meinung des allerchriſtlichſten Königs, der doch offenbar, wegen des Ohrenabdrehens, die gnädigſten Geſinnungen gegen mich hegt. — Was aber habe ich denn verſchuldet? — Nichts in der Welt, als daß ich ſagte, der Ritter Baltravers gefiele mir nicht; da ward ſie gleich Feuer und Flamme. — Ei zum Henker!" ſchloß Arnold ſeine Betrachtungen. „Nun ſie ſo häßlich that, wird mir der Menſch um ſo weniger gefallen!" —

Der Aufenthalt Arnolds zu Schloß Courtenay, war von jetzt an ganz eigener Art. Ritter Ducoudray ſpielte den Geheimnißvollen, ſo oft der junge Ritter in ihn drang, ſich über die Thaten, die er thun ſolle zu erklären, und gab endlich nicht undeutlich zu verſtehen, daß dies nicht unter vierzehn Tagen geſchehen könne, da er bis dahin noch neue Beſtimmungen von Blois erwarte. Noch auffallender erſchien unſerm Bekannten das Benehmen Euphroſinens. Das Fräulein hatte nach und nach gänzlich Arnolds Herz gewonnen, das Bild Iſabellens war in dieſem längſt verblichen, und dem jungen Manne ſchien jeder Augenblick leer, ſchaal, und unbehaglich, wenn er ihn nicht in der Geſellſchaft Euphroſinens zubringen konnte. Demungeachtet ließen dieſe ſo erſehnten, ſo heiß geſuchten Momente, durch das unbegreifliche Betragen des Mädchens, in Arnolds Seele einen höchſt ſchmerzlichen Eindruck zurück. Euphroſine wich einem Zuſammenſeyn mit dem Ritter gewöhnlich zwar nicht aus, und dieſer ſchmeichelte ſich ſogar manchmal mit dem Gedanken, daß das Auge des Mädchens, wenn Letzteres ſich von ihm unbeobachtet glaubte, mit einem Ausdrucke großer Theilnahme oder tiefen Mitleids auf ihm ruhe, ja es gab Momente — namentlich dann, wenn Arnold von den Bergrieſen ſeines Vaterlands, von deſſen herrlichen Seen, von dem redlichen offnen Sinne ſeines Volkes, von den Thaten der Altvordern ſprach — wo Euphroſine mit einer Art Vertraulichkeit, einer Hingebung die ihn entzückte, zu ihm ſprach. Er ſah ſelbſt manchmal in dem dunkeln großen Auge Euphroſinens eine Thräne erglänzen, und eines Tages, als er des ſchönen Opfertodes Winkelrieds gedachte, als er des Kampfes gegen die Unterdrücker bei Granſon erwähnte, als er hinzufügte, daß in ſeinem Lande nicht nur die Freiheit, ſondern auch die Liebe ihre Helden zähle, und er ihr die Geſchichte des Meiſterſangers Hadloub, dem das Ritterfräulein die Hand durchbiß, und der dennoch ſeine Liebe bis zum Tode im Herzen trug, und in ſüßen Weiſen beſang, mittheilte, da reichte ihm Euphroſine die Hand, und ſagte mit gerührter Stimme: „Nein, ſo konntet Ihr nicht fallen! Ich glaube ich habe Euch großes Unrecht abzubitten.“

Kaum aber fühlte ſich Arnold von dem Benehmen des Fräuleins hingeriſſen, kaum dachte er daran ſeinem Herzen Luft zu machen, und ihr, wenigſtens zum Theil, das zu geſtehen was ſein ganzes Innere erfüllte, als ſich oft in wenigen Sekunden, das Betragen des Fräuleins gänzlich änderte. Vorzüglich war dies der Fall, wenn er von den Hoffnungen ſprach, deren Erfüllung er von der Gunſt des Hofes erwarte. In dem Auge Euphroſinens zeigte ſich dann augenblicklich eine ſtarre Kälte, und ihre Miene nahm einen Ausdruck an, der etwas von Widerwillen, ſelbſt von Verachtung hatte. — Zu Arnolds größtem Schmerz waren dieſe Momente häufiger als jene, und ſie mehrten ſich am Ende ſo, daß, je mehr der junge Mann ſich zu dem Mädchen hingezogen fühlte, je ſchmerzlicher er ſich zurückgeſtoßen fand.

„Ich will ſie vergeſſen!“ rief er gewöhnlich, wenn er Abends in ſeinem einſamen Gemache auf und abging, und das Bild Euphroſinens ſeine ganze Seele füllte. „In Blois, in meinem Vaterlande, überall behandelten mich die Frauen mit der Achtung, die dem unbeſcholtenen Manne gebührt, und ſie, die ich am meiſten, die ich über Alles auf dieſer Erde liebe, ſie allein behandelt mich mit Verachtung.“ —

Endlich fand ſich auch Ritter Valtravers wieder auf Burg Courtenay ein. Dieſer Umſtand machte unſerm Freunde den längern Aufenthalt vollends ganz unerträglich. Ohne gerade unhöflich zu werden, ließ der Ritter unſern Bekannten eine Behandlung fühlen, die dieſen ganz im Innerſten empörte, ohne daß er jedoch im Stande war darüber Rechenſchaft zu fordern. Bald beſchäftigte ſich Valtravers mit Euphroſinen — und es ward Arnold klar, daß er blos wegen ihr ſich beſtändig auf dem Schloſſe einfand — zu ganzen Stunden, ohne von der Anweſenheit des jungen Schweizers die mindeſte Notiz zu nehmen, oder ſeinen Aeußerungen deshalb den geringſten Zwang anzuthun; bald ſprach er, trotz allem Widerwillen den Arnold ihm keineswegs verhehlte, mit dieſem von allerhand gleichgültigen Dingen, jedoch ſtets in dem Tone, in dem ein ſeiner Standes- oder anderer Vorzüge ſich bewußter Mann zu einem Geringeren ſpricht, bald fragte er den jungen Ritter um dies oder das, und brachte dann die Rede auf etwas Anderes, ohne deſſen Antwort abzuwarten. Was aber Arnold am meiſten verdroß, war die Art und Weiſe wie Valtravers ſich mit Euphroſinen unterhielt, und wie das Mädchen dieſe Unterhaltungen aufnahm. Scherze, Einfälle — manchmal von nicht ganz zarter Art — ja offene Liebeserklärungen von Seiten des Ritters, wechſelten mit einander ab. Zwar konnte man nicht ſagen, daß ſolche auf Euphroſinen großen Eindruck zu machen geſchienen hätten, aber das Fräulein hörte Alles auf eine freundliche und ſelbſt achtungsvolle Weiſe an, und es ſchien Arnold manchmal als ob ſie verſtohlen lächelte, wenn er ſich vor Wuth und Aerger in die Lippen biß. — Der Aufenthalt zu Courtenay erſchien Arnold endlich ſo quälend, daß er mit ſich zu Rathe ging ob es nicht gut ſey, ſo ſchwer es ihm auch fallen würde, Euphroſinen auf ewig Lebewohl zu ſagen, dem Ritter Ducoudray ſeine Erklärungen abzudringen, und dann die Burg zu verlaſſen.

Auf eben beſchriebene Weiſe war die Lage der Dinge, als eines Tages, wie es ſchon zu dunkeln begann, Ritter Valtravers wieder in die Burghalle zu Courtenay trat. Arnold war von einigen bitteren Bemerkungen Euphroſinens, die ſie ſeinen Schilderungen des glänzenden Hofes zu Blois folgen laſſen, höchſt aufgeregt, und ſein Aerger ſtieg noch, als der eintretende Fremde, ihm kaum einen nachläſſigen Gruß zunickend, wie gewöhnlich an der Seite des Fräuleins Platz nahm. Lange ziſchelte Valtravers dem Mädchen allerlei Schmeicheleien ins Ohr, dann wendete er ſich zu unſerm Bekannten

„Hört einmal, junger Herr!" hob er, ſich in eine nachläſſige Stellung werfend, an. „Ich habe Euch einen guten Rath zu geben. — Die Sache fiel mir auf dem Herritte ein. — Ihr ſolltet Euch bei dem Heere Heinrichs von Navarra einfinden. Man ſucht eine Maſſe Kriegsvolk anzuwerben, und es iſt dort Geld zu verdienen."

„Ich danke Euch, Ritter, für Eure gute Meinung!" erwiederte Arnold barſch. „Habt indeſſen die Güte zu glauben, daß ich nicht um des Geldes willen diene."

„Ei was! Ihr ſeyd ein Schweizer;" erwiederte Jener leicht. — „Ihr kennt ja das Sprichwort!"

„Das ein Narr erfunden hat, wenn es etwas anders bedeuten ſoll, als, daß redliche Dienſte ihres Lohnes werth ſind."

Ducoudray winkte erſchrocken unſerm Bekannten. Der junge Mann war indeß zu ſehr in der Hitze, um davon Notiz zu nehmen, vielmehr ſteigerte ſich jene um ſo mehr.

„Ich weiß nicht, Herr von Courtenay," ſetzte er hinzu, „was Ihr mit Euren Winken bezeichnen wollet. Sollte ſich Ritter Valtravers durch meine

Worte beleidigt finden, ſo bin ich der Mann dafür einzuſtehn.“

„Ihr ſeyd ein junger Kampfhahn!“ rief der eben Genannte mit munterm Lachen. „In Euren Jahren war ich indeß auch nicht anders, und dieſer Umſtand bringt mir von Euch eine noch beſſere Meinung bei, weshalb ich Euch ſage, daß ich Euch nicht habe beleidigen wollen.“

„Ich habe nichts dagegen,“ erwiederte Arnold mit geringſchätziger Miene, „wenn Ihr Eure Beleidigung auf dieſe Weiſe gut zu machen denkt.“

„Ich thue dies, weil es nicht in meiner Gewalt ſteht, Euch auf andere Art Genugthuung zu geben; ſeyd indeß verſichert, daß Ihr ſie künftig — und vielleicht recht bald — erhalten ſollt!“ erwiederte Valtravers lächelnd. — „Jedoch wieder auf meinen Antrag zu kommen. Habt Ihr nicht Luſt in Heinrichs Heere zu dienen? — Ihr findet dort wackere Männer.“

„Wackere? O ja, und — auch andere!“ verſetzte immer noch erbittert, der Jüngling.

„Ich ſtehe Euch dafür, daß Ihr angeſtellt werdet. — Ihr ſteht unter meiner Protection, und der

König muß meinen Willen thun;" ſagte Valtravers lachend.

„Ich zweifle nicht an Eurem mächtigen Einfluſſe, mag aber denſelben nicht auf die Probe ſtellen!" erwiederte Arnold bitter. „Uebrigens hoffe ich zur Ehre Heinrichs — und er gilt allgemein dafür — daß er ein Mann iſt, der auf ein Müſſen, von dem Munde eines Höflings ausgeſprochen, nicht eben beſondere Rückſicht nimmt."

„Meint Ihr?" rief Valtravers mit immer ſteigender Luſtigkeit. „Heinrich von Navarra ſteht, wie es ſcheint, bei Euch hoch angeſchrieben. — Indeß mein ſchöner Herr, da Ihr an meiner Gewalt über ihn zweifelt, ſo halte ich mich verpflichtet, Euch dieſe zu beweiſen. Ich thue Euch deshalb folgenden Vorſchlag. Morgen Nachmittag hält der König zwei Stunden von hier, auf der Heide von Villeharduin, Heerſchau über ſeine Truppen. Ich hoffe, Vormittags hier in Courtenay vorzuſprechen, Ihr begleitet mich dann zur Muſterung, ich ſtelle Euch dem Könige vor, und wenn er Euch nicht noch desſelben Tages zum Befehlshaber eines Fähnleins ſeiner Leibwache macht, ſo könnt Ihr Euch in meinem Stalle das beſte Streitroß ausſuchen, ſo wie ich mir, wenn ich meine Zuſage zu halten im Stande bin, Euren Grauſchimmel ausbitten werde."

Die Sicherheit, mit der Baltravers ſeinen Vorſchlag that, imponirte unſerm Bekannten außerordentlich. Er blickte im Kreiſe umher. Die Züge des Ritters Baltravers trugen das Gepräge des Wohlwollens, die Euphroſinens bewieſen große Theilnahme, Ducoudray ſaß da, ſchwarz und düſter wie die Nacht. —

„Nach der Sicherheit, mit der Ihr Eure Behauptung aufſtellet," ſagte Arnold endlich, „kann ich an Eurer Macht nicht länger zweifeln, wiewohl ich zu Heinrichs Ehre wünſchte, daß dies anders wäre; auch bin ich Euch für die Theilnahme, die Ihr mir beweiſet, ohne daß ich dieſelbe um Euch verdient habe, ſehr verbunden, dennoch kann ich von Eurer Güte keinen Gebrauch machen, da ich vor der Hand nicht Dienſte ſuche."

„Nun, ſo begleitet mich wenigſtens morgen zu der Heerſchau. Ich ſtehe Euch dafür, Ihr werdet kein übles Schauſpiel ſehen!" ſagte Jener leicht.

„Mit Vergnügen nehme ich Euren Vorſchlag an!“ erwiederte neugierig der Jüngling. „Ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, den edlen Bearner von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.“

„Nun, deßhalb brauchtet Ihr nicht aus der Thüre zu gehen!“ rief Valtravers lachend. „Das allein lohnte Euch nicht. — Indeß, der Anblick ſeines glanzenden Heeres, ſeiner wackern Freunde.“ —

„Der Elende!“ murmelte Arnold zwiſchen den Zähnen. „Er hat unter ihnen mehrere, die ſein Vertrauen ſchlecht vergelten!“ ſetzte der Jüngling mit ſtechendem Blick hinzu.

„Das iſt leider wahr, doch in andeerm Sinne, als Ihr es meint!“ ſagte der Ritter leicht. — „Alſo, Ihr begleitet mich? — Es bleibt dabei.“ — —

Jetzt ward auch Ducoudray lebendig, er nahm Theil am Geſpräch, und konnte nicht Worte genug finden, um den Glanz einer Heerſchau des Königs zu ſchildern, wodurch ſich die Neugierde des jungen Schweizers natürlich immer mehr ſteigerte, ſo daß er endlich ſeinen Widerwillen gegen Valtravers für den Augenblick bei Seite ſetzte, und dieſem auf Befragen über die Streitkräfte ſeines Landes, ſo wie über die Kampfweiſe der Schweizer an den unvergeßlichen Tagen von Sempach, Murten ꝛc. ſo genaue als verſtändige Auskunft gab. — Was Arnolds Redefeuer immer noch mehr anſchürte, war die ſichtbare Theilnahme, die ſich auf dem ſchönen, ernſten Antlitze Euphroſinens kund gab, als er den Sieg von Morgarten, der den ewigen Bund gründete, mit allem Feuer eines reinen Jünglingsherzens beſchrieb, als er der Mordnacht von Zürich, der ſchweizeriſchen Thermopylenſchlacht auf dem Kirchhofe von St. Jacob, vorzüglich aber der Schlacht bei Coppel, und jenes edlen Helden erwähnte, der, als die Fahne der erſtarrenden, von den Schauern des Todes durchzuckten Hand entfallen war, ſie noch mit den Zähnen faßte, und ſo den letzten Hauch des ſterbenden Mundes über das Banner des Vaterlandes, mit der entfliehenden Seele, und ſeinem Herzblute zugleich, ausſtrömte. — —

Die Nacht begann indeß einzubrechen, Ritter Baltravers hatte ſich entfernt, Euphroſine bereits ihr Gemach geſucht, und Arnold wollte ſich eben nach dem ſeinigen begeben, als Ducoudray die Thüre verſchloß, Arnold beim Arme ergriff, und ihn wieder zu ſeinem Sitze führte.

„Der Augenblick," ſagte er dumpf und mit kaum hörbarer Stimme, „iſt gekommen, wo Ihr beweiſen ſollet, ob Ihr mit Recht zu Katharinens Getreuen gerechnet werden könnt."

„Habt Ihr die Aufträge endlich erhalten?" fragte Arnold ſchnell.

„Ich habe!" ſagte Pierre Ducoudray. „Doch ehe ich ſie Euch mittheile, erlaubt mir eine Frage. Wiſſet Ihr etwas Näheres über die Perſon Henri's de Valtravers?"

„Nichts, als was ich aus Eurem Munde weiß!" erwiederte Arnold. „Er iſt ein Günſtling Heinrichs von Navarra, und, wie es ſcheint, ein mächtiger, vielvermögender, gunſtaustheilender Mann."

„Ihr habt ihn ganz recht beurtheilt!" ſagte Ducoudray. „Er iſt ſo mächtig, als er falſch, tückiſch und hinterliſtig iſt. — Wißt Ihr, warum er faſt täglich herkommt?"

„Der Grund iſt ſonnenklar! — Er bewirbt ſich um Eure Nichte!" erwiederte Arnold lebhaft.

„Richtig!" erwiederte Jener. „Indeß — Euphroſine liebt ihn gerade nicht, ich haſſe ihn von Herzen wegen ſeiner Schlechtigkeit, muß ihn aber ſchonen wegen ſeiner Macht. — Geſtern hielt er bei mir um Euphroſinen an, ich war genöthigt, ſie ihm zu verweigern, und er gerieth in Wuth, indem er behauptete, er wiſſe ſchon wer ihm bei dem Mädchen im Wege ſtehe. Dann — nannte er Euren Namen und ſchwur Euch fürchterliche Rache.“

Arnold erſtaunte.

„Euphroſine liebt mich nicht!“ ſagte er dann.

„Mag dies immer ſeyn!“ erwiederte Ducoudray. „Ich bin indeß der Meinung, daß wohl eine Zeit kommen könnte, wo ſie Euch lieben würde, indeß — Valtravers ſteht Euch im Wege. Er iſt mächtig, vornehm, reich, und — meine Nichte ein Mädchen. Doch Alles dies gehört nicht hierher. — Fiel es Euch nicht auf, daß er Euch morgen zur Heerſchau einlud? — Merktet Ihr nichts?“

„Nicht das Geringſte!“ erwiederte Arnold. „Ich ſah eine Freundlichkeit darin.“

„Eine ſchöne Freundlichkeit!“ ſprach Ducoudray. „Er ſchwur Euch geſtern blutige Rache, heute ladet er Euch zu einem einſamen Ritte ein — der Weg führt durch einen Wald — Nun! Merkt Ihr noch nichts?“

„Es iſt unmöglich! — Es wäre allzuſchändlich!“ ſagte der Jüngling. „Ihr haltet ihn für ſchlechter, als er iſt. — Indeß, wenn es auch wäre. Ich denke, ich bin ihm gewachſen, und werde vorſichtig ſeyn.“

„Ja wenn er allein wäre!“ ſprach Jener. „Vorh[illegible] aber ſagte er mir, er würde, des ſchnellen Rittes wegen, im Walde, nahe bei der Einſiedlerwohnung, einen Knappen mit zwei friſchen Pferden auf ſich warten laſſen.“

„Ich muß es darauf ankommen laſſen!“ ſagte Arnold nach kurzem Beſinnen. „Zurückbleiben kann ich nicht. Es verriethe Furcht, ich würde mich lächerlich machen. — Was meint Ihr ſonſt, was ich thun ſoll?“

„Davon nachher!“ ſprach Ducoudray raſch. „Jetzt zu dem Auftrage der Königin. — Ihr ſeht hier dieſen Zettel!“ ſagte er, indem er ein Papier aus einem wohlverſchloſſenen Schranke holte. „Ueberzeugt Euch von der Richtigkeit der Unterſchrift. Der Inhalt lautet folgendermaßen:

„Wir beauftragen Unſern Getreuen, den Ritter „Arnold an der Halden, einen Mann, der ſich „Henri de Valtravers nennt, und welcher ſich

„nicht nur Unſere höchſte Ungnade zugezogen, ſon„dern als Unſeren Feind bewieſen, ja ſelbſt Uns nach „Krone und Leben geſtanden hat, ſo bald und ſo „heimlich als möglich — jeden offenen Zweikampf, „um nicht Aufſehen zu erregen, natürlich ausge„ſchloſſen — vom Leben zum Tode zu bringen, „ſodann aber ſich nach Pleſſis la Tour zu begeben, „um dort ſeinen Lohn zu empfangen. — Der Ritter „Arnold iſt mit ſeinem Haupte für die Ausfüh„rung und Geheimhaltung dieſes Unſers Befehls verantwortlich. Catharina.“

„Habt Ihr Alles wohl vernommen? — Ja? — Nun wohl!“ ſagte ſodann Ducoudray kalt und verbrannte den Zettel am Lichte. — Arnold ſaß eine Weile ſprachlos und wie verſteinert. —

„Ich weiß nicht, ob ich recht gehört!“ ſagte der Jüngling nach langer Pauſe, und wie aus einem Traume erwachend. „Laſet Ihr nicht einen Befehl der Königin, welcher dahin lautete, daß ich den Ritter ermorden ſoll?“

„Tödten, mein Freund, blos tödten!“ erwiederte Ducoudray mit großer Ruhe. — „Die Großen dieſer Erde ermorden Niemand, ſie tödten nur. — Da nun der Befehl der Königin mit Euren eigenen Angelegenheiten ſo hübſch übereinſtimmt, ſo muß Euch der Auftrag um ſo willkommner ſeyn.“

„Meint Ihr?“ ſagte Arnold mit flammenden Augen, indem er ſich in die Lippen biß.

„Naturlich!“ erwiederte Jener mit voriger Ruhe. „Für's Erſte, ſchafft Ihr Euch einen mächtigen Nebenbuhler vom Halſe, und erhaltet die Hand meiner Nichte, bei welcher Euch Niemand weiter im Wege ſteht. Zwar iſt das Mädchen nicht vermögend, — das heißt, ihre Vermögensangelegenheiten ſind ein Bischen verworren, und werden ſich auch ſo bald wohl noch nicht in Ordnung bringen laſſen — aber die Königin wird ſchon für ein anſtändiges Heirathsgut ſorgen. Für's Zweite macht Ihr Euren Weg bei Hofe, und die Königin wird nicht anſtehen, den wichtigen Dienſt, den Ihr derſelben leiſtet, auf eine angemeſſene Art zu belohnen.“

„Und wie meint Ihr,“ ſagte Arnold in immer ſteigender Bewegung, „daß ich den Auftrag ausführen ſoll?“

„Ganz einfach!“ verſetzte Ducoudray. „Ihr begleitet morgen den Ritter Baltravers auf ſeinem

Wege zur Heerſchau. Er reitet faſt ſtets ungeharniſcht. Sobald Ihr in den Wald gelangt, ſucht Ihr da, wo ſich der Weg verengert, hinter ihn zu kommen, und ſtoßt ihm dann Euren Dolch in den Leib.“

„Und glaubt Ihr wirklich, daß ich dies thun werde?“ ſagte Arnold, ſeinen Zorn nur mit Mühe zurückhaltend.

„Natürlich!“ verſetzte Ducoudray mit großer Ruhe. — „Ihr ſeyd einmal der Diener Katharinens, und müßt alſo thun, was ſie befiehlt. Unglücklich wäret Ihr, wenn es Euch einfiele, ihre Befehle unvollzogen zu laſſen. Ihr würdet eher ohne Schaden aus dem Käfig einer erzürnten Löwin herausgehen, als in dieſem Falle unverletzt Frankreich verlaſſen. — Ich habe,“ lächelte der Ritter, indem er ruhig einen Becher Wein austrank, „um geringerer Urſachen willen, ritterliche Häupter auf den Mauern des Pallaſtes zu Blois aufpflanzen ſehen. — Bei Alledem,“ ſchloß Ducoudray, „verdenk' ich Euch nicht, daß Ihr Bedenken tragt, und es giebt allerdings Beiſpiele, daß man den Mord befiehlt und den Mörder beſtraft;

Ihr könnt indeß ruhig ſeyn. Katharina von Medicis iſt, ſo ſtark, als ſie ſchlau iſt, und ihre größte Kraft beſteht darin, daß ſie keines ihrer Werkzeuge aus Menſchenfurcht je aufgeopfert hat. Zudem — Ihr ſeyd ein Fremder. Ihr habt alſo nicht einmal die Rückſichten zu nehmen, die der Eingeborne nehmen muß. Sitzt Ihr mitten in Fülle und Wohlleben, ſchützt Euch die Königin, ſo könnt Ihr lachen zu Allem, was kommen kann." —

„Meint Ihr, Herr von Courtenay?" ſagte jetzt Arnold flammenden Auges, indem er aufſtand. „Meint Ihr wirklich, ich ſey ein gedungener Mörder, wie man ſolche, der Sage nach, aus Welſchland nach Frankreich kommen läßt? — Wohlan, ich ſage Euch, ich werde den Befehl der Königin nicht vollziehen."

„Geht! — Geht, Ihr ſpaßt blos!" — erwiederte der Schloßherr. „Ihr wäret der Erſte, der ſich der Königin widerſetzt hätte."

„Wirklich!" erwiederte der Jüngling lebhaft. „Nun, ſo ſetze ich eine deſto größere Ehre darinn." —

„Ich glaube jetzt wirklich, Ihr redet im Ernſte!" ſprach Ducoudray nach einer Pauſe, nicht ohne

Erſtaunen. „Bedenkt, daß Ihr verloren ſeyd, wenn Ihr den Befehl der Königin unvollzogen laſſet. — Katharina würde Euch nie vergeben, wäre es auch nur um ſich vor dem Ausplaudern zu ſichern.“

„Meldet der Königin,“ verſetzte Arnold feſt, „daß ich nicht um ihretwegen, ſondern um meiner eigenen verletzten Ehre willen, ſobald ich Euer Gebiet im Rücken habe, nie ein Wort von der mir zugemutheten Schändlichkeit verlauten laſſen will. — Morgen aber verlaſſe ich Euer Schloß.“ —

„Ihr ſtoßt Euer Glück von Euch!“ rief Ducoudray.

„Es giebt keines, welches durch Mord errungen werden könnte!“ rief der Jüngling.

„Auch Euphroſine kann dann nie die Eure werden!“ ſetzte Jener hinzu.

„Ich weiß es!“ entgegnete Arnold trübe. „Indeß, es iſt beſſer, daß ich ſie verliere, als daß ſi ihre reine Hand in die blutige eines Mörders lege.“

„Seyd kein Thor, beſinnt Euch!“ ermahnte de Alte. „Schieben wir die That um einige Ta auf, um Euch beſſer mit dem Gedanken ihrer Au führung befreunden zu können.“

„Mit Mordgedanken? — Niemals!“ verſetzte der Jüngling.

„Ueber Nacht kommt Rath!“ ſprach Ducoudray aufſtehend. „Vor allem aber müßt Ihr mir, ehe Ihr die Burg verlaſſet, ſchriftlich geben, daß Ihr den Befehl der Königin auszuführen verweigert, und daß ich es nicht an Ermahnungen habe fehlen laſſen.“

„Alles! — Alles was Ihr wollet, will ich niederſchreiben!“ rief Arnold. „Ich verlaſſe das Schloß nicht eher, ehe Ihr die Schrift in Händen habet. Indeß -- von jener Schändlichkeit kein Wort weiter.“ —

Stürmiſch verließ der junge Mann nun das Gemach, und er lag ſchon längſt auf ſeinem Lager, als er noch Thränen des Zornes und getäuſchter Erwartung über ſeine Wangen rollen fühlte. — — —

Der Morgen war kaum angebrochen, als Arnold dem alten Peter befahl, den Grauſchimmel zu ſatteln, und dann zur Reiſe gerüſtet nach der Wohnhalle eilte, um von dem Hausherrn, und -- was ihm ſchmerzlich bis ins innerſte Leben drang — auch von Euphroſinen Abſchied zu nehmen. Man ſagte ihm, daß der Hausherr in dieſem Augenblicke nicht zu ſprechen ſey, da er ſich mit einem eben angekommenen Fremden eingeſchloſſen habe, daß das Fräulein aber ſich ſeit länger als einer Stunde im Garten befände. Arnold kannte bereits Euphroſinens Lieblingsplätzchen. Es war ein, hinter dem ziemlich verwilderten Schloßgarten liegendes, melancholiſches Wäldchen, welches von einem muntern Schmerlenbach durchſchlangelt wurde. Mächtige Fichten und Tannen wechſelten mit einigen alten, ihre knorrigen Aeſte weit in die Luft ſtreckenden Eichen, mit moſigen Raſenplätzen und Geſträuchen, letztere zum Theil unter Euphroſinens Anleitung, doch ſo gepflanzt, daß ſie die Anmuth des Wäldchens hoben, ohne der romantiſchen Düſterheit deſſelben Eintrag zu thun. Dicht am Ufer des Baches, in welchem, beſonders an den weniger ſonnigen Stellen, die kleinen Fiſche luſtig hin und her fuhren, ſtand eine uralte Buche; überragt von den Zweigen des mächtigen Baums befand ſich ein faſt zirkelrunder Hügel, das Grab eines alten Häuptlings der alten Armoriker. Wie es ſchien, war der Tumulus auf's Neue erhöht, und mit einem Stechpalmenſtrauch (Ilex) maleriſch bepflanzt worden. Ein dicht am Stamme des Baumes befindlicher Steinſitz ſollte, wie es den Anſchein hatte, zugleich als Denkſtein des bretagniſchen Häuptlings dienen, wenigſtens ſchien die darauf angebrachte Inſchrift, in der Sprache der Bretons: **God called densan Armorique** (Hier liegt ein mannhafter Bretagner) lautend, darauf deuten zu ſollen.

Auf dieſem Sitze, wie in tiefem Nachdenken vor ſich hinblickend, ſaß Euphroſine, und bemerkte unſern Bekannten erſt als er bereits vor ihr ſtand. Betroffen richtete das Mädchen ſeine Augen auf die Rüſtung, womit Arnold bekleidet war, es ſchien fragen zu wollen, als Arnold mit weichem ſchmerzlichen Tone der Stimme anhob: „Ich komme um Abſchied zu nehmen.“ —

„Ihr wollt uns verlaſſen?“ fragte Euphroſine unwillkührlich zuſammenfahrend, und indem ſie zu erbleichen ſchien. — „Ich dachte, Ihr würdet den Ritter Baltravers heute zur Heerſchau begleiten.“

„Wünſchet Ihr, daß ich es gethan hätte?“ ſagte Arnold mit düſterm Lächeln.

„Allerdings!“ erwiederte das Fräulein. — „Dieſer Ritt, den Ihr durchaus nicht unterlaſſen dürft, wird Euch eine freudige Ueberraſchung, Ehre und Vortheil bringen.“

„Eine Ueberraſchung?“ ſprach Arnold bitter. „Dies würde ich zu glauben gerne geneigt ſeyn; aber Ehre? — Schwerlich.“

„Eure Reden ſind ſehr ſonderbar!“ ſagte das Fräulein mit großer Aufmerkſamkeit. „Hörtet Ihr nicht, was der Ritter Euch geſtern verſprach? — Seyd verſichert, Heinrich von Valtravers hat noch nie ſein Wort gebrochen, wenn — wenn es einem Manne gegeben wurde.“

„Ihr intereſſirt Euch für den Ritter mit großer Wärme!“ ſprach Arnold mit einem Tone der Stimme, der Gereiztheit und Schmerz anzeigte. — „Kennt Ihr,“ ſetzte er mit Bitterkeit hinzu, „dieſen Mann ſo ganz genau?“

„Ich glaube es!“ erwiederte Euphroſine düſter. „Der Ritter iſt ein edler Menſch, und eine Schwäche ausgenommen die ihm ſchadet, würde er niemals fähig ſeyn, eine unedle Handlung zu begehen.“

„Auch keinen Meuchelmord?“ fragte Arnold mit bittrem Lächeln.

„Was ſprecht Ihr da?“ rief Euphroſine heftig.

„Eher könnte die Welt untergehen! — Aber ſagt mir,“ fuhr das Mädchen mit großer Aufmerkſamkeit fort, „wie kommt Ihr auf den Gedanken, den edlen, tapfern, ritterlichen Heinrich eines Vorſatzes zu beſchuldigen, der“ — dies ſagte ſie mit großer Bitterkeit — „eher eines der „Getreuen Katharinens“ würdig wäre.“

„Erlaubt mir, über dieſen Punkt zu ſchweigen!“ erwiederte Arnold.

„Ihr dürft nicht ſchweigen!“ rief Euphroſine, heftig die ſchöne Hand gegen den Jüngling ausſtreckend. „Ich fordere eine Erklärung im Namen eines der edelſten Menſchen, den die Erde trägt, im Namen eines Mannes, der Euch wohl will und den Ihr ſchändlich verläumdet, im Namen eines Abweſenden, eines — —“

Hier ſtockte die Stimme des Mädchens.

„Warum ſprecht Ihr nicht weiter?“ ſagte Arnold im vorigen Tone. „Ihr fordert ſie im Namen Eures Geliebten, Eures Verlobten.“

„Heinrich von Valtravers iſt nicht mein Geliebter, und kann nie mein Verlobter werden!“ entgegnete Euphroſine mit dem Ausdrucke der Wahrheit.

„Er bewirbt ſich um Eure Liebe, um Eure Hand! — Ich müßte blind geweſen ſeyn, hätte ich dies nicht bemerken ſollen!“ rief Arnold.

„Er wirbt um meine Liebe, aber nicht um meine Hand! — Das letztere iſt unmöglich!“ entgegnete Euphroſine zögernd.

„Wie?“ rief heftig der Jüngling. „Er iſt alſo verheirathet? — Und Ihr, Fräulein, behauptet, ihn nicht zu lieben, genehmiget ſeine Bewerbungen, vertheidigt ihn, und nennt den Elenden einen edlen Mann?“

„Und weil ich es thue, Ritter, ſo müßt Ihr glauben daß er kein Elender iſt, ſondern Eure Achtung, ja Eure Verehrung verdient!“ erwiederte Euphroſine mit Hoheit. — „Doch jetzt eine Frage! — Wie kommt Ihr darauf, den Ritter einer Schändlichkeit fähig zu halten? — Wer hat Euch dieſe Meinung von ihm beigebracht?“ —

„Ich kann Euch dieſe Frage nicht beantworten!“ entgegnete Arnold kurz.

„Hat mein Ohm vielleicht —“

„Ich nenne Niemand!“ erwiederte der Jüngling.

„Ich bitte Euch, ſprecht!“ ſagte Euphroſine dringend. „Ich wittere hölliſche Pläne! Dieſe ſchändliche Verläumdung. —“

„Ich nenne Niemand!“ rief Arnold heftig; „aber mit meinem Schwerte will ich beweiſen, daß dieſer Heinrich von Valtravers ein Elender, Feiger — —“

„Haltet ein, Unbeſonnener!“ rief aufſpringend, und mit großer Heftigkeit das Fräulein. „Wer ſeyd Ihr, daß Ihr es wagt, den König von Navarra feig zu nennen?“ —

„Wie? — Was ſprecht Ihr?“ entgegnete Arnold überraſcht. „Jener Mann —“

„Iſt König Heinrich!“ rief das Mädchen. „Ritter Arnold,“ ſetzte Euphroſine ernſt und ſchmerzlich hinzu, „ich fürchte, Ihr ſeyd ſchändlich gemißbraucht worden.“

Es war ungewiß, ob der Jüngling die Worte des Fräuleins vernommen hatte. Er ſchien einen Augenblick wie in einem Traume befangen, dann drückte er die Hände vor die Augen, und rief, wie von ſeinen Gefühlen übermannt: „Entſetzlich! — Ich habe den König ermorden ſollen! — —“

Euphroſine ſchrak heftig zuſammen, doch ermannte ſie ſich ſogleich.

„Gott ſey gelobt!“ rief ſie; „ich habe mich in Euch nicht getäuſcht. — Doch jetzt laßt uns die Beſonnenheit nicht verlieren, laßt uns Rath halten. Wir wollen offen, wir wollen als Freunde reden. Ihr dürft nicht beſorgen,“ — dies ſagte ſie mit tiefem Erröthen — „daß ſich meinerſeits ein anderes Gefühl in dieſes Einverſtändniß miſche. Von der Wiege an unglücklich, in der Einſamkeit, und faſt nur zu männlichen Körperübungen erzogen, gehöre ich faſt mehr Eurem, als meinem Geſchlechte an. — Ihr habt Etwas in Eurem Weſen, was Vertrauen erzeugt, Ihr ſeyd jung, vielleicht noch unerfahren, gewiß, Ihr könnt nur gemißbraucht, nur verleitet ſeyn. Ueberdieß gebe ich Euch das heiligſte Verſprechen, daß nie ohne Eure Einwilligung ein Wort von dem, was wir hier verhandeln, über meine Lippen kommen ſoll.“

„Ich entſage vor Gott und Menſchen einem Dienſte, wo man meine Unwiſſenheit ſo teufliſch mißbrauchen wollte!“ rief Arnold. „Wem ſollte ich übrigens lieber als Euch vertrauen, als Euch, dem theuerſten Weſen — “

Die Stimme verſagte dem Jünglinge, und er vermochte nur, die Hand des erröthenden Mädchens an's Herz zu drücken. Der junge Mann erzählte nun, wie er die Schweiz verlaſſen, um in Blois Dienſte zu ſuchen, wie er dann durch Zufall in jenen räthſelhaften Thurm gekommen, und was ihm dort mit einer unbekannten Dame begegnet ſey.

„Die Dame," ſprach Euphroſine mit Erſtaunen, „war die Königin. Ihr waret in dem aſtrologiſchen Saale, die weibliche Umgebung Katharinens war ihre ſogenannte Liebesbande, vater- und mutterloſe Unglückliche aus adeligen verarmten Geſchlechtern, die von der Königin erzogen, zu ihren Zwecken benutzt, und dann mit guter Ausſtattung in entfernte Gegenden des Landes verheirathet werden."

Arnold erzählte nun weiter, was ihm ſeit ſeiner Entfernung von Blois begegnet ſey, und welche Unterredung er am vergangenen Abende mit dem Ritter Ducoudray gepflogen habe. Er fügte hinzu, daß, nachdem er nun Alles wiſſe, ſeine Ehre fordere, den Ritter mit dem Schwerte zur Rechenſchaft zu ziehen.

„Das dürft und werdet Ihr nicht thun!" ſagte Euphroſine, als Arnold geendet hatte. „Mein Oheim iſt faſt ein Greis, und ſo ſehr ich mich über ihn zu beklagen habe, muß ich dennoch behaupten, daß er in der unglücklichen Lage, in der er ſich befindet, kaum anders handeln konnte. — Geizig von Natur, dabei durch die inneren Kriege in ſeinem Vermögen zurückgekommen, widmete er ſich dem Dienſte Katharinens, und dieſe, indem ſie ihn unter ihre „Getreuen“ aufnahm, ſtellte ſeine Vermögensumſtände wieder her. Ich lebe — eine Waiſe ſeit meiner früheſten Kindheit — in ſeinem Hauſe. In Nantes, bei einem Beſuche, hatte ich das Unglück, dem Könige Heinrich zu begegnen. Seit dieſer Zeit beſucht er Courtenay faſt täglich, und — leider muß ich es ſagen — mein Oheim begünſtigte ſeine Abſichten. Stünde auch nicht das Beiſpiel ſo vieler Unglücklichen, die dem ſonſt edlen, aber leidenſchaftlichen, und gegen unſer Geſchlecht vielleicht zu ſchwachen Fürſten Gehör liehen, vor meinen Augen, ſo würde ich dennoch nimmer ſeinen Bewerbungen nachgegeben haben. Die arme, aber rechtliche Tochter Gui's de Villeharnois könnte ſich vielleicht entſchließen, ohne Liebe zu fühlen, das Weib des ärmſten Rittersmannes der Provinz zu werden, niemals aber wird ſie die mit Glücksgütern überhäufte Buhlerin eines, ſonſt von ihr hochgeachteten Fürſten fern. — Nur zu bald," fuhr Euphroſine nach einer Pauſe fort, „ward die Königin von Heinrichs Beſuchen, die er unter falſchem Namen hier ablegt, unterrichtet, ſie baute darauf ihre hölliſchen Pläne. Meinem Oheim traute ſie nicht die nöthige Entſchloſſenheit zu; ſie ſendete Euch. — Das Uebrige wißt Ihr."

„Ich will," ſagte Arnold nach kurzem Beſinnen, „dem Könige heute noch die Gefahr entdecken, in der er ſchwebt."

„Ihr würdet damit meinen Oheim in's Verderben ſtürzen!" ſagte Euphroſine. „Auch ſpricht man von einer gefährlichen Krankheit der Königin. Sollte ſie ſterben, ſo verſöhnt ſich Heinrich der dritte mit dem Könige von Navarra. Eine Entdeckung, wie die Eure, würde dies unmöglich machen. — Nein, ich habe einen andern Plan! Ich begebe mich morgen in's Kloſter der Karmeliterinnen nach Tours. Auf dieſe Weiſe endigen die Beſuche des Königs zu Courtenay."

„In's Kloſter!" rief Arnold heftig, indem er Euphroſinen bei der Hand faßte. „Ihr in's Kloſter?"

„Es iſt das beſte, das einzige Mittel, dieſen

Qualen zu entfliehen!“ ſprach Euphroſine mit Reſignation. „Für mich giebt es keinen weitern Ausweg.“

„O, dennoch, dennoch!“ rief Arnold, beide Hände des Mädchens an ſeine Lippen preſſend. „Euphroſine! Ihr ſagtet vorhin, Ihr hieltet es für möglich, auch ohne Liebe, das Weib eines redlichen Mannes zu werden. Ich frage Euch nicht, ob Ihr es für möglich haltet, dereinſt Liebe für mich zu fühlen, aber ich frage Euch, ob Ihr das Weib eines Mannes werden wollet, der nichts Höheres, nichts Edleres kennt, wünſcht, noch hofft, als Euren Beſitz.“

Euphroſine antwortete nicht, aber ein über ihre Wangen rollender Thränenſtrom kündigte die Gefühle ihres Herzens an, und ſtumm ſanken ſich der Jüngling und das Mädchen in die Arme.

Es war ohngefähr eine Stunde ſpäter, als Arnold an der Hand Euphroſinens in die Halle des Ritters Ducoudray trat. Die Haltung des Jünglings war feſt, faſt drohend. Er wollte dem Ritter nochmals ſeinen Abſcheu über den, ihm am vorigen Abend gemachten Vorſchlag zu erkennen geben, dann Euphroſine als ſeine Verlobte erklären, und, wenn

Ducoudray irgend eine Einwendung machen ſollte, ihn mit dem Zorne Heinrichs von Navarra bedrohen. Wie erſtaunte der Jüngling, als er das Terrain, auf welchem die Umtriebe, in die er verwickelt war, ſtatt fanden, gänzlich verändert ſah! Ritter Ducoudray kam ihm mit offenen Armen, einen Brief in der Hand, und höchſt erfreut entgegen.

„O Ihr weiſer, ſcharfſichtiger, durchtriebener Staatsmann!“ rief er dem erſtaunten Jünglinge zu. „Ich ſage Euch, Ihr ſeyd zum Hofmanne geboren; und werdet bei Hofe alle Eure Rivale bei Zeiten überflügeln. Wer ſo richtig, wie Ihr, die Strahlen der untergehenden, und die der aufgehenden Sonne zu tariren weiß, deſſen Glück iſt gemacht, ſey der Boden unter ihm auch noch ſo ſchlüpfrig.“

„Die Stimmung, in der ich mich befinde, Ritter Ducoudray, iſt, ſo viel Ihr dabei in's Spiel kommt, eben nicht für den Scherz geeignet!“ ſagte der junge Mann. „Habt die Güte, Euch näher zu erklären.“

„Sanct Peter bewahre mich, mit Euch ſcherzen zu wollen!“ rief Jener. „Dieſer Brief, der Euch Alles erklären wird, iſt ſo verteufelt ernſthaft, daß wir alle Beide genug daran haben können. Er iſt vom Könige aus Blois. Hört nur zu:“

Der Ritter las.

„Da es dem allmächtigen Gott gefallen hat,
„Unſere durchlauchtigſte Frau Mutter, Frau Katharinen,
„dato aus dieſem Erdenthale abzufordern,
„und zu ſich in das himmliſche Freudenreich
„zu berufen, die Selige, — der der Herr eine fröhliche
„Urſtänd verleihen wolle, — aber Uns auf
„dem Todbett an's Herz gelegt und gerathen, Uns,
„was Wir längſtens gewünſcht, mit dem Könige von
„Navarra auszuſöhnen, ſo ſenden Wir den Ueberbringer
„dieſes Schreibens in das Hoflager Unſers
„gedachten vielgeliebten Vetters, um ſolchem ſowohl
„Unſer, als Unſerer verſtorbenen Frau Mutter chriſtliches
„Begehren, in dieſer Hinſicht kund zu thun.
„Da Wir Uns nun zugleich erinnern, daß ſich ein
„junger, erſt kürzlich in Unſern königlichen Dienſt
„getretener Schweizer, genannt Arnold an der Halden,
„geſendet in beſondern Aufträgen von Unſerer
„vorgedachten, in Gott ruhenden Frau Mutter,
„bei Euch befinden dürfte, ſo habt Ihr dieſem zu
„eröffnen, daß mit dem Tode der Seligen, auch

„die ihm gewordenen Aufträge erloſchen ſind, obwohl Wir ohnehin vermeinen, daß gedachter junger Ritter, der Uns als ein ſcharfſichtiger, kluger, „auch in andern Angelegenheiten höchſt erfahrner „Mann bekannt worden, jene Aufträge nur in „Gemäßheit Unſerer, ihm von Anfang an kund „gewordenen Meinung, betrachtet, und darnach gehandelt haben wird. Schlüßlich habt Ihr dem „oben genannten Ritter noch zu eröffnen, daß er „ſich Angeſichts dieſes an Unſerm Königlichen Hoflager zu Blois einzufinden, und dort von Unſerer „Huld zu erwarten habe, wie Wir ihn in Unſerm „Dienſt, nach Masgabe der bewieſenen Fürſichtigkeit und Klugheit, auch ſeiner im Jagdweſen Uns „beſonders kund gewordenen großen Einſichten, anſtellen, und gebrauchen wollen. — Bleiben Euch „übrigens in Gnaden gewogen. Heinrich Rex.“

„Nun was ſagt Ihr, Ihr Glückskind, oder vielmehr Ihr weiſer, einſichtsvoller — —“

„Daß ich nicht nach Blois gehe!“ erwiederte Arnold kalt. „Ich gehe in andere Dienſte, in beſſere.“

„Dachte ich's doch!" rief Ducoudray erſchrocken. „Ihr kanntet den wahren Namen des Ritters Valtravers von Anfang an. — Aber um Gotteswillen! Ihr habt doch nicht auf eine Art geſprochen, die mich ins Verderben ſtürzen könnte?"

„Sorgt nicht!" erwiederte der Jüngling mit einem Tone der Stimme, der unwillkührlich ſeine Verachtung ausdrückte. „Ich gehe nicht in die Dienſte Heinrichs von Navarra, der überdem von Allem kein Wort weiß, hier ſteht meine Herrin. — —"

„Was? — Meine Nichte? — Ihr wollt ſie heirathen?" rief der Alte. „Hm! das wäre Alles recht ſchön, aber ſie hat nur ein geringes Habe, und dieſes iſt in erſtaunlicher Verwicklung befangen."

„Laßt das gut ſeyn, Ritter Ducoudray!" rief Arnold mit feſter Stimme. „Wir wollen das ſchon entwickeln."

Ducoudray ſtammelte noch allerhand von Glück und Unglück, mißlichen Umſtänden und dergleichen, als ſich die Thür öffnete und Heinrich von Valtravers in's Zimmer trat.

„Ei ſiehe da!" rief er unſerm Bekannten freundlich entgegen. „Ihr ſeyd geharniſcht! Das iſt brav. Wie ſtattlich ſeht Ihr aus! Die Ritter des Königs werden ſich freuen einen ſo ſchmucken Kämpen an meiner Seite zu erblicken. — Aber was habt Ihr!“ ſetzte er betroffen hinzu, als ſich Arnold auf ein Knie niederlies und die Schärpe des Königs an ſeine Lippen drückte. „Pfui, Ducoudray! Ihr habt geplaudert, oder Ihr Euphroſine!“

„Die Verlobte!“ ſagte das Fräulein lächelnd und leiſe, „darf vor dem künftigen Gatten kein Geheimniß haben.“

„Verlobt!“ rief Heinrich betroffen, und mit ſichtlichem Verdruße, indem er einen Schritt zurück trat. „Ventre saint gris! das iſt mir neu. — — Ich ſollte glauben, Fräulein von Villeharnois hätte gut gethan, einem Manne, der großen Antheil an ihrem Schickſale nimmt, früher ein Wort davon zu ſagen.“

„Verzeihung, Sire, wenn ich meine Braut entſchuldige!“ ſagte Arnold ruhig. „Erſt vor einer Stunde iſt zwiſchen uns das erſte Wort von Liebe geſprochen worden.“

„Tête de Dieu! Und jetzt iſt ſchon Alles abgemacht? — Das iſt ſtark!“ rief Heinrich, noch immer alle Zeichen des Verdruſſes kund gebend. „Ihr ſeyd ein glücklicher Mann, Ritter! Ihr könnt mit Cäſar ſagen: Veni, vidi, vici.“

„Ich hatte redliche Abſichten, Sire!“ ſagte Arnold mit Unbefangenheit, und ſichtlich ohne den Willen zu irgend einer kränkenden Anſpielung. „Durch einen offnen ehrlichen Antrag muß ſich jede wackere Jungfrau geehrt fühlen, ſelbſt wenn ſie ihn ablehnen müßte. — Schande dem Weibe, das nicht ſo fühlte. — Wenn aber das ehrliche, liebende Wort eine gute Statt gefunden hat, warum ſollte das Fräulein nicht ein gleiches ausſprechen wollen.“

„Hm! Ihr habt Recht!“ erwiederte der König von der Wahrheit der Bemerkung etwas betroffen. — „Uebrigens Ihr ſeid jung, Ihr werdet ein Feld für Eure Thätigkeit ſuchen; was mein Vetter Euch bietet, kann ich auch für Euch thun. Ich will Euch bei meinem Hofhalt anſtellen.“

„Erlaubet, Sire, daß ich bereits als Braut die Vorrechte der künftigen Hausfrau in Anſpruch nehme!" rief Euphroſine lebhaft. „Ritter Arnold hat mir verſprechen müſſen, mich in ſein Vaterland zu führen. Er hat dort ein kleines, aber für beſcheidene Wünſche ausreichendes Eigenthum."

„Wie es ſcheint, wünſcht Mademoiſelle von Villeharnois durchaus keine Verpflichtungen gegen mich zu haben!" ſagte Heinrich in übler Laune. Bald aber glättete ſich die gefurchte Stirne des Königs. Seine reinen, edlen Züge nahmen wieder den gewohnten Ausdruck des Wohlwollens an, jenes Wohlwollens, das heute das Andenken Heinrichs des vierten noch ſo unvergeßlich macht.

„Schöne Euphroſine!" ſagte er freundlich lächelnd, indem er ſie bei der Hand nahm. „Man ſoll in der Schweiz nicht ſagen, Heinrich von Navarra nehme an dem Glücke ſeiner Freunde keinen Antheil, oder dieſe wären ſo ſtolz ihn nicht bedürfen zu wollen. — Vierzig tauſend Livres tournois ſind zwar nicht hinreichend, ein ſicheres Loos zu gründen, aber nehmt ſie als Freundesgabe an. — Gerne gäbe ich Euch eine beſſere Ausſtattung, aber ich habe jetzt wenig Geld, und — Ventre saint gris!

Ihr wißt nicht, wie unausſtehlich Sully iſt, wenn er zu brummen anfängt.“

Die Verlobten neigten ſich dankbar auf die dargebotene Hand des Königs, die ſie mit Küſſen bedeckten. — Arnold begleitete den König zur Heerſchau; nach wenigen Tagen feierten die Liebenden ihre Verbindung, und reiſ’ten ſodann nach Arnolds Heimath, der ſchönen Schweiz.

Der Untergang der Scala.

Erzählung.

Motto:

„Thun? Der Menſch thut nichts. Es waltet
Ueber ihm verborgner Rath,
Und er muß wie dieſer ſchaltet."

Müllner.

Welcher Reiſende, deſſen Fuß Verona je betrat, hätte nicht die herrlichen Terraſſen des Gartens Giuſti beſtiegen? — Auf dem Berge zu ſeiner Rechten liegen die Trümmer der Kaſtelle St. Felice und St. Angelo, von den Reben des wilden Weinſtocks und des Epheu's überrankt. Die geſprengten, und in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts mit deutſchem und franzöſiſchem Blut getränkten Baſtionen ruhen auf den Grundſteinen des Palaſtes Theodorichs. Wirft er ſeinen Blick in die Ferne, ſo ſieht er dieſſeits des Monte Baldo, des Bolca-Gebirges und der euganeiſchen Hügel die Gegenden der Schlachtfelder von Rivoli und Montebello, und in der Ferne taucht die Kuppel der Domkirche Mantua's aus dem grünen Baummeere auf. Aber auch dicht zu den Füßen des Reiſenden liegen Stätten merkwürdiger Ereigniſſe der Vergangenheit und Denkmale unvergeßlicher Tage. Mitten in jener großen Häuſermaſſe, welche die im Sonnenglanze flimmernde Etſch durchſtrömt, ragt das wohlerhaltenſte Amphitheater aus Römerzeit hoch über die größten Paläſte empor. Noch thürmt ſich Sitzreihe über Sitzreihe, noch liegt Quader an Quader. Das geiſtige Auge ſieht das Volk aus den Vomitorien ſtrömen, den Prätor zur Seite des anweſenden Cäſars ſeinen Platz auf jenem Balkon einnehmen, es ſieht die dem Tode geweihten Opfer in die Arena treten! „Morituri te salutant!“ — —

Wendet der Reiſende den Blick gegen Veronetta hinüber, ſo ſieht er ein kleines unſcheinbares Haus, aber die Erinnerung, die ein unſterblicher Dichter an die Stätte geknüpft, die Erinnerung an zwei gebrochene Herzen iſt mächtiger durch die Nacht der Zeiten zu der Nachwelt gedrungen, als das Andenken jener Todeskämpfe; der Sarcophag, der Juliens Reſte barg, ſteht in jenem Hauſe. — — —

Für den Verfolg dieſer Erzählung iſt jedoch ein drittes Bauwerk, welches dicht am Ufer der Etſch gelegen, von beſonderem Intereſſe. Es iſt die mittelalterliche Burg der alten Fürſten von Verona, der Herren della Scala. — Düſter, eigenthümlich aber großartig in ihrer Bauart, von rohen Backſteinen ohne Abputz aufgerichtet, winklig und dunkel in ihrem Innern, mit den nicht endenden Korridoren, den unzähligen Treppen und Gängen, den weiten, kühlen, hallenden Sälen, erinnert ſie überall an ihre früheren Bewohner. Selten hat die Geſchichte eines Fürſtenhauſes ſo viel Glanz und ſo viel Gräuel aufzuweiſen, und dennoch herrſchten die Scala nur 128 Jahr über Verona. Es iſt der Fall dieſes Fürſtenhauſes, deſſen Bild wir dem Leſer vorzutragen gedenken.

Es war im October 1375, als rings um den Palaſt der Herrſcher von Verona eine weite Poſtenkette aufgeſtellt war. Die Soldaten winkten jedem Reiter ſchon von weitem zu, auf Umwegen nach den Straßen, die über die Piazza **Bra** oder **Erbe** führten, einzubiegen, und die in kleinen Gruppen zuſammenſtehenden Fußgänger ziſchelten ſich furchtſam in's Ohr, daß etwas von Bedeutung im Schloſſe vorgehen müſſe.

Zwei Männer, ihrer Kleidung nach dem untern Bürgerſtande angehörig, ſtanden in reſpectvoller Entfernung von den Soldaten und ſtarrten neugierig nach dem Haupteingange des Palaſtes hinüber.

„Den Finger gäbe ich drum, wüßte ich recht gewiß, was los iſt!“ ſagte der Eine, indem er ſich mit der Fauſt auf die Lende ſchlug.

„Viel Gutes iſt es nicht, Gioachimo; verlaß Dich drauf!“ erwiederte der Andre achſelzuckend.

„Narr! Das kann ich mir ſelber ſagen;“ fiel Jener ein. „Iſt, ſeit Can Grande der Zweite zur Regierung kam, bis er von ſeinem Bruder Can Signorio erſtochen wurde, und von da an bis vor vier Wochen, als dieſer wieder ſeinem Bruder Alboin den Kopf abſchlagen ließ, überhaupt etwas Gutes vorgekommen? Es müßte denn ſeyn, daß Du es für etwas Gutes hältſt, daß dieſe Hunde (cani; ital.) ſich unter einander ſelber zerreißen und auffreſſen, und deshalb nicht Zeit und Appetit haben, ſich noch mehr, wie geſchieht, an uns zu halten.“

„Madonna! Was ſtöß'ſt Du für unvernünftige Redensarten aus;“ ſagte ängſtlich der Vorige. „Siehſt Du nicht, wie der deutſche Büffel dort, der Kerl mit der langen Hellebarde, uns in einem fort anſieht? Wenn Du es nicht laſſen kannſt, ſolche rebelliſche Reden zu führen, ſo laſſe ſie wenigſtens nicht in Gegenwart eines ruhigen Bürgers und Handſchuhmachers aus der Straße Balbi hören, der außer ſeinem ehelichen Hauskreuz noch ſechs Kinder und Kummer und Noth vollauf hat, oder wenn Dich nun einmal der böſe Feind dazu treibt, ſo mache dabei ein ſo freundliches und reſpectuöſes Geſicht, als ob Du eben ein **Viva Can Signorio della Scala!** auf den Lippen und im Herzen hätteſt."

„**Corpo di Baccho!** Den Teufel auf den Hals werde ich ihm wünſchen;" rief der Vorige halb laut. — „Aber was? Du willſt fort? — Bleib, Haſenfuß! Beruhige Dich, Pasquale! Ich weiß, was ich weiß."

Bei den letzten Worten fuhr der Sprechende mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach dem rechten Auge, drückte dieſes zu und lachelte mit dem linken überaus pfiffig.

„Nun, was weißt Du denn, Gioachimo?" fragte Jener neugierig.

„'s geht ſchlecht mit ihm, grundſchlecht!" rief ihm der Gefährte ſo heftig in's Ohr, daß dieſer ſich wieder voll Angſt, daß es Jemand gehört haben könnte, rings umſah. „San Signorio hat einen Eilboten nach Florenz geſchickt und Bartholomäo, ſeinen Sohn, eilig abrufen laſſen. Ich ſchließe daraus, daß er bedeutend krank ſey.“

„Du biſt ein närriſcher Kerl!“ ſagte Paſquale kopfſchüttelnd und lächelnd. „Weil der Fürſt ſeinen Sohn, der ſeit längerer Zeit abweſend iſt, ſchleunig zurückruft, wozu es hundert verſchiedene Gründe geben kann, ſchließeſt Du, daß er bedeutend krank ſeyn muß. Sein anderer Sohn, Antonio, iſt ja eben auch anweſend.“

„Eben darum, Gevatter Einfältig!“ ſprach Jener mit wichtiger Miene. „Dies iſt gerade der Grund, worauf ich meine Schlüſſe baue. — Aber freilich,“ fuhr er mit einer gewiſſen Grandezza fort, „Du wohnſt da drüben in Veronetta, und wenn nicht der Herzog einem ſeiner Räthe den Kopf abſchlagen läßt, oder ſonſt etwas Stadtkundiges vorgeht, ſo erfährſt Du nichts. Du haſt keine Verbindungen bei Hofe, indeß ich alle Sonntage mit dem deutſchen Thürſteher, dem Chriſtoforo, in der kleinen Kneipe, dicht neben der Porta Burſari eine Fogliette Vino ſanto trinke und von allen Hofangelegenheiten die genaueſte Kenntniß erhalte. Manchmal kommt der Chriſtoforo auch zu mir —"

„Eh!" unterbrach Pasquale den Sprechenden mit blinzelndem Auge und dem langgezogenen Tone, welchen die gemeinen Italiener ausſtoßen, wenn ſie einander foppen wollen. „Die Leute ſagen, er käme nur, wenn Deine Frau allein wäre. — Aber vielleicht haſt Du dann ſeine Neuigkeiten aus der zweiten Hand."

„Dummes Zeug! Verdammte Lüge!" rief Gioachimo hitzig. „Mir macht Niemand in dieſen Angelegenheiten ein X für ein U, am wenigſten ein ſolcher deutſcher Waldeſel; überdies kenne ich meine Nazarena. Nobile's haben um ſie herum ſcharmuzirt — der junge Scarpa z. B., und der dicke Pellegrini und Signor Maffei, der ſehr hinter den jungen Frauen her iſt — aber nicht daran zu denken. Treu wie Gold! das iſt ihr Symbolum."

„Nun, nun; ich glaub's ſchon;" ſagte Pasquale, deſſen Miene aber den Worten wenig angemeſſen war. „Die Leute wundern ſich nur, daß Du mit Mützenmachen ſo viel verdienſt, um Deiner Frau allen den Flitterſtaat, mit dem ſie ſich herausputzt, kaufen zu können, und dennoch ſo viel Zeit erübrigſt, um Dich ſtundenlang auf der Piazza Bra oder an der Porta Burſari herumzutreiben. Aber was geht es mich an? Deine Nazarena iſt eine tugendhafte, hübſche und vor Allem ſehr leutſelige Frau, und es mag der Neid ſeyn, der aus den Leuten redet."

„Recht, Pasquale!" ſagte der Mützenmacher beruhigt, jedoch unterließ er aus Vorſicht nicht, unvermerkt den kleinen und den Zeigefinger der rechten Hand gegen den Sprechenden auszuſtrecken, oder, wie die Italiener ſagen: ein Paar Hörnchen zu machen, da es doch möglich war, daß der Neid aus Pasquale reden und deſſen Lob daher der „leutſeligen" Nazarena ſchaden konnte, welchem Uebel aber durch beſagte Hörnchen vorgebeugt wird. — „Recht, Gevatter!" ſetzte er hinzu; „jetzt ſprichſt Du wie ein verſtändiger Mann!"

„Nun ſo rede Du auch als ein ſolcher und erzähle mir, was zwiſchen der Krankheit des San Signerio und der Rückkehr des Don Bartholomao für eine Verbindung ſtattfinden kann;“ verſetzte neugierig der Freund.

„Das wird Dir ſogleich klar werden!“ erwiederte Gioachimo lebhaft. „Auf dem Hauſe Scala ruht ein Fluch —“

„Was? Ein Fluch?“ fiel Jener mit allen Zeichen höchſter Neugier ein.

„Der Fluch: daß ein Bruder ſtets den andern umbringen oder doch ihm nach dem Leben trachten, und ihn verrathen muß!“ ſagte, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, höchſt geheimnißvoll der Mützenmacher. „Dieſer Fluch ſtammt ſchon aus den Zeiten Maſtino's des Erſten her; die Veranlaſſung dazu iſt mir unbekannt, und auch Chriſtoforo, der die Sache aus dem Munde des Leibpagen des Herzogs hat, wußte mir nichts Näheres darüber mitzutheilen. Daß ſie indeß ihre Richtigkeit hat, will ich Dir ſogleich beweiſen. Maſtin der Erſte wurde von vier Meuchelmördern umgebracht; da haſt Du den Verrath, denn es hieß, ſein Bruder Albert, der ihm in der Regierung folgte, hätte darum gewußt. Can grande der Erſte ſetzte die Söhne ſeines Bruders Alboin zu Regenten ein, und dieſe hatten nichts

Eiligeres zu thun, als deſſen uneheliche Kinder in einen Thurm zu ſtecken. Frignano, ein unehelicher Sohn Maſtin's des Zweiten, verſchwört ſich gegen ſeinen legitimen Bruder, den regierenden Herzog Can grande den Zweiten, wird von dieſem angegriffen, ertrinkt in der Etſch und der Fürſt läßt den Leichnam des Bruders an den Galgen hängen. Can grande aber wird ſpäter von unſerm jetzt regierenden Can Signorio mit eigener Hand erſtochen."

„Wahrhaftig, Du haſt Recht!" rief überraſcht Pasquale.

„Noch nicht genug!" ſagte der Mützenmacher. „Wie war es mit Alboin, dem faſt blödſinnigen Bruder des Fürſten? Man ſollte denken, dieſer wäre nicht zu fürchten geweſen. Weit gefehlt! Er rebellirte, oder es hieß wenigſtens, er hätte rebelliren wollen. Can Signorio ließ ihm den Kopf abſchlagen."

„Santa Madonna! Es iſt Alles, wie Du ſagſt!" rief Pasquale mit Erſtaunen. „Aber die Reiſe und Rückkehr Bartholomäo's?"

„Auch darüber gab Chriſtoforo meiner Frau — mir, will ich ſagen — die genaueſte Auskunft!"

ſagte mit gewichtiger Miene der Mützenmacher. „Wie Du weißt, hat der Herzog keine legitimen Söhne, nur zwei Baſtarde; das thut aber nichts, alle große Herren in Italien haben welche. Antonio und Bartholomäo ſind Zwillingsbrüder, und der Herzog, der ſonſt keine lebende Creatur liebt, liebte ſie ſeit ihrer Geburt auf die übertriebenſte Weiſe. Deshalb beſtimmte er auch, daß ſie nach ſeinem Tode gemeinſchaftliche Regenten von Verona ſeyn ſollten. Ihre Erziehung war ſehr ſonderbar. Die Knaben mußten in einem Bette ſchlafen, aus einem Becher trinken, aus einer Schüſſel eſſen; alles Gute, jedes Geſchenk, was der Eine empfing, bekam er, auf Veranſtaltung des Vaters, aus der Hand des Andern. Der Herzog dachte auf dieſe Weiſe den Bann zu löſen und eine tiefbegründete Liebe zwiſchen den Brüdern zu erzeugen. Wirklich gelang es ihm, die jungen Leute liebten ſich auf eine in der Familie der Scala noch nie ſtattgefundene Weiſe; keiner konnte ohne den andern leben, alle Genüſſe theilten ſie mit einander. Jetzt ſind die Jünglinge einundzwanzig Jahre, und der Vater meinte, es ſey Zeit daß ſie ſich verheiratheten. Da

Beide unehelicher Geburt, ſo wäre es ihm lieb, wenn ſie Frauen aus hohen adeligen Geſchlechtern Italiens heimführten und auf dieſe Weiſe den Flecken, der an dem Baſtard haftet, ausglichen. Damit indeſſen keine Eiferſucht bei der Bewerbung ſtattfinden könnte, ſo mußte zuerſt Bartholomäo auf Reiſen gehen, ſobald er zurück wäre, ſollte Antonio die Reiſe antreten. Jetzt war der Erſtere in Florenz, aber er hatte, wie es hieß, immer noch keine ihm zuſagende Braut finden können, plötzlich wird er durch einen Kurier zurückgerufen, und vor zwei Stunden iſt er angekommen.“

„Und daraus ſchließeſt Du — “

„Daß der Herzog krank iſt! todtkrank!“ fuhr Jener fort, ohne den Gefährten zu Worte kommen zu laſſen. „Hatte er irgend einen Staatsſtreich vor, ſo hatte er die Söhne zuvor fortgeſchickt, wie er auch that, als er dem Alboin den Kopf abſchlagen ließ. Er will durchaus nicht, daß ſie ſeine Bluturtheile vollziehen ſehen. Selbſt wenn er ein Paar in Ungnade gefallene Räthe einſperren oder verſchwinden ließ“ — der Sprechende machte eine ſehr ausdrucksvolle Geberde — „ſo mußten die Knaben vorher auf's Land gebracht werden. Sie ſollten nichts von ſeinen Thaten ſehen und hören. Jetzt bringt er ſie zuſammen, Wachen umſtehen den Palaſt, es kann nicht anders ſeyn, er iſt ſterbenskrank."

„Ich bitte Dich um der Madonna del Lago willen, Gioachimo, ſprich nicht ſo laut;" ſagte Pasquale ängſtlich. „Der deutſche Leibwachter wendet nicht ein Auge von uns."

„Mir alles eins!" rief der Vorige keck. „Ich ſcheere mich den Henker um dieſe deutſchen Büffel, ſo viel ihrer ſind. — Was? Sind wir nicht Lombarden? War mein Großvater nicht in Rom geboren? Haben unſere Vorfahren nicht die Cimbern geſchlagen, acht Stunden von hier, bei Chiuſa, welches noch heutzutage deshalb, ſowie wegen ſeiner fetten Nierenbraten, berühmt iſt?" —

Die kühnen Reden Gioachimo's würden, trotz den Beſorgniſſen Pasquale's, aus mehreren Gründen, von denen einer der war, daß der Leibwächter nicht ſonderlich italieniſch verſtand, keine üblen Folgen gehabt haben, aber der Römerſinn, der in ihm lebte, der Geiſt ſeiner Altvordern, der Cimbernbeſieger, hatte ihn verleitet eine zweideutige, faſt drohend zu nennende Stellung anzunehmen, und dies erregte die Galle des deutſchen Leibwächters.

„Was unterſteht ſich der Lumpenhund da zu larmen, und in Gegenwart der herzoglichen Leibwache allerlei flämiſche Geſichter zu ſchneiden!“ ſchrie er, indem er haſtig auf jene Beiden zuſchritt. „Ich glaube gar, der Kerl unterſteht ſich die Fauſt zu ballen! Das fehlte noch, daß das Geſindel ſo keck würde! In's Loch mit Euch, Ihr froſchfreſſenden Aufrührer, Ihr nudelverſchlingenden Rebellen!“ —

Der Zorn des Deutſchen war groß, und der Ton der Stimme, mit welcher er die Veroneſer anbrüllte, ware vor einem unpartheiiſchen Richter hinreichend geweſen, den guten Gioachimo wegen des Epitheten eines „asino ſerino,“ das er dem Leibwachter beigelegt, vollkommen zu rechtfertigen, indeß erſchreckte derſelbe die beiden Freunde dergeſtalt, daß ſie wie zwei tgeſcheuchte Rehe über den Platz ſetzten, und in die Strada bella einbogen, welche Pasquale ſodann in kurzem Trabe zurücklegte, während der Nachkomme der Cimbernvertilger in einen Bäckerladen ſchob, von welchem er aus Erfahrung wußte, daß ſolcher einen hintern Ausgang in eins der vielen, hinter der Piazza Bra gelegenen, krummen Gäßchen darbiete. —

Die Gefahr, die ihnen drohte, war inzwiſchen nicht ſo bedeutend geweſen. Entweder hatte ſie der Leibwachter nur ein wenig erſchrecken wollen, oder der Reſpect, den er den Gegnern eingeflößt, hatte ſeinen Zorn ſchnell abgekühlt, denn mit großer Behaglichkeit und einem freundlichen Grinſen, das ihm den breiten Mund bis in die Nähe der Ohren verzog, ſagte er zu einem herbeikommenden Kameraden: „Schau Andresl, wie die Kerle ſpringen können!“ und ging wieder an ſeinen Platz. —

Während es aber vor dem Palaſte ſo munter zuging, herrſchte in demſelben eine Todtenſtille. — Die ſteinernen Treppen waren mit Decken, die langen Gänge des finſtern Gebäudes mit Strohmatten belegt. Die Wachen, welche an mehreren Punkten vertheilt waren, hatten die Hellebarde beim Fuß oder das blanke Schwert im Arme; ſie gingen heute nicht, wie ſonſt, auf und ab; wie ſtahlbekleidete Bildſäulen lehnten ſie an den mächtigen Pfeilern der Korridore, oder in den tiefen Niſchen der ſpitzbogigen, mit kleinen runden Scheiben verſehenen Fenſter. —

In einem entfernten Theile des Gebäudes, unweit eines runden Eckthurmes, an deſſen Fuße die reißende Etſch vorbeifloß, befand ſich ein ziemlich großer Saal, der durch die kleinen getrübten Scheiben der ohnehin nicht allzugroßen Fenſter, von der eben untergehenden Sonne nur gerade ſo viel Licht erhielt, um die Gegenſtände in ihm erkennen zu laſſen. Zwei Jünglinge, von gleichem Alter, gingen mit leiſen Schritten auf dem gelb und ſchwarz geſprengten Eſtrich des Bodens, Arm in Arm, auf und ab, und blieben endlich am obern Theile des Saales, wo ein rieſengroßer Hund, eine Anſpielung auf den Namen des prachtliebenden Can grande, als Wandzierde in Stuck angebracht war, ſtehen. Die jungen Männer glichen ſich in Körperform und Geſichtsbildung außerordentlich. Bei Beiden derſelbe feine Wuchs, die ſchöne Geſichtsform, der bräunliche Teint, das dunkle krauſe Haar; nur war der Geſichtsausdruck des Einen kühner, ſtolzer, als der des Andern.

„Du meinſt alſo, es ſey keine Hoffnung mehr?“

fragte der Eine, deſſen Anzug zeigte, daß er ſo eben von einer Reiſe komme.

„Keine, mein Bartholomáo!“ entgegnete kopfſchüttelnd der Gefragte. „Der Arzt hat ihn aufgegeben.“

„Haſt Du den Vater geſprochen?“ fragte Jener weiter.

„Er hat es mir unterſagt, zu ihm zu eilen, ihn pflegen zu dürfen; erſt wenn Du angekommen ſeyn würdeſt, dürfe es geſchehen.“

„Welche Grille!“ ſprach der Vorige mit ſchmerzlichem Lächeln. „Immer die Beſorgniß, daß irgend etwas, eine Gunſt, eine Gabe, dem Einen gegönnt, bei dem Andern unangenehme Empfindungen erregen könnte! O mein Antonio! was gäbe es Gutes, Schönes, Herrliches, das ich mit Dir nicht freudig theilen wollte? Wäre nur erſt eine Gelegenheit da, Dir zu zeigen wie innig ich Dich liebe, wie ich Alles, Alles mit Dir theilen, ja mein Herzblut für Dich hingeben wollte.“

„Weiß ich dies nicht, Bartholomáo?“ ſprach Antonio feurig, dem Bruder die Hand reichend.

„Könnteſt Du auch wohl anders fühlen, wie ich? Lagen wir nicht zugleich unter einem Mutterherzen? Hatten wir je verſchiedene Wünſche, verſchiedene Neigungen? Gäbe es ein Gut auf dieſer Erde, das uns — ich will gar nicht ſagen, entzweien — nur fremder werden laſſen könnte?"

„Gewiß nicht!" erwiederte Bartholomão ſanft. „Der Erisapfel, der bisher ſo viel Unheil in unſerer Familie anrichtete — ich meine den Streit um die Alleinherrſchaft — hat bei uns ſeine Kraft verloren. Was auch der Vater beſtimmt hat, ich trete Dir meine Anſprüche an die Krone ab."

„Fluch treffe mich, wenn ich dies annehme!" rief heftig und mit Unwillen im Blick Antonio. „Ernennt Dich der Vater zum Alleinherrſcher, ſo beuge ich als Vaſall vor Dir das Knie, in jedem andern Falle regieren wir gemeinſchaftlich."

„Du biſt ein geborner Fürſt, Antonio!" ſagte Bartholomão freundlich, indem er zärtlich den Arm um den Nacken des Bruders ſchlang. „Glaube mir, ich tauge nicht zum Herrſchen. Mit Dir iſt es ein Anderes. Deine ſtarke Seele paßt für die mühe- und dornenvolle Laufbahn, ich würde nur allzubald erliegen. Ein zurückgezogenes, ſtill-häusliches Leben auf dem Lande, in Mitte unſerer ſchönen Natur, das iſt das Ziel aller meiner Wünſche. Regierte ich auch dem Namen nach mit Dir zuſammen, ſo würde ich doch immer nur Dein Schatten ſeyn, dies könnte Dir wenig nützen mir aber würde es ſchaden."

„Und doch, Bruder, mußt Du geſtehen, iſt dies das einzige Mittel durch welches ſpäter Reue, Entfremdung unſerer Herzen und Seelen, und allen jenen elenden Hetzereien, zu welchen die Höflinge ſo gern ihre Zuflucht nehmen, vorgebeugt werden kann;" rief Antonio raſch. „Nein, Bruder. Kein Wort weiter! Es bleibt bei unſerm früheren wohlerwogenen Beſchluſſe: Was auch der Vater beſtimmen möge, wir regieren gemeinſchaftlich. — Ich habe Dein Bruder- und Fürſtenwort darauf, und ich entbinde Dich deſſen auf keinen Fall."

Bartholomäo wollte eben etwas erwiedern, als die Sprechenden durch den Eintritt eines Dritten unterbrochen wurden. Es war ein hoher Greis in dunkler Kleidung, welcher aus einer Seitenthür in den Saal trat.

„Ah Signor Bevilaqua!“ rief Antonio. „Wie ſteht es mit dem Vater? — Dürfen wir kommen?“

„Der Herzog wünſcht Euch zu ſprechen, edle Herren. Ich fürchte, er wird nicht den kommenden Morgen mehr erleben;“ ſagte mit gerunzelter Stirn, aber mit Kälte im Tone, der Alte.

„Leidet er ſehr?“ fragte Bartholomäo tief bewegt.

„Körperlich nicht;“ erwiederte Jener düſter.

„Aber an der Seele? — Nicht wahr, dies meint Ihr?“ ſprach Antonio.

„Sein ſtarker Geiſt iſt ungebeugt, ſo lange ſein Bewußtſeyn ungetrübt bleibt, doch die Bilder, die ihm in den Fieberphantaſieen durch die Seele zu ziehen ſcheinen — Junge Männer,“ unterbrach ſich der Alte in dieſem Augenblicke, indem er die Hände der Jünglinge ergriff, „ich habe Erfahrungen gemacht in den Kriegen der Guelfen, wenn die Trompeten ertönten auf hallender Haide, ich lernte Manches in den Gerichtsſälen und den feſtlichen Sälen der Fürſten, aber an *dieſem* Krankenlager habe ich *mehr* gelernt. Laßt auch Ihr das, was Ihr hören und ſehen werdet, Euch nicht verloren ſeyn.“

Mit dieſen Worten öffnete der Alte die Seitenthür und winkte den Jünglingen, einzutreten. Die jungen Männer durchſchritten an der Seite des Alten mehrere Gemächer, endlich öffnete derſelbe die Thür eines nur wenig erleuchteten Zimmers, und ſie traten hinein. Das Gemach war ziemlich klein, die Wände deſſelben waren mit dunkler Boiſerie, auf welcher hier und da ein vergoldeter Hund angebracht war, bekleidet. Neben den beiden, mit rothſeidenen, ſchweren, goldgeſtickten Vorhängen verhüllten Fenſtern führten rechts und links ein Paar Thüren in anſtoßende Gemächer. Die an der Decke hängende Ampel goß ein ungewiſſes, zitterndes Licht herab. Faſt die Hälfte der Wand des Gemaches nahm ein großes Himmelbett ein, welches mit reich geſticktem Seidenzeug bekleidet, und deſſen vier Ecken mit großen Büſchen weißer Strausfedern geſchmückt waren. So wie die Jünglinge im Zimmer erſchienen, rief eine heiſere Stimme aus dem Bette: „Geht hinaus, Doctor; ich will mit meinen Söhnen und Cavaliere Bevilaqua allein ſeyn!" —

Die jungen Männer naheten ſich jetzt dem Lager, auf welchem ſich ein Mann befand, deſſen Geſicht von Fieberhitze glühete. Die Züge des Kranken deuteten auf frühere Schönheit, doch hatten Leidenſchaften aller Art ihnen einen unauslöſchlichen Stempel aufgedrückt. So wie die Jünglinge an das Bett getreten waren und die Hand des Vaters an die Lippen gedrückt hatten, griff Letzterer haſtig nach einem Becher, den er ſchnell und in großen Zügen austrank, dann fuhr er ſich heftig mit der Hand über die Augen und die Stirn, gleichſam als ob er mit Gewalt das volle freie Bewußtſeyn erzwingen wolle. Da er noch ſchwieg, ſo ergriff Barthelomao das Wort.

„Ich kann Euch kaum ſagen, wie ſehr die Nachricht von Eurer Krankheit“ — hob er an, aber der Leidende unterbrach ihn ſogleich.

„Nichts von meiner Krankheit!“ rief er rauh. „Wir haben Nöthigeres zu reden. Was iſt Leben, was iſt Tod? Nichts; nicht viel mehr als Nichts. — Sterben freilich iſt Etwas. Es iſt mehr, als ich gedacht, doch auch dieſes geht vorüber, und dann tritt das Nichts in ſeine Rechte. — Genug davon. — Ich habe Euch rufen laſſen, um Euch Einiges mitzutheilen. Zuerſt von meinen Verfügungen über die Krone. Ich habe Euch zu gemeinſchaftlichen Regenten beſtimmt. Schon als Ihr geboren wurdet faßte ich dieſen Entſchluß, und ich habe Eure ganze Erziehung nach ihm gemodelt. In unſerm Hauſe war Zwiſt und Bruderhaß faſt zur Gewohnheit geworden; als Can grande auf den Thron ſtieg, war die Feindſchaft zwiſchen ihm, mir und Alboin ſchon feſtgewurzelt, bei Euch iſt es anders. Durch meine Sorgfalt, durch kluge Vorſicht, durch weiſe Berechnung iſt es mir gelungen, das ſchwarze Verhängniß das über jedem Scala waltet, von Euch fern zu halten. — Ihr liebt Euch. — Nicht wahr, Söhne, Ihr liebt Euch noch?" —

Schweigend und gerührt umarmten ſich die Brüder. Der Kranke ſchien von dieſem Anblick ergriffen.

„Es iſt das erſtemal, daß ſich zwei Scala umarmten, wenn ſie im Begriffe waren, den Thron zu beſteigen!" ſagte er dumpf vor ſich hin. — „Was aber," fuhr er lebhafter fort, „habe ich auch dafür gethan! Ich habe Nächte durchwacht, geſorgt, Alles berechnet, um Euch freie Bahn zu machen. —

Was ſagt Ihr: gemordet, Bevilaqua?" rief er plötzlich mit Donnerſtimme. „Es war Nothwehr, als ich Can grande tödtete, und Alboin war ein offener Rebell; ich habe ihn nur gerichtet."

„Ich ſagte nichts, mein hoher Fürſt;" ſprach der Alte ruhig.

„Ganz recht!" ſprach der Kranke halblaut und wie geheimnißvoll. „Ich glaube, es war ein Anderer. Es war der ſtille Mann dort, der, mit dem Kopf unterm Arm, im Zimmer auf und ab geht. — Eine abgeſchmackte Weiſe, auf dieſe Art ſpazieren zu gehen! — Hört, Cavaliere, thut mir den Gefallen und gebt ihm zu verſtehen, es ſey unanſtändig auf dieſe Art bei Hofe zu erſcheinen."

Bevilaqua ging auf einen Augenblick zur Thür hinaus. Wie es ſchien, ſprach er mit dem Arzte, denn man hörte ihn leiſe, aber angelegentlich reden, endlich kam er herein, griff nach einem Fläſchchen, das auf einem Tiſchchen ſtand, leerte es in einen Becher Waſſer und bot dieſen dem Kranken.

„Trinkt, gnädiger Herr!" ſagte er; „es wird Euch erquicken."

Haſtig griff der Herzog nach dem Becher und leerte ihn auf einen Zug.

„Ich glaube," ſagte er düſter, „ich habe wirres Zeug geſprochen; kehrt Euch nicht daran, es iſt die Folge der Krankheit und kann nicht anders ſeyn. — Sobald ich todt bin," fuhr er ruhig fort, „ſo ſendet zu Galeotto Malateſta und dem Markgrafen von Ferrara, desgleichen auch zu Franz Carrara nach Padua. Sie werden Euch Truppen ſenden, denn es thut Noth, daß Euch die Visconti für den Fall eines plötzlichen Angriffs gerüſtet finden. Ihr, Cavaliere Guiglielmo Bevilaqua und Thomas Pellegrini, werdet meinen Söhnen als geheime Rathe zur Seite ſtehen, und dieſe ſollen, ohne Euch zuerſt gehört zu haben, nichts unternehmen. Staatsgeheimniſſe giebt es nur zweierlei, auch möchte ich dem einen nicht einmal dieſen Namen beilegen, da es blos meine Perſon angeht. Jener Eingang" — er zeigte auf die Thür zur Linken — „führt zur Folterkammer. Staatsgründe zwangen mich, dort manchmal Hinrichtungen vornehmen zu laſſen. Die Leichname wurden in einen Brunnen geworfen, der mit der Etſch zuſammenhängt. Dieſen Brunnen laßt vermauern und die Foltergeräthe — hoffentlich werdet Ihr ſie nicht mehr nöthig haben — laßt zerſtören; ich will nicht, daß nach meinem Tode etwas davon zur Sprache, oder gar den Unberufenen zu Geſicht komme."

„Verlaßt Euch darauf, Vater, es ſoll geſchehen;" rief Bartholomäo haſtig.

„Es iſt nur um der Schwachen und der Würde unſers Namens willen;" ſagte der Herzog ruhig. „Das zweite Geheimniß, das ich Euch mitzutheilen habe, iſt wichtiger. Es betrifft den Fluch, der auf unſerm Geſchlechte laſtet."

„Alſo die ſchreckliche Sage" — rief Antonio.

„Iſt wahr;" unterbrach ihn der Vater. „Unter unſerm Ahn, Maſtino dem Erſten, ereignete ſich ein Vorfall, den man auf verſchiedene Art erzählt, doch kam man ſtets darin überein, daß ein zum Tode Verurtheilter jenen Euch bekannten Fluch über das Haus **della Scala** ausgeſprochen haben ſoll. Ich würde die alte Sage für ein Mährchen gehalten haben, aber eine Thatſache ſetzt ihre Glaubwürdigkeit außer allem Zweifel. — Als mein Vater ſein Ende herannahen fühlte, ließ er mich und meine Brüder in dieſes Zimmer rufen. Er eröffnete uns, daß die Regierung auf uns gemeinſchaftlich übergehen ſolle, dann theilte er uns mit, daß jene Thüre“ — der Kranke zeigte auf die zur Rechten — „in einen langen Gang, und dieſer nach einem Gemache führe, welches ſeit Maſtin's des Erſten Zeit nie mehr eröffnet worden. Unſer Ahn, ſetzte er hinzu, habe dort einen Schatz niedergelegt und bei ſeinem Tode die Verfügung hinterlaſſen, daß jedem Scala bei ſeinem Regierungsantritt der Eid vorgelegt werden ſolle: daß er bereit ſey, ſeinem Bruder das Liebſte, was er beſitze, ſelbſt Krone und Leben zu opfern. Fänden ſich zwei oder mehrere Brüder, welche den Eid leiſteten, ſo ſollten ſie das Zimmer eröffnen und den Schatz unter ſich theilen; weigere ſich Einer, ſo müſſe das Zimmer uneröffnet bleiben, ebenſo, wenn nur ein männliches Mitglied des Hauſes Scala exiſtire, doch dürfe dieſes, wenn es keine Kinder habe, für den Fall des Todes und bei dem Erlöſchen des Geſchlechts, über den Schatz verfügen. Untergang unſers Hauſes und gewaltſamen Tod des Schwörenden, fügte der Vater hinzu, würde ein falſcher oder mit Rückhalt geleiſteter

Schwur, oder die unerlaubte Oeffnung des Zimmers zur Folge haben.“ —

Der Herzog hielt hier, von dem Sprechen angegriffen, erſchöpft inne und es entſtand eine lange Pauſe. Als er wieder Kräfte geſammelt, fuhr er fort:

„Kaum hatte der Vater ſeine Rede geendet, als Can grande trocken erklärte: daß, was ihn anbelange, das Zimmer uneröffnet bleiben würde, weil er um des Beſten des Landes willen Anſpruch auf alleinige Führung der Zügel der Regierung machen müſſe, indem ich zu jung, Alboin halb blödſinnig, er ſelbſt aber der Aelteſte ſey. Alle Vorſtellungen halfen nichts. Während der Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden, die ihm gelaſſen worden, ſtarb der Vater. — Uebrigens,“ fuhr der Fürſt nach kurzer Pauſe, zu der ihn die Erſchöpfung nothigte, fort, „that Can grande nur, was ich ebenfalls im Sinne hatte. — Wir haßten uns ſchon als Knaben. Ich und Alboin, wir hätten gleichfalls den Eid verweigert, aber“ — hier fing das Auge des Herzogs wieder an zu rollen, und das Fieber ward ſtarker — „wäre er nicht ſo hart, ſo grauſam geweſen, hätte er ſeine Söldner nicht in die Hände ſeines Baſtards huldigen laſſen, unerachtet wir nach dem Willen des Vaters Mitregenten waren, ich hätte ihn vielleicht nicht erſchlagen. — Nein, erſchlagen hätte ich ihn nicht, aber als er mich bedrohte, als ich von ſeiner Grauſamkeit Alles zu fürchten hatte, da galt es mich zu wehren. Nicht wahr, Bevilaqua, nicht wahr, Söhne, das Thier ſelbſt wehrt ſich, wenn man ihm nachſtellt, wenn es ſich umgarnt weiß? Warum ſollte ſich der Menſch nicht wehren, wäre es auch ein Bruder, der ihm Fallen ſtellte, ihn umgarnte? — Ha, ha! Biſt Du auch da?“ ſchrie der Herzog jetzt in voller Fieberphantaſie. „Du ſchüttelſt mit dem Haupte, Du ziſchelſt: ich wäre Dir an jenem vierzehnten December abſichtlich nachgeritten, hätte vorſätzlich mit Dir Streit angefangen, und nicht genug, daß ich Dich mit dem Schwerte durch und durch geſtoßen, hätte ich Dir noch im Sinken das Haupt geſpalten. — Sollte ich etwa warten, bis Du mich zum Blocke ſchlepptеſt, wie ich ſpäter! — Ha, Blödſinniger, auch Du willſt mich anklagen, mich zur Rede ſetzen? — Wie? Du wäreſt kein

Rebell geweſen, Andere hätten Dich mißbraucht, ich hätte den Schwachen ſchonen ſollen? — Bruderliebe? — Bande des Blutes? — Geh, blödſinniger Thor! Ich verſtehe Dich nicht. Dieſe Worte ſtehen nicht im Wörterbuche der Scala."

„Vater! — Lieber Vater!" — rief Bartholomäo ängſtlich. „Beſinnt Euch! Es iſt Niemand hier, als Eure Kinder und Signor Bevilaqua, Euer treuer Diener."

Der Herzog ſtarrte den Sprechenden eine längere Weile an, dann griff er mit bebender Hand nach dem Becher, trank haſtig und ſagte mit erzwungener Ruhe:

„Ich habe ſo wüſte Träume; oft ſelbſt in geſunden Tagen. Und nun — das Fieber. Kehrt Euch an nichts. Hört nicht auf mein wirres Reden. Es iſt nichts; durchaus nichts. Alles nothwendige Folge der Krankheit. — Doch weiter, ehe die Zeit verrinnt! Wollt Ihr den Eid leiſten, von dem ich Euch geſagt?"

„Ich will!" rief Antonio feurig, indem er Bartholomäo die Hand reichte. Der Letztere drückte ſie an ſein Herz.

„Ihr ſchwört,“ ſagte der Vater, nicht ohne Rührung, „daß Ihr einander brüderlich lieben, das Liebſte opfern, Krone und Leben für einander hingeben wollet?“

„Ich ſchwöre es bei Gott und meiner Ehre!“ rief Antonio.

„Ich ſchwöre, meinen Bruder ſtets zu lieben und bin bereit, ihm Krone und Leben zu opfern!“ ſagte Bartholomäo ſanft.

„So nehmt hier dieſen Schlüſſel, er öffnet Euch das geheime Zimmer;“ ſprach der Kranke, indem er einen verroſteten Schlüſſel aus der, auf dem Tiſchchen ſtehenden Chatoulle nahm. „Ihr, Bevilaqua, gebt mir Euer Ritterwort, Alles, was Ihr gehört habt, vor Jedermann geheim zu halten.“

Der Alte ergriff, ſich verbeugend, die dargebotene Hand des Fürſten.

„Geht jetzt, meine Söhne!“ ſprach der Herzog mit gerührter, zitternder Stimme. „Geht und ſeyd glücklich, glücklicher als Euer Vater war. Erblicke ich die aufgehende Sonne noch einmal, ſo laſſe ich Euch rufen; wo nicht —“

Er drückte Beiden ſchweigend die Hand.

„Vater!“ rief Bartholomäo, weinend auf die Kniee ſtürzend. „Vater, Euren Segen!“

Still kniete Antonio an des Bruders Seite. Schon ſtreckte der Herzog die Hände über die Söhne aus, aber plötzlich zog er ſie ſchaudernd zurück.

„Fort!“ ſagte er mit bebender Stimme. „Ich kann Euch nicht ſegnen. Es wäre Spott. Meine Hände ſind voll Blut. — Geht! — Geht!“ —

Weinend legten die Jünglinge die Hände des Widerſtrebenden auf ihre Häupter, bedeckten ſie dann mit Küſſen und ſtürzten aus dem Zimmer. —

Die Nacht durchwachten die Brüder unter mannigfaltigen Geſprächen, die ſich auf die nächſte Vergangenheit und auf die Zukunft bezogen. Der Morgen brach eben an, als Cavaliere Bevilaqua in's Zimmer trat.

„Sollen wir kommen? O, führt uns geſchwind zu ihm!“ rief Bartholomäo dem Ritter entgegen.

„Die Herzoge Verona's heißen jetzt Antonio und Bartholomäo!“ ſagte Bevilaqua, indem er huldigend das Knie beugte.

„So iſt er todt?“ riefen die Jünglinge erſchüttert.

„So eben iſt der Fürſt verſchieden!" entgegnete der Alte.

Weinend und ohne ein Wort zu ſprechen, fielen ſich die Brüder in die Arme. Die Kälte, die ſonſt in dem Geſichte des Ritters vorherrſchend war, ſchien einer Rührung Platz zu machen.

„Signori," ſagte er, „möge dieſe Eintracht ſich ſtets bewähren! Niemand kann inniger Theil an ihr nehmen, wie ich. Der Name meines Hauſes iſt mit dem des Euren auf's innigſte verbunden. Als Maſtin der Erſte noch Podeſta war, befreundete er ſich das alte Geſchlecht der Bevilaqua. Sie vorzüglich waren es, die ſeine Wahl zum Capitano (Herrn, Anführer) veranlaßten, und die durch ihren Rath und tapfern Arm den Herzogshut auf das Haupt Eurer Väter gebracht. Ich ſelbſt bin der Rath, der Diener von vier Eurer Vorfahren geweſen, und ich denke, ich habe ihnen treu gedient. Aber der *treue* Diener iſt nicht ſtets ein *angenehmer*, der *redliche* Rathgeber ſelten ein *willkommener*. Bei jeder Veränderung der Regierung habe ich ohne Menſchenfurcht, ohne an die mögliche Gefahr zu denken, laut geſprochen, erlaubt auch jetzt, daß ich es thue; ſpäter möchtet Ihr vielleicht noch weniger geneigt ſeyn, mich anzuhören."

„Sprecht, wackerer Mann! Sprecht Eure ganze Meinung aus!" riefen die Jünglinge, ihn bei den Händen faſſend.

„Meine Worte ſind bitter wie Wermuth, und ſcharf wie eines Meſſers Schneide, aber nur auf dieſe Weiſe iſt eine Möglichkeit vorhanden, daß ſie von Nutzen ſeyn können;" ſagte Bevilaqua kalt. „Erlaubt, daß ich offen rede. — Faſt alle Eure Vorfahren waren böſe Fürſten. Nicht in den Verwünſchungen, die über den Erſten von ihnen ausgeſprochen wurden, in ihrem Herzen lag der Keim zu allem dem Unheil, das ihr Haus und das Land getroffen. Durch unerhörte Pracht, durch einen Hochmuth ſondergleichen wollten Can grande der Erſte und Maſtino der Zweite dem Lande vergeſſen machen, auf welche Art ihr Haus zur Regierung gelangte. Das Land vergaß nicht, daß es keinen Souverain, daß es nur ein Regierungshaupt gewollt; der Adel erinnerte ſich, daß die Scala nicht einmal ſeinen älteſten Geſchlechtern angehörten; auch die unaufhörlichen Empörungen, in welchen der

Sohn den Vater, der Bruder den Bruder verrieth, nahmen ihren Urſprung daher. Was der Vater auf ungeſetzlichem Wege erlangt hatte, dies glaubte der Sohn ihm gleichfalls auf dem Wege der Gewalt entreißen zu dürfen. Maſtin der Erſte hatte das Recht an die Gewalt, die Demuth an den Hochmuth verrathen, alle ſeine Nachfolger betraten dieſen Weg, darum waren ſie auch Alle unglücklich. Die Gewalt wird ſtets den Gewaltthätigen hetzen, der Verrath dem Verräther Fallen ſtellen. Hofft nicht, dem Banne zu entgehen, der ſeit einem Jahrhundert auf Eurem Geſchlechte laſtet, wenn Ihr nicht vor allem aus dem gefeiten Kreiſe tretet, in welchem ſein Zauber wirkt. Dieſer Bann aber wird nicht durch Eröffnung jenes Zimmers, ſelbſt durch brüderliche Eintracht nicht, gelöſ't werden.“

„Wie meint Ihr dies, Alter? Ich verſtehe Euch nicht;“ ſagte Antonio aufmerkſam.

„Ihr wißt,“ fuhr der Ritter fort, „weder das Volk noch der Adel liebt Euer Geſchlecht. Eure Gewalt wird mehr oder minder als eine uſurpirte angeſehen; rechnet nun noch dazu, daß Ihr nicht legitime Söhne, daß Ihr Sprößlinge aus unehelichem Bette ſeyd, und Ihr könnt denken, daß Bernabo Visconti, ja jeder andere auswärtige Feind und Kronprätendent einen geheimen, und ſobald er will, einen offnen Anhang in Verona finden wird."

„Was aber ſollen wir thun?" fragte Bartholomao.

„Etwas, was noch kein Scala gethan hat; gut und gerecht ſeyn, und an den Urſprung, die Quelle der Macht Eures Hauſes, an das Volk appelliren!" rief Bevilaqua warm. „Ja, junge Männer, Ihr könnt mit Euren deutſchen Söldnern, Ihr könnt mit der Macht Malateſta's und Ferrara's das Volk in Unterwürfigkeit erhalten, Ihr könnt vielleicht über Eure Feinde ſiegen, aber den Verrath, der Euch umgarnen will, mit der Wurzel ausrotten, die Liebe Eures Volks erwerben, dies könnt Ihr nicht mit der Gewalt der Waffen. Faßt deshalb einen großartigen Entſchluß. Verſammelt den Adel und die Häupter des Volks, laßt ihnen das Teſtament Eures Vaters, worin er Euch Beiden die Regierung überträgt, vorleſen; erklärt ihnen, daß Ihr Euch nicht als legitime Herrſcher betrachtet und die Macht in die Hände des Volkes zurückgebt, und ich will, wenn nicht augenblicklich Einer von Euch als Verona's ſouverainer Herzog ausgerufen wird, mein graues Haupt zum Blocke tragen."

Die Jünglinge ſchwiegen eine Weile und ſchienen tief nachzudenken.

„Es iſt ein großer, ein fürſtlicher Entſchluß, den ich von Euch fordere, und nur jungen und edlen Herzen hätte ich ihn zugemuthet!" ſagte Bevilaqua, die Fürſten beobachtend. „Faßt Ihr ihn aber, ſo werdet Ihr Euch — ich ſtehe mit meinem Leben dafür ein, und mein Wort, denke ich, gilt bei unſerm Adel etwas — auch fürſtlich belohnt fühlen. Mit einem Schlage vernichtet Ihr alle Nebenbuhler, ſowie die ſchleichenden Verräther, Ihr begründet Eure Macht feſter, wie ſie je begründet geweſen, und ſelbſt wenn die Sage von dem Bruderzwiſt mehr wie eine ſolche wäre, ſo wäre dieſer Bann gebrochen, denn der vom Volke eingeſetzte Herrſcher kann keinen legitimen Nebenbuhler haben, und wenn es der eigene Bruder wäre. Ueberdies müßte der gewählte Fürſt dann ſo ſchnell wie möglich ſich eine ebenbürtige Gemahlin ſuchen; der Andere würde wohl thun, unter den Töchtern unſers Adels eine Gattin zu wählen."

„Wohlan!" rief Barthalomäo raſch, „ich erkenne die Wahrheit Eurer Worte. Ich bin bereit, Eurem Rathe zu folgen."

„Erlaube mir, Bruder!" fiel Antonio ein, und indem er Bevilaqua ſcharf beobachtete, ſetzte er mit einem eigenthümlichen Blicke hinzu: „Ritter, ſeyd Ihr ſo gewiß, daß Einer von uns gewählt würde?"

„So gewiß wie meines Daſeyns!" rief der Alte. „Wäre ich es nicht, ſo würde ich Euch nicht einen ſolchen Rath gegeben haben. — Uebrigens," ſetzte er mit Würde hinzu, „will ich Euch weder übereilen, noch meinen Rath aufdringen; überlegt, gnädige Herren, was Ihr für das Beſte zu thun haltet. Ich habe nichts weiter geſprochen, als was ich zu Maſtin dem Zweiten, und zu Eurem Vater und deſſen Brüdern, bei deren Regierungsantritte ebenfalls geſagt. Wäre mein Rath befolgt worden, ſo floß das Blut eines Scala nicht von Bruders-, und das andere nicht von Henkershand."

Mit ſtolzer Verbeugung verließ der Greis das Zimmer. — — —

Welcher Reiſende, der je Verona betrat, beſuchte nicht die Gräber der della Scala! Nicht wie gewöhnlich in dunklen, feuchten Gewölben, in Kapellen oder in den Seitengängen eines alterthümlichen Gotteshauſes, nein, unter dem blauen Himmelsdome ſtehen die Monumente, die mächtigen Sarcophage, welche die Aſche der Mitglieder des ausgeſtorbenen Fürſtenhauſes enthalten. Ein leichtes Eiſengitter auf einem freien Platze, dicht zur Seite der Kirche St. Zeno, ſchließt ſie ein. Hier ſieht man mächtige Särge von dem fleiſchfarb- und gelbgefleckten Marmor des Volkagebirges — der nämliche Stein, der auch die Aſche Juliens Capulet umfing — groß genug, um die Gebeine von Rieſen aufzunehmen. In ihnen ruhen Maſtin der Erſte, Can grande und mehrere ſeiner Brüder und Nachfolger; ſtattlichere Monumente wurden Maſtin dem Zweiten und wenigen Andern errichtet. Das prächtigſte, von mehreren Marmorarten zuſammengeſetzt, und ziemlich ſonderbarerweiſe auf der Spitze mit einer kleinen Reiterſtatue geziert, iſt das Grabmal Can Signorio's, des Vaters Antonio's und Bartholomäo's. Die äußere Pracht, mehr noch der

Charakter und die Thaten des Verſtorbenen, laſſen es dem Beſchauer als das merkwürdigſte von allen erſcheinen. Ein berühmter General der neuern Zeit (Marſchall Augereau) ließ es öffnen und nahm einen, an der Seite des Todten ruhenden Dolch zum Andenken heraus. — Vielleicht hatte die Beſorgniß, daß die Nachkommen ſein Andenken weniger ehren würden, Can Signorio veranlaßt, ſchon bei Lebenszeit das Monument, das ſeine Gebeine aufnehmen ſollte, errichten zu laſſen; bei'm Tode des Fürſten ſtand es bereits zu ſeiner Beiſetzung fertig. Die Letztere erfolgte mit außerordentlichem Gepränge, doch fehlte etwas zur würdigen Leichenfeier: die Thränen der Unterthanen. Niemand als ſeine Söhne beweinten den hingeſchiedenen Fürſten. —

Es war eine Stunde nach dem Begräbniſſe, als ſich Don Antonio mit ſeinem Günſtlinge, dem Ritter Leone Leoni, in ſeinem geheimen Kabinet befand. Der Letztgenannte war ein großer, dunkelfarbiger Mann mit einer ruhigen, muthvollen, nachdenkenden Miene, in welcher ſich aber auch ein Zug unbezähmbaren Stolzes und von Tücke vorfand. Er trug ein ſogenanntes Buffetin, einen Koller von Büffelfell, und die braunledernen, mit mächtigen Sporen verzierten Stiefeln, welche, ſowie Anzug und Baret, mit Staub bedeckt waren, desgleichen das an der Hüfte hängende Schlachtſchwert, ließen ſchließen daß der Ritter eben einen anſtrengenden Ritt zurückgelegt habe. Der Mann ſtand mit untergeſchlagenen Armen nachläſſig dem Fürſten gegenüber, und ſah mit dem ſtechenden Blicke des ihm aus einem früheren Kampfe übrig gebliebenen einen Auges — das andere hatte ihm ein Schwerthieb geraubt — den Jüngling ſchweigend an. Etwas wie verächtliches Lächeln wurde um die Lippen und die ſtolzen dichten Brauen des Ritters ſichtbar, als Antonio eine, wie es ſchien, ſehr lebhafte, Rede geendigt hatte.

„Unter ſolchen Umſtänden,“ ſagte er dann kalt, „muß ich Euer Gnaden um Verzeihung bitten, daß mich unzeitiger und, wie nun klar iſt, unnützer Eifer für Euer Wohl auf's Pferd getrieben, ſobald ich hörte, daß Bernabo Visconti ſich zu Brescia im Hauſe meines Bruders befinde. Ich habe mich gewaltig verrechnet als ich Euch nützlich werden zu können glaubte, aber — per Dio! — der Fürſt von Mailand hat es nicht minder. Indeß iſt auch

Alles ſo recht gut. Bernabo ſtellt ſeine Rüſtungen ein; er denkt gar nicht daran, daß Ihr ſein Anerbieten, die Hand ſeiner Schweſter und dreimalhunderttauſend Goldliren Mitgift, ausſchlagen könntet, inzwiſchen rückt Malateſta heran und Ihr könnt ihm die abſchlägliche Antwort zuſenden. Bei der Madonna von Loretto! Das wird er nicht erwarten, daß ein junger Fürſt eine ſchöne Braut, eine Tonne Goldes und ein mächtiges Bündniß blos darum von der Hand weiſt, weil die Bedingung daran geknüpft iſt, einen Bruder von der Regierung auszuſchließen, der durchaus nicht regieren will."

„Willſt Du mich verleiten, mein Fürſtenwort zu brechen, das Teſtament des Vaters zu zerreißen?" rief Antonio heftig.

„Bartholomäo iſt geneigt, zu entſagen, wenigſtens glaubt dies Eure Hoheit;" erwiederte der Ritter lächelnd.

„Wie meinſt Du das, Leone?" fragte der Jüngling, ihn fixirend. „Glaubſt Du, daß Bartholomäo mir dies nur vorſpiegle? Daß er die Entſagung nur anbiete mich zu täuſchen, und einen Plan im Hintergrunde habe?"

„Er? — Kaum!“ erwiederte der Ritter leicht. „Bartholomáo iſt leicht erregt, gefühvloll, ſchwärmeriſch, und darum von Anderen unſchwer zu verleiten. Hätte irgend ein Ehrgeiziger — Bevilaqua zum Beiſpiel oder Pellegrini — irgend einen Plan gemacht um Euch zu ſchaden, ſelbſt zu ſtürzen, Bartholomáo wäre bei aller Liebe zu Euch — wenigſtens ſchmeichelt Ihr Euch derſelben und ich will nicht widerſprechen — mit einiger Kunſt nicht eben ſchwer dafür zu gewinnen.“

„Das iſt nicht wahr!“ rief Antonio warm. „Du verläumdeſt ihn, doch will ich dies Deiner Liebe zu mir, und Deinem Ehrgeiz eine Vereinigung mit den Visconti's zu Stande zu bringen, zu gute halten. Was Bevilaqua anlangt —“

„So haßt ſein Haus das Eure, und er iſt das Haupt ſeines Geſchlechts!“ fiel Leone Leoni ein. „Am liebſten ſähe er das ganze Geſchlecht der Scala vom Throne ausgeſchloſſen.“

„Es freut mich daß ich Gelegenheit habe Dich vom Gegentheil zu überführen!“ rief Antonio. „Erſt vor drei Tagen gab er mir und Bartholomáo einen

Rath, wie wir uns auf dieſem nur um ſo mehr befeſtigen könnten.“

„Ich wäre neugierig, ihn zu hören, wenn dies Euer Gnaden genehm wäre;“ ſagte der Ritter ſpöttiſch, lächelnd und indem er die Arme übereinander ſchlug.

„Bevilaqua meinte, daß die Ungerechtigkeiten, die ſich mein Vater hier und da zu Schulden kommen ließ, die Flecken unſerer Geburt, ja ſelbſt das Andenken an die Umſtände, unter denen Maſtin der Erſte, anſtatt des Kapitanats, die Souverainität an ſich riß, verwiſcht werden würden, wenn wir das Teſtament des Verſtorbenen für ungültig erklärten, die Gewalt in die Hände des Adels und des Volkes zurückgäben und uns einer neuen Wahl unterwürfen.“

Kaum hatte der junge Fürſt geendet, als Leone Leoni in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Wie,“ rief Arnold entrüſtet, „Du lachſt? — Ich dächte doch, der Gegenſtand wäre ziemlich ernſt.“

„Verzeiht, gnädiger Herr!“ ſprach der Ritter, ſeine Luſtigkeit ſchnell bezähmend; „ich hatte allerdings Unrecht zu lachen. Ich glaubte im erſten Augenblick, etwas für Einfalt halten zu müſſen, was mir im zweiten eine todeswürdige Frechheit und Verwegenheit ſcheint.“

„Erkläre Dich näher;“ ſagte Antonio aufmerkſam.

„Bevilaqua muß ſeiner Sache ſehr gewiß ſeyn, daß er eine ſo grobe Schlinge gelegt hat;“ ſprach der Ritter kopfſchüttelnd.

„Du meinſt, er ſey falſch, Alles dieſes nur eine Liſt?“ verſetzte der Jüngling.

„Und daran könnt Ihr noch einen Augenblick zweifeln?“ rief Jener, wie im Erſtaunen die Hände zuſammenſchlagend. „Nun — bei St. Antonio von Padua! — Euer Glaube iſt ſtark, mein Herzog! Iſt Euch nicht beim erſten Worte klar geworden, daß ſein Plan dahin geht, Euch, durch freiwillige Entſagung, jedes Schattens von Recht auf die Thronfolge zu berauben, um Bernabo Visconti oder einen Andern — vielleicht ſich ſelbſt, denn was wagte ein Verräther nicht? — von dem Volke wählen zu laſſen!“

„Bernabo Visconti, den Feind Verona's? Sich ſelbſt, den ſiebenzigjährigen Greis? Geh, Leone! Du machſt mich lachen!" erwiederte der Fürſt.

„Iſt Beides nicht der Fall, ſo ſitzt das Uebel noch tiefer! Dann — verzeiht, gnädiger Herr — dann handelt er im Auftrage und für Euren Bruder;" rief der Ritter mit feſtem Tone.

„Lächerlich und abſcheulich!" rief Antonio empört. „Bartholomäo hat noch vorgeſtern mich dringend gebeten, daß ich allein die Regierung übernehmen möge."

„Aber ſeit der Zeit nicht mehr? Seit Bevilaqua's Vorſchlag nicht mehr?" ſagte der Ritter raſch. — „Seht Ihr, da liegt's! — O, ich wußte es gleich wie die Würfel lägen."

„Es iſt ganz abſurd, ſo etwas zu denken! Niemals wirſt Du mich überreden, daß mein Bruder ſolchen Verrath im Sinne gehabt. Schon ſein Wunſch der Regierung zu entſagen —"

„Maske, nichts als Maske! Er wußte, daß Ihr das Anerbieten nicht annehmen würdet. Hättet Ihr den Wunſch geäußert, er würde ſchneller zugegriffen haben;" unterbrach der Günſtling eifrig ſeinen Herrn. „Ha! könntet Ihr doch mit meinen

Augen ſehen, oder möchtet Ihr nur diesmal meinem Rathe folgen und auf eine ſo raſche als geſchickte Weiſe nach dem Gewebe faſſen, mit dem man Euch einzuhüllen gedenkt.“

„Du meinſt alſo, ich ſollte durch Liſt“ — ſprach zweifelhaft der junge Fürſt.

„Leone Leoni räth nie zur Liſt, wo man offene Gewalt anwenden kann!“ ſagte der Ritter ſtolz und mit trockenem Tone.

„Nun alſo?“

„Der Rath, den Bevilaqua ſich erlaubte Euch zu geben, iſt Hochverrath!“ rief der Ritter mit ſtarker Stimme und in ſtrengem Tone. „Mag Euer Geſchlecht zum Kapitanat oder zur Souverainitat berufen worden ſeyn, ſeit hundert Jahren iſt es im Beſitz der Letztern. Nur ein Hochverräther kann in Euer Recht einen Zweifel ſetzen. Laßt den Verbrecher, der es wagte Euch einen entehrenden Vorſchlag zu machen, ergreifen, bringt ihn auf die Folter, und befragt ihn auf dieſer, ob er nicht im Namen Eures Bruders gehandelt?“

„Und wenn der Unglückliche, um ſeine Qualen zu beendigen: ja, ſagt?“ rief Antonio.

„So laßt Beide enthaupten!“ rief Leone, indem er gebieteriſch den Arm ausſtreckte. „Schuldig oder unſchuldig, nur ſo ſichert Ihr Euch einen ruhigen Beſitz, und auf dieſen kann kein Scala rechnen der einen Bruder hat!“

„Entſetzlicher!“ rief tief erſchüttert der Fürſt. „Dein Haupt hat nie an der Bruſt eines Bruders geruht.“

„Nein!“ erwiederte der Ritter kalt. „Aber ich bin kein Fürſt, und mein Haupt iſt nicht in Gefahr dieſe Ruheſtatt mit der auf dem Blocke zu vertauſchen.“

Antonio ſchien eine Weile tief nachzudenken, dann fuhr er raſch empor.

„Nein!“ rief er heftig. „Es iſt nicht wahr, es kann nicht wahr ſeyn! Mein Bruder iſt ein guter, ein edler Menſch. — Ritter!“ ſagte er ſodann mit einem Ausdrucke von Hoheit. „Ich will vergeſſen, zu welchen Beſorgniſſen Euch Eure Anhänglichkeit an mich geführt, doch verbiete ich Euch, je darüber gegen mich ein Wort noch zu erwähnen. — Geht jetzt zu dem Herzog Mitregenten, und ſagt ihm: ich ließe ihn erſuchen, ſich verabredetermaßen in das Sterbezimmer Can Signorio's zu begeben, ich würde in einigen Minuten dort mit ihm zuſammentreffen."

Leoni biß ſich in die Lippen, verbeugte ſich kalt und verließ das Gemach. —

Es war eine Viertelſtunde ſpäter als Bartholomäo, den Bruder erwartend, im Sterbezimmer des Vaters ſtand. Sinnend blickte er durch die Scheiben in die vorbeiſtrömenden Wellen der gelblichen Etſch, als Tritte vor der Thür erſchallten, Antonio raſch eintrat und das Zimmer hinter ſich ſchloß.

Mit Innigkeit im Blicke eilte Bartholomäo auf ihn zu und ſchloß ihn in die Arme. Der Bruder erwiederte die Liebkoſung, doch bald darauf faßte er ihn bei der Hand, und indem er, ihn nach dem Fenſter ziehend, ihm feſt ins Auge blickte, ſagte er:

„Du haſt das Teſtament des Vaters geleſen; haſt Du mir deshalb etwas mitzutheilen?"

„Nichts!" erwiederte Bartholomäo unbefangen. „Ich geſtehe offen, daß mir Bevilaqua's Rath, das Teſtament unberückſichtigt zu laſſen und durch eine neue Fürſtenwahl unſere Macht feſter zu begründen, gut und angemeſſen vorkam, ſo wie, daß Deine

Gegengründe mich nicht überzeugten, auch kann ich mich von der Meinung, daß eine gemeinſchaftliche Regierung für die Regenten und das Volk manches Nachtheilige habe, nicht losmachen, aber Du beſiehſt auf der buchſtäblichen Vollziehung jener Urkunde und ich muß es mir daher gefallen laſſen."

„Und der Punkt wegen der Verheirathung? Was denkſt Du über dieſen?" fragte Antonio.

„Ich glaube, daß der Vater nicht berechtigt war, uns im Teſtamente darüber Vorſchriften zu machen;" erwiederte Bartholomäo unruhig.

„Er handelte indeß ſtaatsklug, und die Politik gebietet uns ſchon ſeinen Lehren zu folgen, keine andere als eine legitime Gattin zu wählen; daß dies keine Veroneſerin ſeyn dürfe, hätte er nicht erſt hinzuzufügen brauchen. In Verona giebt es ohnehin keine für uns ebenbürtige Gemahlin. Wahrſcheinlich hat ihn der ewig quälende Gedanke an Bruderzwiſt dazu veranlaßt; er meinte, durch eine Verheirathung mit einer Veroneſerin könnte einer von uns ſich eine Volkspartei, die dem Andern feindlich wäre, bilden wollen."

„Eine Beſorgniß, die ganz aus der Luft gegriffen iſt!“ ſagte Bartholomäo eifrig. „Eine Bedingung — “

„Die aber gehalten werden muß!“ fiel der Bruder ein. „Das Teſtament muß unſere unverbrüchliche Richtſchnur ſeyn. Kein Pünktchen daran darf geändert werden, Eins bedingt das Andere, und da wir es einmal als unſer Grundgeſetz betrachten, ſo müſſen wir ihm unſere Ueberzeugung, ja unſere liebſten Neigungen zum Opfer bringen. Außer dieſem gäbe es nur Streit und Verwirrung.“

„Ich ſetze indeß den Fall — Du wirſt mich nicht mißverſtehen, Bruder; man kann ja auch wahrſcheinliche Fälle ſetzen —“ ſagte Bartholomäo mit ungewiſſem, faſt furchtſamem Tone, „Du lernteſt eine Veroneſerin kennen, welche durch ihre Liebenswürdigkeit einen ſo unwiderſtehlichen Eindruck auf Dein Herz machte, daß Du ohne ſie nicht leben könnteſt —“

„So würde ich ſie zu meiner Geliebten, nicht zu meinem Weibe machen!“ unterbrach ihn Antonio raſch. „Ein Schwächling nur opfert einem Weibe die höchſten Lebensgüter. Wollte ſie nur unter der Bedingung mein ſeyn, daß ich ſie zur

Herzogin machte, ſo würde ich wie ein Mann die unwürdige Leidenſchaft zu bekämpfen ſuchen. — Doch wozu unnütze Fälle ſetzen! Ich denke in Kurzem mich um eine ebenbürtige Gattin zu bewerben, und ich meine Du wirſt ein Gleiches thun. Genug davon! Eilen wir jetzt zur Ausführung unſers Vorhabens; eröffnen wir das einſame, über hundert Jahre verſchloſſene Gemach." —

Der junge Fürſt zog jetzt den verroſteten Schlüſſel, den Can Signorio auf dem Sterbebette den Söhnen übergeben hatte, aus dem Gurte und ſtieß ihn in das Schloß der Thür, zur Rechten des Bettes des Vaters, welches noch in der alten Pracht und ohne daß man ihm anſah, welche Höllenqualen der Herzog auf ihm ausgeſtanden hatte, da ſtand. —

Antonio mußte alle Kraft anwenden, ehe es ihm gelang, den Schlüſſel im Schloſſe herumzudrehen und die in den verroſteten Angeln laut knarrende Pforte zu öffnen. — So wie dies indeß gelungen war, traten die Brüder in einen ſchmalen, nur von einem einzigen Fenſter ſchwach erleuchteten Gang, an deſſen Ende ſich eine, die ganze Breite deſſelben einnehmende, eichene, vom Alter geſchwärzte

Doppelthüre befand. Auch dieſe war geſchloſſen, aber der Schlüſſel hing an dem Drücker des Schloſſes. In der Mitte der Pforte hatte eine dem Anſcheine nach zitternde Hand mit großen Buchſtaben das einzelne Wort: Bedenke! geſchrieben. Das Alter hatte die weiße Schrift bereits gelblich gefärbt, aber ſie war noch hinlänglich leſerlich. —

Längere Zeit blickten ſich die Brüder ſtill und bedeutend an, aber als Bartholomäo ſeinem Bruder die Hand reichte, und, gleichſam als ob er deſſen Gedanken errathen hätte, leiſe liſpelnd ſagte: „Wir lieben uns ja!“ ergriff Antonio den Schlüſſel und verſuchte die Pforte zu öffnen. — Die Thür widerſtand lange allen Anſtrengungen beider jungen Männer, bis Antonio den Griff ſeines Dolches durch den Ring des Schlüſſels zwängte und dieſen mit aller Kraft herumdrehte; praſſelnd ſprang jetzt die Thür des Gemachs auf. —

Erſt nach einer Pauſe von mehreren Sekunden traten die Brüder in das Zimmer, welches zuletzt von dem Gründer der Größe ihres Hauſes, und ſeit dieſer Zeit von keinem Fuße eines Menſchen mehr betreten worden war. Es war ihnen zu

Muthe, als ob ſie darin etwas Seltſames, Ungeheures erblicken würden, und doch wußten ſie Beide, daß etwas dergleichen unmöglich ſtattfinden könne. So wie die Jünglinge das Gemach betreten hatten, blickten ſie neugierig umher. Das Zimmer war geräumig, mit Stuckverzierungen und Vergoldungen geſchmückt, jedoch düſter bis zur Dämmerung. Spinnengewebe hing doppelt und dreifach vor den trüben, von Staub und Unrath verdüſterten Fenſterſcheiben. Die ſchweren, rothſeidenen, mit goldenen Franzen beſetzten Vorhänge waren, ſo wie der rothe Sammet der mächtigen Lehnſtühle, von den Motten zerfreſſen, und hingen in Fetzen herab. Der große, in der Mitte des Zimmers ſtehende, Tiſch von Eichenholz, ſo wie der Fußboden, waren mit einer Schicht hundertjährigen Staubes, der hier und da mehrere Linien hoch war, bedeckt. Die kleinen Fahrten der Mäuſe, die ſich aus ihren Schlupfwinkeln hierher Bahn gebrochen hatten, und das einſame Zimmer zu ihrem Tummelplatze erkohren zu haben ſchienen, überzogen wie ein labyrinthiſches Netz die Alles bedeckende Staubſchicht. Im Hintergrunde des Gemaches, dicht an der Wand, befand ſich ein eiſerner Kaſten. Er war verſchloſſen, aber eine Erhöhung in Mitte der ihn überziehenden Staubdecke belehrte die Brüder, daß der Schlüſſel auf dem Deckel niedergelegt ſey. —

„Es iſt doch ein ſonderbares Gefühl, welches mich in dieſem Raume überfällt!“ ſagte Antonio düſter lächelnd nach einer Weile zu dem Bruder. „Wie eine Centnerlaſt ruht es mir auf der Bruſt, ich kann kaum Athem ſchöpfen.“

„Ich empfinde das nämliche;“ erwiederte Bartholomäo. „Vielleicht rührt es von der eingeſperrten Luft, vielleicht von dem Eindruck der Grabeseinſamkeit her, die uns umgiebt. Es iſt als ob der Tod hier ſeine Wohnung aufgeſchlagen hätte; nirgends eine Spur von Leben. Sieh! In keinem der tauſend Spinnengewebe, welche die Fenſter verdüſtern, ſieht man einen lebenden Bewohner, und dort auf jenem Lehnſtuhl liegen zwei verhungerte und zuſammengedorrte Mäuſe.“

Antonio warf einen Blick auf die genannten Gegenſtände, dann ſagte er:

„Laß uns den Kaſten öffnen!“

Raſch griff er jetzt nach dem Schlüſſel, und mit einiger Mühe gelang es ihm das Behältniß aufzuſchließen. Zwei Dritttheile des Kaſtens waren mit alten Silbermünzen angefüllt, einige bereits zerfallene Beutel hatten Goldmünzen enthalten. Zwiſchen den Häufchen Goldſtücken befand ſich ein grünledernes Futteral, faſt von der Form unſerer heutigen Portefeuilles, neben dieſem lag eine Pergamentrolle. —

Antonio griff zuerſt nach der letztern, und indem er, zum Fenſter tretend, ſie entrollte, rief er aus:

„Eine Schrift von der Hand Maſtin's des erſten. — Lies Bruder!“ ſetzte er nach einem Augenblicke hinzu. „Du biſt geübter als ich alte Handſchriften zu entrathſeln.“

Die Buchſtaben des Documentes waren groß und ſtark, doch vom Alter gebleicht. Bartholomäo las:

„Da ich, Maſtino della Scala“ — ſo begann die Schrift — „ſeit geraumer Zeit das Herannahen meines Todes fühle, ſo erachte ich es für gut und angemeſſen, die Gründe anzugeben, welche mich veranlaßten, dieſes Zimmer auf die Weiſe einzurichten, wie Du, der Du ſolches eröffnen wirſt, es findeſt. —

Wie Dir, mein Nachkomme, bekannt ſeyn wird, ward ich, der Sohn Jacopus della Scala, im Jahre des Herrn 1258 zu der Podeſterie von Cerea, zwei Jahre ſpäter zu der von Verona, und bald darauf zum Capitanat berufen. Mit Hülfe des Herrn und meines Schwertes gelang es mir, Legnano, Lavagno, Porto und Lendenaro zu erobern. Dies zog mir viele Feinde und Neider zu; die erbittertſten derſelben waren die Mitglieder der Familie San Bonifacio. Luigi, das Haupt dieſes Geſchlechts, haßte mich beſonders, er ließ den Cavalier Turriſendo de Turriſendi meuchleriſch umbringen, und ſuchte den Schein des Mordes — deſſen ich mich hiermit vor Gott und Dir, mein Enkel, als unſchuldig erkläre — auf mich zu werfen, er verband ſich mit Pulcinella delle Carceri, er verleitete Robert della Tavola zu einem Mordanfalle auf mich, doch vermöge meines Rechts und der Stärke meines Armes erwehrte ich mich meiner Gegner, ich ſchlug ſie alle zu Boden. Das Glück begünſtigte mich immer mehr. Vicenza, welches uns bekriegte, demüthigte ich, eben ſo Trient; ich eroberte Montebello und Lonigo. Der Adel haßte mich zwar, aber das Volk liebte, oder fürchtete mich;

ich bauete den prätoriſchen Palaſt und erhob Verona weit über allen frühern Wohlſtand. Niemand beſtritt mir fürſtliche Rechte, und ich kann ſagen: ich hatte ſie mit dem Schwerte und durch Wohlthaten um Verona verdient. — Als ich indeß auf dem Gipfel des Glückes ſtand, ereignete ſich ein Vorfall, deſſen Andenken wie ein Geier an meinem Leben nagt, und das ſelbſt die Tröſtungen der Kirche nicht zu verlöſchen vermögen. Der Nobile Benaſſu de Magnalovi liebte die ſchöne Lucretia Nogarola, welche reich und eine Waiſe war. Das Mädchen liebte ihn gleichfalls, aber der Vormund deſſelben behauptete, daß Magnalovi heimlich verehlicht geweſen, und ſeine Frau, um in Lucretia's Beſitz zu gelangen, ermordet habe. Da Jener mehrmals Lucretien zu entführen geſucht, ſo brachte er ſie in den herzoglichen Palaſt, indem er erklärte, daß ſie in ſeinem Hauſe nicht ſicher ſey. Ich ſollte die Sache unterſuchen; ich that es, ich fand daß Magnalovi falſch bezüchtigt worden, aber — ich hatte Lucretien geſehen, und war von der glühendſten Liebe entzündet worden. Mein Urtheil fiel für den Vormund aus. Geſchenke und Ueberredungen gewannen mir nach Jahresfriſt die Liebe Lucretiens, ſie ward heimlich die Meinige, ein Sohn war die Frucht unſerer Liebe. — Benaſſu Magnalovi, ſchon vorher erbittert durch den ungerechten Urtheilsſpruch, ward wüthend, als er vernahm daß die Geliebte ihm untreu geworden. Am hellen Tage überfiel er mich mit dreien ſeiner Brüder auf der Treppe meines Hauſes. Ich erwehrte mich der Mörder, ſie wurden ergriffen, und am folgenden Tage alle vier hingerichtet. Mein Haß verleitete mich dem Schauſpiele beizuwohnen. Als Benaſſu die Häupter der Brüder fallen geſehen, ſtieß er fürchterliche Verwünſchungen gegen das Haus der Scala aus. Schon hatte ihn der Henker auf die Knie niedergeworfen, als er noch ausrief: „Verflucht ſeyſt Du, Maſtino, und alle Deine Nachkommen! Du haſt vier Brüder getödtet, die ſich liebten, Du haſt als Richter das Recht verrathen, dafür ſoll Brudermord und Verrath ſo lange in Deinem Geſchlechte walten, bis, was nie geſchehen wird, in ihm zwei Brüder geboren werden, die ſich auf's Innigſte lieben und einander das Höchſte opfern; Du haſt um eines Weibes willen eines der edelſten Geſchlechter zu Grunde gerichtet, und gleichfalls um eines Weibes willen ſoll das Haus der Scala zu Grunde gehen!“ — Wie ein Blitzſtrahl herniederzuckt, ſo durchzuckten dieſe Worte, als ſie geſprochen wurden, meine Seele. Zwar ſuchte ich ſie zu vergeſſen, aber das Bild Magnalovi's verfolgte mich allnächtlich in meinen Träumen, und rief mir die Verwünſchungen ſtets von Neuem zu. Ein Umſtand aber bewährte am meiſten ihre hölliſche Kraft. Mein Bruder Alberto entfernte ſich ſeit dieſer Zeit immer mehr von mir, obwohl wir uns einſt von Herzen geliebt. Ich habe Erfahrungen gemacht, vor welchen ich Euch, meine Nachkommen, bewahren möchte. Vielleicht ſteht mir noch die furchtbarſte bevor! —“

„Sieh!“ ſagte Antonio. „Dieſe Worte ſind dreifach unterſtrichen. „Sollte er wohl —“

„Du irrſt;“ entgegnete der Bruder. „Maſtino wurde zwar am ſiebzehnten October des Jahres 1279 von vier Meuchelmördern auf der Stelle, welche noch heute **Volto barbaro** genannt wird, umgebracht, aber man hielt die Scaramelli und Pigozzi für die Anſtifter, und Alberto rächte durch Verurtheilungen, Konfiscationen und Schleifung der Palaſte vieler Adeligen ſeinen Tod.“

„Ich weiß es und will dies glauben, obwohl es auch andere Traditionen giebt;“ erwiederte Antonio. „Doch lies nur weiter.“

„Um nun,“ las Bartholomão, „meine Nachkommen, ſo viel in meinen Kräften iſt, vor den Folgen jenes Fluches zu bewahren, und damit nicht das, was ich mit ſo vieler Mühe zur Größe unſers Hauſes aufgebauet, durch leichtfertigen Zwiſt zu Grunde gehe, ermahnte ich durch eine Acte, die nach Ableben jedes meiner Nachfolger ſeinen Erben vorgeleſen werden ſoll, zur Einigkeit, jedoch wohl wiſſend, daß die Ausſicht auf Vortheil und auf die Enthüllung eines Geheimniſſes, für das ſchwache Gemüth des Menſchen ein mächtiger Sporn zu einer vorgezeichneten Handlungsweiſe ſind, ſo legte ich eine bedeutende Geldſumme in dieſem Kaſten nieder, und verfügte, daß der Schatz demjenigen meiner Nachkommen zugehören ſolle, der ſeinen Bruder auf's Innigſte liebe, und ihm alles zu opfern bereit ſey. Auf dieſe Weiſe denke ich nicht nur den Fluch, der auf den Häuptern meiner Nachkommen ruhen ſoll, zu vernichten, ſondern die Ausſicht auf Erlangung des Schatzes wird meine Enkel antreiben, ihre Söhne auf alle Weiſe in Eintracht zu erziehen, und ihre Bruderliebe zu befördern. — Damit indeß Du, mein Enkel, der Du dieſes lieſeſt, nicht die Leidenſchaft, die mich zu einem ungerechten Urtheilsſpruche getrieben, kalt verdammeſt, ohne von dem Gegenſtande, der ſie erzeugte, Dir eine Vorſtellung machen zu können, lege ich das Bildniß Lucretiens zu dieſer Schrift. Möge der Anblick deſſelben Euch an die ſeligen Stunden, und die qualvollen Jahre, die Euer Ahnherr durchlebte und durchlitt, erinnern."

„Dies" — ſo ſchloß die Schrift — „habe ich, Maſtion della Scala, am Tage Petri Pauli des Jahres der Gnade 1279 niedergeſchrieben."

So wie Bartholomäo geendet hatte, nahm Antonio das Portefeuille, ohne es beſonders zu beachten, heraus, legte es nebſt der Schrift auf den Rand des großen Eiſenkaſtens, und ſagte, indem er das Geld betrachtete:

„Eine bedeutende Summe, hinreichend auf lange Zeit die Bedürfniſſe des Staates und unſere eigenen zu befriedigen! — Indeß mir fällt eben ein, daß Deine Kaſſe durch Deine Reiſe etwas erſchöpft ſeyn wird. Dieſe Lücke muß vor Allem ausgefüllt werden. Nimm jenen Beutel Gold — der Einzige, der noch nicht zerfallen — heraus, das Uebrige wollen wir dem Schatzmeiſter überweiſen.“

„Nein, mein Bruder!“ rief Bartholomäo, als jener ihn den Beutel herauszunehmen drängte. „Nicht eine Goldlire nehme ich. Der Vater hatte mich reichlich ausgeſtattet. Du indeß denkſt an Deine baldige Vermählung. Um an Italiens Höfen als ein würdiger Bewerber aufzutreten, bedarfſt Du fürſtlicher Pracht und folglich Geld. Nimm Du das ſämmtliche Gold; das Silber übergeben wir dem Schatzmeiſter.“

„Auf dieſe Weiſe,“ verſetzte Antonio lachend, „kommen wir nimmermehr zum Ziele; es bleibt mithin nichts weiter übrig, als — wir theilen. — Uebrigens,“ ſetzte er munter hinzu, indem er Schrift und Portefeuille ergriff, den Kaſten verſchloß, und Bartholomäo den Schlüſſel einhändigte, „hat Maſtino, als er den Kaſten mit Gold und Silber füllte, an eine ſolche Art des Streites bei der Vertheilung gewiß nicht gedacht.“

Lachend und ſcherzend verließen die Brüder nun das Gemach.

„Nun aber laß doch ſehen,“ rief Antonio, als ſie in dem ehemaligen Sterbezimmer Can Signorio's wieder angekommen waren, „laß uns die Schönheit der Züge betrachten, welche unſerm Ahnherrn ſo die Sinne zu umnebeln im Stande waren. Ich wette hundert Goldſtücke, daß die Schönheit der Dame ſeines Herzens nicht von ſo ungeheurer Bedeutung ſeyn wird.“

Raſch öffnete Antonio das Behältniß, welches das Portrait enthielt. So wie er es herausnahm, ſtieß Bartholomäo einen Ausruf aus, den man, nach dem Tone deſſelben, eben ſo gut dem Schrecken, als dem Erſtaunen und der Bewunderung hätte zuſchreiben können.

Antonio ſagte kein Wort, aber ſeine Augen waren ſo feſt auf das Bild gerichtet, als ob er ſie nie mehr davon abwenden wollte. —

Das, etwa eine Spanne breite, Portrait war rund, hatte einen ſchmalen Rahmen von gediegenem

Golde, und ſtellte ein ungefähr zwanzigjähriges Mädchen von faſt überirdiſcher Schönheit vor. Man wußte kaum, was man mehr bewundern ſollte, ob das über den elfenbeinweißen Nacken ſich auf die volle Bruſt herabringelnde Rabenhaar, ob die zauberhafte Gluth des dunkeln Auges, den hohen Adel der Züge, ob das Leben und Seele athmende herrliche Ganze. — —

„Ich hätte meine Wette verloren, doppelt und dreifach verloren!“ rief Antonio, als er Worte finden konnte, mit Begeiſterung. „Ha, jetzt begreife ich Maſtino's Liebe und ſeine That! Ich kann jetzt ermeſſen, wie gränzenlos er dieſes Weib lieben, wie grimmig er den, der ihm im Wege ſtand, haſſen konnte; er ſah den Himmel in ihrem Beſitz, und wäre auch die Hölle ſein Lohn geweſen. Bei Gott! Lebte dieſes Weſen, ich könnte Alles, Liebe und Leben, Seele und Seligkeit an deſſen Gewinn ſetzen!“

Bartholomäo ſah den Bruder, bei deſſen begeiſterter Rede, mit einem ganz beſonders ſchmerzlichen Ausdrucke an, dann ſagte er mit ſanftem Tone:

„Du haſt Recht, Bruder! Wer dieſes Weſen einmal ſah, mußte es über Alles lieben.“

„Gewiß! — Gewiß!“ ſprach Antonio, doch wie ſeiner Worte unbewußt; er ſtarrte fortwährend auf das Bild.

„Mein Gott, Bruder,“ ſagte Bartholomäo ſichtlich bewegt, „Du wendeſt kein Auge von dieſem Bildniß, ſo gewaltig ſcheinſt Du ergriffen. Es iſt indeß das Konterfei eines Weſens, das längſt dahin geſchieden, deſſen Gebeine bereits zu Staub geworden. —“

„Nein! — Nein, Du irrſt!“ rief Antonio wie trunken, und noch immer auf das Portrait blickend. „Dies Weſen lebt! Es muß leben! So ſchön ſchafft die Natur nicht, um zu zerſtören.“

„Um Gott, Antonio!“ ſprach jener entſetzt. „Welchen Eindruck hat dies Bild auf Dich gemacht! Dies kann aber um Deiner — und vielleicht um unſerer beider — Ruhe willen nicht ſo fort gehen. Gieb mir das Konterfei, ich will es verwahren.“

„Nimmermehr!“ rief Antonio heftig. „Dies Bild ſoll nicht mehr von meiner Seite kommen. Ich werde es in meinem Zimmer aufſtellen, um es ſtets vor Augen zu haben.“

„Ich bitte Dich, Bruder, thue es nicht!“ ſagte Bartholomäo ängſtlich. „Wozu auch dieſer Götzendienſt der Sinne? — Zürne mir nicht, wenn ich es ſo nenne! — Du willſt Dir in Kurzem das Weib Deines Herzens, die Mutter eines künftigen Fürſtenſtammes ſuchen; könnteſt Du dies, wenn Du ein Urbild, das Dir die Sinne umnebelt, ſo in Dich aufnimmſt, daß es Dir gänzlich Kopf und Herz erfüllt? Ich bitte Dich nochmals, Bruder, komme von dieſem Gedanken zurück. Wozu ſoll auch dies Alles? Dies Weib lebt nicht mehr, und wenn es lebte —“

„So müßte es *mein* ſeyn!“ rief Antonio. —

„Und gehörte es bereits einem Andern?“

„So hörte dieſer auf zu leben!“ rief er noch ſtärker.

Der Bruder blickte mit Staunen auf Antonio. Er ſchwieg längere Zeit, dann ſagte er:

„Unter ſolchen Umſtänden proteſtire ich nach Gründen des mir zuſtehenden Rechtes, daß Du das Bild in Deinem Gemache aufſtellſt. Es gehört uns *Beiden*, und wir wollen es gemeinſchaftlich verwahren.“

„Ueberlaſſe es mir, Bartholomáo!“ bat Antonio dringend.

„Auf keinen Fall;“ verſetzte der Bruder ſchmerzlich. „Es wäre zu Deinem Nachtheil.“

„Ueberlaſſe es mir, und — nimm dafür die Hälfte meines Antheils an dem Schatze!“ ſagte Jener noch heftiger.

„Welch Anerbieten!“ ſagte Bartholomáo unwillig.

„Du verweigerſt mir zum erſtenmal eine Bitte?“ ſprach Antonio immer dringender.

„Es iſt eine Thorheit die Du begehrſt, eine ſchadliche Thorheit, darum — und noch aus einem andern Grunde — kann ich Deinen Wunſch nicht gewähren;“ erwiederte der Bruder heftig erregt.

„Und dieſer andere Grund, — iſt der alleinige Beſitz des Bildes!“ rief Antonio.

„Bei Gott nicht!“ entgegnete Jener mit Unwillen. „Ich bin weit entfernt dieſe Spielerei beſitzen zu wollen. Nur die Ueberzeugung, daß der Beſitz dieſes Konterfei's Dir Schaden bringt, veranlaßt meine Weigerung es Dir zu überlaſſen; mir ſelbſt iſt ſeine Exiſtenz ganz gleichgültig.“

„Wirklich!" rief Antonio, mit funkelndem Blicke. „Wohlan, es gilt die Probe! Soll das Bild nicht mir gehören, ſo ſoll es Keiner von uns haben. —"

Wüthend ſchleuderte der Jüngling das liebliche Bild gegen den Eſtrich des Bodens. Es zerſchellte ſogleich in Splitter und Stücke. — Sprachlos ſtarrte Bartholomáo auf den Bruder. Endlich faßte er ihn ſanft bei der Hand.

„Verzeihe mir, Antonio, wenn ich Dich gereizt," ſagte er freundlich. „Bei Gott, ich konnte nicht anders! Der Beſitz des Bildes an ſich war unbedeutend, aber Deine Heftigkeit, der Eindruck den es auf Dich gemacht, und noch ein Grund — ein Grund, den ich Dir jetzt nicht nennen kann —"

„Ich verlange ihn nicht zu wiſſen;" fiel Antonio düſter ein. „Laß uns Zeit, das gute Verhältniß, das ſtets zwiſchen uns gewaltet, feſtzuhalten, laß uns ſorgfältig darauf achten daß nichts weiter zwiſchen uns trete. Meine heftige Neigung das Bild zu beſitzen, Deine Weigerung mir es abzutreten, dieſe Trümmer, Alles dies ſagt mir, daß wir, wenn auch nicht falſch, doch unbedacht geſchworen haben. Möge der Fluch Magnalovi's ſich nicht noch mehr erfüllen!"

Mit einem Händedruck, doch ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, verließ Antonio mit ſtürmiſchem Schritt das Zimmer. —

Wenige Tage ſpäter ward die Huldigungsfeier vollzogen. Der Adel und die Notabeln von Verona, ſo wie der dem Herzogthum angehörigen Städte, leiſteten den Eid in die Hände der Brüder. Erregte Antonio's impoſante Geſtalt, ſein kriegeriſches Anſehen auch allgemeine Aufmerkſamkeit und zum Theil Bewunderung, ſo gewann doch die Freundlichkeit und Milde Bartholomäo's alle Herzen. Viele, die ſich von dem Stolze des Erſteren zurückgeſchreckt fanden, naheten ſich dieſem mit Freundlichkeit und Vertrauen, und als die Verſammlung aufgelöſt wurde, und das, mit aller Pracht der damaligen Zeit ausgeſtattete, Bankett begann, tönten die Eviva's, welche Bartholomäo gebracht wurden, ſtärker und herzlicher als jene, welche dem Wohle ſeines Bruders galten. —

Mehrere Wochen vergingen auf eine Weiſe, welche für die künftige Regierung das Beſte hoffen ließ. Bernabo Visconti fiel zwar in das Gebiet von Verona ein, und verheerte einen Theil des Landes, aber es gelang den Brüdern, die Grafen Aucudio und Lucio Lando, welche in Dienſten Visconti's ſtanden, auf ihre Seite zu bringen, Waffenhülfe von Malateſta und Carrara traf bei ihrem Heere ein, und Bernabo war gezwungen, ſich zu einem Waffenſtillſtande zu verſtehen. Geſtalteten ſich nun die äußeren Verhältniſſe glücklich, ſo war es mit den inneren deſto weniger der Fall. Antonio, dem daran lag ſich ſo ſchnell wie möglich zu verheirathen, und der, damit, wenn er Erben erhielte, dieſe jedenfalls zuerſt zur Regierung kämen, von Leone Leoni zu einer baldigen Vermählung fortwährend angetrieben wurde, ging bald eine Verbindung ein. Er wählte zu ſeiner Gemahlin die Samaritana, eine Tochter des Guido von Polenta, Herrn von Ravenna und Cercia, ein zwar ſchönes, aber ſtolzes und herrſchſüchtiges Weib.

Nur das Verlangen nach Vermehrung der Macht und des Anſehns hatte den Bund geſchloſſen; von Liebe war auf beiden Seiten keine Rede. Nur dadurch, daß man der Braut den Mitregenten des künftigen Gemahls als einen ſchwächlichen, kränklichen, träumeriſchen Jüngling geſchildert hatte, war man im Stande geweſen, ſie zu der Heirath zu beſtimmen. Sie ſah Bartholomáo bereits als dem Grabe verfallen an, und Antonio allein auf dem Thron; mit Erſtaunen erblickte ſie jetzt in ihrem Schwager einen jungen, lebenskräftigen Mann, der die Liebe des Volkes beſaß, ein Gut, welches, klug wie ſie war, ſie als ihrem Gatten durchaus ermangelnd, betrachten mußte. Um dieſes Kleinod aber brachte ſich Antonio bereits in den erſten Tagen ſeiner Regierung. Stolz war ein Hauptzug ſeines Charakters, die damit gewöhnlich verbundene Härte trat bald genug hervor. Beide Eigenſchaften waren von jeher als jedem Scala anklebend angeſehen worden, nur Bartholomáo ſchien eine Ausnahme zu machen. Gab es daher irgend eine Gnade, eine Gunſt zu erlangen, ja galt es nur eine langwierige Erórterung einer verwickelten Angelegenheit, ſo wendete ſich Jeder gern an Bartholomáo. Die Geduld, womit er den Bittenden anhórte, ſeine Bereitwilligkeit zu helfen, war allgemein anerkannt, und jedenfalls konnte ſich der Bittſteller ſagen, daß, wenn es unmóglich ſey, die Gewährung ſeines Wunſches zu erlangen, er doch gewiß nicht ohne Troſt entlaſſen werden würde. Bei Antonio fand das Gegentheil ſtatt. Kalt, oft ungeduldig, vernahm er den Vortrag, mit kurzen Worten ſchlug er ab, was er nicht gewähren zu können glaubte, auch behauptete man allgemein, daß der Ritter Leoni auf ihn den ſchädlichſten Einfluß übe und die Gewalt des Herzogs, im Einverſtändniß mit deſſen Gemahlin, zu eigenſüchtigen Zwecken mißbrauche. Daß unter dieſen Umſtänden Bartholomäo der Herzogin ein Dorn in den Augen war, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Ueberall ſtand er, ihrer Meinung nach, der Macht ihres Gemahls hindernd im Wege, und ihre oft bittern, beißenden, oft ſpöttiſchen Bemerkungen über die Beſchränkung der Gewalt des letztern, waren bald kein Geheimniß mehr. Unter ſolchen Umſtänden bildeten ſich am Hofe zwei Partheien, welche einander unaufhörlich anfeindeten, und die ſich bis zum Tode haßten. Wäre die Liebe der Brüder noch die alte geweſen, ſo würde all dieſes Treiben ſpurlos an ihnen vorübergegangen ſeyn, aber mit dem Bildniß, welches Antonio gegen den

Boden ſchleuderte, ſchien auch das innige Verhältniß zwiſchen Beiden zertrümmert worden zu ſeyn. Zwar machte ſich Bartholomäo oft Vorwürfe über die Erkaltung der, ſeit der früheſten Kindheit bewahrten, brüderlichen Zuneigung, er ſuchte ſich Antonio wieder zu nähern, aber dieſer ſchien die Ausbrüche der Bruderliebe, wo ſie ſich zeigten, nur für erkünſtelt zu halten, er nahm ſie mit Kälte oder Zurückhaltung auf, und ſo entfremdeten ſich ihre Herzen immer mehr. Zwei Umſtände trieben jene Erkältung faſt bis zum offenen Zwiſt. Can Signorio hatte mehrere Familien des Adels verbannt, dieſe verlangten zurückkehren zu dürfen. Da ſolche zu denen gehört hatten, welche ſich der Tyrannei des Verſtorbenen einſt am heftigſten widerſetzten, ſo verweigerte Antonio, von ſeiner Gemahlin und Leoni angetrieben, ihre Zurückberufung. Da das Volk indeß zu murren begann, Bevilaqua, Pellegrini, zuletzt auch Bartholomäo heftig in ihn drangen, ſo ſah er ſich gezwungen nachzugeben, und die vier Brüder Malaſpina, Antonio, Nogarola, die Spineta's, und, was ihm am unliebſten war, Galvano von Fogliano, der Liebling Bartholomäo's, auf den er oft wegen der Zuneigung des Bruders eiferſüchtig geweſen war und den Can Signorio wegen einiger unbeſonnenen Reden verwieſen hatte, kehrten zurück. Trug Bartholomäo's Anſchluß an die Meinung der Räthe und den Wunſch des Volkes, viel dazu bei Antonio gegen den Bruder aufzubringen, ſo ereignete ſich jetzt ein Vorfall, der die Kälte beinahe in offene Feindſchaft verkehrte. Schon ſeit ſeiner Verheirathung hatte Antonio nicht mehr in den Bruder gedrungen ſich zu vermählen, Bartholomäo hatte mehrmals geäußert, daß er nicht daran denke, ſich an den Höfen der italieniſchen Fürſten nach einer Gemahlin umzuſehen, und die Herzogin beruhigte ſich bereits in etwas über des Schwagers ihr ſo unangenehme Mitregentſchaft, als Bartholomäo eines Tages unvermuthet den Bruder fragte: „ob er wohl in eine Verheirathung mit einer Veroneſerin willigen würde, wenn Bartholomäo durch eine geſetzliche Acte erklärte, daß die aus einer ſolchen Ehe herſtammenden Kinder niemals ein Anrecht auf den Thron von Verona haben, ja nicht einmal den Fürſtentitel führen ſollten.“ Heftig erklärte ſich Antonio dagegen. Mit harten Worten erinnerte er den Bruder an den letzten Willen des Vaters, der jede nicht ebenbürtige Ehe unterſage, und ſetzte endlich, als Bartholomäo ihn zu überzeugen ſuchte, daß eine ſolche Ehe für ihn und ſeine Erben durchaus keinen Nachtheil haben könne, heftig hinzu: „er durchblicke den Schleier, mit dem ſeine Feinde ihn einzuhüllen trachteten, er erkenne die Rathſchläge Bevilaqua's und Fogliano's, aber er werde ihnen zu begegnen wiſſen; das Buhlen um nichtige Volksgunſt ſey nur der Eingang zu den Plänen geweſen, die jetzt im Begriffe wären ſichtbarer hervorzutreten, er unterſage aber hiermit dem Bruder jeden Gedanken an eine Ehe mit einer Unterthanin, und würde, fände eine ſolche wider ſeinen Willen ſtatt, das Weib, welches ſich in die Familie ihrer Herrſcher einzudrängen trachte, als eine Verbrecherin, und ihre Angehörigen als Hochverräther behandeln.“ —

Dieſe Worte machten auf ewig einen Riß in den Herzen der Brüder. Ihre Bruderliebe war erloſchen, und ſie ſahen ſich ferner nur, wenn die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten es nöthig machte. Auf dieſe Weiſe vergingen mehrere

Monate. Da die Mißhelligkeiten zwiſchen den Brüdern kein Geheimniß bleiben konnten, ſo theilte ſich zuletzt der ganze Hof in die bereits beſtehenden feindlichen Parteien, und Jeder ſah die Spaltung als ein Mittel an, ſeine eigenen Zwecke zu erreichen und ſeine Privatrache zu befriedigen. Die Günſtlinge beider Fürſten, Leone Leoni und Galvano von Fogliano, wurden ſo zu ſagen als die Vorkämpfer betrachtet, und wirklich unterließen ſie nichts was den Gegnern Schaden bringen konnte, doch war in ihrem Beſtreben in ſofern ein Unterſchied, als Leoni der ältere und liſtigere mit Vorwiſſen ſeines Herrn handelte, Galvano aber ein aufbrauſender und unbeſonnener Jüngling war, welcher, ohne ſeinem Gebieter vorher Rechenſchaft abzulegen, dieſem durch ſeinen unverſtändigen Eifer oft mehr ſchadete als nützte. Der Rath der Herzogin und Leoni's hatte inzwiſchen die Handlungsweiſe Antonio's ſo geleitet, daß ſie der Can Signorio's ziemlich ähnlich war. Dieſelbe Härte, derſelbe Stolz, mitunter faſt dieſelbe Grauſamkeit, welche jene bezeichnet hatte, bethätigte auch dieſe. Bevilaqua, Pellegrini und Bartholomäo ſetzten ſich zwar in den meiſten Fällen jener Tyrannei entgegen, ſie erreichten auch mitunter ihren Zweck, aber dann ward der Zorn, den ſie bei Antonio erregten, zur ſtillen Wuth, und er ließ verſteckte Drohungen fallen, in denen er zu verſtehen gab, daß er ſchon Mittel finden werde ein Joch, welches ihm ſein Vater aufgeladen habe und das von Tage zu Tage drückender werde, zur rechten Zeit abzuſchütteln. — —

Es war in dieſer Zeit, als an einem Sommerabende im Mondſchein Antonio und Leone Leoni, dicht in Mäntel gehüllt und breite niedergekrämpte Hüte auf den Häuptern, durch die engen Straßen von Veronetta ſchritten und endlich auf ein Landhaus zubogen, zu welchem eine lange Allee dichtbelaubter Eſchen führte.

Leone war in der eifrigſten Rede begriffen.

„Ich ſage Euch, mein Fürſt,“ ſprach er heftig, „es beſteht eine Verſchwörung, und Euer Bruder, geſtachelt von ſeinem Ehrgeize und den Rathſchlägen Galvano's, iſt das Haupt derſelben. Schon mehrere Male ſind Zuſammenkünfte der Euch feindlichen Partei des Adels gehalten worden. Die vier Brüder Malaſpina, die Ihr gegen meinen Rath aus der

Verbannung zurückriefet, ſind beſonders thätig dabei; auch die Spineta's ſind Euch feindlich geſinnt; jene Berathſchlagungen aber finden ſtets bei Antonio Nogarola, und zwar bald in der Stadt in ſeiner Wohnung, bald hier in ſeiner Villa ſtatt, und Bartholomäo begiebt ſich täglich in Verkleidung dahin.“

„Wie ſagſt Du? Dieſes Landhaus gehört Nogarola?“ fragte Antonio überraſcht.

„Ganz gewiß, mein Fürſt,“ erwiederte Leoni. „Warum befremdet Euch dies?“ —

„Es hängt mit Umſtänden zuſammen, die ich Dir mittheilen werde;“ erwiederte Antonio. „Laß uns indeß hier verweilen. Es ſind nur wenige Schritte bis zur Gartenthür und wir können den Eingang leicht überblicken. Du meinſt alſo — “

„Es iſt etwas im Werke, mein Haupt ſetze ich zum Pfande!“ ſagte Leoni mit dem Tone der Ueberzeugung. „Das Volk wird auf alle Weiſe bearbeitet. Meint Ihr das Wagenrennen, welches Don Bartholomäo neulich nach der Weiſe, wie ſolches jährlich zu Padua auf dem Campo marzo veranſtaltet wird, auf der Piazza Bra abhalten ließ, das Ringelrinnen in dem Amphitheater, an dem er ſo angelegentlich Theil nahm, habe der ſonſt ſo ſparſame Herr ſo ganz abſichtslos gegeben? Der Wunſch, ſich immer beliebter zu machen und dem Volke bei dieſer Gelegenheit an den Puls zu fühlen, wie weit dies bereits gelungen; auch nebenbei das Vergnügen zu haben Euch durch den Beifall, mit dem er überſchüttet wurde, zu demüthigen; dies war die Veranlaſſung beider Feſte.“

„Und ſein Vorhaben gelang ihm!“ ſprach Antonio düſter. „Bei jedem Ringe, den er abſtach, jauchzte die tolle Menge. Ich gewann ſo viel Kleinodien wie er, und man vernahm keinen Laut.“

„Ihr hättet aber auch ſehen ſollen, wie viel Mühe er ſich gab, die Gunſt des elenden Pöbels zu erhaſchen!“ ſprach Leoni weiter. „Als er ſich zeigte wurde er mit Bittſchriften überſchüttet. Er nahm ſie an, überlas die meiſten auf der Stelle, und gewährte was unbedeutend war. Bei wichtigen Dingen zuckte er die Achſeln, ſagte, daß die Sache ungewiß ſey und Schwierigkeiten habe, daß ſie unterſucht werden ſolle, daß die Entſcheidung übrigens nicht von ihm allein, ſondern vorzüglich von Euch abhänge. Jedenfalls waren dies Bitten, die als unſtatthaft abgewieſen werden müſſen, und wodurch dann der Schein der Härte auf Euch geworfen werden ſoll.“

„O, ich kenne ſeine Weiſe!“ entgegnete der Herzog bitter lachend. „Das was ich ſonſt für Weichheit der Seele, ſelbſt für Characterſchwäche anſah, jene Freundlichkeit, womit er das unſinnigſte Verlangen anzuhören im Stande iſt, der Troſt, mit dem er den das Unmögliche fordernden Bittſteller entläßt, ſie ſind nichts als eine Maske die er vornimmt, eine klug berechnete Täuſchung, womit der Liſtige ſelbſt Den, der ihn unbefriedigt verläßt, für ſich zu gewinnen gedenkt, was ihm auch richtig immer gelingt. Ich habe dies nie gekonnt; ich buhlte nie um einen Beifall des Volkes, den ich verachte.“

„Und Ihr habt Recht, mein Herzog!“ fiel raſch der Ritter ein. „Das Roß, das der Stimme des Reiters bereits gehorcht, iſt das, welches ſich im Falle der Noth am erſten widerſpenſtig zeigt; man muß ihm den Zügel fühlen laſſen, und es wird ihm nicht einfallen dem Sporn nicht gehorchen zu wollen.“

„Welche Abſicht aber könnte Bartholomäo haben," — hob Antonio an; Leoni unterbrach ihn ſogleich.

„Und das iſt Euch nicht klar?" rief er mit Verwunderung im Tone. „Die Alleinherrſchaft iſt es wornach er ſtrebt."

„Geh, Du machſt mich lachen!" erwiederte der Herzog mit erzwungenem Gelächter. „Mich abſetzen, zur Entſagung zwingen? Auf Tod und Leben mit mir kämpfen? Das kann nur die Stärke, nicht die falſche Freundlichkeit und Liſt."

„Er ſetzt Euch ab, er zwingt Euch zur Entſagung, und — ohne Kampf!" verſetzte Leoni kalt.

„Ich glaube, Du faſelſt!" rief Antonio verächtlich.

„Ich habe nie beſonnener geſprochen;" entgegnete der Ritter im vorigen Tone und indem er ſich nachläſſig an den Stamm einer Eſche lehnte. „Kommt Ihr nicht Eurem Bruder zuvor, ſo ſeyd Ihr binnen wenigen Monden nicht mehr Verona's Herzog und befindet Euch dort oben."

Der Ritter zeigte mit der Hand nach dem Berge, worauf die Ruinen der Burg Theodorich's im Mondſcheine erglänzten, und wo ein Kaſtell zur Bewahrung von Staatsgefangenen erbaut war.

„Wie? In Mitte der deutſchen Leibwache, die mich liebt!“ — ſprach der Herzog.

„Und die Jeden lieben wird,“ unterbrach ihn der Ritter, „der ſie bezahlt, die im ſchlimmſten Falle von dem empörten Adel erdrückt wird, werdet Ihr, wenn Ihr das was Euch Noth thut vernachläſſigt, an einem ſchönen Morgen gefangen genommen; Don Bartholomäo kündigt Euch mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit und Milde an, daß Ihr zwar nicht mehr Verona's Herzog wäret, daß er dem Drange des Volkes nachgeben, die Regierung allein übernehmen, ja Euch einſtweilen, zu Eurer eigenen Sicherheit, auf das Kaſtell San Angelo ſetzen müſſe, daß dies aber nur Alles vorübergehend ſeyn werde, und daß Ihr Eure Freiheit und ein kleines Jahrgehalt empfangen würdet, welches Ihr auf irgend einem Schloſſe in der Nähe von Trient, in Mitte einer angenehmen Gebirgsgegend und im Genuſſe der dortigen freien und geſunden Luft, verzehren könntet.“

„Ehe Bartholomäo dieſes Schandſpiel mit mir treibt, ehe ſoll er durch meine Hände ſterben!" rief Antonio, indem er wie unwillkührlich nach dem Dolche griff.

„Kehrt den Satz um, den Ihr ſo eben ausgeſprochen, Herzog, und Ihr bedürft keinen beſſern Rathgeber, um Euch, Eure Krone und Weib und Kind zu ſchützen!" rief Leoni ſtark und indem er den Fürſten am Arm ergriff.

Eben wollte Antonio weiter ſprechen, als ihm der Günſtling bemerkbar machte, daß die Thüre des Landhauſes geöffnet werde. Zwei Perſonen, eine männliche und eine weibliche, traten heraus, und Leoni zog den Fürſten am Mantel, indem er ihn bat mit ihm hinter eine Maulbeerhecke zu treten, die längs eines zur Seite liegenden Fußſteiges hinlief. Das fremde Paar näherte ſich indeß. Es war Bartholomäo in bürgerlicher Verkleidung, den eine junge Dame von vornehmer Haltung, das Kleid, welches dem Schnitte nach faſt der Tracht unſerer Zeit glich, mit Perlenſchnüren verziert, im Haar eine Roſe und einige andere Blumen, geleitete. Man ſah daß die Dame, ihrem Putze nach, eben erſt eine Abendgeſellſchaft verlaſſen, vielleicht ſich heimlich aus ihr weggeſtohlen hatte. — Die Liebenden flüſterten längere Zeit heimlich mit einander, und Bartholomäo drückte von Zeit zu Zeit einen Kuß auf die Hand oder die Wange der Dame.

„Nun zurück, theure Lucretia! Nicht einen Schritt weiter darfſt Du mich begleiten;“ ſagte Bartholomäo endlich, indem er die Dame heftig an ſeine Bruſt preßte. „Wie leicht könnte uns Jemand belauſchen, und welche Folgen könnte dies haben! Laß uns vorſichtig ſeyn, damit ich in einigen Wochen um ſo ſicherer öffentlich an Deiner Seite erſcheinen kann.“

„Du kommſt ſo ſelten und Du gehſt ſo bald!“ ſprach die Fremde im Tone zärtlichen Vorwurfes, und indem ſie die Arme um den Nacken des Jünglings ſchlang.

„Um bald für immer bei Dir zu bleiben!“ ſagte Bartholomäo, indem er, wie zum Abſchiede, einen Kuß auf die Wange ſeiner Begleiterin drückte.

Leiſe flüſterten die Liebenden noch einige Worte, dann eilte die Dame mit ſchnellen Schritten nach dem Landhauſe zurück und Bartholomäo verſchwand zwiſchen den Krümmungen der Maulbeerhecken, indem er raſch der Stadt zueilte.

„Habt Ihr gehört?" fragte Leoni höhniſch, indem er den Fürſten mit ſeinem Auge ſtarr anblickte. „Zweifelt Ihr noch, daß in dem Hauſe Nogarola's Pläne gegen Euch geſchmiedet werden?"

Antonio ſchien den Sprechenden nicht zu hören. Heftig ergriff er die Hand des Ritters, und indem er ſie krampfhaft drückte, fragte er mit halberſtickter Stimme: „Leone, wer war dies Weib?"

„Habt Ihr es noch nie geſehen?" erwiederte Jener. „Doch freilich, es wundert mich nicht, da ſie faſt niemals öffentlich erſcheint. Es iſt die Tochter Nogarola's, Lucretia. Da der Vater nach Florenz verbannt wurde, als ſie noch Kind war, und ſie dort erzogen wurde, könnt Ihr ſie nie erblickt haben."

„O doch, doch!" rief Antonio. „Ich ſah ſie, um ſie nie wieder zu vergeſſen. Ihre Züge ſind mit einem Demant in mein Herz gegraben."

„Wie wäre dies möglich?" fragte Leoni kopfſchüttelnd.

„Es iſt faſt, als ob Zauberei im Spiele wäre!"

entgegnete der Herzog. „Ich ſagte Dir bereits von dem Bilde, welches bei dem Schatze Maſtin's des erſten gefunden worden, und welches, da es mir Bartholomäo nicht abtreten wollte, ich im erſten Unmuthe zertrümmerte. In der Acte, die ich Dir gezeigt, wird das Original deſſelben „„Lucretia Nogarola““ genannt.“ —

„Ein ſeltſamer Zufall!“ ſagte Leoni.

„Was wirſt Du erſt ſagen,“ fuhr der Herzog eifrig fort, „wenn ich Dir verſichere, daß die Züge jener Lucretia, der Geliebten Maſtin's, den Zügen der lebenden, die wir vor wenigen Augenblicken geſehen, täuſchend ähnlich waren!“

„Und dies habt Ihr im Mondſchein bemerkt?“ fragte Leoni ſpöttiſch.

„Das nicht!“ erwiederte der Herzog. „Ich ging dieſer Tage, noch höchſt verdrüßlich und aufgeregt von den Widerſprüchen Bevilaqua's, nach abgehaltener Rathsverſammlung in dieſer Gegend ſpazieren. Wie ich vor jenem Gitterthore vorüberſchreite, ſehe ich auf einer Bank zur Seite jenes Cypreſſenbaumes, der dort herüberragt, ein weibliches Weſen, deſſen Anblick mich feſt an den Boden wurzeln machte. Das dunkle Haar, das edle Antlitz, der weiße Nacken, Alles war Zug für Zug die Wiederholung deſſen, was ich auf jenem Bilde geſehn. Ich ſtand längere Zeit im Anſchauen verloren, erſt als das Mädchen ſich entfernte, konnte ich einen Fuß von der Stelle ſetzen. Seit dieſer Zeit begleitet mich ihr Bild Tag und Nacht, im Wachen wie im Traume, ſie allein iſt mein einziger Gedanke."

Leoni blickte bei dieſen Worten ſtarr auf den Herzog; er ſchien deſſen Rede nicht ungern zu vernehmen, doch ſagte er kalt:

„Nach der Entdeckung, die Ihr vor wenigen Minuten gemacht, werdet Ihr wohl thun, Euch das Bild der Schönen aus dem Sinne zu ſchlagen."

„Niemals! — Niemals!" rief Antonio heftig.

„Dann kann ich Euch nur bedauern;" ſagte der Ritter kalt wie vorhin. „Der verheirathete Herzog Verona's dürfte bei der Geliebten des unverheiratheten Bruders wohl eben auf keine erfreuliche Aufnahme und noch viel weniger auf Erwiederung ſeiner Leidenſchaft rechnen können."

„O ich weiß, ich weiß!" rief Antonio heftig. „Ich weiß, daß dieſe Leidenſchaft toll, verbrecheriſch, eine Raſerei iſt, aber ich kann nicht anders, ich will dies Weib beſitzen, ſelbſt gegen ſeinen Willen ſoll es mein werden, oder ich will nicht leben!“

„Das iſt nichts geſagt; ſoviel oder noch ſchlimmer wie nichts!“ fiel Leoni kalt und verdrüßlich ein. „Ihr ſeyd über geringere Dinge zu keinem Entſchluſſe gekommen — verzeiht meine Offenheit, gnädiger Herr — und wollt nach dem Unmöglichen trachten? — Habt Ihr nicht erſt vor zwei Minuten Eures Bruders Worte vernommen? „Laß uns vorſichtig ſeyn, damit ich in einigen Wochen um ſo ſicherer öffentlich an Deiner Seite erſcheinen kann.“ Was heißt dies anders, als in ein paar Wochen biſt Du meine Gemahlin und ſitzeſt neben mir auf dem Throne Verona's?“

„Du meinſt alſo?“ fragte Antonio.

„Ich meine was ich längſt gemeint. Kommt Eurem Bruder zuvor oder Ihr ſeyd verloren.“

„Ewig das alte politiſche Lied, das Dir der Haß gegen Bartholomäo und auch — ich will es glauben — die Liebe zu mir eingiebt!“ rief unmuthig der Herzog. „Ohne Beweiſe ihn gefangen zu ſetzen, ihn zu verurtheilen, iſt, wie Du ſelbſt ſagſt, unmöglich, es hieße eine offene Empörung hervorrufen, überzeugende Beweiſe zu ſchaffen, iſt aber nicht das Werk weniger Tage, und inzwiſchen iſt dies himmliſche Geſchöpf vielleicht heimlich ſein Weib. — Nein Leoni! Laß uns auf andere Mittel denken. Was meinſt Du zu einer Entführung?"

„Das ſchlechteſte von allen!" fiel der Ritter ein. „Die Tochter eines Edlen, eines zurückgekehrten Verbannten entführen, ſie mit Gewalt Euren Wünſchen" —

„Nein es geht nicht! Du haſt Recht, es hieße die Fackel der Rebellion muthwillig entzünden;" fiel Antonio ein. „Denke auf etwas Anderes."

„Ein Mittel gäbe es;" ſprach Leoni leiſe und nachdem er ſich mehrmals ſo ſorgſam umgeblickt, als ob er hinter jedem Zweige der Maulbeerhecke einen Horcher fürchtete. „Auf dem Throne und in der Liebe wird Euch Bartholomäo ſtets im Wege ſeyn; Alles gliche ſich aus, wenn — wenn er nicht mehr lebte."

„Nein!" rief Antonio mit dem Ausdrucke des Abſcheues. „Ich haſſe ihn — ich glaube es wenigſtens, ſeit ich aufhörte ihn zu lieben — aber ſein Leben iſt mir heilig."

„Auch gut!" erwiederte Leone kalt. „Dann aber rathe ich, Euch wenigſtens vor ſeinem Ehrgeize in Acht zu nehmen und jeden Gedanken an Lucretien Nogarola aufzugeben."

„Das erſte will ich, aber das letztere kann ich nicht!" rief Antonio.

Leone ſchwieg und zuckte verächtlich die Achſeln.

Der Fürſt ergriff ihn bei der Hand.

„Du biſt kühn und ſchlau!" ſagte er; „ſinne ein Mittel aus daß dies Mädchen mein wird, und das ſchöne Landgut alle Brentelle, das Dir längſt ſchon in die Augen ſtach, ſoll Dein ſeyn."

Leoni ſchwieg eine Weile, dann ſchüttelte er das Haupt und ſagte: „Es iſt unmöglich, rein unmöglich."

„Mache Geſchenke, ſpare kein Geld;" ſprach Antonio.

„Nogarola iſt nicht reich, aber er gehört zu den edelſten Geſchlechtern Verona's;" verſetzte der Ritter.

„So verſprich Ehrenſtellen, laſſe die Möglichkeit einer Scheidung von fern durchblicken;" fuhr der Vorige fort.

„Das Mädchen iſt die Geliebte des Mitregenten und hofft ſeine Gemahlin zu werden;" antwortete Jener.

„Ich will verdammt ſeyn, wenn dies geſchieht!" rief Antonio, die Fäuſte ballend. — „Denke auf Mittel, Leone;" fuhr er fort. „Erinnere Dich, daß das Landgut mir über dreimalhunderttauſend Liren gekoſtet."

Der Ritter ſchwieg eine Weile, er ſchien in tiefes Sinnen verloren; dann ſagte er:

„An Entführung, Beſtechung und wie die gewöhnlichen Mittel, welche ſonſt zum Zwecke führen könnten, heißen, iſt, ſo lange Bartholomäo lebt, nicht zu denken; eins bliebe noch, aber es iſt ungewiß, gewagt und ſchwierig anzuwenden."

„Sey es ſo ſchwierig wie es wolle, ich will es verſuchen!" rief Antonio.

„Nur ungern ſchlage ich es vor;" ſprach Leoni, die Stirn runzelnd. „Nebenumſtände können es gefährlich, am Ende auch nutzlos machen."

„Nenne es!" rief der Herzog, indem er den

Ritter am Arme ergriff. „Wenigſtens bleibt mir eine Hoffnung. — Dein Mittel — “

„Iſt ein Philtrum!“ fiel Jener ein.

„Ein Liebestrank?“ ſagte der Herzog mit zweifelhaftem Tone. — „Wo einen ſolchen hernehmen, wie ihn anwenden? Ich glaube überdies wenig an ſeine Wirkung.“

„Hm! Was die letztere anbelangt, die würde ſich finden; mir iſt ein Beiſpiel bekannt das jeden Zweifel beſeitigt;“ meinte der Ritter.

„Aber wie ihr den Trank beibringen?“

„Das iſt der Knoten! — Doch wüßte ich wohl eine Gelegenheit — “ ſprach Leoni ſinnend.

„Und den Trank ſelbſt? Wo willſt Du ihn hernehmen?“

„Das wäre das Wenigſte was uns im Wege ſtünde;“ meinte Leoni, und indem er mit der Hand nach einer von zwei dunkeln Eſchen überragten ärmlichen Hütte zeigte, ſetzte er hinzu: „Dergleichen Köſtlichkeiten werden dort gebraut.“

„Wie? — Was ſagſt Du?“ rief Antonio überraſcht.

„Habt Ihr noch nicht von der „Alten von

Sabioncello" gehört?" fragte Leone. „Nicht? Das wundert mich. Euer Vater nahm manchmal — wenigſtens ſagten es die Leute — ihre Geſchicklichkeit in Anſpruch, wenn es eben auch nicht Liebestränke waren die ſie ihm verfertigen mußte. Er ſchenkte ihr dafür die Hütte die ſie bewohnt, und die eigentlich zu dem Beſitzthum Nogarola's gehört, über die aber Euer Vater, als das Eigenthum eines Verwieſenen, verfügte."

„Es iſt das erſte Wort, was ich über dieſes Weib vernehme;" ſagte Antonio verwundert. „Du meinſt alſo ein Philtrum?" ſetzte er nach einigem Schweigen hinzu.

„Wüßte ich einen beſſern Rath ſo würde ich dieſen nicht geben; er iſt wenig beſſer als ſchlecht, ſchon wegen der Schwierigkeiten die es macht ihn anzuwenden;" ſagte Leoni. „Wollt Ihr indeß, ſo gehe ich zu der Alten; ſie rechnet mich unter ihre Bekannten."

„Thue es, Leone!" rief der Herzog. „Und — mich treibt die Neugier — ich will Dich begleiten."

„Es wäre wohl beſſer, Ihr unterließet es;" ſagte der Ritter bedenklich. „Indeß — ſie weiß genug von den Zeiten Can Signorio's her, und hat ſchon deshalb Urſache zu ſchweigen.“

Mit den letzten Worten hüllte ſich der Ritter dichter in ſeinen Mantel, und lud durch eine Bewegung der Hand ſeinen Herrn ein, voranzuſchreiten.

Nach wenig Augenblicken ſtanden Beide an der Thüre einer ärmlichen Hütte, über welche zwei mächtige Bäume ihre Aeſte gebreitet hatten. Leoni ſchien hier Beſcheid zu wiſſen, denn anſtatt an die Thüre zu klopfen, ging er um die Ecke des Hauſes und pochte an einen Fenſterladen. Da nicht ſogleich geöffnet wurde, war er genöthigt dies noch einmal zu wiederholen. Jetzt that ſich plötzlich ein kleines Dachfenſterchen auf.

„Geduld! — Geduld!“ rief leiſe eine widrige alte Weiberſtimme herab. „Eins nach dem Andern! — Wollt Ihr mir denn mit Eurem Lärm die Sbirren auf den Hals hetzen?“ —

Mehrere Minuten vergingen. Schon fing der Herzog an ungeduldig zu werden, als ſich die Hinterthür des Hauſes öffnete, eine verſchleierte Dame herausſchritt und ſchnell zwiſchen den Hecken verſchwand. Eben wollte der Herzog in das Haus treten, als die Bewohnerin deſſelben heraustrat, ihn dreiſt am Arme faßte und nach dem Mondlichte zukehrte.

„Wer ſeyd Ihr? — Was wollt Ihr? — Ihr ſeyd mir unbekannt, und dennoch — Euer Klopfen —“ ſagte ſie ſtockend und leiſe.

„Kam Dir ein Bischen bekannt vor, alter Sündendrache?“ fiel Leoni ein.

„Ach, Ihr ſeyd es, mein Söhnchen?“ ſagte die Alte, indem ſie freier zu athmen ſchien. „Nun, nur hinein! Hinein!“ —

Die Wandelnden tappten, während die Alte ſorgfältig das Haus verſchloß, durch einen finſtern Gang nach einer Thüre, durch deren Ritzen Licht zu ſchimmern ſchien, und traten endlich in ein kleines, ärmliches, mit altem halb zerbrochenem Hausrathe angefülltes Stübchen, das von einem ſpärlichen Kaminfeuer nothdürftig erleuchtet wurde. Das Hauptmeuble in demſelben war ein großer Wandſchrank, ein eben ſolcher Tiſch und ein zerſetzter Lehnſtuhl, auf welchem eine behaglich ſchnurrende Cyperkatze Platz genommen hatte. Die Hausbewohnerin war eine ſiebenzigjährige Greiſin mit vom Alter und der Gicht gekrümmtem Rücken. Ihr Anzug war ärmlich, doch nicht unreinlich, unter dem um das Haupt gewundenen buntſeidenen Tuche ſtahlen ſich einzelne graue Locken hervor. So wie unſere Bekannten in das Zimmer traten, warf die Alte forſchende Blicke auf den Herzog; auch der letztere betrachtete Jene ſehr aufmerkſam. Das Geſicht des Weibes war in der That geeignet Aufmerkſamkeit zu erregen. Nur ſelten ſchuf die Natur ein Menſchenantlitz, welches, ohne durch ein Gebrechen entſtellt zu ſeyn, häßlicher als das jenes Weibes genannt werden konnte. Die Farbe deſſelben war faſt kaſtanienbraun zu nennen, die Naſe bog ſich über den gänzlich zahnloſen Mund herab, aber höchſt ſonderbar, faſt lächerlich, nahmen ſich die kleinen, unaufhörlich blinzelnden Augen aus, welche, mehr noch als die unzähligen Runzeln und Falten, dazu beitrugen das Geſicht des Weibes dem eines Affen ähnlich zu machen. Leoni ſchien in der Behauſung der Alten ſehr bekannt zu ſeyn, denn kaum war er in's Zimmer getreten, als er den vierfüßigen Liebling derſelben vom Lehnſtuhle warf, den Herzog ſich niederzulaſſen bat, und ſich gemächlich auf einen der plumpen Seſſel warf.

„Nun Alte, Du biſt alſo immer noch nicht gehangen, nicht erſäuft, nicht ausgepeitſcht worden? Das heiße ich Glück haben!“ fing er an. — „Aber ſage mir einmal: wer war die Dame die Dich eben verließ?“ —

„Sollte Euch irgend Jemand um ihren Namen fragen, ſo werdet Ihr gut thun zu ſagen, daß er Euch unbekannt geblieben!“ erwiederte grämlich die Alte, die, wie es ſchien, etwas verdrießlich darüber war daß der Ritter mit ihrem Lieblinge, welcher jetzt mit krummem Rücken und ſich dann und wann dehnend, im Zimmer herumſtieg, ſo wenig Umſtände gemacht hatte. — „Ueberdies,“ ſetzte ſie hinzu, „hatte die Signora ein höchſt unſchuldiges Geſchäft bei mir —“

„Ganz gewiß!“ fiel Leoni lachend ein. „Sie bat ſich blos ein Pülverchen aus für den eiferſüchtigen Gemahl, oder den Galan, oder für alle Beide.“

„Ihr ſeyd recht boshaft! Immer ſucht Ihr eine arme, ehrliche, anſtändige Wittwe in Verlegenheit zu bringen, obwohl Ihr wiſſet daß bei mir Alles fromm und rechtſchaffen zugeht;" ſprach die Frau mit einem Seitenblicke auf den Herzog.

„Rede nicht ſo einfältig, Alte!" rief der Ritter. „Wäreſt Du was Du ſagſt, ſo befänden wir uns nicht in Deiner Spelunke, auch darfſt Du nicht ſo beſorgt auf meinen Begleiter blicken —"

„Um deſſen Namen ich Euch jedoch bitten wollte;" fiel Jene ein. „Ich muß den Signor ſchon geſehen haben; er kommt mir ſo bekannt vor, aber mein ſchwaches Gedächtniß —"

„Iſt ein großes Glück, eine wahre Himmelsgabe!" fiel der Ritter ein. „Ich beneide immer die Menſchen die ein ſchwaches Gedächtniß haben; man glaubt gar nicht wie leicht man damit über üble Erinnerungen hinwegkommt. Was jedoch den Namen meines Begleiters anlangt, ſo ſage nur" — hier äffte er den Ton der Alten nach — „er ſey Dir unbekannt geblieben."

„Ich bin nicht neugierig, mein Söhnchen;" verſetzte die Alte, mit dem Kopfe nickend. „Wäre eine gewiſſe Aehnlichkeit nicht geweſen, würde ich gar nicht gefragt haben, indeß die Zeiten ſind jetzt ſchlimm, man mag noch ſo rechtſchaffen, ſo redlich ſeyn, Vorſicht iſt dennoch bei vielen Dingen unerläßlich.“

„Nun bei St. Zeno!“ rief der Ritter lachend. „Du ſprichſt ja als ob Du ein Ding, was die Leute Gewiſſen nennen, im Leibe hätteſt, und dieſes Dich auf Deine alten Tage zu moleſtiren anfinge. Aber ich kenne Dich ſchon; Du denkſt Dich ein Bischen koſtbar zu machen, um die Rechnung dann deſto höher ſtellen zu können. So machteſt Du es bei der Geſchichte mit der kleinen Genueſerin, und auch ſpäter mit der Signora Benedetta aus Aquilega.“

„Santa Madonna!“ rief die Alte, der es ſehr unangenehm zu ſeyn ſchien, daß Leoni in Gegenwart eines Dritten dergleichen Dinge erwähnte. „Das hat man davon, wenn man befliſſen iſt ſeinem Nächſten zu dienen! — Dahin führt allzugroße Gutmüthigkeit! — Mir Eigennutz vorzuwerfen! Es iſt abſcheulich. Wäre ich wie Ihr ſagt, ich wäre nicht arm wie eine Kirchenratze.“

„Du arm!“ rief Leoni. „Ich wollte, die Geldlitren, die Du in jenem Schranke oder in irgend einem andern Winkel verborgen haſt, befänden ſich in meinem Seckel, oder es wären wenigſtens in dem letztern noch die vorhanden, die Du von mir und meinen Bekannten empfingſt. Doch das beiſeite. — Wiſſe, Alte, dieſer Herr kommt um Deinen Schatz zu vermehren.“

„Sollte mir lieb ſeyn, mache aber keine Geſchäfte mehr!“ entgegnete mit anſcheinender Kälte das Weib, indem es einen Blick des gerötheten blinzelnden Auges auf den Herzog warf.

„Mache das einem Andern weiß!“ erwiederte Leoni in gleichem Tone. „So lange das Gold ſeinen Glanz und das Silber ſeinen Klang behält, drechſelſt Du Pillen, braueſt Tropfen, beſtellſt Briefchen, und wie Deine andern verdienſtlichen Beſchäftigungen immer heißen mögen.“

„Nichts! — Nichts von Allem geſchieht, und wenn es je geſchah, ſo geſchah es aus redlicher Abſicht und um den Leuten zu dienen;“ verſetzte die Alte, indem ſie dann und wann einen forſchenden Blick auf den Herzog warf.

„Auch gut!“ erwiederte Leoni kalt, und indem er ſich mit Ruhe aus dem Seſſel erhob.

„Ich dachte Dir, aus alter Bekanntſchaft, funfzig Goldliren für eine Kleinigkeit zuzuwenden, aber wie es ſcheint haſt Du bereits Deine Rechnung mit dem Teufel abgeſchloſſen, und willſt kein neues Conto ankreiden laſſen, deshalb werde ich mich nun an jemand Andern wenden müſſen."

„Bleibt! — Bleibt noch ein wenig!" verſetzte die Megäre, als der Ritter nach dem Hute langte. „Ich rechne Euch unter meine älteſten und liebſten Bekannten, und es wird mir ſchwer Euch eine Kleinigkeit — nicht wahr Ihr ſagtet eine Kleinigkeit? — abzuſchlagen. Ich mache zwar, wie ich Euch bereits geſagt, eigentlich keine Geſchäfte mehr, indeß in beſondern Fällen, wo es ſich darum handelt für einen alten Freund etwas zu thun, könnte wohl eine Ausnahme ſtattfinden; auch ſind achtzig oder hundert Goldliren für eine arme alte Frau eine Sache von Bedeutung. — Ihr müßt nicht denken, werther Signor," ſetzte ſie, zu dem Herzog gewendet, hinzu, „daß ich auf das Geld einen beſondern Werth lege, aber eines Theils ſcharrt kein Hühnchen umſonſt, ſodann habt Ihr — denn unſtreitig ſeyd Ihr bei der Sache betheiligt — ein ſehr edles und generöſes Anſehn, und endlich iſt es ſo zu ſagen ein gutes Werk was Ihr thut, wenn Ihr einer Wittwe ein Scherflein zuwendet, ſelbſt für den Fall, daß der Gegenſtand Eurer Wünſche ein tadelnswerther ſeyn ſollte. — Dürfte ich Euch aber jetzt fragen —“

„Was wir verlangen?“ fiel Leoni ein. „Ein Liebestrank iſt's; ein Philtrum.“

„Santa Madonna!“ rief die Alte, indem ſie ſich ſehr erſchrocken ſtellte. „Und das, mein Söhnchen, nennt Ihr eine Kleinigkeit? O Dio! Wie leichtſinnig doch die Jugend iſt! — Nein, meine werthen Signori! Mit Liebeszauber habe ich mich von jeher ſehr ungern, ja faſt gar nicht befaßt —“

„Aber deſto mehr mit Vergiften!“ fiel der Ritter verdrüßlich ein. — „Laß es jetzt genug ſeyn, Alte! Für das Decorum haſt Du mittelſt Deiner Weigerungen genügend geſorgt. Sprich jetzt, willſt Du die funfzig bis ſechzig Liren verdienen oder nicht?“

„Ihr wollt ſagen die hundertſechzig, mein Söhnchen; denn dies iſt bei mir der feſte Preis für das geforderte Arcan;“ verſetzte die Alte. — „Je nun, gutmüthig wie ich bin, kann ich es Euch nicht abſchlagen. Aber ſagt mir doch, wer iſt die Perſon für die das Mittel beſtimmt iſt?"

„Ich dächte, das ſollte Dir gleichviel ſeyn;" entgegnete Leoni. „Der Name kann nichts zur Sache thun."

„Doch! — Doch!" erwiederte kopfſchüttelnd die Alte. „Ein Menſch hat eine ſtarke, der andere eine ſchwache Konſtitution; was bei dem einen kaum anſchlägt, richtet den andern zu Grunde. Kenne ich die Perſon, für die das Tränklein beſtimmt iſt, dann ſtehe ich für den Erfolg."

„Wirklich?" fiel der Herzog der Sprechenden ſchnell in's Wort. „Nun dann, ſo nimm an, es ſey Lucretia Nogarola."

„Das heißt," verbeſſerte der Ritter, indem er wegen der Vorſchnelligkeit, mit der ſein Herr den Namen nannte, die Stirn runzelte, „mein Freund meint, das Alter, das Aeußere, der Stand und die Lebensweiſe der beiden Damen ſtimmen ziemlich überein."

„Gut! — Gut! ich verſtehe;" ſagte die Alte mit widrigem Lächeln, und indem ihr häßliches Geſicht einen ganz eigenthümlichen Ausdruck von Bosheit zeigte. „Seyd verſichert, der Trank ſoll vortrefflich und zur Stunde wirken.“

„Woher weißt Du das ſo genau?“ fragte der Ritter aufmerkſam. „Iſt Dir die Natur des Fräuleins ſo bekannt?“

„Sehe ich es nicht alle Tage? — Bin ich nicht ſo zu ſagen deſſen Hausgenoſſin, obwohl man mich jetzt aus dem Hauſe werfen will?“ grinzte die Alte. „Ja, werthe Signori, es iſt eine Sünde und Schande, wie man mit einer alten rechtſchaffenen Wittib verfährt. Da hatte mir der verſtorbene Herzog, der Can Signorio, dieſe Hütte geſchenkt — ich hatte dem braven ſeligen Herrn einige kleine Gefälligkeiten erwieſen — dieſes Häuslein aber gehörte früher zu den Beſitzungen des Nogarola, und nun ſoll ich herausgetrieben werden, da ihm jetzt alle ſeine Beſitzungen zurückgegeben worden, wie er ſagt.“

„Wie?“ ſagte Antonio; „iſt Nogarola ſo geizig, daß ſelbſt dieſe elende Hütte einen Werth für ihn hat?“

„Das nicht. — Das eben nicht;“ verſetzte die Alte. „Er hat von langen Zeiten her einen Zahn auf mich. Es iſt eine alte Geſchichte. Seht, es iſt ganz ſonderbar. In der Familie Nogarola ſind die Frauen alle ſchön, ſehr ſchön; doch das wäre das wenigſte; in Verona giebt's viel ſchönere Frauen, aber ein ganz eigenthümlicher Umſtand iſt es, daß die Mädchen dieſes Geſchlechts einander alle ſo ähnlich ſehen, wie ein Waſſertropfen dem andern, und ſo ſoll es ſchon ſeit mehr als hundert Jahren der Fall geweſen ſeyn. Da hatte der Antonio Nogarola eine Schweſter, die gar hold und lieblich war — ſie hieß auch Lucretia, denn das iſt ſo hergebracht in dem Geſchlecht, und ſie glich dem Fräulein auf ein Haar — und Can Signorio bewarb ſich um ſie, und auch das Mädchen war ihm gut. Nun dauerte dies eine Zeit, es wurden Briefchen geſchrieben hin und her, und ich, gutmüthig wie ich bin, hatte die Beſtellung übernommen. — Wer hätte auch dem braven Can Signorio, der damals ein hübſcher, junger Prinz und ſo freigebig war, daß ſich Mancher ein Beiſpiel an ihm nehmen könnte, etwas abſchlagen können? — Endlich aber kam das Ding an den Tag. Jetzt hättet Ihr den Spectakel ſehen ſollen. Nogarola machte den ganzen

Adel rebelliſch. Er ſprach von Beſchimpfung ſeines Hauſes. — Die Geſchichte hatte nämlich einen übeln Ausgang genommen; Ihr verſteht mich! — Der Prinz ſollte das Dämchen heirathen, aber dies ging nicht an, er war bereits mit ſeiner nachherigen Gemahlin verſprochen; dazu kam, daß bereits vor hundert Jahren zwiſchen den beiden Geſchlechtern eine ähnliche Begebenheit ſtatt gefunden haben ſoll, der Adel tobte, die Sache ward immer ſchlimmer, da beendigte ſie ein glücklicher Zufall, es war der Tod des Fräuleins. Ich wüßte auch nicht, wie ſich Can Signorio ſonſt auf gute Art hätte aus der Klemme ziehen ſollen; ſo war es am beſten. — Wie aber der Unſchuldige immer am meiſten leiden muß und der Niedrige ſtets am ſchlechteſten wegkommt, wenn ſich die Großen zanken, ſo erging es mir. Ich hatte dem Fräulein am Tage vor ihrem Tode ein Briefchen von Can Signorio zuſtecken müſſen, ich hatte gerade eine ſehr ſchöne Orange in der Hand, dieſe gefiel dem Fräulein, ein Diener hatte geſehen daß ich ſie ihr geſchenkt, nun könnt Ihr glauben daß dies genug war mich in ungerechten Verdacht zu bringen; ich mußte flüchten, um mich der Rache Nogarola's zu entziehen, und ich kehrte auch nicht eher als bis nach deſſen Verbannung zurück, was das Jahr darauf, nämlich nach dem Regierungsantritt des Herzogs ſtattfand. — Jetzt, Signori, könnt Ihr Euch denken warum Nogarola mich aus dieſer Hütte treiben will. Morgen will ich auch ausziehen, aber — Santa Madonna! — es ſollte mich wundern wenn das Ueble, das mein Feind mir zufügt, nicht zehnfach auf ſeinen Kopf zurückfallen ſollte." —

Die ohnehin widrige Miene des Weibes ward bei den letzten Worten deſſelben nur noch abſchreckender, und der Geſammtausdruck ihrer Geſichtszüge noch tückiſcher und wilder wie gewöhnlich.

„Wie Du ſagſt ſo verläſſeſt Du morgen dieſe Wohnung;" hob Leoni nach einer Pauſe an. „Wo biſt Du anzutreffen, um das Philtrum in Empfang nehmen zu können?"

„Das kann ſogleich geſchehen, vorausgeſetzt daß Ihr die Kleinigkeit von zweihundert Goldliren — nicht wahr, ich forderte nicht mehr als dieſen geringen Preis? — bei Euch haben ſolltet;" verſetzte die Alte.

„In dieſem Beutel iſt faſt das Doppelte!“ rief der Herzog, der Alten eine Börſe zuſchleudernd.

„Dank! — Tauſend Dank! — Mögen alle Heiligen Euch das geſegnen, was Ihr an einer armen, verlaſſenen, rechtſchaffenen Wittib thuet!“ ſprach das Weib, indem es mit der Gier eines Hatzhundes die Börſe auffing.

So raſch als es ihre von der Gicht verkrüppelten Füße erlaubten, hinkte die Alte jetzt nach dem großen Schrank, öffnete ein ſo künſtlich verborgenes Fach, daß ein mit dem Mechanismus Unbekannter es nicht hätte herausfinden können, und nahm mehrere kleine Fläſchchen und Schachteln heraus. Sie ließ jetzt einige Tropfen in eine dunkle Phiole träufeln.

„Seht, Kinderchen,“ ſagte ſie mit verzerrtem Lächeln, „dies iſt die Feuchtigkeit von dem Schaum eines Hundes, der bis zur Wuth gereizt worden. Dies“ — ſie nahm ein zweites Gläschen — „der Saft einer zu todtgepeitſchten Viper. — Dieſes hier iſt der Extract aus dem Gewächs, welches man Hirſchbrunſt nennt. — Dieſes Pülverchen iſt von den Knöchelchen einer Art Waſſereidechſe bereitet.“

„Aber," ſagte Leoni aufmerkſam, „Du ſchütteteſt noch etwas von dem weißen Pulver aus jenem Schächtelchen, welches einen ſo auffallenden Knoblauchgeruch verbreitet, in das Glas."

„Das iſt Mondmilch, mein Sohn!" ſagte die Alte in leichter Verwirrung. „Es iſt urſprünglich flüſſig, und ganz unſchädlich, hat aber die Eigenſchaft, jene andern Mittel gut zu verbinden, und kann nur getrocknet aufbewahrt werden."

„Noch eine Frage, Alte;" ſprach der Ritter, als er das Fläſchchen in Empfang genommen und in ſeinem Aermel verborgen hatte. „Du wohnſt ganz in der Nähe von der Villa Nogarola's, folglich mußt Du wiſſen wer aus und eingeht. Haſt Du Zuſammenkünfte der zurückgekehrten Adeligen dort bemerkt?"

„Oft! — Oft, mein Söhnchen;" erwiederte die Megäre. „Die Spineta's kommen faſt täglich hin, eben ſo die Maffei und Andere. Erſt geſtern Abends hatten ſich eine Menge Signori eingefunden, ſie blieben faſt die halbe Nacht beiſammen, und Fürſt Bartholomäo, ſo wie der Ritter Galvano von Fagliano waren unter ihnen. Es mußte etwas von

Wichtigkeit verhandelt worden ſeyn, denn Jeder, der an der Thüre erſchien, mußte ein gewiſſes Paßwort abgeben, — ich bemerkte dies ganz genau, denn ich ſaß auf dem Bänkchen in Mitte der Myrtenhecke da draußen, und wartete auf eine Dame, welche mit mir ein kleines Geſchäft abzuthun hatte. — Als die Geſellſchaft auseinander ging, ſtrichen Bartholomäo und Galvano dicht an mir vorüber, ich ſah im Mondſchein, wie ſich Letzterer vergnügt die Hände rieb, und hörte ihn deutlich ſagen:

„Es gelingt, es muß gelingen, er kann nicht dem Wunſche des vereinigten Adels Widerſtand leiſten!“

Während die Alte ſprach, beobachtete Leoni mit höhniſchem Lächeln den Herzog. Letzterer ſchien von den Worten derſelben ſichtlich ergriffen, er runzelte die Stirn und ballte die Fauſt. — Wenige Worte wurden nur noch zwiſchen den Anweſenden gewechſelt, dann verließen Antonio und ſein Günſtling das Haus. Unter vielen Dankſagungen begleitete ſie die Hausbewohnerin, durch einen dunkeln Heckengang, bis an ein kleines Ausgangspförtchen, und die Fortgehenden verſchwanden bald zwiſchen den hoden Mauern der benachbarten Gärten. — Die Alte ſah ihnen eine lange Weile nach. Der Mond beſchien ihr widriges, jetzt von einem ſcheuslichen Lächeln noch mehr verzerrtes Geſicht.

„Er denkt, ich kenne ihn nicht, den herzloſen Sohn eines grauſamen, tyranniſchen Vaters, aber dann hätte er nicht ſeinen liederlichen und dabei knauſerigen Günſtling mitbringen müſſen;“ ſagte ſie höhniſch. „Einen Liebestrank für Lucretia Nogarola und dann, wenn in dem Brüderkampfe Antonio die Oberhand behält, ins Waſſer mit der Alten die ihn bereitet hat, damit kein Zeuge von der Handlungsweiſe des edlen Herzogs lebt, oder an den Schandpfahl mit ihr und auf den Scheiterhaufen, wenn Bartholomäo Sieger iſt! Seyd indeß ganz ruhig, Signor! die „Alte von Sabioncello“ wird dieſen Zeitpunkt nicht abwarten, ſie weiß, daß ſie von Euch nichts Beſſeres als von Eurem Vater zu erwarten hat, der es ihr überließ ſich vor der Wuth Nogarola's ſo gut ſie konnte zu retten. — Uebrigens iſt es ein wahrer Glücksfall, daß an dem Vorabende des Tages, an welchem ich mich entfernen will, um nicht der Rache des künftigen Schwiegervaters Herzog Bartholomäo's ausgeſetzt zu ſeyn, deſſen Gegner mir ſelbſt das Reiſegeld bringt, und noch dabei Gelegenheit giebt, den alten Feind am empfindlichſten zu treffen. —“

So wie die Alte dieſe Worte vor ſich hin gemurmelt, ſchloß ſie das Ausgangspförtchen ſo vorſichtig und leiſe wie möglich, und humpelte dann wieder der Hütte zu. — —

Es war wenig Tage ſpäter, als ganz Verona wegen eines glänzenden Maskenfeſtes in Bewegung war, welches Herzog Antonio dem Adel des Fürſtenthums, und den Abgeordneten der Städte gab. Mit Anbruch der Nacht ward auch das Aeußere des fürſtlichen Schloſſes mit vielen tauſend buntfarbigen Lämpchen erleuchtet, und nun traten die grandioſen Formen des majeſtätiſchen Baues erſt recht in's Auge. Die deutſche Leibwache hatte alle Hände voll zu thun, um den Andrang des Volkes, das den ganzen Platz vor der Burg erfüllte, abzuwehren, und den nach und nach ankommenden Chineſen, Türken, Mohren und anderen ſeltſamen Maskengeſtalten, freie Bahn zu ſchaffen. Mehrere Säle und eine ungeheure Zimmerreihe waren zu Aufnahme der Gäſte feſtlich geſchmückt, und der Zug der Letzteren ſtrömte ununterbrochen in die glänzenden Räume. Die Maskenzüge bewegten ſich vorzüglich durch den Hauptſaal, wo in einer, mit vieler Pracht decorirten Loge ſich die beiden fürſtlichen Brüder, die Herzogin, und mehrere Hofleute befanden. Fürſt Antonio gab jetzt das Zeichen daß der Tanz beginnen könne, und bald darauf ſah man ihn und ſeine Gemahlin, gefolgt von Leoni und einigen Damen, die Loge verlaſſen; einzelne Masken ziſchelten ſich ins Ohr, daß die Fürſten und ihre Umgebung jetzt gleichfalls an der Mummerei Theil nehmen würden. Antonio hatte ſeine Gemahlin bis nach ihrem Zimmer begleitet, jetzt entließ er ſeine Hofleute mit einigen freundlichen Worten, und trat, blos von Leoni gefolgt, in ein naheliegendes Kabinet.

„Du weißt es alſo gewiß, daß ſie da iſt?“ fragte er haſtig.

„Ich weiß es ganz genau!“ erwiederte der Ritter eben ſo lebhaft. „Sie iſt als Fürſtin verkleidet, und kam mit der Gemahlin des ältern Spineta. Rogarola konnte wegen der Gicht, die ihm ſeit zwei Tagen in den Füßen rumort, nicht erſcheinen. — Ihr könnt Lucretia an dem bis auf die Füße herabhängenden, goldbeſetzten Hermelin, ſo wie an ihrer hohen, ſchlanken Geſtalt, welche ſie vor den andern jungen Damen des Hofes ſo auszeichnet, leicht erkennen.“

„Und das Weitere“

„Iſt alles beſorgt und genau berechnet!“ fuhr der Ritter eifrig fort. „Sobald es Zeit iſt, erſcheint ein Maskenzug, und ein demſelben vorauseilender Herold verkündigt, daß die Geſandtſchaft des Sultans von Samarkand zu Ehren Don Bartholomao's della Scala, welchen ſie zu begrüßen angelangt, einen feierlichen Tanz nach ihrem Landesgebrauch aufführen wolle. Euer Bruder muß glauben, daß dies Intermezzo von ſeinen Anhängern veranſtaltet worden, und iſt alſo ſchon Ehren halber genöthigt, bei dem Spiele gegenwärtig zu ſeyn und ihm zuzuſchauen. Während dies aber geſchieht, gebt Ihr Euch Lucretien zu erkennen, geht, wie zufällig, mit ihr in eins der Nebenzimmer, ruft dort nach Erfriſchungen, und — das Uebrige iſt Euch bekannt.“

„Vortrefflich!" rief Antonio, ſich vergnügt die Hände reibend. „Die Herzogin aber —"

„Erſcheint als Sultanin, bedeckt mit Juwelen;" erwiederte lächelnd der Ritter. „Ich habe Trobriant, meinen Stallmeiſter, ſo wie meine beiden Pagen als Sklaven verkleiden laſſen. Läßt ſich die Fürſtin nicht von dem Tanz der Geſellſchaft aus Samarkand feſſeln, ſo nöthigt ſie Trobriant, einer langen, ihrer Eitelkeit ſchmeichelnden Rede zuzuhören, in welcher er die Gemahlin des Kaiſers von Trapezunt um ihr mächtiges Fürwort für ſich und ſeine Mitſklaven und deren Befreiung bittet."

„Herrlich! — Herrlich!" rief Antonio vergnügt. „Es kann nicht fehlen, Alles geht nach Wunſch. Möge nur der Ausgang der Sache dem Anfange gleichkommen."

„Gewiß! Mir iſt nicht bange dafür;" entgegnete Leoni mit Sicherheit im Tone. „Spielt nu Eure Rolle ſo fort, wie Ihr ſolche ſeit wenigen Tage begonnen habt, überhäuft Eure heimlichen Feind mit Zeichen von Gunſt, Ihr werdet manchen Eu gewinnen, Andere wenigſtens ſchwankend mache

Vor Allem aber, gnädigſter Herr — und dies kann ich Euch nicht genug wiederholen — ſpielt heute nicht gegen Lucretien den feurigen Liebhaber, ſondern nur den gnädigen, wohlwollenden, herablaſſenden Herrſcher.“

„Gut! Gut, Du ewiger Mahner! Du ſollſt mit mir zufrieden ſeyn;“ ſagte ungeduldig der Fürſt. „Doch fort jetzt und triff Deine Anſtalten.“

Don Antonio hatte ſich entfernt, auch der Ritter war verſchwunden, als auf einmal eine rauſchende, ziemlich übeltönende Muſik vor der Saalthüre erſcholl, uud ein hereintretender Herold nach dreimaligem Trompetengeſchmetter ausrief, daß der Ruf des Hauſes Scala, vor allem Bartholomäo's, bis nach Aſien gedrungen, und deshalb von dem ſehr mächtigen Herrſcher von Samarkand eine Geſandtſchaft abgeſendet und bereits in Verona eingetroffen ſey, welche dem jungen und hochgeehrten Fürſten die Glückwünſche des Monarchen zu deſſen Thronbeſteigung darbringen ſolle. —

So wie der Herold dieſe Worte ausrief, drängten ſich die Masken von allen Seiten in den Hauptſaal, wo die Scene vorging. Ein Schwarm Arlechino's und Pulcinella's gaben ſich die größte Mühe, noch mehr Verwirrung in die ſchon beſtehende Unordnung zu bringen, indem ſie für die ſamarkandiſche Geſandtſchaft, die eben abentheuerlich geputzt in den Saal ſchritt, Platz zu machen trachteten; Vieler Augen aber ſuchten einen weißen Ritter, welcher prächtig gekleidet, und mit goldenen Ketten und Juwelen geſchmückt, einem neben ihm ſtehenden Eremiten raſch in's Ohr ziſchelte: „Laſſe ſie nicht aus den Augen! Bald bin ich bei Euch!“ und dann der Geſandtſchaft entgegen trat. — Der ſamarkandiſche Ambaſſadeur bog ſich jetzt vor dem weißen Ritter faſt bis zur Erde, verſicherte ſodann in einer hochtrabenden, übermäßig langen Rede, daß Sr. Majeſtät Abdurhaman der Große an dem Wohlbefinden der Fürſten des Hauſes Scala einen außerordentlichen Antheil nehme, ihn aber in specie beauftragt habe, dieſe Geſinnungen dem hochverehrten Herzoge Bartholomäo des Breiteren auszudrücken, welches er zu thun glaube, indem er ſeine Rede an den weißen Ritter als deſſen alter ego richte, endlich aber um die Erlaubniß bitte, durch die Mitglieder der Geſandtſchaft einen ächt nationalen ſamarkandiſchen Feſttanz zu Ehren Bartholomäo's aufführen laſſen zu dürfen. —

Der weiße Ritter erwiederte in wenigen, aber zierlichen Worten, daß er ſich ermächtigt halte, im Namen des Fürſten die aſiatiſchen Galanterien auf- und anzunehmen, und daß der Tanz ſofort beginnen möge. Dieſer erfolgte auch ſodann, doch zeichnete er ſich vor den andern Maskentänzen damaliger Zeit nur dadurch aus, daß die Tänzer am Ende des Ballets ſich zu einem großen B, dem Anfangsbuchſtaben des prinzlichen Namens, zuſammenſtellten, welche Galanterie, ſo abgetreten ſie in unſern Tagen auch erſcheinen mag, in damaliger Zeit für ſehr inventiös gehalten wurde. — —

Während aber die Samarkander auf eben angegebene Weiſe dem Prinzen ihren Beifall zollten, und dagegen wieder von den zuſchauenden Hanswürſten durch einige krähende Eviva's geehrt wurden, befand ſich Herzog Antonio in einem entfernten Zimmer mit Lucretia Nogarola im Geſpräch. Der Fürſt war als Schah von Perſien maskirt, ſein Gürtel, Dolch und Säbel ſtarrten von Edelſteinen. Da er die Larve abgenommen hatte, ſo konnte man ſein

Geſicht betrachten, und ſelbſt ſein Feind, wenn er den ſchönen jungen Mann mit dem kühnen Blicke, dem herrlichen Haupte, in dieſem Momente geſehen hatte, würde haben zugeſtehen müſſen, daß er das Ideal eines orientaliſchen Herrſchers vor ſich habe. Lucretia trug die Tracht einer alt-lombardiſchen Fürſtin. Ein einfacher goldener Reif, mit großen Diamanten geſchmückt, umſchloß die edle Stirn, das glänzend ſchwarze Haar; ein reicher faltiger Hermelin ließ von den blendend weißen vollen Schultern nur eben ſo viel ſehen, um das Ebenmaaß der reizenden Geſtalt beurtheilen zu können. Auch Lucretia hatte die Larve in der Hand, ihr Auge ſchien die Blicke Antonio's, welche fortwährend auf ihrem reizenden Antlitz ruheten, zu vermeiden. Beide Sprechenden befanden ſich an dem einen Ende des Zimmers, in ihrer Nähe war Niemand als ein Eremit, welcher die Hand unter das Haupt geſtemmt, auf einem Seſſel Platz genommen, und, wie es ſchien, ſich abſichtlich aus dem wirren Treiben des Tanzes hierher gerettet hatte. — Antonio ſchien ſchon längere Zeit zu Lucretien geſprochen zu haben, ſein Auge brannte, ſein Antlitz war erhitzt.

„Nochmals," ſagte er, in einer längern Rede fortfahrend, „nochmals bitte ich Euch dringend, Eurem Vater meinen Schmerz auszudrücken, daß ich ihn nicht bei Hofe geſehen, obwohl ich dies auch nicht anders erwartete. Unglückſelige Mißverſtändniſſe veranlaßten Can Signorio, ſich eines ſeiner wackerſten Räthe zu berauben; Euer Vater lebte lange von Verona entfernt, er kehrte zwar zurück, ſeine Güter und ſeine Ehren wurden ihm wiedergegeben, aber wer kann es ihm verargen, wenn er ſich vom Hofe, wo man ihm wie er glaubt Unrecht gethan, entfernt hält! — Was in meinen Kräften ſtand, habe ich gethan; das Vergangene ungeſchehen machen, iſt mehr als ein Menſch, ſey er auch der mächtigſte Monarch, zu thun im Stande iſt."

„O wie huldvoll, wie gnädig iſt Eure Hoheit!" ſprach Lucretia, von den Worten des Herzogs ergriffen. „Dieſe gnädigen Geſinnungen —"

„Hat Euer Vater nicht erwartet?" ſprach mit bitterm Lächeln der Fürſt. „O ich glaube es gern. Es giebt Perſonen, welche den alten Zwiſt, die alte Unbill in friſchem Andenken erhalten, ja wo möglich neue auf meine Rechnung ſchreiben möchten. Sie ſind es, die ſich zwiſchen Fürſt und Unterthan, ja am liebſten zwiſchen Brüder und Freunde drängen, um jeden Riß unheilbar, jede Spalte zu einem Abgrunde zu machen. Oft ſchon habe ich gewünſcht, mich über dieſen Punkt gegen Euren Vater, den ich hochachte, auszuſprechen. Er ſelbſt hat bis jetzt mein Vorhaben vereitelt, doch kann ich dies heut weniger als ſonſt bedauern, da er mir eben Gelegenheit giebt, mich des lieblichſten Dolmetſchers bedienen zu können."

Lucretia ſchien von den gnädigen Worten Antonio's tief bewegt.

„Ich rechne es mit zu dem vielfachen Unglück, welches in verſchiedenen Lebensverhältniſſen meinen Vater ſo tief darniederbeugte, daß ſeine Krankheit ihn verhindert, in dieſem Augenblicke hier zu ſeyn und Gnadenworte zu vernehmen, die auf den theuern Kranken wie eben ſo viel wohlthätige Sonnenſtrahlen wirken würden;" ſagte ſie gerührt. „Dürfte ich meinen Gefühlen folgen, ſo verließe ich gern in dieſem Augenblicke das Feſt, um dem geliebten Vater nicht um eine Stunde länger dieſen

Troſt zu entziehen. Möge Eure Hoheit ſich verſichert halten, daß er die neue Lebenskraft, die ihm Eure gnädigen Worte ſpenden werden, gewiß zuerſt dazu anwenden wird, Euch perſönlich ſeinen Dank darzubringen, und geruhet einſtweilen den der Tochter als eine ſchwache, aber innig und tief empfundene Huldigung dafür anzunehmen.“

„Er iſt der ſchönſte, der herrlichſte Lohn, der mir werden kann!“ rief Antonio lebhaft. „Dennoch beſchämt er mich faſt, denn was habe ich bis jetzt für Euch gethan oder thun können? Möchtet Ihr mir doch Gelegenheit geben zu zeigen, was ich für Lucretien Nogarola zu thun im Stande wäre!“

„Eure Hoheit — dieſe Gnade, dieſe Herablaſſung —“ ſtammelte das Mädchen verwirrt.

„O, ſprecht nicht dieſe kalten Worte aus!“ rief der Herzog. „Betrachtet mich als einen Freund, der es beſſer mit Euch meint, als Ihr glauben möget; als einen Mann, der Euch das Höchſte, das Edelſte gönnt, und der — vorausgeſetzt, daß Ihr ſeine wohlwollenden Geſinnungen erwiedert — Vieles opfern und Alles daran ſetzen würde, es Euch zu beweiſen. — Wäre ich doch in dieſem Augenblicke,“

ſetzte er lächelnd hinzu, „Derjenige, auf den meine Vermummung deutet, der unumſchränkte Gebieter jenes großen Reiches im Oſten; wie leicht wäre es mir dieſe Meinungen ſogleich zu bethätigen. Wißt Ihr, womit ich in dieſem Falle begönne? Signora, würde ich ſagen, dieſes Diadem ſchmückt Eure Stirn, dieſer Hermelin Euren herrlichen Nacken ſo ſchön, daß es Schade wäre wenn ſie mein Hof nur bei'm Scheine der Kerzen, nicht bei'm Strahle der Mittagsſonne bewundern dürfte; Ihr tragt Beide wie eine geborne Fürſtin, erlaubt deshalb, daß ich Euch zu einer ſolchen ernenne und damit nur öffentlich das Recht anerkenne, das Euch die Natur gegeben."

Lucretia hatte hocherröthend die Rede des Fürſten angehört, ſie blickte den Sprechenden bei den letzten Worten ſchüchtern an, ſchlug aber dann ſogleich die Augen nieder; es war als ob ſie etwas erwiedern wollte und dennoch nicht wagte, ihren Gefühlen Worte zu leihen.

„Ich glaube nicht, daß Rang und Macht unter allen Umſtänden glücklich machen," verſetzte ſie endlich in leichter Verwirrung; „die wohlwollenden Geſinnungen des Hohen feſſeln oft den Niedern mehr als die Lebensgüter, die deſſen Hände zu ſpenden im Stande ſind.“ —

„Meint Ihr dies wirklich?“ rief Antonio haſtig, indeß ſeine brennenden Blicke bis tief in die Seele des Mädchens zu dringen ſuchten. „Aber wie kann ich auch noch fragen, ob dies die Meinung Eures Herzens iſt! Eure edle Seele fühlt tief; Ihr wißt, daß Rang und Glück nicht immer beiſammen wohnen, und man auch auf den Sonnenhöhen des letztern unglücklich ſeyn kann. Wohl dem, der in ſeiner ſtrahlenden Einſamkeit ein Herz findet, das ihn verſteht, mit einem Worte, das dem Euren gleicht, und das, wenn es ſich dem ſeinigen verbande, ihm Erſatz für Alles, was er ſonſt entbehren muß, gewähren würde.“

Obwohl Lucretia bis dahin ſchüchtern die Augen niedergeſchlagen, ſo erhob ſie, bei den Worten Antonio's, doch jetzt dieſelben, wiewohl ſich in ihren Zügen der Ausdruck einer ungemeinen Befremdung, ja wohl Beſtürzung kund gab.

„Erlaubt, gnädiger Herr!“ ſagte ſie verwirrt. „Ich fühle mich etwas unwohl — die große Hitze im Saale — ich wünſchte mich zu entfernen — “

„Nicht eher, bis Ihr Euch wohler fühlt! Das Gegentheil würde mir alle Freude dieſes Abends rauben;“ fiel Antonio, jedoch nur im Tone gewöhnlicher Verbindlichkeit ein. „Habt die Güte mir in jenes Zimmer zu folgen, wo Ihr die Wahl unter mehreren herzſtärkenden Sorbetti habet, nach deren Genuß Ihr Euch gewiß beſſer befinden werdet.“

Der Herzog nahm mit dieſen Worten die Larve vor und bot Lucretien ſeinen Arm.

In dem Nebenzimmer ſah man mehrere Tiſche mit Erfriſchungen verſchiedener Art. Backwaaren und Früchte der erleſenſten Gattung waren auf ungeheuren ſilbernen Schüſſeln übereinander gethürmt, ſie nahmen eine lange mit Blumen geſchmückte Tafel ein. Eine verlarvte, etwas mannhaft ausſehende Ceres vertheilte das Gebäck, eine ziemlich robuſte Pomona die herrlichen Trauben, Pfirſichen und Orangen. An einem mächtigen, mit einer Unzahl ſilberner Becher ausſtaffirten Schenktiſche, trieb Gott Bachus nebſt ſeinem Gefolge ſein Weſen. Eine Unzahl Türken, Juden, Armenier, Mönche und Nonnen, nebſt einer erklecklichen Anzahl Un=

geheuer der verſchiedenſten Arten, drängten ſich zu Speiſe und Trank und die olympiſchen Wirthe hatten alle Hände voll zu thun, die Verlangenden — beſonders die Monſtra, die oft aus mehreren Individuen zuſammengeſetzt waren und ſich daher über die Maßen gefräßig zeigten — zu verſorgen.

So wie der Herzog, Lucretien am Arme, ſich dem Schenktiſche näherte, ſuchten einige Bachanten, die den Fürſten an der Maſſe der Edelſteine, die er trug, vielleicht erkennen mochten, dem Paare Platz zu ſchaffen, und da einer derſelben den glücklichen Einfall hatte, ſich zu dieſem Zwecke ſeines langen Thyrſusſtabes zu bedienen und mit dem ſpitzen Pinienapfel, der den Knauf bildete, die eßluſtigen Ungeheuer ein wenig in den Rücken oder in die Seite zu bohren, ſo gelang ihm auch dieſes über Erwartung.

„Nun Du wohlgenährter Gott des edlen Weins,“ ſagte Fürſt Antonio zu dem herbeieilenden Bachus, „darf der Schah von Perſien als gläubiger Muſelmann auch nichts mit dem Blute der Traube zu ſchaffen haben, ſo bittet er Dich doch um das herzſtärkendſte Getränk, das Du aufzutreiben weißt, um dieſer edlen Fürſtin damit einen Labetrunk anbieten zu können.“

Kaum hatte Antonio dieſe Worte geſprochen, als ſich jener Bacchant, der ſeinen Thyrſus ſo geſchickt gegen die Flanken der Monſtra anzuwenden gewußt, ſogleich ſehr geſchäftig zeigte. Er nahm aus einer verſchloſſenen Kapſel zwei trefflich gearbeitete goldene Becher, ſetzte ſie auf einen ſilbernen Teller und präſentirte ſolche, nachdem er ſie aus zwei verſchiedenen Gefäßen gefüllt, den Verlangenden.

„Nehmt, ſchöne Lucretia!“ ſagte jetzt der Herzog, indem er nach dem größern Becher griff und auf den kleinern zeigte. „Möge dieſer Trank Euch und mir wohl bekommen und mit ihm die liebſten Wünſche unſerer Herzen in Erfüllung gehen.“

Eben brachte das Mädchen den Becher an die Lippen, als es ſich heftig am Arme ergriffen fühlte. Es war jener Eremit, der vor wenig Minuten noch im Nebenzimmer geſeſſen hatte und jetzt hinter ihr ſtand.

„Trinkt nicht, Signora!“ ſagte er dumpf. „Der Tochter Nogarola's droht in dieſen Räumen Gefahr!“

Erſchrocken ſetzte Lucretia den Becher auf den Tiſch. Heftig fuhr der Herzog auf.

„Wer biſt Du, freche Maske,“ rief er hitzig, „daß Du es wagſt dieſer Dame vorzuſchreiben, was ſie thun oder laſſen ſoll?“

„Ein Mann,“ entgegnete der Einſiedler, „der beauftragt iſt, über die Sicherheit der Signora zu wachen, und der ſeinen Auftrag ausführen wird.“

„Wohlan,“ erwiederte Antonio wild, „ſo ſage dem, der Dich geſandt hat, daß ich ſelbſt dieſe Bürgſchaft übernehme.“

Mit dieſen Worten riß ſich der Herzog die Larve ab und ſah den Eremiten mit drohenden Blicken an. Der letztere ſchien indeß hierdurch keinesweges eingeſchüchtert.

„Es iſt meine Pflicht, Euer fürſtliches Wort als vollkommene Gewahr anzunehmen, wer aber ſteht Eurer Hoheit für jenen Verlarvten?“ ſagte er kalt. „Ehe jener Bachant, der den Sorbet bereitete, nicht die Larve abnimmt, wird die Signora nicht trinken; ſie kennt meine Stimme und ſie weiß, daß ich zu dieſer Forderung berechtigt bin.“

„Nimm ſelbſt die Larve ab, kühner Frevler, der

Du Dich erdreiſteſt, mit mir in dieſem Tone zu reden!" rief der Herzog empört. „Herunter mit der Larve!" ſetzte er noch heftiger hinzu, als Jener zögerte.

„Ich gehorche den Befehlen Eurer Hoheit!" ſagte ruhig der Eremit, indem er die Larve vom Antlitz zog. Ein ſchönes ausdrucksvolles Jünglingsgeſicht kam zum Vorſchein.

„Wie? Ritter Galvano von Fogliano?" rief Antonio überraſcht. — „Wer gab Euch den Auftrag die Dame zu bevormunden?"

„Möge Eure Hoheit mir die Beantwortung dieſer Frage erlaſſen;" erwiederte Galvano in ruhigem Tone. „Die Dame weiß daß Der, welcher mir den Auftrag gab für ihre Sicherheit zu wachen, in jeder Hinſicht das Recht dazu hatte."

„Ich befehle Euch augenblicklich den Kühnen zu nennen, der ſich herausnahm an der Sicherheit der Signora in dieſem Palaſte zu zweifeln!" herrſchte der Herzog.

„Ich war es!" ſagte in dieſem Augenblicke eine laute Stimme. Wild blickte ſich Antonio um; Fürſt Bartholomäo trat zu der Gruppe, und dieſer war es welcher geſprochen hatte. — Der Herzog warf einen Blick voll Todeshaß auf den Bruder.

Das Zimmer hatte ſich während dieſes Auftrittes voll Menſchen gefüllt. Die Neugier hatte eine ſolche Menge Türken, Heiden, Mohren und Ungeheuer zuſammengebracht, daß ſich der Einzelne kaum regen konnte. Bartholomäo wandte ſich zu der Menge:

„Ich erſuche die ſchönen Masken,“ ſagte er freundlich, „auf einen Augenblick das Zimmer zu verlaſſen. Die Hitze, der Gedrang iſt ſo groß, daß dieſer Dame unwohl geworden.“

Nur wenige der Zunächſtſtehenden hatten in dem Gewühle den Wortwechſel des Herzogs mit Galvano, vielleicht nicht ein Einziger den Gegenſtand deſſelben vernehmen können; man nahm allgemein an, daß das Unwohlſeyn der Dame den Befehl zur Räumung des Gemaches bedinge, und in zwei Augenblicken war das Zimmer leer. So wie die letzten Hinausgehenden die Schwelle überſchritten, wollte auch der Bachant, der den Sorbet kredenzt hatte, ihnen folgen, aber ein donnerndes Halt!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN.K.A.VON FN. 03062/011

von Seiten Bartholomäo's ſcheuchte ihn wieder an ſeinen Platz.

„Gehe, Galvano, und ſchließe die Thüren!“ ſagte der Prinz, und der Ritter vollzog den Befehl. Wüthend fuhr Antonio auf.

„Was ſoll das? Was bedeuten dieſe Umſtände?“ fragte er heftig.

„Eine überflüſſige Vorſicht vielleicht, vielleicht aber auch die Entdeckung eines Verbrechens!“ ſprach Bartholomäo, indem er feindſelige Blicke auf den Bruder richtete. — „Nimm Deine Larve ab!“ ſetzte er zu jenem Bachanten gewendet, hinzu.

„Durchaus nicht!“ fiel Antonio heftig ein. „Dieſer Mann iſt mein Diener und nicht ohne meinen Befehl —“

Antonio hatte noch nicht vollendet, als Galvano, auf einen Wink ſeines Herrn, auf den Bachanten zuſprang und ihm die Larve abriß; die Züge Leoni's kamen zum Vorſchein. — —

„Ha, meine Ahnung!“ rief Bartholomäo in dieſem Augenblicke, indem er furchtbare Blicke bald auf Antonio, bald auf deſſen Günſtling ſchoß, doch ſuchte er nach und nach ſeinen Zorn zu bemeiſtern.

— „Ritter Leone Leoni,“ ſagte er mit erzwungener Ruhe, „Ihr werdet es natürlich finden, wenn es mir auffällt, einen Mann Eures Standes als Dienenden am Schenktiſche zu finden; darf ich Euch fragen was Euch dazu veranlaßte?“

„Ein Scherz — nichts als ein Scherz, den ich mir mit einigen Freunden erlauben wollte,“ erwiederte der Ritter nicht ohne Verwirrung.

„Scherze dieſer Art haben oft ihren Erfinder in Verlegenheit gebracht;“ ſagte der Prinz im vorigen Tone. „Es iſt manchmal der Fall geweſen daß man bittern Ernſt hinter ihnen vermuthete. Um zu beweiſen, daß Euer Vorhaben wirklich ſcherzhafter Art geweſen, erſuche und befehle ich Euch nöthigenfalls, dieſen Becher, der für die Dame beſtimmt war, zu leeren.“

Der Ritter ergriff in höchſter Verwirrung den Becher, aber in dem Moment wo er ihn an die Lippen gebracht hatte, ſetzte er ihn ſchaudernd wieder weg.

„Es iſt ſüßer Sorbet!“ ſagte er ſtammelnd. „Ich trinke keine Sorbetti; ſie ſind mir von Natur zuwider.“

„Wirklich?“ rief Bartholomäo grimmig lachend. „Seyd Ihr nicht im Stande, das Getränk, das Ihr bereitet habt, über Eure Lippen zu bringen? — Antonio,“ ſetzte er noch hinzu, „geſtattet, daß ich dieſen Becher ſammt ſeinem Inhalt einſtweilen einem Dritten in Eurer Gegenwart übergebe; ich erſuche Euch überdies den Ritter Leone Leoni verhaften zu laſſen.“

„Ich glaube,“ ſagte Antonio, indem er den Schein der Ruhe anzunehmen ſuchte, „daß es ſo unnütz als unklug ſeyn würde, von einer Sache, welche ſich als auf nichts gegründet erweiſen wird, nur das mindeſte Aufheben zu machen. Daß mein Diener ſich in dieſer Verkleidung am Schenktiſche befand, geſchah auf meinen Befehl, und ich denke es giebt Niemanden, dem ich darüber Rechnung abzulegen hätte. Indem ich dieſe Erklärung abgebe, ſollte, meine ich, der in Rede ſtehende Gegenſtand abgethan ſeyn, um Euch aber in jeder Hinſicht zufrieden zu ſtellen, bin ich entſchloſſen den Becher ſelbſt zu leeren.“

Mit den letzten Worten griff Antonio nach dem

Trinkgeſchirr und erfaßte es, aber Leoni ziſchelte ihm in ſichtbarer Angſt in's Ohr:

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr, bedenkt den Inhalt! Denkt auch daran, daß ein Philtrum, das an den Unrechten kommt, Wahnſinn herbeizuführen im Stande iſt.“

Bartholomäo warf einen ſcharfen Blick auf den Bruder, dann griff er nach dem Becher, welchen dieſer zaudernd in der Hand hielt.

„Erlaubt!“ ſagte er. „Es giebt noch andere Mittel, uns zu überzeugen von welchem Gehalt jener Trank ſey.“

Schnell ſagte der Prinz dem Ritter Galvano einige leiſe Worte in's Ohr, dieſer verließ das Zimmer und erſchien nach einigen Secunden wieder, in Begleitung eines großen Hundes, den er am Halsbande führte. Galvano öffnete nun dem Thiere den Rachen, und flößte ihm, ſo ſehr es auch widerſtrebte, das Getränk in den Schlund.

„Wohlan!“ ſprach Herzog Antonio mit ſpöttiſchem Lachen. „Jetzt wird es ſich ja ergeben, daß da, wo es zu einer Tragödie angelegt ſeyn ſollte, eine Karnevalspoſſe zum Grunde liegt. — Bei Gott!

Einen Maskenſcherz wie dieſen habe ich nicht erwartet, und ich geſtehe daß er mir faſt noch drolliger vorkommt, als der Feſttanz der Geſandtſchaft von Samarkand."

„Entſchuldigt, gnädiger Herr!" fiel Leone Leoni, dem eine Centnerlaſt von der Bruſt genommen ſchien, in dem Tone gekränkter Unſchuld ein. „Trägt zwar der Vorfall an ſich den Stempel des Lächerlichen und fallt der Schein des letztern auch nicht auf mich, ſo bin ich es doch, der auf eine unerhörte Art durch einen unwürdigen Verdacht gekränkt wurde. Sollte meine Ehre nicht auf eine eben ſo entſchiedene Weiſe wieder hergeſtellt werden, ſo würde ich mich öffentlich klagend vor Euren Stuhl ſtellen —"

„Oder," fiel Galvano von Fogliano ein, „in den Schranken mit Schwert und Lanze einfinden müſſen, um dort den, der Euch zuerſt verdächtigte, zur Rechenſchaft zu ziehen. Kann es Euch inzwiſchen zufrieden ſtellen, ſo ſeyd verſichert daß Ihr ihn nicht umſonſt erwarten ſollt."

Leoni warf einen wüthenden Blick auf den Sprechenden, er wollte etwas erwiedern, aber Antonio nahm das Wort.

„Ich erſuche Euch, Ritter," ſagte er zornig zu Galvano, „Eure Zunge im Zaum zu halten, wenn es ſich um ein Geſpräch zwiſchen mir und meinem Waffenträger handelt; übrigens könnt Ihr verſichert ſeyn, daß die Kühnheit — ich möchte ſie Frechheit nennen, wenn Ihr nach eigenem Antrieb gehandelt — womit Ihr einen in meinen Dienſte Stehenden beſchuldigt, ja indem Ihr ihm die Larve vom Geſicht riſſet, Euch perſönlich an ihm vergriffen habt, nicht unbeſtraft bleiben ſoll."

„Hat Jemand," fiel Bartholomäo in ungewiſſem Tone ein, „einen ungegründeten Verdacht gehegt und ſich dabei eine Verletzung der Euch zukommenden Achtung zu Schulden kommen laſſen, ſo müßte Euer Zorn auf mich fallen, denn ich befahl dem Ritter, die Dame nicht aus den Augen zu laſſen und über ihre Sicherheit zu wachen."

„Und welche Gründe veranlaßten Euch zu dieſem Befehle?" fragte Antonio ſcharf.

„Ich werde Euch über dieſelben morgen Rede ſtehen;" entgegnete Bartholomäo zögernd.

„Es thut mir leid Euch erſuchen zu müſſen, mir ſolche augenblicklich und in Beiſeyn Derer, welche bei dem, meinem Hauſe zugefügten Schimpfe gegenwärtig waren, anzugeben!“ rief Antonio heftig. „Oeffentlich ward ich beleidigt und öffentlich verlange ich Genugthuung für mich und meinen Diener.“

„Nun wohl!“ erwiederte Bartholomäo etwas beſchämt. „Habe ich Unrecht gethan, ſo will ich mich keineswegs dem Eingeſtändniſſe deſſelben entziehen. Ich hatte keinen beſtimmten Grund für die Sicherheit dieſer Dame etwas fürchten zu müſſen; die Beſorgniß wurde nur durch eine trübe Ahnung, durch eine Selbſttäuſchung hervorgerufen und endlich durch den ſeltſamen Umſtand, den Ritter in einer Verkleidung am Schenktiſch beſchäftigt zu finden, noch mehr erhöht. Entſchuldigt deshalb — “

Plötzlich hielt Bartholomäo im Sprechen inne, ſein Blick fiel auf den Hund, der ſich, wie dies jene Thiere oft zu thun pflegen, wenn ſie ſich niederlegen wollen, mehrmals im Kreiſe herumgedreht hatte, und jetzt unter heftigen Zuckungen plötzlich zu Boden ſtürzte.

„Ha, was iſt das?“ ſchrie Bartholomäo wie außer ſich, indem er auf das Thier zeigte, welches ſich kläglich winſelnd mehrmals aufzuraffen ſuchte, aber ſogleich wieder niederſtürzte.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief Lucretia jammernd, indem ſie die gefaltenen Hände vor das Geſicht drückte und gleich darauf ohnmächtig niederſank.

„Sie ſtirbt!“ rief Bartholomáo wie außer ſich, indem er das Mädchen um den Leib faßte und ſie nach einem Seſſel trug.

„Iſt denn die ganze Hölle losgelaſſen!“ ſchrie Antonio entſetzt. „Welch' unglückſeliger Zufall! Welch' abſcheuliches Zuſammentreffen der Umſtände!“

Lucretia war indeß nicht todt. Eine ſtarke Ohnmacht hielt ſie mehrere Minuten lang in ihren Banden; nach und nach erholte ſie ſich wieder. Bartholomáo hatte bis dahin das Mädchen in ſeinen Armen gehalten, jetzt raffte er ſich empor und trat mit funkelnden Augen auf Antonio zu. Letzterer wollte ſprechen. —

„Ich bitte Euch, gönnt mir Rede!“ ſagte Bartholomáo mit vor Zorn bebender Stimme. „Der Gräuel, der hier vollführt werden ſollte, ſchreiet laut um Rache, und ich werde ſein Rächer ſeyn.

Jetzt, Antonio, fordere ich Euch auf, zu erklären: ob der Mordverſuch auf Euren Befehl unternommen wurde."

„So möge mich Gott verdammen, wenn mir der Gedanke der Dame ſchaden zu wollen, je in den Sinn gekommen!" rief Antonio! „Eher würde ich ſelbſt den Giftbecher —"

„Alſo Du, elender Giftmiſcher?" rief Bartholomäo, indem er den Ritter Leoni bei der Bruſt faßte.

„Fürſt, ich verſichere Euch bei Gott und Ritterehre" — hob Leoni an. Bartholomäo ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Schweig, Ungeheuer!" ſchrie er und ſchlug ihn mit der Fauſt in's Geſicht.

„Ha!" rief Leoni zitternd vor Wuth und indem er einen Schritt zurückſprang. „Ihr erlaubt Euch, mich zu ſchlagen? Dies fordert Blut!"

„Ganz recht!" rief Bartholomäo wie außer ſich. „Blut iſt es, das ich haben will! Dein Blut, nichtswürdiger Vergifter! — Fürſt Antonio!" ſetzte er mit ſtockender Stimme hinzu, denn die arbeitende Bruſt erlaubte ihm kaum, ſich verſtändlich zu machen.

„Daß das Getränk, welches der Dame durch Euren Diener gereicht wurde, vergiftet war, könnt Ihr nicht läugnen, eben ſo wenig werdet Ihr in Abrede ſtellen, daß dieſer Menſch in einer ſeinem Stande unwürdigen Verkleidung am Schenktiſche gefunden wurde, er hatte folglich den Vorſatz ſie durch Gift zu morden; wer und was ihn dazu bewogen, möge auf ewig unerörtert bleiben, falls Ihr mir, worauf ich durchaus beſtehe, binnen vierundzwanzig Stunden ſeinen Kopf zuſendet. Thut Ihr dies nicht, ſo verſammele ich nach dieſer Zeit den Adel und die Notabeln Verona's, und klage Euch jenes Verbrechens an; daß dies aber geſchieht, darauf verpfände ich meine Ehre.“ —

„Bartholomäo! Bruder! Biſt Du raſend?“ rief Antonio, als dieſer ihm mit den letzten Worten den Rücken wandte, Lucretien den Arm bot und von Galvano begleitet der Thüre zuſchritt. Raſch kehrte ſich Jener um.

„Ich bitte Euch, Antonio, nennt nicht dieſen Namen! Nennt ihn fürder nicht, wenn von uns Beiden die Rede iſt! In dem Hauſe der Scala iſt der Brudername nur die Loſung zum Morde!“ rief er mit heiſerer Stimme, die faſt wie die eines Wahnwitzigen klang. — In zwei Sekunden hatte er die Schwelle des Zimmers überſchritten. —

„Leoni!“ rief der Herzog, indem er die Hände über dem Haupte zuſammenſchlug. „Leoni! Elender! Was haſt Du gethan?“ —

„Nichts!“ rief der Ritter, mit dem unverkennbaren Tone der Wahrheit, indem er die Hand auf die Bruſt legte. „Nichts, als das, was Ihr wußtet und genehmigtet. Was drüber iſt, iſt ein Satansſtreich der „Alten von Sabioncello,“ welche ſogleich verhaftet und auf die Folter gebracht werden muß.“

„An welchem Abgrunde ſtehe ich! Er wird ſein Wort halten und ich bin verloren;“ ſprach Antonio dumpf vor ſich hin.

„Der Abgrund, an dem Ihr ſtehet, iſt nicht tief; zwei Leichname füllen ihn aus;“ erwiederte Leoni kalt; „morgen früh das Uebrige. — Gefällt es Euch, ſo gehen wir zu den Tanzenden; man wird Euch vermiſſen.“

Es war am Abende des folgenden Tages, als Antonio in dem Zimmer, in welchem Can Signorio einſt verſchieden war, heftig auf- und abging. Die Einrichtung des Gemaches war noch ganz wie zu jener Zeit; das damaſtene Himmelbett ſtand noch an dem alten Platze, die Meubles waren die nämlichen, nur war die Thüre, die nach dem Foltergemach führte, vermauert, dagegen die des Ganges, durch welchen man in das einſame Zimmer Maſtin's des Erſten gelangte, weit geöffnet. Der Fürſt ſchien Jemand zu erwarten, indem er von Zeit zu Zeit horchend ſtillſtand. Endlich erſchollen raſche Fußtritte, die Thüre öffnete ſich, Leoni trat ein.

„Was bringſt Du für Nachrichten? Ich bitte Dich, ſage gute, denn ich ſtehe wie auf Dornen!“ rief ihm Antonio entgegen.

„Ich bringe die allerſchlimmſten!“ erwiederte der Ritter düſter. „Bei alle dem würde ich ſie gut nennen, wenn ſie Euch zu raſchem kräftigen Handeln bewögen.“

„Haſt Du die Alte? — Was ſagte ſie? — Haſt Du Anſtalten getroffen ſie hier in das abgelegene Gemach zu bringen?“ fragte der Herzog haſtig.

„So wißt Ihr noch nicht — aber nein, mir ſelbſt blieb es ja unbekannt;“ entgegnete Jener.

„Geſtern Nacht, ehe noch der Ball zu Ende war, ging ihre Hütte in Flammen auf. Sie ſelbſt iſt verſchwunden. Jedenfalls hat ſie das Neſt angezündet, um jede Spur ihres Treibens zu verwiſchen, vielleicht auch um die Villa Nogarola's in Brand zu ſtecken.“

„Verdammt!“ rief der Herzog. „Hätte man das Weib auf die Folter gebracht, ſo hätte man wenigſtens das Geſtändniß erlangt, daß ſie den Trank abſichtlich vergiftete; über Deine Erſcheinung am Schenktiſche hätte ſich dann ſchon ein paſſendes Mährlein erſinnen laſſen, wenn das Weib nur jene Ausſage vor uns ergebenen Zeugen gethan und damit in die andere Welt hinüber gegangen wäre.“

Leoni hörte die Worte des Fürſten mit einem kalten, faſt verächtlich zu nennenden Lächeln an.

„Um den Kampf, der begonnen hat, kräftig zu beendigen, helfen nicht halbe Maßregeln!“ ſagte er feſt. „Ihr oder Bartholomäo, dies iſt jetzt die Loſung! — Glaubt nicht Euren Bruder beſänftigen zu können, ſelbſt mein Kopf, wolltet Ihr ihm ſolchen zum Opfer bringen, würde Euch nicht Frieden, vielleicht nicht einmal Waffenſtillſtand verſchaffen. Auch bin ich" — dies ſagte er mit höhniſchem Lächeln — „eben nicht der Mann, der ſich, wie der zur Sühne dargebrachte Widder, alle Sünde zwiſchen die Hörner packen, und dann das Meſſer durch die Kehle ſtoßen ließe, blos damit der Mann, der mich tödtlich beleidigte, ſich beruhigen möchte; meine Papiere befinden ſich in Freundes Hand."

„Leoni, wie kannſt Du glauben — "

„Ich glaube nicht, daß Ihr mich opfern wollt, aber ich bin gewohnt die Klauen zu zeigen, wo Andere ſie einziehen, und bin immer gut dabei gefahren;" unterbrach ihn der Ritter mit Eiſeskälte. — „Doch genug! Es iſt jetzt nicht von meiner Sicherheit, ſondern von der Euren die Rede. Fürſt Bartholomäo hat die Häupter des geſammten Adels, ſo wie die Podeſta's der Städte auf morgen früh zu einer großen Verſammlung in dem Hauſe Bevilaqua's eingeladen, indem er — ſo lautet ausdrücklich ſeine Botſchaft — ihnen eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Welcher Art dieſe Eröffnung ſeyn wird, brauche ich Euch wohl nicht zu ſagen."

„Ich bin verloren!" rief Antonio wie vernichtet, indem er die Hände vor der Bruſt zuſammenſchlug.

„Ihr ſeyd der Sieger, und der alleinige Herrſcher Verona's, wenn Ihr mich gewähren laſſet!“ rief Leoni, indem er den Fürſten bei der Hand faßte.

„Sprich, was willſt Du thun?“ fragte Antonio geängſtet.

„Gebt mir Gewalt über Bartholomäo und überlaßt mir das Weitere!“ ſprach Leoni feſt und mit zuſammengezogenen Augenbraunen.

„Wie? Du willſt ihn doch nicht ermorden?“ fragte der Herzog, ohne den Ritter anzuſehen.

„Ihm ſoll nur das widerfahren, was er Euch und mir zudenkt!“ antwortete Jener.

„Nein! — Nein!“ rief der Herzog in tödtlicher Angſt. „Ich haſſe ihn zwar, aber wir liebten uns einſt; noch giebt es vielleicht ein Mittel ihn zu beſänftigen.“

„Es giebt keins!“ erwiederte Jener. „Entweder Bartholomäo oder Ihr! Einer nur kann künftig Verona's Herzog ſeyn. Zaudert Ihr noch vier und zwanzig Stunden, ſo ſeyd Ihr abgeſetzt, des Mordes eines Weibes angeklagt, und in Feſſeln; mein Kopf aber ſteckt dann auf einem Pfahle, und wird auf jener Brücke aufgepflanzt.“

„Dahin wird es nicht kommen!“ erwiederte Antonio, aber ſeine Stimme paßte nicht zu den tröſtenden Worten. „Bartholomäo kann mir nichts beweiſen, Du entfliehſt.“

„Nicht von der Stelle!“ ſagte Leoni feſt. „Er hat mich geſchlagen, und ich ſollte fliehen? — Ich habe Manches gelernt,“ ſetzte er mit einem furchtbaren Lächeln hinzu, „Manches, von dem ich wünſchte daß ich es wieder vergeſſen könnte, aber eine Beleidigung — nein, einen tödtlichen Schimpf — der nur mit Blut abgewaſchen werden kann, zu verzeihen, dies hat mir nie gelingen wollen.“

Während der Ritter ſprach, entſtand außerhalb des Schloſſes ein lautes Geſchrei. Beide traten an das Fenſter, um zu ſehen was es gäbe.

„Bartholomäo!“ ſagte der Herzog bitter. „Er reitet über die Brücke, das Volk drängt ſich mit Jubelgeſchrei zu ihm. — Ha, der Falſche! wie freundlich er iſt. — Dort wirft er einem Armen ein Geldſtück zu. — Wie? Auch die deutſche Leibwache? — Sieh' nur, Leone, wie die deutſchen Büffel die Hellebarden ſchwenken! Wie gnädig er dankt! Er ſcheint zu glauben, daß er ſchon der alleinige Herrſcher ſey."

„Er iſt es, ehe die Sonne zum zweitenmal untergeht!" ſagte der Ritter kalt.

„Nein, bei'm Teufel, nein!" rief Antonio heftig.

„Ihr werdet es nicht hindern, Fürſt!" entgegnete Jener mit Feſtigkeit. — „Noch einmal; um Eurer ſelbſt willen bitte ich Euch: gebt mir Gewalt."

„Wohlan, ſo thue, was nicht zu ändern iſt!" ſprach Antonio mit abgewandtem Geſicht.

„Ihr verſprechet mich zu ſchützen?" ſagte Leoni dumpf.

„Ich ſchütze Dich!" erwiederte Jener kaum hörbar.

„Auch wenn ich zum Aeußerſten greifen müßte?" fragte der Ritter.

„Auch dann! — Aber, Gott im Himmel, was geht dort vor? — Dieſer Lärm — und täuſchte ich mich nicht, ſo ſah ich die Geſtalt San Signorio's in jenes Gemach ſchreiten!"

In demſelben Augenblicke, als Antonio ſeine Zuſtimmung zu den Plänen des Ritters gab, hatte ſich furchtbares Gepraſſel in dem „einſamen Zimmer“ Maſtin’s des erſten erhoben. Es war als ob das Haus in ſeinen Grundveſten erbebe, der ganze Palaſt ſchien einzuſtürzen. Mit gezogenem Schwerte eilte Leoni in den Gang, der nach jenem Gemache führte; in wenig Sekunden kehrte er zurück.

„Es war nichts!“ ſagte er ruhig, den Degen in die Scheide ſtoßend. „Die Decke des alten Zimmers iſt herabgeſtürzt.“

„Aber die Geſtalt —“ ſagte ſtockend der Herzog, indem ſeine Knie bebten. „Ich glaubte, ſie ſo deutlich zu ſehen.“

„Täuſchung der Sinne;“ erwiederte der Ritter. „Es iſt Niemand in dem Gemache. — Aber erlaubt jetzt daß ich gehe; es iſt Zeit meine Anſtalten zu treffen.“

Mit den letzten Worten verließ Leoni ſchnell das Zimmer.

„War das Dein Zeichen, Maſtino, oder Deines, unglücklicher Vater noch unglücklicherer Söhne?“ rief Antonio ſchaudernd, und folgte dem Abgehenden mit ſchwankenden Schritten nach. — — —

Die Sonne war am folgenden Morgen noch

nicht hinter dem Monte Baldo aufgeſtiegen, dennoch war in der ganzen Stadt Verona ein ſehr reges Treiben zu bemerken. Auf der Piazza Erbe, der Piazza Bra, in der Strada Burſari, am meiſten aber in der Nähe des Palaſtes, wogte eine große Volksmenge. Reiſige zu Pferde ſprengten einzeln durch die Straßen, ſie ſchienen große Eile zu haben, denn ſie winkten nur mit der Hand, wenn ein Bekannter auf ſie zukam, und von ihnen zu erfahren trachtete was vorgehe. Auch Pasquale aus Veronetta und ſein Gevatter Gioachimo, die wir bereits zu Anfang der Erzählung kennen lernten, befanden ſich auf dem Platze vor dem Schloſſe und erſchöpften ſich, in Ermangelung ſicherer Nachrichten, in Muthmaßungen, die ſie einander mittheilten.

„Corpo di Baccho!“ rief Gioachimo ungeduldig. „Ich bin neugierig um aus der Haut zu fahren. Ich habe ſonſt Bekannte im Schloſſe, mehr wie Teufel in der Hölle ſind, aber heute läßt ſich keiner blicken. Sähe ich nur einen Rockſchoß von meinem Freunde Chriſtoforo, dem Thürſteher, ſo wüßte ich gleich wie die Glocken hingen; denn der hält nichts vor mir geheim.“

„Oder vielmehr vor Deiner Frau!“ fiel Pasquale ſpöttiſch lachend ein. „Daß Du aber trotz Deiner Hofverbindungen nicht weißt, was heute Nacht im Schloſſe vorgegangen, daran liſt blos Schuld, daß Du bereits geſtern Abend von Deſenzano vom Jahrmarkt zurückgekommen. Wäreſt Du heute früh erſt zurückgekehrt, ſo wüßteſt Du es, denn dann hätteſt Du wahrſcheinlich Signor Chriſtoforo bei Deiner Nazarena angetroffen, und der hätte Dir über Alles gefällige Auskunft gegeben.“

„Ich weiß nicht, was Du immer über meine Frau und den Chriſtoforo zu ſpötteln haſt! Dummer Spaß das! Ich könnte ihn übel nehmen, wenn ich nicht ein beſonnener Mann wäre;“ verſetzte der Mützenmacher. — „Aber ſieh, dort kommt ein Rottmeiſter von des Herzogs Trabanten, ein dummer Deutſcher, den man ausfragen kann und den ich kenne, da ich ihm einmal ſein Barett umgeſtutzt. — Ei ſiehe da, Signor Federigo, oder Carlo, oder vielmehr Ingelramo, wenn ich mich recht erinnere! Seyd Ihr auch ſchon auf dem Platze? Ja, die Herren Deutſchen müſſen immer zuerſt dran wenn etwas los iſt, und etwas von Bedeutung ſcheint heute los zu ſeyn. Nicht wahr, ich hab's errathen? Eine Verſchwörung vielleicht; he? 's iſt lange keine geweſen. Oder wollen Ihre Fürſtliche Gnaden etwa ein Dutzend Edelleute hinrichten laſſen, oder zwei Dutzend zum Tempel hinausfegen? Nun, immer zu! In Verona iſt kein Mangel an ihnen; es bleiben immer noch welche übrig. — Oder iſt vielleicht —"

Der Rottmeiſter war indeß ſtehen geblieben und hatte ſeinen Bekannten mit halb finſtrem halb verächtlichem Blick vom Kopf bis zu den Füßen gemuſtert.

„Ihr wollt wiſſen was ſich zugetragen hat, und die Neugierde will Euch das Herz abdrücken, Meiſter Mützenmacher!" ſagte er mürriſch. „Geduldet Euch ein kleines Weilchen; Ihr werdet es bald genug erfahren. So viel ſeyd indeß verſichert, daß, wenn ich das Unglück, welches paſſirt iſt, dadurch ungeſchehen machen könnte, daß ich zwanzig Kerle, wie Ihr einer ſeyd, in die Etſch würfe, ich es mit Freuden thun wollte."

Man hätte glauben ſollen, daß die grobe Rede des Rottmeiſters, der mit den letzten Worten davon ging, auf den Mützenmacher einen etwas unangenehmen Eindruck machen konnte, aber weit gefehlt. Mit der größten Freundlichkeit wendete er ſich an ſeinen Gevatter.

„Hab' ich's nicht geſagt, ich würde von dem deutſchen Schafskopf etwas herausbringen?" ſprach er mit triumphirendem Lächeln. „Ein Unglück iſt paſſirt," ſagte der asino ferino tedesco! Sendet uns St. Zeno noch einen zweiten von den Lümmeln her, ſo erfahren wir auch, welches Unglück? — Aber ſiehe da! Kommt dort nicht Chriſtoforo? — Nun iſt's gut! Nun wiſſen wir Alles!" —

Ein junger, ſtraffer Deutſcher, der die Farben des Herzogs trug, trat heran und bot traulich Gioachimo die Hand.

„Ei, ſchon ſo früh auf den Beinen?" rief er. „Und doch ſeyd Ihr erſt geſtern von Deſenzano gekommen; wenigſtens erwartete Euch Eure Frau. Meiſter Gioachimo, ich ſage Euch, Ihr wißt nicht, was Ihr an Eurer Nazarena für einen Schatz beſitzt. Immer denkt und ſpricht ſie nur von Euch, wenn Ihr abweſend ſeyd. So zum Beiſpiel geſtern. Sie war ganz verdrüßlich wegen Eurer Rückkehr —

daß Ihr nämlich ſo ſpät erſt wiederkehren könntet — und ich mußte ſie, bloß damit ſie ſich etwas aufheiterte und zerſtreute, faſt mit Gewalt in das kleine niedliche Wirthshaus draußen auf dem Campo grande, wo ſo viele von unſern Landsleuten hinkommen, in die „deutſche Pudelmütze“ zum Tanze führen.“

Meiſter Gioachimo ſah ſeinen Gevatter Pasquale, wegen der traulichen Art, mit der ihm der herzogliche Leibthürſteher, einer der ſo gefürchteten Deutſchen, behandelte, einige Momente mit ſtolzen Blikken an, dann ſagte er:

„Gern genehmige ich, daß meine tugendhafte Gattin ſich in meiner Abweſenheit mit einem alten Freunde ein anſtändiges Vergnügen macht, und ich bitte, werther Chriſtoforo, Euch deshalb gar nicht zu geniren; indeß wollte ich jetzt eine dringende Frage an Euch richten. Sagt mir, alter Freund, welches Unglück iſt im Schloſſe paſſirt, denn daß eins vorgefallen, hat mir der würdige Rottmeiſter Ingelramo bereits aufs verbindlichſte mitgetheilt.“

„So wißt Ihr es noch nicht!“ ſprach Chriſtoforo. „Nun ſo hört und ſtaunt! — Heute nach

Mitternacht fanden die Schaarwächter den Fürſten Bartholomäo und ſeinen ehemaligen Günſtling, Galvano de Fogliano, getödtet vor der Thüre des Nobile Nogarola. Beiden ſteckten die Schwerter in der Bruſt. Man munkelt — und ein guter Freund ſagte mir, er habe es gehört wie der Ritter Leone Leoni es einigen Herren von Adel mitgetheilt — die Tochter des Nogarola habe ſchon lange eine Liebſchaft mit dem Prinzen gehabt, indeß ſey Galvano neuerdings ihm in's Gehege gekommen, und der Begünſtigtere geweſen. Fürſt Bartholomäo, der bereits längere Zeit dergleichen gemuthmaßt, habe ſich überzeugen wollen. Vorige Nacht habe er ihm aufgelauert, und als er den Ritter aus dem Fenſter ſteigen ſehen, habe er ihn mit dem Degen in der Fauſt angefallen. Nach kurzem Gefecht ſeyen Beide geblieben.“ —

„'s iſt erſtaunlich! — 's iſt betrübt! — 's iſt erſchrecklich!“ rief der Mützenmacher, obwohl ſeine Miene nicht eine Spur von Schreck oder Betrübniß zeigte. „Was habe ich vor wenigen Wochen auf dieſem Platze geäußert, Gevatter Pasquale? — Ich ſagte: ein Fluch ruht auf dem Hauſe der

Scala; und ſo iſt es. Entweder ſie werden umgebracht, oder ſie bringen ſich einander ſelber um. Wer weiß, wie es mit dem Tode des Bartholomäo — der mir immer noch der liebſte von ihnen war, denn er hatte ein ächt fürſtliches Anſehn, wozu das neue Baret, das ich ihm verfertigte, nicht das wenigſte beitrug — für eine Bewandniß haben mag. Die Brüder ſollen in der letzten Zeit nicht ſehr mit einander geſtimmt haben.“ —

„Gioachimo!“ rief Pasquale ganz erſchrocken. „Mützenmacher! Gevatter! Was läſſeſt Du für erſchreckliche Redensarten hören!“

„Was iſt da weiter?“ entgegnete der Vorige keck. „Es iſt das altlombardiſche, oder vielmehr das Römerblut, welches mich zu einer kühnen Sprache treibt. Ich kann meiner Zunge nicht Feſſeln anlegen. Hätten unſere Vorfahren nicht frei geſprochen, würden ſie die Cimbern nicht beſiegt haben, wir wären von ihnen geknechtet worden, hätten ihre Sitten und Gewohnheiten annehmen müſſen, und äßen vielleicht Mehlklöße wie die Deutſchen — nichts für ungut, Signor Chriſtoforo, ich wollte Euch nicht beleidigen — während jetzt unſere Salami durch die ganze Welt gehen und ſo zu ſagen das Fundament der Säule unſers Ruhms ausmachen. — Aber was Henker iſt denn dort wieder los? Die ganze Signoria, mit Bevilaqua und Pellegrini an der Spitze. Sie begeben ſich nach dem Schloſſe. — Aha, ich merke es! Es wird eine feierliche Kondolationsaudienz ſeyn, die ſie ſich erbeten haben. Nun der Herzog Antonio wird ſich wohl über das Unglück, Alleinherrſcher zu ſeyn, beruhigen laſſen."

„Gevatter Mützenmacher, Du ſprichſt ja wie ein ausgemachter Rebeller!" ſagte ängſtlich Pasquale, indem er heimlich auf den Deutſchen deutete. „Wüßte ich nicht, daß Du ein frommer und geduldiger Mann wäreſt, ich dächte der Satan redete aus Dir heraus."

„Warum ſollte unter Freunden ein freies Wort nicht vergönnt ſeyn?" antwortete Jener mit der früheren Kühnheit. „Biſt Du nicht mein Freund, und Signor Chriſtoforo, iſt er nicht mein Intimus, den ich ſo zu ſagen als meinen nächſten Verwandten zu betrachten gewohnt bin?"

„Sapperment, das könnt Ihr auch!" fiel der Deutſche ihm die Hand ſchüttelnd ein. „Sprecht was Ihr wollt, es geht mir zu einem Ohre hinein, zum ändern hinaus. Mit uns bleibt's beim Alten. Ihr wißt, daß ich große Stücke auf Euch halte — Eure rechtſchaffene Nazarena mit eingeſchloſſen — und daß ich Euch vorkommenden Falles auf alle Weiſe vertrete. — Aber genug des Geplauders! Ich muß fort an meinen Poſten."

„'s ſind doch brave Kerle, die Deutſchen! Wem ſie einmal geneigt ſind, für den ließen ſie ſich todtſchlagen;" ſprach Gioachimo, als ſich der Freund entfernt hatte, mit vergnügtem Tone. — „Nun lebt wohl, Gevatter! Gewiß erwarten mich Kunden in meinem Laden, und denen muß ich doch mittheilen, auf welche Weiſe Fürſt Bartholamäo umgekommen iſt." — —

Während aber Gioachimo mit eiligen Schritten ſeinem Mützenladen zueilte, und Pasquae ſich noch etwas im dolce far niente einübte, trat der Adel Verona's, an Zahl über hundert Perſonen ſtark, in den Audienzſaal des Herzogs. Alle waren in tiefer Trauer. Auch der Herzog war in Schwarz gekleidet und ſah blaß und niedergeſchlagen aus.

Außer dem Ritter Leoni befand ſich Niemand zur Seite des Fürſten.

„Ihr habt um eine Audienz angehalten, Signori,“ hob Antonio mit ſchwankender und ſchwacher Stimme an, „und gewiß wird der Adel Verona's es als einen Beweis meiner Gnade anſehen, daß ich es über mich zu gewinnen getrachtet, in einem Augenblicke, wo ich noch ganz niedergebeugt bin von dem traurigen Ereigniſſe der letzten Nacht, ihm dieſe Gunſt zu gewähren. Sonder Zweifel erſcheint Ihr, um mir Eure Trauer und Euer Beileid kund zu thun?“

So wie der Fürſt dieſe Worte geſprochen, trat Bevilaqua vor.

„Ja, gnädiger Herr,“ ſagte er, den ſtrengen Blick des Auges ſtarr auf den Herzog gerichtet, „Verona's Adel erſcheint, um ſeinem Herrſcher ſein inniges Beileid über den Tod eines Bruders, und von dem Volke vielgeliebten Regenten zu bezeigen, nachdem er aber dieſe traurige Pflicht erfüllt, fühlt er ſich verpflichtet, ihn zur Rache und Beſtrafung des an dem Fürſten Bartholomäo begangenen Verbrechens aufzurufen.“

„Eines Verbrechens? — Ich verſtehe Euch nicht;“ ſagte Antonio, aber ſeine Wange überzog tödtliche Bläſſe.

„Fürſt Bartholomäo und der Ritter Galvano ſind nicht im Zweikampf gefallen, ſie ſind ermordet worden, dies iſt die Meinung der ganzen Stadt, und auch die unſere!“ ſagte Bevilaqua kurz und feſt.

„Ich bedaure, wenn ich Euch widerſprechen muß;“ entgegnete Antonio achſelzuckend, doch mit mehrerer Faſſung wie vorher. „Mein Bruder hatte, wie Euch wohl auch bekannt worden — ſeit längerer Zeit eine Neigung zu der Tochter des Nobile Nogarola gefaßt; die Dame ſchien ſie nicht zu erwiedern, da ſie mit dem Ritter Galvano in Liebesverhältniſſen ſtand. Letzterer hatte dies ſeinem Herrn verheimlicht; unvorſichtige Zwiſchenträger hatten dieſen aber unterrichtet, er wollte ſich von der Falſchheit ſeines Günſtlings überzeugen und paßte ihm heimlich auf; ſo ereignete ſich der ewig beklagenswerthe Zufall.“

„Es thut mir leid“ fiel, als der Herzog geendet hatte, Bevilaqua ein, „Allem, was Eure Hoheit ſo eben geäußert, als gänzlich ungegründet widerſprechen zu müſſen."

„Ha, was ſagt Ihr? Was unterſteht Ihr Euch?" fuhr der Herzog auf.

„Nichts weiter, als was bald bis jenſeits der Gränzen des Herzogthums wiederholt werden wird!" ſprach Bevilaqua kalt. — „Für jetzt verlangt Verona's Adel ſtrenge Unterſuchung der Umſtände des Todes Eures Bruders und des Ritters Galvano de Fogliano."

„Gegen wen ſoll die Unterſuchung gerichtet werden? Die Leichname wurden von der Schaarwache gefunden, bei der That war Niemand zugegen!" ſprach Antonio mit anſcheinendem Gleichmuth.

„Gegen dieſen Mann!" ſagte Bevilaqua auf Leoni zeigend. „Nobile Malaſpina, tretet vor! — Was ſahet Ihr, als Ihr vorige Nacht in der Nähe des Palaſtes vorbeigienget."

„Ich ging mit meinen Brüdern aus einer muntern Abendgeſellſchaft nach Hauſe;" ſprach ein junger Mann von ſtattlichem Anſehen. „Es war Mondſchein, wir ſtanden gerade am Schatten eines

Pfeilers an der Waſſerſeite des Schloſſes, als ſich die kleine Eckthüre gegen Oſten öffnete. Vier Männer trugen je zwei und zwei eine in dunkle Tücher geſchlagene Laſt, ein fünfter ſchritt hinterher. Als er etwa zwanzig Schritt vor uns vorüberkam, ſah ich etwas unter ſeinem Mantel ſich hervorringeln. Es war eine Schärpe, die ich aufhob — hier iſt ſie — ſie trägt die Farben des Ritters Leoni, den ich überdies der Geſtalt nach, obwohl er ſo wie die Andern verlarvt war, faſt augenblicklich erkannt."

Ein feines Mährlein, fürwahr!" ſprach Leonj ruhig lächelnd. „Glücklicherweiſe weiß ganz Verona, daß Ihr mein Feind ſeyd, und Sr. Hoheit könnte, wenn es nöthig wäre, bezeugen, daß ich mich gerade zu jener Zeit um ſeine Perſon befand."

Eben hatte Leoni ſeine Rede hohnlächelnd geendet, als eine Bewegung in der Verſammlung des Adels entſtand. Ein Greis in ritterlicher Kleidung, deſſen ſilberweißes Haar auf die Schultern herabfloß, und ſich auf der Bruſt mit dem langen Barte vereinigte, drängte ſich vor, ſo gut es ihm die Krücken, an denen er ging, erlaubten.

„Du läugneſt, Elender?" rief er mit hohler Grabeſtimme, indem er den dürren Arm gegen ihn ausſtreckte. „Wohl! ſo fordere ich Dich auf zum Gottesgericht, und klage Dich an des Mordes des Fürſten Bartholomäo, des Ritters Galvano de Fogliano, und des Vergiftungsverſuchs meiner Tochter Lucretia, der rechtmäßigen Gemahlin des ermordeten Fürſten. Könnte ich in den Schranken ſtreiten, ſo würde ich Dir mit Schwert und Dolch beweiſen, daß Du ein nichtswürdiger Verbrecher ſeyeſt, da ich dies aber nicht im Stande bin, ſo will ich mit Dir zugleich ergreifen den glühenden Eiſenbarren, oder mit Dir wandeln bloßen Fußes auf glühendem Pflugſchaar, und Gott mag zwiſchen uns entſcheiden."

„Wer iſt dieſer Mann?" fragte Antonio betroffen, indem er auf den Alten blickte. „Er muß wahnſinnig ſeyn, da er von einer Gemahlin meines Bruders redet."

„Keineswegs!" entgegnete Bevilaqua. „Es iſt der Nobile Nogarola, und ſeine Tochter iſt die rechtmäßige Wittib des Fürſten Bartholomäo. Als ſich Euer Bruder in Florenz, wo Nogarola in Verbannung lebte, aufhielt, lernte er ſie kennen und vermahlte ſich heimlich mit ihr. Er würde ſie nach dem Tode Can Signorio's ſogleich öffentlich als ſeine Gemahlin anerkannt haben, aber das Teſtament des Vaters, welches ihm jede nicht ebenbürtige Heirath unterſagte, ſchien ihm ein Hinderniß. Feſt entſchloſſen, ſobald Euch aus Eurer Ehe ein Thronerbe geboren würde, die ſeinige öffentlich zu erklären, und wenn Ihr ſie nicht billigen ſolltet, ſofort der Regierung zu entſagen, wartete er nur auf dieſen Zeitpunkt; da indeſſen der Fall eintrat, daß ſeine Gattin ſelbſt in den Hallen des Palaſtes nicht ihres Lebens ſicher war, als ein Vergiftungsverſuch ſtattfand, änderte er ſeinen Sinn. Geſtern eröffnete er mir und dem edlen Pellegrini, daß er mit Lucretia Nogarola vermahlt ſey, und daß er die Häupter des Adels auf heute zuſammengerufen habe, um ſeine Verbindung zu veröffentlichen. Seine Ermordung vereitelte dieſen Vorſatz."

„Wie Ihr ſehet, gnädiger Herr," ſagte Leoni trocken, als Bevilaqua geendigt hatte, „habe ich nur allzuklar geblickt, und mehr als zu ſehr Recht gehabt, wenn ich Euch vor einer, von einem Theile unſers Adels im Finſtern ausgebrüteten, Verſchwörung, an deren Spitze — leider muß ich es ſagen — Euer Bruder ſtand, gewarnt. Alles war bereits ſo ſchön eingeleitet, Fürſt Bartholomäo war mit der Tochter eines der Häupter der Unzufriedenen heimlich vermählt — oder ſoll es jetzt wenigſtens geweſen ſeyn — die Dame beklagt ſich über lebensgefährliche Nachſtellungen, die Ehe ſollte öffentlich proklamirt werden, vielleicht iſt auch ſchon ein Thronerbe vorhanden, der unzufriedene Adel wird verſammelt, plötzlich aber zerreißt Unbeſonnenheit und Eiferſucht den Faden, der ſo ſchön geſponnen; Fürſt Bartholomäo iſt nicht mehr, und es bleibt weiter nichts übrig, als ſich an dem Treuen zu rächen, der den Verſchwörern längſt ein Dorn im Auge war. Daß aber aus dieſem Plane nichts werden wird, dafür bürgt mir die Weisheit Eurer Hoheit, zu Deren Füßen ich hiermit bis zu Austrag der Sache mein Schwert niederlege. — Ich betrachte mich für jetzt als Gefangenen."

„Behaltet Euer Schwert, Ritter Leoni, ich kenne Eure Treue;" fiel Antonio ein, indem er dem Ritter die Hand zum Kuſſe reichte. — „He! Wachen!" ſetzte er mit lauter Stimme hinzu.

Eine Anzahl deutſcher Leibwächter ſtürzten in den Saal.

„Verhaftet die vier Brüder Malaſpina und führt ſie in das Verließ!“ gebot jetzt der Herzog.

„Ha, was iſt das?“ rief Bevilaqua, als die Deutſchen über die Genannten herfielen und ſie entwaffneten. „Bedenkt, gnädiger Herr“ —

„Ich habe Alles bedacht!“ fiel Antonio herriſch ein. „Ich weiß meine Treuen von den Verräthern zu unterſcheiden.“

„Alſo keine Gerechtigkeit, keine Genugthuung für den Tod Eures Bruders und die beabſichtigte Ermordung meiner Tochter?“ rief wild der alte Nogarola. „Wohlan denn, tyranniſcher Sohn eines tyranniſchen Vaters —“

„Hinaus mit dem Unſinnigen! Hinaus!“ ſchrie der Herzog. „Dankt es meiner Milde und Eurem Alter, daß Ihr nicht im tiefſten Kerker Eure Frechheit büßet.“

Der Alte wurde, unter lauten Verwünſchungen, durch die Wachen zur Thür hinausgeführt.

„Unter dieſen Umſtänden,“ ſagte Bevilaqua kalt, „bleibt mir nichts übrig, als die mir von Eurem

Vater verliehene Stelle eines geheimen Rathes hiermit niederzulegen."

„Das nämliche thue auch ich!" ſetzte Pellegrini hinzu.

„Ihr thut Beide nur was ich längſt gewünſcht;" entgegnete ſichtlich erheitert der Herzog. „Ich denke mich ohne Euch behelfen zu können."

„Daran iſt nicht zu zweifeln;" entgegnete Jener einfach. „Da ich aber nun die Verwaltung meines Amtes aufgegeben habe, und dies von Euer Gnaden genehmigt worden, ſo proteſtire ich hiermit als einfaches Mitglied der Signoria des Herzogthums gegen die von Euch begangene Rechtsverletzung und Verſagung geſetzlicher Unterſuchung, ich thue dies hiermit ſchriftlich" — er zog ein Papier aus dem Buſen — „in meinem Namen und in dem der unterzeichneten Ritterſchaft, und gehe, um außer den Gränzen Eures Landes einen Richter aufzuſuchen, dem da Gewalt gegeben iſt, zwiſchen uns zu entſcheiden."

„Auch ich! — Auch ich! — Wir Alle!" tönte es rings im Kreiſe des Adels.

„Geht! — Geht Rebellen!" tobte der Herzog, indem er Bevilaqua das Papier aus der Hand riß und es auf den Boden warf. „Wendet Euch an Kaiſer und Reich, ruft meine Feinde auf, ich trotze Euch Allen. — Jetzt fort! — Fort aus meinen Augen.“

In wenig Augenblicken war der Saal leer und der Herzog mit Leoni allein. —

So ſehr auch dieſer ſeinen Herrn zu beruhigen ſuchte, ſo machte es doch auf letztern einen ungemeinen Eindruck, als er vernahm, daß noch im Laufe des Tages Bevilaqua, Pellegrini, Nogarola, und mit ihnen der größte Theil des Adels, die Stadt verlaſſen hatten. Seine Beſorgniſſe vermehrten ſich noch, als er hörte, daß jene Drei ſich nach Mailand begeben hätten. Um auf alle Fälle gerüſtet zu ſeyn, vermehrte er ſein Heer und ließ unter der Hand ausbreiten, es ſeyen eigentlich die Brüder Malaſpina, die entweder den Herzog Bartholomeo ermordet, oder doch die Veranlaſſung zu einem Zwiſte zwiſchen ihm und Galvano gegeben hatten. Dieſe Machinationen halfen indeß wenig. Der Adel murrte laut, das Volk ſtiller; Venedig lauerte, Galeazzo Visconti machte ſich bereit, um, wie der Adler auf die längſt beobachtete Beute, auf Verona loszuſtürzen. Carrara rüſtete ſich zum Kriege. Antonio zog jetzt ſo viel Truppen zuſammen als er nur konnte, er ſuchte ſein Betragen durch Denkſchriften bei den benachbarten Staaten zu rechtfertigen, aber ſelbſt die wenigen Anhänger die ihm geblieben waren, dienten ihm nur lau, ſeine Sache ſchien verloren ehe ſie noch vertheidigt war; ſelbſt ſeine Gemahlin verließ ihn und begab ſich zu ihrer Familie. Unter dieſen Umſtänden rückten Visconti und Carrara, umgeben von dem racheſordernden Adel Verona's, heran, ihre Schaaren wurden überall mit offenen Armen aufgenommen, die Thore der Städte und der feſten Burgen öffneten ſich. Bei Alle Brentelle — dem Luſtſchloß, womit Antonio ſeinen Günſtling begaben wollte — kam es zum Treffen. Antonio ward total geſchlagen, er entfloh von Leoni begleitet, Niemand wußte wohin, und Visconti zog triumphirend in Verona ein. — — —

Es war wenige Monate ſpäter, der Regen ſtrömte herab und der Wind heulte durch die Schluchten der kahlen Appeninen, als bei finſterer Nacht zwei Wanderer, auf einem von den Waſſergüſſen zerriſſenen Gebirgspfade, bis auf den Tod ermüdet, daher wandelten. Die Gegend war troſtlos und öde, ſtundenweit kein Dorf, rings umher nichts als Geſtrüpp, beſtehend aus verkrüppelten Feigenbäumen, den vielfach verſchlungenen Aeſten des Perückenbaumes und einigen durchlaufenden Brombeerranken.

„Ich kann nicht mehr, Leone! Mögen ſie mich fangen, feſſeln, nach Mailand oder Padua ſchleppen; ich kann nicht weiter;" ſagte erſchöpft der erſte jener Wanderer, welche Niemand anders als Antonio und ſein Günſtling waren.

„Nur noch wenige Schritte, gnädiger Herr!" ſagte ermuthigend der Ritter, indem er dieſen unter dem Arm faßte. „Ich weiß es gewiß, ich ſah ein Licht glänzen, es muß eine menſchliche Wohnung in der Nähe ſeyn."

„Und wäre es auch der Fall!" entgegnete Antonio muthlos; „was könnte es mir helfen. Wo Menſchen ſind, ſind Angeber; wer würde nicht gern den Preis verdienen wollen, den meine Feinde auf meine Gefangennehmung geſetzt haben?"

„Dagegen läßt ſich nichts einwenden;" erwiederte Leoni kalt. „Bietet man aber einem ſolchen einen höhern Preis, ſo dient Euch der Angeber zu einem Führer bis auf päpſtliches Gebiet, wohin wir nur noch wenige Meilen haben können, und Ihr ſeyd dann bei weitem weniger gefährdet, in Rom aber in voller Sicherheit.“

„Sicherheit? Nichts weiter?“ ſagte Antonio bitter. „Du biſt ein leidiger Tröſter.“

„Ich ſollte meinen,“ ſagte der Ritter mit einem Anklang von Hohn. „Sicherheit der Perſon wäre vor der Hand das, was uns am meiſten Noth thäte; man muß in unſerer Lage eben nicht allzuviel vom Schickſal verlangen. — Aber täuſche ich mich nicht, ſo iſt dort an dem Abhange wirklich eine menſchliche Wohnung.“

So war es auch. In einer ziemlich verborgenen Schlucht an der Abdachung eines unwirthbaren Bergrückens, faſt nur hundert Fuß abwärts zu den Füßen der Wanderer lag eine elende Hütte, welche die letztern ſelbſt in der tiefen Dämmerung ſchon früher hätten erblicken müſſen, wenn ſie der in Strömen herabſchießende Regen nicht daran verhindert hätte. In wenig Augenblicken ſtanden ſie an der Thür der Barrake und riefen um Einlaß. Niemand antwortete; erſt als ſie Anſtalt machten, die Thüre zu erbrechen, ward aufgemacht. Ein altes Mütterchen mit gekrümmtem Rücken, den Kopf — wie es ſchien, der Gicht wegen — ſo verhüllt, daß man nur ein paar ſtechende Augen und die Spitze der Naſe bei'm Schimmer des Lämpchens, das ſie in der Hand hielt, gewahren konnte, trat ihnen entgegen und lud ſie mit einem verdrießlichen Gemurmel ein, in's Zimmer zu treten.

Das letztere ſah mehr wie ein Stall als wie eine menſchliche Wohnung aus. In einer Ecke befand ſich ein Heerd, auf welchem trockenes Reiſig glimmte, darneben ſtand ein roh behauener Klotz, der einen Tiſch vorſtellte, vier kleinere, zu Seſſeln dienende, waren zur Seite. In einem entfernten Winkel war eine Streu von Laub und Moos bereitet. Wie es ſchien war ſie auf mehrere Menſchen berechnet; das Lager der Alten, vermöge einiger darüber gebreiteter Decken eine etwas größere Bequemlichkeit bietend, war dicht daneben.

So wie die Wanderer in die Stube traten, erhob die Wirthin das Lämpchen und betrachtete aufmerkſam ihre Züge; plötzlich ließ ſie daſſelbe fallen.

„Ei San Giovanni und Paulo ſey es geklagt!" rief ſie jammernd. „Ein Unglück kommt doch nie allein! Haben meine Söhne — arme Hirten, liebe Herren — mich bei dem Mordwetter allein gelaſſen und ſitzen gewiß dort unten in der Ebene in einer Kneipe bei einem Becher Montepulciano, und jetzt werfe ich noch die Lampe weg."

„Nun das letztere Unglück wäre nicht ſo groß," meinte Leoni, indem er ſeinen und des Fürſten Hut und Mantel abnahm und ſolche über eine Stange hing, um das Waſſer ablaufen zu laſſen. „Ihr müßt ſie auf's Neue mit Oel anfüllen und wieder anzünden."

„Ja, wenn ich Oel hätte!" rief die Alte. „Aber da fehlt's, Signori; kein Tröpfchen im Hauſe."

„Hat auch nichts zu ſagen;" entgegnete der Ritter. „Wir wollen das Neſt ſchon erleuchten."

Mit dieſen Worten warf er einen Haufen Reiſig auf die Kohlen."

„O weh, meine Augen! Mann, ſeyd Ihr des Henkers?" rief die Alte, ſich die Tücher noch dichter um den Kopf hüllend. „Ich kann durchaus keinen Feuerglanz vertragen, er blendet mich zu ſehr."

Das Feuer loderte indeß empor. Der Ritter wie ſein Begleiter warfen die Augen im Gemache umher und nahmen dicht am Lager der Alten, außer einigen Kiſten, noch einige Schwerter, eine Lanze und zwei Armbrüſte wahr. Beide blickten ſich bedeutungsvoll an.

„Ihr wundert Euch gewiß über jene Waffen!" ſagte die Greiſin, ſich auf ihr Lager, den Kopf vom Feuer weggewendet, niederhockend. „Ja, es iſt erſchrecklich! Selbſt der Arme muß ſich in dieſer Gegend zur Vertheidigung fertig halten. Meine Söhne handeln mitunter mit Vieh und da reizen ſelbſt ein paar Liren oft die Habſucht."

„Wann erwartet Ihr Eure Söhne zurück? — Würden ſie uns für eine gute Belohnung bis gegen Siena hin als Wegweiſer dienen können?" fragte der Ritter.

„Ei, warum das nicht?" fiel ſchnell die Alte ein. „Die guten Jungen verdienen ſich gern ein Stück Geld, und Führer — nun, ich will ſie nicht rühmen, aber ſie kennen jeden Fußſteig im Gebirge."

„Und wann denkt Ihr, daß ſie zurückkehren?" fragte der Ritter.

„Da ſie jetzt noch nicht hier ſind, ſo kommen ſie auch nicht vor Tagesanbruch — “ meinte Jene.

„Dann können wir ſie nicht erwarten, wir müſſen ehe der Tag anbricht, bereits auf römiſchem Gebiete ſeyn;“ bemerkte Antonio etwas vorlaut.

„Hat's ſolche Eile mit Euch?“ fragte die Wirthin. „Aha, ich merke wohl, Ihr habt Urſache die Straße zu vermeiden. — Nun, meinetwegen, was geht es mich an? — Ihr mögt auch nicht Unrecht haben, beſonders wenn Ihr etwas von den Mailändiſchen zu beſorgen habt. Vor Sonnenuntergang ritt ein ganzer Trupp von ihnen da drüben den Berg hinauf. Einzelne waren in allen Dörfern geweſen und hatten bekannt gemacht, daß Jeder, dem es gelänge den Herzog von Verona gefänglich einzuliefern, zehntauſend Goldliren, und für deſſen Begleiter fünftauſend empfangen ſollte. Nun, ich denke, der Visconti wird wohl das Geld in der Taſche behalten müſſen, denn die Vögel, die er fangen will, ſind längſt über alle Berge.“

„So? woher wißt Ihr das?“ fragte Antonio ſichtlich erheitert.

„Es heißt allgemein, der Veroneſer Fürſt ſey nach Deutſchland entflohen;" entgegnete die Alte. — „Das wird jedoch" — ſetzte ſie nach einigen Augenblicken Schweigens hinzu — „dem Mailänder gewaltig im Kopfe herumgehen, und er dürfte es den Anhängern ſeines Gegners, wenn ſie in ſeine Hand fielen, aus Rache und Aerger übel entgelten laſſen. Gehört Ihr zu ihnen, ſo thut Ihr wohl, bis Tagesanbruch hier zu bleiben, und meine Söhne geleiten Euch dann für eine kleine Belohnung in's tiefere Gebirge, wo Ihr nicht nur ſicher ſeyd, ſondern wo Ihr durch ihre Vermittelung auch Wegweiſer nach Siena finden werdet."

„Wir gehören zwar nicht zu den Leuten, von denen Ihr ſprecht," ſagte Antonio, als die Alte ſchwieg, „aber wenn die Straßen von den Mailändiſchen erfüllt ſind, ſo iſt es für ein paar einzelne Wanderer eben nicht gerathen die Heerſtraße aufzuſuchen. Da Ihr alſo meint, daß Eure Söhne mit Tagesanbruch zurückkehren und uns als Führer dienen würden —"

„Ich muß mich durchaus gegen jedes lange Verweilen erklären, mein werther Freund!" fiel Leoni ein, ohne den Fürſten ausreden zu laſſen.

„Bis zur Gränze kann es nicht weit ſeyn, und von dort iſt mir der Weg nicht unbekannt."

„Ihr wollt fort? Fort in dieſem gräßlichen Wetter?" rief die Alte lebhaft. — „Hört nur, wie der Sturm um die Hütte ſauſt und der Regen auf das Dach ſchlägt. — Und dann der Weg über den Bergrücken dort drüben! Kenntet Ihr dieſen, Ihr würdet an kein Weitergehen denken; lauter Abgründe rechts und links. Es iſt nicht möglich, daß Ihr in dieſem Wetter Euch zurecht findet und glücklich hinüber kommt."

„Es wird ſchon gehen, wir ſind an ſolche gewöhnliche Reiſezufälle gewöhnt;" ſagte Leoni, unruhig auf die Gewehre im Winkel blickend.

„Ich bitte Euch, bleibt!" rief die Alte immer dringender. „Ihr ſeyd verloren wenn Ihr geht. Vielleicht kommen meine Söhne früher als mit Tagesanbruch; vielleicht in einer Stunde oder noch eher."

„Und das fällt Euch jetzt erſt ein? Vorhin ſagtet Ihr doch, daß ſie jedenfalls erſt mit Anbruch des Tages zurückkehrten;" ſagte Leoni ſcharf, indem er zugleich den Herzog bedeutungsvoll anblickte.

„Habe ich das geſagt?“ fiel die Greiſin ein. „Nun, ich dachte, wenn meine Söhne einmal hinter dem Weinkruge ſäßen, ſo könnten ſie ſich wohl bis zum Morgen verſpäten, aber nein, ſie kommen gewiß früher, ſie kommen bald, es ſind ſehr gute Kinder, die ihre Mutter ſehr lieb haben und mich nicht ſo lange in der Angſt laſſen werden.“

Antonio war indeſſen bis an die Thüre der Hütte gegangen, er hatte letztere ein wenig geöffnet und ſie dann wieder geſchloſſen.

„Das Wetter iſt furchtbar!“ ſagte er zurückkehrend. „Ich dächte wir blieben hier und erwarteten den Morgen.“

„Durchaus nicht, mein edler Freund!“ verſetzte Leoni feſt. „Dicht hinter der Gränze finden wir ein Unterkommen, dort wollen wir bleiben.“

„Ich geſtehe Euch offen daß ich ſo erſchöpft bin, daß ich fürchte nicht bis dahin gelangen zu können!“ ſagte Antonio.

„Habt Ihr nicht etwas Stärkendes, einen Trunk Wein, einen Biſſen Brod, oder etwas Aehnliches für meinen Freund?“ fragte Leoni die Alte.

„Die beſte Stärkung würden ein paar Stunden Schlaf ſeyn;“ erwiederte die Wirthin. „Ich dächte, Ihr legtet Euch ein wenig zur Ruhe, inzwiſchen kochte ich Euch ein Süpplein — irre ich nicht, ſo iſt noch ein Schluck Wein in dem Kruge, den mein Paulo zurückgelaſſen — das würde Euch wohl thun; vielleicht kehrten meine Kinder indeß zurück.“

„Nein! Nein!“ rief Leoni lebhaft. „Wir bleiben auf keinen Fall. — Aber Ihr ſpracht von Wein. Gebt ſolchen her und nehmt dies zum Lohne.“

Mit dieſen Worten warf der Ritter der Alten eine Silbermünze zu.

„Nun, wenn Ihr es denn nicht anders haben wollt!“ rief die Wirthin, und erhob ſich von dem Lager, ſo ſollt Ihr einen zwar nur ſparſamen, aber deſto kräftigeren Trank haben; es iſt ein guter Montepulciano, der meinem ſeligen Andrea einſt ſchon ſo gut geſchmeckt, daß er ſich daran in's Grab getrunken.“

Mit dieſen Worten öffnete die Alte eine Kiſte, kramte lange Zeit darin und brachte endlich einen irdenen Becher zum Vorſchein, den ſie mit Wein aus einem Kruge füllte, der hinter ihrem Lager verborgen war.

„Hier, edle Herren!“ ſagte ſie, indem ſie Antonio das Trinkgeſchirr reichte. „Möge der Trank Euch wohl bekommen.“ —

Der Herzog trank mit einem Zuge die Hälfte des Weins und reichte dann das Gefäß ſeinem Günſtlinge.

„Der Wein hat einen ſonderbaren Nachgeſchmack!“ ſprach der Ritter, als er getrunken hatte. „Euer ſeliger Andrea hat einen kurioſen Guſto gehabt, wenn er ſich an ihm zu Tode getrunken; mir würde das nicht paſſiren können.“

„Wer weiß, wer weiß!“ rief die Alte kichernd. „Mein Andrea dachte es auch nicht als er trank, aber die Wirkung blieb dennoch nicht aus. — Seht, lieber Herr, der Wein iſt ächter Montepulciano, er ſchmeckt etwas nach Erde, und das iſt eine Art von memento mori — ich glaube, ſo nannte es unſer Herr Pfarrer, als dem armen Andrea Sand auf die Naſe geſchaufelt wurde — für den, der zu viel davon trinkt.“

Die Wirthin ſchenkte noch einmal ihren Gäſten ein, und Leoni wollte behaupten, daß ſich der eigenthümliche Nachgeſchmack des Weins etwas verlöre, ſobald man wiederholt davon genöſſe. — Der Ritter fing bereits an, vom Aufbruche zu reden, als Antonio ihn bat wenigſtens noch ein paar Minuten zu warten, da er eine Art Schwindel fühle, welchen er der frühern übermäßigen Erſchöpfung und der jetzt durch den Wein bewirkten Aufregung zuſchrieb.

Schnell erhob ſich die Alte von ihrem Sitze.

„Ich will Euch einen friſchen Trunk aus dem nahen Bergquell, dicht hinter der Hütte holen, er ſchlägt die Dünſte des Weins nieder!“ ſagte ſie raſch und humpelte hinaus.

„Per Dio“ rief Antonio auf einmal. „Mir wird ganz ſonderbar zu Muthe, ich ſehe nichts mehr, es dunkelt mir vor den Augen.“

„Auch mir;“ ſagte Leoni, indem er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte. „Mir iſt übel — ſehr übel. — Sollte der Wein vielleicht —“

Der Ritter hatte ſeine Rede noch nicht vollendet, als plötzlich Antonio vom Seſſel ſtürzte.

„Madonna!“ rief Leoni und wollte aufſpringen, aber in demſelben Augenblicke fing auch er an zu taumeln und fiel an die Seite ſeines Herrn. — Alle Verſuche ſich aufzuraffen mißlangen, in weniger als einer halben Stunde war der Herzog und ſein Begleiter todt. — —

Es war ungefähr zwei Stunden ſpäter und etwa noch eine bis Tagesanbruch, das Feuer auf dem Heerde war faſt erloſchen und eine nur ſelten aufflackernde Flamme beleuchtete die bleichen verzerrten Geſichter der Todten, als außerhalb des Gemaches ſich ein leiſes Geflüſter hören ließ und die Thüre ſich endlich langſam öffnete. Die Wirthin ſteckte zuerſt den Kopf in's Zimmer, dann trat ſie herein, ihr folgten drei bis an die Zähne bewaffnete Männer. Jetzt ſchritt die Alte zum Heerde, warf trokkenes Reiſig auf die Kohlen, und als die Flamme hoch aufloderte, rief ſie, wie triumphirend auf die Leichen zeigend:

„Seht her, Burſche! Hier liegen fünfzehntauſend Goldliren.“ —

„Alſo wirklich!“ rief erfreut der älteſte der Männer, indem er die Todten genau betrachtete „Per

Baccho! Wahrhaftig es iſt der Herzog und ſein Günſtling; ich habe ſie oft genug geſehen."

„Morgen mache ich mich auf den Weg nach Mailand und hole das Geld!" jubelte ein Zweiter. „Alte, Du haſt uns Alle übertroffen! In einem Monate haben wir auf der Straße nicht ſo viel gewonnen, wie Du in unſerm alten Rattenneſte."

„Hm! Ich hätte Dir kaum ſo viel Muth zugetraut, ihnen mit eigner Hand vergifteten Wein zu reichen;" meinte der Dritte. „Es iſt doch immer ein Unterſchied, ſo ein Tränkchen zuſammen zu brauen, oder es Jemanden ſelbſt zu reichen; überdem war es doch ein Fürſt —"

„Der Sohn des Mannes, der mich elend gemacht, der mich dahin gebracht, mit Kerlen wie Ihr zu verkehren!" rief die Alte wild. „Ha! nicht immer war dies Antlitz ſo entſtellt" — ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich die Umhüllung vom Haupte riß und die Züge der „Alten von Sabioncello" ſichtbar wurden. „Das Laſter und das Elend haben vor der Zeit ihre Klauen hineingeſchlagen. Jung und unerfahren kam ich mit meinem Vater, einem reiſenden Kräuterhändler, von der heimathlichen Küſte nach Verona. Can Signorio, damals jung, verführte mich; mein Vater ſtarb vor Gram. Als mein Aeußeres ihn nicht mehr reizen konnte, bediente er ſich meiner, andere Opfer ſeiner Luſt in's Garn zu locken; ſo ward ich das was ich bin. — Warum ſollten auch Andere nicht werden, was ich war, und leiden, was ich litt? — Mitleid mit ſeinem Sohne? — Hat der Vater Mitleid mit mir gehabt, oder mit andern Opfern ſeiner Luſt? — Als ich unglücklich war, unglücklich geworden durch das Laſter, verlernte ich Mitleid zu haben. Auch mit Lucretien Nogarola fühlte ich kein Mitleid. Wollte nicht ihr Vater mich aus der elenden Hütte treiben, weil ich ſeiner Schweſter eine Orange gereicht, die ihr nicht bekam? Warum hätte ich ihr nicht die Orange reichen ſollen? Ich war damals noch jung und ſchön, ich liebte meinen Verführer und ſie hatte mir ihn abwendig gemacht. — Geht Burſchen! Geht morgen nach Mailand, bringt Viſconti die frohe Botſchaft, daß das Geſchlecht der Scala erloſchen, und meldet ihm, daß ein altes elendes Weib es war, das, wie einen verglimmenden Lampendocht, den letzten Funken ausgetreten, der unter Maſtin dem Erſten wie ein Stern aufgegangen war und unter Can Grande wie eine Sonne geleuchtet hatte. — Ihr dürft nicht fürchten daß man Euch den Lohn meiner That vorenthalte, Euch wohl gar wegen dem Morde eines Fürſten zur Verantwortung ziehe. Der Tod des letzten Scala nützt dem Herzoge von Mailand, und was nützlich iſt das iſt ſtets auch wohlgethan.“ —

Die Megäre hatte richtig geurtheilt. Visconti nahm die Nachricht vom Tode Antonio's mit Jubel auf; die Ueberbringer erhielten die Belohnung. — Mailand, Padua und Venedig machten ſich längere Zeit das Erbe des Hauſes Scala ſtreitig, bis endlich der Löwe des heiligen Markus ſeine ſtarke Klaue über das ganze Herzogthum ausſtreckte. —

Von Lucretien Nogarola meldet uns die Geſchichte nichts weiter. Einer Tradition nach ſtarb ſie in einem Kloſter am Gardaſee, wohin ſie ſich, als in ein Aſyl, zurückgezogen hatte.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

In demſelben Verlage erſchien:

Lilien.

Taſchenbuch
hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen für 1842,
von
C. v. Wachsmann.
Fünfter Jahrgang, mit 6 Stahlſtichen und höchſt elegant gebunden.

Preis: 2⅓ Thlr. = 3 Fl. 30 X. Conv.-Mze.

Inhalt:

Die Tochter der Wüſte. — Geknickte Blumen, zertretene Blüthen. — Der zerbrochene Ring. — Die Hexe von Oudewater.

Ferner:

Ideale weiblicher Anmuth.
Ein Album für jedes Alter, in höchſt gelungenen Stahlſtichen. Heft X—XII.

Preis 15 Nℊ. = 45 X. Conv.-Mze.

Inhalt:

Lucretia. — Antonia. — Roſa Maria. — Bretislawa. — Editha. — Magdalena.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Zwölfter Band.

I. Seine und Kaukaſus.
II. Brautwerbung.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Sechster Band.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite

Seine und Kaukaſus 1

Brautwerbung 173

Seine und Kaukaſus.

Erzählung.

Erſte Abtheilung.

Paris.

Sey friſch an Muth, an Willen feſt,
Dann ſchau'ſt Du kühn der Höll' in's Neſt.

Die Julirevolution war noch nicht ausgebrochen, man tanzte, ſcherzte, frömmelte und ſtolzierte noch auf dem Vulkan, deſſen tief grollende Donner nur dann und wann Einen der leiſer Hörenden aus Buße oder Vergnügen aufſchreckten; als in jener Zeit eine Poſtchaiſe, die Deichſel nach der Weltſtadt gekehrt, auf der Straße von Clave eiligſt Paris zuraſſelte. Der darin Sitzende, der junge ruſſiſche Gardeoffizier Alexander Nikolajewitſch Baturin, trieb den Poſtillon mit freundlichen Worten, und ein paar blanken Frankenſtücken, zu immer größerer Eile an, denn es lag ihm daran noch ehe die Sonne unterging, was in den bereits begonnenen Wintertagen freilich ſehr zeitig der Fall war, den Eindruck des erſten Anblicks der großen Hauptſtadt nicht zu verlieren. — Immer näher flog indeß der Wagen den zur Seite liegenden Höhen des Montmartre zu, ſchon ſah man hinter dieſem das graue Häuſermeer ſich in die Ferne hindehnen, ſchon ſah man die vergoldete Kuppel des Doms der Invaliden, wie ein Meteor, im Feuer der eben noch einen letzten hellen Blick werfenden Winterſonne glänzen, aber eben ſtieg das helle Tagesgeſtirn hinab, Rauch und Froſtnebel umhüllten die chaotiſchen Maſſen, und das Zweigeſpann trottirte, nach kurzem Aufenthalt an der Barriere, langſamer durch die einförmige langweilige Vorſtadt und Straße Saint Martin. — —

„Jetzt alſo bin ich in Paris!“ murmelte der junge Ruſſe ſtill lächelnd vor ſich hin. „Ich bin in dem bis in die Wolken erhobenen, in dem bis zur Unvernunft verläſterten Paris. Ich befinde mich in der Geiſteshauptſtadt der Welt, dem Sitze der Bildung, der Geburtsſtadt der Moden, wie es die Einen; dem neuen Babel, der Kloake aller Unſitte, der Wiege aller Thorheiten, wie es die Andern nennen. Von hier aus ſchleuderte der Jupiter im grauen Röckchen, mit dem kleinen Hute, der eine Stirn voll unermeßlicher Gedanken deckte, seine Blitze, und alle Kronen Europa's wankten bei dem Rollen des Donners der Stimme, die noch in ferne Jahrhunderte hinübertönt, aber" — hier hob sich die Brust des jungen Russen, und sein dunkel beschattetes Auge glänzte feuriger — „hier zog der Doppeladler, der auf dem Kreml sein Nest hat, im Siegesfluge ein, auf der dem Königsschlosse gegenübergelegenen Brücke gähnte der stille, kartätschengefüllte Mund der Feuerschlünde unserer Verbündeten Tage lang, ohne den verbissenen Grimm der Vorüberwandelnden zu beachten; in der Straße, in der die Räder meines Wagens rasseln, klapperte der unbeschlagene Huf des Rosses vom Don, und erklang der leichte Drathpanzer des Tscherkessen." — —

Eine rasche Wendung des Postillons, der wahrscheinlich die Frage: „Wohin?" folgen sollte, weckte den jungen Krieger aus seinen Träumen.

„Nach dem Hotel der russischen Gesandtschaft!" rief rasch der Letztere, und lebhaft klatschte die das Posthorn ersetzende Peitsche des Fuhrmanns, bis der

Wagen, als es ſchon dunkel geworden war, in ein großes Gebäude rollte.

Eben trat der Portier aus ſeiner Loge, als der junge Ruſſe ſchon aus dem Wagen geſprungen war, und, nachdem er dem Poſtillon einige Silberſtücke in die Hand gedrückt hatte, einen kleinen Mantelſack auf die Stufen der Marmortreppe ſchleuderte.

„Iſt der Geſandte daheim?“ fragte Baturin.

„Auf acht Tage verreiſt!“ antwortete der Portier.

„Der Legationsrath alſo —“

„Fuhr vor einer Stunde auf den Ball, welcher bei dem Banquier Baron X. ſtatt findet.“

„Wer von der Legation iſt etwa ſonſt zu Hauſe?“

„Niemand als Dein Freund Michael Alexandrowitſch Dunin!“ rief in dieſem Moment eine helle Stimme vom Perron der Treppe herab, und ein junger Mann ſtieg raſch die Stufen abwärts.

„Iſt's möglich?“ rief Baturin hoch erfreut, indem er den Sprechenden in die Arme ſchloß. „Du warſt ja der Londoner Geſandtſchaft beigegeben.“

„Und jetzt bin ich Attaché der hieſigen“ erwiederte Jener, die Begrüßung erwiedernd. „Aber komm! komm in meine Zelle! — Ich war zwar etwas unwohl, und deshalb entſchloſſen zu Hauſe zu bleiben, jetzt aber iſt's ein Andres. Du mußt Dich in Glanz ſetzen, augenblicklich in die Gardeuniform kriechen, und dann fort auf den Ball zum Baron X..... So etwas," ſprach Dunin indem er, den Freund an der Hand, die Treppe hinauf ſtieg, „darfſt Du bei Deinem, vielleicht nur kurzen Hierſeyn, durchaus nicht verſäumen. Du ſiehſt dort Alles was berühmt iſt, Staatsmänner, Künſtler, Gelehrte, kurz alle Notabilitäten Frankreichs, ja ſelbſt Europa's. Das Haus des Barons iſt ſo zu ſagen die Hauptmoſchee des Occidents, und ſein Geldkaſten die europäiſche Kibla, nach der ſich alle Geſichter vom Tajo bis zur Newa, und vom Nordkap bis zur Meerenge von Meſſina, wenden, deshalb triffſt Du auch Alles dort, was aus irgend einem Winkel Europa's ankommt, um ſich vor dem Götzen Gold in den Staub zu werfen, und haſt Du Glück, ſo ſiehſt Du heute dort Se. Excellenz den Geſandten unſers treuen Alliirten, des Sultans, denn Se. allerunchriſtlichſte Majeſtät ſind wegen Geldmangels geſonnen ſich dem Baron in die Arme zu werfen, und ihm die Kupferminen von Trapezunt zu verpfänden. Spaßvögel aber ſetzen hinzu, der Freiherr beſtehe auf einer Verpfändung von Paläſtina, und wolle durchaus den Thron ſeiner Vorfahren beſteigen, wozu er überhaupt höchſt gegründete Anſprüche habe, wie ein Heraldiker der Vorſtadt St. Germain, der ſich einer Penſion von hundert Franken jährlich durch die Munificenz des Freiherrn erfreue, ſonnenklar nachgewieſen."

„Du biſt doch immer noch der, der Du in Petersburg warſt!" ſagte Baturin, als er, dem Drängen des Freundes nachgebend, in deſſen Zimmer ſeine Toilette machte. „Immer munter, luſtig, das Leben nehmend wie es ſich giebt. —"

„Und oberflächlich, entſetzlich oberflächlich!" rief lachend der Attaché. „O, ich entſinne mich noch recht gut Deiner Worte, Du alter ernſter, vierundzwanzigjähriger Sittenprediger! — Weiß ich nicht, wie oft Du mir wiederholt haſt, daß ich für die Diplomatie durchaus verdorben wäre? Und ſiehe da! Bin ich nicht ein Diplomat? Obendrein kein ſchlechter, wie der Fürſt von Benevent meint; und der muß es wiſſen, denn er iſt der erſte in Europa. —"

„Wie man in Petersburg ſagte, biſt Du hier bei Hofe ſehr beliebt?“ fuhr Baturin, das Zwiegeſpräch verfolgend, fort.

„Wir Alle, Schatz! Wir Alle!“ rief der junge Diplomat, ein ruſſiſches Liedchen trällernd. „Maſchallah! Unſer Glück iſt im Steigen! wie der perſiſche Geſandte, mit dem glänzenden Barte und dem abgeſchabten Pelze, zu ſagen pflegte.“

„Und der Legationsrath? Wie befindet ſich der?“ fragte Alexander Baturin mit ſichtlichem Antheil.

„Schlecht, Freundchen! ſchlecht! Wie alle alten, grämlichen, podagriſchen Leute;“ erwiederte Dunin. — „Uebrigens iſt er noch ganz der Alte. Streng, rechtlich, aber mürriſch, unzufrieden, und ſich fortwährend mit zwei Wünſchen herumbalgend, die freilich auch die der andern Erdenkinder ſind.“

„Und welche — “

„Etwas mehr Geld, und etwas mehr Ehre!“ antwortete Dunin leicht. „Ich verdenke ſie ihm weiter nicht, denn ich hege ſie gleichfalls, wenn ich mir auch nicht damit das Leben ſauer mache. Aber, verdammt!“ ſetzte er hinzu. „Ich glaube mich etwas undiplomatiſch geäußert zu haben, denn ich vergaß, daß Nicolay Dmitriwitſch Woinow Dein naher Verwandter iſt.“

„Niemand iſt mehr wie er,“ ſagte Baturin, den Schluß der Rede des Freundes überhörend, „Niemand iſt mehr wie er zu tadeln, wenn er ſein ſo beträchtliches Vermögen noch zu vergrößern wünſcht. Iſt er nicht hochgeehrt, ohnehin mehr als wohlhabend, beſitzt er nicht die beträchtlichſten Güter in Gruſien? Und dann — der Vater eines einzigen Kindes! — Wie befindet ſich Eudoxia Nicolajewna? — — “

„Seyd Ihr nicht zuſammen erzogen worden?“ fragte Dunin, indem ein leichtes Wölkchen über die glatte Stirn des Diplomaten zog.

„Allerdings!“ erwiederte Baturin, den Freund aufmerkſam betrachtend. — „Haſt Du mir irgend etwas Schlimmes über Eudoxia's Geſchick mitzutheilen? — Verhehle mir nichts.“

„Nichts! — Nichts!“ rief ſchnell wieder zum Scherz übergehend, der Diplomat. „So lange es noch Seide und Flor, Pfeifen und Geigen, verliebte Männer und neidiſche Weiber, häßliche Nebenbuhlerinnen und hübſche Verehrer, außerdem aber Firlefanz tauſenderlei Art giebt, iſt noch nie ein junges hübſches Mädchen vor Gram geſtorben. — Aber ſpude Dich! — Spude Dich! —“ ſetzte er hinzu. „Der Ball beim Baron X. muß längſt angegangen ſeyn, und da, Alexander Nicolajewitſch —“ — hier nahm Dunin einen gewiſſen eigenthümlichen Accent an — „wird eine Pracht ſeyn — eine Pracht — wie ſeit der Zuſammenkunft des Königs Salomo mit der Königin von Saba nicht wieder ſtatt gefunden hat. —“

Laut lachend führte der muntere Diplomat den Freund zur Thüre hinaus.

In weniger als einer halben Stunde befanden ſich die beiden jungen Männer in der Behauſung des Freiherrn. Eine ſtrahlende Beleuchtung glänzte von den herrlichen, mit ſcharlachrothem Tuche belegten Marmortreppen ihnen ſchon beim Eintritte entgegen. Obwohl die Weihnachtszeit nicht mehr entfernt war, erfüllten dennoch die Maſſen in Ueppigkeit blühender und mit ausgezeichnetem Geſchmack gruppirter exoteriſcher Pflanzen die in grandioſem Styl erbauten Hallen mit ihrem Wohlgeruch. Alles was Baturin erblickte, Ausſchmückung wie Beleuchtung, war auf eine Art arrangirt, die er bis dahin ſelbſt in den erſten Häuſern Petersburg's nicht geſehen hatte. Angekommen in einer Art Vorzimmer, ſah man eine Menge Lakayen, alle in die reiche Livree des Hausherrn gekleidet, und außer ihnen noch zwei rieſengroße Portiers, die unſern Freunden mit Schnelligkeit die mächtigen Flügelthüren des nächſten Zimmers öffneten. Kaum waren die beiden jungen Ruſſen eingetreten, als ihnen zwei Herren, vom Kopf bis zur Zehe ſchwarz gekleidet, den Klapphut unter dem Arm, entgegentraten, und da beide den Geſandtſchaftskavalier genau zu kennen ſchienen, ihn mit großer Zuvorkommenheit bewillkommten. Letzterer ziſchelte dem Einen von ihnen einige Worte in's Ohr, winkte dem Freunde einige Augenblicke zu verweilen, und verſchwand dann in der Thüre eines Salons, von wo eine rauſchende Muſik herſchallte. Während der Eine der Schwarzen, welche die Honneurs des Hauſes zu machen ſchienen, ſich mit ein paar prächtigen, mit herrlichen Blumenbouquets gefüllten Silberkörben, aus denen wahrſcheinlich jede der ankommenden Damen eine Eintrittsgabe empfangen hatte, beſchäftigte, unterhielt der Andere unſern Bekannten auf eine Weiſe, die den Letztern eben nicht verhinderte, allerlei Bemerkungen über die Umgebungen des Ortes, wo er ſich befand, anzuſtellen. Außer dem Saale, aus welchem die Muſik ſchallte, und der unſtreitig mit einer langen Zimmerreihe, die von hier aus nicht überblickt werden konnte, in Verbindung ſtand, überſah Baturin nach der entgegengeſetzten Seite eine Reihe Gemächer, in denen eine Anzahl Herren, die ſich dem Gewühl zu entziehen geſucht hatten, auf und ab wandelten. Wohin der junge Ruſſe blickte, überall bemerkte er eine Pracht, die man am beſten durch das Beiwort gediegen bezeichnen konnte. Die Meubles waren einfach, aber von den koſtbarſten Hölzern, die Drappirungen von den ſchwerſten ſeidenen Stoffen, die herrlichen Spiegel von enormer Höhe und Breite. Freilich hatte Baturin dieſelbe Pracht ſchon öfters in den erſten Häuſern Petersburg's erblickt, aber Zweierlei war ihm neu. Das Eine: eine enorme Maſſe ſehr ſchön und geſchmackvoll gearbeiteten Silbergeräthes, welches, in ſolchen Quantitäten aufgeſtellt, indeß dem Ganzen mehr zur Unzier als zum Schmucke diente, und dann: in jedem der Gemächer eins oder mehrere lebensgroße Portraits fürſtlicher Perſonen oder Staatsmänner, welche auf eine Weiſe, die man wohl eine geſuchte nennen konnte, aufgeſtellt waren. — Man ſah, daß der Hausherr etwas darein ſetzte, die eben bezeichneten Verzierungen den Beſuchern ſeines Hauſes auf die augenfälligſte Weiſe zu zeigen. — — —

Eben ſtellte Baturin, die Unterhaltung des Cavaliere servente halb überhörend, allerhand Betrachtungen über das Geſehene an, als ſein Freund zur Seite des Legationsraths aus der Thüre des Salons trat. —

Der zuletzt Genannte, war ein Sechziger von ziemlich impoſanter Geſtalt, erloſchenen Auges und eiskalter Miene; er ſah, mit den Worten eines großen Dichters zu reden, „vornehm und unzufrieden" aus.

Mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes und einer eben ſolchen Bewegung der Hand begrüßte er unſern ihm entgegeneilenden Bekannten, welcher, nachdem er die Meldung gemacht daß er ein Paket Depeſchen an die Geſandtſchaft überbringe, einen Brief hervorzog, und ſolchen mit dem Beifügen: daß ihm von dem Miniſter der Auftrag geworden denſelben Sr. Excellenz im Augenblicke der Ankunft zu überreichen, dem Legationsrathe übergab.

So wie das Wort Excellenz über die Lippen Baturin's geflogen war, zog ſichtlich ein Strahl angenehmer Ueberraſchung durch die kalten Züge des Diplomaten, er winkte unſerm Bekannten ihn zu begleiten, und dieſer, ſo wie der Attaché, folgten dem Legationsrathe in eins der hintern Zimmer, aus welchem nur noch ein Blick in den Buffetſaal übrig blieb. Während der Alte zu einem der mächtigen ſilbernen Armleuchter trat, und mit einer gewiſſen Haſt den Brief öffnete, machte Dunin in ſeiner gewohnten Weiſe den Freund auf alle die eß- und trinkbaren Herrlichkeiten im Nebenzimmer aufmerkſam.

„Sieh einmal!“ ziſchelte er ſeinem Freunde in's Ohr, indem er auf ein niedriges, kaum drei Fuß über den Boden erhabenes Tiſchchen von Acajou zeigte, auf dem eine mehr als zwei Ellen hohe Eispyramide von roſenrother Farbe erglänzte. „Sieh einmal dort den Obelisken, den noch fünf oder ſechs kleinere, von eben ſo viel verſchiedenen Farben, umſtehen. Von dem iſt morgen in allen Salons die Rede, denn unſere Faineants intereſſiren ſich gewiß mehr dafür, als für die Nadel der Kleopatra, oder die Obelisken von Luxor, die, wie es heißt, Mehemed Ali dem Könige zum Geſchenk angeboten hat. — Aber dort, Freundchen! — Bemerke dort einmal die Berge von Konfitüren, von Süßigkeiten aller Art! — Und dann die Sorbetti, die Kremes, und all das andere Zeug, womit unſere Nachtigallen, unſere Kanarienvögel in Florärmeln, Bändern, Spitzen, und wie etwa der angenehme Plunder, womit ſie unſere Herzen bezaubern, heißt, geätzt werden ſollen! — Ich wüßte nicht, wo ich ſo viel Süßigkeiten geſehen hätte, es müßte denn zu Warſchau am Lauberhüttenfeſt geweſen ſeyn, wo ich mir einmal den Magen auf ein ganzes Jahr damit verdorben habe. — —"

Höchſt wahrſcheinlich würde Dunin, trotz alles bedenklichen Umherblickens ſeines Freundes, noch eine lange Weile in dieſem Tone fortgefahren ſeyn, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Legationsrath ſeine Lectüre geendet hätte. — Das Geſicht des jungen Diplomaten legte ſich auch ſogleich in ernſte Falten, als ſein Vorgeſetzter heran trat.

„Ich heiße Dich nochmals willkommen, Vetter!" ſprach der Legationsrath. — Baturin wollte es indeß bedünken, es ſey dies zum erſten Mal der Fall. — „Ich heiße Dich nochmals willkommen in Paris!" ſetzte er auf eine Weiſe hinzu, die eine freundliche ſeyn ſollte. „In dem Umſtande, daß der Miniſter Dich erwählte, um mir die erſte Nachricht von dem Prädicate, womit ich begnadigt worden bin, zu überbringen, ſehe ich eine ganz beſondere Güte. — Herr von Dunin! — Stellen Sie doch Ihren Freund dem Hausherrn vor! — Bemerken Sie ihm, daß er ein Verwandter meines Hauſes ſey."

„Maſchallah!" rief Dunin, als der Legationsrath ſich in einem Nebenzimmer etlichen betreßten alten Herren zugewendet hatte. „Es geht doch nichts über liebende Verwandte! — Du biſt zwar in dem Hauſe Sr. Excellenz — denn das iſt er ja nun, wie ich höre — erzogen worden, biſt der Spielgefährte ſeiner Tochter, der Sohn ſeiner nächſten Verwandten; aber Dich *ſelbſt* dem Baron vorzuſtellen, das geht nicht an! Das wäre eine allzugroße Ehre! Du könnteſt üppig werden! — Und doch will er Dich wohl aufgenommen, will Dich geehrt wiſſen! — Bemerken Sie ihm, daß er ein Verwandter“ —

„O, laß dies, lieber Michael!“ unterbrach Baturin den Freund, als dieſer die Rede des Legationsraths nachzuäffen begann, mit ſchmerzlichem Tone. „Ich bin ihm Dank ſchuldig, und er iſt ſonſt ein geachteter, ſeinem Monarchen und dem Vaterlande treu ergebener Mann. Mithin“ —

„Schlimm genug, daß er Dir Deine Abhängigkeit fühlen läßt!“ entgegnete Jener. — „Aber ſtill! Dort kommt unſer Amphitryo!“ —

Ein Mann von mittler, etwas magerer Figur, markirten, hagern Zügen, blonden Haares, in ſcharlachrother Uniform mit goldenen Epaulettes, einige Ordenskreuze im Knopfloch, ſchritt eben über die Schwelle des Zimmers.

„Dieſer?“ ziſchelte Baturin verwundert. — „Das iſt“ —

„Der Allerweltsdukatenmann, der Spezial der Diplomaten, die Stütze der Throne, der Helfer, wenn die Noth am größten, ja — wie Du ihn da ſiehſt, in ſeinem ſcharlachrothen Rocke, und den goldenen Epauletten — die europäiſche Friedenstaube, die aber ſtatt dem Palmzweige einen Geldbeutel im Schnabel trägt.“

Gewiß wäre Dunin noch länger in ſeiner Rede fortgefahren, wenn nicht die unruhig umherſchweifenden Blicke des Eintretenden auf ihn und den Freund gefallen wären. Raſch trat der Diplomat dem Hausherrn entgegen.

„Herr von Baturin von der Kaiſerlichen Garde, ein Verwandter des Herrn Legationsraths!“ ſagte er, den Freund vorſtellend.

„Sie entſchuldigen, Herr Freiherr, die Anweſenheit eines Ungeladenen, der ſo eben“ — —

„Sie haben Petersburg am Montag vor acht Tagen verlaſſen,“ ſagte der Baron, ſich leicht, aber verbindlich verbeugend zu unſerm Bekannten, „und außer der Beendigung der bewußten Sache“ — hier wendete er ſich an Dunin — „bringt Herr von Baturin auch dem Herrn Legationsrath das wohlverdiente Excellenzprädicat. — Hätte ich nicht gemeint eine Indiscretion zu begehen, ſo hätte ich Ihnen davon ſchon heute früh Nachricht geben können, da mein Kourier Ihre Hauptſtadt einen halben Tag früher verließ.“ —

Nach einigen noch hinzugefügten freundlichen Worten, begleitet von einer Einladung zu wiederholtem Beſuche, entſchlüpfte der Baron, um ſich zu einigen ſpaniſchen Granden zu wenden, die ernſt und gemeſſen im Nebenzimmer auf und abgingen.

„Haſt Du gehört?“ ſagte Dunin lachend zu ſeinem Freunde. „Der wußte ſchon ſeit heute früh von dem Excellenzprädicat, und ſchwieg mäuschenſtill. — Ein weniger Feiner hätte nicht genug eilen können dem Legationsrath davon Nachricht zu geben, um mit der Schnelligkeit ſeiner Kouriere zu prahlen; er begnügt ſich mit der Sache, er findet es ganz natürlich daß ſeine Eilboten die ſchnellſten ſind, denn er ſchmiert ja die Räder am fetteſten, und wenn ſeine Uhr um zwölf Stunden früher die Stunden verkündigt, ſo iſt auch das kein Wunder, denn der ſchwerſte Geldſack in Frankreich hängt als Gewicht daran. — Aber komm! — Komm in den Tanzſaal! Deinem liebenswürdigen Mühmchen kannſt Du Dich zwar noch nicht vorſtellen, denn Die, welche Du mit dem Auge zu ſuchen ſcheinſt, ſchwebt wie ich ſehe eben im Kotillon umher, aber wenn Du Dich nicht allzulange bei der Mutter aufhalten willſt, was ich nicht beſorge, da ſie, wie bekannt, faſt immer zu klagen hat, ſo will ich Dir alle Notabilitäten von Paris zeigen, denn wenn ſolche auch den allerverſchiedenſten politiſchen und religiöſen Glaubensbekenntniſſen angehören, und ſich ſonſt Tag und Nacht in den Haaren liegen, ſo giebt es dennoch ein neutrales Terrain, einen Tempel, wo Alle anbeten, der Gott aber heißt: Mammon, und ſein Hoherprieſter Freiherr von X., iſt geheimer Kommerzienrath verſchiedener Potentaten.“ — — —

Die Freunde traten jetzt in den Tanzſalon. Terpſichore ſchien hier ihre geweihteſten Schüler verſammelt zu haben. Wie ein Blumenbeet im Glanze ſchöner Frühlingsſonne ſtrahlend, nahm ſich die lange Reihe junger Damen aus, die auf den köſtlichen Divans längſt den Wänden Platz genommen hatten. Die Quinteſſenz, die Auswahl des Schönſten der Schönen aber war der Mädchenkranz, der, wie eine bunte ſtrahlende Schmetterlingsſchaar, den Saal im Tanze des Kotillons durchſchwebte. — Das Auge unſeres Bekannten durchirrte längere Zeit den anmuthſtrahlenden Kranz, und blieb endlich an einer Mädchengeſtalt haften, der, um ſchön genannt werden zu können, nur etwas Farbe und üppige Jugendfülle fehlte. Eben walzte die Dame in einer Kotillontour an Baturin vorüber, ihr Auge traf das ſeinige, und das flüchtige Roth lebhafter Ueberraſchung durchflog die regelmäßigen, aber bleichen Züge. Noch einen Augenblick ſah der junge Ruſſe der Tänzerin nach, dann ging er raſch die lange Reihe der zur Seite ſitzenden ältern Damen hinab, und blieb endlich vor einer Frau ſtehen, deren Geſicht den Ausdruck langgetragener körperlicher Leiden darbot.

„Herzlich willkommen, Alexander Nicolajewitſch!" ſagte die Dame mit leiſem Tone. „Ich erkannte Dich ſogleich, als Du mit Dunin in die Thüre des Salons trateſt. — Wie freue ich mich Dich zu ſehen! Welche freundliche Erinnerungen gehen mir bei Deinem Anblicke auf! — O, es war doch eine freundliche Zeit, wie wir zur Sommerszeit auf unſerm Gute bei Zarsko je Selo alltäglich in das kleine ſchattige Birkenwäldchen wandelten, wie Ihr, Du und mein ſchwarzlockiger Iwan, lärmende Knabenſpiele ſpieltet, und Eudoxia, obwohl jünger wie Ihr beide, Euch ausſchalt, wenn Ihr meinem armen

Kopfe mit Eurem Geſchrei allzuarg zuzuſetzen begannet.“

„Ja, wohl war es eine herrliche Zeit!“ ſagte Baturin, die magere Hand der alten Dame mit Herzlichkeit und Ehrerbietung an ſeine Lippen drükkend. „O, meine gütige Mutter — Sie erlauben wohl, daß ich auch jetzt noch die mir theuer gewordene Benennung brauche — es iſt nicht möglich, daß Sie öfter als ich jener entſchwundenen Tage gedenken. Wie oft habe ich Stunden lang mit Iwan von unſern Kinderjahren geſchwatzt, wie oft mahlten wir uns eine Zukunft, wo wir, wäre es auch nur einen Tag, Sie, Eudoria, Iwan und ich, wieder in dem lieben, traulichen Wäldchen ſitzen, alle die wohlbekannten Stellen wieder beſuchen wollten.“ —

„Alles, Alles dieſes iſt vorbei! — Iwan, der lebenskräftige Jüngling, auf deſſen Geiſt mein Mann und auf deſſen Herz ich ſo große Hoffnungen baute, ſchlummert ſeit zwei Jahren im Grabe, und ich, ich Alte, Kränkliche, Lebensſatte, treibe mich herum in dieſem Gewühle, bin gezwungen mich zufrieden, wenn nicht gar fröhlich zu ſtellen, in Cirkeln, die mich elender machen als ich es ſchon bin, die mir von Tage zu Tage immer unerträglicher werden, die mir jeden ruhigen Augenblick eines ohnehin ſchon qualvollen Lebens rauben. — Aber iſt es nicht lächerlich," ſagte die Legationsräthin, indem ſie ſich mit der Hand über die Stirn fuhr, und dabei unvermerkt eine dem Auge entquellende Thräne verwiſchte, „iſt es nicht abgeſchmackt, daß ich alte Frau, mitten im einem, dem Tanze, der Luſt und der Freude geöffneten Saale, umringt von Vergnügen ſtrahlenden Geſichtern, einem jungen Manne von meinem Kummer, meiner Krankheit, in einem grämlichen Tone allerhand vorerzähle! — Geh, lieber Alexander! Geh, beluſtige Dich! Morgen ſprechen wir ein Mehreres von den alten Zeiten." — — Sie winkte mit der Hand und der Jüngling entfernte ſich. — — —

„Der ewige Kotillon!" ſeufzte Baturin ein paar Augenblicke ſpäter, als er in einer entlegenen Fenſterbrüſtung lehnend, lange mit unruhigen Blicken in den Wirbel der Tanzenden geſchaut hatte. —

Endlich war der Kotillon aus, und Baturin ſtand bald darauf vor Eudoxien.

„Erſt jetzt kann ich Dir — kann ich Ihnen, gnädiges Fräulein“ — ſtammelte Baturin in höchſter Verwirrung, dann verſagte ihm, von Rührung überwältigt, die Stimme.

„O, ich bemerkte Dich, als Du in den Saal trateſt, theurer Alexander!“ ſprach das Mädchen, indem ſie hocherröthend dem Jugendgeſpielen die Hand zum Willkommen reichte. „Wer hätte das gedacht, daß wir, nach ſechsjähriger Trennung, ſo fern von der Heimath uns wiederfinden ſollten? — Wer hätte mir noch heute früh geſagt, daß ich auf dieſem Balle, den ich nur mit Widerwillen beſuchte, weil mir der Kopf noch von dem geſtrigen wüſt war, den lieben Spielgefährten, den einzigen Freund meiner Kindheit begrüßen würde.“ —

„Du haſt mein gedacht, theure Eudoxia, mein gedacht, mitten in den Zerſtreuungen der großen Weltſtadt?“ rief Baturin, die Hand der Freundin mit Innigkeit an ſeine Lippen drückend.

„Und Du konnteſt daran zweifeln, Alexander?“ ſagte das Mädchen mit freundlichem, aber etwas ſchmerzlichem Ausdrucke. „Ich bin nie einen Augenblick der Meinung geweſen, daß Du die glücklichen

Tage unſeres frohen Zuſammenlebens vergeſſen könnteſt. — Siehe! das iſt einer der Unterſchiede der Denkungsweiſe unſerer Geſchlechter. Wir glauben, wo ihr hoffet.“ — —

„Wer könnte Eudoxien einen Vorwurf machen, wenn ſie jung, ſchön, voll gerechter Anſprüche an's Leben, umſchwärmt von Scharen junger Männer, die ihren Werth anerkennen müſſen, mitten im Gewühl von Paris, jedes Andenken an die Vergangenheit bis auf die Erinnerung verlernt hätte? — Wer möchte“ —

„Ich verſtehe Dich nicht, Alexander; aber — Du ſollteſt mich beſſer kennen!“ entgegnete Eudoxia ernſt. „Als ich vor ſechs Jahren beim Abſchiede laut weinend unſerm verewigten Iwan in die Arme ſank, als ich Dir beim Einſteigen in den Wagen ſchluchzend die Hand reichte — der Vater ſchalt mich nachher deswegen — ſelbſt da ſtanden alle Scenen unſerer Kindheit nicht ſo lebhaft vor meinem Geiſte, als jetzt in manchem Augenblicke. — O,“ ſetzte das Mädchen mit einem unausſprechlich ſanften Tone hinzu, „unſere Kindheit war doch ſchön!“ —

„Und ſo müſſe auch Deine Jugend ſeyn!“ rief Baturin, im Innerſten bewegt. „Ja, Eudoxia! ſo muß ſie ſeyn, oder keine edle ſchöne Seele darf je des Lohnes hoffen.“

„Und Du, Alexander,“ ſagte Eudoxia mit trübem Lächeln, „Du, der mich ſo genau kannte, wie nur ein Bruder die Schweſter kennen kann, ſollteſt wirklich der Meinung ſeyn, daß ich, in der Stille des Landlebens erzogen, von Kindheit an nur jene Freuden kennend, die Natur und Häuslichkeit uns bieten, gewohnt, durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten den Leidenszuſtand der theuren Mutter erträglicher zu machen, daß, ſage ich, ich in dem Treiben von Paris, in einem Hauſe, wo die Unruhe ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben ſcheint, bei der zunehmenden Kränklichkeit meiner Mutter, alle dieſe ſogenannten Zerſtreuungen anders als eine Laſt, dieſe Freuden als eine Plage, die Zurüſtungen zu ihnen als eine Arbeit betrachten könnte? — Du glaubſt nicht,“ fuhr Eudoxia fort, indem ſie ſich auf einen Divan niederließ, und Baturin mit einem Winke der Hand neben ihr Platz zu nehmen einlud, „Du glaubſt nicht, wie ich es haſſe, dieſes Paris, in dem ich allen häuslichen Frieden unſerer Familie, die Geſundheit meiner Mutter, die Zufriedenheit des Vaters, ja, was ſoll ich es läugnen, auch alle liebe Hoffnungen, die mir, erfüllbare und nicht zu erfüllende, die nimmer raſtende Gauklerin Phantaſie in den ſchönen, einſamen Stunden des Landlebens vorgeſpiegelt, bis auf die Wurzel zerſtört ſehe.“ —

„Ich bin erſtaunt, theure Eudoxia,“ ſagte Alexander kopfſchüttelnd. —

„Mitten in Paris auf einem glänzenden Balle, in dem eleganteſten Salon der franzöſiſchen Hauptſtadt, aus dem Munde eines zwanzigjährigen Mädchens, eine Sprache wie dieſe zu hören!“ unterbrach ihn Eudoxia ſchmerzhaft lächelnd. „Ich glaube es Dir, mein Freund. — Und dennoch — wer weiß wie Viele in dieſem glänzenden Saale, in dieſen erleuchteten, von den Tönen der Luſt und des Vergnügens erdröhnenden Hallen dieſelbe Sprache führen würden, wenn ſie wahr ſeyn dürften. — Kommen nun noch Nebengründe dazu, die mir den Aufenthalt in Paris verleiden, ja die unglücklichen Umſtände, die uns hierher geführet verwünſchen laſſen, ſo wirſt Du mich wenigſtens keiner Ungerechtigkeit gegen die Geiſteshauptſtadt Europa's zeihen können.“ Lange ſprach noch Eudoria in dieſem Tone. Sie erwähnte — jedoch dieſen Punkt nur leiſe und mit ungemeiner Zartheit berührend — der ſo außerordentlichen Neigungsverſchiedenheit ihrer Eltern, ſie ließ dem Freunde bemerken, wie der Stolz des Vaters, ſeine, durch dieſen hervorgerufenen und oft auf's künſtlichſte erbauten, wenn auch rechtlichen Pläne, ſeine Neigung zu repräſentiren und Rang und Einfluß geltend zu machen, auf den Hausfrieden, auf das Gemüth ihrer Mutter, ja auf ihr eigenes den traurigſten Einfluß übe. Oft ſchien Eudoria in ein näheres Detail eingehen zu wollen, und immer wollte es Baturin bedünken, daß ſie ihm noch etwas ganz Beſonderes, ſie unmittelbar Berührendes, zu entdecken geneigt ſey, aber immer ſchien ſie wieder von ihrem Vorſatze abzukommen, und das Geſpräch ergoß ſich ſodann über andere Gegenſtände.

„Sie hat einen geheimen Kummer, es iſt etwas vorgegangen, was alle ihre innerſten Gefühle in Anſpruch nimmt!“ ſagte Baturin zu ſich ſelbſt, nachdem Eudoxia eine Unterhaltung abgebrochen hatte, die von beiden Theilen mit gleichem Eifer ſo lange fortgeführt worden war, als es nur ohne Aufſehen zu erregen geſchehen konnte. — „Sie iſt unglücklich, gewiß ſie iſt unglücklich!“ fuhr er, einſam in einer entfernten Fenſterbrüſtung an die Wand gelehnt fort. „Und wer verdient wohl mehr glücklich zu ſeyn wie dies Mädchen, mit der Seele eines Engels, mit dem wohlwollenden Herzen eines Kindes? — Wie ſo ganz iſt ſie doch geſchaffen, um glücklich zu ſeyn und glücklich zu machen?“ — Lange hielt unter ſolchen Betrachtungen Baturin ſein Auge auf Eudoxien gerichtet, als er bemerkte, daß ſich plötzlich und mit dem Anſchein großer Vertraulichkeit ein Mann, der ihm in mehreren Beziehungen bereits ganz beſonders aufgefallen war, zur Seite Eudoxiens niederließ. Schon vorhin hatte Baturin einige Momente zur Seite einer Männergruppe verweilt, in welcher ſich jener Fremde befand. Es war derſelbe ein ernſter Mann von noch nicht vierzig Jahren, und von athletiſcher Geſtalt. Obwohl er nicht in Uniform war, verkündigten ſeine kriegeriſchen, etwas harten Züge, der dunkle Schnurbart, die kecke, ungezwungene Haltung, endlich das von Luft und Sonne geröthete Antlitz, den Soldaten. Seine Kleidung war fein, aber einfach, und außer dem Kreuze der Ehrenlegion, das er im Knopfloch trug, nichts von irgend einem Schmuck oder Putz an ihm zu ſehen. Baturin hatte den Fremden nur wenige Worte ſprechen hören, doch waren ſie hinreichend um zu erkennen, daß, ſo geläufig er auch die franzöſiſche Sprache redete, er doch ſchwerlich von Geburt ein Franzoſe ſeyn könne, indem ſein Vortrag ruhig und gemeſſen, und etwa in jener Weiſe war, wie ſolche das Verlangen, Eigenthümlichkeiten des Dialects zu vermeiden, hervorbringt. Was ſeine Erſcheinung, außer der hohen, kräftigen Geſtalt, am impoſanteſten machte, war eine gewiſſe Art von Ueberlegenheit, die er in einer Geſellſchaft geltend zu machen ſchien, die, wie es jedoch kaum bezweifelt werden konnte, ihm großentheils fremd war, ſo wie eine ungezwungene Selbſtbeherrſchung, die ihm gewiſſermaßen das Anſehen eines bedeutenden oder vornehmen Mannes lieh. Mit beiden Eigenſchaften ſtimmte ſehr gut die Art und Weiſe, wie er in den wenigen Augenblicken, in denen Baturin ihn früher beobachtet hatte, ſeine Meinung bei dem geführten Geſpräch in kurzen Worten äußerte; ſie trug ganz das Gepräge eines Mannes, der da fühlt daß er durch Rang oder Anſehen eine nicht unbedeutende Stellung in der Geſellſchaft einnimmt, und der da meint daß das, was er ſagt, unmöglich beſtritten oder auch nur bezweifelt werden könne. —

Das Geſpräch zwiſchen Eudoxien und dem Fremden verlängerte ſich indeß immer mehr. Zwar ſprach das Mädchen nur wenig, aber das, was es ſagte, ſchien von bedeutendem Inhalt zu ſeyn; denn Eudoxiens Geſicht zeugte von ſtarker Aufregung. Eben ſo lebhaft ſprach der Fremde, und der Umſtand, daß er im Feuer der Rede mehrmals ſeine Hand auf den weißen Arm des Mädchens legte, daß er ſogar einmal Eudoxiens Hand faßte und ſie mehrere Momente in der ſeinigen hielt, ohne daß ſie ihm ſolche entzog, war unſerm Bekannten Bürge, daß zwiſchen ſeiner Jugendfreundin und dem Fremden ein näheres Verhältniß ſtatt finden müſſe. — Baturin konnte ſich über ſeine Empfindungen in dieſem Augenblicke keine genaue Rechenſchaft ablegen, aber es war ihm als ob ein Meſſer ſeine Bruſt durchdränge, ſolch' einen Schmerz empfand er bei der traulichen Unterredung Eudoriens mit dem Fremden. Je länger die letztere dauerte, deſto ergriffener fühlte ſich Baturin. Zehnmal faßte er den Entſchluß, fortzugehen von der Stelle wo er ſich befand, und dennoch blieb er wie eingewurzelt ſtehen, unverwandt ſeine Blicke nach den Sprechenden gerichtet. Die ſchon oft gemachte Bemerkung: daß jede Urſache zu unruhigen oder kränkenden Betrachtungen, welche im reiferen Alter eine finſtere, ſtill brütende Unthätigkeit zur Folge hat, bei der Jugend eine Thätigkeit, einen Drang erzeugt das vorhandene Uebel nur noch ärger zu machen, indem es daſſelbe im tiefſten Grunde aufrührt, um ſeiner thörigten Meinung nach, deſſen Folgen zu begegnen, bewahrheitete ſich auch hier. Baturin verließ zwar die Stelle, wo er ſich längere Zeit befunden hatte, aber — er wählte von einem innern Grimme getrieben, eine andere, wo er den Blicken Eudoriens, ſobald ſie das Auge aufſchlug, unmöglich entgehen konnte. Wirklich trat auch letzterer Umſtand nach wenigen Augenblicken ein, der Blick des Mädchens fiel auf Baturin, indeß hatte das keine weitern Folgen, als daß Eudoxia bis an den weißen Hals hinab erröthete, und in ihrem Geſpräche mit dem Fremden um ſo eifriger fortfuhr, ohne ferner ihr Auge nur ein einziges Mal auf Baturin fallen zu laſſen. — —

Der junge Mann fühlte ſich in dieſem Augenblicke unendlich beleidigt, ja gedemüthigt. Eine Thräne, die er aber ſchnell und unvermerkt abwiſchte, trat ihm in's Auge. Bald machte ſich ſein gekränkter Stolz, eine ſeit Jahren halb eingeſchlummerte Neigung für die Freundin ſeiner Kindheit, in einem Sturme von Gefühlen Luft, der ſein ganzes Innere durchtobte. Das Mädchen, um deſſen Lächeln er ſchon als Knabe gebuhlt, mit dem er von Kindesbeinen an ſo vertraut geweſen wie der Bruder mit der Schweſter, ſo vertraut, daß ſich in die Unſchuld, die Unbefangenheit dieſer Verbindung, ohne daß er ſich bis heute deſſen bewußt geweſen, ein gewiſſer höherer, wenn ihm auch noch nicht gänzlich klar gewordener Grad von Zärtlichkeit eingeſchlichen; das Mädchen, deſſen Bild während einer Reihe von Jahren ihm nicht aus dem Gedächtniſſe entwichen war, und von einer Glorie umſtrahlt, aus dem tiefſten Norden bis nach der Hauptſtadt Frankreichs begleitet hatte, ſie hatte ihn — dies ſchien dem jungen Manne nur allzu klar — gänzlich vergeſſen.

„Aber was will ich denn!“ ſagte Baturin ſtill und grimmig zu ſich ſelbſt. — „Welches Recht habe ich denn, ihr irgend einen, ja auch nur den kleinſten Vorwurf zu machen? — Er iſt ein Mann von bedeutendem militairiſchem Range, — die Sicherheit mit der er auftritt beweiſt es — ich bin einer der jüngſten Offiziere des Heeres. Er kann ihr von Schlachten erzählen, er trägt ein Kreuz auf ſeiner Bruſt, welches er im Pulverdampfe am Tajo, an den Pyramiden, auf der Brücke von Arcole vielleicht gewann, ich habe noch keine feindliche Kugel pfeifen hören. Er trägt vielleicht die Epauletten des Generals auf ſeinen Schultern und iſt ein ſchöner Mann, ich trage die Gradzeichen des Lieutenants, und ſehe ganz gewöhnlich aus. — Was alſo iſt es, das ich ihr vorwerfen kann? — — Und dennoch,“ ſetzte er nach einer Weile mit zitternder Lippe hinzu, „dennoch, um des erſten beſten Fremden willen, aufgegeben zu werden! — Ich liebe ſie ja ſo ſehr!“ — — —

Baturin erſchrak beinahe über das Geſtändniß, was er ſich ſo eben gethan, und das, faſt ohne zu wiſſen was er ſagte, ſeinen Lippen entglitten war. Er war noch in voller Verwirrung, als ſein Freund Dunin zu ihm trat. —

„Kennſt Du den Mann, lieber Michael, der dort neben Eudoxien ſitzt, und ſo lebhaft zu ihr ſpricht?“ fragte Baturin leiſe, aber mit ſo gepreßter Stimme, daß ihm der zurückgehaltene Athem faſt die Bruſt zu ſprengen drohte.

„Wer darf ihn kennen,
Und wer ihn nennen“ —

deklamirte Dunin poſſenhaft.

„O, laß den Scherz!“ ſagte Baturin verdrüßlich. „Sage mir, ob Dir der Mann bekannt iſt.“

„Sagte Dir Eudoxia noch nichts von ihm?“ ſprach Dunin ſchnell, zum Ernſte übergehend.

„Kein Wort!“ erwiederte Alexander.

„Auch nicht die Mutter?“ fragte Jener im vorigen Tone, indem er den Freund leicht fixirte.

„Eben ſo wenig!“ erwiederte Baturin. „Wie ſollte ſie auch“ —

„Nun ſo kann ich Dir den Namen des Mannes nennen!“ ſprach Dunin, ſeine Rede etwas eigenthümlich betonend. „Er heißt Diomedi, und iſt Obriſt der ehemaligen Kaiſergarde.“

„Wie es ſcheint, iſt er mit Eudoxien — mit der Familie des Legationsraths — ſehr genau bekannt!“ bemerkte Baturin zögernd.

„Ja, es ſcheint ſo!“ erwiederte Dunin, und ſein Blick ſchweifte bei dem Freunde vorüber im Saale umher.

„Ehemals war es ſchwer, Zutritt zu erlangen!“ ſprach der Vorige, einen gleichgültigen Ton affectirend.

„Das iſt auch gegenwärtig noch der Fall!“ erwiederte Dunin.

„Und bei dem — wie heißt er doch? — bei dem Franzoſen macht der Legationsrath eine Ausnahme?“

„So ſcheint es!“ entgegnete der Gefragte mit einer Trockenheit, die Baturin an dem Freunde ganz ungewöhnlich, und darum heute ſo unausſtehlich vorkam. — „Aber wie es mir bedünken will,“ fuhr Dunin, ſeinen gewöhnlichen leichten Ton annehmend, fort, „ſo intereſſirſt Du Dich lebhaft für die Verhältniſſe des Obriſten. Ich, lieber Alexander, weiß nichts davon, ich darf nichts davon wiſſen! Wende Dich deshalb an die Räthin, an Eudoxien, oder — nein, wende Dich gleich an die rechte Stelle!“ —

Baturin ließ ab den Freund um nähere Auskunft zu bedrängen. Er liebte zwar ſelbſt ſeinen Verwandten, den Legationsrath, eben nicht beſonders, er erinnerte ſich nur zu wohl, daß dieſer ihn, den vater- und mutterloſen Knaben, nur um den Geboten des Anſtandes zu genügen, und nicht ohne eine jährliche Entſchädigung aus Baturin's nicht ſehr beträchtlichem Vermögen, in's Haus genommen, ſo wie, daß er ſeiner Sorgfalt, in Beziehung auf Pflege und Erziehung, wenig zu verdanken habe, aber eine gewiſſe Pietät hielt ihn ab, vom Vater Eudoxiens und deſſen Herzloſigkeit noch mehr zu hören als ihm aus Erfahrung bereits bekannt war, auch wußte er daß zwiſchen der Familie Dunin und dem Legationsrath eine langjährige Feindſchaft beſtand, und dieſe mehr als hinreichend war, um den beißenden Bemerkungen des Attaché erwünſchte Gelegenheit und freien Spielraum zu verſchaffen.

Eben wollte Baturin den Platz verlaſſen, als ſein Freund ſich ſo plötzlich zu ihm wendete, wie Jemand dem eben eine dringende Frage einfällt, die er an den Mann bringen will ehe ſie in Vergeſſenheit geräth.

„Iſt Dir das Rouletteſpiel bekannt?" fragte Dunin lebhaft den Freund.

„Sage mir, wie Du auf dieſe Frage kommſt?" entgegnete Baturin halb verwundert, halb verdrüßlich. „Du weißt, daß ich an keiner Art von Spiel auch nur das mindeſte Intereſſe nehme."

„Mag ſeyn!" erwiederte Jener. „Aber beantworte mir meine Frage. Sahſt Du je Roulette ſpielen?"

„Niemals!" antwortete Baturin kurz.

„Nicht? — Du ſahſt es nicht?" — rief Dunin lebhaft. „O, das mußt Du ſehen! — Du darfſt Paris nicht verlaſſen, ohne Roulette ſpielen geſehen zu haben!"

„Sage mir nur, was Dich anficht!" ſprach Baturin mit ungewiſſem Lächeln. „Ich mache mir ſo wenig aus dem Spiel, daß ich es nicht der Mühe werth halte, um alle Haſardſpiele der Welt, über die Schwelle zu ſchreiten."

„Das iſt ganz einfältig geſprochen!" entgegnete der Attaché mit immer ſich ſteigernder Lebhaftigkeit. „In Paris geweſen zu ſeyn und kein Spielhaus geſehen zu haben, wäre gerade, als ob ein Handwerksburſche in Wien geweſen wäre und dort die ſchöne Wienerin, und den Stock am Eiſen unbeſucht gelaſſen hätte, oder, bei einer Reiſe nach Berlin und Kaſſel, vom Brandenburger Thor und dem Herkules keine Auskunft geben könnte. Mit einem Worte, das Palais-Royal iſt in dieſer dämoniſchen Stadt das diaboliſch'ſte Haus, Nummer 145 in dieſem Hauſe die durchteufeltſte Spielkneipe, und Roulette das sataniſchſte Spiel in der letztern, mit einem Worte alſo: das Wahrzeichen von Paris! Mithin wer nicht Roulette geſehen hat, hat gar nichts geſehen und iſt wie ein Narr in Paris geweſen."

„Ich muß Dir bekennen, lieber Michael," ſagte Baturin, kopfſchüttelnd und in etwas trockenem

Tone, „daß ich mich in dieſem Augenblicke eben nicht ſehr ſcherzhaft geſtimmt fühle.“

„Wer Teufel ſagt Dir denn daß ich ſcherze, Alexander?“ rief der Attaché. „Ich bin in dieſem Momente ernſthafter wie je, ja ich glaube, ernſthafter als ich ſeyn ſollte und Du es verdienſt. — Doch da Dich einmal dieſer Ton verdrießt, ſo ſtimme ich einen andern an. — Höre, Alexander Nikolajewitſch! — Thue mir einen Gefallen! — Gehe morgen Abend acht Uhr nach Nummer 145 in's Palais-Royal, und ſiehe dort — Roulette ſpielen.“

„Biſt Du denn beſeſſen mit Deinem dummen Roulette?“ rief Baturin, durch den komiſchen Ton den Dunin angenommen hatte, von ſeinen trüben Betrachtungen abgezogen. „Du haſt mich ſo neugierig gemacht, daß ich faſt Luſt hätte eine Stunde mit dem elenden Treiben zu vergeuden.“

„Du willſt? — Du willſt?“ — rief Dunin ſchnell.

„Ich will; aber Du mußt mich begleiten!“ erwiederte lachend Baturin.

„Wo denkſt Du hin!“ ſagte der Attaché, mit komiſcher, wichtigthuender Miene. „Ich in Nr. 145! —

Das würde ſich ſchicken! — Ein Geſandtſchaftskavalier! — Nein! mit einem Lieutenant iſt es ein anderes Ding. So Einen kann man eher an verdächtigen Orten bemerken, ohne ein Aergerniß daran zu nehmen. — Indeß ernſtlich geſprochen, lieber Alexander! Gehe morgen um acht Uhr Abends in die Spielkneipe, und — Du wirſt es mir Dank wiſſen."

„Das letztere glaube ich ſchwerlich!" ſagte Baturin, den Freund mit Aufmerkſamkeit betrachtend. „Wahrſcheinlich ſendeſt Du mich nach jenem verrufenen Orte, um dort die Menſchen in ihrer ganzen Erniedrigung, in jenen Momenten zu ſehen, wo die Hyäne Habgier, entfeſſelt, auch die andern gehäſſigen Leidenſchaften ihre Ketten abzuſtreifen veranlaßt hat? — Ich geſtehe Dir indeſſen offen, daß ich nicht zu jenen kalten Philoſophen gehöre, welche, ohne etwas dabei zu empfinden, das Herz oder Gehirn ihrer Nebenmenſchen mit Säge oder Meſſer bloslegen und mit dem Biſtouri darin wühlen können, blos um weiſe Bemerkungen, die übrigens von tauſend Andern bereits gemacht worden, zum tauſend und erſten Male zu wiederholen." —

„Gehe zum Rouletteſpiel! — Gehe zur Roulette! Du wirſt es mir Dank wiſſen!“ rief der unerſchütterliche Dunin.

„Du haſt alſo einen andern Grund, Michael!“ — ſprach Baturin, indem er während einer langen Pauſe den Freund ſcharf fixirte. „Du haſt einen Grund, den Du mir nicht ſagen willſt oder nicht ſagen darfſt.“ —

„Gehe nach Nummer 145, und zwar morgen Abend um acht Uhr!“ erwiederte Dunin wie vorher.

„Ich bin kein Kind, das man ohne ihm einen Grund zu ſagen, in dieſen oder jenen Winkel ſchickt!“ ſprach Baturin, indem ihm die Röthe des Verdruſſes das Antlitz überflog. — „Ich gehe nicht.“ —

„Hm! Du wirſt dennoch gehen!“ — erwiederte Dunin kalt. „Wenn Dir Eudoxiens Zukunft am Herzen liegt, und wenn Du ihr Verhältniß zu Diomedi wiſſen willſt, ſo gehe Du morgen Abends acht Uhr nach Nummer 145.“

Eben als Dunin die letzten Worte zu dem Freunde geſprochen hatte, ging der Herr des Hauſes vorüber. Er wendete ſich zu Baturin, ſprach von

Petersburg, von Wien, von Philadelphia, redete von ſeinem hochgeſchätzten Freunde, dem Präſidenten der vereinigten Staaten, von ſeinem nicht minder verehrten Intimus, dem Fürſten N., der ihm ganz vor Kurzem ſein Bild, deſſen koſtbarer Rahmen allein auf tauſend Dukaten veranſchlagt werden könne, überſendet habe, ließ dabei die Augen im Saale umherſchweifen, runzelte die ohnedies tief genug gefurchte Stirn, auf welcher zehn verſchiedene Regel-de-tri-Exempel ſchwebten, und verließ die Freunde mit einem ſüßlichen, ein wenig unangenehmen Lächeln. —

„Der iſt nun fertig mit der heutigen Aufgabe!" ſagte Dunin lachend, als der Freiherr den Rücken gekehrt hatte. „Sein Vorſatz, die ihm dienlichen Nachrichten bei den Häuptern der verſchiedenen Kotterieen und Parteien in möglichſt kürzeſter Zeit einzuholen und auf der Stelle zu vergleichen, iſt nun erreicht, und wir können nach Hauſe gehen ſobald wir wollen; er weiß daß die Koſten des heutigen Abends hinreichend gedeckt ſind, ſollte ſie auch Einer oder der Andere der Gäſte mit ſeiner leiblichen oder geiſtigen Haut, die er im buchſtäblichen Sinne zu Markte getragen, bezahlen müſſen. — Aber ſo eben bemerke ich, daß der Legationsrath nebſt Familie bereits aufgebrochen iſt, und da müſſen wir gleichfalls fort, wäre es auch nur des Decorums wegen.“ — — —

Eine Stunde ſpäter befand ſich Baturin in einem kleinen Hinterzimmer des Geſandtſchaftshotels. Er ging noch länger als eine Stunde ſinnend auf und ab. Alle ſeine Gedanken waren bei Eudoxien. — Welche Verhältniſſe banden ſie an den Fremden? — Hatte ſie ſolche ſelbſt angeknüpft, oder waren ſie nach einem Plane des Vaters geſchloſſen worden? — Beide Fragen beſchäftigten Baturin unaufhörlich, immer aber kam er darauf zurück, daß Niemand als Dunin ihm darüber gründlichen Aufſchluß geben könne, dieſer aber um ſo weniger zu erlangen ſey, als bei aller Anhänglichkeit und guten Meinung Dunin zu ſehr Diplomat wäre, um ſich auch nur auf die entfernteſte Weiſe in eine Angelegenheit zu miſchen, deren Folgen ihn auf irgend eine Art kompromittiren könnten. —

Unter Betrachtungen dieſer Art hatte endlich der junge Mann ſein Lager geſucht; wie erſtaunte er als bei'm Aufſtehen ihm ein Billet, an deſſen Aufſchrift er Dunin's Hand erkannte, übergeben ward! — „So eben reiſe ich" — ſchrieb dieſer — „mit den Depeſchen, die Du überbracht haſt, nach London. Ich fürchte, daß Du bei meiner Rückkehr bereits Paris verlaſſen haben wirſt. Siehe daher dieſe Zeilen als ein „herzliches Lebewohl" des Freundes an, und — vergiß nicht das merkwürdige Palais-Royal zu beſuchen." — — —

Die letzte Zeile des Billets war doppelt und dreifach unterſtrichen. — —

„Hol' der Henker dieſe diplomatiſche Engherzigkeit!" rief Baturin, nachdem er den Zettel drei- bis viermal durchgeleſen hatte. — „Aber" — fuhr er nach einigem Nachdenken fort — „ich will dennoch hingehen in die abſcheuliche Spielhöhle! Es iſt unmöglich daß er mich blos habe myſtifiziren wollen." — — —

Kaum war auch der Abend angebrochen, als Baturin ſchon die Gallerieen des Palais-Royal durchwanderte. Mehr als zweihundert Reverberen erleuchteten die offenen Gänge des herrlichen Gebäudes, und die Erwartungen mit denen der junge Ruſſe das prächtige Viereck, von der Seite der Straße St. Honoré kommend, betrat, fanden ſich in der Wirklichkeit noch bei Weitem übertroffen. So ſchön auch Petersburg gebaut iſt, ſo herrliche Paläſte es aufzuweiſen hat, ſo war dennoch Baturin von dem Glanze überraſcht, der ihm aus jeder der hundert offenen Arkaden, aus den unzähligen Kaufläden, Bijouteriegewölben und andern Luxus und Nothwendigkeit berückſichtigenden Etabliſſements entgegenſchimmerte, und er mußte es ſich geſtehen, daß die ſchöne Hauptſtadt ſeines Vaterlandes etwas Gleiches in dieſer Art nicht aufzuweiſen habe. — Da ſchlug es acht Uhr, und es fiel unſerm Freunde mit einem Male ein, daß es jetzt Zeit ſey, ſich, Dunins Weiſung zu Folge, nach Nummer 145 zu begeben.

Er beſchleunigte alſo ſeine Schritte, und betrat endlich Nummer 145. Ein halb dunkles, wenigſtens ärmlich erleuchtetes Vorzimmer empfing unſern Bekannten. Er ſah hier mehrere ſehr ernſthafte Geſichter — unter ihnen zwei Gensd'armen — welche den Eintretenden mit forſchenden Blicken be-

trachteten, und ihn ſodann um Hut und St
erſuchten. Da Baturin, um unerkannt zu bleib
Civilkleider angelegt hatte, ſo übergab er, ohne
Wort zu ſprechen, welches den Fremden verrat
konnte, beides Dem der ihn anredete, und
hierauf in den anſtoßenden Saal. Auch hier
gingen unweit der Thüre einige Leute auf und
deren mißtrauiſche Miene, der fragende Blick,
ſie auf den Ankömmling warfen, und je nach
dieſer ihnen mehr oder minder bekannt ſchien,
chen längere oder kürzere Zeit fixirten, die An
ſenheit einer zwar durch nichts Aeußeres marquir
aber nicht deſto minder thätigen Polizei bezeichn
In dem weiten Raume des Saales, jedoch grö
theils um einen am obern Ende deſſelben be
lichen Tiſch gedrängt, befand ſich eine große M
Perſonen, die den verſchiedenſten Ständen an
hören ſchienen. Alle Alter, das des Kindes
genommen, und zwar von dem blühenden J
linge an, bis zu dem magern, abgelebten G
mit kahlem Haupte und weißen Haaren, waren
repräſentirt. Eben ſo verhielt es ſich mit den Sta
verhältniſſen der Anweſenden. Ein Viertheil der

gehörte unſtreitig der höhern Klaſſe der Geſellſchaft an, der größte Theil der Uebrigen jedoch dem Mittelſtande, und deren zwar reinlicher, aber abgetragener Anzug bewies deutlicher noch, als die eingefallenen Wangen und das verhungerte Anſehen, daß der Roulettetiſch allein noch der erwählte Schauplatz ſey, wo die letzten Hoffnungen oder Befürchtungen ſich verwirklichen müßten. — Mit Mühe gelangte Baturin zu der grünen Tafel, und zwar auf dem günſtigſten Punkte, obgleich nur in die zweite Reihe der Spielenden, doch blieb ihm Raum genug, um das was vorging zu überſehen. Dies war nun etwa Folgendes. — Vier Leute, mit ernſten, faſt ausdrucksloſen Geſichtern, ſaßen in eben ſo vielen halbrunden Einſchnitten des Tiſches, und vor ihnen waren Gold- und Silberrollen ſymmetriſch aufgehäuft. Drei von ihnen hatten lange Rechen von Acajou in ihren Händen, mit denen ſie den Betrag der der Bank anheim fallenden Einſätze von allen Seiten des Tiſches zuſammenholten. Der vierte war mit der unmittelbaren Handhabung des Spiels, welche wir indeß, mittelſt Beſchreibung, dem des Roulette unkundigen Leſer nur unvollkommen darſtellen zu können befürchten müſſen, beſchäftigt. Der Tiſch war nämlich mit einem hellgrünen Teppich überzogen, auf welchem rechts in ſechs großen, mit goldgelber Farbe liniirten Quadraten die Worte: „manque“ „passe“ „impair“ „pair“ „rouge“ „noir,“ ſo wie in ſechsunddreißig kleineren Vierecken eben ſo viel Zahlen erglänzten. Daſſelbe Bild zeigte ſich noch einmal auf der linken Seite des Tiſches, und zwiſchen beiden ſtand jene berühmte Höllenmaſchine — die Roulette. —

Auf dem Grunde eines Beckens von Mahagoni, von ungefähr zwei Fuß im Durchmeſſer, drehte ſich, ſenkrecht ſtehend, ein Cylinder, auf welchem, abwechſelnd ſchwarz oder roth, die Nummern des Teppichs in kleine Aushöhlungen gezeichnet waren. Sobald die Spielenden ihre Sätze auf den Quadraten des Teppichs bezeichnet hatten, griff der Banquier — ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, fahler Geſichtsfarbe und eiskalter Miene — mit der rechten Hand nach einen der kupfernen Arme, mittelſt deren der Cylinder in Bewegung geſetzt wird, ſchleuderte ihn mit Kraft herum, und warf mit der Linken, der Rotation der Maſchine entgegengeſetzt, eine Elfenbeinkugel in das Becken. Mit Geſchwindigkeit durchlief nun die Kugel den Raum des Beckens zu ſechs- bis ſiebenmal, dann, ihre Kraft verlierend, wendete ſie ſich gegen die Mitte, und lief endlich, nach Ueberwindung der ihr entgegenſtehenden Hinderniſſe, in eine der numerirten Höhlungen des, nach vielfachem Umſchwunge ſtillſtehenden Cylinders. Sobald dies der Fall war, rief der Banquier mit lauter, aber metalloſer, einfacher Stimme die Nummer aus, welche von der Kugel auf eben angegebene Weiſe bezeichnet worden war, er warf mit gänzlich gleichgültiger Miene den glücklichen Gewinnern einen Goldregen zu, und ſeine drei Gefährten harkten, mit gleicher eiſerner Ruhe die der Bank zufallenden Einſätze ein. Alles dieſes wiederholte ſich ſo oft und gleichförmig, daß Baturin, der, um ſeine Anweſenheit nicht auffallen zu laſſen, einige niedrige Einſätze wagte, Zeit genug hatte, die Spielenden mit Muſe zu betrachten. Hätte er alle dieſe Leute an einem andern Orte geſehen, ſo würde ihm keiner derſelben aufgefallen ſeyn, hier indeß ſchienen ihm die unverrückt auf den Teppich oder die Maſchine gerichteten Blicke, in denen

Habſucht und Gier wiewohl auf eine gemäßigte Weiſe ausgedrückt waren, bemerkungswerth. Bei alledem ſah er blos, daß Einer oder der Andere von Zeit zu Zeit eine bis dahin mit Mühe zurückgedrängte Aufwallung, die ſich durch eine heftige Handbewegung, einen auf die letzte, vor ihm liegende Goldmünze gerichteten, halb wüthenden, halb verzweiflungsvollen Blick kund that, nicht zurückhalten konnte. Am meiſten zeichnete ſich in dieſer Hinſicht ein junger Mann aus, auf deſſen hagerem Geſichte öfters eine brennende Röthe mit Todesbläſſe wechſelte, und der, ſobald er eine neue Goldrolle aus der Bruſttaſche ſeines Ueberrocks holte und anbrach, zuvor nach einem Nebentiſche eilte, wo er ganze Gläſer Orgeade oder Zuckerwaſſer, wie vom heftigſten Durſte gequält, hinunterſtürzte. —

Da die Scene in dieſer Weiſe unverändert fortſpielte, das ewige faites votre jeu! — Le jeu est fait! ſo wie das Zahlenausrufen von Seiten des Banquiers, und was dergleichen mehr war, unſern Bekannten bereits zu langweilen begann, ſo dachte dieſer ſchon darüber nach, was wohl den Attaché geſtern ſo dringend auf den Beſuch der Spielhöhle hätte beſtehen laſſen können, als ein Mann von hoher Geſtalt, im blauen Ueberrock, das Legionskreuz im Knopfloch, raſch zur Thüre hereingeſchritten kam, und an den Spieltiſch trat. Ein Blick auf deſſen Antlitz ließ Baturin in dem Fremden jenen Mann erkennen, der auf dem Balle ſo lange mit Eudoxien geſprochen hatte. — Wie es ſchien war der Ankommende dem Banquier und deſſen Gehülfen genau bekannt, denn er warf Einem und dem Andern der letztern einen vertraulichen Blick zu, und begrüßte den Bankhalter, als das Spiel gerade eine Pauſe machte, mit der Anrede: **bon soir Mr. Marin**, die dieſer mit einem freundlichen: **bon soir colonel!** erwiederte. —

Unwillkürlich haftete Baturins Auge, ſo viel es nur immer das Spiel zuließ, auf dem Fremden, und er mußte ſich geſtehen es ſey ein ſchöner Mann. Die hohe Geſtalt, die Keckheit ſeiner Bewegungen, gab ihm etwas ungemein Kühnes, Militairiſches; das blitzende, dunkle Auge, das rabenſchwarze Haupthaar, die Geſammtheit ſeiner Züge, wiewohl ſolche im Ausdrucke nicht wohlthuend waren, liehen ihm etwas Intereſſantes. Uebrigens wollte es Baturin bedünken, als ob der Fremde ſo eben von einem Gelage, oder überhaupt von dem häufigen Genuſſe ſtarker Getränke herkäme, denn wenn man denſelben auch nicht berauſcht nennen konnte, ſo ſchien er doch, der tief dunkelgerötheten Geſichtsfarbe, den haſtigen, etwas unſichern Bewegungen nach, ſehr aufgeregt, auch meinte Baturin in der Sprache des Mannes einige Irregularitäten zu bemerken, von denen er indeß nicht gewiß wußte, ob er ſie dem momentanen Zuſtande deſſelben, oder einer Unbehülflichkeit des Ausdrucks, wie ſolche wohl in der Rede eines Ausländers vorkommen, zuſchreiben ſolle. Da die Geſichtsbildung des Fremden nicht die eines gebornen Franzoſen zu ſeyn ſchien, ſo entſchied ſich Baturin für den letztern Umſtand. — — —

Das Spiel ging indeß fortwährend ſeinen Gang; Baturin ſpielte niedrig, der Fremde — den wir fortan auf Dunins Autorität Obriſt Diomedi nennen wollen — ſpielte hoch, der blaſſe junge Mann in den höchſten Sätzen. — Das Aeußere des Letztern hatte ſich in Folge des fortwährenden Verluſtes dergeſtalt verändert, daß es Baturin auffallen mußte. Das Wechſeln der Geſichtsfarbe hatte jetzt einer ſtehenden, erdfahlen Bläſſe Platz gemacht, und die ſchlaffen Züge zuckten nur dann noch krampfhaft zuſammen, wenn, was faſt jedesmal ſtatt fand, das hölliſche Orakel des Cylinders auf die mit Gold belaſteten Anfragen des Unglücklichen, eine tückiſch verneinende Antwort gegeben hatte. — Eben war der Aermſte wieder nach dem Waſſerglaſe gegangen, um die brennenden Lippen mit einem Labetrunke zu benetzen. Baturin bemerkte, daß er lange in den Taſchen ſeines Kleides ſuchte, ehe er ein kleines Goldröllchen, wahrſcheinlich ſein letztes, herausbrachte. Der junge Mann trat wieder zum Spieltiſche, er ſetzte ein paar Goldſtücke bald auf dieſe, bald auf jene Nummer, und verlor wiederholt. Jetzt hatte er nur noch zehn Napoleonsd'or vor ſich liegen; er ſetzte ſie ſämmtlich auf Nummer 30. —

„Wollten Sie nicht“ — ſagte er zu unſerm Freunde, neben den er ſich geſtellt hatte — „wollten Sie nicht die Güte haben, einen Augenblick meine Nummer zu obſerviren? — Ich will mich ein paar Minuten an's Fenſter ſtellen. Es iſt eine ſo ſchwüle Luft im Saale, und ich leide an Kopfſchmerz.“ —

Der junge Mann ſprach dieſe Worte höchſt undeutlich, mit zuckenden Lippen, und indem ihm, wie bei plötzlichem Fieberfroſt, die Zähne zuſammenſchlugen. Baturin beantwortete die Bitte mit freundlicher Verbeugung, und jener trat an das offene Fenſter.

Die von ihm geſprochenen Worte hatten indeß die Aufmerkſamkeit mehrerer Mitſpieler auf ſich gezogen.

„Kennen Sie den Menſchen?“ ziſchelte einer der Letztern zu Diomedi, der ſich nahe bei Baturin befand, gewendet.

„Wie ſollte ich nicht?“ antwortete dieſer ſpöttiſch lächelnd. „Er iſt ein armer Teufel, war Magazinier in Spanien, und iſt jetzt Kaſſirer bei irgend einer Adminiſtration.“ —

„Aha!“ lachte der Erſte. „Er iſt Kaſſirer! Daher auch die ſchönen neuen Napoleons.“

Diomedi nickte lachend mit dem Haupte.

„Bei alledem,“ ſprach er lächelnd nach einer Weile, „thut er mir leid. Er iſt ſonſt ein guter Kerl und hat Ehre im Leibe. — Was wetten Sie, er ſchießt ſich bis morgen Abend todt, wenn er heute den letzten Goldfuchs des Kaſſenſtall's verliert?" —

„Ich hab' ihn oft hier ſpielen und verlieren ſehen!" meinte Jener. „Er iſt ſchon zu oft im Feuer geweſen. Ein Solcher erſchießt ſich nicht; er geht ruhig auf die Galeeren!"

„Sie könnten Recht haben, wenn er nicht heute ſo teufliſch desperat ausſähe!" entgegnete Diomedi lachend. „Indeß, wetten wir! — Nur des Spaßes halber. — Ich ſage: er erſchießt ſich bis morgen. Eh bien Mr. Lutin! Zehn Napoleons? — Wie?" —

„Topp!" rief Jener. — „Ich ſage nein!"

Eben drehte ſich wieder der Cylinder, eben flog die Elfenbeinkugel in das Becken.

„Trente!" rief ruhig nach einer Weile mit eintöniger Stimme der Banquier.

Mit Blitzesſchnelle war der junge blaſſe Mann vom Fenſter nach dem Tiſche geeilt; er kam hier eben an, als einer der Croupiers die zehn Napoleonsd'or mit dem Rechen einholte, und ſolche dem Geldhaufen der Bank beigeſellte. Mit langſamen, ſchwankenden Schritten ging er zum Fenſter zurück.

Das Goldgeklimper hörte eben auf. „Messieurs faites votre jeu!“ rief der Bankhalter; aber das darauf folgende: Le jeu est fait! blieb ihm im Munde ſtecken, denn — ein furchtbarer Knall tönte durch das Zimmer. — — —

Alle Augen richteten ſich nach dem Fenſter; auch Baturin blickte dahin. Er erſtarrte. Der junge blaſſe Mann hatte ſich durch einen Piſtolenſchuß den Kopf zerſchmettert. —

„Ah, Monſieur Lutin!“ rief Diomedi lautlachend, indem er ſeinen Nachbar ſcherzhaft am Kragen ſchüttelte. „Was ſagen Sie zu meiner Divinationsgabe? — Ein Wort zur Zeit iſt ein goldener Apfel auf ſilberner Schale! — Ich bitte mir meine zehn Napoleons aus.“ —

„Hätte ſich der Lump nicht acht und vierzig Stunden ſpäter todtſchießen können?“ erwiederte der Angeredete mürriſch, indem er die bezeichnete Summe hinwarf, und ärgerlich zuſah, als ſie Diomedi lachend in die Taſche ſteckte.

„Solche Störungen ſind recht unangenehm!“ ſprach mit heiſerer Stimme der Banquier, als der größte Theil der Anweſenden, den Spieltiſch verlaſſend, zu der Leiche getreten war. „Mais quel bruit! Ciel! quel bruit pour une omelette! — So etwas kann ja alle Tage paſſiren. — O, mein Gott! Herr Polizeikommiſſair! Laſſen Sie doch den todten Menſchen wegbringen; nach der Morgue etwa, oder ſonſt wohin. — Ich bitte Sie, meine Herren! — Wir verlieren ſo viel Zeit um nichts und wieder nichts, und Sie wiſſen — die Zeit iſt edel.“ — —

Während der Banquier dieſe und ähnliche Ausrufungen, ohne jedoch ſeinen Goldhaufen, auf dem er wie die Gluckhenne auf den Küchlein zu brüten ſchien, nur einen Augenblick zu verlaſſen, gethan hatte, ward der Todte hinaus geſchafft, und bald erſchallte wieder das einförmige: Faites votre jeu! und Le jeu est fait! —

Baturin war es indeß eiskalt über den Rücken gelaufen. Der Spielſaal erſchien ihm jetzt wie der Vorhof der Hölle, die Spieler wie Verdammte, und der Banquier wie Beelzebub, der über Alle zu Gericht ſaß. —

„Welche Meinung,“ ſagte er ſich, „konnte Dunin haben, als er mich ſo mit Vorſatz zum Beſuche der abſcheulichen Spelunke forcirte? — Kannte er nicht im Voraus meinen Abſcheu vor Hazardſpielen jeder Art? — Hätte er mir doch den Anblick des gräßlichen Auftrittes erſpart!" ſetzte er mürriſch hinzu. — —

Das Spiel ging indeß ſeinen Gang. Es gab von Freude geröthete Geſichter und funkelnde Augen, aber der blaſſen, verzerrten Züge, der erloſchenen Blicke waren mehr. Baturin hatte nach Maßgabe ſeines geringen Einſatzes eher gewonnen als verloren, ſchon wollte er ſich wegbegeben, als Diomedi's Spiel ſeine Aufmerkſamkeit erregte.

Der Obriſt hatte eine kleine Pergamentkarte in der Hand, auf welcher das nämliche Bild wie ſolches auf dem Teppich zu ſehen, gezeichnet war. Er marquirte mittelſt eines Nadelſtichs jede herauskommende, gewinnende oder verlierende Nummer, und die Martingale, nach der er ſein Spiel geregelt hatte, ſchien ihn bis dahin nicht betrogen zu haben, denn das Goldhäufchen das vor ihm lag wuchs zuſehens.

„Er iſt alſo Spieler von Profeſſion," dachte Baturin. „Die Berechnung deutet auf Erfahrung und unzählige Verſuche. — Und Eudoxia — Eudoxia in nähern Verhältniſſen zu einem ſolchen Manne!" —

Fortan wendete Baturin kein Auge von dem Obriſten.

Bald überzeugte ſich unſer Bekannter, daß Diomedi ein täglicher Beſucher dieſer Räume ſeyn müſſe. Die meiſten der Mitſpielenden, und unter ihnen manche, deren Aeußeres eben nicht gemacht ſchien eine günſtige Meinung für ſie zu erregen, waren ſeine Bekannten, doch war der Obriſt allem Anſchein nach bei dem Bankhalter nicht ſehr beliebt, wenigſtens beobachtete Letzterer immer ſehr genau die Einſätze und den Gang ſeines Spiels, auch forderte er dann und wann von Diomedi über Dies und Jenes eine nähere Bezeichnung, ehe er den Arm der Maſchine in Bewegung ſetzte. — —

Lange hatte das Orakel der Roulette für Diomedi nur günſtige Ausſprüche gethan, jetzt ſchien ſich das Blatt zu wenden. Kaum hatte er eine Nummer beſetzt, als ſie ſchon abgeſchlagen war. Der Obriſt ſchien hitziger zu werden, er verdoppelte die Sätze, zerriß die Karte, auf der er ſeine

Martingale berechnet hatte, und vergaß ſich endlich ſo weit, daß er bei jedem Verluſte mit dem Fuße ſtampfte, und einen militairiſchen Fluch hinterher folgen ließ.

Sein Ungeſtüm half ihm indeß zu nichts, Verluſt folgte auf Verluſt, und endlich war ſein Goldhäufchen bis auf die letzte Spur verſchwunden.

Haſtig ſuchte er nun in allen Taſchen, er fand noch zwei oder drei Goldſtücke, und warf ſie mit grimmigem, gezwungenem Lachen, und unter dem Ausrufe: „Tenez Mr. Loup marin! encore quelque chose pour vous!“ auf die erſte beſte Nummer. —

Der Banquier nahm den ſchlechten Scherz, in Bezug ſeines Namens, mit eiſerner Ruhe auf, und warf mit eben derſelben den kupfernen Arm des Cylinders im Kreiſe herum. — Der Einſatz des Obriſten war verloren. — — —

„Sind denn heute alle Teufel der Hölle gegen mich im Bunde?“ ſchrie Diomedi wüthend. — „He, Mr. Marin! Ich denke Sie werden mich auf Marken ſpielen laſſen?“ —

Ein Achſelzucken war die Antwort.

„Oder mir doch auf dies Spielzeug, bis morgen Abend, funfzig Napoleons leihen?" ſetzte Diomedi heftig hinzu, indem er ein mit Diamanten beſetztes Medaillon aus dem Buſen zog, und es heftig auf den Tiſch warf.

Baturin war wie verſteinert, das Medaillon zeigte die Züge Eudoxiens. — — —

„Nun, wie wird's, Mr. Loup marin?" ſchrie der Obriſt. „Ich glaube, Ihr beſinnt Euch noch lange über den Werth des Dinges! — Diable! Ihr könnt darüber nicht ungewiß ſeyn, denn Ihr habt ja ſonſt ein Leihhaus gehalten."

War dieſe Bemerkung dem Banquier unangenehm, oder wollte er den Obriſten vom Spieltiſche verjagen, er erklärte mit eiskaltem Tone: daß es gegen ſeine Grundſätze ſey, ſelbſt einem ſo werthen Bekannten, Geld aus der Bank zu borgen.

Diomedi warf einen wüthenden Blick auf den Banquier, und wandte ſich ſodann an einige der Umſtehenden, aus deren Achſelzucken indeß Baturin abnahm, daß ihre Antwort nicht ſehr verſchieden von der des Banquiers ausgefallen ſey.

Jetzt ſchoß Baturin ein Gedanke wie ein Blitzſtrahl durch den Kopf. Er beſchloß, ſich über die Bedeutung des Gemäldes zu vergewiſſern, und ſobald dies geſchehen, Eudoxien zu warnen.

„Entſchuldigen Sie, mein Herr!“ ſagte er zu Diomedi. „Ich erlaube mir Ihnen funfzig Napoleonsd'or gegen dies Medaillon, bis morgen Abend, anzubieten.“

„Sie verpflichten mich ungemein!“ erwiederte der Obriſt nach kurzem Beſinnen. „Ich bitte um Ihre Adreſſe, um Ihnen morgen Abend das Geld zurückſenden zu können.“ —

Baturin zog eine Karte aus der Taſche, ſchrieb etwas darauf und überreichte ſie Diomedi. Letzterer ſteckte ſie, ohne ſie anzuſehen zu ſich, gab Baturin das Medaillon und empfing das Geld. In wenig Augenblicken hatte ſich Letzterer überzeugt, daß Eudoxia allein der Gegenſtand, den das Portrait darſtellte, ſeyn könne.

Nur kurze Zeit verweilte der junge Mann noch im Spielhauſe. Sobald die Glocke Mitternacht verkündete, eilte er nach dem Geſandtſchaftshotel zurück. In ſeinem Zimmer angekommen, ging Baturin mit großen Schritten lange auf und ab.

Tauſend Gedanken liefen ihm bei Betrachtung des Portraits durch den Kopf. „Eudoxia“ — ſo ſagte er ſich — „ſtehet mit oder ohne ihres Vaters Wiſſen, mit Diomedi in Verbindung; dies iſt gewiß. Eben ſo gewiß iſt es, daß dieſer ein Unwürdiger iſt und daß Eudoxia gewarnt werden muß. Doch wie,“ rief er faſt laut, „wie ſoll dies geſchehen? — Soll ich ihr das Medaillon zeigen und alles Geſehene und Gehörte erzählen? Soll ich ſie blos durch einzelne, hingeworfene Worte warnen? Wird ſie mir es Dank wiſſen? Wird ſie mich verwünſchen? — Gewiß! gewiß!“ ſchloß er; „nur das Letztere wird der Fall ſeyn. — Aber kann ich denn anders? Ich darf ſie nicht untergehen, nicht dieſes Mannes Beute werden laſſen, und wenn ſie es ſelbſt ſo wollte! — Nein! ich liebe ſie allzuſehr!“

Baturin fuhr heftig bei ſeiner letzten Aeußerung, die er früher weder gethan noch ganz durchdacht hatte, zuſammen. Er wußte kaum, war es ein Geſtändniß, deſſen er ſich bis dahin nicht bewußt worden, oder die Beſorgniß, daß der eben eintretende Privatſekretair des Legationsrathes ihn behorcht haben könnte, was ihn ſo erſchreckt hatte.

„Se. Excellenz," ſagte der Eintretende, „hat mir aufgetragen Ihnen zu ſagen, wie er unendlich bedauere Ihren Aufenthalt in Paris ganz wider ſeinen Willen abkürzen zu müſſen. Dringende Umſtände erfordern Ihre Abreiſe bereits morgen früh. Ich arbeite deshalb die ganze Nacht."

„Iſt der Legationsrath daheim?" fragte Baturin.

„Er iſt bei dem Miniſter des Auswärtigen," erwiederte Jener.

„Und die Damen?" fuhr der Erſtere fort.

„Die Frau Legationsräthin iſt zu Bett; Fräulein Eudoxia ging eben in ihr Schlafgemach."

„Ich muß ihr ſchreiben!" rief Baturin, als der Sekretair das Zimmer verlaſſen hatte. „Wer weiß ob es möglich iſt ſie vor der Abreiſe noch im Geheim zu ſprechen! — Auch das Medaillon muß wieder zu ſeinem Eigenthümer. — Doch wo wohnt dieſer? — Wen ſoll ich fragen? — Den Legationsrath? — Unmöglich! Er würde mich ausforſchen wollen. — Es bleibt kein anderes Mittel, als, ich ſchreibe Eudoxien und bitte ſie um eine Unterredung vor der Abreiſe, indem ich ihr zugleich den Grund meiner Bitte mittheile!" — — —

Eudoxia hatte ſeit länger als einer Stunde ihr Schlafgemach betreten, aber das Bedürfniß auf ihrem Lager Ruhe zu ſuchen, wollte ſich noch nicht einſtellen. Schon hatte der Zeiger der hoch über dem ſchön gepolſterten Divan angebrachten Wanduhr die erſte Stunde nach Mitternacht verkündet, aber noch ſaß das Mädchen in tiefes Sinnen verloren, den ſchönen Arm auf die ſchwellenden Kiſſen geſtützt, ja ſelbſt noch in dem Putze, in welchem ſie in Begleitung der Mutter eine glänzende Soirée verlaſſen hatte, und — dachte an Baturin.

Eudoxia erſchrak faſt als die Zofe eintrat und ihr einen Brief und ein Päckchen mit dem Beifügen überreichte: daß der fremde Herr, der ſeit geſtern ſich im Geſandtſchaftshotel befinde, ihr beides zur augenblicklichen Beſtellung übergeben habe. Er habe — ſchloß die Dienerin — dieſelbe ſehr dringend empfohlen, da er den kommenden Morgen wieder abreiſen werde.

Kaum hatte ſich die Zofe entfernt, als Eudoxia haſtig den Brief entfaltete.

„Entſchuldige, Theure“ — ſo las ſie — „wenn „ich, ungewiß ob ich ſonſt Gelegenheit finden dürfte

Das ſtärkt meine Kraft! — Jetzt oder nie ſprenge ich die Ketten, womit eine unglückliche Spekulationsſucht mich umſchlang, und in welchen Kindespflicht mich feſthielt. — Kindespflicht? — Nein, ſo weit geht nicht die Pflicht des Kindes, gegen beſſere Ueberzeugung ſich einem Unwürdigen wie eine Waare hingeben zu laſſen! — Diomedi, ein Unwürdiger! — O, meine Ahnung! — Und Du, ehrlicher Warner! — Sollte meine ſtille, noch aus der Kinderzeit mir dann und wann zurufende Hoffnung: daß ich Dir einſt mein Glück verdanken werde, wenigſtens auf dieſe Weiſe erfüllt werden?“ — — —

Lange noch ſaß Eudoxia, den Brief in der Hand, tief ſinnend auf dem Divan, als Baturin längſt von Morpheus Armen umfangen ward. — — —

Der Tag brach endlich an, unſer Freund machte ſich reiſefertig und harrte mit immer ſteigender Angſt des Augenblicks, wo er Gelegenheit finden werde, Eudoxien, ſey es auch nur auf eine Minute, allein zu ſprechen. — Endlich öffnete ſich die Thüre, aber es war nicht die Zofe, die er zu erblicken glaubte, ein Diener des Legationsraths beſchied ihn zu dem Letztern. —

Baturin dachte ſeinen Verwandten in dem Geſandtſchaftsbureau zu finden; dies war nicht der Fall, er trat in das Wohnzimmer. Ein heftiger Auftritt ſchien ſich hier ereignet zu haben. Der Legationsrath ging mit großen Schritten, in mächtiger Aufregung im Zimmer auf und ab, die Gattin desſelben ſaß ſtill weinend auf dem Sopha, Eudoxia ſtand blaß, jedoch wie es ſchien, mit feſter Haltung, neben der Letzteren.

Kaum war Baturin in's Zimmer getreten, als der Legationsrath mit heftigen Schritten auf ihn zuging.

„Alexander Nicolajewitſch!“ ſagte er. „Was hat meine Tochter über ihr Verhältniß zu dem Obriſten Diomedi mit Ihnen geſprochen?“ —

„Nicht eine Sylbe!“ erwiederte Baturin. „Sie hat nicht einmal ſeinen Namen erwähnt.“

„Können Sie Ihr Ehrenwort darauf geben?“ rief der Legationsrath heftig.

„Ich gebe es hiermit, als Offizier und Edelmann!“ antwortete Jener feſt.

„Ich muß Ihnen glauben!“ ſprach der Legationsrath, indem er einen durchbohrenden Blick auf Baturin warf. — „Was ſagte Ihnen Herr von Dunin über dieſen Gegenſtand?“

„Er hat mir nichts geſagt,“ entgegnete der Gefragte. „Auf mein Befragen nannte er mir den Namen des Obriſten.“

„Sie fragten ihn alſo? — Sie vermutheten ein Verhältniß zwiſchen Diomedi und Eudoxien?“ — rief der Erſtere mit grimmigem Lächeln.

„Ich kam darauf, weil ich den Obriſten auf dem Balle in traulicher Unterhaltung mit Eudoxien ſah.“

„Er iſt der Verlobte meiner Tochter!“ ſagte der Legationsrath, und blickte Baturin forſchend an.

„Das thut mir leid!“ ſprach Baturin kurz und feſt.

„Und warum? wenn ich bitten darf;“ fragte in eben ſolchem Tone der Vorige.

„Weil er ein Unwürdiger iſt!“ entgegnete der junge Mann mit der Ruhe der Ueberzeugung.

„Ich erſuche Sie, ſich deshalb näher zu erklären!“ —

„Ich würde dies am liebſten in Gegenwart des Obriſten thun!“ erwiederte Baturin.

„Wirklich?“ rief heftig der Legationsrath. „Möchten Sie vielleicht das Hotel der Geſandtſchaft zum Schauplatz eines Zweikampfes machen? Wollen Sie meiner Tochter eine Art Celebrität verſchaffen? — Wie kam das Medaillon in Ihre Hand? — Ich bitte um die ausführlichſte Erzählung, ohne Weglaſſung des kleinſten Umſtandes.“

Baturin erzählte die Vorgänge des vorigen Abends auf's Genaueſte.

„Urtheilen Ew. Excellenz ſelbſt,“ ſchloß er, „ob ich mit Recht oder Unrecht den Obriſten einen Unwürdigen nenne.“ — —

„Sie können Recht haben!“ ſprach der Legationsrath mit finſterer Miene, nachdem er eine Weile im Zimmer auf und ab gegangen war; „Sie können Recht haben, und iſt Alles ſo wie Sie ſagen, ſo erfordert es ſchon die Ehre eine Verbindung aufzuheben, auf die — ich läugne es nicht — ich eine Art Werth legte. — Ich werde Alles auf das Genaueſte unterſuchen. — Meine Tochter ſoll nicht ſagen dürfen, ſie ſey zu einer verhaßten oder unwürdigen Ehe gezwungen worden. — — Komme es aber, wie es wolle!“ ſetzte er hinzu, und ſein Blick nahm einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Wildheit an. „Nie ſoll meine Tochter eine Verbindung ſchließen, die ich nicht billige, eine Wahl treffen, die nicht von mir ausgeht, und am wenigſten" — er ſchoß hier einen wüthenden Seitenblick auf Baturin — „an einen Mann denken, der es gewagt hätte einen von mir entworfenen Plan zu ſtören. — — Für jetzt, Vetter," ſchloß er kalt, „muß ich bitten, mir das Medaillon zur Beendigung der Sache zu überlaſſen. — Hier haben Sie die ausgelegten funfzig Napoleonsd'or. Ich werde mir ſolche von Ihrem Schuldner einkaſſiren. — Auf meinem Bureau treffen Sie Ihre Depeſchen. — Ich wünſche glückliche Reiſe." — —

Der Legationsrath kehrte mit den letzten Worten Baturin den Rücken und ging in ein Nebenzimmer. —

„Werden Sie mir zürnen, meine gütige Mutter, daß ich ſolche Unruhe in Ihr Haus gebracht?" ſprach der junge Mann, indem er zu der Legationsräthin trat, und deren magere, aber ſchneeweiße Hand an ſeine Lippen drückte, etwas kleinlaut.

„Es iſt eine höhere Beſtimmung, die Dich geleitet hat; vielleicht war es der Schutzengel meines Kindes!“ erwiederte die Angeredete, indem ſie ihre Augen trocknete.

„Und Du, theure Eudoxia?“ fuhr Baturin fort. „Was wirſt Du von mir ſagen?“ —

„Daß Du mein Schutzengel biſt, Alexander!“ rief das Mädchen, die Hand des Freundes feurig ergreifend. „Es mochte der Tochter geziemen dem Vater zu gehorchen, ſo lange es ſich um eine Verbindung handelte, gegen die nur Eins: die Ermangelung der Liebe, einzuwenden war. Mein Lebensglück wollte und konnte ich zum Opfer bringen, nimmer wird dies aber mit meiner Ehre der Fall ſeyn.“ —

„Die Poſtchaiſe iſt angeſpannt!“ meldete in dieſem Augenblicke ein eintretender Diener. — „Der Herr Legationsſekretair läßt erſuchen“ —

„Ich komme!“ rief Baturin. Stumm drückte er die Hand Eudoxiens, und die ihrer Mutter an ſeine Lippen.

„Reiſe glücklich!“ ſprach mit zitternder Stimme die Erſtere. „Gedenke mein!“ —

„Ewig! — Ewig!“ — rief, kaum der Worte mächtig, der junge Mann.

„Haltet aus in der Zeit der Prüfung!“ ſprach jetzt mit leiſer Stimme die Legationsräthin, ihre Hände auf das Haupt Eudoxiens und Baturins legend. „Haltet aus! — Und iſt es Gottes weiſer Wille, ſo ſehen wir uns einſt froher wieder im heiligen Rußland.“ —

Die Hände vor das glühende Antlitz gedrückt, ſtürmte der junge Mann zur Thüre hinaus. In wenigen Augenblicken war er im Beſitze der Depeſchen. Raſch ſprang er in die Poſtchaiſe, dieſe raſſelte über die Schwelle des Hotels, und ihre Deichſel kehrte ſich gen Norden. — —

Zweite Abtheilung.

Tazguriſche Schlucht.

> In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut.
> Goethe.

Wenn der einſame Reiſende, nachdem er die unermeßlichen Ebenen am Don durchzogen hat, endlich zu Stawropol ankommt, ſo erblickt er hier zum erſten Mal, in der Ferne, mit den Wolken verſchmolzen, die ungeheure Bergkette des Kaukaſus, von welcher ſich der ſchneebedeckte, in der Sonne erglänzende Doppelgipfel des Elbrus, abgeſondert erhebt. — Der erſte Anblick der neblichten, weit entfernten Maſſen, wirkt um ſo eigenthümlicher auf das Gemüth des Fremdlings, als in dieſem plötzlich alle, der Geſchichte und der Fabelwelt angehörenden Erinnerungen wach werden, wenn er ſich ſagt, daß er nun jene wunderbare Gebirgskette vor Augen habe, in deren Thäler ſchon die Phan- aſie des weltbeherrſchenden Römers, der in dieſe Schluchten nicht einzudringen vermochte, Geheimniſſe verlegte, die ſelbſt nach zwei Jahrtauſenden nicht völlig entſchleiert ſind. —

Während der Reiſende nun, über Mosdok gehend, den Ufern des Terek folgt, ſieht er, bei Aufgang der Sonne, während der Nordwind die Atmosphäre reinigt, das ſchöne Gemälde von Stunde zu Stunde näher rücken, und ſich in ſeiner Herr- ichkeit und Unermeßlichkeit ausbreiten, er ſieht ihn endlich vor ſeinen Füßen, den ungeheuren Bergwall von tauſend maleriſchen und ſonderbaren Formen, er erblickt deutlich die furchtbar auf einander gethürmten Felſenhaufen, deren ſchneebedeckte Gipfel in den mannigfaltigſten und blendendſten Farben ſpielen, und er zieht endlich ein in das geheimnißvolle Land, deſſen gigantiſche Mauern mit ihren Steinzinnen, Zwiſchenrippen und Eishäuptern ſich von dem ſchwarzen bis zum kaspiſchen Meere erſtrecken. —

Nur ein einziger großer, mit andern Hauptſtraßen einigermaßen vergleichbarer Weg durchſchneidet quer die kaukaſiſche Bergkette, und mündet in das fruchtbare Georgien aus. Er wird in ſeiner ganzen Länge durch Militairkommando's, die in einzelne kleine Feſtungen, zum Schutz des Reiſenden gegen die wilden Bergvölker, vertheilt ſind, bewacht. Bei aller, dem ruſſiſchen Soldaten ſo eigenthümlichen Wachſamkeit, Tapferkeit und Ausdauer, iſt es indeß dennoch nicht immer möglich, Unfälle zu verhüten, denn ſeit langer Zeit war der Kaukaſus der Sitz zahlreicher Volksſtämme, welche die Gewohnheit des Plünderns und Raubens, der in ihnen lebende kriegeriſche Geiſt, die von den Vätern geerbte uralte Gewohnheit der Blutrache, vor allem aber das, in der Seele des Naturmenſchen lebende Gefühl der Unabhängigkeit, jeder fremden Herrſchaft bisher entzogen haben.

Obwohl jedes der kaukaſiſchen Bergvölker ſeine eigenthümliche Phyſiognomie beſitzt, obwohl ſie dann und wann durch innere Kriege getrennt ſind, ſo belebt dennoch den etwas kultivirten Oſſeten, wie den wilden Tſchetſchenzen, den räuberiſchen Kiſten, wie den ritterlichen Tſcherkeſſen, den tückiſchen Lesghier, wie den offenern Kabardiner, die nämliche

Liebe zu Kampf und Waffen, dieſelbe Wuth im Gefecht, die gleiche Rachbegierde, ja auch ſelbſt die gleiche Tugend, die einer ſeltenen Gaſtfreiheit.

Der fruchtbare Boden der reizenden Thäler des Kaukaſus wird von dieſen Bergvölkern beinahe gar nicht angebaut. Jagd und Plünderung iſt ihr Gewerbe, und von dem Ertrage Beider ernährt der Tſcherkeſſe, wie der Tſchetſchenze, Weib und Kind. So reizend wie das weibliche Geſchlecht in dieſen Gegenden iſt, ſo wenig iſt es dennoch im Stande, das wilde Herz der Männer zu rühren. Von uralten Zeiten her waren deshalb junge Circaſſierinnen in Perſien und der Türkei ein gangbarer Handelsartikel. Waffen und Pferde ſtehen dagegen bei den Bewohnern des Kaukaſus in der größten Achtung; ſie ſind der Schatz des Tſcherkeſſen, in ihnen vereinigen ſich alle Neigungen.

Eben ſo eiferſüchtig, wie ſie auf ihre häusliche Unabhängigkeit ſind, eben ſo ungelehrig ſind ſie gegen das Joch des Auslandes. Ihre Verfaſſung ähnelt einer föderativen Republik, doch giebt es unter allen dieſen Bergvölkern eine Art Adel, die mächtigſten, reichſten Familien des Landes, welche eine

Suprematie über die geringere Klaſſe behaupten, in feſten, auf ſchwer zugänglichen Punkten erbauten, thurmartigen Schlöſſern wohnen, und die in ihren ſo häufig wiederkehrenden Plünderungszügen und Ueberfällen die Anführer ſind. Mit ſo viel Umſicht und Humanität man auch von ruſſiſcher Seite verſucht hat, ſich jenen Adel zu verpflichten, wie viel auch die Tapferkeit der Ruſſen dazu beigetragen hat, jenen Halbwilden zu imponiren, ſo iſt dies bis jetzt doch noch nicht überall gelungen, noch müſſen die Reiſenden in Karavanen und unter Bedeckung die durch den Kaukaſus führende Querſtraße durchreiſen; ein Durchſtreifen dieſes Gebirges von Seiten Einzelner aber iſt ganz unmöglich. In dem Lande der Lesghis und Tſchetſchenzen, Völkerſchaften, die wegen ihrer Plünderungsgier, der wilden Rohheit ihrer Sitten, furchtbarer ſind als alle andern, würde augenblickliche Ermordung des Kühnen, der es gewagt, dieſen verrätheriſchen Boden zu betreten, ſein unfehlbares Loos ſeyn. — — —

Doch jetzt zurück zum Verfolg unſerer Erzählung. —

Etwa drei Jahre nach Baturins kurzem Auf-

nthalte zu Paris, ſaß eine Geſellſchaft Offiziere
om Apſcheron'ſchen Infanterieregimente, in dem ſo-
enannten Fruchtgarten des Kommandanten der
leinen Feſtung Wladi-Kawkas, bei einigen Flaſchen
ines, in Farbe und Geſchmack dem Madera ähn-
ichen Weines, munter beiſammen. Der Punkt
uf dem die Krieger ſich befanden, war eine kleine,
on Bäumen beſchattete Anhöhe. Man blickte von
ier über das, nach einem regelmäßigen Plane er-
aute Dorf, über den in ſeinem felſigen Bette reißend
ineilenden Terek, und nach welcher Seite ſich auch
as Auge wenden mochte, immer ward es durch
ie ſchönen, dunkeln, mit Wild erfüllten Eichen-
älder, durch die reizenden, geheimnißvollen Berg-
chluchten neu ergötzt.

Die von dem hohen Gebirgszuge her ſtreichende,
eine Luft, welche dem heißen Sommernachmittage
ie Kühle eines Frühlingstages lieh, trug nicht
eniger, als die in die Runde gehende Flaſche dazu
ei, die Unterhaltung der militairiſchen Geſellſchaft
u beleben. Wie es ſchien führte der Kommandant,
ugleich Obriſt des Regiments, ein ſchöner hoher
Greis, um deſſen kahlen Scheitel ſich nur wenige

ſchneeweiße Locken ringelten, das Wort, und mit großer Aufmerkſamkeit, wie dies bei einem kriegeriſchen Vereine, in Gegenwart eines geachteten und geliebten Führers immer der Fall zu ſeyn pflegt, horchte Alles, von dem jüngſten Lieutenant mit den nagelneuen Epauletten an, bis zu dem ernſten Popen, der, zur Seite des Obriſten, das fliegende, lange Haar in einen dreidräthig geflochtenen Zopf umgeformt, den grauen Bart mit der Hand ſtreichend, und beſchaulich ſein Glas ausnippend, ſaß, der Rede des kriegeriſchen Alten. —

Der Obriſt erzählte vom Sturme auf Ismail, den er, als junger Lieutenant und Ordonanzoffizier Suwarow's, mit erlebt. —

„Das war eine Nacht, Kinderchen! — Das war ein Morgen!“ — ſagte der Greis. „Seht! ich habe die Schlacht von Steccczin gegen den Mann mitgefochten, von dem allein, unter Allen ſeiner Nation, ich gewünſcht hätte, daß er ein Ruſſe wäre; ich kämpfte auf dem blutigen Schnee von Eylau, bei Auſterlitz, bei Moſaisk; ich half den Montmartre ſtürmen; aber alles dieſes würde ich eher vergeſſen, wie den Sturm von Ismail! — Mein Lebtage denke ich daran, wie der kleine, magere, räthſelhafte Mann ſo daſtand auf dem Kauri! — Ihr müßt wiſſen, das iſt ein tatariſcher Todtenhügel. — Wie er ſo daſtand; das dünne, greiſe Haar vom Nachtwinde gejagt, ihm um das Haupt flog, er aber die Hand ausſtreckte gegen die brennende Stadt, über welche ſich ein Hagel von feurigen Kugeln, von flammenſchweifigen Bomben ergoß, und er dann von Zeit zu Zeit mit ſeiner heiſern Stimme ausrief: „Koli! Koli!“ (Tödtet!). — Er kam mir in dieſem Augenblicke wie ein bösartiger Zauberer vor, der ſein grauſiges Wehe über die dem Untergang geweihte Stadt in den Nachtwind hinein ſchreit. Ich ward ganz irre an ihm. Ich wußte nicht was ich von ihm denken ſollte, als er früh Morgens aus dem Zelte trat, wie ein Hahn krähte, und dann, als er in die erſtürmte Stadt ritt, bei jedem Todten, der auf der Straße lag, ein Kreuz ſchlug und fortwährend Gebete murmelte.“ —

„Ich denke,“ ſagte der Pope ernſthaft, ſein Glas leerend, und mit gleicher Ruhe es einem Lieutenant hinhaltend, der es wieder voll ſchenkte, „ich denke, daß dies ſehr hübſch und gottſelig von dem

Feldmarſchall war, beſonders da er nur bei den Chriſtenleichen, und nicht bei denen der Türken das Kreuz geſchlagen haben wird."

„Mag ſeyn, Väterchen! Mag ſeyn!" rief der Obriſt. „Ein Bischen lächerlich aber war es doch. — Indeß, als Suwarow in das Zimmer des gefangenen Paſcha's trat, als er hier eine Feder ergriff, und an die Kaiſerin nichts als die Worte ſchrieb:

Slava bogu, slava wam,
Ismail naschi, i ja tam!
(Ehre Gott, und Ehre Dir!
Ismail iſt unſer; ich bin hier.)

Als er mir dann den Zettel in die Hand drückte und nach Petersburg abzureiſen befahl, da rieſelte mir ein Schauer der Ehrfurcht den Rücken herab. — Aber Sie trinken ja nicht, junger Kriegskamerad!" ſagte jetzt der Obriſt zu einem Offizier in der Uniform des Generalſtabs, welcher niemand anders war, als unſer Bekannter Alexander Baturin. „Sie trinken nicht, und dennoch werden Sie während Ihrer Miſſion zu den Gebirgshäuptlingen, und bis Sie zum General Jermolow zurückkehren, keinen Tropfen Rebenſaft wie dieſen koſten. — Ich will damit nicht ſagen, daß die Schelme von Oſſeten keinen eben ſo guten in ihren Thürmen verwahrten, aber ſie trinken ihn, als gute Muhamedaner, in aller Stille allein und zwiſchen ihren vier Wänden aus. — Erinnert Ihr Euch noch der luſtigen Nacht, die wir mit dem dicken Perſer in Jeliſawetinskoy Krepoſt zubrachten, Vater Nicolaus?“ ſagte der Obriſt, ſich lachend zu dem Popen wendend. „Der wollte uns durchaus blos in Rum Beſcheid thun; davon ſtünde nichts im Koran, meinte er. — Oder beſſer! gedenkt Ihr noch an den alten, ſchieläugigen Mohamed Chan, in Schuſcha, in Karabaſch? Allah kerim! ſagte der blinzelnde Schurke bei jedem Schluck, indem er ſich den Bart ſtrich. Allah kerim! Und das ſagte er viel hundert mal in dieſer Nacht. — Ihr müßt das am beſten wiſſen, Väterchen, denn Ihr waret der Letzte unter uns, der unter den Tiſch fiel.“

„Ich bin nicht unter den Tiſch gefallen!“ erwiederte der Geiſtliche ärgerlich, während die Offiziere überlaut lachten.

„Ganz Recht!“ ſagte der Obriſt, indem er das leere Glas des Popen, welches dieſer im Verdruſſe ausgeleert hatte, bis zum Rande füllte. „Ich that

Euch Unrecht. Ihr fielet nicht unter den Tiſch, denn eben, als es dazu kommen ſollte, trugen Euch die Leute des Chan auf Euer Zimmer, und der alte blinzäugige Schelm ging hinter her, und ſagte: Allah kerim! während er im Gehen den Reſt aus der Flaſche trank.“ —

Der Geiſtliche machte eine verdrüßliche Miene, und würde, dem Anſcheine nach, ſich gegen die Behauptung des Obriſten zu vertheidigen geſucht haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke ein anderes Ereigniß die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich gezogen hatte.

Ein Truppenalteſter (Unteroffizier) der Doniſchen Koſaken, ein graubärtiger Greis, jedoch von jugendlicher Rüſtigkeit, kam in vollem Roſſeslauf die Straße daher geſprengt. Wahrſcheinlich erblickte er den Obriſten im Kreiſe der Offiziere, denn er parirte die dampfende kabardiniſche Stute, die er ritt, am Gartenthore, ſprang aus dem Sattel, und nachdem er die Lanze in den Boden geſtoßen und den Zügel leicht darum geſchlungen hatte, eilte er den Hügel aufwärts.

„Ihr ſeyd angegriffen worden?“ rief der Obriſt dem Alten entgegen. — Das Auge des alten Führers funkelte.

„Ja, Hospodar! die Karavane iſt angefallen worden;“ erwiederte der Alte, indem er ſich in Poſitur ſtellte, ſobald er vor den Befehlshaber trat.

„Es waren verfluchte Kiſten, oder Tſchetſchenzen?“ rief der Obriſt. „Ich hoffe, Ihr habt ſie gut bedient.“

„Sie haben einen Todten auf dem Platze gelaſſen.“

„Nicht mehr?“ verſetzte der Obriſt grimmig. „Waren ſie ſtark? — Wie trug ſich die Sache zu?“ —

„Wir waren bei guter Zeit aus dem Fort Eliſabeth ausgerückt,“ rapportirte der alte Koſak, „und wir hätten bereits hier ſeyn können, denn die Karavane war nicht ſtark; aber da war bald dieſes vergeſſen worden, bald jenes an den Wagen gebrochen, auch waren zum Unglück Weiber bei dem Zuge, und da hat ſchon jedes Mal der Teufel die Hand im Spiele. Indeß, wie geſagt, die Karavane war nicht allzu zahlreich, ſobald wir einmal im Marſche waren, ging es raſch vorwärts, wir machten die Vorhut, die Infanterie ſchloß den Zug, da auf einmal prellte ein Haufen von einigen zwanzig Reitern aus einer Waldſchlucht. Wie der Blitz warfen ſich die Räuber auf die Karavane, feuerten ihre Flinten ab, und eben ſo geſchwind wie ſie gekommen waren, waren ſie auch wieder verſchwunden."

„Sonderbar!" ſprach kopfſchüttelnd der Obriſt. — „Nun, und haben ſie Euch Schaden zugefügt? — Gelang es ihnen, Jemand von der Karavane zu erwiſchen? — Haben ſie etwas vom Gepäck geraubt?"

„Schaden?" ſagte der alte Koſak. — „Der Schaden iſt eben nicht groß. Zwei Infanteriſten haben leichte Wunden erhalten. — Und geraubt? Geraubt haben ſie nichts weiter, als ein Frauenzimmer. Es war recht ſonderbar. Faſt kam es mir vor, als ob ſie uns blos wegen des Frauenzimmerchens angegriffen hätten!"

Die jungen Offiziere wurden bei der Erzählung des Mannes vom Don immer aufmerkſamer.

„Erzähle, Alter! Erzähle weiter!" rief der Obriſt. „Wer führte die Räuber!" ſetzte er lebhaft hinzu.

„Ein Tſcherkeſſe!“ entgegnete der Koſak.

„Das iſt nicht möglich!“ fiel der Vorige ein. „Wie käme ein ſolcher in dieſe Gegend?“

„Ich will es gleich auf die Heiligenbilder beſchwören!“ rief hartnäckig der Alte. „Das Ding iſt freilich höchſt ſonderbar, aber, ſo wahr ich Dmitri Otrepiew heiße, ich bin dem Anführer der Räuber mit meiner Lanze nicht zehn Schritte vom Leibe geweſen, und ich habe mit dieſen meinen alten Augen geſehen, daß es ein tſcherkeſſiſcher Edler war. Er war vom Kopfe bis zu den Knieen gepanzert, und das Drathhemde war von reinem Silber. — Und die weiße Stute, die er ritt, Hospodar Pulkownik!“ rief begeiſtert der Alte. „Glückſelig der Mann, der dieſe Stute unter ſich weiß, wenn er ſich, mit der Lanze in der Fauſt, ſeinem Feinde gegenüber befindet! Zehn Meilen um Nowoi Tſcherkask herum giebt es kein beſſeres Pferd. Wie eine Gemſe hüpfte es die Felſen hinauf und hinab, das liebe Thierchen.“

Die Offiziere lachten überlaut.

„Du hätteſt Dich in Beſitz der Stute und ihres Reiters ſetzen ſollen!“ ſprach lächelnd der Obriſt.

„Bei den Gebeinen der vierzehn Nothhelfer, das war auch meine Meinung!“ rief lebhaft der alte Koſak. „Wäre ich nur nicht allzu entfernt geweſen, als der Anfall begann, ich hätte den Panzerreiter gar nett aus dem Sattel ſtechen wollen, ohne daß ihn ſein Drathhemde ſonderlich dagegen geſchützt hätte; ich habe ſo meine eigene Manier mit den Tſcherkeſſen umzugehen. Es war aber als ob der Schimmel Flügel hätte, denn jetzt ſprengte der Gepanzerte vor mir die Felſen aufwärts, und in zwei Minuten ſtürzte er wieder aus einer Thalſchlucht hervor, um einen ſeiner eigenen Leute, den Einzigen, der verwundet am Boden lag, vollends todt zu ſtechen; dann war er auf immer verſchwunden.“

„Was?“ rief mit ſichtbarem Erſtaunen der Obriſt. „Verſtehe ich Dich recht? Der Räuberanführer ſtach ſeinen eigenen Verwundeten nieder.“

„Wie ich ſage!“ entgegnete der Koſak. „Er ſtach ihn vollends todt, als die Uebrigen ſchon in die Berge waren, und ehe wir uns beſinnen konnten, war der gepanzerte Teufel gleichfalls fort.“

„Das iſt höchſt ſonderbar!“ ſprach der Kommandant im vorigen Tone. „Dahinter ſteckt etwas Beſonderes! — Und ein Frauenzimmer, ſagſt Du, haben ſie geraubt?“ —

„Sie riſſen es aus dem Wagen, hoben es auf ein Pferd, und hui! weg waren ſie. Mich dauerte das arme Ding.“

„War es ein Mädchen gemeinen Standes, oder“ —

„Vornehm! — Vornehm!“ fiel der Alte ein. „Die Mutter iſt aus Moskau, und reiſte mit Tochter und Bedienung nach Tiflis. Die arme Frau dauerte mich recht, ſie fiel immer aus einer Ohnmacht in die andere; auch die Tochter ſchien ohnmächtig, als man ſie fortſchleppte. Die andern Frauenzimmer, die bei der Karavane waren, blieben aber alle bei guter Beſinnung, und ließen während des Angriffs ihre Stimmen erſchallen, wie die Dragonertrompeten, wenn zur Attake geblaſen wird.“

„Es iſt ein ſchändlicher Streich!“ ſagte nach kurzem Nachdenken verdrüßlich der Obriſt. „Man wird den Zufall dem Kommando zur Laſt legen.“

„Wer wäre dies im Stande?“ ſprach Baturin, welcher bis jetzt geſchwiegen. „Keine Bedeckung, wäre ſie auch noch ſo zahlreich, kann einen plötzlichen Anfall, wobei es auf die Wegführung eines Einzelnen abgeſehen iſt, verhüten. — Uebrigens wäre es vielleicht möglich etwas für die Befreiung der Geraubten zu thun, wenn Sie mir erlauben wollten, morgen ſchon meinen Weg zu den Häuptlingen des Gebirges anzutreten. Niemand als dieſe wären im Stande, die Räuber auszuforſchen, und im ſchlimmſten Falle durch ein Löſegeld" —

„Ich kann darein nicht willigen!" fiel kopfſchüttelnd der Obriſt ein. „Ich bin für Ihre Sicherheit verantwortlich, und da Ihre Miſſion, Hinſichts der Berechnung des Kontingents der Oſſeten gegen die Perſer, nicht preſſant iſt, ſo müſſen Sie warten, bis ich Ihnen ein ſtarkes Koſakenkommando mitgeben kann, was, wie Sie wiſſen, in dieſem Augenblicke nicht möglich iſt."

„Entſchuldigen Sie, Herr Obriſt!" ſagte ein mit mehreren Orden dekorirter Major; „ich denke, wenn Sie den Hauptmann bis zu dem nächſten Oſſetenſultan von Anſehen begleiten ließen, und dieſen für die Sicherheit deſſelben verantwortlich machten, ſo könnte er von Thurme zu Thurme, von einem Häuptlinge zum andern gelangen, ohne daß etwas zu beſorgen wäre. Wir haben es bereits früher mehrmals" —

„Ich weiß! ich weiß!" fiel der Obriſt ein; „aber nennen Sie mir einen der Gebirgshäuptlinge in der Nähe, der von beſonderm Einfluß auf die wilden Horden des höhern Gebirgszugs wäre." —

„Wenn," ſprach der Vorige, „der Hauptmann bis zu Huſſein Chan Kondrianow nach Kuka bei Darial gebracht würde" —

„Zu dem unzuverläſſigen Tſchetſchenzen?" rief lebhaft der Obriſt. „Zu dem unbekannten Abentheurer, der, Gott weiß wie, das Zutrauen, das man ihm ſchenkt, erlangt hat? — Das iſt gerade Einer, dem ich am wenigſten traue! — Ohnehin, ſagt man allgemein, daß ſich perſiſche Spione heimlich zu ihm zu ſchleichen pflegen."

„Seine Neider haben dies Gerücht erfunden!" entgegnete der Major. „Der Umſtand, daß er von der Krone die Beſitzungen, die ſeine Familie früher durch Gewalt verlor, wieder erlangt hat, mag ihm die Ungunſt ſeiner Nachbarn zugezogen haben."

„Kann ſeyn!" erwiederte der Obriſt kopfſchüttelnd. „Aber ich kann das halb trotzige, halb kriechende Weſen dieſes Menſchen nicht leiden. Iſt er hier in Wladi Kawkas ein kriechender Pudel, ſo iſt er in ſeinem Thurme im Gebirge ein brüllender Löwe, und — mit einem Worte — ich traue ihm nicht. Alle die Häuptlinge jenſeits der tanguriſchen Schlucht, bis hinab zu den Lesghis, ſtehen mehr oder minder mit den perſiſchen Aufwieglern in Verbindung, und werden gewiß einmal losbrechen, ehe wir es uns verſehen."

Wahrſcheinlich würde der Obriſt noch weiter geſprochen haben, aber eben wand ſich die Spitze der anlangenden Karavane um eine Felſenecke und zog nach dem Eingange der Feſtung. In demſelben Augenblicke trennte ſich ein ſchwerbepackter Reiſewagen von dem Zuge und hielt bald darauf vor dem Gartenthore. Eine Dame ſtieg — wie es ſchien, nur mit vieler Kraftanſtrengung, denn ſie ward von einer Dienerin unterſtützt — heraus, und der Obriſt ging ihr ſogleich entgegen. Die Offiziere waren indeß aus Neugierde gefolgt; der Obriſt wollte die fremde Dame anreden, als Baturin mit dem Ausrufe: „Um Gotteswillen! Die

Legationsräthin Woinow! O, meine gütige Mutter!“ auf die Dame zuſtürzte.

„Du hier, Alexander?“ rief in dieſem Augenblicke die Legationsräthin in höchſter Ueberraſchung.

„Wo iſt Eudoxia?“ rief jetzt Baturin, in entſetzlicher Angſt. — „Gott im Himmel! Sie iſt es doch nicht, die in die Gewalt der Räuber gefallen?“ —

Die Legationsräthin war keines Wortes mächtig. Ein Strom von Thränen verhinderte jeden Verſuch zu ſprechen.

„Ich werde ſogleich alle Anſtalten treffen, Streifparthien abgehen laſſen, und alle Häuptlinge des Gebirges zu Nachforſchungen aufrufen!“ fiel jetzt der Obriſt ein. — „Beruhigen ſich Ew. Excellenz! So oft auch Einzelne in's Gebirge geſchleppt worden ſind, ſo iſt es doch in der Regel immer nur geweſen um ein Löſegeld zu erpreſſen. Unthaten ſind dabei nicht vorgekommen. Für einige Tage erſuche ich Ew. Excellenz in Wladi Kawkas zu verweilen. Ich werde den Theil der Karavane, der Bedeckung bedarf, einſtweilen zurückhalten, und alle disponible Mannſchaft zu Durchſtreifung der Umgebung verwenden. — Können mir Ew. Excellenz etwas Näheres über die Art und Weiſe, wie ſich das Unglück zutrug, mittheilen?" —

„Nichts! Durchaus nichts, was, wie ich gern hoffen möchte, zur Entdeckung beitragen könnte!" erwiederte ſchmerzlich die Dame. „Wie Sie wiſſen, ſtarb mein Mann vor kurzem in Moskau, ich reiſte mit meiner Tochter und unſerer Bedienung ab, um uns auf meine Beſitzungen bei Tiflis zu begeben. Heute früh verließen wir, in Mitte einer ſtarken Karavane, die Redoute Eliſabeth. Der Zug war etwas aus einander gekommen, da ſtürzten eine Anzahl Reiter aus einer Waldſchlucht, ſie feuerten ihre Flinten gegen ein paar Infanteriſten der Bedeckung ab, und drei Männer, von denen der Eine ruſſiſch ſprach, ſprengten an den Wagen. Auf die Frage: ob ich Frau von Woinow ſey? riſſen ſie meine Tochter aus dem Wagen und hoben ſie auf's Pferd. Ich verlor in dieſem Augenblicke die Beſinnung. Meine Dienerſchaft verſicherte mir ſpäter, ein tſcherkeſſiſcher Panzerreiter habe in der Entfernung gehalten, er ſey denen, die meine Tochter in ihrer Mitte hatten, entgegengeſprengt, und gleich darauf ſeyen die Räuber verſchwunden." —

„Ich bitte Sie dringend, Herr Obriſt,“ fiel jetzt Baturin ein, „mich heute noch mit einem der Streifkommando's in das tiefere Gebirge abgehen zu laſſen. Ich denke dort bei irgend einem der mächtigern Häuptlinge Poſto zu faſſen, und von dort ſowohl meine Miſſion zu beſorgen, wie auch alle Nachforſchungen, die nur erdenkbar ſind, anzuſtellen.“

„Sie mögen bis morgen warten, Kapitain,“ ſagte nach einigem Nachdenken der Obriſt. „Alle Koſaken der Garniſon ſollen augenblicklich aufſitzen und das Gebirge durchſtreifen. Jedenfalls erhalten wir Nachrichten von dem Wege, den die Räuber genommen haben. In jene Gegend laſſe ich Sie ſodann zu dem bedeutendſten der Gebirgsfürſten begleiten.“

Das Zweckmäßige der Maßregel war ſo einleuchtend, daß Baturin durchaus nichts dagegen einwenden konnte, und kaum hatte er die Legationsräthin nach einem Hauſe begleitet, welches der Obriſt zu ihrer Aufnahme in Stand ſetzen ließ, als ſchon der Hufſchlag der doniſchen Roſſe durch die Straßen klapperte, und kleine Detaſchements rüſtiger Koſaken in den dunkeln, mit Eichen bekränzten Felſenſchluchten verſchwanden, oder durch die ſchäumenden Wogen des reißenden Terek ſetzend, nach verſchiedenen Seiten über das Blachfeld jagten. — —

So ſehr auch die Legationsräthin der Ruhe bedurft hätte, ſo verbrachte doch die unglückliche Mutter die Nacht ſchlaflos im Geſpräche mit Baturin. Sie erzählte ihm, wie ſeit länger als einem Jahre ihr Mann zu kränkeln angefangen, wie er, ſeinem Wunſche gemäß, nach Petersburg zurückgerufen worden, und dann in Moskau vor wenigen Monaten geſtorben ſey. Der Umſtand daß Baturin von allem dieſen keine Kunde geworden, lag in der Entfernung und öftern Veränderung ſeines Aufenthaltsortes. —

Der Morgen brach indeſſen an. Ein Streifkommando kehrte nach dem andern zurück, ohne etwas Gewiſſes über die Perſönlichkeit der Räuber erfahren zu haben, nur darin kamen Alle überein, daß ſolche mit ihrer Beute den Weg nach der tangurischen Schlucht, vielleicht in die Umgegend von Darial genommen hätten.

Es ergab ſich nun eine lange Berathſchlagung in der Wohnung des Kommandanten. Der Obriſt war der Meinung, daß die Räuber vielleicht Einwohner naher Oſſetendörfer ſeyn könnten, er ſtützte ſich auf den Umſtand daß der Todte, den ſie auf dem Platze gelaſſen, dem Anſehen nach dieſem Volksſtamme zugehöre. Er meinte, daß gewiß noch im Laufe des Tages auf irgend eine Weiſe der Vorſchlag, die Geraubte gegen ein Löſegeld in Freiheit zu ſetzen, eintreffen würde, und daß Eudoxia ganz in der Nahe, in irgend einer Felſenhöhle gefangen gehalten würde, indem der Anſchein, daß das Mädchen in's tiefere Gebirge gebracht worden, auf nichts, als liſtiger Berechnung, um Nachforſchungen zu entgehen, beruhe.

Baturin, ſo wie einer der Staabsoffiziere, waren gänzlich anderer Meinung. Sie behaupteten, wie ſchon der Umſtand daß die Räuber nach dem Namen der in dem Wagen befindlichen Dame gefragt, ganz andere Pläne als ſolche wie ſie von gewöhnlichen Straßenräubern, die ſeit längerer Zeit den Weg unſicher machten, gefaßt worden, verriethen, und daß nicht ein Augenblick Zeit zu verlieren ſey, um die Gebirgshäuptlinge zur Mitwirkung bei den

Nachforſchungen aufzufordern. Da nun — fügte der Staabsoffizier hinzu — die Räuber, wie es den Anſchein habe, den Weg in's tiefere Gebirge, nach der Gegend der tanguriſchen Schlucht eingeſchlagen hätten, ſo müſſe man auch dort zuerſt mit den Nachforſchungen beginnen, und es ſey räthlich Huſſein Chan Kondrianow, den mächtigſten der Häuptlinge der dortigen Bergſtämme, in's Intereſſe zu ziehen, indem man ihm die Ehre erzeige ſich vor Allen zuerſt an ihn zu wenden. Erſt nach langen Widerreden, und nicht ohne ſeinen Widerwillen, einem treuloſen Tſchetſchenzen das Leben und die Freiheit eines ruſſiſchen Offiziers, beſonders zu einer, Hinſichts der Perſer, bedenklichen Zeit anzuvertrauen, mehrmals kund zu geben, willigte der Obriſt ein, und erſt nachdem er Baturin vielfach ermahnt, und ihm einen Brief mitgegeben, in welchem er den Gebirgsfürſten für jedes Haar auf dem Haupte Baturins verantwortlich gemacht, entließ er den Letztern. Ein ſtarkes Kommando doniſcher Koſaken wurde beauftragt, den Hauptmann bis Kuka, der Reſidenz des Häuptlings, zu begleiten; der Truppenälteſte, Dmitri Otrepiew, den wir bereits kennen gelernt, aber ward befehligt, gänzlich und bis zur Rückkehr bei Baturin zu bleiben.

„Verlaſſen Sie ſich auf den alten Knaben,“ wiederholte der Obriſt mehreremale unſerm Bekannten. „Gehen Sie mit dem Graubart zu Rathe, ohne an Ihre Epauletten zu denken! Er iſt der Sprache dieſer Gebirgsvölker mächtig, und was die Art und Weiſe die Letztern zu behandeln anlangt, ſo verſteht er mehr davon wie wir Alle.“ —

Baturin überhörte in der Haſt, in der Angſt welche den Boden unter ihm brennen ließ, die meiſten der Ermahnungen des Kommandanten, und erſt nachdem er einige Troſtesworte, an die er ſelbſt wenig Glauben hatte, zu der Legationsräthin geſprochen, nachdem er an der Spitze eines Koſakendetaſchements über den Terek geſetzt war, und nun den glänzenden Schneegipfeln des Hochgebirges zueilte, begann ihm etwas leichter um's Herz zu werden. — — —

Wäre das Gemüth des jungen Mannes weniger durch die Begebenheit, die ihn in die tiefſten Schluchten des Kaukaſus trieb, in Anſpruch genommen worden, ſo würde der Weg, den er in der

Begleitung der kriegserfahrnen, doniſchen Lanzenreiter zurücklegte, gewiß für ihn vom höchſten Intereſſe geweſen ſeyn. Während der ganzen Reiſe vom Dorfe Balta bis Kasbek, einer Strecke von acht und zwanzig Werſten, auf welcher zwei Redouten, Larskoi und Darial, die Straße vertheidigen, zeigte ſich die Natur bald mit den größten Reizen geſchmückt, bald traurig, furchtbar wild, aber immer reich an Gemälden von eben ſo neuer, als maleriſcher Wirkung. Wie das Koſakenkommando die Höhe von Balta herabzog, ſah Baturin zu ſeinen Füßen die ſchmale, durch Felſen gehauene, und zwiſchen dieſe hin und wieder eingekeilte Straße, ſich gegen den ziſchenden und ſchäumenden Terek in eine Tiefe hinabſchlängeln, die ihn ſchwindeln machte, und die ihn, unten angekommen, erſt wieder die rechts und links in Thurmhöhe aufſtarrenden Felſen ruhig betrachten ließ, wenn der Waſſerſtaub, den der reißende Waldbach bis an die Sättel der Reiter emporwarf, die unruhigen, ſchnaubenden Roſſe weniger beläſtigte. — Kaum hatte er dieſe Gegend hinter ſich, ſo wußte er kaum was ihm wegen der Eigenthümlichkeit der Lage mehr auffiel, ob die

Redoute Larskoi, die wie ein Adlerneſt auf einer großen Höhe lag, und ſeitwärts welcher, auf beſonders dazu erbauten hölzernen Warten, einzelne Koſakenpoſten Wache hielten, oder weiter hin ein von der Natur durch aufgehäufte Felſen gebildetes, ungeheures Gewölbe, hinter welchem eine, zwiſchen zwei ſenkrechten Felſen mehr als ſiebenhundert Fuß haltende Höhe, vom Terek umſpült und von Ruinen gekrönt, emporragte. —

„Bei allen Heiligen, die im Höhlenkloſter zu Kiew begraben liegen!“ ſagte der alte Dmitri Otrepiew, indem er den furchtbaren Felſenpaß der ſich eröffnete, längere Zeit mit klugem Auge betrachtet hatte. „Die verdammten Gebirgsräuber haben dieſem Durchgange nicht mit Unrecht den Namen Darial (Thor) gegeben. Wenn man die Brücke, über die wir jetzt gehen werden, abbräche, und auf die Spitze und an den Fuß der Anhöhe ein paar Kanonen pflanzte, keine menſchliche Macht wäre im Stande, über den Kaukaſus zu dringen, und wenn Sanct Alexander Newski, der heilige Kriegsfürſt ſelbſt an der Spitze des Heeres ſtünde. — Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Kapitain?“ — —. —

Baturin konnte nicht anders, als der Anſicht des Alten ſeinen vollen Beifall geben, und er drückte ſolchen auf eine Weiſe aus, die Jenen ganz beſonders zu ſchmeicheln ſchien und ihn immer geſprächiger machte. — Während der ganzen Nacht, die dem angeſtrengten Tagesmarſche folgte, bemerkte Baturin mit Vergnügen, daß Dmitri, indeß ſeine Koſaken bei einem in der Nähe der Ruinen angezündeten Feuer raſteten, nicht nur die, ſeinen Landsleuten ſo eigenthümliche Vorſicht und Wachſamkeit zeigte, ſondern auch in einzelnen Geſprächen ſo viel Kunde des Landes und ſeiner Bewohner entfaltete, daß der junge Mann für den Ausgang ſeines Unternehmens die beſten Hoffnungen zu faſſen anfing. Kaum war der Morgen wieder angebrochen, als auch ſchon das ganze Kommando zu Pferde war, und die Reiſe immer weiter in den wildeſten Theil des Gebirges hinein ging. Hier ward das Gemälde immer ſchöner und großartiger. Man befand ſich in Mitte der berühmten tanguriſchen Schlucht. Rechts rollte der Terek, reißend, ſchäumend und mit furchtbarem Getöſe, in ſeinem felſigen Bette, links thürmten ſich düſtere, ſteile, von

Erde und Grün entblößte Felſen auf. Endlich öffnete ſich die Schlucht, und hier trat der Rieſe des kaukaſiſchen Gebirges, der ſechzehntauſend Fuß hohe Kasbek hervor. Wie zwei ungeheure Hörner ſtarrten ſeine, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel in den blauen, glänzenden Morgenhimmel empor, und der Anblick des Berges, ſo großartig, ſchön und furchtbar zugleich, erfüllte ſogar die rohen Seelen der doniſchen Lanzenreiter mit Achtung und Erſtaunen.

„Siehſt Du, Brüderchen!" ſagte der alte Dmitri zu einem jungen Koſaken, der unwillkürlich den wilden, zottigen Renner, auf dem er ritt, anhielt und mit offenem Munde das noch nie geſehene Gemälde anſtarrte. „Das iſt ein anderer Maulwurfshügel, als der von Nowoi Tſcherkask, der kaum drei Käſe hoch iſt! — Ich bin vor zehn Jahren, als dieſe oſſetiſchen Schelme ſich gegen unſern großen Czaar auflehnten, ſchon in dieſer Gegend geweſen, und zwiſchen dem Fuße des Rieſen da und den Eiſenquellen von Kobi werden wenige Flecke ſeyn, die der Huf meiner Stute nicht betreten hat. — Nun, bei St. Dmitri, meinem Schutzpatron! Ich habe da manche Dinge geſehen, die meine alten

Augen nicht wieder ſchauen werden; am Fuße des Kasbek, mein' ich! — Denkt Euch, Brüderchen! Vom Gipfel des Berges waren Schneemaſſen, die ſelbſt ſo groß wie kleine Berge waren, herabgerollt, ſie brachten Felſen mit, häuſergroße, und Alles das hatte den Lauf des Terek gehemmt, der aber — er iſt nicht ſo ruhig wie unſer Don — hatte ſich unten durchgewühlt, er ſtürzte in ungeheuren Waſſerfallen aus ſeinem eiſigen Gefängniſſe, und da hinein — denkt Euch das! trieben wir die ſchuftigen Oſſeten, die vor Angſt nicht wußten, wohin ſie fliehen ſollten. Kein Mann entkam. — Aber, Herr Kapitain" — hier wendete ſich Dmitri zu Baturin — „dort guckt der Gipfel des Chriſtogóra mit ſeinem Kreuze herüber! — Von hier aus gehen wir durch ein Seitenthal, das ſpäter durch den düſtern, unwegſamen Wald recht wie für verrätheriſchen Ueberfall gemacht erſcheint. Ich denke, wir wollen mit Spitze und Hinterhut marſchiren, und — wenn Alles gut geht, ſind wir in ein paar Stunden in Kuka."

Baturin nickte Beifall, und die Reiterſchaar bog in ein ödes Seitenthal, welches Anfangs faſt nur aus unordentlich übereinander gethürmten Steinblöcken, zwiſchen welchen ſich ein manchmal gänzlich verſchwindender Pfad hindurchſchlängelte, zu beſtehen ſchien. Von den ſehr ſteilen Seitenhöhen zogen ſich ſolche Maſſen von Steingerölle herab, als ob ein Felſenmeer jene Bergränder mit ſeinen ſteinernen Wellen überfluthet habe, und das ohnehin enge Thal bald bis zu einer gleichen Fläche ausfüllen werde. So düſter der Anblick dieſer Landſchaft indeß auch war, ſo ward er doch, als ſich der Pfad in einen dunkeln, aus Eichen und ſibiriſchen Zwergbuchen beſtehenden Wald hineinwand, keineswegs freundlicher. Nur ſelten konnte man auf hundert Schritt um ſich her blicken, überall verſperrte krüppelhaftes Unterholz die Umſicht, hinter jedem Baumſtamme ſchien ein Feind zu lauern, und ſo ſehr auch Dmitri zum Vorwärtseilen trieb, ſo verhinderten doch die Wurzeln der Bäume ein raſcheres Reiten. Erſt nach einer Zeit, die Baturin doppelt ſo lang erſchien als ſie in der Wirklichkeit ſeyn mochte, ward der Wald etwas lichter, die Bäume vereinzelten ſich, und endlich befand man ſich am Rande deſſelben. Vor der Reiterſchaar lag jetzt ein offenes, doch ziemlich enges, von hohen Bergen rings eingeſchloſſenes

Thal. Es ſchien fruchtbar, doch düſter und wenig angebaut. Ein reißender Gebirgsbach ſchlängelte ſich durch daſſelbe und umſchloß auf drei Seiten einen ziemlich hohen, doch nicht allzuſteilen Felſen, der ſich in der Mitte des Thales erhob. In ohngefähr derſelben Weiſe, wie die Ruinen von Darial ihre Hügel krönten, befand ſich auch hier auf dem Felſen eine Maſſe Mauerwerk, welche Baturin für unbewohnt zu halten geneigt geweſen wäre, wenn ihm nicht Dmitri geſagt hätte, daß dies das Schloß von Kuka, die Reſidenz Huſſein Chan's, mithin der Ort ſeiner Beſtimmung ſey.

Voll Neugier heftete der junge Mann ſeine Blicke auf das alte Gemäuer. Das Bemerkenswertheſte an dieſem war ein mächtiger, feſter, für ſeine Dicke nicht allzugroßer Thurm, der, wie die alten Warten europäiſcher Ritterſchlöſſer, an dem äußerſten Abhange des Felſens emporragte. An die Warte ſchloſſen ſich eine Menge unregelmäßiger Gebäude, welche kleine Höfe oder Gärten einſchließen mochten, doch ließ ſich dies von außen wenig beurtheilen, da das Ganze von einer hohen, mit einer Art unregelmäßiger Zinnen verſehenen Mauer umgeben war. Längs dem Ufer des Waldbachs, im Schatten wilder Obſtbäume, lagen die zerſtreuten Hütten eines elenden Oſſetendorfes, deſſen halbwilde Bewohner ſich bei Erblickung des annähernden Reiterzuges argwöhniſch in das Innere der Wohnungen zurückzogen. —

Als die Koſaken langſam den Felſenpfad, der nach der Burg führte, emporritten, wollte der alte Dmitri bemerken, daß die große, mit Eiſen beſchlagene Pforte, die den Eingang verſchloß, erſt vor wenig Augenblicken geſperrt worden ſeyn müſſe, indem er ſie vom Thale aus noch deutlich offen erblickt habe.

Das Detaſchement befand ſich jetzt am Eingange der Burg, auf einem öden Platze, groß genug, um das Kommando, das in Linie aufgeritten war, aufzunehmen. Man würde die Burg für gänzlich verödet haben halten können, da ſich kein lebendes Weſen rings umher blicken ließ und das Ganze wie ausgeſtorben ſchien, wenn nicht aus dem Innern derſelben ein mächtiges Rüdengebell von Zeit zu Zeit erſchollen wäre. Erſt nach längerem Warten erſchien zur Seite einer der Mauerzinnen eine verhüllte Geſtalt, und fragte in der Landesſprache nach dem Begehren der Reiter. — Nach einigem Zaudern ward die Gegenfrage: ob der Burgherr daheim ſey? bejahend beantwortet, und es bedurfte langen Parlamentirens zwiſchen Dmitri und dem Fremden über den Zweck der Miſſion, und des Zurückſendens des Reiterkommando's — welches Letztere augenblicklich ſtatt finden ſollte — ehe Baturin und Dmitri in das Schloß gelaſſen würden.

So einen unheimlichen Anblick die Burg von Außen gewährt hatte, ſo war dies doch von Innen etwas weniger der Fall. Die Höfe, durch die ein Diener, der geläufig genug ruſſiſch ſprach um von Dmitri, wie dieſer es unſerm Bekannten in's Ohr raunte, für einen Deſerteur gehalten zu werden, die Ankömmlinge führte, waren dunkel, aber reinlich und geräumig, und auf einem Punkte blickte man in einen kleinen Garten, in welchem auf gut gepflegten Bäumen eine Anzahl ſchöner Früchte prangten. Der Weg den man nahm führte jetzt nach dem Thurme, und als Baturin und ſein Begleiter eine ſteinerne Treppe emporgeſtiegen waren, nöthigte ſie ihr Führer in einen länglichen Saal zu treten, wo er ſie mit dem Beifügen, daß der Schloßherr ſogleich erſcheinen werde, allein ließ.

„Hm! der Räuberſultan iſt nicht übel eingerichtet!“ murmelte der alte Dmitri, indem er ſeine Augen in dem einfachen, aber wohnlichen Gemache umherſchweifen ließ. „Hier ſieht es ja beinahe aus wie in der Wohnung unſers großen Hetmanns zu Nowoi Tſcherkask. — Vor zehn Jahren ſaßen die reichſten Oſſetenfürſten noch auf einem guten Schaffelle, und jetzt liegen ſie auf Divans, wie der Sardar von Erivan oder der Paſcha von Anapa, die wir, wenn es Gottes Wille iſt und der Czaar es befiehlt, wohl auch noch aus ihren warmen Neſtern herausfegen werden! — Aber dort! — Ein Tiſch! — Ein Lehnſtuhl! — Hat man je ſchon gehört, daß ein Oſſete oder Tſchetſchenze auf einem Lehnſtuhle geſeſſen?“ —

Der alte Koſak würde noch viel ſolche Betrachtungen angeſtellt haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Schloßherr in's Zimmer getreten wäre. Es war derſelbe ein ſtattlicher Mann, von hoher, ſchöner Geſtalt. Seine Tracht hatte etwas Zierliches. Er war bekleidet mit einem tuchenen

Leibrocke von heller Farbe, welcher am Leibe eng anſchließend, die kräftige Geſtalt, den ſchönen Wuchs auf's Vortheilhafteſte in die Augen fallen ließ. Sein Haupt war mit einer leichten Pelzmütze von aſtrachaniſchem Lammsfell bedeckt, und ein reicher Gürtel, in welchem eine Piſtole und der furchtbare Kinſchal — der vergiftete Tſchetſchenzendolch — ſtack, hielt die weiten, ſcharlachnen Unterkleider über den Hüften feſt. Ein herrlicher Damaſcener hing an der Seite des im kräftigſten Mannesalter ſtehenden Häuptlings.

Eben wollte Baturin ihn anreden, als ſein Blick auf das Geſicht des Mannes fiel. Er erſchrak, ja er fuhr faſt zurück, als er — jenen Obriſten Diomedi, den er in Paris auf dem Balle des Banquiers X., ſo wie im Spielhauſe am Roulettetiſche kennen gelernt hatte, vor ſich zu ſehen glaubte! — — —

Baturin war im erſten Augenblicke wie verſteinert. —

„Aber es iſt ja nicht möglich!" ſagte er ſich im zweiten. — „Der Obriſt der Kaiſergarde Napoleons, der Ritter der Ehrenlegion, der pariſer Spieler, und der Tſchetſchenzenhäuptling, der kaukaſiſche Gebirgsfürſt — wie ließe ſich dies zuſammen

men? — Seine und Kaukaſus? — Nein! Es
unmöglich! — Es iſt närriſch, dies nur zu
ken!" — — —

Der Häuptling war indeß bis zu Baturin ge-
ten. Er ſchien dieſen vom Kopfe bis zur Zehe
muſtern. Seine dunkeln Augen waren endlich
auf das Antlitz des jungen Ruſſen gerichtet. —
„Welch einem angenehmen Ereigniſſe verdankt
arme Gebirgshäuptling Huſſein die Gegenwart
es angeſehenen ruſſiſchen Offiziers in ſeiner ein-
nen Wohnung?" ſagte er in gebrochenem ruſſiſch
d nicht ohne Anflug von Ironie, indem er Ba-
rin durch einen Wink mit der Hand ſich auf den
hnſtuhl zu ſetzen einlud, und ſich ſelbſt nachläſſig
f den Divan warf.

„Der Gegenſtand meiner Sendung iſt ein dop-
lter!" entgegnete Baturin. „Wie Dir wohlbe-
nnt rüſtet ſich der Perſer, und der kommandi-
nde General unſers Grenzheeres wünſcht mit Sicher-
it zu erfahren, auf wie viel tapfere Reiter der Ge-
rgsſtämme, welche im Kriegsfalle, zufolge des letz-
n Abkommens, zu dem Heere ſtoßen ſollen, er
chnen kann? — Aus dieſen Papieren, die meine

Sendung beglaubigen, wirſt Du erſehen, daß ich beauftragt bin die Häuptlinge der Oſſeten, dieſſeits und jenſeits der tanguriſchen Schlucht, deshalb zu begrüßen."

„Wie haben die Fürſten der Kabardiner ſich erklärt?" fragte Huſſein.

„Sie ſind noch nicht befragt worden!" erwiederte Jener.

„Und die Häuptlinge zunächſt der großen Straße?"

„Eben ſo wenig!"

„Sie werden thun wie ihnen befohlen wird! Sie hören ja die Kanonen von Wladi Kawkas!" ſagte Huſſein etwas trocken. „Was uns hier, und die Fürſten der Tſchetſchenzen und Lesghi's anlangt, ſo werden wir uns zwar nicht auf Euer Sprichwort: Gott iſt im Himmel, und der Czaar iſt weit! berufen, indeß ſind wir — ich zwar nicht, aber die Andern — ein wenig ſchwer in den Sattel zu bringen, und ſo will ich morgen die Häuptlinge in der Nähe zuſammenberufen, damit Du ſelbſt mit ihnen verhandeln kannſt. — Dein zweiter Auftrag?" —

„Es iſt eine Karavane zwiſchen dem Fort Eliabeth und Wladi Kawkas angefallen, und ein Mädchen weggeführt worden. Der Kommandant der letztgenannten Feſtung hat mir aufgetragen Alles aufzubieten, daß die Geraubte wieder gefunden werde.“ —

„Gott! Welcher Lärm um Nichts!“ ſagte Huſſein verächtlich lächelnd. „Der Kommandant hätte in den nächſten Dörfern bekannt machen ſollen, daß er den Räubern Strafloſigkeit und dem Wiederbringer des Weibes eine Hand voll Gold, oder ein Pferd, oder ſonſt Etwas dergleichen verſpräche, und noch an demſelben Tage hätte man ihm die Dirne, an der ihm ſo viel gelegen ſcheint, wieder gebracht.“ — —

„Es iſt ein Mädchen angeſehenen Standes, Fräulein von Woinow, die Tochter eines vornehmen Mannes!“

„Ja, ſo!“ erwiederte Huſſein gleichgültig. „Da hätte freilich der Kommandant hundert Rubel, oder zwei bis drei Pferde zuſagen müſſen. — Fräulein Woinow? Ich habe den Namen in meinem Leben nicht gehört.“ —

„Sie iſt aus Tiflis!“ ſagte Baturin. — „Allen

Spuren nach haben die Räuber den Weg in dieſe Gegend genommen.“

„Du tauſcheſt Dich, Freund! Das iſt unmöglich!“ verſetzte Huſſein gleichgültig. — „Das wäre ein Gegenſtand, wegen deſſen es ſich lohnt, daß irgend Jemand nach der Gegend von Wladi Kawkas ritte!“ ſetzte er lachend hinzu. — „Ein Weib wegführen! — Beim Barte des Propheten! Deshalb ſteigt keiner meiner Oſſeten oder Tſchetſchenzen zu Pferde. Solche Waare haben wir ſelbſt im Ueberfluſſe, und beweiſen es, indem wir einen Handel nach Perſien und der Türkei damit treiben. — Wäre es eine Heerde Schlachtvieh, ſo wollte ich es Dir eher glauben. — Weißt Du was, Herr Offizier?“ ſchloß der Häuptling lachend. „Das Mädchen iſt am Ende doch nichts mehr und nichts weniger, als die gute Freundin des Kommandanten geweſen. Mache Dir deshalb weiter keine Mühe. Ich gebe Dir eine junge, hübſche Tſcherkeſſin für ihn mit. Das närriſche Ding iſt rund und fett, und wäre zu Erivan unter Brüdern hundert Tomans werth, aber ich verlange nichts dafür.“ —

„Ein ächter Kaukaſier!“ dachte Baturin, indem

unwillkürlich lächeln mußte. „Welcher Unſinn,
für Diomedi zu halten!" —

Nachdem der junge Ruſſe dem Häuptlinge für
naives Anerbieten gedankt und es abgelehnt
te, ſuchte er ihn indeß zu überzeugen, daß an
Auffinden der Dame viel gelegen ſey, und daß
ſſein ſich dadurch ſehr verdient machen werde.
t nach langen Auseinanderſetzungen ſchien ihm dies
gelingen. Der Häuptling ſetzte hinzu, daß man,
Verſammlung der Gebirgsfürſten, die Auffin-
g der Dame zugleich in Anregung bringen könne,
daß, wenn Letztere wirklich auf dem Gebiete
nes derſelben verborgen gehalten würde, nichts
hter ſey, als die Geraubte für ein unbedeutendes
egeld wieder zu erlangen. —

Mit der Bitte, daß Baturin ſich in dem Schloſſe
zu Hauſe betrachten möge, verließ ihn der
hloßherr; um ſich, wie er ſagte, nach ſeinem
rem zu verfügen.

Dies letzte ſchien indeß keineswegs der Fall zu
n, vielmehr der Häuptling nur Gelegenheit zu
hen, dringender Geſchäfte willen, ſeinen Gaſt ver-
ſen zu können; denn dieſer hörte noch lange Zeit

in den winkligen Gängen, durch welche die Nebengebäude mit dem Thurme verbunden waren, die Stimme des Schloßherrn erſchallen. Endlich ward Alles ſtill, und Baturin brachte, von den Anſtrengungen des Tages ermüdet, die Nacht in Ruhe zu.

Kaum war am folgenden Tage die Sonne empor geſtiegen, als Baturin ſich erhob um das Gebäude, in dem er übernachtet hatte, ſo viel es ihm vergönnt war, zu betrachten. Es war das Ganze ein Gewirr von unregelmäßigen, aneinanderhängenden Bauwerken, denen der mächtige Thurm als Kern und Anhaltepunkt diente. Hatte der junge Ruſſe früher ſich nur ein undeutliches Bild von der Burg eines kaukaſiſchen Gebirgsräubers machen können, ſo ſtand ſolches jetzt in der Wirklichkeit, jedoch noch düſterer, wilder, gefängnißartiger vor ſeinen Blicken da. In der That ſchien das Schloß — wenn man es überhaupt ein ſolches nennen konnte — einer Raubburg des Mittelalters ähnlicher, als einer friedlichen Wohnung der heutigen Zeit. Ueberall, wohin man blickte, ſah man nur dunkle, höhlenartige Gemächer, eiſenvergitterte, in großer Höhe angebrachte Fenſter, und nur zwei oder drei kleine Ausfallpförtchen in der, das Ganze umgebenden Ringmauer. Das Wiehern der Roſſe, das Klirren der Waffen, welches hier und da aus den dunkeln Gängen tönte, das Bellen großer Fanghunde, die ſich auf das geringſte Geräuſch, beſonders bei dem früher nie gehabten Anblicke der fremden, ruſſiſchen Tracht, wüthend erhoben und mit ihren Ketten klirrten, vorzüglich aber die wilden, ſonnenverbrannten Geſichter einiger Häuptlinge, die vom Haupte bis zum Knie in Drathpanzer gehüllt, auf magern aber ſchön gebauten Roſſen in die Burg ſprengten, liehen dem Ganzen einen ſo eigenthümlichen, wilden und grauenvollen, aber dennoch ſo intereſſanten Anſtrich, daß Baturin davon auf's Aeußerſte ergriffen wurde. —

Der junge Ruſſe war indeß mit der oberflächlichen Beſchauung der Burg fertig geworden; er ſtand auf einem Felſenvorſprunge außerhalb derſelben, und blickte in das höchſt romantiſche, aber gleichfalls einen düſtern Eindruck machende Thal, als ihm die Kunde ward, daß der Schloßherr und die angekommenen Häuptlinge ihn im Divansſaale erwarteten.

Baturin traf hier zehn oder zwölf Gebirgsfürſten niedern Ranges, welche Huſſein Chan zu ihrem Sprecher gewählt zu haben ſchienen. Letzterer war ganz ſichtlich übel gelaunt. Er ſagte, daß trotz ſeiner dringenden Einladung einige der bedeutendſten Häuptlinge nicht erſchienen wären, daß man ohne deren Zuſtimmung nichts beſchließen könne, daß er aber in den nächſten Tagen ſie verſammeln, und ihre Antwort an den Kommandanten von Wladi Kawkas gelangen laſſen wolle. — Baturin widerſetzte ſich ſogleich dieſem Vorſchlage. Er ſagte, daß die frühern ausweichenden Antworten und Vorſchläge, jetzt, nachdem ein Abkommen getroffen und Heeresfolge zugeſagt worden, nicht mehr angenommen werden dürften. Er widerlegte alle ihm gemachten Einwendungen, und erklärte ſchließlich: daß, da jede Ausflucht von dem Oberkommando als Vertragsbruch angeſehen werden könne, er entſchloſſen ſey die Burg nicht eher zu verlaſſen, bis er von allen Gebirgsfürſten der Gegend eine klare und unumwundene Antwort auf ſeine Anträge erhalten haben würde. Dieſe aber zu erlangen, ſey es nöthig, daß ein jeder Häuptling der Gegend zu Kuka erſchiene und ſeine Erklärung ablege. — Da der Schloßherr ſeine Meinung auf alle Weiſe, bald durch kriechende Schmeicheleien und Anhänglichkeitsbetheuerungen, bald aber durch Bitterkeit und Trotz geltend zu machen ſuchte, Baturin aber unerſchütterlich auf ſeinen Forderungen beſtand, ſo kam zuletzt eine ſolche Schärfe in die Verhandlungen, daß Baturin jeden Augenblick einem Ausbruch der Wuth von Seiten ſeiner Gegner entgegenſah, als Huſſein, zum Erſtaunen des jungen Ruſſen, auf einmal ganz geſchmeidig und freundlich erklärte, daß nächſter Tage die entfernten Häuptlinge eintreffen und dann alles beendigt ſeyn ſolle. —

Unſer Bekannter brachte nun die Entführung Eudoxiens zum Geſpräch. — Auch hier ergriff Huſſein Chan das Wort. Obwohl, wie er ſagte, er daran zweifeln müſſe daß das Fräulein in die Gegend der tanguriſchen Schlucht gebracht worden, ſo habe er ſich doch dieſerhalb bereits mit den Häuptlingen verſtändigt, und er verpflichte ſich, falls die Geraubte wirklich in der Nähe vorhanden ſey, ſolche Baturin vor ſeiner Abreiſe gegen ein unbedeutendes, von Letzterem ſelbſt zu beſtimmendes

Löſegeld auszuliefern. Nach kurzem Hin- und Herreden ward die Unterhandlung aufgehoben, das Geſpräch wandte ſich auf allgemeinere Gegenſtände, und nahm endlich, da es den meiſten Anweſenden unmöglich war, ſich im Ruſſiſchen verſtändlich zu machen, ein ſchnelles Ende. —

Kaum war der letzte der Häuptlinge aus dem Thore geſprengt, als Huſſein Chan mit großer Freundlichkeit unſerm Bekannten verſicherte, wie durch den Umſtand, daß er hoffen könne den werthen Gaſt nun noch einige Tage länger in den Mauern ſeiner Burg zu wiſſen, ſein Verdruß über die unvollkommenen Verhandlungen gänzlich getilgt worden ſey; bei alledem liege ihm unendlich daran, die übrigen Häuptlinge des Gebirges für die Vorſchläge Baturin's zu gewinnen, und er würde, um dies zu beweiſen, noch an demſelben Tage einige der Nichterſchienenen heimſuchen, um ſie günſtiger zu ſtimmen. Er wolle auf dieſe Weiſe die nächſten Tage fortfahren, eine allgemeine Zuſammenkunft, bei der keiner fehlen dürfe, für die letzten Tage der Woche vorzubereiten, und denke, daß Baturin ſeines Eifers im Hauptquartiere beſtens gedenken werde. —

Damit ſein Gaſt ſich aber in den Mauern der Burg nicht langweile — ſetzte Huſſein hinzu — ſchlage er ihm vor, mit ſeinem Gefährten und einigen tüchtigen Jägern die nahen Berge zu durchſtreifen, wo er ganze Rudel Gemſen und wilder Bergſchafe antreffen werde. —

Auf die Bemerkung Baturin's, daß er kein Freund des Jagdvergnügens ſey, daß aber ſein gütiger Wirth ſich deshalb von dem allerdings ſehr zweckmäßigen Austritt nicht abhalten laſſen möge, zog eine düſtere Wolke über die Stirn des Häuptlings, und ſeine Züge nahmen einen ziemlich feindlichen Ausdruck an, bald aber glätteten ſich die letztern wieder, eine niedere Tafel ward hereingetragen, und nachdem man ein Mahl, beſtehend aus Fleiſch und Geflügel, welches mit Reis und gedörrtem Obſt geſotten und mit Honig und Safran gewürzt war, zu ſich genommen, ward ein mächtiger Weinſchlauch hereingebracht, und Huſſein verſicherte: daß nur die Gegenwart eines ſo angenehmen Gaſtes ihn vermögen könne, von ſeinen Gewohnheiten und den Vorſchriften des Korans abzugehen. Zwei Becher aus dem Horne des Turi — einer ſeltenen, in den

Vorbergen des Kaukaſus und an den Ufern des Kuban lebenden Gazellenart — gefertigt, und ſtark mit Gold beſchlagen, wurden mit dem berühmten Weine von Kacheti gefüllt, und der Eifer, mit dem Huſſein eine Menge Trinkſprüche ausbrachte, ließ Baturin zweifeln, ob er es damit mehr um ſeine Bekanntſchaft mit europäiſchen Sitten zu zeigen, oder auf einen Anſchlag gegen die Nüchternheit ſeines Gaſtes angelegt habe. Erſt nachdem Baturin auf's Entſchiedenſte jeden weiteren Trunk verweigerte, ſtand Huſſein, der während des ganzen Mahles in ſteter Bewegung geweſen war, um darauf zu ſehen daß es ſeinem Gaſte an nichts fehle, von der Tafel auf, und als Baturin auf dem Divan eine kurze Sieſte hielt, hörte er den Hufſchlag des zum Thore hinausſprengenden Häuptlings. — —

„Ein ſonderbares Neſt, dieſe Tſchetſchenzenburg!" ſagte am Abend des Tages, deſſen Reſt Baturin mit Beſchauung der nächſten Umgebung des Schloſſes zugebracht hatte, der alte Dmitri zu unſerm Bekannten. — „Ich wollte, wir hätten ſie im Rücken und wären wieder in Wladi Kawkas."

„Wie meinſt Du das, Alter?" ſagte der junge Mann, ohne viel auf Dmitri zu hören.

„Mit dem Spitzbubenneſte muß es eine ganz eigene Bewandniß haben. Es iſt anders wie die andern."

„Wie meinſt Du das, Alter?" fragte Baturin lächelnd.

„Es geht hier nicht zu, wie in den andern Raubneſtern!" erwiederte der Koſak. — „Ich beſah mir heute die Pferde des Chans. Sie waren alle mit Halftern an die Krippen gebunden. — Das thut kein Tſchetſchenze; er feſſelt ſie an den Fuß."

„Sie haben den Gebrauch der Halfter von uns gelernt!" ſagte Baturin leicht.

„Mag ſeyn!" erwiederte Jener kopfſchüttelnd. „Aber ich ging an der halb offenen Thüre eines Zimmers vorbei, und — denken Sie ſich, Herr Kapitain! — drinnen ſaß Huſſein Chan auf einem Stuhle, und ſchrieb auf einem Tiſche. — Das thut kein Tſchetſchenze; er ſitzt auf keinem Stuhle, und ſchreibt auf dem Knie."

„Ich weiß nicht wie Du mir vorkommſt,

Alter!" ſprach Baturin, aufmerkſamer werdend. — „Sage mir, was meinſt Du mit alle dem?"

„Daß der Tſchetſchenze kein rechter Tſchetſchenze iſt!" antwortete der alte Koſak halb leiſe, und indem er mit der rechten Fauſt in die linke ſchlug.

„Nun! Und was iſt er denn?" fragte Baturin lachend.

„Ein Ruſſe! — Wenigſtens ein halber! — Ich wollte wir wären fort! — Sehen Sie, Herr Kapitain!" ſagte der Alte nach einer Pauſe, während ihn Baturin verwundert anſah. „Meine ſelige Mutter pflegte oft zu ſagen: Ein halber Ruſſe, ein ganzer Satan! — Und das ſollte eine Stachelrede auf ihren Mann ſeyn, denn mein Vater war von mütterlicher Seite von ruſſiſcher Abkunft, nur mein Großvater war ein reiner Koſak vom Don. — Und dann noch eins, Herr Kapitain! Da unten iſt ein Kerl, ein Diener des Chans, der iſt ſo gewiß ein ruſſiſcher Deſerteur, als wie ich auf den Schutz des gebenedeiten Sanct Dmitri mich verlaſſe. Er ſpricht ruſſiſch, daß es ihm nur ſo vom Munde fließt. Der Hundsfott mag es bereuen daß er zu dem Raubgeſindel deſertirt iſt, denn als ich ihn ſo ein Bischen ausforſchen wollte und von Niſchnei Nowogrod zu ſprechen anhob — Sie müſſen wiſſen er ſpricht das ruſſiſche ſo, wie die Leute in jener Gegend — da ward er ganz traurig, und wie ich erſt die Balaleika aus dem Querſacke holte, und — ohne Ruhm zu melden, nicht übel — ein paar Koſakenliedchen darauf zu ſummen anfing, da weinte der Lump daß ihm die Thränen über die Backen liefen. — Der Grund aber, Herr Kapitain, warum ich den Menſchen auszuforſchen trachtete, war der, daß ich wiſſen wollte, wer da drüben in der Ecke des Seitengebäudes hinter den Gitterfenſtern ſteckt."

„Nun?" ſagte Baturin, in einiger Spannung. „Du machſt mich ganz neugierig."

„Ich glaub's wohl!" ſprach Dmitri, mit dem Kopfe nickend. „Ich bin es ſelbſt nicht wenig. — Denken Sie nur! Als ich ſo draußen am Abhange des Felſens ſitze, und auf das Spitzbubengeſindel im Dorfe, wie es ſo durcheinanderläuft, hinabblicke, fange ich ein ruſſiſches Lied zu ſingen an. Kaum habe ich einen Vers geſungen, fällt mir ein kleiner Stein auf die Mütze. — Ich blicke in die Höhe, ſehe nichts und ſinge weiter. Auf einmal fällt mir wieder etwas auf den Kopf. Ich blicke abermals empor, um den Narren zu entdecken der ſich einen Spaß mit mir machen will. Da — auf einmal — finde ich ein Papier zu meinen Füßen liegen, und was war darin? — Das da." — —

Dmitri zog einen goldenen Ring hervor und überreichte ihn Baturin.

„Und das Papier? — Haſt Du noch das Papier?" rief dieſer raſch.

„Freilich!" entgegnete Dmitri. „Es ſteht etwas drinn geſchrieben, aber der Henker mag's leſen! Es iſt mit einer Nadel gekritzelt."

„Gieb! — Gieb!" — rief Baturin heftig.

Der Alte zog ein zerknittertes Papierchen hervor.

„Rette mich!" las Baturin, nachdem er das Papier lange betrachtet hatte. — „Wenn Eudoria hier gefangen ſäße?" ſetzte er, von dem Gedanken auf's Aeußerſte ergriffen, hinzu.

„Denken Sie dies auch, Herr Kapitain?" ſprach lebhaft, doch mit leiſem Tone der Koſak. „Ja, es war auch mein erſter Gedanke; darum machte ich mich auch an den Ueberläufer."

„O, Väterchen, wenn Du mich lieb haſt, ſo verſuche auf's Neue Dein Glück!“ rief Baturin, die harte Hand des Alten ergreifend. „Hier haſt Du Geld! Spare nichts, weder Geld noch Verſprechungen, um den Menſchen zur Sprache zu bringen.“

„Laſſen Sie dies noch, Herr Kapitain!“ ſagte der Koſak, die Börſe zurückweiſend. „Ich muß den Kerl erſt mürbe zu machen trachten. Er muß zuerſt ſich nach dem Vaterlande ſehnen. Böte ich ihm Geld und er verriethe uns, ſo wäre Alles verloren.“

„Schaffe mir die Gewißheit, daß Eudoxia hier gefangen iſt, und ich fordere ihre Auslieferung von dem Räuber!“ rief Baturin heftig. — „Der Elende ſoll vor mir zittern.“

„Mit Erlaubniß, Herr Kapitain!“ entgegnete kopfſchüttelnd, der Greis. „Wenn Jemand in einem gut befeſtigten Schloſſe, mitten im Kaukaſus, und von einer Menge Bewaffneter umgeben, zittern ſollte, ſo würde es wohl ſchwerlich der Anführer der Letztern ſeyn. Das Zittern könnte eher an uns kommen, und das Fräulein wäre unrettbar verloren. — Ließen Sie nur ahnen, daß Sie vermutheten Huſſein könnte der Räuber ſeyn, ſo verließen wir wohl ſchwerlich lebend das Schloß." —

„Er ſollte es wagen, einen ruſſiſchen Offizier, den das Gouvernement geſendet" —

„Wären Sie etwa der Erſte, der auf ähnliche Weiſe umgekommen?" ſagte ruhig der Alte. „Nein! hier iſt nur auf dem Wege der Liſt etwas zu machen."

„Du meinſt alſo" —

„Wir müſſen erſt wiſſen ob das Fräulein hier iſt, und dann uns mit ihr in Verbindung zu ſetzen ſuchen!" erwiederte Dmitri. „Morgen früh iſt es mein Erſtes, den Ueberläufer in Arbeit zu nehmen."

„Ja, thue es, Alter, und meine ewige Dankbarkeit ſoll Dein Lohn ſeyn!" rief Baturin. „Verſprich Jenem Geld, Strafloſigkeit, Alles was Du willſt! Ich will es zu verantworten ſuchen, und ſollte ich mich dem Kaiſer ſelbſt zu Füßen werfen." —

Der folgende Tag verging wie der vorige. — Huſſein Chan war die Freundlichkeit ſelbſt. Er zeigte dem Gaſte ſeine Roſſe und Waffen, die Schätze des Kaukaſiers, wie er ſich ausdrückte. Erſt nachdem er mit Baturin von dem nach Landesſitte bereiteten, aber wohlbeſetzten Mahle aufgeſtanden, entfernte er ſich, und bald vernahm Jener die Hufſchläge des Roſſes ſeines Wirthes.

Der Abend kam indeß heran, und Baturin war eben auf ſein Zimmer zurückgekehrt, als ſich die Thüre öffnete, und Dmitri einen Mann in Landestracht am Arme hereinführte.

„Nur immer herein Iwan!" flüſterte er. „Sey ein ehrlicher Kerl, beweiſe es, und Alles wird vergeben und vergeſſen werden!" —

Der Eintretende zitterte am ganzen Leibe, er war keines Wortes mächtig. Erſt das freundlichſte Zureden von Seiten Baturins löſte ihm die Zunge. Er erzählte jetzt nach längerem Befragen, daß er ein Ruſſe, und, nach einem begangenen Subordinationsfehler, vom Apſcheron'ſchen Regimente vor einigen Jahren deſertirt ſey, daß er jedoch Alles über ſich ergehen laſſen wolle, wenn er hoffen könne, noch einmal in ſeinem Leben ſeine Heimath wieder zu ſchauen.

Nachdem Baturin ihm allerhand Troſtesworte zugeſprochen, ward Jener gefragt: ob ſich eine weibliche Gefangene, die ſeit wenigen Tagen eingebracht worden, im Schloſſe befinde? — Iwan bejahte dies; er ſetzte hinzu, daß Huſſein Chan in Begleitung einer Reiterſchaar die Fremde, welche unaufhörlich weine und ganz in Verzweiflung ſcheine, in das Schloß gebracht, daß ſich dieſelbe in einem nicht ſehr entfernten Gemache eingeſchloſſen finde, und daß er ſelbſt zu ihrer Aufwartung beſtimmt worden. — Den Namen des Fräuleins wußte Iwan nicht anzugeben.

Lange ging jetzt Baturin mit ſich zu Rathe was am beſten zur Rettung Eudoxiens führen könne. Während Dmitri ſich leiſe mit Iwan unterredete, faßte Baturin hundert Pläne, und verwarf jeden als unausführbar. Zurückforderung des Fräuleins, ſobald die Häuptlinge der Gegend verſammelt ſeyn würden, ſchien ihm am Ende das einzige Mittel. Er theilte ſeine Anſicht jenen Beiden mit. Kaum aber hatte er ausgeredet, als Iwan ſeine Knie umfaßte.

„Um Gotteswillen, nur dieſes nicht!“ rief der Erſchrockene. „Ich kenne Huſſein Chan! Sobald er nur ahnet, daß die Gegenwart des Fräuleins entdeckt iſt, fliegt mein Kopf vom Rumpfe, denn er weiß ſodann auch, daß die Entdeckung nur durch mich geſchehen ſeyn kann. Flucht iſt das einzige Mittel."

„Ich traue Dir nicht zu, daß Du das Fräulein glücklich nach Darial bringſt!" ſagte Dmitri, kopfſchüttelnd, Iwan anblickend. „Du biſt ein furchtſamer Haſe, Burſche, und die Angſt würde Dich Euern Verfolgern in die Hände laufen laſſen. Bei alledem iſt es das einzige Mittel." —

„Entfliehe Du mit ihnen zugleich, Alter!" ſagte Baturin, nach einigem Nachdenken.

„Und Sie ſollte ich in dem Raubneſte zurücklaſſen? — Nimmermehr!" rief Jener. „Ich kenne die Rachgier dieſer Teufel! Sie wären verloren, und wenn Sie der leibliche Sohn des Czaars wären. — Nein! Dies geht nicht an! — Aber — entfliehen wir Alle zuſammen."

„Pfui!" rief der junge Ruſſe empört. „Ein ruſſiſcher Offizier, und heimlich entfliehen, ehe er ſich unrettbar verloren ſieht?" —

„Das Letztere könnte kommen!" erwiederte Dmitri trocken. „Ich ſehe uns noch nicht friſch und geſund in Wladi Kawkas einreiten. — Nun, wenn Sie dies nicht wollen, ſo muß das Fräulein ſich mit

Iwan auf die Flucht begeben. Schreiben Sie ein paar Zeilen, Herr Kapitain, damit ſie Zutrauen faſſe und ein Plan gemacht wird. — Aber, hol's der Henker, Kerl!" rief der Alte, zu Iwan gewendet. „Du zitterſt ja, daß Dir die Zähne klappern! — Du würdeſt etwas Schönes mit dem Fräulein verabreden! — Nein, Herr Hauptmann! Ich ſehe ſchon, mit dem Schreiben iſt es nichts. Sie müſſen ſelbſt mit dem Fräulein ſprechen, und ich muß dabei ſeyn. — „Höre Burſche!" ſetzte Dmitri, zu Iwan gewendet, hinzu. „Es fängt an dunkel zu werden. Wie wäre es, wenn Du uns gleich zu dem Fräulein führteſt? — Nun, nun! Du brauchſt Dich nicht ſo zu geberden! Der Chan iſt ja nicht daheim." —

Iwan ſchien bei dem Vorſchlage gewaltig zu erſchrecken, doch Dmitri beharrte ſo unerſchütterlich, Baturin unterſtützte die Meinung des Alten ſo dringend, daß Jener endlich nachgiebiger wurde und ſich dahin äußerte, daß, wenn es nun einmal nicht anders anginge, er am liebſten jene Beiden ſogleich zu dem Fräulein führen wolle, indem der Chan jeden Augenblick zurückkehren könne.

Kaum hatte Baturin mit ſeinen Begleitern das Zimmer verlaſſen, als er ſich auch erklären konnte warum Iwan, trotz ſeiner Furchtſamkeit, bei jener Forderung ſo wenig Widerſtand geleiſtet hatte. Der Theil des Schloſſes, wo Baturin logirte, bis dahin wo das Fräulein eingeſchloſſen war, ſchien gänzlich öde und unbewohnt. Ein langer Gang, welcher durchwandert werden mußte, war durch eine hölzerne Gitterthüre verſperrt, und Iwan verſchloß ſolche ſorgfältig, ſobald ſeine Begleiter ſie überſchritten hatten. Schon ſuchte er in dem Schlüſſelbunde das er trug, nach dem Schlüſſel, der das Zimmer des Fräuleins öffnen ſollte; ſchon glaubte Baturin vor dem Mädchen zu ſtehen, das er auf der Welt am meiſten geliebt hatte, als der Hufſchlag galoppirender Roſſe in einem der Höfe ertönte.

„Um Gotteswillen! Der Chan — der Chan" — dies war Alles, was Iwan, der vor Schreck faſt zu Boden ſtürzte, ſtammeln konnte.

„Du täuſcheſt Dich, elender Feigling!" ziſchelte Dmitri. „Sey vernünftig, beſinne Dich!" —

„Ich täuſche mich nicht!" keuchte, halbtodt, der arme Iwan. „Um des Propheten — nein, ich wollte ſagen — um des heiligen Iwans willen; kommt zurück, Ihr Herren. — Aber was höre ich!" ſetzte er mit Entſetzen hinzu. — „O, heiliger Ali! — O, gebenedeiter Huſſein! — Nun iſt Alles verloren! Der Chan kommt die Stiege herauf." — — —

„Iſt denn der Teufel aus der Hölle mit dem Spitzbuben im Bunde?" murmelte Dmitri. „Ja, wahrhaftig! Der Hundsfott hat recht! Es iſt bereits Jemand auf dem Gange.

„Hier hinein, Ihr Herren!" ſagte Iwan, vom Schreck halb ſinnlos gemacht, indem er Baturin und Dmitri bei den Armen ergriff, und in eine dunkle Kammer ſchob. „Wenn Ihr an den heiligen Koran — nein, wenn Ihr an den Propheten — oder vielmehr, wenn Ihr an die heiligen Wunderthäter Andreas, und Abubekr, und Nicolai glaubt, ſo rührt Euch nicht, bis ich komme und Euch wieder herauslaſſe. — O, Muhamed! — O, heilige Jungfrau! — Huſſein Chan iſt ſchon an der Gangthüre."

Wie ein Raſender drückte jetzt Iwan die Kammerthüre in's Schloß, und indem er einige Worte in der Landesſprache ausrief, ſprang er den Gang entlang. Bald darauf hörten die Eingeſperrten das Gatter öffnen, ſie vernahmen Husſeins Stimme, ſein Tritt ſchallte durch den Korridor, ein Schlüſſel knarrte und eine Thüre ſchlug zu.

„Ob uns der Kerl jetzt nicht herauslaſſen wird?“ ziſchelte Dmitri. „Ich glaube der Eſel hat vor Furcht den Verſtand verloren. — Aber nein! Er wird warten bis der Chan ſich wieder entfernt; er hat ja den Schlüſſel.“ —

„Still! — Sey ſtill, Alter!“ hob leiſe Baturin zu ſprechen an. „Mir iſt als hörte ich Eudoriens Stimme in dem Gemache neben an.“

„Wahrhaftig, und auch die des Chans!“ ſagte Dmitri „Aber was redet denn der Menſch für eine Sprache? — Man könnte jedes Wort vernehmen, wenn er nicht ſo kauderwelſch“ —

„Sey ſtill!“ erwiederte Baturin. „Ich verſtehe Alles! Es iſt franzöſiſch.“ —

Eine tiefe Stille trat jetzt ein. Das Fräulein ſchien heftig zu ſchluchzen. Laut tönte ſodann die Stimme des Schloßherrn.

„Dies falſche Weinen wird meinen Willen nicht ändern!“ rief Huſſein, erzürnt, und in franzöſiſcher Sprache. — „Ihr Vater hat ſchlecht an mir gehandelt; er hat ſein Wort gebrochen. Sie, Fräulein, handelten noch ſchlechter als er; Sie brachen gleichfalls Ihr Wort. Sie waren meine Verlobte und verließen mich. Aber ich weiß weshalb. Sie verließen mich wegen dieſes Elenden, dieſes Baturin, der jetzt in meiner Gewalt iſt, und — Mort de ma vie! — auch nicht lebend aus dieſer kommen ſoll.“

Das Fräulein antwortete Etwas, aber man vernahm ihre Worte nicht deutlich.

„Nichts da!“ rief Huſſein, ehe Eudoxia noch zu ſprechen aufgehört. „Zum zweitenmale betrügen Sie mich nicht. Binnen drei Tagen ſind Sie mein Weib. So oder ſo, Sie haben die Wahl. — Fügen Sie Sich gutwillig, ſo verlaſſe ich mit Ihnen binnen zwei Tagen dieſes Schloß, wir werden in dem nächſten Gränzdorfe durch einen griechiſchen Prieſter getraut, Sie erklären in Tiflis Ihrer Mutter, daß ich Sie aus den Händen der Gebirgsräuber gerettet, und ich zeige dem Gouvernement an, daß eine Verbindung der Gebirgsfürſten zu Gunſten der Perſer ſtatt findet. Sie leben ſodann als die geachtete Gemahlin des Obriſten Diomedi mit mir zu Paris, wohin wir gehen, ſobald wir Ihr Erbe und mein Eigenthum, das ich auf verſchiedenen Wegen geſichert, verſilbert haben. — Wollen Sie dies nicht, ſo ſind Sie dennoch binnen drei Tagen mein Weib, das Weib Huſſein Chans, und wandern in meinen Harem. — Morgen erſcheinen alle in der Verſchwörung befangene Häuptlinge in dieſem Schloſſe. Wir erklären Ihrem elenden Baturin, daß wir entſchloſſen ſind Heeresfolge zu leiſten, und bewilligen Alles was er verlangt. Sobald er übermorgen unter Bedeckung meiner Leute die Burg verlaſſen hat, werden Letztere mitten im Walde in einem Scheingefechte angefallen, und der Ruſſe nebſt ſeinem Begleiter niedergeſäbelt. So retten wir für den Augenblick den Ruf, denn ich ſende ſelbſt die Anzeige davon nach Wladi Kawkas. Sollte aber demungeachtet Verdacht entſtehen, ſo bin ich jedenfalls außer der Gewalt der Ruſſen. Ich gehe dann nach meiner Burg, an die Gränze des Landes der Lesghis, und bis dahin iſt noch kein feindlicher Fuß vorgedrungen.“ —

Das Fräulein ſprach jetzt wieder Etwas, das aber nicht bis zu dem Ohre Baturins gelangte.

„Nur durch Ihre ruhige Einwilligung,“ rief Huſſein, als Eudoxia ſchwieg, „können Sie das Leben des Elenden retten. — Werden Sie freiwillig die Gemahlin des Obriſten Diomedi, und ſchwören Sie mir auf das Kruzifix, nie mehr an Baturin zu denken, ſo mag er leben. Ich dürſte nicht nach ſeinem Blute. Ich glaube auch nicht daß er aus Bosheit ſchlecht an mir gehandelt hat; aber zu Boden muß er, wenn er mir im Wege ſteht. — Doch wozu weiteres Geſchwätz? Mein Entſchluß iſt gefaßt, und in drei Tagen muß es auch der Ihrige ſeyn. — Seyn Sie vernünftig, Eudoxia! Beſinnen Sie Sich! — Ich bin kein Jüngling mehr. Das Leben des Abentheurers, das wüſte Treiben des Weltlärms war mir zuwider, dreimal mehr zuwider iſt mir die Rolle des Häuptlings dieſer Wilden. Flöſſe nicht ihr Blut in meinen Adern, wäre ich nicht an den Ufern des Kuban, in den Wildniſſen des Kaukaſus geboren, ich hätte es längſt unerträglich gefunden. — Eudoxia!“ ſetzte er etwas ſanfter hinzu. „Retten Sie mich vor mir ſelbſt. Ich will hinaus aus dieſem Treiben, das mich anekelt. Ich habe genug an dem ſeltſamen, wildbewegten Leben, das mich faſt von der Stunde meiner Geburt an umhertrieb."

Eudoxia ſprach wieder, ohne daß man ſie verſtehen konnte.

„Wohlan!" rief, als ſie geendet hatte, der Häuptling mit ſtarker Stimme. „Drei Tage haben Sie Zeit. In Ihrer Hand liegt Ihr und mein Lebensglück. Wählen Sie: entweder die Gattin Diomedi's zu Paris, oder das Weib Huſſein Chans an den Ufern des Kuban." —

Eudoxia ſprach noch einige Worte, die aber nicht bis zu dem Ohre Baturins kamen, die Thüre knarrte, und bald tönte der ſchallende Tritt des Schloßherrn den Gang entlang. —

Ungefähr eine Viertelſtunde mochte verfloſſen ſeyn, als Iwan erſchien, ſeine Verbündeten aus dem Verſteck zu erlöſen. Baturin glaubte, daß der Arme durch den Schreck in ſeinem Vorſatz zu fliehen, wankend gemacht ſeyn würde. Das Gegentheil fand aber ſtatt.

„Ich ſehe jetzt deutlich," ſagte Letzterer, „daß der heilige Iwan ſichtlich dabei die Hand im Spiele hat. Wie leicht konnten wir überraſcht werden, und dann war es aus mit uns Allen! Jetzt, Herr Kapitain, bin ich zu Allem bereit, und ich bitte Sie nur, daß, wenn wir glücklich nach Wladi Kawkas kommen ſollten, Sie das Bild des heiligen Siegbringers Georg, auf dem Schirm der das Allerheiligſte umgiebt, vorzüglich aber den Drachen, ein Bischen aufmuntern laſſen, denn der hatte es ſchon vor zehn Jahren nöthig.“ —

Baturin verſprach, den genannten Heiligen, vorzüglich aber deſſen Drachen, aufs Beſte zu bedenken, und als Iwan verſicherte daß der Häuptling, von einem ſehr angeſtrengten Ritt ermüdet, bereits ſein Lager geſucht habe, wurde von den Verbündeten berathſchlagt was zu thun ſey. Der Hauptmann glaubte, bei der Erfahrenheit die der alte Dmitri bisher bewieſen, keinen Umſtand, der mit ihrer Lage in einiger Beziehung ſtand, verheimlichen zu müſſen, und wiederholte jedes Wort, das Huſſein zu Eudorien geſprochen hatte.

„Jetzt werden Sie doch keinen Anſtand nehmen, mit uns und dem Fräulein zugleich die Flucht zu ergreifen?“ rief der alte Koſak, als Baturin ſeine Rede geendet hatte. „Wollen Sie warten bis das Fräulein das Weib des Tſchetſchenzen iſt? denn, daß er auf keinen Fall Einem von uns das Leben ſchenkt, daß er uns Alle auf dem Rückwege ermorden läßt, iſt ſonnenklar. — Ja ich behaupte,“ rief der Alte heftig, „ich behaupte — jedoch mit allem Reſpekt — daß Sie Ihre Pflicht verletzen, wenn Sie nicht entfliehen. Sie ſind zur Kunde einer Verſchwörung der Häuptlinge mit den Perſern gekommen, und wollten zögern den Kommandirenden davon in Kenntniß zu ſetzen? — Schon die Klugheit gebietet dem Räuberhäuptling, daß er weder ſeinen Nebenbuhler, noch dem Abgeſendeten des Gouvernements, der Manches hier erſpäht haben kann — und Beides ſind Sie in einer Perſon — lebendig nach Tiflis oder Mosdok zurückkehren läßt.“

Baturin wußte dem Argumente des Alten nichts Bedeutendes entgegen zu ſetzen. Durch eine Zögerung war Eudoxia jeden Falls verloren. Von einer Flucht mit Iwan allein, — welche dieſer auch auf ſolche Weiſe entſchieden verweigrte — war nichts zu hoffen, eine ſolche in Begleitung Dmitri's, hieß das Einverſtändniß ſonnenklar machen, auf alle Fälle aber blieb, wenn Baturin und ſeine Begleiter umkamen, das Generalkommando von der ihm Hinſichts des perſiſchen Angriffs drohenden Gefahr ohne Nachricht. — Der Hauptmann willigte in gemeinſame Flucht. —

Dieſe ward nun von allen Seiten beſprochen, und am Ende Folgendes feſtgeſetzt. — Iwan ſollte ſo bald als möglich Eudoxien von Baturins Anweſenheit und von der auf morgen Nacht beſtimmten Flucht benachrichtigen. Er ſollte ferner, was, wie er ſagte, ihm nicht ſchwer fallen würde, ſich einen Schlüſſel zu einem der Ausfallpförtchen verſchaffen, und für Jeden der Theilnehmer ein gutes Schießgewehr mit einiger Munition auf die Seite zu bringen ſuchen. Die Zeit des Aufbruchs ward auf Mitternacht beſtimmt. — —

„Zwei Dinge, Herr Kapitain,“ ſagte der alte Dmitri bedächtig, den Finger an die Stirne legend, „zwei Dinge haben wir noch vergeſſen! — Das erſte iſt, daß Sie Iwan irgend ein Zeichen mitgeben, damit das Fräulein ihm vertraue. — Ich rathe Ihnen auch, ihr ein paar Zeilen mit Bleiſtift zu ſchreiben und zu ſagen: daß ſie, wenn Huſſein ſie morgen beſucht, ſich nachgiebig zeigen ſolle.“

Baturin empörte zwar der letztere Vorſchlag anfangs, aber er ſah bald deſſen Nützlichkeit ein und ſchrieb. —

„Das zweite iſt,“ ſprach Dmitri bedächtig weiter, „daß Du, Iwan, den beiden ſchönen, großen Fanghunden des Chans etwas, das ſie des Morgenfutters überhebt, in die Abendſuppe miſcheſt, oder beſſer, daß Du ſie mit einer guten Schlinge erdroſſelſt. — Allenfalls,“ ſetzte er hinzu, „wäre es hinreichend, ihnen die Sehnen eines Hinterlauf's zu durchſchneiden, aber ſie möchten dabei einen zu argen Lärm verführen.“

„Ich ſoll die ſchönen Thiere vergiften oder lähmen, Dmitri?“ erwiederte Iwan zögernd. „Es iſt dies gar nicht nöthig! Ihr täuſcht Euch, wenn Ihr denkt“ —

„Will das Ei klüger ſeyn wie die Henne?“ fuhr der Alte heftig auf. „Ich ſage Dir, Kerl, Du erdroſſelſt, vergifteſt oder lähmſt die Beſtien! — Ich kenne das Teufelsgezücht aus Erfahrung.

Beſſer bewahrt, als beklagt. Und — nun kein Wort weiter.“

Das Geſpräch kam nun auf andere Vorſichtsmaßregeln, und es war faſt Mitternacht, als Iwan davon ſchlich.

Kaum war der folgende Tag angebrochen, als eine Menge kaukaſiſcher Häuptlinge ſich zu Kuka einfanden, und Huſſein Chan, Baturin mit Ergebenheitsverſicherungen überhäufend, die Verhandlungen begann. Wäre der junge Ruſſe nicht durch den eigenen Mund des Schloßherrn von deſſen Verrätherei in Kenntniß geſetzt geweſen, nimmermehr hätte er ſolche aus dem Gange der Unterhandlungen ahnen können. Alles was Baturin nur verlangte, Hilfstruppen, Geißeln, Lebensmittel wurden zugeſagt, und unter tauſend Freundſchaftsbezeigungen trennte ſich die Verſammlung. — Baturin erklärte nun dem Hausherrn, daß er, da Alles abgemacht ſey, mit Tagesanbruch aufzubrechen gedenke, und ſein Wirth, den dieſe Nachricht ſichtlich ſehr heiter ſtimmte, verſicherte, daß er ſeinen Gaſt unter ſicherer Bedeckung bis Darial geleiten laſſen werde, da er nicht läugnen könne, daß es unter ſeinen

Landsleuten Böswillige gebe, die Baturins Sicherheit, wenn er nicht mit ſtarkem Geleite reiſe, wohl zu gefährden im Stande wären. Der Reſt des Tages ward, ſo ſehr auch Baturin dagegen proteſtirte, beim Weinſchlauche zugebracht, und der hörnerne Becher ward von Huſſein unaufhörlich geleert und gefüllt, ohne daß dieſer Umſtand, wie der Hauptmann gehofft hatte, den Geiſteskräften des Wirthes einigen Eintrag gethan hätte. Erſt eine Stunde vor Mitternacht, und als ſchon die Bewohner des Schloſſes in tiefem Schlafe lagen, ſuchten die Trinkenden ihre Schlafzimmer auf. —

Baturin war indeß faſt eine Stunde in dem ſeinigen hin und her gegangen. Noch war Alles ſtill. Weder von Dmitri, noch Iwan, war das Geringſte zu vernehmen.

„Wenn Iwan Furcht gehabt, wenn er ein Verräther geworden wäre, Huſſein Chan Alles endeckt hätte!“ dieſe Vorſtellungen quälten den jungen Mann auf's Aeußerſte. Noch war er mit dieſen düſtern Vorſtellungen beſchäftigt, da öffnete ſich leiſe die Thür. —

„Wir ſind da!“ ziſchelte Dmitri.

„Alexander!“ ſagte eine bekannte, ſanfte, aber zitternde Stimme.

„Eudoxia! — Du?“ — rief Baturin halblaut.

„Still, um Gotteswillen!“ fiel haſtig der Alte ein. „Hier, Herr Kapitain, haben Sie eine wohlgeladene Flinte! — So! — Nun geben Sie dem Fräulein Ihren Arm! — Du, Iwan, machſt die Vorhut, der Hauptmann iſt im Centrum, ich bilde den Nachtrab. — Doch, noch Eins! — Iwan! — Junge! — Haſt Du auch nichts vergeſſen? — Du haſt Dein letztes Abendbrot geſpeiſt, wenn Du irgend etwas unterlaſſen haſt, das ich Dir befohlen habe.“ —

„Nichts! — Nichts!“ — ſagte Iwan, indeß ihm vor Angſt die Stimme zitterte. „Aber fort! Fort um des Propheten — ich will ſagen, um der heiligen Jungfrau willen.“

Die Geſellſchaft ging nun leiſen Trittes und auf's Vorſichtigſte die Stiegen hinab. Der Mond ſchien ein wenig durch zerriſſene Wolken, man mußte einen kleinen Hof überſchreiten, und hielt ſich deshalb dicht an der Mauer im tiefſten Schatten. Jetzt hatte man die gefährlichſte Stelle im Rücken, man trat in einen kleinen Obſtgarten, wo die Tritte weniger ſchallten, aber der Weg ging unmittelbar unter den Fenſtern des Schlafzimmers Huſſeins vorbei, und bei jedem Luftzuge, der durch die Aeſte der Bäume ſtrich, bei jedem Rauſchen der Zweige, ja bei dem kleinen Getöſe, das ein von der Mauer fallender Stein verurſachte, ſchmiegte ſich Eudoxia angſtvoll an ihren Begleiter. — Endlich ſtanden die Flüchtlinge an dem Ausfallpförtchen.

„Gebe der heilige Iwan,“ ſagte deſſen zitternder Namensverwandter, als er den roſtigen Schlüſſel hervorholte, „gebe mein gebenedeiter Schutzpatron, daß das alte Schloß ſich öffnen läßt! — Ich habe den Schlüſſel nicht verſuchen können, weil ich Aufſehen zu erregen fürchtete.“

„Gieb her, Du Haſe!“ ziſchelte Dmitri. „Mit Deiner zitternden Pfote wirſt Du freilich nicht das Schloß aufſperren können.“ — Ein heftiger Druck, ein kecker Stoß, und das Pförtchen knarrte leiſe in ſeinen Angeln.

„Das war der erſte Stein des Anſtoßes!“ murmelte leiſe der greiſe Koſak. „Gott und Sanct Alexander Newsky helfe uns über den letzten!“ — —

„Wir müſſen hier zwiſchen dem Geſträuche den Felſen hinunterklettern!“ ziſchelte Iwan, als die Flüchtlinge in's Freie getreten waren, und indem er die Thüre ſo leiſe als möglich anlehnte. „Wollten wir den Fußſteig verfolgen, ſo kämen wir am Thore vorbei, und über dieſem hält beſtändig Jemand Wache.“

„Soll das Fräulein den Hals brechen, Burſche?“ — murmelte Dmitri. — „Wir müſſen es wagen, vor dem Thore vorbei zu paſſiren. — Ueberdem, wenn wir den Felſen hinunter kletterten, ſo wären wir mitten im Dorfe und alle Hunde würden rebelliſch.“ —

Das Argument des Alten war ſo einleuchtend, daß man ſeinen Rath befolgte, und keck an der Mauer des Schloſſes fortging.

„Der Thurm wirft einen langen, düſtern Schatten bis nach jenem Vorſprung!“ ſagte Dmitri kaum hörbar zu ſeinen Begleitern. „In dem Bereich des Schattens müſſen wir uns halten. Gelangen wir bis zu dieſem Punkte, ſo haben wir viel gewonnen.“ —

So leiſe und vorſichtig, wie ein Trupp Rehe nach Sonnenuntergang aus der dunkeln Föhrennacht in's Freie tritt, gingen die Flüchtlinge hart an der Mauer hin, bis an den Fuß der Thormauer, und von hier, in der dunkeln Schattenbahn des Thurmes, bis nach dem bezeichneten Vorſprunge. —

Fühlbar, und bis in die Schläfe hinaufzuckend, pochten Eudoxien die Pulſe, als ſie am Arme ihres Begleiters über den freien Platz vor dem Burgthore ſchritt, und der alte Dmitri griff unwillkürlich nach dem Hahne der langen Tſcherkeſſenflinte, die er in der Hand hielt. Jeden Augenblick erwartete man eine rauhe Stimme von der Höhe des Thores ertönen zu hören, jedoch — es blieb Alles ſtill.

„Nun raſch fort! — Immer querfeld ein, dem Walde zu! — Es geht beſſer, als ich gedacht;“ ſagte der Alte, indem er Iwan zu ſchnellerm Schritte trieb. „Doch habe ich eher keine Ruhe, bis wir dieſes Blachfeld hinter uns haben.“

In weniger als einer Viertelſtunde war dies der Fall, denn da der Mond eben hinter einigen Wolken, die ihn bis jetzt bedeckt gehalten hatten, hervortrat, ſo beſchleunigten die Flüchtlinge ihre Schritte.

Unſere Bekannten befanden ſich nun am Rande des Eichwaldes, und hielten hier einen Augenblick an, um ſich zu erholen. Ihre Blicke ſchweiften indeß über das romantiſche, vom vollen Mondſcheine erleuchtete Thal hinüber. Düſter und drohend lag die Burg auf ihrem mächtigen Felſen in der Mitte desſelben. Eudoxia ſchauderte, indem ſie nach ihrem Gefängniſſe hinüber ſah.

„Du biſt frei!“ flüſterte Baturin, welcher die Empfindungen des Mädchens errieth. „Du biſt mein! Keine Macht der Welt ſoll Dich mir entreißen.“

„Mein Freund! Mein Bruder!“ lispelte Eudoxia, das lockige Haupt an die Bruſt des Geliebten ſchmiegend.

„Wir trennen uns nicht mehr, da Gott uns ſo wunderbar gerettet!“ ſagte Baturin, indem er Eudoxien ſtärker an ſich preßte.

„Niemals! — Niemals wieder!“ ſtammelt das Mädchen. —

„Wir müſſen eilen!“ hob jetzt der alte Koik an, indem er zu Baturin trat. „In der Burg iſt noch Alles dunkel, mithin hat man unſere Flucht nicht bemerkt; aber wir haben wenigſtens vier Stunden nöthig, um bis in eine Gegend zu gelangen, wo wir mit einiger Sicherheit auf Schutz rechnen können, wenn wir verfolgt werden ſollten.“

Die Worte des alten Mannes, mehr aber noch der Ton von Beſorgniß, der in ihnen lag, ſchreckte die Liebenden aus ihren Träumen auf, und raſch verſchwand die Geſellſchaft in dem Schatten des Waldes.

Lange ging der Weg quer durch das Unterholz, das hier und da Umwege nöthig machte, doch endlich gelangte man auf einen Fußſteig, der ſich unter dem grünen Dome, den die Wipfel der mächtigen Eichen bildeten, fortſchlängelte. Die tiefſte Stille herrſchte rings umher, und nur ſelten flatterte ein aufgeſcheuchter Nachtvogel durch die Aeſte, oder es fuhr ein geſchrecktes Wild aus ſeinem Lager auf. So ſchnell indeß auch die Flüchtlinge ihren Weg fortſetzten, und obgleich bereits einige Stunden vergangen waren, immer wollte der Wald noch kein Ende nehmen. Wo irgend eine etwas lichtere Stelle es erlaubte, blickte der alte Dmitri nach den Sternen, oder nach der Scheibe des Mondes, und ſchüttelte dann und wann mit bedenklicher Miene das Haupt. Die Zeit ſchien ihm ſchneller vorüber zu eilen, der Weg länger zu ſeyn, als ſeine Berechnungen beſtimmt hatten. Er trieb unaufhörlich zur Beſchleunigung des Marſches. — So rüſtig aber auch Eudoxia an Baturin's Arme vorwärts ſchritt, ſo wollte es dieſem doch bedünken, als ob ſich das Mädchen mehr anſtrenge, als das Maaß weiblicher Kräfte erlaube, und er bat Dmitri ſeine Eile etwas zu mäßigen.

„Sie haben zu befehlen, Herr Kapitain!" ſagte der Alte mit großer Unruhe im Tone, und indem er langſamer ging; „Sie haben zu befehlen, und wir wollen langſamer gehen, aber — zwei Finger der Fauſt gäbe ich drum, könnte ich damit noch eine Stunde Finſterniß erkaufen. — Der Tag graut bereits im Oſten." —

„Sollten wir bei dem Vorſprunge, den wir erlangten, noch Gefahr zu befürchten haben, wenn man auch unſere Flucht entdeckte!"

„Sie kennen die Geſchwindigkeit der Pferde dieſer Tſchetſchenzen nicht, wenn Sie viel auf den zurückgelegten Raum rechnen!" ſprach Dmitri mit ernſtem

Blicke. — „Wären wir nur aus dem Walde heraus und in dem felſigen Thale, dann möchte es noch angehen. Dort iſt es ſchwierig zu Pferde außerhalb des Weges fortzukommen, aber hier“ —

Der Koſak hatte noch weiter ſprechen wollen, doch jetzt ſtand er auf einmal ſtill. Raſch kehrte er ſich nach der Gegend, wo her man gekommen war, und ſchien — nachdem er eine Bewegung mit der Hand gemacht — auf etwas Entferntes zu horchen. —

In außerordentlicher Weite ertönte das Bellen eines Hundes.

Baturin glaubte, der alte Koſak ſey raſend geworden, als dieſer auf einmal wie wüthend den erſchrockenen Iwan an der Bruſt packte und ihn derb abſchüttelte.

„Elender!“ ſchrie Dmitri. „Elender! Was hält mich ab, daß ich Dir nicht mein Meſſer bis an's Heft in den Leib ſtoße? — Du haſt die Hunde weder getödtet noch gelähmt.“ —

Iwan zitterte am ganzen Leibe, ohne ein Wort zu ſagen. — Etwas deutlicher hörte man jetzt das Hundegebell.

„Verflucht ſey die Hündin, die dieſen Wurf geboren!" rief der greiſe Koſak, und ſein Ton klang wie Verzweiflung. — — „Hören Sie, Kapitain! — Hören Sie! — Die Beſtien jagen auf unſerer Spur, wie auf der des Turi, oder des wilden Ebers. — Aber fort! — Fort jetzt, oder wir ſind verloren!" —

Die Flüchtlinge waren längere Zeit beſchleunigten Schrittes fortgeeilt, als in der Nähe das Rauſchen eines Waldbaches tönte.

„Das könnte uns noch retten!" murmelte Dmitri, und mit einem Wink der Hand gebot er nach dem Bache abzubiegen. An dem Ufer deſſelben angekommen, faßte er Eudorien in ſeine Arme und trug ſie durch den kaum die Knöchel der Füße benetzenden Strom. Kaum war aber die Geſellſchaft einige hundert Schritte das Waſſer entlang gegangen, als er dieſes Manöver mehrmals wiederholte und endlich erklärte, es bleibe weiter kein Mittel übrig als in dem Waſſerlaufe ſelbſt, und zwar Eines hinter dem Andern, ſtromabwärts zu gehen. „Täuſcht dieſes die Beſtien nicht, ſo ſind wir verloren!" ſetzte er dumpf hinzu.

Der Wald ward jetzt lichter, der Tag brach an, und die Felsſchlucht, deren Seitenhöhen mit großen Blöcken überſäet, vor wenigen Tagen Baturin's Aufmerkſamkeit ſo erregt hatten, lag vor den Blicken der Flüchtlinge. Das Hundegebell war indeſſen immer näher gekommen. Baturin ſchätzte die Entfernung der Thiere kaum noch eine Viertelſtunde.

„Hören Sie nur die Beſtien!“ ſagte Dmitri im Gehen zu Baturin. „Jagen ſie nicht unſere Spur ſo gleichförmig, wie die eines hauenden Keilers? Ihr Laut tönt ſo ununterbrochen, wie das Geläut der Schlittenglocken zur Weihnachtszeit. — Aber jetzt! — Aha, ihr Giftdrachen! — Stockt jetzt eure Stimme einmal? — Habt ihr auf ein Weilchen die Naſe verloren? — Es war,“ ſetzte der Alte mit einiger Zufriedenheit hinzu, „es war die höchſte Zeit, daß wir zu dem Bache kamen.“

Die Flüchtlinge traten nun aus dem Walde in's Freie. Baturin wollte den Fußweg im Thalgrunde einſchlagen.

„Nichts da, Herr Kapitain! Dort oben geht unſer Weg!“ rief der Koſak, indem er mit der Hand nach dem ſchmalen Felsrücken zeigte; ein Pfad, der nur für das wilde Schaf oder die Gemſe geeignet ſchien. — „Aber fort! Fort hinauf! Es iſt die höchſte Zeit.“ — —

Nach wenig Minuten war die Höhe erklimmt. Das Hundegebell ertönte von Neuem.

„Schütten Sie friſches Pulver auf die Pfanne, Kapitain!“ ſagte jetzt Dmitri mit düſterm Tone; „wir werden es bald nöthig haben. Und Du, Kerl“ — hier wandte er ſich zu Iwan — „wenn Dir der Schreck nicht ganz den Verſtand geraubt hat, ſo beantworte mir eine Frage. Wie viel Pferde giebt es in der Burg, die den Weg durch den Wald bis hierher in zwei Stunden zurücklegen können?“ —

„Außer dem Schimmel des Häuptlings noch etwa zwei oder drei!“ erwiederte Iwan.

„Alſo höchſtens vier Mann!“ Das möchte noch angehen!“ murmelte Dmitri zwiſchen den Zähnen.

„Du biſt alſo gewiß daß man uns nachſetzt?“ ſprach der Hauptmann, indem er ſein Gewehr unterſuchte.

„So gewiß, als daß mich meine Mutter geboren hat!“ entgegnete der Alte. „Es wird nicht lange dauern, ſo werden wir die Kugeln der Spitzbuben pfeifen hören. Huſſein Chan wird nicht ſäumen, uns den

Weg nach Darial noch ein wenig ſauer zu machen. — Hören Sie nur wie luſtig ſeine Lieblinge ihre Stimmen ertönen laſſen! — Die Hunde jagen ganz in der Nähe des Waldrandes. — Auch die Jäger werden nicht allzu entfernt ſeyn, und — Alle Wetter! da kommen ſie.“ —

Unwillkürlich ſchaute Baturin und Eudoria rückwärts, als der Alte dieſe Worte geſprochen hatte. Zwei große, ſchwarze Fanghunde brachen aus dem Walde, revierten einen Augenblick in der Runde, und jagten dann in eintönigem Gebell, auf der Spur des Weges den die Flüchtlinge genommen hatten, den Höhen zu.

„Laſſen Sie ſie heran, und zielen Sie gut!“ rief Dmitri dem Hauptmann zu, indem er dieſem, ſo wie den Andern, hinter ein Felſenſtück zu treten winkte.

Eben jagten die Hunde heran. „Achtung!“ ziſchelte Dmitri. Zwei Schüſſe krachten, und die Doggen wälzten ſich heulend in ihrem Blute.

„Laden Sie!“ ſchrie jetzt der Koſak. „Laden Sie, und — blicken Sie dort hin.“ —

Ein Panzerreiter auf einem Schimmel, dem noch drei Andere in kleinen Zwiſchenräumen folgten, ſtürzte eben aus dem Eichwalde. Er parirte einen Augenblick ſein Roß und ſchien wild umher zu ſchauen, als er das Jammergeheul der ſterbenden Hunde vernahm. Mit einem Geſchrei der Wuth wendete er ſich nach ſeinen Begleitern, ſtreckte den Arm nach den Flüchtlingen, die er eben erblickt zu haben ſchien, aus, und jagte, von ſeinen Gefährten gefolgt, mit Windeseile daher.

„Sehen Sie einmal, wie der Schimmel über die mächtigen Felsblöcke ſetzt!“ ſagte Dmitri voll Bewunderung zu Baturin. „Iſt es nicht als ob es Flügel hätte, das wackere Thier? Bei Gott! der Schimmel des heiligen Georgs iſt keine beſſere Mähre geweſen. — — Aber wir dürfen hier nicht verweilen. Wir ſind zwar hier auf dem Felſenkamme ſicher, aber der Teufel traue daß der Feind nicht Verſtärkung erhält, und dann Alle abſitzen. Jetz werden ſie es nicht wagen, Drei gegen Drei, denn Einer müßte ja bei den Pferden bleiben. — Be alledem,“ ſchloß der Alte, „tragen die Röhre der Tſchetſchenzen weit, der Chan — denn er iſt der Schimmelreiter — wird bei Zeiten losbrennen, und darum, Herr Kapitain, werden Sie wohl thun mit dem Fräulein, wo es nur angeht, auf der entgegengeſetzten Seite des Felſenkammes, und ſomit einigermaßen gedeckt zu marſchiren. Ich und Iwan wollen als Nachhut ein wenig mit dem Feinde plänkeln, um Ihnen und dem Fräulein die Kugeln vom Leibe zu halten." — —

Die Kriegsliſt des Alten war zwar gut ausgedacht, das Terrain machte es unmöglich zu Pferde bis auf die wirkſamſte Schußweite heranzuklimmen, Huſſein machte keine Anſtalten zu einem Fußkampfe — was Baturin, in der Beſorgniß, daß er Verſtärkung erwarte, bekräftigte — aber darin täuſchte ſich der alte Koſak, daß er die Kugeln des Chans und ſeiner Begleiter auf ſich zu ziehen meinte. Nur ſelten pfiff eine ſolche an Dmitri vorüber; kaum aber machte das Terrain es nöthig, daß Baturin und ſeine Begleiterin auf dem ſchmalen Felſen wandelten, als auch Schuß auf Schuß nach jener Gegend fiel, und nur die Entfernung noch einigen Schutz darbot. —

Die Verfolgung mochte auf dieſe Weiſe beinahe eine Viertelſtunde gedauert haben. Schuß fiel auf Schuß, doch von beiden Seiten ohne Wirkung.

„Sie könnten in Darial das Schießen hören, und eine Patrouille uns entgegen ſenden; der Wind ſteht nach jener Seite!“ murmelte Dmitri mürriſch vor ſich hin. — „Aber hol's der Henker! das könnte noch lange dauern und die Schurken inzwiſchen Verſtarkung bekommen. — Hören Sie, Herr Kapitain!“ ſetzte er hinzu, indem er Baturin zu ſich winkte. „Ich habe da einen Einfall der nicht übel iſt. Wir müſſen etwas wagen.“

„Wollen wir dem Chan und ſeinen Begleitern vereint zu Leibe gehen?“ rief Baturin muthig. „Nur muthig vorwärts, Alter! ich bin dabei.“

„Nicht daran zu denken!“ entgegnete Dmitri mit einer Bewegung der Hand. — „Nein! — Wie Sie ſehen ſind dort die Felſenblöcke hoch genug, um einen Mann zu verbergen. — Treten Sie doch einmal auf den dort! — Du, Iwan, auf jenen zur Linken. Das Fräulein mag ſich auf ein paar Augenblicke allein behelfen. — Uebrigens unterhalten Sie, Herr Kapitain, und Du, Iwan, auf ein paar Minuten ein tüchtiges Feuer."

„Sage mir, Alter" — hob Baturin an; aber der Greis ſchüttelte unwillig mit dem Haupte, und winkte ſo gebieteriſch mit der Hand, daß der Hauptmann ohne Weiteres den Befehl ſeines Untergebenen befolgte. —

Kaum hatte der junge Ruſſe aber ſeinen Poſten auf dem bezeichneten Punkte, desgleichen auch Iwan den ſeinigen eingenommen, kaum hatten ſie ein paar Schüſſe losgebrannt, als auch die Kugeln ihrer Verfolger ihnen um die Ohren ſauſten. Am genaueſten zielte der Panzerreiter auf dem Schimmel, und eine ſeiner Kugeln ſtreifte Baturin leicht am Arme. Da der junge Mann, durch dieſen Umſtand genöthigt ſich das Schnupftuch um den Arm zu winden, für einen Moment das Feuer einſtellte, ſo ward ſein Gegner nur um ſo kühner. Mit einer Verwegenheit ohne Gleichen ſpornte er den Schimmel über eine Schicht rollender Kieſel aufwärts, drang zwiſchen ein paar Felsblöcken durch, überſprang einen andern dergleichen, und befand ſich endlich kaum funfzig Schritte von Baturin. — Deutlich konnte dieſer die Züge Huſſein Chans erkennen. — Mit Wuth im Blicke ließ Letzterer jetzt die Zügel des Schimmels fallen, und ſpannte den Hahn der langen Tſcherkeſſenflinte. — Baturin eilte ihm zuvor zu kommen; er legte an, ſchoß und — fehlte. — — —

Laut lachend hob Huſſein ſich nun in den Bügeln, während der Schimmel wie eingemauert ſtand.

„A vous, Mr. Baturin!“ rief er laut und mit gräßlichem Hohne. „Sie empfangen jetzt den Dank für Ihre gütigen Bemühungen um meine Braut, und die Zinſen für Ihr Pariſer Darlehn.“ — —

Mit großer Ruhe brachte Huſſein die Flinte an den Backen.

Baturin hatte ſeinen Gegner während dieſer Rede ſtarr angeblickt. Er ſtand gefaßt, ruhig, wie eine Bildſaule; er erwartete den tödtlichen Schuß. — —

In dieſem Momente knallte es zwiſchen den Felſen. Baturin glaubte es ſey der Schuß ſeines Gegners. — Wie erſtaunte er, als er dieſen ſich heftig im Sattel erbeben, ſchwanken, und dann, wie vom Blitze getroffen, vom Pferde ſtürzen ſah! — — —

In dieſem Augenblicke erſchien auch Dmitri auf der Spitze eines Felsblocks.

„Hurrah, Kapitain!“ ſchrie er in höchſter Kriegerfreude. „Der liegt feſt! — Ich habe ihn am rechten Flecke gefaßt. — Und dort! — Blicken Sie rechts, Kapitain! — Hurrah! Dort kommen unſere Brüder!“

In dieſem Augenblicke brauſte ein Koſakenhaufen von ungefähr zwanzig Mann, unter lautem Kriegsgeſchrei, den Thalweg von der Seite von Darial daher. — Nach einem vergeblichen Verſuche ſich ihrem getödteten Häuptlinge zu nähern, verſchwanden, laut heulend vor Schmerz und Wuth, die Begleiter des Letztern.

„Ihnen nach, Brüder!“ ſchrie Dmitri, indem er auf dem Gipfel des Felſens hoch emporſprang. „Fangt ſie! Es verlohnt der Mühe!“ —

Unter lautem Hurrahgeſchrei ſprengte der Koſakentrupp den Fliehenden nach. —

Während Baturin zu Eudoxien eilte, um ſie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen, war Dmitri, mit Iwans Hülfe, beſchäftigt den Schimmel einzufangen und dem Todten Drathpanzer und Waffen abzunehmen.

„Siehſt Du, Burſche!“ ſagte der Alte ganz gemüthlich. „So geſchwind ändert ſich der Wind, wo die Kugeln pfeifen. Der da“ — er zeigte auf den Todten — „hätte heute früh es gewiß nicht geglaubt, daß ich bei ihm den Kammerdiener machen und ihm das Drathhemd ausziehen ſollte. Aber es iſt Alles eitel. Wer weiß wer mir alten Knaben noch einmal einen ähnlichen Dienſt erweiſen wird.“

Unter ſolchen Reden packte Dmitri Rüſtung und Waffen des Getödteten in ein Bündel, und zog, nachdem er Baturin und Eudoxien durch Winken mit der Hand und lauten Zuruf angedeutet, daß die Gefahr vorüber ſey, und ſie von der Höhe in das Thal herniederſteigen möchten, den Schimmel am Zügel führend, ruhig auf dem Wege nach Darial vorwärts. —

Es war am folgenden Tage Abends als Baturin, nachdem er das Mädchen in die Arme der vor Freude weinenden Mutter geführt, und dem Kommandanten von Wladi Kawkas Bericht abgeſtattet hatte, zwiſchen den beiden Damen ſaß. Das Geſpräch wandte ſich auf Diomedi.

„Sagen Sie mir, theuerſte Mutter!“ rief Baturin. „Wer war dieſer räthſelhafte Menſch? — Wie läßt ſich der Obriſt der franzöſiſchen Garde, der Ritter der Ehrenlegion, mit dem Tſchetſchenzenhäuptlinge zuſammenreimen? — Wie bildete ſich ſein Verhältniß zu“ —

„Du wirſt dies leicht begreifen!“ unterbrach ſchmerzlich die Dame den Fragenden. „Diomedi war der einzige Sohn eines Oſſetenfürſten dieſer Gegend, ſeine Mutter die Tochter eines Tſchetſchenzenhäuptlings. In einer der häufigen innern Fehden unterlag ſein Vater den Gegnern. Er und alle die Seinen wurden erſchlagen, nur der Sohn — ein Knabe noch — ward als Sklave nach Anapa verkauft. Von dort kam er über Konſtantinopel nach Egypten. Murad Bey, der Herr des Jünglings, gewann dieſen lieb, und bald war er einer der geachtetſten ſeiner Mameluckenn. In der Schlacht der Pyramiden fiel er in die Hand der Franzoſen, er nahm Dienſte, und in kurzer Zeit war er Offizier. Als Napoleon geſtürzt ward, befand ſich Diomedi — dieſen Namen hatte er angenommen — als ehemaliger Obriſt der Mameluckengarde, auf Halbſold in Paris. Hier lernte ihn mein verſtorbener Gatte kennen. Seine romantiſchen Schickſale machten ihn intereſſant, ſeine angenehmen Eigenſchaften öffneten ihm unſer Haus. Mein Gatte — Du kannteſt ja ſeine Neigung für kombinirte und weitausſehende Pläne — intereſſirte ſich ſehr für Diomedi. Man bereitete damals einen Zug gegen die unruhigen kaukaſiſchen Bergvölker. Mein Gatte wollte daß Diomedi in ruſſiſche Dienſte träte und, indem er Gelegenheit ſuchte der Krone wichtige Dienſte bei Bezwingung der Gebirgsſtämme zu leiſten, hoffte Jener es dahin zu bringen, daß Diomedi nicht nur das ihm unrechtmäßig entriſſene Eigenthum wieder erlangen, ſondern, im Intereſſe Rußlands, zu einem mächtigen Fürſten, etwa wie die ehemaligen Chane von Mingrelien, Baku oder Imereti ernannt werden ſolle. Um ihn deſto mehr an ſich zu feſſeln, ſagte mein Gatte dem Fremden, der ihn gewonnen wie ſonſt noch Niemand, die Hand Eudoxiens zu, und dieſe, unaufhörlich beſtürmt, gab endlich ihre Einwilligung. — Nun erſchienſt Du in Paris. Das Uebrige weißt Du. Das unſelige Bündniß ging zurück, und mein Gatte, um wenigſtens einen Theil der Diomedi gegebenen Zuſage zu erfüllen, verſchaffte ihm nach dem kurzen kaukaſiſchen Feldzuge das Erbe ſeines Vaters wieder. Hier lebte er, in Tiflis ein Chriſt, im Kaukaſus ein Muhamedaner, nirgends geachtet, aber allgemein gefürchtet."

Lange wendete ſich das Geſpräch auf dieſe Weiſe noch hin und her und endete endlich damit, daß Baturin der Legationsräthin ſeine Liebe zu Eudoxien geſtand und um die Hand der Letztern anhielt. Freudig legte die würdige Frau die Hände der Liebenden in einander.

Nach wenig Tagen waren Alle auf der Reiſe nach Tiflis. Hier ward Eudoxia Baturins Gattin. Iwan, dem der Hauptmann volle Strafloſigkeit ausgewirkt hatte, blieb als Diener bei den Vermählten, der alte Dmitri aber zog reich beſchenkt nach

Nowoi Tſcherkask. Dort nur — meinte er — könne er ſeine Tage in Fröhlichkeit beſchließen. — Bald nach jener Zeit brach der Feldzug gegen die, zu Gunſten der Perſer verſchworenen Bergvölker aus. Baturin führte als Generalſtaabsoffizier eine Kolonne in die Gegend von Kuka. Er fand die Burg in Ruinen. Die Beſatzung hatte ſie ſelbſt zerſtört. —

Brautwerbung.

Franzöſiſche Sage.

Motto:

„— — Was bedeutet's,
Daß Du noch einmal, todter Leichnam, ganz
In Stahl, des Mondes Dämmerlicht beſuchſt?"
Shakeſpeare.

Wenn man von Paris die freundlichen, lachenden Ufer der Seine abwärts ſchifft, ſo erblickt man unweit des alten Rouen auf einem mächtigen, an einer Seite ſteil abfallenden Felſen, den ſtattlichen Bau einer mächtigen Ritterburg. In dem Jahrhunderte der Induſtrie — wie wir das unſrige wohl nennen dürfen — iſt es nicht zu verwundern, wenn in den Räumen, wo einſt Harniſche und Schwerter erklangen, in den Höfen, wo Kriegsroſſe ſtampften, nun die Spinnmaſchine knarrt, der Blaſebalg keucht, der Kohlenkarren raſſelt; und wirklich erblickt man ſchon von weitem den ſchwarzen Rauch, den mehrere Dampfmaſchinen aus dem alten Bau von Amfreville gen Himmel ſenden. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ging es hier nicht ſo friedlich zu. Zu Ende des erſtern hauſ'te hier ein mächtiger Graf, welcher wegen ſeiner Macht ſowohl, als wegen der Luſt dieſe überall geltend zu machen, wo es ihm Vortheil bringen konnte, weit und breit gefürchtet war. In ewige Fehden mit ſeinen Nachbarn verwickelt, mehrmals der Macht des Königs auf ſeinem Felſenneſte trotzend, ja ſelbſt ſchon von der Kirche, weil er ſich unter verſchiedenen Vorwänden Eingriffe in deren Rechte und Eigenthum erlaubt, mit dem Banne bedroht, von ſeinen Feinden mit dem Schimpfnamen le diable d'Andelle belegt, genoß Graf Robert von Andelle dennoch einer Art von Achtung. Theils waren die Thaten die er ausübte, von denen die ſich ſeine Standesgenoſſen in jenen finſtern Zeiten des Fauſtrechts erlaubten, eben nicht allzuſehr verſchieden, theils war ſeine Tapferkeit ſo anerkannt wie ſeine Macht, überdies war er Vater einer Tochter, deren Schönheit, ſeitdem der Graf ſie zu dem Turnier von Rouen gebracht, in dem Munde der ganzen Ritterſchaft des Landes lebte, und dieſe Tochter wurde dereinſt Erbin eines ungeheuren Vermögens; lauter Gründe, welche die Ritter und Barone des Landes — zumal die unverheiratheten — veranlaßten, es mit der Moralität des „Teufels von Andelle" eben nicht allzugenau zu nehmen. Daß der Graf einen unehelichen Sohn hatte, dieſen ſehr liebte und mit der Tochter zugleich erzog, kümmerte ſie eben ſo wenig. Der „Baſtard“ eines Mannes von höherem Adel war zwar keinesweges mißachtet, er konnte hohe Würden erlangen, er wurde zu den rittermäßigen Leuten gerechnet, aber — die Lehen des Vaters empfangen, ihn beerben konnte er nicht, und das galt den zahlreichen Bewerbern um die ſchöne Marie von Andelle als die Hauptſache. Der Zudrang der Freier war, wie bereits bemerkt, wirklich außerordentlich. Nicht weniger als hundertundzwanzig waren ſeit dem Tage des Turniers von Rouen als ſolche aufgetreten. Grafen, Barone, Ritter aus den edelſten Geſchlechtern hatten um das Mädchen geworben, ja man behauptete ſogar, ein Paar Sproſſen altfürſtlicher Häuſer, welche nicht Anſtand nehmen wollten, die gut oder übel erworbenen Schätze des „Teufels von Andelle“ dereinſt zu verwalten, befänden ſich unter dieſer Zahl. Was unter andern Umſtänden dem Grafen zur Freude gereicht haben würde, ward ihm indeß jetzt ein Gegenſtand der Sorge. Einen — dies war ausgemacht — konnte Marie doch nur heirathen;

wer aber ſollte dieſer Eine ſeyn? Was würden die hundertundneunzehn abgewieſenen Bewerber dazu ſagen? Beides waren zwei ſehr bedenkliche Fragen. Ein mit einem Korbe nach Hauſe geſendeter Freier fand ſich in der Zeit des Fauſtrechts manchmal nach wenig Tagen, mit Schwert und Feuerbrand in der Hand, vor den Thoren der ihm verſchloſſenen Veſte ein; hundertundneunzehn erzürnte, und auf ſo unmanierliche Weiſe wiederkehrende Liebhaber aber, wären ſelbſt dem „Teufel von Andelle" zu viel geworden. Dieſem Uebelſtande zu begegnen, hatte nun Graf Robert ein, wie er meinte, ſehr pfiffiges Auskunftsmittel erſonnen. Er erklärte auf alle Bewerbungen in einzelnen Antworten: er finde ſich zwar durch die eben in Rede ſtehende ſehr hoch geehrt, indeß ſey er ein überaus zärtlicher Vater. Aus dieſem Grunde, und weil er an dem Sterbebette ſeiner verſtorbenen Gemahlin ein Gelübde geleiſtet, ſeiner Tochter die alleinige Wahl des künftigen Gatten zu überlaſſen, bedaure er ſehr die Hand des Fräuleins dem Bewerber nicht unbedingt zuſichern zu können, jedoch bitte er dieſe Erklärung nicht als abſchlägliche Antwort zu nehmen, vielmehr ſich am

Tage Sancti Pancratii — als zu welchem Heiligen er ein beſonderes Zutrauen habe — ſich zu Amfreville auf der Burg zu einem feierlichen Mahle einzufinden. An gedachtem Tage würde Fräulein Marie die Erklärung der getroffenen Wahl von ſich geben. — —

Um der Wahrheit der Ehre zu geben, müſſen wir zwar bekennen, daß Graf Robert ſeine Tochter wirklich lieb hatte, doch ſteckte hinter der, den Freiern gegebenen Verſicherung, die reservatio mentalis, vermöge welcher er ſich vorbehielt, Marie'n durch ſeine väterliche Autorität für den Bewerber zu beſtimmen, der ihm Hinſichts der Geburt, der Macht, des Reichthums, der geeignetſte ſchien, ſein Schwiegerſohn zu werden, und er lachte ſich nicht wenig in's Fäuſtchen, daß er die Freier auf dieſe, wie es ihm ſchien, höchſt ſinnreiche Weiſe hinter's Licht geführt. Da es dem Grafen noch niemals vorgekommen war, daß Jemand aus ſeiner Familie oder der Zahl ſeiner Unterſaſſen ihm widerſprochen hätte, ſobald er einmal eine beſtimmte Meinung geäußert, ſo konnte er bei der ſchönen, ſanften Marie um ſo weniger einen Widerſtand vorausſetzen, und er hatte deshalb nur obenhin, gleichſam geſprächsweiſe geäußert, daß ſie ſich am Pancratiustage verloben müſſe, und daß unter den ſich einfindenden Bewerbern der Baron Lamoral de Caſtelnaudary derjenige ſey, für den ſie ſich zu beſtimmen habe. Auf die Bemerkung des erſchrockenen Mädchens, daß, ſo viel ſie wiſſe, der gedachte Baron von ziemlich vorgerücktem Alter und ſehr zurückſtoßendem Aeußern ſey, erklärte der Vater: dies ſeyen Zufälligkeiten, auf welche ein Mädchen von Stande keine Rückſicht nehmen müſſe, ſondern nur zu erwägen habe, welcher unter der Zahl der Bewerber der mächtigſte und reichſte ſey, indeß wolle er Marie'n ſeine väterliche Zärtlichkeit dadurch zu erkennen geben, daß er ihr, falls ihr der Baron allzuunausſtehlich vorkäme, erlaube, ſtatt dieſem den Grafen von Mortemart oder den Vicomte von Vaudreuil zu wählen; dies ſey Alles was ſie vernünftigerweiſe verlangen und er gewähren könne. Auf dieſe Weiſe rückte der Sanct Pancratiustag heran. — Schon ſeit frühem Morgen ſah man einzelne Trupps Gewappneter durch das kleine Dörfchen ziehen, welches jetzt zu dem Fabrikſtädtchen Amfreville ſous Mont erwachſen, und am Fuße des Berges gelegen iſt, auf welchem die feſte Grafenburg in aller ihrer Stattlichkeit thronte. Stolz ragten die ſpitzigen Giebeldächer, die runden Eckthürme in die Lüfte; von den andern Theilen der weitläufigen Gebäude konnte man nur wenig ſehen, da eine hohe, zu Schutz und Trutz erbaute Mauer das Ganze umgab. Die Mauer war mit Zinnen gekrönt, und zwei runde Thürme ſchirmten den einzigen Eingang, welcher überdies durch ſchwere eiſenbeſchlagene Thore und ein mächtiges Fallgatter geſchützt war. Auf den Thürmen, von welchen die Fahne mit dem goldenen Drachen wehte, ſah man eine Anzahl bis an die Zähne gewappnete Reiſige; ein Herold rief jeden der, mit einer Trompeten- und Paukenfanfare empfangenen Herren an, und bedeutete ihm: daß, des engen Raumes wegen, und beſorgt das Gefolge der edlen Werber nicht nach Stand und Würden in der Burg bewirthen zu können, der Graf von Andelle die Verfügung getroffen habe, daß Niemand der verehrten Gäſte mit mehr als einem Begleiter eingelaſſen, die Uebrigen aber in der Meierei von Merimont, eine Viertelſtunde von Amfreville, gaſtlich aufgenommen werden ſollten. Graf Robert befürchtete zwar nicht eben geradezu an dem heutigen Tage mit den präſumtiven Schwiegerſöhnen in Kampf zu gerathen, doch meinte er Vorſicht ſey zu allen Dingen nütze, und deshalb hatte er dieſe Anſtalten getroffen. Die Frühlingsſonne hatte bereits die Mittagshöhe erreicht, und ihr belebender Strahl ſchimmerte auf der Spiegelfläche der Seine, wie auf dem jungen Grün der Pfirſich-, Mandel- und zahlreicher anderer Obſtbäume, aus welchen die Hüttendächer von Amfreville emporragten, als der Fall des Gatters und das Verſchwinden eines Theils der Beſatzung der Thürme anzeigte, daß der hundertundzwanzigſte Freier eben in das Thor gezogen ſey, und das Feſtmahl unverzüglich beginnen werde. Eine ungeheure Halle, deren Wände mit koſtbaren Harniſchen, Schildern, Schwertern, Streithämmern und Lanzen, welche als Trophäen zierlich geordnet worden, geſchmückt, war für daſſelbe beſonders eingerichtet. Eine gewaltige Tafel, in Form eines Kreuzes deſſen Kopfende fehlte, nahm faſt die Länge des ganzen Gemaches ein. Der obere Theil der Tafel befand ſich auf einer Erhöhung, die ungefähr ein Fünftheil des Saales betrug, und

„dais“ genannt wurde. Dieſer Theil des Tiſches war mit einem geſtickten Teppich bedeckt, und hier ſollten die vornehmſten Gäſte Platz nehmen, während der niedrige Theil deſſelben nur mit einem gewöhnlichen Tuche bekleidet, und für die große Maſſe der Anweſenden beſtimmt war. An der Mitte des obern Theils der Tafel befand ſich ein Lehnſtuhl für den Hausherrn. Dicht hinter demſelben waren eine Anzahl eroberter Fahnen an der Wand befeſtigt. Zwei oder drei derſelben waren zuſammengerollt. Der Graf hatte heute dieſe ihm ſonſt eben nicht eigenthümliche Delicateſſe beobachtet, um bei Dieſem oder Jenem ſeiner Gäſte nicht unangenehme alte Erinnerungen zu erwecken. Unter dem Vortritt einiger Muſikanten, die eine ziemlich übelklingende Muſik executirten, ſo wie einer Art Hausmeiſter mit einem weißen Stabe in der Hand, ſchritt Graf Robert und nach ihm die Zahl ſeiner Gäſte, die ſich nach ihrem Range paarweiſe geordnet hatten, eben in die Halle. Der Hausherr war ein Mann über die Mitte des Lebens hinaus. Sein Haar war zwar bereits ergraut, aber ſein Körper zeigte noch von gewiſſer, doch ziemlich unbeholfener Kraft.

Das Antlitz des Grafen war unſchön, von Pocken zerriſſen, ſeine Züge drückten Stolz und Roheit aus. Seine Kleidung war einfach; ein dunkler Leibrock, auf dem Bruſttheil und den Ermeln mit goldenen Drachen überſäet. Ihm ziemlich ähnlich in Alter und Geſtalt, aber prachtvoll gekleidet, ging der Bannerherr Lamoral von Caſtelnaudary an ſeiner Seite. Der darauf folgende Schwarm der Gäſte zeigte ſchöne männliche Geſtalten jedes Alters, Alle im höchſten Putz. So wie der Graf bei dem für ihn beſtimmten Lehnſeſſel ankam, lud er den Bannerherrn ein ſich zu ſeiner Rechten niederzulaſſen, dem Vicomte von Vaudreuil wies er den Platz zur Linken an. Während Graf Robert aber mit einer gewiſſen ſelbſtzufriedenen Miene die Zahl ſeiner Gäſte überblickte, erhob der Majordomus ſeinen Stab und rief aus: daß Meſſire Robert, Graf und Herr von Andelle, die werthen Anweſenden erſuche das **Benedicite** zu ſprechen, welches der Hauskaplan ihnen vorſagen werde, ſodann aber das Mahl zu beginnen. — Keinem der Gäſte ſchien es aufzufallen in der Behauſung des „Teufels von Andelle“ einen Prieſter zu finden und ſo fromme Gebräuche beobachten zu ſehen; beides gehörte damals zum Herkommen, oder wie man in unſern Tagen ſagen würde: „zum Anſtande.“ So wie ein donnerndes, von allen Seiten erſchallendes: Amen! das Tiſchgebet beendigt hatte, ließen ſich die Gäſte auf eine lärmende Weiſe nieder, bloß der Hausmeiſter mit dem Stabe und ein Jüngling in Pagenkleidung blieben hinter dem Stuhle des Hausherrn ſtehen. Der junge Menſch mochte ungefähr neunzehn bis zwanzig Jahre alt ſeyn. Der Ausdruck ſeiner Züge war ſanft, doch ſchien ein Schleier von Melancholie ſie zu bedecken. Ungefähr zwei Schritte hinter dem Stuhle des Grafen, wiewohl etwas ſeitwärts, ſtand ein gedecktes, mit einem einzigen Couvert belegtes Tiſchchen, daneben aber lag ein großer Wolfshund, der von Zeit zu Zeit das ſchwere Haupt erhob und die Naſe in die Höhe hielt, um nach dem Geruche der Speiſen, die die lange Tafel bedeckten, zu ſchnüffeln. Letztere war, nach den Begriffen damaliger Zeit, ungemein wohl arrangirt und trefflich beſetzt. Hirſch-, Haſen-, Reh- und Ziegenbraten, nebſt vielerlei Arten von Fiſchen, in gelben, weißen und ſchwarzen Brühen, ſtanden auf dem Tiſche. Dazwiſchen lagen runde Brodkuchen, und in gewiſſen Diſtancen ſah man Näpfe mit Honig, in welchen breite Schöpflöffel von Buchsbaum ſteckten. Auch gebratenes Geflügel, ſowohl zahmes als wildes, war vorhanden, aber es befand ſich nicht auf Schüſſeln, ſondern an hölzernen Bratſpießen, welche von einigen Dienern gehalten wurden, um ſpäter den Gäſten herumgereicht zu werden, die ſich dann nach Belieben davon abſchneiden ſollten. Vor jedem der an dem höhern Tiſche placirten Gäſte ſtand ein ſilberner, vor den andern ein irdener Becher.

„Meſſires!“ rief jetzt der Graf. „Laßt uns, bevor wir das Mahl beginnen, nach ritterlicher Sitte den Umtrunk halten. — Reiche mir den Becher, Floriſten!“ —

Der Jüngling, welcher hinter dem Stuhle des Hausherrn ſtand, nahm einem Diener einen mächtigen ſilbernen Humpen aus der Hand und reichte ihn dem Grafen.

„Wir ſind, Meſſires,“ rief dieſer, indem er die Worte beſonders betonte, „in Friede bei einem Frieden- und Freudenmahle verſammelt. Mögen beide walten am Ende, wie bei'm Anfang! — Baron Lamoral, ich bringe Euch den Becher!"

Der Angeredete erhob ſich, trank nach dem Grafen, und reichte ihn ſeinem Nachbar mit den Worten: „A vous, Enguerrand de Mortemart!“

Der Becher kreiſte jetzt in der Runde, und die, an welchen er bereits vorübergegangen, begannen der Tafel des Grafen Ehre zu machen, indem ſie die mächtigen Bratenſtücke von allen Seiten anſchnitten. „Eine Frage und eine Bitte habe ich an Euch zu richten, edler Graf!" hob der Vicomte von Baubreuil an, nachdem er in der Geſchwindigkeit ſich einen halben Kapaun vom Spieße geſchnitten. „Warum habt Ihr uns bei der Tafel den Anblick der Dame unſers Herzens nicht gönnen wollen?" —

Die Frage ſchien den Grafen unangenehm zu berühren.

„Meine Tochter bat mich, dem Mahle nicht beiwohnen zu dürfen!" erwiederte er mit gerunzelter Stirn. „Hängt Eure Bitte mit Eurer Frage zuſammen, ſo würde es mich ſchmerzen ſie nicht gewähren zu können."

„Das nicht, Meſſire!“ erwiederte der Vicomte, ſich auf die Lippen beißend, doch in höflichem Tone. „Der Wille Fräulein Marie'ns muß vor allem — und ganz beſonders heute, — ſelbſt wenn er uns Schmerz verurſachte — unſer höchſtes Geſetz ſeyn. — Ich wollte Euch nur bitten, Eurem Sohne zu geſtatten an dem Mahle Theil zu nehmen.“

„Ihr ſeyd ſehr gütig, Vicomte!“ erwiederte der Graf, indem ſich ſeine Stirn etwas enkwölkte. „Es iſt zwar gegen das Herkommen, daß der Sohn, bevor er den Ritterſchlag erhalten, ſich in Gegenwart des Vaters bei feſtlichen Gelagen niederlaſſe und an dieſen Theil nehme, indeß Ihr befehlt es und ich erkenne Eure Höflichkeit. — Floriſtan!“ ſetzte er, ſich zu dem Jünglinge wendend, mit einiger Freundlichkeit hinzu. „Geh, und verſorge Dich mit Speiſe und Trank an jenem Tiſchchen, bis Du Dich dereinſt, in Mitte tapferer Genoſſen, an einer größern Tafel niederlaſſen darfſt.“

Der junge Menſch küßte ſchweigend die Hand des Vaters, und nahm den für ihn beſtimmten Platz ein.

So wie die Bratenſtücke ſich verkleinerten und die Spieße mit dem Geflügel leerer wurden, vorzüglich aber in dem Maße, nachdem die Becher kreiſten, nahm das Tiſchgeſpräch an Lebhaftigkeit zu. Vorzüglich war die Schönheit Fräulein Marien's, oder wie ſich Enguerrand de Mortemart ausdrückte, der Glanz des Sterns der ſo viel Bewunderer zuſammengelockt habe, der Gegenſtand deſſelben.

Vor allen konnte der Vicomte von Vaudreuil nicht Worte genug finden, die Liebenswürdigkeit des Fräuleins zu preiſen.

„Ich ſage Euch, Meſſires,“ rief er begeiſtert aus, „daß ſo viel ſchöne Damen aus Bretagne, der Normandie, dem Artois, auch auf dem Turnier von Rouen verſammelt waren, doch Aller Augen nur auf die ſchöne Marie von Andelle gerichtet ſchienen.“

„Wir ſollten faſt mit Euch zürnen, edler Graf!“ ſprach ein junger Rittersmann ſcherzend zu dem Hausherrn. „Die Schönheit Eurer Tochter nahm die Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch, daß alle tapfere Thaten der Ritterſchaft beinahe unbemerkt vorübergingen.“

„Ihr habt Unrecht, Gautier von Marigny!“

rief, den Sprechenden unterbrechend, ein mannhafter Bretagner. „Die Thaten welche gethan wurden, ſind durch den Wunſch eines Jeden ſich vor den Augen des Fräuleins auszuzeichnen, hervorgerufen worden. Bei St. Pascal! Es war ſchwer einen Dank zu erringen.“

„Ihr dürft Euch nicht beklagen, Meſſire de Chateaubriand!“ fiel ihm ein Vierter in's Wort. „Habt Ihr nicht den zweiten Dank davon getragen?“ —

„Der erſte,“ fiel Jener heftig ein, „würde mir nicht entgangen ſeyn, — “

Hier ſtockte die Stimme des Ritters, ſeine Blicke ſchienen verwirrt, er ſah auf den Hausherrn.

„Warum ſprecht Ihr das Wort nicht aus, Meſſire?“ rief der Hausherr, indem die Röthe des Zorns ſein Geſicht überflog. „Dieſe ſcheinbare Schonung hilft Euch nichts, nachdem Ihr einmal dieſe Saite angeſchlagen. Ich vollende ſelbſt Eure Rede. Ihr würdet, meint Ihr, den erſten Dank davon getragen haben, wenn der unbekannte Abenteurer nicht zugegen geweſen wäre, gegen den ich, durch Zufall und einen Fehltritt meines Pferdes, den Kürzern zog. — Ich ſage,“ fuhr der Graf fort und ſeine Rede wurde immer heftiger, „ich zog den Kürzern, aber nicht die Lanze des Fremden, nicht mein ſtrauchelndes Roß hätten mich unterliegen laſſen, mein Auge war beſiegt, ehe ich noch eine Lanze gegen ihn eingelegt.“

„Wie meint Ihr das, edler Graf?“ fragte neugierig ein Gaſt, deſſen Ausſprache den Gascogner verrieth. „Niemand von der Ritterſchaft unſerer Gegend war zu Rouen beim Turnier anweſend.“

„Auch mit uns aus der Franche Comté war es derſelbe Fall!“ ſetzte ein Anderer hinzu. „Beleidigt es Euch nicht, ſo bitten wir daß Ihr uns das Nähere über den Vorfall mittheilt.“

„Warum ſollte ich nicht?“ erwiederte der Graf beſänftigter. „Die Sache iſt bekannt, viele der edlen Gäſte waren gegenwärtig, und ich denke Niemand wird einen Zweifel in meine Worte ſetzen, wenn ich laut verkünde: träte mir der Fremde, dem ich unterlag, noch einmal gegenüber, und er wagte es mich zum Kampfe zu fordern, ſo wollte ich ihm jeden Vortheil der Waffen zugeſtehen und ruhig den Ausgang erwarten. Doch wozu viele Worte? hört den

Vorgang. Bei alledem muß ich um Nachſicht bitten, wenn ich etwas weit auszuholen genöthigt bin. — Eine Viertelſtunde von hier liegen die Ruinen der Burg Merimont. Die Veſte war das Stammſchloß der Familie dieſes Namens, und der letzte Beſitzer André von Merimont mein Jugendgeſpiele. Wir ſahen uns oft, und obwohl wir uns manchmal bei unſerer heftigen Gemüthsart in den Haaren lagen, ſo verſöhnten wir uns doch immer wieder; ſo wuchſen wir auf. Als Jünglinge begaben wir uns nach Dijon an den Hof des Herzogs von Burgund, wo wir die Ritterſchaft erlernten. Hier ſahen wir das Fräulein Marie von Chateauvert, wir bewarben uns beide um ſie, Marie zog mich vor, ſie ward mein Weib, und — André von Merimont mein Todfeind. — Ihr wißt," fuhr der Graf mit zweideutigem Lächeln fort, nachdem er einen Zug aus ſeinem Becher gethan, „wenn man den Frieden nicht beſonders wünſcht, ſo findet ſich zum Kriege bald Gelegenheit. Das Banner mit dem weißen Falken und das mit dem goldenen Drachen, entfalteten ſich bald auf grüner Haide. Wir kämpften oft mit abwechſelndem Glück; endlich ward ich meines Feindes mächtig. Ich brannte ſeine Dörfer nieder, verheerte ſeine Felder, er ſah ſich in ſeine Burg eingekeilt, und ich belagerte die letztere. Beinahe ein Jahr lag ich vor Merimont, endlich war die Veſte dem Falle nahe. In jener Zeit begann ein neuer Kreuzzug, überall ward das Kreuz gepredigt. Wie erſtaunte ich, als ich ein Schreiben von dem Biſchof von Rouen erhielt, worin er mir anzeigte daß André von Merimont das Kreuz nehmen wolle, und mich mit dem Banne bedrohte, wenn ich unter dieſen Umſtänden nicht die Belagerung aufhöbe und alle Fehde einſtellte. Der König erließ zugleich einen Befehl, in welchem er die Acht über Alle ausſprach, welche ſich an Hab oder Gut der Kreuzfahrer während ihrer Abweſenheit vergreifen würden. Den Tod im Herzen zog ich ab und mußte nach wenigen Tagen anſehen, wie mein Feind friedlich und das Kreuz auf der Schulter, dicht am Fuße meines Burgberges vorüber zog."

„Ganz recht!" fiel Gilbert de Gartemps, ein alter Ritter ein, welcher ſeinen Sohn zur Freiwerbung begleitet hatte. „Ich traf André von Merimont zu Marſeille, wo wir uns einſchifften. Er war —

und ich muß ihm dies nachſagen, obwohl Ihr, Herr Graf, ſein Feind geweſen — ein ſo biederer als tapferer Rittersmann. Wir waren Waffengefährten in den Gefechten bei Nazareth, bei Tiberias, bei Ramla, und ſein Feldruf: **Gare le Faucon!** — es war ſeine Wappendeviſe, und er ward deshalb und wegen ſeiner weißen Rüſtung, beim Kreuzheere nur der „weiße Falke" genannt — ertönte ſtets im dichteſten Schlachtgetümmel."

„Wohl, Meſſire Gilbert," ſagte der Hausherr, welcher die ihm willkommene Gelegenheit gern zu ergreifen ſchien, „da Ihr André von Merimont ſo genau gekannt habt, ſo theilt den werthen Gäſten das Nähere über deſſen ferneres Schickſal mit. Das, was ich ihnen dann zu erzählen habe, wird ihnen um ſo überraſchender vorkommen, und auch geeignet ſeyn einige unbeſonnene Tadler — hier blickte er nach der einen Seite des Tiſches — von ihrem Unrecht zu überzeugen. Ihr müßt nämlich wiſſen, Meſſires, ich habe Nachbaren, die den Ungläubigen in Treuloſigkeit und Uebelwollen den Rang ablaufen, aber der Fluch eines Feiglings komme über mein Haupt, wenn ich es ihnen nicht wett mache."

Der Graf ſprach die letzten Worte in jenem kurzen und rauhen Tone, den er ſo oft anzunehmen pflegte, und begleitete ſie mit einem Blicke, in welchem ſich Haß und Rachſucht ſpiegelten.

„Das Schickſal des „weißen Falken" war ſehr traurig!" fuhr Gilbert in ſeiner Erzählung fort. „Bei Ramla verwundet und außer Stande im Felde zu erſcheinen, zog er ſich auf eine ihm gehörige Burg zurück, die in den Vorbergen des Libanons lag. Er kränkelte lange Zeit; dieſerhalb ſowohl, als auch weil es ein reiches Beſitzthum war, das er inne hatte, ließ er ſein Weib und ſeine Kinder aus Frankreich kommen, und man glaubte, daß, wenn er wieder hergeſtellt ſey, er ſein Eigenthum im heiligen Lande veräußern oder ſeinem Sohne übergeben, und nach Frankreich zurückkehren würde. Wie Euch bekannt, nahm der heilige Krieg damals eine ungünſtige Wendung, die ganzen Gebirgsvölker des Libanons erhoben ſich gegen uns, alle Burgen in ihrer Nähe wurden belagert, und zum Theil erſtürmt. Wir rückten in jene Gegend, die Burg André's von Merimont war umringt; als wir ankamen ſie zu entſetzen, war ſie in der vorhergehenden Nacht erſtürmt worden. Wir trafen nur rauchende Ruinen. André war erſchlagen, Weib und Kind, ſo wie der größte Theil der Beſatzung getödtet oder verbrannt. Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Der König befahl, daß der Leichnam des Getödteten, weil der Ritter es während ſeiner Krankheit ſo gewünſcht, nach Frankreich gebracht und dort in der Gruft ſeiner Ahnen beigeſetzt werden ſollte.“

„Und ſo iſt es geſchehen!“ rief Graf Robert, der mit ſichtlichem Behagen bis dahin der Erzählung zugehört. „Bei Sanct Pancraz! der „weiße Falke“ hat ein ſtattliches Leichenbegängniß gehabt. Er ward in der Kirche des Kloſters von Merimont, welches ſpäter abbrannte und ſeitdem nicht wieder aufgebaut wurde, feierlich beigeſetzt. Vier ganze Wochen — die Trauerzeit — habe ich abgewartet, dann ſchlug ich den Fehdebrief an die Burgpforte an. Niemand kann mich darum tadeln. Der „weiße Falke“ war todt, mithin ſeine Kreuzfahrt aus; überhaupt hatte die letzte nur eine Art gezwungenen Waffenſtillestand von meiner Seite herbeigeführt, was war natürlicher, als daß die Sache von vorn anging? Was ſoll ich viel über jenen Vorgang ſagen! Ich nahm die Burg; die Vertheidiger hatten ſie vorher in Brand geſteckt. — Sollte man glauben, daß ich beim Könige und beim Biſchof deshalb allerlei Umſtände hatte? Der letztere war beſonders hartnäckig und iſt ſeitdem mein Feind. Dies kümmert mich indeß wenig; in dieſen unruhigen Zeiten haben beide alle Hände voll zu thun, und ich getraue mir im Nothfall allen meinen Feinden die Spitze zu bieten."

„Daran zweifelt Niemand, beſonders wenn Ihr Euch mit einem mächtigen Schwiegerſohne verbunden haben werdet!" fiel der Bannerherr von Caſtelnaudary ihm in's Wort, indem er die letzten Worte beſonders betonte. „Doch habt die Güte uns zu ſagen, in welchem Zuſammenhang dieſe Dinge mit dem Turniere von Rouen ſtehen."

„In dem genaueſten aber ſeltſamſten!" entgegnete Graf Robert. „Schon längere Zeit hatten ſich allerhand ſo ſonderbare als lügenhafte Gerüchte verbreitet. Es hieß der „weiße Falke" lebe noch, und dennoch hatten viele Menſchen die Leiche geſehen. Ich lachte zu dieſen Neuigkeiten. So wurde das

Turnier von Rouen ausgeſchrieben. Ich begab mich, mehr als Zuſchauer wie als Theilnehmer dahin, ich wollte Jüngeren das Schimpfſpiel überlaſſen. Es ward gut gerannt und tapfer geſtochen; ſchon ſollten die Preiſe zuerkannt werden, der Sire von Chateaubriand würde den erſten, Fourcaut de Maulevrier den zweiten davon getragen haben, als plötzlich ein Herold bekannt machte, daß ein unbekannter Abenteurer in die Schranken gelaſſen zu werden begehre. Der Abend war bereits nahe, die Herolde eilten ſchon mit dem Ausrufe: „Largesse, nobles chevaliers!“ von Tribune zu Tribune, und ſammelten Gold- und Silbermünzen in ihre Helme, aber nach kurzem Berathen erklärten die Kampfrichter: daß dem Unbekannten der Kampf nicht verſagt werden könne. Bald ertönte ein kurzer Trompetenſtoß, und der Fremde ritt in die Schranken.[1] Er ſaß auf einem kohlſchwarzen Roß und war von hoher Geſtalt; ſeine Rüſtung war weiß wie ſein Schild. In der Mitte des letztern ſah man einen ſilbernen Falken, der einen blutigen Biſſen im Schnabel trug; die Umſchrift war: „Cave! Adsum.“ — So wie der fremde Abenteurer die Kampfrichter begrüßt hatte, ritt er auf die Schildreihen zu, um durch Berührung eines der Schilder den Gegner zu beſtimmen. Es war ein Schimpfſpiel, es wurde mit Waffen der Courtoiſie (mit ſtumpfen Lanzen) gekämpft, der Fremde hätte mithin mit umgekehrtem Speer das Schild des Gegners berühren müſſen; wie erſtaunten Alle, als er auf mein Wappenzeichen losſprengte, und mit ſcharfer Lanze darnach ſtieß, ſo daß es laut erdröhnte; ja es ſchien ſogar als ob er befürchtete nicht verſtanden worden zu ſeyn, denn ſo wie er den Stoß geführt', rief er mit dumpfem Tone: „à outrance!“ (auf Tod und Leben).“

„Ha!“ rief der Sire von Chateaubriand. „Es machte ein allgemeines Aufſehn. Rings in den Schranken entſtand ein Gemurmel, und Jeder fragte: wer wohl der fremde Abenteurer ſeyn möge? Endlich ziſchelte man ſich zu: es ſey Niemand anders wie der „weiße Falke von Merimont;“ Wuchs, Haltung, Wappenzeichen, Alles ſtimmte damit überein.“

„Er ſah meinem Feinde täuſchend ähnlich!“ ſagte Graf Robert, und es war als ob noch jetzt ein geheimer Schauder durch die trotzigen Züge zucke. „Doch hört jetzt weiter. — So wie der Fremde mein Schild berührt hatte, rief ich nach meinem Roß und nach ſcharfer Lanze. Die Kampfrichter bedeuteten mich indeß, daß ſie keinen Kampf à outrance zulaſſen würden, und ſo waren ich und mein Gegner genöthigt, nach ſtumpfen Speeren zu greifen. — Ihr Herren,“ fuhr der Hausherr wie in Erinnerung befangen fort, „ich habe André von Merimont und manchem andern guten Kämpen an heißen Schlachttagen gegenüber geſtanden, aber mein Herz hat nicht gebebt, meine Pulſe haben nicht ſchneller geſchlagen, auch jetzt empfand ich eben nicht Furcht — Schwert und Dolch gegen Den, der dies behaupten wollte! — aber ein Gefühl, was ich nicht zu beſchreiben vermag, durchrieſelte mich, als ich einen Gegner mir gegenüber erblickte, deſſen Ebenbild man noch vor wenigen Tagen in der Gruft geſehn. Jetzt ertönte die Trompete, wir ſtürzten einander entgegen, die Lanze des Feindes ſplitterte auf meiner, die meinige auf ſeiner Bruſt, aber — ich hatte in dieſem Momente einen Blick auf das Viſier des Gegners geworfen, ich glaubte das blaſſe Geſicht, das düſtre klagende Auge André's von Merimont durch die Stäbe des Viſiers erkannt zu haben, ich wankte und war wie gelähmt. — Einer der Kampfrichter trat jetzt zu mir, und ſagte: Meſſire, der Tag iſt gegen Euch! Wollt Ihr Euch für beſiegt erklären? Die Frage empörte mich. „Eine friſche Lanze!" ſchrie ich, und warf mein Roß herum. Auch mein Gegner that dies. „**Gare le Faucon!**" rief er mit einer Stimme, die mit der des „weißen Falken" die täuſchendſte Aehnlichkeit hatte, und ſtürzte auf mich los. Ich war überraſcht, durch einen unglücklichen Zufall ſtrauchelte mein Roß, vom Speer des Fremden getroffen, ward ich zu Boden geworfen. Den Tod im Herzen ging ich nach meinem Sitze. Ich ſah nur noch wie der Fremde eben aus den Händen meiner Tochter, die zur Preisvertheilerin beſtimmt war, den erſten Dank empfing, und darauf ſtolz aus den Schranken ritt."

„Und erfuhr man nicht des Unbekannten Stand und Namen?" fragte neugierig der Gascogner.

„Niemand erfuhr ihn!" rief Gautier de Marigny lebhaft. „Er ſagte: ein Gelübde verbiete ihm, ſich zu nennen oder ſein Viſier zu öffnen, doch behaupteten Mehrere durch die Stäbe des letztern die Züge André's von Merimont deutlich erkannt zu haben."

„Und wenn es der böſe Feind ſelber wäre! Sein Anblick ſollte mich nicht zum zweitenmale beſiegen;" rief Robert wild. „Es iſt aber nur ein Gaukelſpiel meiner Feinde, der bekutteten ſowohl wie der gepanzerten. Sie ſind es, die irgend einen Gauner — denn ich nenne ihn ſo und wenn er von Charlemagne abſtammte — auf dieſe Weiſe ausſtaffirt haben. Sie wollten mir damit einen Schimpf anthun; aber der ſchnöde Gaukler ſoll ſich vor mir in Acht nehmen! Treffen wir uns noch einmal, ſo wird Einer von uns Beiden die nächſte Nacht im Paradieſe ſchlafen. — Doch ich hätte mich bald in Eifer geredet und dabei vergeſſen, daß ein Humpen alter Rheinwein oder ein Becher duftender Pigment (ein ſüßes, gewürztes Getränk) am beſten allen Unmuth niederſchlagen. — Trinkt, edle Herren, und auch ich will trinken, denn das Ebenbild des „weißen Falken" wird ſich wohl kaum zum zweitenmale in meine Nähe getrauen."

Die Gäſte ergriffen die Becher und tranken, auch der Hausherr brachte den ſeinigen an die Lippen, aber er ſetzte ihn ſchnell wieder ab, als Floriſtan, der während des vorigen Geſprächs mit augenſcheinlicher Theilnahme aufgeſtanden und hinter den Stuhl des Vaters getreten war, zu dieſem ſprach: „Verzeiht mein Herr und Vater! Erſt heute ſah ich André von Merimont, wie er leibt und lebt.“ —

Die Worte des jungen Menſchen erregten die größte Aufmerkſamkeit. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Am meiſten ſchien der Graf ergriffen.

„Du biſt ein Träumer, Knabe!“ rief er aus. „Du faſelſt, Floriſtan! — Rede!“ fuhr er fort, als der Jüngling ehrerbietig ſchwieg „Rede! Ich befehle Dir zu reden!“ —

„Ich ſtand vor Tagesanbruch auf,“ erzählte Floriſtan mit dem Tone der Ueberzeugung, „um mit der Armbruſt einem Spießer aufzulauern, welcher in der Früh- und Abenddämmerung ſich ſeit einigen Tagen am Rande des Waldes unweit des abgebrannten Kloſters von Merimont ſehen läßt. Ich mochte ungefähr eine Viertelſtunde unweit der Ruinen gewartet haben, als es mir vorkam, als ob ich ein bald wieder verſchwindendes Flämmchen zwiſchen den Trümmern erblicke. Neugierig, was das Lichtlein zu bedeuten gehabt, nähere ich mich den Ruinen und trete in den verfallenen Kreuzgang, auf einmal höre ich die Tritte eines Geharniſchten, der ſich nähert. Ich ſpanne die Armbruſt, aber ſchon iſt der Kommende mir zur Seite. „Gare le Faucon!“ ruft er mit dumpfer Stimme, und winkt mir drohend mit der Hand! Ehe ich mich beſinnen kann, iſt er zwiſchen den Trümmern verſchwunden.“

„Unſinn, toller Unſinn!“ rief der Graf, aber ſeine Mienen zeugten nicht von völligem Unglauben. „Du haſt geträumt, Floriſtan.“

„Und wie ſah die Geſtalt aus?“ fragte Gautier mit Neugier.

„Sie glich dem Ritter von Merimont, wie ich ſolchen bei Eröffnung des Sarges geſehen;“ ſprach der Jüngling. „Der Mond ſchien hell und ließ mich deutlich das Geſicht erkennen. Die Geſtalt trug einen weißen Mantel über der Rüſtung. — Uebrigens läßt ſich die Erſcheinung allnächtlich in den Ruinen erblicken.“

„Woher weißt Du das, Knabe?“ — Wer hat es Dir geſagt?“ fragte der Graf aufmerkſam. — „Nun? Haſt Du die Sprache verloren?“ ſetzte er hinzu, als Floriſtan ſchwieg.

„Die fremde Klausnerin — Ihr wißt mein Herr und Vater,“ ſprach er verwirrt und ſtammelnd, „ſeit zwei oder drei Wochen bewohnt eine ſolche die noch einzig bewohnbare Zelle des Kloſters — dieſe iſt es, die es geſagt hat. Mir erzählte es Pierre.“ —

„Dachte ich es doch, daß der Wind aus einem ſolchen Winkel pfeifen würde!“ ſagte der Graf mit grimmigem Lächeln, aber beruhigter. „Es ſind ungefähr drei Wochen verfloſſen,“ ſprach er zu den Gäſten gewendet, „als eine Pilgerin, welche, wie ſie ſagte, aus dem Morgenlande kam — was auch wahr ſeyn mochte, denn ihre Kleidung und Ausſprache waren dieſem angemeſſen — ſich bei mir mit einem Schreiben des Biſchofs von Rouen einfand, worin dieſer ihr geſtattete in den Ruinen des abgebrannten Kloſters von Merimont, als in einer Klauſe, ihren Aufenthalt zu nehmen. Ich vermochte nichts dagegen einzuwenden, das Kloſter gehört zu dem Sprengel des Biſchofs, und ich gab meine Zuſtimmung.“

„Und die Klausnerin hat den „weißen Falken“ ebenfalls erblickt? — Sagtet Ihr nicht ſo, junger Herr?“ fragte Baudreuil den Jüngling.

„Sie ſah ihn allnächtlich aus der Kloſterkirche treten und ſtöhnend und klagend durch die Trümmer ſchreiten;“ erwiederte Floriſtan.

„Ich werde die Sache ſtreng unterſuchen, und — bei St. Pancraz! — fällt der Elende, der ſich herausnimmt mich täuſchen zu wollen, in meine Hand, ſo ſoll er keines ruhigen Todes ſterben!“ rief der Graf. — „Doch jetzt, meine Gäſte, thut mir Beſcheid. Ich bringe Euch, ehe wir das Mahl aufheben, einen Becher auf das Wohl meiner Tochter und Deſſen, den ſie erwählen wird. — Marie mag dann vor Euch erſcheinen.“

„Mit Vergnügen thue ich Euch Beſcheid!“ erwiederte Baron Lamoral mit der Sicherheit eines Mannes, der ſeiner Sache gewiß zu ſeyn glaubt. „Es lebe Fräulein Marie und ihr Verlobter!“

„Und ich,“ rief Enguerrand von Mortemart, den die Arroganz des Vorigen zu verdrießen ſchien, „ich trinke allein auf das Wohl der ſo ſchönen als edlen Marie von Andelle! Nie war eine Dame dieſer Huldigung würdiger. — Was aber ihren künftigen Gatten anlangt, ſo wird er ohnedies ſo glücklich ſeyn, daß unſer Trinkſpruch ſein Glück nicht zu erhöhen im Stande iſt.“

„Sehr richtig!“ rief Gautier von Marigny lachend. „Ich meine überdies, ein Trinkſpruch müſſe aus vollem redlichem Herzen kommen, was aber den zweiten Theil des Euren — verzeiht mir edler Graf — anbelangt, ſo würde wohl Mancher eine reservatio mentalis, wie ſich mein Hauskaplan ausdrückt, dabei ſtattfinden laſſen.“

„Er hat Recht! — Gut geſprochen! — Auch meine Meinung!“ tönte es unter lautem Gelächter rings um die Tafel. Bald aber klirrten die Becher zuſammen, und der hundertſtimmige Ruf: „Marie von Andelle! Die Schönſte der Schönen! Die liebenswürdigſte Dame Nordfrankreichs! Die Preisvertheilerin von Rouen!“ brach ſich donnernd an dem Gewölbe der weiten Halle. — — —

So wie die Jubeltöne verklungen waren, ließen ſich die Ritter wieder auf ihre Sitze nieder, nur Baron Lamoral blieb ſtehen.

„Werther Graf!“ ſagte er. „Ich bitte Euch nun im Namen geſammter Ritterſchaft, Euer Wort zu löſen und die Dame unſerer Wünſche kommen zu laſſen, damit ſie das entſcheidende Wort ausſpreche.“

Graf Robert wandte ſich zu Floriſtan, und dieſer verließ, ſich tief verneigend, das Zimmer. Ebenſo winkte der Hausherr einem ältlichen Manne, wahrſcheinlich dem Burgvogt, und kurz darauf hörte man einige langgedehnte Trompetenſtöße, welche der Beſatzung geboten unter die Waffen zu treten; wenigſtens ſchien dies Gautier de Marigny zu vermuthen, da er ſeinem Nachbar ſcherzend in's Ohr flüſterte: daß der „Teufel von Andelle“ alle Maßregeln getroffen habe ſeine Gäſte, je nach Verdienſt und Würdigkeit, in den Himmel oder die Hölle zu ſenden. —

Nach wenigen Augenblicken trat Marie von Andelle ein. Stürmiſch erhoben ſich die Ritter, und Aller Augen fielen auf das Mädchen. Das Gerücht, die Lieder der Sänger, welche ſie die Perle

Nordfrankreichs nannten, hatten nicht zu viel geſagt. Sie war von den ſchönſten und anmuthigſten Körperverhältniſſen; ihr Wuchs majeſtätiſch, ihre Haut von der größten Feinheit und faſt durchſichtig zu nennen. Ihr helles klares Auge, welches von feinen Brauen überwölbt war, gab ihrem Geſicht den hohen Ausdruck, welcher ſich eben ſo zum Bitten wie zum Gebieten eignete. Obgleich ſonſt in nichts ihrem Vater ähnelnd, ſo fiel es doch in's Auge, daß durch die Gewohnheit über Allen zu ſtehen und überall Huldigung zu finden, ſie mit dieſem ein Gefühl von äußerer Würde, das dem des Stolzes nicht unähnlich ſchien, gemein hatte. Ihre Kleidung beſtand aus einem dicht anſchließenden, reich geſtickten Kleide, welches offene Ermel hatte, die die feinen Unterermel ſehen ließen. Auf dem Haupte trug ſie ein Barett mit Federn. Bei'm Eintritt verbeugte ſie ſich gegen die Verſammlung.

Graf Robert erhob ſich jetzt, er blickte mit einiger Unruhe in das ſchöne, einen ſchmerzlich ruhigen Ausdruck zeigende Geſicht der Tochter, dann wendete er ſich zu den Rittern.

„Meſſires!“ ſagte er. „Ich konnte Euch nicht verhehlen, daß meine Tochter ſich bis jetzt immer geweigert, eine Wahl unter der Menge der Edlen, die ſich um ſie bewarben, zu treffen. Sie liebt ihre Freiheit wie ſie ſagt, und obwohl mir als Vater das Recht zuſtünde, ſie zu nöthigen dieſe aufzugeben und einen Gatten zu wählen, ſo habe ich dies theils als ein zärtlicher Vater, theils als ein Rittersmann dem die hohen Vorzüge jedes Einzelnen der edlen Bewerber dergeſtalt einleuchten, daß ihm die Wahl unter ſo viel edlen, angeſehenen Kämpen ſchwer wird, nicht thun wollen. Eben ſo mag ich Euch nicht bergen, daß meine Tochter mich dringend angefleht, ſie auch an dem heutigen Tage zu keiner Wahl zu zwingen, indeß habe ich Euch verſprochen daß Ihr heute aus dem Munde derſelben Beſcheid empfangen ſollet, und ich werde um ſo mehr mein Verſprechen halten, als jede weitere Weigerung einer Entſcheidung — hier warf er einen ſtrengen Blick auf Marie'n — von Euch mit Recht für eine Ziererei genommen werden könnte, welche um ſo tadelnswerther wäre, als in unſerm Lande noch nie der Fall vorgekommen, daß hundertundzwanzig Ritter und Edle zugleich ſich um eine abliche Jungfrau beworben haben. Demnach, meine Tochter," ſetzte der Graf hinzu, indem er ſich zu Marie'n wendete, „fordere ich Dich in meinem Namen, und in dem der hier anweſenden Ritterſchaft auf den Mann zu nennen, den Dein Herz erwählt."

„Ich denke," ſagte Marie hoch erröthend, „die gegenwärtigen Ritter und Herren ſind ſo edel, daß ſie, wenn ich wirklich eine Wahl getroffen, mich nicht nöthigen werden, dieſe vor ſo vielen, mir zum Theil gänzlich unbekannten Männern zu verlautbaren, oder wenn mein Herz nicht gewählt, ſie mich nicht zu einer Verbindung gegen die Empfindungen deſſelben zwingen werden."

„Verzeiht, edle Dame!" ſprach der Vicomte von Vaudreuil, als Marie geendet hatte. „Indem Ihr öffentlich den Mann Eurer Wahl bezeichnet, erhebt Ihr ihn ſchon darum zum Glücklichſten aller Sterblichen, als er dadurch die Gewährleiſtung erhält, es ſey nur die Liebe, kein geheimer Zwang, gegen den Euch" — hier verſtärkte er den Ton ſeiner Stimme — „ein Jeder zu ſchützen wiſſen würde, der Grund, der Euren Entſchluß beſtimmte. Entſchuldigt deshalb, wenn wir darauf beſtehen, daß Ihr Eure Wahl verkünden möget; nur durch Euer freies Wort wird Eure freie Wahl gewährleiſtet.“

„Was Euren zweiten Einwurf, daß Euer Herz vielleicht noch keine Wahl getroffen haben könnte, anbelangt,“ fiel Baron Lamoral ein, „ſo können wir unmöglich annehmen, daß in unſerm ſchönen Frankreich ein Frauenherz ſchlagen könne, das ſo unempfindlich wäre, um hundertundzwanzig Bewerber, alle erfüllt von glühender Liebe oder tiefſter Verehrung — und verzeiht, wenn ich auch unſere geringen Eigenſchaften geltend zu machen trachte — worunter Männer von Macht und Anſehn —“

„Bannerherrn, die über tauſend Lanzen gebieten;“ rief Enguerrand von Mortemart, indem er den Vorigen mitten in der Rede unterbrach.

„Allerdings! Und zwar ſolche, deren Jahre mit ihrer Macht nicht im Mißverhältniß ſtehen;“ rief ſpöttiſch der Gascogner, indem er auf das vorgerückte Alter des Vorigen anſpielte.

„Und deren Güter nicht in den Landes (der Steppengegend jenſeits der Garonne) gelegen ſind!“ rief ein dicker Baron aus dem Limoſin.

„Die den Brautreihen tanzen können, ohne außer Athem zu gerathen!“ ſchrie der junge Johannet de Gartemps, indem er den Vorigen boshaft anblickte.

„Oder die,“ rief Voiſin de Montrichard, ein junger Lothringer, „wenn ſie auch ſonſt nichts beſitzen, dennoch ein Herz haben, um Euch bis zum letzten Athemzuge zu lieben, und ein gutes Schwert, um Euch bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.“

„Ich bin nicht gleichgültig, Meſſires,“ ſagte Marie erröthend, „gegen die Vorzüge die Ihr genannt, und ich rechne die welche der edle Ritter, der zuletzt geſprochen, erwähnt, vor allen zu denen welche ein Weib hochbeglückt machen können, aber — ich kann keinen von Euch zu meinem Gatten wählen.“

„Wie?“ rief heftig Graf Robert. „So weit, Du Unbeſonnene, treibſt Du die kindiſche Weigerung, von der ich Dich endlich zurückgekommen wähnte?“ —

„Verzeiht, mein Vater!“ ſagte Marie, die Hände bittend gegen den Grafen ausſtreckend. „Nur darum willigte ich endlich ein, vor den verſammelten Rittern und Herren zu erſcheinen, weil ich öffentlich erklären wollte, daß ich keinen von ihnen zu wählen im Stande ſey. Es war unrecht von mir dieſe Auskunft zu wählen, aber es blieb mir kein anderer Ausweg."

„Der aber zu nichts führen ſoll!" tobte Graf Robert. — „Bei Sanct Prancraz! Dein Weigern ſoll Dir nichts helfen, Du mußt eine Wahl treffen. Mir ſteht die Macht wie das Recht zu Gebote, Dich zu einem Entſchluſſe zu vermögen, und ſo befehle ich Dir, Dich für einen der gegenwärtigen Herren und Ritter zu entſcheiden."

„Niemals! — Niemals!" rief Marie heftig erregt. „Da ich mich auf's Aeußerſte gebracht ſehe, ſo ſoll die Verzweiflung mir Muth geben. Ich wähle nicht."

„Trotze mir nicht, Unſinnige!" ſprach der Graf, und ſein Aeußeres war finſter, wie die Nacht. „Trotze mir nicht! Ich trage Dein Schickſal in meiner Hand, ja ich bin es ſelbſt, und Du könnteſt meine Entſcheidung ewig bereuen."

„Und Ihr, mein Vater, könnt ſo zu mir ſprechen!" ſagte Marie, während ihre Wangen erbleichten und ihre Lippen vor Angſt zitterten. „Noch wölbt ſich derſelbe Himmel über uns, unter dem Ihr mir vor wenig Tagen feierlich verſprachet, mich nie zu einer mir widerwärtigen Heirath zu zwingen.“

„Ich habe Dir dies nur bedingungsweiſe gelobt!“ ſprach Graf Robert mit zornſprühendem Auge. „Ich konnte nicht glauben, daß es eine ſo Unſinnige geben könnte, welche zugleich frech genug ſey zu erklären, daß ſie Keinen unter hundertundzwanzig Grafen, Bannerherren und Rittern, der Blüthe von Frankreichs Adel, ihrer Wahl angemeſſen halte. — Doch jetzt genug des Geſchwätzes! Meine Geduld iſt zu Ende; entſcheide Dich.“

„Vater!“ jammerte Marie. „Vater ich kann nicht. Bei Gott! ich kann nicht. — Liebt Ihr mich, Euer Kind, nicht mehr, daß Ihr mich zu einer verhaßten Ehe zwingen wollet?“

„Ja, ich liebe Dich, Marie!“ ſagte der Graf mit ernſtem, aber nicht mehr ſo heftigem Tone, da er in den Worten der Tochter einen Anfang von Ergebung in ſeinen Willen zu bemerken glaubte. „Ich will mich, wenn Du ſonſt einen Wunſch haſt, gern in denſelben fügen, aber mein Wille iſt unbeugſam, wenn Du fortfährſt nutzloſen Widerſtand zu leiſten.“

„Wohlan!“ rief Marie, indem ſie ihr ſchönes Auge gen Himmel richtete. „Ich empfehle mich dem Schutze Gottes, der nicht wollen kann, daß das Lebensglück eines ſeiner Geſchöpfe durch den Willen des andern ungeſtraft auf immer zerſtört werde. — Hier ſtehe ich! Vater! wählet an meiner Statt. Ich werde Dem, für den Ihr Euch entſcheidet, als Weib die Hand reichen, wenn es ſein ritterliches Gefühl erlaubt, eine durch rohe Gewalt Gezwungene zum Altar zu führen, aber freiwillig treffe ich keine Wahl.“

Der Graf fuhr heftig auf. Er ergriff einen vor ihm ſtehenden ſilbernen Becher, und ſtieß ihn mit ſolcher Wuth auf den Tiſch, daß er ſich wie ein Pergamentblatt zuſammenbog.

„Ungerathene!“ rief er wüthend. Er wollte noch weiter reden, aber Gautier von Marigny fiel ihm in's Wort.

„Haltet ein, Herr Graf!“ rief er aus. „Wir ſind überzeugt, daß die anhaltende Weigerung des edlen Fräuleins nicht von Verachtung ihrer Bewerber, ſondern aus anderen, und vielleicht triftigen Gründen herrührt.“

„Gewiß!“ fiel Voiſin de Montrichard ihm mit Wärme in's Wort. „Vielleicht gefällt es der edlen Marie von Andelle uns darüber aufzuklären, und ſomit zu beruhigen. Wäre dies aber auch nicht der Fall, ſo läßt es ſich nicht denken, daß Jemand in dieſer edlen Verſammlung ſo unedel denken, und die Hand des Fräuleins gegen ihren Willen erzwingen wolle.“

„Ihr habt ſehr Recht, Ritter Montrichard,“ ſprach Baron Lamoral, als der Vorige geendet hatte, mit etwas Geringſchätzigkeit im Tone, „daß es wünſchenswerth ſey, daß das edle Fräulein den Grund ihrer Abneigung gegen eine Wahl erkläre, wenn Ihr Euch aber zum Dolmetſch unſerer Anſichten macht, ſo muß ich Euch, wenigſtens was mich anbelangt, widerſprechen. Dem Vater ſteht allerdings das Recht zu, über die Hand der Tochter zu verfügen.“

„Allerdings! Ich denke eben ſo!“ rief Enguerrand de Mortemart.

„Es iſt nicht zu läugnen, ſo war es ſtets;" fügte Vaudreuil hinzu.

„Ja wohl! — Wählet für das Fräulein! — Sprecht das entſcheidende Wort!" riefen zwanzig Stimmen.

„Nein! — Es darf nicht ſeyn! — Es darf kein Zwang ſtatt finden! — Das Fräulein kann wählen und verwerfen, aber Fehde dem Manne, der ſich herausnimmt uns zurückzuſtoßen!" fiel tobend die Mehrzahl ein.

„Es mag zwar etwas Angenehmes haben, eine ſchöne Tochter zu beſitzen," rief Gautier von Marigny lachend, als ſich das Getöſe etwas gelegt hatte, „bei alledem hat es auch ſeine Unbequemlichkeiten. — Wie der Graf auch wähle," ſetzte er zu Montrichard gewendet hinzu, „ich ſtehe ihm für wenigſtens achtzig Fehdebriefe."

Graf Robert ſchien die letzte Aeußerung, obwohl ſie halblaut gethan ward, dennoch gehört zu haben. Er blickte voll Wuth auf die Tochter, welche ergebungsvoll daſtand, und der von Zeit zu Zeit eine Thräne über die erblaſſenden Wangen rollte, dann ſagte er zu der Letztern mit heiſerer Stimme: „Du willſt nicht wählen?“

„Ich kann nicht!“ erwiederte dieſe die Hände über der Bruſt kreuzend.

„Willſt Du den Rittern den Grund Deiner Weigerung ſagen?“

Sie ſchüttelte mit dem Haupte.

„Vielleicht iſt das Herz des Fräuleins durch Liebe zu einem würdigen Manne, der aber nicht unter uns iſt, gefeſſelt!“ ſprach Montrichard mit theilnehmendem Tone. „Wir haben indeß kein Recht zu fragen, warum er ſich dann nicht hier eingefunden, und wir wollen auch nicht weiter mit Fragen in das Fräulein dringen.“

Graf Robert ſchien indeß einen Entſchluß gefaßt zu haben. Er warf einen wüthenden Blick auf die Tochter, dann ſagte er mit erzwungener Ruhe:

„Edle Grafen, Herren und Ritter! Meine Tochter will ſich, wie Ihr vernommen habt, für keinen der edlen Bewerber entſcheiden, ich könnte nach altem Brauche und dem Landesgeſetze über deren Hand verfügen, aber ich will keinen von Euch beleidigen. Damit nun Niemand ſagen könne, er ſey bevorzugt worden, damit es Jedem freiſtehe, die Hand meiner Tochter zu erwerben, und Jeder es ſich nur ſelbſt zuzuſchreiben habe, wenn er dieſe gewinne oder verliere, ſo lade ich Euch ſämmtlich — und nicht nur Euch, ſondern jeden Ritter Frankreichs, welcher erſcheinen will — zu dem Tage der Apoſtelfürſten Sanct Petrus und Sanct Paulus auf dieſes Schloß, wo Ihr vom Kopf bis zum Fuße geharniſcht erſcheinen möget. Ich werde ſodann Dem, der es wagen will ſich um die Hand meiner Tochter zu bewerben, eine That aufgeben, welche über das Geſchick von Beiden in Zeit von einer Viertelſtunde entſcheiden ſoll. Die That die ich im Sinne habe iſt kein Kampf, vielmehr ſie iſt ſo, daß meine Tochter ſelbſt an der Ausführung Theil nehmen kann und ſoll, und dennoch ſoll Der, welcher ſie ausführt, dabei zeigen können, daß er im ganzen Sinne des Wortes ein Mann ſey. Daß aber Der, welcher ſie auszuführen im Stande iſt, mein Eidam werden ſoll, gleichviel ob er reich oder arm, mein Freund oder mein Feind — wenn er nur ritterbürtig iſt — dies ſchwöre ich bei Gott, bei

Sanct Peter und Paul, bei meinem Schutzpatron Sanct Pancraz, und bei der Ehre des Hauſes Anbelle!"

Der Graf hatte bei den letzten Worten die Hand hoch erhoben, doch war ſeine Fauſt geballt und er blickte wüthend auf die Tochter.

„Ihr Herren!" rief er dann. „Die Tafel iſt aufgehoben."

Daß unter den eben gemeldeten Umſtänden die edlen Freier nicht lange mehr auf der Burg zu Amfreville verweilten, und daß der Abſchied, ſo freundliche Worte der Graf auch an ſie verſchwendete, ziemlich kühl war, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Baron Lamoral murmelte beim Abſchiede zwiſchen den Zähnen: daß, wenn bei dem zweiten Zuſammentreffen ſich auch die Zahl der Bewerber etwa vermindert haben ſollte, ſie bei einem möglichen dritten deſto zahlreicher erſcheinen würden, wodurch er auf eine Befehdung anſpielte; der Vicomte verglich Marie'n mit der ſchönen Helena, und ließ ein paar Worte von einem trojaniſchen Kriege fallen, die meiſten Andern ſchwiegen verdrüßlich, nur Gautier de Marigny lachte, als die

Freier das Burgthor im Rücken hatten, überlaut, und rief: man ziehe ſtets den Kürzern, wenn man ſich mit dem Satan in ein Bündniß einlaſſen wolle, und ſo habe denn auch der „Teufel von Andelle“ gleich ſeinem hölliſchen Namensvetter, ſie Alle bei der Naſe herumgeführt. —

Während aber die Bewerber truppweiſe über das Blachfeld, und längs dem Seineufer dahinzogen, ſtand Graf Robert an dem Erkerfenſter eines kleinen Zimmers und ſah ihnen verdrüßlich nach. Man hatte hier einen freien Blick in die Tiefe, denn von dem Rande einer kaum dreißig Ellen breiten und eben ſo langen Felſenplatte zog ſich ein beinahe ſenkrechter, zerklüfteter Abgrund, bis hart an's Seineufer, wo ſich die Wege nach Paris und Rouen trennten, hinab. —

„Dort ziehn ſie, und mit ihnen alle meine vernichteten Hoffnungen!“ ſagte der Graf mit verbiſſenem Grimme. — „Daß ihr der geckenhafte Lamoral nicht gefällt, nimmt mich nicht Wunder, aber ſie hätte bedenken ſollen, daß er einer der mächtigſten Barone des Südens iſt; auch Mortemart iſt nicht beſonders liebenswürdig, und könnte bequem der Vater des Mädchens ſeyn, aber er iſt reich, unermeßlich reich, und Vaudreuil — was hat ſie gegen Vaudreuil? Er iſt in den beſten Jahren, vermögend, angeſehn, und dennoch ſchlägt ſie ihn aus, ja ſie ſchlägt die Andern alle aus, worunter doch viele junge und liebenswürdige Männer ſind. — Hätte ſie mich hintergangen, vielleicht eine Liebelei hinter meinem Rücken angeknüpft? Wehe ihr, wenn dies der Grund wäre!" —

So wie der Graf noch einigemale ſtill und nachdenkend im Zimmer auf- und abgegangen war, ſchritt er raſch nach der Thür und rief hinaus: „Fräulein Marie und Floriſtan ſollen kommen!" —

Nach wenig Augenblicken traten die Gerufenen in's Zimmer. Der Jüngling ſchien ängſtlicher als das Mädchen. So wie Beide eingetreten waren, winkte der Graf der Tochter näher zu kommen, und ſprach in einem Tone der ruhig ſcheinen ſollte, wiewohl er nur ſchlecht den innern Grimm verbarg:

„Du haſt eine ehrenvolle Bewerbung von hundertundzwanzig Edlen, eine Bewerbung von der man in ganz Frankreich ſpricht, und noch in kommenden Jahrhunderten, ihrer Seltenheit wegen, ſprechen wird, aus Unverſtand, einfältiger Grille, oder — wehe Dir, wenn es ſo wäre! — aus niedriger, heimlicher Leidenſchaft ausgeſchlagen. Nur um offene Fehde, vielleicht gar Blutvergießen in friedlicher Halle zu vermeiden, beſchied ich die Bewerber für den Peter- und Paulstag auf's Neue auf dieſe Burg. Ich ſetzte voraus, daß Du bis dahin zur Vernunft kommen und eine Wahl treffen wirſt. In dieſem Falle kann aber Deine Wahl nur einen mächtigen Mann treffen, denn Deine Unbeſonnenheit, thörichtes Mädchen, hat es dahin kommen laſſen, daß ich mit aller meiner Macht nicht im Stande bin den Verſchmähten, welche mir Fehdebriefe ſenden werden, zu widerſtehen. Entſcheide Dich demnach ſogleich. Wähle Caſtelnaudary, Mortemart oder Baudreuil. Thuſt Du dies, ſo ſende ich dem Gewählten Nachricht, bedeute die Andern, daß jugendliche Schüchternheit oder jungfräuliche Schaam Dir den Mund verſchloſſen, und erwarte in Gemeinſchaft mit dem mächtigen Eidam, was die Uebrigen auch unternehmen mögen. Nur auf dieſe Weiſe, Thörin, kannſt Du Deine Unbeſonnenheit wieder gut machen und ihren Folgen begegnen."

„Du ſchweigſt? Du wählſt nicht, einfältige Dirne?“ fuhr der Graf heftig fort, als Marie ohne ein Wort zu ſagen, bittend die Hand ausſtreckte. „Wohlan, ſo wähle ich für Dich! Der Baron Lamoral von Caſtelnaudary iſt mein Mann. Ich ſende ihm nach. Du wirſt ihn noch vor Abend ſehen und als Deinen Verlobten empfangen.“

„Nimmer, theurer Vater, nimmer!“ rief Marie mit heftig bewegter Stimme. „Niemals ſehe ich dieſen Mann als meinen Verlobten.“

„Wie?“ rief zornig der Vater. „Du wagſt es, mir ſogleich eine ſo entſchieden verneinende Antwort zu geben?“

„Vater, ich bitte Euch! Ich kann nicht!“ rief Marie wie außer ſich. „Nie! Niemals will ich ihn ſehen.“

„Bei meinem Rittereid! Du haſt für ein beſcheidenes, in Einſamkeit und Zurückgezogenheit lebendes Frauenzimmer einen guten Theil Eigenſinn oder Muth, wie Du es immer nennen magſt!“ ſagte der Graf Robert, indem er auf's Neue ſeinen Grimm zu unterdrücken ſuchte. „Glaube indeß nicht daß der meinige geringer ſeyn ſoll, ſondern ſey verſichert, daß ich eben ſo bereitwillig bin, zu vergeſſen daß ich Dein Vater bin, als Du vergiſſeſt daß Du einen haſt.

„Habt Mitleiden mit mir, mein Vater!“ rief Marie mit herzzerſchneidendem Tone. „Habt Mitleiden mit mir, wenn Ihr noch länger eine Tochter beſitzen wollt!“

Die Miene, mit der das Mädchen dieſe Worte ausſprach, glich der einer Verzweifelnden. Der Graf glaubte, wenn er einen andern Ton anſchlüge, beſſer zu ſeinem Zwecke zu kommen.

„Marie!“ ſagte er etwas freundlicher. „Du biſt ein kluges, und ſonſt ja auch ein gutes Mädchen. Du wirſt die Gründe zu würdigen wiſſen, welche mich Deine Verheirathung mit einem der mächtigſten Edlen des Landes wünſchen laſſen. Unſer Geſchlecht war ein angeſehenes ſeit den graueſten Zeiten, und von dem Schlachttage von Poitiers, zu den Zeiten Karl Martel's, bis zu dem Tage von Noirmoutier, welchen der alte normänniſche Sänger, den Du ſo lieb haſt, der Giles Douilly, „den Tag der Lanzen“ nennt, ward überall, wo Banner zum Siege flatterten, wo Schwerter klirrten, Schilde zerſtoben, der cri de guerre der Bannerherren von Andelle mitten im dichteſten Gedränge gehört. Mein Geſchlecht ſtirbt zwar nicht mit mir aus, aber Floriſtan iſt nicht ritterbürtig, er kann meine Lehen nicht erhalten, ihm bleibt dereinſt nichts als ſein Ritterſchwert. Sterbe ich, ſo fallen meine Lehen dem Könige zu, und — ich weiß es — man wartet nur darauf ſie einzuziehen. Heiratheſt Du indeß einen der mächtigſten Edlen, ſo iſt die Hoffnung da ſie meinen Nachkommen — Dir, meine Tochter — zu erhalten. Dein Gemahl würde darauf dringen, ſeinem Namen den Titel eines Grafen von Andelle hinzuzufügen, und der König würde ihm die Belehnung nicht weigern. — Du kennſt jetzt den Grund, Marie, warum ich auf Deine Verheirathung dringe, und würdigſt Du ihn nicht, kommſt Du nicht meinen Wünſchen, meinen Befehlen nach — bei St. Giles von Chatellerault! — ſo will ich Dich nicht mehr als meine Tochter anſehen. — Aber Du biſt ein kluges Mädchen, Du wirſt bedenken was Du aufgiebſt, Du wirſt mich nicht zum Aeußerſten treiben. Sprich demnach: wählſt Du Lamoral?“

„Nein Vater! Um des Himmelswillen nein!“ rief Marie mit ſo bewegter Stimme wie früher.

„Alſo Mortemart? — Oder Vaudreuil?“ fragte mit finſtern Blicken der Graf.

„Keinen von ihnen! Keinen!“ ſprach Marie weinend.

„Wie?“ rief auffahrend der Vater. „Du wagſt es alſo bei Deinem thörichten Eigenſinn zu beharren. — Mädchen,“ ſetzte er mit düſtern Blicken, und furchtbar zuſammengezogenen Augenbrauen hinzu, „denke beſſer darüber nach. Ich ſage Dir trotze mir nicht. Ich entſcheide über Dich, ich beſtimme Dein Schickſal, und — bei dem Blute des Märtyrers, meines Schutzpatrons! — brächteſt Du mich dahin, es zu vergeſſen daß ich Dein Vater bin, ſo würde es ein furchtbares ſeyn.“

„Wohlan Vater!“ rief Marie, die Hände und Augen gen Himmel erhoben. „Thut was Ihr wollt, ich wähle nicht. — Werft mich in einen Kerker, ſendet mich in ein Kloſter, ich will Alles ertragen; aber mein Schickſal ſteht nicht allein in Eurer Hand, es ruht in den Händen Deſſen, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Auf ihn vertraue, ihm ergebe ich mich."

Mit verbiſſener Wuth ſah Graf Robert die Tochter an, dann ging er einigemal heftig im Gemache auf und ab, endlich blieb er vor dem weinenden Mädchen ſtehn.

„Deine Hartnäckigkeit, Dein Eigenſinn ſind unnatürlich!" ſagte er mit angenommener Kälte. „Du liebſt; dies allein kann Beides erklären. Sprich jetzt: ob ich bloß den Verluſt meiner Tochter oder auch den ihrer Ehre zu beklagen habe, ob ich ſie nur haſſen oder auch verachten ſoll?"

Kaum hatte der Graf die letzten Worte geſprochen, als Marien's Thränen zu fließen aufhörten und das Mädchen ſich ſtolz aufrichtete.

„Ihr zwingt mich zu einer Erklärung, Vater!" ſagte ſie, indem ſie Feſtigkeit in den Ton ihrer Stimme zu legen ſuchte. „Ich verſchob ſie bisher, um Euch nicht Schmerz zu verurſachen. Ihr befehlt mir jetzt zu reden, und ich thue es. Ja ich liebe, aber ich liebe ohne Hoffnung auf Beſitz, ich weiß ſelbſt nicht einmal, ob ich ein menſchliches Weſen oder einen Schatten liebe. Der Mann, dem ich allein, aber auf ewig angehöre, iſt jener Unbekannte, mit dem Ihr auf dem Turniere zu Rouen kämpftet. — Ich habe dieſen Mann nur auf wenige Minuten geſehn, ſein Geſicht nur einen Moment — es war als er das Viſier lüftete, um den Dank zu empfangen — erblickt, aber ich fühle daß wir uns auf ewig angehören müſſen.“

So wie Marie dieſe Worte geſprochen hatte, ſchlug der Graf ein lautes Gelächter auf, aber es lag etwas Furchtbares in dieſem Lachen.

„Das fehlte noch!“ rief er. „Der Gaukler, der mich, ſey es durch Höllenkünſte, ſey es durch Zufall beſiegte, der Elende, der das Aeußere meines Todfeindes nachäfft, er iſt es an den meine Tochter ihr Herz hängt. — Bei Gott! ich weiß kaum ob es werth iſt zu dem Unſinn ein Wort zu ſagen, ſo viel weiß ich aber, daß jetzt meine Geduld erſchöpft iſt, und es Schwäche wäre wegen einer Verbindung weiter in Dich zu bringen. Da Du aber Dein Herz an einen Abenteurer gehangen, wohlan, ſo ſoll Deine Hand auch nur durch ein Abenteuer gewonnen werden, und — bei St. Giles und St. Pancraz! — es ſoll nicht leicht zu beſtehen ſeyn. — Jetzt fort, Ungerathene, fort aus meinen Augen.“

Marie wollte auf den Vater zueilen, ſie wollte ſeine Hand ergreifen, wollte reden; aber er zog die Hand zurück und ſein Antlitz ward düſter wie die Nacht.

„Fort!“ rief er mit rauhem, wildem Tone. „Du biſt mir ungehorſam geweſen; Du ſollſt in mir nicht mehr den Vater, ſondern den ſtrengen Gebieter finden. Du haſt es verſchmäht die Stammmutter eines neuaufblühenden Geſchlechts zu werden, Du verachteteſt das Brautbett des Bannerherrn. — Das Deinige“ — er zeigte nach dem Fenſter — „wird jener Abgrund ſeyn.“

So wie Marie weinend das Zimmer verlaſſen hatte, winkte der Graf dem Jünglinge, welcher bis dahin mit Angſt jene Scene angeſehn, näher zu treten.

„Ich will mich jetzt überzeugen,“ ſagte er mit kaltem Ernſt, „ob ich, nachdem ich der Tochter entſagen muß, auch auf den Sohn Verzicht zu leiſten habe. Du ſelbſt, je nachdem Du mir die Wahrheit — die ganze Wahrheit, Floriſtan! —

entdecken, oder mich durch Auswege hinzuhalten ſuchen wirſt, ſollſt darüber entſcheiden.“

„Vater,“ ſprach der Jüngling, indem er die Hand auf die Bruſt legte, „ich ſchwöre Euch bei Gott —“

„Schwöre nicht!“ fiel ihm der Vorige kalt in's Wort, indem er eine abwehrende Geberde mit der Hand machte. „Ich ſetz' wenig Vertrauen in Schwüre. — Du ſagteſt vorhin in Gegenwart der Ritterſchaft, Du habeſt Dich, um einem Wilde aufzulauern, in die Nähe der Ruinen von Merimont begeben. Du haſt eine Lüge geſagt. Die Jagd iſt nicht Deine Leidenſchaft.“

„Allerdings,“ ſagte der Jüngling hoch erröthend und verlegen, „begab ich mich mit der Armbruſt —“

„Kann ſeyn!“ fiel ihm der Graf in's Wort; „aber die Jagd war nicht der Grund. Es war die fremde Klausnerin, die Dich dahin gelockt. Nicht wahr, ich habe es getroffen? — Geſtehe, Knabe! Geſtehe!“ —

„Warum ſollte ich es läugnen und Euch erzürnen; iſt doch ſonſt kein Unrecht dabei;“ erwiederte Floriſtan, indem ſich das Roth ſeiner Wangen bis über die Stirn verbreitete. „Ja, mein Vater, ich bekenne es, es war die Fremde zu ſehen der Grund, warum ich mich — aber ſchon vor Sonnenuntergang — nach den Ruinen von Merimont begab. Jeden Morgen und jeden Abend, mit Auf- oder Untergang der Sonne verläßt die Fremde ihre Zelle und geht in die wüſte Kloſterkirche, um dort an dem Grabe des Ritters von Merimont ihr Gebet zu verrichten. O Vater! Das heiße Blut des Jünglings kocht nicht mehr in Euren Adern, aber ich halte mich dennoch überzeugt, könntet Ihr ſie ſehn, die ſchöne, holde, jungfräuliche Geſtalt, wie ſie auf die kalten Steine hingeworfen, mit vor der Bruſt gefalteten Händen vor dem Grabmal kniet, wie ſie das lockige, nur leicht mit einem morgenländiſchen Bunde oder einem breiten Hute bedeckte Haupt, auf dem Marmorwappen, das zu Häupten des Sarges angebracht iſt, ruhen läßt, Ihr würdet ſie nicht ungerührt erblicken."

„Geſchwätz was Du ſagſt!" fiel der Graf, der dem jungen Mann bis dahin unwillig zugehört hatte, heftig in's Wort. — „Seit wann begannen Eure Zuſammenkünfte?"

„Zuſammenkünfte?“ fragte der Jüngling mit Erſtaunen. „Ich habe mit der Fremden kaum zwei Worte geſprochen. Es mögen ungefähr zehn oder zwölf Tage ſeyn, als ich ihr zum erſtenmale auf ihrem Wege nach der öden Kloſterkirche begegnete.“

„Und dennoch weißt Du, daß ſie ſich täglich früh und Abends dorthin begiebt, betet, an dem Grabmale kniet?“ ſagte mit zweifelhaftem Lächeln der Graf.

„Ich weiß es, weil — weil —“

„Du täglich hingingſt ſie zu ſehen!“ ſprach der Graf mit verächtlichem Tone. — „Und Dein Zuſammentreffen mit dem Elenden, der aus Gott weiß welchem Grunde, den „weißen Falken“ nachäfft —“

„War wie ich geſagt habe;“ ſprach Floriſtan mit dem Tone entſchiedener Wahrheit. „Ich hatte die Fremde nicht die Kirche verlaſſen ſehn —“

„Und da, thörichter Knabe, trieb Dich eine närriſche Neigung in die Ruinen, und eine eben ſo alberne Furcht jagte Dich wieder hinaus!“ ſprach Graf Robert auf vorige Weiſe.

„Furcht?“ rief Floriſtan heftig, und ſein ſonſt etwas mädchenhaftes Antlitz nahm einen faſt kühn zu nennenden Ausdruck an. „Ich glaube daß Ihr mich nicht alſo mißachtet, um mir Furcht zuzutrauen. Die räthſelhafte Geſtalt war mir ſo ſchnell aus den Augen; begegnete ſie mir zum zweitenmale, ſo wollte ich ſie zwingen mir Rede zu ſtehen.“

„Du hätteſt dieſen Muth, Floriſtan?“ ſprach Graf Robert, indem ihm plötzlich ein Gedanke aufzuſchießen ſchien. „Hm, auch ich hätte Luſt mit dem Darſteller des „weißen Falken“ nähere Bekanntſchaft zu machen. — Höre, Knabe!“ ſetzte er nach einer Weile hinzu. „Mir fällt da etwas ein. Wie Du ſagſt, haſt Du jenem Unbekannten wirklich in den Ruinen begegnet; er hält ſich mithin in der Nähe derſelben auf. Was ihn einmal dorthin geführt, wird ihn mehrmals dahin führen. Ein Durchſuchen der Trümmern würde zu nichts nützen, ſie bieten zu viele Schlupfwinkel dar, auch möchte ich nicht gern das Gerücht aufkommen laſſen, daß ſich die Geſtalt André's von Merimont in dieſer Gegend blicken laſſe, dagegen liegt mir Alles daran den Schimpf von Rouen zu rächen, den Elenden, der das Herz meiner Tochter geſtohlen, zu beſtrafen, und vor Allem hinter Pläne zu kommen, die von einer Bande Gaukler — zu denen Deine Klausnerin unſtreitig ebenfalls gehört — zu meinem Nachtheil oder Verderben geſchmiedet werden. Aus dieſem Grunde gedenke ich mich mit Anbruch der nächſten Nacht nach den Trümmern zu begeben, und Du ſollſt mein Führer ſeyn."

„Ihr wollt in jenen Trümmern dem Unbekannten auflauern?" fragte Floriſtan betroffen. „Warum überlaßt Ihr mir nicht allein dieſe Unternehmung?"

„Dir, junger Menſch?" erwiederte düſter der Graf. „Glaubſt Du, daß Du im Stande wäreſt den zu beſtehen, der mich zu Rouen in den Staub warf? — Und dann — meine Tochter hat ihr Herz an meinen Feind gehangen, wer kann mir Gewähr leiſten, daß mein Sohn nicht mit ihm verbunden iſt?"

Der Graf hatte die letzten Worte mit ſo finſtern, feindlichen Blicken begleitet, er hatte ſie mit ſo kaltem Eiſestone geſprochen, daß Floriſtan dadurch heftig erſchüttert wurde.

„Vater!" rief er, indem er beide Hände des

Grafen ergriff, und ſie an die Bruſt drückte. „Vater, ich verdiene ſo ſchweren Vorwurf nicht!"

„Beweiſe es," ſagte kalt der Vorige, indem er dem Jünglinge die Hände entzog, „beweiſe es, indem Du die thörichte Neigung Dir aus dem Sinne ſchlägſt, und, ſo viel Du kannſt, dazu beiträgſt mir Aufklärung in dieſer Sache zu verſchaffen."

Längere Zeit ſprach der Graf noch mit Floriſtan über das beabſichtigte Unternehmen, auch trachtete er von dem Jünglinge noch Mehreres über die Fremde, welche die Klauſe in den Kloſtertrümmern bewohnte, zu erfahren; bald aber überzeugte er ſich, daß der Jüngling Alles geſagt habe was er ſelbſt wußte; es war gewiß, daß Floriſtan mit der Klausnerin eben ſo, wie Marie mit dem Unbekannten, kaum ein einziges Wort gewechſelt hatte. — —

Der Abend rückte bereits heran, als Graf Robert mit ſeinem Sohne, Beide bewaffnet, und der Erſtere vom Kopf bis zu den Füßen geharniſcht, einem Föhrenwalde zuſchritt, der Amfreville ſous Mont von den Ruinen der Burg und des Kloſters von Merimont trennte. Die Schloßtrümmer lagen auf einer kleinen Erhöhung, und obwohl wenig

Jahre erſt ſeit der Zerſtörung der Burg verfloſſen waren, ſo hätte ein Fremder, welcher ſie betreten, doch der Meinung werden können, es ſey ſchon ein halbes Jahrhundert ſeitdem vorübergegangen. Die Mauern waren größtentheils in Schutt zuſammengeſtürzt, die wenigen noch aufrecht ſtehenden, an welchen man hin und wieder Spuren des Brandes ſah, waren bereits von Schlingpflanzen, beſonders von den Ranken des Epheu überzogen. Geſtrüpp aller Art, vorzüglich Wachholderſtauden und Brombeerſträucher hinderten das bequeme Durchwandeln derſelben. Beſſer erhalten als die Schloßtrümmer waren die, einen Armbruſtſchuß weit von dem Fuße des Burghügels entfernten, an dem mit tauſendjährigen Eichen umſtandenen Weiher gelegenen Ruinen des Kloſters. Bis auf einen durch eine Brandmauer geſchützten Anbau, lag zwar das Dach des mächtigen Gebäudes in Trümmern, aber die Seitenmauern, obwohl über und über vom Brande geſchwärzt, eine Menge ſpitziger Giebel, vor allen die gewölbten Gänge und Zimmer des Erdgeſchoſſes, waren ſtehen geblieben. In den geräumigen Höfen, ſo wie in dem Kloſtergarten, in welchem man noch einige fruchttragende Obſtbäume und Spuren früheren Anbaues ſah, wucherten Neſſeln und anderes Unkraut. Durch einige Steinhaufen — die Reſte eines zuſammengeſtürzten Flügels des Hauptgebäudes — von der Abtei getrennt, ſtand die Kloſterkirche. Sie allein war von der Feuersbrunſt verſchont geblieben. Die Schieferbedachung, vielleicht auch einige ungeheure Linden hatten ſie vor der Entzündung, durch die umherfliegenden Brände, geſchützt. Die Kirche war ein ſtattliches Gebäude im gothiſchen Style, wie man ſolche in dem mittlern Frankreich eben nicht ſelten antrifft. Obwohl die Thüren des Gotteshauſes offen ſtanden, ja zum Theil gar nicht mehr vorhanden waren, ſo hatte doch der religiöſe Sinn jener Zeiten die Kirche vor bedeutenden Zerſtörungen im Innern bewahrt. Die gottesdienſtlichen Geräthe, die Altarbekleidungen, die Heiligenbilder waren zwar nicht mehr vorhanden, aber die bunten Glasfenſter waren, einige Beſchädigungen durch Wind und Wetter abgerechnet, noch in gutem Stande, auch hatte ſich keine frevelnde Hand an die Grabmäler der Aebte des Kloſters, oder der Burgherren von Merimont gewagt. Letztere waren theils im Schiff der Kirche, theils im hohen Chor, wo man die, vom Alter dunkelbraun gefärbten, aus Eichenholz geſchnitzten Sitze der Mönche noch ſo wohlerhalten, als ob ſie eben erſt von dieſen verlaſſen worden wären, vorfand, längs den Wänden vertheilt. Die älteſten Grabmäler der Herren von Merimont waren ſchmucklos, größtentheils nur in die Mauer oder in den Boden eingefügte Steine, mit der Angabe des Geburts- und Todestages; die ſpätern bezeugten die anwachſende Macht des jetzt erloſchenen Geſchlechts. Es waren geharniſchte Krieger oder ſtattliche Frauen in knieender oder ſtehender Stellung, en basrelief ausgehauen. Nur die Letzten des Stammes hatten freiſtehende Grabmäler; auf dieſen lag der Todte in ganzer Figur aus Marmor oder Sandſtein gemeißelt, auf dem Sarkophage. Das hatten indeß alle, die älteſten wie die neueſten, mit einander gemein, daß auf ihnen das Geſchlechtswappen der Merimont, der Falke mit einem Beutebiſſen im Schnabel und der Umſchrift: Gare le Faucon! abgebildet war.

Der Abendwind kräuſelte eben die Wellen des kleinen Teiches, und führte den Duft des Goldlacks, der in Frankreich ſo üppig auf altem Gemäuer wuchert, von den Trümmern herüber, als Robert von Andelle, von Floriſtan begleitet, längs dem Ufer des Weihers auf die verlaſſene Kirche zuſchritt. Bald darauf traten ſie in die, mit gothiſchen Spitzbogen und kleinen künſtlich durchbrochenen Steinthürmchen, geſchmückte Thüre, über welcher der Patron des Kloſters, der heilige Bernhard von Clairvaux, in ganzer Figur, die Rechte zum Segen erhoben angebracht war, in das Heiligthum. Der eben aufſteigende Mond ſendete ſein Licht durch die bunten Fenſter, und lange Streifen dieſes Lichtes, ſeltſam gebrochen durch die Schatten der großen Pfeiler, oder des gothiſchen Schnörkel- und Blätterwerks, ruheten ſtill auf dem Flur der alten Kirche, als Robert und Floriſtan durch das Schiff der letztern dem hohen Chor zuſchritten. Gerade der Thüre der Sacriſtei gegenüber, im weſtlichen Theile des Gebäudes, und unter einem runden, ſchöngearbeiteten Fenſter, durch welches ein heller Mondſtrahl hereinbrach, befand ſich ein noch ziemlich neu ausſehendes Grabmal. Ein Geharniſchter, Helm und Handſchuh, ſo wie das Wappen mit dem ominöſen

Falken zu ſeinen Füßen, die Hände über der Bruſt gefaltet, lag in ganzer Figur dargeſtellt auf dem Grabe. Am Kopfende des Sarkophags las man: „Hier liegt der ſehr tapfere und ſehr edle Ritter, Andreas von Merimont, geboren zu Merimont ſur Seine, gefallen als ein Streiter Gottes im heiligen Lande. Gott ſey ſeiner Seele gnädig.“ — Angabe des Geburts- und Todesjahrs folgten. — —

Wie unwillkührlich blieb Graf Robert bei dem Grabmale ſtehen, er ſchlug den dunkeln Mantel, den er über der Rüſtung trug, über die linke Schulter, und indem er mit der gepanzerten Rechten auf das Grabmal deutete, ſagte er zu Floriſtan:

„Hier liegt mein Todfeind! — Das iſt das Grab des weißen Falken, der, als er des goldnen Drachen nicht mächtig werden konnte, über das Meer floh und nur als ein Todter zurückkehrte. Ich ſah ihn zwar nicht im Sarge; Floriſtan, aber Du haſt ihn geſehn. Man hat Schwert und Dolch ihm in den Sarg gelegt. — Und er ſollte zurückkehren, mich zu Rouen bekämpfen, beſiegen können? Unmöglich! Vollkommen unmöglich! — Und dennoch — wenn ich in dies ſtarre ſteinerne

Antlitz ſehe, ſo wollte ich gleich mein Ritterwort verpfänden, daß ich dieſe Züge durch das Helmgitter erblickte, als ſeine Lanze meine Bruſt traf. — Ha! Nicht die Kraft des Armes der die Lanze führte, die Macht dieſer Züge, der Blitz des Auges, die mir wohlbekannte Stimme, mit der er das cri de guerre ausſtieß, ſie waren es die mich in den Staub darnieder warfen. — Wäre es möglich, wäre es wirklich möglich, daß ein Todter — Aber ſprach da nicht etwas?“

„Nein, es iſt nichts! Ich glaube, es war ein Zweig der Linden, der an das Fenſter ſtreifte;“ entgegnete Floriſtan nach längerem Schweigen.

„In dieſer Stunde alſo war es, wo Du den räthſelhaften Wandler erblickteſt?“ ſprach der Graf nach einer Pauſe, in welcher er ſtumm auf das Grabmahl geblickt.

„Zu der jetzigen Zeit, die Sonne mochte etwa eine Stunde hinab ſeyn;“ erwiederte der Jüngling.

„Und der Ort?“

„Die Geſtalt ſchien aus jener Thüre in den Kreuzgang getreten zu ſeyn, welcher noch zum Theil erhalten iſt, und der mit dem ſüdlichen Theil des Kloſters verbunden war."

„Wohlan, ſo tritt in den Kreuzgang und verbirg Dich in dem Dunkel hinter einen der Pfeiler;" ſprach der Graf nach kurzem Beſinnen. „Will Jemand durch, ſo vertritt ihm den Weg und laß unſern Feldruf hören; ich eile dann zu Dir."

„Und ich zu Euch, ſobald ich den Euren höre!" rief Floriſtan feurig.

„Nimmermehr!" ſagte der Graf mit rauhem Tone. „Glaubſt Du, daß Robert von Andelle eine andere Hülfe nöthig habe als ſein eignes Schwert? — Ich will den Gegner allein beſtehen und wäre es" — er zeigte auf das Grab — „auch Dieſer da."

Der Graf winkte dem Sohne jetzt gebieteriſch mit der Hand, und Floriſtan entfernte ſich. So wie die Tritte des Jünglings in der öden Kirche verhallt waren, ſah ſich der Graf nach einem Platze um, wo er den größten Theil der Kirche überſchauen und dem Gegner, wenn ein ſolcher erſcheinen ſollte, den Weg abſchneiden konnte. Er traf einen dergleichen Ort am Ende des hohen Chors. Der Fleck war dunkel — ein Pfeiler warf ſeinen Schatten dahin — aber man konnte von hier in das Chor, wie in das Schiff der Kirche blicken, und hatte ſogar zwei Eingänge der letztern dergeſtalt im Auge, daß Niemand von jener Seite in das Gebäude treten konnte, ohne bemerkt zu werden. Die Thüre der Sacriſtei war zwar durch das, in gerader Linie zwiſchen derſelben und dem Standpunkte des Grafen gelegene Grabmal des Ritters von Merimont verdeckt, aber ein Mondſtrahl fiel ſo hell auf das letztere, daß nichts vorgehen konnte ohne von dem Lauernden bemerkt zu werden.

Der Graf ließ ſich hier auf den letzten der in zwei Reihen auslaufenden Chorſitze nieder, und ſchlug den dunkeln Mantel noch dichter um ſich, damit er durch das Blinken der Rüſtung nicht verrathen werde, bald aber überzeugte er ſich daß dieſe Vorſicht ganz überflüſſig ſey, da die Schatten die ihn umgaben, von der Art waren, ihn ſelbſt einem ganz nahe Vorübergehenden gänzlich zu verbergen. —

Längere Zeit verging. Der Mond ſtieg indeß immer mehr am Horizonte empor, das Innere der Kirche ward heller und heller. Das Auge des Graſen ſchweifte anfangs in dem weiten verödeten Tempel umher und blickte auf die zahlreichen Grabmäler, endlich blieb ſein Blick auf dem des Todfeindes — der aber in früher Jugend ihm ein Geſpiele, ein lieber Freund geweſen — haften. Ein großer Theil der Begebenheiten der Vergangenheit zog vor ſeiner Seele vorüber. Er erinnerte ſich, wie er mit André in den Hallen von Merimont als Knabe geſpielt, wie er mit ihm dort zugleich die Führung der Waffen erlernt, und — dieſe Hallen hatte er niedergeſtürzt, den Feuerbrand hineingeworfen, den Schlußſtein zur Schwelle gelegt. Er dachte ferner daran, wie er, obwohl im Beſitze des Weibes welches ſie Beide geliebt, anſtatt ihn zu verſöhnen, den frühern Freund bedrängt, ihn gezwungen jenſeits des Meeres Zuflucht zu ſuchen; wie Jener dort gefallen, Weib und Kind aber den Tod in den Flammen gefunden. Ein ſonderbares Gefühl, welches weder Rührung noch Furcht zu nennen, aber doch beiden nicht ganz unähnlich war, bemeiſterte ſich des Grafen.

„Wenn er käme, jetzt käme! Würde ich auch das Schwert gegen ihn zücken können?" murmelte er dumpf. Heftig aber fuhr er zuſammen, als er Tritte vom Eingange der Kirche her vernahm. Doch bald ermannte er ſich, die Gefühle des Haſſes kehrten zurück, er griff mit der Hand nach dem Schwerte, und ſchon wollte er ſich erheben, als er bemerkte daß die ſich nähernde Geſtalt, die er jetzt erſt ſah, eine weibliche ſey. Da ſie immer näher kam, und endlich kaum drei Schritte vor ihm vorüberging, ſo konnte er ſie genau beobachten. Es war ein junges Mädchen von ſchöner, ausdrucksvoller Geſichtsbildung. Auf dem Haupte trug ſie einen Hut, darunter ein Tuch, das man in unſern Tagen vielleicht einen Shawl nennen würde; ihr Kleid war von einem ausländiſchen Schnitt. Der Weg den das Mädchen nahm, richtete ſich gerade auf das Grabmal des Ritters von Merimont.

„Es iſt die fremde Pilgerin;“ ſagte Graf Robert zu ſich ſelbſt. „Sie ſoll mir Rede ſtehen, wenn ich umſonſt gelauert hätte.“

Das Mädchen ließ ſich jetzt zur Seite des Grabmals auf die Knie nieder; es ſchien zu beten. Die Andacht mit welcher dies geſchah, blieb von dem Grafen nicht unbeachtet. Ein wiederholtes Schluchzen miſchte ſich mit den leiſen Gebeten der Fremden welche endlich das Haupt auf der Kranzleiſte des Sarkophages ruhen ließ. Lange Zeit haftete das Auge des Grafen auf der Pilgerin.

„Warum wagt ſich das Mädchen um dieſe Zeit in die Behauſung der Todten? Warum betet es ſo inbrünſtig an dem Grabe André's von Merimont?“ Dieſe und andere Fragen ähnlicher Art liefen ihm durch den Sinn. Er konnte den Blick nicht von der Beterin wenden. Endlich fiel ſein Auge auf die andere Seite des Grabmals. Was erblickte er! Zwei Schritte von demſelben — vielleicht von dem Sarkophage der Knieenden verborgen, ſicher aber von ihr ungeſehn — ſtand die Geſtalt ſeines todten Gegners. Sie war geharniſcht und trug den Helm — aber mit aufgeſchlagenem Viſier — auf dem Haupte. So viel ihm die Entfernung bei hellem Mondſchein zu urtheilen erlaubte, waren es die Züge des „weißen Falken.“

Ein Schauer durchrieſelte den Grafen im erſten Augenblick vom Kopf bis zur Zehe. Obwohl der Wunſch dieſen Gegner aufzufinden, ihn hergetrieben, ſo war er doch auf's Aeußerſte erſchüttert. Bald aber ermannte er ſich. Raſch warf er den Mantel weg, er zog das Schwert, und ging mit raſchem Schritt auf die Geſtalt zu. Die Fremde — war es der Schreck, den ihr die Erſcheinung des Grafen oder die ſeines Gegners verurſachte — war voll Entſetzen aufgeſprungen, ſie ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, und ſank in dieſem Moment ohnmächtig zu Boden. —

Während aber Robert von Andelle kampfluſtig heranſchritt, blieb die Geſtalt André's von Merimont ruhig auf ihrem Platze, ſie ſtreckte den Arm drohend aus, und: „Gare le Faucon!“ mit dumpfer Stimme gerufen — das Feldgeſchrei des Geſchlechts ſeines Feindes — tönte Robert entgegen. Es war als ob dieſer Ruf die Kampfluſt des Grafen noch mehr erhöhte. „Pour saint Giles, le dragon d'Andelle!“ rief er mit ſo lauter Stimme, daß ſolche in allen Ecken des öden Gebäudes ſchauerlich wiederhallte, und ſtürzte mit geſchwungenem Schwerte auf ſeinen Gegner zu. Dieſer hatte indeſſen mit der Linken das Viſier zugeſchlagen, er parirte mit Kraft die erſten wüthenden Schwerthiebe Robert's, und nun entſpann ſich ein Kampf, der von Seiten des Grafen mit äußerſter Wuth, von Seiten des Gegners mit Ruhe und Beſonnenheit geführt wurde. Beide Kämpfer ſprachen nicht ein Wort, aber ihre Schwertſchläge tönten, wie das Fallen zweier Schmiedehammer in der ungeheuren Halle. — Der Kampf ward fortwährend mit gleichem Glück, oder beſſer geſagt, ohne irgend einen bedeutenden Erfolg fortgeſetzt. Die Harniſche klirrten, die Funken ſprühten unter den Schwerthieben, aber bis jetzt war noch Keiner der Kämpfer im Vortheil. Robert vertobte alle ſeine Kraft gegen den Gegner, der ruhig und beſonnen fortkämpfte, ohne die wüthenden Angriffe des Erſtern zu erwiedern. Es ſchien mehr als ob er ſich bloß vertheidigen, nicht die Hitze des Grafen benutzen wollte. Endlich aber ereignete ſich ein Umſtand, der dem Grafen Nachtheil bringen konnte. Sein Gegner ſchien ihm die Riemen der Armſchiene durchgehauen zu haben, denn plötzlich fiel dieſer Theil der Rüſtung raſſelnd zu Boden; in demſelben Augenblicke fühlte Robert auch, daß er eine — wenn auch nicht bedeutende — Wunde im Vorderarm davon getragen habe. War er dadurch verwirrt gemacht worden, oder erlaubte ihm der Schmerz nicht, das Schwert ſogleich mit gewohnter Kraft zu gebrauchen, er ließ für einen Augenblick im Angriffe nach. Dieſen Umſtand benutzte ſogleich der räthſelhäfte Gegner, er unterlief den Grafen, mit Rieſenkraft umfaßte er ihn an den Hüften, und warf ihn mit einer ſolchen Gewalt zu Boden, daß Robert ganz betäubt einige Secunden da lag, ehe er wieder zur Beſinnung gelangen konnte. So wie er ſich aufraffte war ſein Gegner, ſo wie die Pilgerin, und auch ſein Schwert verſchwunden. — — —

Es bedurfte einiger Minuten, ehe der Graf ſich bewußt werden konnte, ob Alles was vorgefallen, Wirklichkeit oder nur Traum geweſen, aber — ſein Arm ſchmerzte, die Bedeckung deſſelben lag am Boden, das Schwert fehlte.

„Alſo zum zweitenmale beſiegt!“ rief er knirſchend, indem er mit dem gepanzerten Fuße ſo heftig auf den Boden ſtampfte, daß es durch die weite Halle dröhnte. „Beſiegt durch einen Gaukler — oder durch ihn!“

„Wer,“ ſetzte er dumpf hinzu, „wer ſchafft mir Auskunft in dieſem Dunkel?“ — —

Während er noch erſchöpft und ſinnend an dem

Grabmale ſtand, ließen ſich im Schiffe der Kirche Schritte hören. Es war Floriſtan, welcher ſich nebſt noch einem Begleiter näherte.

„Denkt Euch, Vater" — hob der Jüngling an, aber, indem er bemerkte daß der Graf ſich die Schärpe abgeriſſen hatte und eben um den Arm ſchlang, hielt er ſogleich inne und rief beſtürzt: „Ihr habt gekämpft?"

„Hörteſt Du es nicht?" ſagte der Vater düſter.

„Es ſchien mir, als ob ich Angriffsgeſchrei und Schwertſchlag hörte, aber Pierre" — er zeigte auf ſeinen Begleiter — „widerſprach mir;" entgegnete Floriſtan.

„Und Du, Alter? Wo kommſt Du her?" ſprach Robert zu einem Manne in Knappenkleidung, der eine Armbruſt auf dem Rücken trug.

„Ich ging nach Euer Gnaden Befehl den Wilddieben aufzulauern, die ſich ſeit einigen Tagen in dem Forſte blicken laſſen;" entgegnete der Gefragte. „Mein Weg führte mich an der Thüre der Kirche vorüber, da ſprang plötzlich Junker Floriſtan auf mich zu —"

„Ich dachte es wäre Der den wir ſuchen;"

fiel der Jüngling ein. „Pierre erzählte mir etwas höchſt Seltſames, und wir gingen einige Schritte auf die Schloßtrümmer zu. — Aber ſagt mir, Vater, Ihr habt gekämpft? Es war doch nicht —"

„Ein Unbekannter — ein Räuber — was weiß ich's!" ſprach verdrüßlich der Graf, welcher ſich in Gegenwart des Knappen nicht näher erklären wollte. „Wahrſcheinlich war es einer jener Wilddiebe die Pierre aufſucht, und der, um Unverſtändige zu bethören, die Geſtalt des Ritters von Merimont nachäfft. Er entfloh durch jene Seitenthür."

„Wie?" rief Floriſtan mit Erſtaunen. „Ihr kämpftet alſo dennoch mit jenem Unbekannten? Und Pierre behauptet, ihm vor wenig Minuten zwiſchen den Schloßtrümmern begegnet zu ſeyn."

„Wie ich Euch ſagte, Junker! Es war nicht fünf Minuten vorher, ehe ich Euch traf;" ſagte der Knappe mit großer Ruhe. „Nicht zehn Schritte entfernt ging die Geſtalt meines ehemaligen Herrn, wie ich ſolchen bei Lebenszeit geſehn, vor mir vorüber."

„Wie?" rief mit Erſtaunen der Graf. „Du

faſelſt Alter. — Du ſahſt die Geſtalt des „weißen Falken" zwiſchen den Ruinen?"

„Ich bin ihr ſchon mehrmals begegnet, und nicht mir allein, vielen Anderen iſt daſſelbe paſſirt;" erwiederte Pierre mit Kaltblütigkeit. „Die Erſcheinung thut Niemandem etwas zu Leide, ſie wandelt ſtill und ruhig durch die Trümmern."

„Das Merkwürdigſte dabei aber iſt, daß Pierre die Geſtalt zu derſelben Zeit in den Ruinen erblickt haben will, wo Ihr mit dem Unbekannten kämpftet; wenigſtens können nur wenige Augenblicke dazwiſchen geweſen ſeyn;" fiel Floriſtan ein. „Ueberdies war es vollkommen unmöglich, daß ſich Jemand von jener Seite kommend, von mir unbemerkt, der Kirche nähern konnte. Ich konnte im Mondſchein Alles auf's Genaueſte überblicken, und gewahrte Pierre ſchon auf mehr als hundert Schritte."

„Seltſam! Bei Gott, höchſt ſeltſam!" ſprach Graf Robert mehr für ſich, als gegen ſeine Begleiter. „Sollte er — aber nein! es iſt unmöglich. Ein nichtswürdiger Betrüger, vielleicht mehrere haben einen Plan gefaßt, hinter den ich kommen muß oder nicht leben will. — Alter!" ſprach er zu Pierre gewendet, „Dein Geſchäft führt Dich oft in dieſe Umgebung. Haſt Du ſchon die Fremde geſehen, welche ſeit ein Paar Wochen die Klauſe des Kloſters inne hat?“

„Ob ich ſie geſehen habe?“ erwiederte Pierre. „Faſt täglich ſah ich ſie. O Meſſire, die Klausnerin iſt ſo ſchön als fromm, ein wahres Engelsbild. Alle Tage beſucht ſie dieſe Kirche. Die Leute ſagen, ſie bete an dem Grabe meines ehemaligen Herrn, des Ritters von Merimont, und ſie ſey ganz abſichtlich hierher gekommen, um deſſen irregehenden Geiſt durch Gebet zu erlöſen.“

„Haſt Du niemals bemerkt, daß fremde Perſonen ſie beſuchen?“ fragte der Graf, ohne die Rede des Alten beſonders zu beachten.

„Es darf Niemand zu ihr kommen!“ entgegnete Pierre. „Sie lebt in der ſtrengſten Zurückgezogenheit. Viele Bewohner von Amfreville oder Merimont beſchenken ſie mit Lebensmitteln, aber ſie empfängt ſie ſtets vor der Thüre ihrer Wohnung, und ſpricht nur wenige Worte. Sie wird von den Landleuten faſt wie eine Heilige angeſehen.“

„Und die Geſtalt des Ritters André ſaheſt

Du ſchon öfters? Sagteſt Du nicht ſo?“ fuhr der Graf ſinnend fort.

„Wie ich Euch ſage, Meſſire!“ erwiederte der Knappe. „Ich begegnete der Erſcheinung zwiſchen den Trümmern.“

„Und konnteſt Du die Züge des Geſichts erkennen?“

„Ganz deutlich!“ antwortete Pierre. „Es waren die meines vorigen Herrn. Die Erſcheinung ging mehrmals ſo nahe an mir vorüber, daß mir kein Zweifel bleiben konnte.“

„Haſt Du niemals verſucht ihr Rede abzugewinnen oder ſie aufzuhalten?“ fragte Jener.

„Die Ueberraſchung ließ mich nimmer dazu gelangen;“ erwiederte Pierre. „Sie aufzuhalten wäre unmöglich geweſen; wer vermag einen Geiſt mit Waffen zu beſtehen? — Wie es mir ſcheint, Meſſire, iſt es Euch ja ſelbſt, ſo tapfer Ihr auch ſeyd, nicht gelungen.“

Unwillig kehrte der Graf bei den letzten Worten dem Knappen den Rücken zu, indem er verdrüßlich in den Bart murmelte, daß die Zeit kommen werde, wo er ſeine offenen und verborgenen Feinde zu Boden halten, und letztere entlarven würde. Mit ſtürmiſchen Schritten, ſo daß Floriſtan und Pierre ihm kaum folgen konnten, verließ er ſodann die Kirche. — —

Kaum hatte er jedoch den einſamen Tempel im Rücken, als er ſtill ſtand und zu überlegen ſchien.

„Du haſt mir, Pierre,“ ſagte er mit zweideutigem Lächeln, „ein ſo anmuthiges Bild von der fremden Klausnerin entworfen, und auch Du, Floriſtan, haſt mir ſolche ſo reizend geſchildert, daß ich Luſt verſpüre ihre Bekanntſchaft zu machen, ſollte auch die Stunde etwas ungewöhnlich ſeyn.“

Dies ſagend ſchlug der Graf den Mantel über die Schulter, und ſchritt haſtig auf die Trümmer des Kloſters zu; Floriſtan und Pierre folgten ihm. Der erſte Hof, den die Drei durchwandelten, lag faſt gänzlich in Schutt und Graus. Nur hier und da ſtand noch eine vom Feuer geſchwärzte Mauer, aus welcher ein paar halbverkohlte Balken ragten. In dem zweiten und dritten Hofe hatte der Brand weniger heftig gewüthet; das Dach, und hier und da auch das oberſte Stockwerk war zuſammengeſtürzt, aber die Räume zu ebener Erde ſchienen beſſer erhalten.

„Es iſt lange her daß ich dieſe Mauern nicht betrat, kaum finde ich mich zurecht;“ ſagte der Graf ſtillſtehend und die Umgebung betrachtend. „Und hier, mitten in Schutt, Graus und Ruinen hatte ſich ein junges, blühendes Leben, ein Mädchen angeſiedelt, und dies ohne andern Zweck, als um ungeſtört beten zu können? — Aber ſage, Pierre, wohin geht jetzt unſer Weg?“

„Durch dieſe Thüre, Meſſire!“ erwiederte der Knappe. „Wir kommen hier in den langen Kreuzgang links — der Mond wird uns wohl helfen uns zurecht zu finden — dann tappen wir durch das halb zuſammengeſtürzte Refectorium, und gelangen dort in jenen Anbau, wo das Lichtlein ſchimmert; dort wohnt die Fremde.“ —

Die Wandler traten durch die ſpitzbogige Thüre, und gelangten in einen vom Monde erleuchteten Gang, der gar kein Ende nehmen wollte; auch eine düſtere weite Halle, der ehemalige Speiſeſaal der Religioſen, ward durchſchritten, und endlich klimmten ſie eine ſteinerne Wendeltreppe hinauf, die ſich in einem ſchmalen Korridor endigte, an deſſen Ende ein Licht zu ſchimmern ſchien.

Dem Grafen wollte bedünken, als ob er in der Entfernung das Geſpräch zweier Menſchen vernähme, aber Pierre rief in dieſem Augenblicke, daß dort die Zelle der Klausnerin ſey, und Alles war wieder todtenſtill. Endlich ſtanden die Ankommenden an einer niedrigen Stubenthür, ſie klopften; erſt auf das zweitemal ertönte ein leiſes, von einer wohllautenden Stimme ausgeſprochenes: „Herein!“ —

Der Graf trat mit ſeinen Begleitern in das Gemach. Es war eine kleine Zelle, aus welcher indeß noch eine zweite Thüre in ein anſtoßendes Kabinet zu führen ſchien. Außer einer von Bretern gefertigten, mit Moos und einer Wollendecke gefüllten Lagerſtätte, befanden ſich nur ein ſchlechter Tiſch, und zwei eben ſolche Stühle in dem ärmlichen, aber reinlichen Stübchen. Auf einem der Seſſel hinter dem Tiſchchen ſaß die Bewohnerin der Zelle. Es war ein Mädchen von kaum zwanzig Jahren. Ihr Geſicht war von regelmäßiger Schönheit, doch etwas von der Sonne gebräunt; ihre Züge trugen den Ausdruck von Ruhe und Ernſt. Die

Fremde hatte ein aufgeſchlagenes Buch, gleich denen aus welchen die Nonnen ihre Hora's zu ſingen pflegen, vor ſich liegen; ſie war über daſſelbe hingebeugt und hatte in ihm — wahrſcheinlich laut, denn ſo erklärte ſich der Graf die Töne, die er zu vernehmen geglaubt — geleſen. So wie die Männer eintraten, erhob ſich die Fremde mit ruhiger Würde.

„Was wollt Ihr von mir, Graf von Andelle?“ fragte ſie kalt. „Warum ſucht Ihr mich auf, zu ſo ungewöhnlicher Zeit? Warum beunruhigt Ihr mich in meiner einſamen Zelle?“

„Es iſt an mir, Euch Fragen vorzulegen!“ erwiederte der Graf mit rauhem Tone. „Wer ſeyd Ihr? Wie iſt Euer Name? Was hat Euch hierher getrieben?“

„Ich denke es wird Euch genügen, wenn ich Euch ſage daß ich eine Pilgerin bin, aus dem Morgenlande komme, und daß der Wunſch an einem meinem Herzen theuren Orte zu beten, mich herführte;“ entgegnete die Fremde im vorigen Tone. „Meinen Namen zu verſchweigen, bindet mich ein Gelübde.“

„Dieſe Antworten genügen mir nicht!“ ſprach

Graf Robert, die Stirne runzelnd. „Doch ehe ich über dieſen Punkt mit Euch weiter rede, erlaubt mir eine andere Frage: Ihr waret vor weniger als einer Stunde in der Kloſterkirche und betetet?“

„Allerdings!“ erwiederte die Pilgerin ruhig.

„Ihr ſahet mich, Ihr ſahet noch einen Andern. Wer war dieſer Andere?“ fragte Robert, die Fremde mit forſchenden Blicken anſehend.

„Es war André von Merimont!“ antwortete kalt die Vorige.

„Das iſt nicht wahr! Ihr lügt! Ihr ſeyd eine Betrügerin und mit Jenem Elenden im Bunde!“ rief zornig der Graf, indem er mit durchbohrenden Blicken die Fremde anſah.

Raſch erhob ſich die letztere bei den Worten Roberts. Eine vom Zorn hervorgerufene Röthe überzog ihr ſchönes Geſicht bis zum Halſe hinab. Sie ſchien etwas auf's Heftigſte entgegnen zu wollen, bald aber beſann ſie ſich, und indem ſie ſich niederließ, ſagte ſie mit verächtlichem Tone:

„Es ſteht dem Manne, der die Burg des Jugendfreundes gebrochen, wohl an, auch noch das

Andenken deſſelben zu beſchimpfen, ſo wie dem Ritter, der ſein Schwert in der Hand eines Betrügers zurückließ — denn ſo nanntet Ihr ja Euren Sieger — ein Weib zu beleidigen.“

„Tod und Hölle!“ ſchrie Robert. „Ihr, eine fremde hergelaufene Bettlerin — Ruhig, Floriſtan! Du haſt Dich in meine Verhandlungen mit dieſer Dirne nicht zu miſchen! — wagt es, mich auf meinem eigenen Grund und Boden zu verhöhnen, zu beſchimpfen?“ —

„Auf Eurem Boden, Robert von Andelle?“ ſprach die Fremde mit Hohn. „Ich möchte wohl wiſſen, wer, ginge es nach Recht, auf dieſem Fleck Erde mehr zu gebieten hätte, Ihr oder dieſe Bettlerin. Doch genug davon. Dieſe Zelle iſt mein; mein ſage ich, durch die Vergabung des Biſchofs von Rouen. Ich erſuche Euch, Graf, mich nicht länger in meiner Wohnung zu beläſtigen.“

„Was, Unverſchämte? Du willſt mir, dem Grafen von Andelle, die Thüre zeigen?“ tobte Robert. — „Doch wohl, ich werde gehen;“ ſetzte er mehr durch momentanes Nachdenken, als durch Floriſtans Zureden beſänftigt, hinzu; „aber ich geh nicht eher, bis Ihr mir meine Fragen beantwortet habt. Noch einmal: Wer war mein Gegner?“

„Es war André von Merimont;“ erwiederte die Pilgerin, kalt wie vorher.

„Woher wißt Ihr dies?“ fragte der Graf.

„Ich ſah ihn oft;“ verſetzte die Vorige unbefangen.

„Ihr ſankt bei meinem Anblick in Ohnmacht?“ fuhr Jener fort.

„Bei ſeinem und bei Eurem;“ antwortete dieſe.

„Wie kamet Ihr aus der Kirche?“ fragte Jener weiter.

„Ich weiß es nicht!“ ſprach die Pilgerin einfach. — „Graf von Andelle,“ ſetzte ſie nach einer Weile, während Robert zornige Blicke auf ſie ſchoß, mit Würde hinzu, „Euer Fragen nützt zu nichts. Wäre ich eine Betrügerin, ſo blieben mir hundert Ausflüchte Euch zu täuſchen. Daß ich ſie verſchmähe, muß Euch Bürgſchaft ſeyn daß ich ſie nicht nöthig habe. Ihr dringt in mich Euch Euren Gegner zu nennen, und ich ſage Euch zum drittenmal: Der, welcher Euch beſiegte, war André von Merimont; das Schwert, welches Euch jene Wunde geſchlagen, war das Schwert des „weißen Falken,“ es war daſſelbe, das früher neben Euch, ſpäter Euch gegenüber, von einer edleren Hand als die Eure iſt, gezückt wurde, und das von dem Augenblicke an, wo es aus der Hand des Duc de Beurgogne kam — Ihr erinnert Euch des Tages nur für die gerechte Sache geführt ward.“

„Und alle dieſe Umſtände wüßteſt Du, und willſt mir weiß machen, daß hier kein Betrug im Spiele, kein Plan meiner Feinde, mich zu verderben, angeſponnen worden ſey?“ rief Robert voll Zorn. „Doch genug jetzt des Langmuth's; er hat ſeine Gränzen. Bis jetzt habe ich Dich geſchont, weil — weil Du ein Weib biſt, doch jetzt ſage und befehle ich Dir: Du verläſſeſt morgen mit Tagesanbruch dieſe Klauſe, bis morgen Abend mein Gebiet. Biſt Du dann noch in dieſer Gegend zu finden, ſo ſoll der tiefſte Kerker zu Amfreville Deine Wohnung ſeyn.“

„Und ich ſage Euch, Robert von Andelle, ich bleibe hier,“ entgegnete mit Heftigkeit die Klausnerin. „Ich bleibe hier, wo ich ein Recht habe zu bleiben; ich bleibe auf dem Boden, den ein Mann, der

ſer war als Ihr, der Kirche ſchenkte, auf dem
eckchen Erde, welches mir vor allem theuer iſt,
bleibe ſo lange es mir gefällt, und keine Ge-
alt ſoll mich von hier vertreiben.“

So wie die Klausnerin dieſe Worte ſprach, ſtieß
obert zuerſt einen Ausruf von Zorn aus, dann
chte er laut und grimmig. „Ich glaube faſt,
ß Du keine Betrügerin biſt;“ ſagte er verächt-
h. „Du biſt eine Wahnſinnige.“

„Meint Ihr?“ rief die Fremde voll Zorn und
erachtung. „Haltet Ihr mich deshalb für wahn-
nnig, weil ich den Muth habe Euch entgegen zu
eten? Dabei iſt nichts Großes. Wer reines Her-
ns iſt, tritt dem der ein böſes Gewiſſen hat
icht entgegen; er weiß, der Gegner iſt bereits halb
ſiegt. Ihr habt mit Schande zu Rouen, und
or weniger als einer Stunde zum zweitenmal
ieſe Erfahrung gemacht.“

„Um Gott! bedenkt was Ihr ſagt, und mäßigt
uch!“ rief Floriſtan in dieſem Augenblicke. „Vater!“
gte er hinzu, als er bemerkte, daß der Graf die
äuſte ballte und Miene machte, die Sprechende zu
nißhandeln. „Vater! bedenkt, es iſt ein Weib,

ein ſchwaches Mädchen, welches Euch — gewiß nicht mit Ueberlegung — zum Zorne gereizt."

„Du haſt Recht, Knabe!" ſagte der Graf, indem er faſt mit Erſtaunen auf das zarte weibliche Weſen blickte, welches ihn in's Angeſicht zu verhöhnen gewagt. „Es verlohnt nicht in Zorn zu gerathen, wo das Lachen beſſer an ſeinem Orte iſt. — Merke Dir indeß, Unverſchämte, daß wenn Du morgen bis Tagesanbruch nicht aus dieſem Hauſe biſt, ich ein Paar meiner Reiſigen ſenden werde, um Dich mit Gewalt hinaus zu werfen."

„Ein Paar Euerer Reiſigen?" erwiederte die Klausnerin höhniſch. „Sendet zwanzig, ſendet hundert, kommt ſelbſt und ich bleibe."

„Sie iſt verrückt;" ſprach Robert halblaut und kopfſchüttelnd zu Floriſtan, doch laut genug daß es die Fremde hören konnte. — „Du bleibſt?" ſagte er mit verächtlichem Lachen. „Du trotzeſt mir und meiner Macht? Und womit, meine herzhafte Schöne, wenn ich fragen darf, gedenkſt Du Dich zu vertheidigen?" —

„Mit dem Banne!" rief die Pilgerin heftig, indem ſie eine Schrift aus dem Buche nahm, in welchem, wie es ſchien, ſie geleſen hatte, dieſe aufſchlug, und dem Grafen vorhielt. „Der Biſchof von Rouen ſpricht den Bann über Euch aus, wenn Ihr wagt die Klauſe, die er mir zur Wohnung gegeben, die in ſeinem Sprengel liegt und über die Euch keine Verfügung zuſteht, zu beunruhigen. — Glaubt Ihr dem Banne vielleicht trotzen zu können, wie Ihr einſt den Befehlen des Königs getrotzt? Was meint Ihr was geſchehen würde, wenn dieſe Schrift an alle Kirchthüren der Gegend angeheftet würde, wenn Eure Unterthanen, die Euch haſſen, von ihrem Eide losgeſprochen würden, und das Banner mit dem weißen Falken vor Eurer Burg erſchiene? — Seyd Ihr nicht der Meinung, daß, wenn Euch der König jetzt nachdem Ihr dem Banne verfallen, in die Acht erklärte, ſich Hände finden ſollten dieſe zu vollſtrecken? Ihr meint vielleicht dem Monarchen auf Eurem Felſenneſte trotzen zu können, weil deſſen Thätigkeit gerade anderwärts in Anſpruch genommen wird, aber glaubt Ihr nicht, daß, wenn die Lehen des Geächteten für erledigt erklärt werden ſollten, ſich Leute finden dürften die geſonnen wären ſie einzunehmen?

Was meint Ihr zu Caſtelnaudary, zu Mortemart, zu Vaudreuil, zu Chateau-Giron, oder einem Andern von den hundertundzwanzig von Eurer Tochter verſchmähten Freiern? — Geht Robert von Andelle!" ſetzte die Klausnerin höhniſch hinzu. „Ihr ſeyd nicht der Mann der mich aus dieſer Klauſe treibt, und thut Ihr es, ſo thut Ihr es auf Eure Gefahr." —

Während die Fremde dieſe Worte ſprach, ſtrahlte ein ſolcher Muth aus dem großen, blitzenden Auge, eine ſolche Würde thronte auf ihrem Antlitze, daß beide ſelbſt auf das rohe Gemüth Robert's von Andelle nicht ohne Wirkung bleiben konnten. Mit Verwunderung blickte er auf das Mädchen, welches zu ihm auf eine Weiſe ſprach, wie noch kein Mann zu ihm zu ſprechen gewagt hatte.

„Ich habe Euch nicht beleidigen wollen, Pilgerin;" ſagte der Graf nach einer Weile, in welcher er das Mädchen fortwährend mit Erſtaunen betrachtete. „Ihr könnt es mir übrigens nicht verdenken, daß ich nicht dulden kann wenn Unbekannte, auf meinem Boden und unter meinen Augen, Pläne, die nur auf mein Verderben, wahrſcheinlich auf

ufwiegelung meiner Unterthanen gerichtet ſind, an-
innen. Stellt mich über dieſen Punkt zufrieden,
klärt Euch darüber, und ich will Euch nicht länger
unruhigen."

„Wohlan, Graf," ſagte das Mädchen, „da
hr auf dieſe Weiſe zu mir redet, ſo will ich Eurem
erlangen entſprechen, doch ſage ich Euch daß
eder Drohung noch Bitte, ein Wort mehr als ich
uch freiwillig ſagen werde, aus mir herauspreſſen
ürde. — Ihr habt Euren Jugendfreund bedrängt,
rfolgt, über das Meer getrieben, Ihr habt Euch
iner Habe bemächtigt; Gott wird Euch deshalb
chten und Euer Gewiſſen hat es bereits gethan;
er indeß Ihr dieſe Unbill verübtet, thatet Ihr
ur das, was Andere vor Euch thaten, und Andere
ach Euch thun werden. Sollte irgend Jemand,
er es auch ſey — ja André von Merimont ſelbſt,
enn er noch lebte — deshalb heimliche Pläne zu
urem Verderben anſpinnen wollen, ſo würde er
ch mindeſtens Euch gleich ſetzen, wo nicht gar Euch
Begehung von Unrecht überbieten. Ich, dies
yd verſichert, würde nicht zu einem Racheplane
ie Hand reichen, es wäre meiner unwürdig und

nicht im Sinne des Edlen, den Ihr in's Verderben geſtürzt. Darum verſichere ich Euch: es exiſtirt kein ſolcher Plan, Niemand ſtellt Euch Netze. Verhaltet Euch deshalb ruhig, verfolgt Niemand, und Niemand wird Euch anfeinden; thut Ihr dies nicht, ſo werdet Ihr es zu bereuen haben.“

Die Worte des Mädchens, der Ton in dem ſie geſprochen wurden, ja ſelbſt die Geberden womit es dieſelben begleitete, trugen einen ſolchen Ausdruck von Wahrheit, daß Graf Robert ſichtlich davon ergriffen wurde. Mit einer Freundlichkeit, einer Herablaſſung, die ſonſt nicht in ſeinem Charakter lagen, bot er der Fremden die Hand.

„Wohlan Pilgerin!“ ſagte er lächelnd. „Laßt uns Frieden ſchließen. — Ihr verſprecht mir keinen Plan meiner Feinde zu begünſtigen, und ich gewähre Euch meinen Schutz. Hier meine Hand darauf.“

Die Fremde ergriff indeß die dargebotene Rechte nicht.

„Ich will Euch nicht täuſchen, Graf!“ ſagte ſie mit ruhiger Würde. „Ich kann Euch meine Hand nicht reichen; ich bin nicht Eure Freundin, und geſtehe dies offen. Bei alledem verſpreche ich nichts gegen Euch zu unternehmen oder unternehmen zu laſſen, wobei ich betheiligt ſeyn könnte. Was Euren Schutz anlangt, ſo bedarf ich deſſen nicht, wie Ihr eben geſehn habt.“

Der Graf ſchien bei dieſen Worten unangenehm berührt, doch unterdrückte er dieſe Regung.

„Gut, meine junge Feindin!“ ſagte er gezwungen lachend. „Auch in dieſen Vertrag willige ich, wäre es auch nur um uns in Zukunft zu verſöhnen. Aber um dieſer Ausſicht willen frage ich Dich nochmals: Wer war mein Gegner in dieſer Nacht?“

„Mein Wort darauf: es war André von Merimont!“ verſetzte die Fremde mit feſtem Tone.

Unwillig wandte der Graf ihr den Rücken, und verließ die Klauſe. Floriſtan — nicht ohne vorher einen innigen Blick auf die Pilgerin geworfen zu haben — ſo wie Pierre, folgten dem Davoneilenden. —

Es war in der Frühe des folgenden Tages, als der Graf ſeinen Sohn zu ſich in ſein Schlafzimmer beſcheiden ließ. Er lag noch auf ſeinem Lager und richtete ſich halb auf, als Floriſtan eintrat.

„Ich habe kein Auge geſchloſſen,“ ſagte er, indem er auf einen Seſſel zeigte, auf den Floriſtan ſich niederlaſſen ſollte, „das tolle Gaukelſpiel von geſtern Abend beſchäftigte mich fortwährend. Die Fremde mit ihrem räthſelhaften Weſen, ihrer Kühnheit; die Sicherheit mit der ſie ſprach, ihre Worte die mir bald Wahrheit, bald Lüge, bald ein Gemiſch von beiden ſchienen, haben auf mich faſt denſelben Eindruck gemacht, wie die wiederholte Erſcheinung eines Gegners, von dem ich nicht weiß ob ich ihn für einen Menſchen, für ein Geſpenſt, oder für einen Geiſt der Hölle halten ſoll, der heraufgeſtiegen iſt mich zu quälen. — Sollte André von Meriment noch leben, ſollte er wiedergekehrt ſeyn? ſo fragte ich mich manchmal, und die Sicherheit, der Ton von Wahrheit der die Worte der Pilgerin begleitete, ſchienen dieſe Frage zu bejahen; dann aber ſagte ich mir: mein Gegner ruht todt in ſeinem Grabe, viele Menſchen — auch Du Floriſtan — ſahen ſeine Leiche, man ſollte nicht glauben daß eine Täuſchung vorgehen könnte.

Ich ſelbſt habe den Leichnam nicht geſehen — ich hatte Gründe, es zu unterlaſſen — man würde es mißdeutet, behauptet haben, ich hätte mich an dem Anblicke weiden wollen; jetzt reuet es mich, daß ich es unterließ.“

„Ich ſah,“ ſprach Floriſtan, „den Unbekannten ganz in der Nähe, wie ich Euch auch bereits geſagt. So viel der — übrigens helle — Mondſchein mir zu bemerken erlaubte, glichen die Züge des Unbekannten ganz denen des Ritters von Merimont, wie ich ſolchen im Sarge geſehn.“

„Wer ſagt mir ob hier Wahrheit, Täuſchung und Betrug, oder ein Gaukelſpiel der Hölle ſtatt findet!“ rief Graf Robert unruhig. „Sollte André wirklich noch am Leben, ein Anderer an ſeiner Stelle eingeſargt worden ſeyn? Und wozu? — Ein Betrug, ein Nachäffen ſeiner Geſtalt, wozu ſollte dies führen? — Hörte man die Fremde ſprechen, ſo mußte man das erſte glauben; bedenkt man, daß ſolche ohne Stand und Namen anzugeben, ja ſelbſt ohne die gewöhnliche Pilgerkleidung zu tragen, ſo plötzlich und ohne zu ſagen woher ſie ſey, erſchien, bloß um zu beten und ſich in das halbzerſtörte Kloſter einzuſchließen, ſo muß man an das zweite denken. Gewißheit aber muß ich haben, es koſte was es wolle; dieſe iſt indeß nur auf einem Wege zu erlangen."

„Und welcher iſt dies, verehrter Herr und Vater?" fragte Floriſtan. „Meint Ihr vielleicht daß ich mit der Fremden ſprechen —"

„Thörichter Knabe!" fiel der Graf ein, indem er die Stirne runzelte. „Meinſt Du daß Dir gelingen würde, was mir mißlang? Glaubſt Du die Liſtige durch Schmeichelworte zu beſiegen, oder ergreifſt Du die ernſte Gelegenheit, um einer knabenhaften Leidenſchaft zu fröhnen?" —

Floriſtan erröthete. „Theurer Vater" — ſtammelte er ſodann, aber der Graf unterbrach ihn ſogleich.

„Kein Wort mehr von dieſer Narrheit!" herrſchte er ihm zu. — „Ich wollte mir ſchon Licht verſchaffen in dieſer Sache;" fuhr er nach einer Weile fort. „Säße die Dirne in dem Verließe der Burg, hundert Klaftern unter dem Boden — bei St. Pancraz! — ſie ſollte ſchon beichten; aber die Schlange kennt genau die Stelle, wo ich verwundbar bin.

Der Biſchof würde, nähme ich ſie feſt, mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, er würde über Kloſterſtürmung ſchreien, alle meine Feinde gegen mich hetzen, mich in den Bann thun. Spräche der König die Acht gegen mich aus — und die Gelegenheit dazu wäre ihm längſt willkommen geweſen — ſo würden ſich Arme genug finden, um ſie auszuführen; davon alſo kann nicht die Rede ſeyn. Ein Mittel giebt es indeß, mir die Ueberzeugung zu verſchaffen ob André von Merimont lebt, oder ob ein Betrüger ſeine Rolle ſpielt; eins oder das andere muß der Fall ſeyn, und bin ich darüber im Klaren, ſo finde ich meine Ruhe, und mit dieſer meine Stärke wieder.“

„Und wie denkt Ihr Euch dieſe Ueberzeugung zu verſchaffen?“ fragte Floriſtan aufmerkſam.

„Durch etwas das ich vermeiden möchte, wenn es auf andere Weiſe zu bewerkſtelligen wäre;“ ſprach Robert mit leiſer Stimme und ſcheuem Blicke. „Ihr Alle ſagt, der Todte, der vor einiger Zeit hier beigeſetzt worden, ſey der „weiße Falke“ geweſen. Iſt dies wirklich der Fall, ſo iſt der Fremde ein Betrüger; wer aber iſt mir Bürge, daß Ih recht geſehn? Ein Blick von mir und ich weiß woran ich bin."

„Vater, Ihr meint alſo" — fiel der Jüngling ein, aber Graf Robert unterbrach ihn ſogleich.

„Ich will nicht länger in dieſer Unruhe leben, ich will Ueberzeugung haben;" ſagte er, indem er ſich mit der Hand über die gerunzelte Stirne fuhr. „Ich will das Grab André's von Merimont öffnen und mich überzeugen, ob der Todte dieſer oder ein Anderer iſt. Dieß muß indeß ſtattfinden ohne Aufſehn zu erregen. Niemand darf dabei ſeyn als Du und Pierre. Könnten wir Beide allein den Stein bewegen, ſo wäre mir ſchon der letztere zuviel."

„Und wenn," ſagte der Jüngling kopfſchüttelnd, „es ſich ergiebt, daß André von Merimont der Todte iſt?"

„So habe ich meine Stärke wieder gefunden!" rief der Graf. „Mein Gegner hat mich zweimal beſiegt, aber er ſiegte weil ſein Auge, ſeine Stimme mich bezwungen hatten, ehe der Kampf begann; weiß ich daß es André nicht iſt, der mir gegenüber ſteht, ſo bin ich ſein Meiſter, und die Rache über den erlittenen Schimpf würde mir doppelte Kräfte leihen.“

„Und wäre der Todte ein Anderer, hätte der „weiße Falke“ Euch lebend gegenüber geſtanden?“ fragte Floriſtan in vorigem Tone.

„Dann erwachte der alte Haß, und mit ihm meine Kraft!“ rief der Graf mit ſtarker Stimme. „Den Lebenden vermag ich zu beſtehen, aber — aber —“

„Ich verſtehe Euch nicht;“ ſagte der Jüngling, den Grafen verwundrungsvoll betrachtend.

„Hm! Es iſt ganz toll, ganz raſend, anzunehmen daß ein Todter wiederkehren und einen Lebenden zum Kampfe fordern könne,“ ſagte der Graf, indem er den ſcheuen Blick zu Boden ſchlug, „und dennoch — lache nicht Knabe! — iſt es dieſer Gedanke, der mir alle Kraft raubt. Ha! — bei den Gebeinen des Märtyrers! — hätte ich nur die Ueberzeugung faſſen können daß das ſchaurige „Gare le Faucon!“ welches ich zum erſtenmale in den Schranken zu Rouen, und dann geſtern wieder in den Ruinen ertönen hörte, aus dem Munde eines Lebenden gekommen, ich würde Schwert und Lanze auf beſſere Weiſe geführt haben. — Es iſt toll, ſage ich Dir, anzunehmen, daß der „weiße Falke“ aus ſeinem Grabe erſtehen und einem Lebenden kämpfend entgegen treten könne, und dennoch — dennoch — “

„Ihr wollet alſo — “

„Wir wollen uns, unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehen, nach der alten Kirche begeben und dort das Grab öffnen. Der Leichnam André's iſt im Morgenlande mittelſt Specereien auf künſtliche Weiſe vor der Verweſung geſchützt worden. Ein Blick auf den Todten, und ich weiß woran ich bin. — Gehe jetzt Floriſtan! Halte Dich bereit. Pierre iſt bereits von mir unterrichtet; er erwartet uns auf dem Damme des Kloſterteiches.“ —

„Aber bedenkt doch, Vater“ — hob der Jüngling an; doch dieſer unterbrach ihn ſogleich.

„Ich habe Alles bedacht;“ ſagte er, und ſein Antlitz ward düſterer als je. „Ich muß Gewißheit haben. Meine Ehre iſt verletzt, öffentlich in den Schranken zu Rouen verletzt worden. Noch Niemand hatte Robert von Andelle in den Staub geſtürzt geſehen; ich wurde überwunden, von einem

Gegner überwunden, den ich zermalmt hätte, hätte ch ihn gekannt. Wie zu Rouen, ſo war es geſtern. Kampfluſtig ſtürzte ich auf ihn zu, da ertönte die mir einſt wohlbekannte Stimme, ich glaubte die Züge André's im Mondſcheine zu erblicken, und s war als ob alle meine Kräfte ſchwänden, als ob das Mark in meinen Gebeinen verdorrte. Mein Entſchluß ſteht deshalb feſt. Ich muß mich überzeugen, muß das Grab öffnen; meine geſchändete Ehre ruht in dieſem Grabe."

Der Graf hatte die letzten Worte wie zu ſich ſelbſt geſprochen, er ging mit ſtarken Schritten in dem Gemache auf und ab, dann winkte er, ohne ein Wort weiter zu ſagen, dem Jünglinge, und dieſer verließ mit dem Vater zugleich das Zimmer. — — —

Es war ein herrlicher Frühlingstag, die Nachtigall flötete in den Fliederbüſchen, welche den Damm des Teiches bekränzten, an deſſen Ufer Robert und Floriſtan auf die Kloſterkirche zuſchritten. Die Sonne ſtand bereits im Mittag, und ihr erquickender Strahl ermunterte die belebte Schöpfung rings umher. Nur der Graf von Andelle blickte düſter vor ſich hin, er hörte nicht den Schlag der Nachtigall, nicht das hundertfältige Zwitſchern des Sperlings, der mit Schaaren ſeiner Gefährten im Teichrohr ſein loſes Spiel trieb. Pierre ſchien bereits längere Zeit auf die Ankommenden gewartet zu haben, er lehnte an einem alten Weidenſtamm, und zielte mit der Armbruſt — gleichſam zum Zeitvertreibe — auf ein Waſſerhuhn, das, kaum einige Klafterlängen von ihm entfernt, herumſchiffte, tauchte und fiſchte.

„Du biſt bereits da, alter Knabe?“ ſagte der Graf etwas freundlicher wie gewöhnlich zu dem Knappen. „Haſt Du irgend ein menſchliches Weſen in der Nähe bemerkt?“

„Niemand;“ erwiederte ruhig der alte Diener. „Es iſt Mittagszeit. Jetzt befindet ſich Niemand bei der Feldarbeit, und kein Hirt oder ſonſt Jemand, der uns ſtören könnte, iſt weit und breit anzutreffen.“

Robert von Andelle nickte beifällig mit dem Haupte, und alle Drei ſchritten quer Feld ein, auf die Hauptthüre der öden Kloſterkirche zu. Das verlaſſene Gotteshaus hatte heute bei vollem Tageslichte, ein weit freundlicheres Anſehn als im Mond-

in des vorigen Abends. Die Sonne ſchien durch
bunten Fenſter, und mannigfache farbige Lichter
lten an den Wänden. Zwitſchernde Schwalben
vebten zu den offenen Thüren herein, und lärm-
mit kecken Sperlingsſchaaren, die ihnen die, an
Säulenknäufe geklebten Neſter ſtreitig machen
llten, um die Wette. —

So wie die Drei an dem Grabe André's von
erimont angekommen waren, ging Graf Robert
f einen Moment in die öde Sacriſtei, er blickte
nter den Hochaltar, und warf einen Blick in das
chiff der Kirche.

„An's Werk!“ ſagte er ſodann. „Wir ſind
lein. Legt Armbruſt und Schwert bei Seite!“

Obwohl der Deckel des Sarkophages von be-
ächtlicher Schwere ſchien, ſo gelang es dennoch
en Dreien ziemlich leicht ihn zu erheben, und ſanft
ur Seite hinabgleiten zu laſſen. Ein ſchwarz an-
eſtrichener Sarg, auf dem ein weiß metallenes
Kreuz glänzte, und an deſſen Fuß ein ſolches Wap-
enſchild angebracht war, ward nun ſichtbar. Pierre
ollte eben nach dem Deckel des Sarges greifen,

als Robert mit heiſerer Stimme ſagte: „Warte! Warte noch einen Augenblick!“ —

Der Graf ſtützte ſich bei dieſen Worten mit der Hand auf den Rand des Sarkophages, ſein Geſicht war bleich, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, als wie von heftigen Athemzügen bewegt.

„Um Gott! mein Vater;“ ſprach Floriſtan ängſtlich. „Ihr ſeyd unwohl. Euer Antlitz iſt bleich wie das eines Geſtorbenen.“

„Nichts! Nichts, einfältiger Knabe!“ rief Robert, indem er ſich plötzlich zuſammenraffte, mit zorniger Stimme. „Der Stein war ſchwer. Die Anſtrengung! — Erhebe den Sargdeckel, Pierre!“

Leiſe hob der Knappe, von Floriſtan unterſtützt, den Deckel von dem Sarge. Man erblickte einen Leichnam, deſſen Züge noch gänzlich wohlerhalten waren. Er trug einen verſilberten Harniſch, der aber größtentheils von einem weißen Mantel, in den die Leiche gehüllt war, verdeckt wurde. Das Antlitz des Todten zeigte einen Mann, der, obwohl über die Mitte des Lebens hinaus, dennoch in den Jahren ſeiner Manneskraft geweſen war, als ihn der Tod treilt hatte. Am Halſe, doch größtentheils von dem dunkeln Barte verdeckt, ſah man einen Streif, wahrſcheinlich die Todeswunde, die er erhalten. Der Ausdruck der Züge des Todten war finſter, aber weder von Zorn noch von Schmerz entſtellt, die Farbe des Geſichtes bleich, jedoch in's Gelbliche ſpie-end, Haupt- und Barthaare waren lang und dunkel. Da der Mantel den größten Theil des Leichnams verhüllte, ſo erblickte man außer dem Haupte nur die Fußſpitzen, doch war der rechte Arm nicht mit verdeckt; wie es ſchien hatte man ihn abſichtlich unverhüllt gelaſſen, die Hand ruhete auf dem, von der Scheide entblößten, zur rechten Seite der Leiche liegenden Ritterſchwerte.

Schweigend ſtanden alle drei Beſucher des Grabes des „weißen Falken“ neben dem geöffneten Sarge. Floriſtan blickte, mit Rührung in dem jugendlichen Antlitz, ſtill auf den Todten; in dem Geſichte des Knappen war keine beſondere Regung zu merken, er ſtand, den Arm auf den aufrechten Sargdeckel gelehnt, und betrachtete den Grafen; Letzterer ſchien anfangs heftig ergriffen, doch bald legte ſich die innere Bewegung. Er ſah längere Zeit ſtarr auf die Leiche, wie wenn er ſich Zeit laſſen wolle, um mit ruhiger Ueberlegung eine Vergleichung der Züge des todten Feindes, mit denen die er in der Erinnerung hatte, anzuſtellen. Robert ſprach während dieſer Zeit kein Wort, aber er athmete mehrmals tief auf, es war als ob ſeine Bruſt von einer ſchweren Laſt befreit wurde. So mochte er faſt fünf Minuten geſtanden haben; inzwiſchen nahmen ſeine Züge einen weniger düſtern, faſt fröhlich zu nennenden Ausdruck an.

„Es iſt André von Merimont!“ ſagte er endlich, indem er den Knappen auf eine Weiſe anſah, als ob er von dieſem eine Beſtätigung erwarte. „Darüber kann kein Zweifel ſeyn. Ich habe alſo mit einem Betrüger gekämpft. Wehe ihm, wenn er mir noch einmal vor die Klinge kömmt.“

„Sagte ich es nicht immer, Meſſire, daß Ritter André im Grabe ruhe?“ ſprach der Knappe. „Ich war dabei als er hier beigeſetzt wurde, und habe ihn länger wie jetzt betrachtet, und Hunderte ſahen ihn ſo wie ich. — Darauf aber, daß mir ſein Ebenbild erſt geſtern in den Schloßtrümmern begegnet iſt, und daß dieſes Niemand anders war als der Ritter von Merimont, darauf will ich dennoch einen Eid leiſten."

„Einfältiges Geſchwätz!" unterbrach der Graf den Redenden. — „Aber," ſetzte er hinzu, „ich kann es Dir wohl verzeihen, habe ich mich doch ſelbſt zweimal täuſchen laſſen."

„Mir will auch bedünken," ſagte Floriſtan nachdenkend, „der Unbekannte der mir begegnete, wiewohl dem Todten überaus ähnlich, ſey jünger als dieſer geweſen."

„Gewiß nicht, Junker! Gewiß nicht!" fiel Pierre haſtig ein. „Er ging ganz nahe an mir vorüber, ich konnte alles auf's Genaueſte betrachten. Der Mond ſchien ſo hell, ich hätte jede Buckel des Harniſches, ſo wie jede Verzierung an dem, zu meiner Verwunderung ſo glänzenden Schwertgriffe unterſcheiden können."

„Es iſt ein Betrüger geweſen! Schließt den Sarg, alter Pierre;" ſprach Robert kalt.

Eben aber machte der Knappe Anſtalt den Deckel zu erheben, als der Graf in eine ganz ſonderbare Bewegung zu gerathen ſchien; er beugte ſich über die Leiche.

„Was iſt das?“ ſchrie er auf einmal. „Mein Schwert liegt in dem Sarge.“

„Nicht möglich!“ rief Floriſtan.

„Siehſt Du? — Erkennſt Du es?“ ſchrie der Graf, die Waffe aus dem Sarge reißend und ſie dem Jünglinge hinhaltend.

„Unbegreiflich!“ ſtammelte der Jüngling. „Bei Gott, Vater, es iſt Euer Schwert!“ —

Der Graf hielt das Schwert fortwährend in der Hand, ſeine Augen waren ſtarr darauf gerichtet, er ſchien den eigenen Blicken nicht trauen zu wollen.“

„Sonderbar! Höchſt ſonderbar!“ ſprach der Knappe, während der Graf noch die Waffe anſtarrte. „Aber was iſt das? In dem Sarge liegt noch ein zweites Schwert.“

Pierre griff mit dieſen Worten in den Leichenkaſten, und brachte eine andere Waffe hervor.

„Unbegreiflich!“ rief Floriſtan. „Zeige doch, Pierre!“

„Das iſt das Schwert des Ritters André. Seht nur, Junker! Der Falke iſt auf dem Knopfe eingegraben. Der Ritter pflegte ſtets damit zu ſiegeln;“ ſagte Pierre, die Waffe nach allen Seiten wendend.

„Und Blut, friſches Blut klebt an der Klinge!“ rief mit vom Entſetzen ergriffener Stimme der Graf, aus deſſen Geſichte alles Leben gewichen war. „Blut klebt daran. Es iſt mein Blut. Meint Ihr nicht auch?“

Mit Staunen betrachtete Floriſtan die Waffe. Es war kein Zweifel möglich. An der Spitze der Klinge ſah man friſche Blutſpuren. Schweigend reichte der Jüngling dem Knappen die Waffe, der Graf riß ſie ihm aus der Hand und ſchleuderte ſie wüthend in den Sarg, ſo daß der Harniſch des Todten davon erdröhnte.

„Schließe den Deckel!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme. „Ich wollte mir Troſt aus dieſem Grabe holen, und hole mir das Entſetzen.“ —

Floriſtan und der Knappe waren genöthigt mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte den Deckſtein auf den Sarkophag zu heben; der Graf ſtand wie eine Bildſaule ihnen zur Seite, ohne eine Hand, einen Fuß zu regen.“

So wie das Grab geſchloſſen war, verließen alle Drei die Kirche. Pierre ging in den Wald, ſeiner gewohnten Beſchäftigung nach, Robert und

Floriſtan ſchlugen den Pfad nach Amfreville ein. Der Graf ſprach während dieſes Ganges kein Wort zu dem Jünglinge, aber er bewegte von Zeit zu Zeit die Lippen, als ob er mit ſich ſelber ſpräche, und Floriſtan meinte die Worte: „Er war es! Der „weiße Falke“ war mein Sieger!“ gehört zu haben.

Von dem Tage, wo dieſes vorgegangen war, ward der Sinn des Grafen von Andelle menſchenfeindlicher, wilder, grauſamer als je. Alle ſeine Umgebungen, beſonders aber Marie, hatten von den Ausbrüchen ſeines Zorns zu leiden. Er behauptete, daß er überall von Feinden, von Mord und Verrath umgeben ſey, und daß Die, welche ihm am nächſten ſtänden, mit ſeinen Gegnern im Bunde wären. Dieſe Stimmung ſteigerte ſich auf eine Weiſe, daß man für ſeinen Verſtand zu fürchten anfing. Selbſt am Tage blieben die Fallgatter des Burgthors geſchloſſen, die Mauern ſtark bewacht, und bei Nachtszeit machte Robert oft in Perſon die Runde. Wehe dem Reiſigen, den er auf ſeinem Poſten ſchlafend antraf, er ward in's tiefſte Verließ geworfen und erſt nach Wochen daraus erlöſt. Marie und Floriſtan erduldeten viel von

en Launen des Grafen. Nur ſelten durfte die
ochter vor ſeinen Augen erſcheinen, geſchah es aber,
o kam er bald auf die abgewieſenen Bewerber zu
prechen. Er ſchilderte dann den Reichthum La=
oral's, die Macht Mortemart's, die Familienver=
indungen Baudreuil's, und nannte Marien eine
nbeſonnene, die durch kindiſchen Eigenſinn alle ſeine
offnungen zerſtöre. Hatte er ihr lange genug
orwürfe gemacht, ſo erging er ſich in neuen Aus=
inanderſetzungen aller der Vortheile, die durch eine
innesänderung noch zu erlangen wären, und wenn
ann das Mädchen bat, weinte, verſicherte, daß
hr eine Wahl unter jenen Bewerbern zu treffen
nmöglich ſey, ſo brach zuletzt ſeine Wuth immer
ieder von neuem aus, und er that fürchterliche
chwüre, daß, wenn Marie bis zu dem beſtimmten
age keinen Entſchluß gefaßt hätte, er einen Aus=
eg zur Entſcheidung finden wolle, von dem man
och in den ſpäteſten Zeiten reden ſolle. Da Flo=
iſtan ſich gewöhnlich der Schweſter annahm, ſo
atte auch dieſer einen Theil von dem Gewicht des
ornes des Vaters mitzutragen, was ſonſt nicht der
all geweſen wäre. Er behauptete, daß der Jüng=

ling die Schweſter heimlich in ihrem Eigenſinn beſtärke, weil er ſelbſt nur allzugeneigt ſey romantiſche Ideen zu verfolgen, und wahrhafte Güter des Lebens dafür aufzugeben. Seines Kampfes mit dem „weißen Falken" erwähnte er mit keiner Sylbe, doch konnten die jungen Leute ihm leicht anmerken, daß der Gedanke daran ihm Tag und Nacht nicht aus der Seele kam. Er vermied auf jedem Ausfluge die Gegend der Ruinen, und Floriſtan ſah einſtmals, daß er, als von einem der Diener zufällig der Name des Ritters von Merimont genannt wurde, unwillkührlich zuſammenfuhr. Ueberhaupt ſchien jener Vorfall, wider Erwarten, je mehr Zeit dazwiſchen bereits verſtrichen war, immer noch einen größern Einfluß auf den Grafen auszuüben; er ſuchte die Einſamkeit, Tage lang verſchloß er ſich in ſein Zimmer, und Niemand wagte ungerufen ihm zu nahen. So kam der Peter- und Paulstag, an welchem ſich die Bewerber um Marien's Hand wieder zu Amfreville einfinden ſollten, immer näher. Aus mehrern einzelnen hingeworfenen Worten des Grafen aber hatte Floriſtan geſchloſſen, daß für den Fall, daß Marie ſich bis dahin nicht deſſen Wünſchen

Hinſichts einer Wahl des künftigen Gatten, gefügt hätte, der Graf über irgend einem harten oder grauſamen Plane brüte, der dem Mädchen verderblich werden könne. Zwar war Floriſtan nur ein unehelicher Sohn des Grafen, Marie ſtand mithin ihm nicht ſo nahe, als ſonſt Geſchwiſter ſich zu ſtehen pflegen, aber der ſanfte Sinn Floriſtan's band ihn an die Schweſter, die ihn nie anders als wie einen geliebten Bruder angeſehn und behandelt hatte; überdies gab es kein äußeres, vor Allem kein Erbſchaftsverhältniß, weshalb die Verehelichung oder das Ledigbleiben Marien's auf die Zukunft Floriſtan's hätte von Einfluß ſeyn können. Der ſein Wappenſchild ſchräg durchlaufende Balken, das Zeichen des Baſtards, war durch nichts, ſelbſt nicht durch die Macht des Königs fortzuſchaffen; heirathete Marie, ſo fiel die Grafſchaft Andelle höchſt wahrſcheinlich durch Belehnung an deren Gemahl, blieb ſie unvermählt, gerieth ſie an Fremde; Floriſtan konnte niemals der Beſitzer werden. Als den vorzüglichſten Grund des Widerwillens, der ſich in dem Benehmen des Grafen gegen ſeine Tochter von Tage zu Tage immer mehr kund gab, nahm aber Floriſtan nicht blos die entſchiedene Weigerung der letztern, einem von den hundertundzwanzig Bewerbern ihre Hand zu reichen, ſondern vielmehr den Umſtand an, daß ſie jenem erklärt hatte, der Mann, der ihn in dem Turnier zu Rouen auf ſchimpfliche Weiſe in den Staub geſtreckt, ſey Der welcher ihr Herz gewonnen. Dieſer Unbekannte aber war ja auch derſelbe, mit dem Robert in der öden Kirche gekämpft! Floriſtan, wiewohl ebenfalls in den Vorurtheilen ſeiner Zeit befangen, und die Möglichkeit einer Rückkehr Geſtorbener nicht eben bezweifelnd, konnte ſich dennoch nicht überreden, daß dieſer Fall hier ganz entſchieden ſtattgefunden habe. Konnte klar gemacht werden wer der Fremde ſey, der den Grafen zweimal beſiegt und die Rolle des „weißen Falken“ geſpielt hatte — ſo ſagte ſich Floriſtan — dann konnte Manches ſich zum Guten ändern; die Melancholie des Grafen, das Geſchick der Schweſter, Alles hing davon ab. Nur eine Perſon indeß gab es, welche über dieſen Punkt Auskunft geben konnte, es war die räthſelhafte Fremde, die in den Ruinen des Kloſters hauſte. Sie aber gerade war es, zu der ſich das Herz des Jünglings, ſeitdem er ſie zum erſtenmale erblickt hatte, hingezogen fühlte. War es zu verwundern wenn ſich Floriſtan ſagte, daß eine Unterredung mit der Pilgerin für das Geſchick des Vaters und der Schweſter, vor allen aber für das ſeinige, für immer entſcheidend ſey? Schon längſt war er entſchloſſen geweſen, die Fremde auf ihrem täglichen Gange zu dem Grabe des Ritters aufzuſuchen und ſie anzureden, immer hatte der ſchüchterne Jüngling deſſen Ausführung aber vertagt. „Was aber ſoll ich ihr ſagen?“ fragte er ſich dann zögernd; „daß ich ſie liebe? Ach ſie weiß es längſt, jeder meiner Blicke muß es ihr geſagt haben. Und wird ſie mich nicht für einen Zudringlichen, für einen Unverſchämten halten? Sie betet täglich am Grabe des Todfeindes meines Vaters, ſie haßt den letztern, dies ging aus jedem Worte, aus jeder Miene, als ſie zu ihm ſprach, hervor; wird ſie nicht dieſen Haß auch auf mich übertragen haben?“ — So hatte ſich Floriſtan oft gequält, aber jetzt war er gewiſſermaßen froh, einen Ausweg, einen Vorwand gefunden zu haben, der es ihm nothwendig, ja dringend erſcheinen ließ, daß er die Fremde ſpräche. „Ich will zu ihr gehen,“ rief er, ſich ſelbſt ermuthigend, „ich will ſie fragen, ich will ſie wegen des Vaters, wegen Marie'n befragen, ich will ihr ſagen — wie unendlich ich ſie liebe.“ — —

Es war an einem ſchönen Sommermorgen, die Sonne war eben aufgegangen, an allen Grashalmen zitterten Millionen Thauperlen, ein friſcher Morgenwind ſtrich über die Seine herüber und ſäuſelte in den Wipfeln der Föhren, als Floriſtan auf die öde Kloſterkirche zuſchritt. So wie er ſich ihr näherte, ward ſein Schritt langſamer, ſein Herz klopfte hörbar; um ſich zu ſammeln, lehnte er ſich an eine der alten Weiden, die den Teichdamm beſchatteten.

„Um dieſe Zeit pflegt ſie nach der Kirche zu gehen;“ ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt. „Wird ſie kommen? werde ich zu ihr ſprechen können? Wird ſie mich anhören wollen?“

Unaufhörlich wiederholte er ſich ähnliche Fragen, ſeine Verzagtheit nahm von Minute zu Minute zu, er war faſt auf dem Punkte umzukehren. —

„Da kommt ſie! Sie geht nach der Kirche;“ ſagte er auf einmal. „Jetzt rede ich ſie an! — Aber nein;“ ſetzte er hinzu. „Sie mag erſt beten,

mag weinen. Wer dies gekonnt, der kann nicht
empfindlich bleiben bei Gefühlen, die das Herz
es Andern erfüllen.“

Floriſtan verweilte noch längere Zeit an dem
te, wo er geſtanden, dann näherte er ſich der
rche, damit er die Rückkehrende nicht verfehle.
befand ſich endlich an der offenen Kirchenthüre.
on hier aus konnte er das Chor der Länge nach
erblicken. Er ſah die Pilgerin, wie ſie neben
n Grabe des „weißen Falken“ kniete. Sie trug
gewöhnliches Gewand, aber er ſchloß aus dem
chläſſig über das Haupt geſchlagenen Shawl,
ter dem ſich eine lange Locke hervorſtahl und bis
f die Schulter herabringelte, daß ſie ſich nur
en von ihrem Lager erhoben haben mochte, und
eilt hatte, eine ihrem Herzen, wie es ſchien, theure
flicht zu erfüllen. Unwillkührlich, und auf den
ßſpitzen gehend, näherte ſich Floriſtan der Beterin.
ie bemerkte ihn nicht. In glühender Andacht lag
auf den Stufen des Sarkophages. Sie hatte
Hände vor der Bruſt gefaltet, und ließ von
it zu Zeit ihr ſchönes Haupt auf der Kranzleiſte
s Denkmals ruhen, ihre Bruſt hob und ſenkte

ſich, und Floriſtan hörte ſie leiſe ſchluchzen. Endlich erhob ſie ſich, ſie lehnte ſich über das kalte Steinbild, und drückte einen Kuß auf die Stirn deſſelben. Der Jüngling ſchlich ſich jetzt leiſe zurück.

„Wie ſchön ſie iſt!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Mit welcher Inbrunſt ſie betet! — Sie küßte das Grabmal. Warum küßte ſie es? — Doch was kümmert mich dies! Ich fühle daß ich auch dort beten, auch den Stein, der den Todfeind meines Vaters deckt, küſſen könnte; ſie hat ja ihre Lippen darauf gedrückt.“ —

Noch ſprach Floriſtan ſo zu ſich ſelbſt — er hatte eben die Thüre erreicht — als er ſah daß die Fremde den Hauptgang herabgeſchritten kam. Er bemerkte daß ſie einen Augenblick ſtutzte, als ſie ihn erblickte, ſchon fürchtete er daß ſie ihre Schritte nach einem andern Ausgange richten werde, aber ſie ſchien ſich zu beſinnen, ſie ſchob das herabfallende Haar unter den Kopfſchmuck, und kam gerade auf ihn zu. Floriſtan erröthete über und über, als ſich die Pilgerin noch zwei Schritte von ihm befand, auch ſie ward roth und wollte eben mit einem leiſen: „Seyd gegrüßt!“ vorüber eilen, als

r Jüngling ſie ſchüchtern und kaum Athem fin-
nd, anredete.

„Verzeiht, edle Fremde!" ſagte er. „Verzeiht ir, wenn ich Euch vielleicht in Eurer Andacht ſtört. Ich ſah Euch beten, ſah Euch mit einer nbrunſt beten, wie vielleicht in dieſem Gotteshauſe icht gebetet wurde, als noch fromme Hymnen in ym ertönten und Weihrauchwolken aufſtiegen; dies ar es was mich an dieſen Ort feſtbannte."

„Ihr ſtörtet mich nicht, denn ich habe Euch icht bemerkt;" ſprach die Fremde trüb, aber nicht nfreundlich. — „Sollte indeß," ſetzte ſie kälter inzu, „Jemand, der dem Hauſe Andelle angehört, irklich Sinn für das Gebet einer Unglücklichen aben?"

„Ihr unglücklich?" ſprach Floriſtan mit Wärme. „Das iſt unmöglich! Wer ſo beten kann iſt niemals unglücklich."

„Fühlt Ihr das?" fragte die Pilgerin aufmerkſam, indem ſie Floriſtan nicht ohne Theilnahme anblickte.

„Gewiß!" rief der Jüngling mit immer ſteigender Wärme. „Ein Gebet wie das Eure muß erhört werden. Auch ich hatte ſchon Augenblicke wo ich ſo betete, und ich bin dann immer getröſtet und mit der Ueberzeugung, daß ich erhört worden, aufgeſtanden."

„Ich glaube Euch," ſagte die Fremde, indem ſie das ſchöne Auge fortwährend auf Floriſtan mit Theilnahme ruhen ließ, „ich glaube Euch, denn Ihr könntet dies nicht wiſſen, wenn Ihr es nicht gefühlt. Ich wundere mich indeß, daß es der Fall iſt, daß der Sohn des grauſamſten, des wildeſten, treuloſeſten aller Menſchen — Aber verzeiht mir! Es iſt allerdings unſchicklich, daß ich auf ſolche Weiſe von dem Vater zu dem Sohne ſpreche."

„Es thut mir wehe," ſprach Floriſtan ſchmerzlich, „daß ich meinen Vater nicht ſo unbedingt vertheidigen kann, wie ich gern wollte, und wie es meine Pflicht mit ſich brächte. Demungeachtet glaube ich daß man ihm oft Unrecht thut, manche ſeiner Handlungen ſchlimmer auslegt —"

Die Fremde fuhr heftig auf, ihr ſchönes Auge begann zu blitzen, ſie erhob den Arm, und zeigte mit der wohlgeformten ſchneeweißen Hand nach den

uinen des Schloſſes von Merimont, die man
n Sonnenglanze ſchimmern ſah.

„Das hat er gethan!“ rief ſie heftig. „Es
ar dies die Burg, wo er hundertmal als Knabe
ſpielt, als Jüngling froh geweſen, es war das
aus des Freundes ſeiner Kindheit. Dieſe Hallen,
denen er ſo oft gaſtlich empfangen worden, hat
zuſammengeſtürzt, nachdem er den Freund daraus
ertrieben, er hat den Feuerbrand auf das Dach
eſchleudert, unter dem friedliche Menſchen wohnten,
ie ihn geliebt. Wäre auch ſein ganzes übriges
eben rein und untadelhaft geweſen, dieſen Flecken
ürde er nimmer tilgen, nimmer das Geſchehene
ut machen können, er würde bleiben was er iſt,
in Elender —“

„Sagt lieber ein Unglücklicher!“ ſprach Floriſtan
anft, indem er die Fremde mit ſchmerzlicher Miene
ei'm Arme faßte. „Glaubt mir, mein Vater iſt
ehr, ſehr unglücklich.“

„Unglücklich?“ ſagte die Pilgerin mit einem
Anflug von Hohn. „Bereuet er etwa ſeine Tha-
en? Wie ſollte er unglücklich ſeyn? Er iſt reich,
ſt mächtig, iſt gefürchtet, ſeine Tochter iſt das

ſchönſte Mädchen im ganzen Lande, und der Sinn der ſie belebt gleicht dem ſeinen."

„Dem ſeinen?" ſprach Floriſtan verwundert „Ich bekenne daß ich Euch nicht verſtehe."

„Und doch iſt meine Rede ganz einfach;" erwiederte Jene. „Was iſt es als Ruhmgier, Stolz, der Wunſch das Höchſte an Macht zu erreichen, was Euren Vater Thaten begehen ließ, die ihn weit und breit verhaßt gemacht? Nun wohl! Stolz, ungemeſſene Eitelkeit, der Wunſch weit und breit von ſich reden zu machen iſt es auch, der Eure Schweſter veranlaßt, hundertundzwanzig Bewerber auszuſchlagen."

Floriſtan hatte die Rede der Pilgerin mit ſchmerzlichem Lächeln angehört.

„O wie verkennt Ihr doch den Sinn der edlen Marie!" rief er aus. „Gerade weil ſie ſo fern allem Stolze, jedem Wunſche nach Reichthum, Macht und Größe iſt, wies ſie alle Bewerber ab, und lud damit den Zorn des Vaters auf eine Weiſe auf ſich, der mich Alles für die Aermſte fürchten läßt. Nicht die Grafenkrone, noch die des Bannerherrn konnte ihr Herz rühren, es hängt an inem namenloſen Unbekannten, der vielleicht kaum as Schwert in ſeiner Fauſt, kaum das Roß das r reitet, ſein nennen kann, ja von dem man nicht inmal zu ſagen vermag, ob er den Lebendigen ngehört."

„Wie es ſcheint," ſagte die Pilgerin, als Floriſtan geendet hatte, „habe ich mich in Eurer Schweſter geirrt, und dies freut mich, freut mich doppelt, als ch an ihr — aus einem gewiſſen Grunde — roßen Antheil nehme."

„Ihr nehmt Antheil an Marien's Geſchick?" iel Floriſtan ihr eifrig in's Wort. „O dann bin ch zu einer glücklichen Stunde hierher gekommen! Bei Euch ſteht es vielleicht, auf die Zukunft meiner Schweſter auf's günſtigſte einzuwirken."

„Bei mir? Wie wäre dies möglich?" ſagte Jene immer aufmerkſamer.

„Bei Euch, edle Fremde!" rief Floriſtan. „Es koſtet Euch nur ein Wort, ein einziges Wort, und dieſes Wort könnte für Marie'n die günſtigſten Folgen haben. — O ſagt mir: wer war der Unbekannte, der mit meinem Vater in den Schranken u Rouen, und in dieſer Kirche kämpfte?"

Die Fremde ſah bei dieſen Worten Floriſtan ſtarr in's Geſicht, ihre Miene ward von Moment zu Moment finſterer, ihr Blick düſterer.

„Dachte ich es doch daß es ſo etwas ſey, das den Sohn des Grafen von Andelle hierher geführt;“ ſagte ſie mit Verachtung im Tone. „Was Jener mir nicht mit Gewalt abzwingen gekonnt, das ſoll Dieſer von mir mit Liſt zu erlangen trachten. Ein feiner Plan, ganz Eures Vaters würdig, nur Schade daß er nicht gelingt.“

Die Fremde wollte mit dieſen Worten Floriſtan den Rücken kehren und ihren Weg fortſetzen. Heftig ergriff ſie der Jüngling bei der Hand, welche ſie ihm nur mit Widerſtreben ließ.

„Bei Gott und allen Heiligen, Ihr thut mir bitteres Unrecht!“ rief er aus, indem er die Hand betheuernd auf ſeine Bruſt legte. „Wie grauſam muß man mit Euch umgegangen ſeyn, daß Ihr einem Unſchuldigen ſo Böſes, ſo Falſches zutrauen könnt! Könnte ich Euch doch einen Blick in mein Herz thun laſſen, könnte ich es öffnen, wie man ein beſchriebenes Blatt eröffnet, könntet Ihr darin leſen, Ihr würdet keinen Gedanken finden, der nicht die größte Aufrichtigkeit gegen Euch, die innigſte Theilnahme für Euer Loos ausſpräche!“ —

Die Worte des jungen Mannes verriethen durch den Ton, mit welchem ſie ausgeſprochen wurden, daß ſie aus dem Tiefinnerſten einer liebenden Seele kamen. Floriſtan war ſo bewegt, daß er von ſeinen Empfindungen überwältigt, die Hand der Fremden, die er in der ſeinen hielt, während der Rede an ſeine Bruſt und dann wiederholt an die Lippen drückte. Hoch erröthend entzog ſie ihm das Mädchen.

„Ich will glauben daß ich Euch Unrecht gethan;“ ſagte ſie endlich. „Das Unglück macht argwöhniſch. Wenn Ihr mich aber ganz überzeugen wollet, ſo ſagt mir den Grund aus welchem Ihr meinet, daß der Name jenes Mannes mit dem Geſchick Eurer Schweſter im Zuſammenhange ſtehe.“

„Warum ſollte ich es nicht!“ rief Floriſtan nach kurzem Beſinnen. „Ich glaube an Marie'n keinen Verrath zu begehen, wenn ich es thue. — Wohlan denn, vernehmt! Marie liebt jenen Unbekannten, und dies iſt der Grund weshalb ſie alle jene Bewerber ausſchlug.“

„Nicht möglich!“ rief die Pilgerin heftig ergriffen. „Wie könnte dies ſtattfinden? Sie hat nie ſein Geſicht geſehen.“

„Doch!“ entgegnete Floriſtan. „Ihr vergeßt, daß der Fremde zu Rouen ſein Viſier öffnete, als er aus Marie'ns Händen den Dank empfing.“

„Ja, es iſt wahr!“ ſprach die Klausnerin überraſcht. — „O ewiger Gott!“ ſetzte ſie, wie zu ſich ſelber ſprechend, hinzu. „Iſt dies der Weg, der in Deinem Rathe beſchloſſen wurde?“

„Ihr ſeht,“ ſagte Floriſtan mit bittendem Tone, „welchen günſtigen Einfluß ein Wort von Euch auf Marien's Zukunft äußern könnte. Werdet Ihr Euch noch länger weigern es auszuſprechen? Auf den Peter- und Paulstag —“

„Ich weiß — ich weiß! — Laßt mich einen Augenblick nachdenken;“ ſprach die Fremde, die weiße Hand an die ſchöne Stirn legend, und indem ſie tief nachzuſinnen ſchien. „Junker!“ ſagte ſie dann, Floriſtan feſt anblickend. „Ich kann Euch nichts über den Gegner Eures Vaters ſagen; es könnte nur Böſes daraus entſtehen. Eurer Schweſter wäre auf dieſe Weiſe nicht geholfen. Ob es auf eine andere Art geſchehen kann, dies ſoll mein einziger Gedanke ſeyn. Euer Vater will in ſeinem harten, ſtolzen Sinn die Hand ſeiner Tochter zum Preiſe eines kühnen Unternehmens machen, wenn nicht Marie bis dahin freiwillig wählen ſollte. Sagt ihr: ſie ſolle keine Wahl treffen, ſie ſoll es auf die Entſcheidung ankommen laſſen, jedoch von ihrem Vater die Zuſage fordern: daß, wer auch immer der Sieger bleibe, wenn er nur ritterbürtiger Herkunft ſey, unfehlbar ihre Hand erlangen ſolle. Dieſes Verſprechen muß Graf Robert öffentlich und mit ſeiner Ehre verbürgen."

„Ich zweifle nicht daß er es thue, aber ſagt mir —"

„Dringt nicht in mich, es iſt unmöglich;" erwiederte die Fremde.

„Auch die Ruhe meines Vaters, vielleicht ſein Leben hängt davon ab —"

„Kein Wort von dieſem Manne!" rief die Pilgerin heftig. „Ich möchte gern vergeſſen, daß Marie ſeine Tochter, und Ihr —"

„O ſprecht es aus, was Ihr hinzuſetzen wolltet!" rief der Jüngling bittend, als die Fremde hocherröthend inne hielt. „Sagt, daß Ihr mich nicht haſſet, weil Ihr über meinen Vater, welcher rauh mit Euch verfuhr, Euch zu beklagen habt.“

„Wie könnte ich Euch deshalb zürnen? — Ich habe überdies nur Gutes von Euch gehört;“ entgegnete zögernd die Pilgerin.

„Ihr habt alſo von mir geſprochen?“ rief Floriſtan leuchtenden Blickes. „Mein Name iſt über Eure Lippen gegangen? O wüßtet Ihr, wie hoch mich dies beglückt! Wie oft, wenn ich hierher ſchlich in der Morgen- oder Abenddämmerung, um Euch, wenn auch nur von fern zu ſehen; wie oft ſagte ich mir da: Sie kennt Dich nicht, ſie weiß nichts von Dir, ſie hat nicht einmal Deinen Namen vernommen, und jetzt ſagtet Ihr ja ſelbſt — und Ihr könnt es nicht mehr läugnen — Ihr habt von mir geſprochen, mich nennen hören, freundlichen Antheil an mir genommen —“

„Wie eitel Ihr ſeyd!“ fiel die Pilgerin verlegen ein. „Es war zufällig, ganz zufällig, daß ich von Euch ſprach. Wer ſagt Euch —“

„Mein Herz, welches ſtumm war und jetzt zum erſtenmal ſeine Sprache gefunden hat!“ rief

Floriſtan feurig. „Warum wollt Ihr läugnen daß Ihr an Jemand, den man Euch als nicht böſe geſchildert, Antheil genommen habet? — Antheil genommen! Das kleine arme Wort! Und doch genügt es mir, macht mich ſo glücklich, ſo ſelig; es giebt mir Muth Euch zu ſagen, was ich vor wenig Minuten nimmer ſagen gekonnt, daß, ſeit ich Euch zum erſtenmale geſehn, Ihr ſtets mein einziger Gedanke geweſen, daß, ich Euch liebe, Euch immer und ewig lieben werde —"

Die Fremde hatte den Jüngling während ſeiner Rede mit einem Blick voll Innigkeit betrachtet, ſie ſchien von ſeinen Worten ergriffen, plötzlich aber ſich zu beſinnen, und unterbrach den Sprechenden.

„Ich bitte Euch, haltet ein!" ſagte ſie mit ernſtem, doch nicht unfreundlichem Tone. „Eine Sprache wie dieſe darf zwiſchen uns nicht ſtatt finden, ſie würde uns nur beide unglücklich machen. Iſt das was Ihr geſagt Wahrheit, ſo bitte ich Euch um ſo mehr kein Wort davon zu wiederholen, wir dürften uns ſonſt nimmer wiederſehn."

„Wie? Was ſagt Ihr?" rief Floriſtan erſchrocken. „Konnten Euch meine Worte erzürnen, beleidigen?"

„Weder eins noch das andere;“ entgegnete die Fremde mit ſeelenvollem Blicke. „Ihr werdet — vielleicht ganz in Kurzem — einſehn und mir zugeſtehn müſſen, daß ich ſo und nicht anders handeln konnte, wenn ich Euch nicht gänzlich meiden wollte.“

„Und das wollt Ihr nicht? Nein, das könnt Ihr nicht wollen!“ rief Floriſtan, indem er beide Hände der Fremden in die ſeinen ſchloß. „Ich will Euch gehorchen, ich will das Schwerſte thun, will nicht von meiner Liebe reden, aber verſprecht mir daß ich Euch wiederſehen, Euch ſprechen darf.“

„Ich glaube es wäre beſſer es geſchähe nicht, indeß unter dieſer Bedingung,“ ſagte die Klausnerin erröthend.

„Und wann? Wann?“ fragte Floriſtan, ihre Hand an ſeine Lippen preſſend.

„Morgen — Uebermorgen, zu dieſer Stunde;“ erwiederte Jene leiſe. — „Aber fort! — Fort jetzt! — Dort kommen Menſchen; man würde uns bemerken, und unſer Beiſammenſeyn könnte Veranlaſſung zu übler Deutung geben.“

Nach noch einigen, von ſeinen Empfindungen ihm eingegebenen Worten, trennte ſich Floriſtan von der ſchönen Unbekannten und ſchlug, ſelig in ſeinem Innern, den Rückweg nach Amfreville ein. —

Noch einige Wochen vergingen, endlich kam der St. Peter- und Paulstag heran. — Die ganze Gegend ſchien in Allarm geſetzt. Von allen Seiten ſtrömten kleine Reitertrupps heran; es war als ob der Ban und Arriereban der Provinz aufgeboten worden wäre. Auch Neugierige aus der ganzen Gegend hatten ſich eingefunden. Jeder wollte wiſſen, durch welche beſonders merkwürdige That die Hand der ſchönen Marie von Andelle erworben werden würde. Eine große Maſſe der Bewerber war bereits im Ritterſaale verſammelt, und immer ritten noch neue Ankömmlinge in die Burg. Die Ritter waren ſämmtlich geharniſcht, und zwar ſah man an der Schwere ihrer Rüſtungen, daß die Meinung vorgewaltet, als ſolle die Braut durch einen Kampf à outrance gewonnen werden. Viele der Freier beobachteten ſich mit feindlichen Blicken und hatten ihrer Geſinnung kein Hehl; andere waren in ihrem Benehmen die Freundlichkeit ſelbſt;

doch war der Haß gegen den Glücklichen, der den Preis davon tragen würde, in ihrem Herzen nicht minder groß als bei Jenen; doch einige gaben ſich das Anſehn, als betrachteten ſie die Veranlaſſung zu ihrem Hierſeyn mehr als ein Abenteuer, deſſen Kurioſität ſie nach Amfreville gelockt. Sie wollten ſich auf dieſe Weiſe ein Hinterpförtchen offen laſſen, um ohne Schande abziehn zu können, wenn ihnen die Art der Werbung nicht eben allzu annehmlich vorkommen ſollte. Dieſe letzte Haltung beobachteten vorzüglich die Vornehmſten unter den Freiern. Schwiegerſöhne des „Teufels von Andelle“ wären ſie zwar gern geworden, ſie hätten ſeine wohl oder übel erworbenen Reichthümer nebſt Zubehör, dereinſt gern ihr Eigenthum genannt, aber — dachten die Meiſten — da jedes Ding auf der Welt ſeinen Werth hat und folglich auch zu theuer gekauft werden kann, ſo ſey es weiſen Männern, die durch die Gnade des Himmels ohnehin in einer nicht eben üblen Lage wären, wohlanſtändig zuvor den Preis zu vernehmen, um welchen die diaboliſchen und die himmliſchen Güter, — wir meinen unter letztern Herz und Hand der ſchönen Marie — die zu erwerben ſtünden, errungen werden dürften. In Erwartung des Grafen Robert nebſt ſeiner Tochter, die ſich bis dahin beide noch nicht in der Geſellſchaft hatten blicken laſſen, ſtanden die Angekommenen gruppenweiſe im Saale in Geſpräche vertieft, die ſämmtlich auf die Dinge ſo da kommen ſollten Bezug hatten.

Gautier von Marigny, der in ſeiner Gegend für einen Witzbold galt, befand ſich in der Mitte einer Gruppe, die ihn unter Lachen anhörte, und deren Mitglieder es ihm Dank wußten als er den Bannerherrn von Caſtelnaudary, der eben nicht wegen beſondern Muthes berühmt war, und auf den die Meiſten aus Neid über ſeine großen Glücksgüter, und ſeines Stolzes wegen einen Zahn hatten, ein wenig zu ſchrauben begann.

„Meſſire," ſagte er, „Ihr könnt nicht glauben, wie leicht es mir um's Herz wurde, als ich Euch erblickte, und mich überzeugte daß Eure Waffenrüſtung nicht ſo ſchwer ſey, als ich bei Euch vorausgeſetzt. Als wir vor einigen Wochen in derſelben Angelegenheit hier verſammelt waren, und ich Euch an der Spitze der Bewerber erblickte, ließ ich bereits alle Hoffnung fahren; die Vorzüge des Baron Lamoral, ſagte ich mir damals, werden die geringern aller andern Bewerber verdunkeln; zum Glück für uns andern übten ſie auf den Sinn der Tyrannin unſerer Herzen nicht den Einfluß, den ich gefürchtet; heute athmete ich ſchwer, wenn ich mir die Möglichkeit dachte Euch als den, mir vielleicht bei einem Kampf à outrance beſtimmten Gegner zu erblicken. Die Hochachtung die ich Euch ſtets geweiht, ſo wie der Muth mit dem Ihr um ſo hohen Preis ringen würdet, würden mir einen Kampf mit Euch ſchwer gemacht haben, jetzt komme ich faſt auf den Gedanken, daß Ihr an einem ſcharfen Einzelſtechen gar nicht Theil zu nehmen, ſondern bloß im melée (allgemeinen Kampf), falls ein ſolches ſtatt fände, fechten werdet.“

„Bis jetzt,“ ſagte Lamoral mißvergnügt,“ habe ich mich weder für das eine, noch für das andere beſtimmt.“

„Ah, Meſſire!“ rief Gautier, den Scherz, der den Zuhörern zu behagen ſchien, fortſetzend, um den armen Baron noch mehr in die Enge zu treiben. „Ihr denkt uns mit Waffen der Kourtoiſie zu beſiegen. Ihr ſeyd in Eurer Jugend ein artiger Liederſänger geweſen. Irre ich nicht, ſo hat mir einſt mein Vater — oder war es mein Großvater; ich will die Wahl haben — davon geſagt. Freilich ändert ſich die Stimme in zwanzig bis dreißig Jahren, man hat indeß Beiſpiele —“

„Ihr ſeyd zwar ſehr gütig, Ritter Marigny, indem Ihr mir ein ſo ſchätzbares Talent, das ich allerdings einſt, jedoch nur in ſehr geringem Grade beſeſſen, beilegt,“ erwiederte Lamoral giftig, „doch müßt Ihr von Jemand anderm als Euren werthen Verwandten davon gehört haben, denn Euer Großvater war bereits zu Jaffa an der Peſt geſtorben, ehe ich mich durch den Jongleur Fourcaut Desfontaines in jener edlen Kunſt unterrichten laſſen, und Euer Vater hatte um jene Zeit, ſeiner mißlichen Glücksumſtände wegen, unſere Gegend verlaſſen, und einen Dienſt als erſter Ecuyer bei'm Duc de Bourgogne angenommen.“

Gautier erröthete und biß ſich auf die Lippen, doch nahm er bald darauf wieder eine ſcherzhafte Miene an.

„Mit Recht, Meſſire, bemerkt Ihr,“ verſetzte er lachend, „daß mein Vater nicht im Stande geweſen mir beſondere Glücksgüter zu hinterlaſſen, aber eine Geſchicklichkeit hat er auf mich vererbt, die Kunſt des Ecuyers, Jemand geſchwind auf und von dem Pferde zu helfen, und ich denke, falls es Euch gefallen ſollte heute am Einzelſtechen oder am melée Theil zu nehmen, Euch dies durch die That zu beweiſen.“

Ein dumpfes Lachen lief rings im Kreiſe umher; nur Vaudreuil, der den Baron ohnehin nicht gut leiden konnte, lachte ſo laut daß die Wände wiederhallten. Lamoral wagte es nicht, dem ihm an Macht faſt gleichen Manne deshalb etwas Unangenehmes zu ſagen, und trat mit Wuth im Blicke aus dem Kreiſe, indem er ſich den Anſchein gab mit einem eben vorbeigehenden Grafen, dem er befreundet war, etwas Nothwendiges ſprechen zu müſſen.

„Das habt Ihr gut gemacht, Marigny!“ rief Vaudreuil noch immer lachend. „Ihr ſeyd eine feine Amſel, und die Witzworte fliegen Euch ſo leicht aus dem Munde, wie der Speck aus der

Bratpfanne, wie meine erſte Gemahlin zu ſagen pflegte. Ich muß mich Stundenlang beſinnen wenn ich einen Witz loslaſſen will, und habe ich ſo etwas erwiſcht, was wie ein Witz ausſieht, ſo iſt in der Regel die Gelegenheit, ihn anzubringen, bereits vorbei. — Aber Ihr Herren, was dünkt Euch davon, daß unſer Schwiegervater — ich nenne ihn den unſern im Allgemeinen, da noch Niemand weiß wer ſein Schwiegerſohn wird — uns ſo verteufelt lange warten läßt? Ich denke wir ſagen ihm, ehe wir abreiſen, einige Anzüglichkeiten deshalb. Ihr, Marigny, könntet Euch inzwiſchen auf einen verteufelten Witz beſinnen, der aber gut geſalzen und gepfeffert ſeyn muß, wenn er unſerm Schwiegervater durch die harte Haut dringen ſoll. Sagt ihm was Euch einfällt; macht keine Umſtände. Je ärger je beſſer. Ich und die Andern werden Euch ſchon den Rücken halten. Nicht wahr, Meſſires?" —

Die Umſtehenden nickten lachend dem wohlgemeinten Vorſatze Beifall, und die Gruppe zerſtreute ſich, um wieder mit andern zuſammenzufließen.

Während aber die hundertundzwanzig Freier ſich in Scherzen, Lachen, Neckereien und kleinen Bosheiten erſchöpften, zerfloß Die welcher ihre Bewerbungen galten, faſt in Thränen. Marie war vor ungefähr einer Stunde in das Kabinet ihres Vaters, welches ſich in dem zweiten Stockwerk eines der gegen Nordweſten gelegenen Thürme befand, gerufen worden. Als das Mädchen eintrat, befand ſich der Vater in der Blende des einzigen, durch die ſechs Fuß dicke Mauer gebrochenen Fenſters, und ſah dem regen Treiben einer Menge ſeiner Burgleute zu, die eine Felſenplatte von ungefähr vierhundert Quadratellen, die ſich am Fuße des Thurmes ausdehnte, einnahmen und ſich dort allerhand zu ſchaffen machten. Ein großes Zelt war auf dem Platze aufgeſchlagen; es prangte in den Wappenfarben von Andelle, in rothen und ſchwarzen Streifen, und von dem Gipfel ſchimmerte der goldene Drache. Da die Seitenwände aufgerollt waren, ſo konnte man einen weißbehangenen Altar, der eben mit allen nothwendigen Geräthen verſehen wurde, in der Mitte des Zeltes wahrnehmen. — So wie Marie in das Zimmer des Vaters trat, ging ihr dieſer mit untergeſchlagenen Armen einige Schritte entgegen. Sein Auge war düſter, ſeine Augenbrauen zuſammengezogen.

„Haſt Du gebeichtet?“ fragte er, nachdem er die blaß und traurig ausſehende Tochter längere Zeit angeblickt.

„Ihr hattet es befohlen und ich habe es gethan;“ erwiederte Marie mit Demuth und Ergebung.

Der Graf winkte jetzt mit der Hand, und Marie trat mit ihm an das Fenſter.

„Du ſiehſt,“ ſagte Graf Robert mit finſtern Blicken, „daß dort bereits der Altar aufgerichtet wird, an welchem Du mit Dem, der durch ein Wagſtück das ich ihm anſinnen werde, und an dem Du Theil nehmen wirſt, getrauet werden ſollſt. — Noch iſt es Zeit, Marie! Zum letztenmale fordere ich Dich auf unter den Bewerbern zu wählen. Ich will Deine Wahl nicht mehr auf Caſtelnaudary, Mortemart und Vaudreuil beſchränken. Wähle wen Du willſt aus ihrer Mitte, nur wähle keinen, der ganz von Glücksgütern und Anſehen entblößt iſt.“

„Ich kann nicht, Vater, ich kann nicht!“ rief Marie die Hände faltend. „Ihr wißt es, mein Herz iſt auf ewig —“

„An einen Geiſt der Hölle gebunden?“ rief Robert wild. „Ja, dieſe Geſtalt iſt der Hölle entſtiegen, mich zu quälen! Ich weiß es gewiß, ſeit einigen Monden weiß ich es gewiß, daß es kein Lebender war mit dem ich zu Rouen gekämpft.“

„Wie könnt Ihr, beſter Vater —“

„Schweige! Ich habe gute Gründe es zu glauben;“ rief der Graf mit dumpfem Tone. „Du biſt entweder bezaubert oder eine Wahnſinnige, indem Du dieſer abſcheulichen Leidenſchaft Raum giebſt. Sey dies indeß wie ihm wolle, ſo ſchwöre ich Dir: Du ſollſt wählen, oder noch heute bei Deinem geſpenſtiſchen Buhlen im Abgrunde wohnen.“

Die Züge des Grafen zuckten vor Wuth, als er die letzten Worte ſprach, und Marie weinte laut. Das Jammern der Tochter ſchien ihn zur Beſinnung zu bringen.

„Wähle, Marie! Wähle!“ ſagte er mit etwas milderem Tone. „Iſt es eine Möglichkeit, ſo billige und genehmige ich Deine Wahl.“

„Vater!“ entgegnete Marie, indem ſie ihre Hände vor der Bruſt faltete. „Ich fühle, ich bin mit unauflöslichen Banden, mit allen Feſſeln der Seele an jenen Mann gekettet, den Ihr für ein dem Höllenpfuhl entſtiegenes Ungeheuer haltet, und der gewiß — oder es müßte jedes Menſchenantlitz trügen — ein edler Mann iſt. Nie haben wir uns ſeit dem Tage von Rouen wieder geſehen, nie mit einander geſprochen, aber ich habe die feſte Ueberzeugung, daß er mich liebt wie ich ihn liebe. Er gehört mir wie ich ihm gehöre, und niemals werde ich ohne Zwang einen andern wählen.“

„Unſinn! Hölliſcher Unſinn!“ tobte der Graf. „Es ſind ſo ſchöne als edle, ſo reiche als mächtige Männer unter Deinen Freiern —“

„Wäre mein Herz nicht gefeſſelt und ich wählte,“ fiel Marie dem Vater in's Wort, „ſo wäre es kein reicher, kein mächtiger Mann, auf den meine Wahl fiele, es wäre der edle, aber arme Voiſin de Montrichard. Dieſer allein etwa —“

Der Graf unterbrach die Tochter mit dem lauten Lachen des höchſten Unmuths.

„Ich ſehe jetzt daß Du verrückt biſt!“ rief er aus. „Könnteſt Du nicht Deinen geſpenſtiſchen Liebhaber heirathen, ſo wählteſt Du einen Bettler! — Doch genug! Meine Geduld iſt zu Ende. Dein Geſchick mag ſich erfüllen. Ich will lieber keine Tochter haben, als eine ungerathene oder verrückte. Folge mir jetzt in den Ritterſaal." —

Das lebhafte Geſpräch, das laute Lachen das dort erſchallte, verwandelte ſich in die tiefſte Stille, als Graf Robert mit Marie'n eintrat. Die Anweſenden rechts und links begrüßend, ſtieg er die Stufen des Dais am obern Ende des Saales hinauf, und trat unter den Thronhimmel. Marie folgte ihm dahin, aber mit ſchwankenden Schritten; kaum wollten ſie ihre Füße tragen. Floriſtan trat jetzt zu ihr.

„Muth, liebe Schweſter!" ziſchelte er ihr zu. „Die Pilgerin, von der ich Dir erzählt, läßt Dir ſagen: Du ſollſt in Alles willigen, aber die bewußte Zuſage zu fordern nicht vergeſſen und ſonſt auf Gott vertrauen." —

„Ich habe Euch, edle Herren und Ritter," hob Graf Robert zu der Verſammlung an, „für heute eingeladen, um zu einer Entſcheidung über die Hand meiner Tochter zu gelangen. Es wäre, da Letztere ſich noch immer weigert eine Wahl zu treffen, mir ein Leichtes ſie dazu zu zwingen, aber meine zärtlichen Geſinnungen gegen dieſelbe, meine hohe Achtung gegen jeden Einzelnen der edlen Bewerber, ſo wie die Delicateſſe, welcher ich mich in ſo zarten Angelegenheiten ſtets befliſſen habe, ſetzen dieſem Auswege eine unüberſteigliche Schranke entgegen. Ich bin daher geſonnen es auf ein kühnes Wagſtück ankommen zu laſſen, wer die Hand meiner Tochter erringen ſoll. Es iſt freilich ein Abenteuer wo das Mißlingen, vielleicht der Untergang und Tod des kühnen Unternehmers zehnmal wahrſcheinlicher iſt als das Gelingen, aber Niemand von Euch, Meſſires, wird mich deshalb tadeln; ein Jeder wird einſehen daß der Mann, der auf die uneigennützigſte Weiſe alle Nebenrückſichten auf Macht, Reichthum und dergleichen Zufälligkeiten bei Seite ſetzt, jedenfalls einen kühnen Muth als Eigenthum ſeines Eidams fordern kann. Damit übrigens Niemand glaube daß ich etwas Unmögliches fordere, daß ich ihm Gefahren, in denen er unfehlbar erliegen müſſe, bereiten will, ſo ſoll meine Tochter dem kühnen

Bewerber bei ſeinem Unternehmen Geſellſchaft leiſten. Wird das Abenteuer glücklich überſtanden, ſo werden die künftigen Gatten, bei dem Andenken der gemeinſam beſtandenen Gefahr, ſich nur um ſo feſter an einander ſchließen; gehen die gegen letztere Ankampfenden dabei zu Grunde, ſo müſſen wir es für einen Beſchluß des Himmels halten und uns deshalb tröſten. Die Sache ſelbſt, Meſſires, werde ich Euch eröffnen, ſobald wir auf dem Kampfplatz angekommen ſind.“

„Wohlgeſprochen!“ rief der Ritter Gartemps, als Graf Robert geendet hatte. „Wer würde nicht mit Freuden Alles wagen, wenn der lieblichſte, der ſchönſte Preis ihm ſelbſt im Kampfe zur Seite iſt!“

„Es kann unmöglich Euer Ernſt ſeyn, Meſſire,“ ſprach Boiſin de Montrichard, welcher wie es ſchien am Fuße beſchädigt war, indem er lahm ging, „daß Fräulein Marie bei dem Unternehmen in Gefahr gebracht werden könne. Bedenkt, edler Graf, eine zarte Dame, Eure Tochter —“

„Es iſt Alles bedacht, edler Ritter, und ich bin es, der die Kampfbedingungen feſtſetzt!“ erwiederte

Robert kalt. — „Iſt es gefällig, ſo bitte ich die werthe Geſellſchaft mir zu folgen.“

Eben wollte Graf Robert ſich in Bewegung ſetzen, als Marie zu dem Vater trat.

„Vergönnt mir, mein Herr und Vater, einige Worte an Euch und die Anweſenden!“ ſagte ſie mit Faſſung. „Ihr habt ein Unternehmen beſchloſſen wobei Gefahr iſt, und an dem ich Theil nehmen ſoll; es iſt meine Pflicht Euch zu gehorchen, und ich unterwerfe mich Euren Beſtimmungen. Gewährt mir indeß eine gewiß nicht unbillige Bitte. Ich erſuche Euch, mein Vater, ehe das Abenteuer beginnt, durch einen Herold laut erklären zu laſſen: daß jeder fränkiſche Edle, weſſen Namens und Geſchlechts er immer ſeyn möge, an dem Kampfe Theil nehmen könne, und daß ſolcher, wenn er Sieger bleibe, unfehlbar mein Gatte werden ſolle. Die werthen Grafen, Bannerherren und Ritter aber bitte ich, mir die Zuſage zu leiſten, daß ſie die Ausführung des Verſprechens verbürgen wollen. — Nur allein unter dieſen Bedingungen willige ich in ein Abenteuer, das ich nicht kenne, und welches vielleicht einem ſchwachen Weibe nicht zugemuthet werden ſollte.“

Graf Robert wollte der Tochter heftig in's Wort fallen, aber Baron Lamoral hob zu ſprechen an:

„Das was Ihr ſagt, Dame," ſprach er, „iſt ſo billig als verſtändig, Euer Vater kann Euch und uns die Bitte nicht weigern, und ich verbürge Euch Eure Forderung, ſo weit ſie mich angeht, mit meiner Ehre."

„Ich auch! — Auch ich!" riefen Mortematt und Baudreuil.

„Alles das verſteht ſich ja ſchon von ſelbſt!" ſagte Chateaubriand.

„Natürlich!" ſchrie der Gascogner. „Cap de Diou! Der Graf von Andelle wird nicht hundertundzwanzig Herren und Ritter zweimal weit und breit hergeführt haben, um ihnen Allen eine Naſe zu drehen, und hätte er dies gewollt, ſo möchte ihm die Ausführung ſchwer werden."

„Ihr Herren!" ſagte Gautier de Marigny mit luſtiger Miene. „Im Grunde bedürfte es gar nicht einmal einer Erklärung des edlen Grafen, welcher, wie Ihr ſeht, eine ſo finſtere Miene macht, weil Ihr einen Augenblick an der Erfüllung ſeines Wortes zu zweifeln ſcheint. — Ich ſchlage Euch daher vor, demſelben das, was er thun will, gänzlich in freien Willen zu ſtellen, dagegen aber zu erklären, daß er bis morgen hundertundzwanzig Fehdebriefe erhalten werde, wenn der Sieger im Kampfe nicht bis dahin der angetraute Gatte ſeiner Tochter ſey."

„Das heißt den Nagel auf den Kopf treffen!" ſchrie der Gascogner. „Ich ſtimme bei."

„Ich auch! Wir Alle!" riefen die Ritter, und ſchlugen tobend an die Schwerter.

Graf Robert biß ſich voll Verdruß in die Lippen, ſein Auge fiel ſtechend bald auf den Einen, bald auf den Andern, dann ſagte er mit heiſerm Lachen:

„Erhitzt Euch nicht unnütz, edle Herren! Wir ſind ja alle in Friede und Freundſchaft beiſammen. Der Herold wird verkünden was mein Töchterchen wünſcht. Noch mehr; ich kann Euch verſichern, daß, wenn mein Mädchen mir jetzt oder ſpäter zu Füßen fiele, und mich anflehte ihre Bitte zurücknehmen zu dürfen, ich würde nicht ja ſagen. — Uebrigens wollen wir das Abenteuer in aller Ruhe und Stille abmachen, und uns vor Allem nicht durch unnützes Toben und Lärmen außer Athem bringen, da wir dieſen bei der Sache ſelbſt nöthig haben werden. — Ich bitte Euch jetzt, mir zu folgen.“

Der Graf bot mit dieſen Worten ſeiner Tochter den Arm, er ſtieg die Stufen des Dais hinab und ſchritt zum Saale hinaus. In dichtem Gedränge, jubelnd und tobend, folgte ihm die Schaar der Ritter. — Der Weg der Geſellſchaft ging nach jenem Platze, den wir bereits früher erwähnten. Es war eine geräumige Felſenplatte, welche die Burg von einem vier- bis fünfhundert Fuß tiefen Abgrunde trennte. Der letztere beſtand aus zwei Klüften, in denen man vor Zeiten die Steine zur Erbauung der Burg gebrochen hatte, und die durch einen ſchmalen Felſenrücken getrennt waren, auf welchem ein ſchmaler Fußſteig vom Ufer der Seine bis zur Burg hinauf führte. Man hatte dieſen Felſenrücken vermuthlich ſtehen laſſen, um auf ihm die Bauſteine bequemer aufwärts transportiren zu können, und ihn, um der nähern Communication nach unten hin, auch ſpäter nicht geſprengt, weil dies, im Falle einer Belagerung, mittelſt Spitzhaue und Brecheiſen, in wenigen Stunden jedenfalls mit leichter Mühe zu bewirken war. Der Fußſteig war ſehr ſteil, doch nicht uneben, nur mußte Der welcher ihn betrat, nicht dem mindeſten Schwindel ausgeſetzt ſeyn, da er rechts und links zwei furchtbare Tiefen zur Seite hatte. —

Als die Geſellſchaft auf dem Platze ankam, war der Altar unter dem Zelte feſtlich ausgeziert, und der Burgkapellan, geſchmückt mit Meßgewand und Stola, näherte ſich ihm unter Vortritt zweier Miniſtranten. Dicht zur Seite des Altars befand ſich eine Eſtrade, auf welcher zwei Stühle ſtanden. Graf Robert und Marie nahmen auf dieſen Platz. Neben ihnen ſtanden drei Lehnſeſſel; hier ließen Lamoral, Mortemart und Vaudreuil ſich nieder. Der Schwarm der Ritter gruppirte ſich rings um das Zelt. So wie der Graf ſich niedergeſetzt hatte, begann die Meſſe. Kein Laut ertönte während dieſer Zeit, als das leiſe Gebet des Prieſters, die Antworten der Chorknaben, das Klingeln des Glöckchens; nur, als bei der Wandlung die Anweſenden niederknieten, hörte man das Raſſeln der ſchweren Rüſtungen. Selten mochte indeß wohl der Gottesdienſt mit weniger Andacht begangen worden ſeyn. Graf Robert ſaß gepanzert, doch mit abgenommenem

Helm, auf ſeinem Stuhle. Die dunkeln, noch wenig mit Grau gemiſchten Locken ringelten ſich um die gerunzelte Stirn; finſter und wie Verderben brütend, blickte er ſtarr vor ſich hin. Marie war blaß und ſchien ein Bild frommer Ergebung. Sie war heute bräutlich geſchmückt und trug einen Kranz im Haar; aber von Zeit zu Zeit brachte ſie die Hand an das ſchöne Haupt, als ob es ihr heftig zu ſchmerzen begönne.

Die Ritter ſahen bald auf den Vater, bald auf die Tochter. In allen Geſichtern konnte man deutlich Ungeduld, in Erwartung der Dinge ſo da kommen ſollten, bemerken. —

Jetzt war die Meſſe zu Ende. So wie ſich der Prieſter vom Altar entfernte, erhob ſich der Graf.

„Herold, beginne die Ausforderung!“ rief er mit lauter Stimme.

Ein Mann geſchmückt mit allen Zeichen der Heroldswürde, in der Hand einen ſilbernen Stab, ſein Wappenrock von rothem Sammt mit goldenen Drachen beſäet, trat vor.

„Im Namen des ſehr edlen, ſehr mächtigen, ſehr hohen Herrn, des Grafen Robert von Andelle, Herrn auf Amfreville und Merimont, verkündige ich, lo dragon d'or, nicht nur den edlen Anweſenden, Grafen, Bannerherren und Rittern, ſondern jedem fränkiſchen Edlen, wer und weß Namens er immer ſey, daß der genannte Graf von Andelle eine freie Werbung um die Hand ſeiner Tochter Marie eröffnet hat, und daß Der welcher in dem Kampfe, den er angeordnet, Sieger bleibt, ſogleich mit derſelben an dieſem Altar durch den Prieſter ehelich verbunden werden ſoll. Die Bedingung aber, unter welcher allein die Hand des Fräuleins zu erwerben ſteht, iſt folgende: Der Bewerber begiebt ſich in voller und ſchwerer Rüſtung, mit Schwert und Dolch, jedoch ohne Lanze, den Helm auf dem Haupte, das Viſier geſchloſſen, an das Ufer der Seine; dort nimmt er das Fräulein auf ſeine Arme, und trägt es ohne anzuhalten, und ohne den Schritt den er angenommen, im Geringſten zu verkürzen und langſamer werden zu laſſen, jenen Felſenſteig den Berg herauf bis in dieſes Zelt. Finden ſich mehrere Bewerber, ſo behält ſich Graf Robert vor zu beſtimmen, welcher von ihnen das Abenteuer zuerſt beginnen ſoll, und dieſer wird, wenn er es beſteht, natürlich auch der Gatte des Fräuleins; findet ſich Niemand, ſo wird Marie von Andelle morgen nach Rouen in das Kloſter der Barfüßernonnen gebracht, und dort als Novize eingekleidet werden. Zu Kampfrichtern, um zu beurtheilen ob die That ehrlich unternommen und ritterlich beſtanden worden, ernennt Graf Robert die ſehr edlen und mächtigen Bannerherren von Caſtelnaudary, Mortemart und Baudreuil, und falls einer von ihnen mitkämpft, als deſſen Amtsvertreter den Baron von Chateaubriand.“

Ein dumpfes Murmeln des Erſtaunens und Mißfallens lief rings im Kreiſe umher, als der Herold geendet hatte. Mehre Ritter nahten ſich dem Grafen; ſie ſchienen eine Unterhandlung anknüpfen zu wollen. Der Graf machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ihr Herren!“ rief er laut. „Ich bitte Euch mich nicht durch Einwendungen in Verlegenheit zu ſetzen. Jede Vorſtellung, welche es auch ſey, wäre umſonſt. Mein Wille iſt frei; Niemand kann mir die Verfügung über die Hand meiner Tochter beſtreiten. Nichts ändert meinen Entſchluß; ich ſetze deshalb meine gräfliche Ehre zum Pfande.“

„Und der Teufel hält Wort! Meint Ihr nicht auch Meſſire von Chateaubriand?“ ſagte Gautier zu ſeinem Nachbar. Der Letztere nickte ihm Beifall.

„Ich, le dragon d'or, Herold von Andelle, fordere die edlen Bewerber auf, hervorzutreten!“ rief der Herold jetzt. — Alles blieb ſtill.

„Ich würde mich zu dem Kampfe drängen,“ ſagte Baron Lamoral halblaut zu ſeinem Nachbar Baudreuil, „aber mein verdammtes Zipperlein —“

„Ich kann es Euch nicht verargen!“ unterbrach ihn Jener. „Ich leide zwar nicht an dieſem Uebel, aber ein verteufelter Schwindel hält mich ab, mich in die Sache einzulaſſen.“

„Es iſt eine wahre Unvernunft von Andelle, uns einen ſolchen Vorſchlag zu machen!“ ziſchelte Mortemart. „Um mit einer Laſt den ſteilen Berg zu erſteigen, dazu gehören die Lungen eines Stieres.“

„Bei St. François! Käme es darauf an, mit irgend einem Gegner à outrance zu kämpfen, und ihm ein paar Rippen zu brechen, ich wäre nicht Der dem man es zweimal bieten ſollte, und wenn unſer Schwiegervater ſelbſt der Gegner wäre, aber Bergſteigen — Cap de Diou! — das iſt meine Sache nicht!" ſprach der Gascogner kopfſchüttelnd.

„Ich heirathete das Fräulein für mein Leben gern!" ſagte Gautier von Marigny, ſich zu einem Bekannten wendend. „Käme es darauf an, mir in den Schranken durch einen Gegner den Hals brechen zu laſſen, ich beſänne mich nicht einen Augenblick, aber mir ſolchen in dem verdammten Steinbruch abzuſtürzen und von jedem Vernünftigen darob ausgelacht zu werden, das ſcheint mir doch ein wenig zu viel, ſo lange man auf eine billigere Weiſe zu einer Frau zu kommen im Stande iſt." —

„Zum zweitenmale fordere ich die edlen Bewerber auf vorzutreten!" rief der Herold wieder.

Voiſin de Montrichard trat zu dem Grafen Robert.

„Meſſire!" ſagte er. „Wie Ihr ſeht bin ich durch einen Sturz mit dem Roſſe am Fuße verletzt. Gewährt mir vierzehn Tage zur Heilung Zeit und ich will das Abenteuer unternehmen."

„Ich gewähre Euch nicht vierzehn Minuten! Ihr kennt die Bedingungen;" entgegnete Graf

Robert verächtlich. — „Herold, laß den dritten ind letzten Aufruf erſchallen!"

„Zum drittenmale fordre ich die edlen Bewerber uf ſich zu melden!" rief dragon d'or. „Meldet ich Niemand, ſo erkläre ich die Bewerbungszeit für geſchloſſen und den Grafen von Andelle ſeines Wortes ledig."

„Ich dachte es mir gleich daß unſer Schwiegervater, der „Teufel von Andelle," ſeinem Namensvetter Ehre machen und uns alle bei der Naſe herumzuführen ſuchen würde!" ſagte Gautier halblaut zu Montrichard.

„Der unglückliche Sturz mit dem Pferde!" rief letzterer tief aufſeufzend. „Bei alledem wollte ich das Abenteuer wagen, beträfe es mich allein, aber ſie — ſie —"

In dieſem Augenblicke entſtand in dem Schwarme der Ritter ein Gedränge, welchem allgemeines Gemurmel und ſodann einige Ausrufungen des Erſtaunens folgten. Ein hoher Mann in verſilberter Rüſtung mit geſchloſſenem Viſier, auf dem Helm das Bild eines Falken, letzteres von einem Buſch ſchwarzer Federn überſchattet, drängte ſich durch die

Menge und ging auf den Stuhl des Grafen zu. Kaum ward Graf Robert den Fremdling gewahr, als er mit Entſetzen im Blicke aufſprang und ihn auf eine Weiſe anſtarrte, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Auch Marie ſchien ſehr ergriffen, ſie erröthete über und über, doch faßte ſie ſich. Neugierig ſchauten indeſſen die Ritter auf den Fremdling. „Es iſt der weiße Falke!“ ziſchelte man hier und dort.

Der Graf war ſo erſchüttert daß er, als der Fremde dicht vor ihm ſtand, nicht ein Wort hervorbringen konnte. Endlich ſuchte er mit Gewalt ſich zu faſſen, und ſtammelte: „Was verlangt Ihr?“

„Um den Preis zu kämpfen!“ erwiederte der Unbekannte in tiefem Baßtone. Robert fuhr bei dem Tone dieſer Stimme heftig zuſammen.

„Zuvor müßt Ihr Euch nennen und Eure Ebenbürtigkeit nachweiſen!“ ſagte der Graf endlich mit mühſam errungener Faſſung.

Der Fremde erwiederte nichts, aber er zog aus der ſchwarz und weißen Schärpe, die ihm über die Schulter hing, eine Schrift und reichte ſie dem

rafen. Dieſer verſuchte ſie zu leſen, aber er ver-
ochte es nicht und reichte ſie dem Herold.

„Wir, Georgius, Biſchof von Rouen,“ las
r Letztere, „bekennen durch dieſen offenen Brief
nd verſichern männiglich, wem es zu wiſſen nöthig,
aß Vorzeiger dieſer Urkunde Uns wohlbekannt, von
tadelichem, franzöſiſchem Geſchlecht und unbeſchol-
nen Sitten ſey. Dies bekräftigen Wir bei der
hre der hohen Würde unſers Kirchenamtes, und
ſtätigen es mittelſt unſers angehängten Inſiegels.“

„Verzeihet, Herr; dies genügt mir nicht!“ hob
r Graf an, welcher ſeine Faſſung wieder erlangt
atte. „Ihr müßt Euch nennen. Ein Unbekannter
arf nicht um meine Tochter werben.“

„Entſchuldigt, Meſſire!“ fiel Gautier dem Vo-
gen in die Rede. „Davon war in dem Aufrufe
es Herolds nichts enthalten.“

„Sehr richtig!“ rief Lamoral, der, da er einmal
ie Ausſicht auf Mariens Hand ſich verſperrt ſah,
icht die Gelegenheit vorbeilaſſen wollte, den Gra-
en in Verlegenheit zu ſetzen. „Dies iſt nicht aus-
edungen worden, und darum — “

„Kann auch der Graf von Andelle dieſem Ritter den Kampf nicht weigern!“ vollendete Vaudreuil in gleicher Abſicht.

„Cap de Diou! Das verſteht ſich Alles von ſelbſt;“ rief der Gascogner ungeduldig. „Die Hauptſache, daß der Bewerber ebenbürtig, iſt durch das Zeugniß des Biſchofs klar, das Uebrige — “

„Iſt alles einerlei!“ fiel Gautier lachend ein. „Bricht der unbekannte Ritter bei dem Unternehmen den Hals, ſo kann es den Grafen wenig kümmern wie er geheißen hat; bleibt er Sieger, ſo wird er ſich nicht zweimal bitten laſſen ſeinen Namen zu nennen.“

„Abgemacht!“ ſchrie Chateaubriand. „Es iſt Alles klar und die Sache kann losgehn.“ —

„Erlaubt, Meſſires!“ ſagte der Graf nach einigen Augenblicken finſtern Schweigens. „Meine Tochter hat auch noch ein Wort dabei zu reden. Ich kann nicht glauben daß ſolche mit einem Manne, deſſen Antlitz ſie nicht ſieht, deſſen Namen ſie nicht weiß, in ein lebensgefährliches Abenteuer ſich einlaſſen wird, und in dieſem Falle — “

Ehe aber der Graf noch ausgeredet hatte, trat der Unbekannte näher zu Marien, er reichte ihr die Hand, und ſie — legte die ihrige in die ſeine.

Jetzt konnte der Graf ſich nicht länger halten, wüthend ſprang er auf; aber er ſah ſo viel entſchloſſene Mienen, ſo viel finſtere, ſelbſt feindliche Blicke, und er ſuchte gewaltſam Faſſung zu erringen.

„Du willſt es? So geh!“ ſagte er mit erzwungener Kälte zu der Tochter, und indem er ſich, wie Abſchied nehmend, zu ihr neigte, ſetzte er leiſe und knirſchend hinzu: „Ungerathene! Der Abgrund wird Dein Brautbett ſeyn.“ —

Der Unbekannte führte indeß Marie'n durch den Schwarm der Anweſenden, der dem Paare von allen Seiten ehrerbietig auswich, und bald verſchwanden Beide, nur von einigen Dienern und einem Trompeter begleitet, hinter einem Mauervorſprung, wo der gewöhnliche Weg durch das Burgthor, und von da ſich in mehreren Windungen ſchlängelnd, abwärts nach Amfreville führte.

So wie die Abgehenden verſchwunden waren, erſchallte ein lautes Getöſe, verurſacht durch das lebhafte Geſpräch, die Ausrufungen, das Waffengeklirr der Anweſenden; nur Robert ſaß ſtill und mit eingekniffenen Lippen auf ſeinem Stuhle. — Faſt eine Viertelſtunde verging ſo in voller Erwartung; endlich ertönte ein lautes: „Da ſind ſie!“ von mehreren Lippen. Alle eilten an den Rand der Felſenplatte, nur der Graf blieb finſter auf ſeinem Stuhle ſitzen. Jetzt erſcholl unten am Seineufer eine Trompete.

„Gefällt es Euch das Zeichen beantworten zu laſſen, Meſſire?“ ſagte Baron Lamoral zum Grafen. „Die Kämpfer ſind bereit und harren des Winkes.“

Der Graf winkte verdroſſen mit der Hand, und eine luſtige Trompetenfanfare ſchmetterte in's Thal hinab.

„Nun paßt auf, Ihr Herren!“ rief Marigny. „Jetzt beginnt das Spiel. — Seht, nun nimmt er ſie auf die Arme, und beginnt aufwärts zu ſteigen.“

„Er ſcheint Kraft zu haben, der Unbekannte!“ ſprach Lamoral bedächtig. „Trotz der ſchweren Rüſtung und der ſchönen Laſt, hält er ſich ſo gerade als ob er auf der Ebene einhergienge.“

„Laßt das gut ſeyn, Baron!“ rief der Gaſcogner. „Auf der Ebene mit großer Laſt einherzugehen, iſt gar nichts. Ich bin einmal — bloß zum Spaße, und einer Wette wegen — in ganzer Rüſtung, und auf jeder Hand einen Schmiedeambos tragend, dreimal um die Stadt St. Jean de Marſac herumgegangen. Es war mir dies eine Kleinigkeit, ich habe die Nacht darauf mit den ſechs Töchtern der Gräfin von St. Aldegonde die Chaconne getanzt, und Niemand hat etwas von Ermüdung an mir bemerkt.“

„Gegen dieſe Kraftprobe,“ bemerkte Lamoral trocken, „iſt freilich das heutige Abenteuer nur ein Kinderſpiel. Schade, daß ſolche Großthaten nur am Ufer der Garonne vorkommen, und — daß Ihr nicht auf das Bergſteigen eingeübt ſeyd.“

Marigny lachte laut und der Gascogner biß ſich verdrüßlich in die Lippen.

„Jetzt gebt Acht, Ihr Herren! Ich bitte Euch, gebt Acht!“ rief der Ritter de Gartemps, welcher kein Auge von dem um den Sieg Ringenden gewendet hatte. „Jetzt hat er ein Drittheil des Berges erſtiegen, und ſie werden bald an den Punkt gelangen, wo der Felsrücken kaum eine Elle breit iſt und man unwillkührlich links oder rechts in den Abgrund blicken muß.“ —

Alle blickten aufmerkſam hinab; es entſtand eine Pauſe von mehreren Minuten.

„Ein wackerer Kämpe, der weiße Falke!“ rief Chateaubriand, als eine allgemeine Bewegung in dem Haufen der Anweſenden verkündete, daß der Unbekannte die gefährliche Stelle im Rücken habe. „Wie er aufwärts ſteigt! Hat ihn Jemand kürzere Schritte machen, vorſichtiger emporklimmen ſehen?“ —

„Niemand! — Niemand!“ erſcholl es rings im Kreiſe.

„Jetzt kommt es nur auf Kraft an; erſt beim letzten Drittheil hat er einen Felſengrat zu überſchreiten, der auf Armbruſtſchuß-Länge kaum drei Spannen Breite hat!“ bemerkte Mortemart.

„Scheint es Euch nicht, als ob er etwas im Gehen ſchwanke?“ fragte Lamoral.

„Es iſt der Wind der ſich erhebt, und ihm hinderlich wird! Seht nur, wie der Schleier des Fräuleins hin und her getrieben wird;“ erwiederte der Vorige.

„Das iſt ein furchtbares Hinderniß an einer gefährlichen Stelle!" bemerkte Montrichard. „Gott ſchütze die edle Marie!"

„Jetzt hat er zwei Drittheile des Weges hinter ſich, aber nun wird es ſich zeigen!" bemerkte Gartemps mit großer Lebhaftigkeit. „Blickt einmal auf den ſchmalen Felſenſteig, und dann auf die ihm zur Seite heraufgähnenden Abgründe. Dort zur rechten Hand im Steinbruche iſt ein Menſch ſo eben beſchäftigt, mit ſeinem Pferde und Karren Felſenſtücke herauszuſchleppen. Das Pferd erſcheint, von hier aus geſehn, nicht größer wie eine Katze, und der Mann wie ein kleiner Knabe. Seht nur wie ſchnell der Menſch mit ſeinem Fuhrwerk ſich herauszuwinden ſtrebt; er fürchtet daß unſere Spaziergänger ihn, wenn ſie herabſtürzten, zerſchmettern könnten."

„Und dennoch," bemerkte ein Anderer, „finden ſie dort einen leichtern Tod, aber blickt einmal links und ſeht die ſchwarzen Klippen, die dort empor ſtarren."

„Und jetzt, gerade jetzt, erhebt ſich der Wind auf ſo furchtbare Weiſe!" rief Montrichard mit Angſt im Tone.

„Sie brechen den Hals, da iſt kein Zweifel;“ ſagte mit großer Ruhe der Gascogner.

„Nein, ſie kommen glücklich herauf!“ entgegnete Marigny. „Seht, jetzt ſind ſie an der gefährlichen Stelle. So recht! Das Fräulein klammert ſich ihm um die Schultern, damit er nicht ſchwanke und damit ſie nicht in die Tiefe blicken darf. — Verlaßt Euch darauf er gewinnt den Preis!“

„Er gewinnt ihn nicht!“ ſchrie der Gascogner. „Wollt Ihr wetten, ſie ſtürzen hinab? — Ich ſetze den Schimmelhengſt, auf dem ich einritt — Ihr habt ihn geſehn; ein herrliches Thier — zum Pfande.“

„Topp, Meſſire! Meinen Rappen dagegen!“ rief Marigny. — „Wollt Ihr? — Nun gut! Die Wette iſt richtig. — Er denkt mich hinter das Licht zu führen,“ ſetzte er, zu Montrichard gewendet, leiſe hinzu, „der Schimmel iſt eine Mähre und hat am linken Hinterfuße den Spath, mein Rappe aber taugt eben ſo wenig, denn er iſt uralt und hat manchmal den Koller.“

„Wie könnt Ihr nur mit ſolchem Leichtſinn eine ſo abſcheulich Wette eingehn!“ rief der Angeredete im Innerſten empört. „Es handelt ſich um zwei Menſchenleben, um das Leben des ſchönſten, des edelſten Geſchöpfes im ganzen Lande. — Aber ſeht! jetzt ſind ſie in der Mitte der gefahrvollſten Strecke. — Herr Gott! Da treibt der Wind den Schleier des Fräuleins dem Ritter um das Haupt. Sie ſind verloren! — Doch nein! — Welche Kühnheit von Seiten des Unbekannten! Er hält das Fräulein mit einem Arme, und ſucht mit der freigewordenen Hand ſich des Schleiers zu entledigen. — So recht! es gelang. — Nun nur noch zehn Schritte! — Jetzt nur noch fünf! — Gott ſey gelobt, ſie ſind herüber! Nun gewinnt er entſchieden den Preis.“

„Der Schimmel iſt mein, Meſſire!“ ſagte Marigny ſpöttiſch, doch ohne eine allzugroße Freude blicken zu laſſen, zu ſeinem Gegner.

„Das ſchöne Thier iſt Euer!“ erwiederte der Gascogner gravitätiſch. „Ihr könnt Euch etwas darauf einbilden. Stolzer hat nie ein Roß die Füße gehoben.“

„Gewiß!“ erwiederte Marigny. „Beſonders was den linken Hinterfuß anlangt.“

Verdrüßlich kehrte ihm der Gegner den Rücken zu.

In dieſem Augenblicke entſtand eine allgemeine Bewegung unter den Anweſenden. Der Fremde war nur noch funfzig Schritte vom Gipfel des Berges. Unter donnerndem Zuruf der Ritter legte er auch dieſe zurück. Ein tobendes Geſchrei und das Geſchmetter der Trompeten ertönte, als er die Felſenplatte erſtieg. Kaum aber hatte er ſie erſtiegen, als er die ſchöne Laſt die er trug, vom Arme gleiten ließ, die Füße ſchwankten ihm, er ſchien zu ſinken. Voiſin de Montrichard fing ihn in ſeinen Armen auf.

„Löſ't ihm den Helm! Oeffnet die Halsberge!“ rief man von allen Seiten.

Mit Todesangſt im Blicke raffte ſich Marie auf, und unter ihrer ſchneeweißen zitternden Hand öffneten ſich die Schnallen. Der Helm fiel zu Boden.

Voll Neugier blickten Alle auf den Fremdling. Es war ein ſchöner, kühn ausſehender junger Mann von ſechs- bis achtundzwanzig Jahren. Sein dunkles Auge ſtrahlte von Muth und Jugendfeuer. Das

Ganze ſeiner Züge trug einen ſo erhebenden als edlen Ausdruck. Dem Anſcheine nach hatte ihn die Ausführung des Abenteuers auf's Entſetzlichſte angegriffen. Die Adern der Stirn und der Schläfe waren zum Berſten angeſchwollen, ſeine Bruſt arbeitet hörbar. Es dauerte längere Zeit, ehe ſich der junge Mann erholen konnte; endlich aber kehrte ſeine Kraft zurück, er ergriff Marie'ns Hand, und ſagte leiſe; „Führt mich zu Eurem Vater!" —

Der Graf hatte während der Ausführung des ganzen Wagſtücks ſtumm, mit finſterer Miene, den Ellbogen auf die Armlehne des Seſſels und den Kopf in die hohle Hand geſtützt, dageſeſſen. Als die Trompeten erſchallten, fuhr er wie aus einem Traume empor. „Iſt's möglich?" rief er aus, als die ſchmetternde Fanfare den Sieg verkündete; dann ſank er wieder in das vorige Schweigen. Jetzt näherten ſich Marie und der Fremde dem Grafen. Wild blickte der letztere auf den Jüngling; es war, als ob er einen hohlen augenleeren Schädel unter dem Helme erwartet hätte. Die Züge des Unbekannten ſchienen ihn auf's Höchſte zu überraſchen.

„Ihr ſeyd?“ ſtammelte er. „Eure Züge —“

„Ich bin der Sohn eines Mannes, den Ihr einſt Euren Freund nanntet;“ entgegnete Jener ernſt. „Ich heiße André von Merimont.“

Der Graf ſchien keines Wortes mächtig, lange ſtarrte er den Jüngling an.

„Ich kann Euch nicht als Sohn willkommen heißen;“ ſagte er endlich. „Ich glaube wir hätten uns niemals näher treten ſollen; aber — Ihr ſeyd Sieger und ich will mein Wort löſen.“

„Wie großmüthig „unſer Schwiegervater“ iſt!“ ziſchelte Marigny ſpöttiſch zu Montrichard gewendet. „Er giebt dem Ritter lieber die Tochter, als daß er hundertundzwanzig Abſagebriefe erwartet.“

Der Burgkapellan war inzwiſchen zum Altar getreten, und ſchien auf das Brautpaar zu warten.

„Iſt's gefällig Eure Einwilligung zu geben, edler Graf?“ fragte Marigny nicht ohne Anklang von Spott.

Schweigend winkte Robert mit der Hand, und — in weniger als einer Viertelſtunde war das Brautpaar ein Ehepärchen. — —

Zwei Tage vergingen. Längſt war der letzte der Gäſte jenſeits der Seine oder des Andelleflüßchens, und noch hatte der Graf ſein Zimmer nicht verlaſſen. Marie war um den Vater höchſt beſorgt, doch beruhigte ſie ſich als ſie hörte, daß er ſich durch Pierre täglich ein Paar Becher Wein und ein Stück Brod in das Gemach bringen laſſe. Plötzlich, und ohne daß es die jungen Eheleute erwarteten, ward Ritter André zu dem Grafen beſchieden.

„Erwartet nicht, Ritter Merimont,“ ſagte nach längerer Pauſe mit Kälte der Graf, „daß ich Euch als meinen Eidam willkommen heiße und Euch väterlich die Hand reiche. Ihr könnt mich nicht lieben, das weiß ich; ich haſſe Euch nicht, aber lieben kann ich den Sohn meines Todfeindes, und den Gatten meiner ungerathenen Tochter eben ſo wenig. Da wir indeß durch die Bande des Blutes an einander gekettet ſind, ſo gebietet es die Ehre, daß wir über unſer Verhältniß für die Zukunft uns mit einander beſprechen. Ihr ſeyd, wie es nicht anders ſeyn kann, ohne Geld und Gut; der Eidam des Grafen von Andelle aber kann nicht als ein

Dürftiger erſcheinen. Zwar werde ich niemals mich bemühen, Euch dereinſt zu meinem Nachfolger in meinen Lehen zu machen; ſie ſollen offen werden, der König mag ſie ſeinen Günſtlingen geben, ſie verſplittern nach Wohlgefallen; aber es iſt meine Pflicht Euch nicht darben zu laſſen, der Schimpf würde auf mich zurückfallen. Aus dieſem Grunde gebe ich Euch Merimont nebſt Zubehör, ſo wie es Euer Vater beſeſſen, zurück, die zerſtörte Burg werde ich aufbauen laſſen."

„Edler Graf —" hob André zögernd an; Robert unterbrach ihn ſogleich.

„Keinen Dank, ich bitte Euch!" rief er aus. „Was geſchieht, geſchieht blos der Ehre wegen. Mein Wort darauf. Ueberdies habe ich Euch noch eine Bedingung zu machen, und zwar eine ſolche, die Ihr gewiß mit vielem Vergnügen erfüllen werdet. — Zuerſt indeß eine Frage. Wie entkamt Ihr dem Untergange, und was bewog Euch die Rolle Eures Vaters zu ſpielen?"

„Mein Vater," ſagte der Ritter, „wurde, wie Ihr wißt, bei der Erſtürmung der Burg im Libanon durch die Ungläubigen getödtet. Meine Mutter und zwei meiner Geſchwiſter fanden den Tod in den Flammen, ich wurde von den Ungläubigen gefangen, meine jüngſte Schweſter Bertha wurde, von den Flammen verletzt, zwiſchen den Ruinen gefunden und gerettet. Die Pilgerin, die Ihr kennt, iſt dieſe Schweſter. Ueber ein Jahr ſchmachtete ich in der Gefangenſchaft, endlich ward ich losgekauft; ich fand meine Schweſter zu Accon bei frommen Nonnen mit Krankenpflege beſchäftigt. Als der Kreuzzug beendigt war kehrte ich mit Bertha nach Frankreich zurück, und wir gingen nach Rouen zu dem Biſchofe, dem beſten Freunde meines verſtorbenen Vaters. Hier vernahm ich zuerſt die Nachricht von der Erſtürmung von Merimont, aber noch eine zweite, faſt eben ſo wichtige, wartete meiner. Mein Vater hatte einen anſehnlichen Familienſchatz geſammelt, und dieſen unter den Fußboden des Ritterſaales von Merimont verſenkt, als er nach dem Morgenlande zog. Die fortwährende Kränklichkeit des Biſchofs mochte meinen Vater abgehalten haben, das Geld ſeinem Freunde anzuvertrauen; erſt im Augenblicke ſeines Auszugs gab er dieſem davon ſchriftliche Kunde. Ich ſah wohl ein daß es nicht möglich ſey, mich mit Gewalt in den Beſitz von Meriment zu ſetzen, um ſo mehr mußte mir daran liegen wenigſtens den Schatz aus den Ruinen zu retten. Fortwährend beſchäftigte mich dieſer Gedanke. Wollte ich irgend einen Plan nun mit Wirkſamkeit ausführen, ſo mußte ich meine Rückkehr verheimlichen; das Ganze konnte nur im Verborgenen geſchehen. Tauſend Pläne faßte ich nach und nach, alle mußte ich als unausführbar verwerfen. Der Zufall gab mir den beſten an die Hand. Zu Rouen ward ein Tournier ausgeſchrieben. Ich konnte dem Drange mitzukämpfen nicht widerſtehen, obwohl der Biſchof mich nach Möglichkeit davon abzuhalten ſuchte. Ich ritt als unbekannter Abenteurer in die Schranken, Ihr waret anweſend, der Haß machte mich zu Eurem Gegner. Was erfolgte wißt Ihr. Eure Kraft, Eure Tapferkeit waren bekannt, und dennoch war mir der Sieg nicht allzuſchwer geworden. Ich überzeugte mich bald, daß Ihr der Meinung geweſen, es ſey mein Vater mit dem Ihr gekämpft. Jetzt ſchoß mir ein Plan durch den Kopf. Konnte ich das Gerücht, daß ſich die Geſtalt meines Vaters in den Ruinen zeige, in

Umlauf bringen, ſo war es möglich, mit Hülfe eines oder einiger Getreuen, ungeſtört zur Nachtzeit nach dem Schatze zu ſuchen. Die Furcht würde, ſo dachte ich, die Bewohner der Umgegend von den Trümmern zurückſcheuchen, und auf dieſe Weiſe die Spuren von Nachgrabungen nicht entdeckt werden. Noch aber mangelte mir ein Aufenthaltsort in der Nähe der zerſtörten Burg. Ich dachte hin und her, das halbzerſtörte Kloſter ſchien mir der paſſendſte; dies war der Grund, warum Bertha ſich von dem Biſchofe die Erlaubniß verſchaffte, die noch übrige Zelle zu bewohnen. Als Ihr dort meine Schweſter aufſuchtet, befand ich mich im Nebengemache. Unſer Zuſammentreffen in der Kirche war Zufall; ich war gekommen um Bertha vom Gebet abzurufen, und es ward mir noch leichter als das erſtemal Euch zu beſiegen, da Ihr ganz ſichtlich überzeugt waret, mit dem Geiſte meines Vaters zu kämpfen. Während ich Euch zu Boden warf, entſchlüpfte ich durch eine verborgene Thüre der Sacriſtei in die anſtoßende Gruft, wohin ich meine in Ohnmacht liegende Schweſter trug.“ —

„Aber mein Schwert, welches ich in dem Grabe fand?“ ſagte Graf Robert, als André einen Augenblick inne hielt.

„Einer Eurer Leute, der mit mir im Bunde war, legte es ſammt dem meinigen hinein, und nahm das meines Vaters heraus;“ erwiederte der Ritter. „Ich mißbilligte die Gaukelei, aber ich ſah daß ſie nöthig war, da mein Verbündeter wenige Stunden vorher mir zu wiſſen that, daß Ihr das Grabmal öffnen wolltet, indem Euch über Euren Gegner Zweifel aufgeſtiegen ſeyen.“

„Dann konnte es Niemand ſeyn als Pierre, denn dieſer allein kannte meinen Vorſatz!“ rief der Graf.

„Es waren,“ ſagte der Ritter ausweichend, „mehre Eurer Leute, die früher in meines Vaters Dienſten geweſen, im Geheimniß. Sie unterrichteten mich täglich von Allem was auf Eurer Burg vorging, und mit ihnen bewirkte ich die nächtlichen Nachgrabungen in den Ruinen. Es dauerte lange bis wir den Schatz fanden, nur ſchwer konnten wir unter dem ungeheuren Trümmerhaufen dazu gelangen. Endlich war er in meiner Hand. Den

Vorſatz ihn zur Ausführung meiner Rachepläne zu verwenden, hatte ich längſt aufgegeben. Ich hatte zu Rouen die liebliche Marie geſehen, ſeitdem war mein Schickſal entſchieden; ich beſchloß Alles daran zu ſetzen ſie zu gewinnen. Das Glück war mir günſtig, ſie iſt mein, und mehr als das Verlorne iſt mir erſetzt. Geſtattet Ihr es, ſo ziehe ich mit Marie'n und meiner Schweſter nach der Meierei von Merimont, und baue mein Stammhaus von dem Betrage des Geldes, welches ich in den Ruinen fand, wieder auf. Ihr werdet Euch auf dieſe Weiſe vielleicht eher überzeugen können, daß es nicht die Lehen, noch die Glücksgüter des Grafen von Andelle geweſen, die mich um die Hand der geliebten Marie werben laſſen."

Mit Ruhe, aber ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme, hörte der Graf die Rede des Ritters an.

„Thut, was Euch gutdünkt, André von Merimont;" ſagte er endlich, als Jener geendet hatte. „Wir wollen friedlich neben einander leben, aber — dies meine Bedingung — wiederſehen wollen wir uns nie."

Alle Bittens Marie'ns, durch Floriſtan vorgetragen, konnten Robert nicht bewegen die Tochter vor ſich zu laſſen. Am folgenden Tage zogen die Neuvermählten nach der Meierei, und in wenig Wochen begann der Schloßbau. Schon waren ſtarke Mauern, feſte Thürme emporgeſtiegen, ſchon lag ein junger roſenwangiger Erbe an Marie'ns Bruſt, aber Robert war nicht zu bewegen die Tochter noch deren Gatten wieder zu ſehen, ſelbſt die dringenden Bitten der Letztern, als er nach Jahresfriſt ſchwer erkrankte, konnten ihn nicht dazu bewegen. Um ſo mehr erſtaunten die jungen Eheleute als ſie, wenige Tage nachdem ſie die Burg bezogen hatten, von dem Grafen die Botſchaft erhielten, daß er ſeinen Enkel, jedoch ohne deſſen Eltern, zu ſehen wünſche. Als das Kind ihnen zurückgebracht wurde, hielt es eine Schrift des Inhalts, daß der König nach dem Tode des Grafen, deſſen Titel und Lehen auf den Enkel deſſelben, Robert von Merimont, übertrage, in den kleinen Händchen. — Am folgenden Tage ſtarb Graf Robert von Andelle. — —

Wir kehren jetzt zu Bertha und Floriſtan zurück. Auf Befehl des Vaters hatte er wenige Tage nach der Vermählung Marie'ns nach Dijon, an den

Hof von Burgund, reiſen müſſen. Dort erlernte er die Ritterſchaft. Ein zweiter Befehl des Vaters ſchickte ihn nach Italien, wo er in dem dort ſtattfindenden Kriege ſich auszeichnete. So wie ihm die Kunde von dem Tode des Grafen zukam, eilte er zurück. Zu Merimont traf er ſeine theure Bertha; in weniger als Jahresfriſt war er ihr Gatte. Er und Voiſin de Montrichard wurden die Erzieher und Beſchirmer des minderjährigen Grafen von Andelle.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Dreizehnter Band.

I. Die Maronneger.
II. Entſagung.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Siebenter Band.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Die Maronneger 1

Entſagung 153

Die Maronneger.

Erzählung.

Motto:

Hier geboren, dort erzogen,
Bin ich hier und dort nicht heim.

Müllner.

Die ganze weite Landſtrecke, welche ſich vom linken Ufer des Amazonenſtroms bis zum rechten des Orinoco ausdehnt, wird mit dem Namen Guyana bezeichnet. In dieſer Weltgegend ſuchten die alten Entdecker Amerika's das fabelhafte Goldland (el dorado). Sie meinten, daß auf einem Punkte, wo die Natur allen ihren vegetabiliſchen Reichthum auf's Verſchwenderiſchſte ausgebreitet habe, ſie mit dem mineraliſchen unmöglich gekargt haben könne. Sie täuſchten ſich indeß. Den Bergen vertraute ſolche die Schätze des Steinreichs; aber bis weit von der Küſte iſt dies ganze Land nur eine unermeßliche Fläche, und hier ſind nur botaniſche Reichthümer, dieſe aber in einer Anhäufung, wie ſelbſt in Braſilien nicht, zu finden. Hier iſt der hohe, ſtolze, einſame Urwald noch dichter, ſchöner, majeſtätiſcher, wie am Apure und am Rio doce. Man findet in dieſen Wildniſſen eine Menge herrlicher Waldbäume, die man in dem übrigen Amerika vergebens ſucht. An den Ufern des Surinam, des Oyapoc, des Sinamari, wuchert das ſo eigenthümliche Buchſtabenholz, hier findet man das Jacaranda-, das Pananoco-, das Violet-, das Atlasholz, deſſen dunkles mit Gelb geädertes Roth eine herrliche Wirkung macht. Das Blauholz, das echte Ibirapetanga, der Saſſafras, der Guayac gedeihen hier. Die Tamarinde bietet ihre reinigende, kühle Frucht; der Kopahu ſeinen Balſam. Vor Allen zeichnen ſich die vielen Palmenarten aus. Hier erblickt man den mächtigen Pinau, die Sampa, aus der man Kähne zimmert, den Aouara, der ein nützliches Oel liefert, den Arauma, die Lantane. Noch zahlreicher ſind die fruchttragenden Bäume. In Gemeinſchaft wachſen hier die mannigfaltigſten Orangenarten, der Manquier, der Breiapfelbaum, der Avocat, die domingiſche Aprikoſe, der Goyavier, der Flaſchenbaum, der Kokosnußbaum, zur Seite des Pekia, deſſen wie eine Kanonenkugel geſtaltete Frucht von den Eingebornen gegeſſen wird, des Genipapa, der die Haut auf längere Zeit ſchwarz färbt, der Conana, welche einen Saft liefert, der dem Weine am nächſten kommt. Aus ſo zahlreichen Gattungen des Pflanzenreichs aber der hehre Urwald zuſammengeſetzt iſt, eben ſo zahlreich ſind die Geſchlechter ſeiner Bewohner. Auf den mächtigen Lianen, welche wie blühende Guirlanden die grünen Waldrieſen umſchlingen, ſchaukeln ſich die verſchiedenſten Affenarten, kreiſchen Tucans und Papageyen. Die blauen und rothen Arara's, die Tangara's und Kolibri's laſſen ihr ſtrahlendes Gefieder im Sonnenglanze ſchimmern, und flattern zwiſchen den Zweigen, auf denen der wilde Truthahn kollert, oder der Hocco mit ſeiner Trompetenſtimme herabruft. In dem Dunkel des Urwaldes ſchleichen die Agouti's, die gepanzerten Armadille, das Faulthier ſteigt mühſam von Aſt zu Aſt, der Ameiſenfreſſer geht ſeiner Nahrung nach, der rieſenhafte Tapir bricht durch das Dickig, an den von ihm bewohnten Flußufern. Da ganz Guyana eine einzige, von einer Menge Flüſſen und Bächen durchſtrömte Niederung iſt, die Amphibien und Reptilien ſich aber vorzüglich gern in ſolchen aufhalten, ſo ſind auch die Gattungen dieſer Geſchöpfe hier zahlreicher wie im ganzen übrigen Amerika. Auf den überſchwemmten Savannen, wie in den Strömen, trifft man den ſcheußlichen Kaiman, das amerikaniſche Krokodill, deſſen Ausdünſtung ſo ſtark iſt, daß man ihn oft ſchon riecht, ehe man ihn zu Geſicht bekommt. Der giftigen, wie der unſchädlichen Schlangen, giebt es hier eine ungeheure Menge; die Aboma, die Boa Conſtrictor erreichen hier die Länge von dreißig Fuß. In den Strombetten erhebt oft der Lamantin (die Seekuh) ſein gewichtiges Haupt aus den Waſſern, um die am Ufer wachſende Mucupflanze — ſein Hauptnahrungsmittel — abzuweiden, während rieſenmäßige Schildkröten langſam auf den Sandbänken dahinſchleichen, oder große Züge von Tauſenden ſchwarzer, weißer oder violetter Landkrebſe, durch das ſich davon überall bewegende Gras ihre meilenweiten Wanderungen antreten. — Aber nicht nur der Urwald, dieſer hehre mit lebendigen Säulen, mit grünenden und blühenden Domen geſchmückte Tempel Gottes, bietet dem Auge des Europäers, der ihn zum erſtenmale betritt, einen eigenthümlichen, nie geſehenen Reiz; auch der der Kultur unterworfene Küſtenſtrich, beſonders die Provinz Surinam, zeigt einen lachenden herrlichen Anblick. Kaum hat man Paramaribo, kaum die Ufer des Fluſſes, welcher der ganzen Niederlaſſung den Namen leiht, hinter ſich, ſo tritt man in ein meilenlanges grünendes Meer von Zucker-, Kaffee-, Kakao- und Indigopflanzungen, aus welchem unzählige weiße Pflanzerwohnungen, gleichſam wie glänzende Schiffe auftauchen. Dieſe hellgrüne Fläche erſtreckt ſich bis an den Urwald, aber hier iſt eine Strecke von mehreren hundert Klaftern Breite kahl geſchlagen, hier ſtehen Wachtbarracken, es blinken von Strecke zu Strecke Bajonnette von Schildwachen, es rauchen Bivouacfeuer; denn hier iſt die Gränze der Kolonie, die Poſtenkette gegen die Maronneger, gegen ein fremdes, durch europäiſche Habgier hierher verpflanztes Volk, welches der Kolonie über kurz oder lang den Untergang bringen wird. Schon in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts nämlich, entliefen einige, von der unerträglichen Grauſamkeit der holländiſchen Pflanzer dazu genöthigte, Sklaven in den Urwald. Hier ſiedelten ſich die Unglücklichen an. Nach und nach vermehrte ſich die Zahl derſelben, durch neue fortwährend zu ihnen ſtoßende Flüchtlinge verſtärkt, bis zu Tauſenden, und im Jahre 1772 wäre durch den Einbruch der Maronneger von Saramecca beinahe der Untergang der Kolonie herbeigeführt worden. Nur mit Mühe gelang es den Pflanzern, ſie bis in das Innere der Wälder zurückzutreiben, und nur den unermüdlichen Beſtrebungen [illegible] Obriſten Fourgeoud, den man mit einem Regimente aus Europa kommen ließ, hatte man es zu verdanken, daß man einen Frieden abzuſchließen im Stande war, der die Ruhe zwar herſtellte, in dem man aber die Maronneger als ein freies, ſelbſtſtändiges Volk anerkennen mußte. Der Friede ward nun bald gehalten, bald gebrochen, denn immer mußte man gegen die Einfälle der Marons, welche geheime Verbindungen unter den Sklaven der Kolonie unterhielten, auf der Hut ſeyn, und die Unruhe in der man lebte wurde am größten, als die franzöſiſche Revolution begann, und von dem franzöſiſchen Guyana — von Cayenne aus — Nachrichten anlangten, welche die Beſorgniſſe der Pflanzer auf den höchſten Gipfel trieben. —

Die Pflanzung Gravenhaag — der Ort wo die Begebenheiten der folgenden Erzählung ſpielen — war dem Einfalle der Marons beſonders ausgeſetzt.

Sie lag dicht am Eingange des Urwaldes, nach der von den Buſchnegern bewohnten Gegend von Saramecca zu. Dennoch war es gerade hier, wo man einen Anfall am wenigſten fürchtete. Herr Jacob Janſens — der Beſitzer von Gravenhaag — war nicht nur ein reicher angeſehener, mit Vertheidigu[illegible]mitteln aller Art wohlverſehener Mann, ſondern er war Hinſichts ſeines Charakters eine Art Muſterbild jener Pflanzer, wie man damals glaubte daß ein ſolcher ſeyn müßte, um mit Erfolg eine Plantage zu adminiſtriren. Er galt in der ganzen Gegend als ein Mann von ſtolzem, feſtem, hartem, ja faſt grauſamem Sinn; er war von den Negern gewaltig gefürchtet, und ſelbſt ſeine Nachbarn mochten nicht gern viel mit ihm zu ſchaffen haben, wenigſtens ſuchten ſie allen Zwiſt mit ihm zu vermeiden. Er war früher in Berbice angeſiedelt geweſen, einer Kolonie wo die Sklaven am grauſamſten behandelt wurden, und von dort hatte er eine Behandlungsweiſe mitgebracht, von der er behauptete, daß ſie für die Neger die allein paſſende ſey. Selten beſuchten ihn die benachbarten Pflanzer, da er ſie, auf ſein bedeutendes Vermögen pochend, etwas geringſchätzig behandelte, und in der Kolonialverſammlung ſtets einen hohen Ton annahm, dennoch geſtand man zu, daß Janſens ein Mann von kühnem Muth, in der Plantagenwirthſchaft vorzüglich erfahren, und ſeine Pflanzung die am beſten ver[illegible]te der ganzen Gegend ſey. Hin und wieder erzählte man ſich auch wohl einen großmüthigen Zug von ihm, doch leuchtete aus ſeinen guten Handlungen mehr die Eingebung einer augenblicklichen Laune, als ein höheres Gefühl, oder ein in ſeinem tiefſten Grunde wohlwollendes Gemüth hervor. Dieſen Umſtänden war es vorzüglich zuzuſchreiben, daß zu Gravenhaag, ganz gegen das Herkommen auf andern Pflanzungen, ein ſehr einſames Leben geführt wurde. Die Sittenrauheit, der Geldſtolz des Herrn Janſens, hielten alle Nachbarn von ihm fern, und er war faſt gänzlich auf die Geſellſchaft ſeiner Tochter Klara und eines jungen Mulatten, der ungefähr ſeit einem Jahre aus Berbice angelangt war, und den er zum Plantagenaufſeher gemacht hatte, beſchränkt. — An einem ſchönen Frühlingstage hatte der Pflanzer bereits ſehr zeitig ſeine Beſitzung verlaſſen, da er ein Geldgeſchäft in der Stadt abzuthun gehabt, und der Abend nahete bereits, ohne daß er zurückgekommen war. Unter der Veranda des Hauſes war ein Tiſchchen ſervirt, auf welchem Theegeräthe und eine mächtige Klaretflaſche, nebſt ein Paar Gläſern die Hausgenoſſen erwarteten. Ein Paar Negerinnen gingen noch ab und zu, al[illegible] ſehr liebliches Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren aus dem Hauſe trat. Man ſah es der jungen Schönen nicht an, daß ſie innerhalb der Wendekreiſe geboren war; ihr Teint ſchien aus Lilien und Roſen gemiſcht. Ihr ſchönes Haar umfloß in blonden Locken den Nacken, Hals und Bruſt waren züchtig verhüllt, ihr Kleid nach der Mode jener Zeit, aber einfach.

„Geh, Corinna," ſagte ſie freundlich zu einer der Negerinnen, „geh nach jenem Hügel und ſieh, ob Du den Vater auf der Straße von Paramaribo erblickſt. Iſt dies der Fall, ſo eile zu Pſyche" — ſie zeigte auf die zweite Negerin — „damit ſie Zeit hat, die Waffeln die der Vater ſo gern ißt wenn ſie noch warm ſind, zu bereiten. — Und, höre Corinna!" ſetzte ſie mit etwas ſtockender Stimme hinzu; „wenn Du etwa zufällig — ich ſage zufällig — einen Mann in Jagdkleidung, den Feldweg von der Pflanzung Stenhuis herüberkommen ſiehſt, ſo ſage es mir gleichfalls; jener Mann hat ein Geſchäft bei dem Vater.“

Das Mädchen hatte die letzten Worte geſprochen, [illegible] die ſchwarze Dienerin anzublicken, es kramte ſo heftig, als ob es etwas vergebens ſuche in einem Arbeitskörbchen! dies mochte indeß nicht der Fall ſeyn, denn ſobald die Negerin mit einem: „Soll geſchehen, Mamſell Klara!“ die Taſſen zurecht geſchoben, ein Quispedoortche — ein Porzellangefäß, in welches geſpuckt wird — auf eine Ecke des Tiſches geſtellt und ſich entfernt hatte, trat Klara auf ein Fußbänkchen, und ſich hoch aufrichtend, ſah ſie mit Anſtrengung nach der Gegend, wo in der Ferne von einer Viertelmeile das Dach der kleinen Pflanzung Stenhuis, aus einem dichten Palmenwäldchen ſchimmerte. Da das Wohngebäude von Gravenhaag auf einem kleinen Hügel lag, ſo hatte man über die, mit Millionen kleiner röthlicher Kirſchen prangenden Kronen der Kaffeebäume, die in unabſehbaren Reihen hinliefen, eine ziemlich freie Ausſicht nach jener Gegend. Klara mochte wohl mehre Minuten, die runde weiße Hand zum Schirm über die Augen haltend, dorthin geblickt haben, als ſich ihr zur Seite plötzlich eine Männerſtimme hören ließ.

„Erwarten Sie Herrn Janſens von dorther, Fräulein Klara? Ich glaubte, er käme die Straße von Paramaribo;" ſagte Jemand.

Der, welcher dieſe Worte ſprach, war ein junger Mann in Pflanzerkleidung. Er mochte ungefähr zwei Jahre älter als Klara ſeyn. Sein Wuchs und Haltung waren nicht übel, die Kleidung gewählt, die Züge ſeines Geſichts aber hatten etwas Düſteres, wiewohl ſie, wenn die gelbe Hautfarbe und das krauſe Haar nicht den Mulatten verrathen hätten, wenig auf die afrikaniſche Abſtammung deuteten. — Klara fuhr wie plötzlich erſchrocken zuſammen. —

„Ich ſah mich nicht nach dem Vater um;" ſtammelte ſie. „Es war mir als ſähe ich einen Fremden dort in dem Hauptgange der Plantage, und da —"

„Einen Fremden? — Unmöglich; ich komme

von dort. Erwarten Sie Jemand?" fragte der junge Mann.

„Bewahre! Wen ſollte ich erwarten?" erwiederte das Mädchen noch immer befangen, indem es ſich niederließ, und haſtig nach der Arbeit langte.

„Wen Sie erwarten könnten?" ſagte der Jüngling, indem er gleichfalls Platz nahm. „Ich weiß es nicht, aber wer es auch ſeyn möchte, es müßte ein glücklicher Mann ſeyn."

Der junge Mann hatte dieſe Worte nur halblaut geſprochen, aber ſie ſchienen tief aus dem Innerſten einer glühenden Seele zu kommen, und ſein dunkles Auge haftete feſt auf dem Antlitze Klara's. — Jetzt ſchlug die Letztere das Auge auf; es ruhete wie mitleidig auf dem Jünglinge.

„Was haben Sie mir verſprochen, William?" ſagte ſie. „Sie verſprachen mir," ſetzte ſie hinzu, als Jener ſchwieg, „nie wieder in dieſem Tone zu mir zu reden. Ich bitte Sie dringend Ihr Verſprechen zu halten. Reden dieſer Art darf ich durchaus nicht von Ihnen anhören."

„Sagen Sie lieber, Sie wollen nicht!" ſprach Jener düſter.

„Ich darf und ich will nicht;“ ſagte Klara. „Warum ſoll ich Ihnen es noch wiederholen? Sie kennen die Umſtände ſo gut wie ich.“

„Alle nicht, Klara, alle nicht!“ fuhr der Jüngling auf. — „Ich kenne die tiefe Verachtung Ihres Vaters gegen Jeden, in deſſen Adern das unglückliche Blut rieſelt, das in den meinigen rinnt; ich weiß ferner, daß der erſte Augenblick, in welchem Ihr Vater erführe daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, der letzte zu Gravenhaag für mich wäre; ich ſage es mir, daß es beſſer ſey ſchweigend und mich verzehrend in Ihrer Nähe zu leben, als durch Entfernung von Ihnen auf einmal ganz elend zu werden; ich bin überzeugt, daß nur die außerordentlichſten Umſtände Ihren Vater bewegen könnten, in Ihre Verbindung mit einem Farbigen zu willigen, und dennoch Klara, dennoch würde ich hoffen, [illegible]n —“

„Unglückſeliger, Sie wiſſen dies Alles und dennoch — —“

„Ich würde nicht nur hoffen, ich würde mich dem Ziele nahe glauben, wenn Sie mir nur die entfernteſte Ausſicht ließen, dereinſt meine Geſinnungen theilen zu können;" rief der Jüngling, beide Hände gefaltet an ſeine Bruſt drückend. — „Sie ſchütteln das Haupt, Klara, Sie meinen ich ſey unſinnig; ich bin es nicht. Von Frankreich aus iſt eine neue Sonne allen Denen aufgegangen, die gleich mir dieſe unglückliche Hautfarbe, den Stempel der Verwerfung an ſich tragen. Ja, Klara, es wird eine Zeit anbrechen, wo nicht mehr dieſer fürchterliche Unterſchied gemacht werden wird, wo nicht mehr die Färbung der Haut, ſondern die der Seele über Menſchenwerth entſcheidet."

„Gewiß," ſagte das Mädchen mit Theilnahme im Tone, „gewiß dieſe Zeit wird kommen. Es iſt unmöglich daß eine Wahrheit, die der Schöpfer ſelbſt in die Seelen Derer, die ſie verkennen wollen, mit Flammenſchrift geſchrieben, für immer verläugnet werden ſollte. Dieſe Zeit aber, William, wird nicht heute, nicht morgen erſcheinen. Käme ſie aber auch heute oder morgen, ſo würde ſie ein anderes Geſchlecht finden müſſen, oder ein furchtbarer Kampf zwiſchen den Menſchen der alten und der neuen Zeit würde beginnen. Mein Vater — dies wiſſen Sie — gehört jener an — —"

„Und wenn ein ſolcher Kampf begönne, wenn — erlauben Sie mir das faſt Unmögliche vorauszuſetzen — Ihr Vater genöthigt werden könnte, in eine ſolche Verbindung zu willigen?“

„Ich will Sie nicht täuſchen, William!“ ſprach Klara nach langer Pauſe. „Ich würde, ich könnte nicht die Ihrige werden.“

„Nicht? — Nicht?“ rief der junge Mann auf's heftigſte ergriffen.

„Nein, William!“ ſagte das Mädchen, ihr ſchönes Auge voll Mitleid auf ihn richtend. „Ich kann Sie als einen Freund ſchätzen, aber Liebe — Sie wiſſen dieſe läßt ſich nur empfinden, nicht gebieten.“

„Dann lieben Sie bereits, Klara!“ rief William heftig. — „Geſtehen Sie es; Sie lieben?“

„Und wenn dies der Fall wäre?“ ſprach das Mädchen befremdet.

Der junge Mulatte ſchwieg einen Moment, aber ſeine Geſichtsfarbe veränderte ſich, ſie ſpielte in's Erdfahle! er biß die Zähne auf einander. „Wenn dies der Fall wäre, Mademoiſelle,“ ſagte er endlich mit heiſerer Stimme, „ſo würde ich Sie bitten, mir den Namen Ihres Geliebten zu verſchweigen. Ich fürchte ſonſt, ich würde ihn ermorden müſſen.“ —

Mit Entſetzen blickte Klara auf den Jüngling. Die Züge deſſelben waren furchtbar verzerrt. Jetzt ſprang er plötzlich auf und ging, die Hände gegen das Geſicht gedrückt, heftig unter der Veranda auf und ab. Mit Schrecken und keines Wortes mächtig, ſah ihm das Mädchen nach; endlich trat er zu Klara. So wie er die Hände ſinken ließ, bemerkte ſie, daß ſein Antlitz von Todtenbläſſe überzogen, aber der Ausdruck deſſelben ruhiger geworden war. Er hatte geweint. — —

„Klara!“ ſprach er mit von Schmerz erſtickter Stimme. „Ich bitte Sie, zürnen Sie mir, aber verabſcheuen Sie mich nicht, — — Es iſt ja kein Wunder,“ ſprach er mit einer Bitterkeit, die ſich nach und nach immer mehr ſteigerte, „es iſt ja kein Wunder, wenn Der, welchen ſeine lügneriſchen Gefühle, dies trügeriſche Herz, das gährende Gehirn manchmal überreden wollen, er ſey ein Menſch wie jene Glücklichen, denen der Schöpfer eine andere Hautfarbe gegeben, wenn, ſage ich, dieſer meint, er lebe, fühle, empfinde, liebe wie jene Auserwählten. Hat er ſich aber von dieſen treuloſen Schmeichlern in den ſüßen Traum einlullen laſſen, ſieht er eben in dieſem eine ſchöne ferne Aue, erblickt er in ihr liebe freundliche Geſtalten, denen er ſich anſchließen, ſie mit aller Kraft der Seele an ſein glühendes Herz drücken möchte, und es kommt dann eine kalte Hand, die ihn ergreift, ihn aus dem ſüßen Schlafe rüttelt, es ertönt dann eine Stimme, die ihm in's Ohr ſchreit: Elender Träumer! der Schöpfer hat einen Mißgriff an Dir gethan, Deine Geſichte ſind eine Lüge, Du gehörſt ihnen nicht an, nur zur einen Hälfte biſt Du Menſch, zur andern Thier, das Blut in Deinen Adern iſt nicht wie jenes, das, durch edle Empfindungen erregt, ſchneller ſeine Pulſe treibt, es iſt eine rothe Kothlache, aus welcher Blaſen aufſteigen, die Deinen Verſtand umnebeln; — ſehen Sie, Klara, da iſt es dann wohl verzeihlich, wenn das Halbthier ſich wie ein ganzes geberdet.“ — — —

Das Geſicht des jungen Mulatten nahm jetzt wieder jenen furchtbaren Ausdruck an, den es hatte, als der Jüngling von ſeinem Sitze aufſprang. Betrübt ſah ihn das Mädchen an.

„Sie thun mir ein entſetzliches Unrecht, William,“ ſprach Klara, „wenn Sie meinen ich theile die Anſichten, die mein Vater oft ſo ſchonungslos ausſpricht, und zu welchen ſich leider eine große Anzahl unſerer Pflanzer bekennt. In wenigen Jahren vielleicht wird man anders denken. Seyn Sie übrigens verſichert, daß, als ich das Wort ausſprach welches Sie ſo erregte, ich nicht einen Augenblick an einen Unterſchied der Abſtammung gedacht.“

„Sie dachten nicht an das unglückliche Kainszeichen?“ rief der Jüngling gefaßter. „O, warum ſprachen Sie dann das Wort, das mich vernichtet, ſo plötzlich, ſo unvermuthet aus. Sie hätten ſchonender ſeyn können. Ein Thautropfen, geflößt auf die Zunge des in der Wüſte Verſchmachtenden, kann dieſen freilich nicht vom Tode retten, aber er erquickt ihn doch. — — Und doch — Sie ſagten ja nicht entſchieden, daß Sie liebten. Nicht wahr, Klara, Sie ſagten es nicht? Auch ſprachen Sie, daß Sie mich ſchätzen könnten. Ja gewiß, das haben Sie geſagt, und Sie können dieſes Wort nicht mehr zurücknehmen. Ich verlange auch jetzt nicht mehr.

Gewiß nicht. Ich will kein Wort mehr von meiner Liebe reden, will Sie nicht mehr damit quälen. Eine neue Zukunft liegt vor uns, große Ereigniſſe beginnen in Europa, ſie können nicht ohne den entſcheidendſten Einfluß auf die Kolonieen ſeyn. Wer weiß, was dieſe Zukunft in ihrem Schoße birgt. Sie müſſen zugeſtehen, es giebt Ahnungen, wohl zu unterſcheiden von Hoffnungen —"

„William!" ſagte Klara gerührt zu dem jungen Manne. „Sagen Sie mir, was iſt grauſamer: einen Freund in trügeriſchen Hoffnungen beſtärken, oder ihm die letztern für immer rauben?" —

„Ich glaube das Erſtere!" ſprach der Jüngling mit bebender Stimme.

„Wohl!" ſagte Klara, indem ſie mit Rührung ihre Hand auf die des jungen Mannes legte; „ſo iſt es meine Pflicht Ihnen zu ſagen, daß zwiſchen uns niemals eine Verbindung ſtattfinden kann. Ich liebe, liebe für immer. Der Gegenſtand meiner Liebe iſt ein Mann, den Sie kennen, der —"

„Halten Sie ein! nennen Sie ihn nicht, wenigſtens jetzt nicht;" ſagte heftig der Jüngling. „Ich glaube, wenn wir uns heute begegneten, Einer dürfte nicht die Sonne des ſolgenden Tages erblicken. Ohnehin vermuthete ich längſt —"

„William!" ſprach Klara, den Jüngling ernſt und feſt anblickend, „ich hoffte Sie immer achten zu dürfen, jedoch dies Toben — —"

„Ich bin nur ein Menſch, Klara, obendrein einer der das, was ihm das Tiefinnerſte der Seele bewegt, nicht einer kalten Berechnung zu unterwerfen vermag;" ſprach William bitter. „Der Glückliche vermag übrigens die Gefühle des elend Gewordenen nicht mit Gerechtigkeit zu würdigen."

„Der Glückliche?" ſagte das Mädchen mit trübem Blicke. „Ich gehöre zu dieſen ſo wenig wie Sie, und eben ſo wenig iſt der Mann meiner Wahl ein ſolcher."

„Er iſt es nicht?" rief der Jüngling feurig. „Wohlan, dann iſt er ein Erbärmlicher! — Was will er denn? — Sie lieben ihn; iſt das nicht Alles? Ich fühle daß ich an ſeiner Stelle beneidenswerth ſeyn würde. Ihr Vater billigt ſeine Bewerbungen nicht? Was thut das? Sie lieben ihn, Sie ſind ſein, auf immer ſein, ſobald er nur zu wollen verſteht. O, wie ich ihn haſſe, den Jammerlichen, der da weiß daß Sie ihn lieben, und der dieſen Preis weder durch gute noch böſe Thaten, weder durch Tugenden noch durch Verbrechen zu erringen verſteht.“ —

Die Geſichtszüge des jungen Mannes zuckten krampfhaft.

„William!“ ſagte Klara mit Erſtaunen. „So habe ich Sie noch nie geſehen. Ich glaubte für uns beide am beſten zu handeln, wenn ich offen und ehrlich geſtünde —“

„Daß Sie nichts für mich fühlen können, mich verwerfen?“ fiel der Jüngling ein, und ein wildes Feuer brannte in ſeinem Auge. „Ja, ich glaube es iſt das Beſte, was Sie thun konnten, wenn Sie mir offen und ehrlich — ſo nannten Sie es ja — die ganze Tiefe meines Elends zeigten. Mag es nun kommen wie es wolle, elender kann ich niemals werden.“

„O, nicht dieſen wilden Grimm, William!“ ſagte das Mädchen ſanft, indem es dem jungen Manne die Hand reichte. „Können wir auch einander nicht näher angehören, ſo wollen wir doch Freunde ſeyn.“

Der junge Mann wollte eben die ſchöne Hand des Mädchens ergreifen, aber ſogleich ſchien er ſich zu beſinnen, und zog die ſeinige zurück.

„Nein, Klara!“ rief er mit dem vorigen wilden Feuer. „Mit einer entſetzlichen Offenheit und Ehrlichkeit haben Sie mir die Verwerfung eines Herzens, in deſſen kleinſter Fiber die glühendſte Liebe für Sie lebte, kund gethan. Erlauben Sie mir eben ſo offen und ehrlich zu reden. Wir können nicht Freunde ſeyn. Dies Wort wäre nichts als eine Täuſchung in meinem Munde, es würde die Gefühle, die mich verzehren, nur ſchlecht verhüllen. Ich fühle daß Sie mich lieben oder haſſen müſſen, wenn ich nicht untergehen ſoll.“

Die Geſichtszüge des jungen Mannes hatten, während er dieſe Worte ſprach, einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Wildheit angenommen. Seine dunklen Augen ſchienen Feuer zu ſprühen. Klara war entſetzt, ſie ſprach kein Wort, und athmete erſt wieder auf, als die Negerin, die ſie ausgeſendet hatte, um nach dem Hausherrn zu ſpähen, ſchleunig herbeigeſprungen kam.

„Maſſa kommen geritten, und noch ander Monheer!“ rief ſie im Kreolenjargon.

Bald darauf ertönte Hufſchlag, und in raſchem Trott trabten bald darauf zwei Männer um die Hausecke.

Der erſte — Herr Jakob Janſens — war ein kräftiger Funfziger von ſtarken Zügen und unterſetztem Baue, ſein Begleiter, ein nur etwas jüngerer Mann, ſchwarzbraun, lang und mager.

„Heda Hercules, Odyſſeus, Salomo! Wo Teufel ſteckt das ſchwarze Lumpenvolk?“ ſchrie Janſens, indem er vom Roſſe ſprang. „Nun Monſieur William! Du hätteſt auch etwas Beſſeres thun können, als Dich hinzuſetzen, um mit dem Mädel zu kakeln; hätteſt die Kerle herſtellen ſollen, um uns gleich die Pferde abzunehmen. Art läßt nicht von Art; afrikaniſches Blut, faules Blut. — Aber bleib nur! Da kommen die Schlingel. — Herkules! daß den Pferden die Füße gut abgerieben werden — mit trockenen Maisblättern — hörſt Du? Und die Pferde nicht getränkt, Odyſſeus, bis ſie trocken ſind! Ich werde ſelbſt nachſehen. Funfzig für Jeden mit

Dem da" — er zeigte auf eine Peitſche von Rhinoceroshaut — „wenn ich eine Nachläſſigkeit finde."

Die Reiter waren indeß abgeſtiegen und gingen die Stufen nach der Veranda herauf. — „Bon soir, Klara! — Das iſt mein Mädel, Mynheer van der Straaten! — Mache Deinen Knix, Klara; ich denke Ihr ſollt noch recht gute Bekannte werden, he, he, he!" rief Janſens überlaut. — „Aber bald hätte ich vergeſſen, Ihnen dieſen Monſieur zu präſentiren!" ſetzte er mit einer Art ſpöttiſchen Scherzes hinzu. „Es iſt mein Unteraufſeher, William Berbice — ich habe ihn nämlich Berbice genannt, weil ich dort auf eine wunderliche Art zu ihm gekommen bin — und er iſt ſonſt nicht der ſchlimmſte von ſeiner Raçe, deshalb werden Sie wohl auch nichts dagegen haben, wenn er mit uns eine Taſſe Thee trinkt. Es iſt nun einmal meine Art ſo, Herr van der Straaten, ich ſage immer: die Schwarzen muß man mit der Peitſche erziehen, und die Mulatten durch ein ihnen einzuimpfendes point d'honneur."

Van der Straaten warf einen halb gleichgültigen, halb verächtlichen Blick auf William, ließ ſich auf

Janſens Wink in einem Lehnſtuhl nieder, ſpuckte bedächtig in's Quispedoortche und meinte endlich: daß die erſte von beiden Erziehungsmethoden die einfachſte, natürlichſte, und vor Allem die wirkſamſte wäre.

Klara hatte während dieſer Reden von Zeit zu Zeit ängſtlich auf das Geſicht des jungen Mulatten geblickt, dieſer aber verrieth bei den Worten des Pflanzers keine Spur von Bewegung; höchſtens ſpielte um die Mundwinkel ein Lächeln, welches man für ein verächtliches halten konnte, das aber von den Anweſenden nicht bemerkt wurde. — Die aufwartenden Negerinnen eilten nun mit dem kochenden Theewaſſer herbei, Klara bereitete das Getränk, und Janſens eröffnete endlich die Unterhaltung.

„Es war gut," ſagte er, zu van der Straaten gewendet, „daß die Verſammlung bei Zeiten auseinander ging, die Galle wäre mir ſonſt in's Blut getreten. Fing da der junge Verhelſt das Lied, deſſen Melodie in Frankreich componirt worden, zu ſingen an. Die Schwarzen menſchlicher behandeln, ihnen Gelegenheit geben ihre Freiheit zu erwerben! Ja doch! — Ohne Sklaverei keine Kolonieen; das iſt mein Symbolum. Und als ob wir die Neger unmenſchlich tractirten! Haben ſie nicht Alles was ſie brauchen? Eſſen, Trinken, Alles vollauf. — Die Freiheit geben, ſie ihnen verdienen laſſen! Verrücktes Geſchwätz, total verrückt. Als ob ſie etwas mit der Freiheit anzufangen wüßten! Das würde ein herrliches Ende nehmen. Eſſen, Tanzen, Faullenzen, das ſind die drei Seligkeiten der Schwarzen."

Van der Straaten nickte bedächtig mit dem Haupte.

„Wo hört man in der ganzen Kolonie noch etwas von der vormaligen Strenge?" ſprach Janſens mit Eifer. „Vor zwanzig, dreißig Jahren konnte man nicht drei Stunden reiſen, wo man nicht Galgen erblickte, Neger daran hängen, ihre Köpfe auf Pfählen ſtecken ſah. Aber da gab's auch Gehorſam, Respect. Seitdem uns das Recht genommen worden, die Sklaven aufknüpfen zu laſſen, iſt aller Gehorſam verſchwunden. Iſt das jetzt ein Spectakel, wenn irgend Jemand ſeinem Neger zwei- oder dreihundert Hiebe geben läßt, und der Kerl, der vielleicht eine ſchlechte Konſtitution hat, dabei drauf geht! So etwas kam ehemals faſt täglich auf den Pflanzungen vor, und Alles ging beſſer. Ohne Furcht kein Gehorſam.“

„Vielleicht,“ ſagte Klara theilnehmend, „könnten Liebe und Dankbarkeit, bei guter Behandlung, die Stelle der Furcht erſetzen.“

„Liebe? — Dankbarkeit?“ fiel Janſens lachend ein, und es lag etwas Grimmiges in dieſem Lachen. „Wenn Du von einem gezähmten Panther ſprächeſt, könnteſt Du vielleicht Recht haben, aber redeſt Du von einem Schwarzen, ſo iſt das was Du ſagſt, eitel dummes Zeug.“

„Ich kann nicht denken, daß der Schöpfer in das Herz eines Menſchen, welcher Farbe er auch ſey, nicht das Gefühl der Dankbarkeit gelegt haben ſollte;“ ſprach Klara kopfſchüttelnd.

„Es iſt aber ſo, und ich und Andere haben hundertmal dieſe Erfahrung gemacht!“ rief Janſen heftig. „Behandle einen Neger wie Du willſt, er bleibt Dein geheimer Feind. In Keinem dieſer Raçe wohnt ein beſſeres, ein edleres Gefühl. Jeder, der auf ein ſolches rechnete, iſt noch immer betrogen worden. Wie war es einſt in Berbice? Ich kannte einen Narren, einen dummen, verdammten, verwetterten Narren. Der Pinſel, obwohl er ſonſt nicht zu den butterherzigen Kerlen gehörte, verliebte ſich in eine Schwarze. Er kaufte das Mädchen von ihrem Herrn um eine große Summe, er nahm es zu ſich, er überhäufte es mit Wohlthaten, mit Geſchenken, ja — ſollte man es wohl glauben, daß ein Menſch ſo zum Narren werden kann? — als ihm die Schwarze ein Kind gebar, dachte er ſogar daran die Mutter zu heirathen, und dennoch — dennoch betrog ihn die Elende, ſie unterhielt ein Liebesverſtändniß mit einem Neger, ſchwarz wie eine Kohle, und von einer Geſichtsbildung wie der beſte Affe, der dort von den Aeſten der alten Lantane heruntergudt."

„Und was geſchah mit der Sklavin?" fragte Klara.

„Was geſchehen mußte!" erwiederte Janſens. „Ihr Herr ließ ſie auspeitſchen und verkaufte ſie."

„Und das Kind?" fragte William aufmerkſam. „Was that er mit dieſem?"

„Er warf es in's Waſſer!" ſprach Janſens rauh. — „Das heißt, er hatte nicht übel Luſt es hinein zu werfen. — Ich weiß nicht was aus ihm geworden iſt. — — Aber genug von der einfältigen Geſchichte. Ich weiß auch gar nicht wie ich darauf gekommen bin."

Van der Straaten hatte inzwiſchen mit vielem Phlegma eine Taſſe Thee zu ſich genommen, die ihm Klara präſentirte. Er ſtopfte ſich jetzt mit großem Gleichmuth ein Gypspfeifchen, welches ihm, ſo wie dem Hausherrn, von einem herbeikommenden Neger präſentirt wurde, und ſagte:

„Myn Heer Janſens thun ſehr unrecht, wenn Sie Sich wegen der ſchwarzen Kanaillen das Blut echauffiren. Mir fällt dergleichen durchaus nicht ein. Hätte ich Luſt einen meiner Neger aufknüpfen zu laſſen, ſo würde ich mich trotz aller Geſetze wenig geniren. Es ſteht blos eine Geldſtrafe darauf, und dieſe würde wohl noch zu erſchwingen ſeyn. Ich ärgere mich mehr über die Weißen als über die Schwarzen. Da iſt Ihr Nachbar, der Pflanzer Heinrich to der Horſt, der Habenichts, der Vertheidiger der Marons, über den ich mich in der letzten Verſammlung furchtbar geärgert habe. Die Neger von Sarameca hatten neuerdings wieder einige Einfälle gethan, eine Pflanzung geplündert, man deliberirte, ob man ſie angreifen, oder wegen Herausgabe des Geraubten mit ihnen unterhandeln ſollte, ich trete auf und zeige, daß es eine günſtige Gelegenheit gäbe, das alte Abkommen mit ihnen aufzuheben, daß man ſie wo möglich vernichten, oder doch ſo weit wie möglich in die Wälder treiben müſſe, ich trage darauf an, dreſſirte Hunde aus Kuba kommen zu laſſen — Sie wiſſen, davor fürchten ſich die Beſtien am meiſten — was geſchieht? Der Horſt ſpringt auf, erklärt, die Neger wären gereizt worden, er wolle es beweiſen, und er ſtehe dafür, daß die Schwarzen das Geraubte zurückliefern würden, wenn man ihre gerechten Klagen berückſichtige."

„Das ſieht ihm ähnlich!" rief Janſens lachend, indem er die Theetaſſe, die er ſchon an den Mund gebracht hatte, wieder auf den Tiſch ſetzte. „Mein Herr Nachbar iſt ſtark im Hoffen. Laſſen Sie Sich dienen, Herr van der Straaten. Sie wiſſen, daß die Marons ſich voriges Jahr in großen Haufen in den Wäldern, ganz in der Nähe der Kolonie blicken ließen. Auf Gravenhaag ſchienen ſie es ganz beſonders abgeſehen zu haben, und ich ſetze heute noch meinen Kopf zum Pfande, daß ſie Einverſtändniſſe mit meinen Sklaven unterhielten — ich habe deshalb auch, da ich die Schuldigen nicht ermitteln konnte, Alle durchpeitſchen laſſen. — Ich lag damals krank, das Podagra rumorte in meinem Pedal, ich konnte mich um nichts bekümmern. Nun wiſſen Sie auch, daß to der Horſt Offizier in der Kolonialmiliz iſt. Er befehligte das zuſammengerufene Aufgebot dieſer Gegend, und — was wahr iſt, bleibt wahr — er benahm ſich vortrefflich. Kaum hatte er ſeine Truppe beiſammen, als er auf einem bis dahin noch unbekannten Wege in die Wälder drang, und ein Dorf der Marons, welches von den Kanaillen verlaſſen war, beſetzte. Ich an ſeiner Stelle hätte es angezündet, indeß will ich ihn nicht tadeln daß er es nicht that. Er unterhandelte, und wir bekamen Ruhe. So weit war Alles gut, aber — nun hören Sie. Während der Zeit der Unruhe war der Herr Nachbar, von dem ich ſonſt wenig Notiz genommen, oft in meinem Hauſe geweſen. Er hatte Mühe und Umſtände wegen der Geſchichte, ich behandelte ihn deshalb artig. Was geſchieht! Ehe ich es mir verſehe, hält er um meine Tochter an. — Was ſagen Sie dazu, Herr van der Straaten?“ —

„Daß er kein Narr iſt, wenn er die einzige Tochter des wohlhabendſten Pflanzers der Kolonie zur Frau begehrt!“ erwiederte der Gefragte gleichmüthig, indem er den Rauch aus ſeiner Pfeife in großen Wolken in die Luft blies.

„Und ich ſage, daß er ein doppelter Narr iſt!“ ſchrie Janſens, indem er mit der großen gebräunten Fauſt auf den Tiſch ſchlug, daß die Taſſen klirrten. „Er iſt ein Narr weil er, mit Vorbedacht und gegen beſſeres Wiſſen, ſich einen Korb holte, und er iſt einer, weil' er mich für einen ſolchen gehalten hat.“

„Und was ſagte Demoiſelle Klara dazu?“ fragte van der Straaten lauernd.

Eben wollte Janſens antworten, als Klara dem Vater — jedoch hocherröthend — zuvorkam.

„Ich ſagte,“ ſprach das Mädchen, van der Straaten feſt anſchauend, „daß ich zwar über mein Herz, mein Vater aber allein über meine Hand zu verfügen habe.“

„Ja, das iſt wahr, das hat ſie geſagt!“ ſprach

Janſens, die breite braune Hand auf die ſchneeweiße des Mädchens legend. „Klara iſt ein gutes Kind. — Sie hören, Herr van der Straaten, aus dem Munde meines Mädels eine Beſtätigung meiner Behauptung, Hinſichts einer gewiſſen Angelegenheit, über die wir uns unterweges unterhielten.“

Der Angeredete nickte bedächtig mit dem Haupte.

Während dieſes Geſpräches hatte der junge Mulatte ſeine Augen bald auf Klara, bald auf van der Straaten gerichtet. Seine ohnehin beweglichen Geſichtszüge veränderten ſich unaufhörlich, doch ſchienen ſie immer düſterer zu werden; beſonders war dies der Fall, wenn, was oft geſchah, das Mädchen mit Unruhe nach der Gegend von der Plantage Stenhuis blickte. Auch der Jüngling hatte längere Zeit dorthin geſehen, jetzt wendete er ſich plötzlich an den Hausherrn.

„Würden Sie und Demoiſelle Klara eine Frage nicht übel aufnehmen?“ ſagte er mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln. „Es iſt von den Verdienſten, ſo wie von der Kühnheit des Herrn to der Horſt viel die Rede geweſen. Ich hatte ihn nie geſehen, da ich erſt ſechs Monate mich hier befinde.

Neulich aber begegnete ich einem jungen Manne in Jagdkleidung, die Flinte auf der Schulter; er war blond, trug ungepudertes Haar —"

„Das iſt er!" rief Janſens. „Wo ſaheſt Du ihn?"

„Hm! Es war gegen Abend, unweit des Waldrandes, am Ende der Plantage, dicht neben dem kleinen Pavillon, wo man die hübſche Ausſicht hat; er ſchien dort auf Jemand zu warten;" verſetzte William, indem er vor ſich hinſah, und ſich mit ſeiner Taſſe etwas zu ſchaffen machte.

Auch Klara war ſehr eifrig mit dem Theeſervice beſchäftigt, doch ſchien ſie etwas zerſtreut, denn ſie goß dem Vater ſo wie Herrn van der Straaten die Taſſen voll Rum, that dreimal mehr Zucker hinein wie nöthig war, und handhabte den Rahmlöffel eben ſo freigebig. — Eben brachte der Vater die Taſſe an die Lippen.

„Pfui Teufel, Klara!" rief er die Schale wegſetzend. „Was haſt Du mir für ein hölliſches Gebräu zurecht gemacht? Rum mit Milch! Abſcheulich! — Was ſteckt Dir denn im Köpfchen? Du ſcheinſt ſo zerſtreut."

„In der That, lieber Vater, Sie haben recht!“ ſagte das Mädchen hocherröthend, indem es ihm eine andere Taſſe eingoß. „Ich war zerſtreut, ich dachte eben an die arme Kaſſandra — die Negerin, die geſtern krank ward — ich hatte ihr ein Mittel verſprochen, und habe es gänzlich vergeſſen. Dies nun fiel mir eben ein — und, nicht wahr? Sie erlauben, daß ich geſchwind gehe und ihr die Arzenei bringe.“

„Ich denke,“ ſagte lachend Herr Janſens, „die Schwarze würde wohl auch ohne Deine Arznei geſund werden, wenigſtens war dies kein Grund mir in großer Eile ſo einen Teufelstrank zurecht zu machen.“

„Es iſt wirklich ſehr preſſant mit der Arznei für die Sklavin!“ ſprach William in dieſem Augenblick mit ganz ſonderbarem Geſichtsausdruck, nachdem er längere Zeit mit Anſtrengung in die Ferne geblickt. „Ich bin gewiß, daß Demoiſelle Klara bereits längſt erwartet wird.“

Das Mädchen ſchien zuſammenzufahren, doch blickte es bald darauf feſt in Williams Geſicht.

Die Züge des Letztern waren unbeweglich, er ſtarrte ſtill vor ſich hin.

„Nun wenn Dir ſo viel daran liegt, die Schwarze zu kuriren, ſo gehe mein Kind!“ ſprach endlich der Vater lächelnd. „Nimm Dich aber in Acht, daß es Dir nicht mit der Arznei mißglücke wie mit dem Thee.“

Das Mädchen warf die Handarbeit, womit es ſich beſchäftigt hatte, haſtig zuſammen, lispelte einer Negerin eilig einige Befehle in's Ohr, und nachdem ſie auf einen Moment in's Haus gegangen war, ſprang ſie eilig die Stufen der Veranda hinab. Kurz darauf ſah man ihr weißes Gewand nur noch hier und dort in den dunkeln Gängen der Kaffeepflanzung ſchimmern; es war als ob das weiße Gefieder einer Seemöve zwiſchen den grünen Wogen des Meeres auftauche, und endlich hinter ihnen verſchwinde. Janſens und van der Straaten waren bereits wieder in der beſten Unterhaltung, als der junge Mulatte noch immer nach jener Gegend blickte, wo Klara zuletzt geſehn worden war; ſeine Augenbraunen waren zuſammengezogen, die Stirne gerunzelt, ſein Blick düſter wie die Nacht.

Das Geſpräch der beiden Pflanzer hatte vorzüglich die Bewilligungen zum Gegenſtande, die man nach dem Kriege gegen die ſogenannten Rebellen von Saramcca, den Marons zugeſtanden hatte. Van der Straaten meinte, daß es damals ſich um die Exiſtenz der Kolonie gehandelt habe, und daß keine beſſeren zu erlangen geweſen. Janſens gerieth dadurch in's Feuer.

„Glauben Sie, daß wir etwa jetzt auf Roſen ſchlafen?“ ſchrie er. „Eine Pulvermine iſt es, worauf wir liegen. Wir hätten damals den Kampf ausfechten oder zu Grunde gehen müſſen. Fourgeoud war auch dieſer Meinung, aber da kam Stedmann mit ſeinen philantropiſchen Anſichten dazwiſchen. — Ich will nicht ſagen, daß der Mann nicht der Kolonie gute Dienſte geleiſtet; er war brav, unermüdlich wie Einer, dennoch hat er der Sache der Weißen einen unendlichen Schaden zugefügt, denn alle die weichherzigen Modeherrchen, die Pflanzer, die Amſterdam und den Haag nicht verlaſſen haben, ſie ſchlugen, als ſie Stedmann's Buch zu Geſichte bekamen, die Hände über dem Kopfe zuſammen, und meinten auf jeder Plantage würde täglich ein Schwarzer gerädert, zwei gehängt, und drei mit Honig eingeſchmiert, um ſie durch die Inſekten freſſen zu laſſen. Dergleichen iſt allerdings vorgekommen, ich läugne es nicht, und Stedmann hat nicht gelogen, aber es geſchah nicht zum Vergnügen, wie jene Pinſel zu glauben ſcheinen; dazu waren wir zu klug. Es wäre ein theurer Spas geweſen; ein guter Neger von Angola oder Mozambique koſtete damals ſchon über hundert Ducaten, und heute, wo er die Hälfte mehr koſtet, wäre es vollends eine Unvernunft. Wurde Einer hingerichtet, ſo geſchah es um die Beſtien in Furcht zu erhalten. Man opferte deshalb wohl gelegentlich den Werth eines Sklaven auf, wiewohl ich es nie gethan habe. Der Schambock (die Peitſche aus Rhinoceroshaut) hielt ſie immer hinlänglich in Reſpect, dabei ließ ich ſie an Eſſen, Trinken und Arbeit nie Mangel leiden, ſo vergingen ihnen die böſen Gedanken. Reichte die Methode bei Einzelnen nicht aus, ſo ſtellte ich einen Solchen Tag vor Tag zur Arbeit an die gährende Indigobutte — Sie müſſen wiſſen, ich beſchäftigte mich damals mit der Kultur dieſer Farbepflanze — und das hält die ſtärkſte Natur nicht lange aus. Auch brauchte ich mir kein Gewiſſen dabei zu machen, denn Einer mußte doch dieſe Arbeit einmal übernehmen.“

„Sie haben ganz recht, mein guter Herr Janſens,“ ſagte van der Straaten, indem er große Rauchwolken aus ſeiner Pfeife bließ, „ich bin ganz Ihrer Anſicht und halte mich überzeugt, daß ich, wenn ich Ihnen erſt näher anzugehören die Ehre haben werde, von Ihren Erfahrungen profitiren kann; deshalb denke ich auch, ſobald ich Ihr Schwiegerſohn geworden bin und die Plantage Stenhuis — wozu ich bereits durch die dritte Hand Anſtalten gemacht, da ich mit Ihrem fatalen Nachbar nichts unmittelbar zu ſchaffen haben will — acquirirt haben werde, den Indigobau dort einzuführen, und alle die Taugenichtſe von meinen übrigen Beſitzungen, die als Purramänner, als Obiprieſter, als Vergifter in Verdacht ſtehen, dorthin zu ſenden.“

So wie van der Straaten von ſeinem künftigen Verhältniß zu dem Hausherrn ſo klar zu ſprechen anhob, fuhr der junge Mulatte wie von einem electriſchen Schlage getroffen empor. Er ſah den

Redenden mit einem Blicke an, wie ſolcher wohl einen Dolchſtoß zu begleiten pflegt, dann ſich plötzlich faſſend, lehnte er ſich wieder in ſeinen Stuhl zurück, und als ob er eifrig über Etwas nachdächte, fuhr er ſich von Zeit zu Zeit mit der flachen Hand über die Stirne. — Die Sprechenden hatten indeß hiervon nichts gemerkt, und Janſens fuhr eifrig in der Unterredung fort.

„Ein höchſt vernünftiges Vorhaben!" rief er aus. „Wir machen das Geſchäft zuſammen, und ich ſtelle Ihnen ein gutes Kontingent von meinen Kanaillen. — Nicht? — Die Sache wird rentiren, und wir bewirken dadurch zugleich ſo eine Art Epuration unter den Sklaven unſerer beſſeren Plantagen. Sehen Sie ein Paar hundert Ducaten bei dem Ankauf von Stenhuis nicht an, mein Freund. Die Plantage iſt nicht ſchlecht bewirthſchaftet, und würde es noch beſſer ſeyn, wenn der Beſitzer hier — er ſchlug auf die Taſche — beſſer beſchlagen wäre. — Brauchen Sie Baarſchaften zum Ankauf? Meine Kaſſe ſteht Ihnen offen."

Van der Straaten machte lächelnd eine abwehrende Bewegung, dann fragte er nach der Lage der Plantage, und der Möglichkeit der Einrichtung einer, bei jener Kultur durchaus erforderlichen Bewäſſerung.

„Ueber beide Punkte,“ fiel jetzt der junge Mulatte eifrig ein, „könnte ſich der Herr van der Straaten die beſte Auskunft verſchaffen, wenn er ſich nach dem kleinen Pavillon am Ende unſerer Plantage begeben wollte. Dort überſieht man die ganze Pflanzung Stenhuis, und den Lauf des Flüßchens, das ſie begränzt. Jetzt iſt eben Sonnenuntergang, die Luft durchſichtig, der Weg nicht weit — —“

„Ein kluger Gedanke; ſo geſcheidt er nur aus einem Mulattenkopfe kommen kann!“ rief Janſens, indem er William auf die Schulter ſchlug und lachte. „Aber wiſſen Sie auch, Herr Schwiegerſohn in spe, was dahinter ſteckt? Monſieur William wünſcht den Ankauf — er wurde ganz lebendig als Sie davon ſprachen — er hofft Plantagenverwalter dort zu werden, und wahrhaftig, anſtellig genug wäre er dazu, wenn er nur den Schambock beſſer ſchwingen lernen wollte.“

„Vielleicht lerne ich es!“ rief der Mulatte mit einer Art wilder Luſtigkeit. „Hätte ich auch von der Natur keine Anlagen dazu, ſo würde mich doch die Ehre, das Haupt, der Befehlshaber der Verbrecherkolonie, welche die Herren zu Stenhuis anlegen wollen, zu werden, dazu begeiſtern. — Aber ich glaube, daß es Zeit iſt aufzubrechen, wenn Herr van der Straaten ſein neues Beſitzthum betrachten will.“

„Ganz Recht!“ rief Janſens, indem er aufſtand. „Wir wollen gehn.“

Wie es ſchien, paßte der von dem Hausherrn geäußerte Vorſatz, die Abgehenden begleiten zu wollen, ſchlecht in den Plan des jungen Mulatten. Er erinnerte ſeinen Gebieter eifrig an Dies und Jenes, was ſeine Entſcheidung, nach vorhergehender perſönlicher Unterſuchung, dringend fordere, aber Janſens ließ ſich durchaus nicht abhalten, ſeinem „werthen Freund und künftigen Schwiegerſohn“ die Herrlichkeiten der Plantage zu zeigen. —

Während indeß die Drei in die Hauptallee der Kaffeepflanzungen in eifrigem Geſpräch einbogen, ward in nicht allzugroßer Entfernung, eine für den

Verfolg dieſer Geſchichte nicht minder wichtige Unterhaltung gepflogen. —

Wie der Leſer bereits vernommen, lag auf einer kleinen Erhöhung am Ende der Plantage ein Pavillon, von dem man das flache Gelände weit überſehen konnte. Mehr als zehn Pflanzerwohnungen ragten, von Palmen oder Gouyaven umſtanden, aus den dunkel- oder hellgrünen Vierecken der Zuckerrohr-, Kaffee- oder Baumwollplantagen der weiten Ebene empor. Ein Flüßchen, welches ſich in der Ferne in den mächtigen Surinam ergoß, ſchlängelte ſich wie ein Silberband durch die, vom regſten Fleiße angebaute, herrliche Aue, und der letzte Strahl der eben niederſinkenden tropiſchen Sonne zitterte auf den Wellen des kleinen Stromes. Nur wenige hundert Schritte zur Linken der Kaffeepflanzung von Gravenhaag begann der Anfang des majeſtätiſchen Urwaldes. So wie die Sonne am Horizonte niederſank, fing es dort an lebendiger zu werden. Einzelne Stimmen wurden auf entfernten Punkten laut; ſie beantwortete zuerſt der ſchrillende, ſtoßartig erſchallende Ruf des Trompetervogels, oder das dumpfe Gebrüll des Kuguars; dieſem folgte der

Lärm, den die verſchiedenſten Affenarten verurſachten, und nun erhoben ſich ganze Heere rothglänzender Araras oder grünſchimmernder Papageien, die ſich, in langhindehnenden Zügen, aus dem Urwalde nach den Plantagen begaben, um dort mit ihrer gewöhnlichen Gefräßigkeit ihr Abendfutter zu ſuchen. Das Knallen der Flintenſchüſſe, mit denen ſie hier und da empfangen wurden, der Lärm, den ſie darob erhoben, das Echo, welches langſam in dem Urwalde fortrollte, und die Bewohner des letztern nur noch mehr erregte, die großartige tropiſche Scenerie der Gegend; Alles zuſammengenommen gab ein wildromantiſches Bild, voll Leben und Bewegung. So ſehr aber auch daſſelbe die Aufmerkſamkeit des Beſchauers in Anſpruch zu nehmen im Stande war, ſo beachteten zwei, im Pavillon befindliche Perſonen dennoch ſolches nicht im Geringſten. Klara ſtand neben einem jungen Manne, der die Hände des Mädchens in den ſeinen hielt, und Beide waren in ein Geſpräch vertieft, das ſie ſehr zu intereſſiren ſchien. Der Fremde war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren. Er war wohlgewachſen, von ſicherer, faſt kühn zu nennender Haltung. Eine leichte Jagdkleidung trug dazu bei, ſeine ſchöne Geſtalt noch vortheilhafter in's Auge fallen zu laſſen.

„Das war alſo der Grund, warum mir van der Straaten auf eine ſo geheimnißvolle Art den Antrag machen ließ, ihm meine Pflanzung zu verkaufen!“ rief der junge Mann, nachdem Klara eine Rede, die ſie ſehr angegriffen zu haben ſchien, geendet hatte. „Er ſoll ſich getäuſcht finden! Er bekommt Stenhuis nicht, ſo lange — ſo lange mir Klara treu bleibt.“

„Dann wird er niemals der Beſitzer Ihrer Pflanzung;“ ſagte Klara lächelnd. „Uebrigens wird es mir eben nicht ſchwer werden, den Bewerber abzuweiſen, obwohl Etwas mich bei der Sache ſchmerzt.“

„Es ſchmerzt Sie, Klara?“ ſprach Jener nicht ohne Empfindlichkeit.

„Verſtehen Sie mich recht, lieber Heinrich!“ fiel Klara dem Geliebten in's Wort. „Sie kennen den rauhen Sinn meines Vaters und wiſſen, daß ich vielleicht die einzige Perſon auf der Welt bin, die er wahrhaft liebt. Er will mich glücklich wiſſen, aber — nach ſeiner Art. Bis jetzt habe ich allen ſeinen Befehlen pünktliche Folge geleiſtet; — noch mehr, ich geſtehe Ihnen offen, daß, als mein Vater Ihre Bewerbungen zurückwies, ich mich aufrichtig bemühte Sie zu vergeſſen — ich konnte es nicht. Mein Vater denkt nicht daran, wie es möglich ſey, daß ich ihm ungehorſam ſeyn, und den Mann ſeiner Wahl ausſchlagen könne, und jetzt ſoll ich vor ihn treten, ſoll ihm ſagen, daß ich ihm nicht Folge leiſten werde. — Und doch muß ich es, ich fühle daß ich ihm offen und ehrlich ſagen muß, daß ich bereits für das ganze Leben eine Wahl getroffen; ſagte ich es jetzt nicht, ſo würde ich über kurz oder lang dazu gezwungen ſeyn, und das Uebel würde nur um ſo größer werden.“

„Ich fühle, theure Klara,“ fiel Heinrich ein, „wie ſchwer es Ihnen werden muß, vielleicht ändert aber Ihr Vater ſeine Meinung, wenn er einſieht —“

„Niemals, mein theurer Freund!“ fiel kopfſchüttelnd das Mädchen ein. „Ich habe ihn noch niemals, weder im Guten noch im Böſen, ſeine Entſchlüſſe verändern ſehen. Wir haben auf nichts zu hoffen, als auf uns ſelbſt, auf unſere Liebe und Treue."

„Und auf die möglicheren Ereigniſſe einer frohen Zukunft!" rief Heinrich warm.

„Ich denke, mein Heinrich rechnet den Tod meines Vaters nicht unter dieſe. Es iſt mir dann, als ob ich Sie nicht mehr lieben könnte;" ſagte Klara ernſt. — „Aber jetzt eine Bitte, lieber Freund! Wir können uns nicht ſo oft wie früher ſehen. Ich fürchte faſt, unſere Zuſammenkünfte ſind bemerkt worden."

„Von Ihrem Vater? — Gewiß nicht;" ſagte der junge Mann.

„Nicht von dieſem, aber mich bewachen noch ein paar andere Augen — ich fürchte wenigſtens, daß dies der Fall iſt;" ſprach Klara in leichter Verwirrung. „William Berbice —"

„Was?" rief Heinrich plötzlich auffahrend. „Ihr Vater hätte Ihnen dieſen Menſchen zum Wächter geſetzt?"

„Was denken Sie von ihm und mir?" rief Klara ſtolz. „Mein Vater dachte nicht daran, mich bewachen zu laſſen."

„Wie?" rief der junge Mann noch heftiger. „Er ſelbſt hätte es aus freiem Antriebe verſucht? — Dann liebt er Sie! — Und dies wagt er, der Elende, der — Mulatte?"

„O, über die herrliche Moralphiloſophie der Männer!" ſagte Klara mit trübem Lächeln. „Da tritt Herr Heinrich to der Horſt in der Kolonialverſammlung auf, vertheidigt aus allen Kräften die Menſchenrechte der Farbigen, macht ſich dabei die Hälfte der Anweſenden, und beſonders einen gewiſſen Herrn Jacob Janſens, zu Feinden, und nun nennt er einen Menſchen, den er kaum dem Namen nach kennt, einen Elenden, weil — ſeine Mutter eine Schwarze war."

„Ich geſtehe, daß ich Ihre Vorwürfe verdiene," ſprach der junge Mann beſchämt, „aber wie kann er wagen, ſeine Augen zu der Tochter ſeines Herrn zu erheben —"

„Weil er *mit dem Herzen* die Wahrheit deſſen fühlt, was Sie *mit dem Munde* vertheidigen?" fiel Klara lächelnd ein. „O, über den herrlichen Philantropen!"

„Spotten Sie immer, ich verdiene es;" ſagte

Heinrich lächelnd. „Sagen Sie mir aber, liebe Klara, welches ſind die Gründe die dieſem Mulatten — dieſem jungen Manne will ich ſagen — ſo viel Kühnheit einflößen? — Wer iſt er? Wo ſtammt er her?“

„Er war ein armer Knabe aus Berbice, wie mein Vater ſagt!“ erwiederte Klara. „Mein Vater ließ ihm dort eine Erziehung geben, um an ihm einen treuen Aufſeher ſeiner weitläuftigen Pflanzungen zu haben. Er iſt ein wenig überſpannt. Denken Sie an die ihm gewordene Erziehung, halten Sie das drückende Gefühl der Abhängigkeit, die Kenntniß des Kaſtenvorurtheils dagegen, und Sie werden den jungen Mann bemitleiden.“

„Klara, Sie ſprechen ſehr warm für dieſen Menſchen!“ ſagte Heinrich ein wenig empfindlich.

„O, ich bitte Sie, lieber Heinrich!“ ſagte das Mädchen ſchmerzlich. „Wir haben wohl zu hinlänglichen gegründeten Kummer, um uns mit erbärmlichen, kleinlichen Eiferſüchteleien zu quälen! — Der arme William könnte für mich nie etwas anders als ein Gegenſtand des Mitleids ſeyn. — Aber was war das? Erſchallten nicht Fußtritte? — Nein, es war das Picken des Specht's, welcher Palmwürmer ſucht — —. Laſſen Sie uns von unſerer Zukunft reden. Ich bitte Sie deshalb nochmals, lieber Freund, nur ſelten eine Zuſammenkunft zu verlangen. Zu was auch? Gehören wir uns nicht auf immer an? Vertrauen Sie mir ſo feſt, wie ich Ihnen vertraue. Ich habe meine Wahl für das Leben getroffen, Ihnen gehöre ich auf immer und ewig, und nie erhält ein anderer Mann meine Hand."

„Werden Sie den Wünſchen, den Befehlen Ihres Vaters widerſtehen können?" fragte Heinrich mit ſchmerzlichem Tone, indem er beide Hände des Mädchens ergriff.

„Die Wünſche meines Vaters nicht erfüllen zu können, wird mich ſchmerzen," erwiederte Klara; „ſeinen Befehlen müßte ich in dieſem Punkte zum erſtenmale ungehorſam werden."

Der junge Mann ſchlang bei dieſen Worten feurig ſeinen Arm um die nur leicht Widerſtrebende. — In dieſem Augenblicke trat Janſens, gefolgt von Herrn van der Straaten und William, in den Pavillon

Wüthend, aber ohne ein Wort zu ſprechen, blickte der Erſtere bald auf die Tochter, bald auf deren Geliebten, William erblaßte, nur van der Straaten blieb ruhig, zog eine goldene Tabatiere aus der Weſtentaſche, nahm eine Priſe, und barg die Doſe wieder an ihrem Ort. —

Auch Heinrich war ſehr erſchrocken, er wechſelte die Farbe und wollte ſprechen, die Stimme verſagte ihm. Klara ermannte ſich zuerſt. Hocherröthend, aber mit Faſſung, wendete ſie ſich an van der Straaten.

„Erlauben Sie mir,“ ſagte ſie mit Ruhe, „Ihnen Herrn to der Horſt von Stenhuis vorzuſtellen. Er bewirbt ſich um meine Hand, und obwohl mein Vater ihm dieſe verweigert, ſo hoffen wir dennoch dereinſt deſſen Sinn zu erweichen.“

Van der Straaten hörte Klara's Rede, mit großer Seelenruhe und ohne ein Wort zu ſagen, an, aber Janſens, der ſeinen Zorn bis dahin nur mit Mühe gezügelt hatte, fiel der Tochter zornig in die Rede.

„Dummes Geſchwätz!“ rief er, indem er wüthende Blicke auf die Sprechende ſchoß. „Niemals werde ich meine Einwilligung in eine Heirath mit einem — mit einem Manne geben, der eine Liebelei mit meiner Tochter hinter meinem Rücken anfängt."

„Entſchuldigen Sie, Herr Janſens!" ſagte Heinrich, indem er einen feſten Blick auf den Gegner warf. „Ich habe nicht hinter Ihrem Rücken, ſondern frei und öffentlich, und wie es jedem Manne von Ehre zuſteht, um Ihre Tochter geworben, ehe Sie mir deren Hand verſagten. Daß ich ſolche ſpäter, wiewohl nur ſelten, ohne Ihr Wiſſen geſprochen —"

„Geſchah nur dann," fiel Klara ein, „wenn ich Herrn to der Horſt um eine Unterredung erſuchen ließ, und dies war auch heute der Fall."

„Was?" ſchrie Janſens. „Du ſelbſt ludeſt ihn ein."

„Ja, mein Vater!" entgegnete Klara ruhig. „Als Sie ihm meine Hand verſagten, verſicherten Sie, mir nie einen Bewerber aufdringen zu wollen, demungeachtet gingen Sie Verhandlungen über dieſen Gegenſtand ein. So wie dies geſchah, geſtattete ich mir eine Unterredung mit dem Manne meiner Wahl, um ihm meine Zuſage, nie die Frau eines Andern werden zu wollen, zu wiederholen."

„Wie?" rief Janſens immer zorniger. „Und dies wagſt Du mir in's Geſicht zu ſagen? Du ſchämſt Dich nicht, dies in Gegenwart dieſes Herrn" — er zeigte auf van der Straaten — „zu geſtehen?"

„Schämen?" ſprach Klara ruhig. „Ich würde in Gegenwart der ganzen Welt den Mann meiner Wahl nicht verläugnen."

„Elende! — Ungerathene!" rief Janſens die Fäuſte ballend, aber van der Straaten unterbrach ihn ſogleich.

„Warum ereifern Sich denn der werthe Herr?" ſagte er, indem er mit großer Gemüthlichkeit eine Priſe nahm. „Das ſind Geiſtesverirrungen, jugendliche Ideen, in denen die ſchätzbare Demoiſelle befangen. Hätten Sie, verehrter Freund, damals „ja" geſagt, aber ſich eine dreijährige Friſt bis zur Vollziehung der Verbindung ausbedungen, wer weiß, ob die werthe Demoiſelle Tochter heute nicht bereits ganz andere Anſichten hätte, und die Partie mit Vergnügen rückgängig werden ließe. Gewiß, ſie hätte in der Zwiſchenzeit eine Vergleichung zwiſchen den Plantagen Stenhuis" — hier lächelte er verächtlich — „und Straatensberg angeſtellt —"

„Und würde,“ ſprach Heinrich, den Sprechenden verächtlich meſſend, „ſich für die erſte entſchieden haben, wenn ſie die erbärmliche Zugabe zur letztern noch näher kennen gelernt hätte.“

„Es iſt eine hübſche Einrichtung der Natur, daß Jeder immer mit ſich ſelbſt am zufriedenſten iſt;“ erwiederte van der Straaten kalt. „Uebrigens alterire ich mich nicht gern, und ſo meine ich, Herr Janſens, Einer von Ihren Beſuchern iſt überflüſſig, Herr to der Horſt oder Ihr ergebener Diener.“

„Es ſchmerzt mich wahrhaft, Herr Janſens,“ ſagte Heinrich, dem Genannten näher tretend, „Ihnen Kummer verurſachen zu müſſen. Halten Sie Sich verſichert, daß ich Ihre Ruhe durch heimliche Zuſammenkünfte mit Klara nicht ferner ſtören, aber eben ſo wenig die Hoffnung auf deren Hand aufgeben werde. Sie können mir dieſe Erklärung nicht verargen, als Sie bei ruhigem Nachdenken zugeben müſſen, daß ich in jeder andern Hinſicht — nur nicht in der des Vermögens — mich mit dieſem Herrn, welcher ſich um Ihre Tochter bewirbt, in Vergleich ſtellen darf. — Für jetzt will ich Sie von meiner laſtigen Gegenwart befreien.“

Mit einer Verbeugung gegen Janſens, und einem zärtlichen Blick auf Klara, verließ der junge Mann den Pavillon.

„Der Schlag könnte Einen treffen!“ rief Janſens, als Heinrich hinaus war. „Was werden Sie von mir und meiner Tochter denken, Herr van der Straaten!“

„Von Ihnen, Herr Janſens? He, he, he! Daß Sie wie der Papa in der Komödie Alles zuletzt erfahren;“ entgegnete der Gefragte lächelnd. „Von der werthen Demoiſelle? Das, was ich von allen Mädchen denke; nicht ein Jota mehr, nicht eins weniger. Wenn ſie an dem kleinen Intermezzo, das eben vorgefallen, keinen Anſtoß nimmt — ich für mein Theil bin eben nicht ſcrupulös in Geſchäftsſachen. — Aber iſt's gefällig, ſo gehn wir. Mir ſagt die Abendluft wenig zu.“

Stumm und ſchweigend ging die Geſellſchaft nach dem Wohnhauſe zurück. Van der Straaten war noch am unbefangenſten, indem er mit Kennermiene einige Kaffeekirſchen, die er im Gehen abgepflückt, betrachtete, zerdrückte, und die Kerne durch's Zerbeißen prüfte. — Janſens und van der Straaten traten eben in's Haus, als William Klara am Arme faßte.

„Glauben Sie nicht, daß ich Ihren Vater mit Willen nach dem Pavillon geleitet!" ſagte er mit ſtockender Stimme.

„Auch van der Straaten nicht? — Reden Sie!" erwiederte das Mädchen mit feſtem Blicke. „Gehen Sie!" rief Klara endlich, als William ſchwieg. „Ich habe Sie bemitleidet; jetzt verachte ich Sie."

Mit dieſen Worten ging Klara in's Haus. Wie vernichtet ſank der junge Mulatte an eine Säule, die das Dach der Veranda ſtützte, dann ſchlug er mit einem Ausruf von Wuth ſich vor die Stirn, und ging nach der Gegend der Negerhütten. — —

Zur Seite der letztern, deren Bevölkerung auf einem, in der Mitte gelegenen Platze bunt durcheinander wirbelte, und zu dem gewöhnlichen Abendtanze Anſtalt machte, lag ein einfaches, einſtockiges Häuschen, welches von zwei gewaltigen Lantanen beſchattet war. Es war die Wohnung William's, denn Herr Janſens forderte durchaus, daß der Unteraufſeher der Plantage ſich ſtets in der Nähe der Sklaven befinden müſſe. Der junge Mann ſaß hier in einem kleinen Stübchen, aus deſſen einem Fenſter man auf den Tanzplatz blicken konnte. Die Neger waren eben beſchäftigt ein großes Feuer anzuzünden, und einer derſelben probirte eine kleine Trommel, die aus einem hohlen Kürbis geformt und mit einem Stück Schaffell überzogen war. Da ein Zweiter bereits ſich auf einem, von dünnen Bretchen zuſammengeſetzten Inſtrumente ein wenig einübte, ein Dritter auf dem, mit einer einzigen Saite beſpannten Bogen allerhand ſonderbar ſchnurrende Töne hervorzubringen ſich bemühte, eine ganze Bande kleiner Negerknaben, die um die ſeltſamen Muſikanten, wie eine Affenſchaar, herumhockte, in Erwartung der Dinge die da kommen ſollten, aber dann und wann ein kreiſchendes Freudengeſchrei ausſtieß; ſo gab dies eine ganz eigenthümliche Scene, die von Zeit zu Zeit an Lebendigkeit zunahm, bis endlich die Luſtbarkeit des wilden afrikaniſchen Tanzes losbrach, und die dunkeln, um das Feuer in grotesken Sprüngen herumwirbelnden Geſtalten, die hell und heller auflodernden Flammen, ein Bild darſtellten, welches von einem Höllenfeſte entlehnt ſchien. — Während es aber draußen ſo luſtig und lebendig zuging, war es in William's Stübchen deſto trüber und ſtiller. Die Lampe brannte düſter, und der junge Mann ſaß, den Kopf in beide Hände geſtützt, vor einem kleinen Tiſchchen. Von Zeit zu Zeit rollte eine Thräne ihm über die Wangen, ſeine Lippen zitterten. „O, wie unglücklich bin ich!“ rief er plötzlich laut, und bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen. —

„Maſſa William unglücklich ſeyn, und Maſſa William doch kein Neger?“ ſagte auf einmal eine Stimme in dem Kreolenjargon, den wir aber in einer gewählten Sprache wiedergeben wollen. — Die Stimme kam von einem Neger, ſo ſchwarz, als nur je einer an den Ufern des Quorra oder des Tſchad geboren worden. Er war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren und von athletiſchem Baue. Die dicken, wulſtigen Lippen, die eingedrückte Naſe, das vorſtehende, ſich der Affenphyſiognomie nähernde Untergeſicht, der halboffenſtehende Mund, der ein Paar Reihen ſpitzgefeilter, einzelnſtehender Zähne blicken ließ, bezeichnete den innerſten Sudan als das Vaterland des Schwarzen.

Erſchrocken fuhr der junge Mulatte auf, ſo wie aber ſein Blick auf den Sprechenden gefallen war, ließ er ſich wieder nieder.

„Du biſt es, Phöbus?“ ſagte er. „Warum biſt Du nicht bei'm Tanze? — Geh immer! ich habe Dich weiter nicht nöthig.“

„Wer weiß ob Maſſa William Phöbus nicht nöthig hat! — William iſt ſehr traurig;“ ſprach der Neger, ſich auf die Lehne des Stuhles ſtützend, in einem halb theilnehmenden, halb lauernden Tone.

„Und wenn ich traurig wäre, was könnteſt Du dabei thun, guter Burſche?“ ſprach der Jüngling trüb lächelnd. „Geh, Phöbus! Geh und vergnüge Dich.“

„Phöbus tanzt nicht, wenn er Beſſeres thun kann!“ ſprach der Neger, indem er die letzten Worte auffallend betonte.

„Beſſeres?“ fragte William lächelnd. „Was kann ein Schwarzer Beſſeres thun, als tanzen?“

„Der ſchwarze Mann kann ſeinem Herrn helfen, er kann deſſen Herz, welches vor Traurigkeit weiß geworden, wieder roth machen!“ ſprach der Neger, den jungen Mulatten feſt anblickend.

„Du mir helfen, Du Aermſter?“ ſagte William mit ſchmerzlichem Lächeln. „Für mich giebt es keine Hülfe, und Du biſt am wenigſten der Mann, der mir ſolche bringen wird.“

„Phöbus iſt der Mann, und er will Fetiſchwaſſer darauf trinken, daß Maſſa William geholfen werden ſoll, ſobald er nur will;“ ſprach der Schwarze in dem unverkennbarſten Tone der Ueberzeugung, und während ſeine hervorſtehenden Augen wie zwei Kugeln mit größter Lebhaftigkeit in ihren Höhlen rollten.

„Menſch, Du faſelſt!“ rief William, indem er kopfſchüttelnd den Neger, der ihn mit großer Sicherheit anſah, betrachtete. „Du weißt nicht —“

„Hat der ſchwarze Mann keine Ohren zum Hören, keine Augen zum Sehen?“ rief der Neger lebhaft. „Phöbus iſt nicht kurzſichtig, wie das unter der Erde lebende Tatu; er hat die Augen des Kuguars.“

„Kannſt Du mir den Gegenſtand meines Kummers ſagen?“ fragte William den Schwarzen nachdenklich anblickend. „Du kannſt nicht! Wie magſt Du Dich alſo vermeſſen mir helfen zu wollen? —“

„Das Auge des Schwarzen iſt weit offen, wenn der weiße Mann auch glaubt es ſey geſchloſſen!" entgegnete der Neger lächelnd. „Maſſa William iſt traurig, weil das ſchönlockige Mädchen ihn verſchmähte."

Wie von einem Blitzſtrahl durchzuckt, ſprang der Jüngling auf.

„Menſch, woher weißt Du das?" rief er heftig, indem er den Neger mit durchbohrendem Blicke betrachtete.

„Der ſchwarze Mann weiß die Fährte des Eichhorns, wenn es über dürres Laub hüpft, zu unterſcheiden; ſollte er die Tritte des Mädchens, wenn es ging den weißen Mann aufzuſuchen, nicht bemerken?" erwiederte der Neger lächelnd. — „Hat Phöbus etwa das brennende Auge William's, wenn es auf dem weißhändigen Mädchen ruhete, nicht bemerkt?" ſetzte er nach einer Pauſe hinzu.

„Wohlan!" ſprach William düſter; „da Du Beides bemerkt haſt, ſo weißt Du, daß mir nicht zu helfen iſt."

Der Neger ſchüttelte lächelnd mit dem Haupte, und indem er bedeutungsvoll den Zeigefinger ſeiner rechten Hand auf die Schulter des jungen Mulatten legte, ſagte er mit leiſem, aber feſtem Tone:

„Das ſchönhaarige Mädchen gehört William, wenn er ſich erinnern will, daß das Blut des ſchwarzen Volkes in ſeinen Adern rollt.“

„Bei Gott!“ rief William wild lachend. „Es fehlte bloß, daß Du mich an Etwas erinnerſt, welches mir Klara auf immer raubt.“

„Nicht länger, als der Jüngling aus unſerm Blute es ſelbſt ſo will!“ ſprach der Schwarze, den jungen Mulatten feſt anblickend. — „Fühlt William ſich wohl unter den Weißen? — Iſt er nicht unterdrückt, verachtet, zu Boden getreten?“

„Frage mich, ob ich das Licht des Tages, das Dunkel der Nacht bemerke!“ rief der Mulatte die Fäuſte ballend.

„Warum will William ein Verſtoßener, ein Knecht der Weißen ſeyn, während er ein Häuptling des ſchwarzen Volkes werden könnte?“ fragte Phöbus, den Mulatten feſt anſchauend. „Es dauert den ſchwarzen Mann, wenn er den Jüngling ſeines Blutes verachtet, zurückgeſtoßen ſieht; wenn er ihn trauern, und ſein Herz vor Gram weiß werden ſieht, während es doch die Freude roth färben könnte.“

„Ich verſtehe Dich nicht! Was ſoll ich thun?“ fragte der Jüngling.

„Eine andere Sonne wird aufgehen!“ ſprach leiſe der Neger. „Sie wird glänzend roth, und in ſo ſtolzer Pracht aufſteigen, wie über den Waſſern des Tſchad, und über den Gipfeln der Mondberge. Will der junge Mann, wenn dies geſchieht, bei ſeinem Volke ſtehen?“

„Ha, was ſagſt Du?“ fuhr William auf.

„Nichts, wenn William ein Verräther iſt, und Alles, wenn er gedenkt ſeines Kummers, und des Unglücks ſeiner dunkeln Brüder;“ entgegnete der Neger feſt. „Will der junge Mann ſich zu Denen halten, denen er durch das Blut ſeiner Mutter angehört, ſo wird er das weiße Mädchen als Gatte umarmen, reich, geehrt, und ein großer Häuptling werden; will er es nicht, ſo bleibe er was er iſt, ein elender Sklave der Weißen.“

„Sprich, Phöbus!“ rief in dieſem Augenblicke der junge Mulatte. „Sage mir, was Du meinſt!“

„Ich habe William einſt ſprechen hören;“ ſagte der Neger zögernd. „Seine Rede klang ſüß, ſie hallte wieder in dem Ohr des ſchwarzen Mannes, der Ton war über das große Waſſer erſchollen.“

„Du meinſt, als ich mit Herrn Janſens über die Menſchenrechte der Neger ſprach, und ihm die aus Frankreich gekommenen Neuigkeiten mittheilte?“ ſagte William. „Sprich frei. Was es auch ſeyn mag; ich verrathe nichts.“

„Will der junge Mann Blut darauf trinken, daß er ſchweige, wenn er nicht dem Volke ſeiner Mutter anzugehören denkt?“ fragte noch immer zögernd der Schwarze.

„Ich will!“ erwiederte William voll Erwartung.

Schweigend ging der Neger nach einem Waſſerglaſe, welches halbgefüllt auf dem Fenſter ſtand, dann zog er ein kleines Meſſer aus den Falten ſeines Gewandes, ritzte damit leicht die Hand des jungen Mulatten, drückte ein Paar Blutstropfen aus der Wunde, und ließ ſolche in das Waſſer rinnen. So wie dies geſchehen war, ſtreifte er ſich den Arm auf. Mehrere Einſchnitte, die bereits vernarbt, waren hier zu ſehen. Ruhig fügte der Schwarze ihnen eine neue ſtarke Wunde hinzu, und ließ aus dieſer das herabrinnende Blut in das Waſſer träufeln. — Der Schwarze blickte jetzt ruhig bald auf ſeinen Arm, von welchem das Blut in einzelnen Tropfen auf die Erde perlte, bald in das Glas, wo es ſich in langen gekräuſelten Streifen langſam mit dem Waſſer miſchte. So wie dies geſchehen war, ergriff er das Glas, that einen langen Zug daraus, und ſagte, als er es ſodann William hinreichte, mit dumpfem Tone: „Das Leben Deſſen, der das Blut des Bundes getrunken, ſoll dem Fetiſch verfallen ſeyn, wenn er zum Verräther wird!“ —

Der Jüngling ſtutzte. Er ſchauderte, als er das Glas ergriff, und nahm Anſtand es an die Lippen zu bringen. Der Neger bemerkte es.

„William muß trinken, wenn er das ſchönhaarige Mädchen beſitzen will!“ ſagte er leiſe.

„Es ſey!“ rief, wie von plötzlichem Wahnſinn ergriffen, der junge Mann; erfaßte raſch das Glas, und trank einen Schluck des blutigen Waſſers.

Während der Jüngling trank, zeigte ſich ein ganz eigenthümlicher Ausdruck in dem Antlitze des Negers. Der Mund verzog ſich zu einem Lächeln, welches die Phyſiognomie des Schwarzen nur noch widerlicher machte. In den hervorſtechenden Augen blitzte ein Strahl wilder Freude.

„Maſſa William iſt jetzt ein Verbündeter des dunkeln Volkes!“ ſagte er. „Ein Rücktritt iſt ſo wenig möglich, als daß das Blut aus dieſem Glaſe in ſeine Adern zurückkehren kann. Wollte er ſeine Brüder verrathen, er würde nicht leben.“

Der Ton, in welchem der Schwarze dieſe Worte ſprach, war halb warnend, halb drohend. Die Geſtalt des Redenden war hochaufgerichtet, die Haltung ſtolz, und, durch den athletiſchen Körperbau unterſtützt, höchſt imponirend. Das Ganze war ein Bild des ſiegenden, und ſich des Sieges erfreuenden Verſuchers. Auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe ſtimmten die wilden afrikaniſchen Tänze, die ohrzerreißende Muſik, die Rauch- und Flammenwirbel auf dem Platze vor dem Fenſter, mit der ſtillen, aber nicht minder ergreifenden Scene im Zimmer überein. — Eine kleine Weile ſchien ſich der Schwarze ſeines Sieges zu freuen, dann ſagte er:

„Es iſt eine Stimme erſchollen, weit her von Sonnenaufgang über das Salzmeer, und ſie hat ſüß und lieblich geſungen vor den Ohren des ſchwarzen

Mannes. Aber nicht alle Ohren waren geöffnet ſie zu vernehmen, doch haben Einige ſie verſtanden, und ihre Worte ausgebreitet unter dem dunkeln Volke.“

„Verſtehe ich Dich recht,“ ſprach William, „ſo meinſt Du die Gerüchte über die Aufhebung der Sklaverei in den franzöſiſchen Kolonieen.“

„Das Ohr meines Bruders iſt offen. Er hat mich verſtanden;“ erwiederte der Neger. „Die Männer, welche die Stimme vernommen haben, haben ſie heimlich fortgeſungen an den Ufern des Surinam und des Oyapoc, und ihr Geſang iſt erſchollen bis zu den freien Männern von Sarameca. Dieſe wollen aber nicht hören auf den Ton, ſie ſagen: es ſey ein verrätheriſcher Sang, um ſie zu reizen die Keule zu erheben, und die Schrift, welche geſchrieben ward (den Friedenstractat) zu zerreißen. Nun wollen aber, ſobald die Sichel des Mondes wieder zum erſtenmale ſichtbar wird — es iſt in der nächſten Nacht — die Brüder von Surinam mit denen von Sarameca zuſammentreffen, im Walde am Kaymansſumpf, und dort eine Unterredung halten. Will mein Bruder mit mir dorthin gehen und das Lied, welches über das große Waſſer gekommen, den ſchwarzen Männern von Saramecca vorſingen, ſo verſpreche ich ihm, er ſoll das weiße Mädchen zum Weibe haben, und er ſoll ſo lange mit ihm an den Ufern des Saramecca wohnen, bis das Land am Surinam in den Händen des ſchwarzen Mannes iſt, dann wird er in die Ebene zurückkehren und ſo viel Land in Beſitz nehmen, bis er ſelber ſagen wird: es iſt genug."

Der Jüngling ward durch den ihm gewordenen Antrag auf's Höchſte überraſcht. Lag den Reden des Negers wirklich eine beſtehende und weitverzweigte Verſchwörung zum Grunde, oder war es nur eine ſchnell aufkeimende Befreiungsidee einiger Schwarzen der nächſten Plantagen?

„Mein Bruder iſt erſchrocken, oder er glaubt nicht den Reden des ſchwarzen Mannes!" ſprach der Neger, des jungen Mannes Ueberraſchung bemerkend. „Mehr als Tauſend des ſchwarzen Volkes kennen die Wahrheit deſſen, was er ſo eben vernommen hat. Er gehe hinaus, er trete unter jene Tänzer, und ſchlage zweimal mit der rechten Hand an den linken Oberarm, und er wird ſehen wie Viele dieſes Zeichen beantworten werden."

William wußte, daß unter den Negern geheime Zeichen beſtanden, an denen ſich die Mitglieder der Purrah — einer Verbindung, die faſt unter allen Negerſtämmen beſteht, und die aus Afrika mit nach den Kolonieen gebracht wurde — erkennen konnten. Die Zuverſicht, mit welcher der Schwarze von der weitverzweigten Verbindung unter den Sklaven ſprach, die Sicherheit, mit der er einer Zuſammenkunft der Verbündeten, und der ſogenannten Rebellen von Saramica erwähnte, ließen ihm über die Wahrheit jener Behauptungen keinen Zweifel aufkommen. Eben ſo ſagte er ſich, daß Phöbus nur nach reiflicher Ueberlegung, vielleicht gar nach bereits getroffener Abrede mit ſeinen Verbündeten, ihm habe Verſprechungen machen können, von deren Erfüllung ihm wenigſtens die Möglichkeit der Ausführbarkeit einleuchtete. Ein heftiger Kampf begann nun in der Seele des Jünglings. Er erinnerte ſich an die Wohlthaten, die er Janſens zu danken hatte. Die wiſſenſchaftliche Bildung, die er beſaß, die Stellung — wiewohl ſolche eine gedrückte und untergeordnete war — die er zu Gravenhaag einnahm, und welche die einzige war, auf welche, nach den Begriffen der damaligen Zeit, ein Mulatte Anſpruch machen konnte, alles rührte von der Vorſorge des Mannes her, welcher ihn zwar öfters durch übel angebrachte Scherze, und faſt täglich durch rauhes, gebieteriſches Weſen, ſeine Abhängigkeit fühlen ließ, dem er aber dennoch zur Dankbarkeit verpflichtet war. — Andererſeits hatte William zu Berbice in der Geſellſchaft junger Leute ſeines Gleichen, mit Enthuſiasmus alle Nachrichten aufgenommen, wie ſolche ſo häufig aus Europa, über Cayenne anlangten, und von denen jede, mit immer größerer Gewißheit, die Emancipation der Farbigen verkündigte. Dieſe letztere war ſeit längerer Zeit bei Tag und bei Nacht ſein einziger Gedanke. Verwirklichte ſich dieſe, ſo war die ungeheure Kluft verſchwunden, die ihn von Klara trennte. Wäre dieſe nicht mehr vorhanden, ſo ſagte er ſich, dann würde ſeine glühende Liebe auf das Mädchen nicht ohne Eindruck bleiben. Der ſcharfe Blick der Eiferſucht hatte ihm zwar das Verhältniß Klara's mit Heinrich kund werden laſſen, aber er kannte Janſens Widerwillen gegen den Geliebten ſeiner Tochter, er wußte, daß jener niemals in eine Verbindung zwiſchen beiden willigen würde, und er war überzeugt, daß die Neigung Klara's endlich an der Klippe, die ihr der feſte Sinn des Vaters entgegenſtellte, ſcheitern würde. Bei weitem mehr als die Bewerbungen des jungen Pflanzers, hatten ihn die Bemühungen Anderer — und noch heute van der Straaten's — geängſtigt. Er fürchtete, daß das Mädchen, überzeugt von der Unmöglichkeit je dem Manne ihrer Wahl anzugehören, und gedrängt von dem Willen des Vaters, ſich endlich entſchließen würde eine andere Verbindung einzugehen. Dies war auch der Grund geweſen, warum er van der Straaten in die Nähe des Pavillons zu führen, und ihn dort auf eine zufällig ſcheinende Weiſe von der Zuſammenkunft Klara's und to der Horſt's in Kenntniß zu ſetzen, getrachtet hatte. Er hatte indeß das berechnende Phlegma des Bewerbers nicht genug in's Auge gefaßt, auch glaubte er Janſens von dem Gange abhalten zu können, ein Umſtand, der ſeinem Plane einen andern Erfolg lieh. — So wie William einen Augenblick über ſeine Verpflichtungen gegen Janſens nachgedacht, erwog er auch ſogleich die Ausſichten, die ihm die

Vorſchläge des Negers eröffneten. Er ſagte ſich, daß, nach dem was vorgegangen, er ſchwerlich auf die freie Neigung Klara's zu hoffen habe, und daß nur Furcht oder Gewalt ſeiner Leidenſchaft einen Weg zum Beſitz des Mädchens bahnen könnten. Das fürchterliche: „Jetzt verachte ich Sie!“ tönte noch in ſeinen Ohren. Er ward davon im Innerſten empört. „Ja!“ murmelte er dumpf vor ſich hin; „ſie *muß* mein ſeyn, ſie muß mich *fürchten*, damit ſie mich *lieben* lernt.“ — —

Der Neger hatte indeß ſchweigend den jungen Mann betrachtet. Wie eine Baſaltſtatue lehnte er an dem Stuhle, auf welchem jener ſaß, kein Glied bewegte ſich, nur das unſtete Rollen der vorſtehenden, weißumränderten Augäpfel, zeigte, daß die dunkle Bildſäule belebt ſey. Es war deutlich zu ſehen, daß der Schwarze den Seelenkampf des jungen Mulatten bemerkt hatte, und daß er des Sieges im Voraus gewiß, ihn ruhig durchkämpfen laſſen wolle. So wie aber William die Lippen bewegte, richtete ſich die koloſſale, dunkle Geſtalt hoch empor.

„Was hat Maſſa William beſchloſſen?“ fragte er kurz und rauh. „Will er das rothwangige Mädchen beſitzen und ein großer Häuptling werden, oder bleiben was er iſt, der Knecht eines Weißen, der Hund eines Hundes?“ —

„Kannſt Du mir Klara's Beſitz unfehlbar zuſichern?“ fragte William heftig.

„Unfehlbar!“ entgegnete der Neger mit Sicherheit im Tone. „Mein Bruder wird ſie nach wenigen Tagen umarmen an den Ufern des Sarameca.“

„Wie denkſt Du dies anzufangen?“ fragte der Jüngling.

„Sie wird mit Gewalt dorthin gebracht werden,“ entgegnete der Neger.

„Geraubt? Mitten aus der Plantage?“ rief William. „Das iſt unmöglich.“

„Es wird aber ſo ſeyn!“ entgegnete kalt der Neger. „Zuvor aber muß mein Bruder mich in nächſter Nacht an den Kaymansſumpf begleiten, und dort Zeugniß ablegen vor den Ohren der Brüder.“

„Kehren wir wieder zurück?“ fragte William aufmerkſam.

„Noch vor Tagesanbruch! Es iſt nur zwei Stunden bis dahin;“ erwiederte Phöbus. „Acht Tage ſpäter verläßt William für immer die Pflanzung, und mit ihm das weiße Mädchen.“

„Man würde uns nachſetzen bis in die Wälder! Man würde die Marons bewegen uns auszuliefern!“ ſagte Jener.

„Der weiße Mann wird glauben, das Mädchen ſey freiwillig entflohen!“ ſprach der Schwarze lächelnd. „Phöbus hat Alles bedacht! Phöbus iſt weiſe. Er war ein großer Häuptling an den Ufern des Quorra und ein Mitglied des Purrah. Der Felatah war liſtig, und der Bewohner der Inſeln im Tſchadſee war tapfer, aber Phöbus hat den Inſelbewohner dennoch getödtet, und den Felatah hintergangen. — Will mein Bruder dem ſchwarzen Manne vertrauen?“

Ohne ein Wort zu ſagen, reichte William dem Neger die Hand.

„Morgen, wenn die Sichel des Mondes ſich erhebt!“ ſagte dieſer bedeutungsvoll lächelnd, und verließ leiſe das Zimmer. Es war als ob ein Schatten am Fenſter vorbeiſchwebe, als Phöbus vorbeieilte und ſich unter die Tänzer miſchte. William warf ſich auf's Lager, es erſchien ihm Alles wie ein Traum. — —

Tiefſinnig, in Gedanken verloren, kaum ſich ſelber bewußt, verlebte William den folgenden Tag. Janſens hatte ihn bei'm Abendeſſen, zu dem er ſich eingefunden, vielfach ſeine rohen, heute durch üble Laune über van der Straaten's Abreiſe, noch verſtärkten, härter klingenden Scherze empfinden laſſen. William erwiederte keine Sylbe. So wie man vom Tiſche aufgeſtanden war, begab er ſich unter dem Vorwande daß er unwohl ſey, nach ſeiner Wohnung. Der Abend war indeß angebrochen, und die Neger machten bereits Anſtalt zu ihrem Tanze, als Phöbus in's Zimmer ſchlüpfte. Er trug in einer Hand einen, mit einem ſechs Zoll langen Stachel verſehenen, dicken Stab, in der andern eine Art Streitkolben, in den Kolonien von Guyana unter dem Namen casse-tête bekannt.

„Maſſa William mag ſich bewaffnen!“ ſprach Phöbus, indem er auf eine Doppelflinte zeigte, die nebſt zwei Piſtolen an der Wand hing.

Der junge Mann nahm die erſtere herab, und warf eine Jagdtaſche um.

„Auch dieſe!" ſprach der Neger auf die Piſtolen zeigend.

„Meinſt Du, daß wir Gefahr von den Marons zu befürchten haben?" fragte William aufmerkſam werdend.

Phöbus ſchüttelte lächelnd mit dem Haupte, dann ſagte er ernſt:

„Mein Bruder mag die Feuerröhre mit ſich nehmen. Der Fetiſch des Urwaldes und die Nacht ſind den weißen Geſichtern nicht befreundet." —

William ſchrieb die Aeußerungen des Negers ſeinen abergläubiſchen Meinungen zu, doch nahm er die Piſtolen herab, unterſuchte die Batterien, und ſteckte die Waffen endlich in den Gürtel. So wie dies geſchehen war, winkte ihm Phöbus bedeutungsvoll mit der Hand, und indem er zur Thür hinauseilte, ziſchelte er: „Unter der großen Guvava, am Ende der Pflanzung!" —

Wenige Minuten ſpäter verließ William gleichfalls das Haus. Um von den bereits im Tanze begriffenen Negern nicht bemerkt zu werden, ging er aus einer Seitenthür der Wohnung, und bog mit ſchnellem Schritte in eine Seitenallee der Pflanzung ein. Nur ſparſam ſendete die Mondsſichel ihr ſchwaches, durch die Kronen der Kaffeebäume glitzerndes Licht herab, aber der Glanz der Flamme des Tanzfeuers ſchimmerte bald ſtärker bald ſchwächer durch die Blätter. Ein leichter Abendwind ſtrich jetzt von dem Urwald herüber, und pfiff durch die Zweige der Kaffeebäume, er verbreitete Kühlung rings umher. William bedurfte ſie. Sein Herz pochte hörbar, als er die Allee hinaufſchritt, er fühlte ſeine Pulſe bis in die Schläfe klopfen, und ein ſtarker Schweiß bedeckte ſeine Stirn. Jetzt hatte er das Ende des Baumgangs erreicht. Zwanzig Schritte davon, auf einer geringen Erhöhung, breitete der alte Guyavenbaum ſeine Zweige aus. Der Schein des Tanzfeuers der Sklaven, welches bis hierher ſchimmerte, ließ William die dunkle koloſſale Geſtalt des Negers erkennen, der, die Lanze und die Streitart in der Hand, an dem Stamme des Baumes lehnte. Er ſchien der düſtre nächtliche Prieſter des Fetiſch des Urwaldes, der das ſich nähernde Opfer erwartete. — So wie William zu ihm trat, bückte ſich der Schwarze, und griff in eine Höhlung des Baumes. Er zog Etwas heraus, das William bald für ein Paar Harzfackeln erkannte, und ſteckte die Streitaxt in den Gürtel. Dann ſich raſch umkehrend, und den Arm, [illegible] welchen er heute eine Menge lederner und metallener Amulete befeſtigt hatte, erhebend, rief er mit rauhem Tone: „Vorwärts jetzt! Dorthin geht unſer Weg.“ —

Der Raſenplatz, der die Pflanzung von dem Urwalde trennte, war bald überſchritten, und die Wanderer traten in die düſtre Waldnacht. Nur wenige Schritte, und ſie befanden ſich in faſt völligem Dunkel. Nur ſelten ſah man noch, zwiſchen den rieſigen Stämmen hindurch, das Feuer der Neger ſchimmern, bald aber verſchwand der letzte Strahl deſſelben, und William befand ſich mit ſeinem Begleiter in tiefer Nacht. Der leichte Abendwind war jetzt nicht mehr zu ſpüren, kein Baumblatt bewegte ſich; der feuchte Dunſt, den der nie von der Sonne beſchienene Boden aushauchte, und den die dichten Laubkronen am Aufſteigen hinderten, erfüllte Alles rings umher, und beklemmte die Bruſt des jungen Wanderers, der die großartige Wildniß zu ſolcher Zeit zum erſtenmale betrat. Beide mochten etwa tauſend Schritt im Walde tappend zurückgelegt haben, als Phöbus anhielt, ſeine Lanze in die Erde ſtieß, Feuer anſchlug, und eine Harzfackel in Brand ſetzte. Schweigend wie bisher, ging er dann ſeinem Gefährten voran. Es ward William leichter um's Herz, als er das Feuer der Kerze auflodern ſah. Zwar waren die Dünſte ſo dicht, daß man kaum mehr wie zehn Schritt um ſich her die Gegenſtände erkennen konnte, es hatte ſich, wie um den Mond, wenn er hinter einer dunſterfüllten Atmoſphäre emporſteigt, ein Nebelkreis um die Flamme der Fackel gebildet, aber es war wenigſtens möglich geworden, Weg und Steg zu erkennen. Der ſchwammige Boden war hier überall von einer Menge herabgefallener, dürrer Zweige und Blätter bedeckt. Sie bildeten eine, ſeit Jahren auf einander liegende Schicht, in welche der Fuß oft bis zum Knöchel einſank. Die Vegetation ſchien hier von einer merkwürdigen Ueppigkeit. Die ungeheuren Waldbäume waren vom Fuße bis zum Gipfel von Schlingpflanzen aller Art umzogen, und letztere hingen theils wie ungeheure Blätterguirlanden von einem Stamme zum andern, theils wie mächtige Seile von den Aeſten zur Erde nieder. Manchmal waren die Wanderer gezwungen über hundert Schritt weit gebückt, unter einem von Schmarotzerpflanzen gebildeten Baldachin fortzugehen, doch kam dies nur ſelten vor, da der Afrikaner ſolchen Stellen meiſtentheils mit Geſchick auszuweichen, und oft einen Durchgang zu finden wußte, der ſich labyrinthiſch durch das Dickig ſchlängelte, ein Umſtand der William auf den Gedanken brachte, daß Jener dieſen Weg ſchon oft zurückgelegt haben m[illegible] Alles was den jungen Mulatten umgab; mochte er nun in jenem Blätterlabyrinth, oder unter den mächtig emporſtrebenden Waldbäumen — was freilich ſeltener vorkam, da faſt überall das Unterholz den Weg verſperrte — einherſchreiten; machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck. Was er auch ſah, Alles trug das Gepräge des Wilden, Geheimnißvollen. Ein Umſtand war noch geeignet, den des Furchtbaren hinzuzufügen. Als Phöbus zu William in's Haus getreten war um ihn abzuholen, hatte er nichts ungewöhnliches an ihm bemerkt, jetzt aber erſchien ſein Aeußeres ſehr verändert. Im Geſicht trug er mehrere halbmondförmige, mit weißer Farbe gemalte Figuren; auf der ebenholzſchwarzen, fettglänzenden Bruſt, den Oberarmen und den Unterſchenkeln, lange ſchlangenartig ſich windende Streifen; an den Armen und Füßen verſchiedene Ringe und Amulete, die bei jedem Schritt klappernd an einander ſchlugen. Obwohl William gewohnt war, den Neger beſtändig um ſich zu ſehen, da dieſer ganz beſonders zum Dienſt bei ſeiner Perſon angewieſen war, ſo konnte er ſich doch eines eigenthümlichen Gefühls, welches von dem der Furcht nicht ſehr verſchieden war, kaum erwehren, wenn er ihn betrachtete. Es war ihm überdies, als ob die Haltung, der Gang, die Stimme des Negers von der, die er ſonſt an ſich hatte, ganz verſchieden wären, und er verglich ihn in der Stille mit dem Tieger im Käfig, wenn er ſich zu den Füßen ſeines Gebieters ſchmiegt, und mit dem Tieger des Waldes, wenn er ſtolz einherſchreitet oder ſich brüllend auf ſeine Beute wirft. Bald beruhigte ſich indeß der junge Mulatte. Er ſagte ſich daß die Neger gewohnt ſeyen, bei den Feſten in ihrer Heimath ſich feierlich zu bemalen, daß mithin Phöbus bei der Zuſammenkunft mit den freien Negern von Saramecca, ſo feſtlich wie möglich zu erſcheinen gewünſcht, und die kurze Zeit, die er bei dem Guyavenbaume geharrt, dazu angewendet habe die Zeichnungen auf ſeinem Körper anzubringen. — Die Wanderer mochten indeß ungefähr eine Stunde auf die beſchriebene Weiſe fortgeſchritten ſeyn. Phöbus ſprach kein Wort, in dem Walde war alles todtenſtill, William hörte blos das Knicken und Praſſeln der halbverfaulten Aeſte, die unter ſeinem Fußtritte brachen. Der Weg ward jetzt etwas bequemer. Es war größtentheils Hochwald den man durchſchritt. Nur hier und da hingen die Seile der Lianen herab, das dichte Unterholz zog ſich bis auf hundert Schritt rechts und links zurück. Die wenige Dichtheit der Holzung hatte dem Abendwinde das Eindringen erlaubt, und dieſer den dicken Nebel zertheilt, oder wenigſtens das Aufſteigen deſſelben durch das Laubgewölbe geſtattet. Dies war auch der Grund daß hier ein weniger tiefes Dunkel herrſchte, wozu auch noch beitrug, daß die inzwiſchen höher geſtiegene Mondsſichel hin und wieder ihren Strahl durch die Oeffnungen des großen Blätterdaches ſendete. Eben ſchritten die Wandernden durch eine Waldſtrecke, die von mächtigen Acajoubäumen beſtanden war, und wo das Unterholz etwa funfzig Schritte von ihrem Pfade mit dieſem in paralleler Richtung lief, als es William vorkam, als ob in einiger Entfernung ein Hund einigemal raſch hinter einander anſchlüge. Auch Phöbus ſchien den Ton vernommen zu haben, denn er ſtand mit aufgehobenem Fuß, und nach jener Seite gewendetem Geſicht einen Augenblick ſtill, dann ſetzte er ſeinen Weg, und, wie es William bedünken wollte, mit verſtärkten Schritten fort. Dem jungen Manne fiel dieſer Umſtand auf.

„Iſt eine Anſiedlung der Marons in der Nähe?“ fragte er.

„Stundenweit iſt kein ſchwarzer Mann; hier wohnt nur der Kuguar und das Auta;“ entgegnete dieſer.

„Es bellt aber ein Hund!“ ſprach William weiter.

„Kein Hund! — Kein Hund!“ erwiederte Phöbus raſch, und verdoppelte ſeine Schritte.

William wußte ſich die Verneinung einer Sache, über die ihm kein Zweifel obzuwalten ſchien, nicht zu erklären. Deutlich hörte er einen Ton, der dem eines Hundes, welcher in vollem Jagen begriffen iſt, zu gleichen ſchien; anders wußte ſich wenigſtens der Jüngling das kurz ausgeſtoßene, heiſere, in Intervallen auf einader folgende: Hu! — Hu! — welches immer näher zu kommen ſchien, nicht zu deuten. — Phébus beſchleunigte indeß auf's lebhafteſte ſeine Schritte, und bog auf einmal aus dem Pfade nach einer Baumgruppe, wo drei ſtarke Acajous aus einer Wurzel entſproſſen waren, und in ihrer Mitte ungefähr ſo viel Raum ließen, daß zwei Menſchen bequem neben einander ſtehen konnten. Dort angekommen, wollte ihn William eben über ſein Beginnen fragen, aber in dieſem Augenblick ertönte das Gebell ganz deutlich, und etwa nur in der Entfernung von zweitauſend Schritten. Noch mehr erſtaunte er aber, als Phébus die brennende Fackel umkehrte, und ſie in dem feuchten Mooſe verlöſchte.

„Was ſoll das heißen? Warum löſcheſt Du die Kerze aus?“ fragte er heftig, indem er wie mechaniſch die Doppelflinte von der Schulter riß und beide Hähne ſpannte.

Phöbus antwortete Etwas, das aber William nicht verſtehen konnte, denn in dieſem Augenblicke begann in dem nahen Unterholze ein furchtbares Gepraſſel. Armsdicke Stämme brachen wie leichtes Rohr, ihr Brechen verurſachte ein Getöſe, als ob eine Menge Piſtolenſchüſſe hintereinander abgefeuert würden, zugleich erdröhnte der Erdboden, als ob ein rieſiger Wagen von Geiſterroſſen gezogen, daher rolle, und Alles in ſeinem Laufe niederſtürze. — Mit Entſetzen blickte William nach jener Seite. Der Mond ſendete eben ſeinen Strahl herab. Auf ungefähr funfzig Schritt konnte man die Gegenſtände umher erkennen. Jetzt öffnete ſich auf einmal das Unterholz, ein rieſiges Thier von dunkler Farbe ſchoß heraus und nahm ſeinen Anlauf gerade auf die Baumgruppe, wo die Wanderer ſtanden. —

Ohne zu wiſſen was er that, riß William die Doppelflinte empor, aber ehe er ſie an den Backen gebracht hatte, ſchlug Phöbus den Lauf mit der Hand herunter.

„Bei Eurem Leben! Keine Uebereilung,“ ziſchelte er.

Eben ſchoß das Ungeheuer zwei Schritt von der Baumgruppe vorüber. Es hielt die Mitte zwiſchen dem Rhinoceros und einem ungeheuren Eber, an Größe mehr dem Erſteren, an Geſtalt dem Letztern ſich nähernd. Das Thier war, wie es ſchien, in ungeheurer Wuth oder Haſt, denn es keuchte auf eine Weiſe, die dem Geſtöhn eines in Bewegung geſetzten Blaſebalgs nahe kam, dennoch konnten jene bellenden Töne, die man früher vernommen, nicht von ihm gekommen ſeyn; ſie ertönten ſo eben wieder in dem Unterholze, durch welches das Ungeheuer ſich Bahn gebrochen. William blickte jetzt unwillkührlich dorthin; er ſah zwei Flämmchen flackern, doch wie erſchrack er, als er bemerkte, daß es die Augen eines zweiten Thieres, jedoch eines von ganz anderer Geſtalt wie des erſten, waren. Ganz ſichtlich jagte daſſelbe auf der Fährte des vorigen. An Geſtalt einer Katze von Rieſengröße gleich, ſtürzte es mit hochgeſchwungenem Schweife, in Bogenſätzen daher, und ſtieß von Zeit zu Zeit das heiſere Gebrüll aus, welches von Ferne dem Bellen eines Hundes glich. Phöbus ſchien hier noch mehr wie vorher eine Unvorſichtigkeit von Seiten Williams zu befürchten, denn ſo wie das Thier aus dem Dickigt hervorſprang, hatte er den Lauf der Doppelflinte ergriffen, und er ließ ſolchen nicht eher wieder los, bis die furchtbare Jagd vorüber war. In wenigen Augenblicken war dies indeß der Fall. Das Gepraſſel, das Gebrüll verſcholl in der Ferne und bald trat die vorige ſchauervolle Stille ein.

„Es war ein Tapir, den der Kuguar verfolgte!“ ſagte Phöbus zu William, der ſich erſt nach und nach von ſeinem Entſetzen erholte. —

Ruhig ſchlug der Schwarze nun Feuer an, er entzündete die Harzfackel, und ſchweigend wie früher, ſetzten die Wanderer ihren Weg wieder fort. — — —

Der Wald wurde jetzt lichter. Die Bäume ſtanden in etwas größeren Entfernungen von einander, das Unterholz war gänzlich verſchwunden. Nach weniger als einer Viertelſtunde befanden ſich William und Phöbus am Rande des Waldes. Vor ihnen lag eine, ungefähr eine Stunde breite Fläche, die einer ungeheuren Wieſe glich, auf der einzelne Baumgruppen, gleich waldigen Inſeln in einem See, vertheilt waren. Die Ebene glich überhaupt im Ganzen einer großen Waſſerfläche, denn überall ſah man dieſelbe mit einem Nebel bedeckt, der ſich nur um etliche Fuß über den Boden erhob. Das Licht des Mondes, welches auf ihm ruhete, half die Aehnlichkeit noch vermehren. Schweigend ſchritten die Wanderer über den feuchten Raſen dahin, als Phöbus auf einem Punkte, wo eine, um etliche Fuß tiefer als die Ebene gelegene Niederung ſich durch die unermeßliche Prairie dahin ſchlängelte, ſtill ſtand.

„Die Waſſer ſind gegenwärtig vertrocknet,“ hob Phöbus an, „aber der Sumpf iſt grundlos. Mein Bruder beflügele ſeine Schritte, und halte nirgends an, wenn wir den Bayou überſchreiten.“

William wußte ſich die Rede des Negers nicht hinlänglich zu deuten, aber er wurde ſogleich darüber belehrt. Kaum ſetzte er den Fuß auf die Niederung, als er den Boden unter ſich wanken fühlte. Mechaniſch, und ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, folgte er dem Beiſpiele des Negers, der mit leichten Schritten vorwärts eilte. William lief es kalt über den Rücken. Bei jedem Tritte zitterte der Boden unter ihm. Er überzeugte ſich, daß er über einen bodenloſen Sumpf, über den die Vegetation eine Decke von Waſſerpflanzen und dünnem Raſen gebreitet habe, dahin eile, und ein Stillſtand von einer Minute, ein einziger falſcher Tritt ihn lebendig in ein Schlammgrab verſenken könne. —

Endlich war die Niederung überſchritten. Der junge Mann athmete tief auf, als er ſie hinter ſich wußte, aber er fühlte ſeine Knie zittern und ſein Herz klopfen, als er auf dem jenſeitigen Ufer ankam. Noch zweimal wiederholte ſich dieſelbe Scene, und der Jüngling ward mit der Gefahr vertrauter. Jetzt ſtanden die Wanderer vor einer neuen, aber viel breiteren Niederung als die vorigen waren. In der Mitte derſelben ragten einige Schilfgruppen empor.

„Dieſer Bayou iſt der letzte, aber der gefährlichſte;“ ſagte Phöbus, als ſie auf dem etwas erhöheten Rande ſtanden. „Mein Bruder verweile nicht einen Augenblick auf einer Stelle.“

William fühlte, als er den neuen Lauf antrat, augenblicklich den Unterſchied. Der Boden ſchwankte heftig; es war als ob er auf einem Tuche, welches über eine flüſſige Subſtanz gebreitet ſey, dahin eile.

Bei jedem Tritte fühlte er Waſſer aufquellen, und ihm den Fuß netzen. Jetzt befanden ſich die Gefährten kaum noch zehn Schritt vom jenſeitigen Ufer. Eine Schilfgruppe ragte hier empor, ſie lag dicht am Wege. Auf einmal — William befand ſich etwa fünf Schritt davon — ertönte aus dem Schilfe ein mächtiges Gebrüll; es glich dem eines erzürnten Stieres. William beantwortete es mit einem Schreckensgeſchrei; er glaubte in demſelben Augenblick einen Panther hervorſtürzen zu ſehen. Unwillkührlich ſtutzte er, riß die Flinte von der Schulter, und — verſank augenblicklich bis unter die Arme in den Sumpf. Schon glaubte ſich der junge Mann verloren, aber plötzlich ergriff ihn der Neger mit Rieſenkraft bei dem Riemen der Jagdtaſche, ſprang zwei Schritte vorwärts, und riß den Jüngling hinter ſich her. — —

„Hat mein Bruder noch keinen Brüllfroſch vernommen?“ fragte Phébus etwas unwillig, als William zitternd, und keines Wortes mächtig, wieder auf den Füßen ſtand.

„Ich glaubte nicht, daß dieſer furchtbare Schrei von einem ſo unbedeutenden Geſchöpfe herrühren könne!“ entgegnete William beſchämt. „Aber“ — ſetzte er hinzu — „meine Kleider ſtarren von Moraſt — “

„Wir können eine Viertelſtunde anhalten und ausruhen!“ ſagte Phöbus in die Ferne ſchauend, von woher ein kleines Licht am Rande eines Gehölzes zu ſchimmern ſchien. „Der Purrah iſt zwar ſchon verſammelt, aber die Männer von Sarameca ſind noch nicht angekommen, das Feuer müßte ſonſt größer ſeyn.“ —

Das Ufer, wo ſich die Wanderer jetzt befanden, bildete eine trockene, raſenloſe Fläche. Sichtlich war dieſelbe in der Regenzeit, wo der Sumpf, wie William gehört hatte, ſich zu einem See ausdehnte, weit und breit überſchwemmt geweſen, aber in den heißen Monaten hatte die tropiſche Sonne die Waſſer verdunſten laſſen. Der ſchlammige Boden war mit einer harten Rinde überzogen, und dieſe von der Hitze dergeſtalt geborſten, daß man die Fauſt in die Riſſe, welche ſich wie ein Netz über die Fläche ſchlängelten, hineinbringen konnte. Phöbus ſammelte nun einige dürre Aeſte, welche das Waſſer zuſammengeſchwemmt und dann zurückgelaſſen hatte, und bald loderte ein Feuer empor, welches William geſtattete, ſeine von Schmutz und Waſſer triefenden Kleider zu reinigen, und ſo gut es anging zu trocknen. Auch die Waffen wurden wieder in brauchbaren Stand geſetzt.

„Du ſagteſt vorhin,“ ſprach William nach einer Weile Nachdenkens, und während er ſich auf einem angeſchwemmten Holzblock niedergelaſſen hatte, „daß der Purrah verſammelt ſey. Welche Bewandtniß hat es mit dieſer Verbindung?“

Der Neger ſah William eine Weile ſtarr in's Geſicht. Er war als ob er etwas überlegte.

„Mein Bruder weiß zu viel, um nicht Alles wiſſen zu können;“ ſagte er dann. „Die Verbindung des Purrah beſteht an den Ufern des Quorra, wie an denen des Surinam. Der Bund iſt mächtig. Wer ſich ihm widerſetzen wollte würde nicht leben.“

„Und ſein Zweck?“ fragte der Jüngling.

„Macht in dem Lande der Schwarzen, Freiheit in dem der Weißen!“ rief der Neger. Der Ton, mit dem er ſprach, die Geberde, mit der er die Worte begleite, hatten etwas Kühnes, aber

Wildes. William überzeugte ſich, wie die Behauptung des Negers, daß er in ſeinem Vaterlande ein mächtiger Häuptling geweſen, auf Wahrheit beruhe.

„Die Mittel dieſen Zweck zu erreichen?“ fragte er nach einer Weile.

„Jedes!“ antwortete der Neger kurz.

„Auch Gift?“ fragte Jener weiter.

Phöbus ſchwieg. — William entſetzte ſich, eine Vermuthung beſtätigt zu ſehen, die ſeit vierundzwanzig Stunden wie ein Geſpenſt vor ihm aufgeſtiegen, und wieder zuſammengeſunken war. Seit einer Reihe von Jahren nämlich war die Kolonie von einem Uebel heimgeſucht worden, welches man bisher vergeblich auszurotten verſucht hatte, und durch welches manche der reichſten Pflanzer gänzlich zu Grunde gerichtet worden waren. Bekanntlich beſtand der Reichthum derſelben vorzüglich aus der Anzahl Sklaven, die er ſein eigen nannte. Brand, Mißerndten, nichts wirkte ſo ſehr auf ſeine Glücksumſtände ein, als wenn eine epidemiſche Krankheit, vorzüglich die Pocken, unter den Negern wüthete und eine Anzahl der Letztern hinraffte. Aber es bedurfte oft nicht einmal einer ſolchen Seuche. Es traf ſich daß im Verlauf einiger Tage, ja wohl einiger Stunden, ohne alle ſichtbare Veranlaſſung, eine ganze Anzahl der Sklaven einer Plantage hinſtarben. Die ſorgfältigſten Nachforſchungen hatten kein befriedigendes Reſultat herbeigeführt, die Section der Leichname aber deutete ſtets auf Vergiftung. Im Allgemeinen äußerten die Opfer gewöhnlich in den letzten Augenblicken ihres Lebens, daß ſie die Ueberzeugung hätten, der Rachſucht und den hölliſchen Künſten eines ihrer Mitſklaven zu unterliegen. Da dieſe Vorfälle aber nicht allein in Guyana, ſondern auch auf den Antillen vorkamen, da man überdies wußte daß im innerſten Afrika, beſonders an den Flüſſen, die in den Golf von Benin ausmünden, die teufliche Sitte des Vergiftens ungemein verbreitet iſt, und dort eine Menge vegetabiliſcher und animaliſcher Gifte bekannt ſind, die alle eine, unter ſich verſchiedene, und jederzeit eigenthümliche Wirkung äußern, ſo herrſchte unter den Pflanzern der allgemeine Glaube, daß unter den Sklaven ein geheimer Bund exiſtire, deſſen Mitglieder ſich durch Zeichen zu erkennen im Stande wären, und von denen jene ſich ſo vielfach wiederholenden Morde herrührten. Oft ſchon war ein hoher Preis auf die Entdeckung der Geſellſchaft der „Vergifter" geſetzt worden, aber was man verſprach, Geld und Freiheit, es hatte niemals zu einem günſtigen Reſultate geführt. — Wie ein Blitzſtrahl ſchoß es jetzt William durch den Kopf, daß der „Purrah" und die Geſellſchaft der „Vergifter" eins und daſſelbe ſeyn möge. Er erbleichte bei dieſem Gedanken. In offener Empörung an der Spitze eines Negerhaufens gegen die Plantagen zu ziehen, die von der Hautariſtokratie der Weißen, die auf den Mulatten mit Verachtung herabſahen, bewohnt wurden, mit dieſem Gedanken war William vorzüglich durch die aus Frankreich kommenden Nachrichten und Brochuren vertraut geworden, daß er aber je in eine Verbindung mit einer Rotte Mörder gerathen könne, daran hatte er nicht gedacht. Er ſprach deshalb einige Augenblicke kein Wort, aber in ſeinen Zügen war zu leſen was er empfand. Dem Afrikaner entging dies nicht. Bedeutungsvoll legte er den ſchwarzen Zeigefinger auf die Hand des Jünglings.

„Das Ohr meines Bruders war weit geöffnet!" ſagte er düſter. „Er hat gehört, wiewohl meine Lippe nicht geſprochen. Er mag aber ſchweigen am Kaiman'sſumpf, wie an den Ufern des Saramecca oder des Surinam. Gliche er dem plappernden Vogel des Waldes oder dem nachäffenden Sapajou, es wäre beſſer, er verſchlänge die eigene Zunge."

Die Züge des Negers trugen, während er dieſe Worte ſprach, einen Ausdruck des furchtbarſten Ernſtes. Der Ton, in welchem er ſie ausſprach, war mehr drohend als warnend. William fühlte ſich dadurch höchſt unangenehm berührt. Schon die Weiſe, mit welcher Phöbus, der Sklave, der ſonſt mit der unterwürfigſten Miene ſeine Befehle zu vollziehen gewohnt war, ſeit vierundzwanzig Stunden ſich ihm gewiſſermaßen gleichgeſtellt, hatte ihn verletzt, das gebieteriſche Weſen welches er jetzt annahm, empörte ihn.

„Keine Drohung, Phöbus!" rief der Jüngling heftig. „Sie iſt überflüſſig und ich würde ſie nicht ertragen; auch begehre ich nichts von Euern Geheimniſſen zu wiſſen. Der Beſitz Klara's, dies iſt der Preis, um welchen ich für die Erlangung

Eurer Freiheit thätig ſeyn will, und ich werde mein Verſprechen löſen. An Verbrechen aber werde ich keinen Antheil nehmen. Niemals würde ich mich mit der elenden Bande der „Vergifter“ vereinigen. Ich betrachte ſolche Abſcheulichkeiten als gänzlich getrennt von der Sache der Freiheit der Farbigen, und wenn ich mich auch zu gänzlichem Schweigen über das, was ich vermuthen darf, verpflichtet halte, ſo werde ich mich ihnen doch widerſetzen und ihnen entgegentreten, wo es meine Kräfte immer erlauben.“

„Mein Bruder ſpricht ſehr laut!“ ſagte der Neger höhniſch lächelnd. „Auch die Stimme des Brüllfroſches tönt weit durch den Wald, doch das Winſeln des Panthers, das nur wenige Schritte weit gehört wird, iſt furchtbarer. Aber laſſen wir Beides. Was kommen ſoll, wird kommen. Mein Bruder wird Zeugniß geben vor den freien Männern von Saramcca, er wird dafür das weißhändige Mädchen umarmen, und endlich an der Seite des Volkes, aus dem Blute ſeiner Mutter, gegen die Unterdrücker kämpfen.“

„Dies iſt auch meine Meinung, und darüber ſind wir einig!“ ſprach William beſänftigt. „Ich denke, wenn die Fahne der Freiheit erhoben wird, mich nicht läſſig zu zeigen. — Aber was iſt das?" ſetzte er mit Erſtaunen hinzu. „Es kam mir vor, als ob ſich der Boden unter uns bewege."

Phöbus warf ſeine rollenden Blicke in dieſem Momente forſchend auf den brennenden Holzſtoß, bei dem Beide Platz genommen hatten. Die flammenden Brände fielen jetzt wie wenn eine unſichtbare Hand darin ſtörte, auseinander, und auf dem Platze, wo noch vor einem Augenblicke das Feuer luſtig emporgelodert hatte, erhob ſich ein Erdhügel, der von Zoll zu Zoll zunahm, endlich aber auseinander borſt, und die brennenden Holzſcheite größtentheils verſchüttete.

„Auf! — Auf!" rief Phöbus in dieſem Momente, indem er William am Arme ergriff und ihn in die Höhe riß,

„Was giebts? Biſt Du raſend geworden?" ſchrie dieſer, entſetzt einige Schritte zurückſpringend.

„Der Kayman!" donnerte Phöbus, indem er dem faſt zur Bildſäule Werdenden das Gewehr in die Hand drückte.

William glaubte, der Neger ſey verrückt geworden, aber ein Blick nach dem Feuer ſetzte ihn in's Klare. — Mitten zwiſchen brennenden Holzſcheiten, Kohlen und aufgeworfener Erde ragte ein Krokodill'shaupt empor, welches einem Thiere von gewaltiger Größe anzugehören ſchien. Von Moment zu Moment arbeitete ſich das Ungeheuer mehr in die Höhe. Jetzt kam eine Vorderklaue empor, jetzt die andere. Das Feuer ſchien das ſcheußliche Geſchöpf vollkommen wüthend zu machen, es öffnete den mit furchtbaren Zahnreihen bewaffneten Rachen und ſchloß ihn wieder; das Klappen der ſich ſchließenden Kinnladen glich dem Schalle des Zuwerfens einer offenſtehenden Thüre; dazwiſchen ließ das Thier ein entſetzliches Stöhnen hören. Wahrſcheinlich war es der Schmerz, den das Feuer ihm verurſachte, ſo wie die Anſtrengung des Emporarbeitens, das ihm dieſe Töne auspreßte. — William ſtand wie verzaubert. Sein Haar ſträubte ſich. Noch nie hatte er einen Alligator in ſolcher Nähe geſehen. Er hatte zwar eine Waffe in den Händen, aber er war vor Beſtürzung außer Stande, davon Gebrauch zu machen. Phöbus rüttelte ihn aus der Betäubung auf.

„Mein Bruder muß ſchießen!“ rief er. „Der Kayman iſt furchtbar. — Er ziele genau, und treffe das Auge.“ Faſt ohne Beſinnung brachte William das Gewehr an die Wange, und drückte ſodann beide Läufe raſch nach einander ab. — Es war aber keineswegs das Auge des Unthiers, es war der Rachen, worauf der junge Mann gezielt. Wahrſcheinlich waren die Kugeln in die Kinnladen gedrungen, oder durch die Zahnreihen geſchlagen, das Thier gerieth in eine entſetzliche Wuth. Es ſtieß Töne aus, die dem Bellen eines Hundes glichen, und die Bewegungen, mit welchen es ſich aus ſeinem Schlammgrabe emporzuarbeiten ſuchte, waren ſo heftig, daß Erde, glühende Kohlen und Feuerbrände rings umherflogen. William wollte in dieſem Momente nach den Piſtolen greifen, aber er bemerkte mit Entſetzen daß er ſie, nachdem ſie gereinigt worden, neben ſeinen Sitz gelegt hatte, und daß ſie jetzt verſchüttet waren. Auch Phöbus warf einen Blick auf die Stelle, er ſtieß einen Ruf des Unmuth's aus, und ſprang nach dem Stachelſtock, den er neben dem Feuer in die Erde geſtoßen, und einige von William's Kleidungsſtücken, um ſie zu trocknen, darauf gehängt hatte. — Der Alligator hatte ſich jetzt gänzlich emporgearbeitet. Mit einer gewaltigen Anſtrengung rang er ſich aus der Grube, und ſtand nun, mitten unter Schutt, Kohlen und flackernden Bränden. William bebte zurück und wollte eben die Flucht ergreifen, als Phöbus mit einem Sprunge an der Seite des Krokodil's ſtand, und ihm den Stachel ſeiner Lanze in's Auge bohrte. Das Ungeheuer ſtieß in dieſem Augenblicke einen furchtbaren Schrei aus. William glaubte, er werde ſich auf den Neger ſtürzen und ihn zerreißen, aber mit einer Heftigkeit ſonder Gleichen, und unter lautem Stöhnen, ſchoß es nach der Stelle des Moraſtes zu, die William ſo gefährlich geworden war, und verſank dort unter konvulſiviſchen Bewegungen in den Schlamm. — —

William konnte noch immer nicht zur Beſinnung kommen, als der Neger ein lautes Gelächter aufſchlug.

„William muß beſſer zielen lernen, wenn er im Kampfe für die Freiheit das Herz des weißen Mannes treffen will.“

„Ich war ſo überraſcht!“ ſtammelte der Jüngling beſchämt. „Aber ſage mir, wie war es möglich —“

„Wenn die Waſſer vertrocknet, vergräbt ſich der Kayman in den Schlamm, und ſchläft dort bis zur Regenzeit;“ ſagte der Neger. „Glühende Kohlen, die durch die Spalten bis in ſein Grab gedrungen ſind, haben ihn aufgeweckt.“

Der Vorgang, den wir ſo eben mittheilten, hatte nur wenige Augenblicke gedauert, aber der Eindruck, den er auf das ganze Nervenſyſtem des jungen Mannes gemacht hatte, war nur um ſo ſtärker und erſchütternder geweſen. Schweigend und wie erſchöpft, folgte William dem Schwarzen über die Prairie, und ſo näherten ſie ſich immer mehr einem Feuer, welches an einem Waldrande zwiſchen hohen Bäumen emporloderte, und um das ſich eine Anzahl dunkler Geſtalten herumtummelten. — So wie die Wanderer noch einige hundert Schritte entfernt waren, ſtieß Phöbus einige rauhe Töne in einer fremden Mundart aus, die von dem Feuer her auf ähnliche Weiſe beantwortet wurden. An Ort und Stelle angekommen, ſah ſich William von mehr als hundert Schwarzen umgeben, die faſt Alle bunt bemalt, und mit Federn und allerhand Amuleten auf's Abentheuerlichſte ausgeſtattet waren. Mehrere davon gehörten der Plantage des Herrn Janſens an, William erkannte ſie augenblicklich, aber entweder waren ſie durch Phöbus bereits von ſeiner Ankunft unterrichtet, oder hatten ſie einen andern Grund dazu, keiner von ihnen näherte ſich ihm, noch weniger wurde er von einem angeredet. Phöbus dagegen war der Gegenſtand des allgemeinſten Intereſſe, ja man konnte ſagen der größten Verehrung. Viele der Neger — beſonders die, welche der Geſichtsform und der Bemalung der Haut nach, zu ſeinem Stamme zu gehören ſchienen — naheten ſich ihm mit großer Unterwürfigkeit, und küßten ihn auf Bruſt und Schulter. — William betrachtete indeß die Umgebung näher. Ein großes Feuer war angezündet. An einer Kette, die an einem Baumaſt befeſtigt war, hing ein Keſſel über den Flammen. Gegenſtände, die man im erſten Augenblicke für menſchliche Gliedmaaßen hätte halten können, ragten aus der brodelnden Brühe; es waren indeß nur die kleinen Hände und Füße des Sapajou's, oder die größern des Brüllaffen. Zwei

Neger waren wenige Schritte vom Feuer mit der Zerlegung eines Thieres beſchäftigt, welches William im erſten Augenblicke für einen Kaiman von mittlerer Größe hielt, bald aber überzeugte er ſich, daß es ein Leguan, eine rieſenhafte, ſich auf Bäumen aufhaltende, und bei den Negern für eine Delicateſſe geltende Landeidechſe ſey. Die Rumflaſche ging indeß unter den Schwarzen fortwährend in die Runde, doch nahm Phöbus nur geringen Theil an dieſem Genuſſe, er ertheilte vielmehr bald dieſem, bald jenem der Anweſenden, in kurzem gebieteriſchem Tone einen Befehl, und ſah unruhig nach der Seite, von woher die Marons kommen ſollten. Oft winkte er auch den Negern zu ſchweigen, ging ein Paar Schritte außerhalb des Kreiſes, und legte das Ohr an den Boden. Eben hatte er dieſes Manöver zum dritten- oder viertenmale wiederholt, als er plötzlich aufſprang und ausrief: „Die Männer von Sarameca!“ —

William ſah eine lange Zeit nach jener Seite, endlich erblickte er in weiter Entfernung zwiſchen den Bäumen einen Zug dunkler Geſtalten, von denen die meiſten eine brennende Fackel in den

Händen trugen. Ein langer Feuerſtreif, der ſich immer mehr näherte, ſchlängelte ſich durch die Finſterniß des Urwaldes. Phöbus ſtieß jetzt einen gellenden Schrei aus, und ging mit eilenden Schritten den Marons entgegen. Der Zug der letztern ſchien einen Augenblick anzuhalten, aber in kurzem bewegte er ſich weiter, und ward von der Verſammlung, die um das Feuer gelagert war, mit einem donnernden Zuruf empfangen. Die Fremden langten jetzt am Feuer an. Auch ſie waren feſtlich bemalt, phantaſtiſch gekleidet, ihre Arme und Beine zum Theil mit Federkränzen, zum Theil mit Metallringen geziert, bei den Meiſten auch der Theil des Beines zunächſt unter dem Knie, mit den Faſern der Agave americana, als ein kräftiges Mittel gegen Bezauberung, umwickelt. An der Spitze des Haufens, der größtentheils aus kräftigen, wohlgewachſenen Männern beſtand, befand ſich eine Perſon, die William's ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es war eine Negerin von ungefähr vierzig Jahren, aber die Fülle ihrer Geſtalt, die blendend weißen Zähne, ließen auf ein geringeres Alter ſchließen. Sie war nicht ohne Geſchmack gekleidet. Ein bunter Schurz, der bis an die Knie reichte, ſo wie eine Art Hemde, das aber die Bruſt und Arme größtentheils frei ließ, ſtarke ſilberne Ringe an der Handwurzel und über den Knöcheln, in dem Haar aber zwei Federn aus dem Schweife des Ara's, dies war der Putz eines Körpers, der noch große Spuren ehemaliger Schönheit trug. Die Frau ſchien bei den Schwarzen in großem Anſehn zu ſtehen, denn ſo wie ſie ſich näherte, ſprangen die Plantagenneger auf, und ziſchelten einander etwas in die Ohren. Die Fremde ſchien über ihre Begleiter dieſelbe Autorität, wie Phöbus über die ſeinigen auszuüben; denn nachdem die beiderſeitigen Begrüßungen vorüber waren, befahl ſie den ihrigen in kurzen gebieteriſchen Worten, ſich niederzulaſſen. William verwendete kein Auge von der Fremden, ſie intereſſirte ihn mehr als alle die übrigen Anweſenden, dieſe dagegen ließ nur flüchtig ihren Blick auf den Jüngling fallen, und nahm dann von ſeiner Anweſenheit ferner nicht die mindeſte Notiz. —

So wie ſich die Menge der Angekommenen mit den Anweſenden vermiſcht hatte, ließ man ſich auf den Boden nieder, und nun begann ein Mahl, welches für William eben nichts lockendes hatte. Hier hielt ein Neger, der ſeinen Geſichtszügen nach mehr einem Affen als einem Menſchen glich, die gekochte Hand eines Sapajou's in der ſeinigen, und benagte ſolche mit den ſpitzgefeilten Zähnen; dort knabberte ein zweiter an dem Kopfe eines Brüllaffen, deſſen Geſicht dem ſeinigen, wie dem eines Bruders glich; ein dritter ſog mit ſichtbarem Wohlbehagen an einem Röhrknochen der Eidechſe; ein vierter öffnete mit Steinſchlägen den gebratenen Schädel der letzteren, und verſpeiſte das Gehirn. Die fremde Negerin aß faſt gar nichts, ſie unterhielt ſich leiſe mit Phöbus und zwei andern Schwarzen, die gleichfalls eine Art Autorität über die Marons auszuüben ſchienen. So wie das Mahl geendigt war, erhob ſich Phöbus, er ſtreckte ſeine Hand aus und zeigte auf William.

„Mein junger Bruder," ſagte er, „iſt zwar geboren unter den Weißen, aber ſein Herz iſt roth, es hat geblutet bei den Leiden des ſchwarzen Mannes. Jetzt iſt er hergekommen durch den Wald, er hat nicht geſcheut den Kuguar, nicht den Weg durch den Kayman'sſumpf, er will ertönen laſſen das Lied, welches über das ſalzige Waſſer gekommen iſt. — Mein Bruder mag reden.“

William erhob ſich jetzt. Er ſprach von den Nachrichten, die aus Frankreich gekommen wären. Auf den Antillen, ſetzte er hinzu, hätten die Schwarzen, vereint mit den Farbigen, bereits die Waffen ergriffen, um ihre Freiheit zu erkämpfen.

Während er noch ſprach, lief ein dumpfes, aber Wohlgefallen ausdrückendes Gemurmel im Kreiſe umher, ſo wie er geendet hatte, brachen Alle in tobenden Jubel aus. „Brand! — Mord! — Tod den Weißen!“ ſcholl es rings umher. — Bald erhoben Einige einen wilden Tanz, an dem die größte Maſſe der Verſammlung Theil nahm. Es war als ob ein Heer Dämonen in raſender Luſt um das Feuer ſpränge. Phöbus ließ ſeine Verbündeten einige Minuten forttoben, dann erhob er ſeine Stimme.

„Ruhig jetzt!“ donnerte er in den Lärm. „Huswara die Zauberin, die weiſe Frau von Saramecca will reden!“ —

Die Negerin trat einige Schritte vor. Sogleich herrſchte eine Todtenſtille rings umher.

„Die Männer des Purrah aus den Pflanzungen der Weißen ſind angekommen!“ ſagte ſie mehr zu ihren Begleitern, wie zu den Plantagennegern gewendet, und ihr Ton hatte etwas Geringſchätziges. „Sie ſuchen Hülfe bei ihren freien Brüdern. Aber wenn ſie die Hände bittend ausſtrecken, ſehe ich in dieſen nicht den Speer und die Keule, mein Auge fällt nur auf die Schwielen, welche die Sklavenkette gedrückt. Sie haben einen Jüngling mit ſich gebracht, er ſoll uns das Lied der Freiheit vorſingen, aber ſein Geſang iſt gleich dem der Spottdroſſel, er enthält fremde Worte, Worte von jenſeits des Salzwaſſers.“

Phöbus machte, als die Negerin ſchwieg, ein Zeichen daß er ſprechen wolle. Er verſicherte ſodann, daß der größte Theil der Neger in den Plantagen zum offenen Aufſtande bereit ſey, daß aber dieſer nicht eher beginnen könne, bis man der Unterſtützung von Seiten der Marons ſicher wäre. Seinen Worten ward von dem größten Theile der Plantagenneger Beifall gezollt, die Marons ſchienen indeß anderer Meinung. Sie meinten, daß ſie nicht eher den Frieden mit den Weißen brechen könnten, bis der Kampf zwiſchen dieſen und den empörten Sklaven im vollen Gange ſey. Lange ward hin und wieder geredet, und der Wortſtreit ward immer hitziger, ja ein Neger aus den Kolonieen ging ſo weit, die Marons der Feigheit zu beſchuldigen. Dies Wort ſchien die Fremde heftig zu ergreifen. Zornig fuhr ſie auf.

„Hund der Weißen!“ ſchrie ſie; „was hindert mich einen Zauber auf Dich zu werfen? Noch ein Wort, und Du biſt verloren.“

Der Schwarze ſprang entſetzt zurück. Er verbarg ſich in den Haufen der Uebrigen, da er fürchtete, die Zauberin werde ihren vergifteten Speichel nach ihm ſchleudern.

„Wer wagt es noch gegen die freien Männer von Sarameca von Feigheit zu ſprechen?“ rief ſie wild, „Sind es dieſe, die ihren Rücken unter den Schambock beugen, oder ſeyd Ihr es? Geht Elende! Gehet und laßt Euch von den Weißen wie die Thiere behandeln, laßt Euch verkaufen, laßt das Kind von dem Buſen der Mutter reißen! Ihr verdient es nicht beſſer. Der weiße Mann kennt Euch, er weiß was Euch gebührt. Nicht eher aber wird der freie Mann an den Ufern des Sarameca und des Oyapoc die Streitaxt und den Speer erheben, bis Ihr dieſe inmitten der Plantagen erhoben habt. — Es iſt genug geredet! Der Fetiſch des Volkes von Sarameca iſt erzürnt; er will nichts mehr hören. — Huswara hat geſprochen!“

Die Schwarze ſprach dieſe Worte in einem ſo entſchiedenen Tone, daß Niemand etwas dawider einzuwenden wagte, und ein Begleiter derſelben erklärte mit lauter Stimme: „daß das Palaver (die Berathung) geendigt ſey.“ —

Das Mahl begann nun von Neuem. Die Schwarzen, mit Ausnahme der Fremden, Phöbus und einiger Häuptlinge, die leiſe mit einander ſprachen, aßen tüchtig. Längere Zeit hatte die Berathung der Letzteren, entfernt von dem Feuer und am Fuße eines ungeheuren Acajoubaumes, gedauert, als Phöbus zu William trat und ihm leiſe in's Ohr ziſchelte: „Huswara, die Zauberin von Sarameca, will mit meinem Bruder ſprechen.“

William begleitete Phöbus zu der Fremden. Sie fixirte den Jüngling eine Weile.

„Der junge Mann,“ ſprach ſie, „will von dem Ufer des Surinam zu dem des Sarameca fliehen? Iſt er gewohnt von Yamwurzeln, im Feuer gebraten, und von dem Fleiſche der Eidechſe und des Brüllaffen zu leben?"

„Wir werden, wenn die Neger der Kolonieen das Schwert ziehen, mit ihnen gegen die Unterdrücker kämpfen, und eine beſſere Zeit wird für uns Alle beginnen!" entgegnete William.

„Ein weißes Mädchen wird den jungen Mann begleiten?" ſprach die Schwarze weiter. „Die Weißen könnten es zurückfordern, und dies einen Kampf zwiſchen dieſen und den freien Schwarzen herbeiführen. Wer ſteht dafür, daß ſich die Schwarzen der Plantagen bald erheben werden?"

„Ich bin es, der dafür haftet!" fiel Phöbus ein. „Ich bitte Dich, Huswara, nimm Dich meines jungen Mannes an."

„Das Madchen will Dir nicht freiwillig folgen?" ſagte die Schwarze noch immer zaudernd. „Kann gezwungene Liebe Dich erfreuen?"

„Sie wird, ſie muß mich lieben lernen!" rief William.

„Wie heißt der Vater des Mädchens?" fragte Jene weiter.

„Jacob Janſens von Gravenhaag;“ entgegnete der Jüngling.

„Wie?“ rief die Negerin mit allen Zeichen höchſter Ueberraſchung. „Die Weiße iſt die Tochter des Jacob Janſens? — Hat er noch mehrere Kinder?“

„Klara iſt die einzige Tochter! — Kennſt Du dieſen Mann?“ ſprach William befremdet.

„Ob ich ihn kenne?“ rief die Negerin wild. — „Ja, ich kenne ihn! Ich glaube es wenigſtens. — Aber komme, bringe das Mädchen. Du ſollſt Schutz finden und Niemand ſoll es Dir entreißen, ſo lange Du es nicht ſelbſt aufgiebſt. Ich ſchwöre es Dir bei dem Fetiſch des Waldes. — Und er, jener Mann, mag er bittend die Hand ausſtrecken, die ſtets im Zorne gegen unſer Volk erhoben war er ſoll ſein Kind nicht wieder haben. Hat er nicht auch das Kind von dem Buſen der es nährte geriſſen? Hat er die Mutter des Kindes nicht mißhandelt, verſtoßen, unſchuldig verſtoßen? Ja, dies Herz das kein Erbarmen gefühlt, in welches niemals die Empfindungen des Mitleids gedrungen, es ſoll ſich vergebens nach Erbarmen und Mitleid ſehnen, dies

Auge, das niemals eine Thräne genäßt, es ſoll Ströme von Thränen vergießen. Laß ihn kommen, Schwert und Feuerrohr in der Hand; laß ihn kommen mit gebogenem Knie; niemals, niemals ſoll er ſein Kind wieder haben!" —

Die Schwarze hatte dieſe Worte in höchſter Aufregung geſprochen. Jede Muskel ihres Geſichtes zuckte, ihr Buſen arbeitete heftig. — Plötzlich ſuchte ſie ſich zu faſſen.

„Geh junger Mann!" ſagte ſie zu William. „Durch das Blut Deiner Mutter gehörſt Du unſerm Volke an, um ihretwillen will ich Dich aufnehmen und ſchützen, Dich und das Mädchen Deines Herzens. — Phöbus wird dafür ſorgen, daß Du ſicher hierher gelangeſt."

Die Negerin ſprach noch einige Zeit heimlich mit dem Letztern, ſo wie mit einigen andern Schwarzen, welche einen beſondern Einfluß auf die Plantagenneger auszuüben ſchienen. Endlich trennte ſich die Verſammlung. Unter dem Beifallgeſchrei der Zurückbleibenden ging der Zug der Marons in den Wald zurück. Die Schwarzen aus der Kolonie verloren ſich in einzelnen Trupps, und auch Phöbus und

William traten den Rückweg an. Bald war der Platz, wo die Verſammlung gehalten worden war, einſam wie vorher, und man hörte nur noch dann und wann aus der Ferne das Gebrüll des beuteſuchenden Kuguars, oder den Schrei eines aufgeſcheuchten Brüllaffen. — — —

Es war ungefähr vierzehn Tage ſpäter, als in den Gouvernementspallaſte zu Paramaribo, eine Menge der bedeutendſten Pflanzer der Kolonie verſammelt waren. Der Gouverneur des holländiſchen Guyana, der Kommandant des Forts Zeelandia, und mehre Herren von der Civilverwaltung waren unter ihnen. Alles zeigte an daß eine bedeutende Berathung gepflogen werde. Auch Janſens war zugegen. Der ſonſt ſo kräftige Mann war wie niedergeſchmettert, er war blaß und ſchien ſich kaum aufrecht halten zu können. Er hatte eben zu der Verſammlung geſprochen, aber ſeine Stimme ſtockte, er konnte nicht weiter reden.

„Erholen Sie Sich, unglücklicher Mann!“ ſagte der Gouverneur, ein hoher kriegeriſcher Greis in Generalsuniform, indem er auf einen Stuhl zeigte, und Janſens zum Niederlaſſen nöthigte.

„Als Vater begreife ich die ganze Größe Ihres Unglücks, aber als Gouverneur, als ein den Generalſtaaten verantwortlicher Beamter, muß ich Ihnen meinen Beiſtand verſagen. Wie Sie eben erzählt, iſt Ihre Tochter gegen Abend aus Ihrem Hauſe gegangen, der Aufſeher Ihrer Plantage hat ſich gleich nach ihr entfernt, und aus einem von Letzterem zurückgelaſſenen Schreiben geht hervor, daß die jungen Leute, da ſie vorausſehen konnten, daß Sie Ihre Tochter niemals einem Mulatten zur Ehe geben würden, zu den Marons entflohen ſind. Nach den mir zugekommenen Nachrichten befinden ſie ſich auch allerdings bei den Saramecanegern; aber dieſe verweigern die Auslieferung, weil wir gleichfalls keinen ihrer Flüchtlinge zurückliefern. Unter dieſen Umſtänden, und nach der Gährung, die gegenwärtig unter den Sklaven zu herrſchen ſcheint, beſonders nach den Vergiftungsfällen, die ſeit einigen Tagen in einer ſo grauſenerregenden Maſſe vorgekommen ſind, halte ich es durchaus für unräthlich dieſe Forderung mit den Waffen in der Hand durchzuſetzen.“

„Allerdings! Es iſt unmöglich!“ rief einer der

Koloniſten. „Wir müſſen vor unſern eigenen Sklaven auf der Hut ſeyn. Weiß der Himmel, durch wen die Schwarzen Nachrichten über die Vorfälle auf Domingo bekommen haben, aber es iſt gewiß daß ſie von Allem unterrichtet ſind.“

„Daran iſt gar kein Zweifel!“ ſprach ein zweiter. „Eben ſo entſchieden iſt anzunehmen, daß Rebellionskomplotte unter den Sklaven verabredet worden. Mir ſcheint es gewiß, daß die Giftmorde mit dieſen Komplotten in Verbindung ſtehen. Ueberall wo Schwarze vergiftet wurden, ſind es ſolche, die in der Kolonie geboren oder durch Anhänglichkeit an ihre Herren bekannt ſind. So frech hat die Bande der Vergifter noch nie ihr Weſen getrieben, eine ſolche Kühnheit iſt unerhört, ſeit dieſes Verbrechen zum erſtenmale vorkam. Bei mir ſind zwei, in Waterhof vier, in Gravenhaag ſechs Neger vergiftet worden.“

„Wir haben Meldungen von mehr als zwanzig Plantagen, wo ſeit acht Tagen Vergiftungen vorgefallen, und ſtündlich erhalten wir neue!“ bemerkte ein Rath von der Civiladminiſtration.

„Allerdings,“ fiel hier van der Straaten, der gleichfalls zugegen war, mit einem hämiſchen Blicke auf Janſens ein, „allerdings haben wir eine dringendere Veranlaſſung, uns mit Ausrottung der Bande der Vergifter und mit Vorkehrungen gegen eine Sklavenempörung, als mit Maßregeln zur Wiedererlangung eines entlaufenen Liebespärchens zu beſchäftigen. Sie nehmen es nicht übel, mein beſter Herr Janſens, aber ich muß mir erlauben Sie daran zu erinnern, wie Ihre werthgeſchätzte Demoiſelle Tochter, vor weniger als vier Wochen noch mit einem Herrn, den ich mir nicht zu nennen erlaube, in ein Liebesverſtändniß verflochten war, jetzt hat ſie ihr Auge auf einen Mulatten geworfen, und wer ſteht Ihnen dafür daß, wenn Sie ſolche wieder erlangen, ſie nicht einen Schwarzen vom Zaire oder Kongo intereſſant findet?“

Janſens fuhr zornig empor, aber ſeine Kraft war gebrochen, er ſank ſchweigend in den Stuhl zurück und bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen. Er, dem Thränen ſtets nur lächerlich geweſen, vergoß ſie jetzt in Strömen. — Der Gouverneur ſchien gerührt; er trat zu Janſens.

„Ich will einen Beamten der Kolonie zu den

Marons ſenden, und dieſen in Ihrem Namen Geld für die Auslieferung der Entflohenen bieten laſſen;" ſagte er. „Iſt ſolche nicht zu erlangen, ſo — willigen Sie in die Verbindung der Entflohenen, und ſenden Sie ſie nach Europa; dort hat man andere Anſichten über eine Heirath dieſer Art."

„Heirath!" rief Janſens, indem er händeringend aufſprang. „Niemals! — Nimmer! — O, Herr General! Sie ſind Vater, Sie werden meinen Schmerz, meine Verzweiflung zu würdigen wiſſen. — Ich bitte um zwei Worte geheimes Gehör."

Der General ging mit Janſens in einen entfernten Theil des Saales, und hier ſprach Letzterer heftig, doch von häufigen Thränen unterbrochen zu Jenem. Die Bewegungen des Gouverneurs verriethen Theilnahme und Erſtaunen. Endlich kehrten die Sprechenden in die Mitte der Verſammlung zurück.

„Meine Herren!" hob der General an. „Es walten Umſtände ob, welche mich dennoch vielleicht vermögen könnten, eine Expedition gegen die Marons zu ſchicken, wenn die Auslieferung der Tochter des Herrn Janſens verſagt würde, doch wird dies letztere wohl nicht der Fall ſeyn, da ich auf gütliche Ausgleichung der Sache zu hoffen Urſache habe."

„Ew. Excellenz wollten eine Expedition gegen den Saramecca vorrücken laſſen? Jetzt? Während dieſer Kriſe?" ſprach mit bedenklichem Geſicht ein Gouvernementsrath.

„Die Marons haben uns keine Veranlaſſung zu Feindſeligkeiten gegeben, ſie ſind in ihrem Recht;" bemerkte ein anderer.

„Wäre die Tochter des Herrn Janſens entführt, mit Gewalt zu den Marons geſchleppt worden, ſo wäre es ein Anderes!" fiel ein Pflanzer ein. „In dieſem Falle wären wir Alle beleidigt, die Ehre der Weißen kompromittirt worden, aber — "

„Wenn ein mannstolles Mädchen davonläuft, ſo haben wir keine Verpflichtung, Hab und Gut daranzuſetzen, um es wieder einzufangen!" fuhr van der Straaten die Rede des Vorigen vollendend fort; aber er ſchrie in dieſem Augenblicke laut auf, denn er fühlte ſeinen Arm wie von einer Schmiedezange gepackt. — Heinrich to der Horſt war vor zwei Augenblicken in's Zimmer getreten. Haar und

Kleider waren in Unordnung, der Schweiß rann ihm über die Stirn.

„Elender!“ ſagte er, van der Straaten mit durchbohrenden Blicken anſehend. „Für dieſe Worte denke ich gelegentlich Abrechnung zu halten. — Herr General!“ ſetzte er, ſich zu dieſem wendend, hinzu. „Ich habe eine wichtige Anzeige über die Bande der Vergifter, und den Raub“ — er betonte dieſes Wort — „der Tochter des Herrn Janſens zu machen.“

„Wie?“ rief der eben Genannte plötzlich, auffahrend. „Meine Tochter entfloh nicht freiwillig?“

„Keinesweges!“ ſagte to der Horſt. „Sie ward geraubt. William Berbice ſtand mit den Marons in Verbindung. Phöbus, Ihr Sklave, hatte ihn dieſe anknüpfen laſſen. Der Mulatte hat einer Zuſammenkunft, zwiſchen den Schwarzen von Saramecca und den verſchwornen Sklaven aus der Kolonie, beigewohnt. Er hat den Negern die aus Frankreich und von San Domingo gekommenen Nachrichten mitgetheilt. Der Preis dafür war Ihre Tochter. Die Schwarzen von Saramecca haben ſie geraubt, William hat ſie unter irgend einem Vorwande an die Gränze der Plantage gelockt. Der Brief, worin er Ihnen erklärte: ſie ſey mit ihm freiwillig entflohen, war ein Betrug von ſeiner Seite. Er wollte damit die Maßregeln des Gouvernements bis zum Ausbruch der beſchloſſenen Sklavenempörung beſeitigen."

„Und woher wiſſen Sie alles dieſes, junger Mann?" ſprach der Gouverneur.

„Einer meiner Neger, der ſich in die Verſchwörung eingelaſſen hatte, dem die übrigen aber nicht trauten, und den der Sklave Phöbus aus Gravenhaag geſtern durch eine Orange zu vergiften ſuchte, hat, als das Gift ſeine tödtliche Wirkung verfehlte, mir Alles geſtanden;" erwiederte Heinrich. „Ich habe den Sklaven mitgebracht. Er wird die ganze Bande der Vergifter namentlich bezeichnen. Phöbus iſt das Haupt derſelben."

„Ich will ſogleich nach Gravenhaag ſenden!" rief Janſens. „Ich will —"

„Es iſt Alles bereits beſorgt!" erwiederte der junge Mann. „Ich war dort. Auf meinen Antrag hat Ihr Aufſeher dieſen Sklaven und noch drei andere bereits in Ketten legen laſſen."

„Ich will ſogleich," fiel ein Gouvernementsrath ein, „den Sklaven des Herrn to der Horſt vernehmen, und ſodann die Verhaftung der ſämmtlichen Angeſchuldigten bewirken laſſen."

„Allerdings muß dies ſogleich geſchehen;" ſagte der Gouverneur. „Jetzt geſtaltet ſich die ganze Sache anders. Wir ſind zu Maßregeln gegen die Saramecaneger berechtigt. Sie haben einen Menſchenraub innerhalb der Gränzen der Kolonie begangen, und ſich mit den Sklaven in eine Verſchwörung eingelaſſen."

„Das ändert freilich die ganze Sache;" bemerkte der Plantagenbeſitzer, der früher widerſprochen. „Wir müſſen die Miliz aufbieten, während das regulaire Militair gegen die Marons aufbricht; ſo ſchützen wir die Kolonie gegen die Sklaven und züchtigen die Buſchneger."

„Gefährlich bleibt es immer, ſich gerade in jetziger Zeit mit den Marons in Kampf einzulaſſen;" ſagte kopfſchüttelnd ein anderer.

„Erlauben Sie mir einige Bemerkungen, meine Herren!" fiel to der Horſt lebhaft ein. „Durch die Geſtändniſſe meines Sklaven, werden die Theilnehmer der Vergifterbande entdeckt und die Rebellionskomplotte offenbar werden. Jedenfalls entfliehen mehre der Schuldigen zu den Marons, und dieſe werden durch die Nachricht der von uns gemachten Entdeckungen eingeſchüchtert werden, es wird ihnen mithin daran liegen, den Frieden mit der Kolonie zu erhalten. Laſſen Sie uns mit den Buſchnegern unterhandeln, laſſen Sie ein ſtarkes Kommando gegen den Saramecca vorrücken, und die Auslieferung der Tochter des Herrn Janſens und ihres Räubers fordern. Ich glaube daß die Marons, wenn ſie Ernſt ſehen, in dieſe Forderung willigen werden.“

„So läßt Dich Gott ſprechen, junger Mann!“ rief Janſens, indem er heftig die Hand des Redenden und die des Gouverneurs ergriff. „Ja, Herr General, erbarmen Sie Sich des unglücklichſten der Väter! Sie kennen die ganze Größe meines Elends, meine gränzenloſe Verzweiflung.“

„Wollen Sie das Kommando aus der Miliz der Kolonie nehmen, ſo erbiete ich mich — als Hauptmann in derſelben — zu deſſen Führer; ſenden

Sie reguläire Truppen, ſo will ich ſie als Freiwilliger begleiten;“ ſagte Heinrich lebhaft.

„Auch ich begleite die Truppen!“ rief Janſens in heftiger Erregung. „Ich will meine Tochter wiederhaben oder umkommen.“

„Wohlan!“ ſprach der Gouverneur. „Ein Kommando von zweihundert Freiwilligen aus der Miliz ſoll morgen unter dem Kommando des Herrn so der Horſt nach dem Saramcca aufbrechen. Willigen die Marons nicht in die Auslieferung, ſo werden zwei Regimenter guter Truppen gegen ſie rücken.“

„Ich denke die Schwarzen werden ſich fügen;“ bemerkte ein Gouvernementsrath. „Sie werden die junge Dame und ihren Entführer ausliefern.“

„An dieſem muß ein Exempel ſtatuirt werden!“ rief ein alter Pflanzer. „Die ganze Schärfe des Geſetzes muß gegen ihn in Anwendung kommen. Auf Menſchenraub ſteht Zerſchmetterung der Glieder durch Keulenſchläge.“

„Und Aufpflanzung des Kopfs auf einen Pfahl!“ ſprach ein zweiter.

„Nein! — Nein!“ — rief Janſens heftig erſchrocken. „Erlange ich meine Tochter wieder, ſo will ich gern jeder Beſtrafung des Verbrechers entſagen."

„Das hängt nicht von Ihrem Willen ab, mein Herr!" ſprach ein Gerichtsbeamter mit rauhem Ton. „Das Geſetz wird ſeinen Lauf haben."

„Es muß ein furchtbares Beiſpiel gegeben werden! — Man muß die Farbigen damit in Schrecken ſetzen! — Tod dem elenden Mulatten, ſobald er in unſere Hand fällt!" riefen zehn verſchiedene Stimmen.

Janſens ſtand wie betäubt. — Längere Zeit deliberirte noch die Verſammlung. Heinrich ſetzte ſeinen Plan zum bevorſtehenden Aufbruch mit ſo großer Sachkenntniß auseinander, daß ihn der Gouverneur mit den größten Lobſprüchen überhäufte und einige junge Pflanzer ſich ſogleich erboten, den Zug als Freiwillige mitzumachen. Er ſagte, daß er durch einen Nachtmarſch, auf einem ihm bekannten Wege bis zu dem Negerdorfe Balawana — von den Pflanzern gewöhnlich Duivelshöck genannt — zu gelangen hoffe. Sey, wie er vermuthe, die Geraubte dorthin gebracht worden, ſo halte er den

Plan für gelungen; ſey dies nicht der Fall, ſo werde er von den Einwohnern ſo viel er immer in ſeine Gewalt bekommen könne, als Geißeln feſtzunehmen ſuchen. Alles hänge davon ab, ſich dieſer Niederlaſſung der Marons unbemerkt zu nähern. Habe man ſich erſt Einiger bemächtigt, ſo würde die Maſſe ſich, wie dies bereits durch Erfahrung erwieſen, zum Unterhandeln bequemen. — Der Gouverneur billigte alle ſeine Vorſchläge, und ermächtigte den jungen Mann, die nöthigen Maßregeln zum Aufbruche zu treffen; Janſens aber fiel ihm um den Hals, und bat, unter einem Strome von Thränen, ihm alles Unrecht, alle Demüthigungen, die er ſich früher gegen ihn erlaubt, unter Ausdrücken ab, die das geängſtete Vaterherz dem früher ſo harten Manne eingab. — — —

Schon am zweiten Tage brach das Kommando der Freiwilligen unter Führung Heinrichs gegen die Marons auf. Der junge Mann hatte keine der Maßregeln vernachläſſigt, welche in einem dichten Walde, in welchem Weg und Steg kaum dem Auge ſichtbar waren, nöthig wurden. Der Sklave welchen Phöbus zu vergiften geſucht, war der Wegweiſer der Expedition. Heinrich hatte beſchloſſen, die zwiſchen der Kolonie und dem Saramecca liegenden Sümpfe zu umgehen. Theils fürchtete er die Hinderniſſe, die wir bereits durch William's nächtlichen Marſch kennen gelernt haben, theils waren ihm die unſäglichen Schwierigkeiten, auf welche die in früheren Jahren ausgeſendeten Kommando's geſtoßen waren, und die den Koloniſten eine Expedition in den Urwald, als immer mit großen Gefahren verbunden, erblicken ließen, durch die Ausſagen der Theilnehmer, ſo wie durch Kapitain Stedmann's merkwürdige Schrift in zu gutem Andenken, als daß er nicht jede nöthige Vorſicht angewendet hätte. Die jungen Pflanzer, welche ſich freiwillig zu der Unternehmung gemeldet hatten, gehörten überdies zu den Freunden des jungen Mannes. Alle ſchienen mit ſo viel Liebe, mit ſo viel Theilnahme an ihm zu hängen, daß Janſens zum erſtenmal der Gedanke vor die Seele trat, daß es außer dem Reichthume noch andere Güter gäbe, welche er an dem Manne, in deſſen Hand er die Hand ſeines Kindes legen werde, zu ſchätzen habe. Wirklich war auch ſein Betragen von dem, welches er früher gegen Heinrich angenommen, ſehr verſchieden. Das Herz des rauhen harten Mannes war allzuſehr geängſtet, als daß es ſich nicht hätte nach einem andern ſehnen ſollen, dem ſeine Leiden Theilnahme einflößten; dieſe letztere aber bezeigte ihm Heinrich auf die rührendſte Weiſe. Er ſprach kein Wort von ſeiner Leidenſchaft für Klara, er tröſtete fortwährend den Vater des Mädchens mit der Ausſicht auf deren Befreiung. „Sey Klara," ſetzte er hinzu, „wirklich nach Duivelshöck gebracht worden, und gelinge es ihm ſich der Niederlaſſung der Marons unbemerkt zu nähern, ſo ſey Alles gewonnen. Mit zweihundert jungen entſchloſſenen Männern trotze er der dreifachen Macht der Buſchneger, und er würde jedenfalls, ehe ein möglicherweiſe eintretender Kampf beginne, die Häuptlinge mit ihren Köpfen für die Sicherheit Klara's verantwortlich machen." Dem geängſteten Herzen des Alten waren die Worte des Jünglings ein labender Balſam, und er gab endlich dem jungen Manne nicht undeutlich zu verſtehen, daß er die Rettung der Tochter mit deren Hand zu belohnen gedenke. Heinrich bat ihn indeß ſogleich, davon kein Wort zu erwähnen. Nur dem freien Willen

Klara's wolle er verdanken, was nur freier Wille gewähren müſſe; was er für ſie auch thun könne, dürfe dabei nicht in Anſchlag kommen. — Eigenthümlich erſchien es, daß, ſobald in den Momenten der Ruhe, das Geſpräch der jungen Männer auf Klara's Entführer kam, und dieſe ſich in Schmähungen und Verwünſchungen des „nichtswürdigen Mulatten" überboten, Janſens auf's Furchtbarſte ergriffen erſchien, und mehrmals den Wunſch äußerte, daß es dem Unglücklichen gelingen möchte ſich durch die Flucht zu retten. Er wünſche nichts als ſeine Tochter wieder zu haben, und deren Entführer nie mehr zu erblicken, ſagte er dann gewöhnlich. — —

Es war bei Anbruch der Nacht des zweiten Tages, als die Expedition nur noch wenige Stunden von der Niederlaſſung der Marons entfernt war. Der Führer des Kommando's verſicherte, daß die Buſchneger keinen Argwohn gefaßt, und eben ſo wenig eine Nachricht von dem Anrücken der Truppen bekommen haben könnten, indem er hin und wieder friſche Spuren von Weibern und Kindern bemerke, welche mit Einſammlung von Waldfrüchten beſchäftigt geweſen ſeyn müßten, ein Umſtand der nicht vorkäme, ſobald ſie einen Angriff erwarteten, weil ſie in dieſem Falle alle Nichtkämpfenden in den tiefſten Urwald zu ſenden pflegten. Der Mond war bereits am Himmel aufgeſtiegen. Sein zitterndes Licht brach durch die Kronen der mächtigen Waldbäume, welche hier frei von Unterholz, vereinzelt wie mächtige Säulen in ziemlich gleichmäßigen Entfernungen ſtanden, und das unermeßliche Blätterdach zu ſtützen ſchienen. Still, mit möglichſter Vermeidung jedes Geräuſches, näherten ſich die Koloniſten einer Lichtung, die ungefähr eine Viertelmeile im Durchmeſſer halten mochte und rings vom Walde umgeben war. Der helle Mondſchein erlaubte die Fläche zu überſchauen. Das düſtre Waldthal war wenig angebaut, doch ſah man hin und wieder Felder mit Yams und Manioc bepflanzt, welche, wahrſcheinlich zum Schutz gegen das Wild mit unordentlichen Zäunen eingefriedigt waren. Gegen die Mitte der Ebene lag das Negerdorf Balawana, von den Koloniſten Duivelshöck genannt. Es war ein Haufen regellos ſtehender Hütten. Die größern unter dieſen waren auf Pfählen, auf ziemlich eigenthümliche Weiſe, erbaut; die

Mehrzahl aber hatten die Form eines halbdurchſchnittenen Kürbiſſes, und waren zirkelrund. Da in der Niederlaſſung eine Todtenſtille herrſchte, keiner aus der Maſſe halbwilder Hunde, welche die Buſchneger zu hegen pflegen, ſeine Stimme erhob, ſo rechnete Heinrich mit Sicherheit darauf, daß die Neger keine Nachricht von dem Anrücken der Pflanzer bekommen hätten. Er theilte jetzt ſeine Schaar in zwei Trupps, und beſchloß die Niederlaſſung zu umgehen, um ſie, ſobald man näher käme, von zwei Seiten einſchließen zu können. So geräuſchlos wie möglich, näherten ſich die Koloniſten dem Negerdorfe. Noch etwa tauſend Schritte mochten ſie entfernt ſeyn, und eben wollten ſich beide Trupps trennen, um die Einſchließung zu beginnen, als auf einmal ein ſchrillender, ziemlich ſchwacher Ton erſcholl, der augenblicklich von zwei ſtärkern, rechts und links, beantwortet wurde.

„Tod und Teufel!“ rief Janſens. „Das iſt der Ton der Kriegspfeife. Ich kenne ihn von Anno 72 her. Die Schwarzen haben uns entdeckt.“

Wirklich ſah man in dieſem Augenblick eine lange Linie ſchwarzer Geſtalten ſich erheben. Wie es ſchien, hatten die Neger bis dahin auf dem Boden gelegen, und ſich erſt jetzt erhoben.

„Greifen wir ſie an, ehe ſie Zeit haben ſich zu beſinnen!" ſagte ein junger Pflanzer, indem er den Hahn ſeiner Büchſe ſpannte.

„Es ſind über Tauſend!" hob ein alter Koloniſt mit dumpfem Tone an, indem er die Hand auf den Arm des Sprechenden legte. „Meint Ihr nicht auch, Mynheer to der Horſt?" —

„Es iſt nicht ihre Ueberzahl, die ich fürchte," ſagte Heinrich, der bis dahin geſchwiegen, „aber die Vortheile des Ueberfalls ſind uns verloren gegangen. Wir müſſen mit ihnen verhandeln, ehe der Kampf beginnt. — Horniſt! Gebt ein Signal, daß wir mit ihnen zu ſprechen wünſchen."

Drei kurze Stöße in's Horn ertönten. Die Schwarzen hielten eine kurze Berathung, endlich nahete ſich Einer mit flüchtigen Schritten bis auf die Nähe von hundert Klaftern.

„Warum nahet der weiße Mann auf dem Kriegswege und zur Nachtzeit?" rief der Neger.

„Der Grund kann Euch nicht unbekannt ſeyn!“ erwiederte Heinrich, dem Rufenden eine Strecke entgegen gehend. „Sage den Häuptlingen, wir wollten mit ihnen in ein Palaver zuſammentreten, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden.“

Der Neger beſann ſich ein Paar Augenblicke, dann ſagte er:

„Der weiße Mann iſt willkommen. Er erſcheine, aber mit nicht mehr als ſechs ſeiner Brüder. Das Berathungsfeuer wird angezündet werden.“

Der Schwarze eilte nun mit ſchnellen Schritten zu den Seinigen zurück. Die Letztern ſchienen lebhaft zu verhandeln. Nach Verlauf von etwa einer Viertelſtunde ſah man ein Feuer, in der Mitte des Raumes zwiſchen beiden Schaaren, emporlodern, und einige dunkle Geſtalten ſich dieſem nähern.

„Kommt Ihr Herren!“ ſagte Heinrich nun zu einigen der älteſten und angeſehenſten Pflanzer. „Auch Sie, Herr Janſens! Aber ich würde Sie bitten, Sich nicht eher als Klara's Vater zu erkennen zu geben, als bis es die Umſtände erheiſchen.“

Der Angeredete drückte ſeine Zuſtimmung durch Schweigen aus, und Heinrich nebſt Janſens und vier andern Koloniſten näherten ſich dem Feuer. Sechs Negerhäuptlinge ſaßen hier auf die Erde niedergehockt im Halbkreiſe. Außer einer Art Schurz um die Hüften waren ſie nackt, auf dem Kopfe hatten ſie trichterförmige Hüte, geſchmückt mit den rothen Schwanzfedern des Arara, um die Arme eine Menge ſilberner Ringe, woran unzählige Amulete hingen. So wie die Koloniſten ankamen, machte einer der Häuptlinge eine Bewegung mit der Hand, wodurch er ſie einlud ſich niederzulaſſen. Die Haltung, der Blick der Neger unterſchied ſich auffallend von denen der Sklaven. Es war keine Spur von Furcht oder Unterwürfigkeit zu erblicken. — Es entſtand eine längere Pauſe. Ein Afrikaner unterbrach ſie zuerſt.

„Die weißen Geſichter ſind von den Ufern des Surinam hergekommen, aber ich ſehe nicht den Stab des Wanderers, ich ſehe lange Meſſer und Feuerröhre in ihren Händen. Warum wandeln die weißen Leute den Kriegspfad?“ fragte der Schwarze.

Heinrich begann jetzt zu reden. In einfachen klaren Worten, und zwar in dem den Schwarzen verſtändlichen Kreolenjargon, ſetzte er dieſen das Sachverhältniß auseinander. Er ſagte ihnen, daß es ſich nicht um die Auslieferung zweier Flüchtlinge, ſondern um offenen Raub handle. Dieſem widerſprachen die Neger heftig. Sie ſagten, Klara ſey mit dem jungen Mulatten freiwillig entflohen, ſie hätte ſich zu der Zauberin Huswara geflüchtet, und gegen deren Willen könne man ſie nicht ausliefern, dieſe Frau ſey zu mächtig und würde, wenn ſie gereizt werde, unfehlbar einen Zauber auf die Häuptlinge werfen. Heinrich ließ ſich durch dieſe Einwürfe nicht einſchüchtern. Er blieb dabei, daß der Raub durch Phöbus, der bereits in Ketten liege, angeſtiftet, und durch Saramecaneger vollführt worden ſey, die Behauptungen Huswara's, die vom Gegentheil ſprächen, könne er nicht gelten laſſen, überdies habe es ſich ergeben, daß die freien Schwarzen mit der „Vergifterbande" am Kaymansſumpfe zuſammengekommen ſeyen, und daß dort Rebellionspläne verabredet worden. Der Gouverneur, ſetzte er hinzu, wolle indeß dies Verhältniß nicht weiter unterſuchen, um nicht gezwungen zu ſeyn, den Krieg, der im Jahre 1772 ſolche fürchterliche Folgen gehabt, wieder von Neuem beginnen zu müſſen, dagegen beſtehe er unbedingt auf der Auslieferung Klara's und ihres Räubers. Nur unter dieſer Bedingung laſſe ſich Blutvergießen vermeiden. Ueberdem laſſe ſich leicht erweiſen, ob Klara freiwillig oder gezwungen ihrem Entführer gefolgt ſey, man ſolle nämlich das Mädchen und den Letztern zur Stelle ſchaffen; der Ausſpruch Klara's möge entſcheiden.

Die Schwarzen berathſchlagten jetzt längere Zeit ohne einig werden zu können, endlich ſchienen ſie ſich zu verſtändigen. Ein Neger, deſſen Haar faſt gänzlich ergraut war, erhob ſich. „Ebu iſt ſehr alt!“ ſagte er. „Er war ſchon ein Mann, als das Feuerrohr an den Ufern des Saramecca ſeine Donner ertönen ließ. Er hörte das Pfeifen der bleiernen Bälle, und das Schwirren der Pfeile am Oyapoc, er ſah die weißen Männer in großer Anzahl verſinken in den Bayou's des Kaymansſumpfes, und er will nicht, daß ſeine Augen dieſe Schrecken nochmals erblicken, ſeine Ohren dieſen

Jammer noch einmal vernehmen. Er geht, Huswara, die weiſe Frau, herbeizuholen zum Palaver."

Die Koloniſten gaben ihre Einwilligung, und der Schwarze entfernte ſich. Während dieſer Zeit ging die Ratafiaflaſche, welche einer der Häuptlinge mitgebracht, in die Runde. Die Neger tranken zuerſt daraus, um zu zeigen daß das Getränk nicht vergiftet ſey. So mochte ungefähr eine Viertelſtunde vergangen ſeyn. Es erſchallten Fußtritte. „Huswara!" rief einer der Schwarzen. Alle ſtanden auf; die Koloniſten gleichfalls. Die Negerin trat jetzt in den Kreis. Heinrich ging auf ſie zu; er erneute ſeine Forderung und ſchloß damit, daß der Vater des Mädchens zugegen ſey.

„Jacob Janſens?" rief ſie, und ein Strahl grimmiger Freude überflog ihr Geſicht. „Jacob Janſens? Wo iſt er?" —

Der Alte trat in dieſem Augenblicke näher. Er blickte auf die Negerin, aber entſetzt fuhr er zurück.

„Wie?" rief er mit dem Ausdruck des Schreckens. „Du biſt es, Diana?" —

„Kennſt Du mich, elender Tyrann?“ rief die Schwarze dicht zu ihm tretend. „Ja, es iſt Diana, das Weib, welches thöricht genug war Dich zu lieben, ſo heiß zu lieben, wie nur unter Afrika's glühendem Himmel geliebt wird. Du haſt mir Alles geraubt, mich gränzenlos elend gemacht. Du warſt es, der mich zuerſt Genüſſe kennen lehrte, welche die Afrikanerin, die Du ſpäter wieder in Sklavenfeſſeln ſchlugſt, und die ſich aus dieſen nur in die Wälder rettete, um dort auf dem harten Boden zu liegen und ſich vom Fleiſche des Affen und der Eidechſe zu ernähren, nimmer kennen lernen ſollte. Du haſt aus thörichter Eiferſucht, wegen ungegründeten Verdachts, oder aus aufkeimender Liebe zu einer Weißen, mir mein Kind von der Bruſt geriſſen, mich in Ketten geſchlagen, verkauft. Elender hartherziger Tyrann! Wie kannſt Du hoffen, daß ich Dir Dein Kind, das Kind des Weibes, um deſſenwillen Du mich verſtoßen, wiedergeben werde? Nein, dies wird nimmer geſchehen, und wenn das Blut meines und Deines Volkes in Strömen fließen ſollte.“

„Ich bitte Dich, Diana, ſey menſchlich!“ rief Janſen, die Hände bittend nach der Schwarzen ausſtreckend.

„Biſt Du menſchlich geweſen, als Du mir den Knaben von der Bruſt geriſſen und mich verkauft haſt?“ erwiederte die Negerin mit kaltem Hohne.

„Dein Sohn lebt, Du wirſt ihn wieder haben. Diana!“ ſagte der Vorige mit ſtockender Stimme. „Wir werden uns verſtändigen. Ich bin deſſen gewiß, und wünſche ein Paar Worte mit Dir allein zu ſprechen.“

„Sie wären in den Wind geredet!“ ſprach die Schwarze kalt. „Dein Wort iſt ſtets Lüge geweſen, und es würde jetzt ebenfalls nur Lüge ſeyn. Du haſt die Mutter, das Weib, welches Dich glühend liebte, und Dich jetzt eben ſo glühend haßt, verläugnet, warum ſollteſt Du nicht auch ihr Kind — Dein Kind — verläugnet haben? Der arme Knabe iſt todt, vielleicht ſchlimmer als todt. Du erhältſt Deine Tochter nicht zurück. Komme immer heran mit Deinen Weißen, es ſind keine Sklaven, die Euch gegenüber ſtehen.“

„Bedenke was Du thuſt!“ ſagte Heinrich, indem er zu Huswara trat. „Du entzündeſt einen Kampf, welchen zu zügeln Du nicht mehr im Stande biſt. Ihr ſeyd uns vielleicht an Zahl, wir an Kraft Euch überlegen. Zudem — Du haſt, wie Du ſagſt, Leiden-kennen lernen, und wirſt daher auch die einer fremden Bruſt zu würdigen wiſſen. Die Tochter dieſes Mannes iſt ſeit längerer Zeit die Geliebte meines Herzens.“

„Deſto beſſer!“ rief die Negerin, indem tödtlicher Haß in ihrem Auge funkelte. „Meine Rache wird nur um ſo vollſtändiger ſeyn. Noch heute ſoll das Mädchen das Weib Deines Nebenbuhlers werden. Ich ſchwöre dies, bei —“

„Halt ein Unſelige!“ rief Janſens in dieſem Augenblicke. „Du würdeſt ein Verbrechen gegen die Natur begehen laſſen. — William iſt mein und Dein Sohn, er iſt Klara's Bruder!“ — —

Die Negerin, ſo wie die Koloniſten ſtanden wie verſteinert.

„Es iſt nicht wahr! Du lügſt!“ rief die Erſte endlich.

„Hier!“ ſchrie Janſens, indem er eine Schrift aus dem Buſen zog. „Hier ſind die Beweiſe, hier der Taufſchein! — Auf den Wunſch meines Weibes zog ich von Berbice nach Surinam, ich hatte den Knaben dort zurück gelaſſen, aber Hinſichts ſeiner Erziehung nichts vernachläßigt. Nach dem Tode meiner Frau beſchloß ich William zum Aufſeher meiner Plantage zu machen, doch ſollte er nie erfahren daß er mein Sohn ſey. Liebe zu meiner Tochter, falſche Schaam hielten mich ab, es laut werden zu laſſen.“

Die Negerin ſchien tief erſchüttert. Während die Papiere unter den Koloniſten von Hand zu Hand gingen, ſprach ſie zu den Häuptlingen einige Worte in fremder Mundart; einer derſelben entfernte ſich ſogleich. — Ein tiefes Schweigen herrſchte jetzt. Janſens ſah ſtarr vor ſich hin. Von Zeit zu Zeit lief eine Thräne über ſeine Wangen. Huswara warf dann und wann einen Blick voll Haß und tiefer Verachtung auf den Unglücklichen; Heinrich verſuchte ihm mit leiſen Worten Troſt zuzuſprechen. So verging faſt eine Viertelſtunde. Endlich hörte man Tritte. Man ſah ein weißes Gewand ſchimmern.

„Klara!“ rief Heinrich, und ſprang auf.

„Mein Kind! Mein theures Kind!“ ſchrie Janſens; er eilte der Ankommenden entgegen, und riß ſie an ſeine Bruſt.

Das Mädchen weinte ſtill; es war keines Wortes mächtig. Eben traten die Männer, die mit Klara gekommen waren, zu dem Feuer. Es waren William und der Häuptling, welcher ihn herbeigeholt.

„Weißt Du bereits?“ — ſagte Huswara mit einem düſtern Lächeln zu William, indem ſie mit dem ſchwarzen, mit einer Menge Amuleten und ſeltſamen Zierrathen behangenen Arm auf Janſens deutete. „Dieſer Mann, welcher an uns ſo viel verbrach, iſt gekommen um heute Alles wieder gut zu machen. Dem Weibe, das er verſtieß, dem er das Kind von der Bruſt riß, giebt er den Sohn in dem Augenblicke zurück, wo deſſen Auslieferung gefordert wird, dem Sohne giebt er die Geliebte zur Schweſter.“

„O, ſchone meiner, Diana!“ rief Janſens jammernd. „Ich will wieder gut machen was ich verbrach, ſo weit es in meinen Kräften ſteht.“

„Und wie willſt Du dies anfangen, Erbärmlicher?“ ſagte die Negerin mit hartem Tone. „Kannſt Du die namenloſen Leiden, die ich erduldete, aus meinem Gedächtniſſe tilgen? Meinſt Du, Huswara werde ein rohes, aber glückliches Volk verlaſſen, um in einem Winkel Deines Hauſes das Brod der Barmherzigkeit zu eſſen?

„Ich will durch das Gute, das ich unſerm Sohne zu erweiſen gedenke, Deine Verzeihung verdienen!“ rief Janſens.

„Er bleibt bei mir!“ ſprach Huswara mit feſtem Tone. „Nicht zum zweitenmale ſoll er von dem Herzen der Mutter geriſſen werden.“

„Das kann nicht ſeyn!“ fiel einer der Koloniſten der Negerin in's Wort. „Das Wohl der Kolonie verlangt die Auslieferung des Verbrechers. Will ihn der Gouverneur begnadigen, ſo iſt dies ſeine Sache; begleiten muß er uns indeß auf jeden Fall.“

„Und Ihr glaubt, daß ich darein willigen werde!“ rief die Schwarze heftig. „Eher ſollen ſich die Wellen des Saramecca mit unſerm und Eurem Blute röthen, ehe dieſes ſtatt findet.“

„O, ich bitte Euch, ſtreitet nicht!“ ſagte William, der während dieſer Scene verſchiedenemal die Farbe gewechſelt hatte, mit einem ſeltſamen Lächeln. „Ihr ſtreitet um ein Nichts — um weniger als ein Nichts — Ihr ſtreitet um einen Leichnam; ich habe Gift —“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als er zu ſchwanken begann. Huswara ſtürzte mit einem Ausruf des Schreckens auf ihn zu, aber er fiel, ehe ſie ihn in ihre Arme ſchließen konnte, unter Zuckungen zu Boden. — Der unglückliche Jüngling hatte, ſo wie er durch den Häuptling der Neger, welcher ihn und Klara abzuholen kam, das Nähere über die Entwickelung ſeines Geſchickes erfahren hatte, ein ſchnellwirkendes Gift verſchluckt, welches er ſich von Phöbus vor ſeiner Flucht in die Wälder hatte geben laſſen. Janſens wollte unter lautem Jammer, Klara unter ſanftem Weinen ſich dem Sterbenden nähern, aber die Negerin hatte ſich auf ihn geworfen, und vertheidigte ihn wie eine Löwin.

„Zurück!“ ſchrie ſie wüthend. „Keine Thräne, kein Hauch von Euch ſoll meinen Sohn entweihen! Fort! — Fort mit Euch! — Geht, oder Ihr ſeyd des Todes!“

Alles Zureden, um die Mutter von dem Leichname des Sohnes fortzubringen, war umſonſt. Sie hatte ſich auf ihn geſtürzt, ſie bedeckte die immer mehr erkaltende Stirn, den krampfhaft zuckenden Mund mit Küſſen, und ſtieß von Zeit zu Zeit ein Jammergeſchrei aus.

„Was wollen die weißen Männer noch länger hier?“ ſagte endlich der jüngſte der Maronshäuptlinge zu Heinrich. „Nehmt das weiße Mädchen mit Euch, und laßt Huswara den Leichnam ihres Sohnes; oder gedenkt Ihr vielleicht den Todten noch einmal zu tödten?“

In dem Auge des Negers ſchimmerte ein ſo tödtlicher Haß, ſeine Hand umklammerte ſo krampfhaft das casse-tête, welches in ſeinem Gürtel ſteckte, daß Heinrich wohl einſah, es ſey hohe Zeit zum Rückwege, wenn nicht noch der Kampf zwiſchen den Marons und den Seinigen entbrennen ſollte.

Ohne noch etwas hinzuzufügen, winkte Heinrich ſeinen Begleitern, und bald befanden ſie ſich in der Mitte des ſie erwartenden Trupps. —

In wenigen Tagen waren die gegen die Marons ausgerückten Freiwilligen wieder zu Paramaribo. Ein furchtbares Beiſpiel war inzwiſchen gegeben worden. Mehr als vierzig von der Bande der „Vergifter“ hatte man hingerichtet. Auch Phébus war unter ihnen. Die qualvollſten Martern hatten ſeinen Muth nicht zu beugen vermocht. Er war mit einer beiſpielloſen Todesverachtung geſtorben. — Die Kolonialverwaltung fand es angemeſſen, das Einverſtändniß der Saramecaneger mit den Sklaven nicht weiter zu rügen. Man wünſchte einen Kampf, der zu ſehr ungelegener Zeit gekommen wäre, zu vermeiden. — Die auf Janſens hereinſtürmenden Ereigniſſe, ſchienen inzwiſchen dieſen Mann ganz verändert zu haben. Nicht nur, daß er der Verbindung ſeiner Tochter mit Heinrich kein Hinderniß mehr in den Weg legte, auch ſeine Gemüthsſtimmung war wie umgewandelt. Er ſchien nicht mehr der harte, grauſame Mann zu ſeyn, der er früher war, und obwohl er William's nie mit einer Sylbe erwähnte, ſo trafen doch Heinrich und Klara den Alten oft in Thränen, ein Umſtand, den ſie nur durch die Erinnerung deſſelben an den unglücklichen Sohn ſich zu erklären vermochten. — Von Huswara hörte man nichts mehr. Einige Jahre ſpater erzählte man ſich, die Pocken hätten den größten Theil der Marons von Balawana, und auch Huswara, hingerafft. —

Entſagung.

Erzählung.

Motto:

O! glaubt, mit zärtlichen Gewalten
Wird ſich das Herz dem Herzen weihn,
Und wo kein Tod hinfort darf ſchalten
Wird ewig Seel' in Seele ſeyn.

Byron.

Eine Erneuerung der noch von dem Aufſtande des Maſaniello herrührenden Unruhen, war, durch ſpaniſche Söldner, die mit Don Juan d'Auſtria, dem natürlichen Sohne Philipp's des Vierten, vor kurzem zu Neapel angekommen waren, unterdrückt worden, und die Bevölkerung der Reſidenz fing von neuem an frei zu athmen, als ſich der fröhliche Sinn der Neapolitaner durch eine ganz beſonders muntere Feier des Karnevals kund gab. Mehr noch aus Politik wie aus Freigebigkeit, hatte die Regierung durch reichliche Beiſteuer zu den Feſtlichkeiten mitzuwirken geſucht, und auf dem Largo di Caſtello, wo vor noch nicht allzulanger Zeit das Blut in Strömen gefloſſen war, ſprang aus einer Fontaine von ſechs Röhren, zu großer Freude der verſammelten Lazaroni, rother Wein in Hülle und Fülle. Mit dieſer Feſtgabe hatte ſich indeß der Vicekönig noch nicht begnügt. Eine ſogenannte Cocagna ſollte das Ende des Carnevals verherrlichen. Dieſe galt als das Hauptvergnügen, und ſchon viele Tage vorher ſprach man von nichts weiter. Mit der Cocagna aber hatte es folgende Bewandniß. Es war eine Art hölzernen Amphitheaters aufgebaut, auf deſſen Arena eine große Menge lebendiger und geſchlachteter Thiere, als Schweine, Schafe, Ziegen, Gänſe, kalekutiſche Hühner und Kapaunen, erſtere mit gebundenen Füßen, herumlagen, hin und wieder aber hatte man auch mächtige Haufen Brode, Kuchen und Früchte aufgeſchüttet. Prächtige, wiewohl etwas barock ausſtaffirte, Götter und Göttinnen, hatten auf Thronen in der Nähe jedes Haufens: Pan bei den Schweinen, Ceres bei den Kuchen, Pomona bei den Apfelſinen Platz genommen, um die Gaben, ſobald das Signal erſchallte, unter die harrende Menge auszutheilen. Gewöhnlich kam es indeß nicht hierzu. Selten konnte man dazu gelangen, die Lazaroni ſo lange hinzuhalten. Gewöhnlich ſtellten ſie ſich — klüglich berechnend, daß je mehr ſich Empfänger einfänden, je weniger auf Einen käme — als ob ſie das Signal bereits hätten geben hören, und ſtürzten, ſobald eine ziemliche Anzahl beiſammen war, wie raſend auf ihre Beute los. Vergebens ſuchten die Truppen ſie zurückzuhalten, ſie drangen durch die Soldaten und warfen dieſe über den Haufen. Nun ſuchte ein Jeder ſich wo möglich eines Schweines oder Schafes zu bemeiſtern; die Schwächern mußten ſich mit Hühnern oder Broden begnügen, und da auch ſolche nicht immer zureichten, ſo endigte ſich das Ganze gewöhnlich mit einer allgemeinen Prügelei, bei welcher die Götter von den Thronen geworfen wurden, und meiſtens immer, als die Schwächſten, am übelſten weg kamen. — Auch heute hatte die Cocagna auf dieſe Weiſe ihr Ende erreicht, die Lazaroni hatten die Schafe und Schweine, und die Götter die Hiebe, als ſich die lärmende, fluchende und jubelnde Volksmaſſe um einen großen Ochſenkarren drängte, auf dem eine reich ausgeſchmückte Schaubühne zu ſehen war. Eine Maskengruppe befand ſich auf dem Wagen, welche allerhand Späße trieb. Unter dieſen excellirte der „Coviello“, eine der ſieben italieniſchen Masken und Repräſentant der Bewohner Calabriens. — Sein ſchwarz ſammetnes Wamms und die Pantalons waren mit ſilbernen Knöpfen und reicher Stikkerei verziert, und die hübſche Geſtalt des Darſtellers bot einen ſeltſamen Contraſt mit der häßlichen Larve, welche karmoiſinrothe Wangen und eine ſchwarze Naſe und Stirn hatte, dar. Obwohl der „Coviello" im Patois der Provinz ſprach, ſo verrieth doch ſeine Sprache den gebildeten Mann, und ſein Witz war ſcharf und ſchneidend wie die Luft in den Abruzzen. Eben war ein gutes Bonmot von den Umſtehenden aus Leibeskräften belacht worden, überall ertönte ein: „Eviva il Coviello!" als der Spaßvogel mit einem Satze von dem Karren ſprang, in dem Eingange einer der vielen, aus grünem Laubwerk errichteten Weinboutiken verſchwand, und der Wagen mit den übrigen Spaßmachern, umdrängt von dem jubelnden Volke, weiter fuhr. —

Die Boutike, welche die Maske aufnahm, war eine der größten auf dem Platze befindlichen, und da man hier nur den edelſten, am Fuße des Veſuv's erzeugten Wein, die ſogenannten „Lacrymae Christi" zu nicht eben mäßigen Preiſen ausſchenkte, nur der Zufluchtsort der wohlhabendern Volksklaſſe. Da die wandelnde Schaubühne, ſo wie das Handgemenge in dem Amphitheater die Gäſte faſt ſämmtlich an ſich gezogen, ſo befanden ſich an dem großen, in der Mitte der Boutike befindlichen Tiſche eben nur zwei Perſonen. Eine davon war ein großer, ſtarkgebauter Mann, nach der Mode damaliger Zeit in einen mit Treſſen beſetzten Sammetrock gekleidet. Er trug einen Hut mit einer rothen herabhängenden Feder auf dem Haupte, und einen zierlich gearbeiteten Degen mit ſilbernem Griffe an der Seite. Das breite Geſicht des Mannes drückte ein beſonderes Selbſtgefühl, welches man auch wohl für Hochmuth nehmen konnte, und die ſtark markirten Züge große Charakterfeſtigkeit aus. Das krauſe dunkle Haar, das ſchon hin und wieder mit Grau gemiſcht war, bewies, daß der Mann bereits in der zweiten Hälfte des Lebens ſtehe, obwohl ihm ſonſt die geröthete Geſichtsfarbe ein jüngeres Anſehen lieh. Zur Seite des Fremden befand ſich eine reizende Brünette von neunzehn bis zwanzig Jahren. Ihr Geſicht war von höchſt regelmäßiger Schönheit, ihre Augen beſonders ſo reizend, wie man ſie ſelten ſah, der Geſammtausdruck ihrer Züge von beſonderer Lieblichkeit.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03063/012

Das Mädchen nippte von Zeit zu Zeit aus einem Gläschen, welches ihr Begleiter aus einer weitbauchigen, langhalſigen Flaſche ohne Stöpſel dann und wann wieder anfüllte, wenn er ein hohes Kelchglas voll edlen Rebenſaftes mit ſichtlicher Behaglichkeit ausgeleert, und warf dann verſtohlen einen Blick nach einer entfernten Ecke der Bude, wo ein wohlgewachſener Jüngling, umhüllt von einem weiten braunen Tabarra und mit niedergekrämptem Hute, gleichfalls bei einer Fogliette Lacrymi ſaß.

Die Maske, welche wir vorhin erwähnten, war eben in die Laube getreten, als ſie mit einem Satze zu dem Tiſche ſprang, wo der Mann mit dem Mädchen ſaß, und mit komiſchem Pathos ausrief:

„Darf der Coviello es wohl wagen,
Euer Gnaden etwas vorzutragen?"

und nun eine Anzahl Stanzen herdeclamirte, welche die politiſchen Zuſtände Neapels eben nicht auf's glänzendſte darſtellten, den Spaniern beſonders nicht zum Lobe gereichten, und wo das Ganze eine höchſt bittere Satyre war.

„Heilige Jungfrau!" rief erſchrocken das Mädchen, als die Maske zu ſprechen aufgehört. „Hoffentlich habt Ihr doch dies Gedicht nicht von der Bühne geſprochen?"

„Und warum denn nicht, ſchöne Maria Roſa?" ſagte der „Coviello," indem er die Larve, hinter der ein munteres, lebensfrohes, eben nicht unangenehmes Geſicht zum Vorſchein kam, vom Antlitz zog, ſie auf den Tiſch warf und an dieſem Platz nahm. „Heute iſt Carneval, ſie müſſen es hinunterſchlucken; zudem iſt Signor Formica, der Schauſpieler, der Liebling der Lazaroni, mit denen es unſere Unterdrücker nicht gern verderben."

Bis hierher hatte der ältere Herr gravitätiſch und bedächtig aus dem neugefüllten Glaſe genippt, jetzt trank er es leer, ſchenkte ſich von neuem ein und ſagte:

„Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit! — Wenn Jemand in dem Signor Formica, dem Lieblinge der Lazaroni, den Dichter der „guerra", den Bewunderer Maſaniello's erkennte, und ſich erinnerte, daß ſolcher noch keine Amneſtie erhalten hat, und beſagter Formica würde aufgehangen, ſo hinge Signor Salvator Roſa, als identiſch mit dem „Coviello" und Herrn Formica an demſelben Stricke."

„Pfui Teufel, Signor Ribera, wie könnt Ihr ſo ſchlechten Witz machen!" ſagte der „Coviello," indem er die Maske wieder vornahm, nachdem er einen ſcheuen Blick auf den jungen Mann im Hintergrunde der Bude geworfen. „Eure Späße haben das mit Euren Gemälden gemein, daß ſie ſehr ergreifend ſind, und Einem im erſten Moment ein Schauer herabrieſelt, erſt ſpäter kommt man zu einer ruhigen Betrachtung, und wenn ich eine ſolche anſtelle, ſo ſage ich mir, daß man ſeit Kurzem — ich meine ſeit Ankunft des Prinzen — etwas manierlicher zu Werke geht, ſo wie auch ſelbſt der Vicekönig in der letzten Zeit viel milder verfuhr."

„Milder verfuhr? Ei ſeht mir doch!" rief der Alte, indem er das Glas mit Heftigkeit auf den Tiſch ſtieß. „Welche Unbill hat er mir erſt neulich angethan, mir, dem Hofmaler Joſe Ribera, mir, der ich die Kunſt erſt wieder in Neapel zu Ehren gebracht, und — ich denke, ich bin nicht unbeſcheiden, wenn ich dies behaupte — auf eine ſeltene Stufe erhoben habe? — Was? bin ich nicht vom Hofe verbannt worden? Und wegen wem hat man mich verbannt? Wegen dem Schleicher, dem Zampieri, dem kleinen Domenichino! — Corpo di Baccho! Zehn ſolche Domenichino's ſtecke ich in den Sack, ich, Joſe Ribera, genannt „el Espannol“! — Was hat er denn geſchaffen, der Galgendieb? Er ſoll zum Teufel gehn mit ſeiner „Kommunion des heiligen Hieronymus,“ die er dem Agoſtino Carracci abgeſtohlen! — Wahrhaftig, ein Hauptgemälde bezahlt man auch mit funfzig Scudi! Nur ein Hungerleider begnügt ſich mit ſolchem Preiſe. Iſt er Euch vielleicht deshalb ein Meiſter in der Kunſt, weil Papſt Gregor der funfzehnte ſein Pathe war?“

„Ihr könnt doch nicht läugnen, daß in ſeinen Gemälden eine Fülle von Grazie, verwebt mit der anmuthigſten Zeichnung und der vollendetſten Färbung, zu finden iſt!“ wandte die Tochter ein.

„Aber nichts Großes iſt drinn! Sapperment! Nichts Erſchütterndes, Ergreifendes; nichts, das den Beſchauer zu Boden wirft, und dann erhebt!“ rief Ribera heftig, indem er mit dem Schwerte auf den Boden ſtieß, „Seht einmal die Eckengemälde in der Kuppel der Kapelle del tesoro an, und dann ſagt mir ob ſie nicht einen kleinlichen, und noch dabei verwirrten Charakter tragen. Von ſeinen

Köpfen will ich gar nicht reden. Es liegt in dieſen Geſichtern eine Furchtſamkeit, die ſelbſt die ihnen ſonſt eigene Zierlichkeit verwiſcht. Er mag ſelber ſo ausgeſehn haben, als ihm der Lorenzio mit den Andern ſo zu Leibe ging, und als er im Schlüſſelloche ſeines Zimmers einen Drohbrief fand. Hölle und Wetter über den Haſen, der mich verklatſcht hat, weil ich die Wahrheit ſagte! — Grazie, Zeichnung, Färbung! Geht mir mit allen Dreien, wenn Ihr mir weiter nichts geben könnt; ich will einen Gedanken, und einen Gedanken, der mich packt, feſthält, meinetwegen ſchüttelt, der aber ein großartiger iſt. Mein heiliger Bartholomäus iſt auch kein Bild, was eine unſerer neapolitaniſchen Zierpuppen in ihr Putzſtübchen hängen wird, aber ich denke, man wird nach Jahrhunderten noch ſagen: Es war doch ein ganzer Kerl, der das Bild gemalt hat. — Und ſelbſt hier unſer Signor Salvator! Sieht man nicht in ſeinen Felſenſchlüchten, in den dunkeln Thälern, daß etwas darin vorgehen muß, etwas Geheimnißvolles, Schreckliches, aber Großartiges? Sieht nicht jeder ſeiner Banditen darnach aus, als ob der Kerl ein halbhundert Leben auf dem Gewiſſen hätte? — Etwas Ergreifendes will ich im Gemälde, gleichviel ob in der Sphäre des Schönen oder des Furchtbaren. Da iſt die Madonna des Sanzio; der war ein ganzer Kerl! Das iſt ein Bild! Ich mache mir nichts aus dem Papſt Sixt, ſo trefflich er iſt, nichts aus den Engeln, den beiden allerliebſten Jungen, am allerwenigſten aus der Barbara, die ſo kokett ausſieht; aber nun betrachtet einmal die Jungfrau mit dem Kinde. Das iſt Hoheit, das iſt Adel! Und welche Welt von Gedanken liegt in den tiefen, dunkeln, unerreichbaren Augen? Ja, dieſes überirdiſche Weſen kann es wagen, den Fuß auf den Kopf der Schlange zu ſetzen, und gewiß ſeyn ihn zu zertreten; dieſer Knabe iſt der kommende Weltenrichter! — In dieſem Bilde iſt einer der beiden Pole großartiger Malerei erreicht worden."

„Was Raphael konnte, wird nie ein Zweiter können!" bemerkte Salvator.

„Nein, aber er kann darnach ſtreben!" rief Ribera heftig. „Die Phantaſie der Menſchen iſt ſo verſchiedenartig organiſirt, wie ihr Körper. Das Schöne ſtand wie ein feſtes Bild vor der Seele des

Sanzio, wie vor der meinen das Furchtbare. Er würde nicht dieſes, wie ich nicht jenes, ohne Vorbild haben ſchaffen können; haben wir aber dieſes, können wir die Idee feſthalten, ſo iſt das Nachbilden leicht, faſt Nebenſache. Erlaubt, daß ich Euch meine Anſicht durch ein Beiſpiel erläutere. Vor länger als fünf Jahren beſtellte das Kapitel der Kirche Santa Iſabella zu Madrid bei mir ein Madonnenbild. Ich wollte, es ſollte etwas Ausgezeichnetes werden, und ging fröhlich an die Arbeit. Ich nahm mir vor, die Züge meiner Maria Roſa dabei zum Grunde zu legen, natürlich nur noch ſchöner, heiliger, veredelter. Alles ging auch gut, das Bild ſchien eins meiner beſten zu werden, aber als ich an den Ausdruck der Augen kam, da ſcheiterte Alles. Reinheit, Unſchuld, Hoheit, Seelenadel, Alles lag in dem Auge, das mir als Ideal vor der Seele ſtand, aber eins fehlte, Signor Salvator, der große Gedanke, der aus dem Blicke der Madonna des Sanzio ſpricht; ich wollte in den Blick der Madonna, neben dem Gefühl der künftigen Mutterfreude, auch jenes Vorgefühl des Schmerzes legen, das die ahnende Seele Der durchbringt, die den Heiland gebähren wird, der die Welt mit ſeinem Blute erlöſen ſoll; dieſes mißlang. Zwanzigmal begann ich auf's Neue, zwanzigmal ſcheiterte mein Beſtreben, niemals konnte ich mein Ideal feſthalten, wie ich es mußte, um etwas Großes zu ſchaffen. Bei Gott! liebte ich nicht meine Tochter, mein einziges Kind über Alles, ich könnte wünſchen, daß ſie einen großen erſchütternden Schmerz kennen lernte, ich würde dann im Stande ſeyn, meine Madonna zu vollenden." —

„Ich glaube, lieber Vater," ſagte Roſa freundlich lächelnd, indem ſie dem Alten die Hand reichte, „um dieſen Preis würdet Ihr ſie niemals vollenden wollen. — Uebrigens denke ich die beiden Pole der Malerei, wie Ihr Euch ausdrückt, ſind auf ewig von einander getrennt; wer ſich von dem einen angezogen fühlt, entfernt ſich von dem andern nur deſto weiter. Wenn Signor Salvator ſchaurige Felſenthäler und ſchaudererregende Banditen vortrefflich darſtellt, ſo erklärt es ſich leicht aus dem Umſtande, daß er nach ſeiner Gefangennehmung noch einige Zeit freiwillig unter den briganti verweilte, und, trotz ſeiner ſonſt heitern Gemüthsart, nicht vor

Scenen zurückbebte, die jeden Andern mit Schrecken erfüllt hätten; er fühlte ſich einmal von dieſer Lebensweiſe angezogen —"

„Vielleicht hat er auch den Leuten die Taſchen ausräumen helfen, und den Reiſenden den Dolch auf die Bruſt geſetzt!" ſagte Salvator piquirt. „Wahrhaftig! Signora iſt doch ſtets zu den beſten Vorausſetzungen Hinſichts ihres ergebenen Dieners bereit."

„Ich wollte Euch nicht beleidigen, Signor;" entgegnete Roſa kalt. „Ich wollte nur behaupten, daß das Schöne und das Schreckliche allzuweit auseinander lägen, als daß eine Menſchenſeele Raum genug hätte, Beides in ſich aufzunehmen. Noch nie lebte ein Künſtler, der Alles vereinigen gekonnt." — —

„Verzeiht, Signora;" verſetzte in dieſem Augenblicke eine männliche, ſehr wohllautende Stimme hinter dem Rücken des Mädchens. „Einer lebt, der Alles mit gleicher Vortrefflichkeit malt, das Schauerliche wie das Schöne, das Edle wie das Burleſke, das Große wie das Kleine, er heißt Velaſquez." — —

Die Augen der Anweſenden fielen gleich bei den erſten Worten auf den Jüngling, deſſen ganzes Weſen einen höchſt angenehmen Eindruck machte. Er war anſtändig, aber höchſt beſcheiden gekleidet; ſeine Tracht deutete auf einen jungen Mann des Mittelſtandes. Auf's Vortheilhafteſte kontraſtirte ſein Anſtand, ſeine Haltung damit; es lag etwas Vornehmes, faſt Stolzes, aber überaus Edles in beiden. Sein Geſicht war länglich, gebräunt, von angenehmen Zügen, ſein dunkles Haar fiel in natürlichen Locken auf die Schultern, ſein Wuchs war ſchlank, wie der der Pinie.

Mit mehr Freundlichkeit, als ihm ſonſt eigen war, ſah Ribera auf den Fremden; einen noch größern Eindruck ſchien er auf das Mädchen zu machen; Roſa wendete keinen Blick von ihm.

„Ihr kennt Diego Velasquez, ſeyd vielleicht ein Spanier?“ fragte Ribera mit Wohlwollen im Tone.

„Ich heiße Juan de Armillo, und bin Schreiber bei der Kanzlei des Prinzen;“ verſetzte der Jüngling. „Den edlen Velasquez kenne ich genau; er gehört zu den ſogenannten „privados del rey,“ und geht täglich an den Hof. Der König beehrt ihn mit ſeiner ganzen Gunſt, und es iſt ſicher daß er noch hohe Ehrenſtellen erlangen wird, wenn er ſie ſonſt annehmen will."

„Ei da iſt es mir erklärlich, weshalb man von ſeinen Bildern ſo viel Lärmen macht!" rief Ribera höhniſch. „Was der Hofmann, der „privado del rey" zu Stande bringt, kann natürlich nicht anders als vortrefflich ſeyn."

„Freilich! — Freilich!" rief Salvator Roſa. „Laßt ihn einen armen Teufel ſeyn, und Niemand fragt nach dem großen Meiſter, welcher Madonnen, Bauerſchenken, Viehſtücke und Gurken zu gleicher Zeit malt!"

„Verzeiht, Sennor!" verſetzte der Jüngling warm. „Wenn er nichts gemalt hätte, als zwei Landſchaften, eine Anſicht des Pardo, und eine gleiche von Aranjuez, ſo gehörte er zu den erſten Malern aller Zeiten. — Ich habe alle Achtung vor Eurer Kunſt, aber ich bin überzeugt, Ihr würdet bei'm beſten Willen nichts aus dem mit Mauern umfangenen Eichenwalde, in deſſen Mitte ein Landhaus liegt, und eben ſo wenig aus der mit Sande beſtreuten Hauptallee eines Gartens gemacht haben; ſähet Ihr aber was Velasquez aus beiden machte, ſähet Ihr die Eberjagd unter den dunkeln Blätterdonien daher ſtürmen, ſähet Ihr ſeinen Hofſpaziergang in der calle de la reyna, jene Darſtellung, die einſt als ein Stück der Geſchichte unſerer Zeit von den Spaniern betrachtet werden wird; Ihr würdet ſtaunen und Pinſel und Pallette zu Boden werfen. — Ha!" rief der Jüngling immer lebhafter; „was würdet Ihr erſt ſagen, wenn Euch „ſein Beſuch des heil. Antonius beim heil. Paulus, dem Eremiten" zu Geſichte käme! Nichts iſt bewunderungswürdiger, als die ſchauerliche Natur in dieſem Bilde. Alles iſt mit dem erſten Striche gemalt, die Leinwand kaum gedeckt, die Umriſſe der Gegenſtände nicht ſcharf gezogen, Land, Bäume, Himmel, Alles iſt maſſiv, ohne einzelne Ausführung. In der Nähe ſieht man in dieſer furchtbar ſchönen Landſchaft nichts als Verwirrung, Ungewißheit, Chaos. Nun tretet vier Schritte zurück, und die Nebel zertheilen ſich, die Elemente erhalten Leben, Alles iſt ſchön, einfach, erhaben. — Was ſoll ich aber von der Scene ſelbſt Euch ſagen!" fuhr der Jüngling immer eifriger fort, indem er mit Haſt nach einer Kohle langte, die in einem Becken lag. „Seht, das Bild iſt dreifach eingetheilt; ungefähr ſo. — Rechts klopft der Fremde an die Thür der Zelle, die ſich der Eremit in den Felſen gehöhlt hat, in der Mitte befinden ſich die beiden hehren Greiſe in vertrautem Geſpräche, während ihnen der treue Rabe die Speiſe bringt, links betet Antonius bei dem Leichname des Paulus, während zwei Löwen mit ihren Klauen das Grab für den Verſtorbenen bereiten.“ —

Während der junge Mann ſprach, zeichnete er mit einigen kecken Strichen die Umriſſe der Felſen, markirte die Eintheilung des Bildes, deutete die Stellung der Gruppen an. Es waren nur wenige Striche, die er mit Kohle auf den Tiſch von weißem Lindenholz zog, aber ſie waren hinreichend, Ribera mächtig anzuregen.

„Sangue de Dios!“ rief er auf ſpaniſch und mit Enthuſiasmus. „Ihr wollt ein Schreiber ſeyn, Sennor? — Mit Verlaub; das iſt nicht wahr! Ihr ſeyd ein Maler, und das kein ſchlechter.“

„Ich male wohl ein Bischen zu meinem Vergnügen, aber ein Künſtler von Profeſſion bin ich nichtſ," entgegnete der junge Mann mit beſcheidenem Lächeln. „Was ich etwa gelernt habe, verdanke ich übrigens Velasquez und ſeinem Schüler, meinem Freunde Murillo, der vielleicht einſt den Meiſter noch übertreffen wird."

„Wirklich?" rief Ribera enthuſiaſtiſch. „Das iſt brav, das iſt herrlich! Nun, ſie ſollen es ſchon noch bekennen, dieſe neidiſchen, gallſüchtigen Italiener — verzeiht, Signor Salvator, Euch meine ich nicht — daß hinter den Pyrenäen auch Leute wohnen! Mögen ſie immer höhniſch die Naſe rümpfen, wenn ſie auf meine Bilder blicken; mögen ſie mich immer „spagnoletto" nennen — hole ſie der Teufel dafür! — die „espagnoles" ſollen ihnen noch zu ſchaffen machen."

„Einer thut es ſchon!" ſagte der junge Mann, indem er ſich lächelnd verbeugte. „Velasquez freute ſich ſtets, wenn er wieder etwas von einem neuen Bilde hörte, das Ihr gemalt."

„Ach, geht! Geht! Ihr wollt mir da den Mund ſchmieren; Ihr ſeyd ein Hofmann. Velasquez weiß nichts von mir;" verſetzte Ribera, jedoch ſichtlich erwartend das Gegentheil zu hören.

„Ich kann ſogleich den Beweis von der Wahrheit meiner Worte führen;" ſprach der Jüngling freundlich. „Velasquez kennt Eure ganze Jugendgeſchichte. Ihr ſeyd aus San Felipe de Xativa bei Valencia, Euer Vater hieß Don Antonio. Ihr verließet Spanien, weil —"

„Baſta! Ich glaube Euch;" unterbrach ihn Ribera, leicht die Stirn runzelnd. „Velasquez konnte es wiſſen; er ſtammt aus Sevilla und hat Verwandte zu San Felipe. — Nun aber, Sennor, ſagt mir doch —"

In dieſem Augenblicke entſtand vor der Thüre der Boutike ein großes Getümmel. Ein Haufe Soldaten in ſpaniſche Farben gekleidet näherte ſich; einer, der den Führer machte, hatte augenſcheinlich ein Glas über den Durſt getrunken, er ſchwenkte den Hut und ſang:

Adelante Espagnoles! —
Cantemos soldatos
El hymno del Cid. —

„Aber was Teufel!" rief er, indem er in die Hütte trat und den Hut auf den Tiſch ſchleuderte. „Nur ein Tiſch in der Kneipe, und neapolitaniſche

Spießbürger ſitzen d'ran. Das fehlte mir noch, in ſolche hundsföttiſche Geſichter zu blicken, während ich Wein trinke. Jeder Tropfen würde mir zu Galle. — Platz da! — Das Mädel kann bleiben, und der Narr auch, aber der Alte muß fort, und der Grünſchnabel hier."

„Was unterſteht Ihr Euch!" rief Ribera heftig, indem er aufſprang. „Ich bin ein Spanier ſo gut wie Ihr, und Hofmaler obendrein."

„Ein Farbenklerer? Auch was recht's!" rief der Soldat. „Platz gemacht! Es bleibt dabei."

„Das wollen wir doch ſehen!" ſchrie Ribera, die Hand an den Degen legend.

„Ja, das wollen wir ſehen!" fiel Salvator Roſa ein, und zog einen Dolch aus den Falten ſeiner Kleidung.

„Keine Uebereilung, Sennores!" ziſchelte der Jüngling. „Einen Augenblick Zeit! Ich ſchaffe Rath."

Wie der Blitz war er zur Thüre hinaus.

Noch ſtanden die Partheien kampfluſtig gegenüber, als der junge Mann in Begleitung eines Offiziers wieder in die Hütte trat.

„Don Luiz de Mendoza," ſagte er ruhig, „ich glaube daß ein Betragen, wie ſich dieſe Leute gegen achtbare Männer und Künſtler erlauben, dem ſpaniſchen Namen Schande macht, und daß der Prinz ſehr zornig werden würde, wenn er erführe welches Benehmen ſich einige Trabanten ſeiner Leibgarde zu ſchulden kommen laſſen. Wüßte er es, ſo würde er die Geſellſchaft Trunkenbolde gewiß vierundzwanzig Stunden krumm ſchließen, und dem Grobian dort, der den Führer zu machen ſcheint, funfzig Prügel aufzählen laſſen."

„Seyd verſichert, Sennor," erwiederte der Offizier mit achtungsvoller Verbeugung, „die Strafbaren werden den eben bezeichneten Lohn pünktlich empfangen."

„Fort mit Euch nach dem Kaſtell!" herrſchte er dem erſchrockenen und plötzlich kleinlaut gewordenen Trabanten zu, und die Schaar verließ die Boutike. —

Voll Verwunderung, faſt mit Erſtaunen blickten die Anweſenden auf den jungen Mann, dieſer aber ſagte lächelnd:

„Wie es ſcheint befremdet es Euch, daß ich ſo ſchnell Rath gewußt. Ich ſah Don Luiz eben vorbeigehen und kannte ſeine Strenge. Erſt geſtern ſprach der Prinz in der Kanzlei von dem ſchlechten Benehmen der Soldaten, und ſchärfte einem Jeden von uns ein Anzeige zu machen, wenn er etwas dergleichen wahrnähme. Mendoza war dabei, und mußte alſo wohl meiner Aufforderung Folge leiſten, wenn er auch nicht gewollt hätte."

„Ihr ſeyd ein eben ſo verſtändiger und gewandter als höflicher junger Mann, und es iſt mir nicht unangenehm Eure Bekanntſchaft gemacht zu haben;" ſagte Ribera mit einer Art von Protectionsmiene. — „Aber," ſetzte er hinzu, und es war als ob er einen plötzlichen Einfall hätte, „Ihr ſagtet daß Ihr zu Eurem Vergnügen maltet. Malt Ihr vielleicht in der Manier des Velasquez?"

„Allerdings!" entgegnete der Jüngling. „Er war mein Lehrer."

„Ich habe zwar ſehr viel von ihm ſprechen hören, aber nichts von ſeiner Kunſt geſehen;" ſagte Ribera zögernd.

„Ich glaube es wohl;" erwiederte der Vorige unbefangen. „Alles was er malt kauft der König.

Niemand beſitzt ein Bild von ſeiner Hand, als ſein königlicher Freund, der täglich in ſeine Werkſtatt kommt. Irre ich nicht, ſo iſt blos ein Konterfei der Infantin Margarethe, das er zweimal copirte, in's Ausland gegangen. Alles was ich von ihm habe, iſt eine kleine Portraitkopie."

„Die muß ich ſehen!" rief Ribera enthuſiaſtiſch. „Ex ungue leonem! Iſt der große Mann, wie ihn das Gerücht bezeichnet, ſo erkennte ich ihn auch aus drei Bleiſtiftſtrichen. — Hört, Don Juan — ſo heißt Ihr ja? — beſucht mich doch und bringt das Bildchen mit. Oder, noch beſſer; malt doch in meiner Werkſtatt ein Bildchen, wenn es Eure Zeit erlaubt; ich möchte gern des Velasquez Manier kennen lernen."

Der Jüngling ſtutzte einen Augenblick; er ſchien über etwas nachzuſinnen; ſein Blick fiel auf Maria Roſa, dieſe erröthete.

„Ich nehme Euer gütiges Anerbieten mit Vergnügen an;" ſagte er endlich raſch. „Um Eins aber muß ich Euch bitten. Meine Amtsſtunden ſind ſehr gemeſſen, die mir zugetheilte Arbeit ſehr gehäuft. Wüßte man, daß ich Nebendinge triebe, ſo könnte mir dies Verdruß zuziehen. Ihr müßt mir deshalb erlauben, daß ich mich zu unbeſtimmter Zeit zu Euch begeben darf, da dies, ſo zu ſagen, heimlich geſchehen muß."

„Kommt wann Ihr wollt, meine Werkſtatt ſoll Euch offen ſtehen, ſelbſt wenn ich nicht daheim wäre!" erwiederte Ribera. „Ueberdies wohne ich entfernt, da draußen in der Nähe des Poſilippo; kein Menſch bemerkt Euch."

„Wohl!" ſagte der junge Mann, indem er aufſtand. „Meine Geſchäfte rufen mich jetzt von hinnen; ſo gern ich auch in Eurer Geſellſchaft verweilte, muß ich doch nach der Kanzlei."

„Auf Wiederſehn! Wir freuen uns, Euch bald bei uns zu ſehn, ſeyd deſſen gewiß!" rief Ribera.

„Darf ich dies auch von Euch vorausſetzen, Signora?" fragte freundlich der Jüngling, zu Roſa Maria gewendet.

„Der Gaſt meines Vaters wird mir ſtets willkommen ſeyn;" lispelte das Mädchen verwirrt.

„Ein hübſcher junger Mann!" ſprach Ribera, indem er dem Jünglinge, der mit einer kurzen Verbeugung gegen Salvator die Bude verließ, längere

Zeit nachſah. „Er iſt beſcheiden aber nicht kriechend; obwohl er ganz augenſcheinlich ein armer Teufel und von niederer Herkunft iſt. Er gefällt mir ausnehmend. Euch auch; nicht wahr, Signor Salvator?“

„Ich könnte es eben nicht ſagen;“ entgegnete Jener ſichtlich mißgeſtimmt. „Von Beſcheidenheit habe ich nicht viel an ihm bemerkt, er ſprach ziemlich keck und führte das große Wort, obgleich er nichts als ein ſchäbiger Federfuchſer iſt. Was er über den Velasquez ſagte, mochte auch Wind über Wind ſeyn. — Nun, wir werden ja ſehen, was er auf die Leinwand kleckſen wird!“

„Ich glaube, es wird nichts Schlechtes ſeyn;“ ſagte Roſa mit ſichtlicher Theilnahme. „Wer ſich ſo für die Verdienſte eines Andern begeiſtern kann, iſt gewiß ſelbſt nicht ohne Verdienſt. Ich glaube Ihr thut ſehr Unrecht, dem Fremden ein ſolches abzuſprechen, ohne daß Ihr etwas von ſeiner Arbeit geſehn habt.“

„Santa Madonna! Ihr nehmt Euch des Menſchen mit vieler Wärme an, Signora;“ entgegnete Salvator höhniſch. „Wie es ſcheint, ſeyd Ihr gütiger gegen Unbekannte, als gegen Eure Freunde und Verehrer."

„Es iſt mir bis jetzt noch nicht recht klar geworden, ob es mir erlaubt iſt, Signor Salvator Roſa unter die Erſten zu zählen; was die Zweiten anlangt, ſo iſt mir von ſolchen nichts bewußt;" entgegnete das Mädchen ein wenig ſchnippiſch. — „Iſt es Euch genehm, mein Vater, ſo gehn wir nach Hauſe; es beginnt dunkel zu werden;" ſetzte ſie, zu Ribera gewendet, hinzu. — — —

Es war am folgenden Tage Nachmittags, als Juan de Armillo durch eine Seitenthüre in den Garten trat, welcher Ribera's ſehr hübſches, wohnlich eingerichtetes Landhaus umgab. Er traf den Hausherrn unweit eines Pavillons, der am Ende des Gartens lag, und von wo man eine hübſche Ausſicht auf den Golf von Neapel hatte. Der Pavillon ſelbſt war von der Größe eines mäßigen Wohnhauſes, doch hatte er nur ein Stockwerk, links und rechts befanden ſich zwei Lauben von Geisblatt.

„Das iſt brav, daß Ihr ſo bald Euer gegebenes Wort erfüllt!" ſagte Ribera freundlich, nachdem er mit dem Angekommenen einige Begrüßungsreden gewechſelt hatte. „Ich werde Euch mit ein paar meiner Schüler bekannt machen, welche gerade in meiner Werkſtatt beſchäftigt ſind, die aber mein Haus gewöhnlich zu dieſer Stunde verlaſſen. Ihr ſehet da den Giovanni Do, den Andrea Vacaro, die Brüder Franceſco und Michelangelo Fracanzano, — tüchtige Kerle, das verſichere ich Euch, beſonders was den Franceſco anlangt — dann iſt auch noch der Luca Giordano, ein Teufelsjunge von etwa ſechzehn Jahren, der, ſchon als achtjähriger Knabe, ein paar Fresken und zwei Kinderfiguren für die Kirche S. Maria la nuova gemalt hat, welche ſich überall können ſehen laſſen."

„Ihr vergeßt, werther Herr," entgegnete Don Juan ein wenig verlegen, „daß mir Alles daran liegen muß, ſo wenig wie möglich geſehn zu werden, wenn mir nicht daraus Verdruß erwachſen ſoll. Erlaubt deshalb, daß ich lieber ein andermal wiederkehre; ich wollte Euch ohnehin heute nur ein paar Bildchen zeigen, die ich gemalt habe —"

„Nein! — Nein! — Ihr dürft nicht fort. Ihr müßt mir mehr von Velasquez, und überhaupt von Spanien erzählen;" rief Ribera. „Da Ihr indeß keine Bekanntſchaften machen wollt, ſo kommt ein wenig in dieſen Pavillon, inzwiſchen entfernen ſich meine Schüler."

Beide traten jetzt in das Häuschen. Es war ein weites Gemach. An den Wänden hingen eine Menge Gemälde verſchiedener Art und von großem Werth.

„Seht Euch um! Dies iſt mein Pantheon!" rief Ribera wohlgefällig, rings im Kreiſe umherblickend. „Was nicht von mir iſt, kam von meinen Freunden und Schülern, die mir irgend eine Arbeit als Andenken zurückließen. — Nun, wie gefallen Euch die Bilder? He? — Was meint Ihr von dem Bilde da? — Werdet Ihr glauben, daß ich es gemacht habe? Es iſt noch in der Manier des Allegri. — Ja, er war ein großer Mann, der Antonio, aber er opferte Alles der Harmonie auf. Grazie, Beleuchtung, Färbung herrlich, aber alles zu lieblich, zu beſchaulich! Ich will das Erſchütternde, das Gewaltige, darum verließ ich jenen Weg. — Seht hier etwas von Merigi! Der iſt ein Mann. Ich denke, ich habe mit ſeiner Kühnheit, mehr Natur und eine anmuthigere Farbengebung —

ich holte ſie mir von den Venetianern — vereinigt. — Dies Gemälde iſt von Giovanni Do. Sollte man es nicht beim erſten Anblicke für eine Arbeit Merigi's halten? Es giebt indeß Leute, die darin mehr Anmuth und eine gefälligere Färbung des Fleiſches finden wollen; was mich anlangt, ſo meine ich, es ſey dennoch zwiſchen meinem Schüler und Caravaggio ein verteufelter Unterſchied. Betrachtet einmal beide Bilder und vergleicht ſie. Seht nur jenes Helldunkel auf Merigi's Bilde! Das macht ihm Niemand nach. Ein Narr nannte ihn einmal einen Kellermaler — des Dunkels wegen, das er ſo gern anbrachte — aber er hatte gleich einen Degenſtoß zwiſchen der vierten und fünften Ribbe, daß er das Aufſtehen vergaß. Ihr müßt wiſſen, mein Lehrer Merigi da Caravaggio führte die Klinge wie den Pinſel, und ich, ich that es ihm nach. Aber das gehört nicht hierher. — Jener „Tod des heil. Joſeph“ iſt von meinem Schüler Francesco Fracanzano; es iſt ein gutes Kolorit in dem Gemälde, ein Character, den ich faſt einen majeſtätiſchen nennen möchte, in dem Bilde; aber das, was ich den „großen Gedanken“ nenne, iſt nicht darin. — Dieſer „heilige Januarius“ iſt von Aniello Falcone; ein guter Maler, aber ein ſchlechter Kerl. — Ihr wißt, zur Zeit des Maſaniello bildete er aus ſeinen Freunden die Compagnia della morte. Bei Tage ſtreiften ſie durch die Stadt und brachten jeden Spanier um, der ihnen in die Hände fiel, und Abends malten ſie bei Fackelſchein lauter Bildniſſe des Maſaniello. Als Schlachtenmaler iſt er gleichfalls ausgezeichnet, und ſeine Freunde nennen ihn deshalb „il oracolo delle bataglie,“ ſie könnten ihn aber eben ſo gut das „Orakel der Mörder“ heißen. — Dieſe Landſchaft iſt von Salvator Roſa!“ fuhr Ribera nach kurzer Pauſe fort. „In den Landſchaften und Seeſtücken iſt er ein Meiſter. Hier iſt er groß, unübertrefflich; aber er hat auch die Schwachheit, für einen ganz vorzüglichen Hiſtorienmaler gelten zu wollen, und damit iſt es nichts. Ich will nicht ſagen, daß ſeine hiſtoriſchen Bilder keine Verdienſte beſäßen, bewahre; ſeine „Vergänglichkeit des irdiſchen Lebens“ und ſeine „Glücksgöttin“ ſind wackere Bilder, aber den meinigen kommen ſie nicht gleich, und denen des Caravaggio ſchon gar nicht. — Hier ſeht Ihr ſein Portrait, von ihm ſelbſt gemalt. Er hat einen Affen auf dem Nacken ſitzen. Das ſoll auf ſeine Feinde deuten, und er hat, durch ſein verteufeltes Maul, deren mehr wie Sand am Meere bekommen. Meine Roſa kann ihn auch nicht leiden; ſie ſagt, er ſey neidiſch, hinterliſtig, tückiſch; das iſt aber nicht wahr. Eben ſo unwahr iſt es, daß er freiwillig mit den Räubern umhergezogen, oder bei der „Todes-compagnie" des Falcone geweſen ſey. Er iſt ein Satyricus, und dabei ſehr empfindlich wenn er glaubt, daß ſeine Gedichte, die er gern allen Leuten vorlieſt, ſeine Witze, die er nicht laſſen kann, und ſie ſelbſt als „Signor Formica" an den Mann bringen muß, nicht gefallen. Ein gähnender Mund, ein geſchloſſenes Auge, ein leiſes Räuſpern kann ihn dann im Harniſch jagen. Meine Roſa Maria aber kann ihn darum nicht ausſtehen, weil er ihr Galanterieen vorſagt und ſie heirathen will. Ihr wißt, die Weiber ſind närriſche Geſchöpfe. Wen ſie heirathen könnten, den wollen ſie nicht, liegt aber ein Hinderniß in der Sache, dann faſſen ſie Feuer, werden hartnäckig, thöricht, und bringen einen ſonſt vernünftigen Menſchen dahin, daß er tolle Streiche macht, bei denen, um ſie wieder gut zu machen, ja nur durch Reue zu ſühnen, oft ein ganzes Menſchenleben nicht ausreicht.“ —

Ribera's Geſicht nahm bei dieſen Worten einen düſtern, ſchmerzhaften Ausdruck an, und er ſeufzte tief.

Die Beſchauenden befanden ſich jetzt vor einer Niſche, an der Hinterwand des Pavillons, welche durch einen breiten, grünſeidenen Vorhang verdeckt war. Da man zur Seite deſſelben die goldenen Leiſten eines Gemäldes hervorſchimmern ſah, ſo blieb Juan de Armillo unwillkürlich ſtehen, indem er erwartete, daß Ribera den Vorhang wegziehen werde. Der Maler bedachte ſich eine Weile, dann ſagte er:

„Da iſt das Sanctuarium meines Pantheons, und nur wenig Augen haben es noch erblickt! Auch Ihr, Sennor, würdet es nicht zu Geſicht bekommen, aber wie Ihr geſtern ſagtet, hat Velasquez von meiner Jugendgeſchichte zu Euch geſprochen, und ich wollte nicht, daß Ihr, falls Euer Meiſter übel berichtet war, ungleich von mir denken möchtet.“ — —

Mit dieſen Worten zog Ribera an einer ſeidenen Quaſte, und der Vorhang flog zurück. Man erblickte drei Gemälde; alle waren von Ribera's Hand. Das erſte derſelben war das ſehr wohlgetroffene Bild Maria Roſa's. Das Mädchen war als heilige Jungfrau gemalt. Der verkündigende Engel entſchwand ſo eben, und ihr emporgehobenes ſchönes Auge blickte auf den Geiſt Gottes, der in Geſtalt einer Taube ſich auf ſie herabzulaſſen ſchien. Das zweite Gemälde war eine heilige Magdalena. Es zeigte ein Weib von einſt großer Schönheit, aber ziemlich ſtarken Formen. Das blonde Haar hing aufgelöſt über die Schultern und verhüllte dieſe und die Bruſt, wie ein Mantel unter ſeiner Fülle. Das ſchmerzhafte, thränenvolle Auge war gen Himmel gerichtet. — Das dritte Bild ſtellte einen ſtarken, finſter blickenden Mann in ſpaniſcher Tracht dar; eine breite goldene Kette zierte deſſen Bruſt, ein eben ſolcher Dolch die Hüfte. —

Ribera und der Jüngling ſtanden eine Weile ſchweigend vor den Bildern.

„Das iſt das Bild," hob endlich der Erſtere an, indem er auf das der Tochter zeigte, „welches ich, ſo lange ich den Ausdruck des Auges, wie mir ſolcher manchmal auf einen Moment vor der Seele ſchwebt, nicht hineinzulegen im Stande bin, nicht für vollendet halten kann; das dort iſt das Bildniß meines Weibes, wie ſie, ehe ſie ſtarb, gemalt zu ſeyn wünſchte, und das dritte iſt" — er ſtockte.

„Das Bild Eures Schwiegervaters?" fragte der Jüngling leiſe.

„Ja, er iſt es!" erwiederte Ribera mit tiefem Seufzer; plötzlich aber fuhr er auf. „Hat Euch," rief er, und ſein Auge rollte, „Velasquez etwa auch geſagt, daß ich ihn ermordet hätte, wie einige Nichtswürdige mich zu verläumden wagen? — Demonio! Es iſt nicht wahr! Es iſt eine hölliſche, verdammliche Lüge! — Ich habe ihn blos getödtet, Mann gegen Mann, in ehrlichem Gefecht."

„Beruhigt Euch, Signor;" erwiederte Juan, ſeine Hand ergreifend. „Velasquez ſagte mir, es ſey ein zufälliges Rencontre geweſen, man habe Euch fälſchlich des Mordes angeklagt, und die That habe Euch ſehr unglücklich gemacht."

„Ja, das iſt wahr! Sehr, ſehr unglücklich;" entgegnete Ribera, indem er ſich mit der Hand über die Stirn fuhr. — „Aber da Ihr ſo viel wißt,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „ſo ſollt Ihr Alles wiſſen. Es gewährt mir eine Erleichterung einmal mein Herz auszuſchütten, was ſonſt nie geſchieht. Gegen wen ſollte ich es auch? Mit Roſa vermeide ich über dieſen Punkt zu ſprechen. Salvator — würde vielleicht ſpötteln nach ſeiner Weiſe, und dies würde mich in Harniſch jagen; die Andern ſtehen *unter mir*. Ihr dagegen ſeyd jung, könnt Euch aus dem Vorgange eine Lehre ziehen, überdies ſeyd Ihr ein Spanier, ein Freund von Velasquez, und das ſind ein paar Eigenſchaften, die Euch mein Vertrauen erwerben. Hört deshalb, was ich noch Niemand mittheilte. — Ich bin,“ ſagte er, nachdem er ſich einen Augenblick geſammelt, „zu San Felipe de Xativa im Königreiche Valencia geboren. Meine Familie ſtammte von den Konquiſtadoren, meine Vorfahren waren ächte valencianiſche Hidalgo's, aber verarmt, die Mutter verlor ich früh, der Vater beſtimmte mich für die Malerkunſt, wiewohl ich lieber ein Mann des Schwertes geworden wäre. Zu Rom in der Werkſtatt Merigi's lernte ich malen, aber noch beſſer fechten. Dies machte mich auch zu

Caravaggio's Liebling, der ſelber ein ausgezeichneter Fechter war. In der Hoffnung, die in ganz Italien berühmte Manier Merigi's mit Erfolg nach Spanien zu verpflanzen, wollte ich, mit Empfehlungen meines Meiſters verſehen, nach Madrid gehen. Ich war voll der größten Hoffnungen, der Ruf war mir vorausgeeilt; als ich in Barcelona an's Land ſtieg, hörte ich, daß der Name Ribera kein unbekannter in meinem Vaterlande ſey. Eben wollte ich nach Madrid abreiſen, als ich eine Einladung von einem Manne empfing, der in der Gegend auf einem Landhauſe lebte und für einen Kunſtliebhaber galt; es war Don Manuel de Irigarru, ein Biscayer. Ich nahm die Einladung an, ſie machte das Unglück meines Lebens. — Auf dem Landſitze angekommen, befand ich mich bald wie in dem Kreiſe alter Bekannten. Don Manuel war ein enthuſiaſtiſcher Kunſtfreund, er beſaß einen Schatz ſchöner Gemälde; was mich aber am meiſten anzog, war ſeine Tochter, die zwanzigjährige Magdalena. Ihr werdet es natürlich finden, daß ich mich leicht bewegen ließ, einige Monate dort zu bleiben, um für den Gönner einige Bilder zu malen. Jene Zeit war die glücklichſte meines Lebens. Einen Theil des Tages malte ich, den übrigen verplauderte ich mit dem Hausherrn, oder, da dieſer Geſchäfte halber häufig in Barcelona war, mit Magdalenen. Das Mädchen war mehr geiſtreich als ſchön, dennoch hatte die junoniſche Geſtalt, das herrliche blonde Haar der Biscayerin — Ihr wißt in Kaſtilien, ſelbſt in Katalonien, iſt es eine Seltenheit — ungemein viel Anziehendes; was aber auf mich den meiſten Eindruck machen mußte, war, daß ich ſehr bald wahrnahm, daß Magdalena mit aller Leidenſchaft einer jungen Seele an mir hing. Daß ich nicht ſtark genug war, der in meiner Seele nun gleichfalls aufkeimenden zu widerſtehen, machte uns Beide elend. Wußte ich doch, daß der Vater niemals in eine Verbindung zwiſchen uns willigen würde. Er liebte die Kunſt, aber er verachtete den Stand des Künſtlers, und hatte es mir mehrmals zu verſtehen gegeben, daß die einzige Tochter, die reiche Erbin, nur die Frau eines Vornehmen, eines mächtigen Mannes werden könne. Gelegenheit und Leidenſchaft hatten indeß zwiſchen mir und Magdalenen eine Erklärung herbeigeführt. Das

Mädchen kam zuerſt auf den Gedanken zu einer Flucht. Der Vater, meinte ſie, würde ſpäter gewiß in eine Verbindung willigen. Ich wies den Gedanken anfangs zurück, ich beſtand darauf mit ihm zu ſprechen, ihm meine adelige Abkunft zu erweiſen, dann aber förmlich um Magdalenen anzuhalten; und ich wagte dieſen Verſuch. Höflich aber entſchieden lehnte Don Manuel meine Bewerbung ab; er erklärte, daß an eine Verbindung zwiſchen mir und ſeiner Tochter durchaus nicht zu denken ſey. Ich wollte an demſelben Tage ſein Haus verlaſſen, aber er bat mich das halbvollendete Gemälde zuerſt fertig zu malen, indem er kalt lächelnd hinzuſetzte, daß er den Antrag als einen augenblicklichen, unbeſonnenen Einfall betrachte und ihn dem *Künſtler* nicht entgelten laſſe. Mehr als die abſchlägliche Antwort empörten mich dieſe Worte, in welchen ich die entſchiedenſte Verachtung zu erkennen glaubte. Empört darüber theilte ich Magdalenen Alles mit, und forderte ſie auf mit mir nach Neapel zu entfliehen. Der Gedanke der Flucht in ein fernes Land machte auf ſie einen tiefern Eindruck als dieſe ſelbſt, dennoch willigte ſie endlich ein.

Ein Schiff lag gerade ſegelfertig auf der Rhede. Alle Anſtalten wurden getroffen, ein Boot erwartete uns am Meeresſtrande, wir flohen in einer finſtern Regennacht. Schon waren wir am Strande, als wir bemerkten, daß wir verfolgt würden; Magdalena befand ſich bereits im Kahn, welchen die beiden Matroſen, die ihn führten, vom Strande, auf dem er feſt ſaß, abzuſtoßen ſich bemühten. Mit gezogenem Degen vertheidigte ich die Arbeitenden gegen drei Männer, die auf uns eindrangen, ich ſtand bis an die Kniee im Waſſer. Bis jetzt war ich nur vertheidigungsweiſe zu Werke gegangen, in dieſem Augenblicke riefen die Schiffleute, daß der Kahn flott ſey. Raſch ſprang ich hinein, aber die Angreifenden bemühten ſich das Boot zu faſſen, um es zurückzuhalten. Jetzt galt es Freiheit oder Gefangenſchaft. Ich ſtieß mit dem Degen nach dem Einen; er fiel — wir entkamen."

„In Neapel angekommen," fuhr Ribera nach einer längern Pauſe fort, „wurden wir durch Prieſterhand verbunden. Ich hatte die Vorſicht gebraucht meinen Namen zu verändern. Niemand kannte mich, wir blieben mithin unentdeckt. Einem vertrauten Freunde in Spanien ſchrieb ich und bat, daß er mir von Zeit zu Zeit Nachrichten mittheile. Wer beſchreibt mein Entſetzen, als einſt, wie ich von einem Spaziergange heimkehre, ich mein Weib in Ohnmacht auf dem Boden liegend und einen offenen Brief in ihrer Hand finde. Mein Freund hatte mir geſchrieben, daß es Don Manuel ſelbſt geweſen, der bei'm Einſchiffen von mir einen Stich empfangen, der, an ſich nicht gefährlich, eine längere Krankheit herbeigeführt habe, an der er geſtorben wäre. Die Neugier hatte Magdalenen getrieben das unglückſelige Schreiben zu eröffnen. — Der Schreck bereitete meinem Weibe eine frühzeitige Entbindung, welche ihre Geſundheit gänzlich untergrub. Unaufhörlich klagte ſie ſich als die Mörderin des Vaters an, alle Kräfte des Körpers und der Seele ſchwanden nach und nach dahin. Ich that Alles was ich konnte, um ſie zu tröſten, zu beruhigen, und Sennor, Gott ſey mein Zeuge, ich hatte des Troſtes, der Beruhigung eben ſo nöthig, wie mein unglückliches Weib. Daß an meiner Hand das Blut meines Schwiegervaters klebe, des Mannes, dem Magdalena ihr Daſeyn verdanke, dieſer Gedanke verfolgte mich Tag und Nacht und bereitete mir Höllenqualen. Der Geiſt meines Weibes unterlag endlich faſt völlig dem unendlichen Jammer, die Aermſte war dem Wahnſinne nahe; durch die ausſchweifendſten Ideen ſuchte ſie unſere Schuld zu ſühnen. Vor Allem mußte ich ihr verſprechen das Kind, das ſie geboren, der Kirche zu widmen; ich that es. Ferner verlangte ſie daß ich das Bild ihres Vaters malen ſollte, und nun lag ſie in der Geſtalt, wie Ihr ſie auf jenem Konterfei erblickt, Tag und Nacht auf den Knieen vor dem Bilde, um Verzeihung unſerer Schuld zu erflehen. — Senner!" ſagte Ribera, nachdem er eine Weile wie erſchöpft inne gehalten, „Ich gehöre ſonſt eben nicht zu den Schwachen, die vor jedem Schickſalsſturme wie ein Rohr zuſammenbrechen, aber Vorgänge dieſer Art können auch eine ſtarke Seele erſchüttern. Gott weiß, was ich in jener Zeit gelitten! Ich war auch zu ſehr zu Boden geſchmettert, um zu murren, als der Lenker unſerer Schickſale den Leiden meines unglücklichen Weibes, im dritten Jahre unſerer Ehe, ein Ende machte."

„Armer, armer Mann!" ſagte der Jüngling, als er ſah, wie die Hand des ſonſt ſo ſtarken Mannes zitterte, als er bei den letzten Worten den ſeidenen Vorhang über die Bilder zog. Der ſtolze, faſt hochmüthige Ausdruck in dem Geſichte Ribera's, hatte dem des tiefſten Kummers, der größten Niedergeſchlagenheit Platz gemacht.

„Fortan,“ ſprach der Alte nach einer Weile wieder lebhafter, „ſuchte ich, um nicht ganz in meinem Grame unterzugehen, alles in der Ausübung meiner Kunſt und der Erziehung meines Kindes, und beides übertraf meine größten Hoffnungen. Maria Roſa wuchs blühend heran, meine Werkſtatt wimmelt von Schülern, die meinen Namen auf die Nachwelt bringen werden. Zu der Ungnade, in der ich mich jetzt befinde, zu dem Neide, der mich verfolgt, lache ich, weiß ich doch, daß der Name Joſe Ribera, genannt „el Espagnol“ — oder meinetwegen auch „Spagnoletto“ — nicht untergehen wird.“

„Gewiß nicht;“ erwiederte Don Juan im Tone der Ueberzeugung; „er lebt im Munde der Künſtler zweier großer Völker. — Aber Eure Tochter — ſagtet Ihr nicht, Ihr hättet gelobt ſie der Kirche zu widmen? Ihr wollt ſie doch nicht zwingen in's Kloſter zu gehen?"

„*Zwingen?* — Nein;" erwiederte Ribera. „Wählt ſie es indeß freiwillig, ſo würde ich es gern ſehen. Ich will das Glück meines Kindes nicht einem übereilten Worte aufopfern. Findet Roſa das *Glück* des Lebens im *Leben* — wohl; wenn nicht, ſo wurde ich es billigen wenn ſie, wie ſie entſchloſſen iſt, an ihrem vierundzwanzigſten Geburtstage den Schleier nimmt. Don Pedro de Oſſuna, der Vicekönig, welcher mein großer Gönner war und mir, als ich mich ihm entdeckte, rieth, von ihm geſchützt, meinen wahren Namen wieder anzunehmen, bot mir für meine Tochter eine Stelle im Kloſter der adeligen Auguſtinernonnen an, aber ich ſchlug ſie aus, weil Roſa ſich noch nicht entſchieden hat. — Aber kommt jetzt, Signor, kommt in meine Werkſtatt!" fuhr Ribera fort. „Wie ich glaube, werden meine Schüler bereits das Haus verlaſſen haben. Signor Salvator malt an einer „Fortuna" — er bat mich, ſie in meiner Werkſtatt vollenden zu dürfen — es wird Euch gewiß Vergnügen machen, zu ſehen wie er die Sache angreift."

Der junge Mann griff nach einer Mappe, welche er bei'm Eintreten in den Pavillon bei Seite gelegt, und folgte dann dem Hausherrn, der mit feſtem, ſchwerem Schritte voranging, nach deſſen Wohnung.

Die Werkſtatt Ribera's, in welche ſie nun eintraten, ſah eben nicht zum ordentlichſten aus, und hätten nicht eine Anzahl Staffeleien, worauf halbfertige Bilder ſich befanden, im Zimmer geſtanden, ſo hätte man nach der Menge der Rappiere, Degen, Helme und Partiſanen, das Gemach eben ſo gut für einen Fechtboden halten können. Eine Menge in Gyps geformte Hände, Füße und Köpfe, welche in den Winkeln herumlagen, trugen eher dazu bei, dieſe Illuſion zu nähren, als ſie zu zerſtören.

Salvator Roſa ſaß vor einer Staffelei und ſchien eifrig zu malen. Er erwiederte den Gruß des eintretenden jungen Mannes nur durch ein verdrüßliches Kopfnicken. Viel freundlicher dagegen war Roſa, welche mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt in einem Winkel des Zimmers ſaß.

„Ei, ſiehe da!“ rief ſie aufſpringend. „Nun, das iſt ſchön, daß Ihr ſo bald Euer Wort haltet.

Ich ſah immer zum Fenſter hinaus, in der Meinung daß Ihr kommen müßtet.“

„Das kann ich ſelbſt bezeugen;“ fiel Salvator Roſa trocken ein, indem er die Augenbrauen noch düſterer zuſammenzog.

„Natürlich könnt Ihr das, denn Ihr wiſſet ja warum ich auf die Ankunft des Signors lauerte;“ ſprach Roſa, ein wenig erröthend. „Ihr müßt wiſſen,“ fuhr ſie zu dem jungen Manne gewendet fort, „ich habe mich mit Signor Salvator eben gezankt. Er hat den armen Luca Giordano, den er nur immer „Luca fa presto!“ nennt, weil deſſen einfältiger Vater ihn mit dieſen Worten immer zur Arbeit getrieben, faſt zum Weinen gebracht, indem er nicht nur die allerliebſten Bilder, die er ſonderbarer Weiſe in der Manier der verſchiedenſten Meiſter zu malen verſteht, durch Spott- und Witzworte herabgeſetzt, ſondern er behauptet auch, er würde nie ein bedeutender Maler werden, weil er zu flüchtig und leicht arbeite, und dem Effecte die ſchwierigen Studien, welche allein die Hauptſtützen der Kunſt ausmachten, aufopfere. Den Vater darf ich nicht zum Schiedsrichter aufrufen, da er Herrn Salvator ſtets in allen Dingen Recht giebt, aber Ihr ſeyd unparteiiſch, Ihr kennt und liebt die Kunſt, ja Ihr treibt ſie ſelbſt ein wenig, und darum ſollt Ihr entſcheiden. Dort ſteht die Staffelei des Luca mit einem Bilde von ſeiner eigenen Kompoſition, und dort hängt eine Kopie von ſeiner Hand. Nun ſagt, ob Herr Salvator Recht hat, wenn er behauptet, daß aus Luca niemals ein tüchtiger Maler werde.“

„Ja, ſeht Euch die Bilder an, und ſprecht Eure Meinnng aus. Ich bin neugierig, ſie zu hören;“ ſprach Ribera lächelnd.

Juan de Armillo betrachtete längere Zeit das Gemälde, das auf der Staffelei ſtand. Der ſterbende Seneca ſaß auf einem Ruhebette in einer Badewanne, ihn umgaben ſeine trauernden Freunde, der Arzt hatte bereits ſeinen Fuß gefaßt, um ihm die Adern zu öffnen. — Der junge Mann ſtand lange Zeit vor dem Bilde, endlich trat er zu dem zweiten, das an der Wand hing, doch verweilte er bei dieſem nur wenige Augenblicke.

„Nun, Herr Schiedsrichter, was meint Ihr?“ fragte Ribera.

„Signor Salvator Roſa hat Unrecht!“ ſagte der Jüngling kalt. „Luca Giordano wird einer der bedeutendſten Maler aller Zeiten werden, oder vielmehr er iſt es ſchon.“

Ein verächtliches Lachen war Salvator Roſa's Antwort.

„Beweis, Herr Schiedsrichter! — Beweis!“ rief Ribera.

„Ich will einräumen,“ ſprach der Jüngling ruhig, „daß der junge Künſtler manchmal flüchtig arbeiten und auch einiges dem Effect aufopfern mag, — jene Kopie nach Baſſano ſcheint ſelbſt ein wenig darauf hinzudeuten — aber in dem „Seneca“ ſieht man es nicht. In Anordnung, Gruppirung und kühner Führung des Pinſels iſt der junge Meiſter bewundernswürdig; er wird überhaupt nie etwas Geſchmackloſes hervorbringen. Was die Farbengebung anlangt, ſo ſieht man daß er Euch, Signor Ribera, zu ſeinem Vorbilde genommen hat, das Uebrige gehört Pietro da Cortona, wiewohl er bei der Uebung die er ſich, wie es ſcheint bereits zu eigen gemacht hat, und indem er die Werke ſo verſchiedener Meiſter nachahmt, nie in die Einförmigkeiten der Geſtalten, der Geſichtsausdrücke, welche uns in den Bildern Berettini's mißfallen, gerathen wird.“

„Verdammter Pinſel!“ rief Salvator Roſa, indem er ein dergleichen Malerwerkzeug, das er in der Hand hielt, zerbrach und unter die Staffelei warf, dabei aber einen wüthenden Blick auf den Jüngling richtete.

„Hm! Ihr habt Eure Anſicht nicht übel vertheidigt, wiewohl ich mit ihr nicht ganz einverſtanden bin;“ ſagte Ribera beifällig. „Ihr zeigt, daß Ihr über die Kunſt nachgedacht und manches gute Bild geſehn habt. — Sprecht nun aber,“ ſetzte er neckend hinzu, „auch einmal Eure Meinung über Signor Salvator's „Glücksgöttin“ aus, die er ſo eben zum zweitenmale malt, obwohl ſie ihm wenig Glück gebracht, ja ihn geradezu aus Rom getrieben hat.“

„Ich werde mir niemals in Gegenwart eines ſolchen Künſtlers ein Urtheil über deſſen Werke erlauben;“ ſagte Don Juan beſcheiden, aber ohne verlegen zu werden. „Erlaubt mir lieber, daß ich Euch ein Bildchen von der Hand meines edlen

Meiſters Velasquez zeige, und, wenn es Euch nicht zu ſehr langweilt, auch eins von der meinigen."

Der junge Mann eilte nach der ziemlich großen Mappe, die er bei'm Eintritte bei Seite gelegt, und zog ein Bild hervor.

„Es iſt zwar nur die verkleinerte Kopie eines größern Gemäldes, aber Ihr könnt dennoch alle Vorzüge des Meiſters darin angedeutet finden;" ſagte er mit Enthuſiasmus. „Seht hier das Reiterbildniß Philipp's des Vierten, ſeines königlichen Freundes. Er hat ihn gerade in die Mitte einer kahlen Landſchaft geſtellt, vor einem endloſen Horizonte, der von der glühenden ſpaniſchen Sonne beleuchtet wird. Ihr bemerkt keinen Schatten, kein Halbdunkel, kein Hebemittel irgend einer Art. Und dennoch — bei dieſer kühnen Verſchmähung aller künſtlichen Hülfsmittel — hat er nicht die Gränzen der Möglichkeit erreicht? — Seht dieſe Haare vom Winde bewegt. Meint Ihr nicht, das Blut unter dieſer weißen Haut in den Adern fließen zu ſehen? Oeffnet ſich nicht dieſer Mund zum Sprechen? Haben dieſe Augen nicht die Gabe des Blick's?" —

„Wahrhaftig," ſagte Ribera, nachdem er längere Zeit auf das Bild geblickt, „Euer Velasquez iſt ein großer Mann!“

„O!“ rief Juan de Armillo mit Enthuſiasmus, „Ihr ſolltet erſt das größere Gemälde, oder vielmehr Ihr ſolltet alle ſeine Bilder ſehen! Wenn man das Auge einige Augenblicke auf die Leinwand richtet, ſo wird die Täuſchung faſt erſchreckend. Man glaubt die Geſtalten aus dem Rahmen treten zu ſehen.“

„Das heißt ich malen!“ rief Ribera, noch immer im Anſchauen des Bildes verloren. „Ja, vor einem Gemälde dieſer Art kann die Phantaſie ohne Anſtrengung die Geſtalten großer Männer der Vergangenheit wieder heraufbeſchwören. Meint Ihr nicht auch, Signor Salvator?“ —

Der Angeredete antwortete nicht, er nickte beifällig, aber ſichtlich verdrüßlich mit dem Haupte.

„Nun, junger Herr,“ ſagte er nach einem Momente mit höhniſchem Lächeln, „da Ihr ſo gut die Vorzüge wackerer Bilder zu erkennen wißt, ſo zeigt uns auch daß Ihr dergleichen auch zu malen verſteht.“

„Das habe ich noch nirgends behauptet;“ verſetzte Juan beſcheiden. „Man kann wohl das Schöne lieben, das Große bewundern, ohne das Eine oder das Andere hervorbringen zu können. Ich bin kein Künſtler, obwohl ich die Kunſt verehre, und male nur zum Zeitvertreibe.“

„Gleichviel! Zeigt uns etwas, und wenn es eine Gurke oder ein Kohlkopf wäre;“ rief Salvator verächtlich.

„Schon recht! Ihr ſeyd ein Schreiber, und die Feder iſt folglich Euer Pinſel; Niemand wird etwas Beſonderes von Euch verlangen; darum macht keine Umſtände;“ fiel Ribera ein.

„Ja, wir bitten, zeigt uns etwas?“ ſetzte Maria Roſa hinzu.

Juan legte ruhig das Bild des Velasquez in die Mappe und zog ein anderes hervor.

„Es iſt das Bildniß des armen Mulattenſklaven, Juan Pareja, des Dieners des edlen Velasquez;“ ſprach der Jüngling. „Ganz in der Stille, oft bei Lampenſchimmer, ohne alle Anweiſung, blos ſeine Augen zu Lehrern habend, übte der demüthige Diener ſich in der Kunſt der Malerei, er errieth das Mechaniſche der Kunſt, und erſt als er ein Meiſterwerk, „die Berufung des heiligen Matthäus“ vorzeigen konnte, geſtand er, daß er ſeinen Herrn belauſcht habe, und Velasquez ſchenkte dem Redlichen augenblicklich die Freiheit. — Solche Liebe zur Kunſt verdiente wohl, daß Jemand, der kein Künſtler iſt, mit Liebe ſein Bildniß male.“

„Kein Künſtler?“ rief Ribera, nachdem er flüchtig auf das Bild geblickt. „Den Teufel auch! Ihr ſeyd einer, und zwar kein ſchlechter. — Guckt der brave Kerl da mit ſeinen krauſen Haaren, den dicken Lippen, der dunkeln Geſichtsfarbe, nicht aus dem Rahmen, wie aus einem Spiegel! — Und das Alles iſt flüchtig, mit wenig Anſtrengung gemacht, aber Kraft ſteckt drinn, und das, was ich den großen Gedanken nenne! — Der erſte beſte Hans oder Peter würde in dem gelben Geſichte blos einen gewöhnlichen Mulatten ſehen, aber, Herr, aus den Augen des Kerls ſieht der Genius heraus; gleichviel, ob Ihr die Natur nur nachgeahmt, oder ſie überboten habt. — Aber, Signor Salvator, Ihr ſagt ja gar nichts?“

„Was ſoll ich ſagen?“ ſprach dieſer immer verdrüßlicher. „Der Signor hat ſich mit uns einen Spaß machen wollen. Er iſt kein Schreiber, er iſt ein Maler. — Uebrigens läßt ſich nach einem einzelnen Bilde kein Urtheil fällen, am wenigſten nach einem flüchtig gemalten Kopfe.“

„Ihr habt ſehr Recht, Signor!“ erwiederte Juan kaltblütig, ſein Bild bei Seite legend. „Indeß thut Ihr mir wirklich zu viel Ehre an, wenn Ihr mich für einen Künſtler von Gewerbe haltet; ich bin keiner, und mache auf den Ruhm eines ſolchen keinen Anſpruch.“

„Wie es ſcheint aber, auf den eines ſogenannten Kunſtkenners, wie wir deren in Rom zu Hunderten haben!“ rief Salvator mit auffallendem Hohn. „Nun, mein junger Herr, da Ihr die Kennerſchaft als Gewerbe treibt, ſo bitte ich Euch um Euer Urtheil über das Bild, was ich eben zum zweitenmale darſtelle, über meine „Fortuna.“ — Ich könnte mich,“ ſprach er mit immer ſteigendem Spott, „zwar begnügen mit dem Urtheile der römiſchen Kunſtfreunde, zum Beiſpiel des Prinzen Mario Chigi, des Kardinal Omodli, des Prinzen Salviati, des wackern Carlo Roſſi, jenes alten Beſchützers der Kunſt, der Maler Paſſeri und Baldinucci, ſo wie des Schriftſtellers Francesco Redi, der mehr darüber geſchrieben als mir lieb iſt, und mir in der beſten Meinung meine Feinde eigentlich auf den Hals gehetzt hat, aber man hört doch immer gern etwas Neues.“ —

„Sind jene Männer wirklich Eure Freunde geweſen,“ erwiederte der Jüngling kalt, „ſo werden ſie, außer den großen und allgemein anerkannten Vorzügen des berühmten Bildes, auch deſſen Fehler nicht unerwähnt gelaſſen haben.“

„O, ſeyd ſo gütig, mir dieſe auseinander zu ſetzen;“ ſprach Salvator mit immer ſteigendem Spott, indem er den Jüngling zu dem Gemälde drängte.

Die Glücksgöttin, wie ſolche die heiterſte Phantaſie ſich denken kann, war auf ihm vorgeſtellt. Sie ſchüttete aus dem Horne des Ueberfluſſes Kronen, Biſchoffsmützen, Ehrenketten, Gold und Edelſteine. Eine Menge gieriger Empfänger fing Alles im Fluge auf, und trat dabei in der Haſt die Symbole des Genies, der Freiheit und der Künſte in den Koth. Hier behing ſich ein Eſel mit einer

Gnadenkette, dort ſetzte ſich der Wolf eine Mitra auf, Geier und Tiger theilten ſich in Gold und Kronen.

„Nun, ſo rückt doch heraus mit den Fehlern!" rief Salvator. „Ich bin um ſo begieriger darauf, als Ihr im Plural ſprachet, während jene Kenner nur einen und denſelben fanden, nämlich den, welchen Freund Baldinucci, ſo prophetiſch als treffend, mit den Worten bezeichnete: Questa fortuna fu la mala fortuna di Salvatore!"

„Der Künſtler hat wie ein wahrer Freund geſprochen!" ſagte Juan mit Ruhe.

„Wohl!" ſprach Salvator lachend. „Die Wahl eines ſatyriſchen Gegenſtandes war ein Fehler, den ich durch tauſenderlei Verdruß gebüßt habe, da der Eine in dem Auge des Schweins ſein eigenes, in den Zügen des Eſels die des Andern, und in dem Geſicht des Ziegenbocks das einer dritten ſehr mächtigen Perſon erblickt. — Doch ſprecht: der andere Fehler —"

„Erlaßt es mir, ihn auszuſprechen! Ihr würdet Euch vielleicht für beleidigt halten;" erwiederte der Jüngling.

„Von Euch? — Habt keine Sorge;“ rief Salvator mit Hohnlachen.

„Wohlan, Ihr wollt es!“ ſagte Juan, den Künſtler feſt anblickend. „Die Wahl und Ausführung des Gegenſtandes iſt gemein und geſchmacklos. — Den Höheren, wo es ungeſtraft geſchehen kann, Grobheiten zu ſagen, bezeichnet nicht den feinfühlenden Künſtler, ſondern den ſchlechterzogenen und neidiſchen Plebejer.“ —

Salvator ſtieß, als der Jüngling ſchwieg, einen Ausruf der Wuth aus, ſein ganzer Körper ſchien zu beben, ſeine Lippen zitterten, er warf einen Blick, in welchem tödtlicher Haß funkelte, auf den jungen Mann und rief:

„Nehmt Euch vor mir in Acht! Ich bin Euer Todfeind!“

Wie ein Sturmwind ſtürzte er bei dieſen Worten aus dem Zimmer.

„Demonio! Seyd Ihr denn ganz beſeſſen?“ rief Ribera ziemlich erſchrocken. „Dies dem ſtolzeſten, anmaßendſten Menſchen in Italien, welcher die römiſchen Prinzen und Prälaten wie ſeinesgleichen zu behandeln gewohnt iſt, ſo in's Geſicht zu ſagen, als ob Ihr ihm: geſegnete Mahlzeit wünſchtet! — Sagt mir, bei'm Henker, was Euch anfocht? — So etwas hätte ich mir ſelber kaum getraut, obwohl ich gewohnt bin, mir ziemlich viel zu getrauen."

„Ja, Signor, es war ſchrecklich unvorſichtig!" ſagte Roſa in ſichtlicher Angſt. „Salvator iſt reizbar und trägt es Euch gewißlich nach. Er hat einen hämiſchen Charakter und könnte Euch zu ſchaden ſuchen."

„Hm! Ich denke, es wird ſo arg nicht ſeyn;" erwiederte Juan de Armillo lächelnd. „Eine Sprache, wie die meinige, mag ihm freilich ein wenig ungewöhnlich vorkommen. Die Wahrheit hört ſich manchmal übel an."

„Ei, ei; es war ein dummer Streich, den Ihr gemacht habt;" ſagte Ribera. „Im Grunde aber hattet Ihr Recht, und — es gefiel mir von Euch, daß Ihr nicht ſcherwenzeltet und hinter dem Berge hieltet, als er Eure Meinung herauspreßte. Ich habe in meiner Jugend manchmal eben ſo gehandelt, und wenn das Arge zum Argen kam, wurde es mit der Klinge wieder ausgeglichen. Das

Schlimmſte alſo wäre — aber nein! — Pfui Teufel! Was wollte ich Euch da für einen Rath geben! — Nein! Ich werde Alles wieder ausgleichen. Ihr müßt Euch morgen verſöhnen." — —

Ribera hielt Wort. Sobald wie Juan de Armillo zum erſtenmale wieder ſein Haus betrat, ſuchte er zwiſchen dieſem und Salvator Roſa ein beſſeres Verhältniß herzuſtellen. Nur ungern ging der Letztere in Ribera's Wünſche ein; er ſchien allzutief beleidigt, und ſelbſt als der junge Mann, von dem Hausherrn gedrängt, ſich bei dem ſtolzen Künſtler umſtändlich entſchuldigte und beſcheiden beifügte: „es ſey ja nur ein einſeitiges Urtheil, welches auszuſprechen nur das ausdrückliche Verlangen Salvator's ihn vermocht," entgegnete dieſer hart: „er habe blos ein verſtändiges erwartet." — Daß zwiſchen Beiden nunmehr keine große Annäherung Statt finden konnte, begreift ſich leicht; doch beſtand zwiſchen ihnen fortan ein kalt-höfliches Benehmen, welches Jeder beizubehalten ſuchte, Juan, weil Roſa ihn darum beſchwor, indem Ribera den Künſtler als ſolchen ſehr hoch ſchätzte, und ſo zu ſagen als ſeinen Gaſtfreund anſah, Salvator Roſa, weil er ſich gewiſſermaßen als halber Flüchtling zu Neapel aufhielt, indem er Rom, wegen dem Sturme, den ſeine „Fortuna“ dort gegen ihn erregt, vor der Hand nicht zu betreten wagte; in Neapel aber ſeine offen geäußerte Theilnahme an Maſaniello's Aufſtand noch in gutem Andenken war, und er deshalb, um nicht auch von hier verbannt zu werden, jede Händel, am meiſten aber mit einem ſpaniſchen Beamten, vermeiden mußte. Kam Juan, wie dies faſt täglich der Fall war, in Ribera's Haus, um dort ein Stündchen zu malen, ſo wechſelte er mit Salvator gewöhnlich blos ein paar kalte Begrüßungen, und ſie ſprachen ſodann kein Wort mehr mit einander. Das freundliche Verhältniß zwiſchen Juan und Roſa ward dagegen von Tage zu Tage inniger. Malte der Jüngling — wie dies wöchentlich mehrere Male Statt fand — in der Werkſtatt des Vaters, ſo ſaß das Mädchen, mit irgend einer Arbeit beſchäftigt, auf ihrem gewöhnlichen Plätzchen am Fenſter und plauderte, zu großem Aerger Salvator's, fortwährend mit dem jungen Manne. Entfernte ſich Ribera mit dem Gaſtfreunde, um ſeinen gewöhnlichen Abendſpaziergang am Strande zu beginnen, ſo begleitete Roſa ihren jungen Bekannten bis an das Hinterpförtchen des Gartens, und die jungen Leute hatten ſich dann noch tauſenderlei zu ſagen, was oft die Zeit bis zur Rückkehr des Alten in Anſpruch nahm, wo dann Roſa gewöhnlich, ſobald ſie den ſchweren Tritt des Hausherrn vernahm, ſchnell wie ein Reh davon eilte, während Juan zum Pförtchen hinausſchlüpfte. Sehr häufig fanden dieſe Zwiegeſpräche auch in einer der zu den Seiten des Pavillons liegenden Lauben ſtatt, und dies war immer der Fall, wenn Luca Giordano, der oft bis zu Anbruch der Nacht arbeitete, noch an der Staffelei ſaß, und mithin die Unterhaltung des Pärchens hätte fortwährend vor Augen haben müſſen. — Es konnte unter dieſen Umſtänden kaum fehlen, daß ſich zwiſchen den jungen Leuten nach und nach ein zärtliches Verhältniß ausbildete, was durch die Unerfahrenheit und die ſchwärmeriſche Sinnesart Roſa's noch ſchneller herbeigeführt wurde, als es bei dem ruhigen, beſonnenen Benehmen des Jünglings ſonſt der Fall geweſen wäre. Da es dem Letztern nicht verborgen bleiben konnte, welchen Eindruck er auf das Mädchen gemacht hatte, da Roſa liebenswürdig und dabei eins der ſchönſten

Mädchen Neapels war, ſo dauerte es auch nicht lange, bis es zu einer Erklärung kam, in welcher Roſa den glücklichſten Moment ihres Lebens gefunden zu haben träumte. —

Mehrere Wochen vergingen auf dieſe Weiſe. Betrat Juan die verſteckte Pforte des Gärtchens, ſo ſah er gewiß ſchon die ſchönen Augen Roſa's durch die Scheiben des Fenſters nach der Gegend, woher er erwartet wurde, gerichtet, und die Wangen des Mädchens erglühten bei ſeinem Eintritt, wie die Blume deren Namen ſie trug. Es waren ſelige Stunden welche die jungen Leute, in den ſchönſten Gefühlen die ein junges Herz bewegen, verlebten. — — —

Eines Nachmittags hatte Roſa bereits unzähligemale dem Geliebten entgegen geblickt. Viertelſtunde auf Viertelſtunde verging. Der Vater hatte Hut und Stock ergriffen, um ſeinen Spaziergang allein anzutreten, da Salvator Roſa, heute noch verdrüßlicher wie gewöhnlich, behauptete, ein faſt fertiges Bild vollenden zu müſſen. Kaum hatte Ribera Haus und Garten verlaſſen, als Roſa bemerkte daß Juan zu der Hinterpforte hereintrat, und wie der Blitz verließ ſie das Fenſter, eilte zum Hauſe hinaus und einen dunkeln Laubengang hinab, auf welchem ſich der junge Mann gewöhnlich der Wohnung näherte.

„Du böſer Menſch, wie lange haſt Du heute auf Dich warten laſſen!" rief Roſa, indem ſie die Hand des Jünglings ergriff und ihn nach einer der beiden Lauben fortzog, wo die gelben Blüthentrauben des Cytiſus ſich mit den ſtarkduftenden Blüthenbüſcheln des Flieders vermählten, und, wie eben ſo viel herabhängende Goldgeſchmeide, durch die grüne Blätternacht ſchimmerten.

„Faſt wäre ich heute gar nicht gekommen;" ſagte Juan, und ſeine ſchöne Stirn ſchien umwölkt. „Ich komme ohnehin nur, um auf einige Tage von Dir Abſchied zu nehmen."

„Santa Madonna!" rief erſchrocken Roſa, indem ſie die kleinen Hände faltete. „Was haſt Du vor?"

„Der Prinz reiſt nach der Terra di Lavoro, und ich muß ihn begleiten;" verſetzte Juan.

„Willſt Du lange weg bleiben?" fragte Roſa betrübt.

„Eine Woche, vielleicht auch drüber;“ ſagte Juan ernſt. „Aber auch wenn wir zurückkehren, theure Roſa, fürchte ich, werde ich Dich nur ſelten ſehen können.“

„Gott im Himmel! Sage, warum — warum, mein theurer Freund?“ rief das Mädchen, indeß ſeine Augen ſich mit Thränen füllten.

„Die Geſchäfte häufen ſich von Tage zu Tage, ich habe kaum eine freie Stunde mehr;“ entgegnete trübe der junge Mann. „Und dann — Roſa, würdeſt Du mich wohl mißverſtehen, wenn ich Dir ſage: es iſt beſſer, wenn wir uns ſeltener ſehen?“

„Du liebſt mich nicht mehr!“ rief Roſa heftig, und brach in Thränen aus.

„Du glaubſt nicht an den Vorwurf den Du mir machſt, Du weißt es wie ſehr ich Dich liebe;“ rief der Jüngling, indem er ihre Hand ergriff und ſie an ſein Herz drückte. — „Ich habe über unſere Lage reiflich nachgedacht, ich habe einen ſchweren Kampf gekämpft, habe Alles erwogen und — gefunden, daß Du nie mein Weib werden kannſt.“

„Warum wiederholſt Du mir, was ich längſt weiß?“ rief Roſa mit voriger Heftigkeit. „Wir ſind arm, Dein Amt geſtattet Dir keine Heirath; Alles das weiß ich. Wozu aber dies Alles wiederholen? Wozu mehr verlangen als wir haben, als uns Niemand rauben kann? Lieben wir uns nicht? Bedürfen wir mehr? — Geh, Juan!" rief ſie weinend; „geh, Du haſt mich getäuſcht, Du liebſt mich nicht!"

„Ich liebe Dich mehr wie Alles, mehr wie mein Leben! Ich ſchwör' es bei Allem was heilig iſt!" rief der junge Mann. „Aber — Recht haſt Du dennoch, ich habe Dich getäuſcht."

„Siehſt Du! — Alſo doch! — Du liebſt eine Andere außer mir;" rief Roſa, ihren Thränen freien Lauf laſſend.

„Nein Roſa, das iſt es nicht! Du irrſt, ich liebe Dich allein. Ich täuſchte Dich auf eine andere Weiſe, und dies — ich habe es reiflich überlegt — muß um unſerer Ruhe willen aufhören. — Theure Roſa," ſetzte er hinzu, „ich habe Dir etwas zu entdecken. — Nicht Armuth, nicht Niedrigkeit meines Standes iſt es, was wie eine Kluft uns zu trennen droht; leider iſt es die Höhe des Letztern. Ich bin von hohem Range, bin ein Sclave dieſes Ranges; aber ſelbſt wenn ich ihn wegwerfen, Alles an Deinen Beſitz ſetzen wollte, ich kann nicht, ſelbſt mein Wille iſt nicht mein."

„Und weiter iſt es nichts?" rief Roſa mit leuchtenden Blicken. „Dies würde ja blos eine Verbindung, eine Heirath hindern; oder hindert es auch die Liebe? — Biſt Du verheirathet?"

„Nein! Dies bin ich nicht;" entgegnete Juan lächelnd.

„Nicht? — Nun, ſiehſt Du! — Was ſteht unſer Liebe dann im Wege?"

„Unſerer Liebe? — Nichts; aber Alles einer Verbindung;" verſetzte Juan, indem er das Mädchen ſchmerzlich anblickte.

„Habe ich je ein Wort von dieſer geſprochen?" rief Roſa lebhaft. „Bedarf es ihrer, um daß wir uns lieben? Gehört Dein Herz nicht mir, das meine nicht Dir? Iſt dies nicht genug um glücklich zu ſeyn?"

„Gewiß;" verſetzte Juan. „Ich glaube aber, einen Verrath an Deinem Vater, an Dir, ja an der Ehre zu begehen, wenn ich mich Dir nicht ganz entdecke. Wiſſe demnach, theure Roſa —"

„Madonna!“ rief das Mädchen erſchrocken, indem es aufhorchte. „Rauſchte da nicht etwas? — Es kam mir auch vor, als ob ich Fußtritte hörte.“

„Es iſt nichts!“ ſagte Juan nach einigem Schweigen. „Es iſt der Lärm, der am Strande tobt, und der Seewind bewegt die Aeſte der Bäume. — Sieh, liebe Roſa,“ fuhr der Jüngling fort, „Du ſollſt Richterin ſeyn, ob ich Dich oft und unter welcher Geſtalt ich Dich ſehen kann. Noch länger in dieſer Verkleidung hier zu erſcheinen, iſt faſt unmöglich. Früher, zur Zeit der Unruhen, konnte ich ſie gebrauchen, um mich unter das Volk zu miſchen, meine Umgebungen waren davon unterrichtet; jetzt ſind die Verhältniſſe anders geworden, es fällt meinen Dienern auf, mich länger in dieſen Kleidern ausgehen zu ſehen, es giebt Spione am Hofe, ich weiß ich werde beobachtet. Als Schreiber des Prinzen kann ich nicht mehr in der Werkſtatt Deines Vaters auftreten, erſcheine ich indeß in meiner wahren Geſtalt, unter meinem wirklichen Namen, ſo iſt jeder vertraute Umgang zwiſchen uns abgeſchnitten; Dein Vater kann ſich nicht entfernen, wenn ich anweſend bin, die Verhältniſſe wie die Schicklichkeit würden dies nicht geſtatten.“

„Wohl, ſo ſehen wir uns heimlich, zu dieſer Stunde, in dieſer Laube, in jenem Pavillon!“ rief Roſa.

„Das iſt allerdings das einzige Mittel;“ erwiederte der junge Mann. „Es wird mir jedoch nur ſelten gelingen, mich von meinen Umgebungen los zu machen, und darum werden wir uns nicht ſo oft, wie bisher, ſehen können.“

„Komme weniger wie jetzt, komme ſelten, aber komme! Ich könnte ſonſt nicht leben!“ rief das Mädchen ſchwärmeriſch. „Jeden Tag um dieſe Zeit findeſt Du die Gartenpforte geöffnet; Du wirſt den Weg nie umſonſt gemacht haben, es ſey denn, daß der Vater nicht ausgegangen wäre. — Doch ſage,“ ſetzte ſie raſch hinzu, „wann wirſt Du abreiſen?“

„Uebermorgen;“ erwiederte Juan.

„Dann iſt noch ein Tag dazwiſchen!“ rief Roſa. „Verſprich mir morgen um dieſe Zeit noch einmal zu erſcheinen.“

„Es iſt kaum möglich!“ ſprach der Jüngling zögernd.

„Doch! — Doch! — Du mußt!“ ſagte das Mädchen. „Sieh, Du weißt, ich werde, wenn Du abweſend biſt, tauſendmal an Dich denken, Dein Bild wird ſtets vor meiner Seele ſtehen, und — lache immer — es hat für mich etwas Quälendes, zu denken, daß es nicht Deine wahre Geſtalt iſt, die ich im Geiſte erblicke. Du mußt noch einmal kommen, ehe Du reiſeſt; nun ich einmal weiß, daß Du nicht Der biſt welcher Du ſcheinſt, muß ich Den ſehen, deſſen Bild in der Abweſenheit meine Seele erfüllen wird.“

„Schwärmerin!“ ſprach Juan lächelnd, ihre Hand an ſeine Lippen drückend. „Was kann das Aeußere, ein Kleid, für einen Unterſchied machen? — Du haſt ja noch nicht einmal gefragt, wer ich bin, Du kennſt ja meinen wahren Namen noch nicht —“

„Ich will ihn nicht wiſſen, wenigſtens nicht eher wiſſen, bis ſich Stand und Name des Schreibers Juan de Armillo aus dem Gedächtniſſe verwiſcht hat;“ rief Roſa ängſtlich. „Erführe ich, Du ſeyſt ein vornehmer Herr vom Hofe des Prinzen, wohl gar ein Kämmerling deſſelben, ich würde mich ängſten, Du würdeſt mir fremd ſcheinen, ich würde nicht mehr von meiner Liebe zu Dir reden können. — Aber dort öffnet ſich das Gartenthor! Der Vater kommt zurück."

„Dann will ich von ihm Abſchied nehmen, ihm ſagen, daß ich auf längere Zeit verreiſe;" ſagte Juan.

„Und morgen kommſt Du? — Du kommſt um dieſe Zeit?" rief Roſa.

„Gewiß! — Wie könnte ich einem Wunſche widerſtehen, in den mein Herz ſo gern einſtimmt?" erwiederte der Jüngling, umarmte das Mädchen raſch und eilte dem Hausherrn auf einem Umwege entgegen. — — —

„Es iſt nicht wahr! Es iſt rein unmöglich!" rief gegen Abend des folgenden Tages der alte Ribera heftig, als er nach einem längern Zwiegeſpräch, welches er mit Salvator Roſa in einem Zimmer des obern Stockwerks gepflogen, nochmals nachgeſehn, ob er auch die Thür des Vorzimmers hinter ſich verſchloſſen habe. „Ihr werdet tüchtig ausgelacht werden, und ich nebenbei noch mehr."

„Ganz gewiß wird dies der Fall ſeyn, wenn Ihr fortfahret ſo zu ſchreien, und Roſa bemerkt haben ſollte, daß ich Euch nachgeſchlichen bin;“ erwiederte Salvator kalt.

„Ich ſage Euch, meine Menſchenkenntniß —“ hob Ribera an.

„Erlaubt, daß ich mehr meinen geſunden Ohren, als Eurer Menſchenkenntniß traue;“ unterbrach ihn Jener achſelzuckend.

„Blut Gottes! Laßt mich ausreden!“ rief Ribera noch heftiger. „Ich ſage Euch, meine Menſchenkenntniß wird doch einen Schreiber von einem Hofmann, einem Kämmerling oder dergleichen unterſcheiden können! — Wetter noch einmal! Bin ich darum Jahre lang zu Hofe gegangen, habe ich darum mit Granden und Prinzen verkehrt, um mich auf eine ſo einfältige Art täuſchen zu laſſen. Und dann — Corpo di Baccho! — Der alte Ribera, ſein Adel und ſeine gute Toledoklinge ſind am Hofe des Vicekönigs zu hinlänglich gekannt, als daß der erſte beſte Fant es wagen ſollte, mit Maria Roſa Ribera hinter des Vaters Rücken eine Liebſchaft anzuknüpfen.“

„Ihr werdet mir nicht ausreden, Signor, daß das, was ich mit eigenen Ohren —“

„Allen Reſpect vor Euren Ohren, aber die jungen Leute haben Euch bemerkt, und den „Signor Formica“, der alle Leute zum Narren haben will, ſelbſt zum Narren gehabt!“ ſchrie der Alte, ohne Jenen zu Worte kommen zu laſſen. — „Der Spaß wäre dem guten Jungen, dem Juan de Armillo, nicht in den Sinn gekommen, aber er iſt in Roſa's Köpfchen geboren worden; ſie hat Euch für die hämiſchen Bemerkungen, die Ihr Euch ſtets erlaubt, eine Naſe drehen wollen, und wenn Ihr denn einmal ausgelacht zu werden wünſcht, ſo geht hin, kriecht noch einmal hinter die Laube und laßt Euch auslachen. Was mich indeß anlangt, ſo bin ich nicht von der Geſellſchaft.“

„Wohl!“ entgegnete Salvator kalt. „Die Sache, welche mich ohnehin nichts angeht, mag ſomit auf ſich beruhen. Ihr ſetzt Euch darüber weg, und mir kann es gleich ſeyn, ob Eure Tochter mit einem Schreiber oder einem Hofmann liebelt. — Oder war die Umarmung, als ſie von einander Abſchied nahmen, vielleicht gleichfalls nur ein Scherz?“ —

„Umarmung? — Was? — Sprecht Ihr von einem Kuſſe oder dergleichen?“ rief Ribera.

„Von einem? — Nein! Aber von einem halben Dutzend;“ erwiederte Salvator höhniſch lachend. „Der Abſchied wollte gar kein Ende nehmen.“

„Hölle und Teufel! Das iſt etwas Anderes!“ rief der Alte, indem ihm das Blut in's Geſicht ſtieg. „Hört, Signor Salvator! Jetzt gehe ich mit! Ich gehe mit Euch ſpazieren, nehme den Hauptſchlüſſel mit, und wir treten durch das Hinterpförtchen in den Garten. Treffe ich den Juan bei Roſa, ſo werdet Ihr ſo gut ſeyn meinem Mädel in's Geſicht zu ſagen, was Ihr geſtern geſehn und gehört habt.“

„Wenn Ihr es ſo wollt — recht gern!“ erwiederte Salvator kaltblütig. „Und dann — was dann?“

„Läugnet es Roſa,“ rief Ribera immer heftiger, „ſo ſeyd Ihr ein Lügner! — Ich weiß, mein Mädchen läugnet nicht, was wahr iſt. — Muß ſie es zugeben, ſo frage ich den Sennor Escribano, ob er ſie morgen heirathen oder die Spitze meines Degens koſten will — denn mit einem Hofmanne, zu welcher Narrheit Ihr, Gott weiß wie, gekommen ſeyd, iſt es eitel dummes Zeug. — Einen ſolchen Hofherrn hätte ich bei'm erſten Blicke erkannt und durchſchaut. — Uebrigens giebt es keinen am Hofe, der nur einen Salatkopf oder Kürbis zu malen verſtände."

„Dieſer Umſtand ließ mich früher gleichfalls nie auf eine ſolche Meinung kommen;" ſagte Salvator mit dem Tone der Wahrheit. „Hätte ich es nicht mit eigenen Ohren aus ſeinem Munde vernommen, daß er ein Mann von Range ſey, ſo wäre es mir nicht eingefallen. — Aber, gehn wir!" ſetzte er ſchnell hinzu. „Die Sonne iſt bereits im Untergehen, und es war um dieſe Zeit, wo er zu erſcheinen verſprach."

Der Hausherr ging jetzt mit Salvator die Treppe herab.

„Ihr ſeyd noch hier?" ſagte Roſa mit Verlegenheit im Tone. „Ich glaubte Euch bereits auf Eurem gewöhnlichen Spaziergange, da der Abend ſo ſchön iſt." —

Der Alte murmelte etwas von einer Korreſpondenz, die er Signor Salvator mittheilen wollen; von einer Beſtellung, die er aus Rom erhalten, und verließ dann in Begleitung des Gaſtes die Wohnung. —

Beide machten einen weiten Umweg, um endlich nach jener Seite zu gelangen, wo das Seitenpförtchen in den Garten führte. Die Sonne war ſchon hinabgeſunken, vom Strande her ertönten die Geſänge der heimkehrenden Fiſcher, doch war es noch ziemlich hell als die beiden Wanderer an der Gartenthüre ankamen. Die letztere war nur angelehnt, ſie traten ein.

„Man hat Euch richtig zum Narren gehabt, Signor Salvator;“ ſagte Ribera leiſe, nachdem er mit ſeinem Gefährten den Laubengang hinaufgeſchlichen war, und ſie beide Lauben leer fanden.

Statt aller Antwort faßte der Angeredete den Alten bei'm Arm und deutete auf den Pavillon. Wirklich ertönte dort Roſa's Stimme, und bald darauf eine männliche.

Wie ein Sturmwind ſtürzte der Alte, gefolgt von ſeinem Begleiter, auf die Thüre los, öffnete ſie und Beide traten ein. Ein Angſtruf Roſa's empfing die Ankommenden.

„Ha, Tod und Teufel, was iſt das?“ ſchrie

Ribera, als ſein Auge auf die Tochter fiel, die ihr Haupt an die Schulter Juan's gelehnt, ihren Arm um ſeinen Nacken geſchlungen hatte, und nun erſchrocken aufſprang.

Auch der junge Mann erhob ſich, aber mit Faſſung. Sein Aeußeres war von dem, wie er ſich früher gezeigt, ſehr verſchieden. Er trug einen ſchwarzſammtenen Anzug nach ſpaniſchem Schnitt, einen eben ſolchen, am Kragen mit Silber geſtickten Mantel, eine Krauſe von koſtbaren Brüſſeler Spitzen und einen langen Stoßdegen mit ſilbernem Griff; ſeine Bruſt zierte eine goldene Kette, ein Hut mit herabhängender rother Feder ſein Lockenhaupt.

Ribera wollte das Wort nehmen, der Zorn raubte ihm die Sprache. Salvator lachte höhniſch.

„Nun, Meiſter," ſagte er, „wer von uns iſt hinter's Licht geführt worden? Wen hat man zum Narren halten wollen?" —

„Mich! Höllenelement! Aber nicht ungeſtraft;" rief der Alte zitternd vor Wuth.

Juan ergriff jetzt das Wort.

„Signor," ſagte er mit ruhigem Tone, „Ihr habt ſehr Recht mir zu zürnen, daß ich mich unter fremdem Namen bei Euch einführte, ſo wie, daß ich ein Verhältniß mit Eurer Tochter anknüpfte, das, wie ich Euch bei meiner Ehre betheure, und ſpäterhin zu beweiſen Gelegenheit nehmen werde, nur in ſo fern etwas Tadelnswerthes hat, als es ein heimliches war; ſeyd indeß verſichert, daß, als wir uns das erſtemal trafen, ich nicht in der Abſicht Euch zu täuſchen dieſe Kleidung angelegt hatte, noch daß Eure Tochter damals die Veranlaſſung meines Beſuches war."

„Gott bewahre!" fiel Salvator laut und höhniſch lachend ein. „Der Signor hatte keinen andern Grund, als — ſich im Malen ein Bischen zu perfectioniren, und mir hinſichts meiner „Fortuna" eine Vorleſung über den guten Geſchmack zu halten."

„Ihr, Signor Salvator, kommt hier gar nicht in's Spiel, und ich erſuche Euch um Eurer ſelbſt willen zu ſchweigen, und Euch nicht vorlaut in Etwas zu miſchen, das Euch nichts angeht;" ſagte der Jüngling ernſt.

„Aber mich, Herr, mich geht die Sache an!" rief Ribera heftig. — „Vor Allem frage ich Euch: wer ſeyd Ihr und was brachte Euch in mein Haus, wenn es nicht eine hinter meinem Rücken mit meiner Tochter angeknüpfte Verbindung war?“ —

„Ich erkenne gern Euer Recht an, mir dieſe Fragen vorzulegen;“ ſagte Juan de Armillo. „Leider bin ich für jetzt nicht im Stande Euch die erſte zu beantworten; was die zweite anlangt, ſo ſeyd verſichert, daß anfänglich meine Abſicht keine andere war als, ungeſtört von allen äußeren Verhältniſſen, blos dann und wann eine Stunde der Kunſt zu leben.“ —

„Da hört Ihr's, Meiſter!“ rief Salvator mit ſchallendem Gelächter. „Der Herr iſt blos wegen Euch und der Kunſt gekommen, Eure Tochter hat nicht den mindeſten Theil daran!“

„Signor!“ ſagte der Jüngling mit Würde, und indem er den Sprechenden mit einem ſtrengen Blicke anſah. „Ich erſuche Euch zu ſchweigen; Eure Rolle, die des Kundſchafters, iſt aus; Ihr habt kein Recht weiter zu ſprechen, und ich warne Euch hiermit.“

„Was?“ rief Ribera. „Ihr wollt drohen? Ihr wollt Jemandem in meinem Hauſe Stillſchweigen gebieten, und denkt Euch durch keckes Benehmen, oder Unverſchämtheit vielmehr, aus der Klemme zu ziehen? — Ich will Euch indeß zeigen, daß mit dem alten Joſe Ribera nicht gut ſpaßen iſt. — Jetzt, Signor, erklärt augenblicklich, weſſen Namens und Standes Ihr ſeyd!“

„Das wird heute auf keinen Fall geſchehen, wenigſtens nicht gegen Euch!“ erwiederte der junge Mann ruhig. — „Haltet Euch verſichert, Signor,“ ſetzte er hinzu, „daß ich nicht einen Augenblick Euch meinen Namen vorenthalten würde, aber um Roſa's Ruhe und um eines ſchwachen Schimmers von Hoffnung willen, die mir noch leuchtet, muß ich Euch bitten, nicht deshalb in mich zu dringen.“

Raſch wendete ſich Ribera jetzt zu der Tochter.

„Geſtehe, Mädchen!“ rief er rauh. „Wer iſt und wie heißt dieſer Mann?“

„Ich weiß es nicht!“ ſprach Roſa weinend.

„Was?“ ſchrie Ribera. „Du trotzeſt mir?“

„Martert Euer Kind nicht! Sie kennt nicht meinen Namen;“ ſprach der Jüngling.

„Wohlan!“ ſchrie der Vater grimmig, indem er die Hand an den Degen legte. „So werde ich Euch dazu zwingen.“

„Ueberlaßt das mir!“ rief jetzt Sálvator Roſa, indem er raſch die Klinge entblößte und ſich dem Jünglinge näherte.

„Euch?“ ſprach kalt der junge Mann. „Ich ſchlage mich nicht mit Euch, und — warne Euch zum letztenmale.“

„Zieht!“ ſchrie Salvator Roſa, indem er Miene machte, den Gegner bei'm Arme zu faſſen.

„Signor!“ rief jetzt Juan de Armillo, ſich hoch aufrichtend, und indem er mit flammendem Blicke den Maler anſah. „Ihr wollt meinen Namen wiſſen? — Wohl, es ſey!“

Raſch trat er auf Salvator zu und ſagte dieſem zwei Worte in's Ohr. — Erſchrocken ließ ſolcher den Degen zur Erde fallen.

„Ich befehle Euch, das, was Ihr gehört und geſehn habt, gegen Jeden, wer es auch ſey, zu verſchweigen!“ fuhr der Jüngling in ſtrengem Tone fort. „Kommt ein Wort über Eure Lippen, ſo ſitzt Ihr in den Kerkern des Forts San Elmo. — Ueberdies verlaßt Ihr augenblicklich dieſes Haus, und begebt Euch an Bord der Brigantine „Salamander“, die heute Nacht nach Civita Vecchia unter

Segel geht. Man wird Euch vor der Abfahrt ein Schreiben einhändigen, was Euch in Rom vor aller Verantwortung ſichern und die Verzeihung des heiligen Vaters, wegen Eurer begangenen Unvorſichtigkeiten, bewirken wird.“ —

Der Ton der Worte, welche der junge Mann ſprach, war ſo entſchieden, ſo gebieteriſch, daß man wohl ſah, er habe ein volles Recht, ſich ſolchen zu erlauben, auch getraute ſich Salvator Roſa kein Wort zu erwiedern, ſondern verließ ganz zerknirſcht und in Verwirrung das Gartenhaus. — Auch Ribera ſtand einen Augenblick betroffen, doch faßte er ſich ſogleich wieder, das Blut ſtieg ihm in's Geſicht, und er ſagte mit Heftigkeit:

„Euer Rang, mein Herr, giebt Euch vielleicht das Recht, auf dieſe Weiſe gegen einen Mann von großem Rufe und geachteten Künſtler zu verfahren, aber ich will doch ſehen, ob Ihr ſolches auch gegen mich, der ich Euch arglos in mein Haus aufgenommen habe, anwenden werdet, und was Euch gegen die Rache des tief beleidigten Vaters, des ſpaniſchen Edelmanns, deſſen Tochter Ihr zu verführen getrachtet, ſchützen ſoll. — Ich erſuche Euch, Kaballero, mir Ort und Stunde zu beſtimmen, wo wir unſere Klingen mit einander meſſen können.“

„Um der heiligen Jungfrau willen, was wollt Ihr thun?“ rief Roſa, indem ſie mit Haſt des Vaters Hand ergriff. „Iſt Jemand ſchuldig, ſo bin ich es. Ich war es, die dieſem Manne Gelegenheit gab, ſich mir zu nähern, ich liebte ihn zuerſt. Er iſt unſchuldig, völlig unſchuldig.“

„Er hat ſich in Verkleidung bei mir eingeſchlichen, und er hat es in unredlicher Abſicht gethan; dies fordert Genugthuung;“ rief Ribera wild. — „Iſt's gefällig, Sennor, mir das Stelldichein zu beſtimmen?“

„Ich kann mich nicht mit Euch ſchlagen;“ ſagte der Jüngling ruhig. „Alle Rückſichten, die ich meiner und Eurer Stellung ſchuldig bin, würden es unmöglich machen, wenn ich wirklich die Schuld trüge, die Ihr mir beimeßt. — Sennor!“ fuhr er nach kurzer Pauſe fort. „Meinen wahren Namen und Stand kann ich Euch heute noch nicht entdecken, aber Ihr werdet ihn in kurzem erfahren. Was ich Euch heute ſagen kann, iſt Folgendes. Ich kam allerdings anfangs nur in der Abſicht in

Euer Haus, um mich in Eurer Kunſt zu vervollkommnen. Euch zu mir zu berufen, war aus gewiſſen Gründen nicht möglich, auch glaubte ich, würdet Ihr, wenn Ihr meinen Rang kenntet, mich nicht wie einen Eurer gewöhnlichen Schüler behandeln, was ich aber wünſchen mußte, da es mir Ernſt um die Sache war. Eure Tochter liebte ich, ſobald ich ſie näher kennen lernte, aber ich würde, da ich gar keine Hoffnung zu einer Verbindung hegen konnte, geſchwiegen haben, wenn ich nicht bemerkt zu haben glaubte, daß ich auch von ihr geliebt würde. Rechtet nicht allzuſehr mit einem jugendlichen Herzen, daß es nicht allezeit einer ruhigen Ueberlegung fähig iſt. Ich that Unrecht, Roſa meine Empfindungen mitzutheilen, haltet Euch indeß hiermit durch mein Ehrenwort verſichert, daß ich ſogleich Verſuche machte, die allerdings faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe, die einer Heirath im Wege ſtehen, zu entfernen. Ohne dieſe Eurer Tochter umſtändlich mitzutheilen, habe ich ſolche dennoch nicht einen Augenblick verhehlt, und binnen wenig Tagen hoffe ich im Stande zu ſeyn, Euch deshalb etwas Entſcheidendes zu ſagen.“ —

„Etwas Entſcheidendes?“ rief Ribera zornig. „Hölle und Teufel! Seyd Ihr etwa der Groß-Mogul, daß Ihr meint es komme nur auf Eure Entſcheidung an, ob Ihr mein Eidam werdet oder nicht? — Ihr glaubt wohl, Roſa Maria Ribera eine hohe Ehre zu erzeigen, wenn ſie Euer Weib wird, aber wiſſet, Herr, ich bin ein valencianiſcher Edelmann, und der König von Spanien iſt nicht adeliger, wenn auch reicher. — Demonio! Etwas Entſcheidendes! — Seht einmal! — Wenn hier Jemand zu entſcheiden hat, ſo bin ich es. — Ihr ſeyd ein Hofmann! Wohl! Ich aber, Sennor, ſcheere mich den Henker drum, ob Ihr ein Kämmerling des Prinzen ſeyd, einen Titel von Kaſtilien mit ſchwerem Gelde gekauft habt, und meinetwegen einen Grandenhut auf dem Schädel tragt. — Mögt Ihr aber dies alles auch ſeyn, ſo weiß ich doch noch eine andere Eigenſchaft, die Euch anklebt: Ihr ſeyd ein Windbeutel. — Verſteht Ihr mich? — Ihr habt die ganze Geſchichte, die Ihr mir da auftiſcht, erfunden, und wollt mich verdutzt machen, wie Ihr den ehrlichen Salvator Roſa verdutzt gemacht habt. Daraus aber wird nichts! Ihr gebt mir auf der

Stelle Genugthuung. Der Mond geht eben auf, und draußen iſt ein hübſches freies Plätzchen zu ein paar Gängen mit dem Degen."

„Ich ſchlage mich nicht mit Euch;" ſagte der junge Mann mit feſtem Tone. „Ich ſchlage mich nicht mit dem Vater Roſa's, nicht mit dem Manne mit grauen Haaren, dem hochverdienten Künſtler, wenn ich auch ſonſt keine Rückſichten zu nehmen hätte."

„So ſeyd Ihr ein Feigling, Herr!" ſchrie Ribera zornig, indem er nach dem Degen griff.

„Vater! Beſinnt Euch! Euer Schwert darf nicht Juan berühren, ehe es meine Bruſt zuvor durchbohrt hat!" rief Roſa, den Vater umſchlingend.

„Zurück, Unbeſonnene, Ungerathene!" rief der Alte, immer wüthender, indem er die Tochter von ſich ſtieß. — „Zieht, Sennor, zieht!"

„Ich ſchlage mich nicht mit Euch!" ſprach mit Ruhe im Tone der junge Mann. — „Bedenkt übrigens, Sennor," ſetzte er mit ſtarker Stimme hinzu, „daß das Blut Eures Schwiegervaters an Eurem Degen klebt, daß Eure Gattin vor Gram in's Grab ſank. — Wollt Ihr mich zwingen, Euch nachzuahmen? Wollt Ihr auch die Tochter in die Grube ſtürzen?" —

Wie gelähmt ließ Ribera die Hand ſinken. Er ſtand eine Weile wie vernichtet, dann winkte er mit der Hand nach der Thüre.

„Du wirſt bald von mir hören, oder wir ſehen uns nie wieder!" rief Juan de Armillo, drückte die Hand des Mädchens an's Herz und wankte aus der Thüre.

Weinend fiel Roſa dem Vater in die Arme.

Es war am ſiebenten Tage nach dem ſtattgefundenen und eben mitgetheilten Vorgange, als Ribera und ſeine Tochter ſich in dem Gartenpavillon befanden. Roſa ſaß ſchwermüthig auf einer Ruhebank, den Kopf in die Hand geſtützt, der Vater warf Stock und Degen in einen Winkel, den Hut auf den Stuhl.

„Ich wiederhole es Dir: er iſt ein Lügner, ein Windbeutel, Dein Juan de Armillo!" rief der Alte mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit. „Ich habe mich genau erkundigt; es giebt keinen unter den vornehmen Hofleuten, der ſich mit Malerei beſchäftigt, oder nur überhaupt etwas, das der Rede werth wäre, davon verſtünde. Der Menſch iſt mithin ein Abenteurer und hat ſeine Anſtellung bei Hofe nur erfunden.“

Roſa ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd mit dem Haupte.

„Ein Abenteurer?“ ſagte ſie ſanft. „Seht Juan in das offene, redliche Geſicht, das treue Auge —“

„Ich habe zu Valencia genug Leute hängen ſehen, die hübſche Geſichter und prächtige Augen hatten, und doch waren ſie Spitzbuben, Räuber und Mörder!“ rief ärgerlich der Alte. — „Morgen aber kommt der Prinz zurück;“ ſetzte er, ſich immer mehr in Hitze jagend, hinzu. „Ich denke da einen Schritt zu thun, der mich in zweierlei Hinſicht in's Klare bringen ſoll. Die Leute ſprechen ſo viel von der Einſicht, der Gerechtigkeitsliebe des jungen Herrn. Nun wohl, er ſoll ſie an mir beweiſen. Ich werde mir Mühe geben eine Audienz zu erlangen. In dieſer will ich ihm auseinanderſetzen, daß mich der Schleicher Zampieri fälſchlich verklagt hat, und daß ich auf ungerechte Weiſe vom Hofe verbannt wurde, ferner erzähle ich dem Prinzen die Geſchichte mit Juan de Armille."

„Und zu welchem Zweck, Vater?" rief erſchrocken das Mädchen. „Geſetzt, Juan wäre — was aber rein unmöglich iſt — ein Abenteurer, wie Ihr ſagt; wollt Ihr dem Prinzen zumuthen, daß er ihn auskundſchaften hilft? Wollt Ihr einen Mann verklagen, deſſen Namen Ihr nicht einmal wißt?"

„Ich will klagen, daß ich vom Vicekönig ungerecht behandelt worden, daß ich beſchimpft bin und nun deshalb jeder ſchlechte Kerl es wagt, mich ebenfalls zu beſchimpfen!" rief Ribera wild. „Der Prinz wird freilich den windigen Signor nicht auskundſchaften, aber **ich** werde es — darauf ſetze ich Leib und Leben zum Pfande — und geſchieht dies endlich, ſo, denke ich, ſoll der Prinz den Abenteurer, der es wagte ſich für einen vornehmen Mann ſeines Gefolges auszugeben, ſchon des Affronts wegen, der ihm ſelber dadurch angethan worden, ein Bischen auf das Fort San Elmo oder gar in eines der Preſidio's zu Ceuta oder Melilla bringen laſſen."

„Glaubt mir, Vater," ſprach Roſa trüb, aber mit dem Tone feſter Ueberzeugung, „kommt Juan jemals in ein Gefängniß, ſo iſt es gewiß nicht wegen Betrug. — Bedenkt nur, wie wäre es möglich, daß, wenn er ein bloßer Abenteurer wäre, er mit Signor Salvator hätte auf dieſe Weiſe verfahren können?“

„Gleichfalls durch betrügeriſche, vorbereitete Einrichtungen!“ rief Ribera. „Salvator wußte daß er noch keine Amneſtie erhalten hatte, er fürchtete den Angeber, ließ ſich vielleicht ſelbſt einſchüchtern — was weiß ich's! — Genug, der Prinz ſoll wiſſen, wie man mir mitſpielt; mir, dem nicht unbekannten Künſtler, dem Joſe Ribera, genannt „el Espannol“, der wohl noch manchem andern Maler — vor Allen dem lumpigen Zampieri, dem kleinen Domenichino, von dem ſie ſo viel Weſens machen, um mich zu ärgern — noch etwas zum Errathen aufgeben kann. — Du aber, Mädchen, wirſt mich zum Prinzen begleiten.“

„Ich, Vater?“ rief Roſa halb verwundert, halb erſchrocken.

„Ja, Du!“ rief der Alte heftig. „Deine weibliche Ehre iſt durch den Lügner gekränkt worden. Hat er nicht von Heirath zu Dir geſprochen? Kannſt Du dies läugnen? Habe ich es nicht ſelbſt aus ſeinem

Munde gehört? — Zu Ribera's Tochter aber darf nur auf dieſe Weiſe geredet werden, wenn man im Stande iſt einem ſolchen Antrage Folge zu geben. Ihn als von eigener Willkühr abhängig hinſtellen, ihn zurücknehmen oder zweifelhaft machen, iſt eine Beleidigung, ein Schimpf, der nur mit dem Degen oder durch ein Urtheil wieder gut zu machen iſt. Du begleiteſt mich folglich als Klägerin — "

„Wie? — Ich klagen? Klagen gegen Juan? — Niemals! — Niemals!" rief Roſa.

„Ich klage in Deinem Namen! — Ich!" rief Ribera immer heftiger. „Du beſtätigſt die Begründung meiner Klage. — Juan de Armillo — oder wie ſonſt der Abenteurer heißen mag — hat Dir von Liebe und Ehe vorgeſchwatzt, um Dich, einfältiges Mädchen, damit zu ködern und endlich zu verführen; dies kann nur durch eine Heirath, einen Zweikampf oder eine Verurtheilung ausgeglichen, und der Schimpf dadurch abgewaſchen werden." —

Ribera wollte noch ferner in ſeiner heftigen Rede, die er nach Sitte ſeiner Landsleute mit allerhand Geſten begleitete, fortfahren, als ein eintretender

Diener meldete: daß ein vornehmer Herr — wenigſtens halte er ihn für einen ſolchen, da er das St. Jagokreuz auf der Bruſt trage — der aber ſeinen Namen nicht ſagen wolle, ſondern behaupte, daß er ein ſpaniſcher Maler ſey, und ſeinen berühmten Landsmann kennen lernen möchte, draußen ſtehe.

„Er ſoll kommen!“ ſagte Ribera nach einem Augenblicke Nachdenkens mit verdrüßlichem Tone. „Demonio!“ ſetzte er hinzu, als der Diener hinaus war. „Laufen denn alle vagabundirenden Farbenklexer jetzt als Granden, mit Ehrenketten um den Hals und Sternen auf der Bruſt herum, um ehrliche Leute zu ärgern oder zu prellen? — Der Fremde iſt gewiß auch ſo ein verkleideter Marquis oder Prinzipe, wo nicht gar der Kaiſer von Samarkand oder von Monomotapa. — Möge ihn das Wetter erſchlagen!“ —

Eben hatte der Alte den freundlichen Wunſch ausgeſprochen, als ſich die Thür öffnete und ein hoher ſchöner Mann, von ächt ſpaniſchen, ſcharfen Zügen, geiſtreichen Blickes und vornehmer Haltung in's Zimmer trat. Degengriff und Scheide blitzten von edlem Metall, das violett ſammetne Wamms und der Mantel, von eben ſolchem Stoffe, waren handbreit mit Goldſtickereien eingefaßt.

„Befinde ich mich dem berühmten Ribera, genannt „Spagnoletto,“ gegenüber?“ fragte nach leichter, aber würdevoller Verbeugung gegen Vater und Tochter, der Fremde.

„Berühmt?“ ſagte Ribera höchſt verdrüßlich. „In unſerer Zeit halten ſich Viele für berühmt, von denen kein Menſch außer ihren nächſten Bekannten etwas weiß; man ſucht die Berühmtheit in Aeußerlichkeiten, in bunten Lappen, womit man ſich ſchmückt — ich meine dies ſelbſt nicht blos figürlich — und ich bin ein ſchlichter, alter Mann, der noch dazu“ — hier lächelte er ſpöttiſch — „gegenwärtig am Hofe des Vicekönigs in Ungnade iſt; Narren nennen mich allerdings auch manchmal „Spagnoletto.“ Uebrigens heiße ich: Joſe Ribera „el Espannol.“ — Was beliebt dem Herrn, und wen habe ich die Ehre zu ſehen?“

Der Fremde ſchien etwas von dem ſeltſamen Empfange überraſcht, doch beſann er ſich ſogleich, und erwiederte freundlich lächelnd:

„Ich wollte mich eigentlich als einen Kunſtgenoſſen, einen Maler bei Euch einführen, aber bei der Strenge die Euch eigen ſcheint, würdet Ihr mich am Ende gar nicht einmal für einen ſolchen erkennen wollen; ich nenne mich daher nur einen Kunſtliebhaber — “

„Ein Kunſtliebhaber?“ unterbrach ihn Ribera mit verdrüßlichem Lachen. „Es giebt ja jetzt Liebhaber — der Künſte und anderer Dinge — mehr wie Teufel in der Hölle und man trifft ſie in allerlei Geſtalten an!“

Der Fremde machte große Augen und ein verwundertes Geſicht. Wie es ſchien hatte ihn der Empfang dennoch etwas betreten gemacht.

„Ihr fraget,“ ſprach er höflich, jedoch mit Würde, „nach meinem Stande und Namen. Ich heiße Silva, und bin Hausmarſchall des Königs von Spanien.“

Ribera fixirte den Sprechenden mißtrauiſch, indeß das würdevolle Weſen, der ruhige Anſtand des Fremden imponirte ihn. Er fühlte daß er etwas gut zu machen habe.

„’s iſt mir eine Ehre, Sennor,“ ſagte er ſich verbeugend, „daß Ihr mir das Vergnügen eines

Beſuches gönnt, und ich bitte Euch, wegen meiner Euch vielleicht mißfällig gewordenen Bemerkungen, um Verzeihung. — Ihr hattet Euch als einen Maler anmelden laſſen, und da — "

„Ob ich mehr vom Hausmarſchall oder vom Maler an mir habe, ſollt Ihr nachher ſelbſt entſcheiden, Don Joſe;" fiel lächelnd der Fremde ein. „Ich habe befohlen, daß eine Mappe mit Skizzen und Zeichnungen mir nachgebracht werde, von denen ich Euch einige vorlegen möchte. Erlaubt mir jedoch mein Auge an dieſen an der Wand hängenden Gemälden zu weiden, welche, wie ich ſehe, alle von Eurer oder der Hand Eurer Schüler ſind."

Der Fremde betrachtete nun ein Gemälde nach dem andern, er machte bei der Beſchauung ſo viel feine, zum Theil dem Stolze Ribera's ſchmeichelnde Bemerkungen, daß die Laune des Alten ſich von Minute zu Minute beſſerte. Obwohl er den Bildern Ribera's die größten Lobſprüche beilegte, auch bei dieſen am längſten verweilte, ſo unterſuchte er die Gemälde Luca Giordano's doch am genaueſten, und ſagte endlich zu dem Alten: „Sennor! Dieſer Jüngling iſt ein Meiſter. Ihr ſeyd ſehr glücklich, einen ſolchen Schüler zu haben. Ich kenne nur einen unter den jetzt lebenden jungen Malern, der ihm gleich kommt, vielleicht ihn wohl auch noch übertrifft. Es iſt ein junger Sevillaner, und heißt Murillo. Der Junge würde zwar nicht ſo geſchickt, wie Euer Luca, die Manieren der verſchiedenen Meiſter wiedergeben können, aber er kann etwas, was ihm kein Anderer nachmacht: er ſelber malt in drei verſchiedenen Manieren. Ihm gelingen deshalb die niedrigen, komiſchen Scenen, wie die hochpoetiſchen, gleich gut. Stellt er Poſſenreißer und Bettler dar, ſo wählt er die Manier, welche ich die kalte nenne, malt er Entzückungen der Heiligen, ſo bedient er ſich der warmen, bei Verkündigungen und Himmelfahrten der duftigen Manier.“

„Hm! Euer Murillo iſt ja ein wahrer Tauſendkünſtler;“ ſprach Ribera, den Sprechenden ein wenig mißtrauiſch anſehend. — „Aber, Sennor, wer iſt denn der hohe Meiſter, der das Kunſtungeheuer großgezogen hat?“

„Der Meiſter? Ach, mit dem iſt es nicht ſo weit her;“ ſagte der Fremde lächelnd. „Die Nachwelt wird deſſen Namen über dem des Schülers vergeſſen. — Ich bin es ſelbſt."

„Ihr?" rief Ribera mit ſonderbarem Tone. „Saget Ihr nicht, Ihr wäret Hausmarſchall des Königs?"

„Ich ſagte nichts, als die Wahrheit;" erwiederte der Vorige, freundlich lächelnd. „Iſt denn da ſo etwas Beſonderes dabei, wenn Kunſt und Rang ſich vereinigen."

„Ja, Sennor! Etwas teufelmäßig Beſonderes," ſprach Ribera mit ſeinem gewöhnlichen barſchen Tone. „Eins oder das Andere iſt dann oft nicht weit her."

„Da könntet Ihr allerdings in den meiſten Fällen Recht haben;" ſprach der Fremde ruhig und mit ungetrübter Freundlichkeit. — „Aber," ſetzte er hinzu, indem er aus dem Fenſter blickte, „dort kommt der Freund den ich erwartete. Ich werde Euch ein paar Bildchen zeigen, darunter drei von Murillo. Ihr mögt dann ſelbſt urtheilen."

Die Thüre öffnete ſich und ein Mann mit einer ungewöhnlich großen Mappe trat herein. Der Ankommende war ein Mulatte, wie das krauſe Haar und die dicken Lippen bewieſen.

„Entſchuldigen Euer Gnaden," ſprach der Eintretende zu dem Fremden, „ich konnte das Haus des Meiſters Ribera nicht ſogleich finden."

„Auch ein Maler! — Den Namen erfahrt Ihr, ſobald Ihr ein Bildchen von ſeiner Hand geſehen;" ſagte der Erſtere ſcherzend. — „Man muß ſich mit Euch vorſehen," ſetzte er neckend hinzu, „denn, wie es ſcheint habt Ihr mit dem heiligen Thomas das Symbolum: Erſt ſehen, dann glauben! gemein."

Die Mappe wurde nun geöffnet. Der Fremde nahm drei Bilder von ziemlicher Größe heraus. Eines ſtellte eine „geldzählende Obſtverkäuferin", das zweite eine liebliche Kindergruppe: „Jeſus und Johannes ſich umarmend", das dritte den „heiligen Bernhard, welchem das Jeſuskind erſcheint", dar.

„Seht!" ſprach der Fremde; „jenes malte Murillo in der kalten, das dort in der warmen, das letzte in der duftigen Manier."

Kaum hatte Ribera ſein Auge auf die Bilder geworfen, als er vor Erſtaunen laut aufſchrie. Lange blickte er auf das eine und auf das andere.

„Euer Murillo iſt ein Teufelskerl!“ ſchrie er endlich ganz begeiſtert. „Seht einmal die alte Schachtel dort, wie emſig ſie die kupfernen Ochava's durch die dürren Finger gleiten läßt! — Sie hat eben die letzten Orangen an Mann gebracht, und die Kehle ſcheint ihr von dem ſtundenlangen Rufe: Naranjas! noch ganz trocken, ſo ſperrt ſie den Mund auf. — Und hier! — Roſa, ſieh her! — Kann man ſich zwei prächtigere, ſchönere, von zärtlicher Freundſchaft durchdrungene Kinder denken? Welche Milde in dem Geſichtchen des kleinen Jeſus, der eine Muſchel voll Waſſer an die Lippen des jungen Freundes hält! — Prächtig! — Prächtig! — Was aber den „Bernhard mit dem Jeſuskinde“ anlangt, Sennor, der geht über Beide! — Das heiße ich malen! — Seht einmal das Kind an! Das ſpielt nicht mehr, das denkt! — Welche Hoheit in dieſer Stellung? Welcher Adel in den Zügen? Und in dem Auge, Herr, in dieſem ſtolzen, tiefen Blicke liegt das, was ich den großen Gedanken nenne!“

„Ihr habt Recht;“ verſetzte der Fremde. „Murillo wird einſt zu den größten Malern aller Zeiten gerechnet werden.“

„Aber jetzt geſchwind etwas von Euch!“ rief Ribera enthuſiasmirt. „Ich muß etwas von dem Manne ſehen, der einen ſolchen Schüler hat.“

„Erlaubt, daß ich Euch zuvor etwas zeige, das mein Freund“ — er zeigte auf den Mulatten — „geſchaffen hat.“

„O, mein gnädiger Herr!“ rief der eben Genannte, indem er einen Kuß auf die Hand des Sprechenden drücken wollte.

„Pfui, Juan! Pfui!“ — rief Jener, raſch die Hand zurückziehend. „Habe ich Dir nicht oft geſagt, daß in der Kunſt jeder Rangunterſchied eben nur durch dieſe ſelbſt bedingt wird. — Seht, Sennor,“ ſetzte er hinzu, indem er ein Bild aus der Mappe nahm, „hier eine „heilige Jungfrau von Guadalupe“, der mein Freund, welcher einſt das Unglück hatte Sklave zu ſeyn, ſeine Ketten opfert. — Iſt es nicht brav gemacht? zumal wenn man bedenkt, daß er ſein eigener Lehrer war, und mich ſeit kurzer Zeit erſt manchmal um Rath fragt.“

„Hübſch! — Sehr hübſch!“ ſagte Ribera, das Bild mit Kennerblick muſternd. „Die Färbung und Zeichnung gut, die Andacht in den Zügen des Opfernden vortrefflich ausgedrückt. — Ein Bischen mehr Adel könnte in den Zügen der Jungfrau liegen; bei alledem iſt aber auch ſie gut gemacht.“

Das dunkle Auge des Mulatten, aus welchem Freude leuchtete, ruhete während dieſer Rede auf Ribera; er ſchien jedes ſeiner Worte zu verſchlingen.

„Da Ihr nun durchaus etwas von mir zu ſehen begehrt,“ ſagte endlich, nach längerer Betrachtung des vorigen Bildes, der Fremde, indem er zwei kleinere Blätter aus der Mappe nahm, „ſo muß ich Euch wohl etwas zeigen, doch bedaure ich daß es nur ein paar kleine Skizzen größerer Gemälde ſind. Ihr werdet zwar nicht viel Beſonderes daran finden, aber mich intereſſirt es Eure Meinung hinſichts der Gruppirung, mit der ich nicht recht zufrieden bin, zu vernehmen.“

„Dies,“ ſetzte er hinzu, indem er ein Bild aufbreitete, „iſt die „Darſtellung der Uebergabe von Breda“, welches meine Freunde „el Cuadro de las lanzas“ getauft haben. — Ihr ſeht, der Gegenſtand iſt ſehr einfach. Der Befehlshaber der Niederländer übergiebt dem General Spinola die Feſtungsſchlüſſel. Links ſind die Niederländer, rechts die Spanier. Mir gefällt die Gruppirung nicht recht —"

„Aber mir!" unterbrach ihn Ribera mit Enthuſiasmus. — „Herr, der Teufel mag Euch glauben, daß Ihr ein Hausmarſchall ſeyd! Wenn die Hofleute auf ſolche Weiſe zu malen anfangen, da iſt es aus mit uns! Das gäbe uns vom Handwerke vollends den Reſt. — Höllenelement!" ſchrie er immer heftiger. „Das Bild iſt nur eine Skizze, aber: ex ungue leonem! — Welche Kühnheit! — Wie, Teufel, kommt Ihr auf den Gedanken, die beiden Schaaren durch einen leeren Raum, durch einen langen Streif von Licht und Luft zu trennen, der auf eine ſich tief ausdehnende Landſchaft blicken läßt? — Der Gedanke iſt neu! Wißt Ihr das? Ein Anderer hätte den Hals darüber gebrochen, aber Ihr — geht mir mit Eurem Hausmarſchall! — Seht mir einmal die Niederländer an! — Roſa, ſieh mir die pausbäckigen Kerle an, mit ihren blonden Haaren und den breiten Geſichtern, dort unſern blaſſen, trocknen, ernſten Spaniern gegenüber! — Welche Natur! Welche Wahrheit! — Und da, der Held Spinola! Er iſt abgeſtiegen, um den beſiegten Feind zu empfangen, er will ihm etwas Freundliches über ſeine Vertheidigung ſagen. Nie hat man Adel, Wohlwollen, Anmuth beſſer ausgedrückt. — Geht! Geht mir mit Eurem Hausmarſchall! — Ihr habt Euch mit mir einen Spaß machen wollen. — Ihr ſeyd ein Künſtler, und zwar aus dem Fundamente."

„Ich ſtreite nicht mehr mit Euch!" rief der Fremde lachend. — „Seht hier ein anderes Bild; eine kleine Kopie eines größeren, die ich Euch zum Andenken an mich anzunehmen bitte. — Man hatte mich beauftragt, das Bild der kleinen Infantin Margarethe zu malen; ich ſchlug vor die ganze Scene des Malens darzuſtellen. — Seht her! — Der Vorgang begab ſich in einer Gallerie des Palaſtes. Ich ſtehe, die Palette in der Hand, vor der Staffelei, mir gegenüber die Infantin, welcher die beiden Zwerge Nicolas Pertuſano und Maria Barbola, die ſich mit einem großen Hunde necken, die Langeweile zu vertreiben ſuchen. Zwei Geſtalten, die Ihr im Spiegel ſeht, deuten an, daß der König und ſeine Gemahlin der Sitzung beiwohnen.“

„Herr!“ rief Ribera mit Entzücken. „Dies Gemälde ſoll *mein* ſeyn? — Wißt Ihr auch, welchen Schatz Ihr weggebt? — Ihr nennt das Bild die Kopie eines größern, aber wenn Ihr mir auch die Wahl zwiſchen beiden ließet, ich glaube ich bliebe bei der erſteren. — Wie herrlich, wie ſorgfältig ausgeführt iſt Alles! Die Gegenſtände ſcheinen ergreifbar, die Geſtalten leben, die Luft umſpielt ſie. — Und die Beleuchtung! Man ſchlägt die Augen nieder, vor der Helle, die durch jene geöffnete Thüre dringt. — Dort die Architectur, der Raum, die Tiefe! Man könnte die Schritte in der Gallerie zählen wollen. Eins immer vortrefflicher wie das Andere. Es iſt kaum möglich, daß ein Einziger *Alles* ſo trefflich malen kann.“

„Wirklich,“ ſagte der Fremde lächelnd, „haben an dem größeren Bilde Zwei gearbeitet.“

„Seht Ihr!“ rief Ribera. „Ich dachte es mir wohl.“

„Ja, aber es war nur wenig, was der Andere machte;“ ſprach der Fremde ſcherzend. „Als das

Bild fertig war, und ich den König fragte: ob er glaube daß nichts mehr fehle, nahm er mir Pinſel und Palette aus der Hand, und malte auf die Bruſt meines Ebenbildes mit eigener königlicher Hand das St. Jagokreuz.“

„Ihr ſeyd Velasquez!“ ſchrie Ribera in dieſem Momente, wie außer ſich gerathend, und ſtürzte in die geöffneten Arme des Fremden. — Freundlich küßte der Letztere ihn auf die Wangen.

„Ach verzeiht! — Verzeiht!“ ſagte der Alte verwirrt, als er ſich wieder beſinnen konnte. „Ich bin wohl ſehr zudringlich, ſehr dreiſt, aber — ich bin ja auch ein Maler.“

Eine Thräne der Rührung lief Ribera bei dieſen Worten über die Wangen.

„Italien, Spanien, ja ganz Europa wird Euch dies Zeugniß geben;“ ſprach Velasquez, ihn nochmals umarmend. — „Aber da iſt noch Einer, dem Ihr freundlich die Hand reichen müßt. Er iſt es werth. Es iſt mein Freund Juan Pareja; ein tüchtiger Künſtler.“

„Herzlich, herzlich willkommen!“ rief der Hausherr, dem Mulatten die Hand ſchüttelnd. „Ihr habt Euch ein Lorbeerreis um die Hand, die einſt Feſſeln trug, gewunden. — Aber ſagt mir, edler Velasquez," ſprach Ribera, ſich zu dem Vorigen wendend, „warum nanntet Ihr mir nicht gleich Euren Namen? Warum wolltet Ihr mir etwas von einem Hausmarſchall weißmachen? — Ich habe gerade einen Zahn auf die Hofleute, und da —"

„Ich habe Euch nichts weißgemacht! Ich bin allerdings durch die Gnade des Königs zum Hausmarſchall ernannt worden;" unterbrach ihn Velasquez. „Mein alter Adel machte es möglich, mir ein ſolches Amt zu verleihen. Jetzt befinde ich mich in ſpeziellen Aufträgen des Königs hier, da aber der Prinz erſt morgen von der Reiſe zurückkehrt, ſo nahm ich die paar Mußeſtunden wahr, mir ſo zeitig wie möglich Eure Bekanntſchaft zu verſchaffen."

„Ihr ſeyd zu dem Prinzen geſendet?" ſprach Ribera, dem ein Gedanke durch den Kopf zu ſchießen ſchien. „Ihr kennt mithin gewiß auch die Umgebung deſſelben. Iſt Euch ein verdammter Abenteurer, über den ich mich halb todt geärgert habe, und den ich bis heute noch nicht auskundſchaften konnte, ein gewiſſer Juan de Armillo bekannt?"

„Allerdings!“ entgegnete Velasquez lächelnd, und indem ſein Auge wie zufällig auf Roſa fiel, die hoch erröthete. „Er iſt mein Schüler, aber ein Abenteurer iſt er nicht.“

„Seht Ihr, Vater!“ rief das Mädchen leuchtenden Blickes. „Das Erſte trifft ſchon ein —“

„Aber das Andere iſt gelogen!“ ſchrie der Alte unwillig.

„Ihr habt Euch über ihn zu beklagen?“ fragte Velasquez unbefangen.

„Freilich habe ich!“ rief Ribera. „Er hat meinem Mädel allerlei Teufeleien in den Kopf geſetzt, ihr vom Heirathen vorgelogen, mir glauben gemacht er ſey ein Maler, und als ich hinter die Schliche komme, will er ſich wegſchleichen wie die Katze vom Taubenſchlage; aber — Tod Gottes! — er kennt den alten Ribera nicht. Er ſoll ſeine Bezahlung haben, oder ich will nicht leben! Doch das iſt meine Sache, ich will Euch damit nicht langweilen. — Eines freilich hätte ich Euch zu bitten, wenn ich nur wüßte daß Ihr mir es nicht übel nehmen würdet.“

„Sprecht frei heraus! Was ich thun kann, geſchieht gern;“ erwiederte Jener.

„Ach, ich wage es kaum, aber — es muß ſeyn;“ ſagte der Alte. „Ihr ſeyd ein berühmter Mann, ein groſer Herr obendrein, Ihr kennt den Prinzen, — könntet Ihr mir nicht eine Audienz bei ihm verſchaffen? Mir und meiner Tochter?“

„Mir? — Gott im Himmel! Was fällt Euch ein?“ rief Maria Roſa.

„Du wirſt klagen gegen Juan de Armillo wegen des Dir angethanen Schimpfes!“ rief Ribera feſt und rauh. „Deine jungfräuliche Ehre iſt durch den Antrag, den er jetzt verläugnet, gekränkt; meine Ehre aber iſt gleichfalls verletzt, und ich will den Prinzen bitten, daß er dem Menſchen befiehlt, die Sache mit dem Degen mit mir auszumachen. — Anfangs hatte er mich zwar verblüfft, als er den Zweikampf ausſchlug, aber ich habe mir jetzt Alles überlegt, und es muß ſeyn. — Auch habe ich noch einen andern Grund, warum ich den Prinzen ſprechen möchte;“ ſagte Ribera, als Velasquez ſchweigend und ganz ſichtlich nachdenkend da ſtand. „Ich bin verhetzt und ungehört vom Hofe verbannt worden, obwohl ich mich rechtfertigen wollte. Zampieri, der ein Haſe iſt, hält mich für den Anſtifter des Spectakels, den ihm die jungen Maler angethan haben, und der Vicekönig ſchenkte ihm Glauben, weil die Jungen meine Schüler ſind. Ich bin aber unſchuldig daran; wenn ich auch ſonſt den kleinen Dominichino nicht leiden mag, und dies auch gegen Niemand verhehle. Ich werde dies Alles dem Prinzen ſagen, und mein Ehrenwort als ſpaniſcher Hidalgo darauf verpfänden. Ich denke er wird mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen."

„Gewiß! — Gewiß!" ſprach Velasquez noch immer ſinnend.

„Ich darf alſo hoffen daß Ihr mir eine Audienz verſchafft?" fragte der Vorige, ihm die Hand reichend.

„Ich verſchaffe ſie Euch, und zwar morgen, gleich nach der Ankunft des Prinzen — aber es iſt eine Bedingung dabei!" ſprach Velasquez, die Hand Ribera's ergreifend.

„Aha, ich merke! Ihr haltet mich für einen alten Hitzkopf, und Ihr denkt ich könnte etwas gegen den Reſpect —"

„Das nicht, mein theurer Freund;" unterbrach ihn Jener. „Die Bedingung iſt eine andere, und eine etwas ſonderbare."

„Nun immer heraus damit!“ rief der Alte.

„Daß Ihr mich fünf Minuten in's Geheim mit Eurer Tochter ſprechen laßt, und weder mich noch die Sennora um den Inhalt des Geſprächs befraget;“ ſagte Velasquez, den Vorigen ruhig fixirend. — „Ich denke Ihr mißtraut mir nicht, und könnt, wenn Ihr wollt, im Zimmer bleiben;“ ſetzte er lächelnd hinzu.

„Ei, was denkt Ihr von mir, Sennor!“ rief Ribera. — „Aber,“ — ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „es iſt bei alledem doch ein kurioſer Einfall.“

„Es iſt ein nützlicher, ſeyd deſſen verſichert!“ ſprach Velasquez, den Freund feſt anſchauend. „Er iſt nützlich für Eure Ruhe, und die Eurer Tochter.“

„Nun wohl! Sprecht ſo lange mit ihr wie Ihr wollt;“ entgegnete Ribera. „Kommt Ihr indeß, Meiſter Juan Pareja, kommt in meine Werkſtatt. Ich will Euch da etwas zeigen, was der Teufelsjunge, der Luca Giordano, in der Arbeit hat.“

Der Alte hatte ſich kaum mit dem Mulatten entfernt, als Velasquez freundlich, aber ernſt Roſa's Hand ergriff.

„Sennora,“ ſagte er, „zürnt mir nicht, wenn ich Euer Herz vielleicht empfindlich berühre, es geſchieht zu Eurem Heil und Frieden. — Ich werde Euch einige Fragen vorlegen, welche ich Euch indeſſen ſo wahr und offen zu beantworten bitte, als ob ſie im Beichtſtuhl an Euch gerichtet würden. Damit Ihr es nicht auffallend findet daß ich, der Fremde, mich dazu berechtigt halte, ſo ſage ich Euch: ich thue ſie im Namen unſers Herrn und Königs."

„Um Gotteswillen!" rief das Mädchen erſchrocken. „Was ſoll dies bedeuten? — Was habe ich gethan?"

„Gewiß nichts Unrechtes, ich bin im Voraus davon überzeugt; beruhigt Euch;" erwiederte Velasquez, indem er das Mädchen, welches todtenbleich ward und zu zittern anfing, nach einem Stuhle führte. „Vor Allem, Sennora, frage ich Euch," fuhr er nach einem Augenblick der Erholung fort, „kennt Ihr den wahren Namen und Stand Juan's de Armillo?"

„Ich kenne ihn blos unter dieſem Namen, und er ſagte, er ſey ein Schreiber des Prinzen. Erſt den Tag vor ſeiner Abreiſe entdeckte er mir, daß er uns in dieſer Hinſicht getäuſcht, ohne jedoch etwas Weiteres beizufügen, als daß er ein Mann von Range ſey;“ erwiederte Roſa noch immer ängſtlich.

„Hat er Euch die Ehe verſprochen?“ fragte Velasquez in ernſtem Tone.

„Keineswegs!“ erwiederte Roſa eifrig. „Er ſprach zwar, als mein Vater unſer Verhältniß entdeckte, etwas, was man auf eine Heirath hätte deuten können, aber zu mir hat er nie dergleichen geſagt.“

„Sennora,“ ſagte Velasquez, das Mädchen genau fixirend, „Juan de Armillo kann Euch niemals heirathen. Unüberſteigliche Schwierigkeiten ſtehen dieſem entgegen; habt Ihr alſo auf keine Heirath gerechnet —“

„Niemals! — Niemals!“ rief Roſa, indem ihr ſchönes Geſicht erglühte. „Ach, Sennor, wenn mir dieſer Gedanke von ungefähr in den Sinn kam, ſo war es als ob eine innere Stimme zu mir ſpräche: ſchlage Dir ihn aus den Gedanken, ſo glücklich kannſt Du niemals werden.“

„Die Stimme in Eurem Innern hat leider nur allzuwahr geſprochen;“ ſagte Velasquez nach einer Pauſe, in welcher tiefe Rührung auf ſeinem männlich ſchönen Antlitz ſichtbar wurde. „Juan kann nie der Eure werden, Ihr müßt Euch entſchließen ihn nie wiederzuſehn; es iſt der Wille unſers Herrn, des Königs.“

„Wie?“ rief Roſa heftig erſchrocken. „Der König wüßte —“

„Er weiß um Euer Verhältniß, und war erzürnt darüber;“ ſprach der Vorige. „Der König, der Euch nicht kennt, glaubte in Euch eine liſtige Perſon zu finden, die vielleicht durch allerlei Kunſtgriffe den jungen Mann zu einer Ehe unter ſeinem Stande bewegen wolle. Ohne die Vermittelung eines Dritten — der Name thut nichts zur Sache — hätte Eure Liebſchaft gefährliche Folgen für Euch haben können.“

Roſa war bei dieſen Worten zuerſt todtenbleich geworden, jetzt erglühte ihr ſchönes Antlitz gleich den Blättern ihrer Namensſchweſter.

„Ich eine Liſtige! — Ich Juan zu einer Heirath beſchwatzen!“ rief ſie mit zitternder Stimme und indem ſie die ſchönen Hände faltete. — „Ja, Sennor,“ ſetzte ſie mit Thränen hinzu, „mein Vater hatte Recht, jedoch in einem andern Sinne.

Meine jungfräuliche Ehre iſt verletzt, und dieſe muß, und ſollte es mir das Leben koſten, wieder hergeſtellt ſeyn. — Was ich geſtern noch für unmöglich gehalten hätte, was mich ſonſt zur Verzweiflung geführt haben würde, das wähle ich heute freiwillig: ich will Juan nie mehr wiederſehen."

Roſa vergoß nach dieſen Worten einen Strom von Thränen, Velasquez war erſchüttert.

„Ihr ſeyd," ſagte er nach einer Pauſe mit tiefer Rührung, „eine von jenen edlen und ſtarken Seelen, die zuerſt an die Ehre und zuletzt an das Glück denken, indeß von dem erſten Augenblicke an, wo ich Euch ſah, habe ich nichts Geringeres von Euch erwartet. Da ich Euch nun ſo finde, wie ich Euch mir gedacht, und wie Juan Euch geſchildert, ſo glaube ich es wagen zu dürfen, ja, um der Ruhe des jungen Mannes willen, es wagen zu müſſen, eine Forderung an Euch zu machen, wie ſolche nur edle und ſtarke Seelen, ohne zu unterliegen, erfüllen können: Ihr müßt Juan noch einmal wiederſehen; er muß es aus Eurem Munde vernehmen, daß Ihr ihm entſaget."

„O Gott!" rief Roſa. „Nein, dies iſt zu viel."

„Es muß ſeyn, theures, armes Mädchen, es muß ſeyn;“ ſagte Velasquez mitleidig. „Ich kann dieſen Kelch nicht von Euch nehmen, und — ich möchte, daß Ihr ihn freiwillig leertet. Ich könnte Euch zwei Worte ſagen, und Ihr würdet Euch in die Nothwendigkeit, die Ihr nur zu bald einſehn werdet, fügen; aber ich möchte Jemand allen Zweifel an der Schönheit Eurer Seele benehmen, und den größtmöglichſten Erſatz für das was Ihr verloret — wenn man überhaupt von Erſatz reden kann, wo man Alles verliert — auf Euch häufen; ich ſage Euch demnach nur: es iſt zu Eurem Beſten, und zur Ruhe und zum Glücke Juan's, wenn Ihr meine Bitte gewähret.“

„Zum Glücke Juan's?“ rief Roſa ſchwärmeriſch, ohne jedoch den Strom ihrer Thränen hemmen zu können. „Wohlan, es ſey! Ich will ihn ſehen und — entſagen.“

„Gott ſtärke Euch in dieſem Entſchluſſe, Sennora!“ rief Velasquez. „Euch dazu zu bewegen, war der Grund meiner Reiſe von Madrid nach Neapel. Ich übernahm den ſchmerzlichen Auftrag, weil er einer rohen Hand anvertraut werden ſollte, welche vielleicht die Dornenkrone, die das Schickſal Euch zu tragen giebt, Euch tiefer als es ſeyn muß auf das ſchuldloſe Haupt gedrückt hätte. — Morgen um dieſe Zeit wißt Ihr bereits, wie gut ich es mit Euch gemeint; Euch ſo glücklich zu machen wie Ihr es verdient, und ich es gern gewollt, ſteht nicht in meiner Macht."

Velasquez drückte mit den letzten Worten die Hand des unglücklichen Mädchens gerührt an ſeine Lippen, und Beide verließen ſchweigend den Pavillon. — —

Gegen Abend des folgenden Tages wanderten Velasquez, Ribera und Maria Roſa ſchweigend dem königlichen Schloſſe von Neapel zu. Das Mädchen ſchien ſehr angegriffen, ihr Geſicht war bleich und ihr Auge an den Boden geheftet. Jetzt hatten ſie das Thor des Palaſtes erreicht. Hellebardiere hatten hier die Wache, ſie traten vor dem Ritter des Jagoordens unter die Waffen. Mehrere Treppen ſtiegen nun die Wanderer auf- und abwärts. Auf ihnen, wie in den langen Korridoren, klirrten die Waffen der wachehaltenden ſpaniſchen Soldaten; endlich traten unſere Bekannten in einen

Saal, wo, außer einigen dienſthabenden Lakaien, mehrere Hofleute verſammelt waren. Einer derſelben, in ſchwarzem Anzuge, das Kalatravakreuz auf der Bruſt, trat ſchnell auf Velasquez zu.

„Sr. Gnaden erwarten Euch!“ ſagte er, indem er Velasquez, wie einem Bekannten, freundlich die Hand reichte, dabei aber ſein Auge auf Roſa mit einer Art von Neugier ruhen ließ.

„Iſt er gefaßt?“ fragte Velasquez leiſe.

„Er hat ſich beruhigt und trägt ſein Schickſal mit Ergebung;“ erwiederte Jener.

„So habt die Güte uns zu melden;“ ſprach der Vorige.

Der in Schwarz Gekleidete ging und kehrte nach ein paar Augenblicken wieder zurück, indem er eine Handbewegung nach einer offenen Thüre machte. Die Drei durchſchritten nun zwei ſtattliche, prachtvoll verzierte Gemächer, und traten endlich durch die, ihnen von einem Thürſteher geöffnete Thür eines dritten. Sie befanden ſich jetzt in einem weiten Zimmer, in welches die eben in's Meer ſinkende Sonne ihren ſcheidenden Strahl durch die ſchweren rothſeidenen Gardinen warf, und die mit ſchönen Gemälden behangenen Wände mit einem magiſchen Schimmer übergoß.

„Sr. Hoheit!“ ſagte Velasquez zu Ribera, und blickte nach einer Fenſterbrüſtung, wo ſich ein ſchwarzgekleideter junger Mann befand, welcher ſich jetzt plötzlich umkehrte, auf die Eintretenden zuſchritt und zwei Schritte von ihnen ſtehen blieb.

„Verzeihen Euer Gnaden,“ hob Ribera an, indem er ſich tief verbeugte, „daß ich es wagte, klagend vor Euch zu erſcheinen, aber — “

Ein Schreckensausruf Roſa's unterbrach den Vater, und dieſer hob das an den Boden geheftete Auge empor.

„Wie? Juan de Armillo?“ ſtammelte er überraſcht.

„Iſt Einer und Derſelbe mit Juan d'Auſtria;“ fiel trübe der junge Mann ihm in's Wort. „Ja, guter Meiſter, Ihr habt Euch mit Recht über mich zu beklagen; Velasquez wird indeß mein Zeuge ſeyn, daß ich es ehrlich genug meinte, um mein Unrecht wieder gut zu machen.“

„Gewiß!“ fiel der eben Genannte mit Wärme ein. „War ich auch der Bringer der traurigſten

Botſchaft, ſo bin ich doch jetzt im Stande, wenn ich nach Madrid komme, vor dem Antlitze unſers königlichen Herrn kühn zu behaupten, daß Roſa Ribera eine der edelſten weiblichen Seelen iſt, und daß Eure Hoheit nur eine ſolche in dem Maaße, wie dies der Fall war, lieben konnte. — Mein Freund," ſprach Velasquez, ſich zu Ribera wendend, „vernehmt jetzt den Vorgang, wie ich ſolchen Euch als Spanier und Edelmann mit meinem Worte verbürgen kann. Sobald Sr. Hoheit die Ueberzeugung hatte, von Eurer Tochter geliebt zu ſeyn, wandte er ſich an ſeinen königlichen Vater, und bat dieſen um die Einwilligung zu einer Heirath. Der König ſah in der Bitte nichts als eine augenblickliche Aufwallung, eine jugendliche Uebereilung, und ſchlug ſolche ohne weitere Bemerkung ab; als aber Sr. Hoheit zum zweitenmale dieſe wiederholte, ſah unſer königlicher Herr einen von Euch und Eurer Tochter abgekarteten Plan, vermöge welchen Ihr den jungen Fürſten in ein künſtlich gewebtes Netz zu ziehen gedächtet, und er gab Befehl Euch Beide zu verhaften. Glücklicherweiſe geruhten Sr. Majeſtät mit mir von der Sache zu ſprechen, ich warf mich ihm ſogleich zu Füßen, ich ſuchte ſeinen königlichen Zorn zu beſchwören, ich ſagte, daß der Prinz, den ich, da er mich ſeiner Freundſchaft ſtets gewürdigt und ſo zu ſagen mein Schüler ſey, genau kenne, nur ein ſehr edles Weſen lieben werde, und ich erhob mich nicht eher, bis mir Sr. Majeſtät den Auftrag gab, ſelbſt nach Neapel zu eilen und die Sache zu unterſuchen. So gern ich auch nach Kräften dazu beigetragen hätte, den König den Wünſchen Sr. Hoheit geneigt zu machen und ihn zu einer Einwilligung in eine Verbindung mit Roſa zu vermögen, ſo lag dies doch um ſo mehr außer den Gränzen jeder Möglichkeit, als der König nach politiſchen Rückſichten bereits über die Hand des Prinzen unwiderruflich verfügt hat. Das Einzige was ich erlangte war, daß, wenn ich ihm bei meiner Rückkehr auf mein Ehrenwort betheuern könne, daß Roſa, ohne den Stand des Prinzen zu kennen, ihn geliebt, und daß ſie freiwillig, ohne Furcht vor Gefahr, ohne Zwang, blos aus Liebe für ſein Wohl, ihm entſage, der König mir freie Hand ließe ihr, außer ſeiner Verzeihung, ein Zeichen ſeiner königlichen Huld zu bewilligen. — Was Euch anlangt, Don Joſe Ribera, ſo freut es mich Euch anzeigen zu können, daß Sr.

Majeſtät, Euren ganzen Werth erkennend, Euch zum Königlichen Hofmaler und Bewahrer der Gemäldeſammlungen in Ihren Schlöſſern des Königreichs Neapel ernannt und die Ritterwürde ertheilt hat.“

„O Herr! Herr!“ rief Ribera. „Wie glücklich würde mich dieſe Botſchaft gemacht haben, —. aber meine Tochter, meine arme, unglückliche Tochter.“

Das Auge des Alten ruhte mit unbeſchreiblicher Vaterangſt auf dem bleichen Antlitze Roſa's.

„Roſa! — Roſa!“ — rief der Prinz wie außer ſich. „Nein, Du Edle, Gute, Schöne; Du darfſt nicht unglücklich ſeyn!“

Das Mädchen ſchien alle Kräfte zuſammen zu raffen, es richtete ſich hoch empor.

„Nein, Vater! — Nein, mein Fürſt!“ rief Roſa. „Ich bin nicht unglücklich, ich werde es niemals ſeyn. Ich habe geliebt.“ — —

„Die Zeit wird Euern Schmerz lindern!“ ſagte Velasquez ſanft. „Sie wird Euch vielleicht ſelbſt einſt erſetzen, was Ihr jetzt verliert.“

„Verlieren?“ ſprach Roſa ernſt. „Ich habe Juan de Armillo geliebt, ich liebe ihn ewig. Kein König kann mir dies verbieten. Was könnte ich alſo verlieren? — Seinen Beſitz? Seine Hand? Ich habe nie darauf gehofft. — Wollt Ihr daß ich ihm noch erſt entſage? — Gern! Freiwillig! Aber — meiner Liebe entſage ich nicht.“

„Dies kann kein König von Euch fordern;“ ſprach Velasquez mit tiefer Rührung. — „Doch, Sennor,“ ſetzte er mit beſorgtem Tone hinzu, als er ſah daß das Mädchen immer bleicher und bleicher ward, „es iſt Zeit daß wir uns entfernen. — Mein Fürſt, ich bitte Euch uns zu entlaſſen.“

„O nein! — Nein!“ — rief Juan, von ſeinen Gefühlen überwältigt. „Grauſamer Mann, jeder Augenblick iſt mir koſtbar; warum wollt Ihr mir die letzten ſeligen Momente verkürzen?“

„Weil ich bereits meine Vollmacht überſchritt, indem ich Roſa hierher brachte;“ ſagte Velasquez mit ſchmerzlichem aber feſtem Tone. „Ich that es indeß, weil ich glaubte daß es ſo gut ſey, und werde dem Könige deshalb Rechenſchaft ablegen. — Jetzt, mein Prinz, bitte ich Euch nochmals uns zu entlaſſen.“

„Lebe wohl, Roſa! Lebe wohl!“ rief Juan, in Thränen ausbrechend, und indem er, auf die

Kniee ſtürzend, beide Hände des Mädchens an ſeine Lippen drückte. „Ich nehme nicht auf immer Abſchied. Einſt ſehen wir uns wieder.“

„Dort!“ ſagte das Mädchen, Hand und Auge gen Himmel erhebend. „Auf Erden dürfen wir uns nie wiederſehen.“

Roſa fing bei den letzten Worten an zu wanken, Velasquez und Ribera boten ihr den Arm, um ſie fortzuführen, der Prinz ſtürzte wie ein Verzweifelnder in's Nebenzimmer. — — —

Zwei Tage ſpäter befand ſich Velasquez mit Ribera und deſſen Tochter im Gartenpavillon. Roſa ſah bleich aus aber gefaßt. Velasquez hielt ihre Hand in der ſeinen.

„Käme ich nicht Abſchied zu nehmen,“ ſprach er, „ſo würde ich nicht über einen Gegenſtand mit Euch ſprechen, der nur geeignet iſt, die noch blutende Wunde immer von neuem aufzureißen, ich bin indeß Diener des Königs, und muß den mir gewordenen Auftrag ganz erfüllen. — Sr. Majeſtät der König,“ ſetzte er hinzu, „will Euch einen Beweis geben, daß er nicht ungnädig auf Euch ſey, er ſchenkt Euch das Landgut St. Polveaſtro bei Otranto.“

„Erlaubt Sennor,“ ſprach Roſa ſchmerzlich lächelnd, „daß ich das Geſchenk mit Dank ablehne. Mein Entſchluß iſt gefaßt; ich gehe in's Kloſter.“

„Beſinnt Euch, meine Freundin! Bedenkt —“

„Ich habe Alles bedacht;“ erwiederte Roſa ruhig. „Mein Entſchluß ſteht feſt. Morgen melde ich ihn der Aebtiſſin der Auguſtinernonnen.“

„Roſa, keine Uebereilung!“ warnte der Vater.

„Ihr wißt es, mein Vater,“ ſagte das Mädchen ruhig, „daß ich ſchon längſt dieſen Gedanken hegte, nur die Bekanntſchaft mit Juan hatte mich ihn einen Augenblick vergeſſen laſſen. Was ſoll ich in der Welt, die für mich fernerhin nur öde und todt ſeyn würde? — Ich bin noch jung,“ ſetzte ſie hinzu, und in ihrem Auge leuchtete ein Strahl ſchmerzlicher Verklärung, „aber ich habe die höchſte Freude und den höchſten Schmerz des Lebens kennen lernen. Ich will zehren an dem Andenken beider, bis ich vergehe.“

Roſa verhüllte ſich das Geſicht mit dem Tuche, ſie reichte Velasquez, wie Abſchied nehmend, die Hand, und wankte aus dem Pavillon.

„Gott möge der Aermſten Friede ſchenken!“

ſprach Velasquez, die Hände faltend. „Hoffen wir, daß die Zeit ihr Ruhe in's Herz gieße."

Ribera ging, ohne ein Wort zu ſagen, ſtill im Pavillon auf und ab, und wiſchte ſich nur dann und wann mit der umgekehrten Hand eine Thräne von der gebräunten Wange. Endlich trat er zu Velasquez, und führte dieſen am Arme zu dem verhüllten Madonnenbilde, von dem er den Vorhang wegzog.

„Ich wollte meine Roſa als Madonna malen;" ſagte er mit halberſtickter Stimme. „Immer ſcheiterte meine Kunſt an dem Blicke des Auges, — Ihr habt ihn geſehen, den Blick mit dem ſie jene Worte ſprach, und auch mir wird er nicht mehr aus dem Gedächtniß ſchwinden!"

Laut weinend ſtürzte der Alte an die Bruſt des Freundes. —

Am folgenden Tage beſtieg Velasquez ein Schiff, welches nach den ſpaniſchen Küſten ſegelte, ehe er aber noch in der Heimath angelangt war, befand ſich Roſa ſchon als Novize in dem Kloſter der Auguſtinerinnen. Ein Jahr ſpäter legte ſie das Gelübde ab. —

Don Juan d'Auſtria vergaß bis zu ſeinem 1678 erfolgten Tode niemals die Geliebte. Oft ſendete er ihr noch freundliche Grüße aus der Ferne, und auch König Philipp ehrte ſie, indem ſie nach wenigen Jahren, ſeinen Befehlen gemäß, zur Aebtiſſin gewählt ward. — — —

Um jener Leſer willen, die weniger mit der ſpaniſch-neapolitaniſchen Geſchichte vertraut ſind, bemerken wir noch, daß Juan d'Auſtria, der Sohn Philipp's und der Schauſpielerin Kalderona, nicht mit dem frühern Namensverwandten, dem Sohne Karl's V. und der Barbara Blumberg verwechſelt werden darf.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

In **demſelben Verlage** erſchien:

eine Prachtausgabe

von

Cicero's Werken.

In deutſchen Uebertragungen,

unter Mitwirkung
von
Fr. K. v. Strombeck, Friedrich Jacobs,
J. G. Droyſen, A. W. Zumpt,
A. Weſtermann u. A. m.,
herausgegeben
von
Profeſſor Dr. **Reinhold Klotz.**

1ſter und 2ter Band. (Mit Cicero's Büſte in Stahlſtich.) Ladenpreis 8 Rthlr.

Die erſte Abtheilung
„Philoſophiſche Schriften"
und zwar:

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Vierzehnter Band.

I. Das Majeſtätsverbrechen.
II. Der Unbekannte.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Achter Band.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite

Das Majeſtätsverbrechen 1

Der Unbekannte 123

Das Majestätsverbrechen.

Erzählung.

Selten laſtete wohl die Königskrone ſo ſchwer, als auf den Häuptern der vier letzten Regenten Schottlands, ehe dieſes Reich mit England vereinigt wurde. — Jakob der Vierte fand nach einem unruhvollen Leben ſeinen Tod in der mörderiſchen Schlacht von Flodden. Von zwei Pfeilen verwundet, und endlich mit einer Hellebarde durchſtoßen, fand Lord Dacre den Leichnam des Königs unter einem Haufen Gefallener. Er war nur noch an dem eiſernen Gürtel kenntlich, den der Monarch, zum Zeichen der Reue über das an ſeinem Vater begangene Unrecht, auf dem bloßen Leibe trug; aber ſelbſt der ſterblichen Hülle ſollte nicht die Ruhe werden, die ſonſt der Feind dem gefallenen Gegner nicht verſagt, und wir werden im Laufe der Erzählung auf die ſonderbaren Schickſale derſelben zurückkommen. — Jakob der Fünfte, als Knabe von einem wilden und mächtigen Adel gefangen gehalten, konnte als König nicht vergeſſen, wie hart er damals behandelt worden. Lebenslang gedachte er der Worte des Georg Douglas, die der wilde Krieger einſt zu ihm geſagt, als die Donner des Geſchützes des Graf Lennox, der ihn zu befreien getrachtet, bei dem Dorfe Corſtorphine ertönten. „Eure Gnaden dürfen nicht glauben," ſprach der rauhe und ſtolze Edelmann, „daß Ihr uns entkommen werdet. Wenn unſere Feinde Euch auf der einen Seite, und wir auf der andern gepackt hätten, ſo würden wir Euch lieber in Stücke reißen, als Euch fahren laſſen." Der Widerwille des Königs gegen die Familie Douglas artete durch die ertragene üble Behandlung ſpäter freilich in gränzenloſe Härte aus. Johanna Douglas, die Schweſter des verbannten Grafen von Angus, ſeines Peinigers, Wittwe des John Lyon, Lord von Glamis, und Gattin des Archibald Campbell von Kepneith, ein Weib von Jugend und Schönheit, wurde wegen beabſichtigter Vergiftung des Königs und Zauberei — der Meinung des Volkes nach, unſchuldig — zu Edinburg verbrannt; und ſelbſt die auf leichte und unbegründete Anklage erfolgte Hinrichtung des Sir Jakob Hamilton von Draphane, mit dem Beinamen des Baſtards von

Arran, eines durch die Wildheit ſeines Charakters, und die Mordthaten, die er kaltblütig beging, berüchtigten Mannes, erregte lautes Murren. Der Tod zweier Söhne, der Abfall des Adels bei Fala, als der König England den Krieg erklärte, endlich die Niederlage von Solway Moor, machten einen ſolchen Eindruck auf ſeinen Geiſt, daß er in ſeinen Träumen die fürchterlichſten Bilder ſah. Er erblickte den blutigen Schatten Jakob Hamiltons, welcher zu ihm ſagte: „Grauſamer Tyrann! Du haſt mich ungerechterweiſe ermordet, der ich zwar grauſam gegen andere Menſchen, aber ſtets treu gegen Dich geweſen bin.“ Während er dies ſagte, ſchnitt ihm das Geſpenſt — ſo däuchte ihm — beide Arme ab. Der König deutete dies auf den Tod ſeiner Söhne, und ſtarb im einunddreißigſten Jahre an einem gebrochenen Herzen. — Die Schickſale ſeiner Tochter, Maria Stuart, ſind zu allgemein bekannt, als daß wir etwas beizufügen hätten, aber auch mit deren grauſamem Tode waren die Prüfungen, die ihren Stamm trafen, noch nicht vorüber. Jakob der Sechſte hatte deren noch manche zu beſtehen, ehe er auf den Thron von England gelangte. Eine derſelben bildet den Inhalt dieſer Erzählung. — — —

In einem Sackgäßchen der City von London, lagen zu der Zeit der Königin Eliſabeth zwei Häuſer einander gegenüber, deren Inſaſſen mit einander etwa in denſelben freundlichen Verhältniſſen lebten, wie einſt die Capulet's und Montecchi's zu Verona. Es war jedoch nicht die Schönheit einer Julia, nicht das Jünglingsfeuer eines Romeo, welches den Brand entzündet hatte, der über den Häuptern der feindlichen Nachbaren zuſammenſchlug. Nicht Liebe, ſondern Ehrgeiz, entflammt durch die Frage: wer die zerbrochenen Fenſter der St. Michaeliskirche repariren ſolle, war die Veranlaſſung zu den beſtehenden Zerwürfniſſen geweſen. Die Beſitzer der beiden Häuſer waren nämlich die Hofglaſermeiſter der Königin; dennoch würde ſich Herr Giles Breadbottom, der ein verträglicher Mann war, und einen Krug Ale über Alles, einen derben Plumppudding aber wie ſich ſelber liebte, mit ſeinem Nebenbuhler Lanzelot Young vielleicht geeinigt haben, die gemalten Fenſter des aufgehobenen Kloſters Sheene in Surrey gemeinſchaftlich denen der Michaeliskirche einzuverleiben, aber die Hausehre des erſtern, Miſtreß Barbara Breadbottom, und die Wirthſchafterin des zweiten, Miß Griſelda Grim, hatten ſchon längſt einen kleinen Krieg mit einander geführt, der bei der Kampfluſt beider Partien, bei Gelegenheit des Fenſterſcheibenzwiſtes, ſich in einen großen verwandelte. Beide Damen waren überhaupt in allen Dingen allzuſehr das Widerſpiel von einander, als daß ſie in ſolcher Nähe, und bei der Nothwendigkeit einander täglich zu erblicken, ſobald ſie zum Fenſter hinaus ſahen, lange hätten Friede halten können. Miſtreß Breadbottom war z. B. ſo wohlgenährt, daß Jungfer Griſelda in ihrer gebiſſigen und ſarkaſtiſchen Weiſe oft behauptete, ſie hätte in frühern freundſchaftlichen Verhältniſſen die Nachbarin niemals zum Niederlaſſen nöthigen können, da ſolche ſtets, wo ſie geſeſſen, einen Fettfleck zurückgelaſſen habe, während ihre Gegnerin verſicherte, daß, wenn Grizzel Grim — ſo nannte ſie ſolche ſtets — ſich bewege, man wegen ihrer übernatürlichen Magerkeit ein deutliches Klappern ihrer Gelenke vernehme. Die Erſte theilte Hinſichts des Eſſens und Trinkens ganz den Geſchmack ihres Gemahls, während Miß Griſelda ſo wirthſchaftlich war, daß Herr Lanzelot Young oft gegen die ſchmale, faſt ungenießbare Koſt Proteſt einlegte, woran er um ſo beſſer that, als ſeine guten Vermögensumſtände ihn nicht zu kargen nöthigten; überdies ſtieß Miſtreß Breadbottom bei'm Sprechen etwas mit der Zunge an, während die Sprachorgane Griſeldens eine ſolche Volubilität zeigten, daß die Wirkung derſelben füglich mit nichts Anderm, als dem Schnurren einer wohlkonſtruirten und gut in Stand gehaltenen Weckuhr zu vergleichen war. Dieſen — freilich etwas gewagten Vergleich — ließ der Hausherr, wenn er manchmal bei übler Laune war, zwar nicht gegen Griſelda ſelbſt, welche ihn etwas dominirte, aber doch gegen Flora Mac Alpin, ſeine Pflegetochter, welche gleich ihm von der gebiſſigen Geſchwätzigkeit ſeiner Haushälterin, ſo wie von deren übertriebenen Wirthlichkeit zu leiden hatte, hören. Da Lancelot Young noch ein Junggeſell und wohlhabend, Griſelda aber ziemlich häßlich, arm und, wie bereits geſagt, von etwas unangenehmem Weſen war, ſo hätte man ſich wundern können, daß es der Letztern gelungen den Hausherrn in's Joch zu zwingen; indeß wiſſen die Leſer — und noch beſſer die Leſerinnen — daß ein alter Hageſtolz, dem einmal das Seil über den Nacken geworfen, noch weniger wie ein Ehemann daſſelbe abzuſtreifen, und ſich gegen den ſüßen Zwang zu empören vermag; auch mochte wohl der Umſtand, daß Griſelda eine weitläufige Verwandte des Hausherrn, und dieſer von wohlwollendem, friedliebendem Charakter war, dazu beitragen, daß ſolcher nur in ſeltenen Fällen wagte, die eben nicht allzuſüßen Bande, die ihn an Miß Grizzel feſſelten, zu zerreißen. Trat jedoch ein ſolcher ein, ſo ſtopfte Griſelda die Schleußen ihrer Beredſamkeit, und ließ die der Thränen los — ein Umſtand, der ihr Aeußeres eben nicht verſchönte — gewöhnlich war damit die Empörung Meiſter Lancelots gebändigt; widerſtand er dann noch, ſo verſicherte ſie ſchluchzend: daß ſie ihm ihre Jugend geopfert habe, — eine Aeußerung, aus der Miſtreß Broadbottom allerlei gewagte Folgerungen zog — dieſem Angriff widerſtand der Hausherr nie, und waren es Rührung oder Gewiſſensbiſſe, was ihn dazu vermochte, er ging dann jedesmal zur Thür hinaus, und ſpäter war von dem Zwiſte weiter keine Rede. — —

Ein ſolcher Vorfall hatte eben auch ſtatt gefunden und Griſelda, noch höchſt aufgeregt, blieb mit Flora Mac Alpin im Zimmer zurück, als Lancelot Young — ein Mann von einigen funfzig Jahren und ſtattlichem Aeußern — eben raſch hinaus ſchritt.

„O, die Männer, die Männer!“ rief Grizzel noch höchſt ergrimmt, indem ſie die magere Fauſt ballte, und die ſpitzige Naſe ſich noch immer nicht entfärben wollte. „Es iſt ein tückiſches, grauſames und verrätheriſches Geſchlecht, und ich kann nicht begreifen, wie es Närrinnen geben kann, die noch einen wohlgefälligen Blick auf ſie werfen, und um einen Mann nur einen Finger in's Waſſer tauchen können!“

Flora Mac Alpin, eine hübſche Blondine von etwa achtzehn Jahren, welche bis dahin eifrig am Stickrahm gearbeitet hatte, ſchlug jetzt das große, ſeelenvolle Auge auf, und ſagte auf die Sprechende blickend:

„Aber Ihr meintet ja, Ihr hättet dem Vetter Eure ganze Jugend geopfert!“

„Paperlapap! Redensarten, weiter nichts!“ entgegnete Griſelda, wie es ſchien noch keine beſſere Laune gewinnend. „Siehſt Du, Florchen, die Männer ſind ſchwache Geſchöpfe! Sie nennen ſich zwar das ſtarke Geſchlecht, 's iſt aber eitel dummes Zeug damit. Jeder hat ſeine Achillesferſe; wie es neulich in der Komödie hieß. Nun iſt es aber eine Hauptaufgabe für unſer Geſchlecht, das ſchwache Fleckchen bei dem Einzelnen heraus zu finden, und ihn dort etwas zu kneifen und zu prickeln, damit er Chamade ſchlägt, ehe es noch recht zum Kampfe kommt. — Uebrigens könnte ich auch wohl im Ernſte behaupten, daß ich dem Vetter Lancelot meine Jugend geopfert. Ich habe ihn gepflegt, ſein Hausweſen, das ſchlecht beſtellt war, geordnet, den Schilling zur Krone zu machen geſucht, und was hat er für mich gethan? Nichts und wieder nichts! Er hat einen ganz abſcheulichen Charakter, und ich könnte wohl noch etwas Andres beifügen, wenn ich reden wollte.“

„Ei wie könnt Ihr nur ſo übel von dem Vetter ſprechen, von dem wohlwollenden Manne, dem wir ſo viel verdanken, und der ſeit einiger Zeit von einer ſich noch täglich ſteigernden Schwermuth ſo ſehr geplagt iſt;“ ſagte Flora, indignirt von der Undankbarkeit der Verwandtin.

„Ei ſeht mir doch einmal das naſeweiſe Ding!“ rief Griſelda, indem ihr Zorn von Neuem aufloderte. „Will das Küchlein, das kaum dem Ei entlaufen iſt, und noch die Schale auf dem Rücken trägt, bereits anfangen einer Perſon von reifern Jahren Sittenlehren vorzukrähen! — Wohlwollend? Wahrhaftig! Wäre er wohlwollend, ſo hätte er längſt geheirathet. Womit könnte auch ein Mann ſeinen wohlwollenden Charakter beſſer bethätigen als durch's Heirathen? War dies nicht der Befehl unſers Herrgotts, als er die Welt fertig hatte und im Paradieſe zu Adam das erſtemal den Mund aufthat, und iſt Der, welcher ein ſolches Hauptgebot vernachläßigt, ja gänzlich hintenan ſetzt, nicht ſo zu ſagen ſchlimmer als ein Heide und Muhamedaner, welche in dieſem Stücke ſelbſt lieber zu viel wie zu wenig thun?“ —

„Wenn nun aber Vetter Lancelot kein weibliches Weſen fand, welches Eindruck auf ſein Herz gemacht“ — hob Flora an, aber Griſelda fiel ihr ſogleich hitzig in's Wort:

„So iſt er ein dummer Peter geweſen, nahe genug iſt es ihm gelegt worden!" rief ſie; aber gleich als ob ſie fürchtete zuviel geſagt zu haben, ſetzte ſie augenblicklich hinzu: „Ich meine nämlich, Der welcher geneigt iſt ſich eine Hausfrau zu ſuchen, müſſe ganz von Gott verlaſſen ſeyn, wenn ihm ein ſo löbliches Vorhaben in London mißlingen ſollte. Ich will damit nicht ſagen, daß er das erſte beſte beflortte und bebänderte Aeffchen, deſſen rothe Backen ihm in's Auge ſtachen, hätte heimführen ſollen, aber er konnte ſich in der Familie, unter geſetzten honetten Perſonen, die ſeine Gewohnheiten und Bedürfniſſe kannten, umſehen —"

„Und da," ſprach Flora neckend, „würde ſeine Wahl natürlich auf Niemand Würdigeres, als auf Muhme Griſelda Grim gefallen ſeyn. Wäre ich der Vetter, ich wüßte heute noch was ich thäte."

„Ach geh! Geh!" ſagte Griſeldis, indem ihre ſaure Miene einem verſchämten jungfräulichen Lächeln Platz machte. „An mich habe ich dabei nicht gedacht; indeß freut mich Deine gute Meinung, und Du biſt ein wackeres Mädchen, Deinen Leichtſinn und Neigung zu allerhand Alfanzereien abgerechnet. — Im Grunde genommen“ fuhr ſie, das vorige Geſpräch wieder aufnehmend fort — „hatte es auch mehrmals den Anſchein, als ob der Vetter gewiſſe Abſichten hegte, aber ſeit der Zeit daß er in jenen ſchwermüthigen Zuſtand gefallen iſt, redet er von nichts als Tod und Grab.“

„Ich habe mir oft,“ ſagte Flora, indem ſie die Arbeit aus der Hand legte, „den Kopf über des Vetters Melancholie zerbrochen, aber niemals der Sache auf den Grund kommen können. Wie war er früher ſo munter, ſo lebensfroh! Wie glücklich war er, als ihm die Verſetzung der alten Glasbilder aus der Kloſterkirche von Sheene in das Gotteshaus von St. Michael übertragen wurde! Als er vernahm, daß die Königin ſelbſt den Befehl gegeben, daß er allein das Werk unternehmen ſolle, weil er mit einem Kunſtwerke dieſer Art beſſer als Nachbar Breadbottom umzugehn wiſſe und kein gewöhnlicher Glaſer ſey, ſo rief er freudig aus: Sie ſoll ſich in Lancelot Young nicht getäuſcht haben, und er wird aus den Trümmern des alten Kunſtwerks ein neues zuſammenſetzen, das noch nach Jahrhunderten die Kenner anlocken ſoll! Ihr wißt nun, Baſe, wie er Tag und Nacht in der alten Kloſterkirche, und zu St. Michael ſo freudig rumerte, hin- und herlief, einpaßte und arbeitete, und wie endlich ganz London hin ging, die alte und wieder verjüngte Pracht zu beſchauen. Kaum aber war Alles fertig, als jener unerklärliche Zuſtand eintrat, und der ſonſt ſo lebensfrohe Mann ganz verändert war. Nichts freute ihn mehr, und will man jetzt ein Bild der tiefſten Schwermuth, des nagendſten Seelenſchmerzes erblicken, ſo darf man nur der Kloſterkirche von Sheene erwähnen."

„Ganz recht!" fiel Griſelda kopfnickend ein. „Zu jener Zeit begann dieſer Zuſtand, und ich ſchrieb ihn dem Streite mit Breadbottom zu — wiewohl ich nicht begreifen kann, wie man von einem bischen Streit, welcher das Blut in Bewegung hält, melancholiſch werden könnte — aber heute weiß ich es beſſer."

„Und was wißt Ihr, Baſe?" rief Flora, welche eine gewiſſe Eigenheit ihres Geſchlechts nicht verläugnen konnte.

Griſelda antwortete nicht, ſondern winkte abwehrend mit der Hand, zum Zeichen, daß ſie über

„Wie?“ rief Flora aus Herzensgrunde lachend. „Iſt dies Euer ganzes Geheimniß, Baſe Griſelda? — Nun dann lohnte es ſich damit ſo wichtig zu thun, und mir ein Verſchwiegenheitsverſprechen abzunehmen! Wegen dem Geplapper einer Elſter melancholiſch zu werden! — Ein drolliger Einfall. — Nein, gute Baſe, diesmal hat Euch Euer Scharfſinn gewaltig betrogen. Ich entſinne mich noch genau des Tages, an dem Miſtreß Breadbottom die Elſter heraushing, und erinnere mich ebenſo genau, daß es der Vetter für einen komiſchen Einfall erklärte, ihn durch einen Vogel ausſchimpfen zu laſſen, denn daß es ihm zum Poſſen geſchähe, gab er zu, und ich bin auch dieſer Meinung, weil die Nachbarin auf dieſe Weiſe ihr Müthchen an ihm zu kühlen im Stande iſt, ohne deshalb in Strafe zu fallen.“

„Das iſt das erſte geſcheide Wort, das Du dieſen Morgen geſprochen haſt;“ ſagte Griſelda ein wenig verdrüßlich. „Nun aber ſage mir doch auch in Deiner Weisheit, wie es zugeht, daß die Elſter mit allen möglichen Ehrentiteln, wie Räuber, Dieb, Schurke, Böſewicht, und ſo weiter um ſich werfen kann, ohne daß ſich der Vetter darum zu kümmern ſcheint, daß er aber plötzlich ganz erſchrocken auf- oder zuſammenfährt, wenn der Vogel Hochverräther oder Kopfabſchneider zum Käfig heraus ſchreiet?"

„In der That," verſetzte Flora nachdenkend, „ich habe allerdings manchmal bemerkt, daß er ohne alle Veranlaſſung plötzlich aufſprang, ganz entſetzt ſchien, und dann wie in höchſter Verwirrung aus dem Zimmer ging."

„Haſt Du?" ſprach Griſelda, ſich mit ihrer Beobachtungsgabe brüſtend. „Mir iſt es gleich das erſtemal aufgefallen, und es mußte es wohl ein Jeder bemerken, der nicht einen Holzklotz als Kopf zwiſchen den Schultern trägt."

„Ich ſehe nur nicht ein, wie jene beiden Worte den Vetter ſo ergreifen können!" ſagte Flora ſinnend. „Was habt Ihr denn mit Eurem Scharfſinne herausgegrübelt, Baſe Griſelda?"

Die ehrenwerthe Jungfrau näherte ſich dem Mädchen ganz geheimnißvoll, blickte im Zimmer umher, und rief dann mit vorgehaltener Hand Flora in's Ohr:

„Ich meine, daß Vetter Lancelot ein Verbrechen des Hochverraths begangen hat!" —

Flora fuhr entſetzt zuſammen, und blickte ganz erſchrocken auf die Verwandte.

„Unmöglich! Ganz unmöglich, Baſe!“ rief ſie mit ängſtlichem Erſtaunen. „Ich weiß zwar nicht was Hochverrath iſt, aber es muß wohl ein ſehr ſchlimmes Ding ſeyn, weil dieſe Jahre her einer Menge Leute deshalb der Kopf abgeſchlagen wurde. Sollte der Vetter ſich, wie der Babington oder Andere, die vor einigen Jahren hingerichtet wurden, in eine Verſchwörung gegen die Majeſtät der Königin — die Gott erhalte — eingelaſſen haben? Das wird mich Niemand überreden.“

„Das nicht, Flora, das nicht! Zu Verſchwörungen paßt Vetter Lancelot ſo wenig wie der alte Entrich, den ich in der Küche halte, damit die Abgänge von den Fiſchen und Hühnern und Tauben nicht ungenützt umkommen;“ verſetzte Griſelda ganz gemüthlich. „Deshalb kann er aber dennoch ein Verbrechen, welches als Hochverrath angeſehen wird, begangen haben. König Heinrich der Achte, der Vater unſerer jetzt regierenden Königin, hat ſo viele Dinge mit dem Namen Hochverrath bezeichnet, daß ein geſchickter Advocat die halbe Nation als Hochverräther auf den Block zu bringen im Stande wäre, und ein ehrlicher Mann, der früh aufſteht, den ganzen Tag das Zimmer nicht verläßt, und keinen Menſchen mit Augen ſieht, ſich vielleicht am Abend als Majeſtätsverbrecher in's Bett legt. So iſt z. B. nach einem Statut König Heinrich's jedes weibliche Weſen, welches der König von England heirathen will, und das früher ein Keuſchheitsvergehen begangen hat, ihm aber dieſes nicht vor der Hochzeit von ſelbſt eingeſteht, des Hochverraths ſchuldig; desgleichen iſt es Hochverrath, an der Tugend der Königin zu zweifeln — ein ſehr vernünftiges Geſetz, nur müßte es auf alle andere Frauenzimmer ausgedehnt werden — und ſo giebt es noch hundert Dinge, die der Vetter ſelbſt in aller Unſchuld begangen haben kann, und von denen eins ſchon hinreichend iſt, ſeinen Kopf auf den Block zu bringen."

„Ach, das iſt ja ganz entſetzlich!" ſagte Flora, erſchrocken die kleinen runden Hände faltend.

„Freilich iſt es dies!" erwiederte Griſelda. „Es iſt ſchon entſetzlich, wenn man die beſten Vorausſetzungen hegt; was man aber von einem Menſchen, der, indem er nicht heirathen will, und ſich dadurch gleichſam gegen den erſten Befehl, der aus dem Munde unſers Herrgotts kam, folglich gegen Gott ſelbſt empört, nicht einmal mit gutem Gewiſſen zu ſagen im Stande iſt."

„Aber was glaubt Ihr wohl, daß Vetter Lancelot begangen haben könnte?" fragte Flora, die bei aller Angſt dennoch die Neugierde nicht gänzlich zu unterdrücken im Stande war.

„Ja, da liegt der Haſe im Pfeffer!" ſprach die Jungfrau, und ſchlug dabei ſo ſtark mit den Fingern der rechten Hand in die geöffnete linke, daß man der gewagten Behauptung der Frau Breadbottom, in Betreff der klappernden Gliedmaßen, nicht allen Glauben verſagen konnte. — „Dies zu ergründen iſt mir noch nicht gelungen, wiewohl ich mir deshalb ſchon allerlei Gedanken gemacht habe."

„Und darf ich Euch wohl fragen, was Ihr gedacht habt?" ſagte das Mädchen.

„Sieh, Flora," ſagte Griſelda, ſich dicht neben Jene ſetzend. — „Aber Mädchen, wenn Du plauderſt ſollſt Du alle meine zehn Finger im Geſichte ſpüren! — ich denke ſo: Der Vetter erſchrickt bei dem Worte Hochverräther, alſo muß er ſich dieſes

Verbrechens ſchuldig gemacht haben, aber er fährt auch bei der Benennung Kopfabſchneider zuſammen, folglich hat er durch oder mit Kopfabſchneiden Hochverrath begangen.“

„Nein, Baſe, da betrügt Euch Eure Kombinationsgabe!“ rief Flora aus, als Griſelda das Mädchen anſah, gleichſam als ob ſie deſſen Zuſtimmung erwartete. „Vetter Lancelot iſt ſo friedlich geſinnt, daß er nicht unſern alten Entrich ungereizt um's Leben bringen würde; auch würde dann das Wort Mörder, welches die Elſter oft im Schnabel führt, den nämlichen Eindruck auf ihn machen, ganz zu geſchweigen, daß doch zwiſchen Hochverrath und Mord ein Unterſchied ſeyn muß.“

„Hm, nicht übel calculirt! Ich hätte kaum geglaubt, daß außer den Gedanken an Flor, Bänder, Spitzen, und den Pagen John Ramſey, der einſt in unſerm Hauſe logirte, als die ſchottiſche Geſandtſchaft hier war, noch irgend ein Platz für etwas Anderes in Deinem Kopfe übrig wäre;“ ſagte die Baſe. „Demungeachtet bin ich der Sache näher gekommen, und befinde mich auf der rechten Fährte.“

„Und dieſe?“ fragte Flora, der bei der Nennung des Namens des Pagen das Blut in's Geſicht geſtiegen war.

„Haſt Du,“ fragte Griſelda leiſe, „ſchon etwas von der geheimen Geſellſchaft der Bauhüttenleute gehört?“

„Ja wohl!“ verſetzte Flora. „Als Nachbar Breadbottom noch manchmal herüber kam, hörte ich ihn mit dem Vetter davon reden. Er ſagte, ſie ſtammten noch von den alten Tempelherren her.“

„Ganz recht!“ fiel Jene ein. „Und haſt Du nicht auch erzählen hören, daß die Tempelherren einen Kopf angebetet, und ſolchen auf ihren Zügen mit ſich geführt haben?“

„Das nicht! Aber ich kenne ein altes Lied von einem Kindskopfe, der im Grabe eines Mädchens gefunden ward, und den die Templer als glückbringend an ſich brachten.“

„Nun da haſt Du's!“ rief Griſelda. „Ich ſage Dir aber, der Vetter iſt auch ein Bauhüttenmann, und hat einen ſolchen Glückskopf.“

„Ach geht, Baſe!“ rief Flora ungläubig. „Ihr wollt mir etwas weißmachen, denn wenn Ihr nicht gewiſſe Gründe habt, ſo kann ich unmöglich denken —“

„Wenn Du unmöglich denken kannſt, ſo halte wenigſtens ſo lange Deinen Mund, bis Du weißt, ob ich welche habe!“ rief Griſelda hitzig. „Der beſte meiner Gründe aber iſt der, daß ich den Kopf geſehen habe.“

„Ja, dann iſt es etwas Anderes!“ erwiederte Flora voll Erſtaunen. „Aber Baſe, ſagt mir in aller Welt — “

„Du weißt, Mädchen,“ unterbrach Griſelda die Sprechende, „daß der Vetter dort in jener Spinde ein Käſtchen ſtehen hat, welches einen ſtarken, gewürzhaften Wohlgeruch verbreitet, und über deſſen Inhalt ich mir ſchon längſt den Kopf zerbrach. Am wahrſcheinlichſten war es mir, daß er den Kaſten von einem Indiafahrer gekauft habe, und daß derſelbe allerlei Gewürz enthalte, indem dem Vetter das Pfefferkraut und andere geſunde und wohlſchmeckende Kräuter, womit ich, unnütze Ausgaben zu erſparen, die Speiſen ſchmackhaft zu machen pflege, oft nicht recht zu Halſe wollen, daß er aber erſt nach und nach, um nicht wegen ſeines überflüſſigen und unſinnigen Gewürzeinkaufs Vorwürfe zu hören, mit den Specereien herausrücken werde.

Meine Erwartungen hatten mich indeß getäuſcht, Vetter Lancelot ſprach kein Wort von dem Kaſten, ja es wollte mir ſcheinen, als ob er ihn zu verbergen trachte. Da ich nun befürchtete, daß die Spezereien am Ende verderben könnten — was bei ſo theuren Gegenſtänden eine ewige Sünde und Schande wäre — ſo begann ich endlich von ſelbſt über den Inhalt des Kaſtens zu reden, und ſagte geradezu, daß, wenn nun einmal das ſchwere Geld für unnütze Dinge weggeworfen und vergeudet worden, man dahin trachten müſſe, ſolche ſo gut es gehe zu verwenden und nutzbar zu machen, und daß er mir einen Theil des Gewürzes überliefern ſolle, um wenigſtens an Sonn- und Feiertagen die Speiſen damit zu verſetzen. — Nun, Mädchen, kannſt Du Dir mein Erſtaunen denken, als der Vetter ganz betroffen erwiederte: es ſey kein Gewürz in dem Kaſten, ſondern eine naturhiſtoriſche Seltenheit, die er des Wohlgeruchs wegen an ſich gebracht, welche aber zur Beſchauung von Seiten weiblicher Augen nicht geeignet ſey."

„Ei, Baſe, und da habt Ihr dennoch heimlich in den Kaſten geguckt?" ſprach Flora im Tone des Vorwurfs.

„Hätte ich es gethan, ſo wäre es gewiß in der untadelhafteſten Abſicht geſchehen, denn es iſt ein groſer Unterſchied, wer etwas betrachtet, eine geſetzte Perſon oder ein junges flatterhaftes Ding;“ erwiederte Griſelda ſchnippiſch. „Ein ſolides Frauenzimmer wie ich, kann Alles betrachten, denn ſie wird ſich dabei ſtets gottſelige Gedanken machen, und immer nur an die Allmacht des Schöpfers denken, während der Anblick eines unpaſſenden Gegenſtandes Dir und Deines Gleichen von großem Nachtheil ſeyn würde; übrigens habe ich nicht in den Kaſten geblickt, einmal weil ich nicht neugierig bin, und dann, weil der Vetter von jener Zeit an den Schrank und die Kiſte immer verſchloſſen hatte.“

„Wie wißt Ihr denn aber, was die letztere enthielt?“ fragte Flora neugierig.

„Ganz zufällig kam ich dahinter;“ erwiederte die Verwandte. „Es war eines Abends, der Vetter kramte in dem Schranke — er ſuchte einige Zeichnungen, die er verlegt hatte — die Thüre des Zimmers war zwar zugemacht, aber, weiß der Himmel wie es zuging, es ſtrahlte der Lichtſchein ſo ſtark durch's Schlüſſelloch, ich ging gerade über die Hausflur, bemerkte den Lichtſtrahl, wollte wiſſen, ob nicht vielleicht die Kerze zu ſchmelzen anfange, was eine große Lichtverſchwendung iſt, und ſo ſehe ich, da ich Vetter Lancelot nicht ſtören wollte, ein Bischen durch's Schlüſſelloch. Was erblicke ich! Der Kaſten ſteht geöffnet auf dem Tiſche neben der Kerze, und der Vetter hat — denke Dir, Mädchen! — einen Menſchenkopf mit Bart und Haaren in der Hand." —

„Baſe, Ihr habt Euch getäuſcht; das iſt vollkommen unmöglich;" rief Flora, indem ſie vor Erſtaunen die Hände faltete.

„Es iſt ſo gewiß, daß ich es Dir bei der jungfräulichen Tugend unſerer allergnädigſten Königin Eliſabeth — oder damit Du wegen der neulichen Geſchichte mit dem Grafen Eſſex nicht etwa in Zweifel geräthſt und ſomit einen ſchrecklichen Hochverrath begehſt — ſelbſt bei meiner eigenen beſchwören will!" rief mit aufgehobenen Händen die Baſe.

Der erſte Schreck und das Erſtaunen Flora's hatte ſich inzwiſchen gelegt, beide Verwandtinnen ſahen ſich ſchweigend an, dann ſagte die Erſtere:

„Eine Fingerſpitze gäbe ich darum — hätte ich mit Euch durch's Schlüſſelloch ſehen können!"

„Ja, es war höchſt merkwürdig!“ rief die Baſe. „Darum aber, weil der Vetter einen ſolchen Kopf beſitzt, ſchließe ich, daß er ein heimlicher Tempelherr ſeyn muß, und weil er bei den Spitzworten der Elſter immer ſo zuſammenſchrickt, ſo bin ich der Meinung, daß es als Hochverrath gilt, dieſer Geſellſchaft anzugehören.“

„Wie könnten ihn aber die Worte eines Vogels ſo in Schrecken ſetzen?“ meinte Flora.

„O, Jugend! O, Einfalt!“ rief die Baſe. „Der Vetter hat gewiß einſt zu Breadbottom von der Sache geplaudert, dieſer hat zu ſeiner Frau davon geſprochen, und jene, um den Vetter in ſteter Angſt zu halten, ihm, ſo zu ſagen, das an einem Pferdehaar über ſeinem Haupte hängende Schwert fortwährend in Erinnerung zu bringen, der Elſter die Worte eingelernt.“

„In der That, das iſt möglich;“ ſagte Flora. — „Ach Baſe, Ihr ſeyd doch erſtaunlich klug!“ ſetzte ſie bewundernd hinzu.

„Nun, nun; ich bin mit den Gaben, die mir der Schöpfer verliehen, zufrieden;“ ſprach mit beſcheidener Miene Griſelda. — „Uebrigens, Mädchen, wollen wir über die Sache ſchweigen wie das Grab, wir wollen uns den Gegenſtand gänzlich aus dem Sinne ſchlagen, nicht mehr daran denken, denn — glaube einer erfahrnen Perſon — durch Gerede über einen ſolchen Gegenſtand, durch unzeitige Neugier kann oft das größte Unglück herbeigeführt werden. Denke alſo niemals über das Dir anvertraute Geheimniß nach, erwähne nie des Kaſtens in Gegenwart des Vetters, blicke ſelbſt nicht oft nach jenem Schrank. — Aber, Gott im Himmel, Mädchen, was iſt Dir?" ſetzte Griſelda erſchrocken hinzu, als Flora vor Ueberraſchung laut aufſchrie, und nach dem Schranke zeigte.

„Der Vetter hat, was ſonſt nie geſchieht, den Schlüſſel ſtecken laſſen!" rief Flora.

„Wahrhaftig!" ſagte Griſelda, indem ſie aufſprang. „Wäre dies auch bei der Kiſte der Fall, ſo könnten wir hineinſehen, und uns den Kopf bei Tageslicht betrachten."

„Der Schlüſſel dazu liegt in dem Becher, der auf dem oberſten Bretchen im Schranke ſteht. Ich ſah es einmal ganz genau, wie ihn der Vetter haſtig abzog und hineinwarf."

„Oeffnen wir den Schrank! Blicken wir in die Kiſte! Wir wiſſen ja ohnehin, was drinn iſt;“ ſprach Griſelda entſchloſſen.

„Ja, ſehen wir hinein! — Aber ich fürchte mich ganz erſchrecklich;“ ſetzte Flora hinzu.

„Fürchten? — Fürchten? — Vor was denn?“ ſprach Griſelda ganz verächtlich. „Vor einem todten Mannskopf, nachdem uns die Natur gleichſam erſchaffen hat, die lebenden zurecht zu ſetzen?“

„Nun, wenn Ihr meint, Baſe;“ ſagte Flora zögernd.

„Freilich meine ich;“ ſprach Griſelda entſchloſſen. „Im Grunde ſehen wir zu einem edlen und frommen Zweck hinein, denn wir können dann, ſobald es ſich einmal ſchicken ſollte, Veranlaſſung nehmen Vetter Lancelot zu bewegen, daß er ſich von der gefährlichen Geſellſchaft losſagt, und ſo können wir, ohne uns Vorwürfe zu machen, in die Kiſte blicken, und wenn alle mögliche menſchliche Gliedmaßen darin verborgen wären.“

Flora war eben nicht ſchwer von der Angemeſſenheit der Unternehmung zu überzeugen, und als die Verwandte die Thür des Schranks eröffnet hatte, ſprang ſie geſchwind auf einen Stuhl, um den Becher herunterzulangen, in welchem der Schlüſſel zu der Kiſte verborgen war. Griſelda hatte indeſſen die letztere auf den in der Mitte des Zimmers ſtehenden Tiſch geſetzt, und eben ſtieß ſie den Schlüſſel in das Schloß des Käſtchens, als Flora ängſtlich ausrief:

„Ach, Baſe, wartet noch ein Weilchen! Ich fange wieder auf's Neue an mich zu fürchten. Ihr ſprachet von einem Kopfe mit Bart und Haaren — gewiß hat er ein recht fürchterliches Anſehen.“

„Nun freilich hat er nicht rothe Backen, und ſo blonde Wolle um's Maul, wie der Page John Ramſay;“ entgegnete Griſelda ärgerlich. „Bei alledem wird er uns nicht aufeſſen, und ich wette drauf, Du gebehrdeteſt Dich nicht halb ſo einfältig, wenn der Kopf mit dem Körper zuſammenhinge und Beide friſches Blut in den Adern hätten.“

Mit den letzten Worten öffnete Griſelda ohne weiteres das braune, mit Meſſing beſchlagene Käſtchen, aus dem ein äußerſt ſcharfer, gewürzhafter Geruch herausſtrömte. —

Beide Frauen ſahen nun längere Zeit ſchweigend in die Kiſte, Flora jedoch mit ſichtbarer Angſt, und indem ſie der Verwandtin über die Schulter blickte. Was ihnen in die Augen fiel, war Folgendes:

Auf dem Boden des mit rothem Tuche ausgefütterten Käſtchens lag das einbalſamirte Haupt eines einige dreißig Jahre alten Mannes. Die Hautfarbe war gelbbraun, die Augen wie die eines Schlafenden geſchloſſen, die Mienen keineswegs verzerrt, doch konnte man einen ſchmerzhaften Zug um den ein wenig geöffneten Mund, in dem man zwei Reihen weißer Zähne erblickte, erkennen. Kurze ſchwarze Locken ringelten ſich um die Schläfe, und vereinigten ſich hier mit dem krauſen, dünnen Bart, der Oberlippe und Kinn bedeckte. Die Züge des Mannes mußten bei ſeiner Lebenszeit nicht unſchön geweſen ſeyn, wiewohl die Wangen jetzt ſehr eingefallen waren, und die Backenknochen hervorſtanden. Das ganze Anſehen des todten Hauptes war nichts weniger als grauſenhaft, und Flora's Furcht verlor ſich nach und nach.

„Es iſt doch etwas Erſchreckliches um das wilde, grauſame Temperament der Männer!" ſagte Jungfrau Griſelda ſeufzend nach einer Weile. „Bei der geringſten, einfältigſten Veranlaſſung fallen ſie wie die wilden Thiere über einander her, während unſer Geſchlecht auch im höchſten Zorn die Sache mit Worten ausmacht, und ſelbſt wenn das Aergſte zum Argen kommt, dem Gegner nicht nach dem Leben, ſondern im ſchlimmſten Falle nur nach den Augen ſtrebt. — Hätte der hübſche junge Menſch, anſtatt ſich todtſchlagen und den Kopf abſchneiden zu laſſen, ruhig bei ſeiner Frau zu Hauſe und hinter dem Ofen geſeſſen — denn ich ſetze voraus, daß er verheirathet war, und war er es nicht, deſto ſchlimmer für ihn, denn dann hat er als ein Verächter des Gebotes Gottes ſein Schickſal verdient — ſo würde ihm das Unglück und der Spectakel nicht arrivirt ſeyn."

„Ja, 's iſt Jammerſchade um ihn!" ſprach Flora ebenfalls ſeufzend. „Wo er nur her ſeyn mag? — Gewiß aus dem Morgenlande, denn dort bei Sidon — oder wie der Ort heißt — haben, dem Liede nach, die Tempelherren einſt den Kop aus der Erde gegraben. Wäre das aber der Fall ſo iſt der Todte ein Heide geweſen, und das iſt ein Glück, denn es wäre noch viel kläglicher, wenn ein Chriſtenmenſch auf dieſe Weiſe traktirt worden wäre.“

„Hm, ja; auf die eine Art magſt Du Recht haben, aber auf die andere nicht;“ verſetzte Griſelda nachdenklich mit dem Kopfe nickend. „Iſt der Menſch ein Chriſt geweſen, ſo iſt doch nur durch ſeinen Tod eine Einzige Wittwe geworden, oder falls er noch unverheirathet, ledig geblieben; während, wenn er ein Muhamedaner war, einem halben Dutzend dies Schickſal paſſirt, und folglich das Unglück noch weit größer geweſen iſt.“ —

„Ach Baſe, es iſt doch zum Erſtaunen, wie Ihr das Kapitel vom Heirathen durchdacht, und Alles dabei erwogen habt!“ ſprach Flora mit Bewunderung. „Selbſt über Tod und Grab hinaus, bringt Ihr jeder Für und Wider in Anſchlag. — Aber um Gotteswillen!“ ſetzte das Mädchen erſchrocken hinzu, indem es ſchnell aufhorchte. „Sind das nicht Fußtritte? — Gott ſtehe uns bei! es iſt der Vetter.“

Griſelda, raſch entſchloſſen, ſprang der Thüre zu.

Schon hatte ſie die Hand am Riegel, eben wollte ſie dieſen verſchieben, als der Hausherr mit dem Ausrufe: „Ha, was iſt das?" plötzlich in's Gemach trat. Beide Frauenzimmer ſtanden ſprachlos und wie arme Sünderinnen im Zimmer. — — —

Lancelot Young war ein Mann von einigen funfzig Jahren, aber ſein Anſehen war das eines Vierzigers, und deutete auf ein geordnetes Jugendleben. Die Geſichtsbildung deſſelben war angenehm, ohne ſchön zu ſeyn, und das dunkle, kluge Auge ließ auf einen Künſtler von Fach ſchließen. Der Anblick des geöffneten Kaſtens ſchien den Eintretenden heftig erſchüttert zu haben, ſein Geſicht überzog eine Todtenbläſſe.

„Unglückliche, was habt Ihr gethan?" rief er aus, als er nach längerer Pauſe wieder Worte finden konnte. — „Aber es iſt gut, ſo wie es iſt!" ſetzte er nach einer Weile hinzu, indem ſein Auge ſeltſam umherrollte. „Es iſt gut, daß es zum Ende kommt. Geht jetzt zum Sheriff, zeigt an, was Ihr geſehen habt, laßt die Häſcher kommen, mich ergreifen, nach dem Tower ſchleppen — "

Erſchöpft faßte er nach der Lehne eines Stuhles, und ließ ſich auf Reſen nieder. Flora ging auf ihn zu.

„Vetter!“ rief ſie weinend: „Verzeiht uns, lieber Vetter — “

Griſelda, welche inzwiſchen den Kaſten geſchloſſen, dieſen in den Schrank geſchoben, und den Schlüſſel auf den Tiſch geworfen hatte, unterbrach ſie ſogleich.

„Kikelkakel!“ rief ſie, indem ſie die Arme in die Seite ſtemmte, mit kecker Stimme. „Was iſt es denn für ein Unglück, daß wir den Kopf von dem todten Menſchen geſehen haben? He? Wer iſt Schuld daran, daß wir den Kaſten aufgemacht haben, wie Vetter Lancelot ſelbſt? Hätte er ihn uns, wie ein verſtändiger Mann, der nichts zu verheimlichen gedenkt, gezeigt, ſo würden wir nicht genöthigt geweſen ſeyn, ihn heimlich zu betrachten. — Und was iſt denn für ein Uebelſtand dabei, daß wir wiſſen, daß Ihr ein Tempelherr oder ein Bauhüttenmann ſeyd?“ fuhr ſie zu Lancelot gewendet fort. „Von uns erfährt es keine Seele, und folglich wird Euch deshalb kein Finger geritzt werden. Ueberdies iſt es noch die Frage, ob der Kopf ein ächter Glückskopf iſt — ich meine, ein ſolcher, wie ihn die Templer einſt bei Stettin oder wie das Ding heißt, ſammt einem todten Mädel aus der Erde gegraben haben — und ich zweifle noch ſehr daran, denn erſt vor drei oder vier Tagen iſt mir das Bier im Keller ſauer und das Mehl dumpfig geworden, und vorige Woche haben mir die Fledermäuſe die Schinken in der Rauchkammer angefreſſen."

„Unſinn! Verdammter hölliſcher Unſinn!" rief jetzt Lancelot, indem er ſich heftig von dem Seſſel erhob, jedoch etwas freier zu athmen ſchien. „Ich bin ſo wenig ein Bauhüttenmann oder Tempelherr, als der Mufti zu Konſtantinopel oder der große Mogul. — Mit dem Kopfe hat es eine ganz andere Bewandtniß, wie Ihr dereinſt erfahren ſollt."

„Aber, lieber Vetter," rief Flora ihre Thränen trocknend, jedoch noch immer ängſtlich, „Euer Kummer, Eure Schwermuth ſcheint ſich auf dieſen Unglückskopf zu beziehen. Ich bitte Euch inſtändigſt, ſchafft ihn fort, und ſucht auf irgend eine Weiſe der Seelenangſt, die Euch ſo ſichtlich foltert, ein Ende zu machen, indem Ihr Euer Gewiſſen —

falls Ihr Euch, was ich kaum glauben kann, etwas vorzuwerfen haben ſolltet — entlaſtet."

„Du haſt Recht, liebes Kind!" fiel Lancelot nach einem minutenlangen Schweigen ein, indem er freundlich auf Flora blickte. „Dein treuer, unſchuldiger Sinn, der Dich ſo gut das Rechte finden läßt, und noch ein anderweitiger Umſtand laſſen mich einen Entſchluß faſſen, mit dem ich mich ſeit Monaten getragen habe. — Griſelda!" ſetzte er mit Feſtigkeit hinzu, „beſtellt unſer Hausweſen. Morgen mit Tagesanbruch reiſen wir alle Drei nach Schottland."

„Was fällt Euch ein, Vetter Lancelot?" rief Griſelda mit Erſtaunen. „Nach Schottland, wo man auf offener Landſtraße, bei hellem Tage nicht ſeines Lebens ſicher iſt, und wo die Leute ſo wild ſind, daß ſich die Männer auf eine Weiſe kleiden, daß ein anſtändiges Frauenzimmer ſie ohne Erröthen nicht anſehen kann? — Und dann, habt Ihr auch bedacht, daß das ganze Hausweſen zu Grunde geht, wenn ich abweſend bin? Bedenkt das bereits ſauer gewordene Bier, das Mehl, die Schinken —"

„Baſta! Es bleibt dabei;“ rief Lancelot in einem ſo entſchiedenen Tone, daß Griſelda, welcher derſelbe noch niemals vorgekommen war, ihrer Verwandtin verſicherte, ſie habe geglaubt, daß der Vetter durch den vorhergegangenen Schreck um den Verſtand gekommen ſey. „Laßt das Bier zu Eſſig werden, das Mehl vollends verderben, hängt Euch die Schinken während der Reiſe um den Hals, und verſpeiſt ſie zum Frühſtück oder Abendbrod, aber bei der Reiſe hat es ſein Bewenden!“

„So laßt mich wenigſtens inzwiſchen hier —“ ſagte Griſelda kleinlaut.

„Nichts da!“ rief Lancelot mit der vorigen Keckheit. „Ihr geht gleichfalls mit, und damit Ihr bis zur Abreiſe Niemandem entdecken könnt, was Ihr heute geſehen, werdet Ihr, ſo wenig wie Flora, bis zur Abreiſe das Zimmer verlaſſen.“

Griſelda antwortete nicht, ſondern blickte Flora nur mit einer erſtaunungsvollen Miene an, und machte endlich, von Lancelot unbemerkt, eine Bewegung mit der Hand nach der Stirn. —

Nach längerer Pauſe nahm Lancelot endlich auf's Neue das Wort.

„Die vorzunehmende Reiſe," ſagte er, „betrifft nicht meine Perſon allein, ſondern dieſe iſt dabei eigentlich nur Nebenſache. Du, Flora, und Deine Zukunft ſind die Veranlaſſung zu derſelben."

„Wie? Ich?" fragte das Mädchen mit Erſtaunen.

„Allerdings;" entgegnete der Hausherr. „Ich habe Dir etwas Wichtiges zu entdecken. — Du biſt nicht meine Nichte."

„Da haben wir's!" ſchrie Griſelda. „Ich dachte es mir gleich, als vor achtzehn Jahren eines Abends bei Sturm und Regen der lange Mann mit einem Kinde im Mantel angeritten kam, als Ihr Euch mit ihm einſchloſſet, und als er wieder fortritt, mir weißmachtet, daß Eure Schweſter in Wales geſtorben, und das Kind Eure Nichte ſey, daß eine ſchöne Beſcheerung dahinter ſtecken möge. — O, Mannsbilder! O, ſündhafte Geſchöpfe! Was werdet ihr einſt an jenem Tage zu verantworten haben! — Nun aber ſagt mir, warum habt Ihr das Mädel nicht gleich als Eure Tochter anerkannt?"

„Weil ſie es nicht iſt;" erwiederte der Vetter einfach.

„Nun aber weſſen Tochter iſt ſie denn? Sie muß doch einen Vater gehabt haben;“ rief Griſelda.

„Daran iſt allerdings nicht zu zweifeln;“ erwiederte Lancelot ruhig. „Ihr werdet aber einſtweilen Eure Neugier unterdrücken müſſen, denn ich weiß den Namen des Vaters ſelbſt nicht mit Gewißheit. Soviel möge Euch indeſſen genügen, daß mir das Kind von einem Manne von Stand übergeben wurde, mit dem Bedeuten, daß, ſobald ich hörte, daß der Ueberbringer deſſelben geſtorben ſey, ich eine Schrift zu eröffnen und den Inhalt auszuführen habe. Geſtern vernahm ich den Tod jenes Mannes — der Name thut nichts zur Sache — mit Sicherheit; heute öffnete ich die Schrift, und dieſe beſiehlt mir, Flora nach Schottland zu führen, und dort — doch das Weitere wird ſich finden.“

„Herr Gott!“ rief Flora heftig weinend. „Ihr wollt mich verſtoßen, Herr Lancelot, mich fremden Leuten überlaſſen?“

„Sey ruhig, Flora;“ entgegnete der Hausherr. „Du kommſt nicht eher von meiner Seite, bis ich weiß, daß Dein Glück beſſer begründet ſey, als es durch mich geſchehen könnte."

„Das kann nie und nimmer geſchehen!" rief Flora, ihren Thränen fortwährend freien Lauf laſſend. „In Eurem Hauſe war ich zufrieden, glücklich —"

„Dieſes ſteht Dir unter allen Umſtänden offen; nur gegen ein beſſeres Loos, und freiwillig ſollſt Du es vertauſchen;" unterbrach ſie der Hausherr.

„Ich verlange aber kein anderes, ich wünſche nichts als hier zu bleiben!" rief das Mädchen.

„Nein, Flora;" ſprach Lancelot freundlich. „Als man Dich mir anvertraute, verſprach ich auf alle Weiſe für Dein Glück zu ſorgen. Ich kann daher nicht zugeben, daß Du einem ſolchen entſagſt, ohne es zu kennen. Wir reiſen jedenfalls nach Schottland, aber ich werde dafür ſorgen, daß Dir die Wahl zwiſchen dem neuen Verhältniß, in das Du kommen könnteſt, und der Rückkehr in dies Haus unbenommen bleibe."

„Und wohin — ich meine in welche Gegend Schottlands — ſoll die Reiſe gehen?" fragte Griſelda neugierig.

„An den Hof König Jakobs, wo ſich derſelbe auch befinden möge;“ entgegnete Lancelot nach einigem Nachdenken. „Jetzt, Griſelda, beſtellt unſer Haus. Ich muß fort, mir brennt es hier unter den Sohlen, und ich fühle es, ich betrete dieſen Ort zufriedener oder niemals wieder.“ — — —

Der folgende Morgen fand unſere Bekannten bereits auf dem Wege nach Norden. Miſtreß Breadbottom wollte ihren Augen kaum trauen, als mit Tagesanbruch zwei ſtattlich geſchirrte Reitpferde vor der Thüre des Widerſachers erſchienen, Herr Lancelot ſich auf das eine derſelben ſchwang, auf dem andern aber Flora und Griſelda — wie dies in damaliger Zeit oft vorkam — zu Zweien Platz fanden, und die Cavalcade ihren Weg vorwärts nahm. Griſelda machte ſich unterweges noch oft über das Staunen der Widerſacherin luſtig, und meinte, daß es ſie nicht Wunder nehmen ſollte, wenn das ſtammelnde Weibsbild — ſo nannte ſie die Feindin gewöhnlich — darüber ganz die Sprache eingebüßt hätte, da ſelbſt der Elſter die gewöhnlichen Schimpfreden im Schnabel ſtecken geblieben wären. —

So wie unſere Reiſenden die Gränzen Schottlands überſchritten, vernahmen ſie, daß der König Jakob ſich nicht in der Hauptſtadt, ſondern in der Umgegend von Perth aufhalte, wo er ſich ſchon länger als eine Woche mit der Jagd beluſtige. Da es Lancelot darauf ankam, den König baldigſt aufzufinden, wo er auch immer ſeyn möge, ſo ward die Reiſe nach jener Gegend gerichtet, und gegen Ende der zweiten Woche, nachdem ſie London verlaſſen hatten, trafen unſere Bekannten in der Nähe von Perth ein. Da Lancelot einem Handelsfreunde, der ihn mit den ſeltenſten alten Glasgemälden, die größtentheils aus aufgehobenen Klöſtern ſtammten, oft zu billigen Preiſen verſehen, eine kleine Summe ſchuldete, ſo hatte er den Umweg über einen naheliegenden Flecken nicht geſcheut, und die Reiſenden langten, auf der Straße von Kinroß daherziehend, bei einem Orte an, welcher die Wicks von Beglie genannt wird. Hier hatten ſie eine der ſchönſten Anſichten in ganz Großbrittanien vor ſich. Zu ihren Füßen, am ſüdweſtlichen Ufer des majeſtätiſchen Tay, lag die Stadt Perth mit ihren zwei großen Inches oder Plätzen, von welchen der eine

North=Inch einige Aehnlichkeit mit dem römiſchen Marsfelde hat. Die Stadt — zu verſchiedenen Zeiten ſelbſt Reſidenz der Fürſten — erhob ſich mit ihren Kuppeln und Thürmen auf's herrlichſte, und rechtfertigte in jeder Hinſicht den Beinamen der ſchönen, welcher ihr von dem ſchottiſchen Patriotismus beigelegt wurde. Gab aber auch Perth ſelbſt ein treffliches Bild, ſo entzückte der Rahmen deſſelben, die Berge Moncrieff und Kinnoul mit ihren maleriſchen, zum Theil mit Wald überwachſenen Felsmaſſen, ſo wie der duftige Hintergrund, die blauen Grampiansgebirge, das Auge des Beſchauers. — Unwillkührlich hielten unſere Bekannten ihre Roſſe auf der früher genannten Anhöhe an.

„O, wie herrlich iſt es doch hier!" rief Flora entzückt. „Dort, in einem jener reizenden, am Fluſſe gelegenen Häuschen — ſie zeigte auf einige Landhäuſer — möchte ich wohnen. Kann man etwas Reizenderes ſehen, als jene mitten aus ſchattigen Bäumen emporragende Wohnungen, welche von Wieſen begränzt werden, auf denen muntere Heerden weiden?"

„Allerdings, und Du urtheilſt wie ein verſtändiges Mädchen in dieſem Stücke!" erwiederte Griſelda beifällig. Wer frei und unabhängig genug iſt, um ſich ſeinen Wohnort nach Belieben wählen zu können, handelte vielleicht nicht übel nach Perth zu ziehen. Aus der Nähe jener bewaldeten Gebirge ſchließe ich, daß das Brennholz unmöglich ein koſtſpieliger Artikel ſeyn kann, ſo wie mich der Fluß, die Heerden, und jenes um die Wohnungen herumlaufende Federvieh auf die Gedanken bringen, daß Rind- und Schaffleiſch, Fiſche, Butter und Eier in billigem Preiſe ſeyn müſſen. Wäre dies auch mit Speck und Schweinefleiſch der Fall — was ich indeß bezweifle, da ich weit und breit keine Schweinsborſte erblicke, — ſo würde ich die Gegend recht angenehm finden."

„Dort liegt das Schloß des Grafen von Gowrie!" ſagte Lancelot, ohne viel auf das Geſchwätz Griſelda's zu hören. „Dort müſſen wir hin. Jedenfalls wohnt da der König."

Er zeigte mit dieſen Worten nach Gowrie-Houſe, ein groſes maſſives Gebäude, welches Gärten hatte, die ſich nach dem Fluſſe Tay hinzogen.

„Und was habt Ihr bei dem Könige zu ſuchen?"

fragte in dieſem Augenblicke eine rauhe Stimme hinter dem Rücken Lancelots. Erſchrocken blickte ſich Letzterer um. Er ſah einen jungen Rittersmann in Jagdkleidung, von hoher, faſt koloſſal zu nennender Geſtalt, welcher auf einem ſchäumenden Fuchshengſte ritt, und dem drei Reiſige folgten. Der Ritter hatte eine kühne Geſichtsbildung, und in ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich Entſchloſſenheit und Unternehmungsgeiſt aus.

„Ich wünſchte mit Sr. Majeſtät zu ſprechen;“ erwiederte Lancelot beſcheiden, indem er ehrerbietig den Hut abnahm.

„Ihr!“ verſetzte der Ritter, den Sprechenden verächtlich beſchauend. „Meint Ihr, daß der König weiter nichts zu thun habe, als Schuſtern oder Schneidern Audienz zu ertheilen? Denn daß Ihr dem einen oder dem andern Handwerk angehört, darauf will ich ſchwören.“

„Dann würdet Ihr falſch geſchworen haben, Sir;“ entgegnete Lancelot ruhig. „Ich bin weder ein Schuſter noch ein Schneider — wiewohl ich, wenn es der Fall wäre, mich meiner Handthierung nicht zu ſchämen hätte — ſondern ich bin Hofglaſermeiſter Ihrer glorreichen Majeſtät der Königin Eliſabeth, und von dieſer ſchon mehrmals einer Unterredung gewürdigt worden.“

„Hm! Ein Engländer alſo;“ ſagte der Ritter den Vorigen ſtarr betrachtend. „Von daher — vom Hofe zumal — iſt Schottland noch wenig Gutes gekommen. — Nun, mein engliſcher Herr Hofglaſermeiſter,“ ſetzte er ſpöttiſch hinzu, „ſeyd doch ſo gut und ſagt mir, was Ihr bei dem Könige zu ſchaffen habt.“

„Ich werde dies Sr. Majeſtät ſelbſt eröffnen;“ erwiederte Lancelot von dem geringſchätzigen Tone des Fragenden gereizt. „Ueberdies bin ich der Meinung, daß Niemand das Recht habe, darnach zu fragen.“

„Was unterſtehſt Du Dich, Du unverſchämter Kerl?“ rief der Ritter, indem er die bepanzerte Fauſt erhob, als ob er Lancelot einen Schlag verſetzen wollte, und dabei ſeinen Hengſt ſo dicht an das Pferd ſeines Gegners trieb, daß er die hell aufſchreiende Griſelda, mit der Croupe beinahe von ihrem Roſſe geworfen hätte. „Ich denke, drei Tage im dunkeln Kerker bei Waſſer und Brod werden

Dir Zeit laſſen nachzudenken, ob Lord Ruthven, der Bruder des Grafen von Gowrie, auf dem Gebiete des Letztern, einen Landſtreicher wie Du, um den Zweck ſeines Herumſchweifens zu befragen das Recht hat. — Heda, Burſche!“ ſetzte er, zu ſeinen Begleitern gewendet, hinzu. „Nehmt dieſen Mann gefangen.“

„Ach, Gnade! Gnade, edler Herr!“ rief Flora, die Hände nach dem Ritter ausſtreckend. „Mein Vetter hat dem Könige blos ein Päckchen Schriften zu überreichen, was für ihn von einigem Werthe ſeyn dürfte.“

„Durchſucht dieſen Mann, und nehmt die große Reiſetaſche in Beſchlag, die dort an ſeinem Sattelbogen hängt!“ rief der Lord den Wappnern zu, ohne auf Flora zu hören. „Er kann von den Feinden des Königs geſendet worden ſeyn, um Sr. Gnaden ein Leid anzuthun.“

Die Reiſigen warfen ſich auf Lancelot, den ſie vom Roſſe zu ſteigen nöthigten. Beim Durchſuchen ſeiner Effecten fand ſich ein Päckchen Schriften, welches die Adreſſe des Königs trug. Aus der Satteltaſche ward auch das Käſtchen mit dem räthſelhaften Haupte hervorgezogen. — Der Lord blickte einen Moment auf das Briefpacket, las die Aufſchrift, und reichte es dann dem Reiſigen; hierauf befahl er Lancelot das Käſtchen zu öffnen.

„Ich habe den Schlüſſel verloren;“ ſtammelte Letzterer. — „Ich bitte Euch, Mylord,“ ſetzte er erbleichend hinzu, „laßt das Kiſtchen uneröffnet, es enthält eine Sache von hohem Werth, und iſt gleichfalls für den König beſtimmt.“

„Sprengt das Schloß auf!“ gebot der Lord, ohne Lancelot zu hören. —

Schon zog einer der Reiſigen den Dolch, um damit das Käſtchen zu eröffnen, als Lancelot den Schlüſſel hervorzog, und ihn mit zitternder Hand hinreichte.

„Was?“ rief Lord Ruthven, als er in das Käſtchen geblickt. „Ein abgeſchlagenes Menſchenhaupt? — Sprich, Mann, was ſoll dies bedeuten?“

Lancelot konnte kein Wort hervorbringen, aber jetzt legte ſich Griſelda mit einer Geiſtesgegenwart, auf die ſie ſich ſpäterhin nicht wenig zu Gute that, wenn man darauf zu ſprechen kam, in's Mittel.

„Ich bitte Euch, Mylord,“ rief ſie, „geht ſanft und ehrerbietig mit dem Kopfe um; denn wenn Ihr es nicht thut, ſonſt aber — wie ich von Euch vorausſetze — kein Feind der Katholiken ſeyd, würdet Ihr Euch greulich verſündigen. Der Kopf iſt das einbalſamirte Haupt des heiligen Bennet, es wurde von einem Vorfahren Sr. ſchottiſchen Majeſtät in die Kloſterkirche zu Sheene in Surrey geſchenkt, und dort hat es, als das Kloſter aufgehoben ward, und die Reliquien herum geworfen und mißachtet worden, mein Vetter Lancelot, welcher die Kirchenfenſter herauszunehmen, und nach London zu bringen hatte, heimlich an ſich genommen, und will es als Seltenheit und eine Sache von hohem Werthe, wie er ſagt, Sr. Gnaden dem Könige zu höchſteigenen Händen überreichen."

Lord Ruthven blickte bei dieſen Worten bald auf Lancelot, bald auf die Sprechende und das Käſtchen.

„Verhält ſich die Sache ſo, wie dies Weib behauptet?" fragte er dann nach einer Weile.

„Allerdings beabſichtige ich dies Haupt Sr. Majeſtät als einſtiges Eigenthum ſeines Vorfahren zu überreichen;" entgegnete Lancelot.

„Tom!" ſprach Lord Ruthven zu einem der

Reiter. „Nimm dieſe Papiere und dies Käſtchen zu Dir, und bringe dieſen Mann und die Frauen nach Gowrie-Houſe. Sie ſollen gut behandelt werden, jedoch auf der Thorwache in Haft bleiben, bis ich befehlen werde ſie zu mir zu führen! — Der König iſt auf der Jagd im Park von Falkland, und Ihr könnt ihn jetzt nicht ſprechen!" ſagte der Lord in einem milderen Tone zu Lancelot. „Ich werde den König unterrichten, daß Ihr ihm eine Sache von Werth zu überbringen hättet, und täuſche ich mich nicht, ſo wird ihn dies beſtimmen Euch bei ſeiner Rückkehr ſogleich vorzulaſſen, ja vielleicht anſtatt in ſeiner Wohnung im Ciſtercienſerkloſter, in Gowrie-Houſe abzuſteigen. Ich ſelbſt werde Euch dem Könige vorſtellen."

So wie der Lord dieſe Worte geſprochen hatte, warf er eilig ſein Roß herum, und ſprengte mit ſeinen Begleitern, den Reiſigen ausgenommen der Lancelot und die Frauen bewachen ſollte, eilig davon, unſere Bekannten aber ſchlugen den Weg nach Perth ein. — — —

König Jakob war vielleicht einer der wohlwollendſten Regenten, die je auf einem Thron geſeſſen, er hatte eine Menge vortrefflicher Eigenſchaften des Herzens wie des Geiſtes, gleichwohl wurden dieſe wie jene durch ſo ſonderbare Eigenheiten des Charakters neutraliſirt, daß ſeine Unterthanen davon wenig Nutzen zogen. Sein ganzes Weſen war voller Widerſprüche. Er war pedantiſch gelehrt, und liebte gleichwohl die Unterhaltung mit unwiſſenden, ungebildeten Menſchen; er war ſcharfſichtig in den meiſten Fällen, aber ſelten handelte er nach den Regeln wahrer Klugheit; ſehr eingenommen von ſeiner Würde, ſetzte er dieſe doch oft durch ungebührliche Vertraulichkeiten herab; er liebte diplomatiſche Verhandlungen und vertheidigte ſeine Meinungen mit allem Glanze der Dialektik, demungeachtet wurde er ſtets dabei auf eine arge Weiſe angeführt; er hatte Proben von Muth gegeben, und ſchauderte dennoch bei'm Anblicke eines entblößten Schwertes; er kargte mit den geringſten Summen, und warf die größten mit vollen Händen weg, wenn deren Auszahlung nicht augenblicklich nöthig war, oder er die letztere nicht mit anzuſehen brauchte. Auch ſeine äußere Erſcheinung war ziemlich ſonderbar, und wenn auch Niemand dem Sohne Maria's Stuart alle körperlichen Vorzüge abſprechen konnte, ſo wurden dennoch dieſe durch Haltung, Anzug und Benehmen keinesweges in ein vortheilhaftes Licht geſetzt. —

An dem Tage, an welchem unſere Bekannten zu Perth eintrafen, jagte der König im Parke von Falkland, ein Vergnügen dem er in frühern Jahren mit Leidenſchaft zugethan war. Ein herrlicher Hirſch von ſechzehn Enden war gleich zu Anfang der Jagd von den Hunden aufgenommen worden, ſchon länger als zwei Stunden hatte er allen Anſtrengungen ſeiner Verfolger getrotzt. Indem er zweimal durch den reißenden Tay ſetzte, hatte er ſtets einen bedeutenden Vorſprung gewonnen, jetzt aber hatte er ſich weit von des Fluſſes Ufern entfernt, dreimal war die verfolgende Meute gewechſelt, die ermüdeten Hunde durch friſche erſetzt worden, das gehetzte Thier verzagte an dem Entkommen. Eben brach es keuchend und mit heraushängender Zunge aus dem Dickicht; zwanzig helle Stimmen ſeiner ihm auf den Ferſen nacheilenden vierfüßigen Verfolger, gemiſcht mit dem Hörnerklang der Jäger, erſchallten dicht hinter ihm, in Verzweiflung ſtellte ſich das edle Thier den blutlechzenden Gegnern. Geſenkten Hauptes, thränenden Auges und mit fliegenden Flanken trat es der, daſſelbe umſchwärmenden und vor Gier heulenden Meute, zum letzten Widerſtande entgegen. Keiner der Hunde, das zackige Geweih ſcheuend, wagte das edle Thier bei der Kehle zu faſſen, da ertönte ganz in der Nähe eine Hörnerfanfare, ein Trupp Jäger ſprengte einen ſchmalen Seitenweg daher und auf den mit hohen Waldbäumen umſtandenen Platz.

An der Spitze der Ankommenden ritt ein ſtattlicher Mann von mittlerem Alter. Er trug ein dunkelgrünes ſammetnes Jagdkleid, welches aber bereits ein wenig ſchäbig ausſah, und ſo dick geſteppt war, daß es dem Träger deſſelben nicht nur unbequem ſeyn mußte, ſondern ihm auch ein ſeltſames Anſehen lieh. Auf dem Haupte hatte er einen ebenfalls etwas abgegriffenen, grauen ſpitzigen Filzhut, der mit der Feder eines weißen Reihers geziert war, welche von einem werthvollen Solitair als Agraffe feſtgehalten wurde. Der eben Bezeichnete ritt ein weißes Roß von großer Schönheit; jetzt erblickte er den ſich ſtellenden Hirſch, und eine ſchallende Hörnerfanfare ließ ſich hören.

„Da iſt der Hirſch! Venatitia pr[illegible]la, mit Ammlan zu reden;“ rief er, indem er vom Roſſe ſprang. „Heda! Mylord von Mar, ſchlagt ihm die Heſſen ab! — Auch Ihr, Sir Walter Vere!“ — Die Jäger waren indeſſen abgeſeſſen, zwei derſelben näherten ſich dem Hirſche leiſe anſchleichend, und hieben ihm zu gleicher Zeit mit dem Waldmeſſer die große Sehne über dem Knie der Hinterfüße durch. Einer der Streiche war verunglückt; wüthend von dem ungeheuren Schmerze wendete ſich der Hirſch gegen ſeine Feinde, er verwundete beide, jedoch nur leicht — da ein dritter Jäger hinzu ſprang und ihm die Sehne durchſchlug — an Schulter und Wange, und ſtürzte ſodann ſtöhnend zu Boden. — —

Sogleich gab ihm der Jäger im Sammtkleide — jedoch mit etwas abgewendetem Geſicht — auf jagdgerechte Weiſe den Fang.

Auf's Neue ertönten die Hörner, die Jäger ſtießen die Hirſchfänger in die Scheide, zogen die Handſchuhe von der rechten Hand, und verbeugten ſich gegen den Vorigen.

„Mein Seel', ein prächtiges Thier!“ rief Der im Sammtrocke erfreut. „Schlitzt ihm die Bruſt auf, de Vere! ich will ſehen, wie feiſt der Burſche iſt. — Aber zum Henker nehmt Euch doch in Acht, daß Ihr Uns, wenn Ihr das Waidmeſſer zieht, nicht damit ſo vor dem Geſicht herumvagirt!" ſetzte er ärgerlich hinzu, indem er zwei Schritte zurücktrat; obgleich Jener gewiß drei Ellen entfernt war, und nur den Hirſchfänger ſehr raſch aus der Scheide gezogen hatte.

„Möge Ew. Königliche Majeſtät verzeihen —" hob de Vere beſtürzt an. — Der König (denn Jener im Sammtrocke war Jakob der Sechſte) unterbrach ihn ſogleich.

„Nun nun, beruhigt Euch, Sir William Holterpolter!" (Er pflegte allen ſeinen Günſtlingen dergleichen eben nicht ſehr gewählte Beinamen zu geben) „Ich weiß, Ihr ſeyd Unſer treuer Diener, und Wir verſehen Uns von Euch nichts anders, als was Ihr Uns als Eurem geſalbten Monarchen ſchuldig ſeyd; aber die Geſchichte theilt uns allerlei bedenkliche Vorfälle mit, weshalb es vernünftigen Leuten wohl anſteht, auch den Schein zu vermeiden. Caesar interfectus est ab iis, quos maximis beneficiis habebat obligatos."

„Sollte Ewr. Majeſtät wohl von mir vermuthen können —“ ſagte de Vere erſchreckt.

„Durchaus nichts Böſes!“ entgegnete Jakob freundlich; aber es iſt eine alte Regel: Qui sis, et quid facere possis, considera! — Aber was iſt das? Ihr blutet. Auch Ihr, Mylord? Der Hirſch hat Euch verwundet? Das thut mir leid, beſonders weil ich Euch befohlen hatte den Hirſch zu fällen, und Ihr ſozu ſagen durch meine Schuld verwundet worden ſeyd. Laßt es indeſſen gut ſeyn, ich werde Euch ein Schmerzensgeld geben, ein hübſches Geſchenk machen — das heißt, wenn ich Geld haben werde, aber jetzt bin ich arm wie Hiob.“ —

„Möge Ewr. Majeſtät mir erlauben in aller Demuth zu bemerken, daß ich durch dieſe gnädigen Aeußerungen mich für hinlänglich belohnt halte;“ ſagte Max, indem er die gute Laune des wohlwollenden Monarchen ſchnell zu benutzen trachtete. „Was mich anbelangt, ſo bedarf ich durchaus nichts, aber da iſt mein armer Vetter, der Archibald Gordon, welcher ſchon längſt um die Schloßhauptmannsſtelle zu Stirling angehalten hat, und dann der ehrliche James Gordon von Invernail, der früher die Einkünfte des Kloſtervogts der ſchwarzen Brüder zu Glasgow bezog, und dem man ſie jetzt abſprechen will, und endlich William Gordon —“

„Und noch mindeſtens dreitauſend fünfhundert Gordons, die alle Geld brauchen könnten!“ rief Jakob erſchreckt von der Litanei des Lords. „Bei Gott! Man darf keinem unſerer getreuen Lairds etwas Gutes erweiſen wollen, ſo bringt er eine Liſte bettelhafter Verwandten zum Vorſchein, daß man bei den vielen Namen meinen ſollte, der Stammbaum des Königs David glorreichen Andenkens würde abgeleſen, und dies iſt bei dem Einen wie bei dem Andern der Fall, aber freilich: Difficile est corrigere errores, qui nobiscum creverunt! — Doch ſeht! Wer kommt dort? — Ach es iſt Lord Ruthven! — Nun, Mylord, Ihr kommt ſpät, ſehr ſpät; wäret Ihr früher gekommen, ſo hättet Ihr den feiſteſten Hirſch, welcher je die Sträucher von Falkland-Park benagte, mit Uns hetzen können.“

Der Lord, welchen wir bereits bei der Gefangennehmung unſerer Bekannten kennen gelernt hatten, war inzwiſchen vom Pferde geſtiegen, er näherte ſich dem Monarchen mit abgezogenem Hute und tiefer

Verbeugung, doch mit einem ſtolzen, faſt geringſchätzig zu nennenden Lächeln, und ſagte:

„Ward mir auch nicht vergönnt den Hirſch fangen zu helfen, ſo habe ich doch inzwiſchen einen andern Fang gethan, deſſen Ertrag dem Ausſpruch Eurer Gnaden anheimfällt.“

„Ich kann es mir denken, was es ſeyn wird!“ ſagte der König, indem er etwas die Stirne runzelte. „Gewiß ein Paar arme Schelme, welche, wie es in dieſer Gegend täglich vorkommt, einige dürre Kühe geſtohlen haben, und die Euer Bruder, der Graf von Gowrie, zur Feier Unſerer Anweſenheit zu Perth gern aufhängen laſſen möchte.“

Dies iſt keinesweges der Fall, wiewohl ich nicht behaupten möchte, daß mein Bruder nicht geneigt ſey, vorkommenden Falles manchmal kurzen Prozeß zu machen;“ erwiederte lächelnd der Lord.

„Nun, Mylord,“ rief der König vergnügt, „ſo ſagt, worin beſteht Euer Fang und deſſen Ertrag? Es mag ſeyn was es will, Wir können es brauchen, wäre es auch nur zum Vortheil Unſerer Lords und ihrer ſchottiſchen Vettern. Was mich anlangt, parvo contentus sum.“

„Als ich über die Wicks von Beglie daher ritt,“ erzählte Ruthven, „begegnete ich einem Manne von verdächtigem Ausſehen, welcher, auf mein Befragen wer und woher er ſey, allerlei Ausflüchte zu machen ſuchte. Ich befahl meinen Leuten ihn zu durchſuchen, und man fand bei ihm ein Käſtchen, welches, wie er ſagte, etwas von höchſtem Werthe — unſtreitig Gold oder dergleichen — enthalten ſoll, und das, ſeiner Erklärung nach, Eurer Majeſtät Eigenthum ſey.“

„Mein Eigenthum? — Gold?“ — rief Jakob erfreut. „Der Spitzbube hat gewiß Unſere Schatzkammer erbrochen, wiewohl ich nicht begreife wie er dort Gold entwendet haben könnte, da ſeit länger als Jahr und Tag nicht ſo viel edlen Metalles darin iſt, um Uns die Gürtelſchnalle vergolden oder verſilbern zu laſſen. — Ihr habt doch den Kerl ſogleich feſtgenommen, ihm die Hände auf den Rücken binden laſſen, daß er nichts von meinem Golde“ — der König betonte das mein — „auf die Seite practicirt?“

„Ich nahm ihn feſt, und ſendete ihn einſtweilen nach Gowrie-Houſe;“ erwiederte der Lord. „Ihn binden zu laſſen, wäre überflüſſig geweſen, er iſt unter guter Aufſicht."

„Recte! Das iſt hinlänglich!" fiel der König billigend ein. „Der Menſch kann ja auf eine gute Weiſe zu *meinem* Golde gekommen ſeyn, einen Schatz gefunden haben, und ſolchen Uns, dem rechtmäßigen Eigenthümer aller verborgenen Schätze, ſeinem von Gott eingeſetzten Souverain überbringen wollen. Hättet Ihr ihm die Hände auf den Rücken binden laſſen, ſo wäre dies eine ſchlechte Belohnung für ſeinen guten Willen geweſen. — Bei alledem habt Ihr wohlgethan den Menſchen unter Aufſicht zu nehmen, und wenn es ſich erweiſet daß er einen Schatz bei ſich hat, daß beſagter Schatz Uns gehört, und aus Gold oder edlen Steinen beſteht, ſo wollen Wir, zur Anerkennung Eurer Thätigkeit und Vorſicht, Euch belohnen, und Ihr ſollt einen guten Theil" — hier unterbrach ſich der König, erſchrocken ob er auch nicht zu viel zu verſprechen im Begriff ſey, dann ſagte er ſchnell: „Nein! Ihr ſollt den *ganzen Hirſch* haben, der von Uns eigenhändig erlegt worden, und Ihr könnt ihn nur ohne Weiteres abholen laſſen." —

Nur mit Mühe konnten der Lord und die Umſtehenden das Lachen über die Belohnungsweiſe des Königs unterdrücken, doch ſagte der Erſtere ſogleich darauf mit großem Ernſte:

„Ich erkenne mit Dank die Gnade Eurer Majeſtät! — In dieſem Augenblicke fällt mir jedoch ein, daß ich meinem Bruder nichts von dem Gefangenen habe wiſſen laſſen. Damit nun dieſer nicht etwa von den Vorſpiegelungen des Menſchen getäuſcht werde, und ihm unvorſichtigerweiſe Gelegenheit zum Entfliehen gebe, ſchlage ich Ewr. Gnaden vor, im Vorbeireiten in hoher Perſon in Gowrie-Houſe einzuſprechen und den Gefangenen zu verhören, auch den Schatz an ſich zu nehmen.“

„Den Schatz an Uns nehmen! Ganz Recht! Das iſt jetzt das Nöthigſte;“ ſagte König Jakob vergnügt. „Daß Ihr dies einſeht, zeigt daß Ihr ein Edelmann von Geſchäftskenntniß und hellem Verſtande ſeyd. Der Schatzgräber könnte ſich inzwiſchen anders beſinnen, Uns ein X für ein U machen, ein Mährlein aufheften wollen, und auch Euer Bruder — Wir ſchätzen ihn ſehr, und wollen es ihm nicht eben zum Vorwurf machen — aber es könnte ihm einfallen, daß er als Herr der Grafſchaft Gowrie auf den Schatz Anſprüche hätte, und dann wäre er, ſo wie ich ihn kenne, ſchwer von dieſen unbegründeten Anſichten abzubringen. Altae et durae cervicis est; wie ſich der heidniſche Dichter Virgilius ausdrückt. Auch iſt er leicht in Harniſch zu bringen, wenn man nicht thut was er haben will — und er will unglücklicherweiſe immer viel haben. — Animum furoris habet in naribus."

„Ich wage Eurer Majeſtät nicht zu widerſprechen, ja ich bekenne ſelbſt, daß etwas im Blute der Ruthven ſtecken mag, für ihr gutes Recht kühn mit Leib und Leben einzuſtehen, und ſich nicht leicht etwas abdingen zu laſſen;" erwiederte der Lord mit einem ſonderbaren Lächeln. „Was jedoch den in Rede ſtehenden Schatz anbelangt, ſo verſichere ich Ew. Gnaden, daß mein Bruder keine Anſprüche machen wird, ja daß er, falls er wirklich welche hätte, auf's höchſte beglückt von der Ehre, daß Eure Majeſtät ihn unter ſeinem Dache aufzuſuchen geruhet, nicht daran denken würde."

„Wiederum ſehr verſtändig bemerkt!" ſprach Jakob mit gnädiger Miene. „Wir hoffen, daß

Euer Bruder eben ſo denken wird; wiewohl in Beziehung auf Letztern, wenn Wir, mit Salluſtius zu reden, geſonnen wären componere dicta cum factis, nicht eben beſonderer Grund zu dieſer Hoffnung vorhanden wäre, und man Uns von verſchiedenen Seiten ſchon ſehr ſonderbare Dinge von ihm erzählt hat.“

„Lügen, elende, verdammliche Lügen!“ rief Ruthven laut, ohne auf die hohe Würde deſſen dem er ſich gegenüber befand, beſondere Rückſicht zu nehmen. „Die nämlichen Leute, welche den Vater auf den Block gebracht haben, möchten nun auch gern das Blut der Söhne fließen laſſen, aber — Tod Gottes! — ſie ſollen ſich häßlich betrogen finden.“

„O, Mylord!“ rief der König betrübt. „Warum erinnert Ihr Uns an die traurige Geſchichte? Wir waren zwar noch ein Knabe, als ſie ſich ereignete, und konnten weder etwas dazu noch davon thun, auch müßt Ihr zugeſtehen, daß das traurige Loos, das Euren Vater ereilte, ihn nicht unverſchuldet traf, aber ich gäbe eine meiner beſten Burgen darum, wenn ſie nicht vorgefallen wäre; auch könnt Ihr nicht anders ſagen, als daß Wir Euch und Eurem Bruder immer in Huld und Gnaden zugethan geweſen. — Hier iſt der Graf von Mar, Sir Walter Bere und Sir Hugh Herries, ſie mögen ſagen, ob ich nicht ſchon oft das Schickſal Eures Vaters beklagt, und ob ich nicht, als ſehr Viele ſich um die nach den Geſetzen eingezogene Herrſchaft Gowrie bewarben, und Ihr im Auslande erzogen wurdet, ſeitdem oft constanter erklärt habe, keiner der Söhne ſolle durch Schuld des Vaters um ſein Erbe kommen, und nur Euer Bruder, kein Anderer, ſolle Graf von Gowrie ſeyn. Es wäre mithin ſehr undankbar von Euch, wenn Ihr Uns oder ſonſt unſchuldigen Menſchen deshalb etwas nachtragen wolltet.“

„Das nicht! — Ew. Gnaden, das eben nicht!“ ſprach Ruthven in großer Verwirrung, und den Blick zu Boden ſchlagend. „Aber meint Ihr, daß das Andenken an den Tag, wo das Blut des Vaters von der Axt des Henkers träufelte, ſich ſo leicht aus dem Gedächtniß der Söhne verwiſchen ließe?“

Während dieſer Worte, welche der Graf gewaltſam, faſt keuchend, aus einer arbeitenden Bruſt hervorſtieß, und während die Adern ſeiner Stirn anſchwollen, hatte Jakob einen jener ſeltenen Momente, in welchen er wahre Monarchengröße zeigte. Er blickte mit einem Ausdruck voll Ernſt, hoher Würde und gleichſam verklärtem Auge auf den Sprechenden.

„Mylord von Ruthven!“ ſagte er dann. „Ich war ein Knabe von ſechzehn Jahren, ich war Eurem Vater aus treuem und unſchuldigem Herzen zugethan, ich war ſein König, als er und ſeine Mitſchuldigen mich hinterliſtig gefangen nahmen, mich rauh behandelten, und als Lord Lindſay, wie ich geängſtet und tief gekränkt in Thränen ausbrach, mich am Arme faßte und in wildem Tone ausrief: „Laßt ihn weinen! Beſſer daß Kinder weinen als bärtige Männer.“ — Mylord von Ruthven! Ich habe dieſen Tag vergeſſen. Befolgt mein Beiſpiel.“ — —

Der Lord war ſichtlich erſchüttert, als der König dieſe Worte geſprochen hatte, und ſtumm beſtieg er ſein Pferd, um den Monarchen und deſſen Gefolge nach Perth zu begleiten.

Es war ungefähr um die Mittagszeit, als ein ſchöner, ſchlanker Jüngling von munterm, lebensfrohem, und dabei kühnem, unternehmendem Aeußern, gekleidet in Jagdtracht, das Barett mit Federn, beide Schultern mit herabhängenden Bändern von den königlichen Farben Schottlands geſchmückt, durch das, von dem Hufſchlage ſeines Pferdes wiederhallende dunkle, gewölbte Thor von Gowrie-Houſe jagte, dort vom Roſſe ſprang, und deſſen Zügel dem, aus einem Häuschen tretenden Pförtner zuwarf.

„Iſt der Graf von Gowrie daheim? — Führt mich ſogleich zu ihm;“ rief er aus. — „Aber iſt's möglich?“ ſetzte er voll Erſtaunen hinzu, als ſein Auge auf einige in der Thüre des Pförtnerhauſes ſtehende Perſonen fiel. „Wie? Ihr ſeyd hier, mein freundlicher Londoner Hauswirth, Meiſter Lancelot Young, und die ehrſame Jungfer Griſelda, die mich immer ſo ausſchalt, wenn ich die Arznei des Doctor Pillendrechsler nicht verſchlucken wollte? — Was? Auch die ſchöne und liebliche Flora Mac Alpin? — Aber, bei Gott, ich vergeſſe, daß der König mir dicht auf der Ferſe folgt, und in wenig Minuten hier iſt! In zwei Augenblicken bin ich wieder bei Euch.“

Mit zwei Sprüngen eilte der Jüngling, von dem ihm langſam nachhumpelnden Pförtner, der das Pferd einem Reiſigen übergeben hatte, gefolgt, über den Schloßhof, und verſchwand in dem Eingange des alterthümlichen, mit Zinnen und Eckthürmen verſehenen Pallaſtes.

„Ei, ſeht einmal, was er groß und hübſch geworden iſt, der Sir John Ramſay!“ ſprach Griſelda. „Und wild und luſtig iſt er wie in London, als er wieder geneſen war, und ſich nur krank ſtellte, um in unſerm Hauſe verweilen zu können. — Nun, nun, ſchäme Dich nicht, Flora! Wir ſind einmal geſchaffen um den Männern zu gefallen, wenn es auch Einzelne dieſes Geſchlechts giebt, von denen man meinen ſollte, ſie wären in dieſem Stücke ganz von der Natur verwahrloſt, und aus dem erſten beſten Eichenblocke geſchnitzt. — Aber, Herr Gott, Mädchen, Du biſt ja ſo roth geworden wi ein friſch geſottener Krebs! Das mußt Du Di abzugewöhnen ſuchen, es giebt den Männern einen allzugroßen Vortheil über uns ſchwache Geſchöpfe indeß will ich Dir keine Vorwürfe deßhalb machen denn ich bin Anfangs gleichfalls oft roth geworden wenn mich Vetter Lancelot oder irgend ein Anderer durch Schmeicheleien in Verlegenheit geſetzt.“

„Hm! Ich wüßte mich wirklich nicht zu erinnern, Baſe Griſelda, daß ich Euch durch ungemeſſene Worte zum Erröthen genöthigt;“ ſprach Lancelot trocken. „Iſt es aber vorgekommen, ſo thut es mir herzlich leid, und ich bitte Euch meiner Zudringlichkeit wegen um Verzeihung; jedenfalls kann es nicht mit Abſicht geſchehen ſeyn.“

Griſelda ſpitzte bereits zu ſcharfer Gegenrede den Mund, und unſtreitig würde dieſe nicht Milch und Honig geweſen ſeyn, aber die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft ward in dieſem Momente durch die Wiederkehr des königlichen Pagen, der in Begleitung zweier Herren aus der Thüre des Schloſſes trat, gefeſſelt.

Der erſte der Männer war der Graf von Gowrie. An koloſſaler Geſtalt und kühnem Weſen glich er ſeinem Bruder, dem Lord Ruthven, außerordentlich, aber ſeine Züge waren härter und ſtolzer als die des Letztern. Den Grafen begleitete ein langer, hagerer, ſchwarz geharniſchter Mann, auf deſſen Wink ein Diener eben zwei Roſſe aus dem

Stalle zog. Die Geſammtheit der Geſichtszüge des Gepanzerten war ein Gemiſch von Liſt, Wildheit und Grauſamkeit; ſeine tiefliegenden, grauen Augen ſchweiften unruhig umher.

„Erwartet Sr. Gnaden am Hofthore, Sir!" ſagte der Graf in nachläſſigem Tone zu dem Pagen. „Sobald Ihr Euren Herrn von weitem erblickt, mögt Ihr die Güte haben es mich durch einen meiner Diener wiſſen zu laſſen."

John Ramſay verbeugte ſich, und ging eilig auf die Pförtnerwohnung, wo unſere Bekannten ſich befanden, zu.

„Ich kann alſo mit Sicherheit auf Euch rechnen?" ſprach der Graf leiſe zu dem Geharniſchten an ſeiner Seite.

„Noch Niemand zählte vergebens auf Robert Logom von Reſtalrig, wenn es galt eine kühne That auszuführen!" ſprach der Angeredete, dem Grafen feſt in's Auge blickend.

„Und Ihr getrauet Euch, ihn feſt zu halten?" fragte Jener weiter.

„So feſt hält nicht der Seeadler die Möve, die er gepackt hat!" ſprach düſter lächelnd der Schwarze.

„Iſt der Rachen von Faſt-Caſtle hinter ihm gefallen, ſo entreißt ihn mir Niemand. An der ganzen Küſte von Berwickſhire ſucht Ihr umſonſt eine Burg wie die meine, welche wie zu einem unzugänglichen Hort geſchaffen, auf ihrer ſteilen Klippe über die See hinaus hängt."

„Man wird Alles anwenden ihn auszukundſchaften!" ſagte der Graf in beſorgtem Tone, und unruhig an der ſchweren goldnen Kette zerrend, die ihm vom Halſe bis auf den Gürtel herabhing.

„Tod und Hölle!" rief Logan mit dumpfem Lachen. „Mögen ſie es erfahren, wo er iſt! — Ich habe Bothwell in ſeiner äußerſten Noth beherbergt; der König und ſeine Räthe wußten es, und ſie haben es niederſchlucken müſſen. Seyd verſichert ich halte ihn, todt oder lebendig. — Denkt an den Untergang Eures Vaters, Graf, und handelt mit kühnem Muth."

Haſtig faßte der Graf des Ritters Hand, und indem er ſie krampfhaft drückte, ſagte er ihn feſt anblickend:

„Ihr ſollt von mir hören! — Eilt Sir Robert! Eilt nach Faſt-Caſtle! — Er iſt unſer, oder ich will nicht der Sohn meines Vaters heiſsen. Betritt er dieſe Mauern, ſo iſt er mein — todt oder lebendig; und dieſes ſey unſere Loſung."

Ohne ein Wort zu ſprechen, ſchüttelte der Ritter dem Grafen die Hand, ſchwang ſich auf's Roß und ſprengte aus dem Thore.

„Dieſer Mann iſt hier?" ſprach Lancelot, der inzwiſchen ſich mit John Ramſay an der Thüre der Pförtnerwohnung, wo man den Weg überſehn konnte den der König kommen mußte, unterhalten hatte. „Ich habe ihn oft am Hofe zu London geſehn. Er wird dort für einen ränkeſüchtigen, unruhigen, ja in Beziehung auf ſeine Sitten verworfenen Mann gehalten; auch wirft man ihm vor, daß er, ſo wie der Ritter von Thottorwald, bei der liſtigen Verlockung der unglücklichen Königin Maria von Schottland, als geheimer Unterhändler thätig geweſen. Es wundert mich, daß ein Herr wie der Graf von Gowrie mit dieſem Menſchen auf ſo freundſchaftlichem Fuße ſtehet."

„Das wundert Euch, mein alter Freund?" ſagte der Page lachend. „Habt Ihr noch nie einen Falken und einen Raben in Gemeinſchaft fliegen ſchien! — Der erſte ſtößt auf die Beute, und der andere verzehrt die Ueberbleibſel des Raubes.“

„Wenn es ſo ſteht,“ ſprach Lancelot kopfſchüttelnd „ſo iſt es doch ein wenig allzuvertrauensvoll, daß der König ſeine geheiligte Perſon dem Grafen ſo ungeſchützt anvertraut, und ihn in ſeinem Schloſſe aufſucht. Der ſchottiſche Adel ſteht eben nicht in dem Rufe ein Majeſtätsverbrechen ſehr zu ſcheuen, und hat dies ſchon mehrmals bewieſen.“

„Aber er hat auch auf hundert Schlachtfeldern bewieſen, daß er Leib und Gut, ja den letzten Blutstropfen für die Perſon eines geliebten Monarchen freudig auf's Spiel zu ſetzen entſchloſſen iſt!“ rief John Ramſay, mit einem, voll ſtolzen Jünglingsmuth funkelndem Auge. „Der König hat zwar kaum ſechs oder acht Begleiter bei ſich, aber — bei der Diſtel von Schottland! — der Graf von Gowrie ſollte einen guten Hochlandsdolch an der Kehle fühlen, wenn er es wagte nur einen Finger gegen den König zu erheben.“

Lancelot machte zwar bei den Worten des Pagen eine etwas ungläubige Miene, doch ſchwieg er aus Höflichkeit, und ſagte nur, indem er den Bekannten bei Seite zog:

„Nochmals, werther Sir, bitte ich Euch dringend, Euch bei den Herren, die den König umgeben, dahin zu verwenden, daß mir Sr. Majeſtät eine geheime Audienz ertheile. Ich habe dem König ein Käſtchen, — hier ſeufzte er tief — in welchem ſich etwas von Wichtigkeit und Werth befindet, zu übergeben, außerdem aber ein Paket Papiere zu überreichen, welche mir Franz Stuart, Graf von Bothwell — den Ihr nicht mit Jakob Hepburn, der dieſen Namen unter der Regierung der Königin Maria führte, verwechſeln müßt — ein Verwandter des Königs, als er verbannt nach Frankreich floh, anvertraut hat. Ich lernte ihn in meiner Jugend bei einer gewiſſen Gelegenheit kennen, er bewies mir viel Zutrauen, und als er auf ſeiner Flucht durch London kam, legte er die Papiere mit der Weiſung in meine Hände, wenn ich die ſichere Nachricht ſeines Todes erhielte, nach einer verſiegelten Anweiſung zu verfahren, die mir jetzt vorſchreibt ſolche, ſo wie Flora Mac Alpin — die er mir als Kind mit übergab, und die ich als meine Nichte ewig — dem König von Schottland zu überbringen.“

„Was?“ rief Ramſay voll Erſtaunen, und indem eine ſchnelle Röthe ſein ſchönes Antlitz überzog. „Flora iſt nicht Eure Verwandte?“

„Durchaus nicht!“ entgegnete Lancelot. „Ich vermuthe faſt, daß ſie die Tochter des unglücklichen Grafen ſey; wenigſtens ſchloß ich dies aus einigen dunklen Aeußerungen.“

„Ha! wäre dies der Fall!“ — rief Ramſay freudig, aber er unterbrach ſich ſogleich. — „Weiß Flora etwas von ihrem Herkommen?“

„Keine Sylbe;“ erwiederte Lancelot. „Ich unterrichtete ſie blos bei unſerer Abreiſe, daß ſie nicht meine Nichte ſey. — Aber ſeht! dort ſprengen einige Reiter daher.“

„Es iſt der König!“ rief der Page, indem er einem Diener winkte, es dem Grafen zu melden. —

Nach wenigen Augenblicken ſprengte der König mit ſeiner Begleitung in den Schloßhof. Der Monarch ſah ſehr vergnügt aus. Wahrſcheinlich war es mehr die Erwartung des zu erhebenden Schatzes, als die Beute der Jagd, die ihn ſo fröhlich ſtimmte.

Der Graf von Gowrie trat, von zahlreichem Gefolge begleitet, aus der Thür, um den Fürſten zu empfangen, und dieſer ſchickte ſich an vom Pferde zu ſteigen, während Sir William Vere den Steigbügel hielt.

„Nun, da ſind Wir, equis virisque, ſo zu ſagen!“ rief Jakob vergnügt. „Ich grüße Euch, Graf von Gowrie! — Aber nehmt Euch in Acht, Sir William, guter Holterpolter, daß Ihr mir nicht ſo ungeſchickt von der Mähre helft wie neulich, wo wir Beide der Länge nach auf das Pflaſter fielen, weshalb Wir Euch mit jenem paſſenden Beinamen belegten. — So recht! — Nun, Lord Ruthven, wo iſt der Menſch mit dem Schatze? — Jetzt zeigt Euch, bringt ihn her Unſern unbeſoldeten Thesaurarium, von dem Wir wünſchen wollen, daß er eine glücklichere Hand habe als der wirkliche wohlbezahlte, unter deſſen Griffen Alles wie Butter unter glühendem Eiſen zerfließt; macht aber daß ich nicht mit Quintilian von Euch zu ſagen genöthigt bin: Pro thesauro dat carbones.“ —

„Ew. Majeſtät weiß, daß mein unglücklicher Vater bei einer gewiſſen Gelegenheit ſagte: Ein

Ruthven hält ſein Wort, und wenn die Hölle ſein Lohn würde!“ erwiederte der Lord mit düſterm Lächeln. „Gowrie und ich, wir ſind die Söhne des Mannes, der ſo geſprochen.“

„Erinnert mich nicht an ſo traurige Dinge, lieber Lord;“ ſagte der König trübe. „Ich zweifle übrigens nicht, daß Ihr und Euer Bruder unter allen Umſtänden Euer Verſprechen löſet.“

„Euer Gnaden kann ſich darauf verlaſſen!“ ſagte Graf Gowrie kalt. „Vor Allem aber bitte ich, daß es Euch gefällig ſey einige geringe Erfriſchungen in der Halle einzunehmen. Mein Bruder wird inzwiſchen den Ueberbringer des Schatzes herbeiführen.“

„Bona! das wollen Wir;“ ſagte Jakob munter, indem er unter Begleitung des Grafen und ſeines Gefolges dem weiten Ritterſaale zuſchritt. „Ich denke meine Lords werden hungrig ſeyn, und Wir Selbſt, werden Euch zeigen, daß man Uns bitteres Unrecht thun würde, wenn man Uns — wie Plautus, der närriſche Komödiendichter ſehr ſpaßig ſagt — edentulus ſchimpfen wollte; Ihr aber Graf und Lord Ruthven, verbittert Uns nicht weiter den

Genuß durch alte traurige Erinnerungen, ſondern beſtätigt lieber in dieſer Hinſicht, durch verſtändiges Vergeſſen derſelben, Columella's Ausſpruch: Tempus edax rerum!“ —

Seelenvergnügt, und unter manchen nicht eben allzu königlichen Scherzen, die er ſich vorzüglich gegen ſeinen „Sir William Holterpolter“ erlaubte, nahm der Fürſt das Mahl ein. Die Gutmüthigkeit des Königs äußerte ſich auf verſchiedene Weiſe, die aber im Allgemeinen zu erkennen gab, daß er die rauhe Behandlung, die er von dem Vater einſt zu ertragen gehabt, durchaus nicht den Söhnen gedenken wolle; vielmehr ſagte er, ohne darum gebeten worden zu ſeyn, dem Lord Ruthven, der ihm beſſer als deſſen Bruder zu gefallen ſchien, mehrere Vergünſtigungen zu, und ladete ihn nach Hofe ein, wo er, wie er meinte, mit Unrecht fremd zu bleiben ſuche. — Die Güte des Königs ſchien auf den Lord nicht ohne Eindruck zu bleiben, er wechſelte, wie in beſonderer Verlegenheit um Ausdrücke des Dankes, mehrmals die Farbe, und ſein ſonſt ſo ſtolzes, hochfahrendes Weſen ſchien ſich in ein ſehr befangenes, unbeholfenes verwandelt zu haben. Der

Graf von Gowrie dagegen war kalt und einſilbig, und als der König im Geſpräche äußerte: daß es ihn freue, daß die Einwohner von Perth mit ſeiner Verwaltung beſonders zufrieden wären, beantwortete er die gnädigen Worte nur durch eine ſtumme Verbeugung. — Endlich war das kleine Mahl beendigt, und der König ſtand vom Tiſche auf.

„Genug!“ rief Jakob, dem Grafen die Hand reichend. „Allzuviel iſt vom Uebel! Eſſen, Trinken, Jagen, Schätze heben, viel zu viel für einen halben Tag. Ihr ſollt nicht mit Cicero von mir ſagen müſſen: Delectatione satiari non potest.“

Lord Ruthven hatte ſich für einen Augenblick entfernt, jetzt trat er wieder in die Halle, aber ſein Geſicht war bleich, ſein Blick verwirrt.

„Iſt es Eurer Majeſtät gefällig, ſo führe ich Euch zu dem Manne, von dem ich geſagt; er bittet dringend um einſames Gehör, und will ſeinen Aufenthalt nicht verlaſſen.“

„Ein curioſer Kerl — bei Unſerer Krone!“ ſagte Jakob lachend. „Aber was will man machen.

Er bringt Geld, und das iſt ſchon einer kleinen Mühe und Gunſt werth. Es iſt ſchon viel, daß er ſich überhaupt von dem Gelde trennen will, denn er ſcheint mir nach des Plautus ſchnakiſchem Ausdrucke: pecuniae accipiter zu ſeyn. Indeß immerhin! Wir wollen ihn aufſuchen.“ —

„Iſt es gefällig, Mylords,“ ſagte der Graf von Gowrie, als der König und Ruthven fortgegangen waren, „einige Schlachtroſſe, die ſo eben aus Frankreich für mich angekommen, zu beſehen. Ich denke daß Ihr, als ächte ſchottiſche Rittersleute, bei Beſichtigung derſelben mindeſtens eben ſo viel Vergnügen finden werdet, als Sr. Majeſtät bei Durchzählung der Geldbeutel.“ — —

Lord Ruthven hatte indeſſen den König von Halle zu Halle, von Gemach zu Gemach, endlich mehrere Treppen hinaufgeführt. Eben ſchritten ſie durch einen langen Corridor.

„Wie es ſcheint, Mylord,“ ſagte Jakob lachend, „wollt Ihr Uns das alte Sprüchwort: Post coenam stabis aut mille passus meabis, practiſch in Erinnerung bringen, denn ſonſt ſehe ich nicht ein, warum Ihr unſern freiwilligen thesaurarium in einem ſo entfernten Theil des Schloſſes verborgen habt.“

„Ich glaubte daß es nöthig ſey ihn von jedem Dritten entfernt zu halten, bis Euer Gnaden ihn geſprochen;“ verſetzte Ruthven. „Wir ſind indeß ſogleich zur Stelle. Jenes Pförtchen führt in das Thurmzimmer, in welchem er ſich befindet.“

In demſelben Augenblicke zog Ruthven einen Schlüſſel aus dem Gürtel, und ſtieß ſolchen mit ungewiſſer, zitternder Hand in das Schloß der eben bezeichneten Thür. So wie er letztere geöffnet hatte, nöthigte er den König in das kleine, runde Thurmgemach zu treten. — Wer beſchreibt das Entſetzen des Monarchen, als in demſelben Augenblicke die Pforte krachend hinter ihm zu flog, als er Lord Ruthven ſich mit eiligen Schritten entfernen hörte, und ein von Kopf bis zu Fuß gerüſteter Mann, mit geſchloſſenem Viſir und gezücktem Schwerte ſich ihm gegenüber befand. —

Während dieſes im Schloſſe vorging, der Graf von Gowrie aber in den Ställen den Begleitern des Königs die Vorzüge der aus Frankreich gekommenen Roſſe auseinander ſetzte, war John Ramſay leiſe hinter Flora Mac Alpin, welche in dem nahe liegenden Schloßgarten luſtwandelte, hergeſchlichen, und faßte das Mädchen plötzlich bei der Hand.

„Alſo in dieſer fernen Gegend, an den Ufern des Tay,“ ſagte er zärtlich, „mußte ich den Stern wieder finden, der mir an den Ufern der Themſe aufgegangen war, nach dem ich täglich ſehnſuchtsvoll hinblickte, und welchem ich, wenn auch nicht wie ein Weiſer, ſondern wie ein Thor, längſt gern nachgezogen wäre.“

„O, ich bitte Euch, Sir John,“ verſetzte Flora ängſtlich, „erneuert nicht die Sprache, die ich einſt in London nicht hätte anhören ſollen, und die mir ſchon ſo viel Kummer bereitet hat.“

„Höret mich, theure Flora —“ hob der Jüngling auf's Neue an.

„Nein, Sir!“ unterbrach ihn dieſe ſogleich. „Das arme, verlaſſene, von der Gnade Fremder lebende Mädchen niedriger Herkunft, darf ſolche Worte aus dem Munde eines jungen Mannes, der dem höchſten Adel Schottlands zugehört, nicht ferner hören. Daß ich es früher gethan, geſchah aus Unerfahrenheit, aus kindiſchem Leichtſinn, und macht das Unglück meines Lebens.“

„Und aus eben dieſem Grunde ſollt und müßt Ihr mich hören!“ rief Ramſay heftig. „Ich habe Euch nicht aufs Neue gefunden, um Euch wieder zu verlieren; jetzt zu verlieren, wo vielleicht Ausſicht da wäre uns auf immer anzugehören.“

„Wie?“ rief Flora befremdet. „Wie könntet Ihr nur einen Gedanken dieſer Art — “

„Ich bitte Euch, theure Flora, laßt mich reden, Euer und mein Lebensglück hängt vielleicht an dieſer Minute!“ rief Ramſay heftig. „Vor wenig Augenblicken ſagte mir Meiſter Lancelot, daß Ihr nicht ſeine Nichte wäret, daß Stuart, Graf von Bothwell, bei ſeiner Flucht und Verbannung Euch ihm zur Erziehung übergeben, und durch eine ſchriftliche Anweiſung verordnet, im Fall ſeines Todes Euch zu dem Könige Jakob zu geleiten. Oft erzählte mir mein Vater von dieſem Stuart, den er ſehr wohl gekannt, er ſchilderte ihn als einen überaus ſtolzen Mann, und es iſt nicht zu glauben, daß er ſich eines Kindes niederer Herkunft ſo vorſorglich, ja väterlich angenommen haben würde, auch ſagte Lancelot, daß der Graf mehrere Worte habe fallen laſſen, aus welchen er ſchließen können, daß Ihr ihm nahe angehörtet, vielleicht ſeine Tochter ſeyn möchtet. Wäre dies der Fall, ſo wäre der Sinn meines Vaters augenblicklich verändert, ſelbſt in dem Falle, daß Ihr die ärmſte, entfernteſte Verwandte, oder — verzeiht die Vorausſetzung der Möglichkeit, da der Graf Wittwer war — die natürliche Tochter Bothwells —"

„Dies fehlte noch, um das Maaß meines Unglücks vollzumachen!" unterbrach ihn Flora.

„O, Ihr kennt nicht den Sinn unſers Adels!" entgegnete Ramſay lächelnd. „Die natürliche Tochter eines entfernten Verwandten des Königs iſt ihnen ebenbürtig genug, während ſie das edelſte Geſchöpf unter der Sonne, wäre es der Abkömmling eines Plebejers, nicht zu würdigen wiſſen würden."

„Sey es ſo, wie Ihr ſagt," ſprach Flora getrübten Blickes, „ſo ſehe ich noch nicht ein —"

„Lancelot," rief Ramſay raſch, „muß bald eine Audienz beim Könige haben. In dieſer wird ſich das Geheimniß Eurer Herkunft enthüllen. Sind die Umſtä[illegible] wie ich ahne, ſo werfe ich mich ſogleich dem Monarchen zu Füßen, und bitte um Eure Hand, der König liebt mich, an ſeiner und an meines Vaters Einwilligung iſt dann nicht mehr zu zweifeln —"

In dieſem Momente erhob ſich in dem nahen Schloßhofe ein gewaltiges Getümmel. Man unterſchied die Stimme eines Dieners, welcher laut ausrief:

„Die Roſſe der Lords des Königs heraus! Sr. Gnaden ſind bereits fortgeritten." —

John Ramſay und Flora eilten raſch nach der Gartenthür. Das Gefolge des Königs, unter dieſem der Graf von Gowrie, ſtürzte aus den Ställen.

„Verzeiht, Ihr Herren, daß ich Euch aufhielt!" rief er lebhaft. „Heraus mit den Pferden! Schnell heraus mit ihnen! Halloh! ſputet Euch, meine Diener, oder ich will Euch zu Hülfe kommen! — Ich wäre untröſtlich, Mylords, wenn Ihr wegen mir Verweiſe bekommen ſolltet."

Die eben beſchriebene Scene fand unweit des Pförtnerhauſes ſtatt. Lancelot und der Pförtner ſtanden vor der Thür.

„Mylords!“ rief der Erſtere. „Der König iſt noch im Schloſſe, er hat das Haus nicht verlaſſen.“

„Was ſpricht der Hund?“ rief zornig der Graf von Gowrie. „Er kennt den König nicht, oder er hat eine Abſicht bei ſeiner Behauptung. — Heda, Pförtner! Nicht wahr, Du ſahſt den König eben zum Thore hinaus reiten?“

„In der That, Mylord,“ erwiederte der Letztere, indem er den abgezogenen Hut mit den Händen zerknetete, „ich habe mich nicht von dieſem Fleck gerührt, und ſah Sr. Gnaden den König nicht, aber da Ihr es ſagt, ſo muß er wohl geritten ſeyn, obwohl ich den Schlüſſel zu der äußeren Pforte, die ich nach Eurem Befehl verſchloß, in der Taſche habe.“

„Lügner! Beſtie von einem Lügner!“ ſchrie der Graf, indem er mit dem Fuße nach dem Pförtner ſtieß. „Der König iſt fort! Ich ſah ihn aus dem Thore ſprengen!“

Während die Lords nicht wußten was ſie denken ſollten, und beſtürzt einander anſahen, warf Ramſay einen [illegible] nach einem runden Thurme, deſſen

Fuß der Schloßgarten begränzte, und wo er, als er in dem letztern mit Flora verweilte, zufällig ein halb geöffnetes Ausfallspförtchen geſehen hatte. Einige Klaftern unterhalb der Zinne des Thurms war ein kleines Fenſterchen.

„Dort! — Dort!" rief Ramſay, indem er nach dem Fenſter zeigte. Die Stimme verſagte ihm.

Die Lords ſahen hinauf. Was erblickten ſie! — Der Kopf des Königs erſchien am Fenſter, eine Hand packte ihn bei der Kehle, und ſchien ihm mit großer Gewalt dieſe zuzudrücken, oder ihn in's Zimmer zurückreißen zu wollen.

„Hülfe! — Verrätherei! — Hülfe, Mylord von Mar!" rief jetzt der König mit halb erſtickter Stimme.

„Verrath! Teufliſcher Verrath!" donnerte der Graf von Mar, indem er das Schwert zog. „Folgt mir, Mylords und Ritter!"

„In's Schloß! Zu Hülfe dem Könige!" ſchrien de Vere und Herries, indem ſie mit gezogenen Degen in die Burg ſtürzten. — Gowrie eilte ihnen nach.

Eben wollte John Ramſay [illegible]tern ergreifen, ſchon hatte er ihn bei der [illegible]pe gefaßt, als er ihn wieder losließ, und indem er ſeinen Dolch einem Diener auf die Bruſt ſetzte, ausrief:

„Führt nicht die kleine Ausfallpforte im Garten nach dem obern Thurmgemach? — Antworte, Menſch, oder — bei'm Blute Chriſti! — ich durchſtoße Dich!“

„Ja, edler Sir, ſie führt hinauf!“ ſtammelte Jener erſchrocken.

Mit zwei Sprüngen, wie ein junger kampfluſtiger Löwe, ſtürzte Ramſay in den Garten, und verſchwand hinter der Thurmpforte.

Wir kehren inzwiſchen zu dem Könige zurück, der ſich mit dem gewappneten Gegner in dem kleinen Thurmgemache befand. Letzteres hatte zwei Eingänge und ein, ziemlich in Mannshöhe angebrachtes, Gitterfenſter. Der erſte jener Eingänge war der, durch welchen Ruthven den Fürſten eingeführt, der andere war dieſem gegenüber. So wie ſich der König mit einem Geharniſchten, der ein bloßes Schwert in der Hand trug, allein befand, prallte er im erſten Augenblicke heftig zurück, aber er ermann[illegible] dann ſogleich. Nach einem Widerſpruche, b[illegible]r ſo oft im menſchlichen Charakter finden, war König Jakob, obgleich er nur mit Schaudern einen entblößten Degen anblicken konnte, dennoch nicht feig, und hatte dies bei mehreren Gelegenheiten durch die That bewieſen. Hier kam noch ein anderer Umſtand hinzu der ihm, in der Gefahr in welcher er ſich befand, Muth einflößen mußte: ſein Gegner zitterte am ganzen Leibe. —

„Was iſt Deine Abſicht, Menſch?“ ſchrie der König nach einem Augenblicke, in welchem er ſich geſammelt hatte, den Gewappneten an.

Der Letztere ſchwieg, blieb aber in ſeiner Stellung, an der gegenüber befindlichen Thüre.

„Biſt Du ein gedungener Mörder, und willſt Du es wagen Deine verruchte Hand an Uns, den Geſalbten des Herrn zu legen?“ fuhr Jakob fort. „Du ſollteſt kein leichtes Spiel haben, und würdeſt für dieſe That zeitlich und ewiglich verdammt ſeyn.“

Der Gegner ſchwieg fortwährend, aber zitterte.

„Ich denke,“ ſagte der König, indem er einen andern Weg einzuſchlagen ſuchte, den ihm die Entmuthigung des Widerſächers angab [illegible]Du biſt ein armer Teufel, dem die ſchurkiſchen [illegible] zu der vorzunehmenden Unthat zwingen wollen, der aber im Grunde ein rechtlicher Kerl iſt. Laſſe mich deshalb hinaus, und ich will Dich königlich belohnen."

Der König ging mit dieſen Worten auf die Thüre zu, neben welcher der Geharniſchte ſtand, aber dieſer hielt ihm das Schwert entgegen.

„Was Henker ſoll dies heißen?" rief der König. „Will Lord Ruthven ſeinen Scherz mit Uns treiben, daß er Uns einen Hund gegenüber ſtellt, der weder bellen noch beißen kann? Sollen Wir gefangen gehalten werden? — Oeffne ſogleich das Fenſtergitter! — Bei Unſerm Zorn! Oeffne das Fenſter!"

Der Geharniſchte zögerte einen Augenblick, dann ſchritt er nach dem Gitter und öffnete es. In dieſem Augenblicke trat Ruthven wieder in's Gemach.

„Ha, was iſt das?" rief er heftig, indem er dem Gewappneten den Dolch von der Seite riß, und ihn dem Könige auf die Bruſt ſetzte. „Erinnert Euch, daß mein Vater durch Euch umgekommen, denkt, daß Euer Leben in meiner Hand iſt, und folgt mir."

„Euer Vater ward ein Opfer ſeines Verbrechens, und ſtarb nach dem Ausſpruche des Geſetzes;" erwiederte Jakob mit Würde. „Hütet Euch, Undankbarer, daß Ihr nicht ein gleiches Loos erfahret"

„Folgt mir! Der Sand verrinnt;" rief Ruthven wild.

„Wohin wollt Ihr mich führen, Verräther!" ſprach der König. „Ich gehe nicht von der Stelle. — Ich bitte Euch, Alexander Ruthven, bedenkt was Ihr thut!" ſetzte er begütigend hinzu.

„Ihr wollt Euch nicht in meinen Willen ergeben? Tod Gottes! Ich gedenke Euch zu zwingen;" rief Ruthven mit Wildheit, indem er den Dolch dem Gewappneten hinreichte, ſich ein Strumpfband abriß, und die Hände des Königs ergriff, dieſe damit zuſammen zu knebeln. Da der Lord ein Mann von koloſſaler Größe und rieſiger Kraft war, ſo würde ihm dies nicht ſchwer geworden ſeyn, wenn nicht der König in dieſem Moment an das Fenſter geſprungen wäre, und jene, früher angeführten Worte ſeinem Gefolge zugerufen hätte. Zwar ſuchte Ruthven ſein Schreien zu verhindern, indem er ihm die Kehle zudrückte, aber die Lords des Königs hatten den Hülferuf vernommen, bald darauf ſtürmten ſie die Haupttreppe herauf, und in wenigen Augenblicken befanden ſie ſich an der Thüre, die ſie zu erbrechen trachteten.

„Wohlan!“ rief Ruthven wild. „Jetzt gilt es eine That, welche ich nicht nöthig zu haben glaubte. Ihr und ich, wir Beide werden umkommen. Ich räche Dich, unverſöhnlicher Schatten meines Vaters!“

Mit dieſen Worten faßte Ruthven auf's neue nach dem Dolche des Gewappneten. Er riß ihn ſchnell aus der Scheide, und wollte ſich eben auf den König werfen, als ſich die Thüre zur Seite des Gewappneten öffnete, und — John Ramſay wie ein Raſender hereinſtürzte.

„Stirb, Ungeheuer! — Stirb, teufliſcher Verräther!“ ſchrie der Jüngling, indem er dem Lord ſeinen Dolch zweimal nach einander in die Seite ſtieß. Ruthven kehrte ſich nach ihm, jedoch ohne zu wanken.

„Stoße tiefer, Ramſay! Er hat ein dickes Wamms [illegible]“ rief der König.

Eben wollte der Page dem Lord noch einen

Stoß beibringen, als Sir Hugh Herries und Thomas Erskine, welche, da ſie den Haupteingang nicht gefunden, umgekehrt waren und die geheime Treppe getroffen hatten — in's Zimmer traten. Ramſay faßte in dieſem Augenblicke Ruthven, welcher zu wanken begann, bei der Kehle, und warf ſolchen den Eintretenden entgegen. Er ſtürzte unter ihren Schwertſtreichen zu Boden, und rief ſterbend aus: „Ach, ich bin wegen dieſer That nicht zu tadeln!“ — —

Während dies im Thurmzimmer verging, tobte der Graf von Mar und Sir William Vere an der Hauptthüre; endlich erbrachen ſie die letztere.

„Seht, Mylords, die traurige Geſchichte!“ rief Jakob ſchmerzlich, indem er auf die Leiche des Lords zeigte. „Er war ein Verräther, ein necator, der Uns umzubringen gedachte, aber dennoch gäbe ich ein Paar Finger darum, wenn das Unglück ſich nicht ereignet hätte. Dolet hoc cordi meo!“

„Beklagt ihn nicht, Sire!“ rief rauh Hugh Herries, indem er mit dem Fuße nach dem Todten ſtieß. „Die Leiche des Ungeheuers verdiente an den

Schwanz eines Pferdes gebunden, und durch die Straßen von Perth geſchleift zu werden."

„Ach, Sir Hugh Herries! Sein Vater iſt durch's Schwert des Henkers gefallen!" ſagte der gute König ſeufzend. —

„Und deſſen Leben, wie das meines Bruders, ſollt Ihr Alle mit Euren Köpfen bezahlen!" rief jetzt eine Stimme vor der Thür. Gleich darauf trat der Graf von Gowrie, in jeder Hand ein bloßes Schwert, an der Spitze von ſieben Bewaffneten in's Zimmer.

Ein wüthendes Gefecht entſpann ſich augenblicklich. — Der Gegner des Königs waren acht, ſeiner Vertheidiger nur vier. Letztere hatten überdies dafür zu ſorgen, den Fürſten wo möglich der Todesgefahr zu entziehen. Um dies im Stande zu ſeyn, kam Alles darauf an, die Gegner aus dem Thurmgemache zu treiben, und ſomit den Monarchen von den Angreifenden zu trennen. Letzteres gelang nach großer Kraftanſtrengung, welche durch den Umſtand begünſtigt wurde, daß Gowrie und die Seinigen in der Enge des Eingangs fochten, während die Streiter des Königs ſich im Zimmer ausbreiten konnten.

So wie die Angreifenden aus dem Gemache auf den Korridor zurückgetrieben waren, drängte der Graf von Mar den König in das Thurmzimmer zurück, und ſchloß die Thüre hinter ihm zu. — Das Gefecht dauerte indeß auf's Hitzigſte fort. Der Graf von Gowrie focht wie ein verwundeter Tiger. Er wußte daß Ehre und Leben zugleich auf dem Spiele ſtanden. Weniger Muth zeigten ſeine Leute. Der Henkerblock, der ihnen im Fall des Unterliegens gewiß war, mochte, in der Perſpective der Phantaſie erſcheinend, ihrem Muthe Eintrag gethan haben. Bei alledem war der Ausgang des Gefechts ziemlich ungewiß. Abgerechnet die Kampfeswuth des Grafen Gowrie und die Ueberzahl der Seinigen, war Sir Hugh Herries ein lahmer und zur Führung des Schwerts faſt unfähiger Mann, de Vere bei Jahren, Alles kam mithin auf den Grafen Mar und John Ramſay an. Der Kampf hatte inzwiſchen beinahe eine Viertelſtunde gedauert, die Streiter des Königs waren wieder bis zur Thüre des Thurms zurückgedrängt, der Platz begann zu mangeln. Jetzt beſchloß John Ramſay entweder den Kampf zum Vortheil zu entſcheiden, oder ſich für ſeinen Herrſcher zu opfern. Eben war er auf Gowrie heftig eingedrungen, und hatte dieſen durch ſchnell auf einander folgende Schwerthiebe etwas verwirrt gemacht, plötzlich warf er den Degen weg, zog den Dolch, und ſich tief bückend, unterlief er den Gegner. So wie er ſich mit dem Feinde Bruſt an Bruſt befand, umfaßte er ihn mit der Linken, ſuchte mit der Rechten eine Fuge des Harniſches, und ſtieß, als er dieſe gefunden hatte, dem Gegner den Dolch bis an's Heft in die Seite. Gowrie ſtürzte in dieſem Momente wie vom Blitze getroffen, und ohne ein Wort zu ſprechen, zu Boden. Ramſay's Eiſen hatte ihm das Herz durchbohrt. —

So wie die Streiter des Grafen ihren Herrn niederſtürzen ſahen, flohen ſie mit Angſtgeſchrei; der Graf von Mar und Sir William Vere verfolgten ſie bis zur Treppe. — —

Obwohl das Gefolge des Königs der Meinung geweſen ſeyn mochte, daß der Fürſt während des Kampfes die geheime Treppe hinab eilen und ſich in die Stadt zu flüchten ſuchen würde, ſo fanden ſie doch, als ſie die Thüre des Gemachs öffneten, denſelben mit gefalteten Händen, und indem ihm die Thränen über die Wangen rollten, zur Seite der Leiche Ruthvens ſtehen.

„Ich bin nicht ſchuld, nein, bei Gott, ich bin nicht ſchuld an dem vergoſſenen Blute!“ rief er erſchüttert, als ihm ſeine Begleiter den Tod des Grafen meldeten. „Ha, könnte ich ſie lebendig machen, ich wollte ihnen vergeben!“

„Sie haben den Lohn ihres Verraths empfangen, Sire!“ ſagte der Graf von Mar, indem er das Schwert in die Scheide ſtieß.

„Denkt nicht an den Tod der Verräther!“ rief Hugh Herries. „Denkt an die Belohnung deſſen, dem Eure Gnaden, ſo wie wir Alle den Sieg und das Leben verdanken. Ohne John Ramſay waren wir Alle verloren.“

Der Graf von Mar und die Andern erzählten jetzt dem Könige, wie ſich ſein Page zum zweitenmale ausgezeichnet habe, indem ſie den Letztern mit Lobſprüchen überhäuften.

„Du biſt ein braver Junge, John Ramſay, der nun aber bald für immer Sir John Ramſay heißen ſoll!“ rief der König, ſtets erfreut und geſprächig, wenn er Jemanden loben und erfreuen konnte. „Du machſt heute mit einmal zwei Sprüchwörter zu ſchanden. Ne Hercules quidem contra duos, und Du haſt das Gegentheil gezeigt; heroum filii noxae, ſagt Cicero, und das iſt wieder nicht wahr, denn Du biſt ſo brav wie Dein Vater. Du haſt wie ein ächter Ritter gefochten, darum knie nieder — knie ſogleich nieder — ich will Dich zum Ritter ſchlagen; Du ſollſt auf der Stelle gerittert (knighted) werden.“

Der Jüngling ſtürzte hocherfreut dem Könige zu Füßen, Jakob nahm den blutigen Degen des Grafen von Mar, und ſchlug den Knieenden — jedoch nicht ohne das Geſicht von dem bloßen Schwerte abzuwenden — zum Ritter.

„Aber was bleibſt Du denn auf den Knieen liegen? Stehe auf und umarme mich wie es Brauch iſt, Sir John;“ ſagte der König, als Ramſay noch in der vorigen Stellung verharrte.

„Sire,“ ſagte der Jüngling, indem er eine der Hände des Königs ergriff und an die Lippen drückte, „ich habe noch eine Bitte an Euch zu richten.“

„Stehe auf, ſie ſey Dir gewährt — wenn es kein Geld betrifft;“ erwiederte Jakob.

„Das iſt keineswegs der Fall;“ ſagte lächelnd der Jüngling. „Ich bitte Euch blos, dem Glaſermeiſter Lancelot Young aus London, einem alten Bekannten von mir gnädiges Gehör, und wenn es immer möglich, Gewährung ſeines Anliegens zu verleihen. Gedachter Lancelot iſt derſelbe, von dem Ruthven geſprochen, der Mann, der Eurer Majeſtät etwas von Wichtigkeit — der Lord ſagte einen Schatz — zu überbringen hat.“

„Der mit dem Schatze?“ ſchrie der König erſchrocken. „Bleib mir mit dem Schatze vom Leibe, John Ramſay! In meinem Leben will ich mit keinem ſolchen thesauro mehr zu ſchaffen haben! — Die Schatzgeſchichte wäre mir und meinen Lords faſt bekommen wie den Hunden das Grasfreſſen. — Ueberdies war es wohl nur eine Vorſpiegelung des Lords, um Uns in's Verderben zu locken, eine Phantaſie, nichts weiter; oder meinſt Du, Sir John Ramſay, daß der Menſch wirklich einen Schatz, einen ordentlichen, tüchtigen, konſiderabeln Schatz bei ſich führe, und ſolchen Uns, als deſſen geſetzlichem Herrn und Eigenthümer, überantworten wolle?“

„Ich kann Ew. Gnaden auf meine Ehre verſichern, daß mir der Mann geſagt, daß er Papiere, die ihm einſt der verbannte Franz Stuart, Graf von Bothwell anvertraut, und außerdem noch etwas von Werth, das Eurer Majeſtät Eigenthum ſey, in den Händen habe.“

„Etwas von Werth? — Ei ſieh doch! — Und Papiere des armen Franz Stuart, der ein Tollkopf war, den ich immer zurückrufen wollte, und der jetzt, wie ich höre, geſtorben iſt?“ ſagte beifällig mit dem Kopfe nickend der König. — „Nun führe ihn zu mir Deinen Bekannten, den thesaurarium, aber in's Ciſtercienſerkloſter, nicht hierher in dieſes Haus des Mordes und Verraths, wo ich nicht eine Viertelſtunde länger verweilen will.“ — — —

Es fehlte nur wenig dazu, daß nicht der König in eine neue Gefahr gerathen wäre. Der getödtete Graf von Gowrie war Provoſt der Stadt Perth, und bei den Bürgern ſehr beliebt. Als dieſe ſeinen Tod vernahmen, verſammelten ſie ſich haufenweiſe vor dem Pallaſte, und drohten mit dem Schwerte in der Hand denſelben zu rächen. „Der grüne Rock des Königs ſolle für die That bezahlen,“

ſagten ſie, und nur mit Mühe konnten die Verſicher der Bürgerſchaft das Volk zerſtreuen.

Im Allgemeinen hat die Geſchichte die näheren Umſtände der Verſchwörung ſehr im Dunkel gelaſſen, und König Jakob hatte, außer dem ausgeſtandenen Schrecken, noch in der Folge vielen Verdruß über den Vorgang auszuſtehen. Seine Gegner breiteten aus, der König habe eine Abneigung gegen die Gebrüder Ruthven gefaßt gehabt, und den blutigen Auftritt abſichtlich herbei geführt, um ſie zu verderben. Dies verdient wohl kaum widerlegt zu werden. Jakob war nicht nur von Natur gutmüthig, ſondern auch ein Feind aller Gewaltthat, er konnte kein entblößtes Schwert ohne Schaudern anblicken, wie ſollte er ſich freiwillig in die drohendſte Gefahr begeben haben, ohne deren Ausgang nur mit Wahrſcheinlichkeit vorherſehen zu können? Dennoch weigerte ſich ein Theil der Geiſtlichkeit geradezu, das deshalb angeordnete Dankfeſt abzuhalten, und ein Mitglied derſelben, dem der Fürſt deshalb Vorwürfe machte, ſagte: „er müſſe den Vorgang wohl glauben, da der König ſage, er hätte denſelben mit angeſehen, wenn er aber ſelbſt es geſehen hätte, ſo würde er dennoch nicht den eigenen Augen trauen.“ König Jakob ärgerte ſich außerordentlich über dieſe Hartgläubigkeit, welche ihm ſogar den Ruhm der überſtandenen Gefahr nicht zu Gute kommen laſſen wollte.

Neun Jahre ſpäter kam jedoch einiges Licht in den Vorgang, und wir ſind bei deſſen Darſtellung dieſen Aufklärungen gefolgt. Bei einem gewiſſen Notar Sport wurden Briefe von jenem Logom von Reſtalrig, der indeſſen geſtorben war, gefunden, und dieſe enthielten, daß König Jakob gefangen genommen werden ſollte. Wie es ſcheint, war die Königin Eliſabeth von England, welche die Gefangennehmung Maria Stuarts ſo vortheilhaft gefunden hatte, hier gleichfalls im Spiele, und das Ganze in deren Intereſſe angeſtellt. Logoms Gebeine wurden demzufolge ausgegraben, um vor einen Gerichtshof gebracht und gerichtet zu werden, Sport wurde als Mitwiſſer gehangen, und ſoll, aufgefordert noch im Tode ein Zeugniß von der Echtheit der Briefe zu geben, nachdem er von der Leiter hinabgeſtoßen worden, dreimal mit den Händen geklatſcht haben. — — —

Wir wenden uns jetzt zu der Audienz, welche König Jakob dem guten Lancelot Young, der wie ein armer Sünder, ſein Käſtchen unter dem Arme, hinter John Ramſay die Treppen des Ciſtercienſer-Kloſters hinauf wandelte, bewilligt hatte.

„Dies alſo iſt der thesaurarius, durch den Wir eigentlich in eine ſo große Gefahr gerathen ſind!“ rief Jakob, als Young mit allen Zeichen der Angſt und des Kummers im Geſichte ſich auf beide Knie niederwarf. „Nun, nun, ſtehe auf guter Menſch! Du biſt nicht ſchuld daran, darum ſey getroſt, und rücke heraus mit dem thesauro.“

„Möge Ewr. Majeſtät zuerſt erlauben, daß ich Euch dieſe Papiere, die mir Franz Stuart, Graf von Bothwell, ſammt einem Kinde bei ſeiner Flucht übergab, demüthigſt überreiche;“ ſtammelte Young.

„Ein Kind hat er Dir übergeben?“ rief der König lachend, indem er nach den Papieren griff. „Ach, Meiſter Lancelot, Du ſcheinſt eben nicht zu den ſieben Weltweiſen zu gehören, daß Du ein ſolches Geſchenk angenommen, und ich hoffe, es iſt dies nicht der thesaurus, den Du Uns übergeben willſt.“

„Das iſt dennoch zum Theil der Fall, wenn Euer Gnaden erlauben wollen;“ erwiederte Lancelot ein wenig ermuthigt, jedoch nicht ohne einen tiefen Seufzer dabei auszuſtoßen. „Geruhen Euer Majeſtät das Weitere, das mir unbekannt geblieben, aus den Papieren zu entnehmen.“

„Was?“ rief der König, der indeſſen ſchnell die Schriften überblickt hatte. „Das ſind die Schriften, die Bothwell mir ſo lange widerrechtlich entzogen hat, die ich vernichtet glaubte, und dadurch ſo große Nachtheile erlitt; jetzt händigt er mir ſie aus, und dafür ſoll ich mich ſeiner Tochter aus rechtmäßiger, aber nicht ebenbürtiger Ehe annehmen und ſie verſorgen. — Hm, er traut Uns nicht wenig zu! Eine ſonderbare Zumuthung; bei Unſerer Krone! — Aber es liegt etwas drin,“ fuhr er nach einigem Beſinnen fort, „etwas, das ich nicht nennen kann, das aber mir wohlgefällt. Er traut Uns eine Art beſonderer magnanimitas zu, und er ſoll ſich nicht betrogen haben. — Nun, Lancelot Young, ſage: wo haſt Du das Kind?“

„Draußen! — Es iſt draußen im Vorzimmer;“

rief ſchnell John Ramſay und ſein Auge blitzte. „Befehlen Ewr. Gnaden vielleicht — “

„Ei, Du nimmſt Dich ja erſchrecklich der Sache an, Sir John!“ ſagte der König. „Das iſt indeß hübſch von Dir, und ſo laſſe nur das Kind hereinbringen, ich will es ſehen.“

Wie der Blitz war Ramſay zur Thüre hinaus, und bald darauf trat er mit Flora wieder herein.

„Das iſt das Kind?“ ſchrie König Jakob überraſcht. „Ja jetzt, John Ramſay, kann ich es mir erklären, warum Du ſo ein Kinderfreund geworden biſt, und Dich ſo erſtaunlich theilnehmend bezeigſt. — Nun, Du darfſt Dich nicht ſchämen, liebes Mädchen!“ ſetzte er zu Flora gewendet, gütig hinzu. „Der Ritter iſt ein wackerer junger Mann — aber das weißt Du am Ende beſſer als ich, und Ihr ſeyd vielleicht alte Bekannte? Habe ich es getroffen, John?“

„Wollte ich es auch läugnen, ſo würde es dem Scharfblicke Eurer Gnaden dennoch nicht entgehen;“ antwortete Ramſay. „Uebrigens nahm ich mir ſchon früher vor, mich Eurer Majeſtät zu

Füßen zu werfen, und um Dero Einwilligung zu meiner Verbindung mit Flora anzuflehen."

„Ei, warum das nicht!" rief der König um ſo vergnügter vielleicht, als er um ſo leichter dabei wegkam. „Ich gebe Dir die Erlaubniß tutorio nomine. — Aber, da fällt mir ein, daß wir nicht wiſſen, was Dein Vater dazu ſagen wird. — Ich denke indeß," ſprach Jakob nach einer Weile des Beſinnens, „daß er vernünftigerweiſe nichts einwenden kann, denn wenn auch die Mutter des Mädchens nicht aus edlem Stamme war, ſo iſt doch der Vater ein Graf, und was mehr iſt, ein Stuart, mithin alſo Deine sponsa gewiſſermaßen eine Verwandte Unſeres Hauſes, Du ſelbſt aber ſeit heute Ritter, mithin unbedenklich als homo suae spontis, wie ſich Celſius ausdrückt, zu betrachten; auch meine ich, wird, wenn Wir dieſe Papiere gehörig durchblickt haben, noch etwas von dem eingezogenen Eigenthume Franz Bothwells für die Tochter wieder heraus zu kriegen ſeyn, und — ſo nimm ſie in Gottes Namen."

Die beiden Liebenden konnten kaum ihr Entzücken mäßigen, ſie warfen ſich vor dem König auf die Knie, und bedeckten ſeine Hände mit Küſſen. Noch lange ließ Flora den Thränen der Freude ihren Lauf.

„Nun zu Dir, Menſch, Glaſermeiſter, thesaurarius!“ rief Jakob, als er ſich des Dankes der Beiden erwehrt hatte. „Wo haſt Du die Uns zugehörigen Goldſtücke? Oder ſind es vielleicht Demanten, fulvo pretiosor auro, wie ſich Ovidius der heidniſche Verskünſtler auszudrücken pflegt? — Mit einem Worte: wo haſt Du den Schatz?“

Hier, Ew. Majeſtät!“ — ſprach Lancelot mit allen Zeichen der Angſt, indem er ſich dem Könige zu Füßen warf, das Käſtchen öffnete, und es dem Fürſten hinhielt. Er wollte noch weiter reden, aber die Stimme verſagte ihm.

Jakob griff haſtig nach der Schatulle, aus welcher ihm, wie er meinte, Diamanten oder doch wenigſtens Goldſtücke entgegen blitzen würden, ſo wie er aber hinein ſah, zog er die Hände, als ob ihn eine Schlange gebiſſen hätte, zurück.

„Menſch, biſt Du raſend?“ ſchrie er, mehrere Schritte zurücktretend, und ſichtlich erſchreckt. „Seyd Ihr Alle toll geworden? Faſelt uns Jeder von einem

Schätze vor, und was ſteckt in dem Kaſten? Ein abgeſchnittener Kopf, ſo wahr der Herr lebt! — Heute iſt ein wahrer Unglückstag! Kaum ſind Wir einer grauſamen Gefahr entgangen, bedroht Uns ſchon wieder eine neue, denn daß der Kerl verrückt iſt, will ich beſchwören. Nulla calamitas sola! Es wäre gar kein Wunder, wenn der Menſch eine Sammlung von Köpfen anlegen wollte, und nun in ſeiner Tollheit herkäme, ſich der Rarität wegen einen Königskopf, nämlich Unſern eigenen, dazu auszubitten."

„Ach!" ſagte Lancelot, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß. „Dies Haupt ſchon iſt leider das Haupt eines Königs."

„Da haben wir's!" ſchrie Jakob noch mehr erſchrocken. „Haſt Du's gehört, John Ramſay? Die Tollheit redet aus ihm! — Ziehe Dein Schwert, Ramſay, und ſchaffe ihn hinaus."

„Nur einen Augenblick Gehör, Ew. Majeſtät!" rief Lancelot noch immer knieend, indem er das Käſtchen zu den Füßen des Königs ſetzte, und bittend ſeine Hände erhob.

„So ſprich, Menſch, aber rühre Dich nicht vom Flecke!“ rief Jakob etwas beruhigter.

„Ich bin nicht toll, aber ich hätte es vor Kummer werden können!“ ſprach Lancelot, indem ihm die Thränen über die Wangen liefen. „Möge Ewr. Gnaden mir geſtatten die Geſchichte meines Unglücks zu erzählen. — Ich bin,“ ſagte er nach einer Pauſe, in der er ſich zu ſammeln ſuchte, „wie Eurer Majeſtät bereits bekannt iſt, einer der beiden Hofglaſermeiſter der Königin Eliſabeth. Vor längerer Zeit wurde mir und meinem Mitmeiſter Breadbottom anbefohlen, uns nach dem aufgehobenen Kloſter Sheene in Surrey zu begeben, die dortigen mit köſtlicher alter Malerei verzierten Fenſter heraus zu nehmen, und ſolche in der Michaeliskirche zu London wieder einzuſetzen. Wir langten im Kloſter Sheene an, und packten die alten Kunſtwerke zum Transporte ein, da vernahmen wir, daß auf dem Kirchenboden, in einer alten Rumpelkammer, noch mehr köſtlich bemalte Scheiben vorräthig ſeyn ſollten. Erfreut eilten wir dort hin, und thaten noch einen reichlichen Fund. Da in dem Raume eine Menge Dinge über einander lagen, ſo kramten wir in der Meinung noch mehr zu finden, in dem ſeit langer Zeit unbeſuchten und mit Staub bedeckten Geräthe, endlich trafen wir einen halbzerfallenen, mit einem von Motten durchlöcherten Tuche, bedeckten Kaſten. Wir öffneten dieſen mehr aus Neugier, und weil ſich ein beſonderer Wohlgeruch daraus verbreitete. Zu unſerer Ueberraſchung fanden wir einen mit koſtbaren Specereien einbalſamirten, vollkommen ausgetrockneten Leichnam. Lange betrachteten wir denſelben, wir zerbrachen uns den Kopf wer der Todte wohl ſeyn möchte, wir konnten es nicht errathen. Endlich kam mir der Gedanke — o, ich habe ihn tauſendmal bereuet, und die durch ihn hervorgerufene That verflucht! — ich könnte mir den Kopf des Leichnams, der Seltenheit und des Wohlgeruchs wegen, wohl zueignen und mit nach Hauſe nehmen. Ich that dies. Ich trennte ihn mit dem Meſſer vom Körper, und nahm ihn mit. Breadbottom ſtand dabei. Ich ſtellte den Kopf, als ich nach Hauſe gekommen war, in ein Schränkchen, das er ganz durchduftete. Meinen Hausgenoſſen ſagte ich nichts, damit ſie ſich nicht entſetzen ſollten. Wer beſchreibt meinen Schreck, als mein Nachbar Breadbottom, mit dem ich damals noch in Freundſchaft lebte, zu mir kam und ſagte: „Wißt Ihr, wem der Kopf angehört, den Ihr vom Kloſter Sheene mitgenommen habt? Es iſt das Haupt König Jakobs von Schottland, der in der Schlacht bei Flodden blieb, der, weil er im Banne ſtarb, nicht begraben werden durfte, und nach Kloſter Sheene gebracht wurde!“ — Wäre in dieſem Augenblicke die Erde unter mir geborſten, ich hätte nicht mehr erſchrecken können; ich kannte ein Edikt Heinrichs des Achten, welches das Verſtümmeln königlicher Leichname für eine That des Hochverraths erklärt. — So gut ich konnte, ſuchte ich mich indeß zu faſſen, ich widerſprach dem Nachbar, aber dieſer ſagte: er wiſſe es genau; vor wenigen Tagen habe ihm der ehemalige Sacriſtan des Königs erzählt, daß ſich die Leiche des Königs ſeit langer Zeit zu Kloſter Sheene befunden habe, und aus einem Gewölbe in das andere, endlich mit altem Geräthe auf den Boden geworfen worden ſey*). —

---

*) Hiſtoriſch. Die That Lancelots mit allen Nebenumſtänden.

Kaum hatte mich Breadbottom verlaſſen, ſo eilte ich nach Kloſter Sheene; Alles war, wie er geſagt. — Die ungeheuerſte Angſt folterte mich jetzt Tag und Nacht, und dieſe ward auf's Entſetzlichſte geſteigert, als gleich darauf mein Nachbar mein Todfeind wurde, weil die Königin mir die Zuſammenſetzung des Glaswerks allein auftrug. Daß mein Geheimniß in der Hand meines Feindes, und mein Kopf dem Henker verfallen ſey, wenn Jener Anzeige des Geſchehenen mache, brachte mich bald zum Wahnſinn. Ob dem Nachbar das Edikt, welches die That als Hochverrath bezeichnete, bekannt ſey, ſchien mir manchmal zweifelhaft, manchmal gewiß. Oft hatte ich den Vorſatz gefaßt mich ſelbſt den Gerichten zu überliefern, ich fürchtete ſonſt verrückt zu werden; da kam die Nachricht vom Tode des Grafen Bothwell, ich öffnete das mir für dieſen Fall übergebene Papier, es befahl mir Flora und die Documente Eurer Majeſtät zu übergeben. Wie ein Blitz ſchoß es mir durch den Kopf, mich Ewr. Gnaden zu Füßen zu werfen und Alles zu entdecken. Ihr ſeyd als gnädig bekannt, Euch allein habe ich durch Verſtümmelung des Körpers Eures Ahnherrn beleidigt, Ihr allein ſollt mich beſtrafen. — Hier, Sire, iſt das Haupt Eures Ahnherrn, und — hier das meine.“ — — —

So wie Lancelot die letzten Worte geſprochen hatte, warf der König einen theilnehmenden Blick auf den Aermſten, und ging ſodann die Hände auf dem Rücken eine lange Zeit im Zimmer auf und ab, endlich blieb er ſtehen, räuſperte ſich und ſprach:

„Wir haben, theils Unſerer Pflicht als geſalbter Monarch dieſes Landes gehörig nachkommen zu können, theils aus abſonderlicher Liebhaberei, das jus und deſſen Studium zur Aufgabe Unſers Lebens gemacht, und Wir würden geradezu gegen daſſelbe handeln — ich meine ich würde mir ſelber Unrecht thun — wenn Wir nicht aus gründlicher Ueberzeugung anführten, daß Wir das jus gentium, das jus naturale, das jus civile, das jus publicum, das jus feudale, das jus emphyteuticum, ja ſelbſt das jus canonicum Uns überaus zu eigen zu machen geſucht; vor Allem haben Wir den Zweigen der Jurisprudentia, in welchen es ſich um die Vorrechte eines Monarchen, oder die Vergehungen gegen dieſelben, ſo wie um Geldangelegenheiten handelt, die größte Aufmerkſamkeit geſchenkt, und Wir können in letzterer Hinſicht wohl hinzufügen, daß Wir die Werke eines Voetii, Groenwegenii, et Pagenstecheri, ſo zu ſagen in succum et sanguinem in Uns verwandelt haben; Wir könnten auch aus einem Dutzend Geſetzſtellen klärlich darthun, daß einen königlichen Leichnam wiſſentlich und in böslicher Abſicht zu beſchimpfen, verſtümmeln oder zu vernichten, ein todeswürdiges, nie hart genug zu ahnendes Verbrechen ſey; wie aber zu entſcheiden, wenn Einer bona fide, um des Wohlgeruchs et curiositatis causa, einem Monarchen den Kopf abſchneidet, dies iſt Uns bis dato noch nirgends vorgekommen. — Du mußt jedoch, Lancelot Young — den Wir am liebſten forthin Lancelot Kopfabſchneider nennen möchten — deshalb nicht der Meinung ſeyn, daß, wenn Du auch ohne Vorwiſſen und böſe Abſichten die Handlung unternommen, Du damit nicht ein höchſt ſtrafbares, ja todeswürdiges Vergehen, wenn auch nicht im ſtrengſten Sinne ein crimen laesae majestatis begangen haſt, und, wäre es erwieſen, vielleicht mit dem Tode beſtraft werden könnteſt, aber Wir ſtellen billig zuerſt die Frage: Haſt Du die angeführte That wirklich begangen? Dies aber iſt höchſt, höchſt zweifelhaft, denn —"

„Ach, Ewr. Majeſtät," unterbrach Lancelot tief aufſeufzend den Sprechenden, „da iſt gar kein Zweifel! Da iſt der Kopf, und hier im Gürtel das Meſſer, mit dem ich ihn abgeſchnitten habe."

„Dies iſt aber," fuhr der König, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, fort, „höchſt zweifelhaft, denn Du kannſt, primo, ein ſchwermüthiger, von jeher der Melancholie zugeneigter Menſch ſeyn, der ſich gern um's Leben bringen möchte, es aber aus religiöſen Gründen unterläßt, und Uns nun zum Werkzeug ſeines Vorhabens machen will, indem er ſich ein Verbrechen Schuld giebt, das er nicht begangen hat; secundo kannſt Du mente captus ſeyn, und Dir nur einbilden, daß ſich die ganze Geſchichte re vera zugetragen —"

„Ach Gott, es iſt nur allzu gewiß!" rief Lancelot.

„Sey ſtille, Menſch, und unterbrich mich nicht, denn das iſt gegen den Reſpect, und Du ſprichſt Dich um den Hals!" erwiederte der König. „Tertio biſt Du keines Verbrechens angeklagt, und was Du ungefragt gegen Dich ausſagſt, gilt nach den Geſetzen dieſes Landes nichts. Angenommen indeß, Du hätteſt einem einbalſamirten Leichnam wirklich den Kopf abgeſchnitten, wie willſt Du Uns darthun, daß der in Rede ſtehende Kopf wirklich der Unſers Ahnherrn geweſen? — Du wirſt ſagen —"

„Nein, da irren ſich Ewr. Gnaden!" fiel Flora ängſtlich ein, indem ſie der Meinung war, daß Lancelot die Behauptung des Königs wahr machen, und ſich noch um den Hals reden werde. „Meiſter Lancelot Young müßte geradezu toll und verrückt ſeyn, wenn er, blos damit ihm der Kopf abgeſchlagen würde, ſeine Meinung durchführen, und überhaupt noch etwas ſagen wollte."

„Bene dixisti! Dieſes iſt ein argumentum ad hominem;" ſprach Jakob beifällig nickend. — „Du *wirſt* alſo nicht," fuhr er zu Young gewendet fort, „aber Du *könnteſt* ſagen, der fragliche Leichnam habe immer für den Unſers Ahnherrn gegolten; hierauf erwiedern Wir aber: Bei dem

Tode des Königs in der Schlacht von Flodden war Niemand zugegen, der davon ein gerichtliches Zeugniß gegeben hätte, ja es waren ſogar Einige welche behaupteten, die ſterblichen Reſte, welche man als die des Königs angegeben, ſeyen nicht die jenes Monarchen geweſen, vielmehr hätten ſie ihn auf einem braunen Pferde davon ſprengen ſehen. Ueberdem beſtehen noch verſchiedene Traditionen. Nach der einen habe Lord Home, ein wilder, grauſamer Mann, dem ſo etwas wohl zuzutrauen geweſen, Unſern Ahnherrn nach Homesburg gebracht, und ihn alldort in einen tiefen Brunnen geſtürzt; nach der andern hat er ſich nach der Schlacht von Floddenfield nach Paläſtina eingeſchifft, wo ihn Pilger geſehn haben wollen. Das einzige Zeugniß über die Identität des Leichnams beruht alſo auf der Ausſage der Engländer, der Feinde; von einem Feinde aber ſagt Cicero: nulla est ejus testimonii dictio. — Wenn Du alſo keine beſſeren Documente zum Beweiſe eines begangenen criminis laesae majestatis beibringen, in specie aber nicht die Identität jenes Leichnams mit dem Unſers Ahnherrn nachweiſen kannſt, ſo ſehen wir Uns genöthigt Dich ohne Weiteres abzuweiſen, und Dir zu rathen die ganze Sache auf ſich beruhen, dieſes Haupt aber in aller Stille, da großes Gepränge aus mehreren Gründen nicht räthlich ſeyn dürfte, irgendwo in einer chriſtlichen Kirche, oder auf deren Kirchhofe beſtatten zu laſſen.“ —

„Eure Königliche Majeſtät verleiht mir neues Leben!“ rief Lancelot mit einem Tone, als ob ihm eine große Laſt von der Bruſt genommen worden wäre. — „Aber,“ ſetzte er mit neuer Beſorgniß hinzu, „wird man mich in London nicht am Ende dennoch wegen der Sache anfechten, wenn ich keinen ſchriftlichen Ausweis habe?“

„Eine Schrift?“ ſagte König Jakob bedenklich. „Höre, Meiſter Lancelot, ich glaube daß es in keiner Hinſicht ſehr räthlich wäre, wenn in der Sache viel — ſey es mündlich oder ſchriftlich — verhandelt werden ſollte. Mir fällt da etwas anderes ein. Bleibe hier, gehe nach Edinburg, ich will Dich zu meinem Hofglaſermeiſter machen, und Du ſollſt einen guten Gehalt haben. — Du willigſt ein? — Nun ſo ſind wir mit einemmale über den Berg. Deshalb, surge velociter! (Lancelot hatte bis dahin noch immer auf den Knieen gelegen). Nimm den Kopf, und eile damit nach London, um ihn zu beſtatten. Beſtelle bald Dein Haus, und erſcheine nächſtens in Edinburg." —

Hocherfreut verließ Lancelot, in Begleitung Ramſay's und Flora's das Ciſtercienſerkloſter. — Noch an demſelben Tage benachrichtigte der König den Vater ſeines ehemaligen Pagen von den Thaten des Sohnes, von deſſen erlangter Ritterwürde, ſo wie von ſeinem Entſchluß ſich mit Flora — die nun nicht mehr Mac Alpin, ſondern Stuart hieß — zu verbinden. Gern genehmigte der Alte eine Heirath, durch welche eine Verwandtſchaft mit dem königlichen Hauſe herbeigeführt wurde. — Kurz nach ihrer Vermählung reiſten Ramſay und ſeine Gattin nach Edinburg. Wie erſtaunten ſie, als Lancelot bereits mit Griſelda, und zwar gleichfalls als Eheleute angekommen waren. Ritter John Ramſay nahm deshalb den Freund bei Seite und examinirte ihn, wie es zugegangen ſey, daß er endlich ſo ſchnell einen Schritt gethan, gegen den er ſich ſcheinbar ſo lange geſträubt habe. Lancelot erwiederte mit Achſelzucken: „daß die Zärtlichkeit

Griſelda's ihn auf die Länge etwas moleſtirt, und daß er dieſe in der Meinung geheirathet habe, ſie auf dieſe Weiſe am beſten los zu werden." — Ein originelles aber probates Mittel, das wir für ähnliche Fälle den Leſern dieſer Geſchichte hiermit empfohlen haben wollen.

Der Unbekannte.

Erzählung.

Motto:

Sein Aug' — nur furchtſam ſieht's empor —
Die Hand, die in der Deinen bebt,
Sie richtet' einſt das Feuerrohr
Und drohend ſie den Säbel hebt.

W. Scott.

Ein dicker Nebel lag auf dem Meere. — Zwei ſchwer beladene ſpaniſche Gallionen, wie man zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts jene ziemlich ſonderbar gebauten, zur Kauffahrtei beſtimmten, jedoch bewehrten und oft für den Kriegsgebrauch allein benutzten Schiffe nannte, ſteuerten mit einem ſchwachen Morgenwinde nach Nordoſt. Von Zeit zu Zeit fiel vom Bord der „Santa Magdalena" ein Büchſenſchuß, welcher von dem „Karlos primero," dem größten von beiden Schiffen beantwortet wurde; man trachtete auf dieſe Weiſe ſowohl eine allzugroße Annäherung wie ein Auseinanderkommen beider Fahrzeuge zu verhindern. Auf dem Hinterdeck der größeren Gallion ſtand eine Gruppe Männer beiſammen, welche in eifriger Berathung zu ſeyn ſchienen. Zwei davon nahmen abwechſelnd das Wort, ſie waren die angeſehenſten der Verſammlung. Der jüngſte von Beiden, ein ſchöner junger Mann von etwa dreißig Jahren, ſchien von dem Gegenſtande des Geſprächs ungemein ergriffen, ſeine gebräunte Wange röthete ſich immer mehr, ſein tiefdunkles, etwas melancholiſches Auges blitzte, unwillig ſtrich er ſich die glänzend ſchwarzen Locken von der ſchön geformten Stirn und warf den breiten, mit einer rothen Feder geſchmückten Hut auf das Compaßhäuschen.

„Ich kann Eure Meinung, nach Portorico zu ſteuern, durchaus nicht theilen, Alvarez Luna!“ rief er heftig, als der andere — ein ältlicher Mann, von großer, plumper Figur und finſterm Anſehen — ſeine Rede geendet hatte. „Iſt das Schiff, welches wir geſtern Abend vor dem Winde liegen ſahen, wirklich eine Galeotte der „Küſtenbrüder,“ woran ich noch ſehr zweifle, ſo werden wir ſie im Geſicht haben, ſobald ſich der Nebel hebt; dann erſt läßt ſich beurtheilen, ob ſie einzeln in dieſen Gewäſſern kreuzt, oder ob noch einige ihrer Kameraden in der Nähe ſind. Iſt dies der Fall, ſo werden ſich ſolche ſchon während der Nacht zu ihr gefunden haben.“

„Und dann, Don Rodrigo Giron? Dann?“ fragte der Andere, indem ſich ſein Blick noch mehr verfinſterte.

„Wären der Schiffe der Buccaniers nicht mehr wie zwei oder drei, was zuſammengenommen eine Zahl von ſechzig bis achtzig Mann Beſatzung ausmachen würde, ſo ließen wir ſie herankommen, um ſich mit uns zu meſſen; wären ihrer mehrere, ſo müßten wir freilich Euren traurigen Rath, nach Portorico zu fliehen und uns dort am Ende blokiren zu laſſen, befolgen;“ erwiederte der junge Mann.

Mit Kopfſchütteln und düſterm Lächeln hatte der Andere die Worte des Jünglings angehört, er blickte jetzt im Kreiſe der Uebrigen umher.

„Was dünkt Euch von der Meinung des Don Rodrigo, Kaballeros?“ fragte er höhniſch. „Glaubt Ihr, daß wir uns mit unſern beiden ſchwer beladenen und deshalb ſchlecht manövrirenden Gallionen, mit zwei oder drei von jenen, mit eingefleiſchten Teufeln bemannten Schnellſeglern einzulaſſen haben? — Glaubt Ihr, daß wir uns überhaupt unnöthigerweiſe in ein Gefecht einlaſſen dürfen, ohne dem Vortheil unſerer Rheder etwas zu vergeben?“

„Möge die Santa Virgen von Guanaxuto uns vor einer ſolchen Tollkühnheit bewahren!" rief der, dem Sprechenden zunächſt ſtehende Oberbootsmann der „Magdalena."

„Den Höllenbränden kann Niemand widerſtehen!" rief ein Zweiter ängſtlich. „Gegen die Buccaniers hilft aller Muth und alle Tapferkeit zu nichts. Ihre Anführer haben ſich Namens der ganzen Rotte mit ihrem Blute dem Satan verſchrieben."

„Das iſt weltbekannt, Don Ramon Montes!" ſchrie ein Dritter. „Wie hätte ſonſt jener eingefleiſchte Teufel, der Pierre Legrand aus Dieppe, mit einem Fahrzeuge, worauf nur achtundzwanzig Mann und vier Kanonen befindlich waren, vor zwei Jahren die Hauptgallion entern und den Viceadmiral, mit der Piſtole auf der Bruſt, zwingen können die Flagge zu ſtreichen?"

„Jedes Kind muß es einſehen!" fiel ein Vierter ein. „Da iſt gar kein Zweifel, Sennores. Haben die Flottillen der Buccaniers ſich nicht ſchon an feſte Plätze gewagt? Haben ſie nicht Maracaibo, Campeche, Veracruz und Karthagena gebrandſchatzt? Kann ihnen alſo Jemand mit Erfolg widerſtehen?"

„Das iſt unmöglich! Rein unmöglich!“ fiel Montes von Neuem ein. „Wären es blos Räuber und Wagehälſe, ſo ginge es allenfalls, — wiewohl ich den, welcher ohne die dringendſte Noth mit ihnen fechten wollte, für einen Narren halten würde — doch mit des Teufels Günſtlingen und Schooskindern ſich zu ſchlagen, wäre Raſerei. Daß ſie dies aber ſind, geht ſchon daraus hervor, daß ſie bei der letzten Landung in der Nähe von Veracruz allen Kruzifixen die Arme abgehauen haben.“

„O Jeſus! — Iſt es möglich?“ rief die Mehrzahl der Anweſenden mit Entſetzen.

„Wie ich Euch ſage!“ fuhr der Sprechende fort. „Aber das iſt noch das Wenigſte. Sie zwangen bei dem Angriffe auf Portobello ſogar Mönche und Nonnen, die Sturmleitern herbei zu ſchleppen, weil ſie wußten daß man auf die Religioſen nicht ſchießen würde.“

„Häuliſch! — Teufliſch! — Entſetzlich!“ riefen die Zuhörenden.

„Hätte dies aber Alles geſchehen können, ohne daß der Pero betero (böſe Feind) es ihnen eingeblaſen hätte? He?“ rief der Vorige, noch immer in Eifer. „Ich ſage: wer daran zweifelt, daß die Buccaniers mit dem Satan im Bunde ſind, der iſt ein Freigeiſt, ein Atheiſt, ein Inquiſitionsfutter.“

„Ich ſehe, ich bin überſtimmt!“ ſagte mit düſterm Blick, in welchem überdies etwas Verächtliches lag, Rodrigo Giron. „Eure Meinung, Kaballeros, iſt alſo, daß wir Reißaus nehmen, ohne daß uns Jemand verfolgt, und ich muß mich darein ergeben.“

„Wir können ja immer noch, wenn wir ſehen, daß der Weg rein iſt, den vorigen Cours ſteuern;“ meinte Luna.

„Nur mit dem Unterſchiede, daß wir Zeit verloren haben;“ entgegnete ſcharf der junge Kommandeur.

„Wenigſtens gehen wir dem entſetzlichen „Exterminador“ (Würger) aus dem Wege, der, wie ſie in Karthagena ſagten, in dieſen Breiten kreuzen ſoll;“ fiel Montes ein.

„Iſt denn Louis de Montbars wirklich ſo fürchterlich?“ fragte Rodrigo Giron halb neugierig, halb verächtlich.

„Die heilige Jungfrau bewahre jeden Sohn eines alten Chriſten vor ſeinen Klauen!“ ſagte Montes ſchaudernd und indem er ſich wiederholt bekreuzte. „Er iſt ein Todfeind aller Kaſtilianer, und warum? Weil unſere Väter den indianiſchen Heidenhunden ein Bischen arg mitgeſpielt haben. Fällt ihm ein Spanier in die Hand, ſo hängt er auch ſchon in einer Viertelſtunde an der Rahnocke. Ich ſage Euch: Basco, Lolonais, ſelbſt Morgan, ſind nicht ſo ſchlimm.“

„Ei, dann wollte ich, jenes Schiffchen von geſtern Abend trüge den Furchtbaren; er wagte den Kampf mit zwei gut bewehrten und ſtark bemannten Gallionen, und wir befänden uns in halber Schußweite!“ rief munter der junge Kapitain.

„San Jago, der heilige Kriegsheld, bewahre uns vor ſolchem Zuſammentreffen, deſſen Ausgang Niemand vorherſehen kann!“ ſprach Luna finſter. „Ich halte mich zwar überzeugt, wir Alle würden uns in einem ſolchen Falle unſerer Ahnen, der großen Konquiſtadoren, würdig zeigen; wir würden die Flagge mit den Thürmen bis zum letzten Athemzuge vertheidigen, mit einem Worte, wir würden Spanier ſeyn, — aber beſſer iſt beſſer.

Benutzen wir den ſich ſo eben wieder friſcher zeigenden Südweſt, ſetzen wir Segel bei, ſo viel die Maſten tragen können, und ich denke wir ſind, wenn der Nebel noch einige Stunden anhält, dem Freibeuter aus dem Geſichte und folglich aus den Klauen.“

Der junge Mann ließ, als Luna ſchwieg, mehrere Sekunden ſein Auge mit einem Ausdrucke voll unausſprechlicher Verachtung auf dem Vorigen ruhen, dann ſagte er kurz und ſcharf:

„Ich denke, Kaballeros, wir ſind nicht zu dem Zwecke, um uns über eine — wie ich glaube unnütze und darum ſchimpfliche — Flucht, ſondern wegen den Anſtalten zu einem möglichen Kampfe zu berathen, hier verſammelt. War jenes Schiff wirklich ein Fahrzeug der Buccanier, ſo wird uns jener Nebel und dieſer friſche Südweſt ihm nicht entgehen laſſen. Die Schiffe der „Küſtenbrüder“ ſind ſämmtlich Schnellſegler. — Welche Pläne, Don Alvarez, habt Ihr für den Fall eines Zuſammentreffens entworfen?“

„Ich? — Keine.’ Ich wollte Eure Meinung hören; doch dünkt mich, es würde uns nichts übrig bleiben, als bei ſeinem Anblick alle Segel beizuſetzen, um auf die Höhe von Portorico zu gelangen. Im ſchlimmſten Falle müßten wir ſo nahe als möglich zuſammenhalten.“

„Und uns, wie es vorigen Jahres mit den beiden von der Silberflotte getrennten Gallionen der Fall war, von dem Räuber ſo lange aus der Ferne kanoniren laſſen, bis er eines der Schiffe durch Zerſchießen des Tauwerks zum Manövriren unfähig gemacht hat?“ rief Rodrigo heftig. „Nein, Don Alvarez, dafür ſtimme ich nimmermehr. — Mein Rath iſt, wir ſteuern bei einer ſolchen Begegnung unſern Cours unter den nämlichen Segeln ruhig fort. Nähert ſich der Kaper, ſo ſucht ihm das ſchnellſegelndſte unſerer beiden Schiffe den Weg zur Flucht zu verlegen, und das zweite greift ihn ſchnell und entſchloſſen an.“

„Den Exterminador, Kapitain?“ rief Montes. „Habt Ihr auch bedacht, daß die Buccaniers mit dem Satan —“

„Schweigt, Oberbootsmann!“ herrſchte der junge Anführer. „Als man Euch berief, um in einem Schiffsrathe Eure Meinung zu hören, hatte man nicht die Abſicht Kindermährchen zu vernehmen. — Nun, Don Alvarez —"

Der Letztere ſann eine Weile ſchweigend nach, dann ſagte er freundlich und mit jenem Lächeln, welches dem Geſichte des Spaniers manchmal einen ſo unausſprechlichen Ausdruck von Liſt und Falſchheit leiht: „Ihr habt Recht, Don Rodrigo. Euer Rath iſt vortrefflich. Die ſchnellſegelndſte Gallion verſperrt dem Feinde den Weg zur Flucht, die zweite greift ihn an. — Wie ich glaube, iſt mein Karlos primero der beſte Segler."

„Gewiß! — Gewiß!" rief Rodrigo Giron, von der Ausſicht, den Ehrenpoſten, den des erſten Angriffs, einnehmen zu dürfen, hoch erfreut. „Kommt es zum Kampfe, ſo verlegt nur dem Feinde die Flucht und unterſtützt mich aus der Ferne mit dem Geſchütz; ich denke ihn in der Nähe zu faſſen."

Noch Einiges wurde hin- und hergeſprochen und Maßregeln für den Fall eines Kampfes ausführlich abgeredet; endlich löſte ſich die Verſammlung auf und Rodrigo Giron verließ, gefolgt von Ramon Montes und zwei andern Offizieren, das Deck des Karlos primero.

Es mochten etwa zwei Stunden verſtrichen ſeyn, als ein friſcher Südweſt über die Waſſerfläche ſtrich und den Nebel, der bis dahin wie der dicke Dampf eines brodelnden Keſſels auf dem Meere gelegen, zuſammendrängte, bis dieſer mehr und mehr gepreßt, ſich zu Wolkenballen formte, welche ſauſend über die ſich mit Schaum bedeckenden Wogen zogen. Das größere Schiff ſetzte mehr Segel bei, um den günſtigen Wind zu benutzen, und der Kapitain der „Magdalena“ fand ſich dadurch veranlaßt, dieſem Beiſpiele zu folgen. —

Beide Gallionen, — welche etwa drei Kabeltaue weit von einander entfernt waren — ſegelten jetzt ſehr ſchnell. Der Wind blies ſcharf aus Weſten. Die „Magdalena“ beeilte ſich mit ihrem Gefährten gleichen Lauf zu halten. Sie neigte ſich ſehr nach der einen Seite und ein brauſender Halbmond hochaufſpritzenden Waſſers bildete ſich vor ihrem Vorderſteven, wenn dieſe eine, ſich über die Fläche des Oceans erhebende Woge durchſchnitt.

Der junge Befehlshaber des Schiffes ging eben in Gedanken auf dem Hinterdeck auf und ab, der Oberbootsmann, Ramon Montes, lehnte ſich auf die

Gallerie und blickte mit beſorgter Miene in die Ferne, welche indeß, von den raſch vorübertreibenden Nebelwolken verdeckt, nur auf Sekunden unverſchleiert erſchien, als von dem Maſtkorb ein Ruf ertönte.

„Ho! ein Segel!“ rief die Stimme des wachthabenden Matroſen, und es war, als ob den ſpähenden Oberbootsmann ein elektriſcher Schlag durchzuckte.

„Wo aus?“ rief er ſchnell.

„Auf unſerer Leeſeite, Sennor;“ entgegnete der Matroſe. „Es ſcheint mit uns den gleichen Cours zu ſteuern.“

„Iſt es ein großes oder ein kleines Schiff? Ein Dreimaſter oder ein Schooner, wie ſie zwiſchen dem Feſtlande und den Inſeln hin- und herfahren?“ fragte der Kapitain mit Ruhe.

„Ich ſehe es jetzt nicht! Der Nebel hüllt Alles ein!“ erwiederte der Matroſe. — „Aber jetzt! — Jetzt! — Es iſt ein Brickſchiff, ein kleines, aber es trägt eine ganze Wolke von Leinwand und ſegelt dicht bei'm Winde.“

„Don Rodrigo!“ rief Montes ſchnell. „Der „Karlos“ ſetzt Segel auf Segel bei. — Sollen wir nicht ſeinem Beiſpiele folgen?“

„Setzt das große Segel bei und laßt die Bramſegel los!“ entgegnete der Kapitain verdrüßlich.

Haſtig ertheilte Ramon Montes die nöthigen Befehle, und die Mannſchaft eilte, ſie mit Schnelligkeit auszuführen. Sobald die „Magdalena“ den Druck der ſich mit Macht aufblähenden großen Segel fühlte, neigte ſie ſich tiefer, die Maſten und Rahen ächzten und knarrten, und das Schiff ſchien faſt ganz auf der Seite zu liegen. Sauſend rauſchten jetzt die Wellen an den Flanken des Schiffes vorüber und jede hohe, mit Gepraſſel an daſſelbe anſchlagende Woge, ſendete eine Wolke, im Glanze der eben aufſteigenden Morgenſonne funkelnden Waſſerſtaubes auf das Deck, oder bis jenſeits deſſelben in die See.

Der junge Befehlshaber hatte inzwiſchen abwechſelnd mit Montes und noch zweien dazugetretenen Offizieren durch das Fernrohr in die Weite geblickt. Ruhig ſchlug er jetzt das letztere zuſammen.

„Das fremde Fahrzeug iſt ein Scharfſegler!“ ſagte er. „Es iſt unnütz, es mit unſern ſchweren Gallionen todtſegeln zu wollen. Es hält nicht nur mit uns gleichen Schritt, ſondern hat uns, ſeitdem ich es beobachtet habe, ſchon ziemlich überholt.“

„Und was glaubt Ihr?“ — ſagte Montes ängſtlich.

„Nach der Menge der Segel, und der Art wie das fremde Schiff ſolche vor dem Winde führt, zweifle ich nicht daß es ein Raubſchiff der „Buccaniers“ von Tortuga ſey;“ ſprach der Kapitain mit vieler Ruhe.

„Heilige Jungfrau, es wäre entſetzlich;“ rief Montes erſchrocken.

„Ja, es wäre entſetzlich, wenn ſich die Bemannung zweier wohlbewehrten Gallionen vor einer Nußſchale voll elender Seeräuber fürchten ſollte!“ ſagte der junge Mann mit einem Blicke voll Verachtung.

Der Kapitain blickte von Neuem durch das Fernrohr.

„Das fremde Schiff hat gewendet;“ ſagte er nach einer Weile. „Es wird geſchickt geführt. Ich habe ſelten ein Schiff dieſer Art bei ſcharfem Winde ſo der Fluth trotzend wenden ſehen, und ich ſchließe daraus, daß es zahlreiche Mannſchaft an Bord habe. — Don Ramon! Laßt Alles zum Gefecht bereit machen. Vor Allem ſchafft die nöthigen Waffen- und Pulvervorräthe auf's Deck.“

„Ihr glaubt alſo in der That" — hob Montes zaudernd an.

„Ich zweifle nicht, daß es ein Schiff der Buccaniers ſey;" erwiederte kalt der junge Mann, nachdem er nochmals nach dem fremden Fahrzeuge geblickt hatte. „Die Stellung der Segel, das kecke Manöver, alles läßt mich in dem Schiffe eine Räuberbrick aus Tortuga ſehen."

Ohne weiter noch ein Wort zu ſagen, entfernte ſich der Oberbootsmann. Bald entſtand ein regeres Leben auf dem Schiffe. Waffenvorräthe verſchiedener Art wurden in der Nähe des großen Maſtes aufgehäuft, die Kanonen geladen, kurz alle Vorkehrungen zu einem Gefechte getroffen. Montes kehrte endlich zu dem Befehlshaber zurück, und meldete daß alles bereit ſey.

„Es iſt mir unbegreiflich," ſagte der Letztere, verdrüßlich die Stirn runzelnd, daß der „Karlos primero" nicht die Segel vermindert, da er doch ſchon ſo weit vor uns voraus iſt und Don Alvarez überzeugt ſeyn muß, daß der Fremde, er ſey nun ein Freibeuter oder nicht, mit uns reden will. — Don Ramon! Laßt das große Segel einziehen.

Unſer Gefährte wird dann wohl unſerm Beiſpiele folgen.“

Der Oberbootsmann folgte kopfſchüttelnd dieſem Befehle und das Schiff verfolgte dann langſam ſeinen Weg.

Der Kapitain hatte ſich in ſeiner Vorausſetzung getäuſcht. Die zweite Gallion ſteuerte ihren Cours mit vollen Segeln weiter, weder Signale noch ein abgefeuerter Kanonenſchuß ſchienen ſie aufmerkſam machen zu können, und Rodrigo Giron ward gezwungen, gleichfalls die Segel auf's Neue zu vermehren. — Das fremde Schiff rückte indeß immer näher heran. Es war ein leichtgebautes zweimaſtiges Fahrzeug, welches dem Anſcheine nach ſtark bemannt und gut geführt war. Es näherte ſich ſchnell und immer ſchneller, und vor zwei Stunden nur noch ein kaum ſichtbarer weißer Punkt, war es jetzt zu einer Pyramide weißen Segeltuches angeſchwollen. Wie ein ſchnaubender Renner brauſte es daher.

„Es führt höchſtens vierundzwanzig Kanonen, wir ſind ihm mithin allein und ohne auf unſern Gefährten zu rechnen, vollkommen gewachſen;“

ſprach der Kapitain, kein Auge von dem Fernrohre bringend. — „Don Ramon! Wir wollen jetzt die Segel vermindern; der „Karlos“ wird es gleichfalls thun.“

Das Manöver ward ausgeführt — aber die zweite Gallion folgte dieſem Beiſpiele nicht. Signale auf Signale wurden gegeben. Auf keins derſelben erfolgte eine Antwort.

„Iſt denn Alvarez Luna vor Furcht verrückt geworden?“ rief voll Verdruß und Erſtaunen der junge Kapitain. „Der Elende! Wie es ſcheint, will er dem Kampfe aus der Ferne zuſehen und uns erſt unterſtützen, wenn der Sieg ohnehin bereits unſer iſt. Immerhin! Wir wollen auch ohne ihn fertig werden!“

Der Fremde war jetzt ſo nahe herangekommen, daß Kanonen, Anker, ja die Geſichtszüge der Bemannung nach und nach ſichtbar wurden. Endlich befand er ſich in kaum tauſend Klafter Entfernung. Plötzlich legte er ſich an den Wind, er braßte ſeine Hinterſegel breit, daß ihre äußere Fläche den Windzug empfing. Die Brick ſtand in dieſem Augenblicke ſtill, ein Dampfknäuel ſchoß aus einer Kanonenlucke, die Kugel tanzte über die Waſſerfläche und der Donner des Schuſſes krachte hinterher.

„Zeigt ihm unſere Flagge, Don Ramon!“ ſagte Rodrigo kalt.

„Die ſpaniſche, Sennor?“ fragte der Oberbootsmann beſtürzt.

„Glaubt Ihr ihn bei dem eigenthümlichen Bau der Gallionen durch eine andere täuſchen zu können?“ verſetzte Jener. „Und wozu auch? Fechten unſere Leute tapfer, ſo werden wir es uns zur Ehre rechnen können, ſie dem Feinde — wenn es überhaupt ein Freibeuterſchiff iſt — auf den erſten Wink gezeigt zu haben.“

Kaum war die Flagge mit den Thürmen von Kaſtilien am Maſte emporgeſtiegen, als auf dem fremden Schiffe eine Trommel ertönte, die Segel verändert wurden, und eine einfache ſchwarze Flagge in ſeinem Tauwerke emporſchwebte.

„Bei den Virgen del Pilar, es ſind die Buccaniers von Tortuga!“ ſprach Montes, indem er leichenblaß ward.

Der Kapitain warf dem Sprechenden einen

ernſten Blick [illegible] und ſagte kurz: „Ruft die Mannſchaft zu den Kanonen!“

Die Trommel ertönte ſogleich am Bord der „Magdalena“ und die Mannſchaft eilte an die Geſchütze.

Die fremde Brick nahte ſich inzwiſchen langſam unter veränderten Segeln, und man konnte das Fahrzeug in allen ſeinen Theilen auf's genaueſte in Augenſchein nehmen. Es war nach engliſcher Art gebaut. Ein langer ſchwarzer Streif zog ſich vom Vorder- bis zum Hintertheile. Unter dieſem gähnten auf jeder Seite zwölf Feuerſchlünde hervor. Wie es ſchien machte jener Gürtel, von der Farbe der auf dem Heckbalken der Brick flatternden Flagge, auf die Matroſen einen furchtbaren Eindruck, auf Niemand jedoch mehr wie auf Ramon Montes. Mit allen Zeichen der Angſt im Geſicht blickte dieſer auf den heranſegelnden Piraten. Jetzt war der letztere in den Bereich des Kanonenſchuſſes getreten, er legte quer und eine mächtige Dampfwolke fuhr aus ſeiner Flanke. Ein Dutzend Kugeln tanzte über das Waſſer daher. Zugleich ertönte der dumpfe

Ruf: „A baxo la bandera!“ (Nieder mit der Flagge!) über die Wogen.

Augenblicklich befahl Rodrigo Giron das Feuer zu eröffnen. Unter fortwährendem Kanonendonner rückten ſich die Schiffe näher und näher. Sauſend tönte das Klirren des ehernen Sturmes durch die Lüfte, und das Praſſeln zerriſſener Planken, das Pfeifen umherfliegender Splitter und Pflöcke, das Krachen des Geſchützes und das Rufen und Stöhnen menſchlicher Stimmen, vereinte ſich zu einem Toſen der losgelaſſenen Hölle. —

Das Gefecht dauerte auf dieſe Weiſe über eine Viertelſtunde. Das Feuer des Geſchützes raſ'te wild und unaufhörlich. Beide Fahrzeuge waren ſich ſo nahe, daß der zwiſchen den Maſten und dem Tauwerke aufſteichende Rauch hoch über den Kämpfenden eine einzige groſe Wolke bildete.

Der junge Kapitain der „Magdalena“ ſchien vom feurigſten Muthe beſeelt. Es war, als ob er ſich vervielfältigen könnte. Hier ſah man ihn Befehle ertheilen, dort ſeine Untergebenen durch Zuſpruch anfeuern, an einem dritten Orte ſorgte er für die Fortſchaffung der Verwundeten. Das Gefecht verlängerte ſich indeß immer mehr. Von Zeit zu Zeit blickte der junge Befehlshaber nach dem „Karlos primero." Jeden Augenblick hoffte er ihn wenden, und zur Unterſtützung herbeieilen zu ſehn. Eitle Hoffnung! Er ſah nur wie der feige Luna, unter immer noch vermehrten Segeln, auf's Eiligſte nach Nordoſten ſteuerte. —

„Der Elende verdiente an den Maſt ſeines eigenen Schiffes aufgeknüpft zu werden!" rief Rodrigo Giron knirſchend, als er ſah daß jede Ausſicht auf Unterſtützung ſchwand. „Er dürfte ſich nur auf Kanonenſchußweite nähern, und der Räuber würde das Weite ſuchen."

Bis jetzt war keines der beiden Schiffe im Vortheil geweſen, jetzt trat aber ein für die „Magdalena" ſehr gefährlicher Zufall ein. Einige wohlgerichtete Schüſſe des Piraten brachten Unordnung in das Tauwerk und die Gallion ward auf ein paar Minuten unfähig zu manövriren.

Der Räuber benutzte dieſen Vortheil auf's Beſte. Durch ein geſchicktes Manöver umſegelte er die Gallion im Halbkreis, und begann deren Hintertheil zu beſchießen. Die Brick hatte ſich dabei dem Gegner ſo genähert, daß man die Bemannung genau unterſcheiden konnte. Es waren entſetzliche Geſtalten, die man erblickte. Furchtbare Geſichter, halb von ſtruppigen Bärten verhüllt, blickten unter breiten, herabgekrempten Hüten hervor. Sie waren in weite Hemden von einem ſchmutzigen Braunroth, über welche eine lederne Säbelkoppel gegürtet war, gekleidet. Ein Mann von hoher ſtattlicher Geſtalt, in Scharlach und durch eine lange, vom Hute herabhängende Straußfeder, von den Uebrigen ausgezeichnet, ſchien ihr Anführer zu ſeyn.

Das Feuer des Piraten hauſte gewaltig unter der Bemannung der „Magdalena,“ ehe dieſe im Stande war, auf's Neue dem Gegner die Batterie zu zeigen. Jetzt aber ſteuerte das Raubſchiff auf den Bogſpriet der Gallion los und ſuchte ſich, Behufs des Enterns, in deſſen Tauwerk einzuhängen. Bei dieſem Manöver fiel der Spiegel der Brick der Mannſchaft der Gallion zuerſt in's Auge. Ein koloſſaler Seeadler, der eine Möve mit ſeinen Fängen zerfleiſcht, war hier angebracht.

„El Exterminador!“ rief Montes mit Entſetzen.

„Still, oder ich bohre Euch den Degen in den Leib!“ fuhr ihn Rodrigo an. — „Auf, Spanier, ergreift die Piken!“ rief er ſeinen Leuten zu.

Der Ruf des elenden Montes hatte indeß ſeine Wirkung nicht verfehlt. Ein großer Theil der Bemannung ſtand wie verſteinert und drängte ſich in der Nähe des großen Maſtes zuſammen. Die Räuber enterten inzwiſchen durch das Tauwerk der Bogſpriets.

„Streicht! — Streicht die Flagge!“ rief mit donnernder Stimme ihr Anführer, indem er mit gezogenem Degen auf das Deck der Gallion ſprang.

„Niemals! — Niemals!“ ſchrie ihm der Kapitain entgegen. — „Zu mir, meine Treuen! Zu mir auf das Hinterdeck! — Richtet dieſe Kanone gegen die Ungeheuer.“

Nur zehn Mann gehorchten ſeinem Rufe, ſie eilten zu ihm; ein auf dem Hinterdeck ſtehendes Geſchütz ward auf die Enterer gerichtet.

Leider befand ſich zwiſchen beiden Partheien ein Theil der Mannſchaft, welcher wie ein Haufen Schafe ſich zuſammengedrängt hatte, und den Kapitain hinderte von dem Geſchütz Gebrauch zu machen.

Die Räuber ſtürmten heran, Montes fiel zitternd auf die Knie, und die Zaghaften folgten ſeinem Beiſpiel.

„Fort mit dieſen! Hinunter in den Raum!“ rief der Anführer der Piraten.

Verzweifelnd ſah Rodrigo, wie ſeine Leute die Treppe hinabgeſtoßen wurden. Kalt und ruhig trat der Kapitain der Seeräuber, bis auf ſechs Schritte von der Mündung des Geſchützes, auf Rodrigo zu.

„Ihr ſeht, Ihr habt das Spiel verloren und ſeyd in meiner Hand!“ ſagte er. „Widerſtand wäre Raſerei; ergebt Euch.“

„Nicht ohne Bedingungen!“ rief heftig der junge Mann, indem er nach einer Lunte griff und ſie über das Zündloch des Geſchützes hielt. „Euer Leben iſt in dieſem Augenblick in meiner Hand.“

„Glaubſt Du, daß Louis von Montbars für ſein Leben fürchtet, junger Menſch?“ ſprach der Räuberkapitain, indem er noch drei Schritt näher trat, mit eiſiger Kälte. — „Streckt die Waffen! — Ich ſage Euch! ſtreckt die Waffen, oder — Gott ſoll mich tödten! — Ihr hängt in einer Viertelſtunde.“

„Thut was Euch gefällt; Ich fürchte Euer Dräuen nicht;“ erwiederte der Jüngling. „Thut Ihr aber einen Schritt vor- oder rückwärts, ſo brenne ich los.“

Der Pirat ſah Rodrigo eine Weile gleichſam mit Erſtaunen an.

„Par Dieu!“ rief er endlich lachend. „Ich ſah noch keinen Spanier, der keck genug geweſen, Louis de Montbars zu trotzen. Aber Du gefällſt mir. — Ich ſchenke Dir das Leben.“

„Ich habe Euch noch nicht darum angefleht!“ entgegnete Rodrigo im Tone des Zorns und der Verachtung. „Nicht von mir, von der Mannſchaft iſt die Rede. Wollt Ihr dieſer Leben und Freiheit ſichern, ſo ſtrecke ich die Waffen.“

„Baſta!“ rief Montbars. „So weit geht meine Vollmacht nicht, ſelbſt wenn ich in Euer Verlangen willigen wollte. Ein Höherer wird darüber entſcheiden. — Hört, junger Mann,“ ſetzte er nach einer Weile hinzu. „Ihr ſeyd der erſte Spanier, für den ich Etwas wie Mitleid fühle. Es thäte mir leid Euch aufopfern zu müſſen. Ihr und die welche ich um Euch ſehe, werdet leben und frei ſeyn — mein Wort darauf — über die übrige Mannſchaft ſoll unſer Oberanführer entſcheiden.“

Es war mehrere Tage ſpäter, als das Piratenſchiff „der Würger“ an der wilden Küſte von Tortuga vor Anker ging. Die Mannſchaft der „Magdalena“ war eben ausgeſchifft worden. Alle trugen ſchwere Feſſeln, nur Rodrigo Giron ging feſſellos einher. Der Anblick des Landungsplatzes war ſehr eigenthümlich. Eine tiefe Bucht erſtreckte ſich hier in's Land. Im Hintergrunde derſelben lag ein ziemlich enges, von zerklüfteten, mit dichtem Geſträuch bewachſenen Felſen eingeſchloſſenes Thal. Große ſchattige Bäume bildeten einzelne Gruppen auf dem friſchen Wieſengrunde, durch den ſich kleine Gebirgsbäche ſchlängelten. Im Vordergrunde, ziemlich nahe am Strande der See, zog ſich ein bedeutendes Zeltlager hin. Alle Zelte waren aus Baumäſten oder Stangen errichtet, über welche Ochſenhäute von den verſchiedenſten Farben; rothe, ſchwarze, weiße, geſtreifte und gefleckte, die Haare nach außen, geſpannt waren. So ſonderbar wie ſich die Zeltſtadt ausnahm, ſo eigenthümlich erſchienen die Bewohner derſelben, wie auch deren Beſchäftigung.

Faſt Alle waren große, nervige, ſonnenverbrannte Geſtalten. Ihre Züge zeigten, daß ſie den verſchiedenſten ſeefahrenden Nationen angehörten. Hier ſah man den hellblonden Schweden neben dem dunkeln, faſt olivenfarbigen Portugieſen, dort den Spanier neben dem Engländer, dem Dänen, dem Franzoſen. Auf allen den verſchiedenartigen Geſichtern lag der Ausdruck des Muthes, aber auch der des Verbrechens. Dieſe Männer waren faſt alle auf eine gleichmäßige aber ſonderbare Weiſe gekleidet. An den Füßen hatten ſie Sandalen von ungegerbter Ochſenhaut, ihr Kleid war ein weites Hemde mit Ochſenblut roth gefärbt; eben ſo erſchienen ihre Unterkleider. Ihre Beſchäftigungen waren gleich auffallend. Dort ſah man eine Gruppe athletiſcher Geſtalten einen getödteten wilden Ochſen, von denen die nahe Küſte Amerika's wimmelte, auf einer Art Rollwagen herbeiſchleppen, eine zweite war beſchäftigt, einem Stier das Fell abzuziehen und ihn zu zerlegen, eine dritte Schaar ſchnitt das Fleiſch in lange dünne Streifen, welche man, auf eigens dazu aus Stangen erbauten Gerüſten, in der Sonne trocknete, und daraus eine Art Schiffsproviant präparirte, welches man Buccan hieß, und von dem die Räuber den Namen „Buccaniers" empfangen hatten. —

Die Ausladung und Landung der Waaren, welche die Gallion an Bord hatte, dauerte ſchon die Hälfte des Tages, die Gefangenen wurden zum Theil mit zu deren Tranſport nach dem Lager verwendet, endlich war auch der letzte Ballen an's Land gebracht, und Louis de Montbars befahl, die „ſpaniſchen Hunde," wie er ſich ausdrückte, nach einer im Hintergrunde des Thales liegenden Baumgruppe zu geleiten, aus welcher man ein ziemlich geräumiges Zelt von weißer Farbe hervorſchimmern ſah. Ein großer Haufen der Buccaniers, bewaffnet bis an die Zähne und geleitet von Montbars, bildete die Bedeckung. Der Abend war zwar ſchon herabgeſunken und die Dämmerung eingetreten, aber es war, bei dem in jenen Breiten ſo hellen Mondlicht, dem jungen Kapitain der Gallion dennoch möglich, den neben ihm wandelnden Häuptling der Räuber, den er ſeit dem Augenblick der Gefangennehmung nicht in der Nähe geſehen hatte, genau zu betrachten. Das Aeußere des, von den

Spaniern ſo gefürchteten, „Exterminador“ war ziemlich impoſant. Er mußte in früherer Jugend ein Mann von vieler Schönheit geweſen ſeyn. Noch jetzt waren ſeine Züge anziehend, und von großem kriegeriſchen Ausdruck. Verbrechen waren in ihnen nicht zu leſen, aber in ſeinem Auge funkelte etwas, das wie Schwärmerei oder Wahnſinn ausſah. Seine Haltung und Bewegung, ſo wie die Sprachweiſe, welcher er ſich gegen ſeine Untergebenen bediente, deuteten auf gute Erziehung und Abkunft. Von Zeit zu Zeit hatte Montbars mit Theilnahme auf Rodrigo, welcher ſtumm und ſchwermüthig einherging, geblickt, jetzt trat er ihm näher und ſagte:

„Seyd guten Muthes, Kapitain! — Ihr werdet in wenig Augenblicken vor dem großen Morgan ſtehen; der Mann, obwohl ein Freund des Meeres, iſt zwar ein Todfeind aller Derer, die unter Eurer Flagge auf ihm ſchiffen — und unter uns geſagt: auch ich haſſe die Spanier mehr, wie den Teufel in der Hölle — doch weiß Morgan brave Männer zu ſchätzen, und Ihr habt für Eure Perſon nichts von ihm zu beſorgen.“

„Ich fürchte nichts, mein Herr!“ entgegnete

Rodrigo düſter. „Das Schlimmſte, was mir widerfahren konnte, iſt geſchehen; ich ſah die Flagge meines Schiffes in Feindeshand, dies iſt bitterer als der Tod.“

„Ich glaub's Euch!“ erwiederte Montbars, mit Theilnahme auf den jungen Mann blickend. „Ich glaub's Euch, wiewohl ich nicht begreifen kann, wie einem ſo etwas zu paſſiren im Stande iſt — “

„Auch mir würde es nicht begegnet ſeyn, wenn der Weg nach der Pulverkammer frei geweſen wäre, und ich ſo viel Zeit gehabt hätte, eine brennende Lunte hineinzuſchleudern;“ fiel der junge Mann mit feſtem Tone ihm in's Wort.

„Richtig! Das iſt's was ich ſagen wollte;“ entgegnete Jener ruhig. — „Hättet Ihr wiſſen können, daß drei Viertheile Eurer Mannſchaft aus Hundsföttern beſtanden, ſo hätten wir vielleicht zuſammen eine Art Himmelfahrt gehalten, und ruheten jetzt ſelbander im Meeresgrunde. Aber beſſer iſt beſſer. Tröſtet Euch über Das, was nicht zu ändern ſteht, und erwartet das Beſte.“

„Das Beſte, was mir widerfahren konnte, iſt bereits für mich dahin; ich meine einen ehrenvollen Tod;" erwiederte ſchwermüthig der junge Kapitain.

„Ihr habt Recht!" fiel Montbars, den Jüngling mißverſtehend, und mit funkelndem Blicke ein. „Es iſt etwas Schönes um einen Seemannstod! Wenn die Windsbraut daher ſtürmt, der Sturm durch das Takelwerk pfeift, die Rahen ſich biegen wie Gerten, die Winden und Kloben ächzen, dann laſt einen Feind herankommen, ſeegewohnt wie ein Delphin und grimmig wie der Hundshay. Jetzt die Kanonenlucken aufgeriſſen, und heran auf Piſtolenſchußweite! Die Feuerſchlünde brüllen von beiden Seiten, endlich ſchweigen ſie; Bord liegt an Bord; der Enterhaken wird zur Hand genommen, der Kampf beginnt zu wüthen, herüber, hinüber, das Verdeck wird vom Blute überſtrömt, die Flagge vom Maſte geriſſen, und — glücklich iſt der Beſiegte wie der Sieger; Beide haben den Lorbeer des Ruhms erbeutet. — „O," fuhr Montbars nach einer Sekunde fort, und ſein Auge blitzte immer wilder, ſeine Stimme klang heiſer, „ich habe ſchon oft aus dem berauſchenden Becher des Ruhms getrunken, aber mein Durſt ward nicht gelöſcht!

Mehr als funfzigmal betrat ich das feindliche Deck mit dem Säbel zwiſchen den Zähnen, die Piſtole in der Fauſt, aber faſt immer war die Mehrzahl der Vertheidiger Memmen, werth der ſchlechten Sache, die ſie vertheidigten, und unwerth meiner edlen Anſtrengungen."

Der Jüngling blickte mit Verwunderung auf den Sprechenden; er glaubte die Reden eines Tollen zu hören.

„Ja, meiner edlen Anſtrengungen!" rief Montbars, ohne ſich ſtören zu laſſen. „Ihr werdet von Ungeſetzlichkeit, von Angriff auf fremdes Eigenthum, von Seeraub reden, aber ich ſage Euch: Louis de Montbars würde für eine ſchlechte Sache nicht ſein Schwert ziehen, und hat es nie für eine ſolche gezogen, nicht für dieſe die Heimath, nicht Hab' und Gut verlaſſen. Wie? kann wohl von Ungeſetzlichkeit gegen Spanier die Rede ſeyn, gegen die Ungeheuer, welche die edlen, die unſchuldigen Söhne der Natur mit Hunden hetzten, ihnen ihr Eigenthum raubten, ihre Fürſten erwürgten oder auf glühende Roſte legten? — Angriff auf fremdes Eigenthum? — Seeraub? — Wo iſt das rechtmäßige Eigenthum, das ein Spanier auf dem amerikaniſchen Feſtlande beſäße? Kann ihm, dem Land-, dem Menſchenräuber dort etwas Eigenes gehören? Klebt nicht an Allem Blut, unſchuldiges Blut? — Ihr werdet mir ſagen, daß nicht die gegenwärtigen Herren des Landes, daß ihre Väter dies alles verſchuldeten, aber ich ſage Euch: es ſtehet geſchrieben, daß die Kinder die Schuld der Väter büßen müſſen, und ich habe mich dieſer edlen Rache geweiht und werde mich ihr ferner weihen, bis die Sehnen dieſes Arm[illegible]rlahmen, oder mein, von Feindesſchwert geſpalte[illegible] Haupt, auf dem ſchlammigen Meeresgrunde ruh[illegible] ein Spiel des Rieſenrochen, der Seeſchlange, und der andern Ungeheuer der Tiefe.“ — —

Rodrigo Giron war nicht wenig betroffen, die frühere theilnehmende, verſtändige Rede ſeines Siegers ſich, Inhalt, Ton und Ausdruck nach, in die eines Tollhäuslers verkehren zu hören. Schon wollte er etwas darauf erwiedern, aber bald ſagte er ſich, daß ein Streit mit einem Halbverrückten ſelbſt ein Unſinn ſeyn würde, und er hörte die Reden Montbars ruhig an, bis ſie in der Nähe des Orts ihrer Beſtimmung anlangten. Es war dies ein ſanft anſteigendes, ſich an einer Felſenwand ſchroff endigendes Gebäude, welches von einer Gruppe großer Waldbäume beſtanden war. Ein ziemlich betretener Weg führte durch letztere zu einem Zelte von weißen Ochſenhäuten, vor dem ſich ein kleiner, freier, mit Sande beſtreuter Platz befand, auf welchem ein mäßiges Feuer brannte. Mehrere Buccaniers ſaßen um dieſes herum, und ließen einen Weinſchlauch in die Runde gehen. So wie ſie in der Nähe des Platzes angekommen waren, hielt die Kolonne der Gefangenen. Montbars zog Rodrigo bei Seite.

„Ich gehe jetzt zu dem Oberbefehlshaber,“ ſagte er leiſe. „Ich werde zu Eurem Gunſten ſprechen und ihm ſagen, daß ich Euch Leben und Freiheit verbürgt. Bei alledem rathe ich Euch, ſeyd vorſichtig in Euren Reden und bedenkt Alles was Ihr ſagt. Der Morgan iſt zwar beherzt wie der Seeadler, klug wie der Falke, aber ſchwankend und veränderlich in ſeinen Launen wie der Flug der Seemöve. Er hat ſeine guten und ſeine üblen Tage. Der Teufel ſelbſt vermag ſich dann nicht in ihn zu finden. Ich habe ihn oft bis zur Narrheit großmüthig, ſelbſt weich wie ein Kind und dann wieder wüthend und grauſam wie einen Tiger werden ſehen. Manche glauben es ſey in ſeinem Oberſtübchen nicht ganz richtig, ich denke aber er hat dann und wann melancholiſche Augenblicke, herbeigeführt von alten Erinnerungen, — ich ſelbſt habe manchmal dergleichen verfluchte Minuten, wo mir Das und Jenes einfällt — dann pflegt er ſich, wie eben heute, in ſein Zelt einzuſperren, und es iſt mit ihm nicht gut Kirſchen eſſen.“ —

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Räuberchef, und Rodrigo ſah ihm kopfſchüttelnd nach. In wenig Momenten verſchwand Montbars im Eingange des Zeltes des Oberanführers.

„Ich bitte Euch, Kapitain,“ ſagte Montes zitternd, als Montbars ſich entfernt hatte, „ich bitte Euch, bezeugt mir, wenn das Ungeheuer, der Morgan, erſcheint, daß ich einer der Erſten geweſen, die bei'm Entern das Gewehr weggeworfen und ſich ergeben haben. Vielleicht können wir auf dieſe Weiſe den Furchtbaren begütigen. Ich ſelbſt will — ich hoffe, es iſt keine Sünde, da es die Noth entſchuldigt — bei allen Heiligen betheuern, Ihr hättet mit mir von der Uebergabe der Gallion geſprochen, ſobald der „Exterminador“ die ſchwarze Flagge aufgehißt, und wäret nur von einigen verwegenen Kerlen zur Vertheidigung gezwungen worden.“

„Ihr ſeyd ein Elender, ein Nichtswürdiger!“ fuhr Rodrigo ſo heftig auf, daß Mentes erſchrocken zurück trat. „Unterſteht Ihr Euch, eine ſolche ſchimpfliche Lüge zu ſagen, ſo ſchlage ich Euch mit eigener Fauſt die Zähne ein. — Was Eure Feigheit indeß anbelangt, ſo ſeyd verſichert, daß ich ſie nicht verſchweigen werde, weder hier noch zu Panama, wenn ich jemals dahin zurückkehren ſollte.“ —

Rodrigo wollte noch einige Worte hinzufügen, als ſich der Vorhang des Zeltes öffnete und Montbars in Begleitung eines Zweiten heraustrat. Jener Zweite war ein Mann in einem weiten, faltigen Scharlachmantel, mit einem breiten, niedergekrempten Hute. Da er, bei den Gefangenen angekommen, ſeine Stellung im Schatten eines Baumes, mit dem Rücken gegen das Feuer gekehrt, nahm, ſo konnte der Kapitain, außer ein paar dunkeln, aus einem blaſſen Antlitz hervorblitzenden Augen, nichts von deſſen Zügen erkennen, doch glaubte Rodrigo zu bemerken, daß der Unbekannte ein Mann in der erſten Lebenshälfte ſey.

„Welches iſt der Kapitain der Gallion?“ fragte der Fremde, nachdem er einen Augenblick ſein Auge auf den Gefangenen hatte ruhen laſſen, mit tiefem Baßtone.

„Dieſer hier, mein General!“ ſprach Montbars, Rodrigo dem Fragenden vorſtellend.

„Euer Name?“ fragte Jener weiter.

„Rodrigo Giron; Seeoffizier im Dienſte Spaniens, aber beurlaubt, um die Gallion „Santa Magdalena,“ einem Rheder von Karthago gehörig und beladen mit Kolonialwaaren, nach Europa zu führen.“

„Es war noch eine zweite Gallion bei Euch?“ fuhr Jener fort.

„Sie gehörte demſelben Eigenthümer!“ verſetzte der junge Mann. „Hätte der Elende, der ſie geführt, mich nicht feig verlaſſen, ſo wäre ich nicht in Eurer Hand.“

„Das iſt wahr!“ ſprach der Vorige kalt. „Der Name des Rheders?“

„Antonio Tellez Rivera, Kaufmann zu Karthagena, und Eigenthümer mehrerer Hacienden am Meerbuſen von Morosquillo und auf der Landenge von Darien."

„Dieſer?" verſetzte lebhaft der Fragende. „Derſelbe Rivera, der zu Karthagena ganz beſonders unter dem Namen „der reiche" bekannt iſt?"

„Der nämliche;" ſagte Rodrigo mit einem tiefen Seufzer.

„Er lebt nur einen Theil des Jahres zu Karthagena?" fragte Jener faſt gleichgültig.

„Nur zur Zeit der lebhafteſten Schifffahrt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt iſt die Hacienda „Santa Magdalena" an der Küſte von Morosquillo und nahe am Fort gleichen Namens gelegen."

„Ganz recht! Ich glaube den Mann einſt gekannt zu haben;" ſagte der Vorige leicht. — „Wie mir Kapitain Louis de Montbars ſagt," fuhr er nach einigen Augenblicken in ernſtem, rauhem Tone fort, „habt Ihr Euch hartnäckig vertheidigt, ſechs meiner beſten Leute ſind dabei umgekommen, zehn verſtümmelt; ſelbſt als Eure Leute faſt ſämmtlich in den Raum geflohen waren oder die Waffen geſtreckt hatten, dachtet Ihr noch an Widerſtand. Wiſſet Ihr nicht, daß die Seewölfe Morgan's unbezwinglich ſind?" —

„Ich that meine Pflicht;" verſetzte Rodrigo ruhig.

„Dachten Eure Offiziere eben ſo?" fragte Jener höhniſch.

„Keinesweges!" fiel hier Montes ein. „Jeder von uns wußte, daß es Unſinn ſey, vollkommene Raſerei, ſich gegen die unüberwindlichen — Seemänner von Tortuga, die Krieger des berühmten Morgan's zu wehren. Wir ſtreckten ſogleich die Waffen, als Eure Leute das Verdeck betraten, und nur die Tollkühnheit dieſes Mannes" — er zeigte auf Rodrigo — „hielt uns ab, noch vor dem erſten Kanonenſchuſſe die Flagge zu ſtreichen."

Der Fremde lachte aus vollem Halſe, als Montes geendet hatte, doch ſogleich ward er wieder ernſt.

„Da hört Ihr was die Klugheit gebot!" rief er in einem ſonderbaren, faſt ſpöttiſch klingenden Tone. „Was habt Ihr darauf zu erwiedern, mein junger Seeheld?"

„Daß dieſer Elende gepeitſcht und gebrandmarkt zu werden verdient, und daß es unedel von Euch iſt, mit dem Unglück des Kriegers Spott zu treiben!" rief der Kapitain heftig und mit vor Zorn zitternder Stimme.

„Ihr ſeyd ſehr kühn, junger Mann;" erwiederte der Räuberhäuptling nach einem Augenblicke tiefen Schweigens. „Doch genug. Ich werde jetzt über Euer und der Eurigen Schickſal entſcheiden. — Montbars! Laßt Die, welche ſich nicht unterwerfen und auf die erſte Aufforderung die Waffen ſtrecken wollten, auf die eine, und die Uebrigen auf die andere Seite treten."

Montbars wollte, wie es ſchien, einige Worte reden; er trat zu dem Vorigen.

„Schweigt!" fuhr dieſer auf, als er es bemerkte. „Schweigt, und erfüllt meinen Befehl!"

Montbars hatte nicht nöthig gehabt, die Mannſchaft der Gallion zu ſondern; die, welche ſich ſogleich dem Seeräuber ergeben hatten, traten, ſchnell wie der Blitz, in ein Häuflein zuſammen; während die Uebrigen ſich beſtürzt ihrem ehemaligen Kapitain zugeſellten.

„Ihr ſeyd frei, Don Rodrigo Giron, Ihr und Die, welche Euch zur Seite ſtehen!“ ſprach jetzt der Räuberhauptmann. „Ihr ſollt unverweilt eingeſchifft und nach dem Rio de la Magdalena gebracht werden. Wir wiſſen brave Seeleute zu ſchätzen. Nehmt Euch indeß in Acht, daß Ihr nicht zum zweiten Male in meine Hände fallet. Es lebt Niemand der ſo kühn geweſen, zweimal auf Morgans Flagge zu feuern, und ich würde mit Euch, ſchon der Klugheit wegen, keine Ausnahme machen. — Was dieſe Elenden anlangt, Louis de Montbars,“ ſetzte der Sprechende kalt hinzu, indem er auf Montes und die bei Dieſem Stehenden zeigte, „ſo laßt ſie ſogleich an die Rahen der Gallion aufhängen und das Schiff dann in Brand ſtecken.“

Mit einem furchtbaren Jammergeſchrei warfen ſich die Unglücklichen auf die Knie; Rodrigo wollte ſich ihrer annehmen, er wollte für ſie ſprechen, aber ſchon hatte der Häuptling ihm den Rücken gewendet und war in wenigen Augenblicken im Eingange des Zeltes verſchwunden.

„Fort mit Euch!“ donnerte Montbars jetzt den Jammernden zu. „Fort an den Bord, den Ihr nicht zu vertheidigen wußtet.“

„Herr, ich bitte Euch, nehmt Euch der Elenden an!“ ſprach Rodrigo dringend zu Montbars, als die Escorte jene Unglücklichen mit Fußtritten und Fauſtſchlägen zum Weitergehen zwang. „Sprecht noch einmal mit Eurem Anführer, geht zu ihm, und ſagt —“

„Ich werde mich wohl hüten, es zu thun;“ unterbrach ihn Montbars mit einer abwehrenden Bewegung der Hand. „Dankt Gott, daß außer Euch noch einige Andere mit heller Haut davon kommen. **Foi de Gentilhomme!** Ich wundere mich ſelber darüber, daß er heute ſo nachſichtig iſt; er war, als ich mit ihm im Zelte davon ſprach, blos geneigt Euch allein Schonung zu gewähren, und es iſt viel, daß er noch ein Uebriges that. Er war ohnehin heute nicht gut gelaunt; in ſolchen Stunden runzelt er die Stirn, und dieſe glättet ſich nicht, wenn man ihm auch die Nachricht brächte, daß die ganze Silberflotte in unſere Hand gefallen wäre. Seyd deshalb zufrieden, mein junger Freund, wenn ſich auch in dieſer Hinſicht das Sprichwort:

daß Zufriedenheit reiche Leute macht, nicht bewähren ſollte. Es iſt ſchon immer viel, daß Ihr ein Spanier ſeyd und nicht aufgehangen werdet."

Ohne ein Wort zu erwiedern, begleitete Rodrigo den Sprechenden nach dem Zeltlager. Hier fand er eine leerſtehende Barracke für ſich und ſeine wenigen Begleiter zur Aufnahme bereit. Schlaflos wälzte er ſich auf ſeinem Lager umher, und hüllte ſich dichter in die ihm überlaſſenen Decken, als ein hellaufflackernder Lichtglanz und das tobende Geſchrei der Seeräuber ihn belehrte, daß das Urtheil Morgan's vollzogen und die früher von ihm befehligte Gallion im Feuer aufgegangen ſey. — — —

Ungefähr in der Mitte der weiten Küſtenſtrecke, zwiſchen der Landenge von Darien und dem Rio de la Magdalena, gegenwärtig zu der Republik Neu-Granada gehörig, liegt der Meerbuſen von Morosquillo. Wie ein weiter Binnenſee erſtreckt er ſich tief in das Land. Der, von den tropiſchen Regen eine große Zeit des Jahres feuchtgehaltene und dabei von der Alles beleibenden Sonne jener ſüdlichen Breiten durchwärmte, Boden entwickelt eine Triebkraft der Vegetation, welche jener der üppigſten

Gegenden Braſilien's, Mexico's und Guyana's nicht nachſteht. In der Zeit, in welcher die Begebenheiten dieſer Geſchichte ſpielen, war die nächſte Umgebung des Meerbuſens noch ſorgfältiger angebaut wie in unſern Tagen, wo die letzten Kriege, in welchen ſich Südamerika von der Herrſchaft des Mutterlandes befreiete, viele der herrlichſten Pflanzungen vernichtet haben. Damals bot beſonders der Hintergrund der Bucht ein ſo lachendes als zugleich großartiges Gemälde. Ungefähr tauſend Schritte vom Meeresufer, in einem weiten üppigen Thalgrunde, lag die Hacienda (Landgut) Santa Magdalena de Morosquillo. Es war eine der reichſten Beſitzungen der Gegend. Tropenfrüchte verſchiedener Art, vornämlich aber Kacao, wurden in großen Quantitäten von Hunderten von Sklaven angebaut. Ungefähr eine halbe Meile im Halbkreiſe um die Hacienda begann der Urwald. Er zog ſich gegen eine Kette hoher Berge, die einen Aſt der Gebirge bilden, welche von der Landenge von Panama bis in dieſe Gegend ſtreichen, und verlor ſich in deren Schluchten. Hier iſt Alles mit einem ewigen unzerſtörbaren Walde bedeckt, denn dieſe Eigenſchaften kann man wohl einem Forſte beilegen, wo, wenn ein Hauptſtamm unter der Axt fällt, aus der Wurzel neue und kräftige Sproſſen ſchießen, welche in wenigen Jahren die Höhe des Mutterſtammes erreichen. Hier herrſcht beſonders das Geſchlecht der Palmen vor, nur hier und da untermiſcht mit einem jener Wollbäume (Bombax), deren cylindriſcher Stamm, von ungeheuren vegetirenden Strebepfeilern unterſtützt, zwölf Fuß und darüber im Durchmeſſer mißt, und deren platte, ſchirmförmige Krone einen Umkreis von mehr als hundert Schritten beſchattet. Feſtons, gebildet von den Ranken herrlicher Schlingpflanzen, verbinden die Kronen der mächtigen Waldbäume und hängen, wie lange blühende Guirlanden, bis zur Erde herab. An den Ufern der ſich durch das wellenförmige Gelände ſchlängelnden Bäche, begegnet man den Formen der baumartigen Farrenkräuter, deren Stämme ſich nicht ſelten drei bis vier Klaftern über den feuchten Boden erheben, und bis an die im Halbkreis maleriſch herabhängenden Blätterwedel, von blühenden Bauchinien und Bignonien, der vielfarbigſten und wundervollſten Gattungen, umflochten ſind. So ſehr aber auch die herrlichen Blumen und Blüthen der Hippotis, der Laetia, des Ceſtrum, der Pſychotria in dem ſtrahlenden Sonnenglanze ſchimmern, oder aus dem dunklen heimlichen Waldesgrün hervorglühen, ſo wird doch der Blick von ihnen abgezogen, wenn nach der Regenzeit der Wald von Myriaden der herrlichſten Schmetterlinge wimmelt, wenn ſolche, wie tauſend in der Luft ſchwimmende bunte Blumenblätter, jedes Plätzchen, wo der Sonnenſtrahl durch die Waldnacht bricht, erfüllen; vorzüglich wenn der große, prachtvolle, ſtahlblaue Atlas, von dem leiſen Luftzuge getragen, aus dem Dunkel hervorſchwebt. Aber auch die Ordnungen der höheren Thierwelt erfüllen den ſchattenreichen Wald. Es werden vielfache, oft höchſt ſeltſame Stimmen laut, welche den einſamen europäiſchen Jäger manchmal auf die Vermuthung der Nähe eines gefahrvollen Raubthiers kommen laſſen. Hier wiegt ſich der zinnoberrothe Tunqui auf einem Bouchinienſtamme und verkündet ſeine Nähe durch ein ſcharfes, weithinſchallendes Grunzen, welches den Unkundigen leicht zur Vorbereitung zum Kampfe gegen einen Jaguar veranlaſſen könnte; dort ſtößt der Toropiſjou (Stiervogel), kaum größer als eine

Krähe, ein Gebrüll aus, das man kaum einem ſo kleinen Geſchöpfe zuzuſchreiben im Stande iſt. Aber auch freundlichere Klänge berühren das Ohr des einſamen Wanderers. Um eine dornige Erythrina, behangen mit einer Menge beutelförmiger Neſter, zwitſchert und ſchwebt eine ganze Kolonie kleiner Pancar's (Orioli), und hetzt ſich kämpfend oder ſchäkernd durch die rothblühenden Zweige; weiterhin fällt ein Zug der großen goldgrünen Araras der Anden auf eine Gruppe gelber Tachien, deren Blüthen ſie unter großem Geſchrei verzehren, wenn die Nähe eines Jägers ſie hindert, ſich in ein reifes Maisfeld zu werfen; auf einem hohen Waldbaume ſitzt eine Schaar Pterogloſſen, bei den Koloniſten unter dem Namen: Dios te de, mit welchen Worten ihr Geſchrei Aehnlichkeit hat, bekannt; ſie haben eine durch das Gebüſch ſchleichende Unze erkannt, und geben ihre Verwunderung und Neugier durch eine ſchwankende und lächerliche Bewegung des Körpers zu erkennen. — — —

Gänzlich verſchieden von dieſer romantiſchen Waldregion, war das bebaute Gelände, welches die Hacienda umgab. Hier erſtreckten ſich Maispflanzungen zwiſchen unabſehbaren Reihen fruchtbelaſteter Kakaobäume, und Hunderte von Negern waren mit der Cultur derſelben beſchäftigt. Die Sklaven waren gut genährt, und Ausſehen ſo wie Kleidung derſelben zeigten, daß Don Antonio Rivera zu den wohlhabendſten Landbeſitzern der Gegend gehöre. Das Hauptgebäude der Hacienda lag auf einem mäßigen Hügel, der einen freien Blick auf das Meer geſtattete. Es war eben nicht von beſonderer architectoniſcher Schönheit. Auf dicken Mauern von hartgeſtampftem Lehm ruhete ein außerordentlich ſchweres Dach von Hohlziegeln, ſteil genug, um den tropiſchen Regengüſſen ſchnellen Abzug zu verſchaffen. Weite, große, zu jeder Tageszeit offene Thüren, führten in die geräumigen Zimmer, welche mit grellen Farben ausgemalt waren, und ein fortwährender kühlender Luftzug ſtrömte, vermittelſt der kleinen ziemlich unregelmäßig angebrachten Fenſter, durch das ganze Gebäude. Bei alledem fehlte es in dem Gebäude nicht an einer gewiſſen Eleganz. Schwere, vergoldete Meubles, in Europa verfertigt, ſchmückten das Geſellſchafts- ſowie mehrere Nebenzimmer; künſtlich gefärbte Strohmatten deckten den rohen Tennenboden; von einem Querbalken hing ein gläſerner Kronleuchter herab.

In dem eben bezeichneten Lokale befand ſich, mehrere Monate nach den früher geſchilderten Begebenheiten, der Hacendado (Pflanzer) mit unſerm Bekannten Rodrigo Giron in ein, von beiden Theilen mit Heftigkeit geführtes Geſpräch verwickelt; die beiden Töchter des Hausherrn, Antonia und Magdalena, machten die ängſtlichen Zuhörerinnen, beſonders ſchien die erſtere ſehr befliſſen, den Vater begütigen zu wollen; auch winkte ſie dem jungen Manne hinter dem Rücken des Vaters dann und wann zum Nachgeben. Don Antonio war ein Mann in den Funfzigen, doch hätte man ihn, dem ergrauenden Haare und dem gefurchten Antlitze nach, wohl für älter halten können. Seine Phyſiognomie war nicht angenehm; die plumpen Züge trugen den Stempel des Stolzes und der Härte. Sehr von einander verſchieden war das liebliche Aeußere der Töchter. Beide waren jung und ſchön, und trugen die Züge der Südländerinnen, aber der Beſchauer hätte kaum ſagen können, welches Geſichtchen reizender ſey, das frohe, lebensmuthige

Antoniens, oder das ſchwermüthige, ſchwärmeriſche Magdalenens.

Der Hausherr hatte eben einige Papiere durchlaufen und reichte ſie dem Jünglinge hin.

„Sagt was Ihr wollt, Sennor, ich bleibe bei meiner Meinung, ja ich würde bei ihr bleiben, und wenn Ihr mir es ſchwarz auf weiß brächtet, daß Ihr ganz vortrefflich daran gethan, meine „Santa Magdalena“ kapern zu laſſen!“ rief er hitzig. „Hättet Ihr, wie der ehrliche Luna es Euch gerathen, ſchon am Abende vorher Segel auf Segel beigeſetzt und den Cours geändert, ſo wäret Ihr, unter Begünſtigung des lang anhaltenden Morgennebels, weit genug vorwärts gekommen, um den Spitzbuben ein Schnippchen ſchlagen zu können.“

„Und hätte jener elende Feigling mir beigeſtanden, hätte er nicht ohne Noth das Weite geſucht, ſo würde der Kampf rühmlich und vielleicht mit der Gefangennehmung des Freibeuters geendigt worden ſeyn!“ rief Rodrigo heftig.

„Ich habe aber nicht zwei Gallionen ausgerüſtet um gegen die Buccaniers zu fechten, ſondern um Kacao und Farbehölzer nach Europa zu ſenden!“

ſchrie der Pflanzer. „Sangue de Dios! Welchen Vortheil hätte ich im glücklichſten Falle davon gehabt, wenn Ihr ein paar Dutzend Spitzbuben nach Karthago gebracht, und ſie dort aufgehangen worden wären? Eine zerſchoſſene Räuberbrick; ein ſchöner Erſatz für verlorene Zeit und Koſten! — Uebrigens iſt es für den größeren Rheder gar kein beſonderer Nachtheil, wenn ſich hier und da einmal ein Piratenſchiff zeigt. Die kleinen Schäker von Kaufleuten, welche keine bewaffnete Gallion ausrüſten können, bleiben dadurch hübſch vom Handel ausgeſchloſſen; nur muß eine Gallion beſſer geführt werden, als die „Magdalena“ geführt wurde.“

„Wenn es blos darauf ankam, mit einem gut bemannten und mit Geſchütz bewehrten Schiffe, wie ein Schmuggler ſich mit Vorſicht auf Umwegen durchzuſchleichen, ſo würde der Führer eines ſolchen Euch freilich beſſere Dienſte wie ein Seeoffizier geleiſtet haben!“ ſagte der junge Offizier hitzig.

Eben wollte er, durch einen bittenden Blick Antoniens verwirrt, wieder einlenken, als ihn der Kaufmann unterbrach.

„Das iſt eine ganz vernünftige Anſicht;“ ſagte er kalt. „Nur Schade, daß wir Beide ſie erſt gewonnen haben, ſeitdem die Gallion zum Teufel iſt. — Jedenfalls bin ich von dem Gedanken, eines meiner Schiffe von einem Flottenoffizier führen zu laſſen, für immer geheilt.“

„Es ſchmerzt mich unendlich, und der Gedanke Euch Verluſt zugezogen zu haben, wird für immer der Kummer meines Lebens ſeyn; aber, glaubt mir, Don Antonio, jeder Mann von Ehre hätte an meiner Stelle eben ſo gehandelt!“ ſprach bewegt der junge Mann, indem er nach der Hand des Kaufmanns langte, die dieſer kalt zurückzog. „Wäre, durch den unglückſeligſten Zufall, die Mannſchaft nicht aus den erbärmlichſten Memmen, die nur je ſalziges Waſſer befuhren, zuſammengeſetzt geweſen, ſo konnte das Unglück nicht vorkommen. Die Gallion allein war, ohne die des jämmerlichen Luna, dem Räuber gewachſen, und bei nur mittelmäßiger Vertheidigung mußte der Erfolg ein ganz anderer ſeyn; auch hat die von mir verlangte Unterſuchung dargethan, daß mir kein Vorwurf zu machen ſey, und dies durch ein ehrenvolles Zeugniß bekräftigt.“

Mag ſeyn, Sennor, wenigſtens gedenke ich nichts dagegen einzuwenden, da mir dadurch der Verluſt von zweimalhunderttauſend Piaſtern nicht erſetzt würde;" erwiederte Rivera froſtig. „Anders ſehe ich, anders die Behörde von Karthagena die Sache an. Iſt ſolche aber mit dem von Euch eingeſchlagenen Verfahren ſo beſonders zufrieden, ſo wundert es mich nur, daß ſie Euch nicht mit dem Kommando eines Kriegsſchiffes, ſondern mit der Wiederherſtellung unſers alten verfallenen Forts beauftragt hat."

„Es geſchah," fiel Rodrigo ein, „weil ſie eben über kein ſolches zu verfügen hatte, und weil die Wiederherſtellung des Forts, bei der wieder zunehmenden Keckheit der Buccaniers, von Bedeutung iſt; ich übernahm den Auftrag gern, um — um vielleicht auf dieſe Weiſe Euch nützlich zu werden."

„Ich küſſe Euch die Hand, Kaballero! Möget Ihr tauſend Jahre leben!" ſagte höhniſch lächelnd der Pflanzer. „Vor der Hand, denke ich, iſt mein Eigenthum vor den Klauen der Buccaniers ziemlich ſicher; das auf dem Lande befindliche nämlich, und ſelbſt hinſichtlich des andern habe ich mir Weisheit.

gekauft, wenn auch ein Biſchen theuer. Ueberdies habe ich nie ſagen hören, daß die Buccaniers nach Kacaoſäcken ſehr lüſtern wären; in Maracaybo und anderwärts waren es blos Piaſter, die ſie verlangten, auch iſt unſer Meerbuſen ein Biſchen abgelegen; zeigte ſich ein Piratenſchiff und machte Miene zu landen, ſo wäre ich mit den Meinigen und der beſten Habe im Sertao (Urwalde) ehe ſie die Bai durchkreuzt hätten, und höchſtens könnten ſie mir die paar Barracken anzünden, die meine Schwarzen in vier Wochen wieder aufgebaut hätten. Meinetwegen alſo, Sennor, übereilt Euch ja nicht mit der Wiederherſtellung des alten Forts. — Bei alledem," ſetzte er mit Eiſeskälte hinzu, und indem er dieſe Worte auffallend betonte, „wird Eure Zeit wohl durch den Auftrag der Euch geworden, ſo viel in Anſpruch genommen werden, daß ich kaum hoffen darf, Euch vor unſerm Abgange nach Karthagena, der nächſtens erfolgt, noch einmal zu ſehen, und in dieſem Falle erſuche ich Euch uns in gütigem Andenken zu behalten."

„Wie, Sennor?" ſagte Rodrigo erſchrocken. „Ihr wolltet die Erlaubniß, Euch und die Eurigen recht oft zu ſehen, zurücknehmen, Ihr wolltet die Hoffnungen —"

„Mein Haus ſteht jedem Spanier und allen Chriſten offen, Kaballero, und ich könnte es, ſelbſt wenn ich auch wollte, nicht dem in dieſer Gegend befehligenden Offizier verſchließen;" erwiederte mit höhniſcher Kälte der Kaufmann. „Habt Ihr indeß auf unſere Bekanntſchaft Hoffnungen gebaut, ſo muß ich Euch ſagen, daß ſolche mit der Gallion „Santa Magdalena" auf dem Meeresgrunde liegen."

„Was? Ihr wolltet Euer gegebenes Wort brechen?" rief entſetzt der Kapitain.

„Ich glaube nicht, daß etwas Schriftliches zwiſchen uns verhandelt wurde;" entgegnete Rivera kalt. „Das Wort, welches ich Euch gab, wurde bedingungsweiſe gegeben. Ich ſagte Euch, daß, wenn der Verſuch glückte, zwei Gallionen unter der Leitung eines geſchickten Seeoffiziers — für den ich Euch hielt — auf einem kürzern Wege, Wind und Wetter klüglich zu einer gefahrloſen Fahrt benutzend, nach Europa zu ſenden, wenn ich angemeſſen fände, dieſe Expedition jährlich zu wiederholen, wenn ich ſähe, daß Ihr der Mann wäret, um dieſe klug zu leiten, ſo wollte ich nichts dagegen haben, wenn Ihr, den Dienſt verlaſſend, Euch um die Hand meiner Antonia bewerben ſolltet. — Ich frage Euch nun: Sind meine Bedingungen von Euch erfüllt worden oder nicht?" —

„Ihr könnt nicht ja ſagen, Sennor;" fuhr der Pflanzer mit Kälte fort, als Rodrigo erbleichend den Blick zu Boden ſchlug; „Ihr habt die Bedingungen des Vertrages, wenn überhaupt, was nicht der Fall iſt, von einem ſolchen die Rede ſeyn könnte, nicht erfüllt, und er iſt folglich Null. Ich bin Kaufmann, ich habe zwei Töchter aber keinen Sohn, mein Eidam muß mithin der Mann ſeyn, der die (in der alten wie in der neuen Welt wohlbekannte und geachtete) Firma: Antonio Tellez Rivera et Compagnie, was ich durchaus verlange, fortführen und bei Ehren erhalten ſoll. Dazu, Sennor Kaballero, ſeyd Ihr der Mann nicht. Bei der Geſchichte mit der „Magdalena" habt Ihr bewieſen, daß nicht ein Tropfen kaufmänniſches Blut in Euern Adern fließt. Wer beladen mit zweimalhunderttauſend Piaſtern Valuta den Raufbold macht, wer bei ſolcher Gelegenheit zuerſt an die Ehre und dann erſt an das ihm anvertraute Geld denkt, an dem iſt, und wenn er ein Rieſe wie Sanct Chriſtoph, oder der große Roland, und tapferer wie alle Ritter der Tafelrunde wäre, zum Kaufmanne Hopfen und Malz verloren! Ihr ſeht ich ſpreche klar und deutlich, wie ein Kaufmann, wenn es ſich um ein Geſchäft handelt — und ich betrachte eine anſtändige und wohl zu überlegende Heirath als ein ſolches — ſprechen muß. Aus einer Verbindung zwiſchen Euch und meiner Tochter kann auf keinen Fall etwas werden. Wollt Ihr mir nun unter der Bedingung, daß von der Sache weiter keine Rede ſey, die Ehre Eures Beſuches von Zeit zu Zeit vergönnen, ſo ſoll es mir eine Ehre ſeyn — das Haus des alten Antonio Rivera iſt hoffentlich nicht als ungaſtlich bekannt — im Gegentheil aber wäre es ſonſt beſſer, wenn wir uns fern blieben, denn bei mir muß jedes Geſchäft rein und nett abgeſchloſſen ſeyn."

Rodrigo wollte noch einmal das Wort ergreifen. Antonia faßte laut ſchluchzend des Vaters Hand, Magdalena ſah ihn mit dem großen ſchön umſchatteten Auge bittend an, aber Rivera rief mit ſtarker Stimme:

„Con Dios, Sennor!“ Ich küſſe Euch die Hände! Möget Ihr tauſend Jahre leben! — Ehe ich nach Karthagena abgehe, mache ich Euch im Fort Morosquillo meine Abſchiedsviſite. — Jetzt verzeiht, wenn ich mich mit meinen Töchtern nach der Hacienda del Roſario auf den Weg mache. Die Kacaoernte beginnt heute dort, und meine ſchwarzen Kanaillen ſtehlen wie die Raben, wenn ſie den Hacendado nicht vor Augen haben.“

Der Kaufmann machte nach ſpaniſcher Sitte noch eine ſo große Menge Verbeugungen und Complimente, daß der junge Mann, obwohl ihm dabei das Herz brechen wollte, nicht umhin konnte damit einzuſtimmen, und er würde in wenigen Sekunden von dem Hausherrn zur Thüre hinauskomplimentirt worden ſeyn, wenn nicht in dieſem Augenblicke einer der Hausſclaven, ein ſchöner ſtattlicher Neger, mit einer Meldung in's Zimmer getreten wäre.

„Was giebt's?“ ſchrie ihm der Hausherr barſch entgegen.

„Don Pablo der Aufſeher iſt geweſen mit Xaver und andern ſchwarzer Mann am Seeufer, um zu ziehen das Fiſcherboot auf den Strand;“ kauverwelſchte der Neger. „Meer hat ſehr geſtürmt, und ein Schiff iſt verſunken mit weißen Mann.“

„Glaubt der Narr daß ich blind und taub bin, und einen ſo gräßlichen Sturm wie den in der letzten Nacht nicht bemerken werde?“ ſprach Rivera verdrüßlich. „Es war eins der beiden Schiffe, welche ſchon geſtern Abend gegen den Wind kämpften und engliſche Flagge trugen. Man ſah es heute Morgen als ein geſchorenes Wrack nach der Punta de Morosquillo treiben und dort wird es geſcheitert ſeyn.“

„Gut, gut Sennor!“ ſagte der Neger nickend. „Iſt ſo, wie Sennor ſagt. Liegt weißer Mann todt am Strand; eins, drei, fünf.“ —

„Dieſe ſchwarzhäutigen Beſtien ſind doch ſchon von Natur zum Rechnen verdorben, aller Zahlenſinn iſt ihnen verſagt;“ ſprach unwillkührlich lächelnd der Kaufmann. — „Nun, der Pablo hat ſie doch an Ort und Stelle vergraben oder in die See werfen laſſen? Es iſt kein Chriſt darunter; es ſind Engländer.“

„Alle in See, Sennor! Einer nicht. Iſt wieder lebendig. Wird hier ſeyn bald;“ verſetzte der Neger.

„Ein Engländer? Das wäre mir eben recht!“ rief unwillig Rivera. „Mich ausſpioniren laſſen! Meine Art, die Kacaobohnen zu trocknen, ablauſchen! Das fehlte mir eben. Ich habe meine eigene Methode, ſie koſtet mir ſchweres Geld, und gewiß Niemand kann ſagen, daß er einen dumpfigen Kacaoſack, auf welchem die Firma: Rivera et Compagnie gezeichnet geweſen, in die Hand bekommen hat. — Zum Teufel mit dem engliſchen Schnüffler!“ —

„Aber, lieber Vater, er iſt doch ein Menſch!“ ſagte Antonia bittend.

„Dazu ein Unglücklicher!“ ſetzte Magdalena hinzu.

„Deſto ſchlimmer für ihn! Diablo! Ich gewinne keinen Ochavo durch ſein Unglück, habe ihm nicht geheißen zu erſaufen und noch weniger wieder lebendig zu werden!“ rief der Kaufmann hitzig. — „Bei alledem würde man ſagen, ich hätte den Menſchen unbarmherzig behandelt, wenn ich ihn nicht aufnähme;“ ſetzte er nach einer Pauſe verdrüßlich hinzu. „Es giebt verdammte Läſterzungen in Karthagena, es ſind dies jene jungen Fante, jene Habenichtſe, die mich beneiden, die mich für einen Cröſus halten, obwohl ich nach dem Verluſte der „Magdalena" jetzt ſo arm ſeyn könnte wie Hiob. Ich ſage könnte, wenn auch noch zwiſchen dem alten Rivera und Sanct Hiob ein Unterſchied iſt. — Aber hört, Don Rodrigo! Mir fällt da etwas ein. Ihr könntet mir einen Gefallen thun. Ihr könntet den Menſchen, den Engländer, mit nach dem Fort nehmen? — Ja? — Es ſoll Euch keine Unkoſten machen. Ich bezahle für ihn, bis er nach Karthagena gebracht werden kann, jedoch unter der Bedingung, daß er keinen Fuß in meine Magazine etzt."

„Mit Freuden;" entgegnete der junge Offizier, roh auf dieſe Weiſe eine Ausſicht zur Wiederannüpfung eines Umgangs mit den Bewohnern der acienda zu gewinnen. — „Aber mich dünkt, dort ringen ſie ihn." —

Die Geſellſchaft eilte an's Fenſter.

Ein blaſſer junger Mann, dem Anſcheine nach ziemlich erſchöpft, ſchritt in Begleitung eines Kreolen und einiger Neger dem Hauſe zu.

Der Fremde trug einen blauen Rock von militairiſchem Schnitte, der nach der Mode der damaligen Zeit am Kragen und den Aufſchlägen mit ſchmalen Treſſen beſetzt war. Das Haupt war unbedeckt und ſchwarze glänzende üppige Locken ringelten ſich von dieſem bis auf die Schultern. Eben ging er dicht am Fenſter vorbei, wo die Geſellſchaft ſtand, und man konnte jeden ſeiner Züge deutlich unterſcheiden. Mund und Kinn hatten, ſo wie die leicht gebogene Naſe, eine feine Bildung. Die blauen, etwas tief liegenden Augen waren von feinen Brauen und langen Wimpern beſchattet, ihr Ausdruck hatte etwas Unſtetes. Als ſein Blick auf die Geſellſchaft fiel, ergoß ſich ein leichtes Roth über die blaſſen Wangen. Die Geſtalt des Fremden war eher klein als groß zu nennen, wenigſtens überragte ſie nicht die Mittelhöhe, doch hatte ſie etwas Zierliches, Gewandtes, was dem Unbekannten das Anſehen eines Mannes der höhern Stände gab.

„Ein ſchöner, ſtattlicher Mann!“ ſagte Magdaiena, dem Fremden nachſehend, bis er um die Hausecke verſchwand.

„Er ſcheint, ſeiner Tracht nach, ein Seeoffizier;“ ſprach Rodrigo.

„Ein Kaufmann iſt er nicht;“ fiel Rivera in einem etwas beruhigteren Tone ein. „Er weiß am Ende eine Kacaobohne nicht von der eines Kaffeebaums zu unterſcheiden.“

Die Thüre öffnete ſich bald darauf und der Fremde trat ein. Er ſchien im erſten Augenblick etwas betroffen, als er die Augen der Geſellſchaft mit Neugier auf ſich geheftet erblickte, doch war dies nur ein vorübergehender Moment, und er trat, nachdem er den Damen eine ſtumme Verbeugung gemacht, ſogleich auf den Hausherrn zu.

„Ich muß ſehr um Entſchuldigung bitten, Don Antonio,“ ſagte er mit ſanfter, ſehr wohlklingender Stimme, „daß ich mir erlaube, zu Eurer Güte meine Zuflucht zu nehmen. Als ich vor drei Monaten ſo glücklich war, Eure Gallion „Karlos primera,“ in der Nähe von Teneriffa mit einigen friſchen Lebensmitteln zu verſehen, fiel es mir nicht ein, daß ich nach ſo kurzer Zeit genöthigt ſeyn würde, den Herrn derſelben um einige Tage Schutz und Obdach zu bitten.“

„Gern! — Gern! — In der That — der Führer der Gallion hat mir von Eurer Güte keine Meldung gemacht;“ verſetzte mit einiger Verlegenheit der Kaufmann.

„Glaub's wohl!“ entgegnete leicht und unbefangen der Fremde. „Einige Zentner Fleiſch und ein paar Körbe Apfelſinen ſind ja auch nicht der Rede werth. — Aber entſchuldigt, daß ich mich nicht ſogleich Euren Damen und Euch namentlich vorgeſtellt. Ich heiße Charles Ritchie und bin, oder“ — ſetzte er lächelnd hinzu — „wär vielmehr Befehlshaber der Brick Sr. brittiſchen Majeſtät „the Carcass,“ welche in Begleitung des Kutters „Greyhound“ abgeſendet wurde, um zwiſchen den Antillen und der Küſte von Darien gegen die Piraten, welche, frecher wie je, ſogar einige engliſche Schiffe durchſucht und beraubt haben, zu kreuzen. Schon vor zwei Tagen von meinem Gefährten getrennt, ſuchte ich dieſen in der Nähe der Küſte, und ward von dem Sturme auf die Punta de Morosquillo geworfen, wo mein Schiff ſcheiterte, und, ſo viel ich weiß, außer mir Niemand ſich gerettet hat.“

„Euer Schiff muß eine ſehr ſtarke Bemannung gehabt haben, daß Ihr es wagtet, bei ſo widrigem Winde Euch an die ziemlich gefährliche Küſte zu halten;“ ſprach Rodrigo aufmerkſam. „Ich ſah Euch vom Fort Morosquillo aus den Verſuch machen, unter mehr Segeln als rathſam ſchien, die gefährliche Punta zu doubliren, um in die Bucht einzulaufen, und dies war wahrſcheinlich der unglückliche Moment —“

„Ein gut bemanntes und feſt gebautes Schiff kann auf dieſe Weiſe manövriren, ich hatte es oft ſchon mit Glück verſucht;“ ſagte der Ritter kalt. — „Aber,“ ſetzte er hinzu, und es war als ob eine fliegende Röthe ſein Geſicht überlief, „wie es ſcheint, ſeyd Ihr ein Seemann, habt vielleicht ſelbſt ſchon ein Kriegsſchiff geführt?“

„Don Rodrigo Giron,“ ſagte der Kaufmann mit hämiſchem Seitenblick, „iſt gegenwärtig Kommandant unſers Forts, führte früher eine Goelette und zuletzt meine Gallion „Magdalena;“ dieſe indeß leider den Hunden von Buccaniers gerade in den Rachen hinein.“

Rodrigo erröthete dergeſtalt, daß ſein ſchönes männliches Geſicht wie von Scharlach überzogen ſchien. Eben wollte er ſprechen, als ihm der Fremde zuvorkam.

„Das Glück iſt wandelbar;“ verſetzte er leicht. „Dieſer Herr hat bei ſeinem Zuſammentreffen mit den Piraten mehr wie ein Seeoffizier, der Befehlshaber Eurer andern Gallion mehr wie ein Kaufmann gehandelt; ich habe zu Jamaika von dem Vorfalle reden hören. — Irre ich nicht, ſo war es Montbars, der Euer Schiff genommen! — Seyd Ihr von den Piraten übel behandelt worden?“

„Ich würde Unrecht haben, wenn ich dies behauptete;“ ſagte Rodrigo. „Morgan wußte Den, der ſeine Pflicht gethan, von dem nichtswürdigen Feigling zu unterſcheiden. Ich kann mich nicht über ihn beklagen.“

„Aber ich kann es!“ ſchrie Rivera aufgebracht. „Ich gäbe gleich tauſend Piaſter um das Vergnügen, die Kanaille hängen zu ſehen, und fünfhundert, wenn ich den Spitzbuben wenigſtens in Ketten und Banden erblickte.“

„Wer weiß was geſchieht, und ob Ihr den Menſchen nicht vielleicht auf die eine oder die andere Art umſonſt zu Geſicht bekommt;“ entgegnete Kapitain Ritchie lächelnd. „Was mich anlangt, ſo will ich, ſo weit dies in meinen Kräften ſteht, dies Vergnügen Euch zu verſchaffen ſuchen. Wie ich bereits geſagt, habe ich noch ein zweites Schiff in See. Ich bin überzeugt, daß dieſes mich von der Landenge von Panama bis zur Mündung des Rio de la Magdalena aufſuchen, und ſobald man vernimmt, daß in dieſer Gegend eine Brick geſcheitert, hierherkommen wird. Habe ich nur erſt wieder ſalziges Waſſer unter den Füßen, und ein ſchwellendes Bramſegel über dem Haupte, ſo verſpreche ich Euch — ich habe manchmal ſo eine Art Ahnung — daß Ihr in Kurzem mit Morgan Bekanntſchaft machen ſollt.“

Die Art und Weiſe, mit welcher Kapitain Ritchie dieſe Worte ſprach, hatten für Rodrigo faſt noch mehr Widriges als der Inhalt derſelben. Er ſah darin eine Ruhmredigkeit ſondergleichen, und dieſe ſchien ihm um ſo weniger bei einem Manne an ihrem Platze, welcher durch Uebermuth oder Ungeſchicklichkeit erſt vor wenig Stunden ein Schiff mit Mann und Maus zum Untergange gebracht hatte.

„Ihr ſprecht mit großer Sicherheit, mein Herr;“ ſagte er, ohne ſein Mißfallen eben ſehr zu verbergen. „Lügt nicht das Gerücht ganz und gar, ſo iſt dieſer Morgan einer der kühnſten Seeleute, die nur je den Ocean beſchifften. Ich bezweifle ſehr, daß Morgan ſo leicht zu fangen ſey.“

„Meint Ihr?“ entgegnete Ritchie, den jungen Mann mit dem dunklen Auge feſt anſchauend. „Hm, ja! — Ihr mögt Recht haben. — Der Kerl ficht ſo zu ſagen mit dem Strang um den Hals. „Hinauf mit ihm an die Bramſegelrahe!“ ſo heißt es, wenn er in die Hand ſeiner Gegner fällt; dies weiß der Lump, und er weiß auch, daß es brave Leute giebt, die reſpective fünfhundert oder gar tauſend Piaſter daran wagen wollen, um ſeine Execution mit anzuſehen. Iſt es da wohl ein Wunder, wenn der ſchurkiſche Böſewicht ſich wehrt wie ein angeſchoſſener Eber?“

„Ihr urtheilt ſehr hart über dieſen Mann, Sennor!“ fiel Magdalena, die bis dahin mit regem Antheil zugehört, dem Vorigen mit nur ſchlecht verhehltem Widerwillen in die Rede. „Man kann ein grauſames Unrecht begehen, wenn man ſo leichthin über Verhältniſſe abſpricht, die man nur aus feindlichen Berichten kennt. Man behauptet, Morgan ſey ein Mann von guter Abkunft und Erziehung, der in ſeinem Vaterlande traurige Erfahrungen gemacht habe, und durch letztere in die unglückſelige Laufbahn geworfen worden ſey, die er jetzt verfolgt. Was muß aber ein Mann dieſer Art gelitten, welche Kämpfe muß er beſtanden haben, ehe er zu dem Entſchluſſe gekommen, ſich einer Rotte ſolcher Böſewichter anzureihen? — Ich halte dieſen Menſchen für einen Unglücklichen, der mehr zu bedauern, als zu haſſen oder zu verachten iſt, und es ſollte mir wahrhaft leid thun, wenn er in Eure Hand fiele.“

„Bei der Santa Virgen von Guanaxuto, ich glaube, das Mädel iſt toll geworden! Hat man ſchon je etwas Verrücktes gehört, einen Seeräuber zu beklagen, der noch nicht einmal gehangen iſt?“ ſchrie Rivera aufgebracht. „Aber daran erkenne ich ganz die närriſchen, ſchwärmeriſchen Anſichten Deiner verſtorbenen Mutter. Die wollte auch immer ganz außer ſich werden, wenn ein Neger ein paar hundert Peitſchenhiebe bekommen ſollte; wenn er die zum Trocknen aufgeſchütteten Kacaobohnen hatte beregnen laſſen, während doch jeder vernünftige Menſch weiß, daß zwei- bis dreihundert Hiebe für einen Schwarzen ſo eine Art Refresco ſind, welches ſein dickes Blut kaum etwas geſchwinder in Umlauf bringt. — Ein Unglücklicher! — Ei ſeht einmal! — Ein ſchöner Unglücklicher, welcher Gallionen entert, und deſſen Hauptgewerbe darin beſteht, Schiffe zu kapern und ruhigen Küſtenbewohnern die Beutel zu fegen."

„Dennoch," ſagte Ratchley, nachdem er ſein großes dunkles Auge lange auf Magdalena hatte ruhen laſſen, „möchte ich der Miß nicht Unrecht geben. Ja gewiß, jener Morgan muß furchtbare Erfahrungen gemacht haben, um dahin zu kommen, ſich ſo zu ſagen mit der Menſchheit in Kriegszuſtand zu verſetzen. So tief, in einen ſolchen Abgrund, fällt nicht leicht Jemand, der nicht hineingeſtoßen wird. — „Aber," ſetzte er mit einem ſonderbaren Lachen hinzu, „iſt es nicht ſonderbar? Faſt hätte mich die ſchöne Miß mit ihren mitleidigen Geſinnungen angeſteckt; und das wäre denn doch für den, deſſen Auftrag dahin lautet, dem Böſewicht zu einem hänfenen Halsbande zu verhelfen, eine ſehr übel angebrachte Theilnahme. Was gehen uns auch die bittern Erfahrungen an, welche jener Menſch vielleicht gemacht, ehe er ein Mörder und Räuber geworden! Es iſt hundert gegen eins zu wetten, er hat ſich ſolche ſelbſt zugezogen; und falls man ihm ja Unrecht gethan, warum hat er es nicht ruhig ertragen? Viele leiden Unrecht, und wagen nicht eine Klage laut werden zu laſſen; wie kann der Kerl vor Andern etwas voraus haben wollen? Im Grunde betrachtet, iſt die eine Hälfte der Menſchheit dazu geſchaffen, um von der andern getreten zu werden.“ —

Die Rede des Kapitains machte auf die Anweſenden einen ſehr verſchiedenen Eindruck. Rodrigo und Antonia fanden in derſelben den Ausdruck des roheſten Egoismus; dem Pflanzer ſchien der Inhalt derſelben ganz natürlich, was er durch beifälliges Nicken zu erkennen gab; Magdalena glaubte in den Worten Ritchie's einen tiefen Seelenſchmerz, eine Bitterkeit ſondergleichen zu erkennen. — Von welcher Art aber auch die Empfindungen ſeyn mochten, die dem Vorigen jene Sprache dictirten, ſie ſchienen nach einem Momente gänzlich verſchwunden.

„Iſt es nicht komiſch,“ ſagte er lächelnd, „daß wir ſo viel Worte über das Schickſal eines Menſchen verlieren, der vielleicht nicht eines einzigen werth iſt?“

„Ich wiederhole jetzt nur noch die Bitte, daß Sennor Antonio Rivera mir geſtatte mich eine kurze Zeit hier aufzuhalten. In wenig Tagen ſuchen mich meine Leute hier auf, oder wir erfahren wo ſich dieſelben befinden. Lange, mein werther Herr, denke ich Euch auf keine Weiſe läſtig zu werden, und ſelbſt die Unbequemlichkeit, die ich Euch gegen meinen Willen verurſache, denke ich durch einen Gegendienſt quitt zu machen. Sobald ich mit dem „Greyhound“ abzuſegeln im Stande bin, eile ich nach Jamaika, um mich dort wegen des Verluſtes des „Caress“ zu rechtfertigen, dann kreuze ich in der Nähe von Portorico.

Dies wird die Zeit ſeyn, wo Euer „Karlos primero“ von Europa zurückkehrt. Läuft dieſer auf Portorico an, ſo begleite ich ihn von dort bis hierher in die Bucht von Morosquillo, oder, wenn Ihr dies vorzieht, bis in den Hafen von Karthagena.“

„Herrlich! — Prächtig! — Vortrefflich!“ rief Alvera, und ſein Geſicht glänzte vor Freude. „Ihr ſeyd ein Seemann wie er ſeyn muß, und welcher ſeine Beſtimmung ganz begreift! Pünktliche Ausübung Eures Dienſtes wißt Ihr mit Gefälligkeit gegen Perſonen, die Euch ſchätzen, zu verbinden. Wollte Gott, die ſpaniſche Marine beſäße Viele Euresgleichen, aber mit ſolchen iſt ſie nicht eben übertrieben geſegnet. — Seyd übrigens verſichert, daß Ihr Euch keinen Undankbaren verpflichten werdet. Die Unbequemlichkeit, von der Ihr zu ſprechen beliebtet, exiſtirt für mich gar nicht, es iſt mir vielmehr ein wahres Vergnügen, eine angenehme Erholung, einen achtbaren Gaſt in meinem Hauſe zu wiſſen. Ich denke übrigens, die Gaſtlichkeit des alten Alvera iſt hinlänglich bekannt, um von Niemand bezweifelt zu werden. Nichts geht über ein freundliches Geſicht bei Gaſt und Wirth; das iſt mein Symbolum, und Ihr werdet es bei längerem Aufenthalte beſtätigt finden, und beſtätigen helfen.“

Rodrigo fand ſich durch das ſtattfindende Geſpräch auf's ſchmerzlichſte berührt. Jedes Wort des Pflanzers mußte er auf ſich und den dem Kaufmanne zugefügten Verluſt beziehen. Auch konnte er ihm nicht einmal Unrecht geben, wenn er bedachte, welchen Schaden Rivera durch ihn erlitten hätte. Dazu kam, daß das zuvorkommende Benehmen des Fremden, das eben gemachte gewichtige Anerbieten deſſelben, ganz geeignet war, das ſeinige in einem um ſo nachtheiligerem Lichte erſcheinen zu laſſen. Alle heimlichen, freundlichen Winke Antonien's konnten daher nicht verhindern, daß Rodrigo's Reden immer kürzer, immer einſylbiger wurden, daß ſich, von Rivera veranlaßt, eine gewiſſe Bitterkeit hineinmiſchte, und der junge Mann endlich, unter wenigen Abſchiedsworten und einem ſchmerzlichen Blick auf Antonien, den Tod im Herzen, ſtürmiſch das Haus verließ, ſich auf ſein Pferd warf, und längs dem Ufer der Bucht nach Fort Morosquillo ſprengte.

„Bin ich aber nicht ein Thor?“ ſagte er endlich, die Zügel des Roſſes kürzend, und langſamer ſeine Straße ziehend. „Bin ich nicht ein Thor, dieſem Manne eine Schuld beizumeſſen, die ich mir ganz allein zuſchreiben kann? Habe ich ihm nicht einen unerſetzlichen Verluſt zugezogen? Freilich glaubte ich dem Gebote der Ehre zu folgen, als ich den Angriff des Freibeuters erwartete, freilich konnte ich nicht glauben, von jenem Erbärmlichen ſo elend im Stiche gelaſſen zu werden, aber indem ich die Eigenſchaft des Flottenoffiziers ablegte, hätte ich auch die Denkungsweiſe des Handelsſchiffers zu der meinigen machen, und vor Allem die Feigheit meiner Mannſchaft kennen ſollen. Wie ſehr mag in ſeinen Augen mein Benehmen von dem jenes Ritchie verſchieden ſeyn. Es wiederlegt gänzlich alle die Gründe, die ich zu meiner Entſchuldigung anführen konnte. Bei alledem vernachläſſigt dieſer Mann ſehr die Pflichten, die ihm als Marineoffizier obliegen. Es war eine wahre Tollheit, bei ſo ſtürmiſcher See die gefährliche Punta de Morasquillo umſchiffen zu wollen. Das Schiff manövrirte zwar gut, man ſah daß es geſchickt geführt wurde, aber warum ſuchte er nicht lieber die hohe See, ſelbſt wenn er ſeinen Gefährten in der Bucht vermuthen konnte. Ein Kriegsgericht muß ihn wegen des muthwillig verloren gegangenen Schiffes verurtheilen. Und dennoch die Sicherheit, der unbegreifliche Leichtſinn, mit der er ſeine Freiſprechung als entſchieden vorausſetzt! Dazu das Anerbieten, der rückkehrenden Gallion entgegenzuſegeln, ſie nach dem Rio de la Magdalena zu geleiten! Eitel Wind, leere Worte, nichts weiter. Es reimt ſich weder mit ſeinen Pflichten, noch mit den ihm zuſtehenden Befugniſſen, und dennoch thut er, als ob er unumſchränkter Herr ſeiner Handlungsweiſe wäre. Demungeachtet aber ſcheint mir der Menſch kein Windbeutel. Dies dunkle, blitzende Auge, die ſanfttönende und doch mitunter wieder ſo ſcharfe Stimme; es iſt mir, als ob mir beide ſchon irgendwo vorgekommen wären, und doch ſah ich dieſen Mann heute zum erſtenmale in meinem Leben.“ — —

Unter Gedanken dieſer Art kam Rodrigo im Fort Moroſquillo an. Lage und Umgebung deſſelben ſtach gegen die der Hacienda gewaltig ab. Auf einem Hügel dicht am Meeresufer ſtand eine Art Blockhaus, aus ſtarken, ziemlich oberflächlich behauenen Baumſtämmen errichtet. Rings um daſſelbe zog ſich eine Wand dicht aneinander gereiheter Palliſaden, in welcher Schießluken für zwanzig Geſchütze, ſo wie für das Flintenfeuer der Mannſchaft eingeſchnitten waren. Das Blockhaus ſelbſt hatte den Eingang in der Höhe von ſechs Ellen, und dieſer mußte mittelſt einer Leiter, die hinaufgezogen werden konnte, erſtiegen werden. Rings um das Haus waren gleichfalls Schießlöcher für Gewehre angebracht. Wäre die Palliſadenwand vom Feinde überſtiegen worden, ſo konnte der Raum zwiſchen dieſer und dem Hauſe durch das Flintenfeuer überall beſtrichen werden. Noch beſſer wie durch die oben beſchriebenen Vorkehrungen, war indeſſen das Fort dadurch vor einem Coup de main geſichert, daß der Hügel auf welchem es lag, dicht mit einer dornigen Cactusart bepflanzt war, die auf Manneshöhe eine undurchdringliche Hecke bildete; eine ſo eigenthümliche, als bei vielen ſüdamerikaniſchen Feſtungen angewendete Befeſtigungsart. Die loſe ſitzenden, mit kleinen, faſt unſichtbaren Widerhaken verſehenen Stacheln dieſer Pflanze, dringen dem, der eine ſolche Hecke mit Gewalt durchbrechen wollte, durch die Kleider bis in das Fleiſch, und verurſachen einen unerträglichen Schmerz, der gefährliche Entzündungen zur Folge hat; die ſtarken holzigen Wurzeln machen ſelbſt bei geregelten Belagerungen die Aprochen äußerſt ſchwierig, zudem bietet eine ſolche Cactuspflanzung gewöhnlich giftigen Schlangenarten — beſonders der gefährlichen Cururucu — einen weder durch Menſchen noch durch Thiere zu beunruhigenden Zufluchtsort dar, ſo daß eine Anlage dieſer Art auf dem Glacis, eine Feſtung beſſer wie ein Graben, oder eine äußere Umwallung ſchützt. Was dem Fort von Matosquills überdies Bedeutung lieh, war, daß die äußere Rhede ſowohl wie die Bucht einen höchſt gefährlichen, von Untiefen und blinden Klippen durchzogenen Ankergrund darboten, und nur dicht unter dem Hügel, mithin im nächſten Bereich der Kanonen des Forts, ein vor den meiſten Winden geſchützter, dabei klippenfreier, und hinreichend tiefer Ankerplatz zu finden war.

Viele Jahre war das Fort in verfallenem Zuſtande, und ohne Garniſon geweſen. Jetzt hatte die Kühnheit der Piraten, ihr kecker Ueberfall mehrerer Städte, den Vicekönig von Neu-Granada beſtimmt, unſern Bekannten mit deſſen Herſtellung zu beauftragen, und eine Garniſon von achtzig Mann unter ſeine Befehle zu ſtellen. Schon in wenigen Wochen hatte Rodrigo Giron ſeinen Auftrag aufs beſte erfüllt. Blockhaus und Verpfählung erhoben ſich ſtattlich aus ihren Trümmern, und die kleine Feſtung hatte endlich ein, nach den Begriffen jener Zeit, ziemlich bedeutendes Anſehen gewonnen.

Der junge Mann ritt indeß an einem der Tage, die jener oben beſchriebenen Unterredung folgten, in geringer Entfernung vor der Hacienda „Santa Magdalena" vorbei, dem Urwalde zu. Es befand ſich dort ein kleines Detaſchement ſeiner Garniſon mit Fällung und Bearbeitung von Bauholz für das Fort beſchäftigt. Er hätte zwar einen nähern Weg nehmen können als den, welchen er gewöhnlich einſchlug, aber ſein Herz zog ihn in die Gegend, wo Antonia weilte. Zu ſtolz in einem Hauſe zu erſcheinen, wo ihm die Einkehr faſt geradezu unterſagt worden, war es ihm dennoch unmöglich, ſich von Banden zu befreien, die, wie er wohl fühlte, ihn für das ganze Leben gefeſſelt hatten. Konnte er daher auch nicht hoffen, die Geliebte zu ſprechen, ihr die Betheuerungen ſeiner Liebe zu wiederholen — er wußte, daß Antonia es niemals wagen würde, ihm ohne Vorwiſſen des Vaters eine Zuſammenkunft zu geſtatten — ſo ſah er doch die Stätten wieder, wo er ſo glücklich geweſen war, wo er in ihrer Nähe geweilt, die Lieblingsplätzchen, wohin er die Schweſtern oft begleitet hatte, und er zehrte dann träumend an den ſchönen Erinnerungen der Vergangenheit. Eben hatte er das äußerſte Ende der zu der Pflanzung gehörigen Maisfelder umritten, als er einem alten Neger begegnete, der, obwohl eigentlich zu den Hausſclaven Rivera's gehörend, doch wegen ſeines Alters zu einem der kleinen Aufſeherämter über die Plantagenarbeiter befördert worden war. Der Alte lächelte ſchon von weitem Rodrigo zu; denn der junge Mann war immer ſehr freundlich gegen ihn geweſen, und der Schwarze hatte bei verſchiedenen Gelegenheiten manches kleine Geſchenk aus ſeiner Hand empfangen.

„Ei ſiehe da, alter Domingo!" rief der Jüngling, indem er vom Pferde ſprang, die Lanze in den Boden ſtieß (man reitet in den ſüdamerikaniſchen Colonien faſt ſtets bewaffnet) und den Zügel des Roſſes um letztere ſchlang. „Wie ſteht's in der Hacienda?"

„Luſtig, Sennor, ſehr luſtig, alle Tage Spiel und Tanz;" verſetzte der Neger, ſein Mützchen von den grauen Locken ziehend.

„Spiel und Tanz?" ſagte Rodrigo befremdet. „Wer ſpielt und wer tanzt denn?"

„Donna Antonia, Donna Magdalena und der fremde Kapitain, der Engländer;" verſetzte der Alte unbefangen. „O, es fehlte nicht viel, auch Don Antonio müßte tanzen, ſo ſonderbar dies auch ausſehen würde; der Fremde gilt viel bei uns in der Hacienda, iſt als ob er dort zu Hauſe wäre. Ueberdies ſpricht man bereits allerhand —"

Der Alte hielt hier inne, als ob er fürchtete zuviel zu ſagen.

„Was ſpricht man, alter Domingo?" fragte Rodrigo haſtig. „Ich bitte Dich, ſage mir, was man ſpricht."

„Nein, nein!" rief der Schwarze ängſtlich.

„Können Lügen ſeyn, und Don Antonio iſt ſehr ſtreng wie Ihr wißt, beſonders wenn von Donna Antonia, oder —"

„Was ſpricht man von Antonien? Rede! Ich will es wiſſen;" rief Rodrigo heftig. — „Hier, Alter, einen Piaſter, und mein Wort darauf, daß Niemand etwas erfährt;" ſetzte er hinzu, indem er haſtig in die Taſche griff und dem Neger ein Silberſtück in die dunkle Hand drückte.

„Sennor iſt ſehr gütig, ſehr großmüthig;" ſagte der Schwarze, halb vergnügt, halb ängſtlich, indem er das Geld küßte und es in den Gurt ſchob, den er um den Leib trug. — „Man ſagt — aber um Gotteswillen verrathet mich nicht — man ſagt der Fremde werde eine der Fräuleins heirathen."

„Was?" rief Rodrigo, wie vom Blitze durchzuckt. „Der fremde Abenteurer? Der Unbekannte, den ein Zufall an die Küſte warf? — Das iſt unmöglich, rein unmöglich, ſchon darum, weil er nicht der katholiſchen Religion. —"

„Nichts! — Nichts, Sennor! Iſt katholiſch der fremde Kapitain;" unterbrach der Schwarze dem jungen Mann. „Iſt geweſen zu Santa Roſalia in der Kapelle mit Don Antonio und den Fräuleins. Iſt auch kein rechter Engländer, iſt von einer andern Inſel —“

„Er kann ein Irländer ſeyn;“ ſagte Rodrigo halb laut und ſinnend.

„Und welche — welche von den Fräuleins?“ — fuhr der junge Mann fort, aber er hielt ſogleich wieder inne; der Athem ſtockte ihm.

„Weiß nicht, Sennor, ſind Beide ſehr freundlich mit dem Fremden;“ verſetzte der Neger gleichmüthig. „Wer wird klug aus Frauenzimmern, wenn ſie heirathen wollen? Vielleicht Donna Antonia; iſt immer ſehr traurig jetzt, und war zuvor immer luſtig. — Iſt auch das Schiff des fremden Kapitains angekommen; liegt in der kleinen Bucht, zwanzig Leguas von hier, bei der „Eſtancia del Guasco.“ Aber vielleicht wißt Ihr ſchon —“

„Nicht ein Wort;“ verſetzte Rodrigo aufmerkſam.

„Iſt beſchädigt das fremde Schiff, muß ausgebeſſert werden und will Proviant einnehmen. Den

Antonio wollte, ſoll herkommen, das Schiff, aber der Kapitain will nicht.“

„Er will nicht?“ ſprach der junge Mann befrembet. „Hier in der ſicheren Bucht, dicht an dem Bau- und Arbeitsplatze des Forts, bei Vorräthen aller Art, wäre Ausbeſſerung und Verproviantirung des Schiffes leicht, und der Kapitain läßt das Fahrzeug auf einem ſo einſamen als unſichern Punkte, wo Alles ſchwer und nur mit vielen Umſtänden zu erlangen iſt? Die „Eſtancia“ iſt wenig mehr als eine Niederlaſſung wilder Pamperos, nur um der Heerden willen in der kahlen Ebene, die dort ſich nach dem Meere hin erſtreckt, angelegt, und außer Fleiſchvorräthen nicht das Mindeſte darbietend, während in Karthagena Alles, und wenn das Schiff nicht bis dahin gelangen konnte, doch das Nothwendigſte hier zu erlangen iſt.“

„Wird auch herkommen das Schiff;“ fiel der Neger dem Vorigen in die Rede. „Wird herkommen, wenn Alles fertig iſt, wird aber nicht einlaufen in die Bucht, wird auf der Rhede bleiben.“

„Woher weißt Du das, Alter?“ fragte der junge Mann aufmerkſam.

„War geſtern die Rede davon zwiſchen Don Antonio und dem Fremden, habe Alles mit angehört; wurde auch geſprochen von Don Rodrigo;“ ſagte der Neger.

„Es wird nicht viel Gutes geweſen ſeyn;“ bemerkte mit trübem Lächeln der Jüngling.

„Doch! — Doch!“ — entgegnete der Schwarze. „Don Antonio war noch böſe auf Sennor, wegen der Gallion, aber der fremde Kapitain ſagte: „Don Rodrigo hat ſich gut geſchlagen, ſehr gut!“ und als der Herr noch allerhand einwenden wollte, ſprang der Engländer auf und rief: „Wiſſet Ihr nicht, daß die Seewölfe Morgan's unbezwinglich ſind?“ —

„Wie?“ ſagte der junge Mann mit Befremden. „Dies ſagte er? — Weißt Du gewiß, daß er dieſe, gerade dieſe Worte brauchte?“ —

„Hat Domingo nicht Ohren zum Hören?“ erwiederte der Schwarze. „Gerade ſo hat der fremde Kapitain geſprochen. — Aber ich muß fort. Habe Ihr mir etwas an Donna Antonia oder Magdalena aufzutragen?“ —

„Nein! — Nein!“ — erwiederte Rodrigo zögernd. „Doch ja;“ ſetzte er nach kurzem Nachdenken hinzu. „Sage Donna Antonia, daß ich ſie ſprechen müßte, und in dieſen Tagen nach der Hacienda kommen würde.“

Mit dieſen Worten nickte er dem Schwarzen freundlich zu, er eilte dann zu dem ungeduldig werdenden Roſſe, ſchwang ſich darauf, und ſprengte, noch in der Ferne von dem Neger mit freundlichem Schwenken ſeines Mützchens begrüßt, nach dem Walde.

Der junge Mann war ſo in Gedanken verſunken, daß er faſt eine halbe Stunde in einem ſchattigen Thalgrunde fortgeritten war, ehe er bemerkte, daß er einen falſchen Weg eingeſchlagen hatte. Der Urwald war hier nicht dicht. Man hatte in dieſer Gegend eine Menge einzelner Stämme geſchlagen, und an ihrer Stelle war üppig wachſendes Unterholz aufgeſchoſſen. Der Wald ähnelte hier einem Parke, in welchem dünn beſtandener Hochwald mit Wieſen, letztere von Sträuchergruppen und rieſelnden Bächen anmuthig durchzogen, eine reizende Abwechſelung bilden. Da Rodrigo ſich einen Umweg zu erſparen gedachte, und die Lichtung des Waldes das Vordringen nach der Gegend, wo der junge Mann ſeine Leute beſchäftigt wußte, möglich machte, ſo lenkte er die Schritte ſeines Roſſes nach jener Seite. Da von Zeit zu Zeit ein ferner Flintenſchuß ertönte, ſo mußte er ſich um ſo ſicherer auf dem rechten Wege glauben, als er vermuthete, daß einer oder der andere ſeiner Soldaten während der Zeit der Ruhe ſich auf dieſe Weiſe durch Erlegung eines Affen oder einiger Waldvögel die Ausſicht auf eine Extramahlzeit zu vergewiſſern ſuche. Er hielt ſich um ſo mehr davon überzeugt, als, indem er dem herumſtreifenden Schützen näher kam, oft ein furchtſamer, zähneklappernder Sapajou ängſtlich durch die Baumzweige huſchte, oder eine Schaar ſchreiender Arara's über ſeinem Haupte dahinzog. Er mußte jetzt dem Jäger ganz nahe ſeyn; vor weniger als fünf Minuten war erſt ein Schuß gefallen, deſſen Schall ihn davon überzeugte. Rodrigo ritt auf eine große Adanſonia zu, in deren Nähe er den Schützen vermuthete. Jetzt fiel wieder ein Schuß, aber in dieſem Augenblicke tönte ein furchtbarer Schrei hinterher. — Es war eine Menſchenſtimme, welche erſchallte.

„Gewiß hat einer der Soldaten durch einen unvorſichtigen Schuß einen andern tödtlich verwundet!“ ſagte Rodrigo zu ſich ſelbſt, und drückte dem Pferde die Sporen in die Flanke, um das dünne Gebüſch, das ihn von dem Schützen trennte, zu durchbrechen. In ein paar Sekunden befand er ſich jenſeits der Hecke auf einem freien Raſenplatze, der von dem rieſigen Baume zum Theil beſchattet wurde. Ein ſehr eigenthümliches Schauſpiel erwartete ihn hier. Zwei Schritte von dem Stamme des Baumes lag ein Menſch auf dem Boden ausgeſtreckt; dem Anſcheine nach war er leblos, wenigſtens machte er nicht die geringſte Bewegung. Daß er der Schütze geweſen, welchem Rodrigo aus der Ferne nachgezogen, ging daraus hervor, daß ein [illegible], deſſen Schaft zerſchmettert war, neben ihm lag. Dicht neben dem Lebloſen und zum Theil über ihn gebeugt, ſtand mit gekrümmtem Rücken, den Schweif hoch in der Luft, mit funkelnden, zornſprühenden Augen, ganz in der Stellung der Hauskatze, wenn ſie der Maus einen tödtlichen Pfotenhieb verſetzt hat und ſich nun an deren Zuckungen weidet, der größte Jaguar, den Rodrigo noch je geſehen. Sein Anblick hatte für Rodrigo wenig Furchtbares, denn als ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd, hatte er oft in Geſellſchaft Anderer die Wälder Neu-Granada's durchſtreift, und war mit der des ſüdamerikaniſchen Panthers daher nicht unbekannt. Bei'm erſten Blicke bemerkte er jedoch, daß er ſich jetzt einem der größten und gefährlichſten dieſer Thiere gegenüber befand. Es gehörte nämlich zu jener dunklen Varietät, deren braungelbe Farbe auf dem Rücken faſt in's Schwarze übergeht, und die ſelbſt von den leidenſchaftlichſten Tigerjägern gemieden wird. Ein [illegible] Blick belehrte den jungen Mann ſogleich, wie ſich das Unglück zugetragen habe. Der unvorſichtige Schütze hatte den Jaguar unſtreitig in dem Unterholze aufgeſtört, das Thier war dicht vor ihm vorübergejagt, und er hatte ſich aus Unkunde verleiten laſſen, die Flinte auf daſſelbe abzufeuern. Sonder Zweifel hatte ſich das Raubthier augenblicklich gegen ſeinen Feind gewendet, und ein einziger Hieb mit der Tatze war hinreichend geweſen, dieſen zu Boden zu ſtrecken. Da der unglückliche Jäger mit dem Geſichte auf dem Boden lag, dabei aber kein Glied regte, ſo konnte der Jüngling nicht wiſſen, ob er getödtet oder nur betäubt ſey; wäre indeß das Erſtere auch der Fall geweſen, ſo hätte die plötzlich erwachende Jagdluſt, die genaue Bekanntſchaft mit dieſer Art Jagd, vielleicht auch der dem Südamerikaner des Sermo eigene Kampftrieb gegen dieſe Art Raubthiere, den jungen Mann dennoch vermocht, den Feind anzugreifen. Schnell wie der Blitz ſprang er vom Pferde, ſchlang den Zügel des letztern um einen Baumaſt, und ging, die Lanze in der Hand, nach einem raſch ausgeſtoßnen „Ha!“ langſam und vorſichtig auf den Gegner zu. — Es iſt, als ob den größeren Raubthieren ein eigener Inſtinct beiwohne, der ſie im Moment die Kampfeskunde, wie den Muth des Gegners beurtheilen läßt. So ſcheint ſelbſt der Löwe den Blick des ihn ruhig Fixirenden zu ſcheuen, und auch der Fürſt der bengaliſchen Dſchungeln, der Königstiger, greift faſt nie den ſtillſtehenden, ihn feſt anblickenden Wanderer an. —

So wie daher Rodrigo jenen Ruf ausgeſtoßen hatte, und das Auge des Panthers auf den Ankommenden gefallen war, ſchien ſich das ganze Weſen des Thieres zu verändern. Stellung, Blick, hochaufgerichteter Schweif, die fletſchenden Zähne, das zuckende Barthaar, hatten den höchſten Grimm ausgedrückt; ein Moment ſpäter, und die Haltung des Ungeheuers ſtellte die tiefſte Ruhe dar. Der Panther ſaß aufgerichtet, blinzelnden Auges, die Seite gegen den Ankommenden gerichtet und ſich ſcheinbar nicht im Mindeſten um deſſen Nahen bekümmernd. Ein mit dem falſchen, lauernden Charakter des Thieres Unbekannter hätte, wenn nicht das Opfer ſeiner Wuth neben dem Ungeheuer gelegen, aus dem faſt gänzlich geſchloſſenen, kaum eine kleine Spalte zeigenden, gelbgrünen Auge, dem dicht an den Kopf gedrückten Ohr, dem auf dem Boden ſich hin- und herbewegenden Schweife, auf die Meinung gerathen können, daß es in einem ſchläfrigen, tändelnden Spiele, wenn nicht gar im Einſchlafen begriffen ſey. Es war das in's Rieſige vergrößerte Bild der in apatiſche Ruhe verſunkenen, ſich behaglich fühlenden Hauskatze, welche von der gelungenen Mäuſejagd ausruht, oder zu einer ſolchen neue Kräfte ſammelt.

Indem Rodrigo langſam und vorſichtig ſeinem Feinde entgegenſchritt, hätte er gern durch irgend ein Wort, einen Wink, den unglücklichen Jäger gewarnt, einen Laut von ſich zu geben, oder nur einen Finger zu rühren. Die leiſeſte Bewegung würde den Charakter der Ruhe, den das Unthier anzunehmen trachtete, augenblicklich in den der Wuth verkehrt haben, und ein Tatzenhieb, welcher den Schädel des Mannes zerſchmettert hätte, würde die augenblickliche Folge geweſen ſeyn. War der am Boden Liegende indeß todt oder nur betäubt? er lag leblos, gleich einer Leiche; nur von der linken Schulter perlten Blutstropfen über das zerriſſene Oberkleid herab. — Der junge Mann war indeß jetzt dicht bei dem Thiere angekommen, und von dieſem nur durch das am Boden liegende Opfer getrennt. Auch jetzt noch herrſchte beim Jaguar die tiefſte Ruhe; das Auge war faſt ganz geſchloſſen, kein Härchen des ſammetartigen braungelben, mit ſchwarzen Flecken beſäeten Felles ſträubte ſich, und hätte ſich der mit dunkeln Ringen gezierte Schweif nicht langſam hin- und herbewegt, ſo hätte man glauben können, daß das Thier wirklich entſchlafen ſey.

Jetzt begann der junge Mann, vertraut mit der Gefahr, wie mit den Maßregeln ihr zu begegnen, ſeine Operationen. Langſam, gewiſſermaßen ſpielend, und wie man etwa ein Lieblingsthier, ohne ihm wehe thun zu wollen, zu necken pflegt, bedrohte er den Jaguar durch leichte, gegen den Bug desſelben gerichtete Lanzenſtöße. So wie eine vertraute Hauskatze ſich in dieſem Falle gegen einen ihr Wohlbekannten benehmen würde, benahm ſich dabei der Panther; er hob eine Vorderpfote und wendete, durch eine eben ſo leichte als graziöſe Bewegung derſelben, jedem der Scheinſtöße ſpielend ab. Ein mit der Gefahr nicht Vertrauter würde das Thier in dieſem Augenblicke für gezähmt und das Ganze für einen Scherz, den man ſich mit ihm erlaube, gehalten haben, aber ein Blick auf den jungen Mann hätte ihn eines andern belehrt. Jede Muskel drückte die höchſte Spannung, jeder Geſichtszug die größte Aufregung, aber auch zugleich Feſtigkeit und Entſchloſſenheit aus. Das Auge des Jünglings war ſtarr auf das des Thieres gerichtet; das des letzteren iſt gewiſſermaßen der Sekundenzeiger an der Lebensuhr der beiden Gegner, denn indem er den Moment des Angriffs bezeichnet, ſchlägt für Einen oder den Andern die Todtenglocke. Der Jaguar hat nämlich die Gewohnheit viel zu blinzeln, ja wie die Hauskatze manchmal auf ein paar Sekunden das Auge gänzlich zu ſchließen; von der Kenntniß dieſes Umſtandes und ſeiner Benutzung hängt der Ausgang, das Leben oder der Tod des Jägers ab; ein Stoß, wenn das Thier die Augen geöffnet hat, und ſein Gegner iſt verloren. Ein Katzenhieb parirt den geſchickteſten und kräftigſten Stoß. — —

Faſt eine Minute war vergangen, in welcher Rodrigo die furchtbarſte Tändelei, die je gewagt wurde, mit dem Panther unterhielt. Es gehörten feſte Nerven dazu, um ſo lange das Spiel fortzuſetzen. Das Thier war fortwährend auf der Huth. Es war augenſcheinlich für den Angriffsfall auf der Lauer, und die große Nähe ließ dem Jünglinge ſelbſt den heißen, betäubenden Athem des Feindes, ſo wie den übeln, brennendem Capſicum ähnlichen, Geruch dieſer Aushauchungen empfinden. Faſt wollten Rodrigo die Sinne ſchwinden, noch nie hatte er einen verſchlagenern Feind dieſer Art ſich gegenüber geſehen, aber jetzt ſchloß der Panther auf einen Moment das Auge, in welchem nur ein feiner ſchwarzer Strich die Pupille bezeichnete, und plötzlich ſprang der junge Mann einen Schritt vorwärts und verſenkte mit einem gewaltigen Drucke das Eiſen, in der Gegend des Herzens, in die Seite des Raubthiers. — Mit einem furchtbaren Gebrüll erhob ſich in dieſem Moment der Panther; der rothe Rachen eröffnete ſich ſo weit, daß die über einen Zoll langen Zähne, ſo wie die ſtachliche Zunge bis in den Schlund ſichtbar wurden, aber ohne nur einen Augenblick die Faſſung zu verlieren, drückte Rodrigo die Lanze tiefer und tiefer, und taumelnd ſtürzte der Jaguar auf den Jäger, welcher früher ſeinen Klauen erlegen war. — Die Klugheit und Erfahrung verboten dem Jünglinge die Lanze zurückzuziehen, ehe das Thier den letzten Athemzug gethan, er wartete alſo dieſen Moment ab, und beſchleunigte ihn endlich durch einige Stöße mit dem Meſſer, das er nach der Weiſe ſeiner Landsleute im Gürtel trug. — — —

Kaum hatten die letzten konvulſiviſchen Zuckungen angezeigt, daß das Leben des Unthiers geendet ſey, als Rodrigo ſich beeilte, zu unterſuchen, ob in Hinſicht des unglücklichen Jägers noch eine Rettung möglich. Er kehrte den Körper des Lebloſen auf den Rücken, und — fuhr mit einem Ausruf der

Ueberraſchung zurück, als er das Geſicht Ritchie's erblickte. Todtenbleich, mit geſchloſſenen Augen, gleich einer Leiche, lag dieſer vor ihm, aber außer der ſtark verletzten Schulter war keine weitere Verwundung zu ſpüren, und der junge Mann bemerkte, als er dem Verwundeten die Halsbinde löſte und die Weſte öffnete, Spuren des Herzſchlags. Raſch eilte Rodrigo jetzt nach ſeinem Pferde, er riß die Piſtolen aus dem Sattel und feuerte ſie mehrmals hinter einander ab, um den Soldaten ein Signal zu geben. Zu ſeiner Freude wurden die Schüſſe bald beantwortet und er konnte ſich von Neuem mit Ritchie beſchäftigen. Er rieb ihm jetzt die Schläfe, ſpritzte ihm Waſſer aus einem nahen Quell in's Geſicht und hatte bald die Freude, den Verwundeten die Augen öffnen zu ſehen.

Es dauerte längere Zeit, ehe Ritchie zu voller Beſinnung kommen konnte. Starr blickte er bald auf den jungen Mann, bald auf das zu ſeiner Seite liegende Thier, bald griff er, als wenn er ſich von der Wirklichkeit des Vorganges vergewiſſern wollte, nach ſeiner Wunde.

„Wie?“ ſagte er endlich, mit halb wirren Blicken. „Wache ich? — Träume ich? — Lebe ich noch?“ —

Es war ſichtlich, daß der Schreck, vielleicht noch mehr aber der ihn getroffene Tatzenhieb des Thieres, obwohl ſolcher augenſcheinlich durch das dadurch zerſchmetterte Gewehr parirt worden war, ihn beinahe gänzlich betäubt hatte.

Mehrere Soldaten kamen indeß herbei. Einige Worte Rodrigos, ſo wie der Augenſchein, lehrte ſie, was zu thun, und in kurzem war eine Tragbahre fertig, auf welche Ritchie gelegt wurde. Bald darauf trat man die Wanderung nach der Hacienda an.

Rodrigo ging fortwährend zur Seite der Bahre, und bald konnte er bemerken, daß Ritchie volle Beſinnung erlangt hatte.

„Iſt's möglich?“ ſagte Letzterer, wie aus einem Traume erwachend. „Euch, gerade Euch, verdanke ich mein Leben? Eine ſonderbare Fügung! — Und doch“ — ſetzte er, wie von Neuem in einem düſtern Traum verfallend, hinzu — „wäre es am Ende für uns alle Beide beſſer geweſen, wenn mich die Beſtie tödtlich getroffen hätte. Verzeiht deshalb, wenn ich

Euch nicht wärmer danke; ich fühle demungeachtet, was ich Euch ſchuldig bin.“ —

Rodrigo bezog die Worte des Engländers auf deſſen, wie er glaubte, ſtattfindendes Verhältniß zu Antonien, und erwiederte ziemlich kalt: „Daß Ritchie den Dienſt, den er ihm zufällig zu leiſten im Stande geweſen, überſchätze, da für den, dieſer Art Jagd Gewohnten, keine beſondere Gefahr dabei geweſen, und daß er ſich, bis ſeine Wunde unterſucht worden, vor jeder Anſtrengung durch Sprechen hüten müſſe.“

In Zeit von ungefähr einer Stunde gelangte man nach der Hacienda. Ein Soldat war vorausgeeilt, um den Vorfall zu melden. Obwohl Rodrigo dagegen proteſtirte, ſo erhob ſich Ritchie dennoch von der Bahre, und ſchritt, von dem Blutverluſt freilich etwas entkräftet und mit ſchwankendem Schritte in das Haus. Die Bewohner ſtürzten den Ankommenden entgegen. Die Theilnahme, welche ſie an der Rettung des Kapitains und an dem Benehmen Rodrigo's äußerten, war ſehr verſchieden. Der Pflanzer konnte nicht umhin, dem Letztern einige freundliche Worte zu ſagen, doch erhoben ſie ſich nicht über das konventionelle Maaß, Antonia reichte mit triumphirendem Auge Rodrigo hocherröthend die Hand, Magdalena ſaß ſchweigend und bleich auf einem Stuhl, ihr Auge war auf Ritchie gerichtet, aber ſie ſprach kein Wort. — Ein Sklavenaufſeher, ein Mulatte, der, wie es hieß, einige chirurgiſche Kenntniſſe beſaß, war indeß hergeholt worden; Magdalena ſprang haſtig auf, um Bandagen herbeizuſchaffen; Ritchie ſollte eben auf ſein Zimmer gebracht und dort verbunden werden, Rivera war bereits vorausgegangen, als der Engländer auf Rodrigo zutrat.

„Verzeiht, mein Herr,“ ſagte er freundlich, „wenn mich Schmerz und Betäubung gehindert, Euch im erſten Augenblick meinen Dank auszudrücken. Erſt jetzt bin ich im Stande —“

„Ihr irrt, Sennor;“ unterbrach in dieſem Augenblick der junge Mann den Sprechenden mit froſtiger Höflichkeit. „Ihr habt dies bereits auf eine Weiſe gethan, die mich Eure Güte vollkommen erkennen läßt. Die Sache iſt keiner weitern Erwähnung werth, und — ſetzte er mit einer ganz eigenthümlichen Betonung hinzu — ich glaube, wir ſind nun vollſtändig quitt.“ —

Rodrigo hatte ſein Auge während der letzten Worte ſtarr auf Ritchie gerichtet, und dieſer blickte ihm gleichfalls feſt in's Geſicht.

„Ihr täuſcht Euch, mein Herr, in Eurer Vorausſetzung;“ ſagte der Engländer nach einer Pauſe, mit dem Ausdrucke gewöhnlicher Höflichkeit. „Der Tapfere ſchlägt ſeine That ſtets niedrig an; da ich nun bis jetzt niemals etwas für Euch habe thun können, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich bis auf weiteres Euer Schuldner bleibe.“ —

„Ich entlaſſe Euch dieſer Verpflichtung, Sennor, wenn überhaupt je von einer ſolchen die Rede ſeyn kann;“ erwiederte Rodrigo rauh. „Wie ich Euch bereits geſagt, iſt für einen Tigerjäger, der die Geiſtesgegenwart nicht verliert, gar keine Gefahr bei der Sache; jeder Jagdliebhaber hätte daſſelbe gethan und ſich durch die Erlegung des Thieres vollſtändig belohnt gefühlt, und dies iſt auch bei mir der Fall.“

Ritchie ſah den Sprechenden bei dieſen Worten mit ernſtem Auge an, er ſchien etwas ſagen zu wollen, doch beſann er ſich ſogleich und verließ ſchnell das Gemach.

„Sagt mir, theurer Freund, was Ihr habt?“ rief Antonia, als ſie mit dem jungen Manne allein war. „So habe ich Euch noch nie geſehen. Woher dieſe Begegnung gegen einen Mann, der Euch ſo wohl will? der immer gegen den Vater Eure Partei ergreift? — Und heute nach Eurer edlen und kühnen That —“

„Edle That?“ ſagte Rodrigo mit düſterm Lächeln. „Ich wollte ich hätte ihn in den Klauen des Panthers gelaſſen.“

„Abſcheulich!“ entgegnete Antonia heftig. „Wahrhaftig, ich erkenne Euch heute nicht wieder.“

„Erſt heute nicht?“ ſagte Rodrigo. „Mir ſcheint es, als erkenntet Ihr mich nicht mehr, ſeitdem dieſer Ritchie in's Haus trat. — Aber freilich,“ ſetzte er mit höhniſchem Lächeln hinzu, „er ſegelt einer Gallion Eures Vaters entgegen und geleitet ſie ſicher in den Hafen, und ich habe ihm eine verloren.“

„Bei Gott, ich verſtehe nicht, was Ihr mit allem dieſem ſagen wollet?“ rief Antonia lebhaft.

„Soll ein Vorwurf darin liegen, ſo muß ich Euch ſagen, daß ich mir bewußt bin ihn nicht zu verdienen. — Wahrhaftig, es ſteht Euch fein, daß, nachdem Ihr verſchiedenemal in der Nähe unſerer Wohnung geweſen, nicht ein einzigesmal hier eingeſprochen, und es mir überlaſſen habt, den Vater günſtiger für Euch zu ſtimmen.“

„Für mich?“ ſagte Rodrigo im vorigen Tone. „Für Ritchie wollt Ihr ſagen.“

„Alſo das iſt es, was Euch ſo mißlaunig macht?“ ſprach Antonia lächelnd und vor Verwunderung die Hände faltend. „Nun, dann bin ich wohl genöthigt, Euch die Vorwürfe, die ich Euch über Euer unhöfliches Benehmen gegen den Kapitain, über Euer kaltes Zurückſtoßen, das Ablehnen jedes Dankes machen wollte, zu erlaſſen? — Ritchie, ſo ſcheint es Euch, iſt Euer Nebenbuhler. Ihr ſeyd ein trefflicher Menſchenkenner, das muß wahr ſeyn! Habt Ihr nicht das geiſterbleiche Geſicht Magdalenens geſehen, als jener Mann verwundet in das Zimmer trat? — Mit einem Worte, meine Schweſter liebt dieſen Fremden.“

„Wie?“ rief Rodrigo, wie zu neuem Leben erwachend. „Magdalena alſo —“

„Liebt Ritchie mit aller Leidenſchaft ihres ſchwärmeriſchen Charakters, und dies iſt für mich ein Gegenſtand des Kummers;“ ſagte Antonia. „Ich läugne übrigens nicht,“ ſetzte ſie ſchelmiſch hinzu, „hätte ich nicht unverſtändigerweiſe meine Neigung einem Undankbaren, der mich quält; einem Stolzen, der da verlangt, mein Vater ſolle ſich ſehr zufrieden ſtellen, daß er durch ihn eine Gallion verloren, zugewendet; das kühne, ritterliche Weſen, die romantiſche Unterhaltung des hübſchen Mannes würde mich ebenfalls nicht gleichgültig gelaſſen haben.“

„Hübſch? — Nun ja, er iſt ſo übel nicht, und ſeine Unterhaltung würde vielleicht noch romantiſcher ſeyn, wenn er Alles genauer erzählen wollte, was er unternommen hat;“ verſetzte Rodrigo kopfſchüttelnd. — „Ich kann Euch meine Anſichten über dieſen Mann noch nicht genau darlegen; — ich könnte ihm Unrecht thun, und dies ſey ferne — aber täuſche ich mich nicht, ſo wäre die Liebe Magdalenens zu Ritchie allerdings ein großes Unglück.“

„Nicht wahr?“ rief Antonia mit großer Lebhaftigkeit. „Ich fühle mich oft außerordentlich von der lebendigen, romantiſchen Unterhaltung dieſes Mannes angezogen. O, Ihr ſolltet ihn hören, wenn er von den Seegefechten, die er mitgemacht, erzählt! Es iſt, als hörte man die Kanonen donnern, als ſähe man die Splitter der Balken fliegen, die Kampfſignale am Maſte emporſteigen. Und dann wieder, wenn er von den glänzenden Zirkeln ſpricht, in welchen er ſich zu Paris, London, Neapel befunden! Man glaubt den Putz der ſchönen Frauen, den kriegeriſchen Staat der Männer zu erblicken, das Rauſchen des Sammtes und der Seide zu vernehmen. Dennoch, mein Freund, dennoch iſt etwas in meinem Innern, was mich ängſtet, wenn ich das Auge dieſes Mannes auf Magdalenen, ihre Hand in der ſeinen ruhen ſehe. — Vielleicht kommt es daher, daß er manchmal, mitten im lebendigſten Geſpräch, auf einmal ſo einſylbig wird, und mit herabgezogenen Augenbrauen und gerunzelter Stirn minutenlang vor ſich hinſtarrt, bis er dann plötzlich wieder wie aus einem tiefen Traume erwacht.“

„Und weiß Euer Vater um Magdalenens Liebe?“ fragte Rodrigo.

„Er ahnt ſie, und mißbilligt ſie nicht;“ entgegnete Antonia. „Er ſagte erſt geſtern, daß, wenn er Ritchie noch näher kennen gelernt, und ſich dieſer ihm als ein tüchtiger, und auch mit den Handelsverhältniſſen bekannter Seemann erwieſen haben würde, er ihm, im Falle einer Bewerbung, Magdalenens Hand nicht zu verſagen gedächte.“

„Wie?“ rief Rodrigo. „Einem Fremden, einem Abenteurer, einem Tollkühnen, der ſein Schiff auf eine unverantwortliche Weiſe verloren, vielleicht gar“ — — Rodrigo ſtockte plötzlich.

„Theure Antonia,“ ſagte der junge Mann nach einer Pauſe, indem er des Mädchens Hand ergriff, „in mir ſteigen ſonderbare Gedanken Hinſichts dieſes Ritchie auf. Das Einlaufen des zweiten Schiffes in die vorzüglich nur von Schmugglern beſuchte einſame Bucht, bei der von ſchlechtem Geſindel bevölkerten Eſtancia „del Guasco,“ das ſonderbare Benehmen des Mannes, vorzüglich ſeine Sorgloſigkeit in Betreff der Verantwortung wegen des Untergangs ſeines Schiffes, endlich ein Ausdruck, den er einſt gebrauchte, und welcher mich an eine frühere Begebenheit erinnerte, Alles zuſammengenommen iſt ſo auffallend, daß ich mich verpflichtet fühle, mir über dieſen räthſelhaften Mann einige Aufklärungen zu verſchaffen, und glücklicherweiſe weiß ich einen Weg, um ſolche zu erhalten.“

„Ja, thut das, mein theurer Freund!“ rief Antonia. „Es wäre ſchrecklich, wenn meine Magdalena ihre Hand einem Menſchen reichte, der ihrer nicht werth wäre. Schon fürchte ich, daß es für ſie faſt zu ſpät ſeyn würde, ſich gänzlich von ihm los zu machen. Ihr Geiſt iſt von der Art, daß jeder einmal aufgenommene Eindruck ſich ihm auf's Tiefſte einprägt. Ich glaube, ihr ſchwärmeriſcher Sinn würde, wo Liebe einmal feſte Wurzel gefaßt, ſelbſt einen Unwürdigen bis zum letzten Augenblick vertheidigen oder entſchuldigen, und jedenfalls ſelbſt nach der Entlarvung noch ſeinem Andenken die gelobte Treue bewahren.“

„Dann iſt es die höchſte Zeit, uns Licht zu verſchaffen!“ rief Rodrigo. „Ich habe vielleicht Unrecht, verläumde in dieſem Augenblicke einen Unſchuldigen, vielleicht einen edlen Mann, aber um ſo mehr muß ich eilen, in den Stand zu kommen, ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu können."

Rodrigo wollte noch etwas hinzufügen, aber die Thüre öffnete ſich in dieſem Momente, und der Pflanzer trat in's Zimmer.

„Die heilige Jungfrau hat den wackern Ritchie ganz ſichtlich in ihren Schutz genommen!" rief er. „Der Oberarm iſt zwar ſtark verletzt, auch die Schwäche ſehr groß wegen dem Blutverluſt, aber nicht das Leben — — nicht einmal der Arm — iſt in Gefahr. — Wenigſtens," fuhr er ſcherzend zu Rodrigo fort, „hat diesmal Eure übertriebene Kampfluſt einen guten Zweck gehabt. Herumbalgen müßt Ihr Euch einmal, ſey es nun mit einem Seeräuber oder mit einem Panther! es iſt Euch nicht wohl in heiler, geſunder Haut. Diesmal habt Ihr Euch bei der Geſchichte wenigſtens einen Freund gewonnen. Ihr glaubt nicht, mit welcher Achtung und Anerkennung während des Verbandes Ritchie von Euch ſprach; er forderte mir geradezu das Verſprechen ab, Euch zu bitten ihn, während er das Zimmer hüten müſſe, zu beſuchen, und ich entledige mich hiermit des gegebenen Wortes."

Der junge Mann ſtand einen Augenblick wie beſchämt, dann dankte er mit einigen unzuſammenhängenden Worten für die Einladung, welche er, ſobald es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, zu befolgen verſprach, und verließ, von einem ſeelenvollen Blicke Antoniens begleitet, nach einigen Minuten das Zimmer.

Kaum war Rodrigo zu Fort Morosquillo angekommen, als er einem dienſteifrigen und vertrauten Unteroffizier den Auftrag ertheilte, nach der Eſtancia „del Guasco“ zu reiſen. Die Ordre, die er ihm mitgab, lautete, mit dem Eigenthümer des Gutes wegen Fleiſchlieferung für die Garniſon zu unterhandeln, eine geheime Weiſung aber beauftragte ihn, alle möglichen Erkundigungen über das dort vor Anker liegende Schiff Ritchie's anzuſtellen. Obwohl im Laufe dieſer Tage Rodrigo von dem Pflanzer eine Einladung erhielt, welche ganz augenſcheinlich durch Ritchie veranlaßt worden war, ſo entſchloß er ſich doch, ſo gern er auch Antonia geſehen hätte, ſolche abzulehnen, indem er Dienſtgeſchäfte vorſchützte. Er fürchtete, in eine falſche, mit ſeinen Pflichten ihn in Colliſion bringende

Stellung zu gerathen, wenn er mit jenem räthſelhaften Manne früher, als er über deſſen Schiff Auskunft erhielte, zuſammenkäme. —

Von Tage zu Tage wartete Rodrigo auf ſeinen nach der Eſtancia geſendeten Kundſchafter. Zwar war es weit bis dorthin, aber er hätte wieder zurück ſeyn können. Er vernahm inzwiſchen, daß Ritchie nicht nur auf dem Wege der Beſſerung, ſondern faſt ganz wieder hergeſtellt ſey, wiewohl er noch den Arm in der Binde trage.

Eines Morgens ward dem jungen Befehlshaber plötzlich gemeldet, daß ein Schiff die Punta de Morosquillo umſegelt habe, und außerhalb der Bucht auf der Höhe kreuze. Rodrigo eilte es von der Höhe des Forts in Augenſchein zu nehmen. Da es ſich manchmal bis auf Kanonenſchußweite der Küſte näherte, ſo konnte er deſſen Verhältniſſe genau in's Auge faſſen. Die breiten Raaen kündigten bei'm erſten Blick ein Kriegsſchiff an. Das geübte Auge des jungen Seemanns erkannte in ihm einen ſchnellſegelnden Kutter; wohlproportionirte Spieren, Marstauwerk von geringem Gewicht und Umfang, vollkommene Schichtung und leichte Segel deuteten darauf. Das Aeußere des Schiffes hatte jene glücklichen Verhältniſſe, die das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und es dem Auge des Seemanns ſo wohlgefällig machen. Ein friſcher Seewind erhob ſich jetzt. Unter vermehrten Segeln, ſtolz wie ein junger Schwan, der zum erſtenmale ſeine volle Kraft fühlt, ſtrich der fremde Kutter längs der Küſte hin.

„Zeigt ihm unſere Flagge und feuert einen Kanonenſchuß ab, damit wir den Fremden kennen lernen!“ rief Rodrigo dem Wachthabenden bei der Signalſtange zu.

Kaum war die Flagge mit den Thürmen emporgeſtiegen, als das fremde Schiff vom Laufe abfiel, die Flagge Albions am Maſte emporſchwebte, und ſieben Kanonenſchüſſe zur Begrüßung der ſpaniſchen über die Waſſerfläche donnerten.

Rodrigo ließ den Gruß mit fünf Schüſſen erwiedern, und ſendete ſogleich ſeinen Lieutenant, einen alten Seeoffizier, mit einem Boote nach dem fremden Schiffe, um es näher zu befragen, und es einzuladen in der Bucht vor Anker zu gehen. Während der Lieutenant nach dem Kutter ſegelte, erſchien ein Signal an dem Hauptmaſte deſſelben, was ſich Rodrigo, da kein anderes Schiff in der Nähe war, eben ſo wenig als die ſchnelle Rückkehr ſeines Offiziers erklären konnte. Der Rapport des Letztern gab ihm indeß bald vollen Aufſchluß. Er berichtete, das fremde Schiff ſey der engliſche Kutter „Greyhound“, und komme aus der Bucht „del Guasco,“ um den Kapitain Ritchie abzuholen; er erwarte deſſen Befehle und werde wahrſcheinlich nicht erſt vor Anker gehen, da er vermuthe, daß der Oberbefehlshaber den günſtigen Wind zur Abreiſe nicht unbenutzt laſſen dürfte.

Es war, als ob dem Jünglinge ein Centner von der Bruſt fiele, als er hörte, daß Ritchie ſich zur Abreiſe rüſte. Zwar hatte er ſich dieſen Mann auf eine weſentliche Art zur Dankbarkeit verpflichtet, er wußte, daß derſelbe freundlich gegen ihn geſinnt war, aber es waren Ahnungen in ihm aufgeſtiegen, die ſich zu immer beſtimmtern Bildern geſtalteten, die ihm keine Stunde Ruhe ließen, und ihn endlich dahin bringen mußten, mit ſehr verſchiedenen Pflichten in Konflict zu gerathen. — Kaum hatte Rodrigo den Rapport ſeines Lieutenants angehört, kaum war er in ſein Zimmer zurückgekehrt, als ihm gemeldet wurde, daß eine Barke aus dem Innern der Bucht nach dem fremden Kutter ſteuere. Der junge Befehlshaber begab ſich außerhalb des Forts; eben ſegelte Ritchie in der Barke Rivera's vorüber. Er trug den einen Arm in der Binde, mit der andern Hand ſchwenkte er die Mütze und rief: „daß er bei der Rückkehr im Fort einſprechen werde.“ Eine Stunde ſpäter trat er in Rodrigo's Zimmer.

„Ihr habt mich nicht beſuchen wollen, mein Herr,“ ſagte er freundlich, indem er Rodrigo die Hand reichte, die dieſer nur mit einiger Förmlichkeit ergriff, „erlaubt deshalb, daß ich zu Euch komme.“

„Wie ich vernommen, wollt Ihr uns bald verlaſſen;“ ſagte der junge Mann mit kalter Höflichkeit.

„Uebermorgen, falls Wind und Wetter günſtig;“ antwortete Ritchie unbefangen.

„So bald?“ ſagte Rodrigo, der ſeine Freude darüber kaum zu verbergen im Stande war. „In dieſem Falle iſt es mir angenehm, Euch noch perſönlich eine glückliche Reiſe wünſchen zu können.“

„Ich kam nicht, um jetzt ſchon Abſchied von Euch zu nehmen;“ verſetzte Ritchie mit wohlwollendem Blicke. „Freund Rivera und ſeine liebenswürdigen Töchter haben mir zugeſagt, morgen ein fröhliches Mahl am Bord meines Schiffes einzunehmen. Daß auch Ihr von der Geſellſchaft ſeyn möget, dies iſt meine Bitte und der Grund meines Kommens.“

„Rivera und die Damen wollen Euch am Bord auf hoher See beſuchen?“ ſagte Rodrigo, auf's Unangenehmſte überraſcht. „Das Wetter ſcheint umſetzen zu wollen —“

„Ich glaube nicht;“ erwiederte Ritchie leicht. „Indeß,“ ſetzte er, ohne Rodrigo anzuſehen, hinzu, „ſcheint Ihr mit Donna Antonia einerlei Beſorgniſſe Hinſichts des Damenbeſuches auf meinem Schiffe zu theilen. Antonia verweigerte hartnäckig, ſich an Bord zu begeben, wenn nicht der Kutter in der Bucht vor Anker ginge. Sie fürchtete, wie ſie ſagte, die Seekrankheit und wußte dem Vater und

Magdalenen endlich dieſelbe Furcht beizubringen, ſo, daß ich einwilligen mußte, das Schiff in die Bucht einlaufen zu laſſen, was mit Eurer Genehmigung binnen einer Stunde geſchehen wird. — Darf ich alſo hoffen Euch gleichfalls als Gaſt an meinem Bord zu begrüßen?"

Rodrigo verbeugte ſich ſchweigend, jedoch erſt nach einigem Nachdenken und einem feſten Blicke auf den Sprechenden. Dieſer ſchien höchſt unbefangen.

„Eine Bitte habe ich, mein werther Freund!" ſagte er leicht. „Der „Greyhound" wird dicht am Fort vor Anker gehen; es iſt hier der einzige ſichere Ankergrund. Meine Leute waren längere Zeit nicht unter meinen Augen, und zu meinem Verdruſſe ſind während des Aufenthalts bei der Eſtancia „del Guasco" allerhand Unordnungen vorgefallen. — Ihr wißt, der Seemann verwildert leicht, wenn er am Lande iſt. — Ich habe deshalb ſtreng alle Kommunikation mit der Küſte unterſagt. Niemand darf das Ufer betreten, noch ſoll Jemand ohne meinen ausdrücklichen Befehl an Bord gelaſſen werden. Habt deshalb die Güte, Eurer Beſatzung gleichfalls jede Annäherung, jeden Verkehr mit der Mannſchaft zu verbieten.“

„Mein Wort darauf!“ entgegnete Rodrigo. „Seyd verſichert, Niemand ſoll ſich dem Schiffe nähern.“

„Wohl!“ ſprach Ritchie, dem jungen Manne freundlich die Hand reichend, und ſichtlich erheitert. „So erwarte ich Euch dann morgen zu einem heitern Abſchiedsmahle am Bord meines Kutters.“

Nach einigen kurzen Worten, welche die Wiederherſtellung Ritchie's und ſeinen Aufenthalt in der Familie Rivera's betrafen, verließ der Engländer das Fort, und kurz darauf ſteuerte er quer über die Bucht nach der Hacienda.

Kaum hatte Rodrigo das Boot, welches Ritchie trug, aus den Augen verloren, als der Kutter unter wenigen Segeln in die Bucht einlief, und bald darauf dem Fort gegenüber auf halbe Kanonenſchußweite vor Anker ging. Die Manövres wurden ſchnell vollzogen, doch kam es dem jungen Seeoffizier vor, als ob ſie weniger regelmäßig, wie es ſonſt auf engliſchen Kriegsſchiffen zu geſchehen pflegt, vor ſich gingen, und als ob der Kutter eine für ſeine Kleinheit allzuſtarke Beſatzung hätte. Von der Letztern blieb, ſo wie das Schiff vor Anker lag, außer zwei Mann, die ſich mit Ausbeſſerung eines alten Segels beſchäftigten, Niemand auf dem Deck. Der Kutter lag vor einem leichten Anker, er kehrte den Spiegel nach dem Fort, doch konnte man bemerken, daß er Springtaue auf dem Kabel hatte, um, wenn es nöthig wäre, quer legen zu können. Der Anſchein deutete auf die tiefſte Ruhe, aber es war etwas Unheimliches in derſelben, und jene Anſtalten, vereint mit den offenen Kanonenlucken, zeigten, daß die Vorkehrungen zu ſchnellem Abſegeln, wie zum Kampfe, nicht unberückſichtigt geblieben wären.

Für unſern Bekannten war dies eine um ſo größere Veranlaſſung, jedes Zuſammentreffen der Beſatzung des Forts mit der Mannſchaft des „Greyhound“ zu verhindern, und auf die größte Ordnung und Wachſamkeit innerhalb der kleinen Feſtung zu halten. — —

Der folgende Tag kam indeſſen heran. — Wie Rodrigo gemeldet wurde, war Ritchie bereits mit Anbruch deſſelben auf dem Schiffe eingetroffen. Das Wetter war herrlich; es wehete zugleich ein friſcher Landwind, welcher das Auslaufen aus der Bucht leicht und gefahrlos machte. Ein Billet von Ritchie lud Rodrigo ein, ſich auf dem Kutter zu einem fröhlichen Abſchiedsmahle einzufinden, ſobald er die Barke, welche Rivera und die Damen trug, anlangen ſähe. Der Wind ſey ſo günſtig, ſagte der Kapitain am Schluſſe des Billets, daß er bei guter Zeit davon Gebrauch zu machen, und ſich von der ihm ſo verderblich gewordenen klippenvollen Küſte zu entfernen gedächte. — Es war, da Rodrigo dieſe Worte las, als ob dem jungen Manne ein Stein von der Bruſt gewälzt würde, ohne daß er ſich, irre gemacht in ſeinen Vermuthungen, darüber eine ganz beſtimmte Rechnung ablegen konnte. —

So wie der Mittag heran kam, ſah unſer Bekannter ein Boot, welches Rivera nebſt den Mädchen trug, quer über die Bai nach der Gegend des Schiffes heranſegeln, und er gab ſeinem Lieutenant eben die letzten, während ſeiner kurzen Abweſenheit nöthigen Verhaltungsbefehle, als ihm gemeldet wurde, daß ein Bote mit Depeſchen des Vicekönigs von Neu-Grenada ſo eben zu Lande angelangt ſey.

Haſtig erbrach der junge Mann das Paket. Es enthielt ein Circular an die Kommandanten aller befeſtigten Küſtenpunkte.

„Sennor!" — ſo lautete die Ordre. —
„So eben geht mir von mehreren Punkten die
„Nachricht zu, daß einige kleine Schiffe der
„Freibeuter von Tortuga im karaibiſchen Meere
„kreuzen, und eins und das andere es ſogar gewagt
„hat, um ſich zu verproviantiren, an den
„Küſten des Feſtlandes anzulegen, auch, indem
„es die Bewohner durch falſche Flagge zu
„täuſchen ſuchte, ſeinen Zweck wirklich erreicht
„hat. Ich beauftrage Euch deshalb, Sennor,
„mit der größten Vorſicht zu Werke zu gehen,
„die Papiere jedes vor Anker gehenden Schiffes
„auf's genaueſte zu unterſuchen, und, im Fall
„einer Landung, die Piraten durch Aufbietung
„aller Euch zu Gebote ſtehenden Mittel zurückzutreiben,
„vertraue jedoch dabei Eurer Klugheit,
„daß Ihr bei der Schwäche der Küſtenbeſatzungen
„und der Abweſenheit jeder bedeutenden ſpaniſchen
„Seemacht in dieſen Gewäſſern, nur bei offenen
„Gewaltthätigkeiten der Piraten, bei wirklich

„vollzogenen Landungen und Beraubungen der
„Einwohner, Euch in einen ungleichen Kampf mit
„ihnen einlaſſen werdet. — ¡Gott erhalte Euch,
„Sennor, viele Jahre.“

Unterz. Ramon Conde de Punnonroſtro,
Vicekönig ꝛc.

So wie Rodrigo das Schreiben geleſen hatte, blieb er einige Momente wie erſtarrt ſtehen, er blickte wiederholt in den Brief; dann ſchritt er in großer Bewegung im Zimmer auf und ab, und ließ endlich ſeinen Lieutenant rufen. Lange Zeit unterhielt er ſich mit ihm im Geheim, als ein Soldat in's Zimmer trat und meldete: daß der Kapitain am Bord des fremden Schiffes erwartet würde, indem ein bereits vor einer Viertelſtunde angelangtes Boot ſeiner harre. Haſtig griff der junge Mann jetzt nach dem Säbel, und indem er zum Abſchiede dem Lieutenant die Hand drückte, ſagte er heftig: „Wenn Ihr das Zeichen ſehet, Sennor, dann —! Denkt an nichts als an die Ehre, Sennor! Nehmt auf mich keine Rückſicht!“ — —

Der Lieutenant antwortete durch eine ſtumme Verbeugung, und Rodrigo entfernte ſich. —

Wenige Minuten nachher ſtieg er die Strickleiter, die an der Seite des Kutters hing, empor. Er konnte durch die offenen Kanonenlucken in's Innere blicken, und er bemerkte, daß die Mannſchaft ſich bei den Geſchützen befand, ja es wollte ihm bedünken, als ob er im Dunkel des Raumes eine Lunte (man bediente ſich deren in jener Zeit auch bei dem Abfeuern der Seegeſchütze) glimmen ſähe. Am obern Ende der Leiter ſtand Ritchie, um den Ankommenden zu empfangen. Der Kapitain des Kutters war heute in eine Art Uniform — wenn man der Kriegskleidung jener Zeit dieſen Namen beilegen will — von grünem Sammet mit goldener Stickerei gekleidet. Er ſah recht ſtattlich aus, und wenn auch das dunkle Auge, der kleine rabenſchwarze Schnurr- und Zwickelbart die natürliche Bläſſe des Geſichtes noch erhöheten, ſo würde man ihm dennoch das Prädikat eines wohlgebildeten jungen Mannes nicht haben verſagen können. So wie das Auge Rodrigo's ſich auf Ritchie heftete, gab der Ausdruck der Züge des Letztern eine gewiſſe Verlegenheit kund, doch ſuchte ſolcher dieſe, durch den Sprachton, den er annahm, ſogleich zu verdecken.

„Seyd mir willkommen, mein Herr, am Bord meiner kleinen Nußſchale!“ ſagte er leicht. „Ihr ſeht zwar keine ſtolze Gallion, aber ich verſichere Euch, mein „Greyhound“ iſt ein Kähnchen, das auch nicht übel iſt; leicht im Takelwerk, und ſo flink im Laufe, wie das Thier von dem es den Namen trägt. — Uebrigens kommt Ihr etwas ſpät. Unſere Freunde ſind in der Kajüte, und die Suppe dampft bereits auf der Tafel.“

Rodrigo wollte eben etwas erwiedern, aber Ritchie nahm ihn am Arme und führte ihn die Kajütentreppe abwärts.

Das kleine Zimmer, in welches Rodrigo trat, unterſchied ſich in Form und Verhältniſſen in nichts von den Kajüten der Schiffe von gleicher Größe, aber die Ausſchmückung zeigte einen ſonſt ſeltenen kriegeriſchen Luxus. Von der Decke hing eine ſilberne Lampe, auf welcher man getriebenes Bildwerk, eine Scene aus der bibliſchen Geſchichte darſtellend, erblickte. An den Wänden waren Piſtolen, Säbel und Piken auf eine Art geordnet, daß ſie eine nicht unangenehm in's Auge fallende Verzierung bildeten. In der Mitte der Kajüte befand ſich ein runder

Tiſch, deſſen ſtark vergoldeter Fuß darauf deutete daß er von ſeinem Verfertiger wohl eher für da Prunkzimmer eines Granden, wie für eine Schiffskajüte gearbeitet worden. Die Seſſel, ſo wie ein Ruhebank, gleichfalls mit vergoldeter Lehne, ware mit himmelblauem Sammet überzogen. Mit dieſem Prunke kontraſtirten ſehr ſonderbar zwei Kanonen, die rechts und links der Tafel ſtanden, und einem Seemanne konnte nicht verborgen bleiben, daß e nur zwei Minuten gebraucht hätte, um ſie in di geöffneten Lucken zu bringen, und das kleine Prunkzimmer in eine, Feuer und Flammen ſpeiend Batterie zu verwandeln.

Rodrigo's Auge richtete ſich, als er in's Zimmer trat, zuerſt mit einem Ausdrucke unausſprechlicher Beſorgniß auf ſeine Bekannten. Die Züge Antonien's ſprachen ähnliche Empfindungen aus, Magdalena blickte mit unverkennbarer Zärtlichkeit auf Ritchie, ihr Auge ſchien ſich an der Schönheit des Geliebten zu weiden, Rivera ſaß behaglich um ſich ſchauend auf dem Divan.

„Ihr habt lange auf Euch warten laſſen, Don Rodrigo!“ rief der Pflanzer dem jungen Manne entgegen. — „Gewiß,“ ſetzte er mit ziemlich plumpem Spott hinzu, „war es irgend eine überaus wichtige Angelegenheit des Dienſtes, die Euch zurückhielt; denn dieſer geht Euch über Alles.“

„Leider habt Ihr es nur allzuwohl getroffen, Don Antonio;“ entgegnete der Angeredete düſter. „Es iſt eine ſehr unangenehme Dienſtangelegenheit, die mich zurückhielt, und noch unangenehmer iſt es mir, ſolche jetzt in Anregung bringen zu müſſen. — Mein Herr!“ ſetzte er zu Ritchie gewendet hinzu; „ich muß Euch erſuchen, mir Eure Schiffspapiere vorzulegen.“

So wie Rodrigo dieſe Worte ſprach, überzog eine dunkle Röthe Ritchie's blaſſes Geſicht, doch verſchwand ſolche ſogleich wieder.

„Darf ich Euch fragen, mein Herr,“ ſagte er ſodann mit Ruhe, „ob Ihr dieſen Wunſch aus eigenem Antrieb oder auf höheren Befehl ausſprechet?“

„Ich thue es zufolge einer mir vor wenigen Augenblicken zugekommenen Ordre des Vicekönigs;“ verſetzte Rodrigo.

„Wohl!“ entgegnete Ritchie kalt. „Ihr ſol die genaueſte Auskunft haben. Die Sache iſt inde wohl nicht ſo preſſant —“

„Um die Suppe darüber kalt werden zu laſſen!“ rief der Pflanzer. „Richtig! das iſt auch mein Anſicht. — Gewiß hatte der Sennor Conde d Punnonroſtro ſich ſatt gegeſſen, als er den Befeh Euch geſendet.“

„Ich ſtimme der Meinung unſers Freundes bei;“ fiel Ritchie mit großer Ruhe ein. „Ueberdies wiſſet Ihr, mein Herr, daß, wenn es auch die Nothwendigkeit und das Herkommen gebieten mag, die Papiere fremder Schiffe zu unterſuchen, es doch für Den, welcher ſich dieſer Nothwendigkeit fügen muß, immer etwas Unangenehmes hat ſich ihr zu unterwerfen. Es bringt zwiſchen den Betheiligten eine gewiſſe Spannung hervor, die leicht in Gereiztheit übergeht und öfters unnütze Unannehmlichkeiten, durch Kleinigkeiten hervorgerufen, herbeiführt. Auch wünſchte ich, daß unſer kleines frugales Mahl ſo heiter wie möglich ſey, da es ein Abſchieds- und Verlobungsmahl zugleich iſt, indem Don Antonio mir erlaubt hat, mich Euch als den Bräutigam der edlen Donna Magdalena vorzuſtellen."

„Wohlan," verſetzte Rodrigo, nachdem er einige freundliche Worte zu Magdalenen geſprochen und ſich gegen den Vorigen ſtill verbeugt hatte, „unter ſolchen Umſtänden halte ich mich verpflichtet unſer Geſchäft bis nach der Tafel zu verlegen."

Ritchie erwiederte nichts darauf, ſondern lud ſeine Gäſte ein Platz zu nehmen, und das Mahl begann. — Während der Mahlzeit gab Ritchie einige Andeutungen über die Schickſale ſeiner Jugend. Er ſtammte, wie er ſagte, aus einem vornehmen irländiſchen Geſchlechte, welches indeß vor Jahren nach Frankreich ausgewandert war. In Paris und London hatte er ſeine Ausbildung erhalten, und trat endlich in den Dienſt der franzöſiſchen Marine ein. Dort hatte er mit Chicanen von Seiten eines Vorgeſetzten zu kämpfen, er forderte dieſen zum Zweikampfe, tödtete ihn und mußte nach England fliehen. Hier ward er durch die Bemühungen einflußreicher Verwandter im Seedienſte angeſtellt. Ueber die letzte Lebensperiode war Ritchie weniger ausführlich als über die frühere, doch ging aus ſeinen Reden hervor, daß er beabſichtige, ſeine Entlaſſung zu nehmen, und ſich hinfort der Handelsſchifffahrt zu widmen, oder ſein bedeutendes Vermögen zum Ankaufe einer anſehnlichen Plantage auf der Küſte von Amerika oder in Jamaika zu verwenden.

Alle dieſe Reden richtete er vorzugsweiſe an Rodrigo und ſchloß mit den Worten, auf die er überdem einen großen Nachdruck legte: „Ich kann Euch verſichern, mein Herr, daß ich des kriegeriſchen Seelebens herzlich ſatt bin und mich nach einer andern Laufbahn ſehne. Ich denke wir finden uns in wenigen Monaten auf dieſer Küſte wieder zuſammen, und ich hoffe Gelegenheit zu haben, Euch dann für das was Ihr an mir gethan, auf eine Art meine Dankbarkeit zu bezeigen, daß Ihr nicht im Stande ſeyn werdet, ſolche ſo hartnäckig wie bisher von Euch zu weiſen. Sollte es mir auch nicht gelingen, mir Eure Freundſchaft zu erwerben, ſo denke ich, ſollten wir in dem Umſtande, daß das Schickſal uns auf eine ſo eigenthümliche Weiſe zuſammenführte, einen Wink ſehen, daß wir unter andern Verhältniſſen hätten Freunde werden können, und uns deshalb niemals feindlich in den Weg treten müſſen.“

Ritchie ſagte dieſe Worte mit einem ſolchen Ausdruck, einer Bewegung, er hatte ſein Auge feſt, und faſt wie bittend auf Rodrigo gerichtet, daß der junge Mann gleichfalls davon ergriffen wurde, und freundlicher wie früher die ihm von Ritchie gereichte Hand faßte und drückte. —

Die Tafel ward endlich aufgehoben und Rodrigo fand angemeſſen ſich zu entfernen, um Magdalenen und ihrem Verlobten durch ſeine Gegenwart bei dem bevorſtehenden Abſchiede nicht läſtig zu werden; er wendete ſich deshalb an Ritchie, und bat ihn ſeine Papiere jetzt herbeizuholen.

„Ich glaubte kaum daß Ihr dieſe Förmlichkeit noch für nöthig halten würdet;“ ſagte Ritchie, ihn ſo feſt anblickend, als ob er ihm auf den Grund der Seele ſchauen wollte.

„Meine Ordre“ — erwiederte Rodrigo achſelzuckend — „ich muß ihr gehorchen.“

„Wohl!“ entgegnete Ritchie tief erröthend, indem er ſich verbeugte und bald darauf zwei Käſtchen, ein kleines und ein größeres herbeibrachte.

Er öffnete jetzt das erſte, welches verſchiedene Briefſchaften enthielt, und reichte dieſe dem jungen Kommandanten hin.

„Hier meine Beſtallung und was Euch ſonſt zu wiſſen dienlich;“ ſagte er kalt.

Rodrigo blickte einige Zeit in die Papiere, er legte zwei bei Seite, und ſagte, nachdem er auf das dritte geblickt:

„Ihr habt auf Portorico angelegt?“

„Allerdings! Wie Ihr ſeht geht dies aus jenem Zeugniß hervor;“ erwiederte Jener.

„Dann thut es mir leid, Euch ſagen zu müſſen, daß dies Zeugniß — falſch iſt. Der Gouverneur Diego de Heraſti war bereits acht Tage vorher durch Don Perez Calderon de la Barca erſetzt worden;“ verſetzte Rodrigo, Ritchie feſt anblickend.

„Vielleicht ein älteres Formular in der Zerſtreuung angewendet,“ ſprach Ritchie in auffallender Verlegenheit.

„Auch hierin muß ich Euch leider widerſprechen, Sennor;“ entgegnete Rodrigo. „Ich kenne die

Unterſchrift Heraſtl's; ſie iſt — nachgemacht. Endlich, Sennor, muß ich Euch noch ſagen, daß ich auch gegen Eure Commiſſion Einwände habe. Ich beſitze zufällig die neueſten Liſten der engliſchen Marine. Es giebt in derſelben keinen Kutter „Greyhound" und keinen Kapitain, welcher Ritchie hieße. Ich bitte um nähere Ausweiſe — —"

Wie ein Donnerſchlag wirkten die Worte Rodrigo's auf die Geſellſchaft. Magdalena wurde todtenbleich, Antonia fing ſie in ihren Armen auf, der Pflanzer that einen Ausruf des Schreckens.

„Herr, Ihr ſeyd unſer böſer Engel!" rief er heftig zu Rodrigo gewendet.

Auf Ritchie ſchien indeß die Rede des jungen Mannes einen ganz andern Eindruck zu machen. Seine Befangenheit hatte ihn gänzlich verlaſſen, die fliegende Röthe, die ſein Geſicht überzogen hatte, war verſchwunden, ſtolz hob er das ſchwarzlockige Haupt empor.

„Ihr ſollt den Ausweis haben, den Ihr verlangt!" ſagte er mit ſtolzer Kälte, indem er das größere Käſtchen aufſchloß. „Eine Täuſchung war meiner nicht würdig und ich bereue ſie. — Hier," ſetzte er hinzu, indem er eine ſchwarze, mit einem weißen Todtenkopfe gezierte Flagge aus dem Käſtchen nahm und aufrollte; „dies iſt meine Beſtallung. — Ich bin Morgan der Buccanier; Ihr ſeyd am Bord des Räuberſchiffes: „Feuerbrand" von Tortuga." — — —

Ein furchtbarer Eindruck war auf den Geſichtern Rivera's und ſeiner Töchter zu leſen. Der Pflanzer ſank ſprachlos auf einen Seſſel, Antonia bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, Magdalena ſtarrte mit weit geöffneten Augen wie eine Nachtwandlerin vor ſich hin. — Morgan ſtürzte jetzt auf die letztere zu, er bedeckte ihre Hände mit Küſſen, das Mädchen duldete es, es ſchien alles Bewußtſeyn verloren zu haben. Plötzlich kehrte er ſich wüthend gegen Rodrigo.

„Warum habt Ihr mich nicht in den Klauen des Panthers gelaſſen, grauſamer Mann?" rief er aus, und ſein Auge flammte. „Ich kann begreifen daß Ihr Den vernichten wollet, der Euch als Gefangenen geſehen und der Euer Leben in ſeiner Hand hatte, aber ich frage Euch: was hat Euch dieſe Unſchuldige gethan? — Bei Gott! es iſt nicht gut, daß Ihr Morgan auf eine Probe ſtellt, in welcher wohl ein Beſſerer unterläge.“ —

„Was ich gethan,“ ſagte Rodrigo mit mildem, doch ſchmerzlichem Tone, „zerreißt mir zwiefach das Herz, nur der Gedanke, daß ich den Geſetzen der Ehre und der Pflicht genüge, hält mich aufrecht.“

„Warum habt Ihr, wenn Ihr mich gekannt, Alles dahin kommen laſſen?“ fuhr Morgan heftig fort. „Daß Ihr mich aber erkannt, werdet Ihr nicht läugnen wollen; Euer Widerwille gegen jede Annäherung von meiner Seite, das Ablehnen meines Dankes beweiſ't es.“

„Ich hatte nur Muthmaßungen, keine Gewißheit;“ entgegnete Rodrigo im Tone unverkennbarer Wahrheit. „Ich hatte Euch auf Tortuga kaum einen Augenblick, und zwar nur in der Dunkelheit geſehen; eine Aeußerung, die Ihr einſt gethan, dann der Ton Eurer Stimme, brachte mich zuerſt auf eine Vermuthung, die ich als eine Unwahrſcheinlichkeit aus allen Kräften niederzukämpfen mich bemühte. Als ich endlich an die Möglichkeit zu glauben anfing, konnte ich nichts als Eure Entfernung wünſchen. Wie hätte ich ohne jede dringende Veranlaſſung einen engliſchen Seeoffizier, der als Schiffbrüchiger keinen Ausweis haben konnte, als Piraten zur Unterſuchung ziehen, ihn als Gefangen nach Karthagena ſenden können? Ja, hätten ſich ſelbſt meine Vorausſetzungen als gegründet erwieſen, hätte ich mir nicht ewig den Vorwurf machen müſſen, daß ich den Mann, der mir großmüthig das Leben geſchenkt, auf das Schaffot gebracht? — Ich habe indeß nichts verſäumt, was meine Pflicht mir auferlegte. Ich ſchickte einen Kundſchafter nach der Bucht „del Guasco.“ Beſtätigten ſich meine Nachrichten über die unregelmäßige Aufführung Eurer Leute, ſo ſendete ich Euch dorthin, und befahl Euch die Küſte zu meiden. Ich *fürchtete* jede Entdeckung, die mich verpflichtete ſtrenger meine Pflicht zu üben. Mein Bote kehrte nicht zurück. Erſt vor einer Stunde erhielt ich die Ordre des Vicekönigs, die mich zur Unterſuchung Eurer Papiere verpflichtet, und ſeit eben dieſer Zeit brachte ich in Erfahrung, daß mein Lieutenant eine Liſte der engliſchen Marine beſäße, die mich beim erſten Anblick von der Unrichtigkeit des Schiffsnamens belehrte. Eure Verlobung mit dieſer Dame wurde mir gleichfalls erſt vor wenigen Augenblicken bekannt. Ich dachte noch vor einigen Stunden an nichts weiter, als Euch ruhig abſegeln zu laſſen, und dann Don Antonio meine Beſorgniſſe zu entdecken."

„Unſere Bekanntſchaft," ſagte Morgan düſter, nachdem er die Worte Rodrgio's, die alle den offenkundigen Stempel der Wahrheit trugen, ſchweigend angehört, „iſt zum Fluch für uns Beide geworden; es iſt der alte Fluch, der mich von der Wiege an verfolgte. Ja es iſt kein Zweifel; aus den Schlingen des Böſen iſt keine Rückkehr möglich. Ein Thor, der ſich darüber täuſchen wollte. Ich war ein ſolcher Thor. Ich dachte das furchtbare Gewerbe, zu welchem mich unerhörtes Mißgeſchick getrieben, bei Seite zu werfen, ich wollte zum letztenmale nach Tortuga gehen, dann mit meiner Habe zurückeilen, mich mit der Menſchheit verſöhnen, ein ruhiger Bürger, ein glücklicher Gatte werden. Das iſt vorbei; auf immer vorbei. Ich bin ein Räuber, muß es bleiben, und will nun als Räuber glücklich ſeyn. Ja, auch ein Räuber muß es ſeyn können! Er iſt ja ein Menſch; warum ſollte er als ſolcher ſo grenzenlos elend ſeyn? — Mein Herr!“ ſetzte er, zu Rodrigo gewendet, feſt hinzu. „Ihr werdet mein Schiff nicht eher verlaſſen, bis es außer den Kanonen des Forts iſt. Fällt ein Kanonenſchuß auf den Kutter, ſo laſſe ich Euch an den Maſt binden und Ihr ſeyd dem Feuer Eures eigenen Geſchützes ausgeſetzt. Ihr ſagtet ja ſelbſt: wir ſeyen quitt; überdies zwingt mich die Noth zu dieſem Verfahren. — Euch, Don Antonio und Donna Antonia, werde ich ſogleich ans Land ſetzen laſſen; Magdalena begleitet mich nach Tortuga.“ —

Mit einem furchtbaren Schrei der Angſt ſchloß Antonia die Schweſter in die Arme, der Pflanzer ſtürzte voll Entſetzen vor Morgan auf die Kniee.

„Mein Kind!“ ſchrie der unglückliche Vater. „Entſetzlicher, laß' mir mein Kind! — Erbarmen, Furchtbarer, Erbarmen!“ —

„Wer hat mit mir Erbarmen gehabt von Jugend an?“ rief Morgan mit Tönen, die aus der Tiefe einer zerriſſenen Seele zu kommen ſchienen. „Die Menſchheit hat mich für immer zurückgeſtoßen. Ich will als Räuber glücklich ſeyn.“

Er wendete ſich nach der Kajütenthüre.

„Ein Wort!“ ſagte Rodrigo feſt, indem er nach der Gegend des offenen Fenſters trat. „Ich fordere von Euch die Freilaſſung dieſer Dame. Ich fordere ſie nicht nur im Namen der Menſchlichkeit, ſondern auch meine Pflicht gebietet mir, Alles daran zu ſetzen, um dieſe Gewaltthat zu verhindern. — Laſſet Ihr nicht dieſen Augenblick Don Antonio und beide Töchter an's Land ſetzen, ſo feuern zwanzig Geſchütze ſogleich auf den Kutter.“

Rodrigo zog in dieſem Momente ein weißes Schnupftuch aus der Taſche und machte ſich bereit, es aus dem Fenſter flattern zu laſſen. — Morgan ſtutzte einen Augenblick, dann kehrte ſeine vorige Heftigkeit zurück.

„Beginne das Feuer, Menſch!“ ſchrie er wild, indem er die Hand gegen den jungen Mann ausſtreckte. „Dies Mädchen iſt mein! Niemand ſoll es mir entreißen. Ich will glücklich ſeyn in ſeinen Armen, oder der Kutter ſoll auf dem Meeresgrunde ruhen.“

Magdalena, welche bis dahin mit faſt erloſchenen Blicken ſtarr vor ſich hin geſehen, erhob ſich jetzt. Ruhig trat ſie an die Tafel und ergriff ein kleines Meſſer, welches Morgan noch vor wenigen Minuten benutzt hatte, um für das Mädchen eine Südfrucht zu ſchälen.

„Glaubſt Du, mich zwingen zu können? mich, die ich Dir aus Liebe freiwillig über ferne Meere bis auf die andere Seite des Erdballs gefolgt wäre?“ ſagte ſie, einen Blick voll Hoheit auf den Vorigen richtend. — „Sprich noch ein Wort von Gewalt,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie das Meſſer an die Bruſt brachte,‘ „und ein Druck dieſer Hand macht mich frei.“

„Magdalena! — O, mein Gott! — Was willſt Du thun?“ rief Morgan, vor dem Mädchen auf die Kniee ſtürzend und deſſen Hand ergreifend. „Siehe, ich bin rauh, wild, wie mein Gewerbe, mein entſetzliches Gewerbe, aber ich war nicht immer ſo, es gab einſt eine Zeit wo ich gut war, ja, wo man mich unter die beſſern Menſchen zählte. Dieſe Zeit tritt mir dann manchmal wie ein Traum vor die Seele, ich möchte ſie wieder zurückrufen können, und der Wahn, es ſey möglich, wenn mich nur eine liebende Hand in das verlorne Eden leitete, kommt dann über mich. So war es, als ich Dich zuerſt erblickte, ſo träumte ich die Zeit unſers Zuſammenſeyns. Ich dachte mein furchtbares Gewerbe von mir zu werfen, ich wollte mich nach Jamaika zurückziehen, wo mir durch Erbſchaft ein Eigenthum zugefallen iſt; das, was ich an unrechtmäßigem Gute zu Tortuga zurückließ, wollte ich Montbars übergeben, um es durch ihn, welcher gleichfalls nach Frankreich zurückkehrt, da es zwiſchen ſeinem Vatterlande und England zum Bruche zu kommen ſcheint, zu guten Zwecken verwenden zu laſſen; aber dieſer ſelige Traum ſchwindet für immer. Räuber oder nicht, für mich iſt Alles dahin.“ —

Heftig drückte er die Hand Magdalenens an Mund und Herz, dann ſprang er plötzlich auf.

„Donna Magdalena Rivera,“ ſagte er in einer ſolchen innern Bewegung, daß ſeine bleichen Lippen zitterten, „Ihr ſeyd frei und könnt Euren Vater begleiten. — Don Rodrigo Giron, der Räuber Morgan giebt Euch ſein Wort, daß Ihr ungehindert das Schiff verlaſſen könnt, und daß er keine jetzt. Ruhig trat ſie an die Tafel und ergriff ein kleines Meſſer, welches Morgan noch vor wenigen Minuten benutzt hatte, um für das Mädchen eine Südfrucht zu ſchälen.

„Glaubſt Du, mich zwingen zu können? mich, die ich Dir aus Liebe freiwillig über ferne Meere bis auf die andere Seite des Erdballs gefolgt wäre?“ ſagte ſie, einen Blick voll Hoheit auf den Vorigen richtend. — „Sprich noch ein Wort von Gewalt,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie das Meſſer an die Bruſt brachte, „und ein Druck dieſer Hand macht mich frei.“

„Magdalena! — O, mein Gott! — Was willſt Du thun?“ rief Morgan, vor dem Mädchen auf die Kniee ſtürzend und deſſen Hand ergreifend. „Siehe, ich bin rauh, wild, wie mein Gewerbe, mein entſetzliches Gewerbe, aber ich war nicht immer ſo, es gab einſt eine Zeit wo ich gut war, ja, wo man mich unter die beſſern Menſchen zählte. Dieſe Zeit tritt mir dann manchmal wie ein Traum vor die Seele, ich möchte ſie wieder zurückrufen können, und der Wahn, es ſey möglich, wenn mich nur eine liebende Hand in das verlorne Eden leitete, kommt dann über mich. So war es, als ich Dich zuerſt erblickte, ſo träumte ich die Zeit unſers Zuſammenſeyns. Ich dachte mein furchtbares Gewerbe von mir zu werfen, ich wollte mich nach Jamaika zurückziehen, wo mir durch Erbſchaft ein Eigenthum zugefallen iſt; das, was ich an unrechtmäßigem Gute zu Tortuga zurückließ, wollte ich Montbars übergeben, um es durch ihn, welcher gleichfalls nach Frankreich zurückkehrt, da es zwiſchen ſeinem Vaterlande und England zum Bruche zu kommen ſcheint, zu guten Zwecken verwenden zu laſſen; aber dieſer ſelige Traum ſchwindet für immer. Räuber oder nicht, für mich iſt Alles dahin.“ —

Heftig drückte er die Hand Magdalenens an Mund und Herz, dann ſprang er plötzlich auf.

„Donna Magdalena Rivera,“ ſagte er in einer ſolchen innern Bewegung, daß ſeine bleichen Lippen zitterten, „Ihr ſeyd frei und könnt Euren Vater begleiten. — Don Rodrigo Giron, der Räuber Morgan giebt Euch ſein Wort, daß Ihr ungehindert das Schiff verlaſſen könnt, und daß er keine

Feindſeligkeiten gegen das Fort unternehmen wird, wenn ſolche nicht von dieſem begonnen werden.“ —

„Herr! Ihr gebt mir das Leben wieder!“ rief Rivera, und dem ſonſt ſo harten Mann perlten die Thränen über die Wange.

Rodrigo war tief gerührt.

„O, Sennor!“ ſagte er nach einer Weile. „Man muß viel an Euch verſchuldet haben, um Euch dahin zu bringen, wohin Ihr kamt.“

Magdalena hatte während dieſer Zeit ſtarr auf Morgans ſchönes Geſicht geblickt, in welchem ſich der tiefſte Seelenſchmerz malte.

„Morgan,“ ſagte ſie endlich ſanft, „würdet Ihr Euer Gewerbe aufgeben, Euch mit der Menſchheit verſöhnen, hier nach dieſer ſtillen friedlichen Küſte zurückkehren, wenn —“

„Wenn Du mein ſeyn wollteſt!“ fiel der Angeredete ein. „O, Gott des Himmels! Ich würde kommen, und wenn ich wüßte, daß ich den Tag darauf zu Karthagena das Schaffot beſteigen müßte.“

„Vater,“ ſprach das Mädchen zu Rivera, „würdet Ihr, nach Allem was vorgegangen, wenn Ihr wüßtet, daß Eure Tochter ohne dieſen Mann nicht leben kann, in eine ſolche Verbindung willigen?“

„Ich? — Ich würde — aber es iſt ja nicht möglich. Niemals würde Morgan auf dieſer Küſte vor dem Schwerte der Gerechtigkeit ſicher ſeyn;“ ſtammelte Rivera.

„Dann iſt es die Pflicht der Braut ihn nach Jamaika zu begleiten!“ rief Magdalena ſchwärmeriſch, indem ſie Morgan die Hand reichte.

„Magdalena! — Kind, bedenke!“ rief Rivera.

„Schweſter, was willſt Du thun?“ fiel Antonia ein.

„Ich habe bedacht und entſchieden!“ ſagte Magdalena in höchſter Erregung. „Ohne ihn vermag ich nicht zu leben. Ich habe den Gefallenen geliebt, ſollte ich den Aufſtehenden verlaſſen? Nichts trennt mich von ihm, als ein Verharren im Verbrechen, und dann würde der Tod mir Freiheit bringen.“

Alle Vorſtellungen des Vaters und der Schweſter ſcheiterten an der ſchwärmeriſchen Leidenſchaft Magdalenens. Sie behauptete fortwährend, ohne ihn nicht leben zu können, ſo wie, daß ſie die Ueberzeugung habe, daß ihr Geliebter in den Schooß der bürgerlichen Geſellſchaft zurückkehren werde. Rivera gab endlich ſeine Einwilligung, daß Magdalena dem Manne ihrer Wahl folgen dürfe, doch bedung er ſich aus, daß ſie zuvor mit ihm durch Prieſtershand verbunden werden ſolle. Dies fand am folgenden Tage auf der Rhede ſtatt. Der Pfarrer von Santa Roſalia begab ſich auf Verlangen an Bord des Kutters, welcher ſogleich, als Rodrigo das Schiff verließ, die Anker hob und aus der Bucht ſegelte. Kaum waren Rivera und Antonia nach der Hacienda zurückgekehrt, als auch das Fahrzeug Morgans alle Segel beiſetzte, und nach Nordoſten ſteuernd vor Abend am Horizonte verſchwand.

Antonia war nach der Abreiſe Magdalenens bekümmerter wie der Vater. Zwar war das Gewerbe der Piraten in jenen Zeiten nicht ſo verächtlich, wie in den ſpätern, — man ſah es mehr als ein abenteuerliches, waghalſiges Unternehmen an; der Freibeuter ward, wie in unſern Tagen etwa der Kaperkapitain, betrachtet, — aber ſie fürchtete dennoch, daß Morgan, ſobald das Feuer der erſten Leidenſchaft verraucht ſeyn würde, nicht

Wort halten, und bei ſeiner bisherigen Lebensweiſe verbleiben werde. Glücklicherweiſe waren ihre Befürchtungen ungegründet. Ein Brief Magdalenens zeigte an, daß nicht nur ihr Gatte, ſondern auch mehrere Anführer der Piraten ihr Gewerbe aufgegeben, und daß ſich, wegen dem ſo eben zwiſchen England und Frankreich ausgebrochenen Kriege, die engliſchen und franzöſiſchen Buccaniers ganz von einander getrennt hätten, wodurch die Macht der Seeräuber gänzlich zerſplittert worden wäre. Spätere Nachrichten beſagten, daß ſie mit ihrem Gatten in glücklicher Zurückgezogenheit auf einer Plantage Jamaika's lebe, und er dort durch Wohlthaten ſeine früheren Vergehungen zu ſühnen trachte. —

Es dauerte noch längere Zeit, ehe Rivera ſich wieder mit Rodrigo näher befreundete; die verloren gegangene Gallion wollte ihm nicht aus dem Gedächtniſſe kommen. Die Beförderung des jungen Mannes zum Hafenkapitain von Karthagena bewirkte endlich, was alle Bitten Antoniens nicht hatten bewirken können. Theils war die Stellung, die Rodrigo dadurch erhielt, eine höchſt ehrenvolle, theils durfte kein ankommendes Schiff eher mit dem Lande kommuniziren, bevor es nicht von dem Kapitain beſucht worden und von ihm die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Welche Nachrichten waren daher zu erlangen, ehe ſie andern Kaufleuten bekannt wurden, welche Speculationen darauf zu gründen! — Derſelbe Monat, in welchem Rodrigo zum Hafenkapitain ernannt ward, ſah ihn zugleich als Antoniens Gatten.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Funfzehnter Band.

I. Die Kelchner.
II. Der Schweſternthurm.

Leipzig, 1843.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Dritte Folge.

Erſter Band.

Leipzig, 1843.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Die Kelchner. 1
Der Schweſternthurm. 95

Die Kelchner.

Erzählung.

Motto:

„Wir lagen all' an dem Säulenſtein;
Gefeſſelt, Jeglicher allein.
Wir konnten keinen Schritt weit geh'n,
Wir konnten unſ'r Antlitz ſeh'n
Nur bei dem bleichen, fahlen Licht,
Wo fremd ſchien Bruders Angeſicht."

Byron.

In Mitte der fruchtbaren Fluren des Königreichs Böhmen, umwogt von körnerſchweren Getreidefeldern, liegen zwei einſame Plätzchen, welche ſeit mehr denn vierhundert Jahren von Niemand betreten wurden, deſſen Gebein an dieſem Orte nicht Schauer der Ehrfurcht durchrieſelt hätten. Der erſte dieſer Plätze liegt im Budweiſer Kreiſe, in der Herrſchaft Forbes (Borowany), einſt Eigenthum des dortigen Auguſtinerſtiftes, jetzt des Fürſtenhauſes Schwarzenberg. Noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ſtreckte eine mächtige Eiche hier ihre Aeſte in die Lüfte. Sie wurde niedergehauen, um dem Aberglauben zu wehren, denn oft ſchlichen um Mitternacht ermattete Handarbeiter, vorzüglich Schmiede, nach dem Baume, um ihm einige Splitter zu entreißen, denn dieſe, bei ſich getragen, oder unter den Ambos gelegt, gäben, ſo wähnten ſie, dem ermüdet ſinkenden Arme neue Kräfte, und brächten Segen über Werkſtätte und Haus. — Der zweite dieſer gefeiten Orte liegt im Czaslauer Kreiſe, bei dem Städtchen Przibislawa, mitten in einem Getreidefelde. Obwohl der Boden ſchön und fruchtbar iſt, hat ſeit vierhundert Jahren niemals der Pflug auf ihm eine Furche gezogen, der Spaten nie eine Scholle umgekehrt; kein Erdhügel, kein Stein erzählt dem Wanderer, was ſich einſt hier zugetragen, der Platz iſt ſein eigenes Denkmal. —

Im Jahre 1360 ward auf dem erſten jener Plätze ein Löwe — Manche nannten ihn auch einen Tiger — geboren; die Schlange Peſt erwürgte ihn am 12. Oct. 1424 auf dem zweiten. Dieſer Löwe hieß Johann Ziska von Trocznow, genannt vom Kelche. — In dem Weiler Trocznow, auf einem ihnen zugehörigen Meierhofe, wohnten Ziska's Eltern. Die Mutter, über die auf dem Felde befindlichen Schnitter ſorgfältige Aufſicht führend, gebar, von Geburtsſchmerzen überraſcht, ohne fremden Beiſtand unter jener Eiche den Knaben, der als Mann und Greis eine ſo furchtbare Berühmtheit erlangen ſollte. — Der Umfang des andern

Platzes bezeichnet zugleich den des Zeltes, in dem Ziska ſtarb. Das von den Taboriten aus Wuth und Schmerz über den Tod ihres Anführers in Brand geſteckte Przebislawa war die Leichenfackel dieſes zweiten Attila. — — —

Dicht am Ufer der Moldau lagen, durch einen mäßigen Zwiſchenraum getrennt, zur Zeit des Huſſitenkrieges, die beiden Burgen Groß- und Klein-Priebenitz. Beide Schlöſſer galten für ungemein feſt; der mächtige Freiherr Ulrich von Roſenberg, dem ſie gehörten, hatte nichts verſäumt, um ihre Vertheidigungswerke noch mehr zu verſtärken, und auf dieſen Umſtand bauend, hatten die umliegenden Kirchen und Klöſter, vorzüglich die Milnowitzer Prämonſtratenſer, und die Launowitzer Nonnen, alle ihre Schätze dorthin geſchafft. Es war auch die höchſte Zeit geweſen. Der größte Theil von Böhmen war in der Gewalt der Taboriten, oder der Brüder vom Kelche, wie ſie ſich noch lieber nannten. Schwerdt und Feuerbrand in der Hand wüthete Ziska gegen ſeine Widerſacher. Erſt vor Kurzem hatte er nach Einnahme der Feſte Milowitz den Burgherrn derſelben, Czernin, niederhauen, zu

Libochowitz den Bruder des ehemaligen Erzbiſchofs von Prag, Herrn Niklas von Haſenburg, ſo wie die beiden Edelleute, Johann von Miſchna und Zbinko von Rokinowes, verbrennen laſſen, ja nur die Vorſtellungen des berühmten Predigers, Johann Rakizana, hatten ihn abhalten können, Böhmens uralte Hauptſtadt von Grund aus zu zerſtören. Die ſtarken, von Granit und Baſaltblöcken erbauten Mauern von Groß-Priebenitz bewahrten in dieſer Zeit indeß noch einen Schatz, der dem Freiherrn von Roſenberg mehr am Herzen lag, als das Gold und Silber der Prämonſtratenſer; es war die zweiundzwanzigjährige Editha, ſeine einzige Tochter. Das Mädchen war zu Wien erzogen, und als es zur herrlichen Jungfrau aufgeblüht, unter die Zahl der Ehrenfräulein der Monarchin aufgenommen worden. Eben befand ſich die Tochter bei dem Vater zum Beſuch in der Heimath, als Ziska, ſo wie ſein Unterfeldherr, Prokop der Große, oder wie er auch, da er früher Mönch geweſen, manchmal genannt wurde, Prokop der Geſchorene, mit ihren ſich wie ein Strom über das Land ergießenden Heeren aus Mähren zurückkehrten. Der Freiherr war genöthigt, eiligſt und auf Umwegen zum kaiſerlichen Heere zu fliehen, und hatte nur Zeit, ſeine Tochter, um ſie keiner Gefahr auszuſetzen, nach der Feſte Groß-Priebenitz zu ſenden, wohin er auch den gefangenen Taboritenhäuptling und Prieſter Wenzel Koranda, einen glühenden Eiferer, der ſeinen Glaubensgenoſſen am 25. März 1420 in dem merkwürdigen Treffen von Sudomirzitz den Kelch vorangetragen hatte, ſo wie dreizehn andere, mit Ketten beladene Gefangene ſchickte. Dem Ritter Smrzka von Mnicha, einem alten, rauhen Krieger, deſſen Herz keine Furcht aber auch kein Erbarmen kannte, hatte er den Oberbefehl in der Burg übertragen, ihm aber zugleich befohlen, für die Zeit des Aufenthalts Edithens für eine Geſellſchafterin zu ſorgen, und dieſer, mehr geübt Burgen zu ſtürmen oder zu vertheidigen, hatte den letztern Auftrag nicht beſſer ausführen zu können geglaubt, als daß er die neunzehnjährige Bretislawa von Schwihau, eine weitläufige Verwandte, für dieſen Platz erwählte. Daß deren Ohm, Brzinko von Schwihau, der bei Sudomirzitz gefallen, ein eifriger Kelchner geweſen, kümmerte ihn wenig, er ſah in Bretislawa nur eine arme Verwandte, die von ihm verſorgt, ſich in Allem ſeinem Willen unterordnen müſſe und werde. —

Da ſich die Heerhaufen der Taboriten wie ein Strom über den größten Theil Böhmens ergoſſen hatten, der Kriegsſchauplatz aber vorzüglich in dieſem Jahre in der Nähe der Moldauufer ſich befand, ſo lag die Burg Priebenitz wie eine vereinſamte Inſel mitten in einem ſtürmiſch-tobenden Meere. Alltäglich liefen Nachrichten von neuen Gefechten, erſtürmten Burgen, verübten Gewaltthaten ein, allnächtlich röthete ſich der Himmel von Feuerſcheinen; es waren brennende Klöſter oder Kirchen, in welche die Kelchner die verheerende Fackel geſchleudert hatten. Bis jetzt hatte noch kein feindlicher Haufe gewagt, vor Priebenitz zu erſcheinen, ſo ſehr dies auch Ritter Smrzka gewünſcht hätte, um, wie er ſagte, „der Taboritenhorde eine Lehre zu geben," aber jetzt erſcholl die Nachricht: Ziska ſei mit einem bedeutenden Heerhaufen in der Nähe, und nun wurden Vertheidigungsanſtalten aller Art getroffen. Obwohl das Schloß nach den Begriffen damaliger Zeit ſehr feſt war, ſo zählte die Beſatzung dennoch eben keine übermäßige Menge der Vertheidiger, indem eine anſteckende Krankheit eine Anzahl derſelben in letzter Zeit dahingerafft, überdies auch eine Maſſe waffenfähiger Landleute der roſenbergiſchen Güter ſich den Kelchnern, theils aus religiöſer Ueberzeugung, theils um ſich durch Plünderung bereichern zu können, beigeſellt hatten.

Es war eines Tages nach dem Mittagsmahle, als Editha von Roſenberg und ihre Geſellſchafterin ſich in der alterthümlichen Speiſehalle der Burg, an einem offenen Bogenfenſter befanden, von wo man eine weite Ausſicht in das offene Gelände und auf den glänzenden Strom hatte, der ſich wie ein ſilbernes Band durch Wieſen und Getreidefelder ſchlängelte. An dem Putze Editha's ſah man, daß ſie den höchſten Ständen des Landes angehörte, Juwelen zierten Kopfbedeckung und Bruſt, einfacher gekleidet war Bretislawa von Schwihau. Eine Mütze, mit Pelz verbrämt, deckte das in zwei langen Zöpfen herabhängende kaſtanienbraune Haar, ein nach ſlaviſcher Sitte geſchnittenes, breitgeſtreiftes Kleid, ward von einem mantelartigen Ueberwurf, der indeß den wohlgeformten Nacken blos ließ, zum Theil verdeckt. Die Züge Edithens waren Zeugen der deutſchen Abkunft des Fräuleins, das Antlitz Bretislawa's hatte den ſlaviſchen Typus; beide Mädchen waren indeß ſchön zu nennen.

Eben ritt ein junger Mann im Harniſch an der Spitze eines Trupps Wappner in das Schloßthor, er grüßte hinauf, indem er ſich ſo tief verneigte, daß die Federn ſeines Helmes faſt den Hals des muthigen Thieres, das ihn trug, berührten.

„Er iſt doch ſchön, ſehr ſchön, der Ritter Odolan!" ſagte Editha, indem ſie dem Einziehenden längere Zeit nachſah. — „Sage mir, Bretislawa, wie Du bei ſeinen Huldigungen ſo ruhig bleiben kannſt?" —

Die Angeredete ſchwieg und ſah ſtill lächelnd vor ſich hin.

„Ich bin überzeugt," fuhr Editha fort, „träte Odolan in den Kreis unſerer wiener Hofleute, und wäre er Träger eines berühmten Namens, er würde des größten Beifalls der Damen ſich zu erfreuen haben."

„Gewiß!" ſagte die Geſpielin, ruhig fortarbeitend an einer Stickerei, die ſie in den Händen hatte.

„Und tapfer iſt er auch; mein Vater rühmte, daß er ſich in dem Treffen von Sudomirzʒiʒ ausgezeichnet;“ ſprach Jene, während die Gefährtin ſchwieg, und ihr dunkles Auge ernſt, faſt ſchwermüthig auf Edithen ruhte.

„Seine Ausſichten in die Zukunft ſind nicht ſchlecht;“ fuhr Editha eifrig fort. „Er beſitzt ein kleines Eigenthum an der ſächſiſchen Grenze, was ziemlich außer dem Bereich des Krieges liegt; ich bin überzeugt, mein Vater wird ihm, wenn er fortfährt, ſich gegen die Taboriten auszuzeichnen, den Oberbefehl in einer ſeiner Burgen übertragen, vielleicht wählen ihn auch die Milowitzer Prämonſtratenſer zum Kloſtervogt, da er dazu beigetragen, ihr Eigenthum zu vertheidigen. Mein Vater würde ſeine Werbung gewiß durch ſein mächtiges Fürwort unterſtützen.“

„Meint Ihr?“ ſprach Bretislawa, wie es ſchien, ziemlich zerſtreut.

„Sage mir, was Du gegen ihn haſt, gegen den hübſchen jungen Mann, der Dir, wie es ſcheint, recht von ganzem Herzen zugethan iſt?“ ſagte Editha, die Geſpielin feſt anblickend.

„Ich? — Nichts in der Welt;“ erwiederte Jene, das Auge niederſchlagend und eifrig ihre Arbeit fortſetzend.

„Nein, Du entkommſt mir nicht! Du mußt mir antworten;“ ſprach das Fräulein lebhaft. — „Du mußt mir ſagen, was Du gegen den wackern jungen Rittersmann haſt, der in ehrlicher Abſicht um Dich wirbt, der Dich einer ungewiſſen Zukunft entreißen will, die — verzeihe mir, daß ich ſo offen ſpreche — jedes mitelloſe Mädchen mehr oder minder bedroht; mit einem Worte, der Dir ein Loos bietet, welches anzunehmen ſich manche Andere nicht einen Augenblick beſinnen würde.“

„Ihr nehmt Euch des Ritters mit vieler Wärme an;“ ſagte Bretislawa, das Fräulein anblickend, aber gleich wieder das Auge zu Boden ſchlagend.

„Ja, ich thue es, weil er es verdient, und — offen geſtanden — weil ich es ihm verſprochen habe;“ ſagte Editha.

„Er ſprach mit Euch über dieſen Punkt?“ fragte Bretislawa hoch erröthend.

„Allerdings;" erwiederte das Fräulein. „Es war dies die offenſte und beſte Weiſe, um Auskunft zu erlangen, und ich habe ihm zugeſagt, ſie ihm zu verſchaffen."

„Wie? Ihr hättet —" ſagte Bretislawa betroffen.

„Warum ſollte ich nicht?" erwiederte Editha unbefangen. „Eine ehrenhafte Werbung verdient mindeſtens eine wahrhafte, ehrliche Antwort. — Jetzt, Bretislawa, ſage mir: Was haſt Du gegen den Ritter Odolan?"

„Nichts! — Wie geſagt: Nichts! — Muß man denn gerade etwas gegen Jemanden haben, den man nicht liebt?" erwiederte Bretislawa kalt. — „Ich nehme keinen Antheil an dem Ritter."

„Wirklich nicht?" ſprach Editha lächelnd. „Dann wäre ich eine ſchlechte Beobachterin. — Mir kam es manchmal vor, als ob Du viel Antheil an ihm nähmeſt, dies aber zu verbergen trachteteſt. Da nun Ritter Odolan offen um Dich wirbt, Du aber ſeine Bewerbung zurückzuweiſen ſcheinſt, ſo folgt daraus, daß Du für dieſe Handlungsweiſe einen

Grund haben mußt, denn — Ziererei oder Eigenſinn traue ich meiner Bretislawa nicht zu.“

„Ihr laßt mir nur Gerechtigkeit widerfahren;“ ſagte das Mädchen mit mehr Wärme, als vorher.

„Gut! Du haſt alſo einen Grund. — Nun bitte ich Dich, mir ſolchen zu nennen;“ ſprach Editha, die Gefährtin ernſt anblickend.

Bretislawa ſchwieg, ſie ſchien etwas verwirrt und um eine Antwort verlegen.

„Ich muß darauf beſtehn, daß Du mir antworteſt!“ fuhr Editha in vorigem Tone fort. „Finde ich, daß Du Recht haſt, ſo werde ich Dich von Bewerbungen, die Du ungern ſiehſt, zu befreien ſuchen, haſt Du Unrecht, ſo iſt es meine Pflicht, Dich um Deiner Zukunft willen, und weil ich Dich lieb habe, über dieſen Punkt aufzuklären. — Dein Grund alſo —“

Bretislawa ſchien einen ihr ſchwer werdenden Entſchluß zu faſſen. Sie richtete ihr dunkles kluges Auge ſtarr auf Edithen, und ſagte dann in feſtem Tone:

„Odolan iſt ein Böhme, und hat ſeine Hand im böhmiſches Blut getaucht!“ — —

„Mädchen, Du biſt eine heimliche Taboritin!“ rief Editha überraſcht und beſtürzt.

„Eine heimliche? — Nein!“ ſagte Bretislawa ruhig. „Die Meinungen eines armen und hülfloſen Geſchöpfs, wie ich, ſind für Andere ſo unbedeutend, und gehören ſo wenig der Oeffentlichkeit an, daß es ſo überflüſſig als unklug wäre, ſie unnützer Weiſe zur Schau zu tragen, aber Eure Frage zwang mich zu einer offenen Erklärung, und dieſer würde ich ſelbſt auf dem Holzſtoß nicht auszuweichen trachten. — Ihr ſcheint betroffen, faſt beſtürzt, Fräulein Editha; dies thut mir leid;“ fuhr Bretislawa ruhig fort. „Es würde mich ſehr unglücklich machen, wenn ich durch ein Wort, welches ich nur, Gott weiß mit wie ſchwerem Herzen, da ich wußte, daß es Euch wehe thun würde, ausſprach, Eure freundliche Zuneigung verlieren ſollte, aber — ſagt ſelbſt — ſoll ich meinen Glauben, meinen Gott feig und frevelhaft verläugnen?“ — —

Editha ſchwieg längere Zeit, beſtürzt vor ſich hinblickend, dann reichte ſie Bretislawa die Hand.

„Vergieb mir," ſagte ſie freundlich aber betrübt „daß ich Dir eine Antwort abgepreßt, die am beſte unausgeſprochen geblieben wäre. Was ich aus Deinem Munde gehört habe, kommt nie über mein Lippen, auch ſoll es meiner Liebe zu Dir keine Eintrag thun. — Was aber ſoll ich dem Ritte ſagen?"

„Nennt mich kindiſch, launenhaft, eigenſinnig;" verſetzte Bretislawa ruhig.

„Ich ſollte Dich verläumden? — Pfui!" ſprac Editha mit Abſcheu.

„So ſagt ihm die ganze Wahrheit!" ſprac Jene in vorigem Tone.

„Ich weiſe ihn an Dich!" rief Editha entſchloſſen. „Möge er einen beſſern Fürſprecher al mich in Deinem Herzen finden." —

So wie das Fräulein die letzten Worte geſproche hatte, ſtand es auf und wollte eben das Zimme verlaſſen, als Ritter Odolan haſtig eintrat. E verbeugte ſich im Vorübergehen tief vor Editha, un blickte ſie gewiſſermaßen fragend an. Das Fräu lein ſchien einen Moment unentſchloſſen, ob es gehen oder bleiben ſolle, dann gab es dem Ritter einen Wink, zum Zeichen, daß er mit der Gefährtin ſprechen möge, und ging ſchnell zur Thüre hinaus.

Schüchtern näherte ſich der junge Mann Bretiſlawa. Er war ein ſchöner, ſchlanker Rittersmann von einigen zwanzig Jahren. Da er den Helm in der Hand trug, ſo rollte das lange, gelockte, dunkle Haar frei über die gepanzerten Schultern herab. Die edlen Züge ſeines Geſichts trugen den böhmiſchen Nationaltypus, den man beſonders in dem ſchwarzen, von feingezeichneten Brauen und langen Wimpern beſchatteten Auge, der bräunlichen Hautfarbe und den glänzend weißen Zähnen, die man erblickte, wenn er die ein klein wenig aufgeworfenen Lippen öffnete, wiederfinden mußte. Mit einiger Verlegenheit, und nicht ohne etwas zu erröthen, trat Odolan zu dem Mädchen, welches ihn, ohne das Auge zu erheben, leicht begrüßte.

„Nur ſelten,“ ſprach der Ritter, nachdem er einige Momente geſchwiegen, „habe ich Euch in dieſen Tagen geſehen. Ich habe dies ſchmerzlicher als je empfunden; ich hatte Euch ſo viel zu ſagen.“

Der Ritter ſchien eine Antwort zu erwarten, aber Bretislawa ſchwieg.

„Vielleicht,“ ſagte der Ritter nach einer Pauſe halblaut und ſchüchtern, „hat ſich in meiner Abweſenheit Jemand gefunden, der für mich das Wort genommen. — Würdet Ihr mir wohl vergönnen zu fragen: ob Fräulein Editha mit Euch in meinem Namen geſprochen?“

„Sie hat;“ ſagte Bretislawa leicht erröthend.

„Und Eure Antwort? — Theure Bretislawa, Eure Antwort?“ rief der Ritter dringend.

„Erlaubt mir, Ritter Odolan, auch an Euch eine Frage zu thun; in ihrer Beantwortung liegt zugleich die Antwort auf die Eurige;“ ſagte das Mädchen, den Ritter feſt anſehend. — „Wo waret Ihr ſeit geſtern?“

„Ich zog auf Befehl Ritter Smrzka's mit einer Schaar Reiſiger den Feind zu erkunden;“ entgegnete Odolan nicht ohne Befremdung.

„Und trafet Ihr den Feind?“ — Das Fräulein betonte das letzte Wort.

„Ich ſtieß auf einige herumſchwärmende Trupps der Kelchner, ſie waren aus Jaromirz und gehörten zu einer Schaar, welche Wenzel von Ziernoſek befehligt. Wir warfen ſie nicht ohne Anſtrengung, denn ſie fochten wie Verzweifelte; zehn wurden getödtet und zwei gefangen. — Ich begreife indeß nicht —"

„Wie in Eurer Mittheilung eine Antwort auf Eure Frage liegen ſoll?" ſagte Bretislawa, den jungen Mann ernſt anblickend. „Ich werde es Euch erklären; zuerſt aber ſagt mir: wie denkt Ihr über den Glauben Eurer Gegner?"

„Den Glauben richtet Gott. — Ich folge der Lehre meiner Kirche, aber ich verdamme Niemand;" entgegnete Odolan. — „Doch wozu dieſe Fragen, die mit meiner Liebe zu Euch, mit meiner Werbung um Eure theure, mich ſo unausſprechlich beglückende Hand nichts gemein haben?" —

„Sie haben ſo viel gemein, daß die von Euch gegebenen Antworten einer Verbindung zwiſchen uns auf ewig in den Weg treten müſſen;" ſagte Bretislawa heftig, indem ſie aufſtand. „Die Feinde," fuhr ſie fort, „die Gegner, gegen die Ihr kämpftet, waren Eure und meine Landsleute, das Blut, das Ihr vergoſſet, war böhmiſches Blut! — Ihr ſagt: jene Unglücklichen waren aus Jaromircz; auch ich bin in jener Stadt geboren. — Ihr Führer war Wenzel von Ziernoſek? Dieſer Mann iſ der Bruder meiner Mutter. Wer ſteht mir dafür, daß nicht auch das Blut meines väterlichen Ohm Brzinko von Schwihau, der bei Sudomirziz fiel, an Eurem Schwerdte klebt? — Die Männer, di Böhmen, die Ihr erſchluget, kämpften um de Glaubens willen. Wohlan! Wiſſet: Ihr Glaub iſt auch der meinige. — — Glaubt Ihr jetzt noch Ritter," fuhr Bretislawa in heftigſter Aufregun fort, „daß die Böhmin, die Taboritin, ih Hand als Weib in die des Gegners, des Vate landsfeindes legen könnte, ohne ſich verachte zu müſſen?"

„Ich glaube, Ihr thut mir bitteres Unrecht," ſagte Obolan ſchmerzlich, „wenn Ihr mich ein Feind des Vaterlandes nennet; nicht einmal Gegner jener Bethörten, die das Land in Flamm ſetzen, bin ich zu nennen, wenn von ihren religiö Meinungen die Rede iſt. Der unglückſelige Zw ſpalt in den Letztern iſt mir bis in den Tod haßt. Ich kämpfe nicht gegen den anders Denkenden. Nicht gegen die Hand, die den Kelch erhebt, ſondern gegen die, welche den Feuerbrand in das friedliche Wohnhaus des Bürgers und Landmanns, in die einſame Zelle des Beters, ja in das Heiligthum Gottes ſchleudert, iſt mein Schwerdt gezückt. Indem ich aber meinen Degen ziehe, verfechte ich die Sache unſers königlichen Herrn gegen einen Rebellenhaufen, der mit dem Deckmantel religiöſer Meinungen ſeine böſen Abſichten zu überkleiden ſucht. Das heilige Zeichen des Kelchs iſt von ihnen zu einem bloßen Partheizeichen herabgewürdigt worden. Jenen blinden Tiger, der an der Spitze des Haufens ſteht, treibt Rache und Ehrgeiz; den Adel, der ihm beigetreten, ſtachelt Durſt nach Macht; die heulende Menge hetzt die gemeinſte Mord- und Raubluſt."

„Nein! — Nein, es iſt nicht, wie Ihr ſagt!" fiel Bretislawa heftig ein. „Ihr nennt Ziska einen Tiger, und verläumdet damit einen Helden. — Ich will nicht läugnen," fuhr das Mädchen mit gewaltſam errungener Faſſung fort, „daß Rachedurſt ihn manchmal zu Thaten hingeriſſen hat, die nicht zu billigen ſind, aber bedenkt, was einſt ein Mann, der ſeinen heiligen Stand damit entehrte, an ſeiner Schweſter verſchuldete, und Ihr werdet ihn weniger ſtrafbar finden. — Ihr nennt ihn ehrgeizig! Ihn beſeelt kein anderer Ehrgeiz, als der Rächer der von ihm bekannten Lehre und der Retter der Freiheit zu ſein. — Ehrgeizig! Iſt der Mann ehrgeizig zu nennen, dem es ein Wort koſtete, um von den Seinen auf dem Schilde erhoben und zum Könige von Böhmen ausgerufen zu werden? Ja, wenn Ihr Niklas von Huſſinecz nenntet, ſo könntet Ihr Recht haben. Dieſer Mann würde für die böhmiſche Krone mit Freuden den Kelch gegeben haben, aber Ziska glaubt das, wofür er ficht, und ſtirbt für das, wozu er ſich bekennt."

„Ich erſtaune," ſagte Odolan, betroffen das Mädchen anblickend, „ich erſtaune, einen Mann, den Tauſend edle und beſonnene Menſchen eine Geißel Gottes nennen, von Euch mit ſolcher Wärme vertheidigt zu ſehen."

„Vielleicht," ſagte Bretislawa mit einiger Bitterkeit im Tone, „weil der Ankläger ſo viele und der Vertheidiger ſo wenige ſind. — Wie ſehr haben nicht die entſetzlichen Ereigniſſe unſerer Zeit alle Be griffe verwirrt!" fuhr ſie ruhiger fort. „Seid Ihr im Stande, die zuſammenfließenden Grenzen des Angriffs und der Nothwehr ſo genau zu beſtimmen? Ich will die Thaten der Taboriten nicht entſchuldigen, ich will ſie nur begreiflich machen. Die Zukunft wird ruhiger über ſie urtheilen. Jedes an Mord und Gräuel nicht gewöhnte Auge wird ſich mit Entſetzen von dem blutigen Gemälde ihrer Thaten wegwenden, aber kein geſchichtskundiger Beurtheiler wird ſie mit dem kleinlichen Maßſtabe ihrer Gegner meſſen, am wenigſten wird er wagen, ſolchen an Ziska's Rieſenleib zu legen."

„Und billigt die ruhige, beſonnene Bretislawa auch die offene Empörung und die Gräuel, welche der zügelloſe Haufen der Rebellen ſich erlaubte?" fragte Odolan kopfſchüttelnd.

„Erinnert Euch," entgegnete das Mädchen, „daß König Wenzel einſt zu Ziska, als dieſer ſtumm und traurig, mit verhaltenem Zorn und Gram, durch de weiten Hallen des Palaſtes ſchritt, theilnehmend ſagte: ‚Lieber Hans, kann ich das Geſchehene ungeſchehen machen? Wenn Du ein Mittel weißt, ſo führe es aus, mache wieder gut, geh hin und räche Deine Böhmen, Du haſt dazu unſere volle königliche Beiſtimmung.' — Iſt der Mann, der nach dieſen Worten handelte, ein Empörer?"

„König Wenzel iſt todt, ſein Nachfolger ſitzt auf dem Throne—" hob Odolan an.

„Ja," rief Bretislawa, ihm in die Rede fallend, „König Wenzel iſt todt, aber das Wort eines Königs ſtirbt nicht mit ihm, und es hat Frucht getragen. — Ihr redet von den, von den Taboriten begangenen Gräueln. Wer wird dieſe läugnen, wer nur Anſtand nehmen, ſeinen Abſcheu auszuſprechen? Aber haben ihre Gegner keine begangen? Alle utraquiſtiſchen Prieſter, die in ihre Hände fielen, ſtarben den Feuertod, die Bergleute zu Kuttenberg fingen oder kauften alle Huſſiten, deren ſie nur immer habhaft werden konnten, und ſtürzten ſie — ſechszehnhundert in einem einzigen Jahre — in die Schachten hinab. Die der Fall und die mörderiſche Luft in den Abgründen nicht ſogleich getödtet, verfaulten oder verhungerten in der gräßlichen Finſterniß."

„Verſtehe ich Euch recht," ſagte Odolan, nicht ohne Befremden, „ſo beklagt und entſchuldigt Ihr die Verirrungen beider Parteien; was alſo iſt es, das Ihr an mir tadelt?"

„Daß Ihr aus Ehrgeiz Theil nahmet an einem Kampfe, der Euch nicht unmittelbar berührte, daß Ihr, der auf ſeinem beſchränkten, aber freien, unabhängigen Erbe, ein Vater des kleinen Häufleins ſeiner Unterthanen ſein, den Kelchner wie Den, der dem alten Glauben treu blieb, ſchützen, und Frieden und Eintracht unter ihnen erhalten könnte, wie einer der deutſchen Landsknechte, Euern Arm, Euer Schwerdt verkauft, und dieſes mit dem Blute Eurer Landsleute befleckt, daß Ihr, von ſo altem Stamme, wie der Freiherr von Roſenberg ſelbſt, Euch zu ſeinem Söldner erniedrigt; dies, Ritter Dbolan, iſt's, was ich an Euch tadle? nein verdamme, und was zwiſchen uns wie eine eherne Schranke aufgerichtet ſteht. — Ihr werdet ſagen, ich ſei hart, ich ſei ungerecht gegen Euch," fuhr Bretislawa noch heftiger als bisher fort, „Ihr werdet mir einwenden, daß alle meine Verwandten entweder auf einer oder der andern Seite des allgemeinen Kampfes Theil genommen, aber alle dieſe ſind zu entſchuldigen. Den einen trieb ſein Feuereifer für den Glauben, — ſo war es mit Brzinko, der in der Schlacht fiel, ſo iſt es mit Wenzel von Ziernoſek, — den andern, meinen Oheim Smrzka, jagt ſeine Vaſallentreue, ſein Haß gegen die Rebellen, wie er die Taboriten nennt, in den Kampf, — die Beſitzungen des Dritten liegen auf dem Kriegsſchauplatz, er muß Partei nehmen; was aber, Ritter, treibt denn Euch? Euer Erbe liegt in einem friedlichen Winkel des Landes, Euch führt weder Liebe noch Haß, weder Glaube noch Pflicht auf das Schlachtfeld, kalt und beſonnen macht Ihr Euer Ritterſchwerdt zum Schlachtmeſſer, Euren Mitbruder zum Opferthier, und der Götze, dem Ihr ihn opfert, iſt der Ehrgeiz.“

„Und den Durſt nach Ruhm, nach Ehre, könnt Ihr tadeln und verdammen?“ rief Odolan ſchmerzlich erregt, „Ich ſollte, wo hundert Edle das Schwerdt ziehen, anſtehen, in den Kampf zu eilen, die Gelegenheit, Ehre zu erringen, träg verſäumen?“

„Es giebt,“ rief das Mädchen mit blitzendem Auge, „es giebt Fälle, wo es ein größerer Ruhm iſt, das Schwerdt in der Scheide zu behalten, als es zu entblößen, und Ehre ward noch nie mit einem in Bürgerblut getauchten Schwerdte erſtritten. — Zieht aber der Feind, gleichviel ob Utraquiſt oder deſſen Gegner, gegen Eure Burg, dann vertheidigt ſie bis zum letzten Athemzug, werft den Feind zurück, oder fallt ruhmvoll in gutem Kampfe; die Euren werden Euch, welcher Meinung ſie auch angehören, bis zum letzten Blutstropfen beiſtehen, und Euer Weib, verſteht es ſeine Pflicht, wird das eigne Haar zur Sehne der Armbruſt hergeben.“

Das Mädchen hatte dieſe letzten Worte in einer Aufregung, mit einem Feuer geſprochen, welche ihr edles Geſicht nur noch mehr verſchönten. Das ſchöne Auge blitzte kühn, eine fieberhafte Gluth brannte auf der Wange, an welche ſich die vollen Locken ſchmiegten, die jungfräuliche Bruſt hob und ſenkte ſich in einer Erregung, welche bewies, wie ſehr der Gegenſtand der Unterredung alle Empfindungen ihrer Seele in Anſpruch genommen hatte. Bretislawa war in dieſem Zuſtande hinreißend ſchön, und der Blick des Jünglings ruhte mit Entzücken auf der edlen Geſtalt. Eben wollte er auf's Neue zu der Jungfrau zu ſprechen anheben, als Editha, und hinter ihr der Schloßhauptmann Smrzka von

Mnicha, in die Halle traten. Der Ritter war ein grimmig und wildblickender Alter, von faſt ſiebenzig Jahren. Sein Haupt war, bis auf zwei weiße Locken an den Schläfen, gänzlich kahl, aber der ſtarke, graue Bart hing über die roſtige Rüſtung bis zum Gürtel herab. Troß ſeiner Jahre ſchien Ritter Smrzka, Gang und Haltung nach, noch bei vollen Kräften, und ſein feſter Schritt tönte, vermiſcht mit dem Geklirr ſeines mächtigen Schlachtſchwerdtes und der goldenen Sporen, laut durch die weite Halle.

„Bei meinem Eid, Fräulein," ſagte der Ritter mit ziemlich verdrüßlichem Tone, „Ihr habt nicht wohlgethan, Euren edlen Vater zu bewegen, Euch hier zu laſſen, anſtatt Euch auf Umwegen nach Wien oder Mähren zu ſenden. Die heulenden Horden der Taboriten ziehen zu beiden Seiten des Moldauſtroms herauf; der blinde Wolf — ich weiß es mit Sicherheit — iſt in der Umgegend; was gilt's, er ſtattet uns einen Beſuch ab? Das wäre mir nun zwar eben recht. Beim Kreuz! Er ſollte hier andern Widerſtand finden, als vor den Feſten Kraſikow und Milowitz; aber unſere Beſatzung iſt ſchwach, und es ſicht ſich ſchlecht, wenn man noch für etwas Anderes als die eigene Haut zu fechten hat. — Aber was iſt das?" ſetzte der Ritter hinzu, indem er ſchnell an das Fenſter eilte, wohin ihm die Anweſenden eilig folgten. — „Ein Trompetenſtoß? — Was? Es iſt ein Utraquiſtenhund, und ich glaube, er bringt mir eine Aufforderung. — Geht, Ritter Odolan," ſagte der Alte, nachdem er einen Moment nachgedacht, „geht und bringt den Taboriten hierher. Sorgt aber dafür, daß er mit Niemand von der Beſatzung rede. — Das Schwirren von ein paar Dutzend guter Bolzen hätte die Antwort auf ſeine Trompetentöne ſein ſollen," ſetzte Smrzka, zu Editha gewendet, düſter hinzu, „vorausgeſetzt, daß Ihr Euch nicht innerhalb der Mauern dieſer Burg befändet." —

Nach wenigen Minuten trat Odolan mit einem Manne in das Gemach, deſſen finſterer Blick, ſeine hagern, durch einen dunkeln, lang herabhängenden Knebelbart, noch düſterer erſcheinenden Züge, einen ſchreckhaften Eindruck auf Editha machten. Seine Kleidung war die der böhmiſchen Landleute, eine Art Kaftan, über den ein breiter Ledergurt, an dem ein Schwerdt hing, geſchnallt war. Die Bruſt war bloß, und, ſo wie das Geſicht, von Wind und Wetter geröthet; in der Hand trug er eine Pergamentrolle.

Smrzka von Mnicha ſchlug bei dem Eintritte des Fremden ein lautes Gelächter auf.

„Was man nicht Alles erlebt, wenn man alt wird!" rief er, mit der magern Hand den langen grauen Bart ſtreichend. „Seit wann iſt denn der Bauer zum Herold worden?" —

„Seitdem der Bruder Ziska vom Kelche und die übrigen in dieſem offenen Briefe verzeichneten Herren, Edlen, Bürger, Handwerker und Bauern, geſchworen haben, das Werk des Heils in Erfüllung zu bringen, und alle böſen und laſterhaften Menſchen zu verfolgen, zu peitſchen, zu ſchlagen, zu köpfen, zu hängen, zu verbrennen, zu erſäufen, und mit allen Strafen zu belegen, die Gottes Geſetz über die Sünde verhängt;" erwiederte Jener mit heiſerer Stimme. —

„Ich hoffe, Du biſt nicht gekommen, eine Predigt zu halten;" ſprach der Ritter rauh, und indem er einen Blick auf das Pergament geworfen, da er ſogleich dem Fremden zurück gab. — „Was begehren die, welche Dich geſendet haben?“ —

„Daß Ihr öffnet die Thore dieſer Burg den Brüdern vom Kelche, und daß Ihr ausliefert die Schätze der Gottloſen, um ſie unter uns zu vertheilen, wie es anſteht Männern, die da beiſammen ſtehen mit Schwerdtern an den Lenden, und als Brüder in der Gerechtigkeit. Desgleichen ſollt Ihr uns übergeben die Tochter des bösgeſinnten Mannes, deſſen Hand wider uns erhoben iſt, um ſie zu behalten als Geißel für das Leben der frommen Prieſter und der Brüder, die in ſeine Hand gefallen. Willſt Du dies thun, ſo wollen wir vorüberziehn an Deiner Feſte, und zu Gott beten, daß er Dir Einſicht gebe, daß Deine Wege übel ſind, willſt Du es nicht, ſo werden wir gegen Dich ziehen mit Heeresmacht und fliegendem Banner, und kein Stein dieſer Burg wird auf dem andern bleiben; Dein Blut aber komme auf Dein Haupt.“

Nur mit Mühe hatte der alte Ritter den Abgeſandten der Taboriten ausreden laſſen. Noch während dieſer ſprach, wurden die Mienen und der Blick Smrzka's von Moment zu Moment wilder und grimmiger, ungeduldig ſtrich er ſich den grauen Knebelbart; als der Taborit aber von Auslieferung Edithens ſprach, ſtieß er einen unterdrückten Ausruf der Wuth aus. Dieſe aber zeigte ſich in vollem Maaße, als der Fremde ſeine Rede geendet hatte.

„Wer will mir,“ ſchrie er, zu Odolan und Bretislawa gewendet, „noch ferner Zorn oder Uebereilung vorwerfen, nachdem ich ſo viel Geduld bewieſen, dieſen taboritiſchen Hund ausbellen zu laſſen, ohne ihm meinen Schwerdtknauf in die Zähne zu ſtoßen? — Hinaus mit Dir!“ ſetzte er ſchäumend hinzu, indem er auf den Fremden losfuhr. „Fort mit Dir, und ſage dem blinden Bettler, der Euch befehligt: er und ſeine ganze Horde mögen kommen, ſie ſollen vor den Mauern von Priebenitz ihr Grab finden.“

„So ſei Gott Deiner Seele gnädig!“ rief der Taborit, indem er ſich raſch umkehrte. „Du ſollſt uns eifrig finden in der Stunde des Gefechts und bei der Arbeit des Erſchlagens!“ Mit dieſen Worten verließ er ſchnell das Gemach. — —

Schon hörte man den Hufſchlag des fortſprengenden Abgeſandten der Taboriten, als Ritter

Smrzka, das kahle Haupt geſenkt, noch immer wie nachdenkend in der Halle auf und abſchritt, jetzt aber plötzlich vor Odolan ſtehen blieb und das tiefliegende graue Auge auf dieſen richtete.

„Wir müſſen Vertheidigungsanſtalten aller Art treffen;“ ſagte er kurz. „Trügt mich nicht alles, ſo ſteht die tolle fanatiſche Mörderbande ſchon morgen vor der Burg. Laßt deshalb die Steinkörbe füllen und auf die Mauern ſchaffen, desgleichen die Pechkeſſel und was dazu gehört, in dem Hofe aufſtellen. Sobald die Nacht einbricht, muß ſiedendes Pech und kochendes Waſſer ſtets in Bereitſchaft ſein; es iſt die Art der Taboriten, den erſten Anfall bei Nacht und ſo unvermuthet wie möglich zu thun. Um Mitternacht viſitirt Ihr die Wachen und beſucht die Gefangenen im Schloßthurme. Da dieſe aber aus den ſchnarrenden Trompetentönen des Bauernherolds vielleicht haben ſchließen können, daß das Hauptheer des pſalmodirenden Geſindels in der Nähe iſt, ſo laßt, um jeden Ausbruch zu verhüten, die gefangenen Taboriten mit Hals, Händen und Füßen in den Stock legen, desgleichen ihnen, wie üblich, die Figur des Kelchs in die Stirnhaut reißen.“ —

Editha bedeckte ſich, zuſammenſchreckend bei den letzten Worten des alten Ritters, die Augen mit der ſchönen Hand, Odolan ſchauderte unwillkürlich, Bretislawa blickte anſcheinend theilnahmlos, aber feſt und unverwandt auf den jungen Mann, welcher ſich beſcheiden an Smrzka wandte.

„Verzeiht, Ritter, wenn ich mir eine Bemerkung erlaube!“ ſagte er. „Was die Vertheidigungsanſtalten anlangt, ſo werde ich dafür ſorgen, und es ſoll weder Speiſe noch Trank über meine Lippen kommen, bis ſolche beendet ſind, jene Unglücklichen aber in das Marterinſtrument zu ſpannen, und ihnen ein, auch uns ehrwürdiges Zeichen, gleichſam zum Spott in die Stirn ſchneiden zu laſſen, dieſes Auftrags bitte ich Euch mich zu überheben.“

„Ihr werdet thun, was ich Euch befehle, Ritter Odolan!“ ſagte der Schloßhauptmann mit gerunzelter Stirn und einem Blicke, in dem finſtere Entſchloſſenheit und angeborne Strenge zu leſen waren. „Habt Ihr Euch Vorbehalte gemacht, als Ihr Euch dem Dienſte des Freiherrn verdungen?“ —

„Verdungen?“ rief Odolan empört.

„Ja, verdungen!“ ſagte der Alte, unwillig ſich den Knebelbart ſtreichend. „Ihr empfangt Sold von unſerm Herrn und ſeid ſomit ſein bezahlter Dienſtmann, ſo wie ich ſein Lehnsmann bin, wegen der Burg Mnicha, auf der ich ſitze zu Pfandrecht. Hier zu Priebenitz aber befehlige ich in des Freiherrn Namen, und Ihr werdet meine Befehle pünktlich befolgen, ſie mögen Euch genehm ſein oder nicht. Oder,“ ſetzte er ſpöttiſch hinzu, „fallen Euch erſt heute ſolche Scrupel ein, heute, wo der Feind gegen die Burg in Anzug iſt?“

Unwillkürlich fuhr Odolan bei den Worten des Ritters nach dem Schwerdte, eben wollte er zu Smrzka reden, als Editha ſich raſch zu dem letztern wandte.

„Ich bitte Euch dringend,“ ſagte ſie, „an den Unglücklichen, die in Eurer Hand ſind, keine Grauſamkeiten zu begehen, die unnütz ſind und unſerer Sache nur ſchaden können. Ich weiß überdies, daß ſolche nicht in dem Sinne meines Vaters ſind —“

„Verzeiht, Fräulein, wenn ich Euch hierin widerſpreche!“ fiel der Alte ihr verdrüßlich in die Rede. „Als Euer Vater mir auftrug, die Feſte zu vertheidigen, wollte er, daß keine Sicherheitsmaßregel vernachläſſigt werde. Daß ich vierzehn fanatiſche Tollhäusler in den Stock legen laſſe, damit ſie an Widerſetzlichkeit oder Ausführung böſer Plane verhindert werden, iſt eine ſolche. Auch das Kelchreißen iſt nöthig; der Entflohene wird an dieſem Zeichen leicht erkannt, doch ſoll es diesmal unterbleiben, da Ihr" — dies ſagte er mit ſcharfem Tone — „Eures Vaters Privatmeinung vielleicht beſſer kennt als ich, der ich blos auf den Buchſtaben meiner Verhaltungsbefehle angewieſen bin."

„Erlaubt mir eine Bemerkung und einen daran geknüpften Vorſchlag, Herr Schloßhauptmann;" ſagte Odolan nach einer Pauſe, in welcher ihm Editha einige begütigende Worte zugeflüſtert. „Wie Ihr ſchon mehrmals geäußert, beunruhigt Euch die Anweſenheit des Fräuleins Editha, und mit Jedem von uns iſt es der gleiche Fall, wenn man an die Beſtürmung der Feſte von Seiten zahlreicher Feindeshaufen und an die Möglichkeit einer Gefahr für das Fräulein denkt."

„Das iſt allerdings ein Gedanke, der mir mehr Sorge macht, als drei von den Taboriten unternommene Stürme;" ſprach Smrzka düſter und mit gerunzelter Stirn. „Wißt Ihr in dieſer Hinſicht einen Rath zu geben, ſo ſprecht ihn aus."

„Ihr habt," ſagte Odolan, „den Taboritenprieſter Wenzel Koranda und dreizehn Andere in Eurer Gewalt. Was gedenkt Ihr mit ihnen anzufangen?"

„Ich werde ſie," entgegnete der Ritter kalt, „wenn Ziska anrückt, enthaupten und ihre Köpfe über die Mauern ſchleudern laſſen."

„Ich ſollte meinen," ſagte Odolan, „ihr Leben könnte Euch größern Vortheil bringen. — Ziska hat Euch zur Uebergabe der Burg auffordern laſſen, und Ihr habt mit Recht den ſchimpflichen Vorſchlag zurückgewieſen. Der feindliche Feldherr legt auf jeden der Seinen, wie Euch bekannt, ein großes Gewicht; — wie Ihr wißt, hat er ſchon mehrmals zehn Gefangene für einen Taboriten losgegeben, Wenzel Koranda ſteht bei ihm in großer Gunſt, bei den Pilſenern, wo er einſt Pfarrer geweſen, in beſonderem Anſehn, wie wäre es, wenn Ihr ihm entbieten ließet, den Taboritenprieſter in Freiheit zu ſetzen, ja ſelbſt die Andern gegen ein mäßiges Löſegeld frei zu geben, wenn er das Fräulein mit ſicherem Geleit nach Oeſterreich gelangen laſſe?" —

„Hm! Die Sache ließe ſich überlegen;" entgegnete der Alte, indem er mit dem tiefliegenden grauen Auge ſtarr vor ſich hinblickte. — „Möchte es um die Andern ſein," ſetzte er nachdenkend auf- und abgehend hinzu. „Ob ein Dutzend dieſer elenden Kerle noch länger auf der Erde, die ſie zu bepflügen geboren ſind, herumkriecht, oder ob es mit einem Striche von ihr hinweggewiſcht wird, kommt im Grunde auf eins heraus, aber mit dem Koranda, mit dem Trompeter der langöhrigen Rotte, iſt es ein Anderes; das iſt ein Kampfhahn, dem man eine Feder durch die Naſe ziehen und ihn kirre machen muß, und den ich, ſchon um ein Beiſpiel zu geben, für's Leben gern in einer Theertonne verbrennen laſſen möchte. — Indeß freilich! — Die Sicherheit des Fräuleins gilt mindeſtens eben ſo viel als die Erhaltung der Burg, und ich lachte zu dem Sturme der brüllenden und pſalmodirenden Horde, wenn ich dieſe Beſorgniß von der Seele hätte."

„So ſendet Jemand, dem Ihr Geſchicklichkeit im Unterhandeln zutraut, in Ziska's Lager;“ ſprach Obolan raſch.

„Man könnte es für Zagheit deuten;“ ſagte der Ritter zögernd.

„Gewiß nicht;“ verſetzte Obolan. „Weder von der Burg noch von den Schätzen iſt die Rede.“

„Ich bin nicht abgeneigt;“ ſagte Smrzka nach längerem Nachdenken. „Ich würde die Gefangenen überdies nicht eher in Freiheit ſetzen, bis ich mit Gewißheit erfahre, daß das Fräulein, von einigen meiner Reiſigen geleitet, in Sicherheit iſt.“

„Ziska hält ſein Wort, wenn er es giebt. Er hat es noch nie gebrochen, wohl aber ſeine Gegner;“ ſprach Bretislawa ruhig. „Ueberdies könntet Ihr mich ihm als Geißel nennen; er liebte den Ohm Brzinko, und weiß vielleicht nicht einmal, daß Ihr gleichfalls mit mir verwandt ſeid.“

„Ja, und ich könnte Dich ihm auch als Taboritin bezeichnen!“ ſagte der Alte rauh und mit ſtechendem Blick. „Sei ſo gut, Mädchen, und miſche Dich nicht in das Geſpräch der Männer. — — Hört, Ritter Obolan,“ ſprach Smrzka, nachdem er eine Weile nachgedacht, „ich glaube Euer Vorſchlag iſt wenigſtens des Verſuchs einer Ausführung werth, und da Ihr zuerſt auf den Gedanken gekommen, ſo denke ich, daß Ihr die Sache auf eine geſchickte Weiſe in's Werk zu richten befliſſen ſein werdet. Ihr mögt, ehe noch der Tag grauet, die Burg verlaſſen und Euch in Ziska's Lager begeben. Trügt das Gerücht nicht, ſo iſt er geſtern zwei bis drei Meilen von hier mit der Hauptmacht angekommen. Wäre er ſeitdem auch nicht weiter vorgerückt, ſo könnt Ihr doch bis morgen Vormittag wieder zurück ſein. Unterhandelt mit ihm auf die eben beſprochenen Bedingungen, jedoch nichts darunter, ſondern darüber. Viſitirt um Mitternacht die Gefangenen noch einmal; es iſt um ſo nöthiger, als ich die innere Thurmwache zur Verſtärkung auf die Mauern ſenden muß, und nicht Zeit habe, mich vor Eurer Rückkehr um ſolche zu bekümmern. Dies iſt auch vorzüglich der Grund, warum ich die verzweifelten Geſellen in den Stock legen laſſe. Die Thurmſchlüſſel übergebt Ihr dem älteſten Rottmeiſter."

Lange ſprach der Schloßhauptmann noch über dieſen Gegenſtand, er gab dem jungen Manne eine ſolche Menge Aufträge, daß dieſer kaum zu bemerken im Stande war, wie Editha und Bretislawa, während des blos von Bolzen und Armbrüſten, Lanzen und Schwerdtern, Pech und ſiedendem Waſſer handelnden Geſprächs, heimlich das Zimmer verlaſſen hatten. —

Odolan hatte vollauf zu thun, um bis es Abend wurde, alle Aufträge, die der Schloßhauptmann ihm gegeben hatte, auszuführen. Mit Editha und Bretislawa hatte er nur wenige Worte wechſeln können, der Dienſt nahm ſeine Aufmerkſamkeit vollkommen in Anſpruch. — —

Die Nacht war inzwiſchen angebrochen. Ehe noch der Mond aufſtieg, war der Horizont in Oſten erleuchtet, aber es war nicht der falbe Schein, der dem ſchönen, melancholiſchen Geſtirn voranzugehen und ſein Kommen zu verkündigen pflegt; ein dunkles Roth breitete ſich in jener Himmelsgegend aus. Es ſchien von mehreren Punkten auszugehen. Augenſcheinlich waren es etliche Ortſchaften oder Klöſter, die von den Taboriten angezündet worden waren. Schon nahete Mitternacht. Das Streitroß des

Ritters Odolan, von einem zu Pferde ſitzenden Wappner am Zügel gehalten, ſcharrte und ſtampfte im Schloßhofe, als der Ritter, von Kopf bis zu Füßen geharniſcht, ſich raſch dem Eingange eines nicht allzuhohen, viereckigen, aus großen, mit falbem Moos bekleideten Granit- und Baſaltblöcken zuſammengefügten Thurmes, nahte, der auf einer, in die Luft hinaushängenden Klippe, in der entfernteſten Ecke des Burghofes errichtet war. Drei Reiſige ſtanden zur Seite des Thurms und blickten in die Gegend hinaus. Sie unterhielten ſich lebhaft aber leiſe über die Richtung und Entfernung der verſchiedenen Feuer, dann horchten ſie einem dumpfen Geſange, der von dem oberſten Stockwerk des Thurmes herunterzutönen ſchien. Odolan trat eben zu ihnen.

„Die Feuer ſind noch nicht nieder?“ ſagte er, gleichfalls in die Ferne blickend.

„Im Gegentheil, geſtrenger Herr!“ erwiederte ein Wappner. „Seit einer Stunde ſind wieder zwei neue aufgeſtiegen. Ich ſchließe daraus, daß der Heerhaufen der Taboriten im Marſche iſt. Es iſt ihre Gewohnheit, die Dörfer, die in ihrem Wege liegen, anzuzünden, damit die große Wagenburg, womit Ziska die Seinigen gegen plötzliche Reiteranfälle umgiebt, nicht in Verwirrung geräth. So ein Brand iſt, ſo zu ſagen, die Leuchte der Taboriten zur Nachtzeit."

„Ja, ja, Du haſt Recht, alter Zdenko," fiel ein zweiter Wappner ein. „Ich war bei den Kelchnern als Gefangener, und habe dergleichen mit angeſehen. Wir mußten bei Nacht und ſtürmiſcher Witterung auf grundloſen Wegen marſchiren. Der Karren, auf dem Ziska ſaß — Ihr wißt, er fährt faſt immer — war dicht hinter uns. Es war ſtockdunkel. Die Soldaten murrten, und wollten nicht mehr weiter, da es ſchon der zweite Nachtmarſch war, Einer aber rief: „Weil Ziska blind iſt, meint er, wir ſeien es auch, und ſähen bei Nacht wie bei Tage!" Das hörte der Alte gleich und ſprach: „Sagt doch, Ihr lieben Männer, wo ſind wir jetzo?" Sie antworteten: „Zwiſchen den Dörfern Podewkly und Cziniowesſi!" — „Gott ſei Lob!" ſprach der Alte darauf mit ſeiner rauhen, heiſeren Stimme. „So gehet dann hin, und zündet das Städtchen Mjeſiens an; da werdet Ihr wohl genug ſehen.“ — Ehe die Stadt aber im Feuer ſtand, erſah ich mir einen Vortheil und nahm Reißaus.“ —

„Was aber die Kerle in dem Thurme heute wieder ſchreien und ſingen!“ fuhr der Wappner nach kurzer Pauſe fort. „Man merkt's gleich, daß einer ihrer Baalspfaffen unter ihnen iſt, denn die halten ſie immer zum Heulen und Pſalmodiren an. — Ich ſollte denken, der Hals ſollte ihnen wehe genug thun, ſeitdem der alte Ritter ſie damit in den Stock ſpannen ließ, aber ſie haben immer noch nicht genug.“

„Gebt eine Leuchte, und kommt in den Thurm!“ ſagte Odolan ſich raſch umkehrend, und der Thüre des alten Baues zuſchreitend. — Ein gewundener Gang, jedoch ohne Stufen, führte nach dem obern Stockwerk. Das Waſſer, das in Tropfen an den dunkelgrauen Steinblöcken hing, zitterte und flimmerte beim Scheine der Lampe an den Wänden, der Sand knirſchte unter den Tritten der Gepanzerten, und heller und heller tönte ein kräftiger Geſang von Männerſtimmen den Wendelſteig herab, als Odolan und ſeine Begleiter aufwärts ſchritten.

Sie befanden ſich jetzt in einer mäßigen Halle. Ein Tiſch, einige andere Geräthſchaften und ein Strohlager zeigten, daß hier der Aufenthalt der Wachen ſei; eine dunkle, von Rauch geſchwärzte Treppe, und eine eben ſolche Fallthür, vor der ein großes Schloß lag, führten in ein Gemach, welches das ganze obere Stockwerk des Thurmes einnahm. Auf einen Wink des Ritters öffnete ein Soldat nach einer Pauſe das Schloß, und erhob die Fallthür, die er erſt wieder niederließ, als Odolan, nach einem Wink an ſeine Begleiter, zum Zurückbleiben, aufwärts geſtiegen war. —

Der junge Mann hatte zu oft ſchon das Gemach des Jammers und der Verzweiflung betreten, daß der Eindruck hätte ſo mächtig ſein können, als wenn es das erſtemal geweſen wäre; dennoch war er erſchüttert, als er ſah, welche Anordnungen Smrzka im Laufe des Tages getroffen hatte. Einige Brode und Waſſerkrüge ausgenommen, war das gewölbte, nur von zwei kleinen, mit Eiſengittern verwahrten Fenſtern, erhellte Gemach, beinahe völlig leer. An zwei Seiten des Gemachs fortlaufend, befand ſich der ſogenannte Stock; eine Maſchine von zwei großen, auf einander paſſenden, Holzbalken gefertigt, in welchen Löcher gelaſſen waren, um Köpfe, Füße und Hände durchzuſtecken, ohne ſolche jedoch wieder zurückziehen zu können. Vierzehn Menſchen, worunter ein paar Greiſe, die meiſten jedoch im kräftigſten Mannesalter, waren ſitzend, mit gebeugtem Rücken, am Halſe und der rechten Hand, — die linke hatte man ihnen freigelaſſen, um Brod und Waſſer erreichen zu können — ſo wie an beiden Füßen in das abſcheuliche Inſtrument eingeſpannt. Die Gefangenen waren faſt alle in der Tracht böhmiſcher Landleute, einen Tuch- oder Leinenkittel, gekleidet. Das dunkle, zottige Haar hing verwirrt um das Haupt, und miſchte ſich mit den krauſen Bärten, deren Schwärze das geiſterbleiche Geſicht nur noch grauſenhafter machte. Die Mienen Aller drückten dumpfe Hingebung oder Fanatismus, doch zeichnete ſich einer der Gefangenen vor den andern aus. Es war ein Mann, ſchon ziemlich bei Jahren, aber dennoch von Kraft. Sein Geſicht war von kühnen Zügen, und Begeiſterung flammte in dem ſchwimmenden Auge. Er war vom Kopf bis zum Fuße in ein feines, faltiges, weißtuchenes Gewand mit offenen Ermeln gekleidet. Sein Haar war hier und da mit Grau gemiſcht, es ſchien dünn, und ſein Bart wallte in ſchwachen Locken um Kinn und Hals. Dieſer Mann ſchien der vornehmſte unter den Gefangenen, und ſeine Stimme tönte hell und deutlich in dem Geſange vor, welchem Odolan eine Weile zuhörte, ehe er die Fallthür hatte öffnen laſſen. Der junge Mann erkannte in dem Liede der Taboriten eine Umſchreibung des 108. Pſalms; ſie lautete etwa folgendermaßen:

Herr! Deine Gnade reicht ſo weit,
So weit die Wolken gehen,
Und Deine Wahrheit, Gott, ſie wird
In Ewigkeit beſtehen.

Erhebe Deine Ehre, Herr!
Weit über alle Lande,
Streck' aus die Rechte, mach' uns frei,
Zerbrich der Knechtſchaft Bande!

Ein Wort aus Deinem Heiligthum,
Es wird den Feind ereilen;
Moab iſt unſer, Gilead,
Wir werden Sichem theilen.

Wer wird mich führen in die Stadt? —
Wer mich nach Edom leiten? —
Du, Herr! Ich will mit feſtem Tritt
Auf Feindesleichen ſchreiten.

Zieh' — Menſchenhülfe iſt nur Wahn! —
Fürſt Juda's mit dem Heere!
Und wären Feind' wie Sand am Meer
Sie fallen unſerm Speere. — — —

Odolan trat eben ein.

„Meint Ihr jetzt?" fragte leiſe einer der
fangenen, indem er ſich zu dem, welcher der
nehmſte unter ihnen zu ſein ſchien, wendete.

„Noch nicht!" erwiederte dieſer auf äh
Weiſe. „Es ſtehet geſchrieben: ‚Raffe mein
nicht hin mit den Sündern, noch meine Seel
den Blutdürſtigen!' — Was führet Euch zu
her, Ritter Odolan? — Ihr kommt um M
nacht. — Gedenket Ihr uns zum Blocke z
leiten? Es wäre ein trauriges Geſchäft fü
Sohn Eures Vaters, der ein Ehrenmann wa
ein Freund des Märtyrers von Koſtnitz;" ſetz
Sprechende lauter hinzu.

„Da ſei Gott vor, daß mir ein ſolcher
trag würde, Herr Wenzel Koranda;" ſpra
junge Mann, die Lampe, welche er in der
trug, auf den Boden ſtellend. „Meine Pflic
anlaßt mich, Euch und Eure Gefährten zu be

und Gott weiß es, wie ſchwer ſie mir wird, da ich Euch in dieſem Zuſtande ſehe. Bei alledem wird ſie mir durch den Umſtand erleichtert, daß ich im Stande bin, Euch einen Hoffnungsſtrahl in das Dunkel Eures Kerkers ſchimmern zu laſſen. Ihr dürft auf Befreiung, vielleicht auf baldige Befreiung hoffen.“

„Ha Ziska, Bruder Ziska vom Kelche iſt in der Nähe!“ rief einer der Taboriten. „Sagte ich es nicht? Es war der Schall unſerer Trompeten.“

„Herr, laß uns dahin fahren in Schmach und mitten unter den Feinden, wenn nur das Banner des heiligen Kelches über unſern Gräbern wehet!“ ſagte ein greiſer Taborit, während Thränen in den grauen Bart herniederfloſſen.

„Steht das Kelchheer ſchon vor der Burg?“ fragte der Huſſitenprieſter, ohne daß jedoch der Ton ſeiner Worte ſich beſonders von dem früheren verändert gezeigt hätte.

„Das nicht!“ entgegnete Odolan. „Auf dieſe Weiſe würde Euch auch ſchwerlich geholfen werden. Die Burg iſt feſt, und wird von einer tapfern Beſatzung vertheidigt; durch Sturm iſt ſie nicht zu nehmen."

„Auf welche Weiſe denkt Ihr denn, daß wir unſere Freiheit erlangen könnten?" fragte Koranda ruhig. „Nach der Grauſamkeit, die man erſt heute an uns beging, ſcheint Eure Meinung wenig begründet."

„Ich glaube nicht gegen meine Pflicht zu fehlen, wenn ich Eure Frage offen beantworte;" ſagte der Jüngling nach kurzem Nachdenken. „Ich gehe in wenig Augenblicken nach Ziska's Lager ab, um über Eure Auslöſung zu unterhandeln."

„Fluch über ihn, wenn er um Gold oder durch erniedrigende Bedingungen unſere Freiheit erkaufen wollte!" rief heftig der Huſſitenprieſter.

„Die Bedingung, die ihm geſtellt wird, iſt ehrenvoll, und wird gern von ihm angenommen werden;" erwiederte Odolan. „Ihr werdet freigegeben, wenn Ziska das Fräulein von Roſenberg ungehindert zu ihrem Vater gelangen läßt."

„Wirklich?" rief Koranda mit wilder Freude. „Dies alſo iſt es? Nichts weiter als dies? Sie wäre zwar eine gute Geiſſel, die Tochter des bösgeſinnten Mannes, deſſen Hand ſo ſchwer auf unſerm Nacken ruht, aber freilich, Ziska wird der Nothwendigkeit weichen, und die Bedingung gern annehmen. — Um ihn noch geneigter zu machen, wüßte ich ein gutes, ja ſicheres Mittel. — Verſteht Ihr deutſch oder lateiniſch zu leſen oder zu ſchreiben?"

„Keines von Beiden;" erwiederte Odelan befremdet. „Aber was wollt Ihr damit?"

„Verſchafft mir doch ein Blatt Pergament und eine Feder, ich will mit der linken Hand ein paar Worte an Ziska ſchreiben;" ſagte Koranda dringend. „Wenn er ſie lieſt, wird er augenblicklich in den Vorſchlag willigen."

„Ich kann Euch dies Begehren ohne Vorwiſſen des Schloßhauptmanns nicht bewilligen. Ich will jedoch ſogleich mit Ritter Smrzka —"

„Nichts von ihm! — Nichts von dem Blutdürſtigen, der die Sache des Herrn verfolgt hat von Anbeginn, und der einſt in unſere Hand gegeben werden wird, um ihn zu ſchlagen mit der Schärfe des Schwerdtes!" rief der Taboritenprieſter. „Sei Du das Werkzeug, deſſen ſich der Herr bedienen will, ſeine Treuen zu erlöſen. — Johann

Odolan, ich habe Deinen Vater genau gekannt; er war ein Gerechter, der gern ſchon damals das Siegel unſers Bundes offen an der Stirn getragen hätte, und der das Schwerdt gezogen haben würde, hätte er den Tag erlebt, wo das Banner des Kelches ſich auf den Bergen und in den Thälern ausbreitete. Beſinne Dich, was Du thuſt. Ich verlange nicht, daß Du ſogleich die Sache verläſſeſt, der Du Dein Schwerdt um Lohn dahingegeben, aber ich ſage Dir: mache Dich los aus den Feſſeln, die Dich gefangen halten, und Du wirſt hohen Lohn davon tragen. — Glaube mir, Sohn meines alten Freundes, ich gehöre nicht zu Denen, deren Eingeweide lechzen nach den Gütern dieſer Welt, aber meine Freunde, und die, welche ich ſchätze, möchte ich gern groß und geehret ſehen. Du biſt der Sohn eines Freundes, und als ich Dich zuerſt mit Augen erblickte, ſo faßte ich die tiefe und feſte Ueberzeugung, daß einſt der Tag erſcheinen werde, wo auch Du Dein Schwerdt gebrauchen wirſt für die heilige Sache, für die wir kämpfen und bluten. Bis aber dieſer Tag erſcheint, ſtrebe nicht eine Mauer aufzuführen zwiſchen uns und Dir, und hindere meine Seele nicht, den Herrn anzurufen, daß er Dich unſerer Sache zugeſelle.“

„Ich bekenne, daß ich Euch nicht verſtehe, Herr Wenzel Koranda;“ ſagte befremdet der Jüngling.

„Ich meine, Du ſollſt für die böſe Sache, der Du dieneſt, falls weltliche Rückſichten Dich hindern, ſie ſogleich zu verlaſſen, nicht mehr thun, als das, was Du Deine Pflicht nennſt, von Dir fordern kann;“ ſagte Koranda eifrig. „Du ſagſt, Du werdeſt zu Ziska geſendet, um unſere Auslöſung gegen freies Geleit für die Tochter des Freiherrn zu bewirken; auch wir wünſchen dies, und verlangen weiter nichts als ſolches; weshalb willſt Du alſo nicht einen Brief an Ziska mitnehmen, der ihn dazu willig machen ſoll?“

„Weil ich es heimlich thun ſoll, und dies gegen meine Pflicht iſt;“ erwiederte der Jüngling feſt.

„Wohlan, ſo wirſt Du gezwungen werden, gegen den Stachel zu lecken, und alles Blut was da fließen wird, komme über Dein Haupt!“ rief wild der Taborit. — „Herr!“ ſetzte er mit ſtarkem Tone hinzu, „Herr! zu Dir ſchreie ich und ſage: Du biſt meine Zuverſicht und mein Theil im

Lande der Lebendigen! — Jetzt iſt es Zeit! — Auf, meine Brüder!" — —

Odolan fuhr entſetzt zurück, er wußte kaum, ob er ſeinen Augen trauen dürfe. Als nämlich das letzte Wort über die Lippen des Taboritenprieſters gekommen war, machten alle Gefangenen gleichzeitig eine augenſcheinlich vorher verabredete Bewegung; ſie ſtemmten die linke Hand gegen den Boden, und indem ſie den Nacken aufwärts drängten, ſuchten ſie die Riegel und das Schloß, welches den oberen Balken des Inſtruments, in dem ſie gefangen lagen, mit dem untern vereinigte, zu ſprengen. Wie es ſchien, rechneten ſie weniger auf das Zerbrechen der Eiſenklammern, als auf das Zerſpringen des vor Alter morſchen, vom Holzwurm innerlich zernagten Balkens, und ihre Vermuthungen hatten ſie nicht getäuſcht. Unter furchtbarem Krachen ſprang der Balken in Stücke.

Alles dieſes ereignete ſich ſo raſch, ſo unvermuthet, daß wenigſtens ein Drittheil der Gefangenen ſchon aufgeſprungen war und Odolan umringt hatte, ehe er nur dazu kommen konnte, das Schwerdt zu ziehen, um ſich zu vertheidigen. Er fühlte ſich an beiden Armen feſtgehalten, und als er die Wappner zu Hülfe rufen wollte, drückten ihm zwei gewaltige Fäuſte die Kehle zu. Nur wenige Secunden, und es wäre um den jungen Mann geſchehen geweſen, aber Koranda trat raſch hinzu und ſagte: „Tödtet ihn nicht, denn es ſtehet geſchrieben: der Herr will, daß der Sünder ſich bekehre und lebe; dieſer aber — mir ſagt es meine Seele — wird einſt noch Einer der Unſern werden.“

Die Befreiung der Gefangenen war inzwiſchen, wie man leicht denken kann, nicht ohne Lärm vor ſich gegangen. Der krachende Balken, das Klirren der zu Boden fallenden Klammern und Riegel, der Tumult, hatte die Aufmerkſamkeit der Wappner erregt. Sie eilten die kleine Stiege herauf, und oben erhob einer die Fallthür, als Koranda raſch die am Boden ſtehende Lampe umſtieß. Der Mond ſchien zwar hell in das Gemach, aber nur ein kleiner Theil des letztern wurde vermöge der kleinen und tiefen Fenſteröffnungen von ihm erleuchtet.

„Erſchlagt ſie!“ ziſchelte Koranda den Genoſſen zu. „Erwürgt die Verſtockten, deren Seelen nicht zu retten ſind, denn der Herr will ſein Opfer haben zu Bozra und im Lande von Idumäa.“

So wie die Wappner herauf waren, und ehe ſie ſich nur in dem herrſchenden Halbdunkel zurecht finden konnten, waren ſie von allen Seiten ergriffen und zu Boden geriſſen.

„Ich bitte Euch um Gotteswillen, Herr Koranda;“ rief Odolan dringend. „Gebraucht Euer Anſehn, rettet die Aermſten!“

„Schweige!“ erwiederte der Taboritenprieſter ſtreng. „Du biſt ein Brand aus dem Feuer gerettet, aber dieſe müſſen ſterben, denn es iſt unſer Auftrag ſie zu ſchlagen und zu zerſchmettern vom Aufgang bis zum Niedergang, und dies Werk darf nicht nachläſſig gethan werden.“

Odolan wollte noch ſprechen, aber er überzeugte ſich bald, daß alle Vorſtellungen überflüſſig wären, denn er hörte bereits das Röcheln der Sterbenden, die unter ihren eignen Dolchen und Schwerdtern, die man ihnen von der Seite geriſſen hatte, gefallen waren.

„Folge mir jetzt, Johann Odolan, ich will mit Dir reden!“ ſagte Koranda, als er ſich überzeugt hatte, daß keiner der Wappner mehr am Leben ſei. — „Auch Du, Hinko, und Du dort, geht mit mir! Ihr Andern bleibt, bis ich wiederkehre.“

Der Taborit ſtieg jetzt die Stufen hinab in das untere Gemach; ihm folgte der Ritter und die zwei Huſſiten, welche ſich, bewaffnet mit den Schwerdtern der Reiſigen, an die Thüre ſtellten. Koranda winkte dem Ritter, ſich auf einen Holzklotz niederzulaſſen, welcher an der Seite eines Heerdes, oder vielmehr einer Art von Kamin lag, auf dem ein kleines Feuer loderte, das, wie es ſchien, die Wappner vorher angezündet hatten; er ſelbſt ſetzte ſich ruhig auf einen zweiten ihm gegenüber. Das flackernde Kohlenfeuer warf ein ungewiſſes Licht auf die finſtern und harten Züge des Taboritenprieſters. Sie trugen in dieſem Augenblicke einen Anſtrich von wild-tragiſcher Begeiſterung, der ihnen etwas Würdiges und Feierliches lieh.

„Das Werk des Herrn hat begonnen;“ ſagte der Taborit nach einer Pauſe, indem er ſeinen düſtern Blick auf den Jüngling richtete. „Es iſt aber nur der Anfang der Arbeit, zu der mich mein Herr und Meiſter erleſen hat, und ich murre nicht, wenn ſie auch blutig und ſchwer iſt. Gleichwohl giebt es Augenblicke, wo mein Fleiſch erbebt vor der gewaltigen Sendung, die mir geworden, wo ich müde werde in der Prüfung, die mir auferlegt iſt, und die Angſt, die Düſterheit in meinem Geiſte, iſt dann größer, als das Dunkel in dem Gefängniſſe Malcajahs, des Sohnes Hamalmelechs, in welchem kein Waſſer für den lechzenden Gaumen, ſondern nur Schlamm war. Auch wird es mir — ich ſchäme mich faſt der Schwäche, es zu geſtehen — manchmal ſchwer, auf dem großen Altare des Herrn, dem weiten Schlachtfelde, den Unſchuldigen mit dem Schuldigen zu opfern, noch ſchwerer aber würde es mir ſein, die letztern zu würgen ohne Widerſtand, kampflos, im heiligen Schlafe. — Dies zu verhindern giebt es nur ein Mittel, und dies, junger Menſch, ſteht allein in Deiner Hand."

Da Odolan hierauf nichts erwiederte, ſo fuhr der Taborit nach einer Pauſe, in der er ſein dunkles, melancholiſches Auge auf dem Jünglinge hatte ruhen laſſen, alſo fort:

„Ich werde," ſprach er, „einige Zeilen an Ziska ſchreiben, und Du wirſt mir ſchwören, ſolche in deſſen eigene Hand zu überliefern, ſo wie vor Deiner Rückkehr in dieſe Burg Niemandem zu entdecken, oder auf irgend eine Weiſe anzudeuten, was eben geſchehen iſt.“

„Hoffet das nicht, Herr Koranda;“ ſagte Odolan, als der Taborit ausgeredet hatte. „Einen Brief an Ziska zu überbringen, ohne daß der Schloßhauptmann von dem Inhalt Kunde hätte, iſt gegen meine Pflicht. Was aber vor wenig Minuten geſchehen iſt, würde ſich an Euch rächen auch ohne meine Anzeige.“

„Wenn Du mich durch dieſe Worte zu ſchrecken glaubſt, ſo wiſſe, daß meine Seele keine Furcht kennt;“ ſagte Koranda kalt und ſtolz. „Was aber den Brief anlangt, ſo gebe ich Dir zu bedenken, daß unſchuldiges Blut auf Dein Haupt kommen wird, wenn Du deſſen Beſtellung verweigerſt. Es bleibt in dieſem Falle nichts weiter übrig, als Dich in dieſem Gemach gefeſſelt zurückzulaſſen, uns in das offene, unbewehrte Hauptgebäude des Schloſſes zu werfen, Alles was in dieſem lebt, mit dem Schwerdte zu erſchlagen, und, nachdem wir die Zwingburg angezündet, bei der entſtehenden Verwirrung uns aus den Fenſtern die Felſen hinab zu flüchten.“

Die Nerven des Jünglings erbebten bei den Worten Koranda's, wie von einem electriſchen Schlage getroffen. Sein heller Verſtand begriff augenblicklich, daß eine That wie dieſe, unter den vorwaltenden Umſtänden, ohne alle Schwierigkeiten auszuführen ſei, und daß der fanatiſche Muth der Gefangenen, unter des Taboritenprieſters kluger Anführung, ganz geeignet ſei, ſie zu unternehmen. Er wußte überdies, daß ſich die ſchwache Beſatzung, einige Kranke ausgenommen, auf den Mauern befand, daß Ritter Smrzka bis zu Obolan's Abreiſe ſich der Ruhe übergeben hatte und folglich im erſten Schlafe lag, und daß die Thüre des Hauptgebäudes niemals geſchloſſen wurde, da kein Grund zu einer beſondern Abſperrung vorhanden war; ebenſo wurde dem Jünglinge klar, daß, drängen die fanatiſchen Kelchner in die Burg, ſie das Leben der Frauen ſo wenig wie das der bewaffneten Männer ſchonen würden; zur Flucht bedurften ſie dann kaum der Fenſter, indem aus dem Hauptgebäude ein Ausfallpförtchen durch die Mauer führte, wozu der

Schloßhauptmann den Schlüſſel beſtändig am Gürtel hängen hatte.

Während dem jungen Manne alſo dieſe Gedanken durch die Seele zogen, war das Auge Koranda's feſt auf ihn gerichtet, er ſchwieg, und ſchien ihm Zeit zur Ueberlegung laſſen zu wollen.

„Du ſiehſt,“ hob der Taborit endlich an, „daß die Ausführung unſerer Befreiung ganz in unſere Hand gegeben, und daß nur höhere Rückſichten mich abhalten, ſie ſogleich in's Werk zu richten. — Willigſt Du ein, den Brief zu überbringen?“ —

„Wollet Ihr mir ſchwören, bis zu meiner Rückkehr nichts gegen die Bewohner der Burg zu unternehmen?“ fragte Odolan nach einer Pauſe.

„Du kannſt bis acht Uhr Morgens zurück ſein;“ erwiederte nach kurzem Nachdenken der Taborit. „Ich ſchwöre Dir bei dem heiligen Kelche, daß wir uns bis zu dieſer Zeit ruhig verhalten wollen.“

Da Odolan ſchwieg, ſo ſchien Koranda dies für eine Einwilligung zu nehmen. Er ergriff ein zur Seite des Heerdes liegendes Evangelienbuch, in welchem man ihm, ehe er in den Stock gelegt worden, zu leſen erlaubt hatte, und riß, nachdem er das Buch vorher andächtig an die Lippen gedrückt, ein leeres Blatt aus demſelben; auf dieſes ſchrieb er mit Kohle einige flüchtige Zeilen, und ſiegelte mit einem Stückchen Wachs, das er von einem am Boden liegenden Kerzenendchen brach, und auf das er die Ueberſchrift eines an ſeinem Halſe hängenden kleinen Crucifixes drückte. — So wie dies geſchehen war, reichte er den Brief dem Jünglinge hin, und ſagte ihm einen Eid vor, den Odolan nachſprechen mußte, und welcher nichts als die Zuſage enthielt, daß der junge Mann den Zettel in Ziska's Hände übergeben und bis dahin Niemandem etwas davon, noch von dem, was eben in dem Thurme vorgefallen, ſagen wolle. — Odolan ſprach den Eid nach, da ihm nichts anderes übrig blieb. Er wußte nur allzuwohl, daß es den Fanatikern nicht viel Ueberwindung gekoſtet haben würde, die Drohung Koranda's wahr zu machen, und dies zwar um ſo mehr, als dies nur das einzige ſichere Mittel war, ſich augenblicklich in Freiheit zu ſetzen; zudem mußte das Lager Ziska's, nach den Feuerſcheinen zu urtheilen, in nicht allzugroßer Entfernung ſein, und er war überzeugt, durch ſchnelles

Reiten den Raum hin und zurück bis Tagesanbruch leicht zurücklegen zu können. Er ſchied nun augenblicklich aus dem Thurme, deſſen Thüre Koranda hinter ihm ſorgfältig verriegelte, begab ſich nach dem Burgthore, wo er ſein Roß geſattelt vorfand, und ſprengte dann, nachdem er den Schloßhauptmann wecken laſſen und den Reiſigen die größte Wachſamkeit anbefohlen, in Begleitung eines Wappners aus der Feſte. — — —

Raſch jagten der Ritter und ſein Begleiter beim Scheine des Mondes auf Feldwegen der Gegend zu, wo der geröthete Himmel das Lager der Kelchner andeutete. Nachdem ſie etwas über eine Stunde geritten waren, ſahen ſie zwei im Brande ſtehende Dörfer. Ein Brauſen in der ſtillen Nachtluft, ein dumpfes Getöſe, endlich ein immer lauter und lauter ſich erhebender Lärm, kündigten ihnen, ſo wie ſie näher und näher kamen, die Nachbarſchaft eines gelagerten Heerhaufens an, und als ſie endlich um eine vorliegende Waldecke ſprengten, lag das Huſſitenlager in der Entfernung von tauſend Schritten vor ihnen. Eine Menge Lagerfeuer ſendeten knatternd und praſſelnd dicke Rauchwolken und wirbelnde

Feuerfunken gegen den Nachthimmel empor. Eine Menge dunkler Geſtalten wankten um ſie herum, man hörte das gewöhnliche Lagergetöſe, als Holzſpalten, Pferdewiehern, das Gebrüll der Schlachtthiere, aber das fröhliche Lärmen, das frohe Gelächter, wie man es ſonſt in einem Lager ſieggewohnter Krieger vernimmt, erſcholl hier nicht; nur hier und da ſtieg die feierliche Weiſe eines Pſalms, von rauhen, wilden Männerſtimmen vorgetragen, gen Himmel. — So wie die Reiter das Lager erreicht hatten, wurden ſie von einem Haufen umringt, der mehr das Anſehn einer Räuberbande als regelmäßiger Krieger hatte. Keulen, Spieße, geradegerichtete Senſen, Morgenſterne, waren die Waffen, die ſich auf allen Seiten zeigten. Die Träger dieſer Waffen waren knochige, ſonnverbrannte Geſtalten, größtentheils in Bauerntracht, mitunter auch im Harniſch, doch ſah man auch welche, die mit Prieſterkleidern, oder geraubten und zu Jacken und Kitteln zugeſtutzten Nonnen-Gewändern abenteuerlich genug ausſtaffirt waren. Die Blicke dieſer Leute waren wild und drohend auf Odolan gerichtet, und zehn Stimmen fragten zu gleicher Zeit: was ihn nach dem Lager der Kelchesbrüder führe? — Auf die Antwort, daß er Ziska ſprechen wolle, umgab ein tobender Haufe ſogleich die Reiter, und fort ging der Zug einer Eiche zu, wo ein mächtiges Feuer loderte. Ehe aber Odolan dort ankam, fielen ſeine Blicke auf einen Theil von Ziska's berühmter Wagenburg, eine Art wandelnder Befeſtigung, deren Erfindung ihm allein angehörte, und für die damalige Zeit, ſo wie für dieſe Art Krieg zu führen, überaus zweckmäßig war. Es waren nämlich eine Menge mit Ochſen beſpannter, ziemlich plumper Rüſtwagen ſo eingerichtet, daß ſie durch Ketten mit einander ſchnell verbunden und eben ſo raſch wieder getrennt werden konnten. Raſtete das Heer, ſo bildeten dieſe Wagen ein geſchloſſenes Viereck, in welches einzubrechen der feindlichen Reiterei faſt unmöglich war; befand ſich der Taboritenhaufen auf dem Marſche, ſo zogen dieſe Wagen, wenn es die Gegend erlaubte, und ein Reiteranfall, gegen den die Taboriten auf der Huth ſein mußten, da ihnen dieſe Waffe faſt gänzlich mangelte, ſie bedrohte, in zwei langen Kolonnen zu beiden Seiten. Wurden ſie angegriffen, ſo war es leicht, die Anfangs- und Endöffnung der Heerſäule mittelſt ein paar Fahrzeugen zu ſchließen. Ueberdies boten dieſe Fuhrwerke noch den Vortheil dar, die unermeßliche Beute, den Proviant für den Nothfall, die Kranken und Verwundeten, ja Weiber und Kinder — denn ſie hatten dergleichen bei ſich — auf ihnen transportiren zu können. So wie Odolan an Ort und Stelle angekommen war, erblickte er ein ganz eigenthümliches Schauſpiel. Eine ungeheure Eiche ſtreckte ihre Aeſte in den Nachthimmel, zwiſchen denſelben wirbelte der Rauch eines mit großen Holzſcheiten genährten Feuers empor. Am Stamme der Eiche ſaß ein Mann auf einer Trommel, welcher etwa ſechzig Jahre zählen konnte. Er war von mittler Größe, ſtark und fleiſchig, von breiter Bruſt und Schultern. Sein Kopf war groß, der Nacken vorzüglich ſtark und vorwärts gebeugt. Bart und Haar waren kraus und dunkelbraun, nur wenig mit Grau gemiſcht. Ein Auge war ganz, das zweite halb geſchloſſen, blind aber war er auf beiden. Seine Kleidung war einfach, faſt dürftig, über ihr trug er einen Bruſtharniſch; in der Hand hielt er einen eiſernen

Streithammer, zu ſeinen Füßen ruhte eine Stahlhaube ohne Viſir, und eine mit eiſernen Zacken beſetzte Keule von Eichenholz. — Um jenen Mann ſtanden eine Anzahl Leute, worunter einige im Harniſch oder rittermäßiger Kleidung. Auf einem Reiſigbündel ihm gegenüber, ſaß ein weißgekleideter Huſſitenprieſter und ſchrieb auf ein Pergament, was Ziska — denn er war jener Blinde — ihm dictirte.

Die, welche Obolan hergeleitet hatten, faßten ihn beim Arme, zum Zeichen, daß der Feldherr jetzt nicht geſtört werden dürfe, und der Jüngling war eben nicht unzufrieden, Gelegenheit zu haben, den ſo furchtbaren als berühmten Mann ungeſtört betrachten zu können.

„Habt Ihr?" fragte Ziska mit rauher, heiſerer Stimme den Prieſter.

„Durch Gräben oder Wolfsgruben gedeckt ſein;" wiederholte der Schreibende.

„Vierter und letzter Artikel;" dictirte Ziska weiter. „Sollte uns Gott nicht bewahren, und wir erlitten Schaden durch Schuld oder Verſäumniß der Hauptleute und Führer, ſo ſollen die an Hals und Haupt geſtraft werden, ſeien ſie auch Fürſten und Herren. — Wohl;“ ſagte er nach einer Pauſe, als der Schreibende das letzte Wort wiederholt hatte. „Bruder von Horoſchowiez, laßt dieſe Artikel nach dem Frühgebet vorleſen. Der Tod dem Böswilligen oder Lauen, der dagegen handelt! — Jetzt will ich Gericht halten.“

Der Ritter von Horoſchowiez, ein junger Mann, der, wie es ſchien, das Amt eines Feldgehülfen bei dem Feldherrn verſah, führte zwei Männer in langen, ſchwarzen Mänteln vor.

„Eine Deputation der Bürger von Przibram;“ ſagte er. „Das Städtchen bittet, es mit Beherbergung von Kriegsvolk zu verſchonen, und ſendet eine freiwillige Steuer von zweitauſend Goldgülden dafür.“

„Meine Abſicht iſt nicht durch Eure Gegend zu ziehen, Ihr werdet nicht mit Beherbergung belaſtet werden, und ich kann deshalb Euer Geld nicht annehmen;“ ſagte Ziska, und entließ die frohen Bürger mit einer Handbewegung.

„Der Ritter von Libochowitz erſucht Dich um freies Geleit für ſein krankes Weib nach Prag, und ſendet zwei unſerer Brüder zurück, die bei Sudomiriz in ſeine Hand gefallen;" fuhr jener fort.

„Das Weib des Ritters verfolge ruhig ihren Weg, ich führe nicht Krieg gegen kranke Weiber;" erwiederte Ziska. „Für die beiden Gefangenen ſollen ſechs ſeiner Leute in Freiheit geſetzt werden."

Horoſchowicz ſtellte jetzt einen Mann in rittermäßiger Kleidung vor und ſprach:

„Bruder Fulco von Studena, verhaftet auf Deinen Befehl, weil er ein Kloſter anzünden laſſen, ohne Auftrag dazu zu haben."

„Tritt her zu mir, Fulco!" ſprach Ziska mit ſichtlicher innerer Erregung. „Du warſt ſonſt ein wackeres Rüſtzeug des Herrn. Umarme mich zum letztenmale. — Jetzt geht, und laßt ihn vor der Lagerfront enthaupten." —

„Peter Benadek, welcher ein Prälatenkreuz, das zur allgemeinen Beute gehörte, verheimlicht;" rief der Ritter, einen zitternden Mann, der ſogleich zu Ziska's Füßen ſtürzte, herbeiführend.

„Fort mit Dir, Hund! Diebiſcher, nichtswürdiger Hund!" ſchrie Ziska, indem er mit dem Fuße nach ihm ſtieß. „Schleppt ihn zum Tode! Ihm ſoll werden was dem Acham, wegen des Kopfſchmucks der königlichen Töchter und wegen des entwendeten Mantels, ward. — Iſt ſonſt noch etwas?"

Horoſchewicz führte jetzt unſern Bekannten vor den Feldherrn, und ſagte:

„Der Schloßhauptmann von Priebenitz ſendet einen Ritter mit einem Auftrage an Dich."

„Wer biſt Du, und was verlangſt Du?" fragte Ziska mit rauhem Tone.

„Ich heiße Johann Obolan;" verſetzte der Jüngling. „Der Ritter Smrzka —"

„Obolan? — Der Sohn Peter Obolans, meines alten Freundes, der mit mir war in Preußen bei der Schlacht von Tannenberg?" unterbrach ihn der Feldherr.

„Mein Vater focht allerdings als Freiwilliger in jenem Lande;" erwiederte der Jüngling.

„Reiche mir die Hand, junger Menſch!" ſagte der blinde Feldherr. „Ich hoffe, es ſoll einſt der Tag erſcheinen, wo der Sohn meines alten Waffenbruders ſein Schwerdt ziehen ſoll für die heilige Sache, für die wir kämpfen und bluten. — Doch ſage jetzt, was Du verlangſt."

„Ritter Smrzka von Mnicha, Schloßhauptmann von Priebenitz, ſendet mich, um von Euch ſicheres Geleit für die Tochter des Freiherrn von Roſenberg zu erbitten;“ ſagte der Ritter. „Willigt Ihr ein, ſo will er Euch den gefangenen Prieſter Wenzel Koranda und mehrere in ſeinen Händen befindliche Gefangene zurückliefern. Ihr werdet die billige Bitte gewiß um ſo eher ſtatt finden laſſen, als dieſer Brief Herrn Koranda's Euch gewiß ſagen wird, wie von Eurem Entſchluſſe Heil und Leben vieler Menſchen abhängt.“

„Ich bin geneigt, in das Verlangen unſers alten blutdürſtigen Gegners zu willigen, wenn Koranda in ſeinem Briefe nicht eine andere Meinung äußert;“ verſetzte Ziska ruhig. „Bruder Horoſchowicz, leſet mir ſein Schreiben.“

Der junge Taborit erbrach den Brief.

„Es iſt nichts darin enthalten als die Worte: Pſalm 7, Vers 15, 16 u. 17;“ ſagte er nach einer Weile.

„Schlagt die heilige Schrift auf, Prieſter Jakobus, und verleſet die genannte Stelle,“ ſprach Ziska zu dem Taboritenprieſter, dem er die Kriegsartikel dictirt hatte.

Der Angeredete ergriff eine Bibel und las:

‚Siehe der hat Böſes im Sinn, mit Unglück iſt er ſchwanger, er wird aber einen Fehl gebähren.‘

‚Er hat eine Grube gegraben und ausgeführt, und iſt in die Grube gefallen, die er gemacht hat.‘

‚Sein Unglück wird auf ſeinen Kopf kommen, und ſein Frevel auf ſeinen Scheitel fallen.‘

Obolan erſchrack. — Obwohl ihm der Sinn der ſo eben verleſenen Worte dunkel blieb, ſo war ihm doch ſo viel klar, daß Koranda nichts weniger als eine Bitte um Auslöſung darunter habe verbergen wollen.

Ziska ſchwieg längere Zeit, er ſchien tief nachzudenken, endlich erhob er das Haupt, welches er ſinnend bis auf die Bruſt herabgeneigt.

„Ich kann in das Verlangen des Schloßhauptmanns von Priebenitz nicht willigen, da Wenzel Koranda daſſelbe nicht unterſtützt;“ ſprach er endlich. „Bruder Horoſchowicz, beruft die Häupter des Heeres zum Kriegsrath, laßt die Wagen anſpannen und die ſämmtlichen Haufen unter die

Waffen treten. Wir müſſen bei Tagesanbruch uns vor den Mauern von Priebenitz befinden."

Den jungen Ritter erſchütterten dieſe Worte wie ein Donnerſchlag; er erkannte in dieſem Augenblicke die Größe der Gefahr, welche die Burg bedrohte, die ihm, wegen einer Perſon, die ſie in ihren Mauern barg, ſo überaus theuer war. Daß unter ſolchen Umſtänden Ziska ſich zu keiner weitern Verhandlung bewegen laſſen würde, war ihm gleichfalls klar, und es lag ihm nun alles daran, ſo ſchnell wie möglich zurück zu kehren, um die Sicherheit der Feſte wenigſtens vor den inneren entfeſſelten Feinden zu bewahren. Bei alledem wollte er indeß noch einen Verſuch machen, den Vorſatz des feindlichen Feldherrn zu erſchüttern.

„Ich hätte kaum geglaubt," ſagte er mit erzwungener Ruhe zu Ziska, „daß, nachdem Ihr Euch gegen das Weib des Ritters Libechowitz ſo großmüthig erzeigt, Ihr dieſe Tugend gegen die Tochter des Freiherrn von Roſenberg weniger üben ſolltet, und es wundert mich dies um deſto mehr, als Ihr auf eine ſo leichte Weiſe die Befreiung Herrn Koranda's und mehrerer — vielleicht aller — ſeiner

Gefährten erlangen könntet, während die Gefangenen, falls Ihr die Burg berennet, an Leib und Leben gefährdet werden dürften, was Euch bei Eurer Kenntniß von dem ſtrengen Sinne des Ritters Smrzka von Mnicha einleuchtend genug ſein muß.“

„Der bösgeſinnte Alte wird thun, was er nicht laſſen kann, aber er wird mir verantwortlich ſein, er und ſeine Helfershelfer, mit Hals und Hand, mit Haut und Haar;“ entgegnete Ziska düſter. „Uebrigens kenne ich Wenzel Koranda genug, um zu wiſſen, daß es ihm, wenn nur die große Sache, für die wir ſtreiten, triumphirt, einerlei iſt, ob er im Gefängniß, oder auf dem vom Blute der Erſchlagenen dampfenden Schlachtfelde ſein Leben läßt. Als ich die glänzenden Hallen jener alten Königsburg verließ, als ich die von Gold, Sammet und Seide ſchimmernden Säle zum letztenmale betrat, um das weite Himmelsgewölbe zum Dach, dieſen roſtigen Panzer zum Hausgewand und den Felſenbrocken zum Pfühl zu haben, da war mir längſt klar geworden, was mir bevorſtehe, und ich denke auch meine Gegner werden mir das Zeugniß nicht verſagen, daß ich von dem Augenblicke an, als ich die Hand an den Pflug gelegt, ihn nicht einen Augenblick müßig in der Furche ruhen laſſen. Ich, wir alle müſſen einſt unſerm Herrn und Meiſter Rechenſchaft ablegen über die Ausführung der Sendung, die uns geworden, und ob wir uns willig finden laſſen, als ſeine Stimme ertönte in den Tagen des Dranges und der Gewalt.“

„Ich unterfange mich nicht, mit Euch über Meinungen zu ſtreiten,“ ſagte Obolan einlenkend, „ich zweifle auch nicht, daß Herr Koranda ſein Leben willig der Sache, für die Ihr kämpfet, zum Opfer bringen würde, ich wundere mich nur, daß Ihr ihn und ſeine Gefährten ohne Noth in Gefahr bringen wollet, wo Ihr ihn auf eine ſo leichte Weiſe in Freiheit ſetzen und ſein Leben der Sache, der Ihr dienet, ferner erhalten könnet. Selbſt für den Fall, daß Ihr der Meinung wäret — was ich indeß kaum glauben kann — daß Ihr Euch der Feſte Priebenitz durch einen Handſtreich bemächtigen könntet, ja ſelbſt wenn dieſer Vorſatz ausgeführt worden, könnte Euch eine vorhergegangene Auslöſung der Gefangenen nur vortheilhaft bedünken, da Ihr doch unmöglich dem Fräulein von Roſen=

berg die Feindſchaft des Vaters entgelten laſſen würdet.“

„Gewiß nicht;“ verſetzte Ziska ruhig. — „Aber wie dem auch ſei,“ ſetzte er rauh hinzu, „die Auswechſelung wird nicht ſtatt finden — ich habe meine Gründe dazu — und wenn das Beil bereits über dem Haupte Koranda's ſchwebte und ich es durch einen Wink meiner Hand zurückhalten könnte.“

„So erlaubt, daß ich mich mit Eurer Antwort nach Priebenitz zurück begebe;“ ſagte Dbolan haſtig, indem ihm einfiel, daß bis zu ſeiner Ankunft die feſtgeſetzte Zeit verſtreichen könnte.

„Das kann nicht ſein!“ erwiederte Ziska nach kurzem Beſinnen. „Ich will nicht, daß der Sohn meines alten Waffenbruders durch das Schwerdt falle. — Du bleibſt einſtweilen bei meinem Heere. Binnen vierundzwanzig Stunden wird die Burg in meinen Händen ſein. Bis dahin bleibſt Du bei mir.“

„Nimmermehr! Ich proteſtire dagegen!“ rief der Ritter heftig. „Ich bin mit einer Botſchaft an Euch geſendet, und muß zurückkehren, oder ich wäre auf immer entehrt. Man könnte mich — o der Schmach! — für einen Ueberläufer halten.“

„Dies wird nicht der Fall ſein! Ich denke nicht die Burg zu überfallen, ſondern ſie zu ſtürmen am hellen Tage, nach vorhergegangener Aufforderung durch einen Herold, und nach ritterlicher Sitte. — Zudem werde ich vorher dem Schloßhauptmann kund thun laſſen, daß ich Dich mit Gewalt und wider Deinen Willen zurückhielt.“

„Ich bitte, ich beſchwöre Euch, laßt mich zurückkehren!“ rief Odolan, indem er mit Entſetzen daran dachte, welche Folgen ſein Außenbleiben für die Sicherheit der Burg und ſeinen Ruf haben könnte. — „Zudem kam ich als Abgeſandter, im Vertrauen auf ſicheres Geleit —“

„Und dieſes ſoll Dir werden, aber das wann habe ich zu beſtimmen;“ ſprach Ziska feſt. „Rückſichten für Dich —“

„Ich verwerfe ſie! Sie gefährden meine Ehre!“ fiel Odolan heftig ein.

„Wohl!“ ſprach Ziska ruhig. „Alſo Rückſichten für die Ausführung meiner Pläne beſtimmen mich, Dich vierundzwanzig Stunden in meinem Lager zu behalten. Du biſt frei, kannſt in dieſem herumgehen nach Gefallen —“

„Nein!" rief Obolan heftig, indem er ſich das Schwerdt nebſt Gehänge von der Schulter riß. „Ich bin gefangen, und zwar gefangen wider Sitte, Kriegsgebrauch und Völkerrecht!" —

Wüthend warf er beides Ziska vor die Füße.

Ein furchtbares Geſchrei ertönte in dieſem Augenblicke aus dem Haufen der Umſtehenden.

„Nieder mit dem Frechen! — Erſchlagt den gottloſen Amalekiter!" riefen zwanzig Stimmen zugleich, und zackige Keulen, wie Morgenſterne und Dreſchflegel erhoben ſich über ſeinem Haupte.

„Ruhig!" donnerte Ziska in den Lärm, als er deſſen Urſache inne ward. „Niemand rühre den Jüngling an. Er iſt noch nicht zur Erkenntniß gelangt, er iſt noch blind wie der Maulwurf bei der aufgehenden Sonne, die ſtrahlend über dieſem Lande emporſteigt, aber mir ſagt es mein Herz, der Sohn Peter Obolans wird unſerer heiligen Sache nicht verloren gehen. — Bruder Horoſchewicz, führe den jungen Mann in mein Zelt und laſſe ihn dort bewachen. — Doch jetzt auf, meine Brüder! Auf mit dem ganzen Heere gegen die Burg der Gottloſen!"

Unter tobendem Geſchrei zerſtreute ſich der Hau=
n der Taboriten, die Ziska umgaben, nach allen
eiten, und ehe eine halbe Stunde verging, befand
h das Heer auf dem Marſche gegen Priebenitz. — —
Die Sonne war kaum über dem Horizonte, als
die Heerſäule der Taboriten gegen die Burg
anwälzte. Kaum war die Spitze ihrer Vorhut
einem Hügel, etwa dreitauſend Schritte vom
ie des Burgberges, erſchienen, als der dumpfe
einer Trommel die Vertheidiger auf die Mauern
, und eine große ſchwarz und gelbe Fahne ſich
dem Thorthurme entfaltete. So wie dies
en im Morgenwinde flatterte, erſchien auch
ich auf dem Giebel des Burggebäudes das alte
ner der Freiherren von Roſenberg. Ein Reiter
te ſich jetzt von der Vorhut der Kelchner, wel=
eine weiße Binde an der Spitze ſeiner Lanze
n ließ, es war der Ritter Horoſchowicz. Er
in raſchem Roſſeslaufe bis an den Fuß des
bergs geſprengt, und forderte hier im Namen
er Ziska's vom Kelche, Ritters von Trocznow'
Schloßhauptmann mit lauter Stimme auf, die
dem Kelchheer zu übergeben, als ſogleich die

Stimme Ritter Smrzka's von einem der niedrigen, die Seiten der Feſte flankirenden Eckthürme ertönte.

„Schießt!“ ſchrie er mit lautem Tone. „Schießt auf den nichtswürdigen, utraquiſtiſchen Hund!“ —

Von allen Seiten ſauſten die Bolzen und ertönte der klatſchende Schlag der Armbruſtſehne. Der Ritter fiel von zwei der erſten in's Haupt und Herz getroffen, und wild jagte das, ſeines Reiters ledige Roß über das Blachfeld. —

Ein furchtbares Geſchrei erhob ſich bei dieſem Anblicke im Heere der Taboriten. Eine große rothe Fahne, in der Mitte mit einem goldenen, ſtrahlenumgebenen Kelche geziert, erhob ſich auf dem Hügel, und die Kolonne ſtrömte, ſich im Thale in mehrere Heerhaufen theilend, gegen die Burg heran. Mitten unter dem tauſendfachen Rufe: ‚Tod den Gottloſen!‘ — ‚Für den Kelch, für den heiligen Kelch!‘ erſchallte ein feierlicher Geſang aus dem Munde weißgekleideter, ſchwerdtumgürteter Männer, deren einer — es war der fanatiſche Prieſter Dlaubal, der nämliche, auf deſſen Aufforderung die Huſſiten das Innere der herrlichen Veitskirche zu Prag verwüſtet hatten — das Sacrament auf einer großen Stange, damit es von dem ganzen Heere geſehen werden könne, vorantrug. Sie ſangen:

> Tabor und Hermon rufen laut:
> Herr, waffne unſre Rechte
> Mit Deinem Grimme! Ew'ger Gott,
> Beſchütze Deine Knechte!

Es war der Anfang eines Pſalms, deſſen feierliche Töne, vermiſcht mit dem Angriffsrufe des Taboritenheeres, in den ruhigen Morgenhimmel emporſtiegen. Dicht hinter dieſen Männern ward Ziska auf einem zweirädrigen Karren gefahren. Er erhob ſich von Zeit zu Zeit und ſchien, die Streitart ſchwingend, Befehle zu ertheilen. Endlich ſchwieg der Geſang, und wie auf ein gegebenes Signal wälzte ſich der ganze Schwarm der Taboriten, lange Leitern mit ſich ſchleppend, gegen die Burg. Die Stürmenden wurden auf's Tapferſte empfangen. Ein Regen von Pfeilen und Bolzen ſauſte ihnen ntgegen, und ſo wie ſie am Fuße der Mauer an-elangt waren, raſſelte der Inhalt großer Stein-örbe auf ſie herab. Ritter Smrzka ſchien die Be-nnenheit des Greiſes mit der Tapferkeit und Be-ndigkeit eines Jünglings zu vereinigen. Wo er ſich eben befand, wüthete der Kampf am furchtbarſten, und die Stürmenden wurden auf dieſem Punkte, bedeckt mit Steinwürfen und mit ſiedendem Theer verbrüht, unter den Trümmern der Leitern begraben. Da er indeß nicht überall ſein konnte, ſo hatte die Vertheidigung nicht auf allen Punkten gleichen Erfolg. Angetrieben von Ziska's lautem Rufe, von dem ſich von Zeit zu Zeit langſam und feierlich erhebendem Geſange ihrer Prieſter angefeuert, erklimmten die Taboriten mitten unter den Leichen ihrer Brüder auf's neue die Leitern, und auf mehreren Punkten des Mauerrandes wüthete die Partiſane gegen den Morgenſtern, das Schwerdt gegen die Zackenkeule. Bei alledem würde durch die Tapferkeit und Klugheit Smrzka's, und den von der Verzweiflung eingeflößten Muth der Beſatzung der Sturm am Ende abgeſchlagen worden ſein, aber jetzt ereignete ſich ein Umſtand, der der Sache eine andere Wendung gab. Eben hatte ein kleines Häuflein der Taboriten den Mauerrand erklommen, und es entſpann ſich zwiſchen dieſem und der Beſatzung ein wüthender Kampf, als Ritter Smrzka, umgeben von vier oder fünf der Seinigen, mit hochgeſchwungenem Schwerdte unter dem Rufe: „Nieder mit ihnen! Nieder mit den ſchurkiſchen Kelchnern! Haltet Euch wacker, tapfere Kämpen!“ queer über den Schloßhof nach der hart bedrohten Stelle eilte, als ſich die Thüre des Thurms, der die Gefangenen bewahrte, ſchnell öffnete, und Wenzel Koranda mit dem Schwerdte in der Hand, gefolgt von den übrigen Taboriten, mit dem furchtbaren Loſungsworte der Huſſiten: „Hier Tabor! Für den Kelch! Für den heiligen Kelch!“ herausſtürmte. Die Gefangenen waren meiſtens nur mit Balkenſtücken und Holzſcheiten bewaffnet, aber, obgleich der alte Ritter ſich tapfer wehrte, ſo erlag er dennoch bald der Ueberzahl; er und ſeine Begleiter waren n weniger als zwei Minuten erſchlagen. — —

So wie die Beſatzung ſah, was in ihrem Rücken orging, war ihr Muth wie gelähmt. Zu dreien, ieren ſprangen die Reiſigen von den Mauern, eiſtentheils in das Innere der Burg, wo ſie aus nem Winkel in den andern getrieben, von den chfolgenden Huſſiten einzeln niedergemetzelt wurden; hrere aber auch mitten in die Speere der Stür- nden, über den äußeren Mauerrand. Inzwiſchen donnerten gewichtige Axthiebe gegen das Burgthor, und das letztere fiel nach wenigen Augenblicken in Stücke. Der helle Haufe der Taboriten strömte nun in die Burg.

Der Einzug der Sieger war von ſehr eigenthümlicher Art. Ziska, von vier Männern auf einer Bahre getragen, war unter den Erſten. Der blinde Heerführer ſchwang unaufhörlich die Streitaxt und feuerte die Seinigen durch lauten Zuruf an, auch den letzten der Gegner zu erſchlagen. Ihm zur Seite ging der Prieſter Dlaubal. In der linken Hand trug er das Sacrament, in der rechten ſchwang er einen entblößten Säbel. Das rollende Auge des Fanatikers, das blaſſe Antlitz, das um das Haupt in wirren Locken hängende Haar, gaben ihm das Anſehn eines Irren, und ſein ſchrillender Ruf: „Tödtet! — Tödtet! Simſon erſchlug tauſend, aber Ihr müßt eifriger ſein, als er, Ihr müßt auch den Letzten nicht am Leben laſſen!" befeuerte die Taboriten zur äußerſten Anſtrengung. — Endlich hörte der Kampf im Burghofe auf und der letztere lag von Leichen bedeckt.

Kein lebender Vertheidiger ließ ſich mehr blicken, bloſs im Hauptgebäude, deſſen Thüre verſchloſſen war, hörte man ein leiſes Jammern und Klagen.

„Dort hat ſich die Brut der Weiber hineingeflüchtet, unter ihnen die ſtolze Jeſabel, die Tochter des grauſamen Freiherrn!“ ſchrie Dlaubal. „Sie ſind nicht würdig, von unſerm Schwerdt zu fallen! Auf, Kelchesbrüder! Den rothen Hahn auf's Dach!“

„Nein!“ rief Ziska. „Keiner wage Feuer anzulegen. Dieſes Haus enthält die Schätze der Klöſter, die der Herr zur Beute des auserwählten Heeres beſtimmt hat. — Aexte her! Schlagt die Thüre ein!“

Eben wollte man die Thüre des Hauſes zertrümmern, als ſich in der Höhe des zweiten Stockwerks ein Pförtchen öffnete, welches auf eine Art Gallerie oder vorſpringenden Söller führte. Bretislawa und Editha, letztere todtenbleich, traten Arm in Arm heraus. Die Taboriten hielten einen Moment in ihrem Vorhaben inne, alle ſtarrten erwartungsvoll in die Höhe.

„Wo iſt Ziska? Ich will mit Ziska reden!“ rief Bretislawa mit feſtem Tone hinab.

„Wer biſt Du, Weib, und was iſt Dein Begehr?" entgegnete der blinde Feldherr, dem ein Nebenſtehender mitgetheilt hatte, was vorging.

„Ich bin Bretislawa von Schwihau, die Nichte des edlen Brzinko, der bei Sudomirziz für die heilige Sache als ein Märtyrer gefallen, ſo wie des tapfern Wenzel von Ziernoſeck, der noch gegenwärtig unter Deinem glorreichen Banner ſtreitet;" erwiederte das Mädchen.

„So eile, komme herab! Sollteſt Du, die Verwandte ſo edler Helden, Deine Glaubensbrüder fürchten? Oder wäreſt Du, was Gott verhüte, eine Abtrünnige, Abgefallene?"

„Keineswegs!" erwiederte Bretislawa. „Mitten unter Euern Widerſachern habe ich meinen Glauben treu bewahrt, auch würde ich mich bereits in Eurer Mitte befinden, aber eins hält mich zurück. — Verſprich mir Freiheit und ſicheres Geleit für Editha von Roſenberg."

„Nimmermehr!" ſchrie Dlaubal. „Höre ſie nicht an, Bruder Ziska! Sie iſt eine Verrätherin."

„Verräther ſelbſt, wer mich alſo ſchilt!" rief Bretislawa heftig. „Aber nicht mit Dir habe ich zu reden. — Höre mich, edler Feldherr, Du, an dem meine Seele hängt, wie an der heiligen Sache, der Du dieneſt, und den ich betrachte wie einen zweiten Joſua, der einſt an der Spitze des Volkes Gottes einherzog. Ich kann nicht glauben, daß eine Unſchuldige für das Böſe, was ihr Vater und deſſen Verbündete Eurer Sache zufügten, büßen ſoll, wäre dies aber der Fall, ſo würde ich eher mit ihr umkommen, ja ich würde mit eigner Hand den Feuerbrand in die mit Pech und Hanf erfüllten Gewölbe dieſes Hauſes ſchleudern, als Editha ohne ſicheres Geleit in die Hände ihrer Feinde liefern.“

„Komme herab, Tochter unſeres Geiſtes!“ ſagte Ziska nach einiger Beſinnung. „Komme herab, und bringe das Fräulein mit Dir; ich ſichere ihr Leib und Leben.“

„Was willſt Du thun, Bruder Ziska?“ rief Dlaubal heftig. „Willſt Du die Stolze, Bösgeſinnte, in Freiheit ſetzen? — Ich laſſe ſie nicht davon, und müßte ich die Sehnen ihres Roſſes lähmen, oder die Räder ihres Wagens mit der Axt zerſchmettern.“

„Schweig!“ erwiederte Ziska ſtreng. „Ich allein bin es, der hier zu befehlen hat. Das Fräulein ſoll in ehrenvoller Haft als Geiſſel für unſere gefangenen Brüder dienen. — Jetzt gehe Einer und rufe mir den Ritter Odolan."

Schon ſtanden Bretislawa und die zitternde Editha vor dem blinden Feldherrn der Huſſiten, welcher ſich mit der erſten gütiger als es ſonſt ſeine Art war, unterhielt, und ihr unter andern zuſicherte, daß die Verwundeten, welche ſich in das Gebäude geflüchtet hatten, verſchont werden ſollten, als Odolan, begleitet von einigen Taboriten, in den Kreis der Anweſenden trat. Ziska wandte ſich an den Jüngling.

„Du ſiehſt," ſagte er kalt, „was geſchehen. Die Feſte iſt, wie ich vorige Nacht vorausgeſagt, in meiner Hand; die, welche ſie vertheidigten, ſind erſchlagen. Hätte ich Dich, wie Du gewollt, entlaſſen, ſo wäreſt Du gleichfalls bei den Todten. Nur indem ich Dich mit Gewalt zurückhielt, konnte ich Dir das Leben retten."

„Ich läugne nicht," ſagte Odolan, „daß ich Euch viel zu danken habe, aber ich weiß nicht, ob dieſe Erhaltung einem ruhmvollen Tode vorzuziehen ſei; ich achte Gefangenſchaft für ſchlimmer als den letztern.“

„Ich denke Dich allerdings eine Zeitlang als meinen Gefangenen zu betrachten, aber nicht in meinem Lager oder in einer Feſte ſollſt Du eingeſchloſſen bleiben, Du ſollſt Dein eigener Wächter ſein. Höre deshalb meinen Befehl. — Du begiebſt Dich mit dem Fräulein von Roſenberg und Bretislawa von Schwihau nach Deiner eigenen Burg. Das Fräulein wird ſo lange dort als Geiſſel bleiben, bis ihr Vater mir zugeſagt hat, alle Gefangenen, die in ſeinen Burgen verwahrt werden, in Freiheit zu ſetzen. Bis dies geſchieht, öffneſt Du Deine Burg Niemandem, als auf meinen Befehl. Iſt die Auswechſelung geſchehen, ſo ſteht es Dir frei, das Fräulein zu dem Heere ihres Vaters zu begleiten, oder ruhig auf Deiner Burg zu verweilen; zu Beiden haſt Du Erlaubniß. Will aber der Sohn Peter Odolans in unſern Reihen und unter dem Banner des Kelches ſtreiten, ſo ſoll er mir hoch willkommen ſein.“

„Ich erkenne Eure Großmuth, Ritter Ziska;“ ſagte Odolan in einiger Verwirrung. „Ich weiß

indeß kaum, ob man es nicht übel deuten könnt
wenn ich, ſo zu ſagen, den Kerkermeiſter des Frä
leins —"

„O gewiß nicht!" rief Editha ſchnell. „J
bitte Euch, Ritter Odolan, ich beſchwöre Euc
den Auftrag, der Euch geworden, anzunehmen.

„Wohl!" ſagte Odolan. „In dieſem Falle übe
nehme ich ihn gern, und Niemand ſoll den koſtb
ren Schatz, den meine Burg verwahren wird, m
entreißen. Wollte indeß das Fräulein dieſelbe a
eigenem Willen verlaſſen, ſo werde ich es nicht m
Gewalt zurückhalten."

„Ich verſpreche bei meiner Ehre, da zu bleibe
bis Ritter Ziska mich ſelbſt dieſes Verſprechens en
binden wird;" rief Editha, beſorgt, daß Ziska
Gewalt nicht ausreichen dürfte, ſie vor den düſt
und wildblickenden Männern, die umherſtanden,
ſchützen, wenn die Scene nicht ſchleunig endete.

„Wohlan," ſagte Ziska zu Odolan, „ſo übe
gebe ich Dir das Fräulein von Roſenberg, f
deren Sicherheit Du mir verantwortlich biſt. W
Bretislawa von Schwihau ſie begleiten, ſo gene
mige ich es gern. Ihr Ohm, Wenzel von Ziern

ſeck, mit dem ich reden werde, wird für ihre Zukunft ſorgen.“ —

Nach weniger als einer halben Stunde Zeit befand ſich der junge Rittersmann und die beiden Fräuleins, begleitet von zwei taboritiſchen Reitern, bereits auf dem Wege. Den Wunſch Bretislawa's, dem Ritter Smrzka ein ehrenvolles Grab in geweihter Erde zu gewähren, wies Ziska ſtreng zurück. Er würde, nachdem die Burg ausgeleert worden, ſagte er, ſolche den Flammen übergeben; die einſtürzenden Thürme und Mauern ſollten zugleich Grab und Denkmal der Gefallenen ſein. Der gefürchtete Taboritenhäuptling hielt Wort. Noch die halbe Nacht hindurch ſahen die Reiſenden den Himmel, nach der Gegend von Priebenitz zu, geröthet. —

So wie Odolan mit den Frauen auf ſeiner Burg angekommen war, eilte er, durch einen Boten dem Freiherrn von Roſenberg Kunde von Allem, was vorgefallen, zu geben. Auch Editha ſchrieb an den Vater. Die Antwort fiel ſehr verſchieden von jener aus, die Beide erwartet hatten. Der ſtolze Baron erklärte: daß er den Vertrag, den man mit der „Bande der Empörer‘ geſchloſſen, nicht anerkenne, daß er die gefangenen Taboriten nicht in Freiheit ſetzen werde, und daß er ſeinem ‚Mann und Söldner‘, Johann Odolan, anbefehle, das Fräulein bis zu dem Heere, wo er ſich befinde, zu geleiten, dort ſich ſelbſt aber wegen ſeinem Betragen, daß den größten Tadel verdiene, zu reinigen.

Odolan war von dem Schreiben des Freiherrn empört. Er antwortete ſogleich: daß er den Dienſt deſſelben, den er als freier Mann jeden Augenblick verlaſſen könne, hiermit aufgebe, Fräulein Editha aber, wie ſie ihm in einigen Zeilen ſelbſt bezeuge, Macht habe, ſobald ſie wolle, das Schloß zu verlaſſen. Editha beſtätigte dies, fügte jedoch hinzu, daß ſie Ziska ihre Ehre verpfändet, nur nach Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen. Wie erſchrack Odolan, als er nach einigen Wochen erfuhr, daß der Freiherr einen Preis auf die Befreiung ſeiner Tochter, die, wie er erklärte, ‚durch einen verrätheriſchen Söldner gefangen gehalten und durch Drohungen gezwungen werde, Briefe lügneriſchen Inhalts zu unterzeichnen‘, ſo wie auf den Kopf des ‚abtrünnigen Dienſtmanns‘ geſetzt. Auf's Aeußerſte empört, ſchrieb der Ritter an Ziska: daß ſeine eigene Ehre die augenblickliche Auslieferung Editha's erheiſche, und daß, wenn Ziska dieſe bewillige, er ſich anheiſchig mache, in dem Heere der Kelchner zu dienen. Die Antwort erfolgte ſchnell und beifällig. Ziska ſchrieb: er erkenne deutlich, daß es der Wille des Herrn ſei, einen wackern Arm der heiligen Sache, für die er ſtreite, zuzuführen, er möge Editha deshalb durch ſichere Leute auf Umwegen in die Heimath geleiten laſſen, für ſeine Perſon aber in der Gegend von Przibislawa zu dem Heere der Kelchesbrüder ſtoßen.

So wie dieſe Nachricht angekommen, bereitete ſich Editha zur Abreiſe. Sie ſowohl wie Odolan dachten nicht anders, als daß Bretislawa ſie begleiten würde. Wie erſtaunt war Jene, wie entzückt der Letztere, als Bretislawa auf einmal vor Odolan trat:

„Ritter!“ ſagte ſie bewegt. „Ihr ergreift das Schwerdt jetzt für die Sache, der Euer Vater heimlich zugethan war, und der Ihr Euch von Anfang an hättet weihen ſollen. Ihr laſſet, ein Kämpfer für das höchſte Gut, die Freiheit des

Glaubens, Euer Eigenthum unbeſchützt zurück. Ge
ſtattet, daß ich in Eurer Burg zurückbleibe. Ih
ſollet keinen treuern Verwalter, und wenn es Go
ſo fügen möchte, keinen eifrigern Vertheidiger fin
den können. Betrachtet mich als Eure Verwandte
als Eure Schweſter."

„Nein," rief Odolan, indem er beide Händ
des Mädchens ergriff, „als mein Weib, mein theu
res, innig geliebtes Weib, müßt Ihr als Gebieteri
meiner Burg hier bleiben."

Es bedurfte nur wenig Liebesworte von Seite
des Jünglings, nur wenig Bitten von Seiten Edi
tha's, um Bretislawa zur Einwilligung zu beſtim
men. Ehe das Fräulein von Roſenberg die Bur
verließ, waren Odolan und Bretislawa vermählt. —

Bald nach der Vermählung ging Odolan zur
Heere ab; er traf Ziska ſterbend. Tapfer focht de
Ritter nun längere Zeit unter Prokop dem Große
Erſt nach Abſchluß der Prager Artikel kehrte er nac
ſeiner Burg, und in die Arme Bretislawa's zurüc

Der Schweſternthurm.

Erzählung.

Motto:

„Quien no ha visto Granada,
No ha visto nada."

Spaniſches Sprüchwort.

Der Norden iſt die Heimath der Sage. Hier ſchwebt ſie um nackte Bergesgipfel, blickt aus klaren Quellen, flüſtert aus den Blättern uralter Bäume, niſtet wie das einſame Käuzchen in jedem zerfallnen Gemäuer. Im Süden iſt es anders. In Spanien, dem ‚ſchönen Lande des Weins und der Geſänge,‘ kennt man kaum drei oder vier Sagen, die der ſo höchſt romantiſchen Vorzeit angehören. Nicht die ‚ſchöne Königin‘ wandelt unter den nach ihr benannten Cypreſſen in jenem Garten der Alhambra, wo ‚die Waſſerbecken gleich Betenden auf dem Boden liegen,‘ es iſt ein Zug geſpenſtiger Franziskaner, der ſich dort um Mitternacht blicken läßt, und die verſäumten Hora's nachträglich abſingt; nicht die Geiſter der unſchuldig hingewürgten Abencerragen ſchreiten aus dem ‚Löwenhofe‘ in die nach ihnen benannte Halle, man ſieht dort blos dann und wann feueraugige Mohrenritter, die einen Großinquiſitor in ihrer Mitte führen, und damit dem gläubigen Seher andeuten wollen, daß es in der Hölle Geſellſchaft von dem verſchiedenſten Glauben, Stand und Würden gäbe. Sind daher ächt ſpaniſche Sagen ſo ſelten, ſo rechnen wir es uns als ein kleines Verdienſt an, wenn wir dem Leſer die folgende, ſo viel wir wiſſen, noch nirgends bearbeitete, zum Beſten geben.

Erſte Abtheilung.

Zoraheyde.

Motto:

„Mas vale trocar
Placer por dolores
Que estar sin amores.“
Juan de la Encina.

m Jahre 1238 wurde Granada die Hauptſtadt es beſondern mauriſchen Reiches. Muhamed ben hamar (der Sohn des Rothen) verlegte ſeine Re- nz dorthin. In der zweiten Hälfte des funf- nten Jahrhunderts betrug ihre Bevölkerung über malhunderttauſend Menſchen. Alles, was reich, eſehen, berühmt war, wollte in jener Stadt nen, welche, wie eine geſchmückte Braut unter nen, in der herrlichen Vega, dieſem Thale, man einen Garten Gottes nennen könnte, ge- war. Hier, geſchützt von den Schneegipfeln Sierra Nevada, und in der Sommerhitze von ihnen erfriſcht, bedeckte ſie zwei Anhöhen und ein zwiſchen dieſen liegendes, von dem Darro und Xenil durchſtrömtes, Thal. Zwei ſchimmernde Berge, die reizende Alhambra und die eigentliche Kasbah, der Albaycin genannt, blickten, von Palmen und Cypreſſen umragt, auf ſiebenzigtauſend Häuſer herab, die von hohen, drei Meilen langen, mit zwölf Thoren und tauſend und dreißig Thürmen geſchmückten Mauern umgeben waren.

Nur jene Mauern konnten bemerklich machen, daß die Stadt und die Vega nicht ein gemeinſamer, groſer Garten war, denn auch über den Dächern der Häuſer ſchwankte die Krone der Dattelpalme im leiſen Winde, die armsdicke Rebe des Weinſtocks kletterte über die Dächer bis zum Minareh der Moſcheen empor, der Obſtbaum ſchüttete ſeine reife Frucht in die kleinen Höfe der Wohnungen, und die rieſigen Stengel der Agave americana erhoben ſich zur Blüthenzeit, geſchmückt mit ihren ſchwefelgelben Blumen, wie rieſige Armleuchter bis an die Höhe der Terraſſen der flachen Häuſer. Am ergreifendſten war der Anblick der herrlichen Stadt und des paradieſiſchen Thales, in dem ſie liegt, von einer Anhöhe am Gebirgsrande der Alpuxarren, welche „la cuesta de las lagrimas“ genannt wird, weil auf dieſem Punkte der unglückliche Boabdil, als er aus den Hallen ſeiner Väter vertrieben ward, den letzten Abſchiedsblick auf das ihm geraubte Erbe warf. Hier ſah man die ſchimmernden Windungen des Xenil, aus welchem Tauſende von Kanälen abgeleitet waren, um die Wälder von Maulbeerbäumen, von welchen die feinſte Seide gewonnen ward, die Obſt- und Weinpflanzungen, die in dem ſaftigſten Grün glänzenden Wieſen und Blumenauen zu erfriſchen, und die unweit eines Hölzchens, von Ulmen, Pappeln und Eſchen, das in unſerer Zeit „Soto de Roma“ genannt wird, und wo die mauriſchen Herrſcher einen Sommerpallaſt hatten, in ein großes, mit Waſſergeflügel aller Art belebtes Baſſin zuſammenfloſſen.

In der Zeit, in welcher die Begebenheiten unſerer Erzählung ſich ereigneten, regierte in Granada der Kaliph Muhamed der ſiebente. Er war bei ſeinem Volke wenig beliebt. Theils dachte dies noch zu lebhaft an ſeinen Vorgänger Muhamed ben Juſuf, unter dem es die letzten glücklichen Jahre, die das

Schickſale dem Reiche beſtimmt, verlebt hatte, theils verachtete es ihn wegen des Umſtandes, daß ihm das Meiſte, was er anfing, fehlſchlug; ein Uebel, welches man ſeiner Ungeſchicklichkeit zuſchrieb, und das ihm bei der Nation den Beinamen: „el hayjuri,“ „der Linkiſche,“ zuzog. Uebrigens war der Kaliph eigentlich weder gut noch böſe, weder klug noch dumm, weder mild noch grauſam, obwohl, eben ſeines Unglücks wegen, ihm die letzten jener drei Eigenſchaften, wie dies unglücklichen Fürſten dann wohl zu gehen pflegt, ohne weiteres von der Menge zugeſchrieben wurden. Dreimal war Muhamed durch Aufruhr vom Throne geſtoßen worden, dreimal hatte er ihn, Dank der Ungeſchicklichkeit der Rebellen, wieder eingenommen, er regierte einmal wie das andere, nämlich mit Schwäche, und nach den Eingebungen des Augenblicks. Hatte er einmal einen recht eclatanten einfältigen Streich gemacht, und er bemerkte, daß das Volk darüber unwillig ward, ſo ließ er die Thore der Alhambra und des Albaycen's ſperren, vor Allem aber ſeinem Leibaſtronom den Kopf abſchlagen, weil ihm dieſer nicht den unglücklichen Ausgang ſeines Unternehmens vorhergeſagt; ein Umſtand, weshalb die ſonſt ſehr einträgliche Stelle faſt ſtets vacant war, und ſehr wenig Liebhaber fand.

Eben war wieder ein Aufruhr gedämpft, aber zugleich auch die Kaſſe des Kaliphen dergeſtalt erſchöpft worden, daß neue bedeutende Auflagen ausgeſchrieben werden mußten. Die letztere Maßregel war um ſo dringender, als auch von außen her das Reich von Granada ſehr bedroht war. Rings um die Grenzen gab es feindliche Einfälle. Die Chriſten erwarteten nur eine günſtige Gelegenheit, um von allen Seiten das Reich der Mauren anzufallen, und ſchon jetzt ſuchten ſie die Kerne des Granatapfels (Granada), wie ſie ſcherzweiſe zu ſagen pflegten, einzeln herauszupicken, indem ſie eine Grenzveſte nach der andern überfielen, oder durch Verrath in ihre Hände zu bringen ſuchten. Daß etwas Bedeutendes geſchehen müſſe, um das Reich zu ſichern, leuchtete dem Kaliphen ein; indeß weder er noch ſeine Weſſire wußten Rath; endlich fiel dem Herrſcher ein Mittel ein, zu dem er aber nur ſehr ungern ſeine Zuflucht nahm. Nicht weit von Granada, jedoch in dem wildeſten Theile der Alpurarren, lebte ein Einſiedler, der in dem Rufe großen übernatürlichen Wiſſens ſtand. Der Vorgänger Muhameds — ſo ſagte wenigſtens das Volk — ſollte mit dem Santon in genauen Freundſchaftsverhältniſſen geſtanden, dieſer ihm bei allen Gelegenheiten weiſen Rath ertheilt, und dieſer Umſtand die glückliche Regierung des Fürſten vorzüglich begründet haben. Der gegenwärtige Regent, ſo erzählte man dann weiter, habe ſich indeß bald nach ſeinem Regierungsantritt mit Aben Habuz — ſo hieß der heilige Eremit — gänzlich überworfen, und dieſer ſeine Hand für immer von ihm abgezogen. Wer jener Santon übrigens ſei, woher er gekommen, davon wußte Niemand genaue Auskunft zu geben. Der Eine ſagte, er ſei ein grundgelehrter Mönch zu Sevilla geweſen, der aber durch ſeine Studien vom Chriſtenglauben abgebracht worden, und ſich, von der Wahrheit des Islams überzeugt, zu dem letztern gewendet habe. Andere beſtritten dies und ſagten, er ſei eigentlich weder Moslim noch Chriſt, ſondern ein Zauberer, ein Teufelsſohn, der ſich blos darum in das Alpuxarrengebirge zurückgezogen, weil dort, ſo zu ſagen, das Leib- und Luſtgehege aller

Schwarzkünſtler, Unholde und Satansgeſinde ſei. Wenige meinten, er ſei der aus Granada gebürtige, grundgelehrte Abd el Hatim, welcher aus arabiſchen Autoren und Staatsarchiven eine Geſchichte von Fez zuſammengetragen, ſpäter aber, nach dem Tode ſeines geliebten Weibes, auf einmal aus Granada verſchwunden ſei, und ſich aus Schwermuth in das unwirthbare Gebirge zurückgezogen habe. Darüber waren indeß Alle einig, daß der Einſiedler Aben Habuz, ein uralter Greis, von großer Weisheit und Kenntniß der Aſtrologie, aber ſo menſchenfeindlich und unzugänglich ſei, daß es faſt unmöglich, Zutritt in ſeine Höhle zu erlangen. Nur nach langen Berathungen und auf das Dringen ſeiner Weſſire entſchloß ſich Muhamed el Hayjari zu dem Santon ſeine Zuflucht zu nehmen, und von ihm Rath, wie er den am meiſten drohenden Uebeln, den Einfällen der Chriſten und der Entmuthigung und dem Mißvergnügen ſeines Volkes eine Abhülfe ſchaffen könne, einzuholen, und ſo ſahe man ihn denn eines Morgens, umgeben von einer Anzahl mauriſcher Ritter, aus den Stämmen der Gomeren und Gazulen, welche ſich durch ihre dunkle Geſichtsfarbe, von denen aus den Geſchlechtern der Zegris und Vanegas bedeutend unterſchieden, die er aber am meiſten liebte, weil er ſie für die Treueſten hielt, da ihre Väter erſt aus Afrika eingewandert waren, aus dem Thore von Elvira ſprengen und, durch die blühende und ſproſſende Vega, nach dem Gebirge jagen. Der Kaliph war ein Mann von einigen vierzig Jahren, von ziemlich kräftigem Bau und nicht übler Geſichtsbildung. Er, wie ſeine Begleiter, waren nach einer von den Chriſten angenommenen Sitte leicht geharniſcht. Sie trugen ſämmtlich den in eine Spitze auslaufenden Helm und den Ringpanzer der Almogaraven, wie man die leichte Reiterei der Spanier nannte, nur unterſchieden ſie ſich von den letztern dadurch, daß ihre Schilder einen Spruch aus dem Koran oder auch wohl das Symbol des Reiches, eine offene Hand und einen Schlüſſel, anſtatt des Wappens ſehen ließen. Auf dem Punkte, welcher in unſern Tagen: ‚der letzte Seufzer des Mauren‘ (el ultimo sospiro del Moro) genannt wird, weil dort Boabdil Thränen über ſein Unglück geweint haben ſoll, nämlich auf der Höhe von Padul, angekommen, wandte ſich der ganze Schwarm nach dem wildeſten Theil des Gebirges, und galoppirte nach mauriſcher Sitte ſo raſch über den rauhen, ſteinigten Boden dahin, daß die Funken um die Hufe der Roſſe ſtoben. So mochten die Reiter faſt eine Stunde fortgejagt ſein, als das Terrain ſo ſchwierig wurde, daß ſie die Roſſe anzuhalten gezwungen waren.

„In dieſe Barranca geht unſer Weg, o Beherrſcher der Gläubigen!“ ſagte ein alter Ritter aus dem Stamme der Gazulen, indem er auf das ausgetrocknete Waſſerbett eines wilden Gebirgsbaches, welcher bei Regengüſſen ſehr mächtig ſein mochte, da eine Menge Felſenbrocken in ihm herum lagen, und faſt den Pfad verſperrten, zeigte. „Gefällt es Dir, ſo reite ich voran, um Dir den Pfad zu zeigen.“

„Thue dies, Abd el Aziz!“ erwiederte der Herrſcher, indem er den ſcharfen Steigbügel in die dünnbehaarten Seiten des ſchlanken Falben drückte, und dieſen über einen, den Weg verſperrenden, umgeſtürzten Baumſtamm zu ſetzen nöthigte. „Wie es ſcheint,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „hat ſich Aben Habuz keinen Wohnſitz gewählt, deſſen Zugang mit der Bivarambla und dem Zacatin, wo wir den Dſcherid zu werfen pflegen, zu vergleichen wäre."

„Du wirſt ſtaunen, o Herr," ſagte der Gazule, „wenn Du in die Nähe der Wohnung des Santons kommen wirſt. Ich habe Deinen Bruder — Möge Allah ſeine Seele in Gnaden aufgenommen haben! — einmal zu ihm begleitet, und hielt es kaum für möglich, daß ein Menſch auf die Gedanken kommen könne, einen ſolchen Aufenthalt zu wählen."

Das Flußbett, in welchem ſie ritten, ward immer enger, immer unwegſamer, die Gegend immer wilder. Faſt eine Stunde waren ſie auf dieſe Weiſe beſtändig im Schritt, und Einer hinter dem Andern hergeritten, als die Schaar, nachdem ſie um eine Ecke gebogen, plötzlich vor einer Felswand ſtand, die den Pfad gänzlich verſperrte. Senkrecht erhob ſie ſich gegen hundert Fuß hoch in die Luft. Zur Seite derſelben befanden ſich zerklüftete Felſen in Stufenform, deren geſchwärztes Anſehn, ſo wie das jezt halb vertrocknete Moos, andeuteten, daß bei Regengüſſen die Waſſer hier ihren Weg nach dem Flußbette nähmen.

„Du haſt Dich verirrt, Abd el Aziz!“ ſprach der Kaliph düſter zu dem Ritter, welcher den Wegweiſer machte, als Alle anhielten. „Hier iſt keine Wohnung eines menſchlichen Weſens.“

„Doch, o Kaliph!“ erwiederte dieſer. „Dort iſt ſie.“

Der Maure zeigte mit der Hand nach einer Höhle, die man für die Wohnung eines Raubthiers hätte halten können, wenn ſie ſich zu ebener Erde befunden hätte, ihr Eingang war indeß an zwanzig Fuß über dem Boden erhaben, und gähnte mitten aus der Felſenwand. Wie ein natürlicher Altan ragte hier ein Felſenblock über die Tiefe, in welcher, wenn der Fluß Waſſer in ſeinem Bette hatte, er ſich in den wildeſten Wirbeln drehen mußte.

„Die Höhle,“ ſagte Abd el Aziz, „muß noch einen andern Eingang haben, aber Niemand kennt ihn, wie der Bewohner ſelbſt, und auch Muhamed ben Juſuf begab ſich ſtets durch dieſen in dieſelbe.“

Eben hatte der Kaliph dem Ritter befohlen, daß er ſeine Stimme erheben ſolle, um den Santon von der Ankunft der Gäſte zu benachrichtigen, als eine ſonderbare Figur auf der Felſenplatte am

Eingange der Höhle erſchien. Es war ein hoher Greis von ſehr bedeutendem Alter. Sein Haupt war gänzlich kahl. Thierfelle waren ſeine Kleidung. In der Hand trug er einen Knotenſtock, auf den er ſich zu ſtützen ſchien.

„Wer ſeid Ihr? — Was wollt Ihr? — Warum ſtört Ihr mit Roſſes- und Waffenlärm mich aus der Ruhe?“ rief er mürriſch herab.

„Ich bin der Kaliph, heiliger Santon, und komme mit Dir zu reden,“ ſagte der Fürſt, indem er vom Roſſe ſtieg, und ſeine Ritter gleichfalls abſaßen.

„Du haſt es ſeit dem Tage Deiner Thronbeſteigung, und als ich nach Granada kam, um Deinen edlen Bruder zur Gruft zu geleiten, nicht für nöthig gehalten, und ſo möchte es auch heute wohl überflüſſig ſein,“ verſetzte der Eremit nach einer Pauſe, und indem er einen Anflug von Hohn in ſeiner Rede durchklingen ließ.

„Ich komme, um mir von Deiner Weisheit Rath zu holen,“ ſprach der Fürſt beſchämt und in Verwirrung.

„Du haſt mit der Weisheit Deiner Weſſire und der Deinigen bisher ſo gut ausgereicht, daß die meinige dadurch gänzlich überflüſſig geworden iſt;“ ſprach der Greis, und ſein Ton klang noch höhniſcher.

„Ich aber will mit Dir ſprechen, und ich bin nicht gewohnt, von einem Unterthan Gehör zu erbetteln;“ rief der Kaliph zornig.

„Unterthan! — Dein Unterthan?“ entgegnete der Einſiedler kalt. „Bisher dachte ich nicht, daß ich von dem Kaliphen Befehle zu empfangen hätte, und ſo werde ich wohl, da ich ſolche auszuführen keine Luſt habe, meinen Stab nehmen, und nach der Serrania de Ronda wandern müſſen. Eine Höhle, Waſſer und Wurzeln finde ich überall.“

„Bei Allah!“ rief ein junger Maurenritter, der mit ſichtlichem Aerger bis jetzt geſchwiegen. „Ich weiß nicht, o Kaliph, wie Du dieſem ſtolzen Santon ſo nachgiebig zuhören kannſt. Geſtatte, daß wir mit unſern Schwerdtern Aeſte abhauen, ſie über einander thürmen, die Felswand erſteigen und den ſtörriſchen Alten zu Deinen Füßen ſchleppen.“

„Thue das, läppiſcher Knabe! Schleppe Aeſte zuſammen, und ſei verſichert, daß der Haufen auf einen Wink meiner Hand auflodert, ehe Du nur einen Fuß darauf ſetzeſt;“ rief der Eremit in zornigem Tone von der Höhe herab.

„Schweig!“ ſprach der Fürſt verdrüßlich zu dem Ritter. „Niemand ſpreche mehr ein Wort ohne meinen Befehl. — Es wird Dir bekannt ſein, o heiliger Mann,“ fuhr er mit ſchmeichelnder Rede fort, „daß mächtige Helden den Weiſen, die ſie befragen wollten, ihre Worte mit dem Schwerdte in der Fauſt abgenöthigt, ich glaube indeß, daß ſie dadurch an der Weisheit ſelbſt gefrevelt haben — Allah weiß am beſten, was wahr iſt! — und ich bitte Dich daher blos bei dem Andenken meines Bruders Muhamed ben Juſuf, daß Du mir eine Unterredung geſtatteſt.“

Der Eremit ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen, dann ging er in die Höhle, aus welcher er jedoch bald wieder zurückkehrte, und eine Strickleiter herabwarf, deren oberes Ende, wie es ſchien, innerhalb des Eingangs befeſtigt war. —

„Möge Allah Dich ſegnen! Ich komme Deinen Rath zu hören;“ ſagte der Fürſt, als er die Leiter erklommen hatte und in die Höhle trat.

„Dein Bruder bedurfte ſelten meines Rathes, denn er wußte, ohne mich zu fragen, das Rechte zu finden;“ erwiederte der Einſiedler mürriſch, indem er mit der Hand auf einen hölzernen Seſſel zeigte, welcher die einzige von Menſchenhand verfertigte Geräthſchaft war, die man erblicken konnte.

Mit Verwunderung blickte der Herrſcher in der Höhle umher. Sie war ganz ſo, wie ſie die Natur gebildet. Nirgends eine Spur von Nachhülfe. Ein Lager von Moos und jener Seſſel waren Alles, was man von Bequemlichkeiten ſah. Eine frühere Erdrevolution ſchien den Felſen erſchüttert und die Höhle gebildet zu haben. Letztere beſtand aus großen Felſenblöcken, in deren Ritzen Waſſer herabträufelte, das ſich in den Spalten des Fußbodens verlor, auch ſchien ſie ſich noch weit in's Innere des Berges, doch immer ſchmäler werdend, fortzuziehen. Der Aufenthalt kam dem Kaliphen, welcher an die Pracht der Alhambra gewöhnt war, ſo traurig vor, daß er ſeinem Staunen Worte geben zu müſſen glaubte.

„Wie iſt es möglich,“ ſagte er, „daß Du bei Deinem Alter einen ſolchen Aufenthalt, wo Du aller Bequemlichkeit, jeder Hülfe in Krankheit ermangelſt, wählen kannſt? Sprich ein Wort, und ich laſſe Dir in meinem Schloſſe, oder wenn es Dir dort zu geräuſchvoll iſt, in dem ſchattigen Garten des Generaliſe eine Wohnung einrichten, wo es Dir an keiner Bequemlichkeit, noch an nahrhafter und geſunder Koſt mangeln ſoll.“

Bei jedem Worte, das der Fürſt ſprach, verdüſterte ſich das glaſige, geſpenſtiſche Auge des Alten, der ſich auf das Lager niedergelaſſen hatte, immer mehr, und ſo wie Jener ſeine Rede geendet hatte, ſagte er kalt:

„Blicke hinter Dich! Was ſiehſt Du in jenem Winkel?“

„Ich ſehe einen Haufen Wurzeln und Kräuter;“ ſprach der Fürſt, verwundert über die Frage.

„Wohl!“ fuhr der Eremit mit hartem Tone fort. „So lange noch dergleichen in den Schluchten der Alpuxarren wachſen, ſo lange noch ſüßes Waſſer aus dieſen Spalten träufelt, und dieſe Felſen nich in ihrem Grundveſten wanken, kommt nicht un verlangt nichts Aben Habuz von Muhamed el hayjari. — Doch ſprich,“ ſetzte er mit Hohn hinzu

„was verlangt der Kaliph, der Beherrſcher der Gläubigen, von mir, dem Bettler?“

So unangenehm es auch den Fürſten berührte, ſein Anerbieten ſo ſchnöde zurückgewieſen zu ſehen, und ſo übel auch der Beiname: „el havjari‘ ihm in's Ohr tönte, ſo mäßigte er dennoch ſeinen Unwillen und ſagte:

„Die Chriſtenhunde — möge Allah ſie am Tage des Gerichts verwerfen! — werden täglich übermüthiger. Faſt jeden Monat machen ſie Einfälle in das Gebiet meines Reiches. Wie der Sturmwind aus den Schluchten des Gebirges, brauſen ihre Panzerreiter durch die Päſſe der Sierra, die mein Gebiet von dem ihrigen ſcheidet, und ehe wir ihnen entgegengehen und Rache nehmen können, ſind ſie bereits wieder verſchwunden.“

„Und Deine Burgen an der Gränze, Dein Almucadem und die Alcayden, die dort befehlen?“ fragte Aben Habuz verächtlich. — „Dein Bruder wies ſolche Einfälle ſtets ſiegreich zurück.“

„Allah hat ſein Auge in letzter Zeit ungnädig von ſeinem Volke gewendet!“ ſprach traurig der

Kaliph. „Die Gränzwachen wurden ſtets geſchlagen, das Volk iſt entmuthigt.“

„Was kann ich dabei thun? — Bin ich ein Gott, der die Herzen der Feigen mit Muth erfüllen kann?“ ſprach der Einſiedler.

„Ein Wort von Dir, ein Zeichen würde dem Volke Muth verleihen!“ ſagte der Kaliph dringend.

„Ich gebe es nicht! — Ein Volk, das ſich ſelbſt verläßt, iſt deſſen nicht werth;“ ſprach der Santon hart.

„Steheſt Du mir nicht bei, ſo iſt Aufruhr und das Verderben Granada's gewiß!“ rief Muhamed, indem er die Knochenhand des Alten bittend ergriff. „Der Feind hat eine ſtarke Macht an der Gränze. Wie der Adler von ſeinem Felſenhorſte, blickt Tellez Giron, der Großmeiſter der Bekreuzten, von der Gränzveſte in unſere fruchtbaren Thäler. Flattert die Fahne mit dem Schlüſſel an der Seite des Kreuzesbanners — und dies wird der Fall ſein, denn Sidi Abd el Rahman, das Haupt der Zegri's, iſt mir feindlich geſinnt und wartet nur, um ſich für die Gegner zu erklären — ſo bin ich verloren.“

„Und biſt Du es, ſo iſt es dennoch nicht das

Volk von Granada;“ verſetzte der Santon hart. „Was ſagt der Weiſe aus Damaskus? ‚Wenn das eine Auge vertilgt iſt, ſieht das andere deſto ſchärfer, wenn die eine Hand abgehauen iſt, wächſt die Kraft der andern.‘ Ein kräftiger Herrſcher wird die Fahne mit der Hand und dem Schlüſſel beſſer vertheidigen.“

„Aber,“ ſagte der Kaliph mit ſchmerzlichem, bittendem Tone, „er wird nicht der Abkömmling des ‚Sohns des Rothen‘, nicht der Bruder Muhameds ben Juſuf ſein. — Du weißt, o Heiliger, ich habe drei Töchter, aber keinen Sohn.“

Die Rede des Fürſten ſchien ihres Eindrucks auf den Greis nicht verfehlt zu haben, der klagende Ton in ſein Herz gedrungen zu ſein.

„Du haſt Unrecht,“ ſagte er düſter, aber weniger rauh, „Dich auf Deinen großen Ahn und auf Deinen Bruder zu berufen. Die Weisheit des Erſten und der Edelmuth des Zweiten ſind nicht Dein Erbtheil worden. — Nein,“ ſetzte er heftig hinzu, als der Fürſt ſprechen zu wollen ſchien, „ich bin mit Dir nicht zufrieden. — Du haſt keine der Lehren, die ich Dir am Sterbebette des edlen Muhameds gab, beachtet, Du haſt ſie alle in den Wind geſchlagen; wie würdeſt Du die ausführen, die Du heute von mir zu erbitten kamſt!"

„Pünktlich! — Blindlings! — Ich ſchwöre es Dir bei Allah und dem Barte des Propheten!" rief der Fürſt.

„Und was iſt's, das Du wünſcheſt? Was ſoll ich für Dich thun?" fragte der Eremit, indem er ſein tiefliegendes, düſteres Auge auf dem Kaliphen ruhen ließ.

„Gieb mir einen Talisman, der mich ſtark macht, meinen Feinden zu widerſtehen, und der den Muth meines Volkes erhebt; einen Talisman, wie den, den Du meinem Bruder Muhamed ben Juſuf gegeben haſt, den er, wie es heißt, bis zu ſeinem Tode auf der Bruſt trug, und den Du, als er geſtorben war, wieder zurückgenommen haſt."

So wie der Kaliph ſchwieg, ſtieß der Einſiedler ein lautes Gelächter aus, in welchem, außer ſeiner Wildheit, etwas wie Verachtung lag.

„Dein Bruder," ſagte er endlich, „trug den Talisman, den er von mir empfing, nicht auf, ſondern in der Bruſt. Dieſen Talisman kann ich Dir weder geben, noch kannſt Du ihn tragen.“

„Wohl! So gieb mir einen andern, aber hilf mir; hilf mir, um meines Bruders willen;“ ſprach dringend der Fürſt. — „Rette mich, rette mein unglückliches Volk!“ ſetzte er hinzu, als der Eremit hartnäckig ſchwieg.

Der Alte ſchien indeß in ein tiefes Nachdenken zu verfallen, er ſah ſtarr vor ſich hin, es entſtand eine lange Pauſe. Auch der Fürſt ſchwieg, aber ſeine Miene drückte ungeduldige Erwartung aus.

„Wohlan!“ ſprach endlich der Einſiedler. „Ich will Dir und dem entarteten, verweichlichten Volke von Granada zum letztenmale einen Rath ertheilen. — Zum letztenmale! Verſtehſt Du, Kaliph? Kämeſt Du nochmals in meine Wildniß, Du würdeſt mich nicht mehr in dieſer Höhle finden. — Auch einen Talisman ſollſt Du haben, und dieſer ſoll mir Kunde geben, ob Du und Dein Volk noch ächte Söhne jener Väter ſeid, die, mit dem Schwerdt in der einen und dem Koran in der andern Hand, vom Atlasgebirge auszogen, und über das Meer ſchifften, um ſich das ſchöne Land, das vor ihren

Blicken lag, zu unterwerfen. Höre deshalb meine Rede, und befolge ſie pünktlich. Sobald Du nach Granada zurückkommſt, ſo laß, durch den beſten Künſtler, in Erz einen Reiter in Lebensgröße, mit beweglichen Armen, eine Lanze in der rechten Hand haltend, verfertigen. Dieſen Reiter laß auf den höchſten Thurm des Albaycin aufſtellen, und auf das Fußgeſtell des Bildes, mit koloſſalen Lettern, in arabiſcher Sprache ſchreiben:

‚Aben Habuz der Seher ſpricht:
So vertheidigt ſich der Andaluſier!‘

Wohin die Spitze der Lanze dann auch immer gerichtet ſein wird, von dort haſt Du den Feind zu erwarten. Befeſtige dort Deine Gränzen, lege ſtarke Beſatzung in die Gränzſchlöſſer, übe die Beſatzung in den Waffen, und das Herz Deiner Unterthanen wird ſtark und froh werden."

„Dein Rath ſoll pünktlich befolgt werden," rief hocherfreut der Kaliph. „Noch heute ſoll auf der Bivarrambla, dem Zacatin und in allen Hauptſtraßen durch Ausrufer unter Pauken- und Trompetenſchall verkündigt werden, daß ſich Künſtler melden ſollen, um jenes Erzbild zu verfertigen. Ich will den Künſtler, der den Talisman auf's beſte und ſchnellſte darſtellt, fürſtlich belohnen."

„Vergiß indeß," ſagte der Einſiedler mit einem ſonderbaren Lächeln, „über die Verfertigung des Talismans nicht die daran geknüpften Bedingungen, die Verſtärkung der Beſatzungen, die Waffenübungen und die Wachſamkeit."

„Nichts ſoll vergeſſen werden!" rief lebhaft der Kaliph. „O hätteſt Du mich nur früher Deines Rathes gewürdigt, heiliger Mann, Du würdeſt geſehen haben, wie genau, wie umſichtig ich ihn ſtets befolgt haben würde."

„Als Dein Bruder ſtarb," ſprach der Santon mit dem vorigen ſonderbaren Lächeln, „wurden Dir von Deiner Gattin Drillingstöchter geboren, Du bateſt mich, über ihr Geſchick die Sterne zu befragen. Entſinneſt Du Dich noch meiner Antwort?"

„Von Wort zu Wort!" fiel der Fürſt mit Lebhaftigkeit ein. „Du ſagteſt: ‚Deine Töchter, o Kaliph, werden Deiner Wachſamkeit, beſonders wenn ſie das mannbare Alter erreichen, bedürfen. Dann vertraue ihre Hut keinem Andern als Dir ſelbſt.'"

„Und haſt Du dies Wort beherzigt?" fragte der Santon mit ſatyriſchem Lächeln.

„Auf's Allerbeſte;" erwiederte Jener. „Sobald die Mädchen zu ſprechen anfingen, ſandte ich ſie mit einer Aufſeherin, welche Alle, die ſie kennen, wegen der Weisheit die in ihr wohnt, nur die ‚kluge Kadiga' nennen, und welche die Lieblingsdienerin meines Weibes war, nach der nur einige wenige Meilen von hier gelegenen Veſte Gaucin. Wie Du weißt, o heiliger Mann, iſt die Burg, wie das Neſt eines Adlers, auf einem einzelnen Felſen gelegen, die Gegend ſchön, die Luft erfriſchend und geſund. Damit die Mädchen, welche inzwiſchen zu drei herrlichen Jungfrauen erblüht ſind, kein männliches Weſen, das ihren Augen wohlgefallen könnte, zu Geſicht bekommen, habe ich für eine Umgebung geſorgt, die eben nicht geſchaffen iſt, um dem Auge der Weiber zu gefallen. Die Diener der Jungfrauen ſind ſäbelbeinige Zwerge, die Beſatzung der Burg beſteht aus Buckligen oder Einäugigen, der Befehlshaber iſt ein alter ſchwarzer Eunuche. Du ſiehſt mithin, heiliger Santon, daß ich mit größter Umſicht die Bewahrung meiner

Töchter angeordnet habe, und ich verſpreche Dir mit derſelben Umſicht und Weisheit auch Deinen Rath, Hinſichts des Talismans, den Du mir auf dem Albaycin zu errichten geboten haſt, auszuführen.“

„O, ich ſetze dies von Dir voraus!“ erwiederte der Einſiedler trocken.

„Nächſtens,“ fuhr der Kaliph, einmal im Fluße der Rede, wohlgefällig fort, „hole ich indeß meine Töchter von Gaucin zurück, um ſie zu verheirathen. Die Schwiegerſöhne, die ich mir erkohren habe, ſind ſo edel als mächtig, wenn auch den Augen der Weiber nicht eben wohlgefällig anzuſchauen. Die älteſte, Zayda, habe ich für Sidi Abubekr el Naziri, den Alcayden von Tarifa, beſtimmt —“

„Er iſt ein Greis;“ fiel der Santon ein.

„Thut nichts, Zayda hat keinen jüngern Mann, der nicht ein Krüppel wäre, geſehen;“ erwiederte der Vorige gemüthlich. „Zorayde, die zweite, heirathet Sidi Muley von Malaga —“

„Er iſt lahm;“ wandte der Santon ein.

„Allerdings, aber er hat geſunde Arme und ſieht auf beiden Augen. — Zorahayde, die dritte, mein

Liebling, iſt für den Almucadem Sidi Abdallah, der zu Solobreña befehligt, beſtimmt.“

„Dieſer iſt taub;“ ſagte der Eremit.

„Allerdings;“ erwiederte der Kaliph mit Ruhe. „Bei alledem ſind ſonſt ſeine Gliedmaßen im beſten Stande. Er iſt noch nicht tief in den Funfzigen, und was das Wichtigſte iſt, ſehr reich. — Du bemerkſt alſo, heiliger Mann, daß ich auf's Beſte für die Zukunft meiner Kinder geſorgt. Daß die Freier den Augen der Mädchen wohlgefallen werden, verſteht ſich von ſelbſt, da ſie bis dahin nur Mißgeſtalten erblickt haben. Damit nun aber der Feind nicht Unkraut unter den Weizen ſäe, habe ich — und ich denke, Du wirſt dieſe Vorſicht loben — alle Anſtalten getroffen, daß, ſo wie meine Töchter in der Alhambra eintreffen, ſie denſelben Tag mit Abubekr, Muley und Abdallah vermählt werden.“

„Vortrefflich!“ ſprach der Eremit. „Deine Maßregeln ſind ganz Deiner würdig.“

„Nicht wahr?“ verſetzte vergnügt der Kaliph.

„Eins indeß fällt mir ein,“ ſagte trocken der Santon. „Wie, wenn das Herz Deiner Töchter inzwiſchen dennoch eine andere Wohl getroffen?“

„Unmöglich!“ fiel lächelnd der Kaliph ein. „Du vergiſst, daß die Mädchen blos Krüppel und Zwerge vor Augen hatten.“

„Hm, wer weiß!“ ſprach der Einſiedler. „Ich ſah vorhin in den ‚Spiegel des Geſchickes.‘ Meine Gedanken richteten ſich zufällig auf Burg Gaucin, und ich ſah — Doch,“ unterbrach er ſich plötzlich, „willſt Du vielleicht ſelbſt einen Blick in jenen Spiegel werfen?“

„O dies würde mir ein groſſes Vergnügen gewähren!“ rief erfreut der Herrſcher.

„Das iſt noch die Frage;“ entgegnete Jener trocken. — „Komm indeß und folge mir.“

Der Alte zog eine dünne Harzfackel aus einer Spalte des Felſens, er ſtieß ſie in eine andere, und zum Erſtaunen ſeines Gaſtes entzündete ſie ſich augenblicklich.

Der Eremit winkte nun dem Kaliphen, ihm zu folgen, und beide gelangten im Hintergrunde der Höhle nach einem ſchmalen Gange, der weiter aufwärts führte. Der Gang wandte ſich ſchneckenförmig immer weiter in die Höhe, und der Fürſt war der Meinung, daß ſie faſt die Spitze des Felſens, welcher durch und durch ausgehöhlt ſchien, erreicht haben müßten. Wirklich hatten ſie beinahe zweihundert Fuß ſenkrechte Höhe erſtiegen, und Beide traten nun in ein rundes Gemach, das in dem Gipfel des Felſens, der die umliegenden Berge überragte, durch Menſchenhände ausgehöhlt war. Das Gemach ſchien ringsherum kleine runde Fenſter zu haben, doch waren dieſe durch eine Art hölzerner Laden oder vielmehr Kapſeln verſchloſſen, und kein Tageslicht drang in das Gemach. Letzteres ſah nicht ſo ärmlich wie die Höhle aus. Man ſah hier einen Tiſch mit Büchern und allerlei Inſtrumenten, die dem Kaliphen unbekannt waren, bedeckt. Schreibzeug, Pergament, ſelbſt allerlei Hausgeräth, als runde Seſſel und dergleichen, waren gleichfalls zu ſchauen. —

Der Eremit pflanzte jetzt die brennende Fackel auf ein Geſtell, das in der Mitte des Gemaches ſtand, und ging zu einer jener, durch Laden verſchloſſenen, kleinen Oeffnungen, die nach Süden gelegen war. Er ſchraubte hier die hölzerne Kapſel ab, und ein ſpiegelartig geſchliffenes Glas, von etwa drei bis vier Zoll Durchmeſſer, ward ſichtbar.

Wie es ſchien, war das Glas oder der Spiegel beweglich, denn nachdem der Eremit hineingeblickt, drehete und wendete er das Glas, und ſah immer wieder von Neuem hinein, bis er endlich mit der Stellung deſſelben zufrieden ſchien.

„Tritt näher, Muhamed el havjari;“ ſagte er jetzt, indem er mit höhniſchem Lachen das letzte Wort betonte. „Siehe in den ‚Spiegel des Geſchickes.‘ Du wirſt Deine Töchter erblicken, wirſt ſehen, was ſie in dieſem Augenblicke vornehmen, und die Weisheit der von Dir getroffenen Vorkehrungen durch eigene Wahrnehmung ermeſſen können.“

Der Kaliph trat ganz vergnügt zu dem Glaſe. „Ich ſehe nichts!“ ſagte er, einen Schritt davon ſtehen bleibend.

„Bringe das Auge dicht daran;“ erwiederte der Eremit. „Der Spiegel iſt auf eine eigenthümliche, dies erfordernde Weiſe bereitet.“

Muhamed that, wie ihm geboten ward. Plötzlich ſtieß er einen Ausruf der Ueberraſchung, und bald darauf einen der Wuth aus.

„Ha, was ſehe ich?“ ſchrie er wie raſend.

„Iſt dies Wahrheit? Iſt dies Täuſchung der Sinne?“

„Reine Wahrheit;“ entgegnete ruhig der Santon.

„Tod, Hölle und Verdammniß!“ tobte der Kaliph, indem er von dem Spiegel zurückſprang. „So ſoll das Blut der Kadiga, des elenden Eunuchen und aller der Schuldigen von meinem Säbel träufeln! Ich ſchwöre dies bei dem Barte des Geſandten Allah's und denen der vierzigtauſend Propheten!“ —

„Schwöre nicht, Hayjari! Du beſchwöreſt blos Deine eigene Einfalt;“ ſprach der Eremit mit ſtarker Stimme. „Ich verbiete Dir blutige Rache zu nehmen, die Dich blos in's Verderben ſtürzen würde. Verheirathe auch nicht Deine Töchter an Greiſe und Krüppel, denn die Natur läßt ſich nicht unbeſtraft beleidigen. — Eile nach Gaucin! Denke, daß Du ſelbſt das, was geſchehen, veranlaßt haſt, laß Gnade vor Recht ergehen, beaufſichtige Deine Kinder mit eigenem Auge und — handle künftig klüger.“

Im höchſten Verdruſſe ſchlug ſich der Kaliph vor die Stirn, dann ſagte er:

„Ich will Dir folgen, ſo ſchwer es mir ankommt; aber ich will es thun, damit Du mich nie wieder der Unfolgſamkeit und des Mangels an Weisheit beſchuldigen kannſt.“

„Du wirſt Dir damit ſelber den größten Dienſt erweiſen;“ verſetzte der Santon mit Kälte. „Aber gehen wir, damit Du nach Gaucin kommſt, und nicht der Ausſpruch des weiſen Perſers: ‚Ein Narr packt Stroh und glühende Kohlen in eine Kiſte, und fürchtet nicht den Brand,‘ ſich noch mehr, als geſchehen, bewährt.“

Mit Ungeduld ſtolperte der Kaliph den Gang abwärts, bis er wieder in die untere Höhle gelangte. Mit flüchtigen Worten dankte er hier dem Einſiedler, verſprach ſeinen Rath beſtens zu befolgen, kletterte die Strickleiter herab und ſprang, bei ſeinen Rittern angekommen, ſchnell auf's Roß. — So wie er im Sattel ſaß, drückte er dem ſich aufbäumenden Renner den ſcharfen Steigbügel in die Flanken. „Nicht nach Granada! Nach Gaucin geht unſer Weg!“ rief er aus, und wie der Sturmwind jagte der Zug über den knirſchenden Kies und die Felſenbrocken der Baranca. — — —

Ehe der zürnende Kaliph mit ſeinen Rittern auf der genannten Veſte anlangt, möge der Leſer das Nöthige über die eigenthümliche Lage derſelben ſo wie über das, was ſich mit den drei Prinzeſſinnen zugetragen, und was der Fürſt in dem ‚Spiegel des Geſchicks‘ erblickte, vernehmen. —

Die Gegend von Gaucin — welches zwiſchen Antequera und Ronda gelegen iſt — war zur Zeit der Maurenherrſchaft vortrefflich angebaut und ſehr bevölkert. Selbſt bei der Austreibung der Mauren ſuchten die letzten in den Engpäſſen ſich längere Zeit Schlupfwinkel zu erhalten, wo ſie unentdeckt bleiben konnten. Die Bewohner der elenden, an nackten Bergrücken hängenden Dörfer: Guatazin, Benadalid, Atajate, Namen rein arabiſchen Klanges, bezeugen durch ihr Aeußeres noch heute ihre mauriſche Abkunft. Unter den noch vorhandenen mauriſchen Veſten giebt es kaum eine, deren Lage romantiſcher, ja ſo zu ſagen abentheuerlicher und doch dabei ſchöner wäre, als die von Burg Gaucin. Auf einem, von drei Seiten ſchroff emporſtrebenden, vielzackigen Felſen liegt das aus einem Conglomerat von vielen viereckigen, großen und kleinen

Thürmen beſtehende Kaſtell. Kaum kann mag ſagen, wo eine Felſenzacke aufhört, und der Unterbau des Thurmes, den ſie trägt, anfängt, ſo iſt beides in einander eingekeilt und verwachſen. Ein ſchwaches Vorbild im Kleinen würde eine Kriſtalldruſe mit ihren, auf der Mutter von Quarz aufſitzenden, Säulen geben können. Ein mit niedrigen, kaum bruſthohen Mauern eingefaßter, in den Stein gehauener Weg führt in mehrfachen Windungen auf den Rücken eines Felſengrats, von welchem der Beſchauer zu ſeiner Linken einen Abgrund von mehreren hundert Fuß Tiefe hat, und wo auch der Beherzteſte, der einen Blick hinabthut, ſchwindelnd zurückbebt, in den Schloßhof. Hier ragt der mächtige, auf ſeiner Höhe mit Zinnen verſehene Hauptthurm des Schloſſes weit in die Lüfte. Von ſeiner Plateform genießt der Beſchauer einer Ausſicht, wie es kaum noch eine zweite in ganz Spanien giebt. Ein wellenförmiges Land, wo aus kleinen Gehölzen und Weinbergen die Ruinen arabiſcher Veſten oder moderne, weißglänzende Landhäuſer hervorragen, zieht ſich bis an's Meer, an deſſen Ufer ſich der Felſen von Gibraltar, wie ein rieſiger Tafelaufſatz, in dem klaren Blau erhebt. In der kleinen Bucht zur Rechten blinken die weißen Häuſer von Algeſiras. Die Meerenge, welche das Mittelmeer mit dem atlantiſchen verbindet, iſt indeſſen keineswegs die Gränze des Sehkreiſes. Deutlich ſieht der Beſchauer die gegenüberliegende, afrikaniſche Küſte vor ſich ausgebreitet. Die äußerſte Durchſichtigkeit der Luft dieſer Gegenden, läßt ihn nicht nur die einzelnen Gebäude des auf einer Landzunge liegenden Ceuta, welche ſich an einen ſie vor den Wogen ſchützenden Felſen anlehnen, genau erkennen, ſondern ſelbſt über das waldige, felſige Gelände der afrikaniſchen Küſte ſchweift meilenweit ſein Blick, bis ihm an der äußerſten Gränze des Horizonts erſt die Bergrücken des geheimnißvollen Atlas ein Ziel ſetzen. — Iſt aber der Anblick nach Süden ein lachender, ſo iſt der nach Norden deſto ernſter, romantiſcher, wilder. Nirgends erblickt man die Spuren gewaltiger Umwälzungen deutlicher. Die Klüfte und ſcharf geſchnittenen Felswände, die gähnenden Abgründe geben überall davon ein Zeugniß. Mitten aus der Serrania de Ronda ragen mit Schneehäuptern und übereinandergethürmt die Pics von San Chriſtoval, von Algodonales, del Gaſtor, d'Ubrique, welche das großartige Panorama ſchließen. — Wie bereits erwähnt, hatte nach dem Tode ſeiner Gemahlin der Herrſcher von Granada ſeine Töchter in die einſam und abgelegene Veſte Gaucin geſendet. Die Drillingsſchweſtern waren zu drei wunderſchönen Jungfrauen emporgeblüht; doch war Aeußeres und Charakter einer Jeden von dem der beiden Andern verſchieden. Es ſchien, als ob ſich die Natur bei ihrer Erſchaffung in dieſer Verſchiedenheit ganz beſonders gefallen hätte. Die älteſte, Zayda, war groß, von ſchlanker Geſtalt, feurigen Auges und den regelmäßigſten Zügen. Die dunkeln Augenbrauen, die leicht geſchwellte Oberlippe, die, wie mit einem leichten Anflug, gebräunte Haut, aus welcher auf den Wangen das ſchönſte Roth durchſchimmerte, ließen auf arabiſche Abkunft ſchließen, doch war jedenfalls Zayda das verkörperte Ideal einer Afrikanerin. Der Charakter des Mädchens war ernſt und feſt; nur ſelten ſah man es lächeln. Faſt ganz entgegengeſetzt war die Gemüthsart Zorayden's, der zweiten Schweſter. Dieſe war ſtets heiter, zu Scherzen und luſtigen Streichen aufgelegt; beinahe immer lachte der mit zwei Reihen von Perlenzähnen geſchmückte, roſenrothe, kleine Mund. Sah man die hellbraunen Locken Zorayndens, welche ſich neben den von Geſundheit ſtrotzenden Wangen bis auf die in Fülle ſchwellende Bruſt herabringelten, mit Blumen, die ſie ſo ſehr liebte, geſchmückt, ſo würde ein Maler in ihr das Urbild einer Flora gefunden haben. Uebrigens blickte ihr braunes Auge immer ſo ſchelmiſch, daß man einem muntern Einfall ſchon, ehe er noch über die ſchön geformten Lippen kam, mit Zuverſicht entgegenſehen konnte. — Von ihr, jedoch noch weit mehr von der älteſten Schweſter verſchieden, war Zorahayde. Niemand, der ſie ſah, würde an afrikaniſche Abkunft gedacht haben. Sie war von dem weißeſten, faſt transparenten Teint, ihre Geſtalt von Mittelgröße, äußerſt fein, faſt ſylphidenartig gegliedert. Das Anſehen des Mädchens hatte etwas Aetheriſches, was durch eine ſanfte Schwermuth in ihren Zügen, den ſchwärmeriſchen, ſchwimmenden Blick des dunkelblauen Auges noch beſtimmter hervortrat. Zorahayde ſprach wenig, und was ſie ſprach, trug den Ausdruck des Gefühls und der Schwärmerei, wes=

halb ſie oft der Gegenſtand von Zoraydens Neckereien war. Den Geſang, vor allem aber das Spiel der Laute, in welchem ſie es zu einer damals unerhörten Fertigkeit gebracht hatte, liebte ſie über Alles und vergnügte ſich damit beſonders in der Einſamkeit, welche ihr ſo angenehm, wie Zorayden oft drückend, war. —

An einem ſchönen Frühlingstage befanden ſich die Schweſtern auf der, mit einem Baldachin gegen die Sonnenſtrahlen geſchützten, Plateforme des Hauptthurmes; ein Plätzchen, welches ſie beſonders liebten. Sie ſaßen auf ſchwellenden, mit rother Seide überzogenen Kiſſen, und zu den Füßen einer jeden ſaß eine Negerin, die ihrer Herrin mit einem Wedel von Pfauenfedern Kühlung zufächelte, gegenüber den Mädchen aber, gleichfalls auf einem Kiſſen ſitzend, befand ſich eine Frau von mittlerem Alter, deren Worten die Prinzeſſinnen mit größter Aufmerkſamkeit zuzuhören ſchienen. Auf einem reifenförmigen Geſtell, zur Seite jener Frau, waren drei Falken, unter denen ein ſchneeweißer, angekettet. Die Vögel waren mit Schellen an den Füßen und einem ſilbernen Halsbande geziert, und wandten die klugen braunen Augen öfters ſehnſüchtig nach einem Gefäß, in welchem kleine, rohe Fleiſchſtückchen lagen.

„Du haſt alſo die Falkenjagd mit eigenen Augen geſehen, liebe Kadiga?“ ſprach Zorayde, als jene auf einen Augenblick inne hielt.

„Wie ich Dir ſage, Licht meiner Augen!“ fuhr dieſe auf's Neue lebhaft fort. „O Gott, wenn ich an die Tage meiner Jugend in dem ſchönen Frankreich denke! — Es war auf den Gütern des Grafen d'Angeville, in der Nähe von Marſeille, und etwa drei Wochen vorher, ehe ich und Eure verſtorbene Mutter, die Nichte des Grafen, auf einer Luſtfahrt zur See von einer afrikaniſchen Galeere geraubt und nach Tetuan gebracht wurden, wo Sidi Abd el Kader uns Eurem Vater, der damals in Solobreña reſidirte, zum Geſchenk machte.“

„Du warſt damals noch ſehr jung, und unſere Mutter auch?“ fragte Zayda.

„Die Gräfin Françoiſe war ſiebenzehn, ich ſechszehn Jahre alt;“ erwiederte Kadiga. „Ja, Kinderchen, noch am Tage vor unſerer unglücklichen Luſtfahrt hätte ich nicht gedacht, daß aus der Gräfin Françoiſe d'Angeville die muſelmänniſche Fürſtin

Zorroya von Granada, und aus ihrer Dienerin Iſabelle Fourier die Sklavin Kadiga werden ſollte.“

„Wie kann nur das Wort: Sklavin, über Deine Lippen kommen?“ ſagte Zoraheyde ſchmerzlich. „Haben wir Dich nicht lieb, ſo lieb wie jemals Töchter die Freundin einer theuren, früh verlorenen Mutter gehabt haben? Fehlt es Dir an Etwas? Ueberhäuft Dich unſer Vater nicht mit Geſchenken? Geſchieht nicht Alles, was Du wünſcheſt? Iſt es nicht ſchön in unſerm Lande?“

„Allerdings, Kinderchen! Allerdings;“ erwiederte die Dienerin. „Aber — Granada iſt dennoch nicht Frankreich.“

„Immer und ewig iſt Dein Frangiſtan doch auf Deinen Lippen!“ ſagte Zayda ein wenig unwillig.

„Weil ich immer und ewig und durch Alles daran gemahnt werde!“ ſprach Kadiga in ſchmerzlicher Erinnerung. „O welche Luſt iſt es, das fröhliche Leben dort zu ſchauen! Luſtbarkeiten aller Art wechſeln mit einander ab. Bald giebt es ein Turnier, bald ein Ringelrennen, bald einen Tanz, eine Jagd, und an Allem nehmen die Frauen Theil. — Dagegen hier! — Selbſt wenn man die Mittel zu einem Vergnügen hat, iſt Niemand zu finden, der ſie anzuwenden verſteht. Den Beweis für meine Behauptung liefert die Geſchichte mit dieſen Falken! Da hat Euer Vater die herrlichen Vögel von einem Schiffsbefehlshaber, der ſie auf einem Nordlandsſchiffe erbeutet, zum Geſchenk erhalten, er ſendet ſie an Sidi Abd el Kerim, mit dem Befehl, zu Eurem Vergnügen eine Jagd auf Rebhühner damit zu veranſtalten. Der gute Schwarze, in deſſen Kopfe es ſo dunkel ausſieht, wie auf der Oberfläche der Haut, behauptet auch etwas von der Falkenjagd zu verſtehen, verſichert, in der Gegend von Malaga vielmal dergleichen beigewohnt zu haben, und als die Vögel endlich in's Freie gebracht und auf die aufgeſtöberten Hühner losgelaſſen werden, fliegt der eine hier, der andere dorthin, und wir müſſen noch froh ſein, ſie wieder eingefangen zu haben."

„Sie werden nicht gut abgerichtet ſein!" meinte Zayda.

„Nein! Es verſteht Niemand mit ihnen umzugehen;" rief Kadiga. „Der geringſte Jägerburſche in Frankreich wüßte ſie herrlich zu gebrauchen. — O ich ſah einmal eine treffliche Jagd in der Ca=

margue. Waſſervögel mit langen Schnäbeln, die ich aber nicht auf arabiſch zu nennen weiß, waren es, die mit Falken gejagt wurden. Das war eine Luſt! Der Lärm des Jagdgefolges, der Kampf der Falken mit ihren Gegnern in der Luft! Herrlich! Prächtig! Und dann die geputzten Damen, die ſchönen Männer —"

„Sind ſie denn wirklich ſo ſchön, wie Du ſie ſtets beſchreibſt?" fragte Zorayde neugierig. „Haben ſie nicht auch ſo krumme Beine oder einen Buckel, wie die, welche hier um uns ſind?"

„Dieſe ſind mit den ſchönen Rittern in Frankreich gar nicht zu vergleichen;" ſagte Kadiga verächtlich. „Es wäre gerade, als ob man die herrlichſten Renner, welche Euer Vater in den Ställen der Alhambra unterhält, mit einem Dutzend ſchäbigen und lahmen Müllereſeln in Vergleich bringen wollte."

„Schade iſt's," ſagte Zorayde ernſthaft, „daß der Wille Allah's die Chriſten dennoch gewiſſermaßen den Thieren ähnlich gemacht, und ſie, wenigſtens theilweiſe, übel verunſtaltet hat. Abd el Kerim verſichert, daß jeder der chriſtlichen Männer hinten

einen Stuzſchwanz habe, wie die Paviane de
ſens von Gibel el Tarif, von denen einer, wi
weißt, unten im Hofe angekettet iſt."

„Er mag ſelber ein Pavian ſein, der Ein
pinſel!" rief Kadiga mit aller Lebhaftigkeit
Franzöſin. „Die chriſtlichen Ritter ſind ſo un
haft, wie nur je ein Geſchöpf, das aus G
Hand gekommen. — Ich verſichere Euch, Ki
daß die ‚Söhne des Sattels', welche doch fü
feinſten Hofleute und die gewandteſten Ritte
Granada gelten, gar nicht mit ihnen zu ve
chen ſind."

„Ich möchte wohl einmal einen chriſtlichen
ter ſehen!" ſeufzte Zorayde.

„Ja, und mich mit ihm unterhalten, wer
Chriſten wirklich ſo angenehm und verſtändig
wie Du behaupteſt;" meinte Zayda.

„Ob die Chriſtenritter wohl auch den G
und das Lautenſpiel lieben mögen?" ſetzte Zora
fragend hinzu.

„Sie lieben Alles, was edel, ſchön und
lich iſt; wie ſollten ſie alſo von Sang und Sa
ſpiel nicht entzückt ſein!" rief Kadiga lebhaft. „

wenn ich mich der Lieder der Troubadours am Hofe des Grafen d'Angeville erinnere! — Ihr müßt nämlich wiſſen, das ſind edle Sänger, welche im Lande herumreiſen, bei Herren und Damen überall willkommen ſind, und von denen Einer immer ſchöner, beredter, ſangreicher und verliebter iſt, wie der Andere.“

„Es muß entzückend ſein, die ſchönen Männer zu ſehen, welche das Schwerdt wie die Laute gleich trefflich zu handhaben wiſſen;“ ſprach Zoraheyde.

„Ja, und mit ihnen auf flüchtigen Roſſen durch Feld und Wald zu ſtürmen, ohne daß Jemand etwas Arges darin findet;“ ſetzte Zorayde hinzu.

„Schade iſt es, daß die Chriſten einmal ewig verdammt ſind;“ ſagte Zayda mitleidig. — „Du wirſt dies wohl nicht beſtreiten können, Kadiga, da Du mit unſerer Mutter zugleich den Islam angenommen.“

„Ei nun, Kinderchen, ich kam dazu, wie man ſo zu Etwas kommt;“ verſetzte die Duenna in einiger Verwirrung. „Gefangen war ich einmal, trennen wollte ich mich nicht von Eurer Mutter, und ſo ſagte ich dann auf Verlangen: ‚Gott iſt Gott, und Muhamed ſein Prophet!“ Da ich von dem Vorderſatze dieſes Ausſpruchs feſt überzeugt bin, ſo, denke ich, konnte ich den Hinterſatz ohne große Scrupel hinzufügen. Was die Verdammniß anbelangt, ſo iſt meine Meinung, daß noch kein Augenzeuge zurückgekehrt iſt, welcher darüber hätte genaue Auskunft geben können, und ich meine, daß nur die, welche ſelbſt gern verdammen, ſich über dieſen Punkt eine genaue Kenntniß zutrauen.“

„Ich kann unmöglich glauben,“ ſprach Zoraherde, „daß Allah, der ſeine Sonne über das Abendland wie über das Morgenland leuchten läßt, die Chriſten ſo ſchön, ſo edel, wie Du ſie ſchilderſt, gebildet haben würde, wenn er ſie im Voraus zur Verdammniß beſtimmt hätte.“

Während ſich die drei fürſtlichen Jungfrauen mit ihrer Dienerin in der angegebenen Weiſe unterhielten, tönte aus einem Gehölze, aus welchem ein Pfad nach der Veſte führte, plötzlich ein Lärm, wie von einer Reiterſchaar; wenigſtens hörte man Hufſchlag und Menſchenſtimmen. Neugierig erhoben ſich die Jungfrauen von ihren Sitzen, und eilten nach jener Seite der Platforme. Ein Trupp Gomeeren brach eben aus dem Walde; er eilte der Veſte zu. So wie er näher kam, bemerkte man deutlich, daß er drei Geharniſchte, deren Helme reich mit Federn geſchmückt, die Viſire aber niedergelaſſen und die Hände gefeſſelt waren, in ſeiner Mitte führe. So wie der Trupp vor dem Thore der Burg angekommen war, ließ er einige wilde Hörnertöne hören. Bald darauf öffnete ſich die Pforte, und ein alter Neger in leichtem Harniſch ging dem Anführer des Trupps, der bis unweit des Eingangs vorgeritten war, entgegen. Lange beſprachen ſich Beide. Plötzlich winkte der Anführer der Gemeeren. Einige Reiter ſaßen ab und führten jene Gefeſſelte in die Burg, aus welcher die Erſteren nach einer Weile zurückkehrten und ihre Pferde beſtiegen. Nach längerem Zwiegeſpräch warf ſich der Führer der Reiter auf ſein Pferd, und der Trupp der Schwarzen jagte unter lautem Freudenruf und Schwenken der Speere in den Wald zurück. —

„Wer mögen jene Gefeſſelten ſein?“ ſagte Zenobe neugierig zu den Schweſtern. „Harniſche, wie ſie trugen, habe ich noch nie geſehen.“

„Es ſind Chriſten! — Chriſten, ſo wahr ich lebe!“ rief Kadiga. „Helme und Federn ſind zwar von denen, wie man ſie in Frankreich trägt, verſchieden, aber Chriſten ſind die Fremden jedenfalls.“

„O dann müſſen wir etwas Näheres über ſie hören!“ ſprach Zorarde. „Gehe, Zuleima!“ ſetzte ſie, zu einer Sclavin gewendet, hinzu. „Gehe und ſage Sid Abd el Kerim, er möge ſogleich zu uns kommen.“

Während die Schweſtern und ihre Duenna ſich noch über den in dieſer Einſamkeit ſeltenen Vorfall unterhielten, erſchien ein alter, grauhaariger, dickhändiger Neger — derſelbe, der mit dem Anführer der Gemeren geſprochen hatte — auf [illegible] Plateforme des Thurmes. Er beugte ſich faſt bis zur Erde und trat dann, die Hände über die Bruſt gekreuzt, zu den Jungfrauen.

„Sprich, Sidi, wer ſind jene Fremden, die eben in die Burg geführt wurden?“ fragte Zorarde neugierig.

„Es ſind Chriſten, Söhne des Satans, o Herrin, welche Muley ben Zamun, der zu Gibel al Tarif befehligt, hierher ſendet, und die nach Granada gebracht werden ſollen;“ erwiederte der

Neger. „Das Schiff, das ſie trug, ſcheiterte an den Felſen der Küſte, ihre Gefährten ertranken, ſie ſelbſt wurden gefangen. Liſtig, wie alle ihre Glaubensbrüder, behaupten ſie, mit Unrecht gefangen und mit Ketten belaſtet worden zu ſein, indem ihr Fürſt Frieden geſchloſſen mit den Gläubigen; auch wollen ſie Krieger von Range ſein.“

„Dies,“ ſprach Zarda, „müßte ſich wohl ermitteln laſſen.“

„Das Kaſtilianiſche wie das Arabiſche iſt ihnen gleich wenig geläufig;“ verſetzte der Vorige. „Ich bin wegen ihrer Behandlung ein wenig verlegen. Wären ſie gemeine Krieger, ſo ließ ich ſie an den Schweif eines Roſſes binden und morgen nach Granada bringen, mit Chriſten von Rang aber muß man wohl etwas glimpflicher verfahren.“

„Jawohl! — Jawohl!“ ſagte Kadiga. „Es ſind Mauren von Rang in der Gewalt ihrer Landsleute, und ſie würden es dieſen entgelten laſſen. — Doch ſage, Sidi, woher behaupten die Fremden zu ſein?“

„Sie ſagen, ſie ſeien kataloniſche Ritter! Allah weiß, was wahr iſt;" entgegnete der Schloßkommandant.

„Das würde ſich leicht ermitteln laſſen;" verſetzte die Vorige. „Ich ſpreche die Langua katalana und wollte mit ein paar Worten hinter die Wahrheit kommen."

„Ei," ſprach Zorayde lebhaft, „ſo laß die Fremden heraufbringen. Kadiga mag ſie ausforſchen, und — ich möchte für's Leben gern einen chriſtlichen Ritter ſehen."

„Ja, ich wünſchte es gleichfalls, natürlich blos der Seltenheit wegen;" fügte Zayda hinzu.

„Es wäre auch ſchön," ſprach Zorahayde, „wenn man den Aermſten, die den Armen ihrer Mütter, Weiber oder Bräute entriſſen ſind, etwas Freundliches erweiſen, ſie tröſten könnte."

„Wo denkt Ihr hin, o Schönſte der Schönen!" ſprach Abd el Kerim erſchrocken. „Die Chriſtenhunde ſind nicht werth, von Euch angeblickt zu werden."

„Hm! ich denke, Sidi, über Werth oder Unwerth des Anblicks haben die Fürſtinnen allein zu entſcheiden," ſprach Kadiga ſchnippiſch. „Sie müſſen ohnehin zu Burg Saucin Tage- und Jahrelang anſehen, was wenig des Anſehens werth iſt. Auch wäre es möglich, daß die Fremden über die Art, dieſe Falken zu brauchen, Auskunft geben könnten, was wohl gut wäre, denn der Kaliph wird ſich nicht wenig wundern, wenn er hört, daß, nachdem Du Dich Deiner Kenntniß der Falkenjagd ſo gerühmt, und er deshalb ſeinen Töchtern ein großes Vergnügen zugedacht, die ſchönen Vögel nicht zu gebrauchen ſind.“

„Aber bedenke, Kadiga, daß dies gegen meine Pflicht wäre!“ ſprach der Eunuche.

„Wie ſo?“ fragte dieſe. „Hat Dir der Kaliph Befehle gegeben, wie Du Dich verhalten ſollſt, wenn die Prinzeſſinnen chriſtliche Gefangene zu ſehen verlangen?“

„Das nicht! Er konnte nicht wiſſen —“ hob Jener an.

„Nun alſo!“ unterbrach ihn die Duenna. „Er hat es nicht befohlen, und Du handelſt ſehr unklug, den Fürſtinnen in einer ſo unbedeutenden Sache entgegen zu ſein, anſtatt daß Du dem Propheten danken ſollteſt, wenn Du mittelſt der Nachweiſungen dieſer Ritter, Hinſichts der Falkenbaize, Dich aus einer Schlinge ziehen könnteſt, die Du Dir ſelbſt gelegt, und in welcher Du, wenn der Kaliph bei übler Laune iſt, hängen bleiben dürfteſt.“

„Er befahl aber ausdrücklich, daß kein fremder Mann —“

„Nämlich kein fremder Moslim, ihnen vor Augen käme;“ unterbrach ihn die Duenna. „Nur dieſe ſind für Männer zu rechnen, da, wie Du ſelbſt ſagſt, die Chriſten ſo weit unter ihnen ſtehen. — Meint Ihr nicht auch,“ ſchloß ſie, zu dem Mädchen gewendet, „daß es der Kaliph ſo gemeint hat?“

„Sehr wahrſcheinlich;“ verſetzte Zayda.

„Nein, ganz gewiß;“ ſagte Zorayde lebhaft. „Und — wäre es nicht der Fall, er erfähret es ja nicht.“

„Wer ſollte Dir Verlegenheiten für Deine freundliche Meinung bereiten wollen?“ ſprach Zorahayde zu dem Schwarzen.

„In der größten befinde ich mich ſchon, o ihr Perlen des Xenil, Ihr Edelſteine der Alpuxarren!“ ſagte der Schloßkommandant, ängſtlich den Kopf ſchüttelnd. „Thue ich es, ſo erzürne ich vielleicht den Kaliphen, thue ich es nicht, ſo wird das Licht Eurer ſchönen Augen mir nicht mehr ſo freundlich leuchten wie vorher. — Freilich — wüßte ich, daß es der Kaliph nicht erführe, und Ihr beföhlet mir, für alle Fälle, ausdrücklich die Chriſten Euch vorzuführen —"

„Wir befehlen es ausdrücklich!" riefen Zayda und Zorayde wie aus einem Munde.

„Unſer Vater erfährt kein Wort;" ſagte Zorayde beruhigend.

„Wohl, ſo hole ich ſie! Ihr müßt indeß alle Verantwortung auf Euch nehmen;" erwiederte der Schwarze, doch noch nicht ohne Beſorgniß im Tone, und verließ ſodann die Plateforme.

„Nun wird es ſich zeigen, ob die chriſtlichen Ritter ſo ſchön ſind, wie Du behaupteſt;" ſagte Zayda lächelnd zu der Duenna.

„Ich kann es kaum erwarten, ſie zu betrachten!" rief Zorayde mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit.

„Schön oder nicht ſchön, wir wollen Abd el Kerim zu bewegen ſuchen, daß er die armen Gefangenen glimpflich behandle, und unſerm Vater bitten, daß er ſie frei laſſe;“ meinte Zoraherde.

Jetzt klirrte es, wie Männertritte Gepanzerter, auf der Thurmtreppe, und die Prinzeſſinnen zogen ſchnell die Schleier, welche nach arabiſcher Sitte blos die Augen ſehen ließen, über das Geſicht. Eben erſtieg der Schloßkommandant die Plateform, drei junge Männer von hoher Geſtalt, geharniſcht, die Hände gefeſſelt, folgten ihm. Ihr Gang, ihr Anſtand, ſelbſt die Schönheit ihrer Panzer und Waffenröcke, zeigten bei dem erſten Blicke, daß ſie nicht der gemeinen Kriegerkaſte angehören könnten. Schön von Geſicht waren alle drei. Ihr dunkles Lockenhaar deutete auf ſpaniſche oder franzöſiſche Heimath. Ihr ganzes Weſen hatte ungemein Edles und Zierliches.

„Wie nennt Ihr Euch, Ritter, und wo ſeid Ihr daheim?“ fragte Kadiga, als ſich die Gefangenen vor den Damen tief verneigten.

„Ich heiße Jaime de Pulgar, dies iſt der Graf von Torreblanca, und Jener Don Diego de Alarcos;“ verſetzte Einer von ihnen. „Unſere Schlöſſer liegen am Fuße des Montſerrat unweit Barcellona, und wir waren auf einer Luſtreiſe nach Xativa begriffen, als unſer Schiff von einer muſelmänniſchen Galeere angegriffen, und wir zu Gefangenen gemacht wurden.“

Die Duenna überſetzte, was der Ritter geſagt hatte, Wort für Wort, aber der Inhalt der Rede ging für die Prinzeſſinnen faſt gänzlich verloren. Das Auge Zaydens ruhete auf dem Sprechenden, Zorayde ſchien in das Anſchauen des Grafen Torreblanca verſunken, Zoraheyde wendete keinen Blick von Diego de Alarcos. Mehr als die Damen beſchäftigte der Inhalt der Rede den Schloßhauptmann.

„Dieſe Ungläubigen,“ ſagte er, „ſind, wie alle ihre Glaubensgenoſſen, würdige Söhne des Vaters der Lügen! Sie ſagen: ſie waren auf einer Luſtreiſe nach Xativa begriffen. Poſſen! Wiſſen wir nicht, daß dieſer Ort in den Händen der edlen Bekenner des Islams iſt?“

Wie es ſchien, verſtand der Graf Torreblanca hinlänglich arabiſch, um den Inhalt der Rede Abd el Kerim's zu faſſen.

„Ich bitte Euch, Dame,“ ſagte er, indem ſein ſchönes Geſicht ſich vor Zorn röthete, „ſagt dieſem Mohren, den ich trotz ſeinem ritterlichen Gewande für keinen Ritter, und täuſchen mich ſeine Züge nicht, nicht einmal für einen Mann halten kann, daß nur ſeine Unwiſſenheit Schuld iſt, wenn er Zweifel in unſere Worte ſetzt. Unſer Herr iſt in Frieden mit Abd el Meleck, dem Herrſcher von Valencia, mauriſche Ritter beſuchen unſere Ritterſpiele, wie wir die ihrigen, und ich und meine Freunde waren von Abu Abdallah, dem Gouverneur von Xativa, zu einem ſolchen, und zu einer großen Reiherbaize an den Ufern des See's von Albufera eingeladen worden, und wollten uns eben dahin begeben, als man uns widerrechtlich gefangen nahm."

Mit Auslaſſung des Eingangs der Rede des Grafen, überſetzte die Duenna treulich, was er geſprochen.

„Ich hoffe," ſagte Zayda, „unſer Vater wird die Umſtände, welche zu Gunſten dieſer Fremden ſprechen, berückſichtigen."

„Jedenfalls wollen wir ihn darum bitten," fügte Zoraheyde hinzu.

„Er wird unſern vereinten Bitten nicht widerſtehen," meinte Zorayde, indem ſie ihr ſchönes Auge feſt auf dem Grafen ruhen ließ.

„Nein,“ ſagte Don Diego de Alarcos enthu=
ſiſch in gebrochenem Arabiſch, indem er ſeine
ke auf den Mädchen ſchweifen ließ, „der Engel
Herrn winkte und die Ketten fielen von den
den des Gefangenen; ſollten nicht die Bitten
r ſeiner Schweſtern eben ſo viel vermögen?“

„Sagt, edle Dame,“ ſprach Jaime de Pulgar,
t den edlen Frauen, daß, was auch der Kaliph
uns beſchließe, ich fürchte, wir werden dennoch
immer Gefangene bleiben.“

Die Galanterie der Ritter machte auf die Mäd=
, denen dergleichen weder aus dem Munde Abd
erim's noch der krüppelhaften Schaar, die er
ligte, vorgekommen war, einen mächtigen Ein=
k, und ſie ließ die Herzen derſelben um ſo we=
r unberührt, als die Augen der Mädchen, durch
Anblick von männlicher Schönheit, wie ſie ſolche
n in ihren kühnſten Träumen geſchaut, bereits
chen waren. Zorayde winkte jetzt der Duenna,
ziſchelte derſelben etwas in's Ohr.

„Ihr ſagtet vorhin,“ ſprach Letztere zu Pulgar
ndet, „Ihr ſeiet zur Reiherbaize eingeladen

worden; verſtehet Ihr etwas von der Jagd mit Falken?"

„Wie wäre ſolche einem Rittersmanne unbekannt!" erwiederte Jener. „Wie ich ſehe, habt auch Ihr dergleichen Jagdvögel, und zwar von ganz trefflicher Art. Jener weiße Isländer iſt ein ganz herrlicher Vogel."

„Ja, und dennoch hat er nicht auf das Rebhuhn ſtoßen wollen," meinte die Duenna.

„Das glaube ich wohl," lachte Don Jaime. „Wer wird aber auch ein ſo herrliches Thier zu einer ſo erbärmlichen Jagd, zu welcher jeder abgerichtete Habicht hinlänglich iſt, gebrauchen wollen! Der Reiher allein iſt ihm ein würdiger Gegner."

„Ha, gewiß!" rief Graf Torreblanca. „Unſtreitig iſt der Gedanke, dieſen Edelfalken zur Hühnerjagd zu gebrauchen, dem Haupte dieſes vortrefflichen Mohrenritters entſprungen; er iſt wenigſtens ſeiner ganz würdig. — O," ſetzte er in gebrochenem Arabiſch hinzu, „ich wünſchte nur, es wäre mir geſtattet, dieſen herrlichen Falken, nebſt ſeinen dunkeln, aber ihren Klauen und Gefieder nach zu urtheilen, nicht eben unedlen, Gefährten, in Gegenwart dieſer Damen, auf einen jener Reiher ſtoßen zu laſſen, die wir dort unten im Thale am Rande der Sümpfe ſahen, und ich wette, ſie würden entzückt ſein von der luſtigen Jagd."

„Ein vortrefflicher Gedanke!" rief Diego de Alarcos. „In der Einſamkeit dieſer Gebirge mag es nicht viel Luſtbarkeiten geben, welche Frauen von ſo hoher Geburt und ſo holder Schönheit genehm und angemeſſen wären. Den Eber des Gebirges zu jagen iſt eine Luſt für Männer, für edle Frauen zu beſchwerlich und auch mit Gefahr verbunden. Ganz anders iſt es mit der Reiherbaize. Die Damen unſers Landes ſind mit Leidenſchaft dafür eingenommen. Da ſind die Gräſin von Barcellona, die Herzogin von Medina Sidonia, ja ſelbſt die edlen Gräſinnen von Torreblanca — die Schweſtern meines Freundes — alle dieſe ſo reizenden, als von dem ganzen Lande hochgeachteten Damen kennen keine größere Luſt, als die Falkenjagd. — Wie wäre es, wenn die hohen Frauen geſtatteten, daß wir in ihrer Gegenwart dieſe Falken auf einen Reiher ſtoßen laſſen, und ihrem Gefolge die Kunſt, mit dieſen Jagdvögeln und ihrer Wartung umzugehen, lehren dürften? — Ich bin feſt überzeugt, daß die Damen ſich, bei Wiederholung dieſer Luſtbarkeit, manchmal unſerer — und ich darf wohl hinzufügen freundlich — erinnern würden."

Die Duenna überſetzte treulich Wort für Wort, was der Ritter ſagte, aber ſie hatte noch nicht ausgeredet, als die Prinzeſſinnen einſtimmig ausriefen:

„Das iſt ſchön! — Das iſt vortrefflich! — Wir wollen die Reiherbaize ſehen!" —

„O Ihr Strahlen der Morgenröthe, Ihr Sterne am hohen Himmelsgewölbe, was ſagt Ihr da!" rief Abd el Kerim erſchrocken. „Welche Verantwortung wollt Ihr auf die Schultern Eures Sklaven laden! Iſt der Zorn des Kaliphen nicht furchtbarer, als der Zorn des Löwen des Atlasgebirges, und würde mich dieſer nicht treffen und vernichten, wenn ich zugäbe, daß Ihr, o Ihr Perlen des Mittelmeeres, mit dieſen Chriſten, welche dabei nur eine günſtige Gelegenheit zur Flucht ſuchen, auf die Jagd rittet?"

„Was ſagt der Mohr?" rief heftig der Graf von Torreblanca, die Fäuſte ballend und ſeine Ketten ſchüttelnd, in gebrochenem Arabiſch. „Fliehen?

Schimpflich fliehen? — Ha, wäre ich nicht ein Gefangener, er ſollte mir dies Wort theuer büßen!“

„Er ſoll, ſobald wir wieder in Freiheit ſind, für dieſe Beleidigung mit uns zu Xativa in offenen Schranken kämpfen, und der Beſiegte zur Strafe einen räudigen Hund tauſend Schritte weit tragen müſſen!“ ſchrie Jaime de Pulgar. „Ich bitte Euch, Dame, ſagt ihm das.“

„Wir geben den hohen Frauen unſer ritterliches Wort, nicht zu entfliehen,“ ſprach Alarcos, während Kadiga die Rede des Vorigen dem ängſtlich ausſehenden Eunuchen in voller Stärke überſetzte.

„Aber bedenkt doch, o Chriſten, bedenkt, Ihr Sonnen Granada's, daß mir dieſe Luſtbarkeit den Kopf koſten kann, wenn der Kaliph etwas davon erfährt und gerade bei übler Laune iſt!“ rief der Schloßhauptmann, indem er die Hände über der Bruſt kreuzte, und die Prinzeſſinnen ängſtlich anſah. — „Ich will,“ ſagte er leiſe zur Duenna, „ſogleich nach Mecca wallfahren, dort ſiebenundzwanzigmal jeden Tags um die Kibla herumwandeln, und bei jedem Umgange dreimal den ſchwarzen Stein küſſen, wenn die Prinzeſſinnen verheirathet ſind, und ich die Ehre, die Edelſteine der Alpuxarren zu bewachen, glücklich überſtanden habe.“

Die Angſt des Schloßhauptmanns ſchien indeß die Duenna ſo wenig, wie ihre Herrinnen zu rühren.

„Du täuſcheſt Dich, guter Abd el Kerim,“ ſagte die erſtere ruhig, „wenn Du die Sache für ſo gefährlich anſiehſt. Daß dieſe Ritter nicht entfliehen, dafür haſt Du ihr Wort, welches in ihrem Lande für ſo theuer, als in dem unſern der Schwur beim Barte des Propheten gilt; die Fürſtinnen verſichern ebenfalls, gegen den Kaliphen von der Falkenjagd kein Wort zu erwähnen, und was dieſer nicht weiß, kann er folglich auch nicht beſtrafen.“

„Aber meine Untergebenen? Bedenke, o Kadiga —“

„Dieſe ſchweigen ebenfalls, wenn Du ihnen ſagſt, daß ſich die Prinzeſſinnen den Kopf Desjenigen, der da plaudert, zum Hochzeitsgeſchenk ausbitten werden,“ verſetzte die Duenna ruhig.

„O Allah,“ rief Abd el Kerim, „wer jetzt, um das Rechte zu wählen, nur ein kleines Bischen hätte von der Weisheit Nuſchirvan's, des weiſen

Kaliphen der Perſer, oder des Malek Suleiman ben Daud!"

„Hätteſt Du die ganze Weisheit des letztern, ſo würdeſt Du thun, was die Fürſtinnen verlangen, denn mit zehn Reiherbaizen verſündigſt Du Dich nicht ſo gegen Allah, als dieſer König, welcher auf Antrieb ſeiner Frauen den falſchen Göttern opferte," erwiederte die Duenna lachend, und indem ſie ſich ſchadenfroh an der Verlegenheit des Schloßhauptmanns ergötzte.

„Ich ſehe gar nicht ein, guter Abd el Kerim," ſagte Zayde zu dem Schloßhauptmann, welcher ſich den Angſtſchweiß, den ihm die Forderung der Fürſtinnen auspreßte, von der Stirn wiſchte, „weshalb Du unſerm Wunſche, dieſe Chriſtenritter eine Jagd mit Falken veranſtalten zu ſehen, ſo hartnäckig widerſteheſt. Du bringſt Dich dadurch muthwillig um unſere Gunſt, vermöge welcher wir Deine Gefälligkeit bei unſerm Vater gerühmt haben würden, ohne von der Jagd etwas Näheres zu erwähnen."

„Wir ſind bis jetzt immer ſo mit Dir zufrieden geweſen," ſprach Zorayde, „und jetzt, wo, wie der Vater uns ſagen ließ, unſer Aufenthalt in Gaucin nur noch kurze Zeit dauern wird, wollteſt Du uns eine ſo kleine Gefälligkeit verſagen?"

„Bedenke," fügte Zoraheyde bei; „es iſt vielleicht die letzte Freude, die Du uns zu bereiten im Stande biſt."

„Wenn ich das wüßte, beim Licht Deiner Augen," ſprach der Schloßhauptmann etwas übereilt, „ich wollte hinter allen Falken und Reihern der ganzen Gegend herreiten, und wenn zehnmal mein Kopf und Hals in Gefahr käme! — Das heißt," verbeſſerte er, „wenn Ihr mir verſprächet, reinen Mund zu halten, keine zweite Jagd, oder was ſonſt für eine Luſtbarkeit, weiter zu verlangen, ſo wie nichts dagegen einzuwenden, wenn ich dieſe Chriſten dann ſogleich nach Granada ſende."

„Es ſei!" riefen die Schweſtern einmüthig.

„Wohlan!" ſagte Alarcos vergnügt. „Iſt es Euch, Ihr edlen Damen, genehm, ſo iſt Morgen Reiherbaize. Habt Ihr die nöthigen Lappen für die Vögel, das Federſpiel, die Handſchuhe, um die Falken auf die Fauſt zu nehmen? — Nein? — Nun, ſo wollen wir heute dafür ſorgen, daß Alles zurecht gemacht werde. Eure Duenna wird uns mit Unterſtützung dabei wohl an die Hand geben. Geſtattet Ihr es, ſo probiren wir heute auch den Vögeln ihren Schmuck in Eurer Gegenwart an, und machen uns ein wenig mit ihnen bekannt, damit wir ihnen morgen nicht fremd erſcheinen. — Vor Allem aber bitten wir, daß uns die Feſſeln abgenommen werden.“

„Natürlich!“ fiel Kadiga mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit ein. „Erquickt Euch jetzt unten ein wenig durch eine gute Mahlzeit, ich beſorge inzwiſchen Alles, was Ihr für den Schmuck der Vögel nöthig habet und was Ihr mir nur anzugeben brauchet. Nach Tiſche, Ritter, verfügt Ihr Euch wieder hieher, und ich, wie dieſe Sklavinnen, verfertigen Alles nach Eurer Angabe.“

„Ganz recht!“ rief Alarcos fröhlich. „Während Ihr aber Alles einrichtet, und Graf Torreblanca, der der beſte Falkenier von uns Dreien iſt, ſich mit den Vögeln bekannt macht, werde ich den hohen Jungfrauen etwas auf der Laute vortragen und einige unſerer vaterländiſchen Lieder ſingen.“

„O das iſt ſchön! Das iſt herrlich!“ rief die Duenna. „Auch Zoraheyde, die trefflichſte Lautenſpielerin in ganz Granada, wird ſich dann vielleicht erbitten laſſen, etwas vorzutragen, und ſo werden heute und morgen die beiden vergnügteſten Tage ſein, die wir noch in Gaucin zugebracht haben.“

Der arme Abd el Kerim ſtand, während die Frauen von nichts als Luſt und Unterhaltung ſprachen, wie ein armer Sünder daneben. Er hatte die Hände über die Bruſt gekreuzt, ſagte gar nichts, aber ſeufzte manchmal tief. Es fiel ihm erſt jetzt ein, daß er ſich bereits allzutief in Conceſſionen eingelaſſen, und daß, wer den Frauen eine Bitte bewilligt, ſich auch auf die neunundzwanzig folgenden, die aus der erſten entſpringen, oder mit ihr zuſammenhängen, gefaßt machen müſſe. Ein aus tiefer Bruſt herausgeſeufztes: „Allah kerim!“ ſo wie der Gedanke: daß Niemand ſeinem Geſchick entgehen könne, gab ihm endlich die frühere Seelenruhe wieder, er forderte die Ritter auf ihm zu folgen, um ſich mit Speiſe und Trank zu ſtärken, und ein Stein fiel ihm von der Bruſt, als er ſie wieder den Augen der Prinzeſſinnen entführt hatte.

„Kadiga, Du haſt nicht übertrieben, wenn Du von der Schönheit und dem Anſtande der Chriſtenritter erzählteſt,“ ſagte Zayde, als die Damen wieder allein waren. „Dieſer Jaime de Pulgar — ſo hieß er ja wohl? — iſt ein außerordentlich ſchöner Mann.“

„Ganz gewiß!“ ſagte Zorayde lebhaft. „Dieſe edle Geſtalt, die ſchönen Züge ſind ausgezeichnet, aber — dem Grafen Torreblanca kommt er nicht gleich.“

„Du willſt ſagen, dem Diego de Alarcos,“ verbeſſerte Zoraheyde. „Schöner iſt gewiß der Prophet nicht geweſen, als er um die ſchöne Aiſcha geworben hat.“

Die Prinzeſſinnen ſtritten noch lange hin und her, wem von den Rittern der Preis männlicher Schönheit am meiſten zukäme, indeß konnten ſie ſich nicht darüber vereinigen, und ſtimmten endlich der Duenna bei, welche meinte, daß es in dergleichen Fällen lediglich auf den Geſchmack ankomme.

Die Ritter hatten kaum getafelt, als ſie von Abd el Kerim verlangten, zu den Prinzeſſinnen geführt zu werden. So ſehr dieſer auch dagegen proteſtirte, indem er meinte, daß dazu immer noch viel Zeit übrig ſei, ſo drangen doch die Ritter um ſo heftiger in ihn, indem ſie verſicherten, daß der Zurüſtungen zu der Reiherbaize ſehr viele wären, und nicht eine Minute Zeit verloren gehen dürfe, wenn die Jagd mit dem gehörigen Erfolge vor ſich gehen ſolle. Auf der Plateform fanden ſie bereits alle Materialien für den zu verfertigenden Jagdſchmuck der Falken vor. Kadiga hatte mehrere, der Nadel kundige Sklavinnen verſammelt, und bald ging man an die Arbeit. Das „Geſchühe‘, die „Hauben‘, die „Wurfriemen‘ wurden unter Anweiſung des Grafen Torreblanca verfertigt, und gelangen ſo, daß die Ritter meinten, daß ſelbſt der Graf von Barcellona, welcher der beſte Falkenier in ganz Katalonien ſei, nichts daran auszuſetzen finden würde. Nur mit Verfertigung des „Federſpiels‘ ging es weniger kunſtgerecht zu, endlich kam jedoch ein Ding zu Stande, welches der Falke, wenn er vorher mit der Haube geblendet geweſen, wohl im erſten Augenblick für einen Vogel halten, darauf ſtoßen, auch, wenn man es ihm vorhielt, in die Griffe nehmen, und ſich auf dieſe Weiſe den Fang entziehen, und „äſen‘ laſſen konnte. — Die drei Prinzeſſinnen waren indeß außerordentlich vergnügt. Theils ergötzten ſich ihre Augen an dem Anblick der ſchönen Chriſtenritter, mit welchen ſie immer bekannter werdend, ſo viel es die mangelnde Sprachkenntniß der letztern erlaubte, ſich zu unterhalten begannen, theils freuten ſie ſich über die Zurüſtungen zu einer Luſtbarkeit, von welcher ſie ſich noch keine rechte Vorſtellung zu machen im Stande waren. Während der Graf Torreblanca geſchäftig von einer der arbeitenden Sklavinnen zu der andern ging und nachſah, ob auch das Leder der zu verfertigenden Handſchuhe gehörig ſtark ſei, um die Hand zu decken — wobei er um ſo beſorgter war, weil er verſicherte, daß Niemand wie Zorayde den edlen isländiſchen Falken auf die Hand nehmen und ihn auf den erſten Reiher ſtoßen laſſen ſolle, — paßte Jaime de Pulgar den Jagdvögeln das nach und nach fertig werdende Geſchmeide an. Er ſah genau nach, ob die ‚Hauben‘ die Häupter der Falken gehörig deckten, ohne die Augen zu drücken und die Schnäbel zu klemmen, ob die Schellen an den ‚Geſchühen‘, ſo wie die Ringe für die ‚Wurfriemen‘ gehörig feſt und auch nicht zu tief ſäßen, um dem Gebrauch der ‚Waffen‘ nicht hinderlich zu werden, er unterſuchte mit Kennermiene, mittelſt leiſen Streichelns, die Kröpfe der Vögel, und erklärte nun, daß ſie bis zu dem morgenden Tage kein Futter mehr erhalten dürften. Nachdem Don Jaime die Falken, einen nach dem andern, mit Wein gebadet, begann er und Graf Torreblanca die Vögel anzuputzen. Er machte den Damen bemerklich, daß die Falken ſehr gut abgerichtet wären, indem, wenn er ſich ihnen mit den ſammetnen, mit Schellen und Federbüſchen gezierten, Hauben näherte, ſie ſich ſtolz erhoben, die Federn ſchüttelten, und die Häupter vorwärts ſtreckten, um den Schmuck zu empfangen, ſo wie ſie ſich auch die Anlegung des „Geſchühes" gern und ohne den mindeſten Widerſtand gefallen ließen. — Während aber Zayde und Zorayde ganz Ohr und Auge für Alles waren, was Don Jaime und der Graf ſprachen oder vornahmen, lauſchte Zoraheyde mit innigem Wohlgefallen einer Romanze, welche Diego de Alarcos mit der ſchönſten männlichen Stimme nach einer Laute ſang, welche Kadiga herbeigebracht hatte. Er legte, wie alle Spanier, weniger Kunſt in ſeinen Geſang, aber der Ausdruck deſſelben war hinreiſſend. Die Worte gehörten der kaſtilianiſchen Sprache an, und ſchilderten das Glück der Liebe auf eine ſo glühende Weiſe, wie ſolche nur unter dem Gluthimmel des ſüdlichen Theils der pyrenäiſchen Halbinſel gefühlt werden kann. Während der Ritter ſang, ſaß das Mädchen ſtill und ruhig, die Hände in dem Schooß, die Augen auf den Singenden gerichtet, da, aber ihre ſchönen Züge drückten deutlich die gewaltige Bewegung aus, welche ſich in der bis dahin ſo kindlich ruhigen Bruſt, und in welche dieſer Friede nie wieder zurückkehren ſollte, erhoben hatte. — —

Am folgenden Tage war bald nach Aufgang der Sonne in Burg Gaucin Alles in Bewegung, und noch war dieſelbe nicht hoch am Himmelsbogen aufgeſtiegen, als ein ſo eigenthümlicher Jagdzug, wie wohl ſelten ein anderer geſehen worden, dem flächeren, hier und da mit Wäldchen und Teichen durchſchnittenen Gelände, welches gegen Süden gelegen war, zuzog. Auf drei ſchönen, arabiſchen, wohlabgerichteten Roſſen, die der Kaliph ſeinen Töchtern nach ihrem einſamen Schloſſe geſendet, um ihnen bei ihren, nur ſelten und unter ſtarker Bedeckung zu machenden Ausflügen in die nächſte Umgegend zu dienen, ritten die Schweſtern, gefolgt von Kadiga, die eines jener muntern, andaluſiſchen Eſelchen beſtiegen hatte, welche in Hinſicht des Ganges und der Lebhaftigkeit nicht mit ihren Gattungsverwandten im Norden verwechſelt werden dürfen. Auch die drei Ritter hatten ſchöne Roſſe von dem Schloßhauptmann, der ſich für ſeine Perſon mit einem bunt angeſchirrten Maulthiere begnügte, erhalten. Wer die drei verſchleierten, aber ſehr zierlich zu Pferde ſitzenden Damen, die ſtattlichen Ritter, deren jeder den ſchön geſchmückten Falken auf der Fauſt trug, anſah, mußte bekennen, daß es wohl kaum drei angenehmer in's Auge fallende Paare geben könne. Der Anblick derſelben ward durch den der übrigen Umgebung noch ungemein gehoben, denn dieſe beſtand aus lauter verwachſenen, einäugigen oder ſäbelbeinigen Individuen, von denen die meiſten überdies Zwerge waren, oder doch füglich zu ihnen gezählt werden konnten. In dem Zuge athmete Alles Luſt und Freude, den armen Abd el Kerim ausgenommen, deſſen ſorgenvolle Miene der muthwilligen Zorayde manche Veranlaſſung zu Neckereien det, und deſſen ganzes Weſen den lebhaften Wunſch, daß die heutige Luſtbarkeit nur erſt glücklich überſtanden ſein möchte, zu erkennen gab. Je tiefer aber der Schloßhauptmann ſeufzte und ein „Allah kerim!“ nach dem andern ausſtieß, deſto vergnügter waren die andern Mitglieder der Geſellſchaft. Die drei Ritter nahmen die Gelegenheit wahr, ſobald ſich irgend ein Hinderniß des Weges merken ließ, unter dem Vorwande, die Prinzeſſinnen vor jeden Unfall zu ſchützen, ſich in deren Nähe zu drängen, und man war noch lange nicht an Ort und Stelle, als Pulgar, der an Zaydens, Torreblanca, welcher an Zoraydens Seite ritt, und Alarcos, der ſich dicht neben Zoraheyden befand, nicht nur Gelegenheit nahmen, den Damen allerhand Galanterien, welche ihnen ganz neu und folglich um ſo intereſſanter wären, zuzuflüſtern, ſondern der friſch wehende Morgenwind, welcher bald hier, bald dort einen Schleier hob und wieder fallen ließ, begünſtigte die Ritter dergeſtalt, daß ſie die reizenden Geſichter der Schweſtern, wenn auch nur momentan, aber hinlänglich, um den bleibendſten Eindruck zu empfangen, betrachten konnten. Die Bekanntſchaft zwiſchen den Jungfrauen und den jungen Männern datirte ſich freilich erſt von dem vorigen Tage, aber die Unbefangenheit und Unerfahrenheit der Erſtern, wie die Galanterien und die Zärtlichkeit der Andern, hatte in dem Laufe des geſtrigen Nachmittags und des heutigen Morgens nicht nur eine Annäherung, ſondern bereits eine Vertraulichkeit zu Wege gebracht, welcher nur noch die geeignete Gelegenheit fehlte, um ſich in das offene Geſtändniß gegenſeitiger Neigung umzuwandeln. Abd el Kerim, welchem die wachſende Vertraulichkeit zwiſchen den jungen Leuten nicht nur ein Gräuel war, ſondern auch die größte Furcht Hinſichts ſeiner Verantwortlichkeit einflößte, verſicherte der Duenna mehrmals, daß er eher hinter dem Propheten auf der Kroupe des Thieres Barak ſitzen, und dergeſtalt an einem Tage einen Spazierritt durch alle ſieben Himmel machen wolle, ſo ſtrapaziös dies auch bei ſeiner Wohlbeleibtheit immer ſein möge, als daß er ſich noch einmal beikommen laſſen werde, die Prinzeſſinnen in Begleitung von Chriſten auf die Falkenjagd zu führen, ſo wie er überzeugt ſei, daß Niemand als der Geiſt des Abgrundes die letztern an die Küſte geführt und ihnen die Idee der Reiherbaize eingegeben habe. Der Schmerz des armen Schloßhauptmanns wurde noch dadurch erhöht, daß das Maulthier, was er ritt, ein wenig störriſch und überhaupt nicht das flinkeſte, die übrige Begleitung aber mit Thieren von dem Geſchlecht, welches die Duenna trug, beritten war, und ſo die Prinzeſſinnen wie die Ritter mit ihren muntern, brauſenden Roſſen dem Gefolge immer eine kleine Strecke voraus, und alſo um ſo ungenirter in der Unterhaltung waren. Man mochte auf dieſe Weiſe etwa eine Stunde geritten ſein, die Ritter waren immer zärtlicher, die Prinzeſſinnen zum Zuhören immer geneigter geworden, als die Geſellſchaft, für dieſe allzufrüh, für Abd el Kerim viel zu ſpät, an der Stelle ankam, wo die Reiherbaize muthmaßlich beginnen konnte. Die Gegend glich hier einem weiten Park. Kleine Wäldchen von Encuma- und Korkeichen, aus welchen hier und da der breite, ſchirmähnliche Wipfel einer Pinie herausragte; Strauchgruppen, in denen das dunkle Grün der Myrthe ſich anmuthig mit dem Blaugrün der Tamarinde miſchte; Geſtein, auf welchem Cactus opuntia in der Morgenſonne ſeine gelben Blumen ſo eben entfaltete; weite Matten, bedeckt mit ſchimmernden Blumen; Teiche, deren Fläche die breiten Blätter der Nymphäa bedeckten, und deren Rand mit einem breiten Streif blau blühender Iris eingefaßt war, bildeten ein gartenähnliches Ganze, das dem Auge ungemein reizend erſchien, und deſſen Anblick der Geſellſchaft ſchon an ſich einen angenehmen Genuß bot. Die Reitenden bogen indeß einem der größern Teiche zu, an deſſen Ufern man einige weißliche, ſich langſam bewegende Punkte bemerken konnte.

„Dort ſind die Reiher!“ ſagte Graf Torreblanca raſch, indem er den Arm nach jener Gegend ausſtreckte. „Jetzt, mein hohes Fräulein,“ ſagte er zu Zorayden, „bedeckt Eure ſchöne Hand mit dem Handſchuh, welchen Eure Dienerin dort bereits parat hält, nehmt den weißen Edelfalken auf die Hand, ſtreichelt ihn ſanft, von Zeit zu Zeit, und erwartet das Weitere. Auch Euch, edle Fräulein, bitte ich, es mit den andern beiden Falken eben ſo zu halten. — Ihr, Ritter Abd el Kerim — denn ſo heißt Ihr ja wohl — reitet gefälligſt mit Eurem Langohr längſt dem Teichufer, und laßt einen der kleinen

Hunde, die der Sclave dort an der Leine hält, in dem Geröhrig ſuchen, um die Aufmerkſamkeit der ſcheuen Vögel von uns abzuleiten."

Ohne ſich weiter um den ſeufzenden Schloßhauptmann zu kümmern, bogen die Ritter mit den Damen von dem Wege ab, als ob ſie einen weiten Umkreis beſchreiben wollten, und ermahnten das Gefolge, ſtets zwei- bis dreihundert Schritt hinter ihnen zu bleiben; endlich ſtellten ſie ſich auf der Mitte einer weiten Wieſe, von einigen vorliegenden Sträuchern vor den Blicken des Federwildes, das ſie jagen wollten, geſchützt, auf. —

„Jetzt, meine Freunde," — ſagte der Graf zu den Rittern, „nehmt dem ſtärkſten der beiden braunen Falken die Haube ab. — So. — Ich bitte Euch, edles Fräulein," ſetzte er zu Zoraheyden, die den Vogel auf der Hand hatte, gewendet, hinzu, „ſeht dem Thierlein nicht ſo in die hellen, braunen Augen; ſie lieben dies nicht und können, wie es ſcheint, den Blick menſchlicher Augen, auch wenn ſie ſo ſchön ſind wie die Eurigen, nicht gut vertragen."

So wie Alarcos dem Vogel die Haube abgezogen hatte, hob dieſer auf einen Moment die Flügel, als ob er ſich emporſchwingen wollte, doch faltete er ſie langſam wieder und blickte mit dem wilden, ſchönen Auge nach allen Seiten.

„Haltet den Wurfriemen recht locker, edle Dame, damit, wenn der Vogel emporſteigt, er ſich leicht durch die Ringe zieht; laßt ihn indeß nicht eher aus der Hand, bis das Thier den Reiher im Auge hat;“ fuhr Torreblanca eifrig belehrend fort.

Abd el Kerim hatte ſich inzwiſchen dem Punkte, wo die Reiher ſaßen, immer mehr genähert.

„Jetzt, mein hohes Fräulein, wird das Wild bald aufſteigen;“ ſagte Torreblanca. „Sobald dies der Fall iſt, hebt die Hand mit dem Falken, und laßt ihn mit dem Auge den Gegner ſuchen; iſt dies geſchehen, dann laßt das Ende des Wurfriemens fallen.“

„Dort! Dort geht er auf!“ rief plötzlich Jaime de Pulgar.

Alle Blicke wandten ſich in die Höhe. Ein in der Sonne weißlich ſchimmernder Vogel erhob ſich langſam und majeſtätiſch; zwei bis drei andere folgten; der letzte wandte ſich nach der Gegend, wo die Geſellſchaft hielt.

„Dieſem gilt's!" rief Torreblanca. „Hoch die Hand! — So. — Wartet noch ein wenig! — Los jetzt!"

So wie Zoraheyde die Hand emporhielt, hob der Falke ein wenig die Flügel und ſchaute mit emporgerecktem Halſe und wildem, rollendem Blicke rings umher. Jetzt gewahrte er den Gegner, ſein Auge heftete ſich ſtarr auf dieſen, er ſchüttelte das Gefieder, und es war, als ob ein Fieberſchauer, von Kampfesluſt erzeugt, den kleinen Körper durchzuckte. Nun fiel das eine Ende des Riemens, der Falke breitete die Fittige aus, und, wie der Pfeil vom Bogen, ſchoß er ſauſend und faſt ſenkrecht empor. — — —

Zum größten Erſtaunen der Damen flog der Falke keineswegs auf den Reiher zu, vielmehr ſchien er ſich um dieſen gar nicht zu bekümmern, ſondern bemühte ſich nur eine große Höhe zu erreichen, zu welcher er ſich immer mehr und mehr emporſchwang. — Bis jetzt hatte der Reiher den Falken noch nicht erblickt. Mit ausgebreiteten Fittigen kreiſte der majeſtätiſche Luftſegler umher und ſchien ſeine, ſich nach einer andern Richtung wendenden Gefährten zu ſuchen. In dieſem Moment erblickte er ſeinen Feind. Nun ſchien ſich plötzlich ſeine ganze Flugart zu verändern; faſt war es, als ob er die des Gegners nachahmen wolle, denn ſo wie dieſer, und ohne nur einen Verſuch zur Flucht zu machen, ſtieg er pfeilſchnell und ſenkrecht empor. — Wer das Treiben der beiden Vögel ſah, hätte glauben können, ſie ſeien durch Kunſt zu einem Wettfluge abgerichtet worden. — Mehrere Minuten dauerte dies Spiel, welches den Damen viel Vergnügen gewährte, und die beiden Vögel waren bereits ſo hoch geſtiegen, daß ſie dem Auge faſt nur wie zwei ſchwarze Punkte erſchienen. Bis dahin waren ſie immer, und ſcheinbar ganz unbekümmert um einander, in derſelben Entfernung geblieben, doch jetzt näherte ſich der Falke, welcher die größere Höhe erreicht hatte, plötzlich dem Gegner. Kaum hatte dies der letztere bemerkt, als er auf einer Tiefe von mehreren hundert Fuß, und nun dem Auge in allen Theilen wieder deutlich ſichtbar, herabſank. Hier ſchwebte er mit weit ausgebreiteten Fittigen; der Falke war in ſenkrechter Richtung über ihm. Sonderbarerweiſe hatte der Reiher den Hals auf den Rücken gelegt, und den langen ſpitzigen Schnabel wie eine Lanze aufgerichtet.

Mehrere Minuten lang kreiſ'te der Falke in ſchwimmendem, langſamem Fluge, den Kopf etwas herabhängen laſſend, um den Feind beſſer beobachten zu können, über dem Reiher, als er plötzlich, wie ein Bleiklumpen, auf dieſen herabſtürzte, und beide Vögel einen Moment nur einen einzigen, dunkeln Körper zu bilden ſchienen, dann ſchwang ſich der Falke wieder empor, und eine Handvoll Federn ſchwebte, gleich einer Maſſe Schneeflocken, herab. —

„Der Vogel hat fehl geſtoßen und iſt in der Nähe des Gelenkes des linken Flügels verwundet;" ſagte Torreblanca, nachdem er mit Kennermiene eine Zeitlang den Flug des Falken betrachtete. „Ich ſchließe dies aus der Art des Fluges, den er jetzt annimmt. So brav der Vogel iſt, wird er doch das alte, erfahrene Reihermännchen, das er jagt, nicht allein bemeiſtern. Er iſt überhaupt, ſo ſtark er iſt, am Ende doch nur ein ‚Pelerin', wie wir die einjährigen Vögel in der Jägerſprache nennen, während ich ihn für einen ‚Autaunaire' gehalten habe. — Ich bitte Euch, edles Fräulein," ſagte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03064/013

er, zu Zarden gewendet, „zieht Eurem Falken die Haube ab und laßt ihn ſteigen. Wir müſſen dem braven Burſchen dort oben Succurs ſenden.“ —

Kaum hatte das Fräulein dem Vogel die Verhüllung abgenommen, und letzterer nur einen Blick in die Höhe geworfen, als er auch wie eine angezündete Rakete emporfuhr.

Ein heftiger Kampf begann jetzt in der Luft. Wüthend ſchoſſen die Falken auf den Reiher, aber dieſer, ruhig in weiten Kreiſen, bald in Wolkenhöhe, bald kaum fünfhundert Fuß über dem Boden in der Luft ſchwimmend, hielt, von woher auch der Feind kam, ihm ſeine Schutzwaffe entgegen, und außer einem Regen von Federn war kein Nachtheil für ihn zu bemerken. —

Eben war wieder ein wüthender Anfall von dem Reiher abgeſchlagen worden, als Torreblanca ausrief:

„Dem letzten Falken iſt der linke Schenkel über dem Knie durchſtoßen worden, er läßt den ‚Griff‘ hängen! — Das Thier iſt ein ‚Gentil‘, vielleicht gar ein ‚Niais‘, es iſt tapfer, aber gänzlich unerfahren. Wir müſſen dieſen edlen Isländer loslaſſen, wenn die Sache zu Ende kommen ſoll.“

Mit den letzten Worten lösʼte der Graf die Haube des weißen Falken, welchen Zorayde auf der Hand trug. Der Vogel erhob das Haupt, er blickte mit den klugen, hellen Augen empor, und dieſe waren auch ſogleich auf den Reiher geheftet. Man ſah indeſſen nichts von jener Haſt, von jenem Beben, das den erſten Falken durchſchauert hatte, ruhig entfaltete der Vogel die ſtarken Fittige, und eben ſo ruhig ſtieg er in die blaue Höhe empor. —

„Das iſt ein edler ‚Hagard!‘ Der iſt bereits beim Kampf auf den Reiher geweſen;“ rief der Graf, ſich fröhlich die Hände reibend. „Seht einmal, Don Jaime, wie ruhig er emporſteigt! — Jetzt ſcheint er eine weiße Kugel! — Nun blos noch ein Punkt! — Aber ſeht! der Reiher erkennt den gefährlichen Feind, wie der Stier, welcher den Picador verachtet und vor dem Matador zurückbebt; er will fliehen. — Er zieht wirklich mit aufgerichteter Waffe weiter. Wir werden nachreiten müſſen. — Nun drauf! Drauf, edler Geſell! Haſte dich!“ rief der Graf ſo eifrig, als ob ihn der Falke hätte hören und verſtehen können.

Wirklich machte der Vogel in dieſem Momente

Miene auf den Reiher zu ſtoßen. Wie ein Pfeil ſchoß er herab, aber kaum noch einige Fuß von dem Gegner entfernt, ſchwang er ſich ſogleich wieder empor. Dies Manöver wiederholte er drei= bis viermal, ohne daß es zu einem Angriff kam. Plötzlich nahm er wieder einen Flug, aber dieſer war von den vorhergehenden verſchieden. Anſtatt, wie die vorigen Male, nach dem gedroheten Angriff ſich wieder emporzuſchwingen, umkreiſ'te er in kurzem Fluge den Gegner, warf ſich dann auf den Rücken und ſchlug ihm die Fänge in die Seiten. Im Nu ſtürzten ſich auch die beiden braunen Falken auf den Reiher, ſie packten ihn an Hals und Bruſt, und unter einem Regen von Federn fielen die vier Vögel, zu einem Knäuel geballt, langſam zur Erde nieder. — —

„Auf! Ihnen nach, damit ſie den ſchönen Reiher nicht in Stücke reißen!" rief Torreblanca, und die Ritter ſammt den Damen ſprengten im ſchnellſten Jagen einem Wäldchen zu, hinter welchem die luftigen Kämpfer herabgeſunken waren. — Ehe Abd el Kerim, welcher den Damen aus Leibeskräften zurief, Halt zu machen, herankommen konnte, waren dieſe mit ihren Begleitern bereits in dem Wäldchen verſchwunden. —

Sie mochten einige Minuten im ſchnellſten Jagen fortgeritten ſein, als ſie auf einer Lichtung, die nur nach dem Gebirge zu eine freie Ausſicht hatte, die Vögel gewahrten. Der Reiher war bereits den Schnäbeln und Klauen der Falken erlegen, er gab kein Lebenszeichen, aber ſeine Feinde hielten ihn noch immer mit den Klauen gepackt. Die Eiferſucht ſchien ſich in ihnen zu regen, ſie ſträubten die Federn und hatten augenſcheinlich nicht üble Luſt, um die Beute einen neuen Kampf zu beginnen.

„Gebt mir das ‚Federſpiel‘, Don Jaime!“ rief der Graf, indem er vom Roſſe ſprang, und die Ritter und Damen — letztere mit Hülfe ihrer Begleiter — abſaßen.

Jaime de Pulgar reichte dem Grafen eine Art Puppe hin, die das Anſehen eines Hahns hatte, und mit Federn, Flügel und Schweif verſehen war. Torreblanca holte nun eine Taſche, die er am Sattel hängen hatte, er ſchob dem weißen Falken das ‚Federſpiel‘ hin und nahm, als der Vogel den Reiher losließ und die Puppe ergriff, zugleich einen rohen Hühnerſchenkel aus der Taſche, welchen der Falke ſogleich zu verſpeiſen anfing, und ſich nach einigem Streicheln des Hauptes auch das Federſpiel aus den Fängen nehmen ließ. — Pulgar und Alarcos verfuhren mit den beiden andern Falken nach und nach auf die nämliche Weiſe, und die Ritter legten, auf die Mahnung des kunſtverſtändigen Torreblanca, den Vögeln während des Fraßes die Wurfriemen wieder an. — —

Mit Freude und Luſt ſtrahlenden Mienen hatten die Prinzeſſinnen, während ſich dies Alles zutrug, bald die Ritter, bald die Umgebung des ihnen neu und um ſo intereſſanter erſcheinenden Schauſpiels betrachtet, und nicht im Mindeſten bemerkt, daß ihre Schleier im raſchen Ritte ſich gänzlich zurückgeſchlagen hatten, als der Graf ausrief:

„Bald, Ihr Herren, hätten wir vergeſſen, den Damen nach Jagdgebrauch die Ehrenſtücke der gewonnenen Beute zu überreichen!“

Er zog jezt ein Meſſer aus dem Gurt und trennte die beiden Fittige des Reihers von dem Körper, dann löſte er behutſam die langen, ſchönen, weißen Federn von dem Hinterhaupte des Vogels.

„Der ‚Buſch‘ gehört wohl unſtreitig der Dame, welche den Falken trug, der dem Kampfe den Ausſchlag gab;“ ſagte er. „Don Jaime und Don Diego, überreicht Euren Damen die Schwingen.“

Die Ritter ließen ſich vor den ſchönen Jägerinnen auf ein Knie nieder und überreichten den Prinzeſſinnen die genannten Ehrenzeichen.

„Wißt Ihr aber auch, Freunde,“ rief Alarcos in jugendlichem Uebermuthe, „daß wir von den Damen das ‚Jägerrecht‘ zu fordern haben? — In Frankreich wie in Catalonien,“ ſetzte er auf Arabiſch hinzu, „iſt es der Gebrauch, daß, wenn die Jäger den Damen die Beutezeichen überreichen, ſie von dieſen mit einem Kuſſe belohnt werden. Dürfen wir wohl hoffen, dieſe Auszeichnung auch auf dem Boden von Granada, von den ſchönſten und holdeſten der Frauen zu erlangen?“

Lange ſträubten ſich die Mädchen, doch Zorayde war endlich am erſten zum Nachgeben geneigt. Erröthend reichte ſie dem Grafen die Wange, ihr folgte Zayde; Zoraheyde war die letzte, die es that.

Es war ein ungemein reizender Anblick, die ſchönen jungen Ritter vor den Fürſtinnen auf den

Knien liegend und, von den reizendſten aller Töchter des Islams, den Dank empfangen zu ſehen. Jedem, der Sinn für Anmuth, Jugendſchöne und Zärtlichkeit hat, würde das Bild im höchſten Grade anziehend erſchienen ſein, dennoch gab es Jemand, dem es nicht nur außerordentlich mißfiel, ſondern der ſogar dadurch in die höchſte Wuth verſetzt wurde. Dies war — der Kaliph, und die eben beſchriebene Gruppe die nämliche, die er im ‚Spiegel des Geſchickes‘ in der Höhle des Eremiten Aben Habuz ſah. — — —

Während der Schloßhauptmann und das Gefolge, nur nach langem Suchen, die Ritter und die Damen wiederfanden; die Jagdparthie ſo ſehr wie möglich verlängert wurde, und die Theilnehmenden erſt dann an den Rückweg dachten, als Abd el Kerim ſich durchaus nicht länger halten laſſen wollte, jagte der Beherrſcher von Granada, die kochendſte Wuth im Herzen, der Burg Gaucin zu. Seine Ritter waren kaum im Stande, ihm zu folgen, das Blut des edlen Renners, das ihn trug, träufelte von der Schneide des ſcharfen Bügels, und röthete den unter dem Sattel herabfließenden Gischt. Die Jagdgeſellſchaft war eben zurückgekehrt, die Thore der Burg waren geſchloſſen worden, als der Kaliph vor letzterer anlangte.

„Oeffnet! — Oeffnet!“ rief er mit ſtarker Stimme.

So wie er erkannt war, öffneten ſich die Pforten; der Fürſt und ſeine Begleiter jagten in die Burg. Raſch ſprang der Kaliph vom Pferde. Abd el Kerim kam aus der Thüre eines der innern Gebäude geſtolpert, er warf ſich auf die Knie nieder, um ſeinen Herrn zu begrüßen, aber ehe er noch dazu kommen konnte, fuhr der Säbel des Herrſchers aus der Scheide, er beſchrieb einen leuchtenden Kreis in der Luft, und das Haupt des armen Schwarzen rollte auf den Steinplatten, mit denen der Hof gepflaſtert war, dahin. —

„Werft die Chriſten in Ketten und führt ſie nach der großen Halle!“ rief der Kaliph, den blutigen Säbel in die Scheide ſtoßend. — „Wo ſind meine Töchter?“ —

Ein Sclave meldete mit zitternder Stimme, daß ſie in ihrem Zimmer wären, und führte auf einen Wink des Fürſten dieſen dahin. Die Nachricht von der Ankunft deſſelben, ſo wie die von der Enthauptung Abd el Kerims, war ſchon vor deſſen Eintreten hingelangt. Die Mädchen zitterten und waren todtenbleich.

„Unglückliche, was habt Ihr gethan!“ rief wüthend der Kaliph, als er in das Gemach trat. „Ihr ſeid mit den Ungläubigen auf die Jagd geritten, habt Euch entſchleiert ſehen, ja — o des gränzenloſen Verbrechens, der entſetzlichen Schande! — von ihnen küſſen laſſen. Wehe Euch! Ich komme, über Euch Gericht zu halten. — Aber ſiehe da! Du biſt auch da? Du wagſt es vor meinen Augen zu erſcheinen, Elende?“ ſetzte er hinzu, als er Kadiga, die unweit den Prinzeſſinnen ſtand, erblickte.

„Und warum ſollte ich es nicht wagen? Habe ich etwas Unrechtes gethan?“ ſagte Kadiga mit aller Keckheit einer Franzöſin. „Ich ſagte es gleich — und Eure Töchter ebenfalls — daß bei der Jagd nicht viel Geſcheites herauskommen würde, aber der verrückte Abd el Kerim war ganz verſeſſen darauf. Er hatte Euch vorgeſchwatzt, daß er die Falkenjagd aus dem Grunde verſtände, und er verſtand doch eben ſo viel davon, wie mein Pantoffel. Nun fürchtete er ſich, daß Ihr durch Eure Töchter hinter ſeine Lügen kommen würdet, und ſo plagte er die Chriſten, daß ſie die Jagd veranſtalten, und die Fürſtinnen, daß ſie ſolche anſehen mußten, ſo unangenehm ihnen auch die Sache war. Ihr werdet daher ſehr Recht thun, wenn Ihr den Abd el Kerim wegen ſeines Unverſtandes hart beſtraft.“

„O Du Ungeheuer von einer Lügnerin!“ ſchrie der Kaliph, als Kadiga geendet hatte. — „Bei Allah! Sie thut nur den Mund auf, und die Lügen fliegen wie Schneeflocken heraus. — Und das Entſchleiern? — Das Küſſen?“ —

„Sollte dergleichen vorgekommen ſein?“ ſprach Kadiga verwundert. „Ich kann es nicht glauben. Ich bin doch mit auf der Jagd geweſen, und bin nicht das Geringſte gewahr geworden.“

„Schweige!“ rief der Fürſt. „Ich habe es ſelbſt geſehen. Ich war bei dem Santon Aben Habuz, der in einer Höhle auf der Höhe des Gebirges wohnt —“

„Und von dort aus bemerktet Ihr, daß die Ritter Eure Töchter küßten?“ unterbrach ihn Kadiga, mit franzöſiſchem Leichtſinn laut auflachend.

„Ich ſah es im ‚Spiegel des Geſchickes‘, durch den mich der Heilige blicken ließ;“ erwiederte der Fürſt.

„Der muß ſchlecht geſchliffen geweſen ſein! — Ich bin dabei geweſen und habe nichts geſehen;“ ſagte die Duenna keck. — „Doch halt! Da fällt mir ein Umſtand ein, der einiges Licht in die Sache bringen dürfte. Wie, wenn der heilige Mann Euch nur ein Bischen in Angſt bringen wollte? — Wenn er vielleicht gefürchtet hätte, daß Ihr ihn mit Fragen, die er entweder nicht beantworten konnte oder wollte, bedrängen könntet, und er nun dies Mittel ergriff, um Euch mit guter Manier fortzubringen? — Ich will damit nicht ſagen, daß es ſo geweſen ſei, ſondern nur daß es ſo ſein könnte,“ ſetzte ſie hinzu, als ſie bemerkte, daß der Kaliph etwas ruhiger zu werden begann; „ſo viel aber behaupte ich: auf der Jagd iſt Alles auf's Manierlichſte und Züchtigſte zugegangen. — Hier ſtehen indeß Eure Töchter, ſie mögen ſagen, ob ſie den Chriſten Küſſe gegeben haben.“

„Wir haben ſie nicht geküßt!“ riefen die Mädchen aus einem Munde.

„Da ſeht Ihr, daß Euer ‚Spiegel des Geſchickes‘ Euch getäuſcht hat!“ rief Kadiga. „Es war gewiß nur eine Liſt des Einſiedlers, um Euch fortzuſchaffen. — Was indeß die Jagd anlangt, ſo theile ich ganz Eure Meinung, und ich bitte, den unverſtändigen Abd el Kerim deshalb ſtreng zu beſtrafen.“

„Der Elende hat bereits ſeine Strafe erlitten,“ ſagte Muhamed el hayjari, „aber die Chriſten und Ihr, Mädchen, ſollet gleichfalls beſtraft werden. Ein Thurm der Alhambra ſoll Euch, Unfolgſame, Ungerathene, aufnehmen, bis der Tag Eurer Verheirathung gekommen ſein wird; die Chriſten werde ich hinrichten laſſen.“

Wie vom Blitze getroffen, ſtürzten die Mädchen zu den Füßen des Vaters.

„Gnade! — Gnade!“ riefen ſie, troſtlos die Hände ringend. Verſtohlen winkte ihnen die Duenna.

„Der Kaliph, lieben Kinder,“ ſagte Kadiga, „wird Euch gewiß ſeine Gnade wieder zuwenden, wenn er ſich überzeugt haben wird, daß wir alle an der Jagdgeſchichte ſo unſchuldig ſind, wie neugeborne Kinder. Was die Chriſten anlangt, ſo wird er in ſeiner Weisheit über ſie beſchließen, was ihm gut dünkt, und es kann uns dies vollkommen einerlei ſein. — Da Ihr, o Herr,“ fuhr ſie zu Muhamed, welcher ſich mehr und mehr beruhigte und den Töchtern aufzuſtehen winkte, fort, „mir ſonſt Euer Vertrauen ſchenktet, ſo halte ich mich verpflichtet, Euch zu bemerken, daß die drei Chriſten reiche Ritter aus Catalonien ſind, und ein gutes Löſegeld wohl zu zahlen im Stande wären, daß ihr Fürſt in Frieden mit den Gläubigen lebt, und daß er eine Menge Galeeren beſitzt, mittelſt denen er den Tod ſeiner Unterthanen, durch Landungen und Verheerungen der Küſten Eures Reiches, gewiß rächen würde.“

Die angeführten Gründe, welche eine Schonung der Ritter geboten, waren ziemlich einleuchtend — am meiſten der wegen der Auslöſung, da es dem Kaliphen ſtets am Gelde fehlte — außerdem war es Muhamed nicht klar, ob nicht die Duenna Recht, und der Santon ihm wirklich einen malitiöſen Streich mit dem „Spiegel des Geſchickes‘ geſpielt hatte; auch ſah er ein, daß bei einer genauen Auseinanderſetzung des Vorganges und einer Beſtrafung der Ritter wenig Erfreuliches herauskommen, und der Ruf ſeiner Töchter leiden würde. Der arme Abd el Kerim, dem dies indeß weiter keinen Eintrag that, weil er bereits das Beſte, was der Menſch zu verlieren hat, den Kopf, verloren hatte, blieb demnach allein im Unrecht.

„O Weib!“ ſagte der Kaliph zur Duenna; „wäreſt Du ſo gut, als Du klug biſt, wäreſt Du ſo vorſichtig, als unbeſonnen, meine Gnade ſollte Dir nicht fehlen. Indeß will ich aus übergroßer Milde den Chriſten das Leben ſchenken, dagegen ſollen ſie in die ‚rothen Thürme‘ eingeſperrt werden und in der Schlucht, die an dem Fuße derſelben liegt, vor den Augen der Gläubigen ſo lange Knechtsarbeit verrichten, bis ſie das Löſegeld, das ich ihnen auflegen werde, bezahlt haben. — Ihr, Mädchen, werdet den Thurm bewohnen, aus deſſen Fenſtern man in dieſe Schlucht blicken kann; dort ſollet Ihr die Unwürdigen, denen Ihr erlaubtet, Euch auf die Jagd zu begleiten, in ihrer Erniedrigung täglich vor Augen haben, und dies ſoll Eure Strafe ſein. — Jetzt bereitet Euch, mich nach Granada zu begleiten.“

Mit dieſen Worten verließ der Kaliph das Gemach.

„Das muß wahr ſein, o ihr Sterne am Firmamente Granada's, daß, wenn Euer Vater — mit allem Reſpect vor dem Beherrſcher der Gläubigen ſei es geſagt — nicht bereits den Beinamen: el barjari führte, er heute gezeigt hat, daß er ihn wenigſtens auf's Beſte verdient!“ rief Kadiga mit franzöſiſcher Luſtigkeit. „Schlägt dem armen, ſchwarzen Narren, dem die Jagd wie Gift und Galle war, den Kopf vom Rumpfe herunter, und beſtraft die Töchter damit, daß ſie die hübſcheſten Männer in ſeinem Reiche, denen ſie ohnehin ſchon zu lange in die Augen geblickt, alle Tage vor ſich ſehen ſollen! — Am Hofe des Grafen d'Angeville würde man dies gar nicht geglaubt, ſondern es für einen guten Scherz gehalten, der Troubadour Gilbert de Brave es aber in ſpaßhafte Verſe gebracht, und ſein Jongleur dieſe abgeſungen haben. — Nun, ich habe immer behauptet und behaupte es heute noch, die edlen Bekenner des Islams mögen ganz gute Leute ſein, aber mit Weisheit dürfen ſie nicht auf die Meſſe ziehen. — Doch,“ ſchloß ſie, „was helfen alle ſolche Betrachtungen; ſchnüren wir unſer Bündel, und laſſen wir uns in die Alhambra einſperren. Langweiliger wie hier in Gaucin kann es auf keinen Fall ſein.“ — — —

Schon am folgenden Tage befanden ſich die Prinzeſſinnen in dem ſeither nach ihnen benannten Thurme der Alhambra. — Alhambra! — Wer denkt nicht bei dieſem Namen an die romantiſchen Vorgänge wärend der Maurenkriege? Wer hätte ſich nicht ſchon in den „Löwenhof‘, in die „Halle der Abencerragen‘, in die Lauben des „Paradieſes der Liebe‘ (dschennetol ischk), den „Generaliſe‘ hingeträumt? Mit magiſcher Kraft erfüllen jene Zauberbilder, die uns aus den altſpaniſchen Romanzen anblicken, wenn ſie dieſe Reſidenz der mauriſchen Herrſcher erwähnen, die Seele. Noch ſäuſeln die alten Cypreſſen, unter welchen die ſchöne Königin wandelte, als ſie von dem verrätheriſchen Gomel belauſcht wurde, noch ſieht man in dem „Putzimmer der Königin‘ (el tocador) die Marmorplatte, auf welcher die Fürſtin mit den Specereien Arabiens beräuchert wurde, noch erblickt eine lebhafte Phantaſie die Blutflecke auf dem Rande des Alabaſterbaſſins der Abencerragenhalle. — —

Am äußerſten Ende der Burg, nur durch eine Schlucht getrennt von dem „Generalife“, dem Luſtſchloſſe der Kaliphen, liegt der „Prinzeſſinnenthurm“ (torre de las Infantas). Den Mädchen fehlte nichts als Freiheit, um dieſen Aufenthalt reizend zu finden. Die Lage dieſes Schloſſes, das mit allen ſeinen Gärten und Höfen, Waſſerfällen und Springbrunnen von ihnen überſehen werden konnte, war ſo maleriſch, daß ſie vom erſten Anblick ganz bezaubert waren. Sie waren der Meinung, daß die — noch in unſern Tagen vorhandene — Inſchrift, welche die Schönheit des Orts verkündigt, indem ſie ſagt: „Reizender Palaſt! Mit welcher Würde erſcheinſt du dem Auge! Dein Glanz gleicht deiner Größe, und dein Schimmer theilt ſich Allem mit, was dich umgiebt! Du biſt aller Lobſprüche würdig, denn dein Schmuck hat etwas Himmliſches!“ eher zu wenig als zu viel ſage. Auch die nächſte Umgebung ihrer Wohnung war ſchön. Dicht zu ihren Füßen bog ſich eine ſchattige, von Quellen durchrieſelte Schlucht herum, aus der mit Blumen und Blüthengeſträuch geſchmückte Terraſſen bis zur Grundmauer des Thurmes aufſtiegen. Von einem Balkon aus, welcher bald der Lieblingsaufenthalt der Schweſtern ward, konnte man dieſe Terraſſen, und weit über die Schlucht und den Generalife hinaus, den ‚Sonnenberg' mit einem Schloſſe, wohin Boabdil ſich ſpäter bei einem Aufruhr flüchtete, und deſſen Trümmer deshalb heute noch ‚el gillo del Moro' heißen, überblicken. Bedenkt man, daß die Schweſtern eine Umgebung um ſich ſahen, die ſo lachend als romantiſch zugleich war, daß ein faſt ſtets heiterer Himmel auf das Stück Erde, wo die Rebe, beſchwert mit reichen Traubenbüſcheln, ſich durch die Aeſte des Orangen- und Feigenbaums ſchlingt, herablächelt, daß tauſend Nachtigallen in dem Schatten der Myrthen und Maulbeerbäume ſchmettern, ſo wird man es auch begreiflich finden, daß, wie Juan Botero Benes in ſeinen ‚Relaciones universales' erzählt, ‚die Mauren ſich den Aufenthalt des Propheten in dem Theil der Himmelswölbung dachten, welcher über dem Königreich Granada ausgebreitet iſt.'

Auch das Innere des ‚Thurms der Prinzeſſinnen', — welches indeß heut zu Tage ſehr verfallen iſt — war in jener Zeit von vorzüglicher Schönheit. Kleine, aber geſchmackvoll verzierte Gemächer umſchloſſen einen hohen, prächtigen Saal, in deſſen Mitte ein Alabaſterbaſſin, mit ſpringendem Waſſerſtrahl, das ganze Gebäude kühlte. Obwohl jetzt faſt mit Schutt und Trümmern erfüllt, zeugen die letztern noch von dem ehemaligen Glanze, vermöge welchem er dem ſogenannten „Saal der Geſandten“ nichts nachgab. Wegen der Kühnheit ſeiner Wölbung, und der Unübertrefflichkeit der architektoniſchen Verzierungen, in Stabwerk und Arabesken, welche letztere, in Stuck gepreßt, den feinſten Brüſſeler Spitzen gleichen, ſind die Reſte des Schmuckes dieſes Gemaches heute noch von beſonderem Intereſſe. Alle Wände, Fenſterſtücke, Thüren, Carnieße waren mit Blumen- und Fruchtgewinden bedeckt. War irgend wo noch ein leerer Platz an der Wand, ſo nahm denſelben eine, in Metallbuchſtaben auf himmelblauem Grunde ausgeführte Inſchrift ein. Die meiſten dieſer Inſchriften waren aus dem Koran, oder enthielten einige Verſe zum Lobe Allah's, oder des Kaliphen, welcher den Thurm erbaut hatte. Selbſt die kleinen Niſchen an dem Haupteingange tragen die, von der Zeit noch nicht verwiſchte Inſchrift: „Tapferkeit und Ausdauer unſerm Herrn Abulgegbegh, König der Gläubigen; der Herr leite ſeine Schritte und verleihe ſeinem Reiche Glanz.“ —

Während die Prinzeſſinnen dieſen reizenden Ort bewohnten, waren die drei Ritter in die ſogenannten „rothen Thürme“ eingeſchloſſen worden. Sie ſind von der Alhambra getrennt, und ſollen ſich noch aus der Zeit der Römer oder gar der Phönicier herſchreiben. Bei den Mauren dienten ſie als ein ſtarkes Außenwerk gegen den Feind, in unſern Tagen ſind deren Räume zu einer friedlichern Beſtimmung, nämlich zu Töpferofen, eingerichtet worden. Ein Renegat, Namens Huſſein, ein Italiener, war mit der Aufſicht über die Ritter beauftragt. Obwohl er ſie eben nicht hart behandelte, ſo waren ſie doch in der erſten Zeit ihrer Gefangenſchaft mit ſchweren Feſſeln belaſtet worden, und erſt, als ſie wegen eines bedeutenden Löſegeldes mit dem Kaliphen unterhandelt, und der Betrag deſſelben feſtgeſtellt war, die Ritter auch wegen der Zahlung nach der Heimath geſchrieben hatten, erhielten ſie leichtere Bande.

Bis jetzt hatte der Kaliph ſeine Drohung, die Ritter täglich am Fuße des ‚Thurmes der Prinzeſſinnen' ſchwere und erniedrigende Arbeiten verrichten zu laſſen, noch nicht ausgeführt, die Errichtung des ehernen Bildes auf dem Albaycin, wie ſolches der heilige Mann ihm angerathen, hatte alle ſeine Geiſteskräfte in Anſpruch genommen, als aber der Talisman auf ſeinem Platze war, als der Geharniſchte ſeine Lanze bald hierhin bald dorthin richtete, der Kaliph ſeine Wehranſtalten gegen die Chriſten beendigt hatte, und, was das Beſte war, ſein Volk durch das Mittel der ſonderbaren Wetterfahne wieder von Neuem ermuthigt worden, dachte er an ſeine Töchter und deren früheres Abentheuer. Wie erſtaunte er, als er bei ſeinem erſten Beſuche in dem Thurme die Mädchen, welche ſonſt ſo blühend und heiter geweſen, blaß und niedergeſchlagen fand! Erſchrocken darüber, gebot er der Kadiga alles Erdenkliche anzuwenden, um den Mädchen den Frohſinn wiederzugeben. Dieſe machte indeß ein ſehr bedenkliches Geſicht und bat ſich von dem Kaliphen einige Minuten geheimes Gehör aus. Hier erklärte ſie ihm, ſie habe Alles angewendet, um dahinter zu kommen, was die Prinzeſſinnen ſo traurig mache, ſie habe es lange nicht herausbekommen können, endlich aber ſei ihr klar geworden, daß der Kaliph wohl Recht gehabt haben möge, daß die Mädchen den Rittern zu lange in die Augen geſehen. So ſehr ſie Anfangs in ihrem Herzen dagegen geweſen, daß die Prinzeſſinnen jemals die Ungläubigen wiederſehen ſollten, ſo bewundere ſie doch gegenwärtig die Weisheit des Kaliphen, als er beſchloſſen, daß die Ritter am Fuße des Thurmes arbeiten ſollten, indem nichts leichter die Liebe vertreibe, als der Anblick der Erniedrigung und Beſchimpfung des geliebten Gegenſtandes, und ſie bäte deshalb den Fürſten, ſeinen gefaßten Beſchluß in Ausführung bringen zu laſſen.

Der Kaliph würde den Beinamen: ‚el havjari‘ ſchlecht verdient haben, wenn er nicht den Rath der Duenna ſogleich befolgt hätte. Bereits mit Tagesanbruch erſchien Huſſein, der Renegat, mit den Rittern auf einer der Terraſſen, welche vor dem ‚Prinzeſſinnenthurm‘ gelegen waren. Er ließ allerlei Materialien herbeiſchaffen, um von den Gefangenen eine alte, verfallene Mauer wieder herſtellen zu laſſen, aber Kadiga erſchien auf dem Balkon und rief Huſſein zu: die Prinzeſſinnen wünſchten, daß auf der oberſten Terraſſe, dicht am Fuße des Thurms, ein kleiner Blumengarten angelegt werde, und daß er damit unverzüglich an's Werk gehen ſolle. Ein Beutel, der einige Goldſtücke enthielt, ſetzte die Duenna, indem ſie einen ſolchen hinabwarf, hinzu, ſei theils zur Belohnung für Huſſein, theils zu Erfriſchungen für die Arbeiter beſtimmt. Huſſein war nicht nur ein überaus traitabler Mann, wenn vom Gelde die Rede war, ſondern auch hinlänglich Italiener, um berechnen zu können, daß dieſem Beutel noch mehrere folgen würden, wenn er ſich den Wünſchen der Prinzeſſinnen fügſam zeigte. Er führte die Ritter deshalb ſogleich auf die Terraſſe und rief einen Negerknaben, welcher die Maurerinſtrumente herbeigetragen hatte, dieſe fortzuſchaffen und mit Garteninſtrumenten zu vertauſchen. — Wie glücklich fühlten ſich die Jungfrauen, wie entzückt waren die Ritter, als ſie ſich nach längerer Trennung wiederſahen! Die letzteren wären unvorſichtig genug geweſen, ihren Gefühlen für die Mädchen Worte zu geben, wenn nicht Kadiga, als Huſſein dem Negerknaben die Thüre, die zu dem Garten führte, öffnete, dem Ritter Alarcos in kataloniſcher Sprache zugeflüſtert hätte, daß ſie nie ein Wort zu den Prinzeſſinnen ſprechen, dagegen das, was ſie ihnen zu ſagen hätten, in der Langua katalana aus dem Stegreife abſingen möchten. „Zorahayde,“ ſetzte die Duenna hinzu, „würde den Geſang ſodann gleichfalls ſingend beantworten.“ Zorayde ſchlug vor Freude die kleinen ſchneeweißen Hände zuſammen, als Kadiga den Mädchen die Liſt, welche ſie ausgedacht, mittheilte; Zayda meinte, daß es allerdings das einzige Mittel ſei, ſich mit den ſchönen Chriſtenrittern zu verſtändigen, nur Zorahayde erſchrak ein wenig und ſagte: „daß ſo glücklich es ſie mache, ſich auf dieſe Weiſe mit Alarcos unterhalten zu können, ſo könne ſie ſich doch dieſes Genuſſes, ja ſelbſt den, ihn zu ſehen, nicht recht erfreuen, wenn ſie bedenke, wie ſehr es den Vater, der ſeine Töchter, trotz ſeiner heftigen Gemüthsart, innig liebe, erzürnen und betrüben würde, wenn er es erfahren ſollte.“ Dieſer Einwurf, ſo wie die Empfindungen, welche ihn eingaben, wurden jedoch von Zayden mit einer

Menge Gründe widerlegt, von Zorayden weggeſcherzt, von Kadiga verſpottet, und bald ſtimmte Zorahayde die Laute, und that den Rittern auf katalonisch — was ihr die Duenna vorſagte — in einer Art Recitativ Alles kund, was die Leidenſchaft ihr und den Schweſtern eingab. Gern hätten die Ritter auf der Stelle ihren Empfindungen gleichfalls in zärtlichen Liedern Luft gemacht, aber die Klugheit gebot für heute zu ſchweigen und erſt am folgenden Tage, gleichſam wie zufällig, und um ſich die Arbeit zu erleichtern, einen Geſang zu beginnen, in welchem ſie die Gefühle ihrer Herzen ausſprächen. Dies geſchah denn auch, und die Ritter wurden von Huſſein um ſo weniger gehindert, als ihm die jungen Männer zu verſtehen gaben, daß ſie an den Goldſtücken, die öfters von dem Balkon herabflogen, nicht nur keinen Theil haben, ſondern ſobald ihr Löſegeld anlange, und ſie wieder in Freiheit wären, den Betrag derſelben verdoppeln würden, vorausgeſetzt, daß er ſie nicht mit anderer ſchwerer Arbeit belaſten, noch im Geſange, der ihre einzige Erholung bei dieſer ſei, ſtören würde. Da nun die Ritter den Damen, und die Letzteren den Erſten unendlich viel zu ſagen hatten, ſo war es nicht zu verwundern, daß die auf dieſe Weiſe veranſtalteten Concerte einen großen Theil des Tages einnahmen und beiden Partheien viel Vergnügen gewährten. Kadiga war übrigens zu liſtig, um dem Kaliphen zu verſchweigen, daß auf ihre Bitte der Renegat den Rittern erlaubt habe, bei der Arbeit zu ſingen, und daß dies den Prinzeſſinnen viel Vergnügen gewähre; el Haviari billigte dies auch vollkommen, als er hörte, daß ſeine Töchter mit ihrem Aufenthalte ſehr zufrieden wären, und ihre Geſundheit gegenwärtig die allerbeſte ſei. —

Auf dieſe Weiſe waren mehrere Wochen verſtrichen. Der Geſang dauerte fort und fort, und die Gartenarbeit ſchritt um ſo langſamer vor, als Huſſein — vorzüglich um der Goldſtücke wegen — beſliſſen war, ſie in's Unendliche auszudehnen, auch ſich wegen einer erſtaunlichen Mattigkeit, die ihn ſeit einiger Zeit befallen habe, ſobald er in den Garten kam, in den Schatten einiger Bäume ausſtreckte, und dort vor lauter Kränklichkeit einſchlief. Plötzlich drohten indeß zwei beſondere Umſtände, die unter andern Verhältniſſen die Ritter und die Prinzeſſinnen vielleicht ſehr glücklich gemacht haben würden, das zwiſchen ihnen beſtehende Verhältniß aufzulöſen. Die Ritter erhielten die Nachricht, daß das Löſegeld in Granada eingetroffen ſei, und daß ſie binnen einigen Tagen die Erlaubniß, in ihr Vaterland zu ziehen, erhalten würden; der Kaliph aber kündigte eines Tages in Perſon ſeinen Töchtern an, daß ihre Vermählungen in ganz kurzer Zeit gefeiert werden dürften, da ihre Bräutigame mit Macht in ihn drängen, und er dieſen ſein Wort gegeben habe. Wie ein Donnerſchlag wirkte das Wort des Kaliphen auf die Mädchen. Sie baten, ſie beſchworen den Vater, ſie mindeſtens noch ein Jahr unvermählt zu laſſen, indem ſie noch allzujung wären; dieſer erwiederte jedoch: daß dies ein Fehler ſei, über welchen die Bräutigame keine Klage führen würden, und der ſich überdies von Tag zu Tage verbeſſere, auch wäre, was den Bräuten vielleicht an Reife der Jahre mangele, bei den Bewerbern im Ueberfluß vorhanden, indem dieſelben ganz geſetzte Männer von funfzig bis ſechzig Jahren und ſomit in dieſer Hinſicht keine Hinderniſſe bei der Sache wären. Noch einen Umſtand gab es überdies, welcher die Jungfrauen vollends troſtlos machte. Zwei Tage waren nämlich verfloſſen, und weder Huſſein noch die Ritter hatten ſich auf der Terraſſe blicken laſſen. Kadiga erbot ſich endlich, Kundſchaft deshalb einzuziehen. Die Nachricht, die ſie brachte, machte das Maaß des Liebesunglücks voll. „Die Ritter," ſagte ſie, „hätten das Löſegeld an den Kaliphen bezahlt, und machten ſich zur Abreiſe aus Granada fertig; wie Huſſein verſichert habe, würden ſie ſolche am folgenden Tage, und zwar auf dem Wege nach Kaſtilien, antreten." Jetzt nahm der Jammer bei den Mädchen überhand. Zayde verſicherte, daß ſie niemals einem Manne die Hand reichen werde, da es keinen geben könne, welcher Jaime de Pulgar nur im Entfernteſten nahe käme, Zorayde ſagte, daß ſie ohne Torreblanca nicht leben möchte, Zorahayde verſicherte, dem Vater ſagen zu wollen, daß ſie Alarcos geliebt, und daß, wenn er darüber erzürnt ſei, ſie ihn anflehen wolle, ſie zur Strafe zeitlebens in den Thurm, wo ſie ſich jetzt befänden, einzuſperren, weil es ihr zum Troſte gereichen werde, fortwährend die Stauden und Sträucher anzublicken, die des Geliebten Hand gepflanzt. Als die Trauer und das Wehklagen der Jungfrauen den höchſten Grad erreicht hatte, meldete eine der aufwartenden Sclavinnen, daß der Renegat, welcher die Chriſten beaufſichtigt habe, dringend die Duenna zu ſprechen begehre, indem er ihr etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Die Prinzeſſinnen beſtanden ſogleich darauf, daß Kadiga mit Huſſein ſprechen, und dieſen zu bewegen ſuchen ſolle, die Ritter noch einmal in den Garten zu führen, damit ſie wenigſtens den Troſt hätten, ihnen ein Lebewohl ſagen zu können. Kadiga ging und kehrte erſt nach langer Unterredung zurück.

„Welche Nachricht bringſt Du uns?“ rief Zorayde ihr entgegen, als ſie wieder in den Saal trat. „Werden wir die theuren, die geliebten Männer noch einmal ſehen?“

„Es iſt abſcheulich! Es iſt erſchrecklich! Solch ein Plan! Solch eine unwürdige Verrätherei!“ rief Kadiga, anſcheinend im größten Zorn.

„Sage was Du haſt, was Dir iſt!“ riefen die Prinzeſſinnen voll Unruhe und Erſtaunen.

„Die leichtſinnigen Menſchen! Der nichtswürdige Huſſein!“ rief Kadiga noch immer in Zorn.

„Denkt Euch, Kinder — O es iſt entſetzlich, und kaum auszuſprechen! — die Chriſtenritter haben ihren bisherigen Aufſeher auf ihre Seite, und dahin zu bringen gewußt, daß er mich beſtechen wollte, Euch zu bereden, daß Ihr heute Nacht mit den Rittern entfliehen, und zu Cordova ihre Frauen werden ſolltet.“

Die Prinzeſſinnen ſchlugen mehr vor Erſtaunen, als vor Entſetzen, die Hände zuſammen.

„Mir das!“ rief Kadiga immer zorniger. „Eurer getreuen Aufſeherin und Freundin! — Aber ich kann ſchon begreifen, wie ſie auf ſolche Gedanken kommen können. Sie ſind von vornehmer Geburt, ſehr reich, ſind jung und ſchön, und ſie wiſſen ſehr wohl, daß es in der Chriſtenheit wenig Prinzeſſinnen geben möchte, welche die Hand ſo ausgezeichneter Bewerber ausſchlügen.“

Die Jungfrauen ſahen ſich ſprachlos an, wurden bald blaß, bald roth, und zitterten heftig.

„Ich glaube auch gar nicht, daß eine ſolche Flucht ausführbar iſt!“ ſprach endlich Zayda nachdenklich.

„O wenn es weiter nichts wäre, als das!“

rief die Duenna unwillig. „Die Leichtigkeit der Flucht mag die Ritter eben haben auf die Gedanken kommen laſſen. — Und der verrätheriſche Huſſein! Wie ſchön er Alles eingefädelt hat. Die Ritter ſollten bei Tage, öffentlich und mit Saus und Braus abreiſen, ſobald ſie aber die Sierra erreicht hätten, Halt machen. Nach Einbruch der Nacht würden ſie wieder umkehren, in dem kleinen Wäldchen am Ufer des Darro die Pferde zurücklaſſen, und mit Huſſeins Hülfe, denn dieſer würde ihnen die Gartenthüren öffnen, um Mitternacht auf der Terraſſe erſcheinen. Mit einer Strickleiter — hier iſt ſie, ich habe ſie blos mitgebracht, um Euch zu zeigen, daß ich den Menſchen nicht verläumde, — ſolltet Ihr von dem Balcon herabſteigen, und fort ginge dann die Reiſe. Binnen zwei Tagen, meinte Huſſein, wäret Ihr über der Gränze; er könnte, ſetzte er hinzu, darüber urtheilen, denn ihm wären ſo kurze, als abgelegene Pfade, wo Euch Niemand einholen könnte, bekannt.“

„Wie?“ rief Zorayde. „Huſſein will mitreiſen?“

„Iſt es nicht ſchändlich? Nicht abſcheulich?“ rief die Duenna. „Wenn Ihr entflöhet und ich

Euch begleitete, ſo würde ſich Niemand darüber wundern, ja es wäre, ſo zu ſagen, meine Pflicht, denn es müßte doch irgend ein weibliches Weſen um Euch ſein, das Euch, bis Ihr die Frauen der Ritter wäret, bemutterte, und vor männiglich Zeugniß abzulegen im Stande wäre, daß bis dahin Alles ſittlich und anſtändig zugegangen; aber Huſſein, wie kommt der auf den Einfall? Iſt es nicht die ſchwärzeſte Undankbarkeit, eine vollkommene Verrätherei von ſeiner Seite?"

„Ja beſonders, wenn man bedenkt, daß er freiwillig den Islam angenommen hat, und am Ende wieder zum Chriſtenglauben übertreten wollte," meinte Zayde.

„Richtig! Du biſt ein verſtändiges Mädchen und triffſt deshalb jedesmal den Nagel auf den Kopf," verſetzte die Duenna. „Huſſein würde damit ein ungeheures Verbrechen begehen, während bei uns die Sache gänzlich zu entſchuldigen, ja eigentlich zu rechtfertigen wäre."

„Ich wüßte doch nicht," hob Zorahayde bedenklich an.

„O, Du Licht meiner Augen, das Ding iſt ja ganz ſonnenklar!" unterbrach ſie die Duenna. „Als Eure Mutter geraubt, nach Granada geführt, und die Gattin Eures Vaters wurde, ſo weigerte ſie ſich heftig, den Chriſtenglauben zu verlaſſen. Euer Vater, ſterblich in ſie verliebt, wußte ſich keinen Rath mehr, ſie dazu zu bewegen, da weder Drohungen noch Verſprechungen halfen, endlich wandte er ſich an einen weiſen Marabut, den er ganze Säcke voll Gold verſprach, wenn er Eure Mutter zur Annahme des Islams bereden könnte. Der Mann war ſo klug als fromm, und ſo bewies er Eurer Mutter ſonnenklar, daß ſie weiter nichts zu thun, als die Formel: ‚La illah il, Allah, Mahomed rasul Allahi!' zu ſagen habe, übrigens aber dabei denken könne, was ſie Luſt habe. Da nun über den erſten Theil des Spruches: ‚Groß iſt Gott!' die Chriſten und die Moslims einerlei Meinung ſind, und über den zweiten: ‚Mahomed iſt ſein Prophet!' der Marabut Eurer Mutter eine beliebige Anſicht geſtattete, ſo trafen wir — denn es war meine Pflicht, mich nach meiner Herrin zu richten — den Ausweg, darüber gar nichts zu denken, und ſo blieb Eure Mutter — und ich auch —

eine Chriſtin nach wie vor, obwohl wir die Formel nachſprachen.“

„Aber wir? wir?“ — ſagte Zorahayde bedenklich. „Haſt Du uns nicht ſelbſt im Islam unterrichtet?“

„Hm! Seht, Kinder, das war ſo eine eigene Sache;“ erwiederte die Duenna. „Ich ſollte Euch allerdings mit den Glaubenslehren, die der Marabut Eurer Mutter und mir vorzutragen hatte, in Burg Gaucin bekannt machen, da indeß Eure Mutter nichts vom Koran hören wollte, und der fromme Mann, wie geſagt, ſo klug als fromm war, ſo iſt von dergleichen nie ſehr ſtark die Rede geweſen. Da ich nun ſelbſt nicht viel wußte, ſo konnte ich Euch auch nichts mittheilen, und ich ergriff alſo den Ausweg, und ließ Euch Sprüche auswendig lernen, die, wie Ihr meint, im Koran ſtehen, die aber eigentlich aus dem Evangelium ſtammen, und welche ich noch aus dem Unterrichte des Pater Niclas aus Montpellier auswendig wußte.“

„Wie,“ rief Zorayde erſtaunt, „ſo wären wir ja eigentlich Chriſtinnen?“

„Eigentlich? — Nein Kind! Eigentlich nicht, aber uneigentlich;" verſetzte, etwas befangen, die Duenna.

„Sonderbar!" ſprach Zayde nachdenklich. „Von dieſer Seite ſtünde alſo einer Verheirathung mit den ſchönen Chriſtenrittern nichts im Wege."

„Gar nichts, Schätzchen! Nicht das Geringſte!" fiel Kadiga lebhaft ein. „Es käme blos darauf an, ob Ihr Luſt dazu hättet. — Ich meine nämlich, Recht oder Unrecht bei Seite geſetzt und das Ganze nur ſo — ‚pour passer le tems', wie der junge Graf d'Angeville zu ſagen pflegte, wenn er mit uns Mädchen ſcherzte, und die alte Gräfin ihn deshalb ausſchmälte — als Frage betrachtet."

„Ein eigener Fall!" ſagte Zorayde, nach einer Pauſe. „Was meinſt Du, Schweſter Zayda?"

„Das wollte ich Dich eben fragen;" verſetzte dieſe nachdenklich. „Der Fall iſt allerdings ein ganz beſonderer."

„Ich denke —" fuhr die Erſte fort.

„Ja, ich denke eben ſo!" unterbrach ſie lebhaft die Zweite.

„Ganz recht, ich bin Deiner Anſicht!" ſprach Zorayde.

„Und ich der Deinigen!" fiel Jene ein.

„Gefahr iſt allerdings dabei;" meinte Zorayde.

„Man müßte die Strickleiter natürlich vorher genau unterſuchen, und wohl befeſtigen;" verſetzte Zayde ernſthaft.

„Das iſt die Hauptſache!" fiel die Duenna ein. ‚Sind wir einmal unten, ſo befinden wir uns in wenig Augenblicken in dem Wäldchen, die Ritter nehmen Euch, Huſſein mich, vor ſich auf's Pferd, und fort geht's in die Sierra."

„Wie?" rief Zorahayde, nachdem ſie den Schweſtern eine Weile zugehört. „Ihr könnt an die Gefahr, die Euch durch die Strickleiter, durch das Ganze der Flucht erwachſen könnte, denken, und Ihr denkt nicht an den Schmerz, den der Vater empfinden müßte, wenn er vernähme, daß wir entflohen wären?"

„O ich denke daran;" verſetzte Zayde. „Ich denke allerdings daran — aber wie wäre es, wenn wir irgend einen mächtigen Scheik in Bled ul Dſcherid oder fern im innerſten Sudan heiratheten? Würden wir dann nicht auch entfernt?"

„Sehr richtig!" fiel Zorayde ein. „Und wenn man einmal heirathet, ſo muß man auch dem Manne folgen, es ſei nun nah oder fern. Liebteſt Du Don Diego, wie ich Torreblanca liebe, ſo würdeſt Du ſogleich meiner und Zaydens Meinung ſein.“

„Daß ich Diego von ganzer Seele liebe, iſt Allah bekannt!“ ſagte Zoraheyde, indem ſie mit thränenden Augen gen Himmel blickte. „Ich glaube indeß, ich würde in ſeinen Armen nicht glücklich ſein können, wenn ich wüßte, daß der Fluch — nein nur der Schmerz, eines zertretenen Vaterherzens — mir auf der Seele laſtete.“

„Du biſt allzubedenklich, Kind!“ ſprach Kadiga ganz gemüthlich. „In Frankreich ſind die Entführungen ſo gewöhnlich, wie das Brodeſſen, und es kräht weder Huhn noch Hahn darnach. Die Eltern laſſen ſich hinterher gut oder übel beruhigen, ſie ertheilen ihren Segen, und Alles iſt abgemacht, ja manchmal ſtellen ſie ſich nur des Anſtandes wegen ein wenig erbittert, und das ganze Entführen wäre überflüſſig geweſen, und ſie hätten Gott gedankt, wenn der Entführer, ohne allen überflüſſigen Spectakel, um die Hand der Tochter, die ſie längſt gern losgeweſen wären, angehalten hätte. Ich ſelber war einmal dem Entführen ganz nahe, und unterließ es blos, um meiner Stiefmutter einen Poſſen zu ſpielen, weil ich von der Nachbarin vernahm, daß Jene ſie gebeten, die folgende Nacht ja nicht den Kettenhund, wie gewöhnlich, loszulaſſen, und nicht etwa Lärm zu machen, wenn ſie einen Mann mit einer Leiter über unſern Gartenzaun ſteigen ſähe, denn jener Mann ſei kein Dieb, ſondern wolle ſich blos einen unſchuldigen Spaß machen, der ihm indeß in der Folge bekommen werde, wie dem Hunde das Graseſſen.“

„Du ſprichſt aber, liebe Kadiga, von ganz leichtſinnigen Mädchen, und — nimm es mir nicht übel — von mißrathenen Töchtern; wir aber lieben unſern Vater,“ ſagte Zoraheyde.

„Ja ganz gewiß! Ich liebe den Vater ſehr,“ ſprach Zorayde. „Und hätte ich den Grafen nicht kennen lernen — ich ginge auf keinen Fall heimlich fort.“

„Nein! Nimmermehr! — Hätte ich Jaime de Pulgar nicht erblickt, ich wählte lieber den Tod, als mich entführen zu laſſen,“ ſtimmte Zayde bei.

„Und Du, Täubchen,“ ſagte die Duenna lachend zu Zoraheyden, „wäre es nicht um Don Diego willen, Du thäteſt es durchaus nicht; ſo aber — thuſt Du es wie die Andern. — Gott, lieben Kinder," fuhr Kadiga lebhaft fort, „macht nun aber, daß Ihr zu einem Entſchluſſe kommt. Wir haben noch ſo vielerlei zu beſorgen, und die Ritter auch, denn dieſe müſſen, was ſich von ſelbſt verſteht, mauriſche Kleider anlegen, und ſich ſolche erſt durch Huſſein verſchaffen. Auch die Habſeligkeiten, die wir mitnehmen, muß ich einpacken, und Alles will doch wohl bedacht ſein. Ob ich Huſſein heirathe, werde ich erſt überlegen, wenn wir in Cordova zum Thore hineinreiten." —

„Ich für meinen Theil habe Alles überlegt, ich gehe;" rief Zorayde leicht.

„Ich folge Jaime de Pulgar. Ich kann nicht anders;" verſetzte Zayde ernſthaft.

„Und Du, Zoraheyde, gehſt gleichfalls!" rief Kadiga ungeduldig. — „Da es Dir ſo ſchwer wird, das Wort auszuſprechen, ſo will ich es in Deinem Namen thun."

Mit den letzten Worten ging die Duenna zur Thüre hinaus. — — —

Es war Nacht. — Ein kühler Wind ſtrich von der Sierra Nevada her, und ſäuſelte in den Zweigen der alten Cypreſſen, des Lorbeer und der Orangenbäume, von denen ein Meer von Blüthendüften aus den Gärten des Generalife herüberſtrömte. Die ſchmale Mondſichel ward eben über dem Gebirge ſichtbar, und ihr ſilbernes Licht zitterte in den Wellen des Xenil, der, wie ein in vielfachen Krümmungen ſich ſchlängelndes Band, ſich durch die fruchtbare, vom Nachtthau dampfende Vega wand. Das letzte „Allah hu!“ des Muezzins auf der Hauptmoſchee der Stadt, war eben verklungen, die Bewohner derſelben, wie die der Alhambra, lagen im Schlaf verſenkt, und man hörte nichts mehr, als das Knarren des ſich vor dem Winde drehenden, ehernen Reiters auf dem Thurme des Albaycin, als die drei Schweſtern Arm in Arm auf den bekannten Balcon traten. Zoraheyde wiſchte ſich mit einem weißen Tuche, das ſie in der Hand hielt, von Zeit zu Zeit die Augen, dann trat ſie in den Saal zurück, und ging, in einem innern Kampfe befangen, mehrmals heftig auf und ab. Die Duenna war ſehr beſchäftigt, mehrere Päckchen, die auf einem Divan lagen, zuſammen zu ſchnüren. Plötzlich ertönte außerhalb des Thurmes, und von der Terraſſe herauf, ein Ton, der dem Ruf einer Eule glich.

Zoraheyde fuhr heftig zuſammen, auch Kadiga erſchrack, aber der Schreck der Letztern war von dem des Mädchens ſehr verſchieden.

„Sie ſind's! Es iſt das verabredete Zeichen!“ ſprach die Duenna freudig.

„Nein!“ erwiederte Zoraheyde haſtig. „Es war ein Käuzchen, welches ſchrie.“

„Ganz recht!“ ſagte Kadiga lachend. „Es war mein Kauz, und Deiner, wie der Deiner Schweſtern iſt auch dabei.“

Raſch ſprang Kadiga zu Zoraheydens Laute, und fuhr mit dem Finger über die Saiten; ſogleich ertönte jener Ruf zweimal hinter einander.

„Sie ſind's! — Sie ſind's!“ jubelte Kadiga, während Zayde und Zorayde in das Gemach traten und ſagten, daß ſie einige Geſtalten am Fuße des Thurmes zu erblicken glaubten.

„Wo iſt die Strickleiter?“ fragte Kadiga raſch. Zorayde reichte ſie ihr. Die Duenna befeſtigte ſie vorſichtig an dem Balcon, und huſtete dreimal. Das Zeichen ward von unten erwiedert. Raſch warf Kadiga das Ende der Leiter über den Balcon herab. Der Eulenruf ertönte leiſe wieder.

„Die Leiter reicht bis zum Boden und wird unten feſt gehalten!“ ſagte Kadiga lebhaft. „Fort! jetzt iſt's die höchſte Zeit!“

„Steige zuerſt herab, Kadiga; ich folge Dir;“ ſprach Zorayde leicht.

Die Duenna ergriff die Päckchen, ließ ſolche leiſe und vorſichtig über die Brüſtung des Balcons in den Garten fallen, dann ſagte ſie lachend: „Adieu, torre de las Infantas! Auf Nimmerwiederſehen! — Nehmt Euch in Acht, Kinderchen, und kommt glücklich nach!“ — In zwei Augenblicken war ſie über die Brüſtung des Balcons geſtiegen und im Dunkel verſchwunden. Zorayde folgte vorſichtig. —

„Steige hinab, Schweſter! — Ich will die Letzte ſein,“ ſprach Zayde, aber ihre ſonſt ſo feſte Stimme zitterte und ihr Anſehn war bleich.

„Nein! — Nein!“ ſagte Zorahayde ſtammelnd. „Steige Du zuerſt.“

Eben wollte Zayde auf die Brüſtung des Balcons ſteigen, als Zoraheyde ſie heftig in die Arme ſchloß, und einen Kuß auf ihre Wange drückte.

„Gieb dies Diego de Alarcos — wenn ich ihn nicht wiederſehen ſollte!“ ſagte ſie mit von Thränen erſtickter Stimme.

„Bald biſt Du ja in ſeinen Armen, liebe Schweſter;“ ſprach Zayde befremdet. „Aber ſteige vorſichtig hinab. In der Bewegung, wie Du biſt, könnteſt Du leicht ein Unglück nehmen.“

Mit den letzten Worten ſtieg Zayde über die Bruſtwehr und verſchwand.

Kaum war dies geſchehen, als Zoraheyde auf die Knie ſtürzte und, die Hände ringend, die Augen gen Himmel erhob. Ihre Bruſt arbeitete heftig. — Jetzt ließ ſich der Eulenruf wieder von unten hören. Heftig ſprang das Mädchen auf, es faßte die Baluſtrade des Altans, und es war als ob ſie ſolche überſteigen wollte. Plötzlich aber zog ſie die Hand zurück. — Wiederum ertönte jener Ruf und zwar lauter, dringender, auffordernder, wie früher. —

„Allah! Allah, gieb mir Kraft!“ ſprach Zoraheyde, die Hände zum Himmel erhoben, dann wie außer ſich, riß ſie die Schleifen, welche die Strickleiter an der Brüſtung des Balcons feſthielten, auf, und warf die Leiter hinab.

„Lebe wohl, Diego! — Gott ſegne Euch, meine Schweſtern!“ rief ſie mit leiſer, hinſterbender Stimme hinunter. „Denkt manchmal an die unglückliche Zoraheyde; ich kann Euch nicht folgen.“

Wie eine Verzweifelnde ſtürzte ſie in das Gemach zurück, indem ſie die Thüre, die auf den Balkon führte, hinter ſich zuſchlug. Kaum konnte ſie die Mitte des Gemachs erreichen, als ſie zu taumeln begann und ohnmächtig zu Boden ſtürzte. — —

Während am folgenden Tage die Prinzeſſinnen und die Ritter auf ſchweißtriefenden Roſſen aus einer wilden Thalſchlucht in die andere, auf abgelegenen Pfaden, in der Richtung nach Cordova fortſprengten, ereignete ſich in dem Prinzeſſinnenthurme ein entſetzlicher Auftritt.

Schäumend vor Wuth, ſtand der Kaliph vor der auf den Knien liegenden Zoraheyde. Er hatte die langen, herrlichen Flechten des Mädchens um die linke Hand gewunden, in der rechten funkelte ein zweiſchneidiger, breiter Dolch.

„Geſtehe!“ ſchrie er. „Geſtehe, wohin ſie den Weg genommen haben, und das Leben ſoll Dir geſchenkt ſein!“

„Dein hartnäckiges Schweigen kann den Elenden nicht helfen;“ fuhr er fort, als die Lippen des halb ohnmächtigen Mädchens geſchloſſen blieben. „Schon bedecken viele Geſchwader ſchneller Mazer und Gomeren alle Straßen, die nach dem Lande der Chriſten führen, bald werden die Verworfenen in meinen Händen ſein, und ich ſchwöre es bei Allah's Zorn, bei meiner geſchändeten Ehre, bei dieſem ergrauenden Haar, junge Roſſe ſollen die Glieder der Verführer auseinander reißen, und Deine verworfenen Schweſtern, wie das Geſetz es gebietet, in Säcke geſteckt und in die Fluthen des Darro geworfen werden!“

„Tödte mich, Vater;“ ſagte Zoraheyde mit leiſer, hinſterbender Stimme. „Der Tod vom Vaterhänden kann nicht ſchmerzhaft ſein.“

Mit den letzten Worten umfaßte ſie die Knie des Kaliphen; dieſer ſtieß ſie heftig zurück.

„Sprich, Elende, wie ſich Alles begab, daß ich die Größe Deiner Schuld ermeſſe und Dich dem gemäß beſtrafe;“ ſprach der Kaliph, indem er die einen Augenblick erhobene Hand, in welcher das blitzende Todeswerkzeug funkelte, ſinken ließ.

„Wir liebten die Chriſten“ — begann Zorahayde mit zitterndem Tone.

„Ha! Alſo auch Du, Schändliche!“ donnerte der Vater. — „Doch ſprich weiter.“

„Ich bin nicht beſſer als meine Schweſtern;“ ſagte Zorahayde. „Ich liebte Diego de Alarcos. O mein Vater, ich kann nicht ausſprechen, wie ſehr ich ihn liebte. Ich glaube, ich liebte ihn ſo, wie Du meine Mutter geliebt haſt; wenigſtens denke ich es, wenn ich mich erinnere, auf welche liebende Weiſe Du noch immer von der Dahingeſchiedenen ſprichſt. — Kadiga gab den Rath, wir ſollten mit den Rittern nach ihrem Lande fliehen, und wir willigten ein. Als aber der Augenblick gekommen war — da konnte ich nicht. Ich dachte an Dich, an Deinen Schmerz um meine Mutter, welchen die Jahre noch nicht vertilgt haben, ich dachte, wie entſetzlich es wäre, wenn Du in dieſes Gemach träteſt und keines Deiner Kinder fändeſt, wenn Du dann Dein graues Haar zerraufteſt, die Hände rängeſt, nach Deinen Kindern riefeſt, und keines, kein einziges Dir antwortete. Verzweiflungsvoll, den Tod im Herzen, ſah ich meine Schweſtern ziehen, und — ich blieb."

„Du wußteſt dies Alles, Unmenſchliche, und doch ließeſt Du die Schweſtern fliehen?" ſprach der Kaliph, und ſeine Lippen zitterten.

„Ach, ſie liebten ja wie ich! Iſt denn ein Opfer nicht genug?" rief Zoraheyde, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

„Nein!" rief der Kaliph, ſich vor Zorn und Schmerz die geballten Hände vor die Stirn drückend. „Ich will alle meine Kinder wieder haben, oder alle verlieren. Haſt Du je gehört, daß ſich der Löwe beruhigt hätte, wenn man ſeine Jungen bis auf eins, das man in ſeiner Höhle gelaſſen, ihm geraubt?"

„Sage," ſprach er mit gewaltſam errungene Faſſung, „wohin Deine Schweſtern geflohen, verfluche das Andenken des Verführers, das teufliſch Bild, das ſich in Deine junge Seele geſchlichen und ich will Dir verzeihen und Deine Schweſter nicht tödten, wenn ſie in meine Hände fallen."

„Ich kann nicht! Vater, ich kann nicht!“ rief Zorahayde mit Tönen, die einen unendlichen Seelenſchmerz verkündigten, und indem ſie mit beiden Händen nach dem Haupte fuhr, als ob ſie dort auch ein körperliches Weh empfände. „Ich, ich allein will alles Unglück tragen. Und fluchen? Wie könnte ich Diego fluchen? Ich fühle, ſein liebes Bild wird mich bis zum Grabe, ja über dieſes hinaus, begleiten. Ich meine, wenn dieſer arme Leib nur noch ein Häufchen Aſche ſein wird, ſo würde dieſe ſich bewegen, wenn der Name Diego de Alarcos genannt wird. Meine Seele iſt bei ihm, wo er auch iſt, im Lande der Chriſten oder hier. Ich bin bei ihm, bin ſein Schutzgeiſt, der Schutzgeiſt Jedes, der ſeinen Namen trägt. — O weh! Mein Kopf! Mein armer Kopf! Schmerz, o, Schmerz!“

Der Ausdruck des Geſichts, der Blick des Mädchens hatte ſich, während ſie ſprach, gänzlich geändert. Er hatte etwas Unſtätes, Geſtörtes. Den Kaliphen überkam ein Entſetzen.

„Tochter! Zorahayde!“ ſchrie er. „Beſinne Dich. Bedenke, was Du ſagſt. Beruhige Dich.“

„Ruhig?“ ſprach Zoraheyde mit einem ſonderbaren Lächeln. „Ich bin ja ruhig, ganz ruhig. Wer iſt ruhiger als ein Todter? Und ich bin ja längſt geſtorben.“

„O Allah! Sie iſt wahnſinnig;“ ſchrie der unglückliche Vater, und ſtürzte aus der Thür, um nach Hülfe zu rufen. — — —

Und Zorahеyde blieb wahnſinnig. — Alle Hülfe der Aerzte war umſonſt, obwohl der Kaliph die ungeheuerſten Summen für Den ausſetzte, der die Tochter herſtellen könnte. Der einzige Troſt des unglücklichen Vaters war, daß das Mädchen in ihrem wirren Zuſtande nicht unglücklich ſchien. Sie war beſtändig ſanft und ergeben. Stundenlang ſtand ſie auf dem Balkon und ſah in den Garten hinab auf die Blumen und Geſträuche, die Alarcos und ſeine Gefährten gepflanzt hatten, und dann ſang ſie zu der Laute, die ſie meiſterhaft ſpielte, ſo ſüße und zarte Weiſen, daß Jeder, der ſie hörte, davon entzückt war. Selten nur kamen andere Worte, als die des Geſanges, über Zorahеydens Lippen. Geſchah es aber, ſo konnte man aus dem Inhalte ihrer Rede ſchließen, daß ſie meinte, ſie ſei längſt geſtorben und beſuche nur die Erde, um Alarcos und ſein Geſchlecht zu beſchützen und die Blumen und Geſträuche, die er gepflanzt, vor der Zerſtörung durch Frevlerhand zu bewahren. Anfangs hatte der Kaliph beſchloſſen, ſeine unglückliche Tochter in andere Gemächer bringen zu laſſen, um jene Umgebungen ihren Augen zu entziehen, doch mußte er bald dieſen Plan aufgeben, weil ihr ſtiller Wahnſinn in offene Wuth auszubrechen drohte. Der Eintritt anderer Menſchen als der des Vaters oder einer alten Sclavin, die ſie bediente, ſchien Zoraheyden gleichfalls ſehr zu beunruhigen, auch litt ſie nur ſehr ungern, daß die Thüre des Balkons geſchloſſen wurde, da ſelten eine Stunde zur Tages- oder Nachtszeit verlief, wo ſie dieſen Ort nicht betreten hätte.

Zum Glück für die Aermſte dauerte dieſer Zuſtand nur zwei Jahre. Schon mit Ablauf des erſten ſtellten ſich Zeichen der Abzehrung ein, und dieſe nahm nach und nach, da kein Arzneimittel anſchlug, vollkommen überhand. Sonderbar war es, daß die Unglückliche einige Minuten vor ihrem Tode die Beſinnung wieder erhalten zu haben ſchien, wenigſtens bat ſie den jammernden Vater, ihren frühen Tod nicht zu beklagen und ihr zu verſprechen, ihren Leichnam, auch nach dem Hinſcheiden, von dem Orte, der ihr ſo lieb geworden, nicht zu trennen, ſie vielmehr ganz in der Lage zu laſſen, in welcher ſie verſcheiden werde. Weinend verſprach dies der Kaliph, und noch am Abend des nämlichen Tages hatte er keine Tochter mehr. — Auf einem Divan ſitzend, den Arm auf ein Geſtell, das eine Lampe zu tragen beſtimmt war, gelehnt, fand man die Todte. Der unglückliche Vater befahl ſie in dieſer Lage zu laſſen, die Thüre des Balkons, nach welcher noch im Tode das Geſicht Zoraheydens gewendet war, ſollte offen bleiben, die des Gemaches aber befahl er für immer zu vermauern. — Die Terraſſe, wo die Ritter die in Ueppigkeit emporſchießenden Sträucher, welche nach und nach zu Bäumen emporwuchſen, gepflanzt hatten, wurde bald der Wallfahrtsort junger, granadiſcher Ritter und Frauen; und Liebende, welche einander Treue bis über das Grab geloben wollten, ſandten ſich als Symbol einige Myrthenzweige aus jenem Garten, der einem ſchwärmeriſchen Gemüth um ſo romantiſcher erſcheinen mußte, als man von ſeinen Terraſſen aus die offene Thüre des geheimnißvollen Gemachs, in welchem die liebende Todte dem allgemeinen Auferſtehungsmorgen entgegenharrte, und aus dem, der Sage nach, manchmal zu ſtiller Nachtszeit ſüße Lautentöne erſchallen ſollten, erblicken konnte. —

Von dem Schickſal der beiden andern Schweſtern ſchweigt die Sage, doch behaupten die Grafen Torreblanca und die Marqueſen de Pulgar Abkömmlinge Zaydens und Zorаydens zu ſein. — — —

Zweite Abtheilung.

Roſa.

Motto:

„Von allen den Damen und Rittern,
Die tanzten nach Pfeif' und Schallmein
War nichts mehr übrig geblieben,
Als Moder und Todtenbein.“

Altes Lied.

Dreihundert Jahre lang war die Thüre des Gemaches, in welchem Zoraheyde ſchlummerte, vermauert geblieben; die Geſchichte der unglücklich Liebenden lebte indeß in mauriſchen, ſpäter in ſpaniſchen Romanzen, und oft wandelten Glücklichere Arm in Arm, und blickten von dem Generalife herüber nach der offenen Balkonthüre des „Schweſternthurmes.“ Viele behaupteten, in ſtillen Mondſcheinnächten eine weiße Geſtalt, die Arme nach der Gegend von Cordova ausbreitend, auf dem Balkon geſehen zu haben, Andere verſicherten, man höre dann und wann bezaubernde Lautenklänge und ſüße Liebeslieder; romantiſche Gemüther hatten Zoraheyden zu ſehen und zu hören geglaubt. Man täuſchte ſich indeß. Der Altan war ſtill und öde, handhohes, von Geiſterfüßen geſtreiftes Gras wucherte aus den Steinritzen, in dem Gemache ſelbſt herrſchte ein Grabesſchweigen. Mit den Lautenklängen hatte es aber ſeine Richtigkeit. In dem Erdgeſchoß des Thurmes wohnte nämlich Donna Thereſa Cienfuentes, und von dort erſchollen die bezaubernden Töne. Nun war es freilich nicht die gedachte Dame — die ſechzigjährige Wittwe eines Kaſtellans, der man dieſen Winkel als Ruheplätzchen angewieſen — auch würde ihr, bei ihrer heiſeren Stimme und nach dem bereits vor zehn Jahren erfolgten Verluſt ihres letzten Zahns, vor Allem aber, weil ſie nichts weniger als romantiſch geſinnt war, Niemand einen ſolchen Sang zugetraut haben, aber Donna Thereſa beſaß eine Nichte, die wegen ihrer Schönheit, ihres Lautenſpiels und ihrer herrlichen Stimme in der ganzen Stadt berühmt war, und unter den jungen Hidalgo's um ſo mehr für eine der größten Merkwürdigkeiten der Alhambra galt, als von Zehnen kaum Einer ſie geſehen hatte, und nun, um ſich ſelbſt intereſſant zu machen, die Vorzüge des jungen Mädchens auf das Aeußerſte hervorhob. Dieſe waren indeß in der That ſehr bedeutend. Roſa Cienfuentes war in dem Anfange der Zwanzig. Ihr Teint war, wie der aller Andaluſierinnen, leicht gebräunt, aber die Rabenſchwärze des glänzenden Haares, das tiefdunkle Auge, ließ ihn dennoch weiß erſcheinen. Das Geſichtchen Roſa's war von äußerſt feinen und eben ſo edlen Zügen, [illegible] aber [illegible] von [illegible] Schönheit. [illegible] der [illegible] Gang [illegible] noch beſonders aus, [illegible] oder [illegible] eigen hat. Mancher junge, [illegible] Mann [illegible] leben [illegible] Roſa's Bekanntſchaft [illegible] aber jeder [illegible] die Dame [illegible] der Frühmeſſe in dieſer oder jener Kirche Granada's, und zwar ſtets an der Seite der Tante, zu erblicken. Letztere galt aber als ein wahrer Cerberus; ein freundlicher, der Nichte geltender Gruß aus der Ferne ward nicht nur mit einem eſſigſauren Geſicht, ſondern ſelbſt mit allerhand höhniſchen oder geringſchätzigen Geberden erwiedert, und ſeit ein eleganter Zierbengel jener Zeit, welcher, dem Zorne der Tante trotzend, der ſchönen Nichte eine Serenade gebracht, von Erſterer mit einem Napfe ganz abſonderlichen Inhaltes überſchüttet und zum Gelächter von ganz Granada geworden war, betrat kein Stutzer mehr die Terraſſe am Fuße des „Thurms der Schweſtern.‘ — In der Zeit, in welcher die Begebenheiten gegenwärtiger Erzählung ſich ereigneten — im Jahre 1724 — war es nach langer Einſamkeit in der Alhambra [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Januar [illegible] [illegible] Throne [illegible] Ludwig abgetreten, der Prinz ſtarb aber am 16. Auguſt deſſelben Jahres und nun wollte der König die Regierung ſeinem zweiten Sohne übergeben. Nicht nur die Königin — Eliſabeth Farneſe — ſondern alle [illegible] und [illegible], [illegible] unter dem Namen des minorennen Königs alle Würden und Ehren zu vertheilen hoffen durften, waren dagegen und beſtürmten Philipp, die Regierung wieder ſelbſt zu übernehmen. Dieſer ſträubte ſich indeß auf's Aeußerſte, und wirklich machte ſeine

Krankheit, die manchmal ſelbſt an Geiſtesabweſenheit ſtreifte, es faſt unmöglich. Unter dieſen Umſtänden hatten die Aerzte gerathen, daß man das Hoflager von Madrid und den Sitio's (Luſtſchlöſſern) auf einige Zeit in ein geſünderes Klima, als das von Madrid, in eine angenehmere Gegend verlegen möge, und nach langen Verhandlungen und Berathſchlagungen, ob die Etikette es wohl erlaube; nach vielen Nachforſchungen, ob dies in ähnlichen Fällen bereits vorgekommen, ward dieſer Vorſchlag beifällig entſchieden. Welche Gegend aber hätte man wohl wählen ſollen, welche Umgebung wäre wohl lieblicher geweſen, um auf ein verſtörtes Gemüth heilſam zu wirken, als die herrliche Vega von Granada, und der reizendſte aller Königsſitze, die Alhambra! Und ſo zog noch vor Anfang des Herbſtes der königliche Hofhalt in deren Mauern ein. Die Königin wählte ſelbſt die Zimmer, welche ihrem Gemahl zum Aufenthalt dienen ſollten. Sie nahm auf eine lachende Ausſicht die vorzüglichſte Rückſicht, und beſtimmte den ‚Thurm des Komares‘ — nach dem Baumeiſter ſo genannt — dazu. In dieſem befindet ſich der ſogenannte ‚Geſandtenſaal.[6] Hier gaben die mauriſchen Herrſcher einſt Audienzen, und ſeine Pracht, wie die reizende Lage, überbieten Alles, was ſonſt die Alhambra Schönes aufzuweiſen hat. Die Wände des weiten Gemaches ſind mit der herrlichſten Stuckatur, bald die geſchmackvollſten, wunderlich verſchlungenen Arabesken, bald Sittenſprüche oder Lobpreiſungen mauriſcher Kaliphen zeigend, bekleidet. Das Tafelwerk der Decke beſteht aus Cedernholz und ſchimmert von glänzenden Farben und Vergoldungen; Blumen, Sterne, gleichfalls von den zierlichſten Arabesken, in tauſendfachen Verſchlingungen umrankt, ſtrahlen von der Höhe herab. So großartig und geſchmackvoll aber die Pracht iſt, ſo wird ſie dennoch von der entzückenden Ausſicht weit übertroffen. Drei Seiten dieſes Saales, eine jede mit drei gewölbten Fenſtern, über denen eben ſo viele kleinere ſich befinden, bieten die herrlichſten Fernſichten. Auf der Nordſeite breitet ſich das Thal des Darro aus, der unter ſtolzen Terraſſen und ſchattigen Gärten ſich fortwindet, gegen Süden ſchweift der Blick in den Reizen der Vega, gegen Oſten liegt zu den Füßen des Beſchauers die ganze Alhambra ausgebreitet;

in ihrem Mittelpunkt der „Garten der Lindaraxa“ mit ſeinen Citronenbäumen und Roſengebüſchen.

Man ſollte glauben, daß kaum ein Menſchenherz ſo voll Traurigkeit ſein könnte, daß ein Aufenthalt wie dieſer nicht im Stande wäre, ihm wenigſtens einige heitere Stunden oder doch Minuten zu bereiten. So dachte auch die Königin, und aus dieſem Grunde beſtimmte ſie den Geſandtenſaal und die daran ſtoßenden Zimmer ganz beſonders zur Wohnung für den königlichen Kranken. Ihre Hoffnung ward jedoch gänzlich getäuſcht. Der Trübſinn des Königs war zu Granada derſelbe wie zu Madrid. Unter andern Umſtänden hätte dies vielleicht nicht die ſo außerordentliche Bedeutung gehabt, wie in der oben angedeuteten Zeitperiode, die Verhältniſſe waren indeß von der Art, daß die größte Verwirrung in den wichtigſten Angelegenheiten des Reiches daraus entſtehen konnte, wenn das ſtattfindende Interregnum nicht auf die eine oder andere Art beendigt worden wäre. Dies konnte aber nur durch die Uebernahme der Zügel der Regierung von Seiten des Königs, oder durch die Thronbeſteigung des minderjährigen Infanten geſchehen. Die Nachtheile des letztern Auswegs lagen indeß Allen klar vor Augen, und ſo blieb nichts übrig, als die Hartnäckigkeit des Königs, oder vielmehr die Melancholie, vermöge der er einen neuen Regierungsantritt verweigerte, durch jedes nur im Bereich der Möglichkeit liegende Mittel zu beſiegen. Dieſe hatte indeß im Auguſtmonat den höchſten Grad erreicht, und das Spiel der düſterſten Phantaſieen des Monarchen rief oft die eigenthümlichſten Scenen hervor.

Wir finden in jenen Tagen eines der Zimmer, welches der König bewohnte, vom Fußboden bis zur Decke mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen, alle Meubles waren ebenfalls ſchwarz. Eliſabeth ſaß an einem der Fenſter in tiefſter Betrübniß und blickte nach einem offenen Sarge, in welchem eine menſchliche Geſtalt in reicher Uniform, über die indeß eine braune Mönchskutte gezogen war, der Länge nach ausgeſtreckt lag. Zu beiden Seiten des Sarges ſtanden brennende Kerzen, und zu den Häuptern deſſelben war ein Hausaltar errichtet, an welchem ein Prieſter von hohem Alter, in ſchwarzem Meßgewand, eine Meſſe las. Außer den angeführten

Perſonen war Niemand im Zimmer, als ein ſchöner Jüngling von einigen zwanzig Jahren in Pagenkleidung, der als Miniſtrant dem Meſſeleſenden diente. Der Prieſter murmelte ſeine Gebete ſtill vor ſich hin, als die im Sarge liegende Geſtalt ſich plötzlich aufrichtete.

„Ha, was iſt das?" rief die anſcheinende Leiche „Alſo auch Ihr, Padre Cirillo, ſeid, trotz Eurer weißen Haare, und daß ich Euch immer wohlgewollt, nichts als ein heuchelnder Betrüger? — Befahl ich Euch nicht das Todtenamt für mich zu leſen, und dennoch hörte ich deutlich, daß Ihr bei dem ‚requiescat' nicht meinen Namen erwähntet."

Die Rede des Sprechenden war haſtig, der Ton der Stimme heiſer, das Auge ſtarr, und dies, wie die blaſſe Geſichtsfarbe und der unraſirte, faſt einen halben Zoll lange Bart, gaben ihm ein eigenthümliches, faſt grauenhaftes Ausſehen.

„Ich las das Requiem für alle Könige Spaniens, die dahingeſchieden;" ſagte der alte Prieſter ſanft. „Iſt Eure Majeſtät in dieſem Falle —"

„Hört Ihr, Señora?" unterbrach ihn der König — denn dieſer war die lebendige Leiche — mit wildem Ton und Blick ſich zur Königin, die ſich von ihrem Sitz erhoben hatte, wendend. „Habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich ſage, daß ich von Tücke, Verrath und Ungehorſam ſtets umgeben war, und dies meinen frühen Tod veranlaſſen mußte? — Ich ſage Euch aber, Señor,“ fuhr er heftig zu dem Alten fort, „ich bin todt! Todt! — Wer wagt es einem Könige von Spanien und beiden Indien zu widerſprechen? — Hütet Euch, eine Majeſtätsbeleidigung zu verſchulden.“

„Wie könnte Eure Majeſtät die Begehung eines ſolchen Verbrechens dem altersgrauen, faſt achtzigjährigen Diener zutrauen!“ ſprach der Alte ſanft. „Ich habe Eurer Majeſtät die Sterbeſacramente ertheilt, da Ihr behauptetet, das Ende nahe zu fühlen, doch ein Requiem für einen Lebenden zu leſen, wäre eine Verletzung meiner Amtspflicht, und ich bitte, daß Eure Majeſtät mir ſolch Vergehen nicht zumuthen wolle.“

„Für einen Lebenden!“ rief wild der König, und indem er ſeine düſtern Züge zu einem Lächeln, das etwas Furchtbares hatte, zwang. „Kann ein Menſch leben, nachdem er erfahren und ertragen, was ich ertragen und erfahren? Kann ein König leben, den das Unglück von Anbeginn ſeiner Regierung innerhalb und außerhalb der Gränzen des Reiches verfolgte, der den Erben, den Thronfolger verlor, den niedriger Verrath, Haß, Liebloſigkeit, Eigenſucht" — er blickte bei den letzten Worten auf die Königin — „rings umgiebt? — Leben! Ihr ſprecht von Leben! Wo wohnt das Leben und das freudige Gefühl deſſelben, wenn nicht hier?" — Er legte die Hand auf die Bruſt. — „Aber hier iſt's todt, öde, grabesöde!"

„Möchtet Ihr, mein theurer Gemahl, nur ein einziges Mal in das blühende Paradies, das uns umgiebt, hinausblicken!" ſprach die Königin freundlich. „Gewiß würde das allenthalben grünende, prangende Leben —"

„Auch dies Leben erinnert an nichts, als an den Tod!" unterbrach ſie der König. „Das Grün jener Orangenbäume, jener Myrthen, iſt nichts als eine blühende Lüge, ein übertünchter Tod. Ein Reif, ein Schneeſturm, von der Sierra Nevada herabwehend, macht es welken. Wie wollte es auch anders ſein? Alles was lebt, muß vergehen, zu Aſche werden; zu Aſche, die das leiſeſte Lüftchen verweht, aus einander fegt, wie der Sturm die Blätter jener Orangen und Myrthen morgen, vielleicht noch heute, über die Wege wirbeln wird. — Prangendes Leben! — Sagt lieber prangender Tod! — Grinſt er nicht überall? Fletſcht er ſelbſt nicht hohnlachend die Zähne aus der Pracht dieſer Wände, die Ihr eine heitere nennt? Haben etwa Glückliche dieſe Thürme erbaut, dieſe Gemächer bewohnt? Einer war immer unglücklicher, elender wie der Andere. In dieſen Hallen dachte der Sohn auf den Verrath des Vaters, der Bruder auf den Mord des Bruders. Jene alten Cypreſſen hörten ehebrecheriſche Schwüre. Ueberall nichts als Lüge, Treuloſigkeit und Verrath. — Nein! Nein!" ſetzte er heftig hinzu. „Sprecht mir nicht vom Leben. Glücklich allein ſind die Todten, und ich will ein Todter, ein Glücklicher ſein." —

„Wohl, Eure Majeſtät," ſprach der alte Prieſter, „ſind die Todten glücklich, es ſind ſelig Jene, die in den Herrn ſterben, und ihre Werke folgen ihnen; aber dieſe Werke zu thun iſt die Aufgabe der Lebendigen, die ſich dadurch zu dieſem ſeligen Scheiden vorbereiten ſollen.“

„Meine Laufbahn iſt vollbracht, ich habe geendet,“ ſagte Philipp. „Ich bin todt, ich will es ſein. Nennt jenes Muskelzucken, das in dem Scheidenden ſich noch geltend machen will, nicht Leben. Meine Wohnung iſt Eskurial. — O über Euch Ungläubige, Verblendete,“ rief er heftig, und ſein düſtres Auge rollte wilder. „Ihr gehört zu Denen, welche ſehen und doch nicht glauben. Ihr ſprecht und klügelt, und vernünftelt, während ſelbſt dem Thier, durch den Inſtinkt, die Wahrheit offenbart ward. Wie war es mit meinem Falken? Ich hatte ihn ſo lieb, er war ſo zahm, er fraß mir aus den Händen. Als er noch zur Jagd gebraucht wurde, kam er immer ſo freudig auf meine Hand zurück, ſobald er ſich ſeiner Beute bemeiſtert hatte, als er alt war, flatterte er oft zum Fenſter hinaus, er kreiſte ein paarmal in der Luft und kehrte wieder. Vor zwei Tagen entfloh er, er entfloh auf immer. Meint Ihr, er hätte mich auch verrathen? Ihr irrt. Er iſt ja kein Menſch. Nein, nein! Natur iſt treu; ſie wohnt ja noch im Thiere. Ich will es Euch beſſer ſagen, weshalb er fortflog. Er wußte daß ich todt bin; der Leichengeruch trieb ihn von dannen.“

Der König hatte die letzten Worte mit einem ſchaurig geheimnißvollen Tone geſprochen, ſein Blick war ſtarr, ſein Auge ſchien gläſern, wie das eines wirklich Geſtorbenen.

„Geht mir, geht, mit Euren lügenhaften, heuchleriſchen Verſicherungen;“ ſagte er mit hohlem Tone. „Ihr ſeid leidige Tröſter. Kein Hoffnungsſtrahl erhellt das öde Haus meines Buſens, aus welchem die tückiſchen Gäſte, Freude und Luſt, längſt ausgezogen ſind. Ein Hohn, ein Spott dünken mir alle Eure Troſtesgründe, welche der Inſtinkt des Thieres ſelbſt ſo ſchlagend widerlegt hat. Schämt Euch, ſchämt Euch, weniger wahr zu ſein, als jener Falke.“ —

Die Königin ſchien einen Augenblick nachzudenken, dann ſagte ſie:

„Wie aber, Sire, wenn der Vogel wiederkäme und bei Euch bliebe, würdet Ihr dann glauben, daß Ihr Euch täuſchtet?“

„Er kommt nicht;“ verſetzte Philipp mit trübem

Lächeln. „Natur iſt wahr, Natur iſt treu. Die edle Natur des Falken verabſcheut die Leichname.“

So wie der König die letzten Worte geſprochen hatte, hüllte er ſich, wie unwillig, dichter in das braune Mönchsgewand, warf ſich auf ſein ſchauriges Lager und kehrte den Anweſenden den Rücken. Die Königin winkte dem Geiſtlichen mit der Hand, im Zimmer zu bleiben, ein zweites Zeichen mit den Augen gebot dem Pagen, ihr in das anſtoßende Gemach zu folgen.

„Diego,“ ſagte ſie, als ſie dort angekommen war, „ich weiß, Du biſt, obwohl jung und lebensfroh, doch treu und verſchwiegen. Aus dieſem Grunde beſtimmte ich den König, Dich zu ſeinem Leibpagen zu ernennen. Du haſt jetzt geſehen, wie verſtört ſein Gemüth iſt, und es muß Alles daran geſetzt werden, dieſem Zuſtande ein Ende zu machen. Alle Mittel der Aerzte haben nicht das Mindeſte geholfen, eben ſo wenig hat die Veränderung des Aufenthalts eine Wirkung hervorgebracht. Du haſt die Aeußerungen über das unglückliche Entfliehen ſeines Lieblingsfalken aus ſeinem Munde gehört. Mir kam dabei der Gedanke in den Sinn, einen

Verſuch zu machen, den Wahn durch Wahn zu vertreiben, und Du ſollſt mir dabei behülflich ſein."

„Möge Eure Majeſtät nur befehlen, und ich will freudig Blut und Leben daran ſetzen, die Zufriedenheit meiner Königin zu verdienen;" ſprach enthuſiaſtiſch der Page.

„Wir müſſen den Falken wieder haben!" rief lebhaft die Königin. „Die Melancholie läßt den König glauben, er ſei geſtorben, und der Vogel durch den Leichengeruch verſcheucht worden. Haben wir ihn wieder, ſo laſſen wir ihn zum Fenſter hineinflattern, und mein Gemahl ſieht ſeine Behauptung durch die That widerlegt."

„Ich will alles Mögliche aufbieten, Nachforſchungen aller Art anſtellen;" rief der Page lebhaft. „Weit kann der Falke ohnehin nicht geflohen ſein; er iſt dazu zu zahm und an die Nähe der Menſchen gewöhnt."

„Spare keine Mühe und keine Verſprechungen;" ſprach die Königin. „Setze einen guten Preis aus für Den, der das Thier wiederbringt, ſage aber Niemand die Urſache, weshalb uns die Wiedererlangung ſo wichtig iſt."

„Ich will vorgeben,“ ſprach lebhaft der Page, „der Falke ſei durch meine Schuld entflohen; man wird dies glauben und meine Anſtrengungen, ihn wieder habhaft zu werden, erklärlich finden.“

„Thue das, Diego;“ verſetzte die Monarchin. „Manuel de Hurtado mag einſtweilen Deinen Dienſt übernehmen. Er iſt gleichfalls verſchwiegen und treu. — Gelingt es Dir, den Falken wieder zu erlangen, ſo magſt Du Dir eine Gnade ausbitten, und ich werde ſie Dir gewähren, wenn ich mich überzeuge, daß ſie zu Deinem Glücke beitragen kann.“

Mit einer freundlichen Neigung des Hauptes entließ ſie den Jüngling. —

Es war gegen Abend deſſelben Tages, als Diego in Geſellſchaft zweier ſeiner Kameraden, Arm in Arm, die Ufer des Darro entlang ſpazierte, und alle Drei endlich ihre Schritte nach den Terraſſen richteten, die am Fuße des ‚Thurmes der Schweſtern‘ hinliefen, denen man es jedoch nicht anſah, daß ſie in früheren Zeiten prangende Gärten geweſen waren. Dichte Oleanderbüſche und Cactus opuntia hatten Alles überwuchert, und nur mit Mühe konnte man ſich durch ſie hindurchdrängen.

„Das alſo iſt der ‚Schweſternthurm?'" ſagte einer der Pagen zu Diego.

„Ihr ſtehet hier auf klaſſiſchem Boden;" erwiederte dieſer lachend. „Siehe, Carlos! Von jenem grauen Balkon, aus deſſen Steinritzen die blaublühende Paritaria in großen Büſchen herabhängt, ſtieg Deine Uraltermutter, die ſchöne Maurenfürſtin, in Begleitung ihrer reizenden Schweſter herab. Wären die Prinzeſſinnen weniger verliebt und kühn geweſen, ſo wäre der Hof Seiner katholiſchen Majeſtät um zwei vortreffliche Edelknaben, Don Carlos de Torreblanca und Don Garcia de Pulgar, ärmer."

„Spotte nur, Du Schalk!" ſagte der Vorige. „Daß die ſchöne Zoraheyde zurückblieb, hat dem Geſchlechte der Alarcos keinen Eintrag gethan. Dein Ahn wußte ſich zu tröſten."

„Recht, Carlos!" fiel der dritte Page ein. „Foppe ihn immer ein wenig. Er will auf das arabiſche Blut, das in unſern Adern fließt, ſticheln."

„Bewahre!" ſagte Diego lachend. „Da ſind die Tavila, die Grafen von Puñonroſtro, ſie ſind jüdiſcher Abkunft, und dennoch rechnet ſie alle Welt zu den Granden von ‚blauem Blute.'"

„Richtig!“ ſcherzte Torreblanca. „Und wenn ſich auch dann und wann eine muhamedaniſche Leidenſchaft in uns regt, ſo kann man doch mit der Zeit ein vortrefflicher Chriſt werden, wie unſer alter Oberhofmeiſter Montezuma beweiſt, deſſen Ahnherr ein heidniſcher Kaiſer, er ſelbſt aber in ſeiner Jugend der ärgſte Bonvivant war, und der es jetzt mit dem Frömmſten in der Frömmigkeit aufnimmt. — Aber hört einmal! Was iſt das? — Ich glaube, die ſchöne Zoraheyde, von der die Leute ſagen, daß ſie ſeit dreihundert Jahren in dem Schweſternthurme verzaubert ſitzt, ſingt ein Lied zur Laute.“

Wirklich erſchollen in dieſem Augenblicke herrliche Lautentöne, welche eine entzückende Stimme begleitete. Die Stimme war ſo ſchön, ſo klangvoll, ſo ſüß, wie ſie die drei Jünglinge noch nie gehört zu haben glaubten. Auch die Worte des Liedes waren poetiſch und ergreifend, und das Ganze der herrlichſte Genuß.

„Bien! Bien! — A las mil maravillas! — Es una prima!“ — riefen entzückt Carlos de Torreblanca und Garcias de Pulgar, und klatſchten entzuckt mit den Händen. Diego de Alarcos ſagte kein Wort, aber ſeine Züge deuteten auf das Entzücken, das er empfand.

„Wer mag die Sängerin ſein?“ fragte er endlich die Kameraden. „Der Geſang ſchien aus dem untern Stockwerk des Thurmes zu kommen.“

„Damit kann ich Euch dienen!“ erwiederte Garcias. „Es iſt die ſchöne Roſa Cienfuentes, die Nichte der alten Kaſtellanin, denn Niemand in ganz Granada hat eine Stimme wie ſie, wenn man der allgemeinen Behauptung trauen darf.“

„Ich muß ſie kennen lernen!“ rief Diego enthuſiaſtiſch.

„In dieſem Falle würde ich Dir rathen, bei dem Unternehmen nicht Dein neues Scharlachwamms, auf welches Du Dir, der ſchönen Stickerei wegen, ſo viel einbildeſt, anzuziehen;“ ſprach Garcias mit lautem Lachen. „Du könnteſt in den Bereich der Tante kommen, und dann könnte es Dir gehen, wie dem Calatravaritter Domingo de Contreras, auf deſſen Ordensmantel man heute noch die Spuren der Wurfgeſchoſſe, mit denen der Drache des

Schweſternthurmes ſein Junges vertheidigt, erblicken kann."

„Und wenn die Alte ſo handfeſt wäre, wie Dulcinea von Toboſo, und ſo häßlich, wie Maritorne, ſo muß ich dennoch die ſchöne Roſa zu Geſicht bekommen!" rief Diego. „Wer ſo himmliſch, mit einem ſo ſeelenvollen Ausdrucke ſingt, kann nicht nur ſchön, ſondern muß auch ſonſt edel und vortrefflich ſein."

„Wohl!" rief Garcias de Pulgar luſtig. „Wir begleiten Dich bei der Unternehmung. Wenn die Duenna die Feinde zu Dreien anrücken ſieht, ſo zieht ſie vielleicht gelindere Saiten auf und muß im ſchlimmſten Falle ihre Angriffe theilen."

„Vortrefflich, meine Freunde!" entgegnete Diego lachend. „So kommt! Kommt ſogleich! Laßt uns unſer Glück verſuchen! Vielleicht iſt der Drache nicht einmal in ſeiner Höhle, und wir können mit Ruhe unſer Glück erproben."

Schon waren die drei Pagen auf dem Wege, als Diego zufällig einen Blick rückwärts warf. Wie in höchſter Ueberraſchung blieb er einen Moment ſtehen, und ſah nach dem Balkon des Schweſternthurmes. Dann ſich plötzlich umkehrend, ſagte er in ziemlicher Verwirrung:

„Bald hätte ich etwas Vortreffliches angerichtet! — Da hat mir die Camerera mayor, die Herzogin Urſini, einen Auftrag gegeben, den ich bereits vor einer Stunde bei der Marqueſa von Santa Cruz auf der Vivarrambla ausrichten ſoll, und den ich gänzlich vergeſſen hatte. Ihr werdet daher die bezauberte Feſtung allein erſtürmen müſſen, wenn Ihr nicht aus Freundſchaft für mich den Angriff bis morgen verſchieben wollet. Billig wäre es aber, daß Ihr es thätet, denn es ſcheint ſonſt, als ob ein Mißgeſchick die Familie Alarcos bei jedem Unternehmen auf den ‚Schweſternthurm' verfolge, falls der Enkel, wie der Ahnherr, unverrichteter Sache abziehen muß."

„Ei was!" rief Garcias. „Haſt Du den Auftrag ſo lange aufgeſchoben, ſo hat es mit ihm auch noch ein Stündchen länger Zeit."

„Laß Dich immer von der alten Mumie ein wenig ausbunzen!" ſagte Torreblanca. „Sie wird Dich deſto lieber haben, wenn Du ihr Gelegenheit giebſt, ihre Lieblingsbeſchäftigung, das Keifen, und zwar mit gutem Grunde, was ſo ſelten der Fall iſt, zu treiben.“

„Nein, nein, Kinderchen! Das verſteht Ihr nicht;“ ſagte Diego etwas ängſtlich. „Ich bin bei ihr ohnehin nicht zum Beſten angeſchrieben, und ſie könnte mir bei der Königin einen böſen Dienſt erweiſen. Jetzt iſt es gerade noch Zeit — und ich muß durchaus nach der Vivarrambla.“

„Nun ſo bleibt unſere Unternehmung bis morgen verſchoben;“ verſetzte Carlos de Torreblanca. „Du mußt durchaus dabei ſein, wäre es auch nur wegen des hiſtoriſchen Anknüpfungspunktes, Hinſichts des Abentheuers, das unſere drei Ahnherren bei dem Schweſternthurm beſtanden.“

Laut lachend trennten ſich die Jünglinge. Torreblanca und Pulgar gingen auf einem Fußſteige fort, der ſich nach dem ſogenannten ‚Gerichtsthor‘ ſchlängelte, Alarcos ſchlug einen Weg ein, der, die Terraſſen entlang, in ein enges, bergablaufendes Thal, bei einem Springbrunnen aus Jaspis vorbei, nach einem von Karl dem fünften erbauten Thore führte, wo die ‚Calle (Straße) der Gomeren‘ beginnt und ſich am ‚Zacatin‘ endet.

So wie ihm die Kameraden indeß aus dem Geſichte waren, hielt er plötzlich inne, ſtieg auf einen Felsblock und ſah unverwandt nach dem Balkon des „Thurmes der Schweſtern“. Auf der Brüſtung des letztern ſah man deutlich einen weißgrauen Vogel ſitzen, welcher ſich im Scheine der Abendſonne die Federn putzte, dann und wann die Flügel hob, als ob er davonfliegen wollte, auf der Brüſtung des Balkons langſam hin und her ſpazierte und endlich durch die offene Balkonthür in den Thurm flatterte.

„Es iſt richtig!“ ſagte Diego hocherfreut zu ſich ſelber. „Es iſt der alte Falke, für den kein vernünftiger Falkenier zwanzig Realen geben würde, der aber Seiner Majeſtät an's Herz gewachſen iſt, und der mein Glück machen wird; vorausgeſetzt, daß ich der Beſtie habhaft werde. — Ei, und höchſt vernünftig war es von mir,“ fuhr der Page fort, indem er einen andern bergaufwärts führenden Pfad verfolgte, „daß ich Carlos und Garcias mit guter Manier mir vom Leibe ſchaffte, und nicht mit einer Miene merken ließ, was ich erblickte. Sie würden an dem Vogelfang haben Theil nehmen wollen, und ſo groß auch die Gnade der Königin geweſen wäre, in Drei getheilt, würde am Ende doch nur ein magerer Biſſen auf den Einzelnen gekommen ſein.“

Luſtig und die muntere Melodie des Jaleo de Xeres pfeifend, eilte der Page nach dem Eingange der Alhambra, und ſchlich ſich durch abgelegene Gänge und einſame Höfe nach der Pforte des ‚Thurmes der Schweſtern‘. Die Sonne war eben untergegangen, als Diego vor der aus dicken eichenen Bohlen gezimmerten Thüre ſtand. Der Jüngling klopfte erſt leiſe, dann ſtärker, ehe das von einer jugendlichen klangvollen Stimme ausgeſprochene: „Was giebt's?“ „Wer iſt da?“ ertönte, und gleich darauf der in der Mitte der Thür nach ſpaniſcher Sitte befindliche kleine hölzerne Schieber ſich öffnete.

Dem Pagen erſtarb die Antwort im Munde, als hinter der Oeffnung der herrlichſte Mädchenkopf, wie nur das Ideal eines ſolchen ihm je in den lieblichſten Träumen vorgeſchwebt, ſichtbar wurde.

„Was ſteht Euch zu Dienſt, Caballero?“ fragte das ſchöne Mädchen, und ihr Lächeln und Erröthen zeigte deutlich, daß ihr nicht unbekannt geblieben, welchen Eindruck ihre Erſcheinung auf den Jüngling gemacht. — „Wünſcht Ihr etwas, Señor?“ ſetzte ſie in leichter Verwirrung hinzu, als Diego noch immer, wie verſteinert, und ohne ein Wort zu ſprechen, daſtand.

„Wünſchen?“ ſagte der Page faſt verlegen. „Ich glaube, der liebſte meiner Wünſche, die ſchöne Roſa Cienfuentes zu ſehen, iſt bereits erfüllt, indeß hätte ich noch einen andern, geringern Euch vorzutragen, wenn Ihr geruhen wolltet, mir auf ein paar Minuten den Eintritt zu geſtatten.“

„Verzeiht, Señor,“ erwiederte das Mädchen lachend, „wie es mir vorkommt, ſcheint Ihr den erſten Eurer Wünſche viel zu hoch, den zweiten indeß allzuniedrig anzuſchlagen. Ihr werdet vielleicht gehört haben, daß dieſer Thurm ein bezauberter iſt, und nur durch Zauber kann man den Eintritt gewinnen.“

„Wie könnte ich,“ ſagte der Jüngling munter, und indem er ſogleich den Scherz aufnahm, „an dem Zauber des Thurmes zweifeln? Uebt er nicht bereits den mächtigſten Einfluß auf mich, und ſteht die Zauberin, die den Eingang bewacht, nicht in all' ihrer Schöne vor meinen Augen?“

„Nein, Señor, da irrt Ihr Euch erſtaunlich;" erwiederte das Mädchen laut lachend, und indem zwiſchen ihren Roſenlippen zwei Reihen der herrlichſten Zähne ſichtbar wurden. „Ihr thut mir allzuviel Ehre an, wenn Ihr mich für die mächtige Fee haltet, die den Eingang hütet, die in dieſem Augenblicke zwar nicht im Thurme, aber Euch unſichtbar näher iſt, als Ihr meint. — Wie ihre Schöne auf Euch einwirken wird, iſt mir zwar noch nicht ganz klar, wiewohl ich dies zu erfahren ſehr begierig bin, das aber iſt allerdings gewiß, daß ihre Gegenwart den mächtigſten Einfluß auf Euch üben dürfte."

„Nein! Nein!" rief Diego enthuſiaſtiſch. „Es giebt keinen Zauber in dieſem Thurme, der ſtärker auf mich wirken könnte, wie der Eure. Dieſem gemäß bitte ich Euch, ſchönſte aller Zauberinnen, mir den Eintritt zu gewähren. Ich will dafür ewi zu Euren Dienſten ſein. — Seid Ihr aber kein Fee, ſeit Ihr die verzauberte und bezaubernde Prinzeſſin Zorahayde ſelbſt, o ſo müßt Ihr mir, ſchon u das Andenken an meinen Ahn, den Eintritt geſtatte denn wißt, ich heiße wie er: Diego de Alarcos." -

„Und wenn Ihr," rief eine kreiſchende Stimme plötzlich hinter des Pagen Rücken, und eine knochige Hand ſchlug ihn dabei auf die Schulter, „und wenn Ihr der große Chriſtoffel wäret — ſein Andenken ſei geſegnet — oder Ihr hießet Cid Rui Diaz el Campeador, und Ihr kämet geritten auf dem Roſſe Babieça, ſo kämt Ihr doch nicht in den ‚Schweſternthurm.' — Bezauberte Prinzeſſin! Mächtige Fee! Kikelkakel! Lauter dummes Zeug; was indeß hinreichend iſt, einem Gänschen den Kopf verrückt zu machen, wenn dieſe Melodie von einem Gelbſchnabel gepfiffen wird. — Ich aber, ich, die ehrliche, rechtſchaffene, auf Anſtand haltende Wittwe Portiuncula Thereſa Cienfuentes, ſage Euch: packt Euch, Herr Page, mit Euren flatternden Schulterbändern und geſchlitzten Pumphoſen und denkt nicht ferner daran, um meine Thüre des Mädels wegen herum zu ſchwenzeln; ſonſt möchte ich an Euch ein Beiſpiel ſtatuiren, wie ich es an einem gewiſſen Calatravaritter und noch einigen andern Laffen ſtatuirt habe und ſtatuiren würde, und wenn die ſieben Infanten von Lara in eigener Perſon in ſolchen läppiſchen und ehrvergeſſenen Abſichten angeſchritten kämen."

Diego erſchrak nicht wenig, als er auf ſo unſanfte Art aus der Poeſie in die Proſa des Lebens zurückgerufen wurde. Er blickte um ſich und ſah eine ältliche Frau, deren ſcharfe, andaluſiſche Züge durch ſechzig zurückgelegte Lebensjahre noch viel ſchärfer und eckiger geworden waren. Die Haſt, mit der ſie den altmodiſchen, etwas kurzen Schleier über die Schulter zurückwarf, den Roſenkranz, den ſie in der Linken trug, raſch in den Gürtel ſchob und mit der Rechten den enormen Fächer, wie die erzürnte Löwin den Schweif, hin- und herbewegte, ließ ihn faſt fürchten, daß es auf noch mehr als einen Angriff mit Worten abgeſehen ſein dürfte. Waren es derlei Betrachtungen oder eine Art Schaam in Gegenwart des Mädchens, welches ihre Munterkeit durch ein leiſes Kichern kund gab, ſich auf dieſe Weiſe abgefertigt zu ſehen, Diego ſagte etwas kleinlaut:

„Ave Maria purissima! — Ich bitte, werthgeſchätzte Señora, daß Ihr ein paar Worte ruhig anhören wollet.“

„Sin peccado concebida! — Es wird wohl

nicht der Mühe werth ſein, Señor;“ entgegnete die noch ſehr aufgebrachte Wittwe.

„Es iſt mir durch eine Unvorſichtigkeit, die für mich ſehr nachtheilige Folgen haben könnte, ein Unglück widerfahren —“

„Welches nicht das erſte, noch das letzte ſein wird, wie ich bei unſerer lieben Frau von Pampiegla beſchwören will;“ unterbrach die Kaſtellanin den Sprechenden.

„Ein Falke, den Seine Majeſtät unſer allergnädigſter Herr ſehr lieb hat,“ fuhr Diego fort, „und den ich zu beaufſichtigen hatte, iſt durch meine Schuld entflohen. Beſorgt wegen möglicher Verantwortung, ſuche ich ihn ſchon ſeit zwei Tagen und erblicke ihn vor einer Stunde zu meiner Freude auf der Brüſtung des Balkons dieſes Thurmes ſitzen, von wo er in das offen ſtehende Gemach flog.“

„Wirklich! — Ei ſeht einmal! — Fein ausgedacht! — Und rein um des Vogelfanges willen kommt Ihr während meiner Abweſenheit in meine Wohnung?“ rief die Wittwe grimmig. „Ihr mögt ſelber ein guter Raubvogel, ein Habicht oder etwas dergleichen ſein; wenn Ihr aber meine Richte für das Hühnlein haltet, ſo irrt Ihr Euch ganz verteufelt; wenigſtens ſo lange meine zehn Finger noch bei guten Kräften, und Eure verliebten Augen ein paar empfindliche Leibestheile ſind."

Die Wittwe machte bei den letzten Worten ein paar ſo verdächtige Handbewegungen, daß Diego unwillkürlich ein paar Schritte zurücktrat und ſagte:

„Ich verſichere Euch, bei meinem heiligen Namenspatron, daß der Falke des Königs entflohen und vor meinen Augen in den Thurm geflattert iſt, und daß, wenn es mir auch zum größten Vergnügen gereicht, Eure ſchöne Nichte kennen zu lernen — Euch, Señora, mit eingeſchloſſen — ich doch zunächſt des Falken wegen herkam. Zudem muß ich Euch ſagen, daß die Königin mich ſelbſt beauftragte, alle mögliche Nachforſchungen anzuſtellen, um des Vogels wieder habhaft zu werden, was ich, wie Ihr wohl denken könnt, zu behaupten mich nicht unterſangen würde, wenn es nicht wahr wäre. Es iſt demnach meine Pflicht, Euch, werthgeſchätzte Frau, zu erſuchen, mir die Hausthüre zu eröffnen, um das Thier wieder einfangen zu können."

Die Wittwe verſuchte zwar während der Rede des Pagen und unter mehreren „Hm!“ und „Ha!“ eine ungläubige und verächtliche Miene zu machen, bei alledem ſchien ſie die Zuverſicht, mit welcher der Jüngling ſeine Erklärung abgab, dennoch in einige Verlegenheit zu ſetzen.

„Hätte,“ ſagte ſie, „zu meiner Zeit, wo die Jugend noch ehrbar, tugendſam und chriſtlich geſinnt war, ein Page dergleichen behauptet, ſo würde man — obwohl bei einem ſolchen zu allerletzt — dieſer Behauptung haben Glauben beimeſſen können; in unſerer verderbten Zeit aber, wo man Euch mit Eurem Flitterſtaat eher für einen Kramsvogel, wie für ein Muſter der Sittſamkeit halten dürfte, möchten Eure Verſicherungen wenig Glauben finden. Uebrigens ſage ich Euch — und zwar nicht deshalb, weil ich irgend einen Werth auf Eure Worte legte, ſondern weil Ihr den Namen Ihrer Majeſtät der Königin nanntet — daß von einer Durchſuchung des Thurmes ſchon darum keine Rede ſein kann, weil die Thüre, die zu dem obern Stockwerk führt, ſeit dreihundert Jahren vermauert iſt, und alſo Niemand dorthin gelangen kann.“

„O,“ unterbrach Diego die Sprechende lebhaft,

„wenn weiter kein Hinderniß ſtattfindet, ſo könnte die Sache leicht in's Werk gerichtet werden. Man dürfte nur eine Leiter an den Balkon legen —"

„O, ich zweifle gar nicht," unterbrach ihn die Wittwe mit neuer Lebhaftigkeit, „daß Ihr mit Leitern gut umzugehen wißt, und im Erſteigen von Balkonen Euch eine hübſche Fertigkeit erworben haben möget, ſo viel aber kann ich Euch verſichern, daß Ihr ſie in meiner Nähe nicht ausüben ſollet, es ſei denn, daß Ihr es bei einer andern Gelegenheit, die ich nicht nennen will, zwangsweiſe thun müßtet, und ich dabei eine vergnügte Zuſchauerin abgäbe, was, wenn Ihr in Eurer Leichtfertigkeit beharret, früher oder ſpäter der Fall ſein dürfte."

„Es thut mir leid, Señora," ſagte Diego, von den ſpitzigen Redensarten der Wittwe geärgert, obwohl ihn Roſa bittend anſah, damit er die Sache in Frieden mit der Tante abmachen möge, „es thut mir leid, daß Ihr eine böſe Abſicht bei einer Angelegenheit vorausſetzt, wo ich blos meiner Pflicht und den ausdrücklichen Befehlen Ihrer Majeſtät der Königin gemäß handle. Unter dieſen Umſtänden wird mir wohl nun nichts weiter übrig bleiben, als der Letztern von Eurem Widerſtreben und der Art und Weiſe deſſelben Bericht abzuſtatten.“

„Dios!“ ſagte die Wittwe ein wenig erſchrocken. „Was habt Ihr für eine hitzige Leber! — Ein Wort iſt kein Pfeil, und wenn mein ſeliger Pablo ſo empfindlich geweſen wäre, ſo würde ihn vor lauter Reizbarkeit zwiſchen der Trauung und dem Hochzeitseſſen der Schlag gerührt haben, anſtatt daß er dick und fett und funfzig Jahre alt geworden iſt. — Ihr müßt übrigens, wenn irgend ein Reſt von Zucht und Ehrbarkeit in Euch wohnt, eingeſtehen, daß es, vom Generalife aus geſehen, einen ſonderbaren Proſpect abgeben würde, wenn man nach Sonnenuntergang einen Pagen auf einer Leiter den Balkon einer Wohnung, die zwei unverheirathete Frauensperſonen beherbergt, erſteigen ſähe.“

War es, daß in einer Beziehung die Wittwe nicht ganz Unrecht hatte, oder daß der Umſtand, daß ein ſchlimmer Verdacht, wie die Tante meinte, auch auf ſie ſelbſt ausgedehnt werden könnte; Roſa lachte bei den Worten ihrer Verwandtin ſo herzlich, daß auch der Page aus Leibeskräften einzuſtimmen ſich veranlaßt fand.

„Ich ſehe gar nicht ein," ſagte die Wittwe geärgert und mit erneuter Lebhaftigkeit, „was es da zu lachen giebt! — Ich bin vor Zeiten wegen geringerer Dinge in üble Nachrede gekommen; das heißt" — verbeſſerte ſie — „ich hätte hineinkommen können, wenn ich nicht unter allen Umſtänden Sitte und Anſtand im Auge behalten hätte. Darum ſage ich Euch, Herr Page, kehrt Euch um und geht nach Villadiego (packt Euch!); bei mir und meiner Nichte wird nicht eingeſtiegen!"

„So thut es mir leid, Ihrer Majeſtät der Königin anzeigen zu müſſen, daß Ihr der Nachſuchung wegen des Falken Euch widerſetzet, und ich fürchte, Ihr werdet üble Folgen davon verſpüren;" erwiederte Diego, indem er ſich anſtellte, als ob er ſich entfernen wollte, und einen etwas trotzigen Ton anzunehmen ſuchte.

„Ich glaube, Señor," ſprach Roſa ein wenig erröthend, „daß wohl noch ein Ausweg zu treffen ſein dürfte. Vielleicht geſtattete Tia Thereſa, daß Ihr ein paar Augenblicke in unſere Wohnung trätet, um Euch mit ihr zu verſtändigen, da es wohl nicht ſchicklich wäre, über einen Auftrag, den Euch die

Königin gegeben, länger auf dieſe Weiſe und auf offener Straße zu verhandeln.“

„Hm, ja! In gewiſſer Hinſicht hat meine Nichte nicht gerade ganz Unrecht;“ verſetzte die Tante ein wenig verblüfft. „Einmal iſt nicht immer, und die Noth kennt kein Gebot, und iſt es Euch daher gefällig, Caballero, ſo tretet auf zwei Minuten in unſere Wohnung.“

Mit großer Geſchäftigkeit ſchob Roſa die Thürriegel zurück, die Pforte öffnete ſich, und Diego trat in den Thurm, aus deſſen Flur eine Thür in ein Zimmer führte, welches Roſa und der Tante zugleich als Wohn- und Schlafgemach diente; wenigſtens nahmen zwei hohe Himmelbetten, die, wie in jenem Lande gewöhnlich, nur von einem Stuhle oder Fußbank aus erſtiegen werden konnten, einen ziemlich bedeutenden Theil des Zimmers ein. Diego ſah, daß in dem Zimmerchen, welches, außer mit einem Kruzifix, nur noch mit ein paar Heiligenbildchen und einer an der Wand hängenden Laute geſchmückt war, die größte Reinlichkeit waltete, und Alles einen ſo häuslich-heimlichen Anſtrich hatte, daß man daraus auf die Ordnungsliebe der Bewohnerinnen ſchließen konnte. — Die weiteren Verhandlungen wegen Wiedererlangung des Falken wurden nun zwiſchen Diego und der Wittwe mit größerer Ordnung und, wie Erſterer ſich überzeugte, von Seiten der Letztern mit vieler Mäßigung geführt. Tia Thereſa ſetzte dem Pagen auseinander, daß ſie als Bewohnerin und, ſo zu ſagen, als Hüterin des Thurmes, keineswegs berechtigt ſei, Jemanden auf ſeine alleinige Ausſage das Eindringen in ein ſeit langen Jahren abſichtlich vermauert gebliebenes Gemach zu geſtatten, daß ſie indeß nichts dagegen haben wolle, wenn er ſich durch einen ſchriftlichen Befehl eines Oberbeamten legitimiren könne, in welcher Hinſicht ſie die Wiederholung ſeines Beſuchs morgen früh erwarten wolle, da vorauszuſetzen ſei, daß bis dahin der Falke, der ſich bereits zur Ruhe begeben habe, nicht entfliehen werde; das Geſpräch wendete ſich endlich auf andere Gegenſtände, und die Wittwe ward endlich viel freundlicher, als es ſich ergab, daß ihr ſeliger Pablo ein Bekannter des Vaters des Pagen geweſen, als der Letztere, aus dem Kriegsdienſte ſich zurückziehend, zu Madrid von einem kleinen Gnadengehalte gelebt. —

Diego ſuchte indeſſen ſeinen Beſuch bei der Wittwe auf's Möglichſte zu verlängern. Nicht ohne die innigſte Freude bemerkte er, daß, während er ſich bemühte, Tia Thereſa von den trefflichen Eigenſchaften ihres Pablo, von denen er aus dem Munde ſeines verſtorbenen Vaters das Allerbeſte gehört zu haben weitläuftig verſicherte, zu unterhalten, das Auge der Nichte unausgeſetzt und mit einem Ausdrucke, über den ihn ſeine eigenen Empfindungen nicht in Zweifel ließen, auf ihm ruhe. Dem Jünglinge ward ſo wohl, ſo wennig um's Herz, wie noch nie in der Nähe eines andern weiblichen Weſens, und er empfand nur allzubald, daß er eine Bekanntſchaft gemacht habe, welche über ſein ganzes künftiges Leben entſcheide. Nur ſelten wagte er ſeine Rede an Roſa zu richten — ſchon die Klugheit gebot ihm dies — aber wenn er es that, ſo fehlten ihm die Worte, er ward verwirrt, er erröthete über und über. Auch mit dem Mädchen war es derſelbe Fall. So ſcherzhaft ſie bei der Ankunft des Pagen geweſen, ſo ſehr ſie das Zuſammentreffen deſſelben mit der Tante nur für die Wiederholung eines komiſchen, zwiſchen der Letztern und mehreren jungen Männern bereits vorgekommenen Auftritts angeſehen hatte, ſo ernſthaft wurde ſie, als Diego aufſtand und ſagte, daß ſein Dienſt ihn erinnere, nicht länger die Nachſicht der verehrlichen Donna Thereſe Cienfuentes zu mißbrauchen.

Erſt als die Letztere, ſichtlich geſchmeichelt, den Pagen einen „Jüngling von dem Schlage, wie ſolche zu ihrer Zeit ſich Frauen gegenüber dargeſtellt‘, genannt hatte und hinzufügte, „daß, wenn der Dienſt ihn gerade in die Nähe des Thurms der Prinzeſſinnen führe, ſie ihn noch einmal bei ſich zu ſehen und mit ihm über das freundſchaftliche Verhältniß ihres in Gott ruhenden Pablo und dem Vater des Pagen ſich zu unterhalten hoffe,“ gewann Roſa's Geſichtchen etwas von der frühern Munterkeit wieder. Dennoch ſtockten beiden jungen Leuten die Worte im Munde, als ſie Abſchied nahmen; ſie errötheten ſtumm, aber ein langer ausdrucksvoller Blick ſagte mehr, als Worte hätten ſagen können. —

„Ein hübſcher junger Menſch! Es sobrada verdad;“ ſprach Tia Thereſa, indem ſie dem Pagen, welcher, über den Platz gehend, nochmals ehrerbietig das Barett abnahm, längere Zeit nachſah und dann zu dem Tiſche ging, um einiges pan francese zu einem Abendſüppchen in eine Schale zu brocken. „Und manierlich iſt er. Sehr manierlich. Ich ſchließe aber daraus, daß er arm iſt, arm wie eine Kirchenratze; die Hofleute, die ſo höflich ſind, haben alle nichts; das iſt ein alter Erfahrungsſatz.“

„Wer weiß!“ meinte Roſa. „Er ſcheint von Natur ein wohlmeinender, geſitteter, höflicher, junger Menſch.“

„Bah! Ich gebe nichts auf die natürliche Höflichkeit. Leute, die Geld haben, neigen ſich immer eher etwas zur Grobheit, wie zur Höflichkeit;“ ſprach Tia Thereſa, eifrig in ihrer Beſchäftigung fortfahrend.

„Wenn er auch vielleicht kein Vermögen hat, ſo hat er doch eine gute Anſtellung;“ warf Roſa gleichgültig ſcheinend hin.

„Als Page?“ fiel die Tante lachend ein.

„Er wird nicht immer Page bleiben;“ ſagte Roſa lebhaft. „Ein ſo hübſcher, wohlgeſitteter, tüchtiger, liebenswürdiger, junger Mann muß es jedenfalls einmal zu einem guten Amte bringen, das ihn und ſeine künftige Gattin ernähren kann.“

„Ei ſieh einmal!“ rief die Tante, indem ihr vor Schreck der Brodkuchen aus der Hand fiel. „Und dieſe ‚zukünftige Gattin‘ möchteſt Du ſein? Que cosa hermosa! — Welche Noth hat man doch mit einem Mädchen! — Kaum kömmt ein junger Menſch von der Art, daß meine Pflicht als Duenna mich nicht gleich veranlaßt, nach dem Beſenſtiel oder etwas Anderem zu greifen, über die Schwelle, ſo findet ſie auch heraus, daß er nicht nur hübſch und wohlgeſittet, ſondern auch tüchtig und liebenswürdig ſei; der zweite Gedanke dann aber iſt ſogleich das Heirathen! Heirathen! Ein Page! Frau Pagin! Eso me pone muy jovial!“

„Dios!“ ſagte die Nichte, indem eine Scharlachröthe ihr liebliches Geſichtchen übergoß. „Wer ſpricht denn von ſo etwas? Es wäre Unſinn, nur daran zu denken.“

„Das heißt Dich Gott reden!“ rief die Tante lebhaft. „Ja, Unſinn wäre es! Doppelter und dreifacher Unſinn. Darum ſchlage Dir jeden ſolchen Gedanken aus dem Sinne, oder beſſer, laſſe Dir ihn nicht erſt hineinkommen. Was mich anlangt, ſo will ich dafür ſorgen, daß der Page, trotz dem, daß er kein übler Menſch iſt, und ſein Vater der Intimus meines Pablo war, nicht feſten Fuß im Schweſternthurme faſſen ſoll. — Uebrigens iſt es mir ein neuer Grund, nicht wieder von meinen Grundſätzen abzugehen, und Niemand über die Schwelle zu laſſen, was ich auch mit Hülfe der heiligen Portiuncula in Ausführung zu bringen denke, ſo lange noch in der Vega eine junge Encinnaeiche wächſt, aus deren Stamm ſich ein hübſcher Beſenſtiel machen ließe."

„Dios! Wie Ihr nur gleich ſo heftig werden könnt, Tia Thereſa;" ſchmollte die Nichte. „Ich will nichts dagegen haben, wenn Ihr bei den Beſuchen ſolcher Leute, wie jener Calatravaritter, der ohnehin nicht im beſten Rufe ſteht, gleich an Eure Stoß- und Wurfwaffen denket, aber es haben doch auch andere junge, anſtändige Leute, meine — ich will ſagen, Eure — Bekanntſchaft machen wollen, Leute von gutem Herkommen und einflußreicher Verwandtſchaft."

„Die aber nichts in der rechten Rocktaſche hatten und nichts in der linken!" unterbrach Tia Thereſa die Nichte. „Gutes Herkommen! Wir ſtammen alle von Adam! — Verwandte! Harte Peſos ſind die beſten Brüder; wie ein altes Sprüchwort ſagt. Uebrigens habe ich noch nicht vernommen, daß der Rath von Kaſtilien darüber berathſchlagte, heute oder morgen das Heirathen verbieten zu wollen. Dios mio! Und das iſt doch die ganze Geſchichte,' weshalb Du unzufrieden biſt, daß ich meine Schwelle rein halte, ohne viel zu fragen, an wen mein Beſenſtiel anſtößt. Welch ein Unterſchied zwiſchen den Mädchen meiner Zeit und der jetzigen! Kaum läßt ſich ein junger Mann blicken, ein zwanzigjähriger Laffe, der kaum ſo viel Wolle um's Kinn hat, wie ein neugebornes Manchaner Schaf, und er ſagt einem Gänschen dieſer verderbten Zeit ein paar verrückte Redensarten vor, ſo macht Letzteres auch gleich ein ſo ſüßes Schnäbelchen, als ob es eine Feige von Murcia oder eine Dattel von Elche drinn hätte. — Wie ganz anders war es in meiner Jugend! Näherte ſich da ein junger Menſch, reſpectvoll wie es ſich ziemte, er ſtellte ſich aber nur drei oder vier Schritte von einem Mädchen hin und hatte die Kühnheit, es eine Minute lang anzublicken, ſo gebot ſchon der Anſtand, ſich deshalb erzürnt zu ſtellen. ‚Que pide usted? Was wollt Ihr? Quiere usted algo? Iſt Euch etwas gefällig?‘ hieß es gleich, und es wurde ein erzürntes und geringſchätziges Geſicht gemacht, und wenn der Fragerin vor Vergnügen das Herz im Leibe gehüpft hätte. Kam es aber zu einem Heirathsantrage, welche entſetzliche Schwierigkeiten wurden dann erſt erhoben!“

„Aber die Sache kam am Ende dennoch zu Stande;“ ſagte Roſa ein wenig ſchnippiſch.

„Allerdings, Señora Naſeweis!“ verſetzte die Tante geärgert. „Sie kam zu Stande, aber mehr aus Berückſichtigung von Gottes Gebot, welchem man nicht widerſtreben wollte, als aus fleiſchlichem Wohlgefallen. — Wie ſauer habe ich es meinem ſeligen Pablo gemacht, als er um mich anhielt! ‚Usted lo dice de chanza! Euer Gnaden ſpaßen blos!‘ ſagte ich, als er auf eine Heirath anſpielte, und: ‚Usted se burla! Es iſt blos zum Lachen‘, als er wirklich anhielt. Als er aber bei meinen Eltern ſeine Declaration machte, that ich, als wenn ich ganz außer mir geriethe. ‚Vete!‘ ſagte ich. — Ich glaube, ich habe gar: ‚Vete al demonio!‘ geſagt — ich weinte und ſchrie, daß die Nachbarn glaubten, es wäre Feuer ausgekommen, und: „fuego!“ und: „socorro!“ riefen. Und ſo thaten Alle, die auf Anſtand hielten. Selbſt die dicke Hoftrompeterin da drüben im Komaresthurme that ſo, als ihr Seliger um ſie anhielt, obwohl ein Jeder wußte, daß ſie vor lauter Dankbarkeit am liebſten auf die Knie gefallen wäre, und die Hände gen Himmel erhoben hätte, indem ſie gerade ein Verhältniß mit dem einäugigen Oberküchenmeiſter hatte, von deſſen Folgen ich gar nicht reden will, und wo eine Heirath eben zur rechten Zeit kam.“

„Es iſt indeß eine andere Zeit eingetreten“ — hob Roſa kleinlaut an.

„Bei mir aber nicht!“ fiel Tia Thereſa ihr heftig in's Wort. „Bei mir muß Alles geſetzt, regelrecht und vernünftig zugehen. Will der Don Diego — meinetwegen mag er auch Pedro oder Pablo heißen — Dich heirathen, ſo ſoll er ehrbar und ſittſam vor mich hintreten und ſagen: ich heiße ſo und ſo und habe jährlich ſo und ſo viel Peſos zu verzehren, und ich werde ihm dann die erſtaunlichen Schwierigkeiten, auf die er bei Dir ſtoßen wird — Gott wird mir die Anſtandslüge nicht alzuhoch anrechnen — darlegen, endlich ja ſagen und den vierzehn Nothhelfern ein Licht in ihre Kapelle weihen; kann er dies aber nicht, ſo ſoll er ſich vor mir in Acht nehmen, denn ich werde dann mein Hausrecht wahren, und wenn ich es nicht blos mit dem Calatravaorden und den königlichen Pagen, ſondern mit den Orden von San Jago und Alcantara und allen Kammerjunkern des ganzen Hofes aufzunehmen hätte.“

Wie eine Windsbraut fuhr Tia Thereſa, mit dem Suppenſchüſſelchen in der Hand, zur Thür hinaus. —

Roſa war ungemein niedergeſchlagen, als ſie über die Worte der Tante, die, wie ſie ſich eingeſtehen mußte, nicht völlig Unrecht hatte, nachdachte. Diego war der erſte junge Mann, der, und zwar beim erſten Anblick, einen mächtigen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Dieſer Eindruck war überdies zu mächtig geweſen, als daß ſie ſich ſolchen nicht hätte klar eingeſtehen müſſen. „Ob er mir auch wohl ein wenig gut ſein mag?“ fragte ſie ſich ſelbſt, und als ſie daran dachte, wie innig das brennende Auge des Jünglings auf ihr geruht, wie Diego, wenn es nur immer die Schicklichkeit erlaubte, die Rede an ſie gerichtet hatte, ſo konnte ſie nicht umhin, ſich die Frage, unter einem ſüßen, Herz und Nerven durchdringenden Schauer, mit ‚Ja‘ zu beantworten.

Um mit ihren Gefühlen allein zu ſein, ungeſtört an Diego denken zu können, ging Roſa durch einen kleinen, an den ‚Prinzeſſinnenthurm‘ anſtoßenden Hof nach einer Halle, die dicht an dieſem Gebäude gelegen war, und gleichſam mit dazu gehörte. In der Mitte derſelben befand ſich ein Baſſin, aus dem ſich eine ſpringende Waſſerſäule erhob, welche das Gemach kühlte, und wo, wie man behauptete, die mauriſchen Fürſtinnen einen Theil des Tages zubrachten. Die nach der Seite des kleinen Hofes, der einſt ein Garten war, gerichtete Hauptfronte der Halle war offen und erlaubte einen Blick in den letztern, von wo aus ſie auch ihr Licht erhielt. Einſt glänzte das Gemach in den herrlichſten, heiterſten Farben und Vergoldungen, die geſchmackvollſten Arabesken umflochten Koranſprüche großartigen Sinnes, Wohlgerüche Irans und Turans miſchten ſich mit der Waſſerfeuchte, welche die Luft erfüllte; in der Zeit, in welcher dieſe Geſchichte ſpielt, war indeß die Halle faſt eben ſo wie in unſern Tagen verödet. Kein menſchlicher Fuß — der Roſa's ausgenommen, welche hier am Rande des Brunnens der Kühle wegen manchmal einer weiblichen Arbeit oder dem Lautenſpiele obzuliegen pflegte — betrat das Gemach, in welchem ſonſt kein Laut als das Plätſchern des Waſſers zu hören war. Die glänzenden Farben waren meiſtentheils verblichen, die Vergoldungen geſchwärzt, die Stuckaturen hier und da abgefallen. Hier in dieſen heimlichen und öden Ort flüchtete ſich Roſa, um mit ihrem vollen Herzen, mit ihren Gedanken an Diego allein zu ſein. Die Dämmerung war ſchon eingetreten, der Mond am Himmel aufgeſtiegen, als ſie, von nachdenkensvollem Auf- und Abwandeln erſchöpft, ſich auf dem marmornen Brunnenrande niederließ. Es war ihr in dieſem Augenblicke ſo unendlich wehmüthig um's Herz. Sie überdachte ihre Lage. Jung, lebensfroh, mit dem Drang ſich mitzutheilen, ſah ſie ſich, die Gefangene einer alten, wohlmeinenden, aber ewig keifenden, von Allen wegen ihrer Zankſucht geflohenen Frau, in den ödeſten, entlegenſten Theil eines ſonſt von Menſchen wimmelnden Gebäudes eingeſperrt, ohne daß ein Anſchein von Hoffnung zur Erlöſung vorhanden war. Die letztere konnte ohnehin nur von einer Heirath kommen, aber ſo leicht wagte ſich Niemand in die Höhle des „Drachen des Schweſternthurms‘, wie Tia Thereſa genannt ward, ſelbſt wenn er „harte Peſos‘, das einzige Mittel, dieſen Drachen zu beſchwichtigen, vollauf gehabt hätte. Bis jetzt hatten die Kampfesdemonſtrationen der Tante Roſa meiſtens nur ein herzliches Lachen abgenöthigt, ihr Herz war bei den Bewerbungen nie im Spiel geweſen; nun aber war es etwas Anderes. Sie geſtand ſich, daß Diego einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſie gemacht, ſie ſah den Jüngling durch die Tante auf dieſelbe unwürdige Weiſe, wie die andern Bewerber, zurückgeſcheucht, ſah ſich bald vergeſſen, verlaſſen. Alles dies fiel ihr zum erſtenmal mit aller Macht auf's Herz. „Ach, ich bin wohl recht unglücklich!“ rief ſie aus, und ihre Thränen träufelten in das Waſſer des Baſſins. „Dieſer Thurm barg von jeher nur gebrochene Herzen. Möchte doch der Geiſt der ſchönen Mauren=

fürſtin, die ja ſelbſt die Qualen der unglücklichen Liebe kennen lernte, die meinige in ſeinen Schutz nehmen.“ — Die Aufregung, in welche Roſa durch ihr Auf- und Abwandeln, durch Nachdenken und Klagen gerathen war, ließ endlich nach, um einer Ermattung Platz zu machen. Sie fühlte ſich ungewöhnlich ermüdet, die thränenſchweren Augenlider begannen ſich zu ſchließen, und ſie fiel in einen Zuſtand des Halbwachens und Träumens, wie ſolcher nach großen Gemüthsbewegungen wohl dann und wann einzutreten pflegt. Hier trat ein Ereigniß ein, von welchem Roſa, ſo oft ſie auch in ſpätern Zeiten davon ſprach, ſich nie genaue Rechenſchaft abzulegen wußte. Hatte ſie wirklich geſehen und gehört, was ſie zu ſehen und zu hören gemeint, war es eine Ausgeburt ihrer auf's Aeußerſte erregten Phantaſie, war es ein lebhafter Traum geweſen, Roſa wußte es nicht, aber ſtets erinnerte ſie ſich auf's Lebhafteſte eines Augenblicks, der, wie ſie ſtets verſicherte, auf ihr ganzes Leben vom größten Einfluß geweſen ſei. Es kam ihr nämlich vor, als ob aus der Stelle, wo ihre Thränen in das Baſſin träufelten, das Waſſer heftig durch einander zu wirbeln, zu ziſchen, zu ſieden begänne. Nach und nach ſtieg eine Waſſerſäule, in deren wirbelnden Tropfen die Mondesſtrahlen, wie tauſend Demanten, ſchimmerten, empor. Sie ward höher und höher, endlich erſchien ſie ſtillſtehend und durchſichtlich, wie ein gläſerner Mantel. In der Mitte der ſeltſamen Umhüllung erblickte Roſa eine weibliche Geſtalt in mauriſcher Tracht. Sie war jung und ſchön, aber todtenbleich, und trug eine ſilberne Laute in ihrem Arme. Während Roſa ſich zu ermuntern, zu vergewiſſern ſuchte, ob ſie wache oder träume, hob die Geſtalt langſam und bedeutungsvoll den Arm; ſie begann zu ſprechen.

„Du haſt mich angerufen; hier bin ich;“ ſagte ſie mit leiſer, lieblicher, aber ſchwermüthiger Stimme.

„Geſang iſt die Tröſterin gebrochener Herzen;“ fuhr die Geſtalt nach einer Pauſe fort. „Bald wirſt Du im Beſitz meiner Laute ſein. Sage jene Worte Derjenigen, die Dir ſolche giebt, bitte ſie, Dir Gelegenheit zu ſchaffen, durch Geſang und Lautenſpiel das ödeſte, kränkeſte Herz in ganz Spanien erheitern zu dürfen, und Deine Wünſche werden ſich erfüllen.“

Wie ſie die letzten Worte geſprochen hatte, ward die Waſſerhülle, die ſie umgab, trüber und undurchſichtiger. Die Waſſerſäule begann von Neuem zu wirbeln, ſie ward kleiner und kleiner, und nach wenigen Sekunden glich die Fläche des Baſſins wieder einem wenig bewegten Spiegel, in dem ſich die Strahlen des Mondes brachen, und man ſah und vernahm nichts als das Emporſteigen und Plätſchern der Waſſergarbe, welche ſich wie ſonſt hob und ſenkte, und mit ihrem gleichförmigen Rauſchen die öde Halle durchtönte. — —

Erſchreckt von dem, was ſie entweder wirklich geſehen und gehört, oder träumend zu ſehen und zu hören geglaubt, ſprang Roſa von ihrem Sitze auf. Aengſtlich dann und wann zurückblickend, verließ ſie das ihr ſonſt ſo befreundete Gemach, und ſchon grauete der Morgen, als das Mädchen, ſich auf dem Lager unruhig hin- und herwerfend, noch fortwährend den Vorfall überdachte und ſich die Worte, die ſie zu vernehmen geglaubt, wiederholte. — —

Kaum war die Sonne über die Spitzen des Gebirges emporgeſtiegen, und ihre Strahlen hatten kaum angefangen, die Thürme der Alhambra zu vergolden, als mehrere Menſchenſtimmen an der äußern Thüre des „Prinzeſſinnenthurms‘ laut wurden, und gleich darauf heftige Schläge an der Pforte ertönten.

Tia Thereſa ſprang aus dem Bette, warf haſtig ihre Morgenkleidung über, und ſtürzte in vollem Grimme aus dem Stübchen. Haſtig riß ſie das bekannte Schiebfenſterchen auf.

„Ave Maria purissima!“ ſchrie ſie hinaus. „Welcher Satan oder Satansſohn unterſteht ſich bei faſt noch nachtſchlafender Zeit, vor der Wohnung einer ehrſamen, rechtlichen Wittib einen ſo ſchändlichen Lärmen zu machen? — Was? Ihr ſeid es, Don Diego? — Iſt das Sitte, iſt das Manier von einem Sohne von irgend Etwas? (Hijo de algo.) — Wie, und Ihr habt eine ganze Räuberbande mit Euch? Kerle mit Hacken und Brechſtangen? Ich glaube, Ihr ſeid unter die Kinder von Ecija gegangen und deren Anführer geworden!“

„Entſchuldigt, werthe Señora,“ verſetzte Diego, welcher nur mit Mühe das Lachen zurückhalten konnte. „Dieſe ehrlichen Leute ſind nichts als einige Maurergeſellen, und was mich anbelangt, ſo würde ich Euch und die liebliche Roſa nicht in ihrem Morgenſchläfchen geſtört haben, aber es geſchieht auf Befehl Sr. Gnaden des Majordomo oder vielmehr auf den Ihrer Majeſtät der Königin, wie Ihr aus dieſer Schrift ſehen könnt."

Der Page hielt mit dieſen Worten einen Zettel, auf welchem ſich ein großes Siegel befand, an das Schiebfenſterchen. Die Wittwe war zwar nicht im Stande, den Inhalt des Befehls zu entziffern, aber ihr Reſpect vor dem Siegel war ſo groß, daß ſie augenblicklich den Riegel der Hausthür zurückſchob und letztere öffnete.

„Ich ſtattete," ſagte der Page, als ihn Tia Thereſa verwundert und fragend anſah, „Ihrer Majeſtät geſtern Abends über das Auffinden des Falken und deſſen Zufluchtsort Bericht ab, und Höchſtdieſelbe, zum erſtenmale von dem ‚Schweſternthurme' hörend, ſchien daran ein großes Intereſſe zu nehmen. Ich mußte der Königin ausführlich von den daran haftenden Sagen erzählen, und theilte ihr auch die Begebenheiten zwiſchen meinem Ahn und der ſchönen Zorahayde mit. Als Ihre Majeſtät hörten, daß das Gemach, in welches ſich der Falke geflüchtet, ſeit dreihundert Jahren vermauert ſei, und daß, wie man glaube, die Reſte der ſchönen Maurenfürſtin ſich darin vorfinden ſollten, befahl ſie, daß das Gemach heute mit Tagesanbruch geöffnet werden ſolle, und daß ſie ſelbſt daſſelbe beſichtigen wolle."

„Es iſt nicht möglich, Don Diego!" rief Thereſa, die Hände vor Verwunderung emporhebend. „Ihre Majeſtät in eigener Perſon —"

„Wie ich Euch ſage, Señora;" unterbrach ſie der Page. „Die Camerara mayor wollte zwar einige Einwendungen, Hinſichts der Verletzung der Etikette, machen, aber die Königin, welche ſchon mehrmals ſich über dergleichen weggeſetzt hat, blieb bei ihrem Vorhaben, und ſo bitte ich Euch, geſtatten zu wollen, daß wir an's Werk gehen, denn ehe der letzte Stein aus der Mauer genommen iſt, muß ich Bericht abſtatten, und Ihre Majeſtät wird ſich dann herbegeben."

Unter lauten Erſtaunensausrufungen führte die Wittwe den Pagen und ſeine Begleiter eine Treppe aufwärts. Ihr: ‚Quedo siempre atonito!' und: ‚Eso me dexa maravillada!' tönte ſo laut im

Hausflur, daß Roſa beſtürzt aus der Thüre geſprungen kam, indem ſie glaubte, daß die Tante wieder mit irgend einem geiſtlichen oder weltlichen Orden im Streite läge. Um ſo erfreuter war das Mädchen, als es hörte, um was es ſich handle, und daß Diego allem Anſchein nach mit ihrer Duenna im beſten Vernehmen ſei. — Die Geſellſchaft trat endlich in eine kleine Halle, die halbdunkel ihr Licht nur durch zwei kleine Fenſterchen empfing. Dem Eingange gegenüber befand ſich eine Mauerfläche, deren etwas lichtere Farbe, ſo wie die Rauheit des Anwurfs, ſie von den mit Stuckaturen verzierten Wänden auffallend unterſchied.

„Hier Señor, iſt der Eingang in das Gemach, wie mir ſolchen mein ſeliger Pablo, wenn er auf die Geſchichte mit der Mohrenfürſtin kam — der arme Narr erzählte ſie ſehr gern, wenn auch ein Bischen weitſchweifig — oft gezeigt hat;“ ſagte die Kaſtellanin.

„Wohlan, ſo braucht Eure Werkzeuge;“ ſprach Diego, ſich zu den Handwerkern wendend.

Rüſtige Hackenhiebe ertönten, untermiſcht von

Stößen der Brechſtangen, und bald fiel ein Stein aus der Mauer.

„Die Vermaurung iſt zwei Steine dick;“ ſprach einer der Handwerksleute. „Ich ſehe Licht durch eine Fuge ſchimmern.“

„Wohl!“ rief Diego lebhaft. „So nehmt die erſte Verkleidung vorſichtig herab, berührt indeß die innere nicht eher, bis ich wieder hier bin. Ich gehe Meldung zu machen.“

Die Arbeit mochte etwa eine Viertelſtunde gedauert haben, als die Handwerker ſo weit vorgerückt waren, wie Diego ihnen befohlen hatte. Jetzt entſtand vor der Thüre des Schweſternthurmes Lärm, und Thereſa wie ihre Nichte ſtürzten ſo ſchnell die Treppe abwärts, als es nur ihre Füße erlaubten. Eine Sänfte, welcher Diego und einige Herren in weiten braunen Mänteln folgten, ward eben in's Haus getragen. Sie öffnete ſich, und eine ſchöne Frau — es war die Königin — trat heraus. Thereſa und Roſa fielen vor Reſpect auf beide Knie nieder.

„Du biſt die Kaſtellanin?“ fragte die Königin die Erſtere.

„Geſegnet ſei der Tag, wo Euer Gnaden die Schwelle der armen Wittib Thereſa Cienfuentes überſchreiten;“ verſetzte die Wittwe ganz in Ehrfurcht aufgelöſt.

„Dies iſt Deine Nichte?“ fuhr die Fürſtin fort. „Ein hübſches, liebliches Mädchen. — Ich habe,“ ſagte ſie, indem ſie Roſa freundlich die Hand zum Kuſſe reichte, „von der Herzogin von Urſini gehört, daß Du eine ſehr ſchöne Stimme haben und ganz ausgezeichnet die Laute ſpielen ſollſt. Ich denke mich gelegentlich ſelbſt davon zu überzeugen. — Diego Alarcos, wo iſt der Eingang des vermauerten Gemaches?“

Der Page führte jetzt die Fürſtin und ihre Begleiter an Ort und Stelle. Hier angekommen, befahl die Königin, die Pforte, die ſeit dreihundert Jahren kein menſchlicher Fuß überſchritten hatte, zu eröffnen. Hackenſchläge, Brecheiſenſtöße, unterbrochen vom Gepolter der herabrollenden Steine, ertönten nun noch ſtärker als zuerſt, und in wenigen Minuten war der Eingang offen. Die ganze Geſellſchaft trat in das Gemach, welches ſein Licht blos von dem offen ſtehenden, durch die Dicke der

Mauer gehenden Eingang des Balkens empfing. Was man ſah, war Folgendes:

In einem zirkelrunden, ziemlich weiten Gemache, deſſen Decke azurblau ſtrahlte, und von der goldene, jedoch durch die Zeit mit grünlichem Roſt bedeckte Sterne ſchimmerten, liefen breite, ſeidene, verblichene und hier und da in Fetzen zerfallene, ſonſt mit einer dicken Staublage bedeckte Divans rings umher. Der Boden war mit Matten von buntgefärbtem und zierlich geflochtenem Espartegraſe — wie man ſolche auch heute noch hier und da i Andaluſien zu ſehen bekommt — bedeckt. Geräthſchaften waren nur wenig zu erblicken. Einig welche als Tiſche mit ſehr niedrigem Geſtell gedien haben mochten, waren, von den Würmern zernag zerfallen, und man konnte kaum ihre Beſtimmun noch erkennen. Höchſtens dienten einige untere, a dem Boden liegende, ziemlich große und zierlich g arbeitete Schalen, welche unordentlich umhergeſtre lagen und von jenen Tiſchen herabgerollt ſein mo ten, ſie als ſolche zu bezeichnen. Dicht an Thüre befanden ſich ein Paar metallene Kohlenbeck wie man ſolche heute noch in Spanien antr

Die größte Merkwürdigkeit aber befand ſich in einer Niſche, welche in der Wand zur Rechten des Einganges, und nur wenige Klaftern von dieſem entfernt, befindlich war, und alle Blicke richteten ſich ſogleich dahin. In der Ecke eines dort angebrachten Divans von rother Seide ſaß eine weibliche Geſtalt. Sie war weiß angekleidet, das Haupt mit einem Turban, von dem ein goldgeſtickter Schleier herabhing, bedeckt. Die Geſtalt war anzuſehen, als ob ſie ſchliefe. Den rechten Arm hatte ſie auf ein Kiſſen des Divans geſtützt und das Haupt darauf gelegt, in dem linken ruhete eine ſilberne Laute, von welcher die Saiten zerſprungen herabhingen. Dicht neben der Geſtalt ſaß auf dem Divankiſſen der entflohene Falke des Königs, welcher bei der Annäherung ihm bekannter Perſonen die Flügel zu heben und den Hals emporzuſtrecken begann. — —

Lange ſtand die Geſellſchaft, in tiefem Anſchauen verſunken, in der Mitte des Gemachs. Niemand regte ſich; man hätte die Athemzüge jedes Einzelnen hören können.

„Alſo iſt die Sage von der ſchönen Zoraheyde dennoch wahr!“ ſagte die Königin, das lange Stillſchweigen der Geſellſchaft unterbrechend. „Wir ſtehen vor den Reſten der ſo ſchönen als unglücklichen Maurenfürſtin. — Diego, ſuche den Falken einzufangen, und Ihr, Kaballeros, laßt uns näher treten.“

Der Page ging ein Paar Schritte vorwärts und pfiff leiſe, wie Falkner zu thun pflegen, wenn ſie ihren befiederten Pflegling rufen. Der Vogel erhob lebhaft das Haupt, ſah mit den klugen Augen umher und flatterte endlich auf den Arm des Pagen, den ihm dieſer darreichte, wie er früher zu thun gewohnt geweſen ſein mochte. — Jetzt ſetzte ſich auch die übrige Geſellſchaft in Bewegung. Sie befand ſich nur noch wenige Schritte von der Todten, welche ganz das Anſehen einer Schlafenden oder von langen und ſchweren Mühen Ausruhenden hatte. War es der Luftzug, welcher durch die Annäherung entſtand, war es die Erſchütterung des Fußbodens, plötzlich ſtürzte die Geſtalt krachend zuſammen; ein Todtenkopf rollte bis vor die Füße de Königin, auf dem Divan lag ein Häufchen Aſch und Todtenbein, mit einem Schleier überdeckt. — —

Die Königin war ein wenig erſchrocken, un nur der Reſpekt konnte Tia Thereſa abhalten, eine herzhaften Schrei auszuſtoßen, auch flüſterte Letztere ihrer Nichte nach wenigen Secunden in's Ohr: „daß, wo es ſich um Heiden und Ketzer handle, der Pero Betero (böſe Feind) doch jedesmal ganz ſichtlich die Klaue im Spiele habe." Einer der Hofherren ergriff den Todtenſchädel und legte ihn leiſe auf den Divan.

„Dieſer ſo natürliche Vorfall hat mich doch ein wenig überraſcht;" ſagte die Fürſtin lächelnd nach einer Pauſe zu ihrer Umgebung. „Wir müſſen nun ſorgen, daß die Reſte der Aermſten eine angemeſſene Ruheſtätte erhalten. — Ihr, Marquez," fuhr ſie, zu einem ihrer Kavaliere gewendet, fort, „ſeid wohl ſo gut, das Werk zu übernehmen. Die Gebeine ſollen in einem Sarge von Eichenholz, unter den ſogenannten ‚Cypreſſen der Königin' begraben, und auf dem Platz ein Stein mit der Aufſchrift: ‚Zoraheyde' aufgeſtellt werden. — Ein Andenken möchte ich mit mir nehmen. Es ſoll jener Schleier ſein. — Nehmt ihn zu Euch, Marquez! — Aber da iſt die Laute! Die Laute," fuhr die Fürſtin, freundlich zu Roſa gewendet, fort, „die Laute ſollſt Du haben, liebes Kind! Mögeſt Du heiterere Lieder dazu ſingen als die vorige Beſitzerin, und glücklicher in der Liebe ſein.“

Die Erinnerungen der vorigen Nacht überfielen hier das Mädchen in aller ihrer Stärke.

„Dank! Tauſend Dank, Eure Majeſtät!“ rief ſie enthuſiaſtiſch, vor der Fürſtin niederknieend. „Aber nicht blos Lieder der Liebe ſollen zu dieſer Laute tönen. — ‚Geſang‘, ſo ſagte mir Jemand, der Leiden bis zum Uebermaß gekannt hat, ‚Geſang iſt die Tröſterin gebrochener Herzen.‘ O möchte mir durch Eure Majeſtät Gelegenheit werden, durch Geſang und Lautenſpiel das ödeſte, kränkeſte Herz in ganz Spanien erheitern zu dürfen; der Erfolg würde, mit Gottes Segen, nicht außen bleiben.“

Die Königin ſchien von den Worten des Mäd chens, von der Gluth, mit der ſie ſolche ſprach von der innigen Ueberzeugung Roſa's ſichtlich ergri ſen, ſie dachte, die Sprecherin ſcharf fixirend, län gere Zeit nach, dann ſagte ſie:

„Finde Dich nach zwei Stunden in meine Vorzimmer ein; ich will Dich ſprechen.“ —

Nach nur noch kurzem Aufenthalt verließ Geſellſchaft das Gemach. —

Es war gegen Abend desſelben Tages als Philipp der Fünfte krank, abgezehrt und ſchwach, in ſeinem Lehnſtuhle in dem bereits früher geſchilderten Gemache ſaß. Obwohl ein tiefes Seelenleiden auf dem Geſicht des Königs ausgedrückt war, ſo hatte doch ſein Blick nicht mehr das Düſtre, Wilde, wie früher, vielmehr ſchien ſich die äußerſte Wehmuth darin auszuſprechen. Sein Blick ruhte auf Diego, welcher neben ihm ſtand, und den Falken, den er aus einer Taſche, die er an der Hüfte trug, mit einigen Biſſen rohen Fleiſches fütterte.

„Alſo durch's Fenſter kam er?“ fragte der König, indem er den Pagen zweifelhaft anſah.

„Durch daſſelbe Fenſter, wo er hinausflog;“ erwiederte der Page. „Er ſcheint ſehr hungrig, und es iſt bereits das zweitemal, daß ich ihn füttre.“

Der König ſtreckte die nur matt erhobene Hand gegen den Vogel aus, und dieſer ſtreckte ihm das Haupt entgegen, wie Falken und Papageyen, an Schmeicheleien gewöhnt, zu thun pflegen.

„Er kennt mich noch,“ ſprach Philipp, und ein ſchmerzliches, ſogleich wieder vergehendes Lächeln, glitt wie ein vorübergehender Sonnenſtrahl, über das Geſicht des kranken Fürſten.

„Das Thierlein ſcheint ſehr froh, ſeine alte Stelle wieder gefunden zu haben, es wendet kein Auge von Eurer Majeſtät;“ verſetzte Diego.

Der König ſagte nichts, aber man ſah, daß er mit Wohlgefallen dieſe Worte höre.

In dieſem Augenblick ertönte in dem Zimmer der Königin Geſang und Lautenſpiel.

„Sie kann ſpielen! — Sie kann ſingen!“ ſagte Philipp bitter, und indem er ſtarr vor ſich hinblickte.

„Halten Eure Majeſtät zu Gnaden;“ fiel der Page ernſthaft ein. „Es iſt die Nichte der Kaſtellanin Cienfuentes, welche ſingt. Ihre Majeſtät die Königin erwies ihr die Gnade, vor ihr ſingen zu dürfen, da die Stimme des Mädchens, wie ihr Lautenſpiel, in ganz Granada berühmt ſind.“

„In der That;“ ſagte der König aufmerkſam der Muſik horchend. „Ich wüßte kaum jemals eine ſo ſchöne Stimme gehört zu haben.“

Wirklich verdiente Roſa's Talent dieſes Lob. Es waren ſo zauberiſche, ſeelenvolle Töne, begleitet mit einem ſo fertigen Lautenſpiel, und auf eine ſo empfindungsvolle Weiſe vorgetragen, daß ſie überall die größte Aufmerkſamkeit erregt haben würde.

Die Muſik ſchwieg jetzt. Nach einigen Secunden trat die Königin in's Zimmer.

„Ihr hattet Muſik, Señora?“ ſagte der König, und es ſchien etwas wie Vorwurf in dem Tone zu liegen, mit dem er die Worte ſprach.

„Es iſt Roſa Cienfuentes, die Nichte der Kaſtellanin des ‚Prinzeſſinnenthurms‘, welche ſang;“ erwiederte die Königin. „In ganz Granada wird von dem Sang und Lautenſpiel des Mädchens geſprochen. Schon längſt hatte ich ſie zu hören gewünſcht, und in der That, meine Erwartungen ſind noch übertroffen worden. Möchte es vielleicht Eure Majeſtät gefallen —“

„Muſik zu hören?“ fiel der König haſtig ein. „Nein, Madame! Muſik gehört nur für die Glücklichen, die Fröhlichen.“

Der Ton, mit welchem er dieſe Worte ſprach, hatte etwas unbeſchreiblich Bitteres.

„Verzeiht, Señor!“ ſagte die Königin mild.

„Auch die, welche betrübten Herzens ſind, haben wohl ſchon Troſt in der Muſik gefunden.“

Philipp erwiederte nichts, ſchüttelte aber mit dem Haupte, und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Das Mädchen ſingt beſonders die [illegible] des Juan de Encina, den Euer Majeſtät ſonſt ſo liebten, und von dem Ihr behauptetet, daß er ſeine Muſter in dieſer Gattung der Dichter Marquez de Santillana und Jorge Manrique übertreffe, ganz vortrefflich;“ bemerkte die Fürſtin.

Der König antwortete nicht, ſondern ſah ſtumm vor ſich hin.

„Der Kaſtellan Cienfuentes war vierzig Jahr in königlichen Dienſten —“ fuhr Iſabella fort.

„Und ich denke, er wird während dieſer Zeit ſein Gehalt ſtets richtig empfangen haben;“ fiel Philipp mit hartem Tone ein.

„Der Vater Roſa’s verlor einen Fuß im Dienſte Spaniens;“ ſagte die Königin etwas kleinlaut.

„Das iſt etwas! das empfiehlt die Tochter mindeſtens zu Empfangung einer Belohnung — denn darauf iſt es am Ende doch nur abgeſehen —

und ſo laßt ſie denn kommen, Señora, wenn es nicht anders ſein kann.“

Dieſe mit düſterm Blicke geſagten Worte, mit raſchem, rauhem Tone ausſprechend, gleichſam als ob er eine [illegible] [illegible] der [illegible] den [illegible]

Die [illegible] flügeln eilte der Jüngling aus dem Zimmer und trat nach wenigen Minuten in Begleitung Roſa's wieder herein. — Wer die wundervoll ſchöne Geſtalt der jungen Andaluſierin ſah, mußte davon entzückt ſein. Tia Thereſa hatte heute ſelbſt darauf gedrungen, daß Roſa ihren beſten Putz anlegen ſolle, und ſo erſchien das Mädchen im höchſten Staat. Ein ſehr ſchöner, ſchwarzer Schleier — die Mantilla — war auf dem Hinterhaupte befeſtigt, und wetteiferte an Schwärze mit dem Rabenhaar. Ein ſchönes, nach granadiſcher Sitte mit Treſſen beſetztes Kleid, ſchloß ſich eng an den ſchönen Körper, der höchſt zierlich und in der edelſten Haltung erſchien. Selbſt auf das düſtre Gemüth des Königs blieb die liebliche Erſcheinung nicht ohne Wirkung.

„Man hat mir Deine Stimme und Dein Lautenſpiel gerühmt,“ ſagte Philipp, milder wie gewöhnlich, indem er geſtattete, daß Roſa den Saum ſeines Kleides an die Lippen drückte. „Du liebſt gewiß die Muſik recht leidenſchaftlich?“

„O, Señor, wer ſollte die Muſik nicht lieben!“ rief Roſa, von ihrem Lieblingsthema erregt, und deshalb aller Furcht enthoben. „Lieben ſie doch alle Weſen in Gottes Schöpfung. Dem kleinſten Vögelein bebt ja freudig das kleine Herz in der befiederten Bruſt, wenn es ſeine Freude in den himmliſchen, ſonnenhellen Tag, ſo recht aus voller Seele, hinausſingen kann, und ich denke, es kann wohl kein Menſch ſo unglücklich ſein, daß er durch Sang und Saitenſpiel nicht getröſtet werden könnte. Freue ich mich über etwas, ſo muß ich ſingen. Es iſt mir immer, als könnte ich den Schöpfer eben ſo gut durch Singen, wie durch Beten danken; bin ich aber betrübt, ſo muß ich gleichfalls ſingen, denn dann wird mir das Herz leicht, und Gram und Kummer ſchwinden.“

Der König erwiederte nichts hierauf, er ſeufzte, aber er lächelte endlich nicht unfreundlich und ſagte: „Was kannſt Du denn ſingen, Chica (Kleine)?“

„O vielerlei! was etwa Euer Gnaden gefällig iſt;“ ſprach Roſa lebhaft. „Alte Lieder ſinge ich am liebſten. Ich ſinge Lieder über heilige Gegenſtände, aber am meiſten Romanzen, Canzonen und Letrillos. Ernſthafte und komiſche ſinge ich. Da iſt zum Beiſpiel das ‚Gemälde der Monate‘ von Juan de Aſtorga; ein ganz altes Lied, aber ſehr ſpashaft:

‚Estaba Don Janero a todas partes catando;‘
(‚Don Januar guckte rings umher‘)

wenn es vielleicht Euer Gnaden bekannt iſt.“

„Nein, mein gutes Kind,“ ſagte der König unwillkürlich lächelnd. „Ich liebe die ſcherzhafte Poeſie eben nicht beſonders.“

„Das iſt Schade!“ ſagte Roſa ganz unbefangen. „Wenn ich krank oder betrübt bin, ſuche ich mich immer durch ein munteres Liedchen zu erheitern, und ſelbſt Tia Thereſa vergißt manchmal dabei die Gicht, die ihr im Rücken und in der Hüfte rumort. — Aber ich könnte Euer Gnaden etwas

Heroiſches ſingen; etwa die Herausforderung des Cid, welche anfängt:

„Nicht geziemt's verſtänd'gen Leuten,
Noch der Edelleute Flor"

oder die des Mohren Tarfe:

„Wenn Du Muth haſt, o Zaid,
Wie Du Stolz Dir angemaßet." —

Hören aber Euer Gnaden nicht gern vom Hauen und Stechen, ſo kann ich mit einem Liedchen dienen, was der „Erzprieſter von Hita" gemacht, und das eine überaus ſchnurrige Melodie hat. Es beginnt:

„Yo vi en corte de Roma, dó es la Santidad,
Que todos al dinero facen gran humildad"
(„Ich ſah am röm'ſchen Hofe, bei ſeiner Heiligkeit
Bezeigen ſtets dem Geldſack, die größte Höflichkeit")

Dem Könige und der Königin erſchien der Vorſchlag des Mädchens — beſonders bei den damals ſo eigenthümlichen Beziehungen Spaniens zum heiligen Stuhl — ſo außerordentlich komiſch, daß Letztere in ein lautes Lachen ausbrach, und ſelbſt de königliche Kranke faſt dazu bewegt worden wäre.

„Nein, mein Kind;" ſagte der König endlich

„Dein Lied mag ganz hübſch ſein, und ich möchte den Dichter, bei aller Hochachtung für den heiligen Stuhl, auch keinen Lügner ſchelten, aber ich wünſche, daß Du mir etwas, das Du beſonders gern ſingſt, mit einem Worte Dein Lieblingslied, vorträgſt. — Auch hörte ich gern etwas von Juan de la Encima.“

„Dios!“ rief Roſa vergnügt. „Das trifft ſich ja ganz prächtig. Ein Letrillo deſſelben ſinge ich für's Leben gern. Die Leute ſagen, es beziehe ſich auf die Mohrenfürſtin, die aus Liebe geſtorben, und es heißt deshalb auch wohl: ‚Zoraheydens Geſang.‘“

Roſa begann jetzt, mit aller Kunſt einer geübten Lautenſpielerin, ein Vorſpiel, welches die Melodie eines Geſanges einleitete, deſſen Weiſe ganz entſchieden aus der Zeit der Mauren herſtammte, und mit der Romanze: ‚Ay de mi Alhama‘ eine Familienähnlichkeit hatte. Das Lied ſelbſt, was ſie mit einer entzückenden Stimme und dem ſeelenvollſten Vortrage ſang, war ein altes Gedicht, deſſen einfache Worte, die keine Ueberſetzung in ihrer rührenden Einfalt wiedergeben kann, aus einer vollen Seele gequollen waren und deshalb das Herz der Zuhörer nicht ungerührt laſſen konnte. Es lautet:

‚Mas vale trocar
Placer por dolores
Que estar sin amores.

Donde es gradescido
Es dulce el morir
Vivir en olvido
Aquel no es vivir
Mejor es sufrir
Pasion y dolores
Que estas sin amores.

Es vida perdida
Vivir sin amar
Y mas es que vida
Saberla emplear:
Mejor es penar
Sufriendo dolores
Que estar sin amores.

Amor que no pena
No pida placer,
Que ya lo condena
Su poco querer.
Mejor es perder
Placer por dolores,
Que estar sin amores.‘

(‚Beſſer zu tauſchen
Luſt mit Betrüben
Als nicht zu lieben.

Wo man dies achtet,
Süß iſt der Tod,
Leben, vergeſſend,
Iſt nichts als Noth.
Höheres bot
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Liebelos leben,
Lebensverluſt,
Mehr noch als Leben,
Lieb' in der Bruſt.
Beſſer bewußt,
Tiefes Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Lieb' die nicht leidet,
Wolle nicht Glück,
Eigenſucht weiſet,
Liebe zurück.
Höheres Glück,
Schmerz und Betrüben,
Als nicht zu lieben.‘

Das einfache Gedicht, welchem ‚bei Reiz und Anmuth‘ die Eigenthümlichkeiten der ſpaniſchen Dichtkunſt, in Beziehung auf rhythmiſche Formen, nicht fehlten, das ſich aber durch den Mangel an bombaſtiſchem Prunk ſehr von den Modedichtungen jener Zeit unterſchied, machte, unterſtützt von der herrlichen Stimme und dem vortrefflichen Vortrage der lieblichen Sängerin, einen großen Eindruck auf den königlichen Kranken. Sie mußte es noch einmal wiederholen, und die Königin erſtaunte nicht wenig, als Philipp die Sängerin fragte: ob ihr die Melodie zu dem allerliebſten Madrigal des Luiz Martin:

‚Yba cogiendo flores, etc.‘
(‚Blumen ging zum Kranz zu pflücken, ꝛc.‘)

bekannt ſei, und als ſie nicht nur dies, ſondern, was noch auffallender war, die berühmte Estrambote (ein eigenthümliches Sonett) des Cervantes ‚So, ſoll mich Gott! wie blendet dieſe Größe!‘ in welcher mit außerordentlicher Anmuth die Windbeutelei der Andaluſier lächerlich gemacht wird, ein Gedicht, das alle Spanier auswendig können, ſingen mußte. —

„Gehe mit Gott, mein Kind!“ ſprach endlich der König, als Roſa geendet hatte. „Dein einfach ſchöner Geſang hat mir Vergnügen — das erſte ſeit langer Zeit — gewährt. Ich denke, es wird nicht das letztemal ſein, daß ich Dich ſingen höre, und Du ſollſt für Deine Mühe belohnt werden.“

„Genehmigen Eure Majeſtät, daß ich die Belohnung übernehme;“ fiel die Königin, die günſtige Gelegenheit raſch ergreifend, ein. „Roſa ſoll eine meiner Kammerdienerinnen werden, und es bedarf dann nur eines Winkes von Euch, Señor, und unſere kleine Kammerſängerin erſcheint.“

Philipp lächelte beifällig, und Roſa ging, entzückt über die Ausſichten, die ſich ihr eröffneten, vor Allem über die, Diego nun täglich, ja ſtündlich ſehen zu können, aus dem Zimmer. — — —

Ganz Granada war erſtaunt, als ſich in dieſen Tagen das Gerücht verbreitete, daß mit den Geſundheitsumſtänden des Königs eine ganz beſondere Veränderung vorgegangen. Die abentheuerlichſten Erzählungen gingen von Mund zu Mund, und in jeder derſelben ſpielte Roſa und ihr Geſang mehr oder minder die Hauptrolle. So viel galt indeß als ausgemacht, daß der König plötzlich eine ſolche beſtimmte Neigung zu Geſang und Lautenſpiel einer Leibdienerin der Königin gezeigt, und daß die Aerzte auf's Heftigſte in die Letztere gedrungen, dieſe Zerſtreuung, von welcher das Beſte für die Wiederherſtellung des Gemüthskranken zu hoffen, auf alle und Roſa als ein junges Ehepaar. Für Diego's Ungeduld war die kurze Friſt dennoch ein zu langer Aufenthalt geweſen, aber das Decorum und die Stelle, die er einnahm, forderten, daß vorher ein Heraldiker für Geld und gute Worte die Mühe übernahm, durch einen ſauber angefertigten Stammbaum ſonnenklar nachzuweiſen, daß die Cienfuentes von jeher zu den adligen Familien Andaluſiens gerechnet worden, eine Mühe, die bei ähnlichen Gelegenheiten immer von dem beſten Erfolge gekrönt ward. — Tia Thereſa war ganz berauſcht von der Ehre, die ihrer Nichte, und durch dieſe auch ihr, angethan worden. Sie verſchwor, fortan einen Kehrbeſen anzuſehen, viel weniger in die Hand zu nehmen, da ſie, wie ſie ſagte, ſich leicht hätte verleiten laſſen können, Diego bei der erſten Bekanntſchaft feindlich damit anzugreifen, was nicht nur die Heirath Roſa's mit einem der Edelleute des Königs hintertrieben, ſondern auch die Verdienſte und Würden der Familie Cienfuentes im Dunkeln gelaſſen haben würde. Selbſt mit der dicken Hoftrompeterin ſchloß ſie Frieden, weil, wie ſie meinte, es einer adligen Dame übel anſtehen würde, mit einer gemeinen Perſon ſich in Zwiſtigkeiten zu bemengen.

So oft Diego und Roſa nach Granada kamen, beſuchten ſie die Cypreſſen der Königin, unter welchen Zoraherdens Grabhügel erhöht war, und die Glücklichen ſangen dann Arm in Arm, Bruſt an Bruſt gelehnt, leiſe und ſinnvoll:

‚Mas vale trocar
Placer por dolores,
Que estar sin amores.‘

Ende des erſten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Sechszehnter Band.

I. Das Loos des Schönen.
II. Die Afrikanerin.

Leipzig, 1843.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Dritte Folge.

Zweiter Band.

Leipzig, 1843.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite
Das Loos des Schönen. 1
Die Afrikanerin. 173

Das Loos des Schönen.

Erzählung.

Erſte Abtheilung.

Die Mutter.

Motto:

„L'indulgente et sage nature
A formé l'ame de Ninon,
De la volupté d'Epicure,
Et de la vertu de Caton."

St. Evremont.

Heinrich der vierte, jener ritterliche Fürſt, deſſen Schwächen durch die Vorzüge ſeines Geiſtes und ſeines Herzens überragt wurden, hatte durch ſeine Nichtachtung ſittlich-ſocialer Verhältniſſe den Grund zu jener tiefen Verderbniß gelegt, welche die Zuſtände der höheren Geſellſchaftsklaſſen unter ſeinen drei nächſten Nachfolgern auszeichnete, und die, wie in ähnlichen Fällen immer, einer furchtbaren Erſchütterung des Staatsverbandes voranging. Zu ſeiner Zeit glaubte man nur den mit anderweitigen glänzenden Eigenſchaften geſchmückten und allgemein geliebten Fürſten von conventionellen Geſetzen ausgenommen, die eine tiefgefühlte Nothwendigkeit der Geſellſchaft aufgelegt, und die nicht ungeſtraft verletzt werden, oder vielmehr ſein Volk verzieh ihm eine Schwäche, wie man dergleichen wohl geliebten und verehrten Menſchen nachſieht, ohne ſie deshalb zu billigen; als aber Nachfolger, die weit unter ihm ſtanden, dieſelbe Nachſicht in Anſpruch nahmen, als ein entarteter Hof, und was dieſem angehörig, ſolche auch für ſich und zwar als ein Recht begehrte, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Sittenloſigkeit unter den höhern Ständen Frankreichs alle Gränzen überſtieg, und endlich ſo weit gedieh, daß man ſogar einen Ruhm in dem Uebermaß der Schande ſuchte. Daß unter dieſen Umſtänden Liederlichkeiten aller Art, ja Verbrechen, wie Ehebruch und Blutſchande, unter den höhern Ständen als etwas ganz Gewöhnliches galten, daß man ſich davon, als von galanten Abentheuern des Tages, unterhielt, ward zuletzt ſo herkömmlich, daß Niemand daran mehr einen Anſtoß nahm, und ſelbſt edlere Seelen in den Schlamm des Laſters herabgezogen wurden. Eine Epiſode aus der Geſchichte einer ſolchen iſt es, die wir dem Leſer mitzutheilen haben.

Es war im Jahre 1640, als ſich eine muntere Geſellſchaft in einem Gartenpavillen, der dicht bei einem kleinen, aber geſchmackvoll eingerichteten Landhauſe zu St. Germain lag, verſammelt hatte. Die Geſellſchaft beſtand aus drei Damen, jede etwa in der Mitte der Zwanzig ſtehend, und einer Anzahl Herren, deren Ordensſterne, Federhüte, oder Abbémäntelchen zeigten, daß ſie der höhern Geſellſchaft angehörten. Die Tracht derſelben gränzte noch etwas an die mittelalterliche, aber die langherabhängenden Halsbinden von niederländiſchen Spitzen, die buntſeidenen Schleifen von den grellſten Farben, welche faſt eine Viertelelle lang und geſteift die Schuhe ſchmückten, die dünnen kurzen Galanteriedegen mit ſilbernem Griff, welche an breiten, bredirten Kuppeln, groß genug, um ein Schlachtſchwert zu tragen, die Hüfte zierten, ſelbſt die kleinen Perrücken von weißem Ziegenhaar, in der Mitte mit einer Calotte von der Größe eines Apfels verſehn, welche die Häupter zwanzigjähriger, rothbäckiger Abbé's ſchmückten, waren Erfindungen des ſiebzehnten Jahrhunderts. In dem Gartenpavillon erklangen Namen, welche die Kriegsgeſchichte Frankreichs, ſo wie die der Dichtkunſt und der ſchönen Künſte uns aufzubewahren nicht vergeſſen hat. Man ſah hier den Prinzen von Marſillac, den nachherigen Herzog von Larochefoucault, den wegen ſeines Witzes berühmten Ritter von Grammont, von welchem Türenne zu ſagen pflegte: „er wünſche nur zu leben, ihn alt zu ſehen;“ es befand ſich anweſend Herr von Elbene, einer der berühmteſten Epicuräer jener Zeit, welcher ſammt ſeiner Gattin bei ihrer Verbindung über achtzig Proceſſe hatte, und nachdem er die Seele der eleganten Geſellſchaft geweſen, endlich im Spital ſtarb; man ſah hier die Schöngeiſter und Dichter St. Evremont, Desbarreaux, Sarrazin, Boisrobert und den Philoſophen Deſyvetaux, der früher Hofmeiſter bei Ludwig dem 13ten geweſen, ſich in eine ländliche Einſamkeit in der Nähe von St. Germain zurückgezogen hatte, um ſich dort mit Muße zum Narren zu machen. Er fand nämlich einſt Abends beim Zuhauſegehen auf der Schwelle ſeines Hauſes ein Harfenmädchen, Namens Dupuis, in Ohnmacht liegen, nahm es zu ſich, und beſchloß nun — er war ſiebenzig Jahre alt — mit demſelben ein idylliſches Leben zu führen, was er auch ausführte. Auch heute hatte er ſich als Schäfer gekleidet, einen Strohhut mit roſa Taffent gefüttert auf dem Kopfe, einen Schäferſtab in der Hand, einen Brodſack auf dem Rücken, und von einem Schöpſe, den er an einem ſeidenen Bande führte, begleitet, eingefunden, und diente den jungen Abbé's zum Stichblatt ihres Witzes. Er ſuchte ſich beſonders von einem Manne mit düſtern, unangenehmen Zügen, dem Großprior der Malteſer, Wilhelm von Baudoncourt, entfernt zu halten, der keine Gelegenheit vorbeiließ, den armen Philoſophen auf eine oft eben nicht ſehr gewählte Weiſe zu necken. Die intereſſanteſten Mitglieder der Geſellſchaft waren indeß drei Damen, alle drei wegen ihres Geiſtes, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer Abentheuer berühmt. Unter ihnen nennen wir zuerſt die Beſitzerin des Landhauſes, die berühmte Ninon de Lenclos. Sie war eben nicht von glänzender Schönheit, aber über ihre ganze Perſon war eine Fülle von Anmuth ausgegoſſen. Sie hatte einen ſehr weißen, faſt durchſichtigen Teint, herrliche

Augen, und, wenn ſie lächelte, einen ſehr ſchönen Mund. Ihr offener Blick, der ſüße Ton ihrer Stimme entzückten; ihr Geiſt, die Lieblichkeit ihres Weſens feſſelte Jeden, der ſich ihr nahte. Obwohl ganz Paris ihre unzähligen Liebesabentheuer kannte, obwohl ſie dieſelben niemals Hehl hatte, ja offen bekannte, nur für die Liebe zu leben, ſo hatten doch ihr ſanfter Charakter, ihr Verſtand, ihre hohe Bildung, eine über alle Zweifel erhabene Redlichkeit und Uneigennützigkeit, ihr eine gewiſſe Achtung bewahrt, welche ſelbſt Frauen von ſtrengeren Sitten geſtattete, ihren Umgang zu ſuchen. — Die zweite der anweſenden Frauen war ſchöner als Ninon, und ward in Beziehung auf ihre Abentheuer ſpäter nicht minder berühmt. Es war dies die ſchöne Marion de Lormes; ſie ſaß zur Seite eines jungen Mannes, mit dem ſie, wie man ſagte, heimlich verheirathet war, den der König gewöhnlich nur ſeinen „Freund“ nannte, und der für einen beneidenswerthen Günſtling galt. Er war eine Kreatur des Kardinals Richelieu geweſen, ſtand indeß jetzt bei dieſem nicht mehr in der früheren Gunſt, und ſelbſt die angebliche Ehe mit Marion de Lormes war dem Kardimal ſo zuwider, daß erſt vor ein paar Monaten, und wie man behauptete wegen dieſer Verbindung, ein Geſetz gegen geheime Ehen erſchienen war. Dieſer Mann war der bekannte Cinqmars, oder, wie man ihn damals nannte, Mr. le Grand, der zweite Sohn des Marſchalls von Effiat. Wer ihn heute an der Seite des ſchönen Weibes ſah, ſchön wie Apoll, überſprudelnd von Witz, angenehm in der Unterhaltung, er würde den Günſtling des mächtigen Königs beneidet haben, denn er hätte nicht ahnen können, daß zwei Jahre ſpäter, an demſelben Tage, dieſer Mann zu Lyon hingerichtet werden, und ſein ehemaliger königlicher Gönner ſein Herz ſo ganz von ihm abgewendet haben würde, daß er in der Todesminute des Günſtlings die Uhr herausziehen, und mit Eiseskälte ſagen konnte: „Jetzt wird der „Freund' ein ſchlechtes Geſicht machen!" — —

Die dritte der anweſenden Frauen war nicht ſchön, aber ſie hatte eine jener glücklichen Geſichtsbildungen, welche durch Annehmlichkeiten gefallen. Ihre kleinen Augen ſprühten von Geiſt, der Scharfſinn thronte auf der etwas allzuhohen Stirn, welche das blonde, dichte Haar umfloß, das ſich in natürlichen Locken den blendendweißen Hals herabringelte. Sie hatte eben ein Vaudeville geendet, das ſie mit einer überaus angenehmen Stimme vorgetragen hatte, und die Geſellſchaft klatſchte ſtürmiſchen Beifall, als ſie die Laute weglegte.

„Wie viel verliert der Marquis von Sevigné, daß er Mademoiſelle de Rabutin dieſes allerliebſte Lied nicht ſingen gehört!“ rief Cinqmars, als der Lärm verhallt war.

„Glauben Sie, daß ſie unterlaſſen hat, es ihm vorzuſingen, wenn er bei ihr war, und ſie zufällig vorher in den Spiegel geſehn?“ ziſchelte ſpottiſch der Malteſer, welcher neben ihm ſaß.

„Muß man nicht ſingen, oder ſonſt etwas dergleichen vornehmen, um die Angſt zu verlieren in die man durch das Kreuzfeuer von Witzen, das ſich rings erhebt und fortwährend anhält, verſetzt wird?“ ſagte das Fräulein munter zu Cinqmars. „Wiſſen Sie nicht, mein Herr, daß die Furcht ſingen macht, und ich fürchte nichts ſo ſehr, als die Leute, welche ſtets Witz im Vorrath haben.“

„Mir geht es eben ſo, aber — Sie müſſen es nicht ſagen;“ ſprach Deſyvetaux, der Schäfer-Philoſoph.

„Wie können Sie — außer etwa den Beſuch junger Herren in Ihrem Hauſe — etwas fürchten?" ſprach Wilhelm von Baudoncourt ſpöttiſch. „Als Philoſoph haben Sie gewiß irgend einen geiſtreichen Troſt, und als Chriſt und Arcadier das Symbol der Geduld" — er zeigte auf das Schaf — „zur Seite."

„Ja, und auf der andern den Wolf!" rief Ninon lachend, indem ſie auf den Malteſer wies. „Ich ſage Ihnen, Deſyvetaux, nehmen Sie Ihre Heerde in Acht; ich habe — es werden etwa vierzehn Tage ſein — Herrn von Baudoncourt in einen Mantel gehüllt, um die Mauer, welche Arcadien einſchließt, ſchleichen ſehn."

„Wäre dies der Fall," ſprach der Malteſer lächelnd zu Deſyveteaux, „ſo werden Sie einſehn, daß die Gefahr bereits großentheils vorüber. Vierzehn Tage ſind in der Geſchichte der Liebe eine entſetzlich lange Zeit, in welcher ſich unendlich viel verändern kann; eine Behauptung, welcher Niemand mehr als Mademoiſelle de Lenclos beipflichten wird."

„Gewiß!" rief Ninon unbefangen. „Die Liebe iſt eben ſo die Nahrung des Herzens, wie die Speiſen die Nahrung des Körpers, und — wer möchte wohl immer dieſelben zu ſich nehmen?"

„Von ihr kann wenigſtens Niemand ſagen, daß ſie ſich mit einer und der nämlichen den Appetit verderben habe;" murmelte hämiſch der Vorige Cinqmars in's Ohr, indem er Ninon anſah.

„Man iſt," fuhr Ninon fort, „in dieſem Punkte weniger aufrichtig, wie in jedem andern. Es würde gewiß ſtarke und beſtändige Seelen unter unſerm Geſchlecht geben, wenn die Männer in der Liebe nur etwas Anderes, als Zeitvertreib bedürften. Der Ausbruch ſonderbarer Launen, eine mäßige Portion Eigenſinn, ein Zwiſt, in welchem kein Menſchenverſtand iſt, das aber wirkt bei weitem mehr auf ſie, das bindet ſie feſter als die treueſte Neigung, der ſchärfſte Verſtand und der ſtandhafteſte Charakter."

„O Sie malen in's Schwarze!" rief Cinqmars.

„Gewiß nicht!" fiel Ninon lebhaft ein. „Die Unruhe, die Eiferſucht, die Zwiſtigkeiten, die Ausſöhnungen, ſie ſind die Nahrung der Liebe. Welch eine Zauberin iſt die Abwechſelung! Sie erfüllt und beſchäftigt ein gefühlvolles Herz weit mehr als die traurige, einförmige Beſtändigkeit."

„Ein herrlicher Troſt für Se. Hoheit von Marſillac, für den Abbé und alle die Andern emeriti. welche zugegen ſind!" ziſchelte der Großprior Cinq-Mars in's Ohr.

„Und dennoch," ſprach St. Evremont zu Ninon gewendet, „möchte ich die Beſtändigkeit die Vernunft der Liebe nennen."

„Gehen Sie mit Ihrer Vernunft!" rief Ninon lebhaft. „Würden die Angelegenheiten des Herzens von der Vernunft geordnet, ſo könnte es nur eine abgeſchmackte, unſinnige Liebe geben. — Das Gefühl," fuhr die Sprechende immer lebendiger fort, und ihr ſchönes Geſicht röthete ſich vom Feuer der Rede, „das Gefühl iſt unſre Vernunft, es iſt uns eine Art von Inſtinkt, der die Stelle des Nachdenkens und der Einſicht vertritt, es warnt uns in der Noth, und führt uns vielleicht eben ſo ſicher, als die erleuchtetſte Vernunft. Ueberdies ſind Thorheiten das eigenſte Weſen der wahren Liebe; dies wiſſen die Männer nur allzuwohl, ſie bauen darauf, und darum wenden ſie ſich immer zuerſt an unſere Schwächen. Misglückt es ihnen, ſo lag es an der Ungeſchicktheit des Angriffs, denn dieſe rettet mehr Herzen als die weibliche Tugend."

„Abſcheulich!" rief Fräulein von Rabutin. „Sie glauben an kein tugendhaftes Weib."

„Ich glaube an tugendhafte Weiber," fuhr Ninon mit der früheren Lebhaftigkeit fort, „ich glaube an ſie, geſetzt, daß ihre Gefühle nicht, oder ſchlecht angeregt worden; ja ich glaube ſelbſt an welche, die der Anregung nicht erlagen; aber dann hatten ſie kein Temperament, keine Leidenſchaften, oder keine ihnen verhaßte Männer."

„Und dennoch, meine Ninon," ſagte Marion de Lormes, welche bis dahin geſchwiegen, und mit ſinnigem Lächeln der Rede der Freundin gehorcht, „könnte ich Dir ein weibliches Weſen nennen, dem Du einſt ſehr abgeneigt warſt, dem Du Temperament und Leidenſchaften nicht abſprechen wirſt, das zu einer widerwärtigen Ehe gezwungen wurde, das wegen ſeiner Schönheit hundert Männer umſchwärmten, und von dem Keiner jener hundert ſich nur der kleinſten Gunſtbezeugung rühmen kann."

„Nennen Sie ſie! — Nennen Sie dies ſeltne Weſen, dieſen Phönix unter den Frauen!“ riefen die anweſenden Männer aus einem Munde.

„Wohlan,“ ſagte Marion, „es iſt Charlotte von Rochechouard, jetzige Marquiſe von Gerſay. — Ninon mag entſcheiden, ob ich in meinen Behauptungen Recht habe oder nicht.“

„In der That,“ verſetzte dieſe nach einigem Nachdenken, „ich kann Dir nicht Unrecht geben. — Dieſe Charlotte, meine Herren, war ein ſeltenes Weſen. Ich glaube kaum, daß ich ein anderes, meinem Geſchlecht angehöriges, mehr gehaßt und — mehr geachtet habe. Sie war mit mir und Marion in der nämlichen Penſion. Sie war blendend ſchön, aber ihre Schönheit war von jener Art, bei der das Herz erfriert. Ihr Verſtand war ausgezeichnet, ihr Geiſt gebildet, ihr Temperament lebhaft. Nur eine Leidenſchaft beherrſchte ſie; dieſe war es, die mir das ſonſt ausgezeichnete Weſen verhaßt machte, aber dieſe Leidenſchaft war geordnet, und darum diente ſie ihr, wie das Gift unter den Arzneien dient, als ein Heilmittel gegen die Uebel des Lebens, es war ein ungemeſſner Stolz. —

Alles, was ſie uns verhaßt und geachtet machte, kam von dieſem. Sie war höflich, fleißig, dienſtfertig, alles aus Stolz, und ich bin überzeugt, auch aus Stolz nur iſt ihre Tugend unerſchüttert, und ihr Ruf unangetaſtet geblieben.“

„Ihre Verbindung mit dem Marquis de Gerſay war ſeltſamer Art;“ fiel Marien ein. „Schon lange hatte ſich der junge Mann, welcher ſchön und geiſtreich ſein ſoll, um die Hand Charlottens bewerben. Obwohl er dem älteſten Adel angehörte, ſehr wohlhabend und von den Damen der Provence als eine der erſten Parthieen angeſehen war, ſo wies Charlotte ſeine Bewerbungen dennoch fortwährend zurück. Wie Einige behaupteten, liebte ſie einen jungen, aber armen Edelmann aus der Provinz; der Vorwand, ihm ihre Hand zu verweigern, war jedoch der lockere Ruf des Marquis, wiewohl derſelbe nicht eben ſchlimmer war als der anderer junger Leute ſeines Gleichen. Ich glaube, der Marquis würde auch in ſeinen Bewerbungen nachgelaſſen haben, aber ein alter Oheim, deſſen Erbe er war, hatte ſich dieſe Verbindung durchaus in den Kopf geſetzt, und er wendete ſich deshalb an Sr.

Eminenz, den Kardinal, welcher mit ihm entfernt verwandt iſt.“

„Iſt er das?“ rief Cinqmars lachend. „Nun da hat Mademoiſelle de Rochechouard auch den Marquis heirathen müſſen, ſie mochte wollen oder nicht; obendrein war es ja keine geheime Ehe, gegen die Sr. Eminenz nun einmal eine totale Abneigung haben.“

„So war es auch;“ fuhr Marien fort. „Charlotte war Waiſe. Der Kardinal drang bei dem Vormund auf die Vollziehung einer Heirath, welche, wie er ſagte, das Glück ſeiner Mündel gründete. Wer hätte länger widerſprechen ſollen? Auch Charlotte willigte endlich ein, doch wagte ſie etwas, was noch Niemand gewagt. Als die Verlobung in Gegenwart des Kardinals vollzogen ward, und der Marquis von dem Glücke, dem er an ihrer Hand entgegen gehe, zu ſprechen anhob, unterbrach ſie ihn. ‚Mein Herr,‘ ſagte ſie kalt, ‚von Glück kann bei unſerer Verbindung nicht die Rede ſein. Sie ſind nicht der Mann meiner Wahl. Meine Pflichten werde ich ſtreng erfüllen, ſein Sie deſſen gewiß; eben ſo gewiß aber würde mich die Autori=

tät Sr. Eminenz nicht abhalten können, unſer Bündniß zu löſen, wenn Sie je nur einen Augenblick aufhören ſollten, der Ihrigen eingedenk zu ſein.‘“

„Welche Ausſichten auf eheliche Zufriedenheit!“ rief lachend der Großprior.

„Hat ſich dieſe nicht eingefunden, ſo iſt Herr von Gerſay dennoch gewiß nur ſelbſt Schuld geweſen;“ verſetzte Ninon. „Ich habe Charlotte nie geliebt, aber ich bin überzeugt, ſie hat ihn nicht unglücklich gemacht, wenn er es nicht ſelbſt an ihr verſchuldete.“

„Kennt Jemand von Ihnen den Marquis, meine Herren?“ fragte der Prinz von Marſillac.

„Ich nicht, Monſeigneur! — Ich auch nicht;“ tönte es rings im Kreiſe.

„Ich glaube, ich ſah ihn ein paarmal zu Teulen, bei Herrn von Gourville;“ ſagte endlich der Großprior Vaudoncourt.

„Ach, der arme Gourville! — Woran erinnern Sie mich!“ rief Ninon lachend. „In welcher Angſt habe ich einſt den armen Schelm geſehn. — Wie Sie wiſſen, Monſeigneur,“ fuhr ſie zu Marſillac gewendet fort, „waren wir, Ihr armer Freund und ich, einſt eng verbunden. Er mußte Paris verlaſſen; wir waren in Verzweiflung; ich ſage wir, denn ich liebte ihn aufrichtig, und ſeine Anhänglichkeit an Condé konnte ihm gefährlich werden. Er dachte nun daran, ſein Geld in aller Eile ſicher unterzubringen. Die eine Hälfte ſchaffte er zu dem Grand-Pénitentiaire, die andere — es waren zehntauſend Thaler — zu mir. Er ging. Nun wiſſen Sie, meine Herren, es ſteht eben ſo wenig bei uns, ferner zu lieben, wie gar nicht zu lieben; die Liebe iſt ein Appetit, welcher kommt und geht, und von dem ſich kein Grund angeben läßt. Enfin, was ſoll ich viele Worte machen! Ich vergaß den guten Gourville in vier Wochen, und es war mir, als ob wir uns nie gekannt hätten. So vergeht ein Jahr. Auf einmal höre ich, daß er in Paris iſt, und ich geſtehe, ich erſchrak ein wenig. Nicht daß ich dachte, er würde mir eine Scene machen, denn dazu war er zu vernünftig, aber das Wiederſehen unter dieſen Umſtänden hatte doch auch ſein Unangenehmes, dennoch war es unvermeidlich; ich mußte ihm ja ſein Geld wiedergeben. Ich entſchließe mich alſo kurz und lade ihn ein. Er erſcheint, aber — mit einem Armenſündergeſicht. Nun wird das Klagen und Jammern losgehen! denke ich. „Ach, Gourville!' rufe ich, um ihn gleich in medias res — ſo heißt es ja wohl, Herr Abbé? — zu ſetzen. ‚Mir iſt in Ihrer Abweſenheit ein großes Unglück begegnet.' Gourville erſchrak entſetzlich, er ſchlug die Augen nieder, ſprach kein Wort und ſchien ganz verwirrt. ‚Gourville,' fahre ich fort, ‚ich beklage Sie, wenn Sie mich noch lieben. Ich habe die Neigung, die ich zu Ihnen hatte, rein verloren; dieſem Unglück kann nicht abgeholfen werden. Ihre Freundin aber bin ich noch. Sie ſehen dies daraus, daß ich Ihre zehntauſend Thaler treu verwaltet habe; hier ſind ſie, ſammt guten Zinſen.' — Nun denken Sie, meine Herren, was geſchieht! Gourville fliegt mir an den Hals, ſpricht kein Wort von Liebe, iſt ganz glücklich, und dies Alles — weil ihm der Großpenitentiair das Geld abgeläugnet, mit einem Worte, ihn darum betrogen hatte, und er mir, der Freundin, der Geliebten, einen Moment zugetraut hatte, ich könnte ihm wohl eben ſo mitſpielen."

Die Geſellſchaft lachte; Marion blickte Ninon freundlich an, und drückte dann, ohne ein Wort zu ſagen, einen Kuß auf ihre Wange.

„Sie können keinen feurigern Bewunderer, keine lautere Ruhmstrompete haben, als Gourville;“ ſagte der Prinz von Marſillac. „Ich habe die Geſchichte ſchon zwanzigmal aus ſeinem Munde gehört, und dennoch ermüdet er nicht, ſie immer wieder von Neuem zu erzählen.“

„Verbieten Sie es ihm, Monſeigneur;“ fiel Ninon lebhaft ein. „Was iſt denn da Gutes dabei? Hat der charmante Herr mich für eine Diebin, eine Betrügerin gehalten? Warum vertraute er mir denn ſein Geld, als weil er mich als ehrlich kannte? Verſprechen Sie mir, Monſeigneur, daß er die Sache mit keinem Worte mehr erwähnt.“

„Es iſt ein wahres Glück,“ ſagte der Malteſerprior leiſe zu Cinqmars, „daß der Nachfolger Gourville's, der Marquis la Chatre, bei Gelde war, als er den Befehl erhielt, zur Armee zu gehen. Hatte er keins, ſo gab ſie ihm die zehntauſend Thaler, und dann waren ſie eben ſo gut zum Teufel, wie bei dem Großpenitentiair.“

In dem Augenblicke, in welchem Ninon zu

ſprechen aufgehört hatte, erhob ſie ſich halb von ihrem Sitze und blickte nach einem entfernten Pförtchen, was ſich ſo eben öffnete, und durch welches eine Frau in der Tracht der Landbewohnerinnen in den Garten trat. Raſch ſprang Ninon von ihrem Sitze auf.

„Dort kommt mein Karl! — Dort bringt die Amme meinen allerliebſten Knaben!“ rief ſie aus, und leicht wie ein Reh eilte ſie der Bäuerin entgegen.

Heftig nahm Ninon das Kind aus den Armen der Amme, bedeckte es mit Küſſen, und kam dann, daſſelbe hoch emporhaltend, wieder in den Pavillon zurück.

„Siehe, Marion, den prächtigen Jungen! — Haben Sie ein ſchöneres Kind geſehen, liebe Marie?“ rief ſie, die Augen leuchtend von Mutterfreude, und die Wangen von Purpur übergoſſen, indem ſie den Knaben tänzelnd den Damen hinreichte.

Das Kind war wirklich engelſchön. Hundert blonde Löckchen ringelten ſich um das Seraphsköpfchen. Der Knabe ſtreckte lächelnd die kleinen fleiſchigen Aermchen nach der Mutter aus, und dieſe blickte ſo anhaltend in die blauen, unſchuldigen Augen, ſie küßte ſo oft die roſigen Wangen des Kleinen, daß ſelbſt die wüſteſten Männer der Geſellſchaft — und dieſe beſtand meiſt aus ſolchen — ſich einer Art Rührung nicht erwehren konnten.

„Solche Augenblicke — ich meine das Wiederſehen meines lieben Knaben“ — ſagte Ninon nach einer Weile, „ſind die ſchönſten meines Lebens. Deshalb lebe ich ſeit einem halben Jahre auf dem Lande, und es iſt mir, als könnte ich nicht mehr nach Paris zurückkehren. Alle Tage bringt mir dieſe brave Frau zweimal das Kind, und ich vertändle dann mit ihm ganze Stunden. Es iſt mir in ſolchen Momenten immer, als ob alle Lebensſorgen — und dieſe überſchleichen Einen doch zuweilen, wenn ich mir ſolche auch möglichſt fern zu halten ſuche — hinter mir lägen; ich bin ſo froh, ſo heiter, ſo mit mir ſelbſt zufrieden; ja lachen Sie immer, meine Herren — wenn ich, erfüllt von dieſen Gefühlen, meinen Knaben an den Buſen drücke, ſo fühle ich ſelbſt eine Art Andacht, und es iſt mir, als ob eine innere Stimme zu mir ſagte: ‚Gehe hin, Deine Sünden ſind Dir vergeben!‘“ —

„Es iſt," ſprach Baudoncourt hämiſch lächelnd zu ſeinem Nachbar, „nur gut, daß die Stimme nicht ſagt: ‚Gehe hin, und ſündige nicht mehr!‘ ſonſt würde Der, der gerade am Brete iſt, ſchlecht wegkommen."

„Wer iſt denn der Vater des Kindes?" fragte Boisrobert, der hinzugetreten war, den Sprechenden.

„Daß ich es nicht bin, können Sie daraus ſchließen, daß ich ſchon über Jahr und Tag ein wenig mit ihr über den Fuß geſpannt lebe, und nur aus Gewohnheit noch dann und wann zu ihr komme," ſprach der Vorige mit malitiöſem Lachen, „daß Sie es nicht ſind, ſchließe ich daraus, weil Sie es ſonſt ſchon hätten in einem Madrigal drucken laſſen. — Nun, nun, ängſtigen Sie ſich nicht, Mr. Boisrobert," fuhr Baudoncourt in vorigem Tone fort, „ſie wird um dieſe Ehre nicht würfeln laſſen, wie es vor fünf oder ſechs Jahren zwiſchen dem Marſchall d'Eſtrees, und dem Abbé Deffiat, vorgekommen ſein ſoll."

„Pfui, über Sie! Die Geſchichte iſt nicht wahr;" ſagte Boisrobert.

„Sie könnte aber wahr ſein!" verſetzte der

Großprior phlegmatiſch. „Käme es je zwiſchen uns zu einer ſolchen Lotterie, ſo überlaſſe ich Ihnen das große Loos.“

Boisrobert wollte eben etwas darauf erwiedern, als ein junger Mann in der Thüre des Pavillons erſchien, ſichtlich beim Anblick der Geſellſchaft zuſammenſchrak, und ſich eben wieder entfernen wollte, als Ninon ausrief:

„Treten Sie doch ein, mein Freund! — Ich glaube gar, Sie wollen davongehen? — Monſeigneur, meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Charlier, einen jungen Architecten, vorzuſtellen.“

„Nun können Sie ſich Ihre Frage ſelber beantworten!“ ſprach der Großprior zu Boisrobert mit höhniſchem Lächeln. „Sehen Sie einmal den Knaben an, und dann den Künſtler, den Freund. — Was meinen Sie zu den Zügen Beider? — Es iſt ein wahres Glück, daß die Natur nicht immer ſo treu kopirt. Sie könnten ſich nicht mit ruhigem Gemüth über die Straße wagen, und Desyvetaux, der gute Narr, hinge ſich zuletzt an dem ſeidenen Bande auf, das ſein Schaf um den Hals hat; denn daß ihm die ſchöne Schäferin, die er hütet wie ſeinen Augapfel, bei Zeiten dazu Gelegenheit geben wird, verſichere ich Ihnen auf mein Rittergelübde. — Aber, que diable! Den Menſchen da muß ich ſchon geſehen haben. — Wahrhaftig, ich habe ihn ſchon geſehn, und zwar in einer ganz andern Situation;" fuhr Vaudoncourt fort; er verwendete fortan kein Auge von dem jungen Manne und verfiel in tiefes Sinnen.

Der Eintredende hatte indeß die Geſellſchaft mit dem feinſten Anſtande begrüßt. Er war ein ſchöner, hochgewachſener Mann, mit einem Körper voll Ebenmaß, auf dem ein Apollokopf ſaß. Auf die Bitte Ninons, ließ er ſich im Kreiſe der Anweſenden nieder, und nahm ſo unbefangen an der Unterhaltung Theil, als ob er ſich völlig unter ſeines Gleichen befände. Das Geſpräch wendete ſich inzwiſchen auf die Tagesliteratur, und Fräulein von Rabutin führte hier beſonders das Wort. Ihre Bemerkungen vereinigten die größte Feinheit der Empfindungen mit Schärfe des Verſtandes, und man konnte in ihrer Rede alle die Pointen, gepaart mit jener reizenden Nachläſſigkeit, welche die Briefe der nachherigen Marquiſe de Sevigné ſo anziehend machen, bereits vorfinden. St. Evremont ſchlug endlich vor, Epigramme zu machen. Sie ſollten kunſtlos, aber beißend ſein, irgend einen Anweſenden treffen, aber von ihm nicht mit Uebelwollen aufgenommen, ſondern blos durch ein ähnliches Epigramm erwiedert werden. Dieſer Vorſchlag war zu ſehr im Geſchmack der Zeit, als daß er nicht von Allen mit großem Applaus aufgenommen worden wäre. Jetzt regnete es poetiſche Bosheiten von allen Seiten. Die Damen kamen am beſten weg. Es war faſt ſtets nur eine fausse attaque, die man gegen ſie richtete; mehr würde die Galanterie nicht erlaubt haben. Auch der Prinz von Marſillac erfreute ſich einiger Schonung. Am ſchlimmſten hatte es Desyvetaux. Der arme Philoſoph erlag faſt unter dem Epigrammenhagel, der von allen Seiten auf ihn herniederraſſelte. Seine Jahre, ſeine Schäfernarrheit, ſeine Harfnerin, ſein Schaf waren eben ſo viel Gegenſtände zu epigrammatiſchen Dichtungen. —

Alle hatten jetzt ihren Witz ſo brillant wie möglich leuchten laſſen, nur der Großprior hatte kein Epigramm gemacht, ſondern ſtill und mit boshaftem Lächeln die zärtlichen Blicke beobachtet, welche Ninon, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, dem jungen Künſtler zuwendete.

„Nun, Herr von Vaudoncourt;" rief Ninon neckend. „Sie dichten heute nicht? — Und doch fand ich, als Sie mir einſt den Hof machten, alle Tage ein Gedicht auf meiner Toilette."

„Dies beweiſt blos, daß kein anderer Gegenſtand mich zur Dichtung begeiſtern kann, wie Sie," erwiederte lächelnd der Malteſer.

„Wohlan! Alſo ein Epigramm auf mich;" ſprach Ninon lachend. — „Sie ſchweigen? — Aha, ich weiß was Sie ſagen wollen. Sie lieben mich nicht mehr. Dies aber iſt einerlei. Sie ſollen mich wider Willen beſingen, und mir das Erlöſchen Ihrer Liebe in einem Epigramm mittheilen."

„Sie wollen es?" ſagte Vaudoncourt boshaft. „Wer könnte Ihren Befehlen ungehorſam ſein, ſelbſt wenn ſie, wie der gegenwärtige, nur ungeſchickt ausgeführt werden könnten."

Er legte jetzt eine Hand an die Stirn, blickte eine Minute ſtarr vor ſich hin, und ſagte dann:

„Die Flammen ſind verlöſcht, und meine Thränen ſchwinden.
Wie konnt' ich Liebe doch für ſchwachen Reiz empfinden!
Nur meine Liebe lieh Dir Anmuth und Entzücken;
Sie flieht, und — keinen Reiz kann ich an Dir erblicken.“ —

Ninon ſah Vaudencourt mit den ſchönen, dunkeln Augen durchdringend, aber nicht unfreundlich an.

„Beißend, aber kunſtgerecht und wahr gedichtet!“ ſagte ſie ſodann lächelnd. „Erlauben Sie, daß ich jetzt eben ſo aufrichtig bin, wenn ich auch — ich bin eine ſchlechte Dichterin — mich zum Theil Ihrer eigenen Worte bediene.“ Sie ſprach:

„Die Flammen ſind verlöſcht, und Deine Thränen ſchwinden! —
Für ſchwache Reize kann die Liebe nichts empfinden? —
Und Deine Liebe nur lieh Anmuth und Entzücken! —
Warum konnt' ich an Dir — von Allem nichts erblicken!“ —

„Très bien! — Gut gegeben! — Ah, Mr. de Vaudoncourt! — Bien vous lasse!“ ſchallte es rings im Kreiſe, und ein langanhaltendes Gelächter tönte auf Koſten des Malteſers, der gute Miene machte und, möglichſt unbefangen ſcheinend, am lauteſten einſtimmte. — Die Blicke Vaudencourts nahmen jedoch einen Ausdruck an, als ob Satan ihm ſolchen geliehen hätte, und dieſer ſagte deutlich: ‚Sei verſichert, ich werde Dir es zehnfach vergelten!‘ —

Der etwas penible Zeitvertreib, ſo ſehr er auch im Geſchmacke des Tages war, hatte allzuviel Bitterſalz enthalten, als daß der geiſtige Gaumen nicht allzuſchnell hätte abgeſtumpft werden ſollen. Marſillac bemerkte, daß es Zeit ſei aufzubrechen, wenn man Paris noch bei Tageslicht erreichen wollte, und bald erhob ſich die ganze Geſellſchaft. In wenig Minuten war der Pavillon leer, nur Ninon und der junge Künſtler blieben zurück, und beluſtigten ſich mehrere Minuten an dem Anblick des ſiebenzigjährigen Schäferphiloſophen, dem der Schöps, mit dem er querfeldein nach Arcadien zurückkehrte, durch ſein ſtörriges Weſen und den Heißhunger, mit dem er in die zur Seite des Weges liegenden Kohlfelder fuhr, viele Noth machte. — — —

Die Luſtigkeit des jungen Mannes dauerte nur wenige Augenblicke, ſie machte bald einem tiefen Ernſte Platz, der von Ninon nicht unbemerkt bleiben konnte.

„Sie ſcheinen ſo mißgeſtimmt, ſo verſtört, lieber Charles?“ ſagte ſie, mit der ſchönen weißen Hand ihm über die Stirn fahrend. — „Kommen

Sie, erheitern Sie ſich bei dem Anblick unſers, **Ihres** Kindes!“

„Jetzt nicht, theure Ninon, jetzt nicht!“ rief der Angeredete unruhig. „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das mir wie ein Centner auf der Seele laſtet. — Was aber,“ fuhr er verwirrt fort, „werden Sie von mir denken, wenn ich es thue? Sie werden mich nicht mehr lieben, mich haſſen, vielleicht verachten.“

„Was iſt Ihnen, Charles?“ fragte Ninon ängſtlich. „Sind Sie in Verlegenheit, in Noth? Reden Sie. Entdecken Sie ſich mir. Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Meine Kaſſe — es iſt zwar nicht viel darin — aber Sie ſteht Ihnen zu Dienſten.“

„Nein, nein! Das iſt es nicht;“ ſagte Charles, trübe lächelnd. „Wollte Gott, es wäre nichts als das! An Gelde hat es mir noch nie gefehlt.“

„Nun alſo, frei heraus! Sagen Sie, was Sie quält;“ ſprach Ninon theilnehmend.

„Ninon,“ ſagte der junge Mann, indem er ihre beiden Hände ergriff, „ich habe Sie betrogen.“

„Sie lieben mich nicht mehr!“ rief Jene.

„Ich liebe Sie nur allzuſehr!“ erwiederte Charles. „Mein Betrug iſt anderer Art. — Ich bin kein armer Künſtler, für den ich mich ausgab, ich bin der Marquis —“

„Halt!“ rief Ninon, indem ſie ihm lächelnd den Mund zuhielt. „Ich will keinen Namen. Für mich waren Sie der Architekt Charlier, und zur Strafe müſſen Sie es bleiben. — Sie haben mir, Gott weiß welche Vorſchläge, zu machen, wobei der Marquis in die Waagſchale gelegt werden ſoll, damit aber iſt es nichts. Ich bin die Geliebte des armen Künſtlers, nicht die des Marquis; für uns giebt es kein anderes Verhältniß, als das worin wir eben ſtehen. Lieben wir uns nicht mehr, ſo ſagen wir es uns offen und aufrichtig, und werden — Freunde.“

„Auch dies iſt es nicht, was ich ſagen wollte;“ ſprach der junge Mann verlegen. „Ninon,“ ſetzte er verwirrt hinzu, „Sie müſſen Alles wiſſen. Ich — bin verheirathet.“

„Es iſt mir nicht lieb, daß Sie mir dies verſchwiegen haben;“ ſprach Ninon ernſt. „Wenn

Sie aber für gut hielten, es bisher zu verſchweigen, warum ſagen Sie es jetzt?" —

„Weil ich muß, weil ich gezwungen ſein werde, auf einige Zeit Paris zu verlaſſen! — Meine Frau iſt in Paris, ich ſah ſie aus dem Wagen ſteigen, und — ich glaube ſie iſt gekommen, um mich aufzuſuchen."

„Liebt Sie Ihre Gattin?" fragte Ninon ernſt.

„Nein!" erwiederte Charlier. „Sie hat mich nie geliebt."

„Haben Sie ſolche aus Liebe geheirathet? Iſt ſie ein edles Weib?" fragte Ninon nach einer Pauſe.

„Ich muß Beides mit ja beantworten;" erwiederte der junge Mann verlegen.

„So kehren Sie zu Ihrer Pflicht zurück!" ſprach Ninon, indem ſie Feſtigkeit in den Ton zu legen trachtete, aber ihre Stimme zitterte.

„Nein! — Nimmermehr!" rief Charlier heftig. „Ich kann Sie nicht verlaſſen, ich kann Sie nicht aufgeben! — Wollte ich auch mir das Herz brechen, es wäre nicht möglich. Sollte ich mich von Ihnen, von unſerm Kinde trennen, um mit einer Frau von achtungswerthem Charakter, aber kalt wie Eis, zu leben, von ihr nur geſchont, geduldet, bemitleidet zu werden? Lieber ſterben!“

„Ihre Frau wird Sie vielleicht lieben lernen, wenn Sie zu ihr zurückkehren; ſagte Ninon mit mühſam errungener Faſſung. „Was man verloren zu haben glaubt, erlangt doppelten Werth, wenn man es wiederfindet. — Weiß Ihre Frau um unſer Verhältniß?“

„Bis jetzt wohl nicht, aber in wenig Stunden erfährt ſie es;“ erwiederte Charlier in ſichtlicher Beſtürzung. „Sie ſetzte meine öfteren Reiſen nach Paris früher auf Rechnung meiner Kunſtliebe, endlich mag ſie wohl Argwohn geſchöpft haben. Morgen erfährt ſie Alles. Jener Malteſer, der Großprior Vaudoncourt, hat mich unfehlbar erkannt, wir trafen uns früher einigemal zu Lyon —“

„Ja dieſer Menſch verſäumt gewiß nicht die Gelegenheit uns Verdruß zu bereiten, wäre es auch nur, ſich an mir für die frühere Zurückweiſung zu rächen!“ fiel Ninon lebhaft ein. — „Wohlan, Charles, kommen Sie ihm zuvor!“ ſetzte ſie hinzu, indem eine Thräne über ihre Wange rollte. „Sie nannten Ihre Gattin ein edles Weib. Kehren Sie zu ihr und Ihrer Pflicht zurück — ſie verdient es — entdecken Sie ihr Alles; ſie wird Ihnen vergeben, denn ſie wird ſich ſagen, daß ihre Kälte Sie von ihr entfernte; und ſie alſo ſelbſt einen Theil der Schuld trägt.“

„Nein, Ninon, ich kann nicht!“ rief Charlier heftig. „Wollte ſie mir vergeben, ich — könnte mir nicht vergeben laſſen. Auch täuſchen Sie ſich, wenn Sie dieſe Großmuth bei ihr vorausſetzen. Ihr kaltes Herz brachte ſie nie in die Möglichkeit, einen Fehltritt dieſer Art begehen zu können, ſie kann ihn folglich niemals verzeihen. Dazu iſt ihr weiblicher Stolz beleidigt, und dies vergiebt ſie nie.“

„Was denken Sie alſo zu thun?“ fragte Ninon.

„Ich würde mich von ihr trennen,“ erwiederte Charlier, „aber ſchon der ausgeſprochene Wunſch, dieſe Ehe aufzulöſen, wäre das Signal zu einer Einſperrung in die Baſtille oder Chateau d'If. Der Kardinal hat dieſe Verbindung, auf meine und meiner Verwandten dringende Bitten, einſt ſelbſt vermittelt.“

„Ja, dann iſt eine Trennung unmöglich, und Sie, mein Freund — vielleicht wir beide — ſind in großer Gefahr!“ ſprach Ninon in lebhafter Beſorgniß. „Es bleibt mithin kein Mittel für Sie, als Ausſöhnung mit Ihrer Frau — für mich bin ich unbeſorgt, und alle Kardinäle der Welt ſollen mir nicht meine gute Laune verderben — oder Flucht über die Gränzen Frankreichs.“

„Zu dem letztern Mittel werde ich greifen, wenn ich ſehe, daß ich entdeckt bin;“ ſagte der junge Mann. „Ohne Päſſe iſt es indeß gegenwärtig faſt unmöglich, über die Gränze zu gelangen; ſie zu erhalten, werde ich ein kühnes Mittel wählen. Ich ſtelle mich Morgen bei dem Lever des Kardinals ein, ſpreche dort von einer Reiſe nach Italien, die ich in zwei bis drei Wochen anzutreten gedenke, bitte um den Befehl zur Ausfertigung der nöthigen Reiſepäſſe, und — reiſe in dem Augenblick ab, in welchem ſolche in meinen Händen ſind.“

„Es iſt ein gewagtes Mittel;“ ſagte Ninon beſorgt. „Und dann — wo wollten Sie hinfliehen, wo Richelieu's Arm Sie nicht zu erreichen vermöchte?“

„Nach Oeſterreich reicht er nicht!“ ſagte Charlier ſchnell. „Dort gehe ich hin, ſobald ich Frankreichs Gränze hinter mir habe.“

„Nach Oeſterreich? — Sie verſperren ſich auf ewig den Rückweg. Dies vergiebt Ihnen der Kardinal niemals;“ rief Ninon.

„Er iſt kränklich, die Aerzte ziſcheln ſich in's Ohr, er habe nicht ein Jahr mehr zu leben;“ erwiederte der Vorige.

„Frankreich hätte dann einen großen Mann weniger. Ich wollte nicht, daß dieſer Umſtand Ihnen allein den Rückweg bahnte;“ ſagte Ninon kopfſchüttelnd. „Ich haſſe den Kardinal, aber Frankreich würde ſeinen Verluſt ſchmerzlich empfinden.“

Ninon und ihr Geliebter unterhielten ſich noch lange Zeit über deſſen Plan zu einer ſchleunigen Reiſe in's Ausland. Die Rathſchläge, die ihm die Freundin gab, waren ſo ſcharfſinnig, als in jeder Beziehung uneigennützig, und man hätte kaum glauben ſollen, daß ſie aus dem Munde eines Weibes kämen, deren ganzes Leben eine Kette von Unbeſonnenheiten und Leichtſinn geweſen war. — Es graute der Morgen bereits, als Charlier das Landhaus verließ und nach Paris zurückeilte. —

Wie wir bereits früher erwähnten, herrſchte in jener Zeit Ludwig der dreizehnte über das ſchöne, aber ſtets unruhige Frankreich. Es fehlte dieſem Monarchen nicht an Fähigkeiten, aber dieſe waren nicht durch eine gute, für einen Regenten geeignete Erziehung ausgebildet worden. Er hatte einen ſchwachen Körper, einen von Natur furchtſamen Charakter, er fühlte, daß ſeine Schultern zu ſchwach ſeien, die ſchweren Regierungsſorgen allein auf ſich zu nehmen, und das Glück hatte ihm einen Rieſen zugeführt, der wohl geeignet war, dieſe Laſt zu tragen. Dieſer geiſtige Rieſe war der ehemalige Biſchof von Luçon, Armand du Pleſſis, Kardinal von Richelieu. Er beſaß alle die Fähigkeiten, welche ein Premierminiſter Frankreichs in den ſchwierigſten Verhältniſſen bedurfte, und einen Geiſt, der alle Fehler ſeines Herrn hinlänglich erſetzte. Er bot alles auf, den König groß zu machen, er gab ſeinen Schwachheiten nach, er erweiterte ſeine Macht, und wenn er auch in der Wahl der Mittel, um dieſe Zwecke zu erlangen, nichts weniger als ſcrupulös war, wenn er auch nicht die Moralität und das Recht ſehr dabei zu Rathe zog, ſo mußten ihm doc ſelbſt ſeine Feinde das Prädicat eines großen Mannes zugeſtehen und ſelbſt die Nachwelt hat ihm dieſes nicht ſtreitig machen können. — Drei Grundſätze waren es vorzüglich, welche Richelieu's ganze Handlungsweiſe beſtimmten. Er behauptete, daß die Regierung des Königs weder ſicher noch glorreich ſein könne, bis dieſe ſiegreich in's Leben getreten wären. Der erſte war: die gänzliche Unterdrückung der Proteſtanten; ſo lange dieſe nicht bewirkt, ſo lange noch feſte Städte in deren Händen wären, meinte Richelieu, wäre der König nicht Herr in ſeinem Lande. Ewig denkwürdig wird in dieſer Beziehung die Belagerung von Rochelle bleiben, wo ſich Richelieu an die Spitze eines Heeres ſtellte, und durch Erbauung eines Rieſendammes, die Stadt von der Hülfe, die ihr die Engländer vom Meere aus bringen konnten, abſchnitt. Er bewies ſich hier als General größer wie Wallenſtein vor Stralſund. Sein zweiter Grundſatz war: die Demüthigung der Prinzen von Geblüt und der Großen, welche nur allzugern Verſchwörungen anzettelten. Er wagte, was keiner gewagt, er zwang die Mutter des Königs und deſſen einzigen Bruder zur

Flucht, und ſchickte einen Montmorency auf das Schaffot. — Seine dritte Maxime war: daß keine fremde Macht Frankreich überlegen ſein dürfe, am wenigſten, wenn dieſe eine Nachbarin Frankreichs ſei, und nie hat wohl das Haus Habsburg einen gefährlichern Feind gehabt, als Richelieu, der ihm dies jenſeits der Pyrenäen und diesſeits des Rheins zu beweiſen trachtete. — Obwohl der König dieſe Grundſätze, die ſeinen eigenen Neigungen ungemein zuſagten, da er die Hugonotten wie den Adel haßte und nicht ohne Ehrgeiz war, gern adoptirte, ſo war er dennoch dem Kardinal im tiefſten Grunde ſeines Herzens abgeneigt; er mißgönnte und beneidete ihm eine Größe, von der er doch der einzige und alleinige Urheber war. Bei alledem war dieſer Umſtand leicht erklärlich, weil dem König bei ſeinem natürlichen Verſtande nicht verborgen bleiben konnte, daß der Kardinal von Allen, als der Ausfluß der Größe, Macht und Gnade, dem ſich alle Geſichter zuwendeten, angeſehen wurde. Wie aber die größten Männer oft ſonderbare Schwachheiten haben, ſo theilte Richelieu mit ihnen eine — und zwar eine, die wir auch an dem größten Manne der neueſten Zeit zu bemerken Gelegenheit hatten — die Schwäche auch in kleinen Dingen, ſelbſt in Familienangelegenheiten, Alles ſelbſt beſtimmen, überall ſelbſt eingreifen zu wollen. Bei ſeiner Unbekümmertheit um die Wahl der Mittel ward dieſe Schwäche oft von der Unredlichkeit zu ihrem Vortheil ausgebeutet, und dem Redlichen gereichte ſie vielfach zum Verderben. Daß unter ſolchen Umſtänden das Vorzimmer des Kardinals weit mehr wie das des Königs von Hoffenden, Fürchtenden, Begehrenden belagert war, verſteht ſich von ſelbſt. Dazu kam, daß Richelieu, kühn wie er war, mit ſeinen Erklärungen eben nicht hinter dem Berge hielt. Als der mächtige Marſchall Ornano in die Baſtille geſchickt ward, gerieth ſein Freund und Gönner, der Herzog von Orleans, darüber ganz außer ſich, und er fragte den Kardinal: „ob es auf ſeine Veranlaſſung geſchehen ſei?“ Ruhig und mit Eiſeskälte erwiederte ihm dieſer: „Ja, Monſeigneur, ich war einer von Denen, die dazu riethen.“ — Als die Spanier nur zwei Tagemärſche von Paris, und die Pariſer deshalb auf Richelieu außerordentlich aufgebracht waren, ſagte Bullion, ſein Vertrauter, ſcherzweiſe zu ihm: ‚ich bin noch zehnmal verhaßter als Sie, aber ich gehe blos von zwei Bedienten begleitet durch die Stadt.‘ Sogleich ſtieg Richelieu zu Pferde, ritt ohne alle Begleitung durchs Volksgedränge, und der Pöbel — der ihn übrigens haßte — jubelte ihm deshalb ſtürmiſchen Beifall zu. Richelieu ſtand auf einer ſolchen Stufe, daß man wohl von ihm ſagen könnte: ‚Es gab Niemand, der ihn geliebt, aber auch Niemand, der ihn, ſeiner großen Geiſteseigenſchaften wegen, nicht geachtet hätte.‘ — —

Aus den eben angeführten Gründen war der Pallaſt des Kardinals an dem Tage, der auf jenen folgte, an dem die Geſellſchaft in Ninon's Landhauſe verſammelt geweſen, mit Supplicanten aller Art vom frühen Morgen an gefüllt. Man ſah Männer, mit dem blauen Bande geſchmückt, ſich auf das Freundlichſte und Angelegentlichſte bei einem alten Kammerdiener des Kardinals nach der Nachtruhe des Letztern erkundigen, und auf die Nachricht, daß Sr. Eminenz ſehr gut geſchlafen, mit verklärtem Geſicht nach dem Audienzzimmer eilen. Dieſes war, obwohl es noch früh am Tage, heute überaus angefüllt. Hier ſah man eine Geſellſchaft, die den höchſten Ständen angehörte. Man konnte an den muntern oder niedergeſchlagenen, an den ruhigen oder ſorgenhaften Zügen der meiſten Mitglieder derſelben bemerken, ob ſpezielle Wünſche und Erwartungen, oder die Gewohnheit dem mächtigen Manne, der Frankreich in ſeiner Hand hielt, ihre Anhänglichkeit zu bezeigen, ſie hierhergeführt. In dem obern Theile des prachtvoll decorirten Salons, unweit eines venetianiſchen Spiegels, von einer enormen Breite und Höhe, befanden ſich ein paar Gruppen, welche zwei Männer umgaben, die der Gegenſtand der größten Aufmerkſamkeit der Umſtehenden waren. Beide waren Mitglieder des geiſtlichen Standes, aber dies und die Gunſt des Kardinals war ſo ziemlich das Einzige, was ſie mit einander gemein hatten. Der Eine war in der Kleidung der Weltgeiſtlichen. Er ſchien ein kräftiger Mann in den beſten Jahren, ſeine Rede war ziemlich laut, und ließ einen ausländiſchen Accent hören. Einige italieniſche und franzöſiſche Schwüre, mit denen ſie geſpickt war, ließen in dem Abbé Giulio Mazarini, den einſtigen Kavalleriekapitain, der es endlich zum Kardinal und Nachfolger Richelieu's bringen ſollte, ahnen. Er theilte den Umſtehenden die Nachricht des ſo eben eingegangenen Sieges über die Spanier zur See, welchen der Duc de Breze errungen hatte, mit. — Der zweite jener Männer war ein Greis in Kapuzinertracht. Er huſtete viel, ſprach leiſe, kaum vernehmbar, aber dem Manne in der härenen Kutte, mit dem Stricke um den Leib, den bloßen Füßen, dem langen weißen Barte, ward eine faſt noch größere Aufmerkſamkeit wie dem Abbé gezollt; man ſah in ihm das alter ego Richelieu's. Er war ſein erſter und einziger Vertrauter, der berühmte Pater Joſeph. —

Unter den übrigen Anweſenden befanden ſich zwei Mitglieder der, am vorigen Tage bei Ninon de Lenclos verſammelt geweſenen Abendgenoſſen. Der eine davon, der Großprior Wilhelm von Vaudoncourt, lehnte mit untergeſchlagenen Armen in einer Fenſterbrüſtung, und blickte mit boshaft triumphirendem Lächeln von Zeit zu Zeit auf einen jungen Mann, in der Tracht der höhern Stände, deſſen Geſicht tiefe Beſorgniß ausdrückte. Es war dies derſelbe, den der Leſer als den Geliebten Ninons, den Architecten Charlier, kennen gelernt. Eben hatten die, welche den Pater Joſeph umgaben, dieſen auf einen Moment verlaſſen, als der junge Mann raſch zu dem Greiſe trat.

„Haben Sie meines Wunſches bei Sr. Eminenz vielleicht wohlwollend gedacht, hochwürdiger Vater?" ſprach er ſtockend. „Dürfte ich hoffen, meine Bitte baldigſt gewährt zu ſehen?"

Der Kapuziner richtete das erloſchene, tiefliegende Auge einen Moment ſtarr auf den Sprechenden, verbeugte ſich und ſagte mit eintöniger Stimme:

„Sr. Eminenz wünſchen den Herrn Marquis ſelbſt zu ſprechen."

Der junge Mann ſchien von den einfachen Worten heftig zuſammenzuſchrecken, ſein Geſicht überlief eine Röthe, die eben ſo ſchnell wieder verſchwand, und er ſchien eine zweite Frage an den Alten richten zu wollen, als eine Bewegung unter den Anweſenden ſichtbar ward, und eine helle Stimme ausrief: ‚Sr. Eminenz!'

Eine Flügelthüre öffnete ſich in dieſem Momente, und der Mann, deſſen Name damals durch ganz Europa hallte, trat ein. Sein Geſicht war hager und außerordentlich ſcharf markirt. Auf der Stirn und in dem etwas tiefliegenden, durchdringenden Auge waren die Eigenſchaften eines Generals und großen Staatsmanns deutlich zu leſen. Das dünne, ergrauende Haar war von einem kleinen, purpurſammtnen Käppchen bedeckt, die hagern Glieder umſchloß ein violetter Talar, mit einer eben ſolchen Schärpe. Von Schmuck irgend einer Art war nur ein koſtbarer Solitair an einem Finger der linken Hand zu erblicken, eine unbedeutende Stickerei bedeckte die violettſammtnen Schuhe, welche die purpurſeidenen Strümpfe ſehen ließen. Richelieu erwiederte die tiefen Verbeugungen der Anweſenden auf eine verbindliche Weiſe, und wendete ſich ſodann zu zwei Heiligengeiſtrittern, mit denen er ein paar Worte ſprach, und dann in der Geſellſchaf die Runde machte. Das, was er fragte oder ſprach war kurz und beſtimmt, im Allgemeinen kalthöflich. Wie er bei Vaudoncourt vorbeikam, ſag er das einzige Wort: „Anweſend?“ im Frageto Es ſchien ſich auf eine dritte Perſon zu beziehe Der Großprior beantwortete es durch eine tiefe Ve beugung.

Jetzt nahte ſich der Kardinal dem Geliebten N nons. Er wollte ihm eben vorübergehen, als er ſich plötzlich beſann.

„Sie machen architectoniſche Studien, Herr Marquis, und wollen deshalb nach Italien reiſen?“ ſagte er mit zweideutigem Lächeln. „Sie haben mir einſt ein Heft Zeichnungen, Militair-Baukunſt betreffend, überreicht. Es verrieth Talent. Ich werde Sorge tragen, Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, feſte Plätze zu ſtudiren.“

Der junge Mann ſuchte umſonſt ein Wort hervorzubringen. Wie er zur Beſinnung kam, war der Kardinal ſchon im Geſpräch mit einem Dritten.

Die Audienz dauerte längere Zeit. Alle Blicke hingen an den Lippen des allmächtigen Mannes, von welchem zwei Worte genug waren, um den Niedrigſten, der in den Gränzen des großen Reiches lebte, auf den Gipfel des Glanzes zu heben, oder in die Nacht des tiefſten Kerkers zu ſtürzen. Endlich entließ der Kardinal mit einer leichten Verbeugung die Geſellſchaft, und zog ſich, gefolgt von dem Pater Joſeph, in ſein Kabinet zurück. Charlier — denn ſo wollen wir ihn noch nennen — ſtand einen Augenblick unentſchloſſen, was er beginnen ſollte. Sollte er bleiben, oder fliehen? Was hatte ihm der Kardinal zu ſagen? Erwartete ihn die ehrenvolle Gewährung ſeiner Bitte, oder die Baſtille? Dieſe Fragen wiederholte er ſich mehrmals, ohne ſie beantworten zu können, als er endlich bemerkte, daß außer dem Großprior Vaudoncourt, der unbeweglich wie eine Bildſäule an der Fenſterbrüſtung lehnte, Niemand mehr im Zimmer war. Sein Auge fiel unwillkührlich auf das des Malteſers, er ſah, wie ſich deſſen Mund zu ſpöttiſchem Lächeln verzog. Im Innerſten empört, wollte er eben auf dieſen zutreten, um ihn zu fragen: ob er ihm etwas mitzutheilen habe? als ſich die Thüre des Kabinets öffnete, und der Pater Joſeph heraustrat.

„Sr. Eminenz wünſchen den Herrn Marquis de Gerſay zu ſprechen!“ ſagte er, an dem jungen Mann mit einer leichten Verbeugung vorübergehend, trat dann zu Vaudoncourt, ſprach mit dieſem heimlich einige Worte, und der Malteſer verließ, von dem Kapuziner langſam gefolgt, das Zimmer.

Ein Thürſteher öffnete jetzt das Kabinet des Kardinals und der junge Mann trat ein. Es war ein kleines Zimmer ohne allen Schmuck. Die Wände waren mit Landkarten und Feſtungsplänen behangen. Ein einfacher, ſchwarzer Arbeitstiſch, und ein eben ſolches mit einer Menge bunter Mappen gefülltes Repoſitorium ſtanden am obern Ende des Zimmers. Ueber dem Arbeitstiſche an der Wand hing ein Kruzifix von Ebenholz und Elfenbein, und zu den Füßen des letztern ſtand eine unanſehnliche Stutzuhr, die indeß ein kleines Kunſtwerk war, und jetzt ſich, nachdem ſie durch die Hände mehrerer Perſonen gewandert, in denen eines deutſchen Dichters befindet.

So wie unſer Bekannter eintrat, fand er den Kardinal neben dem Arbeitstiſche ſtehen, den Arm auf den vor dem letztern befindlichen rothſammetnen Armſtuhl gelehnt, und die durchdringenden Augen Richelieu's ſtarr auf ſich gerichtet.

„Treten Sie näher, Herr von Gerſar!“ ſagte er zu dem, zögernd in der Entfernung ſtehenden jungen Manne. Der Ton, in welchem Richelieu ſprach, war kalt und ruhig; man konnte durchaus nicht bemerken, daß irgend eine Leidenſchaft den Sprechenden bewege.

„Sie wollen,“ ſagte der Kardinal, als der junge Mann ſich in ſeiner Nähe befand, „nach Italien reiſen. Unſtreitig faßten Sie dieſen Entſchluß, um ſich den unwürdigen Banden, die Sie gefeſſelt halten, zu entreißen. — Ich will glauben,“ ſetzte er nach kurzer Pauſe, in welcher Jener in Verwirrung ſchwieg, hinzu, „daß dies der Grund war, warum Sie Päſſe verlangten. Jeder andere würde die Schale Ihres Unrechts nur noch mehr ſinken machen.“

„Ich bekenne — ich weiß nicht“ — ſtammelte der Angeredete.

„O ſprechen wir offen und einfach von der einfachen Sache;“ verſetzte Richelieu kalt. „Sie befinden ſich ſeit einem Jahre, unter dem Namen Charlier, abwechſelnd in Paris, und ſtehen mit Ninon de Lenclos in einem Verhältniß. — Iſt es nicht ſo?“

„Ich will es nicht läugnen;“ ſagte der Marquis, der ſich inzwiſchen mehr geſammelt hatte. „Ich weiß indeſſen nicht —“ Er ſtockte.

„Warum ich von der Sache Notiz nehme?“ fragte der Kardinal ruhig. „Ich könnte Ihnen ſagen, daß es Sr. Majeſtät ungnädig vermerken, wenn von Perſonen, die den erſten Familien des Landes angehören — welches mit Ihrer Gemahlin der Fall iſt — in Affairen dieſer Art viel Eclat gemacht wird, ich habe indeß noch einen andern Grund. — Als Sie, Herr Marquis," fuhr Richelieu nach kurzer Pauſe fort, indem ſeine Stimme ſich etwas mehr erhob und in den Ton ſich etwas Drohendes einmiſchte, „als Sie und Ihr Oheim in mich drangen, Ihnen mein Vorwort bei der Werbung um die Hand des Fräuleins von Rochechouart zu gewähren, ward ich Bürge für Ihr Benehmen. — Herr von Gerſay, Sie haben Ihren Bürgen kompromittirt."

Die letzten Worte Richelieu's trugen nicht den Ausdruck des Zornes, ſie wurden nicht mit Heftigkeit ausgeſtoßen, aber es lag ein Ausdruck der Strenge darin, welche den Marquis, der die Folgen leicht berechnen konnte, erbeben machte.

„Ich bekenne," ſagte der Marquis, ſobald er zur Faſſung gekommen war, „daß ich Unrecht habe; Unrecht gegen Ew. Eminenz und gegen meine Gattin. In erſter Beziehung habe ich keine Entſchuldigung, in letzterer würde ſie mir vielleicht nicht fehlen, wenn ich anklagen wollte. Ich will dies jedoch nicht, und ſollte Frau von Gerſay eine Trennung —"

„Kein Wort davon!" unterbrach ihn der Kardinal kalt. „Sie verwendeten ſich bei mir wegen dieſer Verbindung, und dieſe ward dadurch auf ewig geſchloſſen. Ich dulde kein Spiel der Laune, wo mein Wort eingemiſcht ward. — Sie haben," fuhr er im ruhigſten Tone fort, „unter zweierlei Dingen die Wahl: Die Baſtille — und ich fürchte, der König wird nie geneigt ſein, Sie zu begnadigen — oder Sie brechen jedes Verhältniß mit Ninon ab, und begeben ſich nach der Provence auf Ihre Güter, welche Sie, ohne ſpecielle Erlaubniß Sr. Majeſtät, nie verlaſſen dürfen. — Sie wählen natürlich das Zweite? — Wohlan, ſo ſind meine Bedingungen erfüllt; die, welche von Seiten der Frau von Gerſay hinzugefügt werden dürften, wollen wir jetzt hören." — —

Der Kardinal ſchellte. Ein Herr in geſticktem Rocke, einen kleinen ſilbernen Degen an der Seite, trat ein. Er ſchien eine Art Gentilhomme du service vorzuſtellen.

„Die Frau Marquiſe und ihr Begleiter!“ ſagte der Kardinal, und Jener entfernte ſich.

Nach wenigen Augenblicken ward die Thür geöffnet. Der Großprior Wilhelm von Vaudencourt trat ein. Er hatte ſeinen Arm einer Dame von impoſantem Aeußern geliehen. Sie war groß, voll Ebenmaß und herrlicher Haltung. Ihre feinen Züge waren kalt und ernſt, aber von einer höchſt regelmäßigen Schönheit. Sie trugen ganz den Typus, den wir auch noch in unſern Tagen bei vielen Frauen des altfranzöſiſchen Adels, der nur ſelten ſeine Landſitze in der Touraine verläßt, wiederfinden. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem Kardinal begrüßte ſie kalthöflich den Marquis, und ließ ſich auf den Wink des Erſteren auf einem Stuhle nieder. Richelieu nahm jetzt gleichfalls Platz. Der Großprior blieb mit höhniſchem Lächeln einige Schritte ſeitwärts ſtehen.

„Madame,“ ſagte Richelieu höflich, „Herr von Gerſay wird gewiß in Kurzem noch mehr wie jetzt bedauern, Ihnen Kummer gemacht zu haben. Er wird das Verhältniß, in das er ſich unüberlegterweiſe eingelaſſen, augenblicklich abbrechen und Sie nach Ihrer Heimath begleiten. Er wird ſolche vor der Hand nicht mehr verlaſſen, noch Ihnen Gelegenheit geben —"

„Bei einem Manne," fuhr der Marquis, empört von der Rolle, die er ſpielte und dem Lächeln des Malteſers, auf, „bei einem Manne, wie Herr von Baudencourt, Hülfe zu ſuchen."

Ein ſtrenger Blick des Kardinals und ein Wink der Hand gebot dem Sprechenden wie ſeinem Gegner Stillſchweigen.

„Sie irren ſich, mein Herr," ſagte die Marquiſe kalt, „wenn Sie meinen, daß ich die Vermittlung des Herrn Großpriors, obwohl er ein Verwandter meines Hauſes iſt, in Anſpruch genommen. Ich hätte ſelbſt ſeiner Anerbietungen nicht bedurft, um zu erfahren, was weniger unbekannt iſt, als Sie denken. Sie würden mir gleichfalls Unrecht thun, wenn Sie meinten, daß Eiferſucht mich nach Paris getrieben. Wo niemals Liebe war, kann auch nicht Eiferſucht ſtattfinden. Sie werden nicht ſagen können, daß ich Sie mit der geringſten Klage dieſer Art behelligte, obwohl mir längſt bekannt war, daß eine unwürdige Leiden=

ſchaft Sie zu den wiederholten Reiſen nach Paris veranlaßte. Habe ich Sie je zurückzuhalten geſucht, habe ich Sie nur an Ihre Pflicht, an Ihre Verſprechungen und Schwüre erinnert? Gewiß niemals! Ich that es darum nicht, weil ich nie an dieſe geglaubt. — Wenn Sie aber“ — fuhr die Marquiſe nach einer Pauſe fort — „Ihre Verſprechungen, Ihr gegebenes Wort vergaßen, ſo können Sie darum nicht verlangen, das ich auch das meinige vergeſſen ſollte; das einzige Verlangen, daß ich je an Sie richtete: meine Ehre zu ſchonen. — Dies haben Sie nicht gethan. Sie ſind eine Verbindung mit einer Perſon eingegangen, die geiſtreich, intereſſant, aber berüchtigt iſt, und weshalb Ihr Verhältniß nicht unentdeckt bleiben konnte. Hätten Sie eine andere Wahl getroffen, wäre dieſe Verbindung verborgen geblieben, wahrlich, ich hätte Sie nicht beläſtigt, aber als ich einen Wink erhielt, daß Ninon de Lenclos Sie in ihren Feſſeln halte, ſo kam ich, denn ich wußte, daß Ihr Geheimniß nicht verborgen bleiben könne.“

„Ich geſtehe gern, Madame, daß ich Unrecht habe,“ ſagte Gerſay beſchämt; „aber würde es mich nicht entſchuldigen, wenn ich ſagte, daß Sie, obwohl Sie alle Pflichten einer Frau auf's Strengſte erfüllten, ſich mir dennoch nie als liebendes Weib gezeigt, niemals die feurigſte Liebe erwiedert —"

„Tadeln Sie mich deshalb nicht, mein Herr, klagen Sie mich deshalb nicht an," ſagte die Marquiſe, indem ihr ſtolzer Blick einen Moment dem des Kardinals begegnete, „ich habe Ihnen nicht mehr verſprochen, als ich fühlte halten zu können. Sie wollten dieſe Verbindung, Sie wollten ſie mit allen ihren Folgen. Hat Manneseitelkeit Ihnen dieſe verhehlt, ſo dürfen Sie wenigſtens nicht mich anklagen. — Beſorgen Sie übrigens nicht, daß Sie wegen des Vergangenen aus meinem Munde Vorwürfe hören werden," ſetzte ſie mit ſtolzem Lächeln hinzu: „dieſe wären meiner gänzlich unwürdig."

„So wäre alſo die Sache für jetzt beſeitigt;" ſprach Richelieu kalt höflich, und als ob er die Unterhaltung abbrechen wollte.

„Entſchuldigen Ew. Eminenz;" fiel die Marquiſe ein „Ninon de Lenclos hat aus ihrem Verhältniſſe mit Herrn von Gerſay kein Geheimniß gemacht, ſie rühmt ſich öffentlich eines Knaben, der ſein Ebenbild ſein ſoll. Sie zeigt das Kind Jedem mit einer Art von Triumph. Dies darf nicht ſein. Ich darf nicht dulden, daß der Name eines Mannes, mit dem ich durch die Bande der Kirche verbunden bin, auf dieſe Weiſe kompromittirt werde. Ich verlange die Auslieferung dieſes Kindes."

„Wie?" rief der Marquis mit allen Zeichen des Schreckens, „Sie wollen ſich wegen dem, was ich an Ihnen verbrach, an einem Säuglinge rächen?"

„Wer ſagt Ihnen dies, Herr von Gerſay?" rief die Marquiſe mit allem Stolze des Bewußtſeins. „Bis jetzt habe ich Sie bedauert, machen Sie nicht, daß ich Sie verachten müßte."

„So geſchieht es, um an der Mutter des Kindes Rache zu nehmen?" rief der Marquis.

„Ich dulde nicht, daß jenes Geſchöpf mit dem Kinde des Mannes prahle, deſſen Namen ich zu tragen verpflichtet bin;" ſprach Frau von Gerſay feſt.

„Das iſt nicht Ihr einziger Gedanke; Sie haben einen andern;" rief Jener heftig.

„Ja, mein Herr, ich habe ihn!" ſagte die Marquiſe, indem ſie ihrem Gatten feſt in's Auge ſah. „Ich will den Sohn meines Gemahls nicht unter den Einflüſſen ſeiner unwürdigen, leichtſinnigen Mutter laſſen, ich will ihm eine würdigere Erziehung geben. Die Tugenden des Sohnes ſollen die Fehler des Vaters wieder gut machen. Ich ſelbſt will dies Kind, und zwar unter Ihren Augen, erziehen. Dies ſoll meine einzige Rache ſein. — Jetzt, mein Herr, wiſſen Sie meine geheimſten Gedanken;" ſetzte ſie mit feierlichem Tone hinzu. „Können Sie hierher treten und feierlich auf Ihr Wort als Edelmann und Mann von Ehre erklären, daß Sie mich für fähig halten, eine andere, unwürdige Abſicht dabei zu haben — wohlan, dann will ich von meiner Forderung abſtehen."

„Charlotte," ſagte der Marquis, indem er ſich beide Hände auf die Augen drückte, „ich bin Ihrer nicht werth. Ich bin niemals Ihrer werth geweſen."

„Ihre Forderung iſt gerecht;" ſagte Richelie nach einigem Nachdenken. „Das Kind gehört dem Vater, dieſer lebt mit Ihnen, unter ſeinen Auge ſoll es erzogen werden. — Ich werde Befehl geben, Madame, daß Ihnen das Kind ausgeliefert wird."

„Ich, ich ſelbſt werde es Ihnen bringen!" rief der Marquis. „Ich werde mit der Mutter ſprechen, ſie beruhigen —"

„Und das Kind begehren?" fragte die Marquiſe ernſt. „Nein, mein Herr! Ninon de Lenclos darf meinen Gatten keine, ſeiner unwürdige Rolle ſpielen ſehen. Mich mag ſie haſſen, mich verdammen; ſie kennt mich, ſie kann mir nicht zutrauen, daß ſie ihr Kind in üble Hände liefere."

„Nein! — Nein!" rief der Marquis. „Ich bitte, ich beſchwöre Sie, Madame, bringen Sie der Aermſten nicht zuerſt dieſe Schreckensnachricht! — Würden Sie es ihr verdenken können, wenn ſie meinte, Sie kämen, um ſich an ihrem Schmerz zu weiden? Würde Ihr Stolz es ertragen können, wenn die Erbitterte Sie mit allen Vorwürfen überhäufte, welche die Angſt des furchtbaren Augenblicks der gekränkten Mutter in den Mund legen dürfte? — O, Ew. Eminenz, erlauben Sie, daß ich zuerſt —"

„Sie dürfen Mademoiſelle de Lenclos niemals wiederſehen;" verſetzte kalt der Kardinal. „Sie, Madame, werden das Kind aus der Hand ſeiner Mutter empfangen, doch ſoll dieſe vorher davon unterrichtet werden. Herr von Baudoncourt, ich beauftrage Sie mit dieſer Sendung, deren Ausführung ich Ihrer Discretion anvertraue."

Der Malteſer verbeugte ſich, und ſein Auge funkelte von Schadenfreude. Der Marquis war wie vernichtet; plötzlich ermannte er ſich, er wollte ſprechen, aber der Kardinal erhob ſich von ſeinem Seſſel.

„Ich nehme an," ſagte er mit Eiſeskälte im Tone zu dem Marquis und ſeiner Gattin, „Ihr eheliches Mißverhältniß iſt, ſo weit es die conventionellen Verhältniſſe fordern, ausgeglichen. Es würde mir ſehr unangenehm ſein, zum zweitenmale von einem ähnlichen zu hören."

Die Art, wie er dieſe Worte ſprach, ließen bei den Anweſenden keinen Gedanken an eine Erwiederung aufkommen. Sie verließen das Kabinet des Kardinals. —

Der Nachmittag dieſes Tages war für Ninon de Lenclos der furchtbarſte ihres Lebens. Sie hatte bis dahin das Leben nur im Leben geſucht. Ein Hang zur Ungebundenheit, ein Drang zu einer Freiheit im Denken und Handeln, die ſich über den Zwang des Herkommens, wie über den der äußeren Verhältniſſe leicht hinwegſetzt, hatte ſie bis dahin nur allein beherrſcht. Wie hätte es auch anders ſein können! Ihre Mutter, obwohl ſie die einzige Tochter zärtlich liebte, hatte einen ſehr beſchränkten Verſtand und viel Liebe zur Einſamkeit gehabt; die einzige Zerſtreuung derſelben waren Betübungen geweſen, ihre alleinige Beſchäftigung das Meſſegehen oder das Leſen in Erbauungsbüchern. Der Vater Ninons hielt ſich dagegen für einen Philoſophen, und folgte den Lehren Epicurs. In dieſen ſuchte er die wahre Weisheit, und trachtete auch die Tochter in dieſem Geiſte zu erziehen. Im zwölften Jahre hatte Ninon bereits Alles geleſen, was Montaigne und Charon geſchrieben hatten, und eine Menge kleiner Talente waren ausgebildet worden, die ſie in allen Geſellſchaften bewundert, und als ſie erwachſen war, zum Mittelpunkt derſelben machten. Als ſie am Sterbebette des Vaters, den Ninon zärtlich liebte, ſaß, drückte ihr der Sterbende die Hand und ſagte: „Du ſiehſt, mein Kind, daß Alles, was in dieſem Augenblicke mir übrig bleibt, nur eine traurige Erinnerung an die Vergnügungen iſt, die jetzt mich fliehen. Die Freuden des Lebens konnten nicht ewig dauern, und das iſt das Einzige, worüber ich mit der Natur zürne. Du, die Du noch zu leben haſt, benutze die koſtbare Zeit, und ſei niemals über die Zahl Deiner Vergnügungen verlegen, ſondern bedenke blos die Wahl derſelben.“ — Kann etwas in den Geiſt der damaligen Zeit, den Sinn, der die Geſellſchaft belebte, einen tiefen Blick thun laſſen, ſo iſt es dieſe Rede eines ſterbenden Vaters, gerichtet an eine ſechzehnjährige blühende Tochter. Sie erklärt nicht allein das Leben Ninons, ſondern auch eine Umwälzung aller ſocialen Verhältniſſe Frankreichs, die, obwohl über hundert Jahre ſpäter eintretend, dennoch lange vorher, durch innere Fäulniß und Verdorbenheit in den höhern Volksklaſſen, motivirt und nothwendig geworden war, indem der Staatskörper wie der menſchliche Krankheitskriſen hat, wo, wenn auch unter ſchweren Kämpfen, die Regenerationskraft die materia peccans zerſetzt und das Abgeſtorbene ausſtößt. —

Wie aber oft das Gift auch das Gegengift mit ſich führt, ſo war der Leichtſinn Ninons durch den Geſchmack, der ihr beiwohnte, und der durch ihre Kunſtfertigkeit bedingt worden war, dennoch nie ſo weit ausgeartet, um ſie bis in den Schlamm der Gemeinheit ſinken zu laſſen. Sie hatte ſich ein reges Gefühl, Achtung für die Vollkommenheiten, die ſie ſelbſt nicht theilte, beſonders für häusliche Tugenden, einen ſanften Charakter, einen zarten Sinn für höhere Geiſtesrichtung erhalten, vor Allen wußte ſie ſelbſt gegen ihre Gegner gerecht zu ſein. Nur gegen einen derſelben — der, trotz ihrer offenen Abneigung, ſie dennoch unaufhörlich mit ſeiner Neigung gequält — hatte ſie ſich dann und wann eine Härte erlaubt. Gerade dieſer Mann, der Großprior Vaudencourt, nun war es, der mit bedauernden Worten, aber teufliſcher Schadenfreude im Geſicht, mit Richelieu's Befehl in der Hand, vor Ninon getreten war und ihr Kind gefordert hatte. — So leichtſinnig Ninon ihren Erſtgebornen, den nachher unter dem Namen des Ritters de la Boiſſiere bekannten Sohn, ſeinem Vater, dem Marſchall d'Eſtrées, ausgeliefert hatte, ſo unmöglich ſchien es ihr, ſich von dem zweiten zu trennen. Der Schlag, der ſie traf, hatte ſie furchtbar überraſcht. Daß ihr Geliebter kein armer Architect Charlier war, hatte ſie geahnt, daß ſie aber in ihm den Marquis de Gerſay, den Gemahl Charlottens de Rochechouart, der Stolzen, der ſie niemals gewogen geweſen, wiederfinden, daß ſie der Feindin ihr Kind ausliefern ſolle; mit dieſem Gedanken ſich vertraut zu machen, ſchien ihr unmöglich. Alles, was Zorn, Muttergefühl, ſelbſtberechnender Verſtand, inſoweit er ſich bei ſolcher Aufregung geltend machen konnte, ihr eingaben, hatte ſie Baudencourt entgegengeſetzt. Dieſer ließ ſie ruhig ausreden, und fragte ſie dann mit großer Kälte: ob ſie es für möglich halte, daß irgend Jemand den Sinn des Kardinals ändern, oder ſeinen Befehlen Widerſtand leiſten könne, und ob ſie glaube, ihrem Kinde dadurch einen Vortheil zu ſchaffen, wenn ſie in dem letztern Falle dahin komme, in ein Kloſter geſperrt zu werden, nachdem man ihr das verweigerte Kind mit Gewalt entriſſen? Obwohl der Einwurf aus dem Munde eines Feindes kam, ſo konnte Ninon doch unmöglich die Richtigkeit deſſelben verkennen. Schon früher war ſie einmal auf dem Punkte, zufolge eines Befehls der Königin, verhaftet und in ein Kloſter geſperrt zu werden; ihr guter Humor und ein Witzwort, was ziemlich derb war, das aber der Königin gefiel, und worauf dieſe lachend: „fi la vilaine!“ geantwortet, hatte ſie gerettet; daß ſich der Kardinal nicht auf dieſe Weiſe beruhigen laſſen würde, darüber konnte kein Zweifel obwalten, und ſie brach in einen Strom von Thränen aus. Zwar empörte ſich das Muttergefühl noch, zwar ſprach ſie noch von Widerſtand, ſie nahm den lächelnden Knaben aus den Armen der Amme, und forderte den Großprior auf, ſie mit dem Kinde in's Gefängniß zu führen, aber Vaudoncourt verſetzte kalt: daß er dazu keinen Befehl habe. So dauerte der Kampf längere Zeit, als ein Wagen vorfuhr und eine Dame ausſtieg.

„Die Frau Marquiſe von Gerſay!“ meldete ein Bedienter.

„Nein! — Nein!“ — rief Ninon. „Ich will, ich kann ſie nicht ſehen.“

„Ich muß im Namen des Herrn Kardinals

darauf beſtehen!" ſprach der Malteſer kalt, und auf ſeinen Wink verließ der Lakay das Zimmer.

Nach wenig Augenblicken trat die Marquiſe ein.

„Wie?" rief Ninon, indem ſie den Knaben an ihren Buſen preßte. „Entſetzliche, Sie kommen ſelbſt, dies Kind aus meinen Armen zu reißen?"

„Es thut mir leid," ſagte die Marquiſe ruhig, „Ihnen einen Schmerz, den ich Ihnen erſparen möchte, zu verurſachen; ich bin längere Zeit deshalb mit mir zu Rathe gegangen, aber ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ehre des Marquis von Gerſay und die meinige es erfordern, daß dies Kind unter den Augen und im Hauſe ſeines Vaters erzogen wird."

„Sie wollen an mir und an dem Kinde Rache nehmen!" rief Ninon heftig.

„An dem Kinde?" erwiederte die Marquiſe. „Sie halten mich deſſen nicht für fähig. — An Ihnen? — Und wenn dies wäre? Sie haben die Gefühle beleidigter Frauenehre nicht geſchont; welches Recht nehmen Sie in Anſpruch, daß ich Ihre Gefühle ſchonen ſollte?"

„Das Recht der Mutter! — Das heiligſte von Allen!“ rief Ninon ergriffen.

„Ich habe keine Kinder. Ich ſtehe allein. — Als ich genöthigt ward wider Willen eine Ehe einzugehen, wußte ich, daß ich für immer auf mich allein angewieſen ſein würde. Sie drängten ſich in ein Verhältniß, in einen Kreis, der mir keine Freude gewährt, wo ich aber in meinem Recht bin, und wo ich mich nicht ungeſtraft beleidigen laſſe. Tragen Sie nun die Folgen. Ich werde dem Sohne meines Gemahls eine ſorgſame Pflegerin ſein, aber für ſeine Mutter regt ſich kein Mitgefühl in meinem Herzen. Ich höre nichts als die Stimme der Ehre, und dieſe — wie ich ſie erkenne — gebietet mir, unerbittlich auf meiner Forderung zu beſtehen.“

„Nein, Frau Marquiſe, es kann Ihr Ernſt nicht ſein!“ rief Ninon, die Hände gefaltet an die Bruſt drückend. „Ich habe Sie beleidigt, ſchwer beleidigt vielleicht, aber ich glaube nicht, daß Sie mich ſo empfindlich ſtrafen wollen, mir mein Kind zu entreißen. Sie kamen blos, um mich durch Angſt zu ſtrafen, gewiß iſt es blos dies —“

„Sie würden ſich täuſchen, Madame, wenn

Sie dies vorausſetzten;" unterbrach die Marquiſe kalt die Sprechende. „Es iſt mein feſter Vorſatz, dies Kind mit mir zu nehmen. Niemand als ich ſoll das Kind des Marquis von Gerſay erziehen."

„Ich will gegen Niemand den Namen des Va ters meines Knabens ausſprechen!" rief Ninon drin gend. „Niemand ſoll erfahren —"

„Und dieſe Züge? Laſſen dieſe ſich verläugnen? entgegnete die Marquiſe. — „Sie ſehen, es ſte nicht einmal in Ihrer Macht, Ihr Verſprechen halten."

„So werden Sie mir doch geſtatten, von Z zu Zeit mein Kind zu ſehen?" ſprach Ninon weine

„Niemals! — Sie ſehen es niemals wied Wenigſtens nie ſo lange ich lebe;" verſetzte J

„Wie? — Auch dieſer Troſt ſoll mir gera werden?" rief Ninon, auf's Aeußerſte ergriffen

„Der Knabe wird nie erfahren, daß Sie Mutter ſind;" verſetzte die Marquiſe hart. — „ darf er der Pflege der Frauen nicht mehr, ſo er in einer Penſion im Auslande, unter dem men eines Verwandten meines Gemahls, und Stande angemeſſen, ſorgfältig erzogen werden.

der Verſuch von Ihrer Seite ihn aufzufinden, würde eine vergebliche Mühe ſein. — Daß ihm nichts mangeln wird, daß ſo für ihn geſorgt werden ſoll, wie Sie ſelbſt es nur im Stande wären, dies Ihnen ausdrücklich zu verſichern, halte ich unter meiner Würde."

„Nein!" rief Ninon im Innerſten empört. „Soll ich mein Kind nicht ſehen dürfen, ſo gebe ich es nicht in fremde Hände. — Ich laſſe es darauf ankommen, daß man es mir entreiße!"

„So würde ich," fiel der Malteſer ihr kalt in's Wort, „den zweiten Theil des Befehls des Herrn Kardinals, nämlich Sie zu verhaften, und mich des Kindes mit Gewalt zu bemächtigen, wider meinen Willen und zu meinem großen Bedauern vollziehen müſſen."

„So geben Sie mir wenigſtens Nachricht von meinem Knaben, Madame; nennen Sie ihm den Namen ſeiner Mutter von Zeit zu Zeit;" bat Ninon flehend. „Die Zeit hat ja eine lindernde, verſöhnende Kraft. Vielleicht denken Sie einſt anders. Mein Kind würde ſich meiner erinnern, ich meinen Sohn, er ſeine Mutter wiederfinden —"

„Ich will Sie nicht täuſchen, Madame!" fiel ihr die Marquiſe hart in's Wort. „Leicht könnte ich Ihnen etwas zuſagen, ohne den Willen es zu halten. Mit meinem Willen werden Sie den Sohn meines Gemahls niemals wiederſehen, und wenn dies das Ungefähr dennoch fügen ſollte, ihn wenigſtens niemals wiedererkennen." —

„Wohlan!" rief Ninon auf's Furchtbarſte ergriffen. „So wird es das Geſchick gegen Deinen Willen fügen, felſenherzige, tugendſtolze Thörin!" —

In dieſem Moment riß ſie ſich eine Nadel aus den Haaren, und ehe es Jemand verhindern konnte, ſchrieb ſie ein blutendes N. L. auf das Aermchen des laut weinenden Kindes.

Wie der Blitz ſprang jetzt der Großprior auf Ninen zu. Mit Gewalt bemächtigte er ſich des Knaben. Die unglückliche Mutter wollte ſich widerſetzen, aber ihre Kräfte waren erſchöpft, ſie ſank zur Erde. Zwei Augenblicke darauf verließen die Marquiſe und Baudencourt das Zimmer, und bald vernahm man das Fortrollen des Wagens. — — —

Zweite Abtheilung.

Der Sohn.

Motto:

„Mit andern, zärtlichen Gewalten
Wird ſich das Herz dem Herzen weih'n,
Und wo kein Tod hinfort kann ſchalten
Wird ewig Seel' bei Seele ſein.“

Byron.

Der Abend ſank auf eine dichtbewaldete Gegend nieder, die zu dem wildeſten Theile der Ardennen gerechnet wurde. Ein leiſer Wind rauſchte in dem Laube der Eichen, deren äußerſte Zweigſpitzen von dem beginnenden Herbſte bereits gelblich gefärbt wurden, und die von dem dunkeln Grün der Fichten, zu dem Roth der Buchenblätter, deshalb einen angenehm in's Auge fallenden Uebergang bildeten. Ein junger Menſch, in der Tracht der Landleute Nordfrankreichs, wandelte munter auf einem Fußſteige daher, und blieb nur dann und wann einmal ſtehen, um ſich in der Gegend umzuſchauen, dann bog er plötzlich nach dem vor ihm liegenden Rande des Waldes zu. Der junge Mann ſchien noch nicht das dreißigſte Jahr erreicht zu haben. Er hatte eine jener offenen, glücklichen Geſichtsbildungen, die um ſo eher auf den erſten Blick einnehmen, als man in den leicht beweglichen Zügen eine Abſpiegelung der eben durch die Seele ziehenden Empfindungen wahrzunehmen glaubt. Sein Auge zeigte von Geiſt, doch bemerkte man auch wieder etwas Träumeriſches darin, welches auf jugendliche Schwärmerei, auf leicht zu erregenden Enthuſiasmus, für irgend eine ſchnell auftauchende Lieblingsidee, gedeutet werden konnte.

So wie er in den Wald trat, verkürzten ſich ſeine Schritte etwas, er ſah mit großer Aufmerkſamkeit bald rechts, bald links, und als er einen Kreuzweg betrat, ſäumte er längere Zeit, als ob er zu überlegen ſchiene, welchen der vor ihm liegenden Fußſteige er einſchlagen ſolle. Bald indeß ſetzte er ſeinen Weg weiter fort, und ſang mit heller Stimme ein Liedchen, welches unter den Landleuten der Gegend ſehr bekannt war, und deſſen Verſe ſtets folgenden Refrain hatten:

„Der Räuber ſprach zur Dame:
Ihr ſollt mein eigen ſein!
König Ludwig herrſchet zu Paris,
Doch der Wald, der Wald iſt mein.
O Terrier rouge!“ —

Der junge Mann ſang aus voller Bruſt, er ließ zwiſchen den Verſen noch einige jauchzende Töne erſchallen, und eben wollte er wieder einen neuen Vers ſeines Singſangs anheben, als er eine kräftige Fauſt ſeine Schulter packen fühlte, und eine rauhe Kehle die Worte erſchallen ließ:

„Beim Teufel! Wenn Ihr die Ueberzeugung habt, daß der Wald dem Terrier rouge und ſeinen braven Genoſſen gehört — und ich denke dies iſt wohl der Fall — ſo wundert es mich, daß Ihr Euch unterſteht, zu einer Zeit, wo das Wild aus dem Dickigt zu Felde zieht, darin einen ſo verfluchten Spektakel mit Singen und Schreien anzurichten.“

Ueberraſcht, aber wie es ſchien eben nicht auf eine unangenehme Weiſe, und nichts weniger wie in Furcht geſetzt, ſah ſich der junge Mann nach dem Sprechenden um. Der Letztere hatte die Figur eines Waidmanns; er trug ein grünes, etwas abgeſchabtes Wamms, und über dieſem eine Jagdtaſche von Dachsfell, eine Büchſe ruhte geſpannt in ſeinem linken Arm, dennoch unterſchied ihn der ſtarke Knebelbart, der mit dem dunkeln Haupthaar durch einen, das halbe Geſicht umſchließenden Backenbart verbunden war, ein Jagdmeſſer von Dolchform, das er nicht nach Waidmannsart an der Hüfte, ſondern im Gürtel trug, und der wilde, faſt drohende Blick, von einem gewöhnlichen, zur Abendzeit dem Wilde nachſchleichenden Jäger. —

„Nun, iſt es Euch gefällig den Mund aufzuthun, mir zu ſagen, welcher Satan Euch herführt, um hier zu ſchreien, zu lärmen und mir das Wild zu verſcheuchen?“ ſprach der Fremde rauh, als ihn der Jüngling vom Fuß bis zum Kopfe betrachtete.

„Ei parbleu, Ihr habt eine etwas eindringliche Art zu fragen!“ rief lachend der junge Mann, indem er ſich die Schulter rieb, an der ihn der Waidmann bis dahin feſtgehalten hatte. „Ihr habt dergleichen Liebkoſungen gar nicht nöthig, um mich zum Sprechen zu bringen. Ich heiße Claude

Levaſſeur, und wenn Ihr Euch zum Walde hinausbegebt, und über Eure Naſe hinweg gerade nach Oſten blickt, ſo ſeht Ihr den Kirchthurm des Dorfes, wo ich her bin."

„Und was führt Dich ſo ſpät in den Wald, Burſche?" ſagte der Waidmann etwas weniger rauh, und indem er den Hahn der Büchſe in Ruhe ſetzte. „Verirrt kannſt Du Dich nicht haben, da Du in der Nähe zu Hauſe biſt, dieſer Weg aber führt nach den Ruinen, welche ſie ‚château du diable' nennen."

„Wenn ich nun aber eben dahin wollte, würdet Ihr dagegen etwas einzuwenden haben, mein ſchöner Herr?" fragte Claude keck und mit lachendem Muthe.

„Ei, Kerl, ich glaube Du biſt ein Schatzgräber?" rief der Andere, dumpf in ſich hinein lachend. „Ihr Bauern ſeid ja ſonſt ſolche geborne Haſen, daß man drei Dutzend von Euch mit einer Blaſe voll Erbſen davon jagen könnte, und Du willſt Dich nach den Ruinen wagen, wo Niemand gern zur Tageszeit, vielweniger bei Nacht hingeht, und wo, wie es heißt, der Teufel den Neugierigen die Hälſe umdreht. — Aber ſprich, Burſche;" fuhr der Jäger fort, „was willſt Du in den Ruinen?" —

„Ihr habt Euch ſtark auf's Fragen eingerichtet; Ihr ſolltet zuſehn, daß Ihr eine Stelle als Huiſſier, oder ſo etwas dergleichen bekämet;" verſetzte der Jüngling keck. „Erlaubt mir aber nun auch eine kleine Erkundigung nach Eurem werthen Namen und Stand, dann werde ich Euch ſagen, was ich in der Gegend der Ruinen zu ſchaffen habe."

„Sonderbarer Kauz!" lachte der Waidmann. „Du magſt wohl noch nicht weit über den letzten Rain Deiner Feldmark hinausgekommen ſein, ſonſt würdeſt Du gehört haben, daß es manchmal gefährlich iſt, im Walde zur Nachtszeit an Jemand, der eine geladene Büchſe im Arme hat, überflüſſige Fragen zu richten. Ich will indeß Deiner Einfalt dieſe Neugier zu gute halten, und ſage Dir alſo: ich bin ein Freiſchütz, das heißt ein Mann, der —"

„Das Wild todtſchießt, das ihm nicht gehört, es theils auffrißt, theils verkauft und das Geld in

Kartenſpiel und Moſelwein verjubelt!“ fiel Claude, die Rede des Vorigen vollendend, ein.

„Richtig, Du drolliger Kerl!“ ſprach der Jäger laut auflachend. „Leider hat das Hochwild in dieſer Gegend jetzt ſehr abgenommen; man kann Stundenlang herumſchleichen, ehe man den Zakken eines Geweihes zwiſchen den Baumſtämmen ſich bewegen ſieht, und wenn man keinen Nebenerwerb hätte —“

„Und die Landſtraße nicht wäre, wo man den Reiſenden den Beutel leeren könnte, ſo ginge es nicht mehr;“ ſagte Claude ſpöttiſch.

„Ei, ſieh einmal, Kerlchen, wie Du um Alles Beſcheid weißt!“ verſetzte der Jäger rauh. „Wie, wenn ich nun Der wäre, für den Du mich hältſt, wenn ich ein wenig Deine Taſchen unterſuchte —“

„So würde ich Euch für einen Dummkopf halten;“ verſetzte ruhig der junge Mann. „Ja, nichts für ungut;“ fuhr er fort, als der Jäger etwas in den Bart murmelte; „nur ein ſolcher könnte ſich einbilden, daß ein Menſch, der zur Nachtszeit in den Ardennerwald geht, im Beſitz eines vollen Beutels iſt, oder daß, wenn Letzteres wirklich der Fall wäre, er ſich ſolchen in die Taſche ſtecken würde. — Doch ich denke, Herr Waidmann — da Ihr doch nun einmal ein ſolcher ſein wollt, — wir kennen einander hinlänglich, um daß ich mir erlauben darf, eine vertraute Frage an Euch zu richten. Sagt mir demnach, ob ich Recht habe, wenn ich mir einbilde, daß die Ruinen von ‚château du diable‘ ſo glücklich ſind, den berühmten Jean du Tertre, gewöhnlich ‚Terrier rouge‘ genannt, zu beherbergen und ob ich die Ehre genießen kann, ihm vorgeſtellt zu werden?“

„Aha, das iſt der Grund, warum Du eine Nachtpromenade nach den Ruinen unternommen haſt!“ rief der Jäger, indem er dem jungen Burſchen, deſſen Antlitz von dem eben aufſteigenden Monde hell beleuchtet war, forſchend in das Geſicht ſchaute. „Du willſt alſo —“

„Ein Spitzbube werden? — Zu dienen;“ vollendete Jener frech.

„Und warum? wenn ich fragen darf;“ verſetzte der Jäger.

„Erſtlich, weil es leichter iſt, als ein ehrlicher

Mann zu ſein, zweitens, weil es einträglicher iſt, drittens, weil es luſtiger iſt, und viertens —"

„Ich bin mit den erſten drei Gründen ſchon zufrieden geſtellt, und denke, daß Du gute Anlagen haſt, Deinen Vorſatz glänzend durchzuführen. Du biſt ganz der Mann, es einmal hoch zu bringen."

Der Sprechende zeigte mit den letzten Worten lachend auf den Aſt einer alten Eiche, unter der ſie eben hingingen.

„Aber höre, Burſche;" ſetzte er ernſt hinzu. „Terrier rouge iſt jetzt, wo ihm von allen Seiten nachgeſpürt wird, wo es noch nicht acht Tage her iſt, daß die Soldaten den ganzen Wald, als ob ſie ein Treibjagen anſtellen wollten, durchſtreift haben, doppelt vorſichtig in Annahme neuer Genoſſen. Haſt Du alſo kein gutes Gewiſſen —"

„Verlaßt Euch darauf, ich habe es gerade ſo gut, wie es zu einem ſo ehrenwerthen Gewerbe paßt;" unterbrach ihn Jener ſcherzend.

„Dummer Spas!" fuhr der Andere etwas verdrüßlich fort. „Ich meine, daß wenn in Deiner Seele nur ein Gedanke an Verrath wohnte, wenn

Du etwa dächteſt, die zweitauſend Livres, die auf den Kopf dieſes Mannes geſetzt ſind, zu erhaſchen —"

„So wäre ich ein ſchlechter Rechenmeiſter;" fiel Claude ein. „Zwei tauſend Livres! Ein Lumpengeld für den Kopf des ‚rothen Dachshunds.' Hätte der König zwanzigtauſend darauf geſetzt, ſo ließe ſich ſo etwas eher überlegen. — Laßt Euch dienen, Kamerad — denn ich denke, wir werden es in Kurzem ſein — ich weiß ein Neſt, wo wenigſtens funfzigtauſend Livres, ſchlecht gerechnet, beiſammen liegen, und wo es drei oder vier entſchloſſenen Männern ein Leichtes wäre, die ſilbernen Vögel auszunehmen. Sollte nun nicht auf mein Theil zum mindeſten dreitauſend Livres kommen, ſo wäre Euer Hauptmann — denn dies iſt doch Terrier rouge einmal — ein Knicker und obendrein ein Pinſel, der geſcheite und unternehmende Leute nicht zu ſchätzen wüßte. — Ich denke, daß unter ſolchen Umſtänden der Gedanke, durch Verrath und mit Lebensgefahr zweitauſend Livres verdienen zu wollen, während man nur die Hand auszuſtrecken braucht, um mit leichter Mühe mehr zu erhalten, wohl eine große Dummheit wäre."

„Hm, Du argumentirſt für einen Anfänger nicht übel;“ ſagte der Waidmann, mit dem Kopfe nickend. „Ich glaube, Du meinſt es ehrlich —“

„Das nicht, aber aufrichtig;“ ſagte Claude ſcherzend.

„Ei meinetwegen! Ehrlich oder aufrichtig, Du ſilbenſtecheriſches Plaudermaul;“ verſetzte der Andere unwillkührlich lachend. „Nun höre! Jean sans peur — denn ſo nennen wir ihn, weil er den Spitznamen, ‚rother Dachs,‘ nicht gern hört — iſt mit den andern Genoſſen auf einer kleinen Streifparthie, und wird erſt gegen Morgen zurückkehren. Ich bringe Dich inzwiſchen nach ſeiner Wohnung, wo Du ihn erwarten kannſt. Niemand iſt daheim, wie Marie, ſein Weib, und ein Kamerad, der neulich im Gefecht mit den Soldaten einen Schuß durch den Schenkel bekam, und deshalb, wie eine Birne die reif werden ſoll, auf dem Stroh liegt.“

„Gut! — Gut! — Bringt mich an Ort und Stelle;“ rief der junge Landmann vergnügt. „Seid verſichert, Eure Gefälligkeit wird nicht unbelohnt bleiben. Solltet Ihr einmal gehangen werden, und ich dabei Euch nicht Geſellſchaft leiſten, ſondern blos einen luſtigen Zuſchauer abgeben, ſo will ich den Henker beſtechen, daß er an dem Stricke eine hübſch glatte Schlinge macht, und Euch an den Füßen zieht, damit die tour de force bald überſtanden iſt. — Aber, wie ich merke, ſeid Ihr kein Liebhaber von muntern, angenehmen Späßen, weil Ihr ſo ein flämiſches Geſicht macht. O ich kann auch ernſthaft ſein. So iſt es zum Beiſpiel mein voller Ernſt, wenn ich Euch ſage, daß ich es für ſehr unüberlegt halte, daß Euer Hauptmann Weiber bei Eurer Bande duldet. Dergleichen führt zu Unbeſonnenheiten, und dieſe zu Entdeckungen. — Ich hätte ihn für vorſichtiger gehalten.“

„Ei, ſieh einmal! Du ſprichſt ja ſo überlegt, als ob Du auf der hohen Schule zu Leyden Kollegien über die Kunſt zu ſtehlen gehört hätteſt;“ ſagte der Gefährte ſcherzend. „Im Ganzen magſt Du nicht Unrecht haben, und Jean sans peur leidet auch keine Weiber bei uns, ſein eigenes ausgenommen, zu dem er auf eine ſonderbare Weiſe gekommen iſt. Du mußt nämlich wiſſen, ſeine Frau iſt eine vornehme, engliſche Lady.“

„Ich kann mir's denken!" rief Claude lachend „Eine von den Londonerinnen aus Eaſtcheep, die auf bonne fortune nach Dünkirchen kommen, und die er in in der Nähe des Hafendammes, in einem Hotel mit der Aufſchrift: ‚ici on loge a pied et a cheval,' kennen gelernt."

„Nein, mein guter Burſche," erwiederte der Andere mit ſeinem oft wiederkehrenden dumpfen Lachen; „dergleichen könnte wohl der Fall ſein, iſt es aber nicht. Die Frau iſt wirklich von guter Abkunft. Franzöſin von Geburt, hatte ſie zu Paris einen alten, reichen, engliſchen Lord geheirathet, und dieſer ihr die Gefälligkeit erwieſen, bald darauf zu ſterben. Sie lebte längere Zeit in London, wo ſie ein großes Haus machte. Als das Geld indeſſen etwas zuſammengeſchmolzen war, beſchloß ſie, mit dem immer noch ſehr bedeutenden Reſte nach Frankreich zurückzukehren. In der Nähe von Dünkirchen fiel ſie in unſere Hände. Sie ward rein ausgeplündert, das Geld, wie herkömmlich, getheilt, aber die hübſche Wittwe behielt der Hauptmann für ſich. Sie iſt ſeit faſt vier Jahren ſeine Frau."

„Und war ſie denn ſogleich mit ihrem Geſchick einverſtanden? Heute der Lord, morgen der Räuberhauptmann?" fragte Claude.

„Anfangs weinte und lärmte ſie gewaltig, und wollte ſich ein Leides anthun, dann ergab ſie ſich in ihr Schickſal — es mochte wohl nicht das erſte Abentheuer ſein, das ihr aufſtieß — und endlich hat ſie ſich ziemlich damit befreundet. Du mußt nämlich wiſſen, mein guter Freund, unſer Jean sans peur iſt ein hübſcher Kerl — die rothen Haare etwa abgerechnet; ein Galanthomme, der ſeine Worte gut zu ſetzen und ſich in Geſellſchaft zu benehmen weiß. Er hat ſtudirt, und iſt, wie es heißt, von gutem Geſchlecht. Er wußte ſich bei der hübſchen Wittwe beliebt zu machen, und, mit einem Worte, ſie hat ſich in ihr Loos gefunden. Trübe Augenblicke mag ſie freilich haben, denn ich habe ſie manchmal mit rothgeweinten Augen angetroffen, obwohl ihr Mann ſie zärtlich liebt, und mit der größten Achtung behandelt." — —

Der Räuber ſtand jetzt von Zeit zu Zeit ſtill, und ſchien ein Weilchen aufzuhorchen, dann gingen beide wieder ihres Weges. Der Letztere war ein alter, ſeit langer Zeit nicht mehr benutzter Fahrweg, der dicht am Rande eines, in der Tiefe von etwa zwanzig Fuß hinrauſchenden Waldbachs dahin lief, und die Wanderer endlich in eine wilde, romantiſche Gegend führte, wo, auf einer vom Monde beſtrahlten Waldwieſe, ſich ein, mit Schlehenſträuchern und Brombeerranken dichtbewachſener Hügel erhob, von welchem die Felſenwände auf drei Seiten ſteil nach dem Flüßchen, das hier eine Krümmung machte, abfielen, und deſſen Spitze von den Trümmern uralter, größtentheils nur einen unförmlichen Schutthaufen bildender Ruinen gekrönt wurde. —

„Sind das die Ruinen des ‚château du diable?‘“ fragte Claude, nach dem Gipfel des Hügels zeigend. — „Nun wahrhaftig,“ fuhr er fort, als ſein Begleiter mit dem Kopfe nickte, „ſo muß der Beſitzer, von dem das Schloß den Namen hat, ſeinen Nachfolgern das Kunſtſtück, ſich unſichtbar machen zu können, als Inventarium hinterlaſſen haben, denn, wie ich höre, hat man den alten Steinhaufen mehrmals durchſtöbert und nichts gefunden, was mich jetzt gar nicht wundert, denn es iſt ja faſt kein Stein auf dem andern, und ich wüßte nicht, wie ſich hier ein Menſch nur vor dem Platzregen ſchützen ſollte.“

„Das ſollſt Du bald erfahren, und dabei nicht einmal die Mühe haben, den Hügel zu erſteigen;“ ſagte der Räuber mit ſeinem gewöhnlichen leiſen Kichern. „Jetzt folge mir nach; nimm Dich indeſſen in Acht, daß Du nicht von den glatten Steinen abgleiteſt, weil Du ſonſt bis an den Hals im Waſſer liegen würdeſt.“

Der Begleiter Claude's ließ ſich jetzt an einer vorragenden Baumwurzel, von dem etwa hier ſechs Fuß Höhe betragenden Flußufer, welches der ſteilſten, am meiſten zerklüfteten Felſenwand des Hügels gerade gegenüberlag, auf einen breiten Steinblock hinab, und reichte Claude die Hand, um ihm gleichfalls hinabzuhelfen. So wie dies geſchehen war, machte er ihn auf eine Reihe, wie zufällig, im Fluſſe liegender Felſenbrocken aufmerkſam, er warnte Claude nochmals vor dem Ausgleiten, und befahl ihm Tritt vor Tritt zu folgen. Jetzt ſchritten Beide vorſichtig von Block zu Block, auf einem Umwege im Zickzack, der ſie aber am Ende bis an's Ufer führte, über den Fluß, der ſich hier in wilden Wirbeln drehte. So wie ſie an der jenſeitigen Hügelwand angekommen waren, wendeten ſie ſich, dicht an die ſteile Felſenmauer gedrückt, etwa zwanzig Schritt oſtwärts, und hier, hinter einer vorſpringenden Klippe, erblickte Claude einen Felſenſpalt, der zwar hoch, aber faſt ſo eng war, wie der Eingang eines Fuchsbaues. Eine krüppelhafte Birke, die, in dem obern Theile der Spalte wurzelnd, ihre Aeſte weit über die Klippe hinausſtreckte, und deren hängende Zweige faſt die Oberfläche des Waſſers ſtreiften, entzog die Felſenöffnung jedem menſchlichen Auge. — Jetzt griff der Räuber in ſeinen Jagdranzen und langte eine kurze, dicke Pechfackel heraus.

„Merkſt Du jetzt, Burſche," ſagte er ſchmunzelnd, „warum hundert Narren von dem ‚rothen Dachſe' reden, das ‚château du diable' beim Glanze der Mittagsſonne durchſtöbern können, und dennoch nicht im Stande ſind ſeinen Bau aufzufinden?"

Raſch drückte der Räuber ſich durch die Felſenſpalte und befahl Claude ihm zu folgen. Auf ein=

mal entflammte ſich die Fackel, und der junge Menſch ſah umher, wo er ſich befand. Es war eine mäßige, von der Natur gebildete Höhle, doch konnte man bemerken, daß Menſchenhände hier und da an der Erweiterung thätig geweſen waren. Ein Gang, ſo ſchmal, daß eine Perſon hinter der andern gehen mußte, um hindurch zu gelangen, führte bis in eine zweite kleinere Höhle, die, wie es ſchien, keinen Ausgang hatte.

„Nun, mein guter Freund," fragte der Begleiter Claude's lächelnd, „was würdeſt Du thun, wenn Du abgeſendet wäreſt, Terrier rouge auszuſpüren, und bis hierher gelangteſt?"

„Umkehren;" verſetzte Claude. „Wie es ſcheint, iſt das Neſt heute leer."

„Jeder würde wie Du antworten, wenn er bis hierher gelangt;" erwiederte der Räuber lachend „Dennoch würde er dicht vor der Thür des Baues in welchem der rothe Dachs ſein Lager hat, umkehren."

Nun griff der Sprechende nach einem Stein der, wie zufällig, in einem Winkel lag, und vo ziemlichem Gewicht war. Er hob ihn hoch empo und ließ ihn dann auf die Erde fallen. Der Boden erdröhnte, als ob er hohl ſei, und es wollte den jungen Mann bedünken, als ob er in der Tiefe ein Geräuſch wie Kettengeraſſel höre. Sein Erſtaunen wuchs, als in demſelben Augenblicke ein Felſenblock von unregelmäßiger Form, der einen Theil der Wand bildete, zu wanken begann und ſich endlich, nach Art einer ſich in Angeln bewegenden Zugbrücke, umlegte. Ein ziemlich breiter Eingang ward jetzt ſichtbar, und ein gewölbter Gang führte aufwärts. So wie die Beiden eingetreten waren, begann das Kettengeraſſel von Neuem, und Claude bemerkte, daß das Felſenſtück ſich, wie durch Zauberkraft bewegt, wieder aufrichtete und den Gang verſchloß.

„Nun, wie gefällt Dir die Einrichtung?“ fragte der Räuber den jungen Mann, indem er ſich an deſſen Staunen zu weiden ſchien. „Iſt ſie nicht hübſch? Sollte man nicht glauben, daß Geiſterarme den Felsblock in Bewegung ſetzten? Dennoch würde ein Kind von ſechs Jahren Kraft genug dazu haben, ſo leicht bewegen ſich Gewicht und Gegengewicht in ihren Kloben.“

Die Gefährten ſtiegen nun den Gang, der in einer Krümmung und nur allgemach aufwärts führte, hinan, und Claude bemerkte zwei Balken, welche unweit einer mit Eiſen beſchlagenen Thüre das Gewölbe zu ſtützen ſchienen. Die Thüre war mit einem Schieber verſehen, welcher offen ſtand, und hinter welchem Claude Licht hervorſtrahlen ſah.

„Jetzt ſind wir wohl vor dem ‚Keſſel‘ des Dachsbaues?“ fragte er ſcherzhaft.

„Allerdings;“ verſetzte Jener. „Wir ſind gleich an Ort und Stelle. Du ſiehſt, es iſt eben nicht leicht bis hierher zu gelangen. Wenn aber auch ein Verräther unſern Feinden den Eingang zum Dachsbau des Terrier rouge verriethe, wenn unſere Verfolger den Fluß überſchritten, durch den Felſenſpalt bis in die zweite Höhle drängen, wenn ſie ſelbſt den unbeweglichen Felſenblock forçirten, ſo hätten ſie dennoch nichts gewonnen. Ein halbes Dutzend Axthiebe wären vermögend dieſe hölzernen Stützen zu durchhauen, und ſogleich ſenkte ſich ein Felſenſtück herab, das den Gang auf ewig verſperrte.“

„Und dann? — Was würde aus Euch? — Hat der Bau noch einen Ausgang?“ fragte Claude raſch.

„Wenn Dich Jemand darum fragt, ſo ſage: Du wüßteſt es nicht, und — laß Dir nie einen Gedanken an Verrath in den Sinn kommen;“ verſetzte der Gefragte rauh, und indem er den jungen Mann ſtarr in's Geſicht blickte. „Das, was Du zu wiſſen begehrſt, iſt nur Terrier rouge, und zwei oder drei ſeiner vertrauteſten Gefährten bekannt. — Mach' auf, Lafleur! Ich bin's und bringe einen Recruten;“ rief er jetzt durch die Oeffnung in der Thüre.

Ein ſtarker Riegel ward zurückgeſchoben. Claude befand ſich in einem Gewölbe, welches zu einer Art Vorrathskammer diente, in welchem eine Hängelampe brannte, Waarenkiſten bis an die Wölbung aufgethürmt waren, und Wildpret verſchiedener Art an eiſernen Haken hing. Rechts und links ſah man in Gemächer ähnlicher Art. Sie waren zu Wohnungen eingerichtet; man erblickte Lagerſtätten, Tiſche und Bänke.

„Der Hauptmann iſt noch nicht daheim!“ ſagte ein alter, greiſer Raubgenoſſe, welcher, auf einem Beine herumhinkend, die Thüre wieder zu ſchließen bemüht war.

„Ich weiß! — Ich weiß!“ — verſetzte der Begleiter Claude's. „Er kann indeß nicht lange ausbleiben. — Krieche nur immer wieder in's Neſt, Alter, und pflege Deine verwundete Stelze; ich bringe den Burſchen inzwiſchen zu der Gattin des Hauptmanns, und kehre dann auf meinen Poſten zurück.“

Der Räuber ſchritt nun vorwärts, und ſagte, indem ſie vor der Thür eines zweiten Gemachs, zu dem ein neuer Gang führte, ankamen:

„Das, was Du erblickt haſt, waren einſt Keller und Verließe des alten Raubſchloſſes, und es ſteht zu bezweifeln, daß es zur Zeit der vorigen Beſitzer darin ſo vergnügt und munter, wie jetzt, zugegangen ſei. — Aber jetzt, Burſche, ſind wir zur Stelle. Nimm den Hut ab und ſei manierlich, denn Frau Marie iſt künftig für Dich eine Reſpectsperſon.“

Wie es ſchien, wollte der Räuber dem jungen Manne ein gutes Beiſpiel geben, denn er zog ſelbſt den Hut ab, und legte Büchſe und Jagdtaſche bei Seite, dann öffnete er die Thüre des Gemaches, und Beide traten ein. Das Gewölbe, in das ſie traten, hatte faſt das Anſehn eines gewöhnlichen

Wohnzimmers. Tiſche, Stühle, ein Schrank, ſo wie ein breites Bett, waren zwar ziemlich roh zuſammengezimmert, aber man ſah, daß eine Art geordnetes Hausweſen ſtatt fand. Dicht zur Seite des Bettes ſtand ein kleiner Tiſch, auf dem eine Lampe brannte. Eine weibliche Geſtalt ſaß daran, und dieſe erhob ſich raſch, als ihr Blick auf Claude fiel, und ſie ein ihr gänzlich fremdes Geſicht ſah. Die Frau war ziemlich einfach, aber anſtändig gekleidet. Sie war in der Mitte des Lebens, aber ſie zeigte noch immer Spuren früherer Schönheit, ja man hätte ihr, ohne unwahr zu ſein, auch noch jetzt das Prädicat: einer hübſchen Frau, beilegen können. Der Blick derſelben war indeß von Schwermuth umflort, und tiefer Kummer ſprach aus allen Zügen.

Kurze Zeit betrachtete Claude die Frau, ſein Gefährte unterbrach jetzt das Schweigen.

„Hier bringe ich einen Recruten, Frau Marie!“ ſprach er mit einem Ausdruck von Ehrerbietung. — „Seid ſo gut ihm dem Hauptmann vorzuſtellen; ich muß wieder zurück auf meinen Poſten.“

„Ich glaube, mein Mann wird mit Euch deshalb unzufrieden ſein;“ entgegnete die Angeredete, indem ſie ſich auf ihren Sitz niederließ, und die Handarbeit, die ſie früher weggelegt, wieder vornahm. „Er will keine neuen Gefährten mehr, und hat es Euch gewiß auch mitgetheilt.“

„Ganz entſchieden noch nicht;“ verſetzte Jener. „Zudem hat der Burſche eine ganz beſondere Anlage zu unſerm Handwerke, er iſt aus der Gegend, er weiß eine Kiſte mit Livres gefüllt, die nicht ſchwer zu erhaſchen, und ſo, dachte ich, könnte er uns nützlich werden. — Doch ich muß fort! — Lebt wohl, Madame!“

Mit Widerwillen im Blick, hatte die Frau, während der Rede des Vorigen, Claude betrachtet; als der Räuber das Zimmer verlaſſen hatte, wendete ſie ſich an den Jüngling.

„Ihr habt einen unſeligen Entſchluß gefaßt, mein Freund;“ ſagte ſie. „Wäret Ihr durch bittere Erfahrungen gedrängt, durch Gram und Verfolgung bis zu Menſchenhaß getrieben, zu dieſem gelangt, ſo könnte man Euch beklagen; in Euren Jahren iſt dies indeß wohl kaum vorauszuſetzen, und es müßte ſonderbar zugehen, wenn Ihr nicht in Kurzem denſelben bitter bereuen ſolltet.“

„Ei,“ ſagte Claude ſichtlich betroffen, „ich hätte, als ich Terrier — verzeiht — als ich Jean du Tertre aufſuchte, bei meinem Eintritt in ſeine Wohnung Alles eher vermuthet, wie eine Bußpredigt.“

„So beherzige ſie um ſo eher, thörigter Menſch;“ verſetzte die Gattin des Räuberhauptmanns mit ſichtlichem Widerwillen. „Wenn der Unglückliche, vom Schickſal Niedergehetzte zu dem Entſchluſſe kommt, das verabſcheuungswürdige Handwerk des Straßenräubers zu ergreifen, ſo kann man, wenn auch dieſen nicht billigen, doch mit dem Verzweifelnden Mitleid fühlen; wenn aber ein junger Mann mit Geſundheit auf den Wangen, einem paar zur Arbeit tüchtigen Händen, blos von Arbeitsſcheu, böſen Neigungen und einem ſchlechten, verdorbenen Herzen geleitet, zu dieſem Gewerbe greift, ſo darf er keine andern Empfindungen als die des Abſcheues erwarten.“

„Madame“ — ſtammelte Claude in ſichtlicher Verlegenheit.

„Beſinnt Euch noch. Bis jetzt iſt noch nichts geſchehen;" fuhr Jene in großer Aufregung fort. „Denkt an Eure Eltern, Eure Geſchwiſter, an Alle, die Euch lieben, die Euch theuer ſind, zurück, ehe Ihr durch einen verbrecheriſchen Entſchluß auf ewig eine Scheidewand zwiſchen ihnen und Euch ziehet. Euer jugendlicher Sinn mag Euch die Laufbahn, die Ihr wählen wollt, mit allerhand bunten, lokkenden Farben geſchildert haben, es mag Euch in ſolchen Augenblicken leicht geſchienen haben, Jene, die Euch liebten, die gewohnten alten Umgebungen, kurz Alles, an welches Ihr von Kindheit an gewöhnt waret, hinter Euch zu laſſen, aber ſeid verſichert, ein Anderes ſind die Dinge in der Phantaſie, ein Anderes in der Wirklichkeit. Der Leichtſinn ſchleudert mit unbeſonnener Hand die Bilder geliebter Menſchen wohl in das Meer, in welchem, wie er wähnt, die Vergeſſenheit wohnt, aber ſie verſinken nicht für immer, ſie tauchen von Zeit zu Zeit vor ſeinen Augen auf, er ſtreckt dann die Arme nach ihnen aus, er will ſie erfaſſen, zu ſich ziehen, umſonſt — umſonſt —"

Die Stimme der Frau ward von Rührung und Wehmuth erſtickt, ſie verhüllte ihr Geſicht mit dem Tuche, an dem ſie arbeitete, und ſchluchzte laut. Claude ſchien ungemein erregt.

„Madame,“ ſagte er heftig ergriffen, „Sie ſind ſehr unglücklich. Ihr Loos muß bei den Geſinnungen, die Sie hegen, ein entſetzliches ſein. Könnte ich Ihnen nützlich werden — Ich gebe Ihnen mein Wort, als Mann von Ehre — —“

Ein Piſtolenſchuß ertönte dumpf; er ſchien außerhalb der unterirdiſchen Wohnung abgefeuert zu werden.

„Mein Mann kommt zurück. Es iſt das Signal, die nächſten Poſten einzuziehen;“ ſagte die Gattin des Genannten, indem ſie ſchnell ihre Thränen trocknete und emſig fortzuarbeiten ſuchte. — „Kein Wort zu ihm von unſerer Unterredung, obwohl er in dieſem Stücke denkt wie ich. Gilt Euch übrigens Tugend und Rechtſchaffenheit nur noch das Geringſte, ſo fordert die Erlaubniß zur Rückkehr, und ſie wird Euch nicht verweigert werden, wenn Ihr Euch durch einen Schwur verpflichtet, nichts von dem, was Ihr geſehen, zu entdecken.“

Nach wenig Augenblicken hörte man die laute Stimme eines Mannes, der einen andern leiſe

Antwortenden heftig auszuſchelten ſchien; endlich öffnete ſich die Thüre. —

Ein Mann von etwa funfzig Jahren trat in's Gemach. Er war von hohem, kräftigem Wuchſe, ſeine Haltung hatte etwas Militairiſches. Das Geſicht, welches von einem ſtarken Backen- und Knebelbart beſchattet war, zeigte ſtarke und dabei kühne Züge. Das Haupthaar des Mannes war roth geweſen, doch jetzt war es bereits ſtark mit grau gemiſcht, und erſchien deshalb weniger auffallend. Der Anzug des Eintretenden war der eines Jägers; er war einfach, aber von feinen Stoffen, doch ohne alle Verzierungen oder Abzeichen, die auf einen Vorrang deuten konnten. —

So wie er in's Zimmer getreten war, reichte er der Gattin traulich die Hand, und Jene erwiederte die Begrüßung durch Händedruck und freundliche Blicke. Jetzt wandte er ſich zu Claude, er ſchien zu ſtutzen und verwendete weiter kein Auge mehr von dem jungen Manne.

„Ich habe ſo eben," ſagte er endlich, „Nicolas tüchtig ausgeſcholten, daß er Dich hergeführt, indeß es iſt einmal geſchehen, und ſo muß ich Dich ſchon hier behalten. — Sage mir indeß, wie Du auf den Gedanken kamſt —"

„Ein Räuber zu werden?" unterbrach Claude keck den Fragenden. „Ei, Sapperment! Das luſtige Leben bei Euch, die Sechslivresthaler, von denen ich eine gute Partbie in einem Kaſten bei einem alten Harpax zuſammenliegen weiß, haben mich hergelockt. — Außerdem aber," ſetzte er hinzu, indem er entweder dem forſchenden Blick des Räuberhauptmanns auszuweichen, oder die Miene großer Beſcheidenheit anzunehmen trachtete, „iſt es der Ruhm des gefürchteten Jean sans peur, der weit über die Gränzen des Ardennerwaldes hinaus erſchollen iſt, und der einen jungen Menſchen wie mich wohl anzuziehen im Stande iſt."

Terrier rouge lächelte ein wenig, und faſt wie verächtlich.

„Wohl," ſagte er dann, „ich heiße Dich willkommen! Reiche mir Deine Hand."

Claude gab ſie ihm, und der Räuber behielt ſie eine Zeit lang in der ſeinigen.

„Du biſt ein Landmann aus der Gegend?"

fragte er endlich. „Der Pflug und die Säge gefallen Dir nicht mehr? — Nicht wahr?“

„Meiner Treu, Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen!“ erwiederte Claude ſcherzhaft. „Ich bin hinter dem Pfluge aufgewachſen, aber er iſt mir unausſtehlich geworden.“

„Ei, und die Landwirthſchaft iſt doch ſonſt eine hübſche Beſchäftigung;“ verſetzte der Räuber ſpöttiſch lächelnd. „Ich verſtehe auch ein wenig davon. — Apropos, mein Freund, ſage mir doch — denn mich intereſſirt dergleichen entſetzlich — wie viel Pflugfurchen giebt man bei Euch dem Brachfelde zur Winterſaat?“

„Sechs!“ ſprach Claude nach momentanem Zögern, über und über erröthend.

„So?“ erwiederte Jean du Tertre mit Kälte. „Dann muß der Sommer bei Euch mindeſtens zwölf Monate lang dauern, weil Ihr ſonſt nicht fertig werden könnt.“

„In der That!“ ſprach Claude verlegen. „Ich will Euch nur ſagen, ich habe die Ackerarbeit faſt vergeſſen; ich arbeitete als Winzer in den Weinbergen an der Moſel.“

„Wirklich?“ verſetzte Jener in vorigem Tone. „Welche Rebenſorten werden denn dort beſonders angebaut, und auf wie viel Augen ſchneidet man den Weinſtock?“

„Welche Sorten? — Die allerbeſten;“ ſagte Claude verwirrt. „Und die Augen? — Ihr wollt mich wohl foppen? Jeder braucht ſeine zwei Augen dazu, wenn nicht etwa Einer einäugig iſt.“

Jean du Tertre lachte laut.

„Du biſt ein ſpaßiger Kerl!“ ſagte er endlich. „Am Ende biſt Du aber mit dem Munde am flinkſten, wenigſtens flinker wie mit den Füßen. Bei uns kommt Alles darauf an, daß Einer einen leichten Schritt hat; wir machen ſtarke Märſche.“

„O das iſt nur ein Spaß für mich;“ ſagte Claude, dem ein Stein von der Bruſt zu fallen ſchien. „Sechszehn Stunden zu marſchiren iſt mir eine Kleinigkeit.“

„In der That?“ ſprach Terrier rouge ungläubig. „Du rühmſt Dich da wohl ein wenig auf Koſten der Wahrheit. — Gehe einmal im Zimmer auf und ab; ich will ſelbſt darüber urtheilen, ob Du einen leichten Schritt haſt. — So! — Nun bleib einmal ſtehen! — Nun gehe wieder! — Halt jetzt!"

„Kurios!" — ſagte Claude ſcherzhaft. „Ihr müßt einen wahrſagenden Geiſt in Euch haben, wenn Ihr aus zwanzig Schritten auf die Ausdauer im Marſche ſchließen wollt."

„Wohl habe ich den! Ich habe einen Spiritus familiaris, und dieſer ſagt mir mancherlei;" ſprach Jean du Tertre mit ſtarker Stimme, und dicht zu dem jungen Manne tretend. „Er ſagte mir auch, daß Eure Hand nie einen Pflug geführt, nie eine Rebe beſchnitten hat, daß Euer Fuß indeß an militairiſche Märſche gewöhnt iſt. — Er ſagt mir endlich, Herr von Villiers — daß Ihr Leben in meiner Hand iſt!" — —

Der junge Mann fuhr wie von einem Blitze durchzuckt zuſammen. Er wollte reden, die Stimme verſagte ihm. Der Räuberhauptmann betrachtete ihn mit blitzendem Auge, und ſein Geſicht röthete ſich vor Zorn. Seine Gattin ergriff ihn bei der Hand und flüſterte ihm einige leiſe Worte zu.

„Unbeſonnener," fuhr Terrier rouge heftig fort, „Unbeſonnener, der Sie wagten, Ihren Kopf, ja noch mehr, Ihre Ehre daran zu ſetzen, um den meinigen zum Gegenſtand einer Wette zu machen. Oder wollen Sie es läugnen, daß Sie vor drei Tagen im Wirthshaus ‚au cheval blanc‘ ſich beim Wein gerühmt, daß, wenn Ihr Obriſt Ihnen Urlaub gäbe, Sie binnen vierzehn Tagen den ‚rothen Dachs‘ todt oder lebendig in ſeine Hände liefern würden, und mit den Offizieren vom Regiment Auvergne deshalb gewettet haben? — Und weshalb, mein Herr, ich frage: weshalb haben Sie dies gethan? — Thaten Sie es, um Ihrer Pflicht Genüge zu leiſten? — Ha! Wären Sie an der Spitze Ihrer Soldaten erſchienen, ja hätte Ihr Chef Ihnen befohlen, ſich bei mir einzuſchleichen, um auf dieſe Weiſe meinen Kopf zu holen — wiewohl ich nicht glaube, daß man einem Offizier dergleichen befehlen kann — wären Sie bei dieſem Beſtreben in meine Hand gefallen, ich fände Alles in der Ordnung, denn Sie hätten nichts als Ihre Pflicht gethan. Nun aber, junger Mann, ſagen Sie, reden Sie, hat Ihre Pflicht Sie hierher geführt? Gebot Ihnen dieſe, beim Wein, ein Menſchenleben zum Gegenſtand eines Scherzes zu machen, um das Haupt eines Menſchen, wie um den Kopf eines Wolfes, zu wetten? — Geſtehen Sie: eine unſinnige Eitelkeit, eine närriſche Ruhmſucht, ein Drang etwas Beſonderes, außer dem gewöhnlichen Laufe der Dinge Liegendes, zu unternehmen, der Wunſch, von ſich reden zu machen, hat Sie verleitet. — Was meinen Sie, junger Menſch, wenn ich, der von allen Seiten gehetzte Räuber, der, wie ein wildes Thier, bis in die Tiefen der Erde Verfolgte, wenn ich Sie in der nächſten Nacht, dicht vor den Thoren Ihres Standquartiers, an einen Baum hängen, und einen Zettel an Ihre Bruſt heften ließe, etwa des Inhalts: ‚Charles de Villiers, Kapitain im Regiment Auvergne, als Meuchelmörder und Spion gerichtet von Jean du Tertre, genannt: Terrier rouge?‘“ —

„Entſetzlich! — Fürchterlich!“ rief wie außer ſich der junge Mann, indem er blaß wie eine Leiche ward.

„Wenn ich es nicht thue,“ ſagte bitter der Räuber nach langer Pauſe, in welcher er den Vorigen ſtarr anblickte, „ſo geſchieht es, weil ich der Geächtete, der für ‚infam‘ Erklärte, der von

Andern Entehrte, ſich nicht ſelbſt entehren will, und — weil ich Sie verachte.“

„Das iſt zu viel — zu viel“ — ſtammelte der junge Mann.

„Sie ſind frei, mein Herr!“ ſagte jetzt der Räuber kalt, indem er ſich nach der Thüre wendete. „Ich werde Befehl geben, Sie aus dem Walde, bis auf die Straße nach Ihrem Standquartier zu bringen. — Ich nehme Ihnen übrigens kein Verſprechen ab, meinen Aufenthalt nicht zu verrathen — es würde Ihnen ohnedies wohl unmöglich ſein, darüber zu ſchweigen — und ich denke ohnehin ſolchen nächſtens zu verlaſſen.“

„Nein — nein, mein Herr!“ rief der junge Mann heftig ergriffen. „Ich bin leichtſinnig, unbeſonnen, eitel vielleicht, aber ſchlecht, wofür Sie mich zu halten ſcheinen, bin ich nicht. Sie müſſen beſſer von mir denken; eher kann ich nicht von Ihnen gehen.“

Der Ausdruck, mit dem er dieſe Worte ſagte, trug ſo entſchieden das Gepräge der Wahrheit, daß es nicht ohne Eindruck auf den Räuber zu bleiben ſchien.

„Wohlan,“ ſagte der Letztere endlich, „wenn Sie mir Ihr Wort geben wollen, mich nicht zu verrathen, ſo will ich dieſem Worte trauen.“

„Ich wäre der Schändlichſte aller Menſchen, wenn ich Sie verriethe!“ rief Villiers heftig. „Aber das iſt nicht genug. Ich halte mich überzeugt, Sie ſind kein gemeiner Verbrecher, Sie und Ihre Gattin haben einſt ein anderes Loos gekannt. Ich bitte Sie, zeigen Sie mir einen Weg, auf dem ich zu beweiſen im Stande bin, daß ich Ihnen nützlich zu werden wünſche.“

„Es giebt keinen!“ ſagte der Räuber mit gerunzelter Stirn und ſchmerzlichem Tone. „Man raubte mir die Ehre, und dann — verlor ich mich ſelbſt.“

„O mein Herr,“ rief Villiers mit allem Enthuſiasmus der Jugend und der Lebhaftigkeit, die in ſeinem Charakter lag, „ich bitte, vertrauen Sie ſich mir! — Sie lächeln, Sie halten mich für unfähig Ihnen zu helfen, für zu jung Ihnen zu rathen? Mag ſein; aber wer weiß, ob nicht gerade ich von der Vorſicht beſtimmt bin, Ihnen nützlich zu werden, Ihnen beizuſtehen, Ihren Frieden mit der Geſellſchaft zu machen. Halten Sie ſich verſichert, nehmen Sie mein Ehrenwort zum Pfande, daß ohne Ihren Willen kein Menſch etwas von dem erfährt, was Sie mir anvertrauen könnten, und iſt es möglich, iſt nur die entfernteſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ich etwas für Sie zu thun im Stande wäre —"

„So würden Sie es thun, wäre es auch nur um ſagen zu können, der fameuſe ‚rothe Dachshund' hat durch meine Bemühungen Verzeihung erhalten!" ſprach Jener bitter lächelnd.

„Mögen Sie dies von mir glauben. — Sie haben ein Recht dazu;" verſetzte Villiers beſchämt. „Vielleicht denken Sie einſt beſſer von mir, und ſelbſt unter jener Vorausſetzung bitte ich um Ihr Vertrauen. Es lebt eine Ahnung in mir, die mir ſagt, daß ich dazu beſtimmt bin, Ihnen Ruhe und Frieden zu verſchaffen."

„Ich glaube, Herr von Villiers," ſagte Jean du Tertre, „daß Ihre ungemein lebhafte Phantaſie, unterſtützt von dem jugendlichen Drange ſich durch etwas Ungewöhnliches bemerkbar zu machen, Ihnen auf Ihrem Lebenswege noch viele Gefahren bereiten wird. Einer ſolchen begegneten Sie heute, und Sie wären ihr erlegen, wenn ich der Mann war, für den Sie mich hielten. Urtheilen Sie daher ſelbſt —"

„Ob Sie ſich einer jugendlichen Unbeſonnenheit, wie die meinige iſt, vertrauen können?" fiel Villiers mit einiger Beſchämung ein. — „Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie Anſtand nehmen," fuhr der junge Mann nach kurzer Pauſe fort, demungeachtet würden Sie mich falſch beurtheilen, wenn Sie glaubten, daß dieſe Unbeſonnenheit ſo weit gehe, um das fremde Wohl, ſo leicht wie das eigene, außer Augen zu laſſen. Ich bitte ſie daher recht dringend —"

„Wohlan!" ſagte der Räuberhauptmann mit düſterm Blicke, und wie in ſchmerzliche Erinnerung an vergangene, beſſere Zeiten vertieft. „Haben Sie in den Reihen des Regiments Auvergne niemals den Namen: ‚Marconnay' gehört?" —

„Oft!" entgegnete der junge Mann. „Sie meinen doch den braven und unglücklichen Kapitain de Marconnay, der ſich unter Türenne vor Stenay ſo auszeichnete, der ſpäter den Neffen des Kar=

dinals Mazarin, den Duc de Nevers, ſeinen Chef, zum Duell forderte, verwundete, deshalb entfloh — —“

„Vollenden Sie immer!“ ſagte der Räuberhauptmann bitter, als Jener ſtockte. „Der kaſſirt, für infam erklärt, und deſſen Bild an den Galgen geſchlagen ward.“

„Und dieſer —“ rief Villiers.

„Er ſteht vor Ihnen! Ich bin dieſer Mann;“ verſetzte Jener dumpf.

„O Gott im Himmel!“ rief der Jüngling mit Schreck und Theilnahme im Tone. — „Oft, mein Herr, habe ich von Marconnay, dem ‚braven Marconnay‘ reden hören. Ihr Name iſt noch in Jedermanns Andenken. Offiziere wie Soldaten beklagten Ihr trauriges Schickſal; aber ſo furchtbar, wie es iſt, hat es ſich Keiner gedacht. — Wie war es auch möglich, wie konnten Sie —“

„Räuber werden?“ fragte Jener mit verbiſſenem Grimm. „Herr, wiſſen Sie, wozu Verzweiflung, Wuth, Wahnſinn den Menſchen bringen können? — Und hatte ich etwa nicht Veranlaſſung zu verzweifeln, wahnſinnig zu werden? Gab es ein Handwerk, was mich noch mehr entehren konnte? War ich nicht ‚infam‘? Hing mein Bild nicht an dem Galgen?“ —

Eine Thräne, von welcher Villiers nicht wußte, ob ſie dem Gram oder der Wuth angehöre, rollte über die Wangen des Räubers.

„Jetzt, mein Herr,“ fuhr der Sprechende, nach einer Pauſe, in einem Tone, in den er Ruhe und Kälte zu legen ſuchte, fort, „wiſſen Sie mein Geheimniß. Ich habe nur wenig noch beizufügen. Faſt alle meine Leute ſind Unglückliche wie ich. Die Einen ſind Vertriebene aus der Gegend von Compiegne, die Andern Unzufriedene aus verſchiedenen Gründen. Anfangs begnügten wir uns, nur das Eigenthum der Regierung anzutaſten, die Noth hetzte uns endlich auf das Privateigenthum. Der Unglückliche kommt leicht dazu, auch Andere unglücklich zu machen. Wir plünderten Reiſende auf der Landſtraße. Selbſt Dieſe, aus England wohlhabend zurückkehrend,“ — er zeigte auf ſeine Frau — „fiel in unſere Hand und ward beraubt. Anfangs hielt Zwang, endlich das Mitleid ſie bei mir zurück. — Ach, als ſie in Paris und London in Glück und Ueberfluß, in Mitte der Vergnügungen zweier Weltſtädte lebte, dachte ſie nicht, dereinſt die Höhle eines Räubers zur Wohnung zu haben.“

„O ich bitte Dich, mein Freund! Sei ruhig. Es kann einſt Alles beſſer werden. Ich klage ja nicht;“ ſagte freundlich die Frau, indem ſie die Hand des Sprechenden in die ihre ſchloß.

„Nein, Du klagſt nicht, aber Du leideſt!“ rief heftig der Räuber, indem er die Hand ſeiner Gattin an die Lippen drückte. — „Was ſie leidet, mein Herr,“ fuhr er in großer Aufregung zu Villiers gewendet fort, „werden Sie ermeſſen können, wenn Sie ſich Marion de Lormes, die Gefeierte, die Freundin Ninons de Lenclos, die Wittwe Cinqmars', als das Weib eines Räubers denken.“ —

„Wie?“ rief Villiers vom größten Erſtaunen ergriffen, „Sie ſind Marion de Lormes? — Iſt es möglich?“ —

„Sie wiſſen jetzt Alles, Alles, mein Herr!“ ſagte Marconnay mit ſchmerzlicher Ergebung. „Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob mir zu helfen iſt.“

„Wer weiß!“ rief Villiers nach kurzem Nachdenken. „Mazarin iſt todt. — Wenden Sie ſich an den König; er iſt groß und edelmüthig.“

„Umſonſt!“ ſagte Jener kopfſchüttelnd. „An eine Begnadigung iſt unter dieſen Umſtänden nicht zu denken.“

„Sie iſt nicht unmöglich!“ rief lebhaft der junge Mann. „Sie ſagen ſelbſt, die Leute, die Sie umgeben, ſeien faſt lauter Vertriebene, Unzufriedene. So ſcheint man es auch zu Paris anzuſehen. Sie wiſſen ſelbſt, wie viele fruchtloſe Mühe man ſich gegeben hat, Sie und Ihre Genoſſen aufzuſuchen, und auseinander zu ſprengen. Ein Krieg iſt im Beginn auszubrechen. Die Regierung ſcheint zu fürchten, Sie könnten einen Sammelplatz für die vertriebenen Proteſtanten, für die Unzufriedenen aller Klaſſen bilden. Wenn Sie erklärten, daß Sie ſich unterwerfen wollten —“

„Unmöglich!“ fiel Marconnay ein. „Man würde ſich gar nicht herablaſſen, mit uns unterhandeln zu wollen.“

„Hm! So geradezu und auf offiziellem Wege nicht;“ verſetzte Villiers nachdenkend. — „Aber mir fällt da ein Gedanke ein!" ſetzte er lebhaft hinzu. „Urtheilen Sie ſelbſt, ob er ſo übel iſt? — Sie wendeten ſich, unter Ihrem wahren Namen, geradezu an den König, und bäten um Ihre Begnadigung, mit der Bitte, bei Ausbruch des Krieges ein Freicorps errichten zu dürfen; dieſes beſtünde nur aus Ihren jetzigen Genoſſen."

„Aus Geächteten?" ſprach Marconnay trüb lächelnd. „Ihre Phantaſie ſpielt Ihnen da wieder einen Streich."

„Keineswegs!" rief lebhaft der junge Mann. „Der, welcher Ihre Sache führte, müßte dem Monarchen die ganze Wahrheit entdecken, und der Letztere den Unzufriedenen, die an dem bevorſtehenden Kampfe Theil nähmen, Amneſtie für Alles, was vorhergegangen, ertheilen."

„Luftſchlöſſer, die Sie bauen! — Unmöglich! — Rein unmöglich!" rief Marconnay, dem Jüngling jedoch aufmerkſam ſein Ohr leihend.

„Möglich! — Sehr möglich! ſage ich;" verſetzte Villiers lebhaft. „Die Regierung gewänne auf dieſe Weiſe manchen Unzufriedenen, der ihr Unruhe macht, und erwürbe obendrein auf die leichteſte Art ein Corps tapferer Soldaten. Sie, Kapitain, retteten Ehre und Namen, denn jede Spur von Jean du Tertre würde verſchwinden, und was auch etwa Ihre Feinde deshalb murmeln könnten, wäre dann nichts als ein Gerücht, das keine Folgen haben könnte.“

„Nein! — Nein! — Hoffnung wäre Wahnſinn;“ ſprach Marconnay, doch mehr wie vor ſich hin.

Seine Gattin, die bis dahin geſchwiegen hatte, ergriff das Wort.

„Es iſt ein Strohhalm in der Fluth,“ ſagte ſie ſanft weinend, „aber auch dieſen muß man ergreifen. — Alles liegt nur daran, einen Freund zu finden, der es übernähme, dem König ein Memoire zu überreichen.“

„Sie haben ihn gefunden! Suchen Sie keinen andern, als mich!“ rief Villiers lebhaft. „Der Obriſt des Regiments Auvergne iſt ein Ehrenmann —“

„Ja, das iſt er! — Ducoudray war mein Waffenbruder in Spanien und vor Stenay;“ fiel Marconnay ein.

„Ihm vertrauen wir uns!“ rief Villiers eifrig. „Wir ſetzen ein Memoire auf. Der Obriſt legt Zeugniſſe über Ihre frühere Tapferkeit und Ihren Dienſteifer bei. Ich reiſe mit Allem nach Paris, verſchaffe mir eine Audienz, die ich durch meine Verbindungen erhalten kann, und Alles wird noch gut werden.“

„Sie ſind ein wackerer, junger Mann,“ verſetzte Marcennay trüb lächelnd, indem er die Hand des Jünglings ergriff, „aber Ihre Phantaſie ſchweift ſtets über die Gränzen der Möglichkeit hinaus —“

„Ei, ſo verſuchen Sie es damit!“ rief Villiers munter. „Oft gelingt auf ungewöhnlichem Wege, was auf der breiten Landſtraße mißlingen würde. Was könnte es Ihnen im ſchlimmſten Falle für Nachtheil bringen —“

„Mir? — Nichts, aber Ihnen;“ verſetzte Jener.

„Wohl! — So will ich es darauf wagen;“ rief Villiers keck. „Noch heute ſpreche ich mit meinem Obriſten. Wo? ich Sie gefunden, verſchweige ich; ich erkläre, daß ich Ihnen darauf mein Ehrenwort verpfändete; was hiermit geſchieht. Sobald ich die Zeugniſſe, die ich brauche, erhalten habe, eile ich nach Paris. Dort biete ich alle meine Freunde auf —"

„Und ich die meinigen!" fiel Marion ein. „Ich gebe Ihnen Briefe an Ninon de Lenclos. Das Haus derſelben iſt noch heute der Sammelplatz alles deſſen, was bedeutend, geiſt- und einflußreich iſt. Unſtreitig giebt es unter den Freunden Ninons einen oder den andern mächtigen Mann, der ſich unſerer Sache annimmt, und ſie — darauf kenne ich ſie — wird es, dieſen dazu zu vermögen, an nichts fehlen laſſen."

„Ja, ſo geht es! — So muß es gehen!" rief Villiers lebhaft. „Laſſen Sie mich nur erſt vor den König gelangen! Er hat eine große, eine edle Seele. Meine Worte werden nicht ohne Eindruck bleiben. Sie werden es um ſo weniger, als ich nicht für mich ſpreche."

„O Herr von Villiers," ſagte Marion mit der, ſelbſt jetzt noch wie einſt, ſo ſüßen, bezaubernden Stimme, „wenn es Ihnen gelänge uns zu helfen! Unſere ewige Dankbarkeit —"

„Keinen Dank!“ unterbrach ſie der junge Mann enthuſiaſtiſch. „Sie belohnen mich ſchon im Voraus, indem Sie mir zu der Bekanntſchaft Ninons de Lenclos verhelfen, jener Frau, in welcher ich mir das Ideal eines Weibes — wie ich mir ein ſolches denke — vorſtelle.“

„Ninon,“ ſagte die Vorige lächelnd, „iſt mit mir in einem Jahre geboren. Sie ſcheinen dies zu vergeſſen.“

„O wer würde bei dieſem Weibe an die Jahre denken!“ rief der junge Mann mit dem vorigen Enthuſiasmus. „Sie iſt im Beſitze ewiger Jugend. Es iſt noch nicht lange her, als ich Briefe las, welche Ninon an einen frühern Geliebten geſchrieben. Jede Zeile athmete Liebe, jedes Wort verrieth eine Fülle von Geiſt. — Ja, Madame, lächeln Sie immer, wenn ich Ihnen ſage, daß ich vielleicht — nein gewiß — unter die Zahl der Verehrer Ninons de Lenclos gehören werde, daß ich mich ſelbſt in dieſem Augenblicke ſchon zu ihnen zähle.“

„Ich möchte nicht darauf ſchwören, daß Ihre Ahnung nicht in Erfüllung gehen ſollte!“ ſagte

Marion kopfſchüttelnd. — „Ruhen Sie indeß jetzt bei uns bis zum Anbruch des Tages. Ich eile an Ninon zu ſchreiben, und die Freundin zur Hülfe aufzurufen.“

Während Marion ſchrieb, unterhielten ſich die beiden Männer über die nächſte Zukunft. Villiers ſetzte ſeinem neuen Bekannten ausführlich die Pläne auseinander, auf welche er die Hoffnung eines ſichern Gelingens baute. Er ſagte, daß es ihm nicht ſchwer fallen würde, die ſämmtlichen ältern Offiziere zur Unterzeichnung einer Bittſchrift um Begnadigung Marconnay's zu bewegen, daß er dies jedoch von dem Rathe des Obriſten abhängig machen, und auf keinen Fall ihnen etwas über die ſpätere Laufbahn ihres ehemaligen Kameraden mittheilen werde. Marconnay hörte dem jungen Manne mit großer Theilnahme und ſichtlicher Rührung zu, dann ſagte er leiſe und ſchmerzlich: er habe nur einen Wunſch, nämlich den, nach wiedererlangter Reſtitution als Soldat, vor den feindlichen Wällen, ritterlich kämpfend, zu fallen. — Als Villiers zu wiſſen begehrte: wie es möglich geweſen, daß Marconnay ihn ſogleich erkannt, da er ihn doch früher nie geſehen, erwiederte dieſer: daß der Wunſch, die alten Fahnen, unter denen er zu Stenay und in Spanien gekämpft, noch einmal wiederzuſehen, ihn in das nahe Standquartier des Regiments Auvergne getrieben, daß er einer Muſterung der Truppen in Verkleidung beigewohnt, und endlich, nachdem er Villiers an der Spitze ſeiner Compagnie geſehen, zum zweitenmale ihn in Geſellſchaft anderer Offiziere im Wirthshauſe ‚au cheval blanc‘ angetroffen habe, wo er Ohrenzeuge der Wette deſſelben geweſen ſei. — —

Der Tag dämmerte ſchon, als Villiers an den Aufbruch dachte. Marconnay entließ den jungen Mann mit herzlichem Händedruck und Marion unter tauſend Thränen der Rührung. Der Räuber begleitete ihn bis über die Gränzen des Waldes. — — —

Es war etwa drei Wochen ſpäter, als ein junger Offizier in weißer Uniform, der rothe Kragen und die Aufſchläge von goldenen Stickereien ſtrotzend, ſich in dem Salon de service des königlichen Schloſſes zu Paris befand, und ängſtlich nach einer breiten, geöffneten Flügelthüre ſchaute, als ob er von daher Jemand mit Ungeduld erwarte. Der junge Krieger war von ſtrahlender Schönheit, und dieſe ward durch die glänzende Uniform noch mehr gehoben. Wer ihn heute ſah, würde in ihm nicht den Bauerburſchen Claude, wie ſolcher in der Höhle des ‚rothen Dachshundes' auftrat, wiedererkannt haben. Die Anrede mehrerer Offiziere, die zur maison du roi gehörten, und welche die Bekanntſchaft des jungen Kameraden, deſſen Aeußeres ihnen imponirte, zu machen ſtrebten, beantwortete er ziemlich einſilbig und zerſtreut. Jetzt trat ein ſchöner, junger Mann in Generalsuniform, das blaue Band über der Schulter, durch jene Flügelthüre, und raſch eilte ihm unſer Bekannter entgegen. Der Eintretende war der Duc de Grammont, Kapitain der Mousquetaires der garde royale.

„Alles geht gut, Herr von Villiers," ſagte er, den jungen Mann bei Seite ziehend, „und ich mache Ihnen im Voraus mein Kompliment deshalb. Sie werden bald gerufen werden, und ich denke, der König wird Alles bewilligen. O, er iſt heute ſehr gnädig! Sagen Sie aber der admirablen Ninon, wenn Sie ſolche ſehen — und Sie ſehen ſie gewiß heute noch — daß ich und Crequi Alles für Herrn von Marconnay gethan haben, was in unſern Kräften ſtand.“

„Sie haben für ihn geſprochen? — O Herr Herzog —“ fiel Villiers ein.

„Geſprochen?“ unterbrach ihn Grammont. „Wo denken Sie hin? — Wie wäre dies möglich? — Der König würde ſich nicht wenig gewundert haben, daß ich mich in eine Sache miſchte, die mich nichts angeht, und der Kriegsminiſter hätte es mir zeitlebens nicht vergeſſen. Bewahre, ich habe es anders angefangen. Sie wiſſen, Desfontaines, der das Arrangement der Verzierungen des Herkulesſaales zu Verſailles zu beſorgen hat, iſt mein Bekannter. Dieſen habe ich ſeit acht Tagen beſtändig getrieben, ſein Werk zu beſchleunigen, und heute früh hat er dem Könige die Anzeige gemacht, daß Alles fertig iſt.“

„Das wird Sr. Majeſtät gewiß ſehr angenehm ſein, aber ich begreife in der That nicht —

„Crequi — Sie wiſſen, er iſt Grand-veneur —“ fuhr der Herzog, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, fort, „hat vor drei Tagen den ſchönen Sechzehner, der aus der Wildbahn ausgetreten war, und der deshalb nicht gejagt werden konnte, wieder aufgefunden, die Anzeige aber blos Ihrer Sache wegen bis heute früh verſpätet. — O, es wird gewiß Alles gut gehen!“ —

„Ich geſtehe offen, Herr Herzog,“ ſprach Villiers erſtaunt, „daß ich den Grund, worauf Sie dieſe glückliche Vorausſetzung bauen, nicht zu faſſen vermag.“

„Nicht? — Nun ich glaub' es wohl;“ verſetzte Grammont lächelnd. „Es ging mir Anfangs faſt wie Ihnen, obwohl ich auf dieſen Parkets aufgewachſen bin. Verlaſſen Sie ſich darauf, die Sache geht gut. — Zum Ueberfluß will ich Ihnen noch ſagen, daß ich dabei war, als der Kriegsminiſter dem Könige den Bericht über Ihr Memoire übergab. Ich pflege ſonſt eben nicht aus der Schule zu ſchwatzen, diesmal aber mache ich eine Ausnahme — ſagen Sie Ninon, es geſchähe ihretwegen — und ſomit ſage ich Ihnen: la chose est faite.“ —

„O Herr Herzog! Ich bitte Sie. Nur ein

Wörtchen. Was ſagte der König?" rief Villiers dringend.

„Was er ſagte? — Dieu de Dieu! — Gar nichts ſagte er, wie es ſeine Gewohnheit iſt;" verſetzte Grammont. „Das heißt: Sie würden es für nichts gehalten haben, aber mir war es gleich ſonnenklar, daß er die Sache wegen Errichtung des Freicorps für wichtig hielt, und daß er bejahend reſolvirte."

„Dürfte ich fragen, woraus Sie dies ſchließen, wenn er gar nichts geſagt hat?" ſprach Villiers entmuthigt.

„Es lag ganz auf der Hand;" verſetzte Grammont im Tone feſter Gewißheit. „Er las den Bericht von Anfang bis zu Ende, dann ſagte er: ‚C'est un cas!' — dies der Beweis für die Wichtigkeit — dann kniff er ein Ohr in das Memoire, und er kniff es nach innen — verſtehen Sie wohl nach innen — darin lag die Genehmigung. — Sie ſehen mithin, Herr von Villiers, die Sache iſt abgemacht; darum nochmals meinen Glückwunſch, und tauſend Handküſſe der admirablen Ninon." —

Mit zwei Entrechats war der ‚Maréchal de camp, Grand-écuyer, Capitaine des gardes françaises, Duc de Grammont‘ zur Thüre hinaus.

„Gott ſtehe uns bei!“ ſagte Villiers kopfſchüttelnd. „Alſo: ‚C'est un cas!‘ und ein in einen Bogen Papier gekniffenes Ohr, das iſt bis jetzt die einzige Gewährleiſtung für Leben und Ehre eines tapfern Soldaten, eines einſt berühmten, und jetzt verarmten und unglücklichen Weibes, und faſt hundert andere Menſchen.“ —

Der junge Mann würde ſeine Betrachtungen noch länger fortgeſetzt haben, aber eine Stimme rief laut in's Zimmer:

„Der Ritter de Villiers, Kapitain im Regiment Auvergne!“ — —

Obwohl der junge Mann ſehnlich auf den Augenblick gewartet hatte, wo es ihm vergönnt ſein würde vor dem Könige zu erſcheinen, ſo durchzuckte ihn doch eine Art Schauer von dem Scheitel bis zur Sohle. Obwohl die Geſchichte Ludwig dem Vierzehnten den Beinamen des ‚Großen‘, den ihm ſeine Zeitgenoſſen beilegten, beſtreitet, ſo muß der unpartheiiſche Beurtheiler dennoch zugeben, daß großartige Eigenſchaften in ihm lebten. Die bürgerlichen Kriege hatten Männer von Talent bemerkbar werden laſſen, und König Ludwig hatte die ſeltene Gabe, ihnen ſogleich in den Gebieten der Wiſſenſchaften, der Verwaltung, der Heeresführung die Plätze anzuweiſen, wo ſie für den Staat — oder vielmehr für den Monarchen, der es wagte, den Grundſatz: ‚l'état c'est moi!' öffentlich auszuſprechen — vom größten Nutzen ſein mußten. Man würde dem Könige überhaupt Unrecht thun, wenn man ihm viele wahrhaft königliche Eigenſchaften abſprechen wollte. Er hatte einen großmüthigen Sinn, vor Allem liebte und ſchätzte er Künſte und Wiſſenſchaften, und dies war um ſo mehr zu verwundern, als ſeine Erziehung eine vernachläſſigte geweſen war. Was ihm indeſſen am meiſten die Bewunderung der Franzoſen der damaligen Zeit verſchaffte, waren die Repräſentationsgaben, welche vielleicht kein König in einem höhern Grade, wie Ludwig der Vierzehnte, beſeſſen hat. Sein Aeußeres war höchſt vortheilhaft; er galt für den ſchönſten Mann ſeiner Zeit. Die edelſten Geſichtszüge, der herrlichſte Anſtand, ein hoher

Wuchs, Alles vereinigt mit einer ſeltenen Würde im Betragen und einer höchſt einnehmenden Stimme, gewannen ihm alle Herzen, die ſich ihm nahten. Ernſthaft von Natur, ſich faſt niemals einen Scherz erlaubend, liebte er es doch, wenn Andere fröhlich waren; ſein Ernſt hatte dabei nichts Düſteres, Abſchreckendes, doch fühlte Jeder, von dem Höchſten bis zum Niedrigſten, eine Ehrfurcht in ſeiner Nähe, wie ſie nur die Hoheit, die über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen ſchien, einzuflößen im Stande war. Da ſich an ſeinem Hofe, ja in dem ganzen damaligen Frankreich, Alles nur auf ihn bezog, er, ſo zu ſagen, die Seele von Allem war, er überhaupt vor allen Regenten ſeiner Zeit die Kunſt beſaß, ſeine Umgebungen gänzlich zu beherrſchen, ſo war die Ehrfurcht, die man ihm weihte, eine Art Kultus, und Villiers, als er dem einführenden „premier gentilhomme du roi“ nach dem Zimmer des Königs folgte, war von einem Gefühle durchdrungen, als ob er die Schwelle des Tempels einer Gottheit zu überſchreiten im Begriff ſei. —

So wie unſer Bekannter in das Kabinet des

Königs trat, traf er den jungen, noch nicht völlig dreißigjährigen Monarchen unweit eines Fenſters, mit der Hand auf einen Arbeitstiſch gelehnt, der mit einer Menge Papiere bedeckt war. Der König hielt eine Schrift in der Hand, in welcher Villiers ſein Memoire erkannte. Der würdevolle Blick des Königs war auf den jungen Mann gerichtet, der nach den herkömmlichen Verbeugungen näher trat, und die Anrede ſeines Souverains ſchweigend erwartete.

„Sie ſcheinen ſich für das Geſchick des Hauptmanns Marconnay ſehr warm zu intereſſiren;“ hob der König an. „Er hat ſich ſchwerer Verbrechen ſchuldig gemacht.“

Der Ton des Monarchen war gütig, aber ernſt; es ſtiegen Beſorgniſſe im Geiſte des jungen Mannes auf, er fing an zu zweifeln, ob auch das ‚nach innen gekniffene Ohr‘ des Memorials, die vortheilhafte Bedeutung, die der Herzog von Grammont ihm beigelegt, haben dürfte; dennoch ermannte er ſich ſogleich.

„Ach! Sire,“ ſagte er mit ſoldatiſcher Freimüthigkeit, indem ſeine ſchönen offenen Züge alle Empfindungen ſeiner Seele widerſpiegelten, „ich dachte bei der Abfaſſung der Bittſchrift mehr an den tapfern Krieger, und an den Unglücklichen, als an den Verbrecher.“

„Und halten Sie ſich überzeugt, daß er ſich beſtreben würde, ſeine Vergehen vergeſſen zu machen, wenn ich ihn begnadige?“ fragte König Ludwig.

„Sire, er kann nicht weniger thun, als ſich tödten laſſen!“ verſetzte mit dem Tone der Ueberzeugung der junge Mann.

„Und die übrigen Verbrecher? — Wird ihnen zu trauen ſein? — Es ſind, wie Sie ſagen, faſt ſämmtlich Hugenotten;“ ſprach der Souverain, den jungen Offizier bedeutſam fixirend.

„Nach dem, was Marconnay verſicherte, zweifle ich nicht an ihrer Treue. Vielleicht würde ihr Beiſpiel von gutem Eindrucke auf ihre übrigen Glaubensgenoſſen ſein.“

Villiers glaubte zu bemerken, daß er mit dieſen Worten eine Saite getroffen, die er am beſten unberührt gelaſſen hätte. Ein leichtes, faſt verächtliches Lächeln flog durch die Züge König Ludwigs; dann ſagte er kalt:

„Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete ſie nicht; mein Vater liebte ſie nicht, aber er ſchien ihre Treuloſigkeit zu fürchten; ich liebe ſie weder, noch fürchte ich ſie.“ —

Der König ſchien hier zu viel geſagt zu haben, er hielt plötzlich inne, und ſagte dann:

„Indeß, auch der Verbrecher, ſelbſt der Rebell hat eine Eigenſchaft, eine unveräußerliche Eigenſchaft, welche, wo Beſſerung nicht allzu unwahrſcheinlich iſt, mich leicht veranlaßt, die Gnade an die Stelle ſtrenger Gerechtigkeit treten zu laſſen: er iſt mein Unterthan, er iſt Franzoſe. — Aus dieſem Grunde bewillige ich die Begnadigung Marconnay's und ſeiner Genoſſen.“

„O Sire!“ rief Villiers, deſſen Entzücken ſich nicht mäßigen ließ; „Sie erheben in dieſem Momente hundert zertretene Herzen.“

„Ich begnadige ſie,“ fuhr der König ruhig fort, „unter folgenden Bedingungen: Der Kapitain Marconnay, ſo wie ſeine Gefährten, und Alle die, welche ſich in ähnlichen Verhältniſſen befinden, erhalten, wenn ſie ſich binnen vier Wochen in Compiegne einſtellen und dort ihre Reue erklären, Verzeihung für das, was ihnen zur Laſt fällt. Sie werden dort zu einer Freikompagnie formirt, und dieſe bei dem nächſtens zu eröffnenden Feldzuge der Avantgarde zugetheilt. Da es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß mancher Unwürdige von dieſen Bedingungen Gebrauch machen wird, ſo wird ein permanentes Kriegsgericht jeden vorkommenden Exceß, der von einem, zu dieſem Corps gehörigen Soldaten begangen wird, zu richten bereit ſein, und die Sentenz, ohne, wie ſonſt, vorher an den Miniſter zu berichten, vierundzwanzig Stunden nach dem Urtheil vollziehen laſſen. Da nur Strenge ein, aus ſolchen Leuten formirtes, Corps in Ordnung halten kann, ſo ſoll jedes grobe Vergehen, für welches ſonſt mehrjährige Galeerenſtrafe erkannt wird, ſofort mit dem Tode beſtraft werden. Von Begnadigung kann nie die Rede ſein.“

„Ich halte mich überzeugt,“ ſprach Villiers, als ihn ſein Souverain mit einer Miene anblickte, die ihn aufzufordern ſchien, etwas zu erwiedern, „daß jene Unglücklichen durch ihr Betragen vergeſſen machen werden, daß die Verbrechen, welche ſie begangen haben, ſtrenge Maßregeln nothwendig machten.“

„Gehen Sie zu dem Miniſter, holen Sie ſich dort die Ausfertigung meiner Befehle, und laſſen Sie ſolche den Betheiligten verkünden; ſodann kehren Sie nach Paris zurück und empfangen Sie die Ausrüſtung zur Formation dieſer Kompagnie. Ich beauftrage Sie damit;“ ſagte der König, indem er den jungen Mann mit einer leichten Bewegung der Hand entließ.

Entzückt verließ Villiers das Kabinet des Königs, und bald hatte er das Palais im Rücken. — —

Es war am Abend deſſelben Tages, als der junge Mann mit einem freudeſtrahlenden Geſicht in Ninon's Zimmer trat.

„Hier! — Hier!“ rief er, ein Papier hoch empor haltend. „Leſen Sie ſelbſt!“

Ninon de Lenclos war jetzt eine Frau von einigen funfzig Jahren, aber ſie ſchien die Mitte des Lebens noch nicht überſchritten zu haben. Sie konnte immer noch für eine ſchöne Frau gelten. In der That hatte ſich der Ruf ihrer Reize, ihrer

Liebenswürdigkeit, ihrer Abentheuer noch keineswegs vermindert. Was in der Pariſer Männerwelt für geiſtreich, mächtig und der Mode des Tages angehörig galt, zog, wie vor dreißig Jahren, an dem Triumphwagen der neuen Aspaſia. Die Zahl ihrer Bewunderer hatte ſich ſogar gegen früher noch vermehrt, denn Ninon hatte das ſeltene Talent, ihre abgedankten Liebhaber in Freunde, von welchen einige ſogar bis in's Alter aushielten, verwandeln zu können. Man ſah daher jetzt einen Männerzirkel, vom Greiſen= bis zum Jünglingsalter herab, nach dem Landhauſe von St. Germain, das ſeine Bewohnerin ſo intereſſant machte, hineilen, und wenn auch der Eine oder der Andere — z. B. der Großprior Vaudencourt, der von dem Tage der Abholung des Kindes wegblieb, Deſyvetaux, deſſen Hammel entſchlafen, die Schäferin Dupuis aber mit einem Italiener in alle Welt gegangen, und der deshalb vor Gram geſtorben war — dort nicht mehr erblickt wurden, ſo waren deren Plätze ſeitdem jedoch dreifach erſetzt worden.

„Ich hatte es kaum erwartet;“ ſagte Ninon, als ſie die Schrift geleſen und ſie dem jungen

Manne mit freundlichem Blicke zurückgab. „Ich beneide Sie jetzt, mein Freund, um das Gefühl, das Sie im Herzen tragen, und ich danke Ihnen tauſend, tauſendmal für das, was Sie für das Wohl, die Ruhe der armen Marion gethan haben. — Wie ich aus dieſem Papiere ſehe, reiſen Sie noch dieſe Nacht nach den Ardennen ab, und kehren nach wenigen Tagen wieder zurück. O wie ſehnlich wünſchte ich an Ihrer Seite in die Höhle des unglücklichen Marconnay zu treten, Sie wie einen Boten der Götter in der Unterwelt erſcheinen zu ſehen, und den Unglücklichen die Begnadigung verkündigen zu hören. Gewiß, es würde mich ſehr glücklich machen, ich würde ſtolz ſein, einen Mann meinen Freund zu nennen, dem hundert Arme ſich ſehnend und ſegnend entgegenſtrecken, dem meine Marion, wie ich ſie kenne, ſtill weinend, ſprachlos, aber mit einem Herzen voll unendlichen Dankes die Hand reichen wird, voll jenes heißen Dankes, mit dem ich Ihnen in dieſem Augenblicke die meinige reiche.“

„Ha, meine Freundin, meine theure, angebetete Ninon,“ rief mit glühendem Enthuſiasmus der junge Mann, die ihm dargebotene weiße Rechte mit beiden Händen ergreifend, und ſie wiederholt an ſeine Lippen drückend, „darf ich mir dieſe Worte nach *meinen* Wünſchen erklären? — Darf ich hoffen —"

„Nein! — Nein!" rief Ninon, dem Jünglinge raſch ihre Hand entziehend. „Wie iſt es möglich, daß Sie, nach dem was ich Ihnen geſagt, noch einmal auf dieſe Gedanken, auf eine unerklärliche Ueberſpannung, eine Schwärmerei, die ich mir kaum zu deuten weiß, zurückkommen können? Eine Verbindung, eine Ehe würde uns Beiden auf immer das Siegel der Lächerlichkeit aufdrücken."

„Glauben Sie?" rief Villiers leidenſchaftlich. „Ich bin vom Gegentheil überzeugt. Man könnte es ungewöhnlich finden — und ich liebe das Ungewöhnliche — daß Ninon, die von den Edelſten, Mächtigſten Frankreichs gefeiert wurde, die Fürſten zu ihren Füßen ſah, die Philoſophin in der Liebe, einem unbedeutenden jungen Manne ihre Hand reiche, ſie, die bis jetzt die Feſſeln der Convenienz mit freiem Geiſte zu verachten wußte, ſich für immer zu binden geſonnen ſei, aber — lächerlich fände man es nicht.“

„Ja, lächerlich;“ fiel Ninon kopfſchüttelnd ein. „Auf Sie, mein Freund, aber fiele dieſer Schein noch mehr wie auf mich. Und, in Wahrheit — geſtehen Sie es ſelbſt — Niemandem könnte man es verargen. Unſere Jahre ſind ſo verſchieden, daß ich Ihre Mutter ſein könnte. — Nein, nein! Sprechen wir nicht mehr davon, wenn Sie mir nicht ſchmerzliche Empfindungen verurſachen wollen.“

„Und dennoch, Ninon,“ rief Villiers mit leidenſchaftlicher Gluth, „weiß ich, daß endlich der Erfolg meine Wünſche krönen wird! — Sie lächeln? Sie verneinen es? — O ich werde Sie ſo ſehr, ſo glühend lieben, Sie werden ſich von meiner Liebe ſo lebendig überzeugen, daß Sie überwunden, ja gezwungen werden, mich wieder zu lieben.“

Lange ſprach der junge Mann mit einem Enthuſiasmus, einer Gluth der Leidenſchaft, die deutlich darlegten, daß jedes ſeiner Worte aus dem Tiefinnerſten einer liebenden Seele kam, und daß ſeine ganze Phantaſie nur durch einen Gedanken, den der Gegenliebe Ninon's, bewegt wurde. — —

Es war ſchon tief in der Nacht als eine Chaiſe vor dem Landhauſe vorfuhr, um den jungen Mann zu der Reiſe nach den Ardennen aufzunehmen. In wenig Tagen legte Villiers den Weg zurück. Schweigend drückte ihn Marconnay an die Bruſt, als er ihm das Begnadigungspatent überreichte. Marion ſchluchzte laut, und nannte ihn tauſendmal ihren Wohlthäter, ihren Freund. Einige Tage ſpäter war das „château du diable“ verlaſſen, und die Bewohner deſſelben trafen unter verſchiedenen Namen, und von mehreren Seiten zu Compiegne ein, um ſich bei der neu errichteten Kompagnie anwerben zu laſſen. Auch viele andere Flüchtlinge benutzten die Gelegenheit, um der Amneſtie theihaftig zu werden. Niemand muthmaßte unter dem Anführer des Freicorps den gefürchteten „Terrier rouge“, und die Gefährten Marconnay's waren bei einem gänzlichen Schweigen allzuſehr betheiligt, als daß ſie die Identität ihres Führers mit dem ehemaligen Räuberhauptmann hätte verrathen ſollen. — Marconnay hatte ſeinen jungen Bekannten inzwiſchen gebeten, Marien nach Paris zu geleiten. Ninon ſchilderte in jedem Briefe, wie viel Freude es ihr machen würde, die Freundin wiederzuſehen, und während der Zeit, daß Marcennay im Felde wäre, mit ihr unter einem Dache zu leben.

Villiers willigte gern in dies Verlangen. Ohnehin rief ihn der Dienſt nach Paris, wo er die Ausrüſtung für die Neuangeworbenen in Empfang zu nehmen hatte. —

Ninon war entzückt, Marion wiederzuſehen. Der Empfang der Freundin konnte nicht liebevoller ſein. Gegen Villiers war ſie eben ſo freundlich, aber man konnte merken, daß ihr Betragen etwas Gemeſſenes hatte, wodurch ſie den jungen Mann in Schranken bannen wollte, die ihn verhinderten, ſeine Bewerbungen zu wiederholen. Die Leidenſchaftlichkeit Villiers' durchbrach dieſelben bald. Er ergoß ſich in laute Klagen über die Kälte Ninon's, und ſein ganzes Weſen ſchien ſo aufgeregt, ſo ergriffen, daß Jene bald genöthigt war, die Ergüſſe ſeiner Gefühle, die Schilderungen ſeiner Leidenſchaft aufs Neue anzuhören. Ninon hatte bis dahin gehoffte, an Marion einen Beiſtand gegen das Ungeſtüm der Leidenſchaft des jungen Mannes zu finden; ſie betrog ſich indeß. Der Dienſt, den Villiers ihr und ihrem Gatten geleiſtet, war allzugroß, als daß ſie ſich nicht veranlaßt gefunden hätte, Villiers' eifrigſte Fürſprecherin bei Ninon zu werden. Ueberhaupt hatte Marion darin einige Aehnlichkeit mit dem jungen Freunde, daß ihre Phantaſie ſich ſtets zu dem Romantiſchen neigte, und dies war auch die Urſache geweſen, daß ſie ſich ſo leicht mit dem Gedanken, die Gattin eines Räubers zu ſein, hatte vertraut machen können. Sie ſah daher in der Liebe des Jünglings zu einer Frau, die über die Mitte des Lebens hinaus war, nur das Ungewöhnliche, und dies war es gerade, was ihr dieſe Leidenſchaft anziehend machte, während Ninon's klarer Verſtand ihr blos die Nachtheile einer Verbindung dieſer Art erblicken ließ. Sobald Villiers von Liebe ſprach, bot Ninon alle Mittel auf, den jungen Mann theils durch Spott, theils durch Vernunftgründe, von der Abſurdität ſeiner Leidenſchaft zu überzeugen, aber alles umſonſt. Sein ewiger Refrain war: „Weiſen Sie mich immer zurück, Sie werden mich endlich dennoch lieben müſſen; meine Liebe wird Sie dazu zwingen!"

Villiers hatte, indem er dieſe Handlungsweiſe annahm, unbewußt zwei, nicht unpraktiſche Marimen Ninon's befolgt. Sie pflegte manchmal zu ſagen: „Die Liebe des Mannes iſt der Thermometer für die Liebe des Weibes!" und: „Man fürchtet undankbar zu ſcheinen und wird zärtlich." Beides ſollte ſich auch hier bewähren. Es konnte ihr unmöglich gleichgültig bleiben, die Betheurungen eines ſchönen, jungen Mannes, der nicht ohne Geiſt war, fortwährend anzuhören, und nur zu bald empfand ſie, daß er ſich nicht ohne Grund über Härte zu beklagen hätte, da in früherer Zeit Männer, die in dieſen Beziehungen unter Villiers ſtanden, ihre Neigung beſeſſen hatten. Was die dringenden Bitten Villiers nicht hatten erreichen können, gelang den Vorſtellungen Marion's. Ninon befreundete ſich mehr und mehr mit dem Gedanken, daß ihre Jahre kein ſo unüberſteigliches Hinderniß zu einer Verbindung mit ihrem jungen Freunde abgeben würden, und dieſe Ueberzeugung kam ihr um ſo eher, als ihr Spiegel derſelben nicht widerſprach.

Villiers brachte in dieſen Tagen jede Stunde, die der Dienſt nicht in Anſpruch nahm, zu St. Germain bei Ninon zu. Eines Nachmittags traf er ſie nicht in ihrer Wohnung; ſie war nach Paris gefahren, eine Freundin zu beſuchen, und Marion hatte ſie begleitet. Um ſich die Stunden des Wartens zu vertreiben, eilte Villiers, in einen Mantel gehüllt, auf die, wegen ihrer herrlichen Ausſicht, berühmte Teraſſe. Hier ließ er ſich auf einer Bank nieder, um ſich an dem entzückenden Anblicke der Gegend zu weiden. Auf einer Seite überſah er den prächtigen Park, deſſen dunkle Schattirungen, ehrwürdige alte Bäume ihn ſtets ſo anzogen und in ihre Schatten ladeten; auf der andern blickte er in die hintere, unüberſehbare Ebene, wo man, die Krümmungen der Seine verfolgend, zahlloſe Schlöſſer, Landhäuſer, Dörfer und Städtchen zu ſeinen Füßen liegen ſieht. Mit Intereſſe ruhete auch das Auge des Jünglings auf den Eckthürmen, den hohen Gallerien des alten Schloſſes, welches die früheren Könige ſo liebten, wo Heinrich der Zweite, Karl der Neunte, ſelbſt Ludwig der Vierzehnte geboren wurden, und das der Letzte, wie man erzählt, blos darum aufgab, und die platte, ſumpfige Gegend von Verſailles vorzog, weil er zu St. Germain die Grabſtätte der Könige Frankreichs, die Abtey St. Denys beſtändig vor Augen hatte.

Der Platz, wo Villiers ſich niedergelaſſen hatte, war unweit einer Bank, wo ſich eine muntere Geſellſchaft befand. Die ſechs bis acht Männer, aus denen ſie beſtand, ſchienen den höchſten Ständen anzuhören, denn die Titel: ‚Marquis, Graf, Chevalier‘ ertönten herüber und hinüber. Den Mittelpunkt derſelben bildete ein alter, aber noch ſehr munterer Herr mit grauem Haar, denn ſeine beißende, durch und durch mit Sarkasmen geſpickte Rede, die ſich um Angelegenheiten des Tages drehte, wurde oft vom Beifall und dem ſchallenden Gelächter ſeiner Gefährten unterbrochen.

Villiers hatte bis jetzt auf den Inhalt des Geſprächs wenig Acht gegeben, aber der Umſtand, daß der Name: ‚Ninon de Lenclos‘ kurz hintereinander mehrmals genannt ward, erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Er war fortan ganz Ohr.

„Was Sie, Meſſieurs, von der Geſchichte dieſer Dame kennen, iſt ſo viel wie nichts!“ fuhr der

Alte eben in ſeiner Rede fort. „Kann Jemand darüber Auskunft geben, ſo bin ich es. Ich will nicht ſagen, daß ich einſt ſelbſt zu den Begünſtigten gehörte — es wäre auch indiskret davon zu ſprechen, wenn es der Fall geweſen — aber ich habe mich früher als Beobachter oft in jenem Landhauſe, welches man ‚Klein-Sodom', oder ‚Neu-Gomorrha' nennen könnte, befunden."

„O, erzählen Sie! Erzählen Sie!" riefen die Zuhörer.

„Wenn ich Ihnen, Meſſieurs, eine bloße Liſte der Liebhaber Ninon's entwerfen ſollte, ſo würde mir dies viel Mühe und Ihnen wenig Vergnügen machen;" ſprach Jener. „Es würde Ihnen bedünken, als hörten Sie eine Compagnieliſte der Gardes du Corps, welche auch lauter erlauchte Namen enthält, vorleſen. Davon alſo kann keine Rede ſein; aber einige intereſſante Züge will ich Ihnen aus der Geſchichte dieſer Legion d'Amour mittheilen. — Ihr Vetter, Chevalier" — fuhr er, zu einem jungen Mann gewendet, fort — „der Comte de Coligny, war Ninon's erſter Liebhaber. Beide ſchwuren ſich ewige Liebe und Treue. Der arme Graf glaubte an Ninon's Schwur wie an das Evangelium, und er wäre am Ende verrückt genug geweſen, ſie zu heirathen, aber jetzt begann Ninon bereits die Liebe philoſophiſch zu ſtudiren, und an einem ſchönen Tage ſetzte ſie dem feurigen Anbeter ganz ruhig auseinander: ‚daß dieſe Leidenſchaft nur ein Wahn ſei, der nicht von uns abhinge, und der dem Ueberdruſſe und der Reue unterworfen bliebe‘. Mit dieſem Troſtgrunde ſendete ſie den armen Narren — Pardon, Chevalier! — nach Paris zurück. Er wollte ſich Anfangs eine Kugel durch den Kopf ſchießen, er unterließ es indeß, wie auch die Andern, die nach ihm in den gleichen Fall kamen, was auch ganz vernünftig war, denn am Ende wäre das Blei im Preiſe geſtiegen.“

Die Zuhörer, die den Sprecher umgaben, lachten überlaut.

„Ich übergehe das erſte halbe Dutzend der Nachfolger Coligny's, und komme gleich auf den Prinzen Condé;“ fuhr der Sprechende fort. „Der große Feldherr war von Ninon's Reizen ſo bezaubert, er trieb ſeine Aufmerkſamkeit gegen ſie ſo weit, daß er, wenn er ihr begegnete, ſeinen Wagen halten ließ, ausſtieg und ſie an ihrer Wagenthür begrüßte.“

„Unmöglich! — Rein unmöglich! — Ein Prinz von Geblüt?“ riefen die Zuhörer.

„Foi de gentilhomme!“ ſprach betheurend der Erzählende. „Was wollen Sie ſagen? Selbſt der Kardinal Richelieu meinte, es gehöre zum guten Ton, eine Zeitlang die Feſſeln Ninon's getragen zu haben. Auf dem Luſtſchloſſe des Kardinals zu Ruel, wurde durch den Vertrauten des allmächtigen Mannes, durch den Abbé Boisrobert, eine Zuſammenkunft mit Ninon veranſtaltet, ihr und Marion de Lormes — wie Sie wiſſen, eine Ueberſetzung Ninon's in's Sentimentale — die galanteſten und koſtſpieligſten Feſte gegeben. Leider ſeufzte der große Liebhaber vergebens.“

„Wirklich?“ rief ein junger Marquis. „Das iſt ein Beweis von Charakter. Ich liebe dieſen bei den Frauen.“

„Ich gratulire Ihnen dazu!“ ſagte trocken der Vorige. „Die Anſichten der Menſchen ſind verſchieden. Was mich anbelangt, ſo hat mich der Charakter der Weiber immer vom Heirathen abgehalten. Uebrigens würde Ninon wohl nicht den Bewerbungen des Kardinals widerſtanden haben, aber ſie liebte damals Zwei zu gleicher Zeit, nämlich den Marſchall d'Etrées und den Abbé d'Effiat, und — was zu viel iſt, iſt zu viel. Richelieu hätte auf Abgang warten ſollen.“

Es war Villiers empörend, auf dieſe Weiſe von einer Frau ſprechen zu hören, an der ſein ganzes Herz hing. Er war mehrmals im Begriff aufzuſtehen und ſich zu entfernen — denn die Freundin in Schutz zu nehmen, konnte er nicht wagen, da der Erzählende nur allzugut unterrichtet ſchien, und er fürchten mußte lächerlich zu werden — aber es war als ob er an ſeinen Platz gebannt wäre. Er blieb. —

„Nach jenen Beiden,“ erzählte der Alte weiter, „kam Villarceaux an die Reihe, aber die jüngere und hübſchere Madame Scarron — das dritte Blättchen in dieſem Frauenkleeblatt — kaperte ihn der Ninon weg. Villarceaux ward bald durch den Marquis la Chatre erſetzt. Als er ganz untröſtlich war, zur Armee abgehen zu müſſen, gab ihm Ninon eine Schrift, in welcher ſie ihm ewige Treue verſprach, aber ſchon vierzehn Tage nach ſeiner Abreiſe rief ſie in den Armen eines neuen Liebhabers aus: „Ach das gute Zettelchen, das la Chatre hat!‘“

Das Gelächter der Anweſenden ließ den Erzähler eine Zeitlang nicht zu Worte kommen.

„Nach la Chatre kam der Graf Preval, nach ihm der Marſchall Choiſeul, nach dieſem Herr von Gourville, er ward erſetzt durch den Tänzer Pekourt,“ fuhr er weiter fort, doch jetzt unterbrach ihn der Chevalier.

„Hören Sie auf! — Hören Sie auf!“ rief dieſer lachend aus. „Erzählen Sie uns lieber jetzt, wie Sie mit Ninon ſtanden, und wie Sie auseinander kamen, ſo wie wer jetzt der Begünſtigte iſt.“

„Wie ich mit ihr ſtand? Gut. — Wie wir auseinander kamen? Schlecht. — Wer jetzt der Begünſtigte iſt? Wer ſonſt als ein Narr, und zwar der dümmſte, der je an der Reihe geweſen, denn er will die Dame heirathen. — Es iſt ein Offizier vom Regiment Auvergne, ein ſentimentaler Fant, und ſoll de Villiers heißen.“

Wüthend ſprang der junge Mann von ſeinem

Sitze auf, warf den Mantel zu Boden, und trat in den Kreis der Anweſenden.

„Mein Herr!“ rief er mit vor Zorn zitternder Stimme. „Ich bin der Offizier, von dem Sie ſprechen, Sie aber ſind ein Elender, welchen ich züchtigen würde, wenn mich ihre grauen Haare nicht abhielten. — Für jetzt verlange ich, daß Sie ſich wegen der mir angethanen Beleidigung entſchuldigen, falls nicht etwa einer Ihrer Freunde geneigt iſt, mir an ihrer Statt Satisfaction zu geben.“

„Das will ich thun!“ rief raſch der Chevalier.

„Bemühen Sie ſich nicht, Herr von Senarmont, ich bin gewohnt meine Sache ſelbſt auszufechten;“ ſagte trocken der Alte. „Die Klinge des Malteſers Wilhelm von Vaudoncourt iſt zwar vor dreißig Jahren kräftiger gehandhabt worden, vielleicht auch geſchickter, aber ſie iſt ſeit dieſer Zeit nicht eingeroſtet, und immer noch gewandt genug, um dieſem jungen Herrn ein paar Unzen Blut, die er zu viel zu haben ſcheint, abzuzapfen. — Wann und wo iſt es Ihnen gefällig, mein Herr?“

„Jetzt! — Jetzt gleich! — Dort im Park!“ rief Villiers.

„Eh bien! begeben wir uns dahin;“ ſagte Baudencourt ſpöttiſch.

„Ich eile Chirurgen zu holen!“ rief der Chevalier. „Wo finden wir die Herren?“ —

„Wo anders als bei dem ‚Tempel der Venus?‘“ ſagte mit hämiſchem Lachen der Vorige. „Es gilt für den Ruhm der franzöſiſchen Lais eine Lanze zu brechen, und die Umgebung jenes Tempels, der heilige Hain Aphroditens, iſt mithin der ſchicklichſte Ort.“

Kniſchend raffte Villiers ſeinen Mantel auf und warf ihn über die Schulter. Eilig verließ die Geſellſchaft die Terraſſe. Der junge Mann ſchritt in ſtummer Wuth voran, ſchweigend oder ſich ſtill und lächelnd unterhaltend folgten die Andern. Nur Baudencourt ſchien gänzlich unverändert und kalt. Er ſprach über den Park, über die Abendluft, die heute recht kühlend und angenehm ſei, über die Abweſenheit der ‚Badauds de Paris‘, welche es ſonſt gewöhnlich ſo ſchwer machten, ein zur Ausgleichung einer Ehrenſache ſchickliches Plätzchen aufzufinden, und ließ endlich noch einige Bemerkungen über Tagesneuigkeiten folgen, die er nicht nur an ſeine Begleiter, ſondern auch ſelbſt an ſeinen Gegner richtete. —

Die Geſellſchaft war eben in einem abgelegenen Theile des Parks, bei einem runden Tempelchen, in deſſen Mitte Venus, umgeben von einigen bausbäckigen Amoretten, ſich befand, angekommen, als Baudoncourt auf einem Raſenplatze ſich nach allen Seiten umſah. Eben erſchien auch der Chevalier Senarmont mit einem Chirurgen.

„Ich dächte hier wäre ein hübſches Plätzchen, ſtill und heimlich, wie es ſich zu dem Haine Aphroditens eignet und gebührt!“ rief Baudoncourt ſcherzend. „Iſt es Ihnen gefällig, Herr von Villiers, ſo ſchreiten wir an's Werk. Später wird es kühl, man kann ſich leicht den Schnupfen holen, denn — wie ich vorausſetze — fechten Sie auch wohl am liebſten entkleidet.“

Mit dieſen Worten zog der Sprechende ſeinen Rock aus und ſchleuderte ihn auf den Raſen. Villiers folgte ſogleich ſeinem Beiſpiel.

„Nun, Chevalier,“ ſprach Baudoncourt lächelnd, „es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß Sie mein Secundant ſind; aber wie iſt es mit dem zweiten?

— Sie, Marquis d'Outremont, könnten wohl meinem Gegner dieſen Dienſt leiſten."

„Mit Vergnügen!" rief der Angeredete, und alle Vier zogen die Degen.

Kaum hatte Villiers den ſeinigen entblößt, als er ſeinem Gegner heftig zu Leibe ging. Stoß folgte auf Stoß, bald aber ſah der junge Mann, daß Vaudoncourt beabſichtigte ihn austoben zu laſſen, um ihn dann ſelbſt deſto vortheilhafter angreifen zu können, und Villiers ſuchte ſich, ſo ſehr er es bei ſeiner Gemüthsbewegung im Stande war, zu mäßigen. Der erſte Gang war vorüber, ohne daß einer der Fechtenden den andern verletzt hatte; endlich begann der zweite. In dieſem bemerkte Villiers bald den Grund zu der großen Gemüthsruhe, in welcher ſich Vaudoncurt vor dem Duelle befand. Er war einer der ausgezeichnetſten Fechter, die er je geſehen hatte. Obwohl der junge Mann dieſe Kunſt gründlich und mit beſonderer Neigung erlernt, ſo ſah er doch nur zu gut, daß ſein Gegner ihm gewaltig überlegen ſei, und es dauerte nicht lange, ſo war er genöthigt, nicht blos auf den Angriff, ſondern auch auf Vertheidigung zu denken.

Dies zeigte ſich beſonders beim Beginn des dritten Ganges. Die Fechterkünſte, die Finten Vaudoncourt's erſetzten vollkommen, was dem Arme des bejahrten Mannes an Kraft abging. Villiers ſah wohl ein, daß es nicht lange dauern werde, bis Vaudoncourt, vermöge ſeiner ausgezeichneten Fechtkunſt, den Sieg über ihn davon tragen würde. Der Gedanke, daß der Gegner unverletzt aus dem Kampfe gehen ſolle, war ihm unerträglich, er beſchloß auf eine andere Weiſe zum Ziele zu gelangen. Er gab jetzt dem Gegner abſichtlich eine Blöße, und eben als Vaudoncourt gegen ihn ausfiel, um dieſe zu benutzen, ſtieß er nach, ohne ſich zu decken.

„Halt!" riefen jetzt beide Secundanten, indem ſie die Degen kreuzten. „Der Zweikampf iſt geendet. Beide Gegner ſind verwundet."

So war es auch. — Villiers hatte einen Stich in die Schulter, Vaudoncourt einen in den Arm. Der des letztern war der gefährlichere; er war nahe dem Gelenke, und machte ihn unfähig zur Fortſetzung des Gefechts.

„Die Sache iſt aus!" ſagte der Malteſer ſichtlich verſtimmt, und indem der Chirurg Anſtalt machte ihn zu verbinden. — „Sie ſind ein tapferer Fechter, Herr von Villiers;“ ſetzte er lächelnd hinzu; „ein zu tapferer vielleicht, um ein guter zu ſein. Hätte ich meinen Vortheil ganz wahrnehmen wollen, ſo würde ich eine Handbreit tiefer geſtoßen haben.“

„Ich bekenne gern,“ erwiederte Villiers etwas verwirrt, „daß Sie mir in der Fechtkunſt bei weitem überlegen ſind, ſo wie Sie mir wohl zugeſtehen werden, daß ich die Schonung, von der Sie ſprechen, nicht in Anſpruch genommen habe.“

„O nein!“ ſprach Vaudoncourt kalthöflich. „Das war es nicht, was ich ſagen wollte. Es iſt mir im Grunde ſogar nicht unlieb, eine Unvorſichtigkeit, die ich vielleicht zu büßen haben werde, begangen zu haben, da ich mir ſchuld geben muß, der Veranlaſſer unſers Zwiſtes geweſen zu ſein.“

Der Wundarzt hatte indeß ſeiner Kunſt bei dem Malteſer genügt, und machte ſich fertig Villiers zu verbinden. Während dies geſchah, betrachtete Vaudoncourt mit großer Aufmerkſamkeit Arm und Schulter ſeines Gegners. Er trat ſo nahe, daß der Chirurg faſt an der bequemen Ausführung ſeines Geſchäfts verhindert ward.

Dem jungen Manne verurſachte dies Betragen eine ſehr unangenehme Empfindung. Er ſetzte es auf Rechnung einer höchſt unzarten Neugierde, welche unterſuchen wolle, wie tief und auf welcher Stelle der Degen eingedrungen ſei, und der Widerwille gegen Vaudoncourt, der bereits nachgelaſſen hatte, begann ſich auf's Neue zu ſteigern. —

So wie Villiers verbunden war, eilte die Geſellſchaft, da es ſchon dunkel zu werden begann, den Park zu verlaſſen. Die Mitglieder derſelben unterhielten ſich kalthöflich mit dem jungen Manne, nur Vaudoncourt ging ſchweigend, wie in ſich gekehrt; doch bemerkte Villiers, daß ihn ſein Gegner von Zeit zu Zeit ſehr aufmerkſam betrachtete, und dann wieder in tiefes Nachdenken verfiel. — Eben waren ſie am Eingange des Parkes, man wollte ſich trennen, als Vaudoncourt zu dem jungen Manne trat.

„Ein Wort unter vier Augen, mein Herr;“ ſagte er.

Verwundert betrachtete der Jüngling ſeinen

Gegner vom Kopf bis zum Fuße, dann folgte er ihm einige Schritte abſeits.

„Entſchuldigen Sie einige Fragen, hinſichts welcher ich bitte, daß Sie ſolche nicht als Neugier deuten mögen;" hob Baudoncourt höflich an. „Sind Sie aus der Provence gebürtig?"

„Allerdings!" verſetzte Villiers.

„Leben Ihre Eltern noch?" frug Jener weiter.

„Beide ſind todt! — Ich habe ſie nie gekannt. Ich ward zu Nizza, ſpäter zu Turin erzogen."

„Eine letzte Frage noch!" rief Baudoncourt lebhaft. „Als Sie verbunden wurden, bemerkte ich auf Ihrem Arme zwei, in die Haut eingeritzte Figuren, welche Buchſtaben glichen — —"

„Es iſt ein N. und ein L., die Anfangsbuchſtaben des Namens meiner Amme, die mir ſolche aus Schmerz, als ſie mich in das älterliche Haus zurückliefern mußte, und ſich nur ungern von ihrem Pflegling trennte, eingeritzt haben ſoll;" verſetzte Villiers lächelnd.

Baudoncourt ſchwieg einen Moment, als ob er mit einem Entſchluſſe kämpfte.

„Herr von Villiers!“ ſagte er dann. „Ich kann mich in einer Vermuthung irren, es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ich mich irre, und daß blos ein ſeltſamer Zufall im Spiele iſt, indeß halte ich mich verpflichtet, Ihnen ein paar Worte zu ſagen, die Sie mir um ſo weniger übel deuten können, als ſie gut gemeint ſind. — Sie beabſichtigen Ninon de Lenclos zu heirathen? — Wohl! — Wenn Sie indeß ein großes Unglück, ein Verbrechen verhüten wollen, wenn Ihnen Ihre Ruhe, und die Ihrer Verlobten, Ihre Ehre, Ihr Gewiſſen lieb iſt, ſo thun Sie es nicht eher, als bis Sie Fräulein von Lenclos das Zeichen auf Ihrem Arm gezeigt, Ihren Taufſchein und die Taufſcheine Ihrer Eltern eingeholt haben. — Fragen Sie mich um weiter nichts,“ ſetzte er hinzu, als Villiers zu ſprechen anheben wollte, „ich kann mich irren; ich irre mich wahrſcheinlich. Spräche ich meine Vermuthungen aus, ſo würden Sie mich vielleicht für einen Dämon halten, der Ihr Glück zerſtören, Unkraut unter den Waizen ſäen wolle. Ich bin es nicht. Ich haſſe zwar Ninon de Lenclos, aber mein Haß trägt ſich nicht auf Sie über; Sie erregen vielmehr meine Theilnahme; denn ich halte Sie — ſo oder ſo — für *bedauernswerth*.“ — —

Ehe Villiers ſich noch beſinnen konnte, ob er die letzten Worte des Malteſers für eine Freundlichkeit, oder eine neue Beleidigung, nehmen ſollte, verbeugte ſich dieſer raſch, und war in ein paar Sekunden mit ſeinen Gefährten verſchwunden. —

Der junge Mann begab ſich jetzt nach dem Hauſe ſeiner Geliebten. Er fand hier ein Billet, welches ihn benachrichtigte, daß ein Geſchäft ſolche einige Tage zu Paris zurückhalten würde, und daß ſie ihn nach ihrem Hauſe, in der Vorſtadt St. Antoine, einlade. Noch dieſelbe Nacht eilte Villiers nach Paris zurück. — — —

In der Zeit, in welcher ſich die geſchilderten Begebenheiten ereigneten, war die Faubourg St. Antoine, nicht wie gegenwärtig, der Wohnſitz der niedern Volksklaſſen. Mehrere Vornehme beſaßen dort kleine, wohleingerichtete Häuſer, die in Gärten lagen, und wohin ſie ihre Zuflucht nahmen, wenn ſie ſich weniger beobachtet, oder dem Gewühl der Reſidenz zu entziehen wünſchten. Auch Ninon beſaß ein ſolches, welches ſie einſt von dem Marſchall d'Etrées zum Geſchenk erhalten hatte. Es war kleiner wie das zu St. Germain, aber das Innere war ſo elegant und bequem wie jenes eingerichtet. Trat man aus der Hinterthür des Hauſes, ſo befand man ſich in einem, nicht ganz unbedeutenden Garten, welchen Lenotre, das Orakel der Gartenliebhaber jener Zeit, aus Galanterie für Ninon erſt vor Kurzem im neueſten Geſchmack arrangirt hatte. In der Mitte deſſelben war ein Pavillon, um welchen, in großen Kübeln, mehrere blühende Orangenbäume ſtanden. Hier befanden ſich Ninon und ihre Freundin faſt die ganze Tageszeit; das Lieblingsplätzchen der erſtern aber war ein dunkles Fliederboskey, in deſſen Mitte ſich eine hübſche Marmorſtatue Cytherens befand, welche ein Geſchenk des großen Condé war. Die Göttin der Liebe war bemüht, ihren Sohn, dem ein Böſewicht, oder ein Schalk den Bogen zerbrochen hatte, und der deshalb bitterlich weinte, zu tröſten. —

Am Tage nach dem oben geſchilderten Zweikampfe hatte ſich Marien nach der Cité zu einer Freundin begeben, deren Gemahl ſich beim Heere befand, und von welcher ſie Nachrichten von Marcennay zu erhalten hoffte, indem mehrere Briefe des Letzteren ausgeblieben waren. Ninon befand ſich in dem Pavillon, mit Geſang und dem Spiel der Laute beſchäftigt, aber beides wollte ſie nicht erheitern. Ein trübes, niederdrückendes Gefühl laſtete auf ihrer Seele; es war jenes düſtre Ahnen, welches, wie die Dämmerung der Nacht, einem ſchmerzlichen Ereigniſſe als Schatten vorhergeht, und deſſen Einwirken zu wehren, dem Menſchen faſt niemals gelingt. — In dieſem Augenblick trat Villiers, den Arm in der Binde, in's Zimmer. —

„Um Gotteswillen, mein Freund," rief Ninon erſchrocken, „was iſt Ihnen begegnet?"

„Wenig! — Kaum mehr als nichts;" erwiederte Villiers, die Hand Ninon's an die Lippen drückend. „Ein unbedeutendes Duell, weiter nichts. — Wie können Sie nur ſo erſchrecken?"

„Ha, nun weiß ich," rief Ninon, „was mir geſtern und heute wie Blei auf dem Herzen laſtete. Anfangs glaubte ich, ein anonymer Brief, über dergleichen ich ſonſt zu lachen gewohnt bin, habe mich verſtimmt —"

„Ein anonymer Brief?" fiel Villiers ein.

„Ja! Hier; leſen Sie;“ rief Ninon etwas munterer, indem ſie dem Freunde ein Billet hinreichte. „Das Schlimmſte iſt, daß der giftige Briefſteller — oder die Briefſtellerin, denn die Hand ſcheint mir eine weibliche — gar nicht Unrecht hat. Es iſt die boshafteſte Satyre auf eine Verbindung, die — geſtehen wir es nur — allerdings etwas höchſt Lächerliches hätte, wenn ſie vollzogen werden ſollte. Die Schreiberin des Billets hat es vorzüglich auf mein Alter abgeſehen, das ſie mir Zeile vor Zeile vorwirft. — Ach, mein Freund, es iſt wohl wahr: „Das Alter iſt die Hölle der Frauen!‘ Ich fürchte ſie zwar nicht, aber es iſt eine fatale Einrichtung der Natur, daß ſie eben im Geſicht den Runzeln ihren Platz angewieſen hat.“ —

Ninon lachte herzlich, als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, und ihre Laune ſchien von Minute zu Minute eine heiterere zu werden.

„Sehen Sie nur!“ rief ſie, indem ſie mit ihren weißen Fingern auf eine Stelle des Briefes deutete. „Das iſt ein guter Gedanke. Ich habe recht herzlich darüber lachen müſſen. Hören Sie nur:

‚Mit Plato, den ſie ſtets bewundert und erhebt,
Hat ſie — ihr Alter zeigt's — wohl gar vertraut gelebt.' —

Iſt das nicht allerliebſt? — Wahrhaftig, meine Gegnerin iſt nicht ohne Geiſt!"

„Ich glaube nicht, daß eine Dame dieſen Brief geſchrieben hat;" verſetzte Villiers nachdenkend. „Faſt könnte ich auf den Gedanken kommen, daß die Hand, die dieſen Brief geſchrieben, mir auch dies Andenken" — er zeigte auf ſeine Schulter — „mitgetheilt hat."

„Und wer war Ihr Gegner?" fragte Ninon, ſchnell zum Ernſte zurückkehrend.

„Ein Mann, den ich zum erſtenmal in meinem Leben geſehen, der mich ſo wenig kannte, wie ich ihn, bis ich ihn geſtern zu St. Germain auf der Terraſſe getroffen, ein Mann bei Jahren, Baudoncourt, glaube ich, heißt er, und iſt Malteſer."

„Dieſer!" rief Ninon erſchrocken. — „Ha, dann weiß ich auch den Grund Ihres Zweikampfs. Ich bin es; dieſer Mann haßt mich tödtlich."

„Wie wäre dies möglich? Wie könnte Sie Jemand haſſen! — Nein, es war ein anderer Gegenſtand, der uns entzweite, der —"

„Hintergehen Sie mich nicht! Es iſt umſonſt;“ verſetzte Ninon raſch. „So hartnäckig wie mich dieſer Menſch vor einigen zwanzig Jahren mit ſeiner Liebe verfolgte, eben ſo hartnäckig verfolgte er mich ſpäter mit ſeinem Haſſe. Er hat mir den bitterſten Augenblick in meinem ganzen Leben bereitet, einen Augenblick, den ich nicht überleben zu können glaubte. — Doch jetzt reden Sie! Ich will Alles wiſſen, was er ſagte, und wie es ſich begab.“

„Ich befand mich,“ verſetzte der Gefragte, „als ich Sie nicht daheim fand, auf der Terraſſe, um Ihre Zurückkunft zu erwarten, und mich inzwiſchen durch die ſchöne Ausſicht zu erheitern, als jener Mann, der mit mehreren Gefährten dort Platz genommen hatte, und mich nicht kannte, zu ſeinen Begleitern von mir und unſerer Verbindung verächtlich ſprach.“ —

„Er wird,“ fiel Ninon lebhaft ein, „von meinem Leichtſinn, von meinen Vergehungen geſprochen haben. Und hatte er nicht Recht? — Iſt nicht Alles wahr? — Sehen Sie wohl, mein Freund, welcher Schein des Lächerlichen ſchon jetzt auf uns Beide fällt, wo eine ſo unnatürliche Verbindung nur noch ein Gerücht iſt. Man wird uns mit Spott bedecken, wenn das Gerücht ſich beſtätigt findet.“

„Immerhin!“ rief Villiers heftig. „Mögen ſie ſpotten, mögen ſie lachen! Nach und nach wird man des Spottens und Lachens müde werden. Spricht Jemand ein Wort in meiner Gegenwart, das auf irgend eine Weiſe verletzend —“

„So werden Sie ihn zum Duell fordern, den Raufbold machen, ihn tödten, oder ſich tödten laſſen! — Vortrefflich! Das fehlte noch;“ unterbrach ihn Ninon ergriffen. — „Nein, mein Herr, ich werde Ihnen nicht eher meine Hand reichen, bis Sie mir verſprochen haben, ſo brav zu ſein, das zu ertragen, was wir verdienen.“

„Sie wollen es;“ ſagte Villiers kleinlaut. „Ich verſpreche es, ſo weit es ſich mit den Geſetzen der Ehre verträgt.“

„Nun, wir wollen ſehen, wie Sie Wort zu halten gewohnt ſind;“ ſprach Ninon lächelnd. „Nun weiter in Ihrer Erzählung.“

„Erlaſſen Sie mir, Freundin, die Wiederholung von Gemeinheiten, die verletzend ſind für Sie und für mich;“ ſprach dringend der junge Mann. „Ich unterbrach den Sprechenden, forderte ihn zum Zweikampf, wir ſchlugen uns, ich durchſtieß ihm den Arm, und er verwundete mich in der Schulter. — Das war Alles.“ —

„Wie benahm er ſich nachher?“ fragte Ninon.

„Hm; ich kann nicht über ihn klagen. Sein Benehmen war das eines Mannes von Ehre. — Doch halt! Er kann doch wohl ein Nichtswürdiger ſein. — Eine ſonderbare Forderung —“

Villiers ſtockte.

„Sprechen Sie! — Sprechen Sie!“ — ſprach Ninon lebhaft und dringend.

„Er drang in mich, ehe ich mit Ihnen eine eheliche Verbindung vollzöge, die Taufſcheine meiner Eltern mir zu verſchaffen;“ vollendete Villiers.

„Sonderbar! — Höchſt ſonderbar!“ verſetzte Ninon befremdet.

„Es iſt gewiß eine Tücke, eine Nichtswürdigkeit dahinter verborgen;“ rief der junge Mann.

„Es wäre wohl möglich, wenn es ſich auf mich bezöge, denn er haßt mich;“ ſagte Ninon.

„Aber Sie, der ihn früher nie beleidigte. — Und dann, was könnte es ſchaden, wenn Sie es thäten? — Thun Sie doch, wozu er rieth. — Deutete er denn gar nicht an, weshalb er Ihnen dieſen Rath ertheile?“

„Er meinte, es würde dadurch ein Unglück verhütet;“ ſagte Villiers nach längerer Pauſe.

„Wohlan, ſo müſſen Sie es thun!“ rief Ninon raſch.

„Es würde zeitraubend, weitläuftig, ſchwer ſein;“ ſprach Villiers mißmuthig. „Sie wiſſen, ich kannte weder Vater noch Mutter. Ich könnte zwar nach Turin ſchreiben. Der Vorſteher der Penſion, in der ich mich befand, lebt noch.“ —

„So thun Sie dies augenblicklich!“ rief Ninon. — „Konnten Sie denn niemals eine Vermuthung über den Namen Ihrer Eltern faſſen?“

„Niemals! — Mein Vater ſtarb früh. Verhältniſſe — ſo ſagte mir der Vorſteher der Penſion — geſtatteten nicht, mir den Namen meines Vaters beizulegen. Eine Verwandtin beſorgte meine Erziehung. Sie korreſpondirte mit meinem Lehrer.“

„Und der Name derſelben?“ fragte Ninon.

„Ich erinnere mich nur ein einziges mal, und zwar zufällig, einen Brief derſelben geſehen zu haben. Er war unterſchrieben: ‚Charlotte Marquiſe von Gerſay, geborne von Rochechouart.‘“ —

„Was?“ rief Ninon, raſch von ihrem Sitze aufſpringend. „Charlotte von Rochechouart bekümmerte ſich um Ihre Erziehung? Sie war Ihre Verwandte? — Auf welche Weiſe war ſie mit Ihnen verwandt?“

„Ich weiß es nicht;“ ſagte Villiers. „Es ſchien, als ob man mich abſichtlich deshalb im Dunkel laſſen wollte, doch muß die Verwandtſchaft nahe geweſen ſein, denn ſie ließ mir bis zu ihrem Tode regelmäßige Geldunterſtützungen zukommen, und ſorgte für mich auf alle Weiſe, wiewohl ſie, — wie mir mein Lehrer mittheilte — einmal für allemal ablehnte mich zu ſehen. — Aber Sie ſcheinen ſo ergriffen, theure Ninon, ſo überraſcht. Sollten Sie irgend eine Ahnung haben, worauf Vaudoncourt deutete? Sollte wirklich ein Grund —“

„Sie müſſen ſogleich Anſtalten machen, über Ihre Geburt in's Klare zu kommen, mein Freund!“ unterbrach Ninon in großer Aufregung den Sprechenden. „Ehe dieſer Punkt nicht ſonnenklar vorliegt, kann von einer Verbindung zwiſchen uns nicht die Rede ſein.“

„Ha, was ſagen Sie da!“ rief Villiers erſchrocken. „Sie vermuthen in mir die Frucht einer ungeſetzlichen Verbindung? Sollte dies Ninon, die edle, vorurtheilsfreie Ninon —“

„Sie werden mir ſo etwas nicht zutrauen, mein Freund;“ fiel Jene ein. „Unſere Verbindung kann indeß unmöglich ſtattfinden, bis Alles klar iſt; ſie könnte, eher vollzogen, ein Unglück, ein namenloſes Unglück — nein ein Verbrechen, ein abſcheuliches Verbrechen ſein. — — Doch, ſprechen Sie: hat Baudoncourt Ihnen nicht mehr geſagt, nichts weiter angedeutet? — Beſinnen Sie ſich; das kleinſte Wort, ja jede Sylbe iſt von Wichtigkeit.“

„Er ſetzte noch etwas hinzu, das aber höchſt ſonderbar, faſt lächerlich erſcheint;“ erwiederte der junge Mann. „Wie ich verbunden ward, betrachtete er aufmerkſam meinen Arm. Auf dieſem befindet ſich ein Maal — eigentlich kein Maal, ſondern einige Zeichen — welche, wie man mir einſt erzählte, meine Amme mir mit einer Nadel eingeritzt; dieſe, ſagte er, möchte ich Ihnen zeigen, ehe unſere Verbindung geſchloſſen würde —"

„Gott, meine Ahnung!" rief Ninon heftig erſchüttert. — „Zeigen Sie! — Zeigen Sie mir dieſe Zeichen!" — ſetzte ſie mit heftig arbeitender Bruſt, und kaum ihrer Stimme mächtig, hinzu.

Raſch öffnete Villiers die Bänder, die den, wegen der Verwundung, aufgetrennten Aermel zuſammenhielten.

„Hier ſind ſie!" ſagte er ruhig, indem er auf einige Narben wies. „Es iſt ein N. und ein L., die Anfangsbuchſtaben des Namens —"

„Deiner Mutter!" ſchrie Ninon mit Entſetzen. — „Der Marquis von Gerſay war Dein Vater. Du biſt mein Sohn, mein Charles! — Gott! An welchen Rand eines Abgrundes von Elend und Entſetzen hat uns mein Leichtſinn gebracht!"

„Sagen Sie nein! — Ninon, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie nein!" rief Villiers laut, faſt ſchreiend. „Sie ſind meine Mutter nicht! — Sie ſind meine Geliebte, meine theure Geliebte, bald mein Weib —"

„Kein Wort mehr dieſer Art, Charles! — Jedes Wort dieſer Art wäre ein Gräuel, und ein Fluch!" rief Ninon geiſterbleich.

„Es kann ja nicht ſein! — Es iſt ja unmöglich;" fiel Villiers ein.

„Es iſt nicht nur möglich, es iſt gewiß;" unterbrach ihn Ninon. „Dein Vater war unter dem Namen Charlier mit mir bekannt worden, ſeine Gattin, Charlotte von Rochechouart, entdeckte die Verbindung, deren Frucht Du geworden. Sie forderte, theils aus Stolz, theils weil ſie mich haßte, das Kind, und auf Befehl des Kardinals Richelieu mußte ich es ausliefern. Sie verweigerte mir hart, es jemals wiederzuſehen; im Augenblicke der Trennung, und um mein Kind dadurch vielleicht einſt wiederzufinden, ritzte ich ihm die Anfangsbuchſtaben meines Namens in den Arm. Vaudoncourt, der Verwandte Charlottens, war dabei, als es geſchah."

„Ja dann — dann" — rief Villiers, und

die Stimme verſagte ihm. Er ſank todtenbleich auf einen Stuhl. —

Ninon warf ſich erſchüttert vor ihm nieder, ſie drückte ſeine Hände fortwährend an ihre Lippen und bedeckte ſie mit ihren Thränen, ohne eines Wortes mächtig werden zu können. Villiers hatte das Anſehn eines Geſtorbenen. Seine Augen blickten ſtier, Wangen und Lippen waren blaß, die Letztern zuckten krampfhaft.

„Zu viel! — Zu viel!“ ſagte der Jüngling endlich wie unbewußt. „Alle Blüthen meines Lebens zertreten!“ — — —

Ninon blickte jetzt ängſtlich zu ihm auf, ſie ſchien für ſeinen Verſtand zu fürchten.

„Faſſe Dich, Charles! — Faſſe Dich, Sohn! — Habe Mitleid mit der Angſt Deiner Mutter;“ rief ſie laut weinend. „Klage, weine, verklage mich, Charles, aber ſprich ein Wort!“

„Klagen? — Weinen?“ ſagte Villiers bitter. „Mein Elend iſt ſo groß, daß es weder Worte noch Thränen hat. — Verklagen? Wen? — Die Geliebte, oder die Mutter?“

„O Gott! — Gott!“ — rief Ninon erſchüttert. „Nicht dieſen Ton, Charles! Nicht dieſen Ton! er iſt der der Verzweiflung.“

„Sie können Recht haben!“ ſagte Villiers aufſtehend. „Aber auch ich habe Recht. — Wenn man Alles verliert, hat man ein Recht zu verzweifeln. — — Mutter,“ ſagte er nach einer Pauſe mit ſchwacher Stimme, „wir ſind ſehr, ſehr elend. — Laſſen Sie uns Zeit uns zu ſammeln. Troſt können Sie mir nicht geben. Sie müſſen dies fühlen. Erlauben Sie, daß ich mich auf einige Augenblicke entferne.“

Man hörte in dieſem Momente einen Wagen verfahren. Ninon eilte nach dem Hauſe, um Befehle zu ertheilen, Jedermann abzuweiſen. Als ſie im Eintreten noch einen Blick auf Villiers warf, bemerkte ſie, daß er ſeine Schritte nach dem Bosket lenkte, wo er ſo gern zu verweilen pflegte. —

Es mochte ohngefähr fünf Minuten ſpäter ſein, als Ninon wieder nach dem Pavillon zurückkehrte. Sie fand ihn leer. Sie harrte noch eine Weile. Eine entſetzliche Angſt überfiel ſie, als beinahe eine

Viertelſtunde vergangen war, und Villiers ſich noch nicht zeigte. Plötzlich ſprang ſie auf. So ſchnell ihre Füße es nur vermochten, eilte ſie nach dem Bosket. Ein Blick in daſſelbe und Ninon ſank bewußtlos zur Erde. — Villiers lag auf den Stufen des Piedeſtals der Statue Cytherens, das brechende Auge auf Ninon gerichtet. Der blutige Degen lag an ſeiner Seite. — — —

Mit einem lauten Schrei ſtürzte die unglückliche Mutter zu Boden. Der Sterbende wollte ſich noch einmal aufrichten, er vermochte es nicht, er bewegte die Lippen, wollte ſprechen, es war unmöglich. Mit einem Seufzer entfloh ſeine Seele.

Erſt nach mehreren Minuten erwachte Ninon aus der tiefen Ohnmacht, in der ſie befangen geweſen war. Mit aller Leidenſchaftlichkeit, die ihr eigen war, ſprang ſie auf, zerraufte ſich das Haar, und warf ſich auf die Leiche, auf deren kalte Lippen ſie die ihrigen drückte. Das herzzerreißende Geſchrei, das ſie ausſtieß, führte endlich Leute herbei, und dies zu ihrem Glücke, denn es würde ſonſt ein zweiter Selbſtmord begangen worden ſein. Nur mit Mühe konnte ſie abgehalten werden, Hand an ſich zu legen. — — —

Das furchtbare Ereigniß, welches ſtatt gefunden hatte, brachte auf längere Zeit eine ſcheinbar gänzliche Umwandlung des Charakters Ninon's zuwege. Sie entſagte allen Freuden des Umgangs, und war beinahe ein Jahr lang, ſelbſt ihren vertrauten Freunden, unſichtbar. Erſt nach und nach trat ſie wieder in die Kreiſe der größern Welt; ſie war ernſter, beſonnener wie früher; das Unglück hatte ſie, die bis dahin nur die Freude gekannt hatte, in ſeine harte Schule genommen.

Ihre Briefe an St. Evremont geben dafür das beſte Zeugniß. —

Ninon de Lenclos ward über neunzig Jahre alt, und ſelbſt in dieſem Alter war ſie noch liebenswürdig. Der Abbé Chaulieu ſagte: „die Liebesgötter hätten ſich ſelbſt in die Runzeln ihrer Stirn verſteckt.“ Bannier, ein Sohn des berühmten ſchwediſchen Generals, und der Abbé Gedoyn, ein junger Mann von neunundzwanzig Jahren, bemühten ſich um die Gunſt der damals faſt achtzigjährigen Frau. Sie hatte außerdem das Glück, daß ihre Freunde ihr bis über das Grab hinaus treu blieben, und, ſelbſt nach ihrem Tode noch, mit Enthuſiasmus von ihr ſprachen. — —

Die ſpätern Jahre Marion de Lormes' waren weniger glücklich. — Kaum war der Krieg ausgebrochen, als Marconnay mit ſeinem Corps zu den Truppen ſtieß, die gegen die Feſtung Lille beſtimmt waren. Voll Begier ſich auszuzeichnen, bat er um die Gunſt, mit der Schaar, die er führte, an die Spitze einer Kolonne geſtellt zu werden, die ein Außenwerk anzugreifen beſtimmt war. Zweimal führte er ſein Freicorps zum Sturm, zweimal wurde er zurückgeworfen. Wie ein Raſender drang er zum dritten Male vor. Es gelang ihm, die weiße Fahne Frankreichs auf den erſtürmten Wall zu pflanzen, aber in dem Augenblicke, wo dies geſchah, ſtürzte er von mehreren Kugeln durchbohrt, zur Erde. Turenne ehrte ſein Andenken durch die Bekanntmachung ſeines Heldentodes. — Nach einigen Jahren bewarb ſich ein Procureur, Namens Laborde, um die Hand der Wittwe. Marion's ſiebenzehnjähtige Ehe mit dieſem war weniger glücklich als die frühere. Als Laborde ſtarb, lebte Marion in bitterer Armuth. Auch ſie erreichte, wie ihre Freundin, ein hohes Alter. Die Erkenntlichkeit zweier treuer Domeſtiken hatte längere Zeit das Leben der einundachtzigjährigen Greiſin gefriſtet.

Die Afrikanerin.

Erzählung.

Motto:

„Komm, meine Braut, vom Libanon! — Gehe herein, tritt her von der Höhe Amana, von der Höhe Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Leoparden!“ —

Das Hohelied.

s war Wochenmarkt an den Ufern der Hamiß.
in Trupp der Chaſſeurs d'Afrique, geführt von
m jungen Victor d'Aſſas, war von der Ferme
n Reghaia abgeſendet worden, um das öſtliche
nde der Ebene Metidſchad, gegen den Engpaß
r Bani=Aiſcha, abzupatrouilliren.

Es war ein herrlicher Jüngling, der die Reiter
hrte. Der Tſchako, welcher auf dem dunkeln
ckenkopfe ſaß, die ſchöne, himmelblaue Uniform,
lche die ſchlanke Taille ſo vortheilhaft hervorhob
d von den weiten, rothen Pantalons ſcharf ab=
ch, der halbmondförmig gekrümmte, arabiſche
äbel, der an der Seite klirrte, ließen die ſchöne
eſtalt, die edlen Züge des jungen Mannes nur
n ſo vortheilhafter in's Auge fallen.

Die Reiter, die der Jüngling führte, gehörten
dem geachtetſten Corps in Afrika. Die Chaſſeurs

d'Afrique ſind der Schrecken der Araber. Sie geben nie Pardon, und ihren Säbeln erlag ſchon mancher Beduine, ſo gut er auch ſeinen Yatagan zu führen verſtand. — Die Reiterſchaar war eben auf einem Hügel angelangt, auf welchem man ringsumher eine weite Ausſicht hatte. Rückwärts lag die Ebene der Metidſchah, wie ein grünes Meer, aus welchem einzelne weiße, oder ſchwarze Punkte emporragten. Die erſten waren die theils zerſtörten, theils von europäiſchen Koloniſten neubewohnten Hauſchs (Pachtgüter), die letzten arabiſche Duars (Zeltdörfer); zwiſchen denſelben ſah man zahlreiche Viehherden, aber Alles erſchien nur wie einzelne, dem Auge kaum bemerkbare Pünktchen, auf dem unermeßlichen Wieſenmeere, das einen Eindruck großartiger Einſamkeit und Oede in der Seele des Beſchauers zurückließ. Viel romantiſcher war die entgegengeſetzte Seite des weiten Geländes. In der Entfernung von etwa einer Stunde erhoben ſich die Vorberge des geheimnißvollen, ſeit den Zeiten der Römer faſt noch ganz undurchforſchten Atlas. Das Gebirge ſtieg hier in mehreren, parallellaufenden Bergketten, auf deren höchſten der, auch unter dem afrikaniſchen Gluthhimmel faſt ſtets mit Schnee bedeckte, Dſchordſchura, den majeſtätiſchen Scheitel emporhob, terraſſenförmig aufwärts. Zwei kleine Hügel, hinter denen ſich der Ras el Hammal, der nächſte der Vorberge des Atlas, erhob, bezeichneten die Gegend, wo der Markt gehalten wurde. An ihrem Fuße ſchien eine ungeheure Schafherde zu weiden, und über ihr ein rieſenhafter Adler zu ſchweben. Dieſe Schafherde war aber nichts anderes, als die Menge der mit weißem Bournus bekleideten Araber, jener Adler die Krone eines rieſigen Palmbaums, an deſſen Fuße der Scheikh el Kebir der Beni-Iſſer, als oberſter Richter bei vorkommenden Streitigkeiten, gewöhnlich ſeinen Platz zu nehmen pflegte. Die Reiter ſprengten jetzt nach jener Gegend, da in der Zeit, in welcher dieſe Geſchichte ſpielt, der Tractat von der Tafna eben verhandelt wurde, und eine Art Waffenſtillſtand ſtattfand, überdieß aber, während Verhandlungen von Geſchäften, der Araber nur ungern zur Waffe greift. Ohne Zögern ſprengte Victor d'Aſſas an der Spitze ſeines Häufleins, auf ſeinem ſilbergrauen Araber, der Hamiß zu, welche ihr ſeichtes Waſſer hier träg durch das flache Gelände ſchleift, und bald befand ſich der kleine Trupp der Franzoſen in der Mitte von fünftauſend bewaffneten Afrikanern. — Die Lage des Marktes war trefflich gewählt. Die Wählenden ſchienen Sinn für eine ſchöne Stelle gehabt zu haben. Die beiden Hügel, wie die Ebene an ihrem Fuße, prangten im Schmucke der herrlichſten Vegetation. Eine große Menge der, bis zum Gipfel in gleicher Schönheit grünenden, Johannisbrodbäume waren mit Lorbeer-, Arbutus-, ſelbſt mit blühenden Granatbäumen und Silberpappeln, untermiſcht, und umſtanden in einzelnen Gruppen den Fuß der Hügel. Wie ein mächtiger König beherrſchte die alte, ſich in die Lüfte erhebende, Dattelpalme die ſie umgebenden Bäume und Geſträuche. Die Wieſen zur Rechten und Linken, ſo wie die Ufer der Hamiß, ſchimmerten im Schmuck des, in voller Blüthe ſtehenden, Oleanderſtrauchs, oder des, eben ſeine dreifarbigen Blumen entfaltenden, Convolvulus tricolor. —

So wie Victor d'Aſſas mit ſeinen Franzoſen in Galopp heranſprengte, entſtand ein momentaner Tumult in der Araberverſammlung, aber er beruhigte ſich ſogleich, als man bemerkte, wie wenig zahlreich das Häuflein der Ankommenden ſei, und daß keine ſtärkere Anzahl ihnen folgte. Bei alledem erregte ihre Ankunft ein großes Aufſehen, denn es befanden ſich Araber in der Verſammlung, deren Auge noch nie einen Mann von dem verhaßten Stamme der Rumi (Chriſten) erblickt hatte. Um dem Andrange der Neugierigen zu entgehen, zogen die Reiter der, aus Baumzweigen errichteten, Hütte eines Kaffeeſchenken zu, doch konnten ſie nur mit Mühe dahin gelangen, da Jene eine, ſich nur langſam öffnende, Gaſſe in dem Gedränge gebildet hatten. Unter der ungeheuren Menge der Anweſenden befanden ſich Individuen der verſchiedenſten Stämme, und die Mienen dieſer Söhne der Wüſte gaben deutlich kund, ob ihr Stamm den Franzoſen mehr oder minder freundlich, oder feindlich geſinnt ſei. Hier und da nickte ein Araber, aus dem Tribus der Smelas oder der Duairs, einem ihm in Algier befreundet gewordenen Reiter lächelnd zu, Andere, aus dem Stamme der Kaſchna, der Beni-Iſſer, ſtarrten ſie blos neugierig an, dagegen aber blitzte das düſtre Auge des Hadſchuten, des Amrauah, oder des Kabylen, aus dem Tribu der Beni-Fliſſa, der von dem Fuße des Schneebergs (Dſchordſchura) hergekommen, ſie unter dem Haik finſter und mordluſtig an, und verkündigte ihnen, was ihr Geſchick ſein dürfte, wenn ſie einzeln in die Hände der Genannten fielen. —

Kaum waren die Chaſſeurs von den Pferden geſtiegen, als Victor, nachdem er für die Erquickung ſeiner Mannſchaft geſorgt und ihnen die nöthigen Vorſchriften ertheilt, in Begleitung eines jungen Arabers, den er zu Algier kennen gelernt, einen Gang durch den Markt zu machen beſchloß. Sein Kommandant hatte ihn angewieſen, Beobachtungen über die Waaren, ſo wie über die ſich einfindenden Käufer anzuſtellen, beſonders aber zu ſehen, welchen Eindruck das trauliche Erſcheinen eines Trupps Franzoſen, in Mitte einer ſo großen Menge Eingeborner, auf dieſe machen würde. — Obgleich der Marktplatz keine Einfriedigungen hatte, ſo ſchienen doch allen Klaſſen von Verkäufern, nach Maaßgabe ihrer Waaren, beſtimmte Plätze angewieſen zu ſein. Hier ſah man die Früchteverkäufer mit ihren prachtvollen Orangen aus Belida, die Getreidehändler, Mauren, welche unter ihren kleinen, pyramidaliſch geformten Zelten, allerlei Eiſenwaaren, Indigo, Henna, zum Bemalen der Hände und Füße, Straußenfedern, Korallenſchnüre, ſilberne und meſſingene Arm- und Beinringe, auf kleinen Teppichen, die auf den Boden gebreitet waren, zum Verkauf ausgeſtellt hatten. Einige Kabylen boten prächtige Yatagane, mit ſilbernem Griff und Scheide, den ſich um ſie zahlreich verſammelnden Arabern zu übertriebenen Preiſen an. Auf einer andern Stelle wurden prachtvolle Pferde, von edler Race, größtentheils ſilbergrau oder mäuſefahl von Farbe, und mit langherabhängender Mähne, Thiere voll Stolz und Feuer, an den Meiſtbietenden verſteigert. Auch Gruppen Kuskuſu kochender Neger, Muſiker, Märchenerzähler, ſelbſt Spieler fehlten nicht. — So wie Victor einen ziemlichen Ueberblick des Ganzen gewonnen hatte, begab er ſich, in Begleitung ſeines arabiſchen Bekannten, nach der Gegend der Dattelpalme, wo der Scheikh el Kebir, Muſtapha ben Naſſota, zu Gericht ſaß. Ein dichter Kreis von arabiſchen Häuptlingen, Marabuts, und Greiſen der verſchiedenſten Beduinen- und Kabylenſtämme, ſämmtlich an kleinen Teppichen an der Erde ſitzend, rauchend und Kaffee trinkend, hatte ſich dort gebildet.

Der Scheikh el Kebir war ein gigantiſcher Araber, in den Jahren der vollen Manneskraft. Er trug einen ſchwarzen Bournus, und ſtellte mit ſeiner ſonnverbrannten Haut und ſeinem kühnen unruhigen Blick, einen ächten Krieger der Wüſte, oder vielmehr das Ideal eines Räubers dar. Ihm zur Seite ſaß der berühmte Ben Zamun, der Kaid des mächtigen Kabylenſtammes der Fliſſa-Muntaga. Das Koſtüm dieſes Mannes fiel durch ſeine übertriebene, faſt theatraliſche Pracht, durch die es von dem des Beduinenhäuptlings grell abſtach, beſonders in's Auge; er war in Roth mit goldener Stickerei gekleidet, trug vier Piſtolen, Dolch und Yatagan in goldener Scheide. Auf dem Turban trug er noch einen pyramidenförmigen Hut, von ſchwarzen Vogelfedern, den Kampfhut, den die Häuptlinge dann aufſetzen, wenn ſie in eine blutige Fehde ziehen wollen. Er hatte von den Friedensverhandlungen zwiſchen Abd el Kader und den Franzoſen gehört, und wollte heute öffentlich darthun, daß die Kabylen vom Dſchordſchura dieſelden nicht billigten. Die übrigen Theilnehmer an den Gerichtsverhandlungen waren faſt ſämmtlich ſchöne Greiſe, mit ſchneeweißen Bärten und ruhigen Zügen, oder ausdrucksvollen Geſichtern, Würde und Energie verrathend. Außerhalb des Kreiſes ſtanden eine Menge Neugieriger, alle mit Mänteln bekleidet, die durch einen, in vielfachen Windungen um den Kopf laufenden Strick, von Kameelhaaren, an dieſem befeſtigt waren. Ihre Kleidung war meiſtens ſchmutzig und zerriſſen, aber auch in dem zerfetzten Bournus erſchienen dieſe Halbwilden äußerſt maleriſch, ja ihre majeſtätiſche Haltung, ihr Stolz, imponirte in dieſer halben Nacktheit noch mehr, und der zerlumpte Haik enthüllte oft die Formen eines Herkules. —

So wie Victor d'Aſſas in den Kreis der Araber trat, fielen alle Augen auf den ſchönen, jungen Mann, aber es erfolgte keine Bewillkommnung; blos der Scheikh el Kebir erwiederte deſſen Gruß mit einem kalten Kopfnicken. Der arabiſche Begleiter Victors trat jetzt vor, und ſagte: daß der junge Anführer der Rumi um die Erlaubniß bäte, auf eine kurze Zeit den Verhandlungen beiwohnen zu dürfen. Muſtapha ben Raſſotta machte eine bejahende Bewegung mit der Hand, und ein Greis mit den ſanften Augen und dem Anſehen eines Heiligen, machte ſo viel Platz, daß ſich Victor neben ihn, mit gekreuzten Beinen, niederlaſſen konnte. Die Verhandlungen nahmen jetzt wieder ihren Fortgang. Zwei Araber von Schiauhs, oder Gerichtsdienern geführt, traten in den Kreis, und küßten dem Scheikh ehrfurchtsvoll die Hand; ihnen folgten drei oder vier andere Männer. Der Kläger hob jetzt, unter heftigen Geſtikulationen, zu ſprechen an. Da Victor arabiſch verſtand, auch nothdürftig ſich zu verſtändigen wußte, ſo entnahm er der langen Rede, daß der Mann, von einem andern beſtohlen worden zu ſein, behauptete, und ſich auf Zeugen berief. Der Verklagte vertheidigte ſich nun eben ſo lange und lebhaft, aber die Zeugenausſage war gegen ihn, der Scheikh el Kebir ſprach das: ‚Schuldig' gegen ihn aus, und verdammte ihn zu hundertachtzig Hieben auf die Fußſohlen. Das Urtheil ward augenblicklich vollzogen. Der Geſchlagene begleitete jeden Streich, den ihm die Schiauhs, mit einem Stocke von einem Piſtacienbaume, aufmaßen, mit einem Schrei, küßte aber, nachdem die Sache vorbei war, dem Richter demüthig die Hand, und hinkte, dem Anſcheine nach, nicht unzufrieden, noch ſo leicht weggekommen zu ſein, ganz gemüthlich aus dem Kreiſe. — Mehrere Streitigkeiten, Pferdediebſtähle, betrügeriſches Maaß und dergleichen betreffend, wurden noch verhandelt; ſie endeten ſämmtlich, wie der vorige Prozeß, mit einer Anzahl Schläge auf die Fußſohlen. Eben wollte ſich Victor, den die Verhandlungen zu langweilen begannen, erheben, als ein Lärm außerhalb des Kreiſes ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Ein Trupp ſchreiender Beduinen ſchleppten einen Mann von ungefähr ſechzig Jahren, und ein zwanzigjähriges Mädchen herbei, denen man die Hände auf den Rücken gebunden hatte. Der Erſtere blutete aus mehreren leichten Wunden, die er, wahrſcheinlich im erſten Augenblicke der Gefangennehmung, erhalten hatte. Seine Kleidung, ſelbſt der leicht um den Kopf gewundene Turban, war von ſchwarzer Farbe, das Mädchen unverſchleiert, die Bekleidung dunkelbraun. Dieſer Umſtand bezeichnete Beide als Iſraeliten, was man aus ihren Geſichtszügen nicht entnommen haben würde. Obwohl Bart und Haupthaar des Gefangenen bereits weiß war, ſo zeigte ſein Anſehn dennoch von ungeſchwächter Kraft. Das Mädchen war von ausnehmender Schönheit. Ihre Haut war zwar von der Sonne etwas gebräunt, ihre Glieder und Geſichtszüge jedoch von den ſchönſten und edelſten Formen. — So wie der Jude in den Kreis getreten war, ließ er ſich vor dem Scheikh auf die Knie nieder, und verſuchte den Saum ſeines Kleides zu küſſen. Der Araber ſtieß wild mit dem Fuße nach ihm.

„Hund von einem Juden! was unterſtehſt Du Dich?“ ſchrie er ihn an.

„Gnade, Herr!“ jammerte der Israelit. „Deine Leute haben mich Unſchuldigen gemißhandelt, mich und meine Tochter gebunden, und uns unſer Eigenthum geraubt.“

„Glaube ihm nicht, Sidi, glaube nicht dem Schurken, der ein Spion der Ungläubigen iſt. — Möge Allah ihre Seelen verbrennen!“ — rief ein wild ausſehender Beduine, indem er ſich dicht vor

n Scheikh ſtellte, nachdem er dieſem die Hand
küßt. — „Ich zog mit mehreren Andern," er=
hlte er unter lebhaften Geſtikulationen, „dem
arkte zu, als wir in der Ferne zwei Leute mit
em Eſel, auf einem nur ſelten gebrauchten Wege,
ngs den Ufern des Donnerſtags=Fluſſes (Wad
Hamiß) fortziehen ſahen. Wir dachten, daß ſie
n Markt beſuchen wollten, und obwohl an der
eidung zu bemerken, daß es ſolches Ungeziefer ſei
möge Allah am Tage des Gerichts ſie verwer=
! — ſo würden wir ſie dennoch haben ruhig
hen laſſen; ſobald ſie uns aber gewahr wurden,
chleunigten ſie ihre Schritte, bogen endlich aus
n Wege, und verkrochen ſich in ein Piſtacien=
üſch, um uns vorüber zu laſſen. Jetzt merkten
r, daß die Fliehenden böſe Abſichten hatten —
ge Allah ſie zu Schanden werden laſſen! —
r eilten hin, ergriffen ſie, und führten ſie hierher,
n es iſt ganz ſicher, daß ſie ſich nach der Stadt
leichen, und den Rumi's Nachrichten aus dem
ger des Emirs der Gläubigen — dem ewiges
il blühen möge — zubringen wollten."

„Und was haſt Du darauf zu erwiedern, Jude?"

rief der Scheikh, den Gefangenen mit finſtern Blicken betrachtend.

„Daß die Rede dieſes Mannes falſch iſt, Sidi, und daß ich dies beſchwören will auf das heilige Buch und bei dem Grabe unſers Vaters Abraham, und den Gräbern der Propheten!“ rief der Israelit. „Ich wollte mich allerdings begeben nach Algezira, der Stadt, um dort mit meinen Brüdern zu feiern das Feſt Jom Kippur, wie ſolches uns unſere Lehre vorſchreibt, aber Nachrichten aus dem Lager des Sultans habe ich nicht bringen können, denn ich komme nicht von dort, ſondern von Belida, und wollte mich vorher begeben auf den Markt, um Straußenfedern, zum Handel mit den Gojim, einzukaufen.“

„Und darum verbargſt Du Dich, Du Hund, vor den Blicken der Gläubigen?“ rief der Scheikh.

„Ich fürchtete mich vor der Hand der Gewaltthätigen!“ ſagte der Israelit, mit dem Ausdruck der Wahrheit.

„Nein, Sidi, ſondern weil er Dich um das Geleitsgeld betrügen wollte!“ rief ein anderer Araber. — „Uebrigens kenne ich den Schurken ganz wohl. Er iſt ein Spion der Rumi's. Ich ſah ihn oft zu Algezira, wo er immer in dem Hauſe des Juden Laſry, der zur Zeit des Dey ein Wurm war, und nun ein Fürſt iſt, zu ſchaffen hatte."

„Ich bin ein Verwandter von ihm, und nenne mich Ismael ben Laſry;" verſetzte Jener. „Ich habe oft Waaren- und Geldabrechnungen mit meinem Vetter."

„Da hörſt Du's, Sidi!" rief der Araber, der zuletzt geſprochen. „Er iſt ein Blutsfreund des Mannes, der ſich von dem Eigenthum der Gläubigen gemäſtet, und ihnen nun den Fuß auf den Nacken geſetzt hat."

„Es iſt kein Zweifel, er iſt ein Spion! — Allah weiß am beſten was wahr iſt;" rief einer der Marabuts.

„Er ſoll nicht länger in unſern Duars und Dakrah's (Flecken) umherſchleichen, und den Ungläubigen Nachrichten zutragen;" ſchrie ein Anderer.

„Und den Scheikh el Kebir um das Geleitsgeld betrügen;" ſetzte ein Dritter hinzu.

Muſtapha el Raſſota ſchwieg, aber er ſah den großen Häuptling der Kabylen mit einer fragenden

Miene an. Dieſer ſprach eben ſo wenig ein Wort, aber er nahm mit der Linken den Schibuk (die lange Tabackspfeife) aus dem Munde, und machte mit der Rechten eine horizontale Bewegung.

So wie dies der Israelit bemerkte, fiel er, wie vom Blitze getroffen, auf die Knie.

„Gnade!“ ſchrie er, „Gnade, großer Scheikh der Beni Iſſer! — Bei unſerm Gott, Du tödteſt einen Unſchuldigen!“

Jetzt ſtürzte auch das Mädchen auf die Knie. Bittend, und unter Thränen, rief ſie, wie eine Verzweifelte ſich an Victor wendend, in gebrochenem Italieniſch:

„Hilf uns, lieber Chriſt, wenn Du willſt, daß der Gott unſers Volkes, der ja auch der Deine iſt, ſeine Hand in der Stunde der Gefahr über Dich halte. — Haſſeſt, oder verachteſt Du auch die Leute unſers Stammes, ſo ſchütze, wenn Du kannſt, einen Landsmann. Mein Vater iſt jenſeits des Meeres, in einer Stadt Deines Sultans, geboren.“

„Sprich, iſt es wahr?“ rief Victor, ſich zu dem Israeliten wendend. „Biſt Du von Geburt ein Franzoſe?“

„Ich ward in Marſeille geboren, und kam als Kind mit meinem Vater nach Algier;“ erwiederte Jener auf italieniſch.

Der Scheikh hatte inzwiſchen einen Araber gewinkt, und dieſer packte eben den Juden am Arm, um ihn aus dem Kreiſe zu ſchleppen, und wahrſcheinlich das Todesurtheil an ihm zu vollziehen, als der junge Offizier aufſprang.

„Halt!“ rief er. „Ich reclamire dieſen Mann als einen Franzoſen.“

Ein furchtbarer Tumult erhob ſich.

„Was will der Chriſt? — Fort mit den Chriſtenhunden! — Nieder mit den Ungläubigen!“ ſchrie man von allen Seiten.

Die Häuptlinge waren inzwiſchen ſämmtlich aufgeſtanden, ihre Augen funkelten, die Hände faßten nach den Piſtolen und Yatagans.

Ein Scheikh vom Stamme der Ariben, der mit den Franzoſen auf einem freundlichern Fuße ſtand, da der Uthan (Bezirk) in dem er lebte, in der Nähe eines franzöſiſchen Lagers lag, ſchlug ſich in's Mittel. Er ſuchte die aufgebrachten Araber zu beruhigen, und erkundigte ſich dann nach der

Lage der Sache. Victor ſuchte ihm theils ſelbſt, theils durch den Araber, der mit ihm gekommen, zu bedeuten, daß er ſich für verpflichtet halte, einen Mann, der in Frankreich geboren, unter ſeinen Schutz zu nehmen, und er ſei überzeugt, daß jeder der anweſenden Häuptlinge denſelben einem Mitgliede ihres Stammes, das in Algier gefangen genommen würde, eben ſo wenig verſagen würde, wenn ſie bei einer Verurtheilung, bei welcher der Gefangene ſein Vergehen nicht eingeſtanden, oder deſſelben durch unpartheiiſche Zeugen nicht überwieſen worden wäre, zugegen ſein ſollten. Es ſei zwar leicht, den Angeklagten zu tödten, ja er ſelbſt und die Seinigen ſeien vollkommen in ihrer Gewalt, aber die Häuptlinge möchten bedenken, daß ſich zu Algier ein mächtiges Heer befände, das nicht nur geneigt und im Stande, ſondern ſelbſt verpflichtet ſei, die geringſte Gewaltthat, die an einem der Ihrigen, oder ihrem Schutz Empfohlenen, begangen würde, auf's Empfindlichſte zu rächen.

Der vorige Lärm erhob ſich auf's Neue, als Victor ausgeredet, und der Scheikh der Ariben der Verſammlung die Worte des jungen Mannes mitgetheilt hatte. Je nachdem ihre Stämme den Franzoſen mehr oder minder abgeneigt waren, ſtimmten die verſchiedenen Häuptlinge für die Freilaſſung oder Hinrichtung des Juden, welcher gefaßt und ergeben da ſtand, während deſſen Tochter in furchtbarer Angſt, und unter Thränen, ihre bittenden Blicke bald auf den Scheikh el Kebir, bald auf Victor richtete. Bis jetzt hatte Ben Zamun, der große Häuptling der Kabylen, geſchwiegen, jetzt legte er die lange Tabackspfeife bei Seite, und machte Miene, ſeine Meinung zu ſagen. Bald ward Alles ſtill. Jeder war begierig das Urtheil des mächtigen Mannes zu vernehmen. Victor war beſorgt ein ſehr nachtheiliges, aus dem Munde des ſo feindlich geſinnten Mannes, zu hören, er irrte ſich jedoch; ſo ſchlimm ſeine Rede begann, ſo günſtig endete ſie.

„Niemand,“ ſagte der Kabyle, „kann Ben Zamun der Vorliebe für die Ungläubigen anklagen. Er war es, der in der großen Verſammlung zu Suk Ali den Vorſitz hatte, und der heilige Krieg ward beſchloſſen. Ben Zamun war überall, wo das Schlachtgeſchrei erſcholl, war es im Sahel von Algezira, in der Ebene Metidſchad, oder in

Schluchten des Gebirges. Die Fliſſa graben Eiſen am Fuße des Dſchordſchura, ſie ſchmieden Waffen, ſie bereiten Schießpulver, und ſie wiſſen Alles dies zu gebrauchen im heiligen Kampfe. Mein Herz zittert nicht bei dem Donner der Feuerſchlünde der Rumi's. — Ich will die Gräber ihrer Väter beſudeln. — Wer ſagt: Ben Zamun habe je einen Feind gefürchtet? Ich ſpucke ihm auf ſeinen Bart. Tauſend Männer meines Stammes ſind gefallen im heiligen Kampfe gegen den Chriſtenſultan Schabuk (er meinte den Obriſten Schauenburg), aber viertauſend werden im nächſten Treffen von den Bergen herabkommen, wie der Sturmwind vom Gebirge herabkommt. Wie aber die Gläubigen tapfer ſind im Kampfe, ſo ſollen ſie auch gnädig ſein im Frieden. Was ſagt der Prophet? „Allah läßt die Sonne aufgehen über dem Gläubigen wie über dem Ungläubigen, über dem Freien wie über dem Sclaven und dem Sünder.‘ Darum iſt meine Meinung: daß, weil dieſer Chriſt behauptet, der Jude gehöre ſeinem Lande an, ſo ſoll man ihm ſolchen übergeben, um über ihn zu verfügen nach Wohlgefallen." — —

Wiewohl die Meinung des Kabylenhäuptlings, der, wie es ſchien, gerade bei guter Laune war, ſich weſentlich von der mehrerer anderer Scheikh's unterſchied — vielleicht hatte er ſolche auch aus der, ſeinem Volke angebornen Abneigung gegen die Beduinen, auf dieſe Weiſe ausgeſprochen, — ſo wagte doch Niemand dem mächtigen Manne geradezu zu widerſprechen, und ſelbſt der Scheik el Kebir, dem ſolche am unangenehmſten zu ſein ſchien, da ihm dadurch die Konfiskation der Waaren des Juden entging, ſtimmte ihm mit gerunzelter Stirn und verdrüßlicher Miene bei.

„Der Jude iſt frei!" ſagte er zu Victor gewendet. „Wenn Du nach Algezira kommſt, ſo ſage den Rumi's, daß Muſtapha ben Raſſeta ſo gnädig iſt gegen den Ungläubigen, der bittend vor ihm erſcheint, wie die Beni Iſſer tapfer ſind, am Tage der Schlacht."

Victor fand es eben nicht angemeſſen, der Behauptung, gegen die ſich allerdings Einiges hätte erinnern laſſen, zu widerſprechen; er ſah überdies die Augen des lieblichen Mädchens noch fortwährend bittend auf ſich geheftet, und er begriff bald, daß ſeine Schützlinge, ſo lange ſie ſich noch im Bereiche der Beduinen befänden, nicht beſonders geſichert wären, deshalb erhob er ſich ſchnell, dankte dem Scheikh mit wenigen, herzlichen Worten, und entfernte ſich, begleitet von dem Juden und ſeiner Tochter, von den Arabern keines Abſchiedsgrußes gewürdigt, aus dem Kreiſe, der ihn umgeben hatte. —

Kaum hatten Victor und ſeine Begleiter die Araber im Rücken, als das Judenmädchen, laut ſchluchzend, dem jungen Manne zu Füßen ſtürzte. Heftig preßte ſie ſeine Hand an ihre Lippen, verlegen wollte er ſolche zurückziehen, aber das Mädchen rief wie begeiſtert: „O nur einen Augenblick, nur einen einzigen Augenblick laſſe mich Deine liebe Hand küſſen!“

Das Mädchen wollte noch weiter reden, aber Thränen erſtickten ihre Stimme.

Auch der alte Israelit faßte Victor bei der Hand, ſie an ſeine Lippen führend. Der Jüngling wollte ihn abwehren.

„Laßt uns immer!“ ſagte der Jude mit weicher Stimme. „Es iſt ja auch ein Dank gegen

Den, der die Drei aus dem feurigen Ofen errettete, und deſſen ſichtbares Werkzeug Ihr ſeid.“

„Ganz recht, Vater!“ rief das Mädchen aufſpringend. „So wie der Engel des Herrn die Flammen bezwang, ſo bezwang dieſer den Zorn unſerer Feinde. Er iſt unſer Engel, und von dem Gott Israels geſendet.“

Nur mit Mühe konnte Victor ſich längerer Dankſagungen erwehren. Da er fürchtete, daß, wenn er mit dem unter ihm ſtehenden Reiterkommando abmarſchire, trotz der großen Gnade, deren ſich der Scheikh gerühmt, die Araber dennoch, von der Habgier verführet, ſich der Waaren des Juden bemächtigen, und dieſen ſo wie das Mädchen in Gefahr bringen könnten, ſo ſchlug er dem Israeliten vor, ſich dem Reitertrupp mindeſtens ſo lange anzuſchließen, bis er aus dem Bereiche der Beduinen wäre, was dieſer mit Dank annahm. Sobald der Jüngling mit ſeinen Schützlingen bei der Kaffeehütte angekommen war, ließ er die Chaſſeurs aufſitzen, und bald paſſirte der Trupp, in Begleitung Ismael's ben Lasry und deſſen Tochter, die auf dem Eſel, der die Waaren trug, Platz genommen hatte, die Hamiß. — —

So lange man noch in dem Bereich der Araber war, ward der Weg in tiefſter Stille und ſtrengſter Ordnung fortgeſetzt. Es war dem jungen Reiteroffizier nicht unbekannt, daß nach einem, oft ganz freundlich ſcheinenden Abſchiede, ſich der Sinn der Araber manchmal plötzlich ändert, und ſie dann, wie der Sturmwind daher brauſend, plötzlich einen Angriff verſuchen, da, nach ihren Begriffen von Gaſtfreundſchaft, letztere nur ſo lange waltet, als ſich der Fremdling in ihrem Lager befindet. Aus dieſem Grunde ſowohl, wie auch — da Algier an demſelben Tage nicht mehr zu erreichen war — vielleicht bis zu dem Lager von Kuba zu gelangen, wurde der Marſch ſehr beſchleunigt; man überzeugte ſich jedoch bald, daß der Abend ſchon zu nahe ſei, um noch bis über die Aratſch zu kommen, und Victor ſah ſich genöthigt, um Pferd und Mann die nöthige Ruhe zu gönnen, in der Ebene von Metidſchad zu bivouaquiren. Auf einem kleinen Hügel, neben den Trümmern eines eingeſtürzten Baues aus der Römerzeit, ward Halt gemacht.

Es gab hier, inmitten der rauheſten Wildniß, ein freies Plätzchen, wo man das dunkelgrüne, unabſehbare Labyrinth von Piſtacien- und Oleanderſträuchern, zwiſchen denen die Zwergpalme ihre Fächer ausbreitete, auf eine weite Strecke überſehen konnte. Victor erlaubte nicht, daß ein Feuer angezündet wurde, um nicht vielleicht eine Uebermacht von denen, in der Ebene ſchweifenden Beduinen anzulocken, und nur die Hälfte ſeines Detachements durfte zu gleicher Zeit die Pferde weiden laſſen. Die Sonne war jetzt auch von den höchſten Berggipfeln des Atlas verſchwunden, und eine herrliche Mondnacht breitete ſich über die numidiſche Wildniß. Ein Lagerfeuer der, in der Ebene liegenden Douars der Ariben, ſtieg nach dem andern auf; zu ihnen geſellten ſich die, in der Nähe von Kuba und Hauſch el Cantara (Maiſon carrée), wo Abtheilungen der Franzoſen lagerten, ja es glänzten ſelbſt welche von den Vorbergen des Atlas herüber. Es war eine ganz eigene Empfindung, welche die Seele des jungen Mannes durchdrang, wenn er ſich, entfernt von dem ſchönen Frankreich, auf den Ruinen der Villa eines alten Römers dachte, welche, vielleicht ſonſt geſchmückt mit allen Schätzen der Kunſt, jetzt verödet, und nur dann und wann betreten von dem Fuße des Beduinen und, zur Nachtszeit, von der herumſchweifenden Hyäne oder dem Schakal, beſucht, in Mitte der tiefſten, ſchweigendſten Oede lag. Er ſaß auf einem halbzertrümmerten Architrav, ihm gegenüber, das Haupt in die Hand geſtützt, Ismael ben Lasry und deſſen Tochter; die Chaſſeurs lagen, den Zügel der Roſſe in den Händen, im Graſe rings umher. Die Stimmen der Raubthiere wurden, ſo wie die Nacht vorrückte, laut und lauter, und die, bis dahin ſo todtenſtill daliegende Oede ſchien ſich zu beleben. Immer ſtärker tönten ſie aus der Gegend der Aratſch herüber. Die größern Raubthiere haben die Art, ſo lange keinen Laut von ſich zu geben, als ſie ihrer Beute nachgehen, während des Fraßes aber, um andere Miteſſer fern zu halten, grimmig zu heulen. Das ſo ſeltſame, der Stimme des Menſchen ähnliche Wimmern der Schakals, welche ſich gewöhnlich in großer Zahl um ein Aas zu verſammeln pflegen, verſtummt, ſobald die Hyäne mit ihrem tückiſch heiſern Murren ſich nähert. — Victor hatt dieſe ſeltſamen Stimmen, welche ſich bald einzeln zuzurufen, bald im Chor zu antworten ſchienen, bis dahin noch nie vernommen, und er horchte ihnen längere Zeit ſchweigend, und mit einer Art ſchauerlichen Vergnügens zu. Dies mochte etwa eine Stunde gedauert haben, der Lärm war bald ſtärker bald ſchwächer geworden, hatte jetzt in der Nähe, dann wieder in der Ferne mehr zugenommen, als ein dumpf rollender Ton, faſt wie ein ferner Donner, über die Ebene herübertönte, und plötzlich, wie auf ein verabredetes Zeichen, alle Thierſtimmen in tiefes Schweigen verfielen.

„Was war das?“ fragte Victor erſtaunt, indem er Ismael anſah, und bemerkte, daß das Mädchen ſich ängſtlich an den Vater drängte.

„Es iſt die Stimme des Löwen, der in der Ebene ſchweift!“ ſagte ben Lasry mit leiſem Tone. „Sobald ſein dumpfes Donnerbrüllen ertönt, wagt kein anderes Thier ein Lebenszeichen von ſich hören zu laſſen. — Gedenkſt Du noch der Nacht, Rebecca, wie wir Tekedemta verließen, und der Löwe dicht am Wege ſtand?“

„Ja, und wie er das Pferd niederriß und es fortſchleifte, wie ein Hund den Haſen fortträgt!“ erwiederte das Mädchen ſchaudernd. — „Ich fürchte mich am Tage nicht vor dem Anblick des Löwen, denn er ſcheuet das Auge des Menſchen;“ fuhr Rebecca zu Victor gewendet fort. „Bei Nachtzeit aber durchbebt ein Schauder meine Glieder, wenn ich ſeine Stimme höre, und ich habe ſie doch ſchon ſo oft gehört.“ —

Der junge Mann konnte ſich des innigſten Mitleids nicht erwehren, wenn er bedachte, daß ein ſo zartes Weſen, ein Mädchen, das ſo ſchön war, daß, wenn es in irgend einer Hauptſtadt Europa’s, und unter andern Verhältniſſen geboren worden wäre, es die Zierde der gebildetſten Zirkel, der Gegenſtand der feurigſten Huldigungen der Männerwelt ſein würde, unter dem glühenden afrikaniſchen Himmel, am Tage von Menſchen, bei Nacht von Raubthieren bedroht, umherſchweifen müſſe, um nur ein mühſeliges Daſein zu friſten.

„Wie es ſcheint, habt Ihr ſchon weite Reiſen in’s Innere gemacht?“ ſagte er zu Ismael ben Laſer.

„Ja wohl, lieber Herr!“ entgegnete dieſer, trüb lächelnd. „Unſer ganzes Leben iſt eine Reiſe. Zu Algier kaufe ich Pariſer und Londoner kleine Waaren, füge zu Bona Korallen hinzu, und nun beſuchen wir die Städte der Provinzen Konſtantine und Titteri; bis über das Dattelland (Beled ul Dſcherid) hinaus, in die Wüſte nach den Oaſen führt uns manchmal unſer Weg. In Ain Mady, einem Orte, wohin noch nie ein europäiſcher Fuß gekommen, habe ich Verwandte, dort raſten wir, ich tauſche Straußenfedern und andere, aus dem innerſten Sudan kommende Dinge ein, und wir nehmen dann den Rückweg durch das tuneſiſche Gebiet.“

„Und Eure Tochter, ein ſo zartes Geſchöpf, begleitet Euch auf dieſem weiten und beſchwerlichen Wege?“ fiel Victor mit Erſtaunen ein.

„Wo ſollte ich denn bleiben, als bei dem Vater?“ ſagte Rebecca einfach. „Unſer Weg iſt freilich ſehr beſchwerlich, ich habe manchmal, wenn der Samum über die endloſe, glühende Wüſte dahinſtrich, oder wenn meine Füße zerriſſen waren von den Felſenbrocken, in den Schluchten und ausgetrockneten Waſſerbetten, im Gebirge geglaubt, daß ich erliegen müſſe; denn ſelten wird es mir ſo gut wie heute, wo unſer Thier nur eine ſo leichte Laſt hat, um auch mich auf ſeinem Rücken aufnehmen zu können — aber es iſt auch etwas Schönes, etwas Großes, das Gefühl in der weiten Wüſte ſo allein dahin zu reiſen, und Niemand zum Begleiter zu haben, als Jehova; auch will es mir immer bedünken, als ob er uns dann ſtets am nächſten ſei, wenigſtens fühle ich eine ganz andere Andacht in dem Herzen, bei der unendlichen Stille der Wüſte, wo das Ohr des Menſchen nichts vernimmt, als das Knirſchen des Sandes unter ſeinen Füßen, als bei den Lärmen in den Synagogen zu Algier, Tandſcher, oder Tunis.“ —

Es war etwas ſo Kindliches, ſo Gottergebenes in der Rede des Mädchens, das Victor innig rührte und ihn erſt nach einer Weile das Geſpräch wieder aufnehmen ließ.

„Aber die, Euch ſtets bedrohenden, Beraubungen, die Mißhandlungen, die Quälereien, die Ihr oft zu erdulden habt;“ verſetzte er zu Ismael gewendet. „Ich dächte, ſie müßten auf die Länge Euch Eure Beſchäftigung unerträglich machen.“

„Wo ward der Jude nicht beraubt, nicht gemißhandelt, nicht gequält, ſeit unſer Gott ſich von ſeinem auserwählten Volke gewendet!“ verſetzte Ismael ſchmerzlich, aber mit Ergebung.

„Warum kommt Ihr nicht lieber nach Europa? Dort genießt Eure Nation faſt überall die vollſten Rechte des Menſchen und des Bürgers, Niemand beraubt, oder mißhandelt Euch.“ —

„Nein, man verachtet uns blos!“ fiel Ismael den Lasry bitter ein. „Geht, Herr, geht mir mit Eurer Aufklärung! — Wenn ich Böſes zu verzeihen haben ſoll, ſo will ich dieſe Menſchenpflicht lieber gegen die Beduinen, als gegen Eure ſogenannten Gebildeten ausüben.“ —

Victor ſchwieg bei dem einfachen, aber aus dem Leben gegriffenen Argument, und er that dies um ſo mehr, als er ſich ſelbſt dadurch berührt fühlte. Er haßte die Juden nicht, davor hatten ihn die vorgeſchrittenen Anſichten ſeiner Zeit, Erziehung und ſeine angeborne Humanität bewahrt, er gehörte indeß dennoch unter die Zahl Derer, welche die gänzliche Emancipation derſelben in der Theorie, und zwar, wie ſie ſelbſt glauben, aus beſter Ueberzeugung, vertheidigen, aber die nothwendigen Conſequenzen einer ſolchen, in ihre eigenen Lebensverbindungen zu verflechten, oder überzutragen, wenn gerade nicht abſichtlich, doch wie aus einer Art Inſtinkt, vermeiden. Dies war auch zum Theil der Grund, daß er ſich zu dem Judenmädchen, das er für eins der ſchönſten, weiblichen Weſen hielt, die er je geſehen, nur aus Mitleid hingezogen fühlte. Wäre ſie die Tochter eines arabiſchen Häuptlings, ja nur des erſten beſten Beduinen geweſen, der Eindruck würde ein anderer geweſen ſein, als Rebecca, die Tochter eines armen Handelsjuden der Berberei, auf den jungen Mann, der einer der vornehmern und vermögenden Familien des franzöſiſchen Adels angehörte, zu machen im Stande war. Hierzu kam indeß noch ein anderer Umſtand, der ſeit einiger Zeit Victors Phantaſie auf's Lebhafteſte angeregt hatte. In der Nähe des Thores Bab el Oued zu Algier befand ſich ein mauriſches, von einer Seite mit einem Garten umgebenes Landhaus, wo er faſt täglich vorbeipaſſiren mußte. Mehreremale war es bereits vorgekommen, daß, wenn er vor dem Hauſe vorbeiging, ein Blumenbouquet von der Terraſſe deſſelben, dicht vor ſeine Füße, herabfiel. Das erſtemal hatte er dies für einen Zufall gehalten, als ſich aber der Umſtand mehrmal wiederholte, war es hinreichend, um ihn erkennen zu laſſen, daß es abſichtlich ſtattfinde, und nun hätte Victor nicht Franzoſe, nicht Offizier, kein junger Mann von einigen zwanzig Jahren ſein müſſen, wenn er nicht in der mauriſchen Schönheit, die ihm auf dieſe Art ihre Neigung zu erkennen gab, eine Huldgöttin, und in dem Ganzen den Anfang eines höchſt intereſſanten Abentheuers, welches um jeden Preis zu beſtehen ſei, hätte ſehen ſollen. Dies war auch der Grund geweſen, warum Victor den, ihm ſonſt willkommen geweſenen Auftrag, den Arabermarkt an den Ufern der Hamiß und die Gegend zwiſchen dieſer und der Aratſch in Augenſchein zu nehmen, eben nicht beſonders angenehm gefunden hatte. Er hinderte ihn an der Erforſchung eines Auswegs, einer Gelegenheit, um die ihm ſo wohlwollende arabiſche Schöne zu Geſicht zu bekommen; dies aber, es koſte was es wolle, hatte er ſich nun einmal feſt vorgeſetzt. — — —

Unter Geſprächen der verſchiedenſten Art, in welchen Victor mit Ismael und deſſen Tochter die Nacht zubrachte, kam endlich der Morgen herbei. Der Marſch ward wieder angetreten, und nach etwa fünf Stunden langte das Chaſſeurkommando, nebſt den jüdiſchen Reiſenden, zu Algier an.

Am Thore trennten ſich Ismael und Rebecca von Victor. Der Erſtere dankte dem jungen Offizier nochmals in den herzlichſten Worten für ſeine Rettung, Rebecca ſprach weniger, ein Strom von Thränen unterbrach ihre Rede, aber ihr ſchönes Auge blickte Victor nach, bis er mit ſeinen Jägern in dem Gewühle der engen Straßen verſchwunden war. —

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Victor Ismael oder deſſen Tochter zu Geſicht bekam. Er betrachtete überhaupt die gemachte Bekanntſchaft als bereits vorübergegangen. Zwar erinnerte er ſich des ſchönen Judenmädchens oft, er verglich deſſen edle Züge, die reizende Geſtalt mit denen der in Algier anweſenden Europäerinnen, und er mußte geſtehen, daß keine derſelben mit Rebecca einen Vergleich aushalten könne; wäre aber auch ſein Antheil an ihr inniger geweſen, wäre er auch nicht blos durch ihr reizendes Aeußere hervorgerufen worden, er würde die Bekanntſchaft dennoch nicht fortzuſetzen geſucht haben, da er fürchten mußte, durch den Umgang mit einem herumſchweifenden Juden in den Augen ſeiner Kameraden zu verlieren. Jemehr aber Rebecca's Bild in den Schatten trat, um deſto mehr ſtrebte Victor die mauriſche Schönheit, die ihm durch Herabwerfen von Blumenſträußern ihre Neigung zu erkennen zu geben ſchien, zu Geſicht zu bekommen. Lange Zeit blieben ſeine Wünſche unerfüllt; eines Morgens jedoch ſollte er in dieſer Beziehung auf's angenehmſte überraſcht werden. Er ritt zu dem Thore Bab el Oued hinaus, blickte auf die, indeß gänzlich leere Terraſſe des Landhauſes, wo die ſchöne Unbekannte wohnte, und bog eben um die Ecke des Gartens, als eine weiße Hand plötzlich ein Fenſter des, in der Ecke des letztern gelegenen Kiosks aufſtieß, und eine verhüllte Dame erſchien, die ihm einen großen Blumenſtrauß zuſchleuderte, der vor die Füße ſeines Pferdes fiel. In demſelben Moment — aber nur auf einen Augenblick — ſchlug ſie den Schleier haſtig zurück, deutete auf ein Pförtchen, das durch die Mauer führte, und war verſchwunden.

Victor hatte die Unbekannte nur mit einem Blicke geſehen, aber er bemerkte, daß ſie ungemein ſchön ſei. Sie hatte zwar den blaſſen Teint der Araberinnen der höheren Klaſſen, aber das dunkle Haar, vor allen die großen, feurigen Augen waren gleichfalls ein Vorzug, den ſie mit allen ihren Landsmänninnen theilte. Victor ſtieg ſchnell vom Pferde, hob den Strauß auf und ſprengte weiter. Daß die Schöne ihm ein Stelldichein beſtimmen wollte, war klar, eben ſo klar, daß es nicht in dieſem Augenblicke, am hellen Tage, ſtattfinden könne, aber das: wann? blieb ihm verborgen. Er durchſuchte den Blumenſtrauß, in welchem er vielleicht ein billet doux zu finden dachte, aber nur zu bald fiel ihm ein, daß die Schöne, wie alle Araberinnen, wohl kaum mehr als ihren Namenszug ſchreiben könne, auch enthielt das Bouquet nichts als einige herrliche Roſen, zwiſchen welchen einige Nachtviolen hervorblickten, und Victor mußte es dem Zufalle überlaſſen, ein Weiteres herbeizuführen, da er auch bei Anbruch der Nacht, wo er ſich nach dem Landhauſe ſchlich, die bezeichnete Thür feſt verſchloſſen fand. —

Es war in jener Zeit, als der Tractat von der Tafna zwiſchen dem General Bugeaud und Abd el Kader abgeſchloſſen worden war, und der Gouverneur gab zur Feier dieſes Ereigniſſes einen glänzenden Ball. Alle Offiziere der Garniſon, die Adminiſtrationsbeamten, die Konſuln, die vornehmen Mauren, ſo wie die reichen jüdiſchen Kaufleute waren ſämmtlich eingeladen. So wie der Abend anbrach, verſammelte ſich die Geſellſchaft in dem glänzend erleuchteten Gouvernementspalaſt. Einen eigenen Kontraſt bildeten die buntverzierten, mit Arabesken und Schnörkelwerk aller Art bemalten Wände, der aus buntfarbigem Stuck beſtehende Fußboden, die kleine Fontaine, die in dem, nach dem Hofe zu offenen Saal, ihr Waſſer emporwarf, mit den Pariſer Meublen, den Spiegeln, Stutzuhren, und den mit Erfriſchungen aller Art beladenen Buffets, die in den Gemächern aufgeſtellt waren, ſo wie mit den Straußiſchen und Lannerſchen Walzern, die von der Muſik eines Linienregiments executirt wurden. Faſt noch auffallender erſchien das Gemiſch, welches von der Geſellſchaft gebildet wurde. Hier wandelte die hagere, kriegeriſche

Geſtalt des alten Diviſionsgenerals Bro an der Seite des, zufolge des Waffenſtillſtandes, in die Stadt zu Unterhandlungen gekommenen, berühmten Kaids der Hadſchuten, Kudder ben Rebeha, und eine Anzahl junger Offiziere betrachteten neugierig die beiden Anführer, die faſt ſtets an der Spitze der Avantgarden einander gegenüber geſtanden hatten, und ſich, vielleicht aus eben dieſer Urſache, zu einander gezogen fühlten. General Bro war ein Sechziger mit grauem kahlen Haupt, großem weißen Schnurrbart, und einem wahren Blüchergeſicht; auf dem magern, aber nicht kraftloſen Körper ſchlotterte die geſtickte Generalsuniform. Kudder ben Rebeha hatte bei ſeinem Erſcheinen zu Algier, durch ſeine impoſante Figur, ſeine ſtolze, gebietende Haltung, ſo wie durch ſeine ausgezeichneten, faſt ritterlich galanten Manieren, welche Niemand bei dem, eben aus dem Walde Koraza, jenſeits des Maſſafrem, herkommenden Barbarenhäuptling, vorausgeſetzt hatte, bei Jedermann — vorzüglich bei den Damen, als ſie ſahen, wie ungenirt er der Gemahlin des Generals Trezel den Arm bot, um ſie zu ihrem Sitz zu führen —

die allgemeinſte Bewunderung erregt. Stolz wie ein König, und als ob er ſich ſchon ſeit Jahren an dieſem Platze und in ſolcher Umgebung befände, ſchritt der koloſſale Mann, mit krauſem, ſchwarzen Bart und Schnurrbart, dem feurigen Auge, der ſonnverbrannten Haut, dem faltigen, weißen, am Haupt mit einem Strick von Kameelhaaren befeſtigten, Haik, einem alten Römer in der Toga nicht ganz unähnlich, im Geſpräche mit dem General, im Ballſaal auf und ab. — In einer Fenſterecke ſtand ein kleiner Mann von ſchwächlicher Figur und einäugig, jedoch auch in Generalsuniform, mit einem jungen Manne im ſchwarzen Frack, eleganter Weſte, aber weiten, faltigen, nur bis an's Knie reichenden Beinkleidern, weißſeidenen Strümpfen, und Schuhen mit handbreiten, ſilbernen Schnallen, in einem Geſpräch, das in italieniſcher Sprache geführt wurde. Jener General war der tapfere Trezel, der junge, ſo ſonderbar ajuſtirte Elegant, der Hauptgeſchäftsführer des großen, jüdiſchen Handelshauſes Bakri. Nicht weit davon unterhielten ſich drei Männer, einer davon in glänzendem Paſchahabit, die andern beiden in franzöſiſcher Uniform, aber mit langen Bärten, in arabiſcher Sprache Der erſte war der Obriſt der Spahi's Marey, di beiden andern der Obriſt Duvivier und der Kapitai Pellèſſier, welche ihre Neigung für das Land un deſſen Geſittung ſo weit getrieben, daß der letzter ſeinem Kinde ſogar den Namen: „Hadſchut“ i der Taufe beilegen laſſen. In dem Gemiſch de übrigen männlichen Gäſte unterſchied man Uniformen von allen Schnitten und Farben, ſowohl von der Kavallerie, Infanterie, als Artillerie des franzöſiſchen Heeres, gemiſcht mit denen der Fremdenlegion, der Spahi's und der Zuaven, zwiſchen denen man wieder Pariſer Elegants und afrikaniſche Muskadins, die im Palais royal für wahre Vogelſcheuchen gehalten worden wären, ſich aber hier mit dem Ausdrucke der innigſten Selbſtzufriedenheit in den großen Spiegeln betrachteten, in ziemlicher Anzahl bemerkte. — Eben ſo mannigfaltig, wie der Anzug der Männer, war der der Damen. Hier ſah man die Frauen der Generale und höhern Civilbeamten, in dem eleganteſten Pariſer Putz. Zur Seite einer Generalsfrau, welche noch vor wenig Tagen auf einem Hofballe in den Tuillerien geglänzt, ſaß die

Gattin eines mauriſchen Kaufmanns, der als zärtlicher Gemahl, den dringenden Bitten, ſie auf den Ball zu führen, um die Ungläubigen tanzen zu ſehen, und der, nach dem Rufe der höchſten Liberalität trachtend, ſolchen Lockungen nicht hatte widerſtehen können. Zwar ſah man von dem Geſicht nichts als die Augen, aber das große Stück Gaze, welches ſie vom Haupte bis zum Fuße einhüllte, ließ eine Menge Perlen und Diamanten an dem „Sarme' (eine Art Diadem), ein Kleid, welches wie ein goldgeſticktes Hemd ausſah, ein enganliegendes Korſett von Tuch, ein ſeidenes Beinkleid, welches bis auf die nackten, blos mit Pantoffeln ohne Abſätze und über den Knöcheln mit goldnen und ſilbernen Ringen geſchmückten Füße ging, ſehen. — Die Mehrzahl der anweſenden Frauen waren indeß Jüdinnen. Sie hatten nicht, gleich ihren Männern, eine halbeuropäiſche Tracht angelegt, vielmehr ähnelte ihr Anzug mehr denen der Maurinnen, von denen ſie jedoch der Mangel des Schleiers, ſo wie die langen, mit Goldmünzen geſchmückten Haarflechten, weſentlich unterſchieden. Die inwendige Seite der Hände, ſo wie die Nägel an Händen und Füßen waren heute zur Feier des Tages mit Henna roth gefärbt, und die Augenlider der Maurinnen hatten, um den Glanz des Auges zu erhöhen, einen ſchwarzen Anſtrich erhalten. — — —

Die Geſellſchaft war bereits vollſtändig verſammelt, als Victor d'Aſſas in den Saal trat. Da er nicht zu tanzen gedachte, ſo ging er an der Reihe der Damen hinab, um dieſe zu muſtern und ſich mit den Offiziersfrauen zu unterhalten. Eine Maurin von hoher Geſtalt ging eben vor ihm her, um auf einem Divan Platz zu nehmen. Sie kehrte in dem Moment des Niederlaſſens ſich plötzlich nach Victor um, ſah ihn bedeutungsvoll an und ging nach dem entgegengeſetzten Sopha, wo ſie an der Seite einer andern Verſchleierten Platz nahm. Im Gehen entfiel ihr ein Blumenſtrauß, welchen Victor aufhob und eben der Eigenthümerin präſentiren wollte, als er bemerkte, daß ſolcher aus Roſen und Nachtviolen beſtand. „Sie iſt es!“ ſagte er ſogleich, verbarg das Bouquet und ſuchte nun einen Platz, von wo aus er, ohne daß es auffallen würde, die Dame beobachten und, wenn immer möglich, dahin gelangen könnte, mit ihr ein paar Worte zu ſprechen. Das Letztere erwies ſich bald als unthunlich. Die Maurinnen ſaßen, wie ſcheues Wild, in einem Häuflein, in eine Ecke des Saales gedrückt, und der Gouverneur gab den jüngern Offizieren die Weiſung, dem gefeierten Orte ſich nicht zu nähern, um das Mißtrauen und den Unwillen der Eingebornen nicht zu erregen. Dennoch blieb Victors Beſtändigkeit im Beobachten nicht ganz unbelohnt. Als den Damen allerhand Erfriſchungen gereicht wurden und dieſe eben im beſten Schmauſen, auch Niemand von den Mauren in der Nähe war, fiel plötzlich der Schleier der ſchönen Unbekannten auf einer Seite herab. Die Nachbarin derſelben beeilte ſich zwar, ihr bei der Wiederbefeſtigung ſchnell behülflich zu ſein, es fanden ſich aber eine ſolche Menge Hinderniſſe, daß Victor Zeit hatte, zu bemerken, daß ſeine Unbekannte, wenn auch blaß, aber dennoch von bedeutender Schönheit ſei. — Um nicht durch ein längeres Verweilen Aufmerkſamkeit zu erregen, ging Victor jetzt in eines der entfernteren Zimmer, wo eine Anzahl junger Offiziere, bei einigen Flaſchen Champagner, um einen runden Tiſch Platz genommen hatten. Sie unterhielten ſich laut und lärmend in franzöſiſcher Sprache, was aber einen ältlichen Mauren, der ſich etwas zu langweilen ſchien, nicht gehindert hatte, auf einem Divan, einige Schritte davon, Platz zu nehmen, um ſich, dem Anſcheine nach, ein wenig dem Schlummer zu überlaſſen.

Auch einige Armeebeamten und ein afrikaniſcher Elegant, dem Handelshauſe Bousnac zu Algier angehörig, ſaß unter ihnen, und der Letztere diente den jungen Kriegern zum Stichblatt ihres Witzes.

„Ah, da kommt Mr. d'Aſſas! Der iſt in den Tuillerien, wie in der Fauburg St. Germain zu Hauſe; er ſoll reden!“ rief lärmend ein Lieutenant von den ‚Tirailleurs d'Afrique.‘ „Hören Sie und entſcheiden Sie, mon ami! Da iſt Mr. Bousnac, die Blume der Banquiers von Algerien, der Neffe des Rothſchild von Afrika. Er macht in Kurzem ſeine grande tour durch Europa und beſucht Paris. Wie Sie wiſſen, iſt Obriſt Lamoriciere in der Tracht der Zuaven in den Tuillerien und in allen eleganten Zirkeln der Hauptſtadt erſchienen, Obriſt Marey's Bart iſt der Gegenſtand der allgemeinſten Bewunderung geworden; nun reden Sie, ſagen Sie was ſich ſchickt: Kann Mr. Bousnac zu Paris ſchicklicherweiſe anders, wie in ſchwarzem eleganten Frack, bunten Gilet, kurzen faltigen Pumphoſen, weißen Strümpfen und Schnallenſchuhen, mit einem Worte, in dem ganz geſchmackvollen Aufzuge eines numidiſchen Exquisite auftreten?"

„Es iſt unmöglich! Rein unmöglich!" ſchrieen die Offiziere unter lautem Gelächter.

„Allerdings," ſagte Victor lachend, indem er den Scherz aufnahm, „kann Mr. Bousnac dort nicht anders als in der ſo wohlgewählten, ſeinen Patriotismus, wie die Univerſalität ſeines Geſchmacks bekundenden Tracht, in welcher er die Herzen der Damen von Algier zu gewinnen weiß, erſcheinen; ich würde ihm ſogar rathen, ſich einen Turban dazu aufzuſetzen, er repräſentirte dann zugleich die drei verſchiedenen Nationen, die ſeine Vaterſtadt bevölkern."

„Hm," ſagte der afrikaniſche Petitmaitre, „bin ich doch, wie ich ſehe, nicht der Einzige, der in- und ausländiſche Gewohnheiten in ſich vereinigt.

Dieſer Herr" — er zeigte auf Victor — „trägt ei
nen großen Blumenſtrauß in der Hand. Dieß thu
hier zu Lande blos die jungen mauriſchen Elegante
welche von den Türken oft deshalb verſpotte
wurden."

„Wahrhaftig!" rief ein Offizier der Chaſſeur
„Vielleicht iſt dies eine neue Pariſer Mode, d
Mr. d'Aſſas nach Afrika zu verpflanzen gedenkt."

„Eine ſonderbare Idee von Dir, mit eine
Blumenſtrauße in der Hand auf den Ball zu gehen!
ſagte lachend ein Freund des jungen Kriegers. „D
ſiehſt wie ein Hochzeitbitter aus."

„Wie einfältig Ihr da ſchwatzt!" rief Victo
in das allgemeine Gelächter einſtimmend. „Ei
Dame verlor den Strauß, und ich hob ihn auf.

„Und behielteſt ihn?" fiel der Vorige necke
ein. „Das ſieht Deiner Galanterie nicht ähnlic
Du hätteſt ihm ſogleich der ſchönen Verliereri
mit einer Menge galanter Redensarten, übe
reicht."

„Es iſt auch nur ein Vorwand, daß er i
gefunden habe!" rief ein Offizier von den Zuave

„Es iſt ein Selam. Er hat ihn von einer hübſchen Jüdin erhalten.“

„Nein, von einer Maurin!“ rief Mr. Beusnac. „Erlauben Sie, verzeihen Sie!“ ſetzte er hinzu, indem er den Strauß ihm aus der Hand nahm. — „Richtig! Es iſt kein Zweifel. In das Band, womit er umſchlungen, iſt der Name: ‚Fatme‘ geſtickt.“

„Alſo ein Billet doux in der Blumenſprache!“ riefen die Offiziere lachend.

„Wohlan, Ihr Herren, wer kann es dechiffriren?“ rief ein munterer Artilleriſt. „Wie iſt es, Mr. Beusnac? Korreſpondirt Ihr Haus nicht auch in dieſer Sprache?“

„Soll mir Gott helfen, weiß ich doch nicht, was das Sträußchen zu bedeuten hat!“ erwiederte der Gefragte.

„Iſt Niemand von den eingebornen Zuaven da? — Aber die haben alles Mauriſche vergeſſen und von uns nichts, als das Weintrinken gelernt;“ rief der Artillerieoffizier ungeduldig. „Ich werde indeß gleich zum Ziele gelangen, ich mache wenig Umſtände und wecke den alten Herrn, der, wie ein

Haſe, mit halboffenen Augen dort auf dem Divan ſchläft!“

Mit aller militairiſcher Ungenirtheit ging er auf den Mauren zu.

„Verzeihen Sie, Signor;“ ſagte er auf Italieniſch zu ihm. „Gewiß waren Sie in Ihrer Jugend — und vielleicht ſind Sie es auch noch heute — ein Verehrer der Damen. Wir haben da einen Liebesbrief in Form eines Blumenſtraußes; wollen Sie nicht die Güte haben, ihn uns zu überſetzen? Sie können nachher gleich wieder einſchlafen.“

„Was Teufel iſt das?“ rief einer der Offiziere, der den Strauß lange Zeit von allen Seiten beſichtigt, und jetzt eine Spitze von dem Ohre eines Haſen, unter allgemeinem Gelächter, aus der Mitte deſſelben herauszog. „Eine ſonderbare Blume, par Dieu!“

Ein ſchallendes Gelächter, das mehrere Minuten anhielt, tönte durch den Kreis.

Der Maure war indeß zu dem Tiſche getreten, er nahm den Strauß in die Hand, betrachtete ihn längere Zeit, indem er den Namen: ‚Fatme‘ zwiſchen den Zähnen murmelte, dann ſagte er auf Italieniſch:

„Dieſe Roſen bedeuten: ‚Fatme liebt Dich!‘ — Die fünf Nachtviolenſtengel ſagen: ‚Komm fünf Stunden nach Sonnenuntergang!‘ — Das Ohr des Haſen fragt: ‚Biſt Du ein Feiger?‘ — — Mahommed ben Zegri aber,“ ſetzte er mit ſcharfem Tone hinzu, warnt den Empfänger, und ſagt: ‚Bedenke zweimal, was Du thuſt, oder — beim Barte des Propheten! — Du wirſt es ewig bereuen.‘“ —

So wie der Maure dieſe Worte geſprochen hatte, warf er einen kalten und verächtlichen Blick auf die Geſellſchaft, kehrte ſich um und ging zur Thüre des Zimmers hinaus. —

„Wer iſt der Menſch?“ fragte einer der Anweſenden, ſich an Beusnac wendend.

„Mit dem iſt nicht gut ſpaßen, und zu der Zeit der Herrſchaft des Dey's war er von großem Einfluß;“ verſetzte der junge Iſraelit. „Er iſt ſo reich als ſtolz. Seine Geſchäfte ſind außerordentlich ausgebreitet; er hat Beſitzungen zu Koff, und Karavanen, die ganz allein für Rechnung Mahommeds beladen waren, kamen ſonſt bis aus den Oaſen der Tuariks. Farhut ben Seid, ‚die große

Schlange der Wüſte‘ genannt, iſt ſein Freund, und ſelbſt die Tedſchinis, die berühmten Marabuts von Ain Mady, ſtehen mit ihm in Verbindung. Wie er ſagt, ſtammt er von einem berühmten Kriegergeſchlecht aus Spanien, das einſt von dort vertrieben ward, und er beſitzt noch die Schlüſſel von fünf Häuſern zu Granada und Kordova, die einſt ſeinen Vorfahren angehört haben ſollen.“ —

Das Geſpräch der Anweſenden nahm jetzt eine allgemeinere Wendung. Sobald es ihm paſſend ſchien, verließ Victor die Kameraden, um ſich nochmals nach ſeiner ſchönen Maurin umzuſehen, aber ſie war bereits verſchwunden. Es war mehrere Stunden nach Mitternacht, als er ſich nach ſeiner Wohnung begab. — — —

Der folgende Tag dünkte dem jungen Franzoſen länger als gewöhnlich. So erwünſcht es ihm auch ſonſt war, wenn er unvermuthet Befehl bekam, mit ſeinem Regimente zu einer Expedition gegen die Beduinen aufzubrechen, ſo wenig willkommen wäre es ihm an dem heutigen Tage geweſen. Er konnte kaum den Abend erwarten, denn fünf Stunden nach Sonnenuntergang, alſo etwa eine

Stunde vor Mitternacht, ſollte er ja ſeine ſchöne Unbekannte treffen. Der Abend nahte ſchon, er befand ſich in ſeiner Wohnung, als ihm gemeldet wurde, daß ein Jude und ein Mädchen ihn zu ſprechen wünſchten. Er ahnete, daß es Ismael und Rebecca ſein würden, und freundlich öffnete er den Bekannten die Thür.

„Wir kommen Abſchied zu nehmen!“ ſagte der Alte, Victor die Hand reichend. „Unſer Glaubensgenoſſe, Ben Durand, iſt angekommen und hat die Nachricht von einem Friedenstractat zwiſchen dem Emir und den Franzoſen mitgebracht. Ich denke dieſe Nachricht, ehe ſie ſich überall verbreitet, zu benutzen und mit zwei Eſelladungen Waaren, die ſpäterhin im Preiſe ſinken könnten, in's Innere bis an den Rand der großen Wüſte, ſelbſt vielleicht bis Tekedemta, oder Ain Mady zu gehen. — Da wir uns nun wohl nicht ſo bald, vielleicht auch niemals wiederſehen dürften, ſo kommen wir Abſchied zu nehmen und Euch nochmals für den Schutz zu danken, den Ihr uns ſo edel gewährt habt.“

Victor war tief gerührt bei den Reden des Israeliten. In den Worten deſſelben, mehr noch in dem Tone, in dem er ſie ſprach, lag ein tiefes Gefühl, welches dem jungen Krieger zum Herzen gehen mußte, weil es ſo augenſcheinlich vom Herzen kam. Jetzt fiel Victors Auge auf Rebecca. „Wie ſchön iſt ſie doch!“ ſagte er zu ſich, als ſein Blick auf der Geſtalt voll Unſchuld, Lieblichkeit und dem graziöſeſten Ebenmaß ruhete. Ihr Anzug war heute viel gewählter als früher und er hob ihre Reize um ſo mehr hervor. Victor verglich Rebecca in Gedanken mit Fatme, und wenn er auch der Letztern eine ſtolzere Haltung und üppigere Formen zuerkennen mußte, ſo geſtand er doch der Erſteren das Uebergewicht an Reizen, die auf das Herz einen bleibenden Eindruck machen, zu. Die Züge des Mädchens zeigten von ungemeiner Niedergeſchlagenheit, das ſchöne Auge Rebecca's ruhete fortwährend am Boden, und als Victor ſie fragte, ob ſie auch in der Ferne manchmal ihres Bekannten gedenken würde? drückte eine Bewegung der Hand nach dem Herzen, mehr als das zitternde „Immer“ das der Lippe kaum hörbar entglitt, ihr Schmerzen über die bevorſtehende Trennung aus.

„Noch eine Bitte habe ich an Euch, werther Herr!“ ſagte Ismael nach einer Weile in ſichtlicher Verlegenheit. „Ich weiß wohl, wie leicht ich Euch beleidigen könnte, wenn ich Euch bäte, irgend eine Freundlichkeit, zum Andenken an den Tag unſerer Bekanntſchaft an der Hamiß, von mir anzunehmen. Anfangs dachte ich: ob ich Euch vielleicht einen Gefallen erzeigen dürfte, wenn ich Euch erſuchte, ein kleines Darlehn, auf unbeſtimmte Zeit, anzunehmen — die jungen Herren brauchen manchmal Geld — aber ich vernahm bald, daß Ihr mit dergleichen nie in Verlegenheit kommt, weil Ihr vermögend ſeid. Ich ſehe alſo wohl, damit iſt es nichts. Ich weiß auch, daß Ihr kein Andenken, von noch ſo geringem Werthe, aus der Hand eines herumſchweifenden, jüdiſchen Händlers, wie ich bin, annehmen werdet, indeß, denke ich, mit meiner Tochter iſt es etwas anderes. Rebecca beſitzt einen Ring von unbedeutendem Werthe, es iſt ein Erbſtück von ihrer Mutter, die ein Weib war, häuslich wie Sarah, und fromm und lieblich wie Jene, von der mein Kind den Namen trägt; dieſen könntet Ihr wohl von ihr annehmen, ohne Euch zu entwürdigen.“

„O thut es! Thut es, lieber Herr!“ ſagte Rebecca, indem ſie Victor am Arme faßte und dem jungen Manne einen Diamantenring von nicht ganz unbedeutendem Werthe hinreichte. — „Ich bitte Euch, willigt ein!“ ſetzte ſie dringend hinzu. „Der Ring hat keinen Werth, aber der Segen einer Mutter hängt daran.“

„Wohlan!“ ſagte Victor tief gerührt, indem er den Ring an ſeinen Finger ſteckte, „ich nehme das Kleinod als einen Talisman, der mich ſtets begleiten und an Dich erinnern ſoll, aber ich nehme ihn nur unter der Bedingung, daß Du, wenn Du einſt Braut biſt, mir Nachricht giebſt, und daß ich Dir dann den Verlobungsring, der Dich für immer an einen — gewiß ſehr glücklichen — Mann binden wird, anſtatt des mir gegebenen, zuſenden darf.“

„Nie, niemals werde ich einen ſolchen Ring von Euch empfangen!“ rief Rebecca heftig. „Aber damit Ihr das kleine Andenken annehmt, gehe ich die Bedingung ein. — Gebt,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „die Kleinigkeit dem Mädchen jenſeit des Meeres, das einſt die Eure ſein wird, und — bringt ihr einen Gruß von der armen Tochter der Wüſte.“ —

Ein Strom von Thränen erſtickte die letzten Worte Rebecca's.

„Fort, Vater! — Kommt, fort! — Ich fürchte ohnmächtig zu werden;“ liſpelte das Mädchen und wankte, von dem Vater, der Victor ſtumm die Hand drückte, geführt, leichenblaß aus dem Zimmer. — —

„Wie ſchön ſie iſt, wie herrlich und wie gut!“ ſagte Victor, nachdem er eine Weile in tiefem Nachdenken im Zimmer auf- und abgegangen war. „Wäre dies liebliche Geſchöpf die Tochter irgend eines angeſehenen Mannes in einer unſerer Hauptſtädte, eine ganze Anzahl junger Männer würden es umſchwärmen, ſie würden von jedem erhaſchten Blicke, von dem unbedeutendſten Worte entzückt ſein; hier verblüht dieſe Blume unbemerkt. Und welch trauriges Loos iſt dem herrlichen, lieblichen Mädchen gefallen! Von einem Greiſe, den nichts als die Schmach, die Verachtung, die auf ſeinem Stamme haftet, vor der rohen Wuth der wilden Bevölkerung ſchützt, geleitet, zieht die Aermſte durch reißende Waldbäche und zerklüftete Gebirge bis in die glühende Wüſte. Der kieſige Boden zerreißt die ſchöngeformten Füße der armen Wanderin, und wenn ſie endlich blutend und ermattet am Abend, an dem Rande einer ſalzigen Quelle, unter einer einſamen, vom Samum verſengten Palme niederſinkt, ſo iſt der Himmel ihr Zelt, die nackte Erde ihr Lager, und der Gott der Verlaſſenen ihr einziger Schutz. — — Ich gehe nicht zu dem Rendezvous der Maurin!" ſagte Victor, indem er ſich verdrüßlich auf einen Stuhl warf. „Dieſer Abſchied hat mir die ganze Sache verleidet. — Aber bin ich nicht kindiſch?" ſetzte er nach einer Weile hinzu. „Würde mich nicht jeder meiner Kameraden, wenn ich, aus lauter Sentimentalität, ein galantes Abenteuer, das mir ſo nahe gelegt wird, wie ein Narr verſäumte, für auslachenswerth halten? Und dann — das Haſenohr in dem Blumenſtrauße! ‚Biſt Du feig?' ſo heißt es ja, wie der Maure ſagt. Was müßte die ſchöne Araberin von mir denken! — Baſta! Es bleibt dabei, ich gehe um Mitternacht."

Dieſe Zeit kam endlich auch heran. Victor ging, in ſeinen Mantel gehüllt, nach dem Thore von Bab el Oued. Alles war ſtill, nur von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ertönte das einförmige: „Sentinelle, prenez garde à vous!“ von dem Hafen ausgehend, bis ſich der Ruf endlich in der Ferne verlor und Alles wieder ſtill ward. Der Jüngling gelangte in die Nähe des Landhauſes, deſſen weiße Mauern nur ſchwach durch das tiefe Dunkel ſchimmerten. Kein lebendes Weſen ließ ſich hören, man vernahm deutlich das leiſe Pfeifen eines Luftzugs, der durch die Gipfel der Orangenbäume ſtrich, ſo wie das entfernte Geräuſch der Meereswogen, die ſich am Hafendamme brachen. Jetzt ſtand der junge Mann an der Thüre des Gartens, dem kleinen Pförtchen, das ihm die Maurin früher bezeichnet hatte. Es wollte ihm bedünken, als ob er flüſternde Stimmen höre; er horchte ein Weilchen, aber er vernahm nichts. Es war ihm indeß etwas ſonderbar zu Muthe geworden und er wäre, wenn er ſich nicht vor ſich ſelbſt geſchämt hätte, am liebſten wieder umgekehrt. Doch das Haſenohr! Das fatale Haſenohr! Das: „Biſt Du feig?“ der Mauren, tönte noch allzuunangenehm in ſeinem Innern nach, und — er drückte herzhaft auf die Klinke des Pförtchens. —

Leiſe öffnete Victor die Thüre. Es war ſtockdunkel in dem Garten; die Kronen der Bäume raubten völlig den wenigen Sternenſchimmer, der Victor bis hierher geleitet hatte. Langſam drückte der junge Mann die Pforte hinter ſich zu und er wollte ſich eben nach der Seite des Pavillons wenden, wo er ſeine ſchöne Unbekannte vermuthete, als er ſich plötzlich von mehreren ſtarken Fäuſten gepackt fühlte. Heftig ſtrebte er ſich zu befreien, bald aber überzeugte er ſich, daß er es mit drei oder vier Männern zu thun habe, welche ihm die Hände auf dem Rücken zuſammenzuſchnüren trachteten. Jetzt ſah er ein, daß er der Gewalt würde unterliegen müſſen, wenn er nicht um Hülfe riefe, aber ehe er noch einen Laut von ſich geben konnte, fühlte er, daß man ihm einen Mantel und eine Hülle, die von Leder zu ſein ſchien, und ihm nur durch ein paar kleine Löcher Athem zu ſchöpfen erlaubte, über den Kopf geworfen und unter dem Halſe zugebunden hatte. — Der ganze Vorgang hatte in einem Zeitraume von weniger als zwei Minuten, und ohne daß einer der Theilnehmer auch nur eine Sylbe laut werden laſſen, ſtatt gefunden. Victor fühlte ſich nun an beiden Armen gefaßt, und die, welche ſich ſeiner bemächtigt hatten, drängten ihn vorwärts zu ſchreiten. Aus dem Schalle der Schritte ſchloß er, daß man ihn in einen gepflaſterten Hof gebracht hatte. Er vermuthete, daß man ihn in ein Gebäude, wahrſcheinlich in einen Kerker führen werde. Er täuſchte ſich; denn plötzlich ertönten Roſſeshufe. Mehrere Pferde wurden herbeigeführt, Victor auf eines derſelben gehoben und mit Händen und Füßen an den Sattel und die Gurte feſtgeſchnürt. Jetzt knarrte eine Thüre oder ein Thor in den Angeln, die Pferde begannen unruhig zu werden und auf einmal jagte das Pferd, auf dem Victor ritt, und das, wie er vermuthete, von Jemand an dem Zügel gehalten ward, von zwei Reitern in die Mitte genommen, mit ihm zum Thore hinaus. — — —

Es war zur Mittagszeit des zehnten oder zwölften Tages nach Victors Gefangennehmung, und die Gluth der afrikaniſchen Sonne ſtrahlte ſengend auf die Felſenwände eines Paſſes hernieder, der ſich am Ufer der Seibuſe, hart am Fuße des Ras el Akba, ausmündete. Hier war ein kleines, durch einen ſpärlichen Quell bewäſſertes Thal; die Cactushecken waren weniger, als an den glühenden Felſenwänden, zuſammengewelkt, und ihre gelben Blüthen ſtanden in voller Pracht, auch breiteten zwei ziemlich große Palmen ihre Zweige über die Quelle aus und gewährten einen erquickenden Schatten. Zwei Reiſende, ein Greis und ein Mädchen, hatten an der Quelle Platz genommen, ihre Saumthiere — zwei kleine, mit hohen Packſätteln verſehene Eſelchen — weideten das, aus den Felſenſpalten hervorſprießende, halbverdorrte Gras ab, und das Mädchen ſuchte aus den, neben der Quelle liegenden Proviant- und Waarenſäcken einen hörnernen Becher hervor, den ſie ſodann mit Waſſer füllte und ihn, nebſt einem Stücke Brodkuchen und einem Klump Dattelmuß, dem Alten hinreichte. Die eben bezeichneten Reiſenden waren Ismael und ſeine Tochter. Das Mädchen ſah erſchöpft und niedergeſchlagen aus.

„Laſſe den Muth nicht ſinken, Rebecca!“ tröſtete der Alte. „Wir mußten etwas angeſtrengte

Tagemärſche machen, um unſere Waaren bei den Kabylen früher an den Mann zu bringen, ehe ſie erfuhren, daß der Weg nach Algier wieder offen iſt, und daß der Emir mit den Franzoſen Frieden geſchloſſen hat. Wir gelangen heute bei guter Zeit nach dem Lager Abd el Kaders, dort verweilen wir einige Tage, dann ſetzen wir unſere Reiſe, die, denke ich, wohl Deine letzte ſein ſoll, in kleineren Märſchen nach Ain Mady fort."

„Meine letzte Reiſe, Vater?" ſprach das Mädchen ſchmerzlich lächelnd, und indem ſie das ſchöne Haupt in die hohle Hand ſtützte. „Wollte Gott, Ihr ſprächet wahr!" —

„Zweifle nicht, Rebecca!" tröſtete der Alte. „Auch ich bin des Herumſchweifens herzlich müde. Ich habe mir etwas erworben. Es iſt zwar nicht viel und wird daher nicht die Gojim zum Raube aufreizen, aber es iſt genug, um Dich damit auszuſtatten. Du weißt, daß der Sohn des reichen Zedika ben Amar, des Seraf des mächtigen Marabut von Ain Mady, Dich längſt zum Weibe begehrt hätte, wenn er nicht fürchten müſſen, daß ſein Vater, unſerer Armuth wegen, ſeine Einwilligung verſagen würde. Nun werde ich ihm wiſſen laſſen, daß Deine Morgengabe nicht ganz ſo unbeträchtlich —“

Heftig ſchrak das Mädchen bei dieſen Worten zuſammen.

„Vater,“ rief ſie in höchſter Erregung, „wenn Ihr dies thut, ſo habt Ihr keine Tochter mehr. Ich würde mich eher von dieſen Felſen herabſtürzen, als das Weib jenes Mannes werden.“

„Du ſchienſt ihm ja aber ſonſt nicht ſo abgeneigt!“ ſprach der Vater befremdet. „Nun, iſt es dieſer nicht, ſo findet ſich ein Anderer, vielleicht gar —“

„Nie! — Nie! — Ich heirathe niemals!“ unterbrach Rebecca den Sprechenden.

„Ich weiß nicht, wie Du mir vorkommſt, Mädchen!“ ſagte der Alte kopfſchüttelnd, indem er die Tochter kummervoll anſah. „Seit dem Tage, wo wir den Markt an der Hamiß beſuchten, biſt Du ganz wie umgewandelt. Sonſt fröhlich wie ein Kind, muthig bei den größten Anſtrengungen und Entbehrungen, biſt Du jetzt ſtets traurig und niedergeſchlagen; Du ſchweigſt, oder antworteſt zerſtreut. Sollte, was Gott verhüte —"

„Ihr irrt, Vater, Ihr irrt!" rief Rebecca ängſtlich.

„Du weißt, was ich ſagen wollte, ehe ich es noch ausgeſprochen!" rief Ismael erſchrocken. „Ich bitte Dich, Kind, ſchlage Dir Gedanken aus dem Sinne, die nur in das Gehirn einer Wahnſinnigen kommen können. — Der Mann, an dem Deine Seele zu hängen ſcheint, iſt gewiß ein guter, ein edler Menſch, aber er gehört einem Stamme an, der ſeit faſt zweitauſend Jahren ſeinen Fuß auf unſern Nacken geſetzt hat. Auch die Beſten jener Leute achten uns wie den Staub an ihren Sohlen. Als unſere Väter in der Knechtſchaft der Aegypter und Aſſyrer ſchmachteten, hatten ſie noch den Troſt, ein Volk zu ſein, ſie konnten hoffen, daß eine ſtarke Hand ſie aus der Sklaverei herausführen würde; wer aber wird die Zerſtreuten ſammeln, die der Herr vergeſſen? Wer wird das Joch, das unſern Nacken drückt, je von uns nehmen? Giebt es aber ein ſchwereres, das je auf einem edlen Volke gelaſtet? — Haß iſt ſchwer, aber ſchwerer als Haß iſt Verachtung."

„Verachtung? — Ich glaube nicht, daß er uns verachtet;" ſprach das Mädchen ſchwermüthig. „Warum aber ſollte ich nicht an ihn denken? Was iſt Böſes dabei? Meine Augen werden ihn niemals wieder ſchauen. Ihr ſprecht ja ſo oft von den Tagen der Vergangenheit, wo unſer Volk ein großes, ein herrliches geweſen, Euer Auge glänzt, wenn Ihr erwähnt der Zeit, wo der Herr gethront über der Lade im Allerheiligſten, und der Palaſt der Könige unſerer Väter glänzte auf der heiligen Zion; Ihr nennt das: ‚in der Erinnerung leben.' Ihr redet auch oft von der Zeit, wo Ihr meine Mutter zuerſt erblickt, wie Ihr ſie geführt, mitten durch feindliche Stämme, durch die Wüſte, wo kein Waſſer, und durch Gebirge, wo kein Steg war, bis nach Setif, wo Ihr lange und glücklich mit ihr gelebt, und wo Ihr ſo gern hinzieht, um auf dem Grabe der Edlen zu beten; auch dies nennt Ihr ein Leben in der Erinnerung. — So ſtört auch," ſprach ſie ſchluchzend, „mein Erinnerungsleben nicht, und reißt nicht mit rauher Hand die Decke von dem Allerheiligſten meines Herzens, wo, wenn ein fremdes Bild darin thronen ſollte, es wenigſtens nicht das der Hoffnung iſt. — Verſprecht mir, Vater," ſchloß ſie laut weinend, „verſprecht mir, niemals mehr über dieſen Punkt mit mir zu reden! Nur zu Gott allein kann ich davon ſprechen." — —

Ismael ſah die Tochter, während ſie ſprach, mit einem Blicke der rührendſten Vaterliebe und der tiefſten Bekümmerniß an, und ſchloß endlich ſchweigend die Hände des Mädchens, das unter Thränen ihr Lockenhaupt an ſeine Schulter lehnte, in die ſeinen. —

In dieſem Momente tönte Hufſchlag vom Eingange des Thales her. Drei Beduinen nahten in raſchem Galopp. Sie hatten, wahrſcheinlich um dem Sonnenſtich zu entgehen, die Kapuze ihrer weißen, flatternden Mäntel über das Geſicht gezogen. Die beiden Reiter zur Rechten und zur Linken waren von tief dunkler Geſichtsfarbe, das Geſicht des Mittelſten konnte man nicht ſehen, denn es war von einem Stücke Leder, in welchem nur ein paar kleine Löcher zum Athemholen gelaſſen waren, verhüllt. — So wie ſich die Reiter der Quelle naheten, ſprengte einer davon einige Schritte voraus.

„Fort von hier, Du Hund!“ ſchrie er Jsmael an. „Bei Allah! Der Kerl bleibt an der Quelle hingeflegelt, obwohl er ſieht, daß Gläubige ankommen, um an ihrem Ufer zu raſten.“

Jsmael und Rebecca erhoben ſich ſchweigend, und wollten eben zu ihren Thieren eilen, um ſolche zu beladen, als der andere Reiter näher kam.

„Laß ihn, Omar!“ ſagte er etwas freundlicher. „Kennſt Du den Juden nicht? Das iſt ja der alte Jsmael ben Laſry, der ſchon manchmal bei uns in Keff geweſen iſt, und der mir ein hübſches Feß aus Algezira mitgebracht hat, weil ic ihn mit dem Khaznadar des ehemaligen Bey vo Titerie, Bu Mezrag, bekannt machte.“

„Das iſt alles ganz gut, Haſſan, aber e ſchickt ſich nicht, daß Gläubige mit dieſem Vol zuſammen ſitzen, und dann — —“ Er ziſchel ſeinem Gefährten einige Worte in's Ohr, die fr cher erwiederte.

„Laß ihn immer, Omar! Allah kerim! Go iſt barmherzig, und er hat mir ein Feß geſchenk das unter Brüdern zwölf Piaſter werth war; ſagte jener darauf vom Roſſe ſteigend.

Jsmael und Rebecca hatten inzwiſchen auf den äußerſten Gränzen des Schattens der Palme ihr Plätzchen genommen, und den übrigen Theil des Raumes gänzlich den Arabern überlaſſen. Dieſe waren inzwiſchen abgeſtiegen, ſie hatten den dritten Reiter vom Pferde geholfen und führten ihn auf einen Punkt, ſechs oder ſieben Schritt von Jsmael, wo ſie ihn ſich niederzuſetzen nöthigten.

„Ihr habt da einen Gefangenen?“ ſprach Jsmael, den Verhüllten betrachtend.

„Es iſt ein Haramy (Räuber) aus dem Stamme der Smelas;“ erwiederte Haſſan gleichgültig. „Er hat unſern Herrn, Sidi Mohammed ben Zegri, beſtehlen wollen, und iſt dabei ertappt worden. Da wir gerade nach Keff zurückgingen, ſo hat ihn uns Sidi Mohammed mitgegeben. Wird er nicht ausgelöſ't, ſo verkaufen wir ihn nach Sudan.“

„Wie? Einen Bekenner des Jslam?“ fiel Jsmael befremdet ein.

„Er hat unter den Spahis der Franken — möge Allah ſie verderben! — gedient; ein ſolcher iſt nicht beſſer wie ein Ungläubiger;“ fiel Omar ihm in die Rede. — „Ich werde ihm jetzt das Leder abnehmen, damit er etwas Waſſer und Brod genießen kann," fuhr der Sprechende in rauhem Tone fort, „und ich befehle Dir, Jude, kein Wort mit dem Gefangenen zu ſprechen. Ich kenne die Plauderhaftigkeit Eurer Nation — Lähmung ihrer Zunge! — Du würdeſt in Algezira allerhand Lügen von dem, was er etwa geſagt, ausbreiten; übrigens würde er auch nicht Dir zu antworten wagen, denn er würde ſogleich meinen Yatagan, in dieſem Falle, im Genicke ſpüren."

„Nicht eine Sylbe will ich zu ihm ſprechen;" verſetzte Ismael erſchrocken. „Was habe ich mit dem Haramy zu ſchaffen? Er iſt Euer Rabiet (ergriffener Räuber), Ihr ſeid ſein Rabat (Ergreifender), und könnt über ihn beſtimmen, wie Ihr Luſt habt."

Ismael ſetzte ſich mit dieſen Worten ſo, daß er dem Gefangenen den Rücken zukehrte, um ihn nicht anſehen zu müſſen, und ſich auf dieſe Weiſe das Mißfallen der Beduinen zuzuziehen. — Der Araber, der zuletzt geſprochen, nahm jetzt dem Gefangenen das Leder vom Geſicht, warf ihm ein

Stück Brod hin, zeigte auf die Quelle, und indem er den Yatagan in der Scheide empor rückte und zurückſtieß, legte er, zum Zeichen des Schweigens, den Finger auf den Mund. — In dieſem Momente ſtieß Rebecca einen Schrei des Entſetzens aus. Sie hatte auf den Gefangenen geblickt; es war — Victor.

„Ha, was iſt das? — Kennſt Du den Gefangenen? — Blindheit Deinen Augen, Du Hündin!“ ſchrie der Araber, den Blick, in dem ſich Wuth und Schrecken malten, auf das Mädchen werfend.

„Ja — ich glaube ihn zu kennen;“ verſetzte Rebecca ſtockend und zitternd. „Er iſt gewiß der Hadſchute, der uns jenſeits der Schiffa, im Walde Koraza, einſt ausgeplündert. — Meint Ihr nicht auch, daß er es iſt, Vater?“ — ſetzte ſie gefaßt hinzu.

„Nein, Du irrſt Dich, meine Tochter! Wir haben dieſen Mann niemals geſehen;“ ſagte Ismael mit ſchneller Faſſung. „Die Furcht ſcheint Dir einen Streich geſpielt zu haben. — Aber hört, Sidi!“ fuhr er zu Omar gewendet fort. „Ihr ſagt, der Haramy ſei vom Stamme der Smelas. Ich komme zwar ſelten in die Duars dieſes Stammes, und werde vielleicht in Jahr und Tag nicht in den Sahel (Hügelgegend) von Algezira kommen, denn ich gehe jetzt nach Keff, ſelbſt vielleicht bis Tunis, aber ein Israelit macht auf alle Weiſe gern ein kleines Geſchäft. Wenn Ihr billige Bedingungen ſtelltet, ſo wollte ich den Haramy auslöſen, und dann ſchon zuſehen, wie ich durch ihn, oder den Kaid ſeines Duars wieder zu meinem Gelde käme; verſteht ſich gegen eine kleine Entſchädigung.“

„Nichts da, Jude! bekümmere Dich nicht um Auslöſungen, die Dich nichts angehen;“ verſetzte Omar rauh. „Wo es ſich um Angelegenheiten der Gläubigen handelt, hat ſich ein Geſchöpf, wie Du, nicht darein zu miſchen, und es iſt ſehr frech von Dir, nur eine ſolche Aeußerung zu thun. Ich würde Dir dieſen Mann nicht überlaſſen, und wenn Du mir Deine beiden Eſel mit allen Waaren, die darauf ſind, für ihn geben wollteſt.“

„Nun, ſeid nicht böſe, Sidi! Es war nur eine demüthige Anfrage, und wir Israeliten leben einmal vom Handel;“ entgegnete der Alte ruhig.

„Ich glaube auch, Ihr könntet Euer Geld beſſer anlegen, als auf dieſe Weiſe;“ verſetzte Rebecca, den Blick zu Boden ſchlagend. „Es iſt noch überdem die Frage, ob der Haramy einwilligen würde, ein Löſegeld zu zahlen. Erinnert Euch, daß Ihr einſt, in der Nähe von Tlemſen, das Löſegeld für einen Gefangenen vorſchießen wolltet, daß dieſer aber verweigerte ſeine Beiſtimmung zu geben, und Euch ſagte: er hoffe Gelegenheit zu finden, einen Dritten, Unbetheiligten zu berühren, auf ſein Kleid zu ſpucken, oder ihn mit einem Steine zu werfen, und dabei: „Ana dakheilak!“ (Ich bin Dein Schützling!) auszurufen, was ihn, nach dem Herkommen, ohne weiteres in Freiheit ſetzen würde.“

„Iſt der Satan in Dich gefahren, Mädchen? — Ich will die Hadazy (Falken) mit Deiner plaudernden Zunge füttern, wenn Du noch einmal von Dingen dieſer Art ſchwatzeſt;“ ſchrie Omar zornig.

„Verzeiht das dumme Geſchwätz, Sidi!“ ſagte Ismael zu dem Erzürnten. „Es iſt zwar vorlaut von dem Mädchen, über Dinge, die ſie nichts angehen, zu reden, aber ihr Plaudern iſt ja unſchädlich. Der Haramy iſt ja ein Gläubiger, er kennt mithin die Bedeutung des Dakheil (Verzichtleiſtung), und weiß ja auch, daß nur ein Bekenner des Islams ihm Schutz gewähren kann; auch werdet Ihr ihn wohl bei jedem Eintritt in ein Zelt haben Verzicht leiſten laſſen; ſo wie ihn unterweges die gebundenen Hände, und das Leder vor dem Geſicht, die Ergreifung ſeines Vortheils unmöglich machen.“

„Einen Schuß durch Dein Herz, Jude, wenn Du noch mit einer Sylbe unſers Gefangenen erwähnſt!“ rief der Araber. „Krankheit auf Dich Haſſan, daß Du mich abgehalten haſt, dies Geſchmeiß von der Quelle zu verjagen! — Es entſteh nichts als Nachtheil für die Gläubigen darau wenn ſie ſich mit den Juden, oder Rumi's, gemei machen.“

„Du mußt es ihnen nicht allzuſehr anrechne wenn ſie viel unnützes Zeug plaudern!“ ſprach Ha ſan, den Gefährten begütigend. „Allah hat es nu einmal ſo eingerichtet, daß die Zunge der Ungläub gen und der Papageien fortwährend in Bewegu ſein muß, während der edle Bekenner des Isla ſtill ſitzt und an Allah denkt, oder auch an nichts. — Gott weiß, was am beſten iſt! — A höre, Jsmael! haſt Du unter Deinen Waaren nicht hübſche Arm- oder Beinringe? Oder vielleicht andere Putzwaaren für Weiber? Ich möchte den meinigen gern etwas dergleichen mitbringen."

„Damit kann ich Euch dienen, Sidi!" fiel Jsmael mit großer Lebhaftigkeit ein. „Ich habe Dinge dieſer Art bei mir, wie ſie ſeit den Tagen Eures Propheten noch nicht ſchöner geſehen worden ſind. Gewiß übernachtet Ihr heute gleichfalls in dem Lager des Emirs — Preis ſei ihm! — welches er in der Nähe von Hamam el meskhutin (die verfluchten Quellen) aufgeſchlagen haben ſoll. Geſtattet Ihr es, ſo bringen wir das Schönſte, was wir haben und ſpottbillig verkaufen können, zum Anſehn mit."

„Gut, Jsmael, thue das;" verſetzte Haſſan. „Und haſt Du etwas von Arzeneien aus Frangiſtan, ſo kannſt Du ſie gleichfalls mitbringen."

„Wann hätte ich mir dieſe ausgehen laſſen!" ſagte der Alte mit wichtiger Miene. „Ich habe ganz neue Brech- und Purgiermittel erhalten, ſo kräftig, daß Der, welcher, um Krankheiten vorzubauen — was jeder vernünftige Menſch mindeſtens allemal im Neumond thun ſollte — eine Meſſerſpitze davon nimmt, wenn ſie einmal zu wirken angefangen haben, kaum Himmel und Erde unterſcheiden kann; ſie koſten mir ein erſchreckliches Geld, dennoch gebe ich ſie ſpottwohlfeil, theils aus Menſchenliebe, theils weil ich ſie im Ganzen einkaufe, und dann vereinzele.“

„Ja, Ismael, das Lob kann ich Dir geben, daß Deine Arzeneien von jeher immer ſehr kräftig waren;“ verſetzte Haſſan, ganz gemüthlich ein Stück ſchwarzen Brodkuchens verzehrend. „Mir war immer zu Muthe, als ob ich Sinn und Verſtand verlieren ſollte, wenn ich etwas von Deinen Arzeneien eingenommen hatte, aber hinterher wurde ich immer ganz friſch und munter darauf.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt; wozu nützte ſonſt auch Arzenei?“ fiel Rebecca ein. „Auch wohlriechendes Schönheitswaſſer und Balſame verſchiedener Arten, die alle Runzeln ausglätten, haben wir in unſrem Gepäck; wir bringen Euch heute Abend eine Probe davon in Euer Zelt.“

„Ja, thue das, Mädchen, es ſoll gut bezahlt werden!“ ſagte Omar freundlicher. „Ich glaube mit Gewißheit, daß, wenn Ihr nach Keff kämet, Ihr dort mit Eurem Schönheitswaſſer gute Geſchäfte machen würdet, wenn Ihr nicht unbillig wäret.“

„Verlaßt Euch darauf, Sidi!“ verſetzte Rebecca raſch, indem ſie verſtohlen einen bedeutenden Blick auf Victor warf. „Wir kommen nach Keff, und wenn es jenſeits der großen Wüſte läge; und was in unſern Kräften ſteht und ein Menſch immer zu thun im Stande iſt, ſoll geſchehen.“ —

Das Geſpräch drehete ſich noch längere Zeit um den Handel, die Reiſe der Araber, ſo wie um den Umſtand, daß der Emir, trotz dem mit den Franzoſen abgeſchloſſenen Traktate, über die Gränzen der Provinz Konſtantine gerückt ſei, um einen Bey zu Milah einzuſetzen, und endigte ſich damit, daß Haſſan und ſein Begleiter, der indeß etwas freundlicher geworden war, die beiden Wanderer nochmals einluden, des Abends in das Zelt des Gaſtfreundes, welchen ſie im Lager Abd el Kaders hatten, zu kommen und eine Auswahl von Waaren mitzubringen. Verſchiedene verſteckte Anſpielungen wieſen Victor an, getroſt zu ſein, und ſich darauf zu verlaſſen, daß alles gethan werden würde, um ihm ſeine Freiheit zu verſchaffen, ſo wie, daß Ismael und deſſen Tochter ſich nicht von den Arabern trennen würden, wohin auch immer deren Reiſe gehen möge, bis dieſes Vorhaben in's Werk gerichtet ſei. — Ehe noch die Beduinen ihr Mahl geendet hatten, brach der Alte mit der Tochter auf, um, wo möglich zu gleicher Zeit, mit den Beduinen im Lager des Emir einzutreffen. —

Die Gegend, in welcher das Letztere lag, gehört zu den größten Naturwundern des alten Numidiens, und der Ruf der ‚verfluchten Quellen' iſt weit jenſeits des Atlasgebirges, ja ſelbſt bis über die Sahara hinaus, unter den afrikaniſchen Völkerſchaften verbreitet. So ſehr auch Rebecca mit allen Empfindungen ihres Herzens, an das Geſchick des Mannes, den ſie vom erſten Augenblick, wo ſie ihn geſehen, mit aller Leidenſchaft der Jugend liebte, gefeſſelt war, ſo konnte ſie dennoch nicht unempfindlich für das Schauſpiel bleiben, von dem ſie ſo oft auf ihren Zügen, in den Duars der Beduinen und Kabylen, hatte ſprechen hören, und das ſich heute vor ihren Augen aufthun ſollte. Sie hatte ſo wunderbare Sagen, ſo widerſprechende Schilderungen von dem geheimnißvollen Thale des Atlas, in welches ſie jetzt der Weg führte, vernommen, daß ſie, wäre ihre Seele durch den Gedanken an Victor, und durch Pläne zu deſſen Befreiung, nicht wieder davon abgezogen worden, den Moment, wo ſie die Wunder von Hammam el meskhutin mit eigenen Augen ſchauen ſollte, kaum würde haben erwarten können. —

Den Weg, den die Wanderer zu nehmen hatten, ſo wie ſie ſich von dem Ufer der Seibuſa abwandten, war mühſam und ſchwierig. Bald ging es über ſteile Abhänge, wo das Steingerölle hinter ihnen herdonnerte, bald durch überragende Bäume und dichtes Geſträuch, welches ihre Saumthiere am Fortkommen hinderte. Jetzt hörten ſie ein dumpfes Sauſen, welches mit dem eines ſtarken Sturmes, obgleich kein Lüftchen ſich regte, kein Wölkchen am tiefblauen Himmelsgewölbe dahinſegelte, die größte Aehnlichkeit hatte. Eben bogen ſie um eine Felſenecke, und blickten in ein nicht allzubreites Waldthal, wo auf hundert verſchiedenen Punkten weiße Rauchſäulen, wie von eben ſo viel

Lagerfeuern, über die Kronen der vorliegenden Baumgruppen emporwirbelten. Das Geräuſch war hier ſtärker, es war ein gewaltiges, gleichförmiges Brauſen, das ſich eben dadurch von dem eines Sturmwindes unterſchied. Jetzt durchzogen die Wanderer mit ihren Thieren die letzte Baumgruppe, welche die Ausſicht bis dahin verſperrt hatte, und ein noch nirgends geſehener Anblick erwartete ſie hier. Das Thal, in dem ſie ſich befanden, war mehr lang als breit, und ward an ſeinen Seiten von ziemlich ſchroffen, zerklüfteten, aber in ſeinen Spalten mit reicher Vegetation bedeckten Felſenwänden abgegränzt. Der Boden des Thales war in allen Richtungen mit einer Menge ſeltſamer, mehr oder minder weit von einander abſtehender Felſenkegel von pyramidaliſcher Form bedeckt, die wie eine Menge arabiſcher Zelte ſich aus dem Boden erhoben. Die Farbe dieſer Steinkegel war wie ihre Größe, die zwiſchen zwei bis zwanzig Fuß variirte, verſchieden; ſie ging vom dunkelſten Aſchgrau bis zur blendendſten Schneeweiße. Viele dieſer Steinpyramiden ſpritzten, aus einem Mundloche auf ihrer Höhe, ein kochendes, qualmendes Mineralwaſſer mehrere Fuß hoch in die Luft; bei manchem hatte der Kalkſinter, aus dem alle dieſe Kegel gebildet waren, den Gang verſtopft, und das Waſſer ſich am Fuße Bahn gebrochen; die meiſten waren verſiegt. Der Anblick der ſeltſamen Felſenfiguren, neben und auf welchen allenthalben rauchende Dampfſäulen gen Himmel ſtiegen, war ſo geſpenſtig, ſchien ſo übernatürlich, daß Ismael und ſeine Tochter mehrere Augenblicke am Eingange des Thales ſtill ſtanden, um die überraſchende Scene mit Muße zu betrachten. Schon zu den Zeiten der Römer war das merkwürdige Atlasthal ſtark beſucht, und, wie es ſchien, von den Herren der Welt ſeinem Werthe nach geſchätzt worden. Unſere Wanderer gewahrten Ruinen, die durch ihre maleriſchen Formen die wunderbare Gegend noch mehr verſchönten. Eine römiſche Waſſerleitung ging von der Höhe eines jener ſeltſamen Kegel, der in der Richtung ſeiner Achſe geſpalten, und deſſen Waſſer ſeitdem verſiegt war, aus, und verſah eine Menge Badebehälter mit dem nöthigen Zufluß. Aber auch einige Grabſteine, auf welchen nur das: „Sacrum diis manibus,‘ oder ein: „Pomponius clarus vir‘ noch ſichtbar, zeigten, daß in jenen Zeiten, wie in den unſern, nicht alle Gäſte von den Heilquellen geheilt wieder nach Hauſe zurückgekehrt. — Das wunderbarſte Schauſpiel erwartete die Reiſenden am Ende des Thales. Es war ein ganzer dampfender Waſſerfall, deſſen Donnergetöſe faſt ihr Ohr betäubte. Das rauchende, ſiedende Thermalwaſſer ſchoß hier über einen Felſen herab, der mit nichts Bezeichnenderem, als einem Schweizer- oder Tyrolergletſcher verglichen werden konnte. Er hatte die Farbe friſchgefallenen Schnees, nur hier und da zeigte derſelbe einen gelbröthlichen Schwefelanſatz. Die, auf der Oberfläche ſich von dem Niederſchlag des Waſſers bildenden, Kalkſinterfiguren waren ſo zart, wie nur die feinſten Eisformen. Man wähnte Pflanzen, Muſcheln, Seeſterne auf dem Felſen, umtoſt von kochendem Waſſer, wachſen zu ſehen. Ueber dieſen Felſen und ſeine verſteinerten Thier- und Pflanzengruppen ſtürzte der ſiedende Waſſerfall ziſchend, dampfend, donnernd in den Abgrund. Von jedem Felſenzakken prallte der heiße Waſſerſtrahl zurück, peitſchte die von ihm ſelbſt gebildeten Hervorragungen und fiel von Stufe zu Stufe, dunkle Dampfwolken ausſpeiend, in eine gewaltige Tiefe, wo er einen heißen Bach, den Wad el meskhutin, bildete, an deſſen Ufern Ismael und ſeine Tochter dem Lager Abd el Kaders zuzogen. Die Ufer dieſes Baches prangten in aller Pracht der afrikaniſchen Flora. Die prachtvollen weißen Blüthenſtengel der Scilla maritima bedeckten beide Ufer des Fluſſes, ſproßten aus jedem Steinritz und badeten oft ihre Häupter in dem kochenden Waſſer, das ſie in wenigen Minuten mit einer Kalkkruſte umgab. Eine Menge blühender Geranienarten, vorzüglich aber die blauen, ſchmetterlingsförmigen Blumen der Iris alata, und die rothen der Henna der Araber (Lawsonia inermis), vollendeten die ſchillernde Pracht der Pflanzenwelt des Thales von Hammam el meskhutin. — —

Jetzt näherten ſich die Reiſenden dem Lager des Emirs, das auf einem ſanft aufſteigenden Plateau lag. Es war in einem Kreiſe aufgeſtellt, deſſen Umfang von den Zelten der Infanterie, und die Mitte von denen der Reiterei gebildet ward. Der Eingang der Zelte war nach Oſten gerichtet. Alle waren von einer Art Filzdecken, die von Kameelhaaren verfertigt werden. In der Mitte des Lagers ſah man das grüne Zelt Abd el Kaders, zu welchem, von dem äußern Umkreis an, eine breite Lagergaſſe lief. Der Raum vor dem Zelte des Emirs war frei; an dem Ende der Lagergaſſe und nach dem Thale gerichtet, ſtand eine, in ſchlechtem Zuſtande befindliche, blos zu Ehrenſchüſſen beſtimmte Kanone. Jedes Zelt enthielt funfzehn bis zwanzig Mann; die Pferde waren außen, mit Hülfe eines Strickes, deſſen zwei Enden an eingerammte Pfähle befeſtigt waren, angebunden. Hinter dem Zelte des Sultans befanden ſich die Zelte der Heerverpflegung. Hundert Kameele lagen hier neben Gerſte- und Zwiebackſäcken, mitten unter einer Heerde von Schafen und Ziegen, deren Gebrüll mit dem Wiehern der Pferde Chorus machte. In dieſer Lagergegend hatte Ismael einen Gaſtfreund, der, wie er ſelbſt, Israelit war, und ſich dem Marſche des Emirs um des Handels willen angeſchloſſen hatte. Eben verrichtete ein Marabut vor dem Zelte Abd el Kaders eines der gewöhnlichen Tagesgebete. „Gott iſt Gott, und Mahomed ſein Prophet! Kommt, o ihr Gläubigen, um ihn anzubeten!“ rief er mit lauter Stimme, als Ismael und ſeine

Tochter in das Zelt ihres Bekannten traten, und von dieſem als lang Erwartete freundlich begrüßt wurden. —

Es war am Abend des erwähnten Tages, als Ismael und Rebecca in ein Zelt traten, deſſen innere Einrichtung ziemlich eigenthümlich war. Ein, zwei Schritte vor dem Eingange deſſelben, angemachtes Lagerfeuer, das, wie noch ein paar hundert, nach und nach aufflammende, Rauch und kniſternde Funken in den Nachthimmel ſendete, erleuchtete das Innere. Vier Araber waren in ihm verſammelt, und hörten einem vagabundirenden Märchenerzähler zu, welcher ſich der größten Aufmerkſamkeit erfreute. Zwei der Anweſenden waren die Beduinen Omar und Haſſan, der dritte und vierte zwei Bekannte derſelben; Einer davon ein Reiſender, welcher auf dem Wege nach Keff war, und dort bei Verwandten verweilen wollte, ehe er ſeinen Weg nach Tunis fortſetzte. Er hatte ſich dem Zuge Abd el Kaders in der Nähe von Tlemſen angeſchloſſen.

„Siehe da, Ismael ben Lasry!“ ſagte der Vornehmſte von Beiden, als er unſern Bekannten gewahrte. „Es iſt mir lieb, Du Satansſohn, daß ich Dich nach langer Zeit einmal wiederſehe, denn ich denke mit Dir einige Geſchäfte zu machen, doch jetzt bleibe am Eingange ſitzen, bis der Erzähler zu Ende iſt, und komme mir nicht der Grube dort, wo der Haramy verwahrt wird, zu nahe.“

Rebecca, wiewohl hinreichend mit arabiſcher Sitte vertraut, erſchrak dennoch, als ihr Auge auf dieſen Punkt fiel. Es war eine Grube, eben lang und weit genug, daß ein Menſch bequem darin liegen konnte, und die etwa eine Elle tief in den Boden ausgeſchaufelt worden. In dieſer Grube lag Victor mit gebundenen Händen. Die Stelle, wo ſich das Geſicht befand, war unbedeckt, von dort an bis zu den Füßen hatte man Holzſcheite quer über die Grube gelegt, und Reiſegeräthſchaften, Kiſten und dergleichen auf dieſe gehäuft; eine, bei den Arabern keineswegs zur Qual ihrer Gefangenen, ſondern nur zu deren Feſthaltung gebräuchliche Verrichtung, welche überdies den Zweck hat, beſtmöglichſt die *Schutzergreifung* bei Annäherung eines Dritten zu verhindern. Das Mädchen wiewohl ihr ein ſolcher Anblick eben nicht neu war, entſetzte ſich dennoch ungemein, als ſie den, von ihr ſo unausſprechlich geliebten Mann in dieſer hülfloſen Lage erblickte. Wie ſehr würde ihre Angſt noch geſtiegen ſein, wenn ihr bekannt geweſen wäre, daß Victor ſich in den Händen eines erbitterten Feindes, in der Gewalt Mohammeds ben Zegri, des Gemahls der ſchönen Fatme, befand! — Dieſer nämlich war der Araber, der Ismael bei ſeinem Eintritte als einen alten Bekannten bewillkommt hatte, und der Herr des Zeltes, in welchem ſich die Geſellſchaft befand. — Auch Ismael war ſchmerzlich ergriffen, als er Victor in der angegebenen Lage ſah, doch verrieth er ſo wenig wie Rebecca mit einem Blicke, daß er den Gefangenen kenne, und ließ ſich dicht neben der Thür nieder, während Rebecca zwiſchen ihm und der Grube, worin Victor verwahrt lag, doch mehr in der Nähe der letztern, Platz nahm.

„Nun fahre fort, Seifeddin!“ rief Mohammed, indem er ſeinen Schibuk (lange Pfeife) friſch geſtopft hatte.

„Wollt Ihr die Sage von dem Kubbar rumiah, oder die von den Hammam el meskhutin?" fragte der Erzähler.

„Nichts von dem Kubbar rumiah, dem Grabmale der Chriſten! — Ewige Feindſchaft zwiſchen uns und ewiges Blutvergießen!" — rief Mohammed ben Zegri, indem er ſich den Knebelbart ſtrich. „Die Sage von dem alten Gemäuer in dem Hatſchutenlande iſt jedem Kinde zu Algezira bekannt. — Es iſt ein gebannter Schatz darin, müßt Ihr wiſſen;" ſprach er, zu den Gaſtfreunden gewendet. „Ein Zauberer in Frangiſtan erlöſete einſt einen armen Moslim — ſein Andenken ſei geſegnet! — aus der Gefangenſchaft, doch unter der Bedingung: daß, wenn er nach Hauſe käme, er ein Papier, das der Zauberer ihm mitgab, neben dem Kabbar rumiah verbrenne. Dieſes that der Araber. Was geſchieht! Kaum iſt das Papier verbrannt, als Gold- und Silberſtücke zu Tauſenden aus dem Gemäuer, mitten durch die Steine, herausquellen."

„Allah! — Allah!" riefen die Araber.

„Wie ich Euch ſage!" fuhr ben Zegri fort. „Nachdem die Goldſtücke eine Weile um das Menument herumgeflogen waren, nahmen ſie mit einer außerordentlichen Schnelligkeit die Richtung über's Meer, nach dem Lande der Chriſten.“

„Allah! — Allah! — nach dem Lande der Chriſtenhunde?“ ſchrien die Anweſenden.

„Verderbniß ihren Familien!“ ſprach Mohammed, indem er auf den Boden ſpuckte. „Doch hört weiter! — Die Goldſtücke bildeten eine ſchimmernde Säule in der Luft, ähnlich vielen Staarenzügen. Wie nun Ben Caſem — denn ſo hieß der Araber — dieſe Reichthümer über ſeinem Kopfe hinziehen ſah, ohne ſie mit den Händen erreichen zu können, ſo hoch er auch darnach ſprang, ſo zog er ſeinen Bournus aus, und warf ihn in die Höhe; ſogleich fielen etwa zwanzig Gold- und Silberſtücke herab.“

„Allah akbar! — Gut gethan, Ben Caſem! — Bei meinen Augen! — Wirf noch einmal den Bournus, und den Haik, und die Pantoffeln dazu!“ ſchrien die Araber entzückt.

„Ja, er würde es wohl gethan haben,“ fiel den Zegri erzählend wieder ein, „aber kaum hatten die Goldſtücke den Boden berührt, als Alles vorbei war, und keine andern mehr aus den Steinen hervorkamen. Ben Caſem mußte ſich mit dem, was er hatte, begnügen."

„Da ſeht Ihr den Neid des chriſtlichen Zauberers! Ich ſpucke auf ſeinen Bart! Ich will das Grab ſeines Vaters verunreinigen!" ſchrie Omar grimmig.

„Was wollt Ihr ſagen: es giebt auch ſchlechte Meslemin. — Gott ſetze ihnen einen Hut auf!" — rief der Märchenerzähler, der nur mit Verdruß bis dahin geſchwiegen, da er es ungern ſah, daß ein Laie ihm in's Handwerk pfuſchte. „Vernehmt die Geſchichte der ‚verfluchten Quellen.'" —

„Es lebte in dieſer Gegend einſt," erzählte er, „ein reicher Araber, welcher ſeine Schweſter mit ſtrafbarer Leidenſchaft liebte, und nicht anders zu ſeinem Zwecke gelangen konnte, als daß er ſie zu ſeinem geſetzlichen Weibe nahm."

„Allah! — Einen Speer in ſein verfluchtes Herz!" riefen die Zuhörer.

„Hört weiter! — Lange widerſtanden der Kaid und die Marabuts ſeinem gottloſen Anſinnen, aber was erlaubt ſich der Reiche nicht, und was gelingt nicht ſeinem Golde! — Der Heirathsvertrag ward abgeſchloſſen, und ſie begaben ſich in das Zelt der neuen Eheleute, um Theil an dem Hochzeitſchmauſe zu nehmen. Auch das Volk eilte herbei, denn der Reiche — er hieß Muſtapha ben Zaka, ben Aribi, ben Suleiman, ben Raka — hatte Kuskuſſu von hundert Scheffeln Maismehl, und ſechsundſiebzig Hammeln, die alle apart gemäſtet waren, kochen laſſen."

„Iſt es möglich? Preis ſei dem Mildthätigen, wenn er auch ſonſt ein Satansſohn geweſen iſt;" unterbrach Haſſan den Erzähler.

„Cymbeln und Pfeifen erſchallten," fuhr dieſer fort, „und es ſtieg ein Wohlgeruch aus den Keſſeln auf, der gar nicht zu beſchreiben iſt, und Tänzerinnen tanzten auf eine ſo liebliche und wollüſtige Weiſe, daß, wenn Omar, Ali und Abubekr — Preis ſei ihnen! — ſammt den vierzigtauſend Propheten, dem Feſte beigewohnt hätten, es die Frage wäre, ob ſie alle aus dem Zelte ſo heilig herausgekommen wären, als ſie hineingingen."

„O! — O! — Allah! — Allah!" ſchrieen die Zuhörer, und ſchienen von der Erzählung ſo hingeriſſen, daß ſie eine braune Stute, die ſich vom Stricke losgemacht hatte, und nun in's Zelt kam, gar nicht bemerkten.

„So wie der Kuskuſſu fertig war,“ erzählte Jener weiter, „begann der Schmaus; aber was iſt Eſſen ohne Trank? Muſtapha ben Zaka hatte auch für dieſen geſorgt. Er ließ Weinſchläuche, gefüllt mit dem beſten Weine, bringen, und — ewige Verdammniß den Verächtern der Gebote des Propheten! — das Brautpaar, der Kaid, die Marabuts, Alle tranken davon.“

„Ich denke,“ ſagte Haſſan bedächtig, „ſie werden ziemlich viel getrunken haben, in Betracht, daß es auf Eins heraus kam, wenn ſie ſich einmal entſchloſſen hatten, das Geſetz zu übertreten.“

„Du haſt Recht, o Herr, und Du beſtätigſt das Wort des weiſen Perſers, der da geſagt: ‚Weisheit wohnt nicht allein bei grauen Haaren!‘“ verſetzte der Erzähler, ſich höflich verneigend. „Sie tranken anſehnlich. — Jetzt aber ermüdete die Langmuth Allah's, und im gerechten Zorne ſchleuderte er ſeinen Fluch auf die Neuvermählten, den Kaid, die Marabuts und das Volk. Die bedeutendſten

Perſonen des Feſtes, ſo wie die Tänzer und Muſiker wurden in Stein verwandelt. Es ſind dies die Figuren, welche in Kegelform das Thal bedecken. Der größte Kegel ſoll der Marabut ſein, der das Paar einſegnete.“

„Allah kerim! Gott iſt barmherzig!“ riefen die Araber.

„Die Volksmenge floh entſetzt, aber die Rache Allah's erreichte ſie auf dem Wege. Sie wurde gleichfalls zu Stein, und ſie bildet den, mit Zacken beſetzten, Felſen, der das Bett des Wad el meskhutin überragt. Die kochenden Keſſel wurden auf Allah's Befehl verdammt, in alle Ewigkeit zu kochen und zu ſieden.“

„Allah! — Allah! — Sammt dem Kuskuſſu und den Schöpſen?“ rief Omar.

„Alles brodelt fortwährend in den Keſſeln;“ ſprach Seifeddin. „Man hört das Waſſer, das ſie enthalten, unter dem Boden ziſchen; der Schwefeldampf, der von ihnen aufſteigt, aber verkündet den Gläubigen, daß hier ein verfluchter Ort ſei, und daß der Zorn Gottes alle Diejenigen treffe, die von den Quellen trinken. Daher kommt auch der Name, Hammam el meskhutin.“

„Natürlich! Die Sache iſt klar wie das Tageslicht!“ ſagte **Mohammed**, als der Erzähler geendet hatte. „Niemand kann aus den Quellen trinken, als die Rumi's, welche in alter Zeit, als dem Satan ohnehin ſchon mit Leib und Seele angehörig, Häuſer in der Nähe der ‚verfluchten Quellen‘ bauten, um ſich mit dem Zauberwaſſer zu ihren Teufelskünſten zu ſtärken.“

„Der Dſchad (heilige Krieg) werde gegen ſie gepredigt von der großen Wüſte bis an's Meer, und von Fez bis nach Maſr (Egypten)!“ rief Omar mit grimmigen Blicken.

„Mögen ſie von der Erde vertilgt werden!“ ſetzte Haſſan hinzu.

„Sie ſollen zum Steigbügel dienen, wenn die Diener des Propheten auf's Roß ſteigen;“ ſprach Mohammed, einen flüchtigen Blick, in welchem aber tödtlicher Haß ſich ſpiegelte, auf die Grube werfend, wo Victor lag. — „Doch genug! Ismael, komme her. Was haſt Du Neues an Waaren aus dem Lande der Rumi's?“

„Für Euch wenig, Sidi. Ihr waret ja ſelbſt zu Algezira;“ verſetzte der Alte. „Wollt Ihr indeß Putzwaaren für Euren Harem —“

„Nichts dergleichen! Die Weiber ſind alle falſch;“ verſetzte er finſter. „Arzeneien will ich. Die, welche Du führeſt, ſind immer gut und hilfreich geweſen.“

„Ich ſende dergleichen zu holen; ich habe nur Frauenſchmuck bei mir, welchen Eure Diener Omar und Haſſan zu ſehen begehrten;“ entgegnete Ismael. „Gehe, Rebecca, gehe, meine Tochter, hole das Packet in grünem Leder, welches Du kennſt, und Ihr, Sidi, erlaubt, daß ich inzwiſchen meine Putzwaaren Euren Dienern zeige.“

Rebecca hatte ſich auf das Gebot des Vaters erhoben, ſie that, als wolle ſie das Zelt verlaſſen, als die braune Stute, welche bis dahin, wie ein Hund ſo zahm, im Zelte herumgeirrt war, und ſich ſorgfältig in Acht genommen hatte, auf etwas von denen, am Boden liegenden Geräthſchaften zu treten, ſich zwiſchen das Mädchen und die Männergruppe ſtellte. Dieſen Augenblick benutzte Rebecca, ſie bückte ſich zu Victor nieder, brachte eine Rolle

Bindfaden hervor, und indem ſie das eine Ende deſſelben Victor in den Mund gab, ziſchelte ſie: „Bei Eurem Leben! Haltet den Faden mit den Zähnen feſt, und antwortet Niemanden, als dem Emir ſelbſt.“

Wie der Blitz war das Mädchen aus dem Zelte.

Das Pferd wurde nun auf Befehl Mohammeds hinausgeführt, feſtgemacht, und Ismael breitete ſeine Schätze, beſtehend in ſchlechten Uhren und Pariſer unächtem Schmuck, der von falſchen Edelſteinen ſchimmerte, auf einem kleinen Teppich aus. Es wurde Alles beſehen und behandelt. Schrie Ismael ſehr, ſo ſchrieen die Araber noch viel ſtärker, auch mußte der Erſtere, ſo wie ſich die Handelnden einer Einigung näherten, eine Anzahl Püffe und Stöße, durch die ſeine Einwilligung bewirkt werden ſollte, ſtets noch überdies mit in den Kauf nehmen. Dieſe Einwilligung erfolgte indeß ſchneller, als es ſonſt gewöhnlich war; Ismael ſchien heute ſehr eilig, oder vielmehr ängſtlich, und ſobald eine Pauſe im Verkehr entſtand, raffte er ſeine Sachen eilig zuſammen, um, wie er ſagte, ſelbſt nach den Arzeneien zu ſehen, da ſeine Tochter ſie dem Anſcheine nach nicht finden könne. Er ward indeß durch den beſonders kaufluſtigen Haſſan davon abgehalten, und der Handel dehnte ſich ſo lange aus, bis eine andere, für Mohammed ben Zegri ſehr unerwartete Scene ſtatt fand. Ein großer, ſtarker Araber, von dunkler Geſichtsfarbe, deſſen feiner Beurnus, wie der im Gürtel funkelnde Yatagan, mit ſilbernem Griffe, ihn als eine Reſpectsperſon kund gab, trat in das Zelt. Mohammed erhob ſich, mit ihm die andern Anweſenden.

„Salam aleikum! Friede ſei mit Euch!“ ſprach der Eintretende, die Hand auf die Bruſt legend. „Wie befindet Ihr Euch? — Wie ſteht's mit Eurer Geſundheit? — Und mit Eurer Familie? — Mit Euren Pferden? — Mit Euren Kameelen? — Ich bin der Scheikh der Beni Mzab, Abubekr ben Hariri.“

„Aleikum eſſalam! — Ich bin wohl, ſo wie meine Pferde und Kameele, und ich hoffe, daß Deine Geſundheit und die der Deinigen ebenfalls im beſten Zuſtande ſei. — Ich heiße Mohammed ben Zegri und bin aus Keff. — Was führt Dich ſo ſpät in mein Zelt?“ entgegnete der Angeredete.

„Es iſt die Schickung Allah's! Wer kennt ſeine Wege?“ erwiederte Jener etwas verdrießlich. „Ihr habt einen Haramy. Er iſt unter meinem Schutz. Ich komme um ſeine Auslöſung zu verhandeln.“

„Es beliebt Dir mit Deinem Sklaven zu ſcherzen, Sidi!“ ſagte Mohammed befremdet. „Ich habe den Rabiet, beim Eingange in's Zelt, die Verzichtleiſtung erklären laſſen, Niemand Fremdes, den er hätte berühren können, iſt eingetreten, und dies iſt auch mit Dir, oder ſonſt Jemand von Deinem Stamme, nicht der Fall geweſen; womit alſo, Sidi, willſt Du die Schutzergreifung beweiſen?“

„Hiermit!“ erwiederte der Scheikh der Beni Mzab, indem er eine Rolle Bindfaden hinreichte, deſſen Ende nach der Grube zulief, wo Victor gefangen lag. Mohammed nahm einen Feuerbrand und überzeugte ſich, daß Victor das Ende des Fadens mit dem Munde feſthielt.

„Blattern und giftige Beulen auf die Hand, die dieſes gethan!“ rief er wüthend aus. „Sage mir, Sidi, wie kamſt Du zu dem Faden?“

„Ich ſtand,“ erzählte dieſer, „vor wenig Augenblicken vor dem Zelte des Emirs — Ehre ſei ihm! — und hörte einem wandernden Sänger zu, welcher mehrere Hadus (Kriegslieder) ſang. Ehe ich es mir verſah, fühlte ich eine Rolle Bindfaden in meine Hand gedrückt, und ein Weib, welches ſogleich verſchwand, ziſchelte mir in's Ohr: „Dieſer iſt in Deinem Schutz!" — Du wirſt einſehen, Sidi, daß ich nun nichts weiter thun konnte, als dem Faden nachgehen, der mich in Dein Zelt leitete. Hätte ich es nicht gethan, ſo wäre nicht nur ich, ſondern ſelbſt die Beni Mzab ewig beſchimpft, und Du mußt zugeben, daß an meiner Stelle Du eben ſo gehandelt haben würdeſt, und wenn Blut zwiſchen mir und dem Stamme des Schützlings wäre." —

„Recht! — Recht! — Dagegen läßt ſich nichts ſagen, — Allah weiß, was gut iſt, und von ſeinen Eingebungen ſtammt jedes weiſe Herkommen! — aber der Haramy hat keine Verwandtin, oder ſonſt Jemand im Lager, der ihm den Faden zugeſteckt haben könnte;" ſagte Mohammed verwirrt.

„Bin ich ein Satansſohn, ein Zauberer, daß ich es ſelbſt gethan haben könnte?" rief Abubekr verdrießlich. „Ich wollte, Du wäreſt ſammt Deinem Rabiet jenſeits der großen Wüſte; aber was das Herkommen gebietet, das muß ich ausführen, und wenn jener ein Dſchelawy (wegen Blutſchuld flüchtig) wäre.“

„Ich hab's! — Ich weiß, wer es gethan hat! — Krankheit auf die Hündin!“ ſchrie Omar. „Gewiß iſt es Niemand anders als die Jüdin geweſen. Sie hielt vorhin ſtets etwas unter dem Mantel verborgen.“

„Allah! — Allah! — Deine Rede iſt weiſe;“ fiel Mohammed vergnügt ein. „Eine Jüdin kann bei einer Schutzverleihung nicht auf gültige Weiſe mitwirken.“

„Verzeihe, Sidi,“ — fiel Ismael ein.

„Schweig, Du Hund! — Miſche Deine unreinen Worte nicht in das Geſpräch der Gläubigen! — Schaffe Deine Tochter zur Stelle!“ ſchrieen die Araber.

In dieſem Augenblicke trat Rebecca in's Zelt. Wie eine Meute grimmiger Hunde fuhren die Araber auf das Mädchen los.

„Bei Deinen Augen! Sprich, haſt Du dem

Haramy den Faden zugeſteckt?“ ſchrie Mohammed ſie wüthend an.

„Ja, ſprich! Haſt Du ihm den Faden in den Mund gegeben?“ riefen die Andern.

Rebecca erbleichte, ſie zitterte, doch bald erholte ſie ſich wieder.

„Ihr waret Alle im Zelte, Ihr konntet mithin ſehen was ich that;“ entgegnete ſie feſt.

„Antworte, Jüdin! Gabſt Du mir die Rolle in die Hand?“ fragte Abubekr.

„Habt Ihr mich geſehen, oder bin ich unſichtbar?“ fragte Rebecca. „Warum fragt Ihr mich über etwas, was Ihr ſelber wiſſen müßt?“ —

„Geſtehe, Mädchen, geſtehe!“ riefen die Araber mit Wuth.

„Bringt mich vor den Emir, bringt auch dieſen Haramy dahin; er muß wiſſen, wer ihm den Faden in den Mund gab;“ verſetzte Rebecca feſt.

„Recht; die Weisheit Abd el Kaders ſoll entſcheiden. Die Jüdin ſpricht nicht unvernünftig;“ ſprach Abubekr um ſo beifälliger, als er von der, ihm ſehr unwillkommenen Schutzverleihung loszukommen hoffte.

„Ich aber ſage: nein! Es geht durchaus nicht;“ rief Mohammed.

„Warum nicht?“ fragte ſcharf und ernſt der Scheikh. „Zweifelſt Du noch an der Gerechtigkeit des Emirs?“

„Das nicht! — Bei Allah! dieſer Gedanke kommt mir nicht in den Sinn;“ erwiederte Mohammed verwirrt.

„Nun, ſo laß uns gehen! Nimm die Jüdin und den Haramy mit. Abd el Kader entſcheide;“ ſagte Jener.

„Nein! — Nein! — Es kann nicht ſein, denn — magſt Du lieber Alles wiſſen — dieſer Mann iſt kein Haramy, er iſt ein Franzoſe;“ entgegnete Mohammed.

„Bin ich ein Kind? — Bin ich verrückt? — Spotteſt Du meines Bartes?“ rief erzürnt de Scheikh.

„Frage dieſe! — Frage ihn ſelbſt!“ rief Mohammed auf Omar, Haſſan und Victor zeigend.

„Ihr ſeid Geſindel! — Ihr ſeid tuneſiſch Landſtreicher! — Ich will Euch lehren, den große Scheikh der Beni Mzab in's Angeſicht verſpotten;“

ſchrie Abubekr wüthend. „Wenn Ihr ſo wenig das Herkommen, das ſeit den älteſten Zeiten gegolten, achtet, ſo ſeid Ihr nichts beſſer, als die Rumi ſelber, und Abubekr ben Hariri iſt ganz der Mann, Euch Sitte zu lehren. Das aber ſoll geſchehen, oder ich will nicht im Paradieſe unter dem Baume der Glückſeligkeit wandeln, deſſen Schatten ſich ſo weit erſtreckt, daß ein Pferd nicht in tauſend Jahren den Raum, den er einnimmt, durchlaufen kann! — Beim Schwerte Abubekr's, meines Beſchützers! ich gehe ſogleich zum Emir, und er ſoll mir Genugthuung verſchaffen. — Franzoſen! Ihr mögt ſelber Franzoſen ſein! Schlecht genug dazu ſeid Ihr jedenfalls."

„Beſänftige Dich, Sidi!" ſprach Haſſan zuredend. „Sidi Mohammed wird Dir Alles erklären."

„Gern will ich es thun!" rief der Letztere einlenkend. „Siehe, Sidi, ich habe ein Weib, ſchön von Angeſicht, aber ränkeſüchtig wie der Satan. Dieſes nahm ich mit nach Algezira, wo ihre Verwandten leben, dort ſah ſie dieſen Franzoſen —"

„Franzoſen? — Bin ich ein Narr? — Die

Peſt auf Dich, Du Vater der Lügen!“ unterbrach ihn der Scheikh.

„So höre doch nur!“ rief Mohammed.

„Nichts! — Nichts! — Abd el Kader mag Dich hören. — Franzoſe! — Allah! — Allah! — Haramy, Du biſt in meinem Schutz!“ ſchrie der erzürnte Scheikh, und ſtürmte wie Wirbelwind aus der Thür des Zeltes. — — —

Wüthend fuhr jetzt Mohammed ben Zegri auf.

„Der Satan mag Dich in ſeinen Schutz nehmen!“ ſchrie er heftig. „Seht mir einmal den elenden Scheikh einer Horde Bettler aus der Wüſte an! — Wer iſt er denn, dieſer Sohn eines Kameels? Er iſt der Staub an den Fußſohlen Mohammeds ben Zegri, aus dem Stamme der Söhne des Sieges. Iſt er etwa beſſer als Einer der Söhne des Sattels (Abencerragen), die unſern Vätern erlagen, in den Hallen der rothen Burg zu Granada? — Aber Du, Jude, und Du, Tochter einer Hündin,“ — hier wandte er ſich voller Wuth an Ismael und Rebecca — „Ihr ſollt mir büßen für die Verrätherei, die Ihr begangen habt —“

„Geſtehe, Sidi,“ unterbrach Ismael den Wüthenden mit großer Faſſung, „daß ich mich nicht vom Platze gerührt, nicht ein Auge verwendet habe."

„Aber Du haſt um die Verrätherei gewußt, ſie wahrſcheinlich angeſtiftet!" rief Mohammed noch immer in voriger Wuth. „Und Du, Mädchen, geſtehe! Geſtehe mir ſogleich: Haſt Du dem Gefangenen den Faden zugeſteckt?"

„Führt mich zu dem Emir! Führt mich zu Abd el Kader! — Sagte ich nein, Ihr würdet mir doch nicht Glauben beimeſſen;" verſetzte Rebecca mit großer Ruhe.

„Du ſollſt den künftigen Morgen nicht erblicken, wenn Du überwieſen wirſt!" ſchrie Mohammed ſchäumend. „Bei dem Grabe des Propheten! Ich weiß nicht was mich abhält, Dir mit eigener Hand den Hals umzudrehen!"

Ich bin in Gottes Hand, Ihr werdet mit mir thun, was deſſen Wille iſt;" ſagte Rebecca mit Ergebung, und indem ſie die Hände über der Bruſt kreuzte.

„Seid Ihr ein Mann? Seid Ihr ein Abkömmling eines berühmten Kriegergeſchlechts?" rief Victor empört und beängſtigt von dem Gedanken, daß das Mädchen wegen der Hingebung, der Liebe, die ſie ihm bezeigt, ein Opfer werden ſollte. „Es ſteht dem Nachkommen granadiſcher Ritter wohl an, eine arme Jüdin, wegen etwas, deſſen Ihr ſie nicht überführen könnt, zu quälen! — Auf mich richtet Euren Zorn, an mir nehmt Rache! Ich bin in Eurer Gewalt.“

„Und dies ſollſt Du ſpüren — verlaſſe Dich darauf — oder ich will in alle Ewigkeit die Früchte des Höllenbaumes eſſen, welche wie Schlangenhäupter geſtaltet ſind!“ rief Mohammed knirſchend. „Wenn ich auch jetzt bereue, Dich an jenem Abend nicht erdroſſelt und in's Meer geworfen zu haben, ſo denke ich, daß ein Tag kommen wird, wo Du tauſendmal wünſchen wirſt, daß es geſchehen wäre.“ —

Mohammed tobte noch fortwährend, als mehrere Schiaub's Abd el Kaders in das Zelt traten, und in ziemlich barſchem Tone meldeten: daß der Emir befohlen habe, den Kaufmann Mohammed ben Zegri, welcher aus Algezira komme, und dort, wie zu Keff im Tuneſiſchen, Beſitzungen habe, desgleichen ſeinen Gefangenen, und Die, welche ihn hergeleitet, endlich auch den Juden Ismael ben Lasry und deſſen Tochter vor ihn zu führen. Victor ward jetzt aus dem Grabe, das ihn gefangen hielt, herausgeholt, die Schiauh's nahmen die ſämmtliche Geſellſchaft in die Mitte und ſofort verfügte ſich der Zug nach dem Zelte des Emirs. Dieſes war nicht ſehr entfernt. Es war von grüner Farbe, etwa dreißig Fuß lang und zehn bis zwölf Fuß breit. Es war von innen mit Tüchern von verſchiedenen Farben behangen, auf welche Arabesken und Halbmonde geſtickt waren. Ein Vorhang von Wollenzeug theilte es in zwei ungleiche Theile, deren kleinerer und innerer eine Matratze enthielt, die das Bett des Emirs bildete. Die beiden Vorhänge, die des Nachts den Eingang des Zeltes ſchließen, waren von zwei langen Stäben offen gehalten, ſo, daß man in das Innere deſſelben blicken konnte.

Vor dem Zelte waren mehrere hundert Araber verſammelt, welche theils die Neugierde, theils der Wunſch einen wandernden Sänger aus el Garb, wie die Gegend nach Marocco zu bezeichnet wird, und welcher einen beſondern Ruf hatte, anzuhören, herbeigezogen. Seine Lieder waren meiſtens zum Lobe des Emirs, doch manche auch nur einfache Kriegslieder. Er ſtimmte eben wieder ein neues an, das bei den Arabern viel Beifall fand. Er ſang:

„Ihr Vögel mit kahlen Häuptern,
Ihr ſtolzen Adler, Ihr ſchnellen Falken,
Wenn Ihr Menſchenfleiſch begehret,
So ſeid zugegen am Tage der Schlacht!“

Die Weiſe, nach welcher der Sänger das Kriegslied ſang, war freilich höchſt einfach und ungekünſtelt, aber die wilden Naturtöne verfehlten nicht ihres Eindrucks auf die Seelen der Halbwilden. Mehrere laute Ausrufungen wie: ‚O Allah! Allah!‘ — ‚Dhebah! Dhebah!‘ (Blutvergießen) — ‚O Ihr, Rakham und Hadazy!‘ (Adler und Falken) ließen, vermiſcht mit wildem Jauchzen, ſich vernehmen.

In einer Ecke lagen vier aufgerollte Fahnen, welche dem Emir gewöhnlich auf dem Marſche vorgetragen wurden. Die erſte, die der Reiterei, war roth, die zweite, die der Infanterie, hatte einen gelben Streifen zwiſchen zwei blauen, die dritte war grau und weiß, die vierte roth und gelb. In dem Zelte ſah man ferner noch einen hohen Fußſchemel, mit rother Seide bedeckt; er diente dem Feldherrn, um auf's Roß zu ſteigen. Ferner ſah man eine Matratze, an deren beiden Enden, ſo wie an der Hinterſeite, Kiſten ſtanden; das Ganze war mit einem Teppich bedeckt und bildete ſo eine Art von Sopha. Einige Schritte vor dem Sopha war ein Teppich von Mascara ausgebreitet; auf dieſem ſaßen mehrere Scheikhs und Marabuts, die Häupter der, das Heer ausmachenden, Stämme. So wie unſere Bekannten in's Zelt traten, ſuchte Victor's Auge ſogleich den berühmten Anführer der Araber. Abd el Kader ſaß auf dem Sopha. Er war ein Mann von achtundzwanzig Jahren und kleiner Statur, ſein Geſicht länglich und äußerſt blaß. Seine großen, dunklen Augen waren ſanft, ſein Mund klein, die Naſe gebogen, der Bart ziemlich dünn und kohlſchwarz. Im Ganzen fand Victor die Züge des berühmten Afrikaners angenehm, ſelbſt wohlwollend. Der Emir ſaß mit untergeſchlagenen Beinen, und hielt die Zehen der wohlgeformten, kleinen Füße in den ſchmalen, magern Händen.

Seine Kleidung war außerordentlich einfach. Er trug ein feines Hemde von Linnen, auf den Nähten mit Seide geſtickt, darüber ein Haik und Bournus, von weißer, und über dieſe einen Bournus von ſchwarzer Wolle. Die einzigen Verzierungen, die ſeine Kleidung auszeichneten, waren einige ſeidene Quaſten. Stickerei ſah man nirgends. In dem Gürtel trug er keine Waffe, und auf dem geſchorenen Haupt ein kleines rothes Mützchen, über welches die Kaputze ſeines Bournus heraufgezogen war. Neben dem Emir ſtand ein alter Negerſclave, der ihn ſeit ſeiner Kindheit bedient hatte, und ben Abut, ein Araber, der ehemalige Lehrer und jetzige Schatzmeiſter des Feldherrn. Zwei oder drei Schritte von dem Sopha entfernt, befand ſich Abubekr, der Scheikh der Beni Mzab; er warf einen wüthenden Blick auf Mohammed ben Zegri, den dieſer in gleicher Art erwiederte. Wie es ſchien, hatte Abubekr eben in heftiger Aufregung geſprochen, denn, ſo wie Jener vortrat, rief er aus:

„Dies iſt der Lügner — Schande auf ſeinen Bart! — der behauptet hat, ſein Haramy ſei ein Franzoſe.“

„Von welchem Stamme biſt Du, und weshalb hält man Dich gefangen?“ fragte der Emir, ſein dunkles melancholiſches Auge auf Victor richtend.

„Ich bin ein franzöſiſcher Offizier, und jener Mann hat mich gefangen und durch ſeine Diener entführen laſſen, weil ich, ohne ſeine Erlaubniß, den Garten betrat, der ſein Haus zu Algier umgiebt;“ erwiederte Victor in gebrochenem Arabiſch.

Das Erſtaunen, welches ſich auf allen Geſichtern rings umher kund gab, war außerordentlich; am meiſten ſchien Abubekr überraſcht.

„Kann ſich ein Habicht in ein Perlhuhn oder in eine Dohle verwandeln?“ rief er in ſichtlichem Erſtaunen.

„Allah! — Allah! — Er iſt ein Ungläubiger!“ tönte es im Kreiſe umher.

„Warum thateſt Du aber den Mund nicht auf, als Jener, deſſen Wort ich für eine Lüge hielt, Dich einen Franzoſen nannte?“ fragte Abubekr, ſichtlich erfreut, auf eine gute Art von der Schutzleiſtung loszukommen.

„Weil ich vor den Emir gebracht zu werden wünſchte, da ich mich überzeugt halte, daß er nicht geſtatten wird, einen Franzoſen widerrechtlich in Gefangenſchaft halten und in Sclaverei ſchleppen zu laſſen;" entgegnete Victor. — „Ich fordere," ſprach er, zu Abd el Kader gewendet, mit feſtem Tone, „Deine Hülfe zu meiner Freilaſſung. Du haſt erſt vor wenig Tagen die Oberherrſchaft des Königs der Franzoſen anerkannt, und ich bin überzeugt, Du wirſt thun, was Deine Pflicht iſt."

Die letzten Worte Victors ſchienen auf Abd el Kader einen ſehr unangenehmen Eindruck zu machen. Er runzelte die Stirn, und ſein Auge verdüſterte ſich.

„Es ſprach einſt," ſagte nach einer Pauſe Abd el Kader, „der Geſandte Gottes zu dem ‚Vater der Ameiſe' (Abu Serr): ‚Laß ab von dem, was Dir nicht nützt, und ſprich nicht von dem, was Dich nicht befriedigt; bewahre Deine Zunge wie Dein Gold'. — Was hat dieſer Mann an Dir verſchuldet, und warum haſt Du ihn gefangen genommen und entführt?" fragte er ſodann ſtreng auf Mohammed ben Zegri blickend.

„Magſt Du Alles wiſſen, Anführer der Gläubigen!" ſagte Mohammed ben Zegri heftig ergriffen.

„Ich habe zwei Haushaltungen, eine zu Keff im Tuneſiſchen, die andere zu Algezira, der Stadt, die durch den Rathſchluß Allah's in die Hand der Ungläubigen gerathen iſt. Ebenſo habe ich zwei Weiber zu Keff, beide alt und häßlich, eins jung und ſchön zu Algezira. Du weißt aber, o Herr, daß der Teufel der Zankſucht und der Eitelkeit in den Weibern überaus mächtig, und ſo habe ich von allen Dreien ſchon vielerlei Verdruß gehabt, vor allen aber von Fatme, der ſchönſten derſelben. Wenn aber der Prophet — geſegnet ſei ſein Andenken! — einſt geſagt: „Wiſſet, in Euch ſind zwei üble Eigenſchaften: Das Lachen ohne Urſache, und die Trägheit ohne Vergeſſenheit!“ ſo hat er geſprochen, als ob er damals Fatme ganz beſonders vor Augen gehabt. Ihr Herz iſt voll Eitelkeit, und ihr Auge blickt umher, um zu ſehen, wem ſie gefalle. Nun hatte ich ſchon längſt bemerkt, daß ſie Stundenlang auf der Terraſſe des Hauſes ſaß und die Ungläubigen betrachtete, von denen einer — es iſt dieſer Mann — ihrem Herzen wohlgefiel. Das, was ich längſt vermuthete, ſollte zur Gewißheit werden. Ich befand mich, weniger aus Neugier, als weil Fatme mich dazu drängte, und ich ihr die Bitte nicht abſchlagen wollte, weil ich ein paar Tage ſpäter nach Keff abzureiſen gedachte, in einer Geſellſchaft, bei dem Khalifa der Franzoſen — Unglück ſeinem Säbel! — Die Ungläubigen ſprangen wie die Verrückten nach dem Tone der Fideln und Hörner im Saale umher. Männer tanzten mit Weibern, und es war eine Schande es mit anzuſehen; ich freute mich aber darüber, denn ſie gerathen bei den Gläubigen, durch dieſes ſchändliche Vergnügen, in nur noch größere Verachtung und Abſcheu.“

Die Araber, ſelbſt Abd el Kader nicht ausgenommen, gaben durch Kopfnicken und Handbewegungen ihren Beifall zu erkennen.

„Ich hatte bemerkt,“ fuhr Mohammed fort, „daß Fatme, ehe wir uns in die Geſellſchaft der Ungläubigen begaben, um dem thörichten Treiben derſelben zuzuſchauen, einen Blumenſtrauß von Roſen und Violen in der Hand trug. Wie überraſchte es mich, als ein Anführer der Franzoſen einen eben ſolchen nach einer Weile in der Hand hielt, und Mehrere mich befragten: ‚was die Blumen zu bedeuten hätten?‘ Ich bemerkte gleich, daß es ein

Selam ſei, und ſolcher zu einem Stelldichein in der nächſten Nacht aufforderte. Wie ein Blitz ſtieg mir der Gedanke auf, daß der Strauß von Fatme ſein könne, und ich ſagte dem Ungläubigen die richtige Bedeutung in der Meinung, ihn dabei zu ertappen. Was mich noch mehr überzeugte, war, daß der Blumenſtrauß mit einem Bande umwunden, auf dem ſich der Name: „Fatme‘ geſtickt befand, und daß mein Weib ohne Strauß nach Hauſe ging. Am folgenden Abend lauerte ich gegen Mitternacht auf den Fremden, nachdem ich mein Weib bereits in ſichern Gewahrſam gebracht. Er kam. Ich hätte ihn leicht ermorden und in's Meer werfen laſſen können, ich that es nicht. „Als Sclave im innerſten Sudan ſoll es der Dſchaur bereuen, ſein Auge zu dem Weibe eines Gläubigen erhoben zu haben!‘ rief ich aus, und beſchwor es bei der Kibla, daß es alſo ſein ſolle; denn nicht der kurze Augenblick des Todes iſt hinreichend, dies Verbrechen gnügend zu beſtrafen, wohl aber ein ganzes Leben voll Qual. — Die Ausführung war um ſo leichter, als ich am folgenden Morgen ohnehin zwei meiner Diener nach Keff abſenden, und ihnen ein paar Tage ſpäter nachfolgen wollte. Der Franzoſe ward demnach ergriffen, gebunden, auf ein Pferd geſetzt und fort ging es mit ihm durch die Metidſchad bis in die Vorberge des Atlas, wo ihn meine Diener die Landestracht anlegen ließen, und ihn, um jede Neugier abzuhalten, als ergriffenen Räuber weiter transportirten. Heute kam ich hier an, wollte morgen noch einige Kaufgeſchäfte abſchließen und übermorgen weiter reiſen, da geſchah, was Dir dieſer Mann" — er zeigte auf Abubekr — „bereits geſagt haben wird. Es iſt durch eine boshafte Hand — Allah möge ſie verdorren laſſen! — dem Franzoſen das Ende eines Bindfadens zugeſteckt worden, das andere Ende ward dem Scheikh in die Hand gedrückt, und er kam, um nun den Haramy in ſeinen Schutz zu nehmen, was, wenn der Gefangene ein ſolcher geweſen wäre, auch ganz dem Herkommen angemeſſen ſein würde. Da aber dieſes einem Ungläubigen keinen Schutz verleihen kann, ſo bitte ich Dich, mir den Gefangenen nicht zu entreißen. Das Kaufgeld für ihn und die zurückbehaltene Morgengabe Fatme's, die ich ſogleich verſtoßen und ihrem Vater nach Scherſchell zurückgeſchickt habe, ſoll mir ein kleiner

Erſatz für den angethanen Schimpf ſein. Ueberdies verlange ich die Beſtrafung dieſer Jüdin und ihres Vaters für die Frechheit, daß ſie ſich des Herkommens des Dakheil angemaßt haben, um einen Betrug damit auszuüben; eine Frechheit, die um ſo größer iſt, als das Geſetz es den Ungläubigen unterſagt, ſich dieſes Herkommens zu bedienen."

Das Geſicht Rebecca's hatte bei ihrem Eintritt in's Zelt Ruhe und Muth gezeigt, doch bei der Erwähnung Fatme's zuckte ſie wie vom Schmerz getroffen zuſammen, und ihre ſchönen Züge gaben tiefe Niedergeſchlagenheit zu erkennen. Endlich ſchien ſie ſich zu faſſen, ſie kämpfte ſichtlich mit einem Entſchluß und ſchien wieder ruhig und entſchloſſen.

Abd el Kader blickte finſter auf Victor.

„Du haſt Dich jetzt zu vertheidigen;" ſagte er. „Laß aber Deine Ausſage ein Wort der Wahrheit ſein. Wäreſt Du nicht ein Ungläubiger, ſo würde ich Dich an die Worte des Geſandten Gottes — Heil ſei ſeinem Andenken! — erinnern, wo er ſagt: ‚Rechne mit Deiner Seele, ehe man mit Dir rechnet am Tage des Gerichts, denn Deine Rechnung wird leichter ſein, und bereite Dich zur Veröffentlichung Deiner Handlungen vor, ehe dieſelben veröffentlicht werden, am Tage, wo Du vor Gott nichts verheimlichen kannſt.' — Was haſt Du auf die Anklage dieſes Mannes, zur Nachtzeit in ſeinen Harem einzudringen und ſein Weib verführen zu wollen, zu erwiedern?"

Victor ſtockte. Er wußte, daß bei den Arabern der Tod auf dieſem Vergehen ſtand.

„Sprich! Was antworteſt Du?" fragte Abd el Kader nochmals mit hartem Tone.

„Daß ſie unwahr iſt, und der Ankläger durch Eiferſucht getäuſcht wurde!" rief Rebecca plötzlich mit lauter Stimme, indem ſie vor Abd el Kader trat.

Alle Anweſenden ſtaunten; ſelbſt Victor wußte nicht, was er von dem Mädchen denken ſollte.

„Sprich, Mädchen, womit willſt Du Deine Worte beweiſen?" fragte der Emir mit ſichtlicher Ueberraſchung.

„Ob Fatme dieſen Mann geliebt, ihm einen Selam zugeſteckt, oder nicht, dies iſt mir unbekannt!" ſprach Rebecca unerſchrocken. „Das aber weiß ich, daß er nicht zu Fatme, ſondern zu mir kommen wollte, daß ich ihn um Mitternacht beſtellt, und daß er das rechte Haus verfehlt hat.“

„Tochter! — Rebecca, bedenke!“ rief Ismael ängſtlich und erſtaunt.

„Es iſt ſo, wie ich ſage!“ rief das Mädchen laut. „Ich habe dieſen Mann längſt geliebt. Ich liebte ihn, ſeitdem ich ihn zum erſtenmale ſah an den Ufern der Hamiß, wo er uns aus den Händen der Amrauahs und Beni Iſſer errettete. Mein Vater weiß nichts von unſerm Einverſtändniß.“

„Iſt es ſo? Hat Euch der Chriſt jenen Dienſt erwieſen?“ fragte der Emir, zu Ismael gewendet.

„Es iſt allerdings der Fall. Ich bin ihm Dankbarkeit ſchuldig;“ entgegnete dieſer.

„Lügen! — Lauter Lügen! — Sie ſind mit einander im Voraus über das, was ſie ausſagen wollen, einverſtanden!“ ſchrie Mohammed ben Zegri.

„Bei dem heiligen Geſetz, das uns der Herr auf dem Berge einſt gegeben! Der Chriſt hat uns von Tod und Plünderung gerettet;“ ſagte Ismael mit dem Tone der Wahrheit.

„Und ich liebe dieſen Mann, wie nur je ein

Weib geliebt! Laſſe ihn frei, und mich dafür hinrichten; ich will Dir danken;" rief Rebecca mit Feuer, und indem ſie die Hände nach dem Emir ausſtreckte.

„Nimmermehr!" rief Victor heftig ergriffen. „Trägt hier Jemand eine Schuld, ſo bin ich allein der Schuldige. Das Mädchen hat nicht das geringſte Unrecht begangen. — Was ich gethan habe, werde ich nicht läugnen. Ich bin zur Nachtszeit in den Garten jenes Mannes getreten, aber dies war auch mein ganzes Unrecht. Niemals habe ich mit dem Weibe deſſelben ein Wort geſprochen, durch ihn ſelbſt erfuhr ich erſt den Namen Fatme's. Den Strauß fand ich auf dem Balle des Gouverneurs; ich würde deſſen Bedeutung, die überdies blos auf ſeiner eigenen Ausſage beruht, nicht gekannt haben, wenn er nicht ſelbſt ſie mir mitgetheilt hätte. Ueberdem kann ich nur nach den Geſetzen meines Landes und durch den Marſchall, der zu Algier befehligt, gerichtet werden; Du biſt der Unterthan, oder doch der Verbündete meines Königs, ich ſelbſt bin widerrechtlich entführt, und dadurch iſt meine Ehre verletzt worden, ich fordere deshalb von Dir meine Freiheit, ſo wie die Freiheit dieſes Juden, der zu Marſeille geboren, und deshalb unter dem Schutze Frankreichs iſt, ſo wie die Freilaſſung ſeiner Tochter."

„Hat Fatme Dir eingeſtanden, daß ſie dieſem Ungläubigen den Strauß gegeben, oder daß ſie ſonſt mit ihm verkehrt hat?" fragte Abd el Kader, indem er ſich zu Mohammed wendete.

„Nein, Emir der Gläubigen, das hat ſie nicht;" ſagte dieſer verwirrt. „Dazu iſt ihr Herz zu voll von Liſt und Falſchheit, und vom Vater der Lügen beherrſcht. Der Dſchaur hat indeß den Garten betreten, er hat Fatme beſuchen wollen."

„Das iſt nicht wahr!" rief Rebecca feſt. „Zu mir wollte er kommen, und verfehlte das Haus."—

„Schweige, Jüdin!" unterbrach der Emir das Mädchen mit rauhem Tone. „Auch an Dich wird die Reihe kommen. — Wo biſt Du und wo iſt Deine Tochter geboren, und welchen Antheil habt Ihr beide an dem Betruge mit der Schutzverleihung, zu welcher der Scheikh der Beni Mzab aufgerufen wurde?" ſetzte er, zu Ismael gewendet, kalt hinzu.

„Ich kam im Lande der Franken zur Welt, meine Tochter in Afrika, zu Selif. Wir haben keinen Betrug mit dem **Dakheil** anrichten wollen, wir beabſichtigten vielmehr, die Sache vor Deinen Richterſtuhl zu bringen;" entgegnete Ismael.

„Warum thatet Ihr dies nicht gleich, da Ihr wußtet, daß dieſer Mann ein Franzoſe war?" fragte der Emir. — „Du antworteſt nicht, Du Sohn eines Hundes?" ſchrie er zornig, als Ismael verwirrt ſchien.

„Mein Vater ſchweigt aus demſelben Grunde, aus dem er die Anzeige unterließ;" fiel Rebecca unerſchrocken ein. „Die Furcht ließ ihn nicht zur Anzeige kommen. Er wußte, daß, wenn er die Gefangenhaltung eines Franzoſen anzeigte, wenn Du dieſen in Freiheit ſetzteſt, wenn die ganze Sache zu Algezira zur Sprache käme, ſich Mohammed ben Zegri unfehlbar an ihm rächen würde. Aus dieſem Grunde wünſchte er, daß dieſer Gegenſtand durch einen Araber vor Dich gebracht würde, und ich allein erſann den Plan mit der Schutzverleihung, und eben ſo allein führte ich ihn auch aus. Iſt der Gebrauch des **Dakheil** dadurch entwürdigt woren, ſo treffe mich allein Dein Zorn, ich bin die nzige Schuldige.“

„Nein! — Nein!“ rief Victor erſchrocken, ls er ſah, daß ſich die Blicke Abd el Kaders ver- üſterten. „Ich rief ſie an, ich habe ſie gebe- ten — —“

„Entwürdige Dich nicht durch eine Unwahrheit, es iſt mir dann, als ob ich Dich weniger lieben müßte!“ unterbrach Rebecca den Jüngling mit dem Anſtande einer Königin, einer Würde, die ihr ſchönes Antlitz gleichſam verklärte. „Was kann mir dieſer Mann thun? Mich tödten? Das konnte jeder Löwe, den ich am Wege, in der Wüſte, oder an einer Quelle liegen ſah, und ich habe dieſem Raubthier öfters in das geröthete Auge geſehen, ohne vor ihm zu zittern.“

Das Auge Abd el Kaders war während dieſer Rede ſtarr auf Rebecca gerichtet, doch zeigten ſeine Züge keine Spur von Theilnahme. Mehr war dies bei den umſtehenden Arabern der Fall, und Abubekr ben Hariri ſagte zu einem greiſen Marabut, der neben ihm ſtand:

„Beim Grabe des Propheten! Allah hat dieſem Mädchen große Kraft verliehen.“

Nach einem momentanen Schweigen wandte ſich Abd el Kader mit großer Kälte zu Victor.

„Du ſiehſt,“ ſagte er, „daß Ungläubige und Gläubige für immer von einander fern bleiben ſollten, da, wo ſie einen Weg mit einander wandeln, das Unheil wie Gras unter ihren Füßen emporſprießt. Du ſiehſt Geier und Falken nie in Geſellſchaft fliegen. — Doch was rede ich! ‚Die Rede der Weiſen ſchläft in dem Ohre der Thoren!‘ wie der Dichter ſagt;“ ſetzte er verächtlich hinzu. „Ich will jetzt Euer Urtheil ſprechen. — Du,“ ſagte er zu Victor gewendet, „biſt frei. Ich werde Dich nach Algezira geleiten, aber Deinem Kalifa ſchreiben laſſen, daß er Dich beſtrafe, weil Du wie ein Thor zur Nachtzeit in den Garten eines Gläubigen eingedrungen biſt. — Du,“ ſprach er zu Ismael, „ſagſt, Du ſeieſt ein Franzoſe. Wohl, Sohn eines Hundes, ſo gehe nach Frangiſtan. Läſſeſt Du Dich noch einmal in der Nähe des Lagers der Gläubigen erblicken, ſo biſt Du verloren. — Du, Jüdin, haſt einen Sclaven befreien wollen, Du, ſagſt Du, fürchteſt nicht den Blick des Löwen. Du ſollſt ſelbſt die Sclavin Mohammeds ben Zegri ſein, und ich denke, Du wirſt, wenn Du mit der Kaffle der Sclaven auf dem Wege nach Sudan ſein wirſt, mehr als einem Löwen begegnen.“

Der Ausſpruch Abd el Kaders wirkte auf Ismael und Victor wie ein Donnerſchlag. Rebecca ſchien weniger erſchüttert, doch bedeckte ſie mit beiden Händen ihr ſchönes Geſicht.

„Erbarme Dich, Emir!“ ſchrie der Erſtere verzweifelnd. „Laß mir mein Kind, und nimm dafür alle meine Habe.“

„Die Sclavin gehört Mohammed ben Zegri, nicht mir!“ erwiederte Abd el Kader mit Kälte. „An dieſen wende Dich, nicht an mich.“

„Sie iſt mir nicht feil!“ ſagte der eben Genannte mit Hohn.

„Ich will den doppelten Werth der ſchönſten Sclavin aus Sudan für ſie zahlen!“ rief Ismael, bittend die Hände gegen Mohammed ausſtreckend.

„Umſonſt!“ antwortete dieſer mit bitterm Tone und düſterm Lächeln. „Wird der Frevler an meiner Ehre meiner Rache vorenthalten, ſo ſoll wenigſtens ſeine Helfershelferin dafür büßen.“

„Ich kann nicht glauben, Fürſt der Araber,“ ſagte Victor, der bis dahin ſprachlos vor Entſetzen dageſtanden, „daß die Aermſte, die ſich für mich aus Liebe in Gefahr gegeben, mein Vergehen büßen ſoll. Ich werde dies nimmer zugeben, und Alles aufbieten, es zu verhindern. Dieſer Mann“ — er zeigte auf Ismael — „iſt franzöſiſcher Unterthan, folglich gehört auch ſeine Tochter unſerm Lande an.“

„Gewiß nicht!“ fiel Abd el Kader ruhig ein. „In dem Lande, das mir unterworfen iſt, kam ſie zur Welt, ich allein habe über ſie zu verfügen. Als Franzöſin kannſt Du ſie nicht zurückfordern. Welche Bande ſind alſo zwiſchen Dir und ihr? Iſt ſie Dein Weib?“

„Nein!“ rief Victor raſch, als ob ein Gedanke wie ein Blitz ſein Gehirn durchzuckte. „Sie iſt nicht mein Weib, aber — ſie ſoll es werden. Sie iſt meine Geliebte, meine Braut.“

„Lüge! — Lüge!“ ſchrie Mohammed heftig. „Dein Vorgeben iſt lächerlich! Du biſt ein

Chriſt, ſie eine Jüdin;" ſprach Abd el Kader verächtlich. — — „Dieſe Ungläubigen," ſagte er zu den Arabern, die im Kreiſe umherſtanden, „ſind jeder Lüge, jedes Treubruchs fähig, wie Ihr ſehet. Haltet Euch daher fern von ihnen, denn, wie der Weiſe ſagt, es iſt Honig und Natterngift zugleich auf ihrer Zunge."

„Wie kannſt Du es wagen, einen franzöſiſchen Offizier eine Lüge zu zeihen?" rief Victor zornig. „Seid Ihr ſo unwiſſend, daß Euch nicht bekannt iſt, daß die Geſetze Frankreichs eine eheliche Verbindung unter den Genoſſen jedes Glaubens geſtatten, ſo liegt die Schuld nicht an mir. — Ich erkläre hiermit feierlich und auf meine Ehre," ſetzte er hinzu, „ich bin geſonnen, dieſes Mädchen, welches die Tochter eines franzöſiſchen Unterthans iſt, zu heirathen, ich proteſtire feierlich gegen jede Gewalt, und werde ſehen, wer es wagen will, meine Braut als Sclavin aus meinen Armen zu reißen. — — Glaubt Mohammed ben Zegri," ſetzte er ruhiger hinzu, „durch mich an ſeiner Ehre verletzt zu ſein, ſo will ich ihm nach den Geſetzen derſelben mit meinem Säbel, Mann gegen Mann, Genugthuung geben, oder wenn er mit einer Geldſumme zufrieden ſein will, mich über dieſe mit ihm in Verhandlungen einlaſſen.“

Victor's Erklärung brachte einen großen Eindruck auf die Verſammlung hervor. Das Unerwartete, Ueberraſchende derſelben verfehlte ſo wenig bei den ältern, wie der kühne, ritterliche Anſtand des jungen Mannes, der Eifer, mit dem er ſeinen Arm um den Leib des Mädchens ſchlang, und Rebecca an ſich preßte, um ſie zu beſchützen, bei den jüngern Mitgliedern der Verſammlung ſeine Wirkung.

„Gut!“ ſagte Mohammed ben Zegri nach kurzem Beſinnen. „Wenn der Chriſt mir dafür gut ſtehen will, daß man mich und mein Eigenthum zu Algezira, wenn ich wieder dahin komme, nicht beunruhigen, ſeine Entführung nicht an mir rächen will, ſo begnüge ich mich mit einer Entſchädigung von fünf tauſend Piaſtern.“

„Ich nehme den Vorſchlag an!“ rief Victor raſch. „Du kannſt beſtimmen, an wen, zu Algier, das Geld gezahlt werden ſoll. Am Tage nach meiner Rückkehr ſoll es erlegt werden.“

„Genug!“ rief Abd el Kader verdrießlich, und indem er Mohammed ben Zegri verächtlich mit dem Auge maß. „Wenn der mauriſche Händler zu Algezira, oder Keff, berechnen gelernt hat, wie hoch ein, von einem Ungläubigen ſeinem Harem angethaner Schimpf in Geld zu veranſchlagen ſei, ſo hätte er die Summe gleich mit dem Gegner an Ort und Stelle abmachen können, ohne ſich deshalb nach meinem Lager zu begeben, wo man nichts von einem ſolchen Handel verſteht. Thut indeß was Ihr wollt, mir iſt der Gegenſtand zu klein und verächtlich, um mich weiter mit ihm zu befaſſen. — Eins jedoch habe ich Dir noch zu ſagen!“ ſetzte er mit hartem Tone zu Victor gewendet hinzu. „Glaube nicht, daß Abd el Kader der Mann ſei, der ſich durch Worte hintergehen und mit ſich ſpielen läßt. Ich ſchreibe an meinen Ukil zu Algezira, daß er Deinem Befehlshaber anzeige, daß Du in meiner Gegenwart, ſo wie in der aller Scheikhs und Marabuts meines Lagers, Deine Ehre verpfändet, dieſes Mädchen heirathen zu wollen, und daß er mir Bericht erſtatte, ob Du es gethan habeſt oder nicht. Mich gelüſtet,“ ſchloß er mit

Hohn — „zu ſehen, wer ehrenhafter oder ehrloſer ſei, ein Chriſt oder ein Tuneſer.“

Abd el Kader richtete während der letzten Worte einen durchbohrenden Blick, in welchem ſich zugleich die tiefſte Verachtung kund gab, auf Mohammed ben Zegri, welcher ganz betroffen da ſtand.

„Gehe,“ ſagte der Emir rauh zu dem Mauren, „gehe und ſchreibe die Anweiſung, nach welcher Dein Seraf zu Algezira das Geld, für welches Du die Ehre Deines Harems verkaufeſt, aus der Hand dieſes Chriſten, der mit Sonnenaufgang mein Lager verlaſſen muß, empfangen wird.“ —

„Seht,“ ſagte er zu den umſtehenden Arabern, als Mohammed ben Zegri das Zelt verlaſſen hatte, „das ſind die Nachkommen jener Männer, deren Väter über das Meer gingen und einen großen Theil des Landes eroberten, ſo lange ſie Allah und den Geſetzen des Propheten treu waren, und deren Söhne mit Schande zurückkehrten, als ſie ſich durch den Umgang mit den Ungläubigen verunreinigt hatten. Auch jetzt verkehren ſie mit ihnen zu Algezira, aber wodurch ſie ſündigen, werden ſie beſtraft werden.“

„Ja,“ ſagte ein alter Marabut, dem der Fanatismus auf dem Geſichte ausgeprägt lag, „ſchon zu den Zeiten der Dey's konnte man ſehen, daß dieſe Mauren nur aus Geldgier, nicht zur Ehre Allah's, ihre Galeeren gegen die Ungläubigen ſendeten; darum behandelten ſie auch die erbeuteten Chriſtenſclaven mit Nachſicht und ließen ſie auslöſen, anſtatt ſie dem Schwerte zu übergeben, und Dein Vater, der fromme Sidi Mahiddin, pflegte über den Erfolg oder das Fehlſchlagen eines Seezugs dieſer Leute zu ſagen: ‚Es iſt eins, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt!‘“

Das Bonmot des verſtorbenen Vaters des Emirs fand in dem Kreiſe der anweſenden Araber vielen Beifall, doch drückte ſich dieſer keineswegs durch Gelächter aus, ſondern die Ausrufe: ‚Allah! Allah!‘ — ‚O Sidi Mahiddin!‘ — ‚Möge ihn Allah in ſeinen Armen behalten!‘ — zeigten zur Genüge, welche ernſte Saite es in ihren Gemüthern berührt hatte.

Victor, welchem Aeußerungen dieſer Art nicht anders als unangenehm ſein konnten, fragte jetzt den Emir in kurzen Worten: „ob es ihm erlaubt ſei, das Lager zu verlaſſen?“

„Du kannſt gehen mit der Jüdin, Deiner Braut, ſobald Du willſt;“ verſetzte er mit verächtlichem Lächeln. „Ein Reiter meines Lagers wird Euch begleiten, und mir Nachricht bringen, ob Du die Ehre Deines Wortes beſſer gelöſet haſt, wie jener Tuneſer die ſeines Harems.“

Ein kaltes Kopfnicken Abd el Kaders verabſchiedete Victor, Ismael und Rebecca. — — —

Der Morgen des folgenden Tages fand alle Drei auf der Reiſe nach Algier. Ismael hatte von ſeinem Gaſtfreunde ein ſchönes Pferd für Victor dazu erhandelt, und der Rückweg wurde im Geleite eines Reiters Abd el Kaders in weniger Zeit als früher zurückgelegt. Schon am erſten Tage hatte der junge Mann dem Vater Rebecca's erklärt, daß er weit entfernt geweſen, den Emir durch das Vorgeben, daß Rebecca ſeine Braut ſei, täuſchen zu wollen, ſondern daß er feſt entſchloſſen ſei, Wort zu halten. Er würde, ſetzte er hinzu, nicht daran denken, Rebecca zum Entſagen des Glaubens ihrer Väter zu veranlaſſen, wenn ſie nicht aus freiem

Entſchluſſe auf dieſen Gedanken käme, auch billigten die Geſetze Frankreichs eine Ehe dieſer Art. Die Einwendungen Ismaels, daß eine ſolche Verbindung ihm bei ſeinen Verwandten, ſo wie vorzüglich in den Augen ſeiner Kameraden, ſchaden würde, beſchwichtigte Victor damit, daß er ſagte, daß er keine näheren Verwandten habe, indem er den Dienſt in der Armee gern um Rebecca's willen aufgeben, und ſich mit ſeiner Frau in der Heimath, an den Ufern der Rhone, auf einem, ihm gehörigen Beſitzthume niederlaſſen werde, wo Rebecca's Herz und Hand ihn für Alles, was er ihretwegen aufgebe, im Uebermaß entſchädigen werde. Die mit allem Feuer der Leidenſchaft vorgetragene Erklärung des jungen Mannes fand Widerſtand, wo er ſolchen am wenigſten vermuthet hätte. Rebecca ſagte mit Heftigkeit, daß ſie niemals ein Opfer dieſer Art annehmen werde. Es würde ihr unmöglich ſein, je glücklich zu werden, wenn ſie von Victor, den ſie vom erſten Augenblicke, wo ſie ihn geſehen, glühend geliebt, entfernt ſein ſolle, aber ſie wolle ihr Glück nicht von einer Dankbarkeit empfangen, der, früher oder ſpäter, die Reue folgen müſſe. —

Victor gab ſich alle Mühe, die Einwendungen des Mädchens zu widerlegen; er ſtellte ihr die immer mehr zunehmende Verſchmelzung der Stände in Europa, ſeine unabhängige Lage vor; vor Allem ſuchte er ſie zu überzeugen, daß es nicht Dankbarkeit allein, ſondern Liebe in vollſter Bedeutung des Wortes ſei, was ihn an ſie binde, und es gelang ihm endlich, die Einreden Jsmaels und Rebecca's zu beſeitigen, doch blieb die Letztere ſtill, ernſt und in ſich gekehrt, ſo daß Victor ihr den Vorwurf machte, daß, wenn er nicht ſolche entſcheidende Beweiſe ihrer Liebe und Hingebung hätte, er bei der trüben Stimmung, in welche er ſie bei der Ausſicht auf immerwährende Vereinigung verſunken ſähe, nicht an ihre Neigung glauben würde. Rebecca weinte heftig bei dieſen Worten, ohne jedoch etwas darauf zu erwiedern; und die Reiſenden langten in einer weniger frohen Stimmung, als man hätte erwarten ſollen, zu Algier an.

Kaum war Victor in der Stadt angekommen, als er ſogleich zu dem Obriſten ſeines Regiments, und mit dieſem zu dem Oberbefehlshaber eilte. Beide waren höchlich überraſcht von der Erſcheinung

Victor's, den man mehrere Tage lang geſucht, und endlich für ermordet gehalten hatte, da an die Entführung eines Offiziers Niemand hatte denken können. Victor erzählte die Veranlaſſung zu der Letztern, wie alle Umſtände, die ſie begleitet hatten, auf's Genaueſte, doch bat er, den Namen des Mauren verſchweigen zu dürfen, weil er ſein Wort darauf gegeben habe, ſich nicht an ihm zu rächen; endlich erklärte er ſeine Dimiſſion einreichen zu wollen, und ſetzte die nähern Umſtände, die ihn dazu veranlaßten, auseinander. Der Obriſt des Regiments, der ihn ſehr liebte, ſuchte ihn auf alle Weiſe von dieſem Entſchluſſe abzubringen, er nannte ſolchen eine Unbeſonnenheit, die Victor über kurz oder lang bereuen werde, und fügte endlich hinzu, daß der Dienſt es nicht erlaube, daß Victor vor Monatsfriſt nach Frankreich zurückkehre. Bis dahin, ſchloß er, möge Victor die definitive Abſchiedsforderung noch aufſchieben. Der Jüngling willigte in die Vorſchläge ſeines von ihm hochverehrten Chefs, um dieſen nicht zu beleidigen, und eilte ſodann nach der Wohnung ſeiner Reiſegefährten, um dieſen von dem Vorgange Nachricht zu geben.

Victor traf Ismael und Rebecca in einem kleinen Häuschen vor dem Thore von Bab Azun; eine Escadron ſeines Regiments ſtellte ſich auf dem freien Platze vor demſelben eben in Schlachtordnung zu einer Expedition auf. So wie der junge Mann dem alten Israeliten und deſſen Tochter ſeine Unterredung mit dem Gouverneur und dem Obriſten mitgetheilt hatte, eilte er hinab, um die Kameraden zu begrüßen, und auch dieſen den gefaßten Entſchluß mitzutheilen. Die Offiziere waren auf's Freudigſte überraſcht, den bereits todt geglaubten Kameraden wieder in ihrer Mitte zu ſehen. Victor d'Aſſas war wegen ſeiner Tapferkeit, der Freundlichkeit ſeines Weſens, ſeinen feinen Sitten von den ältern Kriegern geſchätzt, und von den jüngern wie ein Bruder geliebt. Aller Arme öffneten ſich ihm zu empfangen, lauter Jubel empfing ihn, ſo wie er ſich zeigte, die Kameraden hatten ihm, er ihnen ſoviel mitzutheilen; man ſprach von den Vorfällen der letzten Vergangenheit, noch mehr von dem, was geſchehen werde, und als der mit Narben und Ehrenzeichen gezierte Escadronchef das Pferd beſtieg und zum Aufſitzen kommandirte, hatte

Victor den Kameraden kein Wort davon mitgetheilt, daß er das Regiment in Kurzem zu verlaſſen gedenke. Es wäre aber auch dem jungen Manne unmöglich geweſen, nur ein Wort dieſer Art in dieſem Augenblick über die Lippen zu bringen. Das Herz ſchlug ihm, als er das gewohnte Kommandowort, den Klang, der ihm unter dem Pfeifen feindlicher Kugeln ſo lieb gewordenen Trompeten hörte, und noch nie hatte er mit ſolchen Gefühlen einem fortziehenden Truppendetaſchement nachgeſehen, als jetzt, wo er ſich ſagen mußte, daß er ſich bald für immer von der ihm theuer gewordenen Umgebung der großen Kriegerfamilie, der er angehörte, trennen müſſe. So lange er noch einen Federbuſch wehen, einen Säbel blinken ſah, blickte er den Abziehenden nach, dann ſtürzte er, Thränen in den Augen, in das Häuschen. — —

Victor fand Rebecca am Fenſter ſtehend, als er zurückkehrte; es war augenſcheinlich, daß ſie die eben vorgefallene Scene vom Anfange bis zu Ende angeſehen hatte; ſie betrachtete die ſchönen Züge des jungen Mannes ernſt und mit großer Aufmerkſamkeit. Victor war verwirrt, er ſuchte die Aufregung, in der er ſich befand, zu verbergen ſo viel er konnte, indem er von der nächſten Zukunft und ſeinen Plänen für dieſe ſprach. Rebecca ſchien in dieſelben einzugehen, doch war ſie ungewöhnlich ſtill. Auch Ismael ſprach wenig, er ſagte blos, daß er die Entſchlüſſe, welche ſeine Tochter für die Zukunft gefaßt habe, oder noch faſſen würde, ganz in deren Hand lege, da er, von ihrem Herzen überzeugt, die Gewißheit habe, daß das, was ſie auch thue, wie bisher nur gut, edel und tugendhaft ſein könne. — Der Dienſt rief jetzt den Jüngling ab, er nahm Abſchied, um gegen Abend wiederzukommen. Ismael reichte ihm ſchweigend die Hand, drückte ſie, und Victor ſah ein paar große Thränen in den Bart des Alten rollen. Rebecca begleitete den Jüngling aus der Thür des Zimmers bis auf den Flur. Hier ſtürzte ſie plötzlich mit aller der Leidenſchaft, die Victor nach ihrer Bekanntſchaft an den Ufern der Hamiß und im Lager Abd el Kaders an ihr bemerkt, vor ihm auf die Knie, bedeckte ſeine Hände mit Küſſen und Thränen, nannte ihn ihren „Geliebten,“ ihren „Wohlthäter,“ ſprang dann eben ſo heftig auf, ſchloß ihn in ihre

Arme, und drückte einen brennenden Kuß auf ſeine Wangen; endlich entfernte ſie ſich laut weinend und händeringend. — Victor dachte dem Mädchen in's Zimmer nachzufolgen, da er es in ſolcher Bewegung nicht verlaſſen wollte, aber die Stunde des Dienſtes hatte geſchlagen, er mußte fort. — — —

Es war gegen Abend nach Sonnenuntergang, als er wieder zurückkehrte. Die Sonne war faſt verſchwunden, und die kleinen Scheiben der wenigen unregelmäßigen Fenſter des Häuschens, das Ismael und Rebecca bewohnten, flimmerten in ihrem letzten Lichte, als Victor ſich mit raſchem Schritte der Wohnung näherte. Die Bewohnerin deſſelben, eine alte Jüdin, ſaß vor der Thür. Victor war betroffen, ſeine Bekannten weder hier, noch an einem der Fenſter zu erblicken; eine Ahnung, über die er nicht Meiſter werden konnte, überſchlich ihn plötzlich.

„Wo iſt Rebecca? — Wo iſt Ismael?“ fragte er mit keuchender Stimme; er hatte kaum Athem, um dieſe Frage zu thun.

„Dort ſegeln ſie!“ ſagte die Alte und zeigte mit ausgeſtrecktem Arme auf ein Schiff, welches eben mit einem friſchen Oſtwinde aus dem Hafen ausgelaufen war, und nun mit vollen Segeln nach Weſten ſteuerte.

Victor erſtarrte, er ward todtenbleich und ſank, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, auf den Steinſitz an der Thür der Hütte. — —

„Es geht Euch gewiß recht nahe,“ ſagte die Alte theilnehmend, „daß Eure Bekannten ſo ohne Abſchied fortgereiſt ſind. Auch ihnen ward es recht ſchwer; Ihr könnt Euch deſſen verſichert halten. Der alte Ismael weinte und Rebecca rang ſich faſt die Hände wund, aber ſie ſagte: es müſſe ſo ſein; ſie wollte Euch den Schmerz des Abſchieds erſparen.“

„Das konnte ſie thun?“ rief Victor verzweifelnd, und indem er beide Arme nach der See ausſtreckte, wo ſich das Schiff immer weiter und weiter entfernte, und endlich in der Dämmerung und dem Abendnebel verſchwand. — „Wohin,“ fragte er endlich mit zitternder Stimme, „wollten ſie reiſen? Könntet Ihr mir darüber keine Auskunft ſchaffen?“

„Nach Marocco! Nach Tetuan oder Tand=

ſcher, wie ich glaube;" erwiederte die Alte. „Vielleicht ſteht etwas davon in dem Briefe, den ich Euch übergeben ſoll."

„Ein Brief? — Gebt her!" rief Victor heftig, indem er aufſprang.

Mit bebender Hand riß er das Couvert des Briefes auf. Er war in italieniſcher Sprache, und von der Hand eines der, in Algier neu etablirten, öffentlichen Schreiber geſchrieben, aber es war augenſcheinlich, daß er die eigenen Ausdrücke Rebecca's wiedergab, und daß ſie ihm dieſe, Zeile vor Zeile, in die Feder dictirt hatte. Er lautete: „Theurer, ewig Geliebter! — O könnte ich doch den Stachel, womit ich Dich verwunde, in die eigene Bruſt drücken und vergehen! — Wirſt Du zürnen, mein Andenken verwünſchen, wenn ich fliehe, fliehe von Dir, der doch mein Herz ſo ganz erfüllt? — Und könnte ich denn bleiben? Soll ich Dich losreißen aus den Reihen jener glänzenden Krieger, fortdrängen aus den ſtrahlenden Zirkeln jener ſchönen Frauen aus dem Abendlande? — Was ſoll die arme Tochter der Wüſte in den glänzenden Sälen? Ihr Fuß iſt nicht gewohnt auf

Teppichen zu ſchreiten, ihre Hand iſt hart geworden von dem Zügel des Saumthieres, das ſie führte. — Nein! — Nein! Ich kann Dich nicht zu mir herabziehen; eben ſo wenig würde ich im Stande ſein, mich zu Dir zu erheben. — Was könnte ich auch verlangen, das ich nicht ſchon beſäße? Habe ich nicht Dein Bild im Herzen, und die unvergeßlichen Stunden unſers Bekanntwerdens an den Ufern der Hamiß im Andenken? Bedarf es mehr? — — Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, ſind wir mit dem ſardiniſchen Schiffe Salvatore bereits auf hohem Meer. Wir ſegeln nach Mogador. Gedenke meiner freundlich, aber erkundige Dich nicht nach uns; es würde fruchtlos ſein. Sobald wir an's Land ſteigen, eilen wir, uns einer Karavane, die nach der Sahara geht, anzuſchließen; in Kurzem ſind wir über den Tenſiſt, und bald in den Oaſen der Tuariks. — Gott erhalte Dich, Du einzig Geliebter! Der Vater betet täglich zu Jehova für Dich. — Lebe wohl! Lebe auf ewig wohl! —

Rebecca.'

Victor war kaum im Stande den Brief bis zu Ende zu leſen. Ein Strom von Thränen ſtürzte ihm aus den Augen; er war wie vernichtet. Er fühlte tief, was er an dieſer ſchönen, edlen, großmüthigen Seele verloren. Hatte es Augenblicke gegeben, wo es ihm eine unbehagliche Empfindung machte, wenn ihm der Gedanke einfiel, welchen ſpöttiſchen, verächtlichen Mienen er begegnen würde, wenn ſeine Bekannten und Verwandten in Frankreich die Tochter eines armen, herumſchweifenden, afrikaniſchen Juden, als Gattin, an ſeiner Seite erblicken würden, jetzt würde er ſie mit ſo viel Stolz, als ob ſie aus einem Königsgeſchlecht ſtammte, Freunden und Feinden vorgeſtellt haben. Kraftlos, und wie im Innern zerſtört, wankte er nach Hauſe. Die ganze Nacht blickte er auf's Meer hinaus, wo ſich Sturmwolken zuſammenballten, und gegen Morgen ein Wetter losbrach, welches die Wogen zu Bergen aufthürmte.

Es war gegen Mittag des folgenden Tages; das Meer war noch unruhig und von milchweißem Schaum bedeckt, ſo weit das Auge trug, als eine Ordonnanz den jungen Mann ſchleunig zu dem Obriſten des Regiments entbot.

„So eben meldete man,“ ſagte der Letztere, als Victor eintrat, „daß heute Morgen ein Schiff, eine Lieue hinter Sidi Fertudſch, an's Land geworfen wurde. Es wird ein Kommando von vierzig Mann Infanterie und zwanzig Chaſſeurs dahin abgehen, um die Equipage vor Plünderung zu ſchützen, und Sie werden daſſelbe führen. Es giebt zwar keine feindlichen Beduinen in der Nähe, aber wenn es auf's Zugreifen ankommt, iſt unſern Verbündeten ſo wenig wie den Hadſchuten zu trauen. Eilen Sie, ſo bald als möglich an Ort und Stelle zu kommen, und vergeſſen Sie nicht, einige Sappeurs mit Werkzeugen und Tauen mitzunehmen.“ —

Es bedurfte kaum eine Viertelſtunde und das Detaſchement war auf dem Marſche. So wie Victor nebſt ſeinen Begleitern etwa zwei Lieuen marſchirt waren, bogen ſie um einen Hügel, und nun erblickten ſie das geſcheiterte Schiff. Es lag etwa einen Büchſenſchuß vom Lande und hatte alle Maſten verloren; es war ein geſchornes Wrack. Von mehreren Seiten ſah man, Hügel abwärts, beutegierige Beduinen, die weißen Mäntel im Winde flatternd, dem Ufer zuſprengen. Der junge Mann eilte, mit ſeinem Detaſchement an Ort und Stelle zu kommen. Es war hohe Zeit. Das Schiff ward von den Wellen hin- und hergeworfen, fürchterlich krachte es in ſeinen Fugen. Die kleine Equipage hatte ſich an's Ufer gerettet, doch nichts als das nackte Leben behalten. Schwimmend, — denn das Meer war am Ufer von einiger Tiefe, — hatten die Matroſen das Land erreicht; man ſah einige Leichname am Ufer liegen. Nicht Alle waren lebendig an's Land gelangt. Ein Schwarm Beduinen ſprengte am Strande hin und her; ſie ſchienen zu erwarten, daß die wiederholten Erſchütterungen das Wrack vollends zertrümmern würden, und waren bereit, ſodann über die preisgegebene Ladung herzufallen. Finſtere Blicke warfen die Halbwilden auf Victor, als er ihnen befahl, den Strand zu räumen, und wie ſie ſahen, daß er Poſten ausſtellte, die ihnen die Annäherung verwehrten.

„Seid Ihr Alle am Lande, oder befindet ſich noch Jemand am Bord?“ fragte Victor einen Mann, der der Führer zu ſein ſchien.

„Der Kapitain und drei Mann ſind ertrunken, ſechs haben das Ufer erreicht, Niemand iſt mehr auf den Schiffe, als ein kranker Jude und deſſen Tochter, die ihn nicht verlaſſen will, und die wohl Beide ertrinken werden;" erwiederte jener Mann, der ſich als Steuermann des Schiffes zu erkennen gab.

„Wie heißt das Schiff?" fragte Victor faſt athemlos.

„Il Salvatore, von Genua, nach Mogador beſtimmt;" verſetzte Jener.

„Zweihundert Franken, wenn Ihr von den am Ufer liegenden Maſten und Planken ein Floß zu Stande bringt, ehe das Fahrzeug zertrümmert iſt, und tauſend, wenn Ihr die Beiden rettet, die auf dem Schiffe ſind!" rief Victor den Sappeurs zu.

„Aux armes, Citoyens!" ſang munter Einer der Angeredeten, indem er die blitzende Axt über dem Haupte ſchwang.

„Au travail!" jubelten die Kameraden und ſprangen bis an den Gürtel in's Waſſer, um die auf demſelben herumſchwimmenden am beſten paſſenden Raen und Balken aufzufiſchen.

Während die Sappeurs arbeiteten, erkundigte ſich Victor ängſtlich, warum die beiden auf dem Schiffe Verweilenden nicht auf dem Verdecke wären, und ob wohl bereits Waſſer eingedrungen ſein könne?

Der Steuermann verneinte das Letztere und ſagte, daß der Jude bereits unwohl an Bord gekommen, in der Nacht kränker geworden ſei, und daß die Tochter durch nichts zu bewegen geweſen, ſich von ihm, der in ſeinem Verſchlage, in einer Koje liege, nur einen Augenblick zu trennen.

Nach einer Viertelſtunde war das Floß fertig, ein paar Taue wurden daran befeſtigt, und das gebrechliche Fahrzeug in's Waſſer geſchoben. Victor ließ ſich nicht abhalten, es ſelbſt zu beſteigen, und die Sappeurs begleiteten ihn.

Mehreremal ward das Floß von den Wogen zurückgeworfen, endlich gelangte man mit großer Anſtrengung an Bord.

„Wo ſind ſie? — Wo?“ — ſchrie Victor, als er auf das Verdeck geklettert war.

„Folgt mir, Signor!“ ſprach ein Matroſe, der den Jüngling begleitet hatte. Mit zwei Sprüngen war Victor die Treppe hinab, und riß die Thüre des Verſchlags auf.

„Rebecca!“ ſchrie der junge Mann, als er eintrat, und das Mädchen bleich und blaß, aber, wie es ſchien, in voller Faſſung neben dem kranken Vater ſitzen, und deſſen Hand in der ihren halten ſah.

„Victor! — Iſt's möglich?“ rief ſie, und lag laut weinend in ſeinen Armen. — —

Mit Mühe richtete ſich Ismael auf. Er faltete die Hände.

„Herr! — Jehova!“ ſagte er, die Augen gen Himmel hebend. „Du biſt noch immer Der, der Du wareſt, als Du den Propheten aus dem Bauche des Wallfiſches, und den Jüngling aus der Löwengrube erretteteſt. — Dein Name ſei gelobt!“ —

„Fort! — Fort jetzt! — Es iſt kein Augenblick zu verlieren;“ ſagte Victor, ſich raſch zu den Soldaten wendend. „Nehmet Decken, legt dieſen Mann darauf, und tragt ihn auf das Floß!“

Freudig ergriffen die Sappeurs den alten Mann; mit Vorſicht ward er auf's Verdeck getragen, und von dort auf's Floß herabgelaſſen. Alle Uebrigen folgten nach.

Das Land ward mit weniger Anſtrengungen

erreicht, jedoch nicht, ohne daß die Schiffenden bis auf die Haut durchnäßt worden wären.

„Jetzt ſeid Ihr mein! — Ihr ſeid meine Gefangenen, und Niemand ſoll Euch mir entreißen;“ jubelte Victor, als er mit Ismael und Rebecca an einem Feuer ſaß, das die Soldaten von Strauchwerk und zertrümmerten Schiffsreſten angezündet hatten. „Verſprecht mir, niemals mehr einen Verſuch zur Flucht zu machen. Verkennt nicht den Willen des Himmels in dieſem Zufalle, der uns wieder vereinigt.“

Rebecca ließ ſanft weinend ihr ſchönes, lockiges Haupt an die Schulter des jungen Mannes ſinken.

„Nehmt ſie hin!“ ſprach Ismael, die Hand des Mädchens in die des Jünglings legend. „Es iſt ſichtlich die Hand des Allerhöchſten, die Euch dies Mädchen zuführt, und — bald wird die Aermſte einen Beſchützer brauchen.“ — —

Die Rettung der Beiden war ſehr zur rechten Zeit gekommen. Der Sturm erneute ſich mit Heftigkeit, und eben hatte Victor Anſtalten zum Transport der Geretteten getroffen, als das Wrack auseinander ging. Nur wenig von den Gütern gelangte an's Land; faſt Alles wurde in's hohe Meer getrieben, oder verſank. — —

Victor traf alle Anſtalten, um für ein gutes Unterkommen und Pflege ſeiner Bekannten zu ſorgen. Es that dies um ſo mehr Noth, als es ſich zeigte, daß Ismael von einem bösartigen Fieber befallen war, welches in jener Zeit zu Algier wüthete. Trotz den Bemühungen eines geſchickten Arztes und der Tochter ſorgſamer Wartung, war es nicht möglich ſein Leben zu erhalten. Er ſtarb am achten Tage nach der Rückkehr. Wenige Augenblicke vor ſeinem Scheiden empfahl er dem jungen Manne mit den herzlichſten Worten die nun gänzlich verwaiſte Tochter. So wie Ismael zur Erde beſtattet worden war, brachte der junge Mann das Mädchen zu einer Dame ſeiner Bekanntſchaft, der Gattin eines franzöſiſchen Beamten von der Civiladminiſtration. Mit der größten Freundlichkeit nahm ſich dieſe des Mädchens an, und es waren kaum einige Wochen vergangen, als in ganz Algier nur von der ſchönen Afrikanerin, der Braut des jungen d'Aſſas, die Rede war. Die Erzählungen von der Befreiung Victor's im Lager Abd el Kaders, die romantiſche

Weiſe, auf welche ſolche bewirkt worden, Alles trug dazu bei, ſie nur noch intereſſanter zu machen, und als Rebecca zum erſtenmal öffentlich erſchien, war der Beifall, den ihre Schönheit, die durch ihr liebliches Weſen noch erhöht wurde, fand, ſo allgemein, daß Victor's Kameraden ihn einen ſehr glücklichen Bräutigam nannten, und es Niemand einfiel, eine Verbindung zwiſchen ihm und Rebecca zu beſpötteln. Die Letztere fand nun auch wirklich ſtatt, doch ging das Mädchen vorher zum Chriſtenthum über, obwohl ihr Bräutigam weit entfernt war, ſie dazu zu bewegen. — Victor gab ſeinen Entſchluß auf, die Armee zu verlaſſen, doch nöthigte ihn ein Umſtand, denſelben bald wieder aufzunehmen. Eine Kugel, die ihm einige Finger der rechten Hand lähmte, nöthigte ihn, ſeine Dimiſſion zu geben, und er führte ſeine Gattin nach dem ſchönen Frankreich, wo Liebe und Gegenliebe Beide nach Verdienſt beglückte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Siebenzehnter Band.

I. Der Cagot.
II. Die Todfehde.

Leipzig, 1843.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Dritte Folge.

Dritter Band.

Leipzig, 1843.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite

Der Cagot. 1

Die Todfehde. 193

Der Cagot.

Erzählung.

Motto:

„Und er, der Mann von heißem Blut,
Wenn's aufgereizt ward aus ſtillerem Muth,
Und hart verletzt, verglich dann ſich
Der Klapperſchlange, bereit zum Stich."

Byron.

Wenige Stunden von den Thoren von Bordeaux, bis faſt zu den Ufern des Adour, von den Gränzen des Departements du Gers, bis zu dem Ufer des Meeres, erſtreckt ſich eine unermeßliche Einöde. Nur ſelten erblickt das Auge eine Oaſe, auf welcher ein ärmliches Städtchen, ein Dorf, oft nur ein einzelnes Haus, umſtanden von zwei oder drei Korkeichen, gelegen iſt. Die ganze weite Gegend bietet nichts als eine unendliche, ſandige, oder moraſtige Ebene dar. Der Boden ruht in geringer Tiefe auf einem eiſenhaltigen Tuff, der, im Winter vom Waſſer durchdrungen, bei ſteigender Wärme Dünſte aushaucht, welche die Luft verderben, und die Entnervung der ohnehin ſparſamen, elend ausſehenden Bevölkerung vollenden.

Der Reiſende, welcher das Steppendepartement (Departement des landes) durchzieht, wird überraſcht von dem Anblick der traurigen, aber dem ſinnigen Beſchauer nicht unintereſſanten, großartigen Oede. So weit das Auge trägt, ſieht er keinen Gegenſtand, der bedeutend über die unermeßliche Fläche emporragte. Kein Haus, kein Baum, kein Hügel erſcheint ſeinen Blicken. Rechts und links, zur Seite des einſamen Pfades, wuchert gelbblühender Ginſter, Rosmarin von niedrigem Wuchs haucht ſcharfe Gerüche aus, in dem dunkelgrünen, ſtarrem Buſche des Ruscus Hypogloſſum raſchelt die Eidechſe oder die Otter. Auf dem ſiebenzehn Stunden langen Wege von Bazas nach Roquefort, liegt nur eine einzige, menſchliche Wohnung, das elende Poſthaus von Captieux; doch ſteigt in blauer Ferne bereits die Pyrenäenkette mit ihren Pics und Nadeln, wie eine ſteile, gigantiſche Mauer in die Lüfte. Nur ſehr ſelten begegnet der Reiſende lebenden Geſchöpfen außerhalb der Heerſtraße. Erſt in dem Zwiſchenraume mehrerer Meilen ſieht er eine Heerde kleiner, brauner Schafe durch die Steppe irren, um die ſparſam ſproſſenden Gräſer zu benagen. Hunde mit ſcheuem Blicke, dem Wolfe auf ein Haar ähnelnd, umkreiſen ſie, und ſuchen ſie vor den Wölfen, einer kleinen Hyänenart, zu ſchützen. Sieht der Reiſende die wenigen Hirten, hört er das barbariſche Kauderwelſch ihrer Sprache, ſo muß er eher glauben, daß er einer Horde Wilden in die Hände gefallen, als daß er ſich auf dem Boden des ‚ſchönen Frankreichs‘ befinde. Gekleidet in eine Jacke, Weſte, Paletot mit Halbärmeln, Alles von rauhem Schaffell, auf dem Haupt eine Art Barett, ſteht der Hirt auf langen Stelzen und hat einen Krückenſtock, der ihm zu Erhaltung des Gleichgewichts als dritter Fuß dient, in der Hand. Wild ſtarrt er unter der Mütze von Schaffell den Reiſenden an, der mit Staunen die ſonderbare Figur am Horizonte daher ſchreiten geſehen, und welcher, in der Nähe, nur mit widrigem Gefühl in das blaſſe, vom Fieber ausgemergelte Geſicht blickt, und ſich, wenn er allein iſt, eines Anflugs von Furcht kaum erwehren kann. In der That iſt die Sicherheit, in der er ſich befindet, auch eben nicht allzugroß. Fiele es einem dieſer Halbwilden ein, ihn zu erſchlagen und zu berauben, ſo würden die Reſte des Getödteten in einem nahen Sumpfe ſpurlos verſchwinden, und an keine Nachforſchung zu denken ſein. In früheren Jahrhunderten war natürlich die Unſicherheit dieſer Gegenden noch viel größer als jetzt, und wehe dem geſcheiterten Schiffer, der von dem ewig ſtürmiſchen Meere von Biscaya an dieſe Küſte geworfen wurde. Mit dem Geſchrei: „Avarech!“ ſtürzten die Strandbewohner auf die Dünen. Bald befanden ſich die geretteten Gegenſtänden in ihren Händen, und die, denen ſie angehört hatten, in der Tiefe des Oceans. — — —

„Tron de Dieu! Wir haben uns verirrt; ich will dort gegen den Saum des Waldes jagen, dem wir ſchon drei Stunden zuziehen, der ſo nahe ſcheint, und den wir immer noch nicht erreichen können. — Bleibt Ihr mit Madame auf meiner Spur!“ —

Der, welcher dieſe Worte ſagte, war ein alter, hagerer Sechziger, ganz in Stahl gekleidet. Der graue Bart, der den harten Zügen ein noch düſtereres Anſehn lieh, hing über die Halsberge des Helms herab, der die Federn und Binden des Hauſes Foix ſehen ließ. Die beiden Reiſigen, zu denen der Ritter ſprach, hatten jeder ein Packpferd an der Hand, das die Effecten einer Dame und deren Begleiterin trug. Das Antlitz der Erſteren konnte man nicht ſehen, denn ſie hatte, wie es zur Zeit Franz des Erſten gewöhnlich war, auf der Reiſe eine Larve vor dem Geſicht, aber wenn dies auch nicht der Fall geweſen wäre, ſo hätte man die Züge dennoch nur in der Nähe genau erkennen können, denn der Abend brach bereits herein und ein Gewitter, das vom Meere heranzog, machte ihn nur noch düſterer.

„Glaubt Ihr wirklich, daß ſich der Weg in der Nähe befindet?“ fragte die Dame etwas ängſtlich einen Reiter.

„Ganz gewiß;“ verſetzte der Gefragte. „Hätte Ritter Henriot meinen Rath befolgt, ſo wären wir längſt, wo ſich die Straße von St. Jean de Marſac mit der nach Orthez führenden kreuzt; aber er legte auf die Ausſage des ſchurkiſchen Hirten zu viel Gewicht, der uns nur darum Lügen aufheftete, weil er zum Führer genommen zu werden fürchtete. Seid indeß ohne Sorgen, Madame, wir ſind an der Gränze der Haiden; dort beginnt der Eichwald. Können wir nur die Straße gewinnen, ehe es ſtockdunkel wird, ſo ſind wir in einer Stunde an Ort und Stelle, denn irre ich nicht, ſo liegt hinter jener Waldecke Cadillac.“ —

„Ich fürchte mich ganz entſetzlich!“ ſagte die Begleiterin der Dame — dem Anſcheine nach ihre Zofe — mit ängſtlichem Tone. „Ich wollte wir wären zweimal vierundzwanzig Stunden älter, und ſähen bereits die Thürme der Burg von Orthez.“

„Das iſt das erſtemal, daß ich aus Deinem Munde den Wunſch höre, älter zu ſein, wäre es auch nur um zwei Tage;“ verſetzte ihre Herrin, indem ſie die Larve vom Geſicht zog, welches wunderliebliche Züge erblicken ließ.

Wie es den Anſchein hatte, war die Dame noch nicht zwanzig Jahre alt. Das dunkle, glänzende Haar, die ſchön geſchnittenen, von ſchmalen Brauen und langen Wimpern beſchatteten Augen, aus denen eine ſanfte Melancholie blickte, gaben dem herrlichen Oval ihres Antlitzes etwas ungemein Anziehendes.

„Und weßhalb fürchteſt Du Dich denn ſo ſehr, liebe Claire?“ fragte die Dame weiter, indem ſie ſchwermüthig lächelnd der Dienerin in das ängſtliche Geſicht blickte.

„Vor Allem! Mademoiſelle, vor Allem!“ erwiederte Jene weinerlich. „Erſtlich vor den Herrn und Wehrwölfen, von denen die Landes wimmeln, wie mir meine ſelige Großmutter zu Pau oft in den langen Winterabenden erzählte; dann vor den räuberiſchen Hirten, die mit den Reiſenden nicht viel Umſtände machen, wenn ſie ſonſt Gelegenheit finden; dann vor dem Gewitter, vor der Nacht, vor dem Schelten und Brummen des Ritter Henriot und noch vor einer Menge anderer Dinge, die mir gewiß alle noch beifallen werden, wenn ich länger darüber nachdenke."

„In dieſem Falle wollte ich Dir rathen, das Nachdenken, welches ja ſonſt nicht Deine ſtarke Seite zu ſein pflegt, zu unterlaſſen;" ſprach ihre Herrin im Tone des Vorwurfs. „In Allem, was Du da aufzählſt, finde ich wenig, was einen Grund zur Furcht abgäbe, es müßte denn etwa das Gewitter ſein, was eben heraufzieht, und uns in wenig Minuten mit einem tüchtigen Regenſchauer überſchütten wird."

Wirklich fielen in dieſem Momente einzelne große Tropfen herab; die Dame nahm die Larve wieder vor das Geſicht, und hüllte ſich in einen

Mantel, den ihr einer der Reiſigen darreichte. Kurz darauf kam der Ritter eiligſt zurückgetrabt.

„Den Weg habe ich;“ rief er verdrüßlich; „aber, irre ich nicht, ſo ſind wir noch über zwei Stunden vom Nachtlager entfernt. — Bei unſerer lieben Frau von Bonnecour! Hätte ich die Beſtien von Hirten, die uns ſo in der Irre herumgeſchickt, zur Hand, ich wollte ihnen das Fleiſch von den Knochen peitſchen laſſen. — Jetzt iſt weiter nichts zu thun, als den Wald zu ſuchen, um vor dem Sturm, der in wenig Augenblicken über die Steppe daher brüllen wird, ein wenig Schutz zu finden. — Nicht meinetwegen, Madame;“ ſetzte er hinzu, indem ſeine harten Züge ſich ein wenig zum Lächeln verzogen, „der Sturmwind und ich ſind ein paar alte Bekannte, wir thun einander nichts, aber als der, von Eurem edlen Bruder Euch beſtellte Ecuyer cavalcadour, muß ich für Eure Bequemlichkeit Sorge tragen, auch fürchte ich, daß dieſes unnütze Geſchöpf“ — er zeigte auf die Zofe — „vor Furcht närriſch wird, ehe wir die Mauern des ‚noble château‘ (ſo nannte man das Schloß von Orthez) erreichen.“

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ſetzte der alte Ritter den mächtigen Falben, der ihn trug, in Trab, der muntere Zelter, den die Dame ritt, folgte in Galopp, und eben ſo eilte das Gefolge hinterher. —

Der Wald war in weniger als einer Viertelſtunde Zeit erreicht. Er beſtand zum Theil aus Korkeichen, die ihre knorrigen Aeſte, welche vom Winde, der ſich erhob, bewegt wurden, weit in die Luft ſtreckten, zum Theil aus Tannen, die man, behufs der Theerbereitung, angehauen, theils auch hin und wieder gefällt hatte. Obwohl der Weg nicht eben ſchmal war, auch der Hochwald, welcher nicht durch Unterholz dichter gemacht wurde, das Zwielicht ſo weit durch die Zweige dringen ließ, um den Pfad deutlich erkennen zu laſſen, ſo war doch das Gewitter herangekommen, und es dunkelte immer mehr. Ein furchtbarer Sturm brach jetzt los, die alten Aeſte knarrten und ächzten, und der Regen ſchoß in Strömen herab. Die Wetterwolke ſtand nun im Zenith, und die Blitze begannen zu zucken. Es war indeß nicht jenes einzelne Leuchten, welchem dann ein tiefes Dunkel folgt, ſondern jenes fortwährende Blitzen, das die Gewitter ſüdlicher Gegenden ſo ſehr von denen des Nordens unterſcheidet, und das deshalb unſern Reiſenden erlaubte, ihren Pfad, wenn auch etwas langſamer, fortzuſetzen, da es ihnen möglich machte, den Weg ziemlich deutlich zu erkennen. — Das Wetter hatte ſchon längere Zeit gedauert, es hatte ſich durch ſcharfe Schläge, bei denen die Zofe ſtets laut aufſchrie, und deshalb von dem mürriſchen Ritter jedesmal ziemlich hart angefahren wurde, ſchon faſt gänzlich entladen, und man konnte erwarten, daß es in wenig Minuten vorüber ſein würde, als plötzlich ein ſchmetternder Schlag herabfuhr, und eine Korkeiche, dicht zur Seite des Weges und kaum zwanzig Schritte von den Reiſenden entfernt, mit einem entſetzlichen Krachen zertrümmerte. Laub, Aeſte, Holzſplitter flogen pfeifend umher. Einer der letztern hatte das Pferd Ritter Henriot's getroffen, es bäumte ſich hoch auf und überſchlug mit ſeinem Reiter, die Zofe ſchrie laut und fiel in Ohnmacht vom Roſſe; es entſtand ein entſetzliches Getümmel, denn auch die Pferde, welche das Gepäck trugen, hatten die Zügel zerriſſen. Das ſchlimmſte Loos von allen traf jedoch die junge Dame. So wie der Blitz herabfuhr, that der Zelter, den ſie ritt, einen mächtigen Seitenſprung. Die Reiterin, in der Angſt herabzufallen, verlor ſogleich die Zügel, ſie klammerte ſich an die Mähne des Pferdes, und dieſes, ſich feſſelfrei fühlend, jagte nun mit ſeiner ſchönen Laſt wie raſend querwaldein. — Die Reiſigen wußten in dem erſten Momente nicht, ſollten ſie dem Ritter beiſpringen, ſollten ſie das Pferd der Zofe oder die Packpferde einfangen, oder ſollten ſie ſich auf die Roſſe werfen, um ihrer Herrin nachzujagen. In der Beſtürzung thaten ſie von allem nichts, bis der Ritter ſich von dem Boden aufgerafft hatte.

„Was ſteht Ihr da, Ihr Elenden?“ ſchrie er wüthend, als er ſich den Sand und Koth aus Mund und Augen gewiſcht hatte. — „O, ich könnte den Tölpeln gleich mein Schwert in den Leib ſtoßen! — Greife zu, André! Fange die Pferde ein! — Und Du, Foulques, hilf dem Geſchöpfe da auf den Gaul! — Ohnmächtig? Cap de Diou! gieße ihr eine Hand voll Regenwaſſer in's Geſicht. Es wäre auch weiter nicht ſchade, wenn das Plaudermaul auf ewig verſtummt wäre. — Aber, wo iſt Madame? Wo iſt Fräulein de Foix? — Was? — Das Pferd iſt mit ihr durchgegangen? — O Himmel und Erde! — Bleibe hier, Foulques, bleibe bei den Pferden, und bei der Creatur da. — Du, André, begleiteſt mich. — Fort! — Fort!" —

Wie vom Sturmwind getrieben, ſprengten Ritter Henriot und der Reiſige nach der Gegend, wo der Zelter mit dem Fräulein verſchwunden war. — —

Das Pferd war indeß mit der Dame im raſendſten Laufe fortgeſtürmt. Das Geſchrei der Reiterin, das fortwährende Blitzen, vermiſcht mit dem Rollen des Donners und dem Krachen fallender Aeſte, das Umherflattern der zerriſſenen Zügel hatten das Roß ſo wild gemacht, daß es ſeinen Lauf mehrmals veränderte, und endlich eine Richtung nahm, welche der, in welcher der Ritter das Fräulein anzutreffen glaubte, ganz entgegengeſetzt war. So ſtürmte der Zelter längere Zeit am Ufer eines Bächleins, das ſich durch eine ſumpfige Waldwieſe ſchlängelte, fort; jetzt nahm er einen Anlauf, um über das Flußbett zu ſetzen, er gelangte auch wirklich hinüber, aber die Reiterin ward mit ſolcher Gewalt abgeworfen, daß ihr ſogleich die Sinne vergingen. —

Die Dame mochte ungefähr ein Viertelſtunde in Ohnmacht gelegen haben, das Roß war in die dunkle Wetternacht hineingeſtürmt und verſchwunden, das Gewitter hatte aufgehört, und der Mond ſtieg eben herauf, als ſie wieder die Augen aufſchlug. Sie that einen lauten Schrei, als ſie zwei dunkle Geſtalten, jede mit einer blitzenden Axt in der Hand, neben ſich gewahrte. Eine derſelben beugte ſich über das Mädchen und raunte der andern ein paar halblaute, aber rauh und ſonderbar klingende Töne in einer fremden Sprache zu.

„Helft mir, lieben Leute;“ ſagte Fräulein de Foix ängſtlich, indem ſie ſich aufrichtete. „Das Pferd iſt mit mir durchgegangen, hat mich abgeworfen, und ich bin vielleicht weit von meinen Begleitern, die mich gewiß in dem ganzen Walde aufſuchen werden. Wenn Ihr mich auf den Weg, der nach Orthez führt, bringen wollt, ſo werde ich Euch gut belohnen.“

Die beiden düſtern Geſtalten ſchienen das Fräulein nicht zu verſtehen, ſie ſtierten es finſter an, dann begannen ſie ſich in einer kauderwelſchen Sprache zu berathſchlagen, und einer der beiden Männer machte heftige Bewegungen mit der Axt. Das Mädchen ängſtigte ſich während dieſer Zeit auf's Furchtbarſte, doch beruhigte es ſich wieder etwas, als es bemerkte, daß der zweite jener Männer dem Gefährten zu widerſprechen ſchien, und dem Fräulein winkte ihnen zu folgen. Alle drei ſetzten ſich nun in Bewegung, und gingen längere Zeit dem Laufe des Baches entlang, bis ſie endlich auf einem ſchmalen Pfade ſich wieder in den dichteſten Wald ſchlugen. Die Männer ſprachen im Gehen fortwährend leiſe miteinander, und die Angſt des Fräuleins ſtieg von Minute zu Minute, bis plötzlich ein Licht durch die Bäume ſchimmerte, und die Geſellſchaft ſich vor einer Hütte befand, welche die der Hirten der Steppe an ärmlichem Aeußern faſt noch übertraf. Es war ein rohes Blockhaus, welches nur zwei, mit dünngeſchabter und Oel getränkter Schafhaut geſchloſſene Fenſter hatte. Eine Feuereſſe fehlte ganz, und der, von dem am Boden der Hütte lodernden Feuer, aufſteigende Rauch zog in dichtem Strome zur Thür heraus. Das

Fräulein trat mit ihren Begleitern jetzt in die Wohnung. Außer ein paar Abtheilungen, von Bretern gezimmert, und im obern Ende des Hauſes befindlich, bildete das Ganze nur einen einzigen Raum. Der Fußboden beſtand aus geſtampftem Lehm, eben ſo der nur ein Fuß hohe Heerd, auf welchem dürre Aeſte praſſelten. Zwei zerlumpte Weiber und drei oder vier ſplitternackte Kinder ſprangen beim Anblick der Eintretenden auf und umringten ſie alle zugleich, in einer ſehr unharmoniſchen Sprache rauhe Töne ausſtoßend. Einer der Begleiter deutete gebieteriſch, faſt drohend, durch einen Wink der Hand dem Fräulein an, daß es ſich auf einen Holzblock am Feuer niederlaſſen ſollte. Das Fräulein ſetzte ſich ſchleunig nieder, aber ihre Angſt nahm nur noch zu, als ihr Auge auf die Hausbewohner fiel, und ſie einen nach dem andern betrachten konnte. Sie wußte kaum, ſollte ſie, nach deren Aeußern urtheilend, ſich unter Menſchen oder Dämonen des Waldes glauben. Alle waren todtenbleich, mit Ausſatz oder Beulen bedeckt, und faſt Jeder — auch die Kinder — hatten einen Kropf, nebenbei auch tiefe Narben am Halſe. Das Kopf-

und Barthaar der Männer war verworren, Geſicht und Hände ſtarrten von Schmutz, und eine faſt thieriſche Stupidität ruhete in dem Ausdrucke der Geſichter ſämmtlicher Hausbewohner; nur dann und wann brachte ein boshafter Blick, oder ein dummes Lächeln eine Veränderung in dieſe Phyſiognomien, bei deren längerer Betrachtung Fräulein de Feix einen Schauer den Rücken hinabrieſeln fühlte. Die Bekleidung der Waldbewohner glich im allgemeinen der, welche die Landleute der Gegend trugen, nur war ſie ſehr zerlumpt und unreinlich; was jedoch dem Fräulein beſonders auffiel, war eine Zierrath, die Alle, Männer wie Weiber, mit einander gemein hatten: es war dies ein rother Tuchfleck, von der Form eines Enten- oder Gänſefußes. Die Männer hatten ihn auf die Schulter feſtgenäht, die Weiber trugen ihn an der Bedeckung, die das ſtruppige Haar zuſammenzuhalten beſtimmt war. Was das Fräulein am meiſten beunruhigte, waren die gierigen Blicke der Anweſenden, gerichtet auf eine dicke, goldene Kette, welche, mehrmals um den Leib geſchlungen, beſtimmt war, eine Taſche, die allerlei Kleinigkeiten enthielt, zu tragen. Dieſe Kette war auch unſtreitig ein Gegenſtand der Unterhaltung der Waldbewohner geworden, denn eins der Kinder ging, ſobald ſie zu ſprechen begonnen hatten, zu dem Fräulein, um den Schmuck näher zu betrachten, doch ward es ſogleich von einem der Weiber auf die Seite geſchleudert.

„Iſt nicht Jemand hier, der franzöſiſch ſpricht, oder vielleicht die Sprache von Oc?“ fragte das Fräulein endlich, als ſie ihre Angſt immer mehr und mehr zunehmen fühlte.

„Ich ſpreche die letztere ein wenig;“ verſetzte das älteſte der Weiber, indem es ſich dem Fräulein gegenüber auf einen Holzblock ſetzte. „Wer ſeid Ihr, und woher kommt Ihr?“

„Ich bin die Schweſter des Grafen von Foix;“ erwiederte das Mädchen. „Ich reiſe nach Orthez. Ein Wetterſchlag machte mein Pferd ſcheu, und trennte mich von meinen Begleitern.“

„Da ſeid Ihr weit aus dem Wege gerathen;“ ſagte das Weib, das vom Rauche geröthete Auge auf das Mädchen richtend. „Der Weg, der nach Pau und Orthez führt, iſt über drei Stunden von hier entfernt. Hier werden Euch Eure Begleiter ſchwerlich aufſuchen.“

„Das fürchte ich auch, liebe Frau;“ verſetzte das Fräulein ängſtlich. „Ich wollte Euch deshalb bitten, doch einen der Männer zu vermögen, daß er nach dem nächſten Dorfe ginge, und ſo viel Boten wie er nur haben könnte, nach allen Seiten ſendete, um den Ritter Henriot Gailhac, meinen Stallmeiſter, aufzufinden; ich will Alles reichlich bezahlen, und Euch belohnen.“

Es erfolgte jetzt ein längeres Geſpräch zwiſchen der Frau und den Männern, aber die Blicke der Letztern waren eben nicht geeignet, dem Fräulein Ruhe einzuflößen.

„Euer Wunſch, Dame,-kann nicht erfüllt werden, bevor der Tag anbricht;“ ſagte endlich das Weib ziemlich trocken. „In einer Sturm- und Gewitternacht ſtreifen die Wölfe gern in Schaaren, und ſind grimmiger als ſonſt. Ihr müßt den Tag erwarten. Legt Euch inzwiſchen etwas ſchlafen, damit Ihr Kräfte ſammelt, um morgen früh weiter gehen zu können. — Hier im Hauſe,“ ſetzte ſie mit einem hämiſchen Lachen hinzu, „werdet

Ihr freilich nicht ſchlafen wollen. — Und wer möchte dies Euch auch zumuthen? — aber draußen, auf dem Reiſighaufen, könntet Ihr ein Lager finden. Es iſt unter freiem Himmel, Niemand kann alſo ſagen, Ihr hättet bei uns die Nacht zugebracht; hoch genug iſt der Haufen; die Wölfe ſpringen nicht hinauf, wenn ſie auch in der Nähe heulen."

„Um Gott, liebe Frau, gönnt mir doch ein Plätzchen in der Hütte. Ich will mich gern in ein Winkelchen ſetzen, ſelbſt wenn ich kein Auge zuthun ſollte;" erwiederte das Mädchen ängſtlich.

„Ei meinetwegen! Wenn es Euch recht iſt, uns kann es recht ſein, wiewohl uns noch Niemand um ein Nachtlager angeſprochen hat;" verſetzte Jene mit widrigem Lachen. „Wolltet Ihr, als ſo ein vornehmes Fräulein, Eure Herablaſſung noch weiter treiben, ſo könnte ich Euch ſogar mein eigenes Lager dort in dem Kämmerchen anbieten, oder eins von Moos zurecht machen."

„Nein! Ich will Euch nicht beunruhigen, noch vertreiben;" hob das Mädchen haſtig an.

„Ich dacht' es wohl;" fiel laut lachend die Megäre ein. „Es wäre auch unerhört."

„Um was ich Euch, gute Frau, indeß bitten wollte, das wäre ein Biſſen Brod;“ ſprach die Vorige. „Mich hungert entſetzlich.“

„Ihr wollt eſſen? — Mit **uns** eſſen?“ ſagte die Frau mit Erſtaunen.

„Warum nicht?“ fragte das Mädchen mit Verwunderung.

Jene antwortete nicht, ſondern ſie deutete mit einem Lächeln, in dem etwas Grimmiges lag, auf den rothen Tuchfleck an ihrer Kopfbedeckung.

„Ich verſtehe Euch nicht!“ ſprach das Fräulein, indem ſie die Alte fragend anſah.

„Ja, dann iſt es etwas Anderes;“ verſetzte das Weib trocken. — „Aber Brod — Brod haben wir nicht. Wir bringen das ganze Jahr kein's über die Lippen. — Wollt Ihr aber ein paar Eicheln, oder einen Fichtenzapfen? Damit kann ich dienen. — Vielleicht finden ſich auch ein paar Kaſtanien, die könnt Ihr röſten.“

Die Alte ſtand mit dieſen Worten auf, holte ein paar Pinienzapfen — von der Meerfichte — und legte ſie auf die Kohlen. Eben ſo machte ſie es mit einigen Eicheln von der eßbaren Art, die in jener Gegend wachſen, ſo wie mit einer Handvoll kleiner Kaſtanien, die ſie briet.

So ungewohnt dem Fräulein auch dieſe Koſt erſchien — beſonders die Kerne des Pinienzapfens, denen ein eigenthümlicher Harzgeſchmack beiwohnte — ſo ſtillte es dennoch ſeinen Hunger an derſelben, während die Hüttenbewohner die Eſſende dumm anſtierten, und in ihrer kauderwelſchen Sprache allerhand Bemerkungen zu verlautbaren ſchienen. Die Mienen, welche letztere begleiteten, die Blicke, welche ſtets wieder auf die goldene Kette, die das Fräulein um den Leib geſchlungen trug, gerichtet waren, erſchienen immer weniger geeignet, die Zuhörerin zu beruhigen, und das Mädchen dachte ſchon daran, ob es nicht beſſer ſei, auf irgend eine Weiſe Gelegenheit zu einer Flucht, in die düſtre Nacht hinaus, zu ſuchen, wie noch länger unter dieſen Leuten zu verweilen, als ein Umſtand ſich ereignete, der der Scene eine andere Wendung gab. Die Thür öffnete ſich nämlich, und ein junger Menſch, von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren, trat ein. Er war von ſchlanker Geſtalt, ſehr bleich im Geſicht, das überdies einen düſtern Ausdruck trug, und dem die ſchwarzen Locken einen noch unheimlichern, wenn auch nicht widrigen Ausdruck liehen. Seine Kleidung war die eines Landmanns, doch nicht zerlumpt; auf der Schulter trug er den rothen Tuchlappen wie die Andern. — So wie ſein Auge auf das Fräulein fiel, blieb er voll Ueberraſchung und wie angewurzelt ſtehen; er ſchien es wenig oder gar nicht zu bemerken, als die Hüttenbewohner ihn umringten und bewillkommten. — Bald darauf, und indem er einen Moment nachgeſonnen zu haben ſchien, zog er ſeine Jacke aus, warf ſie in einen Winkel und ſetzte ſich an das Feuer, indem er das Fräulein höflich begrüßte. Wie es den Anſchein hatte, ward der junge Menſch von den Hausgenoſſen mit einer Menge Fragen beſtürmt, die er in kurzem, ziemlich barſchen Tone beantwortete, und ſich dann an die Dame wandte.

„Seid Ihr nicht Fräulein Françoiſe de Foix?" fragte er in gutem Franzöſiſch. „Doch, was frage ich erſt!" ſetzte er ſogleich höflich hinzu. „Wer Euch bei dem Ritterſpiel zu Perigueux, am Hofe des großen Barons Archambaud de Perigord, geſehen, wo Ihr die Danke austheiltet, kann Euern

Anblick um ſo weniger vergeſſen haben, als ſeine Augen, wie die vieler Hunderte, lange Zeit auf Euch ruheten, und natürlich auch bewunderten.“

„Du biſt ſehr höflich, mein Freund!“ erwiederte das Fräulein, indem ihr eine Laſt von der Bruſt zu fallen ſchien. „Es freuet mich, daß ich Jemand um mich weiß, der Antheil an meinem Geſchick — das Dir dieſe Leute wohl bereits mitgetheilt haben werden — zu nehmen ſcheint, denn ich war, wiewohl gewiß mit Unrecht, bereits etwas in Angſt gerathen.“

„Ich glaube,“ fiel der junge Menſch lebhaft ein, „daß ich eben ſehr zur rechten Zeit gekommen bin, denn in Wahrheit, Madame — aber ich bitte Euch, laßt den Inhalt deſſen, was ich Euch ſage, nicht durch einen veränderten Geſichtszug kund werden — Ihr waret hier nichts weniger als ſicher.“

„Heilige Jungfrau von Saint Didier!“ ſprach das Fräulein entſetzt; „ſo bin ich alſo Räubern in die Hände gefallen?“

„Das nicht! — Das eben nicht;“ ſagte der Jüngling. — „Aber,“ ſetzte er nach einer Pauſe bitter hinzu, „Jedermanns Hand iſt gegen ſie, und ſo könnt Ihr es ihnen nicht verdenken, wenn ihre Hand gegen Jedermann gerichtet iſt. — Seid indeſſen ganz ruhig; nun ich hier bin, widerfährt Euch nichts. Eher müßte man mir das Leben nehmen, ehe man Euch nur ein Haar auf dem Haupte krümmen ſollte.“

„Aber weshalb ſind denn die armen Leute ein Gegenſtand der Verfolgung? Sie ſcheinen ja ohnehin unglücklich genug, arm und krank wie ſie ſind.“ —

„Meint Ihr, Madame?“ fragte der Jüngling mit einem Lachen voll Grimm. — „Weshalb ſie verfolgt werden? — Weil ſie geboren wurden! Weil ſie athmen! — Warum wollen ſie auch leben? Warum erſäuft nicht der Vater jeden Neugebornen? Warum dreht die Mutter nicht dem Erſtlinge ſogleich den Hals um; ihn erwartet ja doch nichts als Elend. — Habt Ihr niemals etwas von den Cagots gehört?“

„In meinem Leben nicht;“ erwiederte das Fräulein. „Ich bin zum erſtenmal in dieſer Gegend, obwohl das Stammhaus meines Geſchlechts in ihr liegt. Ich ward in Orleans erzogen.“

„Ja, dann iſt es etwas anders;“ verſetzte der junge Menſch in tiefes Nachdenken verfallend. — Plötzlich fuhr er heftig auf. Er hatte ein Geſpräch vernommen, was die beiden ältern Männer mit einander führten. Mit rauhem Tone fuhr er auf ſie los, er ſchien heftig mit ihnen zu ſtreiten, ſeine Geſtikulationen wurden immer lebhafter, er ſchlug ſich im Eifer mehrmals mit der Fauſt auf die Bruſt, und griff nach einem Meſſer, das er im Gürtel trug. Die Weiber miſchten ſich auch in den Streit, aber der junge Menſch überſchrie ſie alle; er ſchien eine Art Autorität über die Hausgenoſſen auszuüben. Endlich legte ſich der Zank, eins der Weiber ſtand auf, öffnete einen der Bretterverſchläge, trug Moos und trockenes Laub hinein, und bereitete damit ein Lager.

„Begebt Euch zur Ruhe, Madame;“ ſprach der Jüngling jetzt. „Ihr müßt ein paar Stunden Kräfte ſammeln. Sobald der Tag graut, wecke ich Euch, um Euch bis zu den Euren zu begleiten. — Schlaft ganz ruhig und getroſt,“ ſetzte er hinzu, als das Fräulein zauderte, „nur über meine Leiche geht der Weg zu Euch.“

„Nein! — Nein, ich will nicht ſchlafen;“ rief Françoiſe in Angſt. „Ich könnte keinenfall ein Auge zuthun. Ich will in Deiner Nähe bleiben, guter Menſch, und ich werde Dir, wenn D mich glücklich zu den Meinigen begleiteſt, eine gut Belohnung geben.“

„Eine Belohnung?“ ſagte bitter lächelnd de Jüngling. „Es giebt nur eine Belohnung, nu ein Glück für mich auf der Welt, und dies mi zu gewähren ſteht außer Eurer Macht. — Geld bedarf ich nicht, meine Bedürfniſſe ſind ſehr einfach. Der kleine Dienſt, den ich Euch leiſte, indem ich Euch ſchütze, belohnt ſich ſelbſt, indem Ih ihn annehmt. Mancher hohe Rittersmann würd Eurem Schutze mit Freuden ſeinen Arm leihen, wie ſollte ich nicht mit Freuden mein Blut daran ſetzen, wenn es nöthig wäre!“

„Es würde ſich dennoch wohl etwas finden laſſen, was Dir Freude machte;“ ſagte das Fräulein theilnehmend. „Wenn es nicht Krankheit ode Mangel iſt, was Dich drückt, ſo ſehe ich nicht ein, was einen jungen Menſchen, wie Dich, ſo unglücklich machen könnte. Die weite Welt ſteht Dir offen, Du wirſt nicht in dieſem öden Walde bei dieſen" — Ungeheuern wollte ſie ſagen, doch beſann ſie ſich ſogleich — „bei dieſen Leuten, die ſo elend und unglücklich ſcheinen, verkümmern wollen. Warum ſuchſt Du nicht Dienſte? Warum greifſt Du nicht zur Pflugſchaar, oder zum Schwert? In einer Zeit, wie die jetzige, braucht man junge, thätige Leute. Willſt Du ein Landmann werden, ſo wollte ich Dich meinem Bruder empfehlen, er würde es mir nicht verweigern, Dich unter ſeine Grundholden aufzunehmen, wenn Du ein freier Mann biſt, oder Dich loszukaufen, wenn Du zu den Leibeigenen eines Andern gehörſt; ziehſt Du das Handwerk des Schwertes vor, ſo wäre unter dem Banner Gaſton's de Foix ebenfalls für Dich ein Platz zu finden."

„Ich zweifle ſehr, daß der Graf, Euer Bruder, dieſelben milden Geſinnungen gegen mich hegen dürfte, wie Ihr, Madame!" ſprach düſter der junge Mann. „Ich glaube, daß in dem Augenblicke, wo er mich ſähe, er mich von ſich weiſen würde."

„Das ſehe ich nicht ein;" ſprach das Fräulein verwundert. „Ich kann überhaupt nicht begreiſen —“

„Wie ich dies meine?“ fiel Jener ein. — „Hm, die Leute aus dieſer Gegend ſind eben nicht ſehr beliebt;“ ſetzte er mit ſeinem frühern bittern Lachen hinzu. „Sie haben alle eine ſo eigene Farbe, eine ſonderbare Geſichtsbildung, ſie tragen ſo eine Art Kainszeichen. — Findet Ihr dies nicht auch auf meinem Antlitz ausgeprägt?“

„Keineswegs;“ erwiederte das Mädchen. „Du ſiehſt zwar etwas kränklich aus, aber den Geſichtszügen nach würde ich Dich — in einem andern Anzuge vorzüglich — nicht von den andern jungen Landleuten, aus dem Limouſin oder Perigord, unterſcheiden können.“

„Meint Ihr? — Meint Ihr dies wirklich, Madame?“ — fragte der junge Mann mit großem Intereſſe. „Ja dann — in dieſem Falle — — Ich glaube,“ ſetzte er nachdenkend hinzu, „daß es am Ende dennoch möglich wäre, daß ich Euch ein Glück zu verdanken hätte, welches mich aus dem Abgrunde der Verzweiflung auf die Sonnenhöhe des Lebens tragen könnte.“

„Und welches wäre dies, Du Aermſter?“ fragte Françoiſe theilnehmend.

„Ich kann es Euch jetzt nicht nennen, aber morgen, wenn ich Euch auf die Straße von Pau begleite, werde ich mit Euch darüber ſprechen;“ ſagte der Jüngling. — „Jetzt aber, Madame, bitte ich Euch, geht zur Ruhe. Seid verſichert, daß Ihr, wenn ich vor Eurer Kammerthür wache, in ſolcher Sicherheit ſchlaft, wie in dem Schloſſe von Orthez. Vielleicht erlaubt Ihr mir noch dieſen Leuten zu verſichern, daß Ihr ihnen eine kleine Belohnung für die Aufnahme und den genoſſenen Schutz zuſenden wollt, wenn Ihr wieder bei den Eurigen angekommen ſein werdet.“

„Ich habe zufällig einige Goldſtücke bei mir, die könnte ich ihnen ſogleich geben;“ ſprach das Fräulein, indem es nach der Taſche griff, die an der goldenen Kette hing.

„Nein! — Nein, jetzt nicht. Nicht eher, als bis Ihr bei den Eurigen ſeid;“ rief haſtig der junge Mann. „Doch geht. Geht, legt Euch zur Ruhe. Wir haben einen weiten Weg. — Schlaft übrigens, ich bitte Euch, ohne Sorge und Angſt.

— Ich würde," ſetzte er hinzu, und ſein düſtres Auge flammte, „eher Vater und Mutter ermorden, als Euch das geringſte Leid zufügen laſſen."

Der junge Menſch erhob ſich bei dieſen Worten von ſeinem Sitz, er ſprach einige Worte in feſtem Tone zu den Hausbewohnern, und das Fräulein ſagte zu der Aelteſten der beiden Frauen, welche die im Languedoc übliche Sprache verſtand, daß ſie ein paar Stunden ruhen wolle. Françoiſe begab ſich nun in einen der beiden Verſchläge, und ließ ſich hier auf das Mooslager nieder. Anfangs ängſtete ſie ſich nicht wenig, als ſie durch eine Spalte in der Thür bemerkte, daß die Hausbewohner mit leiſer Rede fortwährend heftig auf ihren jungen Beſchützer eindrangen, doch beruhigte ſie ſich, als ſich ihr aus deſſen heftigen Gebehrden der feſte Entſchluß deſſelben, Jenen zu widerſtehen, kund gab. Wie die andern ſich immer noch nicht zu beruhigen ſchienen, ſo ſprang der Jüngling plötzlich auf, ergriff eine Axt, und legte ſich quer vor die Schwelle der Kammer, in der das Fräulein ſich befand, und die Andern ſuchten, leiſe murrend, ihr Lager. So wenig das Ganze das Fräulein zur

Ruhe einzuladen im Stande war, ſo behauptete endlich doch die Natur ihre Rechte, und ſie fiel in tiefen Schlaf. — —

Der Tag fing an zu grauen, als Françoiſe ein leiſes Klopfen an ihrer Kammerthür vernahm.

„Erhebt Euch, Madame!“ ſagte eine leiſe Stimme, in welcher die Dame die des jungen Mannes erkannte. „Unſer Weg iſt weit; wir wollen aufbrechen.“

Raſch ſprang das Fräulein von ihrem Lager auf, und trat in den Hausflur. Die Hausgenoſſen lagen auf einem ärmlichen Lager von Moos und Blättern bedeckt mit zerlumpten Decken, ſämmtlich im tiefſten Schlafe.

„Kommt! — Kommt!“ ziſchelte der Jüngling. „Das Abſchiednehmen iſt überflüſſig.“

Raſch ſchritt er jetzt voran, und das Fräulein folgte ihm. So viel der anbrechende Tag zu bemerken erlaubte, war der Jüngling mit einem Beil, wie ſolches die Zimmerleute im Gebrauch haben, bewaffnet, überdem blitzte in ſeinem Gürtel ein ſtarker Dolch. Die Kleidung deſſelben war beſſer als die geſtrige, und augenſcheinlich ſein höchſter Staat, ein kurzes Wamms von dunklem Tuche, und eben dergleichen Unterkleider. Auf der Schulter trug er heute nicht den rothen Tuchfleck, der dem Fräulein an den Hüttenbewohnern ſo aufgefallen war.

Die Reiſe der Beiden ging, nachdem ſolche mehrere hundert Schritte auf gebahntem Wege fortgewandert waren, von einem Punkte an, wo weder weicher Boden, noch abgeſtreifter Nachtthau ein Ausbiegen der Wanderer aus dem Pfade verrathen konnte, quer durch den dickſten Wald. Ein paar Hütten, auf welche Françoiſe durch Hundegebell zuerſt aufmerkſam gemacht wurde, umging ihr Beſchützer in einem weiten Kreiſe, und möglichſt ſchnell. Eben ſo durchſchnitten ſie einige Fußpfade, ohne einen von dieſen zu wählen, bis nach Verlauf von etwa einer halben Stunde die Wanderer auf einen Waldweg kamen, der durch ziemlich dichtes Laubholz führte.

„Hier können wir langſamer gehen, denn die Gefahr iſt vorüber;“ hob jetzt der Jüngling an, indem er das Beil auf der Schulter ruhen ließ. „Hat Euch der raſche Gang angegriffen, ſo können wir ein Weilchen ausruhen.“

„Das nicht! Ich fühle mich gar nicht ermüdet;“ ſagte das Fräulein. „Aber Du ſpracheſt von Gefahr —“

„Ich kann Euch nicht verbergen, daß große Gefahr vorhanden war;“ fiel ihr Begleiter ein. „Wie Ihr geſehen habt, leben die Leute, wo Ihr übernachtetet, im tiefſten Elend. Armuth, unverſchuldetes Unglück aber macht feindſelig geſinnt gegen Andere, denen ein beſſeres Loos gefallen iſt. Die Hirten des Landes, die Strandbewohner ſind zu räuberiſchen Anfällen geneigt, mit den — den Waldleuten iſt dies in noch höherem Grade der Fall. In dem Hauſe, wo Ihr übernachtetet, waret Ihr unter meinem Schutz wohl ſicher — man würde nicht gewagt haben, Euch anzutaſten, denn man kennt mich — aber, wie Ihr bemerkt habt, liegen noch mehrere Hütten hier herum; kam nun Einer von jenen Leuten, wurde durch dieſen Eure Anweſenheit ruchbar, dann konnte freilich ein Unglück entſtehen, was ich Einzelner, ſelbſt mit meinem letzten Blutstropfen, zwar abzuwenden verſucht haben würde, wo ich am Ende aber dennoch vielleicht unterlegen wäre.“

„Entſetzlich;“ ſagte Françoiſe ſchaudernd. „Ich hoffe, im ſchlimmſten Falle, würde man mich nur beraubt, nicht ermordet haben.“

„Keineswegs;“ verſetzte der Jüngling. „Man hätte Euch beraubt und ermordet. — Hätten die beiden Männer, die Euch im Walde fanden, im Dunkel die goldene Kette, die Ihr um den Leib tragt, bemerkt, ſo hätten ſie Euch erſchlagen, ehe Ihr in die Hütte tratet.“

„Ich würde ihnen, in dieſem Falle, hätte ich dergleichen ahnen können, ſogleich die Kette freiwillig angeboten haben;“ ſagte die Dame.

„Es iſt ein Glück, daß Ihr nicht auf dieſen Gedanken kamet, ſie hätten Euch augenblicklich umgebracht;“ ſprach der junge Mann. „Sie hätten Euch nicht getraut, hätten gefürchtet, daß Ihr davon ſprechen könntet, und daß dann der Gebieter dieſer Gegenden, der Kommandant des Schloſſes zu Mont de Marſan, auf ſie, gleich wie auf wilde Thiere, Jagd machen, und unſern — ihren ganzen Stamm ausrotten würde.“

„Heilige Jungfrau!“ ſprach halb erſchrocken, halb verwundert das Fräulein. „Was für eine

Menſchenklaſſe ſind denn dieſe Waldbewohner? Sind es vielleicht Zigeuner? — Aber dies iſt wohl nicht möglich. Ich ſah dergleichen im Languedoc, und dieſe ſind von Jenen ganz verſchieden.“

„Das iſt allerdings der Fall!“ fiel der Jüngling ein. „Dieſe Waldleute ſind ein eigenthümlicher Stamm, welcher vor alten Zeiten aus fernen Landen einwanderte. Es ſind jetzt tauſend Jahre, als das Volk, von dem Ihr einige unglückliche Trümmer geſehen habt, ein mächtiges Volk war. — Habt Ihr niemals von den Weſtgothen Theodorich's, die einſt bei Orleans durch Aetius und Childerich eine Niederlage erlitten, reden hören? — Hörtet Ihr nie von der Schlacht bei Vougle, unweit Poitiers, welche den Fall des Königreichs von Toulouſe vorbereitete, und den Thron Chlodwig's befeſtigte?“ —

„Wie? Dieſe Menſchen wären —“

„Dieſe Menſchen ſind die Nachkommen der glänzenden Krieger, der ſtarken Recken Theodorich's;“ rief der junge Mann in höchſter Erregung. „Nach der Schlacht von Vougle ſchwuren die grauſamen Franken bei ihrem Barte, ſie auszurotten. Die

Bewohner der Loire, der Sevre, des Adeur, trieben die Zerſtreuten, die der Vernichtung entgangen waren, nach den öden Mündungen dieſer Flüſſe, und ſo wurden ſie verfolgt, verhöhnt, mißhandelt bis auf den heutigen Tag.“

„Fürchterlich! — Entſetzlich!“ ſagte das Fräulein. „Und Du, mein Freund, gehörſt auch Du dieſem unglücklichen Menſchenſtamme an?“ —

Der junge Menſch ſchwieg eine Weile; er ſchien verlegen was er antworten ſollte, endlich ſagte er:

„Ja, Madame, auch in meinen Adern rinnt das Blut dieſes unglückſeligen Stammes; aber, obgleich der kleinſte unſerer Tyrannen nicht Anſtand nehmen würde, bei der geringſten Veranlaſſung, es gleich einer Kothlache am Boden ſtrömen zu laſſen, ſo iſt es dennoch das Blut eines Nachkommen mächtiger Häuptlinge, ruhmgekrönter, gothiſcher Krieger. — Zweifelt nicht daran;“ ſagte er, die Stirne runzelnd, als ihn Françoiſe verwundert anſah. „Oder haltet Ihr es auch für unmöglich, daß der Betteljude, welcher ſtundenlang vor Eurer Thüre harret, um einige Fetzen abgelegter Kleider einzuſchachern, und ſich bis in den Staub erniedrigt, um ſolche preismäßig zu erhalten, ein Nachkömmling jener Könige, die auf den Thronen Israels und Juda's ſaßen, der Sproſſe der unſterblichen Makkabäer, der Urenkel jener Vierfürſten, die ſelbſt die Römer als Könige ehrten, ſein könne? — Durch Brief, Siegel und Wappenſchild," ſchloß er bitter, „kann ich meine Abkunft freilich nicht beweiſen, aber fragt einen der Unglücklichen, die in dieſem Walde hauſen, und jeder wird Euch meine Worte beſtätigen."

„Wie geht es aber zu," fragte Françoiſe, „daß die Leute, die ich in jener Hütte ſah, alle ſo krank, ſo elend und mißgebildet ausſahen, während Du — Ihr, wollte ich ſagen —"

„O, ich bitte Euch, nennt mich Du;" unterbrach ſie der Jüngling, die Sprechende bitter anlächelnd. — „Daß jene Aermſten, und überhaupt faſt Alle, die meinem unglücklichen Volke angehören, erblichen Krankheiten unterworfen ſind," fuhr er fort, „iſt die Folge einer allmähligen Ausartung, das natürliche Loos einer in Armuth und Elend lebenden Menſchenklaſſe, die, von Andern abgeſondert und zurückgeſtoßen, ſich nur unter ſich fortpflanzt und erhält. Bei einigen früheren Häuptlingsfamilien iſt dies weniger der Fall, und dies gilt, neben den beſtehenden Traditionen, mit als ein Hauptkennzeichen derſelben."

„Und lebteſt Du fortwährend unter dieſen Leuten?" ſagte Françoiſe theilnehmend.

„Das nicht;" erwiederte Jener. „Ich ward an der untern Loire, in der Bretagne, wo es auch Abkömmlinge unſers Volkes giebt, geboren. Meine Eltern ſtarben früh, ich erlernte das Zimmerhandwerk, — das einzige, was unſere Tyrannen uns zu lernen erlauben — und ging dann nach Orleans, um dort Arbeit zu ſuchen. Ich zimmerte mit an dem Gerüſt, auf welchem Ihr drei Tage ſpäter die Danke austheiltet, und jetzt bin ich, um in Pau oder Bayonne Arbeit zu finden, in dieſe Gegend gekommen."

„Zu meinem Glück! Zu meiner Rettung!" ſagte das Fräulein mit Wärme. — „Aber iſt es nicht ſonderbar, faſt möchte es ſelbſt den Anſchein von Undank haben, daß ich weder meinen Retter um ſeinen Namen gefragt, noch mich erkundigt habe, auf welche Weiſe ich ihn am beſten belohnen könnte?"

„Ich heiße Wulf Bigorri;" verſetzte der Jüngling. — „Belohnen könntet Ihr mich wohl," fuhr er nach einer Weile zögernd fort, „aber die Belohnung, die ich allein annähme, werdet Ihr mir nicht gewähren wollen, und jede andere verſchmähe ich."

„Und dies wäre? — Sprich, was es iſt, und liegt es in den Gränzen der Möglichkeit —"

„Das Gefühl der Erniedrigung, des Drucks, unter dem ich lebe, iſt mir unerträglich!" rief der Jüngling heftig. „Ich will heraus aus dieſem geiſtigen Kerker, aus der fluchvollen Feſſel, die mich gefangen hält; dafür aber gäbe es nur ein Mittel, und das wäre: daß Ihr mich in Eure Dienſte nähmet."

„Wenn es weiter nichts iſt, guter Menſch," — ſagte das Fräulein lächelnd, aber Jener unterbrach ſie ſogleich.

„Die Sache iſt ſchwieriger, als Ihr denket;" ſagte er. „Verlautbarte auf irgend eine Weiſe, welchem Stamme ich angehörte, ſo könnte es für mich vom größten Nachtheile ſein. Furchtbare Strafen ſtehen darauf, wenn Einer von uns ſeine Abkunft verheimlicht, ja ſich nur ohne jenes rothe Schandzeichen ſehen läßt.“

„Hm; man müßte es geheim halten. Niemand dürfte etwas davon erfahren;“ ſagte Françoiſe wie vor ſich hin.

„Ihr wolltet dies? — Ihr genehmigt meinen Wunſch?“ rief der Jüngling entzückt. „O wenn Ihr es wollt, dann iſt es ein Leichtes. Man müßte es nur darnach anfangen. Ihr ſagtet, Ihr hättet mich ſchon früher in Orleans geſehen, wo ich bei einer Dame Eurer Bekanntſchaft in Dienſten geſtanden, dieſe hätte mich Euch empfohlen, und was Ihr ſonſt noch zu ſagen beliebtet. Auf dieſe Weiſe würde kein Menſch an meine Abkunft denken. Ueberdies erſchiene ich etwa erſt in acht Tagen in Orthez —“

„Ich würde ſagen,“ ſprach das Fräulein nachdenkend, „Du hätteſt als Page bei einer Freundin in Orleans gedient —“

„Und Ihr wollt mich zu dem Eurigen machen? — O Dank, tauſend Dank! — Aber da fällt mir ein, daß ich mir einen fränkiſch klingenden Namen beilegen muß. Wulf Bigorri klingt gothiſch; ich werde mich Raoul Gilbert nennen."

„Gut, thue das;" verſetzte das Fräulein lächelnd. „Wenn Du aber nach Orthez kommſt, ſo frage ſogleich nach mir, und vermeide den Ritter Henriot Gailhac, bis ich Dich ſolchem ſelbſt vorgeſtellt habe. Er iſt ein alter, rauher Krieger, und wiewohl übrigens brav, und unſerm Hauſe auf Tod und Leben zugethan, iſt ſonſt etwas ſchwer mit ihm zu verkehren."

„O ich weiß es!" rief der Jüngling. „Die Leute unſeres Stammes, in der Gegend von Orthez, klagen ſchwer über ihn. — Sei er indeß ſo ſchlimm, wie er wolle, ich will Alles thun, mich ihm dienſtbar zu erzeigen, wenn ich nur in Eurer Nähe weilen, Euch angehören darf."

„Ich freue mich, guter Raoul — denn ſo will ich Dich fortan nennen — daß ich Dir für den Schutz, den Du mir verliehen, meinen Dank abſtatten, und dabei, indem ich Dich einem trüben Geſchick entreiße, ein gutes Werk thun kann. —

Aber, wie es ſcheint, iſt der Wald hier zu Ende, und wir gelangen in's Freie."

„Dies iſt in der That der Fall;" ſagte der junge Menſch. „Dort auf jenes Dorf gehen wir zu. Dort kreuzen ſich die Straßen von St. Jean de Marſac, und Mont de Marſan, und es iſt zu hoffen — ich möchte es lieber zu fürchten nennen — daß Ritter Henriot, wenn er nicht ſelbſt dort iſt, dennoch Boten hingeſendet hat, um nach Euch zu forſchen." — —

So war es auch. — Kaum betraten die Wanderer das Dorf, als ihnen die Kunde ward, daß ein Reiſiger Henriots ſich dort befinde, um die ganze Bevölkerung aufzubieten, nach dem Fräulein zu ſpähen. Françoiſe entließ ſogleich ihren Begleiter, um im Stande zu ſein, ihn zu Orthez als einen frühern Bekannten aus Orleans aufzuführen. Nur mit Mühe ward es ihr möglich, ihm ein paar Geldſtücke aufzudringen. Er nahm ſie erſt, als ihm das Fräulein die Nothwendigkeit vorſtellte, ſich als Page herauszuputzen, weil Ritter Henriot ſonſt Anſtand nehmen könnte, ihn zu dem Dienſte des Fräuleins zuzulaſſen.

Sprachlos, aber mit Blicken, welche ſagten, daß ſich mächtige Gefühle in ſeinem Buſen regten, drückte Raoul die Hände des Fräuleins an ſeine Lippen, und ſtürzte erſt fort, als man die Ankunft des Reiſigen meldete. —

So wie man die Wüſten des Departements „des landes“ hinter ſich hat, und die des Bezirks der Unterpyrenäen überſchreitet, glaubt man ſich in eine ganz andere Welt verſetzt. Im Hintergrunde ſcheint ſich ein Vorhang aufzurollen. Kühn thürmen ſich die ſtarrenden Maſſen der Pyrenäen in die Lüfte. Kaum ohne ehrfurchtsvollen Schauer kann man dieſe ungeheure Felſenwand ſich bis über die Wolken erheben ſehen. Hier glänzt ſchneebedeckt, über alle ſeine Nachbarn emporragend, der Montperdu. Er erreicht eine Höhe von faſt elftauſend Fuß. Dort ſteigt der Cylinder des Marboré, da der Pic du Midi de Pau, dort wieder die Rolandsbreſche, jeder von ihnen über neun= bis zehntauſend Fuß hoch, in die Lüfte. Während die Eiszone in den Alpen die ganze höhere Bergkette in ſich begreift, berührt ſie in den Pyrenäen nur die Spitzen der Berge, und das Klima iſt in den Thälern und Vorbergen bei weitem milder. Die üppige Vegetation, welche ſelbſt hie und da, und zwar am meiſten in den von mehreren Seiten gegen die Nordwinde geſchützten Thälern, an die ſpaniſche und portugieſiſche Flora erinnert, giebt davon das beſte Zeugniß. An den Ufern des Gave de Pau wächſt die Gartennelke wild in den Hecken, gebildet aus Myrthen und Arbutus, ſtrebt hier und da ein ſchlanker Lorbeer, um den ſich die Ranke der Paſſionsblume ſchlingt, in die Luft; die Wälder beſtehen aus Korkeichen, zwiſchen denen die Pinien ihre rieſigen, grünen Sonnenſchirme ausbreiten. — In einem trefflich angebauten Gelände, auf dem Abhange einer Anhöhe, deren niedrigere Fortſätze bis zu dem Gave fortlaufen, liegt die Stadt Orthez. Sie wird von Ruinen überragt, welche heute faſt nur noch unförmliche, von Epheu überwachſene Trümmerhaufen darbieten, die aber einſt ein ſo ſtarkes, wohlverwahrtes und für jene Zeit zierliches Schloß waren, daß es weit und breit unter dem Namen: ‚le noble château‘ bekannt war. Selbſt in den Zeiten, wo das Geſchütz in Gebrauch kam, waren die ſtarken Mauern, die mächtigen Rondele, von denen ſie flankirt wurden, die koloſſalen Thürme, im Stande, den andringenden Feinden lange zu widerſtehen. Das Schloß von Orthez war lange Zeit der Lieblingsſitz der Grafen de Foix; nur der Bruder Françoiſens machte eine Ausnahme davon. Er hielt ſich meiſtens am Hofe auf, und all ſein Dichten und Trachten ging darauf, dort ein eben ſo mächtiger Mann zu werden, wie ihn Geburt und Vermögen zu einem angeſehenen machten. Dieſe Stellung zu erlangen, hatte er bis jetzt kein Mittel vernachläſſigt, dennoch war er nicht im Stande geweſen, ſich bei Franz dem Erſten beſonders in Gunſt zu ſetzen. Gaſton ſchrieb dies beſonders auf Rechnung des Günſtlings des Monarchen, des Grafen von Chateaubriand. Sich dieſem mächtigen Mann gefällig zu erzeigen, ihm zu ſchmeicheln, und auf alle Weiſe ſich zu verbinden, bis er ihn auf irgend eine Art aus dem Sattel zu heben im Stande ſei, war daher das Beſtreben de Foix's. Bis zu den, zu Orleans gehaltenen, Ritterſpielen hatte ſeine Liſt indeß noch nie rechten Erfolg gehabt. Chateaubriand war zu ſchlau, ſich einen Nebenbuhler in der Gunſt des

Königs zu erſchaffen, und er wies daher, ſo viel es nur immer der Anſtand erlaubte, jede Annäherung Gaſtons kalt zurück. In Orleans änderte ſich dies plötzlich. Er ſah Françoiſen, und der vierzigjährige, harte, kalte Mann ward von dem Anblick des Mädchens ſo bezaubert, daß er ſich, ehe er es ſelbſt vermuthen konnte, durch die Feſſeln der Liebe an die Familie de Foix gekettet fühlte. Gaſton that Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um ein Bündniß zu Stande zu bringen, das ihn auf den Gipfel ſeiner Wünſche tragen ſollte. Daß die Schweſter ihm oft verſicherte, daß ſie niemals den Grafen lieben werde, daß eine Ehe mit dem ſtolzen, wegen ſeiner Härte, ſeinem Eigenſinne, beſonders wegen der tauſend Launen, der Eiferſucht, mit der er ſeine erſte Gattin zu Tode gequält, das Unglück ihres Lebens machen würde, kümmerte den Eigenſüchtigen, der nur ſeine Pläne im Auge hatte, wenig, und als Chateaubriand endlich um die Hand Françoiſen's anhielt, ſo ſagte er ſie dieſem ohne weiteres zu, indem er der Schweſter nur die Wahl zwiſchen dieſer Ehe oder dem Kloſter ließ. Bei der faſt unumſchränkten Willkühr, mit welcher ein Familienhaupt, in jener Zeit, über das Geſchick der Töchter oder Schweſtern verfügte, bei der Gunſt, welche der mächtige Graf bei dem Könige genoß, bei der, anſcheinend durch Ehren und Glücksgüter ſo glänzenden, Verbindung, würde Françoiſen eine Zuflucht zu den Stufen des Thrones — die einzig mögliche — nichts geholfen haben, und das Fräulein ergab ſich endlich unter Thränen in ihr Schickſal. Da der König wünſchte, daß die Hochzeit auf dem Schloſſe zu Mont de Marſan — wo er vor einigen Jahren ſelbſt ſeine Braut empfangen, und die Hochzeit gefeiert hatte — vollzogen werden ſollte, ſo hatte Gaſton de Foix ſeinen Vaſallen, den Kommandanten des Schloſſes von Orthez, Ritter Henriot Gailhac, nach Orleans geſendet, um Françoiſen abzuholen, und auf der Reiſe nach Orthez, wo ſie bis zum Eintreffen des Hofes verweilen ſollte, war es, wo dem Fräulein das geſchilderte Abentheuer begegnete. — —

Es mochten etwa vierzehn Tage nach der Ankunft des Fräuleins zu Orthez verfloſſen ſein, als ſich Françoiſe in einer großen Halle der Burg befand, welche als der Ahnenſaal der Familie de Foix betrachtet wurde. Das Gemach war von ganz beſonderer Länge und Breite, dennoch war, die Weſtſeite ausgenommen, wo acht ſpitzbogige Fenſter eine herrliche Ausſicht auf die Pyrenäen darboten, jedes Plätzchen an der Wand mit Familiengemälden bedeckt. Sie waren faſt alle in Lebensgröße, und ſtellten Männer im Harniſch, im Hermelin, im Hauskleide, oder Damen dar, deren ſonderbarer, altfränkiſcher Putz verrieth, daß die Trägerinnen deſſelben ſchon ſeit ein paar hundert Jahren im Grabe ruheten. Zu den Füßen, oft aber auch in den obern Winkeln der Gemälde, waren bei den ältern meiſtentheils das Wappen von Bearn, oft aber auch arragoneſiſche, gaskoniſche, oder provençaliſche Wappenſchilde angebracht; blos bei der Reihe der letzten Beſitzer ſah man das Zeichen der Familie Foix. Unweit eines Fenſters, dicht neben einem Tiſche, deſſen Platte aus dem rothgeaderten, weißgelben Marmor der Brüche des Marboré herſtammte, und auf dem Malergeräthſchaften ausgebreitet lagen, befand ſich eine Staffelei, auf welcher ein halb fertiges Männerportrait ruhete. Das Fräulein ſtand vor dem Bilde, und betrachtete es aufmerkſam, es nahm mehrere Pinſel in die Hand, und legte ſie wieder auf den Tiſch; eben öffnete ſich die Thür, und Ritter Henriot trat ein.

Der Alte war in einem ſchwarzen Hauskleide, die platte Bearneſer Mütze bedeckte den faſt ganz kahlen Scheitel, im Gürtel, bis zu welchem der graue Bart herniederreichte, trug er ein Schlüſſelbund.

„Sagtet Ihr nicht, Ritter Henriot, daß Niemand wie Ihr den Schlüſſel zu dieſer Halle in Händen habe?“ fragte Françoiſe lebhaft den Eintretenden.

„Niemand als ich, Madame, ſetzt jemals den Fuß hinein;“ entgegnete der Alte. „Trüge ich aber auch nicht den Schlüſſel ſtets im Gürtel, ſo würde ſie — aus andern Gründen — dennoch ſchwerlich ſehr von den Hausgenoſſen beſucht werden.“

„Das ſcheint nicht der Fall;“ entgegnete Françoiſe mißmuthig. „Es iſt Jemand im Saale geweſen, welcher ſich eine unbeſcheidene Neckerei erlaubte. Seitdem ich die Halle zu meiner Malerei erkor, weil ſie allein das nöthige Licht bietet, finde ich alltäglich, daß irgend eine boshafte Hand es ſich zum Vergnügen macht, meine Arbeit zu verderben, oder mindeſtens aufzuhalten. Ihr wißt, ich wünſche den Grafen Chateaubriand mit einem Bilde des Königs zu überraſchen, und arbeite fleißig daran, aber jeden Morgen finde ich etwas daran verdorben, ſo daß ich die Hälfte der Zeit zubringen muß, das Vernichtete wieder herzuſtellen; heute früh aber fand ich die Pinſel, mit denen ich geſtern gemalt, ſämmtlich zerbrochen."

„Ich rieth Euch ab, Madame, in dieſem Zimmer zu malen;" verſetzte der alte Ritter düſter und nachdenklich.

„Weil es nicht geheuer ſei? — Poſſen!" entgegnete Françoiſe verdrüßlich.

„Nennt es nicht ſo, Madame;" ſprach de
alte Ritter, das tiefliegende, düſtre Auge ſtarr au
das Mädchen richtend. „Mein Haar war braun
als ich, ein zwanzigjähriger Jüngling, in dieſe
Schloß einritt, um der Dienſtmann Eures Groſ
vaters zu werden, ich bin jetzt ein Greis, und al
die zwiſchenliegende Zeit verbrachte ich, wenn mi
nicht Fehden in's Feld riefen, innerhalb der Maue
des ‚noble château', welches zu beſchützen ich j
die Ehre habe, aber noch nie begab ſich ein wich

ges Ereigniß in Eurem Geſchlecht, deſſen Vorahnung ſich nicht in dieſem Gemache bemerkbar gemacht hätte."

„Wirklich?" ſprach Françoiſe ungläubig lächelnd. „Und auf welche Weiſe fand denn dies ſtatt?"

„Auf die verſchiedenſte;" ſagte der Ritter. „Gewöhnlich erblickt man zur Nachtszeit, wenn dieſer Saal von Niemand beſucht werden kann, da ich, wie geſagt, den Schlüſſel ſtets bei mir trage, dies Gemach matt erleuchtet. Einige wollen, von dem gegenüberliegenden Flügel der Burg aus, einen Schatten im Saal auf- und abwandeln geſehen haben. Andere vernahmen Trauer- und Klagetöne, noch Anderen begegnete in den Gängen dieſes abgelegenen Theils der Burg, ein Geharniſchter, der lautlos bei ihnen vorüber ſchritt, und in der Thür der Halle verſchwand."

„Und Ihr, Ritter Henriot, habt auch Ihr dieſen Geiſt geſehen?" fragte Françoiſe kopfſchüttelnd.

„Ich ſah ihn dreimal, Madame;" erwiederte Henriot mit dem Tone der Ueberzeugung. „Das erſtemal erblickte ich ihn, als Euer Großvater auf dem Tod lag, und ich über den Gang, der zur Kapelle führt, eilte, um den Prieſter herbeizuholen;

die geharniſchte Geſtalt ging ſtill, kaum zwei Schritt weit, vor mir vorüber. — Das zweitemal ſah ich ihn bei dem Tode Eurer Mutter; das drittemal, als ich mit Eurem ſeligen Vater in die — laßt es mich immer ausſprechen, wiewohl es ſonſt einem grauen Diener nicht anſteht, die Handlungen ſeines Herrn zu tadeln — ungerechte Fehde gegen die Armagnac's zog, in welcher der Herr erſchlagen wurde. — Ich ging in die Waffenkammer, ſein Schlachtſchwert zu holen, und der Geharniſchte begegnete mir mit drohender Geberde. Das Schwert aber, welches, wie Ihr wohl denken könnt, gut und unverletzt ſeit der letzten Fehde aufbewahrt worden, fand ich, dicht unter dem Griffe abgebrochen, am Boden liegen. — Niemand,“ ſchloß der Alte, „ſoll mir ausſtreiten, daß dies ein Warnungszeichen wegen der unſeligen Fehde, und des daraus entſtehenden Unglücks, geweſen.“

„Und der Schabernack mit meiner Malerei — wie Ihr ſeht iſt arg damit gehauſt — wie deute Ihr den?“

„Daß Euch ein Unglück bevorſteht, und daß e von dieſem Bilde kommt!“ rief der alte Ritte

„Ich bitte Euch, Madame, ſteht ab von der Malerei dieſes Bildes. Es iſt ein Warnungszeichen, das Euch der Burggeiſt giebt, und er hat es nie an einem ſolchen fehlen laſſen, wenn einem Mitgliede Eurer Familie etwas Uebles bevorſtand.“

„Ei, er hätte mich auch auf eine weniger ungalante Weiſe warnen können! Meine Malerwerkzeuge laſſen ſich hier ſo ſchwer erſetzen;“ rief Françoiſe ſcherzend. „Nun, nehmt mir den kleinen Scherz nicht übel, lieber Ritter;“ fuhr das Fräulein freundlich fort, als es bemerkte, daß der Alte verdrüßlich die Stirne runzelte. „Beſchreibt mir ein wenig den ehrlichen Warner. — Wie ſieht er aus? — wer ſagt man denn, daß er ſei?“

„Dieſer iſt es!“ rief der alte Ritter mit ſo ſtarker Stimme, daß das Fräulein erſchreckt zuſammenfuhr, und indem er die Hand gegen eins der Ahnenbilder ausſtreckte. — Françoiſe blickte neugierig auf das Gemälde. Es ſtellte einen Ritter in dunkler Rüſtung vor. Das aufgeſchlagene Helmgitter zeigte ein nicht unſchönes, aber bleiches Geſicht, von melancholiſchen Zügen. In den beiden obern Ecken des Bildes ſah man die beiden Wappenſchilder der Familien Moncade und Comingeſ. —

„Ein anziehendes Bild, und überaus gut gemalt!“ ſagte das Fräulein, es längere Zeit betrachtend. — „Wen ſtellt es vor?“

„Es iſt Gaſton mit der offenen Hand, auch der Gute genannt. Seine Geſchichte lebt in dem Munde jedes Kindes in ganz Bearn;“ verſetzte der Alte.

„O, theilt ſie mir mit, Ritter Henriot!“ bat Françoiſe, jedoch mehr um dem Ritter etwas Angenehmes zu erzeigen, als aus Neugier, da ſie wußte, daß es ſeine ſchwache Seite war, gern alte Geſchichten aus ihrer Familie zu erzählen.

„Ich muß etwas weit ausholen, um Euch verſtändlich zu werden;“ erwiederte Henriot ſichtlich erheitert. „Die männliche Linie der alten Grafen von Bearn hatte mit dem, 1134 durch Fraga getödteten, Centull dem Fünften aufgehört. Seine Schweſter Guiscarde war längere Zeit Vormünderin ihres Neffen, der einen Sohn und eine Tochter hinterließ. Marie, an dem Hofe Alphons des Zweiten von Arragonien erzogen, der ihr an Wilhelm von Moncade einen Gemahl ausgeſucht, erkannte die Oberlehnsherrſchaft dieſes Fürſten über Bearn und ihre Beſitzungen in Gascogne an, und die Biſchöfe von Oleron und Lescar beſtätigten den zu Jaca im Jahre 1170 geſchloſſenen Vertrag. Das Volk aber dachte anders wie Biſchöfe und Fürſten, und da es, wie alte Leute in meiner Jugendzeit ſich auszudrücken pflegten, von einem Edelherrn dieſer Familie, aus Bigorre, hatte Gutes ſagen hören, ſo erwählte es ihn auf ein Jahr zu ſeinem Oberherrn; aber er wollte ihre Fors — Ihr wißt, was dies Wort bedeuten will! — er wollte die Privilegien nicht beachten, ſie ladeten ihn daher vor die Court mayor zu Pau, und tödteten ihn allda, weil er widerſtehen wollte. Auf gleiche Weiſe wählten ſie einen ehrlichen Ritter aus Auvergne — es iſt dieſer da mit der weißen Feldbinde — auf zwei Jahr; aber ſchon am Ende des erſten ließen ſie ihn, wegen Verletzung des Fors, durch einen Knappen umbringen, der ihm bei der Brücke von Saran einen Pfahl durch die Rippen ſtieß. — Nun hatten ſie wieder viel Gutes von einem Edelherrn aus

Catalonien gehört, welcher ein paar Zwillinge hatte. Zu dieſem ſandten ſie zwei ehrſame Männer — „prudhommes“ wie wir ſolche nennen — und als dieſe dort waren, gingen ſie die Zwillinge zu beſehen. Sie fanden ſie beide ſchlafend, den einen mit geſchloſſenen, den andern mit offenen Händen, und ſie nahmen den, der die Hände offen gehabt, als ihren Herrn mit ſich. Der kleine Schläfer aber wurde Gaſton der Gute, oder der mit der offenen Hand geheißen. Dieſer wird nun noch heute als der Wohlthäter der Bearneſen genannt, denn er that ihnen alles Gute, was er zu thun nur immer im Stande war. Deshalb behauptet man auch — es iſt nicht anders — daß er der Schutzgeiſt des Herrengeſchlechts von Bearn ſei, daß er die Mitglieder derſelben vor jedem ihnen bevorſtehenden Unglück warne, und daß ſich ſeine Vorſorge auch auf die Familie de Foix, an welche durch die Heirath Margueritens — es iſt Jene dort — die Grafſchaft gelangte, erſtrecke.“

„Ei wie kommt es denn aber,“ fragte Françoiſe lächelnd, „daß, wenn er ein ſo guter Mann war, er nicht ruhig, wie andere ehrliche Todten, in ſeinem

Kämmerlein bleibt, ſondern herumwandelt und die Leute erſchreckt?"

„Er wurde in den Albigenſerſtreitigkeiten in den Bann gethan;" verſetzte Henriot mit gläubiger Miene. „Dies, ſagen die Leute, ſei der Grund, warum er im Grabe nicht Ruhe habe. — Aber auch im Leben hatte er nicht viel dergleichen. Seine Gemahlin — es iſt die hübſche Frau dort, in dem dunklen Sammtkleide — war die Dame Petronilla von Cominges, welche nach und nach fünf Männer gehabt, die, wie man ſagt, ſämmtlich ihrer Zärtlichkeit erlagen. — Ihm folgte ſein Bruder — dieſer da — Raymund von Moncade, der Zwilling mit der geſchloſſenen Hand, genannt der Geſetzgeber, weil er eine Verordnung gab, welche beſagt: ‚Wenn Jemand Geld ſchuldig iſt, und es nicht bezahlen kann, ſo muß er es können;' was, wenn man recht darüber nachdenkt, wohl etwas ſtreng erſcheinen dürfte. — Was den Burggeiſt ferner anlangt, ſo ſoll er ſchon in den älteſten Zeiten ſtets erſchienen ſein, wenn einem Mitgliede der Familien Moncade und Foix irgend ein Unglück begegnen ſollte. Er hat ſich gezeigt, als

Wilhelm, der Sohn des Geſetzgebers" — der Alte deutete auf ein anderes Bild — „bei der Eroberung von Majorka durch Jakob von Aragon, an der er Antheil nahm, getödtet wurde, und bei der Geſchichte mit dem Sohne von Gaſton Phöbus —"

„Sie iſt mir unbekannt;" unterbrach ihn Françoiſe, um dem Erzähler gefällig zu ſein.

„Iſt es möglich?" ſprach der Alte, indem ſeine düſtern Züge viel freundlicher wurden wie gewöhnlich. — „Nun ſeht, Madame; Gaſton Phöbus war ein ſehr reicher, prachtliebender Herr — Ihr merkt dies ſchon an der goldenen Rüſtung, und dem prachtvollen Hermelin, in welchem er ſich dort hat abconterfeien laſſen — er hielt einen großen Hofſtaat, und war ein ſo großer Liebhaber von Hunden, daß er deren achzehnhundert hatte, die faſt ſtets um ihn waren. Der Graf hatte ſich von ſeiner Gemahlin Agnes von Navarra getrennt —"

„Es wird der Hunde wegen geweſen ſein;" fiel Françoiſe ſcherzend ihm in's Wort.

„Und Karl von Navarra," fuhr Jener fort, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, „nahm dies übel.

Er gab dem elfjährigen Sohne Gaſtons ein Giftpulver, das er ſeinem Vater beibringen ſollte. Wie man behauptet, ward Gaſton Phöbus durch den Burggeiſt gewarnt; ſo viel iſt gewiß, daß er das Vorhaben entdeckte, und den Sohn auf Lebenszeit einſperrte. Der junge Gaſton ſtarb 1382 vor Gram und Langeweile.“ —

„Die Letztere kann ich mir recht lebhaft vorſtellen!“ ſprach Françoiſe ſeufzend, als der Ritter, einmal im Erklären der Portraits, zu einem neuen Ahnenbilde trat. — In dieſem Augenblicke öffnete ſich der Saal, und Raoul Gilbert trat, mit einem Brief in der Hand, herein. Der junge Menſch trug die Farben des Hauſes Foix, gelb und roth. Er hatte ſich mit einer ſtattlichen Halskrauſe herausgeputzt, und auf ſeinen Schultern flatterten ſeidene Bänder, das Zeichen des Pagen. So wie er dem Fräulein einen Brief, und einen zweiten dem Ritter übergeben hatte, verließ er wieder, mit einer Verbeugung, das Zimmer.

„Der Junge ſieht ganz ſtattlich aus,“ ſagte der Alte, indem er ihm nachſah, „aber — bei unſerer lieben Frau von Boncour! — ſagtet Ihr nicht, er habe bei der Gräfin von Eſtampes in Dienſten geſtanden, ſo würde ich meinen, er ſei ein Cagot. Er hat ſo etwas von den Zügen dieſer verdammlichen Raçe —“

„Wolltet Ihr nicht nachſehen, was Euch mein Bruder mittheilt?“ fragte Françoiſe in höchſter Verlegenheit.

Der Ritter riß den Seidenfaden, mit dem der Brief umwickelt war, aus dem Wachs, blickte in das Schreiben, und nachdem er etwas ſtill vor ſich hin gemurmelt, las er mühſam und abgebrochen, aber laut:

„Demnach befehlen wir Euch, als unſerm Mann und treuem Diener, das beſagte Fräulein Françoiſe de Foix, unſere geliebte Schweſter, als Ecuyer cavalcadour, nach dem beſagten Schloſſe Nolibos zu Mont de Marſan zu geleiten, wo ſolche dem edeln und mächtigen Grafen und Herrn, Chateaubriand, als eheliches Gemahl angetraut werden wird. Gegeben auf dem Schloſſe Nolibos, am Tage Sancti Viti, im Jahre des Heils 1514.

Gaſton de Foix,

Herr und Graf zu Bearn.“

Wenn ein Donnerſchlag dieſen Augenblick das

Schloß erſchüttert hätte, ſo würde er Françoiſen nicht mehr erſchreckt haben, als dieſe Botſchaft. Sie ward ganz bleich im Geſicht und ſtammelte, als ſie ſich wieder etwas geſammelt hatte:

„So ſchnell? — Nein, das iſt nicht möglich. Ich kann unmöglich ſo bald abreiſen. Wenigſtens acht Tage —"

„Euer edler Bruder geſtattet Euch nicht mehr Zeit als vierundzwanzig Stunden;" ſagte Henriot, nachdem er nochmals den Brief durchlaufen hatte. „Ihr wißt, Madame, der kleinſte der hobereaux (Landjunker) vom Gers iſt, nach unſern Geſetzen, Herr in ſeiner Familie; wie könnte man dies weniger von dem großen Grafen von Bearn vorausſetzen, oder verlangen? Zudem iſt eine Verbindung mit dem mächtigen Sire de Chateaubriand, der, wie es heißt, ſo viel gilt bei dem Könige, ein ſo glänzendes Loos, daß jede Dame der edelſten Geſchlechter Frankreichs darauf ſtolz ſein würde. — Ich bitte deshalb, Euch morgen früh zu der Abreiſe nach Mont de Marſan fertig zu halten."

Alle Bitten um zwei oder drei Tage Aufſchub, waren, wie ſich das Fräulein bald überzeugte, fruchtlos. Sie ſcheiterten an dem Dienſteifer und der Felſenfeſtigkeit des alten Ritters, der, wie er ſagte, wenn es ſein Bannerherr beföhle, den König ſelbſt zwingen würde, das Pferd zu beſteigen. — Am folgenden Morgen befand ſich Françoiſe, begleitet von Henriot, Raoul Gilbert, zwei Reiſigen und ihrer Dienerin, bereits auf dem Wege nach Mont de Marſan. — —

Dieſer Ort — in unſern Tagen die Hauptſtadt des Departements der Steppen — liegt wie eine kleine Oaſe in der Wüſte. Ein ſchattiger Spaziergang — in jener Gegend eine Seltenheit — einſt von dem Marquis Monrevel angelegt, macht ihn freundlich in's Auge fallend. Zur Zeit König Franz des Erſten war er indeß ein feſter Waffenplatz. Das Schloß Nolibos, oder Noulibos, (gasconiſch: ‚Du willſt es nicht da‘) hatte Gaſton-Phöbus von Bearn angelegt, um die Einwohner zu zügeln. Es war eine mächtige Feſte, die zugleich geräumig genug war, den König und ſeinen Hofſtaat, wenn er von Zeit zu Zeit in dieſe Gegend kam, aufzunehmen. Franz der Erſte unternahm dergleichen Reiſen übrigens ſehr gern. Sie entfernten ihn von

Eleonore von Portugal, ſeiner Gemahlin, welcher die galanten Abentheuer, zu welchen der König eine beſondere Neigung hatte, wenig behagen wollten. Dies war auch der Grund, weshalb er Chateaubriand, obwohl die Gunſt, in welcher dieſer ſtand, damals bereits etwas zu wanken begann, veranlaßte, ſeine Hochzeit zu Mont de Marſan zu feiern, und den König dahin einzuladen, wogegen Letzterer den Aufwand, den, nach dem Sinne der damaligen Zeit, eine Vermählung der Großen ſtets herbeiführte, allein übernahm. —

Die Vermählung des Fräuleins fand nun zu Mont de Marſan mit einer Pracht ſtatt, wie ſolche die Bevölkerung der „Landes“ noch nie geſehen. Ritterſpiele, Tänze, Jagden wechſelten vierzehn Tage unaufhörlich mit einander ab. Zum erſtenmal widerſprachen die Bewohner Mont de Marſan's der Bedeutung des Namens ihres Schloſſes, denn ſie freueten ſich ſeines Daſeins, welches nicht nur in ſeinen Mauern ſie eine niegeſehene Pracht bewundern ließ, ſondern ihnen, durch die Anweſenheit der ganzen Ritterſchaft der Gascogne, des Bearn, Perigord, ja ſelbſt des Limoſin's, manchen

Vortheil verſchaffte. Die Freigebigkeit des Königs aber bereitete ſelbſt den armen, halbwilden Hirten der Steppen mehrere Feſte. Ganze Ochſen brieten auf dem Marktplatze an ungeheuern Spießen, der Wein von Bazas floß in Strömen, und die Nationalſpeiſe der Steppengegend, der ſaftige „Escoutou“ (Hirſebrei) hörte Tag und Nacht nicht auf in den gewaltigen Keſſeln zu brodeln. Selbſt Fiſcher aus der traurigen Gegend der Meeresküſte hatten ſich eingefunden. Sie brachten dem Könige einen, mit blühenden Spartium und Rosmarin bekränzten, Thunfiſch zum Geſchenk, welcher von unerhörter Größe war. Einen zweiten, ähnlichen, erhielt die Braut, deren Anmuth und Schönheit man von allen Seiten huldigte, weil, wie man man behaupten wollte, das Auge des Königs mit beſonderer Theilnahme auf ihr ruhe. Daß an dem ritterlichen Hofe des galanten Franz des Erſten es weiter nichts bedurfte, um ein Gerücht von einer längſt genährten Neigung des Monarchen zu Françoiſen in Umlauf zu bringen, und noch eine Menge weit lügenhafterer daran zu knüpfen, war nicht zu verwundern; eben ſo wenig, daß die ſchöne

Braut in den Reihen ihres Geſchlechts eine Menge Neider fand, welche eben nicht dazu beitrugen, dieſe Gerüchte als unwahr darzuſtellen. Man hätte denken ſollen, daß nach dem Leichtſinn in dergleichen Angelegenheiten, welcher in den höhern Klaſſen Frankreichs bereits um ſich gegriffen hatte, Françoiſe ſich wenig über Anfeindungen, die aus ſolchen Quellen entſprangen, gehärmt haben würde; dies war indeß keineswegs der Fall. All der Schimmer, die Pracht, die ſie umgaben, konnten ſie weder täuſchen, noch ihr die Ueberzeugung nehmen, daß ſie einer traurigen Zukunft entgegen gehe, und man muß geſtehen, daß viele Gründe für dieſe Vorausſetzung vorhanden waren. Der ſchlimmſte von allen war, daß Françoiſe den Mann, dem ſie die Hand gereicht, nicht zu lieben vermochte. Chateaubriand war ein Mann, welcher bereits die Hälfte des Lebens hinter ſich hatte. Obwohl von der Natur nicht vernachläſſigt — ſeine hohe, kräftige Geſtalt, ſeine regelmäßigen Züge, ſeine ſtolze Haltung imponirten ungemein — hatte dennoch ſeine äußere Erſcheinung etwas Abſtoßendes. Sein durchdringendes Auge rollte unſtät umher, es lag etwas

Argwöhniſches, Lauerndes in ſeinem Blicke, der bei der unbedeutendſten Veranlaſſung den Ausdruck der Wildheit annahm. Man ſah in ihm, im erſten Moment, den Mann von hohem Range, aber auch den Günſtling, der, eiferſüchtig auf die Gunſt ſeines Gebieters, ſich feſt an dieſen anklammert, und Jeden als Feind anſieht, welcher Miene machen könnte, jene Gunſt mit ihm theilen zu wollen. Chateaubriand galt übrigens als tapfer, freigebig und ſeinem einmal gegebenen Worte unverbrüchlich treu, dabei aber als ſtolz, rauh, hart und, wenn er gereizt, für immer unverſöhnlich. Der Bruder Françoiſens, der Einzige, von welchem man in jener Zeit der Regierung des Königs vorauszuſetzen geneigt war, daß er es wagen könne, mit Chateaubriand rivaliſiren zu wollen, war, wiewohl in manchen Dingen mit dieſem übereinſtimmend, dennoch dem äußeren Anſcheine nach gänzlich von ihm verſchieden. Jung, lebensluſtig, den Genüſſen jeder Art — wie er den Anſchein haben wollte — allein ergeben, war er dennoch nicht weniger ehrſüchtig, als ſein Rival. Glatt wie ein Aal, hinterliſtig und falſch, dabei die größte Un=

befangenheit affectirend, ſuchte er, eingehend in alle Launen ſeines königlichen Herrn, deſſen Gunſt immer mehr zu gewinnen, ohne ſich auffallend um dieſelbe zu bemühen. Oeffentlich ſich an Chateaubriand anſchließend, mit vollen Backen ſein Lob verkündend, dieſen als die Blume der franzöſiſchen Ritterſchaft proclamirend, war dennoch ſein einziges Dichten und Trachten darauf gerichtet, den Mann, als deſſen treueſter Freund er gelten wollte, für immer aus dem Sattel zu heben. Bis jetzt hatte ſich aber noch keine entſcheidende Gelegenheit gefunden den Schlag zu führen, auch lag es ganz in dem Charakter Gaſton's, die Schlinge, die er legen wollte, ſo zu ſchürzen, daß Niemand ihm die Abſicht, ſie vorſätzlich gelegt zu haben, nachzuweiſen im Stande ſei. Die längſt geſuchte Gelegenheit fand ſich bei dem Ritterſpiele zu Perigueux. Weder der König noch Chateaubriand hatten Françoiſen geſehen, ehe jene Feſte projectirt waren. Kaum hatte Gaſton davon Kunde, als er einen Plan darauf gründete. Er veranſtaltete es, daß der Letztere ganz zufällig das Mädchen in Orleans zu Geſicht bekam. Françoiſe war ſchön, liebenswürdig, ihr Anblick ließ Chateaubriand nicht gleichgültig. So wie Gaſton dies bemerkte, bot er Alles auf, eine Heirath zwiſchen ihm und dem Fräulein zu Stande zu bringen. Jedermann fand dies ganz natürlich. Es würde kein Mädchen edlen Geſchlechts in ganz Frankreich gegeben haben, welches die Hand des reichſten, mächtigſten Mannes, des Günſtlings des Königs, ausgeſchlagen hätte. Das Gelingen dieſes Plans befriedigte Gaſton jedoch nur in ſo weit, als ſich kein, für ihn vortheilhafterer, darauf gründen ließ. Für den herzloſen, gänzlich egoiſtiſchen Bruder Françoiſens aber gab es bei dem zu Liebesabentheuern geneigten Sinn des Königs, welcher überdies einer der liebenswürdigſten Männer ſeines Landes war, bei der Unerfahrenheit des Mädchens, bei der leicht erregten Eiferſucht Chateaubriand's, welche ihn, zur Heftigkeit fortreißend, leicht Unvorſichtigkeiten begehen laſſen konnte, ſo viele Chancen, um Gelegenheit zu finden, den Gegner zu ſtürzen, ohne ſelbſt ſcheinbar dabei die Hand im Spiele zu haben, daß Gaſton die größten Hoffnungen für ſeine ehrſüchtigen Pläne darauf gründete. Erlangte Françoiſe Einfluß bei dem Könige

— rechnete Gaſton — ſo müſſe auch der ſeinige wachſen, und dann würde ſich auch eine Gelegenheit finden, den Nebenbuhler zu beſeitigen. Entweder Chateaubriand billigte das Verhältniß Françoiſen's zu ſeinem Gebieter, oder er billigte es nicht. Im erſten Falle würde der Günſtling mit allerhand ehrenvollen Sendungen oft vom Hofe entfernt werden, um den Schein zu retten; entfernte er ſich aber, ſo ließ ſich ihm auch leicht ſein Einfluß rauben; ſpielte er den Eiferſüchtigen, ließ er ſich zu Unvorſichtigkeiten hinreißen, dann konnte Gaſton den Gekränkten ſpielen, die Rolle des natürlichen Beſchützers der Schweſter übernehmen, und der Sturz des Nebenbuhlers war ſo gut wie gewiß.

Kaum war daher die Trauung vorüber, kaum begannen die projectirten Feſte, bei denen die junge Gräfin de Chateaubriand ſtets die Königin war, als Gaſton auch anfing ſeine Minen ſpielen zu laſſen. Er hatte nur zu wohl die Leidenſchaft bemerkt, die in dem Herzen des Königs aufzukeimen ſchien, als er ſich Mühe gab, den Funken zur Flamme anzublaſen. Auf der Jagd, bei Ritterſpielen, ſtets wußte er eine Gelegenheit herbeizuführen, Chateaubriand auf eine gute Weiſe momentan entfernt zu halten, und ſo dem Könige Zeit zu ſchaffen, ſich mit Françoiſen, ohne von einem ſo läſtigen Zeugen beobachtet zu werden, zu unterhalten. Franz der Erſte war bald hingeriſſen von der liebenswürdigen jungen Frau, und die ſichtbaren Zeichen von Gunſt, womit er Gaſton überhäufte, waren dieſem ein Beweis mehr, daß ſeine Rechnung auf richtigen Vorausſetzungen beruhte. Françoiſen theilte er hinwieder eine Menge wahrer und falſcher Aeußerungen mit, welche der König, wie ihre Neider über ſie gethan haben ſollten, und es ward ihm ſomit leicht, in dem Herzen der Schweſter eine aufkeimende Neigung für den König hervorzurufen, ſo wie einen Trotz, um durch Verharren in ihrem Benehmen, die Verachtung, die ihr die Gegnerinnen einflößten, zu zeigen, immer mehr zu begründen.

Franz der Erſte, ohnehin nicht gewohnt, die Gunſt, welche er irgend einer Dame weihte, beſonders zu verſchleiern, ließ nur allzudeutlich merken, welchen Eindruck die junge Frau auf ſein Herz gemacht hatte, und bald ſprach der ganze Hof von nichts, als von der neuen Liebſchaft des Königs. Das aber war es gerade, was Gaſton gewollt hatte. Er war es zuerſt, der den Schwager von dem „unſinnigen Geſchwätz“, wie er es nannte, in Kenntniß ſetzte. Weit entfernt Verdruß zu heucheln, erzählte er ihm, was er vernommen, mit lachendem Munde, und ſtellte ſich ſehr erſtaunt und betroffen, als ihm der Graf mit finſterer Miene und gerunzelter Stirn zuhörte. Er könne unmöglich glauben, ſagte er, daß ſolcher Unſinn dem theuren Freunde, dem geliebten Gatten, nur eine trübe Minute zu machen im Stande ſei, ſollte er aber vom Gegentheil überzeugt werden, ſo würde er es ſich nie vergeben können, die Unvorſichtigkeit, mit ihm darüber zuerſt zu reden, begangen zu haben. Obwohl Chateaubriand den Anſchein anzunehmen trachtete, als ob ihm das Mitgetheilte gleichgültig ſei, ſo bemerkte doch Gaſton bald, daß die Angel, die er ausgeworfen, gefaßt hatte. Er ſah, daß Chateaubriand ſeine Frau und den König, wo es ſich immer nur mit Anſtand thun ließ, genau beobachtete, und war jetzt vor Allem darauf bedacht, den König durch kleine ſcherzhafte Bemerkungen auf die entkeimende Eiferſucht, die er als höchſt lächerlich darſtellte, aufmerkſam zu machen. Franz theils unwillkührlich und aus einer Neigung, die immer heftiger entbrannte, vielleicht auch, weil ſeit längerer Zeit die Gunſt, in welcher Chateaubriand bei ihm ſtand, durch den rauhen, heftigen Charakter des Grafen bedeutend geſchmälert worden war, verdoppelte eher die Galanterien, mit denen er Françoiſen überhäufte, als daß er ſie, ihres Gatten wegen, vermindert hätte, und es dauerte nicht lange, bis Chateaubriand nicht den mindeſten Zweifel hegen konnte, daß der König ſeine Gattin liebe, und ſich eifrig um deren Gunſt bewerbe. Mit Françoiſen und deren Empfindungen war er ſeiner Sache weniger gewiß. Daß dieſe ſich durch die Bewerbungen des Königs geſchmeichelt fühle, ſah er wohl, doch war nichts vorgefallen, welches ihm hätte zum Zeugniß dienen können, daß ſolche die Neigung des Königs theile. Bald aber ſollte er anderer Meinung werden.

Die argliſtigen Berechnungen Gaſton's ſchienen inzwiſchen auf eine Weiſe in Erfüllung zu gehen, daß ſolche ſelbſt ſeine Erwartungen übertraf. Der

König intereſſirte ſich ſo augenſcheinlich für die junge Gräfin Chateaubriand, daß, als derſelbe, von jeher gewöhnt ſeine Neigungen nicht ſehr zu verhüllen, dem Grafen erklärte, wie er nicht zugeben würde, daß ſolcher den Hof ſeiner größten Zierde berauben, und die junge Gattin nach der öden Bretagne führen werde, Jedermann ſich überzeugt hielt, daß Françoiſe die Herzensgebieterin des Monarchen ſei. Noch mehr triumphirte Gaſton, als er zu bemerken glaubte, daß der junge, ſchöne, ritterliche Franz einen Eindruck auf das Herz der jungen Frau gemacht, und es wäre, wenn dies der Fall, um ſo weniger zu verwundern geweſen, als das galante Benehmen, der muntere Sinn des Königs gegen die ſteife, ſtolze Haltung, den düſtern Ernſt des Grafen auf's Vortheilhafteſte abſtach. —

Die Zeit kam indeß heran, wo der Hof von Mont de Marſan nach Fontainebleau aufbrach. Ohne es geradezu auszuſprechen, freute ſich dennoch Françoiſe nicht wenig, als ſie ſah, daß ihr Gatte es dem Könige nicht abſchlagen konnte, ſie gleichfalls dorthin zu führen. Jedenfalls mußte es einer jungen Frau, die in der vollen Blüthe des Lebens ſtand, einen ganz andern Reiz gewähren, ſich an dem glänzenden Hofe Franz des Erſten, mitten in dem bunten Treiben luſtiger Feſte, umſchwärmt von Allem, was edel, mächtig und ausgezeichnet war, vorgezogen von dem Monarchen ſelbſt, als an der Seite eines düſtern, oft mürriſchen Gatten an der ſandigen Küſte der Bretagne, umgeben von einer ärmlichen Bevölkerung halbwilder Landleute, zu befinden. Zwar gab der Graf ihr mehrmals nicht undeutlich zu verſtehen, daß, wenn ſie ernſtlich darauf dränge, auf die Güter ihres Gemahls zu gehen, der König es ihr nicht verweigern könne, er ſelbſt es ihr aber hoch anrechnen würde; Françoiſe aber ſuchte, ſobald die Rede auf dieſen Gegenſtand kam, einer Erörterung ſo gut wie möglich auszuweichen, und auch Gaſton, deſſen Pläne die Entfernung der Schweſter durchkreuzt hätte, that alles Mögliche, um Françoiſen zu beſtärken, den Grillen des Gemahls, wie er es nannte, zum erſtenmal, falls es nöthig, entſchieden entgegen zu treten. Der jungen Gräfin war es ſehr angenehm, daß dieſe Nothwendigkeit indeß nicht eintrat, und noch mehr freute ſie ſich, als Chateaubriand ihr mittheilte, daß, da er oft als Gouverneur ſeiner Provinz abweſend ſein müſſe, er ihren Bruder erſucht habe, ihm den Ritter Henriot zu überlaſſen, welcher die Stelle als Ehrenritter und erſter Stallmeiſter bei Françoiſen übernehmen ſolle. Obwohl ſie alle Launen und Eigenheiten des Alten kennen gelernt hatte, auch ihr ſolche manchmal ſehr beſchwerlich geworden waren, ſo kannte ſie ihn doch als einen Ehrenmann, auf den ſie mit Zuverläßigkeit bauen konnte, und der ihrem Hauſe mit Gut und Blut auf's Treueſte ergeben war. — —

In Fontainebleau fühlte ſich die junge Frau überaus glücklich. Feſte und Vergnügungen aller Art wechſelten mit einander ab. Daß Chateaubriand wochenlang abweſend war, that dem Vergnügen Françoiſen's eben keinen beſondern Eintrag. Es war nicht ihr Herz geweſen, das ſie zu einem Manne geführt, der, wie ſie fühlte, manche achtungswerthe Eigenſchaften beſaß, unter denen ſie aber, ſo redliche Mühe ſie ſich auch gab, dennoch die der Liebenswürdigkeit aufzufinden nicht im Stande war. Am meiſten häuften ſich dieſe Vergnügungen, als der Graf, während eines Zeitraums von mehr als vier Monaten, ſich in ſeinem Gouvernement befand. Es wechſelten Ritterſpiele mit ſogenannten Götteraufzügen, welche damals eben in Mode kamen, und die meiſtens in dem ſchattenreichen Walde von Fontainebleau gefeiert wurden. Würden ſie auch in den heutigen Zeiten nur lächerlich erſcheinen, ſo galten ſie dennoch damals für äußerſt geſchmackvoll, und die ganze Gegend eilte zuſammen, wenn Pan und Diana — welche Niemand anders als König Franz und die Gräfin Chateaubriand waren — gefolgt von Waldgöttern, Dryaden und Hamadryaden, nebſt ganzen Schaaren ſogenannter „wilder Männer‘, letztere eingenäht in fleiſchfarbne Leinwand, die Wergperücken mit grünen Zweigen bekränzt, den Wald durchbrauſten. Daß unter ſolchen Umſtänden Françoiſe bald für die Geliebte des Königs galt, daß ihr die Königin ihren Widerwillen deutlich merken ließ, daß die Höflinge ſich vor ihr bis zur Erde beugten, hinter ihrem Rücken aber ihren Ruf zerfleiſchten, lag in der Natur der Sache. Françoiſe war indeß unſchuldig. Allerdings ſprach in ihrem Herzen eine Stimme für den ritterlichen Monarchen, der ſie galant umſchwärmte und ſich in Huldigungen erſchöpfte, aber kein Gedanke an Treubruch war noch in daſſelbe gedrungen, und ſelbſt ihr richtiges Gefühl würde ſie veranlaßt haben, ſich von einem Pfade zurückzuziehen, der ſie früher oder ſpäter in's Unglück führen mußte, wenn Gaſton die von Zeit zu Zeit aufkeimenden Beſorgniſſe der Schweſter, daß ihr Gemahl die Zerſtreuungen, denen ſie ſich in ſeiner Abweſenheit überließ, übel deuten möchte, nicht ſtets niederzukämpfen geſucht hätte. —

Die Theilnahme Françoiſen's an den Feſten zu Fontainebleau hörte endlich auf. Sie wurde von einem Mädchen entbunden, und voll Freude ſendete ſie den Pagen Raoul Gilbert mit der Nachricht ihrer Niederkunft an den Grafen. Das Schreiben, das ſie von dem Gatten erhielt, war ziemlich kalt. Man ſah, daß ihm eine Hoffnung, die, einen männlichen Erben zu erhalten, für den Moment wenigſtens zu Grunde gegangen war. Der Brief enthielt außerdem noch eine Menge verſteckter Vorwürfe. Augenſcheinlich war Chateaubriand von der lebhaften Theilnahme Françoiſen's an den Feſten zu Fontainebleau benachrichtigt worden, und geſchäftige

Zwiſchenträger mochten noch dies und das hinzugeſetzt haben. So kalt indeß der Brief des Grafen war, ſo genau hatte er ſich bei dem Pagen über alle Einzelnheiten, welche die Lebensweiſe der Gräfin betrafen, erkundigt. Der Jüngling hatte jedes Feſt, welches er mit angeſehen, dem Grafen umſtändlich beſchreiben müſſen, vorzüglich hatte Letzterer die Darſtellung des genaueſten Details der Rollen, welche der König, Françoiſe und Gaſton dabei geſpielt, verlangt. Wie der Page dem Ritter Henriot erzählte, hatte der Graf dieſe Mittheilungen mit der größten Aufmerkſamkeit und ſcheinbarer Ruhe angehört, als Raoul jedoch mit Enthuſiasmus davon geſprochen, wie die Gräfin bei dieſen Gelegenheiten von dem ganzen Hofe als die ſchönſte der Frauen bewundert worden, und ihr Lob von allen Lippen ertönt ſei, hatte ihm der Graf mit finſterer Miene und mit rauhem Tone Stillſchweigen geboten, indem er hinzugeſetzt: „wie es ſich nicht zieme, daß der Knecht Augen und Ohren für Lob oder Tadel ſeiner Herrin habe, indem ſolche allzuhoch ſtehe, als daß er wagen dürfe, die erſteren zu ihr zu erheben, oder über das was er höre, gleichviel ob Gutes oder

Uebles, urtheilen zu wollen.“ Ritter Henriot, welcher überhaupt einen gewiſſen Widerwillen gegen den Pagen hatte, weil ſolcher ihm nicht unterwürfig genug erſchien, und deſſen mürriſches Alter jede Gelegenheit, dem unter ihm Stehenden gute Lehren zu ertheilen, gern willkommen hieß, vervollſtändigte dieſe Lection noch über Gebühr, indem er ihm Schuld gab, daß ſein Betragen gegen die Gräfin nicht reſpectvoll genug und wie es ſich gegen eine Dame von ſo hohem Range gebühre, eingerichtet, und daß, wenn ſeine Herrin, vermöge ihrer Herablaſſung, eine ſo große Unterwürfigkeit auch nicht zu verlangen ſchien, es dennoch ſeine Pflicht ſei, dieſe nicht einen Augenblick aus den Augen zu ſetzen. So ſtreng auch von Seiten des alten Ritters dieſer Verweis ſein mochte, ſo war er dennoch nicht ganz unverdient. Die Art und Weiſe, wie Raoul ſeine Dienſte verſah, war nicht die eines gewöhnlichen Dieners. War er in der Nähe der Gräfin, ſo hatte er nur Augen für ſie, nur Ohren für ihre Befehle. Ein Wink von ihr war hinreichend, um errathen zu laſſen was ſie wünſchte, und ehe ſie nur einen Befehl ausgeſprochen hatte, war dieſer bereits vollzogen. Raoul würde unbedenklich einen Befehl des Königs unbeachtet gelaſſen haben, wenn ihm die Ahnung, ſeine Herrin könnte ſeiner Dienſte benöthigt ſein, in den Sinn gekommen wäre. Richtete Françoiſe, wie dies in ihrer milden Art öfters der Fall war, ein gütiges Wort an den Pagen, ſo erſchien eine fliegende Röthe auf den blaſſen Wangen des Jünglings, ein Feuer des Enthuſiasmus brannte in ſeinem, ſonſt ſo melancholiſchen Auge, und es war die Bewegung, das Leben, in das der Jüngling in dieſem Falle gerieth, ſo augenſcheinlich, daß es dem aufmerkſamen Beobachter nicht leicht entgehen konnte. Bei ſolchen Gelegenheiten hatte dann der Page viel von den Ermahnungen des alten Ritters zu leiden, welcher ihm Stunden lang auseinanderſetzte, daß ein eifriger Diener ſich eben ſo wohl hüten müſſe, in ſeinem Dienſte zu viel wie zu wenig zu thun, vor Allem aber ein Page dieſen Grundſatz nie aus den Augen zu laſſen habe. — So wie die Gräfin wieder im Stande war, bei Hofe zu erſcheinen, begannen die Galanterieen des Königs auf's Neue, ja ſie waren lebendiger und augenfälliger als je. König Franz ſchien Françoiſen allen Damen des Hofes vorzuziehen, und dies erweckte der jungen Frau eine Menge Neiderinnen. Bei allen Gelegenheiten folgte der Monarch der Gräfin wie ihr Schatten; nur für ſie ſchien er Augen zu haben. Daß unter ſolchen Umſtänden der junge, galante Fürſt Françoiſen nicht ganz gleichgültig bleiben konnte, war natürlich; dennoch erwuchs die aufkeimende Neigung nicht zur Leidenſchaft, und ſowohl der Verſtand wie der rechtliche Sinn der jungen Frau ſagten ihr nur allzuoft, auf welchem glatten Boden ſie wandle, und um wie viel nöthiger es ſei, ſich vor dem Falle zu hüten. Der Umſtand, daß ihr Gemahl ſchon mehrere ihrer Briefe, ſo dringend ſolche auch waren, unbeantwortet gelaſſen hatte, beunruhigte ſie überdies, und es koſtete Gaſton viel Mühe, die Schweſter von dem Vorhaben, zu dem Gatten nach der Bretagne zu reiſen, abzubringen. Der letztere Entſchluß war beſonders darum in ihr aufgeſtiegen, weil ſie in der das einzige Mittel ſah, ſich den immer dringender werdenden Bewerbungen des Königs auf eine paſſende Art zu entziehen. Faſt täglich, und gewöhnlich unangemeldet, beſuchte ſie derſelbe; dies konnte nicht unbemerkt geſchehen, und Françoiſe konnte ſich leicht denken, wie ihre zahlreichen Gegnerinnen über dieſe Beſuche urtheilen möchten. —

Es war in dieſer Zeit, als Françoiſe das Portrait des Königs, das ſie zu Orthez zu malen angefangen, wieder vornahm, um die letzte Hand daran zu legen. Sie hatte das Bildniß früher nach der Erinnerung, wie ſie den König zuerſt erblickt, gemalt, und es war deshalb, in Beziehung auf die Aehnlichkeit, Manches zu wünſchen übrig geblieben; jetzt, wo ſie den Monarchen täglich ſah, zweifelte ſie nicht einen Augenblick, ein Bild von der täuſchendſten Aehnlichkeit fertigen zu können, und ſie wendete ſo viel Kunſt als Liebe auf dieſen Gegenſtand. In Kurzem ſtand der Namenstag ihres Gemahls bevor; ſie hatte Chateaubriand oft behaupten hören, daß kein ganz ähnliches Portrait des Königs exiſtire und daß bei der Unruhe, der Lebendigkeit, die den Monarchen abhielten, dem Maler die nö[illegible]eit zu einer Sitzung zu gewähren, es auch [illegible] ein ſolches geben werde. Dieſe Behauptung durch die That zu widerlegen, eine werthvolle Abbildung des Mannes, der ihr als ein Muſter männlicher Vollkommenheit erſchien, zu ſchaffen, den erſtaunten Gatten damit auf eine angenehme Weiſe zu überraſchen, dies waren Lockungen, denen Françoiſe nicht widerſtehen konnte. Tagelang ſaß ſie, an dem Bilde arbeitend, ſie wendete alle Kunſt, alle Mühe daran, um es möglichſt vollkommen zu geſtalten, und ſie hatte die Freude, als es fertig war, ſich mit Ueberzeugung ſagen zu können, daß ihr Vorhaben herrlich gelungen ſei. Bis jetzt hatte, außer Ritter Henriot zu Orthez, noch Niemand das Bild erblickt; Françoiſe hatte beſchloſſen, ſo lange noch ein Pinſelſtrich fehle, es nicht zu zeigen, jetzt ſtand es fertig und in allem Glanz und Schöne da, und ſie beſchloß, ehe ſie Raoul damit nach der Bretagne ſende, den alten Ritter, den Pagen und andere Perſonen, deren Unbefangenheit keinen Zweifel unterworfen war, um ihr Urtheil, in Beziehung auf die Aehnlichkeit des Bildes, zu befragen. Es war daher eines Morgens, als Françoiſe in einem abgelegenen Zimmer des Schloſſes zu Fontainebleau, in welches ſie ſich, um ungeſtört malen zu können, gewöhnlich zurückzuziehen pflegte, das Bild auf eine Staffelei geſtellt hatte, und nun mit aller Sorgfalt der Künſtlerin, durch Zuziehen und Oeffnen der Fenſtervorhänge, demſelben die vortheilhafteſte Beleuchtung zu geben trachtete. Lange Zeit wollte ihr dies nicht gelingen, da durch die Thüre eines Nebenzimmers, die nur durch einen dünnen Vorhang verſchloſſen war, ein falſches Licht auf das Portrait fiel. Françoiſe ließ dieſen durch einen dichteren, undurchſichtigen erſetzen, und nun weidete ſie ſich lange Zeit an dem Anblicke des überaus wohlgelungenen Gemäldes. Dies Prädicat verdiente übrigens das Bild in jeder Hinſicht; es vereinigte Kunſtſchönheit mit der ſprechendſten Aehnlichkeit. Außerdem fiel es aber ſchon darum ſehr angenehm in's Auge, weil König Franz ein ſchöner Mann war, und zu jener Zeit im beſten Lebensalter ſtand. Wohl eine Viertelſtunde betrachtete Françoiſe das Portrait, das ſie nach allen Seiten wandte, um ihm das vortheilhafteſte Licht zu geben, ihr Auge leuchtete vor Vergnügen über die ſchöne Kunſtſchöpfung, die ſie auf die Holztafel gezaubert hatte, als plötzlich der Page Raoul Gilbert mit dem Ausrufe: „der König!“ in's Zimmer trat. Raſch griff Françoiſe nach dem Portrait, ließ die Staffelei bei

Seite tragen, und eilte nach der Thür, den Monarchen zu empfangen. Dieſer aber trat bereits in's Gemach.

Der Anblick des Königs machte auf Alle, die ihn ſahen, einen höchſt wohlthuenden Eindruck. Franz der Erſte hatte etwas Ritterliches, Edles, welches Achtung einflößte, und dabei etwas ungemein Freundliches, Gutmüthiges, das die Herzen gewann.

„Nicht ſo! — Nicht ſo!" rief er mit freundlicher Munterkeit, als Françoiſe nach damaliger Sitte ſich niederbeugte, um die Hand des Königs zu küſſen. „Ein Kuß auf die Wange, dies iſt unſer Herrenrecht zu Nantes und Rennes, und wir fordern ihn von allen ſchönen Frauen der Bretagne und Normandie. — Aber," ſetzte er hinzu, nachdem er ſein ‚Herrenrecht' geübt, und ſich am Fenſter Françoiſen gegenüber niederließ, „wißt Ihr auch, Madame, daß ich als Kläger vor Euch erſcheine? Ja, als Kläger, und zwar gegen Euren Gatten. Foi de gentilhomme! Der Mann macht mir mit ſeinen Launen, ſeinem Eigenſinne mehr zu ſchaffen wie zehn Andere. Gebe ich ihm einen Auftrag, ſo bin ich ſicher, ihn entweder gar nicht, oder in einem ganz andern Sinne als dem meinigen, ausgerichtet zu ſehen, und die Klagen, die aus der Bretagne eingehen, nehmen gar kein Ende.“

„Ich weiß doch ſonſt,“ ſagte Françoiſe, als der König ſchwieg, „daß Chateaubriand Eurer Majeſtät eifrigſt ergeben, der treueſte Diener —“

„Ei, es fällt mir nicht ein daran zu zweifeln!“ unterbrach ſie der König freundlich. „Aber die Rechthaberei, die grämliche Laune, durch die er ſich ſeit einiger Zeit ſo unangenehm macht, ſind unerträglich. Stets weiß er Gründe anzugeben, warum er die gemeſſenſten Befehle unerfüllt gelaſſen hat, und ſpielt dann den Gekränkten, wenn dieſe Gründe nichtig befunden werden. Alle ſeine Freunde, ſelbſt Euer Bruder Gaſton, den ich täglich lieber habe, ſind der Meinung, daß es nicht länger zu dulden ſei.“

„Gaſton iſt auch unter den Anklägern meines Gatten?“ ſagte Françoiſe ergriffen. „Ich geſtehe, daß ich von meinem Bruder etwas Beſſeres erwartet hätte.“

„Ah pour cela!“ fiel der König lächelnd ein.

„Er ſagt blos was alle Welt ſagt, und ſchilt was Niemand zu vertheidigen im Stande iſt.“

„Niemand, Sire?“ rief Françoiſe lebhaft. „Wenn Niemand die Vertheidigung meines Gatten bei ſeinem Könige unternimmt, ſo, denke ich, muß er an ſeinem Weibe einen deſto treuern Vertheidiger finden. Erlaubt mir, Sire, deshalb nach meiner beſten Ueberzeugung zu bemerken, daß, wenn Chateaubriand eine vielleicht allzurauhe Außenſeite, einen wenig biegſamen Charakter hat, und ſich manchen Feind gemacht haben mag, er dieſe Schattenſeite durch die treueſte Ergebenheit gegen ſeinen Monarchen, durch glänzende Tapferkeit, durch allgemein anerkannte Uneigennützigkeit und durch die angeſtrengteſte Thätigkeit in der Verwaltung ſeiner Provinz wieder ausgleicht.“

„Ich beſtreite dieſe guten Eigenſchaften nicht, wohl aber die damit vollführte Ausgleichung ſeiner üblen!“ erwiederte lächelnd der König. „Und ſeine rauhe Außenſeite, die Ihr zugeben müßt, ſchöne Frau! Habt Ihr dieſe noch nie ſo verletzend gefunden, daß ſie immer zu vertheidigen wäre? Werdet Ihr ſie immer vertheidigen?“

„Gewiß!“ erwiederte Françoiſe, doch nach einigem Zögern.

„Gewiß nicht!“ fiel lachend der König ein. „Die Frauen vertheidigen nur ihre Männer, ſo lange ſie in ſolche verliebt ſind.“

„Ich liebe meinen Mann und werde ihn immer lieben, wie ich Eure Majeſtät ſchon oft wiederholt!“ rief die Gräfin lebhaft.

„Dies überredet Ihr Euch, und zwar zu meinem Leidweſen, ſchöne Frau;“ ſagte der König neckend. „Ihr müßtet aber nicht zu Evens Geſchlecht gehören, wenn ſich Eure Behauptung nach Jahr und Tag noch beſtätigt finden ſollte.“

„Es wäre traurig, wenn alle Männer die Meinung Eurer Majeſtät über die Unbeſtändigkeit, oder vielmehr die Schwäche unſeres Geſchlechts theilen ſollten;“ erwiederte Françoiſe warm.

„Warum traurig?“ fuhr König Franz in vorigem Tone fort. „Wir Männer ſind einmal mit dem Geſchick, das uns jedesmal bei den Frauen über kurz oder lang ereilt, bekannt, und Jeder muß ſich, iſt er klug, darein ergeben.“

Er hatte, während er dieſe Worte ſagte, den

Demantring, den er trug, vom Finger gezogen und ſchrieb damit ein paar Worte in eine der Fenſterſcheiben.

„Seht, ſchöne Frau,“ rief er herzlich lachend, indem er auf die Schrift zeigte, dies iſt mein Symbolum, und ſollte das jedes Mannes ſein.“

Françoiſe blickte hin.

‚Tout femme varie,
Bien fou qui s'y fie!‘

ſtand auf der Scheibe geſchrieben.

„Ich werde Euch ſtets daran erinnern, wenn Ihr die Flitterwochen Jahrelang auszudehnen hoffet,“ ſetzte der König noch immer lachend hinzu, doch plötzlich ward er ernſt. „Liebe Gräfin!“ ſagte er. „Als ich Euch verſicherte, daß ich käme um mich über Euren Gatten zu beklagen, ſprach ich im vollen Ernſte. Das Betragen Chateaubriand's, wie es ſich in der letzten Zeit geſtaltete, iſt nicht länger zu dulden. Klagen über Klagen ſtrömen aus der Bretagne nach Fontainebleau. Seine Härte, die bis zur Grauſamkeit ausartet, übelverſtandener Dienſtſeier — wenigſtens will ich es für ſolchen gelten laſſen — machen mir die Herzen meiner Unterthanen in der Bretagne abwendig. Dies darf nicht ſein. Ich habe, ſo ungern ich es auch gethan, Chateaubriand den Befehl zugehen laſſen müſſen, hierherzukommen, um ſich wegen der eingelaufenen Beſchwerden zu verantworten. Ich fürchte, daß er es nicht im Stande iſt, dennoch möchte ich den ſonſt treuen und ergebenen Diener nicht den Folgen eines auf Unterſuchungen gegründeten Richterſpruchs ausſetzen. Ihr ſollt daher die Vermittlerin ſein. Redet mit Eurem Gemahl. Hat er eine Unterſuchung zu ſcheuen, ſo ſoll er den Kommandoſtab der Bretagne niederlegen, und Alles ſoll vergeſſen ſein; nach Verlauf einiger Zeit wird ihm ein anderes Gouvernement gegeben werden, und hoffentlich wird er dort klüger handeln."

„Sire," ſagte Françoiſe erſchrocken, „wie ich meinen Gemahl kenne —"

„Wie wir ihn kennen," unterbrach ſie der König, „iſt zu fürchten, daß er Unterſuchung fordert und dieſer erliegt. Damit er ſich ſeiner gewöhnlichen Halsſtarrigkeit, ſeinem Eigenſinne nicht hingebe, und ſich dadurch in's Unglück ſtürze, komme ich eben, um Euch aufzufordern, Euern Einfluß anzuwenden, ihn davon abzuhalten. Iſt eine Unterſuchung eingeleitet, ein Urtheil geſprochen, ſo würde ich, wenn ich ihn auch begnadigte, ihm niemals eine Stelle wie die, welche er jetzt bekleidet, wieder anvertrauen können.“

Das, was der König ſagte, war ſo wahr, ſo einfach, er bewies ſo viel Gnade für den Mann, der, wie Françoiſe wohl wußte, in der Bretagne allgemein verhaßt war, daß die Gräfin bald die Luſt verlieren mußte, zu verſuchen, den König auf andere Geſinnungen zu bringen, und ihr Beſtreben nur dahin richtete, den Monarchen zu vermögen, ſeine Ungnade dem vormaligen Günſtlinge in ſo milder Form wie möglich kund werden zu laſſen, ihn aber vorzüglich, wenn er freiwillig ſeinem Gouvernement entſagte, ſogleich öffentlich als den beſtimmten Befehlshaber, des erſten, offen werdenden, ausdrücklich zu bezeichnen. Dem letztern Wunſche widerſtand der König längere Zeit, er meinte halb ſcherz=, halb ernſthaft, wenn er Françoiſen Conceſſionen mache, er auch ihrerſeits das Eingehen in ſolche erwarte, und ſchloß damit, wie ſie endlich einſehen werde, daß ſie an dem Hofe von Fontainebleau keinen beſſern Freund habe —

Chateaubriand am wenigſten ausgenommen — als eben ihn.

So ſehr Françoiſe ſich auch bemühte, den König von dieſem Thema abzubringen, ſo gelang es ihr dennoch nur ſchlecht. Der Monarch ergoß ſich in einer Menge galanter und verliebter Redensarten, und der Sprecher müßte kein ſchöner Mann, kein König, und die Gräfin keine junge, zwanzigjährige Frau geweſen ſein, wenn ſie, als er ſie endlich verließ, nicht von dem Gehörten noch ganz hingeriſſen hätte ſein ſollen. —

Kaum hatte ſie den König bis zur Thür des Hauſes begleitet, und war wieder zurückgekehrt, als Ritter Henriot ſo eilig, als es ihm ſein Alter erlaubte, einen offenen Brief in der Hand, in's Zimmer trat. Die Miene des Alten war düſterer, mürriſcher wie je, und als der Page ſich an der Thür ſehen ließ, hieß er ihn das Zimmer verlaſſen, indem er etwas von ‚Horchern‘ und ‚Kundſchaftern‘ zwiſchen den Zähnen murmelte.

„Madame,“ ſagte der Ritter, als er endlich mit Françoiſen allein war, „ich habe ſo eben einen

Brief von Meſſire empfangen, nach welchem er jede Stunde hier zu erwarten iſt.“

„Mein Gemahl?“ rief Françoiſe halb freudig, halb erſchreckt. — „Geſchwind gebt mir den Brief!“

„Entſchuldigt, Madame,“ ſagte der Alte zögernd, „dies hat mir der Herr verboten —“

„Verboten?“ rief die Gräfin erſchrocken. „Das kann nicht ſein. Ihr irrt Euch. Welcher Grund —“

„Ich weiß es nicht, aber es ſcheint mir aus dem Briefe hervorzugehen, als ob Meſſire meinte, daß irgend ein Kabale gegen ihn angezettelt werden, und daß Euer edler Bruder — ich wollte mein Ritterwort verpfänden, daß ſein Argwohn nichtig — Antheil daran habe, ja daß — —“ Der Ritter ſtockte.

„Daß ich ſelbſt daran Theil hätte?“ rief die Gräfin im Innerſten empört.

„Das nicht, Madame, das nicht;“ ſprach der Alte in einiger Verwirrung. „Ich weiß mir die Meinung des Herrn nicht zu deuten — auch möchte dies dem alten, grauen Diener, in dieſem Falle, ſchlecht anſtehen — aber er hat mir befohlen, Euch zu ſagen — erlaubt, Madame," ſetzte er in noch größerer Verwirrung hinzu, „daß ich Euch die bezügliche Stelle des Briefes vorleſe; es wird dies, wie ich denke, keine Verletzung der mir gewordenen Befehle ſein. — ‚Und ſo,' las der Ritter, ‚gebieten wir Euch, Eurer Herrin zu verkünden, wie wir der beſagten, Unſerer Gemahlin, anbefehlen, weder bei Hofe zu erſcheinen, noch einen Beſuch des Königs anzunehmen, ſondern ſich als krank angeben zu laſſen, übrigens aber Unſerer Ankunft gewärtig zu ſein, wo wir ihr dann Unſern Willen perſönlich verkündigen wollen.'

Françoiſe war entſetzt. In dieſem Tone hatte ihr Gatte noch nie mit ihr geſprochen. Kannte ſie auch ſeine, bis zur Wuth ſich ſteigernde Hitze, nahm ſie auch an, daß er in einem ſolchen Augenblicke den Brief geſchrieben, ſo konnte ſie ſich dennoch die Veranlaſſung zu einem ſolchen Momente, und wie ſie ſelbſt damit in Beziehung kommen könne, um ſo weniger deuten, als es ihr vielmehr noch ſtets gelungen, ſich auf ihn einen Einfluß zu erhalten, der ſolche Aufwallungen in den meiſten Fällen gemildert oder wohl gar niedergekämpft hatte.

„Wie?“ ſagte ſie in größter Aufregung. „Während ich Chateaubriand gegen ſeine zahlreichen Feinde, gegen die ſich von allen Seiten erhebenden Klagen, wie es die Pflicht eines treuen Weibes iſt, vertheidige, trauet er mir die Vernachläſſigung, weiß der Himmel welcher, Pflichten zu? — Hätte ſich Jemand über Kälte, über Vernachläſſigungen zu beklagen, ſo wäre ich es; Ihr wißt ſelbſt, daß ich ſeit Wochen ſchon keine Zeile von ſeiner Hand geſehen. Und ich! Wie ſehnlich ſah ich ſeiner Ankunft entgegen. Mit welcher Sicherheit erwartete ich, daß er wenigſtens ſeinen Namenstag, welcher vor drei Tagen eintrat, zu Fontainebleau feiern ſollte! Ich hatte deshalb geeilt, das Bild des Königs, das ich zu Orthez einſt zu malen begonnen, fertig zu machen. Ich wollte ihm damit eine Freude bereiten, denn es iſt, wie Alle verſichern, vollkommen ähnlich, was man bis jetzt von keiner Abbildung des Königs ſagen konnte. Er hatte oft den Wunſch geäußert ein ſolches zu beſitzen, ich hatte ihm verhehlt, daß ich dies Gemälde angefangen, um ihn damit auf's freudigſte zu überraſchen. Seht ſelbſt, Ritter Henriot!“ —

Ganz von dem Gedanken an das Portrait ergriffen — wozu allerdings der Beſuch des Monarchen, und die von demſelben gethanen Aeußerungen, auch das ihrige beitragen mochten — eilte ſie nach dem Bilde, das ſie hinter einen der ſchweren, damaſtenen Fenſtervorhänge geſtellt, und ſetzte es auf die Staffelei.

„Seht her, lieber Ritter!“ rief ſie aus. „Iſt es nicht ähnlich, nicht mit Fleiß und Liebe gearbeitet, nicht wohlgelungen?“

Der Ritter richtete das finſtere, halberloſchene, von dicken, grauen, herabhängenden Brauen noch mehr verdüſterte Auge lange auf das Bild, und ſagte dann mit ſeiner tiefen, hohlklingenden Stimme:

„Madame, das Bild iſt ſo ähnlich, ſo wohlgelungen, ſo mit Fleiß — es ziemt mir nicht das zweite Wort, das Ihr ſo eben gebraucht, zu nennen — gearbeitet, daß ich Euch bitte, es vor jedem menſchlichen Auge, und am meiſten vor dem Eures Gemahls, zu verbergen, oder, was am beſten wäre, es ſogleich zu zerſtören.“ — —

Die Gräfin ſah den Ritter mit Erſtaunen an, ſie glaubte im erſten Momente ſein Verſtand habe gelitten.

„Madame,“ ſagte der Alte, indem er Françoiſen ſtarr anblickte, „ich bitte Euch, vernichtet dieſes Unglücksbild.“ — —

„Ich verſtehe Euch nicht;“ ſagte die Gräfin höchſt betroffen und nach langer Pauſe.

„Wohlan, ſo muß ich ganz offen mit Euch reden!“ ſprach Henriot nach augenſcheinlichem, innerem Kampfe. „Ich muß es, und ſollte der alte, graue Diener zum erſtenmal eine Felonie an ſeinem Herrn begehen; es gilt die Ehre und das Wohl einer Tochter des Hauſes Foix, unter deſſen glorreichem Banner ich als braunlockiger Jüngling gekämpft, und deſſen Dienſte mein Haar gebleicht. — Madame,“ fuhr er fort, indem eine leichte Röthe die welken, gefurchten Wangen überlief, „teufliſche Zungen haben das Gerücht erfunden und verbreitet, Ihr ſeid die ‚par amour‘ des Königs. — Ich weiß, Ihr ſeid unſchuldig; mit Schwert und Dolch will ich, obwohl ein Greis, dies in offenen Schranken behaupten. — Dies Gerücht iſt bis zu Meſſire gedrungen, und — er ſchenkt ihm Glauben.“

„Unmöglich! — Lächerlich!“ — rief Françoiſe, indem ſie den Anſchein annehmen wollte, die Sache unbedeutend zu finden. „Niemand kann ſo etwas im Ernſte glauben. Alle, die um mich ſind, wiſſen, daß es nicht wahr iſt.“

„Gewiß, Madame, aber ſelbſt dieſe werden zweifelhaft werden, wenn ſie dies Bild ſehen;“ ſagte finſter der alte Ritter.

„Es gefällt Euch, Ritter Henriot Gailhac, heute mit mir in lauter Räthſeln zu reden!“ ſprach Françoiſe betroffen. „Was hat dies Bild mit dem albernen Gerüchte zu ſchaffen, das boshafte Zungen und ſchwache Köpfe erfunden und verbreitet haben?“

„Es wundert mich, Madame, daß dies Eurem, ſonſt ſo hellem Geiſte nicht ſogleich klar iſt;“ verſetzte der Alte. „Es giebt bis jetzt kein ähnliches Bild des Königs, und dies kommt daher: weil ſeine Beweglichkeit ihm nicht geſtattet einem Maler zu ſitzen; alle Bilder ſind nur nach der Erinnerung gemalt. Dies Bild iſt ſprechend ähnlich. Man muß glauben, daß er Euch geſeſſen, oft geſeſſen hat. Daß nur die Leidenſchaft den König, wie er iſt, zu dieſem Opfer vermocht, ſcheint dann eben ſo gewiß, und die Vollkommenheit der Arbeit wird als ein Zeugniß angeſehen werden, daß auch die Leidenſchaft dies Kunſtwerk geſchaffen.“

„Wohl!“ rief Françoiſe. „Wenn Feinde und Neider ſo denken, ſo kann ich es mir erklären, meinem Gatten aber kann ich dies nicht zutrauen.“

„Ihr habt Unrecht, Madame, wenn Ihr Euch dieſer Täuſchung hingebt;“ ſagte Henriot feſt. „Meſſire hat dem böſen Leumund ſein Ohr geliehen, und es bedürfte nur eines Blickes auf dieſes Bild, um den Argwohn zur Gewißheit zu erheben. — Madame,“ ſetzte der Ritter dringend hinzu, „erinnert Euch des Warners im Schloſſe von Orthez, als Ihr das Bild zu malen begonnen hattet — denn es ſoll mir Niemand einreden, daß die Hinderniſſe, über die Ihr Euch beklagtet, von Ungefähr kamen — bedenkt in einer ruhigen Stunde, was ich Euch jetzt ſage, und vernichtet das Unglücksbild.“

Raoul Gilbert trat eben ein, als der Ritter die letzten Worte geſprochen hatte; er rufte denſelben, weil ihn Jemand zu ſprechen wünſchte, und wollte ſodann im Zimmer bleiben, als der Alte mit einem rauhen; „Folgt mir, Page!“ ihn mitzugehen nöthigte. Eilig verließen Beide das Zimmer. — —

Françoiſe war äußerſt betroffen, als ſie über die Worte Henriots nachdachte. Sie rufte ſich alle die Aeußerungen zurück, mit denen, mehr oder minder offen, Chateaubriand ſie zu bewegen geſucht hatte, ihn nach der Bretagne zu begleiten, ſie wiederholte ſich alle Anſpielungen, deren ihre Gegnerinnen am Hofe ſich bedient hatten, um ein Verhältniß Françoiſens zum König als exiſtirend zu bezeichnen, und ſie ſagte ſich zum erſtenmale: daß ſie ſich wohl nicht immer mit der Vorſicht benommen habe, die ſich gebühre. Sie beſchloß deshalb dem Befehle des Gatten, keinen Beſuch des Königs anzunehmen, und ſich als krank ausgeben zu laſſen, pünktliche Folge zu leiſten; käme dann Chateaubriand zurück, ſo, wähnte ſie im Gefühl ihrer Unſchuld, würde es ihr ein Leichtes ſein, durch wenige ruhige Worte jeden Keim eines grundloſen Argwohns aus ſeinem Herzen zu tilgen; nur über Eins konnte ſie nicht mit ſich einig werden. Sie hatte das Bild des Königs zum Geſchenk für den Gatten beſtimmt, es war ſo wohlgelungen, ſo herrlich, ſo ganz geeignet, ihre Kunſt von dem ganzen Hofe bewundern zu laſſen, ſie hatte ſich in ſo liebliche Vorſtellungen gewiegt, welche Freude Chateaubriand darüber äußern, mit welchen Blicken Freund und Feind das Bild betrachten würden, und nun ſollte ſie daſſelbe verbergen, wohl gar vernichten, Niemand ſollte es ſehen, die ſchönen Erwartungen in Luft zerfließen. — Françoiſe war unter ſolchen Gedanken im Gemache auf- und abgewandelt, als ſie ſich auf einmal nach dem Orte wandte, wo ſie das Portrait verſteckt hatte. Sie ergriff es, ſtellte es auf die Staffelei, und betrachtete, mit aller Liebe der Künſtlerin, ihr ſo wohlgelungenes Werk.

Je mehr ſie es anſah, je mehr empörte ſie der Gedanke: es vernichten zu ſollen. In ſchöner Farbenpracht ſtrahlte das herrliche Bild auf der Staffelei, das Geſicht des jungen, ritterlichen Monarchen ſchaute aus dem ſchweren goldnen Rahmen, wie aus einem Spiegel. Das Auge des Königs blickte mit dem Ausdrucke von Zärtlichkeit, den es annahm, wenn er ſich der ſchönen jungen Frau gegenüber befand, auf Françoiſen, und der lächelnde

Mund ſchien ſagen zu wollen: „Du willſt zertrümmern, zerſtören, was Du mit ſo viel Liebe geſchaffen haſt? Verſuche es doch, wenn Du es im Stande biſt? aber Du kannſt es nicht.‘ — —

Der Gedanke an eine ſolche That empörte in dieſen Augenblicken Françoiſen, mehr noch wie vorher.

„Nein!“ rief ſie laut. „Ich wäre wahnſinnig, wenn ich Dir entſagte. Du gehörſt mir, Du biſt mein, und wenn es denn nicht anders ſein kann, ſo will ich im Geheim Deines Anblicks genießen. Ich bitte Dir den Gedanken, mich von Dir losſagen zu wollen, mit dieſem Kuſſe ab!“ — — —

In höchſter Erregung riß ſie das Bild von der Staffelei, und drückte einen Kuß darauf.

In dieſem Momente fühlte ſich Françoiſe von einer Eiſenfauſt, wie mit einer Schmiedezange, am Arme gepackt, erſchrocken wendete ſie das Haupt, um ſich umzuſehen, und ein paar wuthfunkelnde Augen ſtarrten ſie aus einem beſiederten Eiſenhelme an — es waren die ihres Gatten. Sie ließ das Bild zu Boden fallen, und es zerſprang in zwei Stücke. — —

Wie es ſchien, war Chateaubriand aus dem, blos mit einem Vorhange geſchloſſenen Gemache getreten, und hatte jedes Wort, das über die Lippen Françoiſens gekommen, gehört.

„Ehrloſe! Ungetreue!“ rief er mit der Miene eines Beſeſſenen. „Das Gerücht, welches meine Ehre geſchändet nannte, hat alſo nicht gelogen! Mit eigenen Ohren habe ich meine Schande vernommen. Zittre jetzt, denn Du ſtehſt vor Deinem Richter.“

Im erſten Augenblicke war Françoiſe wie vernichtet geweſen. Alles Leben, alle Farbe war aus ihrem Geſicht gewichen. Jetzt erholte ſie ſich. Mit den Gefühlen gekränkter Unſchuld, mit der Zuverſicht des guten Bewußtſeins richtete ſie ſich hoch auf.

„Ja!“ rief ſie aus. „Ihr ſollt mein Richter ſein. Hättet Ihr auch nicht ein Recht dazu, ſo rufe ich Euch dennoch ſelbſt dazu auf, frei, öffentlich, vor Gott und aller Welt, und wegen meiner, durch Euch unſchuldig gekränkten Ehre. — Was,“ ſetzte ſie mit feſtem Ton hinzu, „habe ich begangen, deſſen Ihr mich beſchuldigen könnt?“ —

„Du fragſt noch, Buhlerin des Königs?“ rief Chateaubriand wüthend. „Iſt es nicht genug, daß der ganze Hof, das ganze Land von Deiner Untreue ſpricht? Du haſt das Bild Deines Liebhabers vor meinen Augen an Deine Lippen gedrückt, Du haſt Dich in meiner Gegenwart für immer als die Seinige bekannt, und Du fragſt noch?" —

Françoiſe griff in dieſem Augenblicke nach einem ſilbernen Pfeifchen, das ſie, nach einem damaligen Gebrauche, an einer Kette am Halſe hängen hatte, und auf einen gellenden Pfiff trat der Page in's Zimmer.

„Ich laſſe den Ritter Henriot Gailhac bitten, zu mir zu kommen!" ſagte ſie.

„Tête de Dieu! Was wollt Ihr thun? Wollt Ihr Eure Schande ſelbſt vor aller Welt verlautbaren?" rief der Graf.

Françoiſe ſchwieg und der Ritter trat in's Zimmer.

„Ritter Henriot," ſagte die Gräfin, „ich bitte Euch, Eurem Herrn, mit Verbürgung der Wahrheit bei Eurem Lehnseide, mitzutheilen, zu welchem Zwecke dies Bild gemalt ward, und welche Unterredung wir über daſſelbe vor wenigen Minuten gehabt."

„Dies Bild, Meſſire,“ ſagte der Alte, „ward, wie ich Euch bei meiner ritterlichen Ehre verſichern kann, von Madame bereits bei ihrem Aufenthalte zu Orthez angefangen, hier beendigt, und ſollte Euch zum Namenstage geſchenkt werden. Ich widerrieth dies, und bat Madame, das Konterfei zu vernichten. Ich that dieſe Bitte, weil — weil —; aus einer Grille, die Ihr, Meſſire, wie Madame, einem alten Manne zu gute halten möget. Es ſchien mir ein böſes Omen von Orthez her an dem Bilde zu haften, und dann iſt es auch ſo ähnlich, daß die Leute glauben könnten, der König habe oft zu der Malerei geſeſſen, was ſonſt nicht ſeine Gewohnheit, und, ſo viel ich weiß, auch hierbei nicht geſchehen iſt.“

„Ich danke Euch, Ritter! — Das, was Ihr ſagt, iſt die reine Wahrheit. Ich bitte Euch, uns jetzt allein zu laſſen;“ ſagte Françoiſe mit Würde.

Das Geſicht Chateaubriand's bot währenddem einen eigenen Ausdruck dar. Es war der einer großen Betroffenheit, bei den erſten Worten Henriots; doch machte derſelbe bei den letzten einem grimmigen Lächeln Platz.

„Alſo ſchon zu Perigueux hattet Ihr Luſt bekommen, den König zu malen? Ihr hattet Euch ſeit der Zeit ſeine Züge ſo eingeprägt, daß Ihr ſie, ohne daß er Euch ſaß — wenn dies wirklich nicht der Fall war — ſo ähnlich, wie kein Anderer, wiedergeben konntet, und ſelbſt meine Diener fürchten die Verſchlimmerung Eures Rufes, wenn dieſer überhaupt noch zu verſchlimmern iſt?“ —

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, Verläumdung verachte ich;“ verſetzte Françoiſe mit Würde.

„O, ich bitte, ſprecht nicht in dieſem Tone, er macht auf mich keinen Eindruck;“ fiel Chateaubriand ein, indem er Kälte zu affectiren ſuchte. „Ich glaube Euren Vertheidigungsplan, der ſehr gut berechnet ſcheint, zu kennen. Ihr trotzet darauf, daß man Euch nichts beweiſen kann, und werdet deshalb — denn Ihr ſeid klug — Euch, wie die Sicherheit, mit der Ihr aufzutreten verſuchet, bezeugt, wohl vorgeſehen haben. Die Worte, die ich ſo eben aus Eurem Munde gehört, meint Ihr, beweiſen gleichfalls nichts, ſie laſſen ſich ſowohl auf das Bild wie auf die Perſon des Königs deuten. Wo nicht deutlichere Beweiſe vorliegen, ſo meint Ihr ferner, läßt der eiferſüchtige Gemahl ſich um ſo leichter als lächerlich darſtellen. O, ich kenne das falſche Spiel, das Ihr gegen mich bereits im Schloſſe Nolibos angefangen, und, im Verein mit Eurem tückiſchen Bruder, eifrig fortgeſetzt habt, und das Euch, ich geſtehe dies ein, auch gelungen iſt.“

„Gott, welcher unwürdige Verdacht!“ unterbrach ihn Françoiſe, aber Chateaubriand fiel ihr ſogleich in's Wort.

„Erlaubt mir eine einzige Frage, und beantwortet dieſe, wenn Ihr dies noch ihm Stande ſeid, wahrhaft und wie es die Frau des geringſten Ritters der Gascogne oder Bretagne thun würde, aus dem Geſichtspunkte des Geſetzes weiblicher Ehre: „Ziemt es ſich einem Weibe, das erſt vor wenig Tagen ihrem Gatten vor dem Altare Treue, Liebe und Gehorſam geſchworen, ſich von einem andern, einem verheiratheten Manne zur Königin von ſeltſamen, augenſcheinlich blos wegen ihr veranſtalteten Feſten, machen zu laſſen, an ſeiner Seite Feld und Wald zu durchſtreifen, ſtets von ihm umgaukelt zu werden, mit dieſen Huldigungen zu

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03065/014

prahlen, und endlich, als ihr Gatte in eine ferne Provinz zieht, anſtatt ihm pflichtgemäß zu folgen, bei jenem Manne zurückzubleiben, ohne auf ihres Gatten Wünſche, die öffentliche Meinung und die Stimme der Ehre, nur die mindeſte Rückſicht zu nehmen?“

Françoiſe verſtummte. — Sie hätte ihm erwiedern können, daß der König mehrmals in Chateaubriand's Gegenwart den Wunſch, daß er ſeine Gemahlin zu Fontainebleau laſſen ſolle, ausgeſprochen habe; aber ihr Gewiſſen ſagte ihr, daß ſie ſich dieſen Wünſchen, wie es ihre Pflicht geweſen, nicht mit einem Wörtchen widerſetzt, ja daß ſie ihnen nur allzugern gefolgt ſei.

„Madame!“ ſagte Chateaubriand mit Eiſeskälte. „Ihr und Euer Bruder ſeid kluge Rechner, und Ihr habt in einem Punkte — in dem mich zu ſtürzen, und auf den Trümmern meines Glückes den Tempel des Eurigen zu erbauen — auch richtig gerechnet; in einem zweiten aber möchtet Ihr, Françoiſe, Euch dennoch verrechnet haben. Ihr denket, ich werde den beleidigten Gatten ſpielen, den König, bei dem Ihr dann Hülfe ſuchen würdet, dadurch noch mehr reizen, und Ihr endlich Gelegenheit erhalten die Großmuth, für mich bittend einzuſchreiten: daß ich nur in ein fernes, elendes Gouvernement, nicht in einen feſten Thurm geſchickt werde, in ein helles Licht ſtellen zu können; vielleicht meint Ihr auch Schwüre und falſche Thränen würden mich überzeugen, daß alle die, über Eure Aufführung umlaufenden, Gerüchte, rein aus der Luft gegriffen wären, ja daß das, was ich vor zwei Minuten, in Beziehung auf dies Bild, geſehen und gehört, nichts als Täuſchung der Sinne geweſen wäre; hierin aber, Madame, habt Ihr Euch verrechnet. Ich werde weder den tobenden, noch den getäuſchten Gatten ſpielen, noch mehr, ich werde Eure, des Königs und Gaſtons Wünſche erfüllen, ich werde gehen; gehen, ſo ſtill wie ich gekommen. — Das Gouvernement der Bretagne habe ich bereits abgegeben, und in einer Viertelſtunde überantworte ich den Kommandoſtab in die Hände des Königs. Jeder andern Befehlshaberſtelle entſage ich für immer; ich begebe mich auf meine Güter in der Bretagne.“

„Wohin ich Euch mit unſerm Kinde, meiner

Pflicht gemäß, augenblicklich folgen werde;“ rief Françoiſe raſch.

„Verzeiht, Madame!“ ſagte kalt der Graf. „Das Kind werde ich allerdings mit mir nehmen, und ich denke, die Wärterin, die ich deshalb mitgebracht, wird es bereits in Händen haben, wie ich befohlen; was Euch indeß anbelangt, ſo werdet Ihr bleiben, wo es Euch ſeit dem Tage unſerer Verbindung allein behagte, an dem Hofe und in der Nähe des Königs.“

„Nimmermehr!“ rief Françoiſe entſetzt. „Mein Kind! Ich will zu meinem Kinde!“

„Bemüht Euch nicht, Madame;“ ſagte der Graf im vorigen Tone. „Sind meine Befehle richtig ausgeführt worden — und ich wollte es meinen Dienern nicht rathen, ſie zum erſtenmal läſſig zu üben — ſo iſt die Wärterin mit dem Kinde bereits außerhalb Fontainebleau. Ueberdies werdet Ihr dies Zimmer nicht eher als in einer Stunde — ſo lange werde ich etwa in Fontainebleau verweilen — verlaſſen.“

„Wohlan, ſo folge ich Euch, wider Euren Willen, nach der Bretagne!“ rief Françoiſe heftig.

„Thut Ihr dies, ſo thut Ihr es auf Eure Gefahr!" ſprach Chateaubriand mit einem ſo furchtbaren Ausdrucke des Geſichts, daß Françoiſe unwillkürlich ſchauderte. „Du magſt ſagen was Du willſt," ſetzte er hinzu, indem ſein Auge zu glühen begann und ſeine Züge krampfhaft zuckten, „Du magſt ſagen was Du willſt, Du haſt mich entehrt. — Ha," ſchrie er mit furchtbarem Tone, als ſeine Blicke von ungefähr auf die Fenſterſcheibe gefallen waren, wo der König ſcherzhafterweiſe jenen Vers eingeſchrieben, „jetzt läugne noch weiter, Schlange! Lies jenen teufliſchen Hohn! Dein königlicher Galan erwartete meine Rückkehr. Ihm genügte nicht meine Entehrung, er wollte mich auch nicht darüber in Zweifel laſſen. ‚Tout femme varie, bien Fou qui s'y fie!' Ha! ha! ha!" — Das Lachen Chateaubriand's hatte etwas Entſetzliches. — „Nur in etwas," ſetzte er hinzu, „hat auch Er ſich getäuſcht. Bin ich auch der Narr, ſo habe ich Dir doch nicht vertraut."

„Mann! Um Chriſti Wunden willen! Du täuſcheſt Dich!" rief Françoiſe, die Hände faltend. „Nicht dieſen ſchändlichen Verdacht; tödte mich lieber."

„Fürchtet Ihr Euch, Madame?“ ſagte Chateaubriand, plötzlich wieder von Wuth zur Kälte übergehend. „Ich verachte Euch, Ihr habt deshalb Unrecht Euch, zu fürchten.“

„Nein!“ rief Françoiſe mit dem ſichtbaren Gefühl, daß ihr zuviel geſchehen ſei, und in ihrem ſchönen Auge ſtrahlte weibliche Würde. „Dieſe ſchändliche Behandlung habe ich nicht verdient! — — Tödtet mich, Graf Chateaubriand, und, im Begriffe vor Gott zu treten, will ich, während mein Blut dahinſtrömt, den furchtbarſten Eid ablegen: daß ich nicht die Euch geſchworene Treue brach.“

„Du biſt alſo unſchuldig? Ganz unſchuldig?“ fragte Jener mit ſeltſamen Blicken.

„Nein!“ verſetzte Françoiſe, die Augen zu ihm erhebend. „Ich fehlte, indem ich an den Huldigungen des Königs Gefallen fand, aber ich habe ſeine Bewerbungen zurückgewieſen, und nehme deshalb Gott zum Zeugen!“ — —

Die Worte Françoiſen's ſchienen auf den Gemahl nicht ohne Einwirkung zu bleiben, er wollte ſprechen, ſchien verwirrt, und ſagte endlich, indem er, jedoch mit einer Art innern Zwanges, einen Ausdruck der Härte in den Ton zu legen ſuchte.

„Mögen die Thatſachen ſein wie ſie wollen, der Schein iſt gegen Euch, und ich bin vor den Augen der Welt entehrt. Ein Zuſammenleben zwiſchen uns iſt unmöglich.“

„Geſtattet mir, Euch und mein Kind wenigſtens dann und wann zu ſehen;“ bat Françoiſe. „Euer Sinn kann und wird ſich ändern.“

„Nimmermehr! Es iſt unmöglich;“ ſagte der Graf.

„Und wenn ich dennoch käme? Würdet Ihr mir dies verweigern können?“ fragte die Gattin.

„Verſucht es nicht. Ich warne Euch;“ verſetzte Jener rauh.

„Wenn aber die Nothwendigkeit, wenn der König Euch geböte, mir den Zutritt zu meinem Kinde zu geſtatten?“

„So würdet Ihr ihm erklären müſſen, daß Ihr dies nicht wolltet; denn, bei Gott im Himmel, erſcheint Ihr ohne meinen Willen, ſo iſt Euer Leben ſelbſt nicht geſichert;“ ſagte Chateaubriand, von der Nennung des Namens des Königs erregt, mit Heftigkeit.

„Ich will Euch meinen verhaßten Anblick nicht aufdringen,“ fiel Françoiſe ein, indeß eine Thräne über ihre ſchönen Wangen rollte, „aber laßt mir wenigſtens die Hoffnung, daß ſich Euer Sinn einſt ändern könnte, laßt mich glauben, daß ich mein Kind, wenn es krank, wenn es in Gefahr iſt, an's Herz drücken darf.“

Chateaubriand war während dieſer Zeit nachdenkend im Zimmer auf- und abgegangen.

„Wer weiß,“ ſagte er dann, „was ſich Uebermuth und Willkühr noch gegen mich erlauben, ob ſie mir nicht vielleicht die Erlaubniß Eurer Erſcheinung auf meinem Schloſſe abdringen, und Euch ſomit wider meinen Willen in Gefahr, und mich zu verzweifelten Mitteln bringen könnten!“

Mit dieſen Worten zog er einen goldenen Ring vom Finger, und brach ihn mit einem Drucke der Fauſt in zwei Stücke. Eines davon reichte er Françoiſen.

„Nehmt!“ ſagte er. „Ihr, nicht ich, habt den Ring der Treue zerbrochen. — Sende ich Euch meine Hälfte, ſo mögt Ihr kommen, und habt nichts zu fürchten, kommt Ihr ohne ſie, ſo wahret Euer Leben.“ — —

Ein düſteres Feuer ſtrahlte in dem Auge des Grafen, als er dieſe Worte ſagte; es rieſelte ein Schauder durch die Glieder Françoiſen's; dennoch beſchloß ſie, noch einen Verſuch zu machen, den Gatten zu erweichen.

„Chateaubriand,“ ſagte ſie, „Ihr wißt aus meinem Munde bereits, in wie weit ich gefehlt; daß weiter keine Schuld an mir haftet, dies will ich auf das Sacrament beſchwören; könnt Ihr es vor Eurem Gewiſſen verantworten, aus ſolchem Grunde Euer Weib zu verſtoßen, eine Mutter ihres Kindes zu berauben?“

Ein Wink mit der Hand gebot ihr zu ſchweigen.

„Und wäre Alles wie Ihr ſagt,“ ſprach er mit Heftigkeit, „ſo geböte es ſchon die Klugheit, die Schweſter des Mannes, der mich ſtürzt, nein die Verbündete, die Kundſchafterin meines Todfeindes, nicht an meiner Seite zu dulden. Ich komme ſo eben vom Connetable. Hölle und Teufel! Ich will verdammt ſein, wenn ich das Hohnlächeln vergeſſe, mit welchem mir der Mann mittheilte, daß Gaſton Gouverneur von Guienne, und Euer Stiefbruder Enguerrand Erzbiſchof geworden, daß ſie aus gewiſſen Gründen — hört Ihr: aus gewiſſen Gründen! — Alles beim König gälten, wie er aber beſorge, daß ſie ſich nicht in meine Sache würden miſchen wollen. **Tête de Dieu!** Es lebt Niemand, den Chateaubriand je gebeten hätte, ſein Fürſprecher ſein zu wollen. — Doch genug;“ ſetzte er mit erzwungener Kälte hinzu. „Ich denke, es wird Eurer Klugheit nicht entgangen ſein, und ich glaube es iſt in Eurem und Eures Bruders Intereſſe, wie in dem meinigen, ſo wenig Aufſehen wie möglich zu erregen: daß wohl dahin zu wirken iſt, unſerm Verhältniſſe nicht, außer dem Stempel der Schande, noch den der Lächerlichkeit aufzudrücken. Bleibt daher hier zurück, breitet überall aus, es geſchehe mit meiner Bewilligung, gebt ſelbſt zu verſtehen, daß Ihr nicht mit dem mürriſchen Gatten zuſammenleben könntet; hütet Euch aber vor zweierlei: befleckt nicht meinen Namen durch Eure Aufführung noch mehr, als dies bereits geſchehen iſt, und wagt nicht einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen, ehe Ihr nicht die zweite Hälfte jenes Ringes in den Händen habt.“ — —

Kaum hatte Chateaubriand dieſe Worte geſprochen, als er das Zimmer verließ. Seine Gattin ſank ohnmächtig in einen Seſſel. Einige Stunden darauf meldete ihr der Ritter Henriot, daß Chateaubriand, nachdem er eine Audienz beim Könige gehabt, wo er ſich ſo rückſichtslos geäußert, daß der Monarch nur auf dringende Verwendung des Connetable den bereits gegebenen Befehl zu ſeiner Verhaftung wieder zurückgenommen, Fontainebleau verlaſſen habe. —

Der eben geſchilderte Auftritt war auf die Geſundheit Françoiſen's von den nachtheiligſten Folgen. Eine Krankheit, die mehrere Wochen dauerte, brachte ſie an den Rand des Grabes. Sie erholte ſich endlich wieder, aber ihr ſchönes Geſicht trug von dieſer Zeit an einen Ausdruck von Schwermuth, den nichts wieder verwiſchen konnte. Daß ihren Feinden und Neidern das Vorgefallene nicht gänzlich verborgen bleiben konnte, war natürlich. Ueberall, wohin ſie ſah, blickten ihr ſpöttiſche, ſcha=

denfrohe Geſichter entgegen. Gaſton, der nun über den Nebenbuhler einen vollſtändigen Triumph errungen hatte, bekümmerte ſich wenig um den Ruf, und noch weniger um den Schmerz der Schweſter, er begnügte ſich überall zu verſtehen zu geben, daß Chateaubriand ſeit einiger Zeit Anfälle von Wahnſinn habe, und daß man ſich dadurch das Verſtoßen ſeiner Gattin, ſo wie auch die Vergehungen, die er ſich in der Bretagne zu Schulden kommen laſſen, leicht erklären könne. Klug genug, den geſtürzten Gegner nicht bis zum Aeußerſten zu bringen, und ihn zu einer verzweifelten That, deren er ihn wohl fähig hielt, treiben zu wollen, bewirkte er bei dem Könige, daß die Unterſuchung gegen Chateaubriand niedergeſchlagen wurde, und bald ſprach Niemand mehr von dem abgeſetzten, und, wie man endlich allgemein annahm, verrückt gewordenen Gouverneur der Bretagne. Da Françoiſe mehrmals geäußert hatte, daß ſie willens ſei, den Hof zu verlaſſen und ſich nach Orthez zurückzuziehen, dies aber ſo wenig zu den Plänen des Bruders, wie des verliebten Königs ſtimmte, ſo ward die Schweſter des Letztern, die Gräfin d'Angouleme, vermocht, Françoiſen bei ſich aufzunehmen, ſo ungern dies die Erſte auch that, und mit ſo viel Widerſtreben auch die Letzte darein willigte. Françoiſe wußte nur zu gut, daß, den König, der von Leidenſchaft beherrſcht war, ausgenommen, es nur zwei Perſonen zu Fontainebleau gab, die es wahrhaft gut mit ihr meinten; dies war der alte, grämliche Henriot und der Page Raoul Gilbert. So ſehr ihr auch das mürriſche Weſen des alten Ritters manchmal läſtig fiel, ſo war ſie doch von ſeiner unbeſtechlichen Redlichkeit, ſeiner Wahrheitsliebe und ſeiner Treue, nicht nur auf's Lebendigſte überzeugt, ſondern dieſe Eigenſchaften des Alten waren auch ſo anerkannt, ſo unbezweifelt, daß ſie, in Beziehung auf ihr Betragen gegen den König, ihre tadelloſe Aufführung, ſich keinen beſſern Zeugen wünſchen konnte, wenn Chateaubriand, der überdies dem Alten gänzlich vertraute, noch ferner einen Zweifel hegen ſollte. Sie hielt ſich überzeugt, daß, wenn die Geſinnungen ihres Gatten ſich zu ihrem Vortheil ändern ſollten, das Zeugniß Henriot's ein großes Gewicht in die Wagſchale werfen könnte. Der Eifer Raoul's, den er in dem Dienſte der

Gräfin bewies, überſtieg alle Gränzen. Unausgekleidet ruhete er, während der Zeit der Krankheit der Gräfin, auf dem harten Fußboden vor der Thür des Vorzimmers, um ſogleich bei der Hand zu ſein, wenn die Kammerfrau ſeiner Herrin ihn zu irgend einem Dienſte rufen ſollte. Aengſtlich blickte ſein Auge auf das Geſicht des aus dem Krankenzimmer tretenden Arztes, und ſein blaſſes Antlitz überzog eine tiefe Röthe, wenn er aus deſſen, an den Ritter gerichteten Aeußerungen vernahm, daß die Hoffnung zu Erhaltung des Lebens der Kranken ſich von Tag zu Tag mehre. Obgleich Henriot den Pagen von Haus aus wenig leiden mochte, ſo blieb der Dienſteifer des Letztern auf den Ritter doch nicht ohne Eindruck, und der Alte gelangte endlich dahin, Raoul manchmal zu verſichern, wenn er dieſe und jene üblen Eigenſchaften, die er ihm an den Fingern vorzählte, und über jede derſelben einen langen Sermon in den Kauf gab, erſt abgelegt haben würde, einige Hoffnung vorhanden ſei, daß er ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden könnte. Raoul Gilbert, von Natur ſchweigſam, ſah bei dieſem ſüßſauern Lobe dem Alten ruhig lächelnd, und ohne ein Wort zu erwiedern, in's Geſicht, als aber einſt der Ritter, nach der Wiederherſtellung Françoiſen's, in deren und des Pagen Gegenwart in ſeiner gewöhnlichen Redeweiſe äußerte, daß „der ſonſt leichtſinnige, vorſchnelle und ſeine Stellung wenig berückſichtigende Geſell, ſich während der Krankheit von Madame ziemlich gut und pflichtgemeſſen benommen habe‘ und Françoiſe, ohne eine Sylbe zu ſprechen, mit einem ſeelenvollen Blicke ihm die Hand reichte, da drückte Raoul Gilbert dieſe Hand mit Heftigkeit an ſeine Lippen, und rief mit überſtrömendem Gefühl: „Jetzt möchte ich für Euch ſterben dürfen!“ eine Aeußerung, die Henriot ſpäter eine höchſt unſchickliche nannte, und dem Pagen eine ſtundenlange Bußpredigt hielt, die dieſer wie gewöhnlich mit ſtummem Lächeln ruhig anhörte.

Françoiſen ſollte indeß eine neue Prüfung erwarten. Ihre Tochter, das einzige Kind, an welchem ihre ganze Seele hing, kränkelte fortwährend. Obwohl ihr Gemahl ihr dies mit keiner Sylbe gemeldet, ſo hatte ſie es doch von Andern erfahren. Das Kind zu ſehen und zu pflegen, war fortan ihr einziger Gedanke. Sie ſchrieb deshalb die rührendſten Briefe an ihren Gatten, welche indeß ſämmtlich ohne Antwort blieben. An den König wollte und konnte ſie ſich nicht wenden; wenn ein Schritt von dieſer Seite geſchähe, dies wußte ſie, ſo wäre die Hoffnung auf einſtige Ausſöhnung mit ihrem Gemahl auf immer dahin geweſen. Ohnehin ſahen Verläumdung und Neid in der Aufnahme, die ſie bei der Schweſter deſſelben fand, nur eine neue Beſtätigung des allgemeinen Gerüchts, daß Françoiſe mit dem Monarchen in unerlaubten Verhältniſſen lebe, und bemächtigten ſich nur allzugern eines Stoffes, den ſie bis über die Gränzen aller Wahrſcheinlichkeit hinaus auszubeuten trachteten. Aus dieſem Grunde, und weil ihr nun kein anderer Weg zur Erreichung ihres Ziels, ſich auf einige Zeit zu ihrem Kinde begeben, vielleicht ſich mit ihrem Gemahl ausſöhnen zu können, mehr übrig blieb, wendete ſie ſich an Gaſton, nachdem ſie ſich von dieſem vorher das Verſprechen hatte geben laſſen, daß er über dieſen Punkt nicht mit dem Könige ſprechen wolle. Da ſie meinte, daß es ihr zu nichts helfen könne, ja daß der Argwohn ihres Gemahls daraus nur neue Nahrung ziehen dürfte, wenn ihm eine Mittheilung deshalb bekannt würde, verſchwieg ſie indeß dem Bruder das Geheimniß, welches an dem zerbrochenen Ringe hing. Gaſton, von Natur ſchon zur Intrigue geneigt, da er wußte, daß auf einem gewöhnlichen Wege Chateaubriand nicht beizukommen ſei, und überdieß wünſchend, daß ſein Name dabei gänzlich aus dem Spiele bleiben möchte, wandte ſich an den Admiral Bonnivet, der ſich in dieſer Zeit gerade auf ſeinem Landſitze in der Bretagne befand, und von dem er wußte, daß er von Chateaubriand ſehr wohlgelitten war. Er gab dieſem zu verſtehen, wie der König überaus wünſche, daß eine Wiedervereinigung zwiſchen dem ehemaligen Günſtling und deſſen Gattin ſtattfinden möchte, daß eine ſolche unfehlbar gelingen müſſe, wenn es möglich wäre, Françoiſen nur ein einzigesmal eine Unterredung mit Chateaubriand zu verſchaffen; Gaſton ließ endlich nicht undeutlich merken, daß er in einem ſolchen Falle, und wenn dies durch Bonnivet bewirkt worden wäre, wohl Mittel finden werde, den König zu disponiren, dem Admiral das Kommando der Flotte zu Breſt anzuvertrauen; ein

Wunſch, von welchem König Franz bis dahin durchaus nichts hören wollte. Die Andeutungen Gaſton's konnten auf keinen günſtigern Boden fallen als bei Bonnivet. Der Admiral bot Alles auf, Chateaubriand zum Eingehen in ſeinen Plan zu vermögen, ohne daß es den Anſchein haben konnte, als ob er ſelbſt dabei intereſſirt ſei. Bald ſuchte er die Vorzüge Françoiſen's in das hellſte Licht zu ſetzen, und verpfändete wiederholt ſeine ritterliche Ehre, daß dieſe allein es wären, welche alle jene Gerüchte über die tadelnswerthe Aufführung der Gräfin, von Seiten ihrer Neider, hervorgerufen hätten. Als er bemerkte, daß auf dieſe Weiſe Chauteaubriand nicht beizukommen ſei, ſuchte er ihm klar zu machen, daß eine Ausſöhnung mit ſeiner Gemahlin, geſchähe ſie auch nur zum Schein, unfehlbar auch die mit dem Könige, die Wiedererlangung der Gnade des Letztern herbeiführen, ja ihn vielleicht höher ſtellen werde, als er jemals geſtanden. Alle Bemühungen Bonnivet's waren lange Zeit umſonſt. Chateaubriand wollte nichts von einer Zuſammenkunft mit ſeiner Gattin wiſſen. „Sie hat mich entehrt! Ich bitte Euch, von ihr zu ſchweigen;“ dies war ſtets ſein

Wort, wenn der Admiral nur Françoiſen's Namen nannte.

Da Bonnivet indeß unter die Wenigen gehörte, welche Chateaubriand in ſeiner Einſamkeit aufſuchten, und Letzterer zu Jenem, ſo viel dies bei ſeinem rauhen Sinn der Fall ſein konnte, eine Art freundlicher Hinneigung fühlte, ſo ließ er ſich endlich gefallen, daß der Admiral, bei ihren Zuſammenkünften, dieſes Thema wieder aufnehmen durfte, wiewohl er, wenn ſich dieſer Stundenlang deshalb heiſer geſprochen, ſchlüßlich ſtets verſicherte, hierin nie nachgeben zu wollen. Bonnivet ermüdete indeß nicht. Stets lenkte er das Geſpräch wieder auf dieſen Gegenſtand, und er erſtaunte endlich nicht wenig, als Chateaubriand ihm eines Tages mit düſtrer Miene ſagte: „Seiner Gemahlin läge an einer ſolchen Zuſammenkunft nichts. Gaſton allein betreibe dieſe aus ehrgeizigen Abſichten, und habe, Gott weiß welche Pläne dabei. Zum Beweiſe, daß dies der Fall ſei, wolle er, wenn Bonnivet verſpräche, ihn künftig mit ſeinem Andringen zu verſchonen, Françoiſen die Erlaubniß zu einer Zuſammenkunft ertheilen, doch dürfe Gaſton nichts davon erfahren, worüber ihm Bonnivet ſein Ehrenwort geben müſſe.‘ — Hocherfreut ſagte der Admiral ihm dieſe Forderung zu und beſtand ſodann darauf, daß Jener ihm einen offenen Brief an Françoiſen, in welchem dieſer die Erlaubniß, ſich zu ihrem Gatten zu begeben, ertheilt werde, einhändigen ſolle. Chateaubriand that dies ohne Weiteres. Er änderte ſogar auf den Wunſch des Admirals mehrere Ausdrücke, die dieſer nicht entſchieden genug fand, ab, und noch deſſelben Tages war das Schreiben bereits nach Fontainebleau unterwegs. — —

Es war ungefähr zehn oder zwölf Tage ſpäter, als ſich Bonnivet mit einer kleinen Anzahl benachbarter Edelleute auf dem Schloſſe Chateaubriand's befand. Die Geſellſchaft ſaß in der Burghalle, und große, ſilberne Becher, mit dem Wappen des Hausherrn, gingen in die Runde. Sie wurden ſo oft geleert, daß der Haushofmeiſter, der am Schenktiſche ſtand und das Amt eines Mundſchenken verſah, ſie nicht ſchnell genug füllen konnte. Bei Mehreren der Gäſte begann der Wein ſchon ſeine Wirkung zu äußern, nur der Graf und der Admiral ſchienen davon unberührt geblieben zu ſein, obwohl

Letzterer dem Becher tapfer zuſprach. Bonnivet war ein kräftiger Mann in mittlerem Alter. Sein Antlitz verrieth viel Gutmüthigkeit; es war eine jener offenen Phyſiognomien, die Jeder gern hat, weil ſie bei Jedermann Zutrauen erwecken. Eine große Munterkeit und Lebensluſt ſprach aus den heitern Zügen, und ſelbſt der düſtre Graf ſchien dem luſtigen Manne wohlgeneigt, und von ſeiner Heiterkeit angezogen zu ſein; denn, wenn er auch nicht in das laute, tobende Gelächter einſtimmte, womit die übrigen Gäſte die Bonmots und munteren Einfälle Bonnivets begleiteten, ſo verzog ſich doch dann und wann ſein grämliches Geſicht dabei zu einem theilnehmenden Lächeln.

Bonnivet erzählte allerhand Hofanecdoten, wovon einige mehr als zweideutigen Inhalts. Ein ſchallendes Gelächter begleitete jede einzelne.

„Da iſt die Marquiſe d'Eſtampes!“ rief Bonnivet wieder zu einem neuen Schwank übergehend. „Die Freimüthigkeit der Frau, verbunden mit der Gravität einer Dame von Rang, gefällt mir. Wir ſprachen neulich bei Tiſche über den Putz der Frauen, wie ſolcher jetzt bei Hofe der neueſte Brauch iſt.

‚Madame,‘ ſagte ich zu ihr, ‚es iſt mir unbegreiflich, wie bei den jetzigen ellenbreiten Halskrauſen es die Damen anfangen ihre Suppe zu eſſen, oder ſich heimlich und in der Geſchwindigkeit küſſen zu laſſen, ohne ihren Putz zu derangiren!‘ — Was denkt Ihr, daß ſie antwortete, Meſſire de Montfort, oder Ihr, Chevalier d'Aubeterre?“

„Der Henker mag es wiſſen!“ rief der Erſte. „Die Frau iſt noch hübſch, ſie wird nichts verrathen haben; es wäre auch wohl zu viel verlangt, wenn ſie ihre kleinen Hausmittel hätte vor dem ganzen Hofe ausplaudern ſollen.“

„Falſch gerathen!“ rief Bonnivet lachend. „Madame d'Eſtampes langte ſchweigend und graziös nach einem hölzernen Löffel, mit einem Stiel von der Länge einer Elle, der in einem Napf mit Honig lag, und aß mit demſelben ihre Suppe, ohne, wie es ſonſt geſchehen muß, ihre Halskrauſe mit der Hand herabzubiegen.“

Die Zuhörer erhoben von neuem ein lautes Gelächter.

„Nun, Admiral? Was ſagtet Ihr nun?“ fragte der Chevalier.

„Madame, ſagte ich,“ verſetzte Bonnivet, „was den Punkt des Suppeeſſens anlangt, bin ich zufrieden geſtellt.“

„Très bien! — Gut geantwortet! — Ihr ſeid eine feine Amſel! — Es lebe der Admiral Bonnivet nebſt ſeinen Bonmots!“ rief lachend die Tafelrunde, indem ſie mit den Bechern zuſammen ſtießen.

Bonnivet ließ den ſeinigen an die der Andern klingen, nur bei dem Hausherrn hielt er inne.

„Euch, Meſſire, bringe ich einen beſſern Trinkſpruch!“ rief er aus. „Ihr Herren, ich bitte Euch mit mir einzuſtimmen. — Die Erwartete!“ ſetzte er laut hinzu. „Möge ſie noch heute erſcheinen!“

„Sie kommt nicht!“ verſetzte kalt der Graf, indem er den Becher kaum an die Lippen brachte und wieder hinſetzte.

„In dieſem Falle gewinnt Ihr meinen Rappen, und — **Ventre bleu!** — das ſollte mich reuen, denn mir koſtet das Pferd hundert und achtzig Goldliren;“ ſprach Bonnivet. „Ich hoffe indeß, indem ich die Wette gewinne, binnen drei

Tagen Eure beiden eiſengrauen Hengſte im Stalle zu haben.“

„Gewiß! — Gewiß!“ rief der Marquis de Montfort. „Und ich hoffe, daß unſer verehrter Wirth auf dieſe Weiſe — und nur auf dieſe allein — zu Schaden kommen ſoll.“

„Richtig!“ ſchrie der Chevalier. „Knüpfen wir einen Trinkſpruch daran. — Auf den Schaden unſers Wirthes! Auf den Verluſt der Eiſenſchimmel!“

Mit ausgelaſſenem Gelächter ſtimmten Alle ein. Chateaubriand lächelte ſpöttiſch und nippte dankend aus dem Becher.

Ein Diener trat jetzt ein.

„Der Page der Frau Gräfin!“ meldete er. „Er bringt ein Schreiben an Meſſire.“

Chateaubriand nickte, zum Zeichen, daß der Ankommende erſcheinen dürfe, ſchlug dann ein kurzes, heiſeres Lachen auf und ſagte zu Bonnivet:

„Habt die Güte, meinem Stallmeiſter morgen früh den Rappen übergeben zu laſſen.“

„Noch nicht! Bei St. Denys, meinem

Schutzpatron! Der Brief wird Euch ihr Kommen verkünden;“ rief Bonnivet, doch mit ziemlich unſicherm Tone.

Raoul Gilbert war indeß eingetreten. Der junge Menſch ſchien bedacht geweſen zu ſein, ſich ſeinem Herrn im höchſten Glanze zu zeigen. Das gelbe Wamms mit rothen Aermeln, die ſilbernen Bänder, die von den Schultern flatterten, die roth und gelb ſeidene geſtickte Schärpe, und die auf dem Baret befeſtigten Federn von gleichen Farben gaben ihm etwas Stattliches. Das Geſicht des Pagen war heute nicht ſo bleich wie ſonſt, es war von Sonne und Luft geröthet, und wer ihn in dieſem Aufzuge, mit dem ſilbernen Schwert an der Seite, den klirrenden Sporen, den dunkeln Locken, die über die Schultern wallten, zum erſtenmal erblickt hätte, würde ihm das Prädicat eines ſehr hübſchen Jünglings nicht verſagt haben. Seinem Herrn ſchienen Gedanken ähnlicher Art durch den Sinn zu gehen, denn er betrachtete den Pagen längere Zeit, als dieſer ihm bereits den Brief mit tiefer Verbeugung überreicht hatte, mit großer Aufmerkſamkeit. Chateaubriand erbrach endlich den Brief und reichte ihn, als er ſolchen mit ſpöttiſchem Lächeln ſtill durchleſen, dem Admiral.

„Leſet,“ ſagte er kalt, „und überzeugt Euch, daß — Euer Rappe mir gehört.“

Bonnivet las, und warf verdrüßlich den Brief auf den Tiſch.

„Der Henker werde aus den Frauen klug!“ rief er im Aerger. „Wie verließet Ihr die Gräfin?“ ſetzte er, ſich zu dem Pagen wendend, hinzu.

„Madame war wohlauf;“ erwiederte dieſer.

„Sie ſchreibt aber von einer Unpäßlichkeit. War dieſe vielleicht ſo bedeutend, daß es unmöglich geweſen wäre, daß Eure Herrin eine Reiſe unternehmen konnte?“ fragte er weiter.

„Nicht daß ich wüßte!“ verſetzte der Page unbefangen. „Wenn indeß Madame dies geſchrieben hat, ſo muß es allerdings der Fall ſein, denn —“

„Was nahm die Gräfin an dem Tage vor, als ſie den Brief ſchrieb?“ fragte Chateaubriand rauh, und indem er den Pagen nicht ausreden ließ.

„Sie hatte einen Spazierritt durch den Wald gemacht, dann ſchrieb ſie den Brief, dann —“

„Und den Tag vorher?“ fuhr Jener fort.

„Sie war mit Madame d'Angouleme zu einem Beſuche in Paris.“

„Und den Tag, der jenem vorherging?“

„Die Frau Gräfin war nach Nemours gereiſt. Es war der Feſttag von ‚unſerer lieben Frau zur guten Zuflucht.‘“

Chateaubriand lachte überlaut.

„Ihr ſeht,“ rief er zu Bonnivet gewendet, „Ihr habt die Wette verloren; Euer Rappe iſt mein.“

„Ihr Herren,“ ſagte er nach einer Pauſe zu den Gäſten gewendet, „ich erſuche Euch ein wenig in den Garten hinabzugehen. Links am Eingange iſt die Wohnung des Falkners, welcher Euch ein paar hübſche Vögel — ächte Isländer — die ich eben bekommen habe, zeigen wird. Ich folge Euch ſogleich. — Ihr, mein Freund Bonnivet, verweilt einen Augenblick. Auch Du, junger Menſch.“

Die Edelleute tranken in der Geſchwindigkeit ihre Becher aus, dann verließen ſie lärmend das Zimmer.

Chateaubriand blickte jetzt den Pagen mit ſeinem düſtern, aber durchdringenden Auge längere Zeit an.

„Herr Page,“ ſagte er dann ſpöttiſch, „ich habe einige Fragen an Euch zu richten, und ich hoffe, daß, obwohl Ihr ein Diener des Pantoffels seid, Ihr dennoch den Gehorſam und vor Allem die Wahrheit, die Ihr Eurem Herrn und Gebieter ſchuldet, nicht vergeſſen haben werdet, oder mit andern Worten, es wäre Dir beſſer, Du hätteſt einen Strick mit einem Stein am Halſe, und lägſt auf dem Grunde der Loire, als daß Du mich belögeſt.“ —

Die letzten Worte ſprach der Graf mit ſo furchtbar drohendem Blicke und ſo hartem Tone, daß Raoul unwillkührlich ſchauderte; bald erholte er ſich indeß und ſagte demüthig:

„Befehlt, Meſſire, was Ihr wiſſen wollet, und ich werde Euch in Allem reine Wahrheit ſagen.“

„Nun wohlan — aber hüte Dich zu lügen“ — ſprach Jener etwas weniger rauh, „wie oft beſuchte in letzter Woche der König Deine Herrin?“

„Meſſire,“ erwiederte der Page mit dem Tone unverkennbarer Wahrheit, „der König iſt ſeit wenigſtens vier Monaten nicht in dem Zimmer der Gräfin geweſen.“

„Du lügſt, Schlange! Du lügſt, abgerichtete Elſter!" ſchrie heftig Chateaubriand.

„So wahr mir Gott helfe, es iſt die reinſte Wahrheit, was ich ſage!" ſprach Raoul, indem er die Hand auf die Bruſt legte.

„So war ſie bei ihm!" rief der Graf; „das heißt, ſie trafen ſich bei Madame d'Angouleme."

„Ich habe Madame ſtets bis nach den Zimmern der Prinzeſſin begleiten, und ihre Rückkehr im Vorſaal erwarten müſſen, der König aber war in jener Zeit niemals dort;" ſprach der Page im vorigen Tone.

„Man ſcheint zu Fontainebleau etwas vorſichtiger, wie ehemals, geworden zu ſein;" ſagte der Graf mit ſpöttiſchem Lächeln. „Oder hat ſich der Wind bereits gewendet? Hat Zeus einer andern Nymphe das Gnadenantlitz zugekehrt? — Sprich, mein Burſche, welcher Dame erweiſen Sr. Gnaden der König jetzt beſondere Aufmerkſamkeit?"

„Ich weiß nichts Beſtimmtes davon, Meſſire; doch ſagte man neulich, daß der König gegen Mademoiſelle d'Heuilly ſich auf der letzten Jagd beſonders gnädig bezeigt habe;" erwiederte Raoul.

„Alſo Mondſchein im letzten Viertel, wo nicht gar ſchon wieder Neumond!“ rief Chateaubriand laut auflachend.

„Wie Ihr doch ſo ſinnreich ſeid, Euch durch Selbſttäuſchungen zu quälen;“ verſetzte Bonnivet. „Erlaubt mir jetzt einige Fragen an den Pagen zu richten. — Womit beſchäftigt ſich die Gräfin? Uebt ſie noch fleißig die Malerei?“

„Sie hatte,“ entgegnete der Page, „ſeit Monaten nicht gemalt, bis Madame d'Angouleme ſie dringend dazu aufforderte. Meine edle Herrin begann ſodann das Bild eines Hoffräuleins, das aber, wie ſie ſagte, nicht gelingen wollte, weil, wie ſie meinte, ſie ganz außer Uebung ſei; ſie müſſe, äußerte ſie, erſt mehrere Konterfeis darſtellen, ehe ſie an das Bild der Prinzeſſin gehen könne, und ſie malte deshalb den Ritter Henriot und mich.“

„Und Dich, Burſche?“ fragte Chateaubriand aufmerkſam.

„Ja, als ein Studium, wie es Madame nannte;“ ſprach Raoul Gilbert.

„Und was ward aus dem Bilde?“ fragte der Graf hohnlächelnd.

„Es befindet ſich noch in dem Arbeitszimmer von Madame;“ ſagte der Page.

Die Züge Chateaubriand's nahmen einen ſonderbaren Ausdruck an, und ſein Auge ruhte fortwährend auf dem Sprechenden.

„Womit beſchäftigt ſich Deine Herrin ſonſt?“ fragte er endlich.

„Vorzüglich mit Werken der Wohlthätigkeit;“ erwiederte der Page mit Wärme. „Von früh bis in die Nacht iſt ihre Thür belagert von Hülfeſuchenden, welche ſich in ihre Nähe drängen, da ſie wiſſen, wie freundlich ſolche fremder Noth ſich annimmt. O, Meſſire, Ihr ſolltet nur ſehen, wie Madame von Allen, die ihr nahen, wie eine Heilige — nein, wie eine Gottheit — verehrt wird! — Aber,“ ſetzte er mit Begeiſterung hinzu, „wie könnte es anders ſein! Wer könnte die hohe, edle, herrliche Frau ſehen, und ſie nicht innig verehren, wer längere Zeit in ihrer Nähe weilen und ihr nicht mit Leib und Seele ergeben, ja bereit ſein das Leben für ſie zu opfern! Ja, Meſſire, Alle, die um ſie ſind, denken auf dieſe Weiſe, und es wäre auch wohl unmöglich, andere Geſinnungen zu haben.“

Die Worte des Jünglings, welche mit einem ungeheuren Enthuſiasmus geſprochen wurden, und in denen die glühendſten Empfindungen einer jugendlichen Seele zu liegen ſchienen, erregten, dem Anſcheine nach, bei beiden Zuhörern ſehr verſchiedenartige Gefühle. Bonnivet ſah in ihnen einen entfernten Schimmer der Möglichkeit, eine Annäherung der beiden Gatten, und ſomit für ſich die Erlangung des Kommandos zu Breſt zu bewirken, das Antlitz des Grafen hingegen ward immer düſterer, doch nahm es endlich den Ausdruck des Spottes, oder vielmehr einer Art Schadenfreude an.

„Mein junger Fant,“ ſagte er, „wie es ſcheint biſt Du Deiner gnädigen Gebieterin ſehr ergeben, aber die Beſchäftigungen, denen Du Dich zu Fontainebleau zu weihen ſcheinſt — ſo viel Angenehmes ſie auch haben mögen — wollen mir in verſchiedener Hinſicht nicht beſonders gefallen. Ein junger Menſch, wie Du, muß ſich nicht blos im Frauendienſt, für welchen Du mir überhaupt ſchon ein wenig zu erwachſen zu ſein ſcheinſt, ſondern auch in den Waffen üben —“

„O, Meſſire, fiel der Jüngling ein, „wenn ſich dazu in Fontainebleau eine Gelegenheit —“

„In Fontainebleau nicht, aber hier!“ unterbrach ihn der Graf mit höhniſchem Lachen. „Ich brauche einen Knappen, und werde Dich wehrhaft machen; Du ſollſt fortan mein Diener ſein.“

„Meſſire“ — ſtammelte Raoul verwirrt. „Madame wird —“

„Mir gewiß ſehr dankbar ſein, daß ich ihren Lieblingsdiener — denn der biſt Du doch gewiß — ganz beſonders berückſichtige;“ rief der Graf mit lautem Lachen. „Sie wird einſehen, daß Du bereits in den Jahren biſt, wo Du ſchon Deiner Ehre wegen — und wegen Anderer Ehre auch — nicht mehr länger Page ſein kannſt.“

„Wenn aber Madame nicht einwilligen ſollte?“ — hob Raoul noch immer in Verwirrung an.

„Der Diener meines Weibes iſt auch der meinige;“ ſprach rauh der Graf. „Was Dich anlangt, ſo haſt Du, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, dabei keine Wahl. — Du warſt früher in Dienſten von Madame d'Eſtampes? — Nicht? — Nun wohl; im ſchlimmſten Falle würde ich an dieſe ſchreiben, damit ſie Dich mir als ihren Dienſtmann überläßt.“

Raoul zitterte. Er fürchtete eine Entdeckung ſeiner Abkunft.

„Meſſire,“ ſagte er erſchrocken, „ich bin ganz zu Euer Gnaden Befehl, ich fürchtete nur, daß Madame —“

„Sei deshalb ganz unbeſorgt. Mein Weib wird ſich ſchon wieder einen andern Leibdiener verſchaffen;“ fiel der Graf mit Hohngelächter ein. — „Jetzt, Raoul Gilbert, gehe hinab in den Stall, melde Dich bei Foulques Chabert, meinem Stallmeiſter. Er wird aus Dir einen tüchtigen Knappen machen. Mein Dienſt wird Dir gewiß ausnehmend gefallen. Wirſt Du auch nicht von ſchönen Händen abkonterfeit werden, ſo wirſt Du doch dafür Pferde putzen und ſatteln lernen.“

Ein Wink Chateaubriand’s gebot Raoul das Zimmer zu verlaſſen, und der Page wankte todtenbleich zur Thür hinaus. — —

Raoul fand ſich die erſte Zeit ganz wie zu Boden geſchmettert, als er ſich in einer, ihm ſo ganz fremden und untergeordneten Stellung ſah. Bis dahin blos gewohnt von ſeiner Gebieterin auf's Freundlichſte behandelt zu werden, und die kleinen Dienſte, die er ihr zu leiſten hatte, abgerechnet, ſich ganz nach eigener Willkühr zu bewegen, ging ihm der Dienſt inmitten rauher Kriegsleute, die ihn obendrein als ihnen untergeordnet, ja als einen faſt unnützen Neuling anſahen, ungemein ſchwer ein. Am meiſten jedoch ſchmerzte es ihn von ſeiner Gebieterin getrennt zu ſein. Täglich, ja ſtündlich waren ſeine Gedanken nur bei ihr, und der Jüngling verfiel endlich in einen Trübſinn, der ſeine ganzen Lebenskräfte zu verzehren begann. Seine Kameraden deuteten dieſe Schwermuth als eine Unzufriedenheit mit ſeiner Lage, durch einen Hochmuth, der ſich für ſeinen Stand nicht paſſe, erzeugt, und Raoul Gilbert war ihnen deshalb fortwährend ein Gegenſtand roher Neckereien und kleiner Anfeindungen, die er jedoch kälter, als ſonſt ein junger Menſch ſeines Alters gethan haben würde, hinnahm, und die endlich mehr und mehr nachließen, da er ſich gegen ſie nicht zu vertheidigen trachtete. Ueber ſeinen Herrn hatte ſich Raoul weder zu beklagen, noch konnte er ſich der Gunſt deſſelben rühmen. Der Graf ſchien ihn gänzlich unbeachtet zu laſſen, doch gebrauchte er ihn dann und wann zu Dienſten um ſeine Perſon, und dies endlich um ſo öfter, als Raoul ſich, vermöge früherer Gewohnheit, durch Gewandtheit und Anſtand vor ſeinen Kameraden auszeichnete. — —

Es waren indeß mehrere Monate nach ſeinem Dienſtantritte verfloſſen, als Raoul von ſeinem Herrn den Auftrag erhielt, nach dem Landſitze des Admirals zu reiten, um dieſem eine Einladung zu überbringen. Der Admiral nahm Raoul ſehr freundlich auf, erkundigte ſich nach ſeiner Lage, fragte ihn, ob er ihm vielleicht auf irgend eine Weiſe nützlich werden könnte, und lenkte endlich das Geſpräch auf die Gräfin Chateaubriand. Bonnivet erkundigte ſich nach allen Einzelnheiten von Raoul's [illegible]heren Dienſtverhältniſſen, und nun ward der ſonſt ſo ſchweigſame und trübſinnige Jüngling mit einemmale geſprächig und lebendig. Mit ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus ſprach er über die Vorzüge ſeiner ehemaligen Gebieterin, er pries ihre Wohlthätigkeit, ihre Milde, die Schönheit ihrer Seele, bis die

Ueberſtrömung aller Gefühle ſeiner Sprache die Worte raubte, und er in einen Strom von Thränen ausbrach. — Bonnivet hatte ihm bis dahin ſchweigend zugehört.

„Ich habe," ſprach er nach einer Pauſe, „vor zwei Tagen Briefe von Deiner Gebieterin empfangen. Sie gedenkt Deiner in dem Schreiben ſehr freundlich, und ſagt, daß ſie ſich ſehr freuen würde, von Dir das Beſte und Wackerſte zu vernehmen."

„Wirklich? — Schreibt ſie wirklich ſo?" fragte Raoul mit plötzlich erglühendem Geſicht.

„Gewiß;" erwiederte der Admiral. „Sie gedenkt Deiner auf's freundlichſte. — Wäre es mir doch gelungen," ſetzte er hinzu, „die treffliche Frau mit ihrem Gemahl auszuſöhnen; aber freilich, an ſeinem Widerwillen, ſie zu ſehen, ſcheiterte Alles. Ich bin feſt überzeugt, ſtünde ſie ihm perſönlich gegenüber, hörte er den Ton ihrer Stimme, mein Plan, die beiden Gatten zu vereinigen, glückte augenblicklich."

„Meint Ihr, Meſſire?" fragte Raoul zweifelhaft. „Ich ſehe zwar nicht ein, wie es möglich iſt, daß mein Herr, der Graf, ſich ſo freiwillig des größten Glückes, was die Erde nur gewähren könnte, berauben kann; dennoch iſt es ſo, und nach den Worten, die Ihr aus ſeinem Munde gehört, als ich den Brief überbrachte, iſt wohl kaum anzunehmen, daß er auf andere Geſinnungen kommen dürfte."

„Es würde unfehlbar der Fall ſein, wenn ihm die Gräfin perſönlich gegenüberſtünde;" verſetzte der Admiral. „Graf Gaſton iſt gleichfalls dieſer Meinung. Er ſchrieb mir geſtern, und bat mich, einen neuen Verſuch deshalb bei Deinem Herrn zu machen, ich werde es aber unterlaſſen, da mir der erſte bereits das beſte Pferd aus meinem Stalle — hole der Guckuck die verwünſchte Wette! — gekoſtet hat. Ohnehin würde es auch vergeblich ſein und der Henker mag aus dieſen Leuten klug werden. Graf Gaſton ſchreibt von der Verzweiflung, in welcher ſich die Gräfin wegen des kränkelnden Kindes, das ſie nicht ſehen darf, befinden ſoll, und als es mir endlich gelingt, ihr die Erlaubniß zu ihrer Herkunft auszuwirken, ſagt ſie, daß ſie nicht kommen könne."

„Sagt lieber, gnädiger Herr, daß ſie nicht kommen *dürfe*;" ſprach der Knappe ſchmerzlich lächelnd.

„Nein! — Nein! — Es iſt eine Weiberlaune.

Eigenſinn; nichts weiter;" rief der Admiral. „So trefflich die Frau auch ſonſt ſein kann, ſo mag ſie doch ihre Launen haben. Der Brief des Grafen war freilich nicht ſo galant geſchrieben, wie ſie wohl ſonſt Briefe erhalten haben mag, aber die Erlaubniß, kommen zu dürfen, war deutlich und ohne Rückhalt in dem Schreiben ausgedrückt."

„In dem Schreiben wohl, aber —" Raoul ſtockte.

„Nun, was bedurfte es weiter?" fragte der Admiral aufmerkſam. „Meinſt Du, die Erlaubniß ſei nicht aufrichtig gegeben worden?"

„Verzeiht, Meſſire," ſagte Raoul in Verwirrung, „die Rede iſt von meinem Herrn."

„Und von Deiner Gebieterin!" ſprach Bonnivet. „Zweierlei iſt nur möglich: Die Gräfin will nicht kommen, und ſpielt mit ihrem Verlangen und Klagen nur ein falſches Spiel — was ich nicht glauben will, denn es wäre ſchlecht — weshalb ich ſie lieber für launenhaft und eigenſinnig halte —"

„Verzeiht, Meſſire; Ihr thut jetzt das größte Unrecht, das Ihr irgend einem Menſchen je gethan haben könnt. An der Gräfin haftet nicht der geringſte Makel;" rief Raoul mit Enthuſiasmus.

„So hat der Graf ein falſches Spiel geſpielt, und die gegebene Erlaubniß war nicht aufrichtig;“ ſagte der Admiral, indem er den Knappen anſah.

Raoul ſchwieg. Er ſchlug die Blicke zu Boden. —

„Es waltet hier ein Geheimniß, und — Du kennſt es;“ fuhr Bonnivet nach langer Pauſe fort. — „Wenn dies aber der Fall iſt, wenn Du der Meinung biſt, daß Deine Gebieterin wirklich ſich mit ihrem Gatten auszuſöhnen, und zu ihrem Kinde zu kommen wünſcht, ſo wäre es Deine Pflicht, es mir zu entdecken, wenn Du es mit der Gräfin ſo gut meinſt, wie Du ſagſt. Vielleicht iſt ſie es ſelbſt zu thun nicht im Stande, vielleicht weiß ſie, daß ihr Gemahl nur zum Schein ihr geſchrieben. — — Nicht wahr, ich habe es getroffen? — Du ſchweigſt? — Warum ſprichſt Du nicht? — Vielleicht erwartet es die Gräfin, daß Du mir entdecken ſollſt, was Du von der Sache weißt, vielleicht erkundigt ſie ſich eben deshalb ſo angelegentlich nach Dir; ſie will Dir damit vielleicht einen Wink geben laſſen —“

„Nein, Meſſire, dies iſt nicht der Fall;“ unterbrach ihn Raoul mit Beſtimmtheit im Tone. „Der Gräfin iſt nicht bekannt — —“

„Daß Du um das Geheimniß weißt?" ſagte Bennivet haſtig. „Mag dies immerhin ſein, ſo iſt dennoch gewiß der Wunſch Deiner Gebieterin — wenn ſie ihn überhaupt hegt, wie ich dieſen Umſtänden zufolge wirklich glauben muß — daß eine ſolche Zuſammenkunft zwiſchen ihr und ihrem Gemahl bewerkſtelligt werde. Iſt dies nun der Fall, ſie ſelbſt aber durch irgend ein gegebenes Verſprechen gebunden, die im Wege liegenden Hinderniſſe wegzuräumen, was müßte ihr erwünſchter ſein, als daß dies ohne ihr Zuthun durch einen Andern geſchähe? Ihre ewige Dankbarkeit würde deſſen Lohn ſein, ſie würde ihn für ihren guten Engel halten, und in der That, es wäre nichts Geringes, der edlen, ſchönen, betrübten Frau einen ſolchen Ritterdienſt zu leiſten."

„Meint Ihr, Meſſire? Meint Ihr dies wirklich?" fragte Raoul haſtig. — „Doch entſchuldigt;" ſetzte er hinzu. „Was ſagt ſie denn in dem Briefe, den Ihr empfingt, über ihre Weigerung, hierher zu kommen?" —

„Sie drückt ſich darüber ganz dunkel und unbeſtimmt aus;" verſetzte Bennivet. „„Ein unüberſteigliches Hinderniß, das ſie nicht aus dem Wege räumen könne und das dem Grafen nur allzuwohl bekannt ſei, verſtatte ihr nicht, von einer Erlaubniß Gebrauch zu machen, für welche ſie ihm ſonſt ewig dankbar ſein, die ihren Schmerz in Freude verwandeln und ihr ein neues Leben verleihen würde;' ſo ungefähr lautet die Stelle ihres Briefes."

„Schreibt ſie wirklich ſo? Iſt das der Sinn ihrer Worte?" fragte Raoul mit leuchtendem Auge.

„Bei meinem Eid! Bei meiner ritterlichen Ehre!" rief der Admiral, indem er die Hand auf die Bruſt legte. — „Sprich jetzt! Sage mir: weißt Du um das Geheimniß, welches die Gräfin abhält, trotz der gegebenen Erlaubniß, hierherzukommen?"

„Glaubt Ihr, Meſſire, daß es nicht nur der Wunſch der Gräfin ſei, hierherzukommen, glaubt Ihr auch, daß es zu ihrem Vortheil, zu ihrem Glücke ſei?" fragte der Knappe mit feierlichem Tone.

„Gewiß! — Unſtreitig!" rief Bonnivet. „Der Zorn Deines Herrn wird durch den Anblick des ſchönen, leidenden Weibes und durch mein vorhergehendes Zureden, ſelbſt durch die Gewißheit, daß eine Ausſöhnung mit ihr ihm die Gnade des Königs wieder zuwenden dürfte, beſeitigt werden. Zögere daher nicht, Raoul, wenn Du um das Geheimniß weißt, mich davon zu unterrichten, und mir Gelegenheit zu geben, Deiner Gebieterin eine Zuſammenkunft mit ihrem Gemahl zu bewirken. Wie übrigens die Sache auch ausfalle, ich verſpreche Dir jedenfalls meinen Schutz, falls Du dabei gefährdet würdeſt.“

„Euern Schutz? — Ich gefährdet?“ ſagte der Jüngling mit unbeſchreiblichem Stolze und einer Art Verachtung im Tone. — „Ich danke Euch, Meſſire,“ ſetzte er hinzu, indem er Demuth in den Ausdruck, mit dem er dieſe Worte ſprach, hineinzulegen verſuchte, „ich danke Euch für die Güte, die Ihr mir beweiſen wollet; wo es ſich indeß um einen Dienſt für meine ehemalige Gebieterin handelt, würde ich wenig darnach fragen, ob ich geſchützt oder gefährdet bin, ſondern blos, ob ihr mein Dienſt Nutzen bringt. Iſt dies der Fall, ſo würde ich ſelbſt mit Freuden für ſie in den Tod gehen.“

„Brav! — Brav!“ — rief Bonnivet haſtig. „Aber nun Aufſchluß! — Das Geheimniß —“

„Gehört meiner Gebieterin und meinem Herrn allein; es bedarf deſſen Enthüllung nicht. Habt nur die Güte, den Letztern noch einmal zu einem Briefe an die Gräfin zu bewegen, und ihn dahin zu bringen, daß er ihn Euch zur Beſtellung übergebe. Iſt dies geſchehen, ſo ſagt es mir, und ich überbringe Euch Etwas, das Ihr in den Brief einſchließt; die Gräfin kommt dann ganz unfehlbar.“

Der Admiral ſah den Knappen mit Erſtaunen an.

„Du ſcheinſt Deiner Sache ſehr gewiß;“ ſagte er ſodann in einem zweifelhaften Tone. „Der Graf wird mir gewiß, wenn ich ihn von Neuem zu einem Schreiben bringen will, eine noch größere Wette vorſchlagen —“

„Verwettet Euren ganzen Marſtall, verwettet Hab' und Gut, Meſſire;“ ſagte der Jüngling kalt. „Ich kenne Jemand, der mehr dabei wagt, als ein Pferd oder elendes Geld. — Noch Eins, Meſſire! Verſprecht mir, wenn die Sache anders ausfiele, als Ihr und meine Gebieterin denket, wenn der Graf unverſöhnlich bliebe, verſprecht mir, dann mich als den allein Schuldigen zu bezeichnen, und mit Eurer Ehre zu verbürgen, daß die Gräfin nichts von dem gewußt, was wir ſo eben mit einander verhandelt haben.“

„Das Letztere verſpreche ich Dir, braver Junge!“ rief Bonnivet gerührt. „Das Erſtere wird nicht nöthig ſein; wäre es dennoch, ſo nehme ich alle Schuld auf mich.“

„Wohlan,“ verſetzte Raoul mit einem Lächeln, welches etwas Schmerzliches hatte, und ſeinem melancholiſchen Antlitz einen noch trübern Ausdruck lieh, „ſo thut was Ihr könnt, den Grafen zu einem Schreiben zu bewegen, und — mögen die Folgen, wie ſie immer ſind, auf mein Haupt fallen.“ — —

Es war wenige Tage ſpäter, als ſich der Admiral, nebſt mehreren andern Nachbarn aus der Gegend, wieder bei dem Grafen in der Trinkhalle ſeines Schloſſes befand. Der Becher war bereits fleißig in die Runde gegangen, und der Hausherr heute etwas munterer und zu Scherzen aufgelegter als ſonſt. Bonnivet und die verlorne Wette waren der Gegenſtand ſeiner Scherze. Der Admiral, der heute weniger wie gewöhnlich trank, ſtimmte ſelbſt ein, ſich über ſein Unglück luſtig zu machen.

„Ich habe mit dem verdammten ſchwarzen

Hengſte ſtets Unglück gehabt!“ rief er in ſcherzhaftem Zorne. „Am ſchlimmſten aber ging es mir, wenn Frauen, oder was dieſen angehörig, in's Spiel kamen.“

„Recht! — Recht!“ — rief der Marquis de Montfort lärmend. „Wißt Ihr noch, wie Ihr bei dem Ringelrennen, das zu Ehren meiner Schwägerin, der Mademoiſelle de Montlhery, gegeben wurde, vor deren Tribune ſtets hin und her kourbettirtet, und den armen Rappen ſo lange ängſtetet, bis er Euch zu den Füßen der Königin des Feſtes in den Sand warf?“

„Ei, das war noch das Wenigſte!“ entgegnete Bonnivet, den Scherz fortſetzend. „Aber als ich acht Tage ſpäter nach Schloß Montlhery ritt, um die Hand Eurer ſchönen Schwägerin zu begehren, und mit einem tüchtigen Korbe wieder nach Hauſe kam, da war es auch der verdammte Rappe, der mich trug. Ich wette, wäre es mein Schimmel geweſen, der Erfolg meiner Werbung hätte kein ſo klägliches Ende gefunden.“

Die Anweſenden lachten über die komiſche Wendung, noch mehr über den Ton, in welchem ſie der Admiral vorbrachte, überlaut.

„Lacht immer, Ihr Herren!“ rief Bonnivet, in drolligem Eifer den Scherz fortſetzend. „An dem Verluſt der Wette iſt blos der Umſtand Schuld, daß ich um den Rappen, nicht um den Schimmel, oder ein anderes hübſches Thier aus meinem Stalle, mit unſerm verehrten Freunde gewettet habe. Wäre dies der Fall geweſen, ſo wäre auch die Gräfin hergekommen.“

Das Gelächter wurde noch ſtärker.

„Ihr thut dem armen Rappen, oder vielmehr dem Fatum, das an deſſen ſchwarzem Felle kleben ſoll, bitter Unrecht, Bonnivet;“ verſetzte Chateaubriand lachend. „Sie würde nicht gekommen ſein, gleichviel ob Ihr ein ſchwarzes oder ein zinnoberrothes Pferd — wenn es ein ſolches gäbe — deshalb verwettet hättet.“

„Das laßt gut ſein, mein edler Freund! Das weiß ich beſſer;“ ſagte der Admiral hartnäckig. „Ich hatte einmal Unglück mit dem Thiere. — Fände die Wette heute und um einen andern Gegenſtand ſtatt, der Ausgang wäre anders.“

„Ei ſo verſuchet noch einmal Euer Glück!" rief Montfort ſcherzhaft. „Verwettet nun den Schimmel."

„Ich wette nicht mehr;" ſprach Chateaubriand.

„Seht Ihr wohl, Meſſires? Auch unſer Freund iſt meiner Meinung. Er fürchtet die zweite Wette zu verlieren;" rief Bonnivet.

„Gerade das Gegentheil! Ich bin gewiß ſie zu gewinnen, und zwar noch zehnmal hinter einander;" ſagte Jener mit ſicherem Tone.

„Bah! Wenn das der Fall wäre, ſo würdet Ihr nicht Anſtand nehmen;" ſprach leicht der Admiral.

„Wettet! — Wettet, Meſſire!" rief Aubeterre, ſich zu Chateaubriand wendend. „Wie es ſcheint, wünſcht der Admiral ſeinen Marſtall etwas zu beſchränken."

Alle lachten.

„Ich wette nicht;" ſagte der Graf, indem er ruhig ſeinen Becher austrank. „Es wäre Unrecht wiederholt zu wetten, wo man des Gewinnens im Voraus gewiß iſt. Eine Wette dieſer Art ſcheint mir nicht ritterlich."

„Ich ſpreche Euch los von dieſer Schuld!

Ich verlange dieſe Rückſicht nicht; aber — Ihr fürchtet zu verlieren, und ich will darauf eine Wette von dreifach größerem Werthe eingehen;“ rief Bonnivet lärmend.

„Fürchtet daß ich Euch beim Worte nehme, wenn ich den Preis beſtimmen darf;“ ſagte Chateaubriand, indem ihm plötzlich ein beſonderer Gedanke aufzuſteigen ſchien.

„Thut es! Nehmt mich beim Worte;“ rief der Admiral. „Ladet Eure Gemahlin nochmals ein, aber laßt mich Euch den Brief dictiren.“

„Ihr fürchtet in dem Schreiben liege eine geheime Andeutung, der Ladung nicht Folge zu leiſten?“ ſagte Chateaubriand ſpöttiſch. „Ich ſchreibe ſo dringend, wie Ihr es verlangt. Den Preis der Wette aber beſtimme ich. Es iſt die ſchöne ſilberne Rüſtung, die Ihr von Eurem Ohm geerbt habt und die Ihr ſo hoch ſchätzt. — Aha! Ihr beſinnt Euch? — Nun, es war nur mein Scherz. Ich erlaſſe Euch die Wette, Ich weiß daß Euch jenes Kleinnod über Alles geht.“

„Verzeiht! Ihr irrt Euch. Ich nehme den

Vorſchlag an;" verſetzte Bonnivet nach kurzem Beſinnen.

„Foi de Gentilhomme! Das iſt ſtark. Ihr müßt Eurer Sache gewiß ſein, aber Ihr könntet Euch dennoch irren;" ſagte der Graf, mit Erſtaunen auf den Admiral blickend.

„Gut! — Gut! — Die Sache iſt abgemacht!" riefen die Gäſte.

„Was ſetzt Ihr dagegen, edler Graf?" ſagte endlich der Chevalier.

„Den Parnaß, nebſt Allem was um und auf ihm iſt!" erwiederte dieſer lachend, indem er auf den Schenktiſch zeigte, der einen mächtigen, aus Holz geſchnitzten, vielzackigen Berg vorſtellte; auf deſſen Gipfel ein goldener Apoll, den eben dergleichen Muſen umgaben, die Leier ſpielte, und wo jede einzelne Bergſpitze einen mächtigen ſilbernen Becher trug.

„Trefflich!" — rief Bonnivet. „Ihr Herren, ich lade Euch auf heute über drei Wochen zu einer Spazierreiſe nach dem Parnaß, der ſich dann in der großen Halle meines Schloſſes befinden wird.

— Doch jetzt Schreibzeug! — Laßt mich Euch den Brief dictiren."

Chateaubriand ſchrieb, was der Admiral ihm in die Feder ſagte, und übergab, als er unterzeichnet hatte, dem Letztern lachend dem Brief.

„Lacht immer, Meſſire! Ich hoffe am beſten, nämlich zuletzt zu lachen;" ſagte der Admiral, indem er das Schreiben zuſammenfaltete und es in ſeine Feldbinde ſchob. „Eins aber müßt Ihr mir noch verſprechen. Empfangt Eure Gemahlin gütig und wie ſie es um Euch ſo ſehr verdient."

„Sie kommt nicht;" verſetzte Chateaubriand mit Eiſeskälte.

„Aber wenn ſie käme!" rief der Admiral.

„Kommt ſie, ſo ſoll ſie, wie ſie es um mich verdient, empfangen werden! Verlaßt Euch darauf;" ſagte der Graf; ein düſteres Feuer brannte in dem tiefliegenden Auge, und ein krampfhaftes Zukken ſpielte um die zuſammengekniffenen Lippen. —

Bald darauf trennte ſich die Geſellſchaft. — — —

Wenige Tage ſpäter befand ſich Chateaubriand in ſeinem geheimen Kabinet. Die Thüren mehrerer Schränke, welche Briefſchaften verwahrten, ſtanden offen; Documente verſchiedener Art lagen auf Tiſchen und Seſſeln, ſelbſt auf der Erde, in großer Unordnung umher. Der Graf zog eine Schublade nach der andern aus einem Schränkchen, welches das letzte noch zu durchſuchende ſchien, heraus, kramte darin, und warf endlich ein Käſtchen, welches einige Pretioſen enthielt, ſo wüthend zu Boden, daß Ringe und Edelſteine auf der Erde herumrollten. Ein alter Mann, in die Farben Chateaubriand's gekleidet — es war der Leibdiener des Hausherrn — ſtand blaß, zitternd, und mit gefalteten Händen an der Thür. Er bückte ſich jetzt, ſuchte die Koſtbarkeiten zuſammen, legte ſie zaghaft auf den Tiſch, und nahm den vorigen Platz ein.

„Er iſt nirgends zu finden!“ rief der Graf, indem er wüthende Blicke auf den Diener ſchoß. „Ich ſage Dir, Gerard, biſt Du der elende Dieb, der Verräther —“

„Um Chriſti Wunden, gnädiger Herr, wie könnt Ihr ſo etwas von mir altem Manne, der Euch ſeit Eurer Kindheit treu gedient, vermuthen?“ ſprach der Alte, die gefalteten Hände emporhebend. „Ich habe Tauſende von Goldſtücken, die Euch gehörten, in meiner Verwahrung gehabt; jene Demanten und goldene Ketten, [illegible] Ihr ſo häufig unverwahrt liegen ließet, ha[illegible] Tagelang in meinen Händen befunden, Ihr hattet niemals einen Zweifel in meine Ehrlichkeit geſetzt, und jetzt ſollte ich mein graues Haar ſchänden, [illegible] ück eines zerbrochenen, goldenen Ringes, [illegible] Ihr ſelbſt ſagt, nicht zwei Kronen werth, mir diebiſch zueignen!“

„Wer ſpricht von dem Geldwerthe der Kleinigkeit, Dummkopf?“ rief der Graf noch immer in Zorn, und bald dies, bald jenes Paket aufreißend. „Zwanzig zerbrochene Ringe wie jener, würden nicht einer Nachfrage werth ſein, wenn nicht ein ganz anderer Werth daran haftete. — Du weißt alſo durchaus nicht —“

„Bei Gottes Bart! Bei Gottes Zähnen! (damals ganz gewöhnliche Schwüre) ich weiß nicht, wo das Bruchſtück des Ringes iſt;“ rief der Alte, die Finger der rechten Hand zum Schwure emporhebend.

„Du haſt es nie geſehen, Menſch?“ rief zweifelhaft der Graf.

„Doch, Meſſire, doch!" ſagte der Diener. „Ihr hattet den zer[illegible]nen Ring ſtets bei jenen Kleinodien verwahrt, [illegible] es würde mir das nicht aufgefallen ſein, wenn er werthvoller geweſen wäre. Dies war der einzige Grund, welcher meine Aufmer[illegible] auf ihn zog. Ich entſinne mich ſogar, ihn [illegible] Feſttage Eures Schutzpatrons, als ich die große goldene Kette aus dem Käſtchen nehmen mußte, noch in den Händen gehabt zu haben."

„Und ſeit dieſer Zeit" — fragte der Graf.

„Habe [illegible] mehrmals das Käſtchen geöffnet, um auf Euren Befehl Dies oder Jenes herauszunehmen, aber des Ringes bin ich nicht anſichtig worden; es iſt mir jedoch, als hätte ich ihn in dem Becherlein bemerkt, welches der goldene heidniſche Gott, der auf der Tonne reitet" — er zeigte auf einen Aufſatz, der einen Bacchus trug — „in der Hand hält. Euer Gnaden haben ſeitdem mehrmals Kleinodien aus dem Käſtchen genommen, Ihr habt den Ring vielleicht liegen laſſen, habt ihn ſpäter, damit er nicht verloren gehen ſoll, in den Becher gelegt —"

„Aber er iſt nicht drinn!" rief der Graf, nachdem er nochmals, wie zum Ueberfluß, in den Becher ſchaute. „Niemand, als Du, kommt in dies Zimmer —“

„Verzeihet, Meſſire;“ verſetzte der Diener, die Rede des Grafen unterbrechend. „Manchmal, wiewohl ſelten, kommen dennoch Andere herein, zumal da es unverſchloſſen iſt. Da iſt zum Beiſpiel — aber Gott verhüte, daß ich Jemand verdächtigen wollte — Euer Stallmeiſter Foulques, und der Knappe Raoul —“

„Ha!“ rief der Graf, indem ihm plötzlich ein Gedanke, wie ein Blitzſtrahl, durch die Seele zu zucken ſchien, mit ſo lautem, donnernden Tone, daß der alte Diener unwillkürlich zuſammenſchrak. — „Rufe mir ſogleich den Knappen;“ ſetzte er haſtig hinzu.

„Euer Gnaden vergißt, daß Ihr ihn, auf die Bitte des Herrn Admirals, mit einem Schreiben nach Fontainebleau geſendet;“ erinnerte der alte Diener.

„Wäre es möglich? Sollten ſie ein Complott auf dieſe Weiſe angeſponnen haben?“ rief Chateaubriand, wie zu ſich ſelber ſprechend. — „Nein,“

ſetzte er ſogleich ruhiger hinzu: „ſie kennen mich, ſie würden es nicht wagen, den Löwen in ſeiner Höhle an der Mähne zu zauſen. — Höre, Alter,“ ſprach er endlich mit ruhigerm Tone, „haſt Du nie an Raoul Gilbert etwas Beſonderes, Geheimnißvolles bemerkt? Etwa Zuſammenkünfte mit Dir unbekannten Perſonen, oder ſonſt dergleichen?“

„Euer Gnaden,“ entgegnete der Alte, „allerdings iſt mir etwas an Raoul aufgefallen, aber mit dem Verſchwinden des Ringes kann es in keinem Zuſammenhange ſtehen; ich möchte auch nicht gern den Knappen, der ſonſt fleißig in ſeinem Dienſte iſt, und den ich für wacker halte, ſchaden —“

„Keine Vorrede! Sprich aus, was Du meinſt;“ rief der Graf.

„Wie Ihr wißt, Meſſire, wohnen in den ſechs Hütten, draußen am Flußufer, einige Familien Cagots, welche von Zeit zu Zeit die Kirche unſers Dorfes beſuchen; wie Euch gleichfalls bekannt, betreten ſie dieſe nur durch eine eigene Thüre, um ſich durch dieſe auf einen von Schranken umzäunten Platz, hinter dem Hochaltar, zu begeben, ſintemal dieſe, von den Arianern abſtammende Raçe, nicht werth iſt das Hochwürdige mit eigenen Augen zu ſchauen, noch mit guten Chriſten zuſammen zu ſitzen —"

„Ich weiß! — Ich weiß!" rief verdrüßlich der Graf, „'s iſt eine elende Brut. Wären ſie nicht als Zimmerleute nützlich, ſo lohnte ſich es nicht einmal, ſie todt zu ſchlagen."

„Neulich," erzählte der Alte weiter, „hatte der Meßner den Schlüſſel zu der Kirchenthür der Cagots verlegt, und das elende Volk, das durch die andere Thür nicht hineingehn durfte, wollte ſchon wieder umkehren, als Raoul Gilbert hinzukam und erzwang, daß der Meßner ſie durch die gewöhnliche Thür hineinließ. Aus dieſem Grunde, und weil Raoul von Dieſem oder Jenem ſchon im Geſpräch mit den Cagots erblickt worden ſein ſoll — welche, wie die Knappen ſagen, ihm eine große Ehrfurcht bezeigen — vielleicht auch wegen gewiſſen, eigenen Geſichtszügen, munkeln die Leute, er ſei ſelbſt ein Cagot, und zwar ein Häuptling, ein Fürſt derſelben."

„Dummes Geſchwätz;" ſagte der Graf. „Er iſt Page bei der Gräfin d'Eſtampes geweſen.

Stammte er von den Cagots, ſo wäre dies rein unmöglich. Wer würde wiſſentlich einen Cagot nur zum Stallknecht wählen! Kein ehrlicher Mann würde mit ihm dienen wollen. Und nun gar zum Pagen! — Die Gräfin d'Eſtampes mußte doch ſeine Abkunft kennen."

„Verzeiht, Meſſire," ſprach der Alte, „ich ſage es ungern, aber ich darf es nicht verſchweigen; der Knappe Raoul Gilbert war niemals in Dienſten der Gräfin d'Eſtampes."

„Was ſagſt Du?" ſchrie laut der Graf. „Mein Weib ſagte, ſie habe ihn von dieſer zum Pagen erhalten, als er den Dienſt verließ."

„Dann, Meſſire," verſetzte achſelzuckend der alte Diener, „muß es wohl ſo geweſen ſein, wiewohl ich es nicht begreifen kann. — Ich hatte gleichfalls gehört, daß Raoul bei der Gräfin in Dienſt geweſen; nun treffe ich neulich, als ich in Euren Aufträgen zu Nantes war, meinen alten Bekannten, Hugues Durand, welcher Leibdiener bei der Gräfin iſt, die gerade durch Nantes reiſte. Wir kommen bei einem Becher Wein in's Geſpräch über Dies und Das, ich ſage, daß ein Page der

Gräfin jetzt in Euren Dienſten ſtehe, und nenne Raoul Gilbert. Hugues Durand aber wußte von keinem Pagen dieſes Namens, und es fand ſich, daß ſeit ſechs Jahren die Gräfin d'Eſtampes nur einen und denſelben Pagen gehabt, daß dieſer noch bei ihr in Dienſten ſteht, und — der Sohn meines Freundes iſt. — Als ich nach Hauſe kam, fragte ich Raoul nach dem Namen des Leibdieners der Gräfin. Er nannte einen andern, und ich ſchloß daraus, daß er nie in deren Dienſten geſtanden. Weiter in das Geheimniß zu dringen verſuchte ich nicht, da ich nicht wiſſen konnte, ob es Euch genehm ſei, und Raoul nicht auf Euren Befehl dieſes Vorgeben ſich erlaubt."

„Wäre es möglich?" rief Chateaubriand mit der Geberde des Erſtaunens, die Hände emporhebend und wie zu ſich ſelber ſprechend. „Könnte man annehmen, daß irgend ein weibliches Weſen ſich ſo tief erniedrigen könnte, mit einem Cagot —"

Die Thüre öffnete ſich in dieſem Augenblicke, und ein Diener trat ein.

„Der Ritter Henriot Gailhac!" meldete er.

Zwei Augenblicke ſpäter trat der Ritter in's

Zimmer. Der Staub, der auf der Rüſtung und den Helmfedern lag, bezeugte, daß er ſo eben von weiter Reiſe komme.

„Meſſire,“ ſagte er, „mich ſendet Madame de Chateaubriand. Sie läßt Euch melden, daß ſie morgen hier eintreffen werde.“

Ein furchtbares Lachen, welches etwas von dem eines Wahnſinnigen hatte, beantwortete die Rede des Alten. Betroffen ſah Henriot den Grafen an.

„Entſchuldigt, Ritter Henriot;“ ſprach ſich ſchnell ſammelnd der Graf. „Mein Lachen galt nicht Euch. — Wo ließet Ihr Eure Gebieterin?“

„Sechs Lieues von hier, auf dem Schloſſe des Admirals Bonnivet;“ entgegnete Henriot.

„Bei Bonnivet? Ich dachte es mir;“ ſagte kalt der Graf. — „Hat Euch Eure Gebieterin ſonſt noch etwas aufgetragen?“

„Sie ſprach, ſie ließe Euch tauſendmal im Voraus Dank ſagen, für die Einladung, die ihr geworden, ſie ſei ihr ſogleich freudig gefolgt, als ſie das geheime Zeichen empfangen, und bäte Euch um freundliche Aufnahme.“

„Sie ſoll ihr im vollſten Maaße, nach Verdienſte werden;“ ſprach Chateaubriand mit Eiſeskälte. — „Werdet Ihr Madame hier erwarten?“ fragte er mit ruhigem Tone.

„Nein, gnädiger Herr;“ erwiederte der Alte. „Ich werde ihr entgegenreiten, auf eine oder zwei Lieues. Admiral Bonnivet begleitet ſie.“

„Hört, lieber Ritter;“ ſagte Chateaubriand, indem er ſich auf einen Seſſel niederließ, und dem Alten einen Wink gab, ſich gleichfalls niederzulaſſen, was dieſer jedoch ehrfurchtsvoll ablehnte; „es wäre mir lieb, wenn der Admiral nicht herkäme. Ich und Madame werden uns nach ſo langer Zeit allerhand Mittheilungen zu machen haben, wobei die Anweſenheit eines Dritten nur ſtörend erſcheinen müßte. Suchet doch auf gute Manier den Mann davon abzuhalten. Sagt ihm von meinetwegen: diesmal habe er ſeine Wette gewonnen, wenn auch auf einem Umwege und eine höchſt pfiffige Weiſe, über die ich viel hätte lachen müſſen. Morgen ſolle er den Preis derſelben zugeſendet erhalten. Sodann befehlt dem Knappen, Raoul Gilbert, raſch vorauszuſprengen, damit er hier eintreffe, ehe Madame anlangt. Er kennt die Einrichtungen in den

Zimmern derſelben am beſten; er ſoll die Anordnungen treffen helfen. — Es wird der Gräfin,“ ſchloß er leicht, „gewiß ſehr angenehm geweſen ſein, ihren ehemaligen Pagen wiederzuſehen.“

„Gewiß, Meſſire!“ ſagte der Alte, die Stirne runzelnd, „indeß bitte ich, daß Euer Gnaden den jungen Menſchen nicht zu dem Dienſte von Madame verwenden mögen.“

„Nicht? — Und warum nicht, lieber Ritter?“ fragte der Graf mit einem ſpöttiſchen Lächeln.

„Weil,“ ſagte der Alte, „der junge Menſch ſich manche Freiheit herausnimmt, die ihm nicht zuſteht. Ich will damit nicht ſagen, daß er es auf irgend eine Weiſe an Ehrfurcht fehlen laſſe; — und ich wollte es ihm auch nicht rathen, wo ich befehlige — aber er erfüllt ſeine Obliegenheiten auf eine Weiſe — auf eine Art —“

„Wie ein Rittersmann gegen die Dame ſeines Herzens? — Nicht wahr, das wolltet Ihr damit ſagen!“ ſprach lachend Chateaubriand. „Hm! Das müßt Ihr ihm nicht übel nehmen. Am Hofe von Fontainebleau macht alle Welt Fortſchritte in der Galanterie, ‚regis ad exemplum,‘ wie mein alter Kaplan ſagen würde. — Außerdem wird Madame immer ſehr gnädig, ſo zu ſagen, recht liebreich gegen ihn geweſen ſein.“

„Ja! — Allerdings!“ verſetzte der alte Ritter. „Die Gnade der Frau Gräfin mag dem Jungen allerlei Dünkel in den Kopf geſetzt haben, und er benahm ſich dann manchmal etwas übermüthig, und nicht, wie es einem Diener zukam. Ich konnte — wiewohl ich ſonſt ſeinen Fleiß und ſeine Treue loben muß — deshalb niemals recht mit ihm zufrieden ſein. Vielleicht mag indeß auch der Umſtand, daß ſeine Züge etwas von denen der verdammten Raçe der Cagots an ſich tragen, mir einen gewiſſen Widerwillen gegen ihn eingeflößt haben —“

„Ihr findet alſo auch, daß er etwas an eine ſolche Abkunft erinnert?“ fragte der Graf im gleichgültigſten Tone.

„Allerdings;“ erwiederte der alte Ritter. „Es kann dies aber natürlich nur ein Spiel des Zufalls ſein, denn Madame empfing den Pagen von Madame d'Eſtampes, und dieſe, wie jede andere Frau von Ehre, würde die verpeſtende Gegenwart eines

Cagot niemals in ihrer Nähe geduldet, vielweniger einen ſolchen als Page in Dienſt genommen haben.“

„Nein,“ ſagte der Graf mit kaltem Lächeln, „keine Frau von Ehre würde dies thun. — Wohlan, Ritter Henriot,“ ſetzte er aufſtehend hinzu, „ruhet Euch heute aus, und reitet Morgen früh bei Tagesanbruch Eurer Herrin entgegen. Sobald Ihr zu ihr kommt, ſo ſendet Ihr mir den Knappen Raoul und befehlt ihm auf's Aeußerſte zu eilen. Jetzt, Gerard, ſchickt mir den Haushofmeiſter.“

Der Ritter und der Leibdiener des Grafen entfernten ſich.

Nach wenigen Minuten trat der Haushofmeiſter ein.

Alberic Gontard war ein Mann von etwa funfzig Jahren. Sein Haar fing bereits an zu ergrauen, aber ſeine Geſtalt hatte etwas Herkuliſches.

„Alberic,“ ſagte der Graf, als er mit dieſem allein war, und nachdem er ſich verſichert, daß ſich kein Horcher außerhalb der Thür befand, „Alberic, Du biſt mir immer treu geweſen, Du haſt meine Befehle ſtets erfüllt, ohne nach der Veranlaſſung derſelben zu fragen.“

„Ich that meine Schuldigkeit, Meſſire;“ verſetzte Jener mit rauhem Tone. „Ich gehorche, ohne zu fragen, wenn Ihr etwas befehlet, denn an Euch iſt es, zu vertreten, was Ihr durch mich vollſtreckt habt.“

„Recht!“ verſetzte der Graf, indem er dem Sprechenden feſt in's Auge blickte. „Auch das, was ich Dir jetzt auftragen werde, werde ich vertreten vor Gott und Menſchen, vor König und Reich, und nöthigenfalls vertheidigen mit Schwert und Dolch. — Alberic,“ ſagte er, „ich bin tödtlich beleidigt, bin beſchimpft, auf eine ſolche Weiſe beſchimpft worden, daß nur die auffallendſte Rache meine Ehre wieder herſtellen kann.“

„So rächt Euch, Meſſire, rächt Euch durch meinen Arm, und den Arm meiner Söhne!“ ſprach kalt der Haushofmeiſter.

„Wohl; das war es, was ich von Dir fordern wollte;“ ſagte der Graf. „Jetzt höre meine Befehle. Du kennſt das Zimmer im linken Flügel des Schloſſes, welches zur Kapelle eingerichtet iſt, und in welchem die Leichen meiner Vorfahren ſtets ausgeſtellt zu werden pflegten.“

„Welches ſchwarz ausgeſchlagen iſt? — Ganz recht, Meſſire;“ erwiederte Jener.

„Du wirſt,“ ſagte Chateaubriand ruhig, „heute Nacht das Bild des Königs, was ſonſt hier in meinem Kabinet hing, in jenem Gemache aufhängen laſſen; außerdem läſſeſt Du zwei Särge in dem Gemache aufſtellen, und begiebſt Dich mit Deinen vier Söhnen, welche verlarvt ſein müſſen, mit Tagesanbruch in das, an jenes Gemach ſtoßende Zimmer. Auf den Ton dieſer Pfeife“ — er zeigte auf ein Pfeifchen, das er am Halſe trug — „treten Deine Söhne in die Kapelle, und ſtoßen Den nieder, nein erwürgen Den, welchen ich ihnen mit den Worten: ‚Vollſtreckt meinen Befehl!‘ bezeichne; ſie legen ihn in einen der Särge, und bedecken den Sarg mit einer Decke, ohne den Deckel zu ſchließen. — Du haſt mich genau verſtanden?“

„Genau, Meſſire! — Sorgt nicht, Euer Befehl ſoll pünktlich befolgt werden;“ ſprach der Haushofmeiſter ſo ruhig, als wenn es ſich um ein ganz gewöhnliches Geſchäft handelte.

„Dies,“ fuhr Chateaubriand fort, „iſt nur der erſte Theil des Auftrags, den ich Dir zu geben habe; das Weitere vernimmſt Du, wenn das eben Geſagte vollzogen iſt. — Jetzt gehe, verſieh den Ritter Henriot mit Allem, was ihm Noth thut, und triff Anſtalten, daß er morgen, ſo bald er will, das Schloß verlaſſen kann. Was Deine und Deiner Söhne Belohnung anlangt —“

„Kein Wort davon, Meſſire;“ unterbrach ihn Alberic. „Wir wiſſen aus Erfahrung, daß Graf Chateaubriand nie anders als fürſtlich ſeinen Getreuen lohnt.“

Mit einem ſtolzen Lächeln und einer Bewegung der Hand entließ der Graf den Haushofmeiſter. — — —

Es war des andern Tages Vormittags, als Raoul Gilbert in das Burgthor ſprengte. Der Rappe, den er ritt, ſcheuete, und der Reiter konnte ihn nur mit Mühe zügeln. Eben war er abgeſeſſen, als der alte Gerard, der Leibdiener des Grafen, eilig aus dem Schloſſe trat.

„Sr. Gnaden haben befohlen, daß Ihr, ſobald Ihr angekommen, Euch zu ihm verfügen ſollt;“ ſagte er, Raoul feſt anblickend. „Der Herr iſt im ſchwarzen Zimmer im linken Flügel des Schloſſes, er wird Euch dort ein Geſchäft auftragen, und Ihr ſollt deshalb das Schwert ablegen."

„Ich erwartete es — wenn auch nicht ſo bald;" erwiederte Raoul mit Ruhe, indem er einem Stallknecht den Zügel des Pferdes zuwarf.

„Führe das Roß noch nicht in den Stall, es könnte ſein, daß es noch gebraucht würde;" ſagte Gerard in Verwirrung. — „In das ſchwarze Zimmer ſollt Ihr kommen;" ſprach der Alte nochmals zu Raoul, indem er ihn ſorgenvoll anſah. —

„Ihr ſagtet es ſchon einmal;" verſetzte dieſer lächelnd.

„Ich hoffe," ſprach der Alte nach einigem Zögern, „Ihr habt Euch nichts Unrechtes zu Schulden kommen laſſen."

„Eure Hoffnung täuſcht Euch nicht;" verſetzte Raoul kalt.

„Vielleicht thatet Ihr nach Eurer Meinung kein Unrecht, aber — Ihr wißt, der Herr iſt ſehr heftig, ſehr jähzornig! iſt dies der Fall" — Der Alte ſtockte. — „Nein," rief er nach einer Weile, „ich will keine Blutſchuld auf mein graues Haupt laden. Wißt Ihr etwas von dem zerbrochenen

Ringe, oder ſeid Ihr — Gott verzeihe mir eine ſolche Meinung! — ſeid Ihr ein Cagot, ſo rettet Euch.“

Raoul ſah den Alten mit ſchmerzlichem Lächeln an.

„Ehrlicher Alter;“ ſagte er gerührt. „Ihr habt Eurer Menſchenpflicht genügt; kümmert Euch nicht um mich. Was mir bevorſteht, weiß ich.“ —

Ruhig ſchüttelte er dem Greiſe die Hand, und ging mit feſten Schritten in das Schloß.

So wie er einige lange Korridore durchſchritten hatte, befand er ſich an der Thür des bezeichneten Gemaches. Unwillkührlich blieb der Jüngling einen Moment ſtehen, und wiſchte ſich die Schweißtropfen von der bleichen Stirn, dann, wie einen feſten Entſchluß faſſend, legte er die Hand auf die Thürklinke.

Einen feſten Druck an derſelben, die Pforte öffnete ſich, und er trat ein.

Es war ein weites, mit ſchwarzem, zum Theil von Mottenfraß zerſtörtem Tuch ausgeſchlagenes Gemach, in dem er ſich befand. Am obern Ende ſtand ein kleiner, mit ſchwarz und weißen Tüchern bekleideter Altar, auf dem ſich ein Kruzifix befand. Links an der Wand hing ein lebensgroßes Bild des

Königs. In der Mitte des Saales ſtanden zwei offene Särge. So wie Raoul in's Gemach trat, befand er ſich dem Grafen gegenüber. Letzterer war gepanzert, hatte einen entblößten Dolch in der Hand, und verſchloß die Thür ſogleich nach Raouls Eintritt. Dies ſchien indeß auf den Jüngling nicht den geringſten Eindruck zu machen. Der Graf winkte ihm, nach dem Altar zu folgen.

„Du haſt," ſagte Chateaubriand, den jungen Mann mit durchbohrenden Blicken anſehend, „vielleicht nicht eine Viertelſtunde mehr zu leben. Eine einzige Lüge, und Dein Todesurtheil iſt geſprochen, nur das ausführlichſte Geſtändniß kann Dich retten."

„Und wer ſagt Euch, Meſſire, daß ich mich retten will?" ſprach der Jüngling ſtolz. — „Aber ſorgt nicht, ich werde nicht um eine Haaresbreite von der Wahrheit abweichen."

Betroffen ſah der Graf den Sprechenden an.

„Du haſt den zerbrochenen Ring, der zwiſchen mir und meinem Weibe als ein geheimes Zeichen dienen ſollte, entwendet, und ihn dem Admiral Bonnivet überliefert, damit er ihn meinem Briefe beifüge?“ fragte der Graf, den Jüngling feſt anblickend.

„So iſt's, Meſſire;“ verſetzte Raoul feſt und kalt.

„Ha, Elender!“ rief Chateaubriand mit donnernder Stimme, und indem er eine Bewegung mit dem Dolche machte; ſich jedoch ſogleich mäßigend, fragte er weiter: „Warum thateſt Du dies?“

„Weil,“ verſetzte Raoul, „dies das einzige Mittel war, für Madame die Erfüllung ihres Wunſches, ſich hierher zu begeben, zu bewirken.“

„Und wann entdeckte Dir die Elende das Geheimniß?“ fragte der Graf.

„Madame hat mir nie ein Wort davon geſagt;“ erwiederte Jener.

„Lügner!“ ſchrie der Graf. „Nur durch die Verworfene ſelbſt konnteſt Du das Geheimniß, das an dem Ringe haftet, erfahren. Sie und ich wußten allein darum.“

„Recht!“ entgegnete Raoul mit Ruhe. „Ihr waret es, durch deſſen Mund ich es erfuhr. — Als Ihr das letztemal in Fontainebleau waret, hatte ich eben mit Ritter Henriot das Zimmer verlaſſen, als Ihr durch ein Nebenzimmer in das der Gräfin tratet. Ich war, ſobald es mir möglich, in das Zimmer zurückgeeilt, ich hörte einen Wortwechſel, vernahm wie ihr das Bild des Königs gegen den Boden ſchmettertet, und begab mich, in dem Vorſatz, meine Herrin, ſelbſt mit Gefahr des Lebens, gegen rohe Ausbrüche Eurer Wuth zu ſchützen, in das Nebenzimmer, durch das Ihr eingetreten waret; dort hörte ich Alles.“

„Vortrefflich! Immer beſſer! Der beſtellte Horcher war mir alſo ſtets auf den Ferſen;“ rief der Graf mit grimmigem Lachen. — „Wie kamſt Du,“ fuhr er plötzlich wieder ruhig fort, „in die Dienſte meines Weibes? Du biſt ein Cagot?“ —

„Ja,“ rief der Jüngling, ſich ſtolz aufrichtend, „ich gehöre dem alten, edlen, unterdrückten Volke an, dem einſt ſo mächtigen Volke der Vandalen, das in dieſer erbärmlichen Gegenwart Ihr und andere kleine Menſchen mit einem Schimpfnamen bezeichnet. Ich bin ein Nachkomme der Fürſten dieſes Volkes, und ich denke, das Blut der Recken Theoderich's iſt edler als das Eure.“ —

Chateaubriand zuckte bei dieſen Worten haſtig den Dolch, aber plötzlich ließ er wieder den Arm ſinken, und ſagte mit tiefer Verachtung im Tone:

„Hund von einem Cagot, Du biſt nicht werth, durch meine Hand zu ſterben! — Wußte mein Weib um Deine Abkunft?“ fragte er dann weiter.

Raoul ſtockte. Er ſchien ſich auf eine Antwort zu beſinnen, dann ſagte er mit feſtem Tone:

„Fragt Alles, was mich und meine Handlungen betrifft, und ich werde Euch ohne Furcht und der Wahrheit gemäß antworten, auf Fragen, die Andere angehen, antworte ich Euch nicht.“

„Sie hat alſo gewußt, daß Du zu dieſer verworfenen Kaſte, den Nachkommen der Chriſtusläugner, der Arianer gehörſt und Dich dennoch in ihren Dienſt genommen!“ ſchrie der Graf. „Die Elende! Die Verworfene! Ja, jetzt halte ich meine Vorausſetzungen für beſtätigt. Sie hat noch mehr gethan. Sie war ehrloſer, verworfener, als das ehrloſeſte, verworfenſte Geſchöpf in ganz Frankreich! Sie hat mit einem Cagot gebuhlt.“

„Es iſt nicht wahr!“ entgegnete der Jüngling heftig. „Es iſt Wahnſinn dies nur zu denken.“

„Geſtehe, Elender, geſtehe!“ ſchrie Chateaubriand. „Geſtehe, daß mein Weib Deine Buhlerin war, ſage es ihr in's Geſicht, und Du ſollſt, was ich noch vor wenigen Minuten nicht für möglich gehalten hätte, frei aus dieſem Schloſſe gehen und von mir beſchenkt werden. Thuſt Du es nicht, ſo ſtirbſt Du unter Martern ſo ſchmerzlicher Art, daß Du die Stunde Deiner Geburt verfluchen ſollſt.“

„Genug!“ rief Raoul mit ſtolzem Blicke. „Ich verachte Euch, Eure Geſchenke und Eure Martern. — Euer Weib iſt unſchuldig und rein; rein und unſchuldig wie es die Heiligen des Himmels ſind. Haftet ein Makel an ihr, ſo iſt es der, Euer Weib zu ſein.“

„Ziſche, Schlange! Empöre Dich gegen meine Ferſe, elender Molch, den ich zertreten kann, ſobald ich Luſt dazu ſpüre!“ ſprach der Graf mit erkünſtelter Verachtung, aber zitternd vor Zorn. „Du wirſt mich nicht dahin bringen, meinen Dolch mit der Kothlache, die in Deinen Adern fließt, zu beflecken. Für Dich iſt der Strang bereits gedreht, und die Schleife geknüpft. — Du willſt alſo nicht geſtehen, daß Du mein Weib geliebt? daß ſie Deine Buhlerin geweſen?“

„Meine Buhlerin?“ rief Raoul auf's Heftigſte empört. „Ha, wüßtet Ihr, wie tief ich Euch in dieſem Augenblicke verachte! — Daß ich Eure Gattin geliebt? Ja, Graf Chateaubriand! Ich liebte ſie. Ich liebte ſie von dem erſten Augenblicke an, wo ich ſie ſah, die Gute, Edle, Schöne! Ich liebte ſie mit aller Kraft, mit aller Stärke, welche die Natur nur je in ein Menſchenherz gelegt. Wer hätte auch die Herrliche erblicken mögen, ohne ſie zu lieben? Meine Leidenſchaft ward ſtärker und ſtärker, je länger ich ſie ſah, je länger ich um ſie war. Ich küßte oft den Boden, den ihr Fuß betreten, das Kleid, das ſie getragen, die Laute, die Palette, die ihre Hand berührte. Ich wußte, ich war ein Wurm, ein Nichts gegen ſie, die ein Engel iſt, eine Göttin in Menſchengeſtalt, aber ich liebte ſie dennoch, und werde ſie lieben bis zum letzten Augenblicke meines Lebens, Euch und allen Teufeln, wie Ihr einer ſeid, zum Trotz. — Nun, Graf Chateaubriand,“ ſchrie er mit den Tönen eines Wahnſinnigen, „nun wißt Ihr, was Ihr wiſſen wollt! Nun ſeid Ihr Meiſter meines Geheimniſſes! Ihr wißt, warum ich den Ring ſtahl, und nun laßt Eure Henker kommen, und ſättigt Euch an dem Anblick meiner Qualen!“ — —

Eine gränzenloſe Wuth verzerrte in dieſem Augenblicke die Züge Chateaubriand's, ſein Auge funkelte, die Fäuſte ballten ſich krampfhaft, aber er ſuchte mit Gewalt ſich zu bemeiſtern, haſtig brachte er die Pfeife an den Mund. Ein gellender Pfiff ertönte jetzt, die Thür des Nebenzimmers ſprang auf, und vier Verlarvte traten ein.

„Vollſtreckt meinen Befehl!“ rief der Graf mit Donnertönen, indem er auf Raoul zeigte.

„Fluch Dir, Henker!“ ſchrie dieſer laut und kreiſchend. „Mein letzter Gedanke iſt: Françoiſe de Chateaubriand!“

Seine Stimme ward durch das Seil der Verlarvten erſtickt. — — —

Eine halbe Stunde ſpäter ſtieg die Gräfin vor der Thür des Schloſſes vom Roſſe. Chateaubriand erwartete ſie hier.

„Bringe,“ ſagte er zu dem Haushofmeiſter, der neben ihm ſtand, „den Ritter Henriot und die Dienerſchaft nach den ihnen angewieſenen Räumen.“

Françoiſe eilte auf den Gatten zu.

„Dank, tauſend Dank für die Erhörung meiner Bitte!“ rief ſie aus. „So erfüllt ſich doch endlich mein Wunſch, das, woran meine ganze Seele hängt, zu ſchauen.“

„Ihr werdet nie wieder davon getrennt werden;“ entgegnete kalt der Graf. „Habt die Güte mir zu folgen.“

Auf die Fragen der Gräfin, nur ganz einſilbig zwiſchen den Lippen murmelnd, führte Chateaubriand Françoiſen durch die langen Korridore nach dem bekannten, ſchwarz ausgeſchlagenen Zimmer. Françoiſe ſtieß unwillkührlich einen Schreckensruf aus, als ſie um ſich blickte.

„Was iſt Euch? — Was erſchreckt Ihr?“ rief er mit furchtbarem Hohn. „Ihr findet hier, was Euch das Liebſte auf Erden war.“

Bei den letzten Worten zeigte er mit der einen Hand auf das Bild des Königs, mit der andern riß er die Decke von dem einen der beiden Särge. Man erblickte in dieſem den Leichnam Raoul's.

„Elende!“ ſchrie er jetzt mit furchtbarer Stimme. „Verworfene Buhlerin eines Königs und eines Cagots; der Augenblick der Rache iſt gekommen!

— Dort am Altar bereue Deine Miſſethaten. Du haſt nur noch wenige Minuten zu leben.“

Ohnmächtig ſtürzte Françoiſe zu Boden. Der Graf verließ das Gemach, das er hinter ſich verſchloß. — —

„Ich ſage Euch, Meſſire, ich hege eigene Beſorgniſſe;“ ſprach Ritter Henriot folgenden Tages zu dem Admiral Bonnivet, mit welchem er in der Burghalle auf- und abging, indem er das erloſchene Auge lange auf dieſem ruhen ließ. „Seitdem ich in das Schloß trat, habe ich nicht zu der Gräfin gelangen können; ſie ſei unwohl, hieß es. Dennoch iſt weder nach einem Arzte geſendet worden, noch hat ſonſt Jemand von der Dienerſchaft Madame zu Geſicht bekommen.“

„Ich denke,“ erwiederte Bonnivet mit einer Miene, die ſeinen Worten widerſprach; „ich denke, der Graf wird nichts Böſes gegen ſeine Gattin im Schilde führen. — Doch ſagt mir, lieber Ritter, könnte ich wohl den Knappen Raoul Gilbert zu ſprechen bekommen?“

„Dieſer iſt eben ſo wenig zu ſehen wie die

Gräfin;" erwiederte Henriot kopfſchüttelnd. „Niemand hat ihn erblickt, ſeitdem er zurück iſt."

„Chateaubriand hat doch eigene Einfälle;" fuhr Bonnivet fort. „Durch Euch ließ er mir ſagen, er würde mir den Gegenſtand unſerer Wette nächſtens zuſenden, und dieſe Nacht ſchickt er mir einen Reitenden mit der Forderung, ich ſolle ſogleich hier erſcheinen, weil er mir ſelbſt und zwar noch heute denſelben überliefern wolle. — Der Graf," ſagte der Admiral mit leiſer Stimme, „erſchien mir überhaupt ſeit letzter Zeit ungemein verändert. Er führte manchmal ganz abſonderliche Reden, und ich fürchte, es iſt hier nicht ganz —"

Bonnivet hatte die Hand nach der Stirn geführt, aber er ließ ſie plötzlich ſinken, und brach ſeine Rede ab, denn Chateaubriand trat ein.

„Verzeiht, Herr Admiral, daß ich Euch erſucht, zu mir zu kommen, um den Gegenſtand der von Euch gewonnenen Wette in Empfang zu nehmen. Ich wollte Euch noch einmal ſehen und ſprechen, ehe ich dies Haus verlaſſe. Ich gehe nach la Roche ſur Mer, meiner Burg am Seeufer. — Ach, auch Ihr, Ritter Henriot!" ſetzte er leicht hinzu. „Ich muß Euch, Ihr Herren, beide um Entſchuldigung bitten, daß ich Euch etwas habe warten laſſen. Ich ſaß ſo eben wegen eines merkwürdigen Falles zu Gericht, und ich möchte wohl wiſſen, welches Urtheil Ihr an meiner Stelle gefällt haben würdet. — Einer meiner geringern Unterſaſſen," erzählte er ganz gleichgültig, „hatte ein ſchönes Weib, das er wegen ſträflichen Umganges mit einem Rittersmann lange in Verdacht hatte, ohne ihm etwas Beſtimmtes beweiſen zu können. Der Mann hatte ſich bereits von dem Weibe getrennt, als er auf den Argwohn kam, daß die Frau, welche, obwohl entfernt von ihm, doch immer ſein Eheweib war, wieder einen neuen Galan habe, welcher bei ihr in Dienſten ſtehe. Auch hierbei ruhig und nachſichtig — er liebte ſie längſt nicht mehr — ſuchte er, ſeiner eigenen Ehre wegen, den niedrigen Galan von ihr zu entfernen. Da ſich ſeine Abneigung indeß, durch die Aufführung ſeiner Frau, immer noch geſteigert hatte, ſo verbot er ihr bei ſtrengſter Ahnung, ſelbſt bei Lebensſtrafe, nie wieder vor ſeinem Antlitz zu erſcheinen. Eine Zeit lang fügte ſich das Weib dieſer Entſcheidung, aber plötzlich erſchien es dennoch vor dem beleidigten Ehemanne, dem durch einen falſchen Freund die Erlaubniß dazu liſtig abgelockt worden war, aber es erſchien nicht, um ſich reuig vor ihm in den Staub zu werfen, ſeine Verzeihung zu erflehen, es erſchien nur darum, weil es wußte, daß der Geliebte, der Genoſſe der Schandthat, ſich ebenfalls dort aufhalte. Jetzt ſteigerte ſich die Abneigung des Mannes zum Haſſe, aber der Haß ward zur Wuth, als er vernahm, daß der Galan des Weibes ein Cagot ſei, und daß ſie dies gewußt habe, als ſie ihn in Dienſt genommen. — Wie glaubt Ihr, Herren," fragte er mit ſtarker Stimme, „daß mein Urtheil gelautet?"

„Auf den Tod!" rief Henriot heftig. „Auf den Tod für die Ehebrecherin und den ſchändlichen Cagot! — So wenigſtens lauten die Geſetze von Bearn und ganz Gascogne."

„Wenn es erwieſen" — ſagte Bennivet zögernd.

„Es iſt nur allzuerwieſen;" verſetzte ruhig der Graf. „Der Verbrecher geſtand ſelbſt vor Gericht, daß er das Weib geliebt und daß er ein Cagot ſei."

„Und Euer Urtheil?" fragte der alte Ritter.

„Es lautete ſo, wie Ihr geſagt;“ verſetzte kalt der Graf.

„War das Weib ſchön?“ fragte Bonnivet mit allem Leichtſinn eines Franzoſen.

„Ich werde Euch die Verbrecher zeigen, ſie befinden ſich noch in den Mauern dieſes Schloſſes;“ erwiederte kalt der Graf. „Ihr mögt dann ſelbſt urtheilen. Folgt mir nach der Gerichtshalle.“

Mit großer Ruhe, und ohne ein Wort zu ſagen, führte der Graf Bonnivet und den alten Ritter von Zimmer zu Zimmer, von Gang zu Gang, bis alle Drei endlich in das bereits bekannte, ſchwarze Gemach traten. —

Der Admiral und Henriot ſtutzten über die ungewohnte Umgebung, vorzüglich über die beiden, mit ſchwarzen Tüchern bedeckten Särge.

Mit der früheren, ruhigen Kälte zog Chateaubriand die Decken von dieſen. Mit Entſetzen fielen die Augen der Begleiter auf die Leiche Raoul's, mit noch größerem auf die der Gräfin, die in dem zweiten Sarge lag. —

„Dies,“ rief der Graf jetzt mit lautem, ſchaurig im Saale wiederhallenden Tone, „iſt das gerichtete Weib, dies der elende Cagot ihr Galan; dies Bild an der Wand iſt das des Ritters, der ſie zuerſt verlockte." —

So wie Chateaubriand dieſe Worte geſprochen hatte, verließ er raſch das Zimmer. Zwei Minuten ſpäter hörten Bonnivet und Henriot den Hufſchlag ſeines Roſſes im Schloßhofe.

„Großer Gott!" rief Bonnivet, als er der Sprache Meiſter werden konnte. „Welche entſetzliche That! Er hat ſie ermordet."

„Sagt gerichtet, Meſſire;" verſetzte Henriot mit zuſammengezogenen Augenbrauen und ſtarr vor ſich hin blickend.

„Was? So glaubt Ihr auch, daß ſie des Ehebruchs ſchuldig?" rief der Admiral.

„Schwert und Dolch gegen Den, der ſo etwas in meiner Gegenwart behaupten wollte!" erwiederte Henriot mit rauhem Tone.

„Dann verſtehe ich Euch nicht;" rief Jener. „Ihr haltet ſie für unſchuldig, und dennoch —"

„Das ſage ich nicht;" erwiederte der Alte in vorigem Tone. „Sie duldete die Huldigungen des Königs, ſie wußte, daß man ſie, gleichviel ob mit Unrecht, die Geliebte desſelben nannte, und ſie floh nicht ſogleich den Hof. Ha, Meſſire, eine Tochter des Hauſes Foix! — Und dann; nahm ſie nicht einen Cagot in ihren Dienſt? Blut Gottes, Herr Admiral! Ich habe mein Weib ſehr geliebt, zwanzig Jahre habe ich an deſſen Seite glücklich gelebt, es hat mir wackere Söhne und blühende Töchter geboren, auch bin ich nur ein gewöhnlicher Rittersmann, aber — Meſſire, ich würde unter ähnlichen Umſtänden nicht anders wie der Graf gehandelt haben. —

„Furchtbar! — Entſetzlich!“ rief Bonnivet, indem ein tiefer Schmerz ſich in ſeinen, ſonſt ſo fröhlichen Zügen blicken ließ.

Der Haushofmeiſter trat jetzt in's Zimmer.

„Meſſire!“ ſagte er in gleichgültigem Tone. „Iſt es Euch gefällig, den Schenktiſch, den Ihr, wie Sr. Gnaden geſagt, von ihm in einer Wette gewonnen, zu übernehmen?“

„Kein Wort davon! — Fluch! Fluch über jene Wette, die ich mir bis an mein Lebensende nicht vergeben werde!“ rief Bonnivet.

„Und der Schenktiſch? Was ſoll mit ihm —“ fuhr Jener mit Eiſeskälte fort.

„Werft ihn in's Feuer, das Silber gebt den Armen!“ ſchrie der Admiral und ſtürzte hinaus. — —

Die Nachricht, daß der Graf Chateaubriand ſeine Gemahlin durch Oeffnung der Adern habe tödten laſſen, durchlief in wenig Tagen ganz Frankreich. Der König ſchwor ihm die blutigſte Rache, und gab Befehl ihn zu verhaften. Dieſer Befehl konnte indeß nicht vollzogen werden, denn, als man gegen das Schloß, wohin er ſich geflüchtet, anrückte, entfloh er nach England. Es ward ihm indeß in Abweſenheit der Proceß gemacht, er ward für wahnſinnig erklärt und ſeine Güter mit Sequeſter belegt. Er galt als für immer zu Grunde gerichtet. — Späterhin änderte ſich ſein Geſchick. Der König liebte Fräulein von Heuilly, und Gaſton de Foix ſank in der Gunſt des Monarchen. Dies ſuchte der Graf zu benutzen. Er ſchenkte dem Connetable von Montmorency die Baronie Chateaubriand, und dieſer bewirkte ihm dafür Amneſtie und die Rückgabe ſeiner übrigen Güter. Die Nemeſis übernahm es endlich, den zurückgenommenen Richterſpruch zu vollziehen. Chateaubriand ward wirklich wahnſinnig, und ſtarb in Armuth. Einer Sage nach ſoll er das Grabmal ſeiner ermordeten Gattin, welches in der Mathurinerkirche errichtet, und auf dem ſie in ganzer Figur in Marmor ausgehauen war, oft beſucht, und ſtundenlang vor ihm auf den Knieen gelegen haben.

Die Todfehde.

Erzählung.

Motto:

„Da ſah man in den Hallen
Die Finger einer Hand,
Längs hin der Mauer wallen
Und ſchreiben wie in Sand,
Und Menſchenfingern gleichet
Die einzeln grauſe Hand,
Wie mit dem Griffel zeiget
Sie auf die Schrift der Wand.“ —

Byron.

Die am zehnten September 1547 gelieferte Schlacht von Pinkie hatte mit einer totalen Niederlage der Schotten geendet. Obwohl die Engländer oft bedeutende Siege über ihre Nachbarn davongetragen hatten, ſo ſchien es dennoch ihre Beſtimmung zu ſein, niemals aus ihrem Glück einen bedeutenden Vortheil zu ziehen. Auch diesmal war es der Fall. Der Zweck des Feldzugs, eine Ehe zwiſchen Maria Stuart und Eduard dem Sechſten zu bewirken, ging trotz des Sieges, gänzlich verloren, und die junge Königin ſchiffte ſich nach Frankreich ein, um dem Dauphin vermählt zu werden. Dieſer Umſtand und die darum innigere Zuneigung der Schotten zu Frankreich, hatten eine große Anzahl der jüngeren Söhne des ſchottiſchen Adels in jenes Land geführt, wo eine Abtheilung der Schotten ſogar als Leibwache des Königs, unter dem Namen der „ſchottiſchen Bogenſchützen“, diente. In Schottland ſelbſt ging es, obwohl die Feindſeligkeiten mit England aufgehört hatten, indeß nichts weniger als ruhig zu, und Maria von Guiſe, die Wittwe Jacobs des Fünften, welche als Regentin an der Spitze ſtand, ſuchte, zu Vergrößerung der Gewalt der Krone und der Verminderung der Macht des Adels, die inneren Zerwürfniſſe zwiſchen den verſchiedenen Clanen beſtens zu nähren. Die Häuptlinge ſahen indeß ſehr gut, was die Regentin beabſichtigte, und als ſie einſtens den Grafen von Angus überreden wollte, ihr ſein ſtarkes Schloß Tantallon zu übergeben, um eine königliche Beſatzung hineinzulegen, rief er aus: „Das Schloß, Madame, ſteht Euch zu Gebot; aber, bei der heiligen Braut von Douglas, ich muß der Befehlshaber werden und werde es ſo gut wie ein Anderer vertheidigen!“ Demungeachtet gelang es ihr, mehrere Clanshäupter auf ihre Seite zu bringen, und da ſelten eines derſelben exiſtirte, welches nicht eine bereits von den Vätern aus grauer Zeit fortgeerbte Feindſchaft gegen ein anderes Clanshaupt nährte, ſo wurden dieſe inneren Kämpfe durch das Hinzutreten politiſcher Gründe und Umtriebe zu nur um ſo größerer Wuth angefacht. — — —

Es war in jener Zeit, und zwar im Spätherbſt des Jahres 1551, als eine Schaar von etwa fünfzig Mann über eine weite Haide dahinzog, welche die Frühfröſte ſchon dunkelbraun gefärbt hatten. Alle — mit Ausnahme eines Einzigen — waren mit Schwertern, Schilden und Dolchen bewaffnet. Schutzwaffen trug indeß Niemand als der Anführer, ein Mann von einigen fünfzig Jahren, von hoher Geſtalt, düſtrer Miene und ſtarkem, feſtem Knochenbau. Er hatte einen leichten Bruſtharniſch angelegt, auf dem Helm ſchwankte ein Zweig vom Eichenbaum, in ſeiner Hand glänzte eine mit Silber eingelegte, ſcharfe, ſtählerne Streitaxt. Die Kleidung ſeiner Untergebenen war die gewöhnliche der Hochländer. Sie trugen ſämmtlich die ſchottiſche Nationalmütze, und die Adlerfeder, die man auf einer und der andern erblickte, bezeichnete die Träger als angeſehene Unteranführer eines und deſſelben Clans, wie der, Allen gemeinſame, gewürfelte Tartan, in welchem Roth und Grün vorherrſchend war, bezeugte. Der Unbewaffnete, welcher ſtill vor ſich hinſtarrend, und ohne mit Jemand zu reden, in der Mitte des Zuges ging, machte hierin eine Ausnahme. Er hatte den Plaid — den ſchottiſchen Mantel — um die Schultern geſchlagen. Sein greiſes Haar ringelte ſich in längeren Locken unter einer grauen Mütze hervor, und dieſe, wie die grau und ſchwarzen Würfel des Mantels, ſchienen darauf zu deuten, daß er nicht zu den Uebrigen gehöre, oder daß ſein Gewerbe ein von denen der Kriegsleute verſchiedenes ſei. Letzterer Umſtand ward noch durch eine kleine Harfe, die der Alte im Arme trug, beſonders bezeugt. — Die Geſellſchaft näherte ſich jetzt einer Waldecke, welche die kahle Haide begränzte, und durch deren einzeln ſtehende Bäume man eine Ausſicht in das jenſeits liegende Gelände gewann. Es war dies ein ziemlich enges Thal, in deſſen Mitte ein Berg emporſtieg, welcher, auf allen Seiten ſteil wie eine Mauer, zwiſchen den ihn krönenden Felſenzacken eine ſtattliche Burg trug, die wie ein Adlerneſt von der Höhe ragte. An dem Fuße des Berges rollten bald in weißſchäumenden Wirbeln, bald verweilend in dunkelbraunen Untiefen, zwei Gebirgswaſſer dahin, und vereinten ſich endlich zu einem Flüßchen, welches längs des Thales munter dahin schoß. Wie es schien, war das Schloß sehr fest. Da die Abendſonne daſſelbe glänzend beleuchtete, ſo konnte man jeden Punkt auf's genaueſte unterſcheiden. Wie man deutlich bemerkte, bildete die Burg ein mächtiges Viereck, und die Thürme an den Ecken, welche ihrerſeits wieder mit kleinen Thürmchen von ungleicher Geſtalt verſehen waren, überragten das Gebäude. Auf einem Thurme ſtand ein Wächter, der durch ſeinen gewürfelten, im Winde flatternden Plaid deutlich von der Waldecke aus unterſchieden werden konnte.

So wie die Männer an derſelben angekommen waren, hielt der ganze Trupp, doch ſo, daß er vom Schloſſe aus nicht geſehen werden konnte, nur der Anführer trat bis an den jenſeitigen Waldrand vor, und ſein Auge, hell und kühn, wie das Auge des zum Kampfe bereit ſeienden Falken, ſchien zwei Minuten lang die Gegend ringsum zu durchſpähen und blieb endlich längere Zeit an der Burg haften, deren Fenſter im Abendſtrahl, wie von Feuerflammen erleuchtet, glänzten. Die wilden, aber nicht unſchönen Züge des Mannes, Anfangs ſo düſter wie die Nacht, erheiterten ſich, ein Lächeln durchzuckte ſie, aber es war nicht das Lächeln der Freude, ſondern ein ganz anderes, aus welchem Haß und Rachſucht blickten, und das durch die Ausſicht auf baldige Befriedigung dieſer Leidenſchaften hervorgerufen ſchien. — Lange hatte der Mann in dieſer Stellung verharrt, als er in den Schatten der Bäume zurücktrat und ein paar rauh tönende, gaeliſche Worte ausſtieß. Sogleich zogen die ihn begleitenden Männer kurze Beile aus den Plaids und begannen eine Anzahl dünner Stämme zu fällen, welche ſie dann weiter zu bearbeiten fortfuhren. So wie ſie in beſter Arbeit waren, winkte der Anführer dem Greiſe mit der Harfe, welcher mit der Miene der Unterwürfigkeit zu ihm trat.

„Du haſt meinen Auftrag genau beachtet, Duncan?“ ſagte er, den Alten ernſt anſehend.

„Ich habe Euren Befehl gehört, und — hören iſt gehorchen!“ erwiederte Jener, jedoch mit niedergeſchlagenem Auge.

„Ich glaube nicht fürchten zu müſſen, daß ein Gordon weniger kühn ſeine Pflicht thut, wenn er eine Harfe, als wenn er ein Schwert in der Hand hält,“ ſagte der Häuptling indem er den Sprechenden finſter anblickte.

„Gewiß nicht!“ erwiederte der Alte, das Auge feſt auf den Sprechenden richtend. „Jeder Clansmann wird thun, was der Tighearnach (das Clanshaupt) befiehlt, denn dieſer muß ſeine Befehle vertreten, dieſſeits und jenſeits; indeß —“ Er ſtockte.

„Sprich weiter, Mann!“ rief rauh der Häuptling. „Sprich weiter! Ich befehle es Dir.“

„Ihr wollt es, und ich gehorche;“ ſagte demüthig der Alte. „Ich denke, ich meine,“ fuhr er in Verwirrung fort, „die Gabe des Geſanges ſei eine zu edle, als mittelſt derſelben das Lager des Feindes auszukundſchaften, und der Tartan mit dieſen falſchen Farben brennt mir auf Schultern und Hüften wie Höllenfeuer.“

Der Alte hatte die letzten Worte raſch ausgeſtoßen, er ſchien ſeine Bruſt damit erleichtert zu haben. Der Häuptling, deſſen Augenbrauen anfangs wie im Zorn zuſammengezogen erſchienen, blickte den Alten einen Moment finſter an, dann ſagte er kalt:

„Obwohl der Laird von Huntly bei einer Unternehmung, die er beſchloſſen hat, nicht gewohnt iſt, die Meinung ſeiner Untergebenen einzuholen, indem er blinden Gehorſam fordert, ſo will er dennoch einmal bei Donachan nan John (Duncan, dem Sohn des Geſanges) eine Ausnahme machen. — Unſer Zug kann dem Feinde unbekannt geblieben, er kann aber ihm auch verrathen worden ſein. Iſt dies letztere der Fall, ſo ſind wir, haben wir einmal die Höhle des Löwen betreten, Alle verloren, denn dann ſind Vorkehrungen getroffen worden, und der Rückweg iſt uns verlegt. Eine größere Anzahl unſerer Leute mitzunehmen, iſt aber bei einem ſo gewagten Vorhaben, welches nur durch die größte Vorſicht und die entſchiedenſte Kühnheit gelingen kann, unmöglich. Ich muß daher Kundſchaft haben, ob wir ſicher an's Werk gehen können, oder nicht. Dies kann nur auf die Dir bewußte Weiſe geſchehen. Eile daher, daß Du die Veſte Corgarff erreichſt. Sollteſt Du etwas Ungewöhnliches, eine Unruhe unter der Mannſchaft, Vorſichtsmaßregeln, die auf eine bevorſtehende Gefahr ſchließen ließen, bemerken, ſo kehre eilig zurück, wo nicht, ſo bleibe und erfülle Deinen Auftrag. Die

Ehre des Clans, das Leben von funfzig tapfern Männern, unter welchen die Hälfte der Clansälteſten, liegt in Deiner Hand."

Der Ton, in welchem der Anführer ſprach, ward nach und nach feſter, ſtrenger, befehlender, er deutete ſo entſchieden an, daß an Gegenvorſtellungen nicht zu denken ſei, daß der Alte, nachdem er ſich verneigt, ſogleich ſich ſchweigend entfernte. Nach wenigen Minuten ſah man ihn auf einer andern Stelle den Wald verlaſſen und quer feldein ſeinen Weg nach der Gegend des Schloſſes nehmen. — —

Um die nämliche Zeit, als dieſes geſchah, traten zwei Männer, ein Jüngling in der ſchönſten Blüthe der Jahre und ein am Stabe daherwankender, eisgrauer Alter, in die Kapelle des Schloſſes Corgarff. Der junge Mann hatte etwas Kühnes, Ritterliches, aber dabei ungemein Zierliches. Sein ſchönes Geſicht, die offenen fröhlichen Züge waren von der Art jener, die auf den erſten Blick einnehmen. Die Mütze mit der Adlerfeder verdeckte eine Fülle brauner Ringellocken, die bis auf die Schultern und den Nacken herabrollten, als er die

Hauptbedeckung beim Eintritt in die Kapelle abnahm, um ſich andächtig zu bekreuzen und mit dem Waſſer des an der Thür befindlichen Weihkeſſels zu benetzen. Der Kilt (das ſchottiſche Röckchen) des jungen Mannes zeigte in ſeinen Würfeln die nämlichen Farben, welche in denen des Anführers des am Waldrande angekommenen Trupps glänzten. — Der Alte, der dem Jünglinge folgte, verrichtete, wie es ſchien, das Amt eines Sacriſtans der Kapelle. Sein Haupt war, einige weiße Locken im Nacken ausgenommen, gänzlich kahl und ließ eine queerüber laufende tiefe Narbe blicken. Die Clansfarben der Kleidung waren von der des jungen Mannes verſchieden; ſie zeigten nur Schwarz und Grün, ohne eine Miſchung von Roth.

Das Gotteshaus, in welches die Beiden eintraten, hätte in Beziehung auf Raum und Ausſchmückung faſt eher den Namen einer Kirche, als den einer Kapelle verdient, und war, als letztere wenigſtens, dem mächtigen Schloſſe, deſſen öſtliche Ecke es einnahm, gänzlich angemeſſen. Es war von ziemlicher Länge und Breite. Obwohl nur ein Altar darin befindlich, ſo war doch dieſer mit zwei ſchönen Marmorſäulen geſchmückt, und die Verzierung des Tabernakels, ſo wie die der Flügelthüren des alterthümlichen Altarbildes, ſchimmerten von Vergoldung. Zu beiden Seiten der Kapelle, längs den Wänden, befanden ſich, bald freiſtehend, bald in die Mauer eingefügt, Denkmäler und Grabſteine der früheren Schloßbeſitzer. Die meiſten der erſteren ſtellten den Todten im Harniſch, auf ſeinem Grabe liegend, dar, doch war dies nur bei denen aus ſpäterer Zeit der Fall, die älteren zeigten einen viereckig länglichen Sarcophag, auf welchem ein Kreuz nebſt Inſchrift am Kopf= und Fußende eingehauen waren. Die Grabſteine der Frauen und Kinder befanden ſich meiſtens zwiſchen denen der Männer in die Wände eingelaſſen, und ſtellten die Verſtorbenen, bald ſtehend, bald knieend, und jedesmal mit zum Gebet gefalteten Händen, dar. — Hoch an der Wand, und zwar ſtets über den Denkmälern der Schloßherren, erblickte man Schilder und Fahnen, mit eiſernen Klammern befeſtigt. Auf den meiſten konnte man die Wappen engliſcher Familien, ja ſelbſt einige mit dem königlichen Wappen von England erblicken, doch ſah man auch welche mit den Farben und Zeichen ſchottiſcher Geſchlechter. Die meiſten der Trophäen zeigten ſich jedoch nur als unſcheinbare Stangen, von welchen verſchoſſene, oder farblos gewordene Fetzen herabhingen, und bei den älteſten war ſelbſt dies nicht einmal der Fall. Die Abendſonne ſchien eben glänzend durch die bunten Glasfenſter der Kapelle, und die grauen Quadern des Fußbodens, die Wände, die alten Grabmäler, wie die dunkelbraunen, wenigen Bänke, ſchimmerten und ſchillerten in dem vielfachſten und ſeltſamſten Farbenſpiel.

„Alſo hier, lieber Alter?“ ſprach der Jüngling zu dem Alten, nachdem er einen Moment umhergeblickt.

„Ja, hier;“ verſetzte dieſer. „Das Fräulein ſagte, es würde Euch in der Kapelle treffen, wenn Ihr, wie Ihr zu thun pflegtet, um Sonnenuntergang Eure Abendandacht verrichtet haben würdet, und dies wird etwa in einer Viertelſtunde der Fall ſein. Fräulein Kathlin (Catharina) ſetzte noch hinzu, ſie habe Euch etwas Dringendes mitzutheilen.“

Ein freudiger Blick des Jünglings fiel bei dieſen Worten auf den Alten. Wie es ſchien, wollte er ihm für die Botſchaft etwas Angenehmes ſagen.

„Wie ſchön und ordentlich Ihr doch die Kapelle haltet, Malcolm!“ ſprach der junge Mann. „Alles ſo nett, ſo ſauber! — Und dort die ſchönen Blumen auf dem Altar —“

„Für dieſe ſorgt das Fräulein ſtets!“ fiel der Greis ihm in's Wort. „Ich ſorge blos für die Reinlichkeit. Was könnte auch der ſchwache Arm mehr thun, als den Kehrbeſen wacker handhaben, um den Staub von den Schilden und Fahnen zu fegen, die ſeine Väter eroberten.“

„Und wobei Ihr auch wohl ſelbſt Theil genommen habt, obwohl Eure Beſcheidenheit dies nicht hinzufügt;“ verſetzte freundlich der junge Mann.

„Ei nun, Sir, bei einigen mag dies wohl ſtattgefunden haben; zum Beiſpiel bei jenen da;“ — er zeigte mit dem Stabe auf ein paar Fahnen, auf denen man noch ziemlich deutlich engliſche Zeichen erblicken konnte, und ſeine durchfurchten Züge belebte das Lächeln ſtolzer Erinnerungen. — „Der Tag war zwar gegen uns, und wir ließen den

König auf dem Wahlplatz, aber wir entriſſen dennoch jene Fahnen der Reiterei der Engländer, welche Lord Dacre anführte. — O Sir," fuhr der Alte lebhaft fort, „es war ein blutiger Tag, der Schlachttag von Floddenfield! Und ein ſeltſamer war er auch; denn es war ſeit Menſchengedenken der einzige, wo Gordons und Forbens in einer Schlachtreihe fochten, wiewohl Euer Clan unter Eurem Großvater, dem Grafen von Huntly, der den linken Flügel befehligte, auf dieſem, und wir, nebſt den Makenzies, den Macleans und Andern auf dem rechten ſtanden."

„Hoffen wir," ſagte der Jüngling freundlich, „daß unſere Clansgenoſſen an einem glücklichern Tage, Schulter an Schulter, in derſelben Schlachtreihe ſtehen werden."

„Ach, Sir," ſprach der Alte ſeufzend, „meine alten Augen werden dieſen Tag wohl nimmer ſehen. Es iſt ſchon zu viel Blut zwiſchen unſern Stämmen gefloſſen."

„Dies wird jetzt aufhören! Verlaßt Euch drauf;" verſetzte der junge Mann. „Schon ſo lange ruhete das Schwert zwiſchen uns und den

Forbens, daß die alte Fehde faſt in Vergeſſenheit zu kommen anfängt. — Hätte ich," fuhr der Jüngling lächelnd fort, „nachdem ich ganz friedlich von dem Hofe von Fontainebleau zurückkehre, wohl den Grund und Boden des Laird von Glengall berührt, wenn ich mit einer Sylbe an die Todfehde gedacht hätte, die zwiſchen Eurem und unſerem Clan herrſcht, als bis ein Trupp gewappneter Forbens mir erklärte, ich ſei ihr Gefangener? — Glücklicherweiſe denkt Euer trefflicher Herr wie ich, und ich meine, wenn mein Vater ſein Schreiben erhalten haben und daraus ſeinen Wunſch, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, ſehen wird, wird der alte Streit zu Ende ſein."

„Gott gebe es, Sir!" ſagte der Alte kopfſchüttelnd. „Ich will mich freuen, wenn ich es ſehe, daß es ſo gekommen iſt. Bis jetzt muß ich aber daran zweifeln, und Ihr würdet es auch, wenn Ihr nicht ſeit Euren frühesten Jahren im Auslande geweſen wäret, weshalb Euch das ſchottiſche Weſen ſo wenig bekannt iſt. Schon daß Ihr als Gefangener nach Schloß Corgarff gebracht wurdet, wird Euren Vater — oder er müßte kein Gordon ſein —

zur Rache ſpornen; Ihr mögt nun darin ſeiner Meinung ſein oder nicht. Wie war es einſt mit dem ſchottiſchen Gränzwächter, dem Ritter de la Baſtie, und Sir David Home von Wedderburn? Beide waren lange Zeit gute Freunde und Bekannte geweſen, als aber der Herzog von Albanien jenen Lord Home, der bei Flodden befehligt hatte, wegen Verdacht des Verraths hinrichten ließ, ſo legte Sir David dem Ritter, der ein Günſtling des Herzogs war, blos um ſich an dem Letztern zu rächen, in der Nähe von Langton in Berwickſhire, einen Hinterhalt. De la Baſtie floh, aber ſein Pferd blieb in der Nähe der Stadt Dunſe im Moraſt ſtecken, und die Verfolger kamen und tödteten ihn. Sir David Home knüpfte das Haupt mit den langen Locken, welche der Ritter trug, an die Mähne ſeines Roſſes, ritt mit ihm im Triumph nach Homesburg und ſteckte es an einem Speere auf dem höchſten Thurme auf. Die Familie bewahrt heute noch das Haar des Ritters de la Baſtie zum ewigen Andenken.“ —

„Und ſie waren vorher Freunde und Bekannte geweſen, ſagſt Du?“ ſprach der Jüngling ſchaudernd.

„Nicht anders;“ verſetzte der Alte. „War es etwa viel anders, wie die Hamiltons und Douglas mitten in Edinburg, als ſie wegen Parlamentsverſammlung dort erſchienen waren, an einander geriethen? — Die Bürger nennen dieſe Fehde heute noch die ‚Straßenſäuberung,‘ weil die Straßen gleichſam von den Hamiltons gereinigt wurden. Jener Sir David Home von Wedderburn war auch dabei. Er kam, um die Parthei der Douglas zu unterſtützen, ließ die Thore mit Schmiedehämmern einſchlagen und drang in die Stadt. Sir Patrick Hamilton hatte zum Frieden gerathen, als aber Sir Jacob Hamilton von Draphane, ein natürlicher Sohn des Grafen von Arran, ein Mann von wilder, grauſamer Gemüthsart, ihm Feigheit vorwarf, rief er aus: ‚Du lügſt, falſcher Baſtard! ich will heute fechten, wo Du Dich nicht blicken zu laſſen wagſt;‘ und ſtürzte aus der Thür auf die Straße hinaus. Sogleich entbrannte der Kampf; der edle Sir Patrick ward erſchlagen, während der Graf und ſein Sohn, der Baſtard, zu zweien ein Köhlerpferd beſtiegen und zum Thore hinausritten. — Aber da ſtehe ich und ſchwatze und halte Euch von Eurer Abendandacht ab!“ —

Der Alte hinkte, ſo gut es ihm ſein Fußwerk geſtattete, aus der Thür der Kapelle, die er ſanft anlehnte, und der junge Mann näherte ſich dem Hochaltar, zu deſſen Seite er ſich, auf eine der Stufen knieend, niederließ und ein kleines Büchlein aus dem Buſen zog, aus dem er zu beten anhob. — Die Sonne war eben im Untergehen. Ein letzter ſtarker Strahl erleuchtete noch das Gotteshaus und fiel beſonders auf ein Grabmal, welches dem Hochaltar gerade gegenüber und in der entfernteſten Ecke der Kirche ſtand. Es ſchien eines der älteſten zu ſein; es war ein einfaches, längliches Viereck, mit einer Inſchrift auf der Metallplatte, welche die Todtenkiſte deckte. Das helle Licht, das auf das Grabmal fiel, lenkte zuerſt das Auge nach dieſer Seite. Der junge Mann hatte hier einen Anblick, der ihn ungemein überraſchte. Auf dem Sarcophage ſaß eine männliche Geſtalt, die auf eine wunderbare Weiſe in die Kapelle gekommen ſein mußte, da der junge Mann während des Gebets weder einen Fußtritt gehört, noch die dicht zur Seite befindliche Kapellenthür ſich öffnen geſehen hatte. Im erſten Momente glaubte er, es ſei der alte Sacriſtan, aber bald überzeugte er ſich eines andern. Die Geſichtszüge waren ihm gänzlich fremd. Es waren die eines uralten Greiſes. Die Geſtalt war grau gekleidet, und zwar nach einem Schnitt, wie ſolchen der Jüngling ſich auf alten Bildern geſehen zu haben erinnerte. Die Augen des Mannes waren an den Boden geheftet, der Ausdruck der Züge zeigte etwas Schmerzliches, oder vielmehr den Ausdruck tiefer Trauer. Die Hände der Geſtalt ruheten auf dem Griffe eines Schwertes, das ihr wie zur Stütze zu dienen ſchien. — Lange ſah der junge Mann auf die ſonderbare Erſcheinung. Sie ſaß ſtarr, unbeweglich, wie eine Bildſäule; nicht die geringſte Veränderung war bemerklich, als jene, die durch die wechſelnde Beleuchtung, das ſich in mannichfachen Reflexen brechende Farbenſpiel, welches die Geſtalt umgaukelte, hervorgebracht ward, und letztere bald in deutlichſten Umriſſen hervortreten, bald wie durchſichtig in einem bunten, allgemeinen Lichtnebel verſchwimmen ließ. — Es mochte mehrere Minuten gedauert haben, ehe der Jüngling, in Hinſchauen vertieft, ſich endlich entſchloß, näher zu treten. Die Sonne ſendete eben den letzten ſcheidenden Strahl durch die bunten Fenſter. Mit jedem Schritt, den der junge Mann näher kam, ward die Erſcheinung bläſſer, die Umriſſe derſelben ungewiſſer. Jetzt befand er ſich noch vier oder fünf Schritt von dem Grabmal, und ſie zerfloß vor ſeinen Augen. Der letzte Sonnenſtrahl verglomm in demſelben Momente. — —

Der Jüngling war außerordentlich überraſcht. Er ſah rings umher, als ob er meinte, daß die Erſcheinung ſich auf einem andern Punkte wieder müſſe erblicken laſſen. Das Gotteshaus war und blieb leer. Er trat jetzt näher zu dem Denkmal, und unwillkürlich fiel ſein Auge auf die Inſchrift, welche die Metallplatte zeigte, die das Grabmal deckte. Er las: „Hier liegt der ſehr tapfere und ſehr mächtige Herr, Herr Archibald Forbens, geboren am Tage Sancti Viti des Jahres der Gnade 1261, gefallen durch verrätheriſchen Angriff am Tage Sancti Petri und Pauli des Jahres 1335. Gott ſei ſeiner Seele gnädig.‘ —

Der junge Ritter war noch beſchäftigt, die ziemlich undeutliche Grabſchrift zu entziffern, als er ſich von einer Hand ſanft an der Schulter berührt fühlte. Erſchrocken kehrte er ſich um. Ein wunderliebliches Mädchen ſtand an ſeiner Seite. Es war eine reizende Geſtalt von achtzehn bis zwanzig Jahren, in reicher Modekleidung der damaligen Zeit.

„Ach, Ihr ſeid es!“ rief der Jüngling, die Hand des Mädchens ſchnell ergreifend und an ſeine Lippen führend.

„Habt Ihr Jemand Andern erwartet, lieber William?“ ſprach das Mädchen lächelnd, aber etwas befremdet.

„Das nicht!“ erwiederte der Ritter etwas verwirrt. „Auf wen hätte ich warten ſollen, als auf Euch? Ach, und wüßtet Ihr, wie ſchwer mir, den ganzen Tag über, dieſes Warten geworden iſt! — Habt Ihr,“ ſchloß er raſch, „mit Eurem edlen Vater geredet?“

„Ich habe;“ erwiederte das Fräulein, und ein dunkles Roth überflog ihre ſchönen Wangen.

„O Dank, tauſend Dank, theure Catharina!“ rief der Jüngling, die Hände des Mädchens mit Küſſen bedeckend. — „Was ſagte Euer Vater zu meiner Werbung, und — ich darf wohl ſo ſagen — zu unſerer Liebe?“

„Er ſchien Anfangs ſehr überraſcht;“ lispelte das Mädchen.

„Aber er mißbilligte ſie nicht? Er zürnte nicht?“ fragte ungeduldig der junge Mann.

„Das nicht;“ entgegnete das Fräulein. „Er fragte mich zuerſt nach meiner Meinung —“

„Und Ihr, Ihr ſagtet ihm doch —“

„Daß ich,“ ſprach das Fräulein neckend, „Euch ſehr abgeneigt ſei, daß ich mich aber, wenn es nicht anders ſein könne, in ſeinen Willen fügen würde.“

„Und er? Er willigt ein?“ rief jubelnd der junge Mann.

„O nein!“ ſagte das Fräulein. „So weit ſind wir noch nicht.“

„Wie?“ rief der Ritter erſchrocken. „Er verſagte ſeine Einwilligung? — Wäre es möglich? Er könnte die alte Feindſchaft zwiſchen unſern Stämmen fortſetzen wollen?“

„Wie Ihr nun wieder ſeid!“ ſprach das Mädchen neckend. „Weil mein Vater nicht gleich ſagt, es würde ihm zu einer beſondern Ehre gereichen, daß Sir William Gordon, Sohn Sir Reginalds Gordon, Grafen von Huntly, ſeiner Tochter, der armen Catharina Forbens, die Hand reichen wolle, ſo ſprecht Ihr gleich von Fortſetzung alter Feindſchaft. — Mein Vater ſagte ganz einfach, aber ernſt: eine Werbung dieſer Art könne nicht zuerſt von Eurer Seite, ſondern ſie müſſe in Eurem Namen von Eurem Vater und Clanshaupt kommen, und — mein Vater hat Recht.“ —

„Form, nichts als Form!“ rief William Gordon ungeduldig. „Ich habe meinem Vater Alles mitgetheilt, habe ihm geſchrieben, daß ich auf meiner Rückreiſe von den Wappnern Eures Vaters gefangen, nach Schloß Corgarff gebracht, dort aber von Eurem edlen Vater ſogleich in Freiheit geſetzt, und mir die Weiterreiſe geſtattet worden ſei. Ich habe ihm ferner mitgetheilt, was mich hier zurückhält, daß ich Euch liebe, daß ich mir Hoffnung mache, daß Euer Vater in eine Verbindung zwiſchen uns willigen und die Hand bieten werde, eine zweihundertjährige Fehde beizulegen. Die Einwilligung meines Vaters kann jeden Augenblick eintrefſen; iſt ſolche aber da, ſo wäre ein beſonderes Anhalten um Eure Hand —"

„Dennoch etwas, worauf mein Vater beſtehen würde, und was ich nicht tadeln kann;" fiel das Mädchen ein. „O ſeht nicht ſo finſter aus, lieber Freund," fuhr das Fräulein fort, indem es die Hand des jungen Ritters ergriff; „betrachtet die Sache einfach, wie ſie iſt. Die Forderung meines Vaters gründet ſich auf ein ganz gewöhnliches Herkommen, welches in dieſem Falle, wo es ſich um Beilegung verjährter Todfehde handelt, am wenigſten übergangen werden kann."

„Ihr wollt es, und ſo muß es ſein!" ſagte der Ritter, ſichtlich etwas mißmuthig. „Es bleibt mir mithin nichts übrig, als ſogleich einen Reitenden an meinen Vater zu ſenden und ihm Eure Forderung mitzutheilen."

„Ihr zürnt, lieber William, und mit Unrecht;" ſagte Catharina freundlich begütigend. „Erwartet die Antwort Eures Vaters —"

„Und warum? Ich kenne ſie im Voraus. Er ergreift freudig die dargebotene Gelegenheit —"

„Seid Ihr deſſen ſo gewiß?" unterbrach ihn

Catharina, mit Beſorgniß im Tone. „Ihr befandet Euch, faſt ſeit Euren Knabenjahren, im Auslande, kennet die Denkungsweiſe Eures Vaters vielleicht nicht genau, und die Schilderungen —“ das Fräulein ſteckte. —

„Die Ihr von ihm hörtet, lauten nicht zu ſeinem Vortheil;“ ergänzte William lächelnd. „Bedenkt indeß, theure Catharina, daß ſie aus dem Munde — ich will nicht ſagen von Feinden, aber von Gegnern — kamen. Es iſt mir,“ fuhr der Ritter fort, „nicht unbekannt, daß mein Vater für ſtolz, hart, ſelbſt — jedoch mit Unrecht — für grauſam gilt; ich weiß aber auch, daß er mich liebt, und daß ich ſein einziger Sohn bin. Seiner Einwilligung bin ich ſo gewiß, als ich lebe.“

„So erwartet wenigſtens ſeine Antwort auf Euer Schreiben;“ ſagte das Fräulein.

„Es iſt Euer Wille, und ich gehorche;“ entgegnete William, mit Zärtlichkeit im Tone.

Er wollte noch etwas beifügen, als ſich die Thür der Kapelle öffnete, und der alte Sacriſtan hereintrat.

„Sr. Gnaden haben nach Euch gefragt;“ ſprach der Alte zu Catharina. „Es iſt auch bald Zeit zur Abendtafel.“

„Hört, Malcolm!“ ſagte William lächelnd zu dem Greiſe. „Ihr kennt ja ganz genau die Geſchichte Eures Clans. Wißt Ihr etwas Genaueres über Ritter Archibald“ — der junge Mann zeigte auf das Grabmal — „und über die Umſtände ſeines Todes?“

„Jedes Kind, das Einen der Forbens zum Vater hat, kennt die Geſchichte Laird Archibalds;“ erwiederte der Greis. „Er fiel von der Hand Eines der Gordens. Man ſagt, daß Beider Söhne um ein und daſſelbe Fräulein warben, und daß dieſer Umſtand ſie, die bis dahin Freunde geweſen, entzweite. Laird David Gordon ſpaltete ihm das Haupt, als ſie von einem Gelage nach Hauſe ritten. Wegen dieſes Mordes begann die Todfehde zwiſchen beiden Clanen.“

„Archibald,“ ſetzte das Fräulein hinzu, als der Alte geendet hatte, „ſoll dieſe Capelle erbaut haben, und jenes dort“ — ſie zeigte auf ein Glasgemälde in einem der Fenſter — „ſoll ſein Bildniß ſein.“

Der Ritter blickte nach dem Fenſter empor. Er war ungemein überraſcht, als er auf dem Mittelfelde des Fenſters einen Mann ganz von demſelben Aeußern und in der nämlichen Stellung abgebildet ſah, wie der, deſſen Figur er auf dem Sarcophage ſitzend zu erblicken geglaubt hatte. Es war ganz dieſelbe Haltung, dieſelbe Tracht, daſſelbe Alter. Längere Zeit blickte William auf das Gemälde, deſſen Umriſſe ſich, da der geröthete Abendhimmel den Hintergrund bildete, noch ziemlich deutlich erkennen ließen. —

„Jetzt,“ ſagte der Ritter lächelnd, „wird mir eine Täuſchung der Augen ziemlich erklärlich, welche mich vor wenig Minuten ſehr überraſchte, und von welcher ich ſonſt nicht geſprochen haben würde, um Euch, theures Fräulein, nicht dadurch den einſamen Beſuch der Capelle zu verleiden. Ich glaubte nämlich, beim Untergang der Sonne, jenen Eurer Ahnen, der dort auf dem Bilde abconterfeit iſt, deutlich hier auf ſeinem Grabmal ſitzen zu ſehen. Jetzt kann ich mir denken, daß es nichts als eine Abſpiegelung, verurſacht durch das eigenthümliche Brechen der Lichtſtrahlen, mit einem Worte, der Wiederſchein jenes Bildes geweſen."

„Gewiß! — Gewiß nichts anders;" ſagte Catharina, aber der Ton ihrer Stimme ſchien dem Inhalt der Rede nicht beizupflichten, auch ſah ſie den alten Malcolm mit beſorgter Miene an.

Letzterer ſchien ſichtlich von der Mittheilung ergriffen.

„Nein, Herr!" rief der Greis heftig aus. „Es war keine Täuſchung Eurer Augen. Ihr habt den Bodach Glas geſehen."

„Den Bodach Glas?" fragte William befremdet. „Ich weiß nicht, was Ihr damit meint."

„Man nennt es auch das ‚graue Geſpenſt'," ſagte der Alte, „und es lebt kein Kind in unſerem Clan, das nicht davon hätte reden hören."

„Poſſen!" verſetzte William. „Der Grund der Erſcheinung iſt mir ſo klar —"

„Ihr könntet Euch dennoch täuſchen, mein theurer Freund;" fiel Catharina ein. „Es giebt mehrere Perſonen, die ſolche an andern Orten und zu andern Tageszeiten geſehen haben wollen."

„Ich ſelbſt habe Bodach Glas zweimal geſehen;" fiel der Alte eifrig ein. „Es war zwar jedesmal zu derſelben Zeit, in welcher auch Ihr, Herr Ritter, ihn erblickt habt —"

„Seht Ihr wohl! Das ſpricht für meine Behauptung;" fiel William ein.

„Ja, aber auch Mac Murray, der Barde, ſah ihn, und an verſchiedenen Orten;" fuhr Jener fort. „Es war jedesmal kurz vorher, wenn dem Clan oder der Familie des Lairds ein großes Unglück drohte. Das erſtemal ſah ich ihn, als der Vater unſers Laird ſterben ſollte; das zweitemal, als unſer Herr auf der Jagd mit dem Pferde ſtürzte und dem Tode nahe war. Mac Murray, der Sänger, hat ihn am Abend vor dem Gefecht zwiſchen den Homes und den Kers erblickt, wo Ker von Ceßford von einem der Elliots mit der Lanze erſtochen ward, und unſer Herr, der an der Fehde Theil genommen hatte, in die Hand Buccleuch's fiel; das zweitemal in der Schlacht von Ancrammoor, wo zwar die Schotten ſiegten, unſer Clan aber großen Verluſt erlitt. Ueberdies iſt es eine alte, faſt zweihundertjährige Erfahrung, daß Bodach Glas jedesmal erblickt wird, wenn ſich ein großes Unglück ereignen ſoll, und mich wird Niemand überzeugen, daß es natürlich zugehe.“

William ſah wohl, daß eine ſolche Unternehmung, bei dem ſtarren Sinn des Alten, in das Reich der Unmöglichkeit gehöre; ja, daß es eine Art Ehrenpunkt bei ihm geworden, dem Clan der Forbens den warnenden Bodach Glas nicht rauben zu laſſen, und er fragte alſo blos freundlich: ob man nicht die erſte Veranlaſſung zu der in Rede ſtehenden Erſcheinung kenne?

Der Alte ſchwieg eine Weile, als ob er fürchte, den Ritter durch eine nähere Auskunft zu beleidigen, dann ſagte er:

„Man hat es verſchiedentlich gedeutet. Die Meiſten glauben, der Bodach Glas ſei der Geiſt Ritter Archibald's, welcher den Clan der Forbens ſo lange durch Warnung vor jedem Unfall zu ſchützen ſuche, bis ſein Tod an dem Stamme ſeiner Feinde“ — der Greis hütete ſich die Gordons zu nennen — „hinlänglich gerächt ſei; Andere ſehen in ihm nur den Schutzgeiſt dieſes Hauſes.“

„Ei nun,“ rief lachend William Gordon, „ſo wollen wir hoffen, daß Bodach Glas, als ein rechtſchaffener Schutzgeiſt, nicht blos warne, ſondern auch, ſo viel an ihm iſt, das Haus, das er ſich zur Wohnung erkieſ'te, vor jedem Unfall bewahre.“

„Amen!“ ſprach Malcolm düſter. „Dem ſei alſo; wiewohl Bodach Glas noch nie erſchien, ohne daß die traurige Veranlaſſung bald nachher kund geworden wäre.“

So wie der Alte dieſe Worte geſprochen hatte, bemerkte Catharina, daß der Vater die Abweſenden in der Halle erwarten werde, und bald begab man ſich dahin. — —

Die Halle, in welcher der Laird mit ſeinen Hausgenoſſen zu tafeln pflegte, nahm das Erdgeſchoß des ganzen weſtlichen Theils des Gebäudes ein und gewährte, wenn man aus den Fenſtern blickte, eine ungemeine Ausſicht in die Ferne, da ſich auf dieſer Seite das Thal weithin öffnete. Dieſe Seite des Schloſſes berührte unmittelbar den Felſenrand; die Grundſteine ragten hier und da über die Klippen hinaus, oder Letztere waren ſelbſt in die Mauer eingeſchloſſen. Ein mächtiger, etwas plump gearbeiteter Tiſch von Eichenholz lief durch das ganze

Gemach hin. In den tiefen Niſchen der ſpitzbogigen Fenſter ſtand eine große Anzahl Männer gruppenweis im Geſpräch. Es waren die Beamten des Haushaltes des Lairds, ſo wie einige Clansälteſten, nebſt zwei oder drei Gäſten, deren verſchiedenfarbiger Tartan ſie als Angehörige benachbarter Stämme bezeichnete.

Als William und Catharina eintraten, unterhielt ſich Sir Richard Forbens, der Hausherr, eben auf's Freundlichſte mit dieſen Gäſten. Der Laird war ein ſechzigjähriger Alter, aber ſein Aeußeres zeugte noch von vieler Kraft, obwohl der bis zum Gürtel herabfließende Bart nur wenig dunkle Haare zählte. Das Geſicht des Lairds hatte Züge, welche eine ungemeine Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit verkündigten; auch war der Ausdruck von Fröhlichkeit und munterer Laune in ihnen zu leſen. So wie das Auge des Lairds auf die jungen Leute fiel, rief er laut lachend, und indem er auf William blickte:

„Wo iſt der Hauskaplan? Er ſoll das Benedicite anheben; denn wenn ich auch einen meiner Gäſte kenne, der weder Hunger noch Durſt unterworſen ſcheint, ſo würden die andern es mir jedoch ſchlechten Dank wiſſen, wenn wir noch länger mit der Abendtafel warten wollten.“

Der Prieſter ſagte jetzt das Tiſchgebet her, welches von den hinter ihren Stühlen ſtehenden Gäſten mit einem lautſchallenden: ‚Amen!‘ beſchloſſen ward, und Jeder — William zwiſchen dem Laird und ſeiner Tochter — nahm ſodann an der Tafel, die mit einer Menge Speiſen bedeckt war, Platz. Die Speiſen und Getränke waren dem Anſcheine nach alle gut und nahrhaft und im größten Ueberfluß vorhanden, doch ſchien eine gewiſſe ökonomiſche Gränzlinie gezogen zu ſein. Am obern Ende, wo der Hausherr und ſeine vornehmſten Gäſte ſaßen, ſah man die Spenden des Waldes und Fluſſes an Wildpret und Fiſchen in den edelſten Sorten und auf eine ſorgſame Weiſe zubereitet, weiter unten ſtanden große Stücke gebratenen Rindfleiſches, geröſtete Hammelskeulen oder andern Fleiſchwerkes, unter dem blos der, von den Hochländern verabſcheute Schweinebraten fehlte. Eben ſo war es mit dem Getränk. Die vornehmern Gäſte labten ſich an Wein, die geringern an Gerſtenſaft, der in großen Krügen vor ihnen ſtand. Kaum ſaß man am Tiſche, als von allen Seiten den Speiſen zugeſetzt wurde. Theils mit Meſſern, theils mit Dolchen, die nebeneinander in der Scheide ſteckten, langten die Gäſte den Fleiſchſtücken zu, und Letztere verkleinerten ſich von Moment zu Moment. Ein paar Dudelſackpfeifer traten jetzt herein und ſtellten ſich unweit des Hausherrn auf. Auf einen Wink Deſſelben begannen ſie ihr Spiel. Es waren ohrzerreißende, kriegeriſche Melodien, die ſie ſpielten, und die, vermiſcht mit den immer lauter tönenden Reden der Gäſte, die größtentheils in dem rauhen, gaeliſchen Dialekt gehalten wurden, Mißtöne hervorbrachten, an welche ſich nur ein hochländiſches Ohr gewöhnt haben konnte; demungeachtet brachte eine dieſer Weiſen bei dem größten Theile der Anweſenden eine enthuſiaſtiſche Wirkung hervor. Es war ein Kriegslied, das auf den Stamm der Forbens einen beſondern Bezug hatte, bei deſſen rauh-einfacher Weiſe ſich alle Geſichter verklärten, und einige, der von dieſer Melodie am meiſten Ergriffenen aufſprangen, und, unter enthuſiaſtiſchen Ausrufungen, mit Hand und Armen in der

Luft herumfegten. Der Laird ſah mit Stolz auf ſeine Untergebenen.

„Ich müßte,“ ſagte er laut, „nicht die Ehre genießen, der Erſte unter meinen tapfern Clansverwandten, ich müßte kein Forbens ſein, wenn ich nicht Freude fühlen ſollte zu ſehen, wie dieſe alte Melodei ſo viele tapfere Herzen bewegt. Sie hat ſtets unſern Muth erhoben und befeſtigt; war es im Glück oder im Unglück. Laßt ſie daher noch einmal, aber in den dazu gehörigen Worten, ertönen. — Wo iſt mein Barde? — — Wie?“ fuhr der Laird mit gerunzelter Stirn fort; „alle meine Begleiter umgeben mich, mein Bladier (Redner), mein Gillimore (Waffenträger), mein Gillicomſtraine (Stallmeiſter) ſind an meiner Seite, und nur der Bairdh (Sänger) fehlt?“

„Euer Gnaden weiß,“ ſagte ein alter Mann am andern Ende der Tafel, indem er aufſtand, „Mac Murray iſt zugleich ein Taiſhater (Seher), und ſeine Stunde iſt eben gekommen. Er kann jetzt nicht ſingen. — Befiehlt der Laird aber Geſang und Saitenſpiel, ſo iſt dies ſogleich zu haben. Es ſteht ein wandernder Sänger draußen. Dem

Tartan ſeiner Kleidung nach, gehört er zu einem der Clane der Inſeln; vielleicht zu den Macdonalds von Skye."

„Laß ihn herein, Murdoc!" rief munter der Laird. „Dieſe Inſelbewohner ſind durch Geſang und Saitenſpiel berühmt. Er ſoll uns etwas Hübſches vortragen, und iſt dies der Fall, ſo will ich ihn gut belohnen."

Der Alte, welcher vorher geſprochen, erhob ſich, ging zur Thür hinaus und kam bald darauf in Begleitung eines alten Mannes zurück, deſſen Plaid und Kilt von grau und ſchwarz gewürfeltem Zeuge waren, und der eine kleine Harfe im Arme trug.

„Willkommen, Sänger der Inſeln, die aus den blauen Fluthen des Nordmeers aufſteigen!" rief der Laird ihm entgegen. „Ich habe, als mein Haar noch braun war, oft den wilden Pibroch (Kriegsmarſch) Eurer Clane erſchallen hören, wenn er dem ſtolzen Kriegsruf: ‚Ganion coheriga!' (Widerſtreite wer's wagt!) Clanronald's entgegentönte. So laß uns jetzt etwas von den Weiſen hören, die mir ſtets wie das Donnergemurmel der an den Felſen von Skye ſich brechenden Wogen in's Ohr ſchallten."

„Dann werdet Ihr beſſere Lieder gehört haben, als Mac Donachan nan Fohn Euch zu bieten im Stande iſt;" ſprach der fremde Sänger ſtockend und ſichtlich in Verlegenheit.

„Du biſt allzubeſcheiden, Alter;" erwiederte der Laird auf's Freundlichſte. „Setze Dich inzwiſchen nieder, und Du, mein Mundſchenk, gieb dem Sohne des Geſanges einen Becher, damit er ſich zuerſt von den Anſtrengungen der Reiſe erhole und ſtärke. — Du, Kathlin, aſtore (meine Liebe), die Du gleichfalls die Gabe des Geſanges beſitzeſt, berathe Dich dann mit dem Barden, was er uns vortragen ſoll."

Der Sänger hatte ſich unterdeß auf einen Seſſel niedergelaſſen, welcher in einer Fenſtervertiefung ſtand, und Catharina trat zu ihm.

„Was denkt Ihr uns zu geben, guter Sänger?" fragte das Mädchen freundlich. „Eure Kriegslieder ſind bei den Helden berühmt, aber nicht minder berühmt in den Frauengemächern ſind die ſanftern Weiſen der Inſelbarden."

„Ich könnte Euch von der Liebe Cormac's und Una's ſingen, oder von dem Tode Mac Dugal's, der ſich aus Liebe zu der Tochter eines mächtigen Häuptlings von der Klippe in's Meer ſtürzte;“ erwiederte der Barde.

„Dieſe Lieder ſind mir nicht unbekannt;“ erwiederte Catharina. „Gebt uns lieber Etwas von Euren eigenen Dichtungen.“

„Wie Ihr befehlt!“ ſprach der Sänger haſtig. „Ich werde Euch dann das Lied von dem gefangenen Fürſtenſohn ſingen. Die Geſchichte ſoll ſich jenſeits des Meeres wirklich zugetragen haben.“

Der Alte griff jetzt in die Harfe, als ob er ſie ſtimmen wollte.

„Ach, meine alten, blöden Augen!“ ſagte er dann. „Es iſt etwas dunkel hier. Ich verfehle die Wirbel des Inſtruments. — Wolltet Ihr wohl, mein gütiges Fräulein, mir ein Lämpchen geben laſſen, daß ich die Harfe beſſer in Ordnung bringen kann?“ —

Auf den Wink Catharinens brachte ein Diener ſogleich eine Lampe, die er auf ein Tiſchchen neben den Sänger ſtellte. Dieſer nahm ſolche jedoch von dieſem Orte weg, indem es ſchien, als ob ſie ihm dort im Wege ſei, und ſtellte ſie auf das Fenſterbret, nachdem er den Docht emporgezogen und ſomit die Flamme verſtärkt hatte. So wie er dies gethan, griff er in die Saiten der Harfe, präludirte einige Augenblicke und ſang ein Lied von dem Sohne des mächtigen Inſelgebieters der Orkneys, welcher über das Meer gezogen und dort in die Gewalt eines Räubers gefallen war, der ihm die Wahl zwiſchen dem martervollſten Tode oder der Vermählung mit der Tochter des Räubers gelaſſen hatte. Der Jüngling ſchwankte eine Weile, da das Mädchen ſchön und lieblich war, wählte aber endlich dennoch lieber den Tod.

Das Lied endete folgendermaßen:

„Nicht zärtliche Klagen, nicht weibiſcher Tand,
Nicht roſige Wangen, nicht ſchneeweiße Hand,
Mehr rührten den Helden: er ging in den Tod,
Wie's die Ehre und der Brauch ſeines Stammes gebot.“

So wie das letzte Wort ſeines Geſanges verklungen war, ſpielte der Alte auf der Harfe eine rauhe, wildtönende Melodie, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen ſchien, und die bei Mehreren der Anweſenden einige ſichtliche Zeichen des Mißfallens hervorbrachte. Vorzüglich war dies an dem entfernteſten Theile der Tafel der Fall, und jener Mann, den der Laird früher nach dem Sänger des Clans gefragt hatte, ſagte zu einem neben ihm Sitzenden:

„Meint Ihr nicht auch, Iveralſhendrach, daß dieſe Melodie von den Söhnen Glengall's nur mit entblößtem Schwert angehört werden ſollte?“

„Ja wohl! — Ja wohl!“ erwiederte dieſer düſter. „Aber es iſt nicht zu verwundern, daß ſie in Schloß Corgarff ertönt, wenn ein Gordon mit an der Tafel ſitzt.“ —

„Wo habt Ihr dieſe Weiſe her, Sänger?“ hob der alte Laird an, als jener geendet hatte, und das fröhliche Geſicht ward ernſter.

„Ich vernahm ſie auf meiner heutigen Wanderung, Herr!“ erwiederte der Barde. „Irre ich nicht, ſo iſt ſie das Kriegslied der Gordons. Sie ſchien mir zu der Melodei des Geſanges zu paſſen, und Ihr werdet zugeben, daß ſie viel Ergreifendes hat und jeden der Clansgenoſſen, der im Begriffe wäre, nur einen Fußbreit vom Wege ſeiner Pflicht zu weichen, im Augenblicke der Gefahr auf dieſen zurückrufen müßte. — Aber beinahe hätte ich eines Auftrags vergeſſen, der mir heute gegeben wurde, als ich bei Tagesanbruch das Schloß des Lairds von Huntly verließ. Befindet ſich vielleicht ein junger Rittersmann, Namens Sir William Gordon, unter den Anweſenden?"

„Ich bin es, Sänger!" rief William aufſpringend. „Habt Ihr eine Botſchaft an mich?"

„Einen Brief, den mir der Laird Euch zu übergeben befahl;" verſetzte der Barde ruhig, indem er einen Zettel, um den ein ſeidener Faden gewunden, und der mit grünem Wachs verſiegelt war, aus der am Gürtel hängenden Taſche zog und ihn dem jungen Manne hinreichte.

William erbrach ihn haſtig. Er enthielt nichts als folgende Worte:

‚Du wirſt nach Durchleſung dieſer Zeilen binnen einer Viertelſtunde die Burg Corgarff verlaſſen und dieſem Befehle ſtreng nachkommen, gleichviel, ob dieſer Brief bei Tag oder Nacht, beim Mahl oder Gebet, in Deine Hände kommt, anbruch zu einer Zuſammenkunft mit ſeinem Vater, von der er das Beſte hoffe, aufzubrechen gedenke.

Obwohl William den ſtrengen Sinn ſeines Vaters kannte, ſo fiel ihm jedoch nicht ein, den Befehl deſſelben, Hinſichts der Verlaſſung des Schloſſes, wörtlich zu nehmen. Er ſah überhaupt in den Ausdrücken, in welchen das Schreiben abgefaßt war, nur ein augenblickliches Aufbrauſen des Zornes, und er fing nach und nach wieder an zu hoffen, daß, ſtünde er nur dem Vater gegenüber, es ihm am Ende dennoch gelingen werde, ihn, wenn auch nur nach und nach, und nach längerer Zeit, für den liebſten Wunſch ſeines Herzens zu ſtimmen. —

Das Mahl hatte indeß ſeinen Fortgang, und der fremde Sänger machte ſich eben bereit, einen neuen Sang anzuſtimmen, als ein Mann von ungefähr ſechzig Jahren, der bereits einige Zeit in der offenen Thür der Halle geſtanden hatte, ſeinen Platz verließ und auf den Barden zuging. Mehrere Gäſte, bei denen er vorbeiging, wollten ihm die Hand bieten, aber er ſchien es nicht zu bemerken, und Einer von ihnen ziſchelte leiſe: man möge

Mac Murray nicht ſtören, indem ihm dies ſchaden könne, da es ganz ſichtlich, daß ſeine Stunde noch nicht vorüber ſei.

So wie Jener bei dem Barden angekommen war, ließ er ſich an ſeiner Seite auf einen Seſſel nieder und blickte ihn mit ſtarren Augen an; dann ſagte er mit einer tiefen Grabesſtimme: „Ihr ſingt, und dennoch ſehe ich das Leichentuch ſchon hoch auf Eurer Bruſt?“

„Wer ſeid Ihr, Mann?“ fragte der Sänger mit Entſetzen, und indem die Harfe in ſeiner Hand erzitterte.

„Ich bin ein Barde wie Ihr;“ verſetzte Jener düſter.

„Und auch ein Seher, wie ich merke;“ ſagte der Andere, indem er ſich zu ſammeln ſchien.

„Mir ward die unſelige Gabe des zweiten Geſichts;“ ſprach Jener mit zuſammengezogenen Augenbrauen. — „Es iſt ein ſchauriges Geſchenk der Natur,“ fuhr er nach kurzer Pauſe fort, „denn dieſes Schauen, das mir beiwohnt, iſt wie das Sehen des halb nur Blinden, der das matte Auge unwillkürlich ſtärker und ſtärker anſtrengt, damit es durch die bald helleren, bald dunkleren Nebel dringe.“

„Und ſo mag es Euch wohl auch manchmal tauſchen, und die Dinge ganz anders, wie ſie ſind, erſcheinen laſſen;“ ſagte der Harfner, indem er freier aufzuathmen ſchien.

„Manchmal,“ verſetzte Mac Murray, indem er mit weit geöffnetem Auge den Sprechenden anſtierte, „iſt dies allerdings der Fall. Es iſt ein Zwieſpalt in meinen Geſichten. Vor wenig Augenblicken ſah ich Euch noch in ſchwarz und grau gewürfeltem Kilt und Plaid, und jetzt ſehe ich Euch ſchimmern in dem Grün, Scharlach und Schwarz unſerer Todfeinde, ſo weit das Leichentuch, das Euch jetzt faſt bis an den Mund reicht, nicht Eure Kleidung bedeckt. — Aber ſingt doch! Singt; ich bitte Euch.“ —

„Ich — ich kann jetzt nicht ſingen. Mir iſt ſehr übel;“ ſtammelte der Sänger bebend, und indem er aufſtand.

„Ihr ſeid unwohl, guter Sänger?“ ſagte Catharina, die letzten Worte vernehmend. „Gewiß habt Ihr Euch über Gebühr angeſtrengt. Kommt her und trinkt dieſen Becher warmen Gewürzwein, den ich für den Vater bereiten ließ, und der ihn Euch gewiß gern abtritt, da ſogleich ein anderer bei der Hand ſein ſoll."

„Recht! Recht, Kathlin!" rief der alte Laird. „Kommt, Barde, und labt Euch. Euch wird bald beſſer ſein."

„Beſſer, ja, oder ſchlimmer;" murmelte Mac Murray düſter vor ſich hin; aber bald darauf fuhr er ſich mehrmals mit der Hand über das Geſicht, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwache und erſt zu klarer Beſinnung kommen wolle. Der alte Laird bemerkte es, und bekannt mit dem Weſen ſeines Barden, ſagte er freundlich:

„Wie es ſcheint, hat Mac Murray den Geſang, den er verloren, wiedergefunden. Iſt dies der Fall, ſo mag er uns das Lied ſingen, welches die Söhne Glengall's ſtets ſo gern aus ſeinem Munde vernehmen. — Wie beginnt es doch, Kathlin?" —

Catharina neigte ſich zu Mac Murray, der jetzt ganz verändert erſchien. Auge und Stirn waren nicht mehr umdüſtert, vielmehr blickte Fröhlichkeit aus den erſteren, und er begann nun mit gedämpfter Stimme ein Lied zu ſingen oder vielmehr zu recitiren, welches die Thaten des Stammes der Forbens zum Inhalt hatte. Er beklagte in ihm die Todten, pries die auf dem Schlachtfelde Gefallenen, bat, ermahnte und ermunterte die Anweſenden.

Während es aber in dem Schloſſe Corgarff ſo fröhlich zuging, bereitete ſich draußen eine ganz andere Scene vor. Wie bereits geſagt, lag die Burg auf einem Felſen, der von allen Seiten ſteil, ja faſt unerſteiglich war. Die Seite, auf welcher ſich die Burghalle befand, war die längſte des ganzen Baues, die beiden, dieſelbe flankirenden Eckthürme, am weiteſten von einander entfernt. Da der Felſen einen kleinen, mit Gras bewachſenen Raum, etwas über der Mitte des Abhangs ausgenommen, hier über hundert und funfzig Fuß, ſteil wie eine Mauer, aus dem Abgrunde emporſtieg, und es der Erbauer des Schloſſes für unmöglich gehalten hatte, daß derſelbe von dieſer Seite erklimmt werden könnte, ſo war auf der Höhe kein Außenwerk angebracht worden, ſondern die Schloßmauer lief dicht am

Rande des Felſens, und auf letzterem nur einem ſchmalen Fußſteige Raum laſſend, vorbei. Was die eben beſchriebene Schloßſeite noch außerdem feſt machte, war der Umſtand, daß der kleine Fluß, der den Fuß des Felſens auf drei Seiten beſpülte, hier beſonders tief und klippenreich, und ein Durchwaden deſſelben gar nicht denkbar war, und zwar dies um ſo weniger, als die Wogen ſich an ein paar über die Oberfläche ragenden Steinblöcken, hauptſächlich aber an einer am Fuße des Felſens befindlichen, meiſtens vom Waſſer beſpülten Platte ſchäumend brachen.

Zu derſelben Zeit, wo die Unterhaltung der Tiſchgenoſſen bei der heute über Gebühr verlängerten Abendtafel eben am lebhafteſten war, wandelte eine Schaar Männer, ſtill und vorſichtig, queer über das Blachfeld, das den Schloßberg von dem Walde ſchied, nach der eben beſchriebenen Burgſeite zu. Es war eine dunkle, nebliche, mondloſe Herbſtnacht, und der ſich erhebende Wind brach ſich pfeifend an den Felſenzacken und den Ecken der Burg. Mehrere der Männer hatten Leitern von ziemlicher Länge; einige auch ein paar Breter auf den Schultern. Bewaffnet waren alle. Jetzt waren ſie ſo dicht an der ſteilen Felſenſeite angekommen, daß nichts als der Fluß ſie von dieſer trennte.

„Hier alſo?“ fragte leiſe einer der Männer, indem er zu einem andern trat, der der Anführer zu ſein ſchien, und der Ton ſeiner Stimme war der des Erſtaunens.

„Hier allein iſt die Burg einnehmbar;“ erwiederte dieſer mit dumpfer Stimme. „Siehſt Du das Licht noch ſchimmern?“

„Es ſchimmert, wie zuvor, am zweiten Fenſter rechts;“ verſetzte der Gefragte.

„So iſt es ein ſicheres Zeichen, daß Alles ruhig iſt, und Duncan keinen Verrath wittert. — Laßt uns deshalb an's Werk gehen, legt die große Leiter auf den Felsblock in der Mitte des Fluſſes und ſchiebt ein Bret darauf. Zwei Mann werden auf dem Steine Platz haben; dieſe legen eine zweite Leiter von dem Blocke bis zur Felswand; dort iſt eine Platte unter dem Waſſer, welches ſie nur zwei oder drei Zoll hoch überſpült.“

Der Befehl des Anführers ward ſogleich ausgeführt, ſo viel Schwierigkeit er auch zu machen ſchien.

„Jetzt,“ ſagte der Anführer, „wollen wir hinüber. Die Platte iſt breit genug, uns und die Werkzeuge aufzunehmen. Ich weiß es genau, da ich vor drei Tagen, als ich in Bettlertracht hier herumſtrich, mich vollkommen davon überzeugte. — Wer will vorangehen? Ich ſchließe den Zug, wiewohl ich am liebſten an der Spitze wäre; aber ich will der Letzte ſein, um uns den Rücken frei und Alles in Ordnung zu halten.“

„Ich will die Reihe eröffnen;“ ſagte Der, welcher zuerſt geſprochen.

„Wohl, David! Du biſt wacker und kühn. Bei Deinem Leben! keine Uebereilung!“ ſprach der Anführer. „Ihr Andern aber erinnert Euch, daß der geringſte Laut uns Allen das Leben koſten könnte.“

Der ganze Trupp ſchritt jetzt langſam und vorſichtig auf den mit ſchwanken Bretern belegten Leitern über den Fluß, und befand ſich endlich auf der glatten, bald von Wellen überſtrömten, bald auf einen Augenblick vom Waſſer befreiten Platte, die ſich am Fuße des mauerſteilen Felſens befand. —

„Legt hier die Leiter an!“ ſagte jetzt der Befehlshaber. „Dort ragt ein verkrüppelter Baumſtumpf aus einer Felſenſpalte. Er wird uns dazu dienen, eine zweite Leiter an ihn und an die erſtere befeſtigen zu können, und ſo gelangen wir bis auf den ſchmalen Vorſprung, der ſich etwas über der Mitte des Abhangs befinden muß; dort werden wir die Leitern nachziehen und den Weg weiter aufwärts nehmen.“ —

Dieſer Befehl wurde ausgeführt. Sechs Mann befanden ſich bereits auf der Leiter, als dieſelbe auf der naſſen Felſenplatte auszuglitſchen begann, ſogleich darauf zuſammenbrach, und die Emporgeſtiegenen herabſtürzten. Fünf derſelben erhielten ſich durch Hülfe ihrer Gefährten auf der Platte, der ſechste ſtürzte über den Rand herab in die Tiefe und verſank, fortgeriſſen von den wilden Wirbeln des Fluſſes.

„Sagte ich es nicht, daß Donald Bean die Leiter zu ſchwach gearbeitet hat?“ ſprach der Befehlshaber kalt. „Nun, er hat ſeinen Lohn dafür, und es iſt mir nur lieb, daß er nicht ſchrie, als er verſank. Das Krachen der Leiter wird man hoffentlich bei dem Sauſen des Windes oben nicht vernommen haben.“

Es wurde nun eine andere Leiter angelegt, und nachdem zwei Mann mit größerer Vorſicht emporgeſtiegen waren, gelang es ihnen, eine zweite an dieſe zu befeſtigen und die letzte überdies an einen zur Seite aus dem Felſen ragenden Baumſtumpf zu binden. Ein leiſes Pfeifen, welches das Pfeifen der Fledermaus nachahmen ſollte, meldete den unten Harrenden, daß dieſe Vorkehrung beendigt ſei.

Langſam und mit großer Vorſicht ſtieg nun der ganze Trupp — der Anführer zuletzt — die beiden Leitern empor, und endlich befanden ſich Alle auf einem mit Gras bewachſenen Felſenrande, der etwa zwanzig Ellen lang, aber nur etwa zwei Ellen breit war. Von hier aus ſtieg der Abhang ſenkrecht, wie eine Mauer, bis an den Rand des Felſens auf. —

„Zieht jetzt die Leitern nach;" ſprach der Befehlshaber mit gedämpfter Stimme. „Wir müſſen ſogleich Beide nacheinander hinaufſchieben und zuſammenbinden. Einen Gegenſtand, an den man ſie außerdem befeſtigen könnte, giebt es weiter nicht, denn die wenigen Büſchel Mauerkraut und ein paar Zweige der Ebereſche, die aus dem Felſen ragen, ſind zu ſchwach, als daß ſie einen Haltpunkt geben könnten.“

Während ein paar Männer ſich bemühten, die Leitern emporzuziehen, war der übrige Theil der Mannſchaft gezwungen, unthätig zu bleiben, denn der Raum, den der Felſenrand darbot, war allzuſchmal, als daß mehr als jene hätten Hand anlegen können. Die Müßigen flüſterten leiſe mit einander.

„Höre, David,“ ſagte Einer, der am entfernteſten von dem Anführer ſtand, „es iſt ein wahres Glück, daß es ſo dunkel iſt, und man nicht bis hinunter in den Fluß ſehen kann. Stünde der Mond am Himmel, und ich könnte einen Blick hinabthun, ich glaube, ich läge ſchon unten. Wir ſind hier bereits auf einer Höhe, daß, wenn Leute am Flußrande ſtänden, ſie nicht größer erſcheinen müßten wie zehnjährige Knaben. Und jetzt — jetzt ſollen wir noch weiter an der ſteilen Wand hinauf!“

„Ei nun, es iſt freilich kein Kinderſpiel, zu dem uns der Laird auserleſen hat, und ich wollte lieber für meine Perſon allein drei Gordons mit dem Schwert in der Fauſt beſtehen, wenn ich auf ebener Erde wäre und genug Raum unter den Füßen hätte;

aber was hilft's! Der Herr hat es einmal befohlen, er ſetzt ſelbſt den eigenen Hals daran, und da läßt ſich weiter nichts thun, als ihm getreulich folgen und hoffen, daß, wenn wir Alle die Hälſe brechen, wir noch heute mit dem heiligen Dunſtan und Sanct Kennet und andern guten ſchottiſchen Heiligen im Himmelreiche bei Tafel ſitzen werden.“ —

So treffend auch die Worte waren, ſo ſchien die Ausſicht, die ſie eröffneten, Jenem doch nur in geringem Maaße lockend zu ſein.

„Das mag Alles ganz gut ſein, David,“ flüſterte Jener immer ängſtlicher, „aber wenn Sanct Dunſtan und Sanct Kennet, ehe ſie ſich im Himmelreiche zur Tafel ſetzen, den Weg mit uns den Felſen hinauf machen müßten, ſo, meine ich, würde ihnen die Luſt zum Eſſen und Trinken vergehen. Mir iſt erſchrecklich Angſt, wenn ich an den Raum unter uns, und zwar daran denke, daß wir faſt hundert Fuß auf einem kaum zwei Ellen breiten Rande über dem ſenkrecht unter uns hinrollenden, klippenreichen Fluſſe ſchweben und nun noch faſt eben ſo weit hinauf ſollen, und ich wünſchte faſt, ich läge ſchon unten, denn ich weiß, daß mir jedenfalls das Halsbrechen bevorſteht, indem mir alles Blut bereits nach dem Herzen und dem Kopfe ſteigt, und das iſt ein ſicheres Zeichen, daß mein altes Uebel — Du weißt welches — im Anmarſch iſt.“

„Ei was, Andres!“ fiel ſein Gefährte ein. „Du mußt Dir ſolche Gedanken aus dem Sinne ſchlagen. Denke an etwas Vergnügliches; an die Beute, die wir machen werden, zum Beiſpiel, oder auch daran, daß Deine Mary, wenn Du umkommen ſollteſt, Dir gewiß ein paar Dutzend Seelmeſſen leſen und ein hübſches hölzernes Kreuz mit einer Inſchrift auf's Grab ſetzen laſſen wird. Hilft das nicht, ſo kannſt Du auch daran denken, daß Du nun einmal die Fahrt den Felſen hinauf oder hinab machen mußt; denn daß Sir Reginald Dir den Dolch in die Rippen ſtößt, wenn er merkt, daß Du Furcht haſt, das iſt Dir gewiß ſo gut bekannt wie das Broteſſen.“ —

Wie es ſchien, machte das letzte Argument den meiſten Eindruck auf den Furchtſamen, wenigſtens erregte es ſeine Phantaſie viel lebhafter, als die Ausſicht auf das himmliſche Nachteſſen oder das hölzerne Denkmal, denn er ſtieß einen tiefen Seufter aus und folgte mechaniſch dem muthigen David, welcher ſich der Leiter nahte, um dieſelbe zu beſteigen.

„Muth und Vorſicht!“ murmelte der Anführer, als die Männer einzeln bei ihm vorbeikamen, und Einer nach dem Andern die Leiter, welche faſt ſenkrecht an der Felſenwand ſtand, hinaufklimmte. „Findet ſich ein Hinderniß, ſo ſagt es mir, und ich werde bei der Hand ſein, um mich ſelbſt zu überzeugen.“

So wie er dieſe Worte geſprochen, betrat er, als der Letzte, ſelbſt die Stufen der Leiter, und nun hing der ganze Trupp über hundertundzwanzig Fuß hoch, unter ſich den reißenden Strom, über ſich die feindliche Veſte, an der nackten Felswand. — —

Wäre die gefahrvolle Reiſe bei hellem Tage, wo der Anblick der drohenden Gefahr in aller Stärke auf die Nerven der Klimmenden wirken mußte, unternommen worden, ſo würde ſolche gewiß einen höchſt unglücklichen Ausgang genommen haben, wenn auch nicht Burg Corgarff von einer feindlichen Beſatzung erfüllt geweſen wäre. Die ſchwankenden, an einander gebundenen Leitern, welche nur an den ſteilen Felſen gelehnt waren, ohne an ihn befeſtigt werden zu können, durften einen Zoll weit an der Wand fortgleiten, der dünne Raſen auf dem Felſengrate, der zur Stütze diente, durfte einige Linien nachgeben, eine Leiterſproſſe durfte brechen, ja nur der Fuß eines Einzelnen durfte ſtraucheln, und Alle ſtürzten unrettbar in den Abgrund. Die Nacht deckte indeß mit ihrem Schleier die Kühnen, und dies verhinderte, daß ſich der Schwindel ihrer bemeiſtern konnte.

Auf dieſe Weiſe waren ſie etwa zwanzig Sproſſen aufwärts geklimmt, und der Anführer meinte, daß die Erſten nicht mehr weit vom obern Felsrande entfernt ſein könnten, als der Trupp auf einmal anhielt.

„Was giebt's?“ fragte Jener mit dumpfem, aber zornigem Tone.

Ein leiſes Gemurmel ließ ſich hören. — Wie es ſchien, flüſterte Jeder ſeinem Hintermann etwas zu, und es dauerte lange Zeit, ehe es bis zu dem Befehlshaber gelangte.

„Werde ich bald hören, was es giebt?“ fragte Jener mit zornigem Tone. „Bei den Martern des heiligen Bennet! Wer Schuld an der Zögerung iſt, er ſoll ſich vor meinem Dolch in Acht nehmen.“ —

„Ach, Sir Reginald,“ ſagte jetzt der Vordermann des Sprechenden. „Ein unglücklicher Zufall iſt eingetreten. Der dritte Mann von oben, Andres glaub' ich, iſt krank geworden und kann weder vor- noch rückwärts. Er hat die „heilige Krankheit‘“ — ſo nannte man die Fallſucht — „bekommen und klammert ſich beſinnungslos an die Leiter.“

„Ein hölliſcher Zufall!“ ſprach der Häuptling, indem er vor Zorn mit den Zähnen knirſchte. — „Sage,“ ſprach er nach zwei Augenblicken, „ſein Nachmann ſoll ihm den Dolch in die Seite bohren und ihn von der Leiter ſtürzen. — Aber nein! Man könnte den Fall hören, er könnte die Leiter erſchüttern. — Sage, man ſoll ihn feſthalten, ich würde ſelbſt zur Stelle kommen.“

Der Befehlshaber begann jetzt, theils neben den auf der Leiter Schwebenden vorbei, theils über ſie weg, zu klimmen, indem er jedem Einzelnen befahl, ſich, ſo weit es möglich, zur Seite zu halten, oder an die Leiter mit den Händen feſt zu klammern.

Erſt nach mehreren Minuten, welche den in der Luft Schwebenden unter Todesangſt zu Stunden wurden, gelangte er zu dem Kranken, der alle Beſinnung verloren hatte, ſich aber mechaniſch an die Sproſſen anklammerte und überdies von ſeinem Vordermann an den Haaren feſtgehalten wurde.

Haſtig löſte jetzt der Befehlshaber die Schärpe, die er über der Schulter trug, und knebelte damit den Kranken, dicht an den Schultern, feſt an die Leiter. Die Schwertkoppel diente ihm überdies, die Hände des Leidenden gleichfalls daran zu befeſtigen. So wie dies geſchehen war, raunte er den beiden Männern, die ſich über ihm befanden, ein rauhes: „Vorwärts!“ zu, und der ganze Trupp ſtieg nach und nach über den Unglücklichen hinweg die Leiter empor. — — —

Während dies außerhalb der Veſte vorging, war man innerhalb der Halle derſelben luſtig und guter Dinge. Die Becher wurden auf's Fleißigſte geleert, der Barde des Stammes ſang manch ſchönes Lied, und die Fröhlichkeit ward, mit Ausnahme William's, der zu Catharinens Befremdung ungewöhnlich ernſt war, unter den Anweſenden immer lauter. Der Hausherr ſchien ganz beſonders heiter. Er erhob ſich, den Becher in der Hand.

„Lieben Freunde und Clansgenoſſen," ſagte er. „Es mag wohl faſt zweihundert Jahre her ſein, daß kein Gordon an der Tafel ſaß, an welcher ſich die Söhne Glengall's verſammelt fanden. Oft befanden ſich die Banner beider Clane, auf hallender Haide, feindlich gegenüber, ſelten, und zwar nur wenn das Vaterland bedroht war, wehten ſie in gemeinſamer Schlachtreihe. Mit Freuden habe ich die zur Sühne gebotene Hand eines Gordons ergriffen; möchte ich damit ſeinen ganzen Clan freundlich nachziehen können, und die alte Fehde in junge Freundſchaft ſich verwandeln. In Hoffnung, daß dieſer Wunſch ſich verwirkliche, trinke ich dieſen Becher auf das Wohl meines Gaſtes William Gordon, einſt Laird Huntly!" —

William erhob ſich ſogleich, als Alle getrunken hatten. — „Der Wunſch, den unſer hochverehrter Wirth, der Laird von Glengall, ausgeſprochen hat, iſt der liebſte Wunſch meines Herzens. Möchte er auf's Schnellſte in Erfüllung gehen! Dazu aber beizutragen, wird mein eifrigſtes Streben ſein.

Einſt, ſo hoffe ich, werden beide Clane Schulter an Schulter im Streite ſtehen, bei frohen Gelagen freundliche Tiſchgenoſſen ſein, und ihr gemeinſamer Wahlſpruch wird für immer lauten: — —"

Mit einem furchtbaren Klirren flogen in dieſem Augenblicke die Scheiben der Fenſter in den Saal. Wie es ſchien, wurden ſie von Schwerthieben zertrümmert. Die Fenſtergerüſte ſtürzten hinterher, und eine Donnerſtimme rief:

„Hier Gordon! Hier Tod und Verderben!" — —

Das Entſetzen war allgemein. — „Zum Schwert!" „Zum Schwert!" ſchrie man von allen Seiten, indem Alle aufſprangen.

„Vater! — Vater!" rief William wie außer ſich, indem er einem Manne entgegeneilte, der eben mit entbloßtem Schwert zum Fenſter hereinſprang, und dem eine Menge Bewaffnete folgten.

„Ziehe Dein Schwert und kämpfe an meiner Seite, wenn Du ein echter Gordon biſt!" rief der Anführer, indem er den Sohn beim Arme faßte.

„Nimmer! — Nimmermehr werde ich die Gaſtfreundſchaft verrathen!" erwiederte dieſer, ſich mit Gewalt losreißend. „Nur über meinen Leib geht der Weg zu dem Laird von Glengall.“

„Ergreift den Unſinnigen und reißt ihn fort!“ ſchrie der Vater des jungen Mannes.

„Wage es Einer, und ich haue ihn nieder!“ rief William, und warf ſich vor den Hausherrn, indem er dieſen gegen die andringenden Feinde zu vertheidigen ſuchte.

„Fort, William Gordon!“ rief jetzt der Laird von Glengall. „Zu mir, meine Clansgenoſſen! — Laßt Euren Schlachtruf hören, und mit ihm friſch auf den Feind!“

„Auf, Glück, und fülle die Ketten!“ riefen mehr als dreißig Stimmen, und der alte, ſeit den Zeiten Königs Bruce in manchem guten Kampfe geehrte Kriegsruf brach ſich donnernd an dem Gewölbe. Schwertſchlag und Kriegsgeſchrei erfüllten bald die weite Halle. Das Wuthgebrüll der Angreifenden vermiſchte ſich mit den Schmerzenslauten der Verwundeten, dem Stöhnen der Sterbenden. —

Im erſten Moment war William faſt ſeiner Sinne beraubt. Wem ſollte er zu Hülfe eilen, an weſſen Seite ſollte er kämpfen? Sollte er das Schwert gegen den Vater der Geliebten, oder es gegen den eigenen wenden?" Er war in Verzweiflung, und ſchon bemächtigte ſich ſeiner der Gedanke, ſich in das eigene Schwert zu ſtürzen, als ſein Auge auf Catharinen fiel, welche unweit der Thür ohnmächtig am Boden lag.

Wie außer ſich, eilte er auf das Mädchen zu, er nahm es raſch auf die Arme, und trug es aus dem Getümmel. Auf dem Flur des Hauſes traf er die Dienerinnen des Fräuleins, denen er ihre Herrin übergab, und dann raſch wieder auf den Kampfplatz eilte. Das Schauſpiel war hier ein furchtbares. Die Mehrzahl der Forbens war erſchlagen, die übrigen, ſelbſt der Hausherr, verwundet. Die Flamme der umgeſtürzten Kerzen hatte das Tiſchgeräth ergriffen, es brannte; der Rauch erfüllte das Gemach, aber dieſer Umſtand hinderte die Kämpfer nicht, mit Wuth fortzufechten. Auch von den Gordons waren Mehrere gefallen; der Sänger war der erſte, welcher dem Schwerte erlegen war. — Das Feuer griff inzwiſchen immer weiter um ſich, der Hausherr und die Seinen waten in Gefahr, der Uebermacht zu erliegen, aber nun wandte ſich das Glück. Der Kampfeslärm, der aus dem Saale ſchallte, hatte die Schloßbewohner ſämmtlich herbeigezogen. Sie erſchienen mit Waffen aller Art und ſtürmten auf die Gordens ein. Sir Reginald, der Häuptling, kämpfte wie ein Löwe, aber ſein Häuflein ward immer kleiner. Dies war der Moment, wo William, nachdem er Catharinen gerettet, wieder im Saale erſchien. In dieſem Augenblicke erhielt Reginald Gordon einen Schwerthieb in den rechten Arm. Er faßte die Waffe mit der Linken und kämpfte fort.

„Zurück, Vater! Fort aus der Halle! Ich decke Euch den Rückzug;“ rief der Jüngling.

Der Rauch in dem Gemach war jetzt von der Art, daß man kaum noch Freund von Feind unterſcheiden konnte; die Fortſetzung des Kampfes in dieſem Raume war unmöglich.

„Platz! — Gebt Raum!“ — donnerte William den Forbens zu, welche nach der Thür drängten, um den Gordens den Weg zu verlegen und ſie in das brennende Gemach einzuſchließen.

„Rette Dich, William Gordon!“ rief der

Laird von Glengall. „Rette Dich! Aber die Andern müſſen ſterben.“

„Retten?“ ſchrie der junge Mann. „Nicht ohne meinen Vater, nicht ohne den Letzten meines Clans.“

„Wohlan, auf ſie ein!“ rief der Laird mit donnernder Stimme. „Haut ſie Alle nieder! Nieder mit dem Letzten der Gordons!“ —

Dieſe ſchlugen ſich indeß wüthend durch die dreifach ſtärkere Uebermacht der Feinde. William focht wie ein Verzweifelter, doch ſuchte er mehr den Rückzug zu decken und den Vater zu ſchützen, als daß er angriffsweiſe gefochten hätte. So gelangte das Häuflein in den Schloßhof.

„Sprengt das Thor und fliehet! Ich decke Euch den Rückzug!“ rief William ſeinen Clansverwandten zu, indem er ſich in die Thorhalle ſtellte und hier wie ein Löwe gegen die andringende Menge kämpfte. Er wäre unfehlbar unter den Schwertern der zahlreichen Gegner gefallen, wenn der Laird von Glengall nicht in der Nähe geweſen und dem Kampfe für einen Augenblick Einhalt gethan hätte.

„Ergebt Euch, William!" rief er ihm zu. „Ich will Euer Blut nicht und rechne Euch die Schuld des Vaters nicht zu."

„Gewährt Ihr freien Abzug, Sir?" fragte der Jüngling, indem er ſah, daß ſeine Clansgenoſſen nur mit Mühe das Thor zu ſprengen im Stande wären.

„Nimmermehr! Euch ſchone ich; ſonſt Niemand;" rief Jener.

„Dann ergebe ich mich nicht;" verſetzte William. —

Der Kampf begann auf's Neue. Aber jetzt ſtürzte das Schloßthor aus ſeinen Angeln.

„Flieht! — Flieht, Vater! — Ich decke Eure Flucht;" rief der junge Mann.

„Auf ihn, Mac Murray! — Folge mir, Everalſbendrach! — Aber ſchont ſeines Lebens;" rief Sir Richard Forbens, auf William eindringend.

„Gegen Euch kämpfe ich nicht;" ſprach der junge Mann mit Verzweifelung im Tone, und indem er ſich nur ſchwach vertheidigte. In dieſem Augenblicke fühlte er ſich von dem Schwerte Mac Murray's in der Schulter verwundet; er ließ den

Arm ſinken und ward entwaffnet. Seine Stammgenoſſen — Reginald Gordon von ihnen fortgeriſſen — entflohen.

Höchſt wahrſcheinlich würden ſolche ihre Tollkühnheit, eine ſo mächtige Veſte wie Corgarff durch Ueberfall zu nehmen, haben theuer büßen müſſen, da das kleine Häuflein von funfzig Mann faſt bis auf die Hälfte geſchmolzen war, und ſchon hatte der Laird von Glengall zu ihrer Verfolgung Befehl gegeben, aber in dieſem Augenblicke ſchlug das Feuer aus allen Fenſtern der Burgſeite, wo der Kampf ſtattgefunden hatte, und der Schloßherr war gezwungen, den Befehl zurückzunehmen, wenn er nicht ſein Stammſchloß vor ſeinen Augen in Aſche verwandelt ſehen wollte. Alle Hände waren nöthig, um das Feuer zu dämpfen. Bei den mangelhaften Mitteln jener Zeit gelang dies erſt, als bereits der Morgen angebrochen, und von dem größern Theil der Burg nichts als ein rauchender Trümmerhaufen übrig geblieben war. — — —

Es war drei Tage ſpäter, als ſiebenundzwanzig Särge aus dem Thore der Burg nach dem Gottesacker getragen wurden. Eben ſo viele Forbens waren in dem Gefecht umgekommen. So wie der Laird von Glengall und die Clansälteſten von der Beerdigung zurückgekommen waren, verſammelten ſie ſich in einem Gemache, das dem noch rauchenden Trümmerhaufen gerade gegenüber gelegen war, und aus deſſen Fenſtern man denſelben erblicken konnte. Faſt Alle waren verwundet.

„Ich habe Euch,“ ſagte der alte Laird, „nachdem wir unſerer Pflicht genügt und die Gefallenen beſtattet, ſogleich verſammelt, um über das Schickſal von vier Gefangenen, die in unſern Händen ſind, mit Euch zu berathſchlagen. Zwei wurden in der Burg entwaffnet, Einen fand man an die Leiter, die zur Erſteigung gedient, weil er, ſeiner Ausſage nach, krank geworden, feſt gebunden, der Vierte iſt der Sohn meines Feindes, der ſich unter Allen zuletzt ergeben. — Was meint Ihr, daß mit ihnen geſchehen ſoll? Wie Ihr wißt, verlangt es der Brauch, daß ſich das Haupt des Stammes mit den Clansälteſten deshalb berathe. Ihr ſeid der Aelteſte, Murdoc; ſprecht Eure Meinung aus.“

„Meine Meinung iſt, daß man ihnen die Häupter abſchlage, drei davon auf dem höchſten

Thurme der Burg aufſtecke und das Haupt des Sohnes dem Laird von Huntly zuſende;" erwiederte der Angeredete mit finſterer Miene.

„Und Ihr, Everalſhendrach?" fragte der Laird einen Andern.

„Ich meine, man müſſe von dem Laird von Huntly fordern, daß er die Burg wieder aufbaue und für die Erſchlagenen Blutgeld zahle. Im Weigerungsfalle vollziehe man, was Murdoc ſo eben vorgeſchlagen."

„Ich bin einer andern Anſicht;" fiel ein Dritter ein. „Der Stamm der Gordons iſt dreifach ſtärker, wie der unſere. Frühere Verſuche, die Todfehde beizulegen, ſchlugen immer fehl. In den häufigen Kämpfen waren wir, unſerer Schwäche wegen, öfter im Nachtheil wie im Vortheil. Jetzt bietet ſich eine Gelegenheit dar, die Todfehde zu beendigen, indem wir drohen, den Sohn des Lairds hinrichten zu laſſen, wenn er nicht ewigen Frieden ſchwört."

„O Ralph Mac Neil!" rief Murdoc aus, „Ihr würdet ſo nicht ſprechen, wenn Ihr, wie ich, vor einer Stunde einen blondgelockten Sohn begraben hättet."

„Auf dem Felde von Drimminor liegt mein Vater und zwei meiner Brüder. Ihr Andenken iſt mir heilig, aber heiliger iſt mir die Wohlfahrt unſers Stammes;“ erwiederte Jener feſt.

„Alſo keine Strafe ſoll die Verräther treffen? Keine Rache für ſiebenundzwanzig niedergemetzelte Söhne, Brüder und Verwandte?“ rief Murdoc heftig.

„War etwa Frieden zwiſchen den Söhnen Glengall's und den Gordons? — War auch [illegible] Waffenſtillſtand?“ fragte Mac Neil. „Die Feinde waren in ihrem Recht.“

„Hört! — Hört den Verräther!“ riefen Murdoc und Everalſhendrach mit Wuth.

„Verräther ſelbſt, wer mich einen Verräther ſchilt!“ rief zornig der Vorige.

„Man hört es wohl, daß ſich Euer Großvater erſt unſerm Clan einverleibte;“ rief Murdoc verächtlich.

„Aber dieſer Großvater ließ einen Sohn und zwei Enkel in dem Kampfe gegen die Gordons;“ erwiederte Jener.

„Ruhig, Freunde!“ fiel jetzt der Laird mit gebietendem Tone ein. „Man bringe die Gefangenen herbei. Ich werde ſelbſt über ſie entſcheiden.“

Mehrere Minuten vergingen, endlich trat William Gordon, den Arm in der Binde, hinter ihm drei Männer in Feſſeln herein.

„Ritter,“ ſagte der Laird, und es lag viel Härte im Tone, „Euer Vater hat einen Späher in meine Burg geſchickt, und während wir deſſen falſchen Liedern lauſchten und fröhlich waren beim Feſtmahl, ja, während ich Eurem Vater die Hand zur Verſöhnung und Beendigung der alten Fehde geboten hatte, erſtieg er meine Veſte und erſchlug ſiebenundzwanzig meiner Verwandten und Clansgenoſſen beim traulichen Mahle.“ —

„Ich werde,“ ſprach William, als der Laird einen Augenblick ſchwieg, „die That meines Vaters bis zu meinem letzten Athemzug betrauren. Mein Herzblut gäbe ich darum, könnte ich ſie ungeſchehen machen; aber der Sohn darf den Vater nicht tadeln, und als Clansmitglied halte ich mich verpflichtet zu behaupten: er war in ſeinem Recht.“ —

„Da hört Ihr die Sprache eines Gordons! —

So ſind ſie Alle; Einer wie der Andere; treulos und falſch!" riefen tobend die Meiſten der Anweſenden.

„Ihr waret mein Gaſt. Ihr ſaßet an meinem Tiſche, aßet mit mir aus einer Schüſſel, als ſich der Späher in Bardenkleidung einſchlich und Euch einen verrätheriſchen Brief übergab!" ſprach finſter der Laird.

„Ich kannte den Sänger nicht. Wie ſollte ich es auch, da ich ſeit meinen Knabenjahren in Frankreich lebte?" erwiederte William im Tone der Wahrheit. „Den Brief wollte ich Euch bei meiner Abreiſe vorlegen. Leſet ſelbſt und entſcheidet, ob [illegible] verrätheriſch genannt werden kann."

Der Laird warf einen Blick auf den Zettel, und nachdem er ihm William zurückgegeben, ſagte er:

„Ihr waret mein Gaſt und habt gegen mich das Schwert gezogen."

„Nur vertheidigungsweiſe, und um den Rückzug meines Vaters zu decken;" ſprach William ſchmerzlich. „Hätte *ein Sohn* weniger thun können?"

„Was meint Ihr, welches Schickſal Euch beverſtünde, wenn Euer Vater an meiner Stelle, und Ihr der Sohn ſeines Feindes wäret?“ fragte Jener mit hartem Tone.

William ſchwieg.

„Ich will Euch ſein Urtheil ſagen;“ rief der Laird mit Heftigkeit. „Fort auf den Block mit ihm! würde es lauten. Auf den Block mit ihm und den Andern!“

Ein furchtbarer Schrei ertönte in dieſem Augenblick von der Thür des Gemaches her. Catharina war es, welche hereinſtürzte und in eben dieſem Augenblicke die letzten Worte des Vaters gehört hatte.

„So tödtet auch mich!“ rief ſie in Verzweiflung, indem ſie händeringend dem Vater zu Füßen ſtürzte und bald darauf wieder aufſprang. „Bei Gott und allen Heiligen! Tödtet Ihr ihn, ſo ſtürze ich mich aus dem Fenſter in den Abgrund!“

„Catharina, bedenke!“ ſagte der Laird, die Tochter am Arme faſſend, und indem er mit den Blicken auf die erſtaunten Umherſtehenden deutete.

„Was iſt da zu bedenken!“ rief das Mädchen in heftigſter Erregung. „Er iſt mein! Ich laſſe ihn nicht! Sein Leben iſt mein Leben!" —

„Tochter, Du biſt außer Dir! Du weißt nicht, was Du redeſt;" ſprach der Laird.

„O ich weiß es! Ich weiß es nur allzuwohl!" rief Catharina heftig. „Habe ich es nicht aus Eurem Munde gehört, um was es ſich handelt? Ihr wollt ihn hinrichten; nein ermorden. Ihr wollt —"

Die Stimme verſagte ihr. Sie fiel ohnmächtig zu Boden.

„Sie ſtirbt! — Sie ſtirbt!" ſchrie William wie wahnſinnig, indem er neben dem Mädchen auf die Knie ſtürzte und es in ſeine Arme ſchloß.

„Fort, Ritter! — Fort von ihr! — Tragt ſie hinaus, Murdoc, Giles, Bennet!" —

Das Fräulein ward aufgehoben und hinausgetragen. Frauenſtimmen ertönten auf dem Flur. Der alte Laird hatte die Tochter ihren Dienerinnen übergeben. Nach einiger Zeit kam er wieder in's Gemach zurück.

„Ihr ſeid mein böſer Engel, Sir!" ſagte er, finſter auf William blickend. „Der erſte Fußtritt, den Ihr auf meinen Boden ſetzet, koſtet mir ſiebenundzwanzig Leben und das Herz meiner Tochter.“

„Ich will wieder gut machen, was ich ohne böſe Abſicht verſchuldet haben könnte!“ rief der junge Mann.

„Und wie wollt Ihr dies anfangen, Sir?“ ſprach mit Härte der Laird. „Könnt Ihr ſiebenundzwanzig Erſchlagene wieder in's Leben rufen? Könnt Ihr, was geſchehen, ungeſchehen machen?“

„Das kann ich freilich nicht, aber ich kann die Todfehde, welche zwiſchen unſern Clanen beſteht, zu Ende bringen, oder — Doch erlaubt, Ritter, daß ich über das, was ich zu thun gedenke, ſchweige;“ ſagte der junge Mann, plötzlich inne haltend. „Glaubt Ihr, daß der Unfall, den Euer Clan durch den unſeligen Angriff erlitten hat, durch nichts als mein Blut und das Blut dieſer Unglücklichen geſühnt werden kann, wohlan, hier ſind unſere Häupter. — Habt Ihr mildere Geſinnungen, ſo entlaßt mich auf drei Tage, auf mein Ritterwort. Ich verſpreche Euch, bis dahin mich wieder auf Burg Corgarff einzufinden, und bringe Euch den Frieden, oder ich trage mein Haupt zum

Blicke. — Ihr ſehet, Sir,“ ſetzte er ruhig hinzu, „ich bin bereit, mich Euch zum Opfer für eine That, die ich nicht verſchuldete, hinzugeben oder, ſo viel in meinen Kräften ſteht, ſie wieder gut zu machen; mehr aber kann ein Menſch nicht thun.“

Die Rede Williams ſchien auf den Laird einen mächtigen Eindruck zu machen. Er blickte den Jüngling längere Zeit ſchweigend an, als ob er mit einem Entſchluſſe kämpfe, dann ſagte er, ihm die Hand reichend:

„Ich reiche Euch die Fauſt, aber ich reiche ſie Euch nicht zur Verſöhnung, ſondern zum Zeichen, daß ich Euren Vorſchlag annahme, und wahre mir hiermit alle meine Rechte. — Geht auf drei Tage nach der Burg Eures Vaters. Will der Laird von Huntly die zerſtörte Veſte auf ſeine Koſten wieder aufbauen, will er den Verwandten der ſiebenundzwanzig Gefallenen das Blutgeld zahlen, will er endlich mit mir einen ewigen Frieden beſchwören, ſo ſoll das, was geſchehen, vergeſſen ſein; will er es nicht —“

„So überliefere ich mich Eurer Rache und bringe Euch mein Haupt;“ ſagte der Jüngling feſt, indem er die Hand des Lairds ergriff. — „O, ſeht mich nicht ſo mißtrauiſch an, Ihr Herren;" ſetzte er ſtolz hinzu, indem er in die düſtern Geſichter der Umſtehenden blickte. „Ihr habt kein Recht, an meinem Worte zu zweifeln. Ihr ſollt Genugthuung haben, oder Euer Opfer ſoll Euch nicht entgehen; das verſpreche ich Euch."

„Wohlan, ſo reiſet, Sir;" fiel der Laird ein. „Dieſe da" — er zeigte auf die Gefangenen — „ſollen bis zu Eurer Rückkehr in ehrlicher Haft bleiben. — Merkt es Euch aber; es iſt jetzt Mittagsſtunde. Seid Ihr heute über drei Tage, um dieſe Zeit, nicht zurück, ſo fallen ihre Häupter, und Ihr ſeid entehrt." —

So wie der Laird dieſe Worte geſprochen, kehrte r William den Rücken und verließ das Zimmer. —

Drei Tage verfloſſen. Schreck und Schmerz atten Catharinen auf's Krankenlager geworfen, nd der Arzt erklärte, daß Gefahr vorhanden ſei. on William vernahm man nichts. —

Es nahte der Mittag des dritten Tages, als r Laird die Clansälteſten im innern Hofe des chloſſes von Corgarff verſammelt hatte. Ein

Block, um welchen eine Sandſchicht geſtreuet worden war, befand ſich in des Hofes Mitte. Der Burgherr ſprach lange und angelegentlich mit den Umſtehenden, endlich richtete er das Haupt empor und blickte nach der Höhe des Hauptthurmes.

„Seht Ihr noch nichts, Mac Neil?" rief er mit lauter Stimme hinauf.

„Ich ſehe nichts, edler Laird, und doch iſt die Luft ſo klar, daß ich vor wenigen Minuten den Kampf eines Falken mit einem Reiher, die jenſeits des Waldes ſchwebten, erkennen konnte," antwortete der Angerufene.

„So laßt die Gefangenen kommen, Murdoc;" ſprach der Laird. „Hoffentlich haben ſie gebeichtet?"

„Sie verließen eben die Kapelle;" erwiederte der Unterhäuptling und ging in's Schloß.

In dieſem Momente riefen die Wachen vom Burgthore und den Thürmen nach der Ablöſung, und einige Wappner zogen über den Hof.

Wenige Augenblicke darauf traten drei Männer, mit auf den Rücken gebundenen Händen, von ein paar Reiſigen geleitet, aus dem Schloſſe.

„Seht Ihr auch jetzt noch nichts?“ rief der Laird von Neuem nach dem Thurme hinauf.

„Ich ſehe nichts! Das Feld iſt öde und leer;“ antwortete Jener.

„So laßt die Glocke läuten, und Du“ — der Laird zeigte auf einen Mann, der etwas unter dem Plaid zu verbergen ſchien — „verrichte dann Dein Amt.“

Eine kleine Glocke ertönte jetzt auf dem Thorthurme, und ihre ſchwachen, aber ſchrillen Töne ſchallten weit in die Gegend hinaus. Der Mann, den der Laird angeredet hatte, trat zu den Gefangenen, ergriff den jüngſten derſelben beim Arm und bedeutete ihn mit leiſen, dumpfen Worten, ſich zum Blocke zu begeben. — Ruhig befolgte der Gefangene den Befehl, er trat zum Blocke und ließ ſich auf die Knie nieder. In dieſem Augenblicke erſchallte die Stimme vom Thurme.

„Haltet ein!“ rief ſie herab. „So eben jagt ein Reiter um die Waldecke. — Er ſpornt das Roß aus Leibeskräften. — Jetzt ſtürzt es mit ihm. Es kann nicht mehr aufſtehen, es ſcheint erſchöpft. — Der Reiter verläßt es und eilt queerfeld hierher.“

„Erkennt Ihr den Ritter William Gordon?“ rief der Laird hinauf.

„Seine Geſtalt ſcheint es, aber ich zweifle, daß er es iſt;“ erwiederte Jener. „Er iſt ungewappnet, und das Pferd nackt, ohne Sattel.“

„So vollzieht die Hinrichtung;“ ſprach kalt der Burgherr.

„Haltet! — Haltet ein!“ ſchrie Mac Neil. „Der Fremde winkt mit einem weißen Tuche. Er kommt näher, und ich glaube die Züge des Ritters zu erkennen.“

Ohne zu ſprechen, winkte der Laird dem Manne, der den Gefangenen zum Blocke geführt und eben ein blitzendes Beil unter dem Plaid hervorgezogen hatte, daß er zurücktreten ſolle.

„Glaubt Ihr im Ernſte, edler Laird, daß Euer Feind zur Verſöhnung geneigt ſei, und wenn nicht, daß er dem Sohne geſtatten ſollte, das Haupt zum Blocke zu tragen?“ fragte Murdoc mit düſterem Lächeln den Burgherrn.

Eben wollte der Letztere antworten, als Mac Neil vom Thurme herabrief:

„Laßt die Pforte öffnen, es iſt Sir William Gordon, welcher kommt!“ —

Nach wenigen Augenblicken trat der junge Mann mit ſchwankendem Schritt durch das Burgthor in den Hof. Er ſchien auf's Aeußerſte angegriffen.

Sein Geſicht war bleich, ſein Haar in Unordnung, der Schweiß perlte ihm in großen Tropfen von Stirn und Schläfen. Er trug unter dem Plaid, den er um die Schultern geſchlagen hatte, eine gewöhnliche Hauskleidung, und man ſah weder Schwert noch Dolch an ſeiner Seite. So wie ſein Auge auf die Hinrichtungsanſtalten fiel, ſchien er ſchmerzlich zuſammenzuzucken, dann plötzlich aber alle Kräfte zuſammenzuraffen, und er ſagte, indem er zu dem Burgherrn trat, mit ruhiger Faſſung:

„Verzeiht, Sir Richard, wenn ich zu ſpät erſcheine. Mein Pferd ſtürzte unter mir zuſammen. Ich denke indeß noch zurecht zu kommen, um Euch mein Haupt zum Opfer darzubringen.“ —

Ein dumpfes Gemurmel lief rings durch den Kreis. Aller Augen hafteten mit Staunen, manche nicht ohne einen Ausdruck von Rührung, auf den

Sprechenden. Der Laird von Glengall ſchwieg längere Zeit, den Jüngling betrachtend.

„Euer Vater ſtößt alſo die ihm zur Verſöhnung gebotene Hand wirklich zurück?“ ſagte er ſodann.

„Er hält die Bedingung, die zerſtörte Veſte wieder aufzubauen, für eine ſchimpfliche;“ erwiederte William. „Blutgeld würde er bezahlt und den Frieden angenommen haben.“

„Warum eiltet Ihr nicht, mir ſogleich Nachricht von dieſer Meinung zukommen zu laſſen, ehe der Euch geſetzte Termin verſtrich, da Ihr doch Zeit dazu hattet?“ fragte der Laird.

„Ich konnte nicht. — Ich war behindert. Mein Vater wollte es nicht erlauben;“ ſprach William in leichter Verwirrung.

„Euer Vater verhinderte Euch daran?“ ſagte der Laird mit Befremden.

„Seht Ihr wohl?“ rief Murdoc grimmig. „Glaubt Ihr noch anders mit unſerm alten Todfeinde zu verhandeln, als mit gezogenem Schwerte?“

„Er hat uns,“ fiel Everalſhendrach ein, „damit ſeine Verachtung bezeigen wollen, daß er uns ſogar ohne Antwort ließ.“

„Das iſt nicht der Fall, Sir!“ ſprach William lebhaft. „Aber mögt Ihr Alles wiſſen, mein Vater meinte, man würde es für Feigheit halten, wenn er einer Drohung nachgäbe. Wäre weder ich, noch irgend ein Gordon, in Eurer Gewalt geweſen, ſo hätte er ſich vielleicht durch meine Bitten erweichen laſſen.“

„Wie, Sir?“ fiel der Laird mit Erſtaunen ein. „Anſtatt dem Sohne zu erlauben, nur eine Nachricht von ſeiner Meinung über die ihm gemachten Bedingungen hierher gelangen zu laſſen, ſchickte er ihn lieber auf das Schaffot?“

„Das nicht. Er gedachte vielmehr mich daran zu verhindern. — Er verhaftete mich. — Ich entwiſchte und eilte hierher, mein Wort zu löſen;“ verſetzte der junge Mann mit zögernder Stimme.

Eine lebhafte Regung verrieth ſich im Kreiſe der Umſtehenden. Aller Augen ruhten mit Erſtaunen auf dem Jünglinge. Manche, in denen noch wenige Momente früher tödtlicher Haß funkelte, blickten freundlicher, und ſelbſt in den vom Alter gefurchten und vom Winde der Haide gerötheten Zügen Murdoc's ließ ſich etwas wie Mitleid ſpüren.

„Bei Sanct Bennet!“ ſprach der grimmige Alte leiſe zu ſeinem Nachbar. „Ich wollte, alle Gordons hätten nur einen gemeinſchaftlichen Hals, um ihn mit einem Beilhiebe abſchlagen zu können, aber dieſer Junge verdient ein beſſeres Schickſal, als den ſeinen auf jenen Block zu legen.“

„Dies alſo,“ ſagte der Laird mit hörbar milderem Tone, „war der Grund Eures Ausbleibens?“

„Nur mit Mühe gelang es mir, meiner Haft zu entrinnen. Ich warf mich, ohne Wehr und Waffen, auf ein ungeſatteltes Pferd und eilte hierher, mich Euch, meiner Verpflichtung nach, zu überliefern;“ ſprach William mit ruhiger Ergebung.

„Und Euer Vater würde, mit Ausnahme der Aufbauung des Schloſſes, in die übrigen Friedensbedingungen gewilligt haben, wenn Ihr nicht in meiner Haft geweſen wäret?“ fragte Jener weiter.

„Gewiß;“ verſetzte der junge Mann. „Blos die Bedingung der Herſtellung des durch ihn Zerſtörten ſchien ihm ein Schimpf.“

„Erlaubt mir eine Frage an den Gefangenen zu thun, gnädiger Herr!“ ſprach Murdoc zu dem Laird. „Wußte Euer Vater, daß Ihr Euer Wort zur Rückkehr verpfändet, im Fall er nicht einwilligen wolle?"

„Er wußte es," ſagte William ruhig, „aber er behauptete, ich hätte ein ſolches nicht ohne Willen meines Clanshaupts in deſſen eigenen Angelegenheiten geben, ſondern eher meinen Kopf zum Blocke tragen müſſen. Aus dieſem Grunde habe es auch für ihn keine bindende Kraft, und er halte ſich berechtigt, meine Rückkehr zu verhindern."

Murdoc erwiederte nichts, aber ſeine düſter zuſammengezogenen Augenbrauen verriethen, daß er, obwohl wider Willen, die Meinung des Häuptlings der Gordons, als auf das Herkommen begründet, anſehen müſſe.

„Habt Ihr mir einen Vorſchlag zu thun, eine Weiſe anzugeben, welche Euern Vater zum Eingehen in meine Bedingungen bewegen könnten?" fragte der Laird den jungen Mann nach längerer Pauſe.

„Keine, Sir;" enegegnete William ruhig. „Ich kenne den feſten Sinn meines Vaters zu wohl. Zwang vermag nichts über ihn."

„Wird er auch jetzt nicht einwilligen, wenn er

Euch wieder in meiner Hand weiß, und ich Euer und der Gefangenen Leben von ſeiner Einwilligung abhängig mache?“ fragte der Laird.

„Ich würde Euch abſichtlich täuſchen, wenn ich die Möglichkeit zugäbe;“ erwiederte William mit Faſſung. „Ein Aufſchub würde für mich nur quälend und für Euch völlig nutzlos ſein. — Eine Bitte habe ich indeß,“ ſetzte er mit ſanfter Stimme hinzu: „ſie iſt eine geringe und bringt Euch keinen Nachtheil. Gewährt mir eine Viertelſtunde, um zu beichten.“

Der Laird ſchien eine Weile nachzudenken.

„Geht in die Kapelle,“ ſagte er dann mit gänzlich veränderter Stimme. „Es iſt immer gut, ſeine Seele zu entladen, gleichviel ob zum Leben oder zum Tode.“

Auf den Wink des Burgherrn begleitete einer der Clansälteſten den jungen Mann nach dem Theile der Burg, in dem die Kapelle lag.

Da der Prieſter erſt geholt werden mußte, ſo hatte William Zeit, ſeine Gedanken zu ſammeln. Dies war ihm indeß kaum möglich. Der Augenblick, in welchem er in das Gotteshaus trat, hatte

Erinnerungen in ihm erweckt, die von allen Seiten auf ihn einſtürmten. Hier war der Ort, wo er Catharina zuerſt ohne Zeugen geſprochen, dort der Altar, vor dem einſt als Bräutigam mit ihr Hand in Hand zu ſtehen, ſein wonnetrunkenes Herz ihm geſchmeichelt, dort das Grabmal Reginald's, wo durch die ſeltſame Erſcheinung zuerſt düſtere Ahnungen ihm durch die Seele zuckten. — Erſt als der ſchleppende Schritt des alten Malcolm ihn aufmerkſam machte, daß der Prieſter ſeiner bereits im Beichtſtuhle harre, raffte er alle Kräfte zuſammen und begab ſich zu dem Letztern. — —

Es war etwa eine Viertelſtunde vergangen, als William voll Ergebung, aber ruhig und gefaßt, wieder in den Schloßhof trat.

„Ich habe mich mit meinem Gott verſöhnt und bin bereit;" ſagte er zu dem Schloßherrn und wollte ſich eben zu dem Blocke begeben, als er zu ſeinem Erſtaunen bemerkte, daß letzterer verſchwunden war.

„Ritter William Gordon," ſagte der Laird, „ich habe, nachdem ich mit meinen Clansälteſten Raths gepflogen, beſchloſſen, Euch und Eure drei Mitgefangenen frei zu laſſen. — Kehrt zu dem Laird von Huntly zurück, ſagt ihm dies, ſo wie, daß es ohne alle Bedingung geſchehen, und daß er, wenn er es wolle, die Todfehde wieder fortſetzen möge. Er wird die Söhne Glengall's bereit finden, ihn, wo es immer ſei, zu empfangen.“ —

Der Jüngling war längere Zeit ſprachlos vor Ueberraſchung.

„Sir,“ ſagte er ſodann mit vor Bewegung zitternder Stimme, „Ihr habt die Stelle gefunden, wo mein Vater verwundbar iſt. Er kann fortan nicht gegen Euch kämpfen. Wollte er es dennoch, ſo hätte mein Clan einen Kämpfer weniger, und der Eurige einen mehr, und dieſer hieße William Gordon. — Ja, Ihr Herren,“ ſagte er, indem er die Umſtehenden feſt anblickte, „Fluch treffe mich, wenn ich gegen Euren Stamm je das Schwert ziehe! Ihr ſeht mich an Eurer Seite als Bundes- oder Stammesgenoſſe, oder niemals wieder.“

Während der junge Mann noch ſprach, brachte man ein ſchön geſchmücktes Streitroß in den Hof geführt.

„Bedient Euch deſſen, Sir,“ ſprach gutmüthig der alte Laird, „nehmt es als Erſatz deſſen, was auf meinem Grund und Boden unter Euch zuſammenſtürzte.“

William wußte kaum, ob er wache oder träume. Als er wieder dahin kam, ſeine Lage klarer überdenken zu können, ſtand das Bild Catharinens vor ſeiner Seele.

„Weiß Eure edle Tochter, was mir bevorſtand?“ fragte er leiſe und zögernd.

„Sie weiß nichts davon. Sie iſt allzuleidend, als daß ich nicht Sorge getragen haben ſolle, daß nicht ein Wort davon zu ihr gelange;“ ſprach der Laird nach einigem Schweigen.

„Ihr habt ſo großmüthig an mir gehandelt, Sir,“ ſprach William, beide Hände des Lairds mit Inbrunſt ergreifend, „wollt Ihr zu der Großmuth noch die Barmherzigkeit fügen, ſo zerſtört nicht alle meine und Catharinens Hoffnungen. Raubt uns wenigſtens nicht den Glauben an die Möglichkeit einer Erfüllung derſelben.“

„Nicht über mich habt Ihr Euch zu beklagen, William Gordon;“ ſagte der Laird, den jungen Mann mit Rührung betrachtend. „Was ich thun konnte, habe ich gethan. An Euch und Eurem Vater iſt nun das Weitere."

„Und das ſoll gethan werden, oder ich will nicht leben!" rief der junge Mann, ſprang auf das Roß und ſprengte zum Thore hinaus. —

„Ein tüchtiger Junge, bei meiner Ehre!" ſprach Murdoc, indem er ihm lange nachſah. — „Es iſt nur gut, daß nicht alle Gordons ſo ſind; ich glaube, ich könnte ſie dann weniger haſſen." —

Mehrere Tage vergingen. Catharina war dem Tode nahe geweſen. Als ſie aus den Fieberphantaſien, die ſie fortwährend gefangen hielten, zum Bewußtſein erwachte, war ihre erſte Frage, was aus William geworden? Man ſagte ihr, daß er, nachdem er den Rückzug des Vaters vertheidigt, mit den Stammesgenoſſen entflohen ſei, und daß man ſeitdem nichts wieder von ihm vernommen habe.

Dies war auch in der That der Fall, bis eines Tages früh ein Reitender anlangte, welcher eine Botſchaft des Lairds von Huntly überbrachte.

Sir Richard Forbens verſammelte die Aelteſten ſeines Clans, um ihnen das Schreiben ihres Gegners vorzuleſen. Es war in Ausdrücken abgefaßt, wie ſolche den rauhen Gewohnheiten jener rohen Zeit angemeſſen waren, und lautete folgendermaßen:

„Obwohl ich, Reginald Gordon, Ritter, Laird von Huntly, ſo wie meine Stammesgenoſſen und Freunde, bisher nicht aufgehört haben zu gedenken des vielfachen Schadens und der mannigfachen Unbill, welcher unſer Clan ſeit grauen Zeiten von dem der Forbens zu erdulden gehabt, auch wir zu deſſen Sühne und Vergeltung erſt vor Kurzem einen ritterlichen Angriff gethan auf das feſte Schloß Corgarff, und dieſes geſchädigt nach Kriegsweiſe, ſo wollen wir dennoch, im Betracht, daß der Laird von Glengall den ihm bei dieſem ehrlichen Kampf in die Hände Gefallenen, unſern Clansgenoſſen und Mann, William Gordon, nicht nur in ehrlicher Haft gehalten, ſondern ihn und drei Andere unſerer Stammesverwandten ſonder Löſegeld und ohne Bedingung frei gelaſſen, jetzt freiwillig die Fauſt zur Sühne bieten und den Clan der Söhne Glengall's einladen, die Todfehde einzuſtellen, auch gedenken wir uns zu einigen um ein Blutgeld für die in ehrlicher Fehde jüngſthin von uns Erſchlagenen. Und ſomit fordere ich, Reginald Gordon, Euch, den Laird von Glengall, auf, daß, wenn Ihr eben ſo denket, Ihr an einem von Euch zu beſtimmenden Tage, ſelb zwanzig Eurer Clansälteſten und Unterſaſſen, gerüſtet nach Kriegsbrauch, mit Panzer, Schild, Dolch und Schwert, Euch einfinden möget auf unſerm Schloß von Drimminor, wo auch wir mit eben ſo viel Begleitern anweſend ſein werden, um die Beilegung der gedachten Todfehde mit Euch in Einigkeit zu verhandeln. Wir ſichern Euch überdies ſicheres Geleit für den Hin- und den Rückweg, ehrlich und ſonder Gefährte.‘

Der Laird von Huntly und mehrere ſeiner Unterhäuptlinge hatten den Brief unterzeichnet, Einige auch nur, wegen Ermangelung der Schreibkunde, ihr Siegel beigedrückt.

Kaum hatte der Laird den Brief vorgeleſen, als ſich von allen Seiten die verſchiedenſten Meinungen kund thaten. Am heftigſten ſtanden ſich die Anſichten Murdoc's und Mac Neil's gegenüber.

„Wenn wir die Nachtheile erwägen, welche beide Stämme bisher von Fortſetzung der Todfehde gehabt haben, ſo wird Niemand beſtreiten können daß die meiſten immer auf unſerer Seite geweſen und der geringern Männerzahl nach auch ſein mußten. Ich ſtimme demnach dafür, den Vorſchlag der Gordons mit beiden Händen zu ergreifen;“ ſagte der Letztere.

„Habt Ihr in Eurer Vorausſetzung Recht — und ich beſtreite Eure Behauptung in dieſer Hinſicht nicht — ſo beweiſt dies nur, daß wir bisher die Fehde mit nicht gehöriger Anſtrengung geführt, und daß wir alſo noch viel zu rächen haben, ehe die Zunge der Waage der erlittenen Unbill gleich ſteht;“ erwiederte Murdoc heftig.

„Ihr denkt nur an Euch und die Euch durch den Tod Eures Sohnes widerfahrene Unbill, nicht an das Gemeinwohl des Clans!“ fiel Mac Neil eben ſo heftig ihm in's Wort.

„Ich verachte Euren Vorwurf!“ rief Murdoc, indem deſſen Lippen vor Zorn zitterten. „Das Blut von ſiebenundzwanzig Ferbens, welches jene noch nicht erkalteten Trümmer überdecken, ſchreit eben ſo laut um Rache, wie das meines Erſtgebornen.“

„Wollten wir,“ ſagte Everalſhendrach, indem er Murdoc ruhig zu ſein winkte, „auch die Rache vergeſſen und Blutgeld nehmen, wollten wir vergeſſen, daß ein Theil der Burg Corgarff in Trümmern liegt, wollten wir die Hand zur Sühne reichen, wer ſteht uns dafür, daß nicht Alles ein falſches, hinterliſtiges Spiel iſt, angelegt, um uns Alle zu verderben?“

„Das ſichere Geleit, das Ritterwort unſers Feindes;“ ſagte Mac Neil. „Kann er eine beſſere Bürgſchaft geben?“

„Und wer,“ fragte Murdoc mit Grimm und Hohn, „giebt uns ſein Wort, daß der falſche Laird dieſe Bürgſchaft halte?“

„Unſere Schwerter und Dolche ſind dafür Bürge;“ rief lebhaft Mac Neil. „Zwanzig Forbens werden immer zwanzig Gordons beſtehen. Unſere Minderzahl machte ſtets unſer Unglück.“

„Laßt den Laird allein entſcheiden;“ ſprach begütigend ein alter Unteranführer. „Was er beſchließt, wollen wir thun.“

„Recht!“ fiel ein Zweiter ein. „Soll ich indeß meine Meinung ausſprechen, ſo lautet ſie dahin, daß wir den Vorſchlag unſers Gegners annehmen müſſen, gleichviel, ob die Verhandlung zu einem friedlichen Ende führe, oder nicht. Weiſen wir ihn zurück, ſo könnte man uns für furchtſam, für eingeſchüchtert durch den letzten Angriff halten, und das würde uns eine ewige Schmach ſein.“

Die Anſicht deſſen, der zuletzt geſprochen hatte, ſchien auch die des Laird zu ſein; er ergriff ſogleich lebhaft das Wort.

„Ich glaube,“ ſagte er, „daß wir gegen alle Regeln der Klugheit handeln würden, wenn wir die vorgeſchlagene Zuſammenkunft ablehnten. Ich will nicht die große Ueberlegenheit unſerer Gegner anführen, welche uns von jeher ſo nachtheilig geworden iſt: ſie iſt ohnehin Jedem hinlänglich bekannt; ich bemerke nur, daß die feſteſte Burg unſers Clans zum Theil in Trümmern liegt, und daß, wenn ſie jetzt mit Uebermacht angegriffen würde, die größte Tapferkeit eine Einnahme nicht unmöglich machen dürfte. Können wir nicht einen ehrenvollen Frieden erhalten, ſo laßt uns wenigſtens durch einen Waffenſtillſtand von einem Jahre Zeit gewinnen, dieſe Mauern wieder aufzurichten. Dieſen zu erhalten zu ſuchen, iſt mein Vorſchlag.“

Mit Ausnahme Murdoc's, welcher unwillig das Haupt ſchüttelte, waren die Anweſenden Alle für die Meinung des Lairds.

„Wir gehen in eine Falle, Sir!“ ſagte der feindlich geſinnte Alte. „Glaubt mir, der falſche Gordon will uns nach Schloß Drimminer locken, um uns dort ſämmtlich zu ermorden.“

„Sind wir nicht gerüſtet und gleich an Zahl?“ rief Mac Neil. „Laßt ihn dieſen Vorſatz haben, und der Verrath wird auf ſein eignes Haupt fallen.“

„Es ließen ſich für dieſen Fall auch wohl Verabredungen und Vorſichtsmaßregeln treffen;“ meinte Everalſhendrach.

„Ich kann nicht denken, daß Reginald Gordon, obwohl unſer Todfeind, ſo etwas wie Verrath im Schilde führt;“ ſagte Sir Richard ruhig. „Wäre es der Fall, ſo würde er auf ewig ſeinen Clan mit Schande bedecken. Vorſicht iſt indeß immer gut, und wir wollen ſie nicht aus den Augen laſſen. Hört deshalb meine Meinung. — Die Berathſchlagung wird, nach alter Sitte, beim Mahle gepflogen werden. Wir wollen darauf beſtehen, daß wir bei dieſem uns ſo niederlaſſen, daß ſtets Einer von uns einen Gordon zur Seite hat. Ich werde aufmerkſam ſein, wie der Falke, welcher nach dem Reiher ſpäht. Ihr habt blos auf mich zu blicken und Euch ruhig zu verhalten. Iſt Verrath vorhanden, dann beginnt das Werk unſerer Rache: denn ungeſtraft ſoll man uns nicht nach Drimminer gelockt haben. Ich werde meinen Platz neben dem Laird von Huntly nehmen und Euch ein Zeichen geben, wenn ich mich überzeuge, daß man mit uns ein falſches Spiel geſpielt. Merkt daher wohl auf! Was auch geſchehe, verhaltet Euch ganz ruhig; ſeht Ihr aber, daß ich dreimal auf dieſelbe Weiſe meinen Bart ſtreiche“ — er machte dies Zeichen — „ſo erhebt Euch plötzlich, packt Euren Nachbar zur Linken und ſtoßt ihm den Skene occle (einen kleinen Dolch, den man im Ermel zu tragen pflegte) in die Kehle.“ —

Nur die rohen Sitten jener Zeit laſſen begreifen, wie ein ſo gutmüthiger und rechtlicher Mann, wie der alte Ritter, einen ſolchen Plan erfinden, ſeine Gefährten aber dieſen, als ein ganz gewöhnliches Werk kluger Vorſicht, vollkommen billigen konnten.

Nicht ein Einziger der Anweſenden hatte etwas dagegen einzuwenden, oder zweifelte an der Möglichkeit, daß dergleichen vorkommen könne. Freilich war es noch in gutem Andenken, daß ſelbſt ein König ſeinen Gaſt und Vaſallen, in friedlicher Halle und mitten in einer traulichen Unterredung, mit eigener Hand den Dolch in die Kehle geſtoßen hatte und den Leichnam des Ermordeten zum Fenſter hinauswerfen ließ. Hatte aber ein königlicher Stuart ſich entſchloſſen, ein ſolches Mittel anzuwenden, um ſich ſeines Feindes zu entledigen, warum ſollte Reginald Gordon, der bei aller Gelegenheit dargethan, wie bitter er die Forbens haſſe, dies nicht zuzutrauen ſein? Alle, die in der Halle waren, gaben daher einmüthig ihren Beifall, Hinſichts des Beſchluſſes des Lairds, zu erkennen; die Einen, weil ſie meinten, daß es nicht zu dieſem Aeußerſten kommen würde, indem ſie die Zuſammenkunft, als in gutem Glauben vorgeſchlagen, anſahen, die Andern, weil ſie durch einen Waffenſtillſtand blos Zeit zu gewinnen hofften, und im Falle eines verrätheriſchen Anſchlags, bei gleicher Zahl mit den Gegnern, an dieſen mit Erfolg Rache zu nehmen hoffen konnten. — Voll von dieſen, ſehr entgegengeſetzten Gefühlen, ging die Verſammlung wohlgemuth auseinander, und bald darauf hörte man den Herold der Gordons, der die Einladung gebracht und die bejahende Antwort jetzt mit zurücknahm, mit donnerndem Hufſchlag durch das Schloßthor ſprengen. — — —

An dem zur Zuſammenkunft beſtimmten Tage nahete ſich der Zug von zwanzig Forbens, an ihrer Spitze der alte Laird, dem Schloſſe von Drimminor. — Wie das Neſt des wilden Schwans, lag es mitten in einem weiten Sumpfe, deſſen Oberfläche an den tiefern Stellen von Rohr und Waſſerpflanzen, an den ſeichtern von krüppelhaftem Weidengeſtrüpp oder hellgrünem Waſſermooſe bedeckt war. Das Gebäude ſchien ungemein alt und ſah etwas verfallen aus. Gleich rieſigen Pfefferbüchſen, ragten in den vier Ecken eben ſo viel runde Thürme in die Höhe. Eine Mauer, die ſolche mit einander verband und mit Zinnen und Schießſcharten verſehen war, reichte ſo hoch empor, daß man nur wenige ſpitze Giebel ſich über ſie erheben ſehen konnte. Ein langer, ſchmaler Damm lief von dem feſten Lande nach dem alten Thore, an dem das Wappen der Gordens angebracht war, und über welchem die Fahne mit den Clan farben ihre weiten Falten warf. Die Zugbrücke, die über den Graben führte, mit dem der Damm durchſchnitten war, war niedergelaſſen, und zwei Männer ſchienen auf ſolcher das Häuflein der Forbens zu erwarten, das ſich eben, einem Hügel abwärts, dem Schloſſe zu bewegte.

Sir Richard ritt an der Spitze der Seinen, ihm zur Seite befand ſich Mac Murray, der Sänger.

Der Erſtere betrachtete aufmerkſam die vor ihm liegende Burg, als er von ſeinem Gefährten durch die gleichſam unbewußt ausgeſtoßene Bemerkung: „Ja, ſo war es!“ in ſeinem Schauen unterbrochen wurde.

„Kennſt Du Schloß Drimminer? — Haſt Du es ſchon früher geſehen?“ — fragte er den Sänger.

„Ja und nein, edler Sir;“ verſetzte Mac Murray. „Mit leiblichen Augen ſah ich es noch nimmer, wohl aber mit denen des Geiſtes.“

„Du ſaheſt es in Deinen Geſichten?“ fragte der Laird, welcher von der Gabe des zweiten Geſichts, die dem Barden beiwohnte, feſt überzeugt war.

„Ich ſah es vor drei Tagen;“ erwiederte der Sänger, indem er tief aufſeufzte. „Ich ſah es mit ſeinen Thürmen und Mauern, ich ſah die gaſtliche Halle erfüllt von fröhlichen Zechern, aber —“

Der Sänger ſtockte in ſeiner Rede.

„Fahre fort, Mac Murray;“ ſagte der Laird aufmerkſam und mit leiſem Tone.

„Blut floß am Boden, und Getödtete lagen neben ihren Seſſeln;“ erwiederte der Barde eben ſo leiſe.

„Du meinſt alſo, daß die Gordons Verrath brüteten?“ fuhr Jener fort.

„Ich weiß nicht, edler Herr;“ verſetzte der Sänger trübe. „Die am Boden Liegenden waren ſämmtlich Gordons. Keiner trug die Farben unſers Clans — Verhüte der Himmel, daß Niemand von den Unſern tückiſche Rache im Sinne habe.“

„Das iſt unmöglich,“ ſprach haſtig der alte Ritter. „Wehe dem, der es wagen ſollte, Streit anzufangen. — Biſt Du auch gewiß, daß es Schloß

Drimminer war, was Du ſaheſt?“ ſetzte er kopfſchüttelnd und mit Zweifel im Tone hinzu.

„Es war dieſes Schloß,“ ſagte der Barde mit Ueberzeugung, „und wir Alle befanden uns in ſeiner Halle. Ich erblickte Euch, die Uebrigen und — mich.“

Der Sänger hatte das letzte Wort, wie mit innerem Schauder und mit anſcheinender Ueberwindung, ausgeſprochen. Der alte Laird ſah ihn betroffen an.

„Und wie ſaheſt Du Dich?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ich ſah mich ſtehend neben der Tafel, mit einem Dolche in der Hand, von welchem das Blut eines Erſchlagenen träufelte. Zu meinen Füßen lag ein Todter.“

Die Züge des Barden drückten Abſcheu und Entſetzen aus, als er dieſe Worte ſprach, und der Zügel des Pferdes zitterte in ſeiner Hand. — Wie es ſchien, trachtete der Laird ihn zu beruhigen.

„Du magſt Dich diesmal wohl getäuſcht haben, wie es ſchon früher ein oder ein paarmal vorgekommen iſt;“ ſagte er. „War Dein Geſicht ſo klar und lebendig, daß Du Dich und uns Alle genau erkennen konnteſt?“ ſetzte er hinzu.

„Euch und die Uebrigen erkannt ich deutlich;“ verſetzte der Sänger, wie in nochmaligem innerm Schauen oder in tief eindringender Erinnerung befangen. „Die Geſtalt, welche ich für mich halten mußte, wandte mir den Rücken zu, ich konnte nicht in ihr Antlitz blicken.“

„Alſo blieb es Dir ungewiß?“ verſetzte der Laird, ſichtlich ſich beſtrebend, den Sänger, deſſen Weſen er kannte, zu beruhigen.

„O nein, Sir!“ fiel der Barde düſter ein. „Wir Seher haben in ſolchen Fällen ein Mittel, deſſen ich mich auch bediente. Ich kehrte nämlich den Plaid um, und da es die Geſtalt gleichfalls that, ſo blieb mir weiter kein Zweifel, daß ich es ſei.“

Unter dieſem Geſpräche hatte ſich der Trupp dem Damme, der nach dem Schloſſe führte, etwa bis auf tauſend Schritt genähert. Der Laird ſendete jetzt einen Wappner voraus, um, wie es die Sitte gebot, den Einlaß zu begehren. Während aber die Seinigen anhielten, ſagte er laut:

„Ich bitte Euch, Ihr Herren — und nöthigen Falls befehle ich es — daß Jeder jegliche Veranlaſſung zu Zwiſt oder auch nur zu üblem Wortwechſel meide. Mein ganzer Zorn würde Den treffen, welcher ſich unterſinge, auch nur die mindeſte Veranlaſſung zu einem Streite zu geben. Was auch geäußert oder gethan werden möge, nehmt es ſchweigend hin, wenn Ihr mich nicht das bekannte Zeichen machen ſehet. An mir iſt es, die Ehre des Clans zu wahren, ſo wie, wenn dieſe verletzt würde, zu beurtheilen, wie ſolche gerächt werden müſſe. Nur tückiſcher Verrath — den Gott verhüte — muß durch die abgedrungene Nothwehr, über deren Anwendung zu urtheilen, ich mir allein vorbehalte, auf der Stelle zu Boden geſchlagen werden."

So wie der alte Ritter dieſe Worte geſprochen hatte, und der zurückkehrende Reiſige ihm meldete, „daß die Thore von Drimminor zu dem Empfange der Söhne Glengall's geöffnet ſeien," ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung. —

An der Zugbrücke angelangt, ſtiegen die Forbens von den Roſſen, und ihre düſtern Geſichter erheiterten ſich, als ſie ſahen, daß der Laird von Huntly, in Begleitung ſeines Sohnes, ſie unter der Thorhalle bereits erwartete. Der Burgherr war ein Mann in der zweiten Lebenshälfte, aber der rüſtige Gang, die kecke, trotzige Haltung, die wilden, kriegeriſchen Züge, das dunkle, krauſe, nur noch ganz wenig mit Grau gemiſchte Haar ließen ihn jünger erſcheinen. Er, wie auch William, waren vom Kopf bis zu den Füßen geharniſcht.

So wie der Trupp ſich auf der Zugbrücke befand, trat der Burgherr aus der Thorhalle; Sir Richard eilte ihm entgegen.

„Ich reiche Euch die Hand, Laird von Glengall,“ ſagte Reginald Gordon mit ſo viel Freundlichkeit, als er in ſeine von Natur harten und wilden Züge zu legen im Stande war, „und wenn ich ſie Euch jetzt auch nur als Euer heutiger Wirth zu reichen im Stande bin, ſo denke ich dennoch beim Abſchiede die Eurige als Freund zu faſſen. Man ſoll, ſo viel an mir liegt, von unſerm Sühneverſuche nicht ſagen dürfen: ‚Halb gethan, wie der Brand von Elgyn;‘ ein altes Sprüchwort, wie Ihr wißt, welches daher rührt, daß mein Ahn einſt die eine Seite einer Straße abbrannte, weil ſie dem Douglas ergeben war, und die andere ſtehen ließ, da es die Bewohner derſelben mit ihm hielten.“

„Recht! — Recht!“ erwiederte der alte Laird, ſeinem bisherigen Feinde kräftig die Hand ſchüttelnd. „Was mich anbelangt, ſo werdet Ihr mich und die Meinen in Friede und Krieg ſtets entſchloſſen finden, den Wahlſpruch meines alten Freundes, John Scott von Thielſtane, den er wegen ſeiner Treue bei Fala, nebſt einem Bündel Speere, von dem Könige als Wappenzier erhielt, zu unſerem eigenen zu machen. Er heißt: ‚Bereit, ſtets bereit,‘ und das: ‚Wie?‘ wird ganz von Euch abhängen.“

Die Antwort Sir Richard's gefiel ſeinen Begleitern ungemein, und zwar um ſo mehr, als ſie den Neigungen der Kriegsluſtigen, wie der Friedfertigen, zuſprach, und ſie ſomit ein Jeder nach ſeiner Weiſe deuten konnte.

Manche düſtere Geſichter klärten ſich auch auf, als ſie William Gordon herantreten und ſich wie alte Bekannte empfangen ſahen. Der junge Mann kannte zu wenig die rauhen Sitten ſeines Vaterlandes, als daß er nur im Mindeſten den Regungen des erblichen Haſſes, der in den Adern der Genoſſen beider feindlichen Stämme brannte, hätte zugänglich ſein können, und ſomit war auch das Wohlwollen, das er Jedem der Forbens, den er bei ſeinem Aufenthalt zu Schloß Corgarff kennen gelernt, bezeigte, um ſo aufrichtiger und augenſcheinlicher.

So argwöhniſch Mancher auch die Augen umher warf, als man durch den engen Burghof nach dem ziemlich verfallenen Herrenhauſe ſchritt, ſo war doch durchaus nichts Verdächtiges zu bemerken. Die Roſſe blieben auf Befehl Sir Richard's gekoppelt im Hofe, unter Aufſicht zweier Knechte, zurück. Wie er meinte, bedürften ſie keines Futters, da ihnen daſſelbe erſt vor einer Stunde gereicht worden, und der Burgherr drang auch auf keine Aenderung des Befehls, da er wohl einſah, daß es ſich um eine Vorſichtsmaßregel handelte, die er in ähnlichem Falle gleichfalls unerläßlich gefunden haben würde.

Der ganze Schwarm folgte nun dem Burgherrn in die Feſthalle, wo bereits achtzehn Dunche Waſſels (Clansälteſte) vom Stamme der Gordons ihrer harrten. Die Wände des Gemaches waren mit

Waffenſtücken der älteſten Art, meiſtens Kriegsbeute, verziert. Zwiſchen ihnen ſah man Verzierungen von Rehhörnern und Hirſchgeweihen zuſammengeſetzt und als Armleuchter oder Träger von Trophäen benutzt. Eine große Tafel lief das Gemach entlang. Am obern Ende war der Tiſch erhöht, und hier befanden ſich zwei Armſeſſel für die beiden Lairds.

„Beim Mahle laßt uns verhandeln, Sir;" ſagte Reginald Gordon freundlich zu Sir Richard. „Wenn der Wein des Menſchen Herz erfreut, erweitert ſich daſſelbe auch für freundliche Empfindungen. Ich denke, dieſe werden ſich bei uns Allen einfinden, wenn wir uns werden näher kennen lernen; dies aber geſchieht beim Becher am beſten."

„Ganz Recht, Sir;" erwiederte der alte Ritter. „Damit aber aus alten Feinden neue Bekannte werden, denke ich, wählen wir unſere Plätze dergeſtalt, daß ſich immer ein Gordon zur Seite eines Forbens niederlaſſe. — Bis jetzt," ſetzte er lächelnd hinzu, „ſahen ſie ſich einander immer gerade gegenüber, und dies hat nicht gut thun wollen; vielleicht iſt es beſſer, wenn ſie ſich Schulter an Schulter befinden."

„Richtig!" rief der Laird von Huntly mit wilder Luſtigkeit. „Laßt Euch nieder, Ihr Herren, wie der Laird von Glengall es eben geſagt hat, aber vor Allem thut mir Beſcheid in dem Trinkſpruche des Willkomms: ‚Die Gordons und die Forbens Schulter an Schulter!'" —

Ein ungeheurer Pokal, der mehrere Maaß hielt, ward gebracht, die beiden Häuptlinge tranken daraus, und nun kreiſte derſelbe rings um die Tafel, worauf ſich endlich der ganze Schwarm, unter lautem Jubel, an derſelben niederließ.

Das Mahl begann jetzt. Merkwürdig war der Ueberfluß an Speiſen. Man hätte meinen ſollen, ein kleines Heer ſolle bewirthet werden. Eben ſo eigenthümlich war die Zuſammenſtellung derſelben. Neben großen Schüſſeln Hirſebrei ſtanden ganze Reh- und Hirſchviertel, neben dem köſtlichſten Lachs, gebackenes Obſt in Honig gekocht. Einige Diener umwanderten mit Bratſpießen, an welchen ſich allerhand zahmes und wildes Geflügel befand, den Tiſch, und wer Appetit hatte, ſchnitt ſich eine Schnepfe, ein Haſelhuhn oder einen Flügel des wilden Auerhahns herunter. Bei der erſten Tracht der Speiſen war die Unterhaltung wenig lebhaft, ſo ſehr auch der Hauswirth ſich Mühe gab, ſie in Gang zu bringen. Die Augen der fremden Gäſte waren ſämmtlich nach der Thür gerichtet, von wo das erſte Gericht des zweiten Ganges erſcheinen ſollte.

Mit dieſem hatte es eine ganz eigene Bewandtniß. War daſſelbe ein gebratenes Lamm, ſo deutete dieſer Umſtand auf friedliche Geſinnungen des Wirthes, erſchien ſtatt des Lammes ein ſchwarzer Stierkopf, ſo war dies das Signal zu Kampf und Tod. Die Spannung der Gemüther legte ſich, als das Lamm erſchien. Es lag, in ganzer Figur, gebraten, auf einer großen hölzernen Schüſſel und trug als Zierde ein mächtiges Bündel Peterſilie im Munde. Nun ward die Unterhaltung lebhafter, freier; die Befangenheit der Gäſte ſchwand immer mehr, ſo wie die Becher kreiſten, und Trinkſprüche friedlichen Inhalts ertönten. Jetzt dünkte es Sir Richard Zeit, die Friedensverhandlungen zu beginnen.

„Sir Reginald,“ ſagte er, „Ihr habt uns freundlich eingeladen, freundlich aufgenommen und trefflich bewirthet; ich denke, die Bedingungen zur Beendigung der Todfehde, die wir einander zu machen haben, werden ebenfalls ein freundliches Ohr finden."

„Das iſt auch meine Meinung;" fiel der Laird von Huntly ein. „Damit wir aber ſogleich auf das gewünſchte Ziel losſteuern können, ſo ſagt mir flugs Eure Bedingungen."

„Die erſte iſt: Entſagung aller gegenſeitigen Anſprüche auf Entſchädigung für frühere Unbill zwiſchen beiden Stämmen, mit Ausnahme des herkömmlichen Blutgeldes für die Erſchlagenen, bei Eurem letzten Angriffe des Schloſſes Corgarff;" ſprach Richard.

„Angenommen!" erwiederte Huntly. „Ich zahle für jeden der Euren hundert Kronen und rechne von dieſer Summe das zurück, was auf die vierzehn Gefallenen meines Clans kommt."

„Nicht mehr als billig;" verſetzte der Laird von Glengall. „Ich lege dieſe Summe dann aus meinem Seckel zu, damit die Verwandten der Todten meines Clans keine Einbuße leiden."

Der Alte blickte im Kreiſe umher, in welchem ein beifälliges Murmeln ſich hören ließ. Alle ſchienen dieſen Punkt für wohl ausgeglichen zu betrachten, nur Murdoc ſah düſter und ſtumm vor ſich hin.

„Meine zweite Bedingung iſt: daß Ihr für jeden Todten zehn Seelmeſſen leſen laſſet, was ich für die Euren zu thun mich gleichfalls erbiete;“ ſprach Richard Forbens weiter.

„Genehmigt!“ fiel Huntly ein. — „Habt Ihr ſonſt noch etwas zu bedingen?“

„Nein!“ erwiederte Sir Richard nach kurzem Bedenken. — „Ich hatte zwar noch eine andere Bedingung geſtellt, als ich Euren Sohn als Friedensvermittler an Euch ſandte, aber ich will ſolche fallen laſſen; ſie ſoll kein Hinderniß des Friedens werden.“

Das Geſicht Williams klärte ſich bei dieſen Worten auf's Heiterſte auf.

„Dank, Ritter! Herzlichen Dank!“ rief er fröhlich. „Ich hoffte dies von Eurer edlen Mäßigung und Friedensliebe. Seid überzeugt, mein Vater wird ſie zu würdigen wiſſen und ſich von Euch nicht an Edelmuth übertreffen laſſen.“

„Sir,“ ſprach der Laird von Huntly, und etwas, das wie Rührung ſchien, durchflog ſeine wilden Züge, „daß Ihr die Bedingung, die Ihr im Sinne habt, nicht ſtelltet, veranlaßt mich, ſie zu meiner eigenen zu machen. — Ich fordere nämlich: daß Ihr mir geſtattet, den zerſtörten Theil von Burg Corgarff Euch wieder erbauen zu helfen. — Was mir das Schwert nimmer abgetrotzt hätte, dazu erbiete ich mich freiwillig. — Freilich,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „bin ich dabei nicht ganz uneigennützig, ich habe eine Forderung im Hinterhalt, die etwas Euch überaus Werthvolles und Liebes betrifft, da es aber nicht eigentlich Euren Clan, ſondern nur Eure Perſon angeht, ſo gehört es nicht hierher, am wenigſten, wo von alter Fehde die Rede iſt.“ .

So freundlich auch der Anfang der Rede des Lairds von Huntly von den Forbens aufgenommen wurde, ſo ſchien doch das Ende derſelben den gemachten Eindruck wieder zu verlöſchen, und Mehrere machten bedenkliche Mienen.

„Erinnert Euch, Mac Neil, was ich zu Burg Corgarff geſagt;“ ſprach Murdoc zu dem ihm gegenüber Sitzenden mit höhniſchem Lächeln.

„Hinter dem Kreuz ſteckt der Teufel,“ pflegt unſer alter Pater Benedictus zu ſagen;“ ziſchelte Everalſhendrach, zu Murdoc gewendet, als der ihm zur Seite befindliche Gordon ſich mit einem Andern über die Tafel hinüber unterhielt.

Der Argwohn, den ſeine Clansgenoſſen theilten, wurde von dem Laird von Glengall nicht getheilt, aber Sir Reginald Gordon war nicht entgangen, daß ſeine Worte von manchem der Gäſte mißverſtanden worden waren.

„Ich habe zwar eben geſagt, daß hier nicht der Ort ſei, mich deutlicher über den Wunſch, den ich hege, und den ich nur ſcherzweiſe als eine Forderung bezeichnete, auszudrücken;“ ſagte er freundlich, indem er ſeinen Nachbar traulich bei der Hand nahm. „Ihr werdet gleichfalls dieſer Meinung ſein, wenn ich ſolchen genannt habe, aber Ihr werdet mir auch verzeihen, daß ich es jetzt dennoch thue. Ich ſehe unter den Euren verſchiedene mißtrauiſche Geſichter, die irgend eine arge Liſt hinter meinen Andeutungen ſuchen, und irre ich nicht, ſo findet auch mein Sohn William“ — hier ſah der Laird den Genannten lächelnd an — „es ganz angemeſſen, daß ich Euch ſogleich von meinem Anliegen in Kenntniß ſetze. Meine Forderung betrifft nicht mehr noch minder, als die Hand Eurer Tochter für meinen Sohn."

Sir Richard war ſehr angenehm überraſcht. Es war ihm ungemein erfreulich, daß ein Plan, den er nur ſehr ungern aufgegeben hatte, jetzt ſo plötzlich in Erfüllung gehen ſolle. Bei alledem ſuchte er, um das gehörige Decorum zu beobachten, ſeine Freude zu mäßigen.

„Daß ich," ſprach er mit herzlichem Tone, „einer Verbindung dieſer Art nicht abgeneigt bin, wird Euch Sir William vielleicht geſagt haben. Gleichwohl iſt dabei allerlei zu bedenken, vor Allem aber die Meinung meiner Tochter, der ich Eure Werbung mittheilen will, zu erforſchen. Fällt dieſe, wie ich denke, für Euren Sohn günſtig aus —"

„So hat die Todfehde ein Ende!" ſprach Sir Reginald, dem Laird die Hand ſchüttelnd. — „Ich denke," ſetzte er lächelnd hinzu, indem er auf William blickte, „Ihr laſſet den Harrenden nicht übermäßige Zeit auf Antwort warten!"

„Ich bedinge meiner Catharina nur acht Tage zur Beſtimmung ihres Entſchluſſes aus;“ verſetzte Sir Richard.

„Mit dem Tage, wo ihre Einwilligung eintrifft, beginne ich meine Anſtalten zur Hülfe der Wiedererbauung Eurer Veſte;“ ſagte Reginald, indem er Sir Richard nochmals kräftig die Hand ſchüttelte.

Während aber die Beiden ſtill mit einander verhandelten, blickten Mehrere der Forbens mit großer Beſorgniß auf die Sprechenden. Die Freude, die ſie in den Zügen ihres alten Feindes, des Lairds von Huntly, laſen, wurde von ihnen auf's Schlimmſte gedeutet, indem ſie ſolche mit den ihnen dunkel gebliebenen Worten ſeiner Rede in Einklang brachten. Verrath, Uebervortheilung, jedenfalls hinterliſtige Abſichten, dies, ſchien ihnen unbezweifelt, konnte nur der augenfälligen Heiterkeit Reginald Gordon's, den ſie von jeher tödtlich haßten, zum Grunde liegen. Je fröhlicher der Laird von Huntly zu werden ſchien, je mißtrauiſcher wurden Murdoc, Everalſhendrach und mehrere Andere, die mit ihnen im Haß gegen die Gordons wetteiferten. Auf den Hausherrn war indeß der Wein, den er ſeinen Gäſten unaufhörlich zutrank, nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Er begann ſeinen Gaſt ein wenig zu necken.

„Wir ſind,“ ſagte er munter, „aus Todfeinden fröhliche Tiſchgenoſſen geworden und werden, ſo Gott und St. Dunſtan es ſo wollen, Verwandte und Bundesgenoſſen werden, ſolchen aber ſteht eine offene und trauliche Rede wohl an. Aus dieſem Grunde geſtehe ich Euch offen, daß ich es nur meinem Sohne verdanke, Euch und Eure Freunde heute bewirthen zu können. Nur auf deſſen Zureden ladete ich Euch ein; ich meinte, daß Ihr meine Einladung nicht annehmen würdet.“

„Und ich,“ ſprach lachend der alte Ritter, „ſage Euch eben ſo offen, daß, wenn auch nicht ich, doch meine Freunde, Hinſichts des Entſchluſſes, lange Zeit ſchwankten.“

„Dachte ich es doch!“ rief Sir Reginald. „Sie ahneten eine Hinterliſt.“

„Ei nun,“ verſetzte der Laird ſcherzhaft, „ich möchte das Gegentheil nicht beſchwören.“

„Darum rücktet Ihr auch mit ſolcher Vorſicht an, und auch jetzt noch blickt Mißtrauen aus dem

Auge Eurer Clansleute;“ ſagte Jener. — „Geſteht nur,“ ſchloß er laut lachend, „Ihr habt allerlei Vorſichtsmaßregeln ergriffen.“

„Ei nun, wäre es der Fall,“ erwiederte Sir Richard, „ſo wäre es uns nicht zu verargen geweſen. Seit dem Gaſtmahl, das dem Douglas ſo ſchlecht bekam, ſollte ſich ein Jeder vorſehen, der eine Einladung annimmt. — Bei Alledem,“ ſetzte er ſcherzhaft hinzu, „wäret Ihr nicht ſo leicht mit uns fertig geworden, wie König Jacob mit Jenem.“

„St. Dunſtan ſei gelobt, daß meine Halle nicht auf dieſe Weiſe befleckt worden, noch in Gefahr geweſen iſt, es zu werden!“ verſetzte Sir Reginald. „Nun aber ſagt mir doch, was es gegeben hätte, wenn nicht Alles ſo gekommen wäre.“

„Blut, viel Blut!“ erwiederte der alte Ritter. — „Ich hätte bei dem erſten Zeichen von Verrath dreimal meinen Bart geſtrichen“ — er machte dieſe Bewegung — „und Ihr wäret Alle ſogleich ermordet worden.“ — — —

Ein ſo furchtbarer als unerwarteter Auftritt fand in dieſem Augenblicke ſtatt. — So wie der blutlechzende Hatzhund mit funkelndem Auge nur das Zeichen erwartet, um auf einen Wink der Hand ſeines Herrn auf den aus dem Dickicht brechenden Keiler loszuſtürzen, ſo hatte Murdoc längere Zeit auf ſeinen Häuptling geblickt. Jetzt ſah er, wie die magere Hand des Alten dreimal langſam den grauen Bart heruntterglitt, und mit einer durch das ganze Gemach hallenden Stimme rief er aus:

„Nieder mit ihnen! — Söhne Glengall's. Nieder mit den Verräthern!“

„Halt! — Um Chriſti Martern willen, halt!“ — rief Sir Richard entſetzt, indem er aufſprang, und die ganze Tiſchgeſellſchaft ihm im wildeſten Tumult nachfolgte. „Es iſt *nichts*, Freunde! — Es iſt ein Irrthum! — Verflucht ſei Der, welcher noch eine Hand regt!“ —

Es war zu ſpät. — Eine Gräuelthat war geſchehen. Zehn Gordons wälzten ſich tödtlich verwundet in ihrem Blute. — — —*)

Der Aufruhr, der im Saale entſtand, war anfangs ein entſetzlicher. Reginald Gordon, obwohl ihm bald einleuchtete, wie Alles zugegangen, ſprang zwei Schritte rückwärts, zog das Schwert und riß auch den Sohn an ſich, um ſich mit dieſem gemeinſam zu vertheidigen.

---

*) Hiſtoriſch.

Die Gordens, welche noch unverletzt waren, ſchienen ſo betäubt, daß ſie kaum an Widerſtand dachten, der alte Ritter raufte ſich entſetzt das Haupthaar und den Bart. Die ſichtliche Verzweiflung Sir Richard's war, noch mehr wie ſeine Worte, ein Beweis, wie Alles nur ein unglücklicher Zufall, nicht Berechnung geweſen. Eine furchtbare Stille von einigen Secunden, blos von dem Röcheln der Sterbenden unterbrochen, folgte auf den Aufruhr. Es war, als ob der entſetzliche Vorfall Alle verſteinert hätte.

Mac Murray, der Sänger, unterbrach zuerſt das allgemeine Schweigen.

„Ja!“ rief er mit rollendem Auge, und indem ein blutgetränkter Dolch in ſeiner Hand zitterte; „dies iſt die Halle und das entſetzliche Gaſtmahl, das ich ſah!“ —

„Gott! Gott, welches Unglück!“ rief der alte Laird, mit Verzweiflung im Tone. — „O Regi=

nald Gordon," rief er mit Tönen, die einem Jeden in's Herz dringen mußten, „ich bitte Euch, ſteht nicht ſo düſter und traurig da! Ich bin an Allem ſchuld, und ich will büßen meinen Leichtſinn. Erzürnt Euch, macht mir Vorwürfe, fordert mich zum Kampfe. Ich will Euch Rede ſtehen in offenen Schranken, ich will mich durch das glühende Eiſen im Gottesurtheil reinigen, ich will Blutgeld zahlen, nur Eins bitte ich Euch: Haltet mich für keinen Verräther." — —

Die Verzweiflung des alten Mannes war ſo augenſcheinlich, daß Niemand einen Augenblick im Zweifel ſein konnte, wie das vorgefallene Unglück nur ein Werk des Zufalls, und nicht mit Vorbedacht herbeigeführt worden ſei. William fiel bei den Worten des alten Ritters dem Vater ſchweigend, aber indem Thränen über ſeine Wangen ſtrömten, um den Hals. Traurig, aber ohne Spur von Zorn, trat der Laird von Huntly auf Sir Richard zu.

„Ich mache Euch keinen Vorwurf und ſpreche Euch frei von Vorbedacht bei der That, die eben begangen worden;" ſagte er. „Das Geſchehene bleibt freilich geſchehen. Möge aber das Blut, was auf den Steinplatten der Halle von Drimminor fließt, den Brand von Corgarff auslöſchen."

„O, Ihr waret in Eurem Recht; aber ich — ich!" jammerte der alte Ritter.

„Sprecht künftig nicht mehr davon;" ſprach Reginald trübe. „Es ſollte ſo ſein! Verflucht ſei die Todfehde! Laßt ſie auf ewig vergeſſen ſein."

„Gewiß! — Gewiß!" ſprach ſchmerzlich Sir Richard. „Ihr Herren," ſagte er zu den Gordons, „ich weiß, das Blutgeld iſt zwar nur ein ſchlechter Erſatz, aber ich bitte Euch, bei den Familien der Erſchlagenen Euch dahin zu verwenden, daß ſie den dreifachen Betrag deſſelben von mir annehmen. Es ſoll wenigſtens ein Zeichen ſein, daß ich gern wieder gut machen wollte, ſo weit dies in meiner Gewalt ſteht." — —

Man hätte glauben ſollen, der unglückſelige Vorfall, der bei dem Gaſtmahle von Drimminor ſtattgefunden, würde in den Herzen der Gordons das Feuer des Haſſes, welches ſeit zweihundert Jahren in lichten Flammen gelodert, unterhalten oder, da die Häupter beider Clane ihren Frieden geſchloſſen, wenigſtens unter der Aſche fort=

geglimmt haben, dies war aber keineswegs der Fall Theils hatte ein Jeder der Anweſenden die Ueberzeugung faſſen können, wie kein vorbedachter Plan, ſondern nur ein unglücklicher Zufall den ſchauderhaften Vorfall herbeigeführt, theils war in jenen rohen Zeiten etwas dergleichen nicht ſo ungewöhnlich; die, wie mit Blut geſchriebene, Geſchichte Schottlands liefert eine ſolche Menge grauſenhafter Begebenheiten ähnlicher Art, daß man ſich nicht wundern darf, zu vernehmen, wie in wenigen Monaten das entſetzliche Ereigniß ſo gut wie vergeſſen war. — Sir Richard Forbens beſtrebte ſich überdies, die Familien der Getödteten mit Wohlthaten aller Art, ſo viel immer in ſeiner Macht ſtand, zu überhäufen, und dies, ſo wie das jetzige, freundliche Vernehmen beider Clanshäupter, trug weſentlich dazu bei, den angeerbten Haß beider Stämme immer mehr verſchwinden zu machen. Den letzten Reſt der alten Feindſchaft aber vertilgte vollends die Verbindung, welche zwiſchen William und Catharina geſchloſſen ward. Schloß Corgarff hatte ſich mit Hülfe Sir Reginald's bereits wieder auf's Prachtvollſte aus ſeinen Trümmern erhoben, als ſie auf die glänzendſte Weiſe gefeiert wurde. Beide Stämme hatten Hunderte ihrer Genoſſen als fröhliche Gäſte zu dieſer Feier geſendet. Nur als vergangene, bereits der Geſchichte angehörende Ereigniſſe gedachten die Forbens und die Gordons noch des Brandes von Corgarff und des Gaſtmahls von Drimminor.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

An alle Gebildete! —

Neue, elegante und wohlfeile Geſammt-Ausgabe.

Bei **Carl Focke** in Leipzig erſcheinen:

Sämmtliche Erzählungen
von
Friederike Lohmann.

Ausgabe letzter Hand;
mit einem Vorworte der Verfaſſerin von
„Godwie Caſtle“ ꝛc. ꝛc.

Achtzehn Bände; mit dem Portrait der Verfaſſerin, in Stahlſtich.

Die unterzeichnete Verlagshandlung bemerkt nur, wie ſie es für ihre Pflicht gehalten der, hier dem Publikum zum erſten Male dargebotenen **Geſammt-Ausgabe** der „Erzählungen von Friederike Lohmann“ (welche auch alle früher in anderem Verlage erſchienene enthält) eine, ihrem innern Werthe entſprechende äußere Ausſtattung zu geben, und dabei zugleich einen Preis zu ſtellen, der ſie beſonders allen **Familien-Bibliotheken** — für die ſie ſich, ihrer ſitt-

lich reinen Tendenz wegen, vorzugsweiſe eignen — zugänglich macht.

Dieſe Ausgabe wird durchaus nicht mehr als 18 Bände (in ſogenanntem Schiller-Format, auf ſchönſtem Velin-Papier) umfaſſen, in Lieferungen von 2 Bänden (die Erſte liegt bereits in allen Buchhandlungen zur Anſicht vor) erſcheinen, und in Jahr und Tag **beſtimmt** beendet ſein. — Der Preis eines Bandes (von 16—18 Bogen) iſt ⅔ Thlr. oder 1 Fl. Conv.-Münze, und das Ganze (früher etliche 30 Thlr. koſtend) wird jetzt — in geſchmackvoll elegantem Gewande — für 12 Thlr. oder 18 Fl. C.-M. zu haben ſein. Einzelne Bände und Lieferungen können jedoch nicht abgelaſſen werden.

Alle Buchhandlungen nehmen darauf Beſtellungen an, vertheilen gratis Anzeigen, mit dem gehaltvollen Vorworte der Verfaſſerin von **„Godwie Caſtle“**, und ſind in den Stand geſetzt Subſcribenten-Sammlern angemeſſene Vortheile zu gewähren.

Leipzig, im Auguſt 1843.

Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Achtzehnter Band.

I. Die Hexenwage.
II. Die Schickſalsnacht.

Leipzig, 1843.
Verlag von Carl. Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Dritte Folge.

Vierter Band.

Leipzig, 1843.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite
Die Hexenwage. 1
Die Schickſalsnacht. 175

Die Hexenwage.

Erzählung.

Motto:

„Sieh, welch' ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! Das iſt der Knecht!“
Göthe.

„Fürchtet nichts, Madame, es ſind elende Bettler!" ſagte Karl von Barlaimont zu Margarethe von Parma, als er das Antlitz der, von allen ihren Räthen und den Rittern des Vließes umgebenen Fürſtin, bei Eintritt der Schaar des niederländiſchen Adels erbleichen ſah. — Die Welt kennt die Flamme, zu welcher der zündende Funke, der in jenem Worte lag, aufloderte. Der Name jener „Bettler" (gueux) wird nimmer vergeſſen werden, und Spaniens Legionen, war auch ein Alba ihr Führer, würden nichts gegen den „Bund der Geuſen" ausgerichtet haben, hätte der wandelbare Sinn Egmont's, Prinzen von Gaure, die Anhänglichkeit dieſes ſonſt patriotiſchen Mannes an eine liebende Gattin und zehn Kinder, an denen ſeine ganze Seele hing, ihn nicht die theuerſten Verpflichtungen vergeſſen laſſen. „Ich werde die Provinzen beruhigen, und der König wird dankbar ſein!" ſagte er zu dem warnenden Oranien in der letzten Zuſammenkunft der Freunde. „Wohlan," rief dieſer mit tiefem Seelenſchmerz und voll Unwillen, „wage es auf dieſe königliche Dankbarkeit, und gebe der Himmel, Egmont, daß Du nicht die Brücke biſt, über welche die Spanier in das Land ſetzen, und die ſie abbrechen werden, wenn ſie darüber ſind!" — Während Oranien aber dieſe prophetiſchen Worte ſprach, begannen ſie bereits jenſeits der Pyrenäen in Erfüllung zu gehen. König Philipp hätte eher einem Mörder, als einem Beleidiger ſeiner Majeſtätsrechte verziehen; und als Rebellen und Majeſtätsverbrecher ſah er alle Niederländer an. Der Kardinal Granvella, welcher die Narrenkappe noch nicht vergeſſen hatte, welche der niederländiſche Adel, um ihn zu höhnen, den Dienſtleuten hatte auf die Ermel ſticken laſſen, der Großinquiſitor Spinola, erbittert über den, von den proteſtantiſchen Secten unternommenen Bilderſturm, vor Allem der Herzog von Alba, glühend von Haß gegen die Aufrührer, die zu bändigen er ſich berufen fühlte, ſchürten das Feuer des königlichen Zor nes, die gelindern Rathſchläge des Fürſten Rui Gomez von Eboli, des Grafen von Feria, und des königlichen Beichtvaters Fresnada wurden überſtimmt, und bald brachen die Reſte jener ſiegreichen Legionen, an deren Spitze Karl der Fünfte Europa zittern gemacht hatte, unter Alba's Führung gegen die unglücklichen Niederlande auf. Generale von großem Ruf ſtanden an des Heeres Spitze. Die Namen: Vittelli, Marquis von Cetona, Gabriel Serbellon, Gonzalo von Braccamonte, Sancho von Lodogno, Sancho von Avila, Julian Romero, Franz Verdugo und noch mancher andere, den wir anzuführen unterlaſſen, erinnerten an frühere Heldenthaten. Während aber das Heer, langſam und drohend wie eine Wetterwolke, von Italien aus, längs der franzöſiſchen Gränze durch Lothringen heranrückte, lagerte eine dumpfe Angſt, ein Vorgefühl des Kommenden, über das ſich Niemand Rechenſchaft zu geben wußte, auf den niederländiſchen Provinzen. Der Schuldbewußte wie der Unſchuldige ſah dem Einzuge der Spanier wie dem Anbruch des Weltgerichts entgegen. Bald ſollte die Gewitterwolke ſich entladen. Alba war in Brüſſel eingezogen. Er war in dem Palaſte des Grafen Kuilemburg, dem Hauſe, wo einſt der Geuſenbund geſchloſſen ward, abgeſtiegen. Obwohl er eine freundliche Miene angenommen hatte, ſo erſchien die Stadt, vermöge der Furcht ihrer Bewohner, dennoch wie von der Peſt verödet. Freunde eilten an Freunden ſprachlos vorüber, ſobald man einen Spanier nur von fern erblickte; jedes Geräuſch erregte Schreck, Thüren und Fenſter waren geſchloſſen; wer fliehen konnte, war geflohen. Plötzlich erſcholl die Nachricht, daß die Grafen Egmont und Hoorne verhaftet wären, und Hoogſtraten und Mansfeld geſucht würden, um ſich ihrer zu verſichern. Der Schrecken ſchien jetzt Alle zu verſteinern. „Wenn man ſich an ſolche Männer wagt, welches Schickſal wird dem Niederen bevorſtehen!“ rief Jeder mit Entſetzen; und: „Die Niederlande ſind verloren!“ ſetzte er dann entmuthigt hinzu. — Wirklich ſchien es auch damals ſo; aber im Rathe der Verſehung war es anders beſchloſſen. Wilhelm von Oranien hatte zwar dem Sturme weichen müſſen und war nach Deutſchland gegangen, aber nur um ſpäter wiederzukehren, um ſich auf niederländiſchem Boden unſterbliche Lorbeeren zu ſammeln, und ſeine Feinde kannten ihn ſo gut, daß Granvella bei der Nachricht der Verhaftung Egmont's und Hoorne's haſtig fragte: „ob man auch den Schweigenden habe?“ und als man dies verneinte, beſtürzt ausrief: „Man hat alſo gar nichts, da man den Schweigenden entwiſchen ließ.“ — Unter Denen, welche den Zorn König Philipp's und den Haß Alba's am meiſten auf ſich gezogen hatten, war Heinrich von Brederode, Herr zu Vianen und Burggraf zu Utrecht, nicht einer der letzten. Perſönliche Tapferkeit und eine Abſtammung von den alten Grafen von Holland machten ihn dem Volke werth. Sein Eigendünkel, eine widrige Ruhmredigkeit und ein ungezügeltes Leben hatten ihn indeß der Regierung verächtlich gemacht, und man hatte ihm von jeher nichts als ein Geſchwader leichter Reiter anvertraut. Ein glühender Haß gegen die Spanier erfüllte ihn deshalb. Tolldreiſt ſtellte er ſich überall an die Spitze, wo es galt, zum Haß oder zum offenen Widerſtand gegen die Regierung aufzuregen. Obgleich Katholik, begünſtigte er dennoch die Proteſtanten und die Wiedertäufer; weniger, weil es ſeiner Ueberzeugung gemäß, als weil es ein Abfall war. ‚Niemand,‘ ſagt ein großer Geſchichtsſchreiber von ihm, ‚taugte beſſer zum Vortänzer einer Empörung, aber ſchwerlich konnte ſie einen ſchlimmern Führer finden.‘ — Auch Brederode floh bei der Annäherung Alba's nach Deutſchland, und es ſind die Schickſale eines Mitglieds ſeiner Familie, die wir dem Leſer in dieſer Erzählung vorzuführen gedenken. — — —

„Du biſt ein Filz, Adoniram, ein Knauſer, den ich am liebſten am Barte aufhängen möchte, wenn ich bedächte, welche hölliſche Procente Du mir ſchon für kleine Darlehn abgenommen haſt, und vergäße, daß Du ſonſt ein braver Kerl biſt.“

„Kleine Darlehn? — Gott's Wunder! — Ich will mit den ſechzig feurigen Ruthen gegeißelt werden, mit denen einſt der Erzengel Michael gegeißelt wurde, weil er nicht ehrfurchtsvoll aufſtand, als der Rabbi Achar einen Beſuch im Himmel abſtattete, wenn ich nicht bei Euch Geld über Geld verloren habe! — Hölliſche Percentches? — Funfzehn oder auch nur zehn vom Hundert — mehr niemals —

habe ich von Euch genommen, Herr von Vianen, aber ich hätte müſſen eine eigene Münzſtätte haben, wenn ich hätte alle Eure Forderungen befriedigen wollen."

„Beim Kreuz — oder vielmehr bei Abraham, Iſaak und Jakob, da man doch in Deinem Hauſe bei nichts anderm ſchwören darf, — hört man Dich reden, ſo ſollte man meinen, ich hätte ſo viel Geld, als die Spanier ſeit Entdeckung der neuen Welt den Indianern geſtohlen, Dir abgeborgt, und am Ende ſind es zwanzig bis dreißigtauſend Kronen, die Du mir geliehen, und die Du richtig zurückerhalten haſt."

„Ja, zurückerhalten! Aber wie? — In Schafen, Kälbern, Getreide und Pferden. — Gott's Wunder! Mit den Pferden bin ich beſonders gut gefahren. Als ich Euer Gnaden die letzten tauſend Ducaten lieh — der Herr weiß, wie viel Mühe ich hatte, ſie zuſammenzubringen! — da ſprachet Ihr von Pferden, ſo ſchön und groß, daß man hätte glauben ſollen, ſie wären wie das Thier Reem, von welchem der fromme Raba Barchana erzählt, daß es ſo groß geweſen wie der Berg Tabor, nämlich vier Meilen hoch, obwohl es erſt einen Tag alt war, und welches, wenn es nießte, den Jordan aus ſeinen Ufern trieb; als aber die Pferde ankamen, waren es eitel Mähren, krumm und ſchief, und eines, welches den Spath und ein paar Steingallen hatte, war noch das beſte darunter.“

„Du übertreibſt, Adoniram! Ich will nicht behaupten, daß die Pferde beſonders ſchön waren, und daß Du an ihnen ein großes Geld verdient hätteſt, aber das kleine Gut bei Gouda, das Du für die fünftauſend Goldkronen annahmſt, war ſehr ſchön gelegen, überaus fruchtbar, und der Viehſtand ganz vortrefflich. Du wirſt viel Geld daran verdienen.“ —

„Ja freilich, wenn man Eure Beſchreibung bei einem Wiederverkauf zum Grunde legen könnte! Ihr prieſet mir das Gütchen an, daß man hätte glauben ſollen, es gliche der Ebene von Esdrelon, wo man, wie der Tractat Keſuboth bezeugt, jährlich auf einem Morgen Feld funfzigtauſend Malter Getreide ernten konnte. Und das Vieh! — Gott's Wunder! — Wenn ich ein Stück ſchlachten ließ, ſo konnte ich immer voraus wiſſen, daß es einen von den achtzehnerlei Trevos (Viehmängeln), wodurch es uns zu eſſen verboten wird, an ſich haben würde.“

Die Beiden, welche das eben angeführte Geſpräch pflegen, waren der Herr von Vianen, Heinrich von Brederode, und der alte reiche Jude Adoniram, welcher in dem Städtchen Oudewater an der Yſſel wohnte. Wie es ſchien war der Letztere heute eben nicht in der roſenfarbenſten Laune; denn in wenigen Stunden ſollte das Feſt der Laubhütten beginnen, und Jener ſtörte den eifrigen und auf ſeine talmudiſtiſchen Kenntniſſe etwas eitlen, dabei, wegen dieſen und ſeinem Gelde, von ſeinen Glaubensgenoſſen nicht wenig geachteten Israeliten, in den Anordnungen zu gehöriger Ausſchmückung der Laube, welche in dem geräumigen Hofe ſeines Hauſes errichtet worden war. Außer den beiden Angeführten befand ſich noch ein junger Menſch in Reiſekleidern zugegen, welcher anſcheinend krank war, denn er ſah blaß aus und hatte ſich ermattet auf einen Seſſel niedergelaſſen.

Brederode war ein Mann in kräftigem Mannesalter. Ein Schwerthieb, deſſen Narbe queer über das Geſicht lief, welches von Wind und Wetter geröthet war, die etwas abgeſchabte, aber urſprünglich koſtbare Reiſekleidung, ein großer Stoßdegen an der Seite, der kühne Blick, gaben dem Manne ein kriegeriſch ſtattliches Anſehen, das aber auch etwas von dem eines ſoldatiſchen Bonvivants hatte. Der Jüngling, der ihn begleitete, war gut gewachſen, doch konnte man ſeine Geſichtszüge nur zum Theil erblicken, da der herabgekrämpte Hut ſie größtentheils verbarg.

Adoniram ſchien ein Sechziger, mit einer ziemlich ſtark ausgeprägten israelitiſchen Nationalphyſiognomie, die aber von einem patriarchaliſchen Ausdruck war. —

Brederode ſchien ein Weilchen nachgedacht zu haben, dann begann er in einer Bruſttaſche zu ſuchen, und brachte endlich eine Kapſel zum Vorſchein.

„Geld muß ich haben, und von langem Verhandeln kann auch nicht die Rede ſein, denn di Reiter der Verräther Megen und Arſchot könne ſich in wenigen Stunden an der Yſſel befinden!“ rief er aus. „Siehe, alter Adoniram!“ ſagte e indem er die Kapſel öffnete, und ein kleines, m

Brillanten beſetztes Portrait herauszog „Dies iſt das Bild eines Weſens, das nicht mehr lebt und das mir einſt ſehr theuer war. Wenn mir ſonſt Einer geſagt hätte, daß ich mich von dem Bilde trennen ſollte, um es einem Juden nur auf zwei Minuten in die Hände zu geben, ich hätte ihm den Schwertknauf in die Zähne geſtoßen. Indeß Noth kennt kein Gebot. Nimm das Bild und leihe mir tauſend Goldſtücke auf ſechs Monate. Die Diamanten ſind ſechsmal mehr werth. Ueberdies ſollſt Du zehn Procent haben.“

„Zehn Procent? Was thu' ich mit zehn Procent? Weiß ich denn, ob ich binnen drei Tagen noch das Leben habe? Die Spanier können jeden Augenblick hier ſein! Handel und Wandel hat aufgehört. Ich bin ohnehin arm wie Hiob;“ ſagte mißmuthig Adoniram.

„Verſtelle Dich nicht; Du weißt, daß ſich Diamanten leichter verbergen laſſen wie ein Geldſack, und Dir iſt auch mein Anerbieten, Dir ſolche zum Pfande zu geben, nicht unwillkommen, aber zehn Procent ſind Dir zu wenig. — Wohlan, Du ſollſt funfzehn haben; aber — nun ſchaffe Geld her;“

rief Brederode, indem er ihm das Portrait, das er noch einmal an die Lippen drückte, aufdrang.

Adoniram betrachtete den Sprechenden aufmerkſam.

„Thut Ihr doch mit dem Bildchen, als ob es das Kleinod wäre, welches unſer Vater Abraham ſtets am Halſe zu tragen pflegte, von deſſen Anblick jeder Kranke geſund ward, und das unſer Herrgott nach Abrahams Tode in die Sonne hing, damit ſie noch ſtärker wie vorher glänzen ſollte;“ ſprach der Israelit lächelnd.

„Ja, Du haſt Recht, Menſch!“ rief Brederode noch einmal das Bild ergreifend und mit naſſem Auge darauf blickend. „Du haſt Recht, obwohl der Sinn Deiner Worte in meinem Herzen anders wiedertönt. Das Antlitz dieſes Weibes *war* meine Sonne, ich habe auf ſie geblickt wenn mein Herz krank war, und als dieſe Sonne unterging, habe ich ihr Abbild am Halſe getragen bis an den heutigen Tag. — Du mußt nämlich wiſſen, dies Weib war meine erſte, meine einzige Liebe. Sie war nicht meines Standes, aber ihre Seele war weit über ihren Stand erhaben. Sie ſtarb als ſie mir eine Tochter gebar. — Später habe ich mich ſtandesmäßig verheirathet. Mein Weib iſt brav, aber glücklich hat es mich nicht gemacht. Ich fühle, ich wäre ein anderer Mann geworden, wenn Jene lebte.“

„Hört, gnädiger Herr,“ ſagte Adoniram freundlicher, „ich will Euch das Geld leihen. — Ich will Euch,“ ſetzte er nach einer Art innern Kampfes hinzu, „das Geld zu zehn Percent leihen, obwohl ich mir dabei den größten Schaden thue.“

„Gut! — Gut!“ rief Brederode flüchtig. „Hole die tauſend Kronen, und ſchaffe Papier und Feder.“

Adoniram ging und holte einen Geldſack, ſo wie Schreibzeug. Während Brederode ſchrieb, betrachtete der Iſraelit ſorgfältig die Diamanten, mit denen das Bild eingefaßt war, er hielt es lange ſinnend in der Hand und ſchien mit einem Entſchluſſe zu kämpfen.

„Das Bild iſt Euch alſo ſehr lieb?“ fragte er dann zögernd.

„So theuer als mein Leben!“ rief Brederode.

„Nur die dringendſte Noth kann mich auf ein Zeitlang von ihm trennen."

„Gnädiger Herr;" hob Adoniram ſtockend an. „Ich will Euch — aber bei den zehn Percent bleibt es — ich will Euch das Geld ohne Pfand, blos gegen Schein, darleihen. — Ihr mögt alſo die Schrift darnach einrichten; aber — vergeßt nicht, daß es bei den zehn Percent bleibt."

„Braver, ehrlicher Kerl!" ſchrie Brederode, indem er die Feder hinwarf, und mit beiden Händen die des Israeliten ergriff. „Sei verſichert, daß, haben wir die ſpaniſchen Teufel nur erſt aus dem Lande gejagt, ich mich gegen Dich dankbar erzeigen will. Meinen Antheil an der Beute ſollſt Du zu einem Spottpreiſe haben. Alles was ich dem Alba und ſeinen Henkershelfern abnehme —"

„Gut! — Gut, gnädiger Herr! Verkauft nicht die Haut eines Bären, welcher noch durch die Niederlande brüllt;" verſetzte Adoniram trüb lächelnd. „Betet lieber zu dem Herrn, unſerm und Eurem Gott, daß er Euch Gewalt gebe über den Gewaltigen, und es dem Alba ergehe, wir einſt dem Titus, dem, weil er Jeruſalem, die Heilige, zerſtört, befohlen wurde, mit einer Mücke einen Zweikampf zu beſtehen. Die Mücke kroch den Titus durch die Naſe in's Gehirn, und pickte darin ſieben Jahre fort. Als man ihn nach ſeinem Tode öffnete, hatte die Mücke die Größe einer Schwalbe, oder wie andere fromme Rabbi's verſichern, die einer einjährigen Taube erreicht. — Aber, wie ich ſehe, habt Ihr den Schein bereits ausgefertigt. Ihr habt doch auch die zehn Percent darin vermerkt, ſo wie, daß Ihr das Geld in lauter wichtigen Kronen empfangen habt?"

„Alles! Alles ſteht drinn, Adoniram! — Aber nun habe ich noch ein Anliegen an Dich;" ſprach Brederode.

„Ich habe kein Geld! — ich bin arm wie Hiob!" rief der Israel ängſtlich.

„Es iſt kein Geld, was ich verlange;" verſetzte der Ritter. „Schaffe mir ein Unterkommen auf ein paar Tage für dies Mädchen."

Er zeigte auf die Jünglingsgeſtalt, die auf dem Stuhl Platz genommen hatte.

„Gott's Wunder! Der Herr iſt eine Dame?" rief Adoniram.

„Es iſt meine Tochter!“ ſagte Brederode. „Die Tochter des Weibes, deſſen Bild Du geſehen. Unſere Ehe blieb verborgen, da ſie nicht ebenbürtig. Dies Mädchen ward zu Rotterdam erzogen. Ich wollte es jetzt mit mir nach Amſterdam nehmen, um für ſeine Zukunft zu ſorgen. Geſtern ward es krank. Ich muß Gertruden zurücklaſſen, denn die Bluthunde Megen's und Arſchot's ſind nur wenige Stunden hinter mir, und ſchwärmen auch in der Gegend von Utrecht.“ —

„Warum aber habt Ihr das Fräulein nicht lieber zu Rotterdam gelaſſen, als es auf der Flucht mit Euch zu führen?“ fragte der Israelit mitleidig.

„Weil ein junger Offizier, vom Corps des Grafen Arſchot, ein Auge auf das Mädchen hat, und ich alle die Verräther, die es mit den Spaniern halten, mehr wie den Teufel haſſe!“ rief Brederode heftig. — „Gegen den jungen Menſchen,“ ſetzte er ruhiger hinzu, „habe ich eigentlich nichts, aber der Vater deſſelben, der alte Heemskerk — Du kennſt ihn ja, Adoniram — iſt mein Todfeind.“

„Ei, er iſt aber ein reicher Mann, und ſaß mit im Rathe der Statthalterin;“ meinte der Alte.

„Eben darum!“ rief Brederode. „Eben darum haſſe ich ihn. Er war es obendrein, der Margarethen zu der Maßregel der ſogenannten Moderation gerathen hat, und die das Volk, weil ſie keinen einzigen weſentlichen Mißbrauch abſtellte, mit Recht die Moorderation (Mörderung) nannte.“

„Er wollte aber dadurch ſtrengen Maßregeln von Seiten des Königs zuvorkommen;“ ſprach Adoniram.

„Er hätte ſie befördern müſſen, wenn er ein ächter Niederländer war, denn da brach der Aufſtand früher los, und unſere Sache ſtand anders als ſie heute ſteht!“ rief Brederode. „Aber davon verſtehſt Du nichts, Adoniram. Darum ſage, ob Du mir ein Unterkommen auf ein paar Tage für mein Mädchen ſchaffen kannſt? Iſt die Gegend vom Feinde frei, ſo komme ich ſelbſt, es wieder abzuholen, iſt dies nicht der Fall, ſo laſſeſt Du Gertruden, mit ſicherer Begleitung und auf Umwegen, nach Amſterdam bringen; denn wäre ſie auch im Stande, den Weg bis dahin mit mir zurückzulegen, ſo würde ich ſie dennoch nicht der möglichen Gefahr ausſetzen, da ich gewiſſe Nachricht habe, daß der Weg nach Amſterdam bereits durch feindliche Rotten, die meinem Häuflein überlegen ſind, unſicher gemacht wird. Ich ſehe leider zu ſpät ein, daß ich einen unüberlegten Streich machte, als ich Getruden mit mir nahm.“

„Hm! Wie Ihr wißt, gnädiger Herr,“ ſagte Adoniram bedenklich, „giebt es in unſerer Stadt allerhand ſchlechtes Geſindel, welches den Spaniern anhängt. Wenn nun ſehr bekannt würde, daß eine Dame mit Euch gekommen und daß ich für ſolche ein Unterkommen geſucht, ſo könnte, wenn die Spanier herkämen, die Sicherheit des Fräuleins gefährdet werden, ganz abgerechnet, daß das ſchlechte Volk auf mich einen Zahn hat, weil es mich am Paſſahfeſt, oder am Feſte der Laubhütten in Jomim dobbim (Feierkleidern) hat gehen ſehen, und darum für reich hält — obwohl ich arm bin.“

„Es muß indeß ſein; Du mußt Rath ſchaffen, Adoniram;“ verſetzte Brederode. „Ich getraue mir nicht, Gertruden weiter mitzunehmen, da wir uns vielleicht jenſeits Utrecht werden mit dem Schwerte einen Weg bahnen müſſen."

„Da der Aufenthalt des Fräuleins nur wenige Tage dauern ſoll, ſo wüßte ich wohl eine Auskunft;" meinte der Israelit. „Es iſt nur die Frage, ob ſie Euch genehm wäre."

„Sprich! — Sprich, Adoniram! Ich billige Alles;" verſetzte der Ritter ungeduldig.

„Das Fräulein müßte in meinem Hauſe bleiben, das heißt, in der Behauſung einer alten Frau, der ich ein Unterkommen gewährt;" ſagte der Alte „Als Recha, mein einziges Kind, die Tochter, die ich liebte wie meine Augen, erkrankte, nahm ich eine alte Frau, eine Chriſtin, die als Krankenwärterin einen Ruf hatte, zu mir, und ſie wartete mein liebes Kind während der langen Krankheit und verließ es nicht eher, als bis der Todesengel Malach Hammoves, der voll Augen iſt, und in der Todesſtunde mit gezücktem Schwert, an deſſen Spitze ein Tropflein Galle hängt, zu Häupten des Sterbenden ſteht, dieſen Tropfen in den geöffneten Mund der Verſcheidenden fallen laſſen. Als wir nun die Todte genugſam beweint, ſo beſchloß ich mit meinem Weibe

Bruſt, ſchüttelte dem Israeliten nochmals die Hand, indem er ihm freundliche Vorſorge für die Tochter empfahl, und ihn im Voraus ſeiner Erkenntlichkeit verſicherte, dann nahm er den Sack mit den Goldſtücken auf den Arm und verließ das Zimmer. — — —

Es war ein paar Tage ſpäter gegen Abend, als Adoniram mit ſeinem Weibe Rebecca, einem alten freundlichen Mütterchen, beſchäftigt war die Lampen anzünden zu laſſen, die eine, von abgeſchnittenen Aeſten, welche noch ihr volles Laub hatten, errichtete Hütte erleuchten ſollten. Die letztere befand ſich in dem kleinen Hofe des Gebäudes, dicht neben der Thür, die in den daranſtoßenden Garten führte, über welchen man einen freien Blick auf die Yſſel und in das flache Gelände hatte, das von der eben untergehenden Sonne matt erleuchtet war. Die Laubhütte war feſtlich ausgeſchmückt. Von der Decke hingen drei an Latten befeſtigte, ſchwere, ſilberne Ampeln herab, ſchöne Teppiche verſchiedener Art waren auf dem Boden ausgebreitet, die darin befindlichen Stühle und Tiſche waren zierlich gearbeitet, und letztere mit Decken von glänzend weißen Damaſt überdeckt. Eine alte Magd war beſchä tigt, einige Schüſſeln mit Backwerk und Früchten herbeizutragen.

„Ei ſieh doch, Rebecca, welch' eine Menge von Eßwaaren Du uns heute auftafelſt!" ſagte Adoniram freundlich zu der Hausfrau, indem er ihr ſcherzend mit der Hand über das Geſicht ſtrich. „Du zeigſt damit, daß Du Deines Namens, welcher ſo viel wie die ‚Fette', ‚Gemäſtete' bedeuten will, eingedenk ſeieſt, indem Du wenigſtens Andere zu mäſten ſtrebſt."

„Ich denke, Du wirſt es nicht tadeln, Adoniram;" ſagte Rebecca lächelnd. „Wir werden freilich die Aepfel und Kuchen nicht aufeſſen, aber obwohl wir nur die Einzigen aus unſerm Volke in dieſem Orte ſind, ſo pflegen am Hüttenfeſte uns doch ſtets einige der angeſehenſten Nochrim (Fremde, Chriſten) zu beſuchen, und da Du ſagſt, daß es nicht gegen das Geſetz ſei, ihnen etwas Eßbares vorzuſetzen, ſo, denke ich, muß ich unſerm Hauſe Ehre machen."

„Ganz Recht, Rebecca, dies iſt auch mein Wille;" erwiederte der Hausherr. „Ich denke, es iſt nichts Unrechtes dabei, denn wenn es auch in dem Sepher mizvoth gadol (den 613 Pflichten) und namentlich in der zweiunddreißigſten Pflicht heißt: ‚Du ſollſt mit keinem Nochri Geſellſchaft halten', und ferner ſelbſt Moſes ſpricht, wie wir dies im fünften Buche und ſiebenten Kapitel leſen: ‚Du ſollſt den Nochrim keine Gnade widerfahren laſſen', ſo ſagt doch auch der Rabbi Iſaak Abarbanel: ‚Der Chriſt wird nicht Nochri oder Fremder genannt', und wenn er auch hinzufügt: ‚Dieſe Erklärung habe ich blos des Friedens willen gegeben, weil wir unter ihnen leben müſſen', ſo denke ich, dieſer Grund beſtehe noch, und der Ausſpruch des gelehrten und frommen Rabbi ſei in alle Wege gültig. Daß Du aber für ſo ſchönes Obſt geſorgt, iſt mir beſonders lieb, denn es heißt: ‚Ihr ſollt Euch freuen an dieſem Tage an Blumen und ſchönen Früchten!'" —

„Es iſt doch erſtaunlich, was Du gelehrt biſt, Adoniram! Die Sprüche der heiligen Rabbinen fließen Dir ſtets aus dem Munde, wie das Waſſer eines Springquells, und dieſe, ſo wie die hübſchen Geſchichten der heiligen Vorzeit, die Du ſo gern erzählſt, erfreuen meine Seele;" ſagte Rebecca mit einem Ausdrucke, der zugleich von Liebe und Ehrfurcht für den Gatten zeugte. „Eins aber — Du mußt indeß nicht böſe ſein — eins iſt mir indeß manchmal bedenklich vorgekommen —“

„Und was, Rebecca?“ fragte Adoniram ernſter wie gewöhnlich.

„Daß Du auch dergleichen in Gegenwart der Gojim (Ungläubigen) erwähnſt;“ verſetzte die Hausfrau — „Mißverſtehe mich nicht, Adoniram,“ fuhr die Alte fort, als ſie ſah daß ihr Gatte die Stirn runzelte, „ich meine es gut, aber ich denke es könnte Dir ſchädlich ſein. Habe ich doch ſchon von unſern Leuten ſagen hören, daß Du ſtolz ſeieſt auf die genauen Kenntniſſe der heiligen Bücher — möchte dies indeß ſein, denn es iſt der Neid, der aus ihnen ſpricht — aber die Gojim, bös wie viele ſind, könnten wohl noch ſonſt allerhand Arges daraus ziehen; ganz abgerechnet, daß ich ſelbſt geſehen und gehört habe, wie unſer Bekannter, der Niclas Caſembrot, über Manches, was ihm dabei ſonderbar vorgekommen, geſcherzt und gelacht hat.“

„Ueber was ſcherzte und lachte der luſtige Mann nicht?“ ſprach Adoniram leicht. — „Was übrigens die Sprüche und Ereigniſſe, die uns in den heiligen Büchern mitgetheilt werden, anlangt, ſo bin ich gewohnt, ſolche im Herzen zu tragen; weſſen dies aber voll iſt, deſſen geht der Mund über, und ſie verlieren nichts von ihrer Heiligkeit und Wahrhaftigkeit, ob die Gojim deßhalb lachen oder Unwiſſende unter unſern Leuten mich wegen meiner Wiſſenſchaft, da ich in meiner Jugend zum Rabinat beſtimmt war, beneiden. Auch befolge ich damit nur den Ausſpruch des heiligen Königs und Sängers, wo er ſagt: ‚Erzählet unter den Gojim ſeine Ehre, und unter allen Völkern ſeine Wunder.‘“

„Du haſt gewiß Recht, Adoniram, und es iſt unſtreitig ſo wie Du ſagſt;“ verſetzte Rebecca beruhigt. „Verzeihe mir deshalb meine eitlen Beſorgniſſe. Die ſchwere Zeit hat mich vielleicht etwas allzuängſtlich gemacht. — Ich denke,“ ſetzte die Alte hinzu, indem ſie ſich in der Hütte umſah, „wir ſind jetzt mit den Zurüſtungen fertig und es fehlt nichts weiter. Alles, wohin Du ſieheſt, iſt mit auserleſenen Früchten und Blumen, ſo gut ich ſie nur erhalten konnte, geſchmückt, und ich denke unſere

Gäſte ſollen auch keine Noth leiden. — Bei den Gäſten, Adoniram, aber fällt mir ein, daß Fräulein Gertrud ein gar liebes Mädchen iſt. Sie iſt nur erſt wenige Tage in unſerer Behauſung, aber Jeder, der ſie ſieht, hat ſie lieb. Die alte Salome kann gar nicht genug erzählen, wie lieb und freundlich ſie iſt. Wer aber von ihr ganz bezaubert iſt, das räthſt Du nicht, Adoniram. Es iſt unſer Bekannter, der reiche Niclas, der Käſehändler, mit dem Du ſchon viele Geldgeſchäfte gemacht haſt, und deſſen Waare durch ganz Deutſchland und Frankreich, und wohl noch weiter geht. Seit Fräulein Gertrud hier wohnt, erſcheint er täglich mehreremale in unſerm Hauſe, ſelbſt wenn er weiß, daß Du abweſend biſt, und dann hat er immer etwas bei der alten Salome zu ſchaffen, und will von ihr Mittel haben gegen Dies und Das, obwohl ich überzeugt bin daß ihm kein Finger weh thut. Mir kommt es auch vor, als ob Gertrud ihn gar gern plaudern hörte, und da ihr Vater, der Herr von Brederode, da er voll Schulden ſteckt, ihr einſt gewiß nicht viel mitgeben wird, die Mutter, wie es heißt, aus geringem Stande war —

wer weiß wie es überhaupt mit der Verheirathung ſtand — Herr Niclas Caſembrot aber ein ſteinreicher Junggeſell iſt —“

„So möchteſt Du gern die Beiden zuſammenkuppeln;“ fiel Adeniram ein. „Dieſen Gedanken, Rebecca, kannſt Du einſtweilen fahren laſſen, denn, habe ich recht gehört, ſo ſteckt dem Mädchen bereits ein anderer Mann im Kopfe. — Doch ſtill davon. Ich glaube unſere Gäſte kommen ſchon.“ — —

So war es auch. — Einige Augenblicke ſpäter traten zwei weibliche Geſtalten in die Laube. Eine davon war eine faſt ſiebenzigjährige Matrone in bürgerlicher Kleidung. Das ſilberweiße Haar ſchimmerte an den Schläfen unter einer ſchwarzen Sammetkappe hervor, die mit einer ſchmalen Spitze eingefaßt war. Die Augen der Alten waren ſtark geröthet. Sie deckte ſolche einige Augenblicke mit der Hand, um die Entzündeten vor dem hellen Lampenſchimmer zu ſchützen. Dicht hinter der Alten folgte ein junges, überaus liebliches Mädchen von einigen zwanzig Jahren. Der Kleidung nach gehörte ſie zu den höhern Ständen. Eine ähnliche

Kappe, wie die der Alten, bedeckte das Haupt, aber Kappe und Kleid waren von edleren Stoffen und das letztere, nach der Mode damaliger Zeit, mit breitem Hermelinbeſatz verziert. Der Ausdruck des Geſichtes des Mädchens hatte etwas Sinnendes und Ergebungsvolles.

„Verzeiht, lieber Herr, daß wir nicht ſchon früher uns eingefunden,“ ſagte die junge Perſon, „aber ich habe die gute Salome aufgehalten. Eine vielleicht unnütze und lächerliche Furcht hielt mich im Zimmer zurück. Ich ſah um Untergang der Sonne einen gemein und häßlich ausſehenden, rothhaarigen Kerl fortwährend um den Gartenzaun ſchleichen, und bald nach dem Häuschen, wo wir wohnen, bald nach der Laube blicken. Es war ganz augenſcheinlich, daß er eine Abſicht dabei hatte. Da Ihr nun geſagt, es ſei zu wünſchen, daß mein Aufenthalt in Eurem Hauſe ſo verborgen bliebe als immer möglich, ſo verweilte ich ſo lange im Zimmer, bis jener Menſch verſchwunden war.“

„Es war Jan Papendyk, der Tabuletkrämer, der ſchon mehrmals wegen ſchlechten Streichen eingeſperrt, und noch voriges Jahr von dem Stadtſchultheiß fortgewieſen worden iſt;" ſagte Salome. „Er drohte damals ſich an mir zu rächen, weil ich einige Bekannte vor den Arzneimitteln gewarnt, die er verkauft, und durch die er manches Unheil geſtiftet hat. Ich fürchte mich vor dem Menſchen, wenn ich ihm begegne; aber der Grund, warum er heute über den Zaun ſchielte, ging wohl weniger meine Perſon an, als der Gedanke, daß Eure Laube, in welcher bereits die Lichter ſchimmerten, manche Köſtlichkeit enthalten möchte, ihn dazu bewegte. Da er nun auch als Dieb berüchtigt iſt, ſo werdet Ihr wohlthun, die Laube über Nacht gut bewachen oder die Koſtbarkeiten vorher in's Haus bringen zu laſſen."

„Ei, Frau Salome," ſagte Adoniram lächelnd, „Ihr wohnet ſchon lange in meinem Gehöft, und kennet ſo wenig unſere Gebräuche. Wiſſet Ihr nicht, wie das Geſetz uns vorſchreibt, daß mindeſtens der Hausherr, wenn nicht die ganze Familie, während der acht Tage in der Sukka (Hütte) ſchlafen muß? Ich und mein Diener David bringen die Nacht darin zu, und die Laube iſt mithin wohlbewacht. — Aber laßt Euch nieder, Fräulein

Gertrud. Ihr ſeid gewiß noch nie als Beſucherin bei unſern Leuten zum Hüttenfeſt geweſen, und kennt auch nicht die Bedeutung deſſelben. Ich will es Euch erklären. — Seht,“ ſprach er mit um ſo größerer Lebhaftigkeit, als von ſeinem Lieblingsthema die Rede war, „das Geſetz ſagt: ‚Am fünfzehnten Tage des Monats Tiſchri iſt das Feſt der Laubhütten; an dieſem Tage, wenn ihr das Einkommen vom Lande eingebracht habt, ſollt ihr das Feſt des Herrn halten ſieben Tage lang; am erſten Tage iſt es Sabbath, und am achten iſt es auch Sabbath. Und ſollt am erſten Tage Früchte nehmen von ſchönen Bäumen, Palmenzweige und Maien von dichten Bäumen und Bachweiden, und ſieben Tage fröhlich ſein vor dem Herrn, Eurem Gott. Sieben Tage ſollt ihr in Laubhütten wohnen; wer einheimiſch iſt ſoll in Laubhütten wohnen, daß Eure Nachkommen wiſſen wie ich die Kinder Iſrael habe laſſen in Laubhütten wohnen, da ich ſie aus Aegyptenland geführt.‘ — Damit nun aber ein Jeder der Bedeutung dieſes Feſtes und der Tage des Glanzes, als der Herr im Allerheiligſten des Tempels über der Bundeslade thronte, gedenke,“ fuhr Adoniram fort, indem er nach einem Gefäß langte, und einen Strauß hervorholte, „ſo ward es uns zur Pflicht gemacht, an jedem der ſieben Tage das ‚Lulaf‘ zu Hand zu haben; es iſt dies die Vereinigung eines Paradiesapfels, eines Palmzweiges, dreier Myrthen und zweier Bachweidenzweige, und zwar dieſe letzten als ſinnbildliches Zeichen, wie ſelbſt die unbedeutendſten Gewächſe bei Waſſermangel dahinſchmachten und welken, weshalb wir auch Gebete für Befeuchtung der Erde zur Winterszeit dabei verrichten. Der ſiebente Tag des Feſtes heißt ‚der kleine Gerichtstag‘, denn an dieſem Tage hält der Herr Gericht über die Waſſer, und beſtimmt wie viel es in dieſem Jahre regnen ſoll, auch glauben Einige bei Anfange dieſes Tages im Mondſchein aus ihrem Schatten erſehen zu können, ob ſie, oder ein Mitglied ihrer Familie in dieſem Jahre ſterben werden, was ich indeß für einen Aberglauben halte. — Ihr dürft Euch, liebes Fräulein,“ fuhr Adoniram trüb lächelnd, aber bei dieſem Thema wie gewöhnlich ſehr geſprächig fort, „nach dem, was Ihr in meiner elenden Hütte ſehet, keine Vorſtellung machen wie einſt das Feſt, zur Zeit da Israel in ſeiner Herrlichkeit blühte, gefeiert wurde. Ueber fünfhundert Prieſter waren im Tempel mit Darbringung der Dank- und Feſtopfer beſchäftigt. Gottesdienſtliche Ceremonien wechſelten mit Volksbeluſtigungen während der ganzen Zeit; das große Hallelujah, der 113te bis 118te Pſalm wurden abgeſungen, und unter feierlicher Muſik ſprach der Hoheprieſter den Segen über das ganze Volk, und ſeine Stimme ertönte, wie der Tractat Joma bezeugt, von Jeruſalem bis Jericho, nämlich zehn Meilen weit, ſo wie auch ſchon die Stimme des Ausrufers am Tempel drei Meilen weit ertönte.“ —

„Dann freilich,“ ſagte Gertrud möglichſt ernſthaft, da ſie bereits in den wenigen Tagen ihres Aufenthalts die Schwäche ihres Wirthes, gern talmudiſtiſche Geſchichten zu erzählen, hinreichend kennen gelernt, „kann jeder Einwohner der heiligen Stadt jedes Wort um ſo beſſer gehört haben.“

„Und ſelbſt dieſes,“ fuhr Adoniram lebhaft fort, „iſt nichts Kleines, wenn wir bedenken, wie groß die Stadt war. In dem Buche Midraſch Raba Echo beſchreibt Rabbi Samuel die Größe derſelben folgendermaßen: Jeruſalem hatte vierundzwanzig Hauptplätze; jeder dieſer Hauptplätze enthielt vierundzwanzig Hauptſtraßen; jede Hauptſtraße vierundzwanzig Marktplätze; jeder Marktplatz vierundzwanzig kleinere Marktplätze; jeder kleinere Marktplatz vierundzwanzig Höfe, und in jedem Hofe wohnten doppelt ſo viel Menſchen, als Israeliten aus Aegypten zogen.“ —

„Folglich eine Million und zweimalhunderttauſend in jedem Hofe!“ fiel eine muntere Stimme außerhalb der Laube mit lautem Lachen ein. —

Der aber, welcher geſprochen hatte, trat jetzt in die Hütte. Es war ein wohlbeleibter Vierziger in ſchwarzer Kleidung, welche mit Sammet und funkelnden Glasknöpfen beſetzt war. Das Geſicht des Mannes war rund wie der volle Mond, und trug den Ausdruck der glücklichſten Laune und der feſteſten Geſundheit. Die grauen Augen des Mannes waren nicht ohne Geiſt, nur konnte man wenig davon wahrnehmen, da er vermöge der Dicke der rothen Pausbacken, die ſie begränzten, und eines häufig wiederkehrenden Blinzelns, ſie bis auf einen kleinen Spalt geſchloſſen zu halten gezwungen war.

Um den Mund des Eintretenden lagerte ein, wie es ſchien, ſtereotyp gewordenes, aber keineswegs einfältiges Lächeln, welches den Ausdruck eines gutmüthigen Spottes trug.

„Wie ich höre,“ ſagte der Eintretende, nachdem er die übrigen Anweſenden leicht, Gertruden aber mit großer Aufmerkſamkeit begrüßt, und den breiten Hut, der die blonden, ſchlicht herabhängenden Haare deckte, ſammt dem langen, ſpaniſchen, mit Silber beſchlagenem Rohre in einen Winkel gelegt hatte, „iſt Freund Adoniram heute in gutem Zuge. — Bei alledem, Fräulein Gertrud,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich zur Seite der Angeredeten niederließ, „iſt das, was Ihr ſo eben gehört habt, noch gar nichts. Ich kann Euch mit andern Geſchichten dienen, die mir Mynheer Adoniram ſonſt ſchon aus ſeinem Vorrath mitgetheilt. Da war zum Beiſpiel der Vogel Bar Juchne — oder kennt Ihr bereits dieſes Vöglein? — der, wenn er mit den Füßen im Meere ſtand, mit dem Kopfe das Firmament berührte. An dieſer Stelle war aber das Meer ſo tief, daß eine Axt, die ein Zimmermann hineinfallen ließ, nach ſieben Jahren noch nicht den Grund berührte, obwohl das Meer dem Vogel dennoch nicht ganz bis an die Knöchel ging. — Zu dieſem Vögelchen paßt ſich ein Fiſchlein, welches ein wahrheitsliebender Rabbi ſah. Dem Fiſche kroch ein Würmchen in die Naſe und tödtete ihn. Als die Fluth das Fiſchchen an das Land warf, zerſtörte es ſechzig Städte, und andere ſechzig Städte nährten ſich von ſeinem Fleiſche; noch andere ſechzig Städte pöckelten den Reſt zu ihrem Gebrauche ein. Aus einem Auge des Fiſchchens füllte man dreihundert Tonnen Oel, und aus den Gebeinen zimmerte man Balken, und baute jene ſechzig zerſtörten Städte wieder davon auf. — Ihr müßt übrigens wiſſen, Fräulein Gertrud," fuhr der Sprechende ſo herzlich lachend fort, daß die Anweſenden, ſelbſt der Hausherr, unwillkührlich einzuſtimmen gezwungen waren, „daß Freund Adoniram und ſeine heiligen Rabbinen es ſtets mit der Größe halten. Ich will hier gar nicht einmal den frommen Elieſer erwähnen, den ſein Herr, der Erzvater Abraham, einſt ſo anfuhr, daß ihm vor Schreck ein Zahn ausfiel, woraus ſich der letztere einen Großvaterſtuhl — oder nach Anderen eine

Bettlade — machen ließ, aber was ſagt Ihr zu Aba Saul, welcher, da er Todtengräber war, in das Schienbein des Rieſen Og, Königs zu Baſan, gerieth, und darin einen Hirſch drei Meilen weit verfolgte, ohne daß er den Hirſch erreicht hätte, oder das Schienbein zu Ende geweſen wäre? Und dennoch war der Aba Saul ſelber ein Kerlchen, das nicht mehr als zweiundſechzig Ellen maß.“ —

Der Hausherr ſchüttelte bei der Rede des Vorigen gutmüthig lächelnd das Haupt, ergriff dann einen Apfel, ſchnitt ihn in zwei Hälften, zeigte auf die Kerne, und ſagte:

„Haltet Ihr es für etwas Beſonderes, daß aus dieſen Kernen mächtige Bäume werden können, wenn ſie in die Erde geſteckt werden?“

„Welche Frage!“ erwiederte der Vorige. „Das iſt ganz gewöhnlich und naturgemäß; eine Einrichtung des Schöpfers.“

„Wenn aber dieſe beiden Hälften des Apfels ſich von ſelbſt vor Euren Augen wieder zuſammenfügten, und der Apfel unverletzt wie vorher erſchiene, was würdet Ihr dann ſagen, Mynheer Niclas Caſembrot?“

„Daß es ein Wunder ſei!“ rief Niclas. „Ihr ſprecht von etwas Unmöglichem, von Etwas, das Gott allein zu bewirken im Stande iſt.“

„Wohl!“ verſetzte Adoniram lächelnd. „Und glaubt Ihr nicht auch, daß das Zuſammenwachſen dieſes kleinen zerſchnittenen Apfels ein eben ſo großes Wunder ſein würde, wie die Erſchaffung des Vogels Bar Juchne, oder des Rieſen Og? Iſt das Emporſproſſen eines mächtigen Baumes aus jenem Kern blos darum kein Wunder, weil es ſich zufolge des Rathſchluſſes des Schöpfers öfters, und vor Euren Augen begiebt? — Glaubt mir, Herr Niclas, die Wunder laſſen ſich nicht in große und kleine eintheilen. Eins iſt wie das andere; begäbe es ſich mit einem Sandkorne oder dem Berge Sinai, einem Waſſertropfen oder dem Weltmeer. Eben ſo wenig läßt ſich eines glauben und das andere läugnen. Man kann nur eins oder das andere: entweder alle für möglich halten, oder alle verwerfen. — Auch Euer Glaube, Herr Niclas, geſtattet die Möglichkeit von Wundern. Nichts wäre leichter als ſie, nach den Satzungen des meinigen, für falſch und erdichtet zu erklären. Ich thue dies nicht. Ich könnte ein Senfkorn des Zweifels in Eure Seele werfen. Dies will ich nicht. Wohlan, ſo erlaubt auch mir für wahr zu halten, was meine Väter für wahr hielten, und laut zu bekennen, was ich zu glauben mich verpflichtet fühle. Ohnehin leben wir jetzt in einer Zeit, die ſchwer auf uns drückt, und wo Jeder in den Lehren ſeines Glaubens Kraft und Stärke ſuchen muß, das zu ertragen, was uns bevorſteht. — Aber was iſt das? — Rauſchte nicht etwas in den Sträuchern des Gartens hier neben an?" —

„Nein, es iſt nichts?" ſagte Niclas, der aufgeſtanden war, zur Thür der Laube hinausblickte und ſich wieder niederließ. „Es iſt der Wind, der durch die Zweige ſtreift und in dem Laube der Hütte raſchelt. — Wie ich aus Eurer etwas trüben Stimmung merke, Freund Adoniram, wißt Ihr bereits von den neueſten Verfügungen des Herzogs? — Nicht? — Nun ich komme eben aus Gouda, und kann ſie Euch mittheilen. Der Inquiſitionshof in Spanien hat die geſammte niederländiſche Nation des Verbrechens der beleidigten Majeſtät im höchſten Grade für ſchuldig erklärt.

Hochverräther ohne Unterſchied des Standes und Alters ſind Alle, welche an der Bittſchrift des Adels Theil genommen oder nur gut davon geſprochen, das öffentliche Predigen zugelaſſen, Irrthümer verbreitet, oder beides nur ſchwach gehindert, Inſignien der Geuſen getragen, Geuſenlieder geſungen, Kalviniſten heimlich aufgenommen; endlich Alle, die irgend etwas gegen den katholiſchen Glauben, die Regierung, die ſpaniſche Herrſchaft, oder im Allgemeinen geäußert haben, daß man Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen, desgleichen —"

„Ich bitte Euch, hört auf!" unterbrach ihn Adoniram. „Nach dieſer Angabe iſt kein Reiner mehr in den Provinzen, und Alba hat nur die Mühe des Ausleſens, wen er auf den Block ſchicken will. Wer von uns Allen hätte ſich nicht Eines oder des Andern ſchuldig gemacht?" —

„Ich nicht!" ſagte Niclas Caſembrot lachend. „Ich laſſe mir überhaupt über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nie ein graues Haar wachſen, wie Jeder weiß, der mich kennt. Ich behaupte, das ganze Leben iſt nicht werth, daß man ſich einen Augenblick darum abängſtet. Kein Glück iſt ſo groß, daß es nicht nothwendigerweiſe auch ſeine Fatalitäten mit ſich brächte, und kein Unglück ſo ſchlimm, daß es nicht zu ertragen wäre; kein Menſch ſo böſe oder ſo gut, wie er gewöhnlich gehalten wird, ja ich ſage, keine Verlegenheit iſt ſo groß, daß man ſich nicht mit etwas Verſtand und Gleichmuth herausziehen könnte. Bei mir iſt Alles wenig mehr als Scherz und Spaß, und ich meine, fängt man es nur darnach an, ſo muß ſich jeder Kummer in einen guten Spaß auflöſen laſſen.“ —

„Ei, Herr Niclas,“ verſetzte Gertrud trüb lächelnd, „in dieſem Falle wünſchte ich wohl den Spaß kennen zu lernen, der ein ſo gutes Gegenmittel gegen den Kummer wäre.“

„Nichts leichter als dies, mein theures Fräulein!“ rief der Vorige. „Beherzigt nur ein wenig das, was ich Euch geſtern geſagt, denkt ein Bißchen gütig von der Firma Niclas Caſembrot, oder noch beſſer, aſſociirt Euch mit ihr —“

„Ich liebe den Käſe nicht!“ unterbrach ihn Gertrud.

„Thut nichts! — Thut nichts!“ rief Jener

lachend. „Haßt den Käſe wie Ihr wollt, aber ſeid
gütig gegen Den, der damit handelt.“ —

„Hört, Herr Niclas!“ ſagte Rebecca, die alte
Gattin des Hausherrn. „Habt Ihr nichts in
Gouda über das Gerücht vernommen, daß der Herzog einen Blutrath von zwölf Männern zuſammengeſetzt hat, welcher über die, wegen den Unruhen
oder ähnlicher Vergehungen, Angeklagten zu richten
hat, und wonach der große Rath von Mecheln
nicht mehr die oberſte Gerichtsſtelle ſein würde?“

„Ja wohl!“ erwiederte der Gefragte. „Di
Sache hat ihre Richtigkeit. Der Rath der Unruhen, wie er genannt wird, iſt jetzt das oberſt
Gericht des Landes, und vor ihm findet keine Appellatien ſtatt. Man ſagte in Gouda, daß nächſtens ein Ausſchuß deſſelben nach Utrecht komme
wird, um die, in hieſiger Gegend bei dem Aufſtan
betheiligt Geweſenen, vorladen zu laſſen. Die N
men der Richter, welche erſcheinen werden, wurd
bereits genannt. Es ſind Jakob Heßelts oder J
hann de la Porte, Räthe von Gent, der Doct
del Rio, ein Spanier, ſo wie de la Torre,
Schreiber des Gerichts. Vorſitzer iſt der Licent

Vargas, von dem Ihr, Freund Adoniram, woh ſchon gehört haben werdet.“

„Gott's Wunder! wer hätte von dieſem Menſchen nicht gehört? Ich hatte ſelbſt wegen eine Geldangelegenheit einſt mit ihm zu ſchaffen;“ verſetzte Jener. „Der Vargas war mir einſt Geld ſchuldig, und — könnt Ihr denken! — läugnete ſeine Handſchrift ab. Ich wäre auch richtig um das Geld gekommen, wenn er zum Schwur gelaſſen worden wäre, denn der Kerl iſt ein ſchamloſer, verhärteter Böſewicht, den ſein Vaterland wie eine Peſtbeule ausgeſtoßen hat, weil er an einer ſeiner Mündel ein ſchändliches Verbrechen verübte, aber es gelang mir, mein Recht durch Zeugen zu erweiſen, und ſo kam ich zu meinem Gelde.“

„Ei, Ihr malt auch etwas allzuſehr in's Schwarze, Adoniram!“ rief Niclas Caſembrot. „Kein Menſch iſt von Natur ein Engel, und eben ſo wenig einer ein Teufel. Mir hat der Vargas wegen einer Käſeſchuld einmal einen Prozeß geführt, und ich bin mit ihm ganz gut zurecht gekommen. Haare habe ich freilich laſſen müſſen, und die Käſe verdarben, während wir proceſſirten, aber dem Vargas möchte ich deshalb nicht die Schuld geben. Er iſt Advokat und zieht ſein täglich Brod aus dem Dintenfaſſe, wie ich aus der Käſetonne; Dintenfaß und Käſetonne haben aber das mit einander gemein, daß der, welcher viel damit handthiert, und nicht beſonders auf Reinlichkeit hält, leicht etwas beſchmutzt oder anrüchig wird. Uebrigens endigte der Prozeß wie jede Sache, die ein vernünftiges Ende findet, nämlich mit einem guten Spaße. Als die Käſe verdorben waren und ſie dreimal mehr als ſie werth, gekoſtet hatten, kam ich, wie mein Gegner zu der Einſicht, daß wir eigentlich ein paar Narren geweſen wären, um den hundsföttiſchen Gegenſtand zu prozeſſiren, anſtatt uns billig zu vergleichen; wir fingen ſogleich ein neues Geſchäft mit einander an, haben ſeitdem noch manches andere gemacht, dabei Geld verloren und Geld gewonnen, aber verklagt haben wir uns nicht mehr. — Ihr ſeht alſo, Adoniram," ſchloß der Käſehändler lachend, „daß ich für mein Theil dem Licentiaten Dank ſchuldig bin und ihn deshalb gegen Euch in Schutz nehmen muß, wenn ich auch zugeben will, daß er nicht ſo fromm iſt, wie jener gottſelige Rabbi, — wie heißt er doch? — Jonathan glaub' ich — von dem Ihr mir einſt erzählter, daß die Heiligkeit ſeines Hauches die Vögel, welche über ihn hinflogen, in der Luft verbrannt habe." — —

Während Niclas über das, was er eben geäußert, in ein ſo herzliches Lachen ausbrach, daß die Uebrigen, davon angeſteckt, unwillkürlich einſtimmen mußten, entſtand auf einmal in einem Winkel der Laube ein furchtbares Gepolter. Ein großer Becher, wie zwei kleine, die auf einer Art Schenktiſch geſtanden hatten, fielen herunter, das dürrgewordene Laub der Hütte raſchelte, und eine Latte brach krachend entzwei.

„Ein Dieb! — Ein Dieb!" rief die alte Salome, welche jenem Orte am nächſten ſaß. „Ich habe eine Hand zwiſchen den Blättern bemerkt."

Auf den Ruf der alten Frau ſtürzten die Anweſenden haſtig heraus. Wirklich wand ſich eben eine Geſtalt hinter der Laube hervor und wollte durch die offen ſtehende Thür in den Garten ſchlüpfen, als Adoniram, indem er an ſeine Becher dachte, raſcher als man es bei ſeinen Jahren hätte vermuthen ſollen, zuſprang, und den Fliehenden am

Arme packte. Zwar ſuchte der Fremde ſich heftig loszureißen, aber auch der Käſehändler faßte ihn am Kragen, die Frauen ſchrien, und umringt von den Anweſenden ſah er ſich genöthigt ſtill zu halten.

„Was wollt Ihr? — Was unterſteht Ihr Euch einen rechtlichen Mann und treuen Unterthan unſers allergnädigſten Königs ſo niederträchtig zu behandeln?“ rief er mit Frechheit im Tone.

„Du biſt ein Dieb, ein ſchändlicher Dieb!“ ſchrie Adoniram. „Einen rechtlichen Mann nennſt Du Dich? Gott's Wunder! Laßt uns doch den rechtlichen Mann bei Lichte beſehen.“

Die Anweſenden ſchoben und drängten den Ergriffenen in die Laubhütte. Er war ein kleiner, rothhaariger, mit beiden Augen auf's Furchtbarſte ſchielender Kerl von etwa funfzig Jahren. Seinen Geſichtszügen war der Stempel des Laſters, ſo wie der der entſchiedenſten Frechheit aufgeprägt. Keck und dem Anſchein nach ohne die mindeſte Furcht, ſah er im Kreiſe umher. —

„Alſo Ihr ſeid es, Jan Papendyk?“ rief die alte Salome.

„Nicht wahr, Ihr kennt mich?“ erwiederte mit Hohn der Angeredete. „Nun wartet nur, Frau Quackſalberin, Frau Spruchſprecherin, die Ihr ſo gut die Schädlichkeit fremder Arzeneien auszuwittern wißt, Ihr ſollt mich ſchon noch beſſer kennen lernen! — Doch jetzt habe ich mit Euch noch nichts zu ſchaffen. Euch, Adoniram, frage ich: Was mißhandelt Ihr mich? Was ſchleppt Ihr mich wie einen Verbrecher in dieſe Laube?“

„Gott's Wunder!“ rief von der Keckheit empört der Hausherr. „Ihr fragt noch, Ihr Galgendieb? Habt Ihr Euch nicht heimlich eingeſchlichen, um meine Becher dort zu ſtehlen?“

„Becher? Was meint Ihr mit den Bechern? Ich verſtehe Euch nicht;“ verſetzte Jener kaltblütig. „Und eingeſchlichen? Die Thür des Gartens ſtand offen, ich ſah Licht in demſelben und ging hinein, um zu ſehen was hier vorgeht.“

„Das iſt nicht wahr, Herr Adoniram;“ verſetzte Gertrud raſch. „Wäre die Thür des Gartens offen geweſen, ſo müßte ich ſie offen gelaſſen haben, weil ich am Flußufer eine halbe Stunde ſpazieren gegangen bin, ich weiß aber ganz genau, daß ich ſie verſchloſſen habe; überdies habe ich dieſen Menſchen bei Sonnenuntergang fortwährend um den Garten ſchleichen ſehen, ich machte Frau Salome auf ihn aufmerkſam, wir haben ihn die ganze Zeit unausgeſetzt und, ſo zu ſagen, unſichtbar begleitet.“

„Unſichtbar begleitet? Ei ſeht doch! Das Jüngferchen iſt in einer guten Schule, und hat für ſo kurze Zeit recht hübſche Fortſchritte in der Kunſt gemacht;“ ſagte Jener. — „Herr Niclas Caſembrot,“ ſetzte er mit Kaltblütigkeit hinzu, „Ihr ſeid ein allgemein geachteter Mann, Ihr werdet mir bei einer gewiſſen Gelegenheit bezeugen, wie die Jungfer geäußert: daß ſie und die alte Salome mich unſichtbar begleitet haben.“

„Ich weiß nicht was Ihr meint, Jan;“ verſetzte der Käſehändler.

„Dummes Zeug meint er, Gott's Wunder!“ ſchrie Adoniram ungeduldig. „Er will uns von dem Gedanken abbringen, daß er gekommen ſei, mein Silber zu ſtehlen.“

„Euer Silber?“ ſagte Jener verächtlich. „Nicht von der Erde möchte ich das Silber aufheben, woran der Schweiß und das Blut der Chriſten kleben.“

„Ihr habt mich nicht beſtehlen wollen, Kerl?“ ſchrie Adoniram aufgebracht. „Befindet Ihr Euch nicht zur Nachtzeit in meinem Garten, habt Ihr Euch nicht hinter die Laube geſchlichen? Hat Euch das Krachen der Latte, auf die Ihr getreten ſeid, und das Fallen der Becher nicht verrathen? Seid Ihr nicht dabei ergriffen worden?“

„Ja, das hat Alles ſeine Richtigkeit!“ ſagte der Kerl mit Kälte und Hohn.

„Nun alſo! Wie könnt Ihr läugnen —“

„Läugnen?“ fuhr Jener mit großer Ruhe fort. „Ich läugne blos, daß ich hätte ſtehlen wollen. Weiter läugne ich nicht das Geringſte. Ueberhaupt, denke ich, wird das Läugnen bald an Euch kommen.“

„So ſagt ohne Weiteres, Jan Papendyk: was führte Euch zur Nachtszeit hierher? — Was hattet Ihr vor?“ fragte Niclas, der Käſehändler.

„Ei, einem Mann wie Euch, Herr Niclas, werde ich niemals eine Auskunft verweigern, wiewohl ich ſie ſonſt nicht eben zu geben nöthig hätte und ebendrein nicht weiß, ob ich damit nicht meine Inſtruction überſchreite;" ſagte Jan Papendyk mit großer Kälte, und indem er ein Papier aus der Jacke zog. „Leſet gefälligſt, Mynheer Caſembrot; Ihr werdet vielleicht daraus ahnen können, was mich zur Nachtzeit in dieſen Garten führte."

Niclas entfaltete das Papier, und ſchrak ſogleich ſichtbar zuſammen. Er murmelte anfangs leiſe, dann las er laut:

„Und ſo befehlen wir, der unterzeichnete Gerichtshof, den uns als einen treuen und eifrigen Unterthan Seiner Königlichen Majeſtät bekannten Vorzeiger, den Tabuletkrämer Jan Papendyk aus Oudewater, Provinz Utrecht, auf der ihm von uns übertragenen geheimen Sendung überall zu unterſtützen, zu ſchützen, und die ihm gewordenen Befehle zur Ausführung bringen zu helfen, am allerwenigſten aber ihn darin zu behindern, oder ihm das Allergeringſte in den Weg zu legen. Sollte Jemand dieſem unſern Befehl zuwider handeln, ſo ſoll er als ein Rebell und Uebelthäter angeſehen, und auf die deshalb anzubringende Klage des gemeldeten Jan Papendyk alſogleich gefänglich ein=

gezogen werden. — Der Rath der Unruhen. De la Torre, Secretair. — An die Königlichen Behörden der Provinz Utrecht.' —

„Hm, freilich! In dieſem Betracht" — hob Niclas mit einem bedeutenden Blick auf den Hausherrn an; dieſer aber, nur den möglichen Verluſt ſeines Silbers bedenkend, unterbrach ihn ſogleich.

„Geheime Aufträge?" rief er heftig. „Gott's Wunder! Unmöglich kann Euch der Rath aufgetragen haben, Euch zur Nachtszeit in meinen Garten zu ſchleichen und mein Silber zu ſtehlen."

„Gewiß nicht!" verſetzte der Tabuletkrämer unbefangen. „Meine Aufträge waren ganz anderer Art, und deshalb habe ich auch Eures Silbers keinen Augenblick gedacht."

„Nun ſo folgt mir zum Schultheißen;" ſchrie Adoniram. „Da wird es ſich wohl zeigen, was Ihr im Sinne gehabt."

„Gern! Recht gern;" erwiederte Jener mit großer Ruhe. „Um jedoch noch eher Eure Neugierde zu befriedigen, will ich Euch gleich hier ſagen, was mich in Euren Garten führte, und Ihr, Herr Niclas" — ſetzte er mit ſtarkem Tone hinzu —

„werdet einſt ſo gut ſein mir zu bezeugen, daß dieſer Mann mich gezwungen, die geheimen Aufträge, die mir geworden, zu entdecken. — Mein Auftrag iſt: alle Rebellen, Böswillige, Leute, welche unſern gnädigen König, die Regierung, den Herzog, den hohen Rath, die heilige katholiſche Religion, die Inquiſition ſchmähen, ſchelten, verläumden, ungebührlich oder mindeſtens unberufen beurtheilen, aus-zuſpüren, und ihr gottloſes Treiben dem hohen Rathe anzuzeigen. Da ich nun weiß, daß Ihr der Regierung feindlich geſinnt ſeid, mit den offenen Rebellen verkehrt, und erſt vor wenig Tagen mit dem Hauptaufrührer, dem Brederode, verhandelt, ihm auch ſchon früher zu Ausführung ſeiner Pläne Geld geliehen habt; da mir ferner bewußt, daß eine übelberüchtigte Frauensperſon“ — er zeigte auf Salome — „die als Spruchſprecherin, Verfertigerin von Amuleten, und mit teufliſcher Kunſt bereiteter Arzeneien bekannt, in Eurem Gehöfte wohnt, und ſeit wenig Tagen ſogar ein junges Mädchen, um ſolches in ihrer gottloſen Kunſt zu unterweiſen, bei ſich aufgenommen hat, ſo hielt ich mich verpflichtet, Euer Haus, dieſen

Heerd aller Gottloſigkeiten, zuerſt meiner Aufmerkſamkeit zu unterwerfen. Aus dieſem Grunde begab ich mich zu dieſer Zeit in Euern Garten, und ſchlich mich hinter dieſe Laube. Da ich, um beſſer zu hören und zu ſehen, auf eine Latte trat und mich an einer zweiten anhielt, ſo geſchah es, daß dieſe brach, und demzufolge die Becher von dem Tiſche fielen. — Jetzt, Adoniram," fuhr der Kerl mit ſichtbarer Schadenfreude und immer ſteigender Frechheit fort, „wißt Ihr warum ich kam, nun will ich Euch noch ſagen, was ich vernahm." —

„Nichts! — Gewiß nichts, was die Mühe lohnte, daß Ihr länger daran dächtet;" unterbrach Niclas Caſembrot, mit einem deutlichen Winke auf den Hausherrn, den Sprechenden. „Es iſt ganz klar, daß Ihr durchaus nicht die Becher ſtehlen wolltet, und als ein eifriger Diener des Königs, in der reinſten, edelſten Abſicht in den Garten gekommen ſeid. Was Ihr da von Mynheer Adoniram und Frau Salome Uebles ſagtet, iſt Euch gewiß nur ſo im Aerger herausgefahren, oder Ihr habt blos ein wenig ſcherzen wollen. — Ich weiß, Ihr ſeid ein höchſt ſcherzhafter Menſch, und habt, wie ich, die Anſicht, daß Alles mit einem guten Spaße endigen muß. — Aus dieſem Grunde nun würde ich, wenn ich Herr Adoniram wäre — gleichſam auch, um mich wegen der voreiligen Beſchuldigung zu beſtrafen — Euch jenen Becher freiwillig verehren, und wir würden, wie ich dies von Eurem trefflichen Charakter vorausſetze, als die beſten Freunde ſcheiden.“

„O, ich bitte Euch! — Allzugroße Ehre, Herr Niclas! Euer edles Herz, ſo wie Eure Freundlichkeit ſind weltbekannt!“ ſagte der Dieb geſchmeichelt, doch ſtets mit einem lauernden Blicke auf Adoniram. „Ihr würdet mich indeß ſehr verkennen, wenn Ihr glaubtet, daß mich etwa Haß oder Feindſchaft gegen dieſen Mann hierher geführt. Eifer, nichts als Eifer für den Dienſt Seiner Majeſtät und des durchlauchtigſten Herzogs. Ich würde auch weit entfernt ſein, Euch wenn Ihr, wie Ihr den Fall zu ſtellen beliebtet, an der Stelle dieſes Mannes wäret, Eures Silbers zu berauben, indem ich mehr als einen Becher“ — er zeigte auf den größern — „von Euch annähme; indeß glaube ich kaum vorausſetzen zu dürſen, daß Adoniram ſolche Geſinnungen wie Ihr hegt —"

„Es ſoll ſieben Jahre lang Gras vor meiner Thür wachſen, wenn dieſer Menſch ſo viel Silber oder Silbers Werth von mir empfängt, um ſich damit die Gürtelſchnalle verſilbern zu laſſen!" ſchrie Adoniram heftig, für ſeine geliebten Becher beſorgt. „Gott's Wunder! Ich weiß nicht was Euch anſicht, Herr Niclas Caſembrot, daß Ihr mir zumuthet dieſen Landſtreicher dafür zu belohnen, daß er mich beſtehlen wollte. — Dort, Kerl," ſchrie er zu Jan Papendyk gewendet, „dort iſt die Thür! Macht daß Ihr fortkommt oder ich werde dem Rathe ſelbſt Anzeige machen, welchem Nichtswürdigen er ſeine Ehre anvertraute."

„Ereifert Euch nicht, Adoniram!" ſagte Jener mit höchſt boshaften Lächeln. „Ihr habt auch nicht nöthig mir die Thüre zu weiſen und zu befürchten, daß der hohe Rath von dem Vorgange von heute Abend keine Kenntniß erlangen ſollte; vielmehr würdet Ihr mich binnen drei Tagen — wenn es dann nicht zu ſpät wäre — fußfällig bitten, alles Silber was dieſe Laube enthält, und noch dreimal mehr dazu, von Euch anzunehmen, wenn ich über das was ich gehört und geſehen, ſchweigen wollte. — Euch, Herr Niclas Caſembrot,“ ſetzte er kalt hinzu, „darf ich, als einen Mann von gutem Ruf und bekannten treuen Unterthan des Königs, wohl nicht erſt empfehlen in gutem Gedächtniß zu behalten, wie dieſer Mann in Eurer Gegenwart geſagt: daß der hohe Herzog — es iſt mir ein Greuel ſo etwas nachzuſagen — ſich durch ſeine herrliche Verordnung nur die Mühe des Ausleſens, wen er auf den Block ſchikken wolle, vorbehalten; daß er gefragt: wer ſich nicht der Rebellion ſchuldig gemacht? endlich: daß er den hochverdienten Präſidenten des Raths der Unruhen einen ſchamloſen, verhärteten Böſewicht, den ſein Vaterland wie eine Peſtbeule ausgeſtoßen, genannt habe.“

„Ei, was fällt Euch ein, Herr Jan Papendyk!“ rief Niclas erſchrocken. „Ihr werdet doch nicht den armen Adoniram, dem jene Aeußerungen nur unbedachterweiſe entſchlüpften, in's Unglück bringen wollen? — Laßt es gut ſein. Kommt morgen in meine Behauſung und holt Euch einen Centner

Käſe, den ich Euch ſchon längſtens zugedacht, ſo wie ein halb Dutzend Flaſchen ächten Genever, den man, wenn der Käſe wohl bekommen ſoll, durchaus darauf ſetzen muß."

„Ich werde nicht ermangeln, von Eurem freundlichen Anerbieten — und zwar blos darum, weil, wie Ihr ſagt, mir das kleine Geſchenk längſt zugedacht — Gebrauch zu machen;" verſetzte der Kerl mit einer Art Protectionsmiene. „Ich weiß, Ihr ſeid ein braver Mann, und werde dies überall ausſprechen. — Was jedoch dieſen Juden anlangt, ſo ſoll er mich kennen lernen, oder ich will nicht Jan Papendyk heißen und des Vertrauens meiner hohen Gönner unwürdig ſein."

Mit einem Blick, ſcharf und durchbohrend wie ein Meſſerſtich, ging der Sprechende bei den letzten Worten zur Laube hinaus. — —

„Was habt Ihr gethan, Adoniram!" rief Niclas, der Käſehändler, indem ſich ſeine ſonſt ſo offene und muntere Miene in die eines tiefen Kummers verkehrte. „Welche Unbeſonnenheit, welche Thorheit, Euch wegen eines elenden Bechers die ärgſte Kanaille in der ganzen Provinz Utrecht auf den

Hals zu hetzen! — Geht! Geht!“ ſetzte er in komiſchem Zorn hinzu. „Es iſt eine wahre Tollheit Euch, und vielleicht uns Alle, ſo auf leichtfertige Weiſe in die Dinte zu bringen; ſteckt Ihr aber einmal darin, ſo wird Euch Eure Klugheit auch nicht herausziehen, und wenn ſie an Größe gliche dem Appetit des dicken Rabbi Jochonen, von dem Ihr erzählt daß er, nach dem Talmud, in einer Mahlzeit dreihundert Kälber aufgegeſſen, dreihundert Maaß Wein dazu getrunken, und endlich zum Nachtiſch noch vierzig Dutzend junge Tauben verzehrt habe.“

„Könntet Ihr, beſter Herr Niclas, nicht vielleicht noch nachträglich“ — hob Rebecca, die Hausfrau, an.

„Nichts gebe ich ihm! Nichts!“ rief Adonikam heftig. „Was habe ich denn gethan oder geſagt, das Unrecht wäre? — Was ich geſagt habe will ich beweiſen, und Recht muß Recht bleiben. Es wäre weit gekommen wenn das Zeugniß eines Diebes, der bei Nacht in Gegenwart von Zeugen ergriffen wird, gegen einen ehrlichen Mann in Betracht kommen ſollte. Wäre es aber auch. Ich habe ein gutes Gewiſſen und vertraue auf Gott, ohne deſſen Zulaſſung mir kein Uebel geſchehen, kein Haar von dem Haupte fallen wird.“ —

Es wurde noch lange über dieſen Gegenſtand hin- und hergeſprochen. Der Käſehändler kam fortwährend auf ſeine Beſorgniſſe zurück, er war jedoch nicht vermögend Adoniarm zu bewegen, einen Schritt zu thun, um den böſen Anſchlägen des Tabuletkrämers durch Beſtechung zuvorzukommen. Die Anweſenden trennten ſich erſt lange nach Mitternacht. — — —

Es war wenige Tage ſpäter, als die ganze Bevölkerung des Städtchens Oudewater auf den Beinen war, und ſich nach und nach auf dem Marktplatz verſammelt hatte. So viel runde, rothwangige, lebensfriſche Geſichter man aber auch unter der Menge ſah, ſo war dennoch eine tiefe Niedergeſchlagenheit, eine gewiſſe Angſt vor einem nahe bevorſtehenden Ereigniſſe nicht zu verkennen. Aller Augen waren nach dem Thore gewendet, als ob man von dorther etwas erwartete. Das alte Rathhaus war mit Teppichen von den Farben der Provinz Utrecht, die zu den Fenſtern heraushingen, geſchmückt, über der Thüre war das Wappen der Niederlande angebracht; unter ihm las man auf einer großen Tafel: „Vivat rex!“ — Auf dem Abſatz der Treppe, die zu dem Rathauſe führte, befand ſich ein Häuflein ſchwarzgekleideter Männer in ſtillem Geſpräch. Es waren meiſtentheils Greiſe; die langen, mit Sammet eingefaßten Mäntel, die weißen, geſteiften Halskrauſen, bezeichneten ſie als die Rathsherren des Städtchens. Der Aelteſte der Anweſenden, ein ehrwürdiger Achtziger, mit einer dünnen goldenen Kette auf der Bruſt, an welcher ein goldener Schaupfennig ſchimmerte, unterhielt ſich mit Niclas Caſembrot, den die Feierkleidung die er trug, ſo wie der kleine Degen, der die Hüfte ſchmückte, gleichfalls als einen der Schöppen kenntlich machte. So ſtill, ängſtlich und erwartungsvoll aber auch die Menge erſchien, ſo ſah man dennoch eine Geſtalt ſich lebhaft durch die Gruppen drängen. Es war der Tabuletkrämer Jan Papendyk. Wer ihn an jenem Abend in der Laubhütte Adeniram's geſehen hätte, würde ihn heute kaum wieder erkannt haben. Er hatte ſich ſtattlich in eine feine, ſchwarztuchene Jacke und weite

Pluderhoſen von ſpaniſchem Schnitte gekleidet, und ein ſpitziger Hut mit breitem Rande, geziert mit einer karmoiſinrothen Schleife, von der Größe eines Kohlkopfs, bedeckte das brandrothe Haar. Jan Papendyk war heute ſehr geſchäftig. Er ging von einem Bekannten zu dem andern, klopfte Dieſem auf die Schulter und ziſchelte Jenem etwas in's Ohr; doch ſah man nur übelgekleidete Leute aus den untern Volksklaſſen dieſe Vertraulichkeiten erwiedern; die Individuen höherer Stände, an die er ſich wendete, ſchienen ſolche nur wie gezwungen zu erdulden, und es war ſogar als ob ſie ihm gefliſſentlich auszuweichen trachteten. So waren bereits mehrere Stunden vergangen, als es in der Volksmaſſe unruhig zu werden anfing. „Sie kommen!' — „Sie ſind da!' rief es hier und dort. Der Ton dieſer Ausrufungen ließ ſie nicht als Freudenrufe erkennen, es war vielmehr als ob die Rufer ſolche in Angſt und um das Hereinbrechen eines allgemeinen Unglücks anzuzeigen, ausgeſtoßen hätten. Jetzt erſchollen in der Ferne Trompetentöne und Trommelwirbel, die ſich immer mehr zu nähern ſchienen. Der Drang unter dem Volke nahm zu, die Maſſe drängte ſich wie eine Heerde Schafe in einen Winkel des Marktes zuſammen, als einige Geharniſchte auf den Platz ſprengten. — ‚Vete!‘ — ‚Vayase usted!‘ riefen ſie den Einzelnen zu, welche ſich etwas verſpätet hatten, und bald ward der Platz zum größten Theile geräumt. Jetzt ertönte das Trompetengeſchmetter und der Trommelſchlag ganz in der Nähe, und bald erſchien die Spitze des Geſchwaders auf dem Markte.

„Den Julian Romero!“ ziſchelte es hier und da unter dem Volke, indem Einige auf einen großen Mann im ſchwarzen Harniſch, mit dunkelrother Schärpe, zeigten, deſſen aufgeſchlagenes Helmviſir die harten, düſtern Züge des Reiters erkennen ließ. Romero hatte ſchon früher auf niederländiſchem Boden gefochten, er galt für grauſam und als ein Todfeind der Niederländer. Hatte aber der Anblick des Reitergenerals Schrecken erregt, ſo zeigte ſich dieſer noch viel bedeutender bei dem Anblick dreier Männer in ſchwarzer, niederländiſcher Kleidung, die an ſeiner Seite ritten.

„Gott ſtehe uns bei!“ ziſchelte ein alter Bürger, der neben Niclas ſtand, und ſo wie Letzterer zu der Deputation, welche die Ankommenden zu begrüßen beſtimmt war, zu gehören ſchien, „Täuſchen mich meine alten Augen nicht, ſo befindet ſich ein Ausſchuß des ‚Raths der Unruhen‘ zur Seite des Kriegsoberſten.“

„Leider iſt es ſo;“ erwiederte leiſe der Käſehändler. „Vargas, Heſſelts und de la Torre ſind bei den Spaniern.“

„Dann geht es hier wie in Valenciennes, wo neulich fünfundfunfzig Häupter zu einer Zeit abgeſchlagen, und Kaufleute, die ein Vermögen von mehr als hunderttauſend Gulden beſaßen, an einen Pferdeſchweif gebunden zur Richtſtatt geſchleift wurden;“ verſetzte mit gen Himmel gerichtetem Blick der Vorige.

Die Truppen defilirten eben über den Markt, und ſtellten ſich auf der einen Seite deſſelben dann in Linie auf. Hundert Geharniſchte zu Pferde bildeten die Avantgarde, ihnen folgte ein Bataillon von etwa ſechshundert Mann unter ſechs Fahnen. Es waren, dem Anſcheine nach, abgehärtete, ſonnverbrannte Krieger, in deren Augen andaluſiſches Feuer und kaſtiliſche Mordluſt ſchimmerten. Ihre

Kleidung hatte von Wind und Wetter gelitten, ſie war indeß nicht zerlumpt, die Waffen, ſo wie die Harniſche der Reiter, ſogar koſtbar und mit edlen Metallen ausgelegt. Eine höchſt ſonderbare Eskorte folgte dem Bataillon. Es war ein Zug Weiber in militairiſcher Ordnung, zwei Glieder hoch rangirt und unter einer Fahne dahermarſchirend. Wie es ſchien, exiſtirten Rang und Stand nach Militairgraden unter ihnen, denn ſie ſchwenkten auf das Commando weiblicher Offiziere, auf dem linken Flügel der Infanterie, in militairiſcher Ordnung in Linie ein. Die frechen Geſichtszüge der Weibsbilder bezeichneten hinlänglich ihr Gewerbe.

Eine Todtenſtille herrſchte, als Don Julian Romero und ſeine Begleiter dicht vor der Rathhaustreppe von den Pferden ſtiegen.

Der Schultheiß ſammt den Rathsherren näherte ſich dem Feldherrn, und indem Erſterer ihm die Schlüſſel der Stadt auf einem rothſammetnen Kiſſen überreichte, empfahl er den Ort und deſſen Privilegien in ſeinen Schutz. Mit kaltem, ſtolzen Blicke betrachtete Don Julian den Sprechenden, indem er nach den Schlüſſeln griff.

„Es ſcheint, Señor," ſagte er dann froſtig, „Eure Altersſchwäche hat Euch nicht geſtattet, mir die Schlüſſel, wie dies ſonſt gewöhnlich, am Thore zu überreichen. Wahrſcheinlich hindert ſie Euch auch an rüſtiger Ausübung Eures Amtes, das in einem Rebellenneſte, wie dieſer Flecken, beſonders thätiger Kräfte bedarf. Ich entlaſſe Euch hiermit Eurer Function. — Don Jago Heſſelts, wiſſet Ihr mir unter dieſen Leuten Jemand zum Regidor vorzuſchlagen?" —

„Der Rath von Oudewater hat ſich durch ſeine Mitglieder bisher eben nicht im Dienſte des Königs berühmt gemacht;" verſetzte ein Mann von höchſt phlegmatiſcher Miene, der indeß der boshafte Blick des Auges widerſprach. „Doch da iſt Mynheer Niclas Caſembrot! Von dieſem iſt mir bisher nichts Uebles zu Ohren gekommen." —

In dieſem Augenblicke wendete ſich einer der Begleiter Romero's, ein kleiner, buckliger Mann, mit einer klugen Miene, aber einem Geſichte, in welches alle Leidenſchaften mit ihren Klauen tiefe Furchen geſchlagen, raſch nach einer Seite, von welcher her ſich Jan Papendyk, an der Spitze von zwanzig bis dreißig zerlumpten Kerlen genähert hatte.

„Doy a usted la bienvenida! — Que se ofrece, caballero? Seid willkommen! Was ſteht zu Euren Dienſten, beſter Herr?" fragte der Spanier.

„Señor!" verſetzte Jan Papendyk. „Ihr ſeht hier eine kleine Anzahl der treueſten Unterthanen Seiner Majeſtät, die es ſchmerzt, daß der berühmte Kriegsheld Don Julian Romero, ſo wie der ſo edle als gerechte ‚Rath der Unruhen' nicht von unſerm Magiſtrat am Thore, wie es ſich gebührt, feierlich empfangen, und auch leider ſonſt allerhand bei dieſer Gelegenheit auf eine Weiſe eingerichtet worden, welche ihn in die treuen Geſinnungen eines großen Theils der Einwohner Zweifel ſetzen laſſen könnte; wir bitten dies den Gutgeſinnten nicht zuzurechnen, und erſuchen den hochberühmten Licentiaten Don Julian Vargas bei dem hohen Feldherrn vermitteln zu wollen, daß er uns erlaube, als Erſatz ungebührlich verſäumter Huldigungen, Seiner Majeſtät unſerm allergnädigſten Könige, ein lebendig gefühltes: Hoch! aus treuem Unterthanenherzen auszubringen." —

„Muy bien! — Señor,“ ſagte Vargas, denn dies war der Angeredete, zu dem General, „ich ſtelle Euch hier einen braven Mann und eifrigen Unterthan des Königs, den Kaufmann Jan Papendyk vor. Ihr genehmigt wohl ſeine Bitte?“

So wie Don Julian mit dem Kopfe nickte, ſprang der Tabuletkrämer mitten auf den Platz.

„Leute von Oudewater!“ rief er aus. „Wir bringen Sr. Majeſtät dem Könige, unſerm allergnädigſten Monarchen, ein Lebehoch! — Alle treuen Unterthanen werden mitrufen, die Rebellen und Verräther aber mögen ſich ſchämen und ſchweigen! — Se. Majeſtät Don Philipp der Zweite von Spanien, der gnädigſte, mildeſte Herrſcher, der Vater der Niederländer, lebe hoch!“ —

„Hoch! — Er lebe hoch!“ — brüllte die zerlumpte Canaille, die mit Papendyk gekommen war, und — auch das Volk von Oudewater ſchrie es zitternd nach.

Don Julian Romero hatte indeß mit düſterer Miene auf die feſtlichen Verzierungen des Rathhauſes geblickt.

„Beliebt es Euer Gnaden nicht, uns in den

Sitzungsſaal zu folgen?" fragte Niclas Caſembrot, dem der alte Schultheiß etwas in's Ohr geziſchelt hatte, und dann zurück getreten war. „Der Rath wünſchte Euch die namhafteſten Einwohner von Oudewater vorzuſtellen, die Privilegien der Stadt mitzutheilen, auch ſich mit Euer Gnaden über die Unterbringung und Verpflegung der Truppen zu verſtändigen."

„Niemals werde ich einen Fuß in ein Haus ſetzen, das anſtatt der Farben von Kaſtilien mit denen einer rebelliſchen Provinz geziert iſt;" ſagte Romero hart. „Daß Ihr das: Vivat rex! unter dem Wappen der Provinz, anſtatt über demſelben angebracht habt, will ich indeß lieber der Einfalt des Raths, als einer im Sinn gehabten Majeſtätsbeleidigung zuſchreiben; es müßten ſonſt Köpfe fliegen. — Oye usted! Verſteht Ihr? — Mit Euren ‚namhaften Einwohnern' habe ich nichts zu thun, meine Truppen werden ſich Unterkommen und Verpflegung ſchon ohne lange Deliberationen zu verſchaffen wiſſen — Salgo por fiador! Ich bin Bürge dafür! — und was Eure Privilegien anlangt —"

„So hat Sr. Gnaden der Herzog von Alba ſolche ſämmtlich aufgehoben;“ verſetzte Heſſelts laut gähnend. „Davon kann weiter keine Rede ſein. — Vor der Hand bedarf es nichts, als eine neue Conſtituirung des Magiſtrats.“

„Ein *ayuntamiento!*“ ſprach Romero leicht und verächtlich. „Das iſt bald gemacht. Es braucht nicht mehr Mitglieder wie etwa drei; einen Regidor und zwei Alcalden. — Heda, *hombre!*“ rief er, indem er Papendyk winkte. — „*Venga usted!* — Kommt her! — Ihr ſollt *regidor* ſein! Schultheiß, wie Ihr es nennt, in Eurer ungeſchickten, breiartigen Sprache. — Ihr da, *caballero*, ſeid einer der Alcalden;“ ſetzte er zu einem Kerl, der weniger als die andern zerlumpt ausſah, gewendet hinzu. „Der zweite — Don Jago Heſſelts,“ ſprach er leiſe, „ſucht den zweiten Alcalden heraus; die Kerle ſehen alle wie ungehangene Diebe aus.“

„Ich ſchlage Euch den Käſehändler Niclas Caſembrot, von dem ich bereits geſprochen, vor;“ verſetzte Heſſelts, indem er auf den Genannten zeigte. „Ich weiß von dem Manne nichts Uebles. Uebrigens“ — ſprach er leiſer — „iſt es ja immer Eins wer es iſt, Cajus oder Sempronius; die Kerle ſind doch nichts als Vollſtrecker unſerer Befehle.“ —

„Bien esta! — Ihr ſeid der zweite Alcalde, Señor Ca — Ca — nun der mit dem verteufelten Namen;“ verſetzte Romero. — „Und ſo wäre denn das ayuntamiento zuſammengeſetzt. — Gebt mir den Handſchlag, caballeros! Ich nehme Euch hiermit im Namen des Königs in Pflicht. Werdet Ihr Eure Schuldigkeit thun, ſo werdet Ihr große Ehre davon haben, wo nicht, ſo hängt Ihr, ſo wahr ich Julian Romero heiße! — A fe de hombre de honor! Ihr könnt Euch darauf verlaſſen. — Nun vorwärts, Señor!“ ſetzte er zu Niclas gewendet hinzu, indem er wieder auf's Pferd ſtieg. „Kommt und zeigt mir meine Wohnung. Dann könnt Ihr Eurer Wege gehen — Anda! Adelante!“ —

Nur mit Mühe konnte der Käſehändler und zweiter Alcalde von Oudewater mit dem Pferde des ſpaniſchen Feldherrn gleichen Schritt halten, und kam ganz in Schweiß gebadet an Ort und Stelle an. — — —

„Gott ſteh' uns bei, das war ein Tag!“ ſprach

Herr Niclas ganz erſchöpft, als er, kurz vor Untergang der Sonne, in das Wohnzimmer Adoniram's trat.

Niemand befand ſich in demſelben als Gertrud. Das Mädchen ſah außerordentlich niedergeſchlagen aus.

„Wo iſt Adoniram? — Aber mein Gott, Ihr ſcheint erſchrocken und in Angſt;" ſagte Niclas theilnehmend.

„Wer wäre heute nicht geängſtigt?" ſprach Gertrud trübe. „Giebt es wohl heute ein fröhliches Geſicht zu Oudewater? — Selbſt Ihr, Herr Niclas —"

„Ei, ich würde trotz den ſpaniſchen Teufeln ſchon ein munter und fröhliches Geſicht machen, wenn Ihr mir nur — und dies ſtünde ganz bei Euch — dazu Veranlaſſung geben wolltet;" verſetzte der Käſehändler. „Doch davon nachher. — Sagt mir jetzt, Fräulein, iſt vielleicht etwas Uebles vorgefallen? Haben die Spanier, die hier im Quartier ſind —"

„Sie haben ſich hier wie überall betragen, nämlich ſchlecht;" verſetzte Gertrud. „Dies aber iſt es nicht, was mich ängſtigt. Frau Rebecca iſt vor

Schreck krank geworden, und Salome iſt aus Furcht entflohen.“

„Entflohen? Und warum denn! Glaubt ſie, daß die Spanier ihr gefährlich werden könnten?“ fragte Niclas lachend.

„Die Spanier nicht, aber wohl Jan Papendyk, der Tabuletkrämer;“ erwiederte Gertrud lächelnd. „Sobald ſie vernahm, daß dieſer Nichtswürdige zum Schultheiß ernannt worden ſei, verlor die Aermſte ganz den Kopf. Sie ſagte, der Menſch würde ſie gewiß auf's Schaffot bringen, weil er ſie grimmig haſſe. Kein Zureden half. Sie müſſe fort, ſie bliebe keine Stunde länger, ſagte ſie ſtets, und wollte auch mich zur Flucht bereden. Vergebens ſtellte ich ihr vor, wie unſchicklich, ſelbſt wie gefährlich es ſein würde, wenn zwei ganz ſchutzloſe Frauenzimmer, jetzt, wo die Straßen mit Soldaten bedeckt ſind, durch's Land bis nach Amſterdam irren wollten, ſie ließ ſich indeß von ihrem Vorſatze nicht abbringen. Daß ich nicht daran dachte, an einer ſo unbeſonnenen Flucht Theil zu nehmen, darf ich Euch wohl kaum verſichern; auch hätte es Abenizam nicht zugegeben. Ich wohne jetzt bei Frau

Rebecca, die ich pflege, und ich denke, Adoniram, obwohl ein Greis, würde hinlänglich ſein um mich vor etwaigen Beleidigungen der Soldaten, die er einſtweilen in Salome's Wohnung logirt hat, zu ſchützen; überdies verlaſſe ich nicht dies Haus, faſt nicht dies Zimmer."

„Hm!" ſagte Niclas freundlich, indem er Gertrudens Hand ergriff; „es giebt wohl noch mehr Leute, die zu Eurem Schutz Alles aufbieten, und wenn dieſer nöthig werden ſollte, auch ihr Leben daran ſetzen würden. Verzeiht, Fräulein, daß ich jetzt in den Tagen der Gefahr — in ſolchen erkennt man ja den Freund — recht offen mit Euch rede. Ihr ſeid in dieſem Hauſe nichts weniger als ſicher. Ich fürchte, der Schurke, der Papendyk, hat einen Anſchlag auf Adoniram, und ich komme um mit den Letztern zu berathſchlagen, ob es nicht gut ſei, wenn er der Gefahr aus dem Wege ginge."

„Gott im Himmel! Ihr erſchreckt mich, Herr Niclas;" ſagte das Mädchen ängſtlich.

„Nun, nun; beruhigt Euch, Fräulein Gertrud; ich kann mich täuſchen, aber der Procurator Heſſelts ließ einige dunkle Worte fallen, die mich auf ſolche Gedanken brachten;“ verſetzte Jener. „Sei es indeß wie es ſei, frühe Vorſicht iſt beſſer, wie ſpäte Reue; warnen will ich unſern Freund dennoch, denn wenn ich mich auch ſeiner auf's Aeußerſte annehmen würde, ſo bin ich doch kein David, der, wie er zufolge des Talmud's verſichert, mit einem einzigen Pfeilſchuſſe achthundert Feinde erlegt hat. Doch Ihr, Fräulein Gertrud — mir hat der Umſtand ſchon rechten Kummer gemacht — könntet durch meinen Vorſchlag zu einer Flucht Adoniram's in Verlegenheit gerathen. Fliehet er, ſo würdet Ihr mit fortgehen wollen, und ich wäre um Euch in Angſt, bleibt er und würde am Ende verhaftet, was Gott verhüte, ſo entbehrtet Ihr ſeinen Schutz; es bleibt mir daher nichts übrig, als bereits heute über etwas mit Euch zu ſprechen, was ich Euch erſt in einigen Wochen, wenn Ihr mich länger kenntet, vortragen wollte.“

„Und was iſt dies, Herr Niclas?“ fragte Gertrud verlegen und erröthend, als Jener ſchwieg und ſie zu beobachten ſchien.

„Seht, Fräulein Gertrud,“ ſagte Niclas, ſelbſt etwas verlegen, „ich bin kein Jüngling mehr, hübſch bin ich auch nicht — ein paar Pausbacken wie die meinigen und ein corpus über zwei Centner ſchwer, ſind eben nicht große Empfehlungen bei den Frauen — aber ich dächte Ihr ſolltet wiſſen, daß ich ſonſt ein guter Kerl bin, mit dem es ſich leben ließe, und der eine Frau auf den Händen tragen und ſie an nichts Mangel leiden laſſen würde, und wenn Ihr auch ſchön und jung ſeid, ſo denke ich doch, daß Ihr es für keine Beleidigung halten würdet, wenn ich Euch früge: ob Ihr es denn für ganz unmöglich hieltet, daß — Ihr mir ein Bischen gut werden könntet.“

„Ei,“ ſagte Gertrud lächelnd, „Ihr ſeid ein guter Mann, warum ſollte ich Euch als Freundin nicht gut ſein.“

„Als Freundin?“ rief Niclas in ſeiner gewöhnlichen guten Laune. „Nein, Fräulein Gertrud, dabei kommt wenig heraus. Eine Freundſchaft zwiſchen zwei unverheiratheten Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, iſt unhaltbar und ſo leicht zum Umſchlagen geneigt, wie ſchlecht geſalzener Käſe. — Ich frage nicht: ob Ihr es für möglich haltet, mir als Freundin ein Bischen gut zu werden —

das ſetze ich ohnehin voraus, Ihr ſeid ja gegen alle Menſchen ſo gut, und Ihr wißt wie herzlich gut ich es mit Euch meine — ſondern als Frau.“ —

Gertrud erſchrak ganz ſichtlich bei den Worten des Vorigen.

„Ich habe Euch überraſcht, Fräulein Gertrud;“ ſagte Niclas freundlich. „Wie ich Euch ſchon geſagt, wollte ich erſt ſpäter dieſen Antrag thun, ich wollte Euch auch jetzt gern Zeit zur Ueberlegung laſſen, denn der Eheſtand iſt keine Käſetonne, die man aufſchlagen und den Inhalt probiren kann; ſo etwas will bedacht ſein. Der Drang der Umſtände wird meine Zudringlichkeit bei Euch entſchuldigen.“

„Euer Antrag, Herr Niclas,“ ſagte Gertrud Anfangs in großer Verlegenheit, doch indem ſie ſich nach und nach zu faſſen ſuchte, „iſt ein ſo freundlicher als ehrenvoller, denn ich meine, jeder wackere Mann ehrt ein Mädchen, dem er ſeine Hand bietet, indem er es würdig erachtet, als Lebensgefährtin an ſeiner Seite zu ſtehen, indeß — verzeiht mir meine Offenheit — muß ich ihn dennoch ablehnen.“

„Ich bin Euch zu geringen Standes;" fiel Niclas ſchmerzlich ein. „Freilich, die Tochter des Herrn von Brederode —"

„O, ich bitte Euch, ſagt mir nichts Bitteres!" unterbrach ihn das Mädchen betrübt. „Ihr wißt ja, meine Mutter war aus dem Volke, ſie führte nicht den Namen meines Vaters, und auch ich führe ihn nicht. Anfangs hinderten dies Familienverhältniſſe, ſpäter die zweite Heirath meines Vaters. — Nein, ein ganz anderer Grund, den Ihr gewiß zu würdigen wiſſen würdet —"

„Ich bin Euch zu alt!" rief Niclas traurig.

„Keineswegs;" verſetzte Gertrud. „Wäre nicht ein anderer Umſtand, Eure vierzig Jahre würden durchaus kein Hinderniß abgeben, Euch meine Hand zu reichen."

„Ha, ich kenne dieſen Umſtand!" rief Niclas troſtlos. „Warum dachte ich nicht gleich daran! Ich bin Euch zu fett. — Unglücklich ſind die Fetten, wenn ſie noch heirathen wollen!" fuhr er in komiſchem Grimme fort. „Nichts iſt den Frauen unwillkommener als die allzugroße Wohlbeleibtheit eines Bewerbers. Liebhaber und Schafkäſe, die allzufett ſind, ſind wenig geſuchte Artikel. Glücklich dagegen ſind die Magern. Ich habe Leute gekannt, dürr wie die Windhunde, Leute, ſo mager, daß, wenn man ihnen an die rechte Seite eine Laterne gehängt hätte, man an der linken hätte bequem Karten ſpielen können, ſo transparent waren ſie, aber Beifall fanden ſie dennoch bei den Frauen. — Hört, Fräulein Gertrud!" ſetzte er dringend hinzu; „was meint Ihr, wenn ich mir Mühe gäbe, ein Bischen magerer zu werden? — Die gegenwärtige Zeit, die Geſchichte mit den Spaniern, die Erwartung deſſen was kommen wird, ließen mich hoffen, zu gewünſchter Succeß zu gelangen."

„Nein! — Nein, Herr Niclas! Auch Eure Wohlbeleibtheit wäre mir kein Anſtoß;" ſagte Gertrud lächelnd. — „Aber warum ſollte ich zu einem Freunde, wie Ihr, nicht ganz offen reden! — mein Herz —"

„Hat ſchon gewählt? — Dachte ich's doch! — Und der Glückliche iſt ein Magerer;" rief der Käſehändler heftig.

„Es war meine Abſicht, mit Euch von dieſem

Manne zu reden, Herr Niclas;“ ſagte Gertrud. „Durch ſeine Verwendung würde es vielleicht möglich ſein nach Amſterdam zu gelangen, denn er iſt Hauptmann in dem Heere des Grafen von Megen. Er heißt Heinrich Heemskerk.“

„Mein Freund Heemskerk?“ rief Niclas überraſcht. „Dieſer iſt Euer Geliebter? — Ja,“ ſetzte er mit komiſcher Betrübniß hinzu, „mit dieſem vermag ich freilich nicht zu rivaliſiren, denn er iſt ſchlank wie eine Tanne und ſchön wie der Kriegsgott. Faſtete ich auch ein Vierteljahr lang, und nähme, was am Ende auch kaum durchzuführen wäre, um drei Viertheile meines Gewichtes ab, ſo wären die vierundzwanzig Jahre meines Freundes und ſein hübſches Aeußere dennoch nicht zu überwinden.“

„Ihr kennt ihn alſo?“ rief Gertrud auf's Freudigſte überraſcht. „Dann iſt es vielleicht möglich, durch Eure Güte eine Gelegenheit zu erlangen, mich nach Amſterdam begeben zu können. Heemskerk gilt viel bei dem Grafen. Könnte er mir ſicheres Geleit verſchaffen —“

„Euch und Adoniram!“ fiel Niclas ein. „Ich kann es mir zwar nicht ſchrecklich genug denken, wenn ich Euch nicht mehr ſehen ſollte. — Aber was hilft es mir auch?“ fuhr er in komiſchem Zorne fort; „was hilft es mir, wenn ich Euch immerfort ſehe, als daß ich um ſo ſchmerzlicher fühle, daß Ihr nichts von mir wiſſen wolltet!“

„Ich nichts von Euch wiſſen wollen? Von einem Freunde?“ ſprach Gertrud freundlich.

„Ja, Freund! So nennen die Frauen allemal die Liebhaber, denen ſie Körbe gegeben haben, aber es iſt ein ſehr ſüßſaurer Titel, der auf dieſe Weiſe erlangt wird;“ fiel der Käſehändler noch immer in komiſchem Zorne ein.

Adoniram trat in dieſem Augenblick in's Zimmer. Der Alte ſah ſehr niedergeſchlagen aus. Gertrud bemerkte es zuerſt.

„Ihr ſeid ſo traurig, lieber Herr;“ ſprach ſie theilnehmend. „Wie geht es Frau Rebecca?“ —

„Schlecht;“ verſetzte Jener trübe. „Das Fieber nimmt zu und der Arzt ſchüttelt den Kopf.“

„Fatal! — Höchſt fatal!“ rief Niclas. „Dann werdet Ihr gewiß nicht reiſen, Euer Weib nicht verlaſſen wollen, und dennoch kam ich, um Euch einen ſolchen Vorſchlag zu machen.“

„Reiſen? — Und warum?“ fragte Adoniram, indem er den Vorigen ernſt anblickte.

„Es war ſo ein Gedanke von mir;“ verſetzte der Käſehändler, ſich über die Stirn fahrend. „Ich fürchtete — ich meinte, es könnten Euch hier Unannehmlichkeiten drohen. Ihr wißt, die Canaille, der Papendyk, iſt von den Spaniern zum Schultheißen ernannt worden, er iſt Euer Feind, die Commiſſion des „Raths der Unruhen“ hat heute ihre Sitzungen begonnen, und es ſollen Verhaftungen im Werke ſein.“

„Mir gleich!“ verſetzte Adoniram ruhig. „Ich bin mir nichts Uebles bewußt. Was man mir auch Schuld geben möchte, zwei Worte müßten hinreichen, um meine Unſchuld darzuthun. Und Papendyk? Was könnte der mir ſchaden? Er muß froh ſein, wenn ich den Diebſtahl, den er am Laubhüttenfeſt zu verüben trachtete, verſchweige.“

„Ich will wünſchen, daß Ihr Recht haben möget;“ ſagte Niclas kopfſchüttelnd. „Der Kerl aber hat eine Frechheit und Bosheit, wie der Satan, und ich wünſchte weiter nichts, als ich könnte ihn eben ſo behandeln, als, wie Ihr einſt erzähltet, Beelzbub behandelt worden iſt, wo er bei einer Balgerei mit den Heiligen, bei der ihm ein Haar ausgeriſſen wurde, ſo laut brüllte, daß man es vierhundert Meilen weit hören konnte. — Um ihn zum Schweigen zu bringen," ſetzte Niclas, zu Gertrud gewendet, lachend hinzu, „warf man ihn in einen bleiernen Keſſel, deſſen Oeffnung man gleichfalls mit Blei verſtopfte, und nun war Satan ſo ſtumm und ſtill, wie eine gefangene Spitzmaus."

Noch lachte der Käſehändler über die talmudiſche Geſchichte, welche Adoniram, wenn er in Eifer kam, ſo gern erzählte, und von denen Niclas ſich die meiſten ſo genau angeeignet hatte, daß er ſie, was ihm auch Jener nicht übel nahm, da er deſſen gute Meinung kannte, bei paſſenden Gelegenheiten und als einen Spas, mit dem ſich nach ſeiner Behauptung Alles, ſelbſt die unangenehmſten Vorfälle des Lebens, endigen müßten, wieder anbringen konnte, als ſich vor der Thüre Fußtritte und das Geflüſter mehrerer Stimmen hören ließen. Die Thür öffnete ſich endlich, und man erblickte zwei bewaffnete Männer; ein dritter in ſchwarzem Mantel trat in's Zimmer.

„Was wollt Ihr? — Was ſucht Ihr?“ fragte der Käſehändler heftig erſchrocken.

„Euch, Herr Schöppe — Alcalde wollte ich ſagen;“ erwiederte der Gefragte. „Ich war in Eurem Hauſe ohne Euch anzutreffen; da ich nun hörte, daß Ihr hier wäret, ſo war es mir um deſto lieber, da ich Euch einen Befehl zu überbringen habe, der hier ausgeführt werden muß.“

Mit den letzten Worten reichte der Mann Herrn Niclas ein Blatt Papier hin. Dieſer warf einen Blick darauf und erbleichte.

„Es muß ein Irrthum ſein;“ ſtammelte er. „Ich will ſogleich zu dem Schultheißen gehen, oder beſſer, zu dem Präſidenten des Rathes.“

„Verzeiht, geſtrenger Herr;“ ſprach Jener. „Sr. Edlen, Herr Rath Jakob Heſſelts, hat mir noch beſonders aufgetragen, wenn ich Euch nicht fände, dann ſelbſt die Verhaftung dieſes Mannes“ — er zeigte auf Adoniram — „und dieſer Jungfrau“ — er blickte auf Gertrud — „vorzunehmen.“

„Was?“ ſchrie Adoniram. „Mich verhaften? Gott's Wunder! — Und warum, wenn ich fragen darf? — Und Fräulein Gertrud? Das iſt unmöglich! Nein unmöglich! — Aber leſ't doch, Herr Niclas Caſembrot.“

Wie mechaniſch griff Niclas nochmals nach dem Blatte, blickte längere Zeit, als ob er ſich erſt ſammeln wollte, hinein, und las dann mit zitternder Stimme:

‚Demnach Uns, der von dem hohen Fürſten und Herrn, dem Herzoge von Alba eingeſetzten Specialcommiſſion des ‚Rathes der Unruhen‘, angezeigt worden, daß der jüdiſche Händler Adoniram zu Oudewater, zum öftern nicht nur allerlei rebelliſche Redensarten gebraucht, ſondern auch die Aufrührer mit Darlehn unterſtützt, nebenbei aber ſein Haus zum Schlupfwinkel verſchiedener übelberüchtigten Perſonen, namentlich einer, verſchiedener Teufelskünſte bezüchtigten Perſon, Namens Salome, ſo wie eines Mädchens Gertrud Vanderhelſt, auch wohl Gertrud Brederode geheißen, welche bei jenem übelberüchtigten Weibe, und gleichſam um ſich in deren böſen Practiken unterrichten zu laſſen, wohnt, hergegeben, ſo befehlen wir Euch, dem Rathe von Oudewater, die gedachten Uebelthäter, den Juden Adoniram, Saleme und Gertrud Vanderhelſt, ſogleich zu gefänglicher Haft bringen, und an den Schließer Peter Bommel abliefern zu laſſen. — Auf Befehl des hohen Raths, der Secretair de la Torre. — Der Alcalde Niclas Caſembrot iſt mit der Vollziehung vorſtehenden Befehls beauftragt. Jan Papendyk, Regidor der Stadt Oudewater.‘

Adoniram und Gertrud erbleichten, und Niclas ſtand ſprachlos und beſtürzt.

„Es muß ein Irrthum ſein, ich werde ſogleich zu dem Präſidenten gehen;“ ſagte er ſodann entſchloſſen. „Ihr, Herr Stadtwaibel, werdet ſo gut ſein, ſo lange hier zu verweilen.“

„Die Verhaftung dieſer Leute iſt im vollen Rathe, und auf die Anzeige des geſtrengen Herrn Regidors ſelbſt, beſchloſſen worden;“ verſetzte Jener mit einem bedeutenden Blicke. „Seid Ihr von der Unſchuld der Angeklagten überzeugt, ſo würdet Ihr ihnen mehr durch Euer Zeugniß im Laufe der Unterſuchung nützen können, als wenn Ihr die Verhaftung verzögert und Euch ſelbſt damit verdächtigt. — Ich denke, Herr Niclas Caſembrot, Ihr werdet mir es nicht übel deuten, wenn ich, als ein Mann, der Euch ſchätzt, ſo offen mit Euch rede;" ſetzte der Sprechende noch hinzu, nachdem er, um ſich zu überzeugen, daß er von ſeinen Begleitern nicht behorcht werde, nach der Thür umgeblickt hatte.

Die Richtigkeit des eben Geſagten war allzu einleuchtend, als daß es auf die Anweſenden hätte ohne Eindruck bleiben können. Adoniram beſtand vor Allem darauf, ſogleich vor den Rath geführt zu werden. Der ehrliche Israelit konnte ſich nicht vorſtellen, daß in einer Sache, die ſo klar vor Augen lag, die Bosheit eines Nichtswürdigen den Sieg davon tragen könnte. Er bat nur noch, ſeinem Weibe, damit ſolches die Schreckensnachricht nicht aus fremdem Munde erführe, von der Lage der Dinge Nachricht geben und verſichern zu dürfen, daß er jedenfalls binnen wenigen Stunden auf freiem Fuße ſein würde. Gertrud war gleichfalls gefaßt. Sie meinte, daß ſie nur die offene Wahrheit zu ſagen brauche, um augenblicklich wieder entlaſſen zu werden. Daß Salome entflohen ſei, ſah ſie freilich als einen höchſt üblen Umſtand an, aber hundert Menſchen in Oudewater kannten die alte Frau, und

Jeder konnte die Rechtlichkeit derſelben bezeugen. Ehe die Verhafteten fortgeführt wurden, verſicherte noch Niclas, daß er Alles daran ſetzen werde, ihnen augenblicklich ihre Freiheit wieder zu verſchaffen, und daß er eher Hab und Gut, Leib und Leben daran ſetzen, als zuſehen würde, daß ihnen nur ein Haar gekrümmt werde. Trotz den Proteſtationen der Gefangenen begleitete er ſie an den Ort ihrer Beſtimmung. Es war dies ein altes, burgähnliches, an dem Ufer der Yſſel liegendes Gebäude, welches ſchon längere Zeit zum Stadtgefängniſſe diente. Hier drang Niclas darauf, daß den Gefangenen zwei neben einander liegende Stübchen eingeräumt wurden und der Kerkermeiſter, obwohl eine Kreatur Jan Papendyk's, und dieſem ſeit längerer Zeit durch eine gemeinſame Neigung für ein Glas Genever befreundet, ließ ſich durch ein paar Goldſtücke des Käſehändlers auch dazu bewegen, und geſtattete ſelbſt, daß, wenn ſonſt Niemand zugegen war, Adoniram und Gertrud in ſeinem Gemach zuſammen kommen und ſich, in ſeinem Beiſein, unterhalten durften. Beides war für die Verhafteten eine um ſo größere Wohlthat, als die Hoffnungen derſelben, ſogleich verhört und nach dem Verhör wieder in Freiheit geſetzt zu werden, ſich als durchaus unhaltbar erwieſen. Drei Tage vergingen, ehe ihnen nur die Gunſt eines Verhörs zugeſtanden ward. Endlich kam es dazu, aber wer beſchreibt ihr Entſetzen, als ſie die unſinnigſte aller Anklagen vernahmen! — Adoniram ward beſchuldigt, an der Rebellion Theil genommen zu haben, indem er mit Brederode zuſammengekommen ſei, dieſem Geld geliehen, endlich auch zum öftern verächtliche Redensarten gegen die Regierung, den Herzog von Alba und die Mitglieder des ‚Raths der Unruhen‘ gebraucht habe. Dieſe Anklage, obwohl in jener Zeit hinreichend, den rechtlichſten Mann auf das Schaffot zu bringen, ward jedoch von einer zweiten, viel unſinnigern, bei weitem übertroffen. Adoniram, hieß es in dieſer, habe ſich ſeit langer Zeit mit einer alten Frau, die er in ſeinem Hauſe aufgenommen, zu Ausübung zauberiſcher Künſte verbunden. Jenes Weib ſei in der ſchwarzen Magie überaus wohlerfahren geweſen, und habe ſolche zum Nachtheile der Einwohner von Oudewater und der Umgegend ausgeübt; damit noch nicht zufrieden, habe ſie auf Adoniram's Betrieb Gertrud zu ſich genommen, um das Mädchen in Hexenkünſten zu unterrichten, Adoniram aber ſolches vom chriſtlichen Glauben abwendig gemacht, und in jüdiſchen Gebräuchen und Ceremonien unterwieſen. — Hätte die Lage, in der die Gefangenen ſich befanden, nicht dem Gedanken widerſprochen, ſo würden Adoniram und Gertrud das Ganze für einen ſchlechten Scherz genommen, mindeſtens von einer ſo einfältigen Anklage nicht die geringſten üblen Folgen befürchtet haben. Das erſte Verhör überzeugte ſie jedoch bereits, daß es im Ernſt auf ihr Verderben abgeſehen ſei. Heſſelts, ſo wie ein dritter Beiſitzer des Raths, der Doctor der Theologie del Rio, welcher von Brüſſel eingetroffen war, ſetzten ihnen ganz kalt auseinander, daß es ſich hier nicht um eine gewöhnliche Rebellionsanklage, die höchſtens mit dem Verluſt des Kopfes, ja bei der Milde des Gerichts, und wenn die Verbrecher ſich reumüthig und zum Geſtändniß bereit zeigten, wohl manchmal gar nur mit Staupenſchlag und Landesverweiſung endige, handle, ſondern daß bei einer Klage auf Hexerei und Ketzerweſen der „Rath der Unruhen“ nur die Inſtruction des Proceſſes einzuleiten, die in Brüſſel neu eingeſetzte Inquiſition aber das Urtheil zu fällen habe, dieſes aber jedesmal auf den Scheiterhaufen laute. Zwei Umſtände ſchlugen den Muth der Gefangenen endlich vollends nieder. Der eine war der Tod Rebecca's, der am achten Tage nach der Verhaftung Adeniram's erfolgte. Letzterer war untröſtlich. Er zerriß ſein Kleid und beſtreute ſein Haupt mit Aſche. Indem er dies that, befolgte er nicht blos das Ceremonialgeſetz, welches dieſe Trauerzeichen zur Pflicht machte, es war der tiefe Schmerz, den er empfand, eine treue Gattin, die er von Herzen geliebt, und die ein langes Leben hindurch mit ihm Freude und Leid getragen, verloren zu haben. Der zweite Umſtand war der tiefe Kummer, der ſich in allen Zügen des treuen Niclas ausſprach. Obwohl er unaufhörlich den Gefangenen zuredete, nicht den Muth ſinken zu laſſen, und nach ſeiner alten Weiſe häufig wiederholte, daß es kein Uebel gäbe, das ſich nicht beſeitigen und mit einem guten Scherz zu Ende bringen laſſe, ſo zeigte es ſich doch augenſcheinlich, daß ſein eigener Muth, die Hoffnung auf ein glückliches Ende eben nicht die größte, und die Ausſicht zu einem Scherze eben nicht die naheliegendſte war.

Was indeß bei einer ſo ſchlimmen Lage von Seiten Niclas' nur geſchehen konnte, um das Unglück, das ſeine Freunde betroffen, dieſen erträglich zu machen, geſchah auf's Beſte. Täglich beſuchte er ſie — was ihm als Magiſtratsperſon freiſtand — in dem Kerker. Freund einer guten Tafel, und wie er oft ſagte, von dem Grundſatze ausgehend: daß Muth und Magen im genaueſten Zuſammenhange ſtünden und eine Wechſelwirkung auf einander ausübten, ſorgte er vor allen für die ſchmackhafteſte und reichlichſte Koſt, und der Gefangenwärter Peter Bommel war durchaus der Mann nicht, der dies zu hindern verſucht hätte; wußte er doch, daß die Broſamen, die mindeſtens in ein paar guten Schüſſeln und etlichen Flaſchen Wein beſtanden, ihm unbeſtritten übrig blieben.

Mehrere Verhöre waren indeß vorüber. Adoniram erzählte der Wahrheit gemäß, wie es zugegangen, daß er Salome in ſein Haus genommen, ſo wie, was ihn vermocht, Gertrud Vanderhelſt gleichfalls aufzunehmen. Dieſe Ausſagen genügten der Deputation des „Rathes der Unruhen‘ nicht, und es wurde ein neues Verhör vorgenommen. Wie es ſchien, waren die Eingeſtändniſſe Adoniram's, welche ſich auf die Theilnahme an dem Aufruhr bezogen, den Richtern hinreichend um ihn auf ſolche zu verurtheilen; mit der Anklage auf Ketzerei und der Theilnahme an dem Zauberweſen der alten Salome, von Seiten Gertrud's, war es indeß noch nicht ſo weit gediehen, als es der Präſident des Rathes, der Licentiat Vargas, zu bringen wünſchte. — Es war an einem frühen Morgen, als ſich die Angeklagten wieder ihren Richtern gegenüber befanden. Adoniram ſah ſehr gebeugt, Gertrud kränklich aus; ein Fieber, welches die feuchte und kalte Wohnung ihr zugezogen hatte, und das durch die Gemüthsunruhe, in der das Mädchen ſich befand, noch geſteigert worden war, ſchien ihre Kräfte ſehr angegriffen zu haben. Außer den Gefangenen waren die drei Richter, der Secretair la Torre, ſo wie die Mitglieder des Stadtraths, doch dieſe nur als Zeugen oder um nöthigenfalls Auskunft zu geben, im Zimmer. Wie es ſchien, leiteten Vargas und del Rio allein das Verhör, denn Jakob Heſſelt's war in ſeinem Lehnſtuhl ſanft entſchlafen, was ſich manchmal ſelbſt durch lautes Schnarchen kund gab.

Das Aeußere der ebengenannten Männer wich gänzlich von einander ab. Vargas war klein, verwachſen, ſeine Züge waren die eines Faun's; ein widriges, ſpöttiſches Lächeln ſpielte um den verzogenen Mund. Del Rio hatte das Düſtre eines fanatiſchen Mönch's. In dem dunklen Auge des langen, hagern, durch Faſten und Nachtwachen abgezehrten, etwa funfzigjährigen Mannes, brannte ein wildes Feuer, welches hinreichend war auch den Unſchuldigen, der einem ſolchen Richter gegenüber ſtand, zittern zu machen. Die Faulheit Heſſelt's hatte etwas von der Trägheit der Klapperſchlange, die nur dann ihre furchtbaren Ringe enger zieht, das Haupt mit dem rubinfunkelnden Auge erhebt und das ſchrillende Todesgeläute hören läßt, wenn der Tritt eines ſich Nähernden ſie in ihrer faulen Ruhe ſtört. — —

„Ihr waret alſo dabei, als der Angeklagte jenes Mädchen in jüdiſchen Gebräuchen unterrichtete?“ fragte del Rio den Schultheißen Jan Papendyk.

„Wie ich Euch bereits geſagt, verehrter Herr Doctor;“ erwiederte der Gefragte, ſo unbefangen als möglich ſcheinend. „Obwohl ich wußte, daß dieſe unglückliche Perſon ſeit längerer Zeit in den Klauen jener Schwarzkünſtlerin ſei, ſo war mir doch unbekannt, daß man auch vorhabe, ſie zum Uebertritt zum Judenthum zu verleiten, und ich konnte mir dies um ſo weniger vorſtellen, als ich den Juden bis dahin wohl für einen Rebellen, aber nicht für einen Theilnehmer an teufliſchen Zauberkünſten gehalten. Ihr könnt daher denken, wie groß mein Erſtaunen war, als ich mit eignen Ohren vernahm, wie Adoniram das Mädchen in den jüdiſchen Gebräuchen unterrichtete, die an dem Laubhüttenfeſt vorgeſchrieben ſind. Ich verſichere Euch auf meinen Amtseid, daß ich zugehört, wie er das Mädchen unterwies einen Strauß zu binden, den man „das Lulaf“ nenne, und der aus einem Paradiesapfel, einem Palmzweige, dreien Myrthen und zweien Weidenzweigen beſtehe; ſo wie er Gebete erwähnte, durch die man auf zauberiſche Weiſe die nöthige Winterfeuchte für die Gewächſe herbeibeſchwören, mithin alſo auch durch deren Unterlaſſung Mißwachs hervorrufen könne. Der Angeklagte ſagte ferner: daß an dieſem Tage der Herr — wer dieſer Herr ſei, ſagte er nicht, aber ein guter Chriſt kann mit

Schaudern denken, wen er meinte — Gericht über die Waſſer halte, und der Tag deshalb der „kleine Gerichtstag“ genannt werde. Ferner ließ er ſich verlauten, daß beim Anfange dieſes Tages Der, welcher Beſcheid wiſſe, aus dem Schatten der Menſchen berechnen könne, wer in dieſem Jahre ſterben werde.“ —

„Was ſagt Ihr zu dieſen Angaben, Gertrud Vanderhelſt?“ fragte Vargas lispelnd. „Gebt der Wahrheit die Ehre, und bedenkt, daß Ihr noch eine junge Perſon ſeid, die in den Teufelskünſten unmöglich ſo ſehr eingeweiht, und ſo verhärtet ſein kann, um ihr Herz nicht noch der Reue öffnen zu können, und demnach auch Hoffnung hegen zu dürfen, billige Richter zu finden, die da erwägen, was Verführung und ſchlaue, berechnende Bosheit über Jugend und Unerfahrenheit vermögen.“

„Ich kann darauf nur erwiedern, daß die Beſchuldigung ſo abgeſchmackt als erbärmlich iſt;“ verſetzte Gertrud. „Daß Adoniram über die Bedeutung des Hüttenfeſtes geſprochen, kann möglich ſein, ſo möglich als ich, wenn er mich über die Bedeutung chriſtlicher, gottesdienſtlicher Gebräuche gefragt hätte, ich ihm gleichfalls Auskunft gegeben haben würde.“

„Niemals werde ich ſchweigen, wenn es ſich darum handelt, die Herrlichkeit des Ewigen zu verkündigen;“ fiel Adoniram heftig ein. „Herrlich aber hat Gott, der Starke, der Mächtige, ſich ſeinem auserwählten Volke gezeigt, als er es aus der Sclaverei der Egypter geführt. Daß jenes Feſt zum Andenken dieſes Auszuges gefeiert werde, habe ich der Jungfrau mitgetheilt, und eine Erklärung der darauf Bezug habenden Gebräuche folgen laſſen.“

„Und Eure Behauptung: daß an dieſem Tage der Feind der Menſchen Gericht über die Waſſer halte; das Zauberweſen mit dem Schatten; die Beſchwerung wegen der Winterfeuchte?“ fragte düſter del Rio.

„Dieſe Beſchuldigungen und die Verdrehungen meiner Worte ſind ſo abgeſchmackt, daß ich es nicht der Mühe werth halte, darauf zu antworten!“ rief Adoniram.

„Schreibt,“ ſagte Vargas zu de la Torre: „Inculpat giebt zu, der beſagten Gertrud Vanderhelſt die Bedeutung des genannten jüdiſchen Feſtes, ſo wie der dabei ſtattfindenden Gebräuche erklärt zu haben; was jedoch den Gerichtstag des Teufels, die Waſſerbeſchwörung und das Zauberweſen mit dem Schatten betreffe, ſo verſage er jede Auskunft.“ —

„Leſet weiter!“ ſagte del Rio jetzt zu dem Secretair.

„Ferner,“ las de la Torre mit eintöniger Stimme, „erklärt beſagter Zeuge, der königliche Regidor Jan Papendyk, daß beſagte Gertrud Vanderhelſt bei der in Rede ſtehenden Gelegenheit geäußert: ſie — die Gertrud — und die mitbeſchuldigte Salome, hätten ihn, den Jan Papendyk, die ganze Zeit jenes Abends unſichtbar begleitet. — Zeuge bemerkt zugleich, daß der Alcalde Niclas Casſembrot zugegen geweſen, als die Vanderhelſt dieſe Aeußerung gethan, er bittet deſſen Ausſage zu vernehmen und erbietet ſich ſelbſt zu eidlicher Erhärtung, daß Angeklagte jene Reden verbo tenus gebraucht.“

„Ihr, Señor, bezeugt gleichfalls, daß die Inculpatin“ — hob Vargas an.

„Fräulein Gertrud Vanderhelſt hat allerdings den Ausdruck gebraucht: ſie habe dieſen Herrn unſichtbar begleitet, aber es war augenſcheinlich ihre Meinung, damit blos auszudrücken, daß er ſie nicht bemerkt habe;" unterbrach Niclas den Fragenden. „Die angeführte Redensart kommt in unſerer Sprache im gewöhnlichen Leben öfters vor, und wenn ich zum Beiſpiel ſagte: daß eine Käſetonne unſichtbar geworden, ſo denke ich, wird kein Menſch glauben, daß ich der Meinung ſei, beſagte Tonne ſpaziere, mit einer zauberiſchen Nebelkappe bedeckt, auf der Landſtraße herum, oder ſei durch die Lüfte dahingeflogen, ſondern ein Jeder wird der Meinung ſein, daß ich damit nicht weiter habe ausdrücken wollen, als daß ſolche mir geſtohlen worden."

„Beso vos pies, señor! Ich küſſe Euch die Füße!" verſetzte Vargas mit einem höhniſch lächelnden Blicke auf Niclas. „Ihr ſeid allzugütig, daß Ihr nicht blos die Zeugenausſage, die von Euch gefordert wird, ſondern ſogar eine Erklärung des Angehörten, welche Niemand Euch abverlangte, von Euch gebt. Viva usted mil años! Mögt Ihr tauſend Jahre leben! — Da ich aber dennoch lieber die Ausſage der Angeklagten hören möchte, ſo frage ich Euch, Gertrud Vanderhelſt: Wann und wie oft habt Ihr Euch unſichtbar gemacht?“

„Nur ein einziges Mal;“ verſetzte Gertrud verächtlich lächelnd. „Es war, als ich bemerkte, daß ein rothhaariger, ſchielender Taugenichts einen oder mehrere ſilberne Becher ſtehlen wollte. — Hier, Euer Herr Regidor wird darüber Auskunft geben können;“ ſetzte ſie mit einem Blicke voll Verachtung auf Papendyk hinzu.

Dieſer zuckte indeß mitleidig die Achſeln und ſprach:

„Eine geehrte Deputation des hohen Raths weiß, weshalb ich mich jenen Abend in den Garten ſchlich; ich verzeihe Euch deshalb die ungereimte Beſchuldigung, und wünſche, daß Ihr damit Eure Sache nicht ſchlimmer machen möget.“

„Schreibt,“ ſprach Vargas zu dem Secretair, „Inculpatin geſteht ein, ſich Diebſtahlshalber unſichtbar gemacht zu haben.“

„Was?“ rief Gertrud empört. „Ich habe nichts, gar nichts eingeſtanden.“

„Was Ihr geſagt, hat ein Jeder gehört;“

verſetzte del Rio. „Ihr habt die Beſchuldigung nicht geläugnet.“

„Ja, ich läugne ſie! Ich werde den Unſinn nie geſtehen!“ rief Gertrud.

„Vorher,“ fuhr del Rio zornig fort, „geſtandet Ihr ein, jetzt nehmt Ihr das Geſtändniß zurück. Wißt Ihr, daß bei Widerruf dieſer Art die Folter zur Erforſchung der Wahrheit angewendet wird? — Wollt Ihr es, ſo bringe ich den Antrag auf peinliche Frage zur Abſtimmung.“

Der ſtarke Ton der Stimme del Rio's erweckte den bis jetzt ruhig fortſchnarchenden Heſſelts.

„Abſtimmung?“ fuhr er auf, indem er blos das letzte Wort vernommen hatte. „Gott ſei Dank, daß es ſo weit iſt. — Ad patibulum! An den Galgen! Hängt den Juden; das wird das Beſte ſein.“

„Verehrter Herr und Kollega, ſo weit ſind wir noch nicht;“ ſagte Vargas etwas beſchämt, wegen des Benehmens ſeines Amtsgenoſſen.

„Es war blos die Frage: ob Inculpatin auf die Folter gebracht werden ſollte;“ ſetzte del Rio kalt hinzu.

„Auf die Folter? — Natürlich! — Das kürzt die langwierige Verhandlung bedeutend ab. Ich bin ganz für die Folter;" ſagte Heſſelts, rückte ſich im Lehnſtuhl etwas zurecht, und ſchlief nach einer Minute, während welcher er wiederholt gegähnt, von Neuem ein.

„Ich denke, Jungfrau," ſagte Vargas mit ſüßlichem Tone zu Gertrud, „Ihr werdet es durch Euer hartnäckiges Läugnen nicht bis zum Aeußerſten treiben. Mich dauert Euer junges Blut, und obwohl ich dadurch ein Unrecht begehe, ſo will ich doch nicht verhehlen, daß mein Herz, ſtets zur Milde geſtimmt, das lebhafteſte Mitleid um Euch erfüllt. Dies iſt der Grund, weshalb ich gegen die Anwendung der peinlichen Frage bin, und ich weiß auch, daß mein hochgelahrter Freund del Rio, ſchon der Ehre unſers heiligen Glaubens willen, wünſcht, daß Ihr ein freiwilliges, mithin durch nichts erzwungenes, völlig unzweideutiges Bekenntniß Eurer Schuld ablegen möget. Ich glaube auch wirklich, daß letztere nicht ſo groß ſein mag, als ſolche im erſten Augenblicke erſcheint. Nicht, als ob ich in die Anklage des würdigen Regidors Jan Parendrk nur den mindeſten Zweifel ſetzte; o, nein; aber der milde Richter bedenkt auch, wie die Jugend ſo leicht durch Leichtſinn und fremde Bosheit auf den Weg des Verderbens gerathen kann. Dies Letztere iſt nun mit Euch augenſcheinlich der Fall. Euer unnatürlicher Vater, der Hauptunruhſtifter und Rebell Brederode, brachte Euch in das Haus dieſes Juden. Ich will hier gar nicht berühren, was zwiſchen dieſen arggeſinnten Menſchen Hinſichts Eurer verhandelt worden ſein mag, genug, Ihr wurdet bei einem Weibe untergebracht, das in dem allgemeinen Rufe der Hexerei ſteht, und das durch ihre ſchleunige Flucht ihr böſes Gewiſſen documentirt hat. Ich will ferner nicht berühren, wie weit Ihr in die teufliſchen Künſte der Rotte, die Euch in ihren Klauen gehabt, eingeweihet wurdet — Euer eignes Eingeſtändniß, ſo wie die Ausſagen dieſes würdigen Mannes, ſelbſt das, was der Entlaſtungszeuge Niclas Caſembret zugeben mußte, würden hinreichen, Euch für ſchuldig zu erklären — ſondern ich will dabei ſtehen bleiben: daß Eure Jugend, Eure Unerfahrenheit mißbraucht worden, und daß aus demſelben Grunde Euer Herz der Reue nicht ganz verſchloſſen ſein kann. Geht daher in Euch, weil es noch Zeit iſt, bekennt offen Eure Schuld, erklärt dem Gerichte, welche Künſte angewendet wurden, Euch zu verführen, und ich denke, der hohe ‚Rath der Unruhen' wird bei dem Gerichte der Inquiſition es bevorworten, daß Ihr nur mit einer Pönitenz belegt, und in der Behauſung eines frommen Mannes untergebracht werdet, wo Ihr dieſe beſtehen und Euch für ein künftiges, beſſeres, tugendſames Leben vorbereiten könnet."

„Ihr fordert mich auf, die Wahrheit zu ſagen," verſetzte das Mädchen warm, „und von dem erſten Augenblicke an habe ich nichts als dieſe geſprochen. Die, gegen mich und dieſen Mann" — ſie zeigte auf Adoniram — „ſo wie gegen die aus Furcht entflohene Alte, erhobene Klage, iſt nichts als ein Gewebe ſo einfältiger wie nichtswürdiger Lügen, von jenem Elenden" — ſie blickte mit Verachtung auf Papendyk — „aus Rache, weil er bei vorgehabtem Diebſtahl ertappt wurde, ausgedacht. Ich will dies mit den heiligſten Eiden bezeugen, und, wenn es Gottes Wille, auch das Leben für die Wahrheit meiner Ausſage laſſen."

„Wohlan, ſo bliebe nichts als eine Abſtimmung —" hob düſter del Rio an.

„Ad patibulum! An den Galgen! Ganz meine Meinung;" unterbrach ihn Heſſelts ſchlaftrunken.

„Eine Abſtimmung wegen der peinlichen Frage übrig;" vollendete der Vorige mit lauterem Tone.

„Erlaubt, Herr Doctor!" fiel Niclas Caſembrot lebhaft ein. „Die Anklage gegen die Jungfrau iſt auf Hexerei gerichtet; nicht wahr?"

„Allerdings!" erwiederte del Rio.

„Ihr nehmt mithin an, daß ſie eine Hexe ſei?" fragte der Käſehändler weiter.

„Es cierto! Das iſt unſere Meinung;" ſagte Jener.

„Wohlan!" verſetzte der Käſehändler. „Iſt Euch das Privilegium, das der Kaiſer Karl der Stadt Oudewater verliehen, das Privilegium der Hexenwage bekannt?"

Die Mitglieder des Gerichts ſahen ſich einander an; auch Heſſelts, welcher, vom Schlafe erwachend, ſich die Augen rieb, ward aufmerkſam.

„Herr Regidor," fuhr Niclas Caſembrot zu Papendryk gewendet fort, „ſeid ſo gut und hole unſere Verbriefungen und Privilegien. Die Schrift, von welcher die Rede iſt, zeichnet ſich durch die große, ſchwarze Siegelkapſel vor den übrigen aus. — Geht, Herr!“ ſetzte er lauter hinzu, als dieſer zögerte. „Geht ſogleich! Es iſt die Rede von unſern Privilegien.“

„Irre ich nicht,“ ſagte Vargas verdrüßlich, „ſo ſind die Privilegien dieſer rebelliſchen Stadt einſtweilen für aufgehoben erklärt worden. Der hohe Herzog —“

„Hat,“ fiel Niclas lebhaft ein, „die weltlichen Privilegien für aufgehoben erklärt, das in Rede ſtehende Privilegium aber ſchlägt in das Fach der religiöſen Freiheiten.“

„Wir müſſen die Schrift ſehen, um ſie beurtheilen zu können;“ ſagte del Rio mit entſchiedenem Tone.

Papendyk ging auf einen Wink des Vorigen zur Thür hinaus und kam bald darauf mit einem mit Eiſen beſchlagenen, ſchwarzen Käſtchen wieder zurück. Er öffnete es, nachdem er es auf den Tiſch geſtellt.

„Dies iſt das Document!“ rief Niclas, indem er haſtig in den Kaſten griff, und eine große Pergamentrolle, an der eine ſchwarze Siegelkapſel hing, herausbrachte.

„Leſet, Señor de la Torre!" ſagte Vargas, indem er die Rolle dem Secretair hinreichte.

„Wir, Karolus der Fünfte von Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer' — hob dieſer zu leſen an.

„Weiter! — Zur Sache! — Unſere Zeit iſt koſtbar;" unterbrach ihn Heſſelts. „Ich fühle mich von der Arbeit überdies heute erſchrecklich angegriffen und ermattet; man muß alle unnöthigen Weitläufigkeiten vermeiden."

„Demnach', las de la Torre, ‚Wir bei Unſerer Anweſenheit in Unſerer Stadt Utrecht vernommen haben, daß ſeit geraumer Zeit eine überaus große Zahl Unterſuchungen gegen Zauber- und Hexenleute in dem Bezirke der Burggrafſchaft Utrecht vorgekommen, auch viele der Beſchuldigten theils durch das Schwert, theils durch das Feuer zum Tode gebracht worden, ſodann ſich aber das Gerücht verbreitet, daß eine Rotte übelgeſinnter Leute ſich vereinigt, unterſchiedene fromme und redliche Perſonen, um ſich wegen vermeintlicher Beleidigungen an dieſen zu rächen, der Ausübung von Hexerei und Zauberweſen anzuklagen, und daß auf ſothane Anklage auch Unſchuldige verurtheilt und vom Leben zum Tode gebracht worden, ſo haben Wir in landesväterlicher Fürſorge darauf gedacht, wie ſolchen böſen Practiken zu ſteuern und durch völlig unpartheiiſchen Richterſpruch, gegründet auf untrügliche Ermittelung der Wahrheit, der Unſchuldige von dem Schuldigen zu ſondern. Da nun männiglich bekannt, auch aus, von weiſen und frommen Männern geführten, Unterſuchungen unumſtößlich hervorgegangen, daß der Feind der Menſchen Denen, die ſich ſeinen ſeelenmörderiſchen Fallſtricken ergeben, unterſchiedliche Eigenſchaften, die von denen anderer Menſchen gänzlich abweichen, beilegt, unter dieſen aber als ein ganz ſignificantes Kennzeichen, eine ganz beſondere Leichtigkeit des Körpers obenan ſteht, auch ſich ferner bei Unterſuchungen feſtgeſtellt: daß eine veritable und wahrhaftige Hexe oder Zauberin niemals über dreißig, ein Zauberer oder Hexenmeiſter aber nie über funfzig Pfund gewogen, ſo verfügen Wir in Unſerer kaiſerlichen Weisheit, nach reiflichem Erwägen, daß Unſerer Stadt Oudewater an der Yſſel, theils um dieſer Stadt ein ganz beſonderes Zeichen Unſers kaiſerlichen Wohlwollens zu geben, theils weil die, der Sage nach, unſchuldig verurtheilten Perſonen in dieſem Orte anſäſſig geweſen, das Privilegium einer Hexenwage zu ertheilen, und dieſes koſtbare Vorrecht auch auf den ganzen Bezirk der Burggrafſchaft Utrecht auszudehnen ſei, dergeſtalt: daß jede der Hexerei angeklagte Perſon, welche ihr Vergehen läugnet, nach Oudewater geführt und daſelbſt gewogen, auch, wenn ſie mehr als jenes zu respective dreißig oder funfzig Pfund beſtimmte Gewicht hält, ſogleich in Freiheit geſetzt, und der Proceß, wenn ſie ſich keines andern Vergehens ſchuldig gemacht hat, niedergeſchlagen werden ſoll. — Indem Wir befehlen, daß dieſes Privilegium als zu der Zahl derer, von Uns den getreuen Niederlanden verliehenen Freiheiten gehörig angeſehen werden ſoll, haben Wir damit der Burggrafſchaft Utrecht einen beſondern Beweis Unſerer kaiſerlichen Huld und Gnade zukommen laſſen wollen.“*)

Die Geſichter der Mitglieder des „Raths der

---

*) Hiſtoriſch.

Unruhen‘ drückten bei Verleſung des Documents eben keine beſondere Zufriedenheit aus, vorzüglich war die Mißſtimmung des Präſidenten, des Licentiaten Vargas, ſehr bemerklich. Das Privilegium der „Hexenwage‘ geradezu für aufgehoben zu erklären, war nicht ausführbar, da es ſich um Glaubensſachen handelte, die in Alba's Decret ausdrücklich ausgenommen waren, auch ſahen es die Einwohner von Oudewater als ſehr wichtig an. Dies war es aber auch. Es hatte vielen Unſchuldigen Leben und Eigenthum gerettet. In einer Zeit, wo die Hexenprozeſſe florirten, wo die unſinnigſte Anklage hinreichend war, die redlichſten, unſchuldigſten Menſchen als Zauberer und Hexen auf's Schaffot zu bringen, hatte ſich die Gegend von Utrecht ganz beſonders durch Gräuel dieſer Art ausgezeichnet. Kaiſer Karl der Fünfte, weit über ſeiner Zeit ſtehend, wollte ihnen ein Ziel ſetzen, und benutzte einen Aberglauben, um ein Decret darauf zu gründen, welches beſtimmt war, eine Verurtheilung auf Hexerei überhaupt unmöglich zu machen, da es keinen Menſchen geben konnte, der weniger als dreißig oder funfzig Pfund wöge. — — —

„Iſt das Decret des Kaiſers oft in Anwendung gekommen?“ fragte Vargas höchſt mißmuthig, und um wo möglich einen Grund auszuſpüren, der die Nichtanwendbarkeit begründen möchte.

„Mit Verlaub, geſtrenger Herr;“ fiel der Gefangenwärter, Peter Bommel, der die Gefangenen hergeleitet, und bis jetzt ſtill im Hintergrunde des Gemachs geſtanden hatte, dem Vorigen in's Wort. „Während ich im Amte bin, iſt keine Hexe mehr gewogen worden, was ich für ein großes Unglück erachte, da meine Großmutter immer zu behaupten pflegte: es gäbe in der Burggrafſchaft ſo viel Hexen wie Fledermäuſe an einem ſchönen Sommerabend; zu Zeiten meines Vorgängers hat ſich aber manche in die Wagſchale ſtellen müſſen, und er ſoll einen hübſchen Verdienſt dabei gehabt haben, ſintemal für jedes Stück ſolchen Teufelswildprets, das gewogen worden, ihm aus der Stadtkaſſe zwei Gulden ſechsundzwanzig Pfennig, ein Faß Bier und zehn Pfund Butter, um die Wage einzuſchmieren, und bis zum nächſten Wiegen in Stand zu halten, verabreicht worden.“

„Die Wage iſt noch vorhanden?“ fragte del Rio finſter.

„Ja, aber ſie iſt ſehr verroſtet und ſeit langer Zeit nicht in der Schmiere;“ verſetzte Peter Bemmel ganz gemüthlich. „Wenn die Jungfer gewogen werden ſoll, ſo bitte ich, daß mir die zehn Pfund Butter im Voraus —“

„Hexen“ — ſagte Heſſelts, nachdem er ſo laut gegähnt, daß der Schließer erſchrocken ſeine Rede unterbrach — „Hexen habe ich ſchon genug geſehen, und mindeſtens ein Dutzend oder drüber zum Holzſtoß verurtheilt, nachdem ſie vorher wie die Enten geſchwommen hatten, wenn man ſie nach altem Herkommen in’s Waſſer warf; was aber die Methode ſie zu wiegen anlangt, ſo iſt mir dergleichen noch nicht in praxi vorgekommen. — Hexenwage! Ei, ei! Ich bin doch kurios, wie das Ding ausſieht. — Haben die Herren nichts dagegen, ſo dächte ich, wir ließen das Inſtrument herbringen, um es in Augenſchein zu nehmen; es wäre dies eine Art Recreation, nach den erſchrecklichen Anſtrengungen des heutigen Tages.“

Vargas ſchlug verdrüßlich die Arme übereinander, aber del Rio nickte bedächtig mit dem Haupte, und gab dem Schließer einen Wink, die Wage herbeizuſchaffen. —

Es vergingen mehrere Minuten, ehe dies geſchah; endlich brachten ein paar Männer das Inſtrument. Es war ziemlich eigenthümlich conſtruirt. Man ſah eine Menge Federn und Räder, doch glich es im Ganzen einer ſogenannten Armwage, welche auf einer Seite eine Schale, auf der andern die hin und her zu ſchiebenden Gewichte zu tragen beſtimmt iſt. Die Anweſenden betrachteten das ſonderbare Inſtrument genau. Gertrud lächelte verächtlich, Adoniram zuckte die Achſeln, Niclas Caſembrot aber ſchien einen Theil ſeiner gewöhnlichen Fröhlichkeit wieder erlangt zu haben, indem er den Vorigen leiſe zuziſchelte: er hoffe, daß auch dieſe Calamität, wie ſo manche andere im Leben, ſich mit einem Spaße, wozu es ganz den Anſchein habe, beendigen laſſen werde.

„Da," ſagte Niclas Caſembrot ganz ernſthaft, „die geehrte Deputation des hohen ‚Raths der Unruhen' ſich von dem Vorhandenſein des, unſerer guten Stadt von dem höchſtſeligen Kaiſer gnädigſt bewilligten Privilegiums der ‚Hexenwage', ſattſam überzeugt hat, und ſelbſt das Inſtrument, das dabei in Anwendung gebracht worden, vorhanden iſt, ſo kann —“

„Niemand,“ vollendete Vargas mit ſpöttiſchem Lächeln, „als die Deputation beſtimmen, wann es in Anwendung kommen ſoll. Für heute wird es hinreichend ſein, zu erklären, daß Letzteres an einem, dem Gericht geeignet ſcheinenden, Termine der Fall ſein wird. Ueberdies hält ſich die Deputation verpflichtet, von der heutigen Sitzung und in specie von dem ſo eigenthümlichen Privilegium dem ‚Rathe der Unruhen‘, ja ſogar dem hohen Herzoge Bericht zu erſtatten, und Ihr, Señor Alcalde, Don Niclas, könnt verſichert ſein, daß Euer Dienſteifer, die Gerechtſame der Stadt zu wahren, dabei nicht vergeſſen werden wird. — Juro a usted! — Ihr könnt Euch deſſen verſichert halten!“ —

Bei den letzten Worten, während welchen der Licentiat mit boshaftem Lächeln Niclas anſah, ſtand derſelbe von ſeinem Stuhl auf, gab dem Schließer mit der Hand einen Wink, die Gefangenen abzuführen, und hob die Sitzung auf. — — —

Es war einige Tage nachher, als Gertrud und

Adoniram ſich in dem Zimmer des Schließers, Peter Bommel, befanden. Das Mädchen ſah außerordentlich bleich aus. Das Fieber, die Angſt, die Entbehrung der friſchen Luft hatten es ſo außerordentlich angegriffen, ihre Züge hatten das Gepräge ſo tiefer Leiden, daß, wer Gertrud mit geſchloſſenen Augen in dem Lehnſtuhl des Gefangenwärters ruhen geſehen, eine Todte zu erblicken geglaubt hätte. Auch Adoniram ſchien tief betrübt. Seine Wangen waren eingefallener, runzlicher wie jemals, der graue Bart floß lang, bis zum Gürtel, herab, das Haupt war auf die Bruſt geſenkt, er hatte das Anſehen des, über das Verderben ſeines Volkes trauernden, Propheten. Peter Bommel, der Schließer, ſah von Zeit zu Zeit aus dem kleinen Fenſterchen, das nach dem Hofe zu gelegen war; er ſchien Jemand von daher zu erwarten, oder er rief durch ein Schiebfenſter, welches mitten in der Thüre angebracht war, dem Gefangenknechte, der draußen Holz ſpaltete, einige Befehle zu, die ſolcher mit einem faulen „Sogleich‘ beantwortete, ohne ſich in der Arbeit ſtören zu laſſen. Der Gefangenwärter trug in ſeinen Zügen nichts von der Härte, die ihm ſein jahrelang geübtes Amt wohl hätte verleihen können, vielmehr zeigten ſolche ziemlich viel gutmüthige Einfalt, und die Gefühlloſigkeit, die aus dem Inhalte der Rede, womit er eben Adoniram unterhielt, herausleuchtete, ſchien mehr von Beſchränktheit und der Gewohnheit ſeiner traurigen Amtsführung, als von üblem Willen, oder gar von Bosheit, herzuführen.

„Ich ſage Euch,“ ſprach er ganz ruhig, indem er ſich ein Stück Brod mit Käſeſtückchen belegte, und die Beſchäftigung nur unterbrach, um ein Spitzgläschen Wachholderbranntwein mit großem Wohlbehagen auszuſchlürfen, „das Verbrennen iſt gar ſo ſchlimm nicht, als ſich das Ding anſieht; denn warum? die Henkersknechte beeilen ſich, den Scheiterhaufen ſo ſchnell wie möglich anzuzünden, weil dies einen beſſern Proſpekt giebt, als wenn die eine Seite bereits in vollem Brande ſteht, und die andere erſt zu rauchen anfängt. Sehr ſchmerzhaft kann das Verbrennen auch nicht ſein; denn warum? der Rauch iſt ſo arg, daß der arme Sünder ſchon halb erſtickt iſt, ehe er das Feuer zu fühlen anfängt. Für eine ganz veritable Hexe, oder einen recht eingefleiſchten Hexenmeiſter, iſt das Ding aber vollends weiter nichts als ein Spas; denn warum? der Teufel hilft ihnen und dreht ihnen den Hals um, damit ſie nicht ſo viel auszuſtehen haben.“

Wie es ſchien, vernahm Adoniram wenig von der Rede des Gefangenwärters, er ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Schmerzliche Gedanken mochten ihm das Haupt einnehmen, er ſeufzte laut.

„Ihr dürft Euch nicht trübe Gedanken machen, Adoniram;“ ſagte Peter Bommel tröſtend, indem er ein zweites Gläschen Genever trank, und vor Wohlgeſchmack mit der Zunge ſchnalzte. „Zwei Dinge ſind möglich: entweder Ihr ſeid unſchuldig oder Ihr ſeid ſchuldig, und auf beide Arten kommt Ihr gut weg; denn warum? Seid Ihr unſchuldig, ſo tröſtet Euch ein gutes Gewiſſen, ſeid Ihr ſchuldig und habt Euch wirklich mit dem Böſen eingelaſſen, ſo läßt er Euch nicht eher im Stiche, bis Euer Contract wirklich aus iſt; denn warum? er weiß, Ihr ſeid ihm immer ſicher genug.“

„Ihr konntet alſo im Ernſte glauben“ — hob der Alte trüb lächelnd an.

„Daß Ihr ein Hexenmeiſter wäret, und ein

Rebell obendrein?“ unterbrach ihn der Gefangenwärter gelaſſen. „Wenn's weiter nichts iſt! — Im Anfange meines Amtes,“ fuhr er fort, indem er ganz gemächlich ſein Vesperbrod ſpeiſte, „dachte ich, die Zauberer und Hexen müßten ganz abſonderliche Leute ſein; ich dachte an jedem Hexenmeiſter ein paar Hörnchen, einen Pferdefuß oder dergleichen, an einer Hexe aber mindeſtens ein paar rothe Augen wahrzunehmen. Und warum? Ich meinte, der Teufel machte ſeine Leute durch eine Art Wahrzeichen kenntlich, durch eine Art Livrée, in die er ſie, ſo zu ſagen, kleidete; wie ja auch der Kardinal Granvella und andere große Herren ihren Leuten ein Wappen oder anderes Zeichen auf dem Rücken oder den Aermel ſticken laſſen; ich habe mich aber ſpäter vom Gegentheil überzeugt. Als ich Gefangenknecht zu Brüſſel war, habe ich Hexenleute zu halben Dutzenden vor Augen, und tagtäglich um mich gehabt, es waren hübſche Leutchen darunter, und Jammerſchade, daß ſie ſich mit dem böſen Feinde in ein Bündniß eingelaſſen hatten. An keinem Einzigen war ein Horn, eine Klaue oder ſonſt ein Wahrzeichen zu bemerken. Ich habe aber auch gar keinen Abſcheu vor ihnen gehabt; denn warum? Mir konnte es einerlei ſein, ob ihnen der Teufel, in aller Ruhe im Bette, den Hals brach, wenn der Contract abgelaufen war, oder ob ſie vor der Zeit verbrannt wurden. Denn warum? Ich hatte ſo und ſo nichts davon.“ —

Adoniram lächelte ſchmerzlich, er ſchwieg jedoch, und der Schließer fuhr, nachdem er ſich das letzte Gläschen Genever, was die Flaſche enthielt, eingeſchenkt, ruhig in vorigem Tone fort:

„Wie ich Euch bereits geſagt, habe ich nicht den geringſten Groll gegen die Hexenleute, und eben ſo wenig habe ich ihn gegen die Rebellen; denn warum? Es giebt von dem Staatsrath bis zum Schuhflicker in den Niederlanden faſt keinen Menſchen mehr, von dem ſie nicht ſagen, daß er rebellirte, oder rebelliren würde, oder doch daran gedacht hätte, rebelliren zu wollen, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn man behauptete, daß ich ſelber in einer Rebellion begriffen wäre, wiewohl ich nicht wüßte, wie ich es anfangen ſollte. Meinetwegen dürft Ihr Euch alſo gar nicht ſchämen, ein Hexenmeiſter oder ein Rebell zu ſein. Ich habe hübſche

Leute unter beiden Partheien gekannt, und es war mir oft, zwei oder drei Tage lang, als ob mir etwas fehlte, wenn Einer oder der Andere geköpft oder verbrannt worden war, wiewohl es mir am Ende gleichgültig ſein konnte, was man mit ihnen vornahm; denn warum? es waren bald wieder andere da.“ — —

Während der Gefangenwärter ſprach, hörte man draußen mehrmals heftig an die Hausthür klopfen. Mit ſeinem gewöhnlichen eintönigen: „Sogleich!“ ging der, bis dahin holzſpaltende, Knecht nach dem Ausgange. Schwere Riegel klirrten jetzt, Schritte tönten auf der Flur, und bald darauf trat Niclas raſch in's Zimmer. Er ſchien außerordentlich ergriffen. Gertrud ſchlug die Augen auf. —

„Gertrud! — Adoniram!“ rief Niclas aus, als ſein Auge auf die Gefangenen fiel. „Iſt es möglich, was ich ſo eben vernahm? Man hat die Probe des Wiegens mit Euch vorgenommen —“

„Und die Jungfer hat achtundzwanzig, Meiſter Adoniram aber neunundzwanzig Pfund netto gewogen;“ vollendete Peter Bemmel. „Ja, Herr Niclas, damit hat es ſeine Richtigkeit, ich kann es bezeugen; denn warum? ich habe es mit meinen Augen geſehn.“

„Alſo darum war der ſaubere Herr Schultheiß ſo freundlich? Darum ward ich wegen der Verpflegung der Truppen nach Utrecht geſchickt?“ rief Niclas Caſembrot, indem er mit dem ſpaniſchen Rohr auf den Boden ſtampfte. — „Aber Ihr, Peter Bommel,“ ſetzte er gegen den Gefangenwärter heftig hinzu, „ich habe Euch immer für ſo ziemlich ehrlich gehalten, jetzt ſehe ich indeß, daß ich mich getäuſcht habe. Geſteht ſogleich, was Ihr mit der Hexenwage vorgenommen habt. Glaubt nicht, daß ich die begangene Schändlichkeit unbeleuchtet laſſen werde, und wenn es mir auch den Kopf koſten ſollte.“

„Ich weiß gar nicht, Herr Schéppe — oder vielmehr Herr Alcalde, da wir doch nun einmal alle ſpaniſch reden müſſen — was Ihr mit den zweideutigen Stachelreden zu verſtehen geben wollet;“ ſagte der Gefangenwärter beleidigt. „Glaubt Ihr etwa, daß ich die zehn Pfund Butter, die ich für jede rechtſchaffene Hexe, die gewogen wird, empfangen ſoll, auf's Brod geſtrichen und die Wage ungeſchmiert gelaſſen habe, ſo irrt Ihr Euch gewaltig. — So wie mir der Herr Schultheiß die Wage zurückliefern ließ, habe ich ſolche ſo hübſch in Stand gebracht, als ob ſich meine leibliche Schweſter in die Schale ſetzen ſollte."

„Zurückliefern ließ?" wiederholte Niclas aufmerkſam und befremdet.

„Ja wohl, zurückliefern;" verſetzte Peter Bommel. „Der Schultheiß — Regider will ich ſagen — hatte ſie abholen laſſen, weil ſie ganz verroſtet war und in Stand geſetzt werden mußte, auch fehlten die Gewichte, und das Alles iſt durch den Herrn auf's Schönſte beſorgt worden."

„Ha, nun begreife ich!" rief Niclas, noch heftiger wie vorher mit dem Stock auf die Erde ſtampfend. — „Sei es aber wie es wolle; ich ruhe nicht eher, bis ich die Schändlichkeit, die hier begangen worden, aufgedeckt —"

„Und Euch unglücklich gemacht habt;" unterbrach ihn Gertrud mit ſchwacher Stimme, indem ſie ihm die Hand reichte.

„Uns iſt nicht zu helfen;" ſagte Adoniram, indem er das Haupt auf die Bruſt ſinken ließ; „der Herr hat uns verlaſſen."

„Ich will ſehen, ob man ſo ſchändlich mit Recht und Gerechtigkeit ſpielen ſoll!" rief Niclas immer eifriger. „Ich gehe nach Brüſſel. Karl von Barlaiment, Philipp von Noirkarmes, Viglius ab Arta ſind Feinde der niederländiſchen Freiheit, aber es ſind ſonſt rechtliche Männer. Ihre Hülfe will ich in Anſpruch nehmen."

„Was können ſie thun, wo Alba gebietet?" ſagte Gertrud. „Und glaubt Ihr wirklich, daß dieſer, um Gerechtigkeit zu üben, den ‚Rath der Unruhen' bloßſtellen, daß er es wagen würde, der Inquiſition zwei Opfer zu entreißen?" —

„Wie ſagt Ihr? Der Inquiſition?" fragte Niclas erſchrocken.

„Noch an demſelben Tage ſind die Verhandlungen nach Brüſſel an das Inquiſitionsgericht, um ein Urtheil zu fällen, eingeſendet worden;" verſetzte Adoniram. „Fräulein Gertrud iſt als Hexe, ich als Zauberer und Verführer einer Chriſtin zum Judenthum bezeichnet."

Niclas erbleichte. Seine ſonſt ſo muntern, lebensluſtigen Züge trugen den Ausdruck des Schrekkens. Erſchüttert ſetzte er ſich auf einen Stuhl, und ſchien tief nachzudenken. — Nach und nach ſchien er ſich indeß zu erholen, ſeine Züge wurden lebendiger, der Blick ſeines ſonſt ſo muntern, lebensfrohen Auges heiterer.

„Wir wollen uns," hob er auf einmal an, „um die Zukunft nicht ängſtigen; denken wir an die Gegenwart. Indem ich aber dies thue, fällt mir ein, daß ich ſeit mehreren Stunden nichts gegeſſen und getrunken habe. — Hört, Peter Bommel, ehrlicher Mann, dem ich vorhin, wie ich glaube, ein wenig Unrecht gethan! Habt Ihr nicht etwas zu beißen und zu brechen? Wäre es auch nur etwas Brod, Käſe und ein Gläschen Genever. Ich bezahle es gern und gut."

„Von Herzen gern will ich Euch vorſetzen, was ich habe;" erwiederte der Gefangenwärter geſchmeichelt. „Hier iſt Brod und Käſe, aber — Genever; der iſt mir eben ausgegangen."

„Eingegangen wollt Ihr ſagen;" erwiederte Niclas mit ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit, indem er die Geberde des Trinkens machte. „Nun der ließe ſich ſchon herbeiſchaffen. In der Herberge ‚zum Storch‘ iſt ein excellentes Glas Wachholderbranntwein zu haben.“

„Ich will ſogleich meinen Knecht hinſenden und ein Fläſchchen holen laſſen;“ verſetzte Jener ſchmunzelnd.

„Ja, mit dem Holenlaſſen iſt es nichts;“ ſagte Niclas abwehrend. „Man hat dort mehrere Sorten, und es gehört ein Kenner dazu, um die beſte herauszufinden. — Hört, Peter Bommel,“ ſprach er nach einer kurzen Pauſe, „wie wäre es, wenn Ihr ſelber giengt und eine tüchtige Flaſche Genever holtet? — Euch traue ich zu, daß Ihr nichts Schlechtes bringen würdet.“

„Das wohl, geſtrenger Herr Schöppe — Alcalde will ich ſagen;“ entgegnete der Schließer bedenklich. „Ich glaube indeß damit gegen meine Pflicht zu verſtoßen, wenn ich mich entferne.“

„Warum denn?“ verſetzte Jener leicht. „Bin ich nicht ſelbſt eine Magiſtratsperſon? — Und dann könnt Ihr ja Alles verriegeln und verſchließen; auch iſt Euer Knecht auf der Flur und die Gefangenen ſind durchaus gut bewacht.“

„Nun wenn Ihr meint!“ verſetzte der Schließer beiſtimmend. „Uebrigens bin ich bald wieder hier, und Ihr könnt Euch verſichert halten, daß ich kein ſchlechtes Tröpfchen mitbringe; denn warum? ich denke die Aquavitvorräthe des „Storchs“ der Reihe nach durchzukoſten, und das Feinſte, was mir vorkommt, auszuwählen.“

Kaum hatte der Schließer von dem Vorigen das Geld zu dem Einkaufe empfangen, kaum waren die Riegel, welche die Thüren geſchloſſen hielten, an ihrem Ort, und Niclas befand ſich mit den Gefangenen allein, als er heftig die Hände Gertrudens und Adonirams ergriff und ausrief: „Die Zeit iſt koſtbar; laßt uns berathſchlagen, wie Ihr gerettet werden könnt.“ —

„Ihr meint es gut, Herr Niclas,“ ſagte Gertrud ſchmerzlich lächelnd, „aber ich glaube, daß alle Berathſchlagung überflüſſig iſt; unſer Untergang iſt nur allzugewiß.“

„Der Herr hat unſere Seele gegeben in die Gewalt der Gottloſen, und unſern Leib in die Hand der Gewaltigen; aus dieſer aber iſt keine Rettung;“ ſeufzte Adoniram.

„Ei was!“ verſetzte Niclas Caſembrot. „Daß Ihr gerettet werden ſollt und müßt, dies ſteht einmal feſt; nur über das Wie? bin ich noch nicht mit mir einig. Mir ſind wenigſtens ſchon zwanzig Pläne durch den Kopf gegangen, aber freilich iſt immer einer ſchwieriger als der andere. An offene Gewalt iſt nicht zu denken, die ganze Gegend liegt voll Truppen und der Ort ſelbſt wimmelt von Spaniern. Die Furcht vor den Letztern aber iſt ſo arg, daß ich in ganz Oudewater nicht drei Menſchen zu finden hoffen darf, die ſich mit mir zu einem Gewaltſtreiche für Eure Befreiung vereinigen würden; es bleibt mithin nichts übrig, als der Weg der Liſt.“

„Und welche Liſt gäbe es wohl, welche die unſerer Verfolger überbieten ſollte?“ ſagte Gertrud ungläubig. „Jeder Gedanke an eine Flucht wird zur Thorheit, wenn man bedenkt, daß wir, wenn wir auch die Kerkerthür hinter uns hätten, binnen wenig Stunden wieder eingefangen wären, ſobald unſere Flucht bekannt würde.“

„Ihr habt Recht, Fräulein Gertrud, aber ich habe einen Plan, einen Plan, der, ſo abentheuerlich er immer ſein mag, am Ende dennoch der einzige wäre, der uns zum Ziele führen könnte!“ erwiederte Niclas. „Auf Euch, Freund Adoniram, rechne ich dabei nicht; denn ich traue Euch zu, daß, wenn Euch einfiele, daß der oder jener, in Gott ruhende, Rabbi Dies oder Jenes gegen Dergleichen einzuwenden haben könnte, Ihr meine beſten Berechnungen zu Waſſer zu machen im Stande wäret. Mit Euch, Fräulein Gertrud, aber iſt es etwas Anderes. Ihr ſeid klug — Weiberliſt geht ja über alle Liſt — und da die Noth drängt, ſo habt Ihr hoffentlich auch Muth.“

„An dieſem,“ verſetzte Gertrud lächelnd, „würde es mir nicht fehlen. Wenn das Unternehmen nur nicht meine Kräfte überſteigt!“

„Eine einfache Flucht, wenn dieſe zu bewerkſtelligen wäre, würde ſolche, wie ich fürchten müßte, überſteigen;“ verſetzte Niclas. „Einen Schlupfwinkel würde die allgemeine Furcht vor der Inquiſition Euch verſagen; ſetzte man Euch nach, ſo wäret Ihr verloren; es kommt alſo blos darauf an, daß Ihr fliehet, und daß man Euch nicht nachſetzt.“

„Ihr ſprecht von etwas Unmöglichem!" unterbrach ihn das Mädchen.

„Hm! Das käme darauf an;" ſagte Niclas aufſtehend, indem er auf den Zehen nach der Thür ſchlich, und eine Zeitlang zu horchen ſchien. „Der Kerl draußen," ziſchelte er, eben ſo leiſe zurückkehrend, „unterbricht von Zeit zu Zeit ſein Holzſpalten. Ich will zwar nicht glauben, daß er uns behorchen will, aber beſſer iſt beſſer, und Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit. Kommt alſo in's Nebenzimmer, dort ſetze ich Euch meinen Plan auseinander." — —

Wenige Tage ſpäter war die Deputation des „Rathes der Unruhen‘ in ihrem gewöhnlichen Gerichtslocal verſammelt, nur der Doctor del Rio fehlte noch. Vargas, Heſſelts, de la Torre, ſo wie der Schultheiß, ſtanden am Fenſter und betrachteten ein Reitergeſchwader des Grafen von Megen, das unter Trompetenklang eben über den Markt zog.

„Sagtet Ihr nicht, Ihr hättet Alles mit eigenen Ohren gehört, ſo würde ich Euch nicht glauben;" ſprach Vargas zu Papendyk, als die letzte Trompete verklungen war, und indem er ein früher geführtes, und durch den Vorbeimarſch der Truppen abgebrochenes Geſpräch wieder aufzunehmen ſchien.

„Ich ſelbſt war von der Wendung, die die Sache nimmt, gewaltig überraſcht;“ erwiederte Jener. — „Indeß dort kommt der Doctor;“ ſetzte er, aus dem Fenſter blickend, hinzu. „Fragt ihn ſelbſt. Er hat Alles mit eigenen Ohren gehört.“

Nach wenigen Augenblicken trat del Rio in's Zimmer.

„Sprecht, Señor! Die Vanderhelſt hat geſtanden?“ fragte Vargas, ſich lebhaft zu dem Eintretenden wendend.

„Genau und ausführlich!“ verſetzte dieſer mit Bedeutung. „Ich freue mich, dem heiligen Gericht eine Verhandlung zuſenden zu können, mittelſt welcher es auch den Ungläubigſten überzeugen kann, daß das Hexenweſen in dieſem Lande in voller Blüthe ſteht. — Ueberdies iſt ein freiwillig abgelegtes, ohne Anwendung der peinlichen Frage, ſelbſt ohne Territion erlangtes Geſtändniß der Hexerei, eine Seltenheit, und mir in meiner vielfachen Praxis nur ein einzigesmal vorgekommen, und ſelbſt da wollte der unwiſſende, rohe Pöbel behaupten, das alte Weib, das es ablegte, ſei ſeit langer Zeit geiſtesſchwach geweſen."

„Erzählt! — Erzählt! — Die Vanderhelſt ließ Euch rufen?" fragte Vargas lebhaft.

„Es war geſtern gegen Abend," ſagte der Doctor, „als mir der Gefangenwärter ſagen ließ, daß die Gefangene mich zu ſprechen begehre, da ſie immer ſchwächer werde und die Annäherung ihres Todes fühle; ſie wolle, hieß es, ein Geſtändniß machen. Ich ſendete nach dem Regidor, damit mich dieſer als Zeuge begleiten möge. Als wir in dem Gefängniß ankamen, fanden wir die Gefangene auf ihrem Lager, ſie ſchien außerordentlich ſchwach zu ſein, konnte, wie ſie ſagte, kein Licht vertragen, und wir befanden uns mit ihr faſt im Dunkeln. Auf mein Befragen, was ſie mir mitzutheilen habe? erklärte die Vanderhelſt: daß ſie nicht erſterben könne, wenn ſie nicht zuvor durch ein Geſtändniß ihrer Verbrechen ſich das Herz erleichtert habe."

„Ein Geſtändniß!" ſprach Heſſelts gähnend. „Ihr glaubt nicht, welchen angenehmen Eindruck dieſes Wort auf meine Hörwerkzeuge macht. Es liegt ſo etwas Beruhigendes darin, etwas wie: guten Abend! oder: geruhſame Nacht! oder: wohl geſpeiſt zu haben!“ —

„Ich redete natürlich der Verbrecherin zu, Alles auf's Ausführlichſte zu erzählen,“ fuhr del Rio, mit einem verächtlichen Blicke auf Heſſelts fort, „und ließ am Ende durchblicken, daß, wenn ſie mir nichts verhehle, ich es bei dem heiligen Offizium bevorworten wolle, daß zu dem Scheiterhaufen nicht nur völlig trockenes Holz, ſondern ſelbſt Stroh verwendet werden ſolle; eine Gunſt, die nicht immer bewilligt werde. Die Vanderhelſt ſchien von dieſer Milde gerührt, und nun that ſie ein Geſtändniß — Señores! ein Geſtändniß — ſo vollſtändig, ſo ausführlich, wie kaum in Sevilla und Segovia, in neueſter Zeit, eins abgelegt worden. Sie gab an: durch die alte Salome nicht nur ausführlich in der ſchwarzen Kunſt unterrichtet worden zu ſein, ſondern ſagte, daß ſie mit dem böſen Feinde, der ſich als ein junger, ſchlanker Mann, in rother Kleidung, und eben ſolchem, mit Treſſen beſetzten Mantel, das Schwert an der Seite, mithin ganz wie ein Kriegsmann anzuſchauen — jedoch mit der Ausnahme, daß er im Geſicht ſchwarz, wie ein Neger geweſen — zu der Verhandlung eingefunden, einen Contract abgeſchloſſen, worin ihr Geld und Gut, und alle Vortheile der Erde verſprochen, auch die Kunſt gelehrt worden, ſich unſichtbar machen zu können, wogegen ſie ihm gelobt, nach Ablauf einer gewiſſen Zeit, mit Leib und Seele zu eigen zu ſein."

„Iſt's möglich?" rief Vargas erſtaunt und mit weit aufgeriſſenen Augen. „Sagtet Ihr nicht, Ihr hättet es aus des Mädchens Munde gehört, ich glaubte es nimmermehr."

„Ich begreife nur nicht, warum ſie ſich nicht unſichtbar machte, als ſie gefangen genommen wurde;" ſprach Papendyk kopfſchüttelnd.

„Ich befragte ſie auch deswegen, und ſie ſchien anfangs über dieſe Frage etwas verlegen;" verſetzte del Rio. „Später aber ſahe ich wohl ein, wie die Sache zuſammenhing. Es lag mir nämlich daran zu wiſſen, wie und wo die Hexen und Zauberer mit dem böſen Feinde zuſammenkommen, weil dadurch ein gewiſſer, noch dunkler Punkt in der daemonologia aufgehellt werden muß. Ihr müßt nämlich wiſſen, Señores, daß von allen Kriminaliſten in Spanien angenommen wird, daß der böſe Feind alle, die ihm dienen, einmal im Jahre und zwar am Tage vor St. Johannis, auf dem Col de Uragua verſammelt, allwo ſie ihn durch einen Kuß, auf eine Weiſe, die ich unberührt laſſen will, huldigen müſſen. Um ſich unſichtbar durch die Luft auf jenen Berg begeben zu können, erhält jeder Zauberer oder Hexe eine kleine Schachtel, worin eine kleine lebendige Kröte, die wie ein Menſch angezogen, ein grünſeidenes Mäntelchen, item dergleichen Höschen anhat, und die auf den Leib gedrückt, durch den Mund einen grünlichen Schaum von ſich giebt, welcher, wenn man ſich die Stirn, Achſeln, Fußſohlen und Handflächen damit ſalbt — o ſchändliche und teufliſche Nachahmung der letzten Oelung! — die Kraft verleiht, unſichtbar durch die Luft fliegen zu können. Nun wird Euch dagegen bekannt ſein, daß die deutſchen Juriſten behaupten, die Hexen in jenem Lande ſetzten ſich ohne Weiteres rittlings auf einen Beſenſtiel, und führen unter Ausrufung der Formel: „Oben hinaus und nirgends an!“ zum Schornſteine hinaus, und begäben ſich auf einen Berg, wo die diaboliſche Huldigung mittelſt eines, auf gleiche und unappetitliche Weiſe applicirten Kuſſes vollzogen würde. — Ihr begreift, Señores," ſprach del Rio nach langer Pauſe, „wie wichtig es für das heilige Officium ſein muß, über ſo ſich widerſtreitende Daten Licht zu erhalten, ſo wie, daß ſich in dieſer Hinſicht noch nie eine ſo günſtige Gelegenheit dargeboten. Es wird dadurch vollkommen feſtgeſtellt, ob diabolus die Zauber- und Hexenleute an gleichem Tage, an gleichem Ort und unter gleichen Umſtänden verſammelt, und, ſo zu ſagen, einen allgemeinen Reichstag für ganz Europa abhält, oder ob er ſolche nach Ländern und Provinzen zuſammenberufe. Steht dies einmal feſt, ſo iſt dadurch zugleich der Kern, der Hauptanhaltpunkt einer geſammten Hexentopographie feſtgeſtellt." —

„Nun, wie iſt's damit? Habt Ihr's heraus? Iſt die Vanderhelſt auf dem Beſen zum Schornſtein hinausgaloppirt, oder hat ſie ſich mit der Kröte einbalſamirt?" fragte Heſſelts, den die Sache zu langweilen anfing.

„Mit der Kröte!" ſagte del Rio mit Würde, und in höchſt pathetiſchem Tone. „Ich werde nächſtens eine Abhandlung ſchreiben, und ſolche an Se. Eminenz, den Erzbiſchof von Toledo, derzeit Großinquiſitor von Spanien und beider Indien, ſenden, worin ich nachweiſen werde, daß diabolus bei allen Hexenverſammlungen lediglich nach ſpaniſchem Ritus verfährt."

„Ich begreife nur nicht, warum ſich die Vanderhelſt nicht im Augenblicke der Verhaftung" — hob Papendryk an.

„Unſichtbar machte?" ergänzte del Rio. „Sie hatte die Schachtel mit der Kröte einige Minuten vorher, in der Beſtürzung, in die Yſſel geworfen. — Uebrigens," fuhr der Doctor nach einer Pauſe fort, „hat es wohl noch niemals eine Hexe gegeben, die, bei ſo jungen Jahren, in ihrer teufliſchen Kunſt eingeweihter, wie dieſe, geweſen. Durch die Luft fliegen, Menſchen und Vieh behexen, Seuchen und Ungeziefer hervorbringen iſt ihr nichts als eine Kleinigkeit. Hätte ich mich nicht durch den heiligen Stand, dem ich anzugehören die Ehre habe, geſchützt gewußt, es hätte mir, bei den Schilderungen der Verbrecherin, ſelbſt ganz angſt und bange werden können."

„Es wäre kein Wunder, wenn, blos durch die Anweſenheit dieſes Frauenzimmers, alle Milch in der ganzen Burggrafſchaft Utrecht ſauer würde!“ bemerkte Heſſelts.

„Befragtet Ihr ſie nicht über die Verbrechen des Juden? — Es wäre, da ſie einmal im Beichten war, eine gute Gelegenheit geweſen, auch über dieſen in's Reine zu kommen;“ ſagte Vargas.

„Wie könnt Ihr mir zutrauen, daß ich etwas vergeſſen oder vernachläſſigen ſollte, wo es ſich um ein zu erlangendes Geſtändniß in Hexen- und Ketzerangelegenheiten handelt?“ fragte del Rio verächtlich auf Vargas blickend. „Natürlich drang ich in die Verbrecherin, weitere Geſtändniſſe zu machen; leider aber hatte ihre Körperſchwäche von der Anſtrengung des Sprechens dermaßen zugenommen, daß ſie kein zuſammenhängendes Wort mehr hervorzubringen im Stande war, und ich mich begnügen mußte, ihr anzukündigen, daß ich das Interrogatorium heute früh weiter fortſetzen wolle.“

„Ganz recht! — Höchſt vernünftig!“ — fiel Heſſelts ein. „Setzt heute die Befragung fort. Wir Andern wollen dieſen Tag einmal als einen

Raſt- und Ruhetag betrachten, und morgen mit gewohntem Eifer in unſerm Werke weiter verfahren.“ —

Del Rio wollte eben etwas auf den Vorſchlag erwiedern, als ſich die Thüre öffnete, und der Gefängnißwärter, Peter Bommel, bald nach ihm aber Herr Niclas Caſembrot in's Zimmer traten. Der Erſtere ging auf den Doctor zu.

„Ew. Hochgelahrten, Geſtrengen,“ ſagte er ruhig, „wollte ich ſchuldigſt vermelden, daß das Verhör der Gertrud Vanderhelſt wohl nicht wird ſtattfinden können; denn warum? Weil es unmöglich iſt. Denn warum? Weil ſie heute Nacht zwei Uhr bereits geſtorben.“

„Da haben wir's!“ ſchrie del Rio. „Alle meine Mühe und Arbeit iſt verloren.“

„Nun können wir heute den ganzen Tag am Gerichtstiſche zubringen!“ ſetzte Heſſelts kleinlaut hinzu.

„Warum konnte das Frauenzimmer nicht noch vierundzwanzig Stunden leben!“ fiel Jener wieder ein. „Mein Bericht an das heilige Officium war dann vollendet, und ſo rund und nett, wie kein anderer, der in den Archiven der santa casa aufbewahrt wird. — **O Dios! — Dios!**" —

„Was machen wir nun mit dem Leichnam?" fragte Vargas nach kurzer Pauſe. — „Laſſen wir ihn begraben oder verbrennen?

„Ich bin für das Verbrennen," ſagte Heſſelts gähnend; „'s iſt zur Abwechſelung. — Schon lange iſt hier Niemand mehr verbrannt worden. Andere Executionsarten haben jetzt ſo den Reiz verloren, daß wegen ihnen Niemand mehr zur Thüre hinausgeht. Das Verbrennen iſt etwas Neues, geſchieht es auch nur an einer todten Hexe, und wird gewiß ſeine Liebhaber finden."

„Ich bin dagegen;" verſetzte del Rio mürriſch. „Die Acten des Prozeſſes ſind nicht geſchloſſen, der Spruch kann nur von dem heiligen Gericht gefällt werden, ſelbſt wenn es ſich auch nur um den Leichnam handelt, und letzterer läßt ſich, bis der Befehl von Brüſſel kommt, nicht aufbewahren."

„Wenigſtens nicht ohne einige Gefahr!" verſetzte Niclas Caſembrot, der hinzugetreten war, mit gleichgültigem Tone. „Nach dem, was dieſer wackere Mann, der Gefängnißwärter Peter Bommel, erzählt, iſt die Vanderhelſt an der Peſt, die in und jenſeits Gouda graſſirt, und welche die Leute den „ſchwarzen Tod‘ nennen, geſtorben.“

„Was?“ rief Vargas erſchrocken. „Der ſchwarze Tod?“

„Ja, Alles war ſo, wie bei den Leuten, die an dem ‚ſchwarzen Tode‘ ſterben, wie der Herr Schöppe — Alcalde will ich ſagen — es zu Gouda geſehen hat;“ betheuerte Peter Bommel.

Ich kann mich irren;“ verſetzte Niclas gleichmüthig. „Vielleicht will der Herr Präſident ſelbſt den Leichnam beſchauen.“ —

„Ich? Seid Ihr bei Sinnen?“ rief Vargas.

„Nun ſo kann es ja unſer würdiger Regidor thun;“ verſetzte Niclas im vorigen Tone.

„Warum denn? — Zu welchem Zweck, beſter Herr Niclas?“ fiel Papendyk erſchrocken ein. „Habt Ihr nicht bereits die Todte angeſchaut? — Ja? — Nun, ſo iſt ja bereits Alles in Ordnung.“

„Nun, wie Ihr meint;“ fiel Niclas beifällig ein. „Wie es mit dem Begräbniß gehalten werden ſoll, werdet Ihr wohl ſelbſt beſtimmen und einrichten?"

„Die Verbrecherin muß an der Richtſtätte eingeſcharrt werden;" fiel del Rio mit hartem Tone ein.

„Natürlich;" ſagte Niclas Caſembrot. „Da ſie ihre Vergehen — ich hätte ihr dergleichen nie zugetraut — ſelbſt, und zwar freiwillig eingeſtanden, ſo iſt dies der Platz, wo ſie hingehört. — Geſchieht das Begräbniß bei Tage, oder bei der Nacht?"

„Es ſollte um des Beiſpiels willen bei Tage ſtattfinden" — hob Vargas an.

„Unſtreitig;" unterbrach ihn Niclas. „Es würde ein ſehr erbauliches Schauſpiel ſein. Und da die Todte in einen geſchloſſenen Sarg gelegt werden kann, ſo dürfte auch der Umſtand, daß ſie an der ſchwarzen Peſt geſtorben —"

„Verzeiht, Herr Alcalde!" fiel Papendyk ein. „Bis jetzt haben wir die Krankheit noch nicht im Orte gehabt; letzterer liegt voll Truppen. Wie leicht bricht auch die Seuche hier aus, und dann würde Niemand als wir die Schuld tragen ſollen. —

Ich bitte, daß die hohe Kommiſſion erlaube, daß die Verbrecherin heute Nacht ſtill fortgeſchafft und eingeſcharrt werde.“

Del Rio nickte bedächtig mit dem Haupte, und die andern Mitglieder ſtimmten ihm bei.

„Ein Mitglied des Raths muß durchaus dabei ſein, und wir müſſen Sorge tragen, daß die Sache in aller Stille vor ſich geht, auch überhaupt der Zeitpunkt der Beerdigung ſo wenig wie möglich verlautbart wird;“ bemerkte Niclas. „Iſt dies nicht der Fall, ſo finden ſich eine Menge Neugierige ein, und bricht dann ſpäter die Peſt aus —“

„Ich bitte Euch, werther Herr, daß Ihr die Beerdigung der Vanderhelſt gefälligſt beſorgen wollet;“ unterbrach Papendyk den Sprechenden. „Ich ſelbſt bin heute den ganzen Tag ſo beſchäftigt —“

„Was die Anſtalten betrifft, ſo werde ich Alles einrichten,“ fiel Niclas ihm in's Wort, „bei der Fortſchaffung und Beerdigung der Leiche aber müßt Ihr ſelbſt ſein. Die Verantwortung iſt allzugroß, als daß ich ſie allein übernehmen könnte.“

„Excuſirt mich, lieber Herr;“ hob Papendyk ängſtlich an. „Ich bin —“

„In keinem Falle!“ rief Niclas lebhaft. „Nicht einen Schritt thue ich ohne Euch. Es iſt ohnehin kein angenehmes Geſchäft, mit einer Peſtleiche, über die der Höllengeiſt noch obendrein ſeine ſchwarzen Fittiche breitet, zu ſchaffen zu haben.“

„Ihr konntet aber doch — Ihr brauchtet ja nur“ — hob Jener wieder ängſtlich an.

„Ein Wort wie Tauſend!“ rief Niclas. „Nur mit Euch trete ich in das Gefängniß, um die Todte fortſchaffen und beerdigen zu laſſen. Es ſind bei ſolchen Gelegenheiten ſchon ſonderbare Dinge arrivirt, und ich ſehe nicht ein, warum ich — wäre es auch nur im Betreff der Anſteckung — allein die Haut zu Markte tragen ſollte.“

„Wohlan;“ ſagte del Rio. „Ihr Herren mögt Beide gehen und ich werde Euch begleiten, um Euch, in meiner Eigenſchaft als Doctor der Gottesgelahrtheit und Familiarus des heiligen Officiums, zum Schutze zu dienen. — Ihr, Señor Caſembrot, werdet Alles Nöthige vorbereiten laſſen.“

„Wohl!“ rief der Letztere nach kurzem Nachdenken. „Nachts halb zwölf Uhr treffen wir uns in dem Zimmer des Gefangenwärters.“

Nach einigen Hin- und Herreden gingen die Berathſchlagenden auseinander. — — —

„Ein Höllenwetter! Eine wahre Mordnacht!“ ſagte Jan Papendyk zu Niclas Caſembrot und del Rio, als ſie alle Drei, eine halbe Stunde vor Mitternacht, dem alten, burgähnlichen Gefängnißgebäude zuſchritten, das dicht an der, von mehreren Regengüſſen geſchwellten, laut rauſchenden Yſſel lag. —

Schon ſeit Einbruch der Nacht war ein Gewitter nach dem andern über die Stadt gezogen, der Donner rollte bald nah bald fern, und häufige Blitze zuckten durch die Finſterniß. Eben fielen wieder große Regentropfen; ein neues Wetter war im Anzuge.

„Die Muſik, die wir hören,“ ſprach Niclas mit gedämpfter Stimme, „ſcheint expreß zu der Begräbnißfeier, die bald ſtatt finden wird, componirt zu ſein, und ich glaube, es gehört eben kein Oedipus dazu, um den Componiſten zu errathen.“

Jan Papendyt erwiederte nichts, ſondern ſeufzte tief, aber del Rio nahm das Wort.

„Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Don Niclas;“ verſetzte er. „Gewitter, Sturm und Hagel erregen, iſt eine von den gewöhnlichſten Teufelskünſten der Hexen und Zauberer. Warum ſollte der Herr und Meiſter derſelben, nicht auch zu der Handlung, die eben vor ſich gehen ſoll, gegenwärtiges Unwetter beſorgt haben? Seid indeſſen ganz ruhig. Ich bin Euer Schutz. Obgleich der Feind der Seelen wie ein brüllender Löwe umhergeht — quarens quem devoret — ſo giebt es dennoch kräftige Bannformeln — — — Gott ſteh' uns bei! Iſt das ein Gewitter!“ unterbrach er plötzlich ſeine Rede, als ein kräftiger Blitzſchlag herabſchmetterte.

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſchritten alle Drei eifriger der Thür des Gefangniſſes zu, aber erſt nach ein paar Minuten, nachdem ſie mehrmals geklopft und das eintönige: ‚Sogleich!‘ des Gefangenknechts vernommen hatten, ward letztere aufgethan.

Peter Bemmel erwartete die Eintretenden innerhalb des Zimmers, und bedeutete nun dem Knechte, nach der Richtſtätte zu eilen, um, wie er ſich ausdrückte, die „letzte Ruheſtatt“ der todten Hexe bereiten zu helfen.

„Jetzt alſo ſendet Ihr erſt den Menſchen nach?“ fuhr Niclas den Gefangenwärter an. „Habe ich Euch nicht geſagt, daß dies bereits um eilf Uhr geſchehen ſoll? Die beiden Leute, die mit Bereitung des Grabes zu ſchaffen haben, ſind nicht hinreichend, und es wird Mitternacht herankommen, ehe wir die Leiche fortſchaffen können.“

„Ich würde Alles, wie Euer Geſtrengen es anbefohlen, beſorgt haben; denn warum? es iſt meine Pflicht;“ verſetzte der Gefangenwärter ängſtlich. „Aber dann kam das Gewitter, und es ward mir etwas bänglich zu Muthe, denn erſtlich kann es einſchlagen, und ich wäre ganz allein im Hauſe geweſen, und dann kann man zweitens leicht erachten, wer das Gewitter gemacht hat; auch, denke ich, wäre es recht gut, es wäre bei weitem hübſcher, wenn erſt Mitternacht vorüber wäre, ehe wir die Todte fortſchafften. Euer Geſtrengen erzählten ja überdies heute ſelbſt, welche abſonderliche Dinge bei Gelegenheiten dieſer Art ſchon vorgekommen —"

„Es bleibt," fiel Niclas lebhaft ein, „vor der Hand nichts weiter übrig, als abzuwarten, bis die Leute von der Richtſtätte zurückkommen, um die Leiche abzuholen und auf den Karren zu legen. — Ihr habt doch dafür geſorgt, daß Niemand ſie berühre?"

„Niemand iſt dem Lager der Todten zu nahe gekommen;" verſetzte Peter Bommel. „Sie liegt hier im Nebenzimmer, wo ſie geſtorben. Nur der Jude Adoniram verweilte den ganzen Tag, wie Ihr es ihm geſtattet habt, zu den Füßen des Bettes."

„Ich dachte," ziſchelte Niclas del Rio in's Ohr, „den Verbrecher auf dieſe Art in eine Stimmung zu verſetzen, die ihn vielleicht zu einem Eingeſtändniß bringen könnte. — Ich wollte überdies, der Anſteckung wegen, daß ſich ſo wenig Perſonen wie möglich mit der Leiche befaßten."

Der Doctor nickte beifällig mit dem Haupte.

„Wollen die Herren vielleicht die Todte in Augenſchein nehmen?" fragte der Gefängnißwärter nach einer Pauſe, während welcher er den Dreien Hüte und Mäntel abgenommen, und einige Seſſel zurecht geſchoben hatte.

„Es iſt wohl überflüſſig;" ſagte del Rio mit unſchlüſſigem Tone, und indem er ſich zur Seite des Fenſters, an welches Regen und Hagel praſſelnd anſchlugen, niederließ.

„Ich," verſetzte Jan Papendyk, „habe einen ganz abſonderlichen Abſcheu vor Leichen. Mir wird bei dem Anblick eines todten Körpers immer ſo ganz eigen zu Muthe, und ich denke daher, wenn Ihr, verehrter Herr Niclas Caſembrot, nicht etwa eine beſondere Neigung —"

„Hm, ich denke, es wäre wohl unſere Pflicht die Todte zu betrachten, wäre es auch nur um uns über ihre Perſon zu vergewiſſern, wiewohl ich nicht läugnen kann, daß ich es nur mit Schaudern zu thun im Stande bin, wenn ich bedenke, wer, zu ſagen, bereits die Hand darauf gelegt hat;" verſetzte Jener, nach der Thür des Nebenzimmers ſchreitend, und dieſelbe öffnend.

Man konnte das ziemlich weite und öde Gemach, von der Stube des Gefangenwärters aus, ziemlich überblicken. Ein Tiſch und ein paar Schemmel bildeten den ganzen Hausrath. Am obern Ende des Zimmers, der Thüre gerade gegenüber, ſtand das Bett, in welchem die Leiche lag. Gertrud war, ſo viel es das, in einer Entfernung auf dem Tiſche ſtehende, ſparſam flackernde Lämpchen zu erkennen erlaubte, weiß angekleidet. Ihr Geſicht war bleich doch nicht entſtellt, und glich dem einer Schlafenden. Die Augen waren geſchloſſen, und das dunkle Haar, mit Ausnahme zweier Locken, die ſich von den Schläfen herabringelten und auf der Bruſt ruheten, auf die Art, wie ſie es ſonſt zu tragen pflegte, in Zöpfen um das Haupt gewunden. Zu den Füßen des Bettes, auf einer Fußbank, ſaß Abenikam. Er hatte das kummerſchwere Haupt auf beide Hände geſtützt, die Ellenbogen ruheten auf dem Knie. Der Alte erhob das Haupt kaum, als Niclas die Thüre öffnete, und ſchien ſodann wieder in das vorige Nachſinnen zu verſinken.

„Es wundert mich nur,“ ſagte Niclas, zu del Rio und Papendrek gewendet, „daß die Leiche einer ſolchen Zauberin und Hexe nicht ſchrecklicher ausſieht, als es hier der Fall iſt. Sie hat faſt das

Anſehen, als ob ſie lebte. Meint Ihr nicht auch, verehrter Herr Doctor, und Ihr, Herr Regidor?"

Niclas Caſembrot war indeß der Einzige, der die Schwelle des Zimmers überſchritten hatte, del Rio war an der Thüre ſtehen geblieben, Papendrk befand ſich noch zwei Schritte rückwärts, und erhob ſich auf den Zehen, um dem Doctor über die Schultern zu ſehen.

„Als ob ſie lebte?" ſprach del Rio nach einer Pauſe, in welcher er ſtarr auf Gertrud geblickt. „Mir kommt dies keineswegs ſo vor. Sie war bei Lebenszeit ziemlich angenehm anzuſchauen, und es war ſchade, daß ſich ein ſo wohlgebildetes, jugendliches Geſchöpf, dem Satan zu eigen ergeben, aber jetzt finde ich ſie ungemein verändert, und der Ausdruck ihrer Züge deutet darauf, daß vielleicht bereits ein furchtbares: ‚**Mene tekel upharsin**!' über ſie ausgeſprochen."

„Ganz Recht! Euer Wohlgelahrtheit hat vollkommen Recht in dieſem Stücke!" fiel Papendrk, mit einem ganz ſonderbaren Ton der Stimme, ein. „In meinem Leben hätte ich nicht im Ernſte gedacht, daß das Frauenzimmer eine Hexe wäre. —

Das heißt: ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich mich nicht jetzt ſelbſt immer mehr davon überzeugte. — Wenn Ihr, verehrter College Caſembret, aber behauptet, die Vanderhelſt habe ſich im Tode nicht erſtaunlich verändert, ſo muß ich Euch durchaus widerſprechen. Augen und Wangen ſind ja ganz eingefallen, die Lippen ſchwarz. — Herr Gott!“ ſetzte er ſchaudernd hinzu. „Es iſt doch etwas Schreckliches, wie ſo eine Hexenleiche ausſieht!“

„Hm, für eine Hexe, die an der Peſt geſtorben, ſieht ſie immer noch nicht ſehr furchtbar aus;“ meinte Niclas.

„Ich wüßte nicht, wie ſie noch ſchlimmer ausſehen ſollte!“ ſprach Papendyk ſich unwillkührlich ſchüttelnd. „Und dann, die Peſt! — Die Peſttodten verweſen ſchnell. Dieſe mag wohl bereits angefangen, in Verweſung überzugehen, wenn ſie auch erſt vorige Nacht geſtorben iſt. Mir kommt es übrigens wirklich vor, als ob der Leichengeruch viel ſtärker wie gewöhnlich wäre, ein wahrer Peſtgeruch. Meint Ihr nicht auch, hochwürdiger Herr Doctor?“ —

„In der That," verſetzte del Rio, „der Leichengeruch iſt ſehr ſtark."

„Sonderbar!" fiel Peter Bommel ein. „Die Verweſung muß erſt ſeit einer Viertelſtunde eingetreten ſein; denn warum? Kurz vorher war ich noch in jenem Zimmer, und es roch blos nach einem Bischen Genever, der in dem Schranke drinnen befindlich iſt, und von dem ich mir ein Bischen eingegoſſen hatte. — Aber Gott und Herr, das Gewitter beginnt von Neuem mit verdoppelter Stärke, und wir werden die Todte vor halb ein Uhr nicht fortſchaffen können; denn warum? Eher können die Leute bei dem fortwährenden Regen nicht fertig werden, wenn ſie, wie Ihr, Herr Schöppe, befohlen habt, das Grab acht Fuß tief machen ſollen."

„Wir müſſen dies abwarten;" ſprach Niclas ruhig, indem er nach ſeinem Seſſel ging. „Inzwiſchen können wir uns ja die Zeit mit angenehmer Unterhaltung verkürzen. — Warum ſollte man ſich auch nicht in der Nähe einer Hexenleiche angenehm unterhalten können? Wir haben ja Alle ein gutes Gewiſſen."

„Ach ja, werther Herr College;“ fiel Papendrek ein. „Erzählt doch etwas. Von Euren Reiſen zum Beiſpiel. Ihr ſeid ja weit und breit herumgekommen. — Aber iſt's Euch gefällig,“ ſetzte er hinzu, „ſo ſchließen wir die Thür des Nebenzimmers; es ſcheint der Leichengeruch immer ſtärker zu werden, und mir wird davon ganz ſonderbar zu Muthe.“ —

Niclas erhob ſich, er machte die Thür des Gemaches zu und, indem er ſich zwiſchen del Rio und dem Schultheißen niederließ, Peter Bommel aber ſich auf einem Häuflein Brennholz, das neben dem Kamine lag, zuſammenkauerte, begann er zu erzählen.

„Mir iſt im Laufe des heutigen Tages,“ hob er an, „oft eine Begebenheit eingefallen, die ich nicht vergeſſen werde, und wenn ich hundert Jahr alt würde. Ich reiſte nämlich, um Gelder einzukaſſiren, nach Deutſchland, und kehrte bei einem Handelsfreunde in einem Städtchen ein, das am Fuße des Harzgebirges liegt. Das Städtchen heißt — hm, habe ich doch den Namen vergeſſen; es liegt bei — bei Dings da; — nun der Name thut nichts zur Sache. — Das Harzgebirge aber iſt wegen der vielen Hexerei, die in der Gegend ſtatt findet, in Deutſchland ſehr verrufen; denn erſtlich befindet ſich dort ein Berg, der Brocken genannt, wo die Hexen am erſten Mai eine Art Kirmeß halten, und wenn Einer ein gutes Auge hat, und gerade eine mondhelle Nacht iſt, kann er ſie von allen Himmelsgegenden her auf Beſen durch die Luft ankommen ſehen; es ſoll ſein, als ob die Schnepfen zögen; dann iſt in jener Gegend auch der Haupttummelplatz des ‚wilden Jägers.‘ Dieſer, müßt Ihr wiſſen, iſt nämlich Niemand als der Teufel ſelber, der zur Nachtzeit mit ſeinem ganzen hölliſchen Hofſtaate der Luſt der Jagd obliegt, und ſich deshalb den Harzwald zum Leibgehäge oder Thiergarten auserſehen hat. Aus dieſen beiden Umſtänden werdet Ihr leicht ermeſſen können, daß jene Gegend eine rechte Zauber- und Hexenhecke iſt, und ſich dort die allerungewöhnlichſten Dinge, die aber Niemanden Wunder nehmen, ſo alltäglich kommen ſie vor, zutragen müſſen. — Nun gut. Ich komme eines Tages in dem gedachten Städtchen an. — Aber ſchlägt es nicht eben zwölf Uhr?“

„Nein, es iſt erſt drei Viertel;“ antwortete

Peter Bommel. — „Herr Gott, wie der Sturm wieder zu raſen beginnt!“

„Ja, es iſt entſetzlich! Man merkt wohl, daß es ein ganz extraordinaires Gewitter iſt;“ ſagte Niclas. — „Aber wo bin ich ſtehen geblieben? Ja; bei meiner Ankunft in dem Städtchen. — Dort alſo ſehe ich einen großen Zuſammenlauf von Menſchen, die alle nach der Kirche eilen, als ob es Sonntag wäre, auf dem Wege aber die Köpfe zuſammenſtecken und ſich allerlei ſeltſame Dinge mitzutheilen haben. ‚Kurios!‘ ſagte ich zu mir ſelber; ‚ich will doch ſehen, wo das Ding hinaus will!‘ und ſchließe mich der Menge an. Ein alter freundlicher Mann geht neben mir, ich rede ihn an, und frage: ‚was denn eigentlich los ſei?‘ Er antwortet: daß eine alte, adlige Dame, die vor drei Tagen vom Schlage getroffen worden, heute begraben werden ſolle, daß man ſie in der Kirche öffentlich ausgeſtellt habe, und eben eine Seelmeſſe für ſie halten werde. Da ich nun unmöglich glauben konnte, daß ein ſo gewöhnliches Ereigniß eine ganze Stadt auf die Beine bringen könne, ſo dachte ich, daß es wohl noch andere Nebenumſtände geben müſſe, welche die Sache merkwürdig machten, und verſuchte meinen Mann auszuforſchen. Dieſer wollte Anfangs nicht mit der Sprache heraus, ich fing es alſo pfiffig an, ſprach von allerhand intereſſanten Gegenſtänden — vom Käſehandel zum Beiſpiel — und ſchloß endlich damit, daß ich mir das Vergnügen machen würde, ihm ein Käſepröbchen von zehn oder zwölf Pfund, zum Koſten, in's Haus zu ſenden. Jetzt ward mein Mann geſchmeidig, das Herz ging ihm auf, er beichtete. Ich erfuhr, die todte Edelfrau habe in dem Rufe einer Erzhexe geſtanden, und ſei, ſo zu ſagen, als die Altmeiſterin der Hexen des ganzen Harzgebirges anzuſehen geweſen. Viel ſonderbare Umſtände hätten ſonſt noch obgewaltet. Sie habe zum Beiſpiel ſtets einen Hausſtand von vierzig ſchwarzen Katzen um ſich gehabt, an welchen kein weißes Härchen geweſen. Von Zeit zu Zeit ſei eine einundvierzigſte, ein kohlſchwarzer Kater, der aber dreimal ſo groß wie die Katzen geweſen, in dem Hauſe geſehen worden, dann ſei in dem letztern ein Wohlleben, eine Luſt, ein Lärm vernommen worden, als ob Tag und Nacht Feſte gefeiert würden, und trotz dem, daß man Niemand in das Haus hineingehen ſehen, hätten ſich in demſelben Fideln, Flöten und Schalmeien, vermiſcht mit unaufhörlichem Miauen und Quäken, wie ſolches die Katzen wohl im Märzmonat zu thun gewohnt, vernehmen laſſen. — Aber das Gewitter tobt ſo," unterbrach ſich Niclas, „daß man kaum ſein eignes Wort vor dem Rollen des Donners vernehmen kann." —

Wirklich war der Letztere ſo arg, wie man ihn nur ſelten in flachen Gegenden vernimmt. Blitz leuchtete auf Blitz, Schlag ertönte auf Schlag, und der Sturm erſchütterte die Scheiben in den morſchen Fenſterrahmen dergeſtalt, daß eine derſelben klirrend zur Erde fiel, und Papendyk, darüber heftig erſchrocken, vom Seſſel auffuhr.

„Ihr habt ganz Recht, werther College," ſagte er ängſtlich, „daß man vor dem entſetzlichen Gewitter nicht ſo genau, wie man es wünſcht, jedes Wort Eurer höchſt merkwürdigen und dabei ſo unterhaltenden Erzählung vernehmen kann. Iſt es Euch nicht unangenehm, ſo rücke ich näher an Eure Seite, denn ich möchte mir nicht gern das kleinſte Wörtchen entgehen laſſen."

„Thut ganz nach Eurem Belieben, Herr Regider;“ ſprach Niclas gleichmüthig. „Aber vielleicht kann auch ſeine Wohlgelahrtheit meine Erzählung nicht genau vernehmen, und ich will mich deshalb gern in die Mitte beider geehrten Herren ſetzen.“

„Ueber den Tod der Dame,“ fuhr Caſembret fort, nachdem er das gedachte Manöver ausgeführt, „theilte mir mein neuer Bekannter, der durch meine Verſprechungen ſo mürbe wie alter, ächter Edamer geworden, die ſonderbarſten Gerüchte mit. Die gemäßigſten Leute, ſagte er, meinten, der Contract zwiſchen dem Böſen und der Dame ſei vor drei Tagen abgelaufen geweſen, und nun habe Contrahent ihr ganz einfach den Hals umgedreht; Andere, verſicherte er, und zwar ſeien dies die Mehrzahl, wollten näher um die Sache wiſſen, und dieſe gäben an, der Contract beſage, daß die Dame, ehe der Hexenſabbath in ihrem Hauſe begönne, jedesmal über die Katzen Revue halten, und ihnen jedes weiße Härchen aus dem Felle ziehen müſſe; dies habe ſie auch immer glücklich bewerkſtelligt, jetzt aber, wo ihre Augen altersblöde geworden, ſei ihr ein einziges Härchen entgangen, dies habe ſich Beelzebub zu

Nutze gemacht, und: Schnapp! habe er ihr den Hals gebrochen.“

„Nemo cum diabolo jocatur impune!“ ſprach der Doctor mit Salbung.

Papendyk ſprach gar nichts, ſondern ſeufzte tief.

„Ich trat,“ fuhr Niclas zu erzählen fort, „mit meinem Begleiter in die Kirche, die gedrängt voll Menſchen war. Die Seelmeſſe hatte eben begonnen. Prieſter und Miniſtranten, ſo wie der Altar waren ſchwarz bekleidet, wie dies bei ſolcher Gelegenheit herkömmlich. Im Chor der Kirche, und zwar in der Mitte derſelben, ſtand der Sarg mit der Leiche auf einer Erhöhung, welche mit ſchwarzem Tuch überzogen war. Der Sammet, die maſſiven Beſchläge, Alles deutete auf den Rang und Reichthum der Todten.“

„Und wie ſah denn die Leiche aus?“ fragte Papendyk ſo leiſe flüſternd, als ob er die im Nebenzimmer befindliche zu erwecken gefürchtet hätte.

„Erſchrecklich!“ entgegnete Niclas. „Sie hatte im Ganzen viel Aehnlichkeit mit jener“ — er zeigte auf die Thür des Nebengemachs — „nur mit dem Unterſchiede, daß die Dame alt geweſen und daß man, an dem etwas geſchwollnen und dunkelgefärbten Halſe, die Brandſpuren der Fänge des hölliſchen Greifgeiers zu erblicken glaubte. — Doch hört weiter! — Die Meſſe beginnt. Alles begab ſich wie bei andern Seelmeſſen bis zum Offertorium. Doch was geſchah jetzt! Ich würde es nimmermehr glauben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen geſehen, mit eigenen Ohren gehört hätte! — So wie der Prieſter die Worte des Offertoriums geſprochen hatte und ſich vor dem Altar verneigte, richtete ſich die Todte plötzlich in dem Sarge auf, und rief mit lauter, faſt gellender Stimme: ‚Ich bin vor Gericht geladen!‘“

„Madre de Dios!“ rief del Rio erſchrocken.

„Gott ſteh' uns bei!“ ſagte Papendyk, indem er heftig zuſammenfuhr.

Peter Bommel äußerte nichts, aber daß die Erzählung auch ſeine Nerven nicht unberührt gelaſſen hatte, äußerte ſich dadurch, daß er ſich ein Gläschen Genever eingoß und zur Hand ſtellte.

„Welch' ein Aufſtand in der Kirche war, könnt Ihr denken;“ fuhr Niclas fort. „Einige ſprangen zur Kirchthür hinaus, andere drängten ſich wie eine

Heerde Schafe in den Winkeln zuſammen, nur zwei oder drei Beherzte näherten ſich dem Sarge. Hier aber hatte ſich die Todte niedergelegt und — war todt wie vorher.“ —

„Ihr erzählt angenehm, höchſt angenehm, und ich wüßte zu anderer Zeit keinen trefflichern Zeitvertreib, als Euch ſtundenlang zuzuhören;“ ſprach Paperbek, als Niclas eine kleine Pauſe machte. „Das Gewitter raſ't aber eben ſo fürchterlich, daß Einem hier und da eins von Euren Worten entgeht, was ewig Schade iſt. Wäre es nicht beſſer, daß Ihr uns das Ende der Geſchichte nach dem Begräbniß der — der Perſon da drinnen mittheiltet?“

„Es iſt nicht viel mehr, was ich zu erzählen habe;“ erwiederte Niclas. „Rückt noch ein wenig näher, damit Ihr mich beſſer verſtehen könnt. — So wie der erſte Schreck vorüber war,“ fuhr der Erzähler fort, „ſiegte die Neugier der Leute, Jeder ging wieder an ſeinen Ort, und die Meſſe ruhig ihren Gang. Eben war die Wandlung vorüber, der Prieſter hatte den erhobenen Kelch wieder auf den Altar geſetzt, die Beter hatten ſich bekreuzt und von den Knieen erhoben. Was geſchieht! Die

Leiche erhebt ſich zum zweitenmale und ſchreit, daß es durch die Kirche hallt: Ich werde gerichtet!“

„Iſt's möglich?“ rief del Rio, jedoch ziemlich erſchrecken, als Niclas die letzten Worte plötzlich und mit überaus ſtarkem Tone ausrief.

„Heut' iſt mein Ende!“ murmelte Papendyk, ängſtlich nach der Thür blickend, in den Bart.

Peter Bemmel trank raſch ſein Gläschen aus, und ſchenkte ſich ſodann gleich ein neues ein.

Der Wind, der das Gewitter begleitete, war indeß zu einem wahren Orkan geworden. Die Fenſter klirrten fortwährend, die Blitze zuckten in einem fort, und der Donner rollte mit größter Stärke.

„Welch' Getümmel wieder in dem Gotteshauſe entſtand, könnt Ihr denken;“ erzählte Jener weiter. „Denn, obgleich in der zaubergewohnten Gegend des Harzes übernatürliche Dinge ſo gewöhnlich ſind, wie bei uns das Bredeſſen, ſo war etwas dergleichen dennoch noch niemals vorgekommen. Hätte die Neugierde nicht die Leute in der Kirche zurückgehalten, ſo wären gewiß Alle fortgelaufen, und ich würde nicht der Letzte geweſen ſein.“

„Es hätte es Euch Niemand verdenken können;“ ſagte del Rio.

„Niemand, dem ein geſunder Nacken lieb iſt;“ fügte Papendrk ängſtlich hinzu.

„Ich überwand meine Furcht;“ fuhr Niclas fort. „Alles ging jetzt gut. — Aber ſchlägt es nicht eben zwölf Uhr?“ fragte er raſch. „Nun, ich will nur auserzählen, denn nach dieſer Zeit erzählt es ſich ſchlecht von Gegenſtänden ſolcher Art. — Alles ging gut, bis der Prieſter am Altar ſich umkehrte, und die Arme ausbreitend ausrief: ‚Ite missa est!‘ — Wie er dieſe Worte ſprach, erhebt ſich die Todte raſcher, wilder wie vorher, und mit weit offenen Augen und verzweifelt gerungenen Händen ſchreit ſie mit einem Tone, der mir durch Mark und Bein ging, und den ich bis zu meiner Todesſtunde nicht vergeſſen werde: Ich bin verurtheilt!“ — — —

So wie Niclas dieſe Worte geſprochen hatte, ertönte außerhalb des Zimmers plötzlich ein furchtbares Krachen. Da gerade ein Wetterſchlag herniedergefahren war, der begleitende Donner aber eben auf's ſtärkſte nachtönte, ſo war die erſte Meinung der Anweſenden, der Blitz habe das Gefängnißgebäude getroffen, und Peter Bommel wollte eben nach der Thüre eilen, als ſich letztere aufthat und eine ſonderbare, höchſt auffallende Geſtalt hereintrat, welcher augenblicklich zwei andere, doch von jener ganz verſchiedene, auf dem Fuße folgten.

Der Erſte der Eintretenden war ein Mann von hoher Geſtalt. Seine Kleidung war ſcharlachroth, mit goldenen Treſſen beſetzt. Ein ſpitzer, mit einer rothen Hahnenfeder geſchmückter Hut, deckte das Haupt, ein kurzes, rothſammetnes Mäntelchen die Schultern, an ſeiner Seite glänzte ein langes Schwert. Beim erſten Anblick hätte man ihn für einen Kriegsmann halten können; Anſtand, Gang, Kleidung, Alles deutete darauf, aber — Geſicht und Hände des Fremden waren pechſchwarz, wie die eines Mohren.

Die beiden Geſtalten, die ihm folgten, waren in ſchwarze Talare mit weiten Aermeln gekleidet. Auch ihre Geſichter waren ſchwarz, doch konnte man die Züge derſelben nicht erblicken, da eine Art Kapuze ihre Häupter deckte. Da beide ſich rechts und links der Thüre niederhockten, ſo gab ihnen ihre Tracht, beſonders die gewaltigen Aermel und die Kapuze, das Anſehen zweier rieſigen Fledermäuſe. —

Der Eindruck, den die Erſcheinung dieſer Geſtalten auf die Anweſenden machte, war ein entſetzlicher. Peter Bemmel ſtierte die ſonderbaren Ankömmlinge mit weit offenen Glotzaugen an, in dem Geſichte del Rio's malte ſich Schreck und Entſetzen, Papendrk drängte ſich dumpf wimmernd an Niclas. Am Auffallendſten geberdete ſich der Letztere. Wie von furchtbarſter Angſt erfaßt, packte er, wie um Schutz zu ſuchen, del Rio mit der rechten, Papendrk mit der linken Hand beim Kragen, und nun rief er mit lauter Stimme: „Alle guten Geiſter loben ihren Meiſter!“

Ein dumpfes, ſtolz, und doch halbverbiſſen klingendes: „Ich nicht!“ war die Antwort des Mohren, der mit dröhnenden Schritten auf die, ſich plötzlich öffnende, Thür des Nebenzimmers losging. Voll Entſetzen wandten ſich die Augen der Anweſenden nach jener Richtung. Im Nebengemach war Alles wie vorher, ausgenommen den Umſtand, daß ſich Adoniram nicht zur Seite der

Leiche, ſondern auf einem Seſſel dicht am Eingange befand. Auf der Schwelle der Thür war der Rothe inzwiſchen ſtehen geblieben. Langſam und gravitätiſch erhob er jetzt die rechte Hand, und winkte. — Wer beſchreibt das Entſetzen del Rio's und der Andern, als die Todte ſich auf dieſen Wink von ihrem Lager erhob und hoch aufrichtete! — Der Rothe winkte zum zweitenmale. Die Leiche verließ ihr Lager. — Ein dritter Wink, und ſie ging mit geſchloſſenen Augen und langſamem Schritt auf den Winkenden zu. — — Die Anweſenden waren vor Schreck dem Tode nahe. —

So wie die Todte zur Seite des Rothen ſtand, reichte ihr dieſer den Arm, in welchen ſie ſogleich den ihrigen ſchlang; mit der andern Hand ergriff der Fremde Adoniram, zog ihn, faſt wie gewaltſam, vom Stuhle empor, und ging nun mit Beiden, ohne die im Zimmer Befindlichen mit einem Blicke zu betrachten, zur Thür hinaus. — —

Voll Entſetzen wollten Letztere von ihren Sitzen aufſpringen, als ſie bemerkten, daß die beiden rieſigen Fledermäuſe ihren Poſten an der Thür noch nicht verlaſſen hatten, und mithin an ein Entfliehen nicht zu denken ſei; auch ſchien bei Niclas die Furcht ſo das Uebergewicht erlangt zu haben, daß er ſeine Nachbaren zur Rechten und Linken ſo feſt hielt, ſich ſo in ihre Nacken eingekrallt hatte, als ob er ſie erwürgen wolle. Dieſe Situation dauerte mehrere Minuten. Jetzt ertönte draußen ein leiſes Pfeifen, und plötzlich huſchten die geſpenſtigen Fledermäuſe aus der Thür. — — —

„Tamquam leo rugiens, diabolus circumeat mundum“ — ſtammelte del Rio; er konnte den Satz nicht vollenden.

Niclas ließ ſeine Nachbaren los und winkte blos mit der Hand, zum Zeichen, daß er kein Wort hervorbringen könne, und ſelbſt vielleicht die Gefahr noch nicht vorüber ſei.

„Das iſt mein Tod!“ wimmerte Papendyk.

„Meiner auch!“ fiel Peter Bommel weinerlich ein, nachdem er ſein Genevergläschen an die Lippen gebracht und es wieder hingeſetzt hatte. „Denn warum? Ich habe bereits den Geſchmack verloren. Der Genever kommt mir faſt wie ordinaires Quellwaſſer vor, und mein verſtorbenes Weib pflegte immer zu ſagen, daß dies einſt das Zeichen meines herannahenden Endes ſein würde.“

Erſt nach zehn Minuten erhob ſich del Rio.

„Hätte ich den Vorgang nicht mit eigenen Augen geſchaut,“ ſagte er ſinnend, „nimmer würde ich ihn glauben, und wenn man ihn mit hundert Eiden bekräftigte.“

„Male nur Einer den Teufel an die Wand!“ ſprach Papendyk dumpf in ſich hinein.

„Er ſcheint,“ verſetzte Niclas, „in der Burggrafſchaft Utrecht faſt dieſelbe Gewalt zu haben, wie im Harzgebirge, ja es iſt hier faſt noch ſchlimmer, wie dort, denn im Harz begnügt er ſich mit der Seele, während er hier die Hexen und Zauberer mit Haut und Haar haben will.“

„Hätte ich,“ murmelte Peter Bommel vor ſich hin, „heute drei Maaß Genever, ſtatt eins, getrunken, ſo dächte ich, das Ganze wäre nur ein Spiel meiner lebendigen Phantaſie, wiewohl dergleichen ſchon manchmal ſtattgefunden; dies aber iſt unmöglich; denn warum? Ich kenne mich; eins thut mir nichts.“ —

„Für jetzt bleibt nichts übrig,“ ſagte del Rio nach längerem Nachſinnen, „als daß wir uns nach Hauſe begeben, mit Tagesanbruch aber auf dem Rathhauſe zuſammenkommen, um die merkwürdige Geſchichte, wie der Teufel die Hexe von Oudewater geholt, zu Protokoll zu bringen.“

Letzteres geſchah auch am folgenden Morgen mit größter Solennität. Der Vorfall verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch die niederländiſchen Provinzen, und wenn auch das Städtchen deshalb etwas in Verruf kam, ſo gab es dennoch zu Oudewater fromme Chriſten und Patrioten, denen es wohl that, daß ſich die Hexenwage bewährt, und das Privilegium derſelben, ſelbſt in ſo ſtürmiſchen Zeiten, unverletzt erhalten hatte. — — —

Es war dreizehn Jahre ſpäter, jedoch an demſelben Jahrestage, an welchem der böſe Feind, auf ſo merkwürdige Weiſe, die „Hexe von Oudewater“ geholt, als ein reicher Handelsherr zu Amſterdam, in Mitte einer zahlreichen Geſellſchaft, den Abſchluß der Utrechter Union feierte. An dem obern Ende der Tafel ſaß der Hausherr, ein ſtattlicher, doch faſt allzudicker, wiewohl kräftiger Sechziger, nicht weit von ihm ſeine Gattin, eine wohlconſervirte Frau in Mitte der Dreißig, welcher gegenüber mehrere roſige Knaben und Mädchen, im Alter von fünf bis zehn Jahren, prangten. Die Kinder ſprangen oft von ihren Sitzen auf und koſ'ten freundlich mit einem Greiſe, der einen braunen Talar trug, und welchem ein ſchneeweißer Bart, bis zu dem violetten Shawl, den er um den Leib gewunden hatte, herabfloß. Der Greis ſaß zwar mit am Tiſche, und zwar zur Rechten des Hausherrn, aber er genoß nichts von den Speiſen, die ſo reichlich herumpräſentirt wurden, ſondern aß nur dann und wann etwas von dem ſchönen Obſte, das in einem Körbchen vor ihm ſtand.

Der Hausherr war eben im beſten Erzählen, und die Anweſenden horchten mit großem Intereſſe ſeinen Worten.

„Auf Alles war ich vorbereitet,“ ſagte er, „nur nicht darauf, „daß der nichtswürdige Vargas die lächerliche ‚Hexenwage‘, von der ich die Freiheit Gertrud's und Adoniram's erwartete, benutzen würde, um die Gefangenen zu verderben. Als ich von der Reiſe zurückkam, fand ich die Sache, wie ich Euch bereits erzählt, und nun war guter Rath theuer. Die ganze Stadt lag voll Spanier, und wenn ich ein Kerl wie der König Og von Baſan geweſen wäre, von dem hier mein Freund Adoniram behauptet, daß er, um die Israeliten zu vertilgen, einſt einen drei Meilen hohen Berg ausriß, um ihn auf ihr Lager zu ſchleudern, ſo hätte es mir dennoch nichts geholfen, weil in der Nähe von Oudewater kein Berg iſt, der nur drei Käſe hoch wäre. — Wie ich nun ſo in Angſt bin, und Pläne mache und verwerfe, da ſolche mir alle zu ungewiß ſchienen, obwohl ich nicht einen Augenblick in Zweifel war, daß die Gefangenen gerettet werden würden, höre ich, daß die Reiterei des Grafen Megen in der Nähe iſt. Sogleich eile ich zu dem guten Heinrich Heemskerk, und ſetze dieſen von der Gefahr, in der ſeine Braut ſchwebt, in Kenntniß. Daß er keinen Augenblick ſchwankte, Leib und Leben für ihre Freiheit daran zu ſetzen, darf ich wohl nicht erſt erwähnen, aber wir ſahen Beide ein, daß hier nur Liſt, nicht Gewalt, helfen könne. Es blieb alſo nichts anderes übrig, als daß Gertrud ſich entſchließen mußte, ihre Hexereien einzugeſtehen — mich hatte ſie allerdings arg behext — und zu ſterben. In der Begräbnißnacht erſchien dann Heemskerk als der leibhaftige Gottſeibeiuns, und Alles begab ſich, wie ich es bereits geſchildert habe. Das Boot, welches die Fliehenden aufnahm, glitt raſch die Yſſel abwärts, und am andern Tage waren ſie in einem ſichern Verſteck, nämlich in Megen's Kriegslager, Gertrud als Marketenderin, Adoniram — mit abgeſchnittenem Barte; er macht ſich noch heute ein Gewiſſen daraus; — als Heemskerk's Diener. Vier Wochen ſpäter befanden ſie ſich zu Amſterdam, wohin ſie auf Umwegen gelangten, als das Lager in die Nähe der Stadt verlegt wurde. So endigte ſich die Sache, wie ſich jede Unannehmlichkeit des Lebens eigentlich endigen muß, mit einem guten Spaße.“ —

„Welcher Euch aber hätte theuer zu ſtehen kommen können;“ bemerkte einer der Gäſte.

„Ei nun,“ ſagte Jener, „ich wagte ja für eine gute Sache das Leben, und da muß man es, ohne lange zu grübeln, friſch und fröhlich einſetzen. So etwas belohnt ſich auch immer. Und hat es ſich etwa nicht auch hier herrlich belohnt? Ich dachte dem Freunde die Braut zu retten, und rettete mir die eigene. Schon das Jahr darauf fiel der arme Heemskerk, mit dem tapfern Adolph von Naſſau an einem Tage, in dem Gefechte beim Kloſter Heiligerlee. — Aber ſprechen wir nicht darüber; meiner Gertrud treten ſtets, bei der Nennung des Namens ihres Heinrichs, der ein ganz anderer Mann war, als der alte Junggeſelle, dem ſie ſpäter aus Dankbarkeit ihre Hand reichte, die Thränen in die Augen."

„Ich bin gewiß," ſagte die Hausfrau ſanft, und indem ſie ſich eine Thräne aus den Augen wiſchte, „daß mich Heinrich nicht glücklicher gemacht haben könnte, als ich mich an Deiner Seite fühle."

„Und was ward aus Papendyk und Peter Bommel?" fragte einer der Gäſte.

„Den Erſteren hingen die wilden Meergeuſen auf, als er bei der Eroberung von Briel, wo er ſich im Auftrag ſeines Gönners Vargas befand, in ihre Hände fiel; der Zweite ſtarb ein oder zwei

Jahre nach Gertrud's Befreiung. Es ließ ſich auch erwarten, daß er kein hohes Alter erreichen würde; denn warum? — wie er ſtets zu ſagen pflegte — der Genever ſchmeckte ihm zu gut. — Aber trinkt! Trinkt, Ihr Freunde! Heute iſt für Euch und alle wackere Niederländer ein herrlicher Feſttag, die Feier der abgeſchloſſenen Union. Für mich aber iſt es ein doppelter. Die Befreiung der „Hexe von Oudewater‘ und des Zauberers Adoniram!“ — —

Die Ehe Gertrud's mit Niclas war eine ſehr glückliche. Nicht äußere Vorzüge beſaß der Letztere; dieſe hätten ihn nie einem Weibe angenehm erſcheinen laſſen können. Aber ein wohlwollendes Gemüth, eine edle Seele, eine Heiterkeit, die keine Widerwärtigkeit des Lebens unterdrücken konnte, machten den wackern Mann Allen, die ihm näher traten, werth. Der alte Adoniram betrachtete ſich wie der Vater Gertrud's. — Brederode war längſt in Deutſchland geſtorben. — Faſt täglich erſchien er in dem Hauſe des Freundes, wo ihn Alt und Jung ſtets freudig empfing. Er nahm es nicht übel, wenn ihn Niclas mit ſeinen talmudiſchen Geſchichten, die er gern anbrachte, ein wenig neckte, oder die junge Welt darüber lächelte. Der Greis erreichte ein faſt hundertjähriges Alter. Auch Niclas und ſeine Gattin ſtarben betagt. Die Firma: „Caſembrot's Erben“ florirte noch lange in Amſterdam.

Die Schickſalsnacht.

Erzählung.

Motto:

„Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es iſt nicht gut mehr operiren.“ —

Schiller, im Wallenſtein.

Der Sturm warf große Regentropfen, mit Schneeflocken untermiſcht, praſſelnd an die Fenſter der zu ebener Erde gelegenen Halle zu Groß-Meſeritſch, die angeſchwollene, ſeit einigen Tagen das aufgebrochene Eis in ihren Fluthen forttreibende Oslawa rauſchte hörbar in der Ferne, als — es war ſchon Abend — ein junger, ſchlanker Mann von etwa zwei- bis vierundzwanzig Jahren in Reitkleidern in das Gemach trat. Zur Seite des Kamins, in welchem ein ſtarker Baumſtumpf loderte, ſaß in einem kleinen, mit braunem Leder überzogenen Lehnſtuhl eine uralte Frau, in deren faſt ganz erloſchenem Auge, dem mumienhaft zuſammengeſchrumpften Geſicht ſich eine faſt gänzliche Theilnahmloſigkeit an Allem, was um ſie her vorging, kundgab. Sie war ein Bild des höchſten, ſich bereits dem Kindiſchwerden zuneigenden Alters. Eine junge, liebliche Blondine, in der Kleidung der mittleren Stände, hatte eben Rocken und Spindel, womit ſie ſich beſchäftigte, bei Seite gelegt, um den brennenden Holzblock zu lebhafterer Gluth zu ſchüren, als ſie, von dem Geräuſch des Eintretenden aufmerkſam gemacht, das von der Hitze des Kaminfeuers erglühende Geſichtchen ſeitwärts wandte und plötzlich mit einem Ausruf der Ueberraſchung das Holzſtück fallen ließ.

„Iſt's möglich? Georg, theurer Georg!“ rief ſie aus. Es war, als wollte ſie dem Jünglinge entgegeneilen, ſich in ſeine geöffneten Arme ſtürzen, aber plötzlich beſann ſie ſich, ihr ſchönes Geſicht war wie von Scharlach übergoſſen, und ſie ſtammelte in Verwirrung: „Ich heiße Euch willkommen, lieber Vetter!“ —

„Elsbeth! Meine Elsbeth!“ rief der Jüngling, indem er den triefenden Reiſemantel und den breitkrämpigen, befiederten Hut in einen Winkel ſchleuderte, das ſich ſanft ſträubende Mädchen mit kräftigem Arm umſchlang und halb mit, halb wider deren Willen einen Kuß auf ihre blühende Wange drückte. — „Aber ſiehe da, Frau Marga=

rethe!" ſetzte er hinzu, indem er die knöcherne Hand der Alten faßte. „Guten Abend, Muhme! Euer kleiner Georg — ſo nanntet Ihr mich ja immer — iſt wieder da."

„Wirklich? Biſt Du wieder einmal hier?" verſetzte dieſe mit kindiſchem Lächeln. „Ei ſieh doch! Du biſt ja faſt acht Tage ausgeblieben."

„O Gott, ſo weit iſt es mit ihr?" ſprach der Jüngling leiſe zu dem Mädchen. — „Es iſt faſt drei Jahre, daß wir uns nicht geſehen haben, Muhme Margarethe;" ſetzte er hinzu.

„Richtig! Ja, es wird wohl ſo lange her ſein;" ſagte die Alte, das tiefliegende, geſpenſtiſche Auge auf den Jüngling richtend. „Ja, ja, ganz recht;" fuhr ſie dann, wie zu ſich ſelber ſprechend, fort, „ſie war damals ſchon geſtorben, doch er, er — Aber iſt er vielleicht auch gekommen, da Du hier biſt?" unterbrach ſie ſich plötzlich mit ängſtlichem Tone.

„Ich weiß nicht, wen Ihr meint, Muhme;" verſetzte der junge Mann, ſich das Waſſer aus den Locken, wie aus den Bändern, womit ſeine beiden Schultern geziert waren, drückend.

„Ei, wen könnte ich meinen, als ihn, eben ihn, den Grafen;" ſagte die Alte in dem vorigen Tone.

„Sie meint unſern Herrn, den Fürſten von Friedland;" ſagte Elsbeth.

„Alſo ein Fürſt iſt er ſogar geworden!" ſprach die Alte kopfſchüttelnd. „Hm, wenn ſie das erlebt hätte, ſie würde ihn nur noch mehr geliebt, oder noch mehr gehaßt haben."

„Von wem ſpricht die Muhme?" fragte der Jüngling aufmerkſam, und indem er ſich zu dem Mädchen wandte.

„Sie ſpricht," erwiederte dieſes leiſe, und nachdem es ſich überzeugt, daß die Alte wieder in ihr ſtarres Hinbrüten verſunken war, „von der ſeligen Gräfin, der erſten Gemahlin des Fürſten. Wiewohl ſchon bei Jahren, ſoll dieſe aus glühender Leidenſchaft ihren Gemahl geehelicht, ſpäter aber, als ſie ſah, daß dieſe Leidenſchaft nicht in dem Grade, wie ſie gehofft, erwiedert wurde, vielmehr ſich in Abneigung und Widerwillen verkehrte, eben ſo gehaßt haben."

„Hm," verſetzte der Jüngling lachend, „als beſonders zärtlichen Gatten kann ich mir unſern Herrn nicht denken. So freundlich und gütig auch ſeine jetzige Gemahlin iſt, und ſo große Aufmerkſamkeit ihr der Fürſt bezeigt, ſo ſchien es mir doch immer, als ob es nur eine Berechnung geweſen wäre, die ihn zu der Gräfin Iſabelle von Harrach, der Tochter des kaiſerlichen Geheimraths, Kämmerers und Lieblings des Monarchen geführt hat. Ich bin doch nun ſeit zwei Jahren um ſeine Perſon, aber ſtets ſah ich ihn nur die Formen des Herkommens gegen ſeine Gemahlin beobachten; dagegen habe ich ihn ein- oder zweimal überraſcht, während er mit der kleinen Maria Eliſabeth, ſeinem Töchterchen, tändelte, und ich kann gar nicht ſagen, wie ſehr da das Ausſehen des Herrn verwandelt erſchien. Die Runzeln der Stirn waren geglättet, das feurige Auge rollte nicht wild wie ſonſt, oder blickte ſo düſter, wie, wenn er nachdenklich in ſeinem Gemache auf- und abgeht, und auch der Ton der Stimme erklang ganz anders.“

„Ich kann mich nur wie im Traum auf den Herrn beſinnen;“ ſagte Elsbeth. „Ich wünſchte wohl einmal den Mann zu ſehen, deſſen Kriegsruhm jetzt ſo in aller Leute Munde iſt. Das wird aber wohl nicht der Fall ſein, da wir binnen Kurzem die Burg verlaſſen müſſen.“

„Wie?“ ſagte der junge Mann befremdet. „Ihr wolltet dieſen Aufenthalt, wo Du geboren wurdeſt, und wo die Muhme ihr ganzes Leben zugebracht hat und ſo alt geworden iſt, verlaſſen? — Sage mir, theure Elsbeth, was Euch oder vielmehr Dich zu dieſem Entſchluſſe treibt! — Ich dächte, Ihr könntet vor der Hand keinen beſſern Aufenthalt finden —“

„Ja,“ fiel die Alte, aufmerkſam geworden, ein, „das ſage ich auch immer. Was ſollen wir denn in der Fremde? Niemand kennt uns. Alles, was ich gekannt, iſt todt. Hier iſt es ſo heimlich, ſo ſtill, ſo traulich. Ach, ich habe wohl auch manchen Kummer erlebt in dieſen Räumen, als die ſelige Gräfin noch lebte, bei der ich Leibdienerin war, und es iſt in dieſer Zeit Manches vergangen, was ich nicht vergeſſen kann, obwohl ich ſonſt ſo leicht Alles um mich her vergeſſe, aber ich denke, wenn ich nicht die alten Zimmer mehr ſähe, und nicht mehr das Wappen der Familie Wiczkowa, in deren Dienſt ich mein ganzes Leben zugebracht, wenn ich nicht das Murmeln des Fluſſes da draußen hörte, ſo könnte ich nicht ruhig ſterben.“

„Ich kann der Muhme nicht Unrecht geben, wenn es ihr ſchwer fällt, ja unmöglich dünkt, einen andern Aufenthalt zu wählen;“ ſagte mit ſteigendem Befremden der junge Mann. „Das kleine Jahrgehalt, das ſie bezieht, ſichert Euch Beiden ein hinreichendes Auskommen, das durch Deinen Fleiß, wie mir bekannt, noch vermehrt wird; Ihr habt freie Wohnung, noch ſonſt manchen Vortheil —“

„Nur noch kurze Zeit;“ fiel Elsbeth mit einiger Befangenheit ein. „Der Schloßhauptmann hat uns angekündigt, daß wir nicht länger bleiben könnten.“

„Wie?“ rief der junge Mann empört. „Andreas Hain will die Tochter ſeines Vorgängers, die Tochter des Mannes, durch den er in den Dienſt des Fürſten gekommen iſt, und die alte, ſchwache Leibdienerin ſeiner ehemaligen Herrin aus dem Hauſe treiben? — Er ſoll ſich verrechnet haben, wenn er denkt, daß ich zu dieſer Härte ſchweigen werde. Ich bin zwar nur Page des Fürſten, und der Herr ſieht es nicht gern, wenn ſeine Diener ſich in die Angelegenheiten Anderer miſchen, oder wohl gar ihn ſelbſt damit behelligen, aber darauf kann es jetzt nicht ankommen. Ehe ich zugebe, daß die Muhme in ihrem hohen Alter aus ihrer einſamen Wohnung getrieben wird, eher werfe ich mich dem Fürſten zu Füßen und erzähle ihm die ſaubere Geſchichte; auch denke ich noch ſelbſt ein derbes Wort vorher mit dem Herrn Schloßhauptmann zu ſprechen.“

„Nein! Nein, Kind! Ich bitte Dich, thue das nicht;“ verſetzte die Alte ängſtlich. „Herr Andreas Hain iſt auch wohl nicht ſo böſe, wie Du meinſt. Eigentlich hat ihn Elsbeth nur ein Bischen verdrüßlich gemacht; ſie iſt immer ſo zurückſtoßend gegen ihn, obwohl er es gut zu ihr meint. — Mit mir freilich iſt es ein Anderes;“ ſprach die Alte, doch mehr wie zu ſich ſelbſt, und nur halblaut vor ſich hin. „Mich haßt er ſeit alter Zeit. Er denkt manchmal an die Tage der Vergangenheit, und die Alte, die ſich deren erinnert und lebt, und immer noch lebt und nicht ſterben kann. — Ja damals, damals war eine andere

Zeit, und wir haßten uns, denn er hatte mir die Gunſt der Herrin entwendet, und er gab ihr Rathſchläge, Rathſchläge — Nun, es iſt Gottes Wille geweſen, daß der Ausfall derſelben nicht noch übler geworden, als es ohnehin der Fall war. Es konnte ein Menſchenleben koſten. Und welch' ein Leben! — Aber haſſen? Warum ſollte ich ihn noch haſſen? Alles iſt ja vorbei. Wollte Gott, es wäre auch mit mir der Fall! Das iſt es aber nicht. Ach! leben und immer leben! — Höre, kleiner Georg! Du biſt weit herumgekommen und haſt viel Orte und Menſchen kennen gelernt. Haſt Du ſchon Jemanden gekannt, den der Tod vergeſſen hatte?“

Der Geſichtsausdruck der Alten wurde, während ſie ſprach, immer ängſtlicher und ängſtlicher, doch zog derſelbe nach und nach wie eine Nebelwolke vorüber und machte wieder dem einer völligen Theilnahmloſigkeit Platz.

„Und unter dieſen Umſtänden wollte der Schloßhauptmann die Muhme veranlaſſen, von hier wegzuziehen?“ ſagte der Jüngling leiſe zu dem Mädchen. „Nun wahrhaftig, er ſoll ſich tüchtig in dieſer Meinung verrechnet haben.“

„Ich bitte Euch, Vetter, laßt die Sache gehen, wie ſie geht;“ fiel Elsbeth in Verwirrung ein. „Wir können auf keinen Fall länger im Schloſſe bleiben, auch wenn er uns den Aufenthalt geſtatten wollte; wir ziehen in das nächſte Städtchen.“

„Dann muß ich durchaus darauf beſtehen zu wiſſen, was der Schloßhauptmann gegen Euch hat, und warum es ihm plötzlich einfällt, Euch zu quälen und zu plagen!“ rief heftig der junge Mann.

„Ach, nichts in der Welt hat er gegen Elsbeth;“ ſagte die Alte, plötzlich aufmerkſam werdend. „Er meint es im Gegentheil recht gut mit ihr; er will ſie heirathen.“

„Was?“ ſchrie der Jüngling, indem er wüthend von dem Seſſel aufſprang, auf welchen er ſich vor wenig Augenblicken niedergelaſſen. — „Elsbeth heirathen? Er, der funfzigjährige Mann, der melancholiſche, düſtere, unausſtehliche Menſch, mein Mühmchen — nein, meine Braut, denn dafür galt ſie ſchon, als wir noch draußen im Schloßgarten im Graſe ſpielten — zur Frau nehmen?

Iſt er beſeſſen? Hat er einen Hals zu viel, um ſich ſolchen von mir brechen zu laſſen? — Aber, Elsbeth!" rief der Jüngling, immer heftiger werdend, und ſein ſchönes Auge füllte eine Thräne des Zornes. „Wie haſt Du nur einen Augenblick dem fatalen Menſchen Gehör geben, nur mit ihm reden, nur darüber nachdenken können, ob —"

„Ei nun," ſagte Elsbeth neckend, „ein Nachdenken erfordert wohl ein jeder Heirathsantrag —"

„Da haben wir's!" ſchrie in faſt komiſchem Zorne der junge Mann. „Mag Einer noch ſo alt, häßlich, widerwärtig, unausſtehlich ſein, und er läßt ein Wort vom Heirathen fallen, ſo denken ſie nach, und wenn ſie ſonſt zeitlebens über nichts nachgedacht hätten! — Alſo das iſt die Liebe, die Treue, das Angedenken, das Du mir, als wir uns vor drei Jahren trennten, zu bewahren, beim Abſchiede hoch und theuer zugeſchworen haſt?"

„Und das ich halten will, ſo lange ich lebe, wir mögen uns nun einſt heirathen können, oder nicht!" ſagte das Mädchen mit ſanftem Erröthen, indem es den Jüngling bei der Hand faßte. „Begreift Ihr nun, warum ich will, daß wir fortziehen ſollen? — Eben weil mir die Bewerbungen jenes Menſchen verhaßter ſind wie der Tod, weil ich ſie nicht länger anhören will, ſagte ich ihm rund heraus, daß ich ihn ein für allemal bäte, mich damit zu verſchonen, und nichts iſt natürlicher, als daß er jetzt verlangt, daß wir die Burg räumen ſollen.“

„Das ſollt Ihr aber nicht, weder Du noch die Muhme!“ rief heftig der Jüngling. „Ihr gehört ſo gut hinein, und noch zehnmal beſſer, wie Herr Andreas Hain. — Nun wart' ein wenig, Herr Schloßhauptmann, Du ſollſt mich kennen lernen! Ich und noch neun meiner Kameraden, die alle meine guten Freunde ſind, werden einige Zeit Deine lieben Gäſte ſein, und da ſollſt Du gewahr werden, was zehn Pagen auszuhecken vermögen!“

„Wie?“ rief freudig das Mädchen. „Ihr bleibt bei uns? O das iſt herrlich! Das iſt ſchön! Dann ziehen wir höchſtens bis in das Städtchen hinab.“

Die roſigen Wangen Elsbeths glühten noch ſtärker wie gewöhnlich, ihr ſchönes Auge ſtrahlte noch lebhafter, als ſie dieſe Worte ſprach. Wort und Blick verfehlten nicht ihren Eindruck auf den jungen

Mann. Mit Leidenſchaft faßte er beide Hände des Mädchens.

„O, ich wußte es wohl,“ rief er jubelnd aus, „daß ich meine Elsbeth ſo lieb, ſo treu, ſo beſtändig, wie ich ſie verlaſſen hatte, wiederfinden würde. Das iſt auch der Grund, weshalb es mir nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen iſt, daß unſere Liebe nicht ihren Lohn finden ſollte. Jetzt freilich bin ich nichts, als der Leibpage des Fürſten, ich habe nichts, als dieſe bunten Bänder auf der Schulter, das Schwert an der Hüfte und die Liebe im Herzen, aber ich denke, es wird bald eine Zeit kommen, wo ich etwas Beſſeres zu leiſten vermag, als dem Herrn bei Tafel aufzuwarten, oder in ſeinem Vorzimmer zu ſtehen. Ich bin gewiß, daß der Fürſt etwas mit mir im Sinne hat. ‚Du biſt faſt zu alt zum Pagen,‘ ſagte er neulich zu mir, als er bei ungewöhnlich guter Laune war. ‚Ich werde an eine andere Stelle für Dich denken müſſen.‘ Schon war ich im Begriff, mich ihm zu Füßen zu werfen, ihm von unſerer Liebe zu ſagen und ihn um die erledigte Burgwartſtelle zu Nachod zu bitten, als ich mich noch zu rechter Zeit beſann, daß der Herr es nicht leiden kann, wenn man von Liebe oder vom Heirathen ſpricht, und ſo ließ ich es denn bis auf eine ſchickliche Gelegenheit, um ihn wegen jener Stelle anzugeben.“

„Ihr ſagtet,“ fiel Elsbeth ein, „daß Ihr längere Zeit würdet bei uns verweilen können. Kommt denn der Fürſt —“

„Ei, darum,“ unterbrach ſie der Jüngling, „bin ich ja eben hergeſendet worden! Uebermorgen ſchon trifft er hier ein, und mit ſehr zahlreichem Komitat. Auch Gemahlin und Tochter kommen mit, und außerdem werden eine Menge Feldoberſten und angeſehene Hauptleute erwartet. Der Herr ſcheint etwas ganz Abſonderliches im Schilde zu führen. Faſt alle meine Kameraden ſind als Kouriere verſendet worden; der Eine an Herrn Ottavio Piccolomini, der Andere an Don Balthaſar Maradas, ein Dritter an Herrn Arnimb und ſo weiter. Auch für einige Herren aus Wien ſoll Herberge bereitet werden. — Ja, ja, Muhme,“ ſchloß der Jüngling, zu der Alten, welche wieder aufmerkſamer worden, gewendet, hinzu, „es wird ſehr munter und glänzend zu Groß-Meſeritſch zugehen.“

„Ach," ſagte die Alte kopfſchüttelnd, „ich habe auch eine Zeit gekannt, wo dieſe alten Gemächer erfüllt waren von der Zahl der Gäſte, und wo Pfeifen und Geigen ertönten, und Geſang und fröhliches Lachen erſcholl, aber der Glanz und der Jubel hat wenig Glück über Die, ſo ihn veranlaßte, gebracht."

„Das wird aber hoffentlich jetzt anders ſein!" rief Georg mit munterem Tone. „Der Herr ſelbſt kann zwar Lärmen und Spectakel nicht gut vertragen, aber er duldet es, ja, er hat es ſogar gern, wenn Andere luſtig und munter ſind. Wenn er ſelbſt auch niemals ſcherzt, ſo iſt er dennoch nicht ſehr böſe, wenn irgend ein Scherz, eine Neckerei ausgeübt wird. Dergleichen aber bleibt nicht aus, wo ein Haufen junges Volk von Pagen, Stallmeiſtern, Dienern aller Art beiſammen ſind. Da iſt der Zenno, des Herzogs Aſtrolog; er mag ein gelehrter Mann ſein — und der Herr ſcheint ihn als ſolchen hoch zu achten — aber der Menſch hat ein Geſicht wie ein ungehangener Dieb. Gott gebe, daß er nicht ein Spitzbube iſt, wie ſchon mehrere ſolche Gauner, die dem Fürſten mit der Aſtrologia blauen Dunſt vorgemacht haben und dann das Weite ſuchten! Wie geſagt, der Kerl iſt mir wegen ſeines verzwickten Geſichts in den Tod zuwider. Nun kam es mir auch vor, als ob er mich über eine Unterredung, die der Herr mit Don Balthaſar Maradas geführt, während ich die Aufwartung hatte, ein Bischen ausborchen wollte, und ſo ward er mir immer mehr verhaßter. Da fiel es einmal dem Heinrich Jeſtenberg — nun Ihr werdet ihn kennen lernen, ein höchſt drolliger Kauz — welcher den Zenno auch nicht leiden kann, ein, daß wir dem Aſtrologen einen Streich ſpielen könnten, und da wir wußten, daß er, troß dem, daß er behauptet, Geiſter citiren zu können, doch eine entſetzliche Furcht vor Geſpenſtern hat, ſo raſſelten wir drei Nächte hintereinander vor ſeiner Zimmerthür mit Ketten, worüber er ſo in Angſt gerieth, daß er nicht mehr in dem Gemache ſchlafen wollte. Unglücklicherweiſe hatte der Saganer Landeshauptmann, der Grabus von Nechern, der auch im Schloſſe wohnte, davon Wind bekommen, die Sache kam an den Tag, und wir wurden zweimal vierundzwanzig Stunden bei Waſſer und Brod in's Loch geſperrt. Der Strafe wegen hätte ich mir nun zwar kein graues Härlein wachſen laſſen, hatten wir doch unſern Zweck, daß der Zenno von den ſämmtlichen Hofleuten tüchtig ausgelacht wurde, erreicht, aber ich fürchtete mich ganz entſetzlich, dem Fürſten wieder unter die Augen zu kommen. Unglücklicherweiſe traf mich am Tage meiner Befreiung gerade der Dienſt — Ihr wißt, ich bin einer von den drei Leibpagen — und ich zitterte und bebte, als ich zu dem Herrn in's Zimmer trat. Meine Angſt ſtieg, als ſein ſtrenges, düſteres Auge eine Weile ſchweigend auf mich gerichtet war, und ich glaube, ich wäre vor Angſt auf die Kniee geſunken, wenn ich es auch nicht ohnedies Willens geweſen wäre. Ich lag ſo eine Weile, wie ein Gerichteter, vor ihm am Boden, ich konnte keine Sylbe zu meiner Vertheidigung ſtammeln, ich glaubte mich verloren. Doch wie ward mir, als der harte Ausdruck ſeiner Züge ſich nach und nach zu mildern ſchien, als er mir zum Aufſtehen winkte, und er dann in ſtrengem, aber nicht unwilligem Tone ſagte: „Unbeſonnener Knabe! Du kennſt nicht die Foltern der Seelenangſt, deshalb verzeihe ich Dir für dieſes Mal. Bei Deinem Leben aber hüte Dich vor einer

Wiederholung eines ſolchen thörichten Streiches.‘ — Ich taumelte und war einer Ohnmacht nahe, als ich aufſtand. Ich glaube, ich wäre nicht ſo ergriffen geweſen, wenn mir der Herr befohlen hätte, zu Wien in den Käfig des großen Löwen zu gehen und dieſem den Fraß aus dem Rachen zu reißen. Der Herr mochte es bemerken, er trat mir ſchweigend näher, reichte mir, ohne ein Wort zu ſagen, die Hand zum Kuß und winkte mir dann, das Zimmer zu verlaſſen. Mein Lebtage werde ich an die Geſchichte denken.“

„Ja, ja,“ ſagte die Alte, die aufmerkſam zugehört hatte, wie in Erinnerungen befangen, halb laut vor ſich hin; „ſo war er immer, gnadenreich, groß und — entſetzlich.“

Georg wollte eben wieder in dem Geſpräch fortfahren, als ſich die Thür öffnete, und ein Mann von etwa ſiebenzig Jahren, mit ſparſamem, weißem Haar, ungemein freundlichen und ehrwürdigen Anſehens, und in langem, ſchwarzem Prieſterrocke, in's Zimmer trat. Raſch ſprang der Jüngling von ſeinem Sitze empor und eilte freudig auf den Eintretenden zu, deſſen Hand er ſodann wiederholt an ſeine Lippen drückte.

„Verzeiht, Pater Mathias, daß ich nicht vor Allem geeilt, Euch, meinen väterlichen Freund, meinen edlen Lehrer, herzlich zu begrüßen!“ rief er aus.

„Vor Allem?“ erwiederte der Alte freundlich lächelnd. „Was würde wohl Elsbeth dazu geſagt haben? Nein, nein, lieber Georg! Solche Anſprüche macht der alte Mathias nicht, und darf ſie auch nicht machen; zudem kennt er ja auch ſeinen Zögling. Zuerſt der Dienſt, dann Elsbeth — weiß ich doch, daß ich zum Dritten komme.“

„Ach, hochwürdiger Herr,“ ſagte Elsbeth freundlich, „Ihr wißt wohl, wie herzlich wir Euch Alle lieben und ehren. Ihr ſeid ſo gut, ſo väterlich gegen Jedermann, ſo liebreich — “

„Nun, nun, Kindchen, mache mich nicht eitel auf meine alten Tage;“ fiel ihr der ehrwürdige Alte in die Rede. „Iſt es nicht die Pflicht des altersgrauen Dieners des hohen Meiſters, der da das Licht war, das Leben und die Liebe, daß er erhelle den Pfad ſeiner Nebenmenſchen und ſie führe, wo er fürchtet, daß ſie ſtraucheln könnten?“

„Ja, ja, ſo waret Ihr immer, Pater Mathias;" ſagte die Alte, das erloſchene Auge mühſam zu dem Prieſter erhebend. „Hätten nur Alle — und ich auch, denn ich war thörigt, wie die Andern — immer Euren treuen Rath befolgt! Eine aber, die nun hinüber iſt, die ſchwer geirrt hat, und die dafür büßte, hätte mehr auf Euch, wie auf böſe Rathgeber hören ſollen."

„Sie war dennoch eine Seele, die geliebt hat, und ihre Liebe ward ihr Leiden; ſie ruhe in Frieden:" ſagte weich und ſchmerzlich der Alte. — „Aber wißt Ihr auch, Frau Margarethe, weißt Du, Elsbeth, daß ich Eure Mißhelligkeit mit Herrn Andreas Hain ausgeglichen habe?" ſetzte er nach einer Pauſe mit munterem Tone hinzu. „Ihr bleibt bei uns. Es iſt ihm leid, Euch den Befehl zum Auszuge ertheilt zu haben."

„Ach, Gott ſei Dank! So darf ich doch hier in Ruhe mein Stündlein erwarten;" ſprach die Alte, die magern Hände faltend.

„Habt Ihr aber auch nicht vergeſſen" — hob Elsbeth ſtockend an.

„Ich ſagte ihm, daß Du Dich als die Braut

Georg Löwenthal's betrachteteſt und ihm unter keinen Umſtänden entſagen würdeſt;“ verſetzte Pater Mathias. „Er verſprach mir, Dich ferner mit ſeinen Bewerbungen zu verſchonen.“

„Das hieß ihn Gott ſprechen!“ rief Georg hitzig. „Was denkt denn der alte, widrige Patron, der ſtets ein Geſicht macht, als habe er Eſſig und Galle im Munde? — Elsbeth heirathen? — Wahrhaftig, ich glaube, ich gäbe es ſchon der Vetterſchaft wegen nicht zu, wenn ich ſie auch nicht ſelbſt zur Frau zu nehmen gedächte! — Den Gedanken ſoll er ſich ja aus dem Sinne ſchlagen!“ fuhr der Jüngling immer lebhafter fort. „Kommt er ihm je wieder ein, und er äußert ihn nur mit einer Miene, einem Wort, einem Blick, ſo ſoll er es mit mir — nein, nicht mit mir allein, mit zehn Pagen ſoll er es zu thun haben; ganz abgerechnet, daß ich ihm, wenn ſich eine gute Gelegenheit ereignet, ſchon darum, weil er ihn einmal gefaßt hatte, einen Schabernack ſpiele.“

„O pfui, Georg! Pfui!“ ſprach mit verweiſendem Tone der Prieſter. „Du wollteſt Dich rächen? Und warum? Weil jener Mann Deine

Elsbeth liebt oder zu lieben meint? Weil er eine theilnehmende Seele ſucht? Ach, er mag wohl der Liebe und der Theilnahme ſehr bedürfen! Er iſt trübſinnig, ſchwermüthig, er ſieht, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Zuvorkommenheit unſere Elsbeth ſtets um Frau Margarethen beſchäftigt iſt, er hält ſich überzeugt, daß ſie ſich gegen ihren Gatten eben ſo zeigen werde; er iſt reich, ſie iſt ohne Vermögen, Du kannſt jetzt noch keine Frau erhalten, was iſt da zu verwundern, daß er ihr ſeine Hand anbietet?"

„Und daß er," fiel Georg heftig ein, „wenn ſie nicht gleich dankbar zugreift, ſie und die Muhme aus dem Hauſe werfen will! — Nein, nein, Hochwürdiger! Ihr entſchuldigt Alles, Ihr ſeht Alles in einem beſſern Lichte, weil Ihr ſelbſt ſo gut und ſo menſchenfreundlich ſeid."

„Ja, ich liebe die Menſchen," ſagte der Alte, indem er ſein blaues, klares, den tiefſten Seelenfrieden bezeichnendes Auge auf Georg ruhen ließ, „ich liebe ſie, weil ich ſie ſtets mehr ſchwach, als böſe, und ſelbſt bei den Schlimmern noch gute Eigenſchaften, die nur von den mächtigern Leidenſchaften darnieder gehalten wurden, gefunden habe. — Auch dieſer Mann iſt nicht ſo böſe, wie Ihr meint; körperliche Leiden, vereinigt mit den Leiden der Seele erzeugen in ihm eine fortwährende Mißſtimmung, die Andern oft als Menſchenfeindlichkeit erſcheint, während ſie doch nur ein Product jener Zufälligkeiten iſt."

„So iſt er alſo immer noch" — hob Georg an.

„Derſelbe, wie Ihr ihn gekannt habt!" fiel Elsbeth ein. „Düſter, mißmuthig, wie früher, ſein altes Uebel, bei Nacht im Schlafe herumzuwandeln, aber hat ſich eher noch vermehrt wie vermindert."

„Und dennoch will er heirathen!" rief Georg mit jugendlichem Uebermuthe. „Am Tage iſt er düſter, mürriſch, einſylbig, er ſchneidet Geſichter und rollt die Augen, wie der alte Uhu, dem Du, liebe Elsbeth, immer ſo gram wareſt; und zur Nachtszeit, während andere ehrliche Leute in ihren Betten liegen, und ſein künftiges, eheliches Gemahl ihn auch in dem ſeinigen wähnt, wandelt er auf Dachrinnen und Thurmzinnen umher."

„Ich ſehe," ſagte Pater Mathias kopfſchüttelnd, „daß Du Deinen alten Fehler, die Neigung zu übel angebrachtem Spott und Neckereien, trotz aller meiner früheren Ermahnungen, immer noch nicht abgelegt haſt. Gott gebe, daß meine Prophezeiung, daß Du einmal große Unannehmlichkeiten dadurch erleben würdeſt, nicht eintreffen möge! — Der arme Mann, er mag Dir nun zuwider ſein oder nicht, ſollte jenes Uebels wegen eher Dein Mitleid als Deinen Spott erregen."

„Um Gott, Pater Mathias," rief Georg mit dem Leichtſinn eines Pagen, „was iſt denn da Uebles dabei, wenn es mir ſpaßhaft vorkommt, daß der fatale Menſch zu nachtſchlafender Zeit ſich mit Spaziergängen beluſtigt, während bei Tage ihm jeder Fußtritt, den er des Wohles eines Andern wegen unternehmen ſoll, zu reuen ſcheint? — Ich werde ihn nicht in ſeinem Vergnügen des Luſtwandelns auf Dächern ſtören; begegnete ich ihm auf ebener Erde, ſo könnte es eher der Fall ſein."

„Er geht auch nicht," ſagte Elsbeth lächelnd, „wie andere Nachtwandler, auf Dächern herum; die Eigenthümlichkeit ſeines Zuſtandes beſteht darin, daß er im Schlaf und mit geſchloſſenen

Augen herumwandelt und Verrichtungen des täglichen Lebens, die für ihn etwa von beſonderer Wichtigkeit waren, im Schlafe zu wiederholen ſcheint, oder doch davon mit leiſer Stimme und in abgebrochenen Worten ſpricht. Niemand ſtört ihn dabei, weil er ſich, wenn dies der Fall iſt, des gehabten Schreckes wegen, ſonſt einige Tage unwohl fühlt.“

„Hm, es iſt bei alledem doch eine kurioſe Motion, die er ſich macht, und ich möchte ihm, ſchon des Spaßes wegen, auf ſeinem nächtlichen Spaziergange begegnen!“ rief der Page mit der vorigen Munterkeit. — „Aber horch! — Sind das nicht die ſchweren Tritte des Herrn Andreas Hain? — Wahrhaftig, er iſt von ſeinem Ritte zurück.“

Die Thür öffnete ſich jetzt, und es trat ein langer, magerer Mann, mit dunklem Haar und ziemlich ſteifer Haltung, in’s Zimmer. Seine rittermäßige Kleidung war nach der Mode der damaligen Zeit, nach ſpaniſchem Schnitt, von ſchwarzer Farbe und von feinem Tuche, mit Sammet beſetzt. Ein ausgezackter Spitzenkragen fiel über Bruſt und Schultern herab. An der Hüfte glänzte ein Degen mit ſilbernem Griff. In der Hand trug er die ausgezogenen großen Stülphandſchuhe und einen breiten, mit einer rothen Feder gezierten Hut. Das Geſicht des Mannes zeigte ungemein finſtere Züge. Unter den dunklen Augenbrauen blickten ein paar unſtät umherrollende Augen hervor, und ſie, wie die gerunzelte Stirn, desgleichen die ſchmalen, zuſammengekniffenen Lippen, gaben dem Ganzen ſeiner Phyſiognomie etwas ungemein Unheimliches und Abſtoßendes.

Der Eintretende blieb dicht an der Schwelle ſtehen.

„Wie ich höre,“ ſagte er mit dumpfer, eintöniger Stimme, „iſt einer der reiſigen Knechte Sr. Gnaden —“

„Einer der fürſtlichen Pagen mit Befehlen des Herrn an Euch, Herr Schloßhauptmann, angekommen!“ vollendete mit keckem Tone Georg, indem er aufſtand und Jenem entgegentrat, ein Schreiben aus ſeinem Koller zog und es ihm überreichte.

„Mit Verlaub, Jungfer Elsbeth!“ ſagte der Schloßhauptmann, indem er dem Pater zunickte und ſich, ohne von Frau Margarethen, die ehrerbietig aufgeſtanden war, weiter Notiz zu nehmen, auf einem Stuhle niederließ. So wie er den Brief erbrochen hatte und zu leſen begann, ward ſein Geſicht immer düſterer; man ſah, daß der Inhalt des Schreibens ihm ſehr unangenehm ſei.

„Sr. Gnaden werden mehrere Tage hier verweilen,“ ſprach er endlich, das Schreiben zuſammenlegend und in ſeinen Gurt ſchiebend. „Wie es ſcheint, begleitet den Herrn auch die fürſtliche Gemahlin und einiges Gefolge.“

„Ja einiges!“ ſagte der Page mit ſichtlicher Schadenfreude über die Mißlaune des Sprechenden. „Sr. Gnaden weiß, daß in dem hieſigen Schloſſe nicht ſo viel Raum iſt, als in dem zu Sagan, und ſo kommt nicht Alles, was ſonſt gekommen wäre. Es kommen außer dem Herrn, deſſen Gemahlin und Tochter, blos vier Cavaliere, drei Ehrenfräuleins, zehn Pagen, ſechs Stallmeiſter, dreißig Diener und Hartſchiere, auch die Bedienung der Cavaliere, ſo wie die Kutſcher, Sänftenträger und Reitknechte, deren Zahl etwa vierzig ausmachen wird. Dagegen dürfte die Anzahl der Gäſte etwas den Raum beengen.“

„Was?“ ſchrie der Landeshauptmann, indem er vor Schreck die Hände zuſammenſchlug. „Auch Gäſte kommen noch?“

„Ja, und ziemlich viele!“ ſprach der Page, der ſein Vergnügen über den Schreck ſeines Nebenbuhlers kaum mäßigen konnte. „Von Herrn Piccolomini, Don Balthaſar Maradas und Herrn Arnimb iſt es gewiß, auch der kaiſerliche Kämmerer von Queſtenberg wird erwartet; ob aber Graf Pappenheim, die Obriſten Hepburn, Hinnerſam, Colalto, Butler, Graf Iſolani und der Marcheſe Lorenzo del Maeſtro auch kommen werden, iſt noch nicht ganz ausgemacht, wiewohl höchſt wahrſcheinlich.“

„Das iſt mein Ende!“ ſagte der Landeshauptmann halblaut und faſt unwillkürlich. — „Von allen dieſen hat nicht der dritte Theil im Schloſſe Raum.“

„Thut nichts!“ ſagte Georg ganz gemüthlich. „Ihr bringt die Gäſte im Städtlein unter und habt blos für die Ein- und Ausrichtung Sorge zu tragen, denn dieſe — dies hat mir der Herr, Euch zu ſagen, ganz beſonders aufgetragen — müſſe würdig und anſtändig ſein, wofür er Euch verantwortlich mache.“ —

„Der Anblick von Unreinigkeit, von Aermlichkeit iſt, wie Euch nicht unbekannt ſein wird, Sr. Gnaden im höchſten Grade zuwider!“ fuhr der Page, ſich augenſcheinlich an der Verlegenheit des Schloßhauptmanns weidend, fort. „Deshalb hatte auch Herr Grabus in Sagan erſchrecklich viel zu ſchaffen, ehe der Herr dort einzog.“

„Und was, Junker Lowenthal, hat Ritter Nechern in Sagan in's Werk richten laſſen?“ fragte verdrüßlich der Vorige.

„Mancherlei!“ antwortete der Page mit leichtem Tone. „Zuerſt mußten alle Häuſer der Stadt weiß angeſtrichen werden, damit die letztere kein düſteres Anſehen habe, auch die Düngerhaufen, welche hier und da, vor den Thüren der Ackerbürger, die Straßen verunzierten, mußten binnen vierundzwanzig Stunden weggeſchafft, und die Gaſſen täglich gekehrt werden. Da der Herr es nicht gern hat, wenn in der Nähe ſeines Aufenthalts ſich Wohnungen befinden, welche ihm die Ausſicht rauben, oder deren Bewohner ihn durch Lärm in ſeinen Meditationen und Berechnungen ſtören könnten, ſo wurden eine Anzahl Bürgerhäuſer, die unweit des Schloſſes lagen — es werden etwa dreißig oder vierzig ſein — ehe der Herr kam, abgebrochen, und der Platz geebnet. Da bei ſeiner frühern Anweſenheit ein Apothekerburſche durch ſein fortwährendes Arzneienſtampfen in der nicht fern gelegenen Apotheke ihn ſehr moleſtirte —"

„Ich habe es vernommen;" unterbrach der Schloßhauptmann den Sprechenden mit kaltem Tone. „In Brünn ſprach man davon. Er hat den Burſchen, ſo wie ein Kind, deſſen Schreien ihm unangenehm war, aufhängen laſſen."

„Mit Verlaub, Herr! Das iſt nicht wahr;" fiel der Page lebhaft ein. „Dieſe Lüge haben die Neider und Verläumder Sr. Gnaden aufgebracht. — Die Apotheke wurde auf ſeinen Befehl abgebrochen. Die Geſchichte mit dem Kinde iſt vollends rein aus der Luft gegriffen."

„Nun, es wäre ja möglich geweſen;" verſetzte der Vorige mit Kälte. „Was iſt das Leben eines Apothekerburſchen und eines Kindes —"

„Euch, Herr Hain, iſt es vielleicht nichts, aber der Fürſt denkt anders;“ ſprach der Jüngling mit einem Blicke, in welchem Haß und Verachtung nur ſchlecht verhehlt waren.

„Wiſſ't Ihr ſonſt noch einige Vorkehrungen, welche“ — hob Jener an.

„Nichts, als daß Alles vermieden wird, was einen unangenehmen Lärm verurſachen könnte;“ fiel der Page ein. „Haben Eure Diener kleine, ſchreiende Kinder, ſo müſſen ſolche anderweitig untergebracht werden, auch Pfauen oder Eſel, falls welche vorhanden ſind, müſſen fort, vor Allem aber ſorgt dafür, daß allen Hähnen weit und breit die Hälſe umgedreht werden, denn deren Geſchrei iſt dem Herrn durchaus zuwider. Fällt Schnee, ſo ſorgt, daß die Gänge des Schloßgartens davon befreit werden, denn Sr. Gnaden pflegen, auch bei der größten Kälte, darin Stundenlang herum zu ſpazieren.“

„Hm, Herr Page, wie es ſcheint, habt Ihr ja die Neigungen und Gewohnheiten des Herrn recht genau ſtudirt, und ſeid ihm mit Leib und Seele ergeben;“ ſagte der Schloßhauptmann in halb bitterem, halb ſpöttiſchem Tone.

„Ich halte es für die Pflicht der Diener Eures und meines Herrn" — der Page betonte dieſe Worte ganz beſonders — „auf Alles, was er gern oder ungern ſieht, genau zu achten."

„Natürlich! Ganz natürlich!" ſprach Hain mit düſterem Lächeln. „‚Des Brod ich eſſe, des Lied ich ſinge,‘ iſt ein altes Sprichwort."

„Verzeiht, Ritter!" fiel Georg mit Heftigkeit ein. „Das Eſſen allein würde mich nicht zum Singen bringen, aber der Herr hat große, von aller Welt bewunderte Eigenſchaften, er hat auch Neider und Verläumder, die ihm ſein Glück mißgönnen, und Beides iſt hinreichend, daß ich ihm mit Leib und Leben ergeben bin."

„Ei Poztauſend!" rief heiſer lachend der Schloßhauptmann. „Und der Herr ahnet vielleicht nicht einmal, welchen leidenſchaftlichen Verehrer er an Euch hat! — Aber nein, dafür werdet Ihr wohl geſorgt haben."

„Der Herr," rief der Page empört, „weiß den treuen Diener, der ſeine Pflicht thut — und dem Herrn, den man dient, ergeben zu ſein, iſt nichts als eine ſolche — von dem tückiſchen Heuchler und Verläumder zu unterſcheiden. Uebrigens denken

Alle, die um ſeine Perſon ſind, ſo wie ich. Möchte er nur Andere, die ſich ihm mit krummen Rücken nahen, von dem Glücke, das in den Sternen geſchrieben ſtehe, verreden, dabei ihn aber ausſpioniren und verläumden, kurz alte Zeichendeuter, falſche Wahrſager, Verfertiger giftiger Liebestränke von ſeiner Perſon entfernt halten und ſie ſo belohnen, wie ſie es verdienen, nämlich mit einem langen Strick und einer kurzen Beichte.“ — — —

Heftig zuckte der Schloßhauptmann bei den letzten Worten des Pagen zuſammen. Sein Auge brannte in düſterem Feuer; es war, als ob Dolchſpitzen in ſeinem Blicke flimmerten. Raſch erhob er ſich vom Seſſel.

„Ich gratulire Euch, Herr Page, zu dieſer Meinung!“ rief er mit wild und rauh klingendem Tone. „Hütet Euch indeß ſelbſt vor dem Schickſal, das Ihr Andern ſo gütig zudenkt. Es könnte Leute geben, die das alte: ‚Wie Du mir, ſo ich Dir!‘ berückſichtigend, Euch bei paſſender Gelegenheit dazu zu verhelfen trachten möchten.“

So wie er dieſe Worte geſprochen hatte, erhob er ſich ſtürmiſch und verließ, ohne Jemand von den Anweſenden, ſelbſt Pater Mathias nicht, zu begrüßen, ſchnell das Zimmer. — —

Etwas betroffen blickte Georg auf den Prieſter und Elsbeth, die ſich mit Beſtürzung anzuſehen ſchienen; auch die Alte faltete erſchreckt die Hände.

„Sagt mir, was dem Manne einfällt?“ rief Georg, als der Schloßhauptmann die Thür des Zimmers ſchallend hinter ſich zugeworfen hatte.

„Sagt Ihr vielmehr, lieber Georg, wie Ihr dieſe Worte in Gegenwart jenes Mannes ausſprechen und Euch damit auf immer einen Todfeind, und zwar auf eine ſo muthwillige Weiſe, ſchaffen konntet?“ entgegnete Elsbeth ängſtlich.

„Wieder eine von Euren Unbeſonnenheiten, die Euch zuletzt noch in's Unglück bringen werden!“ ſeufzte Pater Mathias. „Jene Worte vergißt er Euch niemals.“

„Niemals! — Niemals!“ wiederholte die Alte mit hohlem Tone. „Es war ein Meſſerſtich, der ihm bis zum Herzen drang.“

„Ei,“ rief der Jüngling unwillig, „ſo gewiß ich auf die Fürbitte meines Schutzpatrons hoffe, ſo gewiß verſichere ich Euch, daß ich nicht weiß, was

Ihr alle damit meint. — Ich weiß eben ſo wenig, wie der fatale Mann ſich durch meine Rede beleidigt fühlen konnte, wiewohl ich nicht beſchwören möchte, daß, hätte ich es gewußt, ich jene Worte nicht geſprochen hätte. Ich dachte, als ich ſie ſprach, überhaupt gar nicht an ihn, ich dachte an den Zenno, den Zeichendeuter, den der Herr ſeit Kurzem bei ſich hat, dem von Wien aus ſchon nicht der beſte Ruf voranging, und von dem ſie ſagen, daß er den Fürſten ausſpioniren ſoll. Da war Herr Kepler, der große Mathematicus, der den Herrn in Sagan beſuchte und längere Zeit dort verweilte, ein ganz anderer Mann! Der gefiel mir überaus wohl. So gelahrt, wie er war, war er dennoch nichts weniger wie ſtolz, und alle Welt weiß doch, daß er von der Aſtrologia etwas Tüchtiges verſteht, wie er ſchon durch den Kalender des Jahres 1618, in welchem das Prognoſtikon des ſechsfachen M, aus dem man die Worte: Magnus Monarcha Matthias Mense Martio Morietur — was auch ſo richtig eintraf, denn der Kaiſer ſtarb im März — herausbrachte, bekundet hat, und ſich dadurch einen ungeheuren Ruf erwarb. — Wie geſagt,“ fuhr der Page geſprächig fort, „Herr Kepler war nicht halb ſo ſtolz, wie jener duckmäuſerige, lumpige Italiener. Er war immer ſehr freundlich mit mir und hat mir, ohne daß ich ihn darum gebeten, die Nativität geſtellt. Er ſagte: ich würde zwar einſt ohne meine Schuld an den Rand eines Abgrunds, wo mich ein ſchmählicher Tod zu erwarten ſcheine, gerathen, aber gerettet werden und zu Glück und Ehren kommen. — Doch jetzt ſagt mir, um des Himmels willen, wie der Schloßhauptmann meine Rede auf ſich beziehen konnte. Iſt er denn auch ein Sterngucker geworden?“ —

Pater Mathias und Elsbeth ſahen einander ſchweigend an; die Alte ſtarrte bewegungslos und mit kindiſchem Lächeln vor ſich hin.

„Es iſt beſſer,“ ſagte der Erſtere endlich, „Ihr erfahret die Sache aus meinem, wie aus fremdem Munde, wo die Wahrheit verfälſcht werden, und dies Euch zu unbeſonnenen Aeußerungen verleiten könnte. — Wie Ihr vielleicht gehört haben werdet,“ fuhr er fort, „war die erſte Gemahlin des Fürſten eine ſchon betagte Wittwe, als ſie, von glühender Liebe zu dem Herrn entbrannt, ihn eheligte. Ihr großes Vermögen, das ſie ihm überdies als alleinigen Erben nach ihrem Tode zuſicherte, mochte wohl noch mehr wie ihre Perſon den Fürſten beſtimmt haben, dieſe Verbindung einzugehen. Die Ehe war jedoch keine ganz glückliche. Der Herr dachte ſchon damals mehr an die Vermehrung ſeines Kriegsruhms, als an eheliches Leben. Die Gräfin, die ihn mit größter Leidenſchaft liebte, fühlte ſich dadurch verletzt, aber ihre Liebe erkaltete dadurch nicht, ſie ſchien vielmehr ſich immer nur zu ſteigern. Weiß der Himmel, wer ihr geſagt haben mochte, daß die Kälte ihres Gemahls nur durch Geheimmittel beſiegt werden könne, genug, ſie kam auf den Gedanken, dem Grafen — denn dies war er damals — einen Liebestrank beibringen zu laſſen. Wer dieſen bereitet hat, blieb unbekannt, doch ſo viel iſt gewiß, daß, als ihn der Herr in einer Morgenſuppe bekommen hatte, er heftig davon erkrankte, ja dem Tode nahe war. Da von dieſer Zeit an der Herr ſich von ſeiner Gemahlin noch mehr entfernte, ſo verwandelte ſich deren Liebe in die entſchiedenſte Abneigung, welche ſo weit ging, daß ſie eine Menge der wichtigſten Documente, die der Fürſt nach dem Tode der Gräfin überall umſonſt aufſuchen ließ, vernichtet haben ſoll, da ſie das Teſtament ſelbſt nicht wieder rückgängig machen konnte. Hinſichtlich jenes Liebestranks iſt viel gefabelt worden, und da Herr Andreas Hain durch ſein finſteres Weſen ſich viele Feinde gemacht hat, auch, wie allgemein bekannt, das vollſte Vertrauen der Gräfin bis zu ihrem Tode beſaß, ſo haben ſeine Gegner ausgeſprengt und allgemein glauben zu machen geſucht, er ſei es geweſen, der der den giftigen Trank bereitet und dem Herrn beigebracht habe, was indeß gewiß nur eine bösliche Lüge iſt.“

„Ja,“ ſagte der Page etwas betroffen, „dann habe ich einen dummen Streich gemacht. — Indeß, was thut's,“ ſetzte er ſogleich lachend hinzu. „Es iſt gut, ſo wie es iſt. Warum hat er auch Elsbeth heirathen wollen? — Und — ſtürbe man von unbeſonnenen Streichen, ſo wäre ich längſt nicht mehr auf der Welt.“ — — —

Am folgenden Tage war in Stadt und Burg Groß-Meſeritſch Alles in größter Bewegung. Ueberall wurde angeweißt, gekehrt, geſchaufelt, aus- und eingezogen, vor Allem Jagd auf Hähne gemacht, von denen keiner am Leben blieb. Die Mütter unter den Dienſtleuten ermahnten ihre Kinder um Himmelswillen kein Geſchrei in der Nähe des Schloſſes zu erheben, den Säuglingen aber hätten ſie am liebſten den Mund verſtopfen mögen, denn das, der Sage nach, in Sagan auf den Befehl des Fürſten aufgehangene Kind, wie der, nach Einigen, in dem eigenen Mörſer zerſtampfte Apothekerlehrling, wollte ihnen nicht aus dem Sinne kommen. Die Furcht blickte aus allen Geſichtern, und ſelbſt der Schloßhauptmann, wiewohl er eine ſolche nicht merken ließ, fragte dennoch, ſo ungern er auch dem Pagen ein Wort vergönnte, Georg mehrmals, welche Zimmer er für den Fürſten, welche für deſſen Gemahlin, beſonders aber, welcher Raum für Zenno und deſſen aſtrologiſchen Kram einzurichten ſein möchten. Es war mehr, als ob ein gefürchteter, feindlicher Heerführer, wie der Herr des Hauſes, erwartet würde. —

Der dritte Tag, an welchem der Fürſt von Friedland zu Groß-Meſeritſch eintreffen ſollte, kam nun heran. An der Gränze des Weichbildes, am

Hof- und am Burgthore waren Ehrenpforten mit Inſchriften, die in ſchwülſtiger Sprache die Verdienſte und Heldenthaten des Fürſten prieſen, und wo in der Wölbung des Triumphbogens eine hölzerne Fama, mit enormer Tuba in der Hand, an einem fingerdicken Stricke hing, aufgerichtet. Eine Menge Packpferde und Saumthiere waren ſchon ſeit frühem Morgen angekommen; ſie trugen die zahlloſen Effecten, und Alles zeigte an, daß der Fürſt von Friedland, wenn auch der Sage nach für ſeine Perſon höchſt einfach, dennoch eine prachtvolle Einrichtung und Umgebung liebe. Drei nach und nach einzeln und als Couriere anlangende Pagen, bezeigten ſich ihrem vorangegangenen Kameraden Georg Löwenthal überaus freundlich. Man ſah aus ihrem Benehmen, wie aus dem der Dienerſchaft, daß Georg bei ſämmtlichem Dienſtperſonal in großer Achtung und Anſehen ſtand. Ein paar Stunden vorher, ehe der Fürſt ankam, hatte ſich der Klerus, die Schuljugend — letztere mit grünen Zweigen in den Händen — ſo wie die ſämmtliche Einwohnerſchaft, Alle in Feierkleidern, eingefunden. Der Schloßhauptmann und Pater Mathias —

Letzterer in ſeinem Amte als Burgkapellan, mit der Stola bekleidet und von zwei Chorknaben, welche Rauchfaß und Weihkeſſel trugen, begleitet — ſtanden an der Thür des Hauſes. —

Es mochte etwa eine Stunde vor Mittag ſein, als zwei Stallmeiſter, einer nach dem andern, auf ſchaumbedeckten Roſſen in den Burghof ſprengten, und die Glocke des Kirchenthurms des Städtchens zu läuten begann. ‚Der Herr!‘ ‚Der Fürſt!‘ flüſterte es in der Menge, alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen, Alles ſtarrte erwartungsvoll nach dem Thore. Jetzt erſchien der Zug. Ihn eröffneten zwölf Trompeter und ſechs Pauker zu Pferde, ohne jedoch ihr Spiel ertönen zu laſſen. Hinter ihnen folgten ſechs Pagen und vier Stallmeiſter paarweiſe. Hinter dieſen ritt ein Mann von etwas über Mittelgröße, dunkelbraunen Haares, welches, wie man bemerken konnte, als er, durch die Ehrenpforte ziehend, den breiten Hut mit rother Feder auf einen Moment lüftete, über der Stirn aufwärts gekämmt und etwa bis auf einen Finger lang abgeſchnitten war, zur Seite aber in zwei natürlichen Locken herabhing. Die Züge des

Mannes waren ernſt und ſtreng. Sein Auge erſchien dunkel und feurig. Die Naſe war ziemlich ſtark, doch konnte man den Geſichtsausdruck, welcher durch den ſtarken Schnurr- und Knebelbart etwas Kriegeriſches bekam, die Geſammtheit der Züge des ungefähr vierzigjährigen Mannes nicht unangenehm nennen. Der Anzug deſſelben — den Spitzenkragen etwa ausgenommen — war einfach. Ein Büffelkoller, über welchem von der Schulter abwärts eine blutrothe Schärge hing, war durch eine breite Schwertkoppel zuſammengehalten, die Unterkleider waren vor den ungeheuren Stiefeln von braunem Leder kaum zu ſehen.

Dicht hinter dem Fürſten von Friedland — denn dies war jener Mann — ritten zwei Leute von ſehr verſchiedenem Aeußern, die aber den Zuſchauern um ſo merkwürdiger waren, als ſie von dem Fürſten ſehr begünſtigt wurden. Der eine von ihnen war ein Kriegsmann von etwas über dreißig Jahren und munterem, lebensfrohen Anſehen; es war dies der Anführer einer ſogenannten „Cornette“ Reiterei, der ſpäter durch ſeinen Tod bekannter gewordene Rittermeiſter Neumann, welcher zugleich Geheimſchreiber des Fürſten war. Den zweiten jener Männer zeichneten ſein mit Pelz verbrämter Mantel mit weiten Aermeln und eben ſolche Mütze als einen Gelehrten aus. Er war von ziemlich ſcharfen Zügen, verſchmitztem Blick und bereits über das mittlere Lebensalter hinaus. Alle Blicke richteten ſich auf ihn, als er heranritt, und Mancher der Zuſchauer betrachtete ihn mit einer Art Furcht und Grauen. Dieſe Empfindungen galten dem „Schwarzkünſtler‘ Zenno, von welchem der Ruf allerhand Ungereimtheiten, z. B. daß er einen „spiritus familiaris,‘ in einer Flaſche eingekerkert, bei ſich führe; ſo wie, daß eine hölzerne Taube, der er ein künſtliches Leben beigebracht, in ſeinem Zimmer herumflöge, im Umlauf geſetzt hatte. An der Schloßthür angelangt, ſtieg der Fürſt vom Pferde, wobei ihm Georg den Bügel hielt. Der Schloßhauptmann trat jetzt zur Begrüßung heran, aber der Fürſt warf blos einen kalten, flüchtigen Blick auf ihn und wandte ſich dann zu dem Pater Mathias, der ihm ehrfurchtsvoll das Weihwaſſer darbot.

„Wie wohl und jugendlich ich Euch wiederfinde!“

ſprach der Fürſt, nachdem er ſich beſprengt und bekreuzt hatte, mit freundlicher Miene zu dem Prieſter. — „Es iſt doch etwas Schönes um Ruhe und Seelenfrieden;“ ſetzte er, wie zu ſich ſelbſt ſprechend, hinzu.

„Möge Gott ſie Euch im vollem Maaße gewähren nach den Tagen rühmlich vollbrachten Wirkens, mein hoher Herr!“ ſagte mit gerührtem Tone der Alte.

„Amen, ehrwürdiger Alter, Amen!“ erwiederte lächelnd der Vorige. „Leider ſind dieſe Tage für mich noch fern.“

Mit einer freundlichen Bewegung der Hand ſchritt der Fürſt, gefolgt von dem Schloßhauptmann und der Dienerſchaft, in die Burg. —

Jetzt raſſelten mehrere Wagen in den Burghof. Eine über und über vergoldete Staatskaroſſe, deren Oeffnungen aber nur durch lederne Vorhänge vor Wind und Wetter geſchützt waren, machte den Anfang. Eine ſchöne Frau, ein Bild von Anmuth und Milde, gekleidet nach neueſter Mode der damaligen Zeit und koſtbar geſchmückt, ſtieg aus dem Wagen, der, von ſechs iſabellfarbenen Pferden gezogen, endlich vor der Schloßthür hielt. Elsbeth eilte auf jene Dame zu, und indem ſie den Saum ihres Gewandes küßte, meldete ſie ihr, daß ſie Befehl habe, ſie nach ihren Zimmern zu führen.

„Ei ſiehe da! Biſt Du nicht Elsbeth Freudenberg, die Verwandte des Pagen Löwenthal?“ fragte die Fürſtin mit einer überaus ſüß und mildtönenden Stimme. „Ja ja, Du mußt es ſein;“ ſetzte ſie hinzu, als das Mädchen, der hohen Frau gegenüber, nicht gleich Worte finden konnte. „Als Dein Vetter mir von Groß-Meſeritſch, das ich heute zum erſtenmale ſehe, erzählen mußte, wareſt Du nicht die letzte der Bewohnerinnen, die er erwähnte. — Aber komm, meine Liebe;“ ſprach die Fürſtin traulich und freundlich weiter. „Wie ich ſehe, iſt meine kleine Maria todmüde. Bringe mich an Ort und Stelle. Ich denke, wir werden bekannter werden, und dann wirſt Du weniger ängſtlich ſein.“

Die letzten Worte der Fürſtin bezogen ſich auf die augenſcheinliche Betroffenheit des jungen Mädchens, welches ſich nie einer ſo vornehmen Frau gegenüber befunden hatte. Ein ſchlaftrunkenes Kind, ein liebliches Mädchen von etwa fünf Jahren, ward jetzt gebracht, und die Fürſtin, geführt von Elsbeth und begleitet von mehreren Damen, die einem zweiten Wagen entſtiegen waren, ging in's Schloß. — — —

Es mochte einige Stunden ſpäter ſein, als ſich der Fürſt von Friedland in einem weiten Gemache befand, das zu einem Arbeitskabinet eingerichtet ſchien. Die Meubeln waren alterthümlich, die Vergoldung derſelben hatte gelitten, die Farbe der Fenſterverhänge von rother Seide, wie des Sammets, womit die ſchweren Lehnſtühle überzogen waren, war ausgebleicht und verſchoſſen. Der Cornet Neumann ſaß an einem Tiſche, mit Schreiben beſchäftigt, der Aſtrolog lehnte an einem Fenſter, der Schloßhauptmann, der Page Georg und ein zweiter Page, in Reiſekleidern, ſtanden ſtill und erwartungsvoll unweit der Thür. Der Fürſt ging ſchweigend im Zimmer auf und ab, er hatte die Hände auf dem Rücken und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken; Stirn und Blick waren düſter.

„Hat Euch,“ ſagte der Fürſt zu dem Schloßhauptmann, doch ohne ihn anzuſehen, und im Auf- und Abwandeln verbleibend, „Euer Bruder, der

Schloßhauptmann David Hain zu Friedland, etwas über den frühern Beſitzer dieſer Herrſchaft ſeit Kurzem mitgetheilt?"

„Ich habe ſeit faſt vier Wochen gar keine Nachricht von dort;" erwiederte Jener.

Neumann hatte eben wieder einen Brief beendet und geſiegelt.

„Schreibt," ſagte der Fürſt zu dem Letztern, „ſchreibt an den Schloßhauptmann von Friedland, daß ich vernommen, wie der leichtfertige Schelm Chriſtoph von Redern in dortiger Gegend herumreiten und das Landvolk aufwiegeln ſoll. Deswegen iſt mein ernſtlicher Befehl, daß der Schloßhauptmann im ganzen Friedländiſchen und Reichenbergiſchen Gebiet publiciren laſſe, daß, wer mit ihm die mindeſte Gemeinſchaft hegt, mir mit Leib, Gut und Ehre verfallen ſein, wer mir ihn aber todt oder lebendig zu Händen bringt, fünftauſend Thaler erhalten ſoll. Iſt Jemand überwieſen, mit dem Chriſtoph Redern in Verkehr geſtanden zu haben, ſo ſoll die Beſtie hängen*)."

---

*) Ein Lieblingsausdruck Wallenſtein's.

Neumann ſchrieb, und der Fürſt ſetzte ſein ſtilles Wandeln fort. So wie der Erſtere fertig war, winkte der Fürſt dem reiſefertig harrenden Pagen, und dieſer verließ mit dem Briefe das Gemach.

Der Fürſt ging noch einige Zeit auf und ab, dann blieb er plötzlich vor dem Schloßhauptman ſtehen und ſah dieſem feſt in's Geſicht.

„Die fehlenden Papiere haben ſich nirgends gefunden?“ fragte er mit einem Tone, in welchem etwas Hartes, faſt Drohendes lag.

„Nirgends, Euer fürſtliche Gnaden;“ erwiederte der Gefragte mit anſcheinend feſtem Tone, aber ängſtlichem Geſicht.

„Am Tage vor dem Tode der Gräfin waren ſie noch vorhanden. Sind ſie geſtohlen, und ich entdecke den Dieb, ſo ſoll die Beſtie hängen;“ verſetzte der Vorige mit einem Blicke, düſter wie die Nacht. — „Georg Löwenthal,“ fuhr er, zu dem Pagen gewendet, fort, „ich denke — nein, ich weiß es, denn ich kenne Deine Conſtellation — Du biſt mir treu. Du kennſt dieſes Haus genau. Du wirſt deshalb mit ein paar Arbeitern, Maurern und Schloſſern, das ganze Haus, vom Dachſtuhl bis zum Grundſtein, ſorgfältig unterſuchen — die Zimmer meiner Gemahlin allein ausgenommen. — Eine eiſerne Kiſte mit Documenten, letztere größtentheils von der Hand der verſtorbenen Gräfin, iſt verloren gegangen. Suche überall, Elle vor Elle, Fuß vor Fuß. Laß, wo Du es für nöthig hältſt, die Wand einſchlagen, Kiſten und Kaſten öffnen. Findeſt Du jene Papiere, ſo ſei meiner Gnade und eines anſehnlichen Lohnes gewiß. — Ihr, Andreas Hain, werdet den jungen Mann begleiten und nicht eher ihn, unter irgend welchem Vorwande, verlaſſen, bis die Unterſuchung, die in dieſer Stunde noch beginnen muß, beendigt iſt.“

„Ich denke, Euer fürſtliche Gnaden werden nicht der Meinung ſein“ — hob der Schloßhauptmann ſtockend an.

„Wäre ich der Meinung, ſo läget Ihr bereits in Ketten und Banden;“ unterbrach ihn der Fürſt mit rauher Stimme. — „Geht an Euer Werk!“

Der Schloßhauptmann und Georg verließen das Zimmer; auch Neumann ging auf einen Wink ſeines Herrn hinaus. Der Fürſt und Zenno blieben allein.

„Kepler hat Euch geſchrieben? Bleibt er noch bei ſeiner Meinung?„ fragte der Erſtere, zu dem Aſtrologen tretend.

„Allerdings, mein hoher Fürſt!“ ſagte der Gefragte mit lispelnder Stimme und einem ausländiſchen Accente. „Aber, obwohl Signor Keplerus ein großer Mathematicus und in ſeiner Art hochverdienter Mann iſt, ſo kann ich doch ſeinen aſtrologiſchen Berechnungen nicht überall Glauben ſchenken.“

„Zweifelt Ihr an ſeiner Geſchicklichkeit oder an ſeiner Aufrichtigkeit?“ fragte der Fürſt, indem er den Aſtrologen feſt anblickte. — „Drei Kaiſer ließen ſich von dieſem Manne die Nativität ſtellen und befragten ihn in vielen Angelegenheiten des Lebens.“

„Der Herr ſoll mich behüten, an ſeinem Kenntniſſen und ſonſtigen Vorzügen zu zweifeln;“ ſprach Zenno mit zweideutigem Lächeln.

„Ihr haltet ihn alſo einer Fälſchung fähig?“ fragte Wallenſtein, und es lag etwas Lauerndes in dem Tone.

„O keineswegs! Ich möchte nie ſo etwas behaupten. Wie könnte ich dergleichen von dem berühmten Manne glauben, den Eure fürſtliche Gnaden mit Dero Zutrauen beehren?" erwiederte Zenno mit einer Miene, die jedoch dem Inhalte der Worte wenig angemeſſen war.

„Nun alſo?" ſagte der Fürſt, die Stirn runzelnd. „Eins oder das Andere muß der Fall ſein. Sprecht Eure Meinung aus."

„Herr Keplerus iſt — Proteſtant;" ſprach der Aſtrolog zögernd.

„Das alſo iſt Euer Grund, an ſeinen Berechnungen zu zweifeln?" ſprach Wallenſtein mit einem faſt unmerklichem Lächeln, und in ſeinem Tone lag etwas, wie Verachtung. „Die Araber waren Ungläubige, aber ſchlechte Sternkundige waren ſie nicht."

„Signor Keplerus ſagt in ſeinem Briefe an den hochſeligen Kaiſer Rudolph: ‚Pontifex habet Martem suum in Cancro'*) — Iſt Euer Gnaden der Meinung, daß dies möglich ſein könne, ſintemal der Pabſt das Haupt der Kirche, die Kirche aber ewig iſt?“ ſprach der Italiener einfach, aber ſein Blick war ſtarr auf den Fürſten gerichtet.

---

*) ‚Der Pabſt hat ſeinen Mars im Krebſe.'

„Dieſe Worte hatten blos Bezug auf den Streit des Pabſtes Paul des fünften mit den Venetianern;“ verſetzte Wallenſtein kalt.

„Er verwirft Vieles, was die größten Aſtrologen als richtig, ja, als die Grundpfeiler der Wiſſenſchaft anerkannt haben;“ fuhr Zenno fort. „In einem Briefe an Thomas Harriot, den engliſchen Naturkundigen, ſagt er offen: ‚Ich verwerfe die Eintheilung in zwölf Theile, die Begriffe von den himmliſchen Häuſern, der Herrſchaft und der Triplicität.‘ Daſſelbe wiederholt er in ſeinem Werke. ‚De stella nova.‘“

Der Blick des Fürſten ward immer düſterer, während des Geſprächs des Aſtrologen.

„Nein, Meiſter! Ihr wollt dem großen Manne nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen;“ ſagte Wallenſtein rauh, als Jener geendigt hatte. „Der Proteſtant iſt Euch zuwider. Dies iſt's, was Ihr an ihm und ſeiner Kunſt auszuſetzen habt. Was aber geben Euch und mich ſeine Ketzereien an? Ich denke, er hat Euch noch nicht zu dieſen zu verführen geſucht, und was mich anbelangt" — hier lächelte der Fürſt auf eine ſonderbare Weiſe — „ſo meine ich: die Gründung eines Jeſuitencollegiums zu Gitſchin ſei eine gute Bürgſchaft für meine Anhänglichkeit an die Kirche. Uebrigens iſt es dieſem Manne Ernſt mit dem Glauben — nein, mit der unumſtößlichen Wahrheit — daß die Geſchicke der Menſchen unter dem mächtigen Einfluß der ewigen Sterne ſtehen. Seinem hohen Geiſt iſt aber der Sternenhimmel ein Ganzes, eine Totalität, und wenn er Einzelnheiten verwirft, ſo faßt er jene nur um ſo richtiger auf. Doch genug. — Was ſchreibt er Euch?"

„Er habe," erwiederte Zenno, „ſeine Berechnungen nochmals geprüft, er ſei die Conſtellation auf's Genaueſte, zu wiederholten Malen, durchgegangen, das Ergebniß ſei aber ſtets daſſelbe geweſen. ‚Ihr würdet,' ſagt er, ‚in Kurzem eine Maßregel ergreifen, die Euch in ihren Folgen auf den Gipfel des Ruhms tragen, oder in den tiefſten Abgrund ſtürzen könne. In letzterer Hinſicht ſei eine unſichtbare Hand feindlich gegen Euch erhoben; berühre Euch dieſe, ſo ſei es ein Vorbote Eures Unterganges.‘“

„Auch die Berechnungen, die ich ſelbſt angeſtellt,“ ſprach der Fürſt nach längerer Pauſe, „deuten auf ein Unglück und ein vorhergehendes Warnungszeichen. Daß es ſolche Zeichen giebt, daß ſie den Geſchicken der Menſchen, welche eine höhere Fügung auf einen Punkt ſtellte, von welchem aus ſie auf die Begebenheiten ihrer Zeit einwirken, vorangehen; davon haben wir Beiſpiele ſeit dem graueſten Alterthume bis auf unſere Tage. Denkt an jenes berühmte: ‚Bei Philippi ſiehſt Du mich wieder!‘ und Heinrich's des vierten Vorgefühl ſeiner Ermordung.“

„Ueber beide Gewarnten,“ ſagte Zenno mit ſtechendem Blick, „hatten dämoniſche Gewalten einen mächtigen Einfluß; der erſte war ein Heide, der andere meinte es nie aufrichtig mit der heiligen Kirche, die ihn ſo mütterlich und liebreich in ihren Schooß aufgenommen. — Eure fürſtliche Gnaden ſind ein treuer Sohn der letztern, ſie ſchirmt und ſchützt Den, welcher ihr von Herzen zugethan, breitet ihre Flügel über den Frommen und Gehorſamen.“

Der Blick des Fürſten war während der Zeit, als der Aſtrolog ſprach, ſtarr auf dieſen gerichtet, und es ſchien, als ob ſolcher denſelben kaum zu ertragen im Stande ſei, denn er ſchlug bei den letzten Worten die Augen nieder.

„Und Eure eigene Berechnung der Conſtellation?" fragte Wallenſtein, nachdem er längere Zeit geſchwiegen.

„Sie verkündigt Ruhm und Glück dem Unternehmen, das Ihr im Sinne habt, vorausgeſetzt, daß ſolches geſchieht, wenn Sol und Mars nicht in Oppoſition ſind; was wohl ohnehin nicht der Fall ſein wird, da Euer Gnaden weiß, daß Sol das Zeichen des allerdurchlauchtigſten Erzhauſes iſt, der Krieg, für welchen Ihr ein Heer zuſammenbringen wollt, aber zu deſſen Ruhm, und Vergrößerung ſeiner Macht geführt werden ſoll."

„Allerdings! Allerdings iſt dies ſeine Beſtimmung;" verſetzte Wallenſtein lächelnd. „Eben ſo wenig wird Jemand in's Feld rücken, wenn er weiß, daß die Conſtellation ſeinem Unternehmen am ungünſtigſten iſt. Uebrigens ſoll es mich freuen, wenn Eure Berechnungen ſich bewähren, wiewohl ich die Warnungen Kepler's deshalb nicht gänzlich aus der Acht laſſen will. — Doch geht jetzt, Meiſter, und richtet Alles im aſtronomiſchen Zimmer zum Obſerviren ein. Morgen muß die zwiſchen uns beſprochene Einrichtung fertig ſein. Wie Ihr wißt, rückt die hochwichtige Nacht in Kurzem heran. Kepler verſprach in ſeinem letzten Schreiben, mit mir und Euch gleichzeitig zu obſerviren. Wir Beide wollen dies abgeſondert thun. Nicht einmal in demſelben Gemache ſoll es ſtattfinden. Wir machen dann die Berechnungen, theilen ſie einander mit und ſenden ſie an Kepler, der uns die ſeinige ſchickt. Ich bin auf das Ergebniß auf's Aeußerſte begierig. Die bevorſtehende Verfinſterung des Mondes iſt, unter den Euch bekannten Umſtänden, faſt noch merkwürdiger, als die Conjunction des Saturns und Jupiters in dem feurigen Zeichen des Löwen, wie ſolche im Julius des Jahres 1623 ſtatt hatte, und worüber er in demſelben Jahre zu Linz ſeine ſo gelahrte Abhandlung erſcheinen ließ."

Mit einer Bewegung der Hand verabſchiedete Wallenſtein den Aſtrologen. — —

„Denkt Euch, Muhme, wie gütig, wie liebreich unſere gnädige Frau iſt; ſie ſendet Euch dieſes Fläſchchen des älteſten, beſten Malvaſiers zur Stärkung und wird Euch heute noch ſelbſt beſuchen;“ ſagte Elsbeth am Abend des folgenden Tages, indem ſie eine kleine Flaſche vor die Verwandte, welche in ihrem Lehnſtuhle ſtill und ſtumm, mit gefaltenen Händen und ihrem gewöhnlichen, bewußtloſen Lächeln, faſt einem Steinbilde auf alten Gräbern vergleichbar, daſaß.

„Die Gräfin will mich beſuchen? Sie liegt ja längſt im Grabe;“ verſetzte Frau Margarethe, mühſam das todte, erloſchene Auge zu dem jungen, blühenden Mühmchen erhebend.

„Ach,“ ſagte das Mädchen, „ich ſpreche ja nicht von Eurer verſtorbenen Herrin — und es wäre gut, wenn Ihr es auch nicht ſo oft thätet — ich ſpreche von der zweiten Gemahlin des Fürſten, welche geſtern hier ankam. — O,“ fuhr Elsbeth, nachdem ſie ein Gläschen geholt, dies vollgeſchenkt und die Greiſin zum Trinken genöthigt, fort, „was iſt die Fürſtin doch für eine liebe, freundliche Frau! Sie hat ſo viel und ſo liebreich mit mir geſprochen. Von Allem mußte ich ihr erzählen. Auch von Euch ſprachen wir. Als ich ihr ſagte, daß Ihr ſechsundneunzig Jahre alt wäret, meinte ſie, daß ſie Euch kennen lernen wolle, und frug, ob ſie Euch mit Etwas eine Freude zu machen im Stande ſei. Als ich nicht gleich wußte, was ich darauf ſagen ſollte, ſandte ſie nach dem Malvaſier. Er würde Euch erquicken, meinte ſie."

Die Alte hatte, während Elsbeth ſprach, aus dem Glaſe genippt, und das Mädchen füllte es von Neuem.

„Auch von Georg ſprach ſie," fuhr Elsbeth fröhlich fort, „ſie nannte ihn einen guten Menſchen und treuen Diener ſeines Herrn, der gewiß ſein Glück machen würde. Obwohl, ſagte die Fürſtin, der Herr es nicht gern ſähe, wenn ſeine Diener ſich ſo jung verheiratheten, ſo würde er doch vielleicht hier eine Ausnahme machen, ſie ſelbſt aber dazu beitragen, ſo viel ſie im Stande wäre. — Und das fürſtliche Fräulein iſt ein gar liebes Kind!" erzählte Elsbeth mit fröhlicher Geſchwätzigkeit weiter. „Die Wärterin theilte mir mit, es ſei in Sagan immer ſo kränklich geweſen, daß man ſchon geglaubt hätte, es würde ſterben. Ein großer Sterndeuter — ich dächte, Herr Kepler oder ſo etwa geheißen — aber habe prophezeit, es würde erwachſen, ſich verheirathen und glücklich ſein."

Während Elsbeth im beſten Schwatzen begriffen war, und Frau Margarethe von Zeit zu Zeit von dem Weine nippte, der ihr zu munden ſchien, trat Georg in's Zimmer. Verdrüßlich warf er ſeinen Hut auf einen Seſſel und ließ ſich auf einem andern zur Seite des Mädchens nieder.

„Nichts und wieder nichts!" rief er aus. „Ich habe das Schloß vom Firſt bis zum Grundſtein durchſucht. Ich dachte, ich müßte die eiſerne Kiſte finden, denn Herr Andreas Hain ſah aus, wie das böſe Gewiſſen in eigener Perſon, aber ich glaube nun, ich habe ihm Unrecht gethan; wir fanden keine Spur."

„Von was ſprichſt Du, Georg?" fragte Frau Margarethe, deren Züge belebter als ſonſt zu ſein ſchienen.

„Von einer Kiſte, Muhme, die beim Henker iſt, die Eurer verſtorbenen Herrin gehört hat, in welcher wichtige Papiere ſein ſollen, und die mich, wenn ich ſie gefunden hätte, zu einem glücklichen Menſchen gemacht haben würde!“ entgegnete der Page mißmuthig. — „Aber bin ich nicht ein Narr, daß das Ding mich unwirſch macht?“ ſetzte er ſogleich lachend hinzu. „Habe ich nicht meine Elsbeth und mein Schwert? Was brauche ich weiter, um glücklich zu ſein? Wahrhaftig, ich wäre ein Thor, ein wahrer Thor, wenn ich mich noch einen Augenblick ärgerte, die dumme Kiſte nicht gefunden zu haben. — Ueberhaupt,“ fuhr Georg nach einigem Nachdenken fort, „habe ich vielleicht etwas geſucht, das viele Meilen von hier, in irgend einem ſtaubigen Schranke, wohl verwahrt und dennoch unbeachtet, liegen kann. Ich habe dem Schloßhauptmann am Ende wohl gar in meinem Herzen ein großes Unrecht abzubitten, und der Fürſt, wie mir ſcheint, nicht minder. Es iſt ſelbſt die Frage, ob die Kiſte mit den Papieren bei dem Tode der Gräfin noch vorhanden war, oder ob ſie ſolche vorher anderwärts wohin geſendet hat, wie der Herr, als ich ihm über mein fruchtloſes Suchen Bericht erſtattete, zu meinen ſcheint.“

„Nein!“ fiel plötzlich die Alte viel lebhafter wie gewöhnlich ein, ihre Züge wurden lebendiger, ihr Blick zeugte von ſchärferem Bewußtſein. — „Nein, die Kiſte war vorhanden.“

„Was?“ rief der Jüngling aufſpringend. „Ihr wißt etwas davon zu ſagen? — Sprecht, Muhme,“ ſetzte er dringend hinzu, „ſagt, was Ihr wiſſet!“

„Die Gräfin,“ ſagte die Alte, ſtarr vor ſich hinblickend, und indem ſie wie gewaltſam die Gedanken feſt zu halten ſuchte, „hatte in ihrer letzten Krankheit beſtändig eine kleine, eiſerne Kiſte, deren vier Ecken mit Meſſing beſchlagen waren, am Kopfende ihres Bettes ſtehen. Nach ihrem Tode habe ich ſolche nicht mehr geſehen, ja ſelbſt bei ihrem Verſcheiden, bei dem ich zugegen war, war ſolche nicht mehr zu ſchauen.“

„Und könntet Ihr ahnen, Muhme — ich bitte Euch, denkt recht darüber nach — wohin ſie gekommen?“ fragte der Jüngling haſtig.

„Herr Andreas Hain konnte es wiſſen;“ verſetzte die Greiſin nach einer Pauſe. „Die Gräfin ließ ihn rufen, als ſie ihr Stündlein nahen fühlte; ſie ſprachen längere Zeit allein. Als ich wieder in's

Gemach treten durfte, hatte der Schloßhauptmann dasſelbe verlaſſen, aber ich entſinne mich, daß die Kiſte nicht mehr am Bette ſtand."

,,Und vorher war ſie da geweſen?" fragte Georg lebhaft.

,,Ganz gewiß;" verſetzte die Greiſin.

,,Das könnte Licht in die Sache bringen!" rief der Page, indem er lebhaft im Zimmer auf- und abging. — ,,Aber was thue ich jetzt?" ſetzte er unruhig hinzu. ,,Spreche ich mit dem Fürſten?" —

,,Um Gotteswillen nicht!" ſagte Elsbeth ängſtlich, und indem ſie den Jüngling bei der Hand faßte. ,,Der Herr ſoll ſo heftig im Zorn, wie leicht zum Argwohn geneigt ſein. Ihr könntet einen völlig Unſchuldigen in's Unglück bringen."

,,So rede ich mit dem Schloßhauptmann ſelbſt, fordere Auskunft über die beim Tode der Gräfin vorhandene Kiſte und drohe mit Anzeige beim Fürſten;" verſetzte der Jüngling.

,,Wie wolltet Ihr den Beweis führen, daß die Kiſte damals noch vorhanden war?" fragte Elsbeth halblaut. ,,Die Muhme weiß in ein paar

Augenblicken vielleicht kein Wort mehr von dem, was ſie geſagt hat.“

Georg wollte antworten, aber Frau Margarethe hob zu ſprechen an.

„Iſt das nicht Wein? Süßer Wein?“ fragte ſie, indem ſie auf das Glas zeigte, welches ſie ein paar Augenblicke vorher auf den nahe ſtehenden Tiſch geſetzt. „Ich möchte nicht davon trinken. Ein Trank ſüßen Weins hätte einmal beinahe gar bittere Folgen gehabt.“

„Da hört Ihr's!“ lispelte Elsbeth, zu Georg gewendet. „Sie weiß oft in einer Minute nicht, was in der andern vorgegangen. Ich bitte Euch, Georg, beobachtet den Schloßhauptmann, aber ſagt ihm nichts von Eurem Argwohn. Der unglückliche Mann ſcheint ohnehin in einer beſondern Aufregung, ſeitdem Ihr mit der Nachricht, daß der Fürſt hier ankommen würde, eintraft. Ich ſah ihn geſtern Abends an dem Ufer der Oslawa in tiefem Sinnen auf- und abgehen, und die Knechte haben ihn beide Nächte hintereinander in jenem Flügel des Schloſſes nachtwandelnd erblickt. Ich denke, daß er ſich weniger wegen der Kiſte, von der er vielleicht nicht einmal Wiſſenſchaft hat, als wegen der Abneigung des Herrn, die ſich von früherer Zeit her zu datiren ſcheint, ängſtigen mag.“

Lange ſprachen noch Elsbeth und ihr Geliebter über jenen Gegenſtand, bei weitem mehr aber von der Zukunft und dem Augenblicke, in welchem ihre Verbindung eine ſo vieljährige Treue krönen würde. —

Die folgenden Tage war ein außerordentlich reges Leben in dem Schloſſe zu Groß-Meſeritſch. Boten langten von allen Seiten an, die Ankunft der geladenen Gäſte, ſämmtlich bedeutender Feldhauptleute, wie des kaiſerlichen Commiſſarius, des Geheimenraths von Queſtenberg, zu verkündigen. Drei Viertheile des Schloſſes wurden auf Befehl des Fürſten auf's Glänzendſte ausgeſchmückt. Was Geld und Macht vermochten, ward angewandt, um die Gäſte auf's Würdigſte aufzunehmen. Ganze Transporte koſtbarer Meubeln langten an, Küche und Keller ward ſo wohl verſehen, wie man es am kaiſerlichen Hofe ſelbſt nicht beſſer zu finden gewohnt war. Nur ein Theil des Gebäudes, der kleinſte, entlegenſte von allen, durfte von den Arbeitenden, Ausſchmückenden, Einrichtenden nicht betreten werden. Während ſonſt in dem größten Theile der Burg das Unterſte zu Oberſt gekehrt wurde, blieb hier Alles unberührt; während dort ſchallender Lärm tobte, herrſchte hier eine Grabesſtille. Es war dies ein ferner Flügel des Schloſſes, welchen der Fürſt zu ſeiner eigenen Wohnung gewählt hatte. Er umfaßte kaum vier oder fünf Zimmer und einen Saal. Sie waren in dem Zuſtande, wie ſolche vor einer langen Reihe Jahre von der frühern Beſitzerin, der erſten Gemahlin des Fürſten, eingerichtet worden. Hier hatte Wallenſteins Gattin das letzte Jahr ihres Lebens, fortwährend kränkelnd, zugebracht. Der Saal war ihr Wohnzimmer geweſen; in einem an dieſes ſtoßenden Gemach war ſie geſtorben. Noch ſtanden Bett und Meubeln, die ihr gedient, auf der alten Stelle. Der weite, hallende Saal war mit Familiengemälden geſchmückt. Sie hingen in einer langen Reihe, den Fenſtern des Gemaches, aus denen man eine weite Ausſicht in die Umgegend hatte, gegenüber, und ſtellten theils Mitglieder der Familie Wiczkowa, theils Perſonen aus den Geſchlechtern Waldſtein (den Namen Wallenſtein hat der Fürſt nie geführt) oder Smirezitzki, welchem letztern die Mutter des Fürſten angehört hatte, vor. An dieſer Burgſeite befanden ſich beſtändig zwei Schildwachen, welche ihre Häuschen an den Ecken der letztern hatten. Sie hatten den Befehl, alles Anrufen zu vermeiden, dagegen bei Tage durch Wink, bei Nacht durch Annäherung jeden hier Vorübergehenden zurückzuweiſen, im Allgemeinen aber jeden Lärmen zu verhindern. Eine kleine Thür im Erdgeſchoß führte hier nach der Seite des Gartens. Da der Fürſt gewohnt war, ſich durch dieſe in den letztern zu begeben um, wie auch die Witterung und die Kälte immer ſein mochten, täglich, einſam und in Nachdenken verſunken, oft länger als eine Stunde in den abgelegenſten Gängen auf- und abzuwandeln, ſo hatten die wachthaltenden Arquebuſiere den Befehl, während dieſer Zeit den Eingang des Gartens zu beſetzen und Jedermann, den Cornet Neumann ausgenommen, den Eingang zu verwehren. —

Nachdem Alles zu dem Empfang der Gäſte in Stand geſetzt worden war, langte endlich Einer nach dem Andern an. Es waren ſämmtlich Männer, deren Namen mit Ruhm auf den Schlachtfeldern genannt worden waren. Den Tag nach der Ankunft des kaiſerlichen Commiſſarius, des Geheimenraths und Kämmerers von Queſtenberg, hatte der Fürſt ſie ſämmtlich in dem oben geſchilderten Saale verſammelt. Die Berathung hatte ſchon viele Stunden gedauert, das Feſtmahl, was derſelben folgen ſollte, wartete längſt, und endlich unternahm die Fürſtin, was kein Anderer wagen wollte, ſich zu dem Fürſten zu begeben, um ihm vorzuſchlagen, die Berathung für heute abzubrechen. Da die ſo ſanfte als kluge Frau leicht vorausſetzen konnte, daß die Berathung, weil ſie ſich ſo verlängerte, gewiß ſehr ſtürmiſch geweſen, und ihr Gemahl vielleicht nicht in der beſten Laune ſein würde, ſo nahm ſie die kleine Maria an die Hand. Sie wußte, daß Wallenſtein das Kind ungemein liebte, und ſchon der Anblick deſſelben in den meiſten Fällen hinreichend geweſen war, ihn in eine weniger düſtere Stimmung zu verſetzen. — Als die Fürſtin in den Saal, in welchem die Unterhandlungen gepflogen wurden, eintrat, war die Geſellſchaft von den Stühlen, welche rings um eine lange

Tafel geſtellt waren, aufgeſtanden, ſie bildeten mehrere Gruppen. Die nächſte beſtand aus dem Fürſten, deſſen Miene kalte Entſchloſſenheit ausdrückte, einem bejahrten Manne von vornehmem Anſehen, welcher mit ruhiger Miene einem Dritten zuhörte, der ſich in heftigem Geſpräch ſehr zu ereifern ſchien, und dem ein Vierter, deſſen Geſichtszüge etwas Tückiſches und im Ganzen Unangenehmes hatten, mit hämiſchem Lächeln Beifall zuzunicken ſchien. Zehn oder zwölf andere Männer, von meiſtens mittlerem Alter, ſtanden in der Nähe, doch hörten ſie mehr auf den Sprechenden, als daß ſie ſelbſt an der Unterredung Antheil genommen hätten.

„Ich ſage Euch, Herr Kämmerer,“ rief heftig der Sprechende, und das Feuermal auf ſeiner Stirn, welches die Geſtalt einer Pfeilſpitze hatte, röthete ſich noch dunkler wie vorher, „zu Wien in der kaiſerlichen Burg und in Eurem Berathungszimmer mögen die Dinge freilich in einer andern Geſtalt erſcheinen, als im Feldlager! Euch, Herren von der Feder, kommt Manches gar leicht vor, was uns Kriegsleuten ſchwer erſcheint, wiewohl manchmal auch der umgekehrte Fall eintreten kann! Da ſind die Herren Feldoberſten ja faſt alle beiſammen; ſie mögen reden, ſie mögen ſagen, ob Einer unter ihnen iſt, der nicht rückſtändige Forderungen und Verluſte gehabt hat. Da iſt der Generalwachtmeiſter der Kavallerie, Herr Lorenzo del Maeſtro, die Obriſten Teufenbach, Iſolani, Arnimb, Aldringer, und wie ſie alle heißen. Von mir und Hepburn will ich gar nicht reden. Wir ſind arm wie Hiob. Ich habe den letzten Thaler an meine Küraſſiere, er an ſeine Schotten bezahlt. Man ſoll nicht ſagen, daß Graf Pappenheim ſeinen Reitern, die ihm in Tod und Noth gefolgt, nur einen Pfennig ſchuldig geblieben wäre, wenn ich mich in dieſer Hinſicht auch auf ein erhabenes Beiſpiel berufen könnte."

Der neben Pappenheim Stehende ſchlug ein lautes Gelächter auf.

„Und wenn man nur ſonſt noch einen Dank davon hätte!" ſprach er höhniſch. „Mit dem Schuldigbleiben möchte es noch angehen. Bezahlt man mich nicht, kann ich auch nicht zahlen. Am Ende kommt man dennoch gut oder übel zu ſeinem Gelde."

„Das mag Eurer Denk- und Handlungsweiſe angemeſſen ſein, aber nicht meiner, Herr von Ilow!“ ſprach Pappenheim verächtlich. „Dank oder Undank; gleichviel; ich thue meine Pflicht und fordere Pflichterfüllung von dem Soldaten. Hungern aber kann ich ihn nicht ſehen, wenn er fechten ſoll, und meine Küraſſiere ſollen nicht meine Gläubiger ſein.“

Jetzt erſt bemerkten die Sprechenden, daß die Fürſtin eingetreten war, Alle verbeugten ſich tief, Wallenſtein ging ihr entgegen, indem er einige leiſe Worte zu ihr ſprach, ſie zu einem Sitz am Fenſter führte und dann wieder zu den Anweſenden trat.

„Die Herren haben,“ ſprach der Fürſt mit ruhigem Tone, „jetzt die Vorſchläge des Herrn von Queſtenberg gehört. An den Anführern der ausländiſchen Truppen iſt es, zuerſt ihre Meinung abzugeben, ob ſie ſich mit dem Vorſchlag der Abſchlagszahlungen begnügen wollen.“

„Auf keinen Fall!“ fiel ein Mann von Mittelalter und höchſt kriegeriſchem Anſehen — der Oberſt Hepburn — lebhaft ein. „Kampfluſt und Ruhmbegier führte mich und meine Schotten über’s

Meer, und ich denke, an Gelegenheit, beide zu befriedigen, hat man es nicht ermangeln laſſen. Auf etwas aber hatten wir nicht gerechnet: nämlich darben zu müſſen. — Ja, darben, Herr von Queſtenberg!“ fuhr er hitzig fort. „Wie man es uns aber an dem Nöthigſten mangeln ließ, und jetzt noch nicht daran denkt, unſere gerechten Forderungen zu befriedigen, ſo hat man auch nicht daran gedacht, daß der Schotte nicht auf dieſem Boden heimiſch, daß er der Sache fremd iſt, für welche er ficht, und man dürfte ſich dann nicht wundern, wenn man die bunten Farben unſerer Plaids in den Reihen der Gegner ſchimmern ſähe.“

„Der Irländer denkt wie der Schotte und wird ſich — am wenigſten auf fremder Erde — nicht von dieſem trennen;“ ſagte ein langer, magerer Mann, mit finſteren Zügen, der ſchweigend fern geſtanden hatte und jetzt heran trat. — „Wer, nach abgeſchloſſenem Vertrage, mich und meine Dragoner richtig bezahlt, dem diene ich, ſo lange letzteres der Fall iſt; ich blicke nicht rechts noch links, folge den mir gegebenen Befehlen, ja, ich würde, wenn es ſich um meine Pflicht handelte, dieſe ausführen, und gälte es, dem eigenen Sohne das Schwert in die Bruſt zu ſtoßen. Bezahlt man uns nicht, ſo achte ich den Pact als aufgelöſt und ziehe dahin, wo man tapfere Männer zu brauchen weiß. — Wie John Butler denkt, ſo denkt auch jeder ſeiner Reiter.“

„Dann freilich,“ ſagte der Geheimerath von Queſtenberg, „bin ich umſonſt gekommen. Auf Antworten dieſer Art war man in Wien nicht gefaßt. Leere Verſprechungen zu machen, deren Erfüllung ſich überdies in nächſter Zeit ſchon als unmöglich erweiſen würde, lautet mein Auftrag nicht. Ein ſolcher würde der Majeſtät unſers kaiſerlichen Herrn auch nicht würdig geweſen ſein. Ich habe deshalb nichts verhehlt, ich habe offen geſtanden, daß die Kriege in Böhmen, Mähren, Ungarn die Kaſſen erſchöpft haben, und mich blos an die Ehre und den Patriotismus der Herren gewendet.“

„Schöne Dinge, Beides — aber leben läßt ſich davon nicht!“ rief der Obriſt von Ilow lachend.

Bis jetzt hatte Wallenſtein geſchwiegen, er hatte, die Hände auf dem Rücken, ruhig lächelnd zugehört.

„Ihr ſeid jetzt fertig, Herr von Queſtenberg,“ ſagte er kalt, „und ich denke, in Wien wird man es auch ſein. — Erinnert man ſich vielleicht dort eines Vorſchlags, den ich vor einiger Zeit gethan?“

„Allerdings!“ erwiederte der Geheimerath ſtokkend. „Man kam darauf zurück, aber man glaubte — man meinte —“

„Es ſei eine Großſprecherei, ein leeres Prahlen;“ fuhr Wallenſtein mit Kälte fort. „Der Erfolg würde indeß zeigen, ob Albrecht Waldſtein der Mann iſt, der etwas verſpricht, was er nicht zu halten vermag. — Herr von Queſtenberg,“ ſprach er nach einer Pauſe lebhafter, „König Chriſtian von Dänemark ſteht als deutſcher Reichsfürſt und Oberbefehlshaber mit ſechzigtauſend Mann im Herzen Deutſchlands, der Herzog von Braunſchweig und der kriegeriſche Mannsfeld ſind zu ihm geſtoßen; Tilly allein kann das Feld nicht halten, und im nächſten Frühjahr iſt vielleicht der Kaiſer nicht mehr ſicher in der Burg zu Wien.“

„Es iſt ſo, wie Eure fürſtliche Gnaden ſagen, ich vermag nicht zu widerſprechen;“ erwiederte Queſtenberg kleinlaut.

„Nur ein ſtarker Arm," fuhr Wallenſtein fort, „kann den Kaiſer retten. Ich glaube, ich bin dieſer Arm."

„Auch in Wien iſt man dieſer Meinung;" fiel Queſtenberg lebhaft ein. „Möge es daher Euer Gnaden nur gefallen, Vorſchläge zu machen, Forderungen zu ſtellen —"

„Ich will nichts, ich brauche nichts;" fiel der Fürſt ihm in's Wort. „Ich wünſche blos den Kaiſer und das Reich zu retten und werde dies ausführen, wenn man mich gewähren läßt. Ich habe nur eine Forderung zu ſtellen, es iſt die, daß man niemals vergeſſe, daß ich es gethan."

Der Fürſt ſprach die letzten Worte mit einer Stimme, die laut im Saale wiederhallte.

„Zwanzigtauſend Mann," fuhr Wallenſtein mit der frühern Kälte fort, „ſind nicht hinreichend, die uns entgegenſtehende Macht zu vernichten und die Dänen über die Oſtſee nach Hauſe zu jagen. Ich erbiete mich, ein Heer von vierzigtauſend Mann zu ſchaffen und binnen ſechs Monaten gegen den Feind zu führen. Ich ſtelle dies Heer auf meine eigene Koſten, verlange keinen Heller zu deſſen Unterhaltung, ſondern erwarte blos, daß man mich gewähren laſſe, und der Kaiſer die von mir als nöthig erachteten und vollzogenen Maßregeln vor dem geſammten Reich nach beſten Kräften vertheidige."

Alle Umſtehenden ſahen ſich bei den Worten des Fürſten ſchweigend an. Es entſtand eine lange Pauſe, eine Stille, daß man hätte das Summen einer Fliege hören können.

„In der That," ſagte Queſtenberg mit ſichtlichem Erſtaunen, „ich bin ſo überraſcht — ich begreife nicht —"

„Glaubt, Ihr Herren," ſprach Wallenſtein kalt, indem er ſich an die Umſtehenden wandte, „daß ich halten werde, zu was ich mich ſo eben erbot, und wollt Ihr mich zu Eurem Bürgen, Hinſichts Eurer Forderungen, annehmen?"

„Du haſt es geſagt, folglich iſt es ſo!" rief Pappenheim lebhaft.

„Die Schotten verlangen keine beſſere Bürgſchaft!" rief Hepburn. „Wir ſind Euer und dienen Eurer Sache in Noth und Tod."

„Ihr werdet Euer Wort löſen, und wir ſind Euer;“ ſetzte Butler hinzu.

„Jedenfalls iſt er ein beſſerer Bürge, als die alten Perrücken in Wien;“ ſagte Ilow halblaut zu einem ihm Naheſtehenden, in Kroatenkleidung.

„Ich bürge Dir,“ ſprach Letzterer lebhaft zu Wallenſtein, „mindeſtens für den Zuzug von dreitauſend Kroaten, wenn Du ſie haben willſt.“

„An leichter Reiterei wird es dem Heere nicht mangeln, mein guter Iſolani;“ verſetzte der Fürſt lächelnd. „Auf den erſten Trompetenſtoß kommen mir mehrere Koſakenpulks aus Polen zugezogen.“

„Ich zweifle nicht, mein hoher Fürſt,“ hob Queſtenberg nach einer Pauſe an, „daß Ihr das, was Ihr verſprecht, auch zu halten im Stande ſein werdet; indeß wird man von mir über das: Wie? Auskunft begehren, auch dürfte man der Meinung ſein, daß bei den erſchöpften Geldquellen kaum zwanzigtauſend Mann zu bezahlen möglich, und letztere wohl auch hinlänglich —“

„Nein, Herr Kämmerer, das ſind ſie nicht!“ fiel Wallenſtein mit verdüſterter Miene ihm in's Wort. „Ich bin der Mann nicht, welcher gewohnt iſt, etwas halb zu thun, ich binde meinen Namen nicht an unvollkommene Mittel und an einen unſichern Erfolg. Vierzig bis funfzigtauſend Mann ſind nöthig; ſie muß ich haben. Zwanzigtauſend würden Hungers ſterben, aber mit vierzigtauſend wackern Waffenbrüdern trage ich das Banner mit dem Doppeladler und die Schrecken meines Namens vom Böhmerwalde bis zum Belt."

„Verſtehe ich Euch recht, Herr Fürſt" — hob Queſtenberg an. Wallenſtein unterbrach ihn ſogleich.

„Für verzweifelte Zuſtände giebt es nur verzweifelte Mittel. Das, was ich vorſchlage, iſt ein ſolches;" rief er aus. „Der Kaiſer hat kein Heer, er hat kein Geld. Ich ſchaffe Beides. Das Heer muß ſich durch ſich ſelbſt erhalten. Brandſchatzungen ſichern ihm Sold und Lohn."

„Und die Folgen, das allgemeine Geſchrei, das ſich erheben wird?" ſprach Jener beſorgt.

„Das Geſchrei verſtummt mit dem glücklichen Erfolge, für letztern aber ſtehe ich mit meinem Haupte!" rief Wallenſtein. — „Und die Folgen?" ſetzte er lächelnd hinzu. „Auch dieſe nehme ich auf mich, wenn, was ich vorausſetze, der Kaiſer ein Mann iſt, welcher zu wollen verſteht.“

„Eure fürſtliche Gnaden werden mir unſtreitig Zeit laſſen, deshalb nach Wien“ — hob Queſtenberg an.

„Nicht einen Tag, nicht eine Stunde!“ fiel Wallenſtein ihm heftig in's Wort. „Nicht einen Grad darf die Sonne ſich am Horizonte ſenken, ehe ich Eure Entſcheidung, ein: ‚Ja!‘ oder ein ‚Nein!‘ aus Eurem Munde höre! — Jetzt, jetzt ſogleich müßt Ihr Euch entſcheiden; das Schickſal Deutſchlands, das Schickſal des Erzhauſes ſelbſt liegt vielleicht in Eurer Hand. — Ich bin,“ ſetzte er düſter hinzu, „des Hin- und Herzerrens müde. Die Häupter meines künftiger Heeres ſind beiſammen, der Stern, der meinen Pfad erleuchten ſoll, ſteht im Zenith, er ſoll zu einer Sonne werden, oder auf ewig untergehen.“

„Die Verantwortung, die ich übernähme, wäre ungeheuer!“ ſagte Queſtenberg nachdenklich und mit beſorgter Miene.

„Sie iſt nicht größer als die meinige, und ich weiß nicht, wer mehr dabei zu verlieren hat;“ ſprach Wallenſtein rauh.

„Die Aufſtellung eines Heeres von vierzigtauſend Mann, unter einem kriegsgewohnten, allgemein geliebten Führer, könnte ſogar — natürlich höchſt ungegründete — Beſorgniſſe rege machen —“

„Ah ſo!“ unterbrach ihn der Fürſt mit einem zweideutigen Lächeln, und indem er die Fürſtin, welche, obwohl einige Schritt entfernt, doch mit augenſcheinlichem Intereſſe zuhörte, bedeutungsvoll anſah. — „Ich will dieſe Beſorgniſſe im Keim erſticken;“ fuhr er ruhig fort. „Ich verlange blos, daß meine Befugniſſe, ein Heer bis zur Stärke von vierzigtauſend Mann zuſammenbringen, nicht beſchränkt werden, ich verſpreche, dies indeß nur für den Nothfall zu thun, und mich für's Erſte mit einigen zwanzigtauſend zu begnügen. Für den Anfang werden dieſe hinreichend ſein.“

„Wohlan, Herr Fürſt,“ ſprach Queſtenberg nach längerem Beſinnen, „ich willige unter dieſer Bedingung in die Sache, und bitte blos, daß Ihr die Gründe, welche Euch vermögen dürften, das Heer von zwanzig auf vierzig oder funfzigtauſend

Mann zu bringen, vorher in Wien offen anzeiget, ehe ein ſolcher Fall eintritt.“

„Ihr willigt alſo ein? Ihr ſeid ermächtigt“ — ſprach Wallenſtein, und ſein ſonſt ſo düſteres Auge begann vor Freude zu funkeln.

„Ich bin es unter dieſer Zuſage;“ fiel Queſtenberg ein, indem er zwei Papiere aus dem Buſen zog. „Dies“ — er reichte ihm das eine hin — „ermächtigt mich, Euch drei Kreiſe in Böhmen als Werbe- und Muſterplätze anzuweiſen. Das zweite“ — er öffnete das andere, auf welchem das große kaiſerliche Siegel glänzte — „ſei Euch ein Beweis von der Gnade und dem Vertrauen unſers gnädigen Monarchen. In ſeinem Namen begrüße ich Euch als: „Herzog von Friedland.““

Wallenſtein ſtand überraſcht, eben ſo die Umſtehenden; doch plötzlich brach ein allgemeiner Jubel aus.

„Hoch, unſer General! — Vivat der Herzog! — Hoch Albrecht Waldſtein und die neue Armada!“ — riefen die Anführer tobend durch einander.

„Nicht alſo, Ihr Herren! Nicht alſo!“ unterbrach ſie der Fürſt mit tönender Stimme. „Wo ich bin, darf nirgends und nimmer ein anderer Ruf ertönen, als: „Vivat Ferdinandus!‘ — Dieſer Ruf ſoll mich bis zum Grabe begleiten, er ſoll in meinem letzten Stündlein ertönen, er ſoll mein Sterbegeläute ſein.“

„Vivat Ferdinandus!“ riefen tobend die Offiziere, der Schall brach ſich donnernd in den Ecken des weiten Saales, aber plötzlich ward er von einem furchtbaren Gepolter unterbrochen, das aus einem unfernen Zimmer zu kommen ſchien. Alle blickten betroffen nach jener Seite. Plötzlich öffnete ſich die Thüre, und Zenno ſtürzte erſchrocken herein.

„Hoheit!“ rief er zitternd. „Ein Theil der Decke des aſtronomiſchen Zimmers iſt herabgeſtürzt und hat den großen Quadranten zerſchmettert. — Geſchah der Unfall eine Minute früher, ſo war ich erſchlagen, da ich die Stelle eben erſt verlaſſen hatte.“

Wallenſtein war wie vom Blitze getroffen; doch faßte er ſich ſogleich.

„Geht, Ihr Herren, geht zur Tafel! Auch Ihr, Zenno, geht! Ich folge Euch ſogleich.“ — —

„War das *die unſichtbare Hand*, von welcher Kepler ſchrieb?“ ſagte Wallenſtein mit ſeltſamem Tone zu ſeiner Gemahlin, als die Offiziere den Saal verlaſſen hatten.

Die Fürſtin ſchwieg, auch ſie ſchien betroffen. Die kleine Maria unterbrach zuerſt das Schweigen.

„Vater, ich fürchte mich;“ ſprach das Kind halblaut, und ſich an den Herzog ſchmiegend. „Als Du ſpracheſt, und die Männer ſo laut riefen, ſah die alte Frau auf jenem Bilde Dich ſo zornig an, und ihre Lippen ſchienen ſich zu bewegen.“

„Kind, Du faſelſt! Schwatze nicht ſo einfältig!“ ſprach der Herzog mit ſo rauhem Tone, daß die kleine Maria heftig zuſammenfuhr, da ſie dieſe Sprache, von dem Vater zu hören, nicht gewohnt war.

Da der Herzog mit zuſammengezogenen Augenbrauen längere Zeit ſtill und ſtumm vor ſich hin ſtarrte, ſo erhob ſich ſeine Gemahlin und nahm ihn freundlich bei der Hand.

„Ich bitte Dich, Albrecht,“ ſagte ſie mit ihrer ſo einnehmenden, wohlklingenden Stimme, „ich bitte Dich, ſiehe in dem einfachen Zufalle nicht mehr, als wirklich zu ſehen iſt. Die Zimmer waren lange Zeit unbewohnt, Niemand dachte daran, ſchadhafte Stellen der Decken und Wände auszubeſſern, jetzt iſt ein reges Leben in dem alten Gebäu; wie leicht löſ't ſich ein Stück des längſt zerſprungenen Gypſes ab und fällt herab —"

„Mag ſein! Mag es immerhin ſein;" ſprach Wallenſtein düſter, und indem er ſich mit der Hand die Stirn rieb. „Wäre es an einem andern Orte, zu einer andern Zeit, es wäre nichts; mindeſtens hielt ich es für nichts; aber hier und heute; gerade heute. Kepler's Beobachtungen, ſeine wiederholte Behauptung von einer unſichtbaren Hand, die gegen mich erhoben ſei, die mich warnen, deren Schlag aber ein Zeichen meines Unterganges ſein würde, Beobachtungen, die mit den meinigen auf eine wunderbare Art zuſammentreffen, die Wichtigkeit des heutigen Tages, in deſſen Verlauf am Sternenhimmel eine Conſtellation zuſammentrifft, wie ſolche ſonſt im Verlauf vieler Jahre nicht vorkommt, und dann jener Beſchluß, der Vertrag, von deſſen Abſchließung Du Zeugin wareſt. — Saheſt Du nicht, Iſabelle," fuhr er etwas heiterer fort, „mit welchem Widerwillen jener alte Fuchs, der Queſtenberg, gegen den Stachel leckte, dem er nicht ausweichen zu können einſah? O, ich kenne alle meine Gegner, die von der Hofparthei und jene — Du weißt ſchon, welche ich meine — denen ich, wie ſie glauben, noch lange nicht alle Garantieen, die ſie bedürfen, gegeben habe. Daß dieſe mich nöthig haben, daß ſie einſehen, daß ich ihnen unentbehrlich bin, wenn ſie nicht einen ungeheuren Schlag erleiden ſollen, vor Allem aber, daß ſie wiſſen, wie ich ſie durchſchaue und den Werth meiner Dienſte zu ſchätzen weiß, das iſt der Grund, warum ſie mich im Herzen bitter haſſen, und die Demüthigung, die ſie erleiden, indem ſie wider Willen mich erheben, mit eigenen Händen den Herzogshut auf mein Haupt ſetzen, mich ſo ſtark machen müſſen, daß ich ihnen ſelbſt furchtbar werden könnte, werden ſie nimmermehr vergeſſen, vielmehr mit Sehnſucht dem Augenblicke entgegenharren, in welchem ſie ſich bei der geringſten Blöße, die ich ihnen gäbe, für den Schutz, den ich ihnen gewährt, durch meine Niederlage rächen können. — Glaube indeß nicht, Iſabelle, daß ich meine heimlichen Gegner mehr fürchte, wie meine offenen;" fuhr der Herzo immer lebhafter fort. „Ich trotze ihnen allen, ſi ſollen mich ſtark finden, auf welchem Felde wi uns auch begegnen. Im Drange des Lebens un der Umſtände finde ich meine ganze Kraft, ja, ic fühle mich dann ſtärker und geſtählter; es geh mir, wie jenem griechiſchen Helden, der ſeine Kraf ſtets wieder erlangte, wenn er die mütterliche Erd berührte; mit einem Worte, der irdiſchen Hinderniſſe fühle ich mich gewachſen. Wer aber" — hier ward ſeine Stimme gedämpfter, ſein Ton hatte etwas Geheimnißvolles — „wer ſichert mir den Beiſtand jener Gewalten, die aus einer andern, unſichtbaren Welt in unſere herüberragen, und deren Wirken mit dem unſern verbunden ſein muß, wenn dieſes zu einem guten Ende führen ſoll? — Du lächelſt? Du meinſt, es ſeien Hirngeſpinnſte, die manchmal in meinem Kopfe wie Blaſen aufſteigen? Du irrſt. Die bedeutendſten Männer der Mit- und Vorwelt haben an den innigſten Zuſammenhang der ſichtbaren und der unſichtbaren Welt, der Gegenwart und der Zukunft, des Diesſeits und Jenſeits, geglaubt; auch ich glaube daran, ich bin feſt davon überzeugt, ja, es liegt etwas in meiner Natur, welches mich, wie den Antäus, zur Erde hinzieht, welches mich nöthigt, an dieſen Glauben feſt zu halten, wenn ich im Stande ſein ſoll, meine ganze Kraft zu entfalten. Mein Stern iſt es, an den ich glaube."

„Noch eines giebt es, mein Albrecht;" ſagte die Herzogin, als Wallenſtein ſchwieg, und indem ſie ſeine Hand in beide der ihrigen ſchloß. „Folge Deinem Sterne am hehren Nachthimmel, aber noch mehr folge dem, welcher in Deiner Bruſt erglänzt: ‚der hellen Sonne der Wahrheit und des Guten.'"

‚Was iſt Wahrheit?' fragte einſt ein Mann, der nicht böſe, ſondern nur ſchwach war, und ein Göttlicher ward gemordet;" ſprach Wallenſtein mit düſterer Miene. — „Nicht immer iſt das Gute von dem Böſen ſo leicht zu unterſcheiden, am wenigſten in dem Gedränge und den Stürmen des Lebens. Wer kann die Folgen getroffener Maßregeln alle berechnen, wer nur mit Wahrſcheinlichkeit vorausſagen? Auch lehrt uns die Weltgeſchichte, daß gute Thaten manchmal Böſes; Thaten, die an ſich übel, mindeſtens dem oberflächlichem Urtheiler tadelnswerth erſcheinend, Gutes im Gefolge hatten. Laß mich einen Fall ſetzen. — Man kann dies ja thun! es iſt nichts als ein Spiel der Gedanken, erzeugt vom Moment, und im Moment vergeſſen. — Der Kaiſer vertrauet mir jetzt ein Heer, das ich erſchaffe, erhalte, das unter allen Umſtänden mein iſt; ich kann, ich werde dieſes Heer anwenden, um alle Feinde des Kaiſers zu Boden zu ſchlagen und ihn ſo groß und größer zu machen, als je einer ſeiner Vorfahren geweſen. Vermagſt Du zu behaupten — Du kennſt die Einflüſſe, die ſich zu Wien geltend gemacht haben — daß Deutſchland ſegensreiche Folgen davon zu erwarten habe? Es könnte mir aber — wie geſagt, es iſt nichts als ein Gedankenſpiel — es könnte mir aber auch, wenn ich den Feind vernichtet, einfallen, daß der Herzogshut und die Königskrone nicht ſehr verſchieden ſind, daß der goldene Reif der Libuſſa auch dieſem Haupte" — er legte ſeine Hand auf den Kopf des Kindes, das ihn mit ſeinen unſchuldsvollen, blauen Augen lächelnd anſah — „ſich paſſend anſchließen würde, der ich meinen

Stuhl auf Seelands grünender Inſel aufrichten, mir die alte ſcandinaviſche Krone auf's Haupt ſetzen könnte; willſt Du behaupten, daß ſich Deutſchland, die Welt darum ſchlechter befinden würde?"

„Ich bitte Dich Albrecht," ſagte die Herzogin, deren Miene während der Rede ihres Gemahls immer ängſtlicher wurde, und indem ſie raſch aufſtand, „wenn Du mich, wenn Du meine Ruhe liebſt, ſo verbanne Gedankenſpiele, wie dieſes. — Nicht Deine großen Thaten allein, die große, edle Seele Albrecht Waldſteins ſoll die Welt bewundern müſſen. Man ſoll nicht allein ſagen, daß Du Deinen kaiſerlichen Herrn, das ganze Erzhaus gerettet, man ſoll auch ſagen, daß Du es ohne Eigennutz, ohne Selbſtſucht gethan. Man ſoll Deine Treue bewundern, wie Deinen Eifer und Deine Kraft."

„Und wenn man, nachdem man mich nicht mehr bedarf, bei Seite ſchiebt, wegwirft wie ein Meſſer, ein Schwert, das ſchartig und ſtumpf geworden?" fragte Wallenſtein finſter. „Würdeſt Du nie bereuen, nie Dir Vorwürfe machen, mir dieſen Rath gegeben zu haben?"

„Nimmermehr!“ rief die Herzogin warm, und indem ſie ihr ſeelenvolles Auge liebend auf den Gemahl richtete. „Ich würde Dich im Unglück wie im Glücke lieben und über Alles hochhalten, ich würde jedes Elend mit Dir theilen, aber ich müßte Dich immer und überall in That und Abſicht ehren können.“

Der Fürſt ſchwieg längere Zeit; ſeine Miene war düſter, aber nach und nach erheiterte ſie ſich etwas, er ſtrich mehrmals, wie in tiefen Gedanken, mit der Hand über das Haupt des Kindes, dann ſagte er, unruhig um ſich herblickend:

„Mir iſt nicht wohl in dieſen Räumen. — Ich denke kürzere Zeit hier zu verweilen, als ich mir vorgenommen. Alles erinnert mich hier an Scenen der Vergangenheit, die mir unangenehm ſind. Dazu Kepler's Behauptungen. Es iſt mir immer, als ob ich hier unter einem dämoniſchen Einfluſſe ſtände, dem ich mich entziehen müßte, wenn mir nicht etwas Abſonderliches begegnen ſollte. Ueberhaupt entſchloß ich mich faſt wider Willen hierher zu gehen, aber die nöthigſten Geſchäfte, die beabſichtigte Verſammlung der Obriſten, die ich nicht bis an die Landesgränze berufen wollte, die Möglichkeit, die vermißten Papiere wieder zu erlangen, bewegen mich dazu. — Doch es iſt Zeit, daß wir uns zur Tafel verfügen. Sei heiter, Iſabelle, vor Allem aber ſei vorſichtig im Geſpräche mit Queſtenberg.“ — — —

Es war ein wahrhaft königliches Mahl, welches die Gäſte in dem größten Saale des Schloſſes erwartete. Eine ungeheure Pracht war hier entfaltet. Die köſtlichſten Speiſen wurden auf Schüſſeln von Silber von einer Größe ſervirt, daß den Dienern, welche ſie herumtrugen, faſt die Arme erlahmten. Die edelſten Weine, wie ſolche kaum die kaiſerlichen Keller zu Wien in ihren Räumen bargen, waren im Ueberfluſſe vorhanden. Becher von getriebener Arbeit und anſehnlicher Größe kreiſ'ten rings um die Tafel, und Pappenheim, wie Hepburn und Iſolani, ſchienen im Trinken ſich den Rang ſtreitig zu machen. Galonnirte Diener, von denen faſt hinter jedem Gaſte einer ſtand, füllten fortwährend die geleerten Trinkgeſchirre. Die mäßigſten unter den Anweſenden waren, den Hausherrn ausgenommen, die Obriſten Don Balthaſar Maradas und Butler.

Auch Queſtenberg, der ſich mit Herrn Ottavio Piccolomini am meiſten unterhielt, ſchien mehr zu beobachten, wie zu eſſen oder zu trinken. Am wenigſten von allen Köſtlichkeiten genoß der Hausherr. Obwohl drei Pagen hinter ſeinem Stuhle und eben ſo viel hinter dem der Herzogin ſtanden, ſo gab der Fürſt dieſen doch kaum Gelegenheit, einen Dienſt zu verrichten. Einige Biſſen gebratenes Fleiſch, etwas Fiſch und ein Becher rother Melnicker Wein war Alles, was er zu ſich nahm. Seine Worte richtete er meiſtens an Queſtenberg, doch ſprach er im Ganzen nur wenig. Je geringer aber die Theilnahme des Hausherrn an den Freuden der Tafel war, deſto lauter zeigte ſich die der Gäſte. Am meiſten war dies gegen das Ende derſelben zu bemerken. Hatte man, als der Fürſt die Geſundheit des Kaiſers ausbrachte, nur mit großer Gemeſſenheit eingeſtimmt, ſo brach, als Graf Pappenheim aufſtand und mit hoch erhobenem Becher die Worte: „Unſer Herzog, die Seele der Armada!“ ausrief, ein ungeheurer Jubel aus. Die Ausrufungen: ‚Albrecht Waldſtein, der Held!‘ — ‚Blut und Leben für unſern General!‘ — ‚Er für uns, wir Alle für ihn!‘ — durchkreuzten ſich von allen Seiten, und Graf Iſolani ſchien von Wein und Enthuſiasmus ſo begeiſtert, daß er auf den Fürſten zuſtürzte, ihn in ſeine Arme ſchließend, küßte und mit donnernder Stimme ausrief: „Blut und Leben für ihn und Tod dem Verräther, der ihn je verläßt!“ — Der Fürſt hatte große Mühe, die Ausbrüche des Enthuſiasmus, mit welchen man ihn von allen Seiten beſtürmte, zu beſchwichtigen, und er hob endlich, als er dies nicht länger im Stande war, und Aeußerungen vorkamen, die er in Queſtenbergs Gegenwart nicht gern verlautbart hörte, die Tafel auf. — — —

Es war in der folgenden Nacht, als Wallenſtein einſam in dem Saale, in welchem an dem vorhergehenden Morgen die Unterredung ſtattgefunden hatte, an dem geöffneten Fenſter ſtand. Eine Grabesſtille herrſchte in- und außerhalb des Schloſſes. Ein großer Theil der Gäſte war nach aufgehobener Tafel abgereiſt, die andern wollten mit dem früheſten Morgen aufbrechen, Alle lagen bereits in den Federn. Nicht das leiſeſte Geräuſch war zu hören, und ſelbſt die beiden ſchildwachſtehenden Arquebuſiere hatten ſich in ihre Häuschen zurückgezogen. Kaum hörte man von Zeit zu Zeit in langen Pauſen das Picken des Holzwurms, welches der Aberglaube mit dem Namen der „Todtenuhr‘ bezeichnet, in der Baiſerie der Fenſterbrüſtung. Es war bitter kalt; der Mond ſtand nicht am Himmel, aber die Sterne ſchimmerten in großer Klarheit. Wallenſtein war in ſchwarzem Hausanzuge und betrachtete ſinnend den Horizont; vorzüglich ruhete ſein Auge lange auf dem Sternbilde des Orion, von wo die Schulterſterne deſſelben, der blutrothe Aldebaran und die milchweiße Betegeuze, in magiſchem Glanze herniederſtrahlten. —

Lange mochte der Fürſt ſo geſtanden haben, als aus einem nahen Zimmer der ſchwache Schlag einer Uhr heraustönte.

„Jetzt! Jetzt iſt die Stunde da!“ ſprach Wallenſtein halblaut zu ſich ſelbſt, und indem er ſich etwas zum Fenſter hinauslehnte, blickte er aufmerkſam nach einer andern Himmelsgegend, nach welcher das an einem zur Seite befindlichen Geſtell befeſtigte Fernrohr gerichtet war. Lange Zeit ſah der Fürſt durch letzteres; faſt eine Viertelſtunde lang ruhete ſein Auge unausgeſetzt an dem Inſtrumente. — —

„Er hat Recht! Kepler hat Recht! Die Conſtellation iſt genau ſo, wie er ſchrieb;“ ſagte er endlich. — „Zenno war es, der falſch gerechnet hatte. Ein geheimer Feind ſteht mir gegenüber; ein mächtiger Arm iſt drohend gegen mich erhoben. Dies iſt die unſichtbare Hand, vor deren Schlage ich mich hüten ſoll. — Den Feind, den unſichtbaren Feind kenne ich;“ ſagte der Fürſt, nachdem er wieder eine Weile durch das Fernrohr geblickt, „doch dieſer Feind ſchlägt nur, er warnt nicht. Kepler aber ſchreibt von einer Warnung. Und Zenno — er will nichts von einer ſolchen Bedeutung wiſſen; ſollte er ſich abſichtlich geirrt haben? Wäre Neumanns Argwohn, daß er Briefe von Lamormain empfinge, gegründet? — Immerhin! Was von dieſer Seite kommt, findet mich nicht unvorbereitet. Wäre es aber nicht vielleicht ein Angriff von einer ganz andern, während ich auf jene blicke? In Wien braucht man mich, man blickt auf mich, als auf den Helfer aus der Noth, ich bin ſelbſt meinen Feinden jetzt dringend nothwendig, von dort kommt der Schlag nicht. — Ein Anſchlag gegen mein Leben? — Poſſen! Wer ſollte es wagen? — Und dennoch,“ fuhr er in dem Selbſtgeſpräche fort, „fühle ich, daß ich auf einem Entſcheidungspunkte meines Schickſals ſtehe. Ich habe einen Zug auf dem Schachbrete des Geſchickes gethan, der, ſo oder ſo, nicht ohne Folgen bleiben kann. Ich habe dem Könige Schach geboten. — Dennoch möchte ich, es wäre an einem andern Tage, in andern Räumen geſchehen, wo ich einen ſo entſcheidenden Beſchluß gefaßt. Hier fühle ich mich ſo beklemmt, ſo unfrei. Die Erinnerungen vergangener Zeiten ſtürmen auf mich ein. Hier in dieſem Saale war es, wo ich den Glühwein trank, der mich an den Rand des Grabes brachte. Hier auf dieſer Stelle war es, wo ſie ſich mir zu Füßen warf, wo ſie mir geſtand, daß ſie mir den Trank gegeben habe, um meine Liebe, die ſie in Wahrheit nie beſeſſen hatte, wieder zu erlangen. Hier war es, wo ſie, als ich die Flehende zurückſtieß, wüthend aufſprang und ausrief: ‚Ehrgeiziger, Liebloſer, der Du, als Du mir in dieſem Hauſe Liebe ſchwurſt, nur an mein Erbe gedacht; aber auf meinem Erbe wirſt Du den Grundſtein, der das Gebäude Deines Glückes, das ich gegründet, trägt, dereinſt aus ſeinen Fugen reißen.‘ Wie eine Medea ſtand ſie da, als ſie dieſe Worte ſprach, und von dieſem Augenblicke wandelte ſich ihre glühende Liebe in glühenden Haß. — Ich muß fort aus dieſen Räumen," fuhr Wallenſtein immer düſterer fort; „Alles erinnert mich an ſie, an ihre Liebe, an ihren Haß; es iſt, als ob ihr Geiſt unruhig durch dieſe Hallen wandelte, um mich mit Erinnerungen zu peinigen. Es gemahnt mich manchmal, als müßte ich ihr in dieſem Saale, wo ſie ſo gern war, begegnen, als müßte ich ſie aus der Thüre jenes Zimmers treten ſehen, jenes Zimmers, wo ſie krank lag, wo ſie ſtarb, und deſſen Decke — ſonderbarer Zufall — heute nach der Berathung und im Momente des eben erfolgten Abſchluſſes krachend zuſammenſtürzte. — War dies aber," ſagte der Fürſt, indem er ſich, wie um friſche Luft zu ſchöpfen, zum Fenſter hinauslehnte, „auch nur ein Zufall? — War es die Warnung, von der Kepler ſchrieb? — War es die unſichtbare

Hand, von der er in den Sternen geleſen, die aber dann eher eine ſchützende als drohende genannt werden könnte, oder ſoll ich noch deren Schlag erwarten?“ —

Eben waren dieſe Worte leiſe über die Lippen des Fürſten geglitten; er hatte ſein Auge, wie fragend, wie Antwort heiſchend, zu dem Sternbilde, auf welches das Fernrohr gerichtet war, erhoben, als er plötzlich einen ſo heftigen Schlag auf den Rücken erhielt, daß er, wiewohl mehr vor Schreck als von der Gewalt des Schlages, faſt auf die Kniee ſtürzte.

„Ha, was iſt das?“ rief er mit Donnerſtimme aus, als er ſich ſo unſanft berührt fühlte. Er wollte ſich umkehren, auf den Verwegenen, der ſich eine ſo ungeheure Beleidigung erlaubte, losſtürzen, aber es war in dieſem Augenblicke, als ob er die Beſinnung verlöre; es war pechfinſter vor ſeinen Augen, krampfhaft klammerte er ſich mit der Hand an den offenen Fenſterflügel. — Nur einen Moment dauerte die Betäubung; wie mechaniſch fuhr der Fürſt jetzt nach der unbewehrten Hüfte, um das fehlende Schwert zu finden; raſch eilte er in dem

Saale und nach der Seite, wohin er ſich gekehr
vorwärts, aber ſogleich blieb er wieder ſtehen, den
der Saal war leer, es herrſchte eine Tode
ſtille überall, nur der Holzwurm pickte vernehm
lich. — — —

Am folgenden Tage war zu Burg Meſerit
Alles in der größten Beſtürzung. Der Herzo
hieß es, ſei plötzlich gefährlich erkrankt. Wund
liche, widerſprechende Gerüchte verbreiteten ſich. D
Einen ſagten, ein Anfall vom Schlage habe i
getroffen, er liege bereits in den letzten Zügen u
werde vielleicht nicht den folgenden Tag erleb
dieſem widerſprachen jedoch die Andern, welche
haupteten, daß ſie den Herzog am frühen Mor
und bei Tagesgrauen nicht nur deutlich am Fen
erblickt, ſondern daß ſie, in der Nähe ſeiner Zim
vorübergehend, ſeinen ihnen wohlbekannten Fuß
im Laufe des Tages mehrmals im Saale vern
men hätten. Die Dritten meinten, er ſei überh
nicht krank, aber er müſſe während der Nacht h
unangenehme Nachrichten erhalten haben, indem
Arzt gar nicht, wohl aber die Herzogin, die
mit Thränen in den Augen das Zimmer w

verlaſſen ſehen, am Morgen ſogleich zu ihm gerufen worden. Alles erkundigte ſich von allen Seiten nach des Herzogs Befinden, es ward erzählt, gelogen, man erfand die abentheuerlichſten Geſchichten, und zuletzt war man nur darüber einig: daß der Herzog das Zimmer nicht verlaſſe, keinen Biſſen Speiſe noch Trank zu ſich nehme, daß die Herzogin faſt den ganzen Tag bei ihm verweile, von ſeinen Pagen Niemand wie Georg Löwenthal, und dieſer nur ein- oder zweimal, das Zimmer betreten habe, daß aber — und dies koſtete das meiſte Kopfzerbrechen — der Pater Mathias zu dem Fürſten gerufen worden ſei.

Drei Tage waren auf ſolche Weiſe hingegangen; Alles war noch in dem nämlichen Zuſtande. Kouriere waren angekommen, ſie hatten ihre Depeſchen abgegeben, aber Antwort und Abfertigung hatten ſie nicht erhalten; ſie harrten ſehnſüchtig der letzteren im Städtchen Meſeritſch. In den Umgebungen der Burg herrſchte eine wahre Todtenſtille. Ging Jemand aus dem Schloſſe, ſo geſchah es ſo leiſe, mit ſo wenigem Geräuſch, als ob man einen Schlafenden zu erwecken fürchte, an jener Burgſeite aber, wo der Herzog wohnte, ließ ſich kein lebendes Weſen blicken. Hier war Alles wie ausgeſtorben, und es hätte der beiden Schildwachen gar nicht bedurft, um Jedermann von dort zurückzuſcheuchen. —

Es war gegen Abend des dritten Tages, als Georg in das Zimmer der Frau Margarethe trat, wo er außer dieſer noch Eliſabeth und den Pater vorfand.

„Du kommſt vom Herzog? Wie fandeſt Du ihn?" fragte Pater Mathias den Eintretenden.

„Zum Erſchrecken verändert!" erwiederte Georg mit kummervoller Miene. „Er ſaß an ſeinem Tiſche und war mit Durchleſung einer Menge Schriften beſchäftigt, von denen er ein gutes Theil zerriß und auf den Boden warf. Die Herzogin ſaß ihm gegenüber, ihr Auge war rothgeweint und auf das Geſicht ihres Gemahls, das wegen der Todtenbläſſe, die darauf ruhete, dem Antlitz eines Geſtorbenen glich, geheftet."

„Hat er etwas Speiſe zu ſich genommen?" fragte der Prieſter.

„Einen Biſſen Brod und einen Trunk Waſſer;" verſetzte Georg. „Mir ſchien es jedoch, daß er es mehr auf das Dringen ſeiner Gemahlin, als aus freiem Entſchluſſe, thäte.“

„So treibt er es nun ſchon drei Tage. Auch der feſteſte Körper müßte auf dieſe Weiſe unterliegen;“ ſprach der Greis kopfſchüttelnd.

„Er ſcheint mir indeß mehr an der Seele wie am Körper zu leiden;“ verſetzte der Page. „Als er mich wieder hinausgehen hieß, war ſeine Stimme tönend und klangvoll wie immer; ſie kam mir gar nicht wie die eines Kranken vor. — Seid Ihr nicht auch dieſer Meinung, Hochwürden?“

„Ja! — Allerdings;“ erwiederte der Prieſter in anſcheinend leichter Verwirrung.

„Blut und Leben ſetzte ich dran, könnte ich den Zuſtand des Herrn erleichtern!“ rief Georg. „Ich möchte nur wiſſen, ob er mit den vermißten Papieren, mit der bewußten Kiſte in irgend einer Beziehung ſteht.“

„Ich glaube nicht!“ entgegnete Pater Mathias in einem Tone, welcher von einer beſtimmten Ueberzeugung dictirt ſchien. „Der Herzog hat das Auffinden derſelben gewiß bereits aufgegeben.“

„Aber ich nicht!“ rief der Page keck. „Weiß der Henker, aber es iſt mir immer zu Muthe, als ob mir Einer ſagte, daß ſie noch hier irgendwo verborgen wären, und daß ich ſie finden würde. — Ja, lache nur, Elschen!" fuhr er, ſelbſt lachend, fort. „Ich mache fortwährend Jagd auf die Kiſte, und ſie kommt mir Tag und Nacht nicht aus den Gedanken. Erſchlagen laſſe ich mich darauf, der Schloßhauptmann weiß, wo ſie ſteckt."

„Ei, da thut Ihr dem armen Manne wohl Unrecht!" meinte Elsbeth.

„Es iſt nun einmal ein Gedanke, von dem ich mich nicht losmachen kann!" rief Jener lebhaft. „Ich beobachte deshalb all ſein Thun und Laſſen fortwährend; ja, kannſt Du glauben, Elschen" — — hier lachte der Jüngling recht aus Herzensgrunde — „ich gehe hinter dem finſtern, bärbeißigen, falſchen, unausſtehlichen Manne mehr her, als hinter Dir, vor drei Jahren, als ich mir vornahm, Dir zu ſagen, wie lieb ich Dich hätte. — — Ich denke, ich muß irgend etwas erſpähen, erlauſchen, beobachten, was mich auf den rechten Weg zu dem Funde der Papiere leiten ſoll, und ich glaube, ich werde noch närriſch, wenn es eine Weile ſo fortgeht.“

„Sein Benehmen,“ ſagte das Mädchen, „hat in der That etwas Abſonderliches, ſeitdem der Herr hier eingezogen iſt.“

„Nicht wahr?“ fiel Georg lebhaft ein. „Das iſt es auch, was mich fortwährend hinter ihm drein zieht. — Laßt Euch erzählen, aber lacht mich nicht allzuſehr aus!“ fuhr er, zu der Vorigen und dem Pater gewendet, fort. „Ich bemerkte ſeit ein paar Tagen, daß der Schloßhauptmann alle Tage vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang einen Spaziergang nach dem Ufer der Oslawa, in die Gegend des kleinen Erlenbüſchchens, machte. ‚Ob dahinter wohl etwas ſtecken mag?‘ denke ich, und ſchleiche ihm nach. Es ſteckt aber, wie es ſcheint, gar nichts dahinter, denn ich habe das ganze Wäldchen, das nur aus zwanzig, dreißig Bäumen beſteht, durchſucht, und keine Spur gefunden, daß dort etwas vergraben oder ſonſt verborgen ſein könnte. Zudem kam er mir immer wieder ſchon entgegen, ehe ich unbemerkt die Ecke des Wäldchens erreichen und ihn beobachten konnte.“

„Er geht jetzt immer allein und in tiefen Gedanken;“ bemerkte das Mädchen.

„Ja, aber warum geht er beſtändig und allein nach jener Gegend?“ fragte Georg. „Ich bin überzeugt, es iſt dort nichts zu entdecken, dennoch ruhe ich nicht, bis ich weiß, was er dort zu ſchaffen hat.“

„Es iſt gewiß nichts als eine Täuſchung, die Ihr Euch ſelber vormacht, und Euch darin erhaltet;“ verſetzte Elsbeth. „Sein Gemüth war von jeher durch Melancholie gequält und darum in ewiger Unruhe. Selbſt ſein Nachtwandeln, in dem er oft befangen, ſcheint darauf zu deuten.“

„Wenn dies nur nicht eine von ſeinen gewöhnlichen Spitzbübereien iſt!“ rief Georg. „Ich habe zwar viel von dieſem Nachtwandeln gehört, aber nie einen rechten Glauben daran gehabt.“

„Redet Ihr vom Schloßhauptmann?“ ſagte Frau Margarethe, welche bis jetzt in gedankenloſem Lächeln dageſeſſen, indem ſie aufmerkſamer wurde. „Ich bin ihm oft begegnet, wenn er im Schlafe herumging, und dies war faſt allnächtlich der Fall, wenn der Mond am Himmel ſtand.“

„Jetzt," ſagte Elsbeth, „ſoll es ſeltener wie ſonſt und nur in hellen Vollmondsnächten vorkommen."

„Laß das gut ſein, Elschen, das weiß ich beſſer!" fiel Georg ein. „Eben deshalb bin ich auch der Meinung, daß er blos aus Luſt zum Spioniren und mit gutem Bedacht den Schein eines Nachtwandlers angenommen hat."

„Ei, ei, ſchäme Dich, Georg;" ſprach Pater Mathias verweiſend. „Wie doch die Jugend gleich mit übler Rede bei der Hand iſt, wo es ſelbſt an dem geringſten Beweiſe fehlt! — Schlimm genug für den unglücklichen Mann, daß er dieſem Uebel unterworfen iſt; Du darfſt deshalb ihm nicht noch Verſtellung und Trug Schuld geben."

„Es iſt aber dennoch ſo, Hochwürden!" rief Georg hartnäckig. „Herr Andreas Hain gebraucht den Schein des Nachtwandelns zum Spioniren, darauf lebe und ſterbe ich, und ich kann nöthigenfalls den Beweis führen. — Habt Ihr je gehört, Hochwürden, daß die Nachtwandler im Schlafe herumlaufen, wenn der Mond nicht am Himmel ſieht? — Nein? — Nun ſeht, dies thut Herr Andreas, und darum nenne ich ihn einen Spion.“

„Ihr irrt Euch, Georg;“ verſetzte Elsbeth. „Wir Alle wiſſen, daß der Schloßhauptmann bei Nacht im Schloſſe umherwandelt, aber nur bei hellem Mondſchein. Niemand hat ihn zu anderer Zeit angetroffen.“

„Aber ich hab' es!“ rief der Page hitzig. „Es iſt gar nicht hübſch von Dir, daß Du den ſchlechten Mann vertheidigſt, Elsbeth; aber ſo ſind die Mädchen! Sage einer ihnen nur ſchöne Dinge vor, und ſie nehmen den Teufel ſelber in Schutz! — Nun immerhin. Ich habe ihn ſein nachtwandelndes Spioniren verſalzen, und treffe ich ihn zum zweiten Male, ſo ſoll es noch beſſer kommen.“

„Herr Gott, was habt Ihr nur wieder angerichtet!“ rief Elsbeth, die kleinen Hände faltend.

„Gewiß wieder einer von Deinen unbeſonnenen Streichen;“ ſprach der Pater kopfſchüttelnd.

„Der Schloßhauptmann iſt ohnehin gegen uns erbittert; er wird ſich gewiß zu rächen ſuchen und uns ſcheeren und quälen auf alle Weiſe;“ meinte Jene.

„Und zeigt er es dem Herrn an, daß Du ihn auf irgend eine Weiſe beleidigt haſt, ſo ſchützt Dich die Gunſt des Herzogs nicht. Der Herr kann eine Beleidigung nicht hingehen laſſen, die einem Manne, der die Ritterwürde hat, von einem ſeiner Diener angethan ward;“ fügte der Prieſter hinzu.

„Was Ihr Beide mich da ausſchmält, und Niemand von Euch, ja der Schloßhauptmann ſelbſt, weiß nicht, was ihm eigentlich widerfahren iſt!“ rief der Page mißmuthig.

„Er ſelbſt weiß nicht“ — hob Elsbeth verwundert an.

„Nein, er ſelbſt weiß nicht, daß ich es war, der ihm einen Schabernack ſpielte!“ fiel der Jüngling ein. „Es war ein wahrer Tauſendſpaß, wie er erſchrak;“ ſetzte er lachend hinzu.

„Ei, ſo erzählt doch!“ bat Elsbeth, und ihre Miene drückte Neugier aus.

„Nun warum nicht? Du erzählſt nichts davon, und der Hochwürdige hat mich viel zu lieb, um mir Verdruß zu machen;“ verſetzte der Page munter. — „Ich hörte,“ erzählte er, „vor drei

Tagen in jener Nacht, in welcher der Herr erkrankte, Fußtritte, die ich für die eines Dieners hielt, und die aus dem Vorzimmer zu kommen ſchienen. Ich ſprang aus dem Bette, um zu hören, ob man meiner vielleicht bedürfe. Als ich in das Vorzimmer trete, iſt Alles ſtill, doch bemerke ich ſogleich, daß die Thür des großen Saales, der vor den Zimmern des Herrn befindlich, offen ſteht. Leiſe und, um kein Geräuſch zu machen, mit ausgezogenen Schuhen trete ich in das Gemach. Was werdet Ihr ſagen, wenn Ihr höret, daß ich in dieſem — Herrn Andreas Hain antraf?"

„Wie? Den Schloßhauptmann? — Doch erzählt nur weiter;" verſetzte der Geiſtliche, der lebhaften Antheil an der Geſchichte zu nehmen ſchien.

„So wahr ich lebe! Herr Andreas Hain in ſeinem gewöhnlichen ſchwarzen Hausanzuge — ein Beweis, daß er noch nicht ſchlafen gegangen — ſtand an einem geöffneten Fenſter, das zwei Schritte von der Thür des Arbeitszimmers des Fürſten gelegen iſt. Die Nacht war ſternhell, aber der Mond ſtand nicht am Himmel, folglich iſt es mit dem Nachtwandeln eitel dummes Zeug."

„Aber was ſollte der Schloßhauptmann dort ſuchen?“ fragte Elsbeth befremdet.

„Was ſonſt, als den Fürſten ausſpioniren!“ rief der Page lebhaft. „Er weiß es, daß der Fürſt bis ſpät in die Nacht hinein arbeitet, daß er, wenn er allein iſt, oft laute Selbſtgeſpräche führt; was weiß ich, was ſeine Abſicht war; eine gute hatte er wenigſtens nicht. Mit dem Zenno ſteckt er auch immer zuſammen, mit dem Italiener, der ein ſo verzwicktes Geſicht hat, und der mir in den Tod zuwider iſt.“

„Nun weiter! — Weiter! — Was thateſt Du?“ fragte der Pater mit ſteigendem Antheil.

„Ich ſtand eine Weile ſtill und beobachtete den ſaubern Herrn. Der aber ſtand gleichfalls mäuschenſtill. — Es war augenſcheinlich, daß er horchte. Hätte der Fürſt im Nebenzimmer ſich verlauten laſſen, wäre er gewiß zum Schlüſſelloche geſchlichen. — Endlich aber fing mich die Sache an zu langweilen. Ich dachte darauf, wie ich Herrn Andreas einen Streich ſpielen könne. Glücklicherweiſe fällt mir ein, daß er ſich vor Geſpenſtern fürchtet — er hat ohnehin nicht viel Muth — und daß dieſer Theil des Schloſſes, beſonders der Saal, ein wenig verrufen iſt. „Warte, Dich will ich bezahlen!“ ſage ich zu mir ſelbſt, ſchleiche mich ſachte, ſachte hinter Herrn Andreas und — gebe ihm plötzlich einen ſo derben Puff zwiſchen ſeine magern Schultern, daß gewiß heute noch die Spuren davon zu ſehen ſind.“

„Wie?“ rief der Geiſtliche, ſich wie in Ueberraſchung plötzlich erhebend. „Vor drei Tagen in der Nacht, die der Erkrankung des Herrn vorherging?“ —

„Ganz recht!“ unterbrach ihn der Page. „In derſelben Nacht.“

„Du ſchlugſt einen Mann, den Du für den Schloßhauptmann hielteſt,“ fuhr Jener fort.

„Daß ich ihn nicht blos für dieſen gehalten, würde Euch klar werden, wenn er die Gefälligkeit hätte, Euch ſeinen Rücken zeigen zu wollen;“ verſetzte der Jüngling mit lautem Lachen.

„O mein Gott, welcher Zufall!“ ſagte der Geiſtliche, die Hände faltend.

„Nennt es lieber einen **Zuſchlag**, Hochwürden!“ ſprach mit der vorigen Munterkeit der Page.

Soll es aber durchaus ein Zufall ſein, ſo wün-
he ich, daß die Kiſte, der ich nachſtelle, eben ſo
ewiß in meine Hände fallen möge, als der Schlag
uf den Rücken des Empfängers gefallen iſt. —
ezt aber,“ ſchloß er, „gehe ich nach dem Erlen-
äldchen, denn mein Mann pflegt um dieſe Zeit
inen Spaziergang dahin anzutreten, und ich habe
er keine Ruhe, bis ich weiß, was er dort ver-
immt.“ —

Singend und lachend ging der Page zur Thür
inaus. — —

Es war eine Stunde ſpäter, als der junge
Mann in Mitte eines Weidengeſtrüppes zuſammen-
kauert lag und den Kopf von Zeit zu Zeit durch
ie Zweige herausſteckend, mit Anſtrengung nach
r Gegend des Schloſſes, von wo ſich ein Fuß-
eig nach dem zur Seite liegenden Erlenwäldchen
nd dem Ufer der Oslawa herſchlängelte, hinblickte.
er Abendnebel lag ſchon auf dem Fluſſe und zog
ch wie ein dünner Rauch über die Wieſen hin.
er Weidenſtrauch, in welchem ſich der junge Mann
erborgen hatte, war etwa zwölf bis funfzehn
Schritte von jenem Wäldchen entfernt, und man

konnte dieſes, ſelbſt im Zwielicht, noch ſo ziemlich überſchauen. Einige Ellen von dem Verſteck entfernt, rauſchte der Fluß vorüber, und hier bog ſich ein alter, hohler Weidenſtumpf über das Ufer des letztern.

„Es iſt umſonſt! Er kommt nicht!“ ſagte der Page mit Reſignation, nachdem er lange nach der Gegend des Schloſſes geblickt. „Wie wird Elsbeth mich auslachen, wenn ich ihr erzähle, daß ich mit einer Sehnſucht, wie nur nach ihr, auf den fatalen Menſchen geharrt und, außer vielleicht einen tüchtigen Schnupfen, nichts erlauert habe! — Aber was iſt das? — Kommt dort nicht Jemand? — Wahrhaftig, er iſt es! — Nun dann, jetzt gilt's! Jetzt wird es ſich zeigen, ob etwas zu erlauern iſt, oder ob ich wirklich ſo auslachenswerth bin, wie Elsbeth meint.“ —

Der Page drückte ſich, wie ein ſcheues Wild, in dem ihn verbergenden Weidenbuſche zuſammen und ließ nur eine kleine Oeffnung deſſelben frei, um von hier aus den Kommenden zu beobachten.

Der Letztere war indeſſen mit langſamen Schritten in dem Erlenbüſchchen angelangt. Zu größter

Verwunderung des Lauſchenden hielt er hier indeß nicht einen Augenblick ſtill, ſondern durchſchritt daſſelbe ſo unbefangen, wie jeder andere Spaziergänger gethan haben würde, und befand ſich endlich, kaum zwölf Schritt von Georg entfernt, an dem Ufer des Fluſſes. Hier ſah er ſich, ſtill ſtehend, eine Weile um, wie Einer, der das Ziel ſeines Spazierganges erreicht hat, noch einen Blick in die Gegend hinausthun und ſich dann auf den Rückweg begeben will.

„Elsbeth hat Recht! Ich bin ein Narr und werth, ausgelacht zu werden;“ ſagte der Page zu ſich ſelbſt. „Liege ich da in Näſſe und Kälte; und warum? Um den Menſchen dort ſeinen Verdauungsſpaziergang machen zu ſehen.“

Während der Jüngling dieſe Worte zu ſich ſelbſt ſprach, trat indeß der Schloßhauptmann dicht an die alte Weide, die ſich über das Ufer bog. Hätte Georg keinen nähern Antheil an der Sache genommen, ſo hätte er und jeder Andere geglaubt, er wolle blos in den Fluß hinabſehen, und ſtütze ſich deshalb auf den alten Baumſtumpf, der Page beobachtete indeß ſeinen Mann ſo genau, er gab ſo auf jede ſeiner Bewegungen Achtung, wie der auf dem abendlichen Anſtande lauernde Jäger jede Bewegung des aus dem Dickigt tretenden Wildes in's Auge faßt, und ſo bemerkte er, oder glaubte doch zu bemerken, daß der Schloßhauptmann den Arm in die weite Höhlung des Weidenbaums ſenkte und gleich darauf wieder zurückzog. Dies war indeß, wie geſagt, nur ein einziger Moment, und ein Unbefangener hätte in der Nähe einiger Schritte vorübergehen können und würde dieſen Umſtand unbeachtet gelaſſen haben. Nur der geſpannten Aufmerkſamkeit Georgs konnte er nicht entgehen. — Noch einen Augenblick verweilte der Schloßhauptmann auf der vorigen Stelle, er blickte noch einmal rings umher und trat dann, langſam wie er gekommen war, den Rückweg an. — —

Georg konnte kaum erwarten, bis Jener das Erlenwäldchen paſſirt hatte und in der Abenddämmerung verſchwunden war. Raſch, wie ein aus dem Lager aufſpringendes Reh, ſprang er aus dem ihn verbergenden Gebüſch und war mit zwei Sprüngen bei dem Baume am Ufer der Oslawa. Der Jüngling fühlte jeden Herzſchlag bis in die Schläfe hinauf, als er ſeinen Arm in die Höhlung des Baumes ſteckte.

„Sie iſt da! — Ich habe ſie!“ rief er faſt unwillkürlich, zitternd vor Freude, und riß den Gegenſtand, den er gefaßt hatte, ſo raſch und mit ſolcher Gewalt heraus, daß es nicht viel gefehlt hätte, er wäre in den Fluß, der hier in einer Uferkrümmung ziemlich tief war und raſche Wirbel drehte, geſtürzt.

Das, was er in der Hand hielt, war ein eiſernes Käſtchen von etwa einer Elle Länge und einer halben Ellen Breite, deſſen vier Ecken mit Verzierungen von Meſſing beſchlagen waren.

„Victoria!“ rief der Jüngling, nachdem er, ſo gut es die zunehmende Dunkelheit erlaubte, die Kiſte beſichtigt und hin- und hergeſchüttelt hatte. „Es iſt der rechte Fund! Papiere ſind darin; es kann keine andere ſein. — Was wird der Fürſt ſagen? — Und Elsbeth? — Ich bin ein Glückskind! — Daß der Herr mich fürſtlich belohnt, verſteht ſich von ſelbſt. Wann hätte er ſich je anders bewieſen? — Geld nehme ich nicht. Ich bitte um eine Anſtellung. Cornet bei einem Fähnlein Reiter wäre hübſch, geht aber nicht Elsbeth wegen, denn dieſe weinte ſich die Augen aus, wenn ich mit der Armada in's Feld rückte und umkäme. — Schloßhauptmann wäre das Beſte! Schloßhauptmann in Groß-Meſeritſch; mit Herrn Andreas iſt es ohnehin aus, wenn der Fürſt vernimmt, wie ich zu der Kiſte gekommen. — Aber muß er es denn erfahren? — Erzähle ich ihm, daß ich den Schloßhauptmann bei der Kiſte attrapirt habe, ſo iſt der Menſch verloren. „Laßt die Beſtie hängen!“ würde der Herr ausrufen, und es geſchähe auch, denn ich habe erlebt, daß Leute wegen geringerer Vergehen gehangen wurden, wenn er gerade bei übler Laune war. Den Andreas Hain ſo geradezu in die Grube ſtürzen und ſein Amt annehmen, wäre doch Unrecht, wohl gar ein Biſchen ſchlecht, und ich hätte keine Ruhe, wenn ich Schuld an ſeinem Tode wäre. — Hm, ich muß mir die Sache etwas überlegen und mit Elsbeth, denn ſie iſt klug, oder mit Pater Mathias zu Rathe gehen. Heute Abend darf ich es ohnehin nicht wagen, mich dem Fürſten zu nahen, da er, wie die gnädige Frau ſagte, ein wichtiges Geſchäft verbat und von Niemand geſtört ſein

vill. — Morgen, morgen früh aber hält mich
Niemand auf; ich nehme das Käſtchen und bringe
s dem Herzog. Bis dahin habe ich mit Elsbeths
Rath auch einen Entſchluß gefaßt, ob ich dem Für-
ten reinen Wein einſchenke oder blos ſage, daß ich
ie Kiſte gefunden und ohne daß ich Jemand da-
ei nenne.“

Fröhlich wanderte mit den letzten Worten der
Page, die Kiſte immer noch im Triumph empor-
altend, dem in der Dämmerung nur in ungewiſ-
n Umriſſen erſcheinenden Schloſſe zu. — —

„Hier iſt mein letzter Wille, Iſabelle!“ ſagte
Wallenſtein in dem Momente, als ſein fröhlicher
Page am Ufer der Oslawa den bereits beſchriebenen
und that, und indem der Fürſt der weinenden
Gemahlin ein eben zugeſiegeltes Packet hinreichte.
Sobald ich todt bin, ſendeſt Du dieſe Papiere
ach Wien an Deinen Vater. Er ſoll Exekutor
eines Teſtaments ſein. Meinen Leichnam laſſe
ach Gitſchin bringen und dort in aller Stille bei-
tzen. Du wirſt indeß dafür ſorgen, daß das Ge-
ite, das den Sarg begleitet, meinem Range und
m Anſtande gemäß ſei.“

„Ich bitte, ich beſchwöre Dich, Albrecht, ängſtige mich nicht mit ſo traurigen Anordnungen, die allerdings nothwendig werden könnten, wenn Du nur noch einige Tage ſo fortlebſt, wie dies ſeit drei Tagen der Fall iſt. Du haſt ſeit jener Zeit kaum ein paar Biſſen Nahrung zu Dir genommen, kein Schlaf iſt in Deine Augen gekommen; treibſt Du dies noch ein paar Tage ſo, ſo iſt jede Lebenskraft zerſtört.“

„Sie iſt zerſtört!“ fiel Wallenſtein mit dumpfem Tone ein. „Die Hand des Todes hat mich berührt.“

„Ich bitte Dich, Albrecht, ſchlage Dir dieſe Gedanken aus dem Sinne!“ rief die Herzogin, ſeine Hände mit Heftigkeit ergreifend. „Waltet keine Täuſchung bei jenem Vorgange, iſt Alles ſo geweſen, wie Du ſagſt, ja, iſt bei der Sache irgend etwas Uebernatürliches, muß es denn darum gerade ein Vorzeichen Deines Todes ſein? — Ging dagegen die Sache natürlich zu, war irgend ein Menſch dabei im Spiele —“

„Glaubſt Du, Weib,“ rief Wallenſtein mit rauhem Tone, und indem ſich ſein Auge röthete,

n Blick zu funkeln begann, „daß irgend ein
lenſch lebt, der ſich nicht lieber die Fauſt abhiebe'
s daß er es wagte, Albrecht Waldſtein damit feind=
h zu berühren?"

„Gewiß magſt Du Recht haben — es iſt ge=
ß, wie Du ſagſt" — fiel die Herzogin ver=
rrt ein.

„Ja, ich fühle es! Es iſt ſo; ich trage den
d im Herzen;" ſprach Wallenſtein finſter. —
Sterben! Es iſt nichts; kaum der Rede werth;
er ſterben in dem Momente, wo ich im Begriff
, eine Ruhmeshöhe zu erſteigen, wie ſie in die=
n Jahrhunderte noch kein Anderer erſtieg, wo die
gen ganz Europa's auf den Kampfplatz, der ſich
ffnet, auf den Sieger, den es erwartet, gerichtet
, das iſt hart, das iſt ſchmerzlich."

„Du täuſcheſt Dich, Albrecht; mir ſagt eine
ere Stimme, daß Du Dich täuſcheſt;" ſprach
Herzogin mit liebevollem Tone, und indem ſie
die Thränen aus dem Auge wiſchte. „Ich
e zu, der Vorfall iſt ſeltſam, iſt unerklärlich,
gebe ferner zu, daß es undenkbar iſt, wie irgend
nand es wagen ſollte, auf dieſe Art ſeinen Scherz

mit Dir zu treiben, auch will ich die Meinung Vieler, daß es Warnungszeichen gebe, welche irgend einem großen Unglücke vorausgehen, nicht beſtreiten —"

„Wohl," unterbrach Wallenſtein finſter die Gattin, „wenn Du Alles dieſes nicht beſtreiten willſt und kannſt, wenn Du die Vorderſätze zugiebſt, ſo gieb auch den Nachſatz zu: daß die Anzeichen meines nahen Todes vorhanden und durchaus nicht abzuläugnen ſind." —

Die Herzogin ſchwieg eine Weile, ihre Miene drückte tiefe Betrübniß aus, dann ſagte ſie:

„Eine Ueberzeugung, die in mir lebt, ſagt mir, daß dem, allerdings ſeltſamen, Vorfalle eine natürliche Urſache zum Grunde liegt, und daß dieſe vielleicht in der nächſten Zukunft an's Tageslicht kommen wird. Iſt irgend eine Gefahr vorhanden, ſo droht ſie Dir nur von der Seite der Gemüthsſtimmung, in welche Du verſetzt biſt, und von deren körperlichen Folgen. — O zürne mir nicht, mein Gemahl," fuhr ſie fort, als Wallenſtein die Stirn runzelte und ſie finſter anſah, „ich muß reden, ſelbſt auf die Gefahr, Dir zu mißfallen. Für Deinen

Ruhm unter allen Umſtänden beſorgt, muß ich ſprechen. Angenommen, jener ſonderbare Unfall ſei übernatürlicher Natur, er ſei ein Vorzeichen Deines Todes; ſollte dieſer den Kühnen, der ihm ſo oft in's Auge geſehen, in ſeiner Kammer anders, ſollte er ihn weniger ruhig finden, als er den Feldherrn auf blutigem Schlachtfelde gefunden hat? Nein! Nie ſoll man ſagen müſſen, daß Albrecht Waldſtein, unter welchen Umſtänden und zu welcher Zeit es immer geweſen, vor dem Tode gebebt hat. Niemand, ſelbſt ſein Weib nicht, muß den großen Mann ſchwach ſehen dürfen.“

Wallenſteins blaſſes Antlitz röthete ſich, als ſeine Gattin ſprach. Es war ungewiß, war es Zorn oder Schaam, was ihm dieſe Röthe auf die Wangen trieb. Längere Zeit ſchwieg er, dann ſprach er mit ſichtlich mühſam errungener Faſſung:

„Ich danke Dir, Iſabelle! Ich wußte längſt, daß Du mich liebſt, aber es iſt mir lieb zu ſehen, daß auch Du von meiner Liebe zu Dir feſt überzeugt biſt. — Nur dieſe Ueberzeugung konnte Deiner ſanften Seele den Muth einflößen, auf dieſe

Weiſe mit mir zu ſprechen. Du haſt gewagt, was kein Mann gewagt haben würde.“ —

Eben wollte der Fürſt ſeine Rede noch fortſetzen, als ein Diener eintrat.

„Pater Mathias,“ meldete er, „bittet Eure fürſtliche Gnaden um Gehör. Es ſei etwas ſehr Dringendes —“

„Heute nicht! — Morgen in aller Frühe;“ verſetzte Wallenſtein verdrüßlich.

„Er ſagte,“ ſprach der Diener zögernd, „die Sache ſei ſo preſſant, es beträfe eine ſo wichtige Angelegenheit —“

„So ſoll er kommen;“ rief der Fürſt höchſt mißlaunig. — „Ihr bringt Etwas, das keinen Aufſchub bis morgen erleiden kann?“ fragte er den eintretenden Alten mit herbem Tone.

„Es betrifft Euer Gnaden perſönlich;“ verſetzte der Greis mit ſanfter Stimme. — „Ihr waret ſo gnädig, mit mir über einen Vorfall zu ſprechen, den ihr als ein Zeichen übler Vorbedeutung, vielleicht eines nahen Todes anſahet, und mich bei dieſer Gelegenheit für jenen, für Alle, die Euch ehren und lieben höchſt unglücklichen Fall mit Aufträgen zu beehren. Glücklicherweiſe ſcheint indeß der ſeltſame Vorgang ſich auf eine natürliche Weiſe —"

„Was?" rief der Fürſt mit einer Stimme, die im ganzen Gemache widerhallte.

„Sagte ich es nicht?" rief jubelnd die Fürſtin, indem ſie von ihrem Sitze aufſprang und auf den Alten zueilte. „Geſchwind, lieber Pater, ſprecht; wißt Ihr Etwas, das auf irgend eine Spur leiten könnte?"

„Die Sache wird ſich leicht und natürlich aufklären laſſen," ſprach Pater Mathias zögernd, „nur möchte ich nicht Schuld haben, daß die Unbeſonnenheit eines Dritten eine härtere Strafe, als ſie vielleicht verdiente —"

„Wie könntet Ihr dies fürchten, lieber Pater, wenn dadurch dieſer quälende Zuſtand beſeitigt wird?" unterbrach die Herzogin lebhaft den Sprechenden. „Erzählt, zögert nicht einen Augenblick länger, die Sache aufzuklären."

Pater Mathias erzählte nun, wie der Page Georg Löwenthal in jener Nacht den Schloßhauptmann vor ſich zu ſehen geglaubt, dieſem einen Schabernack ſpielen wollen und deshalb einen Schlag verſetzt habe. Daß Letzterer den Herzog getroffen, davon ſei keine Ahnung in ſeine Seele gekommen.

„So wie mir," ſchloß der Alte ſeine Erzählung, „Georg mit lachendem Muthe die Geſchichte erzählt hatte, erſchrak ich entſetzlich. Ich war im erſten Augenblick nicht mit mir einig, ob ich dem Unbeſonnenen rathen ſollte, ſich ſogleich Euer fürſtliche Gnaden zu Füßen zu werfen und den ganzen Vorgang zu geſtehen, oder ob ich dem jungen Menſchen ſelbſt in Unwiſſenheit des Frevels, den er begangen, laſſen ſolle. Nach einigem Nachdenken entſchloß ich mich zu dem Letztern. Ich glaubte, es ſei beſſer, daß Ihr, gnädigſter Herr, ſelbſt in Eurer Weisheit überlegen möchtet, ob es nicht angemeſſen ſei, daß der ganze Vorfall unerörtert bliebe. Jedenfalls hat der Jüngling nicht aus Bosheit, ſondern nur aus Unbeſonnenheit einen Fehler begangen, der, wenn auch an ſich ſträflich und tadelnswerth, doch im Grunde nichts als ein Jugendſtreich iſt, welchem obendrein nur ein Mißverſtändniß zum Grunde liegt."

Wallenſtein hatte, während der Alte ſprach, ſein Auge ſtarr auf den Sprechenden gerichtet und aufmerkſam zugehört. Keine Bewegung ſeiner Geſichtsmuskeln zeigte, daß in ſeiner Seele irgend eine Aufregung ſtattfände, es war vielmehr eine Eiſeskälte in ſeinen Mienen zu leſen. Die Herzogin betrachtete indeß ihren Gemahl aufmerkſam, eine beſondere Unruhe und Aengſtlichkeit ſchien ſie zu überfallen, und eben wollte ſie ſprechen, als der Fürſt zu reden anhob:

„Ich danke Euch, mein Vater,“ ſprach er kalt, „daß Ihr Euch beeiltet, zu der Aufklärung eines Vorfalls mitzuwirken, welcher beweiſ't, wie groß die menſchliche Schwachheit iſt, indem ſie es möglich macht, daß die Narrheit eines unbeſonnenen Knaben das zu bewirken im Stande iſt, was das Blitzen feindlicher Schwerter, das Klirren der Kettenkugeln, ſelbſt der gezückte Dolch oder die Partiſane des Mörders nicht bewirken konnten und würden. — Geht jetzt mit Gott, haltet Euch aber bereit, morgen mit Tagesanbruch, ſobald Ihr gerufen werdet, wieder hier zu erſcheinen, um einen Auftrag, den ich Euch zu geben habe, zu erfüllen. Nochmals nehmt meinen Dank, und — gute Nacht.“

So wie Pater Mathias das Zimmer verlaſſen hatte, blieb Wallenſtein einige Minuten wie unbeweglich, dann griff er nach einem ſilbernen Pfeifchen, das auf dem Tiſche lag, und als ein Diener auf den gellenden Ton der Pfeife in's Zimmer trat, rief er dieſem zu: „der Schloßhauptmann!“

„Was willſt Du thun, mein Gemahl?“ rief die Herzogin ängſtlich, als der Diener das Zimmer verlaſſen hatte. „Ich darf doch nicht beſorgen, daß Du den armen Jungen, der Dich ſo liebt, den Du mir ſelbſt als einen Deiner treueſten Diener, und Dir auf Tod und Leben ergeben, oft genannt haſt, wegen ſeiner Unbeſonnenheit hart beſtrafen willſt?“

„Er wird,“ ſagte Wallenſtein kalt, „nicht härter beſtraft werden, als er es verdient.“

„Alſo doch beſtraft?“ rief die Fürſtin ängſtlich.

„Meinſt Du, die furchtbare Seelenqual, die ich drei Tage lang getragen, ſei nichts?“ fragte der Herzog rauh. — „Der Elende ſoll ſie gleichfalls und im vollſten Maaße kennen lernen.“

Die Herzogin wollte eben ſprechen, ſie wollte Einwendungen machen, als der eintretende Diener den Schloßhauptmann anmeldete, und Letzterer ſodann im Zimmer erſchien.

„Der Page Georg Löwenthal,“ ſagte der Herzog, „hat vor drei Tagen zur Nachtzeit, als ich in dem anſtoßenden Saale mich mit Obſervatien des Himmels beſchäftigte, mich im Dunkeln für Euch gehalten, er hat die Frechheit gehabt, Euch einen Streich ſpielen zu wollen, indem er Euch einen Schlag zu verſetzen und dann davon zu ſchleichen gedachte. Der Streich traf mich und blieb bis jetzt ungeahnt, da ich ihm Zeit geben wollte, durch freiwilliges Bekenntniß und eigene Anzeige ſeine Reue zu bethätigen. Dies iſt bis jetzt nicht geſchehen, deshalb ſoll ihn die ganze Schwere meines Zornes treffen. Ihr werdet den Strafbaren deshalb ſogleich verhaften, in Ketten legen, in das unterſte Verließ bringen laſſen und Niemand Zutritt zu ihm geſtatten. In dem Kerker werdet Ihr ihm ankündigen, daß ſein Verbrechen mir bekannt ſei, und wie ich befehlen habe, daß er morgen früh ſieben Uhr in dem Saale, wo er die That begangen, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſoll.“

Wie? — Um Gotteswillen, höre ich recht?" rief die Herzogin aufſpringend.

„Ich bitte Euch, mich nicht in Verhandlung eines Dienſtgeſchäfts zu unterbrechen," verſetzte Wallenſtein düſter und mit Härte.

„Sollte der Gefangene um eine Audienz bei mir bitten, ſo habt Ihr ihm anzuzeigen, daß ich dieſe ihm nicht geſtatte;" fuhr der Fürſt mit Eiſeskälte, zu dem Schloßhauptmann gerichtet, fort. „Will er ſich vor ſeinem Tode mit Gott verſöhnen, ſo ſagt ihm, daß ihm eine Viertelſtunde vor ſeiner Hinrichtung geſtattet werden ſolle, zu beichten, und daß er den Prieſter im Saale finden werde. — Geht jetzt und vollziehet meinen Befehl." — —

Munter und fröhlich, wie ein Kind, hatte Georg, das Käſtchen unter dem Arm, den Rückweg angetreten. Sein Herz ſchwamm in Entzücken, wenn er an den Augenblick dachte, in welchem er vor den Herzog treten und ihm die Nachricht ſeines Fundes mittheilen werde. Tauſend Pläne gingen ihm durch den Kopf, wenn er daran dachte, daß der Fürſt ſo großmüthig im Belohnen, wie ſtreng,

rauſam im Beſtrafen, ihm befehlen ſollte, ſich
Gnade auszubitten.

Bald dachte er an eine Offizier-, bald an eine
erledigte Stallmeiſterſtelle, aber Beide hätten
auf eine längere Zeit von Elsbeth weggeführt,
ſeine Verbindung mit dieſer, mit der Treuen,
er ſchon von der Kinderzeit an liebte, war nun
nal der Angelpunkt, um den ſich der Kreis ſei-
Lebensglücks drehte, und ſo kam er immer wie-
darauf zurück, um die nächſte erledigte Schloß-
ptmansſtelle anzuhalten. Unter Gedanken die-
Art trat er in ſein einſames Stübchen. Das
ſte, was er hier vornahm, war, die Kiſte in ei-
Wandſchrank zu ſchließen. Er that dies mit
er Sorgfalt, als ob die böhmiſchen Reichskleino-
n darin verborgen wären. Jetzt fiel ihm ein,
Elsbeth zu gehen, um dieſe von dem errunge-
Schatze in Kenntniß zu ſetzen und mit ihr zu
athſchlagen, ob er dem Fürſten mittheilen ſolle,
und auf welche Weiſe er zu dem Schatze ge-
nmen ſei, oder ob er die nähern Umſtände zu
ſchweigen und im Nothfalle irgend eine Aus-
cht zu erſinnen habe.

„Nein!“ ſagte er nach kurzem Nachdenken. „Ich ſage nichts, was den elenden Menſchen in's Unglück bringen kann! Erwieſe ſich, daß er die Papiere unterſchlagen hat, ſo läßt ihn der Jury ſo gewiß aufknüpfen, als ich der Sohn meiner Mutter bin, und ich müßte mir Zeitlebens Vorwürfe machen, den Mann an den Galgen gebracht zu haben. Daß er den Strick verdient hat, mag richtig ſein, aber ein Menſchenleben iſt doch auch nichts Geringes, und ein ruhiges Gewiſſen vor Allem nöthig, wenn man glücklich und zufrieden ſein ſoll. — Könnte nicht auch,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „der Herr auf den Einfall kommen, mir die Stelle, die durch den Tod des Schloßhauptmanns erledigt würde, zu verleihen, und würde dann nicht jeder rechtliche Menſch mit Fingern auf mich zeigen und ausrufen: ‚Seht, das iſt der Menſch, der ſeinen Vorgänger an den Galgen brachte!‘ Am Ende gäbe es gar noch Leute, die da meinten, der Schuft ſei unſchuldig geweſen, und ich ein Böſewicht, der ihn durch falſche Anklage, in die Grube geſtürzt. — Nein! Nimmer mehr erfährt der Herr, daß der Schloßhauptmann

er Sache betheiligt iſt. — Aber was ſage ich?“
er nach einer Weile bedenklich hinzu. „Hm,
age, daß ich, wie es ja auch der Fall, die
in der hohlen Weide gefunden, den Mann
durch den ich auf ſolche aufmerkſam gemacht
en, nicht erkannt habe. — Wahrhaftig, ſo
es! Auf dieſe Weiſe rette ich dem ſchlechten
ſein miſerables Leben, der Herzog kommt zu
verlorenen Papieren, und ich zu dem ver-
nen Lohne.“ —

Während Georg auf dieſe Weiſe meditirte, öffnete
plötzlich die Thür, und der Schloßhauptmann
in das Zimmer. Zwei ſtarke Männer folgten
und blieben ſodann am Eingange ſtehen.

„Auf Befehl Sr. fürſtlichen Gnaden“ — hob
Erſtere an.

„Ich ſoll zum Herrn kommen? Das iſt mir
t erwünſcht;“ unterbrach ihn der Page.

„Verhafte ich Euch;“ fuhr Jener in einem
fort, welcher anzeigte, wie gern er den ihm
ragenen Befehl ausrichte.

„Was?“ ſchrie Georg entſetzt. „Das iſt ein
verſtändniß. Es iſt unmöglich.“

„Schließer, legt dem Gefangenen die Ketten an!“ ſagte der Schloßhauptmann, ohne ſich irren zu laſſen.

„Wagt es!“ rief Georg, indem er nach dem Schwerte ſprang und es aus der Scheide riß. „Ihr ſeid ein Lügner! Der Befehl kam nicht vom Herzog.“

„Steckt ein!“ entgegnete Jener. „Mein Ritterwort darauf, daß ich nach den Befehlen des Herzogs handle.“

„Ich glaube Euch nicht! Ich habe Grund ſelbſt Eurem Ritterworte nicht zu trauen!“ lachte Georg.

„Ergebt Euch, Raſender!“ rief Andreas an, indem er ſein Schwert zog, und auch ſeine Begleiter ihre Degen entblößten. „Wollt Ihr Euch den Befehlen des Herrn, mit dem Schwerte in der Fauſt, widerſetzen?“

„Bringt mich zu dem Herrn! Ich muß den Befehl aus ſeinem Munde hören, wenn ich ihm Glauben beimeſſen ſoll;“ rief Georg heftig.

„Es kann nicht ſein! Der Herzog will Euch nicht ſehen;“ verſetzte Jener.

„Was? Er will mich nicht ſehen? — Ich habe ihm etwas Wichtiges zu entdecken;“ rief der Jüngling.

„Gleichviel!“ verſetzte der Ritter kalt. „Er befahl, Euch jede Audienz bei ihm zu verweigern.“

„Nicht möglich!“ rief Georg. „Es iſt etwas Dringendes, höchſt Wichtiges —“

„Habt Ihr vielleicht die verlorenen Papiere gefunden?“ fragte der Schloßhauptmann mit Hohn.

„Ja!“ rief Georg. „Ich habe ſie gefunden. Sagt ihm das, ſagt ihm —“

„Ich will nicht der Bote Eurer Lügen ſein;“ unterbrach ihn Jener höhniſch. „Sagt es ihm morgen ſelbſt; ſagt es ihm vor Eurer Hinrichtung; vielleicht begnadigt er Euch.“

„Ich glaube, Ihr ſeid verrückt geworden!“ rief der Page mit Erſtaunen. „Was habe ich denn gethan? — In einem Augenblicke, wo ich dem Herzoge vielleicht einen großen Dienſt erwieſen habe, werde ich verhaftet, ohne daß man mir ſagt —“

„Weshalb?“ unterbrach ihn der Schloßhauptmann mit kaltem Spott. „Damit kann ich Euch dienen. Ihr wolltet Euch vor drei Tagen in der

Nacht mit mir einen elenden Spaß erlauben, den ich Euch, wenn ich Euch dabei erwiſchte, vielleicht mit drei Zoll des beſten Stahls vergolten hätte. Eure Unvernunft wird aber beſſer durch das Schwert des Henkers wie durch einen Ritterdolch beſtraft werden. Ihr glaubtet mich zu ſchlagen und ſchlugt den Herzog.“

„O mein Gott!“ rief der Jüngling entſetzt, indem er die Hände rang. — „Aber nein! Es iſt nicht wahr, was Ihr ſagt!“ fuhr er heftig fort. „Wer, wie Ihr, wichtige Papiere, die dem Herzoge gehören, unterſchlagen kann, iſt jeder Tücke und Gewaltthat fähig. Ihr habt dem Herrn irgend einen Trug vorgeſpiegelt, um mich zu verderben. Ich will und muß den Herzog ſprechen.“

„Feſſelt den Frechen! In Ketten mit dem Elenden!“ donnerte der Ritter.

Wie zwei Hatzhunde auf ein von ihnen geſtelltes Wild, warfen ſich die Begleiter des Schloßhauptmanns auf Georg, und im Nu war er entwaffnet, zu Boden geriſſen und gefeſſelt.

Eben wollte man ihn fortführen, als Elsbeth hereinſtürzte.

„Iſt es möglich? Iſt es wirklich wahr?" ef das Mädchen, indem es verzweiflungsvoll die ände rang.

„Es thut mir leid," ſagte der Schloßhauptmann kalt, „Euch einen ſo lebhaften Antheil an nem Menſchen nehmen zu ſehen, der, wie ich Euch oft geſagt, deſſelben nicht werth iſt."

„Ich will zum Herzoge eilen, will mich zu eſſen Füßen werfen. Er wird, er muß Dich be-
nadigen;" rief jammernd das Mädchen.

„Ihr werdet ihn nicht ſprechen;" verſetzte der Ritter mit höhniſchem Lächeln.

„Wohl, dann eile ich zur Herzogin!" rief das Mädchen.

Georg hatte bis jetzt wie betäubt dageſtanden. Jetzt ermannte er ſich.

„Nein, Elsbeth!" ſagte er. „Beſtürme den Herzog und deſſen Gemahlin nicht. Ich fühle, ich habe ein Verbrechen begangen, für das es keine Sühne giebt, wie meinen Tod. Der Ruhm des Fürſten ſteht ſo hoch, ſein Anſehen in ganz Deutſchland iſt von der Art, daß ein Vergehen, wie das meine, nicht ungeahndet bleiben kann. Auch ſoll man nicht ſagen, daß ich mein Leben feig erbettelt habe. Ich will den Fürſten zwar anflehen, daß er, wenn ich meine Strafe erlitten, dem Diener, der ihm ſonſt mit Leib und Seele zugethan geweſen, verzeihe, ſein Andenken nicht haſſe und verachte, aber ich will mein Vergehen redlich büßen.“

„Nein!“ rief Elsbeth, wie außer ſich. „Sage, was Du willſt, ich eile zur Herzogin.“

„Fort mit ihm! Fort in den Kerker!“ rief der Ritter, das Geſpräch der Liebenden rauh unterbrechend.

„Erlaubt!“ ſagte Georg mit Kälte. „Ich denke, Ihr werdet mir zwei Worte zu Elsbeth nicht verweigern. — Ich bitte Dich,“ ſprach er leiſe zu dem Mädchen, „den Schlüſſel zu jenem Wandſchrank an Dich zu nehmen und Niemand den Zutritt in dieſes Zimmer zu geſtatten.“

„Gott!“ ſprach Elsbeth mit dem Tone der Verzweiflung. „Wie kannſt Du in dieſem Augenblicke an Gegenſtände dieſer Art —?“

„Es liegt mir mehr daran wie an meinem Leben;“ unterbrach ſie der Jüngling raſch. „Doch jetzt, lebe wohl! Ich denke, man wird mir geſtatten, Dich vor meinem Tode noch einmal zu ſehen.“

„Du darfſt nicht ſterben! Du darfſt nicht!“ rief das Mädchen jammernd. Der Ritter winkte indeß den Bewaffneten, und Georg ward abgeführt. Elsbeth wollte folgen, aber ſie fing an zu taumeln und ſtürzte ohnmächtig zu Boden. — —

Es war am folgenden Tage früh, und die Sonne noch nicht am Horizonte aufgeſtiegen, als in dem großen Saale, wo Georg die That, die ſo grauſam beſtraft werden ſollte, begangen hatte, ein großer, rother Teppich aufgebreitet, und auf dieſen ein Haufen Sand aufgeſchüttet wurde. Der Schloßhauptmann war, wie es ſchien, mit vieler Vorliebe mit den ihm aufgetragenen Vorrichtungen beſchäftigt, denn ſo wie die letzte Karre Sand in den Saal gefahren war, ließ er eine große Tragbahre hereinbringen, auf welcher ſchwarze und weiße Tücher ausgebreitet waren, und muſterte dann die vollendeten Zurüſtungen mit ſichtbarem Wohlgefallen. Mit einem Winke der Hand entließ er die Arbeiter, die den Sand aufgehäuft, und öffnete dann eine Seitenthür, durch die ein Mann, der mit einem rothen Mantel bekleidet war, hereintrat. Unter letzterem blinkte ein breites Schwert, das der Mann in der Hand hielt.

„Wartet hier, bis man Euch den Befehl geben wird, Euer Amt zu verrichten! — Ich werde, ſobald es Zeit, dem Herrn melden, daß Alles bereit iſt:“ ſagte der Schloßhauptmann kalt.

Ein Diener trat eben in den Saal.

„Herr Ritter,“ ſagte er zu dem Schloßhauptmann, „nach Befehl Sr. fürſtlichen Gnaden ſoll Niemand vor deſſen Perſon gelaſſen werden, indeſſen hat ſich ein Vorfall ereignet, den ich Euch zu melden mich verpflichtet fühle. Wie Ihr wißt, hat Sr. Gnaden auf Fürſprache der Frau Herzogin erlaubt, daß Elsbeth ſich zu dem Gefangenen begeben und ihm Nahrung bringen dürfe. Jetzt erſcheint die Jungfrau und ſagt: ſie habe eine wichtige Entdeckung zu machen, ſie müſſe durchaus den Herrn ſprechen.“

„Eine wichtige Entdeckung?“ ſprach hohnlachend der Ritter. „Man kennt das. Sie denkt auf dieſe Weiſe zu dem Herzoge zu gelangen. — Weiſ't ſie zurück; es darf nicht ſein.“

„Mit der Entdeckung mag es wohl indeß ſeine Richtigkeit haben;“ meinte der Diener. „Sie ſagte, das Käſtchen mit den verlorenen Papieren ſei aufgefunden worden.“

„Was?“ rief der Schloßhauptmann, indem er, wie vom Blitze getroffen, zuſammenfuhr. „Ihr habt das Mädchen wohl nicht recht verſtanden?“

„Doch, Herr Ritter, doch!“ ſagte der Diener. „Die Jungfrau behauptete in dem Beſitze der Papiere zu ſein.“

Der Schloßhauptmann erblich. Seine Züge verzerrten ſich krampfhaft, unwillkürlich ballte er die Fauſt, dann ſagte er mit erzwungener Faſſung:

„Ich muß die Jungfrau ſelbſt ſprechen. Iſt es ſo wie ſie ſagt, ſo wird ihr der Herr wohl eine Audienz bewilligen, und ſie kann dann — denn dies iſt wohl ihre Hauptabſicht — um die Begnadigung des Verbrechers, der ja erſt in einer Stunde hingerichtet werden ſoll, anhalten, indem ſie das verlorene Käſtchen überreicht. Sagt Ihr indeſſen, daß ſie ſich auf mein Zimmer begebe. Ich werde in wenigen Minuten bei ihr ſein.“ — — —

„Entſetzlich! Er täuſcht mich, der Unmenſch!“

rief Elsbeth, welche faſt eine Viertelſtunde lang den Ritter auf ſeinem Zimmer erwartet hatte. „Gewiß, er will mich nur hinhalten, damit ich den Herrn nicht zu ſprechen bekomme. — Ich warte nicht länger. Es iſt die höchſte Zeit.“

Elsbeth wollte eben das Zimmer verlaſſen, als eilige Männerſchritte auf dem Gange ertönten, und gleich darauf der Schloßhauptmann in's Zimmer trat.

Das Antlitz des Ritters war todtenbleich, demungeachtet rann ihm der Schweiß über die Stirn, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, es ſchien, als ob er einen anſtrengenden Gang gemacht habe. So wie er in's Zimmer getreten war, ſchob er den Thürriegel vor.

„Ihr habt das Käſtchen?“ fragte er haſtig, und indem er Elsbeth mit düſterem Blicke anſah.

„Ich weiß, wo es iſt;“ ſagte das Mädchen nach einem ſekundenlangen Schweigen.

„So holt es geſchwind! Bringt es hierher; ich führe Euch dann zum Herzog.“

„Warum hierher?“ fragte Elsbeth befremdet.

Bewirkt mir eine Audienz beim Herrn, und ich
e und trage es nach deſſen Zimmern."

„Nicht eher, bis ich es geſehen habe;" ſagte
Ritter heftig. — „Bringt es ſogleich, und ich
ge dann mit Euch."

„Dies geſchieht auf keinen Fall;" verſetzte Els-
h feſt.

„So werde ich Euch begleiten, wann Ihr es
lt;" fuhr Jener haſtig fort.

„Wir treffen uns im Vorzimmer des Herrn.
ewirkt mir inzwiſchen die Audienz;" ſprach das
ädchen.

„Genug des Geſchwätzes!" rief der Ritter
uh. „Sagt, wo iſt das Käſtchen, und wo ward
gefunden?"

„Dieſe Frage beantworte ich allein dem Her-
ge;" erwiederte Elsbeth.

„Mir gebt Antwort! Ich will es wiſſen;"
ef der Ritter wild, und indem ſeine Blicke
nkelten.

„Ihr? Was habt Ihr darnach zu fragen?"
rwiederte Elsbeth, indem ſie unwillkürlich vor dem

Anblick des Schloßhauptmanns, deſſen Züge einen furchtbaren Ausdruck annahmen, ſchauderte.

„Das ſollt Ihr ſogleich wiſſen:“ verſetzte er, indem er die Zähne zuſammenbiß, das Fenſter öffnete und Elsbeth an dieſes drängte. — „Seht hinab!“ ſagte er mit rollendem Auge. „Blickt in die Tiefe! Meint Ihr, daß Jemand, der hier hinabſtürzt, noch leben könne?“

„Gott! Was wollt Ihr damit ſagen?“ rief entſetzt das Mädchen.

„Daß ich Dich hinabſtürze, Dirne, wenn Du mir nicht ſogleich geſtehſt, wo das Käſtchen iſt!“ ſprach der Schloßhauptmann mit ſchaurigem, wie aus der Tiefe der Bruſt heraufgekeuchtem Tone.

Es war ein entſetzlicher Augenblick. Wie eine Zange, hielt die Fauſt des Ritters den Arm des Mädchens umklammert. Seine Blicke funkelten in einem düſtern Feuer, aus welchem Angſt und Mordluſt in furchtbarer Vereinigung herausblitzten.

„Nur ein offenes Geſtändniß der Wahrheit kann Dich retten, Mädchen!“ ziſchelte faſt athemlos der Ritter. „Zu verhehlen iſt nichts weiter.

adeſt Du oder Georg das Käſtchen in dem hoh-
Baume?“

„Georg fand es;“ verſetzte Elsbeth faſt beſin-
ngslos.

„Wie fand er es? — Weiß er, wer es dort
barg?“ fuhr Jener in vorigem Tone fort.

„Er ſagte mir es nicht, auf mein Befragen;“
iederte Elsbeth.

„Wohlan, ſo wiſſe Alles!“ ſprach der Ritter
furchtbarer Kälte. „Die Kiſte enthält Papiere,
mir die erſte Gemahlin des Fürſten anvertraute.
war ihr Dankbarkeit ſchuldig und ſchwur ihr
ihrem Todtenlager, die Papiere, die das Käſt-
n enthält, den Verwandten der Gräfin zu über-
en, wenn der Fürſt im Kriege umkäme, oder
Gunſt des Kaiſers, in der er ſich befindet, er-
chen ſollte. Der Inhalt der Papiere entzieht ihm
er ſeinen Erben den fernern Genuß der Güter
ner erſten Gemahlin. Daß der Fürſt mir nicht
zeihen würde, wenn er erfährt, daß ich es war,
die Papiere ihm vorenthielt, weißt Du ſo gut
e ich, eben ſo iſt Dir bekannt, daß er ein ein-
al von ihm ausgeſprochenes Urtheil nie zurück-

nahm. Ich kämpfe jetzt für mein Leben. Schwöre, mir die Papiere zurückzugeben, ſo wie, daß keine menſchliche Seele je erfahren ſoll, was zwiſchen uns verhandelt worden, bleibe eine halbe Stunde in dieſem Zimmer, und ich ſchone Dein Leben; thuſt Du dies nicht, ſo bin ich gezwungen, Dich zu vernichten; ich ſtürze Dich aus dieſem Fenſter, und Jeder wird mir glauben, wenn ich ſage, daß Du Dir den Tod gegeben, weil Dir eine Audienz beim Herrn verſagt worden.“ —

Die entſetzlichen Worte, welche der Ritter ausſprach, wurden mit einer ſo kalten Entſchloſſenheit geſprochen, daß Elsbeth nicht einen Augenblick zweifeln konnte, daß Jener entſchloſſen ſei, ſeine Drohung wahr zu machen. Ein unwillkürliches Zittern überfiel das Mädchen, Schauer des Todes rieſelten ihr über den Rücken herab, ſie faßte ſich indeß und wollte ſprechen, aber der Schloßhauptmann fuhr mit Eiseskälte fort:

„Glaubt nicht, mich damit zu ſchrecken, daß Ihr einwendet, Euer elender Buhle werde in den letzten Augenblicken etwas gegen mich ausſagen. Niemand wie ich wird bei der Hinrichtung zugegen

in, da der Herr niemals eine ſolche vor ſeinem
ngeſicht vollziehen läßt.“

„Wohlan,“ ſagte Elsbeth, ihre Geiſteskräfte
ewaltſam zuſammenraffend, „ich ſtehe in Gottes
and. Tödtet mich. Von mir empfangt Ihr die
Papiere nicht zurück.“ — Bei dieſen Worten ver=
ngen ihr die Sinne, es dunkelte ihr vor den
ugen.

„So ſtirb, Natter, damit Dein Ziſchen mich
icht verrathe!“ rief mit Donnertönen der Ritter,
dem er das Mädchen um den Leib faßte, es auf=
eben und nach dem offenen Fenſter tragen wollte.

In dieſem Augenblicke tönten Fußtritte drau=
en, auf dem Gange. Gleich darauf pochte man
n die Thür.

„Herr Schloßhauptmann!“ rief eine Stimme —
s war die des Pater Mathias — „Seid Ihr im
immer? Oeffnet raſch! Ich muß Euch augen=
icklich ſprechen.“

Der Ritter ſtand einen Augenblick, wie an den
Boden gewurzelt. Ein heftiges Zittern wie Fieber=
roſt ſchüttelte ſeine Glieder. Wie mechaniſch ließ

er die Arme ſinken, und Elsbeth, welche ohnmächtig geworden war, fiel zur Erde.

Es wäre vielleicht jetzt der günſtigſte Augenblick geweſen, das Verbrechen zu vollziehen; von Allem aber, was auf ihn einſtürmte, war der Ritter wie betäubt, die Faſſung hatte ihn gänzlich verlaſſen, wie dies wohl bei ſonſt entſchloſſenen Menſchen in entſcheidenden Augenblicken vorzukommen pflegt. Mit ſchwankendem Schritte ging er nach der Thür, öffnete dieſe und ſagte ſtammelnd, indem er auf Elsbeth zeigte:

„Sie bat mich, Ihr eine Audienz beim Herrn zu verſchaffen, und iſt, als ich ihr ſolche abſchlagen mußte, vor Schmerz und Geiſtesanſtrengung ohnmächtig geworden."

„Ich werde Jemand rufen, der Sorge für ſie trägt;" fiel Pater Mathias ihm haſtig in's Wort. „Elsbeth wird ſich erholen. — Aber etwas noch Wichtigeres hat ſich ereignet. Ich bitte Euch deshalb, die Anſtalten zu der Hinrichtung des Unglücklichen, welche auch mein Tod ſein würde, da ich gewiſſermaßen die, wenn auch unwillkürliche, Veranlaſſung zu Entdeckung ſeines Vergehens bin, zu

ben. Die Papiere, welche verloren waren,
ntdeckt. Georg hat mir die Anzeige gemacht,
edoch gebeten, dies bis nach ſeinem Tode zu
weigen, da er nicht länger leben wolle, wenn
Gnade des Herzogs und ſomit alle Ausſicht
ne Verbindung mit Elsbeth verloren habe.
ilte indeß ſogleich zur Herzogin, theilte ihr
was ich wußte, und dieſe befahl mir, Euch
en, daß Ihr mit den Anſtalten zögern ſoll-
amit ſie Zeit genug bekäme, Ihren Gemahl
inmal zur Begnadigung zu bewegen."

er Ritter ward todtenbleich bei den Worten
aters, ſein Auge blickte ſtier, dann lallte er:
Die Papiere ſind entdeckt? Das iſt ſchön!
hr wißt es und Elsbeth und die Herzogin? —
da habt Ihr auch wohl erfahren, wo und
ſo lange verborgen geblieben ſind? — Das
, recht gut. Der Herzog wird den Pagen
igen, und ein Anderer ſeine Stelle einneh-
müſſen."

Ich weiß von nichts! Georg ſagte mir nichts
es;" erwiederte der Pater flüchtig. „Alles
ir daran, ihn zu retten; ich beſchloß dies

ſelbſt wider ſeinen Willen zu thun und begab mich deshalb zur Fürſtin. Nochmals bitte ich Euch, Ritter —"

„O, ängſtigt Euch nicht, Pater," unterbrach ihn der Ritter mit bitterm Tone. „Die Hinrichtung wird aufgeſchoben, der Page begnadigt, und der Herzog dennoch zufrieden geſtellt, denn ein anderes Opfer wird ihm nicht entgehen. — Bleibt indeſſen hier, ich beſorge, was Ihr wünſchet, und was Noth thut."

Mit den letzten Worten verließ der Ritter raſch das Gemach, und Pater Mathias blieb bei dem Mädchen, welches erſt nach längerer Zeit und als ärztliche Hülfe hinzugerufen worden war, wieder zum Bewußtſein gelangte. — —

Während dies in dem Gemache des Ritters verging, befand ſich die Herzogin bei ihrem Gemahl. Sie hatte geweint und hielt die kleine Maria, die ängſtlich auf den Vater blickte, an der Hand. Das Käſtchen, welches Georg gerettet hatte, ſtand geöffnet auf dem Tiſche.

„Iſt es möglich, Albrecht," ſprach die Fürſtin, „iſt es wirklich denkbar, daß Du den jungen Men-

---

ſchen,
ſen,
durch
Dienſt
Bis j
ihn ei
dem
hören
Unerh
„U
ſter.
ſtraft
nenne
bleiben
„
von
dies d
die H
„
den k
verſetzt
daß ich
Menſch

, der Dir ſtets auf's Innigſte ergeben gewe-
Dir treu gedient und, wie Du zugeben mußt,
Wiederauffindung dieſer Papiere den größten
ſt geleiſtet hat, hinrichten laſſen könnteſt? —
jetzt habe ich immer nur geglaubt, daß Du
ein wenig ängſtigen wollteſt, doch jetzt, nach-
Du befohlen, daß Pater Mathias ihm Beichte
und zum Tode bereiten ſoll, muß ich das
örte befürchten.“

Unerhört, ſagſt Du?“ ſprach Wallenſtein ſin-
„Es ſind Andere für geringere Dinge be-
worden, als dieſer Knabe gewagt. Unerhört
das, was er gethan; und er ſollte ungeſtraft
n?“

Beſtrafe ihn auf andere Weiſe, entferne ihn
Deiner Perſon. — Bei ſeiner Ergebenheit wird
die härteſte Strafe für ihn ſein;“ verſetzte
erzogin.

Hätte er ein anderes Vergehen ſich zu Schul-
ommen laſſen, ſo möchteſt Du Recht haben;“
te der Herzog düſter. „Glaubſt Du indeß,
ch den Gedanken ertragen könnte, daß es einen
chen auf der Erde giebt, der über den mir

geſpielten Streich lächeln könnte, ohne daß er ſich ſagen müßte, daß der Unſinnige, der ſich ſolchen erlaubt, ihn auch bitter gebüßt habe?“

„Bedenke,“ ſprach die Herzogin dringend, „daß Deine Feinde Dich als grauſam ſchildern, daß Gerüchte verbreitet, Lügen erfunden worden ſind, die dies wahrſcheinlich machen. Jetzt wollteſt Du ihnen eine Gelegenheit geben, die ganz dazu geeignet wäre, alles das Böſe, was ſie Dir nachgeſagt, als eben ſo viele wahre und unbezweifelte Thatſachen darzuſtellen?“

„Ich verlache dieſe Gerüchte;“ ſprach kalt der Fürſt. „Sie ſind mir gleichgültig, ja ſelbſt erwünſcht, denn meine Gegner beweiſen damit nur, daß ſie mich fürchten, und ſie halten dadurch vielleicht noch manchen Andern ab, ſich zu meinen Widerſachern zu geſellen.“

„Du bleibſt alſo bei Deinem furchtbaren Entſchluſſe? Meine Bitten, meine Thränen, die Thränen dieſes Kindes rühren Dich nicht?“ rief die Herzogin ſchmerzlich.

„Die Strafe des Thoren wird ſeinem Verbre-

n gleich ſein!" ſprach Wallenſtein nach kurzer
uſe. „Mehr kann ich Dir jetzt nicht ſagen."

Ein Diener trat eben in's Zimmer.

„Iſt mein Befehl vollzogen? — Iſt der Schloß-
ptmann verhaftet worden?" fragte der Herzog
z und ſcharf.

„Der Ritter wird überall geſucht, er iſt nir-
ds zu finden;" erwiederte der Diener. „Die
hildwache am Thore ſagt aus, ſie habe ihn vor
ca einer Viertelſtunde das Schloß verlaſſen und
f dem Fußwege, der nach dem Fluſſe führt, eilig
tgehen ſehen."

„Man ſoll ihm ſogleich nachſetzen und ihn feſt-
hmen, wo man ihn findet;" ſprach der Herzog
uh, und der Diener entfernte ſich.

Schweigend und mit düſteren Blicken ging der
ürſt längere Zeit auf und ab. Aus den ängſtli-
en Mienen der Herzogin war zu ſchließen, daß
r ihre Bitten um Begnadigung Georg's gern wie-
erholt hätte, ſie ſchwieg indeß, da ſie nur allzu-
ohl wußte, daß allzuheftiges Dringen in der Re-
el ihren Gemahl nur um ſo hartnäckiger mache,
nd wartete auf einen Moment, in welchem er

ſelbſt von Neuem über den Gegenſtand ihrer Bitten zu ſprechen anheben würde. Dies geſchah indeß nicht. Der Herzog blieb in ſeinem ſtillen Wandeln, bis ſich plötzlich die Thür öffnete, und Pater Mathias, gebeugt und gleichfalls in Thränen aufgelöſ't, hereintrat. Wallenſtein ſchien den Schmerz des Alten nicht zu bemerken.

„Habt Ihr, wie Euch befohlen worden, den Verbrecher Beichte gehört und ihn zum Tode bereitet?“ fragte er rauh.

„Ich habe;“ erwiederte, zitternd und vom Schmerz hingeriſſen, der Prieſter.

„Und wie benahm er ſich dabei?“ fragte der Herzog mit Kälte.

„Mit Ergebung in Gottes und Euren Willen;“ verſetzte Pater Mathias. „Er trug mir auf, Euer Gnaden für alles Gute, was Ihr ihm ſonſt erwieſen, zu danken, und ſagte, daß er Euch ſeinen frühen Tod nicht zurechne.“

„Wohlan, ſo begleitet mich, Pater! Ich werde das Urtheil vollſtrecken laſſen;“ ſprach der Herzog.

„Albrecht, wenn Du mich liebſt“ — ſtamnelte die Herzogin, den Gemahl bei der Hand ergreifend; ihre Stimme verſagte ihr.

„Vater, meine liebe Mutter weint!“ rief die leine Maria laut jammernd, und indem ſie ſich n den Fürſten anklammerte.

Bis jetzt hatte Pater Mathias geſchwiegen; er hatte ganz von Schmerz zu Boden gedrückt geſchienen. Jetzt ermannte er ſich plötzlich, hoch richtete r ſich auf.

„Erlauben Eure fürſtlichen Gnaden,“ ſagte er eſt und mit gewaltſam errungener Faſſung, „wenn ich, der ſchwache Greis, der alte, arme, mit keiner hohen kirchlichen Würde bekleidete Prieſter, mir erlaube, Worte zu Euch zu reden, die ich nimmer auszuſprechen mir ſonſt erlaubte. Ich ſpreche dieſe Worte als ein verordneter Diener eines höhern Herrn, vor welchem der Fürſt iſt wie der Bettler, der Gewaltige wie der Schwache. — Herzog von Friedland! Ihr ſeid im Begriff, eine Sünde zu begehen, die Euch in Eurer Sterbeſtunde einſt ſchwer bedrücken wird. Ein ungerechtes Urtheil iſt es, das Ihr geſprochen habt, und deſſen Vollziehung iſt ein Mord.“ —

„Ha, was wagt Ihr!“ rief Wallenſtein mit furchtbarer Stimme, und ſein Auge begann zu flammen.

„Es iſt ſo, und bei Gott, vor deſſen Throne ich vielleicht bald erſcheinen werde, will ich dieſe Meinung vertreten!“ ſagte der Prieſter mit Feſtigkeit und Würde. „Ihr wollt einen Jüngling, der Euch mit Leib und Seele ergeben iſt, der Euch noch vor wenig Augenblicken einen großen Dienſt erwieſen hat, hinrichten laſſen. Ihr könnt dies thun, Ihr habt die Gewalt, ein Hauch Eures Mundes verlöſcht dies jugendliche Leben, und das Bewußtſein, daß Ihr Den vernichtet habt, der Veranlaſſung geweſen, daß Ihr, einen Augenblick im Leben, die Schwäche anderer Sterblichen getheilt, wird Euch — ſo glaubt Ihr wenigſtens — eine Genugthuung ſein. Seid indeß verſichert, aus dieſem vergoſſenen Blute wird ein Racheengel aufſteigen, welcher nicht aufhören wird Euch zu quälen, das Bewußtſein nämlich, unſchuldiges Blut vergoſſen zu haben. — Ihr ſtehet hoch, Herzog, höher als Einer in dieſem Jahrhundert geſtiegen iſt und ſteigen wird, Ihr ragt an Geiſt wie an Ge-

weit über die Häupter anderer Menſchen em-
dennoch ſeid Ihr, wenn vielleicht auch nur
Namen nach, ein Diener Eures kaiſerlichen
rn. In wenig Monden, in wenig Tagen ziehet
hin, um die geſunkene Macht des Kaiſers auf's
ue zu erheben und zu befeſtigen. Bittend hat
Euer Herr an Euch gewendet, Ihr habt ihm
Bedingungen, unter denen Ihr dieſe Bitte er-
en wollet, vorgeſchrieben; meint Ihr, daß er
e Schwäche je vergeſſen wird? — Wie aber,
an der ſieggekrönte Feldherr, der ergebenſte, der
ueſte Diener, wenn er von der Ruhmeslaufbahn
mgekehrt, kalt empfangen, mit Undank belohnt
d wegen eines vielleicht unbewußt begangenen
rgehens geringer Art hart beſtraft würde? Würde
er Racheengel Euch nicht in's Ohr flüſtern:
uch Du hatteſt einen Diener, der Dich treu ge-
bt, der Dir einen großen Dienſt erwieſen hat,
d Du haſt ſeine Liebe, wie ſeine Dienſte, mit
nem frühen und ſchmählichen Tode vergolten?“ —

Während der Alte ſprach, war Wallenſtein mit
ntergeſchlagenen Armen dicht vor den Sprechenden
treten. Sein Blick, welcher, wenn er im Zorne

aufflammte, kaum zu ertragen war, war feſt auf den Alten gerichtet. Das blaue Auge des Greiſes blickte indeß ſo ruhig als ergebungsvoll, ſo ernſt als würdig auf den mächtigen Mann, und Wallenſtein ſchien durch die feſte Haltung des Prieſters gewiſſermaßen betroffen. Eine minutenlange Pauſe entſtand, dann ſagte der Herzog kalt:

„Ich danke Euch, mein Vater, für die Beſorgniß, die Ihr für die Erhaltung meines Rufes zu empfinden ſcheint, und ich freue mich, daß Ihr es gewagt Eure Meinung frei auszuſprechen, etwas, was mir bei Perſonen Eures Standes noch nicht häufig vorgekommen iſt, wenn einige Gefahr damit verbunden war. — Uebrigens iſt mein Entſchluß gefaßt, und nichts kann ihn ändern. Wie das Vergehen, ſo wird auch die Strafe des Verbrechers ſein.“

Bei den letzten Worten griff der Fürſt nach dem ſilbernen Pfeifchen, das auf dem nebenſtehenden Tiſche lag, und als auf deſſen Ruf ein Diener eintrat, ſagte er:

„Man führe den Verbrecher in den Saal!“

„Albrecht! Mein Albrecht!“ flehte die Her-

indem ſie die Hand nach dem Gemahl aus-
e. „Ich bitte, ich beſchwöre Dich —“

Wie es ſcheint, kennſt Du mich weniger, als
glaubt;“ ſagte der Herzog mit einem ſonder-
Lächeln. „Beruhige Dich, Iſabelle.“

O mein Gott! Darf ich den Inhalt Deiner
deuten?“ rief die Fürſtin raſch.

Begleitet mich, Pater Mathias! Ihr ſollt
der Beſtrafung ſein,“ ſagte der Herzog, und
nd folgte der Alte dem nach der Thür Gehen-

— —

So wie der Fürſt in den Saal trat, erſchien
Georg in der Mitte mehrerer Bewaffneten.
ſein Auge auf den Herzog fiel, ſank er auf
niee nieder, jedoch ohne ein Wort zu ſprechen.
es ſchien, wollte er reden, doch die Stimme
gte ihm, er ſah das Auge des Herrn drohend
ſich gerichtet und konnte kein Wort hervor-
en.

„Führt ihn zum Tode!“ ſprach Wallenſtein
Kälte, als Georg auf ſeinen Wink ſich erho-
hatte.

So wie der junge Mann bei dem, auf dem rothen Teppich aufgeſchütteten Sandhaufen angekommen war, trat der Nachrichter — jener Mann im rothen Mantel — zu ihm und ſagte, daß er ſeine langen Locken unter das Sammetbarett, das er auf dem Haupte trug, ſtecken möchte. Georg that dies mit anſcheinender Ruhe.

„Gnädigſter Herzog,“ ſagte er dann, ſich zu Wallenſtein wendend, „ich bitte Euch, daß Ihr mir in dem Augenblicke, wo ich die Strafe meines Vergehens leide, gnädig verzeihen möget. — Euch, Pater Mathias, danke ich für alle Liebe, die Ihr mir ſtets bewieſen. Elsbeth bringt meinen letzten Gruß.“

„Ich werde beten;“ ſprach er, zu dem Nachrichter gewendet. „Wann ich die Hände ſinken laſſe — dann“ — —

Mit den letzten Worten ließ ſich der Jüngling auf die Kniee nieder. Kalt blickte der Herzog auf ihn, der Greis ängſtlich auf den Fürſten.

Georg ſchien mit Inbrunſt zu beten. Es dauerte ungefähr zwei bis drei Minuten. Jetzt ließ

e Hände ſinken und erwartete den tödtlichen
ich. — Dieſer erfolgte nicht. — —

Schon hob der Nachrichter das Schwert, als
uf den Wink der Hand des Herzogs es plötzlich
er ſinken ließ.

„Fühlſt Du jetzt, thörigter Knabe, was es heißt
enangſt leiden?" donnerte Wallenſtein, indem
u dem Jünglinge trat. — „Stehe auf! Ich
ihe Dir;" ſetzte er nach langer Pauſe hin-
— —

Georg blickte bei den Worten des Fürſten em-
aber ſein Blick war wie der eines Träumen-
Er ſchien nicht zu wiſſen, was mit ihm
ing. Von den Pforten einer andern Welt
er in das Leben zurückgeriſſen. Er empfand
n, daß er noch lebte. Erſt als Pater Mathias
ihn zueilte, ihn emporhob, blickte er um ſich.
riß er ſich aus den Armen des Greiſes los,
wollte dem Herzoge danken, aber dieſer hatte
ts den Saal verlaſſen. — —

Lange hielten ſich Elsbeth und Georg ſprachlos
chlungen, als der Letztere, in Begleitung des

Pater Mathias, in das Gemach Frau Margarethens getreten war. Ihre Freude ward indeß etwas getrübt, als ein alter Diener der Herzogin erſchien und Georg bedeutete, daß er ſich hüten möge, dem Herzoge vor Augen zu kommen, weil dieſer ihn nicht ſehen wolle. Er möge indeß, ließ die gütige Fürſtin hinzufügen, ſich deshalb nicht beunruhigen, ſie werde ſich Mühe geben, den Herrn zu verſöhnen, und jedenfalls für ſeine Zukunft Sorge tragen. Georg empfand indeß den Unwillen des Herzogs ſchmerzlich und meinte, daß es kein Beiſpiel gäbe, daß der Fürſt einem Diener, der ſeine Gnade einmal verſcherzt, ſolche je wieder zugewendet habe.

Während Pater Mathias ſich Mühe gab, den jungen Mann über dieſen Punkt zu beruhigen, entſtand im Schloßhofe ein ungewöhnlicher Auflauf. Wer beſchreibt Georg's und Elsbeth's Ueberraſchung, als mehrere der Dienſtleute in's Zimmer ſtürzten und die Nachricht brachten, daß man den Schloßhauptmann, welcher überall geſucht worden ſei, ſo eben todt aus dem Fluſſe gezogen habe! — Dicht hinter dem Erlenwäldchen, neben einer Weide, wo

Flüßchen eine Krümmung mache und beſonders
ſei, hieß es, habe man ihn gefunden. —

Zwei oder drei Tage verließ Georg ſein Zimmer
ht. Wie ein Donnerſchlag traf ihn die Nachricht,
der Fürſt nebſt Gemahlin und Gefolge Groß-
ſeritſch verlaſſen würde, der Jüngling aber bis
weitere Befehle dort zurückbleiben ſolle. Er
bereits ſeine ganze Zukunft vernichtet, die Ge-
te ſeines Glückes für immer zertrümmert, Els-
h für ſich verloren. So ſehr ihn auch Pater
athias, ſelbſt Elsbeth, zu beruhigen ſuchten, blieb
dennoch höchſt niedergeſchlagen, und er glaubte den
chmerz nicht ertragen zu können, als ſeine Kame-
den, bei denen er ſehr beliebt war, am Morgen
r Abreiſe, Einer nach dem Andern, Abſchied zu
hmen kamen.

Schon ſtanden Reitpferde, Wagen und Sänften
Schloßhofe, als Georg und Elsbeth zu der
rzogin gerufen wurden.

So wie Elsbeth in's Zimmer trat, kam ihr
e Fürſtin, einen Blumenſtrauß und ein geöffnetes
chmuckkäſtchen in der Hand, entgegen.

„Du biſt Braut,“ ſprach die Fürſtin lächelnd,

„aber als ſolche haſt Du den Schmerz kennen lernen. Nimm dieſe Perlen“ — ſie gab ihr ein paar koſtbare Ohrgehänge und ein Halsband — „als Andenken an die vergoſſenen Thränen; dieſe Blumen aber als ein Symbol der Freude. — Euch, Georg Löwenthal, ernennt der Herzog zum Schloßhauptmann von Groß-Meſeritſch, doch ſollt Ihr ihm nicht eher Euren Dank dafür darbringen dürfen, als bis er wieder hier erſcheinen wird.“

Die beiden jungen Leute bedeckten die Hände der Herzogin mit Küſſen und Freudenthränen. Sie waren kaum vermögend, ihrem Dank Worte zu geben. —

Als der Augenblick der Abreiſe herankam, wagte nur Elsbeth vor dem Herzoge zu erſcheinen. Schweigend, aber freundlich reichte er ihr die Hand zum Kuſſe. Bis dahin hatte ſich Georg unter der Maſſe der Dienſtleute verborgen gehalten, als aber der Herzog auf's Roß ſteigen wollte, konnte er es nicht länger über ſich gewinnen, verborgen zu bleiben. Es ging ihm durch die Seele, als er einen andern Pagen bereit ſah, dem Herzoge beim Aufſteigen den Steigbügel zu halten. Kaum wiſſend, was er that, ſtürzte er herbei, dem Fürſten den gewohnten Dienſt zu leiſten.

So wie Wallenſtein den Jüngling ſah, ſtutzte er, ſein Auge umdüſterte ſich, doch bald erhellte es ſich wieder, und indem er den Dienſt, den Georg ihm leiſtete, annahm, ſagte er ernſt, aber nicht unfreundlich:

„Ich empfehle Euch Beſonnenheit und Vorſicht, Schloßhauptmann! Treue darf ich Euch nicht erſt empfehlen.“

Mit den letzten Worten ſchwang ſich der Herzog auf ſein Roß und fort ging der Zug.

Nach wenig Tagen wurden Elsbeth und Georg durch Pater Mathias verbunden. So jung und lebensluſtig auch der Page geweſen, ſo hatte doch der eben erzählte Verfall ihn zu einem ernſten Manne umgewandelt. Er vermißte nicht das bunte, bewegte Treiben, in welchem er bis dahin gelebt. Er fühlte ſich glücklich in ſeinem Berufsleben, ſo einſam es auch zu Burg-Meſeritſch war, und ſelbſt, als er den Fall ſeines Herrn überlebte, wußten die neuen Beſitzer den Eifer und die Treue des wackern Dieners zu ſchätzen und zu ehren. — Frau Margarethe erreichte das hundertſte Lebensjahr, und ſie hatte noch die Freude, die Kinder des „kleinen Georg,“ wie ſie den ehemaligen Pagen zu nennen fortfuhr, um ſich herumſpielen zu ſehen.

Ende des vierten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bei **Carl Focke** in Leipzig erſchien ſoeben,
nd iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Lilien.

Taſchenbuch

iſtoriſch-romantiſcher Erzählungen für 1844,

von

C. von Wachsmann.

Siebenter Jahrgang, mit 6 Stahlſtichen höchſt elegant und prachtvoll gebunden.

Preis: 2⅓ Thlr. = 3 Fl. 30 Xr. Conv.-Mze.

Inhalt: Die Nebenbuhlerinnen. — Haß und iebe. — Der Fremde. — Die Ahnungen.

Der ſteigende Beifall, deſſen ſich dieſes beliebte Taſchenbuch ſeit nun 6 Jahren erfreut, wird durch gegenwärtigen Jahrgang nur noch erhöht werden, indem — wie man ſich überzeugen wird, — Verfaſſer und Verleger nichts verſäumten, was dazu beitragen konnte.

In demſelben Verlage erſchien ferner:

Durch Nacht zum Licht.

Roman

von Ida Frick.

Zwei Bände, mit zwei Stahlſtichen, à 3 Thlr.

Die ‚Literariſchen Blätter' Nr. 9. zum ‚Geſellſchafter' 1843 ſagen unter anderen darüber:

„Was hier geſchrieben ſteht, trägt durchaus den Stempel des Erlebten und bis in die bitterſten Details Erfahrenen, und dann iſt es Ref. auch aus anderer Quelle bekannt, daß wir es hier nicht mit gemachten Idealen und Perſonen zu thun haben. Schlüßlich müſſen wir nur noch bemerken, ‚daß dieſe Blätter mit ihren Licht- und Schattenſeiten,' viel mehr als nach dem beſcheidenen Wunſche der Dichterin ‚zu dem Fundamente eines Tempels beitragen werden, in welchem die Erfahrung ein, unter manchem Seelenſchmerz errungenes Opfer niederlegt.' Es iſt kein ‚kleines Sandkörnchen' zu dieſem Bau, es iſt in ſich ſelbſt ein ganzer Tempel, welchen ſich im Weſentlichen das weibliche Geſchlecht, zur Erbauung ihres Lebensglückes, zum Muſter nehmen mög!"

Frauen-Anmuth.

Ein Album

für Freunde des Schönen;

in 30 Stahlſtichen.

Elegant gebunden, à 2 Thlr.

Inhalt: Ninon de Lenclos. — Diana von Poitiers. — Marion de Lormes. — Françoiſe von Chateaubriand. — Anna von Boulen. — Chriſtine, Königin von Schweden. — Julia Gonzaga. — Herzogin von Friedland. — Vanina de Ornano. — Marie von Andelle.

Gertrud. — Bianca. — Welda. — Catharina. — Beatrice. — Zoraheyde. — Fatme. — Bertha. — Rebecca. — Magdalena. — Wlaska. — Lucretia. — Roſa Maria. — Bretislawa. — Anaſtaſia. — Antonia. — Roſa. — Flora. — Dolores. — Mercedes.

☞ Es iſt dies jedenfalls eines der **ſchönſten, reichhaltigſten** und **billigſten** Stahlſtichwerke, in dieſem Genre; wovon man ſich durch die Anſicht deſſelben leicht überzeugen kann.

Conditorei des Jokus,

oder

ſcherzhafte Bonbons, Früchte und Confitüren, für ſpaßliebende Näſcher und luſtige Leckermäuler.

Eine Auswahl jokoſer Aufſätze, Einfalle, Anekdoten und Witzſpiele

von

M. G. Saphir.

Preis: 20 gGr. = 25 Sgr.

☞ Für Leihbibliotheken. ☜

Ein Verzeichniß der bei mir — bis 1841 — erſchienenen, und im Preiſe bedeutend herabgeſetzten **Romane**, worunter ſich auch die **frühern 14 Bände** von **Wachsmann's Novellen** und **Erzählungen** befinden, und worauf — bei Abnahme von Parthieen — noch ganz beſondere Vortheile ſtattfinden, iſt durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Carl Focke in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Neunzehnter Band.

I. Die alten Preußen.
II. Haß und Liebe.

Leipzig, 1844.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Dritte Folge.

Fünfter Band.

Leipzig, 1844.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Die alten Preußen. 1

Haß und Liebe. 153

Die alten Preußen.

Erzählung.

„So ſpann es die Schickſalsgöttin!“ —
Sprüchwort der alten Preußen.

„Reite näher an mich heran, alter Gerhard! Das Rollen des Donners und das Sauſen des Windes in den Wipfeln der Eichen hindern mich, Deine Worte zu vernehmen, und doch möchte ich keines derſelben verlieren," ſagte der deutſche Ordensritter Otto von Schallenfeld, indem er ſich dichter in den weißen, mit einem großen ſchwarzen Kreuze gezierten, Mantel hüllte.

Der Sprechende war ein ſchlanker, ſtahlgerüſteter junger Mann, von munterem, lebensfrohem Anſehen, ſein Begleiter aber — ein Knappe, gleichfalls in Ordenstracht — hatte ſchon das mittlere Mannesalter überſchritten, wie das ſein grauer Bart und das mehr noch von Narben wie von Runzeln durchfurchte Geſicht, welches von Wind, Wetter und Strapazen dunkel geröthet erſchien, bezeugten.

„Man merkt doch gleich, daß Ihr ein Schleſier ſeid, geſtrenger Herr," entgegnete der Alte, indem er ſein, Gutmüthigkeit und Biederkeit ausdrückendes Antlitz zu einem Lächeln verzog. „Wir reiten in der Irre, vielleicht gerade einer Rotte heulender Heiden in den Rachen hinein, ein Donnerwetter mit Sturm ſchüttelt die alten bemooſ'ten Stämme wie Binſenſtengel, wir haben die Ausſicht, im beſten Falle die Nacht in einer Bärenhöhle, oder in dem friſch aufgewühlten Lager eines Urs oder Elennthiers zuzubringen, und Betrachtungen dieſer Art hatten Euch ziemlich ſtill gemacht; aber kaum ſpreche ich von dem ‚Ländchen' und Ihr ſeid munter wie vorhin."

„Allerdings," ſagte der Ritter freundlich lächelnd, „plaudere ich, als ächter Schleſier, gern von unſrer entfernten Heimath; aber das, was Du mir von der großen Tartarenſchlacht mittheilſt, wäre auch wohl allein geeignet, mich den Sturm und den Regen, der bald in Strömen herniederſauſen wird, vergeſſen zu machen."

„Ja, es war merkwürdig!" ſprach der Knappe, wie in Erinnerung befangen. „Heute ſind es gerade vier Jahre, daß die Schlacht geſchlagen ward. Die

Mungeln kamen von Breslau her, ſie waren über anderthalb hunderttauſend Mann ſtark, wir nicht ſtärker als dreißigtauſend. Die Tartarn bedeckten die ganze weite Hochebene; unſere fünf Häuflein ſtanden auf den kleinen Hügeln, die ſich über die Ebene erhoben. So furchtbar aber auch die Heerſäulen der Heiden anzuſehen waren, wir waren voll Muth und Vertrauen auf Gott und unſre liebe Frau. Ich hielt zur Seite Eures wackern Ohms — der nun bei Gott iſt — und ſah, wie die bekreuzten Freiwilligen und die ſechshundert Bergknappen von Goldberg vor dem Herzog Heinrich vorbeizogen. Faſt der ganze niederſchleſiſche Adel war bei dem Heere. Sechszehn Rothkirchs allein waren dem Heere mit Lanze und fliegendem Banner zugezogen; ſie wurden alle an dieſem Tage erſchlagen. Den erſten unſerer Haufen führte Fürſt Boleslav, der Sohn des Markgrafen von Mähren, den zweiten — er beſtand aus lauter Polen — ein Woiwode, Herr Sulislav genannt; die Oberſchleſier führte Herzog Mieslaus in den Kampf. Wir Ordensleute folgten dem Landmeiſter Poppo von Oſterna. Er war ein tapferer und kriegeriſcher Herr, wenn auch, wie unſer Ordensprieſter zu Burg Zanthir, der alte Chronikenſchreiber, immer zu ſagen pflegte: „ein ſtrenger Mann auf arme Leute.“ Herzog Heinrich führte den fünften Haufen, die Blüthe des ſchleſiſchen und polniſchen Adels, in die Schlacht. Zwar war jeder Haufen der Heiden — denn Ihr müßt wiſſen, ihre Zauberer, vielleicht auch der Satan ſelber, denn fromme Leute haben ihn wollen während der Schlacht auf einer brennenden Pechtonne durch ihre Reihen galoppiren ſehen, hatten ihnen gerathen, ihr Kriegsvolk gleichfalls in fünf Haufen zu ſtellen — größer als unſer ganzes Heer; aber als der Herzog und ſeine Ritter die Schwerter zogen, als die Prieſter die Rauchfäſſer ſchwangen und das Kyrie eleison anſtimmten, als die Fahnen entfaltet wurden, da brachen wir unter dem Schlachtgeſchrei: „Gott will es haben!“ mit einem Muthe auf die Heiden ein, als ob wir ihnen zehnfach überlegen wären. Anfangs ging auch Alles gut, die Bergknappen und die Freiwilligen drangen in den Feind; aber Fürſt Boleslav hatte ſich zu weit vorgewagt und wurde erſchlagen. Jetzt kamen die Polen und Oberſchleſier zur Schlacht und fochten mit großer Tapferkeit, Tauſende von

Heiden wurden von den Armbruſtſchützen erlegt; aber nun begann das Unglück, ein Mißverſtändniß entriß uns den Sieg. Der Feind fing ſchon zu fliehen an, als ſich Herr Sulislav, der Pole, im Sattel erhob und ausrief: ‚zabiesce, zabiesce!‘ welches auf polniſch heißt: ‚ſchlagt todt, ſchlagt todt!‘ Dieſer Ausruf ward mißverſtanden, die Polen meinten, der Woiwode habe ‚bieszcze, bieszcze! fliehet, fliehet!‘ gerufen — Einige behaupten, der Satan auf der Pechtonne habe bieszcze geſchrieen. — Nun kehrte Alles ſich zur wildeſten Flucht, Herzog Mieslaus zuerſt; Niemand hielt Stich, wie wir Ordensleute und Herzog Heinrich mit ſeinen Rittern, wir griffen an — und bei St. Jürgen! die Tartarn haben die Schwerter des ſchleſiſchen Adels und der deutſchen Edelmönche tapfer in ihren Nacken gefühlt — ſchon fingen die Feinde an zu fliehen und wir ſie zu verfolgen, als eine Erſcheinung uns in das größte Schrecken verſetzte.“

„War es der Satan auf der Theertonne?“ fragte Otto neugierig.

„Das nicht, geſtrenger Herr, aber es war ein anderes Stückchen, das er uns ſpielte,“ erwiederte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03066/015

Gerhard. „Es erhob ſich plötzlich in der Mitte des feindlichen Heeres eine lange Stange in Geſtalt eines Kreuzes, auf deren Spitze ein Menſchenkopf von fürchterlichem Anſehen — mir kam das Ding mehr wie ein Pferdekopf vor — befeſtigt war. Der Kopf blies aus ſeinem Munde einen mit Feuerflammen vermiſchten ſtinkenden Rauch, welcher ſich gerade auf uns zuwälzte. Nun war kein Halten mehr, Alles floh unter dem Geſchrei: „O Jeſus!“ nach allen Seiten, beſonders aber nach einem Thalgrunde, wo, wie ich neulich von einem Ordensbruder, der aus der Heimath kam, erfuhr, jetzt zum Andenken ein Dorf, Namens Ojas, erbaut werden ſoll. Herzog Heinrich focht wie ein Löwe. Jene ſechszehn Rothkirchs, viele Zedlitz, Prittwitz, Bibra und andere ſchleſiſche Edle ſtarben an der Seite des Herrn. Nur noch vier ſeiner Treuen waren übrig, ſie wollten ihn aus dem Gedränge bringen, aber ſie vermochten es nicht, denn ſein Pferd war verwundet. Eben wollte der Fürſt einem Heiden den Kopf ſpalten, da ward er von einem andern durch die klaffende Fuge des Harniſches mit einer Lanze durchſtochen. Die Heiden ſchnitten dem gefallenen Fürſten den Kopf ab und pflanzten dieſen auf einen Speer, der Leichnam ward blos durch den Umſtand erkannt, daß der Herzog ſechs Zehen an einem Fuße hatte."

„Sah denn der Teufelskopf recht fürchterlich aus?" fragte der Ritter.

„Ei nun, es ging wohl an," erwiederte der Knappe. „Ich war zwar etwas entfernt; aber mir kam es vor, als hätte er einige Aehnlichkeit mit dem meines alten Rappen gehabt."

„Und der Rauch, wie war es mit dem?" fragte Otto immer neugieriger.

„Der roch wie meine alte ſchafpelzene Satteldecke, die neulich am Heerde verbrannte, als ich ſie trocknen wollte, weshalb der Hauskomthur befahl, mir die Juſte zu geben (zu geißeln)," verſetzte der Diener.

„Wenn nun aber Anblick und Rauch nicht furchtbarer war, ſo ſehe ich nur nicht ein, warum Ihr alle davon liefet," meinte der Ritter.

„Ja, wir ſahen es auch nicht ein, aber wir liefen dennoch," ſprach der Knappe. „Ich meine, das beweiſ't es eben, daß es ein Stückchen war, das uns der Satan geſpielt hatte." —

„Erzähle weiter. Wie kamſt Du denn aus der Schlacht?" fragte Otto.

„Ziemlich gut," erwiederte ſchmunzelnd der Wappner. „Als Alle ausriſſen, ritt ich auch davon, ſo ungern ich es that. Ein Theil der Tartarn verfolgte uns, ein anderer beſchäftigte ſich damit, den Todten die Ohren abzuſchneiden — ſie ſollen elf Säcke damit gefüllt haben, — ein dritter trieb die Gefangenen zuſammen. Ich drückte, da ich ſah, daß Alles verloren war, meinem Roſſe die Sporen in die Flanken — da die ganze Gegend mit Fliehenden bedeckt war, war dem Einzelnen, der ein gutes Pferd hatte, das Entkommen leicht — und ſprenge nach Liegnitz zu. Wie ich ſo fortjage, erblicke ich einen feindlichen Anführer quer über das Blachfeld ſprengen; er war allein; den könnteſt du mitnehmen, denke ich, und hui! auf ihn zu. Er mochte mich nicht gleich bemerkt, oder dergleichen nicht erwartet haben, ehe er es ſich verſah, hatte er einen Schwerthieb über das Geſicht, und bald war er mein Gefangener. Das herabrinnende Blut hinderte ihn am Sehen, und folglich an der gehörigen Vertheidigung. — So wie ich ſein Roß an das meine gekuppelt hatte und in der Nähe von Liegnitz war, beſah ich mir den Vogel, den ich gefangen hatte, etwas genauer, und bemerkte, daß er kein Tartar war, die ſchiefſtehenden Augen fehlten ihm.“

„Nun, wer war er denn?“ fragte der Jüngling.

„Ja, das werdet Ihr in zehn Tagen nicht errathen,“ entgegnete der Knappe lachend. „Denkt einmal: er war ein Preuße! — Ein preußiſcher Heide! Ein Edler, ein Sczupan, ſo wahr der Herr lebt!“

„Wie wäre dies möglich?“ rief der Ritter verwundert.

„Ich ſage Euch, er war ein Preuße, wie nur einer hier in dieſen Wäldern heult!“ verſicherte Gerhard. „Er war von ſeinem Fürſten zu Batu Chan, dem Heerführer der Tartaren, abgeſendet worden — auch der Fürſt der Maſuren hatte Geſandte geſchickt — um die Heiden zu vermögen, ſich nach Brandenburg und Pommern zu wenden, um den Preußen Luft zu machen, und auf dieſe Weiſe die Deutſchen von vorn und im Rücken anzugreifen.“

„Hm, kein übler Plan!“ nahm Otto wieder das Wort, „Was begannſt Du mit dem Heiden?“

„Ich lieferte ihn nach Liegnitz an die Ritter des Herzogs ab, und ward von dieſen ſehr belobt, auch verehrte mir die Herzogin zwanzig Goldgulden, wofür ich ein Kelchlein gekauft, und ſolches der Vinzenzkirche zu Breslau zum Andenken meiner Rettung aus der Schlacht überliefert habe."

„Und was ward aus dem Heiden?" fragte Otto, das Geſpräch fortſetzend. „Weißt Du ſeinen Namen?"

„Divo hieß er, ich habe nichts weiter von ihm gehört," entgegnete der Alte. „Er mochte übrigens ein tapferer Kämpe ſein; daß er ſo leicht in meine Hand fiel, kam daher, daß ich ihn überraſcht hatte, und er ſich von einem Fliehenden keines Angriffs verſah. O, ich ſehe ihn noch, wie er die langen gelben Locken ſchüttelte, und mich mit den dunkelblauen Augen anſtarrte, als ich ihm ſein Schwert entriß. ‚Du haſt mich beſiegt, Verfluchter!' rief er aus; ‚aber möge Drebkullis, der Erderſchütterer, mich in einen gähnenden Erdſpalt ſtürzen, möge Bangputtis, der Rieſenengel, der mit ausgebreiteten Fittigen auf den Wogen des Meeres ſteht, mich in den tiefſten Abgrund des ſalzigen Waſſers verſenken, wenn ich, ehe ich zu Ziamoluks, dem Gebieter der Erde, hinübergehe, die Schande des heutigen Tages nicht durch die kühnſte That an Deinen bekreuzten Brüdern räche.‘“ —

„Träfſt Du mit ihm noch einmal zuſammen, er würde Dir mit Keule und Speer den Kampf etwas ſchwerer machen als an dem Schlachttage von Liegnitz,“ rief Otto lachend, als der Alte geendet hatte. — „Aber bei Gott!“ ſetzte er unruhig hinzu, „Stunde auf Stunde vergeht, und der unglückſelige Wald will immer noch nicht endigen.“

„Die Feſte Balga liegt dicht am Rande deſſelben, ſie iſt die äußerſte Grenzburg des Ordens, haben wir den Wald hinter uns, ſo müſſen wir ſie erblicken,“ tröſtete Gerhard. — „Wären wir nur nicht vom Pfade abgekommen, und drohte nicht die Nacht uns zu überraſchen,“ ſetzte der Knappe lächelnd hinzu, „ſo dürfte Euch die verlängerte Reiſezeit nicht ſehr ſchmerzen. Ihr kommt immer noch zeitig genug in dem Neſte an. Ich war einmal dort; aber ich ſehne mich nicht ſehr darnach, zum zweiten Male hinzukommen, und wenn es auch eine große Ehre iſt, daß Euch des Meiſters hohe Gnaden den Befehl auf dieſem wichtigen Poſten überträgt, ſo dürft Ihr Euch in dieſer Abgelegenheit und Oede, und bei den ewigen Einzelgefechten mit den Heiden keine beſondere Luſt verſprechen.“

„Wo es Kampf giebt, da giebt es auch Luſt,“ rief Otto mit Jugendfeuer; „aber das iſt es nicht allein, was mich nach Burg Balga zieht. Meine Schweſter iſt als Hoffräulein mit der Herzogin von Brieg nach Königsberg gezogen, und da wir uns ſeit den Kinderjahren nicht mehr geſehen, ſo wird ſie von den Reiſigen, die den Hauskomthur Dankwart von Plettenberg, der gegenwärtig zu Balga befehligt, abholen ſollen, ſich dorthin begleiten laſſen und mich erwarten. Ich hoffe dann mit der lieben Schweſter wenigſtens einige Wochen zuſammen ſein zu können.“

Während die Reiter ſich auf die beſchriebene Weiſe unterhielten, war das Unwetter in aller Heftigkeit losgebrochen, und entlud ſich in heftigen Schlägen. Der Regen ſchoß in großen Tropfen hernieder, und ſein Geräuſch ward nur durch das Sauſen des Windes, das Knarren und Aechzen der Aeſte der alten bemooſten Eichen, und dann und wann durch das Rollen des Donners unterbrochen. Die Waldgegend, in der ſich die Reiter befanden, trug ganz den düſtern Charakter des nordiſchen Urwaldes. Ungeheure, tauſendjährige Eichen, ſtreckten ihre knorrigen Zweige in die Lüfte. Zuſammengeſtürzte faulende Stämme, hin und wieder auch ſparſames Unterholz geſtatteten nur durch Zwiſchenräume auf ein paar hundert Schritte vorwärts zu blicken, und unſere Bekannten wählten die wenigen Lichtungen, da weiter kein Steg vorhanden war, zur Fortſetzung ihres Weges. Die Reiſe ward indeß immer beſchwerlicher. Die Pferde verſanken bis weit über die Feſſeln in das weiche Moosbette, was den Boden bedeckte, hin und wieder mußte moorigen Strecken, wohl gar ſumpfigen Waldteichen ausgewichen werden, und obwohl die Nacht noch nicht ſo nahe war, herrſchte bei dem trüben Himmel unter den dichten Blätterdomen des Waldes eine Düſterkeit, die dem Abenddunkel nahe kam. — Das Gewitter war indeß endlich vorüber gezogen, der Regen hatte aufgehört und das Waſſer träufelte nur noch von den Blättern, als Gerhard einen Augenblick ſein Roß anhielt.

„Wir müſſen uns mehr nach der Linken wenden, und lieber, wenn wir den Waldrand erreicht haben, längs dieſem nach Balga zuziehen, denn nach der rechten Seite zu, ſtreifen häufig die Haufen der Heiden;“ ſagte der Knappe. „Der Wald wird ſelten ganz von ihnen leer, und die ſo weit vorliegende Feſte iſt ihnen vorzüglich darum ein Dorn im Auge, weil auf einer Fläche mitten in demſelben eine ſogenannte heilige Eiche ſteht, die fortwährend von den heidniſchen Beſtien umlagert wird, und die ſie, nach der von Romowe, am meiſten verehren. — Aber —“ unterbrach er ſich plötzlich — „hört Ihr nicht? Ein ſonderbares Geräuſch, ein Getöſe, faſt wie Pferdegetrappel tönt von dort her. Sollte gar Plettenberg uns etwa einen Reitertrupp entgegengeſendet haben, und dieſer uns in dem Walde aufſuchen?“

„Nein!“ ſagte Otto, eine Weile aufmerkſam horchend; „Hufſchlag iſt es nicht. Der Schall von Roſſeshufen iſt ein anderer, auch bleibt das Getöſe ſtets auf derſelben Stelle. Komm, laß uns ſehen, was es iſt; ohnehin führt uns der Weg nach jener Gegend.“

Die Reitenden ſpornten ihre Roſſe, und ſuchten, ſo gut es die Hinderniſſe, die ihnen die Straße verſperrten, erlauben wollten, ſchnell vorwärts zu gelangen. — Das Getöſe ward inzwiſchen immer ſtärker, es erklang wie ein entfernter Donner, obwohl es von dieſem weſentlich verſchieden war. Bald glaubte man einen, auf ſchallendem Wege daherſprengenden Reitertrupp zu vernehmen, bald tönte es wie das Toſen eines Eiſenhammers, dann und wann aber ward es durch furchtbare Töne, die man weder ein Aechzen, noch ein Schreien, noch ein Brüllen nennen konnte, die aber mit jedem von dieſen eine Aehnlichkeit hatten, unterbrochen. Das Ganze hatte etwas Furchtbares, Entſetzliches; es glich dem Toben eines Dämonenkampfes. — Endlich gelangten die Reiter in die Nähe des Schauplatzes. Ein höchſt eigenthümliches Schauſpiel erwartete ſie.

„Dort! — Dort!“ rief Otto, indem er zur Seite einer großen Eiche und halb von dieſer, wie von einem friſch umgeſtürzten Waldbaume, verdeckt, ſein Pferd anhielt. Das, was die Gefährten erblickten, war Folgendes:

Am Ende einer baumloſen Kreisfläche von ungefähr funfzig Schritt Durchmeſſer, erhob ſich ein, in mehreren Abſätzen aufſteigender, vielfach zerklüfteter Felſen, welcher zum Theil mit Dornen und Moos bekleidet war und etwas über zwölf Ellen Höhe haben mochte. Dicht am Fuße deſſelben wurde ein Kampf gekämpft, der in unſern Zeiten ſich wohl auf europäiſchem Boden nicht ereignen möchte. Ein ungeheurer brauner Bär und ein Auerochs ſtritten auf Tod und Leben. Der Boden des ganzen Raſenplatzes trug die Spuren dieſes Kampfes. Er war an vielen Stellen, am meiſten aber am Fuße des Felſens aufgewühlt, als ob er vom Pfluge zerriſſen worden wäre. Raſenſtücke, kurze braune Haare, oder längere, zottige, ſchwarze aus der Stirnmähne des Urſtiers lagen umher geſäet. Beide Kämpfer waren in höchſter Wuth und entwickelten die furchtbarſte Kraft. Auf die Hinterfüße geſtellt, den blutigen Rachen mit den blendenden weißen Zähnen weit geöffnet, das kleine Auge in einem grünlichen Feuer glitzernd, ſchritt der Bär, obwohl alle Augenblick von dem Gegner zu Boden geworfen, immer wieder von Neuem brummend auf ihn zu, und ſuchte ihm ſo ſcharfe als gewaltige Schläge mit den plumpen Tatzen beizubringen, oder die langen weißen Zähne in den Bauch des Feindes einzuhauen. Dieſer dagegen ſenkte das Haupt und umkreiſ'te mit hochgeſchwungenem Schweife laut brüllend den Gegner. Das raſende Thier bot einen faſt dämoniſch zu nennenden Anblick dar. Die ungeheure Bruſt, der furchtbar ſtarke Nacken waren der Typus höchſter Kraft, ſo wie die Feuerſtröme, die aus dem gerötheten von der Stirnmähne faſt ganz verdeckten Auge ſchoſſen, der blutige Geifer, womit Bruſt, Hals und Schenkel des dunkeln Thieres beſpritzt waren, von der auf's äußerſte getriebenen Wuth des Thieres Zeugniß gaben. Lange klaffende Wunden, aus denen das Blut über das ſchwarzbraune Fell herabtriefelte, durchfurchten ſchon die Seiten des Auerſtiers, aber immer ſtürzte er wieder auf den Gegner ein, um ihm die kurzen ſpitzigen Hörner in die Seite zu bohren. —

Der Kampf der beiden Ungeheuer wäre dem jungen Manne und ſeinem Gefährten ſchon an ſich intereſſant genug geweſen, um einige Zeit ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; aber ein anderer Umſtand erregte dieſe noch weit mehr. Auf einem

Steinblocke, ungefähr in der Mitte der Felſengruppe, ſtand ein weibliches Weſen von ſo eigenthümlichem als einnehmendem Aeußeren. Es war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Ihre Geſtalt war ſchlank, aber ihr Wuchs deutete auf körperliche Kraft. Die Züge des Mädchens waren ſchön und geiſtvoll. Um das Haupt trug ſie einen Kranz von Eichenzweigen; ein Ueberwurf von mantelartiger Form ſtach, vermöge ſeiner purpurrothen Farbe, auffallend von dem weißen, unter der Bruſt von einem meergrünen Gürtel zuſammengehaltenen, Unterkleide ab. Das dunkle Haar hing, in Zöpfen geflochten, über die Schultern. Ihre Füße waren mit bunten Bändern, welche ſich kreuzten und an einem Paar Schuhen von feinem Lindenbaſt befeſtigt waren, umwickelt. Auf dem Blocke, auf welchem ſie ſtand, lag eine Sichel und daneben ein Bündel Miſtelzweige, von welchen ſie bereits einige in den Ritzen einer Felswand gepflanzt zu haben ſchien.

Die Scene, welche vor den Augen Otto's ſtattfand, machte auf den Jüngling einen ungeheuern Eindruck. Sie hatte aber auch in der That etwas höchſt Ungewöhnliches, Phantaſtiſches. Rings umher der von dem Windzuge erbrauſende düſtere Urwald, in der Mitte deſſelben der furchtbare Thierkampf, und auf der Felſenhöhe die ſo ſchöne als ſeltſame Geſtalt. Es war, als ob ſie die Kampfrichterin in dem Streite der beiden Ungeheuer ſei, vielleicht auch die Nymphe des Waldes, zu deren Ehre zwei in Thiergeſtalt erſcheinende Dämonen ſich auf Tod und Leben bekämpften. Lange Zeit ſchon hatte der Streit der raſenden Thiere mit großer Wuth fortgedauert. Beide ungeſehene Zuſchauer fanden ſich von der Scene, jedoch auf ſehr verſchiedene Art, angezogen. Gerhard hatte ſeine höchſte Luſt an dem Streite der wilden Beſtien. Otto wendete kein Auge von dem Mädchen.

„Wer ſie nur ſein mag? Woher ſie nur kommt? — Iſt ſie eine Erſcheinung? ein Geiſt? eine Heilige?" liſpelte er, indem er den Knappen am Arm faßte.

„Sie iſt eine Waidelottin, Herr, eine Prieſterin des Satans, den die Heiden in ihrer Sprache, die eigentlich gar keine wahre Menſchenſprache iſt, bald Perkunos, bald Potrimpos oder Pikollos nennen," erwiederte der Knappe. „Der Thierkampf iſt aber ein kleiner Spaß, eine Recreation, wie unſer Kaplan immer das Kegelſchieben zu nennen pflegt, den der böſe Feind zur Unterhaltung ſeiner Dienerin veranſtaltet hat, und das mir ſelber viel Vergnügen macht. Daß das Weib aber eine Waidelottin iſt, könnt Ihr klärlich daraus abnehmen, daß ſie im Neumond Miſtelzweige ſammelt, und den Felſen, der wohl ſo eine Art Hexenaltar ſein mag, damit ausputzt."

„Sie mag eine Heidin ſein, eine Waidelottin ſogar, aber ſchön iſt ſie, Gerhard, ſchön wie eine Heilige," ſprach der Ritter, in das Anſchauen des Mädchens verloren.

„Hm, ja ſo ziemlich," erwiederte der Knappe, der indeß an dem Thierkampfe ein weit größeres Intereſſe nahm. „Es kann aber auch ſein, daß ſie der Teufel uns ſo ſchön erſcheinen läßt; — ſeht, wie der Ochſe, der Meiſter Ungeſchickt, dem Bären einen Stoß verſetzt, daß er auf den Kopf zu ſtehen kommt — und daß das Weibsbild eigentlich eine runzliche alte Schachtel iſt; ſo recht, Petz, verſetze ihm wieder Eins! — und daß es am Ende ſich gar nicht der Mühe lohnt, daß Ihr ein Auge auf ſie richtet, ganz zu geſchweigen, daß Ihr ein Kreuzritter ſeid, der nicht einmal nach chriſtlichen Mädeln blicken ſoll, viel weniger denn nach heidniſchen. — Aber ſeht, nun geht die Geſchichte zu Ende!“ ſetzte Gerhard hinzu, ohne den über und über erröthenden Otto anzuſehen. „Der Petz hat dem Ochſen einen Hieb gegeben, daß ihm die Eingeweide herausquellen. — Da haben wir's! — Da liegt er, der Ungeſchickt. — Nun warten wir noch ein paar Augenblicke, bis der Braune weg iſt, dann hole ich mir die Hörner des Auerſtiers.“ —

Der Bär machte indeß nicht Miene, ſich zu entfernen. Er verſetzte dem ſterbenden Feinde noch einige Biſſe und Tatzenhiebe, dann hob er das ſchwere Haupt empor und ſchnüffelte, als ob er noch einen zweiten Gegner erſpähe. Schon meinte Otto, daß das Thier ihn und ſeinen Begleiter gewittert habe, als daſſelbe ſich brummend auf die Hinterfüße erhob, nach zwei Augenblicken aber auf den Felſen zuſchritt und dieſen zu erſteigen begann. Mit Schreck im Blick griff das Mädchen nach dem Miſtelbündel und hielt ſolches dem Thiere entgegen; aber dieſes ſchien ſich an den Zauber der heiligen Pflanze wenig zu kehren, ſondern erklomm rüſtig den Block. Mit Entſetzen und unter einem lauten Schrei ſprang das Mädchen auf eine andere Felſenſpitze und erklomm endlich die höchſte der ganzen Gruppe. Obgleich der Bär einen Augenblick anhielt und ſich zu beſinnen ſchien, ſo machte er doch dann ſogleich Anſtalt, ſeine ſchöne Beute auch bis auf den letzten Zufluchtsort zu verfolgen. Zwar war der Felſen hier ziemlich ſteil, das Thier glitt mehrmals zurück; aber die Schwierigkeit des Klimmens ſchien es nur immer mehr zu befeuern. Das Entſetzen der Schönen ſtieg jetzt auf's Höchſte; ſie wollte fliehen, aber auf drei Seiten ragte der Fels ſteil in die Tiefe, die vierte hatte ihr Verfolger inne. Das geängſtete Mädchen ſtieß jetzt ein furchtbares Angſtgeſchrei aus. Wie der Blitz ſprang Otto vom Roſſe und warf den Zügel dem Knappen zu.

„Um der heiligen Jungfrau willen, was wollt Ihr thun?" rief Gerhard erſchrocken.

„Du kannſt noch fragen?" ſagte Otto, indem er das Schwert zog.

„Ihr wollt der Waidelottin helfen, der Teufelsprieſterin?" rief der Knappe. „Seid Ihr beſeſſen?

— Der hilft der Teufel ſchon von ſelber aus der Klemme, wenn er bei Laune iſt, und iſt er es nicht nun ſo hilft er dem Bären, läßt dieſem den Leib und bittet ſich blos die Seele aus. — Aber um Gott! Ihr geht? — Hört doch! Laßt Euch bedeuten!“

Otto war indeß ſchon auf den Felſen zugeeilt, und ſchickte ſich eben an, dieſen zu erklimmen. Es war die höchſte Zeit, daß er ankam, wenn er das Mädchen aus den Klauen des grimmigen Thieres retten wollte. Der Bär hatte ſeine Vordertatzen in einen querlaufenden Felſenſpalt geklammert, und wollte auf dieſe Weiſe ſeinen ſchweren Leib auf den Block, auf welchem die Fremde ſtand, hinaufziehen; gelang ihm dies, ſo war ſie verloren. Das Thier war ſo in Haſt und Wuth, daß es nicht gewahrte, wie Otto bereits neben ihm ſtand. Der Jüngling erſah jetzt den Augenblick, wo das Schulterblatt des Ungeheuers, vorwärts gedehnt, das Herz einem kräftigen Stoße bloß ließ, und ſtieß ſein breites Schwert dem Thiere bis an das Heft in die Flanke. Otto hatte kaum Zeit auf die Seite zu ſpringen, denn in demſelben Augenblicke hieb der Bär mit der Tatze ſo grimmig nach ihm, daß, hätte ihn der Schlag getroffen, ſeine letzte Stunde dageweſen wäre. Der Hieb war jedoch fehl gegangen, das Thier ſtürzte kopfüber von der Höhe des Felſens und wälzte ſich bald darauf ſterbend auf dem mooſigen Boden. — Dieſer Vorgang dauerte kaum einen Augenblick. Die Fremde war indeß furchtbar erſchüttert, ſie war todtenbleich, ſie taumelte, und ſie würde von der Höhe herabgeſtürzt ſein, wenn der junge Mann ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen und mit Vorſicht heruntergeleitet hätte. Nach und nach kam indeß ihre Beſinnung wieder. Mit einem ſcheuen Blicke, in welchem Angſt und Ehrfurcht zu leſen waren, ſah ſie den Jüngling an, und wollte ſich ihm zu Füßen werfen.

„Wer biſt Du, mein Beſchützer?“ rief ſie zitternd aus. „Biſt Du Perkunos, der Donnergott, deſſen Stimme noch vor wenigen Augenblicken, ſo furchtbar durch den Eichenwald tönte? — Aber Dein Antlitz iſt ſo freundlich, Du kannſt Perkunos nicht ſein. Auch Potrimpos, der Glücksſpender, biſt Du nicht, denn Dein Haupt iſt mit Stahl, nicht mit dem Aehrenkranze bedeckt; daß Du auch nicht Pikollos biſt, der bleiche Gott, der Todten, dies eigt Dein lieber freundlicher Blick auch wäre ſonſt Giltine, die Todesgöttin, oder ihre Magd Mogila, ie Quälerin, Dir zur Seite. Nein, meine Ahnung agt mir, Du ſeieſt Ziamoluks ſelbſt, der höchſte er Götter, oder doch einer ſeiner Boten, den er ge- endet aus Roqus, dem Orte der Freude, wo die geſtorbenen Helden wohnen.“

„Beruhige Dich, Mädchen, ich bin ein Menſch wie Du,“ verſetzte der Jüngling, die zitternde Hand der Jungfrau in der ſeinen haltend. „Ich bin ein Chriſt, ein deutſcher Rittersmann, der nach der Feſte Balga zieht, und der ſich glücklich preiſ't, Dich retten zu können.“

„Ein Chriſt? — Einer von den furchtbaren Deutſchen?“ rief das Mädchen mit Entſetzen. — „Ja,“ ſetzte ſie mit höchſter Angſt hinzu, „Du ſprichſt wahr. Du biſt einer von den ſchrecklichen Männern, von denen neulich der hohe Sigonot, der Abgeſandte des Kriwe Kriweitu, erzählte: von den Leuten, die in Eiſen gekleidet gehen und Gras eſſen, auch trägſt Du das Zeichen eines Feindes der Götter auf dem Mantel.“

„Der Panzer,“ ſagte Otto lächelnd, „iſt unſere

Kriegskleidung, durch das Kreuz weihen wir uns dem Dienſte unſers Gottes, der uns befiehlt, alle Menſchen, auch unſere Feinde, zu lieben, und wenn der Geſandte Eures Hohenprieſters es ſo abſcheulich findet, daß wir uns eine Schüſſel Sallat ſchmecken laſſen, ſo kommt uns ein Gericht Pferdefleiſch, was der Geſandte gewiß für einen Leckerbiſſen hält, auch nicht als beſonders appetitlich vor. — Sage mir indeß, Du liebliches Mädchen, wer biſt Du, und was führt Dich bei dieſem Unwetter in den Urwald?“

„Ich bin eine Waidelottin, und ſtamme von dem göttergleichen Waidewut, von dem Du gehört haben wirſt, denn er war der Liebling der Götter, die ihn zuerſt zu ihrem hohen Prieſter einſetzten, und den Fürſten, Panen und Sezupanen befahlen, vor ihm das Knie zu beugen, und ihn als Kriwe Kriweitu (‚der Nächſte Gottes‘ auch der ‚Herr der Herren‘) zu begrüßen. Mein Name iſt Pogezana, ich diene den Göttern bei der heiligen Eiche dieſes Waldes, und mein Bruder iſt der Fürſt Nadro. Vor wenigen Tagen ward den Waidelotten angezeigt: Der heilige ‚Vogel des Schreckens,‘ der Uhu, beginne in den Spalten dieſes Felſens ein

Neſt zu bauen, und ich begab mich auf ihren Befehl hierher, um den Felſen mit dem geweiheten Zweige zu bepflanzen, damit, hierdurch abgehalten, Unwiſſende den Vogel nicht im Brüten ſtören, und ſomit das, durch eine ſolche Unthat heraufbeſchworene, Unglück von unſerm Stamme abgehalten werde. Eben war ich beſchäftigt den heiligen Dienſt zu verrichten, als Perkunos ſeine Stimme im Donner ertönen ließ, und die beiden Thiere, die Du geſehen haſt, entweder hierdurch wild gemacht, oder von den Aitwars (unheilbringenden Dämonen), die unſichtbar umherfliegen, geſtachelt, auf dem Platze erſchienen und den furchtbaren Kampf begannen."

Während der Ritter mit der ſchönen Waidelottin ſprach, näherte ſich ihm Gerhard, der inzwiſchen dem Urſtier die Hörner abgeſchlagen, und dem Bären die Tatzen abgeſchnitten hatte, und ſagte: „Es wird immer ſpäter, Herr, und wir würden ſchwerlich uns vor Nacht aus dem Walde finden, aber mir fällt da ein gutes Mittel ein; die Heidin kann uns als Wegweiſerin bis in's Freie dienen, dann wollen wir ſie laufen laſſen, es ſei denn, daß Ihr vorzieht, ſie als Gefangene mit nach Balga zu nehmen, wo ſie getauft und als Küchenmagd angeſtellt werden könnte.“

Obwohl das Mädchen die Rede des Knappen, welchen ſie ängſtlich anblickte, nicht ganz verſtand, ſo merkte ſie doch aus deſſen Geberden, daß vom Weiterziehen die Rede ſei.

„Du haſt Dich verirrt, ſchöner Fremder;“ hob ſie freundlich an. „Die Grenze des Waldes iſt nicht weit, ich will Dich dahin geleiten, und mich dann nach meiner Heimath wenden.“

„Wohl!“ rief Otto fröhlich. „Ich nehme Dein Anerbieten an. Du mußt mir indeß erlauben, Dich zu Fuß zu begleiten, mein Knappe ſoll das Roß an den Zügel nehmen. Da wir uns vielleicht niemals wiederſehen werden, ſo wäre es ſchade, wenn ich nur eines Deiner freundlichen Worte verlöre.“

„Niemals wiederſehen?“ ſagte Pogezana traurig, indem ſie den Jüngling freundlich anblickte, und keine Anſtalt machte, ihre Hand, welche Otto ergriff, als ſie ſich in Marſch ſetzten, aus der ſeinen zu ziehen. „Warum ſollten wir uns nicht wiederſehen dürfen? Du gehſt nach Balga, und wirſt dort bleiben? Gewiß biſt Du ein Häuptling Deines Volkes, — Du mußt es ſein, denn Du ſieheſt ſo ſtattlich, ſo herrlich aus; faſt noch ſchöner wie mein Bruder Nadro, oder Glappo, der Plan, der an den Ufern der Skara (Pregel) gebietet, — iſt dies aber der Fall, ſo ſchließe Frieden mit unſerm Volke. Ja, lieber Fremder, verehre Deine deutſchen Götter, die gewiß auch recht gut ſein mögen, da ſie Dir befehlen, alle Menſchen zu lieben, laß uns ruhig den Dreien, die unter dem Schatten der Eiche wohnen, dienen, und ich ſtehe Dir dafür, daß mein Bruder Dich nicht beunruhigen, und der Kriwe einen Fluch gegen den ausſprechen wird, welcher die Keule gegen Dich erhebt. Iſt dies dann geſchehen, ſo werden wir friedlich neben einander wohnen, und der Wunſch meines Herzens, Dich wieder zu ſehen, wird in Erfüllung gehen."

„Es wäre Dir alſo lieb" — hub Otto an, aber Pogezano unterbrach ihn ſogleich.

„Dich oft, Dich immer zu ſehen," ſagte das Mädchen, indem es den Ritter mit den blauen unſchuldigen Augen erſtaunt anſah. „Kannſt Du daran zweifeln? Haſt Du mir nicht das Leben gerettet? Müßte ich Dich deshalb nicht lieb haben, ſehr lieb?

Ja gewiß, ich müßte es, und wenn Du ſo alt und häßlich wäreſt, wie dieſer da.“ — Sie zeigte auf den Knappen. — „Und Du biſt ſo ſchön. Ich glaube, ich habe noch Niemand geſehen, der ſo ſchön wäre wie Du. Nein, ſelbſt Potrimpos kann nicht ſchöner ſein! Und gut biſt Du auch, das iſt gewiß; Du hätteſt ſonſt nicht Dein Leben an das eines Mädchens geſetzt, das einem Volke angehort, das von den Deinen ſo bis auf den Tod verfolgt wird. — Biſt Du verheirathet?“ fuhr die Waidelottin fort, nachdem ſie einige Augenblicke ſtill mit Otto Hand in Hand wandelnd weiter gezogen. „Du biſt es nicht? — Schade; ich dachte eben, daß Dein Weib ein ſehr glückliches ſein würde. Du ſcheinſt ſo ſanft. Unſere Männer ſind nicht wie Du, ſie ſind ſehr hart gegen die Frauen. Dieſe werden viel geſchlagen; beklagen ſie ſich darüber, ſo müſſen ſie ſchwere Steine am Halſe tragen; liebt ſie der Gatte nicht mehr, ſo darf er ſie verbrennen, auch weiht er wohl ein Kind, welches krank ward, dem bleichen Gotte der Todten, und es mag einem Mutterherzen wohl wehe thun, wenn ſo ein armes Würmchen, das Kind ſeiner Liebe und Schmerzen, lebendig verbrannt wird. — Nicht wahr, Du wäreſt nicht im Stande, Dein Weib, auch wenn Du es nicht mehr liebteſt, oder Dein Kind zu verbrennen?"

„Abſcheulich!" rief Otto empört. „Unſer Glaube verbietet ſolche Greuel. Liebet Euch unter einander, und Niemand thue einem Andern, was er nicht will, daß ihm ſelber widerfahre! Dies ſind die Gebote unſers göttlichen Meiſters."

„Eure Götter müſſen ſehr mild ſein, die unſern ſind ſtrenger;" verſetzte die Waidelottin. „Furchtbar iſt das durch ſie geheiligte Herkommen. Schwache, alte Aeltern erſchlägt der Sohn. Blinde, kranke, oder verkrüppelte Kinder tödtet der Vater durch Schwert, Waſſer, oder Feuer, wie ihm beliebt. Ein lahmer oder blinder Knecht wird von dem Herrn aufgehängt. Aermere Kranke werden, wenn die Ihrigen es verlangen, von dem Prieſter mit einem Kiſſen erſtickt. ‚Wer den Göttern dienen will, ſoll nicht ſtöhnen, ſondern lachen!' Dies iſt das ſtrenge Wort meines Ahnherrn Waidewut, des erſten der Kriwen. —"

Das Mädchen plauderte noch lange Zeit mit dem jungen Manne, und dieſer fand die junge Heidin ſo ſchön, ſo angenehm, ſo lieblich, daß er heimlich den Wunſch hegte, der Wald möchte noch lange kein Ende nehmen. Vorzüglich erkundigte ſich die Waidelottin nach dem Kultus und nach den Gebräuchen der Chriſten, auch der kleinſte Umſtand ſchien ſie zu intereſſiren, ſie ſelbſt erzählte ihm ebenfalls Manches von dem Glauben und den Sitten ihres Volkes. Sie ſprach von dem „Aufenthalte der Seelen,‘ wo die Götter frommen Verehrern mit ſchönen Weibern, guter Speiſe und ſüßen Getränken lohnen, wo die Seligen in weißen Sommer- oder warmen Winterkleidern einhergehen, auf weichen Betten ſchlafen, ‚und wegen großer Geſundheit ſtets lachen und ſpringen,‘ während die Böſen einſt in einen Brunnen voll ſtinkenden Waſſers geſtürzt werden, und in dieſem fortwährend heulen und die Hände ringen; ſie erzählte ihm ferner — und zwar nicht ohne einigen Stolz auf ihre Abkunft zu verrathen — von dem Kriwe Kriweitu, welcher zugleich höchſter Prieſter und Regent unter der heiligen Eiche zu Romowe wohne. „Dieſer,“ ſagte ſie, „regiere unumſchränkt, ſein Ausſpruch ſei die Stimme der Gottheit. Nur die höhern Waidelotten, die Kriwaiti, oder Fürſten dürfen ihn ſehen; der, dem einmal im Leben dies Glück zu Theil worden, dünke ſich beneidenswerth und werde von Allen verehrt. In ſehr ſeltenen Fällen zeige der Kriwe ſich dem Volke, und ſpende, von einem langen weißen Gewande umfloſſen, der Menge den Segen. Gehorſam fordere er nie vergebens, auch nicht in dem entfernteſten Gebiete, denn, wo nur ein Bote des Kriwe mit deſſem Stabe erſcheine, beuge ſich jedes Knie. Selbſt die Fürſten naheten ſich ihm, die eine Hand auf der Bruſt, die andere auf dem geſenkten Haupte, nur in tiefer Unterwerfung. — Sobald der Hohepriester des Lebens und Herrſchens müde," fuhr Pogezana fort, „verläßt er ſeinen zwiefachen Thron, um einen Scheiterhaufen zu beſteigen, den die Waidelotten ihm bereiten. Dort hält er eine Rede an das Volk, welche mit der Frage endigt: „ob es ſeine begangenen Sünden bereue?“ Auf das in dem weiten Kreiſe rings erhallende „Ja!“ ergreift er einen Feuerbrand, und indem er zum letzten Male ſeine Stimme erhebt, ruft er laut: „Wohlan, ſo bringe ich mich ſelbſt den Göttern zum Sühnopfer dar!“ — In dieſem Augenblicke ſtößt er den Brand in den von

Holz und Stroh errichteten Haufen, die Flamme lodert empor und ein feuriger Mantel umhüllt den „Herrn der Herren.‘“

„Es iſt doch eine erſtaunliche Beſtialität unter dem Heidenvolke!“ ſagte Gerhard, welcher der Waidelottin aufmerkſam zugehört, in ſeinem ſchleſiſchen Dialecte zu ſeinem Herrn. „Bei den Tartaren hieß es fortwährend: ‚Kopf ab!‘ oder: ‚Naſe weg!‘ und hier heißt es in einem fort: ‚Verbrannt!‘ und wenn ſich die Narren ſelber auf den Holzſtoß ſetzen ſollen. Aber was iſt das? — Blickt einmal dorthin, Herr Ritter! — Rührt ſich da nicht etwas im Gebüſche? Zum Schwert, Ritter, zum Schwert!“ ſetzte er laut hinzu. „Bei meinem Eide, es ſind die Heiden!“ —

Ein furchtbares Geheul ließ ſich in dieſem Augenblicke in der Nähe hören. Otto blickte nach jener Seite: das Unterholz ſchien lebendig zu werden. Ein Trupp Männer ſtürzte wie raſend aus dem Dickicht; der Zahl nach waren es mehr als ihrer zwanzig. Sie glichen dem Gemälde, welches Tacitus von den alten Deutſchen entwirft. Groß, rüſtig, blauäugig, rothwangig, grellen Blickes, das Haupt von langen goldenen Haaren umfloſſen. Ihre

Tracht ähnelte der heutigen Lithauiſchen. Der knappe Rock, von einem ledernen Gürtel, in welchem kleine aber ſchwere Wurfkeulen ſteckten, erreichte das Knie, der Aermel die Fauſt, das Beinkleid die Knöchel. Bei Einigen bedeckte ungegerbte Thierhaut, bei Andern Lindenbaſt den Fuß. Kopf, Hals und Bruſt waren bloß, letztere roth und behaart. Ein Mann von etwa dreißig Jahren war ihr Anführer, wenigſtens ſchien die Kleidung, welche bei ihm von Wollenzeug, bei den andern nur von Leinwand war, ſo wie eine ſpitzzulaufende Mütze von Marderfellen, darauf zu deuten. Der Mann war von hohem Wuchſe, aber grimmigem Anſehn, welches durch die hochgeſchwungene, faſt ſechs Fuß lange Keule, die er gleich den Uebrigen in der Hand hielt, noch vermehrt wurde.

„Da ſind ſie die deutſchen Räuber!" rief er laut, indem er mit der Linken auf Otto und ſeinen Begleiter zeigte. „Bleicher Pikollos, bald ſind ſie bei Dir! — **Taip Leima leme**! (ſo ſpann es die Schickſalsgöttin.)"

Wie eine Windsbraut ſtürmte der wilde Haufen heran.

„Gott will es haben! — Für Gott und die heilige Jungfrau!" rief Otto und wollte ſich, auf ſeine Rüſtung verlaſſend, mitten in die Feinde ſtürzen. Seine Begleiterin fiel ihm plötzlich in die Arme.

„Halte ein oder Du biſt verloren!" rief ſie laut; dann warf ſie ſich zwiſchen den Ritter und ihre vor Wuth heulenden Landsleute: „Zurück! — Nieder mit der Keule! — Nadro, halte die Unſern zurück, oder ich, die Waidelottin, ſpreche den Fluch der Götter über Dich aus!"

Die Heiden ſtanden, wie in den Boden gewurzelt.

„Biſt Du von Sinnen, Schweſter?" ſagte der Anführer der wilden Horde. „Wir ſuchten Dich, als Perkuno's Fußtritt erſchallte. Als alles Volk auf den Knieen lag und mit Schrecken ausrief: ‚Gott des Donners, geh uns vorbei!' achteten wir die Nähe des Furchtbaren nicht und eilten in den Wald, um Dich zu finden. Mein Herz war geängſtigt, als ich Dich nicht am Helgafelſen fand, ſchon glaubte ich, der Ur oder der Bär, welche ſich zerfleiſcht, hätten Dich getödtet, da ſah ich die Roſſeshufen der Deutſchen" — er ſprach das Wort ſo aus, daß es in jener Sprache auch wie Dieb oder Räuber klang — „ich bot Hände voll köſtlichen Glaſes (Bernſtein) dem, der Dich zuerſt anträfe, jetzt finden wir Dich, und Du ſchützeſt die bekreuzten Mörder."

„Ohne dieſen Mann wäre ich verloren, er hat mich aus den Klauen des Bären gerettet!" ſagte Pogezana, indem ſie auf Otto zeigte, welchen Nadro noch immer mit Blicken anſah, in welchen ſich Todeshaß ſpiegelte.

„Hat er?" rief verächtlich der Preuße. „Eine rechte Heldenthat, einen Bären zu tödten! Uebrigens hat er Dich nur gerettet, um Dich als Sklavin fortzuſchleppen."

„Das lügſt Du!" rief Otto im Innerſten empört. „Die Jungfrau war frei und erbot ſich ſelbſt, uns bis aus dem Walde zu geleiten."

„So iſt es! Der Fremde ſpricht die Wahrheit," ſetzte das Mädchen hinzu.

„Wohl!" ſagte nach kurzem Beſinnen der heidniſche Häuptling, „wenn es ſo iſt, ſo iſt Dein Leben für jetzt geſichert."

Er ſprach raſch einige, Otto unverſtändlich gebliebene Worte zu ſeinen Begleitern. Schnell, wie der Gedanke ſtürzten ſich dieſe auf den Jüngling und in zwei Augenblicken war dieſer und der Knappe entwaffnet.

„Zwanzig über zwei! Pfui über Dich!" rief Otto knirſchend, als er ſich ſeines Schwertes beraubt ſah. „Du nennſt Dich einen Fürſten? Ein Elender biſt Du! — Haſt Du Muth, ſo gieb mir mein Schwert, und nimm die Keule, wir wollen dann ritterlich um meine Freiheit kämpfen."

„Bruder, ich bitte Dich, gieb dem fremden Jüngling die Freiheit!" ſagte Pogezana dringend. „Er hat ſie durch meine Rettung verdient."

„Der Chriſt iſt mein Gefangener, er iſt ein Todfeind unſers Volkes, die Sezupane und die Waidelotten ſollen über ſein Geſchick entſcheiden!" erwiederte Nadro, die Schweſter mit einem durchdringenden Blick betrachtend, dann kehrte er ſich zu ſeinen Begleitern, und ſagte in der ſo eigenthümlichen Sprache der alten Preußen, welche ganze Phraſen mit einem einzigen Worte auszudrücken geeignet war: „**Atsikieminkiwa** (laßt uns alle wieder zurück, von einem Dorfe zum andern gehen)."

In düſterm Schweigen ſetzte ſich die Truppe in Marſch. Der Weg ging tiefer in den Wald hinein. An der Spitze ſchritt Nadro, die Keule einem Manne zum Tragen hinreichend, der ſein Diener oder Waffenträger ſchien, und welchen ein eiſerner Ring um den Hals als Leibeigenen oder kriegsgefangenen Sklaven kenntlich machte. Die Waidelottin ſprach leiſe aber heftig zu dem Bruder, welcher indeß nur kalt und einſylbig, manchmal blos durch eine ausdrucksvolle Geberde, antwortete. Schon war der Mond am Himmel aufgeſtiegen, als der Zug aus dem Walde trat und in einem, ungefähr eine halbe Stunde im Durchmeſſer haltenden, baumfreien Thale ankam. Dicht am Walde lag ein kleines Dörfchen von nur wenig angebautem Lande umgeben; es beſtand aus Hütten von Feldſteinen, aus deren Fugen Moos hervorquoll, und wo das Dach mit Raſen belegt war. Man konnte durch die offene Thür in das ärmliche Innere blicken. Ein ausgehöhlter Stein diente als Feuerheerd; dieſer Einrichtung waren auch die übrigen angemeſſen. Kaum hatten ſie das Dörfchen im Rücken, als ein zweites aber ſtattlicheres vor ihnen lag. Es nahm die Fläche zwiſchen zwei abgeplatteten Hügeln von ungleicher Höhe ein. Die Häuſer waren von rohen Fichtenſtämmen aufgeſchichtet — die edle Eiche durften nur die Häuptlinge fällen — die herausſtrömenden Bewohner ſchienen ziemlich wohlhabend, wenigſtens im Vergleich mit denen, die das erſte Dorf bewohnten. Auf dem höchſten der neben dem Dorfe liegenden Hügel befand ſich ein Bauwerk von mehreren einſtöckigen niedrigen von Holz errichteten Gebäuden, welches ein kreisförmiger ziemlich hoher Erdwall einſchloß. Wäre letzterer nicht geweſen, ſo würde man das Ganze nicht für das, was es war, eine Feſte und die Wohnung eines mächtigen Häuptlings gehalten haben, auch kam der Anblick derſelben dem Kreuzritter nicht eben beſonders imponirend vor. Weit eigenthümlicher nahm ſich der zweite Hügel, vor deſſen Fuße der Trupp ſo eben vorüber- und der Feſte zuzog, aus. Auf der abgeplatteten Höhe ragte eine ungeheure Eiche in die Lüfte. Ihre weit hingeſtreckten Aeſte bedeckten faſt einen Morgen Landes. Die Eiche war, ſo weit die äußerſten Enden ihrer Zweige reichten, von einer Art Umhegung umgeben, die ungefähr mannshoch war, und aus Stangen und zwiſchen dieſen ausgeſpannten Stricken beſtand, von welchen breite, bis an den Boden reichende Tücher herabhingen. Da die letztern von ſehr verſchiedenen, doch ſämmtlich hellen Farben waren, ſo gab die dem Auge undurchdringliche Umhegung einen ziemlich ſonderbaren, aber nicht unangenehmen Anblick. Die übrige Fläche des Berges bedeckten einzelne, in einem weiten Kreiſe am Abhange erbauete und ziemlich ſymmetriſch von einander abliegende Häuschen.

Am Fuße der Höhe hielt jetzt der Trupp, Pogezana ſprach wieder lange und heftig mit dem Bruder, dieſer ſtreckte plötzlich die Hand nach dem Hügel aus und ſagte mit feierlichem Tone: „Bei der Eiche, bei meinem Haupte, ſie ſind ſicher bis zum Feſte des Lenzes und der Entſcheidung der Waidelotten!“ —

Schnell wendete ſich das Mädchen jetzt zu Otto.

„Sei guten Muthes, ſchöner Jüngling!“ ſagte ſie bewegt. „Zürne mir auch nicht, daß Du meiner Rettung wegen, in Feindes Hand gefallen. Ich rette Dich, das ſchwöre ich Dir bei den Dreien, die dort unter der Eiche wohnen, oder ich will nicht leben!“

Zornig fuhr Nadro auf.

„Frevle nicht, Waidelottin! Gedenke Deines Eides! — Auch ich werde des Racheeides gedenken, den ich zur Vertilgung der Unterdrücker geſchworen habe, ſo lange ich Herr bin im Lande von Boiko an dem fließenden Waſſer, bis an Thannſamo den Wald!“

„Wohlan, ſo laß uns redlich kämpfen, mein Bruder!“ ſagte das Mädchen feſt. „Morgen ſende ich den knotigen Riemen, der die Vorfälle des heutigen Tages erzählen ſoll, an den göttlichen Herrn der Herren nach Romowe; rettet er meinen Retter nicht, ſo ſoll mich Perkunos tödten durch ſein Feuer!“

Nadro ſchien heftig ſprechen zu wollen, doch beſann er ſich ſchnell und ſagte kalt: „Laima ſpinnt das Werg des Lebens der Menſchen von ihrem Rocken; es wird ſich finden, ob das dieſes Mannes abgeſponnen oder nicht.“

Pogezana winkte dem Ritter noch einmal ausdrucksvoll mit der Hand; aber der preußiſche Häuptling gebot, ſogleich den Weg fortzuſetzen, und der

Zug erſtieg den Burghügel. — Ein freudiger Ruf der Thorwächter empfing den Hausherrn. Es waren grimmig blickende Männer, mit großen Bränden von Fichtenholz, welches mit Harz getränkt war, in den Händen. Das Licht dieſer Fackeln, hin und wieder noch beſſer der Mondſchein, erlaubten dem Ritter, die plumpen Vertheidigungswerke, welche den Bau umgaben, in Augenſchein zu nehmen. Sie beſchränkten ſich hauptſächlich auf einen breiten Erdwall, der mit ſpitzigen, etwas nach außen geſenkten Pfählen verſehen war, hinter denen ſich die Vertheidiger aufſtellen konnten. Die Gebäude der Feſte, welche, obwohl von Holz, einen für jene Zeit ziemlich ſtattlichen Anblick gewährten, waren einen, von Bruchſteinen gebauten plumpen, niedrigen Thurm, der in der Mitte des Erdwalls ſtand, ausgenommen, im Kreiſe aufgeführt, und das Ganze kam Otto ziemlich impoſant vor.

„Ihr habt da ein ſtattliches Beſitzthum!“ ſagte er zu Nadro, einen Augenblick von der Neuheit des Anblicks hingeriſſen.

„Labys Kulys!“ erwiederte dieſer kalt mit einem den alten Preußen eigenthümlichen Sprüchwort, welches wörtlich: ‚Ein Gut, ein Bund Stroh!‘ heißt, nebenbei aber ſagen will: ‚Es iſt eine gute Ruheſtatt,‘ desgleichen: ‚Er wird leicht vom Feuer zerſtört.‘

Der Weg ging indeß gerade auf den Thurm los. Er war von zwei ungeheuren Bären bewacht, die rechts und links neben dem kleinen Pförtchen, das den Eingang bildete, angekettet waren. So wie ſie Otto und ſeinen Begleiter witterten, ſtellten ſie ſich auf die Hinterfüße, aber ſie ließen ſich ſogleich durch einen Keulenſchlag auf den Rücken beruhigen, und lagen nun wie ein Paar eingeſchüchterte Kettenhunde am Boden.

„Warmo,“ ſagte der Häuptling zu ſeinem Waffenträger, „bringe die Deutſchen in das für die Gefangenen beſtimmte Gemach. Nimm auch ein Stück gebratenes Pferdefleiſch und Stutenmilch für ſie mit.“

„Verzeiht, Herr, dies iſt uns eine ungewohnte und widrige Speiſe,“ entgegnete Otto.

„Dumm wie ein Deutſcher!“ murmelte der Fürſt mit einem bei den alten Preußen gewöhnlichen Sprüchwort zwiſchen den Zähnen. — „Ihr ſeid ſchwer zu bekoſtigen,“ ſetzte er laut und mit einem Anflug von Hohn hinzu. „Ihr verabſcheut das reinliche

Pferd, und eſſet Kräuter und Wurzeln, die wir nur für das Vieh geeignet halten. Fiſch oder Fleiſch in heißem Waſſer zuzubereiten, dies verſtehen wir nicht. — Vielleicht verſchmäht Ihr nicht ein Stück vom Elenn und einen Haferkuchen? — Wohlan, dies und einen Topf mit Meth ſollt Ihr haben.“

Auf einen Wink Nadro's begaben ſich Otto und Gerhard, geführt von dem Waffenträger des erſtern, in den Thurm.

„Steigt dieſe Treppe hinauf, und Ihr gelangt an Ort und Stelle!“ ſagte der Preuße verächtlich, indem er mit dem Feuerbrande auf eine von rohen Steinen zuſammengefügte Stiege zeigte, die Fackel auf der erſten Stufe derſelben ausſchlug und ſich mit den Worten entfernte: „Ich hole Euch Speiſe und Trank!“

Otto und der Knappe tappten aufwärts, und bald befanden ſie ſich in einem kleinen Gemache, das von dem, durch das einzige Fenſter hereindringenden, Mondlicht nur ſparſam erleuchtet wurde. Ein plumper Tiſch, eine eben ſolche Bank und eine Streu von Moos war Alles, was man darin ſah.

„Nun, das muß man ſagen, außer jenem Lager giebt's hier nicht ſonderliche Bequemlichkeiten!" rief der Knappe, im Gemache umherblickend. — „Aber, heilige Jungfrau! was iſt das? Liegt auf dem Lager nicht ein Todter?"

„Schlimmer als dies, ein Lebendiger liegt darauf!" ertönte eine dumpfe Grabesſtimme.

„Hm, nehmt es mir nicht übel, wenn ich mir erlaube Euch zu widerſprechen," ſagte Otto mit dem leichten Sinne der Jugend. „Wer Ihr immer ſein möget, und auf welche Weiſe, ob mit oder ohne Eure Schuld Ihr in dieſes Loch gekommen ſeid, im Ganzen iſt es immer beſſer lebendig, als todt zu ſein; ſolltet Ihr das Gegentheil meinen, ſo dürftet Ihr Euch ja nur die Treppe hinunter bemühen, Ihr würdet da die Thür des Thurmes offen, und zwei braun bepelzte Wächter finden, die Euch ſchnell in den gewünſchten Zuſtand verſetzen dürften."

„Und wer biſt Du? der Du Dich unterſtehſt zu bezweifeln, daß der Kreuzritter Dankwart von Plettenberg den Tod der Gefangenſchaft vorzieht, und mit Sehnſucht den Augenblick erwartet, wo des Heilands ſchöne Marterkrone ſein Haupt bekränzen ſoll!"

rief der Fremde rauh, indem er ſich halb auf dem Mooslager aufrichtete.

„Gott im Himmel! Ihr ſeid Herr Plettenberg, der Komthur, der zu Balga“ — das Wort erſtarb Otto'n auf der Zunge.

„Ich war Komthur,“ ſagte der Gefangene ſchmerzlich. — „Nein, ich bin es noch!“ ſetzte er ſchnell gefaßt und mit einer Art Freudigkeit hinzu. „Ich bin Komthur, bin Kreuzritter, bin Marienbruder, und werde es ſein, wenn mich die Flammen auf dem von den Heiden errichteten Holzſtoße umlodern. — Eins aber, eins ſchmerzt mich entſetzlich. O Balga, Balga!“ —

„Was?“ rief Otto. „Iſt die Feſte in Feindeshand gefallen?“

„Was fällt Dir ein, Fremdling?“ ſprach ſtolz der Komthur. „Balga in Feindeshand, und ich ſollte leben? — Die Heiden wollten ſtürmen, ich ſchlug ſie zurück, verfolgte ſie — vielleicht zu weit — mein Schwert brach, ich fiel in Feindeshand. Dies wäre indeß nichts, ich bin ein morſcher Stamm, eine ſchwache Säule im Dienſte des Ordens, aber in Balga befehligt jetzt nur ein alter, kranker Rottmeiſter. Die Feinde wiſſen dies zwar nicht, die erlittene Niederlage hat ſie ſtutzig gemacht, ſie haben ſich zurückgezogen, aber dennoch — dennoch! O könnt Ihr mir nicht ſagen, ob man etwas von dem Kreuzritter Otto von Schallenfeld, der auf der Reiſe nach Balga begriffen iſt, gehört hat?"

„Ich bin Otto von Schallenfeld," erwiederte der Jüngling ſchmerzlich. „Ich war im Begriff, mich nach Balga zu begeben, verirrte mich ich Walde und ward vor wenigen Stunden gefangen."

„O, mein Gott!" rief mit Entſetzen der Komthur. — „Herr, Deine Hand liegt ſchwer auf uns!" ſetzte er, erſchüttert von der Nachricht, hinzu.

„Ich glaube, wir haben nicht Urſache zu verzagen," ſprach Otto voll Jünglingsmuth, indem er ſich von dem Knappen der Rüſtung entkleiden ließ, um es ſich in dem Gefängniſſe bequemer zu machen. „Wie ich gehört, hat der Landkomthur Bodo von Heriſtall mehrere glückliche Gefechte mit den Heiden gehabt, und einige Sczupane, noch mehr aber des gemeinen Volks, ſind in ſeine Hand gefallen." —

„Das iſt wahr!" Man hat Euch recht berichtet.

Auch auf Balga ſaßen zwei Häuptlinge, die ich gefangen nahm," entgegnete der Alte.

„Wirklich? — Nun dies iſt noch beſſer," ſagte Otto freudig. „Vielleicht könnte da eine Auswechſelung ſtattfinden." —

„Meinſt Du, junger Menſch," ſagte der Komthur finſter und rauh. „Aber es iſt kein Wunder," ſetzte er ſanfter hinzu, „daß die Jugend zuerſt an ihr elendes Selbſt denkt, wenn das Alter die theuer beſchworene Pflicht vergißt! — Als ich in die Hände der Heiden gefallen war, ſandte der Rottmeiſter, der jetzt zu Balga den Befehl führt, eine Botſchaft, um mich gegen die zwei Sczupane auszutauſchen. Nadro willigte darein, er ſprach mit mir über dieſen Gegenſtand —"

„Nun und Ihr?" fragte Otto.

„Wie kannſt Du fragen, Jüngling!" erwiederte der Komthur. „Ich that meine Pflicht, ich ſagte nein! und befahl dem rückkehrenden Boten, die beiden Gefangenen augenblicklich enthaupten zu laſſen."

„Entſetzlich! — Und warum?" fragte der junge Mann.

„Weil ich die Schwäche der Menſchen kenne," erwiederte düſter der Komthur. „Glaube nicht, junger Menſch, daß ich an mich denke, wenn ich von Schwäche rede. Du kannſt vielleicht mein Fleiſch erbeben ſehen unter den Martern der Heiden; Du kannſt vielleicht mich einen Schrei ausſtoßen hören, wenn die ſtählerne Rüſtung auf meinem Leibe zu erglühen beginnt, wenn mich die Flammen des Opfertodes umwogen, aber ſchwach wirſt Du mich nicht ſehen, denn ich denke, meine Seele iſt feſtgeankert auf dem Felſen des Glaubens und der Ehre. Aber die alten Zeiten ſind nicht mehr. Wer ſteht mir dafür, daß nicht ſelbſt das Kapitel meine Auslöſung befehle? — Es könnte glauben, eine gute That zu thun, denn Dankwart von Plettenberg hat manchen alten Freund und Kriegsgefährten unter den Ordenshäuptern. — Was aber ſollte aus Ordnung und Obedienz werden, wenn Meiſter und Kapitel ſich ſchwach erzeigten? — Nein, nein! So war es beſſer. Wenn ſie zu Elbing meine Antwort auf das Löſungs-Anerbieten hören, wenn ſie die Enthauptung der gefangenen Häuptlinge erfahren, werden ſie nicht daran denken, den alten Dankwart der Marterkrone, die ihn erwartet, berauben zu wollen.“

„Niemand, der Euch kennt, wird meinen, daß Ihr den Tod ſcheuet,“ ſagte Otto. „Auch ich werde mit Ruhe dem Augenblick entgegenſehen, wo ich mein Leben der Pflicht und der Ehre zum Opfer zu bringen habe; aber ich meine, es giebt noch ſchlimmeres als den Tod: Gefängniß, ewige Sclaverei; auch iſt es noch die Frage, ob es nicht unter gewiſſen Umſtänden Pflicht werden kann, ſein Leben zu höhern Zwecken zu erhalten.“

„Dies iſt die Stimme des Verſuchers, des Feindes in Deinem Innern!“ fuhr heftig der alte Ritter auf. „Ich ſage Dir aber: verflucht ſei Der, der auf ſie höret! — Glaubſt Du, Jüngling, daß in den Tagen des Unglücks von dem, der das Zeichen des Kreuzes auf dem Mantel trägt, nichts gefordert werde, als das Geſetz nur in ſo weit zu halten, wie unſre menſchliche Schwäche es geſtattet? Daß nur auf grüner Haide, unter hallendem Schwertſchlage die Krone des Ruhmes zu erlangen ſei? Als Dir das Schwert des Ordens umgegürtet wurde, als der hohe Meiſter den Mantel auf Deiner Schulter befeſtigte, ſagte er Dir nicht, daß Du nicht nur mit äußeren Feinden zu ſtreiten, ſondern auch den

Teufel aus Deinem Innern zu jagen hätteſt? — Ritter, Marienbruder, gedenke Deines Eides!" —

„Ihr thut mir Unrecht, Komthur, wenn Ihr meinet, daß ich an den Verpflichtungen, die ich eingegangen bin, zu mäkeln, ihnen etwas abzuhandeln gedenke," ſprach der junge Mann ein wenig empfindlich. „Seid verſichert, ich halte meinen Eid bis zum Tode."

„Ich zweifle nicht daran," ſprach ſanfter der Alte, dem Jünglinge die Hand hinreichend; „ich wollte Dich auch nicht beleidigen. Sieh, ich bin ein alter, rauher Knabe, in Kämpfen und Kriegen des Ordens grau geworden. Seid dreißig Jahren hat dieſer alte Kopf öfter auf dem erſten beſten Steine oder dem nackten Boden, wie auf gewirkten Teppichen oder Decken geruht; ich befand mich immer beſſer unter dem freien Himmelsdome, bei Kriegslärm und Roßgewieher, als in den Sälen der Fürſten und unter dem Geſchnatter der Hofſchranzen. Du mußt mir etwas zu Gute halten. Auch thut es mir wahrhaft Leid, daß Du ſo jung, ein ſo trauriges Loos erfahren ſollſt; Du, ſuchſt das Leben noch im Leben. Mit mir iſt es ein Anderes. Im

Kapitelhauſe zu Königsberg und Elbing, oder hier im Kerker; mir Alles Eins! Ein Trunk Waſſer, ein Stück Haferbrod, dies Mooslager, ſie ſind mir genug; ich vermiſſe nichts, bis — gleichviel ob durch Keulenſchläge, oder durch den Holzſtoß der Heiden — ich zu den Brüdern, die mir vorangegangen ſind, verſammelt werde."

Die Ritter verplauderten auf dieſe Weiſe einen großen Theil der Nacht, erſt gegen Morgen machte der Drang des Jugendſchlafes bei Otto ſeine Rechte geltend. Trotz der traurigen Lage, in der er ſich befand, träumte er freundlich. Er ſah ſich in Freiheit, ein rettender Engel hatte ihn dem ſchon bereitſtehenden Holzſtoß der Heiden entriſſen, Otto wollte ſeinem Beſchützer zu Füßen ſinken, er blickte in deſſen Antlitz und ſah die Züge Pogezana's.

Mehrere Tage vergingen. Die Gefangenen brachten ſie theils in ihrem Zimmer, mehr jedoch auf der Platteform des Thurmes zu. Mit Neugier und aller Sorgloſigkeit der Jugend blickte Otto auf die ihm fremde Umgebung und auf das rege Treiben innerhalb und außerhalb der Feſte. Der alte Komthur war durch den langen Aufenthalt in dieſen Gegenden mit den Sitten und Gebräuchen der heidniſchen Preußen genau genug bekannt geworden, um dem jungen Manne Manches, was ihm ſonſt unbemerkt vorübergegangen, oder unverſtändlich geblieben wäre, erklären zu können. Der Wärter der Gefangenen theilte dem Jünglinge, an dem er Antheil zu nehmen ſchien, Vieles über ähnliche Gegenſtände mit. Auch der Umſtand, daß die heidniſchen Preußen viele ihrer häuslichen Beſchäftigungen außerhalb ihrer Hütten vornahmen, und daß mehrere derſelben mit religiöſen Gebräuchen vereinigt waren, ließ Otto intereſſante Bilder des Volkslebens jener Gegend in ſich aufnehmen.

Sehr bemerkenswerth erſchien ihm die Hochzeitsfeier, die eines Tages in dem Dorfe ſtattfand. Ein hübſches Mädchen, das Otto oft, wenn es am Fuße des Thurmes vorüberging, mit ſichtbarem Wohlgefallen betrachtet hatte, und welches durch das erſt ſeit einigen Tagen am Gürtel hängende Glöckchen als heirathsfähig erklärt worden war, verlobte ſich mit einem jungen Preußen. Da ihre Eltern eine im Burgbezirk dicht zur Seite des Gefängniſſes liegende Hütte bewohnten, ſo ward das Brautmahl unmittelbar am Fuße des Thurmes gehalten, und Otto hörte das jungfräuliche Klagelied, das die Braut dem Herkommen gemäß vorher anſtimmen mußte.

‚O hu! Wer wird den Eltern hinfort das Bett bereiten? Wer ihre Füße waſchen? O hu! Wer wird nun Holz zum Feuer tragen, daß Vater und Mutter die abgelebten Glieder wärmen mögen? Liebes Feuer, wer wird dich wahren?‘ — Dies waren die einfachen Worte des Geſanges, in welchen die Verwandten einſtimmten. Bald aber nach dem Mahle erſchien ein ſtattlicher Wagen, vom Bräutigam geſendet. Einer der Gäſte, in der Rechten einen Feuerbrand, in der Linken ein Trinkgeſchirr haltend, umkreiſ'te dreimal das Fuhrwerk und rief mit lauter Stimme: „Wahre nun das Feuer in Deines Mannes Hauſe, wie ſonſt in der Eltern Hütte!“ — Jetzt reichte er der Braut zu trinken, der Fuhrmann — ‚Kelleweſe‘ in der Sprache der Preußen — hob die des Anſtandes willen Jammernde auf den Wagen, und fort ging der Zug — in die lebenslängliche Sclaverei, denn nirgends ward das weibliche Geſchlecht ſo hart behandelt, wie bei den heidniſchen

Preußen. Die härteſten Arbeiten wurden dem Weibe aufgeladen; beim Gaſtmahl mußte es den Gäſten, dem Manne, ja ſelbſt erwachſenen Söhnen und den Knechten die Füße waſchen. Fügte die Frau ſich nicht in die Laune des Mannes, ſo verbrannte er ſie ohne Weiteres, und ihre ältere Schweſter traf Verachtung, weil ihr Beiſpiel der Widerſpenſtigen nicht Gehorſam gelehrt. Aber ſelbſt mit dem Tode des Mannes hörte die Sclaverei nicht auf. Junge Stiefmütter wurden gleich anderm Hausrath auf die Söhne vererbt, der Bruder nahm des Bruders Weib, die kinderloſe Wittwe war der Willkühr jedes ledigen Mannes überlaſſen. Ward ſie Mutter, ſo trat ſie, indeß von der Gemeinde ernährt, in den Prieſterſtand, gelobte ſtrenge Keuſchheit, büßte aber mit dem Tode das gebrochene Gelübde. — Faſt täglich ſah Otto in der Nähe der heiligen Eiche Flammen und Rauch aufſteigen. Geſang erſcholl von daher, hölzerne Trommeln und Trompeten ertönten, Feuer praſſelten. Die Veranlaſſungen zu den Opfern waren verſchieden. Gewöhnlich war es die Verbrennung einer Leiche; die Preußen flohen das ſchauderhafte Bild der Verweſung, nur Leibeigene wurden begraben. Oft ſah Otto einen Leichenzug über das Blachfeld daherziehen. Der Todte ſaß in weißen Kleidern auf einem Wagen; ein Lehnſtuhl war ſein Sitz. Den Wagen umgaben die Verwandten des Verſtorbenen. Sie waren ſämmtlich zu Roß. Wie ein Heer Dämonen unter fürchterlichem Geſchrei und mit gezogenen Schwertern, um die böſen Geiſter zu verjagen, umkreiſ'ten ſie den Wagen. War es ein Edler, ſo ſtürzten ſich oft ſeine drei Frauen, getreuen Knechte, befreundete Prieſter in die Flammen, welche den Leichnam verzehrten, und Hunde, Falken, Bernſteinkorallen wurden mit hineingeworfen. Unter dem Ausrufe: „Halale! warum biſt Du geſtorben? Hatteſt Du nicht ein ſchönes Weib? fette Heerden? ſchnelle Roſſe? weitſpürende Hunde? Halale, warum biſt Du geſchieden“ — ſahen die Linguſtoni (Leichenführer) entzückt gen Himmel, und erblickten bald den Verſtorbenen auf einem herrlichen Roſſe, mit funkelnden Waffen, großem Gefolge, drei Sterne in der Rechten, einen Falken in der Linken, durch die Wolken reitend. —

Oefter aber noch als Todte wurden Lebendige von dem Feuer verzehrt; bald war es ein Alter, Kranker, den ſeine Kinder, bald ein Weib, das der Mann verbrannte, bald verzehrten die Flammen einen Jüngling, den ein Weib, oder Mädchen, ‚weil er — wie ſie ſagten — an ihrem Höchſten gefrevelt,‘ nämlich ſie mit unerlaubten Zumuthungen verfolgt, angeklagt hatten; bald verbrannte ein Edler ſein krankes Kind mit den Worten: ‚Gehe hin, den Göttern zu dienen, bis Deine Eltern Dir folgen!‘ eine Redensart die, noch in ſpätern Zeiten, bei dem Tode jedes Kindes gebräuchlich war. — —

So oft aber Otto nach dem Hügel, von dem die geheimnißvolle Eiche, ihr Fuß umhüllt von farbigen Tüchern, das Haupt von einer mächtigen Rauchwolke, emporragt, hinblickte, dachte er an die ſchöne Waidelottin. ‚Iſt ſie bei dem Greueldienſte zugegen?‘ ſo fragte er ſich dann oft. ‚Entzündet ſie vielleicht ſelbſt mit eigener Hand den Scheiterhaufen? — Ach warum iſt ſie nicht eine Chriſtin? — und,‘ ſetzte er dann ſeufzend hinzu, ‚warum lernte ich ſie nicht früher kennen, ehe ich das Kreuz auf den Mantel heftete?‘

So vergingen einige Wochen, als eines Morgens der Wärter mit trüber Miene gegen Otto äußerte, daß mit dem nächſten Mondwechſel, mit dem der ‚Guckuksmond‘ zu Ende gehe (der April) und der ‚grüne Mond‘ (Mai) beginne, das ‚Feſt des Lenzes‘ gefeiert werden ſolle. Der junge Ritter achtete nicht auf die Rede des Mannes, aber Dankwart von Plettenberg verſtand ihn ſogleich.

„Das iſt das erſte heidniſche Feſt, das ich, und zwar mit Freuden, verherrlichen helfen werde!“ ſagte er ruhig. „An dieſem Tage wird dieſer müde Leib zu Aſche werden, und ehe der ‚grüne Mond‘ ſich endet, wird jene bereits zu ergrünen beginnen.“

Mit Entſetzen blickte Otto auf den Wärter, und deſſen niedergeſchlagener Blick belehrte den Jüngling bald, daß der Komthur richtig geahnet. — Noch an demſelben Morgen aber ſollte die Ahnung zur Ueberzeugung werden. Kaum hatten die Ritter ihr kärgliches Frühmahl, beſtehend aus Waſſer und einigen Haferkuchen, eingenommen, als der zum zweiten Male eintretende Gefangenwärter ſagte, daß er Befehl habe, ſie zu dem Burgherrn zu führen. Nur mit Mühe beſänftigte der Preuße die beiden vierfüßigen grimmigen Wächter und bald darauf ſchritten ſie der Wohnung des Heidenfürſten zu. Es war eine Art Blockhaus von übereinander gelegten, roth, ſchwarz und weiß angemalten Eichenſtämmen erbaut. Das Haus hatte nur ein Stockwerk; der Firſt deſſelben war von einem Ende bis zum andern mit einer Reihe Elennsgeweihen verziert. Dicht unter dem Dache lief eine Art Fries, welcher aus Luchsköpfen, ſymmetriſch unterbrochen von dem Kopfe des heute ausgerotteten ſchwarzen Wolfes, beſtand. Auf vielen der Thierhäupter befand ſich noch die Haut, manche indeß boten blos den Anblick nackter, von Luft und Sonne gebleichter Schädel dar. Ueber jedem der wenigen und unregelmäßigen Fenſter prangte der behaarte Kopf eines Auerochſen; ein eben dergleichen, doch mit rieſigen, ungeheuren Hörnern verzierte das Thürgeſims. Das Innere des Hauſes hatte nur zwei Abtheilungen, die eine für die Hausſclaven, Knechte, Frauen und Kinder, eine andere für den Hausherrn. Die letztere war um einige Stufen erhöht. Otto und der Komthur wurden in die zweite geführt. Es war ein weites Gemach. Die hölzernen Wände waren mit weißen und rothen Streifen bemalt, ein ziemlich plumper Tiſch, eben ſolche Bänke, und eine Anzahl großer hölzerner Kiſten, bildeten die Meubles. Mehrere Kaſten waren am obern Ende des Zimmers zuſammengeſchoben, und mit Elennshäuten, zu oberſt aber mit einer Bärendecke überbreitet. Dieſe Vorrichtung diente ſichtlich zum Lager des Hausherrn; auch hatte Fürſt Nadro, als die Ritter eintraten, in halb ſitzender, halb liegender Stellung, zur Seite eines Greiſes, den ſein langes weißes Gewand, der bis zum Gütel reichende Bart, der Eichenkranz um das faſt gänzlich kahle Haupt, und ein kupfernes im Gürtel ſteckendes Abhäutemeſſer als Götzenprieſter kenntlich machten, auf der Ruheſtatt Platz genommen. Zwei Schritte von den Füßen des Fürſten, auf einem Holzklotz, ſtand eine irdene Pfanne, mit glühenden Kohlen gefüllt, quer über dieſelbe lagen zwei Eiſenſchienen, und ein auf den Knieen liegendes junges Weib war beſchäftigt, von einem Pferdeſchenkel dünne Fleiſchſchnitte abzuſchneiden, ſie ein paar Augenblicke auf den roth glühenden Schienen zu röſten, und dann abwechſelnd, eine um die andere, bald dem Hausherrn, bald dem Greiſe, welche ſolche mit Vergnügen zu verzehren ſchienen, hinzureichen.

„Laß ſein, Lidwina, ich habe genug," ſprach Nadro, das ihm hingereichte Frühſtück zurückweiſend. „Entferne das Fleiſch des edlen Roſſes," ſetzte er höhniſch hinzu; „die feine Naſe des Deutſchen erträgt deſſen Geruch nicht."

Die junge Frau entfernte ſich mit dem Thierſchenkel, doch ließ ſie das Kohlenbecken ſtehen. Nadro betrachtete lange ſchweigend und mit gerunzelten Brauen die Ritter.

„Ich habe einen Boten geſchickt zu dem Herrn der Herren, dem Kriwe Kriweitu," hob er endlich finſter an. „Es war meinem Diener vergönnt, das göttliche Antlietz zu ſchauen, er ſah es im Schatten der heiligen Eiche zu Romowe, und entbot dem ‚Nächſten der Götter,' daß zwei Häuptlinge der Boſen, die unſer früher einem Garten gleichendes Land verwüſtet haben, in meine Hand gefallen. Als mein Bote geendet hatte, erhob der Göttliche ſeine Stimme und ſprach: ‚Gehe hin und ſage Nadro, dem Fürſten der **fließenden** Waſſer und des Waldes Thanſamo, alſo **ſpricht** Ziamoluks, der oberſte Herr des **Lebens, durch den Mund** ſeines Nächſten, des Kriwe **Kriweitu**: O Fürſt! bald erſcheint das Feſt des Lenzes. Die Götter ſind Dir gnädig geweſen, ſie haben Dir viele Macht gegeben. Mache Dich dieſer immer würdiger, und Du wirſt bald errichten das Bild des Donners unter einer Eiche, die Du auf die Trümmer von Balga pflanzen ſollſt. Bis dahin aber rüſte zu der Feier des Lenzes ein Rykajot (wörtlich: Wohlleben, figürlich: Feſt; ſonſt aber auch: Brandopfer für Romowe); was Du dazu braucheſt iſt in Deiner Hand‘ — — Ich habe,“ fuhr Nadro nach einer Pauſe fort, „die Waidelotten verſammelt, um zu berathſchlagen über das dunkle Wort des ‚Herrn der Herren‘. Der hohe Sigonot (Hoheprieſter, von Zigos, die Ordnung) das Haupt der Waidelotten des Landes der fließenden Waſſer, er, welcher zugleich das Amt eines ‚Verſöhners von Gottes Zorn durch freiwilliges Blutvergießen‘ bekleidet, wird Euch eine Botſchaft der Prieſter und meinen Willen verkünden.“

Der Greis erhob das matte, bis dahin am Boden ruhende, Auge auf die Ritter und ſagte mit vor Alter zitternder Stimme:

„Ihr wißt es, die Götter wollen, daß jeder Chriſt, der unſerm Volke in die Hände fällt, getödtet werde zu ihrer Ehre. Der Rath der Waidelotten hat Euch zum Opfertode am Lenzfeſte beſtimmt. Du" — er zeigte auf den Komthur — „ſollſt Deines Alters und Deiner Würde wegen den Vorzug haben, in Deinem Kleide von Stahl und auf dem Streitroß ſitzend in den Flammen zu enden; Du Jüngling, wirſt an einem Pfahl gebunden, durch das aus Pfeilwunden ſpritzende oder rieſelnde Blut, uns Glück oder Unglück verkünden; Dein Sklave wird von Hunden zerriſſen werden."

Der Alte ſchwieg eine Weile, wie erſchöpft. Otto ſchauderte unwillkürlich zuſammen, ſein Herz ſchlug hörbar; der Komthur bewegte keinen Geſichtszug.

„Vielleicht iſt Euch nicht unbekannt," ſagte der Prieſter nach langer Pauſe, „daß, nach unſern Gebräuchen, ein zum Tode Verurtheilter befreit iſt, wenn ſich ein Anderer, von höherm Range, für ihn zum Opfer bietet. Mein Rang iſt der höchſte nach dem des Landesfürſten. Ich bin ſehr alt. Ich werde bald hinübergehen, um mit erneueter Kraft und mit Jünglingsfeuer auf Wolkenroſſen und den Flügeln des Sturmwindes nach den ſeligen Jagdgründen zu eilen. Die Freunde der Jugend, Krieger, die nicht ſo unglücklich waren, das unheilbringende Kreuzeszeichen in unſern Gauen zu erblicken, erwarten mich. Ich hatte beſchloſſen, im ‚Vogelabzugs-‘ oder ſpäteſtens im ‚Erderſtarrungs-Monat‘ meinen Scheiterhaufen errichten zu laſſen; aber es ſtirbt ſich eben ſo gut im Lenze. — Ich will für Euch das Opfer ſein und mich dem Feuertode weihen. — Ihr glaubt mir nicht? Ihr zweifelt?“ ſagte der Prieſter, als er das Erſtaunen der Ritter bemerkte. „Allerdings iſt eine Bedingung dabei; aber wenn Ihr ſie erfüllet, ſo ſchwöre ich bei dem Donnerer, daß ich durch meinen Tod Euch Leben und Freiheit ſichern will!“

„Ich will ſie nicht hören, denn gewiß iſt ſie gegen die Ehre des deutſchen Rittersmannes,“ unterbrach ihn der Komthur.

„Uebergebt uns Balga, und Ihr ſeid frei,“ ſagte der Greis, ohne auf ſeine Einrede zu achten.

„Schande und Fluch treffe den, der um dieſen Preis ſein Leben erkauft!“ rief ſtürmiſch der Alte.

„Du mußt, grauer, grimmiger Wolf, Du mußt!“ ſchrie Nadro heftig, indem er vom Lager auffuhr. „Ich ſage Dir, das ſteinerne Kriegshaus muß mein ſein, — oder beim bleichen Picoll! — Du ſollſt brennen.“

„Glaubſt Du, daß ich den Tod ſcheue?“ ſprach Dankwart kalt. „Ich habe ſeit den Tagen meiner Jugend dem Tod in's Auge geſchaut; mein Herz bebte oft, aber es bebte vor Freuden am Tage der Schwerter. Wenn das Kreuzesbanner flatterte, war ich nicht gewohnt, rechts oder links zu ſchauen, und waren die Feinde zahlreich wie die Heuſchrecken und wild wie die Drachen. — Geht! — Eure Zuverſicht iſt nicht wie unſere Zuverſicht; Eure Hoffnung nicht wie unſere Hoffnung. — Ich bin ein deutſcher Rittersmann, ich werde der Ehre treu ſein, im Leben wie im Tode.“

„Und ich ſage Dir, Du wirſt heulen vor Verzweiflung, wenn Dich die Flammen umlodern gleich einem Mantel, wenn das Blut in Deinen Adern zu ſieden beginnt! Zittre, Elender! Zittre!“ ſchrie Nadre ſchäumend, indem er beide Fäuſte geballt dem Komthur entgegenſtreckte.

„Zittern?“ entgegnete Dankwart ruhig. „Ich verachte Dein Dräuen, heidniſcher Henker!“

„Bedenke, Alter,“ ſagte ſanfter der Sigonot, „Du glaubſt nicht an die hohen Drei unter der Eiche; auch ſie wiſſen nichts von Dir. Mich umweht der kühlende Hauch der milden Götter mitten in den Flammen; Du würdeſt verzagen, ſollteſt Du dem Gotte des Kreuzes nur einen Finger in Feuerqualen opfern.“

„Ich gebe ihm freiwillig das Beſte, was ich habe, da ich es nicht anders in ſeinem Dienſte zu verwenden hoffen darf!“ rief der Komthur mit entzücktem, gen Himmel erhobenem Blicke. „Herr, Du haſt geſagt, Dein Volk ſoll willig ſein am Tage Deiner Macht!“ — — —

So wie der Ritter dieſe Worte geſprochen hatte, griff er raſch nach den beiden auf dem Kohlenbecken liegenden, rothglühenden Eiſenbarren. Hoch hielt er ſie in der Rechten empor. Eine Dampfwolke ziſchte praſſelnd aus der Hand, welche in wenig Augenblicken bis auf die Knochen verbrannt war. Stumm und mit Staunen ſah Nadro auf den Komthur und dann auf den Prieſter; Otto ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus. — Erſt als das Fleiſch zerſtört war, und die Sehnen zuſammenſchrumpften, warf Dankwart von Plettenberg die Eiſenbarren auf den Boden. — —

So wie der Häuptling der Heiden ſich von ſeim Erſtaunen erholt hatte, rief er ein paar rauh-nde Worte; der Gefangenwärter trat in's Gemach.

„Führe dieſen Mann aus meinen Augen, bringe ihn in das unterirdiſche Gefängniß!“ ſagte er heftig, indem er auf den Komthur zeigte.

„Sei treu der Pflicht und Deiner Ehre, junger Menſch!“ ſagte Dankwart mit ernſtem Blick zu Otto. „Kämpfe treulich mit dem Drachen, in welcher Geſtalt er auch zu Dir trete. Bewahre Deine Seele, damit wir uns einſt dort oben wiederfinden.“

Nochmals zeigte er bedeutungsvoll mit dem Stummel der verbrannten Hand nach oben, dann folgte er mit feſtem Schritte dem vorangehenden Wächter. — —

Nadro war inzwiſchen aufgeſtanden. Heftig, wie in einem innern Kampfe befangen, dann und wann einen düſteren Blick auf Otto werfend, ging er im Gemache auf und ab.

„Vater!“ ſagte er dann zu dem alten Prieſter, „ich habe mit dieſem Jüngling über den Gegenſtand, der Dir bekannt iſt, zu reden.“

„Der Segen der milden Götter ſei mit Deinen Worten, Sohn!“ entgegnete der Greis. „Ich gebe, um zu Potrimpos, dem Erhalter, für Dich zu beten." Mit den letzten Worten verließ er das Zimmer.

„Die Kraft, die in dem alten Eiferer wohnt, kann nur aus Pekla (der Hölle) ſtammen!" ſprach düſter der Heidenfürſt zu Otto, als ſie allein waren. „Der alte, wüthende Wolf ſoll ſterben. Pikollos ſoll ſein Opfer haben. Aber auch Du mußt ſterben, mußt jung im ‚grünen Mond' des Lebens ſterben, wenn das ſteinerne Kriegshaus nicht mein wird. Ich werde Dein Blut vergießen, gleich einer Schale Meth, die auf den Boden gegoſſen wird."

„Ich bin in Deiner Gewalt; Du wirſt thun, was Du nicht laſſen kannſt," ſagte Otto ruhig.

Nadro runzelte die Augenbrauen, ging eine Weile auf und ab, dann blieb er ſtehen, ſah ſtarr den Jüngling an und ſagte:

„Du dauerſt mich. Du biſt ſo jung. — Es iſt immer ein Unterſchied, ob das Blut jenes grimmigen Alten, träg fließend, wie das trübe Waſſer des Sumpfbachs, in die ziſchende Flamme träufelt, oder ob das eines Jünglings, gährend wie edler Meth, und hell wie das Blut des ſpringenden Hirſches, unnütz vergoſſen werden ſoll."

Da Otto nicht antwortete, ſo meinte der Preuße, ſeine Rede habe einigen Eindruck auf den jungen Mann gemacht. Er näherte ſich ihm jetzt, ergriff ihn bei der Hand und ſagte halblaut:

„Das Ohr des jungen Mannes iſt nicht verſchloſſen gleich dem der Otter, und ſein Auge iſt wie das des Luchſes, der die Beute klug und im Sprunge zu erhaſchen weiß. — Ueberliefere mir Balga, und Du ſollſt ſo viel Silber und Bernſtein haben wie Du ſchwer biſt.“

Heftig fuhr Otto auf.

„Laß mich in mein Gefängniß zurückbringen, Heide!“ rief er zornig. „Du haſt die Gewalt, mich zu tödten, aber kein Recht, mich zu beſchimpfen.“ Mit dieſen Worten riß er heftig ſeine Hand aus der des Fürſten und wandte ſich nach der Thüre.

„Bleibe, raſender Thor!“ donnerte Nadro, ſein Auge funkelte vor Wuth, ſeine Züge zuckten krampfhaft, nur mit Mühe konnte er ſich nach und nach bezähmen. — Es entſtand jetzt eine längere Pauſe. Das Auge des Heidenfürſten ruhte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck des Widerwillens auf Otto, mehrmals öffneten ſich ſeine Lippen, aber es war, als ließ ein innerer Krampf kein Wort über dieſe kommen. Endlich ſchien Nadro einen Entſchluß gefaßt zu haben.

„Ich haſſe Dich, junger Menſch,“ ſagte er düſter, „vielleicht haſſe ich Dich darum noch mehr, weil Du etwas von dem haſt, was ich an meinen Feinden achte und an meinen Freunden liebe; aber ich bin gezwungen, offen mit Dir zu reden. Höre auf meine Worte mit offenem Ohr, ſie ſind lauter und ohne Falſch. Gehe meinen Vorſchlag ein, oder verwirf ihn; beides erſcheint mir, wie ein Trunk ſüßen Meths, der zur Hälfte mit Wermuth vermiſcht iſt; ich weiß nicht, ob ich ihn genießen, oder auf den Boden ſchütten ſoll. Deß aber ſei verſichert: in meiner Rede iſt kein Hinterhalt, ich ſchwöre es Dir bei Perkunos dem Furchtbaren, Petrimpos dem Lächelnden, bei Pikoll dem Bleichen!“

Der Heidenfürſt hatte bei den letzten Worten die rechte Hand auf die Bruſt, und die linke auf den Kopf gelegt.

„Du haſt,“ fuhr er endlich fort, „meine Schweſter aus den Klauen des Bären gerettet. Das iſt nichts! Nichts! Potrimpos würde ſie vielleicht auf andere Weiſe erhalten haben. Einen Bären tödten iſt für einen Mann eine Kleinigkeit, kaum werth des Erwähnens. Aber ich weiß es nicht, wollte er es ſo, der milde Erhalter, oder wohnt Dir der Zauber der ſchönen deutſchen Frau bei, die auf der Mondsſichel ſtehet, und den Knaben im Arm hat — ſeit dieſer Zeit iſt Pogezana wie verwandelt. Sie ſagt, Du habeſt etwas Großes für ſie gethan. Als ich den Rath der Waidelotten zuſammenrief, um über Dein Schickſal zu entſcheiden, da trat ſie in unſere Mitte, ſie ſprach, wie ich ſie noch niemals ſprechen hörte, ſie forderte Dein Leben und Deine Freiheit. Die Prieſter ſtaunten ob dem Eifer des Mädchens, aber ſie traten der Gewährung entgegen; denn es giebt kein Beiſpiel, das dem Pikoll ſein Opfer je geraubt worden. Pogezana aber ſandte einen Boten mit dem Knotenriemen, der die Erzählung des Vorganges enthält, nach Romowe. Die Antwort des Krive iſt Dir bekannt. — Geſtern," fuhr Nadro nach längerem Widerſtreben und mit ſichtlichem Widerwillen fort, „kam Pogezana zu mir, ſie ſagte: daß ſie entſchloſſen ſei, nicht länger zu leben, wenn Du geopfert würdeſt, und — möge Perkunos den Frevel nicht gehört haben! — daß ſie Dich liebe.“

„Wie?“ rief Otto entzückten Blickes, und indem gleichſam eine neue Welt von Gefühlen ſich in ihm aufthat. „Sie liebt mich? Sie, die Herrliche, Holde, Schöne?“ —

„Findeſt Du ſie auch ſo,“ ſprach düſter der Fürſt. „Doch wie ſollte der Rabe nicht ſchön finden, was die Adler bewunderten? Der Fürſt der Warmier und der der Maſuren warben um ihre Hand, als ſie faſt noch Kind war, und ehe der Vater ſie zur Waidelottin beſtimmte.“ —

„Sie iſt des größten, edelſten, tapferſten Fürſten und Rittersmann es würdig!“ rief Otto.

„Ich glaube,“ ſprach Nadro finſter, „der böſe neckende Geiſt deſſen, den unſere Väter erſchlugen, muß ſie aus Rache bethört haben, als ihr Auge zuerſt auf Dir ruhete. — Du kannſt denken,“ fuhr er endlich fort, „daß ich, der ich die mörderiſchen Deutſchen haſſe bis zum Erſchlagen, dem Mädchen eine herbe Antwort gab, und ſie aus meinem Geſicht verbannte; aber heute Nacht, als ich auf meinem Lager ruhte, da träumte ich einen ſonderbaren Traum!

Ich ſah die ſchöne Deutſche, wie ſie auf Euren Fahnen abgebildet iſt, ſie hielt Dich bei der Hand und reichte Pogezana, die in der Entfernung ſtand, freundſchaftlich die ihrige hin. Als ich erwachte, ließ ich den Ehrwürdigen, den Du geſehen haſt, rufen und theilte ihm den Traum mit, ſo wie die Erklärung des Mädchens. Der hohe Sigenot fand ihn bedeutungsvoll, er fand ihn um ſo merkwürdiger, als die dem Potrimpos geheiligte Schlange ſeit drei Tagen trauerte, und die ihr vorgeſetzte Milch nicht mehr berührte. Lange berieth ich mit ihm. Vieles ward erwogen, Schwierigkeiten unerhörter Art hinweggeräumt, endlich beſchloſſen wir Folgendes: Da es erſichtlich iſt, daß die ſchöne Göttin der Deutſchen, die Euren Fahnen ſo oft den Sieg verleiht, Dich ihrer beſondern Gnade werth hält, da es ſogar ſcheint, als ob Potrimpos, der Erhalter, ihrer Macht nicht länger widerſtehen könnte, ſo wollen wir ſuchen, uns mit der feindlichen zu verſöhnen. Der Sigenot will es übernehmen, den göttlichen „Herrn der Herren‘ zu bewegen, daß er Pogezana des Amtes der Waidelottin entbinde, ſie ſoll dann Dein Weib werden, ich ernenne Dich zum Pan des Waldes Thanſamo, den Du von Balga aus beherrſchen ſollſt, Alles dieſes unter der Bedingung, daß Du Dich von den Bekreuzten losſageſt, unſer Land von jener Seite vertheidigſt, und eine Eiche pflanzeſt, unter welcher die Unſterblichen Drei neben der ſchönen Göttin, der Du ein ſteinernes Haus (eine Kapelle) errichten magſt, wohnen können."

Dem jungen Ritter kam der ſonderbare Vorſchlag ſo überraſchend, daß er kaum ſeinen Ohren trauen konnte. Derſelbe Mann, der ihn noch vor wenigen Augenblicken mit dem Tode unter furchtbaren Qualen bedrohte, der ihn ſodann durch Geld zum Verräther an dem Orden machen wollte, bot ihm die Schweſter und den vierten Theil ſeines Landes zum Eigenthum an. — Bei alledem trug jedes Wort dergeſtalt den Stempel der Aufrichtigkeit, daß an der Wahrheit der Verheißungen gar nicht zu zweifeln war. Nur die ſonderbaren Ideen, die faſt komiſchen Vorſtellungen, welche ſich die Halbwilden von dem Glauben, den Gewohnheiten, den Gebräuchen der Chriſten machten, — ſo hatte ihnen z. B. das Sallateſſen der Deutſchen bei weitem mehr als deren Tapferkeit imponirt, indem ihnen die genügſamen ‚Graseſſer' nun unüberwindlich verkamen — konnte den Inhalt jener Vorſchläge erklären.

Nadro hatte wahrſcheinlich erwartet, daß der Jüngling ihm voll Entzücken zu Füßen ſtürzen werde; mit Erſtaunen blickte er auf ihn, als dieſer zögerte.

„Du beſinnſt Dich? Du kannſt noch wählen?" ſagte er mit allen Zeichen der Verwunderung. „Iſt der hohe Rang, die Güter, die ich Dir anbiete, die Hand meiner Schweſter etwas Geringes?"

„Das Letzte allein iſt mehr, als alles Andere, was Dein Land in ſeine Grenzen ſchließt!" rief Otto, wie ſich kaum ſelbſt bewußt.

„Wohlan! Zweifelſt Du an meinen Worten? — Glaube mir, ich hätte Dir das Anerbieten nicht gethan, wenn ich anders gekonnt," ſagte Nadro finſter.

„Nein! — Nein! — Ich zweifle nicht," erwiederte Otto im vorigen Tone.

„Nun alſo gehſt Du in meinen Vorſchlag ein?" fragte Jener.

„Fürſt!" rief Otto, die Augen mit den Händen bedeckend, und mit vor Wehmuth bebender Stimme; „Fürſt, ich darf nicht!"

„Du darfſt nicht? — Wer könnte Dich hindern?" ſagte Nadro erſtaunt.

„Mein Glaube," entgegnete Otto mit geneigtem Haupte.

„Huldige öffentlich den Dreien und der ſchönen Mondgöttin; heimlich will ich Dir erlauben, das Zeichen" — Nadro deutete auf das Kreuz, das Otto auf dem Mantel trug — „anzubeten."

„Auch die Ehre erlaubt es mir nicht!" ſprach Otto ſchmerzlich. „Meine Pflichten — "

„Hm! Ihr habt viele Göttter, und doch redet Ihr ſtets von dem einen unſichtbaren Gott, an dem wir glauben ſollen," bemerkte Nadro nicht ohne Hohn. — „Beſinne Dich, junger Krieger," ſprach er nach einer Weile; „ich rede Dir nicht zu, nicht ab; ich weiß ſelbſt nicht, ob ich wünſchen ſoll, daß Du meinen Vorſchlag annehmeſt. Der Wille der Götter wird erfüllt werden, Balga wird mein ſein, und ſollte der letzte Krieger meines Stammes ſein Blut an den ſteinern Mauern verſpritzen. Eins nur ſchmerzt mich; Pegezana wird trauern, wenn ich ihr Deine Antwort bringe."

„Wie, Deine Schweſter weiß um Deinen Vorſchlag?“ fragte Otto.

„Sie weiß darum und willigt ein,“ entgegnete Nadro düſter.

„Iſt's möglich?“ rief Otto feurig. „Ha, welches nie geahnete Glück!“

Das Auge des Jünglings ſpielte alle Empfindungen einer jungen, innig liebenden Seele wieder; er ſtreckte die Hand nach Nadro aus, er wollte auf ihn zueilen. Der Fürſt ſah dies als Genehmigung an.

„Du entſagſt alſo den Eiden, die Dich an die Deutſchen binden? — Du wirſt zu Balga dem Donnerer eine Eiche pflanzen?“ fragte er, indem er Otto die Hand hinreichte.

Der Jüngling ſchien plötzlich wie an den Boden gewurzelt.

„Dem Orden entſagen?“ ſprach er dumpf vor ſich hin. — „Möchte es ſein, mein Herz gehört ihm nicht mehr ungetheilt; aber Balga ihm entreißen? Der Ehre untreu werden? Dem Götzen eine Eiche aufrichten? — Nein! — Niemals! — Niemals! — ‚Gedenke daß wir uns einſt dort oben wiederfinden!‘ ſagte nicht ſo der Edle, der bereits das Beſte, was er hatte, hingab, und bald ſein Leben hingeben wird?“ —

„Nun? — Zauderſt Du noch?“ fragte Nadro düſter. — „Welche Antwort ſoll ich meiner Schweſter bringen?“

„Daß ich ſie liebe, daß ich ſie, trotz dem was unſere Geſetze ſagen, ewig lieben werde, daß meine Liebe mich bis auf den Holzſtoß begleiten wird, daß ich aber der Liebe Pogezana's unwürdig wäre, wenn ich, ſelbſtſüchtig genug, ihrem Beſitz meinen Gott zum Opfer bringen wollte!“ rief Otto, indem ſich das tiefſte Seelenleiden in dem ſchönen Antlitz des Jünglings kund gab. Nadro blickte den Sprechenden eine lange Weile an. Man bemerkte zwar keine Rührung in ſeinen Zügen — ein ſolches Gefühl blicken zu laſſen, hielten die alten Preußen für Schwäche, — aber ſeine Miene that eine Art Achtung kund.

„Du entſagſt alſo Pogezana und biſt bereit zu ſterben?“ fragte er dann.

„Ich entſage und bin bereit,“ erwiederte der Jüngling mit Ergebung.

„Die Götter wollen es ſo! Sie haben entſchieden," ſprach kalt der Heidenfürſt. „Der Tag des Lenzfeſtes iſt Dein Todestag."

Otto antwortete nicht, ſondern neigte ruhig das Haupt.

„Gehe in Dein Gefängniß zurück," ſprach Nadro nach einer Pauſe, in welcher er den Jüngling aufmerkſam betrachtete. „Ich haſſe Dich, aber ich muß Dich achten; faſt könnteſt Du mich dauern. — Doch nein!" ſetzte er ſchnell hinzu. „Nur die beſten der Feinde ſind den Göttern ein würdiges Opfer. Ich rechne Dich dazu. Geh! Du biſt werth zu ſterben." —

Der Fürſt rief jetzt ſeinen Waffenträger, und Otto ward in den Thurm zurückgebracht. Mehrere Tage vergingen; Otto vertrauerte ſie; aber auch der alte rauhe Dankwart kam ihm nicht aus den Sinn. Obgleich er durch ſeine Weigerung, in Nadro's Forderungen einzugehen, alles Glück des Lebens hingeworfen, und ein qualvolles frühes Ende herbeibeſchworen hatte, ſo bereuete er doch keineswegs ſeinen Entſchluß. „Nein!" rief er dann manchmal laut, „ich konnte nicht anders! Lieber elend und todt, als ein Verräther.“ — So kam das Feſt des Lenzes heran. Wie der Wächter, welcher an dem Jünglinge Antheil zu nehmen ſchien, verſicherte, war es bereits mehrmals verſchoben worden. Bald hatte ſich ein Wolf oder ein Hirſch dem heiligen Berge auf tauſend Schritte genähert, bald war dem oberſten Waidelotten bei dem erſten Morgenausgange ein Kranker oder eine alte Frau begegnet, endlich hatte ſogar eine Maus auf der Aehrengarbe geſeſſen, womit der Topf bedeckt war, in welchem die Schlange „des Erhalters‘ wohnte; doch endlich geſtalteten ſich die Zeichen glücklicher; Kraniche, Trappen, Tauben zogen in Schaaren von Norden nach Süden, ja zwei Adler ſchwebten einſt länger als eine Stunde über der heiligen Eiche in der Luft. Der letztere Umſtand gab den Ausſchlag, er war das Signal, das Feſt am folgenden Tage zu beginnen. Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Otto verließ kaum die Platteform des Thurmes. Er ſah, wie bereits ſeit zwölf Stunden eine große Menſchenmaſſe von allen Seiten aus den Wäldern in das Thal wogte. Faſt Alle trugen Holzſcheite auf den Schultern, welche ſie am Fuße des Eichenhügels abwarfen, oder dazu verwendeten, große Feuer auf dem Felde anzuzünden, um die ſie ſich gruppenweiſe lagerten. Die Häuptlinge der Heiden, die Pane und Sczupane, kamen ſämmtlich zu Roß, und Nadro hatte vollauf zu thun, um ſolche feierlich einzuholen und in ſeine Feſte einzuführen. Auf dem Schloßhofe waren lange Tiſche aufgeſchlagen, an welchem die Stammeshäupter tafelten. Ganze Pferdeſchenkel und Elennsviertel wurden gebraten herbeigeſchleppt, und mächtige Auerochſenhörner, gefüllt mit Meth oder Brantwein aus Stutenmilch, gingen fortwährend in die Runde. Das Getränk verfehlte auch ſeine Wirkung nicht. Die Trinker ſprangen oft von der Tafel auf, ſie ſchwangen die kurzen Wurfkeulen oder krummen Schwerter, deren Führung ſie von den Feinden gelernt; ſie droheten, unter furchtbarem Geſchrei, nach dem Thurm herauf, und Otto glaubte, während er auf das wüſte Gewühl unter ſich ſah, wenn er auf die zahlloſen Lagerfeuer, die über das Blachfeld zerſtreut waren, blickte, wenn das Geheul dieſer Wilden ſich mit den furchtbaren Tönen ihrer großen Schlachthörner miſchte, ein Bild der empörten Hölle vor ſich zu haben. So brach endlich der Morgen des Opfertages an. —

Kaum war die Sonne blutroth im Oſten aufgeſtiegen, als der Wärter diesmal von zwei andern, mit Keulen bewaffneten, Männern begleitet, erſchien, und dem Jüngling andeutete, ſich von ſeinem Lager zu erheben und anzukleiden. Otto wollte die Rüſtung anlegen, doch dies wurde ihm nicht erlaubt; er, ſo wie Gerhard, mußte ein leinenes Gewand anziehen, das weiß von Farbe, ſonſt aber nach deutſchem Schnitte gemacht war. So wie er auf dem Burgplatze erſchien, fiel ſein erſter Blick auf Dankwart, welcher auf ſeinem Streitroß, vom Kopf bis zu den Füßen geharniſcht, doch mit gebundenen Händen, in Mitten eines Trupps bewaffneter Heiden hielt. Der Alte ſah bleich und angegriffen aus, aber ſein Antlitz hatte einen freudigen Ausdruck.

„Gott ſei gelobt!“ rief der Komthur, das Auge gen Himmel erhebend, als ſein Blick auf Otto fiel. — „Preis Dir, mein Bruder, daß Du treu geblieben!“ ſetzte er freundlich hinzu.

„Habt Ihr es anders denn von mir erwartet?“ ſagte Otto in dem ſchmerzlichen Tone leiſen Vorwurfs.

„Nein! — Nein! — Ich wußte, Du würdeſt treu ſein!“ rief eifrig der Greis. „Du biſt zwar jung noch, aber Du biſt wacker und verſtändig, Du kennſt es, das Glück, den ewigen Ruhm, zu dem uns der Herr in ſeiner Gnade berufen hat.“

Der Alte wollte noch einige Worte ſprechen; aber die Heiden unterbrachen ihn rauh, und fort ging der Zug.

Durch eine ungeheure Volksmaſſe, die einen großen Theil des Thales einnahm, näherte er ſich dem heiligen Hügel. Die Tücher, welche die Eiche umgaben, waren heute aufgerollt, und man überblickte das Heiligthum in ſeiner ganzen eigenthümlichen Geſtalt.

Eine ungeheure Eiche, deren Stamm einen ſehr bedeutenden Umfang hatte, ragte hoch in die Luft. In den Schaft des Baumes waren drei Blenden gehauen, ſie dienten zur Aufnahme dreier, ziemlich grob gehauener Bilder von der Größe eines zehnjährigen Knaben; die Bilder waren mit Menſchen- oder Thierblut beſprützt, und ihr Anblick erregte Grauen. Das erſte hatte das Anſehen eines zornigen Mannes mit glühend roth bemalter Wange und krauſem

Bart; das Haupt war von Flammen umgeben. Dies war Perkunos, der Donnerer, der Feuerbeherrſcher. Im Donner — ſo glaubten die alten Preußen — redete er gewöhnlich mit dem Hohenprieſter; dann fiel das Volk auf die Kniee und ſchrie: „Geh uns vorbei!“ — Zu den Füßen des Bildes brannte auf einem Steine ein kleines Feuer, mit Eichenholz fortwährend genährt und an einem Schwefelquell in Romowens Haine entzündet. Sein Erlöſchen war ein Nationalunglück.

Zur Seite des Furchtbaren lächelte Potrimpos „der Erhalter,“ ein mit Aehren bekränzter Jüngling. Zu ſeinen Füßen befand ſich ein mit Garben bedeckter Topf, in dieſem ward eine heilige Schlange mit Milch gefüttert. — Obwohl dies Götzenbild von minder furchtbarem Anſehn wie jenes war, ſo war doch der ihm geweihete Dienſt ein entſetzlicher. Unſchuldige Kinder zuckten unter dem Opfermeſſer. Das Blut der Menſchen oder Thiere, die am Stamme der Eiche, den Göttern zu Ehren, ſtarben, wurde ihm vorzüglich zugeſprützt, weil das Blut befruchtet, und Potrimpos Kriegsglück und Wohlſtand verlieh. Wenn die junge Mannſchaft, zu Felde ziehend, das Symbol des Gottes, eine Schlange, erblickte, ſo rief ſie jauchzend: ‚Glück auf, unſer Gott Petrimpos iſt mit uns!‘ —

Zur Seite des Segenſpenders ſtarrte aus hohlen Augen Pikollos, der Gott der Todten, ein bleicher Greis mit grauem Barte, ein Leichentuch um das Haupt gewunden. Dieſer heiſchte Furcht, nicht Liebe, denn er ſandte ſeinen Diener Drebkullis ‚den Erderſchütterer‘ unter die Menſchen, wenn er zürnte, und ihm waren Giltine, die Todesgöttin, und ſeine Magd Megila ‚die Quälerin‘ zugegeben. Ihm zu Ehren ſtand eine brennende, mit Bärenfett unterhaltene Lampe auf einem Haufen von Menſchen- und Thierſchädeln unter der Eiche.

Der Zug mit den Gefangenen näherte ſich jetzt dem heiligen Berge, auf welchem, zur Seite der Götterbilder, nur eine Schaar Waidelotten in weißen Kleidern, das Haupt bekränzt mit Eichenzweigen, zu ſehen war. Die Schaar der Fürſten und Edlen war ſämmtlich zu Pferde und bildete einen weiten Halbkreis, deſſen offene Seite von dem Hügel geſchloſſen wurde. Die Pane und Sczupane waren in ihrem beſten Staate, ihre Kleider und Mützen, verbrämt mit Streifen von Biber-, Marder- und Fiſchotterfellen; manche trugen jedoch ein kleines Mäntelchen von der Halshaut des Pferdes, der man die fliegende Mähne gelaſſen hatte, auf den Schultern. Sie ritten ohne Sattel, aber die Roſſe waren mit Bärenfellen, an welchen Kopfhaut und Klauen nicht fehlten, bedeckt. In der Mitte dieſes Halbzirkels befand ſich ein ungefähr mannshoher, einförmiger Scheiterhaufen, von Holzſcheiten aufgeſchichtet, in deſſen Mitte, gleichwie in eine Umzäunung, eine Oeffnung führte.

So wie die Gefangenen am Hügel ankamen, erhob ſich ein tauſendſtimmiges Freudengeſchrei, deſſen furchtbare Töne durch das Heulen der Schlachthörner, das Getöſe der hölzernen Trommeln, das Kreiſchen der Trompeten zu einem Lärm geſteigert wurde, daß man hätte befürchten können, das Gehör zu verlieren. — Fürſt Nadro ſchien der Anordner und Feſtgeber; auf einen Wink ſeiner Hand verſtummte das Geſchrei, und ein Waidelotte trat auf einen, am Abhange des Hügels befindlichen Stein. Ihm zu Seite befand ſich ein Anderer, einen Krug mit Meth und eine hölzerne Schale in der Hand. „O Lenz,“ rief jetzt der Prieſter: „Du verjagſt den Winter, Du bringſt die Luft des Frühlings wieder, durch die grünen Aecker und Gärten, Wälder und Gebüſche. Wir bringen Dir heute ein Rokajot! (Dankfeſt.)“ Während er dies ſagte, goß der Andere die Schale voll Meth; der Erſte griff ſie, ohne eine Hand zu brauchen, mit den Zähnen, ſchlürfte ſie auf eine ſo ſonderbare als geſchickte Weiſe aus, und warf ſie durch ſchnelles Zurückbiegen des Nackens über den Kopf. Der Zweite fing ſie ehrfurchtsvoll auf und füllte ſie von Neuem. —

„O Perkunos!“ rief jetzt der Waidelotte. „Gieb Sonnenſchein und Regen zur rechten Zeit, vertreibe die böſen Geiſter, ſchlage den Pikollos ſammt ſeinen Dienern!“ —

Er trank auf die vorige Weiſe. —

„O Potrimpos!“ rief er endlich. „Gieb Luft und Wärme zum Gedeihen für Menſchen, Vieh, Gras und Bäume! — Fürſten, Pane, Sczupane, trinkt zu Ehren der Götter!“

So wie er zum dritten Male getrunken, wanderte die Methſchale von Hand zu Hand und zwar zuerſt im Kreiſe der Prieſter, dann in dem der Fürſten und Edlen. Als der letzte getrunken hatte, beſtieg der Sigonet (der Hoheprieſter), der Freund Nadro's, den Stein.

„O Ihr milden Götter!“ rief er aus. „All' unſer Unglück treibt über die See, wo keine Neſſel wächſt und kein Hahn kräht! — Waidelotten, beginnt das Brandopfer!“

Eine Schaar Prieſter, mit brennenden Kienfackeln in den Händen, faßten jetzt den Zügel des Roſſes Dankwarts von Plettenberg, und führten den Reiter durch den Eingang in das Innere des, eine Umzäunung bildenden Scheiterhaufens. Das Roß ward hier an vier, durch die Umhegung dem Auge der Zuſchauer verborgene Pfähle dergeſtalt feſtgeknebelt, daß es ſich nicht rühren, mithin auch nicht niederwerfen konnte. Ruhig, mit aufgeſchlagenem Viſir, aus welchem der lange Bart über den Harniſch herabhing, den weißen Ordensmantel, mit dem großen ſchwarzen Kreuze auf der Schulter, ſah der greiſe Komthur auf die Menge, vorzüglich aber haftete ſein Auge auf Otto und Gerhard. Von Gefühlen überwältigt ſtürzte Otto auf die Kniee und ſtreckte die Hände gegen den Alten aus.

„Euren Segen, Vater! Euren Segen in dieſer Stunde!“ rief er wie außer ſich.

Der Alte erhob die kreuzweis gebundenen Hände.

„Der Herr ſegne und behüte Dich! Er gebe Dir ſeinen Frieden!“ rief der Greis, indem er gen Himmel blickte.

„O Gott! — Gott!“ rief Gerhard jammernd. Er bemerkte, daß zehn Waidelotten den Scheiterhaufen an eben ſo viel Stellen in Brand ſteckten.

„Was weinſt Du? — Was jammerſt Du?“ ſagte der Komthur mit glänzendem Auge. „Jetzt beginnt die ſchönſte Stunde meines Lebens. Stirb! — Stirb, Geſelle! Du wirſt kein ſchöneres Stündlein finden.“ —

Die Flammen fuhren praſſelnd von allen Seiten empor.

„Hört Ihr dieſe Töne?“ rief er wie entzückt. „Mir klingen ſie lieblich wie Blätterſäuſeln im Frühling. — Glaubt Ihr die Flammen ſchmerzen? Ihr irrt! Mich kühlt ein Wehen um Bruſt und Schläfe.“

„Schürt das Feuer ſtärker, Waidelotten!“ donnerte Nadro, indem er den ſchäumenden Rappen faſt bis in die Flammen trieb. „Das Rufen des

Deutſchen klingt wie Siegesgeſang, aber Pikoll will Klagen hören.“

Die Prieſter ſtießen den Feuerhaufen bis an das Roß des Ritters, man hörte das Stöhnen des edlen Thieres. Die Flammen umgaben den Reiter wie ein feuriger Schleier, der ſich, vom Winde getrieben, nur manchmal öffnete, und den ruhig im Feuermeer zum Himmel blickenden Greis erblicken ließ. Helmfedern, Bart, Mantel und Schärpe des Komthurs, loderten im Feuer auf. „Fürchterlich! — Fürchterlich!“ rief Otto, ſich das Geſicht verhüllend.

„Wer weint? Wer klagt?“ rief der Komthur mit ſchauerlich feierlicher Stimme; es ſchien, als ob ſeine Sinne ſich zu verwirren begönnen. — „Glaubt Ihr, das Flammen mich umwogen? O Ihr Thoren! Es ſind die Blätter und Blumen in den Haine Edens, die wie eben ſo viel Sterne in bunten Farben um mich her nicken. — Und dies Getön? Es iſt Geſang der Himmliſchen. — Hört Ihr ſie klingen die goldenen Saiten? — Ha, Otto! — Otto! Sieh! Sieh den Engel dort! — Auch das Ordenskreuz? Strahlend von einer Sonne umgeben? — Und Ihr, Ihr alten Meiſter? Ihr Kriegs- und Siegsgeſellen? Ihr kommt den alten Kampfgenoſſen einzuholen? — Ha, das iſt ſchön! — Ich komme! Halleluja!“ — —

Noch einmal ertönte ſeine Stimme, aber es waren nur unverſtändliche Laute. Die Waidelotten wollten auf Nadro's Geheiß nochmals den Scheiterhaufen ſchüren, aber er ſtürzte zuſammen und begrub den Ritter und ſein Roß. — Man ſah nichts mehr, als einen glühenden Kohlenhügel, von dem eine Flammen- und Rauchſäule gen Himmel ſtieg.

Während dies vorging, kreiſ'te ein Adler in nicht allzugroßer Höhe über der Eiche; der von dem Kohlenhaufen aufſteigende Qualm ſchien ihm jetzt läſtig zu werden, er ſtieg faſt ſenkrecht in die Höhe und verlor ſich in den Wolken. Nadro bemerkte dies.

„Seht, Brutener!“ rief er laut, indem er mit der Hand nach dem entſchwebenden Aare zeigte. „Perkunos ſendete ſeine Boten, um dem Opfer beizuwohnen; er eilt jetzt ſeinem Herrn die Nachricht davon zu überbringen.“

Ein tauſendſtimmiges Freudengeheul, in welchem man den Ruf: ‚Perkunos, ſei uns gnädig! — Perkunos, geh uns vorbei!‘ unterſcheiden konnte, erhob ſich in dem Blachfelde, und das Echo des Waldes warf die Töne noch lange zurück.

Der Sigonot beſtieg endlich auf's Neue den Opferſtein. Ein Wink ſeiner Hand befahl Otto vorzuführen.

„O Ihr milden Götter!“ rief der Hoheprieſter, „Tauſende von Opfern werden Euch gebracht im Lande der Brutener. Die Fürſten des Volkes ſind ſtreng, aber auch gnädig; die Edlen ſtark und kampfluſtig wie der Ur, das Volk arbeitſam wie die Bienen, Ihr werdet von Allen verehrt wie zur Zeit des großen Waidewuts. Gebet jetzt durch das ſpringende Blut dieſes Jünglings ein Zeichen, daß Ihr gnädig auf das Land der fließenden Waſſer blicket.“

Während der Prieſter ſo ſprach, entblößten zwei Waidelotten Otto's Bruſt, zwei andere hatten lange Wurfpfeile in den Händen und ſchienen beſtimmt zu ſein, das Opfer zu vollziehen.

„Steige auf dieſen Stein, Deutſcher!“ ſagte einer der Waidelotten, indem er auf den Block zeigte, von dem der Hoheprieſter herabgeſtiegen war. — Otto fiel einen Augenblick auf die Kniee, betete leiſe, dann erhob er ſich raſch, und wollte eben einen Fuß auf den Felsblock ſetzen, als eine weibliche Stimme ausrief: „Zurück; dies iſt mein Platz!“ — —

Voll Erſtaunen ſah ſich der Ritter um, er erblickte — Pogezana.

Sie hatte ſich mit bunten Bändern in den Haaren und dem Eichenkranze, ſo wie mit neuen Gewändern geſchmückt. In der Hand trug ſie das entblößte, kupferne Opfermeſſer. Keck betrat ſie den Stein. Voll Erſtaunen blickten die Tauſende auf die Waidelottin.

„Brutener!“ rief ſie jetzt laut. „Ich, die Enkelin des großen Waidewuts, biete mich anſtatt dieſes deutſchen Jünglings den Göttern zum Opfer dar!“ —

„Nimmermehr!“ ſchrie Nadro, indem er ſein Roß gegen den Hügel ſpornte. „Es darf nicht ſein. — Das Leben einer Abkömmlingin Waidewuts für das eines verworfenen Deutſchen? — Waidelotten, ergreift ſie! Reißt ſie vom Steine herab!“ —

„Berührt mich mit einem Finger und ſeid ververflucht!“ rief Pogezana heftig. — „Fürſt Nadro! weder Du noch ein Anderer, ſelbſt nicht der ‚Herr der Herren‘ kann mir wehren, mich zu opfern für wen ich will. — Waidelotten, löſet die Feſſeln des Deutſchen; mein Leben für das ſeinige."

„Nein!" rief Otto, der bisher ſprachlos dageſtanden. „Ich will ſterben zu der Ehre meines Gottes! Mein Leben iſt nur ein kleines Opfer gegen das, was ich bereits gebracht."

„Schweige, Chriſt!" fiel Pogezana ein. „Du haſt hier keine Wahl. — Waidelotten, löſet die Bande dieſes Mannes!" —

„Beſinne Dich, heiliges Mädchen!" rief ein alter Pan.

„Dein Begehren iſt unerhört!" ſagte der Sigonot.

„Aber nicht ungeſetzlich;" entgegnete Pogezana feſt. „Noch einmal! Gebt dieſem Jüngling die Freiheit, oder — bei Pikoll dem Todtengott! — ich tödte mich vor Euren Augen und ſpreche den Fluch aus über das Land der fließenden Waſſer."

Die Rede der Waidelottin war in ſo entſchiedenem Tone, daß über der Feſtigkeit ihres Vorſatzes kein Zweifel walten konnte. Nadro drängte ſein Roß in den dichteſten Haufen der Edlen und fing heftig an zu reden. Plötzlich entſtand in der Ferne ein lautes Geſchrei, welches ſich näher und näher wälzte.

Alle wurden aufmerkſam und blickten nach jener Gegend. Anfangs vernahm man unartikulirte Töne, bald aber wurden dieſe zu Worten. „Heil dem Nächſten der Götter, dem Herrn der Herren! Heil dem Boten des Kriwe Kriweitu!‘ erſcholl es hier und da, und die Tauſende, die das Blachfeld einnahmen, ſtürzten zu Boden.

„Eine Botſchaft des göttlichen Herrn!“ rief der Sigonot. „Fürſten und Edle, empfangt mit Ehrfurcht den Träger des Stabes des göttlichen Kriwe.“

Die Fürſten und Häuptlinge ſtiegen augenblicklich von den Pferden und fielen zu Boden, auch die Waidelotten, ſo wie Pogezana, die den Stein verlaſſen hatte, beugten die Kniee, Niemand ſtand aufrecht als der Sigonot, Otto und der Knappe. Ein kleiner Zug bewegte ſich jetzt heran. Er hatte ein ſeltſames Anſehen. Voran ſchritt ein hoher Greis in Prieſtertracht, mit einem langen weißen Stabe in der Hand, ihm folgten vier Waidelotten, und hinter dieſen ritt ein Geharniſchter mit geſchloſſenem Viſir. — So wie ſich der Zug dem Hügel näherte, berührten auch die Waidelotten des Hügels den Boden mit der Stirn, und die Pane und Sejupane legten die rechte Hand, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, auf das Genick. Jetzt ſtieg der fremde Greis den Hügel empor, er hielt dem Sigoneten den Stab hin, dieſer küßte ihn, und endlich trat der Fremde auf den Stein.

„Der Herr der Herren ſendet durch mich — einen der Kriweiti — dem Volke im Lande von Voiko ſeinen Stab!" rief er aus. „So aber redet der Nächſte der Götter durch meinen Mund: ‚Laßt die Deutſchen frei, welche heute geopfert werden ſollten. Pikoll verſchmäht ſie. Mögen ſie mit dem, den ich Euch ſende, nach Balga ziehen. Im ‚Saatmonat' werden die Götter das Kriegshaus in Eure Hände liefern.'"

Ein tauſendſtimmiges Freudengeſchrei erhob ſich. Otto wußte nicht, ob er wache oder träume, als ihm und Gerhard die Stricke mehr von den Händen geriſſen, wie losgekuppelt wurden. — —

Es war gegen die Mitte des folgenden Tages, als Otto, der Knappe, ein Geharniſchter, den die goldenen Sporen und das Wappen auf dem Schilde als Ritter kenntlich machten, und ein Sezupan der heidniſchen Preußen an einer Waldecke hielten, von welcher aus man weit in das ebene Land blicken konnte. Der fremde Ritter war ein hoher Mann von faſt athletiſch zu nennendem Körperbau. Er mochte etwa fünf- bis achtunddreißig Jahre zählen, ſein Geſicht war nicht eben ſchön, aber das große, blaue Auge, die dunkelblonden Haare, die ſich um das Haupt in Ringellocken ergoſſen, der ſtarke blonde Knebelbart liehen ſeinem Anſehen etwas ungemein Stattliches, vorzüglich höchſt Kriegeriſches, wozu eine tiefe Narbe, die ſich vom linken Schlaf bis zur rechten Augenbraue herabzog, beſonders beitrug. Der Ritter ſaß etwas nachläſſig auf dem muntern Hengſt von polniſcher Race, aber er hatte das Thier ſo vollkommen in ſeiner Gewalt, daß es ſtöhnte, wenn er ihm die kräftigen Schenkel anlegte. Der heidniſche Häuptling war ein noch ziemlich junger und hübſcher Mann, den die vielen, von ſeinem Halſe herabhängenden Schnüre von Bernſteinkorallen, die ſchief auf das Haupt geſtülpte Mütze von Fiſchotterfell und das von der rechten Schulter herabhängende Mäntelchen von Pferdehaut mit fliegender Mähne, keineswegs verunzierten.

„Dort liegt Balga!“ rief der Preuße, indem er in die blaue Ferne deutete, wo man auf einem mittelmäßigen Hügel die Mauern einer ſtattlichen Burg emporragen ſah. „Bis hierher ward mir befohlen, Euch zu geleiten, Ihr könnt nun nicht mehr fehlen.“

„Wollt Ihr uns nicht bis an Ort und Stelle begleiten?“ fragte Otto freundlich auf den jungen Mann blickend. „Ich verſpreche Euch ſicheres Geleit für den Hin- und Heimweg.“

„Hm! ich möchte wohl; aber nur bis hierher lautete meine Weiſung,“ erwiederte der Heide lächelnd. „Ich habe noch kein deutſches Kriegshaus geſehen. — Indeß was thut es!“ ſetzte er munter hinzu. „Im Saatmonat, ſo lautet das Wort des Kriwe, iſt Balga in unſerer Hand. — Lebt deshalb wohl, bis auf Wiederſehen mit Keule und Feuerbrand.“ —

Laut lachend warf der Heide das muntere Pferdchen, das er ritt, herum, und jagte pfeilſchnell in den Wald zurück.

„Das Wiederſehen auf jene Weiſe iſt möglich; aber der Kriwe dürfte ſich dennoch diesmal verrechnet haben. Meint Ihr nicht auch, Ritter Ratibor?“

ſprach Otto lächelnd, indem er ſein Roß zum Weiterritt antrieb.

„Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben,“ entgegnete der Gefragte in tiefem Baßtone.

„Ei, Ihr könntet Einem ja vor einem Angriffe der heulenden Heiden bange machen, wenn nicht die Narbe auf Eurer Stirn und Euer ritterliches Weſen zeigten, daß, würde die Burg während Eurer Anweſenheit von den Heiden belagert, Ihr einen tüchtigen Kämpen abgeben und uns einen leichten Sieg erfechten helfen würdet,“ rief Otto lachend.

„Ich denke, mein Schwert würde allerdings etwas zum Kampfe beitragen,“ erwiederte Jener. „Ich habe den Krieg in meinem Vaterlande — in Schleſien — ein wenig kennen lernen.“

„Was?“ rief Otto erſtaunt und verwundert, „Ihr ſeid ein Schleſier? Ich bin auch einer; aber den Namen Eures Geſchlechts, Ratibor von Ratiborſchütz, habe ich mein Lebtag nicht gehört, auch ſprecht Ihr das Deutſche etwas gebrochen; ich hielt Euch für einen Polen.“

„Ihr hattet nicht ganz Unrecht, mich dafür zu halten. Ich bin in der Nähe der Karpathen zu

Hauſe; in dieſer Gegend wird nur polniſch geſprochen. Ueberdies war mein Geſchlecht von jeher wenig zahlreich," entgegnete Jener.

„Und in unſerm Vaterlande begannt Ihr Eure Kriegslaufbahn?" fragte Otto.

„Ja. Zuerſt in Einzelfehden — Ihr wißt, es geht da immer etwas vor — dann focht ich bei Liegnitz gegen die Tartaren," ſprach Ratibor.

„Ihr waret bei der Tartarſchlacht, geſtrenger Ritter?" fiel Gerhard ein, der mit großem Antheil zugehört. „Euer Geſicht kam mir gleich bekannt vor, obgleich ich mich nicht erinnere, Euch unter dem Adel Herzog Heinrichs erblickt zu haben."

„Wie es ſcheint, iſt es bei Euch Ordensleuten erlaubt, daß ſich der Diener in das Geſpräch ſeines Herrn miſcht," ſprach Ratibor finſter und halblaut zu Otto. — „Ich focht unter Sulislav, dem Polen, mein guter Freund, wenn Du dies zu wiſſen neugierig biſt. — Daß Du Dich meiner nicht erinnerſt, mag daher kommen, daß Dir der Schreck über den flammenſpeienden Pferdekopf — welcher, nebenbei geſagt, viele hundert Schafsköpfe in die Flucht trieb — gewiß alles Gedächtniß geraubt hat," ſetzte er, verächtlich gegen Gerhard gewendet, hinzu.

„Aber wie kamet Ihr von Schleſien aus in die Gefangenſchaft der heidniſchen Preußen?" fragte Otto.

„Auf eine Weiſe, die Euch heute oder morgen gleichfalls begegnen kann," erwiederte Ratibor kurz. „Ich entkam aus dem unglücklichen Treffen und flüchtete mich mit dem Reſte des polniſchen Hülfsheeres in das Vaterland. Hier war ich ohne Freund, ohne Geld, ich hatte nichts als meinen Rittermantel; ich trat in die Dienſte des Herzogs der Maſuren. Bei einem Grenzgefecht ward ich gefangen und in das Preußenland geſchleppt. Zu Romowe ſollte ich zum Lenzfeſte verbrannt werden. Plötzlich ward mir angekündigt, daß ich frei ſei."

„Sonderbar! Höchſt ſonderbar! — Ich möchte wohl wiſſen, was den Kriwe bewogen haben mag, uns zu ſchonen," ſprach Otto kopfſchüttelnd.

„Ihr ſcheint ſehr neugierig, Ritter Schallenfeld," ſagte Ratibor trocken, jedoch mit einem höhniſchen Seitenblick. „Ich dächte, es wäre hinreichend, daß man Euch — oder vielmehr uns — nicht auf den Scheiterhaufen geſetzt hat; das Warum iſt mir ziemlich einerlei. Ich fühle mich zufrieden in ungebratener Haut. — Um Eines aber werde ich Euch bitten. Geſtattet mir eine kurze Zeit in Balga zu bleiben. Wißt Ihr warum? Ich hätte Luſt in Euren Orden zu treten. Euer Weſen gefällt mir. Ich könnte von Balga aus an den Großmeiſter ſchreiben laſſen — ich ſelbſt bin des Schreibens unkundig — bis Antwort kommt, würde ich mich mit Euren Gebräuchen und Regeln hinreichend bekannt zu machen im Stande ſein."

„Topp, es gilt!" rief Otto erfreut. „Einen wackern Landsmann für den Orden zu gewinnen, und ſolchen eine Weile als treuen Gefährten und Geſellſchafter auf der einſamen Burg zu beſitzen, vor welcher ich im Voraus ein unerklärliches Grauen empfand, das iſt mehr, als ich hoffen konnte. — Aber," ſetzte er freudig hinzu, „wie kann ich jetzt die Burg noch einſam nennen! Ich finde eine Schweſter dort, und mir zur Seite zieht ein wackrer Rittersmann, auf deſſen Freundſchaft ich ganz beſonders rechne."

Ratibor nickte auf eine kalt höfliche Art mit dem Haupte, dann ſagte er:

„Ihr werdet mich nicht falſch beurtheilen, wenn ich Euch offen ſage, daß nicht eben Frömmigkeit, ſondern Luſt an Kriegsfahrten mich zu dem Orden zieht; es mag wohl daher kommen, daß ich von meinem Knabenalter an immer in Mitte von Kampf und Fehde lebte. Ja — unter uns — es könnte ſelbſt ſein, daß ich aus dieſem Grunde mich bei religiöſen Ceremonien etwas ungeſchickt benähme, da ich mich von jeher wenig um dergleichen bekümmert habe."

„Das wird ſich geben, mein lieber Landsmann," entgegnete Otto mit dem leichten Sinne der Jugend. „Im Orden lernt ſich dies Alles aus dem Grunde. Hat Euch ein alter Hauskomthur erſt ein paar Mal die Juſte zuerkannt, oder Mittags Waſſer und Brod auf der Erde verzehren laſſen, ſo wird Euch kein **Oremus** oder **Benedicite** ſo leicht entgehen."

Ratibor ſchlug bei den letzten Worten ein ſo unmäßiges Gelächter auf, daß Otto unwillkürlich mit einſtimmte.

„Was findet Ihr aber denn eigentlich dabei ſo ſpaßhaft, werther Freund?" fragte Letzterer endlich.

„Ich dachte," ſprach der Ritter immer noch lachend, „was wohl die Meinigen — meine Freunde und Verwandte daheim — ſagen würden, wenn ſie mich ganz ernſthaft auf der Erde tafeln, oder — ha, ha, ha! — mir mit eigener Hand den Rücken zerbläuen ſehen! — Indeß ländlich, ſittlich! wie man in Schleſien zu ſagen pflegt. Wer ein Liebhaber von dergleichen Traktamenten iſt, für den mögen ſie auch ihr Angenehmes haben.“

„Ei nun,“ ſprach Otto lachend, „ich habe die Annehmlichkeiten dieſer Ordensſtrafen noch von Niemand rühmen hören. Man erträgt es aber, weil man muß. Nur die Heiden verbrennen oder tödten ſich aus Luſt.“

„Sie thun dies,“ ſprach Ratibor kalt, „zur Ehre der Götter; es iſt ihre freie Wahl und nichts Erniedrigendes dabei. Ich war einigemal Zeuge davon. Sechs Männer beſtiegen den Holzſtoß freiwillig am Feſte der Bockweihe, ihr Antlitz glänzte vor Freudigkeit und Ergebung; hättet Ihr geſtern den Holzſtoß beſteigen müſſen, Ihr würdet ein ſchlechtes Geſicht gemacht haben.“

„Ich würde,“ ſagte Otto ein wenig empfindlich, „ruhig, wie ein Mann, zur Ehre meines Gottes geſtorben ſein.“

„Aber nicht freiwillig," fiel Jener ihm mit Eiſeskälte in's Wort. „Indeß, was iſt es auch weiter! Sterben muß der Heide wie der Chriſt einmal; einerlei, ob ein wenig ſpäter oder früher. — Aber ſeht! Da liegt Balga. — In der That eine ſtatttliche Burg. Sie hat faſt Aehnlichkeit mit den Schlöſſern Schleſiens, meint Ihr nicht auch?"

Ohne die Antwort abzuwarten ſtieß Ratibor ſeinem Roſſe auf eine heftige Weiſe die Sporen in die Seite und raſch ſprengten die Reiter Balga zu. —

Die Burg lag auf einem abgeplatteten nicht ganz unbedeutenden Hügel, und war, was das Hauptgebäude anlangte, und weshalb Ratibor ſie den ſchleſiſchen Schlöſſern ähnlich fand, größtentheils aus Mauerwerk errichtet. Dieſe Bauart erſtreckte ſich jedoch nicht auf die Nebenwohnungen und die Umfaſſungs-Mauern. Letztere waren plumpe Balkenwälle, mit der, aus einem trockenen Graben aufgeworfenen Erde verſtärkt, und mit Pfahlreihen gekrönt. So wie man der Burg nahe kam, betrachtete ſie Ratibor ſo aufmerkſam, daß er dann und wann ſein Pferd unwillkürlich anhielt; die Bemerkungen, die er über deren Stärke hören ließ, zeugten von großem Intereſſe. So wie ſich die Ritter dem Thore naheten, erſchien über dem letzteren der Thorwart, aber Ratibor blickte nur flüchtig auf dieſen und wandte dann mit einem ſeltſamen Geſichtsausdruck ſein Auge nach der großen Ordensfahne, die ſich auf der Höhe eines runden Thurmes im Winde entfaltete.

Otto hatte ſich kaum zu erkennen gegeben, als es in der Burg ungemein lebendig wurde, und kurz darauf die Zugbrücke niederraſſelte. Ein Greis, in der Kleidung des Ordens hinkte den Ankommenden entgegen. „Willkommen, tauſendmal willkommen!“ rief er aus, als er den Ritter ſah. „O wie ſehnlich haben wir Euch erwartet!“

Der Sprechende war der alte Rottmeiſter, der ſeit des Komthurs Gefangenſchaft den Befehl in der Feſte geführt. Unter lautem Jubel der ſchwachen Beſatzung zogen die Ankommenden in den Burghof. Dieſer war ein ziemlich beſchränktes Viereck, in deſſen Mitte ſich ein tiefer Brunnen befand. Eben ſtieg Otto vom Roſſe, als ein Mädchen von äußerſt lieblichem Aeußeren und nach der Mode der damaligen Zeit ziemlich reich gekleidet, aus der Burg ſtürzte.

„Bruder! — Bruder!“ rief ſie und wollte ſich Otto in die Arme werfen.

„O meine Irmgard! — Meine theure Schweſter!“ rief der Ritter, die Hände ihr entgegenſtreckend, aber plötzlich ließ er dieſe wieder ſinken. „Ich darf Dich nicht an mein Herz drücken, Irmgard;“ ſagte er mit einem ſchmerzlichen Lächeln. „Es wäre gegen die Ordensregel, und heute — nein, ſchon ſeit einigen Tagen — fühle ich zum erſtenmal wie ſchwer dieſe iſt.“

Otto ſtellte jetzt ſeine Schweſter dem Ritter, der mit ihm gekommen, vor. Es hatte dies nicht bedurft, um deſſen Aufmerkſamkeit zu erregen. Vom erſten Moment an, wo er die Dame ſah, ſchien das große blaue Auge Ratibors ſo feſt auf ihr zu haften, als ob es nicht wieder weichen wollte. Der Ritter ſprach nur ſo viel, als die Höflichkeit eben forderte, zu dem Mädchen; aber er verwandte keinen Blick von Irmgard, was dieſe, als ſie es bemerkte, zwar eben nicht beleidigte, aber ſie doch zu öfterm Erröthen brachte.

Noch an demſelben Tage beſichtigte Otto die Burg auf's Genaueſte, und ordnete noch einige ihm unerläßlich ſcheinende Vertheidigungsarbeiten an, dann ſandte er einen Reitenden nach der zwölf bis fünfzehn Meilen entfernten Burg Honeda, wo, wie er hörte, ſich einer der Gebietiger (Häupter) des Ordens befand. Er theilte dieſem die Nachrichten von ſeiner Gefangennehmung und Befreiung, wie von dem Tode Dankwarts von Plettenberg mit, und unterrichtete ihn zugleich von dem Wunſche Ratibors in den Orden zu treten. – – Dem Ritter ſagte er, daß er ihn, bis auf nähere Beſtimmungen von Meiſter und Kapitel, einſtweilen als „Bruder in caritate“ aufnehme, wodurch Ratibor ſich zu Haltung der Regel, und Vertheidigung von Balga verpflichtete. Der Ritter nahm dies freundlich auf, doch zeigte ſein Antlitz das ihm gewöhnliche ſonderbare Lächeln, als Otto ſagte, daß, wenn der Ritter in der Vertheidigung der Feſte fiele, bei ſeinem Tode jeder Bruder dreißig Vaterunſer für ſeine Seele beten, und ein Armer ſieben Tage lang beköſtigt werden würde.

Bald in den erſten Tagen überzeugte ſich Otto, daß die Perſon des Ritters Ratibor für den Orden eine ſehr ſchätzbare Erwerbung ſein würde. Der Ritter zeigte ſich in der Führung aller, ſowohl der deutſchen wie der heidniſchen Waffen — die er nach ſeiner Behauptung bei den Maſuren näher kennen gelernt — als einen Meiſter. Faſt in jeder war er Otto überlegen, das Armbruſtſchießen ausgenommen, in dem er ſich wenig geſchickt, ja faſt linkiſch benahm. Stundenlang übten ſich die Ritter in der Führung des Schwertes und Otto bat endlich den Freund, ihn auch im Gebrauch der kurzen Wurfkeule, die Ratibor auf eine ſo bewundernswürdige Weiſe handhabte, daß er auf ſechzig Ellen Weite auch den kleinſten Gegenſtand zu treffen im Stande war, zu unterrichten. Hatten aber die Waffenübungen ein Ende genommen, und beſchäftigte ſich Otto mit Gegenſtänden der Verwaltung, ſo befand ſich Ratibor gewiß bei Irmgard, welche an ſeinem Umgang ein ungemeines Vergnügen fand. Das Mädchen war munter, lebensfroh, und an dem kleinen piaſtiſchen Hofe, an welchem es ſich ſeit einigen Jahren befunden hatte, an männliche Unterhaltung gewöhnt; überdies gefiel Irmgarden der ſchöne

Kriegsmann, der — dies ſagte ihr ein allen Frauen inwohnendes Gefühl — ſie im erſten Augenblicke ſo großer Beachtung werth hielt, und deſſen Intereſſe an ihrer Perſon ſich von Tag zu Tage ſo ſichtlich ſteigerte. Als Anknüpfungspunkt dieſer Geſpräche diente vorzüglich die beiderſeitige Kenntniß des Hofes zu Liegnitz, und Irmgard erzählte, wenn Otto eben nicht zugegen war, dem Ritter vieles von allen kleinen Liſten, durch die ſie und ihre Gefährtinnen ſich der Theilnahme an den ſtrengen Andachtsübungen der frommen Herzogin (der heil. Hedwig) oft zu entziehen gewußt. Der Ritter ſtimmte dann nicht nur in dieſen Ton ein, ſondern er ließ in ſeinen Scherz oft ſo bittern Spott über religiöſe Dinge, vorzüglich über die Ordensregeln, mit einfließen, daß ihn das Mädchen bei allen Heiligen beſchwor, dergleichen niemals in Gegenwart Otto's zu äußern. Ratibor lachte dann laut — beſonders wenn Irmgard ihn aufmerſam machte, welche Verſtöße er ſich gegen die Vorſchriften des Ordens erlaube — und oft ſetzte er halb ſcherzhaft, halb ernſthaft hinzu: noch ſei r nicht Ordensritter, man würde dem rauhen Krieger twas zu gute halten; im ſchlimmſten Falle brauche er ja nur ‚Heimlicher des Ordens‘ zu werden; mit der ſchwarzen Kleidung und dem halben Kreuze vertrage ſich auch halbe Obedienz, und ſo viel ihm bekannt, könnten dieſe ſich ſchon Manches erlauben, ſelbſt verheirathen, vorausgeſetzt, daß nach ihrem Tode all ihr Hab' und Gut an den Orden fiele.

Nur wenige Tage lebten die Bewohner von Balga in Ruhe, ſie vernahmen von mehrern Seiten, daß heidniſche Haufen, welche jedoch wenig zahlreich waren, das Land durchſtreiften und hier und da große Verwüſtungen anrichteten. Solche Streifzüge blieben größtentheils immer ungeahnet, da ſie auf verſchiedenen Punkten ſtattfanden, und es äußerſt gefährlich war, die ſich ſtets ſchnell zurückziehenden heidniſchen Herden in die Tiefe der Wälder zu verfolgen. Vorzüglich war es bei dieſen Streifereien auf die Nähe von Balga abgeſehen, und Otto entſetzte ſich nicht wenig, als man ihm eines Abends meldete, daß alle Dörfer der Umgegend in Feuer ſtänden. Ein Heerhaufen der Feinde, unter Nadro's eigener Anführung, hatte ſie in Brand geſteckt. Dieſer Verfall war für die Beſatzung der Burg um ſo ſchmerzlicher, als dieſe alle Lebensmittel aus jenen Flecken bezogen hatte und Otto ſich nun entſchließen mußte, auf die Gefahr ſeine Mannſchaft zu ſchwächen, ſtarke Trupps, zur Herbeiſchaffung von dergleichen, in die Ferne zu entſenden. Die Befürchtungen des Ritters trafen nur allzuſehr ein; faſt jedesmal kehrte die ausgeſendete Mannſchaft mit Verluſt zurück. Otto ſetzte dieſe Nachtheile faſt immer auf Rechnung der Anführer und es blieb ihm nichts übrig, als Ratibor zu bitten, für die Zukunft jene ausgeſendeten Reiterhaufen anzuführen. Von dieſem Augenblick an änderte ſich das Glück des kleinen Krieges; nur ſelten ſtieß ein ſolches Kommando auf Feinde, aber Lebensmittel konnten nicht mehr erlangt werden, weil die Gegend allzuweit umher verheert war. Boten, deshalb nach Honeda abgeſendet, kamen nicht zurück, ſie waren wahrſcheinlich in die Hand des Feindes gefallen.

Obgleich unter ſolchen Umſtänden manche Sorgen auf Otto laſteten, ſo konnte ihm doch nicht entgehen, daß zwiſchen Irmgard und Ratibor ſich ein Verhältniß bildete, das immer inniger zu werden ſchien. Da der Jüngling ſich von Tag zu Tage mehr mit dem Ritter befreundete, und auch dieſer viel von dem rauhen, hochfahrenden Weſen, welches Otto zu Anfange manchmal von dem Landsmann zurückgeſcheucht, nachgelaſſen hatte, ſo wäre das Intereſſe, das Irmgard an den Ritter nahm, ihm nicht unangenehm geweſen — ſah er doch ſelbſt in ihm ein Muſter eines verdienſtvollen, ja vollendeten Rittersmannes — aber die frühere Erklärung Ratibors, in den Orden treten zu wollen, veranlaßte ihn, ſich mit der Schweſter über dies Verhältniß auszuſprechen. Er war nicht wenig überraſcht, als er aus Irmgards Munde vernahm, daß Ratibor ihr ſeine Liebe erklärt und um ihre Hand angehalten, ſie jedoch gebeten habe, ſeine Wünſche dem Bruder noch vor der Hand geheim zu halten, weil er fürchte, daß dieſer den Augenblick, wo der Feind jede Minute vor der Feſte erſcheinen könnte, für keinen geeigneten zur Freiwerbung halten möchte. Otto nahm die Erklärung der Schweſter freundlich, ja freudig auf, er ſagte, daß er das Zartgefühl Ratibors zu ehren wiſſe, daß er aber mit ihm über dieſen Gegenſtand ſprechen wolle. Dies geſchah noch an dem nämlichen Tage. Otto drückte Ratibor auf die liebevollſte, brüderlichſte Weiſe an die Bruſt, er ſagte ihm, daß er ſich freue, für die Schweſter einen Beſchützer, für ſich einen Freund auf Tod und Leben gewonnen zu haben, und daß er ſich nun um ſo geſtärkter fühle, unter dem von Tag zu Tag zunehmenden Mangel, Hand in Hand mit ihm, die ihm anvertraute Burg, ſelbſt gegen eine zehnfache Uebermacht, bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Ratibor ſchien von dem Enthuſiasmus des Jünglings tief ergriffen, ja gewiſſermaßen erſchüttert. Es ward ihm ſchwer, Worte zu finden, um Otto zu danken, und ihn zu bitten, ſobald es angehe, ſeinen Rücktritt von der Anmeldung in den Orden anzuzeigen, doch als er auf die Schilderung ſeiner Liebe für Irmgard zu ſprechen kam, ward er beredter, er ſprach mit einer Leidenſchaft, die Otto früher nie an ihm bemerkt. Als aber der Jüngling ihm verſicherte, daß ihn nichts ſo glücklich mache, als das Bewußtſein, an ihm einen Freund und Bruder, und der Schweſter einen trefflichen Gatten gewonnen zu haben, fuhr Ratibor, wie aus einem Traume aufgeſchreckt, plötzlich empor. „Sagt das nicht, Otto! ſagt das nicht,“ ſprach er mit dumpfer Stimme. „Ihr ſeid ſo gut, Ihr ſeid beide ſo edel. Ich bin Eurer nicht werth. Ihr beurtheilt mich nach Eurem edlen Sinne.“ —

So befremdet der Jüngling von dieſen Worten, noch mehr aber von dem Tone war, mit dem ſie ausgeſprochen wurden, ſo erklärte er ſich ſolche doch damit, daß er ſich des frühern vielbewegten Kriegslebens des Ritters, in deſſen Laufe ſich ſolcher wohl manchmal etwas vorzuwerfen gehabt, erinnerte, und bald kamen ſie ihm wieder aus den Gedanken. — —

Das eben erwähnte Verhältniß hatte die Drei ſich inzwiſchen immer näher gebracht, ſtundenlang ſaßen ſie zuſammen und plauderten von der Zukunft. Irmgard, von Natur etwas ſchwärmeriſch, malte ſich ſolche mit den reizendſten Farben aus. Sie ſprach davon, wie gern ſie die Feſte des Hofes, dem ſie angehörte, mit dem kleinen Kreiſe, dem ſtillen Walten in der Heimath Ratibors, in dem bewaldeten Oberſchleſien, am Fuße der Karpathen vertauſchen und dann ſchon dafür ſorgen wolle, daß der wilde Krieger blos noch das Schwert zur Vertheidigung des eigenen Heerdes, wenn ſolche nöthig werden dürfte, zur Hand nehmen ſolle. Wenn Irmgard auf dieſe Weiſe redete, ſo zeigte ſich auf des Ritters ſchönem, männlichem Geſichte ein oft wechſelnder Ausdruck von Gefühlen. Er blickte zuerſt ſtarr und finſter vor ſich hin, als ob er ungern dieſen Gegenſtand zur Rede kommen hörte; dann ward er nachdenkend, ſinnend, gewöhnlich aber von Empfindungen überwältigt, ergriff er zuletzt Irmgards Hand und ſagte mit gepreßter Stimme: „Ja, Ihr habt Recht! Nur in ſtiller Zurückgezogenheit, bei Ruhe der Seele und reinem Herzen kann man das Glück des Lebens finden!“ —

Auch auf Otto machten Irmgards Worte gewöhnlich einen tiefen Eindruck. Bei den Schilderungen häuslichen Glückes ſeufzte er tief, und eine unendliche Traurigkeit bemächtigte ſich ſeiner bei dem Gedanken, was er verloren; er ſagte ſich dann, daß ſelbſt das Höchſte, was der Orden zu bieten habe, ein Gut, nach dem ſelbſt Fürſten gelüſtete: der Meiſtermantel, ihm für Pogezana's Verluſt kein Erſatz ſein könne. Die Traurigkeit des Jünglings bei Geſprächen dieſer Art mußte der Schweſter auffallen, ſie drang in ihn, ihr mitzutheilen was ihm Kummer verurſache, und die Bitten Irmgards, ſo wie ein innerer Drang ſein Herz auszuſchütten, bewogen ihn endlich, ſein Verhältniß zu Pogezana, ſo wie das Anerbieten Nadro's, der Schweſter und dem Ritter nicht länger geheim zu halten. Auf Ratibor ſchien die Erzählung einen ungeheuren Eindruck zu machen. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſchien er jedes Wort gleichſam zu verſchlingen, er unterbrach den Freund nicht mit einer Silbe bis dieſer geendet hatte.

„Wie?" rief endlich Ratibor, als Otto, überwältigt von Gefühlen, zu ſprechen aufgehört. „Nadro wollte Euch ſeine Schweſter zum Weibe geben, er wollte Euch einen Theil ſeiner Beſitzungen abtreten, Ihr ſolltet ſogar in geheim Eurem Glauben treu bleiben dürfen? Und Ihr wieſet alles dies zurück, Ihr wähltet den Euch drohenden Opfertod, and alle dieſe Güter des Lebens warfet Ihr um des Ordens willen hin?"

„Nein!" ſagte Otto ſchmerzlich. „Ich kann und will nicht Gefühle erheucheln, die nicht in mir wohnen. Ich bin dem Orden zu Dank verpflichtet; aber ich habe ihn mit treuen Dienſten bezahlt. Kam es blos auf eine Wahl zwiſchen Pogezana und dem Orden an, ſo würde ich den letzteren aufgegeben haben."

„Was alſo war es, was Euch abhielt?“ fragte Ratiber mit Erſtaunen.

„Und dies fühlt Ihr nicht?“ entgegnete Otto, indem er den Ritter gleichfalls erſtaunt betrachtete. „Es war etwas, was dem Heiden wie dem Chriſten gleich heilig ſein muß, was den Edlen von dem Verworfenen unterſcheidet, was dem feigen hinterliſtigen Verräther allein abgeht: das Gefühl der Ehre.“ — —

So wie Otto dieſe Worte geſprochen hatte, war
s, als ob ein electriſcher Schlag den Ritter durch-
ckte, ein dunkle Röthe übergoß ſein Antlitz, um bald
arauf einer tiefen Bläſſe Platz zu machen. Mit zu-
mmengezogenen Augenbrauen ſtarrte er, ohne ein
ort zu erwiedern, den Jüngling an. — Otto er-
rak, als er den Eindruck ſeiner Worte bemerkte,
d reichte freundlich die Hand dem Ritter hin.

„Verzeiht,“ ſprach er etwas verwirrt, „verzeiht, mein
er Freund, wenn ich mich ſchlecht ausgedrückt; es kann
ch wohl nicht in den Sinn kommen, zu glauben, daß
Euch beleidigen wollte. Ein verſuchter Krieger
Ihr wäre wohl geeignet, im Punkte der Ehre
ren zu geben, wie er mir an Erfahrungen als

Muſter voranſieht. Daran kann gar kein Zweifel ſein. Selbſt Nadro ſchien meine Gefühle zu billigen; er hätte gewiß eben ſo gehandelt. Es giebt Geſetze, die jedem edlen Menſchen in's Herz geſchrieben ſind und die er nimmer aus den Augen laſſen wird, gleichviel, ob er unter der Eiche zu Romowe, oder in einer unſrer Kirchen zum Schöpfer betet."

„Gewiß! — Ihr habt Recht," ſagte Ratibor, doch mehr wie vor ſich hin, als zu dem Jüngling ſprechend. „Ein Verräther iſt ein Scheuſal. Er kann, ohne ſich ſelbſt zu verabſcheuen, nicht leben. Er kann das Auge nicht mehr frei erheben, ja er kann nicht mehr beten, ſei es am Fuße des Kreuzes oder im Schatten der Eiche des Donnerers."

Mit den letzten Worten ſtand Ratibor auf und verließ bald darauf, da er ſich, wie er ſagte, etwas unwohl befand, das Gemach. — —

Es war am Tage, an welchem dieſes Geſpräch geführt wurde, als zu Balga die Nachricht eintraf, daß zwei mächtige Herhaufen der Heiden die Grenze überſchritten hätten und ſich, der eine gegen Honeda, der andere gegen Balga bewegten. Schon Tages darauf ſah man die Vorhut der heidniſchen Preußen durch das Blachfeld ſchwärmen, und ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, war die Feſte, wo unſere Bekannten ſich befanden, von ihnen eingeſchloſſen.

Ein Haufe von mehreren Tauſenden umgab Balga von allen Seiten, immer erſchienen noch neue Trupps, und Otto konnte berechnen, daß ihm ein hitziger Kampf bevorſtehe. Er überzeugte ſich bald, daß hier nicht von dem Einbruch einiger verbündeter Häuptlinge, ſondern von einem allgemeinen Angriff auf die Beſitzungen des Ordens die Rede ſei. Otto ſchloß dies aus der Menge der Reiter, die ſich unter dem heidniſchen Heere befanden. Er wußte daß der gemeine Preuße nur zu Fuße focht, die Reiter waren daher Pane und Sczupane, wie dies auch noch mehr durch Schilder, deren Gebrauch ſie von ihren Feinden erlernt hatten, und auf welche Thiere gemalt waren, ſo wie durch Fahnen mit Götterabbildungen erwieſen wurde. Als endlich ſogar aber Wurfblyden — Maſchinen, die ſie auf eine ziemlich plumpe Art den deutſchen nachgebildet hatten — herangeſchleppt wurden, blieb dem Jünglinge über das Schickſal, das ihn bedrohte, kein Zweifel. Otto that jetzt Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, den Feind kräftig zu empfangen. Die Schleudermaſchinen wurden an die Mauern gebracht, Steinhaufen und Bolzenbündel aufgethürmt, Pfannen mit ſiedendem Waſſer und geſchmolzenem Pech ſtets bereit gehalten. Der junge Befehlshaber hatte wohlgethan, mit den Vorkehrungen nicht zu ſäumen; ſchon in der erſten Nacht des Neumonds begannen die Heiden einen wüthenden Sturm. Mit dem furchtbarſten Angriffsgebrüll, in dem man nur die Ausrufe: „Perkunos ſtehe uns bei!“ oder: „Pikollos empfange Dein Opfer!“ unterſchied, ſuchten die Preußen von allen Seiten die Wälle zu erſteigen. Otto hatte den Seinen befohlen, ſie bis an den Fuß der Erdwälle dringen zu laſſen, dann aber die Feinde aufs Kräftigſte mit Steinwürfen, Armbruſtſchüſſen und ſiedendem Theer zu begrüßen. Dies geſchah. Der Verluſt der Heiden war furchtbar. Mit einer Hartnäckigkeit ohne gleichen wiederholten ſie ihre Angriffe, über Leichenhaufen der Ihrigen drangen ſie bis an den Wall und ſuchten dieſen zu erſteigen, indem ſie ihre Schwerter in die Erde oder in die Balkenfugen ſtießen, und ſich auf dieſe Weiſe Staffeln zu bilden ſuchten. Erſt als der Morgen anbrach zogen ſich die ſtürmenden Haufen zurück, und ein frohes: „Gott will es haben!“ der Belagerten, tönte in das Schmerzgeheul der fliehenden Heiden. — —

Während des nächtlichen Gefechtes war Ratiber ſtets zur Seite Otto's. Er kämpfte männlich; aber ſeine Beſtrebungen unterſchieden ſich weſentlich von denen des Jünglings. Während Otto die Kämpfer ermunterte, Befehle austheilte, Anordnungen traf, ſtand Ratiber, wenn ihm perſönlich kein Feind gegenüber war, ſtill und ſtumm auf ſein Schwert gelehnt. Otto erklärte ſich dieſes jedoch damit, daß er meinte, Ratiber wolle aus Zartgefühl, und indem er ſich nicht anmaßte, Befehle zu ertheilen, nur um ſo mehr dahin wirken, dem Freunde den alleinigen Ruhm zu laſſen, und er achtete ihn deshalb nur noch mehr.

Wie es ſchien hatten die Heiden einen nur allzu empfindlichen Verluſt erlitten, um noch einen zweiten Sturm zu verſuchen, und ſie begannen jetzt eine Belagerung, die man, nach Maßgabe der geringen Mittel der damaligen rohen Kriegführung, dennoch eine regelmäßige nennen konnte. Hinter aufgeworfenen Erdhügeln ſchleuderten ihre Blyden große Steine, desgleichen faulende Kadaver gefallener Thiere in die Burg. Die erſteren zerſchmetterten die Dächer; doch thaten ſie den Vertheidigungswällen weniger Schaden, obwohl ſie dennoch nach und nach zu leiden begannen, da das Pfahlwerk zerſchmettert und eine Erſteigung weniger ſchwierig wurde. Faſt noch mehr Schaden, als die Wurfſtücke der Feinde, thaten die Feuerpfeile, welche ſie bei Nacht in die Burg ſchoſſen. Zwar entſtand kein allgemeiner Brand; aber die Beſatzung ward, durch die Nothwendigkeit, fortwährend auf ihrer Hut zu ſein, außerordentlich abgemattet. So lebhaft und mit gutem Erfolg die Burg indeß auch vertheidigt wurde, ſo erregte die Länge der bereits drei Wochen dauernden Einſchließung dennoch am Ende bei Otto ernſte Beſorgniß. Die Beſatzung war wenig zahlreich, ſie zählte bereits viele Kranke und Verwundete, die Lebensmittel nahmen ab. Der junge Befehlshaber that indeß alles Mögliche, die Seinen bei gutem Muthe zu erhalten, und keine Miene verrieth Befürchtungen, die ſich als immer ernſter darſtellten. Auch gegen die Schweſter ſchwieg Otto, nur gegen

Ratibor ſprach er ſeine Befürchtungen aus. Es befremdete ihn nicht wenig, als der Ritter ihn anſcheinend theilnahmlos und wie träumend anhörte, und als der Jüngling endlich von einem ehrenvollen Untergange zu ſprechen anhob, plötzlich auffuhr und ausrief: „Ihr habt Recht! Ein ehrenvoller Tod iſt Alles, was wir wünſchen und hoffen können!“ —

Die Noth vergrößerte ſich indeß von Tag zu Tage, die Belagerer verfuhren wenig ſtürmiſch, ihre Anſtrengungen wurden vielmehr mit vieler Ueberlegung geleitet. Die Wurfmaſchinen der Heiden waren nicht mehr gegen die Gebäude, ſondern gegen zwei Punkte der Wälle gerichtet und dieſe waren bereits gänzlich von der Erdbekleidung entblößt, ſie boten nur einen nackten Balkenhaufen dar, und es konnte nicht viel Mühe machen, ſolchen zu erklimmen. Jeden Abend bemerkten die Belagerten einen feindlichen Heerführer den bedrohten Punkten ſich nähern, um ſolche in der Dämmerung zu recognosciren. Mehrere Wappner, beſonders Gerhard wollten in dieſem den Fürſten Nadro erkannt haben. Zwei Tage fehlten jetzt noch bis zum Ablauf des Neumondes. Otto ſchöpfte etwas freier Athem, als er ſich erinnerte, daß das

Wort des Kriwe den Preußen den Beſitz der Feſte im Laufe dieſes Monats verheißen habe, und es dämmerte eine ſchwache Hoffnung in ihm auf, die Feinde abziehen zu ſehen, wenn ſich das Wort ihres Oberhauptes bis dahin nicht erfüllt habe. Dieſe Hoffnung ſollte indeß auf eine höchſt überraſchende ſowohl, als auf ſchmerzliche Weiſe ſchwinden. In der vorletzten Juninacht ſtanden beide entblößte Balkenwälle plötzlich in hellen Flammen, und der Morgen ſah zwei gangbare Breſchen geöffnet. — —

Auch dem geringſten der Belagerten blieb jetzt kein Zweifel, daß in der nächſten Nacht von den Heiden ein allgemeiner, und wie kaum anders zu erwarten war, erfolgreicher Sturm unternommen werden würde. Zwar ſuchte man die Sturmlücken ſo gut es ging zu ſperren; aber die fortwährend die Luft durchkreuzenden Steinſtücke der Belagerer zerſchmetterten Alles, was die Flammen der glühenden Kohlenhaufen nicht ohnehin verzehrten. Otto verſammelte jetzt die Beſatzung, er hielt eine feurige Anrede an ſie, worin er ſie ermahnte, bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen. Er ſchloß damit, daß er ihnen in Erinnerung brachte, daß Der, welcher einſt drei Männer, die ihm vertraut, aus dem Feuerofen gerettet, ſie auch unverletzt durch das Heer ſiegbrüllender Heiden führen, oder dieſes, wie die Krieger Sanheribs, zu Boden ſchlagen und vernichten könne, daß ſie ſich indeß, falls dies nicht der Rathſchluß des Ewigen ſei, durch Beichte und Mahl des Herrn würdig machen ſollten, die Krone der Märtyrer zu empfangen. —

Ein freudig donnerndes! „Gott will es haben!“ war die Antwort auf die begeiſterte Rede ihres jungen und von Allen geliebten Führers, und Mehrere ſanken ſogleich auf die Kniee, um dem Kapellan des Ordens zu beichten. — — —

Es war gegen Abend des gedachten Tages, Otto hatte alle Anſtalten zu einer letzten, hartnäckigen Vertheidigung getroffen, und er befand ſich eben allein in ſeinem Zimmer, alle Mittel, welche ſich etwa darbieten könnten, Irmgard zu retten, überdenkend, und eins wie das andere als unanwendbar verwerfend, als der alte Gerhard in's Zimmer ſchlich. Sein Anſehn war höchſt traurig und niedergeſchlagen.

„Geſtrenger Ritter,“ hob er endlich mit einem

Tone an, als ob ihm eine ſchwere Laſt die Seele drücke, „ich habe Euch eine Anzeige zu machen, die ich am liebſten mit in jene Welt genommen hätte; aber ich glaube nach dem, was ich ſo eben mit eigenen Augen geſehen, gegen meine Pflicht als redlicher Krieger und Ordensmann zu handeln, wenn ich es verſchweige. An Euch iſt es dann zu beurtheilen, ob die Anzeige zu beachten oder nicht. — Täuſcht mich nicht Alles," ſetzte er hinzu, indem er dem Ritter ganz nahe trat, „ſo haben wir außer den Feinden, die die Burg umgeben, noch von innen mit Verrath zu kämpfen."

„Nicht möglich!" rief Otto mehr erſtaunt als erſchrocken. „Unſere Beſatzung beſteht aus lauter wohlerprobten Ordensleuten."

„Gewiß;" entgegnete Gerhard zögernd. „Dieſe meine ich auch nicht, aber — Ritter Ratibor —"

„Biſt Du raſend?" rief Otto entſetzt. „Biſt Du toll geworden? — Wie kommſt Du auf dieſe Meinung?"

„Ich habe mir ſolche immer aus dem Sinn ſchlagen wollen, aber ich kam, durch Umſtände veranlaßt, immer wieder von Neuem darauf;" entgegnete der Knappe. „Das Erſte, was mir auffiel, war, daß der Ritter, wenn wir uns in der Burgkapelle befanden, niemals mit den Gebräuchen, wie ſolche bei dem Gottesdienſte herkömmlich, zurecht kommen konnte, oder ſolche wenigſtens auf eine ſonderbare, ungewöhnliche Art ausübte.“

„Er iſt faſt ſtets im Felde geweſen; im Heere der Polen mag man ſich wenig mit Andachtsübungen befaßt haben,“ entgegnete der Ritter etwas beruhigter.

„Ja, aber man hat auch niemals von ihm — wie doch ſonſt jeder Chriſtenmenſch zu thun pflegt — im Vorbeireiten oder Gehen einem Kreuz oder Heiligenbilde ſeine Reverenz bezeugen ſehen;“ meinte der Knappe. — „Dies iſt indeß,“ ſetzte er hinzu, „noch lange nicht genug. Wie kam es wohl, daß alle unſere ausgeſendeten Streifparthieen immer auf Feinde ſtießen und mit Verluſt zurückgeworfen wurden? Nur wenn der Ritter einen Trupp anführte, ließ ſich weit und breit kein Heide erblicken.“

„Das war Zufall;“ erwiederte Otto.

„Hm, mag ſein;“ fuhr der Knappe fort. „Aber als die Feinde das Dorf jenſeits des Flüßchens anzündeten, und Ihr uns unter der Anführung des Ritters hinſchicktet es zu verhindern, ſo wären wir von der Uebermacht bald erdrückt worden; aber ein einziges Wort des Ritters, in der Sprache der Heiden ausgeſtoßen, — er öffnete dazu ſein Viſir — bahnte uns den ungehinderten Rückweg."

„Seltſam, bei Gott, höchſt ſeltſam!" erwiederte der junge Anführer betroffen. „Er kennt indeß die Sprache der Preußen und es muß irgend ein Umſtand dabei obgewaltet haben, der Dir entgangen iſt."

„Das wäre wohl möglich," ſprach bedachtſam, mit dem Kopfe nickend, der alte Wappner, „aber die Sache gab bei der Beſatzung viel zu reden. Eins indeß, geſtrenger Herr, ſah ich vor einer Viertelſtunde mit meinen eigenen Augen, und dies iſt mehr, als alles Andere und gar nicht zu beſtreiten."

„Nun? ſo laß doch hören;" entgegnete der Ritter aufmerkſam.

„Der Ritter Ratibor ſtand, als die Sonne eben im Untergehen war, mit aufgeſchlagenem Viſir auf dem Walle, dort an der rechten Ecke des Hauptgebäudes. Er war allein; ich befand mich, von ihm ungeſehen, hinter einer der Wurfmaſchinen. Plötzlich erblickte ich einen Heidenkerl, der hinter dem nahen Hügel hervorgeſprungen kommt, und eine Wurfkeule nach dem Ritter ſchleudert. Schon lege ich einen Bolzen auf die Armbruſt, um ſolche den Heiden zuzuſenden — er war mir eben ſchußrecht — als ich bemerkte, daß der Ritter die Keule haſtig aufhebt, einen daran befeſtigten Riemen abreißt, ſich ſolchen in die Feldbinde ſchiebt, dann einen andern hervorzieht, dieſen an die Keule knüpft und ſolche dem Preußen zurückſchleudert."

„Unmöglich!" rief Otto erſtaunt. „Du haſt Dich getäuſcht."

„So glaubte ich gleichfalls, aber daß keine Täuſchung ſtattfand, davon überzeugt mich dies;" ſagte der Knappe, indem er einen mit vielfachen Knoten verzierten Riemen hervorzog und ihm den Ritter hinreichte. „Als Ritter Ratibor nach dem Schloſſe zurückging, ſah ich dieſen Riemen aus ſeiner Schärpe fallen und ich beſchloß ihn Euch zu überbringen."

Otto betrachtete den genannten Gegenſtand mit Aufmerkſamkeit. Es war allerdings ein Knotenriemen von der Art, wie er ſolche bei den heidniſchen Preußen geſehen hatte und von denen er wußte, daß ſie ſolche als Erſatz für die ihnen fehlende Schrift anzuwenden pflegten.

„Noch eins, geſtrenger Ritter,“ ſagte Gerhard nach einer Weile. „Gott möge mir verzeihen, wenn ich Herrn Ratibor mit dem, was ich ſo eben geſagt, Unrecht thue; aber ich will meinen alten Kopf zum Pfande ſetzen, daß ich ihn überdies bereits früher irgendwo und unter feindlichen Verhältniſſen erblickt habe; nur das Wann? Wo? und Wie? will mir nicht in den Sinn kommen. — Bei alledem bitte ich Euch, daß Ihr die Sache gehörig überlegen, Alles ermeſſen, aber auf die Anzeige, zu der mich mein Gewiſſen trieb, nur ſo viel Gewicht legen möget, als Euer beſſeres Wiſſen Euch eben geſtatten will. — Ich meine nur,“ ſetzte der Alte hinzu, indem er mit der gebräunten großen Fauſt ſich eine Thräne aus dem Augen wiſchte, „wir fielen rühmlicher und mehr zu Gottes Ehre, wenn wir blos durch die Tapferkeit und die Uebermacht der Feinde, als durch hinterliſtigen Verrath zu Grunde gingen.“

„Beruhige Dich, Alter,“ ſagte Otto freundlich als der Knappe geredet hatte, und indem er ihm die Hand reichte. „Ich werde Alles reiflich in Ueberlegung nehmen, und nach dieſer handeln.“ — —

„Es wäre entſetzlich!“ ſagte Otto zu ſich ſelbſt, als er allein war, und noch voll Beſtürzung haſtig im Gemache auf und abging. „Er, der Freund, der Verlobte meiner Schweſter, der Rittersmann, ein teufliſcher Verräther! — Der Alte hat Recht! Umkommen, fallen, iſt Pflicht, aber fallen durch Verrath, durch Verrätherei eines Freundes — es wäre gräßlich! — Aber Nein! Nein, es iſt nicht möglich! — So ſchändlich kann er mich nicht täuſchen, er, den ich gewohnt war als Muſter eines tüchtigen Rittermanns zu betrachten, dem ich mich ſo offen, ſo gänzlich hingegeben habe.“ —

Wie mechaniſch hielt Otto während dieſes Selbſtgeſprächs den Knotenriemen in der Hand, er blickte von Zeit zu Zeit darauf, plötzlich öffnete ſich die Thür und Ratibor trat ein. Sein Antlitz war ernſt, faſt düſter. Als ſein Blick auf den Riemen fiel, ſchien der Ritter zu ſtutzen. Otto bemerkte dies.

„Kennt Ihr dies?“ fragte er, Ratibor feſt betrachtend.

„Allerdings!“ erwiederte der Gefragte kalt und nes Durchſchlagen, ein Durchbrechen des feindlichen Heeres; — es iſt unmöglich.“

„Ja, es iſt unmöglich! — weder ein kleiner Trupp, noch die ganze Beſatzung kann hoffen durchzukommen,“ ſprach Otto ſeufzend.

„Und doch! doch!“ — fuhr Ratibor auf. „Könnt Ihr Euch mit dem Entſetzlichen vertraut machen? Irmgard, die edle Irmgard auf dem Scheiterhaufen“ —

„Ha gräßlich!“ unterbrach ihn Otto.

„Ein Gedanke iſt mir gekommen, ein raſender Gedanke!“ rief Ratibor, die Hand des Ritters mit ſeiner mächtigen Fauſt ergreifend. „Er iſt faſt nichts, als eine Tollheit, erzeugt durch Blaſen, die im Gehirn aufſteigen, aber es iſt ein Strohhalm im ſtürmenden Meer, ein ſchwacher Zweig dem in den Abgrund Stürzenden. — Vertraut mir unbedingt, genehmigt einen Vorſchlag, den ich machen will, und es bleibt uns noch eine Hoffnung und Rettung.“

„Sprecht, Ritter! Sagt, worauf Ihr bauet?“ ſprach Otto aufmerkſam. „Ich will Euren Vorſchlag prüfen.“

„Nein! Dies darf nicht ſein! Unbedingt müßt

Ihr mir trauen;“ rief Ratibor und ſein Auge rollte. „Glückt es mir, uns Alle zu retten, ſo werde ich reden; glückt es nicht, ſo fallt als ein Mann und laßt mich mein Geheimniß mit in's Grab nehmen.“

„Wohlan, Euer Vorſchlag?“ — ſprach Otto, indem er dem Ritter feſt in's Auge ſah.

„Erlaubt mir,“ ſprach Ratibor, den Jüngling gleichfalls feſt anblickend, „funfzig der tapferſten Eurer Leute auszuſuchen. Sobald die Feinde ſtürmen, mache ich mit dieſen einen Ausfall, und Ihr vertheidigt mit der übrigen Beſatzung inzwiſchen beide Mauerbrüche.“

„Mit der geſchwächten Beſatzung?“ fragte Otto mit bedeutſamem Tone.

„Nicht in der Burg, außerhalb liegt unſere Rettung, und — ich hole ſie oder ich ſterbe,“ ſprach der Ritter.

„Und auf welche Weiſe?“ fragte Jener.

„Dies iſt mein Geheimniß!“ rief Ratibor. „Bei den Göttern — bei Gott!“ verbeſſerte er — „Ich kann es Euch nur ſagen, wenn ich glücklich bin. — Sagte ich es früher," ſetzte er dumpf hinzu, „ſo wäre ich entehrt!" —

„Ihr ſchweigt? Ihr zaudert?" fuhr Ratibor nach einer langen Pauſe fort. „Täuſcht Euch nicht über unſere Lage. Es wäre faſt Thorheit ſonſt noch zu hoffen. Was kann Euch bedenklich ſcheinen? Der Untergang iſt gewiß, wenn Ihr meinen Vorſchlag zurückweiſet."

„Ihr hoffet alſo noch?" — ſagte Otto mit zweifelhaftem Tone.

„Kaum!" fiel Ratibor ihm in's Wort. „Ich werde wahrſcheinlich meinen Vorſatz nicht ausführen; aber unternehmen muß ich ihn; ich bin dies Euch und Irmgard — ich bin," ſetzte er mit ſtarker Stimme hinzu, „es mir ſelber ſchuldig."

Otto hatte, während Ratibor ſprach, den Ritter feſt in's Auge gefaßt. Das Auge des Sprechenden glühte, feſte Entſchloſſenheit blickte aus den kühnen Zügen.

„Wohlan!" ſagte Otto, Ratibor die Hand reichend. „Ich genehmige Euer Verlangen; thut was Euch recht dünkt, aber — denkt an Gott und Eure Ehre."

„Ich werde für ſie ſterben!" rief Ratibor mit ſtarkem Tone, ſchüttelte Otto die Hand und ſtürzte aus dem Zimmer. — — —

Es war inzwiſchen Mitternacht herangekommen. Irmgard hatte unter Thränen von dem Bruder und Ratibor Abſchied genommen, und ſich dann in die Burgkapelle begeben, um dort zu beten, wie ſie ſagte. Der eigentliche Vorſatz des Mädchens war jedoch ſobald es ſein Gebet verrichtet hätte, die Zinne des Thurms, welcher mit der Kapelle in Verbindung ſtand, zu erſteigen, und dort bis zu Ausgang des Gefechts zu verweilen. Fiel dieſes, wie zu erwarten ſtand, unglücklich aus, war Alles verloren, ſo war Irmgard feſt entſchloſſen, ſich von der Höhe des Thurms zu ſtürzen. Lebend, dies hatte ſie feſt beſchloſſen, wollte ſie nicht in die Hände der Heiden fallen. — —

Die Beſatzung befand ſich ſchon mehrere Stunden unter den Waffen; Ratibor ſtand ſchweigend auf ſein Schwert gelehnt, an der Spitze des Häufleins in der Nähe des Thores, oder ging düſter zur Erde blickend mit ſchwerem, hallendem Schritte auf und ab. Otto hatte die kleine Schaar der Vertheidiger beider Mauerbrüche eben noch mit lauter, kräftiger Stimme ermahnt, wie Streiter Gottes mit Heldenmuth zu fechten, als rings um die Feſte das Kriegsgeheul der Preußen ertönte.

„Sie kommen! — Sie kommen!“ riefen die Wappner. „Jetzt gilt es den letzten Kampf! — Gott will es haben!“

„Laßt ſie heran!“ donnerte Otto, ſein Schwert ziehend. „Keinen Bolzen von der Armbruſt, bis ſie am Fuße der Mauer ſind!“

Nur wenige Augenblicke vergingen, bis dies der Fall war. Ein wüthendes Gefecht entſpann ſich ſogleich. Das Schwirren der Bolzen, das Sauſen der Wurfkeulen, die ſich durchkreuzten, wurden von dem Geheul: ‚Pikollos du! Pikollos empfange Dein Opfer!‘ der Angreifenden, wie von dem Schlachtruf: ‚Kyrie eleison! oder: Gott will es haben!‘ der Chriſten übertönt. —

Der Kampf wüthete bereits mehrere Minuten, noch blieb Ratibor mit den Seinen unbeweglich. Jetzt loderte plötzlich ein großes Feuer auf. Es war eine außerhalb der Burgmauer liegende Hütte, welche die Heiden wahrſcheinlich zu dem Zwecke angezündet hatten, um ihnen bei dem Kampfe als

Fackel zu dienen. Die Flamme erleuchtete die Gegend weit umher. Bei ihrem Scheine überblickte man einen großen Theil der feindlichen Schaaren, die ſich in dichtem Gewimmel nach den Mauern drängten. Man konnte die Häuptlinge, welche größtentheils zu Roſſe waren, und die Ihrigen wie Hunde gegen die Mauern hetzten, an den blitzenden Waffen, den Fahnen in ihrer Nähe, an den fliegenden Mähnen ihrer Mäntel leicht erkennen. — Ratiber war inzwiſchen auf den Wall geſtiegen, er blickte ruhig in den Kampf. Jetzt wogte ein dichter Feindeshaufen heran, in deſſen Mitte eine große Fahne, auf welcher mehrere Göttergeſtalten abgebildet waren, hoch in den Lüften flatterte. Schnell wie der Blitz war der Ritter vom Walle herab.

„Das Thor auf!“ rief er mit mächtiger Stimme. — „Mir nach!“ ſchrie er, als die Pforte geöffnet war, und mit hochgeſchwungenen Schwertern ſtürzten er und die Reiſigen ſich in das dichteſte Gedränge der Heiden. —

Der Angriff der letztern ſtockte auf beiden Breſchen, als die Preußen den Kampfruf von einer Seite vernahmen, woher ſie ihn nicht erwartet hatten.

„Das alſo war ſein Vorſatz!“ ſagte Otto zu ſich ſelbſt. „Gott ſei gelobt, daß Gerhards Argwohn ungegründet war! — Dennoch nützt es zu nichts, wir erliegen der zehnfachen Uebermacht.“

Der Kampf dauerte inzwiſchen fort; plötzlich entſtand mitten in den Schaaren der Heiden ein furchtbares Geheul. Otto blickte nach der Seite, von wo dieſes erſcholl; die große Fahne der Feinde war verſchwunden. Eine gräßliche Verwirrung ſchien jetzt unter den Heiden zu entſtehen. Wie ein wogendes Meer drängten die Haufen bald vor-, bald rückwärts; endlich begannen die Stürmenden zu weichen. „Vorwärts, Kreuzesbrüder! Gott will es haben!“ rief Otto aus Leibeskräften.

Ueber beide Breſchen thaten die Belagerten einen Ausfall.

„Fliehet! Fliehet! — Die Fahne der großen Götter iſt verloren! — Perkunos iſt uns feindlich! — Der Saatmonat iſt vorbei!“ rief es hier und da, und bald wandte ſich das Heer der Heiden zu wilder Flucht.

Nur mit Mühe konnte Otto ſeine Untergebenen abhalten, die Feinde weiter, als es für die Sicherheit der Burg räthlich ſchien, zu verfolgen. Ohnehin befanden ſich die Heiden auf der wildeſten Flucht. Leichenhaufen thürmten ſich vor beiden Mauerbrüchen; rings umher wimmerten Verwundete, das Feld war mit Todten beſäet. Noch eine halbe Stunde lang ertönte das Klaggeheul der Fliehenden aus der Ferne, endlich verlor es ſich, und die Nacht hüllte Todte und Sterbende in ihren düſtern Mantel. —

Ungefähr eine Stunde ſpäter befanden ſich Otto, Irmgard, Ratibor und der Knappe in der großen Halle der Burg. Ratibor ſaß in einem Lehnſeſſel, und Gerhard war beſchäftigt, ihm eine weite klaffende Wunde, die ſich von der Stirn über die Wange hinzog, zu verbinden. Auf der ſteinernen Tafel in Mitte der Halle lag eine große rothe Fahne, auf welcher ſich die ziemlich unförmlichen Abbildungen der drei Hauptgottheiten der Preußen befanden. Ratibor ſchien von Kampf und Blutverluſt ſehr angegriffen, wenigſtens war er ſehr blaß und ermattet. Gerhard war mit Irmgards Hülfe mit dem Verbande zu Ende gekommen.

„Dank, Alter!“ ſagte der Ritter lächelnd zu dem Knappen; „Du haſt jetzt wieder gut gemacht, was Du an mir verſchuldet haſt."

„Wie, geſtrenger Herr? — Wie meint Ihr das?" ſtammelte Gerhard, welcher glaubte, daß Ratibor durch Otto von dem gehegten Verdacht unterrichtet worden ſei.

„Ich meine, daß Du mir mit geſchickter Hand eine Wunde verbindeſt, nachdem Du mir einſt bei Liegnitz eine eben ſo tüchtige geſchlagen."

„Wie? Ihr ſeid" — rief Gerhard; das Wort erſtarb ihm vor Erſtaunen auf den Lippen.

„Ja, mein Freund," ſagte Ratibor ruhig, „ich bin der preußiſche Häuptling, den Du in der Tartarenſchlacht gefangen nahmſt."

„Nein!" riefen Otto und Irmgard. „Es kann nicht ſein! — Es iſt unmöglich!"

„Dennoch! Dennoch, meine Freunde, iſt es ſo;" verſetzte Ratibor. „Ich war beinahe drei ganzer Jahre in Gefangenſchaft der Deutſchen, ehe ich durch eine große Summe Geldes ausgelöſet wurde. Der lange Aufenthalt in jenen Gegenden, gab mir Gelegenheit, Sprache und Sitte vollſtändig kennen zu lernen. Ich kehrte nun nach Preußen zurück, aber ich fühlte mich in mehrfacher Hinſicht nicht mehr heimiſch. Ich haßte unſere Unterdrücker, ich haßte ihren Glauben; dennoch mußte ich die Ueberlegenheit der Erſteren, und das Hohe, Schöne des Letzteren anerkennen. Eben befand ich mich in Romowe, als die Nachricht von der Gefangennehmung zweier Ordensritter, von denen der eine zu Balga befehligt hatte, ankam. Jedermann glaubte an den Opfertod derſelben, als mich der Kriwe vor ſich laden ließ und mich befragte: ob ich mir getraue, einen Deutſchen ſo getreu darzuſtellen, daß mich unſere Gegner für einen der Ihrigen hielten? Da ich es bejahte, ſo ſagte er, wie er dafür ſorgen wolle, daß ich nach Balga käme, dort ſollte ich auf Mittel ſinnen, im Laufe des Saatmondes die Feſte in die Hand unſerer Landsleute zu liefern. Auf welche Weiſe ich hierher gelangte, wißt Ihr. Obwohl mich der mir gewordene Auftrag anwiderte, ſo war ich dennoch entſchloſſen ihn auszuführen — ich haßte die Deutſchen allzuſehr — aber durch Alles, was ich hier ſah, vielmehr was ich fand" — er blickte bei dieſen Worten auf Irmgard — „ward ich wankend in meinem Entſchluſſe. Welche Kämpfe ich in meinem Innern durchlebt, weiß ich allein; ich habe oft mein Daſein verwünſcht. Oft beſchloß ich mich Euch, Ritter Otto, zu entdecken, Euch mein Haupt und Leben anzubieten. Ich hatte Euch lieben, Euren Glauben ehren, vor Allen Euren ritterlichen Sinn hochachten lernen. Mein Inneres war zerriſſen. Noch immer wankte ich, da erzähltet Ihr einſt, welches Opfer Ihr Eurem Glauben, vor Allem aber der Ehre gebracht, wie Ihr Anſehen, Rang, Reichthum, Eure Liebe ſelbſt, um der Ehre willen hingeworfen. Wie ein Donnerſchlag durchzuckte mich Euer Wort: „Daß dem Chriſten, wie dem Heiden, die Ehre heilig ſein müſſe, weil durch ſie allein ſich der Edle von dem elenden Verräther unterſcheide.“ Ich war wie vernichtet, ich verabſcheute meinen Vorſatz. Ich wußte jetzt nicht, ſollte ich bleiben oder fliehen. Durch die Gaukelei des Kriwe war ich bereits in meinem Glauben wankend geworden, die edle Hingebung, der fromme Sinn der Euren, der ſich auch bei dem Geringſten kund that, überzeugte mich von der Trefflichkeit des Chriſtenglaubens; ich beſchloß den meiner Väter zu verlaſſen, und mich von meinen Brüdern zu trennen. Dies aber, ſo beſchloß ich, ſollte nicht durch eine Verrätherei geſchehen; ich kündete ihnen meinen Vorſatz durch einen Schriftriemen an, den ich an eine Wurfkeule band, und über die Mauer ſchleuderte. Wie er aufgenommen ward, könnt Ihr denken. Erſt geſtern noch ward mir eine Aufforderung, der Sache meiner Landsleute treu zu bleiben, begleitet von den furchtbarſten Drohungen, über die Mauer geſchleudert. Schon oft fühlte ich mich gedrungen, Euch Alles zu entdecken, doch ich konnte es nicht über mich gewinnen; ich beſchloß Euch zu retten, oder unterzugehen und mein Geheimniß mit in's Grab zu nehmen. Eine Rettung aber konnte nur bewirkt werden, wenn es mir gelang, mich der Fahne der großen Götter zu bemeiſtern. Ich beſchloß, dies zu verſuchen, den Erfolg wißt Ihr. Ueberdies beſchränkte ich mich nur auf Vertheidigung, als ich die Wappner anführte; mein Schwert, ſo hatte ich beſchloſſen, ſollte nicht das Blut meiner Landsleute vergießen."

Die Umſtehenden waren ſprachlos vor Erſtaunen. „Darum alſo," rief Gerhard, „darum alſo kamt Ihr mir immer ſo bekannt vor, ohne daß ich wußte, wo ich Euch geſehen hatte."

„Noch alſo, Ratibor, ſeid Ihr" — Irmgard ſtockte, ſie konnte das Wort nicht über die Lippen bringen. — „Ein Heide, wollt Ihr ſagen," ſprach Ratibor lächelnd. „Nur dem Namen nach, theure Irmgard; noch heute wird der Häuptling Diwo ein Chriſt ſein."

Noch längere Zeit unterhielten ſich die Anweſenden über das, was ihnen Allen faſt wie ein Traum erſchien, als Otto gemeldet wurde, daß eine Fremde ihn zu ſprechen verlangte. Die Thür öffnete ſich, die Unbekannte trat herein.

„Pogezana!" rief Otto wie außer ſich, ſobald ſein Blick auf ſie gefallen.

„Ich war dem Heere gefolgt, um Dich zum zweiten Male zu retten, wenn Du in die Hand meiner Landsleute gefallen wäreſt," ſagte ſie mit ſchmerzlicher Stimme; „jetzt komme ich nun, den Leichnam meines Bruders von Dir zu erbitten."

„Wie?" rief Otto. „Fürſt Nadro —"

„Er iſt unter den Todten!" entgegnete ſchmerzhaft die Waidelottin.

„Vielleicht täuſcheſt Du Dich nur, vielleicht iſt er nur verwundet und gefangen;" fiel Otto lebhaft ein. „Ich will Befehl geben, ihn aufzuſuchen, ihn herzubringen." —

„Umſonſt!“ unterbrach ihn die Jungfrau mit einer abwehrenden Bewegung der Hand. „Seine Seele iſt bei den Göttern. Der todte Leib liegt unfern Deiner Burg, umgeben von Haufen Gefallener. Ich küßte die kalte Wange, den blaſſen Mund, und werde heute Nacht die Todtenklage über ihn anſtimmen.“

Einige Thränen perlten bei dieſen Worten über die Wange der Waidelottin. Jetzt fiel ihr Auge plötzlich auf Ratibor, und es begann zu blitzen.

„Ha, Diwo! — Diwo!“ rief ſie aus, indem ſie den Arm gegen den Ritter ausſtreckte. „Du biſt Schuld an dem Untergange unſeres Volkes! Ich könnte den Zorn der großen Götter auf Dich herabrufen, ich könnte den Fluch gegen Dich ſchleudern — — wenn,“ ſetzte ſie mit ſchwankender Stimme hinzu, „wenn ich noch eben ſo fühlte, wie einſt, als mir dieſer Kranz unter der Eiche zu Romowe zum erſten Male auf's Haupt geſetzt wurde. — Geh,“ ſchloß ſie, ihn ſchmerzlich anblickend, „geh, und ſei den fremden Göttern treuer, als den hohen Dreien, die Du verlaſſen und verrathen haſt.“

Ratibor war tief erſchüttert.

„Mädchen!“ ſagte er mit ſchmerzhaft bebender

Stimme. „Mädchen, wenn Du wüßteſt; welchen Kampf ich gekämpft.“—

„Ich habe empfunden und gekämpft wie Du, aber ich habe überwunden!“ ſagte die Jungfrau mit Hoheit. „Noch einmal: ich fluche Dir nicht! Mögeſt Du im Schatten des Kreuzes das finden, was Du in dem der Eiche des Donnerers vergebens geſucht.“ —

So viel Mühe ſich auch Otto und Irmgard gaben, Pogezana die Nacht über in der Feſte zu behalten, es war umſonſt. ‚Die Todtenklage rufe ſie‘, wiederholte ſie unaufhörlich; ‚die Pflicht der Waidelottin ſei, bei den Gefallenen zu wachen, bis ihre Leiber der Erde oder dem Scheiterhaufen übergeben werden.‘ —

Aus freiem Antriebe erlaubte Otto, daß die Preußen ihre Todten abholen und mit ſich in die Wälder nehmen durften; dort rötheten die Feuer der Scheiterhaufen noch mehrere Nächte den Himmel.

Nur wenige Tage verweilte Ratibor noch zu Balga. Er ward im Beiſein Otto's und Gerhards von dem Ordenkapellan, den man in's Geheimniß zog, getauft, und reiſ'te bald darauf mit Irmgard, mit der er vorher getraut ward, nach Schleſien ab, wo er ſich in der Nähe der Karpathen niederließ.

Otto ward wegen der Tapferkeit, mit welcher er Balga gegen ſo zahlreiche Uebermacht mit Erfolg vertheidigt hatte, von dem Meiſter und den Gebietigern des Ordens hoch belobt und bald darauf zum Komthur ernannt. Wirklich war ſelten ein Sieg ſo entſcheidend geweſen, ſelten den Heiden eine ſolche Niederlage beigebracht worden. Sie zogen ſich tief in ihre unzugänglichen Wälder zurück, und die Ruhe dauerte längere Zeit. Von Pogezana hörte Otto nie wieder etwas; aber die Chronik hat uns über ſie nicht ohne Nachricht gelaſſen. ‚Eine liebliche, huldreiche Waidelottin‘ — ſagt dieſe — ‚war die Jungfrau Pogezana, eine Urenkelin von Waidewut, die unweit Elbing in einem Eichenwald hauſete, gleich Iphigenien auf Tauris den Göttern ſich weihete, mit ihnen Umgang pflog. Die alten Preußen waren voll ihres Ruhmes, wie milde, wie freundlich ſie geweſen, und wie ſie, von Geiſtern umringt und geliebt, den Himmel nie vergebens um eine Gabe angefleht. Zwei fromme Gefährtinnen, Meyda und Sabina, folgten ihr in dieſe Einöde. Noch Jahrhunderte nach ihrem Tode wurden ihre Kleider in einem Kloſter zu Elbing aufbewahrt.‘ —

Haß und Liebe.

Wahre Begebenheit.

„Nach allem Hoffen, Haſſen, Mühen,
Sind leidenſchaftlos ſie und rein,
Wo hundert Jahr' wie ein Jahr fliehen,
Und ein Jahr — ein Moment wird ſein.“

Byron.

Der Spätherbſt des Jahres 1821 zeichnete ſich in den meiſten Gegenden Nordamerika's durch außerordentlich ſchöne, ſonnenhelle Tage aus, und die älteſten Jäger Kentucky's wußten ſich kaum eines gleichen „Indianerſommers“, wie dieſe Zeit von ihnen genannt wird, zu erinnern. Charles Beauchamp, ein junger Mann, franzöſiſcher Abkunft, welcher aus Lexington gebürtig war, und in Newyork die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt hatte, hielt ſich in den Herbſtmonaten jenes Jahres bei einer Verwandten auf, welche eine bedeutende Farm, die an den Ufern von Kentucky gelegen war, beſaß. Das Aeußere des Jünglings, ſeine Stellung und Vermögensverhältniſſe waren höchſt günſtig zu nennen. Er beſaß, außer einem ausgezeichnet ſchönen Körperbau, noch den Vortheil, von der Natur mit einer Geſichtsbildung begabt worden zu ſein, die durch das Offene, Freundliche, das in den Zügen vorherrſchend war, auf den erſten Blick für ſich einnahm. Lag auch etwas Weiches, Träumeriſches, in dem ſchwimmenden Blick des blauen Auges, ſo gaben die dunkel kaſtanienbraunen Locken, die leicht gebräunten Wangen, dennoch dem Geſicht des Jünglings einen, wenn auch nicht kühnen, doch männlich kräftigen Ausdruck, den man einen ſehr angenehm anſprechenden nennen konnte. Beauchamp war der einzige Sohn eines, mindeſtens für wohlhabend geltenden Vaters, ſein Ruf war untadelhaft, und die auf der Univerſität erworbenen Kenntniſſe der Art, daß man ſich allgemein freuete, als es hieß: daß Obriſt Sharp, Generaladvocat und einer der ausgezeichnetſten Redner in der geſetzgebenden Verſammlung, den jungen Mann beſonders protegire, und ihn nächſtens in eine, bei dem Gerichtshofe zu Frankfort offen gewordene Stelle einführen werde. Ehe dieſer Termin eintrat, gedachte der junge Mann die ſchönen Herbſttage auf dem Landgute der Tante, deren muthmaßlicher Erbe er werden mußte, zuzubringen, und wirklich verlängerte er dieſen Aufenthalt mehr, als er Anfangs geſonnen geweſen. Im Anfange war es das, ihm ungewohnte Landleben, was ihm ſehr intereſſant erſchien, da er von Kindheit an nur in Städten, meiſtens in Newyork gelebt, ſpäter aber feſſelte ihn ein ganz anderer Umſtand auf längere Zeit an den ſchönen, aber ſonſt einſamen Landſitz. Eine kleine, heruntergekommene Farm, kaum eine Stunde von der ſeiner Verwandtin entfernt, und mitten im Walde gelegen, war zu verkaufen geweſen. Sie war höchſt unbedeutend, das Wohnhaus auf die ältere Weiſe von Schrotholz erbaut, von einer Pfirſichpflanzung und einigen ſchlecht angebauten Aeckern umgeben, das Ganze faſt in demſelben Zuſtande, wie die „Squatters“ der mehr weſtlich gelegenen Gegenden, binnen einigen Jahren mit ihren erſten Einrichtungen zu Stande zu kommen pflegen. Der ältliche, eigenſinnige Beſitzer der Farm hatte mehrere anſehnliche Gebote, die ihm von der Verwandtin Beauchamps gethan wurden, ausgeſchlagen, obwohl er die Farm längſt zu verkaufen gewünſcht. Er wußte, wie ſehr der Dame daran gelegen war, ſie zu beſitzen, da deren Landgut ſein kleines Areal auf drei Seiten einſchloß, und alle übrigen Verhältniſſe, vorzüglich die Gelegenheit zu Mühlenanlagen und dergleichen, ihr den Kauf ſehr wünſchenswerth erſcheinen ließen, und hoffte deshalb ihr einen noch weit höhern Kaufpreis abzupreſſen. Schon war die alte Dame geneigt ſich in das Unvermeidliche zu fügen, Beauchamp wurde beauftragt, den Kauf auf die vorgeſchlagenen Bedingungen abzuſchließen, als es auf einmal hieß, daß die Farm plötzlich, und zwar zu einem ganz unverhältnißmäßig hohen Preiſe verkauft ſei. Mehr aber wie der Preis erregte die Perſon, die den Kauf eingegangen, die allgemeine Aufmerkſamkeit. Es war dies eine junge Dame in dem Anfange der Zwanzig, welche blos mit einem Neger, und ohne alle weibliche Begleitung, auf der Farm angekommen war, den Kauf binnen ein paar Stunden abgeſchloſſen, in der Cantonſtadt ihn gerichtlich ausfertigen laſſen, das Geld gezahlt, die Arbeiter in Dienſt genommen, und dem bisherigen Beſitzer die einzige Bedingung geſtellt hatte, das Beſitzthum binnen drei Tagen zu räumen. Nirgends mehr, wie in Amerika, intereſſirt ſich der Landbewohner für einen neu angekommenen Nachbar; die Ankunft eines ſolchen iſt ein Ereigniß; ſein Vermögen, ſeine Perſönlichkeit, jeder kleine Umſtand, iſt in der Abgeſchiedenheit des Landlebens von Wichtigkeit. Wie hätte eine Perſon, die für einen ſchlechten Landſitz faſt das Doppelte der Summe, für die ſie einen weit ſchönern und einträglichern hätte haben können, bezahlte, nicht von einem ungewöhnlichen Intereſſe ſein ſollen! Dieſes letztere ward aber noch durch eine Menge Partikularitäten geſteigert, die man von der Fremden in Erfahrung gebracht. Erſtlich war ſie von ganz engelgleicher Schönheit, und hierüber waren Alle, die ſie, was nur ſelten der Fall war, zu Geſicht bekommen hatten, einig; zweitens war ſie reich — ſchon die unverhältnißmäßige Kaufſumme ließ dies vermuthen — denn das kleine ſchlechte Wohnhaus ward, wenn auch nur im Innern und nur einfach, aber ſehr comfortabel und elegant umgeſtaltet; drittens war ſie geiſtreich und kenntnißvoll, denn ihre Dienſtleute wußten nicht genug von ihren ſchönen Malereien, ihren kunſtvollen Handarbeiten, beſonders aber ihrem herrlichen Pianoſpiel, das ſie mit der ſüßeſten Stimme begleitete, zu rühmen; viertens aber — und dies gab am meiſten zu reden — hatte ſie eine Menge Sonderbarkeiten an ſich. Sie ging immer weiß oder ſchwarz, faſt nie mit Schmuck, meiſt nur mit ein paar Blumen im Haar geziert, aber ſtets ſehr elegant gekleidet, demungeachtet empfing ſie weder, noch machte ſie Beſuche; Niemand, außer dem alten Neger, kannte ihren vollen Namen. Für ihre Dienſtleute hieß ſie ‚Miß Anna‘ ohne weitern Beiſatz. Sie ſchien die Jagd und das Spazierenreiten zu lieben, und trieb beides mit ſo großer Gewandtheit als Kühnheit. Man ſah ſie oft mit ihrem muthigen Klepper über umgeſtürzte Stämme ſetzen, ohne daß ſie die ſtattfindende Gefahr zu kümmern ſchien, und ſelbſt alte Jäger — und deren zählt Kentucky die ausgezeichnetſten in ganz Amerika — rühmten ihre Geſchicklichkeit im Büchſenſchießen. Noch größer aber, wie in Handhabung der Büchſe, war ihre Gewandtheit in der der Piſtole. Die Arbeiter erzählten, daß ‚Miß Anna‘ jeden Abend nach einem in ihrem Garten aufgeſteckten Ziele ſchieße, und darin eine ſolche Sicherheit erlangt habe, daß jeder von ihnen ganz unbedenklich auf vierzig Schritt einen Dollar zwiſchen den Fingern halten würde, um ſich ſolchen von der geübten Jägerin, wenn ſie ſolches begehre, herausſchießen zu laſſen.

Alle die verſchiedenen Gerüchte, welche über die räthelhafte Fremde in Umlauf waren, hatten bei unſerm jungen Bekannten eine lebhafte Neugier und den Wunſch erzeugt, die ſchöne Unbekannte kennen zu lernen. Er hatte ſich deshalb bereits mehrere Male nach deren Landſitz begeben, aber es hieß ſtets, daß die Herrin abweſend oder unwohl ſei, und er ſah ein, daß der Vorwand, er käme im Auftrage ſeiner Tante, ihr zu dem Kaufe Glück zu wünſchen ihm nicht ihre Bekanntſchaft verſchaffen würde. War es, daß er durch die öftern verunglückten Verſuche nur um ſo hartnäckiger geworden war, war es die Macht des Verhängniſſes, dem er nicht entgehen ſollte, faſt jeden ſeiner Spaziergänge richtete er nach der Gegend des Landſitzes der Fremden. Oft ſah er Letztere in der Ferne auf ihrem Roſſe in den Wald galoppiren, er ſah ihr weißes Gewand zwiſchen den Baumreihen ihres Gartens ſchimmern, aber nie wollte es ihm gelingen, ihr ſo nahe zu kommen, die Züge ihres Geſichts zu erblicken.

Eines Tages hatte Charles wieder einen dieſer, ihm zur Gewohnheit gewordenen Spaziergänge angetreten. Er lenkte ſeine Schritte dem Walde zu. Von jeher liebte er es, ſich in der großartigen Wildniß, wie ſie in ihrer Urnatur ſelbſt in den bewohnteren Gegenden Nordamerika's prangt, zu ergehen. Der ſcharfe Reif hatte ſchon die Blätter der vielfachen Eichenarten, der Nußbäume, des Ahorns berührt, und es wäre einem Maler ſchwer geworden, ſo viele Abſtufungen von Farben, die von dem dunkelſten Braun, durch das feurigſte Roth, das glänzendſte Gelb, bis zu dem ſaftigſten Grün, in welches die Blätter der majeſtätiſchen Waldbäume übergingen, auf der Leinwand darzuſtellen. Die Herbſtſonne ſchien heute ſo hell und warm, aber an dem tiefblauen Horizonte ſah man in großer Höhe lange Flüge der verſchiedenſten Schwimmvögel-Arten, die Vorboten kälterer Witterung, hinſegeln, welche ſich in ein milderes Klima begaben. Der Jüngling mochte wohl eine halbe Stunde in dem ſchönen, ſtillen Walde hingeſchritten ſein, er ergötzte ſich bald an den mannigfachen Streiflichtern, die durch die Blätterkronen der alten Eichen und Ahorne brachen, oder er ſah dem Spiele des geſtreiften Eichhörnchens zu, welches von der Höhe eines Hickorynußbaums die Schalen der aufgeſpeiſten Nüſſe herunterwarf, und, um neue Nahrung zu ſuchen, emſig von Aſt zu Aſt eilte, als er in kurzen Intervallen mehrere Flintenſchüſſe hörte, und endlich auf einer kleinen Lichtung einen Jäger hin- und herſchreiten, ſo wie nach dem Gipfel eines großen Aborns blicken ſah, auf welchen ſich das Wild, nach dem er geſchoſſen, geflüchtet zu haben ſchien. Charles ging neugierig näher hinzu. Der Jägersmann war ein alter Neger, deſſen krauſes Haar bereits vor Alter grau geworden, und die Hautfarbe aus dem glänzenden Schwarz in ein ſchmutziges Braun übergegangen war. Er war anſtändig gekleidet, und ſein Anſehn hatte etwas Ehrwürdiges. Der Alte warf nur einen Blick auf den Jüngling, er ladete ſeine Büchſe wieder auf's Neue, und blickte dann fortwährend nach dem dichtbelaubten Gipfel des Aborns, der alle nebenſtehende Bäume an Höhe überragte. Der Umſtand, daß der Alte oft ſeinen Platz wechſelte, und ſich wiederholt die Augen rieb, deutete darauf, daß er einen Gegenſtand zu erkennen ſuchte, den er aus den Augen verloren hatte, wie es indeß ſchien, waren alle ſeine Anſtrengungen fruchtlos, denn unwillig ſtampfte er mit dem Flintenkolben auf den Boden, und ſchien alle weitere Verſuche aufzugeben. Beauchamp trat jetzt zu dem Alten

„Ihr ſcheint," ſagte der Jüngling, „irgend ein Wild angeſchoſſen zu haben, es hat ſich auf den Baum geflüchtet, und Ihr könnt es nicht wieder zu Geſicht bekommen."

„Hol's der Henker! Ihr habt nur allzuſehr Recht;" verſetzte der Schwarze mürriſch. „Es iſt ein Turkey (wilder Truthahn) und zwar ein ſo fetter und ſchwerer, daß er die Tafel eines Friedensrichters zieren würde. Ich habe die Kreatur flügellahm geſchoſſen, ſie kann nicht weiter, und iſt jetzt von Aſt zu Aſt bis in den Wipfel des Baumes gehüpft, der unglücklicherweiſe der höchſte in der ganzen Gegend iſt; dort iſt ſie mir aus den Augen gekommen."

„Das Laub iſt ſo dicht, ich ſehe auch nichts von dem Vogel;" ſagte der Jüngling aufwärts ſchauend. — „Aber irre ich nicht," ſetzte er hinzu, „ſo ragt dort etwas Rothes, das ſich bewegt, über den äußerſten Gipfel empor."

„Das iſt der glänzend rothe, geſchwollene Hals der Kreatur!" rief der Neger, ſeine Sehorgane von Neuem anſtrengend. — „Aber," ſprach er nach einer Weile entmuthigt, „ich ſehe nichts. Es wäre fatal, höchſt fatal, wenn mir der Vogel entkäme.

Er war ſo groß, ſo ſchwer, Miß Anna würde viel Freude gehabt haben.“ —

„Ihr ſteht im Dienſten der Dame“ — unterbrach ihn der junge Mann lebhaft.

Der Alte beantwortete die Frage blos mit einem Kopfnicken, dann ſagte er lebhaft:

„Aber bin ich nicht ein alter Narr! Ihr verſteht gewiß auch die Büchſe zu handhaben. Wie Ihr ſagt, erblickt Ihr den Hals des Vogels. Nun ſo ſeid ſo gut und thut einmal einen Kernſchuß.“ —

„Ach, guter Freund, Ihr täuſcht Euch gewaltig, wenn Ihr mir eine ſolche Geſchicklichkeit zutraut;“ ſagte der Jüngling lachend. „Ich habe zwar ſchon manchen Fehlſchuß gethan, auch dann und wann einen Bock geſchoſſen, aber — immer nur auf dem Papier. Ich bin ein Rechtsgelehrter.“

„Ein Advokat!“ ſagte der Alte etwas geringſchätzig. „Ja, dann werdet Ihr Euch freilich beſſer darauf verſtehen, einen Truthahn aufeſſen zu helfen, als ihn von dem Teufelsbaume dort, der faſt bis an das Firmament reicht, herunterzuſchießen. — Aber was iſt das? Tönt da nicht Hufſchlag? Das kann nur Miß Anna ſein, welche ſpazieren geritten iſt. —

O, lieber Herr!" ſetzte der Neger raſch hinzu; „wartet ein wenig, und gebt Acht, wenn der Turkey etwa auf einen andern Baum flattern ſollte."

Mit dem Ausrufe: „He Miß! Miß Anna!" eilte der Alte nun nach dem, einige zwanzig Schritt entfernten Wege zu, auf welchem in dieſem Augenblicke eine daher galoppirende Dame erſchien. So wie der Neger einige Worte zu ihr geſprochen, warf ſie den Rappen raſch herum, und bald erſchien ſie auf der Lichtung, auf welcher Charles Poſto gefaßt hatte. So wie ſie den jungen Mann anſichtig wurde, warf ſie einen unwilligen Blick auf den Alten, ſie hielt das Roß an, und ſchien ſich einen Moment zu beſinnen, doch bald ließ ſie den Zügel fallen und ſtieg vom Pferde, den ehrerbietigen Gruß Beauchamp's leicht und kalt erwiedernd.

„Dort oben muß er ſitzen! Nicht wahr, Herr Advokat, er iſt noch an Ort und Stelle? Oder habt Ihr vielleicht den Schwanz eines Eichhörnchens für den Hals des Truthahns angeſehen?" rief der Alte eifrig. „Ihr müßt nämlich wiſſen, Miß Anna, der gute Sir iſt ein Mann von der Feder, der nicht ſchießen kann, was doch ſonſt jeder vernünftige

Menſch verſteht, und dem daher eine ſolche Verwechſelung leicht paſſiren könnte.“

Charles erröthete über und über, als die Fremde ihn mit einem etwas ſpöttiſchen Lächeln anblickte; er trat näher zu der Letzteren, und ſagte:

„Ich geſtand Ihrem Diener meine Ungeſchicklichkeit in Führung der Waffen, wenn ſolche gleich nicht ſo weit geht, als dieſer vorausſetzt. — Dort, Miß, gerade über dem dickbelaubten Wipfel, glaube ich den Kopf des Vogels ſchimmern zu ſehen.“

Die Dame ſah einen Moment nach dem bezeichneten Punkte, dann, ohne den Blick zu verwenden, langte ſie nach der Büchſe des Negers, die dieſer ihr eifrig in die Hand drückte.

„Ich bitte Euch, Miß, haltet zwei Händebreit unter dem Halſe in das dichte Laub!“ rief lebhaft der Alte. „Ihr trefft dann den Körper der Kreatur, denn nach dem Kopfe zu ſchießen, wäre bei der Höhe des Baumes vergebens, ſo trefflich Ihr ſonſt auch die Büchſe zu handhaben wißt.“

„Das wäre noch die Frage,“ erwiederte das Mädchen, indem es kein Auge von dem Gipfel des

Baumes verwandte, den Hahn ſpannte und das Gewehr langſam an die Wange brachte.

Erſt jetzt hatte Beauchamp Zeit, die Dame genauer zu betrachten. Das Gerücht hatte nicht zu viel geſagt, ſie war von ausgezeichneter Schönheit. Der hohe Wuchs, die vollendeten Formen, die geiſtreichen Züge, die weiße Hautfarbe, die durch das ſchwarze Haar und das tief, faſt dämoniſch blickende, dunkle Auge noch mehr gehoben wurde, Alles war in der größten Uebereinſtimmung. Noch nie hatte der erſte Anblick eines weiblichen Weſens auf den Jüngling einen nur ähnlichen Eindruck gemacht.

Lange Zeit blieb die Dame mit dem Gewehr im Anſchlage. Der Vogel hatte mehrere Bewegungen mit dem Haupte gemacht. Sie ſchien es abwarten zu wollen, bis er ruhiger würde. Faſt eine Minute mochte ſie gezielt haben; das von der Anſtrengung in die ſchönen Wangen ſteigende Blut röthete dieſe mehr und mehr. Jetzt blitzte es von der Batterie, die Büchſe knallte, und ein Gepraſſel erſcholl in dem Wipfel des Ahorns.

„Er fällt! — er fällt!“ rief jubelnd der Neger, nach dem Stamme eilend, während die Dame den Kolben des Gewehrs langſam auf die Erde ſinken ließ. Eben ſtürzte das getroffene Federwild durch die Zweige des Baumes herunter. Der Fall verrieth die Schwere deſſelben.

„Seht, Sir, das heißt geſchoſſen!“ rief der Neger enthuſiaſtiſch, indem er den Vogel, der eben noch die letzten Flügelſchläge that, herbeiſchleppte. „Die Kugel hat den Kopf zerſchmettert. Das will etwas ſagen, auf den Kopf eines Turkey in der Entfernung von vierzig Ellen Höhe zu ſchießen! Ich habe wohl auch auf dieſe und größere Weite, in früherer Zeit, dem Hirſche meine Kugel mitten zwiſchen die Augen angebracht, aber es iſt doch immer ein Unterſchied zwiſchen einem Hirſchkopf auf ebener Erde, und dem eines Truthahns auf dem Baum.“

„Sieh, wie feiſt er iſt!“ ſagte Miß Anna, auf die Bruſt des Vogels zeigend, die von dem Falle bei ſeiner Körperſchwere geplatzt war, und wo ein Streifen weißgelben Fettes ſich hervordrängte.

Während ſie dieſe Worte ſprach, ſah ſie indeß ſogleich nach dem zerſchmetterten Kopfe des Vogels und eine Art ſtolzen Lächelns ſpielte um die ſchönen Lippen. Beauchamp bemerkte dies.

„Ich habe vor Kurzem zu Lexington die geübteſten Schützen Kentucky's um den Preis nach einem angezündeten Lichte, das durch die Kugel nur geputzt, nicht zerſchmettert werden ſollte, ſchießen ſehen,“ ſagte er. „Sie ſchoſſen trefflich, aber es geſchah in horizontaler Richtung und mit aufgelegter Büchſe, ich glaube deshalb, Miß, keine Schmeichelei zu ſagen, wenn ich behaupte, daß ich den eben ſtattgehabten Schuß für ſchwieriger halte.“

„Es kommt blos von vieler Uebung;“ verſetzte die Dame. „Ich liebe die Jagd eben nicht, aber ſchieße oft nach dem Ziele.“

„Eine gewiß intereſſante Beluſtigung, aber“ —

„Eine unweibliche wollen ſie ſagen;“ verſetzte die Dame, und in ihrem Tone lag etwas wie ſchmerzlicher Hohn. „Sie mögen auch Recht haben, Sir,“ fuhr ſie ruhig fort; „aber Dem, der einſam ſteht, keinen Beſchützer und bei Beleidigungen keinen Rächer hat, als ſich ſelbſt, giebt es eine gewiſſe innere Sicherheit, einen Halt, wenn er weiß, daß er ſich im Fall eintretender Noth auf Auge und Hand verlaſſen kann.“

„Und Ihnen, Miß, ſollte ein Beſchützer, bei Beleidigungen, die indeß wohl ohnehin, wenn von Ihnen die Rede iſt, in das Reich der Unmöglichkeiten gehören, ein Vertheidiger, ein Rächer fehlen?“ rief Beauchamp warm. „Erinnern Sie ſich der Worte unſerer gefeierten Dichterin Anna Cook:

‚Der Blitz des Auges iſt der Schönheit Waffe,
Ihr Panzer iſt der Unſchuld weißes Kleid.‘

Die Dame erröthete bei dieſen Worten über und über, dann ſagte ſie mit mühſam errungener Faſſung:

„So dachte die Unglückliche, als ſie dieſe Worte niederſchrieb, aber ſie ſah nur zu bald ein, daß ſie ſich getäuſcht hatte, und daß es nichts als eine hohle Phraſe, eine übertünchte Lüge war.“

„Sie haben ſie gekannt, die Schöne, Edle?“ rief Charles mit Wärme. „O, ich bin einer der enthuſiaſtiſchen Verehrer ihrer Dichtungen, aber ich theile dieſe Verehrung mit hundert Gleichgeſinnten! Selten hat eine neu auftauchende, poetiſche Erſcheinung ſo viel Aufſehen erregt, als die Poeſien dieſer Dame. Eben ſo viel Aufſehen erregte ihr Verſchwinden aus Newyork. Man glaubt, ſie habe ſich in einem Anfalle von Schwermuth ertränkt.“

„Sie hätte es vielleicht thun ſollen,“ verſetzte die Dame kalt, indem ſie dem Neger die Flinte hinreichte. — „Sie haben Newyork vor Kurzem verlaſſen? — Ja? — Es intereſſirt mich, Einiges über die dortigen Verhältniſſe zu hören.“ —

Mit den letzten Worten warf ſie dem Neger den Zügel des Pferdes zu, und ging nach der, in geringer Entfernung vorbeilaufenden Straße. Beauchamp nahm dies als eine ſtillſchweigende Erlaubniß, die Dame zu begleiten, und begann ſogleich über Newyork zu ſprechen. Die Fremde ſchien dort ſehr bekannt zu ſein, ſie erkundigte ſich nach den Verhältniſſen einiger Familien, die gleichfalls in den Kreis ſeiner Bekannten gehörten, und bald bildete ſich ein Geſpräch, aus dem man nicht hätte ſchließen können, daß die Beiden einander erſt vor wenig Minuten kennen gelernt hätten. Da eine hingeworfene Aeußerung darauf zu deuten ſchien, daß die Dame den Namen ihres Begleiters zu erfahren gewünſcht, ſo ſäumte Beauchamp nicht, ſich ihr als den Verwandten ihrer nächſten Nachbarin vorzuſtellen, ihr zu ſagen, daß ſeine Tante ſich ſehr freuen würde, ſie kennen zu lernen, und daß er in der Abſicht, ihr dieſen Wunſch mitzutheilen, ſich ſchon mehrmals nach ihrer Wohnung begeben habe, aber ſtets abgewieſen worden wäre. Die Miß bedauerte dies in einigen allgemeinen, höflichen Redensarten, ohne indeß weder eine Einladung noch eine Ablehnung des Beſuches hinzuzufügen, und das Geſpräch wendete ſich nun auf allerlei wiſſenſchaftliche Gegenſtände, vorzüglich auf poetiſche und äſthetiſche Tagesliteratur. Der junge Mann fand ſeine Begleiterin in derſelben ganz daheim. Keine neue Erſcheinung war ihr fremd; ſie ſprach über jede nur ein paar Worte, aber ihr Urtheil war jederzeit höchſt geiſtreich und treffend. So bekannt aber wie ſie mit der engliſch-amerikaniſchen Literatur war, ſo genau war ſie auch mit der deutſchen und franzöſiſchen vertraut. Beauchamp konnte ſich nicht genug verwundern, wie ein ſo geiſtreiches, ſchönes, und wie ſich aus Allem, was er über die elegante Einrichtung ihrer Wohnung gehört hatte, auch wohlhabendes Mädchen, in eine ſo tiefe Einſamkeit ſich zurückziehen könne. Mittlerweile waren ſie in der

Nähe der Behauſung der Dame angekommen, und Letztere lud ihren Begleiter, jedoch mehr, wie es ſchien, einer nothwendigen Höflichkeitsform zu genügen, zum Eintritt ein. Er fand hier Alles, wie man es anderweitig geſchildert. Die Meubles waren einfach aber elegant, und von gediegenem Werth. Ein herrliches, engliſches Piano, auf dem ein Notenheft der neueſten Compoſitionen lag, deutete wegen der Schwierigkeiten, welche dieſe zeigten, auf eine geübte Clavierſpielerin; was Beauchamp aber am Meiſten intereſſirte, war die treffliche kleine Bibliothek. Sie enthielt vorzüglich die ſchönſten Ausgaben älterer und neuerer Dichtungswerke des In- und Auslandes, gute Ueberſetzungen der Klaſſiker, ſonſt aber auch Werke, die den ſtrengeren Wiſſenſchaften, beſonders der Geographie und Botanik, angehörten, und die man unter dem Büchervorrath eines jungen Mädchens nicht würde erwartet haben. Beauchamp war ſelbſt ein großer Verehrer der poetiſchen und äſthetiſchen Literatur, und da dies auch ein Gegenſtand beſonderer Neigung für die ſchöne Eigenthümerin des Hauſes war, ſo entſpann ſich eine, zuerſt im Zimmer, dann in dem anſtoßenden

Garten fortgeſetzte Unterhaltung, die dieſe vorzüglich zum Gegenſtande hatte. Eben ſo anmuthig, wie das Innere des Hauſes, war auch der, wie Miß Anna ſagte, von ihr faſt neu angelegte Garten. Sie hatte die alte Pfirſichpflanzung in der Nähe des Hauſes zu einem Blumengarten umgeſchaffen. Die Art der Blumenkultur zeigte viel Wiſſenſchaftliches; man ſah, die ſchöne Gärtnerin kannte und verſtand was ſie erzog. Kontraſtirte etwas mit dem ſonſt ſchönen, regelmäßigen, komfortablen Enſemble der ganzen Einrichtung des Gartens, ſo war es der, mitten in den Blumen angelegte Schießſtand. Hier war, an einem Pfahl, eine, von vielen Piſtolenſchüſſen durchlöcherte Scheibe aufgehangen, und ein paar, unter einem Schirmdache auf einem Tiſchchen liegende Piſtolen, ſo wie das ſonſt nöthige Schießzeug bewies, daß die junge Dame dem Zielſchießen leidenſchaftlich ergeben ſein müſſe. Erſt ſpät Abends verließ Beauchamp das Landhaus, Kopf und Herz erfüllt mit Gedanken und Empfindungen in Beziehung auf die neue Bekanntſchaft. Nur mit Ungeduld konnte der junge Mann zwei oder drei ewig lange Tage vorüber gehen laſſen, und doch ſtellte ihm die Tante vor, daß der Anſtand dies als den kürzeſten Termin geſtatte, nach welchem ſie von der Erlaubniß, ihre Nachbarin zu beſuchen, Gebrauch machen könne.

Endlich erſchien der erſehnte Moment, aber Charles konnte eher keine Ruhe finden, bis er den Giebel des kleinen Landhauſes erblickte, und von Joſua, dem alten Neger, der unweit deſſelben mit Reparatur einer Verzäunung beſchäftigt war, erfahren hatte, daß ſeine Herrin daheim ſei. Miß Anna empfing die Tante freundlich, und den jungen Mann als einen alten Bekannten. Bald waren unter einem Schirmdache auf dem Hügel am Ende des Gartens, wo man eine ſchöne Ausſicht in das parkähnliche, waldige Gelände hatte, einige Erfriſchungen in ſchweren, etwas antik gearbeiteten, ſilbernen Gefäßen aufgetragen, und eine lebhafte Unterhaltung kam in vollen Gang. Anna ſprach heute kein Wort von Literatur, ſie richtete ihre Rede überhaupt meiſtens an die Tante, und dieſe, eine Wirthin von ächtem Schrot und Korn, war ganz bezaubert von den wirthſchaftlichen Kenntniſſen, welche die junge Dame in Beziehung auf die beſte Räucherung und Conſervirung des Specks und der Schinken, der Federviehzucht, und des Vergleichs der Prellerei in dieſem oder jenem Store (Kramladen) des nächſten Städtchens zu Tage forderte. Manchmal wollte es Beauchamp zwar bedünken, als ſähe er ein ſatyriſches Lächeln um Anna's Lippen ſchweben, wenn die Tante, entzückt von den wirthlichen Vorzügen der jungen Nachbarin, nun auch die eigenen im ſchönſten Lichte glänzen zu laſſen begann, er verſuchte dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, aber es ſchien ihm dann, als ob Miß Anna ganz verſatzlich dieſer auszuweichen trachte, und Schinken, Würſte, Enten und Truthühner, waren ſogleich wieder an der Reihe. Erſt als er immer einſilbiger und zuletzt ſichtlich verſtimmt wurde, richtete die Dame ihre Rede an ihn, und bald war ſie wieder die, die ſie am Tage der erſten Bekanntſchaft geweſen. Als es Zeit zum Aufbruch war, erſchöpfte ſich die Tante in einem Schwall höflicher Redensarten, von etwas veralteter Form, die alle die Bewunderung der wirthlichen Vorzüge der Herrin des Hauſes zum Gegenſtande hatten, die aber Beauchamp ungemein entzückten, als die Verwandte, wie durch Inſpiration getrieben, für den Neffen um Erlaubniß bat, auch ohne daß ſie ſelbſt ihn begleite, Miß Anna dann und wann zu beſuchen, da, wie ſie hinzuſetzte, der Umgang mit einem ſo kenntniß- und erfahrungsreichen jungen Frauenzimmer in vielfacher Beziehung auf einen jungen Mann, der in den größern Städten unter den Modepuppen des Tages dergleichen jetzt gar nicht mehr zu Geſicht bekäme, von dem allerbeſten Einfluß wäre. Miß Anna ſchien einen Augenblick überraſcht, dann ſagte ſie kalt höflich, es würde ihr angenehm ſein, wenn Mr. Beauchamp, falls er ſeine Zeit nicht beſſer anzuwenden wiſſe, Ihr dann und wann — ſie betonte dieſe Worte beſonders — die Ehre ſeines Beſuchs gönnen wolle.

Der junge Mann war bei der Nachhauſefahrt ſehr einſilbig, und unterbrach die Tante, welche Miß Anna ein ſehr ‚inſtruirtes' junges Frauenzimmer, wie man jetzt dergleichen mit der Laterne am hellen Tage aufſuchen möchte, nannte, nur ſelten mit einigen hingeworfenen Worten. Die Gleichgültigkeit Anna's, mehr noch ihr ‚dann und wann' hatte ihn verletzt, dabei war er auch wieder ärgerlich auf ſich ſelbſt, daß er dies übel nehmen könne, da ſich doch nicht vorausſetzen ließe, daß Anna, ſelbſt wenn ſie es nicht ſo gemeint, ſich anders habe ausdrücken ſollen, als die conventionellen Formen dies mit ſich brächten. Das Reſultat aller Widerſprüche und Kämpfe in ſeinem Innern war endlich, daß er, ſobald es nur die Schicklichkeit erlaube, Gelegenheit nehmen wolle, Miß Anna auf's Neue zu beſuchen, und ſich von ihrer Meinung über ihn näher zu unterrichten.

Eine ſolche Gelegenheit war bald gefunden. Schon nach zwei Tagen hatte er die Tante von der Nothwendigkeit überzeugt, den Gegenbeſuch der ſchönen Nachbarin nicht abzuwarten, ſondern ſie bei Gelegenheit einiger Wirthſchaftsereigniſſe um ihre Anſichten zu bitten, und ſie demzufolge einzuladen. Daß Beauchamp ſelbſt der Bote war, verſtand ſich ohnehin. — Bald war auf dieſe Weiſe ein Wechſel von Beſuchen und Gegenbeſuchen der Beſitzer beider Landgüter eingeleitet, der bald zu einem täglichen wurde.

Es wäre faſt zu verwundern geweſen, wenn auf einen ſo jungen Mann wie Beauchamp, welcher bei einer weichen Seele, einem zur Schwärmerei ſich hinneigenden Gemüth und einem ſanguiniſchen Temperamente, die Vorzüge eines jungen Mädchens von ausgezeichneter Körperſchöne, dem ſchärfſten Verſtande, und einem auf die vielfachſte Weiſe ausgebildeten Geiſte, nicht den tiefſten Eindruck gemacht hätten. Aber nicht nur dieſe Vorzüge, ſondern auch die Macht, welche der ſtärkere Geiſt ſtets über den ſchwächeren erlangt, übten bereits ihre volle Gewalt über die ganze Seele des Jünglings aus. So wie das Aeußere Anna's dem jungen Manne als das Ideal weiblicher Schönheit galt, ſo galt ihm auch ihr Inneres bald als die höchſte Potenz aller Vorzüge, welche der Charakter des Weibes in ſich tragen kann. Stundenlang lauſchte er jeder Rede, die von Anna's Lippen kam, jede ihrer Maximen, die ſie oft mit einer männlichen Entſchiedenheit ausſprach, galt ihm als eine unumſtößliche Wahrheit, und ſelbſt bei Dingen wo er ſonſt eine ganz entgegengeſetzte Anſicht gehabt, ließ er ſich durch ihre ſo geiſtreiche, als gewandte Dialectik leicht überzeugen. Die Bekanntſchaft der jungen Leute nahm bald eine Form an, als ob ſie ſchon jahrelang genährt geweſen, und Beauchamp, welcher Anna faſt täglich beſuchte, was gar nicht mehr auffiel, ſondern ſich ganz als von ſelbſt zu verſtehen ſchien, war einſt ſehr entzückt, als er Anna zur gewöhnlichen Beſuchszeit auf dem Wege ihm entgegenkommend fand, und ſie ihn einfach, wie eine vertraute Freundin oder Schweſter fragte: „wo er heute denn ſo lange geblieben ſei, da ſie ihn ja bereits über eine Stunde erwartet habe?“ —

Anna war an dieſem Tage liebenswürdiger, mittheilender, wie je, erſt ſpät trennte ſich der junge Mann von ihr, und auf dem Nachhauſewege dachte er zum erſtenmal ernſtlich über eine Andeutung der Tante nach, mit der ſie bereits mehrmals hervorgetreten war, ohne ſie geradezu auszuſprechen. Die Verwandte, welche Beauchamp faſt mit mütterlicher Liebe zugethan war, hatte ſtets gewünſcht, daß er die juriſtiſche Laufbahn nicht weiter verfolgen, ſondern ihr Landgut, das ihm doch einſt als Erbe zufallen mußte, ſchon bei ihrem Leben übernehmen möchte. Die Bekanntſchaft mit Miß Anna, deren wirthſchaftliche Kenntniſſe, vielleicht auch die ſichtliche Wohlhabenheit, die aus deren Einrichtungen hervorging, hatte jetzt die Wünſche der Tante in dieſer Beziehung auf's Neue rege gemacht. Der junge Mann hätte Anna nicht ſo liebenswürdig finden müſſen, als dies wirklich der Fall war, wenn er nicht geneigter als früher werden ſollen, die Wünſche der Tante lebhaft in Erwägung zu ziehen, und ſein Herz ſprach zu angelegentlich mit, als daß er nicht bald geneigt geweſen wäre, ſie freudig zu erfüllen. Schon den zweiten Tag wanderte er wieder nach dem Landhauſe der ſchönen Nachbarin, und war diesmal feſt entſchloſſen um ihre Hand anzuhalten. Er fand heute Miß Anna ungewöhnlich ernſt, faſt düſter geſtimmt, und dieſe Stimmung führte das Geſpräch auf die Mißlichkeit des Alleinſtehens des Weibes, ſelbſt wenn es die Kraft fühle, den Schlägen des Schickſals Trotz bieten zu können. Miß Anna ſprach längere Zeit über dieſes Thema, indem ſie bitter hinzufügte, die Stellung des weiblichen Geſchlechts komme ihr wie die eines unglücklichen Prozeßführenden vor, der obwohl fähig geeignet klar und mit Erfolg ſeine Sache verfechten zu können, ſich dennoch einen Advokaten aufdringen laſſen müſſe, da er nicht ſelbſt plaidiren dürfe, und daß dabei das klarſte Recht durch einen ſchlechten Vertheidiger vor den Augen der Parthei zu Grunde gehen könne. Erſt nach und nach heiterte ſich Anna's Stimmung mehr auf, und endlich verwiſchten wiſſenſchaftliche Geſpräche auch die Spuren des Trübſinns, der ſich auf ihre Seele gelagert zu haben ſchien. Sie pries die Ruhe und Annehmlichkeiten des Landlebens, und fügte endlich hinzu, daß ſie es Beauchamp ſehr verarge, ſich ohne Noth in ein Lebensgewühl zu ſtürzen, aus dem ſelten Jemand mit reiner Seele und unverwundetem Herzen ſich zurückziehe, während ihm hier ein Feld offen liege, das ihm einen ſchönen Wirkungskreis für Thätigkeit des Geiſtes und des Körpers darbiete. Mit Freuden ergriff Beauchamp dieſe Gelegenheit, in Eröffnungen, wegen denen er heute vorzüglich gekommen war, einzugehen. Er ſagte, daß er dieſen Kreis erſt dann kennen gelernt habe, als er Anna's Wirken in demſelben geſehen, und daß es nur von ihr abhange, ihn für immer in dieſem feſtzuhalten, oder für ewig daraus zu verſcheuchen. Mit allem Feuer eines jugendlichen Herzens ſprach er nun aus, was er ſeit dem erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft empfunden, und ſchloß dann mit der Bitte um ihre Hand.

Anna ſchrak ſichtlich zuſammen, als Charles dieſes Geſtändniß that, ſie faßte ſich jedoch bald, und ſagte ruhig, daß es ſie unendlich ſchmerze, wie ſie aber, weil ſie ihn als Freund ſchätze, ſich zu der offenen Erklärung gedrungen fühle, daß ſie niemals ſeine Frau werden könne.

Beauchamp war wie zu Boden geſchmettert. — Mit einem Herzen voll Hoffnungen war er gekommen; die Worte Anna's vernichteten alle Keime derſelben. Er ward leichenblaß, ſeine Lippen zuckten krampfhaft.

„Zu viel! — Zu viel der Verachtung!“ ſagte er endlich mit bebendem Tone. „Es mag redlich ſein, daß eine Zurückweiſung bereits auf Ihren Lippen lag, als ich meine Bewerbung kaum ausgeſprochen: aber, bei Gott! Anna, es wäre menſchlicher geweſen, hätten Sie damit nicht ſo geeilt.“

Es lag ein ſo tiefer Seelenſchmerz in dem Tone des jungen Mannes, daß Anna, lebhaft davon ergriffen, Beauchamps Hand faßte, und mit ſanfter Stimme ſagte:

„Ich mußte Ihnen ſchnell den Wehrmuthsbecher reichen, ehe der bittre Trank ſich in Gift verwandelte, und dies geſchähe, wenn ich zögerte. — Glauben Sie mir, mein Freund, wir dürfen uns nie angehören."

„So lieben Sie bereits;" verſetzte der Jüngling.

„Ich liebe nicht, ich werde niemals lieben;" erwiederte Anna. „Mein Herz iſt todt, ausgebrannt, öde."

„Wie?" rief Beauchamp. „Ein Weſen von ſo hochbegabtem Geiſt, von dieſen Seelenvorzügen, ſollte nicht Liebe empfinden können? — Ach, ich weiß wohl," ſetzte er ſchmerzlich hinzu, „ich ſtehe zu tief unter Ihnen, und es mag wohl anmaßend ſein, Gegenliebe von Ihnen zu verlangen, aber, wenn Sie mir Ihre Hand gereicht hätten, würden Sie mich zu ſich emporgezogen haben, und ich hätte Sie ſo ſehr geliebt, daß ich Sie endlich gezwungen hätte, mich wieder zu lieben."

Anna blickte mit Innigkeit auf den jungen Mann, deſſen einfache Rede in jeder Sylbe die innigſten Empfindungen kund gab.

„Glauben Sie nicht, Beauchamp," ſagte ſie mit gefühlvollem Tone, „daß ich den Werth der Neigung eines Mannes, wie Sie, nicht zu würdigen wiſſe; ſeien Sie verſichert, daß ich Sie für meinen beſten Freund halte, unter allen Menſchen auf der Welt Sie am meiſten ſchätze, und daß es vorzüglich eben deswegen, und allein um Ihres Wohls willen iſt, daß ich Ihnen meine Hand verſage."

„O, was ſagen Sie da, Anna!" rief Beauchamp ſchmerzlich, und nicht ohne Bitterkeit. „Um meines Wohls willen verſagen Sie mir Ihre Hand? Und könnte es wohl ein Glück für mich geben, das ich höher als dieſe ſchätzte, ein Unglück, das ich um Ihretwillen nicht freudig ertrüge? — Sie ſagen, Sie hielten mich für Ihren beſten Freund. Sie achteten mich mehr als Andere. Was meinen Sie nun, Miß Anna, wenn ich jetzt einen Beweis dieſer Freundſchaft forderte? Den kleinſten vielleicht, den ein Freund von der Freundin fordern kann."

„Der größte würde mir nicht zu ſchwer werden!" fiel Anna ihm lebhaft in's Wort.

„Wohlan!" ſagte Beauchamp ernſt. „Ich halte es für einen geringen Beweis von Freundſchaft, ja ſogar für eine Pflicht, daß der Freund offen ſei gegen den Freund. Ich frage Sie nun, Anna: Iſt es Widerwille, iſt es Laune, daß Sie, wenn Sie mich unter allen Menſchen wie ſie ſagen, am meiſten ſchätzen, mir dennoch Ihre Hand verſagen?"

„Es iſt keines von Beiden! Ich verſichere Ihnen dies bei Gott, der mich hören möge!" ſagte Anna feierlich.

„Dann, Anna, habe ich als Freund ein Recht, ein heiliges Recht zu fragen: Warum ſchlagen Sie meine Hand aus?" ſprach der junge Mann, ſie feſt in's Auge faſſend. „Sie antworten mir nicht? — Sie hüllen ſich in Räthſel? — Das darf nicht ſein. Sie nannten mich Ihren beſten Freund; beweiſen Sie es, daß Sie mich dafür halten, indem Sie ganz offen gegen mich ſind, oder — ich kann nicht daran glauben."

„Fordern Sie es nicht, Beauchamp;" ſprach Anna in großer Unruhe. „Sie würden Ihr Unglück fordern. Ich darf es Ihnen nicht ſagen."

„Wohlan, Miß Anna, dann haben wir uns in einander getäuſcht!" rief Beauchamp heftig, indem er aufſtand. „Ich kann Sie nicht zwingen mich zu lieben, aber Sie würden mich auch nicht mehr achten können, wenn ich Ihre Geringſchätzung ertrüge."

„Ich ſchwöre Ihnen bei Gott!" rief Anna, auf's Aeußerſte bewegt, „daß nur Rückſichten auf Ihr Wohl —"

„Ich ſpreche Sie davon los!" unterbrach ſie der junge Mann mit Heftigkeit.

„Ich ſchwöre, daß nur dieſe mich bewegen, Ihnen ein Geheimniß aus meinen Angelegenheiten zu machen;" rief Anna fortfahrend. „Noch mehr! Nur aus dieſem Grunde, nur um Sie nicht mit in mein Geſchick zu verflechten, verſage ich Ihnen meine Hand."

„So fordere ich dieſe!" rief Beauchamp mit dem höchſten Ausdruck der Leidenſchaft. „Ich fordere ſie, und wenn Tod und Verderben daran geknüpft wären."

„Das iſt's! Es iſt, wie Sie ſagen!" rief Anna mit Heftigkeit. „Mehr aber wie Tod und Verderben hängt daran, nämlich die Schande."

„Nein, Anna! Das iſt unmöglich! Wer Sie kennt, muß es für unmöglich halten;" entgegnete der junge Mann.

„Demungeachtet iſt es ſo!" rief das Mädchen. „Ich bin Ihrer nicht werth, und binnen Kurzem iſt dies Haupt dem Henker verfallen." — —

Beauchamp ſah die Sprechende betroffen an, er glaubte den Wahnſinn aus ihr reden zu hören. — Anna ſchwieg eine Weile, ſie hatte die ſchönen Augen mit den Händen bedeckt, endlich ſchien ſie gewaltſam die nöthige Faſſung errungen zu haben.

„Ich habe Ihnen zu viel geſagt, als daß ich Ihnen nicht nun auch Alles ſagen müßte;“ ſprach ſie. „Wenn ein elender Stolz, eine Eitelkeit, die mich in's Elend geführt, ſich dagegen ſträuben, ſo denke ich iſt dies eine, wenn auch nur kleine Buße, die ich mir für das was ich begangen habe, und das was ich begehen will, auferlege. Hören Sie meine Geſchichte, und dann verdammen oder verachten Sie mich, wie ich mich ſelbſt verdamme und verachte. — Ich verlor meine Mutter früh; ein Vater, der mich unendlich liebte, erzog mich. Dieſe Liebe zu dem einzigen Kinde, legte den erſten Grund zu meinem Unglück. Der Zufall hatte mir ein Aeußeres gegeben, welches mein Vater — vielleicht auch Andere, die mit uns umgingen — überſchätzten, ich war nicht ohne Talent, überdem voll Wißbegierde, und mein Vater, im Uebermaß ſeiner Liebe, ſuchte mit allen Opfern, die ihm ſeine Umſtände nur zu bringen erlaubten, dieſe Talente auszubilden. Er wollte, wie er mir oft vorſagte, etwas Vollkommenes aus mir ſchaffen. Die leichte Auffaſſungsgabe, die mir beiwohnte, die Sorgfalt, die mein Vater trug, Alles für meine Bildung zu thun, brachte es bald dahin, daß ich in Kurzem Kinder gleichen Alters überragte, und bald überſchütteten Unverſtand, der Wunſch meinem Vater gefällig zu ſein, vielleicht auch gute Meinung das Kind mit einer Menge Lobeserhebungen, die zuerſt die Eitelkeit, ſpäter einen jämmerlichen Stolz auf meine Perſon und Talente in mir aufſtachelten, erhielten und immer höher trieben. Ich erregte eine Art Neid unter meinen Geſpielinnen, der mich von ihnen entfernte, zuletzt aber gänzlich iſolirte, indem ſie mit der von allen Seiten Gefeierten, Belobten und Beneideten, nichts zu ſchaffen haben wollten, ich dagegen ſie aber in vielen Beziehungen zu weit unter mir ſah, um mich um ihre Gunſt zu bewerben Schon unter dieſen Umſtänden, durch ſolche Verhältniſſe, entfernte ich mich aus dem Kreiſe, welchen conventionelles Weſen dem Weibe einmal vorgezeichnet hat. Noch mehr geſchah dies durch Cultivirung eines Talents, welches in mir beſonders vorherrſchend war, und das, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch hinzukommende Umſtände mein Elend vollends begründete. Schon als Kind von ſechs Jahren machte es mir Freude meine kindiſchen Wahrnehmungen in Reime zu bringen. Ich machte Verſe. Mein Vater, ſelbſt eine Art Schöngeiſt, fand ſie allerliebſt, ſprach davon, las ſie den Freunden des Hauſes vor, und dieſe ſtimmten unglücklicher Weiſe in dieſes Lob ein, ermahnten mich auch wohl eifrig, mein „*ſchönes Talent*‘, wie ſie es nannten, immer weiter auszubilden. Ach, es bedurfte dieſes Rathes nicht erſt! Ich lebte nur in Poeſien, ſie floſſen aus Kopf und Herzen auf das Papier, unverſtändige Freunde ließen ſie, um meinem Vater und mir Freude zu machen, anonym in den Journalen abdrucken, ſie erregten einige Aufmerkſamkeit — vielleicht eben durch die Anonymität — man rieth auf dieſen oder jenen Verfaſſer, nannte zehn oder zwanzig Namen, endlich ward der wahre bekannt, und die arme *Anna Cook* ward eine bewunderte, aber noch mehr beneidete, und von den Neidern gehaßte Celebrität.“

„Wie?“ rief Beauchamp. „Sie ſind Anna

Cook, die allgemein bewunderte Dichterin, welche Jedermann zu Philadelphia, der das Glück hatte in ihre Nähe zu gelangen, wegen ihres Geiſtes, ihres Talentes, ihrer Schönheit mit Enthuſiasmus erwähnte?" —

„Ja," unterbrach ihn Anna bitter, „und von der hinterher die Bewunderer ſagten: ſie hätten es längſt vorausgeſehen, daß ein ſo überſpanntes Geſchöpf in den Wellen des Delaware ſein Ende finden würde. — Doch hören Sie weiter. Daß ein junges Mädchen, welches in einer großen Stadt die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, auch von jungen Männern umſchwärmt, daß ihr gehuldigt wird, war nicht zu verwundern, daß deren Zahl ſich vermehrte, als mein Vater ſtarb, und ich eine, wenn auch nicht reiche, doch, was man etwa ſo zu nennen pflegt, wohlhabende Erbin geworden war, und daß nun, was früher keinem der jungen Herren eingefallen, man mir ſogar die Ehre anthat, ſich um meine Hand zu bewerben, war eben ſo natürlich. Ich geſtehe ehrlich, daß es mir nicht ſchwer ward, ſie Alle auszuſchlagen, ich hatte von dem Manne, dem ich einſt anzugehören wünſchte, eine hohe, vielleicht allzuhohe

Idee, und unter meinen Bewerbern war keiner, der dieſem Ideal geglichen hätte. Endlich machte ich eine Bekanntſchaft, die mir zum Fluch geworden iſt, die mich elend gemacht hat.“

Anna wollte weiter reden, ihre Lippen zitterten, zwei Thränen, die ſie haſtig abwiſchte, rollten über ihre Wangen. Nachdem ſie eine Weile, wie erſchöpft, inne gehalten, ſprach ſie weiter:

„Der Mann, den ich kennen gelernt, unterſchied ſich gänzlich von meinen andern Verehrern. Er war weniger galant und zuvorkommend, er ſagte mir weniger Schmeicheleien wie die Andern, ja er tadelte mich zuweilen; lobte er mich aber, ſo war dies ſo anſcheinend unwillkürlich, ſo ungeſucht, ſo wie von der momentanen Empfindung eingegeben, daß ſeine wenigen Worte einen weit tiefern Eindruck machten, als die aller Andern. Je weniger er meine Nähe mit Abſicht zu ſuchen ſchien, je angenehmer war mir die ſeinige. Erſt nach und nach bemerkte ich, daß er ein Mann von glänzenden Talenten, durchdringendem Verſtande, endlich von einer hinreißenden Beredtſamkeit war. Das Intereſſe, was ich an ihm nahm, legte ihm außerdem eine Menge

Eigenſchaften des Herzens bei, von denen er freilich, wie ich endlich allzuſpät einſah, auch nicht eine einzige beſaß. Die kälteſte Berechnungsgabe, der ſcheußlichſte Egoismus, erfüllten ein Inneres, das von einem Aeußern überdeckt war, welches den Typus des edelſten Seelenfriedens, eines hohen Gemüthsadels und der reinſten Sittlichkeit blicken ließ. Wir wurden inzwiſchen immer inniger befreundet, wir ſahen uns täglich, wir liebten uns; endlich hielt er um meine Hand an, doch forderte er, daß unſere Verlobung noch ein Geheimniß bleibe, da er, um eine bedeutende richterliche Stelle zu erlangen, die Gunſt eines mächtigen Mannes, eines Miniſters und Parteihauptes im Congreß nöthig, und Letzterer die Meinung habe, daß wenn er die Stelle erlange, er um die Hand ſeiner häßlichen Tochter anhalten werde, welchen Glauben ihm zu benehmen er ſich nicht veranlaßt gefühlt hätte. So wenig mir dies gefallen wollte, ſo ließ ich mir doch die Nothwendigkeit dieſes Verfahrens, wobei, wie er ſagte, er ſich keine Vorwürfe zu machen habe, da Jener ſich ohne alle Veranlaſſung in dieſe Illuſion verſetzt, einreden; unſer Verlobung blieb verſchwiegen, unſer Umgang dauerte fort, und — führte mich endlich in's Verderben. Ueberredung, Liebe, Wahnſinn — was weiß ich! — machten möglich, was ich ſonſt für unmöglich gehalten hatte. Ich ward ein Opfer der Verführung. — Mein Jammer, meine Verzweiflung waren gränzenlos. Mein Verführer ſuchte mich zu beruhigen, er bot mir an, mich ſogleich zum Altar zu führen; aber dann, ſagte er, ſeien auch alle Ausſichten zu Erlangung jener Stelle für ihn verloren. Ich wollte dies Opfer nicht annehmen, wenigſtens zögerte ich immer noch, ich eilte zu einer Verwandtin, die im fernen Weſten wohnte. Hier wollte ich warten, bis er die Stelle erlangt hätte, und unſere Verbindung vollzogen worden wäre. Welche Seelenqualen, welche Angſt ich ausgeſtanden, weiß Gott allein; wer aber beſchreibt mein Entſetzen, als ich, einige Wochen nach meiner Ankunft in jener Gegend, in einer Zeitung die Ernennung des Elenden für jene Stelle, zugleich aber die Anzeige ſeiner Verheirathung mit der Tochter des einflußreichen Mannes las."

„Schändlich! — Schändlich!" rief Beauchamp im Innerſten empört. „Und gab es denn Niemand, der in Ihrem Namen den Elenden zur Rechenſchaft gefordert, der Rache genommen hätte?"

„Es gab Niemand! Ich ſtand allein;" verſetzte Anna mit düſterer Miene. — „Hören Sie weiter. Die entſetzliche Nachricht raubte mir faſt die Sinne. Ich war außer mir. Der furchtbare Schlag, der mich getroffen, hatte eine frühzeitige Niederkunft mit einem todten Knaben zu Folge. Wochenlang ſchwebte ich am Rande des Grabes. Ich hätte mir den Tod wünſchen müſſen, aber" — ſie ſprach dies mit flammendem Auge — „ich wünſchte mir ihn nicht, ich dachte nur an Rache, und ich glaube nur dieſer Gedanke erhielt mich unter den Lebendigen. Ich hing den Gedanken, mich zu rächen, nach, ich hing ihnen ſo lange nach, bis ſie nicht wieder von mir wichen. Sie allein erfüllten meine Seele, ſie erfüllen ſie noch, und werden nicht von mir weichen bis ſie zur That geworden."

„Nur das: Wie?" fuhr Anna nach kurzer Pauſe fort, „war es, mit dem ich mich nun beſchäftigte. Mein erſter Gedanke war, mich nach Lexington zu begeben, und den Elenden mitten im Gerichtshofe, in der Kirche, beim Mahle im eignen Hauſe niederzuſtoßen, aber ich habe den Mord, den Angriff auf Jemand, der ſich nicht vertheidigen kann, immer für eine Scheußlichkeit, für eine elende Feigheit gehalten. Ein anderer Gedanke ſtieg in mir auf. Zweikämpfe ſind, wie Sie wiſſen, häufig in unſerm Lande, in Neuorleans ſind ſie eine tägliche Begebenheit. Ich kam auf den Gedanken, meinen Verführer zum Zweikampf auf Piſtolen zu fordern. Einestheils gab es Niemand, dem ich hätte zumuthen können, für mich ſich dem Tode Preis zu geben, anderntheils war es mir ein freudiger Gedanke, den Elenden von meiner Hand ſterben zu ſehen, oder durch die ſeinige zu fallen. Ich eilte in dieſe Gegend, wo ich gänzlich unbekannt, und doch nicht allzuentfernt von dem Aufenthalte meines Gegners war, ich kaufte den kleinen Landſitz, wo ich bin, ich übte mich hier Tag für Tag in Führung der Piſtole, und ich darf wohl ſagen, daß ich es darin zu einer, für ein Weib nicht ganz gewöhnlichen Fertigkeit gebracht habe. Ich ließ dabei meinen Verführer nicht unbeachtet. Er iſt in der Provinz ein ſehr bedeutender Mann geworden, in wenig Wochen legt der Präſident ſein Amt nieder, mein Gegner wird unter der neuen Regierung unſtreitig eine hohe Stelle einnehmen, ſeine Eigenſchaften ſind glänzend, ſeine Gewandtheit groß genug, um ihm dieſe zu verſchaffen. Jetzt dachte ich mein Vorhaben in's Werk zu richten. Vor einigen Tagen ſchrieb ich ihm. Ich ſagte ihm Alles, Alles was mir der glühendſte Haß eingab, ich ſagte ihm, daß ich nur einen Wunſch noch hätte, entweder ihn zu tödten oder von ſeiner Hand zu fallen."

„Und er?" unterbrach ſie Beauchamp. „Was war ſeine Antwort?"

„Vor einer Stunde erhielt ich ſie;" verſetzte Anna, indem ſie ein Billet aus dem Buſen zog, welches, wie der junge Mann beim Eintritt bemerkt zu haben glaubte, ſie eben geleſen und dort verwahrt hatte. Sie öffnete es, ſchlug die Unterſchrift um, und ſagte: „Leſen Sie!" —

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Theure Anna! Könnte mein Tod, das was ich an Ihnen verſchuldet, ungeſchehen machen, ich böte gern Ihrer Waffe meine Bruſt zum Ziele. Da dies aber unmöglich iſt, ſo würde ich dem Bewußtſein Ihres Unglücks, wenn ich mich von Ihnen tödten ließe, nur noch das Bewußtſein wirklicher Schuld, die ich jetzt allein zu tragen habe, hinzufügen. Daß ich mein Piſtol auf Ihr edles Haupt, auf ein Herz, das einſt in Liebe für mich ſchlug, richten könnte, halten Sie wohl ohnehin für unmöglich! Ueberdies werden Sie fühlen, daß unſer unglückliches Verhältniß zu traurig iſt, um das Lächerliche, das einem Zweikampfe zwiſchen einem Manne und einem Weibe ankleben müßte, daran zu knüpfen.‘

Beauchamp faltete den Brief ſtill zuſammen. Mochte der Schreiber deſſelben auch ein Böſewicht ſein, die Wahrheit, die in den Worten des Schluſſes lag, konnte nicht abgeläugnet werden.

„Sie ſehen,“ ſagte Anna mit düſtern Blicken, „der Elende iſt feig, faſt zu feig um Rache an ihm zu nehmen. Ihn ermorden, wäre noch feiger. Dennoch darf er nicht leben.“

„Und was gedenken Sie zu thun?“ fragte der junge Mann.

„Ich werde ſelbſt vor ihn treten;“ ſprach Anna, indem ihre ſchönen Züge immer finſterer wurden. „Ich will ihm das Antlitz der Meduſe zeigen; der

Edelen ſoll vor mir zittern, aber ermorden will ich ihn nicht, wenigſtens nicht mit eigenen Händen tödten, wenn er ſich nicht zwingen läßt eine Waffe gegen mich zu ergreifen.“

„Wie Anna? Sie werden doch nicht einen Mörder gegen ihn ſenden wollen?“ rief Beauchamp ergriffen.

„Das nicht, aber einen Rächer!“ rief Anna heftig. „Ich werde den Mann, der ihn tödtet, nicht zum Banditen machen, indem ich ihn dinge und bezahle, ich werde ihn mit dem Rechte ausrüſten, Rache zu nehmen. Ich werde aus meinem Elend länger kein Geheimniß machen, ich werde, wo es auch ſei, und wäre es in der niedrigſten Klaſſe des Volkes, meinen Rächer ſuchen, und Der, welcher meinem Feinde im Zweikampfe gegenüber tritt, ſoll mein Verlobter, wenn er ihn tödtet Herr meines Vermögens und mein Gatte ſein.“

Sie ſprach dieſe Worte mit flammenden Augen, mit glühender Wange, ſie war in ihrem Zorne ſo ſchön, ſo ſtrahlend, wie die Alten uns in ewig lebenden Dichtungen die zürnenden Unſterblichen beſchreiben. Den Eindruck, den ſie auf das ſchwarmeriſche Gemüth Beauchamps machte, war ein ergreifender. Seiner ſelbſt nicht länger mächtig, ſprang er auf.

„Anna!“ rief er, „Ihr Rächer iſt gefunden! Ich bin der Mann, den Sie ſuchen. — Entweder Ihr Gegner fällt von meiner Hand, dann bin ich Ihr glücklicher Gatte, oder ich falle von der ſeinigen, dann denken Sie freundlich des Freundes, der freudig für Sie in den Tod ging. So oder ſo, ich werde glücklich ſein.“

„Nimmermehr!“ rief das Mädchen erſchrocken. „Das darf nicht ſein. Sie habe ich nicht gemeint, Sie dürfen wegen mir nicht in's Verderben eilen. Zu dem, was ich ſuche, iſt jedes rohe Gemüth, das nach Geld, nach Wohlſtand angelt, und ſich doch nicht geradezu für die That bezahlen laſſen will, gut genug.“

„Und an ein ſolches wollte ſich Anna, die edle hochgebildete Anna, die Dichterin unvergänglicher Lieder wegwerfen?“ rief der Jüngling. „Nimmermehr darf dies der Fall ſein! Schon als Ihr Freund habe ich, und fordere ich das Recht, Sie vertreten zu dürfen; bin ich Ihr Verlobter, ſo muß dies ohnehin ein Jeder natürlich finden. Ich würde es als einen bloßen Vorwand, erzeugt von tiefer Geringſchätzung, betrachten, wenn Sie mich von einer Bewerbung ausſchlöſſen, welche Sie, wie Sie ſelbſt ſagen, einem tiefer Stehenden eröffnen wollen."

Es bedurfte eines unendlichen Dringens und Zuredens, ehe Anna in Beauchamps Bitten einwilligte. Sie ermahnte ihn unaufhörlich den Vorſatz aufzugeben, ſie ſagte, daß ſie ſich Vorwürfe mache ihn mit ihren Verhältniſſen bekannt gemacht zu haben, und daß ſie hoffe, daß er ſeinen Entſchluß ändern werde, was ihr nur erwünſcht ſein könne, da unter allen Menſchen auf der Welt ſie Niemand kenne, deſſen Leben ſie weniger als das ſeinige gefährdet ſehen möchte. Beauchamp, in dieſen Aeußerungen eine Art Geſtändniß von Zuneigung erblickend, beſtand nun um ſo heftiger auf ſeinem Entſchluß, und drang in Anna, ihm den Namen des Gegners zu nennen. Erſt nach langem Dringen gab ſie nach, ſie entfaltete den Brief und die bis dahin eingeſchlagene Unterſchrift. Als wenn er unvermuthet eine Klapperſchlange erblickt hätte, fuhr der Jüngling zurück:

„Wie?“ rief er er erſchrecken, „Obriſt Sharp, der Generaladvokat Sharp, mein Gönner, mein Beſchützer, der Mann, den ich ſtets als ein Muſter männlicher Sitte und Rechtlichkeit hochgeachtet?“

„Hätte ich nicht daſſelbe geglaubt, wäre er dann wohl im Stande geweſen mich ſo elend zu machen?“ fragte Anna ſchmerzlich. „Glauben Sie mir, dieſer Menſch iſt ein Böſewicht, ein kalter, egoiſtiſcher Planmacher, der ſeine Ränke ſo fein, ſo berechnend anlegt, daß Der, den er damit umgarnen will, den er nach und nach mit faſt unſichtbaren Fäden einſpinnt, ſolche nicht eher bemerkt, als bis er gefangen iſt. Sie ſelbſt ſagten mir, daß er Ihnen ſchon vor längerer Zeit Sie beim Gerichtshofe einzuführen verſprochen, immer fand ſich ein Hinderniß. Meinen Sie wirklich, daß er, was ja ſo ganz einfach iſt, was jeden Augenblick in ſeiner Hand liegt, wirklich gewollt hat? O, es werden ſich gewiß noch viele, ſo ſcheinbar zufällige Hinderniſſe finden, bis Sie, davon gelangweilt, ihm ſein Verſprechen erlaſſen werden.“

„Erſt geſtern erhielt ich einen Brief, in welchem er mir für die nächſte Woche Hoffnung machte —“

„Was wollen Sie wetten, es findet ſich ein neues Hinderniß?“ unterbrach ihn Anna. „O, ich kenne ſeine Art zu handeln. Er mag Anfangs wirklich die Meinung gehabt haben, Ihnen nützlich zu ſein, aber blos um Sie zu benutzen; jetzt ſieht er, daß Sie ſein Mann nicht ſind, oder er hat einen gefunden, der beſſer in ſeine Berechnungen paßt.“

„Sie mögen Recht haben, Anna;“ ſagte Beauchamp nach kurzem Nachdenken. „Schon manchmal iſt die Idee in mir aufgeſtiegen, daß die Hemmniſſe, die meiner Anſtellung im Wege ſtehen, künſtliche, gemachte ſein mögen, ich habe es nie glauben mögen, daß ein Mann, der ſich mir mit edlem Freundeseifer zum Rathgeber, Führer und Beſchützer antrug, ein niederträchtiges, falſches Spiel geſpielt haben könnte. Wer indeß an Ihnen, an dem ſchönſten, edelſten Weſen, für das je ein Männerherz geſchlagen, ſo ſchändlich, als dieſer Mann gethan, handeln konnte, iſt des kleinern Vergehens um ſo unbedingter fähig. Seine Falſchheit ſoll indeß den verdienten Lohn finden. Er ſoll nicht länger ungeſtraft hohnlachen, uns betrogen zu haben. Ich räche uns Beide.“

„Beſinnen Sie ſich, Beauchamp. Treten Sie zurück. Ich möchte nicht, daß Sie ſich wegen mir in's Verderben ſtürzten;" ſagte Anna wie unwillkürlich von Mitleid ergriffen.

„Mit Freuden würde ich für Sie in den Tod gehen!" rief der Jüngling feurig.

„Nicht Sie! Nicht Sie, Beauchamp! Er, der Elende, muß fallen!" rief Anna mit Heftigkeit. „Laſſen Sie mich dafür ſorgen, daß Sie im Vortheil ſind. Kommen Sie täglich zu mir. Ueben Sie ſich im Piſtolenſchießen. Ich werde Sie unterweiſen, und ich verſpreche Ihnen, binnen vierzehn Tagen einen trefflichen Schützen aus Ihnen gebildet zu haben."

„Wohl!" rief der Jüngling feurig. „Ich räche Sie, Anna, oder ich falle."

„Nein! — Nein!" rief das Mädchen. „Sie werden leben."

„Und lebe ich — dann?" ſprach Beauchamp, ihr zärtlich die Hand reichend.

„Dann!" rief Anna, feſt die ſeinige ergreifend. — „So lange ich weiß, daß Jemand athmet, der meine Schande kennt, finde ich weder Raſt noch Ruhe. —

O, Sie glauben nicht, welch' ein Unglück es iſt, ſich ſelbſt verachten zu müſſen.“ —

Es wäre kaum zu erklären, wie ein ſo hochgebildetes Mädchen als Anna, Jemand, den ſie ſchätzte, in den Tod zu ſenden, noch weniger wie ſie ſich ſelbſt zum Preis für den Erſten, Beſten, der das an ihr begangene Unrecht hätte rächen wollen, hinzugeben hätte vorſetzen können, wenn die letzten Worte ihrer Rede nicht einen tiefen Blick in ihre Seele geſtatteten. Sie gaben zugleich ein, wenn auch nur ſchwaches, Bild des entſetzlichen Zerwürfniſſes, das in ihrem Innern ſtattfand. — Anna war von ihren Gefühlen in dieſem Augenblicke ſo überwältigt, daß Beauchamp ſich nicht getraute, auch nur ein Wort des Troſtes auszuſprechen.

„Gehen Sie, mein Freund!“ ſagte ſie endlich mit ſtockender Stimme. „Verlaſſen Sie mich jetzt und kehren Sie morgen wieder. Wenn ich allein bin, werde ich weinen können, und das wird mich beruhigen.“

Beauchamp nahm ſtillſchweigend Abſchied, indem er Anna bittend und ſchmerzlich anblickte. —

Ungefähr vierzehn Tage vergingen, während welcher Zeit Beauchamp faſt den größten Theil des Tages bei Anna zubrachte, und ſich fortwährend im Piſtolenſchießen übte. Die Tante des jungen Mannes war hocherfreut über dieſen Umgang. Sie glaubte die jungen Leute in zärtlichem Verkehr, während dort nur von Rache und Tod die Rede war. So oft mit Beauchamp von ſeiner Liebe, von einer glücklichen Zukunft die Rede war, ward Anna ernſt.

„Wiegen Sie ſich nicht in falſche Hoffnungen ein, mein Freund," ſagte ſie dann gewöhnlich; „Sie werden den Schändlichen todten, aber glücklich werden wir dennoch nicht ſein. Nicht auf dem Pfade der Tugend, welche allein die Menſchen beglückt, begegnen wir uns, wir wandeln den Pfad des Verbrechens — dennoch kann ich nicht anders."

Noch im Laufe deſſelben Monats reiſ'te Beauchamp nach Frankfort, der Cantonsſtadt, wo ſich der Generaladvokat, Obriſt Sharp, der Zuſammenziehung der Miliz wegen, ſeit einigen Tagen aufhielt. Es war ſpät Nachmittags, als der junge

Mann im Orte ankam. Er ſteckte zwei gut geladene Piſtolen und zwei Dolche zu ſich, und begab ſich nach der Wohnung ſeines Gegners. Hier hörte er, daß derſelbe ausgegangen ſei. Man nannte ihm das Ufer des Fluſſes als den gewöhnlichen Spaziergang des Obriſten. „Dort,‘ ſagte der Diener, den der Jüngling befragt hatte, „würde ſein Herr zu treffen ſein.‘ Beauchamp richtete ſeine Schritte nach jenem Ort. Es war ſchon gegen Abend, aber eine Menge Menſchen bedeckten noch den Weg. Lange hatte Beauchamp vergebens umhergeblickt, er war weiter und weiter gegangen, und befand ſich endlich in der Nähe eines Wäldchens, wo kein Spaziergänger mehr zu erblicken war. Die Abendglocken ertönten jetzt von der Stadt herüber, die Sonne war bereits untergegangen, eben wollte Beauchamp umkehren, als plötzlich ein Mann auf einem einſamen Pfade aus dem Wäldchen geſchritten kam. Der Spaziergänger war Obriſt Sharp. — Es war derſelbe ein Mann von einem ſtattlichen Aeußern und einem Alter von noch nicht vierzig Jahren. Seine Geſichtszüge hatten, ohne ſchön zu ſein, doch auch nichts Widriges. Klugheit und Liſt ſprach aus denſelben. Eben fiel ſein Auge auf Beauchamp; er erkannte ihn augenblicklich.

„Ei, ſiehe da, mein junger Freund!“ rief er, ihm freundlich die Hand reichend, was Beauchamp jedoch nur mit einer kalt höflichen Verbeugung erwiederte. „Ich hätte, Ihrem letzten Briefe zufolge, beinahe Ihre Herkunft erwarten können. Sie kommen mich an meine Zuſage zu mahnen. Lange hätte ich dieſe erfüllt, wenn es die Umſtände erlaubt hätten, aber ſtets waren Schwierigkeiten, die man nicht immer wegräumen, oder auch nur umgehen kann, im Wege. Halten Sie ſich indeß verſichert, daß, ſobald nur die neuen Congreßwahlen, die jetzt meine ganze Zeit in Anſpruch nehmen, vorüber ſind, ich Alles daran ſetzen werde, mein Verſprechen zu erfüllen.“

„Nicht dieſes iſt es, Sir, was mich hertreibt, ich komme vielmehr Sie dieſes Verſprechens zu entbinden;“ erwiederte Beauchamp mit Kälte.

„Sie ſcheinen ſehr empfindlich, mein junger Freund!“ verſetzte Sharp lächelnd, indem er den Arm des jungen Mannes in den ſeinigen nahm. „Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie an meiner Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, zweifeln wollten.“

„Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß nicht davon die Rede iſt;" erwiederte der Jüngling ſeinen Arm aus dem des Obriſten ziehend, ſtill ſtehend, und den Gegner feſt anblickend. — „Entſinnen Sie ſich, was Ihnen Anna Cook, als Sie dieſe Aermſte verließen, beim Abſchiede geſagt?"

Der Obriſt ſtand wie erſtarrt, er ward leichenblaß, und konnte kein Wort erwiedern.

„Als Anna nach dem Weſten reiſ'te, um dort ihr Unglück und ihre Schande zu verbergen, ſagte ſie zu Ihnen, daß, wenn Sie treulos werden konnten, der Himmel einen Rächer ſenden würde. — Ich bin dieſer Rächer."

„Sie? — Beauchamp, Sie?" ſtammelte Sharp.

„Ja ich!" erwiederte der junge Mann. „Ich habe das heiligſte Recht dazu. Ich habe das Recht, Ihnen zu ſagen, daß Sie ein Elender ſind, daß Sie eins der ſchönſten, herrlichſten, edelſten Weſen zu Grunde gerichtet haben."

„Wahr! — Wahr!" rief Sharp, anſcheinend tief erſchüttert. „Ja, ich habe übel, ſehr übel an Anna gehandelt. Aber wüßten Sie Alles, kennten

Sie die Verhältniſſe, kennten Sie die Macht ſich durchkreuzender Leidenſchaften, Sie würden mich, wenn auch für ſtrafbar — denn das bin ich, und will mein Verfahren nicht vertheidigen — doch auch für beklagenswerth halten. O, mein Freund, was ich gelitten, das kann keine Zunge ausſprechen! Hören Sie mich an, und dann ſeien Sie mein Richter. Von Jugend auf ſpornte mich der ſo verzeihliche Ehrgeiz des Bürgers einer Republik, durch Dienſte, die ich dem Gemeinweſen zu leiſten gedachte, mich vor meinen Mitbürgern auszuzeichnen, und einſt einen bedeutenden Rang im Staate erlangen zu wollen. Der Zufall, Verbindungen, wohl auch einige Talente, begünſtigten mich, ich kann wohl ſagen, daß ich nicht unbemerkt blieb, und noch nicht dreißig Jahre alt, war ich ſchon Richter, wenige Jahre ſpäter ward ich zum Obriſten bei der Miliz gewählt, mit fünfunddreißig war ich Mitglied des Congreſſes. In dieſer Zeit lernte ich meine gegenwärtige Gattin, die Tochter eines hochgeachteten, würdigen Staatsmannes, kennen, wir traten uns näher, und bald ward, vielleicht mehr aus äußeren Rückſichten als aus Liebe, eine Verlobung geſchloſſen, der in Kurzem eine Verheirathung folgen ſollte. Da ſah ich Anna! — Beauchamp, auch Sie haben die Treffliche kennen lernen, verurtheilen Sie mich, wenn ich geſtehe, daß ich bei ihrem erſten Anblick bereits das Verſprechen der Liebe, der Treue, das ich der, von mir nur wenig gekannten, mit nur geringen körperlichen Reizen begabten Verlobten, gegeben, gänzlich vergaß. Ich ſah Anna öfters, meine Liebe wuchs von Tag zu Tag, ich liebte ſie bis zur Raſerei, dennoch kämpften in mir zwei Seelen mit einander. Ich wollte das der Verlobten gegebene Wort erfüllen — auch war gewiſſermaßen meine politiſche Exiſtenz an dieſe Heirath geknüpft — doch konnte ich nicht von Anna laſſen. Letztere wußte nicht, daß der Mann, der ſie ſo glühend liebte, und der auch endlich von ihr wieder geliebt wurde, der Verlobte einer Andern ſei, daß er um ihretwillen einen Treubruch begangen hatte. Unſere Liebe hatte endlich die unglücklichſten Folgen. Jetzt war ich entſchloſſen, mich von der Verlobten zu trennen und Anna zu heirathen, mochte auch meine politiſche Exiſtenz auf dem Spiele ſtehen. Hätte ich dieſen Entſchluß ſogleich ausgeführt, welchen Schmerz hätte ich mir erſpart! Ich wollte indeß, bei längerer Ueberlegung, nicht alle meine ſo lockenden Ausſichten aufgeben, ich dachte meine Verbindung noch eine Weile hinzuhalten, inzwiſchen wäre ich Generaladvokat geworden, dann wollte ich meine Verlobung nach und nach rückgängig machen, und Anna meine Hand reichen. Ach, als ich Anna nicht mehr ſah, nicht täglich ihre Stimme hörte, kam Alles anders. Ich lernte meine Verlobte näher und näher kennen. Sie war nicht ſchön, aber Geiſt und Liebenswürdigkeit waren ihr nicht abzuſprechen. Mein Verhältniß zu Anna war übrigens nicht ſo unbemerkt geblieben als ich geglaubt. Anna hatte Neider, ihr Geſchlecht war ihr bitter feindlich; ſie hatte zu hoch geſtanden, als daß dies nicht der Fall hätte ſein ſollen. Dieſe Neider und Feinde verbreiteten nach ihrer Abweſenheit nachtheilige, ja ganz ſchändliche Gerüchte, die ihren Ruf befleckten, und die den Umſtand, daß ſie den Tod in den Wellen geſucht, wie man damals meinte, motiviren ſollten. Ich hatte zwar an dieſe Gerüchte nicht geglaubt, aber ich kann nicht läugnen, daß ſie allerdings dazu beitrugen, Anna's Bild in meinem Herzen erbleichen zu machen Ein Kampf zwiſchen Liebe, Ehrgeiz, Glauben und Unglauben an Anna's Werth, entſpann ſich, und — verdammen Sie mich immer, ich verdamme mich ſelbſt — endigte damit, daß ich der früher Verlobten die Hand reichte."

„Jetzt," ſagte Sharp, nachdem er eine Weile geſchwiegen, „jetzt, Beauchamp, richten Sie mich, aber wagen Sie mein Vergehen mit Menſchenwaage. Ich bin kein Verbrecher. Ich habe Anna unglücklich gemacht, ich habe ihr ganzes Lebensglück vernichtet, aber es geſchah nicht aus böſem Vorſatz. Unglückliches Zuſammentreffen, von Umſtänden, Verhältniſſen, die ich nicht bemeiſtern konnte, Charakterſchwäche vielleicht, Alles trug dazu bei, mich ein großes Unrecht begehen zu machen; aber ein Verbrecher bin ich dennoch nicht."

„Sei dies, wie es ſei, Sie haben eine Abſcheulichkeit begangen, indem Sie das herrlichſte Weſen zu Grunde richteten, und endlich, als die Aermſte keinen Vertreter hatte, als Gott und ſich ſelbſt, ihr ſogar die Genugthuung, die ſie forderte, verweigerten;" verſetzte Jener.

„Wie?" rief Sharp. „Sint Sie im Ernſt

der Meinung, daß ich mich mit einem Weibe hätte ſchlagen ſollen?"

„Jetzt ſteht Ihnen ein Mann gegenüber. Ich vertrete die Gekränkte," ſagte Beauchamp, indem er den Ueberrock öffnete, und die Piſtolen ſichtbar wurden.

„Was? Sie werden mich doch nicht ermorden wollen?" rief der Obriſt erſchrocken.

„Bin ich ein Meuchelmörder?" erwiederte der Jüngling heftig. „Ich fordere Genugthuung mit der Piſtole in der Fauſt, und Sie können mir ſolche nicht verweigern."

„Es wäre dennoch nichts als ein Mord, den Sie im Auftrage Anna's begehen wollen. Ich habe niemals ein Piſtol abgefeuert, und jetzt iſt die Dämmerung bereits eingetreten;" ſprach Sharp.

„So hatte alſo Anna Recht, als ſie ſagte: Sie ſeien eine Memme!" rief Beauchamp heftig. „Sie wollen ſich nicht mit mir ſchießen?"

„Nein!" erwiederte Sharp mit Faſſung. „Ich verſtehe mich nicht auf die Führung dieſer Waffe, es iſt faſt dunkel, ich kann mich nicht mit Ihnen ſchlagen."

„So will ich ſehen, ob ich Sie nicht zwingen kann, ſich als Mann zu vertheidigen!“ ſchrie Beauchamp, indem er zwei Dolche aus der Bruſttaſche zog und einen davon dem Gegner in die Hand drückte. — „Nun?“ fuhr er hitzig fort, als Sharp keine Hand regte. „Werden Sie es, oder werden Sie es nicht? — Antworten Sie, oder ich ſtoße Sie nieder.“

„So nehmen Sie Ihr Opfer!“ rief Sharp, indem er den Dolch auf den Boden ſchleuderte, und die Bruſt entblößte. „Stoßen Sie zu, bringen Sie Anna mein blutendes Haupt, und — die Verzeihung meines Todes.“

Beauchamp war erſchüttert. Hierauf war er nicht gefaßt geweſen.

„Halten Sie mich für einen Cherokeſen, einen der wilden Sioux!“ rief er aus. „Ich fordere Genugthuung für Anna, aber ich will Sie nicht ermorden.“

„Und mit welchem Recht fordern Sie ſolche?“ ſagte Sharp gelaſſen. „Sie werden mir ſagen, daß Sie Anna lieben. Dies mag ſein, aber wollen Sie ſich bei aller Welt als ihr Liebhaber proklamiren?

Wollen Sie das Grab ihres, durch mich vernichteten Rufes von Neuem aufreißen? Sie ſind weder mit ihr vermählt, noch verwandt. — Beauchamp," ſagte der Oberſt, indem er näher trat, „tödten können Sie mich, mein Leben iſt in Ihrer Hand, ich werde mich nicht vertheidigen, aber ſchlagen werde ich mich nicht. Ich bin ſo ſtrafbar, daß wenn Anna einen Bruder, einen Gatten hätte, welcher mich zum Zweikampf fordern wollte, ich mich lieber von ihm tödten laſſen, als ein neues Verbrechen gegen die edle, unvergeßliche, ach, durch mich ſo unglücklich gewordene Anna begehen würde."

Ein Strom von Thränen ſtürzte bei dieſen Worten aus ſeinen Augen, er fiel auf die Kniee nieder.

„Mögen Sie," fuhr Sharp fort, „mich immerhin verachten, mögen Sie mich einen Feigen nennen, mögen Sie alle Beſchimpfungen auf mich häufen! Ach, keine derſelben kann ja ſo groß ſein, als daß ich ſie nicht durch mein Benehmen gegen Anna zehnfach verdient hätte, und darum will ich mein Haupt, wenn Sie nicht, was ich als eine Wohlthat vorziehen würde, ſolches zum Sühnopfer nehmen wollen, geduldig unter das Joch des Schimpfes beugen."

Sharp rang bei dieſen Worten die Hände, er ſchluchzte laut, und ſeufzte ſo jammervoll und zerknirſcht, daß der Jüngling davon tief erſchüttert wurde. Eine ſolche Vertheidigungsweiſe hatte er nicht erwartet. Eine einzige Drohung, ja ſelbſt eine keckе Entſchuldigung, hätte ſie nur den kleinſten Anflug von Hohn blicken laſſen, und er hätte ſeinen Dolch mit den Herzblute Sharps getränkt, aber ihn einem Wehrloſen in die Bruſt zu ſtoßen, wäre ihm unmöglich geweſen.

„Ich weiß nicht," rief er aus, „ob ich Sie mehr bemitleiden, oder wegen Ihrer Feigheit noch tiefer verachten ſoll! So verurtheile ich Sie denn zu leben! Ich werde das, was zwiſchen uns vorgegangen, Anna mittheilen, und dieſe mag dann entſcheiden, ob ich den ſich krümmenden, in den Boden wühlenden Scorpion zertreten ſoll oder nicht. Halten Sie ſich indeß verſichert, Ihre jämmerliche Feigheit wird nicht ſtets ein ſo ſicherer Schutz, wie in dieſem Augenblicke ſein, und will es Anna, oder ſinkt die Schale Ihrer Sünden nur um eines Haares Schwere, ſo werde ich Sie dennoch tödten."

Voll Verachtung kehrte ihm Beauchamp den

Rücken, und ſtürmte fort in die Nacht. — — Jener erhob ſich.

Lange Zeit ſtand Sharp ſtill und unbeweglich. So wie die Fußtritte des Fortgehenden verklungen waren, ließ er ein leiſes Lachen hörbar werden.

„Wie dumm!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wie lappiſch doch ſo ein Schwärmer iſt, und dennoch hing mein Leben nur an eines Haares Spitze! — Und auch den Dolch, den er mir aufdrang, hat er liegen laſſen!“ ſetzte er hinzu, indem er die Waffe aufhob und zu ſich ſteckte. „Faſt noch dümmer! — Ich könnte,“ fuhr er fortgehend im Selbſtgeſpräche fort, „den Narren als Meuchelmörder vor die Aſſiſen bringen. Der Dolch gäbe ein hübſches Beweisſtück, und an Zeugen ſollte es auch nicht fehlen. Aber wozu? Das gäbe Spectakel. Beſonders jetzt, kurz vor den Wahlen, wäre es nicht an ſeinem Platze. Ich will es mir noch überlegen. Der entläuft mir nicht.“ — —

Es war am folgenden Tage gegen Abend, als Beauchamp auf dem Landgute Anna's eintraf. Er erzählte dem Mädchen den ganzen Vorgang, und dieſes hörte ihm aufmerkſam zu. Als er geendet hatte, ſchüttelte Anna lächelnd das Haupt.

„Der Erbärmliche,“ ſagte ſie endlich, „hat Sie betrogen, und wird ſich jetzt der gelungenen Ueberliſtung freuen.“

„Wie?“ rief der junge Mann. „Sie könnten glauben, daß Alles von ſeiner Seite nur eine Maske —“

„Weiter nichts!“ unterbrach ihn Anna. „Er hat Sie getäuſcht, wie er noch Alle getäuſcht, die er täuſchen wollte.“

„Unmöglich!“ rief Beauchamp. „Mein Dolch war auf ſeine entblößte Bruſt gerichtet, ich hätte nur zuſtoßen dürfen.“

„Er wußte, daß Sie es nicht thun würden;“ verſetzte Anna ruhig.

„Sie täuſchen ſich, Anna! Bei Gott, Sie täuſchen ſich!“ rief Beauchamp aus. „So verworfen kann Niemand ſein, was er auch immer begangen haben möge, ſich auf dieſe Weiſe zu erniedrigen, wie er gethan, wenn er nicht durch das durchbohrendſte Gefühl der Selbſtverachtung dazu getrieben wurde. Er war zerknirſcht, vernichtet.“

Anna lächelte ungläubig.

„Wohlan,“ ſagte Beauchamp lebhaft erregt, „ſein Leben — ich habe ihm dies geſagt — liegt in Ihrer Hand. Sprechen Sie ſein Todesurtheil aus, und ich werde es vollziehen. Eins nur bedinge ich mir aus. Es iſt mehr Ihretwegen, als wegen mir ſelbſt: Erklären Sie ſich ſchriftlich als meine Verlobte. Sie ertheilen mir dadurch das Recht Ihre Sache zu vertreten, und man kann nicht ſagen, Sie hätten einen Mörder gegen ihn ausgeſendet.“

„Sie haben alſo,“ ſagte Anna mit Zweifel im Tone, „die feſte Ueberzeugung, er habe aufrichtig geſprochen?“

„So wahr mir Gott helfe, ich habe ſie!“ rief der Jüngling, die Hand auf die Bruſt legend. „Hätte ich ſie nicht gehabt, ſo hätte ich ihn niedergeſtoßen, als er den Zweikampf verweigerte.“

„Wohlan,“ verſetzte Anna, „ſo ſollen Sie allein in Zukunft Richter in dieſer Sache ſein. Sie geben mir Ihr Wort, daß er nicht leben dürfe, wenn Sie zu der Ueberzeugung gelangen, daß er bei jener Unterredung wie immer, heuchleriſch und falſch geweſen, und mit Ihnen blos ſein Spiel getrieben habe?"

„Er ſtirbt von meiner Hand, wenn nur noch eines Sandkorns Schwere in die Schale ſeiner Schuld fällt, und dieſen Zweifel zur Wahrſcheinlichkeit macht!" rief Jener, die Hand wie zum Schwur erhebend.

„So biete ich Ihnen hiermit meine Hand als Gattin an, und ertheile Ihnen dadurch das volle Recht zur Rache;" verſetzte Anna. „Letztere dürfen Sie jedoch nur vollziehen, wenn ich es nicht ſelbſt im Stande bin."

„Nein! — Nein!" rief Beauchamp feurig. „Ihnen gehört mein Leben. Für Sie will ich es mit Freuden hingeben. O, gäbe es etwas Beſſeres, das ich Ihnen zum Opfer darbringen könnte!" —

Wenige Tage ſpäter ward die Verbindung vollzogen. Es geſchah in aller Stille. Nur mit Mühe hatte die Tante bewogen werden können, nicht ein Feſt zu geben, zu dem ſie alle Nachbarn meilenweit in der Runde einzuladen geſonnen war. Beauchamp fühlte ſich hochbeglückt, und wirklich, wäre der Keim alles Lebensglücks eines ſo intereſſanten Geſchöpfs wie Anna, durch jenen Nichtswürdigen, der ihre erſte Liebe beſeſſen, nicht für alle Zukunft zerſtört worden, ſo wäre dieſe Ehe auch geeignet geweſen, allen Anſprüchen auf häusliches Glück zu genügen. Durch das Unglück, das ſie ſo tief gebeugt, war Anna von jenem Stolz, der ihr durch ihre Umgebung ſo leichtſinnig eingeflößt worden, gänzlich zurückgekommen. Sie war im Kreiſe von Frauen ſo anſpruchslos, ſo demüthig, wie ein weibliches Weſen, dem nur der zehnte Theil der Körper- oder Geiſtesvorzüge Anna's beiwohnten, hätte ſein können. Jeder, der ihr nahe kam, hatte die junge Frau, die ſich durch Schönheit, Geiſt und Talent ſo auszeichnete, und die doch dabei ſo beſcheiden war, äußerſt lieb, und bald erſcholl die ganze Gegend von dem Lobe der Madame Beauchamp. Die Tante war ganz glücklich, wenn ſie die Verwandtin, die ſie wie eine Tochter liebte, irgend Jemand, der ſie noch nicht kannte, vorſtellen konnte. Von ihren Untergebenen war Anna faſt angebetet. Sie war die gütigſte Herrin; aber ſo nachſichtig ſie auch gegen Andere war, ſo erfüllte ſie dennoch ihre eigenen Pflichten als Hausfrau auf eine ſo muſterhafte, ja man konnte ſagen, auf eine ſo ſtrenge

Weiſe, daß ſich ſelbſt der Nachläſſigſte durch ihr Beiſpiel angefeuert fühlte. — —

Die Zeit der Congreßwahlen rückte indeß heran, und der ganze Bezirk in der Nähe von Lerington war deshalb in Bewegung. Schon mehrere Tage hatte ſich die Stadt mit Ankömmlingen, die von allen Seiten nach derſelben ſtrömten, gefüllt, und an dem Wahltage wimmelte ein Platz außerhalb der Stadt, wo die Verſammlung abgehalten werden ſollte, von Menſchen. Ein hölzernes Wahlgerüſt war errichtet. Auf dieſem ſollten die beiden Candidaten zum Volke ſprechen. Der eine dieſer Candidaten war Chriſt Sharp. Er ſtand an der Spitze der demokratiſchen Parthei, zu jener Zeit „der neue Hof“ genannt; ſein Gegner gehörte zu der des eben abtretenden Präſidenten der vereinigten Staaten. Noch waren die Candidaten nicht erſchienen, hunderte von Gruppen hatten ſich in der Verſammlung gebildet, man ſprach von Speck- und Maispreiſen und hundert andern verſchiedenen Dingen, vor Allem aber von den Eigenſchaften der ſich präſentirenden Candidaten.

Eine Gruppe zunächſt den Wahlgerüſten, zuſammengeſetzt aus einer Anzahl Männer, die meiſt das Anſehen wohlgenährter Pächter hatten, war in der lebhafteſten Unterhaltung begriffen. Die Titel, die in der Unterredung hinüber- und herüberflogen, hätten glauben machen können, daß hier der ganze Generalſtab der vereinigten Staaten verſammelt ſei, um eine militäriſche Conferenz zu halten, dennoch hatten die Sprechenden ein äußerſt friedliches Anſehn.

„Ich ſage Euch, General," ſprach ein Mann, der ſo wohlbeleibt war, daß ſein Frack ſehr gut das Material zur Bekleidung dreier Leute von der Statur deſſen, an den er ſeine Rede richtete, hätte geben können, „Euer Weißbier iſt nicht den Teufel werth! Der Henker weiß, welche diaboliſche Ingredienzien darin enthalten ſind, denn ich empfinde ein Kollern und Zwicken im Leibe, das mir faſt die Sinne zu rauben droht."

„Das kommt nicht von dem Bier, das tadellos iſt, — nichts als Weizen und Hopfen und zwar von dem allerbeſten iſt darin, nichts von Wermuth oder Sumpfrosmarin — ſondern von der Buttermilch, die Ihr, wie Ihr ſagtet, vor der Abreiſe gefrühſtückt habt; dieſe verträgt ſich einmal nicht mit meinem Biere;“ erwiederte, der Vorzüge ſeines Fabrikats bewußt, ruhig der Angeſchuldigte. „Erinnert Euch, Obriſt, daß ich Euch rieth, zwiſchen jedem Krug Bier, den Ihr austrankt, ein Glas Whisky zu nehmen, das hätte ein hübſches Verbindungsmittel gegeben. Daß Ihr auf meinen Rath, und auf den des Kapitäns Johns, meines Hausknechts, der Euch daſſelbe rieth, nicht gehört, iſt nicht meine, ſondern Eure Schuld.“

„Heute wäre es mir doppelt fatal, wenn ich die Wahl, um die ich mich ſonſt den Henker kümmere, denn die Candidaten ſind beide ein paar Blutſauger von Advokaten, nicht abwarten konnte;“ verſetzte der Erſtere. „Ich habe dem Sharp mein Wort gegeben für ihn zu ſtimmen, und muß alſo bis an's Ende ausharren. — Für wen werdet Ihr ſtimmen, General?“ —

„Ich ſtimme für Waters;“ erwiederte dieſer. „Er führt meinen Proceß gegen den ſchlechten Kerl, den Major Gladſtone.“

„Ei, Gevatter, da habt Ihr Euch einmal tüchtig anführen laſſen!“ ſprach ein kleiner bucklicher Mann, mit feiner krähender Stimme, indem er aus

Herzensgrunde lachte. „Ihr kennt die Geſchichte nicht, Obriſt Bumper, die Geſchichte mit den hölzernen Schinken, mit denen der Pfiffikus, der Gladſtone, unſern Freund über's Ohr gehauen? O, die iſt herrlich! Es iſt ein grundgeſcheiter Kerl; der Gladſtone. Wie Ihr wißt, treibt der Major die Schweinezucht ganz in's Große. Unſer Freund, der General, beſtellt bei ihm ſo und ſo viel Centner Schinken, die er contraktmäßig einem franzöſiſchen Schiffer zu überliefern hatte. Wie Ihr gleichfalls wißt, müſſen die Schinken zu dieſem Behuf mit getheerter Leinwand überzogen ſein. Unglücklicherweiſe fällt vor der Ablieferung dem Franzoſen ein, ein paar anſchneiden zu laſſen, und ſiehe da, ſie ſind ſämmtlich von Holz! — Daß er ſie nun nicht nimmt, verſteht ſich von ſelbſt.“

Die Zuhörer, den „General‘ ausgenommen, lachten aus vollem Halſe.

„Die Geſchichte war doppelt ſchlecht von Gladſtone;“ ſprach der Betheiligte verdrüßlich. „Ihr, Obriſtlieutenant“ — er meinte den Vorigen — „müßt dies zugeben, wiewohl der Menſch Euer Freund iſt. Hatte er ſo etwas vor, ſo mußte er mir einen Wink geben, und die Sache wäre anders gekommen; deshalb glaube ich es auch nicht, daß, wie Ihr mir neulich verſichertet, es nicht auf mich, ſondern blos auf den Franzoſen gemünzt geweſen."

„Deshalb," ſprach der Farmer Obriſt Bumper, „ſtimmt Ihr alſo nicht für Sharp, trotz dem, daß Ihr für die Partei des ‚neuen Hofes' ſeid?"

„Hm, deshalb nicht allein," erwiederte der Gaſtwirth, General Nicholls, „ſondern weil ich den Sharp perſönlich nicht leiden kann. Wie Ihr wißt, hatte er einſt eine Liebſchaft mit der bekannten Dichterin Anna Cook, die eine allerliebſte Perſon war." —

„Ja, und die ſich ſeinetwegen erſäufte;" fiel Obriſtlieutenant Tailſtone ein. „Ich habe ſie ſehr wohl gekannt, als ich noch in Newyork wohnte. Sie kaufte ſtets alle Schnittwaaren in meinem Laden."

„Ei, da könnt Ihr der Dame noch gegenwärtig dies und das von Eurem faſhionablen Plunder aufhangen. Sie lebt, und iſt jetzt Madame Beauchamp, meine Nachbarin;" verſetzte Nicholls. „Wie geſagt, ſie hat ſich nicht erſäuft, und ich verdenke es, ſeitdem ich ſie kenne, dem jungen reichen Beauchamp nicht mehr, daß er ſie geheirathet, trotz dem, daß zwiſchen ihr und dem Sharp etwas vorgefallen war, was ſonſt eben nicht die Bewerber anzieht. Möchte dies indeß Alles noch ſein, aber von Sharp iſt es ſchlecht, daß er jetzt noch von der Sache ſpricht, und ſagt, Anna habe ihn betrogen, und darum habe er ſie ſitzen laſſen.“

„Nun,“ ſagte Obriſt Bumper, „kann ich mir erklären, warum Beauchamp ſeine Beſitzungen vor wenig Tagen, und gleich nach dem Tode der Tante, die vor vier Wochen ſtarb, verkauft hat. Es wird ihm etwas von dem Gerede zu Ohren gekommen ſein, und er zieht deshalb nach dem Miſſouri-Staate.“

„Das iſt mir aber unangenehm!“ ſprach General Nicholls. „Beauchamps waren brave Leute, und nahmen alles Weißbier und Whisky, die auf dem Gute getrunken wurden, von mir. Ich denke den Maſter Sharp heute deshalb durch ein paar Kreuzfragen in Verlegenheit zu ſetzen.“

„Ja, thut das, General! Ich unterſtütze Euch!“ rief Obriſtlieutenant Tailſtone. „Seine Frau iſt eine fatale Priſe, und hat neulich mein friſchangekommenes ſchwarzes Seidenzeug getadelt, obwohl es ächtes Lyoner iſt, oder doch dieſem nichts nachgiebt. — Uebrigens ſeid ſo gut, und empfehlt Madame Beauchamp meine Pariſer Cachemirs. Es iſt etwas Extrafeines, und jeder ſieht ſie für ächte perſiſche Shawls an.“

„Ja, beſonders wenn er auf die Preiſe ſieht, die Ihr dafür fordert, und nicht auf die Baumwolle, die darin ſteckt!“ lachte Obriſt Bumper. — „Na, nehmt es mir nicht übel, Obriſtlieutenant! Es beſteht einmal eine Art Wahlverwandtſchaft zwiſchen Euren Waaren und dem Biere des Generals. Bei den erſten erregen die Preiſe und bei dem letzten die Ingredienzien den Käufern Bauchgrimmen.“

Bumper lachte noch herzlich über den Witz, den er gemacht, als die Candidaten für den Congreß auf den Gerüſten erſchienen. Der Eine derſelben war ein Mann von vorgerücktem Alter und ernſtem Anſehen. Er hielt eine kurze wohlgeordnete Anrede, in welcher er dem Syſtem, das bis jetzt in der Regierung vorgewaltet hatte, das Wort ſprach. Sein Sermon ward, wenn auch dann und wann von den Gegnern unterbrochen, doch mit ziemlicher Aufmerkſamkeit angehört. Erſt als er mit einer Verbeugung zurucktrat, ließ ſich Beifall, mit Pfeifen, Ziſchen, Stohnen und Grunzen untermiſcht, vernehmen. Obriſt Sharp beſtieg nach ihm die Stufen des Huſtings (des Wahlgerüſtes). Schon der rauſchende Beifall, der ihn von der einen, das entſetzliche Geſchrei, das ihn von der andern Seite empfing, bewieſen, daß von beiden Seiten große Erwartungen oder Befürchtungen von dieſem Manne gehegt wurden. Sharp ließ mit großer Ruhe und lächelnder Miene beide entgegengeſetzte Demonſtrationen vorübergehen, dann begann er eine Rede, die von ausgezeichnetem Studium und der glänzendſten Suade Zeugniß gab. Er begann damit, die Maßregeln der gegenwärtigen Regierung zu beleuchten, und obwohl er überall eine ſcheinbare Maßigung blicken ließ, ſo war doch das Reſultat ſeiner Auseinanderſetzungen, daß ſolche im Ganzen ſchlecht geführt werde. Hierauf kam er auf die Ariſtokraten zu ſprechen, die er als die Urheber alles Uebels, was die vereinigten Staaten je betroffen habe, bezeichnete, und die er als die Tyrannen der untern Volksklaſſen, die ſich im Schweiße ihres Angeſichts nährten, darſtellte; er nannte ihr Syſtem ein vollkommen machiavelliſtiſches, während er das demokratiſche als das allein zum allgemeinen Wohl führende, und deſſen Bekenner als die tugendhafteſten Männer bezeichnete. Der folgerechte Schluß war, daß unter ſolchen allein die würdigſten Vertreter des Volkes zu finden ſeien, und er gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie wohl kein Zweifel walten könne, daß er unter dieſen, wenn nicht oben an, doch wenigſtens zunächſt der Erſten derſelben ſtehe, indem er keck die Frage hinwarf: „ob wohl Jemand unter den Verſammelten gegen ſein Privatleben etwas einzuwenden im Stande ſei?“ —

„Nun paßt auf!“ ſagte Nicholls zu Bumper. „Jetzt werde ich Eurem krähenden Hahn eine Feder durch den Schnabel zu ziehen ſuchen. He, Maſter Sharp!“ rief er, „Ihr mögt immerhin ein äußerſt tugendhafter Mann ſein, aber ſo viel ſage ich Euch, gegen Anna Cook habt Ihr Euch ein wenig lumpig benommen.“

„Recht!“ rief Tailſtone, ſich bei ſeiner kleinen Statur, ſo viel er konnte, auf den Zehen emporreckend. „Ich denke es würde Euch ſchwer werden, die paſſende Seife aufzufinden, um den Schmutzfleck aus der linken Seite Eurer Weſte herauszuwaſchen.“

Sharp ſtutzte ein wenig. Die Anführung dieſes Vorgangs ſchien ihm ſehr ungelegen zu kommen, doch faßte er ſich ſogleich.

„Ich verachte,“ ſagte er, „den Vorwurf des Generals Nicholls, welcher ſo abgeſchmackt iſt, wie ſein Weißbier, und auch Obriſtlieutenant Tailſtone beweiſ't nichts mit ſeiner Behauptung, als daß er noch beſſer zu einem Schneider paßte, wie zu einem Schnittwaarenkrämer. — Ich habe mir gegen die Dame, die eben genannt wurde, nichts vorzuwerfen, und nur gethan, wozu ich Veranlaſſung gehabt.“

„Ho, ho!“ rief Nicholls. „Ihr habt Euer Ehrenwort gebrochen, und ſie betrogen.“

„Wißt Ihr ſo genau anzugeben, wer bei der Sache der Betrogene war?“ erwiederte Sharp höhniſch.

„Ihr leugnet ſo keck, weil Niemand hier iſt, der Euch Thatſachen vorhielte, und weil Beauchamp und ſeine Frau vielleicht ſchon auf dem Wege nach dem Weſten ſind, da ſie ihre Farm verkauft haben!“ rief Tailſtone.

„Ich höre dies zuerſt aus Eurem Munde;“

verſetzte Sharp, und ſeine Miene nahm einen fröhlicheren Ausdruck an. „Uebrigens läugne ich nicht, daß ich Anna Cook verließ und daß ich einen guten Grund dafür hatte.“

„Euer guter Grund war ein ſchlechter, er mochte ſein, welcher er wollte!“ rief Nicholls. „Ihr waret der Vater ihres Kindes —“

„Was Ihr nicht Alles wißt, General Nicholls!“ unterbrach ihn Sharp, ſpöttiſch lachend. „Ihr mögt aus der mehr oder weniger gelben Farbe des Bieres wohl im Stande ſein zu ſagen, ob gutes Malz zu dem Gebräu genommen worden, wenn Ihr aber irgend einen Weißen überreden wollt, ein Kind mit gelber Hautfarbe ſei das ſeinige, ſo dürfte er Euch wohl keinen Glauben ſchenken, und ſich von der Mutter deſſelben losſagen.“

„Und dies!“ rief Tailſtone, „war der Fall mit Euch und Anna Cook? — Sagt, habt Ihr es ſo gemeint?“

„Ich ſage weder: ja, noch: nein!“ erwiederte kalt lächelnd Obriſt Sharp. —

„Elender, Du ſprichſt Dein Urtheil!“ rief jetzt eine Stimme aus dem Haufen.

Man ſah einen Mann im Mantel ſich durch die Maſſe drängen, ein Pferd beſteigen und wie raſend von dannen jagen. —

Sharp erblaßte. — Es vergingen mehrere Secunden, ehe er ſich zu faſſen vermochte, dann aber nahm er ſich ſichtbar zuſammen, um ſeine Rede zu beendigen.

Die Wahl, welche endlich vorgenommen wurde, ergab eine große Anzahl Stimmen zum Vortheil Sharps, welcher demgemäß als künftiges Congreßmitglied anzuſehen war. — —

Kurze Zeit nach dem Wahltage, waren in der Wohnung des Obriſten Sharp zu Frankfort eine Anzahl ſeiner nächſten Freunde und Bekannten zu einem Abendeſſen verſammelt, welches der Obriſt ihnen, als eine Art Dankſagung für ihre Bemühungen bei ſeiner Wahl, zu geben ſich ſchon lange vorgeſetzt hatte. Er gab ſich alle Mühe den muntern Wirth zu machen, er erſchöpfte ſich in Erzählung luſtiger Anekdoten, worin er Meiſter war, er brachte eine Menge Toaſte aus, aber obwohl der Claret, der Scherry der „old Hock‘ (Hochheimer) untadelhaft waren, ſo wollte doch heute kein rechtes Leben in die Geſellſchaft kommen. Eben hatten ſich die Frauen entfernt, die Männer blieben noch beiſammen, es entſpannen ſich politiſche Geſpräche, aber der Hausherr nahm mit weniger Feuer, als gewöhnlich, an ihnen Theil.

„Sage mir, was Du haſt?“ ſprach Doctor Sharp, der Bruder des Hausherrn, leiſe zu dem neben ihm Sitzenden. „Du biſt heute ſo ernſt, und doch dabei wieder ſo unruhig. Ich denke Du haſt Dir die Grille, wegen des Vorfalls am Wahltage, aus dem Sinn geſchlagen.“

„Es iſt kindiſch von mir,“ erwiederte Jener mit düſtern Blicken, „aber ich kann es nicht leugnen, daß der Gedanke daran mich zu quälen nicht aufhört.“

„Ich ſage Dir aber,“ ſprach der Doctor, „es war eine Frauenſtimme, die jene Worte rief, und die ganz ſicher mit dem, wovon eben zwiſchen Dir und dem einfältigen Nicholls die Rede war, nicht in der mindeſten Beziehung ſtanden.“

„Du hörteſt es mit eigenen Ohren?“ fragte der Obriſt.

„So genau wie ich jetzt Deine Worte höre;“ erwiederte der Doctor mit dem Tone der feſteſten Ueberzeugung.

„Covington ſagte mir aber, er habe Beauchamp, wiewohl er eine Strecke entfernt geweſen, an der Kleidung erkannt und geſehen, wie er ſich durch das Volk gedrängt habe, endlich aber fortgeritten ſei;“ verſetzte der Obriſt.

„Er täuſcht ſich!“ erwiederte der Doctor. „Wie ich Dir bereits zehnmal geſagt, habe ich genaue Nachforſchungen angeſtellt, um Dich zu beruhigen, und mindeſtens von fünf oder ſechs Menſchen gehört, daß am Wahltage Beauchamp gerade nach dem Miſſouri gereiſ't war, um Vorkehrungen zu ſeiner Ueberſiedelung zu treffen. — Du haſt,“ fuhr der Sprechende in beruhigendem Tone fort, „überhaupt vollkommen Unrecht, wenn Du meinſt, daß jener Mann etwas gegen Dich im Schilde führe. Mich trieb heute meine Beſchäftigung bei der Eagle Tavern vorbei, ich ging hinein, um einen Bekannten aufzuſuchen, da ſah ich Beauchamp mit ein paar Männern, bei einer Flaſche Claret, im eifrigſten Geſpräch ſitzen. Er bemerkte mich nicht, denn ich ſtand hinter ihm, und ich hörte, wie er Jenen erzählte: er ſei blos nach Frankfort gekommen, um einen unbedeutenden Prozeß, den er habe, durch Vergleich zu beendigen, weil er ſpäteſtens in acht Tagen gänzlich aus der Gegend fortziehe. Aus dem Geſpräch vernahm ich überdies, daß jene Männer, nebſt einer Anzahl anderer Freunde mehrere Tage bei ihm geweſen, um Abſchied von ihm zu nehmen, daß er Pferde, Wagen und dergleichen gekauft, daß ſeine Frau ihn zu Lexington erwarte, und was ſonſt noch für Reden fielen, die alle darauf deuteten, daß er an nichts, als an ſeine Einrichtungen denke.“

„Mag ſein! Mag immerhin ſein; aber glaube mir, Bruder, er reiſ't nicht eher, bis er ſich an mir gerächt hat;“ ſprach der Obriſt mit finſterem Blick.

„Aber ſage mir, iſt es nicht kindiſch Dich ſo zu quälen?“ verſetzte der Doctor unwillig. „Wenn Du eine ſolche Meinung, ja — nimm es nicht übel, wenn ich geradezu herausſpreche — eine ſo lächerliche Furcht vor dieſem Manne haſt, wie konnteſt Du auf die Idee kommen, auf dieſe Weiſe von ſeiner Frau zu ſprechen, beſonders da Du weißt, daß die Beſchuldigung falſch iſt?“

„Ich war ſo überraſcht, es kam mir ſo unerwartet, daß man die fatale Sache auf's Tapet brachte;" erwiederte der Obriſt verwirrt. „Ich mußte doch etwas antworten, und da fiel mir ein Gerücht ein, das freilich erlogen iſt, das aber wirklich im Umlauf und nicht von mir erfunden war. Ich habe es hundertmal verflucht, daß ich gerade dieſen dummen Ausweg einſchlug. Ich hätte zehnerlei erwiedern können; für den albernen Bierbrauer und den ſchuftigen Krämer wäre jedes hinreichend geweſen."

„Es iſt nur Schade," ſagte der Doctor, „daß keiner der Covingtons Deine Einladung, wegen der Hochzeit des älteſten Bruders, annehmen konnte. Käme der Jüngere wie er mir verſprach, noch heute auf ein Stündchen her, ſo ſollteſt Du aus ſeinem Munde hören, daß er ſich geirrt, als er Beauchamp am Wahltage unter der Menge zu erblicken glaubte. Aus Deinem eigenen Munde hat mithin Beauchamp nichts vernommen. Sollte Nichells, Tailſtone, oder ſonſt Jemand, was nicht wahrſcheinlich iſt, da Niemand gern dergleichen Süßigkeiten einem Ehemanne wiedererzählt, dennoch geplaudert haben, ſo läugneſt Du geradezu. Du haſt ja ohnehin nichts

Entſchiedenes geäußert, und kannſt jedenfalls das Gehörte für ein Mißverſtändniß erklären.“

Eben wollte der Obriſt etwas auf die Rede des Doctors erwiedern, als ein Bedienter hinter ſeinen Stuhl trat.

„Es wünſcht Sie Jemand zu ſprechen, Sir;“ ſagte der Diener. „Er iſt vor der Hausthür.“

„Heute nicht! Morgen! — Wer iſt es denn?“ fragte der Obriſt verdrüßlich.

„Ich glaube, er nannte einen Namen wie: Covington, oder dergleichen;“ verſetzte der Diener. „Es iſt aber ein Neger, wenigſtens ſchien es mir ſo, als ich beim Mondlicht aus dem Fenſter blickte, und ihn befragte. Er meinte es ſeien nur ein paar Worte, aber ſehr preſſant. Sie möchten nur einen Augenblick hinabkommen.“

„Es wird Francis Covington ſein, und er wird Dich beglückwünſchen und ſich entſchuldigen wollen, daß er ſich nicht losmachen, und das mir gegebene Verſprechen halten kann;“ meinte der Doctor.

„Ich will auf einen Moment hinuntergehen;“ verſetzte der Obriſt, indem er aufſtand. — „Charles,“ ſagte er zu dem Bedienten, „geht in den

Keller, und holt ein halbes Dutzend Flaſchen Champagner.“

Doctor Sharp ſuchte inzwiſchen ſeinen Bruder als Wirth zu vertreten. Die Unterhaltung ward lebendiger, die Gäſte munterer. Mehrere Minuten waren vergangen, als aus dem Flur des Hauſes ein Schrei herauftönte. Ein gewaltiges Rennen und Laufen erhob ſich auf Treppe und Vorſaal. Jetzt hörte man die Stimme von Madame Sharp. Sie rief, ſie jammerte, ſie weinte laut. Alle Gäſte ſprangen von der Tafel auf. Athemlos ſtürzte in dieſem Augenblicke ein Diener in's Zimmer.

„Um Gottes Willen!“ ſchrie er. „Der Obriſt iſt ermordet.“

Der Tumult ward allgemein. Die Anweſenden ſtürzten zur Thür hinaus, die Treppe hinab, ſie befanden ſich jetzt auf dem Hausflur. Hier ſahen ſie Miſtreß Sharp auf den Körper des Gatten hingeworfen. Das Blut ſtrömte aus einer Wunde nahe dem Herzen; der Obriſt gab kein Lebenszeichen. Seine Gattin ſprach zu ihm, ſie jammerte laut, ſie ſchrie nach ärztlicher Hülfe, aber Alles war umſonſt, Sharp war todt. —

„Das hat Beauchamp gethan, mein Bruder hat es immer gefürchtet!“ rief Doctor Sharp, der Bruder des Obriſten.

„Nein, Sir, es war ein Neger, ich ſah ihn im Mondenſcheine;“ verſetzte der Diener, der den Obriſten abgerufen hatte.

„Ich ſehe das Ungeheuer, das es gethan!“ rief Miſtreß Sharp wie außer ſich, indem ſie auf einen Haufen Menſchen zeigte, die ſich auf den Lärm an der offenen Hausthür und an den Fenſtern zuſammengedrängt hatten.

„Wo? — Wo?“ riefen einige der Gäſte, und ſtürzten nach dem bezeichneten Orte. Sie blickten überall umher, aber weder Beauchamp, noch ein Neger, waren unter der Maſſe; doch behaupteten Einige, daß ſie wirklich einen Schwarzen an einem der Fenſter hätten ſtehen ſehen, der ſich aber bald darauf entfernt hätte. —

Die Ermordung des Obriſten Sharp machte im ganzen Staate Kentucky das größte Aufſehn. Da der Ermordete an der Spitze der Demokraten geſtanden, ſo lag es ſeiner Partbei daran, dem Verbrechen einen politiſchen Anſtrich zu geben, und den

Todten als ein Opfer der Partheiwuth darzuſtellen. Niemand als die „Whigs‘, wie, mit einer Art Anomalie, die ariſtokratiſche Parthei genannt wurde, ſeien Schuld an dem Tode des Obriſten; dies war die allgemeine Loſung der Demokraten. Dieſen Verdacht, der ihnen bei der Volksmaſſe auf's Ungeheuerſte ſchaden mußte, von ſich abzuwälzen, thaten die Whigs Alles was im Bereich der Möglichkeit war. Obwohl Beauchamp ſelbſt zu ihrer Parthei gehörte, ſo kam es ihnen doch weniger darauf an, ein Mitglied derſelben als Mörder bezeichnen zu hören, als der ganzen Parthei eine ſolche Schuld aufbürden zu laſſen. Von ihrer Seite ward daher am meiſten gearbeitet, Licht in die Sache zu bringen, und die That als ein Werk der Privatrache, herbeigeführt durch die Schuld des Getödteten, darzuſtellen. Sie vorzüglich waren es, die, als unzweifelhaft feſtſtehend, behaupteten, daß Niemand anders als Beauchamp die That verübt habe, und daß, wenn die Ermordung Sharps auch als verdammlich, doch als von ihm ſelbſt provocirt, und deshalb genügend motivirt und erklärt angeſehen werden müſſe. Beauchamp war indeſſen noch zwei Tage in Frankfort geblieben, er hatte in einem Gaſthofe, deſſen Beſitzer ein Verwandter des Ermordeten war, logirt, er hatte, wie man ſich erzählte, am Morgen nach der That mit Erſtaunen den Vorfall erzählen hören, und war endlich öffentlich und ungehindert nach ſeinem Landgute, um dort ſeine Frau zur Reiſe nach dem Miſſouri abzuholen, abgereiſ't. —

Es war am ſiebenten Tage nach dem Tode Sharps, als Beauchamp und ſeine Gattin in einem Pavillon am Ende ihres Gartens ſaßen, von wo eine Thür in's Freie, und von dort in das kaum hundert Schritt entfernte Gehölz führte. Anna hatte eine Hand ihres Gatten mit beiden ihrigen umfaßt, und drückte ſie unaufhörlich an die Lippen. Sie ſchien in großer Aufregung zu ſein. Beauchamp ſchlang einen Arm um ihren Nacken, und küßte ſie zärtlich auf Stirn und Haupt. In dieſem Momente ſtürzte Joſua, der alte Neger, in den Pavillon.

„Herr,“ rief er in größter Verwirrung, „Fremde ſind angekommen! — Ich glaube es ſind Gerichtsperſonen. Sie fragen nach Ihnen.“

Anna fuhr erſchrocken in die Höhe. Beauchamp blieb ſitzen und ſchien äußerſt ruhig.

„O, Sir,“ ſagte Joſua, und ſein graubraunes Antlitz ſchien noch bleicher wie gewöhnlich, „wenn — wenn Sie eine Unterſuchung zu fürchten haben, ſo folgen Sie mir in den Wald. Ich bringe Sie an einen Ort, der mir in meiner Jugendzeit einſt als ein Zufluchtsort diente, und wo Sie kein menſchlicher Fuß aufſuchen ſoll, dort bleiben Sie, bis ſich eine Gelegenheit findet nach Europa zu fliehen.“

„Ich danke Dir, ehrlicher Alter;“ verſetzte Beauchamp lächelnd. „Du meinſt es gut mit mir, aber — führe die Herren in das Geſellſchaftszimmer; ich werde gleich dort ſein. Bringe indeß ein Frühſtück in den Salon.“

Der Alte ſchüttelte das Haupt, er wollte gehen, plötzlich kehrte er um, er warf ſich Beauchamp zu Füßen.

„Ach, Sir!“ rief er aus, und Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen, „mir iſt ſo Angſt um Sie! Ich bitte, ich beſchwöre Sie —“

„Sei ruhig, guter Alter;“ unterbrach ihn Beauchamp, indem er ihn freundlich aufhob. „Gehe aber jetzt. Man konnte aus Deinem Außenbleiben Verdacht ſchöpfen.“

Der treue Neger wankte zur Thür hinaus.

Anna faßte in dieſem Momente den Gatten bei der Hand.

„Charles,“ ſagte ſie, „ſollte dies vielleicht ein Wink der Vorſehung ſein, den dieſe durch den Mund des armen Negers an Dich gelangen läßt? — Bedenke dies und fliehe.“

„Nein, meine Anna!“ verſetzte Beauchamp ruhig. „Mein Entſchluß iſt gefaßt. Was kann mir geſchehen? Was können ſie mir thun? Das Leben nehmen! Kleinigkeit! Bin ich nicht glücklich? Nicht Dein Gatte? Sind wir nicht vereint?“

„Hier und dort! Im Leben und im Tode! — Komm, Charles! Wir wollen ihnen entgegengehen;“ ſagte Anna gefaßt, und beide Gatten verließen den Pavillon.

Drei Männer erwarteten Beauchamp im Salon.

„Entſchuldigen Sie, Sir, wenn wir Ihnen ungelegen kommen;“ ſagte Einer, welcher der Vornehmſte von den Dreien zu ſein ſchien. „Unſere Ankunft wird durch ein Ereigniß bedingt, das Ihnen bekannt ſein wird, und mit dem man Ihren Namen in Zuſammenhang bringt.“ —

„Ich kann es mir denken, da ich in Frankfort war als die Sache vorfiel;“ verſetzte Beauchamp ruhig. „Es iſt der Tod des Obriſten Sharp, und Sie kommen mich deshalb zu verhaften, da der Haß oder auch der gerechte Schmerz ſeiner Familie, mich als den Urheber deſſelben anklagt.“

„So iſt es, Sir, und es thut mir wahrhaft leid“ — hob Jener weiter an.

„Sie thun nichts als Ihre Pflicht;“ verſetzte Beauchamp mit Kälte. „Gönnen Sie mir eine Stunde Zeit bis zur Abreiſe, damit ich einige nothwendige Gegenſtände einpacken laſſen kann, und nehmen Sie inzwiſchen ein kleines Frühſtück. — Entfliehen,“ ſchloß er lächelnd, „werde ich nicht, weil, wenn ich dies gewollt, ich es längſt hätte thun können. Ebenſo bitte ich Sie, daß Sie mir geſtatten dieſen Jagddolch zu mir zu ſtecken, weil es möglich wäre, daß Partheienwuth mich bei der Ankunft zu Frankfort anfallen und ermorden könnte, ſo wie ich darauf beſtehen muß, daß, auf mein Ehrenwort nicht zu entfliehen, ich Sie frei und ohne Bande begleite.“

„Das Letztere verſteht ſich von ſelbſt, da ich Sie, bis Sie überführt, für unſchuldig halten muß, das Erſtere dagegen geſtatte ich nur ungern;“ verſetzte nach kurzem Bedenken der Beamte. „Vor Allem muß ich Sie indeſſen um Eins erſuchen. Allem Vermuthen nach iſt der Mörder des Obriſten durch den Garten entflohen. Wir beſitzen das Maaß ſeines Fußtapfens. Geſtatten Sie, daß wir es mit dem der Schuhe vergleichen, die Sie zu Frankfort getragen.“

„Sehr gern!“ ſagte Beauchamp lebhaft. „Joſua,“ ſprach er zu dem alten, ſehr kummervoll ausſehenden Neger, der eben ein Frühſtück ſervirte, „bringe alle meine Schuhe und Stiefeln herbei, und ſuche dann ſelbſt die aus, die ich auf der Reiſe mitgehabt. — Sie werden ſich ſogleich,“ ſchloß er lächelnd, „von dem Ungrunde Ihrer Vermuthung überzeugen können.“

Die Worte Beauchamps waren ſo augenſcheinlich von der Zuverſicht, daß ſich jetzt ſogleich ein vollkommener Irrthum herausſtellen werde, dictirt, daß dies dem Beamten durchaus nicht entgehen konnte.

„Dieſe ſind es;“ ſagte Joſua, indem er ein paar Schuhe und ein paar Stiefeln hinſtellte, und eine Anzahl Anderer bei Seite warf.

„Ja, ſie ſind's! Die Stiefeln trug ich auf der Reiſe, die Schuhe zu Frankfort;“ ſagte Beauchamp lächelnd. „Vergleichen Sie jetzt Ihr Maaß.“

Der Beamte zog ein Papier aus der Taſche, und legte es auf die Schuhſolen.

„Es paßt! Sie ſind es! Es iſt daſſelbe Maaß!“ rief er mit ſchlecht verhehlter Zufriedenheit.

„Unmöglich! Ganz unmöglich!“ rief Beauchamp erſchrocken. „Ich ſchwöre bei Gott, ich habe Sharp's Garten nie betreten! Es muß ein Irrthum ſein.“

„Vergleichen Sie ſelbſt;“ verſetzte der Beamte, Maaß und Schuhe Jenem hinreichend.

„Wahrhaftig!“ ſagte Beauchamp betroffen. „Ein unglückſeliges Zuſammentreffen ganz fremdartiger Dinge. Vielleicht iſt die Spur bis zu unſerer Ankunft in Frankfort noch unverletzt.“ —

„Ganz gewiß. Es iſt Sorge dafür getragen worden;“ fiel der Vorige ein.

„Nun, dann muß es ſich ſogleich ergeben;“ ſagte Beauchamp beruhigt. „Das Maaß muß unrichtig genommen ſein, oder es müßte ein ganz unerklärlicher Zufall walten, daß mein Fuß, und der des Mannes, der den Obriſten tödtete, gerade dieſelbe Größe hätten."

„Noch eins, Mr. Beauchamp!" ſagte der Beamte, indem er ein Päckchen, das er aus der Taſche zog, öffnete, und ein blutiges Schnupftuch zum Vorſchein kam. „Kennen Sie dies Tuch?"

„Allerdings!" verſetzte Beauchamp ruhig. „Es iſt das meinige. Ich habe es zu Frankfort gebraucht, die Naſe hatte mir heftig geblutet."

„Es iſt vor der Thür des Obriſten Sharp gefunden worden;" ſprach Jener, Beauchamp fixirend.

„Entſchuldigen Sie, das iſt nicht möglich;" ſprach Beauchamp raſch. „Ich ließ es auf dem Pfeilertiſch meines Zimmers im Wirthshauſe zurück, wie ich mich nach meiner Abreiſe, und als ich bereits zur Stadt hinaus war, ſogleich erinnerte, aber nicht wieder umkehren wollte, da es nicht die Mühe lohnte."

„Dann thut es mir leid, Ihnen geradezu ſagen zu müſſen, daß ein Zeuge bereits beſchworen hat, es auf der Stiege vor dem Hauſe des Obriſten gefunden zu haben;" ſprach der Gerichtsbeamte achſelzuckend.

„Was?“ rief Beauchamp heftig. „Dieſer Zeuge iſt ein Meineidiger! — Hundert Eide will ich leiſten, daß dies Tuch in meinem Zimmer zurückblieb.“

„Die Familie Sharp hat überdies erklärt, daß Sie Beweiſe in Händen habe, daß Sie, Herr Beauchamp, der Mörder des Obriſten ſeien. Miſtreß Sharp hat Sie zum Fenſter hineinblicken ſehen, als die That eben begangen worden war.“

„Hm, jetzt ſehe ich, welchen Kampf man mir bereiten will!“ ſprach Beauchamp erregt. „Immerhin! Man kämpfe mit ehrlichen Waffen, und ich werde nicht zurückweichen, man trete mir mit Wahrheiten entgegen, man fordere auf dieſe meinen Kopf, und ich werde nicht mit Lügen antworten. So wie aber jene Leute meinen, durch falſche Schwüre, Thatſachen, die ſie nicht erweiſen können, mir aufzubürden, ſollen ſie mich fertig finden, die Laſt der Lüge zurückzuſtoßen, und wir wollen dann ſehen, ob es in unſerm Staate eine Jury giebt, die, auf dieſe hin, einen Menſchen auf das Schaffot ſchickt.“ —

„Aber warum ereifere ich mich ganz unnützerweiſe!“ ſprach Beauchamp lächelnd nach kurzer Pauſe. „Nicht hier, ſondern zu Frankfort muß die Sache entſchieden werden. — Frühſtücken Sie jetzt ein wenig, und geſtattten Sie mir mich im Nebenzimmer umzukleiden. — Ich will die Thür offen laſſen, wenn Sie es wünſchen, und bin dann ſogleich zu Ihrer Dispoſition.“

Beauchamp war in das Nebenzimmer getreten, er warf den Hausrock ab, und zog einen andern an, den ihm Joſua hinreichte, als der alte treue Neger ihn bei der Hand faßte und faſt gewaltſam zum Fenſter zog.

„Herr, theurer Herr! fliehen Sie, Sie mögen ſchuldig oder unſchuldig ſein!“ ſagte der Alte leiſe mit gefalteten Händen. „Sind Sie einmal vor Gericht geſtellt, ſo wird man Sie auch verurtheilen, man wird falſche Zeugen gegen Sie werben, und Sie in ein Netz von Lügen einſpinnen, dem Sie nicht entgehen werden. Die Familie Sharp iſt eine der reichſten und größten in ganz Kentucky, die Anhänger des Obriſten ſind zahlreich, Sie ſind verloren wenn Sie nicht fliehen.“

Beauchamp blickte gerührt auf den Alten. Dieſer nahm das Schweigen ſeines Herrn für halbe Einwilligung.

„Die Flucht iſt leicht und ſicher;“ ziſchelte er eifrig fortfahrend. „Sie ſpringen hier aus dem Fenſter, und ich ſchließe in demſelben Momente die Thüre. Als ich die Schuhe holte, ſchloß ich die Thüren des Hauſes. Ehe die Gerichtsperſonen dieſe oder jene aufſprengen, ſind ſie mit ein paar Sprüngen durch den Garten und in den Wald geeilt. Bei der alten Eiche, wo Sie Madame Beauchamp zuerſt ſprachen, treffen Sie mich.“

„Nein!“ ſagte Beauchamp nach einer Secunde Nachſinnens. „Sie können mir nichts beweiſen, ſie müſſen mich freiſprechen. — Wäre es nicht der Fall, ſo nehme ich es als einen Richterſpruch des Himmels. — Ich danke Dir, treuer Alter, aber ich fliehe nicht.“

Nach ein paar Augenblicken trat er reiſefertig in den Salon.

Anna mochte etwas von der Unterredung des Negers mit ſeinem Herrn geahnet haben, denn, obwohl ſie alle Faſſung zuſammennahm und die Gerichtsperſonen zum Frühſtück zu nöthigen ſuchte, ſprach ſie doch weniger zuſammenhängend als ſonſt. Dieſes ging indeß Jenen unbemerkt vorüber, oder ſie rechneten es vielmehr der traurigen Stimmung zu, in welcher die Hausfrau ſich nothwendigerweiſe befinden mußte. Der Moment der Abreiſe kam endlich heran. Bis jetzt hatte Anna ihre Faſſung behalten, doch nun brach ſie in Thränen aus.

„Weine nicht, Anna! Sei mein ſtarkes Weib, wie Du es ſonſt geweſen!“ ſprach Beauchamp, die Gattin an's Herz drückend.

„Laß mich mit Dir gehen!“ rief ſie ſchluchzend.

„Nimmermehr!“ erwiederte Beauchamp. „Die Sache wird ſich ſchnell entſcheiden, dann bin ich wieder bei Dir, oder — “

„Ich bei Dir!“ rief Anna mit feſterem Tone. „Im Leben und im Tode bleiben wir vereint!“ —

Beide Gatten ſanken ſich beim Abſchiede in die Arme, dann beſtieg Beauchamp mit den Gerichtsperſonen den Wagen, und dieſer rollte ſchnell von dannen. — — —

Der Proceß wegen der Ermordung Sharps erregte in den ſämmtlichen vereinigten Staaten das größte Aufſehen. In Kentucky nahm faſt ein Jeder Partei, da hier die Politik die größte Rolle dabei ſpielte. Die Demokraten behaupteten, Sharp ſei als Märtyrer ihrer Sache gefallen, man habe an ihrer Partei, indem man deſſen Haupt angriffe, Rache nehmen wollen. Die Familie des Obriſten war im Herzen überzeugt, daß Sharp von Beauchamp wegen der an Anna begangenen Schändlichkeit ermordet worden, ſie fand es aber zuträglicher ſich gleichfalls zu ſtellen, als theile ſie die Meinung ihrer Parthei, und nannte ihren Verwandten ein hingewürgtes Opfer für eine heilige Sache. Die Whigs dagegen boten Alles auf dieſe Meinung, die ihrer Parthei Schaden bringen mußte, zu entkräften. Sie bemühten ſich zu zeigen, daß Sharp ein Böſewicht geweſen, den für ſeine Schandthaten, wenn auch nicht eine geſetzliche, doch moraliſch gerechtfertigte, Strafe getroffen. So ſchienen ſich die Rollen der Freunde und Feinde Beauchamps faſt vertauſcht zu haben. In dieſem Conflict blieb der Familie des Ermordeten in der That nichts übrig, als die That durch Beauchamp verübt anzunehmen, dagegen politiſchen Haß als die Grundlage derſelben aufzuſtellen, während die Whigs mit ihnen, im Betreff Beauchamps, übereinſtimmten, aber in dem Morde nur eine, durch den Getödteten ſelbſt provocirte, Privatrache erblicken wollten. Aus dieſen Geſichtspunkten operirten nun beide Partheien, und es konnte nicht fehlen, daß der ganze Proceß in einen Partheikampf ausartete. Es kam beiden, den Demokraten und den Whigs, gar nicht mehr darauf an, ob Sharp ſchuldig oder ſchuldlos geweſen, ob er als Opfer ſelbſt verſchuldeter Rache, oder des gräßlichſten Meuchelmordes gefallen ſei, ſondern es handelte ſich blos darum, welche Parthei den Schimpf der Greuelthat auf ſich zu nehmen habe. Die Familie Sharp ſtellte eine Menge Zeugen auf, welche beſchworen, daß Beauchamp ein ganz exaltirter Whig geweſen, der bei mehreren Gelegenheiten geſagt, daß er eines Tages ſeine Hände in dem Blute des Mannes, welcher an der Spitze der ſchändlichen Demokraten ſtehe, baden wolle, und daß er, als man ihn gefragt: wen er meine? ohne weiteres den Obriſt Sharp genannt. Die Whigs beſchränkten ſich mehr darauf, Zeugen beizubringen, welche beweiſen ſollten, daß Sharp von Anna Cook ſo ſchändliche Reden geführt, daß deren Gatte, beſonders als der Obriſt bei einem Meeting (öffentlicher Verſammlung) dergleichen habe hören laſſen, gar nicht anders gekonnt, als ihn niederzuſtoßen, nachdem Jener ſich, wie man wiſſe, aus Feigheit niemals mit Jemand habe ſchlagen wollen. Ein wahrer Berg von Lügen, Meineiden und gerichtlichen wie außergerichtlichen Schändlichkeiten, thürmte ſich im Laufe dieſes Proceſſes auf, und die Geſchwornen hätten mehr als Menſchen ſein müſſen, wenn ſie aus dieſem Lügengewebe hätten den rothen Faden der Wahrheit entwirren ſollen. Da eine große Maſſe Zeugen für und wider Beauchamp angehört werden mußte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich der Proceß ungemein in die Länge zog. Die Gattin Beauchamps wohnte indeſſen auf dem Landſitze, den ſie zwar verkauft, deſſen Eigenthümer ihr aber geſtattet hatte, bis zum Ausgange des Proceſſes dort zu bleiben. Mehrmals hatte ſie ihren Gemahl beſucht, aber ihn nie anders als in Gegenwart des Aufſehers der Gefangenen ſprechen dürfen; in der letzten Zeit war ihr auch dieſes nicht mehr geſtattet worden. Um ſo erfreuter war ſie, als ſie durch Tailſtone, den Schnittwaarenhändler, nicht nur Nachricht, ſondern auch, von Zeit zu Zeit, ein, in dem Umſchlag von Büchern, die durch Tailſtone's Vermittlung dem Gefangenen geſendet und wieder abgeholt werden durften, ein paar Zeilen von ſeiner Hand empfing. Anna war jedesmal hierüber hocherfreut, ſie ſah der Ankunft des Krämers ſtets mit Sehnſucht entgegen, wiewohl derſelbe, wenn auch nicht direct, ſich ſeine Dienſte theuer bezahlen ließ. Er zwang die Gattin Beauchamps gewiſſermaßen, ihm ſeine Ladenhüter zu den theuerſten Preiſen abzunehmen, und ſchützte, wenn ſie dies nicht thun wollte, eine dringende Geſchäftsreiſe vor, die ihn auf längere Zeit von jener Bücherbeſorgung abhalten würde. Obwohl er ſich unwiſſend ſtellte, was der Umſchlag der Bücher berge, ſo war ihm dies doch nur allzugut bekannt, und er wußte gleichfalls, daß es Anna ſchwer werden würde, Jemand anderes aufzufinden, der jene Vermittlung übernähme, wenn er ſie ablehnte; indem Madame Beauchamp theils wenig Bekanntſchaften in Frankfort hatte, theils wenn ein Anderer dies Geſchäft beſorgte, die Bücher unſtreitig ſtrenger durchſucht worden wären, was der Gefängnißwärter, ein Verwandter Tailſtone's, in der Meinung, daß ihm dieſer keine Verantwortung würde zuziehen wollen, unterließ.

Mehrere Tage war einſt Tailſtone über die erwartete Zeit ausgeblieben, Anna war ſtündlich unruhiger geworden, als endlich der Krämer gemeldet wurde, und er mit dem gewöhnlichen Bücherpaket in's Zimmer trat.

„Gott ſei Dank, daß Ihr kommt!“ rief Anna ihm entgegeneilend. „Schon beſorgte ich etwas Uebles, Beauchamp —“

„Iſt wohl und munter, und läßt Euch grüßen!“ rief Tailſtone, indem er ein Paket auf den Tiſch warf. „Da ſind die Bücher! Seht ſie geſchwind durch, Miſtreß Beauchamp, und ſucht andere, die ich mitnehmen kann. Ich hole indeß ein Paket vortrefflichen Seidenzeuges, das Ihr Euch anſehen müßt; es iſt etwas extrafeines.“

So wie der Krämer zur Thür hinaus war, riß Anna die Umſchläge von den Büchern. Aus einem derſelben fiel ein Briefchen. Sie öffnete daſſelbe, drückte es wiederholt an die Lippen, und las es dann haſtig durch. So wie ſie es geleſen, warf ſie es in ein, auf ihrem Arbeitstiſche ſtehendes Körbchen, und eilte nach dem Bücherſchrank, in welchem bereits eine Anzahl Bücher bereit gelegt ſchienen. In den Umſchlag des einen ſchob ſie einen ebenfalls bereitliegenden Brief, vertauſchte dann die Bücher mit den andern, die ſie in den Schrank verſchoß, und erwartete nun die Rückkehr Tailſtone's, der bald darauf in's Zimmer trat.

„Hier, Miſtreß Beauchamp, bringe ich Euch etwas ganz neues, etwas, das in Paris ſelbſt noch als eine Novität gilt!“ rief der Krämer, indem er ein Pack Seidenzeug aufſchnürte. — „Seht dieſen prächtigen Satin! — Noch Niemand habe ich ihn gezeigt, als meiner alten trefflichen Kundin, Miſtreß Peplegreen zu Lexington, und dieſe war ganz entzückt über die Waare, wie über die Wohlfeilheit. ‚Obriſtlieutenant!‘ rief ſie aus, ‚Obriſtlieutenant Tailſtone, es iſt mir unerklärlich wie Ihr bei ſolchem Spottpreiſe zurechtkommen könnt!‘ — Es iſt aber auch wirklich lächerlich, zu welchen erbärmlichen Preiſen jetzt in Europa Alles verſchleudert wird, und dies ein ſicheres Zeichen von dem Anfange des Endes in dem alten Lande.“

„Ich bin wirklich nicht ſehr aufgelegt, jetzt bunte Zeuge zu kaufen,“ — hob Anna ſchmerzlich lächelnd an.

„Kauft den Satin und legt ihn hin, ſeine Güte iſt von der Art, daß er noch zwanzig Jahre mode bleibt!" unterbrach ſie Tailſtone. „Schon der Billigkeit wegen müßt Ihr ihn kaufen. Er koſtet — es iſt eine wahre Schande, wie man jetzt ſchleudert — nicht mehr als drei Dollars die Elle."

„Hm, das iſt faſt das Doppelte von dem, was ich Euch neulich für den bunten Seidenzeug —"

„Lumpen, nichts als Lumpen gegen dieſen Satin!" rief Tailſtone. „Obwohl," verbeſſerte er, „auch jener Zeug prima Qualität, und kein ſchönerer in ganz Newyork zu finden war."

„Ich will," ſagte Anna, „dieſes Stück behalten, wiewohl ich, aufrichtig geſagt, eben wenig bei Gelde bin."

„O, macht dies einem Andern weiß, Miſtreß Beauchamp!" rief Tailſtone. „Außerdem will ich Euch den Satin creditiren. Uebrigens habe ich noch ein Anliegen."

„Mit tauſend Freuden will ich es erfüllen, wenn ich nur im Stande bin, dies thun zu können;" verſetzte Anna.

„Im Stande?" rief Tailſtone. „Ihr habt

Geld, und wer Geld hat, iſt ſtets im Stande. — Ich habe,“ fuhr er fort, „eine kleine Speculation im Sinne, die mir ſehr am Herzen liegt. Zu dieſer möchte ich gern dreihundert Dollars geliehen haben. Borgt mir die Summe zu vier Procent auf zwei Jahr.“

„Ich würde es mit Freuden thun,“ erwiederte Anna, „aber aufrichtig geſtanden, ich bin eben ganz von Geld entblößt; wir haben alle unſere Fonds zu dem neuen Ankauf verwendet.“

„Macht dies einem Andern weiß!“ rief Tailſtone frech. „Maſter Beauchamp iſt zu geſcheit, um ſich bei dem jetzigen Stande ſeiner Sache ſo aus dem Vortheil zu geben. Sind Euch aber dreihundert Dollars eben zu viel, nun ſo leiht mir zweihundert. Vielleicht reiche ich mit dieſen aus, und ſchaffe mir anderweitig Rath.“

„Ich ſage Euch, Sir, es iſt wirklich unmöglich!“ ſprach Anna.

„Hm, ich habe doch manches möglich zu machen geſucht, um Euch zu dienen,“ ſprach Tailſtone giftig, „und ich denke, ein Dienſt iſt wohl des andern werth.“

„Stünde es nur in meinen Kräften, ſo wollte ich gern Euren Wunſch erfüllen, aber ich ſchwöre Euch zu, ich bin durchaus außer Stande, jetzt über die Summe, welche Ihr verlangt, zu verfügen."

„Das thut mir leid;" verſetzte Tailſtone kalt. „In dieſem Falle muß ich ſogleich von hier aus nach Newyork reiſen, und bedaure Eure Beſorgungen an Euren Gatten nicht mehr übernehmen zu können. Offen geſagt, ich bin in letzterer Hinſicht bereits etwas ängſtlich geworden, ſeitdem Jemand — ich will keinen Namen nennen, aber es iſt ein Mann von Bedeutung — mir neulich ein paar Worte in's Ohr raunte. ‚Tailſtone,' ſagte dieſer Jemand, ‚Obriſtlieutenant Tailſtone, Ihr thut nicht wohl, den Beauchamp ſo viel im Gefängniſſe zu beſuchen, Ihr werdet Euch damit die ganze weitläuftige Familie Sharp zu Feinden machen.' Nun wiſſet Ihr ſelbſt, Madame, der Kaufmann muß aller Welt Freund ſein, und ſo werdet Ihr entſchuldigen —"

„Ich bitte Euch, Obriſtlieutenant," fiel Anna erſchrocken ein, „verlaßt uns nicht in dieſer Noth, zweihundert Dollars kann ich beim beſten Willen nicht zuſammenbringen, aber was ich habe will ich zuſammenſuchen, wenn es auch nicht die Summe von Hundert überſteigen ſollte, und ich will es Euch ohne Zinſen leihen.''

,,Nun wenn es nicht anders iſt, ſo muß ich ſehen, wie ich es anfange, daß ich das Uebrige von irgend einem andern Freund dazu geliehen bekomme, und ich will vor der Hand die Reiſe noch ausſetzen;'' ſagte der Krämer. ,,Es geſchieht blos, weil ich mich für Euren Gatten äußerſt intereſſire, ſo ſehr mir dies unter den gegenwärtigen Umſtänden Schaden bringt, und meinen Ruf in Gefahr ſetzt. Auf guten Ruf aber halte ich wie auf Gold, denn er iſt für einen Kaufmann und Offizier die Hauptſache.''

,,Verweilt nur einige Augenblicke, und laßt Euch nieder, ich will hinauf gehen, um das Geld zu holen;'' ſagte Anna beruhigt und ging zur Thür hinaus.

,,Hier wird es nur noch wenig zu fiſchen geben!'' ſprach Tailſtone, ſich hinter den Ohren kratzend. ,,Sie ſind nicht ſo wohlhabend als davon gefabelt wird, vielleicht arm wie die Kirchenratzen. — Am

Ende,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „war ich ein Narr, daß ich die Andeutungen der Sharps, ihnen für einen tüchtigen Beutel mit Dollars ein paar überführende Zeilen von Beauchamps Hand zu verſchaffen, nicht einging. — Aber, wäre es nicht noch Zeit? — Dumm iſt es, daß die, in den Bücherumſchlägen verborgenen Briefe ſtets geſiegelt ſind, und daher nicht geöffnet werden können, um ſich vorher zu überzeugen, ob auch wirklich etwas Gravirendes darin ſteht. Das Siegellack habe ich Narr ihm ſelbſt zugeſteckt, und er ſiegelt mit ſeinem Ringe. — Doch da liegt ja in dem Körbchen ein offener Brief. Vielleicht iſt er von ihm. — Laß ſehen was darin ſteht!“ —

Der Krämer that ein paar Blicke hinein, er ſchien ihn ſchnell zu durchlaufen.

„Hm, viel iſt's nicht, was drinn iſt! Entſcheidend wohl kaum, aber es ließe ſich dennoch etwas daraus machen;“ ſagte er nachdenkend. — „Nehme ich den Wiſch, oder nehme ich ihn nicht? — Ich will ihn zu mir ſtecken. Geleſen hat ſie ihn bereits. Sucht ſie ihn dennoch, ſo wird ſie meinen, ihn in der Geſchwindigkeit verlegt zu haben. Ich muß mir das Ding mit Muße überlegen.“

Anna's Schritte ließen ſich bereits vor der Thür hören. Der Krämer ſteckte das Billet ſchnell in die Taſche.

„Hier iſt Alles was ich habe!“ rief Anna, Jenem einen Beutel hinreichend. „Es ſind gerade hundertzwanzig Dollars.“

„Ich hoffe, Ihr bringt Euch damit nicht in Verlegenheit, denn ſonſt würde ich das Darlehn durchaus nicht annehmen;“ ſprach Tailſtone, das Geld haſtig in die Taſche ſchiebend. „Erlaubt, daß ich Euch jetzt den Schuldſchein —“

„Ach, laßt das immer;“ ſprach Anna abwehrend. „Bezahlt mich nach Gefallen, und iſt mein Mann auf freiem Fuße, ſo wird die Sache bald ausgeglichen ſein.“

„Ihr ſeid eine treffliche Frau! Ich behaupte dies überall, und wenn ſich die Sharps darüber zu Tode ärgerten;“ rief der Krämer vergnügt.

Der Preis des Satins wurde nun in ein Buch notirt, die Bücher zuſammengepackt, und mit einer

Menge Komplimenten ging Taiſtone zur Thüre hinaus. — —

Es war wenige Tage ſpäter als das Urtheil in dem Proceſſe Beauchamps geſprochen werden ſollte. Das Gerichtslocal war heute wie belagert. Nicht nur Alles was ſich zur Beaumonde von Frankfort und Lexington rechnete, ſondern auch die Mehrzahl der bedeutendern Demokraten und Whigs, deren Reputation, wenngleich indirect, betheiligt war, hatten ſich eingefunden.

In dem Manſionhauſe zu Frankfort fand die Gerichtsverſammlung ſtatt. Es war ein geräumiger Saal dazu eingerichtet. Eine lange Bank, die ſich mehrere Fuß über den Boden erhob, und die an einer Seite des Saales hinlief, war für die Richter beſtimmt, und ſolche nahmen dieſelbe ein. Der Präſident des Gerichtshofes hatte einen, in der Mitte der Bank beſonders abgetheilten, Sitz. Weiter vorn befand ſich ein grün bekleideter Tiſch, welchen Bänke umgaben, und an deſſen beiden Enden ſich eingeſchloſſene Sitzreihen für die Geſchworenen erheben. Vor dieſem Tiſche, und nur wenige Schritte davon entfernt, war die Bank der Angeklagten, und in gleicher Linie mit dieſer eine Stuhlreihe, die von Mitgliedern der Familie Sharp eingenommen war. Die Wittwe des Obriſten, eine Frau von blaſſem und reizloſem Geſicht, aber ſehr anſtändiger Haltung, nahm einen Lehnſtuhl ein. Die Advokaten der Partheien hatten ihre Plätze am Tiſche, die Zeugen auf Bänken, rechts und links von der des Angeklagten.

Der Letztere war in ſchwarzer, feiner, moderner Kleidung, ſeine Züge waren bleich, aber ihr Ausdruck ruhig, ſeine Haltung feſt.

„Ihr bleibt alſo bei Eurer Ausſage, Obriſt Bumper, daß Ihr, als jene Worte bei der Wahlverſammlung gerufen wurden, kurz darauf einen Mann, den Ihr als den hier gegenwärtigen Angeklagten Charles Beauchamp erkanntet, habt zu Pferde ſteigen und davon ſprengen ſehen?“ fragte der Präſident.

„So iſt's, Sir! Der Mann, welcher zu Pferde ſtieg, trug die Kleidung, in welcher ich Herrn Beauchamp einige Tage zuvor in Frankfort geſehen;“ verſetzte Bumper. „Es thut mir leid, dies ſagen zu müſſen, aber was wahr iſt bleibt wahr. Ich konnte dieſe Kleidung ſo genau, wie auf meinem Acker eine Gerſtenähre von einer Weizenähre unterſcheiden.“

„Ihr dagegen, General Nicholls —“ fuhr der Präſident fort.

„Ich behaupte,“ unterbrach ihn der Gaſtwirth, „es war nicht Herr Beauchamp, ſondern ein Anderer der zu Pferde ſtieg, wiewohl ich nicht läugnen will, daß die Kleidung mit der ſeinigen Aehnlichkeit hatte. Die Statur jenes Mannes war eine kleinere, und die Stimme, welche jene Worte ausrief, ſchien mir eine Frauenſtimme.“

„Erinnert Ihr Euch, Doctor Crowler, ganz genau,“ ſagte der Präſident zu einem Zeugen, „daß es am Morgen des Wahltages war, als Ihr den Angeklagten in ſeiner Behauſung beſuchtet, weil er unpäßlich war?“

„Ich weiß es ganz genau, und ich würde ſonſt nicht den Eid darauf geleiſtet haben;“ verſetzte der Zeuge. „Jeder kleine Nebenumſtand iſt mir noch erinnerlich. So entſinne ich mich, daß zu meinem Bedauern Miſtreß Beauchamp wenige Minuten vor meiner Ankunft nach Frankfort gereiſ't war, von wo einige Mittel, die nun durch einen eigenen Boten beſorgt werden mußten, hätten mitgebracht werden können.“

„Bettlägerig war indeß der Kranke nicht?“ fragte Jener.

„Nein;“ erwiederte der Doctor. „Es war nur ein leichtes Uebelbefinden, doch verhinderte es ihn am Ausgehen.“

„Der Zeuge Mathew Thomſon behauptet dagegen, Beauchamp auf dem Wege nach Frankfort zu Pferde begegnet zu ſein, und zwar am Morgen des Wahltages;“ ſprach der Präſident.

„Und ich will dies ſogleich noch einmal beſchwören!“ rief ein Mann, von der Zeugenbank aufſtehend. „Ich kenne ſein Pferd, ich kenne ſeine Kleidung, ich war nicht zwanzig Schritt entfernt, als er vor mir vorüberſprengte; eine Irrung iſt unmöglich.“

„Außerdem behauptet der Zeuge Thomas Tailor, daß der Angeklagte an dem Wahltage mitten in der Verſammlung dicht an ſeiner Seite geſtanden. — Bleibt er bei dieſer Ausſage?“ fragte Jener weiter.

„Freilich bleibe ich dabei!“ rief der Genannte, ein Kerl von gemeinem und keckem Geſichtsausdruck. „Der Angeklagte ſtand neben mir, er rief jene Drohworte, und als er forteilte, ſchimpfte er noch gewaltig auf den Obriſten; doch habe ich ſeine Ausdrücke nicht im Gedächtniß behalten.“

Beauchamp blickte mit unausſprechlicher Verachtung auf den Redenden.

„Ich verſichere bei Gott,“ ſagte er, indem er die Hand auf die Bruſt legte, „ich war an dem Wahltage nicht in Frankfort, ich befand mich unpaß in meiner Heimath. Jedes Wort dieſes Zeugen iſt eine Unwahrheit.“

„Hm, ich denke es wird beſſern Glauben finden als das Eure!“ rief der Kerl mit frechem Tone. „Tom Tailor hat noch nie unter Anklage des Meuchelmordes vor Gericht geſtanden.“

Der Präſident gebot ihm mit einem Winke der Hand, daß er ſchweigen ſolle.

„Ihr, Samuel Everett,“ ſagte derſelbe zu einem Zeugen, dem Diener des Obriſten Sharp, der ſeinen Herrn vom Mahle abgerufen, „habt bei jener Gelegenheit geſagt, Ihr glaubtet es ſei ein Neger, der den Obriſten zu ſprechen wünſche, und dennoch meint Ihr jetzt den Angeklagten in jenem Individuum erblickt zu haben?"

„Ich ſpreche blos von der Statur und von der Stimme, welche genau dieſelbe iſt;" verſetzte der Zeuge. „Daß ich einen Neger geſehen zu haben glaubte, mochte daher kommen, daß es ziemlich dunkel war, und der Fremde, auf den ich überhaupt nur durch's Fenſter des obern Stocks einen Blick warf, noch überdem im tiefen Schatten des Thürgerüſtes ſtand."

„Erlaubt, Sir," ſagte einer der Advokaten, der Sachwalter Beauchamps, „daß ich einige Fragen an die Zeugen richte. — Ich frage Euch, Samuel Everett," ſagte er, „ob das Individuum, das Ihr erblicktet, in gutem Engliſch oder im Negerjargon zu Euch ſprach?"

„Es ſprach im Letztern; aber dieſer ſchien mir dennoch, als ich ſpäter darüber nachdachte, von der gewöhnlichen Redeweiſe der Schwarzen verſchieden;" entgegnete der Zeuge.

„Machtet Ihr dieſe Bemerkung ſogleich, als der Fremde zu Euch geſprochen hatte, oder nach dem Morde?" fragte der Advocat weiter.

„Erſt nach der That;“ erwiederte der Zeuge.

„Miſtreß Sharp,“ fuhr der Vorige fort, „hat nach den Ausſagen mehrerer Zeugen, als ſie an der Seite ihres ſterbenden Gatten ſich befand, ausgerufen: ‚Ich ſehe das Ungeheuer, das es gethan!‘ Möge ſie uns ſagen, wen ſie erblickt, und ob ſie den Angeklagten mit dieſen Worten habe bezeichnen wollen?“

„Ich ſah,“ erwiederte die Befragte, „unter dem Menſchenhaufen, der ſich vor dem Hauſe geſammelt, einen Neger, der zum Fenſter hineinblickte, und ſein Geſicht dicht an die Scheiben gedrückt hatte, um recht genau, was in dem Hauſe vorging, überſehen zu können. Zufolge dieſes Umſtandes, und in Bezug auf die Meldung, glaubte ich in ihm den Mörder zu erblicken.“

„Ihr, William Kinnaird,“ ſprach der Advokat zu einem andern Zeugen, „ſeid Aufwärter in dem Hôtel, welches Herr Beauchamp bei ſeiner letzten Anweſenheit zu Frankfort bewohnte, und Euer Herr iſt ein Verwandter des Ermordeten. — Meine Herren Geſchwornen, ich bitte Sie, dieſe beiden Umſtände wohl zu bemerken. — Der Angeklagte behauptet, das blutige Schnupftuch, deſſen er ſich damals wirklich bediente, das er im Gaſthauſe vergaß, das ihm von den Conſtables bei der Verhaftung vorgezeigt wurde, und das dieſen bei dem Transport auf ſo räthſelhafte Weiſe verloren ging, in ſeinem Zimmer zurückgelaſſen zu haben, während Ihr beſchworen habt, daß Ihr es vor der Thür des Hauſes des Obriſten Sharp gefunden hättet. Nun ſagt mir gefälligſt, was Ihr ſo ſpät dort zu ſchaffen hattet?"

„Was ich zu ſchaffen hatte?" rief der Zeuge keck. „Sapperment! Nichts. — Ich ging ein Bischen ſpazieren. Ich wollte mir eine Motion machen. Nun ſehe ich einen Haufen Volks verſammelt, das da gaffen ſteht, ich trete hinzu, und helfe ein wenig. Da liegt ein Tuch vor meinen Füßen, ich hebe es auf — und das iſt die ganze Geſchichte."

Ein Murren lief durch die Verſammlung, der Sachwalter blickte triumphirend umher.

„Fahret in Eurer Unterſuchung fort, Sir," ſagte der Präſident zu dem Letztern.

„Mein Geſchäft iſt zu Ende. Die Geſchwornen werden wiſſen, was ſie von den Ausſagen der

Zeugen zu halten haben, und dieſem gemäß entſcheiden;" erwiederte der Advokat mit einem ſtolzen Lächeln, da er den Eindruck, den die letzte Ausſage auf das Auditorium gemacht, feſtzuhalten ſuchen wollte.

„Herr Diſtricts-Anwald," hob der Präſident, zu einem der Advokaten gewendet, an, „habt Ihr vielleicht noch eine Bemerkung zu machen?"

„Erlaubt, Sir!" fiel einer der Sachwalter plötzlich, ſich erhebend, ein. „Ein eigener Umſtand iſt eingetreten. Beim Beginn der heutigen Seſſion erhielt ich ein, an mich, den Sachwalter der Familie des Ermordeten adreſſirtes, nur in zwei Zeilen beſtehendes Billet mit einer Einlage, in welchem ich einen Brief des Angeklagten an ſeine Frau erkannte. — Ich trage darauf an, daß beide Schreiben vorgeleſen werden."

„Ich widerſetze mich dem Antrage, da der Brief entweder eine Fälſchung iſt, oder nicht auf rechtlichem Wege in die Hände des Einſenders gelangt ſein kann;" rief der Advokat Beauchamps.

Der Präſident trug den Richtern den Fall zur

Entſcheidung vor, und dieſe befahlen die Vorleſung beider Schreiben.

Das erſte lautete:

„Sir! Ich ſende, von meinem Gewiſſen dazu angetrieben, Ihnen einen Brief Beauchamps an ſeine Frau, welcher Licht in die Angelegenheit der Ermordung des Obriſten Sharp bringen dürfte.‘

Nachdem Beauchamp den zweiten, als von ihm geſchrieben anerkannt hatte, wurde auch dieſer verleſen. Die größere Hälfte drückte zärtliche Gefühle für Anna aus, die zweite handelte von Beauchamps Befinden, über welches dieſer die Gattin zu beruhigen ſuchte. Auf den Proceß hatten nur wenige Zeilen Bezug.

„Ich verachte,‘ lauteten ſie, „die erbärmlichen Lügen von meiner Anweſenheit zu Frankfort am Wahltage, ſo wie von der Auffindung des Tuches vor der Thüre des Hauſes. Die Geſchwornen werden ſie zu würdigen wiſſen. Sei übrigens ganz ruhig. Sie haben nur einen Neger im Auge, und über dieſen werden ſie nicht hinauskommen.‘

Die letzten wenigen Worte, ſo dunkel ſie auch waren, ſchienen in der Verſammlung einen großen

Eindruck hervorzubringen. Der Advokat Beauchamps ſprach leiſe aber lebhaft zu ſeinem Klienten. Er ſchien ihm Vorwürfe zu machen. Der Angeklagte erhob ſich endlich.

„Meine Herren," ſagte er. „Ich erlaube mir keine Bemerkungen über die nichtswürdige Art, durch welche meine Feinde einen der Briefe an meine Frau in ihre Hände zu bekommen geſucht haben. Sie konnten nur durch einen Infamen, der die Lage zweier Unglücklichen dazu benutzte um von dieſen Geld zu erpreſſen, und ſie am Ende dennoch für Geld verrieth, zu dieſen Zeilen gelangen. Ich erinnere Sie auch nicht daran, daß ein geängſtetes Herz, ein im Kerker geſchwächtes Denkvermögen, nicht immer die geeignetſten Worte zu wählen im Stande iſt; ich ſage Ihnen nur, wie ich mit jenen Worten ausdrücken wollte, daß ſo lange meine Feinde nicht die Möglichkeit der Verwechslung meines Aeußern mit dem eines Negers dargethan haben werden, ich von Ihrem Ausſpruche nichts fürchten zu haben glaube."

Nachdem die Advokaten beider Partheien geſprochen, und der Diſtricts-Anwalt nochmals von dem Präſidenten befragt worden war, ob er in der Sache noch einen Antrag zu machen habe, dieſer es aber verneinte, erhob ſich Letzterer von ſeinem Sitze. In einer langen Rede gab er ein Reſume der ganzen Verhandlungen. Er hielt die ſich widerſprechenden Zeugenausſagen ſcharf gegen einander, indem er deren innere Glaubwürdigkeit in's Licht zu ſetzen, und dadurch einen Anhaltepunkt feſtzuſtellen ſuchte, von welchem ausgehend die Geſchwornen ſich ein Urtheil bilden konnten. Die Rede war nicht nur höchſt durchdacht, ſondern auch in jeder Beziehung partheilos. Am längſten verweilte der Sprechende bei dem Briefe Beauchamps, bei dem er beſonders heraushob, daß, obwohl ſolcher, wie es ſchiene, durch unrechtmäßige Mittel herbeigebracht, derſelbe jedoch von dem Angeklagten als authentiſch anerkannt, und deshalb allerdings als zu berückſichtigend zu betrachten ſei.

„Meine Herren!" ſagte er, ſeine Rede ſchließend. „Je mehr die Ausſagen der Zeugen — und möge Gott und ihr Gewiſſen ihr Zeugniß richten — ſich widerſprechen, um ſo mehr iſt es Ihre Pflicht, das Für und Wider zu erwägen; je weniger die Thatſachen feſtgeſtellt werden konnten, deſto mehr müſſen Sie ſich an Ihre moraliſche Ueberzeugung halten, und ſo richten Sie denn gerecht, und wie Sie Ihren Ausſpruch dieſſeits und jenſeits zu vertreten gedenken.“

Eine tiefe Stille trat jetzt ein. Man konnte bemerken, daß die Rede den tiefſten Eindruck auf alle Anweſenden gemacht hatte. — Die Geſchwornen erhoben ſich von ihren Sitzen, und verließen den Saal. Beauchamp ſprach leiſe mit ſeinem Anwalt, und dieſer erſuchte den Präſidenten, daß dem Angeklagten erlaubt werden möchte, ſich in einem Nebenzimmer etwas zu erholen, was jener ihm auch bewilligte. —

Es dauerte über eine Stunde, ehe der Präſident erklärte, daß die Sitzung von Neuem eröffnet ſei, und die Geſchwornen, wie der Angeklagte in den Saal traten. Die Richter hatten ſich in der Zwiſchenzeit eifrig beſprochen, und ſchienen erſt nach einer langen Unterredung einerlei Meinung geworden zu ſein. Ihre Miene war ernſt und kündigte Beſorgniſſe an.

„Ihr Herren,“ ſagte der Präſident zu den Geſchwornen, nach Beobachtung der üblichen Formalitäten „Ihr habt jetzt Euer Urtheil abzugeben, und ich frage Euch: Iſt der hier gegenwärtige Charles Beauchamp, welcher angeklagt iſt, den Obriſten Henry

Sharp mit Vorbedacht, mittelſt eines Meſſerſtichs, getödtet zu haben, ſchuldig oder unſchuldig?"

Der Vorſitzende der Geſchwornen erhob ſich, und es war eine ſolche Stille in dem weiten Saal, daß man den Pendelſchlag der darin befindlichen Wanduhr hören konnte; jetzt legte Jener die Hand auf die Bruſt, und ſagte mit lauter aber bewegter Stimme:

„Schuldig! bei meiner Ehre."

So wie dieſer Ausſpruch gethan war, ward Beauchamp leichenblaß, er hielt ſich an den Arm ſeines Anwalds, um nicht umzuſinken, und ſagte mit ſchwacher Stimme zu dieſem:

„Entſchuldigt, Sir, mir ſchwimmt es vor den Augen."

Ein anhaltendes Gemurmel lief durch den Saal; die Zuhörer waren tief ergriffen.

Nur kurze Zeit beſprachen ſich die Richter, und endlich ſagte der Vorſitzende, nachdem Stille geboten worden:

„Charles Beauchamp! Nachdem die Geſchwornen Euch des Mordes des Obriſten Henry Sharp für ſchuldig erkannt, ſeid Ihr —" hier führte er den betreffenden Geſetzartikel an — „des Todes ſchuldig, und Ihr ſollt an Eurem Halſe aufgehangen werden, bis Ihr todt ſeid."

Nachdem der Richter ſo — in althergebrachter Form — das Urtheil geſprochen hatte, entſtand eine lange Pauſe. Selbſt die eifrigſten Demokraten unter den Zuhörern, die Feinde Beauchamps, ließen kein rohes Beifallszeichen blicken, mehrere Frauen ſchluchzten laut.

„Habt Ihr irgend etwas gegen den Ausſpruch des Gerichts vorzubringen, ſo wird Euch ſolches Gehör ſchenken;“ ſagte der Präſident mit ſanftem, theilnehmendem Tone.

Bis jetzt hatte Beauchamp wie niedergeſchmettert dageſtanden, nun erhob er ſich plötzlich. Eine fliegende Röthe überzog ſein Geſicht.

„Ihr Herren,“ ſagte er mit feſtem Tone, „Ihr habt ein Urtheil geſprochen, welches an ſich eine Irrung iſt, denn die Thatſachen, die meine Ankläger vorgebracht haben, ſind ein Gewebe von Täuſchungen oder abſichtlichen Lügen. Vor dem irdiſchen Geſetz ſeid Ihr, Richter und Geſchwornen, eines Mordes ſchuldig. Vor Gott aber — danket dies ſeiner Gnade — habt Ihr als gerechte Richter geurtheilt, denn ich bin ſchuldig.“ —

Eine ungeheure Bewegung that ſich in allen Theilen des Saales kund. Nur mit Mühe gelang es dem Vorſitzenden, den Lärm zu ſtillen. Mehrere Anweſende, welche den Zeugen mit Fäuſten gedroht, mußten aus dem Gemach entfernt werden. Es dauerte längere Zeit, ehe Beauchamp Kraft gewinnen konnte, zu der Verſammlung weiter zu ſprechen. Er ſchien endlich tief Athem zu holen, blickte gen Himmel und ſprach mit gefaßtem Tone:

„Es iſt den meiſten der Anweſenden nicht unbekannt, daß Obriſt Sharp ſich in das Vertrauen Anna Cooks einſchlich, ſie unter dem Verſprechen der Ehe verführte und endlich verließ. Ich lernte die Unglückliche kennen, ich liebte ſie, und hielt um ihre Hand an. Sie theilte mir die Geſchichte ihres Unglücks mit. Als ich dennoch bei meiner Bewerbung beharrte, wandte ſie ſich langſam gegen mich, und indem ſie mich lange anſah, ſagte ſie: ‚Beauchamp, ich werde nie die Frau irgend eines Mannes, außer wenn er den Kopf des Obriſten Sharp in der Hand hält, indem er die Meinige verlangt!‘ Ich ſchauderte, aber ich antwortete: ‚Anna, ich bin der Mann, den Ihr ſuchet!‘ Von dieſem Augenblicke an, dachte ich daran Sharp zu tödten, aber nicht durch Mord, ſondern im Wege des Zweikampfs.

Ich eilte nach Frankfort, ich fand den Mann, den ich ſuchte. Ich dachte einen trotzigen Gegner zu finden, und fand einen feigen. Er bekannte ſein Unrecht, er warf ſich mir zu Füßen, er flehete, er wimmerte, er erklärte, er würde ſich nicht mit mir ſchlagen. Hätte er mit einem Worte ſeine Schuld zu beſchönigen verſucht, hätte ein Wink ſeiner Augenwimpern, ein Zucken ſeiner Lippe, einen Anſchein von Trotz kundgegeben, ich hätte dem zu meinen Füßen ſich krümmenden Molch mit meiner Piſtole das Hirn zerſchmettert; gegen den Jammernden, Flehenden vermochte ich nichts. Ich kehrte zu Anna zurück, ich erzählte ihr Alles, ich überließ es ihrer Entſcheidung, ob ich unter dieſen Umſtänden den Elenden dennoch tödten ſollte. Obwohl Anna der Meinung war, daß er, nur um ſich zu retten, dieſe Zerknirſchung geheuchelt habe, willigte ſie ein, daß das Schwert des Damokles ſo lange über dem Haupte des Schuldigen aufgehangen bleibe, bis es erwieſen ſei, daß er der Schärfe deſſelben nur geſpottet. Anna ward jetzt mein Weib, ich war glücklich in ihren Armen, und faſt vergaß ich jenen Erbärmlichen. Die Congreßwahlen kamen nun heran.

Ich wollte mich am Wahltage nach Frankfort begeben, eine Unpäßlichkeit machte dies unmöglich. Noch am Morgen des Wahltages entſchloß ſich Anna nach Frankfort zu eilen; Papiere von Wichtigkeit, Mittheilungen, die nicht hierher gehören, waren dorthin zu bringen, ſie konnten keinem Dritten anvertraut werden. Des leichtern Fortkommens wegen, vielleicht auch um weniger bemerkt zu werden, wählte Anna Männerkleider; es waren die meinigen. Als ſie ihre Geſchäfte abgethan, konnte ſie dem Drange, den Ausgang der Wahlen mit anzuſehen, nicht widerſtehen, ſie miſchte ſich unter die Volksmenge. Hier ſah ſie Sharp, ſie hörte ſeine Rede, und wer beſchreibt ihre Empfindungen, als ſie aus ſeinem Munde jene ſchändlichen Worte vernahm, die Ihr in Bezug auf ſie ja Alle ebenfalls vernommen habt. Den Tod im Herzen warf ſie ſich, die von den Zeugen angeführten Worte ausrufend, auf's Pferd, und jagte nach Hauſe. So wie Anna, noch ergriffen von den Worten des Schändlichen, mir ſolche mittheilte, erwachte mein Grimm mit Rieſenſtärke. Wäre der Elende mir in dieſem Augenblicke gegenüber geweſen, ich hätte ihn mit meinen Händen erwürgen können." —

Beauchamp hielt hier einen Augenblick inne, er ſchien noch ganz ergriffen von dem geſchilderten Momente, der Ausdruck ſeiner Züge war ein furchtbarer.

„Mein erſter Gedanke war, augenblicklich nach Frankfort zu eilen, um Sharp, wo ich ihn fände, niederzuſtoßen. Anna hielt mich davon ab, ſie hatte den geheimen Vorſatz, ihn mit eigner Hand zu tödten, und bei der furchtbaren Sicherheit, die ſie ſich früher im Piſtolenſchießen erworben, würde ſie ihr Vorhaben leicht in's Werk gerichtet haben, ich ahnete indeß ihre Gedanken, und beſtand als Gatte auf meinem Rechte, die Ehre meines Weibes ſelbſt zu rächen. Erſt nach langem Zögern, und erſt dann als ich Anna verſprochen hatte, des eigenen Lebens, deſſen Hingebung der Nichtswürdige nicht werth ſei, zu ſchonen, willigte ſie ein. Wir hatten früher unſere Güter verkauft, und breiteten jetzt überall aus, daß wir nach dem Miſſouri ziehen wollten, da uns dies Gerücht bei unſerm Vorhaben zu ſtatten kommen mußte. Endlich erſchien der Tag, an dem ich mein Vorhaben in Ausführung bringen wollte. Ich ging nach Frankfort, wo ich mit Anbruch der Nacht ankam. Ich legte in meinem Zimmer, in dem Gaſthauſe wo ich abgeſtiegen war, andere Kleider an, und nahm eine Maske von ſchwarzem Seidenzeuge vor, die meine Frau verfertigt und mir ſo genau angepaßt hatte, daß ſie mir im Dunkeln völlig das Aeußere eines Negers lieh. Ich ſchlich mich leiſe aus meinem Logis, und nahm meine gewöhnlichen Kleider, in ein Päckchen gebunden, mit mir; Letzteres verſteckte ich einſtweilen am Ufer des Teneſſee. Bei Sharps Hauſe angekommen, klopfte ich, und als ein Diener mich fragte: wer da ſei? antwortete ich im Negerjargon: daß der jüngere Covington den Obriſten zu ſprechen wünſche. Bald darauf hörte ich die Schritte Sharps mir nahen, ich ſah durch die Thürſpalte, daß er kein Licht bei ſich hatte, und nahm meine Maske ab. So wie er die Thür öffnete, packte ich ihn feſt am Arm, und zog ihn auf die Schwelle. Die Sterne ſchimmerten ſo hell, daß er meine Züge erkennen konnte. ‚Großer Gott! Er iſt's!‘ rief er, beſtrebte ſich von mir loszumachen, und fiel in der Anſtrengung auf die Kniee. Dies erinnerte mich an ſein feiges Benehmen, als ich früher, mit der Piſtole in der Hand, von ihm Genugthuung forderte. Hätte er in dieſem Augenblicke mir erklärt, daß er ſich mit mir ſchlagen wolle, ich würde ihn nicht ermordet haben. Ihn auf's Neue zu meinen Füßen erblickend, glaubte ich, daß er wieder ſein Spiel mit mir treiben wolle, ich gerieth vor Wuth faſt außer mir, ich packte ihn an der Kehle: ‚Stirb, Erbärmlicher!‘ rief ich, und ſtieß ihm ein Meſſer, das ich im Gurte trug, in's Herz.“ —

Beauchamp ſchwieg hier eine Weile. Er ſchien erſchöpft, und der Schweiß rann ihm in großen Tropfen über die Stirn.

„Als die That geſchehen war,“ fuhr er fort, „war ich wie erſtarrt. Wie mechaniſch nahm ich meine Maske vor, aber fliehen konnte ich nicht. Inzwiſchen ward Lärm im Hauſe, eine Maſſe Volk verſammelte ſich, ich ſtand dicht an dem Fenſter, durch das man auf den Hausflur blicken kann. Jetzt rief Miſtreß Sharp, daß ſie den Mörder ſähe. Ich ſchrak zuſammen und eilte davon. Am Teneſſee angekommen, zog ich meine gewöhnlichen Kleider an, band Maske und Negerkleidung in ein Bündel, beſchwerte dieſes mit einem Stein, und verſenkte es in den Strom. Ich kam etwa eine Stunde nach der That in meiner Behauſung an, ohne daß mich Jemand bemerkte, ich entkleidete mich in voller Erwartung, am folgenden Morgen verhaftet zu werden. Uebrigens war ich nach vollbrachter That ganz ruhig, und meine Ergebung in den Willen des Himmels ſo groß, daß ich bald darauf einſchlief, und erſt am folgenden Morgen von dem Lärm, der im Wirthshauſe ſtattfand, erwachte. Ich verweilte noch zwei Tage in Frankfort, obwohl ich kein Geſchäft dort hatte, und war feſt entſchloſſen nicht zu fliehen, was ich, auch ſelbſt noch ſpäter, gar wohl gekonnt. So wie ich bei meiner Heimkehr mich meiner Wohnung näherte, fand ich meine Gattin auf dem Wege. Ich ſprang vom Pferde, ſie eilte mir entgegen. „Er iſt todt, der Elende!“ rief ich; da fiel Anna mir zu Füßen, ſie dankte unter Strömen von Thränen dem Himmel, daß er ſie für alles das Elend gerächt habe, das ein Meineidiger über ſie gebracht. Sie umfaßte meine Kniee, und rief wie eine Begeiſterte den Segen ihrer todten Aeltern und Geſchwiſter auf mich herab. Sie ſprang dann auf, und fragte mich wieerholt: ‚Biſt Du auch wohl, mein Gatte? Biſt Du nicht verwundet?‘ Ich ſuchte ſie zu beruhigen, a dieſe Aufregung eine Zerrüttung ihres Geiſtes befürchten ließ, und ſagte ihr, daß ich mich jetzt über Alles erhaben fühlte, was Menſchenhand mir thun önne, da Der durch meine Hand gefallen, der ſie lend gemacht. — Und ſo iſt es, meine Herren;“ chloß Beauchamp gefaßt. „Laßt mein Urtheil vollſtrecken, ſo bald Ihr wollt, ich werde ruhig auf das Schaffot ſteigen, und das Unrecht — wenn man überhaupt meine That ein Unrecht nennen kann — mit einem Tode ſühnen. Um Eins bitte ich das Gericht. Laßt meine Frau bis zur Stunde meines Todes bei ir ſein.“

Die Rede ſchien Beauchamp ſehr angegriffen zu aben. Auf den Arm ſeines Advokaten geſtützt, ankte er aus dem Saale, welcher mit einer feierichen, faſt religiöſen Stille von den Anweſenden erlaſſen ward.

Eine außerordentliche Aufregung fand in dieſen Tagen unter der Einwohnerſchaft von Frankfort tatt. Der Zorn jedes rechtlichen Menſchen war gegen die erkauften Zeugen, beſonders aber gegen Tailſtone gerichtet, welcher, wie es allgemein hieß, den Brief, auf den die Geſchwornen vorzüglich ihr: „Schuldig“ gegründet, der Familie Sharp verkauft hatte. Wenn auch, der Thatſache nach, das über Beauchamp gefällte Urtheil nicht ungerecht genannt werden konnte, ſo konnte man doch auch nicht läugnen, daß es auf an ſich mangelhafte Beweiſe, welche nur das eigene Eingeſtändniß des Angeklagten vervollſtändigte, ſehr leichthin ausgeſprochen worden war. Im Ganzen ward Beauchamp mehr beklagt als angefeindet, und als der Tag, der zur Hinrichtung feſtgeſetzt war, erſchien, erblickte man unter der ungeheuren Menſchenmaſſe, welche die Thür des Gefängnißhauſes umſtand, lauter traurige Geſichter. Der Verurtheilte hatte die Gewährung ſeines Wunſches, daß ſeine Frau bei ihm ſein dürfe, erlangt, Beide waren die letzten Tage heiter geweſen, und auch am Morgen ſeines Todestages hatte man Beauchamp ganz ruhig gefunden. Eine Stunde vor der Abholung zur Hinrichtung, und nachdem Beauchamp von allen Freunden, die ihn beſuchten, Abſchied genommen, hatten die Gatten gebeten, daß man ſie allein laſſen möge, weil Beauchamp ſich durch Gebet zum Antritt ſeiner letzten Wanderung tarken wolle. Jetzt ſchlug die verhängnißvolle Stunde, und der Sheriff, in Begleitung einiger andern Gerichtspersonen, trat in's Zimmer. Erſchrecken ſtanden ſie beim Eintritt ſtill. Anna lag auf einem Teppich auf der Erde, ſie ſchien im Verſcheiden, Beauchamp niete an ihrer Seite.

„Entſetzlicher!" rief der Sheriff. „Ihr habt ſie rmordet!"

Beauchamp zeigte ruhig lächelnd auf ein Glas, as auf dem Tiſche ſtand; und welches von einem reideartigen Satz getrübt ſchien.

„Wir wollten zuſammen hinübergehen;" ſagte mit ſchwacher Stimme. „Das Gift war für uns Beide nicht ſtark genug. Mein Antheil vermochte nicht mich zu tödten."

Es ward ſchnell nach dem Arzte geſchickt. Dieſer erklärte aber, als er der Sterbenden an den Puls efühlt, daß keine Rettung möglich, und ſie bereits m Tode verfallen ſei.

„So folgt uns, Mr Beauchamp!" verſetzte der

Sheriff mit ſanftem Tone. „Es muß Euch ſelbſt daran liegen, dieſen Auftritt abzukürzen.“

„Ihr habt Recht! Ihr habt ſehr Recht! Es gewährt mir einen Troſt, mit Anna vielleicht in demſelben Augenblicke zu ſterben, da mir dies in ihren Armen verſagt iſt!“ rief Beauchamp ſchnell.

Jetzt bog er ſich auf Anna nieder. Er küßte ſie auf Stirn und Wange, und ſagte mit zärtlichem Tone:

„Lebe wohl, Du Kind des Unglücks! Jetzt biſt Du ſicher vor der Stimme der Bosheit. Für Dich habe ich gelebt, für Dich ſterbe ich. Auf Wiederſehen!“ —

Nochmals ſtürzte er bei der Sterbenden nieder, er umarmte ſie, und wankte, geſtützt auf den Gefängnißwärter, zur Thür hinaus.

In einer Viertelſtunde, und zwar in derſelben Minute, in welcher Anna ausathmete, hatte auch er aufgehört zu leben. —

In dem Gefängniſſe fand man eine Schrift, in der die Gatten verlangten, in einem gemeinſchaftlichen Sarge begraben zu werden, ſo wie ein Gedicht, in welchem, mit hoher Kraft gepaart, eine düſtere Poeſie webte, die alle Leſer zum innigſten Mitgefühl hinriß. — Eine alte Eiche beſchattet mit ihren weithingeſtreckten, ſparrigen Aeſten, das gemeinſchaftliche Grab der unglücklichen Gatten, welche ſtark im Haß, mit Recht beſtraft, aber von Vielen auch bemitleidet wurden, weil ſie eben ſo ſtark waren in ihrer Liebe. — — —

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

☞ Wohlfeile, **neue** Taschenbücher. ☜

Lilien.

Taſchenbuch hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen
für **1842** und **1843**,
von
C. von Wachsmann,
5. u. 6r. Jahrgang, mit 12 Stahlſtichen, prachtvoll
gebunden,

und:

Frauen-Novellen.

Toilettengeſchenk für 1843,
von **Fr. Adami,**
mit 1 Stahlſtich,
erlaſſe ich jetzt **zuſammen** für 2 Thlr.

einzeln:

die Lilien	1842	für 20 Ngr.
— —	1843	„ 25 „
die Frauen-Nov.	„	„ 20 „

Carl Focke in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Zwanzigſter Band.

I. Burg Gardovall.
II. Die Nebenbuhlerinnen.

Leipzig, 1844.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Dritte Folge.

Sechster Band.

Leipzig, 1844.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Burg Gardovall 1
Die Nebenbuhlerinnen . . . . . 81.

Burg Gardovall.

Erzählung.

„In libertatem vocati estis. —
Ubi spiritus Domini, ibi libertas. —
In te speraverunt patres. —
Speraverunt, et liberasti eos. — —“

Inſchriften der Kapelle von Trons.

In einem Alpenthale, wo die Gewäſſer des jungen Rheins längs dem Fuße des Gebirgs ihre grünen Wellen, hüpfend von Felsplatte zu Felsplatte, fortſenden, unter dem Schatten eines vielhundertjährigen Ahorns, ſteht eine merkwürdige Kapelle. Ein eigenthümliches Bild ziert die Vorhalle derſelben. Ein ritterlicher Alter, deſſen weißer Bart bis zum Gürtel reicht — der Graf von Sar — an der Hüfte das Schlachtſchwert, und geſtützt auf einen Knotenſtock, ſteht zur Seite eines Mönches, welcher die Rechte ſchwörend zum Himmel hebt, im Schatten jenes Ahorns; Beiden gegenüber befindet ſich der Bannerherr von Rhäzüns, dem Anſcheine nach, wie ſein edler Gefährte, die Worte des Abtes von Diſſentis wiederholend. Dieſer heilige Ort iſt das Rütli des grauen Bundes, jener Ahorn der berühmte Ahorn von Trons. — —

Als das Maaß der Verbrechen, welches ein unritterlicher Adel, eine verderbte Geiſtlichkeit bis zum Ueberſchwang gefüllt hatten, voll war, als, von der Noth zur Empörung getrieben, die gemißhandelten Einwohner ſich erhoben um Rache zu nehmen, da traten auf dringende Mahnung Peters von Pultinga, des Abtes von Diſſentis, eines eben ſo klugen, als redlichen Prieſters, jene edlen Männer in der Mitte des Märzmonats im Jahre 1424 unter dem Baume von Trons zuſammen, und beſchworen, mit den zuſammengerufenen Aelteſten des Volkes, einen Bund des Schutzes für Recht, Eigenthum, und ewigen Frieden.

Wirklich war es die höchſte Zeit geweſen, denn eine Ariſtokratie, die von der Hölle ausgeſpieen ſchien, regierte in dieſen Thälern. Gräßlicher Jammer herrſchte überall, die Fehden zwiſchen den Grafen, Baronen, den Kirchenfürſten, deren Schlöſſer und Burgen von allen Bergen ragten, und wie eine große Kette ſich durch alle Thäler ſchlangen, nahmen kein Ende. Die unglücklichen Hirten ſahen ihre Heerden, ſelbſt in den unzugänglichſten, einſamſten Alpenſchluchten fortgetrieben, ihre Aecker verwüſtet, ihre

Weiber und Töchter von den Zwingherren entehrt ihre Söhne in fremder Fehde erſchlagen. Was jene Tyrannen ſich erlaubten, davon mögen folgende Züge, wo nur von Einem derſelben die Rede iſt, als furchtbare Beiſpiele Zeugniß geben. Der Freiherr Donatus von Vatz, mit dem Beinamen „der Grauſame“, ließ die Gefangenen, die in einer Fehde mit dem Biſchof von Conſtanz, Rudolph von Montfort, in ſeine Hand gefallen waren, in die Thürme ſeiner Burg einſperren und in Hunger und Unflath verweſen. Wenn dann das Geſchrei der Verzweiflung bis zu ſeinen Ohren drang, rief der Unmenſch lachend: „Horchet, wie luſtig die Vögel in meinem Käficht trillern.“ Drei ſeiner Unterthanen lud er einſt zum Schmauſe, und zwang ſie zu übermäßigem Eſſen und Trinken. Als die Nacht herankam, mußte Einer ſich ſchlafen legen, der Zweite im Zimmer auf- und abgehen, der Dritte in luſtiger Geſellſchaft auf den Gaſſen ſchwärmen. Am Morgen ließ er alle Drei tödten, ihnen den Leib öffnen und unterſuchen, welcher am beſten verdaut habe. — Noch auf dem Todtbette ſtieß er den Prieſter mit den Worten von ſich: „Eine Beichte ſonder Zerknirſchung des Herzens iſt eitel Betrug!“ und befahl ſeinen Schwiegerſöhnen, Friedrich von Toggenburg und Rudolph von Werdenberg, den Krieg mit dem Biſchof bis auf's Aeußerſte fortzuſetzen. — Wir laſſen indeß einen Vorhang über ſo traurige Gemälde fallen, die wir ohnehin nur darum vor den Augen des Leſers enthüllten, um ihn einen Blick in die Zeit thun zu laſſen, in welcher die Begebenheiten der folgenden Erzählung ſpielen. — — —

Unter den höhern Alpenthälern der Schweiz giebt es wohl keines, das dem obern Engadin den Vorzug ſtreitig machen könnte. Es iſt ein wunderliebliches Thal, das der Bernina, der Malova, der Septimer, Julier, Albula und Scaletta, mit ihren Firnen und Gletſchern einſchließen. Hier rinnt der noch junge Inn durch Wieſen, auf deren, wie glänzende Teppiche ausgebreitete Flächen ſich die Blumen des Klees, wie halbaufgeſchloſſene Roſen, vor den andern Blumen an brennender Farbe auszeichnen. An den Vorbergen der Alpen erheben ſich die majeſtätiſchen Cedern, die Arven, welche die Schweiz mit Nordaſien gemein hat, im Gemiſch mit dem ſchlank emporſtrebenden Lerchenbaum, durch deſſen fein gefiederte Zweige man das Scharlachroth der Alpenroſen, wie einen Blutbach, ſich in die Schluchten des Gebirges herniederziehen ſieht. Am Fuße des Albula liegt das, kaum von hundert Seelen bewohnte, Dörfchen Madulein, und auf einem Vorberge des erſteren eine düſtere altersgraue Ruine, deren aus großen Felsblöcken beſtehender Thurm jeden Augenblick auf den ſchlanken, weißen Kirchthurm des Dörfleins herunterzuſtürzen droht. Dieſe Ruine war im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts eine der feſteſten Burgen in ganz Rhätien. Sie gehörte dem Biſchofe von Chur, einem mächtigen Prälaten, der wie der Pabſt der ganzen Schweiz angeſehen, aber mehr gehaßt und gefürchtet, wie geehrt wurde. Trog jemals das Sprüchwort, „daß unter dem Krummſtabe gut wohnen ſei,“ ſo war es in dieſem Bisthum der Fall; am meiſten in den entlegenen Thälern, wo die Kaſtellane des Biſchofs die Herren ſpielten, und an Härte, Grauſamkeit und Zügelloſigkeit faſt noch die weltlichen Barone überboten. Für einen der ſchlimmſten dieſer Art galt der Kaſtellan von Gardovall — ſo hieß die Burg, deren Ruinen das Dörfchen Madulein überragen.

Er war der Sohn des großen Grafen von Rhäzüns, den dieſer mit einer Bäuerin erzeugt; aber ſchon in jüngern Jahren war er wegen ſeiner Wildheit, ſeinen ungezügelten Sitten, von dem Grafen verſtoßen worden. Der Biſchof von Chur, welcher mit letzterem in fortwährenden Zerwürfniſſen lebte, nahm den Jüngling, theils wegen des perſönlichen Muthes, den er in den Fehden des Grafen bewieſen hatte, theils um ſeinen Feind dadurch zu ärgern und deſſen Ruf zu ſchaden, mit offenen Armen auf. Er hätte die Burg von Gardovall in der That keinem tapfrern Arme vertrauen können, als dem des „Baſtards von Rhäzüns“, wie der Kaſtellan allgemein genannt wurde; bald aber ſah der Biſchof ein, daß er mit dieſer Ernennung nicht wohlgethan, denn ſein Kaſtellan benahm ſich mehr wie ein freier Selbſtherrſcher, als wie ein Diener, und als eine Reihe Jahre vergangen, als der Biſchof geſtorben war, zeugten nur noch das Wappen mit Inful und Stab über dem Thore der Burg, und ein mäßiger Tribut, von der Abhängigkeit des Thales von dem Gotteshauſe von Chur; von einer landesherrlichen Gewalt des Biſchofs war keine Rede mehr. Im Engadin war der Kaſtellan äußerſt gefürchtet. Es war in der That kaum ein Vergehen, deſſen er ſich nicht ſchuldig gemacht, und nur ſcheu ſah der Landmann nach den düſtern Thürmen der Burg, die manch blutiges Geheimniß bargen, und die, wie ein Adlerneſt, drohend auf dem Felſenhügel lag. Nur Wenige kannten den Ritter perſönlich, denn nur ſelten verließ er die Burg, dieſe Wenigen aber beſchrieben ihn ſehr verſchieden. Nach Einigen hatte er viel Freundliches und Einnehmendes in ſeinem Weſen, nach Andern war er finſterblickend, und ſein Aeußeres glich dem Rufe ſeiner Thaten. So viel war indeß gewiß, daß Jeder ihm auswich, um nicht ſeinen Blick auf ſich zu ziehen. Vor Allem war dies beim weiblichen Geſchlecht der Fall. Zog ein Weib, gleichviel ob Ehefrau oder Mädchen, ſeine Blicke auf ſich, ließ er ſich herab mit einer ſolchen einige Worte zu wechſeln, ſo erregte dies bei der Familie eine allgemeine Furcht. Er ließ dann einige Tage ſpäter dieſelbe unter dieſem oder jenem Vorwande nach der Burg Gardovall fordern, und die Ihrigen ſahen ſie dann niemals, oder als eine Unglückliche, Entehrte wieder. Bald mit Geſchenken beladen, oft aber auch nur kaum mit Lumpen bedeckt, verließ ſie die Burg, um ihr Elend im Verborgenen zu beweinen. An Genugthuung war nicht zu denken. Gegen Rache ſchützten den Unmenſchen die feſten Thürme ſeiner Burg; eine Klage bei dem Biſchof von Chur brachte nur Gefahr, aber keine Hülfe. Die Einwohner des Engadin zitterten bei dem bloßen Namen des Baſtards von Rhäzüns, oder, wie er ſich nennen ließ, da ihm die Bezeichnung eines Kaſtellans äußerſt zuwider war, des „Ritters von Gardovall.‘

Es war gegen die Mitte des Jahres, der Frühling, der ſeine Blüthen in dem hochgelegenen Alpenthale ſpäter wie anderwärts entfaltet, hatte die Umgebung Maduleins mit ſchillerndem Blumenſchmelz übergoſſen, als der Ritter, von dem die Rede iſt, an dem Fenſter ſeines Wohngemachs ſtand, und nach der Gegend des Albula hinüberſah. Er war ein Mann von faſt fünfzig Jahren, aber dabei ein Bild von Kraft und Stärke. Seine, von der Natur wohlgebildeten Geſichtszüge trugen den Ausdruck eines ungemeſſenen Stolzes, und einer Kühnheit, die ſich auch in der Haltung des kräftigen Körpers, beſonders in der des Hauptes, das mit kurzen, krauſen, rabenſchwarzen Haaren bedeckt war, deutlich ausſprach. Seine Hautfarbe war ungewöhnlich dunkel, und grell ſtach der kurze Purpurmantel, der nachläſſig mit einer ſtarken goldenen Kette auf der Bruſt befeſtigt war, ſo wie das geſtickte violettblaue Atlaswamms, dagegen ab. Es war nicht zu läugnen, daß der, welcher den Ritter zum erſten Male ſah, von der imponirenden Geſtalt, dem Ausdruck ſeines Weſens, das leicht für das Gefühl eigenen Werthes und kriegeriſchen Freimuth genommen werden konnte, während ihm nur eine entſchiedene Gleichgültigkeit gegen das Urtheil Anderer, eine ausſchweifende Frechheit zum Grunde lag, ziemlich vortheilhaft geſtimmt werden konnte.

Mehrmals hatte der Ritter bei einem, vor der Thüre ſtattfindenden, leiſen Geräuſch ſich umgeblickt, als letztere ſich öffnete, und eine Frau von etwa funfzig Jahren, deren früher vielleicht nicht unſchönes Geſicht von Leidenſchaften durchwühlt war, und einen düſtern, unangenehmen Ausdruck hatte, in's Gemach trat. Ihr Anzug war ziemlich vernachläſſigt, ihr Haar, welches bereits zu ergrauen anfing, in Eil unter die ſchwarze Sammetkappe geſtopft, und das

Schlüſſelbund am Gürtel ſchien ſie als eine Art Haushälterin zu bezeichnen.

„Juditha," ſagte der Ritter, „ich habe Dir zwei Aufträge zu geben."

„Einer davon iſt wenigſtens zu viel;" erwiederte das Weib ſo keck, als verdroſſen. „Eure Aufträge ſind gewöhnlich nicht die angenehmſten."

„Schmolle und belfere nur, Alte, wie es in Deiner Art iſt, aber thue dann was ich befehle;" entgegnete der Ritter lachend, und als ob ihm der Verdruß des Weibes eine Unterhaltung gewähre. „Der eine Auftrag iſt, daß Du Deine Kiſten und Kaſten mit dem Krimskrams, den Du Dir nach und nach bei mir zuſammengeſtohlen haſt, aus dem Zimmer, das Du jetzt bewohnſt, in das Eckzimmer des weſtlichen Thurmes ſchaffen, und Deine bisherige Wohnung auf's Schönſte zur Aufnahme eines Gaſtes in Stand ſetzen läßt."

„Was?" rief das Weib heftig. „In das feuchte Hundeloch, das Ihr das ‚Eckzimmer des weſtlichen Thurmes' zu nennen beliebt, ſoll ich kriechen? Wahrhaftig, Ihr wißt alte Dienſte und Liebe zu vergelten! Ich erinnere mich einer Zeit, wo mir die Wahl unter den Gemächern dieſes Hauſes frei ſtand, und das ſchönſte derſelben Euch nicht gut genug für mich dünkte."

„Das iſt lange her!" erwiederte der Ritter gähnend, indem er ſich auf den, neben der Fenſterbrüſtung angebrachten, mit Holz ausgetäfelten Sitz warf. „Du haſt Deine Zeit gehabt, haſt Dein Gutes genoſſen, haſt mich betrogen nach Herzensluſt und betrügſt mich alle Tage noch; folglich darfſt Du Dich nicht eben ſehr über mich beklagen. — Aber ich bin von dem Ritt ermüdet, und habe nicht Luſt Dein Geträtſch anzuhören. — Es bleibt alſo dabei wie ich geſagt; Du packſt Dich mit Deinem Plunder, und ziehſt in den weſtlichen Thurm oder in's Hundeloch, wie Du Deine künftige Wohnung nennſt, was mir ſehr gleichgültig iſt."

„Nun freilich!" ſagte giftig das Weib; „wie ich ſehe habe ich Euch noch zu danken, daß Ihr mich dafür, daß ich Gatten und Kind, Ehre und Rechtlichkeit, Haus und Hof verließ, nicht wie Andere nackend aus dem Hauſe werfen, oder wohl gar dort" — ſie zeigte auf einen Thurm, deſſen unteres Stockwerk die Verließe bergen mochte — „hinunter ſpazieren ließet, ſondern blos wie ein altes Schlachtpferd behandelt, das man nicht gerade über den Haufen ſticht, ſondern in einer Ecke des Stalles nach und nach verhungern läßt.“

„Das Bild iſt nicht übel und ziemlich treu, bis auf das Hungern!“ lachte der Ritter. „Allerdings gab es eine Zeit, wo Du ſtolz und ſtattlich wie das Thier, das Du eben nannteſt, einher ſchritteſt, jetzt humpelſt Du freilich nur. Doch das thut nichts; iſt vielleicht um ſo beſſer zur Ausführung meines zweiten Auftrags. Humple demnach heute Nachmittag hinüber nach Camogaſco; dort iſt, wie gewöhnlich am St. Peter- und Paul-Tage, Tanz und Bogenſchießen. Miſche Dich als Zuſchauerin unter das Volk. Du wirſt dort ein Mädchen ſehen —“

„Baſta! Ich thu's nicht,“ unterbrach das Weib den Sprechenden mit heftigem Tone. „Ein Mädchen! Glaub's ſchon! Schwarze oder blonde Locken, ein weißer Nacken haben Euch wieder einmal bethört, und da ſoll ich hingehen eine Närrin kirre zu machen, damit die Geſchichte nicht wieder, wie die letzte, das Landvolk, das Euch wie den Teufel haßt, in Aufruhr bringt —“

„Das Landvolk! Aufruhr!" rief der Ritter aus vollem Halſe lachend. „Nun wahrhaftig, daran habe ich noch nicht gedacht! Ohne mein Schwert zu ziehen, blos mit dem Panzerhandſchuh in der Fauſt, jage ich die Bande kühemelkender Geſellen, die es wagen möchten, ſich mir zu widerſetzen. — Nein, das iſt's nicht! Aber mir iſt Gewalt zuwider; ſie iſt mir zuwider, ſeitdem ſich das Mädchen, die Veronica, von dem Thurme in den Abgrund ſtürzte. — Dies iſt ja die Geſchichte die Du meinſt. — Ich kann," ſetzte der Ritter düſter hinzu, indem er mit den goldenen Sporen die bunten Ziegel, mit denen der Fußboden des Zimmers belegt war, zerhackte, „den Vorfall nicht aus den Gedanken bringen. Wie ſie daſtand auf der Zinne des Thurmes, geiſterbleich, mit zerkratztem Antlitz und fliegendem Haar! Wie ſie mir fluchte, und ſich, und der Stunde ihrer Geburt, und wie ſie dann hinabſtürzte, kopfüber, und das ſchöne Haupt ſich dort an jenem Felſenvorſprung zerſchellte —"

„Ja, und wie ſie dann am Boden lag kaum noch einer Menſchengeſtalt ähnlich," fiel das Weib ein, indem es ſich an den Zügen des Ritters, auf welchen der Stempel des böſen Gewiſſens immer deutlicher ſich ausprägte, zu weiden ſchien. „Aber ich weiß nicht, Ritter Hugo, wie Euch dieſer Vorfall ſo oft in die Gedanken kommen kann. Iſt denn noch ein Fußbreit Boden in jenen Thürmen, der nicht mit Blut befleckt worden? Iſt denn noch eine ſo entfernte Ecke in dieſen Gebäuden, wohin Angſtgeſchrei noch nicht gedrungen wäre? Wäret Ihr zwanzig Jahre älter, oder dreißig jünger, ſo könnte ich mir dieſe plötzliche Sinnesänderung erklären, aber ſo —“

„Es iſt eine Schwäche, ich weiß es wohl;“ ſagte der Ritter mit düſterm Blicke; „ich ſcheue auch eben nicht die Gewalt, wo ſie nöthig wird, aber ich will ſie nicht unnütz anwenden. Aus dieſem Grunde ſollſt Du nach Camogasco gehen, und Auskunft über ein Mädchen — nein, über einen Engel — hohlen, der mich bezaubert hat. — Ich hätte es nicht für möglich gehalten, fuhr der Ritter lebhaft fort, „daß die Umgegend ein ſolches Wunder von Schönheit und Reiz, ohne daß überall davon die Rede ſei, bergen könne, und nur der Umſtand, daß die Familie vor Kurzem aus der

Ferne hergezogen iſt, macht es erklärlich. Denke Dir, Juditha, ich reite längs des Fußweges, der von Camogasco quer über das Feld nach Madulein führt, als mir ein Mädchen begegnete, deſſen Anzug etwas Fremdartiges hat. Dieſer Umſtand erregte zuerſt meine Aufmerkſamkeit. Ich komme näher und näher, und erblicke ein ſo liebliches Geſchöpf, wie meine Augen nie ein zweites geſehen zu haben ſich erinnern. Wie es ſchien kannte mich das Mädchen nicht, denn es blickte mich mit den großen, blauen Augen ſo furchtlos an, ſie lächelte bei dem Gruße ſo unbefangen, als ob ſie nicht das Mindeſte zu beſorgen hätte. Ohne ihr zu ſagen wer ich ſei, ließ ich mich mit ihr in ein Geſpräch ein, und ſie erzählte mir ganz traulich, ihr Vater heiße Adamo, und wohne als Eigenthümer eines Freigutes zu Camogasco, wo er ſich erſt ſeit Kurzem niedergelaſſen habe. Da ſie mir auf meine Fragen in ladiniſcher Sprache nicht Antwort zu geben wußte, ſo erkundigte ich mich nach ihrer Heimath, und hörte, daß ſie von den Gränzen Deutſchlands hierhergezogen wären."

„Nun, und was ſoll ich?" — fragte Juditha, als der Ritter einen Augenblick inne hielt.

„Du ſollſt nach Comagasco gehen, das Nähere über das Mädchen auskundſchaften, bei dem Tanzfeſt ihre Bekanntſchaft ſuchen, ihr ſagen, welchen Eindruck ihr Anblick auf mich gemacht —"

„Und ſie durch Lügen und Ueberredungen dahin bringen, ſo elend und verworfen zu werden, als ich," ſagte das Weib mit einem Blick voll Haß. „Aber das iſt die alte Geſchichte, die ſich in dieſen Mauern ſchon ſo oft wiederholt hat. Das Mädchen hat längſt erfahren, wer es geweſen, der mit ihr geſprochen, und ſo könnt Ihr wohl denken, wie mein Empfang in Camogasco ſein würde, wenn ich mich als Eure Geſandtin kund gäbe."

„Du wirſt aber dennoch nach Camogasco gehen und meinen Auftrag ausrichten," ſagte der Ritter kalt. „Einmal thuſt Du es weil ich es will, und Dir bekannt iſt, daß ich gewohnt bin meinen Willen ohne Widerrede befolgt zu ſehen, und zweitens thuſt Du es, weil Du eine Gelegenheit findeſt mich zu betrügen, ohne daß Du dabei in Verlegenheit kommen könnteſt. — Da," ſetzte er hinzu, indem er eine Börſe aus ſeinem Gurt zog und ſie dem Weibe zuwarf, als ob er einem Hatzhunde ein Stück des erletzten Wildes zuſchleuderte, „nimm dies, kaufe dem Mädchen einen Ring, eine Kette, oder ſonſt dergleichen Firlefanz. Was übrig bleibt iſt für Dich, und ich täuſche mich nicht, wenn ich vorausſetze, es wird in Deinen Griffen nicht wenig übrig bleiben. Aus dieſem Grunde, und damit das Geſchenk, das Du in meinem Namen machen ſollſt, nicht knickerig ausfalle, befindet ſich ziemlich viel in dem Beutel; mache es alſo nicht allzuarg; ſonſt — Du kennſt mich.“

„Wahrhaftig!“ rief das Weib giftig. „Sollte man nicht glauben, ich hätte beſtändig die Hände in Euren Taſchen, während ich doch Alles mit der größten Sparſamkeit und zu Eurem Vortheil verwalte; hätte ich mir aber wirklich ein paar redlich verdiente Pfennige erübrigt, ſo wäre dies noch lange kein Erſatz für das, was ich Euretwegen aufgeopfert: Mann und Kind, Ruf und Ehre —“

„Ich bitte Dich, Juditha,“ ſagte der Ritter mit großer Ruhe, „prelle mich um ein paar Goldkronen mehr, ſprich aber nicht von der alten Geſchichte, die mich langweilt. Als ich auf der Reiſe, wegen des Beinbruchs, in Dein Haus gebracht wurde, als Du mit mir eins wurdeſt, mich, ſobald ich geneſen, nach Gardovall zu begleiten, und Du Dein Kind, bis zur Rückkehr Deines Mannes, bei einer Nachbarin unterbrachteſt, dann aber ganz wohlgemuth auf's Pferd ſtiegſt und mit mir fortritteſt, zog ich in Gedanken das Facit der Rechnung, die ich Dir ſchuldete; das Kind ſchlug ich hoch, den Mann niedrig, Ehre und Ruf für gar nichts an, und ich denke, Alle die Dich kennen, werden eben ſo gerechnet haben. Doch genug davon. Das viele Reden langweilt mich. Du gehſt nach Camogasco und beſorgſt meinen Auftrag. Gelingt es Dir nicht die Dirne zu kirren, nun, ſo werde ich einfacher zu meinem Ziele zu gelangen wiſſen.“ —

Mit den letzten Worten, die der Ritter ſo ruhig ausſprach, als ob es ſich um die Vollziehung eines gewöhnlichen häuslichen Geſchäfts handele, ſtand er von ſeinem Sitze auf und ging pfeifend zur Thür hinaus. —

Mit einer Miene, in der Haß und Verachtung ſich ſpiegelten, ſah das Weib lange dem Abgehenden nach.

„Geh, kalter, tückiſcher, nichtswürdiger Unmenſch!“ rief ſie, indem ſie die magere Hand ihm drohend nachſtreckte; „Du denkſt mich zu haben, aber ich habe Dich! Du haſt die wahnſinnige Eitelkeit, die Gier nach Wolluſt in mir aufgeſtachelt, als dieſe Wangen blühend, dieſer elende Leib üppig war; jetzt da jene verwelkt ſind, und dieſer vor Gram vermagert, ſtachelſt Du die Rache auf. Laß mich nur erſt die Botſchaft des frommen Mönches beſiegelt und verbrieft in den Händen haben, daß der Biſchof mir Abſolution für alles Vergangene, Strafloſigkeit für meine Vergehungen und Aufnahme in St. Klarens Spital ſichert, und der rothe Hahn ſoll in der erſten Sturmnacht auf Dein Dach ſteigen, und dieſe verfluchten Gewölbe ſollen über die zuſammenſtürzen, die nicht bei Zeiten aus ihnen fliehen. — Du willſt nichts von den Opfern hören, die ich Dir gebracht? Wie, wenn ich Dir ein Süpplein kochte, gewürzt mit Waſſerſchierling? Er ſteht gerade ſo grünend prangend unten am Ufer des Inn, in voller Todespracht. Wenn ich Dir dann, wenn Du ſprachlos dalägeſt, leiſe in's Ohr ziſchelte von den Opfern und ihrer Ausgleichung, würde Dich das auch noch langweilen? — Aber nein! Das wäre eine ſchlechte Rache. Ich will dies Haus des Satans in Flammen, die Kirchenfahne von Chur auf den Trümmern wehend, und Dich in Ketten ſehen; dann erſt will ich zu Dir treten, und Dir in's Ohr raunen, wer es iſt, der Dich verdirbt. — — Doch jetzt! Was thue ich? Gehe ich nach Camogasco? Gehe ich nicht? — Warum aber ſolte ich nicht gehen?“ rief Juditha grimmig lachend. „Sie iſt jung, blühend ſchön, voll Hoffnungen. Aber war ich es nicht auch? War ich nicht Alles dieſes auch, und bin ich nicht elend? Was hat ſie vor mir voraus? Warum ſoll ſie nicht elend ſein? O, es iſt ein Troſt, wenn man denken darf, gleich Elende zu wiſſen.“

Mit den letzten Worten ging das Weib langſam zur Thüre hinaus. —

Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, als Juditha querfeldein nach Camogasco wanderte. Das Dorf lag freundlich am Fuße des hohen Berges, welchen noch höhere Firnen überragten, auf denen der ewige Schnee, ſtellenweis gefärbt von der palmella nivalis, roſenroth glänzte. Der Tag war ſchwül. In der Ferne tönte es manchmal dumpf wie Kanonendonner; es war dies das ſogenannte

Wetterſchießen, eine Naturerſcheinung, die im Hochſommer häufig in jenen Gegenden vorkommt, und auf plötzlichen Witterungswechſel deutet. Auf einer Wieſe von ziemlicher Ausdehnung, in deren Mitte einige alte, majeſtätiſche Buchen ihre Zweige weit in die Lüfte ſtreckten, war ein reges Leben. Eine Menge Volk wimmelte durcheinander. Es war theils beſchäftigt, einer Gruppe Tanzender zuzuſchauen, denen ein Mann mit einem Dudelſacke munter aufſpielte, theils beſchäftigte man ſich mit Bogenſchießen, und ſobald ein Pfeil das Ziel erreichte, erſchallte ein freudiges Jauchzen aus dem Getümmel. An einem dritten Orte ſtand ein Würfeltiſch. Glückliche Gewinner entfernten ſich lachend, um ſich bei einem Weinſchenken, der eben ein Faß mit ſüßem Chiavenna auf einem Karren herbeiſchleppte, gütlich zu thun. Unweit von Letzterm ſagte eine alte, zahnloſe Zigeunerin aus den Linien der Hände wahr, und junge Mädchen wurden von ihren Geliebten, halb mit Güte, halb mit Gewalt herbeigeführt, um ſich für eine Kupfermünze, welche die Letztern der Pythia in ein hölzernes Schüſſelchen warfen, allerlei Wunderdinge verkünden zu laſſen. Juditha hielt einen

Augenblick an, als ſie in dem Getümmel ankam, ſie warf ihre Augen bald hier, bald dort hin, dann trat ſie zu der Wahrſagerin, hielt mit ſolcher ein leiſes Zwiegeſpräch, und drückte dieſer endlich ein Silberſtück in die Hand. Gleich darauf verlor ſie ſich in der Menge. — Während dies aber geſchah, hatte ein junges Mädchen, welches, ohne am Tanze theilzunehmen, dennoch, wie es ſchien, mit großem Intereſſe den Tanzenden zugeſchaut hatte, ſeinen Platz verlaſſen, und war auf einen unfern gelegenen Hügel geſtiegen, wo es unverwandt nach der Gegend von Madulein ſchaute. Anzug und Haltung waren beſſer, als es bei einem gewöhnlichen Schweizer-Landmädchen ſonſt der Fall. Sie war groß und ſchlank, und das ſchöne volle Haar glatt anliegend auf dem Hinterhaupte zuſammengeflochten. Um den Hals trug ſie ein breites Sammetband, welches mit einem Schloſſe von künſtlichen Perlen — von denen auch ein Paar Ohrringe, wie ſolche noch heute in den oberitaliſchen Landſchaften getragen werden, gefertigt waren — zuſammengehalten wurde. Auch das Kleid wich von der Tracht, welche damals in Rhätien getragen ward, in Schnitt und Stoff ziemlich ab, ſie hatte etwas von der, wie ſolche auf altdeutſchen Bildern jener Zeit vorkommt.

„Ihr nehmt nicht an der Luſtbarkeit Theil und ſeid wohl fremd hier, wie ich aus Eurer Tracht ſchließen kann?“ ſagte Judith, welche langſam nachgegangen war, zu dem Mädchen.

Die junge Schöne drehte ſich erſchrocken um. Sie erröthete bis in das ſchöne Haar hinauf, als ſie ſich ſo unvermuthet angeredet fand. Das Mädchen hatte ungemein liebliche Züge, beſonders war der Ausdruck des Auges, in welchem Unſchuld und Herzensgüte ſchimmerten, hinreißend.

„Wenn ich auch ſchon ſeit Jahr und Tag in dieſer Gegend lebe, ſo bin ich doch noch allerdings ziemlich fremd;“ verſetzte das Mädchen freundlich. „Ich danke Euch deshalb, daß Ihr mich deutſch anredet, denn ich geſtehe Euch, daß mir immer ein wenig bang zu Muthe iſt unter den Welſchen, wenn der Vater nicht bei mir iſt, oder“ — Sie ſtockte.

„Oder Euer Geliebter;“ fiel Judith ſcherzend ein. — „Läugnet nicht erſt, mein hübſches Kind, daß Ihr einen habt;“ fuhr ſie lachend fort. „Wo wäre ein junges Mädchen in dieſem Thale, das keinen Liebhaber hätte; beſonders eins, das ſo hübſch wäre wie Ihr."

„Ei nun," verſetzte das Mädchen erröthend, „wenn man Braut iſt, und in kurzer Zeit eine glückliche Frau ſein wird, ſo darf man wohl ſagen, daß man liebt."

„Ach, nicht wahr, Ihr ſeid die Tochter des alten Adamo?" ſprach Juditha höflich, aber mit ſcheinbar gleichgültigem Tone. „Ich dächte, ich hätte ſchon von Eurer Verbindung ſprechen hören."

„Alt?" ſagte das Mädchen lächelnd. „Hm, ſo gar alt iſt der Vater eben nicht. Aber freilich, er ſieht älter aus als er iſt; Krankheit und ſchwerer Kummer haben ihm das Ausſehen höheren Alters gegeben."

„Befindet er ſich hier unter der Menge?" fragte Juditha angelegentlich.

„Das nicht! Er iſt nach Rhealta gegangen, wo er einen Handel um eine Alm abzuſchließen gedenkt, und es iſt noch ungewiß, ob er heute zurückkehrt," verſetzte die Jungfrau.

„Ei dann iſt auch Euer Bräutigam nicht hier," fiel Juditha ein. „Er iſt es gewiß, nach dem Ihr ausſchaut?"

„Ihr habt nicht Unrecht," verſetzte die Schöne verſchämt. „Er war hier; aber er eilte auf die Alm, um den Hirten zu ſagen, daß ſie das Vieh nicht höher hinauf treiben, weil wohl ein Wetter im Anzuge ſein könnte. Er verſprach, bald wieder heim zu ſein, und ich weiß nicht, wo er bleibt."

„Und da dünket Euch die Zeit lang? Nicht wahr?" ſprach Judith lachend. „Nun, ſchämt Euch nicht. Ich bin auch jung geweſen, und weiß wie dies iſt, liebe Franziska, oder Marie; denn ſo heißt Ihr ja wohl."

„Ich heiße Eliſabeth," erwiederte das Mädchen.

„Liesli? Ei ſeht einmal. — Ich hatte auch eine Tochter, die Liesli hieß," verſetzte Jene mit einem ſonderbaren Tone.

„Und Ihr habt ſie nicht mehr?" ſprach das Mädchen mitleidig. „Arme Frau! Euch ſchmerzt der Verluſt gewiß recht. Ihr mögt wohl eine recht gute, zärtliche Mutter geweſen ſein. O, ich möchte wohl meine Mutter auch gekannt haben, aber ſie ſtarb ſchon, als ich noch klein war, und der Vater grämt ſich noch heute ſo um ſie, daß man gar nicht von der Mutter reden darf, wenn er nicht ganz traurig werden ſoll; er iſt ohnehin ſtets ſo ſchwermüthig.“

„So wie Ihr wird meine Liesli heute auch ſein — oder vielmehr, ſo würde ſie ſein, wenn ſie lebte;“ ſagte Judith, das Mädchen ſtarr anblickend. „Ja, wahrhaftig,“ fuhr ſie fort, „ſo müßte ſie ſein. Sie hatte gerade ſolche Augen wie Ihr habt, und eben ſo ſchmiegte ſich das Haar des Kindes an ſein liebes Köpfchen. Und dann der Blick — der Blick hatte ſo viel Aehnlichkeit mit dem Euren. — Aber was hilft das Zurückblicken!“ rief ſie plötzlich mit einer Art wilder Luſtigkeit. „Was hin iſt, iſt hin! Das Verlorne kommt nicht zurück, ſei es Jugendſchöne, Seelenruhe, Glück, Liebe, Gatte und ſelbſt die Seligkeit! Man muß ſeine Zeit genießen, und in dem Genuß den Erſatz des Verlorenen zu finden wiſſen. Schade deshalb um jede Minute, die ungenoſſen vorüber eilt. Damit dies nun, mein ſchönes Kind, mit Euch nicht der Fall ſei, ſo ſchlage ich Euch vor — es iſt nur des Spaßes wegen, und da Ihr, ſo lange Euer Liebſter nicht hier iſt, doch nicht an dem Tanze theilnehmen könnt — daß wir zu jener Zigeunerin gehen, und aus deren wahrſagendem Munde hören, welches Glück Euch in Eurer Ehe bevorſteht.“

„Ich thäte es wohl für mein Leben gern,“ ſagte Eliſabeth zögernd; „aber der Vater kann Gaukler und dergleichen Volk, an denen, wie er ſagte, meine ſelige Mutter ſtets zu ſeinem Verdruſſe viel Gefallen gehabt, durchaus nicht leiden; auch weiß ich ſelbſt nicht, ob es Francesco recht ſein würde.“

„Nun ſo laſſe ich Euch aus den Zügen des Geſichts wahrſagen! — Wer will mir das verbieten? — Geht nur mit und hört zu! Mag dann Euer Geliebter in Gottes Namen kommen, er weiß gar nicht einmal, wem es gilt, denn ich werde die Alte nur ganz unvermerkt auf Euch aufmerkſam machen.“

Halb mit Güte, halb mit Gewalt, folgte Liesli der Sprechenden zu der Wahrſagerin. Dies war ein altes verſchrumpftes, braungelbes Weib, dem Liſt, Diebſtahl und Verbrechen jeder Art, auf dem Geſicht geſchrieben ſtanden. Judith drückte ihr ein Geldſtück in die Hand, und flüſterte ihr ein paar Worte in's Ohr, während ſich Eliſabeth, der Wahr=

ſagerin gegenüber, in den Kreis der gaffenden Menge ſtellte.

„Ihr fordert da ein ſchweres Stück von mir!" ſagte die Zigeunerin zu Judith. „Ich ſoll die Zukunft von Jemand verkündigen, der Euch theuer iſt, und deſſen Namen Ihr mir nicht einmal nennen wollt. Nur immerhin, ich liebe es, ein wenig auf die Probe geſtellt zu werden. Dabei zeigt ſich die echte Sehergabe. — Damit Ihr aber recht ausführlich darüber urtheilen könnt, will ich Euch Vergangenheit und Zukunft der Perſon, von der die Rede iſt, verkünden, und Ihr ſollt mir gleich in die Rede fallen und widerſprechen, wenn etwas falſches bei der Erſten zum Vorſchein kommt. — Ich ſehe," ſagte ſie, den Blick ſtarr auf Eliſabeth gerichtet, „vor meinem geiſtigen Auge ein junges Mädchen, das aus der Ferne in eine neue Heimath gezogen, ſich verlobte, welches ſeinen Bräutigam herzlich liebt, und wohl verdiente, von ihm eben ſo geliebt zu werden. Die Heirath wird in Kurzem vor ſich gehen. Der Bräutigam iſt jung und wohlhabend, das Mädchen aber noch mehr, und außerdem ſo ſchön, daß es ſich wohl eher zu einer Rittersfrau, als zu der eines Heerdenbeſitzers eignete. — Habe ich es getroffen? — Iſt Alles ſo wie ich geſagt?" —

„Ich kann es nicht läugnen. Es trifft Alles zu," verſetzte Judith.

„Da hört Ihr's! — 's iſt zum Erſtaunen!" rief die umſtehende Menge.

„Die junge Perſon," fuhr die Sybille fort, „hat zufällig Jemand gefunden, der großen Antheil an ihrem Geſchick nimmt. Durch dieſen wird ihr ein Antrag werden, der ſie zu einem bedeutenden Glücke bringen wird. Reichthum, Ehre, Luſt aller Art, werden ſie beglücken. Freilich kommt Alles darauf an, ob ſie auch ihr Glück zu erfaſſen verſtehen, es nicht kindiſch von ſich ſtoßen, mit Füßen treten wird. — Thut ſie dies, ſo wird ſie die Folgen zu tragen haben, und ihre Zukunft wird eine wenig erfreuliche ſein. Deshalb muß die junge Perſon ſich die Gelegenheit, die ſich ihr darbietet, von Niemand verkümmern laſſen, und einen feſten Willen zu haben wiſſen. Niemals in ihrem ganzen Leben wird ihr zum zweiten Mal geboten werden, was ſie ſich leichtſinnig verſcherzt. Das Glück iſt launiſch, es kommt zu Dem, der ſich nicht um daſſelbe bekümmert, und flieht Den, der es ſucht. — Darum muß das junge Mädchen, von dem die Rede iſt," fuhr die Zigeunerin immer eifriger fort, „ſich in ihrem Entſchluſſe nicht irre machen laſſen, ſei es von Vater, Mutter, Bräutigam, oder wer ihr ſonſt nahe ſteht. Das Glück, das ihr bevorſteht, iſt größer, als ſie zuvor je geahnet hat, und wohl werth, daß ſie es verfolge."

„Gut! — Gut!" rief Juditha lachend, indem ſie der Alten auf die Schulter klopfte. „Ich danke Euch im Namen der jungen Perſon, die ich im Sinne habe, und werde ihr Alles treulich berichten. Seid verſichert, ſie wird nicht ſo thöricht ſein, Euren guten Rath in den Wind zu ſchlagen."

Mit den letzten Worten trat ſie aus dem Kreiſe, und gab Eliſabeth einen Wink mit den Augen, ihr zu folgen.

„Nun, ich denke, Ihr könnt zufrieden ſein mit dem, was die Alte Euch prophezeiht hat," hob ſie zu dem Mädchen, welches ganz nachdenklich geworden war, gewendet, an. — „Was aber das ſonderbarſte bei der Sache iſt, möchte wohl der Umſtand ſein, daß, ehe wir zu der Wahrſagerin gingen, ich ſelbſt daran dachte, Euch einen Vorſchlag zu thun, der wohl geeignet ſein dürfte, die Prophezeihung der alten Hexe zur Wahrheit zu machen."

„Ei, Ihr macht mich ganz neugierig!" ſagte Lisbeth, die Sprechende fragend anblickend.

„Seht," ſprach Judith ſo viel wie möglich den Schein der Unbefangenheit annehmend, „ich bin die Haushälterin des Ritters von Gardovall. —

„Wie? des grauſamen Kaſtellans? — Das ſoll ein ſchrecklicher Mann ſein," fiel Eliſabeth überraſcht ihr in's Wort.

„Hat man Euch auch ſolch' albernes Zeug vorgeſchwatzt?" fragte Judith lachend. „Er mag wohl hier und da manchmal einen loſen Streich verübt haben — die Rittersleute machen es einmal nicht anders — aber ſeit einiger Zeit iſt der Herr ſehr fromm und rechtſchaffen geworden. Ich für mein Theil kann nicht über ihn klagen, wie wohl auch überhaupt Niemand, der in ſeinen Dienſten ſteht. Er iſt ſo freundlich und mild gegen Alle, die um ihn ſind. Gegen die Unterthanen mag er freilich wohl manchmal ein Bischen ſtreng ſein; aber ſind etwa der Graf von Sar, oder der Herr de la

Tour Planta, der Bannerherr von Rhäzüns, weniger ſtreng? Ueberdem iſt er es niemals ohne Urſache; ſonſt ganz leutſelig und herablaſſend. — Aber da fällt mir ein! Solltet Ihr ihm nicht etwa geſtern begegnet ſein? Er konnte gar kein Ende finden von einem jungen Mädchen zu ſprechen, das ihm auf dem Fußſteig dort begegnet wäre."

„Was? Der ſtattliche Herr auf dem Rappen? Er ſah ſo kriegeriſch aus, mit dem Federbarett auf dem ſchwarzen Krauskopf und dem Purpurmantel um die Schultern."

„Ganz recht! Das war der Ritter von Gardovall," fiel Judith ein. „Nun ſah er denn ſo böſe und grimmig aus?"

„Ei bewahre!" ſagte Lisbeth. „Das war ein ganz feiner, freundlicher Herr. Er grüßte mich zuerſt, und fragte bald nach Dieſem, bald nach Jenem. Ich habe mich nicht ein Bischen gefürchtet."

„Nun ſeht Ihr wohl, es iſt ganz lächerlich, wie der gute Herr verläumdet wird," ſagte Judith. „Ihr hättet nur hören ſollen, wie er Eure Schönheit pries, ſo wie den Verſtand, den er in Euren Antworten bemerken können. — Doch ich will Euch nicht ſchamroth machen. — — Nun ſeht, ich bin mit der Hauswirthſchaft des Ritters beauftragt, aber der Geſchäfte ſind zu viel. Das Hausweſen erfordert eine jüngere kräftigere Perſon, und ich möchte mich gern ſo nach und nach zurückziehen. Nun habe ich lange deshalb den Ritter gebeten, daß er eine ſolche an meine Stelle ſetzen möchte; ſtets ſchlug er es ab, denn wenn er einmal Jemand ſein Zutrauen geſchenkt, ſo es iſt ihm gar nicht möglich, daß er ſich von ihm trenne. Endlich, auf vieles Bitten, hat er mir erlaubt für eine Nachfolgerin zu ſorgen, denn nur aus meiner Hand will er eine annehmen, wie er ſagt. Eine ſolche zu finden, liebe Lisbeth, ſchien mir indeß immer noch ſehr ſchwierig. Einestheils iſt die Wirthſchaft groß und umfangreich, die Perſon, die ihr verſteht, wird faſt wie die Hausfrau geehrt und geachtet, und auch darnach bezahlt und belohnt. Die Erſte, Beſte zu wählen wäre wohl nicht rathſam, und möchte ich einer ſolchen die Stelle nicht gönnen. Wenn Ihr indeß —"

„Ei, wo denkt Ihr hin;" fiel das Mädchen ein. „Die Stelle mag gewiß recht einträglich und ehrenvoll ſein, aber Ihr vergeßt, daß ich mich in Kurzem verheirathen werde.“

„Nein! Nein! Ich vergeſſe es nicht, und eben darauf iſt gleichfalls gerechnet, wenn Euer Vortheil recht groß ſein ſoll. — Wie Euch bekannt, beſitzt der Ritter weitläufige Almen, zahlreiche Heerden gehören ihm. Nun dachte ich, wenn Euer Bräutigam Obermeier des Ritters würde — denn er braucht gerade einen ſolchen — wenn er die Heerden des Ritters beaufſichtigen und Ihr die Hauswirthſchaft führen ſolltet, ſo wäre dies wohl ein Gegenſtand, den kein junges Paar im ganzen Thal von der Hand weiſen würde.“

„In der That,“ ſagte Lisbeth überraſcht, „das wäre ein großes Glück!“

„Nicht wahr?“ verſetzte Judith lebhaft. „O, ich bin überzeugt, wenn Euer Bräutigam dem Herrn nur halb ſo gefällt, wie Ihr ihm beim erſten Anblick gefallen habt, ſo iſt Eure Zukunft für immer geſichert.“

„Ei,“ ſagte Eliſabeth, „mein Francesco iſt ein gar tüchtiger Burſche, die Wirthſchaft verſteht er aus dem Grunde und der Ritter würde an ihm gewiß einen wackern Diener haben. Eher fürchte ich, daß ich einem ſo großen Hausweſen nicht vorſtehen könnte.“

„Ach, was das anlangt, das iſt keine Hexerei,“ fiel Judith lebhaft ein, „ich werde Euch durch alle Schwierigkeiten helfen. Ich nehme Euch ſo lange unter meine Flügel, bis Ihr in jeder Hinſicht das ſeid, was ich ſelber bin. Für den Anfang führe ich das Hausweſen nach wie vor, Ihr habt das Zuſehen, und müßt nur ſuchen, Euch bei dem Ritter in Gunſt zu ſetzen. Vor Allem dürft Ihr nicht zimperlich thun, denn das kann er durchaus nicht leiden, Ihr müßt Euch benehmen, als ob Ihr ſeines Gleichen wäret; er liebt ein freies Wort, eine freie Rede. Seid Ihr einmal näher mit ihm befreundet, ſo könnt Ihr thun und laſſen was Ihr wollt. Ihr ſeid dann, ſo zu ſagen, die Burgherrin, und Alles wird ſich vor Euch beugen. Der Ritter liebt weiblichen Umgang und Unterhaltung, denn es iſt ein wenig einſam dort in dem alten Krähenneſte.“

„Ei, ſorgt nicht,“ fiel Eliſabeth lachend ein, „vorplaudern will ich ihm hinlänglich. Wäre nicht Francesco, ſo hätte ich faſt das Reden verlernt. Der

Vater iſt ſtets ſo finſter und ſchwermüthig und kann zu halben Tagen im Winkel ſitzen, ohne daß ein Wort über ſeine Lippen kommt. Auf Burg Gardovall wollte ich dann wieder einholen, was ich zu Hauſe im Sprechen verſäumt.“

„Ein Umſtand wäre freilich zu beachten,“ ſagte Juditha nachdenklich. „Die Meiereien des Herrn ſind ziemlich entlegen, Euer Francesco würde oft mehrere Tage abweſend ſein, er weiß Euch dann in der Geſellſchaft des Herrn. — Hoffentlich iſt er nicht eiferſüchtig?“

„Ei, er ſoll mir mit Eiferſucht kommen!“ rief Lisbeth. „Eiferſucht verräth Mangel an Vertrauen, und er weiß, wie gut ich ihm bin.“

„Recht! Ganz Recht!“ ſagte Jene lebhaft. „Man muß die Männer mit dergleichen gar nicht aufducken laſſen, wenn man ſich nicht ſein Recht vergeben will. ‚Nicht ſehen und doch glauben!‘ das ſollte das Symbolum jedes verſtändigen Ehemannes ſein. — Nun, ich bin überzeugt, Ihr werdet Euch klug zu benehmen wiſſen und paßt ganz zu der Stelle, die ich Euch vorſchlug.“

„Franceſco! — Dort kommt Franceſco!“ rief Lisbeth plötzlich aufſpringend.

„Ich bitte Euch, ſprecht nicht zu ihm von dem, was ich geſagt; laßt mich den Anfang machen. Die Männer haben manchmal Schrollen, die man beachten muß;“ ziſchelte die Vorige.

Ein junger Senner nahete. Er war ein hübſcher Jüngling. Schwarze Locken ringelten ſich um das kecke Antlitz, welches mehr italiſche wie deutſche Züge zeigte. Des raſchen Ganges wegen hatte er das kurze braune Jäckchen ausgezogen und über die Schulter gehängt. Gang und Haltung deuteten auf eine Fülle jugendlicher Kraft.

„Endlich kommſt Du! Ich habe ſchon recht nach Dir ausgeſchaut!“ rief Eliſabeth ihm entgegen eilend.

„Sechs Wegſtunden habe ich in vieren zurückgelegt, um mit Dir noch einen Tanz thun zu können,“ ſagte Franceſco das Mädchen umſchlingend. „Und das habe ich Dir mitgebracht! — Es iſt zum Brautputz,“ ſetzte er hinzu, indem er ihr ein Päckchen aufdrang.

„Siehe,“ ſprach das Mädchen, indem ſie den Bräutigam zu Judith führte. „Ich habe heute eine gar liebe Bekanntſchaft gemacht. Dieſe gute Frau iſt Wirthſchafterin des Ritters von Gardovall.“

„Des Kaſtellans?“ ſagte Francesco mit düſtrem Blicke und ziemlich befremdet.

„Ja, mein guter Mann,“ ſagte Judith ganz unbefangen, „und ich kam, um eine Botſchaft meines Herrn an Euch auszurichten.“

„An mich?“ fragte Francesco ein wenig erſchrocken. „Ihr müßt Euch irren. Der Herr kennt mich nicht.“

„Doch! — Doch!“ erwiederte Judith. „Seit längerer Zeit ſucht der Ritter einen tüchtigen Mann, der als Obermeier ſeine Heerden beaufſichtigen könnte. Ein alter kann dem etwas beſchwerlichen, aber einträglichen Dienſte nicht vorſtehen, es war alſo die Aufgabe, einen jungen Mann zu finden, der Geſchick und Erfahrungen in der Alpenwirthſchaft hätte, und da hat man Euch ihm als einen ſolchen angerühmt. Wäre es Euch demnach genehm, dieſe Stelle anzunehmen, ſo dürftet Ihr nur Bedingungen machen, und ich bin überzeugt, er würde ſie genehmigen, wenn ſie nicht allzu übertrieben wären.“

„In der That — ich weiß nicht —" ſagte Francesco überraſcht.

„Ihr würdet ein großes Glück verſcherzen," fuhr Judith fort, „wenn Ihr den Antrag ausſchlügt. Es würden wohl Wenige in dieſem Thale ſein, die nicht mit beiden Händen zugriffen, wenn ihnen dergleichen geboten würde."

„Und wo würde man mir den Wohnſitz anweiſen?" fragte Francesco zögernd. „Gewiß in Nähe der entfernteſten Almen, denn da würde meine Gegenwart wohl am meiſten nöthig ſein. Wie es aber dann mit meiner eigenen Wirthſchaft hier in Camogasco ſtehen würde —"

„O, darum dürfteſt Du keine Sorge haben," fiel Lisbeth ihm etwas vorſchnell in die Rede. „Wir würden in Burg Gardovall wohnen, denn ich ſoll dort die Wirthſchaft führen."

„Iſt es ſo gemeint?" fiel Francesco mit einem ſtechenden Blick auf Judith ein. — „Es thut mir leid," ſetzte er ſchnell hinzu, „den Antrag des Ritters nicht annehmen zu können."

„Was?" rief Eliſabeth erſchrocken. „Du willſt unſer Glück von Dir ſtoßen? Du willſt die herrliche Stelle nicht annehmen?"

„Ach, ich weiß, was Euch Sorge macht!" ſprach Judith lächelnd. „Ihr habt Beſorgniſſe wegen Lisbeth. — Nein, mein guter junger Mann, in dieſer Hinſicht könnt Ihr ganz ruhig ſein. Mit vierundzwanzig Jahren, ſolchen brennenden Augen und ſchwarzen Locken, hat man keinen Fünfziger zu fürchten, und wenn er auch einen Rittermantel auf den Schultern hätte. Ueberdies iſt Alles nur *mein* Betrieb, und wollet Ihr nicht, daß Eliſabeth die Wirthſchaft führen ſoll, ſo thut dies auch nichts; dazu finden ſich zwanzig Andere."

„Es wäre wohl ſehr ſonderbar von Francesco, wenn er um einer lächerlichen Grille willen uns einen ſolchen Vortheil entgehen ließe, und ich würde jedenfalls recht gern jenen Dienſt über mich nehmen," ſagte das Mädchen ein wenig ſchmollend.

„Vielleicht geſtattet Euch auch der Ritter auswärts zu wohnen, wenn Ihr nun einmal nicht wollet, daß Eure künftige Hausfrau ſeine Haushälterin werden ſoll," meinte Judith. „Das Letztere war überhaupt mehr mein Gedanke, und wir können dies, wenn es Euch beunruhigt, fallen laſſen.“

„Nein! — Nein! — Um einer bloßen Grille willen laſſe ich mich nicht beargwöhnen!“ rief Lisbeth lebhaft. — „Aber laßt es nur gut ſein, liebe Frau, und nehmt es Franceſco nicht übel, wenn Ihr ihn für Eure gute Meinung nicht gleich ſo dankbar findet, als Ihr es verdient. Gönnt ihm Bedenkzeit bis morgen“ — ſie winkte Judith verſtohlen — „er wird ſich die Sache gehörig überlegen, und Ihr ſollt dann Antwort haben.“

„Gut! — Gut! —“ ſprach ruhig die Vorige. „Findet Ihr meinen Vorſchlag nicht genehm, ſo laßt es mich wiſſen. Zwanzig Andere werden ſich darum bewerben, wenn ich ihn verlauten laſſe.“

„Ich denke,“ ſagte Franceſco, „wir thun am beſten, dem Vater die Entſcheidung zu überlaſſen. Und ſieh — dort kommt er eben.“

„Wie?“ rief Lisbeth fröhlich. „Er iſt ſchon zurück? — Nun, das iſt ſchön! Das iſt herrlich!“ Wie ein Reh ſprang das Mädchen einem Manne entgegen, welcher von dem Dorfe her eben auf die Verſammlung zukam. Der Mann war ziemlich groß und ſtark. Er mochte wenig über fünfzig Jahre zählen; aber er ſchien bedeutend älter, denn wenn auch ſein Haar erſt hie und da zu ergrauen anfing, ſo hatte dennoch tiefer Kummer deſſen Geſicht durchfurcht und ſeine Geſtalt etwas gebeugt. Sein Auge lag tief und zeigte einen ungemein düſtern, ſchwermüthigen Ausdruck, der durch ein eigenthümliches nervöſes Zucken der ſchmalen, dicht aufeinander gepreßten Lippen noch verſtärkt wurde.

„Ihr ſeid ſo ſchnell zurück! O, wie mich das freut!“ rief Lisbeth ſich an ſeine Bruſt werfend. — „Aber Ihr ſcheint ermüdet, Euch hat die Reiſe angegriffen.“

„Ich habe mich abgehetzt, und, wie ich ſehe, ohne Noth;“ verſetzte Jener düſter lächelnd. „Bin ich einen Tag von Hauſe entfernt, ſo eile ich wie ein verſprengtes Wild, das nicht ſchnell genug ſein Lager wieder finden kann. Ich denke dann Alles todt, oder geraubt, und Haus und Hof dem Boden gleich zu finden.“

„Wie Ihr Euch nur ſtets ſo trübe Gedanken machen könnt!“ rief die Tochter munter. „Alles iſt wohl und das Hausweſen auf's Beſte beſtellt.“

„Ja, wüßteſt Du nur! —“ entgegnete der Vater trüb lächelnd. „Ich war einſt auch verreiſ't, und als ich wiederkehrte eines Tages — eines entſetzlichen Tages — Doch laſſen wir das. Wo iſt Francesco?“

„Dort! Komm nur. Wir ſtritten uns eben ein wenig, und Ihr ſollt der Schiedsrichter ſein.“

Mit dieſen Worten zog die Tochter den Vater nach dem Platze, wo ſich Francesco und Judith befanden. — Dort angekommen, wollte er eben dem Erſteren die Hand reichen, als ſein Auge auf Judith fiel.

„Ha, was ſeh' ich! — Du hier?“ rief er mit einem Entſetzen ausdrückenden Tone.

„Adam Stauf?“ ſprach Judith erbleichend, ihre Stimme verſagt ihr, ſie klammerte ſich an Lisbeth, um nicht zu Boden zu fallen.

„Fort von dieſer, Elende! Du haſt keinen Theil an ihr!“ donnerte Jener, indem er Judith heftig zurückſtieß und die Tochter an ſich riß. „Willſt Du dies Mädchen zu Dem machen, was Du ſelber wurdeſt? — Willſt Du ihre reine Seele auch verpeſten?“

„Dachte ich es nicht gleich, daß ſie einen böſen

Plan mit uns hätte?" rief Francesco heftig, indem er ſich zu Lisbeth wandte. — „Sie kam," ſagte er zu dem Vater gewendet, „um uns vorzuſchlagen, daß ich Heerdenaufſeher und Lisbeth Haushälterin des Kaſtellans von Gardovall werden ſollte." —

„Das iſt ihrer würdig! — Daran erkenne ich ſie! —" rief Jener mit furchtbarem Lachen. „Das iſt daſſelbe Weib, das Gatten und Kind verließ, um mit einem fremden Rittersmann in die weite Welt zu gehen, und das jetzt, da das Kind zur Jungfrau aufgeblüht, zurückkehrt, um auch dieſe zur Metze, zur Buhlerin eines Ritters zu machen. — Sieh Francesco," ſetzte er mit dem Lächeln eines Wahnſinnigen hinzu, „dieſe war mein Weib! — Siehe, Eliſabeth, dieſe iſt Deine Mutter! —"

Geiſterbleich hatte Juditha die Rede des Mannes angehört. Sie drückte ſich beide Hände vor die Augen.

„Entſetzlich! — Entſetzlich!" ſtammelte ſie; ſie wollte weiter reden, aber ſie vermochte es nicht.

„Fort!" rief jetzt Adamo wild. „Fort aus meinen Augen! — Du haſt keinen Theil mehr an mir noch an meiner Tochter. Du biſt ein Ungeheuer, das allein ſteht, das Niemand angehört, und dem Niemand angehören kann. Das, was Du gethan, aber noch mehr, was Du jetzt thun wollteſt, trennt Dich ewig von uns und allen beſſern Menſchen.“

„Du haſt Recht! Es iſt Alles, wie Du ſagſt,“ ſprach Judith ſtammelnd und mit matter, faſt hinſterbender Stimme. — „Ich bin nicht werth, daß mich die Erde trägt, nicht werth des Mutternamens. Ich habe die Tochter dem Ritter verkuppeln wollen; aber ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich nicht gewußt, daß es meine Tochter war. — Ich gehe jetzt, aber verſchmäht nicht den Rath einer Verworfenen. Ich bitte Euch flieht, der Kaſtellan iſt jedes Verbrechens fähig, und er war auch mein Verführer.“

„Fliehen!“ rief Francesco heftig. „Nimmermehr! Bald iſt das Maaß ſeiner Verbrechen voll! Noch eins; und er ſoll —“

„Still!“ rief Adamo mit düſtrem Hohn; „ſeine Buhlerin hört Dich, ſie könnte Dich verrathen, wie ſie Mann und Kind verrieth. — Und Du, Elende, fort jetzt! Fort aus unſern Augen.“

„Laß mich, Adam, laß mich von meiner Tochter

Abſchied nehmen!“ bat Judith bleich und mit zitternder Stimme.

„Nein! — Nimmermehr! — Schon Dein Athem würde dieſe Unſchuld vergiften!“ rief Adamo. „Gehe dahin, wo Du herkamſt, in das Sünden- und Mordneſt, und ſei ferner, was Du warſt, die Buhlerin des Scheuſals, das dort gebietet. — Aber nein,“ ſetzte er mit furchtbarem Hohnlachen hinzu, „dieſe kannſt Du nicht mehr ſein. Deine Reize ſind verblüht, Dein Leib verwelkt, nur zur Kupplerin, zur Verkäuferin einer blühenden Tochter biſt Du noch gut genug.“

Einen heftigen Wehſchrei ausſtoßend und das Geſicht verhüllend, taumelte Judith fort. Man ſah ſie noch in der Ferne, wie auf den Tod ermattet, mehrmals ſtille haltend, ehe ſie den Nachblickenden, beſonders Lisbeth, welche heftig weinend ihr lange nachſah, aus den Augen verſchwand. — —

Es war am folgenden Tage, als ſich Adamo, Francesco und Eliſabeth von dem Ereigniſſe des vergangenen Nachmittags unterhielten. Das Mädchen ſuchte die Mutter, ſo viel es nur in ihren Kräften ſtand, zu entſchuldigen. Freilich konnte ſie es nur in ſo weit, als ſie, was wohl ohnehin klar war, ihre Ueberzeugung ausſprach, daß die Unglückliche nicht gewußt, daß ſie ſich ihrer Tochter gegenüber befinde. Adamo ſprach nur wenig, er ſaß in ſeinem Sorgenſtuhl, der in einer Ecke des, mehr als gewöhnlichen Wohlſtand verrathenden, reinlichen Stübchens ſtand, und ſtarrte düſter vor ſich hin. Jetzt öffnete ſich die Thür, und ein alter wohlgekleideter Landmann trat herein. Das Geſicht des Eintretenden hatte viel Ehrwürdiges, aber ſchwere Sorge ſchien auf ſeiner Stirn zu lagern. „Gott mit Euch, Adamo! Guten Tag, lieben Kinder!“ ſagte der Alte.

„Ei ſeht doch, der Cuvig!“ (Gemeindevorſteher) rief Francesco. „Seid willkommen, lieber Herr!“

„Willkommen, alter Freund! — Was bringt Ihr mir Gutes?“ ſprach Adamo, indem er Jenem die Hand ſchüttelte.

„Gutes?“ erwiederte der Gefragte, mit ſorgenvoller Miene. „Ich wünſche, daß Ihr es für etwas Gutes halten möget. — Es iſt eine Botſchaft unſers Herrn des Kaſtellans.“

Eliſabeth fuhr erſchrocken zuſammen.

„Der Herr begehrt Eure Tochter in ſeinen Dienſt,“ ſprach der Gemeindevorſteher. „Er ſandte ſeinen Schöſſer mit dieſem Auftrage und ließ mir andeuten, daß ich ſolche bis morgen nach der Frühmetten nach Burg Gardovall zu bringen habe.“

„Nimmermehr!“ rief Francesco heftig. „So lange ich noch eine Keule, oder einen Morgenſtern ſchwingen kann, wird dies nicht geſchehen.“

Eliſabeth war bleich wie eine Todte geworden. „Mutter! — „Mutter!“ rief ſie mit gerungenen Händen. „Das iſt nicht Dein Werk! — Nein, es iſt nicht möglich!“

Adamo hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, nur ein grimmiges Lächeln zuckte durch ſeine Züge. „Und wenn ich es verweigere, was würdet Ihr thun?“ fragte er endlich, Jenen anſehend.

„Ich? — Nichts; Ihr könnt wohl denken, daß ich mir eher die Hand abhauen, als Gewalt anwenden würde,“ ſagte der Gemeindevorſteher ſorgenvoll. „Bei alledem ſeht Ihr wohl ſelbſt ein, daß Euch meine Unthätigkeit nichts helfen, und mich blos in Verantwortlichkeit bringen wird. — Der Schöſſer ſetzte hinzu, daß der Herr nicht hoffe, das Mädchen ſelbſt abholen laſſen zu müſſen."

„Das wollen wir doch abwarten!" rief Franceſco wild.

„Ach Gott," ſagte der Euvig ſchmerzlich, „ich habe wohl öfter ähnliche Gewaltthat geſehen, und die Herren in den andern Thälern machen es nicht beſſer. Dazu kommt, daß der Ritter, wenn nicht Argliſt im Spiele wäre, ſogar in ſeinem Rechte ſein würde."

„In ſeinem Recht? — Wie könnt Ihr dies behaupten?" rief Franceſco empört. „Iſt Lisbeth eine Leibeigene?"

„Das nicht," verſetzte Jener; „aber eine Unterthanin, und als dieſe zu drei Jahren Dienſte verpflichtet, wenn dies der Grundherr begehrt."

„Sei es wie es ſei!" rief Franceſco. „Er hat geſtern ein Weib — ich will es nicht nennen — hergeſendet, aus deren Reden die Abſicht des Ritters klar ward. Darum widerſetze ich mich, ich, der verlobte Bräutigam dieſes Mädchens, und ich denke, ich werde wohl eine Anzahl Gleichgeſinnter finden, die meine Rechte vertheidigen."

„O ich bitte Euch! Nichts von Widerſtand! Ich darf ſo etwas nicht hören,“ ſagte ängſtlich der Vorige. „Ihr würdet damit das ganze Dorf in's Unglück bringen. — Wir bedauern Euch, wir bemitleiden Euch; aber Ihr werdet einſehen, daß wir, zu ſchwach Euch zu helfen, umſonſt in's Unglück rennen würden. Eher möchte ich — es iſt freilich wohl gegen meine Pflicht — zur Flucht —“

„Laßt es gut ſein, Cuvig,“ fiel Adamo mit Ruhe dem Vorigen in die Rede. „Wegen mir und den Meinigen ſoll Niemand in's Verderben gerathen.“

„Was? — Ihr wolltet?“ — hob Francesco heftig an.

„Was ich will wird zu ſeiner Zeit klar werden,“ verſetzte Adamo düſter.

„Und welche Antwort ſoll ich dem Schöſſer geben?“ fragte der Gemeindevorſteher.

„Sagt ihm, der Befehl des Kaſtellans würde vollzogen werden; ich würde ihm ſelbſt morgen drei Stunden nach Sonnenaufgang, meine Tochter überliefern,“ erwiederte Adamo kalt.

„Um Gotteswillen! — Es iſt nicht möglich!“ rief Eliſabeth mit Entſetzen.

„Nein! — Es kann Euer Ernſt nicht ſein!“ ſchrie Francesco.

„Weißt Du ein beſſeres Mittel, Knabe, ſo führe es aus!“ ſprach Adamo mit gerunzelter Stirn. „Du weißt keins? — Wohl, ſo laßt mich gewähren.“

„Ich ſoll alſo Eure Antwort“ — hob der Gemeindevorſteher an.

„Dem Schöſſer überbringen,“ vollendete Adamo kalt.

„Nimmermehr; — Ich widerſetze mich!“ rief Francesco, Lisbeth bei der Hand ergreifend und ſie an ſich ziehend.

„Es wird geſchehen, was ich beſchloſſen,“ ſagte Adamo mit Eiſeskälte. — „Aber verzeiht, Cuvig, wenn ich Euch gehen heiße,“ ſetzte er mit einem ſeltſamen Lächeln hinzu. „Der Bote könnte meinen, daß ich zaudern möchte, dem Befehl unſers gnädigen Herrn zu entſprechen, und — Camogasco könnte in Gefahr, und Ihr in Verantwortung gerathen.“

„Gott tröſte Euch und wende Alles zum Beſten,“ ſagte Jener kopfſchüttelnd. — Ich denke, Ihr werdet mir nicht zurechnen —“

„Was Ihr nicht ändern könnt,“ fiel Adamo ruhig ein. „Selbſt iſt der Mann!‘ heißt es in dieſen Zeiten.“

„Nein, Vater! Es kann nicht ſein. Ihr könnt Euer Kind nicht jenem Manne überliefern wollen,“ rief Eliſabeth, als der Gemeindevorſteher das Zimmer verlaſſen hatte, indem ſie ſich in die Arme des Vaters warf.

„Ihr habt einen Plan, und ich bitte Euch, mir ihn anzuvertrauen,“ ſprach Francesco dringend.

„Habe ich einen Plan, ſo bin ich auch der Mann ihn auszuführen,“ verſetzte Adamo mit düſterm Blick.

„Laßt ihn uns mit einander beſprechen!“ ſagte der Jüngling.

„Es iſt keine Beſprechung nöthig, ich bin mir allein genug;“ ſprach Jener. „Ich bin alt geworden, und habe mich oft genug getäuſcht geſehen, um die Ueberzeugung zu faſſen, daß es gut ſei, auf Niemand als ſich ſelbſt zu bauen.“

„Wohl! So werde ich Lisbeth auf meine eigene Hand zu retten wiſſen, oder untergehen!“ rief Francesco.

„Du?“ ſagte Adamo mit düſterm Lächeln. „Und wie gedenkſt Du dies in's Werk zu richten? — Nicht wahr, Du wirſt zwanzig oder dreißig junge Burſchen, wie Du Einer biſt, zuſammenbringen, und dann in der erſten dunklen Nacht Burg Gardovall ſtürmen?“

„Hundert würden dies nicht auszuführen im Stande ſein;“ ſprach Francesco. „Ich weiß dies ſo gut wie Einer; — kennt Ihr die „Matze?“ —“

„Ha!“ rief Adamo, und ſein Auge funkelte. „Dies Mittel wollteſt Du wählen? — Aber nein! Nein! Thue es nicht! Durch offenen Angriff iſt die Zwingburg nicht zu nehmen.“

„So wollen wir es verſuchen, oder untergehen!“ ſprach Jener. „Das Maaß des Gräuels iſt voll und übervoll. Hundert werden mir beiſtehen.“

„Ich verbiete es Dir!“ fiel Adamo heftig ein.

„Dennoch werde ich es thun!“ ſprach Francesco mit entſchiedenem Tone.

„Wage es nicht, Knabe!“ rief Adamo, den Jüngling finſter anſehend. „Wage es nicht dem Löwen ſeine Beute aus dem Rachen zu reißen. — Doch jetzt geht! — Geht, laßt mich allein!“ —

Während aber Adamo und die Seinigen dieſes Zwiegeſpräch führten, fand in dem Ritterſaale des Schloſſes Gardovall ein faſt noch verhängnißvolleres ſtatt. Juditha lag vor dem Caſtellan auf den Knieen und rang die Hände; heftig ſprang ſie jetzt auf.

„Nein!“ rief ſie aus. „Es iſt nicht möglich! Es kann nicht ſein! Mutter und Tochter! Mutter und Tochter!“

„Ich weiß nicht, was Du klageſt, was Du jammerſt!“ erwiederte der Ritter mit höhniſcher Kälte. „Ich fordere nichts als mein Recht! Mein gutes Recht. — Das Mädchen iſt meine Unterthanin, ſie ſoll mir dienen. — Daß ich nicht eher die Erlaubniß zu ihrer Heirath ertheilen will, bis dieſe Zeit vorüber iſt, liegt gleichfalls in meinen Befugniſſen. — Und dann der Vater des Mädchens! Haſt Du nicht ſo eben aus dem Munde des Schöſſers vernommen, daß er mir morgen die Tochter ſelbſt überliefern will?“

„Das iſt nicht wahr! Es iſt eine Lüge! Niemand weniger als Adamo würde es thun,“ rief Judith heftig. „Thäte er es, ſo wäre er ein Ungeheuer, wie ich es bin, ich, die ich Mann und Kind verrathen habe.“

„O, ich bitte Dich,“ ſagte der Ritter kalt lächelnd. „Es ſteht Dir ſchlecht, die reuige Sünderin zu ſpielen. — Schweige deßhalb und nimm dieſen Beutel.“

Er zog eine Börſe aus ſeinem Gurt, und reichte ſie ihr dar.

„Behaltet Euer verfluchtes Geld!“ rief das Weib, dem Ritter den Beutel vor die Füße ſchleudernd, „ich habe eitel, leichtſinnig, wollüſtig wie ich war, Euch Ehre, Gatten, Kind, vielleicht die Seligkeit, für ſchnödes Geld verkauft, aber Euch auch die Ehre der Tochter, mein Kind, zum zweitenmale zu verkaufen. Nimmer! Nimmer!“

„Du willſt das Geld nicht! — Deſto beſſer;“ ſagte kalt der Kaſtellan, indem er die Börſe aufhob und wieder in den Gürtel ſchob. „Morgen iſt Deine Tochter meine Dienerin.“

„Und ich ſage: nein!“ rief heftig Juditha, indem ihre Geſichtszüge ſich zur Wuth verzerrten. „Ich bin eine Sünderin, eine Elende, Verworfene, aber meine Tochter, mein blühendes Mädchen, ſoll kein Scheuſal werden wie ich! — Reizet mich nicht, Baſtard von Rhäzüns;“

rief ſie, indem ſich ihre natürliche Heftigkeit immer noch ſteigerte. „Dem, der Alles verlor, iſt Alles möglich!“

Der Ritter ſchlug bei dieſen Worten ein lautes Gelächter auf.

„Ich ſoll Dich nicht reizen? Nun, das iſt ſpaßhaft, bei meinem Eid!“ ſagte er noch immer lachend. — „Aber es iſt mir lieb, daß Du ſo tobſt und wütheſt, dann geht Dein Zorn, der mir ſtets ſo viel Unterhaltung gewährt, vorüber,“ ſetzte er ruhig hinzu. „Der Hund, der das Bellen liebt, vergißt das Beißen, mit dem, wie Du weißt, mich überhaupt ein ſolcher nicht einſchüchtert. Darum Judith, nimm Vernunft an. Mein Entſchluß ſteht feſt. Morgen bringt Adamo ſeine Tochter, oder ich laſſe durch meine Wappner meine dienſtbare Unterthanin holen.“

Mit den letzten Worten ging der Ritter, ein Liedchen pfeifend, zur Thür hinaus.

„Genug! — Genug!“ ſagte Judith, als er hinaus war. „Gehe, ſcheußlicher Böſewicht! Ich habe manche Uebelthat gethan, aber Dich zu verderben ſoll, wenn auch nur eine einzige, meine erſte gute ſein. — Aber wie fange ich es an?“ ſprach ſie nachdenkend. „Feuer? — Er könnte ihm entrinnen. — Gift? — Er könnte es argwöhnen. — Ha!“ rief ſie, wie plötzlich von einem ergreifenden Gedanken überwältigt. „Das wäre etwas! Das könnte ſelbſt einen Theil meiner Vergehungen ſühnen.“

Das Weib eilte haſtig aus dem Gemach, und nach weniger als einer halben Stunde ſah man es zu einem Seitenpförtchen der Burg hinaus, auf einem Pfade fortſchreiten, der ſich um einen Vorberg nach Camogasco ſchlängelte. —

Die Sonne war bereits hinunter, als Judith in dem Orte ankam. Sie fragte nach der Wohnung Francesco's; aber Niemand wollte ihr Rede ſtehen, ſondern Alles ſtrömte zum Dorfe hinaus, nach einer Wieſe zu, wo etwas Beſonderes vorzugehen ſchien. Nur nach längeren, dringendern Erkundigungen erfuhr ſie, daß man Francesco gleichfalls dorthin gehen ſehen, und nun nahm ſie auch ihren Weg nach jenem Orte.

Hier fand ein ſehr ſonderbarer Auftritt ſtatt. Der mit den Landesgebräuchen Unbekannte würde irgend einen Faſtnachtsſcherz zu ſehen gewähnt haben; dennoch war ein ſehr blutiger Ernſt darunter verborgen. Eine große Menge, meiſtentheils junger Männer, war auf der Wieſe verſammelt. Sie umgaben einen Jüngling, der eine abenteuerliche Figur herbeiſchleppte, welche man, bei der eben eintretenden Dämmerung, für irgend einen, als Popanz verkleideten, Menſchen hätte halten können. Die Figur war aus jungen Weidenſtämmen zuſammengeſetzt und mit Weinranken und Wurzeln durchflochten; ſie hatte Arme, Beine und einen Kopf, deſſen Bedeckung mit Hahnenfedern geziert war. Der Jüngling, der die Puppe herbeigeſchleppt hatte, ſtellte ſie aufrecht; doch mußte er ſie, da ſie umzufallen drohete, an einem Arme halten. Dieſe Figur war die ſogenannte „Matze.“ —

Das Aufſtellen und Umhertragen derſelben war ein uralter Gebrauch, der aber grauſamen Grundherren und Biſchöfen, welchen, wenn die Unterthanen auf's Aeußerſte getrieben worden waren, die „Matze“ gebracht zu werden pflegte, ſchon manchmal ſehr verderblich geweſen. Es war kein Wunder, daß ſie Alles daran ſetzten, dieſen alten Gebrauch der Democratie — eine Art des heutigen Lynchgeſetzes — aus dem Grunde zu vertilgen. Früher war die „Matze‘ eine Keule (ital. Maza) geweſen, in welche Jeder, zum Zeichen, daß er an der Vollſtreckung der Gewalt Theil nehmen wolle, einen Nagel einſchlug; ſpäter hatte man ihr jenen eben beſchriebenen Popanz ſubſtituirt. Schon lange war in Rhätien nicht die „Matze gebracht worden.‘ Donatus der Grauſame hatte die Macht des Volkes, ſo wie deſſen Muth gebrochen, und die Grafen von Sar, der Biſchof von Chur, der Abt von Diſentis, vor Allem die mächtige, weit verzweigte Familie de la Tour Planta, hatten dafür geſorgt, dieſe nicht wieder aufkommen zu laſſen. Wirklich ſah man unter dem Haufen, in deſſen Mitte die „Matze‘ aufgeſtellt war, faſt lauter jüngere Männer; die älteren ſchienen ſich vorſätzlich fern gehalten zu haben, da ihnen das Vorhaben Jener allzu gewagt erſcheinen mochte. — Als ziemlich Alle verſammelt waren, und nur noch Wenige aus dem Dorfe dem Verſammlungsplatze zueilten, begann man die „Klage‘ in alter Form.

„Ich frage Dich, Matze,“ ſagte ein vortretender junger Mann, „ob Du zu klagen haſt?“

Alles war ſtill; aber der Jüngling, der die Figur herbeigeſchleppt hatte, nickte bedeutungsvoll mit dem Haupte.

„Ich frage Dich, Matze, ob Jemand Dir ein Leid gethan?' fragte ein Zweiter.

Jener blieb ſtumm, aber er nickte.

„So laßt uns wählen, wer den Uebelthäter erforſchen ſoll!“ rief ein Dritter.

Der Name Franceſco Peralta tönte von allen Lippen. — Der Bräutigam Lisbeths trat jetzt vor die Figur und fragte:

„Aus Deinem Erſcheinen in der Mitte der Gemeine von Camogasco ſehen wir, daß irgend ein mächtiger Mann in unſern Thälern ſeine Hand erhoben hat gegen Volk und Land. Wir begehren ſeinen Namen zu wiſſen, auf das wir berathen können, ob Dir beizuſtehen. — Iſt Dein Widerſacher der Graf von Sax?“ —

Der neben der Figur Stehende ſchüttelte das Haupt.

„Iſt es der Biſchof von Chur?“ fuhr Jener fort.

Der Träger der Puppe wiederholte das verneinende Zeichen.

„Iſt es Einer der Planta?“ fragte Jener weiter.

Wieder die vorige Verneinung.

„So laßt mich die ‚Matze‘ befragen!“ rief jetzt eine kreiſchende Weiberſtimme.

Alles blickte nach der Gegend, woher die Stimme kam. Judith war es, die in den Kreis ſtürzte.

„Was wollt Ihr? — Was ſtört Ihr uns?“ riefen Mehrere unwillig.

„Zurück Ihr Alle! — Keiner von Euch hat ein näheres Recht, die ‚Klage der Matze‘ zu erfragen, Niemand ein näheres, Beiſtand zu fordern, als ich!“ rief das Weib mit heftigem Tone.

„Ich frage Dich, Matze,“ ſchrie ſie, „ob Du Beiſtand forderſt gegen den Mörder im Purpurmantel, den Böſewicht, den Ehrenſchänder im Ritterharniſch, den Baſtard von Rhäzüns?“ —

Der junge Menſch, der zur Seite der Puppe ſtand, hob jetzt ſolche in die Höhe und that einige Freudenſprünge. — „Er iſt’s! — Er iſt’s!“ riefen Alle. —

„Wohlan!“ rief einer der Jünglinge. „Laßt uns jetzt berathen, ob und wie der ‚Matze‘ zu helfen.“

„Das ob kann keine Frage ſein, wo ſo empörende Verbrechen Himmel und Erde zur Rache herausfordern!“ rief Judith heftig.

„Wer iſt dies Weib? — Was will ſie?“ fragten Mehrere.

„Wer ich bin, fragt Ihr?“ ſchrie die Vorige. „Ich bin eine Sünderin, eine Verworfene, aber ich bin auch eine Mutter! — Habt Ihr Mütter? Habt Ihr Bräute? Habt Ihr blühende Schweſtern? —Nun ſo werdet Ihr mit mir fühlen, mit mir empfinden, wenn ich Euch ſage, daß der Elende, gegen den ich Klage erhebe, nicht nur meine Jugend, nein die Jugend vieler Andern, die ich elend zu Grunde gehen, oder mit Schmach aus dem Hauſe ſtoßen ſah, vergiftet, und der jetzt noch das ungeheure Verbrechen begehen will, auch die Tochter, deren Mutter er in den Abgrund des Laſters ſtieß, zu verführen.“

„Von wem ſprecht Ihr? — Nennt Euren Namen und den Namen des Mädchens!“ riefen einige Stimmen aus dem Haufen.

„Sie ſpricht von Lisbeth meiner Braut,“ ſagte Francesco. „Sie iſt die Mutter derſelben; aber ich kann ihr nicht das Recht zuerkennen, ſie vor dieſer Gemeine zu vertreten. Indem ſie Mann und Kind verließ, und ſich in die Gewalt des Ritters von Gardovall begab, hat ſie ihr Anrecht verloren. — Ich bin der natürliche Beſchützer des Mädchens —"

„Du biſt es nicht, ſo lange ſie nicht Dein Weib iſt und Lisbeth noch einen Vater hat!" rief jetzt eine ſtarke Stimme, und Adamo trat in den Kreis. — „Ihr habt die ‚Matze' aufgeſtellt, und habt übel daran gethan," fuhr er ruhig fort. „Hätte ich ſie aufrufen wollen, wer hätte mich daran gehindert? Ich that es nicht, weil — ich ihrer nicht bedarf. Meint Ihr, es ſei ein ſo Leichtes, jenes Schloß zu ſtürmen, das faſt von hundert bewaffneten Männern erfüllt iſt? Wie entſetzlich würde aber die Rache des Ritters ſein, wenn Euer Vorhaben mißlänge! Nein, wegen mir und meiner Tochter ſoll die Gemeine nicht in's Unglück kommen. Darum fort mit der Figur! Ich bedarf ihrer nicht und werde allein die Sache führen. Morgen erſcheine ich mit meiner Tochter zu Burg Gardovall."

„Was, Entſetzlicher? Du willſt Dein Kind dem Ungeheuer überliefern?" rief Judith mit Schrecken.

„Thue ich es, ſo vollende ich nur was Du begonnen," verſetzte Jener kalt.

„Nein!" ſchrie Francesco. „Ich werde nicht zugeben, daß Ihr aus Furcht vor der Rache jenes Mannes Eure Tochter, meine Braut, dem Moloch opfert."

„Furcht?" ſprach Adamo düſter. „Bedenke, Knabe, was Du ſagſt! — Adam Stauf hat nie empfunden, was das Wort Furcht bedeutet. Beim Schwirren der Bolzen, bei dem Krachen des Sturmbocks haben ſich meine Pulſe nie ſchneller bewegt. Nur einmal war dies der Fall. Einmal! Es war, als Dieſe" — er zeigte auf Judith — „mich verlaſſen hatte."

„Und dennoch wolltet Ihr — Nein, es kann nicht ſein!" rief Francesco.

„Ich habe ſo eben durch den Euvig dem Ritter ſagen laſſen, ich würde morgen drei Stunden nach Sonnenaufgang ihm meine Tochter überbringen," ſprach Adamo kalt. „Du, Francesco, und außer Dir noch zwölf Jünglinge und Männer, die ich mir auserwähle, werdet mich begleiten. Sie werden in ihrem beſten Schmuck ſein und mit Schwert und Dolch bewaffnet. — Die Feierlichkeit des Tages, wo wir vor unſerm Herrn erſcheinen, bringt es mit ſich," ſetzte er höhniſch hinzu. —

„Ha!" rief Francesco. „Verſtehe ich Euch recht?"

„Sprecht aus, was Ihr vorhabt! — Es iſt kein Verräther in dieſem Kreiſe!" riefen Mehrere.

„Nein! Aber eine Verrätherin," verſetzte Adamo mit dem Tone tiefſter Verachtung, indem er auf Judith blickte.

„O, zu viel! Zu viel!" rief dieſe mit herzzerreißendem Tone. Wie zu Boden geſchmettert, ſtürzte ſie vor Adamo nieder und langte nach ſeinen Knieen. Dieſer trat kalt zwei Schritte zurück.

„Wohl!" ſagte ſie mit gebrochener Stimme. „Geh' und fluche immer der Elenden in dem Stolze Deiner Tugend! Vergiß, daß das Weib, das Dir ein liebes Kind geboren, ſich wie ein Wurm vor Dir im Staube gewunden hat. Meine Verworfenheit trennt mich von Dir und von unſerm Kinde; wir haben nichts gemeinſam als die Rache. — Aber in dieſer," fuhr ſie heftig auf, „will ich mit Dir ſein! Ich will mit Dir ſein, Du magſt es wollen oder nicht! Vielleicht kann mein Tod dann mein Andenken von ſeinem Ausſatze reinigen." —

Juditha ſtürzte, wie wahnſinnig, aus dem Kreiſe und eilte fort in die Nacht. —

Es war am Morgen des folgenden Tages, als der Ritter von Gardevall auf der Zinne des Thores ſtand, von welchem der Weg bergabwärts nach Madulein, und von da nach Camogasco führte. Er ſchaute lange Zeit nach der Gegend des letztern Ortes. Eben trabte ein ſchwarz gekleideter Mann — der Schöſſer, und als ſolcher die rechte Hand des Kaſtellans bei den Bedrückungen des Volkes — des Weges daher, und bald darauf den Berg herauf in das Thor der Burg.

„Nun, Riccardo,“ ſagte der Ritter, als der Schöſſer bald darauf auf der Platteform erſchien, in italieniſcher Sprache zu ihm: „hat Dich Deine Furcht, die Du als Neapolitaner nun einmal nicht verläugnen kannſt, ein wenig verlaſſen?“

„Bei Gott und der Madonna! Ihr habt allerdings Recht, Signor,“ erwiederte der Angeredete beſchämt. „Es ſind nur der Vater und zwölf Männer, die das Mädchen, welches wie eine Braut geputzt iſt, begleiten; aber — ſie haben Schwerter an der Seite.“

„Und da haſt Du gleich Angſt bekommen, Safrangeſicht?“ rief der Ritter überlaut lachend. „Nun das muß wahr ſein, Du haſt ſo viel Muth, wie der beſte Haſe. Aber wie ſah die hübſche Lisbeth aus? Wie benahm ſie ſich?“

„Die niedliche Lacerte!“ rief der Schöſſer, ſich die Fingerſpitzen der rechten Hand küſſend. „Sie that ganz munter und war geputzt, wie die **Madonna da piedigrotta** an ihrem Feſte. Auch die Begleiter waren ganz wohlgemuth und manierlich; aber der Vater gefiel mir nicht. Machte der Kerl ein finſteres Geſicht, als er mich ſah, daß es mir kalt über den Rücken herabrieſelte!“

„Hm, er wird ſich beruhigen,“ verſetzte der Ritter leicht. „Aber ſage mir, wo iſt Juditha? — Sie iſt geſtern Abend noch in der Burg geſehen worden, und heute früh war ſie nicht in ihrem Zimmer zu finden. Dennoch hat ſie nicht das Thor paſſirt.“

„Sie wird wieder einmal ihren böſen Tag haben! Seit einiger Zeit iſt ſie ja ohnehin wie halb verrückt,“ verſetzte der Schöſſer lachend. „Gewiß hat ſie ſich in irgend einem Kämmerchen eingeſchloſſen und heult, ich aber möchte nicht Der ſein, der ſie aufſucht. Als ich geſtern Abend, im Vorbeigehen, ſcherzweiſe zu ihr ſagte, daß ſie Lisbeth am Thore feierlich empfangen ſolle, ergriff ſie ein Meſſer, das gerade auf dem Tiſche lag, und — bei meiner armen Seele! — warf es nach mir, daß es einen halben Zoll tief in den Thürpfoſten fuhr.“

„Ich muß das Weib fortſchaffen,“ ſagte der Ritter wie vor ſich hin. „Bei alledem will ich ſie nicht auf die Straße werfen. — Höre, Riccardo! Sieh einmal Deine Liſte durch. Iſt Jemand in den entlegenen Ortſchaften mit Zins oder anderer Leiſtung im Rückſtande, ſo laß ihn aus der Hütte werfen. Wir wollen Judith in das Neſt ſetzen. Ein Häuschen, eine Kuh, ein Stückchen Land iſt hinlänglich.“

„Wohl geſprochen, Herr Ritter!“ fiel der Schöſſer lebhaft ein. „Es wird ſich ſo etwas leicht finden laſſen, und das Weib wird nachgerade immer biſſiger und läſtiger.“ —

„Sieh! — Sieh, Riccardo! Dort kommen ſie!“ rief der Ritter, indem er, ohne auf die letzten Worte ſeines Dieners zu hören, die Hand nach der Gegend des Dorfes ausſtreckte. „Eben ziehen ſie durch Madulein! — Eine Menge Volks ſtrömt ihnen entgegen. — „Höre, Riccardo,“ ſetzte er nach einer Weile hinzu. „Den ganzen hellen Haufen will ich nicht in die Burg laſſen. Ich will die Leute vor dem Burgthor empfangen, und Du magſt mich begleiten. Sage ihnen, daß ich ihnen, unten in Madulein, unter der Linde, ein Faß Wein zum Beſten geben laſſen werde.“

„Gut! — Gut, gnädiger Herr! — Ich glaube auch, daß es ſo am Beſten ſein wird. Indeß könnte doch leicht eine Tücke, eine Verrätherei — “

„Poſſen!“ unterbrach ihn der Kaſtellan. „Es ſollte mir Einer einen ſchiefen Mund ziehen, und ich wollte ihn.“ — Lachend verließen Beide die Platteform. — —

Die Männer von Camogasco zogen inzwiſchen ſtill und feierlich den Berg herauf. An ihrer Spitze befand ſich Adam Stauf, ſeine Tochter an der Hand führend. Das Mädchen war in ihrem beſten Putze, aber ihr Geſicht war bleich, ihre Hand zitterte heftig in der des Vaters, ihr Schritt ſchwankte. Ganz im Gegentheil erſchien das Benehmen Adamo's. Sein Geſicht war weniger düſter wie ſonſt, es war vielmehr eine eiſige Ruhe, vergleichbar jener, die wir über das Antlitz der Büſten alter Römer ausgegoſſen ſehen, die auf ihm lagerte. Wie in Stein gehauen, erſchienen die Züge des Mannes. Francesco ſchloß den Zug. Wahrſcheinlich hatte es Adamo ſo gewollt, denn ſo oft er ſich weiter vordrängte, hielt ihn ein neben ihm gehender älterer Gefährte am Arm zurück. Die Begleiter Adamo's waren alle in Feierkleidung, doch trug Jeder von ihnen ein kurzes Schwert an der Seite. —

Jetzt waren ſie nur noch wenige Schritte von dem Burgthore, die Platteform über dem letztern füllte ſich mit bewaffneten Reiſigen. Eben betraten ſie die Zugbrücke, als der Wächter dem nachdrängenden Volke von Madulein zurief, zurück zu bleiben, und der Ritter, in Begleitung des Schöſſers, aus dem Thore trat.

„Brav, daß Ihr meinen Befehlen nachgekommen ſeid, und ich wollte Euch auch nicht das Gegentheil gerathen haben!“ ſprach der Kaſtellan mit ziemlich rauhem Tone. — „Welcher iſt der Vater des Mädchens?“

„Ich bin es, Herr!“ antwortete Adamo ruhig. — „Ich habe,“ ſprach er weiter, „Eurem Befehl, als dem unſers Grundherrn, Folge geleiſtet, und ſtelle meine Tochter in Euren Dienſt. Ihr werdet demnach ſehen, daß ich nicht ungehorſam ſein wollte; ich bitte Euch aber jetzt, da das Mädchen verlobt iſt, ſolches los zu laſſen, und ‚Losgeld‘ dafür anzunehmen.“

„Es kommt mir nicht in den Sinn, dies thun zu wollen!“ ſprach der Kaſtellan mit Hohn.

„Ich bitte Euch, Herr, thut es doch!“ ſprach Adamo weiter. „Francesco, tritt vor, und vereinige Deine Bitten mit den meinigen“

„Dies iſt Dein Bräutigam, Schätzchen?“ ſprach der Ritter hohnlachend zu Lisbeth. „Du haſt keinen ſonderlichen Geſchmack, Dir dieſen gemeinen Bauer zu erkieſen, und wäreſt wohl eher eines Rittersmannes würdig. — Eure Bitte kann nicht erfüllt werden,“ ſetzte er hart hinzu.

„Gedenkt, Herr,“ fuhr Adamo ruhig fort, „welches Leid ich bereits durch Euch erlitten.“

„Du meinſt, wegen Judith!“ fiel der Ritter mit lautem Lachen ein. „Nimm dieſe mit Dir, ſobald Du willſt; ich werde ſie Dir nicht vorenthalten.“

„Ritter,“ ſagte der Alte feierlich, „es wölbt ſich ein Himmel über uns, und aus dieſem blickt ein allſehendes Auge auf uns herab."

„Und trotz dieſem iſt und bleibt dies Mädchen mein!" rief der Ritter rauh.

„Mutter und Tochter?" fiel ein älterer Mann aus dem Häuflein der Begleiter ein. „Dies iſt in unſern Thälern unerhört, und müßte die Strafe des Himmels nach ſich ziehen."

„Was?" rief heftig der Kaſtellan. „Ich habe das Mädchen in meinen Dienſt verlangt, und bin dabei in meinem Recht. Wäre dies aber auch nicht der Fall, hätte ich die Abſichten, die Ihr mir unterlegt, Ihr ſolltet dennoch gegen den Stachel lecken. Ich trotze Euch Unverſchämten, ich verachte Eure Bitten wie Eure Forderungen, und zum Beweiſe, daß ich dies thue, küſſe ich dies hübſche Mädchen vor den Augen des Vaters, und des Bräutigams."

Mit dieſen Worten riß der Ritter Lisbeth an ſich, und drückte einen ſchallenden Kuß auf ihre Wange.

Ein Ausruf der Wuth erſchallte jetzt in dem Häuflein. Die Männer drangen auf den Ritter ein, dieſer wollte nach dem Schwerte greifen, aber Adamo packte ihn bereits an der Kehle.

„Stirb, Ungeheuer!“ ſchrie er, indem er ihm zweimal, raſch hintereinander, einen, im Aermel verborgen gehaltenen Dolch in die Bruſt ſtieß. „Dies iſt für die Mutter! — Dies für die Tochter!“ —

„Mord! — Verrath! — Zieht die Brücke auf!“ — rieſen die Reiſigen von der Höhe des Thurmes.

„Hülfe! — Rettung!“ winſelte der Schöſſer Riccardo, welchen Francesco eben niederſtieß.

„Mir nach, Männer von Camogasco! Mit Gott, für unſere Erlöſung!“ ſchrie Adamo, und ſtürzte ſeinen Begleitern voran in den Burghof.

Hier entſpann ſich ſogleich ein hitziges Gefecht. Die Wappner waren herbeigeeilt, um ihrem Herrn beizuſtehen, oder ihn zu rächen. Obwohl eine Zahl Einwohner von Madulein herzuſtrömte, um ihren Freunden aus Camogasco im Kampfe gegen ihre Bedrücker zu helfen, ſo waren dieſe doch nur mit Knütteln oder andern Werkzeugen, wie ihnen ſolche im Momente zur Hand waren, verſehen, und der ungleiche Kampf hätte vielleicht für die Thalbewohner ein übles Ende genommen, wenn nicht ein ſehr unerwarteter Vorfall eingetreten wäre. Ein dicker Qualm brach zu gleicher Zeit aus zehn bis zwölf Dachluken hervor, und umhüllte bald die ganze Burg wie mit einem dunklen Mantel. Dieſer Umſtand that für einen Augenblick dem Kampfe Einhalt. „Feuer! Es iſt Feuer in der Burg ausgebrochen!“ riefen mehrere der Reiſigen angſtvoll. Angreifer und Vertheidiger blickten in die Höhe. Der Rauch verſtärkte ſich, und ein ſtarkes Praſſeln ließ ſich in dem oberſten Theile des Gebäudes vernehmen.

„Das Schickſal der Zwingburg iſt entſchieden!“ rief Adamo jetzt, einige Schritte vortretend, und ſeine Rede an die Gegner richtend. „Die Burg zu brechen, und uns von der Tyrannei zu befreien, war unſer einziger Vorſatz. Weiteres Blutvergießen wäre unnütz. Laßt uns dem Gefechte Einhalt thun, eilt in die Burg, nehmt ſo viel ihr tragen könnt, und zieht in Frieden ab. Wir begehren nichts von der Beute.“

Die Reiſigen ſtanden unſchlüſſig, ſie ſahen beſtürzt einander an. Mehrere ſchauten nach der Höhe.

„Dort! — Dort!“ — rief jetzt Eliſabeth; die Stimme verſagte ihr.

Alles blickte aufwärts. — Auf einem Krahnbalken, der zum Emporziehen von Vorräthen gedient hatte, und der von dem Giebel, über dem vierten Stockwerk, aus der Mauer ragte, ſtand Judith. Eine Thüre, die hinter ihr offen ſtand, ließ in das von Rauch und Flammen erfüllte Gebäude blicken. Das Haar des Weibes, und ihre Kleider, brannten, in der Hand hielt ſie einen Feuerbrand. Sie ſchien wie von Wahnſinn ergriffen.

„Auf, Adam Stauf!“ ſchrie ſie. „Wider Deinen Willen bin ich mit Dir in der Uebung der Rache! Erſchlage den Mordbuben, den Baſtard von Rhäzüns, und alle ſeine Genoſſen! Niemand von ihnen muß leben. Auch ich nicht! — Auch ich nicht!“

Weit von ſich ſchleuderte ſie mit den letzten Worten die Brandfackel, ſie hob die Hände hoch empor, und ſtürzte ſich auf die Quadern des Burghofes herab. — Ihr Leichnam glich kaum einer menſchlichen Geſtalt. Eliſabeth ſank ohnmächtig zu Boden.

Wir ziehen einen Vorhang über die entſetzliche Scene. — — —

Noch rauchten die Trümmer von Gardovall, als die mächtigen Grafen und Bannerherren, beſtürzt über den Vorgang, der ihnen ſelbſt gefährlich zu werden ſchien, im Verein mit dem Biſchofe, ein Heer bei Chur zuſammengezogen. Ueberall, in ganz Rhätien, zuckte und gährte es indeß, ſie wußten, daß das Feuer überall unter der Aſche glimme, und berathſchlagten lange, was unter dieſen Umſtänden vorzunehmen ſei.

Da erſchien auf einmal eine Deputation aus dem obern Engadin. Adam Stauf ſtand an deren Spitze.

Er erklärte im Namen der ſämmtlichen Thalbewohner, daß es dieſen nicht einfiele, ſich der Herrſchaft des Biſchofs entziehen zu wollen, ſodann, daß nur die Noth ſie gezwungen habe, ſich einer unerträglichen, von ihrem Herrn ſelbſt nicht gebilligten, Tyrannei zu entledigen. Sie erboten ſich, zur Ruhe zurückzukehren, und der Kirche alle Laſten und Abgaben, wie früher, leiſten zu wollen. Ihre einzige Bedingung ſei, daß Burg Gardovall nie mehr aufgebaut werde.

Längere Zeit waren die Grafen und Herren unentſchloſſen, was zu thun. Die Einen meinten, man müſſe ein Beiſpiel ſtatt finden laſſen, denn es ſei unerhört, daß der Bauer ſich erfreche, eine feſte Burg ſeines Herrn anzugreifen und zu brechen, Andere ſagten, man ſollte, mindeſtens für den Augenblick, nicht mit Strenge verfahren, um nicht ein Feuer zu entzünden, das man vielleicht nicht mehr zu löſchen im Stande ſei; die Burg könne ja ſpäter immer noch unter dieſem oder jenem Vorwand, beſonders wenn ſich die Engadiner auf irgend eine Art unruhig zeigten, und dadurch das Abkommen ſelbſt vernichteten, aufgebaut werden, nur wenige waren dafür, aufrichtig die Forderungen der Landleute zu bewilligen, und zu erklären, daß der Kaſtellan gegen den Willen ſeines Herrn gehandelt, und daß man die Zerſtörung von Gardovall, als eine Handlung der Nothwehr gegen unmenſchliche Unterdrückung von Seite eines untergeordneten Dienſtmannes, betrachten wolle. — Endlich ſiegte dennoch die letztere Meinung. Burg Gardovall blieb in Trümmern, die Einwohner des Engadins beruhigten ſich, bis nach wenigen Jahren die Grauſamkeiten und Bedrückungen von Neuem begannen, ganz Rhätien ſich erhob, und endlich unter dem Ahorn von Trons der graue Bund geſtiftet und beſchworen wurde. —

Francesco und Eliſabeth waren inzwiſchen ein glückliches Paar geworden, blühende Kinder umſtanden ſie. Konnte indeß etwas ihre Freude trüben, ſo war es der Umſtand, daß Adamo's Schwermuth keineswegs gehoben war, ſondern vielmehr nach und nach ſich bis zur ſchwärzeſten Melancholie ſteigerte. Das Herz des Mannes war zu tief verletzt, ſeine Seele zu krank, als daß ſie hätte Geneſung finden können. Tagelang durchirrte er einſam die ödeſten Gebirgsſchluchten. Oft glaubte er den Kaſtellan, oder Judith, vor ſich zu ſehen. Eines Tages fand man ihn todt in einer tiefen Gletſcherſpalte, nachdem er über eine Woche abweſend, und überall von den Seinen geſucht worden war.

Die Nebenbuhlerinnen.

Erzählung.

„Nicht meine Hand, mein Herz brach ihr das Herz, —
An meinem hing's und welkte.“

Byron.

Agoſtino Chigi, der reiche geſchmackvolle Beforderer der Kunſt, der Freund aller Künſtler Italiens, gab in ſeiner Villa, der heutigen Farneſina, ein glänzendes Feſt. Es war der Namenstag des, wegen der Freundlichkeit ſeines Weſens, der Milde ſeiner Sitten, der Großmuth, mit der er jedes wirkliche Talent zu unterſtützen und zu heben trachtete, allgemein hochgeſchätzten Mannes. Schon Pabſt Julius der Zweite hatte ſich bei Anordnungen von Bauten und Ausſchmückungen der Kirchen und Paläſte, des Rathes des feinen Kunſtkenners bedient, und wenn der wohlwollende, aber oft aufbrauſende und heftige Fürſt, durch Künſtlerlaunen oder andere Hinderniſſe, bei Ausführung ſeiner Plane in den heftigſten Zorn gerathen war, ſo war es dennoch Chigi ſtets gelungen, den Eifer des Herrſchers zu beſchwichtigen. Schon damals, aber noch mehr unter

Leo dem Zehnten, dem prachtliebenden Medicäer, der ſelbſt ein großer Beſchützer und gütiger Gönner der Kunſt und ihrer Jünger war, ſtand Agoſtino Chigi bei den Künſtlern in größtem Anſehn. Kein Wunder, daß an ſeinem Namensfeſte, an welchem er eine Schaar derſelben fürſtlich zu bewirthen ſtrebte, Jeder nach der kleinen, aber reizend eingerichteten, von ſchattigen Gärten umgebenen Villa in Traſtevere eilte, um dem Gönner einen Glückwunſch, und irgend eine kleine auf den Mäcen Bezug habende Arbeit zu überbringen. Der heutige Tag war einer, auf welchen die Künſtler Roms ſich bereits das ganze Jahr zu freuen pflegten. Einestheils harrte ihrer ein wahrhaft attiſches Mahl, bei dem der Geiſt herrſchte, ohne daß die leiblichen Genüſſe dabei vergeſſen wurden, und wo die zwangloſeſte Fröhlichkeit waltete, weshalb der Hauswirth an dieſem Tage niemals die Mitglieder des Kardinalscollegiums, die römiſchen Fürſten oder dergleichen hohe Perſonen, ſondern nur Künſtler und Kunſtgenoſſen einlud, anderntheils pflegte der reiche Mann, der einen großen Theil ſeines ungeheuren Vermögens zur Beförderung der Kunſt verwendete, an dieſem Tage neue Aufträge zu geben.

Die letztern erhielten zwar meiſt nur die Häupter der Schulen, aber ſie waren ſo umfaſſend, daß dieſe ihre Jünger bei der Ausführung nicht nur betheiligen konnten, ſondern dies zu thun ſelbſt genöthigt waren, wenn die Sache in der vorgeſchriebenen Zeit zu Stande kommen ſollte. Es war durch die Jahre her zur ſtehenden Gewohnheit geworden, daß die Gäſte ſich etwas früher als der Beſitzer der Villa einfanden, und Hallen, Lauben, kurz das ganze Local, auf ſinnreiche Weiſe mit Blumen, Kränzen, Zierrathen und Emblemen der verſchiedenſten Art, feſtlich ausſchmückten. Einer von ihnen, der dazu ein beſonderes Talent hatte, ordnete gewöhnlich das Ganze, ohne daß ihm Jemand darin widerſprechen durfte. Er hatte mehrere junge Künſtler dabei zu Gehülfen, und nahm alle die bunten, verſchiedenartigen Dinge, ſo wie ſie durch Träger hingeſendet wurden, in Empfang, um ein Ganzes daraus zu bilden. Der Anordner war diesmal Giovanni Nanni, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, von einer etwas finſtern und trotzigen Phyſiognomie, aber im Ganzen nicht unſchönen Zügen. Er war mit ſeinen vier Gehülfen beſchäftigt, die gegen die Tiber gerichtete Loggia auszuſchmücken, in welcher getafelt werden ſollte, und in der ein großes, mythologiſches Gemälde prangte, während die übrigen Wände noch ihre Auszierung erwarteten. An den Fenſterpfeilern, wie an den Thüren, und rings um das Wandgemälde, ſah man Gerüſte von dünnen Stäben befeſtigt, und ſo wie die Gehülfen Nanni's und einige Träger die Körbe, in welchen Blumen, Früchte, auch Gemälde auf Pappe oder Leinwand, Bänder und dergleichen befindlich waren, in's Zimmer gebracht hatten, machte ſich Nanni, von den Freunden unterſtützt, eifrig an's Werk, um die bunten Dinge an jene Gerüſte zu befeſtigen und eine Art maleriſcher Verzierungen aus dem Ganzen zuſammenzuſetzen, welche wir in unſerer Zeit Arabeſken-Einfaſſungen nennen würden, und die man damals, eben neu erfunden, „Groteſken" nannte. Schon hatten die Künſtler einen Theil ihrer Arbeit vollendet, und Nanni ſah oftmals nach der Thür, als ob er etwas von daher erwartete, als ein Mann von kräftigen Körperformen und kühnem Geſichtsausdruck in das Gemach trat. Er mochte ungefähr die Mitte des Lebens erreicht haben, und nach der rothen, breiten Feder, die von dem ſchwarzen, auf die krauſen, dunkeln Locken gedrückten Barett herabhing, dem dichten, ſtarken Bart, dem breiten Degen mit ſilbernem Griff, hätte man in dem Angekommenen eher einen Kriegsmann, als einen Künſtler erwarten ſollen. Er ſchien auch von den jungen Leuten wenig Notiz zu nehmen, er erwiederte nur mit einem ſtolzen Kopfnicken deren Gruß, und ſtellte ſich mit untergeſchlagenen Armen dem Wandgemälde gegenüber, das letztere mit großer Aufmerkſamkeit betrachtend. Das Bild ſchien erſt vor wenigen Tagen vollendet; der Gegenſtand deſſelben war wohlgewählt, aber noch vortrefflicher ausgeführt. Es war folgender: Galathea, von Nymphen und Tritonen umgeben, durchſchiffte auf einer, von zwei Delphinen gezogenen Muſchel Poſeidons feuchtes Reich. Ein Schwarm über dem Zuge fliegender Amoretten, beſchoſſen mit ihren Pfeilen die Theilnehmer deſſelben, und alle fühlten die Wirkung der Geſchoſſe. Eine Nereide lächelte ihrem Entführer zu und ſpannte ihr Gewand als Segel auf, eine zweite lag zärtlich einem Triton im Arm, eine dritte ſaß behaglich auf dem Rücken eines halb menſchen- halb pferdähnlichen Meergottes, und hielt den ſtarken Nacken mit ihren weißen Armen umſchlungen, nur Galathea widerſtand noch, doch zeigten ihre ſehnſuchtsvollen Blicke, daß auch ſie unterliegen werde, ſobald ſich der ſchöne Acis zeigen würde. — Das Ganze war ſehr geiſtreich aufgefaßt; die Geſtalten der Nymphen waren reizend, beſonders die der Galathea. Der Körper der letzten war von dem herrlichſten Ebenmaaß, die Geſichtszüge äußerſt ſchön, doch ſchienen ſie mehr einem Portrait, als dem Ideal anzugehören.

Nachdem der Fremde lange ſinnend die Darſtellung betrachtet, wandte er den Blick nach der Thüre, wo eben zwei Träger einen Korb, welcher ein paar Haſen, Rebhühner, Feigenſchnepfen, Droſſeln, andere kleine Vögel, endlich auch ein paar Fiſche, Hummer und Taſchenkrebſe enthielt, in's Zimmer gebracht hatten. Nanni eilte ſogleich nach dem Korbe, nahm einen Haſen und zwei Rebhühner heraus, und befeſtigte ſie in Mitten eines Blumenfeſtons am Lattenwerk der Wand. Der Fremde ſchlug ein lautes Gelächter auf.

„Nun, Signor Giovanni,“ rief er aus, „dies heißt doch die Narrheit mit den von Euch erfundenen Grotesken über die Spitze treiben! Auf einem Blatte Papier als Randverzierung, nehmen ſich die Dinger noch ſo ziemlich aus, aber ſolche auf die Wände zu malen, was, wie ich höre, Ihr bereits begonnen haben ſollt, und wobei Euch — man kann es kaum glauben — Euer Meiſter noch aufmuntert, ſcheint mir über das Maaß zu gehen. Wie es mir vorkommt, ſehet Ihr dies auch ein, den nur um die Sache in's Scherzhafte zu ziehen, könnt Ihr auf den Einfall kommen, das Zeug in Natur auf eine ſo barocke Weiſe zuſammenzuſtellen."

„Verzeiht, geehrter Signor," ſagte Nanni ſichtlich verdrüßlich, „es iſt gar kein Scherz dabei. Mein großer Meiſter iſt mit meiner Erfindung gar wohl zufrieden, er nennt die Grotesken ‚eine nothwendige Zierrath in der Malerei' und gedenkt ſie ſelbſt in den Loggien des Vaticans anzuwenden."

„Nun, ich glaub's ſchon! Mich nimmt jetzt nichts mehr Wunder!" rief Jener verächtlich. „Das Große, Starke, Kühne, Kräftige, iſt jetzt nichts mehr; es muß noch irgend etwas Anderes, wäre es auch etwas Läppiſches, dabei ſein. Wo möglich muß das Andere eine nagelneue Erfindung ſein. Kann man eben keine ſolche zu Stande bringen, ſo hilft man ſich, man ſchleicht ſich in die Werkſtatt Anderer ein, man ſtiehlt. Geht es nicht mehr mit den Lebenden, welche durch Erfahrung gewitzigt werden, ei nun, ſo beſtiehlt man die Todten.“

Nanni erröthete bei den Worten des Sprechenden über und über.

„O Signor,“ rief er heftig, „ich verſtehe, was Ihr ſagen wollt, aber Euer Wort trifft weder mich noch meinen edlen Meiſter. Mir, für mein Theil, iſt es ganz gleich, ob Jemand meine Erfindung mir zugeſtehen will oder nicht, wiewohl ich leicht nachweiſen könnte, daß die Grotesken der Alten, Bilder der Phantaſie, Chimären und Sphinxe zum Beiſpiel, verbunden durch Pflanzen, wie ſolche niemals exiſtirten, oder andere dergleichen Dinge, die meinigen aber aus dem Naturleben gegriffen, und folglich von jenen verſchieden ſind, wenn aber Jemand behauptet — denn darauf zielt Ihr doch — als wären ſie den Darſtellungen in den neu aufgedeckten Thermen des Titus entlehnt, und mein Meiſter habe dieſe deshalb wieder verſchütten laſſen, ſo ſage ich Euch, Signor Michel Angelo Buonarotti, Der, der Euch dies hin=

terbracht, hat Euch belogen. — Eben ſo iſt es unwahr, daß mein edler Meiſter ſich in Eurer Abweſenheit durch Signor Bramante heimlich in die Kapelle des Vaticans führen laſſen, um Euch bei den Figuren des jüngſten Gerichts die Künſte abzuſehen. Dergleichen Schliche hat mein großer Meiſter nicht nöthig, er hat ſogar — Perin del Vaga wird es bezeugen können — über die Geſchichte gelacht, Ihr ſelber, Signor, glaubt es auch nicht, aber Der, der Euch es hinterbracht hat, der geigenſpielende, gefräſſige Mönch, der Sebaſtiano del Piombo, der meinen großen Meiſter verrathen hat, der Zwietracht zwiſchen Euch und ihn ſäet, der Euch ebenfalls einſt verrathen wird, und der jetzt ſchon ſagt: Er verſtünde beſſer wie Ihr al fresco zu malen, er ſoll ſeine fetten Seiten vor meinem Schwerte und Dolche in Acht nehmen."

„Nun, nun, Signor Giovanni, werdet nur nicht gleich ſo hitzig!" ſagte Michel Angelo lachend. „Wenn Sebaſtiano behauptet, man müſſe mit Oel auf die Mauer malen, und er beſitze das Geheimniß, die Farben dabei vor dem Schwarzwerden zu bewahren, ſo kommt mir dies eben ſo ſpaßhaft vor, als die

Rebhühner und Haſen, womit Ihr die Gemälde Eures Meiſters ausſchmücken wollt. Es iſt übrigens hübſch von Euch, daß Ihr dieſen in Schutz nehmt, und ich wollte meine Schüler handelten eben ſo an mir."

„Ich denke," ſagte Nanni lebhaft, „dies iſt die Pflicht jedes treuen Kunſtjüngers; von Fra Sebaſtiano aber mögt Ihr ſie ſo wenig erwarten, als mein Meiſter ſie von ihm erwartete, wiewohl er nur über dieſes Menſchen Neid und Bosheit zu lachen gewohnt iſt. Ja, Signor Michel Angelo, Neid iſt es blos, der Euch und meinen Meiſter Dies und Das zuträgt, Aeußerungen, die Ihr Beide nicht gethan, erfindet, Euch damit gern an einander hetzen möchte, und das Feuer ſchürt, wo es nur immer möglich."

„Hm, Ihr mögt Recht haben, Signor Giovanni," verſetzte Michel Angelo düſter. „Aber — per Baccho! — daß mich Euer Meiſter nicht liebt, iſt gewiß. Ich rede hier nicht davon, daß er ſich wider meinen Willen in meine Werkſtatt geſchlichen — hat er es gethan, deſto ſchlimmer für ihn — — aber er giebt zu, daß ſeine Freunde, um mich zu verkleinern, Lügen über mich in Umlauf bringen."

„Ei ſo nennt doch dieſe Lügner, Signor, und wir wollen dann ſehen" — hob Nanni heftig an.

Michel Angelo unterbrach ihn ſogleich.

„Corpo di Dio!" rief er. „Sein ‚Fattore' der Penni, und Garofalo, der Narr, der ſtets mit einer Nelke im Knopfloch herumläuft, haben erzählt, Pabſt Julius ſei einſt auf mich ſo erzürnt geweſen, daß er mich mit dem ſpaniſchen Rohr über den Rücken gehauen, und mir den Tag darauf, um mich wieder zu begütigen, einen Beutel mit Goldſtücken geſendet. Ich habe darüber gelacht, denn das Mährchen iſt dumm, blitzdumm, und wenn der hochſelige Herr wohl der Mann war, der ohne viele Umſtände leicht mit Schwert oder ſpaniſchem Rohr dazwiſchenfuhr, ſo weiß man wohl auch, daß Buonarotti nicht der iſt, welcher den Buckel ſo geduldig hinhält, oder — pfui Teufel! — ſich für empfangene Prügel bezahlen läßt. — Höllenelement! Pabſt Julius erlaubte mir, mich in ſeiner Gegenwart niederzuſetzen, eine Ehre, die nicht Jedem widerfuhr, und der erlauchte Cosmo von Medicis hat ſtets mit entblößtem Haupte mit mir geſprochen."

„Hat Penni oder Garofalo dergleichen geſagt,“ ſprach Nanni, „ſo iſt es ſchlecht; mein Meiſter aber trägt nicht die Schuld, und ſpricht ſtets mit Achtung von Euch“

„Aber er tadelt meine Werke!“ rief Jener heftig. „Bald ſind meine Bildhauereien zu gigantiſch, bald ſind die Stellungen meiner Figuren für einen heiligen Ort unanſtändig, bald iſt die Compoſition übertrieben, fürchterlich, grauſenhaft. Potz Wetter! Ich male freilich keine liebäugelnden Madonnen, keine kokettirende Barbara; das Erhabene, Gewaltige, Ergreifende, iſt mein Fach. — Ha, wenn ich tadeln wollte! Dort wäre gleich ein Gegenſtand, der Gelegenheit böte.“

Michel Angelo ſtreckte den Arm gegen das Gemälde der Galathea aus.

„Ei, ſo ſprecht doch, Signor!“ ſagte Nanni etwas ſpöttiſch lächelnd. „Was tadelt Ihr an dem vortrefflichen Werke?“

Buonarotti ging zu einer zur Seite ſtehenden Kohlenpfanne, er nahm eine Kohle und zeichnete ſchweigend auf die dem Gemälde gegenüber befindliche Wand den koloſſalen Kopf eines Fauns. Er warf dann, ohne eine Wort zu ſprechen, die Kohle auf den Boden, und wollte eben zur Thür hinausgehen, als ſich außerhalb derſelben ein großes Geräuſch erhob. Eine Menge Menſchen, meiſtens junge Männer, traten in's Gemach. An ihrer Spitze befand ſich ein Mann in der Blüthe des Lebens. Seine Geſtalt war von Mittelgröße, aber von dem zierlichſten Ebenmaaß. Die Züge des Geſichts waren von regelmäßiger Schönheit, die Farbe derſelben bräunlich aber etwas bleich; vorzüglich ſchön war das braune Auge des jungen Mannes, es hatte etwas ungemein Sanftes und Seelenvolles. – Die Haare waren dunkelblond, und fielen in natürlichen Locken bis auf die Schultern herab. Eine zierlich gefaltete Binde von violetter Farbe, die von der Schulter über die äußerſt elegante, ſchwarzſammetne, mit koſtbarem Schmelz beſetzte Staatskleidung bis auf die Hüften herabfiel, bezeichnete den Eintretenden als einen der Kammerherrn (cubicularii) des Pabſtes. So wie er Michel Angelo anſichtig wurde, lüftete er verbindlich das ſchwarzſammetne Barett, und ſagte freundlich: „Seid gegrüßt, Signor!"

Michel Angelo rückte gleichfalls auf einen Moment ſeine Kopfbedeckung, und rief dann, mit einem Blick auf die zahlreiche Begleitung des Ankommenden, mit angenommenem Erſtaunen und laut lachend:

„Blut Gottes! Signor Raphael, welche Menge Leute habt Ihr bei Euch! Ihr geht ja einher wie ein großer General!“

„Und Ihr allein, wie der Henker!“ erwiederte ſchnell, aber lächelnd der junge Mann. — „Nun, nehmt mir den Scherz nicht übel, Signor Michele;“ fuhr er fort, als Jener ein ernſtes Geſicht machte. „Jeder nach ſeiner Art. Ihr liebt es allein zu ſein, und Ihr mögt Recht haben. In der Einſamkeit kommen Einem die beſten Gedanken. Ich für mein Theil bin gern unter meinen Freunden. — Aber ſiehe da, Nanni! Dein Werk iſt ja bald vollendet, und gar nicht übel wie ich ſehe, nur mußt Du das Gemälde der Galathea mehr mit Schilf und Waſſerpflanzen, als mit Blumen und Zweigen umgeben. — So! So Recht! — Jetzt hänge noch den tüchtigen Salm dorthin, und dort den Hummer, und die Taſchenkrebſe. — Nun, Signor Michele, was ſagt Ihr zu meiner Galathea? Tadelt ſie immer ein wenig! — Aber was ſehe ich? Euer Tadel ſteht dort ſchon auf der Wand! — Siehe, mein Giulio! Siehe, Franceſcio!" rief er zwei jungen Männern zu. „Das heißt den Nagel auf den Kopf treffen! Den kann Niemand gezeichnet haben als Michel Angelo, und er will mir damit ſagen, daß die Figuren zu klein, und der Gegenſtand ein ſchlüpfriger ſei. In beiden hat er Recht, und ich danke Euch aufrichtig" — er ſchüttelte ihm die Hand — „für Eure Meinung."

Das Gemach füllte ſich indeß immer mehr. Alle berühmte Künſtler, welche in den Mauern Roms lebten, fanden ſich nach und nach ein.

Jetzt trat auch der Hausherr in's Zimmer. Alle eilten auf ihn zu, ihn mit Glückwünſchen und Komplimenten überhäufend. Agoſtino Chigi war ein Mann von ſtattlichem Anſehn. Der vornehme Kaufherr, der ſich ſeines Werthes wie ſeiner Reichthümer wohl bewußt iſt, war übrigens in ſeinem Auftreten nicht zu verkennen. Zu ſeiner Seite befand ſich ein Mönch von einigen dreißig Jahren, mit verſchmitzter, ſüß lächelnder Miene.

„Willkommen, Signori! Herzlich willkommen!" ſprach Chigi freundlich. „Ich bin ſehr erfreut, ſo viele wackere Meiſter, und unter ihnen die beiden Sonnen an unſerm Kunſtfirmament, Raphael Sanzio und Michel Angelo Buonarotti in meinem Hauſe vereinigt zu finden. — Aber was ſehe ich? Lebende Grotesken!“ ſetzte er hinzu, indem er die Wandverzierungen erblickte. „Hübſch! Sehr hübſch! Eine gute Idee, Signor Raphael.“ —

„Die aber nicht die meinige iſt, wie Ihr, edler Herr, zu glauben ſcheint;“ unterbrach ihn dieſer. „Giovanni Nanni hat Alles angeordnet.“

„Ich erſuche Euch, Signor Giovanni,“ ſagte Chigi, doch nicht ohne eine gewiſſe Protectionsmiene anzunehmen, „alle Gemälde Eures Meiſters, die in meinem Hauſe befindlich ſind, oder mit denen es noch geſchmückt werden wird, mit Grotesk-Malereien zu umgeben. Auch Stuckverzierungen und einfarbige Sachen (camayeux) würden ſich gut dabei ausnehmen. Euer Meiſter mag den Preis beſtimmen, und Ihr könnt, ſobald Ihr wollt, den dritten Theil deſſelben im Voraus erheben.“

Nanni ſchien über den erhaltenen Auftrag ſehr vergnügt, Michel Angelo lächelte halb ſpöttiſch, halb verdrüßlich, während der mit dem Hausherrn gekommene Mönch, Buonarotti anſehend, die Achſeln zuckte. Chigi ſprach noch längere Zeit über Gemälde und Bildhauereien, mit denen er ſeine Paläſte und Villen auszuzieren gedachte, er machte die verſchiedenartigſten Beſtellungen, faſt keiner der jüngeren Künſtler ging leer aus. — Noch mehr füllte ſich das Gemach, Jeder der Eintretenden brachten dem Hausherrn ſeine Glückwünſche dar, und dieſer bedankte ſich für alle ihm ſeit frühem Morgen in's Haus geſendeten Geſchenke, als Letzterer den Blick nach der Thüre richtete und erfreut drei Männern entgegeneilte. Graf Caſtiglione, ein Kunſtfreund wie Chigi, und den Künſtlern wohlbekannt, ſtellte zwei Mitgekommene der Verſammlung vor; der Eine war der Dichter Aretino, der Andere ein Doctor der Weltweisheit, Francesco Neri. Der Letztere war ein, in ſeiner Art ſehr merkwürdiger Mann, welcher in Rom viel Aufſehen erregte. Er hatte weite Reiſen in's Morgenland gemacht, ſtand in dem Rufe großer Kenntniſſe geheimer Wiſſenſchaften, die er ſich in den koptiſchen Klöſtern Egyptens — andere ſagten gar in den Pyramiden — zu eigen gemacht, er lebte dabei auf einem ziemlich großen Fuße, und befand ſich gern in Geſellſchaft der Künſtler, welchen er als eine Celebrität, noch mehr aber weil er ein Lebemann war, der trotz aller Weisheit, oder vielmehr eben wegen derſelben, keinem Genuſſe Feind, intereſſant erſchien.

„Zwei hohe Beſuche ſind Euch heut noch zugedacht, aber erſt nach der Tafel erſcheinen ſie;“ ſagte Graf Caſtiglione zu dem Hausherrn. „Die Kardinäle Bembo und Bibiena, ich ſprach eben mit beiden. Wer aber, werther Freund, begleitet die Kirchenfürſten? Eine Dame, ein allerliebſtes Mädchen, die Nichte Bibiena's, ein gar liebliches Kind, das eben aus dem Kloſter, wo es erzogen worden, zurückgekehrt. Der Kardinal wollte ſie durchaus nicht in eine ſo zahlreiche Männergeſellſchaft mitnehmen, aber ſie beſtand darauf, und ich vereinigte meine Bitten mit den ihrigen. Bei alledem dürft Ihr, Signor, nicht ſtolz auf den Beſuch der Dame ſein. Er gilt eigentlich nicht Euch, ſondern unſerm Freund Raphael Sanzio. Sie ſchwärmt ganz für ihn, ſeit ſie bei dem Oheim einige ſeiner Bildniſſe geſehen.“

„Und wißt Ihr, Raphael,“ ſagte Caſtiglione lachend zu dem eben Genannten, „welchen Scherz ich mir mit Marie Bibiena gemacht? Als ſie ganz in Extaſe von Euren Gemälden geſprochen, und nun eine Beſchreibung Eurer Perſon verlangte, ſchilderte ich Euch als einen griesgrämigen, weißbärtigen Alten von ſiebenzig Jahren, einen Melancholicus, einen Brummbär, dem ſich Niemand nahen könne ohne ausgezankt zu werden. Dies machte indeß nicht den mindeſten Eindruck auf ſie. „Mag er brummen, mag er zanken!“ rief ſie mit Enthuſiasmus. „Will er nicht leiden, daß ich die Hand küſſe, die ſo viel Schönes geſchaffen hat, ſo wird er mir doch erlauben, den Saum ſeines Gewandes an die Lippen zu drücken.“

„O,“ rief einer der jüngern Künſtler, „dann könnte es einen trefflichen Spas geben, und der Kardinal Bibiena iſt der Mann nicht, der ihn übel aufnehmen und verderben würde. Wir ſollten der jungen Dame den Doctor Francesco als den Maeſtro Raphael vorſtellen, und erſt beim Abſchied ihr den Irrthum offenbaren.“

„Und glaubt Ihr wirklich, daß ſich das richtige Gefühl dieſes, zum erſtenmal in das Gewühl des Lebens tretenden, folglich auch ganz unverbildeten Kindes, auf dieſe Art täuſchen laſſen würde?“ ſagte der Doctor lächelnd. „Glaubt mir, Perino del Vaga, dieſes Mädchen würde auf den erſten Blick herausfinden, daß, wer meine Züge trägt“ — er war wirklich äußerſt häßlich — „ſich nicht in jenem idealen Gebiet bewegt, ja ſo zu ſagen ganz daheim iſt, wie unſer Freund. Marie Bibiena würde auf den erſten Blick bemerken, daß ich ein untergeſchobener Raphael ſei.“

„Gewiß nicht!“ rief del Vaga. „Da ſie meinen edlen Meiſter nie geſehen —“

„Sie hat ihn im Geiſte geſchaut!“ unterbrach lebhaft der Doctor den Sprechenden. „Zwanzig Männern wie Ihr und ich, oder wir alle ſind, könnt Ihr dies eher weiß machen als jenem kindlichen Gemüthe, deſſen geiſtiges Auge noch nicht von dem trüben, irdiſchen Nebel, der das unſrige umſchleiert, getrübt iſt. Darin liegt eben das Wunderbare, Geheimnißvolle, das große Räthſel der Natur, daß dem reinen Gefühl der Unſchuld, dem Kinderauge, das große, mit ſieben Siegeln verwahrte Buch offen daliegt, während es dem des Weiſen, der ſein Herzblut für einen Blick in daſſelbe hingeben möchte, verſchloſſen bleibt.“

„Da ſitzt Ihr nun wieder auf Eurem Steckenpferde!“ rief Perin. „Ich wette was Ihr wollt, die Täuſchung gelingt.“

„Ich nehme die Wette an!" rief der Doctor. „Verliert Ihr ſie, ſo malt Ihr mir das Deckenſtück in dem Speiſegemach meiner neuen Villa."

„Wir treten der Wette bei!" riefen Marcell Venuſti und Sicciolante da Sermona, zwei junge Männer und Freunde Perins del Vaga. „Wir malen die Grotesken der Wandgemälde. Was ſetzt Ihr dagegen?"

„Ein Feſt für die Künſtler bei Einweihung des Gemachs, und für Jeden von Euch Dreien einen ſilbernen Becher!" erwiederte der Doctor.

„Ich trete Euch bei! Ihr gebt die Becher, ich das Feſt, wenn wir verlieren;" ſagte Chigi.

„Abgemacht! Ein Schelm der etwas von dem Abkommen verlauten läßt!" rief Caſtiglione ſich die Hände reibend.

„Kommt jetzt, Ihr Herren und Freunde!" ſprach der Hauswirth. „Während hier die Tafel bereitet wird, zeige ich Euch die ſchönen Gemälde, mit welchen unſer vortrefflicher Raphael meine Wohnung verherrlicht hat, und welche die Meiſten von Euch noch nicht geſehen haben."

Lange betrachtete die Geſellſchaft die ſchönen

Bilder, womit Raphael die Räume der Farneſina geſchmückt hatte. Graf Caſtiglione, vorzüglich aber die Schüler des großen Meiſters, erſchöpften ſich in Ausdrücken der Bewunderung jener Arbeiten. Michel Angelo lobte Einiges, doch war er eben nicht verſchwenderiſch in ſeinen Lobpreiſungen. Fra Sebaſtiano del Piombo, jener Mönch, der in Begleitung des Hausherrn gekommen war, ließ, als Raphael ein Deckengemälde, welches Jener eben beendigt, wegen des Colorits gelobt, einige affectirte Ausrufe von Bewunderung bei den Bildern des Meiſters erſchallen, dies hinderte ihn jedoch nicht, bald nachher Buonarotti zuzuziſcheln, daß die Muskeln in den Frauenkörpern zu ſtark angedeutet, die Färbung nicht von gleichem Glanze, auch das Ganze nicht im wahren Geiſte der Mythe aufgefaßt, ſondern in der niedern Sphäre eines rohen Sinnengenuſſes gehalten wäre. Michel Angelo erwiederte ziemlich laut: „man wiſſe bei den Arbeiten Raphaels immer nicht recht, was man ihm und was man ſeinen Schülern davon zuſchreiben ſolle, und er erkenne in den Gemälden den Giulio Romano, Gaudenzio Ferrari, den Penni, Giovanni da Udine, und noch ein halb Dutzend Andere, die um ſo lauter lobten, weil Jeder von ihnen ein Stückchen dieſes Lobes mit in Anſpruch zu nehmen habe.“ —

Die Tafel war inzwiſchen bereitet worden, und es folgte nun ein Mahl, das dem Geſchmack wie der Freigebigkeit des reichen Hausherrn Ehre machte. Die auserleſenſten Gerichte, zwiſchen denen der trefflichſte Syrakuſer, der feurigſte Cyper, die erleſenſten Lacrymä Chriſti in großen Bechern kreiſ'ten, belebten und erhöhten die lebendige Unterhaltung, und als die Tafel aufgehoben wurde, war die letztere ſo laut und lärmend geworden, daß Chigi für angemeſſen fand, die Geſellſchaft in's Freie zu führen, wo die jungen Leute einen größern Raum und beſſere Gelegenheit fanden, ihre Luſt auszutoben. Man hatte ſich an mehreren Tafeln im Schatten alter Platanen niedergelaſſen, als die Ankunft der Kardinäle Bembo und Bibiena gemeldet ward, und der Hausherr den hohen Gäſten raſch entgegeneilte. Bald kehrte er mit dieſen zurück. Die Kirchenfürſten waren Freunde der Kunſt, freundlich nickten ſie denen ihnen wohlbekannten Künſtlern zu, und Bembo bot Raphael, wie ein alter Freund und Gönner, die Hand, während Graf Caſtiglione dem Kardinal Bibiena ſchnell etwas in's Ohr ziſchelte, und dabei auf eine junge Dame blickte, die mit dem Letztern gekommen war. Das junge Mädchen würde man faſt eher für eine Nordländerin, wie für eine Römerin gehalten haben. Sie hatte nicht das feurige, ſtolze, gebietende Auge, die ſcharfen, ſtark ausgeprägten Züge, den ſtarken, vollen Nacken der Bewohnerinnen der ewigen Stadt, es lag in ihrem Weſen etwas Schwärmeriſches, Sinnvolles, Aetheriſches, was ſie von ihnen weſentlich unterſchied. Uebrigens war die junge Dame von vieler Schönheit, wenn man auch dieſe mehr als eine ſolche, die auf den Geiſt, wie auf die Sinne zu wirken im Stande iſt, bezeichnen mußte. Bibiena nickte lächelnd dem Grafen zu, und die Angekommenen nahmen im Kreiſe der Künſtler und Kunſtgenoſſen, in welchem es jetzt etwas weniger laut herging, Platz.

„Ah, ſiehe da, Meiſter Pietro Aretino!“ rief Kardinal Bibiena, indem der geiſtreiche Blick des Kirchenfürſten auf den Dichter fiel. „Ihr habt etwas Schönes mit Euren ‚Ragoniamenti‘ angerichtet, und ich will nicht wünſchen, daß Eure Schrift dem heiligen Vater zu Geſichte kommt. Seid Ihr überdem, wie man behauptet, der Dichter der ſechzehn ‚sonetti lussoriosi‘ auf eben ſo viele obscoena, die von einem jungen Künſtler — man nennt Euch, Signor Giulio — gemalt wurden, ſo will ich wünſchen, daß es Euch nicht ergebe, wie zu Arezzo wegen des Sonetts gegen den Ablaß.“

„Ich denke,“ ſagte Aretino, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, mit einem Ausdruck von Selbſtgefälligkeit und Anmaßung im Geſicht, in ziemlich frechem Tone, „Seine Heiligkeit wird über den Autor einiger Dichtungen, die vielleicht etwas über das Maaß hinausſchweifen, nicht den von dreimal ſo viel Werken der Andacht und Erbauung vergeſſen, ſollte aber dieſer traurige Fall dennoch eintreten, ſo würde Aretino ‚il divino‘ — die Leute nennen mich ſo, wiewohl ich darauf keinen Werth lege — bei Herrn Giovanni de Medici, bei Franz dem Erſten von Frankreich, bei Kaiſer Karl — der gute Herr hat mir eben dieſe goldene Kette geſendet — ein Plätzchen finden, wo er ſich niederlaſſen könnte.“

„O Signor,“ ſagte Bembo, „der heilige Vater, der Euch ſo liebreich auf- und in ſeine Dienſte genommen, weiß Euer Talent zu ſchätzen. Wären Eure Schriften ſo moraliſch, wie ſie geiſtreich ſind, wäret Ihr nicht ein ſolcher Satyricus, daß man Euch deshalb allein ſchon die ‚Geiſſel der Fürſten' genannt —"

„So könnte ich," unterbrach ihn Aretino kalt, „ganz ruhig hinter dem erſten beſten Zaune verhungern, ohne daß ſich Jemand um mich kümmerte, oder mir ein Stück trocknes Brod reichte! — Glaubt mir, Reverenz (ſo nannte man damals die Kardinäle), es iſt nicht blos wegen dem Werthe der Verſe, die ich mache, daß man mir Ehrenketten und Penſionen ertheilt, man hat wohl noch andere Gründe, und darum iſt der Gänſekiel, den ich führe, auch ſo eine Art von Scepter."

Bembo ſchüttelte den Kopf und zuckte die Achſeln. Die Wendung, die das Geſpräch nahm, die ſichtbare Aufregung, in welche der edle Syrakuſer Chigi's den Dichter verſetzt hatte, ließ noch ſtärkere Aeußerungen erwarten, der Kardinal wandte ſich an den Hausherrn.

„Die edle Signora," ſagte er, indem er auf Maria blickte, „war außerordentlich erfreut, bei Euch unſern Freund, den trefflichen Maeſtro Raphael Sanzio zu finden, erlaubt Ihr alſo, ſo ſtelle ich ſolchen —"

„Entſchuldigt, Reverenz," ſprach Chigi mit einem heimlichen Wink, „daß ich dies als eine Pflicht, die mir gebührt, erfülle. — Dies, verehrte Signora,“ ſetzte er hinzu, indem Doctor Francesco Neri aufſtand, „iſt der hochgeſchätzte Meiſter.“

Maria ſtand wie verſteinert, dann verbeugte ſie ſich, erröthete über und über und ſagte in auffallender Verwirrung:

„Dieſer edle Herr iſt gewiß ein ausgezeichneter Mann, ein bedeutender Künſtler oder Gelehrter, aber — verzeihe, Signor — Raphael, der große Raphael Sanzio, iſt er nicht.“

„Gewonnen! — Richtig gewonnen!“ rief Graf Caſtiglione luſtig.

„Brava! — O Perin, Ihr habt die Wette verloren! — Evviva la Donna!“ riefen lärmend die jungen Künſtler.

Maria Bibiena blickte verwirrt und erſtaunt umher.

„Die Signori ſtritten ſich, ob Du den falſchen Raphael erkennen würdeſt oder nicht!“ ſagte Bibiena mit feinem Lächeln zu dem Mädchen: „Nun, liebe Maria, erlaube, daß ich die Probe in einer andern Art fortſetze. Sie iſt vielleicht noch ſchwerer und dennoch wohl kaum in ihrer Art auf einen innern halt begründet; bei Alledem bin ich auf den Erfolg neugierig. Du ſiehſt hier alle unſere Künſtler verſammelt. Keiner fehlt. Welchen von ihnen hältſt Du, mit dem Geiſte ſeiner Werke verglichen, für Raphael Sanzio?"

„Wie mögt Ihr mir, dem armen, unerfahrenen Mädchen, dergleichen zumuthen, theurer Oheim!" ſprach Maria in größter Verwirrung. — „Dennoch," ſagte ſie, im Kreiſe umherblickend, „ſtand das Bild des großen Meiſters, wenn ich eines ſeiner unſterblichen Werke ſah, ſo lebhaft vor meinem innern Auge, daß ich — nein, es wäre allzu vermeſſen!" —

„O ſprecht, Signora! — Wir bitten, ſprecht! — Welcher iſt Raphael Sanzio?" riefen tobend die jungen Leute.

Das Mädchen ſchaute flüchtig im Kreiſe umher. Plötzlich blieb ihr Auge auf Raphael halten. „Ja!" rief ſie, wie von Begeiſterung erfaßt. „Er allein kann die ſchönſte Madonna mit dem göttlichen Knaben, dem künftigen Weltenrichter, er nur die Jungfrau von San Siſto gemalt haben! — So ſtand er ſtets vor meiner Seele! — Dieſer iſt Raphael!" —

Wer das Mädchen in dieſem Momente ſah,

mußte von ihrem Anblick wunderbar ergriffen werden. Ihr Arm war gegen den Meiſter ausgeſtreckt, ihr Körper halb vorwärts gebeugt, ein fliegendes Roth, als wollte das aufſteigende Blut die zarte Haut der Wange durchbrechen, überzog das Geſicht, ihr Auge flammte. Man hätte bei der gewaltſamen Bewegung, welche den ganzen ſchönen Körper durchzuckte, eine jugendliche Pythia zu erblicken glauben können.

Tobende Ausrufungen des Erſtaunens ließen ſich von allen Seiten hören.

„Wunderbar! — Unbegreiflich! — Zum Erſtaunen!“ ſcholl es rings umher; Einer blickte verwundert auf den Andern.

Raphael war inzwiſchen plötzlich aufgeſtanden, er ließ ſich vor Maria auf ein Knie nieder, drückte ihre Hand enthuſiaſtiſch an ſeine Lippen und ſagte mit leiſem Tone:

„Geſtattet mir, Signora, wenn ich je eine Urania male, Euer Bild zum Muſter nehmen zu dürfen!“

Maria war keines Wortes mächtig, ſie ſchien erſchöpft, ward bleich und mußte ſich auf ihren Sitz niederlaſſen; ihr Auge ruhete fortwährend auf der

Hand, auf welche Raphael ſeine Lippen gedrückt hatte.

„Sollte ſie niemals ein Bildniß Raphaels geſehen, nie eine genaue Beſchreibung ſeines Aeußern vernommen haben?“ ziſchelte Sebaſtiano del Piombo leiſe zu Michel Angelo, neben dem er ſaß.

„Das iſt das große, offene Geheimniß, von dem ich ſprach, das verſchleierte Bild zu Sais, an deſſen Vorhang wir alle zerren und reißen, und wo ſich dennoch das, was da war, was iſt und was ſein wird, nur dem Kinderauge der Unſchuld und zwar von ſelber enthüllt!“ ſagte Doctor Francesco Neri.

„Ich hätte es nimmer geglaubt, hätte ich es nicht ſelbſt geſehen!“ ſagte Michel Angelo. „Freilich mag aber wohl zwiſchen der Individualität des Schaffenden und ſeiner Schöpfung eine Verwandtſchaft, eine Uebereinſtimmung ſtattfinden, die dem nur auf den erſten Blick klar wird, der ſich ganz in letztere verſenkt. — Mir freilich,“ ſchloß er lachend, „wird Niemand zutrauen, daß ich die Karpfen, Feigenſchnepfen und Tulipanen um Raphaels Bilder gemalt habe.“

„Gerade das Gegentheil von dem, was Ihr meint, iſt das Wahre, Maeſtro!“ rief der Doctor eifrig. „Ihr ſucht von Außen, was nur im Innern zu finden iſt. Was Ihr nicht heraus erklären könnt, das wollt Ihr hinein erklären. Die Kunſt iſt todt, die Natur iſt lebendig. Auf der erſten ruht das ‚bleierne Siegel‘ von dem Fra Sebaſtiano, und zwar nicht nur ſeinem Amte nach, den Namen führen könnte. Das, was nicht der Verſtand der Verſtändigen ergrübelt, liegt klar vor dem Blicke des Kinderauges, oder des in die Geheimniſſe der Natur Eingeweihten. Erfaßt aber dieſer das vor ihm Liegende, ſo ſchreit die Menge Wunder über Wunder, der Eine ſieht Hexerei und Teufelskunſt, der Andere Betrug, und doch iſt es nichts als eine Kraft die in jedem Menſchen liegt, die ſo lange fortwirkt, bis ſie durch unſere Erziehung und Verbildung verderbt worden iſt; ich nenne ſie den ſechsten — aber feinern — Sinn: das Ahnungsvermögen.“ —

„Wer lehrt,“ fuhr der Doctor immer eifriger fort, „der jungen Schwalbe, die dem Neſte entfloh, das entfernte ſüdliche Land finden, das ſie aufnehmen und bewahren ſoll, bis der Winter vergangen, wer deutet Ihr die rechte Zeit der Reiſe an, wer führt ſie zu dem alten Neſte zurück? Leugnet doch, daß es Menſchen giebt, glaubhafte, wahrhafte Männer, die das Vorhandenſein von Quellen, von Erzadern, tief unter ihnen in den Eingeweiden der Erde, fühlen und errathen? Wer unter uns hätte nicht Ahnungen gehabt, und wäre ſomit nicht aus eigener Erfahrung von deren Vorhandenſein überzeugt worden? Geheimnißvoller als dieſe ſelbſt, erſcheint uns noch der Umſtand, daß ſolche bei verhältnißmäßig geringeren Dingen eintreten, während ſie uns bei wichtigern in Stich laſſen. Alles dieſes wird erklärt, durch die Annahme des Vorhandenſeins, des, bald mehr bald minder ſtarken Wirkens, des mehr oder minder erloſchenen oder verderbten Sinnes des Ahnungsvermögens."

„Wie es ſcheint," ſagte Kardinal Bembo lächelnd, „nehmt Ihr alſo auch die Möglichkeit, zukünftige Dinge mit Sicherheit vorherſagen zu können, an?"

„Allerdings, Reverenza!" ſprach Neri lebhaft. „Ich bin davon ſogar wie von meinem Leben überzeugt und es würde nicht ſchwer ſein, auch Euch und alle dieſe Signori davon zu überzeugen. — Ich rede hier nicht von der gewöhnlich ſogenannten Wahrſagerei, die ich als ein Gaukelſpiel, von Betrügern erfunden, um Narren anzuführen und zu täuſchen, verlache und verachte, aber ich behaupte, daß ein reines, ungetrübtes Auge Dinge vorherſchauen könne, welche nichts als Spiegelbilder der Zukunft, Schatten künftiger Thaten und dieſen vorangehend, zu nennen ſind.“

„So trauet Ihr Euch dieſe Kunſt wohl zu?“ fragte Sebaſtiano ſpöttiſch lächelnd.

„Nein, Herr,“ ſprach Neri ihn düſter anblickend, „auch mein Auge iſt getrübt, wenn auch nicht ſo blind wie das Eure, aber das, was wir Alle nicht im Stande ſind — ſelbſt nicht dieſe großen Meiſter, deren Namen einſt mit dem Höchſten in der Kunſt zuſammen genannt werden dürften — würde vielleicht dieſe Jungfrau, oder einer jener Knaben, die dort auf der Landſtraße im Sande ſpielen, vollbringen können.“

„Hm, Ihr ſeid ſtark in Euren Behauptungen. Es käme nur auf den Beweis an;“ ſagte Sebaſtiano hämiſch.

„Ich bin bereit, ihn auf eine Art zu führen, die

Ihr ſelbſt als von Erfolg anerkennen müßt,“ verſetzte Neri heftig. — „Freilich,“ fügte er hinzu, „würde ich es nur auf einen ausdrücklichen Befehl Ihrer Reverenzen thun, denn es könnte ſonſt irgend einen guten Freund geben, der die Sache als Magie oder dergleichen anzuſehen, und mir bei der Inquiſition ein übles Spiel zu machen geneigt wäre.“

Der Doctor blickte bei dieſen Worten auf Sebaſtiano, der verwirrt die Augen niederſchlug.

„O,“ rief Michel Angelo lachend, „wenn Ihr weiter keine Sorge habt, ſo herz drauf los, Dottore! — Es iſt unmöglich, daß unter unſern Künſtlern ein ſo ſchlechter Kerl ſei, daß er Euch deshalb ein übles Spiel machen könnte.“

„Ja, gebt uns eine Probe! Beweiſ't Eure Behauptung!“ riefen Giulio Romano, Penni und Peri del Vaga.

„Ihr mögt es immer thun!“ ſagte Kardina Bibiena lächelnd. „Nöthigenfalls befehle ich es Euch und nehme alle Verantwortung auf mich. Es gi ja blos dem Beweiſe einer Thatſache, die nach Eu in dem Gebiete der Pſychologie und der Naturwiſſenſchaften ihre Heimath hat.“

„Wohl!“ ſagte der Doctor mit Ruhe. „Perin del Vaga, ſeid ſo gut und holt einen der dort ſpielenden Knaben. Wählt welchen Ihr wollt, doch darf er nicht über zwölf Jahre alt ſein.“

„Und weiter bedürft Ihr nichts?“ fragte Sebaſtiano ſpöttiſch. „Keine geweihten Kerzen, keinen Zirkel, nicht einmal einen Zauberſtab?“

„Nur eine Flaſche mit Dinte;“ verſetzte Neri kalt.

Der Hausherr winkte einem Diener, eine ſolche zu holen.

„Ich muß anführen,“ ſprach der Doctor ruhig, „daß das, was Ihr ſehen werdet, weder etwas Großes oder Beſonderes iſt, noch von mir dafür ausgegeben wird. Jeder, der in Kairo geweſen iſt, wird die Sache kennen, die allerdings bald mehr bald minder entſcheidend ausfällt, aber niemals gänzlich mißlingt. Nochmals erinnere ich, daß ich ſie keineswegs als etwas Uebernatürliches, ſondern nur als ein Argument für die von mir aufgeſtellte Behauptung des ſechſten Sinnes, des Ahnungsvermögens, welches bei Knaben unter zwölf Jahren und bei ſich eben in ihrer Blüthe entfaltenden Jungfrauen am entſchiedenſten hervortritt, angeſehen wiſſen will.“

Perin del Vaga kehrte eben zurück und führte einen jener, etwas zerlumpten, aber bildſchönen, braunen Knaben, wie man ſolche auf dem Campo vaccino oder am Monte teſtaccio ſich ſchaarenweiſe herumtreiben ſieht, an der Hand. Wär' das Kind noch ein paar Jahre jünger geweſen, ſo hätte es, ſo ſchmutzig es auch war, mit ſeinen großen, dunkeln Augen, dem Lockenhaupt, der kecken Miene, der freien Haltung, einem Künſtler als das Modell zu einem Amor dienen können. Etwas ſcheu, doch ohne Furcht zu zeigen, blickte der Knabe in dem Männerkreiſe umher.

„Wie heißeſt Du, mein Jung'?“ fragte der Doctor freundlich, indem er den Knaben bei der Hand nahm.

„Ich heiße Carlo,“ verſetzte das Kind, den Fragenden vom Kopfe bis zum Fuße betrachtend.

„Siehe, Carluccio,“ ſprach der Doctor mit munterm Tone, „wir haben ein Spiel vor, wozu aber ein ſcharfer Blick ſo junger Augen, wie die Deinigen ſind, gehört. Blicke alſo recht genau auf Das, was Du ſehen wirſt, und ſage uns, was Du ſieheſt. Es können Menſchen, Thiere, lebloſe Gegenſtände ſein; ſiehe nur recht genau und irre Dich nicht. Iſt das Spiel vorbei, ſchenke ich Dir einen Scudo.“

„Madonna!“ rief der Knabe erfreut. „Nun ſorgt nicht, Signor, ich will ſo genau ſehen, als ob ich durch ein Bret blicken wollte.“

„Zuerſt zu Euch, Sebaſtiano, den ich Sanct Thomas nennen möchte, wenn ich nicht meinte, Euch damit eine zu große Ehre anzuthun!“ ſprach Neri, indem er den Mönch bei der Hand faßte.

Der Doctor nahm jetzt dem ankommenden Bedienten die Flaſche mit Dinte, welche dieſer brachte, aus der Hand und goß Sebaſtiano etwa einen ſtarken Eßlöffel voll in die hohlgehaltene Rechte.

„Sprecht jetzt aus, was Ihr wiſſen wollt, was Niemand von uns bekannt ſein kann, was ſich aber bildlich darſtellen läßt;“ ſprach er zu dem Vorigen.

„Wohlan,“ ſprach nach kurzem Nachdenken der Mönch, „ich möchte wiſſen, was mein Vater in dieſem Augenblicke vorhat.“

Der Doctor legte die rechte Hand auf das Haupt des Kindes — Sebaſtiano wollte ſpäter behaupten, er habe etwas dabei gemurmelt — und ſagte zu demſelben, indem er auf die ſchwarze Flüſſigkeit zeigte: „Blicke genau in dieſen Spiegel und ſage, was Du ſieheſt.“

Der Knabe hielt ſeinen Lockenkopf über die Hand des Mönches und ſprach:

„Wolken wirbeln durch einander! Ich bin nicht im Stande etwas zu unterſcheiden.“

„Siehe genau hin! — Siehſt Du nichts?“ fuhr Neri fort, während Sebaſtiano ſpöttiſch lächelte.

„Ja, Signor! Ich ſehe etwas!“ rief das Kind. „Ich ſehe einen alten Mann in einem Lehnſtuhl ſitzen, der den linken Arm in der Binde trägt und Schmerzen zu empfinden ſcheint.“

Als ob ihn eine Schlange gebiſſen hätte, zog Sebaſtiano die Hand heftig zurück, ſo daß ihm die Dintentropfen am Kleide herunterrollten.

„Wahrhaftig!“ ſtammelte er beſtürzt. „Mein Vater iſt krank, er hat den Arm gebrochen, aber es iſt der rechte Arm.“

„Ganz recht!“ verſetzte Neri kalt. „Der Knabe ſieht aber das Spiegelbild und folglich den linken.“

Alle ſahen ſich verwundert an. — „Unbegreiflich!“ ertönte es hier und dort.

„Erſt heute erhielt ich die Nachricht! Sollte er es haben wiſſen können? — Denn daß Alles ein abgekartetes Spiel iſt, darauf will ich ſchwören;“ ſagte Sebaſtiano leiſe zu Michel Angelo. —

„Wer ſoll jetzt an die Reihe kommen?“ fragte Neri.

„Laßt mich das bedeutendſte meiner Werke wiſſen! Vorausgeſetzt, daß ſich in Eurem flüſſigen Spiegel die Zukunft wie die Gegenwart zeigt;“ ſagte Giovanni Nanni, indem er die Hand hinhielt.

Der Knabe ſah von Neuem in die Flüſſigkeit, ſprach von Wolken, die vorüberzögen, und ſagte dann:

„Hei, das iſt ein Kampf! Es wird geſchoſſen. Alles blitzt und raucht. — Dort iſt ein vornehmer Herr zu Pferde. — Einer hinter der Mauer legt die Büchſe an. — Er ſchießt. — Der Reiter fällt zu Boden. — — Der — der iſt's, der geſchoſſen hat;“ fügte er, Nanni plötzlich ſtarr anſehend, hinzu*).

„Alſo ein Schlachtgemälde wird mein beſtes Werk ſein!“ rief Letzterer lachend. „Das mag der Henker glauben.“

---

*) Johann von Udine erſchoß bei der Belagerung Roms am 6. Mai 1527 den Connetable von Bourbon, Benvenuto Cellini maßte ſich ſpäter dieſe That an.

„Darin ſtimme ich Dir bei, Giovanni da Udine!" fiel Raphael lächelnd ein. „Deine Blumen und Thiere ſind vortrefflich. Deine Stuckarbeiten ſo gut als die der Alten, aber Dein Schlachtgemälde wird ſchwerlich meinen Beifall haben."

„Und dennoch wird es ſo ſein, falls ſich das Geſicht überhaupt auf ein Gemälde bezieht;" ſprach Neri mit dem Tone der Ueberzeugung. — „Aber ſagt, edler Raphael, wollt Ihr nicht auch das Schickſal befragen?"

„Ich möchte wohl," ſprach der Meiſter ſinnig lächelnd. „Wer wünſchte nicht einen Blick hinter den verhüllenden Schleier der Zukunft thun!"

„Und Eure Frage?" ſagte Jener.

„Wie wird die Nachwelt meiner gedenken?" ſprach Raphael ſanft.

Der ganze Kreis der Anweſenden war höchſt aufmerkſam, als Neri in Raphaels, wie nach der Antike geformte Hand die mirakulöſe Dinte goß und der Knabe den ſchönen Lockenkopf darüber beugte. Es dauerte länger wie gewöhnlich, ehe das Kind zu ſprechen anhob, dann ſagte es unbefangen:

„Eine Kirche voller Menſchen. — Ach, ich kenne ſie; es iſt die Rotonda (das Pantheon). — Das iſt 'mal eine Pracht! Alle die hohen Herren Kardinäle ſind darin und die Biſchöfe und Prälaten gar zu Hunderten. — Auch viel andere Menſchen ſind da. Alles voll! Bänke und Gänge wie geſtopft, aber die Leute haben eine ganz fremde Tracht. — Kriegsleute mit Schwertern und Federn ſind da, aber ohne Harniſch oder andere Rüſtung. — Die Mauer iſt geöffnet, ein Sarg, in welchem ein Geripp liegt, ſteht vor der Oeffnung. — Jetzt ſchließen ſie den Sarg und verſiegeln ihn. — Nun heben ſie ihn in die Gruft, die ſie vermauern. — Ein Altar mit der heiligen Jungfrau wird vor der Gruft aufgeſtellt. — Es iſt eine Feierlichkeit, eine Pracht, gerade wie vor einigen Jahren, als der heilige Vater begraben wurde. — Jetzt — ja jetzt ſehe ich nichts mehr — lauter Wolken, die durch einander ziehen und durch die ein Stern ſtrahlt, hell und glänzend wie der Abendſtern."

„Dunkel, ſehr dunkel iſt das Orakel!" ſprach Raphael lächelnd.

„Dunkel, wie die Zukunft, wie die Nacht der Jahrhunderte, dennoch wird Euer Stern hindurch ſtrahlen;" ſagte Neri, dem Künſtler die Hand reichend.

„Aber ſind wir nicht ungalant?" rief Graf Caſtiglione lachend. „Eine Dame iſt unter uns, ſi wünſcht gewiß etwas über ihre Zukunft zu wiſſen aber die Neugier der Männer läßt ſie nicht dazu gelangen."

„Allerdings haben wir großes Unrecht! Verzeiht Signora;" ſprach Raphael, indem ein leichtes Rot ſein ſchönes Antlitz überzog.

„Wie könnte eine Frage über die Zukunft eine unbedeutenden Mädchens von Intereſſe ſein, wen von der ſo ausgezeichneter Künſtler, ſelbſt eines Raphaels die Rede iſt!" ſagte Maria Bibiena b ſcheiden. — „Ich," ſetzte ſie hinzu, „habe nich zu fragen."

„Nein, nein!" rief Perin del Vaga lebha „Wir bitten, daß Ihr eine Frage an das Schickſ richtet."

„Wäre es auch nur zum Zeichen, daß Ihr u ſere Unbeſcheidenheit nicht übel vermerken wollet ſetzte Raphael freundlich hinzu.

Maria ſagte nichts, aber ſie warf einen Bl auf Raphael, der mehr als mit lauten Worten fragte: „Wie kannſt Du glauben, daß ich Dir jemals zürnen könnte?" und hielt dem Knaben die Hand hin.

„Ich möchte," ſagte ſie, während Neri die Dinte in die elfenbeinweiße Hand träufeln ließ, „die Stunde meines höchſten Glückes und meines tiefſten Schmerzes kennen lernen."

Der Knabe ſah in die Hand, er wiſchte ſich mehrmals die Augen, dann ſprach er:

„Ihr ſteht neben einem alten Herrn, Euch gegenüber ein junger, ſchöner, ſchlanker Mann mit lang herabgeringeltem Haar. — Der alte Herr legt Beider Hände in einander."

Der Kreis der jungen Künſtler blickte auf Maria Bibiena. Sie war noch einmal ſo ſchön als ſonſt. Ihr Auge ſtrahlte, ihr liebliches Antlitz leuchtete von dem Ausdrucke eines Gedankens, der das Innerſte ihrer Seele zu erregen ſchien.

„Ich ſehe ein anderes Bild!" rief jetzt das Kind. „Der ſchöne junge Mann reicht Euch die Hand, als ob er Abſchied nehmen wollte; Ihr weint, Ihr ſeid blaß wie eine Todte. — O Dio! jetzt —"

„Genug!" fiel Neri raſch dem Kinde in die

Rede, indem er Mariens Hand umkehrte. — „Denk an die Stunde der Wonne, nicht an die de Schmerzen; dieſe iſt ohnehin nur allzugewiſſe Erbtheil.“

„Herr!“ ſagte der Knabe leiſe zu Neri. „Si war todt. — Aber mir ſchmerzen meine Augen der Kopf thut mir wehe.“

„Ei was, Knabe,“ rief Michel Angelo. „Ei Scudo vertreibt wohl ein Bischen Kopfſchmerz un ich ſchenke Dir einen zweiten, wenn Du mir ſagſt welches meine beſte und welches meine ſchlimmſt That iſt. — Beide kenne ich nur allein.“

„Nun werden wir,“ ſprach leiſe Sebaſtiano d Piombo zu dem Bildhauer Tiberio Calgagni, der neben ihm ſaß, „vielleicht dahinter kommen, ob wahr iſt, daß er, um einen ſterbenden Chriſtus z malen, einen Menſchen lebendig kreuzigen ließ.“

„Wie könnt Ihr nur das abgeſchmackte, von ſe nen Feinden erfundene Märchen glauben!“ ſprac dieſer, den Vorigen verächtlich anblickend.

Der Knabe hatte indeß mit Anſtrengung in d Hand des Künſtlers geblickt. Er wiſchte ſich wi derholt die Augen, dann ſagte er:

„Ich ſehe nichts als einen Nebel, durch welchen matt die Kuppel von St. Peter ſchimmert — Jetzt ſehe ich auch dieſe nicht mehr.“ —

„Die Kraft des Knaben iſt erſchöpft, und der günſtige Moment, wo das Ahnungsvermögen in ſeiner Stärke wirkt, vorbei!“ ſprach Neri. „Alle weitere Verſuche würden zu nichts führen. — Hier, Carluccio, haſt Du den Scudo!“

„Und hier noch einen, wäre es auch nur wegen der Peterskuppel und wiewohl ich ſonſt nichts erfahren habe;“ ſagte Michel Angelo lachend.

Jubelnd, und die ſchönen Scudo's in der Sonne funkeln laſſend, ſprang der Knabe von hinnen. —

Lange wurde noch über den Vorgang hin und her geſprochen, und Jeder ſuchte ihn nach ſeiner Weiſe zu erklären, beſonders als Doctor Neri, dringender Geſchäfte halber, wie er ſagte, die Geſellſchaft verließ. Fra Sebaſtiano erklärte ihn geradezu für Teufelswerk, Aretino für Betrug, Michel Angelo für einen Scherz, den Jener ſich mit den Anweſenden habe machen wollen, nur Maria nahm auf's Entſchiedenſte für ihn Parthei. Mit einem Feuereifer und einer Beredtſamkeit, die man dem jungen, ſchüchternen

Mädchen nicht zugetraut haben würde, erklärte ſie ſich für das Beſtehen von Naturgeheimniſſen, in welche dem Menſchengeiſte zu dringen nicht gegeben ſei, und die nur nach ihren ſichtlichen Ergebniſſen beurtheilt werden müßten. Sie ſprach ſchön und ihre Rede verfehlte nicht einen Eindruck auf die Anweſenden, beſonders auf Raphael, welcher ihr manchmal laut beiſtimmte, zu machen, doch ging aus derſelben eine ſchwärmeriſche, faſt an's Phantaſtiſche ſtreifende Gemüthsrichtung hervor.

So wie ſich ſpäter das Geſpräch auf Kunſtgegenſtände wendete, in welchem Raphael und Michel Angelo meiſtens als Gegner auftraten, indem Jener nur das Schöne, dieſer nur das Erhabene als das Höchſte in der Kunſt gelten laſſen wollte, zeigte Maria zwar nur als aufmerkſame Zuhörerin Intereſſe, doch nahm Raphael zu ſeinem Erſtaunen aus ihren gelegentlichen Aeußerungen wahr, daß es faſt nicht ein einziges zu Rom befindliches Kunſtwerk ſeines Pinſels gebe, das ihr nicht wenigſtens aus Zeichnungen oder Beſchreibungen bekannt ſei. Es konnte nicht fehlen, daß Raphael, deſſen Hinneigung zum weiblichen Geſchlecht und Sinn für Frauenſchönheit, zu den Hauptzügen ſeiner geiſtigen Richtung gehörten, ſich nicht nur von dem Intereſſe des jungen Mädchens an ſeinen Werken, ſondern auch von deren Perſönlichkeit ungemein angezogen fühlte, daß er fortan ſeine Rede meiſtens an ſie richtete und er ihr, bis die Geſellſchaft aus einander ging, nicht mehr von der Seite kam. Ehe aber dies letztere ſtatt fand, theilte er der jungen Schönen mit, daß ihr Oheim ſchon längſt das Bild der heiligen Margarethe, den Drachen zu Boden tretend, bei ihm beſtellt, daß er dieſen Auftrag aber bis jetzt aus dem Grunde unerfüllt gelaſſen, weil ihm das Ideal für die Perſon der ſchönen Heiligen nicht in der Klarheit der Anſchauung, wie er es gewünſcht, vor die Seele habe treten wollen, wie er aber jetzt damit im Reinen ſei, und er noch heute den Kardinal bitten werde, daß er erlauben möge, Maria als jene darzuſtellen, und wie er endlich jede andere Arbeit bei Seite ſetzen und das Bild in den nächſten Tagen beginnen wolle. Das Mädchen ſchien über die Idee des Künſtlers hocherfreut, nur wandte ſie ein, daß der Oheim mit ihr ſchon am folgenden Tage nach Tivoli auf ſeine Villa zu reiſen gedenke, um dort mehrere Wochen zuzubringen.

Raphael fand darin indeß nicht das geringſte Hinderniß. „Auch er,“ ſagte er, „beſitze dort ein kleines Landhaus. Zwar ſei er nicht der Meinung geweſen, dies eben jetzt zu beſuchen, aber Bibiena's, oder vielmehr Mariens Aufenthalt beſtimme ihn dazu, und letztere möge ſich gefaßt halten, ihn in zwei oder drei Tagen dort erſcheinen zu ſehen.“ Das Entzücken des jungen Mädchens bei der Ausſicht, von der Hand des größten lebenden Meiſters, und dabei eines der ſchönſten jungen Männer Roms, in einer idealen Geſtalt verewigt zu werden, war allzugroß, als daß es ſich hätte verbergen laſſen, es malte ſich in ihrem Auge, in jedem ihrer Züge, und als Raphael, ihre Hand ergreifend, mit ſeiner ſanften einſchmeichelnden Stimme fragte: „ob ihr ſein Vorſchlag genehm und ſein Beſuch lieb ſein würde?“ war ein feuriger Händedruck die Antwort.

Raphael zögerte nun nicht länger, Bibiena ſeinen Vorſatz mitzutheilen. Dieſer nahm ihn hocherfreut auf. Der große Künſtler war durch den Pabſt in dieſer Zeit immer ſo ſehr mit Arbeiten im Vatican beſchäftigt geweſen, daß es ſehr ſchwer gehalten hatte, ja als eine Gunſt geachtet wurde, wenn er ſich für

Jemand andern einer Arbeit unterzog, er hatte dieſe nur ſeinem Gönner Agoſtino Chigi und ſeinem Freund Bindo Altoviti bewilligt, und Bibiena verſprach ihm daher den Aufenthalt zu Tivoli ſo angenehm als möglich machen zu wollen, daß er ſeinen Entſchluß gewiß nicht bereuen werde. — Erſt gegen Abend trennte ſich die Geſellſchaft und Raphael war entzückt, als er bemerkte, daß das ſchöne Mädchen, für welches er ſchon aus dem Grunde ein Intereſſe nahm, weil er ſah, daß es an ihm ein ſo lebhaftes gefunden, ſo oft und ſo lange nach ihm umblickte, als ſie nur noch den Saum ſeines Mantels, oder die Feder auf ſeinem Barett wahrnehmen konnte. — —

Wenige Tage ſpäter befand ſich Raphael zu Tivoli in der Nähe Mariens. Mit freudeſtrahlendem Geſicht flog ihm das Mädchen entgegen, als er in die Villa des Kardinals trat. Auch dieſer empfing ſeinen jungen Freund mit großer Freude. Er theilte ihm mit, wie Pabſt Leo geäußert, daß er für den großen Meiſter, der den Vatican mit Gemälden geſchmückt, welche die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregen müßten, etwas ganz Abſonderliches zu thun geneigt ſei, worin dies aber beſtehen werde? wußte Bibiena noch nicht zu ſagen, da ſich der Pabſt darüber nicht ausgeſprochen hatte. Der Kardinal dachte an eine beſondere Standeserhöhung, oder an die Schenkung irgend eines wohlgelegenen oder einträglichen Beſitzthums. Raphael erwiederte lächelnd, daß ihm die Gnade des heiligen Vaters hohe Freude mache, daß er aber weder nach Ehre noch Beſitzthümern ſtrebe, da er mit der Lage, in der er ſich befinde, zufrieden ſei. —

Schon am folgenden Tage legte er dem Kardinal Skizzen des zu fertigenden Gemäldes vor. Der Künſtler hatte die Zeichnungen zu Rom entworfen. Sie waren mit Rothſtift verfertigt und mit Weiß gehöhet. Lange ſchwankte man in der Wahl, endlich kamen der Kardinal und der Künſtler überein, dieſe der Jungfrau zu überlaſſen. Maria entſchied ſich augenblicklich, und ihre Entſcheidung fand des Künſtlers lauteſten Beifall. Schon am folgenden Tage ging Raphael an's Werk.

Das Bild der heiligen Margaretha, welche den Drachen überwindet, iſt eine der ſchönſten Schöpfungen des großen Mannes, welche auf die Nachwelt gekommen. Die wunderherrliche Siegerin ſetzt den zarten Fuß auf den Flügel des am Boden liegenden Ungeheuers. Das letztere liegt mit geöffnetem Rachen auf dem Rücken, erſpart ſo dem Beſchauer einen Theil des entſetzlichen Anblicks und zeigt ſich vermöge ſeiner Stellung bereits als bewältigt. Herrlich iſt die heilige Unſchuld, die Ruhe und das leichte Dahinſchweben über den gähnenden Abgrund, in der Darſtellung der Margaretha ausgedrückt. Man bemerkt, daß das Bild mit ſo viel Liebe als Fleiß gearbeitet iſt. —

Nur ſelten war der Kardinal anweſend, wenn Maria dem Künſtler ſaß. Seine Geſchäfte riefen ihn oft nach Rom, aber auch wenn er ſich daheim befand, verwendete er einen großen Theil ſeiner Zeit zu Studien, denen er mit großer Anſtrengung oblag. Er hatte auch durchaus nichts dagegen, wenn Maria den Künſtler auf Spaziergängen nach der Villa des Hadrians, oder zu den berühmten Waſſerfällen, deren Anſchauung er beſonders liebte, begleitete. Die jungen Leute wurden auf dieſe Weiſe nicht nur von Tag zu Tag genauer mit einander bekannt, ſondern ſelbſt innig befreundet. Maria intereſſirte ſich ungemein für bildende Kunſt und ſie konnte nicht aufhören, Fragen an Raphael über ſeine Werke zu richten, in deren Geiſt ſie mit einer Art Leidenſchaft einzudringen ſuchte. Sie ſprach dann mit großer Liebe über das Mitgetheilte, und eine augenſcheinliche Begeiſterung für Raphaels Werke und für ſeinen Ruhm, flammte in ihrem Auge, wie in ihren Worten.

Es konnte nicht fehlen, daß dies Alles einen großen Eindruck auf die, für alles Schöne ſo empfängliche Seele Raphaels machen mußte. Er ſah ſich von einem jungen Mädchen bewundert und dies Mädchen war ſchön, unſchuldig, geiſtreich und von Adel der Seele.

Bald blieb es ihm auch nicht verborgen, daß er von Marien nicht nur bewundert, ſondern auch geliebt ſei. Blieb er ein paar Minuten über die Zeit aus, in welcher er gewöhnlich in der Villa ihres Oheims zu erſcheinen pflegte, ſo ſah er Maria mit trüber Miene an dem Fenſter ſtehen und nach dem Wege ſchauen, den er kommen mußte; er begegnete oft, wenn ſie ſich von ihm unbemerkt glaubte, ihrem auf ihn gerichteten Auge, welches mehr ſagte als laute

Worte, und die Angſt, die ſie nicht verbergen konnte, als er ſich ein paar Tage ernſtlich unwohl befand, war ſo augenſcheinlich, die Freude als er wieder geneſen, ſo laut, ſo unwillkürlich hervorbrechend, daß Raphael die Frauen hätte weniger kennen müſſen, als es der Fall war, wenn ihm Mariens Liebe hätte verborgen bleiben ſollen. Aus allen dieſen Gründen fühlte ſich Raphael ſehr zu dem jungen Mädchen hingezogen, ja es gab Augenblicke, wo die Leidenſchaft wahrer feuriger Gegenliebe in ſeinem Herzen Gewalt zu erlangen ſchien. Einer ſolchen war der Künſtler jedoch unter den Umſtänden, wie ſeine Jugendzeit durch die Verhältniſſe geſtaltet worden war, weniger fähig, als es wohl ſonſt der Fall geweſen wäre. Raphael war von Natur lebhaften Geiſtes, mit einer allen Eindrücken ſich leicht hingegenden Seele begabt, aber er hatte einen vorſtechenden Hang zu Lebensgenuß. Rechne man zu dieſen Geiſteseigenſchaften, daß er im blühendſten Jugendalter, ſchön, reich, und wegen ſeines, noch nach Jahrhunderten als einzig daſtehenden Talents von ſeinen Zeitgenoſſen allgemein geehrt, bewundert, verwöhnt war, daß ihm die Herzen aller Frauen zuflogen, und ſelbſt die ſchönſten und vornehmſten es für ein Glück ſchätzten, von ihm bemerkt, vielleicht geliebt zu werden, und man wird ſich nicht länger wundern, daß der junge Mann ſich den Lebensfreuden in einem Maße hingab, welches nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ſein ganzes Weſen bleiben und den Hang zum Sinnengenuß überwiegend werden laſſen mußte. So vortheilhafte Gelegenheiten zu einer Verheirathung ſich auch dem Künſtler dargeboten hatten, ſo war er einer ſolchen doch immer ausgewichen. Die Anträge, die ihm durch die zweite oder dritte Hand gemacht worden waren, die Briefe von weiblicher Hand, die der Bewunderung ſeiner Kunſt gelten ſollten und die ſichtlich auf ſeine Perſon berechnet waren, das allſeitige Entgegenkommen, hatten ihm im Ganzen eben nicht beſonders hohe Anſichten von dem weiblichen Geſchlecht beigebracht. Die Neigung für daſſelbe war daher bei weitem mehr materieller als geiſtiger Art, und wenn er auf Momente ſich durch Mariens liebliches Weſen, die unſchuldige Neigung für ihn, die aus allen ihren Worten und Handlungen hervorging, angezogen, ja hingeriſſen fühlte, ſo waren dies eben auch nur Momente, welche verſchwanden, wie ſie gekommen waren; ſelbſt die Schönheit Mariens vermochte auf Raphael keinen tiefern, nachhaltigern Eindruck zu machen; ſie war mehr ätheriſcher Natur als auf die Sinne wirkend. Liebte es Raphael auch, in ſeinen Madonnen leichte, zarte, überirdiſche Geſtalten auf die Leinwand zu zaubern, ſo übten in der Wirklichkeit dennoch üppigere Formen auf ſeinen Geſchmack einen größern Einfluß. —

Das Bild der heiligen Margaretha war endlich in aller Schöne und Herrlichkeit, wie ſolche der Pinſel des großen Meiſters nur darzuſtellen fähig war, vollendet, und Bibiena war entzückt darüber. Die Freude Mariens ward indeſſen durch den Umſtand getrübt, daß Raphael mehrmals geäußert, wie der Tag, an welchem das Bild fertig würde, für ihn der letzte zu Tivoli ſein dürfte, da er nach Rom eilen müſſe, um eine im Vatican begonnene Arbeit, mit welcher Penni und Perin beſchäftigt waren, zu vollenden. Es war am Morgen dieſes Tages, als er in Begleitung Mariens einen Spaziergang nach den Waſſerfällen machte, um dieſen, wie er ſich ausdrückte, auf lange Zeit Lebewohl zu ſagen. Beide junge Leute gingen nach einem Punkte, wo man einen ſehr ſchönen Anblick der Cascaden hatte. Es war ein heimliches und umbuſchtes Plätzchen, das ſonſt wenig beſucht ward. Ein ſchmaler Fußſteig am Rande des Abgrundes, in welchen der Fall hinunterdonnerte, ſchlängelte ſich durch das Geſträuch und endete, plötzlich um eine Ecke biegend, bei einer Raſenbank unter dem Schatten einer alten Buche, die ihre Aeſte, deren Blätter von dem feinen Waſſerſtaub ſtets feucht gehalten wurden, weit über die Kluft streckte. Raphael hatte für dieſen Platz eine beſondere Neigung, er nannte ihn ſein Sorgenfrei, er hatte die Raſenbank errichten laſſen und brachte dort täglich mehrere Stunden in Ausarbeitung neuer Entwürfe zu.

Maria war heute äußerſt niedergeſchlagen. Sie klagte über Kopfſchmerz und hatte die Nacht, wie ſie ſagte, meiſt ſchlaflos zugebracht. Auch Raphael war in trüber Stimmung.

„*Eine glückliche Zeit,*“ ſagte er, indem er ſich mit Marien auf der Raſenbank niederließ, „iſt mit heute für mich zu Ende. Sie iſt wie auf Sturmesflügeln vorübergeeilt. Konnte es wohl eine glücklichere, genußreichere Zeiteintheilung für mich geben, als die, in welche die in Tivoli zugebrachten Tage zerfielen? Ich arbeitete, und nie habe ich mit ſolcher Luſt gearbeitet; ich lauſchte den geiſtreichen Geſprächen Eures Oheims, ich luſtwandelte in dieſer ſchönen Natur, und was mehr als Alles war, ich genoß ſie an Eurer Seite. — O, ich werde lange noch der ſchönen hier verlebten Tage gedenken!"

„Gewiß? — Werdet Ihr?" fragte Maria und ihr ſchönes Auge blickte ſchmerzlich auf Raphael.

„Wie könnt Ihr nur einen Augenblick daran zweifeln!" rief der junge Mann erregt. „So etwas vergißt ſich niemals, vielmehr hauchen die Zeit und die Entbehrungen jenen magiſchen Duft über das ſchöne, in der Seele ſich feſt und immer feſter ſtellende Bild unvergeßlicher Stunden, je weniger dieſe in der Wirklichkeit zurückzurufen ſind. — Fühlt Ihr nicht auch ſo, Maria?"

„Ob ich es fühle? — Lebe ich nicht, und hieße es leben, wäre es wohl dieſes Namens werth, wenn ich nicht ſo fühlte?" ſprach das Mädchen tief ſeufzend, und indem eine Thräne in ihr Auge trat. „O Raphael, Ihr werdet die Tage unſeres Zuſammenlebens längſt vergeſſen haben, während ſie noch wie heute vor meiner Seele ſtehen, während ich an dieſer Erinnerung zehre und dieſe meinen einzigen Troſt —“

Sie hielt inne. Es war, als ob ſie fürchtete, bereits zu viel geſagt zu haben.

„Ich empfinde in dieſem Augenblicke mehr als je, was ich zu verlieren im Begriff bin;“ ſagte Raphael zärtlich, indem er Mariens Hand ergriff. „Umſonſt ſage ich mir, daß Euer Oheim gütig gegen mich iſt, daß ſein Haus mir zu jeder Tagesſtunde offen ſteht, daß ich Euch dort wiederzufinden hoffen darf, — es iſt dennoch nicht das ſchöne, trauliche Leben, was wir hier geführt. Die Convenienz, das Ceremoniel bewacht dort jeden Schritt, jedes Wort, jeden Blick; ich werde gehemmt, belagert, gequält und oft von läſtigen Freunden noch mehr wie von meinen Gegnern. — Laßt mich hoffen, Maria,“ ſchloß er, ſich mit der Hand über die ſorgenvolle Stirn fahrend, „daß ich in der unruhigen, gewühlvollen Hauptſtadt, wenn ich, was ſo oft ich nur kann geſchehen wird, Euch aufſuche, die freundlichen Geſinnungen, das herzliche Wort, die mir hier ſo wohl gethan, wiederfinden werde.“

„Könntet Ihr daran zweifeln?“ ſprach Maria mit einem Blick, der dem Künſtler in die Seele drang. — „O, wäre ich deſſen ſo gewiß, daß Ihr — daß Ihr mir Eure freundliche Meinung ſo treu bewahren würdet, wie ich es thun werde! Aber in dem ſchönen Frauenkreiſe Roms wird die arme Maria bald genug vergeſſen ſein.“

Thränen ſtürzten aus den ſchönen Augen der Sprechenden; Raphael fand ſie in dem Schmerz, in welchem ſich die tiefſten Gefühle ihrer jungen Seele ſo deutlich kund gaben, noch einmal ſo ſchön.

„Euch vergeſſen, Maria?“ rief der junge Mann feurig, indem er ihre Hand an's Herz drückte. „Was ſind mir die Frauen Roms! Schöne Naturen, geputzte Larven, nichts als Schein, bei Euch iſt Anmuth, iſt Natur; Eure Seele iſt ſo ſchön als Euer Körper. Glücklich der Mann, der Euch einſt ſein nennen, der von Euch geliebt werden wird.“ —

„Nein! — Niemals! Niemals!“ rief Maria, wie von einem plötzlichen Schmerz ergriffen. „Ich werde nie mehr — ich werde niemals lieben, nie geliebt werden.“

„Ha, beim großen Gott, Ihr ſeid es ſchon!“

rief Raphael, das ſchöne Mädchen umfaſſend. „Wer könnte Euch ſehen, wer Eure ſchöne Seele kennen, ohne gezwungen zu ſein, Euch zu lieben!“

„O, ſagt dies nicht! Raphael, ſagt dies nicht!“ ſtammelte Maria, indem ſie ſich aus ſeinem Arm ſanft loszuwinden ſtrebte.

„Warum ſoll ich nicht ſagen, was ich ſo lebhaft, ſo in tiefſter Seele empfinde?“ ſprach Raphael zärtlich. „Ich denke, daß auch Ihr mich ein wenig lieb habet.“

„Euch ein wenig lieb!“ rief Maria mit einem unbeſchreiblich innigen Tone.

„Nicht? — O dennoch! Dennoch!“ ſagte der Jüngling, ſie an ſich ziehend.

„Ein wenig lieb! — Ich liebe Dich unausſprechlich;“ rief Maria, laut ſchluchzend in ſeine Arme ſinkend. Faſt unbewußt hatten ihre Gefühle ihr dies Geſtändniß abgerungen.

Raphael preßte das Mädchen heftig an ſeine Bruſt, er bedeckte ihre Wange mit Küſſen, er und Maria waren in dieſem Momente ſo glücklich, ſo ſelig, ſie waren ſo von ihren Empfindungen hingeriſſen, daß ſie es kaum bemerkt haben würden, wenn der Felſen zu ihrer Seite in den Abgrund geſtürzt wäre. Dies mag erklären, daß ſie es nicht gewahrten, als Männertritte erſchallten und der Kardinal Bibiena, begleitet von Sebaſtiano, plötzlich vor ihnen ſtanden. — Die jungen Leute fuhren erſchrocken auf.

Der Kardinal ſtutzte, er warf einen blitzenden Blick auf Raphael, dies war jedoch ein ſo ſchnell vorübergehender Moment, daß ein Dritter es kaum bemerkt haben würde.

„Herr Aufſeher des bleiernen Siegels,„ („Fratel del piombo‘, ein Amt, das Sebaſtiano bekleidete), ſprach der Kardinal mit ceremoniöſem Tone, „ich habe Euch hier ein Brautpaar vorzuſtellen, und dies mag Euch zugleich erklären, warum unſer Freund länger, als Seine Heiligkeit es erwartete, ausgeblieben.“

„Nehmt meinen beſten Glückwunſch!“ ſprach Sebaſtiano mit ſüßlichem Tone und hämiſchem Lächeln. „Man wird in Rom recht überraſcht von dieſer, für ſo Viele höchſt intereſſanten Neuigkeit ſein, faſt ſo überraſcht als ich es bin, indem ich erſt in conspectu des edlen Paares und ſo zu ſagen thatſächlich davon unterrichtet werde. — Ei, das wird ein Aufſehen geben bei dem ſchönen Geſchlecht, daß Signor Raphael Sanzio, der Schmetterling, der von Blume zu Blume flog, von der Roſe zum Veilchen, und von dieſem ſelbſt bis zur blühenden Diſtel flatterte, endlich von der Lilie feſtgehalten ward, und unſere jungen Principes und Contes werden große Augen machen, daß die ſchöne Nichte Sr. Reverenz des Kardinals da Bibiena ihnen von einem Künſtler entführt wird.“

Raphael und Maria waren verwirrt, ſie wußten kaum, was ſie antworten ſollten. Der junge Mann faßte ſich zuerſt.

„Ich bin überzeugt, Fra Sebaſtiano, daß die Theilnahme dieſer Herren viel von der Eurigen haben wird;“ ſagte er kalt. „Ganz recht aber vergleicht Ihr Maria mit der Lilie. Sie iſt das Symbol der Reinheit und macht darum der Roſe den Rang ſtreitig. Eben ſo mögt Ihr Recht haben, wenn Ihr andeutet, daß der Schmetterling ihrer nicht würdig ſei.“

„O, ich bin weit entfernt, eine ſolche Deutung in meine Worte zu legen;“ ſprach Sebaſtiano mit mönchiſcher Unterwürfigkeit. „Am wenigſten würde ich es mir in einem Augenblicke erlauben, wo ich von Seiner Heiligkeit den überaus angenehmen Auftrag erhalten habe, Euch, Herr Cubicularius (dies war Raphaels Amtstitel), auf morgen zu dem heiligen Vater einzuladen, der mit Euch, wie er ſagte, etwas Dringendes zu beſprechen habe. Er hat zu dieſer Audienz die vierte Stunde nach Sonnenaufgang feſtgeſetzt.“

„So muß ich heute noch fort!“ rief Raphael.

„Wollet Ihr mich begleiten, Signor, ſo würde dieſe Ehre —“

„Ich danke Euch, Herr!“ unterbrach Jener den Sprechenden. „Ich habe noch Geſchäfte.“

„Dann werde ich mich ohne Weiteres auf den Rückweg begeben;“ verſetzte Sebaſtiano eilig, und das Vergnügen, die neue Nachricht zuerſt in Rom ausbreiten zu können, leuchtete ihm aus allen Zügen.

So wie Sebaſtiano in Begleitung der übrigen Anweſenden nach der Villa zurückgegangen war und dort zur Abreiſe das Maulthier beſtiegen hatte, lud Bibiena die beiden jungen Leute in ſein Kabinet. Sie folgten lautlos und unter Herzklopfen.

„Signor Raphael,“ ſagte der Kardinal, indem er ſein kluges Auge, welches aber heute ſehr verdü-

Ruf, das Edelſte, was eine Jungfrau hat, compromittiren konntet, eine ſehr gelinde und angemeſſene war, ſeid Ihr wirklich der Schmetterling, wie Euch Sebaſtiano nannte, — und worin, aufrichtig geſprochen, ganz Rom ihm beiſtimmt, — ſo werdet Ihr und Maria um ſo leichter die Auflöſung eines Bandes ertragen, das nie im Ernſt und für immer geſchloſſen worden. — Dies,“ endete der Kardinal mit entſchiedenem Tone, „iſt mein feſter Wille, und dabei muß es bleiben.“

„Nun wohl!“ rief Raphael lebhaft. „Eure Reverenz wird aber nicht verhindern können, daß wir Beide, Maria und ich, dieſe Verlobung als eine ernſtliche anſehen, und Ihr ſeid demzufolge auch ſo gnädig, uns freundlichen Umgang zu geſtatten.“

„O, allerdings, wenn auch unter vielleicht nöthig werdenden Maßregeln,“ verſetzte Bibiena lächelnd. „Es iſt dies ſogar nöthig, wenn man nicht das wahre Verhältniß merken ſoll.“

„O,“ rief der Künſtler munter, „das ſoll man merken! Man ſoll merken, daß ich Maria liebe, daß ich ſie immer lieben werde.“

„Ich werde nie anders fühlen als heute!“ ſprach Maria leiſe.

„Dir glaube ich!“ ſagte Bibiena und ſein Auge umflorte ſich auf's Neue. „Aber Raphael! — Nun, wir werden ſehen!“ — —

Mariens Herz ſchwamm in Wonne und Entzücken. Der Mann, den ſie mit ſolcher Leidenſchaft liebte, welchem angehören zu können ſie nie gehofft, war ihr Verlobter, und dies Alles hatte ſich ſo plötzlich, ſo wunderbar begeben. So wie Raphael die Villa verlaſſen hatte, ſtürzte ſich Maria zu den Füßen des Oheims; ſie bedeckte ſeine Hände mit Küſſen, ſie bat ihn bald um Verzeihung, bald jubelte ſie über das Glück ihrer Zukunft, bald weinte ſie vor Entzücken. Bibiena blickte gerührt auf die Nichte, er machte ihr keine Vorwürfe über das Vergangene, obwohl ſie deutlich bemerken konnte, daß er davon ſchmerzlich berührt ſei; endlich aber ſprach er freundliche, ja faſt väterlich zu nennende Warnungsworte. Er ſagte ihr, wenn Raphael nach Jahresfriſt wie heute denke, ſo ſei er weit entfernt, einer Verbindung zwiſchen ihr und dem berühmten Künſtler, deſſen Talent ſeine Geburt ſo weit überrage, daß eine Heirath keinen Flecken auf die Familie Bibiena bringen könne, ein Hinderniß in den Weg zu ſtellen; ſie möge ſich indeß durch dieſe Zuſicherung, Hinſichts welcher er ihr ſein Wort gebe, nicht in einen Traum wiegen laſſen, aus welchem ſie ſchmerzlich erwachen könne. Raphaels Neigung zu den Frauen, ſeine Flatterhaftigkeit ſeien bekannt, ja, ſo zu ſagen in Rom faſt zum Sprüchwort geworden, daß er, der Kardinal, allen Verſicherungen deſſelben, ſelbſt bei im Ernſt und feierlich vollzogener Verlobung, keinen Glauben beimeſſen könne, bis er durch das Gegentheil auf das Unzweifelhafteſte überzeugt werde. Auch des Künſtlers wärmſten Freunde und Gönner, wie Chigi, Caſtiglione, Bembo, theilten dieſe Anſicht, und Alle, die es mit Marien gut meinten, würden ſie bedauern, wenn eine Heirath, die dann für immer unauflöslich ſei, unter ſolchen Umſtänden plötzlich vollzogen werden ſollte, während eine Prüfungszeit von einem Jahre hinreichend darthun müſſe, ob Raphael wirklich von einer Beſtändigkeit, deren Niemand ihn für fähig halte, ſein könne. „Ich bitte Dich deshalb, mein Kind,“ ſchloß der Kardinal, „Dich nur inſofern als die Braut Raphaels zu betrachten, als Jener Dich ſelbſt dafür anzuſehen geneigt ſein wird, vor Allem aber nicht den leiſeſten Anſchein von Drang, ihn in irgend einer Art ſeiner Zerſtreuungen zu beſchränken, vorzüglich nicht Eiferſucht blicken zu laſſen, weil Du ſonſt gerade das Gegentheil von dem, was Du wünſcheſt, herbeiführen würdeſt. Nur indem Du ihn ſo wenig wie möglich ſiehſt, indem Du Dich in jeder Art zurückhaltend zeigſt, könnte ein Erfolg, welchen ich, offen geſagt, nicht im Mindeſten erwarte, indem ich die einzige, aber entſchiedene Schwäche des ſonſt edlen und ſeltnen Mannes kenne, herbeigeführt werden.“

Maria konnte, bei einigem Nachdenken, nicht umhin, die Richtigkeit der Bemerkungen des Oheims anzuerkennen. Sie hatte oft von den zahlreichen Liebeshändeln des Künſtlers ſprechen, ja ſogar von Michel Angelo und Sebaſtiano von Ausſchweifungen, denen ſich Raphael hingäbe, reden hören, aber kamen nicht alle Frauen Roms dem großen Künſtler, dem ſchönen jungen Manne entgegen? welcher andere Mann würde dieſen allſeitigen Lockungen nicht auch dann und wann unterlegen ſein? Und dann, ſo ſagte ſich Maria, waren Buonarotti und Sebaſtiano die Gegner Raphaels.

Welches Gewicht konnte man auf die Beſchuldigung der Feinde legen? Ueberdies war es nicht vielleicht möglich, daß die Liebe zu Marien ihn gerade vor allen ſolchen Anfechtungen bewahren, ja war es nicht ſogar wahrſcheinlich, daß die ſtattgefundene Verlobung allen ſolchen Verlockungsverſuchen ein Ende machen werde? — Der Oheim hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als Maria ſich überzeugt hielt, daß ſeine Befürchtungen ungegründet ſeien, und der Tag war noch nicht zu Ende, als ſeine Warnungen, durch das ſelige Gefühl der Brautſchaft und die ſchönſten Bilder der Zukunft, aus dem Sinne des Mädchens für immer verdrängt worden waren. —

Schon am Abende ſeiner Ankunft in Rom, ward Raphael von allen Seiten mit Glückwünſchen zu ſeiner Verlobung überhäuft. Er ſah, Fra Sebaſtiano hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Nachricht von derſelben auszubreiten. Das Benehmen der Gratulanten war ſehr verſchieden. Während Nanni, Perin del Vaga, und andere junge Künſtler ganz begeiſtert von der Schönheit Mariens ſprachen, bedauerte ein Theil des Damenkreiſes, wie man bis dahin noch nie gehört, daß Kardinal Bibiena überhaupt eine Nichte beſäße, ein anderer nannte ſie eine allerdings ſehr hübſche junge Perſon, Michel Angelo ſagte lachend, daß Raphael bei der Wahl einer ſo ſylphidenartig geſtalteten Braut durch die That beweiſen wolle, daß er, wie er oft behauptet, den koloſſalen und, wie man ſähe, auch den üppigen Formen abgeneigt ſei, und Fra Sebaſtiano nannte mit pfiffigem Lächeln den Kardinal Bibiena einen klugen Mann, der an ſeiner Nichte eine gute Schülerin habe.

Raphael ging ſehr verſtimmt aus der Geſellſchaft nach Hauſe. Die Bemerkung Sebaſtiano's hatte vorzüglich dieſe Verſtimmung herbeigeführt. Sollte in der That eine Liſt Bibiena's, eine Verabredung mit Marien, bei der ſo plötzlichen, von ſeiner Seite ganz unerwarteten Verlobung im Spiel geweſen ſein? Er bat dieſen Einfall jedoch Marien ſogleich in Gedanken ab. „Nein," ſagte er „einer ſolchen Verſtellung iſt ihre reine, unſchuldsvolle Seele nicht fähig!" — Bei alledem konnte er die ſtattfindende Mißſtimmung nicht los werden. Die geſchloſſene Verbindung reute ihn zwar keinesweges, er liebte Marien, aber er war einer Feſſel, wäre ſie auch aus

Roſen geflochten, zu ungewohnt, als daß er nicht etwas Hemmendes, Beſchränkendes, und ſomit Unbehagliches, darin gefunden haben ſollte. —

Es war am folgenden Morgen, als er nach dem Vatican ging, und ſogleich bei dem Pabſte gemeldet wurde. Nach den gewöhnlichen drei Kniebeugungen beim Eintritt, warf er ſich zu den Füßen des Kirchenhauptes, um ihm nach herkömmlicher Weiſe das goldene Kreuz auf dem purpurſammetnen Pantoffel zu küſſen. Leo der Zehnte reichte ihm ſtatt deſſen gnädig die Hand. Der Pabſt hatte ganz die würdige Geſtalt, die geiſtreichen Züge aller Medicäer. Das lange weiße Gewand von feinem Tuche, das er trug, erhöhte durch ſeine Einfachheit eher das Imponirende des Aeußern, als daß es ihm geſchadet hätte.

„Ich bin vielfach in Deiner Schuld,“ ſagte Pabſt Leo mit feinem Lächeln zu dem Künſtler, „und Du wirſt es gleich mir angemeſſen finden, daß ich Anſtalt mache ſie abzutragen. Ich habe geſtern Deine ‚stanza del incendio‘ ſo wie die Arbeiten in den Loggien nochmals beſehen, und ich war — beſonders von der erſten — ungemein erfreut.“

„Ich hoffe, daß Eure Heiligkeit auch mit den Loggien nicht unzufrieden —“ hob Raphael an.

„Das nicht,“ unterbrach ihn der Pabſt, „das durchaus nicht. Die Zeichnungen, die Du gemacht haſt, ſind vortrefflich, und ich glaube, daß in Hinſicht der Harmonie, in Vereinigung der Architectur, der Malerei und Plaſtik man noch in ſpäteren Zeiten anerkennen wird, daß die Anordnung ganz aus einem Geiſte hervorgegangen iſt, und in Beziehung auf Geſchmack und Schönheitsſinn man in Rom ſchwerlich einen Ort finden dürfte, der unſerer Zeit zu mehrerer Ehre gereichte. Giovanni's Grotesken ſind vortrefflich, und ich habe lächeln müſſen, daß ich darin ſogar meinen Geſchmack an den verſchiedenſten Thieren — ſelbſt meine Chamäleon ſind nicht vergeſſen — berückſichtigt fand. Er hat auch durch ſeine Compoſition von geſtoßenem Marmor und Travertin-Kalk, die Feinheit und Weiße der antiken Stuccaturen erreicht. Dennoch —“

„Dennoch meint Eure Heiligkeit, daß die Nachwelt an den Loggien zu tadeln finden würde?“ ſagte Raphael freundlich lächelnd, als der Pabſt inne hielt.

„Sie wird," ſprach Pabſt Leo mit Güte und Milde, „Dich tadeln, daß ſie nur Deinen Geiſt, nicht auch Deine Hand in ihnen, wie in den ‚Stanzen', findet. Sie wird die Gemälde der Loggien als trefflich, aber dennoch als von ungleichem Werthe bezeichnen. An dem kräftigen, aber etwas düſtern Kolorit, an den etwas harten Uebergängen wird man Giulio Romano, an den ziegelfarbigen Fleiſchtinten, den matten Schatten, Franceſco Penni, an der hellen, übereinſtimmenden, aber im Ganzen matten Färbung, Perin del Vaga erkennen, und dabei Dich und immer Dich vermiſſen. — Meinſt Du nicht auch, daß Spötter von der Victoria in Stuck, welche das Joch — mein Wappen — hält, ſagen werden: ich hätte die Kunſt unterjochen wollen?" — Er lachte, indem er die letzten Worte ſprach.

„Nein, Eure Heiligkeit," ſprach Raphael ebenfalls lachend, „ſie werden blos ſagen: Ihr hättet den müßigen Künſtlern das wohlthätige Joch der Arbeit auf den Nacken gelegt, und ſie werden Recht haben!"

„Bis jetzt," ſprach Leo gnädig, „habe ich faſt mehr getadelt als gelobt, und Du mußt mir darum nicht zürnen, ich bin für Deinen Ruhm noch beſorgter als Du ſelbſt; jetzt bei dem Gemälde des ‚Brandes der Vorſtadt' freue ich mich faſt blos loben zu können. Das iſt ein Bild! Alles lebt und bewegt ſich! Das iſt ein Gemälde im großen Styl! Es wäre allein hinreichend, Deinen Namen für immer zu verewigen. Wie muſterhaft iſt die Anordnung! Die Hauptgruppe in der Mitte iſt ein Meiſterſtück, die Compoſition des Ganzen herrlich. Soll ich etwas tadeln, ſo iſt es die nicht gänzliche Uebereinſtimmung der Färbung, doch genug für jetzt von dem, was Du in letzter Zeit *für mich* gethan; Du wirſt erwarten, daß ich, nachdem Du ſtarke Forderungen an meine Kaſſe haſt, Dir ſage, wie ich dieſe berichtigen, und was ich in dieſer Hinſicht *für Dich* thun will."

„Möge ſich Eure Heiligkeit deshalb keine Sorge machen," ſagte Raphael leicht. „Die dreihundert Ducaten, die ich durch Eure Gnade als Architect der Peterskirche beziehe, das Gnadengeſchenk für meine Arbeiten als Präfect der Ausgrabungen —"

„Sind Beweiſe meines guten Willens, aber haben mit Deinen Forderungen nichts gemein;" fiel

Papſt Leo ihm in die Rede. „Ich habe Anſtalten getroffen, daß Dir nächſtens dreitauſend Zechinen auf Abſchlag gezahlt werden. Es iſt zwar bei weitem nicht das, was ich Dir ſchulde, aber es wird vor der Hand hinreichen, den Schwarm, der ſich an Deine Ferſen hängt, für ihre Mitarbeit zu bezahlen. Du ſelbſt, mein Raphael, mußt noch ein wenig warten —“

„Gern! — Gern, ſo lange wie möglich!“ rief Raphael entzückt von der Freundlichkeit ſeines Herrn. „Ihr ſeid ein Medici, und nie konnte die Kunſt beſſere Beſchützer, die Gläubiger beſſere Schuldner haben, als den großen Lorenzo und alle Glieder ſeines Hauſes.“

„Ei,“ ſprach der hohe Kirchenfürſt lachend, „zwiſchen Lorenzo und mir hat, bei gleicher Kunſtliebe, ſtets der Unterſchied ſtattgefunden, daß deſſen Seckel beſtändig voll war, während der meinige leer iſt.“

Raphael lächelte. Er kannte die Schwäche ſeines ihm ſonſt ſehr gnädigen Herrn, auch bei wohlgefüllter Kaſſe, das Geld gern, ſo lange wie möglich, in derſelben zu behalten.

„Du ſollſt,“ fuhr Leo fort, „bei mir nicht um den Lohn Deiner Arbeit kommen. Selbſt wenn ich ſterben ſollte, iſt Vorſorge getroffen, daß Du richtig bezahlt wirſt, und im Ganzen iſt es gut, wenn Du nicht allzugroße Summen in Händen haſt, da Du nur allzugeneigt biſt, ſie auszugeben, und ſo Viele an Dir zerren und zehren. — Inzwiſchen iſt mir eine Art und Weiſe eingefallen, Dich, während ich noch lebe, für Das, was Du für den Stuhl St. Peters gethan, und noch thun wirſt, auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe, wie ſich ſolcher noch nie ein Künſtler zu rühmen hatte, zu belohnen, und Dir zugleich ein gutes, regelmäßiges und ruhiges Einkommen für Dein Alter zu ſichern. — Könnteſt Du Dich wohl entſchließen, die Weihen zu nehmen?"

„Und Mönch zu werden!" rief Raphael, von dem ſonderbaren Vorſchlag höchſt überraſcht, und ſolchen nur von der luſtigen Seite aufnehmend. „Das wäre freilich eine Stellung mit einem ſehr regelmäßigen Einkommen, und — ha, ha, ha — eine ruhige wäre es auch, aber dies möge ſich Eure Heiligkeit verſichert halten, keinen ſchlechtern ‚Frate' gäbe es in der ganzen Chriſtenheit."

Der junge Mann, gewohnt durch die Gnade

ſeines Herrn ſich manchmal eine kleine Freiheit herausnehmen zu dürfen, lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen.

„Hm, freilich!“ ſagte Pabſt Leo lächelnd. „Vom Mönchwerden iſt nun zwar nicht die Rede, aber mir ſind bei meinem Project allerdings in dieſer Hinſicht einige Bedenklichkeiten beigefallen. Vielleicht ließe ſich dennoch über ſie hinauskommen. Du biſt kein Jüngling mehr, haſt bereits die Dreißig hinter Dir, näherſt Dich der Zeit wo Die, welche das Leben mehr als ihnen gut war, genoſſen haben, es aus einem ernſtern Geſichtspunkte zu betrachten anfangen. Bembo, mit dem ich über die Sache ſprach, und der Dir ſo gewogen iſt, daß er Dich neulich ‚quasi coelitus emissum numen, ad aeternam urbem in pristinam majestatem reparandam‘ (ein höheres Weſen, vom Himmel geſendet, die ewige Stadt in ihrer Majeſtät wieder herzuſtellen) nannte, iſt gleichfalls halb und halb meiner Meinung.“

„Und darf ich fragen,“ hob Raphael neugierig an, „was Euer Heiligkeit —“

„Nimm die Weihen, und ich will Dich zum Kardinal machen!“ unterbrach ihn Leo.

„Wie? — Euer Heiligkeit wollte — Nein, es iſt unmöglich!" rief Raphael erſtaunt.

„Warum unmöglich?" ſagte ruhig der Fürſt. „Mache einen Scheidepunkt in Deinem Leben, trenne die erſte Hälfte von der zweiten und nimm aus jener nichts in dieſe hinüber als die göttliche Kunſt."

„Ich beſitze nicht die Eigenſchaften, die Kenntniſſe, die zu ſo hohem Amte —"

„Mir taugſt Du dazu, ich habe Dich erwählt wer würde es wagen, die Unfehlbarkeit des Nachfolgers des großen Apoſtels eines Mißgriffs zu zeihen?" ſprach Leo mit ſtarker Stimme. — „Ueberdies will ich durch Amtspflichten, die Andere verwalten können, Dich nicht der Kunſt entziehen. Du ſollſt ihr leben, wie Du ihr bisher gelebt, und ſelbſt bei höherem Alter würde der Kardinalpräfect, der in der Jugend das Pantheon und ſo viele andere koſtbare Bauwerke der Alten vor weiterem Ruin gerettet, die letzte Spanne Zeit der Erhaltung glorreicher Denkmäler auf glorreiche Weiſe weihen können."

Raphael war von dem ſo unerwarteten Vorſchlage ſeines Herrn dergeſtalt überraſcht, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Der Pabſt nahm dies als ein Eingehen in ſeinen Plan.

„Du ſiehſt wohl,“ ſagte er freundlich, „daß Du in Beziehung auf eigentliche Amtspflichten nur eine Sinecure übernehmen wirſt, Du lebſt der Kunſt nach wie vor, und wenn Du auch Deinen ſittlichen Wandel mehr wie ſonſt berückſichtigen und Deinen Umgang vorſichtiger wählen mußt, ſo entſchädigt Dich dafür ein bedeutendes Einkommen, und eine, noch keinem Künſtler vor Dir widerfahrene Ehre.“

Pabſt Leo hielt dem jungen Manne auf eine überaus gnädige Weiſe die Hand hin und dieſer drückte ſie wiederholt an die Lippen.

„Meine Dankbarkeit, meine ewige Dankbarkeit,“ rief Raphael aus, „wird nicht hinreichen, um ſo viel Gnade würdig anerzukennen, aber — ich kann ſie nicht annehmen.“

„Wie?“ rief der Pabſt heftig auffahrend. „Du achteſt das Aeußerſte, was ich für Dich zu thun im Stande war, für zu gering? Iſt Dein Stolz ſo ungemeſſen, oder biſt Du von Sinnen?“

„Ich bin verlobt!“ verſetzte der junge Mann.

„Verlobt? — Du verlobt?“ ſagte Leo erſtaunt. „Eher hätte ich alles Andere, als dies, zu hören erwartet. Du, der nach allen Frauen ſiehet, die nach Dir ſehen — und dies ſind bekanntlich nicht wenige — hätte ſich feſſeln laſſen? Unmöglich! Nein, dies iſt eine Ausflucht, um leichtſinnigen Vergnügungen nachlaufen zu können; deshalb aber Ruhm und Vermögen auszuſchlagen, iſt wahrhaft ſinnlos.“

„Ich verſichere Euer Heiligkeit auf mein Wort, daß ich mich geſtern verlobt habe;“ ſagte Raphael kleinlaut.

„Haſt Du es gethan, ſo haſt Du es als ein Narr gethan!“ unterbrach ihn ſein Herr verdrüßlich und mit Heftigkeit. „Auf eine ſo läppiſche Weiſe meinen ſchönen Plan zu durchkreuzen! Da überlege ich mir die Sache Monate lang, ich ſpreche mit Doria, mit Bembo, ich ſtimme ſie dafür, und nun kommt Er und ſagt, er ſei verlobt! — Und wer wird es ſein, die Dich gefeſſelt hat? Irgend ein liſtiges Weib mit ein paar rothen Wangen, ein paar weißen Armen, hinter der ein noch pfiffigerer Rathgeber ſteckt; denn allein hätte Dich Keine in's Garn gelockt. — Per Dio, was haſt Du für einen dummen Streich gemacht! — Höre, Raphael, ſiehe, daß Du den unbeſonnenen Schritt ungeſchehen machen, die alberne Verbindung auflöſen kannſt.“ —

„Dies wird nicht möglich ſein, auch wenn ich es wollte. Die Ehre der Dame wäre compromittirt;“ verſetzte Jener.

„Und wer iſt denn die Donna, der das bisher Unmöglichſcheinende gelungen?“ fragte der Herrſcher.

„Maria Bibiena, die Nichte des Kardinals;“ verſetzte Raphael.

„Wie? Sie iſt ja erſt ganz kurze Zeit in Rom;“ ſprach Leo mit Erſtaunen. „Beſitzt denn dies Mädchen wirklich ſolche unwiderſtehliche Reize, oder — — Raphael,“ ſagte der Fürſt kopfſchüttelnd, „bei dieſer Verlobung müſſen ungewöhnliche Umſtände obwalten.“

Raphael ſchwieg verwirrt.

„Sprich ganz aufrichtig mit mir, Du kannſt es, und ich befehle es Dir ſogar. Vielleicht liegt hier, eine Kabale, ein Plan, meine Pläne zu durchkreuzen, zu Grunde;“ ſagte Pabſt Leo, den Künſtler ſcharf anblickend. „Bibiena iſt zwar ein ehrlicher Mann, er liebt Dich, aber er konnte durch Bembo oder Doria um mein Vorhaben wiſſen, er konnte es vereiteln wollen. — Mit einem Worte, ich will wiſſen, wie Alles zugegangen. Sage es mir aufrichtig, und verſchweige nicht den geringſten Umſtand.“

Raphael erzählte ſeinem Herrn Alles auf das Genaueſte. Er ſagte, daß er Maria mehr liebe, und ihrer Vorzüge wegen hochſchätze, wie er je ein anderes Weib geliebt, aber er verſchwieg eben ſo wenig, daß die Verlobung ganz ohne ſein Zuthun ſtattgefunden.

Der Pabſt hörte ihn aufmerkſam an, und ging dann eine Weile nachdenkend im Gemache auf und ab.

„Wie die Sachen jetzt ſtehen, iſt freilich nichts zu thun; Du biſt gebunden, wenn auch vielleicht nicht auf immer;“ ſagte er verdrüßlich, indem er ſtehen blieb. „Ein Jahr iſt lang, und viel kann in ihm geſchehen. Sterbe ich in dieſer Zeit, ſo iſt die glänzende Ausſicht, die ich Dir eröffnet, vereitelt. Du haſt indeß Niemand anzuklagen, wie Dich ſelbſt. — Lebe ich nach Jahresfriſt, ſo wirſt Du meine Geſinnungen gegen Dich unverändert finden. Bis dahin haſt Du Zeit zu überlegen, ob Du die höchſte Ehre, die ich auf Dich häufen konnte, annehmen, oder ſie ein paar blühenden Wangen opfern willſt.“

„Wahrlich,“ ſo ſagte er mit düſterer Miene zu ſich ſelbſt, „wäre Maria nicht ſo ſchön, ſo liebenswürdig wie ſie iſt, es wäre ein ungeheures Opfer zu nennen, das ich bringe!“

Mit dieſen Worten hatte er die Thür ſeines wohlgelegenen, von ihm ſelbſt neu erbauten Hauſes, das man wohl einen Palaſt nennen konnte, erreicht, der Pförtner öffnete die Pforte, und Raphael wollte eben die, mit rothem Tuche belegte, auf dem Geländer mit Statuen geſchmückte, an der Wand mit antiken, in die Mauer eingelaſſenen Basreliefs verzierte Treppe aufwärts eilen, als Jener, ein alter, grauköpfiger Diener, ihm in den Weg trat.

„Erlauben Euer Gnaden,“ ſagte er. „Ein Mädchen in Provinzialtracht hat nach Euch gefragt.“

„Es wird die Giovannina aus Olevano geweſen ſein!“ ſagte Raphael verdrüßlich. „Ich mag ſie nicht ſprechen. — Wenn ſie wiederkehrt, ſo weiſe ſie ab und gieb ihr einen Scudo.“

„Nein, Signor, dieſe kenne ich, ſie war es nicht!“ verſetzte der Alte.

„So war es die Roſa aus Tivoli! Das Mädchen iſt erſtaunlich zudringlich;“ ſprach Raphael noch übelgelaunter. „Gieb ihr zehn Scudi und verbiete ihr das Haus.“

„Dieſe hätte ich gar nicht über die Schwelle gelaſſen;“ erwiederte der Pförtner. — „Die Fremde ſchien nicht aus dieſer Gegend, ihre Tracht war nicht wie die der Landleute der Campagna oder des Sabinergebirges.“

„Ah, ich weiß! Es wird die kleine Giacominetta aus Perugia geweſen ſein;“ ſagte der Künſtler. „Weiſe ſie ab! — Das heißt, weiſe ſie nicht für immer ab. Sie kann in acht Tagen etwa einmal herkommen. Oder beſſer, frage ſie nach ihrer Wohnung und gieb ihr gleichfalls ein paar Scudi. Sage ihr: wenn ich ein Modell brauche, würde ich ſie rufen laſſen. Unaufgefordert und zumal zu dieſer Tageszeit ſoll ſie nicht kommen; es iſt aufſehenerregend.“

Die letzten Worte ſchienen dem Alten etwas ungewohnt. Er ſah ſeinen Herrn befremdlich an, dann ſprach er:

„Ma, Signor, es war auch nicht die Giacominetta oder eine von den andern — Modellen, die mir alle bekannt ſind. Es war ein gänzlich fremdes Mädchen von einigen zwanzig Jahren. Sie ſagte: ‚Sie ſei von Euer Gnaden gekannt, und müſſe Euch durchaus ſprechen; Ihr würdet ſie nicht abweiſen.‘ Dieſe Redensarten kenne ich aber, ſie ſprechen alle ſo, und ich machte deshalb eben nicht viel Umſtände, und ſagte: Ihr wäret nicht zu Hauſe, wenn es aber auch der Fall wäre, ſo ſei es noch ſehr ungewiß, ob ſie vor Euch gelangte. — Per Baccho, Signor, da hättet Ihr ſehen ſollen, was das komiſche Ding für ein Geſicht machte. Sie ſchien meine Antwort verdammt übel zu nehmen, ſie richtete ſich mit einem Stolze auf, der einer Conteſſa oder Principeſſa nicht übel geſtanden haben würde, und ſagte, indem ſie einen irdenen Teller unter dem Tuche hervorzog: ‚Gebt dies Eurem Herrn, und ſagt ihm: Die Eigenthümerin dieſes Gefäßes wolle ihn beſuchen.‘ — Anfangs dachte ich ſie ſei verrückt, aber ſie ſah ganz vernünftig aus, ihr dunkles Auge blickte ſo ſtolz auf mich, daß ich ganz verwirrt fragte, wie ſie heiße und woher ſie ſei; aber ſie ließ mich nicht recht zu Worte kommen, gebieteriſch ſtreckte ſie die Hand aus, und ſagte: ‚Gieb Raphael Sanzio dieſen Teller! In zwei Stunden bin ich wieder hier.‘“

Raphael hatte indeß das, auf einem Tiſchchen ſtehende Geſchirr in die Hand genommen. Es war von weißer Farbe, blau und gelb bemalt, und das Material eine Art Fayence, die in unſerer Zeit Majolica genannt wird. Die Gegenſtände der Malerei waren ein blonder, dem Bilde Raphaels in der ‚Canoniſation der heiligen Catharina von Siena‘ ähnlicher Jüngling von ſchöner Zeichnung, der ein, neben ihm auf einer Bank ſitzendes Mädchen umarmt hält, während ein anderer Mann, gegenüberſitzend, beſchäftigt iſt, Teller zu bemalen.

Der Künſtler hatte kaum einen Blick auf das Geſchirr geworfen, als er überraſcht ausrief:

„Laß ſie kommen! Führe ſie ſogleich zu mir, ſobald ſie da iſt.“

Mit den letzten Worten eilte er, den Teller in der Hand, die Treppe aufwärts. —

Einige Wochen vergingen, das Aufſehen, welches Raphaels Verlobung erregte, war vorüber, das ſpöttiſche Lächeln von den Geſichtern der Damen, die wieder mit früherer Freundlichkeit auf den ſchönen jungen Mann blickten, war es auch nur um die Braut, welche die Sage als eiferſüchtig ſchilderte, zu ärgern, verſchwunden, und Raphael eilte täglich, ſobald er die Zimmer des Vaticans verließ, zu Marien, die ſeiner ſtets ſehnſüchtig harrte. Der junge Mann hatte bereits zu viel aus dem vollen Becher der Lebensfreuden getrunken, er war ſchon in zu viele ſchöne Frauen verliebt geweſen, als daß er Marien mit allem Feuer eines von Jugendliebe erglühenden Herzens hätte lieben können, demungeachtet fühlte er ſich ſehr zu ihr hingezogen. Es machte ihm, der die Frauen, wie er meinte, in allen Beziehungen kannte, innige Freude, ſich auf eine Weiſe geliebt zu ſehen, die ihm neu erſchien. Die Liebe Mariens unterſchied ſich von der jener Römerinnen, welche Raphael bis jetzt kennen gelernt, auf's Aeußerſte. Sie hatte nicht die entfernteſte ſinnliche Färbung, es war vielmehr eine unbegrenzte Schwärmerei für den Erwählten ihres Herzens, der dabei aber kaum zu unterſcheiden vermochte, wie viel davon ſeiner Perſon, und wie viel der Kunſt zukam. Es war eine Art Cultus beider, und das Herz des Mädchens war ihr Tempel. Oft ſprach Maria von ihrer Liebe, von dem Glück ihrer Zukunft, aber noch öfterer von dem Ruhme Raphaels und von den Schöpfungen ſeiner

Hand, die ſie alle in den kleinſten Details kannte. Eine Begeiſterung ſtrahlte aus ihrem Auge, brannte auf ihren Wangen, wenn ſie erwähnte, wie ſie überzeugt ſei, daß bei der Nachwelt der Name Raphael Sanzio Alles überſtrahlen werde, was dem Reiche der Kunſt angehöre, und ſie ſetzte dann wohl hinzu, daß das Glück, einem ſolchen Manne anzugehören, zu groß ſei, als daß das Schickſal ſie, das einfache, ſchlichte Mädchen, dazu beſtimmt haben könne. Raphael mußte oft lächeln, wenn er bemerkte, wie eiferſüchtig Maria auf ſeinen Ruhm war, und wie Jeder, von dem ſie meinte, daß er ihn zu ſchmälern geſonnen ſein könnte, ihr ſogleich verhaßt ward. Sebaſtiano del Piombo war ihr deshalb äußerſt zuwider, und ſelbſt Michel Angelo konnte ſie nicht gut leiden, obwohl Raphael oft zu äußern pflegte: ‚Er danke Gott, daß er ihn zu einer Zeit geboren werden laſſen, wo ein ſolcher Künſtler, wie dieſer, gelebt.‘ Ueberhaupt bemerkte Raphael, daß ſo liebenswürdig, ſo ſanft, ſo hingebend Maria auch war, die Eiferſucht dennoch ein Winkelchen ihres Herzens ſich zur Wohnung erkohren habe. Lobte er irgend eine der römiſchen Damen, wie dies bei ſeinem Sinne für Frauenſchönheit oft ſtattfand, wegen dieſer Eigenſchaft, ſo widerſprach ihm Maria zwar nicht, ſie ſtimmte vielleicht ſogar in ſein Lob ein, aber gewöhnlich ward ſie bald darauf äußerſt ſtill und nachdenkend, und ihre Laune ſchien getrübt. Von ihrer Verbindung war zwiſchen den beiden Brautleuten nur ſelten die Rede. Nach dem, was der Kardinal geſagt hatte, wäre es wohl kaum möglich geweſen, daß Maria, ohne dazu veranlaßt zu werden, die Rede darauf gelenkt; Raphael unterließ es gleichfalls, wenn auch mehr unwillkürlich, als aus Berechnung. Seine Liebe zu Marien war zu wenig leidenſchaftlicher Natur, die Opfer, die er der Verbindung nothwendig bringen mußte, allzugroß, die Frage: ob nicht ſelbſt der Pabſt es übel aufnehmen werde, wenn deſſen, bei der angebotenen Kardinalswürde vielleich im Hintergrunde ſtehender Plan, einen Theil der bedeutenden Summen, die er dem Künſtler ſchuldete, auf dieſe Weiſe ohne Geld zu tilgen, dadurch vereitelt würde, zu ernſt, als daß Raphael es nicht lieber den Umſtänden hätte überlaſſen ſollen, den Zeitpunkt der Verbindung zu beſtimmen.

Der Umgang mit Maria war ihm indeß zu einem entſchiedenen Bedürfniſſe geworden. Stundenlang plauderte er mit ihr, beſonders machte es ihm Vergnügen, ſich über ſeine bereits vollendeten, oder erſt entworfenen Kunſtſchöpfungen mit dem Mädchen, das ſtets einen guten Tact, ein richtiges Urtheil zeigte, zu unterhalten. Er ſendete daher ſeiner Braut oft eine Menge, früher oder ſpäter verfertigter Skizzen und Zeichnungen; ſie durchſah, oder vielmehr durchſtudirte ſolche auf's Genaueſte, und das Geſendete bildete dann den Gegenſtand der nächſten Unterhaltung.

Es war eines Tages früh, als Raphael zu Marien in's Zimmer trat. Er fand ſie ungewöhnlich ernſt. Sie hatte mehrere Blätter Zeichnungen vor ſich liegen, und war in deren Anſchauen ſo vertieft, daß ſie den jungen Mann erſt bemerkte, als er neben ihr ſtand. Geſchwind kehrte ſie die Zeichnungen um, nur eine derſelben — es war die zu der „Madonna della Sedia“ — blieb offen liegen.

„Heute,“ ſagte ſie — und es war als ob ein Wölkchen von Schwermuth über ihre ſchöne Stirn zöge — „ſtudire ich blos Geſichtszüge. Dies Bild gilt für eine der ſchönſten, der herrlichſten Madonnen, die Euch die Kunſt verdankt. Die „Madonna de la Seggiola‘ — ich heiße ſie ſo, weil das Stühlchen, auf dem ſie ſitzt, im Florentiniſchen ſo genannt wird — zählt der Bewunderer unendlich viele, demungeachtet habe ich etwas gegen ſie einzuwenden. Ich ſehe in ihr eine junge blühende Mutter von regelmäßiger Schönheit und von froher Miene, aber nicht die Himmelskönigin voll göttlicher Würde, himmliſcher Andacht und jener hohen ernſten Unſchuld, wie ſie die von „San Siſto‘ zeigt; das Kind iſt ebenfalls ſchön, vollkräftig, aber nur ein rein menſchliches Kind ohne den hohen Ernſt jenes Kindes auf dem eben genannten Gemälde, wie ohne den Frohſinn, die Heiterkeit eines gotterfüllten Gemüthes. Die Oberlippe des Knaben iſt halb trotzig, halb unwillig aufgezogen, dabei ſcheint er kindiſch mit den Fußzehen zu ſpielen. Der ſchöne Knabe iſt ein Menſchenſohn, nicht der Göttlichen Einer. — Nicht wahr, mein Freund,“ ſagte ſie, und es ſchien, als ob dieſe Frage nur eine zufällige wäre, „Mutter und Kind ſind Bilder lebender Menſchen, die Ihr veredelt, vielleicht ſelbſt noch zu viel veredelt habt?“ —

Der Künſtler ſchien in eine leichte Verlegenheit zu gerathen.

„Nein!“ ſagte er. „Das iſt nicht der Fall. — Ich ſchaute das Original nur mit geiſtigem Auge.“

„Ihr habt dieſe Anſchauung oft gehabt, mein Freund;“ verſetzte Maria, und ihr Auge ſchien umflort. „Euer Geiſt ſcheint ſich ganz in dieſe Geſtalt verſenkt zu haben, und ſie hat Euch Jahre hindurch begleitet, ja was noch mehr iſt, ſie hat ſich in demſelben ausgebildet, iſt älter, und von ausgeprägteren Zügen und ſtärkeren Formen geworden.“

„Welche eigenthümliche Anſicht Ihr da äußert!“ rief Raphael lachend, aber dies Lachen ertönte weniger aus offener Bruſt, als es bei ihm ſonſt der Fall war.

„Ich will Euch beweiſen, daß ich Recht habe!“ ſagte Maria mit einer gewiſſen Haſtigkeit. „Seht her! Hier in der Madonna ſehen wir ſie in noch kaum entfalteter Jugendblüthe, hier — ſie kehrte eine zweite Zeichnung um — im erſten Gemälde des zweiten Zimmers des Vaticans iſt ſie ſchon ausgebildeter, hier im ‚Heliodor‘ — ſie zeigte eine andre Zeichnung — treffen wir ſie unter den weiblichen Figuren, die einen un-

beſtimmten Charakter haben; ihre Formen ſind vol
endeter; dieſe Zeichnung — ſie iſt von dem Maue
gemälde in Eurer Villa — zeigt ſie ebenfalls, un
in dem Entwurf zu einer Transfiguration, die Ih
malen wollet, und den Ihr mir vor drei Tagen g
ſchickt, habt Ihr ſie gleichfalls angebracht."

„In der That! — Es iſt ſeltſam. — Man h
jetzt ſo wenig gute Modelle, und muß ſtets aus d
Phantaſie ſchöpfen, da iſt es dann kein Wunde
wenn man ſich wiederholt;" ſprach der Künſtl
verlegen.

„Ich bitte Euch, mein Freund," ſagte Maria h
ſtig, „vermeidet dies. Bringt dieſe Figur nicht me
an. Streicht ſie aus der Transfiguration, die i
noch nicht gemalt habt. Man muß nicht ſage
daß der große Raphael in der Phantaſie erlahm
Ich bitte Euch thut dies Eures Ruhmes wegen."

„Blos wegen meines Ruhmes wünſcht Ihr es
fragte Raphael mit einem ſonderbaren Lächeln.

Ein Roth, als wolle das Blut die zarte Ha
auf Mariens Wangen durchbrechen, ergoß ſich üb
ihr ſchönes Geſicht.

„Nein, Raphael!" rief ſie, ihr Antlitz mit d zarten Händen bedeckend. „Schmält mich aus, verlacht mich. Ich bin unwahr gegen Euch geweſen. Nicht wegen Eures Ruhmes, meinetwegen bat ich Euch darum. Ich — ich haſſe dieſe Geſtalt.“

„Wie?“ rief Raphael. „Was habt Ihr gegen ſie? Gegen ein Bild?“

„Ach, ich bin ein Kind! Ich bin thörigt!“ rief Maria, ſeine Hände ergreifend. „Aber ſeht, es ergriff mich ſo, als ich dieſe Figur immer und immer in Euren Gemälden wiederkehren ſah, als ich bemerkte, mit welcher Liebe, mit welcher Beſtändigkeit, Ihr ſie in Euren Geiſt aufgenommen, ich fand ſie nicht Ideal genug, als daß ſie nicht exiſtiren könnte, und wenn ſie exiſtirte, Raphael, wenn ſie lebte, ſo mußte ich ſie haſſen, wie ich fühle, daß ſie mich haſſen müßte. — Ich glaube,“ ſchloß ſie, und ihr ganzer Körper ſchien zu beben, „wenn ſie lebte, wir ſtünden uns gegenüber, und ich überzeugte mich, daß ſie Eurem Herzen theuer wäre, ich würde auf der Stelle ſterben.“

Ein Strom von Thränen ſtürzte bei den letzten Worten aus des Mädchens Augen, ſie ſchien auf's Heftigſte erſchüttert.

„Maria!" rief Raphael, indem er den Arm um ſie ſchlang. „Ihr ſeid krank. Wie wäre es ſonſt möglich, daß jenes Bild Euch ſo ergreifen konnte?"

„Ach, Ihr mögt wohl Recht haben, mein Freund!" ſagte ſie etwas beruhigter. „Ich hatte mich mit allerlei beängſtigenden Gedanken, bei der fortwährenden Wiederkehr dieſer Geſtalt, ſo aufgeregt, dann ſah ich lange Zeit auf das Bild der Madonna. Das ſchöne, blühende glückliche Weib, ſchien mich ſo ſchalkhaft ſchadenfroh, dabei ſo verächtlich, der Knabe ſo unwillig anzuſchauen, als wollten Beide zu mir ſagen: ‚Geh, Du Fremde, Unbedeutende! Du haſt keinen Theil an ihm, er iſt unſer, er gehört uns für immer. Verſuche doch ihn uns zu entreißen! Wir leben, leben Dir zum Trotz, und Du mußt ſterben.'" —

„Welche ſonderbare Gedanken Ihr Euch macht! Wie ſinnreich Ihr ſeid, Euch zu quälen, und Alles dieſes ohne die mindeſte Veranlaſſung!" ſprach Raphael, jedoch nicht ohne einige Verlegenheit. „Jedem Künſtler ſteht ein gewiſſer Typus des Ideals vor der Seele, nach welchem er dann meiſt ſeine Gebilde ſchafft, und ſo iſt es auch mit mir der Fall geweſen. Viele Maler arbeiten nach Modellen. Was wäre es nun weiter, wenn ein Weib, dieſem ähnlich, zu jenen Gemälden die Grundform hergeliehen?" —

„Wäre dies der Fall, hättet Ihr dieſe Geſtalt ſo oft und mit ſo viel Liebe auf die Leinwand übergetragen, ſo würde mich Niemand überreden können, daß Ihr ſie nicht liebtet!" fiel Maria ihm lebhaft in die Rede. „Nein, mein Freund, wem eine Geſtalt ſo im Geiſte lebt, daß er ſie, und zwar in ſo verſchiedenen Zeiten und fortwährend, nachbildet, der betrachtet ſie nicht allein aus dem Geſichtspunkt des Künſtlers, ſondern er liebte ſie, und er fährt fort ſie zu lieben. — Ihr lächelt? Ihr haltet mich für eiferſüchtig, eiferſüchtig auf ein Bild? Das mag wohl thörigt ſein, aber wenn Ihr mich darum auch weniger lieben ſolltet, ich bitte Euch, bitte Euch dringend — malet dieſe Geſtalt nicht mehr."

Raphael wollte antworten, als ſich die Thüre aufthat, und Doctor Franceſco Neri in's Zimmer trat.

„Verzeiht, Signora, verzeiht, edler Herr, wenn ich ſtöre;" hob er an. „Ich war bei dem Kardinal, welcher an den Ausgrabungen von Veji, die ich veranſtalten laſſe, vielen Antheil nimmt. Er läßt Euch, edler Meiſter, bitten, auf einen Augenblick hinauf zu kommen. Ich ſollte zu Euch gehen, um einen Fall, der in ſeiner Art einzig daſtehen möchte, Euch mitzutheilen; da ich indeſſen vernahm, daß Ihr hier wäret, ſo wollte ich mir erlauben, die Sache Euch ſogleich vorzutragen. Der Aufſeher, den ich bei den Ausgrabungen angeſtellt, meldet mir durch einen Expreſſen, man habe heute früh ein bis jetzt noch unberührt gebliebenes, altes Grab geöffnet, und in dieſem — es iſt kaum glaublich — außer einer Menge intereſſanter Geräthſchaften, eine brennende Lampe gefunden, welche beim Zudrang der äußern Luft bald darauf erloſchen. Ich habe ſogleich den Befehl geſendet, nicht das Geringſte dort zu berühren, bis ich ſelbſt ankäme, und ich eilte, dem Grafen Caſtiglione, den Kardinälen Bembo, Bibiena, und anderen Gelehrten und Freunden der Wiſſenſchaft, davon Kunde zu geben, und ſie zu befragen, ob ſie mich hinaus begleiten wollen. Der Kardinal wünſcht mit Euch zu ſprechen, er meint daß auch Ihr uns begleiten, vielleicht gar den Fund mit einigen Bleiſtiftſtrichen zu Papier bringen würdet.“

„Gewiß! Gewiß, das will ich;“ ſagte Raphael, von der ſonderbaren Neuigkeit (die in jener Zeit viel

Aufſehen erregte, und in nicht unglaubwürdige Berichte überging, ohne jedoch mit Sicherheit conſtatirt zu ſein) lebhaft angeregt. „Ich eile zum Kardinal. Wartet ein wenig, Dottore! Wir gehen dann zuſammen.“

Raſch eilte er aus dem Zimmer.

„Ihr habt da treffliche Skizzen und Zeichnungen, und wie ich ſehe, ſämmtlich von der Hand Eures Verlobten;“ ſprach Neri, zu den Bildern tretend, und ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtend. „Es iſt doch,“ fuhr er fort, „etwas Edles und Großes um die Kunſt und die Wiſſenſchaft. Wie ſchade, daß ihre Blüthen oft nur an eine Spanne Zeit geknüpft ſind! Da iſt jene brennende Lampe in den Grabe eines alten Vejenters! Wer nennt uns den Stoff, welcher, ohne verzehrt zu werden, der Flamme tauſend Jahre Nahrung geben konnte? Welch', ein Gewinn für die Wiſſenſchaft, wenn er ergründet werden könnte! Was ließe ſich Alles darauf bauen! Und damals war es vielleicht etwas Alltägliches, Bekanntes. — Hier ſind dieſe Handzeichnungen. So ſchön ſie ſind, ſo ſehr wir ſie bewundern, dennoch kommt vielleicht eine Zeit, wo die Bewunderung ſo ſteigen wird, daß ſie als unſchätzbare Kleinode gelten, nicht mit Gold, nein, mit Demanten aufgewogen werden, die Zeit wo man ſich ſagen wird, daß die Höhe der Kunſt, die Größe des Künſtlers, der ſie ſchuf, für die Nachwelt unerreichbar blieb. — Ah, die Madonna mit dem Seſſel!" fuhr er fort, indem er die Zeichnungen muſterte und das Bild in die Hand nahm. „Dies Bild iſt das Lieblingsbild Perin's, Nanni's und all' der jungen Künſtler. Ich für meinen Theil ziehe die ‚Madonna von Sanct Sixt,' ja ſelbſt die ‚Giardiniera' vor."

„Nicht wahr?" ſagte Maria lebhaft. „Ich bin derſelben Meinung. — Raphael," ſprach ſie gleichgültig ſcheinen wollend, „iſt nicht der unſrigen, er würde dieſe Geſtalt ſonſt nicht ſo oft wiederholt haben."

Maria deutete bei den letzten Worten mit dem zarten Finger auf die Figuren.

„In der That," verſetzte Neri, auf die Bilder blickend, „dies iſt oft der Fall geweſen. Ich habe die ausgeführten Gemälde oft geſehen, aber es iſt mir nicht aufgefallen."

„Was meint Ihr, werther Herr,“ ſprach das Mädchen ſo unbefangen, als es möglich war, „iſt dieſe Madonna nach einem Modell, oder nach der Phantaſie gemalt? — Ihr müßt dies beurtheilen können, Ihr ſeid, wie mein Oheim ſagt, ein feiner Kenner.“

„Das iſt nicht ſchwer zu errathen;“ erwiederte Neri lächelnd, indem er die Zeichnungen noch einmal überblickte. „Die Madonna iſt weniger Ideal, als es bei Raphael ſonſt gewöhnlich, die ausgebildeteren Formen der ſpäter wiederkehrenden Geſtalt, widerſtreiten gleichfalls einem ſolchen; Alles ſtimmt für ein Modell.“

„Nicht wahr? Ich ſage es auch;“ fiel Maria haſtig ein. „Raphael widerſtreitet es indeß.“

„Sonderbar;“ ſagte Neri. „Wie kann er beſtreiten, was ganz am Tage liegt? — Ich will ihn darüber befragen.“

„Nein! Nein, edler Herr! Thut dies nicht;“ verſetzte Maria lebhaft. „Ich will mir einen Scherz mit ihm machen, und dieſer würde mir dadurch verdorben. Aber um eine andere Gefälligkeit wollte ich Euch bitten. Sie iſt leicht zu erfüllen, da Ihr die Freunde Raphaels und ſeine Schüler ja alle kennt. — Ich möchte,“ ſetzte ſie mit einiger Verlegenheit hinzu, „gern wiſſen, wer das Original zu dieſem Bilde ſei, und wo es lebt? Es iſt, wie geſagt, ein bloßer luſtiger Einfall, ein Scherz, den ich mit Raphael vorhabe, und von dem ich mir viel Vergnügen verſpreche, weshalb ich aber mit Niemand andern, als Euch, von der Sache reden wollte.“

„Mit Vergnügen, ſchöne Signora, will ich Euch dabei behülflich ſein;“ verſetzte Neri lächelnd. „Nennt mich Euer Verlobter auch manchmal einen Schwarzkünſtler, und fängt mein Haar an zu ergrauen, ſo ſoll mich dies dennoch nicht abhalten, ihn ein wenig foppen zu helfen, und ihm zu zeigen, daß ich nicht nur an den geheimen Wiſſenſchaften, ſondern auch an einem guten Spaße Gefallen finde.“

„Gut! Gut!“ rief Maria. „Ich denke wir ſehen uns nächſtens, denn der Oheim ſprach von einem neuen Künſtlerfeſte bei Chigi, und er ſagte mir zu, mich dahin mitzunehmen. Bis dahin erlangt Ihr wohl Nachricht, und theilt dort mir dieſe mit.“

„Gewiß! Unfehlbar! Ich werde Perin ausforchen.

Der iſt mit Allem vertraut, was ſeinen Meiſter, den er ſo liebt, betrifft;“ verſetzte der Doctor lächelnd. — „Aber ich glaube, Euer Verlobter kommt mich abzuholen.“

So war es auch. — Raphael trieb Neri, ſich mit ihm ſo geſchwind wie möglich auf den Weg zu machen. Er ſcherzte mit dem Doctor noch viel über die Neuigkeit, mit der derſelbe, wie er ihm auf den Kopf zuſagte, ganz Rom in den April zu ſchicken gedenke, und die er, um das Andenken der Kenntniß geheimer Wiſſenſchaften aufzufriſchen, ganz apart erfunden habe.

Neri erwiederte lächelnd, daß das Zutrauen, was er ihm beweiſe, ihn vorzüglich veranlaßt habe, nicht eher einen Fuß zu den Ausgrabungen zu ſetzen, bis er eine Anzahl gelehrter Zeugen, welche die Arbeiter, die das Wunder geſehen, ganz ausführlich vernehmen könnten, zuſammengebracht, daß er aber ſchon eine gute Gelegenheit finden wolle, um dem Künſtler ſeinen Dank für die gute Meinung, die er von ſeiner Wahrheitsliebe habe, durch die That zu beweiſen.

Unter Scherzen und Lachen machten Beide ſich auf den Weg.

Einige Wochen vergingen. Chigi hatte das zu gebende Feſt verſchoben, und Maria den Doctor nicht zu Geſicht bekommen; es ſchien als ob der Letztere ihren Auftrag gänzlich vergeſſen hätte. Nicht ſo war es mit Marien. So oft ſie ſich auch Mühe gab, den Gegenſtand, der ſie beunruhigte, ſich aus dem Sinne zu ſchlagen, ſo kam ſie doch immer wieder darauf zurück. Sie ſchalt ſich öfters ſelbſt, daß ein lebloſes Weſen, eine Geſtalt, die Raphael ihr geradezu nur als eine Geburt ſeiner Phantaſie bezeichnet hatte, eine Empfindung, die ſie ſich jedoch hütete als Eiferſucht zu betrachten, in ihr rege machen könne, demungeachtet brachte ſie die Reizbarkeit ihrer geiſtigen, das vorherrſchende Nervöſe in ihrer körperlichen Konſtitution, ſtets darauf zurück. Ein Umſtand kam noch dazu, welcher ihre Unruhe vermehrte. Raphael beſuchte ſie zwar noch eben ſo oft, wie im Anfange, aber er war ſtets ſo unruhig, Sorgen ſchienen auf ſeiner Stirn zu lagern. Fragte Maria ihn nach der Urſache, ſo nannte er Geſchäfte, die ihn bedrängten und ihn überhaupt nicht halb ſo lange, wie früher, verweilen ließen. Hatte er ſonſt oft von der Ungerechtigkeit des Kardinals, ihre Verbindung ein ganzes Jahr hinauszuſchieben, geredet, ſo war dies jetzt nie mehr der Fall. Er ſchien zwar die Vollziehung derſelben ſtets als etwas Gewiſſes, Entſchiedenes anzunehmen, aber er ſprach davon nur wenn ſich irgend eine Veranlaſſung dazu ergab; früher hatte er manchmal täglich die Rede auf dieſen Gegenſtand gebracht. Mit dem Kardinal war es beinahe derſelbe Fall. Sprach Maria ſonſt von dem Glück ihrer Zukunft als Gattin des ſo liebenswürdigen und berühmten Mannes, ſo erinnerte er ſie, daß ihre Verlobung nur zum Schein geſchloſſen, nur ein Werk conventioneller Rückſichten geweſen ſei, aber wenn ſie dann mit aller Lebhaftigkeit des Geiſtes betheuerte, daß die Zukunft kund thun werde, wie ernſt es von beiden Seiten gemeint geweſen, ſo lächelte er und ließ ſie gewähren; jetzt war es indeß anders. Sobald Maria dieſe Saite anſchlug, nahm der Oheim eine ernſte Miene an, er ſagte: „Daß ſie bedenken möge, was ſie ſich ſelbſt, und was ſie ihm ſchuldig ſei; da das Jahr, welches er als Friſt geſetzt, ſich ohnehin bald ſeinem Ende zuneige, ſo dürfe er wohl von ihrem Zartgefühl vorausſetzen, daß ſie im Geſpräch mit Raphael Alles vermeide, was ihn irgend an die Vollziehung der Verbindung erinnern könne. Geböte dies nicht,“ ſchloß er dann, „die Selbſtachtung, ſo müſſe dies ſchon die Klugheit gebieten, da ſie nur dann auf eine glückliche Zukunft rechnen dürfe, wenn ſich Raphael nicht durch ſein Wort, ſondern allein durch ſein Herz gebunden halte.“

Maria fühlte ſich durch die Worte des Oheims, mehr noch durch das Benehmen Raphaels, äußerſt beängſtigt. Sollte die öffentliche Meinung Recht haben, ſollte Raphael wirklich nur ein, allen Blumen zuflatternder Schmetterling ſein? Ach, ſie fühlte nur allzuſehr, daß ſie welken müſſe, wenn der ſo glänzende, als heißgeliebte Flüchtling ihr entſchwebte! —

Es war nicht zu verwundern, daß, je näher der entſcheidende Augenblick kam, die Unruhe Mariens immer zunahm, und daß die fortwährende Aufregung ihres Geiſtes, das Schwanken zwiſchen Hoffen und Fürchten, zwiſchen Luſt und Qual, zuletzt auf ihre Geſundheit einen nachtheiligen Einfluß ausübte. Maria fing um dieſe Zeit an zu kränkeln, ihr helles Auge ward matter, ihre Farbe bleicher, und auf den Wangen zeigte ſich dann und wann ein fliegendes Hochroth, welches dem Arzt, der dies von dem Roth der

Jugendfriſche wohl zu unterſcheiden wußte, beſorgt zu machen im Stande war.

Der Termin, an welchem Chigi ſein Feſt zu geben beſchloſſen hatte, kam endlich heran. Wie der Kardinal ſeiner Nichte mittheilte, hatte Raphaels Gönner an dieſem Tage den Gäſten die Zimmer öffnen wollen, in welchen der Künſtler die „Mythe der Pſyche“ dargeſtellt, und darum, wie er ſagte, ſei das Feſt ſo lange verſchoben worden; dieſen Wunſch aber hätte Raphael durch die Langſamkeit, mit der er gearbeitet, durch ſeine ſtundenlange Abweſenheit von der Arbeit, und wodurch auch ſeine ihm beiſtehenden Schüler zu feiern gezwungen geweſen, vereitelt.

Beinahe die nämliche Geſellſchaft, wie an dem früheren Feſte, war auch heute verſammelt, doch waren auch Damen aus den erſten römiſchen Familien zugegen. Bibiena und ſeine Nichte kamen ziemlich ſpät, und als ſchon die Geſellſchaft verſammelt war. Raphael war der Letzte, welcher ankam. Er war heute ſehr zerſtreut, und obwohl er gegen Maria äußerſt freundlich war, ſo gab er ihr doch mehrere ziemlich verkehrte Antworten auf ihre Fragen.

Das Mahl begann endlich. Zu einer Seite

Mariens ſaß ihr Verlobter, an der andern der Doctor Francesco Neri. Marien war dies ſehr erwünſcht, ſie erhielt ſomit Gelegenheit, den eben Genannten an ſein Verſprechen zu erinnern. Ehe ſie dies thun konnte, erregte ein Umſtand Mariens beſondere Aufmerkſamkeit. Sie hatte, ſobald ihre Verlobung mit Raphael bekannt worden war, in dem Benehmen der Frauen gegen ſie meiſt eine auffallende Kälte, die hier und da ſelbſt einen Anflug von Hohn hatte, gefunden, und Marien war es eben nicht ſchwer geworden, den Neid, daß es ihr geglückt, den berühmten Mann zu feſſeln, als Grund zu dieſem Betragen aufzufinden; ſie hatte ferner bemerkt, daß die ſchönſten, der mit Raphael bekannten Frauen, ſei es nun, um ihm zu zeigen, daß ſeine geſchloſſene Verlobung ſie in keiner Weiſe berühre, oder daß ſie Marien damit ärgern wollten, ihre Neigung, ihre Zuvorkommenheit gegen den ſchönen jungen Mann offen zur Schau trugen; heute war Alles anders. So wie ſie angekommen war, beſonders aber nach dem Eintritt Raphaels, ward ſie von allen Seiten von den anweſenden Damen umringt, dieſe waren heute die Freundlichkeit ſelbſt. Was Marien, ſolcher Theilnahme ungewohnt, beſonders auffiel, waren die häufigen Fragen nach ihrem Befinden, ſo wie der Ausdruck eines gewiſſen Mitleids, der in dieſe gelegt zu werden ſchien; noch ſonderbarer kam es Marien vor, daß die Damen, ſonſt ſo zuvorkommend gegen Raphael, ſich heute gegen ihn ſehr gemeſſen und kalt benahmen, und ſich, ſo zu ſagen, auf dieſes Betragen das Wort gegeben zu haben ſchienen. Im Ganzen war dies ſo hervortretend, ſo auffallend, daß es dem Künſtler ſelbſt nicht unbemerkt vorüber gehen konnte, und Maria ſetzte ſeine Zerſtreutheit, ſeine auffallende Befangenheit, vorzüglich auf Rechnung dieſes Umſtandes.

Bei Tafel unterhielt ſich Raphael meiſtens mit dem ihm gegenüberſitzenden Michel Angelo, und die Unterhaltung betraf Gegenſtände der Kunſt. Der Letztgenannte war heute, was nicht immer der Fall war, beſonders gut gelaunt.

„Wißt Ihr auch, Raphaele,“ ſagte er, ein Glas Montepulciano, ſeinen Lieblingswein, raſch austrinkend und das Glas auf den Tiſch ſtoßend, „daß ich mich heute früh bei Eurem ‚Propheten Eſaias‘ an der Pfeilermauer in San Auguſtin tüchtig geärgert habe?“

„Ich denke doch er ſei nicht gar ſo ſchlecht;“ ſprach Raphael lächelnd.

„Schlecht? Sapperment! Vortrefflich iſt er!“ rief Michel Angelo. „Ich ſtehe da und betrachte mir das Bild. Tritt da der Kanonicus — wie heißt er doch, der Geizhammel, für den Ihr malt? — zu mir, klagt, daß Ihr dreihundert Scudi dafür gefordert, daß dies eine erſtaunliche Summe ſei, daß jetzt ſchwere Zeiten wären, und was dies Geſchwätz mehr war. Nun lief mir die Galle über. ‚Herr,‘ ſchrie ich, ‚ſeht Euch einmal dies Knie an!‘ Er machte große Augen. ‚Seht,‘ rief ich, ‚dies Knie iſt allein eine ſolche Summe werth!‘ Und nun ließ ich den Menſchen ſtehen; aber der Aerger iſt mir ganz in's Blut gefahren.“

Michel Angelo trank wieder ein Glas und die Zuhörer lachten.

„Wir ſind,“ fuhr er fort, und der Montepulciano trug dazu bei, ſeine Rede um ſo lebhafter zu machen, „jetzt allzuhöflich! Stolz muß der Künſtler ſein. Ich denke, ich habe durch zu große Höflichkeit unſerm Stande nichts vergeben. Mit Pabſt Julius, wie ſich noch Alle erinnern werden, hatte ich oft harte Tänze. So kam er einſt eines Morgens in die Sixtiniſche Kapelle, er war gewaltig übel gelaunt, tadelte bald dies und das, und endlich auch, daß ich in den Gemälden des alten Teſtaments an der Decke kein Gold gebraucht, wie doch die alten Maler bisher gethan. Nun ward es mir zu arg. ‚Heiliger Vater,‘ ſchrie ich vom Gerüſt herunter, ‚ich male lauter geiſtliche Männer, und für dieſe ſchickt ſich kein Kleiderprunk!‘ Der gute Herr war ſo böſe, daß, wenn er ſich auf dem Gerüſt befunden hätte, er mich gewiß heruntergeworfen haben würde, wie er mir einſt gedroht, als ein Gemälde in derſelben Kapelle nicht ſo ſchnell fertig geworden war, als er es ſich gedacht, und ich mir daran auf lange Zeit einen ſteifen Nacken gearbeitet hatte.“

Alles lachte und hörte auf Michel Angelo, der, als die Rede und der Montepulciano einmal im Strömen war, lebhaft fortfuhr.

„Da iſt,“ ſagte er, „Seine jetzt regierende Heiligkeit ein ganz anderer Herr — ein wenig freigebiger könnte er ſein, ohne daß es ihm etwas ſchaden würde — aber ſanft iſt er, und einen guten Spaß nimmt er auch nicht übel. Da habe ich, wie Ihr wißt in dem Gemälde über dem Altar, in dem ‚letzten Gericht‘, die ſieben Todſünden, und eine ganze Legion Teufel angebracht. Kommt da der Ceremonienmeiſter, der dicke Zambeccari. und tadelt, daß die Figuren für ein Kirchengemälde zu entblößt und in unanſtändigen Stellungen gemalt wären. Was thue ich? Der Abbate hat eine Phyſiognomie, die ſo hübſch zu den ſieben Todſünden paßt, ich male ihn alſo, und zwar in der anſtändigſten Stellung mitten hinein. Der Menſch ſollte es mir Dank wiſſen, er kommt auf dieſe Weiſe auf eine gute Manier auf die Nachwelt, die ſonſt von ihm keine Notiz nehmen würde, ſtatt deſſen läuft er zu Sr. Heiligkeit, erhebt ein ſo gewaltiges Geſchrei, daß der gute Herr, davon gerührt, mir geſtern zumuthete, ich ſolle den Ceremonienmeiſter aus der Hölle herauslaſſen.“

„Nun,“ rief Aretino. „Was habt Ihr erwiedert?“ —

„‚Eure Heiligkeit,‘ ſagte ich reſpectvoll, ‚das kann nicht ſein, denn aus der Hölle iſt keine Erlöſung!‘ — Und, **per Baccho**, der Menſch ſoll mir darin bleiben, ſo lange die Farbe hält, und das, denke ich, wird noch ein paar hundert Jährchen der Fall ſein.“

„Jetzt iſt er mit der Rede und dem Montepulciano im guten Zuge!“ ſagte Aretino heimlich zu Sebaſtiano del Piombo, neben dem er ſaß, indem er dumpf in ſich hinein lachte. „Ich wünſchte nur, ich wüßte etwas, das ihn ärgerte; und Ihr ſolltet hören, welche Redensarten er loslaſſen würde.“

„Laßt mich machen;“ verſetzte Sebaſtiano, indem er ſeinen Nachbar mit dem Ellenbogen anſtieß.

„Ich verſichere Euch, Meiſter,“ ſprach er laut zu Michel Angelo, als die Geſellſchaft zu lachen aufhörte, und ein wenig Ruhe eingetreten war, „der Abbate Zambeccari würde mindeſtens hundert Jahre länger in der Hölle braten, wenn Ihr zu Eurem jüngſten Gericht lieber Oelfarben genommen, als es **al fresco** gemalt hättet.“

„Oelfarben? — Wahrhaftig!“ ſchrie Buonarotti. „Die Oelmalerei iſt eine Weiberarbeit, und paßt ſich am beſten für ſolche Müſſiggänger, wie Ihr einer ſeid! — Es fehlte blos noch, daß ich einen Mönch dazu malte, und damit die Sixtiniſche Kapelle verdürbe, wie Ihr die Kapelle von San Pietro in Montorio verdorben habt.“

„Sonderbar!“ rief Sebaſtiano, indem er ſeinen Nachbar mit den Augen winkte, daß er ſeinen Zweck erreicht habe. „Ich bitte Euch mir zu ſagen, wie ich es angefangen, mit meinem gemalten Mönch die Kapelle zu verderben.“

„Corpo di Dio!“ rief Michel Angelo immer heftiger. „Die Mönche verderben die ganze Welt, wie viel mehr eine ſolche kleine Kapelle. — Nein, nein!“ rief er, nachdem er wieder ein Glas ſeines Lieblingsweins zu ſich genommen. „Ich bin mit Euch in letzter Zeit wenig zufrieden geweſen, Sebaſtiano. Ihr eßt und trinkt, macht Verſe, und malt Bildniſſe. Pfui Teufel! Auf dieſe Art wird man faul im Geiſte. Mit dem Bildnißmalen aber habt Ihr nur darum angefangen, um Euch die Mühe des Nachdenkens und den Fleiß, der zu großen hiſtoriſchen Compoſitionen erfordert wird, zu erſparen. Schämt Euch, daß Ihr nichts Beſſeres, nichts Größeres mehr hervorbringt, und bei einem Talente, wie das Eure, monatelang faulenzt.“

„Nun, dächte ich, hättet Ihr ihn, wie Ihr ihn haben wollet;“ ſagte Sebaſtiano lächelnd zu Aretino. — — „Edler Meiſter,“ ſprach er dann kalt zu Michel Angelo, „es giebt Künſtler, die das in zwei Monaten verrichten, worüber ich zwei Jahre zubringe. Ich ruhe deswegen aus, damit ſie etwas zu thun haben.“

Er blickte bei dieſen Worten auf Penni, und ſpeiſ'te dann ruhig das Stück fetten Steinbutt, das auf ſeinem Teller lag. —

Während Aretino das Geſpräch auf eigene Hand immer weiter fortführte, um Buonarotti noch aufgeregter zu machen, wandte ſich Maria an ihren Nachbar.

„Erinnert Ihr Euch noch, edler Herr, unſers Geſpräches an dem Vormittage, an welchem Ihr mit dem Oheim und Raphael nach den Ausgrabungen von Veji fuhret, um das Geheimniß, wegen der brennenden Lampe zu ermitteln?“ ſagte ſie, den Ton des Scherzes annehmend. „Ich bat Euch damals mir Nachricht zu verſchaffen, wer das Original ſei, nach welchem Raphael die „Madonna della Seggiola', und die andern Figuren, auf die ich Euch aufmerkſam machte, gearbeitet habe."

„Es giebt," ſagte der Doctor, indem er in den Ton, den Maria angenommen, einzugehen verſuchte, wobei dieſe jedoch bemerkte, daß es nur mit einigem Zwang ſtattfand, „es giebt manchmal Geheimniſſe, die ſchwer zu entdecken ſind, und vielleicht am Beſten unenthüllt bleiben. — Wir haben der Sache mit der Grabeslampe nicht recht auf den Grund kommen können, und ähnlich ging es mir mit Eurem Auftrage."

„So wißt Ihr nicht —" hob Maria an.

„Ich erfuhr nur ſo viel, daß die Perſon, von welcher jene Madonna ein ideales Abbild iſt, ein junges Mädchen aus Urbino, die Tochter eines Bäckers — Andere ſagen eines Töpfers — und in früherer Zeit die Spielgefährtin Eures Verlobten geweſen ſein ſoll. Sebaſtiano wollte wiſſen, Raphael habe in jener Zeit in dem Hauſe ihres Vaters, zum Scherz oder Zeitvertreibe, irdene Teller oder Becher bemalt, dies aber unterlaſſen, als ihn dortige junge Künſtler, den ‚Boccalajo d'Urbino' (den Bechermaler von Urbino) genannt. — Jedenfalls," ſetzte Neri ernſt hinzu, „iſt die Bekanntſchaft längſt vorüber, die Perſon lebt vielleicht nicht einmal mehr, und — erlaubt immer dem Freunde, der es gut mit Euch meint, eine Bemerkung — es wäre am Ende Eurem Verlobten unangenehm, wenn Ihr auf dieſen Gegenſtand die Rede brächtet. Man muß nicht ohne Noth die Vergangenheit aufwühlen; es kommt ſelten etwas Erfreuliches dabei zum Vorſchein.“

Der klare Verſtand, der in den Worten des Doctors lag, noch mehr aber die Art und Weiſe des Ausdrucks, brachten Maria von dem Vorſatze ab, weiter in den Sprechenden zu dringen. Neri, ſo ſagte ſie ſich, habe gewiß ſeine guten Gründe, nicht weiter in den Gegenſtand der Unterredung eingehen zu wollen, gleichviel ob er nur das, was er eben angeführt, oder mehr als dieſes wiſſe. Obſchon Maria ihm in ihrem Herzen Recht gab, daß ſie vielleicht wenig Erfreuliches erfahren werde, wenn ſie wiſſe, ob jene Perſon noch exiſtire oder nicht, ſo grübelte ſie dennoch darüber nach. Der Umſtand, daß Raphael ſeid jener Zeit, wo er die Madonna malte, dieſe Figur noch mehrmals dargeſtellt, galt ihr als ein Beweis von dem fortwährenden Intereſſe, das er an ihr genommen; die Thatſache, daß er ſie in fortſchreitendem Alter, vom erblühenden Mädchen an, bis zur vollendeten Jungfrau gemalt, ſprach dafür, daß er ſie in noch nicht gar zu entfernter Zeit geſehen haben müſſe. Während ſie darüber nachdachte, die Umſtände zuſammenhielt und verglich, ward die Tafel aufgehoben. —

Der Lärm während derſelben, die Hitze im Zimmer, der Wunſch, ein wenig freie Luft zu ſchöpfen, trieb die Geſellſchaft in's Freie. Der Hausherr, die Kardinäle, ſo wie Michel Angelo und Raphael, hatten in einem Pavillon des Gartens Platz genommen, und ihr Geſpräch drehte ſich um die Ausgrabungen in Rom, welchen der Letztere auf Befehl des Pabſtes vorſtand. Die übrige Geſellſchaft hatte ſich gruppenweiſe vertheilt, und genoß die Ausſicht auf verſchiedenen Punkten des Gartens, nur Maria war zurückgeblieben, und kunſtliebend wie ſie war, hatte ſie die Loggien der Villa betreten, um dort nochmals im Anſchauen der „Galathea‘, jenem ſchönen Gemälde, von der Hand ihres Verlobten, zu verweilen. Mit großem Intereſſe betrachtete ſie lange das herrliche Bild, und verweilte endlich vor den ſo zierlichen als naturtreuen Randverzierungen und Grotesken, mit denen Nanni, Penni und Perin, die Loggia ausgeſchmückt hatten. Eben wollte ſie zu der Geſellſchaft gehen, als ſie ſah, daß Sebaſtiano neben ihr ſtand.

„Ihr nehmt mit Recht vieles Intereſſe an den Werken Eures Verlobten;“ ſprach er mit ſchmeichelndem Tone. „Auch mit mir iſt es der Fall, und es thut mir um ſo mehr leid, daß ich mir weniger oft als ſonſt dieſen Genuß verſchaffen kann, da falſche Freunde des großen Mannes ſein Herz von mir gewendet haben. — Wenn ich mich der Zeichnung wegen Michel Angelo näher angeſchloſſen, wenn dieſer mir ſelbſt zu meiner ‚Auferweckung des Lazarus‘ die Zeichnung mitgetheilt, ſo geſchah es nicht, wie meine Feinde ſagen, weil ich mir geſchmeichelt, durch die Vereinigung jener mit dem Bischen Kolorit, daß ich mir von Giorgioni zu eigen gemacht, Raphael zu übertreffen, oder auch nur mich ihm gleichzuſtellen, ſondern weil ich nur zu gut wußte, was mir fehlte. Wie viel könnte ich von dem großen Meiſter lernen, wenn er mir wie ſonſt vergönnte, ſeine herrlichen Werke im Entſtehen zu betrachten! Wie ich höre, ſoll das, was er gegenwärtig in dieſer Villa malt, Alles übertreffen, was er bis jetzt geſchaffen hat.“

„Wirklich? In der That, das freut mich;“ verſetzte Maria. „Iſt es nicht die Mythe der Pſyche?“ —

„Ei geht, geht, Signora! Ihr ſeid mir eben ſo abhold wie Euer Verlobter, da Ihr thut als wüßtet Ihr es nicht, obgleich Ihr ſtets dabei ſeid, wenn er hier arbeitet;“ ſagte Sebaſtiano.

„Ich? — Ich habe Raphael noch niemals hierher begleitet;“ verſetzte Maria.

„Ich weiß in der That nicht, Signora, was ich gegen Euch verſchuldet habe, da Ihr wahrſcheinlich vorausſetzt, als wolle ich Euch auf irgend eine Weiſe läſtig fallen, indem ich von einer Sache ſpreche, die aller Welt bekannt iſt;“ ſagte Jener, indem er gekränkt zu ſein ſchien. „Es iſt eine Thatſache, daß Raphael in ſeinen Erholungsaugenblicken mit einer verſchleierten Dame in dieſem Garten herumſpaziert, die Nachbarn haben dies oft geſehen, folglich müßt Ihr es geweſen ſein.“

Maria fuhr unwillkürlich bei den Worten Sebaſtiano's zuſammen, doch faßte ſie ſich ſogleich.

„In der That,“ ſprach ſie ſo ruhig, als ſie zu ſein vermochte, „es iſt dennoch möglich. Ich entſinne mich, ihn ein- oder zweimal herbegleitet zu haben.“

„Nun, ſeht Ihr wohl? Ich dachte es gleich. Anders war es gar nicht möglich;“ verſetzte Sebaſtiano freundlich, doch klang ſein freundliches Wort faſt wie Hohn. — „Sagt mir nun aber, geehrte Signora, wie hat Raphael die Fabel der Pſyche aufgefaßt und eingetheilt?“

„Ich — ich habe ſeine Arbeit noch nicht geſehen;“ verſetzte Maria ſtockend.

„Ei, Ihr ſeid heute recht ſcherzhaft, und wollt Eurem Diener da etwas weißmachen;“ fiel Sebaſtiano lachend ein. „Ihr gebt zu, dem Meiſter ein paarmal herbegleitet zu haben, in ſeinen Erholungsaugenblicken mit ihm im Garten herumſpaziert zu ſein, und hättet die Arbeit nicht geſehen? Wo wäret Ihr denn während dieſer geweſen? — Nein, nein, Signora, Ihr ſeid gefangen. Ich will es Euch beſſer ſagen. Es iſt bekannt — wenigſtens ſagen es die Leute — daß Raphael nicht lange arbeiten kann, ohne Euch zu ſehen, und daß er die Arbeit in dieſer Villa deßhalb, oft zum Verdruſſe Chigi's, Stundenlang verließ. Dieſer hat ihm daher gebeten, die Dame ſeines Herzens, die natürlich Niemand anders wie Ihr ſein kann, ſo oft wie möglich mitzubringen, und dies iſt geſchehen; allerdings nicht unbemerkt, aber was darf Euch dies kümmern? Seid Ihr nicht ſeine Braut? Daß Ihr es nicht eingeſtehen wollt, geſchieht des Oheims wegen.“

„Signor,“ ſprach Maria im Innerſten empört, „von Allen dieſem iſt auch nicht ein Wort wahr! — Iſt auch Raphael mein Verlobter, ſo würde es Marien Bibiena nicht zukommen, ihn fortwährend in das Arbeitslocal im Hauſe eines Dritten zu begleiten, und dort ſtundenlang zuzubringen. Ich habe ſeine Arbeit hier noch mit keinem Blicke geſehen.“

„So hat halb Rom gelogem, wenn es behauptet was ich geſagt;“ verſetzte Sebaſtiano kalt.

„Ich werde Raphael darüber befragen;“ ſprach Maria von der Nachricht erſchüttert, und mit zitternder Stimme.

„Thut das, Signora;“ verſetzte Jener mit ruhigem Tone. „Wenn Euch indeß nichts daran gelegen, Raphaels Abneigung gegen mich, der ich dabei nichts ſage, als was Euch jedes Kind in der Nachbarſchaft ſagen wird, zu ſteigern, ſo wäre es mir lieb, wenn Ihr nicht meinen Namen nenntet.“

„Wirklich? Wäre Euch dies lieb?“ ſagte Maria mit Verachtung. „Nun, beruhigt Euch nur, Signor; ich werde kein Wort davon ſagen, daß die Leute ſprechen, Raphael habe eine Frauensperſon zur Zeit ſeiner Arbeit bei ſich, denn — ich glaube es nicht, und halte es für Lüge und Verläumdung.“

„Und mich,“ ſagte Sebaſtiano mit Kälte, „für den Lügner und Verläumder, der es erſonnen? — Iſt dies der Fall, Signora, ſo will ich es mit Eurer Genehmhaltung Eurem Verlobten ſelbſt erzählen, und ihm in Eurer Gegenwart die Perſonen nennen, die davon geſprochen.“

Maria erſtaunte. Dies hatte ſie nicht erwartet. So viel war gewiß, daß ein ſolches Gerücht exiſtirte.

„Man muß Euch von mir ein herrliches Bild entworfen haben;“ ſprach Sebaſtiano nach einer Pauſe. „Ich denke, Ihr werdet jetzt überzeugt ſein, daß man nicht immer ächte Farben dazu genommen. Um Euch noch mehr zu zeigen, daß es mir gar nicht eingefallen, Eurem Verlobten etwas Uebles nachzuſagen, will ich Euch noch mittheilen, wie ich mir den Zuſammenhang der Sache, die an ſich wahr ſein mag, ohne daß indeß Raphael dabei nur das Geringſte zur Laſt zu legen iſt, denke. Raphael wird zu ſeiner Fabel der Pſyche ein Modell gebraucht haben, dieſes wird in den verſchiedenen Scenen, die er darſtellt, ſtets wiederkehren und darum hat ihn irgend ein weibliches Weſen mehrmals herbegleitet. Da Ihr es nicht geweſen ſeid, nun ſo war es eine andere Dame, vielleicht ſagar aus den höchſten Ständen — ſie ſoll ſtets verſchleiert gekommen ſein — denn welche hätte ſich nicht geſchmeichelt gefühlt, durch Raphaels Pinſel verewigt zu werden?"

Wenn auch Sebaſtiano in ſeiner Rede behauptete, daß Raphael auf dieſe Weiſe nichts zur Laſt zu legen ſei, ſo war dennoch Maria einer ganz andern Meinung. Daß irgend ein Weib, gleichviel, ob es aus hohem oder niederm Stande, als Modell, oder aus einem andern Grunde ihren Verlobten zur Arbeit begleite, Stundenlang bei ihm verweile, im

Garten mit ihm luſtwandelnd geſehen werde, war ihr nichts weniger als gleichgültig. Daß etwas an der Sache ſein müſſe, war außer allem Zweifel; wer aber war die Unbekannte? — Dies zu ergründen ſchoß ihr wie ein Blitzſtrahl durch den Kopf. Sebaſtiano ſchien ihre Gedanken zu errathen.

„Könnte man," ſagte er mit gleichgültigem Tone, „die Gemälde zu ſehen bekommen, ſo würde man auch ſogleich urtheilen können, ob er ein Modell dabei benutzte, vielleicht ſelbſt wiſſen, wer dies ſei."

„Nicht wahr?" fiel Maria lebhaft ein. „Ich dachte eben auch daran. — Wäre es nicht möglich, in das Local zu kommen?"

„Ihr ſeht wohl, Signora, wie man jene Abtheilung der Loggien einſtweilen abſichtlich verbaut und verſchloſſen hat;" ſprach Jener in demſelben Tone. „Mir fiel es auf, ich ſprach mit dem Kaſtellan aber er ſagte: ‚Er habe den ſtrengſten Befehl Niemand hineinzulaſſen.' Auf eine Dame dürfte derſelbe aber wohl keine Anwendung leiden."

„Ei, ſo bitte ich Euch, holt den Kaſtellan hierher;" fiel ihm Maria raſch in's Wort.

„Gleich! — Sogleich befolge ich Euren Befehl!" rief Sebaſtiano haſtig, und ſchnell war er aus der Thür.

In kurzer Zeit kehrte er zurück, und ein alter grauköpfiger Diener folgte.

„Der gute Mann zögert und weiß nicht was er thun ſoll;" verſetzte Sebaſtiano leicht. „Ich habe ihm geſagt, daß mir nicht das Geringſte daran liege, die Gemälde zu ſehen, daß Ihr aber mit Raphael einen kleinen Scherz vorhättet, und gern dieſelben betrachten wolltet."

„Ich weiß nicht — mir iſt ſtreng unterſagt, Jemand in das Gemach zu führen," ſtammelte der Alte.

„Es erfährt es ja Niemand, guter Alter, und gegen eine Dame werdet Ihr doch nicht ſo ungalant ſein?" hob Maria an.

„Und nicht ſo einfältig, einen Zechin, der ſo leicht zu verdienen iſt, im Stiche zu laſſen;" fuhr Sebaſtiano fort. „In fünf Minuten haben wir das Zimmer wieder verlaſſen, und das Goldſtück iſt Euer."

„Hm, ich müßte gerade von jener Seite —"

„Natürlich von jener Seite! Kommt, kommt! Niemand ſieht und vermißt uns. Und hier — den

Zechin zum Voraus;" fiel Sebaſtiano ein, und ſchob den Alten aus der Thür.

Auf einem Umwege führte der Kaſtellan die beiden Beſucher in den abgeſperrten Theil der Gallerie. Die Malereien, die ſie hier ſahen, waren herrlich. Noch in unſern Tagen entzücken die, von der Zeit gebleichten Reſte die Kenner und Kunſtfreunde. Wie viel mehr mußte dies der Fall ſein als die Malereien noch in der erſten Farbenglut prangten! Vierzehn Lunetten, die Wand, die Decke der Loggien waren mit einer Anzahl Gemälden geſchmückt, welche die „Mythe der Pſyche" verſinnlichten. Es war ein Gedicht in Farben zu nennen, und der Titel dieſer Dichtung hätte: „Amor der Allbeſieger" heißen müſſen. — Die Ausführung war folgende:

Zehn größere Gemälde, jedes aus einer Gruppe von vier bis fünf und mehr Figuren beſtehend, ſtellten die reizende Mythe des Apulejus dar. Sie begannen mit dem Moment, wo Venus ihrem Sohn befiehlt, Pſyche zu rächen, und endigten mit der Verſetzung der letztern in den Olymp. Die ganze Auffaſſung war ſo dichteriſch als geſchmackvoll. Ganz eigenthümlich war die Behandlung der Deckengemälde. Dieſe waren wie hängende Tapiſſerien dargeſtellt, und zwar ſo täuſchend, daß man die Nägel, mit denen ſie befeſtigt ſchienen, zu erblicken glaubte. Feſtons und Arabesken, von der kunſtfertigen Hand Johannes von Udine, umgaben die einzelnen Darſtellungen.

Maria ſchien ganz vergeſſen zu haben, weshalb ſie eigentlich gekommen, ſo war ſie in den Anblick der Bilder verſunken, auch Sebaſtiano betrachtete die Gemälde mit Bewunderung. Eben wollte ſich Maria von dem Bilde der Venus, welche auf ihrem Taubenwagen ſich zu dem Vater der Götter begiebt, um deſſen Gerechtigkeit anzurufen, zu einem andern Bilde wenden, als ſie zufällig nach der Fenſterbrüſtung ſah, und hier einen Lehnſtuhl, vor dieſem aber ein Tiſchchen, worauf Frauenarbeit befindlich, erblickte.

„Wer — wer pflegt hier zu arbeiten?“ fragte ſie den Kaſtellan, aber es war, als ob ihr der Athem bei dieſen Worten den Dienſt verſagen wollte.

„Es iſt ein junges Mädchen, eine Bekannte Signor Raphaels, die ihn ſtets herbegleitet, und ohne die er gar nicht ſein kann;“ verſetzte lächelnd der Kaſtellan. „Er unterhält ſich während der Arbeit mit ihr, er malt ſie, indem er ſie in den Figuren dieſer Bilder anbringt, und geht in der Zwiſchenzeit mit ihr ſpazieren."

Maria erblich bei dieſen Worten. Sie fühlte zugleich plötzlich einen körperlichen Schmerz in der Bruſt, und es war ihr, als ob eine eiskalte Hand ihr das Herz zuſammenpreßte. — Eben ſtand ſie bei dem Gemälde, auf welchem das ‚Banquet der Götter‘ in einer Menge Figuren dargeſtellt war. —

„Nicht wahr," ſagte ſie mit bebenden Lippen, und indem ſie auf eine der Letzteren deutete, „nicht wahr, dies iſt die junge Perſon, von der Ihr redet?"

Es war eine der Muſen, auf welche Maria zeigte. Auf einem vollen, kräftigen Körper, mit ſtarkem, wohlgeformtem Nacken, ſaß das Haupt einer ſtolzen, feurigen Brünette. Kraft, Jugendmuth, Sinn für den Genuß des Lebens, leuchteten aus dem brennenden Blick, der glühenden Wange, der ſtrotzenden Körperfülle. Die ganze Geſtalt war ſchön, aber es war eine materielle Schönheit, und ſo zu ſagen, gerade der Gegenſatz von der mehr ätheriſchen Schönheit Mariens.

„Die edle Signora hat es gerade getroffen;" ſprach der Kaſtellan nicht ohne einige Verwunderung.

„Dieß iſt die junge Perſon, die den Meiſter ſtets herbegleitet, und ohne die er gar nicht arbeiten zu können ſcheint.“

Maria war bei dieſen Worten wie vernichtet. Sie dachte nicht mehr daran, ferner noch eins der Gemälde zu beſehen. Indem ſie vorgab, daß der Farbendunſt ihr plötzliche Uebelkeit zugezogen habe, wankte ſie, geſtützt auf Sebaſtiano, aus dem Zimmer.

„Ich bitte Euch, Signor,“ ſagte ſie, als Beide aus dem Hauſe in einen Laubengang getreten waren, der nach der Gegend führte, wo ſich die Geſellſchaft befand, „ich bitte Euch, gegen Niemand von dem, was wir geſehen und geſprochen, ein Wort zu äußern.“

„Ei, wo denkt Ihr hin, Verehrteſte!“ unterbrach Jener ſie mit großer Freundlichkeit. „Wie könnte ich Euch Verdruß verurſachen, wie Eurem Verlobten, der mich zwar verkennt, den ich aber demungeachtet äußerſt hochſchätze und verehre, Kummer bereiten wollen? — Und was iſt es denn auch weiter, was wir geſehen und gehört!“ fuhr er fort. „Signor Raphael unterhält ſich gern mit einer jungen Perſon, die ihm zum Modell dient, — ich geſtehe, ich hätte ſie nicht gewählt, dieſe ſtarken Schultern, die dicken Hüften, laſſen ſich ſchwer idealiſiren, ſie gehören indeß zu dieſer Art Schönheit — aber dies iſt denn auch Alles, was wir erfahren haben. — Ich möchte,“ ſchloß er mit gleichgültigem Tone, „nur wiſſen, ob dieſe Perſon die junge Urbinatin iſt, von der Perin und Giovanni ſo viel Geſchrei machen, und die in dem kleinen Hauſe in der engen Straße unweit des Vaticans wohnt.“

„Eine Urbinatin?“ ſagte Maria aufmerkſam, indem ſie ſich der Andeutungen Neri’s erinnerte.

„Ja, allerdings!“ fuhr Jener im vorigen Tone fort. „Die jungen Leute wiſſen nicht genug von ihr zu erzählen. Giovanni, der aber ein Enthuſiaſt iſt, preiſ’t ſie als ein Wunder von Schönheit, beſonders ſollen ihre Augen — ich wette darauf, daß ſie mit den Eurigen nicht im Vergleich kommen können — Alles überſtrahlen, was bis jetzt nur zu ſehen geweſen. Perin del Vaga, dies Plaudermaul, ſpricht Stundenlang von dem Intereſſe, welches das Mädchen durch ihren Verſtand, beſonders aber durch das Feuer ihrer Phantaſie, Jedem, der ſich ihr nahe, einzuflößen wiſſe.“

„In der Nähe des Vaticans, in einem kleinen Hauſe wohnt dies Wunder der Natur?“ fragte Maria, indem ſie ſich ſo gleichgültig als möglich zu ſtellen ſuchte.

„Ja, in dem dritten oder vierten Hauſe, das dem, in welchem ich ſelbſt wohne, ſchräg gegenüber liegt;“ fuhr Jener, ganz unbefangen ſcheinend, fort. „Es müſſen übrigens ganz eigenthümliche Umſtände dabei obwalten, denn ich ſehe nicht ein, warum eine Perſon, welche, wie es ſcheint, davon lebt, daß ſie den Künſtlern als Modell ſitzt, ſich mit einer ſolchen Geheimthuerei befaſſen ſollte. Perſonen dieſer Art ſind ſonſt eben nicht ſo ängſtlich, ſich fortwährend, wie dieſe, in einem myſtiſchen Dunkel zu halten. Geht die Dame aus, ſo iſt ſie ſtets tief verſchleiert, die Vorhänge der Fenſter ſind immer zugezogen, ein alter Cerberus von Weib läßt Niemand in's Haus als Giovanni, Perin und noch einen Dritten, der ſtets Abends kommt — er hat den Wuchs Raphaels, wiewohl ich ſchwören möchte, daß es dieſer nicht iſt; — Alles dies wird ſo geheimnißvoll behandelt, daß es die Aufmerkſamkeit der ganzen Nachbarſchaft erregt, und dies allein iſt auch der Grund, weshalb mir die Sache auffiel, und wenn ich, um von der Arbeit auszuruhen, ein Stündchen oder ein paar mich zum Fenſter hinauslege, ſo blicke ich immer unwillkürlich nach den zugezogenen Vorhängen, um zu ſehen, ob nicht die angerühmte Schönheit einmal den Kopf zwiſchen ihnen herausſtecken wird.“

„Und Ihr meint, daß die Unbekannte das Modell, welches ſich Raphael bediente, ſein möchte?“ ſagte Maria mit Herzklopfen.

„Ja, wer kann das wiſſen, meine verehrte Signora!“ ſagte Sebaſtiano gähnend. „Möglich iſt es immer, ſogar wahrſcheinlich. Er iſt aus Urbino; die Unbekannte ſoll auch daher ſein. Giovanni und Perin gehen — außer dem unbekannten Dritten — in dem Hauſe aus und ein, und dieſe ſind, wie Ihr wißt, die Vertrauten Eures Verlobten. Wie Ihr gehört habt, unterhält ſich der edle Meiſter viel und gern mit der jungen Perſon, die ihm zum Modell dient, dies läßt auf eine angenehme, alte und lange Bekanntſchaft ſchließen, und ſo meine ich, daß ich mich nicht irren dürfte, wenn ich die geheimnißvolle Urbinatin, und die Dame, welche ihre Arbeitsſtätte in dieſer Villa neben der Raphaels aufgeſchlagen hat, für eine und dieſelbe Perſon halte. Liegt Euch daran, etwas Näheres darüber zu erfahren — denn mir iſt die Sache ganz gleichgültig — ſo will ich Giovanni und Perin auszuforſchen ſuchen, und wenn dies nicht gelingt, meinen Cerberus, ein altes Weib wie der Drache der Unbekannten eins iſt, auf den Cerberus der Letztern loslaſſen, um auf dieſe Art zu verſuchen, was ſich etwa ermitteln läßt."

„Ja, thut dies, Signor Sebaſtiano!" ſagte Maria haſtig. „Ich möchte für's Leben gern etwas Näheres darüber erfahren. Ihr könnt wohl denken, es iſt nur des Spaßes wegen, oder wenn Ihr wollt, iſt es auch die weibliche Neugierde, die mich dies wünſchen läßt."

„Natürlich!" rief Sebaſtiano. „Nichts als Spaß, und ein ſo drolliger, daß Dem, den er intereſſirt, vor lauter Lachen die Augen übergehen könnten. — Nun laßt mich nur machen! Etwas bringe ich ſchon heraus, es ſei nun wenig oder viel."

Maria ging jetzt mit Sebaſtiano zu der Geſellſchaft in den Pavillon, wo Raphael mit Michel Angelo und den Andern immer noch in eifrigem Kunſtgeſpräch begriffen war. Raphael ſprach mit ſo viel

Einfachheit als Grazie, während Michel Angelo in übertriebenen Ausdrücken polterte und lärmte.

„Sagt mir nichts von den Deutſchen!“ ſchrie der Letztere. „Was wollen dieſe Nordländer von Schönheit der Form und Farbe wiſſen! Bei ihnen iſt Alles eckig und ſteif. Dieſe knieenden Engel mit ihren ſymmetriſch gehaltenen Flügeln, die langweiligen, faden Geſichter, die ſchmalen langen Hände, die verrenkten Zehen ſind mir in den Tod zuwider. Was aber Euren Durero — oder wie der Menſch heißt — anlangt, ſo wird es mit ihm nicht anders als mit den Andern ſein.“

Eben trat ein Diener mit einer Mappe in den Pavillon.

„Was die Kunſt an meinen Freund Albrecht Dürer beſitzt, ſollt Ihr ſogleich ſehen;“ ſagte Raphael, indem er nach der Mappe langte, und dieſe öffnete. „Ihr ſprachet von faden Geſichtern, verrenkten Gliedern —“

„Ja und von ſchlechter Färbung obendrein!“ unterbrach ihn Buonarotti. „Wie kann es auch anders ſein, in einem Lande, wo die Sonne wochenlang ſich hinter Wolken verkriecht, während ſie im unſerm ſonnigen Italien ſtets lächelnd herunter blickt?"

„Ihr werdet vielleicht anders reden, wenn Ihr die Werke der Leute, die hinter den Alpen wohnen, näher kennen lernt!" verſetzte Raphael lächelnd. „Dieſer Tage empfing ich von Albrecht Dürer ſein Bildniß in Oel gemalt, außerdem eine Kreuztragung, und die bisher geſtochenen Blätter. — Nun ſeht her!" ſetzte er hinzu, indem er das Erſtere aus der Mappe nahm. „So ſieht er aus, und ſo malt der wackere Deutſche!"

„Herrlich! — Prächtig! — Welche Kraft, welcher Ausdruck!" riefen Penni, Nanni und Perin, wie aus einem Munde.

„Und dieſes Leben, dieſer Geiſt!" rief Aretino. „Nennt Ihr ein ſolches Geſicht langweilig, Meiſter Michele?"

„Sind dieſe Glieder verrenkt?" ſagte Giulio Romano. „Dieſe Hände haben Fleiſch und Blut, das Leben pulſirt in dieſen Adern."

„Und die Färbung?" rief Sicciamonte. „Was habt Ihr gegen dieſe einzuwenden?"

„In der That, Euer Dürer iſt ein ganzer Kerl;"

ſagte Michel Angelo, das Bild aufmerkſam betrachtend. „Für einen Deutſchen malt er ziemlich gut. Bei Alledem — ſehen wir nur ein einfaches Bildniß."

„Hier ſeht dieſe ‚Kreuztragung', grau in Grau, mit etwas Roth aufgehöhet!" ſprach Raphael, ein kleines, kaum etwas über eine Spanne langes und breites Bild aus der Mappe nehmend. „Gegen dreißig Figuren ſind darauf. Zeigt mir eine unter ihnen, Michele, wo der Ausdruck verfehlt, oder nicht kräftig, die Handlung nicht angemeſſen wäre."

„Ex ungue leonem! Ich möchte wohl ein größeres Bild von dieſem Dürer ſehen;" ſprach Graf Caſtiglione.

„Wahrhaftig! — Gut, ganz gut! — Ich ſelber hätte es nicht viel beſſer machen können, wiewohl mir das Ganze ein Bischen lamentabel vorkommt;" verſetzte Buonarotti. „Die Auffaſſung müßte großartiger ſein."

„Die Demuth des Gottmenſchen im Leiden iſt das Großartige, mein Freund, und dieſe, dünkt mich, hat Dürer vortrefflich auszudrücken verſtanden;" ſagte Raphael. „Blickt doch in die kleinen Geſichter dieſer Figürchen, und ſeht, wie ſich in den Zügen der Begleiter, alle Leidenſchaften, vom ſanfteſten Mitleid bis zur Wuth, abſpiegeln. — Nun aber ſeht dieſe Kupferſtiche und Holzſchnitte! Hier die „Melancholie‘. — Iſt ſolche beſſer darzuſtellen? — Hier die ‚Mäßigung‘. Was ſagt Ihr zu dieſer. — ‚Adam und Eva im Paradieſe.‘ — Hier ‚Ritter Tod und Teufel!‘“

„Ritter Tod und Teufel iſt mein Liebling!“ ſchrie Michel Angelo. „Das iſt gut, das iſt genial! Das iſt eine tüchtige Idee! Da iſt Tiefe darin! Hört, Sanzio, Euer Dürer iſt ein wackerer Kerl! Schade, daß er kein Römer iſt, es wäre etwas Stupendes aus ihm geworden.“

„Ich denke,“ ſagte Raphael lächelnd, „dies iſt ohnehin der Fall. Er iſt der Erſte, der die Regeln der Zeichnung nach den Geſetzen der Mathematik feſtſtellte, und die Proportionen des menſchlichen Körpers nach feſter Baſis beſtimmte; er entdeckte auch die Kunſt, mit Scheidewaſſer auf Eiſen und Meſſing zu ätzen; was ihn aber als Bildnißmaler ſo hoch ſtellt, iſt, daß wo wir das Schöne als das Höchſte betrachten, er die Wahrheit als das Höchſte an=

ſieht, und dieſes auch erreichte. Dies iſt es, was die Malerei der Deutſchen von der unſern unterſcheidet. Wir ſuchen Kunſtwerke zu ſchaffen, die ihrem Weſen nach die Gebilde, welche die Natur ſchuf, übertreffen ſollen, wir ſtreben nach dem Idealen; der Deutſche begnügt ſich die letztere nachzuahmen, er ſchließt ſich ihr ſo genau als möglich an, da aber die Natur die höchſte lebendige Schönheit iſt, ſo kommt er oft unbewußt dem Idealen näher als wir, und manches ſeiner Kunſtgebilde trägt neben dem entſchieden aufgeprägten Stempel der Wahrheit, auch jenen ſtillen Schönheitszauber, der den Laien wie den Künſtler entzückt, und das Geſchaffene in dieſer Vereinigung als vollendet erſcheinen läßt.“

Raphael ſprach noch längere Zeit in dieſer Weiſe. Das was er ſagte, war einfach, anſpruchslos, beſcheiden, — Letzteres am meiſten, wenn von ſeinen eigenen Kunſtſchöpfungen die Rede war; — dabei zeigte jedes Wort von einem Eifer für die Kunſt, die Achtung fremden Verdienſtes und die Wahrheit, daß Maria ganz davon hingeriſſen ward. Mit Entzücken lauſchte ſie jedem ſeiner Worte.

„Nein,“ ſagte ſie ſich, „ſo groß kann der Zwieſpalt in dieſer edlen Natur nicht ſein, daß ein Geiſt, erglühend für alles Edle, Hohe und Schöne, zugleich ſo der Materie unterthan, und von Sinnenluſt bemeiſtert, in eben dem Maaße erdwärts gezogen werden könnte! Mag er immerhin jene Unbekannte gemalt, ſich mit ihr unterhalten haben, er iſt Künſtler und nur in dieſem Sinne hat er es gethan. Ich habe Unrecht gehabt ihm zu mißtrauen, und beging ein noch größeres, daß ich jenem Sebaſtiano mein Mißtrauen merken ließ."

Maria konnte nicht umhin, als Raphael geendet, ihm die Empfindungen, welche ſeine Rede in ihr erregt, mit dem Enthuſiasmus für Kunſt und Natur, wie ſolcher in ihrer Seele lebte, zu ſchildern. Ihre liebenden Worte fanden Anklang in der ſeinigen, er erwiederte ſie in der Weiſe, wie er in Tivoli bei den Waſſerfällen, unter dem alten Baume zu ihr geſprochen, und ehe ſich die Verlobten nach Hauſe begaben, hatte Maria es Raphael in ihrem Herzen hundertmal abgebeten, daß ſie an ſeiner Liebe gezweifelt habe. — —

Längere Zeit verging, ohne daß Maria Sebaſtiano geſehen oder geſprochen hätte. Sie vermied überhaupt alle Gelegenheit, wo dies der Fall ſein konnte. Hinſichts des Auftrags, den ſie demſelben gegeben, ſuchte ſie ſich immer mehr mit dem Gedanken zu beruhigen, daß er ihn in der Zwiſchenzeit wohl vergeſſen haben könnte, und ſie freute ſich ſogar, daß dies der Fall zu ſein ſchien. Ueberdies wußte ſie, daß Raphael auf einige Zeit ſeine Arbeiten in der Villa Chigi's hatte unterbrechen müſſen, weil er, wie er ſagte, einige längſt verſprochene Bilder für den Großherzog von Toskana beginnen mußte. Da dieſe Arbeit, wie ihr Verlobter verſicherte, äußerſt dringend war, ſo fiel es Marien nicht auf, daß ſeine Beſuche nicht häufiger waren, als in der letzten Zeit.

Das Carneval in Rom rückte indeß heran. Wie man ſagte, ſollte es diesmal äußerſt glänzend ſein, da mehrere Fürſten aus den Häuſern Medicis und Eſte ihren hohen Verwanden, Pabſt Leo, um dieſe Zeit zu beſuchen verſprochen hatten. Wochenlang vor dem Beginn des Feſtes, ward von dem Glanze deſſelben geſprochen, und die römiſchen Damen ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, einander in der Pracht der Masken zu übertreffen. Maria ſonſt wenig empfänglich für rauſchende Vergnügungen hätte nicht die geringſte Regung von Neugier empfinden müſſen, wenn nicht der Wunſch, an demſelben Theil zu nehmen, hätte in ihr rege werden ſollen. Obwohl ſie ſeit längerer Zeit ſich kränklich fühlte, ſo entſchloß ſie ſich dennoch den Oheim zu bitten, ihr zu erlauben, in Geſellſchaft einer älteren Freundin und in Begleitung Raphaels, den Corſo beſuchen, und dort das Pferderennen, wie die Tauſende durcheinander wimmelnden Masken, ſehen zu dürfen. So wie Kardinal Bibiena ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, dachte Maria an die Maskentracht, welche ſie dieſen Tag anlegen wollte; ihr Verlobter redete ihr zu, die Tracht einer ruſſiſchen Bojarin zu wählen. Wie Raphael meinte, paßte das Aeußere Mariens beſſer zu einem nordiſchen Anzug, wie zu ſüdländiſcher Tracht.

Der erſehnte Tag kam endlich heran. Tauſende von Masken erfüllten den Corſo, jene ſchöne, gerade, über zweitauſend ſiebenhundert Schritte lange Straße. Alle Häuſer waren feſtlich geſchmückt, Teppiche und Fahnen hingen aus allen Fenſtern, die mit einer Reihe der reizendſten Frauen Roms erfüllt waren. Maria hätte ſich mit ihrer Bekannten in das Haus eines Beamten begeben, aus deſſen Fenſtern man der vollen Anblick des wogenden Menſchenmeeres vor ſich hatte. Mehrere Damen von Mariens Bekanntſchaft waren hier verſammelt. Sie bewunderten die hier noch nie geſehene Maskentracht derſelben. Wirklich ſah Maria ungemein reizend in derſelben aus. Eine Art Diadem oder Krone, von der Art, wie ſie auch noch in unſern Tagen in der Gegend von Kaluga getragen wird, bedeckte das volle ſchöne, zierlich geſcheitelte Haar. Der Stoff der Kleidung war äußerſt werthvoll, der Schnitt derſelben fremdartig, aber der edlen Geſtalt äußerſt zuſagend und anpaſſend.

Da Maria nicht entſchloſſen war, ſich in das Getümmel des Corſo zu wagen, ſo hatte ſie die Larve bald nach dem Eintritt in das Zimmer abgenommen, und ſie bewegte [illegible] in dem ihr fremden Putz ſo ungezwungen, daß die anweſenden Damen ihr den Beifall, den ſie fand, nicht vorenthalten konnten, ſondern ſie für die reizendſte Nordländerin, die man in Rom bis jetzt geſehen, einſtimmig erklärten. Raphael hatte die bunte andaluſiſche Tracht eines Majo angelegt. So wie er in's Zimmer trat, gab die ganze Geſellſchaft auch ihm ihren Beifall zu erkennen. Sein Lockenhaar war von einem goldenen Haarnetz, deſſen Quaſten bis über den Rücken auf die ſchön und reichgeſtickte Kleidung herabhing, bedeckt. Schärpe, Stoßdegen, Schleifen, Federn, ſelbſt die ‚Navaja‘ (Stoßmeſſer), Alles ſtimmte mit dem Putze des andaluſiſchen Elegants, aus den untern Ständen, überein. Die, Marien begleitende Duenna, war gleichfalls in ruſſiſcher, jedoch einfacher Volkstracht.

Lange hatten die Masken auf dem Corſo durcheinander gewirbelt. Man ſah Türken, Mohren, amerikaniſche Wilde, Arlechino's, Pantalons, Doctoren mit gewaltigen Klyſtirſpritzen, deutſche Lanzenknechte, den Weinkrug in der Hand, phantaſtiſche Geſtalten, deren Bedeutung zweifelhaft bleiben mußte, alle Volkstrachten Italiens der damaligen Zeit, ſo wie aus der der Republik, ſich wie einen großen, nie abreißenden Zug die Straße auf- oder abwärts drängen, aber ſie bildeten gleichſam nur die Staffage einzelner Gruppen von mehrerer Bedeutung. Hier zog z. B. ein römiſcher Triumphator, umgeben von allem Gepränge der glänzenden Zeit der Republik, die

Straße hinab. Ausrufungen aus aller Munde, Beifallklatſchen aus allen Fenſtern, waren die Anerkennung der wohlgelungenen Darſtellung des glänzenden Zuges. Gleich hinterdrein folgte aber ſein karrikirtes Abbild. Der Triumphwagen, auf dem ſich der Held in heroiſcher Stellung befand, war eine Art Bretterkarren, er ſelbſt hatte eine dicke weinrothe Naſe, einen Buckel, und trug eine lange Allongenperrücke. Lictoren und Gefolge waren allzumal Krüppel, der Siegeswagen ward von ein paar Ziegenböcken gezogen. — In ähnlicher Art ward auf einem andern Wagen der „Tod der Cleopatra" dargeſtellt. Ein korpulenter Kerl von ſechs Fuß Größe in Tricot mit einem mächtigen Buſen, hielt einen ungeheuren Aal — als Schlange — in der Hand. Auf einer Ruhebank hingelagert, ſetzte er die, ſich ihm fortwährend entwind[illegible] Schlange zum Biſſe an. Zwei Arlechine und zwei Pantalone vertheidigten, mittelſt ihrer Pritſchen und durch Werfen von Confetti (Gypskugeln), den Wagen gegen ſechs mit Klyſtirſpritzen und Verbandſtücken verſehene Doctoren, welche durchaus das Fuhrwerk erſtürmen und der ſchönen Königin Hülfe bringen wollten; die Hanswürſte baten um St.

Peters willen doch Ihre ägyptiſche Majeſtät ruhig ſterben laſſen zu wollen. Sie wurden in dieſem Beſtreben von ihren zahlreichen Genoſſen unter der Maſſe, durch Krähen und Confettiwerfen, unterſtützt, und endlich auch die ärztliche Attaque glücklich abgeſchlagen. Lange wiederholten ſich noch Maskenzüge einzelner Art, und zwiſchen ihnen ergoß ſich ein Strom ähnlicher Masken, von welchem die meiſten ziemlich abentheuerlicher Art waren. Dieſe gehörten, der Mehrzahl nach, den untern Ständen an; man ſah vorzüglich Türken, Mohren, Ritter und Vornehme, letztere beſonders karrikirt, denn die Stelle der Barettfedern vertrat meiſtens eine Kohlſtaude, die der Quaſten und Schleifen ein Salatkopf, die Stickerei ein Strohgeflecht, und mancher Mohr, der ſich die Haut mit Ofenruß geſchwärzt, erſchien durch den Schwamm eines zudringlichen Baders halb ſchwarz, halb weiß im Geſicht. Da indeß der Untergang der Sonne bald herannahete, ſprengten plötzlich der Barigello und ſeine Unterbeamten den Corſo hinab und die Masken machten von allen Seiten Platz, um den Roſſen, die ihren Wettlauf beginnen ſollten, Raum zu laſſen. Man erblickte an dem einen Ende der langen Bahn einen offnen Schuppen, unter welchem ſich zwölf Pferde, gehalten von Stallknechten und ungeſattelt, befanden. An den Seiten waren ſie mit Kupferblech behangen, an welchen kleine Spitzen und Stacheln befeſtigt waren, um die Pferde zu ſchnellerem Laufe zu ſpornen. Dies ſchien jedoch kaum nöthig, denn die Pferde waren bereits ſo unruhig, ſie drängten ſo heftig gegen das vorgezogene Seil, daß man beſorgen mußte, daß ſie dies noch vor dem Beginn des Rennens zerſprengen würden. Die Thiere ſchienen gewiſſermaßen unterrichtet um was es ſich handle, ihre Naſenlöcher dampften, die Siegesluſt ſprühte aus dem feurigen Auge, und alle waren von kräftiger und ſchöner Geſtalt. Das Letztere war um ſo natürlicher, als ſie ſämmtlich das Eigenthum römiſcher Fürſten waren, indem dieſe allein das Recht hatten, ihre Pferde zu dem Rennen zu ſenden. Der Preis des Sieges war ein koſtbares Stück Sammet, welches die Juden in Rom umſonſt dazu hergeben mußten, um ſich dadurch von der Verpflichtung loszukaufen, in eigner Perſon nach dem Ziele zu laufen. — Am entgegengeſetzten Ende der Bahn war ein weißes Tuch aufgeſpannt, denn dort wurden die Pferde, welche nackt und ohne Reiter nach dem Ziele jagten, von den Stallknechten wieder eingefangen.

Aller Augen ſahen bereits längere Zeit nach dem Auslaufspunkte, als plötzlich ein Kanonenſchuß ertönte, die Stimme des Barigello erſcholl, und eine Trompetenfanfare ſchmetterte. Jetzt fiel das Seil, und wie ein verkörperter Orkan ſtürzten die zwölf Roſſe aus dem Schuppen hervor, und die Bahn abwärts. Die Ahnung der Ehre des Sieges ſchien ſie mehr als die Stacheln anzutreiben, denn ſie bedienten ſich aller Hülfsmittel, wodurch Eins dem Andern zuvorkommen konnte, um ihm den Sieg zu entreißen. Hier ſchlug oder biß eines im Fluge nach dem vorbeiſchießenden Nachbar, ein drittes bog dieſem in den Weg, daß er zuſammenſtürzte, ein viertes ſetzte im Bogen über das gefallene weg, und drängte ein fünftes und ſechſtes dergeſtalt, daß dieſe aus der Bahn in die Zuſchauer brachen, zwei oder drei Arlechine, eben ſo viel Pantalons und Doctoren zu Boden rannten, die ſterbende ägyptiſche Majeſtät ſo erſchreckten, daß ſolche unter einem Zetergeſchrei den andringenden Roſſen den gequälten Aal in's Geſicht ſchleuderte, der Triumphator aber von ſeinem hohen Sitz geworfen wurde, und dieſen erſt lange nachher mit geſchundener Naſe und geſchwollenen Augen wieder einnehmen konnte. Dieſe Unglücksfälle, das Jagen und Stürzen der Roſſe wurde durch das Krähen der Arlechine und Pantalone, den Jubel der Türken und Mohren auf's Lauteſte gefeiert, dieſe Töne aber ſteigerten ſich durch das Schreien der zu Boden Geworfenen, durch das Lachen und Quiken der entfernteren Gruppen zu einem wahren Höllenlärm, und als der ſchöne Schimmel des Fürſten Sciarra Colonna, eines bei den Römern ſehr beliebten Mannes, den Sieg errungen hatte, ſo wurde der Spectakel ſo groß, daß Jedermann hätte für ſein Trommelfell beſorgt werden können. —

So wie das Wettrennen beendigt war, füllte der Maskenſchwarm auf's Neue den Corſo. Zug auf Zug, einer immer abentheuerlicher wie der andere, zogen die Straßen auf- oder abwärts. Je nachdem er ſchön oder häßlich, mehr oder minder ſinnreich erfunden war, wurde er mit Jubel oder Spott, Lachen oder Ziſchen, Krähen oder Confettiwerfen empfangen. Den meiſten Beifall aber fand eine Maske, welche ſich beweglich und munter wie ein

Wieſel durch die Gruppen drängte, und deren Beſtrebungen überall durch lautes Jubelgeſchrei belohnt wurden. Es war eine allerliebſte und zugleich reich koſtümirte Zigeunerin. Auf den dunklen Locken trug ſie eine ſpitzige Mütze, von welcher ein langer Schleier herabhing, ein pralles Mieder umſchloß die üppige Bruſt, den vollen, ſtarken Nacken; die ganze Geſtalt zeigte eine jener kecken Römerinnen, mit der ſo graziöſen, wie ſtolzen Haltung, die man ſelbſt an den Perſonen der untern Stände in Traſtevere zu bewundern genöthigt iſt. Alles dies würde jedoch nicht hinreichend geweſen ſein, die Aufmerkſamkeit in dem Grade auf die Zigeunermaske zu ziehen, als es der Fall war, wenn ſie nicht ihre Rolle auf eine ausgezeichnete Weiſe zu ſpielen verſtanden hätte. Jedem, der ihr die Hand hinhielt, ſagte ſie einige ſchnell improviſirte Verſe, die, wie es den Anſchein hatte, entweder beſonders witzig, oder doch gut gedichtet ſein mußten, denn ſobald ſie ſchwieg, ertönte ein gewaltiges Jubelgeſchrei der Umſtehenden, und Der, dem ſie prophezeiet hatte, entfernte ſich ziemlich eilig, von krähenden Hanswürſten längere Zeit verfolgt.

Es konnte nicht fehlen, daß die Zigeunerin auch bei unſerer Geſellſchaft Aufmerkſamkeit erregte, da man indeß keine ihrer Improviſationen verſtehen konnte, ſo ging das Intereſſe daran verloren, und einige der Damen ſchlugen daher vor, ſich hinab auf die Straße zu begeben, indem mit dem Pferderennen auch die etwa mögliche Gefahr vorbei, und überhaupt in einer Viertelſtunde der Augenblick da ſei, wo Jeder die Larve abnehmen müſſe.

Der gethane Vorſchlag ward von den Anweſenden mit Beifall aufgenommen, und die Geſellſchaft ging hinab, um ſich unter den Maskenſchwarm zu miſchen. Die muntere Zigeunerin war indeß verſchwunden, und nur das aus der Ferne tönende Gelächter deutete die Gegend an, wo ſie ſich eben-befinden mochte. Unſere Bekannten zogen indeß den Corſo hinab. Maria befand ſich am Arme Raphaels, und beide bildeten ein ſehr ſchönes Paar, wie einige Pane und Satyrisken, Halbgötter und Arlechine, dies durch Ausrufungen und Capriolen kund zu geben trachteten. Man war jetzt bis zur Säule des Trajan, unweit der Porta del Popolo, hinabgelangt, und die Geſellſchaft ſtellte ſich auf eine kleine

Erhöbung, wo ſie Alles am beſten überſehen konnte. Auch hier zeigten die vorüberziehenden Masken öfters auf die ſchöne Gruppe, welche Raphael und Maria, der Spanier und die ruſſiſche Fürſtin, bildeten. Plötzlich fühlte ſich Maria bei der Hand ergriffen. Erſchrocken wandte ſie ſich nach der Seite, wo dies ſtatt hatte; die Zigeunerin ſtand dicht neben ihr. Ein paar dunkle Augen ſtarrten durch die Larve, und ſchienen ſie unwillig zu betrachten. Dies mochte zwei oder drei Secunden gedauert haben, als die Zigeunerin ihre Hand losließ und zu ſprechen anhob:

„Was willſt Du, Weib, aus fernem kalten Norden,
Bei dieſem Sohn des heißen Sonnenlichts? —
Glaubſt Du, Dir ſei das ſchöne Loos geworden,
Ihn Dein zu nennen? — Nimmer! — Hoffe nichts!“ —

„Mein iſt er! Mein! Du wirſt ihn nicht entreißen
Der Sonnentochter, feurig liebend, kühn!
Du Schwache wirſt ihn nicht dem ſtarken, heißen,
Dem gluthenvollen Herzen nicht entziehen.“

„Was könnteſt Du, Du Kalte, ihm gewähren,
Das er in Fülle nicht von mir empfing?
Ha, geh! Magſt Du in Liebe Dich verzehren,
Für ihn ſind Deine Flammen zu gering!“ —

Die Worte, welche die Fremde ſprach, wurden mit einer, vor Leidenſchaft bebenden Stimme ausgeſtoßen. Man konnte, ja man mußte bemerken, daß es mehr als bloßer Maskenſcherz ſei, was ihr dieſe in den Mund gelegt hatte. Maria war wie vom Blitze getroffen.

„Wer biſt Du?“ ſtammelte ſie endlich.

„Entferne Dich, Maske!“ rief Raphael heftig.

„Wer ich bin?“ ſagte die Zigeunerin, indem ſie Raphaels Worte zu überhören, und ſich einen Moment zu beſinnen ſchien. „Du kennſt mich nicht. — Oder kennſt Du mich dennoch?“ —

Mit den letzten Worten trat ſie einen Schritt zurück, haſtig riß ſie ſich die Larve ab, warf einen blitzenden feindlichen Blick auf Maria, und verlor ſich dann im Gedränge.

Die Verlobte Raphaels hatte das Geſicht der Fremden nur auf einen Blick, aber dennoch genug geſehen, um in ihm die Züge jener Geſtalt, die in der Madonna della Sedia, wie in den andern Gemälden, ihr ſtets das Blut nach dem Herzen gedrängt, zu erkennen. —

Von den ſie umgebenden Damen ward Maria heftig beſtürmt zu ſagen, wer die Fremde ſei, und ob ſie dieſe erkannt habe?

Sie ſuchte ſich zu faſſen, ſie verneinte es, aber ſie war wie vernichtet. Da es bereits zu dämmern begann, als jener Auftritt ſtattfand, ſo ſchien Raphael der Meinung zu ſein, daß Maria die Zigeunerin wirklich nicht erkannt habe, er äußerte weiter kein Wort über das, was vorgegangen; als ſich aber die Geſellſchaft noch vermehrte, und Kardinal Bibiena hinzugekommen war, ſo trennten ſich die Verlobten an dieſem Abend, ohne daß von dem Vorgefallenen weiter die Rede ſein konnte.

Maria ſchloß die darauf folgende Nacht kein Auge, ihr Blut wallte in Fieberhitze, ſie vergoß tauſend Thränen; erſt als der Morgen herankam, genoß ſie einige Ruhe. Tauſend Gedanken ſchoſſen ihr durch den Kopf. Sollte ſie offen mit Raphael von Allem ſprechen, was ihr Herz beunruhigte? Aber wußte ſie denn etwas Poſitives, als daß ſie eine Nebenbuhlerin habe, daß dieſe ſie haſſe, und hatte ſie unter den ſo eigenthümlichen Verhältniſſen überhaupt ein Recht ſich zu beklagen? Sollte ſie ſich dem Oheim entdecken? Aber würde dies etwas anders heißen, als deſſen Vermittlung anzurufen, ihr Verhältniß mit Raphael aufzulöſen, und wußte ſie denn überhaupt ob ſie ihm nicht Unrecht thue? Noch war ſie mit ſich ſelbſt deshalb in einem heftigen Kampfe befangen, als Sebaſtiano gemeldet wurde.

So wenig ſie dieſem Mann geneigt war, ſo ſehr ſie beſorgen mußte, aus ſeinem Munde die Beſtätigung ihrer Befürchtungen zu hören, ſo war er ihr heute dennoch willkommen, da ſie hoffen konnte, durch ihn einigen Aufſchluß zu erhalten.

„Ich habe mit mir lange im Streite gelegen, Signora,“ hob er nach den üblichen Begrüßungen an, „welches unter zwei Uebeln, denen ich kaum werde entgehen können, ich zu wählen habe: Ob ich nämlich Euch als ein Verläumder oder als ein Wortbrüchiger erſcheinen ſoll. Ich wählte endlich lieber das Erſte, denn Ihr habt dann wenigſtens es in Eurer Macht, zu unterſuchen, ob Jemand, der Euch aufrichtig ergeben iſt, dieſen Titel verdient oder nicht. Das, was ich Euch zu hinterbringen habe, bezieht ſich auf das bewußte — Modell.“

„Habt Ihr nähere Nachrichten über die räthſelhafte Unbekannte eingezogen?“ fragte Maria haſtig.

„So ziemlich;“ verſetzte Sebaſtiano. „Meine Nachrichten, ſo weit ſie reichen, ſind auch authentiſch, und ich werde meinen Bürgen nennen. Da ſie Euch indeß unangenehm ſein könnten, ſo werde ich ſie Euch nur dann mittheilen, wenn Ihr mir die unverbrüchlichſte Verſchwiegenheit angelobt. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß Euch dies nicht hindern darf, Euch von der Wahrheit ſelbſt zu überzeugen; vorausgeſetzt, daß Ihr dabei keinen Namen nennet."

„Ich gebe Euch darauf mein Wort;" fiel Maria lebhaft ein.

„Nun wohl, ſo hört;" ſagte Sebaſtiano. „Wie ich bereits Euch geſagt, beſchloß ich, meinen häuslichen Cerberus auf das Ungethüm, das die räthſelhafte Fremde bewacht, loszulaſſen, das heißt, ich ſuchte es ſo einzurichten, daß die beiden Drachen auf eine gute Weiſe ſich befreundeten. Dies gelang auch, indem der meinige den andern, mit dem er vor der Hausthüre eine Bekanntſchaft angeknüpft, zu einer fetten Polenta und einem magern Haushahn, den ich als einen gemäſteten Kapaun zu genießen mich geweigert hatte, einlud. Die Zuſammenkunft fand ſtatt, ſie ward mehrmals wiederholt, und nach und nach errang ſich mein Ungeheuer das Vertrauen der gegenüberwohnenden. Das Letztere begann nun zu beichten. Obwohl die Alte von hier iſt, und über Stand und Namen der Fremden keine beſtimmte Auskunft geben kann, da ſie erſt nach deren Ankunft in ihren Dienſt getreten, ſo iſt doch Folgendes gewiß: Die Unbekannte iſt aus Urbino, dem Geburtsorte Raphaels, und eine alte Bekannte des Letztern. Die Alte hat ſie oft von den dortigen Localitäten, ſo wie von Herrn Ciarla, dem Oheim Eures Verlobten, mit Raphael ſprechen hören. Im Geſpräch nennt ſie dieſer: ‚Stella‘, die Alte zweifelt indeß, daß es ihr rechter Name ſei, ſondern meint, daß ſie ſolchen vielmehr ſorgfältig zu verbergen trachte. Nanni, Perin und Penni, die einzigen Männer, welche ſie außer Raphael beſuchen, heißen ſie: ‚la Fornarina‘. Als die Alte ſie einſt gefragt, ob ihr Vater ein Bäcker ſei, weil die Künſtler ſie mit dieſem Namen belegten, hat ſie ein lautes Gelächter aufgeſchlagen, und endlich hinzugefügt: ‚Perin habe dieſen Namen erfunden, weil ſie eine Art kleiner Kuchen, die Raphael beſonders liebe, und die man zu Urbino finde, vorzüglich gut zu backen verſtehe.‘ Dies möge auch wohl wahr ſein, hat die Alte hinzugeſetzt, denn wenn Raphael und die eben Genannten zum

Beſuch erwartet würden, ſeien ſolche Kuchen bereitet worden."

„Und Raphael beſucht ſie oft?" fragte Maria ſtockend.

„Er kommt täglich!" fiel Sebaſtiano ein. „Wenn er im Vatican arbeitet, ſo vergeht kaum eine Stunde, wo er nicht von der Arbeit zu ihr eilt. Da dies auch der Fall geweſen, als er in der Vorſtadt in der ‚Villa Chigi' gemalt, ſo hat ihm der Beſitzer erlaubt, die Fremde mitzubringen. Sie iſt früh mit Raphael gekommen, und Abends mit ihm zurückgekehrt."

Jedes Wort Sebaſtiano's fühlte Maria wie einen Meſſerſtich im Herzen. Sie ſuchte ſich indeß zu faſſen, und ſagte ſo ruhig als es ihr möglich war:

„Wißt Ihr nicht, ob ſie geſtern den Corſo beſucht hat?"

„Ja, als Zigeunerin;" verſetzte Sebaſtiano. „Sie ſoll ein ausgezeichnetes Talent für die Improviſation haben. ‚Perin,' ſagte die Alte, ‚ſei oft ganz entzückt, wenn die ‚Fornarina' wie er ſie nennt, wie eine Begeiſterte zu Viertelſtundenlang in Verſen redet.' Aus dieſem Grunde, verſichert mein Ungethüm, ſei ſie auch geſtern als Zigeunerin maskirt geweſen, und habe rechts und links den Leuten Glück und Unglück prophezeit. Die Maske, ſagt mein Ungeheuer ferner, ſei allerliebſt und ſehr koſtbar geweſen; Signor Raphael habe ſolche nach einer Zeichnung von ihm verfertigen laſſen.“

„In der That?“ ſagte Maria, gleichgültig ſcheinen wollend, aber die Zunge verſagte ihr faſt den Dienſt. — „Die Fremde ſcheint ſehr glücklich, oder ſehr leichtſinnig zu ſein.“

„So meinte ich auch,“ ſprach Sebaſtiano, „aber die Alte hat verſichert, daß ſie oft Stundenlang weinend ſitze, und Raphael dann alle Mühe habe, ſie zu beruhigen. Ueberhaupt habe ſie nur dann Ruhe, wenn — verzeiht, Signora, aber ich muß aufrichtig ſein — wenn Euer Verlobter bei ihr ſei. Jetzt, wo er ſeit einigen Tagen in ſeinem eigenen Hauſe arbeitet, beſucht ſie ihn manchmal dort, Abends aber kommt er zu ihr, und bringt dann und wann Nanni Perin oder ſeinen ‚Fattore‘, den Penni, mit.“

Maria war von dem, was ſie vernommen, in innerſter Seele ergriffen. Sie ſah ein, daß, mochte auch Sebaſtiano immerhin Raphaels Feind ſein, ſeine Mittheilungen nicht auf Erdichtungen beruheten.

So viel war überdies gewiß, daß die Fremde und die Zigeunerin eine und dieſelbe Perſon war, daß Raphael ſolche längſt gekannt und in näheren Beziehungen zu ihr geſtanden, dieſe Bekanntſchaft aber bis zu demſelben Tage fortgeſetzt hatte. Mit Mühe ſuchte Marie ſo viel Faſſung zu gewinnen, um Sebaſtiano für deſſen Mittheilungen zu danken und ihm Verſchwiegenheit zu empfehlen. So wie derſelbe indeß das Zimmer verlaſſen hatte, brach ſie in einen Strom von Thränen aus. Es waren die heißeſten, die bitterſten, die ſie in ihrem ganzen Leben geweint. Noch hatte ſie ſolche nicht getrocknet, als Doctor Neri gemeldet wurde. Er hatte den Kardinal, den er beſuchen wollte, nicht angetroffen, und bat um Erlaubniß, bei Marien, deſſen Rückkehr erwarten zu dürfen.

„Entſchuldigt, Signora, wenn ich Euch ſtöre;“ ſagte er beim Eintritt. „Der Namenstag Eures Oheims iſt in wenigen Tagen; ich werde nicht zu Rom anweſend ſein, und da ich bereits morgen nach Venedig reiſe, ſo wollte ich ihm vorher eine kleine Gabe als Andenken zu dieſem Tage überreichen. Ihr ſeid ja auch eine Freundin der Kunſt und Dichtung, und darum geſtattet Ihr mir wohl Euch die Kleinigkeit vorzulegen. — Seht,“ ſagte er, eine hübſch verzierte Rolle öffnend, „da hat Aretino ein ſatyriſches Gedicht gemacht, Michel Angelo hat auf meine Bitte Randzeichnungen, die ſich auf den Inhalt beziehen, dazu verfertigt, und ich bringe das kleine Kunſtwerk Eurem Oheim. Das Gedicht heißt ‚der Untergang des Pegaſus‘.“

Maria war eben nicht in der Stimmung, Gedichte und Zeichnungen zu bewundern, dennoch war ſie genöthigt, auf das Blatt zu ſehen. Aretino's Gedicht ſchilderte die Art und Weiſe, wie das Flügelpferd der Dichtung gemißhandelt und zu Grunde gerichtet wird; die ſehr ſchönen Zeichnungen ſtellten den Inhalt bildlich dar. Auf einer ſah man den Pegaſus im Geſchirr vor dem Pfluge; ein Böotier trieb das edle Thier mit Schlägen an; in der zweiten trug es Säcke, wie ein Müllereſel, und eine dicke Bäuerin mit einem ſaugenden Kinde ſaß überdem auf ſeinem Rücken; in der dritten befand es ſich im Nothſtall des Schmiedes; es ward beſchlagen, die Flügel, Mähne und der Schweif, ja ſelbſt die Ohren wurden ihm geſtutzt; auf der vierten lag es todt auf einem Karren, und ward zum Hofe hinauskutſchiert.

„Das iſt der Untergang, der dem Pegaſus bereitet wird! Nun kommt der, den er ſich ſelbſt bereitet;" ſagte Neri, indem er das Blatt umwandte. „Seht," ſagte er, „hier ein offenes Feld; dort auf dem Gipfel eines Hügels ſteht der Tempel des Ruhms. Die Bahn iſt frei, das edle Roß kann ſie in Windeseile erreichen. Doch ſeht hier ein zweites Bild. Das Roß iſt aus der Bahn gebrochen, ein Abgrund, in dem ein Waldſtrom brauſ't, liegt auf ſeinem Wege, es will ihn überſpringen, der Anlauf iſt aber zu kurz, es ſtürzt hinab und wird zerſchmettert.'

Warum überflog es ihn nicht?" fragte Maria trüb lächelnd.

„Es war zu ſtolz, um für ſo kleinen Raum die Kraft der Schwingen brauchen zu wollen. — Hier, Signora, ein drittes Bild. Ein breiter Strom trennt den Pegaſus von dem Ruhmestempel. Ihn zu überfliegen wäre leicht, aber das Flügelroß will ein Mittel anwenden, das ja auch ſeinen untergeordneten Brüdern von der Natur geboten ward; es durchſchwimmt ihn und — ertrinkt dabei! Es verkannte ſeine Gaben.“

„Seht hier das vierte und letzte Bild. Der Pegaſus verſchmäht das Ziel, das auch ſchon von Andern erreicht ward. Nicht der Ruhmestempel iſt der Endpunkt ſeines Strebens, es iſt die Sonne ſelbſt, der Heerd des Centralfeuers, an dem ſich die Fackel des Genius entzündet, das flammende Element, in welchem Kunſt, Schönheit, Genuß, in Eins zuſammenſchmelzen. Kräftig entfaltet das edle Roß die mächtigen Schwingen, nachdem es ſich durch einen Trunk aus der Schale, die ihm der Genius vorgehalten, zu der Reiſe durch den Aether begeiſtert, es ſteigt empor, höher und höher, die Erde entſchwindet ſeinem Blick; es iſt in Sonnennähe. Aber auch der Genius vermag nichts gegen die Geſetze der Natur, er erliegt im Kampfe mit der Urkraft. Die Flammen umwogen das göttliche Roß, ſeine Mähne ſchlägt in Lohe auf, es ahnet daß es vernichtet werden wird, dennoch ſchwingt es ſich empor, es dringt in die Lichtwolke, und — ſtirbt einen ſchönen Tod.“

„Und warum,“ fragte Marie, „vernichtet es ſich auf dieſe Weiſe?“

„Es wird von dem Fatum geopfert, und dieſes will dadurch beweiſen, daß auch dem Halbgott noch die Schlacke der Erde anhänge;“ ſprach Neri ernſt. „Bedächten wir dies immer, ſo würden wir nachſichtiger mit den Schwächen ſein, die oft den edelſten Naturen eigen ſind, wir würden den Genius nicht mit dem Alltagsmaaßſtabe meſſen, wir würden ihn nicht in Formen preſſen wollen, die nicht für ihn gehören, nicht Forderungen an ihn ſtellen, die er nicht erfüllen kann. Die Wege des Genius ſind andere, als die der übrigen Menſchenkinder. Wer nicht auf dieſen zu wandeln verſteht, der bleibe dem Waller fern, nachdem er ihn am Scheidewege freundlich und liebend zum Abſchiede die Hand gereicht.“

Wie es ſchien, fanden die Worte Neri's einen ſtarken Widerhall in Mariens Buſen. Es ſchien plötzlich in ihr zu tagen, ihren Blicken klar zu werden, was ihnen ſonſt verborgen lag.

„Ja, Meiſter,“ rief ſie, „Ihr habt Recht! Die Wege des Genius ſind von denen gewöhnlicher Menſchen verſchieden, und der Pegaſus muß kein Joch tragen, und wäre es aus Roſen geflochten; er würde nicht den Duft, ſondern nur die Dornen fühlen. —

Euer Wort hat mein Tiefinnerſtes ergriffen,“ fuhr ſie fort, „erlaubt deshalb, daß ich Euch mein Herz aufſchließe, mich mit Fragen an Euch wende, die meiner Handlungsweiſe zur Richtſchnur dienen ſollen. Ihr ſeid klug, Ihr ſeid gut, Ihr habt Lebenserfahrung; ich bin jung, unerfahren, und ſtehe allein.“

„Seid verſichert,“ ſagte Neri mit Wärme, „ich werde Euch rathen, wie ein Vater der geliebten Tochter rathen würde.“

„Ihr wißt,“ ſprach Maria, „ich bin die Verlobte Raphael Sanzio's. Demungeachtet, oder vielmehr eben deshalb, muß ich Euch bitten, ganz offen mit mir zu ſprechen.“

„Sprecht, Signora, ich ſcheue Niemand;“ verſetzte Neri feſt und ruhig. „Auf ein offenes Wort pflege ich offene Antwort zu ertheilen, ohne rechts oder links zu ſchauen.“

„Ihr kennt den Charakter Raphaels, ſeine Vorzüge und ſeine Schwächen?“ fragte Maria.

„Der erſte iſt edel, die andern verbirgt er nicht; es iſt nicht ſchwer, beide zu beurtheilen;“ erwiederte Neri.

„So kennt Ihr auch ſeine Neigung zu den Frauen, namentlich ſein Verhältniß zu einer jungen Urbinatin, die hier lebt?"

„Ich kenne es?" erwiederte Jener ruhig. „Sie iſt Raphaels Jugendgeliebte, ſie eilte auf die Nachricht ſeiner Verlobung hierher. Es iſt ein eigenthümliches Geſchöpf, dieſes Mädchen. Raphael würde ſie, als er Urbino verließ, geheirathet haben, ſie ſchlug ſeine Hand aus, weil ſie behauptete, daß die Kunſt, in welcher er nicht nur ſeine Zeitgenoſſen, ſondern alle Maler der Zukunft zu überſtrahlen beſtimmt ſei, darunter leiden würde, wenn er ſich an eheliche Verhältniſſe, an häusliches Leben binde. So lange er ſeiner Neigung zu den Frauen freien Lauf ließ, von einer zu der andern flatterte, blieb ſie ihm fern, ſobald ſie aber von dem Gerücht, daß er ſich verehelichen wolle, Kunde erhielt, eilte ſie hierher, alle ihren früheren Anſprüche an ſeine Liebe, mit Daranſetzung ihres eigenen Wohls — ſie iſt aus gutem Geſchlecht — wie ihres Rufes, mittelſt gänzlicher Hingebung ihrer Perſon, geltend zu machen."

„So will ſie ihn heirathen?" fragte Maria mit Erſtaunen.

„Nein," erwiederte Neri. „Sie denkt heute noch wie ſonſt. Sie behauptet, im ehelichen Leben, im Kreiſe einer Familie würde Raphael als Künſtler zu Grunde gehen. „Nie,‘ ſo pflegt ſie zu ſagen, ‚würde ich ihn heirathen, aber auch keine Andere ſoll es. Er ſoll nur der Kunſt, der Schönheit, dem Genuß leben. Er mag in dieſem, er mag früh ſterben, aber er ſoll ſterben, ohne von dem Gipfel des Ruhmes, den er erſtiegen, herabzuſteigen.‘ — Ich bin überzeugt, daß dieſe ‚Fornarina‘, wie ſie die jungen Künſtler nennen, Euch ruhig als die Braut, als die Geliebte Raphaels ſehen, daß ſie jede Andere außer ihr ruhig dulden, ja, daß, wenn ſie wüßte, daß er ein größeres Glück in den Armen irgend eines andern Weibes finden könnte, ſie ſich eben ſo ruhig, wie ſie gekommen, zurück in ihre Heimath begeben würde, daß ſie dagegen alle Kräfte aufbieten wird, eine Verehelichung des Mannes, den ſie mit ſchwärmeriſcher Hingebung liebt, zu hintertreiben. Man kann dieſe Idee überſpannt, unſinnig, ja verbrecheriſch nennen, dennoch iſt ſie das Product einer ſtarken, einer grenzenlos liebenden Seele, und nur eine ſolche iſt im Stande ſie zu faſſen, und über ſie ein Urtheil zu fällen.“

„Glaubt Ihr, daß jenes Mädchen ſich von Raphael zurückziehen könnte, wenn meine Verbindung mit ihm geſchloſſen würde?“ fragte Maria nach längerem Nachdenken.

„Unfehlbar;“ verſetzte Neri. „Dieſe ſtolze Seele würde heilige Rechte nicht beeinträchtigen wollen.“

„Meint Ihr — und, Meiſter, ich frage Euch über einen Gegenſtand, an welchem das ganze Glück mehrerer Menſchen hängt — daß jenes Mädchen in ihrer Beurtheilung Raphaels Recht hat?“ — ſprach Maria mit einer gewiſſen Feierlichkeit im Tone.

„Sie hat Recht!“ erwiederte Neri nach längerer Pauſe. — „Raphael iſt ein edler Menſch, aber er hat eine Schwäche: Es iſt ungezügelte Genußſucht. — Zwei Dinge ſind möglich: Er überwindet ſie im Eheſtande, oder er überwindet ſie nicht. Iſt das Erſte der Fall, dann iſt ſein Zuſtand ein gezwungener, im Zweiten ein unglücklicher, in jedem vernichtet ſie ihn als unerreichten und unerreichbaren Künſtler.“ —

Während Neri ſprach, blickte ihm Maria ſtarr in's Geſicht, man konnte bemerken, welchen Eindruck ſeine Worte auf ſie machten, denn ihr ſchönes

Geſicht ward bleich und bleicher, doch behielt ſie ihre Faſſung. So wie er zu reden aufgehört, reichte ſie ihm die Hand.

„Ich danke Euch, Meiſter;" ſagte ſie. „Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe. Ihr habt offen und redlich zu mir geſprochen, und redlich werde ich den Sinn, der in Euren Worten liegt, bedenken, und meine Entſchlüſſe darauf gründen."

„Gott ſchenke Euch ſeinen Segen, wie ſeinen Frieden!" ſagte Neri mit ſchmerzlichem Tone, und indem er Mariens Hand an ſeine Lippen drückte. — „Seid ſtark, Signora," ſetzte er hinzu, indem eine Thräne über ſeine gefurchten Wangen rollte, „ſtark wie die Liebe und wie der Tod." —

Da die Rückkehr des Kardinals eben gemeldet wurde, ſo verließ Neri das Zimmer, und Maria warf ſich auf einen Ruheſitz, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend. —

Es mochten einige Stunden vergangen ſein, als Kardinal Bibiena zu ſeiner Nichte in's Zimmer trat. Auf ſeiner Stirn ſchienen Sorgen zu lagern. Freundlich reichte er Marien die Hand, indem er ſie bat, ſich neben ihm niederzulaſſen, da er ihr etwas, ſie näher Angehendes mitzutheilen habe.

„Du weißt, liebe Maria,“ hob er an, „daß bereits vor einigen Tagen das Jahr zu Ende ging, welches ich Dir und Raphael als Bedenkzeit geſetzt, um Eure Verbindung zu vollziehen, oder das gezwungene, aber durch die Nothwendigkeit von mir herbeigeführte, Verhältniß für immer aufzulöſen. Ich glaubte, Raphael würde, falls er das Erſtere wünſchte, nach Ablauf der Friſt von ſelbſt zu mir kommen, und auf die Vollziehung der Verbindung dringen. Er hat dies nicht gethan, und ich darf Dir wohl kaum ſagen, was dies zu bedeuten hat.“

„Er liebt mich nicht mehr, und unſere Verbindung iſt ihm läſtig;“ ſagte Maria ruhig und mit Ergebung.

„So glaubte ich auch;“ fiel der Oheim ihr in die Rede. „Ich hielt es deshalb für angemeſſen, ſelbſt mit ihm über dieſen Gegenſtand zu ſprechen.“

„Wie? Ihr hättet in ihn gedrungen —“ hob Maria an, und ihr blaſſes Geſicht erſchien in einem Augenblicke wie mit Scharlach überzogen.

„Wie kannſt Du glauben, daß ich vergeſſen könnte, was ich Dir und mir ſchuldig bin?“ fiel Bibiena mit mißmuthigem Lächeln ein. „Ich ehre Raphael Sanzio. Er ſteht hoch, aber ſo hoch ſteht er nicht, daß ich ihm meine Nichte aufdringen möchte. — Schon längere Zeit ahnete ich, daß Raphael die Verbindung mit Dir nach Ablauf der feſtgeſetzten Friſt aufzulöſen geſonnen ſein dürfte. Der Grund dazu kam zufällig zu meiner Kenntniß, ich mußte Gewißheit darüber haben, und darum ſprach ich mit ihm ganz offen über dieſen Gegenſtand.“

„Ihr ſpracht mit ihm über — über die ‚Fornarina?‘“ ſtammelte Maria.

„Was fällt Dir ein?“ erwiederte verächtlich lächelnd der Kardinal. „Ich hatte wohl Veranlaſſung über ernſtere Dinge mit ihm zu reden, als über ein Mädchen, das, wie ich höre, aus Urbino ihm nachgelaufen iſt, und das zwei Zeilen von mir, an den Barigello gerichtet, wieder dahin ſenden können, woher es gekommen! — Nein, deshalb mit ihm zu hadern, kam mir nicht in den Sinn, und Du würdeſt eben nicht beſonders klug handeln, wenn Du es thäteſt, da ſich dergleichen wohl noch manchmal wiederholen könnte, und Du die Lacher gegen Dich hätteſt, wenn Du Dich als Braut bereits eiferſüchtig zeigteſt. Die Sache hat einen weit ernſteren Charakter. Wie ich vernommen — und ich wollte es Anfangs gar nicht glauben — ſoll der Pabſt im Sinne haben, Raphael den rothen Hut zu verleihen. Das iſt ein wichtiger Gegenſtand, denn wenn man auch dieſe Erhebung nur als eine Art Sinecure betrachten wollte, ſo iſt es doch der erſte Fall dieſer Art. Um nun zu erfahren was daran ſei, und weil auch Colonna, Aldobrandini, und mehrere andere Kardinäle wegen dieſes Gerüchts in mich drangen, ergriff ich die Gelegenheit mit Raphael zu ſprechen und ihm zu ſagen, daß jetzt der Termin, den ich geſetzt, zu Ende ſei, und ich von ihm und Dir eine Erklärung haben wolle. Seine Antwort ſollte mir zeigen, was es mit jenem Project für eine Bewandtniß habe.“

„Und was ſagte Raphael?“ fragte Maria haſtig.

„Meine Vermuthungen wurden beſtätigt;“ erwiederte der Kardinal. „Er ward auf's Höchſte verlegen, er ſprach von Deinen Vorzügen, von ſeiner Liebe zu Dir, fügte hinzu, daß er Deiner Hand nicht entſagen könne, daß aber gewiſſe Verhältniſſe, die er mich für den Moment als ein Geheimniß anzuſehen bitten müſſe, ihn veranlaßten mich zu erſuchen, die eheliche Verbindung zwiſchen Euch noch auf einige Zeit aufzuſchieben. Dies Geheimniß aber kenne ich; es iſt nichts, als die Ausſicht auf den Kardinalshut. Darüber nun will ich Entſcheidung haben. So hoch Raphael ſteht, laſſen es die Rechte der Fürſten der Kirche nicht zu, daß der rothe Hut als Belohnung eines, wenn auch noch ſo ausgezeichneten Künſtlers, vergeben werde, und ich werde, wenn davon die Rede ſein ſollte, offen in vollem Konſiſtorio proteſtiren. Dies darf aber nicht lange anſtehen, und darum muß Eure Verbindung entweder jetzt geſchloſſen oder für immer aufgelöſ't werden."

„Wohlan, Oheim," ſagte Maria mit Faſſung, „ſo kann ich Euch erklären, daß ich von dieſer Verbindung zurücktrete."

„Wie?" rief Bibiena überraſcht. „Noch vor Kurzem ſchien ſie das Glück Deines Lebens auszumachen."

„So iſt es, Oheim! So iſt es noch jetzt, und würde es für immer ſein;" verſetzte Maria.

„Und dennoch willſt Du ſie aufgeben?" fragte Jener mit Befremden. — „Maria," ſetzte er ernſt hinzu, „es ſoll mich ſchmerzen, wenn ich annehmen müßte, daß Du aus Leichtſinn in dies Verhältniß getreten und es nun auch aus Leichtſinn wieder verlaſſen willſt.“

„O, mein theurer Oheim,“ rief Maria, „mögt Ihr auch in der erſten Vorausſetzung Recht haben, im der zweiten thut Ihr mir bitteres Unrecht.“

„So iſt es,“ ſagte Bibiena, „eine Grille, vielleicht gar Eiferſucht wegen jener Fremden, die, wie es heißt, Raphael für einen Augenblick feſſelte, wie ihn ſchon früher Viele feſſelten. Du haſt ihn und ſeine Schwächen indeß gekannt, Du hätteſt Dich prüfen müſſen, ob Du ſolche Verirrungen zu ertragen im Stande ſein würdeſt. Iſt dies indeß dennoch der Fall, beunruhigt Dich blos die Anweſenheit dieſer Perſon, die, wie es mit andern der Fall geweſen iſt, auf ſeine Freigebigkeit, auf ſeine Schwächen ſpeculirt haben wird, ſo ſprich es offen aus, und ſie wird entfernt werden.“

„Nein, Oheim!“ rief Maria heftig. „Dies Mädchen ſteht höher als Ihr meint, ſie liebt Raphael wirklich, liebt ihn mit einer Stärke der Leidenſchaft, mit einer Hingebung, die nur ſtarken Seelen, ungewöhnlichen Charakteren eigen. Ich könnte dies Mädchen haſſen, dennoch bin ich es nicht im Stande, obwohl durch ſie all' mein Lebensglück zertrümmert wird. Ich weiche ihr, ich weiche ihrer ſtärkern, aufopfernden Liebe."

„Du biſt eine Schwärmerin, Maria;" ſagte kopfſchüttelnd der Oheim. „Das Mädchen, von dem die Rede iſt, iſt ein gemeines, ausſchweifendes, verlornes Geſchöpf —"

„Nimmermehr!" fiel ihm Maria in die Rede. „Ausſchweifend — nach dem Begriffe, den die Welt hineinlegt — mag ſie ſein; verloren auch; doch ſtürzt ſie ſich mit Ueberlegung in den vor ihr liegenden Abgrund, aber gemein iſt ſie nicht; gemein nicht, Oheim. Sie brachte Raphael Opfer, welche ich, ſo ſehr ich ihn liebe, nimmer bringen würde. Dennoch will ſie nicht ſein Weib ſein, auch wenn er es wollte."

„Grimaſſe, weiter nichts;" verſetzte der Kardinal. „Wer hat Dir dies Märchen aufgeheftet?"

„Jemand, von dem ich die Ueberzeugung habe, daß er die Wahrheit ſprach, den ich aber nicht nennen werde;" entgegnete Maria.

„Man hat auf Deinen Hang zur Schwärmerei ſpeculirt;" ſagte lächelnd der Kardinal. „Nichts wäre leichter, als Dich davon zu überführen. Man dürfte jenem Geſchöpf eine Anzahl Zechinen mehr bieten, als um die ſie Raphael zu prellen denkt, und ſie geht woher ſie gekommen. Dies wäre indeß unnütz, jeder Bajoc wäre weggeworfen. — Mag dies indeß ſein wie es wolle," fuhr Bibiena in üblerer Laune fort, „die Sache muß ein Ende finden. Ich kam, um Dir zu ſagen, daß Du Dich entſcheiden mußt, und ich werde ſodann Raphael Deinen Entſchluß mittheilen. Du ſagſt zwar, daß Du die Verbindung aufgiebſt, dies iſt indeß eine Mädchenlaune, die bald bereut werden dürfte. Ich gebe Dir deshalb drei Tage Bedenkzeit. Ueberlege wohl, was Du thun willſt. Binnen vier Wochen mußt Du Raphaels Frau, oder Euer Verhältniß binnen vier Tagen aufgelöſ't ſein."

„Zürnt nicht, theurer Oheim!" ſagte Maria wehmüthig lächelnd. „Bei Gott! ich bin nicht Schuld, daß ich Euch ſo viel Kummer verurſachen muß. Seid übrigens verſichert, daß Ihr in drei Tagen Antwort haben ſollt, und daß dieſe nicht nach

Laune, ſondern nach Prüfung und Ueberlegung gegeben, auch Eurer und meiner würdig ſein ſoll." — —

Es war zwei Tage ſpäter, als Maria in einen Mantel gehüllt, und tief verſchleiert, in ein kleines, in einer der engen, dem Vatican nahen Straßen, gelegenes Haus trat. Eine alte Frau ſchien ſie zu erwarten.

„Er iſt noch da, aber er geht ſo eben;" ziſchelte ſie. „Tretet indeß in dieſes Stübchen."

Eben hörte man eine Treppe höher eine Thür öffnen.

„Du kommſt doch heute Abend?" fragte eine ſüß tönende weibliche Stimme.

„Gewiß, Stella! Ich komme unfehlbar;" erwiederte eine andere, bei deren Ton Maria heftig zuſammenzuckte. Es war Raphael welcher ſprach.

„Jetzt will ich Euch hinaufführen;" ſagte die Alte leiſe, als Jener die Treppe hinab und zur Hausthür hinaus war. „Fragt ſie Euch, ſo ſagt: Ihr hättet Niemand getroffen, der Euch hätte melden können."

Die Alte ſchritt jetzt leiſe voran. Oben angekommen deutete ſie auf eine Thür. Maria drückte der Alten ein Goldſtück in die Hand, und trat ohne anzuklopfen in das bezeichnete Zimmer.

Es war ein reinliches, doch ohne Glanz ausmöblirtes Stübchen. In der Nähe der halb verhangenen Fenſter befand ſich eine Staffelei, auf welcher ein beinahe fertiges Portrait ruhete. Die Perſon, welche dazu geſeſſen, hatte auf einem Stuhle, in der Nähe des Bildes, Platz genommen, und war in tiefem Anſchauen deſſelben ſo verſunken, daß ſie Mariens Eintritt entweder nicht bemerkte, oder doch Niemand, der im Hauſe fremd war, erwartete. Unwillkürlich blieb Maria ſtehen und betrachtete die Sitzende. Dieſelbe war eine junge Perſon in Mitte der Zwanzig, die Züge waren die wohlbekannten des Modells, welches Raphael der Madonna della Sedia zuerſt, dann aber noch ſo vielen andern Bildern zum Grunde gelegt, doch waren ſie jetzt ſtärker, ausgeprägter. Die Geſtalt war mehr üppig, als graziös. Sie war faſt bis auf die Hüften entblößt, denn das äußerſt dünne, durchſichtige weiße, am Saum und an der Bruſt mit Gold geſtickte Gewand, verrieth mehr als es verhüllte, und konnte kaum eine Bekleidung genannt werden. Um die dunkeln Locken ſchlang ſich ein Myrthenkranz, deſſen Blätter von Gold waren, ein goldner Ring mit einer großen Perle zierte das Ohr. Auf dem Schooße lag ein karmoiſinrother, mit Pelz beſetzter Sammetmantel. Sie drückte einen Zipfel deſſelben mit der rechten Hand an die Bruſt, als ob ſie dieſe verhüllen wolle. In derſelben Attitüde war ſie auch auf dem Bilde dargeſtellt.*) —

Maria betrachtete ihre Nebenbuhlerin faſt eine Minute lang, dann trat ſie näher. Jetzt ward jene ſie gewahr und ſprang erſchrocken auf.

„Verzeiht, wenn ich ſtöre! Ich habe einige Worte mit Euch zu reden;“ ſagte Maria mit ſo viel ruhiger Faſſung, als ihr zu behalten möglich war.

Ihre Gegnerin ſchien äußerſt erſchrocken, doch gewann ſolche augenblicklich die verlorene Haltung wieder, und ſagte mit einem ruhigen Anſtande, den Maria bewundern mußte:

„Ich bedaure, Signora, daß der Mangel an Aufmerkſamkeit meiner Dienerin, mich in den Fall bringt, Euch nicht ſo, wie es die Sitte fordert, empfangen zu können. — Irre ich nicht, ſo ſehe ich Maria da Bibiena vor mir?"

---

*) Bild der „Fornarina‘ im Palaſte Pitti zu Florenz.

Mit einer Bewegung der Hand ladete ſie Marien ein ſich niederzulaſſen, und nahm dann, dem Anſcheine nach ohne die mindeſte Verlegenheit, ihr gegenüber den vorigen Platz ein, nachdem ſie vorher mit einer graziöſen Bewegung das Pelzmäntelchen um ihre Schultern geworfen.

„Wie Ihr wißt, Signora," ſagte Maria, aber trotz der mühſam erſtrebten Faſſung, hatte ihre Stimme etwas Bebendes, „bin ich die verlobte Braut Raphael Sanzio's. Ein Gerücht nennt uns Nebenbuhlerinnen. Ich wollte Raphael nicht betrüben, indem ich mit ihm über ein Verhältniß ſpräche, welches das meinige zu ihm beeinträchtigt, ja ſelbſt aufzulöſen droht, und ich beſchloß deshalb mich ganz offen an Euch zu wenden."

So wie Maria die erſten Worte geſprochen hatte, zeigte ſich in den Blicken ihrer Gegnerin der unverkennbarſte Ausdruck des Haſſes, ihr Auge blitzte, es hatte etwas unbeſchreiblich Feindſeliges, faſt Wildes.

„Ihr werdet,“ fuhr Maria mit mehr Feſtigkeit fort, „es mir in meinem Verhältniß nicht verargen können, daß, ehe noch meine Verbindung mit Raphael geſchloſſen wird, es mir nicht gleichgültig ſein kann, ſie wegen ſeines Umgangs mit Euch zum Stadtgeſpräch, und nach deren Vollziehung zum Geſpött werden zu ſehen. Ihr werdet fühlen, daß Eine von uns Beiden weichen muß.“

„Ich bin Die, welche weicht!“ ſagte die Angeredete kalt, aber ihr Auge flammte. „Heirathet Raphael, befriedigt Euren Stolz, indem Ihr den größten Künſtler, den die Welt ſah, Euren Ehemann nennt, wiegt Euch in der Hoffnung, ein Herz auszufüllen, das die Schönheit des ganzen Erdballs nicht auszufüllen im Stande iſt, tretet hin zum Opferaltar, reißt ihm die Lorbeerkrone vom Haupt, brennt ſie zu Aſche, ſchlingt ihm Euer mageres Myrthenreis um die entweihten Schläfe, und ſeid verſichert, daß mich derſelbe Abend nicht mehr in Rom ſehen ſoll, daß ich den Staub von meinen Füßen ſchütteln und nimmer zurückkehren werde. Raphael Sanzio der Große, der Unerreichte, er iſt mein Gott, mein Alles; der Ehemann

Mariens Bibiena iſt mir nichts. — Dagegen,“ dies ſagte ſie mit erhobener Stimme, „werde ich nicht eher weichen, bis ich ſehe, daß Raphael ſich Euch unwiederruflich hingegeben, daß er geſetzlich Euer Sklave geworden, und ich werde bis dahin Alles anwenden, dies zu hintertreiben.“

„Ich könnte,“ ſagte Maria, indem ſie ſo viel Feſtigkeit als ihr möglich war, in den Ton zu legen ſuchte, „vielleicht Mittel finden, Euch wider Euren Willen aus Rom zu entfernen, ich verabſcheue indeß jede Gewalt, auch möchte ich Euch nicht in Verhältniſſe bringen, die der Freundin, der früheren Geliebten Raphael Sanzio's, drückend wären. Es würde mich ſchmerzen, Euch in Mangel zu wiſſen. Durch unſer Verhältniß zu einem Manne, der Euch wie mir ſtets theuer ſein wird, ſtehen wir uns, wenn auch nicht durch freundliche Bande aneinandergeſchloſſen, dennoch nicht gänzlich fremd, und ich denke auch nicht für immer feindſelig gegenüber. Ich nehme Antheil an Eurem Geſchick. Ihr ſteht vielleicht allein, habt Niemand an den Ihr Euch wenden könnt, Raphael iſt Euer einziger Freund. Er ſcheidet, wie Ihr ſelbſt erklärt, von Euch, ſobald er mein Gatte iſt. Nehmt mich zur Stütze an, verlaßt Rom, ich gebe Euch dreitauſend Zechinen an dem Tage, wo dies der Fall iſt Es iſt kein Almoſen, es iſt blos eine der Verpflichtungen, die ich an Raphaels Stelle übernehme."

„O, mein Gott! Mein Gott! — Das iſt zu viel! Das habe ich nicht verdient!" rief Jene, indem ſie beide Arme gen Himmel erhob, mit dem ſchmerzlichſten Tone. „Nein, was ich auch gethan, wie ſchwer ich auch geſündigt habe, als ich den von der Menge ſo genannten Pfad der Tugend verließ, um einen Menſchen zu meinem Gott zu machen, ſo ſehr ſündigte ich nicht, daß ich wie eine feile Verworfene behandelt werden dürfte! Das habe ich nicht gedacht, daß der Kelch, den ich zu trinken übernahm, ſo Bitteres enthalten ſollte. — Ja, jetzt ſehe ich, wie ſchrecklich es ſich rächt, wenn ein Weib von dem Pfade, den Sitte und Geſetz ihr vorſchreiben, ſich entfernt, und wie furchtbare Vorrechte, welche zermalmende Macht jene kalten Herzen haben, die ihn nie verließen."

Ein Strom von Thränen ſtürzte bei dieſen Worten ihr aus den Augen, ſie ſchluchzte laut, die

Thränen rollten über die weißen Hände, mit denen ſie ſich das Geſicht verhüllte.

„Verzeiht! — Ihr mißkennt mich! — Bei Gott, ich wollte Euch nicht abſichtlich kränken;“ ſagte Maria beſtürzt. „Hätte ich gewußt, hätte ich denken können —“

„O, laßt es gut ſein! Entſchuldigt Euch nicht!“ ſagte die Fornarina mit herzzerreißendem Ausdruck. „Ihr ſprecht nichts weiter aus, als vielleicht noch viele Andere, ſelbſt Die, welche mir Schmeicheleien ſagen, denken mögen. — Nein,“ fuhr ſie händeringend fort, „das hätteſt Du, edle, ſanfte, tugendhafte Mutter, die Du ſo liebevoll lächelnd zuſaheſt, wenn Raphael und ich als Kinder zuſammen ſpielten, das hätteſt Du, ehrwürdiger, treuer Vater, der Du mich lehrteſt, die heilige Kunſt über Alles zu achten, nicht geahnet, daß man Eure Tochter für eine Ehrloſe, Verworfene halten, ſie mit Gelde würde ablohnen wollen!“ —

Der größte Schmerz, die tiefſte Zerknirſchung, ſprach ſich in den Zügen der Redenden aus. Unwillkürlich ward Maria tief davon ergriffen.

„Ihr thut mir gänzlich Unrecht! So habe ich es nicht gemeint;“ fiel ſie mit ſanftem Tone ein. „Ich halte mich überzeugt, daß Ihr Raphael wahrhaft liebt, und bin bereit davon den Beweis zu geben. — Ihr werdet mir zugeben,“ fuhr ſie ſo ruhig, als ihr möglich war, fort, „daß das Verhältniß Raphaels zu uns Beiden nicht fortbeſtehen kann, wie es gegenwärtig beſteht. Ihr liebt Raphael und ſeid von ſeiner Gegenliebe überzeugt, auch mir hat er oft ſeine Liebe betheuert. Er ſoll wählen, welcher von uns Beiden er ſeine Hand reichen will. Nimmt er nur einen Augenblick Anſtand, ſo trete ich freiwillig zurück und Ihr in meine Rechte.“

„Und meint Ihr, Maria Bibiena,“ ſagte Jene mit Stolz, und indem ſie ſich hoch aufrichtete, „ich würde aus der Hand einer Nebenbuhlerin einen Mann als Gatten empfangen, der mir, als ich faſt noch Kind war, hundertmal auf den Knieen liegend, ſeine Hand angetragen, und die er, trotz Euch und Eurer Verlobung mir reichen würde, wenn ich ſie forderte? Nicht das *Weib*, die *Geliebte* Raphaels will ich ſein, und ich weiſe Euer Anerbieten hiermit für immer und ohne Dank zurück. Ihr könnt mir nichts gewähren, was nicht längſt mein wäre, wenn ich es gewollt.“

Maria erſtarrte. Dies hatte ſie nicht erwartet. Sie hatte anfangs geglaubt eine verſchmitzte Buhlerin zu finden; als ſie fand, daß ſie ſich geirrt, meinte ſie eine Unglückliche vor ſich zu ſehen, welche das Mitleid zu ſchonen geböte; jetzt wußte ſie nicht mehr, für was ſie ihre Nebenbuhlerin halten ſollte. Sie ſchwieg längere Zeit betroffen und verwirrt.

„Ich glaube,“ ſagte die Fornarina, nach langer Pauſe, mit viel ſanfterer Stimme als vorher, „daß wir Beide ſehr unglücklich ſind. Unglückliche aber ſollten nicht feindſelig gegen einander ſein, ſelbſt wenn ihre Lebenswege ſich hindernd durchkreuzen; ſie ſollten, wenn ſie an einem Abgrunde ſich begegnen, ſich lieber die Hände reichen, als verſuchen, einander in dieſen hinabzuſtoßen. Ich meine, wir würden einander weniger haſſen, wenn wir uns näher kennen lernten. Ihr, Signora, habt nach Geſetz und Herkommen ein Recht, Euch über mich zu beklagen, Ihr ſeht in mir eine böslich Eingedrungene in den Tempel Eures Glücks, eine Störerin Eures Friedens, aber Ihr wißt nicht was vorhergegangen, und könnt meine Handlungen nicht mit dem Maaße meſſen, das gut oder übel, ihnen gebührt. Erlaubt deshalb, daß ich über mein Verhältniß zu Raphael ganz offen zu Euch rede, vielleicht wird dann ein Strahl von oben uns erleuchten, eine innere Stimme uns ſagen, was wir zu thun oder zu laſſen haben.“

Der Ton, mit welchem die Fornarina dieſe Worte ſagte, zeugte von ſo tiefer Empfindung und Wahrheitsliebe, daß Maria dadurch ergriffen wurde.

„Sprecht!“ ſagte ſie. „Das, was Ihr eben ſagtet, hallt in meiner Seele wieder. Es möge zur guten Stunde geſprochen ſein.“

„Ich bin,“ hob Jene an, „wie Ihr wißt, mit Raphael aus derſelben Stadt. Die Familie Sanzio, oder wie ſie auch bei uns genannt wird, de Santi, war mit der meinigen eng befreundet; Ciarla, der Oheim Raphaels, ein Freund meines Vaters, war unſer täglicher Hausgenoſſe, und es machte dem alten Manne Freude, in den beiden Kindern ein künftiges Paar zu erblicken. Dies ward ſo oft in unſerer Gegenwart wiederholt, daß wir in unſerm kindiſchen Sinn es für eine ſo ausgemachte Sache anſahen daß dagegen weiter gar nichts einzuwenden ſei. In äußeren Beziehungen war dies auch der Fall. Beide Familien waren dem niedern Adel angehörig, beide von mittelmäßigen, faſt gut zu nennenden Vermögensumſtänden, beide gleich angeſehen in dem kleinen Orte. Wir waren daher, ſo zu ſagen, ohne daß wir es wußten und als Kinder ſchon, Verlobte. Raphael, eine Anzahl Jahre älter als ich, war indeß zum Jüngling herangewachſen, er ging zu Peter Perugio. Bald zeigte ſich ſein unermeßliches Talent; als er zum erſten Male nach Urbino zurückkehrte, überſtrahlte er bereits ſeinen Lehrer. Er machte ein ungeheures Aufſehen. Alle Welt ſprach von dem Jünglinge, der bereits ein Meiſter war. Wir ſahen uns jetzt wieder, er ein ſchöner Jüngling, ich ein Kind, das eben in die Mädchenjahre trat. Ich war zu ſchüchtern, um in das alte Verhältniß, das uns als Kinder an einander knüpfte, einzugehen, aber mit Raphael war es anders, ſein Benehmen war das vorige, und bald wandelte ſich die Liebe, welche die Kinder zu einander gehabt, in eine andere, zärtlichere, höhere. Es bedurfte dabei keiner beſonderen Erklärungen, es ſchien ja nur ein fortgeſetztes Verhältniß, das ſich geklärt, gekräftigt, geſteigert hatte. Jetzt ging Raphael nach Florenz. Ehe er fortging, ſprach er wie von einer Sache, die ſich von ſelbſt verſtehe, von unſerer künftigen Verbindung, die geſchloſſen werden ſolle, ſobald er ſich ein feſtes Einkommen begründet. Wir hatten uns damals täglich, meiſt in dem Hauſe unſerer Eltern, oder auch in dem eines Handwerkers, der wohl ein Künſtler genannt werden konnte, eines Töpfers, mit deſſen Kindern wir ſonſt geſpielt, geſehen, und Raphael malte dem guten Alten auf deſſen Wunſch einige ſeiner bunten Teller, was dieſen glücklich machte, und auch meine Freude erregte, da mein Bild oft, neben Raphaels eigenem, auf den einfachen Geſchirren prangte. Es ſtörte mich auch nicht im mindeſten, daß Raphael mit den Töchtern dieſes Töpfers tändelte, ſcherzte, ihnen allerlei ſchöne Dinge vorſagte. Wußte ich doch, daß dieſe, wie die ganze Stadt, ihn für meinen Bräutigam, meinen künftigen Gatten, und ſeit unſerer Wiege dazu beſtimmt, anſahen. Von Florenz breitete ſich inzwiſchen Raphaels Ruhm über ganz Italien aus. Er hatte die Manier des Perugino weggeworfen, und eine eigene angenommen, die Alles überſtrahlte. Jeder, der von dort kam, ſprach nur von Raphael und ſeinem Ruhm. Ich träumte Tag und Nacht von ihm. Ich liebte Raphael von Herzen, aber meine junge Seele liebte ihn mehr wie einen Bruder, wie als künftigen Gemahl. Mit Entzücken verſchlang ich jedes Wort, was ich von ihm und ſeinen Erfolgen vernahm. Zu jener Zeit ſprach man jedoch bereits von den Liebeshändeln, die er zu Florenz, zum Theil mit den vornehmſten Damen, gehabt. Sein Oheim Ciarla lachte darüber. ‚Dies ſei nun einmal nicht anders‘, ſagte er, ‚der Künſtler müſſe überall der Schönheit huldigen, ſonſt ſei er kein ſolcher zu nennen.‘ Mein Vater ſah die Sache mit einem ernſteren Auge an. Er verehrte, ja er vergötterte Raphael als Künſtler, aber er ſagte: er bezweifle, ob Raphael je ſich an häusliches Weſen gewöhnen, und ob er ein Weib glücklich machen könne. Als Raphael zum zweiten Male von Florenz nach Urbino kam, war ich achtzehn Jahre alt, er in der Mitte der Zwanzig. Sein Ruhm hatte ſich bereits durch ganz Italien verbreitet. Wie glücklich machte es mich zu ſehen, daß er mich nicht vergeſſen hatte! Seine Liebe ſchien ſich eher geſteigert, als vermindert zu haben. Wir waren täglich zuſammen. Er malte mich. Ihr kennt das Portrait, das ſeitdem die ‚Madonna della Sedia‘ genannt ward. Dieſe Zeit war die glücklichſte meines Lebens. Obwohl mein Vater, welcher krank war, und bald darauf ſtarb, mich öfters warnte, mich dem Gedanken, Raphaels Weib zu werden, hinzugeben, da er bei ſeiner ungezügelten Genußſucht und einem ſchwankenden Character, den Frauen gegenüber, durchaus ſich nicht für das eheliche Leben eigene, ſo gab ich dennoch den dringenden Bitten Raphaels nach, ich verſprach die Seine zu werden; doch wie ward ich aus dem ſeligen Traume, den ich mir von der Zukunft gemacht, aufgeſchreckt, als ich mich überzeugte, daß mein Verlobter zu der nämlichen Zeit mit einem Mädchen zu Urbino, wie noch kurz vorher mit mehreren in Florenz, in denſelben, ja noch vertrauteren Verhältniſſen ſich befand. Andeutungen, die mir geworden, hatte ich nicht Glauben ſchenken wollen, der Zufall machte mich zur Zeugin bei einem Stelldichein Raphaels mit meiner Nebenbuhlerin. Ich hatte Raphael zu ſehr geliebt, um nicht ganz in Verzweifſlung zu ſein, mein Schmerz war grenzenlos; als ich zur Beſinnung kam, überzeugte ich mich, wie ſehr die Erfahrung, die Menſchenkenntniß meines Vaters, das Rechte getroffen, wie richtig ſeine Behauptung war: daß Raphael der größte aller Künſtler, zugleich der ſchwächſte aller Menſchen ſei. Raphael bat, er flehte auf ſeinen Knieen um meine Verzeihung, aber mein Entſchluß war gefaßt, ich blieb unerſchütterlich. ‚Deine Freundin, Deine Geliebte will ich ſein, aber nie Dein Weib!‘ war meine entſchiedene Antwort. ‚Gehe hin,‘ ſagte ich, ‚ſtürze Dich in das Gewühl, in die Genüſſe der Welt, kehre zu mir zurück, Du wirſt immer offene Arme, eine liebende Seele finden. Ich liebe Dich mit allen Deinen Schwächen, ich bete Dich an als den größten Künſtler, den die Welt ſah, als Gatten würde ich Dich weniger lieben, weil ich Dich als ſolchen vielleicht nicht würde achten können.‘ Alle Bitten Raphaels waren umſonſt, ich überzeugte ihn, daß er als Ehemann für die Kunſt, der er ſein Leben weihen müſſe, verloren ſei, da ſein ganzes Weſen nicht für die Ehe geſchaffen, ſein Weib an ſeiner Seite daher nur unglücklich, und er ſelbſt in die niedere Sphäre der Armſeligkeiten eines gewöhnlichen ehelichen Treibens voll Zwiſt, Kummer und Sorge geſtürzt werden würde. — Raphael ging jetzt nach Rom, aber wir blieben in brieflicher Verbindung. Von Allem, ſelbſt von ſeinen neuen Verirrungen in der Liebe, gab er mir Kunde. Er konnte es auch.

Ich war ſeine Freundin, dies wußte er; er wußte auch, daß, nachdem ich einmal den bittern Kelch der Täuſchung bis auf die Hefen geleert, der Stachel des Schmerzes über ſeine Unbeſtändigkeit für immer abgeſtumpft war. Plötzlich ſchrieb er mir von ſeiner Verlobung mit Euch."

Die Sprechende ſtockte einige Augenblicke. Sie ſchien mit ſich zu Rathe zu gehen, wie und was ſie über dieſen Gegenſtand zu Marien ſprechen ſollte. Dieſer konnte es nicht unbemerkt vorübergehen.

„Ich bitte Euch," ſagte Maria, „ſprecht ganz offen zu mir; es kann mir nur daran liegen, die volle Wahrheit zu vernehmen."

„Raphael rühmte Eure Vorzüge," ſagte die Fornarina, „er ſprach von Eurem kindlichen Sinn, Eurer Liebenswürdigkeit, aber er ſetzte hinzu, daß der Gedanke einer Heirath ihm nicht eher in den Sinn gekommen, bis Euer Oheim ihm denſelben, ſo zu ſagen, aufgenöthigt habe. — Ich bitte Euch," fuhr ſie ſchneller fort, als ſie ſah, daß Maria bei den letzten Worten ſchmerzlich zuſammenzuckte, „deshalb von Raphael nicht übler zu denken, er liebte Euch, wie — er überhaupt zu lieben im Stande iſt. Seine Mittheilungen erſchreckten mich, aber noch weit mehr ward ich ergriffen, als er mir einige Zeit nachher ſchrieb, daß er die Verbindung wirklich zu vollziehen Willens ſei. Ich widerrieth es ihm, ich ſtellte ihm ſchriftlich vor, was ich in Urbino, als wir uns trennten, nicht ohne den größten Schmerz zu fühlen, mündlich geſagt. Er antwortete mir: Daß nur für den Fall, daß ich ſein Weib werden wollte, er die Verbindung mit Euch aufgeben würde. Jetzt war mein Entſchluß gefaßt. „Stehe ich ihm gegenüber, ſieht er mich, ſo iſt er mein! Dieſer edle Geiſt ſoll der Kunſt erhalten werden, dahin ſoll all' mein Einfluß gerichtet ſein, und dieſem Zwecke will ich mich opfern!“ rief ich aus. Ich eilte hierher. Ich wußte, ich hatte mich nicht verrechnet. So wie ich ihm gegenüber ſtand, ſtürzte er zu meinen Füßen, er war wieder ganz der Alte, wie ich ihn ſeit unſern Kinderjahren zu Urbino gekannt. Demungeachtet täuſchte ich mich keinen Augenblick über die Folgen, die es gehabt, wenn ich ihm als Gattin die Hand zu reichen gedacht. Alle ſeine Schwüre wären in Kurzem vergeſſen geweſen, er hätte ſie nicht halten gekonnt. Ich erklärte jetzt Raphael, daß ich, mit Bewußtſein, Alles das was dem Weibe ſonſt heilig: Ruf, Selbſtachtung, Zukunft ihm opfern, als Freundin, als Geliebte bei ihm bleiben, aber ihn nicht heirathen, vielmehr augenblicklich, aber ruhig verlaſſen würde, wenn er eine Andere zu heirathen entſchloſſen ſei. Daß mein Einfluß auf ihn ſogleich alle Bedenken überwog, darf ich Euch wohl kaum ſagen. Der ſchwächere Geiſt beugt ſich ja oft ſchon dem ſtärkeren, ſelbſt wenn die Sinne nicht mitſprechen. Daß keine Gewalt mir Raphael entreißt, werdet Ihr gleichfalls glauben. Der Pabſt kann mich in die Engelsburg, Euer Oheim in die Verbannung ſenden, er würde mir in die Engelsburg, wie in die Verbannung, folgen. Ein Blick meines Auges, ein Wink meiner Hand, zieht mir ihn nach.“

Die Fornarina hatte die letzten Worte mit einem ſo ſtolzen Blick geſprochen, wie ihn Maria noch in keinem Menſchenauge geſehen.

„Glaubt indeß nicht, Signora,“ fuhr ſie ruhig fort, „daß Egoismus, Stolz, oder wohl gar Sinnenluſt, mich ſo handeln läßt wie ich handle. Hätte ich Raphaels Weib heißen, ihn beſitzen wollen, ich hätte es gekonnt, als ich faſt noch Kind war, ich könnte es noch jeden Augenblick. Und Sinnenluſt! Wer wüßte aus meiner Jugendzeit meinem Rufe einen Flecken anzuhängen, bis ich ſelbſt freiwillig dieſen Ruf geopfert? Habe ich gefehlt — und freilich frage ich mich manchmal, ob Raphael, der Künſtler, ſo groß er auch für alle Zeiten daſtehen wird, ein ganzes geopfertes Daſein verdiente, — ſo iſt doch die Menge nicht im Stande, nein, Niemand iſt im Stande, mein Richter zu ſein, und ich verwerfe ein ſolches Urtheil."

Die Fornarina war bei ihrer letzten Rede heftiger geworden, jetzt fuhr ſie ruhiger fort:

„Ich ſcheide Raphael den Menſchen, gänzlich von dem Künſtler. Der erſte iſt edel aber ſchwach, der Leidenſchaft unterthan, ein Rohr im Winde; der letztere iſt der Gott, dem ich als Prieſterin in ſeinem Tempel diene, den ich aber verlaſſen werde, wenn ein anderes Bild neben dem ſeinigen aufgeſtellt wird. — Jetzt, Signora," ſchloß ſie, „wißt Ihr Alles. Ihr könnt mich nun haſſen, verachten, bemitleiden, gleichviel. Als ich alle Kämpfe der Seele durchkämpfte, als ich meinen Entſchluß gefaßt, berechnete ich Alles, was mich treffen könnte, ich handelte nicht aus Leidenſchaft, ſondern mit Ueberlegung, ich war auf das Schlimmſte gefaßt, nichts kann mich beunruhigen, noch weniger niederbeugen.“ —

„Ich bekenne,“ ſagte Maria nach langer Pauſe, „ich habe Raphael nur wenig gekannt, und Euch gänzlich falſch beurtheilt; ich meine, ich habe Euch um ſo mehr Unrecht gethan, als ich es gewiſſermaßen bin, die Eure ältern Rechte an ſein Herz verletzte. Ich fühle, meine Liebe zu Raphael macht das Unglück meines Lebens. Nach dem, was ich von Euch vernommen, verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß ich meine Verlobung mit ihm als aufgelöſ’t betrachte; dennoch werde ich nie mehr glücklich, ſelbſt nicht mehr ruhig ſein können.“

Die Fornarina ſah die Sprechende mit der augenſcheinlichſten Theilnahme längere Zeit ſchweigend an, ſie ſchien mit irgend einem Entſchuſſe zu kämpfen, dann ſagte ſie:

„Nach dem, wie ich Raphael kenne, weiß ich, daß er keinem Weibe auf Erden treu bleiben würde; in den Feſſeln der Ehe ſich fühlend, würde er unglücklich ſein, wenn er nicht im Voraus die Ueberzeugung hätte, daß ſein Weib ihm jeden Fehltritt der Art verziehe. Hört deshalb, Maria, und beantwortet mir eine Frage."

„Seid Ihr," fuhr ſie mit feierlichem Tone fort, und indem ſie eine Hand auf Mariens Schulter legte, „die ſtarke Seele, die als Raphaels Gattin Untreue ertragen, und ihn dennoch lieben, ja, durch kein Wort, keine Miene, keinen Blick, Unwillen oder Schmerz über eine ſolche äußern würde, ſo will ich Raphael verlaſſen, ihn niemals wiederſehen. — Prüfet Euch, ob Ihr es könnt. Könnt Ihr es nicht, ſo verlanget nicht ſein Weib zu ſein, denn Ihr würdet dann noch unglücklicher ſein als jetzt."

„Nein," ſagte Maria nach langer Pauſe, „ich wäre nicht im Stande, fortgeſetzte Untreue eines Gatten zu ertragen, und ihn dennoch zu lieben. Ich will Raphael entſagen."

„Entſcheidet Euch nicht zu ſchnell;" ſagte Jene ruhig. „Ich bemitleide Euch, aber dies iſt nicht der alleinige Grund, weshalb ich dies Opfer zu bringen bereit bin. Ich liebe Raphael als Menſchen, aber weit mehr als den verkörperten Genius der Kunſt. Bleibt er als dieſer auf unerreichter Höhe, iſt er als jener nicht unglücklich, ſo iſt die Aufgabe, die ich mir geſtellt, erfüllt. Mein Glück kann dabei nicht in Frage kommen, ich gehörte nie zu den Glücklichen, und Entſagung wird der längſt an ſie Gewöhnten nicht ſchwer.“

„Nein,“ ſagte Maria, indem ſie ihre Nebenbuhlerin bei der Hand faßte, „Du bleibſt, ich gehe! — Wir lieben ihn vielleicht beide mit gleicher Stärke, dennoch iſt unſere Liebe verſchieden, und die Deinige beglückt ihn allein. Mein Entſchluß ſteht feſt, ich entſage.“

Noch längere Zeit ſprachen Beide über dieſen Gegenſtand. Maria überzeugte ſich, daß, waren auch die Meinungen ihrer Nebenbuhlerin überſpannt zu nennen, war auch ihr Inneres ein Heerd der Leidenſchaft, ſo lebte doch in ihr eine großmüthige, eine nicht unedle Seele, und ſie konnte dem Weibe, daß ihr den Geliebten, den Bräutigam entriß, nicht zürnen. Vielleicht mit dem ſtillen Vorſatze, einander nicht wiederzuſehen, aber nicht als Feindinnen, trennten ſich Beide. — — —

Schon am folgenden Tage erklärte Kardinal Bibiena dem Künſtler, daß Maria die Verlobung aufgehoben wiſſen wolle. Raphael ſchien ſehr erſchrocken, unſchlüſſig, er wollte Einwendungen machen, er bat Marien ſprechen zu dürfen, aber Bibiena ſagte ihm, daß ſeine Nichte an dieſem Morgen Rom verlaſſen habe, um einige Zeit bei Verwandten in der Nähe von Bologna zuzubringen. Das Einzige, was Raphael erlangen konnte, war, daß vor der Hand die Aufhebung der Verlobung nicht öffentlich erklärt werde, und der Kardinal willigte um ſo eher in dieſe Bitte, als ihm daraus hervorzugehen ſchien, daß Raphael nicht ſo entſchieden, als er meinte, nach dem Beſitz des rothen Hutes trachte.

Die Zerſtörung aller der Hoffnungen, in denen ſich Maria ſeit einem Jahre gewiegt, hatte indeß auf ihre Geſundheit den allernachtheiligſten Einfluß geübt. Schon nach vier Wochen verlangte ſie nach Rom zurückzukehren. Als ſie ankam, war ſie kaum noch zu erkennen. Sie war todtenblaß, abgemagert; ein kurzer, trockener Huſten, kurz alle Symptome des Zehrfiebers, hatten ſich eingeſtellt. In Kurzem war ſie nicht mehr im Stande ihr Lager zu verlaſſen, kaum zwei Monate ſpäter war ſie todt. —

Da Raphael vor den Augen der Welt noch als ihr Verlobter galt, ſo äußerte ſie vor ihrem Tode, es wäre ihr ein freundlicher Gedanke, wenn man ſie auf dem Steine, der ihr Grab decken würde, als ſeine Braut bezeichne. Kardinal Bibiena gewährte dieſen Wunſch. Sie ward im Pantheon, der Stelle gegenüber, wo ſpäter Raphael begraben ward, beigeſetzt. Die Grabſchrift bezeichnete ſie als die Braut des Künſtlers:

„Quae laetos hymeneos morte praevertit,
Et ante nuptiales faces virgo est elata.“

Von der ‚Fornarina‘ weiß man nur, daß ſie bis zu Raphaels, wenige Jahre ſpäter, im ſiebenunddreißigſten Jahre, erfolgten Tode, als deſſen Freundin zu Rom lebte, ſpäter aber von ſeinem Schüler und Erben, Giulio Romano, aufgenommen ward. Ihr wahrer Name iſt nie bekannt geworden. Das Bild, deſſen Züge dieſer Erzählung zum Grunde gelegt wurden, prangt in der Gallerie zu Florenz.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bei **Carl Focke** in Leipzig erſchienen:

Lilien.

Taſchenbuch

hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen für 1845,

von

C. von Wachsmann.

Achter Jahrgang: mit 6 Stahlſtichen; höchſt elegant und prachtvoll gebunden.

Preis 2⅓ **Thlr.** = 3 **Fl.** 30 Xr. Conv.-Mze.

Inhalt: Das Wahrzeichen. — Mohun Pang. — Sotir. — Eſther. — Wieben-Peter.

Der ſteigende Beifall, deſſen ſich dieſes beliebte Taſchenbuch ſeit nun 7 Jahren erfreute, wird durch gegenwärtigen Jahrgang nur noch erhöht werden, indem — wie man ſich überzeugen wird — Verfaſſer und Verleger nichts verſäumten, was dazu beitragen konnte.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03067/016

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Einundzwanzigſter Band.

I. Die Flucht aus der Engelsburg.
II. Der Fremde.
III. Die Ahnungen.

Leipzig, 1844.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Dritte Folge.

Siebenter Band.

Leipzig, 1844.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Die Flucht aus der Engelsburg . 1

Der Fremde 121

Die Ahnungen . . . . 233.

Die Flucht aus der Engelsburg.

Erzählung

— — — — Wie furchtbar,
Wie ſchwindelnd iſt's, ſo tief hinabzuſchauen!
Die Kräh'n und Dohlen, die im mittlern Raum
Der Höhe ſchweben, unter uns, erſcheinen
Wie Käfer kaum. — Um Alles unterm Monde
Würd' ich nicht vorwärts ſpringen.

Shakſpeare im Lear.

Die Oſterzeit war eben vorüber. Pabſt Paul III. hatte gewünſcht, daß das Karneval, zu welchem ſich mehrere hohe Fremde zu Rom eingefunden hatten, ſo glänzend als möglich begangen würde, und eine große Menſchenmenge war dieſes Jahr aus ganz Italien nach der ewigen Stadt gepilgert. Jedes Haus beherbergte Gäſte, und ſo war es auch mit dem des Michel Angelo Buonarotti, auf dem Monte Pincio gelegen, der Fall. Aus einer, dicht an der Wohnung gelegenen, Weinlaube hatte man eine herrliche Ausſicht über das umfangreiche Häuſermeer und wahrſcheinlich hatten der Hausherr und ein Fremder in Pilgerkleidern bei einer Fogliette Montepulciano eben deshalb in der Laube Platz genommen.

Der Erſte war ein Mann von kühnem Geſichtsausdruck und kräftigen Formen. Das krauſe graue

Haupt- und Baarthaar ſchloß ſich in Fülle um das noch lebensfriſche breite Geſicht; die Züge des Andern — eines Mannes von vier oder fünf und vierzig Jahren — waren nicht ohne Geiſt aber unangenehm, und der Blick des ſtarren Auges hatte etwas Düſteres.

„Euer Freund Vaſari läßt lange auf ſich warten;“ ſagte der Hausherr, indem er nach einer ſich am Fuße des Berges hinſchlängelnden Straße blickte. — „Aber irre ich nicht, ſo kommt er ſo eben den Seitenweg herauf;“ ſetzte er bald hinzu.

Bald darauf trat ein blaſſer, junger Mann in die Laube. Er war ziemlich nachläſſig angezogen, und wenn ſeine Kleidung eben auch nicht ärmlich zu nennen war, ſo gab ihr doch der Mangel an Nettigkeit und Reinlichkeit ein ſolches Anſehen.

„Entſchuldigt, verehrter Signor,“ ſagte er, dem Hausherrn hochachtungsvoll die Hand reichend und dem Pilger mit dem Kopfe zunickend, „daß ich mich etwas verſpätete. Für's erſte habe ich eine Menge Aufträge für den Herzog und den Herrn Ottavio Medicis, und dann muß ich meine Zeit zu Rom benutzen, um mir Notizen zu ſammeln, welche ich einem Werke, das nach einigen Jahren erſcheinen und „Vite de' piu eccellenti Pittori, Scultori, ed Architetti‘ heißen ſoll, niederlegen will.“

„Ei!“ rief Michel Angelo lachend, indem er mit einem Wink der Hand den Sprechenden ſich niederzulaſſen einlud, „in dieſem Falle wünſche ich, daß Ihr uns, die wir unglücklicherweiſe keine Toscaner ſind, glimpflicher in dem Buche behandeln möget, als Ihr es, wie man mir hinterbracht hat, zu Florenz zu thun gewohnt ſeid.“

„O,“ ſagte Vaſari, indem eine leichte Röthe ſein bleiches Geſicht überflog, „ich weiß ſchon, woher Euch dieſe Meinung kommt! Möchte doch Der, der Euch dergleichen hinterbringt, ſich mit den Lügen und Großſprechereien begnügen, welche ſeine eigene werthe Perſon, die er ſo über Alles hochſtellt, betreffen. Bei alledem denke ich, wird er indeß wohl es nicht ſo weit getrieben haben, mir nachzuſagen, daß ich meine verehrten Lehrer Michel Angelo Buonarotti, oder Andrea del Sarto anders als im Guten erwähne, und auch in meinem Werke denke ich Alles zu thun, um deren Namen mit Ruhm der Nachwelt vorzuführen.“

„Na, das laßt gut ſein, Giorgio!“ rief Michel Angelo lachend. „Wenn unſere Peterskirche, der Rathsſaal und die Lorenzobibliothek zu Florenz nicht einfallen, das Grabmal Pabſt Julius des Zweiten nicht zertrümmert wird, und die Fresken in der Sixtiniſchen Kapelle — wie ich gehört habe, ſollt Ihr geſagt haben: ich könne keine malen — nicht verlöſchen, denke ich, wird es mit meinem geringen Ruhmesanſprüchen bei der Nachwelt auch ohne Euer Buch keine Noth haben. — Aber trinkt, Giorgio, trinkt! — Auch Ihr, Signor Giovanni Ricamatore! — Wir wollen uns wegen dem, was die Nachwelt von uns ſagen wird, das Gläschen nicht ſchlechter ſchmecken laſſen.“

„Aber mir wird es zu Gift und Galle, wenn ich höre, daß das Großmaul, der Benvenuto, es hier treibt wie zu Florenz, nämlich mich verläumdet oder lächerlich macht,“ rief Vaſari heftig. „Ueber Alles erlaubt er ſich ein Urtheil. Ueber Malerei will er urtheilen, obwohl er davon ſo viel verſteht, wie mein Stiefel. Wer iſt er denn, der große Künſtler?

Ein Goldſchmied, ein lumpiger Goldſchmied, weiter nichts!“

„Dieſer Goldſchmied iſt ein Löwe in der Kunſt. Ihr ſeid ein Pudel gegen ihn! Nehmt mir das nicht übel, Giorgio!“ rief Michel Angelo heftig. „Seht einmal den herrlichen Kelch an, den er für den Pabſt gearbeitet hat, und die Stempel zu den Medaillen und Münzen! Wenn das nicht Kunſt heißt, ſo giebt es keine! — Neulich ſah ich Zeichnungen zu einem Salzfaß, oder vielmehr zu einem Tafelaufſatz. Corpo di Dio! Das war etwas Sublimes! Glaubt mir, Giorgio, das Salzfaß wird vielleicht meine Fresken und — ha, ha, ha, — am Ende auch Euer Buch überleben.“

„Ihr ſagt es, und ich will es glauben, obwohl ein Salzfaß immer nichts iſt als ein Salzfaß,“ erwiederte Vaſari höhniſch lächelnd.

„Und welche herrliche, mit Silber damascirte Dolche habe ich neulich bei ihm geſehen!“ rief der Vorige den Sprechenden überhörend. „Man hätte ſchwören ſollen, ſie wären in Damascus ſelbſt verfertigt, und es iſt bei alledem noch die Frage, ob ſich dort Jemand finde —“

„Der ſie beſſer zu gebrauchen wüßte, als Benvenuto Cellini!“ unterbrach ihn hämiſch der Andere. „Dies war es doch, was Ihr ſagen wolltet, und ich muß Euch darin beipflichten. Wenn Ihr die Geſchichten mit Gherardo Guasconti, mit dem Soldaten, der den Francesco umbrachte und den Benvenuto dafür ermordete, den Spektakel mit den Liebhabern der Pantaſilea, der in Eurem Hauſe den Anfang nahm, und ſo noch ein halb Dutzend andere zuſammenrechnet, ſo gebe ich Euch gern zu, daß ein kalabreſiſcher Bravo das Stilet auch nicht beſſer führen würde, und es werden nicht ein Dutzend Jahre hingehen, ohne daß er nicht eben ſo viel Seelen auf dem Gewiſſen hat.“

„Hm!“ verſetzte Michel Angelo verdrüßlich. „Es thut mir leid, daß ich Euch nicht unbedingt widerſprechen kann, wenn Ihr auch gewaltig übertreibt. Daß er den Reiter erdolchte war freilich fatal, aber der Kerl hatte ſeinen Bruder umgebracht, und bei der blühenden Unordnung in der heiligen Stadt, kommt ja dergleichen alle Tage vor. Ein verteufelter Hitzkopf iſt dieſer Benvenuto freilich, ſtets Feuer und Flamme, und gleich mit dem Flederwiſch aus der

Scheide, wenn es eine Gelegenheit zur Rauferei giebt. — Aber hört einmal, Signor! Wohntet Ihr nicht in ſeinem Hauſe, als Ihr das erſtemal nach Rom kamet? — Ja, ja, ich beſinne mich. Er war es, der Euch aufnahm und unterſtützte. — Ei, pfui Teufel, Giorgio! Das iſt ein ſchlechter Vogel, der das Neſt beſchmutzt, aus dem er ausgeflogen iſt, und das ihn einſt warm gehalten hat.“

„Ihr thut mir ſehr Unrecht, verehrter Meiſter, wenn Ihr meint, daß ich dies vergeſſen habe;“ verſetzte Vaſari in Verwirrung. „Ich bin Benvenuto dafür dankbar und werde dies beweiſen, indem ich ihn in meinem Werke auf's Rühmlichſte erwähne; dennoch macht mich dies nicht blind gegen ſeine üblen Gewohnheiten — ich will ſie blos ſo nennen — und als Künſtler überſchätzt Ihr ihn offenbar.“

Der Fremde in Pilgerkleidern hatte bis dahin an dem Geſpräche gar keinen thätigen Antheil genommen, jetzt kehrte er ſich zu Michel Angelo.

„Ich habe den Benvenuto Cellini nur ein einzigesmal geſehen, es war zu der Zeit als wir die Stadt gegen den Connetable von Bourbon vertheidigten;“ ſagte er kalt. „Er ſoll das Geſchütz brav bedient haben. Aber dort kommt Jemand den Gang herauf. Wie es ſcheint erhaltet Ihr Beſuch. Mir iſt, als hätte ich den Menſchen irgendwo geſehen. Er iſt geputzt wie ein Stutzer und ſchreitet einher wie ein Pfau."

„Der Wolf iſt in der Nähe, wenn man von ihm ſpricht!" rief Vaſari erſchrocken, als er einen Blick bergabwärts gethan hatte.

„Richtig! Es iſt Benvenuto!" ſagte Michel Angelo, indem er leicht die Stirne runzelte. „Ich wollte, er wäre ein andermal gekommen;" ſetzte er hinzu.

„Iſt es Euch unangenehm, daß wir uns hier zuſammenfinden, ſo gehe ich mit meinem Freunde;" ſagte Vaſari ängſtlich.

„Nichts da!" rief Michel Angelo. „Ihr ſeid meine Gäſte, und als ſolche dürfte der heilige Vater ſelber Euch in meinem Hauſe nicht ſcheel anſehen. — Uebrigens iſt der Benvenuto ein braver Kerl, welcher weiß, was ſich ſchickt und gebührt."

Wenige Augenblicke ſpäter trat Benvenuto Cellini in die Laube. Er war ein kräftiger kühn ausſehender Mann von noch nicht vierzig Jahren. Der auf einer Seite aufgekrämpte Hut, welcher mit einer langherabhängenden Feder geziert war, und an dem eine große, kunſtvoll gearbeitete, goldene Medaille hing, ſaß nachläſſig auf einem Ohr. Krauſe, rabenſchwarze Locken ringelten ſich um den ſtarken Nacken. Die Züge des Mannes hatten etwas Munteres und Geniales, aber Dünkel und Anmaßung ließen ſich eben ſo wenig darin verkennen. Sein Anzug, beſtehend aus Sammet und Seide und verfertigt nach neueſter Mode, war der eines Stutzers, die Bewaffnung die eines Raufbolds; wenigſtens war der doppelſchneidige, mit einem Griff von getriebenem Silber verzierte Stoßdegen von ungeheurer Länge, und der mit goldenen Buckeln von vortrefflicher Arbeit geſchmückte Gürtel enthielt in einer, an der rechten Hüfte hängenden Doppelſcheide zwei Dolche, deren Hefte von Perlen und buntfarbigen Edelſteinen glänzten.

„Da bin ich, mein Michel Agnolo!“ rief der Eintretende lärmend, indem er den Hut auf den Tiſch ſchleuderte und ſich eben auf einen Seſſel werfen wollte. „Ich ſehe Ihr habt Gäſte. Doch das thut nichts. Ein Gläschen in Gemeinſchaft ſchmeckt um ſo beſſer. — Ah, ſiehe da, Signor Giorgio Vaſari! — Seid Ihr auch da? — Nun, kriecht nicht zu Winkel, Herr Feind! — Freundes Haus iſt neutraler Boden, und der Montepulciano wird mir darum nicht viel ſchlechter ſchmecken, wenn ich Euch auch dabei in's Angeſicht ſchauen muß. — Wer iſt jener verehrungswürdige Signor?"

„Ihr werdet Euch freuen ſeine Bekanntſchaft zu machen, mein Benvenuto;" erwiederte Michel Angelo, indem er ihm den Pilger vorſtellte. „Es iſt Meiſter Giovanni Ricamatore, oder eigentlich Giovanni Nanni geheißen. Er hat viel Verdienſt um unſere Kunſt, und hat die ſchönen Guirlanden um die Gemälde des Raphael Sanzio in der Farneſina gemacht." —

„Ja, und die Orgel auf dem Bilde der heiligen Cäcilie! Lehrt mich doch den Giovanni da Udine nicht kennen!" rief Benvenuto, indem er kräftig dem Pilger die Hand ſchüttelte. „Ich habe viel Hübſches von Euch geſehen, Signor. Naturgegenſtände beſonders, Fiſche und Vögel, allerliebſt! Ich ſelber hätte ſie in Metall oder Wachs nicht naturgetreuer darſtellen können. Auch Geräthſchaften gelingen Euch gut, nur mit den menſchlichen Figuren will es nicht recht fort; ſie ſehen ein Bischen verrenkt aus. — Nun laßt Euch das nicht zu Herzen gehen;" ſetzte er hinzu, als Jener ein finſteres Geſicht machte. „Man muß nicht Alles können wollen. Im Flötenblaſen, Schießen, Fechten und in der Metallarbeit ſtehe ich meinen Mann; aber es giebt viel andere Dinge, in denen ich auch ein Schächer bin. Freilich giebt es ſehr begabte Leute;" — hier lachte er aus vollem Halſe — „Signor Giorgio Vaſari iſt, zum Beiſpiel, ein ſolcher, der Alles kann. Er iſt Schriftſteller und Maler, und beides vortrefflich. — Aber trinkt, Giorgio; trinkt! Nehmt meinen Scherz nicht übel. Ein Wort iſt kein Dolchſtoß."

„Aber weder ſpitze Worte noch Dolchſtöße ſollen in dem Hauſe Michel Angelo's in Anwendung kommen!" rief der Hausherr, „Beide paſſen ſchlecht zu einem Glaſe Montepulciano."

„Ihr habt Recht, Michel Agnolo!" (ſo nannte er ihn ſtets) rief Cellini lachend. „Das Uebelſte bei der Geſchichte iſt nur, daß mir das Wort ſo geſchwind aus dem Munde, und der Dolch ſo ſchnell aus der Scheide fährt. Beim Glaſe Wein ſoll man nur von dieſem ſelbſt oder von der Liebe reden. — Aber — per Baccho! — wißt Ihr wohl, Michel, ich bin verliebt? Zum Toll- und Raſendwerden verliebt."

„Wieder einmal? — Seit wann denn?" fragte Buonarotti lächelnd.

„Seit acht Tagen! Wahrhaftig, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht;" erwiederte Benvenuto, ein Glas Wein raſch hinunterſtürzend.

„Und wer iſt denn der Gegenſtand Eurer neuen Leidenſchaft?" fragte Jener weiter.

„Ein Engel, ein Erzengel, eine Heilige! — Nein, hol's der Teufel, mehr als alle dieſe!" rief Benvenuto in Extaſe. „Die Madonnen des Sanzio ſind nicht ſchöner, und die Eurigen ſchon gar nicht. Die Pantaſilea, wegen der ich beinahe den Ludovico Pulci todtgeſchlagen hätte, war nichts gegen ſie. — Nichts! — Eine Dohle, eine Krähe, eine ſich mauſernde Krähe, gegen einen Paradiesvogel."

„Und wo hat denn Euer Paradiesvogel ſein Neſt?" fragte der Hausherr.

„Ja, wenn ich das wüßte, dann wäre mir halb geholfen!" rief Benvenuto. „Ich weiß nicht einmal wer ſie iſt, wie ſie heißt, ob ſie eine Römerin, oder eine Fremde iſt. — Ich glaube eigentlich, ſie iſt eine Zauberin, ein Dämon, eine Teufelin, denn ſie geht in zweierlei Geſtalten herum. — Denkt nur, Michel Agnolo, was mir auf dem Carneval paſſirt! Ich habe mich maskirt, als König von Perſien nämlich, und reite auf einem ſchönen angeſchirrten Mauleſel den Corſo hinab. Um mich her waren eine Menge guter Geſellen, die Ihr kennt, als zum Beiſpiel der Carlo Baldi, der Flötenbläſer, und der Franceſco Strozzi, der Goldſchmied, der ſo hübſch tanzt und die Zither ſpielt, und der Ludovico Caro, der Bildhauer. Den müßt Ihr kennen lernen, Michel Agnolo; er iſt ein höchſt luſtiger Vogel, ich ſchlug ihm einmal beim Glaſe Wein ein Loch in den Kopf, aber jetzt ſind wir wieder die beſten Freunde. — Alle dieſe ſind als meine Hofleute und Sclaven angezogen, und ſo ziehen wir die Straße abwärts. Jeder von meinen Dienern trug einen Korb, in welchem kleine Gipskugeln waren, auch wohl Zuckerwerk, das ſie in den dichteſten Haufen der Leute warfen. An meiner Seite aber ritt mein Junge, — der Manno welcher bei mir in der Lehre iſt — auf einem Eſel; er war als Mohr angezogen, und hatte einen Korb voll vergoldeter Wachskugeln vor ſich, die mit wohlriechenden Waſſern angefüllt waren. Einige waren aber auch mit Dinte angefüllt, des Spaßes wegen, und ich verſchenkte rechts und links ſolche an hübſche Frauen und Bekannte. Das gab denn einen Tauſendſpaß, denn ich warf dann und wann auch ein Paar unter die Menge, und es ſchallten dann Dank oder Schimpfreden hinter uns drein, je nachdem Specereien oder Dinte in den Kugeln geweſen war. — So feuerte ich auch dem alten Notar Paulo Griſi, dem Geizhammel, der einſt mit mir zuſammen in einem Hauſe wohnte und den ich immer zu necken gewohnt war, eine ſolche Dintenkugel auf ſeinen weißen Mantel, worüber er faſt raſend werden wollte. — Als wir ſo faſt bis gegen die Porta del Popolo hinunterkommen, ſehe ich ein Mädchen in der Nähe der Trajansſäule ſtehen, ein Mädchen, Michel Agnolo, wie Ihr zeitlebens kein hübſcheres geſehen habt. Es war als Gärtnerin maskirt, und trug ein Körbchen mit Sträußern in der Hand. Ich hatte nur noch eine Kugel übrig, aber ich hatte ſie als die vorzüglichſte aufgeſpart, es war Roſenöl drinn; ächtes Roſenöl, welches mich baare fünf Scudi gekoſtet hatte. Das Mädchen gefiel mir ausnehmend, ich lenke mein Roß auf daſſelbe zu, und indem ich ihr die Kugel überreiche, ſage ich: „Signora, ich der Schach von Perſien gebe Euch dies Kleinod! Wenn Ihr wollt, öffnet es Euch den Eingang in meinen Palaſt; Ihr ſollt meine Sultanin ſein.“ — Mit dieſen Worten nehme ich die Larve ab. Die Kleine ſchien anfangs ganz verwirrt, ſie erröthete, aber bald griff ſie in das Körbchen, ſuchte das ſchönſte der Sträußchen heraus und ſagte, indem ſie es mir überreichte: „Das Beſte, was ich habe, iſt für den großen Monarchen aus Oſten!“ — Aha, denke ich, 's iſt richtig! „Auf Wiederſehn, Königin meines Harems!“ rufe ich, und eile mit meiner Bande fortzukommen, denn der Carlo Baldi und Ludovico Caro fingen an, mehr wie mir lieb war, um meine künftige Sultanin herum zu manövriren, und ſo eile ich nach Hauſe und entlaſſe die Gefährten. Sobald ich meine luſtigen Vögel los war, renne ich wie toll nach der Porta del Popolo, meine neue Bekanntſchaft aufzuſuchen. Sie war fort. Jetzt laufe ich den Corſo auf und ab, gebe und empfange Rippenſtöße zu Dutzenden, ich eile in die anſtoßenden Straßen, endlich auf den ſpaniſchen Platz — ein Bekannter wollte ſie dort geſehen haben — Alles umſonſt, weg war ſie.“

„Und Ihr habt ſie nie wieder geſehen?“ fragte Buonarotti.

„Ich wollte, ich könnte entſchieden nein ſagen; daß ich es nicht kann, macht mich noch halb verrückt;“ rief Benvenuto. „Denk, was mir heute paſſirt! — Ich hatte vorige Nacht ein Bischen geſchwärmt, wir hatten getrunken, und waren ſodann auf den Straßen herumgezogen. Heute Morgen will es mit der Arbeit nicht vom Fleck, der Kopf war mir wüſt. ‚Du könnteſt ein wenig in die Peterskirche gehen und ein Paar Aves beten,‘ denke ich, und — geſagt gethan. Es wollte aber auch mit dem Oremus nicht recht vom Flecke, und ich erhebe mich, um nach dem Monte Teſtaccio zu ſpazieren; theils war es ein ſo angenehmer Morgen, theils dachte ich bei dem alten Weinſchenk, dem Antonio Baldinucci, ein Gläschen Lacrymä zu trinken. — Ihr wißt, Michele, man muß die Haare des Hundes, der einen gebiſſen hat, auf die Wunde legen; es iſt ein altes, aber probates Mittel. — Wie ich eben die Kirche verlaſſen habe, höre ich ein ſeidenes Gewand hinter mir rauſchen, ich blicke um. Was ſehe ich? — Meine Gärtnerin vom Corſo, aber als eine vornehme Dame angezogen, mit zwei Dienern hinter ſich. Ich mache eine tiefe Verbeugung, ſie dankt mir kaum mit einem geringen Kopfnicken. Anfangs bin ich ganz verdutzt, aber bald beſinne ich mich, ich laufe wie närriſch hinter ihr her, und als ſie eben im Begriff iſt, in eine Sänfte zu ſteigen, rede ich ſie an."

„Tollkopf!" rief Michel Angelo. „Ihr habt ſie gewiß verkannt."

„Nennt mich lieber Dummkopf!" rief Benvenuto. „Verkannt habe ich ſie wohl nicht, aber ſie wollte mich gewiß darum nicht kennen, weil die Lakaien bei ihr waren."

„Und was ſagtet Ihr zu ihr?" fragte Jener.

„Ich hatte gerade einen ſchönen Strauß friſcher Frühlingsblumen in der Hand, den ich einer hübſchen Traſteverinerin, die mich manchmal zu beſuchen pflegt, abgekauft;" erwiederte Benvenuto.

„‚Das giebt einen guten Anknüpfungspunkt,‘ dachte ich, und eile raſch auf die Dame zu. ‚Signora,‘ ſage ich, indem ich das Knie beuge, ‚wollet Ihr mir erlauben Euch dieſen Strauß für jenen anzubieten, den ich am Carneval aus Eurer ſchönen Hand empfing und — wie Ihr ſeht — ſeitdem, obwohl er verwelkt iſt, auf dem Hute trage?‘“

„Nun, und die Dame?“ rief Buonarotti neugierig.

„Hol's der Henker!“ rief Cellini ärgerlich. „Sie ſah mich zuerſt mit großen Augen an, dann ſagte ſie: ‚Ich habe Euch niemals einen Strauß gegeben, und empfehle Euch als eine Frühjahrskur eine gute Doſis Nieswurz zu gebrauchen.‘“

Michel Angelo und Vaſari lachten aus vollem Halſe, und auch das finſtere Geſicht Giovanni Nanni's verzog ſich zum Lächeln.

„Da ſeht Ihr, daß Ihr ſie verkannt habt!“ rief endlich der Erſtere.

„Bewahre!“ rief Benvenuto. „Wären nicht die beiden Diener zugegen geweſen, ſie würde ganz anders geſprochen haben. Dies fiel mir auch gleich ein, obwohl ich, aufrichtig zu geſtehen, anfangs etwas betroffen war. Die Dame war inzwiſchen in die Sänfte geſtiegen, und fort ging die Reiſe. „Ich muß wiſſen wer ſie iſt und wo ſie wohnt!“ ſage ich zu mir ſelbſt, und will eben nachfolgen, da höre ich mich von einer meckernden Stimme beim Namen rufen. Wie ich mich umſehe, erblicke ich den alten Principe Salviati, der aus der Kirche kommt und mir mit der Hand winkt. „O Beſtia!“ ſage ich mit den Zähnen knirſchend. „Was befehlen Excelenza?“ ſetzte ich aber gleich hinzu, denn ich habe manche Hand voll Scudi an dem alten Knickbein, welcher noch immer den Stutzer machen will, verdient. Nun aber beſtellt er bei mir eine Medaille, um ſolche an der Mütze zu tragen, wie ſolches die neueſte Mode verlangt. Die Geſchichte von der Leda und dem Schwane ſoll darauf ſein, und er hat mir ſo viel über die Stellung der Leda zu ſagen, bis meine Leda mir aus den Augen und zum Teufel iſt. — Zwar rannte ich, ſobald ich mich losmachen konnte, wie unſinnig hinterher, aber weg war die Sänfte, und es blieb mir nichts übrig, als mich und die Medaille — ein Kohlkopf wäre für den alten

Ziegenbock viel paſſender geweſen — in die unterſte Hölle zu wünſchen.“

„Und Ihr habt ſeitdem nichts weiter von der Dame gehört und geſehen?“ fragte Vaſari mit ſichtlicher Schadenfreude.

„Nicht eine Fußſpitze!“ rief Benvenuto. „Ich bin ſeitdem wie verrückt umhergelaufen, um ſie zu entdecken, aber Alles umſonſt. Auch meine Freunde gaben ſich Mühe, aber gleichfalls umſonſt. ‚Kerls!‘ ſagte ich; ‚kundſchaftet die Dame aus und Ihr ſollt dieſen Demant haben;‘“ — Benvenuto zog einen koſtbaren Ring vom Finger. — „Nichts half. Sie rannten durch ganz Rom, aber ſie entdeckten meine Gärtnerin nicht.“

„Ihr ſolltet einen Aufruf an die Straßenecken anſchlagen laſſen, und den Ring darin als Belohnung bezeichnen, vielleicht kommt ſie dann von ſelbſt;“ ſagte Vaſari ſpöttiſch.

„Das gäbe ich darum, wenn ſie käme!“ rief Benvenuto enthuſiaſtiſch, indem er in ſein Wamms fuhr, und eine Anzahl ungefaßter Edelſteine herausbrachte. — „Oder meint Ihr, mein guter Signor, der Ring ſei etwa eine geringe Belohnung für die Mühe des Auskundſchaftens? Er iſt ſeine tauſend Scudi werth. Er ſtammt noch vom Pabſt Clemens her, und er hatte ihm dem Condottiere, dem Cäſar Iscatinaro, geſchenkt, von dem ich ihn durch die zweite Hand an mich brachte. Es war kurz nach der Zeit der Belagerung; mir koſtet der Demant freilich nicht ſo viel, man konnte damals einen guten Handel machen. Wer Koſtbarkeiten hatte, dem waren ſie nur läſtig und machten ihm Sorge, denn ſie waren nirgends ſicher. So mußte ich damals, auf Befehl des Pabſtes, alle ſeine Juwelen aus den Kronen, Biſchofsmützen und Ringen ausbrechen, und ſie in die Falten ſeiner Kleider nähen; der arme Mann hielt ſie nirgends anders für geborgen.“

„Nun da iſt es kein Wunder,“ rief Buonarotti ſcherzend, „wenn Ihr mit den Demanten umgeht als wären es Haſſelnüſſe, und trotz Eurer Teufeleien, die Euch ſo viel Geld koſten, dennoch alle Taſchen voll habt.“

„Richtig!“ entgegnete Benvenuto gleichfalls ſcherzend. „Alle dieſe Juwelen ſtammen noch von denen, die ich dem Pabſte in die Kleider nähen mußte, und von welchen ich ein paar Hände voll zurückbehielt, um Liebespfänder für hübſche Römerinnen daraus zu machen, oder ſie mit guten Geſellen in ſüßem Sekt zu verjubeln. — Doch Scherz bei Seite! Der gute Clemens hätte mich in jener Zeit am liebſten ſelbſt in Geld faſſen laſſen, er hatte mich allzunöthig. Doch wenn ich nicht irre, waret Ihr, Meiſter Giovanni, damals ſelbſt in Rom, und nahmt Theil an der Vertheidigung gegen den Connetable. Nun da wißt Ihr auch, welche Dienſte ich geleiſtet. Alle Welt ſprach damals nur von mir. „Dort geht der Benvenuto!“ ziſchelte es hier und da, wo ich mich nur auf der Straße ſehen ließ. „Das iſt der geſchickte Goldſchmied, der unübertreffliche Schütze vom Kaſtell St. Angelo!“ ſchrieen ſelbſt die Kinder hinter mir her. Herr meines Lebens! Wenn ich den Corſo hinunterging, ſo fuhren auch gleich zwanzig hübſche Frauenköpfe zu den Fenſtern heraus, und es wäre kein Wunder geweſen, wenn eine oder die andere niedliche Römerin ſich, bei dem langen Nachſehen, den Hals verrenkt hätte. Von drei meiner verſchiedenen Thaten aber ſprach ganz Rom, vom heiligen Vater an bis zum Facchino herab. Die erſte war der Schuß, den ich auf das Verlangen des

Signor Oratio Baglioni mit der Kanone nach einer Geſellſchaft Soldaten that, welche ſaßen und ſchmauſten.“

„Ihr traft ſie gut,“ fiel Buonarotti lachend ein, „aber das Ding wäre Euch dennoch faſt ſchlecht bekommen, denn vom Luftdruck fiel ein Schanzkorb herab, und gerade mitten zwiſchen dem Kardinal Farneſe und Herrn Giacomo Salviati hinein. Es wäre kein Wunder geweſen, wenn ſie beide erſchlagen worden wären.“

„Per Dio!“ rief Benvenuto lachend. „Anfangs glaubte ich es auch, denn ich hörte unten eine Stimme rufen: man müſſe die Kanoniere todt ſchlagen. Das wäre nun mit mir nicht ſo leicht angegangen, denn ich ladete eine Kettenkugel in ein Falconet, und richtete dieſes gegen die Treppe. Wäre Jemand heraufgekommen — Ihr wißt, ich ſtand ganz oben, neben dem Engel, auf dem Kaſtell — er hätte zum letzten Mal Polenta gegeſſen, und wäre er ein Biſchof oder ein Kardinal geweſen.“

„Das andere Mal,“ fuhr der Sprechende fort, nachdem er ein Glas Wein hintergeſtürzt hatte, „führte ich etwas noch Bedeutenderes unmittelbar unter den Augen des Pabſtes ſelber aus. Er ſtand nämlich auf der runden Baſtion, und ſah auf einer Wieſe einen feindlichen Hauptmann ſpazieren, den er für einen ſeiner ehemaligen Diener erkannte. Ich war oben auf dem Kaſtell, und wußte nichts von dem heiligen Vater, aber ich ſah einen Mann auf der Ebene, der einen Spieß in der Hand hatte, ganz roſenroth gekleidet war und die Arbeiter an den Laufgräben zu befehligen ſchien. ‚Warte, Dir will ich eins verſetzen!‘ ſage ich, denn es ärgerte mich, daß der Menſch aus einer ſpaniſchen Prahlerei, den Degen queer vor dem Leibe trug. Ich lade meine beſte Kanone, richte genau, und: Paff! da lag er. — Meine Kugel traf den Degen, und man ſah den Mann in zwei Hälften getheilt niederfallen. Ganz Rom ſprach acht Tage von nichts als der Geſchichte.“

„Ich habe nichts davon gehört;“ ſagte Nanni kalt.

„Deſto ſchlimmer für Euch, Signor!“ entgegnete Benvenuto rauh. „Ihr ſcheint Euch damals wenig um große und ſchöne Thaten bekümmert zu haben.“

„Hm!“ ſprach Nanni finſter. „Ich habe damals auch eine That gethan, die im Verborgenen blieb, weil ich nicht gewohnt bin, viel von meinen Thaten zu reden, die mich aber jetzt nach Rom führt, weil ich mir von Pabſt Paul eine Belohnung holen will, die mir bei Pabſt Clemens ein Mißgünſtiger, oder ein Lügner und Windmacher, vor dem Munde weggeſchnappt hat. Wollte ich Euch die That nennen, ſo würdet Ihr dieſer gewiß den Preis vor Allen zugeſtehen müſſen.“

„Darauf ſage ich: Nein! und abermals: Nein!“ rief Benvenuto, dem der Wein etwas zu Kopfe zu ſteigen ſchien. „Ich habe das Beſte bei der ganzen Belagerung gethan! Hört mich an, und urtheilt! — Als das Bourboniſche Heer vor die Mauern der Stadt gerückt war — ich bediente damals noch nicht das Geſchütz von St. Angelo — hatte ich funfzig tüchtige junge Burſchen, faſt lauter Künſtler, zuſammengebracht, und wir zogen eines Morgens im dichteſten Nebel nach dem Campo Santo, wo das Heer des Feindes einen Sturm verſuchte. Alexander del Bene, und ein junger Menſch, Namens Cecchino della Caſa, ſtanden neben mir. Die Feinde drangen wüthend vor. Die Unſrigen wollten umkehren, auch Alexander wollte ausreißen. Ich ſchrie: ‚Bleibt Alle! Heute müſſen wir irgend etwas männliches thun!‘ Mit dieſen Worten bringe ich meine Büchſe an den Backen, und ziele in ein dichtes Gedränge nach Einem, den ich über die Andern erhaben ſah. Er fiel, und es wies ſich ſpäter aus, daß es — der Connetable von Bourbon geweſen war. — — Auch der Prinz von Oranien iſt ſpäter durch eine Kanonenkugel, die ich vom Kaſtell aus abfeuerte, gefallen. — Was ſagt Ihr zu dieſer That, mein guter Meiſter Giovanni Nanni?“ —

„Daß ſie ſich gut anhört, aber nicht wahr iſt;“ verſetzte der Angeredete ruhig.

„Blut Gottes!“ ſchrie Benvenuto, indem er tobend aufſprang. „Welchen Grund habt Ihr, daran zu zweifeln? Was habt Ihr dagegen einzuwenden?“

„Alles!“ erwiederte der Vorige kalt und finſter. „Der Bourbon fiel von meiner Hand.“

„Nein, von der meinigen!“ ſchrie Cellini hitzig. „Alexander del Bene und Cecchino della Caſa leben noch, ſie ſollen reden.“

„Ich habe beſſere Zeugen als ein paar Trinkgeſollen;" verſetzte Nanni mit gerunzelter Stirn, aber ohne ſich aus der Ruhe bringen zu laſſen. „Der Connetable war, als ich auf ihn ſchoß, nicht zwanzig Schritt von mir entfernt. Sein Luogotenente, der Antonio Sartorelli von Udine, der mit mir aus einem Orte iſt, ſtand neben ihm und erkannte mich. Der Bourbon ſtarb in deſſen Armen, und der Sartorelli hat es ſeinem Freunde, dem Giacomo Valvaſore, der es jeden Augenblick bezeugen wird, auf dem Sterbebette vertraut."

„Und ich ſage: Es iſt nicht wahr! — Ich bin es geweſen, durch deſſen Hand der Connetable fiel. — Iſt es Euch genehm, ſo will ich es Euch mit Schwert und Dolch beweiſen!" ſchrie Benvenuto.

„O, ich bitte Euch!" entgegnete Nanni trocken. „So etwas beweiſ't ſich nicht durch eine Schlägerei. — Habt Ihr das Bewußtſein der vollbrachten That, nun wohl, ſo vergnügt Euch daran, und laßt mir das meinige."

„**Per Baccho**!" rief Benvenuto heftig. „Damit iſt aber die Sache nicht in's Reine gebracht. Ich dächte wir ſchlügen uns lieber darum."

„Dagegen proteſtire ich!" ſprach Buonarotti.

„Kein Zank in meinem Hauſe. Jeder glaube was er wolle, und nun kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand. — Laßt uns lieber von Eurer verlornen Gärtnerin oder Sultanin reden.“

„Freilich! — Freilich!“ rief Benvenuto lebhaft. „Wäre nur irgend Jemand in Rom, der mir über ſolche Auskunft verſchaffen könnte; ich wollte ihn fürſtlich belohnen; und das Mädchen, möchte es nun eine Prinzipeſſa oder ein Sträußermädchen ſein, müßte mich lieben, und wenn ich Geld und Edelſteine, die ſchwarze oder die weiße Kunſt dabei anwenden ſollte!“

Nanni hatte bei dieſer Rede mit einem ganz eigenthümlichen Geſichtsausdruck auf Benvenuto geblickt.

„Iſt das wirklich Euer Ernſt,“ ſagte er nach einer Pauſe, „ſo ſchaffe ich Rath; das heißt mit Hilfe geheimer Kunſt.“

„Madonna!“ rief Michel Angelo entſetzt.

„Was? Ihr ſeid ein Schwarzkünſtler?“ rief Benvenuto Cellini lachend.

„Das nicht. Ich verſtehe nicht das Geringſte von dergleichen, aber ich kenne Jemand, der damit Beſcheid weiß;“ verſetzte Nanni trocken.

„Menſch, Ihr werdet doch nicht —“ fiel Michel Angelo ein.

„Ich fürchte mich vor allen Schwarzkünſtlern der Erde und dem Teufel ſelber nicht, Agnolino!“ unterbrach ihn Benvenuto. — „Sagt, Meiſter, ſagt an: wo wohnt Euer Hexenmeiſter?“

„Es iſt ein alter Abbate, ein geborner Sicilianer, ein Mann vom tiefſten Wiſſen, und eingeweiht in alle Künſte der Necromantie;“ erwiederte Giovanni, der Maler. „Namen und Wohnung nenne ich Euch nicht, aber ich will Euch hinbegleiten, wenn Ihr mir verſprecht, Niemandem etwas davon mitzutheilen.“

„Die Hand darauf! Ich gehe mit,“ ſagte Benvenuto.

„Nichts da!“ rief Michel Angelo dazwiſchen; „ich gebe nicht zu, daß Ihr in meinem Hauſe etwas verabreden ſollt, das Euch in Gefahr bringen kann.“

„Gefahr iſt nicht dabei. Der alte Abbate kann ſich kaum auf den Füßen erhalten;“ ſprach Nanni ſpöttiſch lächelnd.

„Ich wünſche aber, daß Gefahr dabei ſei!" ſchrie Benvenuto, auf den der Wein nicht ohne Wirkung geblieben war. „Gefahr iſt die Würze einer Unternehmung."

„Bei dem alten Abbate kann Euer Geſchmack nicht befriedigt werden, vielleicht findet ſich ſpäter und in anderer Weiſe etwas;" ſagte Nanni lächelnd. — „Ihr wollt ihn alſo kennen lernen?"

„Ich gehe mit Euch, ſobald Ihr wollt!" rief Jener.

„Ihr müßt mir verſprechen, daß meinem Freunde Benvenuto auf dieſem Gange keine Gefahr zuſtößt!" ſagte Michel Angelo zu Nanni.

„Ich verſpreche es Euch," erwiederte dieſer kalt.

„Und ich erlaſſe Euch dieſes Verſprechen!" fiel Cellini ein. „Ich habe Schwert und Dolch an der Seite, und mit dieſen begleite ich Euch in die Hölle."

„Für jetzt nur in das Dachſtübchen eines alten Prieſters in Traſtevere!" ſagte Nanni lächelnd.

„Glaubt Ihr im Ernſte, daß mir der Alte über meine Unbekannte Auskunft ſchafft?" fragte Benvenuto mit angelegentlicher Neugier.

„Ganz unfehlbar! Nichts ſo gewiß als das.

Es iſt nur ein Spaß für ihn;" erwiederte Giovanni mit Sicherheit.

„Er ſoll ſich über meine Freigebigkeit nicht zu beklagen haben, wenn er mir über die Königin meines Herzens etwas mitzutheilen weiß;" rief Benvenuto.

„Er muß mehr thun, er muß Euch zu ihrem Beſitz verhelfen!" ſprach Nanni lächelnd. „Den Namen derſelben herauszubringen iſt kein Gegenſtand, um den Fürſten der Hölle deshalb zu bemühen; das wäre höchſtens ein Geſchäft für den Barigello. — Doch ſagt, wann wollen wir den Abbate aufſuchen? Er weilt nicht für immer in Rom, ſondern im Sabinergebirge, in den Bergen von Norcia, wo, wie Euch bekannt, alle Hexen und Hexenmeiſter zu Hauſe ſind."

„Ich gebe dieſe Stunde, dieſen Augenblick, mit Euch!" rief Benvenuto, den Reſt der Flaſche in ſein Glas gießend, und den Wein raſch austrinkend.

„Ich betrachte die Sache mehr als einen Scherz — aber Ihr haftet mir für ſeine Sicherheit, Meiſter Giovanni!" ſagte Michel Angelo, Nanni feſt anblickend.

„Er ſoll ſo ſicher ſein, und ſo gut bewahrt werden, wie nur Jemand in Rom!“ verſetzte Nanni trocken. — „Iſt's Euch gefällig, ſo gehen wir, Signer Benvenuto.“

Nach einigen Abſchiedsreden, und nachdem Vaſari ſich früher beurlaubt, verließen Cellini und Nanni den Monte Picino und begaben ſich nach Traſtevere. — Nanni führte, wie abſichtlich, den in einem leichten Rauſche, der ihm jedoch volle Beſinnung ließ, befangenen Benvenuto durch eine Menge kleiner Gäßchen, welche jener zeitlebens noch nicht betreten zu haben verſicherte; endlich ſtanden die Wanderer vor der Thür eines ziemlich baufällig ausſehenden Hauſes in einer Sackgaſſe. Lange mußten ſie klopfen, endlich erſchien ein altes, ziemlich ſchmutzig ausſehendes Mütterchen, und fragte nach dem Begehr der Signori. Auf Befragen: ob der Abbate daheim ſei? ertönte ein heiſeres: ‚ja‘ aus dem zahnloſen Munde, und die Beiden folgten der Alten, eine ziemlich dunkle und wacklige Treppe aufwärts, nach einem im obern Stockwerk gelegenen Hinterſtübchen. Erſt nach ausführlichem Befragen über Stand und Namen meldete die Alte die Ankömmlinge, und brachte nach mehreren Minuten Aufenthalt die Nachricht, daß ſie willkommen ſeien. Wie es ſchien hatte ein Beſuch den Hausherrn abgehalten, ſie früher eintreten zu laſſen, denn eben ſchwebte eine verlarvte Dame von Stande, wie Haltung und Kleidung bewies, vor ihnen vorüber. Beide traten jetzt in ein kleines, ziemlich unordentlich ausſehendes Stübchen. Zwei oder drei Tiſche waren mit Folianten bedeckt, ebenſo die beiden einzigen Stühle, welche außer dem, auf welchem der Abbate ſaß, im Zimmer waren; nur eine ſchlechte Ruhebank, mit braunem Leder überzogen, war leer. Wahrſcheinlich hatte die fremde Dame auf ihr geſeſſen, denn auf dem grauen Eſtrich des Bodens lag eine Anzahl Bücher, die, wie um Platz zu ſchaffen, in der Eile herabgeworfen ſchienen. Wie unſere Bekannten eintraten, erhob ſich der Bewohner des Zimmers ein wenig aus dem Lehnſtuhl, in dem er ſaß, und machte eine Bewegung der Hand, um ſolche zum Niederlaſſen einzuladen. Benvenuto warf jetzt ſein Auge auf den Alten. Er war ein Greis von fünfundſechzig bis ſiebenzig Jahren, in einem ſchwarzen, langen Hauskleide. Nur wenige dünne, graue Haare bedeckten den Scheitel; dicke, buſchige Augenbrauen das ſtechende, unruhig umherblickende Auge. Ein fortwährendes Zucken der Muskeln der linken Wange, welches den Mund manchmal ganz ſchief zog, ließ von dem Ausdruck ſeiner Züge nur ſchwer einen feſten Eindruck gewinnen. Der gekrümmte Rücken und eine in Pelzwerk gewickelte Hand deuteten darauf, daß der Alte viel von der Gicht zu leiden gehabt.

„Ei, Meiſter Giovanni,“ hob er jetzt mit düſtrem Lächeln an, indem er bei ſeiner vorwärts gekrümmten Stellung, ſeinen ſtechenden Blick durch die überhängenden Augenbrauen auf Nanni gleiten ließ, „was verſchafft mir denn die Ehre Eures Beſuches? — Wir ſind nicht als Freunde geſchieden.“

„Meine Schuld war es nicht,“ erwiederte Jener kalt. „Ihr hieltet mir nicht Wort.“

„Unmögliches läßt ſich nicht möglich machen,“ ſprach der Alte achſelzuckend. „Die Bedingungen, die ich Euch ſtellte —“

„Eure Bedingungen ſind manchmal ein wenig ſchwer zu erfüllen;“ fiel Nanni trocken ein. „Laſſen wir indeß das Vergangene. — Signor Benvenuto, ein Künſtler, den ich hoch verehre, hat ein Anliegen an

Euch, welches er auf dem Wege der geheimen Wiſſenſchaften zu verfolgen ſtrebt."

„Ich bedaure, daß ich nicht dienen kann;" ſprach der Alte kalt. „Ich habe jene troſtloſen Studien gänzlich aufgegeben, und widme mich für den Reſt meines Lebens blos denen der Alten."

Benvenuto wollte ſprechen, aber Nanni fiel ihm ſogleich in's Wort.

„Verzeiht, werther Signor," ſagte er froſtig und als ob er Anſtalten machen wollte, ſich zu erheben, „daß ich Euch den weiten Weg umſonſt machen ließ. Zürnt mir auch nicht, wenn Ihr eine zweite eben ſo weite Wanderung machen müſſet, wenn Ihr durchaus für eine kleine Mühwaltung Euren Demant los werden wollet. Ich habe außer dem Signor Abbate noch einen andern Bekannten, der Euch zufrieden ſtellen kann, und welcher tauſend Scudi nicht verſchmäht."

„Um was handelt es ſich denn eigentlich?" fragte der Alte ſcheinbar gleichgültig.

„Um die Ausforſchung einer Unbekannten, eines Engels!" rief Benvenuto enthuſiaſtiſch.

„Ja, um die Ausforſchung und den Beſitz eines Mädchens;" fiel Nanni trocken ein. „Ein Demant, tauſend Scudi werth, iſt der Preis. — Nun, ich weiß Jemand, welcher ſolche zu verdienen mehr Luſt haben wird als der Signor Abbate, welcher uns indeß die Anfrage, durch die ich ihm vielleicht eine Gefälligkeit zu erzeigen glauben konnte, verzeihen wird."

„Ihr ſeid ſehr gütig, Meiſter Giovanni! Wahrhaftig, dieſe Geſinnungen hätte ich kaum von Euch erwartet;" fiel der Alte haſtig ein, als Nanni aufzuſtehen Miene machte. „Hätte ich nur nicht die Necromantie ganz aufgegeben! — Freilich, Ihr werdet mich für ungefällig halten, und dies bin ich gewiß nicht. Gern überzeugte ich Euch davon durch Gewährung Eurer Bitte, aber ſagt ſelbſt: ich habe viele Freunde und Gönner; kann ich zu Euren Gunſten eine Ausnahme machen? — Was iſt es denn für eine Dame, um die es ſich handelt?" —

Benvenuto ergriff jetzt ſogleich mit Feuer die Gelegenheit, ſein zweimaliges Zuſammentreffen mit der Unbekannten zu erzählen. Der Alte hörte aufmerkſam, und ohne ihn mit einer Sylbe zu unterbrechen, zu. Die Beſchreibung der Perſon der Unbekannten mußte Jener zweimal wiederholen, und er ſchien an dem geringfügigſten Umſtand dergeſtalt Theil zu nehmen, daß er, als Cellini beiläufig eines kleinen Maales auf dem Nacken der Gärtnerin erwähnte, ſich nicht nur nach der Form deſſelben, ſondern auch darnach erkundigte, ob es mehr nach der rechten oder der linken Seite des Halſes zu, befindlich geweſen ſei, und ob er es gleichfalls bemerkt habe, wie er die Unbekannte als vornehme Dame wiedergefunden, was Benvenuto, da er nicht darauf Achtung gegeben, unbeantwortet laſſen mußte. — Während Cellini ſprach, hatte der Alte wie zufällig dann und wann in einem Folianten geblättert, deſſen Seiten theils leer, theils hin und wieder mit Chiffreſchrift bedeckt waren.

„Nun, wie iſt es, Signor?“ ſagte Nanni, als Benvenuto geendet hatte. „Wollt Ihr meinem Bekannten aus der Noth helfen, oder ſoll ich anderweitige Anſtalten treffen?“

„Wäre ich Euch nicht aus alter Bekanntſchaft zugethan, obwohl ich mich eigentlich über Euch zu beklagen habe, und wäre Meiſter Benvenuto nicht ein ſo geſchätzter Künſtler" — ſagte der Alte zögernd.

„Ja, und wären nicht tauſend Scudi zu verdienen, ſo thätet Ihr es nicht;" fiel Nanni trocken ein. „Da dies nun aber Alles der Fall iſt, ſo willigt Ihr in meine Bitte, und werdet die Güte haben, uns zu ſagen, wann wir uns Antwort holen können."

„Die Sache iſt ſehr ſchwierig," ſprach der Alte. „Nur auf dem Wege einer Beſchwörung iſt Auskunft zu erhalten."

„Ei, das klingt ja recht ſchauerlich!" rief Benvenuto lachend.

„Ich habe ſchon kühne Männer dabei zittern ſehen," ſprach mit ſcharfem Tone der Greis. „Ihr müßt dabei ſein, und auch Ihr, Meiſter Giovanni."

„Ich hoffe, Ihr werdet den Teufel ohne mich zu citiren im Stande ſein," erwiederte Nanni kalt. „Auch würde ſich ein ſolcher Zeitvertreib wenig zu meiner Pilgerfahrt ſchicken."

„So müßt Ihr einen Freund — den liebſten, den Ihr habt — an Eurer Statt ſenden," verſetzte

Jener. „Auch ein Knabe, der noch unſchuldig, muß anweſend ſein. — Den letzten werde ich beſorgen.“

„Und wann, und wo? ſollen wir uns treffen?“ fragte Benvenuto.

„Uebermorgen um Mitternacht im Coliſeum!“ antwortete feierlich der Greis. „Bis dahin müßt Ihr faſten, wie um die öſterliche Zeit.“

„Iſt ſonſt noch etwas vonnöthen?“ fragte Benvenuto mit ſteigender Theilnahme.

„Allerdings!“ entgegnete Jener, „Ihr gehet morgen, wenn der Tag anbricht, zu einem Specereihändler; Ihr müßt es ſo einrichten, daß Ihr der erſte Käufer ſeid, der in ſeinen Laden tritt. Dort fordert Ihr ein Loth Assa foetida, eben ſo viel Bernſtein, und das gleiche Gewicht Weihrauch. Ihr hütet Euch etwas abzuhandeln oder überhaupt nur ein Wort zu ſprechen, was nicht durchaus nöthig.“

„Gut, gut!“ rief Benvenuto lebhaft. „Es ſoll Alles geſchehen, wie Ihr geſagt habt. — Aber meine Unbekannte —“

„Schon während der Beſchwörung ſollt Ihr ſie, wenn auch nur von fern erblicken, nach vierundzwanzig Stunden aber — vorausgeſetzt, daß Ihr buchſtäblich meinen Anweiſungen nachkommt — ſie in Euren Armen halten,“ erwiederte mit beſtimmtem Tone der Alte. — „Was den Demant anlangt, den Eure Güte mir beſtimmt —“

„Den erhaltet Ihr, ſobald Ihr mir nur den Namen der Schönen ſagen könnet!“ rief Benvenuto munter. „Weiß ich dieſen einmal, ſo werde ich mir ſchon auf dieſe oder jene Art zu helfen wiſſen, ohne daß Ihr den Teufel deshalb zu bemühen brauchet.“

„Ihr ſeid ſehr großmüthig, Signor!“ verſetzte der Alte. „Jedenfalls ſoll geſchehen, was in den Grenzen der Möglichkeit liegt.“

Nach einigem Hin- und Herreden, die Vorbereitungen zu der Beſchwörung betreffend, verließ Benvenuto in Begleitung Nanni's das Haus. — —

„Glaubt Ihr, daß er ſein Wort halten wird?“ fragte Cellini lebhaft, als ſie den Rückweg angetreten hatten, ſeinen Begleiter.

„Zweifelt nicht daran! Er kundſchaftet Euch Euer Schätzchen aus, und ſollte er Beelzebub in eigener Perſon deshalb heraufbemühen,“ verſetzte

Jener ruhig, indem er ſich dichter in ſeinen Mantel hüllte.

„Sehet Euch doch die Geſchichte mit an, es muß eine närriſche Komödie ſein,“ ſagte Benvenuto dringend. „Machet Euch wegen Eurer Pilgerſchaft keine Scrupel; einen Tag ſpäter iſt in der Kirche Maria sopra Minerva gerade großer Ablaß zu erlangen, und da iſt gleich Alles wieder in Ordnung gebracht.“

„Excuſirt mich!“ erwiederte Nanni lächelnd. „Ich ſende einen Freund, wie es der Alte verlangte; irre ich nicht, ſo iſt es auch Euer guter Bekannter, er heißt Agnolino Gaddi.“

„Freilich!“ rief Benvenuto. „Aber das iſt der furchtſamſte Kerl, den ich kenne.“

„Thut nichts!“ verſetzte Nanni kalt. „Eben deshalb ſchicke ich ihn. Hat er einmal dem Teufel gegenüber geſtanden, ſo wird er in Zukunft bei andern Dingen deſto mehr Courage haben. — Aber da fällt mir ein: vergeßt nicht den Demant mitzubringen, den Ihr dem Abbate verſprochen habt. Der Alte iſt ein Filz, und wird darauf beſtehen ihn zu erhalten, ſobald er Euch das Mädchen nennen kann, oder

Ihr ſie gar, wie er verſprach, von Angeſicht zu Angeſicht ſehen ſolltet.“

„Per Dio! haltet Ihr mich für wortbrüchig oder knauſerig?“ rief Benvenuto. — „Der Teufelsbanner ſoll den Ring haben, ſobald ich von dem Mädchen ein Haar, oder vom Satan eine Hornſpitze ſehe.“

„Nein! — Nein! — Seid auch nicht zu voreilig,“ warnte Nanni lebhaft. „Erſt wenn die Beſchwörung zu Ende, gebt ihm den verdienten Lohn.“ —

Auf der Piazza Navona trennten ſich die beiden Wanderer. — — —

Es war um Mitternacht an dem beſtimmten Tage, als Benvenuto mit Agnolino Gaddi, ſeinem Bekannten, in das Coliſeum trat. Die ungeheuren Ruinen nahmen ſich im falben Mondſchein noch großartiger, wie am Tage aus. Hier und da wucherten Geſträuche auf den zertrümmerten Sitzreihen, und warfen, wenn der Nachtwind ſie bewegte, ihre Schatten bis in die Arena hinunter. Das leiſe Pfeifen des Windes in den Ruinen, das Flüſtern der Blätter, die beweglichen Schatten, die bergesgleich aufſtrebenden Trümmer, Alles vereinigte ſich, der Scene etwas Schauerliches, Geheimnißvolles zu geben. Gaddi warf ängſtliche Blicke umher, er meinte jeden Augenblick irgend eine ſeltſame, grauenhafte Geſtalt aus den, wie dunkle Schlünde geöffneten, Vomitorien, und über die Trümmer der Sitzreihen huſchen zu ſehen, nur Benvenuto lehnte ſich ruhig auf ſein Schwert und ſchlug den weiten Mantel um die Schultern.

„Er iſt noch nicht da. — Ich hoffe, er läßt uns nicht vergebens warten,“ ſagte Benvenuto nach langem Schweigen.

„Ei nun — wenn er nicht kommt, ſo gehen wir wieder. Es muß ja heute nicht ſein. Ein ander Mal iſt wieder ein Tag,“ verſetzte Gaddi ängſtlich.

„Seid Ihr beſeſſen?“ ſprach Benvenuto zu dem Bekannten, der ſich furchtſam an ihn drängte. „Heute muß es ſein. Kommt er nicht, hat er uns zum Narren gehabt, ſo breche ich ihm den Hals. — Wir müſſen warten, und wäre es bis Tagesanbruch.“

„Ach, du mein Gott!“ ſeufzte Agnolino. „Ich glaube, wir werden die Sonne nicht mehr aufgehen ſehen. Geht die Beſchwörung vor ſich, ſo mag Gott wiſſen, welch ein Ende ſie nimmt; wird nichts daraus, ſo bringt uns die Malaria, die bei Nachtzeit in den Ruinen noch viel gefährlicher wie am Tage iſt, vielleicht auf die Bahre. Mir iſt ohnehin ſchon ganz ſchlecht zu Muthe; man riecht ordentlich die Fieberluft.“ —

„Ich dächte, es wäre recht angenehm hier,“ meinte Benvenuto.

„Angenehm? Nun, das ſei Gott geklagt; ich merke nichts Angenehmes,“ erwiederte Gaddi. „Findet Ihr vielleicht den Zugwind angenehm? — Herr Gott, wie es mich in dem Arme zu reißen anfängt, den ich mir vor zehn Jahren auf dem Karneval verrenkte! — Und dann der verdammte Kauz dort oben, der bleibt auch in einem Schreien.“

„Nun, Gott ſtehe Euch bei! — Kommt unſer Teufelsbanner nicht bald, ſo werdet Ihr vor Furcht verrückt, ehe die Beſchwörung losgeht,“ ſagte Benvenuto verdrüßlich.

„Sanct Peter und Paul, und alle lieben Heiligen ſtehen uns bei!“ rief Gaddi in Angſt. „Dort kommt Jemand.“

„Endlich! — Endlich!“ ſagte Benvenuto, als der Erwartete, begleitet von einem Knaben, über einen Trümmerhaufen aus einer der Vomitorien herabkletterte.

Der Abbate war in einen langen dunkeln Talar gekleidet, welcher, ſoviel man im Mondſchein bemerken konnte, mit einer Menge ſonderbarer Figuren, größtentheils in Form der Planetenzeichen, bedeckt war. Unter dem Arme trug er einen Folianten und in der Hand ein kleines weißes Stäbchen. Der Knabe, der ihn begleitete, war mit einem Gefäße mit Kohlen, und drei Wachskerzen beladen.

„Ich habe Euch etwas warten laſſen, aber Zeit und Stunde waren noch nicht gekommen!“ ſagte der Alte mit dumpfem Tone zu Benvenuto. — „Carluccio, zünde die Kerzen an.“

Der Knabe entflammte die Kohlen durch heftiges Anblaſen immer mehr, und zündete endlich drei gelbe Wachskerzen an, die er ſodann dem Greiſe übergab. Der Abbate winkte jetzt mit der Hand, und, nachdem ſich ſeine Begleiter um einige Schritte dem Eingange, aus welchem er getreten war, genähert hatten, pflanzte er die Kerzen in einem weiten Dreiecke, deſſen Seiten er vorher mit ſeinem Stäbchen ausmaß, in den Sand. So wie dies geſchehen war, zeichnete er einen weiten Zirkel, der noch durch einen zweiten umſchloſſen wurde, auf den Boden, und winkte nun Benvenuto, Gaddi und dem Knaben, durch eine Oeffnung, die er in den Kreiſen gelaſſen hatte, einzutreten. —

Benvenuto trat mit feſtem Schritt und neugierig um ſich blickend, in das Innere des Zirkels, auch der Knabe folgte beherzt. Gaddi aber begann zu beben.

„Euer Würden,“ ſagte er ängſtlich zu dem Alten, „mir wird ſo ſonderbar zu Muthe. Ich glaube, es iſt die Fieberluft, die hier unten ſo erſtaunlich auf mich einwirkt. Wäre es Euch genehm, ſo könnte ich dort oben — er zeigte auf den höchſten Punkt der Trümmer — der Ceremonie eben ſo gut beiwohnen, ja, ſie müßte ſich von dort faſt noch beſſer, noch großartiger, ausnehmen. Es weht dort oben ſo ein angenehmer Nachtwind, und ich bin ſo geübt im Klettern —"

„Das wäre Alles recht gut, mein würdiger Signor," erwiederte der Alte ruhig, „und ich würde es Euch auch recht gern erlauben, aber Ihr würdet Euch dabei einer großen Gefahr ausſetzen. Der, den ich zu rufen gedenke, läßt ſich nur ungern zwingen zu erſcheinen, und würde in dieſem Falle gewiß ſeine Tücke an Euch auszulaſſen nicht verabſäumen, ſondern Euch unfehlbar von der Höhe herabſtürzen. Es ſind mir ſchon Fälle vorgekommen, wo es nicht viel gefehlt hätte, daß er in den magiſchen Zirkel gedrungen wäre, wozu es nur einer Oeffnung von der Breite einer Meſſerſchneide bedarf, weshalb ich auch den Kreis immer doppelt zu ziehen pflege."

„Ich bitte Euch, zieht ihn dreifach, wenn es Euch nicht unangenehm iſt!" rief Gaddi, raſch in den Zirkel ſchreitend, aber am ganzen Leibe zitternd. „Hilft es nichts, ſo ſchadet es nichts, und Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit."

„Ihr ſeid ein höchſt verſtändiger Mann!" verſetzte der Schwarzkünſtler, indem er den Eingang des Kreiſes ſchloß. „Zwei Zirkel ſind indeß ſchon hinreichend, ihn vom Eindringen abzuhalten.“ —

Der Abbate warf jetzt Räucherwerk, welches Benvenuto auf ſein Verlangen mitgebracht hatte, auf die glühenden Kohlen, und eine wohlriechende Rauchſäule ſtieg in die Lüfte. „Knieet nieder, denn die Beſchwörung beginnt,“ ziſchelte er jetzt. Benvenuto ließ ſich auf ein Knie nieder, Gaddi warf ſich unter tiefen Seufzern auf den Boden, auch der Knabe knieete.

„Nehmt dies Pintakel!“ fuhr der Alte zu Benvenuto gewendet fort, indem er ihm ein Fünfeck, das er unter dem Talar hervorzog, überreichte. „Ihr wendet es ſtets nach der Weltgegend, nach der ich meinen Stab richte, ſobald ich aber an den Knaben eine Frage thue, ſo legt Ihr es auf deſſen Haupt.“ — Gaddi ſtöhnte wie ein Sterbender. Jetzt fing der Necromant eine laute Beſchwörung aus dem Folianten, den er im linken Arm aufgeſchlagen hielt, zu leſen an. Er rief Legionen Teufel, welche hebräiſche, griechiſche, auch lateiniſche Namen trugen, zu erſcheinen auf. Dies mochte bereits ein paar Minuten gedauert haben, als er den Knaben mit lauter

Stimme fragte: ob er etwas ſähe? was dieſer indeß mit: „nein!“ erwiederte.

„Werft Assa foetida in die Flamme, und legt dem Kinde ohne Weiteres das Pintakel auf das Haupt! Die Dunkeln ſcheinen ſehr böswillig und hartnäckig,“ ſprach der Beſchwörer.

Ein abſcheulicher Geruch verbreitete ſich jetzt, Benvenuto hatte das fatale Raucherwerk eben nicht geſpart.

„Ich beſchwöre Euch, Aſtaroth, Beelzebub, Asmodi, erſcheinet! — Ich befehle es Euch bei Adonai, dem Unerſchaffenen, Lebendigen, Ewigen!“ rief mit hohler Stimme der Necromant. — „Was ſiehſt Du jetzt, mein Knabe?“ —

„Das Coliſeum iſt in Flammen, und drei ſchwarze Rieſen ſtehen außerhalb des Kreiſes,“ erwiederte das Kind.

„**Per Dio!**“ ſtöhnte Gaddi, indem er ſich die Hände vor die Augen hielt.

„Still, Unbeſonnener!“ ziſchelte der Beſchwörer. „Wollt Ihr den magiſchen Zirkel ſprengen? Wollt Ihr die Ruinen über uns zuſammenſtürzen? —

Hier darf Niemand den Namen Gottes anrufen, wie ich.“

„Siehe noch einmal hin, mein Knabe!“ befahl ſodann der Beſchwörer. „Was erblickſt Du jetzt?“ —

„Das ganze Coliſeum wimmelt voll ſchwarzer Geſtalten, ſie dringen aus den Eingängen, ſie jagen über die Sitzreihen, ſie erfüllen die Arena und wollen in den Kreis brechen,“ erwiederte das Kind.

Gaddi ſtöhnte ſo wiederholt und laut, daß Benvenuto, dem ſelbſt nicht wohl zu Muthe dabei war, dennoch ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, doch ward er bald wieder ernſt, indem er, bald hier, bald da, ſchwarze, verhüllte Geſtalten aus den Vomitorien treten, und über die halbzerfallenen Sitzreihen ſchreitend, allerlei ſeltſame und drohende Geberden machen ſah. Der Necromant ließ inzwiſchen die Räucherungen wiederholen, er zeichnete Figuren auf die Erde, (wie Benvenuto in ſeiner Selbſtbiographie ſich ausdrückt: mit den ſchönſten Ceremonien, die man ſich auf der Welt nur denken kann.) — Gaddi war mehr todt als lebendig.

Der Alte hatte eben eine mehrere Minuten dauernde Beſchwörung mit lauter Stimme aus ſeinem Folianten abgeleſen, als er ſich zu Benvenuto wandte.

„Sie ſind Alle da, die ich gerufen, und harren meines Winkes;“ ſprach er mit feierlichem Tone. „Verlange etwas von ihnen, das Dein Herz begehrt.“

„Wohlan, ich verlange, daß das Mädchen, das ich im Sinne habe, mein werde!“ rief Cellini laut.

„Es ſoll bald Dein ſein!“ rief eine dumpfe Stimme, die wie aus dem Innern der Erde zu kommen ſchien.

Gaddi ſtürzte vor Schreck der Länge nach zu Boden.

„Verlange mehr!“ ſprach leiſe der Necromant, indem er mit ſeinem Stabe ein paar Kreiſe in die Luft beſchrieb.

„Ich will den Namen meiner Erwählten wiſſen!“ rief Benvenuto.

„Angiolina!“ ertönte die vorige Stimme. — Gaddi hielt ſich die Ohren zu.

„Das Dritte will ich in Deinem Namen fordern,“ ziſchelte der Beſchwörer. — „Erſcheine, Angiolina, erſcheine!“ rief er laut. „Ich befehle Euch, Ihr Dunkeln, die Schöne zur Stelle zu ſchaffen!“ —

In dieſem Augenblick war die nächſte der Vomitorien hell erleuchtet. Ein Mädchen erſchien in dem Eingange. Es war in die Tracht der mittleren Stände, und nach römiſcher Sitte gekleidet. Die Züge deſſelben waren höchſt regelmäßig, vorzüglich ſchön waren das große, dunkle Auge, das rabenſchwarze Haar, der volle Nacken.

„Sie iſt's! — Sie iſt's!" rief Benvenuto entzückt. — „O komm, komm in meine Arme!" ſetzte er hinzu, und wollte aus dem Kreiſe treten, um zu der Schönen hinzueilen.

„Haltet! — Seid Ihr toll und raſend?" ſprach der Necromant ſichtlich erſchrocken, indem er Cellini am Arm faßte. „Ihr dürft nicht den Kreis verlaſſen, oder wir ſind Alle verloren."

Der Alte wiederholte jetzt ſeine Bewegungen mit dem Stabe, die Erleuchtung in dem Eingange verloſch, die Schöne verſchwand.

„Ich werde die Dunkeln nun entlaſſen, da wir wiſſen, was uns frommt," hob der Necromant nach einer Pauſe an. Er las ſodann aus einem Buche einige einzelne Sätze in einer unbekannten Sprache, doch hielt er auf einmal inne, als vom Eingange des Coliſeums her ſich ein leiſes Pfeifen vernehmen ließ. Der Alte ſchien zu horchen, eben ſo der Knabe.

„Seid Ihr fertig? — Können wir aus dem Kreiſe treten?“ fragte Benvenuto.

Der Necromant wollte eben antworten, als ein zweites, etwas lauteres Pfeifen ertönte. Plötzlich warf der Beſchwörer Folianten und Zauberſtab zur Erde, er faßte den Knaben bei der Hand, Beide ſprangen plötzlich aus dem Kreiſe, und ehe ſich Benvenuto beſinnen konnte, war der Beſchwörer in einem der dunklen, höhlenartigen Eingänge, die aus der Arena in die weiten, unter den zerſtörten Sitzreihen befindlichen Gewölbe führten, verſchwunden.

„Ha, was iſt das? — Wo wollt Ihr hin?“ rief Benvenuto, und wollte aus dem Kreiſe ſpringen, um den Entfliehenden zurückzuhalten, aber Gaddi, noch immer auf der Erde liegend, klammerte ſich ſo feſt an deſſen Füße, und fing ſo jämmerlich zu ſchreien an, daß Benvenuto ſein Vorhaben aufgeben mußte.

„Ich bitte Euch um aller Heiligen willen — denn von Gott darf ja bei dieſen Teufeleien nicht die Rede ſein — ich bitte Euch zu bleiben, wenn

Euch unſer Leben lieb iſt!“ rief Gaddi in größter Angſt. „Bedenkt, daß Beelzebub mit Hörnern und Schwanz um den Kreis herumpromenirt.“

„Laß mich, Agnolo, laß mich!“ rief Cellini ärgerlich.

„Nicht von der Stelle!“ ſprach der Geängſtigte. „Bedenkt die Maſſe Teufel, die der Necromant zuſammenbeſchworen. Sollten ſich nicht wenigſtens ein Paar noch in den Ruinen verſteckt gehalten haben? In dieſem Falle käme gerade auf den Mann ein Vogel, wie es im Faſtnachtsſpiele heißt. — Aber, Sancta Madonna, dort kommt eine ganze Schaar böſer Geiſter herſpaziert!“ ſetzte er jammernd hinzu. Benvenuto blickte ſich um, und wirklich ſah er eine Schaar ſchwarzer Geſtalten vom Eingang des Coliſeums herannahen. Gaddi drückte das Geſicht auf die Erde und ſchloß die Augen zu.

„Dort! — Dort ſind ſie!“ rief jetzt eine ſtarke Männerſtimme.

Die Verhüllten eilten näher. Benvenuto zog ſein Schwert.

„Seid Ihr der Goldſchmied Benvenuto Cellini?“ fragte ein Mann, der der Anführer von Bewaffneten zu ſein ſchien, und, ohne Rückſicht auf die Zauberkreiſe, mit ſeinen Gefährten ſich unſern Bekannten näherte.

„Ich bin es. Wer ſeid Ihr, und was führt Euch her?“ fragte dieſer.

„Ich bin der Barigello (Sbirrenanführer), und verhafte Euch im Namen und auf Befehl des heiligen Vaters,“ erwiederte der Fremde.

„Was?“ ſchrie Cellini heftig. „Mich verhaften? Das wollen wir ſehen! Auf, Agnolino, auf! und ergreife Dein Schwert!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ rief dieſer, indem er ſich halb erhob, und zwar augenſcheinlich mit verminderter Angſt. „Ich ſehe gar nicht ein, warum ich mit den verehrten Signori, die nichts als ihre Pflicht und zwar auf eigenen Befehl des allerheiligſten Vaters erfüllen, bei nachtſchlafender Zeit fechten ſollte.“

„Erbärmliche Memme!“ rief Benvenuto heftig. — „Und warum, Signor,“ ſagte er, ſich zu dem Anführer der Häſcher wendend, „ſoll ich verhaftet werden?“

„Wegen Zauberei; — Vittolo, hebe das große Buch auf, und den Stab, der dort liegt; es wird wohl Beides zu der Teufelsbeſchwörung gebraucht worden ſein! — Desgleichen, weil Ihr angeklagt ſeid, Juwelen, die Euch einſt Seine verſtorbene Heiligkeit Pabſt Clemens anvertraut, entwendet zu haben,“ ſagte der Barigello.

„Wegen Zauberei? — Hm, ich will nicht läugnen, daß hier ſo etwas vorgefallen, obwohl wir, Agnolo und ich, nicht thätig geweſen ſind;“ verſetzte Benvenuto etwas verwirrt. „Aber Entwendung von Juwelen? — Blut Chriſti!“ — ſetzte er zornig hinzu; „wer dies geſagt hat iſt eine Beſtie, und wenn es — ich will nicht ſagen wer — wäre!“

„Euer Widerſtreben hilft Euch zu nichts, Signor,“ ſagte der Anführer der Sbirren, jedoch mit ziemlich gemäßigtem Tone, da Cellini in ganz Rom als ein ausgezeichneter Fechter bekannt, und für einen gefährlichen Raufbold verſchrieen war. „Ihr könnt ſo unſchuldig ſein, wie das Santo Bambino (das Chriſtkind), aber der Befehl des heiligen Vaters muß ausgeführt werden; auch glaube ich, erfordert es ſelbſt Eure Ehre, daß Ihr —“

„Baſta! — Ihr habt Recht!“ rief Benvenuto, den Barigello unterbrechend. „Wäre blos von dem Biſchen Teufelsbeſchwörung die Rede, ſo ließ ich es mir nicht nehmen, mit Euch, Ihr Herren, ein paar Gänge zu machen, und ſeid verſichert, Einer oder der Andere ſollte, ehe Ihr im Beſitz meines Degens wäret, eine gute Stoccata im Leibe haben, auch iſt wohl Niemand in der heiligen Stadt der Meinung, daß Benvenuto ſich ſo geduldig wie ein Meerſchweinchen in das Bauer ſtecken läßt, wenn er es nicht ſelber will; aber hier iſt von Unterſchleif, nein — Hölle und Wetter! — von Juwelendiebſtahl die Rede, und eine ſolche Beſchuldigung läßt ſich erſt dann mit Blut abwaſchen, wenn ſie ſonnenklar als erlogen erwieſen iſt. Darum, Signor, will ich Euch in's Gefängniß folgen, jedoch unter einer Bedingung: Ihr dürft den armen Haſen, der vor lauter Furcht noch auf der Erde kauert, den Agnolo Gaddi, nicht zugleich mit einſperren.“

„Mein Befehl lautet blos Euch zu verhaften,“ ſagte der Barigello, froh, Benvenuto ſo willfährig zu finden.

„Wohl!“ rief Cellini, indem er Jenem ſein Schwert reichte. „Wohin geht unſer Weg?“

„Nach dem Caſtell St. Angelo,“ erwiederte der Sbirre.

„Alſo Staatsgefangener!“ rief Benvenuto auf eine Weiſe, als ob ihm eine beſondere Ehre angethan werden ſollte. „Das nenne ich honnet! — Faſt fürchtete ich, man würde mich wie einen Dieb und Miſſethäter in's Loch ſtecken, aber ‚Staatsgefangener in der Engelsburg‘ das iſt allerdings eine Berückſichtigung, wie ſie einem anſtändigen Manne und bekannten Künſtler zukommt. — Alſo auf, Agnolino! Auf, furchtſamer Haſe! Gehe nach Hauſe. Auf dem Kaminſimms liegen zwei Zechinen. Einer iſt für Dich, den andern gieb der kleinen Nazarena: das närriſche Ding ſoll ſich allerlei Firlefanz dafür einkaufen. Dann gehe auch zu Michel Angelo; ſage ihm: ich könnte morgen Mittag nicht bei ihm ſpeiſen, wie ich ihm zugeſagt, ich hätte eine Abhaltung: ich wäre ‚Staatsgefangener auf der Engelsburg.‘“

So wie Benvenuto dieſe Worte mit einer gewiſſen Grandezza geſagt, machte er eine Bewegung mit der Hand gegen den Barigello, gab Gaddi einen ſcherzhaften Schlag auf den Rücken, und bald verließ die ganze Geſellſchaft die Ruinen. — — —

Der Weg ging gerade nach dem Caſtell St. Angelo. Der Mond ſchien hell, und die Bildſäule des koloſſalen Engels, auf der Höhe des in eine Feſtung verwandelten Grabmals Hadrians, glänzte in dem Strahle deſſelben. Nach mehrmaligem Anrufen durch die Wachen öffnete ſich endlich die Pforte der Burg. Ein alter Mann, um deſſen kahles Haupt ſich nur wenig graue Locken ringelten, erſchien, gefolgt von zwei Wappnern, ein großes Bund Schlüſſel im Gürtel, und eine Laterne in der Hand tragend.

„Dies iſt Benvenuto Cellini, der Goldſchmied, Euer Gefangener!" ſprach der Sbirrenanführer, mit der Hand auf Letztern zeigend.

„O, ich kenne ihn wohl!" entgegnete der Kerkermeiſter freundlich. „Ich kenne ihn noch von der Zeit her, wie er oben beim Engel ſtand und das Geſchütz bediente. — Nun, ich freue mich, Euch als meinen Gaſt begrüßen zu können, Signor!"

„Ei, hol's der Henker!" rief Benvenuto lachend. „Meine Freude, Euch als Wirth zu erblicken, iſt eben nicht beſonders lebhaft. Da wir aber, wie ich höre, alte Bekannte ſind, ſo bitte ich Euch, mir ein gutes Logis anzuweiſen.“

„Haltet Ihr mich für ungefällig, Signor?“ ſagte der Gefangenwärter ſcherzend. „Ihr ſollt ein Logis haben, das überaus angenehm iſt, bequem und wohnlich, und ich kann heute noch nicht begreifen, warum ſich der letzte Bewohner deſſelben, der Signor Antonio Attendolo, heut vor acht Tagen darin aufhing.“

Mit den letzten Worten winkte der Kerkermeiſter Benvenuto vorwärts zu ſchreiten, der Sbirrenchef verabſchiedete ſich, und die Pforte der Engelsburg ſchloß ſich hinter dem letzten.

Benvenuto ging nun, Treppe auf Treppe ab, dem Aufſeher der Gefängniſſe, dem indeſſen der Titel Caſtellan gegeben ward, bis an die Thüre eines Zimmers nach, welches der Alte öffnete.

„Hier,“ ſagte der Greis, „iſt Eure Wohnung, lieber Meiſter. Ich hoffe, Ihr werdet damit zufrieden ſein. Nebenan iſt ein Cabinetchen, wo Ihr Eure Werkſtatt aufſchlagen könnt, denn Ihr müßt wiſſen, daß der Cardinal von Ferrara, Euer großer

Gönner, darauf beſtanden hat, daß man Euch geſtatte, das herrliche Becken, welches Ihr für ihn in Arbeit habt, vollends fertig zu machen. Iſt es Euch nicht unangenehm, ſo bringet Ihr die Abende bei mir zu. Ihr dürft nicht fürchten, Langeweile zu haben; der alte Giorgio Ugolini iſt kein Murrkopf, der ſich mit jungen Leuten nicht zu benehmen wüßte. Wir ſpielen ein Biſchen im Brete, oder meine Tochter Angiolina ſingt uns ein Liedchen zur Zither." —

„Ihr habt eine Tochter, und dieſe heißt Angiolina?" fragte Benvenuto befremdet, aber lebhaft.

„Findet Ihr das ſonderbar?" ſagte Ugolini lachend. „Warum ſollte ich denn keine Tochter haben? Angiolina iſt ein in Florenz ſehr gewöhnlicher Name, wie Ihr wißt, und ich bin ein Florentiner. — Aber, Signor," ſetzte der Alte hinzu, „noch habe ich Euch nicht mitgetheilt, was Ihr als Gefangener thun und laſſen dürft. Se. Heiligkeit vergönnt Euch, in der Engelsburg überall herumzuſpazieren: Ihr könnt gehen, wohin Ihr wollt, nur nicht zum Thore hinaus, was übrigens auch die Wachen nicht erlauben würden; Ihr könnt Beſuche annehmen, könnt bei Euch ſehen, wen Ihr wollt, mit einem Worte: Ihr ſeid ganz Euer eigner Herr. Ich bin freilich ermächtigt, Euch dieſe Freiheiten zu entziehen, ja Euch nöthigenfalls feſt einzuſperren, wenn Ihr Verſuche zur Flucht machen wolltet, indeß ich denke es nicht nöthig zu haben, denn eines Theils iſt das Caſtell St. Angelo, welches alle Kleinodien des heiligen Stuhls in ſich verſchließt, doppelt und dreifach beſetzt und bewacht, und dann iſt, ſo lange der alte Giorgio Ugolini die Schlüſſel führt, noch kein Gefangener entkommen, und Ihr werdet es eben ſo wenig, wenn — wenn nicht mit Euch ein ganz beſonderer Fall obwaltet.“

„Nun, und welchen Fall meint Ihr denn, mein guter Signor?“ fragte Benvenuto, den der Humor des Alten zu ergötzen ſchien.

„Wenn Ihr Euch nicht dann und wann in eine Fledermaus verwandeln könnet,“ erwiederte Ugolini trocken.

„Ha, ha, ha! Ein guter Spaß,“ lachte Benvenuto. „Ja freilich, nur auf dieſe Weiſe kann ich aus dem Caſtell gelangen.“

„Aber Ihr dürft es nicht! — Gebt mir Euer Ehrenwort darauf,“ rief Giorgio eifrig, und mit der ernſteſten Miene.

„Ich glaube, Ihr wollt mich zum Narren halten,“ verſetzte Benvenuto, als er zu lachen aufgehört. „Oder glaubt Ihr am Ende, daß ich von dem Teufelsbeſchwörer, der davon gelaufen, dergleichen Dinge erlernt habe?“

„Bewahre!“ entgegnete der Caſtellan mit Ruhe. „Bei der ſchwarzen Kunſt mag wohl eben ſo oft Betrug wie Wahrheit vorhanden ſein. Nein, mein guter Meiſter, dieſe Meinung habe ich nicht von Euch, aber es giebt Leute, die auf eine ganz natürliche Weiſe eine Thiergeſtalt — oft aber auch die einer Geräthſchaft, eines Oelkruges z. B. — annehmen können. Mit mir iſt es ſelber manchmal der Fall. Wir ſind hier im dritten Stockwerk des Caſtells; nicht wahr? Ihr erblickt dort das Kreuz der Peterskirche. Nun ſeht, wenn ich jetzt das Fenſter öffnete“ — er öffnete es wirklich — „ich breitete die Flügel aus“ — er bewegte die Hände ganz eigenthümlich — „ſo würde ich in weniger als einer Minute mich auf dem Kreuze befinden können. Daß ich es nicht thue, geſchieht darum, weil es gegen meine Pflicht wäre, denn Ihr werdet zugeben, daß es nicht nur höchſt leichtſinnig, ſondern ſelbſt unanſtändig wäre, wenn der alte, ehrenfeſte Caſtellan Giorgio Ugolini, anſtatt ein wachſames Auge auf die Gefangenen zu haben, und die Gefängniſſe zur Nachtzeit zu viſitiren, als Fledermaus in der Luft herumflöge, und bald in dem Knopfe der Peterskirche, bald in den Bädern des Titus, bald auf dem Dachſtuhl der Kirche Maria ſopra Minerva, bald in den Feuereſſen des Vaticans, kurz überall, nur nicht wo er ſein ſollte, nämlich im Caſtell St. Angelo, zu treffen wäre.“

Benvenuto riß ganz ungemein die Augen auf, als er den alten Mann, der noch vor wenig Minuten mit ihm ganz vernünftig geſprochen hatte, plötzlich wie einen Wahnſinnigen ſprechen, ſonderbare Geſten machen und, nachdem er ſeine Rede geendet, mehrere Male leiſe, auf die Art wie Fledermäuſe zu thun pflegen, pfeifen hörte. Er faßte ſich jedoch ſogleich und ſagte:

„Seid ganz ruhig, Signor! Die Gabe, von der Ihr ſprechet, hat mir die Natur verſagt, dagegen mich mit einer ganz vorzüglichen Eßluſt ausgeſtattet. Habt Ihr nun nicht als Fledermaus alle Würſte und Schinken ſelbſt verzehrt —“

„Spaßvogel, der Ihr ſeid!“ rief Ugolini lachend. „Ich gehe ſogleich, um Euch eine Flaſche Wein und ein gutes Abendbrod zu beſorgen. Ihr ſollt mir das Zeugniß geben, daß der alte Giorgio ſeine Gäſte nicht Noth leiden läßt.“

„Bin ich verrückt, träume ich, oder ſind Alle verrückt, mit [illegible] ſeit drei Tagen zu ſchaffen hatte?“ ſagte Benvenuto zu ſich ſelbſt, als Ugolini das Zimmer verlaſſen hatte. — „Es wäre kein Wunder, wenn ich den Verſtand verlöre. Einen Theil davon hat mir das unbekannte Engelsbild geraubt, das ich als Gärtnerin fand, als Dame verlor, und das mir Beelzebub auf einen Augenblick zeigt, um es mir dann auf's Neue zu rauben. Kann man ſich endlich etwas Tolleres denken, als daß man mich als Diamantendieb einſteckt, und durch einen Tollhäusler bewachen läßt? — Ich bin nur begierig, wie ſich Alles aufklären wird, und ich wünſchte, es geſchähe bald, denn lange möchte ich mich eben nicht in dem Mauſoleum Hadrians aufhalten, es wäre denn, daß der böſe Feind mir meine Angiolina, ſo hieß ſie doch —“

Während der Goldſchmied noch ſo mit ſich ſelber ſprach, öffnete ſich die Thüre des Zimmers und eine junge Römerin trat ein, die an Schönheit mit allen ihren, auf und zwiſchen den ſieben Hügeln der ewigen Stadt gebornen Mitſchweſtern einen Vergleich aushalten konnte. Sie hatte ganz jene ſchöne, regelmäßige Phyſiognomie, den hohen Wuchs, die ſtattliche Haltung, vor Allem den ſchönen Nacken, der die Römerinnen der mittlern und untern Klaſſen auszeichnet. Das Mädchen hatte Tiſchgeräthſchaften verſchiedener Art, ſo wie eine Fogliette rothen Wein in den Händen. So wie ihr Auge auf Benvenuto fiel, erröthete ihr ſchönes Geſicht bis in das dunkle Haar hinauf.

Benvenuto ſchien wie verſteinert beim Anblick der Schönen. Er ſtarrte eine Minute ſprachlos auf das Mädchen. Ja, es war kein Zweifel; es war ſeine Gärtnerin, war die Dame aus der Peterskirche, war endlich das Frauenbild, das ihm vor einer Stunde Beelzebub in einer der Vomitorien des Coliſeums gezeigt.

„Iſt's möglich? — Angiolina?“ rief er endlich, auf die Erſehnte ſeines Herzens zueilend und ſie an ſeine Bruſt preſſend.

„O, ich bitte Euch, lieber Herr!“ rief die Schöne, ſich ſanft aus ſeinen Armen loswindend. „Bedenkt, wenn der Vater jetzt hereinträte.“ —

„Laß ihn kommen! Laß alle Väter kommen, vom heiligſten bis zum unheiligſten; keiner ſoll Dich mir entreißen;“ rief Benvenuto mit ſeinem gewöhnlichen, ſtürmiſchen Uebermuthe. — „Aber ſage mir, biſt Du es wirklich? Biſt Du meine Gärtnerin vom Carnevale?“

„Habt Ihr wirklich noch manchmal an mich gedacht?“ fragte Angiolina mit Zärtlichkeit im Tone.

„Täglich, ſtündlich, bei Tag und Nacht!“ rief Benvenuto, ihre Hand an ſeine Bruſt drückend. „Wie habe ich ganz Rom nach Dir durchforſcht! Alle Straßen, von der Porta del Popolo bis in die kleinſten Gäßchen von Traſtevere, bin ich durcheilt, um Dich zu finden; nirgends, nirgends traf ich Dich, als neulich einen Augenblick in der Verkleidung, wie Du die Peterskirche verließeſt.“

„Die Peterskirche,“ ſagte Angiolina befremdet. „Ihr irrt Euch, Signor! — Seit dem heiligen Oſterfeſte habe ich die Peterskirche nicht betreten.“

„Nicht möglich!“ verſetzte Cellini überraſcht. „Ich kann Dich unmöglich verkannt haben. Eine Täuſchung konnte durchaus nicht ſtattfinden. — Aber ſage, theure Angiolina: warſt Du nicht vor einer Stunde im Coliſeum?“

„Im Coliſeum? — Wie kommt Ihr darauf? — Nein, bewahre, ich war nicht dort!“ verſetzte Angiolina ſichtlich betroffen. „Wie konnt Ihr denken, daß ich um dieſe Zeit in den Ruinen, wo es nicht geheuer iſt, geweſen ſei?“

„Sonderbar! — Alſo doch kein Betrug;“ ſagte Benvenuto zu ſich ſelbſt. — „Sei es, wie es wolle,“ ſetzte er mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit und dem leichten Sinn, der ihn auszeichnete, hinzu; „jetzt waltet weder Betrug noch Täuſchung ob. Ich ſehe Dich, ich halte Deine Hand in der meinen, und ſegne den Augenblick, der mich in das Caſtell St. Angelo geführt. Die kürzeſte Unterſuchung muß darthun, daß man mich ungerechter Weiſe angeklagt, und ich werde in wenigen Tagen entlaſſen werden.

Möchte dies nur nicht allzubald ſtatt finden! So viel iſt gewiß, daß ich mich nicht in eine Fledermaus verwandeln und entfliehen werde, ſo lange ich die liebliche Angiolina in der Engelsburg zurücklaſſen muß.“

„Ach Gott! habt Ihr auch ſchon die unglückliche Geiſtesverwirrung meines Vaters bemerkt?“ verſetzte das Mädchen traurig. „Ja, es iſt etwas ſo Eigenthümliches als Bejammernswürdiges. Mein Vater iſt ein braver, rechtlicher, und von ſeinen Vorgeſetzten durchaus geachteter Mann, aber alle Jahre hat er eine ſonderbare Idee, von der ihn Niemand abbringen kann. Vor zwei Jahren glaubte er, er ſei ein Froſch, und wenn Jemand den Namen dieſes Thieres nannte, fing er an zu quaken, und hüpfte in der Stube herum, wie es die Fröſche zu machen pflegen; noch vor zwei Monaten war er ein Oelkrug, und — Santa Madonna! wie ward ich ausgeſcholten, wenn ich an ihn anſtieß, weil er ſtets zu zerbrechen fürchtete, und ſeit dieſer Zeit iſt nun wieder das Elend mit der Fledermaus losgegangen. — Bei Alledem verrichtet er ſeinen Dienſt mit der pünktlichſten Genauigkeit, und Monſignor Roſellini, der

Gouverneur des Caſtells, ſagt, er ſei ein Muſter von einem Gefangenwärter."

„Das iſt er auch, und er iſt es ſchon aus dem Grunde, weil es keinen Gefangenwärter in der Welt giebt, der eine reizendere, liebenswürdigere Tochter beſitzt, als Angiolina."

Mit dieſen Worten umfing Benvenuto mit ſeiner gewöhnlichen ungeſtümen Keckheit das Mädchen auf's Neue, und drückte einige glühende Küſſe auf ihre Wange und Nacken. Waren es die Tiſchgeräthſchaften, die Angiolina noch immer in den Händen hielt, oder waren ihr die Liebkoſungen Benvenuto's ohnehin nicht ſehr zuwider, die Schöne ſträubte ſich eben nicht beſonders, und wand ſich erſt dann heftig aus den Armen des Goldſchmieds, als man die ſchweren Tritte des Vaters auf dem Gange vernahm.

„Dacht' ich es doch!" rief Ugolini, als er eintrat. „Da ſteht ſie und plaudert, und der Tiſch iſt noch nicht gedeckt! — Lauf, Angiolina, und hole etwas kalte Küche für den werthen Meiſter Benvenuto, welcher Hunger haben wird. Haſt Du noch einige Würſtchen, ſo bringe ſie; ich eſſe ſelbſt eins oder zwei, denn Wurſt oder Speck ſind — Du weißt weshalb — ſeit einiger Zeit mein Lieblingseſſen.“

In Kurzem ſtanden allerhand kalte Speiſen auf der Tafel, der junge Mann ſo wie der Kaſtellan langten tapfer zu, und nachdem Letzterer die Tochter fortgeſchickt, was Benvenuto ſehr unerwünſcht war, ſagte Ugolini:

„Meiſter, Ihr kommt in eine verteufelte Brühe! Ihr mögt Euch wohl verſehen, denn es ſcheint ganz auf Euren Untergang angelegt; da ich indeß viel Liebes und Gutes von Euch vernommen, — meine Tochter, die oft von Euch ſpricht, hat mir viel von Eurer Wohlthätigkeit, ſo wie daß ihr oft den Kleinen und Bedrängten gegen den Mächtigen in Schutz genommen, erzählt — ſo will ich Euch mittheilen, was ich von Monſignor Roſellini vernommen, damit Ihr Euch, wenn Ihr in's Verhör kommt, darnach richten konnet. Wie Ihr vielleicht ſchon wiſſet, ſollet Ihr von den Kleinodien, die Euch Pabſt Clemens in ſeine Kleider nahen laſſen, ein gutes Theil in Eurem Nutzen verwendet haben.“

„Lüge! Verdammliche Lüge!“ rief Benvenuto.

„Mag ſein!“ fuhr Ugolini fort. „Die Sache ſteht aber ſehr übel für Euch. Ihr habt einen Geſellen aus Perugia: nicht wahr? — Nun ſeht; dieſer hat einem der Schreiber des Duca Ludovica Pietro di Caſtro, — welcher, Ihr wißt wohl wie, mit dem heiligen Vater verwandt iſt, — vertraut, daß er ſich verbürgen könne, daß Ihr ein Vermögen von mehr als achtzigtauſend Ducaten beſäßet, davon der größte Theil in Juwelen beſtehe, die eigentlich der Kirche angehörten, indem Ihr ſie bei der Verheerung Roms auf die angegebene Art bei Seite gebracht.“

„Läppiſch! — Lächerlich!“ — ſagte Benvenuto mit Verachtung im Tone. „Mein Vermögen iſt unbedeutend. Es könnte größer ſein, aber meine zahlreichen Freunde ſehen mich beſtändig für ihren Seckelmeiſter an, die Florentinerinnen und Römerinnen ſind zu hübſch, und ſo heißt es bei mir ſtets: wie gewonnen, ſo zerronnen.“

„Ihr werdet Mühe haben es zu beweiſen!“ ſagte kopfſchüttelnd der Caſtellan. „Es iſt bei dem Duca di Caſtro ein anonymer Brief eingelaufen, welcher beſagt, daß Ihr neulich in der Behauſung des Michel Angelo Buonarotti, und in deſſen Gegenwart, ſo wie im Beiſein der Maler Giovanni Nanni und Giorgio Vaſari, eine Handvoll Juwelen aus der Taſche gebracht und geradezu geſagt hättet, ſie gehörten zu denen des verſtorbenen Pabſtes Clemens, auch, heißt es in dem Briefe, hättet Ihr mit einem Teufelsbanner verabredet, in heutiger Nacht im Coliſeum Schätze zu heben.“

„Abſcheulich!“ rief Cellini heftig, indem er mit der Hand auf den Tiſch ſchlug. „Das kommt von Niemand als von Vaſari, dem Schleicher, oder von Nanni, der den Connetable erſchoſſen haben will, was aber erlogen iſt. — Blut Gottes! Die Kerle ſollen meinen Dolch in den Rippen fühlen, ſobald ich das Kaſtell St. Angelo wieder verlaſſen habe. — Daß ich die Juwelen vorzeigte, iſt wahr, aber jenes Vorgeben war nur ein Scherz; ſie gehören der Gemahlin des Signor Geronimo Orſino; dieſer iſt der Vater des Herrn Paulo, der gegenwärtig Schwiegerſohn des Herzog Cosmo von Medici iſt, und ſie ſollen in einen Schmuck gefaßt werden. Ich habe dazu vier beſondere Arbeiter in Dienſt genommen.“

„Das iſt Alles recht ſchön und mag auch wahr ſein, aber damit kommt Ihr nicht aus der Engelsburg;“ verſetzte lächelnd der Kaſtellan. „Es iſt nun einmal darauf angelegt, Euch ein wenig zu ſtriegeln, wie Ihr wohl merken könnt. Wie Monſignor Roſellini ſagte, hat der Duca di Caſtro, an den das Schreiben gerichtet war, nur ungern, und blos aus Pflicht — verſteht Ihr? — die Anzeige gemacht. Nun würde auch der Signor Duca gewiß bereit ſein, da er Euch ſo zu ſagen in's Unglück bringen helfen, für Euch um Begnadigung einzukommen, wenn man ſich auf eine dringende und kräftige Weiſe deshalb an ihn wendete — ſo meint wenigſtens Signor Roſellini — denn der Duca di Caſtro, meint er, ſei ein ſehr milder und gütiger Herr, an dem weiter nichts auszuſetzen ſei, als daß es ihm manchmal an Gelde fehle. ‚Wenn Ihr alſo den letzten Umſtand aus dem rechten Geſichtspunkte betrachten wolltet,‘ ſagte Monſignor, ‚ſo zweifele er gar nicht, daß der Duca di Caſtro‘ —“

„Den Teufel auf den Kopf ſoll er haben! Von mir kriegt er nicht ſo viel;“ ſchrie Benvenuto mit den Fingern ſchnippend.

„Deſto ſchlimmer für Euch!“ erwiederte der Kaſtellan ganz gemüthlich. „Ich denke, Ihr werdet indeß wohl anders reden, wenn Ihr ein Jahr oder drüber mein Gaſt geweſen ſein werdet. — Wenigſtens wißt Ihr jetzt, auf welche Art Ihr Eure Freiheit wieder zu erlangen im Stande ſein werdet.“

Benvenuto und der Gefängnißwärter unterhielten ſich noch längere Zeit auf dieſe Weiſe, während ſie das Abendbrod, das Angiolina herbeigebracht, verzehrten. Alles, was Ugolini ſprach, war verſtändig; man ſah, daß er, als Wärter der Staatsgefangenen hinter manches Geheimniß gekommen war, und alle Kabalen und Intriguen der verſchiedenen auf einander gefolgten Verwaltungen aus dem Grunde kennen gelernt hatte, nur ſobald die Rede auf den Gegenſtand, der ihm zur fixen Idee geworden, auf Fledermäuſe kam, waren ſeine Worte die eines Wahnſinnigen. — Es graute ſchon der Morgen, als ſich Ugolini von ſeinem Gefangenen trennte. — —

Die nächſtfolgenden Tage richtete ſich Benvenuto in ſeinem Gefängniſſe auf's wohnlichſte ein. Er ſchrieb an Buonarotti, empfahl dieſem die Sorge für ſein Eigenthum und ließ ſich alle Geräthſchaften bringen, die er nöthig hatte, um an dem köſtlichen

Becken, daß er für den Kardinal von Ferrara fertigen ſollte, zu arbeiten. Jeder Augenblick aber, den er erübrigen konnte, ward einem Beſuche bei Ugolini, oder vielmehr bei deſſen Tochter geweiht. Benvenuto, ohnehin ein leidenſchaftlicher Verehrer des weiblichen Geſchlechts, und bekannt wegen ſeiner Abenteuer, deren Gefährlichkeit und verwegene Ausführung in ganz Rom ſprichwörtlich geworden waren, war leidenſchaftlich in Angiolina verliebt, und dieſe hätte keine Tochter des Südens, Benvenuto aber weniger ſchön und feurig ſein müſſen, wenn ſeine Leidenſchaft nicht auf eben dieſe Weiſe hätte erwiedert werden ſollen. Die jungen Leute waren noch nicht zwei Tage bei einander, als ſie ſchon vollkommen mit einander im Einverſtändniß waren. Benvenuto freute ſich des ſonſt ſo unangenehmen Umſtandes, der ihn in's Gefängniß geführt, und Angiolina dachte mit Schrecken des Augenblicks, der den Geliebten wieder in Freiheit ſetzen und ihn — im Süden iſt die Liebe ein Spiel, ein Zeitvertreib — vielleicht einer Andern in die Arme liefern würde. — Es waren auf dieſe Weiſe mehrere Tage vergangen, als Cellini zum erſten Male in's Verhör gerufen wurde. In einem

Saale des Kaſtells traf er den Gouverneur von Rom, Benedetto Converſini, den Kriminalrichter Benedetto Galli und einen ungenannten Fiskal. Sie fingen zuerſt freundlich, dann unter Drohungen an, ihn nach den Juwelen, die er entwendet haben ſolle, zu fragen; er läugnete anfangs unter Lachen, zuletzt im Zorn, und als ſie ihm endlich erklärten, daß der Ring, den er an der Hand trage, einſt dem vorigen Pabſte gehört habe, daß ſie ihn ſelbſt früher an deſſen Finger geſehen hätten, und er alſo ſchon deshalb für überwieſen zu erachten ſei, erwiederte er, daß der, ſo ihn beſchuldigt habe, ſelbſt ein Dieb und Gauner ſein möge, denn er wolle Zeugen ſchaffen, daß er den Ring dem Edelmann Iscatinaro, dem ihn Pabſt Clemens geſchenkt, ehrlich abgekauft. Als er hinſichts der Edelſteine zu keinem Geſtändniß gebracht werden konnte, kam man auf die Teufelsbeſchwörung. Benvenuto überzeugte ſich bald, daß er in eine Schlinge gegangen, die ihm die Rachſucht gelegt. Er ſagte die offene Wahrheit, er erzählte, wie ſich Alles begeben habe, blos den Umſtand, daß der Beſchwörer ihm Angiolina gezeigt, und daß er dieſe in der Tochter Ugolini's wiedergefunden, verſchwieg er, um die Geliebte nicht in die Unterſuchung zu verflechten. Auf ſeinen Antrag, ihm den Abbate, ſo wie die Maler Nanni und Vaſari, die er für ſeine Angeber und Feinde halte, gegenüberzuſtellen, antwortete man, daß die letztern ſich nicht mehr in Rom befänden, der Necromant aber, deſſen Namen man nicht wiſſe, und den man gleichfalls ihm nicht vorführen könne, nicht ausfindig zu machen ſei. — Kaum war das Verhör zu Ende, und Angiolina hatte, während der Vater bei den ſeiner Obhut anvertrauten Gefangenen beſchäftigt war, einen Augenblick erlauſcht, um den Geliebten in der Zelle aufzuſuchen, als Benvenuto die Rede auf die Beſchwörungsgeſchichte, und namentlich auf die Erſcheinung der Geliebten in dem Coliſeum lenkte. Angiolina ſuchte Anfangs das Geſpräch über dieſen Gegenſtand abzubrechen, bei mehrerem Befragen verwirrten ſich ihre Antworten, endlich aber gab ſie folgende Auskunft: Es ſei ihr eines Morgens, als ſie aus der Frühmeſſe gekommen, ein lahmer alter Mann in der Tracht eines Abbate begegnet, derſelbe habe ſie bei ihrem Namen angeredet, ihr geſagt: daß ſie mit einem jungen Mädchen ſeiner Bekanntſchaft unter demſelben Himmelszeichen geboren ſei, daß er ihr die Nativität geſtellt und gefunden habe, daß ein ganz beſonderes Glück ihrer warte, daß ſie dieſes aber in den Armen eines Mannes finden werde, der in der glühendſten Liebe für ſie entbrannt ſei. Auf die Fragen nach dem Stand und Namen dieſes Mannes, habe der Alte erwiedert, daß er ihr keine Auskunft geben könne, daß ſie aber den Geliebten ſehen ſolle, wenn ſie ſich in der folgenden Mitternacht im Coliſeum einfinden wollte. Anfangs habe ſie ſich geweigert, endlich aber nach mehrerem Dringen, und weil ſie gewünſcht und gehofft, daß der verheißene Liebhaber Benvenuto ſein möchte, habe ſie eingewilligt. Unter dem Vorwande, eine Freundin in der Stadt zu beſuchen, bei welcher ſie ſchon oft über Nacht geblieben, habe ſie ſich nach den Ruinen begeben. Der Alte habe ſie am Eingange empfangen, und zwei ſeiner Begleiter ſie in ein Gewölbe geführt, von wo ſie auf einen Wink der letzten in einen der plötzlich erleuchteten Eingänge treten müſſen, und zur Freude ihres Herzens Benvenuto wirklich erblickt habe. Plötzlich habe ſich aber die Scene geändert, die Erleuchtung ſei erloſchen, und der Alte nebſt einem

Knaben eine Minute ſpäter in das Gewölbe geſtürzt, indem er gerufen: „Fort! wir ſind verrathen!“ — In einem Schlupfwinkel der Trümmer hätten ſie ſich nun ſo lange verborgen gehalten, bis einer der Begleiter des Alten dieſem etwas in's Ohr geraunt, worauf ihr der letztere geſagt: daß ſie ihren Geliebten im Kaſtell St. Angelo finden werde. Hierher ſei ſie nun geeilt, und mit den Sbirren, welche Benvenuto hergeführt, zugleich durch's Thor gegangen, da der Schließer ſie ohne Anfrage, weil er ſie erkannt, eingelaſſen. Dem Vater, ſchloß ſie, habe ſie geſagt, daß ſie darum ſo zeitig zurückkehre, weil ihre Freundin mit Tagesgrauen nach Velletri reiſen wolle. — —

Jetzt ward Benvenuto Alles klar. Der Alte hatte ihn betrogen, war aber von Nanni, der ſich wegen früherer Zwiſtigkeiten vermuthlich an ihm rächen wollte, ſelber betrogen worden. Nanni hatte nicht nur die Anklage wegen der Edelſteine veranlaßt, ſondern nachdem er den Abbate durch die Ausſicht auf Erlangung eines Edelſteins von Werth zu der Teufelsbeſchwörung bewogen, davon Anzeige gemacht, um ſo den Alten und Benvenuto zugleich in's Verderben zu ſtürzen. — Späterhin erlangte

Benvenuto noch nähere Auskunft über den Necromanten. Buonarotti, der ſeinen gefangenen Freund täglich beſuchte, hatte bald ausgekundſchaftet, daß der vergebliche Abbate niemals Prieſter, ſondern früher Advocat, dabei aber ein Mann von ungewöhnlichen Kenntniſſen geweſen ſei, ſpäter indeß, wegen Betrügereien der verſchiedenſten Art, mehrere Jahre auf den Galeeren zu Civita vecchia zugebracht habe. — —

Verhöre folgten in den erſten Wochen von Benvenuto's Gefangenſchaft raſch auf einander. Es gelang dem Gefangenen zwar ſo ziemlich, ſich von dem Verdacht, Edelſteine entwendet zu haben, zu reinigen, — die Angelegenheit wegen der Teufelsbeſchwörung betrachtete man mehr als Nebenſache, da der Beſchwörer ſelbſt entwiſcht war, und damals die angeſehenſten und vernünftigſten Leute ſich mit Alfanzereien dieſer Art abgaben, — indeß bemerkte Benvenuto bald, daß theils ſeine Feinde, die ſehr zahlreich waren, bei dieſer Gelegenheit ihr Müthchen an ihm zu kühlen ſuchten, theils eine Prellerei, um ihm für ſeine Befreiung eine Geldſumme abzupreſſen, zu Grunde lag. — „Nicht zwei Bajocchi ſollen die von mir haben, welche mir den Beutel fegen wollen!“

rief Benvenuto aus, als er ſich von der Lage der Sache auf's Genaueſte unterrichtet hatte, und er ſann nun auf Mittel, ſich zu retten. Tauſend Gedanken, wie dies anzufangen ſei, gingen ihm jetzt durch den Kopf. Auf Verwendungen ſeiner Freunde, deren Zahl durch die ſeiner Gegner mehr als dreifach überwogen wurde, verzichtete er bald; Flucht war ſein einziger Gedanke. Aber eine Flucht aus der Engelsburg! Es war etwas Unerhörtes, für faſt unmöglich Gehaltenes. Was jedoch für jeden Andern hinreichend geweſen wäre, ihm allen Muth zu rauben, war bei dem kühnen, zum Abenteuerlichen geneigten Geiſte Cellini's gerade geeignet, dieſen auf's Höchſte anzufachen. Benvenuto machte hundert Entwürfe zur Flucht, aber er verwarf jeden, ſo wie er ihn gefaßt, als unausführbar. Bald hatte er die Idee, verkleidet zu entwiſchen; er wollte ſich durch Michel Angelo oder Angiolina die nöthigen Kleider verſchaffen, aber er ſagte ſich ſogleich, daß er im Falle des Mißlingens den Freund in's Unglück ſtürzen würde, und daß, wenn er auch die nöthige Bekleidung angelegt, er eine Menge Gänge, beſetzt von Schildwachen, zuletzt ein Zimmer, den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Soldaten, paſſiren müſſe, und daß er ganz unfehlbar erkannt werden würde; auch überzeugte er ſich nur allzubald, daß er Angiolina nur ſchwer würde bereden können, ihm zu einer Flucht behilflich zu ſein. So wie er nur ganz wie zufällig einige Worte über dieſen Gegenſtand fallen ließ, erſchrak ſie und bat ihn dringend, einen ſolchen Vorſatz aufzugeben. Sie ſtellte ihm vor, daß ein Unternehmen dieſer Art, wenn es mißlänge, bei der Menge ſeiner Widerſacher und deren Einfluß, ihn der ganzen Strenge des Pabſtes, und deren ſchlimmſten Folgen, ausſetzen, ja, vielleicht auf zeitlebens ſeine Freiheit rauben würde; gelänge es aber, ſo wäre ihr Vater verloren, denn er würde nicht nur ſeiner Stelle beraubt werden, ſondern man würde den alten Mann noch in's Gefängniß werfen. Daß die Geliebte ſeinen Flatterſinn fürchtete — Benvenuto war wegen ſeiner Liebesabenteuer in Rom berühmt — wenn er einmal die Engelsburg hinter ſich hätte, ging überdies noch deutlich aus Angiolina's Reden hervor. Der junge Mann entwarf inzwiſchen hundert Pläne zur Flucht. Oft wollte er, indem er einem Wappner das Schwert zu entreißen dachte, mit offener Gewalt und am hellen Tage ſich durch die Soldaten durchſchlagen; er verwarf indeſſen dieſen Plan, obwohl er ſeiner Tollkühnheit ſonſt vorzüglich zuſagte, als unausführbar, und er überzeugte ſich überhaupt, daß an eine Flucht bei Tage nicht mit Erfolg zu denken ſei. Bei Nacht, dies ſchien ihm gewiß, mußte ſie unternommen werden, aber das: Wie? blieb ihm ſo räthſelhaft wie je. Es kamen noch mehrere Umſtände hinzu, die ſolche ungeheuer ſchwierig machten. Konnte er bei Tage auch frei im Caſtell herumgehen, ſo befand er ſich doch, ſobald der Abend niederſank, hinter dreifachen Thüren eingeſchloſſen. Eine Flucht zum Fenſter hinaus war bei der gewaltigen Höhe des Thurms äußerſt ſchwierig, die Fenſter waren vergittert, überdies unterſuchte Ugolini die Gitter faſt täglich, und wenn dies auch nur meiſtentheils mit denen des Wohnzimmers der Fall war, da die Werkſtatt die ganze Breite des Fenſters des daranſtoßenden Cabinets einnahm, und man ſich dieſem deshalb nur auf ein paar Fuß Entfernung nähern konnte, ſo war doch auf dieſen Umſtand wenig zu bauen. Auch war dieſes Fenſter zu einer Flucht das allerungelegenſte, da es ſich unmittelbar über dem des Schlafcabinets des Caſtellans befand, dieſer aber faſt zu allen Zeiten der Nacht munter war, indem ihn Dienſteifer, Schlafloſigkeit, vom Alter herbeigeführt, außerdem aber eine beſondere Luſt, den Flug der das Caſtell unaufhörlich umſchwebenden Fledermäuſe zu beobachten, halbe Nächte lang an dem ſtets geöffneten Fenſter hielten. Da indeß die unüberſteiglichſten Schwierigkeiten für Cellini nur ein um ſo größerer Sporn waren, durch Ueberwindung derſelben ſeinem Rufe von Verwegenheit einen immer größern Glanz zu verleihen, ſo hatte er fortan Tag und Nacht keinen andern Gedanken, als den einer Flucht aus der Engelsburg. —

Cellini mochte bereits mehrere Monate im Caſtell zugebracht haben, als der Jahrestag der Inthroniſation des Pabſtes, der damals ſtets feierlich begangen ward, herbeikam. Der Gefangene hatte ſeinen Wärter wie deſſen Tochter eingeladen, mit ihm ein kleines Feſtmahl, beſtehend aus einer ſchmackhaften Polenta, und einer Schüſſel gebratener Feigenſchnäbel (einer Droſſelart), welche Köſtlichkeiten Angiolina beſorgt hatte, auf ſeinem Zimmer einzunehmen. Beide hatten ſich bei Zeiten eingeſtellt, ſie tafelten, und der feurige Cyper, eine Weinsorte, welche Ugolini jeder andern vorzog, und welcher auch Angiolina ihren Beifall nicht versagte, blieb auf Vater und Tochter nicht ohne Wirkung. Angiolina war heute zärtlicher als je. Alle die hundert zärtlichen Namen, welche eine verliebte Römerin ihrem Erwählten zu geben pflegt, wurden, wenn es von dem Vater nicht gehört werden konnte, dem Geliebten beigelegt. Ugolini war weniger praktiſch als ſonſt, vielmehr, durch den Cyper angeregt, höchſt romantiſch geſtimmt, und dieſe Stimmung ſteigerte ſich noch mit jedem Glaſe. Er ſah und hörte heute nichts als Fledermäuſe und deren Geſchwindigkeit im Flug, die Behendigkeit im Ausweichen während deſſelben, waren die Gegenſtände ſeiner höchſten Lobpreiſungen.

„Was iſt ſo eine Feigendroſſel," — er ſpießte eine an die Gabel und hielt ſie empor, — „im Grunde doch für ein jämmerliches Geſchöpf!" rief er mit mitleidigem Tone. „Zu nichts taugt ſie, als gebraten zu werden. — Nicht vom Fliegen, nur vom Flattern kann bei ihr die Rede ſein! Nehmt dagegen die herrliche Fledermaus. Das iſt ein Zug, ein Flug, ein Dahinſchießen, ein Jagen, ein Hezzen! — Aber ſagt mir, Benvenuto, wenn Ihr an meiner Stelle, ich meine, wenn Ihr zu fliegen im Stande wäret, würdet Ihr den Muth dazu haben?“

„Den Muth?“ rief Benvenuto lachend, indem er zum Scherz in die Narrheit des Alten einging. „Gebt mir nur die Erlaubniß, ein Paar Flügel von feiner gewichſter Leinwand, Draht und Fiſchbein zu machen, und ich getraue mir bis dort auf die Wieſen zu fliegen.“

„Den Henker auch!“ rief Ugolini. „Ich thäte es wohl, und würde nur dazu lachen. Ihr wäret doch nur eine nachgemachte, eine künſtliche Fledermaus, und das will wenig ſagen, denn ich bin eine natürliche, und fliege dreimal ſchneller als Ihr. Ehe Jemand die Hand umwendete, hätte ich Euch in der Luft bei den Ohren und wenn Ihr bereits über den Ponte molle hinaus wäret. Se. Heiligkeit aber hat mir anbefohlen, Euch auf's Genaueſte im Auge zu behalten, und dieſem Befehl muß ich als Kaſtellan und als Chriſt, alſo doppelt, gehorchen; zudem weiß ich, daß Ihr ein geſchickter, kunſtfertiger Teufel ſeid, Ihr könntet heimlich davon fliegen, und deshalb bin ich geſonnen: Euch in ein anderes Zimmer zu ſetzen, wo das Fortfliegen weniger practicabel iſt.“

„Ich bitte Euch um aller Heiligen willen, Signor,“ fiel Benvenuto erſchrocken ein, „vergrößert nicht durch ſolche Maßregeln die Uebel, die ich ohnehin zu ertragen habe! — Ich denke nicht an das Entfliegen, und Ihr werdet mich doch nicht in einen Kerker ohne Fenſter werfen wollen?“

„Ich wüßte durchaus nicht, wohin Ihr den Signor Benvenuto bringen wolltet, wo er beſſer wie hier verwahrt wäre, es müßte denn ſein, daß Ihr ihn in das Zimmer logirtet, das an das meinige ſtößt;“ ſagte Angiolina, indem ſie dem Geliebten heimlich zuwinkte.

„Meinſt Du?“ entgegnete Ugolini, indem er das Weinglas, das er eben zum Munde führen wollte, wieder auf den Tiſch ſetzte. „Das Zimmer neben dem Deinigen mag zwar zur Aufbewahrung eines Gefangenen recht wohl geeignet ſein, indeß habe ich doch Hinſichts Signor Benvenuto's einiges Bedenken. Damit Du aber ſiehſt, daß ich Deinen Rath nicht unberückſichtigt laſſe, werde ich den erſten Gefangenen, der ſiebenzig Jahre auf dem Rücken hat, hineinſetzen, damit er durch das Treppenſteigen höher hinauf nicht beläſtigt werde.“

Benvenuto durch den Augenſchein belehrt, daß ſich die Narrheit des Alten nur bei der Fledermaus-Idee bethätige, daß er ſonſt aber ſtets ziemlich geſcheit ſei, mußte unwillkürlich lachen; Angiolina erröthete.

„Ich wollte,“ rief Ugolini wieder in ſeinen partiellen Wahnſinn verfallend, „daß der heilige Vater lieber das ganze Kardinalskollegium in die Engelsburg geſetzt hätte, wie Euch! Die Signori hätte ich ſicher, und ich könnte mich wegen ihnen ruhig auf's Ohr legen, aber mit Euch und Euren Tauſendkünſten iſt es ein Anderes. Wer ſteht mir dafür, daß Ihr, während ich hier ſitze und eſſe, irgend wo ein Paar Flügel ſtecken habt, mit denen Ihr heute Nacht reißaus nehmt? — Aber hört einmal, Signor,“ ſetzte er aufmerkſam hinzu; „warum habt Ihr Euer Bett ſo mit Blumen geputzt? — Ich will mit Eurer Erlaubniß einmal nachſehen, ob vielleicht nicht darin ein Paar Flügel —“

„Ei, Tod und Hölle!“ rief Benvenuto heftig aufſpringend. „Wollt Ihr mir einen Schimpf anthun? Ich habe das Bett geputzt zur Feier des heutigen Feſtes. — Ich gebe Euch überdies mein Ehrenwort, und verſpreche Euch bei dem Namen meines Schutzpatrons, mich in keine Fledermaus, weder in eine künſtliche noch natürliche zu verwandeln, und zum Fenſter hinaus zu fliegen."

„Nun, ich will Euch glauben, und nicht durch wahrſcheinlich ungerechten Argwohn Eure Ehre kränken," verſetzte Ugolini etwas beruhigter. „Uebrigens müßt Ihr zugeben, daß mein Poſten die größte Vorſicht und Aufmerkſamkeit erheiſcht, und daß, wenn ich ſtürbe, der heilige Vater um ein anderes, gleich brauchbares Subjekt in größter Verlegenheit wäre, denn einen Kaſtellan, der einen entſprungenen Staatsgefangenen im Finſtern, auf Fittichen des Windes, nachzueilen, und ſelbſt in der Luft wieder einzufangen im Stande wäre, bekäme er in ſeinem Leben nicht."

Benvenuto gab dieſe Behauptung nach beſter Ueberzeugung, und als der Wahrheit vollkommen angemeſſen, zu, doch gelang es ihm nur mit Mühe, den Alten von dieſem Gegenſtande ab und zu einem andern Geſpräche zu bringen. In dieſem zeigte ſich

Ugolini wieder ganz vernünftig, er bedeutete dem Gefangenen, daß er ſich auf die eine oder die andere Art die Fürſprache des Duca di Caſtro verſchaffen, und mit ſeinen zahlreichen Feinden verſöhnen müſſe, denn wenn ihm auch der Pabſt perſönlich nicht abgeneigt ſei, ſo ſei er doch demſelben als ein zu gefährlicher Menſch geſchildert worden, als daß man ihn ſo bald wieder auf freien Fuß ſtellen könne. Da Ugolini wegen ſeines Alters, ſeiner Dienſttreue, vielleicht auch wegen ſeiner ſonderbaren fixen Ideen, von den meiſten einflußreichen Perſonen der römiſchen Curie gekannt und bei ihnen beliebt war, ſo mußte Benvenuto deſſen Worte um ſo mehr als den Ausdruck der allgemeinen Meinung anſehen, und dies beſtärkte ihn in einem Entſchluſſe, den er noch dieſe Nacht in Ausführung zu bringen gedachte. —

Lange hatten die Drei noch zuſammen geplaudert, der letzte Reſt des Cypriers war aus der Flaſche verſchwunden, der Kaſtellan wankte nach der Thür, Angiolina vergnügte den Geliebten hinter dem Rücken des Vaters mit einem Paar feuriger Küſſe, und einem zärtlichen „Felicissima notte!“ — wobei ſie aber einen Nachſatz im Sinne behielt — und nach wenigen Minuten, in denen Benvenuto Schlüſſel klirren und Schlöſſer zuſchnappen hörte, befand ſich der Gefangene allein. Mehrere Augenblicke ſtand er horchend, dann eilte er nach dem mit Blumen geſchmückten Bette. Raſch warf er die Decken ſammt den Zierrathen auf den Boden, und brachte eine große Zange, einen Dolch, ein Paar Sperrhaken, außerdem aber zwei Hölzer heraus, auf welche lange Leinwandſtreifen, von zerſchnittenen Decken gefertigt, und an einandergenäht, nach Seilerart gewunden waren.

Mit zwei Sprüngen war Benvenuto ſodann in dem Kabinet und holte zwei Wachskerzen, die er anzündete, auf einen Schemel ſetzte und dieſen an die Thür des Zimmers rückte; jetzt machte er ſich an das Werk. Zuerſt verſuchte er die Thür mit dem Sperrhaken zu eröffnen; es gelang nicht, und einer zerbrach. Unwillig warf er die Inſtrumente zu Boden, er nahm die Zange und verſuchte die Nägel aus den Thürbändern zu ziehen. Mit mehreren glückte es, mit andern nicht, und da er jedes Geräuſch zu vermeiden ſuchen mußte, und deshalb den Hammer und Meißel zugleich nicht anwenden durfte, ſo blieb ihm nichts übrig als, mittelſt des letztern, ſo leiſe es immer anging, das Thürgerüſt, an welchem die Bänder befeſtigt waren, ſplitterweiſe zu zerbrechen. Endlich gelang es, die Thüre von den Angeln ſo weit zu befreien, daß Benvenuto hinausſchlüpfen konnte. Damit kein Argwohn entſtände, ließ der Gefangene die Lichter im Zimmer. Er befand ſich jetzt in einer Art von Vorgemach, deſſen Decke aus dem Thurmdache ſelbſt beſtand. Mittelſt einiger übereinander gethürmter Seſſel, ſtieg er bis zu einem Balken empor und hob, auf dieſem reitend, einige Ziegel aus der Bedachung. Nachdem er die Oeffnung mit Vorſicht erweitert, faßte er einen der Sparren mit beiden Händen, und indem er die Füße gegen die Mauer ſtemmte, befand er ſich nach kräftigen Anſtrengungen endlich auf dem platten Dache des Thurmes. Hier konnte er erſt recht das Gefahrvolle, für einen Andern vielleicht Unausführbare ſeines Unternehmens überſchauen. Ein weniger Muthiger wäre umgekehrt, und auch Cellini, wenn er auf das ſchlafende Rom, die Tiefe, in die er hinab mußte, zwei Umfaſſungsmauern, die er ſelbſt dann noch zu überſteigen hatte, wenn er unten angelangt war, auf die an verſchiedenen Punkten umherwandelnden Schildwachen blickte, fing bereits an, den glücklichen Ausgang zu bezweifeln. Erſt als er hinter einer Zinne, welche ihn vor den Blicken der Soldaten ſchützte, indem anderwärts der helle Mondſchein ziemlich Alles zu überſchauen erlaubte, ſich eine Weile niedergelaſſen; als der friſche Nachtwind, der ihn umſäuſelte, ihn wieder gekräftigt; als die Lieblinge Ugolini's, die Fledermäuſe, welche, ihrer Nahrung nachgehend, hin- und herſchoſſen und die ſchwindelnde Höhe nach allen Richtungen umkreiſ'ten, ſeine gute Laune wieder erweckt; erhob ſich ſein ſonſt ſo kühner Muth, und er ging beherzt an die Ausführung ſeines Vorhabens. Mit großer Beſonnenheit wählte er den Ort, wo er ſich hinablaſſen wollte, ſenkrecht über einem kleinen Hühnerhofe, dem einzigen Punkte, wo ſich keine Schildwache gerade in der Nähe befand. Hier ragte ein Ziegel um etwa vier Finger Breite aus der Thurmwand; dies war der einzige Gegenſtand, an welchem Benvenuto den Leinwandſtreifen, an dem er ſich hinablaſſen wollte, befeſtigen konnte. Er that dies, aber das Herz pochte ihm hörbar an die Rippen, als er den gebrechlichen Haltpunkt, die ſchmalen morſchen Binden, denen er ſein Leben anvertrauen ſollte, nochmals mit den Händen prüfte und die ſchwindelnde, dunkle, grauenvolle Tiefe, zum letzten Male mit dem Auge maß. —

Es giebt Augenblicke im Menſchenleben, wo ſelbſt der Leichtſinnigſte, der Ungläubigſte ſogar in dem Bewußtſein, daß er auf einen Punkt angekommen, wo alle Menſchenhülfe aufhört oder unmöglich wird, ſein Auge aufwärts richtet und ſich mit gläubigem Vertrauen an den Helfer über den Sternen wendet. Ein ſolcher Moment war jetzt erſchienen. Benvenuto, ſeinen religiöſen Ueberzeugungen nach mehr abergläubig als gläubig, voll Leichtſinn und den Thorheiten und Ausſchweifungen ſeiner Zeit im vollen Maße fröhnend, ſprach dennoch, als er das gebrechliche Seil in die Hand nahm und auf den äußerſten Rand der Mauerzinne trat, halblaut und mit einem tiefen Seufzer: „Herr, hilf mir, weil ich recht habe, wie Du weißt, und weil ich mir ſelbſt zu helfen gedenke!“ —

Zwei Sekunden ſpäter ſchwebte er zweihundert Fuß über dem feſten Boden in der Luft. — — —

Mit voller Beſinnung, und ſich blos auf die Kraft ſeiner Arme verlaſſend, ließ er ſich, Griff um Griff, und Hand um Hand, in die Tiefe hinab. Der Nachtwind trieb ihm die Locken in's Geſicht, die Fledermäuſe fegten ſo dicht an ihm vorüber, daß der Flor ihrer Flügel faſt ſeine Wangen ſtreifte; der Thau, womit die aus der Mauer wachſende Büſchel der Parietaria bedeckt waren, ſpritzte, von dem ſchwankenden Seil berührt, wie ein leiſer Regen ihm in's Geſicht; die Oberhaut löſ'te ſich, durch das durchgleitende Seil aufgerieben, von der innern Handfläche: nichts brachte ihn aus der Faſſung. Um nicht allzuſehr hin und her zu ſchwanken, ſtemmte er die Füße auf jeden vorragenden Stein, er ſuchte mit den Knieen jeden Buſch Mauerkraut, dem er auf ſeinem Wege begegnete, für einen Moment einzuklemmen, und ſo gelangte er, nachdem er faſt fünf Minuten zwiſchen Himmel und Erde geſchwebt, endlich auf feſten Boden. —

Er war auf's Höchſte erſchöpft, als er hier ankam. Die Lungen arbeiteten, als wollten ſie ihm die Bruſt ſprengen, die Adern der Stirn waren bis zum Platzen angeſchwollen. Halb-ſinnlos lehnte er ſich gegen die Thurmmauer. — So wie der Flüchtling wieder einige Kräfte erlangt hatte, blickte er umher. Der Mond leuchtete nicht mit ſeinem Strahle in den von Mauern eingeſchloſſenen Raum, in welchem ſich Benvenuto jetzt befand, aber es herrſchte dennoch eine ziemliche Helle, welche die Gegenſtände umher erkennen ließ. So wie der Entflohene aufwärts blickte, wie er die große Höhe betrachtete, von welcher er ſich herabgelaſſen hatte, faßte er neuen Muth. Er ſagte ſich, daß jetzt nur noch der kleinere Theil der Schwierigkeiten zu überwinden ſei, und eilte, um nicht von dem im Mondſchein hin- und herflatternden Leinenſtreifen verrathen zu werden, zur Fortſetzung ſeiner Flucht. Benvenuto bemerkte bald, daß er ſich in einem völlig abgeſchloſſenen Raume befand, welchen der Kaſtellan, um ſein Federvieh vor den Klauen der Soldaten zu bewahren, durch zwei Mauern von dem Schloßhofe, — wie man den Raum, der die Umfaſſungsmauer von dem Kaſtell trennte, wohl nennen kann — geſchieden hatte. Aus dieſem innern Höfchen führte eine Thüre in den größern Hof, und Benvenuto gab ſich Mühe, ſolche mit ſeinem Sperrhaken zu eröffnen, indem er in jenem eine Stelle kannte, wo man leicht auf die Mauer gelangen konnte. Das Schloß gab auch wirklich dem Inſtrumente nach, aber von Außen war ein Riegel vorgeſchoben, und alſo die Arbeit vergebens. Der Flüchtling ward indeſſen immer beſorgter; ſchon eine Stunde war beinahe verfloſſen, ſeitdem er ſein Zimmer verlaſſen hatte. In Haſt eilte er in dem kleinen Hofe herum, um ein Mittel zu finden, auf die Mauer zu gelangen. Lange tappte er umher und bemerkte nichts, auf einmal fiel er über eine Stange, die, mit Stroh bedeckt, am Boden lag. Voll Freude ergriff er ſolche, und richtete ſie gegen die Mauer auf. Mit aller Anſtrengung ſeiner Arme und Füße rutſchte er nun mühſam in die Höhe. Oft hatte er ſchon die Hälfte erreicht, als er wieder zurückglitt. Seine Hände waren aufgeriſſen, ſie bluteten, aber immer ging er von Neuem an's Werk. Endlich war er oben. Obwohl furchtbar ermattet, durfte er hier nicht raſten. Die Mauer war mit Schildwachen beſetzt, die auf ihr, da ſie breit genug dazu war, im Mondſcheine hin- und hergingen. Eine der letztern war kaum hundert Ellen von Benvenuto entfernt. Der Soldat ging hin und her, und ſchien ſehr aufmerkſam. Um nicht geſehen zu werden, legte ſich Benvenuto der Länge nach auf den Boden, und blieb ſo lange unbeweglich, bis ihm der Hin- und Herwandernde den Rücken kehrte. In dem Momente aber, wo dies der Fall war, fuhr der Gefangene auf, um ein Mittel zu erſpähen, von der Höhe herunterzukommen. Es gab nur eins; dieſes beſtand darin, daß er den noch übrigen Leinenſtreifen, den er bei ſich hatte, um einen Zacken des Mauerkranzes wand, und ihn dort ſo eilig wie möglich befeſtigte. Dies hatte indeß ſeine Schwierigkeiten. Die Vorſprünge beſtanden nur aus einzelnen, von Wind und Wetter bereits zerfreſſenen, mürben Ziegeln, von denen einer kaum im Stande war, die Laſt eines Menſchen zu tragen. Benvenuto war indeß, ſo gut es immer möglich, mit ſeinen Vorkehrungen zu Stande gekommen, der Soldat hatte eben den Rücken gekehrt, und Jener wollte ſich aufrichten, um Anſtalt zum Hinablaſſen zu treffen, als die Schildwache nach wenigen Schritten umkehrte, und diesmal nach der Seite, wo ſich Benvenuto befand, gehen zu wollen ſchien.

„Es bleibt kein anderes Mittel, als mich auf ihn zu werfen, um ihn hinabzuſtürzen! Er oder ich!" — murmelte Benvenuto und zog den Dolch aus dem Stiefel, wohin er ihn verborgen hatte. —

Es war ein entſetzlicher Augenblick. Der Soldat war mit einer Partiſane, Benvenuto nur mit einem kurzem Dolche verſehen, die Mauer etwa zwei Ellen breit. — —

Der Gefangene hatte ſich auf die Kniee aufgerichtet, der Soldat war kaum noch zwanzig Schritte von ihm, eben wollte Benvenuto aufſpringen und ihm entgegen eilen, als der Wappner ſich umkehrte und mit großen Schritten entfernte. — Cellini athmete freier, er verbarg ſeinen Dolch an dem vorigen Orte, und langte nach dem Seile — da bemerkte er auf der entgegengeſetzten Seite wieder eine Schildwache. Glücklicherweiſe kehrte auch dieſe wieder um. —

„Jetzt oder nie!" ſagte der Gefangene zu ſich ſelbſt. Raſch griff er nach dem Seil, und die Reiſe ging abwärts. —

Die Höhe war hier bei weitem nicht ſo bedeutend als die, welche Benvenuto auf ſeiner erſten Fahrt zurückgelegt, obwohl ſie noch immer anſehnlich genug war. Nach wenigen Minuten befand er ſich in der Tiefe. — —

Seine wenigen Kräfte hatten von den übermäßigen Anſtrengungen indeß ungemein abgenommen. Faſt erſchöpft lehnte er ſich gegen die Mauer, und blickte niedergeſchlagen auf die, welche er noch zu überſteigen hatte. Dieſe war jedoch kaum halb ſo hoch wie die erſte, und der Muth Benvenuto's begann ſich wieder zu heben, als er bemerkte, daß ein Fliederſtrauch, der dicht an derſelben wuchs, das Erklimmen erleichtere. Weit und breit bemerkte Benvenuto überdies keine Schildwache, der Mond war von Wolken bedeckt, das Licht ſchimmerte noch ſo friedlich in der von ihm verlaſſenen Zelle; bald war ſein Entſchluß gefaßt; ſo wie er ein wenig geruht hatte, ſprang er auf, er wuſch ſeine blutenden Hände mit dem Thau, der die Blätter des Flieders deckte, und ſchickte ſich an, die Mauer zu erklimmen. Nach großen Anſtrengungen gelang ihm dies; er befand ſich auf der letzten Mauer. Dieſe war eben nicht hoch, aber er hatte nur noch einen ziemlich kurzen Leinwandſtreifen, und es war zweifelhaft, ob dieſer lang genug ſein würde, um ſich an ihm hinablaſſen zu kennen. Da Benvenuto indeß keinen andern Ausweg ſah, ſo entſchloß er ſich ohne langes Bedenken, er befeſtigte das Seil an eine Mauerzinne, und ſchickte ſich an, an ihm hinabzugleiten. In Kurzem befand er ſich nur noch wenige Ellen über dem Boden — aber das Seil war zu Ende. Jetzt ſchwebte er länger als eine Minute in der Luft. Es war dunkel, die Unebenheiten des Bodens nicht zu erkennen, es blieb nichts übrig, als auf gut Glück abwärts zu ſpringen. Benvenuto beſann ſich nicht lange, ſeine Erſchöpfung hatte ihre äußerſten Grenzen erreicht, er ſprang, und — verlor in dieſem Augenblicke alle Beſinnung.

Es mochten ungefähr anderthalb Stunden vergangen ſein, als der ſtärker fallende Morgenthau den Flüchtling ermunterte. Benvenuto war im erſten Augenblick wie ſchlaftrunken, er konnte ſich kaum beſinnen, wo er ſich befand, er griff mit der Hand nach dem Haupte und zog ſie mit Blut bedeckt zurück. Ein Stein, auf den er gefallen war, hatte ihm eine bedeutende Verwundung zugezogen. Eben wollte er ſich langſam aufrichten, als er augenblicklich wieder zuſammenſank; er hatte den Fuß eine kleine Spanne über dem Knöchel gebrochen. Der Schmerz, den Benvenuto empfand, war bedeutend, aber er ward noch mehr durch den, welchen der Gedanke, daß er in dieſem Zuſtande unfehlbar wieder ergriffen und in ſein Gefängniß zurückgebracht werden würde, überwogen. Entſchloſſen, Alles anzuwenden, um dieſem Schickſale zu entgehen, wand er ein Stück Leinwandſtreifen, welches er in der Taſche fand, um den Fuß, und kroch auf Händen und Füßen vorwärts, um nach einer benachbarten Kirche, welche das Aſylrecht hatte, zu gelangen. Zwar grauete bereits der Tag, die Straße, in der er ſich befand, war noch unbelebt, aber eben erſchallten Fußtritte in geringer Entfernung. Benvenuto glaubte, daß die Soldaten ſeine Flucht gewahrt hätten und in der Nähe wären; er zog den Dolch zu ſeiner Vertheidigung. Glücklicherweiſe war es ein Waſſerhändler, der ſich mit ſeinem, mit gefüllten Krügen beladenen Eſel nahte. Der Flüchtling rief ihn an und ſagte: er ſei ein armer Jüngling, der wegen eines Liebeshandels ſich zum Fenſter heruntergelaſſen wollen, und dabei den Fuß gebrochen habe; da er in bedeutender Gefahr ſei, ſo bäte er, er möge ihn bis in die Nähe der Peterskirche ſchaffen, wo er ſich dann weiter forthelfen wolle. Die Bitte Benvenuto's, noch mehr aber einige Geldſtücke, rührten den Waſſerverkäufer, er nahm den Flüchtling auf den Rücken und trug ihn bis auf die Stufen von St. Peter. Hier angekommen, faßte Cellini friſchen Muth, er ſchickte ſeinen Träger fort, damit dieſer auf keine Weiſe ihn verrathen könne, wenn das Gerücht von ſeiner wunderbaren Flucht ſich in Rom verbreite, und machte Anſtalt, nach dem Palaſte der Herzogin von Medicis (der Wittwe Alexanders), der in der Nähe war, zu kriechen. Dieſe Dame ſtand bei dem Pabſte in großem Anſehn, ihr Palaſt hatte das Recht des Aſyls; konnte Benvenuto dort Aufnahme finden, ſo war er ſicher. An der letztern war aber nicht zu zweifeln, indem Cellini bei dem Gemahl jener Dame ſehr in Gnaden geſtanden hatte, er ihr überdies perſönlich bekannt war, und die römiſchen Großen, wie ihm bewußt, eiferſüchtig auf die Bewahrung althergebrachter, wenn auch noch ſo unſinniger, und dem allgemeinen Wohl nachtheiliger Rechte hielten. Schon glaubte der Entflohene ſich ſo gut als gerettet, bald aber änderte ſich die Scene. Ein Bedienter des Kardinals Cornaro kam eben aus dem Palaſte des Vaticans, in welchem ſein Herr wohnte. Der Lakai hatte öfters Beſtellungen von Seiten des Letztern bei dem Künſtler auszurichten gehabt, und erkannte Benvenuto augenblicklich. Schnell eilte derſelbe nun in den Palaſt zurück und meldete dem Kardinal, was er geſehen. Dieſer, ein wohlwollender und Benvenuto günſtig geſinnter Mann, ſendete ſogleich mehrere ſeiner Domeſtiken, welche Benvenuto trotz aller Bitten und Vorſtellungen aufhoben und in die Wohnung ihres Herrn trugen. Der Kardinal empfing Benvenuto höchſt freundlich, er ſprach ihm Troſt ein, und auf ſeinen Befehl ward er durch Meiſter Jakob von Perugia, den geſchickteſten Wundarzt Roms, verbunden. Da ſich inzwiſchen Robert Pucci, ein römiſcher Edelmann, der ſich als Freund und Kenner der Kunſt ſehr für Benvenuto intereſſirte, in dem Palaſte eingefunden hatte, ſo eilten Beide, dieſer wie der Kardinal, ſich dem Pabſte zu Füßen zu werfen, und um die Begnadigung Cellini's zu bitten. Ihre Verwendung würde wahrſcheinlich nicht erfolglos geweſen ſein, aber zum Unglück für den Gefangenen erſchienen in demſelben Augenblicke der Herzog di Caſtro und Ugolini. Der letztere war ganz außer ſich, und behauptete: ihm ſei durch die Flucht Benvenuto's der durch ein langes, mühevolles Leben erworbene Ruf des trefflichſten und umſichtigſten Gefangenaufſehers geraubt worden, und er bäte den heiligen Vater auf's Dringendſte, ihm den Gefangenen auf's Neue zu überantworten. „Benvenuto,“ ſetzte er hinzu, „habe auf die treuloſeſte Weiſe ſein Wort gebrochen, indem er, obwohl er ihm verſprochen, ſich in keine Fledermaus zu verwandeln, dennoch als ſolche davon geflogen ſei, denn daß der Gefangene die Leinwandſtreifen nur zum Spott zum Thurme herausgehangen, ſei ſonnenklar.“ — Vielleicht würde dieſes Argument weniger auf den Herrſcher gewirkt haben, aber der Herzog ſchilderte den Künſtler nicht nur als den tollſten und ungezügeltſten Raufbold, der ſchon mehrere Menſchen umgebracht habe, ſondern fügte noch hinzu, daß er von ſo rachſüchtiger Gemüthsart ſei, daß, von dem Augenblick ſeiner Freilaſſung an, das Leben des Pabſtes ſelbſt in Gefahr ſein würde. Hierdurch erſchreckt, gab der Letztere den Befehl, daß der Kardinal Cornaro, ſo ſehr dieſer auch wegen ſeines Schutzrechts dagegen proteſtiren mochte, den Gefangenen ausliefern ſolle, und bald darauf befand ſich Benvenuto wieder in der Engelsburg. Es war jedoch nicht mehr das frühere Gemach, das ihn aufnahm, ein düſteres Gefängniß im untern Stockwerk, in welches kaum das Tageslicht eindrang, war ſeine Wohnung. Hier verlebte er mehrere Wochen im tiefſten Elend auf feuchtem Stroh und bei karger Koſt. Dennoch heilte ſeine Verwundung bei guter Zeit, er konnte ſeinen Fuß wieder brauchen, ſeine Gemüthsſtimmung aber ward von Tag zu Tage düſterer, und er war faſt der Verzweiflung nahe. Was ſeinen Schmerz noch vergrößerte, war, daß er von Angiolina nichts ſah noch hörte. Nicht, daß ſeine Liebe zu dem Mädchen eine tiefe, innige geweſen; zu einer ſolchen war Benvenuto zu unruhig und flatterhaft, aber der Gedanke, daß Angiolina ihn aufgäbe, vielleicht bereits vergeſſen habe, daß ſich ihr Herz einem andern Manne zuneige, quälte ihn und verletzte ſeine Eitelkeit. Eben ſo wenig, wie die Geliebte, bekam er Jemand von ſeinen Freunden oder Bekannten zu Geſicht. Buonarotti war mehrmals gekommen, ihn zu ſehen, aber ihm war der Zutritt verweigert worden; Ugolini, obwohl er weniger als ſonſt in dem Kerker des Gefangenen erſchien, beantwortete keine ſeiner Fragen. So vergingen mehrere Monate, und eine Melancholie, die den Gedanken an Selbſtmord rege machte, trat an die Stelle von Benvenuto's ſonſtiger Heiterkeit, ja, es kam endlich ſo weit, daß der Verſtand des Gefangenen zu leiden anfing, indem er bald meinte, daß man ihn vergiften wolle, bald himmliſche Erſcheinungen in ſeinem Kerker zu erblicken glaubte.

Es war eines Tages gegen Abend, in jener Schmerzenszeit, als Benvenuto zu einer ungewöhnlichen Zeit leiſe Tritte vor ſeiner Gefängnißthür vernahm. Er hatte eben auf ſeinem Strohlager ein wenig geſchlummert, und richtete ſich raſch empor, als er hörte, daß die Thüre ſeines Gefängniſſes, wie es ſchien, nicht ohne Anſtrengung geöffnet würde. Wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als eine weibliche Geſtalt in das halbdunkle Gewölbe trat? — Es war Angiolina.

„Wie? Du kommſt? — Du haſt mich nicht vergeſſen?“ rief der Gefangene raſch aufſpringend und das Mädchen in ſeine Arme ſchließend.

„Still, um Gotteswillen!“ rief Angiolina, ſich unter ſeinen Küſſen ſträubend. „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Mein Vater iſt krank, nur auf dieſe Weiſe gelang es mir, ihm unbemerkt die Schlüſſel, die er ſonſt immer am Gürtel trägt, auf einen Augenblick unter dem Kopfkiſſen, wohin er ſie verborgen, wegzunehmen, und ich komme —“

„Um mir zu ſagen, daß Du mich noch liebſt, meine hübſche, liebenswürdige Angiolina biſt!“ fiel Benvenuto ein, indem er von Neuem den Arm um ihren Nacken ſchlang.

„Nein, um Euch etwas Nothwendiges, etwas, das vielleicht zu Eurer Befreiung beitragen könnte, mitzutheilen!“ rief das Mädchen eifrig. „Gern hätte ich Euch eher beſucht, aber es war durchaus unmöglich. Hört jetzt, aber unterbrecht mich nicht — — Ich ging geſtern,“ erzählte das Mädchen, „dem Doctor Nicandro von Arezzo — Ihr kennt ihn ja, denn ſeine rothe Naſe iſt bekannt von Ponte molle bis zu den letzten Häuſern von Traſtevere — von dem Befinden des Vaters, der ein abſonderliches Vertrauen zu ihm hat, Bericht abzuſtatten, als mir eine vornehme Dame in Begleitung einer Dienerin und eines Lakaien begegnete. Ich hatte die Dame nie geſehen, dennoch kam mir ſolche bekannt vor, und auch ihr ſchien es ſo mit mir zu ergehen, denn ſie ſtand ſogleich ſtill und betrachtete mich aufmerkſam. Ich erröthete über und über, und erſchrak ordentlich, als die Dame, nachdem ſie ein Paar Worte der Dienerin zugeflüſtert, auf mich zukam und ſagte: ‚Liebes Kind! Biſt Du nicht die Tochter des Kaſtellans von St. Angelo?‘ Ich erwiederte darauf ganz verlegen: ‚Signora, mögen St. Peter und Paul Eure Fürbitter ſein! Ich bin die, nach welcher Ihr fragt.‘ Darauf ſagte die Fremde: ‚Es freut mich, Dich geſehen zu haben, denn mein Oheim, der Kardinal von Ferrara, hat mir geſagt, daß wir uns zum Verwechſeln ähnlich ſehen ſollen.‘ Wie die Fremde dieſe Worte ſpricht, fällt mir auf einmal ein, daß Ihr mir einſt erzähltet, wie Ihr beim Herausgehen aus St. Peter einer Dame begegnet, die Ihr für mich gehalten, und ich ſagte: ‚Ach, Euer Gnaden, auch der arme Signor Benwenuto, der Goldſchmied, hat mich einſt mit Euch verwechſelt!‘ Darauf fragte die Signora haſtig:

„Lebt Benvenuto noch? Wie geht es ihm? Was macht er? Bald heißt es: er ſei todt, bald, er ſei verrückt geworden.“ — Nun erzähle ich der Dame mit wenigen Worten, wie es Euch geht, wie hart Ihr gehalten würdet, und bitte ſie um der vierzehn Nothhelfer willen, etwas für Eure Befreiung zu thun, wenn es in ihren Kräften ſtehe. Die Fremde legt darauf die Hand wie nachdenkend an die Stirn, und ſagt nach einer Weile: „Haſt Du Gelegenheit, ſo laſſe Benvenuto wiſſen: er ſolle Hoffnung ſchöpfen. Was der Geſandte des Königs von Frankreich, der Marquis von Monluc, vergebens verſuchte, wolle ein Weib auszuführen trachten.“

„Ha!“ rief Benvenuto heftig ergriffen. „Monluc hat ſich meiner angenommen, und der Kardinal von Ferrara iſt hier? Jetzt ſchimmert mir ein Stern in dieſer düſtern Nacht! Der Kardinal gilt viel bei dem Pabſte. Wenn er im Namen des Königs von Frankreich meine Freiheit verlangte, wenn er in deſſen Namen meine Anweſenheit in Fontainebleau, wo ich hinreiſen ſollte, um mehrere bedeutende Arbeiten auszuführen, forderte, ſo bin ich überzeugt, der Pabſt, der mir nicht perſönlich abgeneigt iſt, würde die Bitte bewilligen. Könnte ich nur einige Zeilen an den Kardinal gelangen laſſen!“

„Ich kann Euch kein Schreibzeug verſchaffen;“ ſagte Angiolina nach kurzem Nachdenken. „Ich zweifle überhaupt, ob ich ſobald wieder unbemerkt zu Euch kommen kann. Wozu aber bedarf es ein Schreiben? ich gehe ſelbſt zum Kardinal, und ſage ihm Alles, was Ihr mir auftragt.“

„Wie? Du wollteſt zu dem Kirchenfürſten gehen, von politiſchen Angelegenheiten mit ihm reden?“ ſprach Benvenuto überraſcht.

„Warum nicht?“ rief das Mädchen entſchloſſen. „Ich würde mich dem heiligen Vater ſelbſt zu Füßen werfen, wenn es Euch nützen könnte. Glaubt Ihr meiner Liebe fehle es an Muth?“ —

„Nein, gewiß nicht! Du haſt eine ſo ſtarke Seele, als ein liebendes Herz!“ rief Benvenuto, indem er das Mädchen an ſeine Bruſt drückte. „Gehe, Angiolina, gehe zu dem Kardinal! Ich will Dir ſagen, wie Du in meinem Namen zu ihm reden ſollſt. Es lebt eine Ahnung in mir, daß ich Dir meine Freiheit zu danken haben werde; iſt dies der Fall, Angiolina, dann ſoll uns nichts mehr trennen, dann wirſt Du mein Weib, und ich Dein ſo dankbarer als glücklicher Gatte.“

Die Worte Benvenuto's ſchienen auf das Mädchen einen ſeltſamen Eindruck zu machen. Mit einem eigenthümlichen, faſt ſchmerzlichen Blick ſah ihn Angiolina längere Zeit an.

„Signor,“ ſagte ſie endlich, indem ſie ihre Gefühle gewaltſam zurückzudrängen ſchien, „ich bitte Euch, ſprecht nicht ſo zu mir. Unſere Liebe war bisher nur Wohlwollen, erzeugt von Scherz oder Laune, ein Spiel, ein Zeitvertreib. Aufrichtig geſagt: ich glaube, daß Ihr nicht anders lieben könnt. Wie ich den Mann meiner Wahl lieben würde, wie tief, wie innig überhaupt ein Weib zu lieben im Stande iſt, davon habt Ihr keine Ahnung. Ich bitte Euch deshalb nochmals: ſprecht nicht wieder ſo zu mir, oder wenn Ihr es thut, ſo thut es erſt ein Jahr nach Eurer Befreiung. Ich bin über dieſen Punkt zum Nachdenken, und dadurch zur Erkenntniß gelangt.“

„Seltſames, liebes Geſchöpf!“ rief Benvenuto feurig. „Du glaubſt alſo, ich könnte aufhören Dich zu lieben, ich könnte, wenn ich meine Freiheit durch Dich erlangte —“

„Mich vergeſſen — um jedes andere Mädchen, das röthere Wangen und einen weißeren Nacken hat wie ich!“ rief Angiolina lächelnd, aber indem ſie mit den langen Wimpern eine Thräne zu zerdrücken ſuchte. — „Doch da ſind wir ja ganz aus dem Texte gerathen;“ ſetzte ſie raſch hinzu. „Gebt mir jetzt genau, und ſo verſtändlich wie möglich, Eure Aufträge.“

Benvenuto wiederholte nun mehrmals genau und ausführlich, was das Mädchen dem Kardinal von Ferrara mittheilen ſolle, und erſt als Angiolina Alles auf's vollkommenſte gefaßt hatte, ſchied ſie aus dem Gefängniſſe des Geliebten.

Der folgende Tag verging, ohne daß Benvenuto Angiolina wiederſah oder irgend etwas von ihr vernahm. Schon war der Abend angebrochen, als ſich die Thüre ſeines Kerkers öffnete und Antonio Ugolini, der Bruder des Kaſtellans, der, bei der Krankheit des letztern deſſen Stelle vertrat, in dem Gefängniſſe erſchien. Er befahl Benvenuto ihm zu folgen. Schon glaubte dieſer, daß er zum Tode geführt würde, aber in dem Hofraume, zwiſchen dem Kaſtell und der Umfaſſungsmauer, ſtand eine Sänfte, und der Gefangenwärter befahl dem Künſtler, in dieſe zu ſteigen. So wie Benvenuto darin Platz genommen hatte, bewegte ſich der Zug vorwärts, ohne daß der Gefangene wiſſen konnte, wohin die Reiſe gehe, da die Sänfte dicht verſchloſſen war; nur hörte er, nachdem etwa eine Viertelſtunde vergangen war, an den hallenden Fußtritten der Träger, daß er ſich in einem Gebäude befände. Jetzt ward der Kaſten niedergeſetzt, eine Stimme befahl ihm auszuſteigen und einem bereitſtehenden Führer zu folgen. — Benvenuto eilte hinter dem letztern her, und bald trat er aus einem langen Corridor in ein Zimmer, wo ein großer majeſtätiſcher Mann, in einem violetten Gewande, bereits auf ihn zu warten ſchien. Zwei weibliche Geſtalten weilten in dem Erker eines Fenſters.

„Wäre es möglich? Eure Reverenz“ — ſtammelte Benvenuto, indem er dem Kardinal Ferrara erkannte.

„Ihr ſeid frei, Benvenuto Cellini!“ ſprach gütig der Kirchenfürſt. „Der heilige Vater begnadigt Euch unter der Bedingung, daß Ihr noch dieſe Nacht nach Fontainebleau abreiſet.“

„O, wie ſoll ich Euch danken?“ rief Benvenuto entzückt. „Meine Hoffnung auf die gnädige Verwendung von Seiten Ewr. Reverenz (dieſen Titel gab man damals den Kardinälen) — hat mich alſo nicht getäuſcht —"

„Dankt dieſen dort," unterbrach ihn lächelnd der Kardinal, indem er auf die nähertretenden Frauen zeigte, „ſie waren Eure eifrigſten Fürſprecherinnen, und drängten mich ſo lange, bis ich mich für Euch verwendete."

So wie das Auge des Künſtlers auf die Frauen fiel, konnte er kaum einen unwillkürlichen Ausruf des Erſtaunens unterdrücken. Er ſah Angiolina, und neben ihr eine Dame, in welcher er die aus der Peterskirche erkannte, und die mit jener eine große Aehnlichkeit hatte. Schnell warf ſich Benvenuto der Dame zu Füßen und dankte mit den feurigſten Worten für ihre Verwendung.

„Nicht mir, Angiolina vorzüglich verdankt Ihr Eure Freiheit;" ſagte die Nichte des Kardinals. „Sie hat mich ſo lange um meine Verwendung beſtürmt, bis ich die Bitte nicht abſchlagen konnte. Denkt jetzt daran, Signor, wie Ihr dieſer ſo viel Liebe vergelten wollet."

Nach feurigen Dankes- und Abſchiedsworten von Seiten Benvenuto's, dem der Kardinal ein Begleitungsſchreiben an König Franz dem Erſten übergab, verließ der Künſtler, Arm in Arm mit Angiolina, den Palaſt.

„Begleite mich, Geliebte, begleite mich nach Fontainebleau!“ rief er dringend, indem er das Mädchen an ſich preßte. „Sprich ein Wort, und in zwei Stunden ſind wir getraut.“

„Und mein Vater, der vielleicht nicht mehr zwei Tage zu leben hat, wer ſollte ihm beiſtehen in ſeiner letzten Stunde?“ ſagte Angiolina ernſt. „Nein, Benvenuto, und — aufrichtig geſprochen — wenn dem auch nicht ſo wäre, ich würde Euch dennoch nicht begleiten.“

„Dann liebteſt Du mich nicht!“ rief Benvenuto heftig.

„Erlaubt!“ ſagte das Mädchen ruhig. „Unſere Liebe war bisher nur Liebelei; nichts weiter. Ob ſie mehr werden kann, wollen wir ſehen, wenn Ihr nach Jahresfriſt aus Frankreich zurückkehrt. Bis dahin ſeid Ihr frei; gänzlich frei. Ich will keinen Gatten, der mich aus Dankbarkeit heirathet.“

Alles Zureden von Seiten Cellini's war umſonſt. Angiolina beſtand darauf, den Vater nicht zu verlaſſen; die Zeit drängte, nur unter der Bedingung ſogleich abzureiſen, hatte Benvenuto ſeine Freiheit erlangt. Ehe noch die Sonne aufſtieg, ſprengte er ſchon zur Porta del Popolo heraus, und war auf dem Wege nach Frankreich. — —

Die Leſerinnen, welche an dem Geſchick Angiolina's Antheil genommen, werden nun zweifelsohne wiſſen wollen, ob Benvenuto Wort gehalten, und der Erzähler dieſer Geſchichte möchte zur Ehre ſeines Geſchlechts dieſe Frage mit: ‚Ja' beantworten. Leider kann er dies nicht, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun. — Benvenuto ward zu Fontainebleau von dem Könige mit Ehren und Gnadenbezeugungen überhäuft. Er verfertigte für den Herrſcher eine Menge goldener und ſilberner Geräthe, geziert mit den Göttern und Göttinen des ganzen Olymps, aber die Bildſäule der Fides war nicht darunter; ſo kam es denn, daß das Andenken Angiolina's nach und nach bei ihm erloſch. — Das Mädchen war treuer. Ueber drei Jahre wartete Angiolina auf Cellini's Rückkehr, als ſie aber auch dann nichts von ihm vernahm, reichte ſie einem wackern Rottmeiſter, der zu der Beſatzung der Engelsburg gehörte und längſt um ſie geworben, ihre Hand. — Ugolini war bald nach der Abreiſe Benvenuto's in jenes Land hinübergegangen, wo, wie er ſich ſterbend ausdrückte, es weder künſtliche noch natürliche Fledermäuſe zu hüten geben dürfte.

Der Fremde.

Erzählung.

„Sterben? — Schlafen! —
Vielleicht auch träumen? — Ja, das iſt die Frage!“ —

Shakespeare, im Hamlet

Die Bora, jener furchtbare Nordweſt, welcher die „wilde Adria“ zur Frühlings- oder Herbſtzeit in ihren tiefſten Gründen aufrührt, und dann dem Schiffer ſo gefährlich wird, ſtürmte über den „Karſt“, und ſchüttelte die Aeſte der alten knorrigen Eichen in den Krainer Gebirgen, als eine Geſellſchaft von fünf Reitern, die eine, von zwei Maulthieren getragene Sänfte umgaben, in einen Waldpfad einbog, der ihnen vor dem Aprilwetter einigen Schutz bot, und die Reiſenden etwas zu Athem kommen ließ. Es war bereits Abend und bitter kalt; der Schnee fiel dann und wann in großen Flocken. Ein alter Herr von hohem Wuchs und würdigem Anſehn, ritt an der Spitze des Trupps. Es war der Freiherr von Fahnenberg aus Oberöſtreich. Er hatte, von ſeinem kinderlos verſtorbenen Bruder, eine bedeutende, in den Krainer Gebirgen liegende vollen Weichheit, als des Jugendmuths oder kühner Unternehmungsluſt, obwohl man ihnen den der Jugendſchöne nicht abſprechen konnte. So wie der Zug in den Eichwald einbog, ritt der junge Mann an den Sänftenſchlag, und unterhielt ſich angelegentlich mit den zwei, in dem alterthümlichen Kaſten ſitzenden Damen. Die eine derſelben — und an dieſe war die Rede des jungen Mannes vorzugsweiſe gerichtet — war von blendender Schönheit. Das ſchöne Haar floß in natürlichen Locken um das edle Oval des Geſichts, aus welchem ein Paar Sternenaugen ſchauten, in denen Geiſt, lebhafte Phantaſie, ja ein gewiſſer Grad von Schwärmerei erglänzte. Franziska von Fahnenberg ſchien die Rede des jungen Mannes, der ſich in allerlei freundlichen Fragen über ihr Befinden während der Reiſe, welche mit vielen Beſchwerden verknüpft war, erging, nur höchſt unaufmerkſam anzuhören, ſie beantwortete ſie kurz, faſt höhniſch, und meinte endlich daß, wenn es ſich ſchicke und der Vater nichts dagegen einzuwenden hätte, ſie den Sprechenden, den, wie aus ſeinen Reden hervorgehe, das Unwetter äußerſt incommodire, längſt gebeten haben würde, mit ihr den Platz zu tauſchen, weil es ihr bei weitem mehr Zerſtreuung gewähren würde, auf dem muthigen Falben, dem Nordweſt zum Trotz, in das Unwetter hineinzuſtürmen, als in dem abſcheulichen Käfig, wie ſie die Sänfte nannte, ſich von den trägen Langohren bergauf bergab ſchleppen zu laſſen, und von der Langeweile gepeinigt zu werden. Die Worte des Fräuleins, mehr aber noch der halb verdrüßliche, halb geringſchätzige Ton, in dem ſie geſprochen wurden, ſchienen auf den jungen Mann einen ſchmerzlichen Eindruck zu machen; er erwiederte nichts, aber die verworrenen Antworten, die er der zweiten, in der Sänfte befindlichen Dame, welche augenſcheinlich das, von der Freundin begangene Unrecht durch freundliche Rede wieder gut machen wollte, gab, bewieſen wie tief er ſich in ſeinem Innern verletzt fühlte.

„Es ſcheint, theure Franziska,“ ſagte er endlich mit freundlichem Tone, „daß die Beſchwerden der Reiſe Euch dennoch mehr angreifen, als Ihr eingeſtehen wollt. Sonſt gütig gegen Jeden, ſeid Ihr auf der Reiſe oft übel gelaunt, und zwar beſonders in Beziehung auf Euren Diener und Vetter, der mit Freuden das doppelte und dreifache Ungemach ertrüge, wenn er dadurch bewirken könnte, daß Ihr nicht davon betroffen würdet."

Franziska wollte die Rede des jungen Mannes eben mit einem, wie ihre Miene zeigte, bittern Scherze erwiedern, als die ſtarke Stimme des Freiherrn, der den Neffen rief, ertönte, und dieſer an die Spitze des Zuges ſprengte.

„Ich möchte Dich tüchtig ausſchelten, Franziska," ſagte die Verwandte ein wenig unwillig, „daß Du den armen Franz, der Dich ſo liebt, und der, Du magſt ſagen was Du willſt, dennoch einmal Dein Gemahl wird, beſtändig quälſt, ängſtigſt, und Dies und Jenes an ihm zu tadeln findeſt."

„Mein Gemahl?" erwiederte Jene aufgeregt. „Ich müßte meinen Sinn ſehr ändern, oder er ſein ganzes Weſen, ehe dieſer Fall einträte. Nein, Bertha. Ich weiß, daß dies meines Vaters Lieblingswunſch iſt, ich verkenne die guten Eigenſchaften nicht, die Vetter Franz etwa haben mag — oder wirklich hat, denn ich ſehe, Du machſt ein böſes Geſicht zu meinem Zweifel — aber einen weibiſchen Mann heirathen! — Niemals."

„Weibiſch? Du thuſt ihm großes Unrecht!“ fiel die Freundin lebhaft ein. „Daß er nicht in den Türkenkrieg gezogen, wo bis jetzt wenig Ehre geholt werden, daß er den Vorſtellungen Deines Vaters Gehör gab, daheim blieb, um ſein zerrüttetes Erbe in Ordnung zu bringen, daß er dies mit Sorgfalt und Umſicht that, nicht Alles an eine phantaſtiſche Schwärmerei, die auch ſonſt ganz vernünftige Menſchen angeſteckt, welche durchaus das Kreuz wieder auf der Sophienkirche erblicken möchten, geſetzt, ja daß er die heulende Bora nicht für einen milden Zephyr erklärt, das nennſt Du weibiſch?“

„Sage, was Du willſt, es iſt einmal ſo!“ rief Franziska hartnäckig. „Kühn, unternehmend, ſelbſt wild und gebieteriſch will ich den Mann, der mir gefallen ſoll; dieſe ſanften, beſonnenen, lammfrommen, duldenden Naturen ſind mir zuwider. Iſt Franz irgend einer, gleichviel ob guten, ob übeln Leidenſchaft fähig? Beſtändig einerlei, beſtändig derſelbe, ruhig, ſanft und — langweilig.“

„Er iſt von Herz und nicht ohne Geiſt;“ ſagte Bertha.

„Von Herz? Mag ſein,“ verſetzte Jene; „wiewohl ich mich von meinem künftigen Gatten lieber ein wenig tyranniſiren und unterjochen, als auf ſo langweilige Weiſe lieben laſſen will. Und von Geiſt? Ich will nicht gerade widerſprechen — aus Artigkeit nämlich — aber man merkt es nicht ſehr. Hätteſt Du indeß auch in beiden Stücken Recht, ſo iſt dennoch ein Mann, wo dieſe Eigenſchaften nicht zur That werden, eine jämmerliche Kreatur. Der Mann kann dumme Streiche machen, er kann vielleicht auch etwas Uebles begehen, wenn es eben nur nicht etwas Unehrenhaftes iſt, man wird es ihm verzeihen, wenn er nur für eine Idee, für irgend eine entſchiedene Meinung handelt. — Da iſt zum Beiſpiel Dein treuer Verehrer, der Kaſtellan von Glogau, der Ritter Woislaw; er liebt Dich von Herzen, und wäre allenfalls im Stande, Dir ſchon jetzt ein genügendes Auskommen anzubieten; dem braven Manne fehlt die rechte Hand, Gründe genug, auf der alten Burg hinter dem Ofen, oder neben dem Spinnrocken ſeiner Bertha ſitzen zu bleiben, und was thut er? Er zieht mit der ſchleſiſchen Türkenhülfe gen Ofen, er ficht für eine Idee, er ſetzt das Liebſte daran —"

„Läßt ſich vielleicht die andere Hand auch noch abhauen, holt ſich eine zweite Schmarre in's Geſicht —" fiel die Freundin ein.

„Läßt die Geliebte ein wenig weinen und ſchmollen," fuhr Franziſka fort, „kehrt mit Ruhm zurück, heirathet, und iſt um ſo mehr geachtet und geliebt. Das aber thut ein Mann von vierzig Jahren, ein rauher, nicht an Höfen gebildeter Krieger, ein Dienſtmann, der nichts hat als ſeinen Rittermantel und ſein Schwert. Und — Franz! Kein Wort, Bertha, über dieſen Punkt noch ferner, wenn Du mich liebſt."

Unwillig lehnte ſich Franziſka in die Ecke der Sänfte zurück, und ſchloß die Augen, als ob ſie, von Ermüdung ergriffen, zu ſchlafen verſuchen wollte. —

„So ſchlimm alſo iſt dieſer Teufelswind," ſagte der Freiherr zu einem alten Manne in Pelzmütze, und einem Mantel von zottigem Schaffell, deſſen rauhe Seite nach außen gekehrt war, der den Führer der Geſellſchaft zu machen ſchien, „daß wir, auf einem Umwege, durch dieſen Wald ziehen müſſen, um nicht in ſeinen ärgſten Bereich zu kommen?"

„Wer niemals die Bora gefühlt, und während ſie weht, über den Karſt von Seſſano nach Trieſt gezogen, kann ſich von ihr keine Vorſtellung machen;“ verſetzte Jener. „So wie ſie anfängt, wird der Schnee in langen Streifen dicht über den Boden hingefegt. Das iſt nichts; man ahnet noch nicht was kommen wird. Nun ſteigen dieſe Streifen höher und höher, ſo wie ſich der Wind verſtärkt. Letzterer wird raſender und raſender, und man ſieht nichts mehr als eine Schnee-, oder wenn dieſer nicht tief liegt, eine Schnee- und Sandmaſſe, welche die ganze Luft erfüllt, und nicht mehr geſtattet die Augen zu öffnen. Thut man aber dies auf die Gefahr ſie zu verlieren, ſo hilft es zu nichts, denn man ſieht nicht drei Schritte weit, die Menſchen ſind wie betäubt, und es bleibt nichts weiter übrig, als ſich in den Mantel zu hüllen, auf den Boden zu legen und einſchneien zu laſſen. Selbſt wer ganz bekannt in der Gegend, und vielleicht kaum ein Paar hundert Schritt von der Heimath entfernt iſt, kann umkommen, wenn er dieſes, eben nicht ſehr angenehme Mittel nicht anwendet, denn der Sturm raubt ihm alle Beſinnung.“

„Nun, ſo müſſen wir Dir noch ſehr dankbar ſein, Alter,“ ſprach lächelnd der Freiherr, obgleich er ſich nur mit Mühe verſtändlich machen konnte, da der Wind mit unerhörter Wuth in den knarrenden und knackenden Aeſten der alten Eichen, unter denen ſie hinritten, raſ'te, „daß Du uns einen Umweg von einer Stunde machen läſſeſt, da Du uns auf dieſem ohne alle Gefahr an Ort und Stelle bringen kannſt.“

„Seid dies verſichert, geſtrenger Freiherr;“ ſprach der Alte. „Wir ſind vor Mitternacht an Ort und Stelle, und zwar ſonder alle Fährde, wenn nicht —“

Plötzlich hielt der Alte in der Rede inne, er zog den Zügel des Roſſes wie unwillkürlich an, und ſchien auf etwas zu horchen.

„Wie es ſcheint,“ ſprach Franz von Kronſtein, „befinden wir uns in der Nähe eines Dorfes, denn es iſt mir, als ob ich durch das Toſen des Sturmes in der Ferne einen Hund heulen hörte.“

„Kein Hund! Kein Hund!“ ſagte der Alte unruhig, und ſein Roß zu ſchnellerem Schritte antreibend. „Auf Meilenweite iſt in dieſem wilden Gebirgswalde keine menſchliche Wohnung, und außer in der Burg Klatka, die in ihm liegt, aber ſeit mehr als hundert Jahren verödet iſt, mag auch wohl ſeit der Schöpfung Niemand in ihm gehauſ't haben. — Aber ſchon wieder!“ unterbrach ſich der Sprechende von Neuem aufhorchend. „Habe ich es doch gleich gedacht!“

„Das Hundegeheul ſcheint Dich zu beunruhigen, alter Kumpan;“ ſprach der Freiherr, aufmerkſam einem langgezogenen, heiſern Tone lauſchend, der in der Ferne von einem andern beantwortet zu werden ſchien, und deutlicher wie früher erſchallte.

„Es ſind keine Hunde, welche heulen;“ verſetzte der Alte unruhig. „Es ſind Rohrwölfe, ſie können auf unſerer Fährte ſein, und es wäre gut, wenn die Herren ihre Fauſtröhre in Bereitſchaft ſetzten.“

„Rohrwölfe? Was meinſt Du damit?“ fragte Franz den alten Krainer verwundert.

„Am Rande des Waldes,“ ſagte dieſer, „zieht ſich ein See von der Länge einer Meile hin, deſſen Ufer mit Rohr bewachſen ſind. In dieſem hauſen eine Menge Wölfe, die ſich von wildem Geflügel, Fiſchen und dergleichen nähren. Sie ſind ſcheu, und zur Sommerzeit könnte ein zwölfjähriger Knabe ſie in die Flucht jagen. Zieht aber das Geflügel fort, gefriert der See, ſo ſchweifen ſie zur Nachtszeit umher, und dann werden ſie gefährlich. Am ſchlimmſten ſind ſie wenn die Bora weht, und es iſt dann als ob der Teufel in die Beſtien gefahren wäre; ſie ſind dann ſo toll und wild, daß ſie Menſchen und Vieh wüthend anfallen, und man hat, weil ſie in Geſellſchaft jagen, ſchon Beiſpiele, daß ſie ſich mit den Bären unſerer Gebirge in Kampf eingelaſſen und geſiegt haben."

Der vorige heulende Ton erſchallte jetzt ganz deutlich, und zwar von zwei verſchiedenen Punkten her. Betroffen fuhren die Reiter nach den Piſtolen, der Alte faßte nach einem Spieß, den er am Sattel befeſtigt hatte.

„Wir müſſen uns zu der Sänfte halten. Die Wölfe ſind ganz in der Nähe;" ziſchelte der Alte.

Die Reiter warfen die Pferde herum, umgaben die Sänfte, und der Freiherr unterrichtete mit ein paar beruhigenden Worten die Frauen, wovon die Rede war.

„Alſo doch ein Abenteuer, eine Veränderung!" ſagte Franziska lachend.

„Wie kannſt Du nur ſo freveln!" rief Bertha in Angſt.

„Sind wir nicht in männlichem Schutz? Iſt Vetter Franz nicht an unſerer Seite?" verſetzte dieſe ſpottend.

„Dort glänzt ein Licht zwiſchen den Zweigen! Dort wieder eins!" rief Bertha ermuthigt. „Es ſind Menſchen in der Nähe."

„Nein! Nein!" rief der alte Krainer heftig. „Schließt die Sänftenthüre, Fräulein! Spannt die Hähne, Ihr Herren! Halten wir uns dicht zuſammen! Was dort glänzt, ſind die Augen der Wölfe." — — —

Die Männer blickten nach dem dichten Unterholze, in welchem hin und wieder kleine leuchtende Punkte erſchienen, die man, wäre es zur Sommerszeit geweſen, für Johanniswürmchen hätte halten können. Es war ganz derſelbe grüngelbe Schimmer, nur war er weniger beweglich, und ſtets zwei Flämmchen bei einander. Die Pferde begannen nun auf's Höchſte unruhig zu werden, ſie brauſ'ten und drängten auf die Zügel, am ſtillſten verhielten ſich die Maulthiere.

„Ich will Feuer auf die Beſtien geben, ſie werden dann wohl das Weite ſuchen;“ ſagte Franz, das Piſtol nach einer Gegend richtend, wo die meiſten Flämmchen blitzten, und es im Dickicht praſſelte und knackte.

„Nichts davon, Ritter!“ fiel raſch der Krainer ein, indem er den Jüngling am Arme ergriff. „Ihr würdet durch den Schuß eine ſolche Menge dieſer Beſtien zuſammenlocken, daß ſie, von ihrer Zahl ermuthigt, unfehlbar einen Angriff wagen würden. Haltet indeß Euer Schießgewehr bereit, und ſpringt eine alte Wölfin hervor — denn eine ſolche wagt ſtets den erſten Anfall — ſo zielt gut und zerſchmettert ihr den Schädel, denn dann iſt nicht länger mehr zu zögern.“

Die Unruhe der Pferde war jetzt auf's Höchſte geſtiegen, beſonders prellte und bäumte das Roß eines Dieners fortwährend. Jetzt ergriff die Angſt auch die Saumthiere, ſie wurden unruhig, und eben wollte ſich Franz der Sänfte nahen, als ein Thier, von der Größe eines ſtarken Jagdhundes, aus dem

Dickicht ſtürzte, und auf das vorderſte Maulthier zuſprang.

„Schießt, Ritter! — Ein Wolf!“ rief der alte Führer heftig.

Eben war das Thier an der Seite des jungen Mannes. Mechaniſch drückte dieſer das Piſtol ab. Das Raubthier ſtürzte zuſammen. Ein furchtbares Geheul ertönte rings im Dickicht. —

„Vorwärts jetzt! Vorwärts ohne Aufenthalt!“ rief der alte Krainer. „Eilen wir ſo ſchnell wie möglich. Wir haben gegen fünf Minuten Zeit. Die Beſtien werden die verwundete Wölfin in Stücke reißen, und, wenn ſie recht hungrig ſind, zum Theil verſchlingen. Es iſt dies ſo in ihrer Art. Wir erhalten indeß einen guten Vorſprung, und ſind binnen einer Stunde am Waldrande. Dort ragt ſchon die alte Warte der Burgtrümmer von Klatka zwiſchen den Bäumen empor — dort, wo eben der Mond aufgeht — und von da an wird der Forſt lichter und lichter.“

Die Reiſenden beeilten ſich immer mehr vorwärts zu kommen. Dies wäre bei dem Drange der Roſſe um ſo leichter geweſen, aber die Sänfte hielt ſie auf. Fräulein Bertha weinte vor Angſt, aber auch Franziska war der Muth geſunken, ſie war ganz ſtill geworden. Franz ſuchte die Verwandte zu beruhigen. So mochte der Marſch einige Minuten vorwärts gegangen ſein, als das frühere Geheul von Neuem erſcholl, und wieder näher und näher kam.

„Da ſind ſie wieder, und zahlreicher und raſender wie vorher!“ rief der Führer erſchreckt.

Wirklich ſah man die Flämmchen wieder in dem Gebüſche rings umher, und ſie ſchienen ſich noch vermehrt zu haben. Der Wald ward jetzt lichter, der Mond war emporgeſtiegen, und da das Schneegeſtöber nachgelaſſen hatte, ſo ſah man zwiſchen den alten Eichen eine Menge dunkler Thiergeſtalten wimmeln, die näher kamen, und ſich, wie eine Meute Hunde, zuſammenhaltend, zuletzt bis auf zwanzig Schritt hinter den Pferden der Reiſenden auf den freien Waldweg wagten. Von Zeit zu Zeit erſcholl aus ihrer Mitte ein heiſeres Heulen, dem der ganze Chor, und endlich einzelne Stimmen in der Ferne, zu antworten ſchienen.

Die Geſellſchaft befand ſich etwa tauſend Schritt von den Burgruinen, von denen der Alte geſprochen hatte. Sie waren, ſo viel man im Mondſcheine ſehen konnte, ſehr anſehnlich. Neben dem noch ziemlich erhaltenen Hauptbaue, lagen auf dem, mit einzelnen Eichen und Brombeergebüſch beſtandenen Hügel, die Ruinen einer Kirche, die einſt ein Prachtbau geweſen ſein mochte. Schloß und Kirche waren noch theilweiſe unter Dach. Von dem Burgthore ſah man eine Straße ſich herabziehen, und, bei einer alten Maleiche, mit dem Pfade, auf welchem die Reiſenden zogen, einen Kreuzweg bilden.

Der alte Führer ſchien in großer Beſorgniß.

„Wir ſind in großer Gefahr, geſtrenger Freiherr!“ ſagte er. „Die Wölfe werden ſogleich einen allgemeinen Angriff verſuchen. Ein Mittel gäbe es indeß uns zu ſichern. Nehmen wir die Fräuleins auf die Pferde, und überlaſſen wir die Maulthiere den Wölfen.“

„Dein Rath könnte gut ſein, wenn nicht ein anderer Ausweg vor uns läge:“ verſetzte dieſer. „Hier ſind die Ruinen der Burg. Ziehen wir hinein. Wir beſetzen das Thor, ſtellen die Pferde in das Gebäude und erwarten den Morgen.“

„Hier? — In den Ruinen von Klatka? —

Nicht um alle Wölfe der Erde!" rief der Alte. „Bei Tageslicht naht ſich Niemand gern dieſem Baue. Und jetzt bei Nacht! — Die Burg, Herr Freiherr, iſt höchſt verrufen."

„Der Räuber wegen?" fragte Franz.

„Nein, es iſt nicht geheuer darin;" antwortete Jener.

„Einfältiges Geſchwätz!" rief der Baron. „Vorwärts nach den Ruinen. Es iſt die höchſte Zeit."

Dies war auch der Fall. Die Raubthiere folgten den Reiſenden in der Entfernung weniger Schritte. Sie ließen ſich von Zeit zu Zeit nieder, und begannen grimmig zu heulen. Eben war die Geſellſchaft in der Nähe der Maleiche angekommen, ſie wollte in den Weg, der nach den Ruinen führte, einbiegen, als die Thiere zu merken ſchienen, daß ihnen ihre Beute entgehen könne; ſie kamen ſo nahe, daß man ſie mit einem Lanzenwurf hätte erreichen können. Raſch warfen der Freiherr und Franz ihre Pferde herum, ſie zielten auf den Haufen der Raubthiere, als plötzlich aus dem Schatten der alten Eiche ein Mann trat, der ſich mit zwei Schritten zwiſchen die Reiſenden und ihre Verfolger ſtellte. So viel man in der Dämmerung ſehen konnte, war der Fremde ein Mann von hohem ſtarkem Wuchs, er trug an der Seite ein Schwert, und auf dem Haupte einen breitkrempigen Hut. Waren die Reiſenden von der plötzlichen Erſcheinung ſehr überraſcht, ſo waren ſie es noch mehr von dem, was ſich jetzt begab. So wie der Fremde erſchien, ließen die Wölfe plötzlich von der Verfolgung ab, ſie ſtoben aus einander, und ſtießen ein klägliches Geheul aus. Die Erſcheinung hob jetzt die Hand empor, ſie ſchien zu winken, und — die Raubthiere trabten, wie eine Koppel geſcheuchter Hunde, welche die Fährte des Wildes verloren haben, in den Wald zurück. —

Ohne die Reiſenden, welche vor Ueberraſchung keines Wortes mächtig waren, anzublicken, ging der Fremde den Pfad, der nach der Burg führte, hinauf, und verſchwand bald darauf in dem Thore der letztern.

„Gott ſteh' uns bei!“ murmelte der alte Krainer in den Bart, indem er ein Kreuz ſchlug.

„Wer war dieſer Mann?“ fragte der Freiherr höchſt überraſcht, als er eine Minute dem Fremden nachgeſtarrt, und die Reiſenden ihren Weg fortzuſetzen begannen.

Der alte Führer that, als ob er die Worte des Freiherrn nicht verſtanden habe. Er ritt zu den Maulthieren, beſchäftigte ſich mit den Geſchirren, welche, wie er meinte, durch die Eile des Rittes in Unordnung gekommen ſeien, und ſchloß ſich den Reitern erſt wieder an, als bereits mehr als eine Viertelſtunde vergangen war.

„Kannteſt Du jenen Mann, der bei der alten Burg uns begegnete, und auf ſo wunderbare Weiſe uns von den vierfüßigen Verfolgern befreite?“ fragte Franz den Führer.

„Ob ich ihn kannte? — Nein, geſtrenger Junker! — Ich ſah ihn in meinem Leben zum erſtenmale;“ verſetzte der Krainer ſtockend.

„Er ſah wie ein Kriegsmann aus, und war bewaffnet;“ ſagte der Baron. „Iſt denn die Burg bewohnt?“

„Seid hundert Jahren nicht!“ erwiederte Jener. „Sie ward zerſtört, weil der damalige Beſitzer mit türkiſch=ſlavoniſchen Banden, die bis in dieſe Gegend ſtreiften, gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte, oder“ verbeſſerte er raſch, „gemacht haben ſoll, denn er kann auch ein ſo rechtlicher und braver Mann gewe=

ſen ſein, wie nur irgend Einer, der Käſe in Butter gebacken (das Lieblingsgericht dieſer Gegend) gegeſſen hat."

„Und wer iſt der Eigenthümer dieſes Theils des Waldes und der Ruinen?" fragte der Baron.

„Ei, Niemand als Euer Gnaden ſelbſt!" verſetzte der Krainer. „Schon ſeit länger als zwei Stunden haben wir die Grenze der Herrſchaft überſchritten, und bald werden wir den Waldrand erreicht haben."

„Man hört und ſieht jetzt nichts mehr von den Wölfen!" ſprach der Baron nach längerer Pauſe. „Selbſt ihr Geheul iſt verſtummt. — Unerklärbar bleibt mir der Vorfall mit dem Unbekannten. Selbſt wenn ich annehmen wollte, daß er ein Jägersmann —"

„Ja, ja! So wird es auch ſein;" fiel ihm der Führer raſch in's Wort, indem er ſich ängſtlich umſah. „Ein Jäger wird der wackere brave Mann, der uns ſo zur rechten Zeit zu Hülfe kam, geweſen ſein. O, es giebt tüchtige Waidleute in der Gegend! Und von dieſen verſteht Mancher mehr als Brodeſſen. — Aber Gott ſei Dank!" ſetzte er tief aufathmend hinzu. „Dort iſt die Waldgrenze. Der Mond wirft ſchon ſeine Streiflichter durch die Schatten der Stämme, und in einer kleinen Stunde ſind wir an Ort und Stelle.“

Dies war auch wirklich der Fall. Ehe noch eine Stunde vergangen war, zog die Geſellſchaft durch das ziemlich gut gebaute Dorf, die Hauptortſchaft der Herrſchaft, dem alterthümlichen Schloſſe zu, deſſen Fenſter hell erleuchtet waren, und an deſſen Thüre der Oberverwalter und die übrigen Beamten den neuen Herrn feierlich empfingen, und nach den feſtlich eingerichteten Zimmern führten.

Beinahe vier Wochen vergingen, ehe von dem eben geſchilderten Reiſeabenteuer die Rede war. Der Baron und Franz hatten ſo viel mit den Beſichtigungen aller Einzelheiten des weitläuftigen Beſitzthums, mit einer Menge Einrichtungen, die der Freiherr auf deutſche Weiſe getroffen wünſchte, zu ſchaffen, daß beide Männer nur wenig daheim waren. Franziska gefiel es anfangs außerordentlich in der ihr gänzlich neu und unbekannt erſcheinenden Umgebung. Alles ſchien ihr ſo romantiſch, ſo ſehr von ihrem deutſchen Vaterlande verſchieden, daß ſie das höchſte Intereſſe daran nahm, und oft Vergleichungen anſtellte, die ſämmtlich zum Nachtheile Deutſchlands ausfielen. Bertha war meiſtentheils einer ganz entgegengeſetzten Meinung. Sie zog dann die Freundin mit ihren phantaſtiſchen Anſchauungen auf, und meinte, daß viel Neigung zu Ungewöhnlichem und Fremdartigem dazu gehöre, um Häuſer, in denen der Rauch anſtatt zum Schornſteine, zur Hausthür und zu den Fenſtern hinausziehe, Wände, von Ruß geſchwärzt, Bewohner nicht viel reinlicher, als die Wohnungen ſelbſt, und von rauhen Sitten und Gewohnheiten, den wohnlichen Hütten und Landleuten Deutſchlands vorzuziehen. Franziska blieb indeß bei ihrer Meinung. Sie ſagte: in Deutſchland ſei Alles alltäglich, gewöhnlich, flach und unerſprießlich, kurz langweilig, und ein wilder trotziger Krainer in ſeinem Mantel von Schaffell, oder ein Morlache im Filzmantel, habe für ſie zehnmal mehr Anziehungskraft, als ein ruhiger und träger Oberöſtreicher in ſeinem Feiertagswamms, bei deſſen Anblick ſie ſchon ein tödtliche lange Weile empfinde. —

So wie der Freiherr mit ſeinen Gutseinrichtungen zu Ende war, befand ſich die Geſellſchaft wieder mehr als früher beiſammen. Franz widmete wieder die frühere Aufmerkſamkeit der von ihm ſtill, aber innig geliebten Verwandten, die dies indeß wenig vergalt, indem ſie ihn, wie vorher, zum Ableiter ihrer üblen Laune machte, die bald eintrat, als ihr durch den längeren Aufenthalt das hieſige Leben gewohnter geworden war. Verſchiedene Ausflüge in die Gegend wurden vorgenommen, doch bald war auch dies Unterhaltungsmittel erſchöpft, da jene Gegenden, in damaliger Zeit überaus uncultivirt, von den Eigenthümern großer Beſitzungen ſelten beſucht wurden.

Die Geſellſchaft ſaß eines Tages eben in der alterthümlichen Halle beiſammen, das Mittagsmahl war beendigt und man berathſchlagte, wohin man einen Nachmittagsausflug richten wolle.

„Ich hab's!" rief Franziska plötzlich. „Ich begreife nicht, daß Niemand von uns eher auf den Gedanken gekommen, bei Tage den Punkt ſehen zu wollen, wo uns das nächtliche Abenteuer mit den Wölfen und dem räthſelhaften Fremden zugeſtoßen iſt."

„Du meinſt einen Beſuch der Ruinen — wie hießen ſie doch?“ ſagte der Freiherr.

„Burg Klatka!“ rief Franziska lebhaft. „Gewiß, dort müſſen wir hin! Es hat etwas Eigenes, die Stelle bei Tage und in aller Ruhe zu beſehen, wo man ſich bei Nacht tüchtig geängſtigt hat;“ ſetzte ſie lachend hinzu.

„Laſſe ſatteln!“ ſagte der Freiherr zu einem Diener. „Der Oberverwalter ſoll ſogleich zu mir kommen.“ Letzterer, ein bejahrter Mann, trat kurz darauf in's Zimmer.

„Wir wollen einen Ritt nach den Ruinen von Klatka machen;“ ſagte der Freiherr. „Es iſt uns dort auf der Herreiſe ein Abenteuer zugeſtoßen —“

„Der alte Janko ſprach davon;“ fiel Jener ein.

„Und was denkt Ihr von der Sache?“ fragte der Erſtere.

„Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll;“ ſprach der Beamte kopfſchüttelnd. „Ich war ein Jüngling von zwanzig Jahren, als ich in dies Schloß einzog; jetzt bin ich ein Greis. Ein halbes Jahrhundert liegt zwiſchen der Zeit. Wohl hundertmal hat mich mein Beruf in die Nähe der Ruinen geführt, aber nie iſt mir der Böſe von Klatka zu Geſicht gekommen."

„Was ſagt Ihr da? Wen meint Ihr unter dieſem Namen?" fragte Franziska, deren Neigung zum Romantiſchen und Abenteuerlichen in ihrer ganzen Stärke erwachte.

„Ei, die Leute nennen das Geſpenſt, oder den Burggeiſt ſo, der in dem alten Steinhaufen ſein Weſen treiben ſoll;" verſetzte Jener. „Wie ſie ſagen, ſoll er ſich nur zur Nachtzeit, und zwar nur dann ſehen laſſen, wenn der Mond am Himmel iſt."

„Das finde ich ganz natürlich!" fiel Franz ihm lachend in die Rede. „Die Geſpenſter können überhaupt das Tageslicht nicht gut vertragen; ſchiene aber der Mond nicht, ſo würde man auch von dem Geſpenſt nichts erblicken, da es ſich nicht vorausſetzen läßt, daß Jemand blos zu ſeinem Vergnügen bei Fackelſchein die Ruinen beſuchen wird."

„Es giebt dennoch glaubhafte Leute, die den Geiſt geſehen haben wollen;" fiel der Vorige ein. „Jäger und Holzhauer wollen ihn bei der Maleiche am Kreuzwege getroffen haben. Ihr müßt nämlich wiſſen, geſtrenger Junker, daß dies der verrufenſte Ort, und die Eiche zum Andenken des Todes des Mannes, der dort gefallen und deſſen Geiſt umgehen ſoll, gepflanzt worden.“

„Und wer war dieſer Mann?“ fragte Franziska, mit ſich immer ſteigernder Neugier.

„Der letzte Beſitzer der Burg, die eine Art Raubneſt war, von wo aus Jener die Gegend brandſchatzte!“ entgegnete der Alte. „Er war, wie man ſagt, von übermenſchlicher Stärke, und allgemein wegen ſeines Frevelmuths, noch mehr aber wegen ſeiner Verbindungen mit den türkiſchen Grenzbanden gefürchtet. Beſonders hatte er es auf die Jungfrauen der Gegend abgeſehen; die, welche ihm gefielen, ſchleppte er auf ſein Schloß, und man hörte nie weiter etwas von ihnen. Als das Maaß ſeiner Greuelthaten voll war, erhob ſich die ganze Gegend gegen ihn, er ward in ſeiner Burg belagert, und endlich bei einem Ausfalle, auf dem Punkte, wo die alte Maleiche ſteht, erſchlagen.“

„Es wundert mich, daß das Schloß nicht angezündet und gänzlich zerſtört wurde;“ ſprach der Freiherr.

„Es war ein Lehn der Kirche, und dieſe widerſetzte ſich!“ erwiederte Jener. „Euer Urgroßvater übernahm das Beſitzthum ſpäter zu Pfandrecht. Schöne Ländereien gehörten dazu. — Da der Ritter von Klatka von gutem Geſchlecht war, und ſeine Familie ſich darein miſchte, ſo ward ihm auch ein ſtattliches Grabmahl in der Kirche, die neben dem Schloſſe befindlich, und nun auch halb in Ruinen liegt, errichtet.“

„Wir müſſen hin! Wir müſſen durchaus hin!“ rief Franziska lebhaft. „Gefangene, und nie wieder zum Vorſchein gekommene Jungfrauen, Beſtürmung der Burg, Tod des Ritters, das nächtliche Umherwandeln ſeines Geiſtes bei der Maleiche, endlich unſer eigenes Abenteuer, Alles zieht mich mit unwiderſtehlicher Gewalt dorthin.“

„Ja,“ ſprach Bertha lachend, „heute theile ich Deine Luſt zu Abenteuern. Der Tag iſt ſchön, die Sonne ſteht am Himmel, der Frühling beginnt zu erwachen, die Wölfe lagern ruhig in dem Rohr und Dickicht am Seeufer. Ich bin ganz abenteuerlich geſtimmt.“

So wie ein Diener anzeigte, daß die Roſſe geſattelt wären, eilten die Mädchen, lachend und ſcherzend über Das, was ihnen in den Ruinen begegnen könne, die ſchmale ſteinerne Stiege, die in den Schloßhof führte, abwärts. Franz und der Freiherr, nebſt dem Diener, welcher in der Gegend gut Beſcheid zu wiſſen behauptete, folgten, und in einer Viertelſtunde ging der Zug dem Walde zu.

Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, als ſie die hohe Warte von Klatka bereits über die Gipfel der Bäume ragen ſahen. Im Walde war Alles ſo ſtill und friedlich, nur die muntern Frühlingsſänger trieben in dem, eben aus den Knospen brechenden Laube der Eichen und Buchen, ihr munteres Spiel, und ließen ihr Lied aus voller Kehle erſchallen.

Die Geſellſchaft näherte ſich den Burgtrümmern immer mehr, und endlich befand man ſich bei der alten Maleiche, am Fuße des Hügels, auf welcher die, noch in ihren Trümmern impoſante Burg thronte. Die letztere war einſt ein ſtarker mächtiger Bau geweſen. Zwei Rondele ſchützten die Vorderſeite; über dem Eingange erhob ſich ein mäßiger Thurm; ein weit höherer ragte aus der Mitte des ganzen Baues. Der Epheu und die Brombeerranke hatten die ziemlich hohen, mit Zinnen verſehenen Umfaſſungsmauern überkleidet, und ihre ſtarken Wurzeln ſo tief in das Gemäuer getrieben, daß ſie daſſelbe zum Theil geſprengt. Auf der Höhe des Thurmes wiegte ſich ein ziemlich großer, eben in jungem Grün ſproſſender Ebereſchenbaum, im leiſen Winde.

Die Geſellſchaft war indeſſen abgeſeſſen und der Diener blieb bei den Pferden, während jene den Hügel nach der Burg hinaufſtieg. Die Ranken der Schlingpflanzen, die den ehemaligen Pfad, von dem man kaum eine Spur ſah, überzogen, bezeugten, daß wohl ſelten ein lebendes Weſen dieſen Weg betrete, und Bertha bemerkte, daß ſie kaum begreife, wie jener räthſelhafte Fremde ihn, ſo raſch und ungehindert, wie ſie es doch geſehen, habe aufwärts eilen können. Der Burghof, den die Geſellſchaft nun betrat, war ſehr geräumig. Er war rings von ziemlich hohen Gebäuden umgeben, die indeß meiſt ohne Obdach waren. Man ſah, daß das alte Schloß einſt im Stande geweſen, eine zahlreiche Einwohnerſchaft zu beherbergen. Mit Vorſicht, denn geborſtene Mauern, überhängende Balken drohten überall den Einſturz, traten die Beſuchenden in die offenſtehenden Eingänge, ohne etwas zu bemerken, welches dieſe Trümmer von andern ähnlicher Art weſentlich unterſchieden hätte; nur eines der Gebäude erlaubte ihnen mit mehrerer Sicherheit ſein Inneres zu durchwandeln. Hier hatte das ziemlich erhaltene Dach das Letztere vor der Zerſtörung durch den Einfluß der Witterung geſchützt. Indeß auch dieſes bot wenig Bemerkenswerthes dar. In den großen, mit Ziegelſteinen gepflaſterten Hallen, bemerkte man über den Fenſtern, ſo wie in der Mitte des Deckengewölbes, den fliegenden Raben, den Wappenvogel der früheren Beſitzer, in Stein gehauen, aber dies war auch Alles, was von irgend einer Zierrath oder dergleichen übrig geblieben; von Hausrath war nirgends eine Spur. So wie die Geſellſchaft das ehemalige Wohngebäude verlaſſen hatte, wo man auf Franziska's Dringen ziemlich lange verweilte, weil, wie ſie meinte, man doch irgendwo Spuren des räthſelhaften Fremden finden müſſe, wandte ſie ſich nach den Ruinen der anſtoßenden Kirche. Der feſte Bau des alten gothiſchen Gebäudes hatte dem Einfluſſe der Zeit und der Witterung beſſer widerſtanden. Vorhalle und Schiff waren zwar theilweiſe voll Schutt und Trümmer, aber der Chor noch wohlerhalten, das Ganze unter Dach. Auch der Hochaltar, ſo wie am entgegengeſetzten Ende des Baues eine Art Emporkirche oder Loge — wahrſcheinlich der kirchliche Ehrenplatz für die Familie der alten Burgherren — waren in ganz gutem Stande. Zu der letztern führte eine ſteinerne Stiege aus dem Schiffe der Kirche empor, und von dort lief eine Gallerie, deren Geländer, wie die Reſte zeigten, aus durchbrochenem Steinwerk beſtanden hatte, in gleicher Höhe bis zum Chor, wo ſich eine zweite Loge befunden haben mochte, die aber herabgeſtürzt war, und wo nur einige Tragſteine noch aus der Mauer ragten. Von den bunten Glasfenſtern, die früher das Gotteshaus geſchmückt hatten, waren nur noch wenige Spuren in den, wie ſteinernes Laubwerk gebildeten, Fenſtereinfaſſungen vorhanden, und der Luftzug trieb damit ein lärmendes Spiel.

Die Geſellſchaft beſchäftigte ſich längere Zeit, die Inſchriften einer Menge Leichenſteine zu leſen, die in die Wände der Kirche, und zwar meiſt innerhalb des Chors, eingefügt waren. Es waren ſämmtlich Denkſteine der frühern Beſitzer, und auf ihnen waren Männer im Harniſch, den Helm auf dem Haupte oder zu Füßen; Frauen, Kinder jedes Alters abgebildet. Der fliegende Rabe, aber auch noch viele andere Wappen befanden ſich in den Ecken. Ein Grabſtein, dicht an dem Eingange des Chors, unterſchied ſich weſentlich von den andern. Auf ihm war das Bild deſſen, zu deſſen Andenken er errichtet war, nicht eingehauen, die Inſchrift, bei den meiſten andern ſtets ſo wort- als ruhmreich, war hier ſehr einfach; ſie ſagte nichts, als daß Ezzelin von Klatka an dem und dem Tage und Jahre, bei Vertheidigung der Burg, ritterlich gefallen.

„Das iſt der Grabſtein des Ritters, von dem es heißt, daß ſein Geiſt in den Ruinen hauſe!“ rief Franziska lebhaft. „Schade, daß er nicht wie die Andern auf dem Grabſteine abgebildet iſt. Ich möchte wohl wiſſen, wie er ausgeſehen haben mag.“

„Dort iſt eine offene Gruft, eine Treppe führt hinab, und die eben untergehende Sonne ſcheint durch eine Oeffnung;“ ſagte Franz, der eben aus der, an den Chor ſtoßenden Sacriſtei trat.

Die Geſellſchaft folgte dem Jünglinge, ſie ging eine ſchmale Treppe, von etwa acht oder zehn Stufen, abwärts und trat in ein ziemlich luftiges Gemach, in dem eine Menge Särge von jeder Größe zum Theil auf- und neben einander geſtellt, zum Theil bereits zerfallen, in langen Reihen zu erblicken waren. Auch hier unterſchied ſich einer, dicht am Eingange, durch ſein neueres Anſehen, und die Inſchrift „**Ezzelinus de Klatka, Eques**“ von den andern.

Da nicht der mindeſte Modergeruch zu ſpüren war, ſo verweilte die Geſellſchaft längere Zeit in der Gruft, und ſelbſt als ſie die Treppe wieder aufwärts in die Kirche geſtiegen war, unterhielt man ſich über die Familie der früheren Beſitzer, von der, wie der Freiherr ſich jetzt plötzlich erinnerte, er in ſeinen Kinderjahren von ſeinen Eltern oft ſprechen gehört. Die Sonne war bereits untergegangen, und der Vollmond war aufgeſtiegen, als die Anweſenden die Kirche zu verlaſſen im Begriff waren. Eben trat Bertha in die Vorhalle, als ſie einen kurzen Ausruf des Schreckens oder der Ueberraſchung ausſtieß. Ihr Auge fiel auf einen Mann, der einen Hut mit herabhängender Feder auf dem Haupte, ein Schwert an der Seite, und ein kurzes Mäntelchen, von ziemlich unmodiſchem Schnitt, um die Schultern geſchlagen, trug. Sein übriger Anzug, eine Art Koller oder Wamms, paßte zu dieſer Tracht. Der Fremde lehnte nachläſſig an einem Pfeiler dicht am Ausgang, er hatte das Anſehen, nicht auf die Geſellſchaft zu achten, und der Mond ſchien in ſein bleiches Geſicht.

Die Geſellſchaft verſammelte ſich um den Fremden.

„Irre ich nicht," hob der Freiherr an, „ſo haben wir uns bereits geſehen."

Der Unbekannte erwiederte kein Wort.

„Ihr habt uns," ſagte Franziska, „auf eine faſt wunderbare Art von dem Grimm der Wölfe befreit. Wenigſtens denke ich, daß Ihr es ſeid, dem wir dieſen Dienſt zu danken haben."

„Die Thiere ſcheuen mich;" erwiederte jetzt der Fremde mit einer tiefen, heiſern Stimme, indem er ſein tiefliegendes Auge feſt auf das Mädchen richtete, ohne von den Uebrigen Notiz zu nehmen.

„Dann ſeid Ihr gewiß ein Waidmann," ſagte Franz, „und ſetzt dem Wilde eifrig zu."

„Wer iſt es nicht, Wild oder Waidmann? Eins oder das Andere? Jeder hetzt oder wird gehetzt, und Alle hetzt das Schickſal;" erwiederte, ohne ihn anzuſehen, der Fremde.

„Ihr wohnt in dieſen Ruinen?“ fragte zögernd der Freiherr.

„Ja, aber nicht auf Koſten Eures Wildſtandes, wie Ihr fürchten könntet, Freiherr von Fahnenberg!“ ſagte der Unbekannte faſt höhniſch. „Seid deshalb ganz unbeſorgt, Euer Eigenthum bleibt unangetaſtet.“

„So hat es mein Vater nicht gemeint!“ fiel Franziska, die an dem Fremden lebhaft Theil zu nehmen ſchien, dem Letztern in's Wort. „Unglückliche Schickſale, traurige Erfahrungen haben Euch gewiß beſtimmt, Euren Aufenthalt in einer Einöde zu nehmen, aus der Euch mein Vater auf keinen Fall vertreiben wird.“

„Euer Vater iſt ſehr gütig, wenn er es ſo gemeint;“ ſagte der Fremde in vorigem Tone, und es war als ob ſich ſeine düſtern Züge zu einem Lächeln verzögen. „Leute meines Schlages ſind überdies ſchwer zu vertreiben!“

„Ihr müßt hier ſehr unbequem wohnen;“ ſprach Franziska verwirrt, da ſie fand, daß ihre höfliche Rede wohl eine andere Antwort verdient hätte.

„Unbequem iſt meine Wohnung eben nicht, nur ein Bischen eng, aber ganz paſſend für ruhige Leute;“ ſagte der Unbekannte, und der Hohn, der in ſeinen Worten lag, war ganz deutlich. „Ich bin aber nicht ſehr ruhig, ich ſehne mich manchmal hinaus aus der engen Klauſe, ich ſtreife dann durch Wald und Flur, über Berg und Thal, durch Korn und Dorn, und der Augenblick, wo ich wieder zurück muß in mein enges Haus, kommt mir immer noch zu früh.“

„Da Ihr Eure Wohnung dann und wann verlaßt, wie Ihr ſagt,“ hob der Freiherr an, „ſo würde ich Euch einladen uns zu beſuchen, wenn ich wüßte —“

„Ob ich, dem Stande nach, für Euch eine paſſende Geſellſchaft wäre;“ fiel Jener ihm in's Wort, und der Freiherr erſchrak ein wenig, denn allerdings hatte der Fremde ſeine Meinung genau errathen. — „Ich bedaure,“ fuhr der Unbekannte ſreſtig fort, „Euch nicht über dieſen Punkt die genauſte Auskunft geben zu können; — einige Umſtände ſtehen dieſem in Wege — ſeid indeß verſichert, daß ich ein Rittersmann, nnd mindeſtens von eben ſo altem Geſchlecht bin als Ihr ſelbſt.“

„Dann dürft Ihr unſere Einladung nicht abſchlagen!“ rief Franziska, der das trotzige und unheimliche Weſen des Unbekannten ſehr intereſſant vorkam. „Ihr müßt uns durchaus beſuchen.“

„Ich bin kein luſtiger Geſellſchafter und man hat mich deshalb in letzter Zeit wenig eingeladen;“ entgegnete Jener mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Ueberdies befinde ich mich den Tag über meiſt in meiner Wohnung eingeſchloſſen. Ich ruhe dann. Ich gehöre, müßt Ihr wiſſen, zu den Leuten, die gern aus dem Tage Nacht, und aus der Nacht Tag machen, und liebe das Ungewöhnliche, Beſondere.“

„Wirklich? — Ich auch! — Schon darum müßt Ihr uns beſuchen!“ rief Franziska. „Jetzt,“ ſetzte ſie lachend hinzu, „iſt es, wie mir ſcheint, bei Euch Aufſtehenszeit; Ihr macht Euren Morgenſpaziergang. Nun wohl, wenn der Mond Eure Sonne iſt, ſo macht in ſeinem Strahl einen Beſuch auf unſerm Schloſſe. Ich denke es wird uns angenehm ſein, Bekannte zu werden.“

„Ihr wollt es? Ihr ladet mich ausdrücklich ein?“ fragte der Unbekannte feſt und beſtimmt.

„Allerdings, denn ſonſt kommt Ihr ja nicht;“ erwiederte das Fräulein keck.

„Wohlan, ſo werde ich kommen!“ ſprach Jener, indem er ſein Auge ſtarr auf das Mädchen richtete. „Gefällt Euch meine Geſellſchaft nicht, ſo habt Ihr es Euch ſelbſt zuzuſchreiben, wenn Ihr einen Beſuch geladen, der ſich ſelten aufdringt, aber dann auch nicht leicht abweiſen läßt.“

So wie der Unbekannte dieſe Worte geſprochen, machte er eine leichte Bewegung mit der Hand, als ob er von den Anweſenden Abſchied nehmen wollte, er ging dann raſch zur Thür der Halle hinaus, und verſchwand zwiſchen den Ruinen.

Wenige Sekunden darauf hörten ſie die Stimme des Dieners außerhalb des Burghofes ertönen. Alle eilten nach dem Schloßthore, weil ſie glaubten, daß ſie gerufen würden. Es fand ſich jedoch, daß der Diener den Roſſen, welche plötzlich unruhig geworden waren, und von denen eins die Zügel zerriſſen, zugerufen hatte. Wie er meinte, ſeien die Pferde vor der Erſcheinung eines Fremden, welcher raſch den Burghügel herabgekommen, ſcheu geworden, er habe ſie kaum halten können, und nur mit

Mühe wieder zur Ruhe gebracht. Er habe den Unverſchämten, ſetzte er hinzu, eben zur Rede ſtellen wollen, aber derſelbe habe ſich, wie es ſchiene, ſchon in den Wald verloren. — Bald darauf ſtieg die Geſellſchaft auf die Roſſe, und trabte auf dem Heimwege fort. —

Es war am Abend des folgenden Tages, als die Geſellſchaft in der Halle der Burg bei einander ſaß. Bertha war heute hocherfreut. Ritter Woislaw hatte aus Ungarn geſchrieben, daß der Feldzug gegen die Türken für dieſes Jahr geendet, und ihm geſtattet ſei nach Schleſien zurückzukehren. Da der Ritter indeß vernommen, daß ſich der Freiherr von Fahnenberg auf ſeiner Beſitzung in Krain befände, ſo ſei er geſonnen, die Reiſe dorthin zu machen, da er vorausſetzen müſſe, daß Bertha die Freundin begleitet habe. Er ließ zugleich nicht undeutlich durchblicken, daß durch die Gnade und das Vertrauen ſeines Herzogs, auf das er ſich neue Anſprüche erworben habe, ſein Wirkungskreis ein noch ausgedehnterer werden, daß er aber vorher ſeine Bertha als Ehefrau heimführen, und dann ſie nicht wieder — mindeſtens nicht der Türken wegen — verlaſſen würde. Unter den Koſtbarkeiten aus der Türkenbeute, und den Gnadengeſchenken, die der Ritter von ſeinem Herrn erhalten, führte er noch ein ſehr eigenthümliches auf. Ritter Woislaw hatte im Kampfe für den Herzog früher die rechte Hand verloren, er hatte verſucht das Schwert mit der Linken zu führen, dies hatte nicht glücken wollen, endlich hatte ihm ein geſchickter Künſtler eine eiſerne Hand verfertigt, die zur Noth die Functionen einer natürlichen vertrat, obwohl ſie noch Dies und Das vermiſſen ließ; jetzt aber hatte ihm ſein Herr ein außerordentliches Kunſtwerk, eine goldene Hand, verehrt, die ein äußerſt geſchickter Italiener gemacht hatte. Der Ritter beſchrieb ſie als ein wahres Wunderwerk, beſonders, behauptete er, enthalte ſie einen Mechanismus, vermöge welchem ſie in Faſſen der Lanze und Handhabung des Schwertes dem Arm eine Kraft verleihe, die ſo außerordentlich ſei, daß ſie die einer geſunden Fauſt noch übertreffe und, ſo zu ſagen, etwas Rieſenhaftes habe. — Franziska freute ſich aufrichtig über das Entzücken der Freundin, welche ſeit langer Zeit von dem Verlobten keine Nachricht empfangen hatte, und ergoß ſich, theils aus Ueberzeugung, theils um Franz ein wenig zu quälen, in die größten Lobpreiſungen der Tapferkeit und Unternehmungsluſt des Ritters, deſſen Vorzüge ſie auf alle Weiſe heraushob. Selbſt die furchtbare Schmarre im Geſicht, und die fehlende Hand, wurden ihm als ein ſolcher angerechnet, und Franziska ſetzte endlich keck hinzu, ein etwas häßlicher Mann ſei ihr ſtets anziehender vorgekommen als ein ſchöner, da die meiſten ſogenannten ſchönen Männer in der Regel eingebildet, unmännlich, wohl auch mitunter ein wenig einfältig wären. So könne, ſetzte ſie hinzu, Niemand den neuen Bekannten von geſtern Abend ſchön nennen, aber anziehend ſei er ganz ungemein. Dieſem widerſprachen Franz und Bertha aus einem Munde. Sein düſteres Anſehen, die Todtenblaſſe ſeines Geſichts, der Ton ſeiner Stimme, ſagte die Letztere, habe etwas Unheimliches, Zurückſchreckendes; Franz tadelte das Trotzige, Höhniſche, das in ſeinen Worten gelegen habe. Der Freiherr ſtand vermittelnd zwiſchen beiden Partheien. Er meinte, etwas Ritterliches, das den Mann von Rang und Stand verrathe, laſſe ſich in ſeinem Weſen nicht verkennen, wenn man auch das Letztere eben kein höfliches, zuvorkommendes nennen könne. Uebrigens möge der Mann wohl herbe Erfahrungen, welche Nachſicht geböten, in ſeinem Leben gemacht haben.

Während die Anweſenden in dieſer Weiſe ſprachen, öffnete ſich plötzlich die Thür, und der Mann, von dem eben die Rede war, trat in's Zimmer.

„Entſchuldigt, Herr Freiherr,“ ſagte er kalt höflich, „daß ich, wenn auch nicht uneingeladen, doch unangemeldet komme. Es war Niemand im Vorzimmer, der mich hätte melden können.“

Das hellerleuchtete Zimmer erlaubte den Fremden genau zu betrachten. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, hochgewachſen, aber überaus mager. Seine Geſichtszüge wären nicht unintereſſant zu nennen geweſen, es lag etwas Kühnes, Unternehmendes darin, aber der Geſammtausdruck derſelben war kein wohlthuender. Es war eine Miſchung von kaltem Hohn und von Spott in demſelben, die durch den eigenthümlichen Ausdruck des grauen Auges, deſſen Blick ſo ſtechend war, daß man ihn kaum ertragen konnte, noch auffallender wurde. Noch eigenthümlicher faſt wie ſeine Züge war ſeine Farbe. Die Haut erſchien trocken, faſt pergamentartig und wie über die Knochen geſpannt. Man konnte die Geſichtsfarbe weder gelb noch bleich nennen, es war vielmehr eine Art grauliches, faſt, ſo zu ſagen, ſchmutziges Weiß, wie das eines Orientalen, der an einer langen Fieberkrankheit gelitten hat, und dem der kohlſchwarze Knebelbart, ſo wie das krauſe Haupthaar, etwas um ſo mehr Eigenthümliches lieh. Die Kleidung des Mannes war eine rittermäßige, doch im Mißverhältniß zu ſeinen Jahren etwas altfränkiſch und ſelbſt vernachläſſigt; der letztere Umſtand zeigte ſich um ſo deutlicher, als der leichte Bruſtharniſch, der unter dem Lederkoller hervorſah, große Roſtflecken zeigte, und Dolch und Schwertgriff — übrigens von edlem Metall und köſtlicher Arbeit — hin und wieder mit Grünſpan überzogen waren. Da man eben zur Abendtafel gehen wollte, ſo war es natürlich, daß der Fremde dazu eingeladen wurde; er nahm indeß die Einladung nur in ſo fern an, als er ſich an dem Tiſche niederließ, ohne jedoch einen Biſſen zu genießen. Verwundert darüber fragte der Freiherr nach den Urſache.

„Ich bin ſeit langer, ſeit ſehr langer Zeit gewohnt nicht zu Nacht zu eſſen;" ſagte er mit einem ſonderbaren Lächeln. „Mein Magen hat ſich überhaupt aller feſten Speiſen faſt entwöhnt, und würde ſolche auch kaum verdauen können. Ich lebe faſt nur von Flüſſigkeiten.“

„Ei, dann leeren wir einen Humpen alten Rheinweins zuſammen!“ rief der Hausherr.

„Ich danke Euch, Herr! Wein verträgt mein Magen ſchon gar nicht, wie überhaupt kein kaltes Getränk;“ verſetzte Jener, und der Ton, womit er dieſe Worte ſagte, hatte etwas ſpöttiſches. Es war, als ob er ſich über ſeinen Zuſtand luſtig machen wollte.

„Dann laſſe ich Euch eine Schale Hippocras (eine Art warmen Gewürzweines) bereiten! Er ſoll ſogleich fertig ſein;“ ſagte Franziska.

„Danke, mein ſchönes Fräulein! Danke beſtens für jetzt;“ erwiederte Jener. „Wenn ich aber auch das Getränk, das Ihr mir bietet, ausſchlagen muß, ſo dürft Ihr indeß Euch dennoch verſichert halten, daß ich daſſelbe — das oder ein anderes — mir, ſobald ich es bedarf, und vielleicht recht bald, von Euch ausbitten werde.“

Für Franz und auch für Bertha hatte die Perſon, und noch mehr der Ton des Unbekannten, etwas ungemein Widriges und Abſtoßendes. Sein fortwährendes ironiſches Lächeln ſchreckte ſie ſchon zurück, ſich mit ihm in ein Geſpräch einzulaſſen, noch mehr ſchüchterte ſie der Blick ſeines Auges ein. Das letztere hatte eine Art fieberhaften Glanzes, und der Blick war ſo ſtechend, daß er kaum auszuhalten war, wenn er nur ein Paar Secunden auf Jemand ruhete. Franz glaubte indeß Höflichkeitshalber ſich in ein Geſpräch mit dem Fremden einlaſſen zu müſſen, auch intereſſirte es ihn etwas Näheres zu erfahren, er wandte ſich demnach mit freundlichem Tone an ihn.

„Wir ſind nun ſeit vier Wochen mit einander bekannt worden, wir hatten Euch damals einen weſentlichen Dienſt zu danken —“

„Und ich habe Euch meinen Namen noch nicht geſagt, obwohl Ihr ihn gern wiſſen wollet;“ unterbrach ihn Jener trocken. „Ich heiße Azzo, und da ich —“ dies ſagte er wieder mit dem gewöhnlichen Lächeln — „mit Genehmigung des Freiherrn von

Fahnenberg auf Burg Klatka wohne, ſo könnt Ihr mich künftig Azzo von Klatka nennen.“

„Ich wundere mich nur, daß Euch in den alten Gemäuern nicht angſt und bange wird —“ hob Bertha an. „Ich begreife kaum —“

„Was ich dort zu ſchaffen haben kann? O, darüber will ich Euch gern Auskunft geben, da Ihr, wie der junge Herr dort, meiner Perſon eine freundliche Theilnahme widmet;“ verſetzte der Ritter höhniſch, und Franz wie das Fräulein ſchraken zuſammen, denn der Sprechende hatte ihre Gedanken ſo genau errathen, als ob er in ihrer Seele geleſen hätte. „Seht, Fräulein, es giebt gar wunderliche Käuze auf der Welt. Wie ich Euch bereits beſagt, liebe ich das Ungewöhnliche, Beſondere, nämlich in ſofern es Euch ungewöhnlich vorkommen dürfte. Im Grunde hat man aber Unrecht ſich über etwas zu verwundern, denn bei Licht betrachtet iſt Alles eins; ſelbſt Tod und Leben, denn auch das Dieſſeits und das Jenſeits fließen mehr in einander als Ihr meint. Ihr mögt mich immerhin für ein wenig närriſch halten, daß ich mit Kauz und Uhu in dem alten Steinklumpen niſte, aber warum haltet Ihr dann nicht auch jeden Einſiedler und Waldbruder für einen Narren? Ihr werdet mir ſagen, das ſeien heilige fromme Leute; das bin ich nun freilich nicht, aber wie Jene aus Beten und Pſalmodiren ſich einen Zeitvertreib ſchaffen, ſo finde ich ſolchen an dem Waidwerk. O, Ihr glaubt nicht, welch' ein Vergnügen es iſt, ſo im falben Mondlicht durch Forſt und Wald, über Berg und Thal zu ſtreifen, ein Roß unter ſich, das nicht ermüdet, und nun: Huſſah! hinter dem heulenden Wolfe her, der, wenn er mich merkt — wie Ihr dies ja auch ſelbſt geſehen habt — ausreißt, als wäre er das Schooßhündchen einer Dame, das die Peitſche fürchtet."

„Aber es iſt doch einſam, ſehr einſam dort, wo Ihr wohnt!" verſetzte Bertha.

„Ja, bei Tage wohl, aber dann ſchlafe ich!" ſprach der Ritter trocken. „Bei Nacht iſt es, wie geſagt, deſto munterer."

„Ihr habt eine ſonderbare Art das Waidwerk zu treiben;" hob Franz zögernd an.

„Ja, aber mit Räubern ſtehe ich deshalb dennoch nicht in Verbindung, wie Ihr zu vermuthen ſcheint;" fiel Azzo mit Kälte ein.

Franz ſchrak heftig zuſammen. Allerdings war ihm ein ſolcher Gedanke eben durch den Sinn gefahren.

„O, ich bitte Euch! Ich weiß nicht —“ ſtammelte er.

„Was Ihr aus mir machen ſollt!“ vollendete Jener. „Ihr werdet deshalb gut thun, das von mir anzunehmen, was ich Euch ſelbſt mittheile, oder Euch anderer Gedanken, die doch zu nichts führen, zu entſchlagen.“

„Ich begreife Euch! Ich weiß Eure Neigungen zu würdigen, wenn dies Niemand weiß!“ fiel Franziska lebhaft ein. „Euch iſt das gewöhnliche, alltägliche Leben und Treiben der Menſchen rings um Euch her zuwider. Ihr habt die Genüſſe, die Freuden des Lebens — wenigſtens was man ſo nennt — gekoſtet, und habt ſie ſchaal und leer gefunden. Wie bald ermüdet, was man ſtets um ſich ſieht! Veränderung iſt Leben. Nur in dem Neuen, Ungewohnten, Ungewöhnlichen, blüht und duftet die Blume des Geiſtes. Selbſt Schmerz kann zur Luſt werden, rettet er uns aus dem gewohnten ſchaalen Alltagstreiben, was mir bis in den Tod verhaßt iſt.“

„Recht, ſchönes Fräulein! Recht! Bleibt bei dieſen Geſinnungen, die auch ſtets die meinigen waren, und von denen ich den beſten Lohn erndete!" rief Ritter Azzo, und ſein funkelndes Auge glänzte noch einmal ſo ſtark wie ſonſt. „Ich freue mich doppelt, in Euch Jemand gefunden zu haben, der meine Geſinnungen theilt. O, wäret Ihr ein Mann, Ihr würdet ein trefflicher Geſellſchafter für mich ſein; indeß auch ein Weib kann ſchöne Erfahrungen machen, ſobald ſolche Anſichten in ihr wurzeln und nach und nach zu Thaten werden."

Die Ironie, die in ſeinen Worten lag, war allzu auffallend, als daß ſie hätte Franziska entgehen können; wirklich erröthete dieſe über und über, und ſagte etwas beſchämt:

„Ich ſehe, Ritter, Ihr ſeid wie alle Männer, die in allen Lebensfragen ein begünſtigendes Privilegium zu haben glauben, was ſie, wenn es den Frauen einfällt für ſich den tauſendſten Theil davon in Anſpruch nehmen zu wollen, dieſen verſagen müſſen."

„Ihr thut mir da ſehr Unrecht, Fräulein;" verſetzte der Ritter trocken. „Ich kann Euch der Wahrheit nach verſichern, wie ich mich ungemein freue, daß Ihr meine Anſichten über Leben und Lebensluſt zu theilen ſcheint, und ich wünſchte nichts, als daß Ihr aus Erfahrung über die Genüſſe, die mir mein Treiben bietet, urtheilen könntet.“ —

So wie der Ritter dieſe Worte in einem kalt höflichen Tone geſprochen, brach er von dieſem Gegenſtande ab, er richtete ſeine Rede nur an den Freiherrn, unterhielt ſich mit dieſem ziemlich einſylbig über deſſen Aufenthalt in der Gegend betreffende Dinge, und entfernte ſich, ehe noch die Tafel aufgehoben war, indem er von dem Freiherrn und Franziska freundlich und höflich Abſchied genommen, den andern beiden Anweſenden aber nur eine kalte Verbeugung gemacht hatte. Auf die Einladung des Freiherrn, die von einer noch angelegentlicheren Franziska's begleitet wurde, erwiederte er, daß er ſich gewiß noch öfterer einſtellen werde, als ihre Güte dies vorausſetze.

So wie der Ritter das Zimmer verlaſſen hatte, ergingen ſich die Anweſenden in mannigfache Bemerkungen über deſſen Perſon und eigenthümliches Weſen. Der Freiherr meinte, daß ſein Aeußeres, obwohl nichts weniger als ſchön, dennoch auf einen Mann von Rang und Erziehung deute. Der Hang zu Abenteuern, Ueberſättigung im Genuſſe des Lebens, möchten ihn endlich wohl dahin gebracht haben, ſich einen Aufenthalt und eine Lebensart zu wählen, die allerdings von jeder gewöhnlichen bedeutend abweiche. Bertha ſagte, ſie wiſſe nicht eigentlich, ob ſie mehr Mitleid oder Widerwillen gegen dieſen Mann, deſſen Gegenwart für ſie etwas ungemein Beängſtigendes habe, und dem ſie kaum in das Auge zu ſchauen wage, da es ihr ſchiene, als ob er ihre Gedanken, ſobald ſie nur irgend einen gefaßt, zu errathen im Stande ſei, fühlen ſolle. Franz erklärte ſich mit dem entſchiedenſten Widerwillen gegen den Fremden. Das ganze Weſen deſſelben, ſein ſchneidender Ton, ſein ſpöttiſches Lächeln, kurz Alles und Jedes ſei ihm höchlichſt zuwider, und er halte ihn für einen Abenteurer, der guten Grund haben möge, ſich in den Ruinen von Klatka zu verkriechen. War es blos um dem Vetter, wie dies in ihrer Art war, zu widerſprechen, oder hatte das Weſen des Ritters wirklich einen ſo bedeutenden Eindruck auf ſie gemacht, Franziska nahm auf's Heftigſte für den

Fremden Parthei. Es ſei lieblos, ſagte ſie, über einen Unbekannten, den gewiß die merkwürdigſten Schickſale beſtimmt hätten, ſich in einen ſo öden Ort zurückzuziehen, auf dieſe Weiſe abzuſprechen Das, was Franz ſchneidenden Ton nenne, ſei nichts als die durch lange und verſchiedenartige Lebenserfahrungen ihm eigen gewordene Klarheit des Ueberblicks, die ſich ſogleich in beſtimmten Worten kund gebe, und die man deshalb auch nicht Anmaßung nennen könne, und ſie bekenne ganz offen, daß ſie noch keinen Mann geſehen, deſſen Weſen auf ſie einen ſolchen Einfluß, und zwar im erſten Augenblick, geübt. Daß deſſen Aeußeres, was wohl nichts weniger als ſchön ſei, ihr dieſes Urtheil einflöße, werde wohl Niemand meinen können. Da Franz lebhafter, als wie er wohl ſonſt gewohnt war, widerſprach, ſo überbot ſich Franziska in noch ſtärkeren Aeußerungen über den Ritter, und ſie würde dem Vetter vielleicht noch härtere Worte geſagt haben, wenn nicht ein Diener mit einer ſonderbaren Meldung in's Zimmer getreten wäre.

Der Fremde, ſagte der Eintretende, habe den ſchwarzen Hengſt, den er geritten, bei ſeiner Ankunft in den Burgſtall führen laſſen, die Roſſe ſeien aber dort ſo unruhig geworden, ſie hätten ſo getobt und um ſich geſchlagen, daß man das Pferd des Fremden aus dem Stalle habe bringen müſſen. Jetzt finde es ſich, daß das Leibpferd des Freiherrn in dem Getümmel einen Schlag bekommen, davon es buglahm geworden. Als man dem Ritter bei ſeinem Wegritt davon geſagt, habe er lächelnd erwiedert: ſein Sattel ſei mit einer noch etwas friſchen Wolfsdecke überzogen, dies müſſe die Roſſe unruhig gemacht haben, und er werde künftig zu Fuß kommen.

Am folgenden Morgen verweilte Franziska länger als gewöhnlich auf ihrem Lager. Als die Freundin beſorgt, ob ihr etwas zugeſtoßen ſei, ſich nach deren Zimmer begab, fand ſie das Fräulein blaß und ermattet. Franziska klagte, ſie habe eine äußerſt üble Nacht zugebracht. Wie es ſcheine, habe ſie der Disput, den ſie mit Franz über den Fremden gehabt, ſo aufgeregt, ſie fühle eine entſetzliche Ermattung, und dabei eine Art Fieberbewegung im Blute; ein Traum habe ſie auf's Aeußerſte gequält, dieſer aber ſei ganz augenſcheinlich eine Folge jenes Zwiegeſprächs. Bertha nahm, wie immer, die Parthei des jungen Mannes, und fügte hinzu, daß das gewöhnlichſte Geſpräch, wie ja jenes eben auch nur geweſen ſei, ein Geſpräch über einen Menſchen den Niemand kenne, und über den noch ein Jeder ſeine Meinung haben durfe, unmöglich im Stande geweſen ſein könne, ſie auf eine ſo unerklärliche Weiſe zu ergreifen. Uebrigens, ſchloß Bertha, möge Franziska ihr doch den gehabten Traum mittheilen. Zu ihrem Erſtaunen weigerte ſich die Freundin längere Zeit.

„Sage mir nur," ſprach Erſtere voll Erſtaunen, „was Dich abhält, mir einen Traum, einen bloßen Traum mitzutheilen! Faſt möchte ich es glaublich finden, wenn es nicht gar zu abgeſchmackt wäre, daß der arme Franz nicht ganz Unrecht hat, wenn er meint, daß Dich der Fremde, ſo leichenhaft, mager, vertrocknet und altfränkiſch er ausſieht, mehr, als Du ſelbſt glaubſt, anzieht."

„Hat dies Franz geſagt?" fuhr Franziska auf. „Nun ſo ſage ihm, daß er nicht Unrecht hat. Ja, der magere, leichenhafte, vertrocknete, launiſche Fremde kommt mir anziehender vor als der roſenwangige, geputzte, allzeit dienſtfertige und allzeit langweilige Vetter.“

„Bei Gott!“ ſagte Bertha erſtaunt. „Ich kann mir die faſt zauberhafte Einwirkung gar nicht erklären, die dieſer Menſch, der mir höchſt widerlich ſcheint, auf Dich ausübt.“

„Vielleicht nehme ich eben darum ſeine Parthei, weil Ihr Andern ihm ſo ohne alle Urſache abgeneigt ſeid!“ rief Franziska launiſch. „Ja, wahrhaftig es iſt ſo, denn daß ſein Aeußeres meinen Augen wohlgefalle, kann wohl keinem verſtändigen Menſchen in den Sinn kommen. — Aber,“ ſetzte ſie auf einmal lachend hinzu, indem ſie Bertha die Hand reichte, „iſt es nicht wahrhaftig lächerlich, daß ich auch mit Dir, wegen des Fremden, Streit bekomme — mit Franz verzeihe ich mir es eher — daß ich mir mit dem Fremden den Morgen verderben will, nachdem ich mir ſchon den Abend und die Nacht auf dieſe Weiſe verdorben habe.“

„Mit dem Traume meinſt Du?“ ſprach Bertha ſchnell begütigt, indem ſie ſich auf das Lager der Freundin niederließ, ſie umſchlang und auf die Wange küßte. „Erzähle mir Deinen Traum! Du weißt, ich höre dergleichen für's Leben gern.“

„Wohlan, ich will es thun, zur Buße, daß ich vorhin ein wenig hart gegen Dich geweſen!“ ſprach Jene, die Hände der Freundin in die ihrigen ſchließend. „Nun höre! Ich war längere Zeit im Zimmer auf- und abgegangen. Ich war erregt, verdrießlich; was weiß ich! So kam faſt Mitternacht heran. Ich legte mich endlich nieder, konnte nicht ſchlafen, und warf mich hin und her; endlich ſchlafe ich vor Ermattung ein. Aber was war dies für ein Schlaf! Eine innere Angſt durchzuckte mich fortwährend, ich ſah eine Menge Gebilde, wie wohl früher in Kinderjahren, wenn ich krank darniederlag. Ich weiß jetzt noch nicht, ob ich ſchlief oder halb wach war. Dann träumte mir — aber ſo lebhaft als ob ich völlig wach ſei — es erfülle plötzlich ein Nebel mein Zimmer, und aus dem Nebel trat Ritter Azzo; er betrachtete mich ein Weile, dann ließ er ſich langſam auf ein Knie nieder, und drückte einen Kuß auf meinen Hals. Lange ruheten ſeine Lippen auf dieſem, und ich fühlte einen leiſen Schmerz, der aber nach und nach immer zunahm, und heftiger wurde, bis ich es nicht mehr aushalten konnte. Mit großer Anſtrengung ſuchte ich die Erſcheinung von mir zu drängen, aber erſt nach langer Zeit gelang es mir. Ich mochte wohl im Schlafe einen Schrei ausgeſtoßen haben, denn es war mir als ob ich mich damit erweckt hätte. So wie ich munterer ward, befand ich mich in einer unbeſchreiblichen Angſt und Aufregung, und wie groß dieſe geweſen, kannſt Du Dir vorſtellen, wenn ich Dir ſage, daß, als ich ſchon die Augen geöffnet hatte und zur Beſinnung gelangt war, es mir vorkam, als ob ich die Geſtalt Azzo's noch vor meinem Lager ſtehen ſähe, und als ob dieſe ſich nach und nach in einen Nebel auflöſe, und zur Thür des Zimmers hinausſchwebe."

„Du magſt recht ſchwer geträumt haben, Du Aermſte;" hob Bertha an, aber plötzlich unterbrach ſie ſich. Wie erſtaunt blickte ſie auf Franziska's Hals. — „Was iſt das?" rief ſie plötzlich. „Sieh einmal! Wie wunderbar! Ein rother Streif an Deinem Halſe."

Franziska erhob ſich, ſie ging zu einem kleinen Spiegel, der in einem Metallrahmen am Fenſter befeſtigt war. Wirklich ſah ſie einen kleinen, etwa einen Zoll langen und eine Linie breiten Streif an ihrem Halſe, der, wenn ſie ihn mit dem Finger berührte, etwas zu ſchmerzen begann.

„Ich muß mich im Schlafe auf irgend eine Weiſe verletzt haben,“ ſagte ſie nach einer Weile. „Dennoch kann ich nicht begreifen wie dies zugegangen ſein ſollte, aber dies allein erklärt einigermaßen meinen Traum.“

Die Freundinnen ſprachen noch längere Zeit über den ſonderbaren Zufall, über den Fremden, über den Traum, und dieſer ward endlich ein Gegenſtand munterer Scherze und Neckereien von Seiten Bertha's. — —

Mehrere Wochen vergingen. Der Freiherr hatte ſeine Beſitzungen in größerer Unordnung und Verwirrung gefunden als er gemeint hatte, und ſeine Abreiſe, die nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte vor ſich gehen ſollte, verzögerte ſich auf unbeſtimmte Zeit. Zu dieſer Verzögerung trug auch ein beinahe fortwährendes Unwohlſein Franziſka's bei. Das Fräulein, welches früher wie eine Roſe in aller Jugendſchöne geprangt hatte, ward von Tag zu Tage kränklicher, abgematteter, magerer, und dabei ſo blaß, daß nach Verlauf von einem Monate kaum ein

Blutstropfen durch die zarte Haut ihrer ſonſt ſo blühenden Wangen ſchimmerte. Der Freiherr war auf's Aeußerſte beſorgt, und es wurden eine Menge Mittel, wie die meiſt als Quackſalberei betriebene Arzneikunſt jener Zeit und die Entfernung und Abgelegenheit der unciviliſirten Gegend, ſie geſtattete, jedoch ohne allen Erfolg, angewendet. War auch Franziska nicht für immer an ihr Lager gefeſſelt, ſo brachte ſie doch einen großen Theil des Tages auf demſelben zu, und von Spaziergängen oder Ausflügen in die Gegend, wie ſie ſolche ſonſt geliebt, und wie dieſe faſt täglich ſtatt gefunden hatten, war keine Rede mehr. Wer das Fräulein geſehen hätte, würde in der ſtillen, blaſſen, kraftlos daher ſchwankenden Geſtalt kaum das früher ſo kecke, roſenwangige, und auf den Streifereien in der Umgegend ſo unermüdliche Mädchen wiedererkannt haben. Faſt nichts als das ſchöne Auge war von dem früher ſo reizenden Aeußern noch übrig geblieben, aber dieſes Auge glänzte ſo, wie es wohl dann und wann bei Perſonen, die an einem, die Auszehrung begleitenden Fieber leiden, vorkommt. So beſorgt auch der Freiherr um die Tochter war, ſo hauften ſich dennoch ſeine Geſchäfte ſo, daß er ihr täglich nur wenige Stunden ſeiner Zeit widmen konnte. Deſto treuer aber hielten Bertha und Franz in ihrer Geſellſchaft aus. Die Unermüdlichkeit des Letztern, in Allem, was er thun konnte, dem Fräulein ihren Zuſtand auf Augenblicke vergeſſen zu machen, die Sorgfalt, mit der er auf Franziska's Wünſche achtete, die innere Angſt, mit der er auf jede ihrer Mienen lauſchte, um aus dieſen Schlüſſe auf ihr Befinden zu machen, der ſichtliche Kummer, der ſich dann in ſeinem ganzen Weſen ausſprach, wenn er erhöhtere Beſorgniſſe zu haben, oder die Freude, wenn er wieder friſche Hoffnungen ſchöpfen zu können glaubte; Alles dies war ſo augenſcheinlich, ſo ganz unwillkürlich aus dem Innern kommend, daß es nicht verfehlen konnte, auf Franziska den tiefſten Eindruck zu machen. Lange wollte das Fräulein dieſe Empfindungen der Freundin nicht eingeſtehen, ſie ſagte: die große Theilnahme, die ſich in dem Benehmen des jungen Mannes ausſpreche, ſei weniger einer tiefen Empfindung, einer innigen Liebe, als der natürlichen Weichheit ſeines Charakters zuzuſchreiben; als aber Franziska immer mehr ſah, wie ſehr der Jüngling in ſeinem Innern, ihres Zuſtandes wegen, litt, als er einſt bei einem furchtbaren Wetter mehrere Meilen weit geritten war, um einen kleinen, nur geſprächsweiſe von ihr geäußerten Wunſch zu befriedigen, und Bertha der Freundin vorwarf, daß ſie ſich zwänge, die Liebe des jungen Mannes nicht anerkennen zu wollen, ward Franziska plötzlich weich.

„Du haſt Recht!“ rief ſie tieferregt aus. „Iſt man einmal im Unrecht gegen Jemand, ſo vertieft man ſich immer mehr darin, indem man ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen und bereden will, Grund dazu gehabt zu haben. — Um aller Güter der Erde willen möchte ich mir nicht die Beſchämung auflegen, ihm mein Unrecht einzugeſtehen, aber wenn ich todt bin, wenn ich todt bin, Bertha, dann magſt Du ihm ſagen, ich hätte es eingeſehen, und hätte auch eingeſehen, daß ich nicht ſeiner Liebe werth geweſen.“

Franziska weinte heftig, als ſie dieſe Worte zu der Freundin geſprochen hatte, und Letztere mußte ihr endlich das Verſprechen geben, jetzt unter keiner Bedingung gegen Franz etwas davon zu erwähnen. —

Die Sinnesänderung Franziska’s, ſo ſehr unter andern Umſtänden Bertha ſich ſonſt darüber gefreut haben würde, machte ſie jetzt ſehr beſorgt. Sie ſah die Weichheit, die ſie offenbarte, und die ſonſt ſo wenig in ihrem Charakter lag, als eine augenſcheinliche Abſpannung und Herabſtimmung ihrer Lebenskräfte an, aber noch andere Umſtände kamen hinzu, welche ihr dieſe Meinung einflößten. Sie glaubte manchmal, wenn auch nicht eine Zerrüttung, doch eine eigenthümliche Ueberſpannung der Phantaſie der Freundin zu bemerken. Franziska klagte von Zeit zu Zeit, wie der Traum, den ſie ihr bereits mitgetheilt, ſich immer wiederhole, und daß ſie des folgenden Tages eine Kraftloſigkeit fühle, die ſie gar nicht beſchreiben könne. Bertha ſetzte dies natürlich auf Wirkung des Fiebers, aber deſſen Einwirkung auf die, in geſunden Tagen ſchon ſo lebhafte Einbildungskraft Franziska's, machte ſie nur um ſo beſorgter. —

Ritter Azzo wiederholte ſeine Beſuche von Zeit zu Zeit. Immer kam er Abends, jedesmal wenn der Mond am Himmel ſtand. Sein Benehmen war einmal wie das andere. Er war ſtets einſylbig, gegen den Freiherrn kalt höflich, gegen Franz und Bertha, beſonders aber gegen den Erſten, höhniſch und zurückſtoßend, gegen Franziska aber die Freundlichkeit ſelbſt. Oft, wenn er nach kurzer Anweſenheit das Haus wieder verlaſſen hatte, waren ſeine Eigenthümlichkeiten der Gegenſtand der Unterhaltung. Außer ſeinen Reden, in welchen ſich, wie Bertha behauptete, eine tiefe Feindlichkeit, ein kalter Grimm gegen alle Menſchen, Franziska ausgenommen, kund gab, fiel zweierlei der Geſellſchaft auf. Das Eine war, daß er bei keinem ſeiner Beſuche, die oft zur Zeit des Abendeſſens ſtattfanden, je zu bewegen war, irgend einen Biſſen Speiſe, einen Tropfen Trank über ſeine Lippen zu bringen, ohne daß man irgend einen Grund zu dieſer Enthaltſamkeit angeben konnte; die zweite auffallende Erſcheinung war eine augenſcheinliche Veränderung ſeines Aeußern. Sein ganzes Weſen ſchien ein anderes. Die Haut, ſonſt ſo vertrocknet, pergamentartig, erdfahl, erſchien geſchmeidig, neu belebt, ſogar ein leiſer Anflug von Roth ſchimmerte auf den Wangen, die ſich zu füllen und zu runden begannen. Bertha, die ihren Widerwillen gegen Azzo nicht bergen konnte, ſagte indeß oft, daß ſein Antlitz, ſonſt einem Todtenkopfe bei weitem mehr, wie dem eines lebenden Menſchen, ähnlich, ihr jetzt noch mehr wie ſonſt zuwider ſei; ſie fühle ſtets einen Schauder durch ihr Inneres beben, wenn ſein ſtechendes, durchbohrendes Auge auf ihr ruhe. Vielleicht trug die Abneigung des Fräuleins mit dazu bei, vielleicht war es aber auch die geringſchätzige Weiſe, der ſpöttiſche, höhniſche Ton, mit dem Azzo ſeine Rede an Franz richtete, ſeine Antworten abſichtlich zu überhören ſchien, oder ihm ſonſt auf jede Weiſe eine Art Verachtung zu erkennen gab, was Franz bei ſeiner ſonſt ſo ruhigen Gemüthsart, ſeinem beſcheidenen Weſen, immer mehr gegen den Ritter einnahm. Der junge Mann wollte bemerken, und es war auch wohl kaum zu verkennen, daß ſobald er in Azzo's Gegenwart ein Wort an Franziska richtete, der Ritter eine ſpöttiſche oder boshafte Bemerkung hinwarf, die geeignet war, das, was Jener geſagt, in ein falſches Licht zu ſtellen, oder den Sinn ſeiner Rede ganz in das Gegentheil zu verkehren. Dies nahm von Tage zu Tage zu, und es kam endlich ſo weit, daß Franz gegen Bertha äußerte, wie er entſchloſſen ſei, das Benehmen des Ritters auf keinen Fall länger zu dulden, und daß er nur um Franziska's willen dieſen nicht bei einer ſolchen Veranlaſſung bereits zur Rede geſtellt habe.

In dieſer Zeit vermehrte ſich die Geſellſchaft der Schloßbewohner plötzlich durch einen, von Bertha' längſt erwarteten Gaſt. Als man eben zur Abendtafel gegangen war, trat Ritter Woislaw, der Bräutigam des Fräuleins, plötzlich in die Halle. Alles ſprang auf, um den alten Bekannten freudig zu empfangen. Der Ritter war das wahre Muſterbild eines, von Kampf mit Menſchen und den Elementen abgehärteten, eiſengeſtählten Kriegers. Sein Geſicht wäre nicht unſchön zu nennen geweſen, wenn nicht ein Türkenſäbel quer über daſſelbe eine vom rechten Auge bis zur linken Wange herablaufende Narbe, die auf der, von der Sonne des Oſtens gebräunten Haut, blutroth hervortrat, gezeichnet hätte. Die Geſtalt des ‚Kaſtellans von Glogau‘ war faſt koloſſal zu nennen. Nur wenige würden eine ſo ſchwere Rüſtung haben tragen, noch vielweniger mit ſolcher Leichtigkeit darin ſich haben bewegen können. Dieſe Rüſtung war übrigens ſein höchſter Kriegsſchmuck; er that ſich nicht wenig darauf zu gute, denn der Palatinus von Ungarn hatte ſie ihm bei ſeinem Abgang vom Heere verehrt. Der blau angelaufene Stahl war überall mit Goldverzierungen geſchmückt und der Ritter hatte, um vor der Braut ſo ſtattlich als möglich aufzutreten, nicht nur heute die Prachtrüſtung, ſondern auch die künſtlich gefertigte, goldene Hand, die ihm ſein Herzog geſchenkt, und zu der er, der Gleichheit wegen, für die andere ſich einen ſtark vergoldeten Panzerhandſchuh beigelegt, feſtlich angethan.

Ritter Woislaw wurde von dem Freiherrn und Franz um alle Details des Feldzugs befragt, er mußte von allen Gefechten, denen die ſchleſiſche „Türkenhülfe“ beigewohnt, erzählen, und es ergab ſich, daß der Feldzug, beſonders Hinſichts der gemachten Beute, dieſes Jahr ein ſehr glücklicher geweſen. Der Ritter gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß ihn nicht mehr die Nothwendigkeit, ſondern die Liebe, allein an ſeinen Herzog bände, indem er nicht mehr nöthig habe, um Sold zu dienen, ſondern mit dem Erworbenen ſich ein freies Eigenthum erkaufen könne. Dies ſei Alles, was ſein Herz gewünſcht, fügte er hinzu, da er die Zukunft ſeiner Bertha nicht von Ungewißheiten und Herrenlaune habe abhängen laſſen wollen, was immer der Fall geweſen wäre, ſo lange er ſich nur als beſoldeten Dienſtmann betrachten müſſen. Weislaw ſprach viel von der Tapferkeit und Stärke der Türken im Einzelgefecht, Mann gegen Mann, und meinte, daß er der, von dem Herzog ihm verehrten, künſtlichen Hand dabei ungemein viel zu verdanken habe. Seien auch die Kräfte ſeines Armes ſeinem herkuliſchen Baue angemeſſen, ſo wäre doch der Mangel der Hand, die er durch eine, von einem guten Meiſter in Nürnberg gefertigte ſtählerne zu erſetzen geſucht, immer noch fühlbar geblieben, aber der Mechanismus, der in der goldenen ſtecke, und für die der Herzog einem kunſtfertigen Italiener eine große Summe bezahlt, übertreffe alle Vorſtellung, ja er könne behaupten, daß beim Ergreifen und Feſthalten eines Gegenſtandes ihre Gewalt, wegen der darin angebrachten Federn und Schrauben, eine viel größere als die einer natürlichen ſei, und die Türken darin etwas Uebermenſchliches, Zauberhaftes zu finden gemeint geweſen. — Die Kränklichkeit, die Todtenbläſſe und Erſchöpfung Franziſka's, waren ſchon beim erſten Anblick dem Ritter, der das Fräulein ſonſt immer ſo friſch, lebensfroh und keck gekannt, allzu auffallend geweſen, als daß er ſich nicht darüber ſehr umſtändlich erkundigt haben ſollte. Bertha erzählte dem Bräutigam wie Alles gekommen, und Ritter Woislaw ſchien daran den größten Antheil zu nehmen. Dieſer ſteigerte ſich auf das Aeußerſte bei der Erzählung des oft wiederkehrenden Traumes, und Franziska mußte dem Ritter die kleinſten Umſtände deſſelben mittheilen. Er konnte nicht aufhören, ſie über dieſe zu befragen; es war augenſcheinlich, daß ihm etwas Aehnliches in ſeinem Leben vorgekommen war, oder er davon ſprechen gehört. Als das Fräulein hinzuſetzte, es ſei höchſt eigenthümlich, daß die Verletzung an der Seite des Halſes, die ſie, wie Bertha ſich erinnern werde, am Morgen nach der Nacht, in welcher jener abſcheuliche Traum ſie zum erſtenmal geängſtigt, zuerſt bemerkt habe, ſie noch immer ſchmerze, blickte der Ritter Bertha auf eine ganz abſonderliche Weiſe an; er ſchien ihr bemerkbar machen zu wollen, daß dieſer Umſtand ihn in der aufſteigenden Meinung über den Grund der Krankheit Franziska's beſonders eſtärke.

Es war ganz natürlich, daß nach dieſem Geſpräche die Rede auf Ritter Azzo kam, über welchen Jeder der Anweſenden ſich lebhaft auszuſprechen begann.

So genau wie Woislaw ſich nach allen Umſtänden, welche die Krankheit Franziska's begleiteten, erkundigt hatte, eben ſo genau forſchte er nach Allem, was ſich auf den Ritter, von dem erſten Augenblicke der Bekanntſchaft bis zum letzten Abende, bezog, ohne daß er jedoch über irgend etwas eine eigene Meinung äußerte. Man war noch in der lebhafteſten Unterhaltung begriffen, als ſich die Thür öffnete und Azzo hereintrat. Das Auge Woislaw's war fortwährend auf den Ankommenden gerichtet, welcher, ohne von dem Fremden jedoch beſondere Notiz zu nehmen, ſich an der Tafel niederließ, ſeine Rede faſt ausſchließlich an den Freiherrn und Franziska richtete, und nur eine ſpöttiſche Bemerkung hinwarf, wenn Franz eine Meinung äußerte. Mit Woislaw ſprach Azzo nur ſo viel, als die Formen hergebrachter Höflichkeit verlangten, und auch als die Rede wieder auf den türkiſchen Feldzug kam, warf er nur dann und wann eine Bemerkung dazwiſchen. Es war inzwiſchen ſchon ſpät geworden, die Geſellſchaft erhob ſich, und Franz ſagte lächelnd zu Woislaw: es wäre nicht zu verwundern, wenn bei ſeinen Schilderungen der Morgen herangekommen wäre, da es ungemein anziehend ſei, dieſelben anzuhören.

„Der junge Herr hat ganz Recht;“ ſprach Azzo höhniſch lächelnd, indem er ſich zu Woislaw wendete. „Erzählungen von Sturm und Schiffbruch hören ſich am Beſten auf feſtem Lande an, und die von Schlacht und Tod bei Tafel, oder hinter dem Ofen. Man hat bei den letzten ſo recht das wonnige Gefühl der heilen Haut, und läuft bei den erſten nicht einmal in Gefahr, ſich den Schnupfen zu holen.“

Er ſchlug bei den letzten Worten ein heiſeres Gelächter auf, kehrte Franz den Rücken, verbeugte ſich gegen die Geſellſchaft und ging zur Thür hinaus.

Der Freiherr, welcher Azzo nach ſeiner Gewohnheit bis dahin begleitete, äußerte jetzt, daß er ermüdet ſei, und verließ das Zimmer. —

„Abſcheulich, dieſe Frechheit jenes Menſchen!“ rief Bertha, als die übrige Geſellſchaft allein war. „Dieſer elende Abenteurer wird täglich anmaßender, roher, ungeſchliffener. — Schon wegen Franziſka's Traum, wiewohl er nicht daran ſchuld iſt, iſt er mir in der Seele zuwider. — Hat er wohl die letzten Male, als er hier war, außer mit Franziſka, und ein Paar gleichgültige Worte zu dem Ohm, mit uns andern nur eine Sylbe geſprochen?"

„Ich kann Dir nicht Unrecht geben, Bertha;" ſagte die Freundin. „Man kann dem Manne, deſſen trübe Schickſale ihn wohl etwas menſchenfeindlich gemacht haben mögen, Manches nachſehen, doch die Sitte müßte er nicht aus den Augen laſſen. — Aber mein Gott, wo iſt Franz?" ſetzte Franziſka ängſtlich hinzu, indem ſie ſich plötzlich umblickte.

Der junge Mann hatte, während Bertha ſprach, das Zimmer heimlich verlaſſen.

„Er wird doch nicht dem Ritter nachgegangen ſein, und Streit mit ihm anfangen wollen?" rief Bertha erſchrecken.

„Dann wäre es beſſer, er ſtiege in den Käfig eines Löwen, um dieſen an der Mähne zu zauſen!" rief Woislaw heftig. — „Ich muß ihm nach;" ſetzte er hinzu, und ſtürzte fort.

Der Ritter eilte mit ſchnellen Schritten aus dem Zimmer, über den Flur, zum Schloſſe hinaus und quer durch den Burghof. Hier führte eine ſchmale Brücke mit niedrigem Geländer über den Wallgraben, der die Burg umſchloß. Wie es ſchien hatte Franz den Ritter bereits mit heftigen Worten zur Rede geſtellt, denn als Woislaw, von den Beiden ungeſehen, im Schatten der Mauer heraneilte, ſagte Azzo dumpf:

„Laß mich, unbeſonnener Knabe, laß mich, denn, bei jener Sonne —“ er zeigte auf den Vollmond, der eben ſich über dem Schloßthurme erhob — „Du ſieheſt dieſe Strahlen nicht mehr verbleichen, wenn Du noch einen Augenblick auf meinem Pfade verweilſt.“

„Und ich ſage Dir, Elender, Du giebſt mir Rechenſchaft ob Deiner Frechheit, oder Du ſollſt nicht leben!“ ſchrie Franz, indem er ſein Schwert aus der Scheide riß.

Mit einem einzigen Griff packte Azzo das ſtarke Schwert des Jünglings in der Mitte der Klinge, und — es brach wie ein zerknickendes Rohr.

„Ich warne Dich zum letzten Male!“ ſagte der

Ritter, indem er die Stücke des Schwertes in den Graben ſchleuderte, mit furchtbarer Stimme. „Jetzt fort! Fort, Knabe, von meinem Pfade, oder, — bei den Untern! — Du biſt verloren.“

„Du oder ich! — Du oder ich!“ ſchrie Franz wie wahnſinnig, indem er nach dem Schwerte des Gegners fuhr, um es aus der Scheide zu reißen.

Azzo erwiederte kein Wort. Nur ein gellendes Gelächter beantwortete des Jünglings Rede; dann packte er Franz an der Bruſt, er hob ihn wie ein wehrloſes Kind in die Höhe, und ſchien im Begriff ihn über das Geländer in den Graben zu ſchleudern, als Woislaw neben den Beiden anlangte. Mit einem Griffe der künſtlichen Hand, einer Kraft, die durch die Gewalt der Federn und Schrauben die zehnfache einer natürlichen wurde, faßte er den Arm des Ritters, er drückte dieſen abwärts, und zwang Azzo ſein Opfer fahren zu laſſen. Der Letztere ſchien auf's Ungeheuerſte überraſcht. Ohne ſich um Franz zu bekümmern, blickte er mit Erſtaunen auf Woislaw.

„Wer biſt Du, Unbegreiflicher, daß Du vermagſt mir meine Beute zu entreißen?“ fragte er zögernd. „Wäre es möglich, wäreſt Du vielleicht —“

„Frage nicht, Blutiger! Gehe Deiner Nahrung nach. Bald kommt Deine Stunde;“ verſetzte Weislaw ruhig und mit feſtem Tone.

„Ha, jetzt weiß ich!“ rief Azzo raſch. „Willkommen, Blutbruder! Ich ſchenke Dir dieſen Wurm, den ich um Deinetwillen nicht zertrete. — Lebe wohl! Unſere Pfade werden ſich begegnen.“

„Bald! — Recht bald! — Lebe wohl!“ rief Weislaw, und riß Franz zu ſich.

Azzo ſtürzte fort in die Nacht. — —

Franz war einige Augenblicke wie betäubt, plötzlich fuhr er wie aus einem Traume empor.

„Ich bin entehrt, auf immer entehrt!“ rief er, die geballten Hände ſich vor die Stirn drückend.

„Beruhigt Euch! Ihr konntet ihn nicht beſiegen;“ ſagte Weislaw.

„Ich will es aber, oder ich will untergehen!“ rief Franz wie außer ſich. „Ich ſuche das Ungeheuer in ſeiner Höhle auf, und dieſes muß von meinen oder ich von ſeinen Händen ſterben.“

„Das Erſtere iſt unmöglich;“ verſetzte Weislaw ernſt. „Ihr würdet jedenfalls ſein Opfer ſein.“

„So gebt mir ein Mittel an, wie ich dieſen

Menſchen zur Rechenſchaft ziehen kann!" rief Franz, den Ritter bei beiden Händen faſſend, während ihm Thränen des Zornes aus den Augen ſtürzten. „Beſchimpft wie ich bin, vermag ich nicht zu leben."

„Ihr ſollt gerächt werden, ſoll es, wie ich es hoffe, binnen vierundzwanzig Stunden ſein, aber zwei Bedingungen ſind dabei."

„Ich willige ein! Ich will Alles thun —" hob heftig der Jüngling an.

„Die erſte iſt, daß Ihr gar nichts thut, Alles mir allein überlaſſet;" fiel Weislaw ihm in's Wort. „Die zweite iſt, daß Ihr mir helfet, Franziska zu bewegen, das zu thun, was ich ihr als dringend nöthig vorſchlagen werde. Das Leben des Fräuleins iſt durch Azzo noch mehr gefährdet als das Eure."

„Wie?" rief Franz entſetzt. „Franziska in Gefahr? Und durch jenen Menſchen? — Sagt mir, Ritter, wer iſt dieſer Entſetzliche?"

„Nicht ein Wort ſage ich Euch, Euch oder dem Fräulein, bis die Gefahr vorüber!" rief Weislaw heftig. „Eine Unbeſonnenheit würde Alles verderben.

Niemand kann hier handeln, als Franziska ſelbſt, oder ſie iſt rettungslos verloren.“

„Sprecht, und ich helfe Euch, ich thue Alles, was Ihr wollt, aber ich muß wiſſen —“

„Nichts! Durchaus nichts!“ entgegnete Woislaw. „Unbedingt muß ich Euch haben, Euch und das Fräulein. — Kommt jetzt, kommt zu Franziska! Ihr erzählt kein Wort von dem was vorgegangen, und dringt nur darauf, daß ſie in das, was ich ihr vorſchlagen werde, einwilligt.“

Woislaw ſagte dieſe Worte in ſo feſtem Tone, daß es Franz unmöglich war, noch länger Einwendungen zu machen. Alle Fragen, womit er den Ritter noch bedrängen wollte, blieben unbeantwortet, und nach wenigen Minuten traten Beide in die Halle, in welcher die Mädchen der Ankommenden ängſtlich harrten.

„Ich habe mich entſetzlich geängſtet;“ ſprach Franziska, noch bläſſer wie gewöhnlich, und indem ſie Franz die Hand reichte. „Hoffentlich iſt Alles friedlich abgegangen.“

„Alles iſt in beſter Ordnung! Ein Paar Worte waren hinreichend, Alles in's Geleis zu bringen;“

ſprach Woislaw leicht. „Ueberhaupt kam Herr Franz dabei weniger in Betracht, als Ihr, mein Fräulein.“

„Ich? Wie meint Ihr das?“ ſagte Franziska verwundert.

„Ich meine Eure Krankheit;“ verſetzte Jener.

„Und über dieſe habt Ihr mit Azzo geſprochen? Weiß dieſer ein Mittel dagegen, das er mir nicht ſelber zu eröffnen ſich getraut?“ fragte das Fräulein ſchmerzlich lächelnd.

„Allerdings wird der Ritter zu Eurer Geneſung mitwirken müſſen, und ſprechen kann er mit Euch auch nicht über den Gegenſtand, wenn das Mittel nicht ſeine Kraft verlieren ſoll;“ erwiederte Woislaw ruhig.

„Alſo ein geheimnißvolles Arcanum, wie der gelehrte Medicus ſagt, der mir nun ſchon ſo lange mit ſeinen Mitteln zuſetzt, durch die ich immer kränker geworden bin;“ ſprach Franziska verdrüßlich.

„Geheimnißvoll allerdings, aber es hilft gewiß;“ verſetzte Woislaw.

„So ſagten Alle, und nichts hat geholfen;“ ſprach das Fräulein in ſichtlich übler Laune.

„Du könnteſt es aber doch verſuchen —" hob Bertha an.

„Weil Dein Freund es vorſchlägt?" ſagte Jene lächelnd. „Ich zweifle nicht, daß Du, ohne daß Dir etwas fehlt, alle mögliche Tropfen und Latwergen, dem Ritter zu gefallen, einnehmen würdeſt, mir aber fehlt die Veranlaſſung, die Dich bewegt, und folglich auch der Glaube."

„Es iſt von keinen Arzneien die Rede —" ſprach Woislaw.

„Alſo ein magiſches Mittel! Ich ſoll — wie ſagte doch der Quackſalber, der neulich hier war? — per sympathiam, ſo hieß es ja wohl, kurirt werden."

„Ich habe nichts dagegen, wenn Ihr es ſo nennen wollt;" erwiederte der Ritter lächelnd. „Dann aber, mein theures Fräulein, werdet Ihr wiſſen, daß ſolche Mittel pünktlich, und den ſtrengſten Vorſchriften folgend, angewendet werden müſſen." —

„Und dies trauet Ihr mir nicht zu;" fiel Franziska ein.

„Das wohl;" ſagte Woislaw zögernd. „Aber —"

„Nun, was meint Ihr, daß dazu fehlen ſollte?

Meint Ihr etwa, es mangele mir an Muth?" fragte das Fräulein.

„Allerdings gehört dieſer dazu;" ſagte Woislaw ernſt. „Und weil ich Euch dieſen zutraue, ſchläge ich Euch ein Mittel vor, für deſſen Gefahrloſigkeit, wie für deſſen Erfolg, ich mit meinem Leben haften will, vorausgeſetzt, daß Ihr es genau nach meiner Vorſchrift anwendet."

„Wohlan, ſo nennt mir das Mittel, und ich will dann entſcheiden;" ſprach das Fräulein.

„Erſt im Augenblicke der Ausführung kann ich es Euch nennen;" entgegnete Woislaw.

„Meint Ihr, ich ſei ein Kind, das man hinſchickt wohin man will, ohne daß es erfährt was es thun ſoll?" rief Franziska mit gewöhnlicher Heftigkeit.

„Ihr thut mir bitteres Unrecht, wenn Ihr glaubt, daß ich Euch etwas zumuthen würde, was nicht die ſtrengſte Nothwendigkeit gebietet;" ſprach der Ritter. „Demungeachtet kann ich nur meine Worte wiederholen."

„So thue ich es nicht!" rief das Fräulein. „Ohnehin habe ich ſo vielerlei nutzlos verſucht." —

„Ich ſetze meine Ritterehre zum Pfande, daß Euch geholfen wird, aber — unbedingt müßt Ihr Euch zur Ausführung deſſen, was ich Euch rathe, verpflichten;" ſprach Weislaw dringend.

„O, thue es doch! Unſer Freund kann Dir nichts rathen was nicht gut wäre;" ſprach Bertha, indem ſie Franziska bei beiden Händen ergriff.

„Laßt mich meine Bitten mit den Bitten Bertha's vereinigen;" ſagte Franz.

„Wie ſonderbar ſeid Ihr doch!" ſprach Franziska kopfſchüttelnd. „Dieſe Verheimlichung deſſen, was ich doch erfahren muß, wenn ich es ausführen ſoll, und dann die ſo gewiſſe Zuſicherung einer Hülfe, die ich meinen Gefühlen nach dennoch für vergebens halten muß."

„Ich wiederhole, daß ich für den Erfolg ſtehe;" ſprach der Ritter. „Ich ſtehe dafür unter der Bedingung, daß Ihr unbedingt Eure Zuſtimmung gebt, und — den Muth habt, das, was ich Euch ſage, auszuführen."

„Ha, nun verſtehe ich! Dies Letztere iſt es, was Euch vorzüglich zweifelhaft erſcheint!" rief Franziska. „Um Euch zu beweiſen, daß es unſerm Geſchlechte nicht an That- und Willenskraft gebricht, gebe ich meine Zuſtimmung.“

Sie reichte bei den letzten Worten dem Ritter die Hand.

„Unſer Abkommen wäre alſo geſchloſſen;“ fuhr ſie lächelnd fort. „Jetzt ſagt, Ritter Woislaw, was ſoll ich thun, um die geheimnißvolle Kur zu beginnen?“

„Sie hat bereits begonnen, als Ihr Eure Zuſtimmung gabt!“ ſprach Woislaw ernſt. „Das Erſte, um was ich Euch bitten muß, iſt für jetzt keine Frage weiter an mich zu richten, Euch aber morgen bereit zu halten, mich eine Stunde vor Untergang der Sonne auf einem Spazierritt, und zwar ohne ſonſt Jemand mit Euch zu nehmen, zu begleiten. Eben ſo bitte ich Euch, Eurem Vater nicht ein Wort von unſerm Vorhaben zu ſagen.“

„Sonderbar!“ ſagte Franziska befremdet.

„Ihr habt eingewilligt, es fehlt Euch nicht an Muth und ich hafte für Alles;“ ſagte der Ritter mit ſtarker Betonung.

„Wohl, es bleibt dabei! Ich folge Euch;“ entgegnete das Fräulein, aber noch immer mit Befremdung auf den Sprechenden blickend.

„Nach unſerer Rückkehr erfahrt Ihr Alles, eher iſt es nicht möglich;“ ſprach Woislaw feſt. „Jetzt aber, Fräulein, ruhet Euch aus. Ihr werdet für morgen Kraft bedürfen.“ — —

Es war am Morgen des folgenden Tages, die Sonne war etwa ſeit einer Stunde am Horizonte aufgeſtiegen, der Thau lag noch wie ein Perlenſchleier auf den Gräſern, oder träufelte von den Häuptern der Blumen, die ſich im leichten Morgenwinde wiegten, als Ritter Woislaw über das Feld dem Walde zueilte, und in einen dunkeln Pfad einbog, der, wie man aus der Richtung ſah, nach der, über die Wipfel der alten, knorrigen Eichen ragenden Warte von Klatka führte. So wie der Ritter an der alten Maleiche angelangt war, blickte er ſorgfältig auf den aufwärts führenden, thaubenetzten Pfad. Er ſchien nach den Spuren menſchlicher Fußtritte ſich umzuſehen, aber man bemerkte nichts als die Spuren eines Hirſches, der quer über den Weg dem dichteren Gehölze zugezogen war, und ier den Thau von dem Graſe, und den ſich überall herumſchlängelnden Brembeerranken, geſtreift hatte. Der Ritter ſchien mit ſeinen Wahrnehmungen zufrieden, dennoch rückte er den ſtarken Dolch, der an ſeinem Gürtel hing, in der Scheide empor und ſtieß ihn wieder zurück. Es war, als ob er ſich deſſen für den Moment des Bedarfs verſichern wollte.

Mit langſamen Schritten ging Woislaw den Burgpfad aufwärts. Er ſchien ein Päckchen unter dem Mantel zu tragen. So wie er in dem Burghofe angelangt war, ließ er die Schloßruinen zur Linken liegen, und begab ſich nach denen der Kirche. Im Chor der letztern angekommen, blickte er ſich nach allen Seiten um, als ob er etwas ſuchte. Es war ein ſchöner Frühlingsmorgen, die Sonne ſchien zu den offenen Fenſtern herein, und das ſteinerne Laubwerk der Einfaſſungen warf ſeine mannigfach verſchlungenen Schatten auf die großen Steinplatten, womit der Fußboden belegt war. In dem verlaſſenen Heiligthume herrſchte eine Todtenſtille, die nur wenig durch das Geflüſter der Blätter eines alten Ahorns, der draußen an der Kirchhofmauer ſtand, und der vom Morgenwinde bewegt ward, unterbrochen wurde. Lange hatte der Ritter ſich nach allen

Seiten umgeſehen, als ſein Blick auf die offene Seitenthür und die Treppe fiel, die nach der Gruft hinunterführte. Raſch eilte er auf dieſe zu, und ſtieg hinab. Der niedrige Stand der Sonne bewirkte, daß die Strahlen derſelben durch die engen Oeffnungen fielen, welche der Luft freien Durchzug geſtatteten, und es war in dem unterirdiſchen Raume ſo hell, daß man die Aufſchriften an den Zinn- oder Kupferplatten, die an den Kopf- oder Fußenden der Leichenkiſten befeſtigt waren, ziemlich gut leſen konnte. Nachdem der Ritter das Päckchen, welches er bis dahin unter dem Mantel verborgen gehabt, auf den Boden gelegt hatte, ging er in der Gruft von Sarg zu Sarg, und blieb endlich an dem älteſten derſelben ſtehen. Er las die Inſchrift mit Aufmerkſamkeit, dann zog er bedächtig den Dolch, und ſuchte mittelſt deſſelben die Schrauben des Deckels u öffnen. Dies war augenblicklich geſchehen, da das Eiſen in dem mürben Holze nicht beſonders feſt ſaß. Vorſichtig hob Weislaw den Deckel des Sarges ab. in Häuflein Aſche, einige Fetzen von der Beklei- ng, ein Schädel waren der ganze Inhalt. Schnell loß der Ritter den Deckel, und trat zu dem zweiten

Sarge, indem er einen, der Inſchrift nach, einer Frau angehörigen, und zwei Kinderſärge übergangen hatte. Hier war das Ergebniß faſt das nämliche, nur mit dem Unterſchiede, daß der Leichnam bei Eröffnung der Kiſte noch erhalten ſchien, jedoch ſogleich in Aſche zuſammenfiel, aus welcher nur Leinwandfetzen und Gebeine herausragten. In dem dritten, vierten und faſt noch einem halben Dutzend der folgenden Särge, befanden ſich die Körper wohlerhaltener; bei manchen war derſelbe zu einer gelbbraunen Mumie zuſammengedorrt, bei andern grinzte blos ein mit Schimmel bedeckter Schädel aus der Umhüllung von Sammet, Seide, oder mit Grün übermoderten Stickereien; alle aber hatte die Verweſung deutlich mit ihren ſchaurigen Spuren bezeichnet; ein Sarg war nur noch zu eröffnen übrig. Woislaw trat jetzt zu demſelben, und las die Inſchrift. Es war dieſelbe, die auch dem Freiherrn bereits früher aufgefallen war; Ezzelin von Klatka, der letzte Burgbeſitzer, war als der in dem Sarge Liegende bezeichnet. Der letztere war feſter als die früher eröffneten Todtenkiſten, und Woislaw hatte viele Mühe, ehe er im Stande war, die ſtark verroſteten Schrauben aufzudrehen. Mit großer Mühe hatte er dies endlich zu Stande gebracht; ſo leiſe, als ob er einen darin Schlafenden zu erwecken fürchtete, hob er den Deckel ab und warf einen Blick auf die Leiche. Ein unwillkürliches: „Ha!“ das ſeinen Lippen entfuhr, indem er zwei Schritte zurücktrat, war die Folge des Anblicks, den er hatte. Hätte er dieſen weniger erwartet, die Wirkung deſſelben würde noch heftiger, ergreifender geweſen ſein. In dem Sarge lag — Azzo wie er leibte und lebte, und wie ihn Woislaw noch den Abend vorher an der Tafel des Freiherrn geſehen hatte. Ausſehn, Kleidung, Alles war das nämliche. Er hatte überdies mehr das Anſehen eines Schlafenden wie eines Todten; keine Spur von Verweſung war zu erblicken. Selbſt eine Art Röthe ſchimmerte durch die Haut der Wangen. Nur der Umſtand, daß ſich die Bruſt nicht athmend ſenkte und hob, unterſchied ihn von jedem andern Schlafenden. Nur wenig Augenblicke ſtarrte Woislaw in den Sarg. Der rauhe Krieger, der manchen aſiatiſchen Säbel über ſeinem Haupte blitzen geſehen, den das Allah-Gebrüll der Türken nicht aus der Faſſung gebracht hatte, ſchien gewaltig ergriffen. Die ſtarken Brauen waren von der Anſtrengung des Hinblickens düſter zuſammengezogen, das Braun der Wangen ſchien bleicher, die blutrothe Schmarre in dem Geſicht fiel noch mehr wie ſonſt in's Auge. Mit einer, ihm ſonſt nicht eigenen Haſtigkeit in den Bewegungen, faßte jetzt der Ritter den Sargdeckel, der ihm aus den Händen auf die Erde geglitten war, raſch legte er ihn wieder auf den Sarg, und ſtieß die Schrauben in ihre Oeffnungen. Mit vieler Haſt drehete er die verſchließenden Eiſen mittelſt des Dolches wieder zu, ja dieſe war ſo groß, daß er ſich dabei ziemlich tief in den Ballen der Fauſt verwundete. So wie er dies Geſchäft beendigt hatte, langte er nach dem Päckchen, das er beim Eintritt auf die Erde gelegt, er legte es nun auf den Sarg, ſtieg raſch die Treppe aufwärts, eilte, ohne ſich irgendwo länger aufzuhalten, aus der Kirche und bald darauf aus den Ruinen. —

Der Tag verging. Ehe es Abend ward, bat Franziska den Vater, daß er ihr erlaube mit dem Ritter einen Spazierritt in die Umgebung zu machen, um ſolche dem Letztern zu zeigen. In Begleitung eines einzigen Dieners ſtiegen beide zu Pferde und verließen, bis zu dem Thor von dem Freiherrn, der in dem Wunſche der Tochter ein Merkmal des Beſſerbefindens zu erblicken glaubte, begleitet, die Burg. So wie ſie im Freien waren, ſchlugen ſie den Weg nach dem Walde ein. Woislaw war ungewöhnlich ernſt und ſchweigſam. Als das Fräulein über ſein feierliches Weſen zu ſcherzen, und ihn mit der vorzunehmenden ſympathetiſchen Kur zu necken ſuchte, ſagte der Ritter, daß ihr Vorhaben von hohem Ernſte, und wenn auch der Erfolg unfehlbar, die Sache dennoch außerdem vom größten Einfluß auf ihre ganze Zukunft ſei. So gelangten ſie in den Wald und nach der alten Maleiche, wo ſie von den Roſſen ſtiegen. Woislaw bot hier Franziska den Arm, und Beide gingen langſam und ſchweigend den Hügel aufwärts. Die Wandernden waren eben auf der Platteform eines halbzerſtörten Außenwerks, wo man einen Blick in's Freie hatte, angekommen.

„In einer Viertelſtunde geht die Sonne unter, in einer Stunde der Mond auf, dann muß es geſchehen ſein;“ ſagte der Ritter, doch mehr wie vor ſich hin. „Bald iſt es Zeit, das Werk zu beginnen.“

„Ei, ſo wird es auch Zeit ſein, mich damit vertraut zu machen;“ ſagte Franziska den Ritter anblickend.

„Wohl, Fräulein!“ erwiederte dieſer zu der Sprechenden ſich wendend, und ſeine Stimme hatte etwas Feierliches. „Ich bitte Euch, Franziska von Fahnenberg, um Eures eigenen Wohls willen, ſo wie wegen der Liebe zu Eurem Vater, der mit ganzer Seele an der einzigen Tochter hängt, daß Ihr meine Worte wohl erwägen, mich aber nicht mit Fragen, die ich Euch nicht eher beantworten kann, bis das Werk geſchehen, unterbrechen möget. Euer Leben iſt durch die Krankheit, an der Ihr leidet, in der größten Gefahr, ja Ihr ſeid unfehlbar verloren, wenn Ihr nicht das ausführt, was ich Euch ſagen werde. Ich würde es nicht von Euch gefordert, ja ich geſtehe offen, ich würde Eure Rettung aufgegeben haben, wenn ich nicht Euren ſonſtigen Muth in Anſchlag gebracht, und die Feſtigkeit Eurer Willenskraft gekannt hätte. Jetzt verſprecht mir, unbedingt zu thun was ich Euch ſage, ich verbürge Euch hiermit durch mein Ritterwort: es iſt nicht gegen Gott, nicht gegen die Ehre Eures Hauſes, und dabei das einzige Mittel zu Eurer Rettung.“

Der Ritter hielt dem Fräulein mit den letzten Worten die gepanzerte Rechte hin, die Linke hatte er wie zum Schwur erhoben.

„Ich verſpreche es!“ ſagte Franziska, ſichtlich ergriffen von dem feierlichen Tone Woislaws, und indem ſie die ſeine, weiße, von Körperleiden abgemagerte Hand in die des Ritters legte.

„So kommt! Es iſt Zeit!“ ſprach Woislaw, indem er das Fräulein nach den Ruinen der halbzerſtörten Kirche führte. — Die letzten Strahlen der Sonne fielen eben durch die zerbrochenen Fenſter.

Woislaw und ſeine Begleiterin traten jetzt in den Chor, den beſterhaltenen Theil des Gotteshauſes. Außer den in die Wände eingefügten Grabſteinen, befanden ſich hier noch einige vom Alter geſchwärzte Chorſtühle, ſo wie der Hochaltar. Letzterer beſtand nur noch aus dem Mauerwerk und einigen hinaufführenden Steinſtufen; Altarbild, Zierrathen und Bekleidung waren verſchwunden.

„Betet ein Ave, Ihr werdet es nöthig haben;“ ſprach Woislaw, indem er ſich ſelbſt auf die Kniee niederließ.

Franziska kniete neben dem Ritter nieder, und ſprach ein kurzes Gebet.

Nach wenigen Augenblicken erhoben ſich Beide.

„Der Augenblick iſt da! So eben geht die Sonne unter, und ehe der Mond herauf iſt, muß Alles vorbei ſein;“ ſprach Woislaw haſtig.

„Was muß ich thun?“ fragte Franziska mit muthigem Tone.

„Ihr ſehet dort die offene Gruft!“ ſagte der Ritter, nach der Thür und der abwärtsführenden Treppe zeigend. „Dort ſteigt Ihr hinunter. — Ihr gehet allein, ich darf Euch nicht begleiten. — So wie Ihr in der Gruft angelangt ſeid, findet Ihr, gerade dem Eingange gegenüber, einen Sarg, auf welchem Ihr ein Päckchen liegen ſehet. Ihr öffnet das Paquet; drei lange eiſerne Nägel und ein Hammer ſind darin. Ihr wartet jetzt einen Augenblick, ſobald ich aber mit lauter Stimme das Credo zu beten beginne, ſo ſchlagt Ihr mit aller Anſtrengung Eurer Kräfte mittelſt des Hammers, den einen, hierauf den zweiten und endlich den dritten Nagel, bis an den Kopf durch den Deckel ſenkrecht in den Sarg.“ — —

Franziska war wie vom Blitze getroffen, ſie zitterte am ganzen Körper und war keines Wortes mächtig. Weislaw bemerkte es.

„Faßt Muth, Fräulein! Bedenkt, daß Ihr in der Hand Gottes ſeid, und daß Euch ohne deſſen Willen kein Haar gekrümmt werden kann;“ ſprach mit ſo kräftigem als beruhigendem Tone der Ritter. „Ueberdies wiederhole ich Euch, es iſt keine Gefahr dabei.“

„Wohlan, ich will es thun;“ ſagte Franziska ermuthigt.

„Was Ihr auch hören möget, was in dem Sarge ſich vernehmen läßt,“ fuhr der Ritter fort, „es darf auf Euch durchaus keinen Einfluß üben. Ihr ſchlagt mit aller Kraft die Nägel in den Sarg, ohne Euch ſtören zu laſſen; die Handlung muß beendigt ſein, ehe mein Gebet zu Ende iſt.“

Franziska ſchauderte, doch faßte ſie ſich bald.

„Ich will es thun, Gott wird mir Kraft geben;“ ſagte ſie dann leiſe.

„Noch eins!“ ſprach Weislaw zögernd. „Es iſt vielleicht das Schwerſte, was ich Euch zumuthe, aber es muß geſchehen, ſoll Eure Heilung vollſtändig ſein. Wenn Ihr gethan habt, was ich geſagt, ſo wird —" er ſtockte etwas — „eine Flüſſigkeit aus dem Sarge rinnen, in dieſe taucht die Finger, und beſtreicht damit die Narbe an Eurem Halſe, welche, wie Ihr ſagt, nicht zuheilen will, und die Euch ſtets Schmerz verurſacht."

„Entſetzlich!" ſprach Franziska. „Dieſe Flüſſigkeit iſt Blut! Es liegt ein Menſch in dem Sarge!"

„Ein Ungeheuer liegt darin! Das Blut iſt das Eure, aber es fließt in andern Adern;" ſprach Woislaw mit dumpfem Tone. — „Fragt nicht weiter, der Sand verrinnt." —

Franziska nahm alle Geiſtes- und Körperkraft zuſammen, ſie ging nach der Treppe, die in die Gruft hinabführte, und Ritter Woislaw ließ ſich in ſtillem Gebet vor dem Altar auf die Kniee nieder. So wie das Fräulein unten angekommen war, ſtand ſie bereits vor dem, durch das Päckchen bezeichneten, dem Eingange nahen Sarge. Ein Halbdunkel herrſchte noch in der Gruft, Alles war ſo ſtill, ſo friedlich, Franziska ſchöpfte Muth, ſie trat an die Todtenkiſte und öffnete das auf dieſer liegende Paquet. Drei, gegen anderthalb Spannen lange, ſpitzige, eiſerne Nägel, und ein ſchwerer Hammer, waren darin. Jetzt ertönte auf einmal des Ritters ſtarke Stimme in der Kirche, und brach ſich ſchallend an den Gewölben. Franziska fuhr erſchrocken zuſammen, aber es war das Gebet, das Jener eben anhob, und welches in die Tiefe heruntertönte. Raſch griff Franziska nach einem der Nägel, ein Schlag mit dem Hammer trieb ihn etwa einen Zoll tief in den Sargdeckel. Alles blieb ſtill, man hörte nichts als das Echo des Schlages. Beherzter faßte das Mädchen den Hammer mit beiden Händen, ſie ſchlug zweimal heftig hinter einander, und der Nagel fuhr bis an den Kopf in die Todtenkiſte. In dieſem Moment entſtand in dieſer ein Geräuſch; es war, als ob ſich etwas darin bewegte, ſich heftig zu ſträuben begönne. Entſetzt fuhr Franziska zurück. Sie war ſchon im Begriff den Hammer von ſich zu werfen, die Treppe aufwärts zu fliehen, da erhob der Ritter ſo mächtig ſeine Stimme, und dieſe klang ſo dringend, ſo flehend, daß Franziska in einer Aufregung, wie man etwa zu dem offengebliebenen Käfig eines Löwen ſpringen würde, um auf alle Gefahr hin dieſen zu ſchließen, zu dem Sarge eilte. Sie wußte kaum was ſie that, als ſie mit der Linken einen zweiten Nagel in die Mitte des Sargdeckels bohrte, und nun mehrere Schläge niederſchmettern ließ, die auch dieſen bis an das Kopfende hineintrieben. — Das Getöſe in dem Sarge vermehrte ſich jetzt auf's Furchtbarſte, es war, als ob irgend ein lebendes Weſen alle Kräfte anſtrengte, die Kiſte zu ſprengen. Die Letztere ward davon ſo erſchüttert, daß ſie in allen Fugen kniſterte und knackte. Wie wahnſinnig griff Franziska nach dem dritten Nagel. Sie dachte nicht mehr an ihr körperliches Befinden, ſie ſah ſich nur in einer entſetzlichen Gefahr, für die ſie keinen Namen hatte; in einer Angſt, die ihr die Sinne zu rauben drohte, und mitten unter dem Poltern und Krachen in dem Sarge, in das ſich jetzt ein dumpfes Stöhnen miſchte, ſchlug ſie in einer Haſt, die faſt einer Raſerei gleich kam, auch den dritten Nagel in den Sarg. — In dieſem Augenblick aber verließ ſie die Beſinnung. Sie wollte umkehren, nach der Treppe eilen, aber ſie begann zu taumeln. Mechaniſch griff ſie um ſich her, ſie wollte ſich halten, ſie erfaßte eine Ecke des Sarges, und ſank ohnmächtig neben dieſem zu Boden. — —

Eine Viertelſtunde mochte etwa vergangen ſein, als ſie wieder die Augen öffnete. Sie blickte um ſich her. Ueber ihr war der Sternenhimmel, der Mond ergoß ſein kaltes Licht über die alten Burgtrümmer und die Wipfel der Eichen. Franziska befand ſich draußen neben der Kirchenmauer, Ritter Weislaw kniete neben ihr und hielt ihre Rechte in der ſeinen.

„Gott ſei Dank, daß Ihr lebt!“ rief er aus gepreßter Bruſt. „Ich wäre in Verzweiflung geweſen, wenn ich Euch einen üblen Rath gegeben hätte, und doch war es der einzige, der Euch retten konnte.“

Das Fräulein erlangte erſt nach und nach die volle Beſinnung wieder. Das Vergangene erſchien ihr wie ein böſer Traum. Vor wenigen Minuten noch dieſer furchtbare Moment, und jetzt dieſe Ruhe, dieſer Friede ringsumher. Sie wagte Anfangs kaum die Augen aufzuſchlagen, und ſie ſchauderte, als ſie ſich bewußt ward, noch unweit des Ortes, wo ſie jene entſetzlichſte Angſt ausgeſtanden, ſich zu befinden. Nach und nach kehrte auch ihre Körperkraft zurück. Wie halb betäubt hörte ſie bald auf die beruhigenden Worte ihres Beſchützers, bald auf das Pfeifen des Dieners bei den Pferden, der ſich, indem er den Abendgeſang einer verſpäteten Droſſel nachahmte und dieſe lockte, die Zeit vertrieb.

„Wir wollen fort!“ lispelte Franziska, indem ſie ſich zu erheben trachtete. „Aber, was iſt das? Meine Schulter iſt naß, mein Hals, meine Hand.“ —

„Es iſt von dem Abendthau auf dem Graſe!“ ſagte Weislaw beruhigend.

„Nein, es iſt Blut!“ rief das Fräulein aufſpringend, und mit Entſetzen im Tone. „Seht, Ritter, meine Hand iſt voll Blut.“

„Ihr irrt! — Ihr irrt gewiß!“ — ſagte der Ritter ſtockend. „Oder ſollte ſich die Narbe an Eurem Halſe geöffnet haben? Ich bitte Euch, fühlt hin, ob dies der Fall iſt.“

Haſtig ergriff der Ritter die Hand Franziska's, und führte ſie nach der bezeichneten Stelle.

„Ich bemerke nichts! Ich fühle keinen Schmerz;“ ſagte ſie endlich befremdet.

„Nun, ſo werdet Ihr Euch, als Ihr ohnmächtig wurdet, im Fallen an den Beſchlagen des Sarges, oder an den ſpitzigen Nägeln in der Haſt verletzt haben.“

„O, woran erinnert Ihr mich!“ rief Franziska ſchaudernd. „Fort von hier! — Fort! Ich bitte Euch, kommt. Ich bleibe keinen Augenblick länger in der Nähe dieſes Schreckensortes.“

Viel ſchneller, als ſie gekommen waren, eilten Beide den Burgweg hinab. Woislaw hob das Fräulein auf das Pferd, und bald befanden ſie ſich auf dem Heimwege.

Als ſie in der Nähe der Heimath waren, begann Franziska den Ritter mit Fragen über den Zuſammenhang des eben erlebten Abenteuers zu beſtürmen, aber dieſer behauptete, daß die Aufregung, in der ſie ſich befände, die Rückſichtnahme auf ihren Geſundheitszuſtand, durchaus kein Eingehen auf dieſe erlaubten, daß ihr aber morgen Alles klar werden würde. Beim Zuhauſekommen führte der Ritter das Fräulein ſogleich nach ihrem Zimmer und ſagte dem Freiherrn, daß ſeine Tochter von dem Spazierritte zu ermüdet ſei, um bei der Abendtafel erſcheinen zu können. —

Am folgenden Tage war Franziska früher wie gewöhnlich von ihrem Lager aufgeſtanden. Sie verſicherte der Freundin, daß ſie zum erſtenmal ſeit langer Zeit ſich durch den Schlaf geſtärkt fühle, und was noch bemerkenswerther ſei, nicht durch den bewußten böſen Traum gequält worden ſei. Ihr weit muntereres Anſehen fiel nicht nur dieſer, ſondern auch Franz und dem Freiherrn auf, und mit Bewilligung Weislaws erzählte Franziska den Vorgang des geſtrigen Abends. Alle beſtürmten den Ritter jetzt mit Fragen über das beſtandene Abenteuer.

„Habt Ihr,“ ſagte der Letztere, ſich zu dem Freiherrn wendend, „nie etwas von Vampyren gehört?“

„Oft,“ erwiederte dieſer, „aber ich habe nie daran geglaubt.“

„Auch ich nicht,“ ſprach Weislaw, „aber ich bin von deren Vorhandenſein durch die That überzeugt worden.“

„O, erzählt uns doch die Begebenheit!“ rief Bertha lebhaft, indem eine Ahnung in ihr aufzuſteigen ſchien.

„Es war auf meinem erſten Feldzuge in Ungarn,“ begann der Ritter, „als ich durch dieſen

Schwerthieb, den mir ein tapferer Janitſchar in das Geſicht verſetzte, und einen zweiten, den ich in die Schulter bekommen hatte, eine Zeitlang kampfunfähig ward. Ich war von einer ziemlich bemittelten Familie in einem kleinen Städtchen aufgenommen worden. Sie beſtand aus Vater, Mutter und einer etwa zwanzigjährigen Tochter. Die Leute ernährten ſich mit dem Ausſchank des in jener Gegend ſehr guten Weines, und das Trinkzimmer war ſtets mit Gäſten angefüllt. Obwohl, wie bereits geſagt, die Familie wohlhabend war, ſo herrſchte doch in ihr ſtets eine große Traurigkeit, welche ſich von dem beſtändigen Kränkeln der einzigen Tochter, eines ſehr hübſchen und frommen Mägdleins, herſchrieb. Die Jungfrau hatte früher immer wie eine Roſe geblühet, ſeit einigen Monden war ſie aber bis zum Gerippe abgemagert, ohne daß Jemand wußte aus welcher Urſache. Man bot Alles zu ihrer Herſtellung auf, es war umſonſt. Da das Heer ganz in der Nähe kampirte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich eine Menge unbekannter Gäſte, verſchiedenen Nationen angehörig, in dem Weinhauſe einfanden; unter ihnen erſchien allabendlich ein, durch ſeine Eigenheiten auffallender **Mann**; er ſah erdfahl, vertrocknet aus, ſprach faſt gar nichts, oder, was er ſagte, war bitter und höhniſch. Die meiſte Aufmerkſamkeit erregte der Umſtand, daß er ſich zwar ſtets einen Becher vom beſten Wein geben ließ, dieſen auch dann und wann an die Lippen führte, daß aber der Becher, wenn der Gaſt fortgegangen war — und er kam immer nur Abends bei Mondſchein, und blieb nie über eine Stunde — ſtets voll gefunden wurde.“ —

„Das Alles ſtimmt ganz wunderbar mit dem Aeußern Ritter Azzo's!“ rief Bertha mit lebhafter Theilnahme.

„Die Tochter des Hauſes,“ erzählte Woislaw weiter, „ward von Tag zu Tage kränker, ohne daß irgend eine Urſache, der eigentliche Grund der Krankheit, erforſcht werden konnte, ſo viel Mühe man ſich deshalb gegeben, und nicht blos chriſtliche Medici befragt, ſondern auch ſich deshalb an die Gefangenen unter dem Heidenvolk gewendet hatte, ſintemal es bekannt iſt, daß unter dieſen es Leute giebt, die mit allerhand ſchwarzkünſtleriſchen Practiken und ſeltſamen Arcanis überaus vertraut ſind. Sonderbar war es, daß die Jungfrau ſtets über einen Traum klagte, in welchem der unbekannte Weingaſt ſie quälte und moleſtirte.“

„Gerade wie Dein Traum, Franziska!“ rief Bertha den Ritter unterbrechend.

„Eines Abends,“ erzählte Weislaw weiter, „ſitze ich und ein alter Slavonier, der viele Meerfahrten nach Griechenland und die Türkei, ja ſelbſt bis in die neue Welt gemacht, beim Weinglas, als jener Unbekannte in's Zimmer tritt, und ſich, ſchweigſam wie immer, an den Tiſch ſetzt. Der Becher ging zwiſchen mir und dem Slavonier fleißig hin und her, wir gerathen immer tiefer in's Geſpräch. Der erzählt von den Türken, wie ſie die Griechen wie Krammetsvögel zu Dutzenden geſpießt, von den Indianern der neuen Welt, und wie das Gold dort manchmal fauſtgroß wie Kieſelſteine am Ufer herumliegen ſoll, wiewohl er ſelber keinen ſolchen Kieſel gefunden; ich erzähle ihm merkwürdige Dinge aus dem ‚Ländchen‘, wie wir Schleſier gern unſere Heimath nennen, alte Geſchichten vom Herzog Hans von Sagan, wie er ſeinen Bruder Balzer in Priebus verhungern laſſen, wie er die meſſeweigernden Domherren auf der Glogauer Brücke gefragt: „Liebe Herren, wollt Ihr ſingen oder ſpringen?“ und was dergleichen kurzweilige und anmuthige Dinge mehr ſind. So plaudern wir eine Stunde, und trinken der Humpen eine anſehnliche Menge. Der Unbekannte war aber ſtill wie gewöhnlich geblieben, er ſagte kein Wort, lächelte blos manchmal höhniſch, bezahlte dann und wollte gehen. Alles das hatte mich in der Stille geärgert, es war mir der Aerger nach dem Kopfe geſtiegen — mit dem Weine mochte es wohl auch etwas der Fall geweſen ſein — ich ſage daher zu dem Unbekannten: „Halt, Ihr ſteinerner Gaſt! Ihr habt bisher nichts gethan als zugehört, und nicht einmal Euren Becher geleert. Jetzt ſollt Ihr uns auch etwas zum Beſten geben, und trinkt Ihr nicht Euren Becher aus, ſo ſoll uns das ein Schimpf ſein.“ — „Ja,“ ſchrie der Slavonier, „Ihr müßt bleiben, ſchwatzen und trinken!“ Und damit packt er — denn er war, obwohl nicht mehr jung, doch groß und baumſtark — den Fremden bei der Schulter, um ihn auf ſeinen Platz niederzudrücken, dieſer aber, obwohl mager wie ein Skelett, ſchleudert mit einer einzigen Bewegung der

Hand den Slavaken bis mitten in das Zimmer und auf den Boden, daß er im erſten Augenblick das Aufſtehen vergißt. Jetzt fahre ich zu, um den Fremden feſtzuhalten, ich faſſe ihn bei der Hand, und obwohl die Schrauben meiner eiſernen Fauſt etwas weniger anzogen, als die, deren ich mich jetzt bediene, ſo mochte ich doch in der Hitze ein Bischen ſtark zugegriffen haben, denn der Unbekannte, ſo grimmig er im erſten Augenblick mich angeſehen, bog ſich zu mir, und ziſchelte mir in's Ohr: ‚Laß mich gehen! Aus Deinem Fauſtdruck ſehe ich, Du biſt mein Bruder. Darum verhindere mich nicht meiner blutigen Nahrung nachzugehen. Ich bin hungrig.‘ Erſtaunt über dieſe Worte laſſe ich ihn los, und ehe ich es mir verſehe, iſt er zur Thür hinaus. — Kaum habe ich mich von meinem Erſtaunen etwas erholt, ſo theile ich dem Slavonier die mir unverſtändlich gebliebenen Worte mit. Dieſer erſchrak gewaltig. Ich ſah es ihm an, daß er mit der Sache Beſcheid wußte, und drang in ihn mir die Worte des Fremden zu erklären. Auf dem Nachhauſewege that er dies. ‚Der Fremde,‘ ſagte er, ‚iſt ein Vampyr!‘“

„Wie?“ riefen der Freiherr, Franziska und Bertha entſetzt. „So wäre auch Azzo —“

„Es iſt nicht anders! Auch dieſer iſt einer;“ erwiederte der Ritter. „Jedenfalls iſt dieſem jedoch ſein hölliſches Gelüſt gelegt worden; er wird nicht wiederkehren. — Doch hört weiter. — Da in meiner Heimath nichts von Vampyren bekannt iſt, ſo befragte ich den Slavenier ausführlich. Dieſer ſagte, in Ungarn, Krain, Dalmatien, Bosnien ſeien ſolche Höllengeiſter etwas eben nicht Ungewöhnliches. Es ſeien Verſtorbene, die ſelbſt einſt Vampyren zur Nahrung gedient, in Todſünden, oder im Banne verſtorben wären, welche ſich, ſobald der Mond am Himmel ſtehe, aus ihren Gräbern erhöben, und zur Nachtzeit den Lebenden das Blut ausſaugten. Ein Menſch, der einem Vampyr auf dieſe Art zur Nahrung diene, ſchwände und kränkele langſam dem Grabe entgegen, und nichts könne ihn retten, wenn es nicht gelänge, den Vampyr in ſeinem Grabe feſtzubannen. Dieſes ſei nur dadurch möglich, daß man ihn mit drei eiſernen Nägeln unter dem Herſagen des Credo, und während Tag und Nacht ſich ſcheiden, in ſeinem Sarge feſtnagele.“

„Entſetzlich!“ rief Franziſka. „Hättet Ihr mir Alles geſagt, ich hätte das Werk nicht ausführen können.“

„Das wußte ich, und dennoch muß es durch den Verletzten ſelbſt geſchehen, während ein Anderer das Gebet ſpricht;“ verſetzte Woislaw. — „Der Slavonier,“ fuhr er nach kurzer Pauſe fort, „erzählte noch viel von dieſen teufliſchen Plagegeiſtern. So ſagte er, daß, während ſein Opfer abmagere, er ſelbſt augenſcheinlich zunähme, daß ein Vampyr übermenſchliche Stärke beſitze — “

„Jetzt kann ich mir die Täuſchung erklären, die Euer künſtlicher Arm —“ fiel Franz ihm in die Rede.

„Das war es!“ unterbrach ihn Woislaw. „Azzo, ſo wie jener andere Vampyr, nahmen die Kraft meiner Fauſt für eine natürliche, und ſchloſſen daraus, daß ich ihres Gleichen ſei. — Ihr könnt jetzt denken, edles Fräulein,“ ſagte der Ritter zu Franziſka gewendet, „wie erſchrocken ich über Euren Zuſtand war als ich ankam. Alles, was Ihr oder Bertha mir erzähltet, hatte meine Aufmerkſamkeit rege gemacht, und als ich Azzo erblickte, blieb mir kein Zweifel mehr, daß er ein Vampyr ſei. Sein Ausſehen, ſein Betragen, war ganz wie das jenes Uebekannten, von dem ich Euch erzählte. Der Auftritt mit Franz gab mir endlich volle Gewißheit. Da ich aus der Erzählung Eures Abenteuers in der Nähe der Ruinen wiſſen konnte, wo das Grab Azzo's zu ſuchen ſei, ſo hatte ich über Eure Rettung keinen Zweifel, wenn ich Euch nur bewegen konnte, zu dieſer mitzuwirken. Die volle Wahrheit Euch zu entdecken ſchien mir nicht rathſam, weil ich Eure Körperkräfte bereits ſo angegriffen wähnte, daß eine Schilderung des Bevorſtehenden ſie vor der nothwendigen That vielleicht gänzlich aufreiben würde; aus dieſem Grunde leitete ich Alles ein wie es gekommen."

„Ihr habt recht gethan, Ritter," verſetzte Franziska ſchaudernd. „Hätte ich Alles vorher gewußt, ich hätte es nicht auszuführen vermocht."

„Dies war meine Beſorgniß!" fiel Woislaw ein. „Das Glück hat uns überdies begünſtigt. Hättet Ihr, zum Beiſpiel, nicht bewußtlos Euch mit dem aus dem Sarge ſtrömenden Blute des Vampyrs benetzt, Eure Wunde würde ſich niemals geſchloſſen haben, wie mir der Slavonier in ſeiner Darſtellung die Sache erklärte."

„Und was ward aus dem unglücklichen Mädchen in Ungarn?" fragte Bertha mit Theilnahme.

„Ich weiß es nicht!“ ſagte Woislaw. „Noch in derſelben Nacht wurde die Gegend von den Türken allarmirt, wir mußten fort; ich habe nie mehr etwas von ihr gehört.“

Lange unterhielt man ſich noch von dieſem Gegenſtande. Der Freiherr beſchloß, daß die Gruft, in welcher der Körper Azzo's ruhete, für immer vermauert werden ſollte. Dies geſchah auch am folgenden Tage, unter dem Vorwande, daß der Freiherr nicht wolle, daß die Todten von unberufenen Händen in ihrer Ruhe geſtört würden. —

Franziska erholte ſich nur nach und nach. Ihre Geſundheit war ſo zerrüttet, daß es lange Zeit bedurfte, bis ihre Kräfte ſo weit auflebten, daß man mit Gewißheit annehmen konnte, wie jede Gefahr vorüber ſei. Der Charakter des Fräuleins ſchien inzwiſchen eine große Veränderung erlitten zu haben. Die frühere Stärke deſſelben war ſehr geſchwunden, aber eine wohlthuende Weichheit, die alle guten Eigenſchaften des Fräuleins, die ſonſt nur der ihr näher Stehende würdigen lernen konnte, hervorhob, war an ihre Stelle getreten. Franz erſchöpfte ſich, wie auch ſchon früher, in Aufmerkſamkeiten gegen Franziska, doch war er weniger häufig, als ſonſt, um ihre Perſon. Er vertrat den Burgherrn bei den Geſchäften auf der weitläuftigen Herrſchaft, und hierbei traten die Verdienſte des jungen Mannes in ihr volles Licht. Seine Neigungen waren nicht wie die anderer junger Männer auf Kampf und Krieg, oder Erlangung von Würden gerichtet, er trachtete vielmehr darnach, unter ſeinen Unterſaſſen Wohlſtand und Glück zu verbreiten, und dieſen Beſtrebungen widmete er mit den größten Anſtrengungen ſeine Zeit. Das ſtille Wirken des jungen Mannes konnte Franziska nicht entgehen, und es dauerte nicht lange, bis die Achtung, die ſie unwillkürlich ſeinem edlen Streben zollen mußte, in eine Neigung überging, die erſt nach und nach aufkeimend, einen deſto feſtern Charakter annahm. Da Ritter Weislaw darauf beſtand, Bertha als ſeine Gattin mit nach Schleſien zu nehmen, ſo ward deren Hochzeitsfeſt für einen beſtimmten Tag auf jener Herrſchaft, wo ſich die Familie eben befand, angeſetzt. Wie freudig ward der Freiherr überraſcht, als Franz und Franziska gleichfalls um ſeine Segen baten, und auch ihr eigenes Hochzeitsfeſt an dieſem Tage zu feiern wünſchten. Der Letztere erſchien bald; er vereinigte zwei glückliche Paare.

Die Ahnungen.

Erzählung.

„Dergleichen Stimmen giebt's — Es iſt kein Zweifel."

Schiller, im Wallenſtein.

Eine jener zahlreichen, aus Verwundeten, Kranken, Gefangenen, Gepäck aller Art, beſtehenden Trainkolonnen, wie ſolche in den Jahren 1808 — 1813 alle drei Wochen von Madrid nach Bayonne abgingen, hatte in Vittoria übernachtet, und war eben im Begriffe nach Mondragon aufzubrechen. Der Generalmarſch rollte, die Voltigeurhörner heulten zum Abmarſch, als auf dem ſchönen Platze, auf welchen die Straßen Zabateria, Herreria und Cuchilleria ausmünden, eine Schwadron Lanciers von der Weichſellegion aufritt, und ein junger Offizier, von einem deutſchen Truppenkontingente, eine Compagnie Soldaten, von denen die meiſten den Kopf verbunden oder das Geſicht bepflaſtert hatten, in Ordnung ſtellte, und mit vieler Sorgfalt die Gewehre unterſuchte. Wie es ſchien war der junge Mann gleichfalls verwundet, denn er trug den Arm in der Binde, und ſein, wenn auch nicht ſchönes, doch wohlgebildetes Aeußere, trug Spuren von längeren Leiden. So wie er die Muſterung vollendet, und die Soldaten das Gewehr beim Fuß hatten, ging er auf den Anführer der Lanzenreiter, welche abgeſeſſen waren, zu, und bot ihm freundlich die Hand. Der Anführer der Polen hatte jene anziehenden Geſichts- und Körperformen, durch die mehrere Individuen jener Nation jedermann, vor Allen aber den Frauen, ſo intereſſant erſcheinen. Er war hoch und ſchlank gewachſen, und auf dem ſchönen Körper ſaß ein Haupt, das dieſem angemeſſen war. Rabenſchwarze, glänzende Locken ſchloſſen ſich an das ovale, edle Antlitz, in welchem das von langen Wimpern beſchattete Auge, die leicht gebogene Naſe, das dunkle, einen ſehr kleinen Mund begränzende Schnauzbärtchen, ein ſo hübſches als männliches Enſemble, und dabei die ausdrucksvollſte, polniſche Nationalphyſiognomie bildeten. Auf dem Geſicht des Reiteroffiziers ruhete ein tiefer Ernſt, oder vielmehr ein faſt melancholiſcher Ausdruck, der nur in dem Moment, als der Deutſche ihm die Hand reichte, einem leicht vorübergleitenden, freundlichen Lächeln Platz machte.

„Wie ich ſehe, haben Sie friſch laden laſſen, und ich denke Sie haben wohlgethan!“ ſagte der Pole zu Jenem.

„Nicht wahr?“ verſetzte der Angeredete lebhaft. „Es wäre ein Wunder, wenn wir die Höhen von Salinas paſſirten, ohne angegriffen zu werden. Der Weg, den wir heute zurückzulegen haben, iſt die Gegend, wo die Guerillas Mina's und Empecinado's — manchmal auch alle beide — von den Trainkolonnen Abſchied zu nehmen, und den nach Hauſe Zurückkehrenden ein kleines Andenken auf den Weg zu geben pflegen. Ich denke, diesmal wird es am allerwenigſten unterbleiben. Sahen Sie nicht, wie geſtern bei Sonnenaufgang ein ſtarker Reitertrupp — es war derſelbe, mit dem wir uns, als wir den Tag zuvor aus dem Paſſe von Pancorbo heraustraten, geſchlagen haben — oberhalb Miranda durch den Ebro ſetzte? Nun, dieſe Señores werden uns heute gewiß auf's Höflichſte Valet ſagen, und ihnen zu Ehren habe ich meine Krüppel die Steine ſchärfen und friſch laden laſſen.“

„Gewiß werden wir heute mit ihnen zu thun bekommen, und — ich wünſchte es wären die Einzigen;“ verſetzte düſter der Cavallerieoffizier.

„Warum?“ entgegnete der Andere, wie es ſchien etwas verwundert. „Laſſen Sie noch ein Hundert ſich zu Jenen finden; die Kerle zerſtieben wie Spreu vor Ihren Lanzen.“

„Das wohl,“ ſprach Jener im vorigen Tone. „Findet aber eine Vereinigung bedeutender feindlicher Schwärme ſtatt, ſo iſt die Kolonne bei ihrer Ausdehnung nicht auf allen Punkten zu ſchützen.“

„Beſonders bei der ſchändlichen Unordnung, die in ihr herrſcht! Sie haben Recht;“ fiel der Deutſche lebhaft ein. „Können Sie ſich vorſtellen! Geſtern ſehe ich mit meinen leiblichen Augen, daß zwei Soldaten von den erbärmlichen Italienern, die wir bei uns haben, Patronen an ſpaniſche Bauern für Brod oder dergleichen verkaufen. Ich arretire ſie auf der Stelle, und was ſagte ihr Capitain, als es ihm gemeldet wurde? ‚Man müſſe die Sache nicht ſo ſtreng nehmen. Wir wären ja faſt an der Grenze, und bedürften die Patronen wohl nicht mehr.‘ Auch die Gefangenen, die wir bei uns haben, waren weniger demüthig und kriechend wie ſonſt, ſie ſchienen irgend etwas zu erwarten. Außerdem muß man unſere Kolonne ſehen, wie ſie in Ausdehnung von einer halben Stunde, faſt wie der Zug der Israeliten in einer alten Bilderbibel, über die Berge dahinzieht, um es unbegreiflich zu finden, daß wir nicht heftiger angefallen worden ſind.“

„Allerdings;“ ſagte der Pole beiſtimmend. „Ueberdies iſt der General X. eben auch nicht der Mann —“

„Wer kennt ihn nicht!“ fiel der Vorige ihm lebhaft in's Wort. „Er iſt einer von den Tuilleriegeneralen, die mehr auf den Parquets, wie auf dem Schlachtfelde ihren Grad erlangt haben. Jetzt geht er nach Dax in das Bad, da ihm die Gicht in den Leib gefahren, und damit ihm dort die Zeit nicht lang wird, nimmt er zwei abenteuernde Damen, welchen ich in Madrid allabendlich auf dem Prado begegnet bin, mit ſich. Zu meinem Aerger habe ich dem Wagen eine Bedeckung von vier Mann geben müſſen.“ —

„Aufgeſeſſen! — Schultert's Gewehr!“ kommandirten jetzt die Offiziere, denn ein Mann, den die ſtarken Epauletten, und die ſchwarze Feder im Hut als einen General kenntlich machten, ſprengte eben in Begleitung eines Adjutanten auf den Platz.

„Wir raſten auf dem Plateau von Salinas, Mr. Starzinski!“ rief er dem Polen zu. „Ich habe dem Kommandanten durch einen Bauer wiſſen laſſen, daß er Brod und Wein für die Kolonne heranſchaffen laſſen ſoll. — Sie, Mr. de Breitenbach, vertheilen Ihre Leute längs der ganzen Kolonne, damit Alles dichtauf bleibt, und durch die Traineurs nicht Lebensmittel von den Wagen geſtohlen werden, wie geſtern vorgekommen.“

Der General griff mit den letzten Worten leicht an den Hut, und bog in die Straße de los Arquilles.

Der Pole ſchüttelte lächelnd den Kopf, indem er den Deutſchen anſah.

„Was ſagen Sie zu den vortrefflichen Maßregeln?“ ſprach der Letztere achſelzuckend. „Er ſendet einen Boten voraus, damit der Feind, wenn ſolcher Luſt zum Angriff hat, ſogleich die genaueſten Nachrichten haben kann. — Was das Vertheilen meiner Leute anlangt, ſo wird es geſchehen, aber zugweiſe, denn es wäre wohl allzu abgeſchmackt, wenn er es anders gemeint hätte. — Unter ſolchen Umſtänden," ſetzte er verdrüßlich hinzu, „bin ich ganz zufrieden, in vier Tagen die Bidaſſoa hinter mir zu haben, und Sie, Kamerad, haben wohl die nämliche Meinung."

„Ich werde die Bidaſſoa nie wieder überſchreiten; ich falle heute;" erwiederte der Pole mit einem ſonderbaren Lächeln.

„Was ſagen Sie da?" rief Breitenbach überraſcht. „Wie kommen Sie auf dieſe Meinung? — Ich denke Sie bei einem Glaſe Champagner im Hotel aux quatres Nations zu Bayonne an dieſe komiſche Grille zu erinnern."

„Wir trinken keinen Champagner mehr zuſammen;" verſetzte der Pole mit trübem Lächeln. — „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, mein Freund;" fuhr er lebhaft fort. „Jetzt iſt nicht Zeit dazu, aber ſobald wir Halt machen, oder wenn ſonſt eine Gelegenheit —"

Ein großer Lärm und Wagengeraſſel ertönte jetzt in einer nahen Straße, und die Spitze der Kolonne erſchien auf dem Platze. Nicht mit Unrecht hatte der Deutſche ſie mit dem Zuge der Kinder Israels verglichen, ſo heterogen war ihre Zuſammenſetzung. An der Tête marſchirte ein Trupp Gefangener mit Lumpen bedeckt. Die rothe Mütze des Kataloniers, die blaue Uniform des Schweizers, die weiße des Linienſoldaten, die braune der Milizen, ſo wie die Kutte des Mönchs, der zur Seite eines Mauren aus Ceuta oder Alhucemas marſchirte, bildeten ein ſehr buntes Gemiſch. Die Leute ſahen blaß und verhungert aber nicht niedergeſchlagen aus, und ſechs oder acht paarweiſe an ihrer Spitze marſchirende, durch die rothen Schärpen kenntlichen Offiziere, blickten mit Augen, die von Haß funkelten, auf die Polen und Deutſchen.

Die Lanciers ſetzten ſich unter Kommando ihres Führers an die Spitze des Zuges, der Deutſche theilte ſeine Leute ab. Die Kolonne defilirte indeß über den Platz. Die zweirädrigen, biskayiſchen Ochſenkarren, auf denen eine Anzahl Soldaten, denen Arme oder Beine fehlten, hingeſtreckt lagen, erfüllten die Luft mit den abſcheulichen Tönen, welche ihre ungeſchmierten, ſich mit der Axe herumdrehenden Räder, hervorbrachten. Wagen aller Art, von der einem

Granden oder Prälaten geraubten, vergoldeten Staatskaroſſe an, bis zum Fourgon und Munitionskarren, welche meiſtentheils mit Raub aller Art, doch auch mit Cigarren= und Chinakiſten, die nach Frankreich geſchmuggelt werden ſollten, und zum Theil ein Eigenthum des Generals A. und einiger Kriegskommiſſare waren, folgten während einer Viertelſtunde fortwährend auf einander. Marketender, vorzüglich franzöſiſche Juden, Bauern, welche beladene Eſelchen führten, und die ſchon hier in den Straßen mit den Kranken oder Bleſſirten, die Letztere beſteigen wollten, Streit bekamen, Frauen jeden Ranges und jeder Conduite, von der Gemahlin des Generals oder Ordonnateurs en Chef, und der in eigner Equipage fahrenden femme entretenue bis zur Marketenderin und dem wahrſagenden Zigeunermädchen hinab, bildeten ein Gemiſch, wie ſich ſolches ſelten zuſammenfindet. Ein Paar hundert Wagen und Karren waren über den Platz gezogen, in gewiſſen Diſtanzen hatte der deutſche Offizier Züge ſeines Trupps einrücken laſſen, aber immer wollte die Kolonne kein Ende nehmen. Endlich erſchienen zwei Kompagnien der, die Arrieregarde bildenden Italiener. Ihre Art zu marſchiren, die ſchwerbepackten Torniſter, die auf die Bayonette geſpießten Lebensmittel wie der Löffel am Tſchako, deuteten eben nicht auf die regelmäßigſte Disciplin.

Breitenbach hatte endlich ſeine Leute eingetheilt, er beeiferte ſich an die Spitze des erſten Zuges ſeiner Mannſchaft zu gelangen, und ermahnte einen jungen Offizier, welcher die Escorte der Gefangenen kommandirte, heute vorſichtiger wie je zu verfahren, keine leiſen Geſpräche zwiſchen den gefangenen ſpaniſchen Offizieren und ihren Leuten zu dulden, die Letztern aber, ſobald die Kolonne angegriffen würde, ſich niederzuſetzen anzuhalten, mit der Weiſung, auf Jeden Feuer zu geben, der ſich erhebe. So ergoß ſich der bunte Zug aus dem Thore von Vittoria in die weite lachende Ebene, an derem Rande die Gipfel der Sierra Adriana ſich an dem blauen Horizonte abzeichneten. Der Marſch ging einige Stunden ungeſtört vorwärts, kein Feind war zu ſehen. Geſunde und Kranke waren munterer als je bei dem Gedanken, in vier Tagen die Grenze Frankreichs erreicht zu haben, wo dann Jeder, ſein feuille de route in der Taſche, ganz nach eigenem Belieben, wenn auch auf vorgeſchriebenem Wege der Heimath zuziehen konnte. Das Terrain ward endlich bergiger, von tiefen Ravins hier und da durchſchnitten, und man bemerkte bald, daß man in eine Gegend gelangt ſei, wo oft und heftig gekämpft worden. Friſche Grabhügel fanden ſich in kurzen Diſtanzen rechts und links des Weges; manche derſelben waren ganz vor Kurzem geöffnet, und die Leichen — es waren Franzoſen, wie ſich aus den blutigen Fetzen der Kleidung ergab — an Bäumen gehängt worden. Eine hier vorüberziehende Guerilla, oder die Bauern der Gegend, hatten ſich dieſes gräßliche Vergnügen geſtattet. Bald darauf wechſelte die Scene. Man ſah, daß ihre Gegner an Gräueln nicht hinter ihnen zurückgeblieben waren. Ein dem Anſcheine nach früher wohlhabendes Dorf, lag in ſchwarzgebrannten Trümmern, kein menſchliches Weſen war vorhanden, nur einige herrenloſe Hunde, die ſich von Leichen genährt, hatten die Brandſtätte nicht verlaſſen wollen. Auf einem Punkte, wo ſich zwei Straßen kreuzten, ſtand ein Pfahl mit der Inſchrift: ‚Este lugar es castigado por aver matado algunos caballeros franceses.‘ Einige franzöſiſche Reiter waren hier ermerdet worden, und man hatte den Ort geplündert und niedergebrannt. — So gräßlich auch dieſe Anblicke waren, ſo war doch die Gegend an ſich höchſt romantiſch. Jede Krümmung des Weges bot neue Fernblicke in herrliche, von dem Grün der Encinnaeiche beſchattete Thäler, in deren Hintergrunde ſich eine Ruine, keck auf einem ſchroffen Felſen thronend, oder eine, auf einem kahlen Berggipfel in Wolkennähe gelegene Einſiedelei, befand. Rechts und links am Wege ſah man kleine Waſſerfälle von den Felſen ſtürzen, und ſich zu rauſchenden Bergbächen, in deren klaren Waſſer die Myrthe, der Rosmarin, das gelbblühende Spartium ihre Zweige tauchten, vereinen. — So hatte man nach und nach die Hälfte des Tagemarſches zurückgelegt, und der Zug erreichte endlich das Plateau von Salinas. Von hier aus ſah man wie die breite Chauſſée ſich in zwanzig Krümmungen in die Ebene von Mondragon hinabſenkte. Rechts und links dieſes Weges blickte man über tiefe, mit einzelnen Büſchen und Strauchwerk bewachſene Ravins, die mehr oder minder ſich der Straße näherten, deren Hervorragungen aber das abſchüſſige Gelände nur hier und da zu durchblicken erlaubten. Auf der Bergfläche, unweit des Städtchens, machte die Kolonne Halt. Der Kommandant des Ortes mit einem kleinen Detaſchement und einigen mit Weinſchläuchen beladenen Karren, erwartete ſie hier. Bald trat er in den Kreis der um den General A. verſammelten Offiziere, wo ſich auch der Pole und der Deutſche befanden, und meldete, daß er doppelte Weinportionen aber keine Lebensmittel überbringe, da ihm ſelbſt dergleichen mangelten, indem er von ſtarken feindlichen Schwärmen mehrere Tage eingeſchloſſen geweſen, und dieſe ihn erſt am geſtrigen Abend verlaſſen hätten. General A. fluchte und tobte, und befahl endlich die Austheilung des Weines, die auch ſogleich vor ſich ging. Während dies aber geſchah, hatten ſich Starzinski und Breitenbach im Schatten eines Felſenblocks, wo man eine weite Ausſicht hatte, niedergeworfen.

„Dort, ſehen Sie,“ ſagte Letzterer, lachend in die Ferne zeigend, „den bewaldeten Hügel, welcher Mondragon verbirgt, ja irre ich nicht, ſo ſchimmert ſelbſt das große Kloſter am Ende der Stadt ein wenig hervor, mithin iſt es ſo gut wie gewiß, daß die ſonderbare Meinung, die Sie heute beim Abmarſch äußerten, ſich nicht bewähren wird.“

„Die Idus des Märzes ſind noch nicht vorüber;“ verſetzte Starzinski mit ſchwermüthigem Lächeln. „Pfeift heute eine Kugel, ſo iſt ſie für mich gegoſſen.“

„Bah! Sie ſind ein Hypochonder;“ ſprach Breitenbach.

„Gewiß nicht;“ fiel der Pole ruhig ein. „Meine Ahnung —“

„Alſo eine Ahnung!“ unterbrach ihn Jener lachend. „Hat irgend Jemand in Folge einer ſchlafloſen Nacht oder einer Indigeſtion ſich in trüber Stimmung befunden, und iſt ihm darauf etwas Unangenehmes begegnet, ſo hat er eine Ahnung gehabt, welche richtig eingetroffen iſt.“

„Ich dächte,“ ſagte der Pole auf vorige Weiſe, „ruhige Nächte erfreuten uns überhaupt nicht ſehr, und von Indigeſtionen iſt vollends nicht die Rede. Meine Ahnung iſt etwas anderer Natur. Ich habe vorige Nacht meinen Bruder, der an der Cresma blieb, geſehen, und ich weiß daher, daß ich heute falle.“

„Alſo eine Geiſtererſcheinung! — Ich hätte Sie für aufgeklärter und unbefangener gehalten;“ verſetzte Breitenbach ihn kopfſchüttelnd betrachtend.

„Sagen Sie was Sie wollen, es iſt einmal ſo;“ ſprach der Pole düſter. „Als mein älterer Bruder an der Berezina umgekommen war, hatte ich eine ähnliche Ahnung. — Wir waren drei Geſchwiſter,“ fuhr Starzinski erzählend fort; „als der Krieg gegen Rußland ausbrach, verließen wir unſere Güter in der Nähe von Wilna, und folgten freudig den Adlern, von denen wir die Herſtellung Polens hofften. Als Moskau brannte, wußten wir, was wir zu erwarten hatten. An der Berezina angekommen, verſank mein älteſter Bruder vor meinen Augen in dem Eiſe, welches wie ein gähnender Teufelsrachen ſchon Hunderte von Tapfern verſchlungen hatte. Hülferufend ſtreckte er die Hände gegen mich aus. Ach, es war das nämliche, entſetzliche Bild, welches ich die Nacht zuvor im Traume geſchaut, als in dem Schneebivouak die Ermattung den Sieg über Froſt und Hunger davon getragen hatte. — Bei dem Reitergefecht an dem Ufer der Eresma, unweit des alten Schloſſes von Coca, überfiel mich, als ich meinen zweiten Bruder an der Spitze ſeines Zuges mit gewohnter Kriegsfreudigkeit der Guerilla des Cura von Pampiegla, welche vor unſern Lanzen das Weite ſuchte, nachjagen ſah, eine Beklemmung, eine Angſt, die mir faſt lächerlich ſchien. Waren wir ja doch im Vortheil, hatten wir doch binnen wenig Wochen zwanzig hartnäckige Gefechte beſtanden, kannte ich doch meinen Euſtach als einen der tapferſten unter den Tapfern! Als die Lanzenreiter zurückkehrten, war er nicht mehr an ihrer Spitze. Eine Kugel hatte ihn in's Herz getroffen."

„Ein doppelter trauriger Zufall —" hob Breitenbach an.

„Nennen Sie es ſo! Der Dritte wird ihnen folgen;" unterbrach ihn der Pole ernſt. — „Sei dies immerhin der Fall;" fuhr er ruhig fort. „Was liegt an mir! Was an Allem! Polen iſt ja doch verloren. — Eine Mittheilung habe ich Ihnen indeß zu machen. Sie gehen in Ihr Vaterland zurück; ich wünſche, daß ſie Ihnen nützlich werden möge. Als wir den Rückzug von Moskau antraten, wußten wir was uns erwartete, wenn wir in die Hände der Ruſſen fielen. Man würde die Rebellen, die ſich dem Feinde angeſchloſſen, nach Sibirien geſendet haben. Wir rafften daher, mein jüngerer Bruder und ich, Alles was wir an Baarſchaft auftreiben konnten, zuſammen. Es betrug zehntauſend Ducaten. Euſtach mußte bei den Trümmern ſeines Corps bleiben. Ich war an der Schulter verwundet und reiſ'te allein; ich führte alſo jenes Geld in einer Blechchatoulle verſchloſſen mit mir. Wir waren Willens, wenn wir nach Frankreich gelangten, es in Renten anzulegen. Meine Reiſe ging langſam, meine Wunde erlaubte es nicht anders. Ich hatte Niemand als meinen Diener bei mir; wir fuhren auf einen kleinen Wägelchen, welches ich aus Rußland mitgebracht hatte. So gelangte ich bis über die Elbe in's Fürſtenthum N. Da auf der großen Heerſtraße das Unterkommen ſchwierig, weil dieſe mit Truppen bedeckt war, ſo wählte ich Nebenwege. In dem ehrlichen Deutſchland hatte der Verwundete, der Pole, wohl am wenigſten zu fürchten. In der Gegend von G., unweit des Harzes angelangt, mußte ich mich entſchließen, auf ein Paar Tage zu raſten. Ich hatte mich auf dem Schloſſe eines alten Landedelmannes einquartiert. Hier erkrankte ich ernſtlich; an ein Weiterreiſen war nicht zu denken, obwohl ich gern ſo bald wie möglich das Schloß verlaſſen hätte, da der Charakter des Mannes, unter deſſen Dach ich mich befand, für mich bei aller Freundlichkeit, die er mir äußerlich bezeugte, etwas Unangenehmes, ja ich kann wohl ſagen Unheimliches hatte, und ich merken konnte, daß ich ein unwillkommner Gaſt ſei. So ſehr auch ſeine Nichte, ein ſehr liebliches Kind von ſechszehn Jahren, die bei ihm lebte, und obwohl ſie mit kindlicher Sorgfalt ſein Hausweſen verſah, dennoch nur wie eine Art Aſchenbrödel von ihm behandelt wurde, für mich ſorgte, ſo hätte ich den Mann dennoch gern von meiner Gegenwart befreit, da ich einſah, daß ich ihm immer läſtiger ward, was er mir durch die Mittheilung einer Menge unangenehmer Nachrichten von der Armee, die er mir ſtets mit freudeſtrahlendem Geſichte zukommen ließ, von Tag zu Tage mehr merken ließ. Leider hatte ſich zu der Wunde, an der ich litt, ein heftiges Fieber geſellt, und der Arzt aus dem nächſten Städtchen verbot mir die Weiterreiſe durchaus. Da vernehme ich eines Tages plötzlich die Nachricht, daß Koſacken über die Elbe gekommen wären, und bis in die Gegend ſchwärmten, wo ich mich befand. Es ſchien mir nun die höchſte Zeit abzureiſen, mochte auch aus mir werden was da wolle. Ich theilte den Entſchluß meinem Wirthe mit, dieſer widerſprach jedoch zu meinem Erſtaunen, da ich geglaubt, daß er ihn mit Vergnügen vernehmen würde. „Es ſei nur ein kleiner ſtreifender Trupp, der nach ein Paar Tagen über die Elbe zurückgehe, dem ich aber am erſten in die Hände fallen könnte, wenn ich aufbräche. Daß er bis nach dem abgelegenen Orte, wo ich mich befand, kommen könne, daran ſei ohnehin nicht zu denken; eine Flucht nach einem ſichern Verſteck bis zu deſſen Abmarſch, wenn dies ja der Fall ſei noch im letzten Augenblick zu bewirken, und er wolle mit ſeinem Kopfe für meine Sicherheit haften.“ Ich ließ mich endlich zum Dableiben bewegen, da meine Krankheit ſo bedeutend war, daß ich nur auf Minuten das Bett verlaſſen konnte. Eins machte mir indeß Sorge. Es war dies der kleine Schatz, den ich bei mir führte, und der die Trümmer von meines und meines Bruders Vermögen ausmachte. Manchmal dachte ich daran, ihn dem Hausherrn zur Aufbewahrung anzuvertrauen, aber der Widerwille, das Mißtrauen, das ich nicht bemeiſtern konnte hielten mich ſtets davon ab. Eines Tages erzählt mir mein Diener, daß er einen Landmann geſprochen, der die herumſchwärmenden Koſacken mit eigenen Augen geſehen. Sie befanden ſich fünf Meilen von unſerm Aufenthalt, und zwar lag dies Städtchen auf der Route, die ich paſſiren mußte. An ein Weiterreiſen war mithin in dieſem Augenblicke, ſelbſt meine Krankheit abgerechnet, nicht zu denken. Die Feinde konnten jeden Tag in unſerm Dorfe erſcheinen. Ich wurde um meinen kleinen Schatz beſorgt; mehr meines Bruders Eigenthum wegen, als wegen meinem Antheile. Ich dachte wieder daran, ihn meinem Hauswirthe zu übergeben, aber der Mann flößte mir gar zu wenig Zutrauen ein. Sein Haß gegen unſere Sache ſchien mir ſichtbar, ſeine Vermögensverhältniſſe waren derangirt; mit einem Worte: ich verwarf dieſe Idee. Mich mit der ſchweren Chatoulle im Fall ſchleuniger Flucht zu ſchleppen war phyſiſch unmöglich, und mußte dieſe gefährden. Ich kam auf den Gedanken, ſie zu vergraben, und ſobald ich mit Sicherheit abreiſen konnte, ſie aus dem Verſteck wieder hervorzuholen. In der erſten Vollmondsnacht des Aprils ſchleiche ich mich deshalb, meine Chatoulle unter dem Arm, in den kleinen, an der Südoſtſeite gelegenen Burggarten. — Aber,“ unterbrach hier der Pole ſeine Erzählung, „es iſt, wie Sie ſpäter ſehen werden, nöthig, Ihnen das alte Schloß, das mir zum Aufenthalt diente, näher zu beſchreiben. Es war ein wahres Conglomerat alter, ſpitzgiebeliger, zum Theil im Verfall begriffener Gebäude. Ein runder Eckthurm, das älteſte jener Gebäude, deſſen knarrender Wetterfahne ich manchmal ſtundenlang auf meinem Schmerzenslager lauſchte, befand ſich gegen Süden. Dicht neben ihm ſtand ein großer Birnbaum, der einen verdorrten Aſt nach Weſten ſtreckte. Auf dieſer Seite war zu ebener Erde mein Wohnzimmer. Ich blickte hier in ein kleines Gärtchen, in welchem ſich eine Jelängerjelieber-Laube befand. Es war ſelbſt für einen Kranken wie ich, leicht, aus meinem Zimmer in das Gärtchen zu gelangen, da die Mauer hier einen kleinen Vorſprung hatte, der faſt eine Stufe bildete, von der man in den Garten hinabſteigen konnte. Das Gärtchen ſelbſt war mit einer mannshohen Mauer umgeben, ward faſt von Niemand beſucht, und trug den Charakter der tiefſten Einſamkeit. Schloß und Garten waren, wie dies in Deutſchland oft der Fall iſt, mit einem tiefen, mit Waſſer gefüllten Wallgraben umgeben, über den vorn eine Brücke, hinten ein ſchmaler Steg, und von dort ein Fußpfad in den nahen Wald führte. — Wie ich Ihnen bereits geſagt, begab ich mich Nachts in den kleinen Garten, und vergrub hier, dicht an einem weißen Roſenſtrauch, meinen Schatz. Damit ich jedenfalls ihn ſogleich wiederfinden konnte, merkte ich mir die Stelle dadurch, daß, wenn ich in den Eingang der Laube trat, der Roſenſtrauch, der dürre Aſt des Baumes, und die Wetterfahne des Thurmes, ſich in einer und derſelben Linie befanden. — Ich bitte, daß Sie genau dieſe Zeichnung merken. — So vergingen einige Tage. Der Hausherr war den letzten derſelben abweſend. Wie er mir ſagte, hatte er ein nöthiges Geſchäft im nächſten Städtchen zu beſorgen. Gegen Abend kehrte er zurück. Er kam auf mein Zimmer, und redete mir zu, ein Paar Gläſer Champagner mit ihm zu trinken. Ich ſchlug ſie aus, da mir ſolche ſchaden mußten, dies ſchien ihn verdrüßlich zu ſtimmen, und er verließ mich nach kaltem Abſchiede. Zu meinem Erſtaunen fand ich dieſen Abend, daß mein Diener, ein ſonſt ſehr nüchterner Menſch, total betrunken war; ich ſendete ihn zu Bett, und beſchloß ihm den folgenden Tag einen tüchtigen Verweis zu geben. Der Aerger über dieſen Vorfall ließ mich nicht ſchlafen, es war bereits Mitternacht vorüber, ich ſtand von meinem Lager auf, und zog meine Kleider an, weil es kühl im Zimmer war. Ich trete zufällig an das Fenſter, und bemerke Licht in dem Zimmer des Barons, der in der Nähe des Eckthurmes logirte. Dies fällt mir auf. Wie mechaniſch öffne ich das Fenſter. In dieſem Moment höre ich den Hufſchlag einer Anzahl Pferde, jenes Licht verſchwindet eilig. Eine ſonderbare Empfindung überfiel mich, ich öffne das Fenſter bald, bald ſchließe ich es. Plötzlich vernehme ich eilige Fußtritte und gleich darauf ein leiſes aber haſtiges Klopfen an meiner Thür. ‚Oeffnen Sie! Um Gotteswillen, öffnen Sie!‘ ruft eine leiſe Stimme; es war die Stimme Mathildens. Ich öffne die Thür. ‚Fort! Fort! Die Koſacken!‘ ruft das Mädchen athemlos. Ich ſpringe nach Mütze und Säbel. ‚Noch iſt es Zeit, aber nur wenige Augenblicke!‘

ſagt das Mädchen haſtig. ‚Folgen Sie mir. Ich führe Sie durch das Souterrain zu dem kleinen Pförtchen hinaus. Sie eilen über den Steg, und fort in den Wald.‘ Mit dieſen Worten faßt ſie mich bei der Hand und reißt mich in den Korridor, nachdem ſie mein Zimmer verſchloſſen, und den Schlüſſel zu ſich geſteckt. ‚Aber, wo iſt mein Diener?‘ rufe ich jetzt. ‚Ich gehe nicht ohne ihn.‘ — ‚Nichts von dieſem. Er iſt ſinnlos betrunken; ich glaube der Onkel —‘ ſtammelte Mathilde. Jetzt geht mir ein furchtbares Licht auf. ‚Sollte es möglich ſein!‘ ſage ich entſetzt. ‚Es iſt! — Es iſt! — Aber fort um Gotteswillen!‘ erwiedert das Mädchen. So eilen wir im ſchnellſten Schritt durch die Souterrains, gelangen an die Hinterpforte. ‚Gott ſei gelobt, noch iſt der Weg frei!‘ ruft Mathilde. ‚Jetzt eilen Sie, und Gott möge Sie geleiten!‘ Noch ein Händedruck, ein Dank, und ich ſtürze fort über den Steg, hinaus in die Nacht, in das Dickicht des Waldes.“ — —

„Wie? Der Baron —“ fiel Breitenbach ein.

„Es iſt kein Zweifel! Er hatte mich verrathen, hatte die Koſacken ſelbſt geholt;“ erwiederte Starzinski.

„Und Ihr Diener? Ihr Schatz?“ fragte Jener.

„Ich habe nie wieder etwas von Beiden gehört;“ fuhr der Pole fort. „Der Krieg begann von Neuem. Wir gelangten nicht mehr in jene Gegend. Bald darauf ging ich mit Verſtärkungen nach Spanien.“

„Ach, jetzt kann ich mir denken, was Sie mit der Mittheilung, die Sie mir ſo eben machten, beabſichtigen;“ fiel Breitenbach lebhaft ein. „Ich gehe nach Deutſchland zurück. Sie wünſchen, daß ich Nachforſchungen halte. Seien Sie verſichert, daß ich, ſobald die Zeitverhältniſſe es erlauben, dieſe auf's Gründlichſte anſtellen, und Ihnen zu Ihrem Eigenthum zu verhelfen ſuchen werde. Dazu habe ich aber eine Vollmacht nöthig —“

„Für dieſe iſt geſorgt! Hier iſt ſie!“ ſprach Starzinski, ein beſiegeltes Papier aus einem Portefeuille nehmend, und es Jenem übergebend.

„Was? — Baron Steinrück?“ rief Breitenbach erſtaunt.

„Kennen Sie ihn?“ fragte Starzinski.

„Allerdings! Er iſt ein Verwandter von mir, aber — leider muß ich zugeben, daß, wie ich ihn kenne, ich ſeinen Verrath für **möglich** halte. Aber was?" rief Breitenbach, nachdem er noch einen Blick in das Papier geworfen. „Eine Schenkung? Unmöglich! — Davon kann, was mich anlangt, keine Rede ſein. Sie ſind jung, ſtehen in der Blüthe des Lebens —"

„Nun wohl!" unterbrach ihn Starzinski. „Lebe ich, wenn das Geld in ihren Händen iſt, ſo gehört es mir, wenn nicht — Ihnen und Mathilden."

Dies hätten Sie aber durchaus auf dem Papier bemerken müſſen;" verſetzte Breitenbach. „Ich kann ſterben, ehe das Geld in Ihre Hand gelangt, ich habe Geſchwiſter; wenn ich auch dieſe von Allem unterrichte —"

„Laſſen wir alle unnütze: Wenn und Aber!" unterbrach ihn der Pole. „Dieſe werden ſich noch heute vielleicht als überflüſſig ergeben haben. Vor Allem bewahren Sie das Papier wohl, und merken Sie ſich meine Schilderung der Localität." —

In dieſem Augenblicke erhob ſich im entfernteſten Theile des wild durch einandergefahrnen Convois ein ſtarkes Getümmel. Rufen, Fluchen, Gelächter, ertönte wild durcheinander. Gleich darauf wirbelte eine Trommel. Der Adjutant des Generals A. kam herbeigejagt.

„Laſſen Sie aufſitzen, und ſetzen Sie ſich mit der Tête in Marſch!“ rief er Starzinski zu. „Sie, Mr. Breitenbach, ſollen einen Zug zur Deckung der Wagen mit den Lebensmitteln geben. — Dieſe verdammten Italiener haben ſich betrunken, und ein Paar Brodwagen geplündert.“

„Wir ſprechen über die bewußte Angelegenheit in Mondragon weiter!“ ſagte Breitenbach raſch zu Starzinski. „Ich will den Auftrag treu ausrichten, aber — von einer Schenkung darf nichts dabei ſein.“

„Es bleibt wie ich geſagt!“ erwiederte Starzinski ernſt. „Ich habe Niemand auf der weiten Erde, der mir nahe ſteht. Sie waren mein Gefährte in zehn Gefechten, Sie ſind mein Freund, jenes Mädchen war meine Retterin. — Doch fort! Uns ruft die Pflicht!“

Der Pole ließ jetzt ſeine Lanciers aufſitzen, und die Tête der Kolonne ſetzte ſich in Marſch. Breitenbach eilte zu ſeinen Leuten, und führte einen Zug derſelben zu den Wagen. Er traf den General tobend und lärmend, den Offizieren der Italiener mit Arreſt und Kriegsgericht drohend, und die Mehrzahl ihrer Mannſchaft betrunken. Ein donnerndes: ‚Fällt's Gewehr!' war hinreichend, die letzten herumwankenden Trunkenbolde von den Wagen, und in ihre Glieder zu ſcheuchen, und bald war der ungeheure Wagenzug wieder in Bewegung. Wie bereits bemerkt, ſchlängelte ſich die Straße in den mannigfachſten Windungen abwärts. Breitenbach befand ſich wieder an der Spitze des erſten Zuges, unweit der Kolonne der Gefangenen, die rechts und links, von einer geringen Mannſchaft eskortirt, in Mitte einer Anzahl mit Verwundeten beladener Karren marſchirte, als ein Lancier raſch vorüberjagend nach dem General fragte. Letzterer kam eben vorgeſprengt. „Qu'est ce qu'il y a?" fragte er mürriſch.

„Cavallerie, etwa hundert Mann ſtark, ſchweift in der Ebene;" rapportirte der Reiter.

„Halten Sie darauf, daß dichtauf geſchloſſen wird, und die Kolonne den Marſch beſchleunigt!" rief General X. ſeinem Adjutanten zu. „Wir müſſen eilen, daß wir in die Ebene kommen."

Der General ſprach noch ein Paar leiſe Worte zu dem Offizier, ſprengte dann nach der Arrieregarde, und während der Zug ſich wie ein langes Band das Plateau von Salinas herabſchlängelte, ſah man einige Seitenpatrouillen der Italiener rechts in das von Büſchen und Defileen durchſchnittene Gelände hinabſteigen. Kaum waren dieſe den Blicken entſchwunden, als zwei bis drei Schüſſe fielen, denen plötzlich ein rollendes Gewehrfeuer vom Ende des Zuges her folgte

„Die Arrieregarde iſt angegriffen!“ rief Breitenbach dem jungen Offizier zu, der die Escorte der Gefangenen befehligte. „In dieſem Terrain können wir freilich nicht anhalten, aber laſſen Sie Feuer auf Jeden geben, der aus dem Gliede tritt.“

Ein furchtbarer Tumult entſtand jetzt. Fuhrwerke der verſchiedenſten Art brachen aus dem Zuge und ſuchten vorwärts zu kommen. Im erſten Moment konnte der Deutſche nicht begreifen, was dieſen paniſchen Schrecken errege, aber bald ward es ihm klar. Aus allen Ravins zur Rechten und Linken erhob ſich ein knatterndes Gewehrfeuer. Starke feindliche Trupps hatten in dem durchſchnittenen Terrain verſteckt gelegen. Auf allen Hügeln, zu beiden

Seiten, zeigten ſich ſtarke heraneilende Schaaren. Wo es der Boden erlaubte, brachen ſelbſt kleine Cavallerietrupps vor, oder ſetzten durch Hecken und Gräben. Der Tumult, die Unordnung in dem Zuge, ward immer ſtärker. Das Rollen des Gewehrfeuers bei der Arrieregarde nahm zu, endlich knatterte es längs des ganzen Zuges. Plötzlich ſtürzten, unter furchtbarem Geſchrei, die Feinde von allen Seiten auf die Kolonne. Mit dem Rufe: „**Vencer ó morir! Adelante, Españoles!**“ brach ein Mann in ſchwarzem Prieſterrocke, einen doppelaufgekrempten Schiffhut auf dem Kopfe, den hochgeſchwungenen Säbel in der Fauſt, an der Spitze eines kleinen Reitertrupps zuerſt in den Zug.

„**El cura de Pampliega!**“ rief einer der gefangenen Offiziere.

„Schweigen Sie, Señor, oder ich ſtoße Ihnen den Degen in den Leib!“ rief Breitenbach, ihn am Arme faſſend, und auf ſeinen Platz zurückdrängend.

Der Ruf hatte indeß ſeine Wirkung gethan. Der Name des gefürchteten Prieſters von Pampliega war dem Marketendertroß ein Schreckensruf, den Gefangenen eine Loſung zur Befreiung. Mit dem Rufe: „Viva Fernando septimo!“ warfen die Letztern ſich auf die ſchwache Escorte, und dieſe war, obgleich Breitenbach ihr mit ſeiner Mannſchaft zu Hülfe eilte, in wenig Secunden überwältigt. Der Schrecken ward jetzt allgemein. Er gewann die äußerſte Höhe, als der Ruf: „Rette ſich, wer kann! Die Italiener ſind auseinander geſprengt!“ an zehn Orten zugleich ertönte. Alle Mühe, die ſich der Deutſche gab, noch einige Ordnung zu erhalten, war umſonſt. Wild ſtürzten die Wagen, ſtürzten Freund und Feind durcheinander; es entſtand an manchen Orten ein Kampf von Mann gegen Mann. Wie ein großer Schiffbruch ergoſſen ſich die Trümmer des Zuges in die Ebene, und Breitenbachmußte es für ein Glück anſehen, daß er, ohne daß ſeine Mannſchaft zerſprengt, oder von den Rädern der bergabſtürzenden Wagen zermalmt wurde, ſich durch einen ſtarken Trupp Feinde, mit dem Bajonnet einen Weg bahnend, im Thale ankam.

Hier befand ſich bereits General A. Er war beſchäftigt, die Fahrzeuge, die ſich gerettet hatten, in ein Viereck zuſammenfahren zu laſſen, und Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Breitenbach eilte treulich ihm beizuſtehen, und bald kam man dahin, den Feind, wenn er Luſt hätte, den Angriff zu wiederholen, ſeine Kühnheit theuer bezahlen zu laſſen. Dies ſchien jedoch nicht in der Abſicht der Spanier zu liegen. Man ſah, wie ſie auf den Höhen die Unglücklichen, die in ihre Hand gefallen waren, kaltblütig niederſtießen, und die Wagen in einzelnen Zügen in die Gebirge führten. Nur etwa hundert bis hundertfunfzig Reiter galoppirten noch, gleichſam beobachtend, in der Ebene umher. —

„Nehmen Sie Revange, Mr. Starzinski!“ rief General A. dem Polen zu. „In der Ebene ſind wir Meiſter gegen vierfache Uebermacht.“

In zwei Minuten trabten die Polen raſch über das Blachfeld. Schon jagten die Guerillareiter in wilder Flucht den Bergen zu, als eine Schwadron Spanier, in geſchloſſener Ordnung, einen Hügel herabkam, um den Brüdern beizuſtehen.

„Das iſt Mina mit ſeinen Reitern. Ein Anderer würde den Angriff nicht wagen!“ rief General A.

Von beiden Seiten ertönten jetzt die Trompetenſignale zum Galopp, bald darauf die Fanfare zum Einhauen. Mit seltener Kühnheit ſtürzten die Spanier auf ihren brauſenden Hengſten heran, furchtbar war der Zuſammenſtoß, aber nach einem Getümmel von zwei Minuten, wendete ſich der Feind zur wilden Flucht, verfolgt von den Lanciers, deren Lanzenfähnchen man bald hinter ein Paar vorliegenden Hügeln verſchwinden ſah.

Da weit und breit nichts mehr vom Feinde zu ſehen war, ſetzte ſich die, bis auf ein Drittheil zuſammengeſchmolzene Trainkolonne, langſam in Marſch. Die verſprengten Italiener, die nicht auf der Flucht von den Spaniern niedergeſtochen worden waren, ſammelten ſich unter allen Drohungen und Scheltworten, die General A. in franzöſiſcher und ſpaniſcher Sprache aufbringen konnte, und wozu er um ſo aufgelegter war, als die beiden ihn begleitenden Damen, vor Allem aber das Gepäck, das ihm am meiſten am Herzen zu liegen ſchien, in die Gewalt des Feindes gerathen waren. Eine halbe Stunde mochte ſo vergangen ſein. Mondragon erſchien immer deutlicher. Man ſah bereits die einzelnen Gebäude, vorzüglich das große Kloſter, und die kaum zweihundert Schritt von dem Thore entfernte, auf einem Hügel liegende Einſiedelei, als die Polen von der Verfolgung des Feindes zurückkehrten. Sie führten ein Paar Wagen, die ſie den Spaniern wieder abgenommen hatten, in ihrer Mitte.

„Wo iſt Euer Lieutenant?“ fragte Breitenbach ängſtlich den heranſprengenden Wachtmeiſter der Lanciers.

Dieſer zeigte traurig auf einen der Karren.

„Was? — Verwundet?“ rief der Fragende.

„Todt!“ entgegnete Jener. „Er wurde beim Verfolgen der Feinde von einer Kugel durch's Herz getroffen.“ —

Breitenbach war wie verſteinert. — Er hatte in kurzer Friſt mehrere Freunde an ſeiner Seite fallen ſehen, ein im Kriege allzugewöhnlicher Fall, als daß er auf ihn nicht vorbereitet geweſen wäre; aber die Ahnung, welche der Gefallene gehabt, die Sicherheit, mit der er es vorausgeſagt, die beſondern Umſtände, unter denen Alles ſich ereignet hatte, waren es, die ihn auf's Aeußerſte ergriffen. — In Mondragon angekommen, eilte er, dem Freunde eine Ruheſtätte in geweihter Erde, ein Grab, von dem nicht zu befürchten ſtand, daß die Hand der Rache es aufwühlen, und den Todten aus ſeiner letzten Wohnung reißen werde, zu verſchaffen. Am Abende deſſelben Tages ward er zwiſchen den beiden alten Cypreſſen, die auf einem Hügel, dem Eingange des Friedhofs gegenüber, ſtehen, beſtattet. Mancher benarbte Krieger, dem der früh Geſchiedene durch die Sanftheit ſeiner Sitten, wie durch ſeinen Muth lieb geworden, weihte dem wackern Jünglinge eine Thräne. Erſt jenſeits der Bidaſſoa, zu Bayonne, als die Gefährten des Zuges ſich nach allen Richtungen zerſtreut hatten, las Breitenbach das von dem Freunde erhaltene Papier genauer. Es war in den klarſten Worten abgefaßt, und beſagte, „daß eine Chatoulle mit zehntauſend Ducaten, die das Privateigenthum des Verſtorbenen geweſen, ſobald ſie an dem von ihm bezeichneten Orte aufgefunden würde, dem Lieutenant Eugen von Breitenbach und dem Fräulein Mathilde von Steinrück zu gleichen Theilen gehören, dieſe aber gehalten ſein ſollten, ſeinem ehemaligen Diener, deſſen Name beigefügt war, nach Gutdünken ein Geſchenk zu machen, falls ſolcher noch am Leben ſei und aufgefunden werden könne.“ — —

Breitenbach war noch nicht in Deutſchland angelangt, als er durch die Zeitungen Nachrichten aus dem Vaterlande empfing. Die Schlacht von Leipzig war geſchlagen worden, ſie hatte der politiſchen Lage des Letztern eine andere Wendung gegeben. Er eilte deshalb ſo ſchnell wie möglich nach der Heimath zu gelangen, und es glückte ihn über den Rhein zu kommen, ohne von den Franzoſen zurückgehalten zu werden, obwohl ſein Souverain ſich bereits für die deutſche Sache zu erklären bereit war. An eine Reiſe in das Fürſtenthum N. war vor der Hand nicht zu denken. So wie der junge Mann von der Wunde, die er im Arm empfangen hatte, gänzlich wieder hergeſtellt war, eilte er zur Armee, die eben im Begriff war, in Frankreich einzurücken, und focht in allen Schlachten, die dem Pariſer Frieden vorangingen. Die Rückkehr Napoleons von Elba, der neue Ausbruch des Krieges im Jahre 1815, vereitelte auch jetzt noch ſeinen Vorſatz, nach dem mittleren Deutſchland zu reiſen. Erſt im Jahre 1816 ſah er dieſen in Erfüllung gehen, und es war bereits in der Mitte des Jahres, ehe er ſich nach dem erſehnten Ziele auf den Weg machen konnte. Oft ſchon hatte er ſich nach der Perſönlichkeit des Verwandten, den er aufſuchen wollte, und den er bis dahin noch nie geſehen, erkundigt, er hatte indeß nur ſehr oberflächliche und allgemeine Nachrichten einziehen können; dieſe lauteten überdem nicht beſonders erbaulich. Wie er auch ſonſt ſchon vernahm, war der Baron in früheren Jahren ein Bonvivant geweſen, der einen Theil ſeines Lebens in den Bädern beim Spiel zugebracht. Seine Frau, mit der er nicht glücklich gelebt, hatte er früh verloren. Mehrere ihm zugehörige Güter hatte er nach und nach veräußert, und nur das Stammgut übrig behalten. Durch allerhand abenteuerliche Speculationen der verſchiedenſten Art, war er indeß auch hier immer mehr in ſeinen Verhältniſſen zurückgekommen, und er lebte nun mit einer armen Verwandtin, die ſein Hausweſen beſorgte, gänzlich zurückgezogen, und ohne mit einem ſeiner, ohnehin wenig zahlreichen Nachbarn irgend eine Gemeinſchaft zu pflegen. —

Es war im Juli des oben genannten Jahres, als Breitenbach ſich in der Nähe des Wohnortes des

Barons befand. Der Ort beſtand nur aus vierzig bis funfzig Häuſern, und das Schloß lag am Ende deſſelben, kaum zwei hundert Schritte von einem Buchenwalde entfernt, der ſich einen Bergrücken hinaufzog, und von dort in anmuthige, ſchattenreiche Thalgründe wieder hinabzuſenken ſchien. Ein alter Jäger kam eben querfeldein aus dem Holze gezogen, er ſchlug den Weg ein, auf dem der junge Mann langſam daherritt. Breitenbach beſchloß ſich mit ihm in ein Geſpräch einzulaſſen. Er fragte den Waidmann: ob der Baron daheim ſei, und ob er in deſſen Dienſten ſtehe? Beides bejahte der Alte.

„Der Herr hat gewiß die Abſicht, unſer Gut zu kaufen?“ fragte der Jäger mit der Neugier und Geſchwätzigkeit, die alten Domeſtiquen oft eigen ſind. „Es ſind ſchon mehrere Herren hier geweſen, welche dieſelben Gedanken hegten, denn das Gut iſt nicht ſchlecht, und der Forſt zieht die Käufer an. Herrliche Stämme, Herr, ſind drinn! Ich ſetze etwas darein ſie den Fremden zu zeigen, denn ich habe ſie zum größten Theile ſelbſt gepflanzt und aufgezogen. Nimmermehr hätte ich noch vor Jahr und Tag geglaubt, daß ein neuer Beſitzer nach Steinrück kommen würde, ich hätte mich ſonſt nicht ſo aus allen Kräften gegen das Niederſchlagen des alten Forſtes geſtemmt.“

„Hatte der Baron dieſe Abſicht?“ fragte Breitenbach, mehr um den Alten in ein tiefer eingehendes Geſpräch zu verwickeln, als daß er an dem Geſchick des Forſtes eine ſo große Theilnahme hätte hegen ſollen.

„Freilich, Herr!“ erwiederte der Jäger lebhaft. „Der Herr brauchte Geld, viel Geld, und da wären die alten Buchen und Eichen eben ſo gut in rothen, grauen und blauen Dünſten zu dem Schornſteine, den Sie da aus der Mauer des großen Eckthurmes ragen ſehen, hinausgeflogen, wie ich ganze Güter habe hinausfliegen ſehen.“

„Ganze Güter? Aus dem Schornſteine?“ ſprach Breitenbach lachend.

„Hm, ich ſpreche da figürlich, wie ſich Fräulein Mathilde auszudrücken pflegt;“ verſetzte der Alte gleichfalls lächelnd. „Ich hätte eben ſo gut ſagen können, die Güter wären als Karten ausgeſpielt, als Pferde todtgeritten worden, oder auf andere Weiſe an den dritten Mann gekommen.“

„Aber aus dem Schornſteine, beſter Herr Förſter! — Ich geſtehe, daß ich Ihre etwas gewagte Figürlichkeit nicht recht gefaßt habe;“ ſagte Jener.

„Glaub's ſchon! Die Liebhabereien der vornehmen Leute ſind ſo mannigfach und ſeltſam, daß ſie ſchwer zu kapiren ſind;“ verſetzte der Jäger, jedoch von dem Förſtertitel ſichtlich geſchmeichelt. „Ich ſollte eigentlich nicht davon reden, da der Baron doch gegenwärtig noch meine Herrſchaft iſt, indeß iſt es ja eine Sache, bekannt wie die Form der Eicheln und Buchecken, und die ganze Gegend iſt davon unterrichtet. — Sehen Sie, lieber Herr, der Baron war in ſeiner Jugend gar ein munterer Herr, der mit Freuden verthat, was ſein Vater mit Sorgen geſammelt. Er hatte viele Liebhabereien. Bald waren es Bücher, bald Pferde, bald Hunde, bald Gemälde, bald Karten — auch Mädchen, wie ich mir habe ſagen laſſen; — ſeit ich indeß in ſeinem Dienſt veraltete, iſt er auch ſchon zu Jahren gekommen, jene Dinge waren bei Seite gelegt worden, und — die Goldmacherei kam an die Reihe. Fremde, Engländer und Italiener, reiſ'ten ab und zu, und das war eben die Periode, wo die Güter in rothem und violblauem Rauche dort aus dem Schornſteine flogen.“

„Und jetzt? Beſchäftigt ſich der Baron noch mit der Alchymie?“ fragte Breitenbach.

„Nein, das nicht! Das iſt ſchon lange vorbei;“ erwiederte der Jäger. „Die Leute haben ganz andere, ganz abſonderliche Meinungen — aber ich denke, es iſt beſſer, man ſpricht nicht darüber.“

„Aber, warum nicht, Herr Förſter? Ein geſcheiter und erfahrner Mann wie Sie, welcher im Stande iſt, ſeine eigenen Beobachtungen zu machen, kann dann wohl die Meinungen der Leute berichtigen;“ ſagte Breitenbach zu dem, die Schmeichelei mit vielem Wohlgefallen Aufnehmenden.

„Der Herr ſind allzugütig;“ verſetzte er. „Nun ja, ein guter Jagdhund bleibt auf der Haſenfährte, wenn auch ein Rehbock dieſe gekreuzt hätte; ich habe ſo meine eigenen Gedanken. Die Leute ſagen, der Herr treibe ſchwarze Kunſt, oder vielmehr Teufelsbannerei dort in dem Eckthurme, der an ſeine Zimmer ſtößt, und der ſonſt ſein Laboratorium war, ich aber ſehe die Sache mit einem aufgeklärten Auge an, ich meine, es iſt ſeit einiger Zeit hier“ — er zeigte auf die Stirn — „mit dem Herrn nicht recht richtig.“

„Und was haben Sie für einen Grund für Ihre Meinung, die von der der Leute ſich freilich auf eine ſehr vernünftige Weiſe unterſcheidet?“ fragte der junge Mann.

„Hm! Der Herr hat ſeit zwei Jahren ein ſehr abſonderliches Betragen angenommen. Er iſt, ſo zu ſagen, ganz menſchenſcheu geworden, und ſieht dabei recht krank und elend aus. Bei Tage ſchläft er viel, aber zur Nachtszeit iſt er ganz munter, er geht dann in ſeinen Zimmern, die hell erleuchtet ſein müſſen, auf und ab, und die Leute behaupten, er habe da mit Geiſtern Zuſammenkünfte.“

„Poſſen!“ fiel Breitenbach ein.

„Das ſage ich auch! Eitel dummes Zeug;“ fuhr der Jäger mit weiſer Miene fort. „Ich habe in meinem Leben keinen Geiſt geſehen, obwohl ich zu jeder Stunde der Nacht auf Kreuzwegen und dergleichen Orten, wo, wie ſie ſagen, es umgeht, geſtanden, und auf Holzdiebe gelauert habe. Bei alledem aber iſt es ſonderbar, daß man den Herrn manchmal in ſeinem Zimmer zur Nachtszeit laute Geſpräche halten hört, obwohl er ganz allein iſt.“

„Das wäre der Henker! — Mit wem ſpricht er denn?“ fragte der junge Offizier.

„Mit dem Teufel, ſagen die Leute, ich aber denke, er ſpricht mit ſich ſelber, und meine eben deshalb, es ſei im Oberſtübchen nicht mit ihm richtig, denn ich bin in meinem Leben nie in der Nacht herumgelaufen, wenn ich hätte im Bette liegen können — leider geſtatten es die Holzdiebe nicht übermäßig —, mit mir geſprochen aber habe ich niemals, es müßte denn geweſen ſein, daß ich ein Gläschen Kümmel mehr, als mir dienlich, getrunken hätte.“

„Weiß man denn, was er ſpricht?“ fragte Breitenbach.

„Durchaus nicht! — Fräulein Mathilde ſchließt ſtets die Thür, die nach jenem Theil des Schloſſes führt; aber iſt man unter ſeinen Fenſtern, ſo hört man ſeine Stimme, ohne die Worte unterſcheiden zu können.“

„Sonderbar!“ verſetzte Breitenbach; „ſein ſonſtiges Benehmen —“

„Iſt das wie anderer vornehmer Leute, die mit ſich, mit der Welt und mit dem Gelde fertig ſind;“ fiel der Jäger ein. „Er iſt verdrüßlich, rauh, auffahrend. Die Fliege an der Wand ärgert ihn, und Fräulein Mathildchen hat etwas bei ihm auszuſtehen.“

„Und wie iſt denn das Fräulein?“ fragte der junge Mann mit gleichgültigem Tone.

„Das iſt ein Engel, Herr!“ ſagte Jener mit Wärme. „Gut, liebevoll, freundlich iſt ſie gegen Jedermann; daß ſie es aber auch ſtets gegen den Baron iſt, deſſen Launen ſie mit bewunderswürdiger Geduld erträgt, das iſt ihr am meiſten anzurechnen. Mich wundert nur, daß ſie dem alten Schloſſe nicht längſt den Rücken gekehrt hat, und anders wohin gegangen iſt; beſſer träfe ſie es überall.“

„Sie wird arm und unſchön ſein!“ bemerkte Jener.

„Arm? Ja;“ verſetzte der Waidmann. „Aber ſie iſt ſo geſchickt, daß eine Gutswirthſchaft einen wahren Schatz an ihr beſitzt, und ſie nur ein Wort zu ſagen brauchte, um auf jedem Schloſſe drei

Meilen in der Runde mit Freuden aufgenommen zu werden. Und unſchön? Nun, ich denke Sie werden ſchon manches hübſche Mädchen geſehen haben, aber gewiß wenige, die hübſcher geweſen wären, als Fräulein Mathilde."

„Und dennoch bleibt ſie in der ſo unangenehmen Lage?" ſagte Breitenbach. „Aber freilich," ſetzte er hinzu, „ſie iſt vielleicht einmal die Erbin des Barons."

„Bah! Es iſt die Frage, ob es einmal ſo viel zu erben giebt, als ein Kienapfel werth iſt!" meinte Jener. „Nein, Herr, es iſt die Herzensgüte des Fräuleins, die ſie hier zurückhält. Wäre Fräulein Mathilde nicht, ſo wären wir längſt Alle unſers Weges gegangen. Nur ſo lange als ſie hier waltet, und ſo lange nicht die Axt an die Stämme der alten Buchen kommt, bleibe ich in dem alten, unheimlichen Geniſte dort."

Breitenbach und ſein Begleiter waren eben am Anfang des Dorfes angekommen. Es dunkelte zwar ſchon, aber ſo viel konnte man ſehen, daß die Hütten der Landleute ziemlich dürftig ausſahen. Nach wenigen Minuten paſſirten die Beiden das Thorhaus, welches in den, bereits vom Monde beleuchteten Schloßhof führte.

„Wie ſoll ich Sie melden, mein Herr?“ fragte der Jäger.

„Als den Lieutenant von Breitenbach, einen Verwandten des Barons, der ſich ein Nachtlager ausbittet;“ entgegnete der Gefragte.

„Ein Verwandter?“ verſetzte der Alte etwas betroffen. „Ei, dann — dann verzeihen Sie wohl, was ich vorhin — der Herr Baron iſt ſonſt, einige Abſonderlichkeiten abgerechnet — Lieber Gott, wer hat nicht welche! — ein ſehr lieber, guter, gnädiger Herr.“

„Schon gut! Schon gut!“ erwiederte Breitenbach lachend. „Von mir erfährt er keine Sylbe.“

Noch ganz betroffen über ſeine vorlauten Mittheilungen, ging der Jäger in’s Schloß, und Breitenbach hatte Zeit ſich nach allen Seiten umzublicken, da Niemand in der Nähe war, dem er ſein Roß hätte anvertrauen können.

Die Umgebung war ganz ſo, wie Starzinski ſie ihm in Spanien an ſeinem Todestage beſchrieben hatte. Von einem Walle, über den eine breite, ſteinerne Brücke, und an der Gartenſeite ein ſchmaler, hölzerner Steg führte, umgeben, lag das Schloß, ein Haufen ziemlich baufälliger Gebäude, die verſchiedenen Jahrhunderten angehörten, von einem großen runden Eckthurme überragt. Zwiſchen Schloß und Wall, auf der Südſeite, befand ſich ein, von einer etwa mannshohen Mauer umgebenes, ſchmales Gärtchen, aus dem die blätterreiche Kuppel einer Laube, und ein Paar Schritte weiter ein alter Birnbaum ſich erhoben.

„Dort! Dort liegt der Schatz des armen Starzinski;“ ſagte Breitenbach zu ſich ſelbſt, und er mußte faſt über ſich lächeln, als er, ſo wenig geldgierig er ſonſt auch war, ſein Herz ſtärker pochen fühlte.

Da der Jäger ziemlich lange ausblieb, ſo hatte der junge Mann Zeit genug, ſich nach allen Seiten umzublicken. Die Gebäude, welche den weiten Wirthſchaftshof einſchloſſen, waren mehr oder minder baufällig, was man aus den ſchiefen, überhängenden Giebeln ſchließen konnte, die Ackergeräthe und Wagen lagen und ſtanden in Unordnung umher, man konnte bemerken, daß die Landwirthſchaft des

Gutes eben nicht ſchwunghaft geführt ward. Das Ganze trug den Charakter der Mangelhaftigkeit und Verödung.

Lange hatte Breitenbach gewartet, als der Jäger wieder zurückkehrte.

„Es wird dem gnädigen Herrn angenehm ſein, Sie bei ſich zu ſehen!“ ſagte der Alte. „Ich bitte um Ihren Gaul, und werde ſolchen unterbringen.“

Breitenbach ſtieg ab und begab ſich über die Brücke in das Schloß. Ein Diener, in ziemlich ſchäbiger Livrée, erwartete ihn hier mit einem Lichte in der Hand. Es war ein weiter Flur, und ein langer Gang, den Beide durchſchritten. Die Wände mochten ſeit langer Zeit nicht geweißt worden ſein, aber verſchiedene Haus- und Wirthſchaftsgeräthe, die man ſah, erſchienen höchſt nett und reinlich, und waren in großer Ordnung aufgeſtellt. Der alte Diener öffnete endlich eine dunkle, von der Zeit gebräunte Stubenthür, und der junge Mann trat in ein weites Gemach, in deſſen Mitte ein Tiſchchen mit zwei Couverts von blendender Weiße gedeckt war. Das Zimmer zeigte nur wenige Meubles, welche veraltet waren, aber wie man aus den Verzierungen ſah, einſt ziemlich viel gekoſtet haben mochten. Auf dem Tiſche brannte ein einziges Licht; es ließ einige an der Wand hängende Familiengemälde, Männer mit Alongenperücken, und Damen in Reifröcken, ſo wie über dem Kamin das, in Stuckatur ausgeführte Familienwappen, erkennen. Hätte nicht in einer Ecke des Zimmers eine ganz moderne Harfe gelehnt, man hätte ſich in einem Gemache des vorigen Jahrhunderts geglaubt. Breitenbach hatte kaum ſo viel Zeit gehabt, ſich rings umzublicken, als ſich die Thür des Nebengemachs aufthat, und ein ältlicher Mann, von etwas gebückter Geſtalt, heraustrat. In ſeinem Leben hatte Breitenbach in kein Geſicht geblickt, welches ihm düſterer als dieſes erſchienen wäre. Die trüben, von dunkeln buſchigen Brauen beſchatteten Augen, lagen tief in ihren Höhlen, und ihr Blick hatte etwas Unſtätes, Verworrenes. Die Geſtalt des Mannes, vorzüglich aber ſeine erdfahlen Züge, waren abgemagert, ſeine Kleidung eben nicht ärmlich, aber einfach. Der Anſtand des Eintretenden war der eines Mannes von Stande.

„Es iſt mir angenehm, Sie für dieſe Nacht als

Gaſt in meinem Hauſe zu wiſſen;“ ſagte er mit einem kalt höflichen Tone, aber mit einer Miene, die ſeinen Worten direct widerſprach. „Irre ich nicht, ſo meldete Sie mir mein Jäger als einen Verwandten. — Darf ich nochmals um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Eugen von Breitenbach. Meine Mutter war die Tochter des Bruders Ihres Herrn Vaters;“ erwiederte der Jüngling etwas betroffen.

„Ja, ich glaube, es iſt ſo. — Mich dünkt, ich hätte etwas davon gehört. — Ganz recht! Eine von Breitenbach war mit uns verwandt. — Georg! Lege ein Couvert für den Herrn auf;“ ſagte der Baron zu dem alten Diener, der ſich in dem Zimmer zu ſchaffen machte.

Breitenbach ward über den eben nicht allzu vetterlichen Empfang immer betroffener.

„Sie ſind auf einer weitern Reiſe begriffen? Auf einer Badereiſe vielleicht?“ fuhr der Baron fort, indem er den jungen Mann ſich niederzulaſſen einlud. „Sie werden morgen ſchönes Reiſewetter haben. Die Sonne ging prächtig unter.“

Breitenbach ward von dem Empfange, den er in dieſer Art wenigſtens nicht erwartet hatte, ganz verwirrt, und er wollte eben dem Baron ziemlich gereizt erwiedern: daß ihn nur die einbrechende Nacht, und der Wunſch ihm eine nöthige Mittheilung zu machen, veranlaßt habe, ihn dieſen Abend noch zu inkommodiren, als ſich die Thür aufthat, und ein junges Mädchen eintrat, welches des jungen Mannes ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es war eine ſchöne, zierliche Geſtalt, mit ſo lieblichen, auf den erſten Blick einnehmenden Zügen, daß Breitenbach ganz davon betroffen war. Verſtand und Herz ſprachen in ſchönem Verein aus dem klugen, dunkeln Auge, und das anmuthige, um den roſigen Mund ſchwebende Lächeln, hatte ſo viel Anziehendes, wie es dem Jüngling noch nie vorgekommen war.

„Meine Nichte Mathilde;“ ſagte der Baron, auf die Eintretende deutend. „Herr von Breitenbach — Offizier; nicht wahr? — Ein entfernter Verwandter von uns.“

„O, nicht entfernt, lieber Onkel;“ verſetzte das Mädchen mit unbeſchreiblich lieblichem Lächeln. „Herr von Breitenbach iſt ein naher Vetter, von dem ich oft habe reden hören. Seine Schweſter iſt eine gar liebe Freundin von mir."

„Zum erſten Male," ſagte Breitenbach, „habe ich mich über dieſe zu beſchweren, daß ſie mir nicht mehr, als geſchehen, über mein Mühmchen mitgetheilt hat, und ich will ſolche nicht wenig ausſchmälen, ſobald ich ſie ſehen werde, was in wenigen Tagen geſchehen wird."

„Sie reiſen nach Sachſen?" fragte der Baron gleichgültig.

„Um meine Schweſter zu beſuchen, und ein Landgut in dortiger Gegend zu beſehen, da ich den Dienſt zu verlaſſen und mich anzukaufen beabſichtige."

„Ei," fiel der Baron mit Lebhaftigkeit ein, „das könnten Sie in hieſiger Gegend vortheilhafter haben, als dort, wo die Güter ſo hoch im Preiſe ſtehen. Ich ſelbſt ſuche einen Käufer zu meinem Gute, und wer es kauft, würde einen vortheilhaften Handel machen."

„Sie beabſichtigen Ihr Beſitzthum zu veräußern?" fragte der junge Mann, ſich ſo gleichgültig wie möglich ſtellend, obwohl er in ſeinem Innern hocherfreut war, eine Gelegenheit zu finden, durch welche er im Stande ſein konnte, ſeinen Aufenthalt zu verlängern, ohne ſogleich die eigentliche Urſache ſeiner Reiſe kund zu geben.

„Sie werden ſich wundern, daß ich dies Gut, das Stammgut meines Geſchlechts, zu veräußern gedenke;“ fuhr der Baron fort, ohne den jungen Mann anzublicken. „Verſchiedene Gründe beſtimmen mich dazu; vor Allem meine Geſundheit, mit der es immer ſchlechter geht. Ich muß fort, muß reiſen, muß in ein anderes, ein wärmeres Klima, an den Rhein, in das ſüdliche Frankreich, oder ſonſt wohin. Ich habe in meiner Jugend mich viel im Auslande, im Süden von Europa aufgehalten, und dorthin zieht es mich. Hier drückt mich Alles; ich muß fort; weit, ſo weit wie möglich.“

Die Phyſiognomie des Barons hatte einen ungemein düſtern, melancholiſchen Ausdruck angenommen. Mathilde ließ ihr ſchönes Auge mit Theilnahme auf dem Sprechenden ruhen, ſie ſeufzte, endlich bemerkte ſie mit leiſer Stimme, daß aufgetragen worden ſei.

Mit einer leichten Handbewegung lud der Hausherr ſeinen Gaſt ein, ſich zwiſchen ihm und dem Fräulein niederzulaſſen. Mathilde legte dem jungen Mann, der durch den Ritt ziemlich hungrig geworden, vor, und wollte eben auch dem Onkel dieſen Dienſt erweiſen, als dieſer mit einer Art Unwillen den Teller zurückſchob.

„Du weißt," ſagte er haſtig, „daß ich nie zu Abend eſſe. Das vermehrt nur mein Uebelbefinden. — Ich leide," fuhr er, zu Breitenbach gewendet, fort, „an einer abſcheulichen Schlafloſigkeit, oder ich habe vielmehr, ſo zu ſagen, das Schlafen ganz verlernt. Glücklich Der, der ſchlafen kann! Er iſt wenigſtens auf ein Paar Stunden über die Mühen des Lebens hinaus, und über alle böſen, innern und äußern Anſchauungen. — Wäre ich ein Witzbold," ſchloß er mit einem heiſern, krampfhaften Lachen, „ich würde ſagen: Glücklich ſind die Todten, denn ſie können ſich wenigſtens tüchtig ausſchlafen."

Die Rede des Barons, die Art und Weiſe, mit der er die Worte ſprach, mehr noch der Umſtand, daß er, ohne nur einen Biſſen zu genießen, zwei große Gläſer Rothwein raſch hintereinander austrank, ohne von dieſen eine Vermehrung ſeiner Schlafloſigkeit zu beſorgen, fielen dem jungen Manne auf, er blickte Mathilden an, aber dieſe ſchlug ſogleich die Augen nieder.

„Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen, Vetter!“ hob der Baron nach kurzer Pauſe zu dem jungen Manne, den er zum erſten Mal mit dieſer Bezeichnung anredete, an. „Sie wollen ſich ankaufen. Iſt es Ihnen einerlei, wo dies geſchieht, ſo verweilen Sie ein Paar Tage hier, und beſehen ſich mein Gut. Ich würde Sie nicht übertheuern, wenn es Ihnen gefällt, und auch wegen der Zahlung annehmliche Bedingungen ſtellen.“

Breitenbach fand ſich von dieſem Vorſchlage ſehr angenehm überraſcht, doch ſchien es ihm rathſam, ſeine Freude zu verbergen, und er ſagte blos, daß er ihn gern annähme, wenn er nicht fürchten müßte läſtig zu werden.

„Ich werde Ihnen ſelbſt mein Gut zeigen;“ ſprach lebhaft der Baron. „Den Forſt müſſen Sie ſehen. Ich werde Sie überall herumführen, und dabei einmal ſo recht todtmüde zu werden ſuchen; das wird mir gut thun, und Sie wird es nicht beſonders angreifen, da Sie durch den Krieg an Strapatzen gewöhnt, und noch jung ſind.“

„Ich denke,“ ſagte Breitenbach lächelnd, „Sie werden es nicht ſchlimmer mit mir vorhaben, wie die Guerillas in Spanien, denen wir oft ganze Tage und Nächte lang nachfolgten, ohne ſie erreichen zu können, und von denen wir mit Verwunderung und Erſtaunen lernten, welche Anſtrengungen der Menſch ertragen kann, ohne ihnen zu unterliegen.“

„Sie waren in Spanien?“ ſagte der Baron, und ſein Blick ward ſo düſter wie früher. „Darf ich fragen in welchem Jahre?“

„Von 1810 bis gegen den Herbſt des Jahres 1813;“ erwiederte Jener.

„Sind Sie dort oft mit den Polen zuſammengetroffen?“ fragte Mathilde mit Theilnahme.

„Sehr oft! Wir waren faſt ſtets zuſammen, beſonders mit den Lanciers der Weichſellegion, unter dem tapfern Kanopka;“ antwortete Breitenbach. „Ich zählte unter den Offizieren dieſer Truppen gar liebe Freunde.“

„Dann haben Sie vielleicht auch einen Offizier gekannt, der einſt in meinem Hauſe verwundet im

Quartier lag, und der hier faſt von den Koſacken aufgehoben worden wäre?" fragte der Baron mit einem Tone, der gleichgültig ſein ſollte, der aber etwas Stockendes, Aengſtliches hatte. „Er hieß — Wie hieß er doch, Mathilde?"

„Er hieß Starzinski und ſtand bei den Lanciers;" ſagte das Mädchen unbefangen.

„Er war mir ein ſehr lieber, lieber Freund;" verſetzte Breitenbach.

„Hat er Ihnen nie von der Gefahr, in der er hier geſchwebt, geſagt?" fragte der Baron, den rollenden Blick auf den jungen Mann geheftet.

„Er ſprach einmal im Allgemeinen darüber;" ſagte der Gefragte, ſo unbefangen als ihm möglich war. „Er erzählte, er ſei in Deutſchland, auf dem Lande, wo er krank gelegen, einſt faſt den Koſacken in die Hände gefallen, und nur der Hülfe eines Schutzengels habe er es zu verdanken, der ihn faſt wie durch ein Wunder gerettet." — Mathilde erröthete über und über.

„Ja, es war eine unglückliche, eine höchſt unglückliche Geſchichte;" ſagte der Baron, mit dem Blicke der ſchwärzeſten Melancholie. „Damals dachte ich freilich anders wie heute. Ich haßte Napoleon und ſeine Schaaren, wie den Teufel ſelbſt — hatte ich doch durch die Franzoſen die größten Verluſte erlitten — demungeachtet gäbe ich heute die Hand darum, wenn jene Geſchichte nicht geweſen wäre.“

„Da er indeſſen ſich gerettet hat,“ hob Breitenbach unbefangen an —

„Allerdings, Herr, aber die Sache hat mir dennoch das Leben verbittert;“ fiel Jener ein. „Jedermann kannte meinen Franzoſenhaß, die Polen waren im Ganzen nicht unbeliebt, ich hatte Feinde, — wer hat nicht welche! — Hinterher entſtand ein Gerede, das mir unangenehm war. Dazu kamen noch andere Dinge; — mit einem Wort, mein Blut gäbe ich darum, wenn die Sache nicht in meinem Hauſe verfiel.“

„Und was iſt aus Starzinski geworden?“ fragte das Fräulein theilnehmend.

„Er iſt todt!“ entgegnete Breitenbach.

„Todt?“ rief der Baron mit einem ſonderbaren Geſichtsausdruck. „Wiſſen Sie das gewiß? — Es iſt mir, als hätte ich noch vor gar nicht langer Zeit ſeinen Namen in den Zeitungen geleſen. — Vielleicht verwechſeln Sie ihn mit einem Verwandten. Er hatte Brüder.“

„Starzinski hatte zwei Brüder;“ ſagte der junge Mann. „Einer kam in der Berezina um, der andere unweit Segovia, er ſelbſt fiel bei Salinas; ich ſah ihn todt, und habe ihn zu Mondragon beſtatten laſſen. — Ich habe manchen Freund, manchen Waffengefährten durch den Tod verloren, ich ſah manchen fröhlichen Krieger, mit dem ich noch vor wenigen Stunden Tiſch und Lager getheilt, an meiner Seite fallen, und, ſo gewöhnlich auch im Kriege der Fall vorkommt, hat es mich ſtets tief erſchüttert; mehr jedoch niemals, als der Tod Starzinski's es gethan. Die merkwürdigen Umſtände, die ihn begleiteten, waren vorzüglich daran ſchuld.“

„O, theilen Sie uns doch ſolche mit!“ bat Mathilde.

„Er ſagte ſeinen Tod mit der größten Genauigkeit, und an einem Tage, wo ein Gefecht durchaus nicht mit Gewißheit vorauszuſehen war, vorher;“ erwiederte Breitenbach. „Wir ſollten binnen vier Tagen Spanien verlaſſen, Alles ſah ſich ſchon im Geiſte in Frankreich oder Deutſchland; fiel auch ein

Angriff auf die Kolonne, bei der wir uns befanden, vor, ſo war dies dennoch etwas ganz Gewöhnliches, da uns die erſten Guerillabanden ſchon beim Abmarſch von Madrid am Thore empfangen, und ſo Marſch für Marſch bis über den Ebro begleitet hatten.“

„Er hatte alſo eine Ahnung?“ fragte Mathilde.

„Allerdings! Er theilte ſie mir wenige Stunden vor ſeinem Tode mit; es war als ob er bereits die Kugel fühlte, die ihm das Herz durchbohren ſollte. — Noch ſonderbarer war es, daß er auch den Tod ſeines Bruders in Rußland, und des zweiten in Spanien, vorher geahnet hatte. Ueberhaupt ſchien ein ganz eigenes, ich möchte ſagen dämoniſches Leben in ihm zu wohnen. Hat es Jemand gegeben, wo das Diesſeits und Jenſeits in einander fließen, wo die Gegenwart und die Zukunft ſich vermiſchen, wo das Geiſterleben in das irdiſche hereinragt, ſo war es bei dieſem Manne. Selbſt für gewiſſe, nach ſeinem Tode auszugleichende Angelegenheiten, war er noch ſo beſorgt, er ging dabei in ſo kleine und umſtändliche Details ein, als ob ihre Ausführung ihm beſonders am Herzen läge, und ſeine Perſon noch dabei betheiligt wäre.“

Der Ausdruck der Züge des Barons war bei der Erzählung des jungen Mannes ein ganz eigenthümlicher geworden. Keiner derſelben bewegte ſich, ſie waren faſt wie ſteinern anzuſchauen, nur eine fliegende Röthe wechſelte mit tiefer Bläſſe. Dabei hörte er mit ſolcher Aufmerkſamkeit auf die Worte des jungen Mannes, als ob er ihm jedes derſelben hätte von den Lippen nehmen wollen. Mathilde ſah ängſtlich auf den Baron.

„Sie ſcheinen unwohl, lieber Onkel;“ ſagte ſie ſtockend.

„Allerdings!“ entgegnete dieſer haſtig. „Wann wäre mir überhaupt wohl! — Aber dies iſt kein Grund, unſern Verwandten in ſeiner — intereſſanten, höchſt intereſſanten Erzählung zu unterbrechen. Fahren Sie fort! Ich bitte.“

„Meine Mittheilungen ſind beendigt,“ verſetzte Breitenbach. „Ich wüßte nichts weiter beizufügen.“

„Und wann war ſein Todestag? Sie werden ſich des Datums wohl nicht mehr erinnern;“ ſagte der Baron nach langer Pauſe, während er in tiefem Nachdenken verloren geweſen ſchien.

„O, ich weiß ihn ganz genau! Wie könnte ich ihn vergeſſen?“ verſetzte der junge Mann lebhaft. „Es war der fünfundzwanzigſte Auguſt.“

„Der fünfundzwanzigſte Auguſt?“ ſprach der Baron, und es war, als ob ein Fieberſchauer ihn durchzuckte.

„Warum fällt Ihnen dies auf? Hat der Tag für Sie etwas beſonders Merkwürdiges?“ fragte Breitenbach aufmerkſam.

„Gar nicht! — Wie ſollte es mir auffallen?“ erwiederte er, aber ſeine Stimme hatte etwas Zitterndes, Lallendes, und er ward ungewöhnlich bleich.

„Sie ſind unwohl! Gewiß ſehr unwohl!“ ſagte Mathilde, dies bemerkend und ſich raſch vom Tiſche erhebend.

„Ich glaube — ich habe das Fieber;“ ſprach der Baron mit ſtockender Stimme, und indem ihn ein ſtarker Froſt zu befallen ſchien. „Außerdem iſt es ſchon ſpät. Laſſe Licht auf mein Zimmer bringen!“

Das Fräulein winkte dem Bedienten, Beide gingen hinaus, Breitenbach war mit dem Baron allein.

„Wie Sie vorhin erwähnten,“ ſagte der Letztere, indem er ſich ſichtlich zwang, einen unbefangenen Ton anzunehmen, „hatte jener Pole eine Ahnung von ſeinem Tode und dem Tode ſeiner Brüder. Glauben Sie an Ahnungen, an Geiſtererſcheinungen? Halten Sie überhaupt ein Hereinragen der unſichtbaren Welt in die unſrige für möglich?“

„Ich habe darüber nie zu einem feſten Urtheil gelangen können. Mein Verſtand ſpricht dagegen, mein Gefühl dafür;“ erwiederte Jener, von dem ihm nicht unintereſſanten Thema angeregt. „Wenn der Verſtand aus Gründen, denen ſich ſchwer widerſprechen läßt, aus trockenen Vernunftſchlüſſen, ein Ineinanderfließen des Alltäglichen, Irdiſchen mit jener, hinter einem uns erkennbar exiſtirenden, aber für uns undurchſchaulichen Schleier waltenden, höhern, unſichtbaren Welt läugnet, ſo deuten dennoch unſere Gefühle, eine Art Inſtinkt, überall darauf hin, und es lebt faſt kein Menſch, der nicht in ſeinem Leben Augenblicke gehabt hätte, wo er die Schatten zukünftiger Begebenheiten — denn dies iſt es doch, was wir Ahnungen nennen — durch ſeine Seele ziehen gefühlt. Aehnlich iſt es mit den ſogenannten Geiſtererſcheinungen. Im Allgemeinen verwerfen und verlachen wir ſie, ich halte mich indeß feſt überzeugt, daß im eintretenden Falle es nur wenig geiſtig und leiblich ſo ſtark organiſirte Menſchen giebt, die im Stande ſind, ohne ein unbeſtimmtes, geheimes Grauen und einen momentanen Glauben an die Möglichkeit eines überirdiſchen Zuſammenhanges, an eine Unterſuchung zu gehen, die ſie, wenn es nicht ihnen, ſondern einem Andern begegnet, als etwas Geringes anzuſehen geneigt ſind. Noch mehr! Erzählt nicht die Geſchichte von übernatürlichen, unaufgeklärten Erſcheinungen, ja, kennen wir nicht ſelbſt glaubwürdige Perſonen, ehrenhafte Männer, denen wir eher alles Andere, als die Erzählung einer Lüge, blos um ſich intereſſant zu machen, verſtändige Leute, denen wir die Durchführung einer gründlichen Unterſuchung zutrauen können, und behaupten nicht ſolche, daß ſie Ahnungen, die hinterher eingetroffen wären, Erſcheinungen, die ſich nicht natürlich erklären ließen, gehabt hätten? — Ich denke,“ fuhr Breitenbach nach längerer Pauſe, in welcher der Baron das erloſchene Auge mit Anſtrengung auf den Sprechenden gerichtet hatte, fort, „ich denke, Sie werden mich nicht mißverſtehen und mir zutrauen, daß ich dem Glauben an Ammenmährchen von Poltergeiſtern und Kobolden, die zur Nachtszeit in Küche oder Keller rumoren, mit Holzſcheiten und Stiefelknechten umherwerfen, das Wort reden will, ich meine nur, daß die Frage: Ob das, was der Eine: Seele, der Andere: Nervenäther, der Dritte: Geiſt nennt, nicht unter gewiſſen Bedingung ſich geſtalten, der Sinnenwelt ſichtbar werden, dieſe mit einer höhern vermitteln und ſo einen, wenn auch nur momentanen, Zuſammenhang beider zuwege bringen könne.“

Der Baron ſprach Anfangs kein Wort, er ſchien ganz ergriffen von den Worten des jungen Mannes. Nachdem er haſtig ein Glas Rothwein ausgeſtürzt, ſagte er düſter:

„Ja, ſo iſt es! — Sie haben Recht! — Ich weiß, daß Sie Recht haben.“

„Es giebt Momente im Menſchenleben,“ fuhr Breitenbach, in dem überhaupt ſchon früher von ihm gern und oft behandelten Thema fort, „wo man rütteln, reißen möchte an den Thoren der Zukunft. Wir ſprachen vorhin von dem wackern und unglücklichen Starzinſki. Er war eine von jenen eigenen, nervöſen, magnetiſch-dämoniſchen Naturen. Sein geiſtiges Auge ſah den einen Bruder in dem Eiſe der Berezina verſinken, den andern von der Kugel des Spaniers fallen, als der Eine wie der Andere noch in voller Blüthe des Lebens an ſeiner Seite ſtanden; ich war ihm, er mir, genau befreundet, wir hatten in zehn Gefechten gemeinſam die Feuertaufe empfangen, ich ſah ihn todt, ich ſah die noch vor wenig Augenblicken ſo lebensvolle, blühende, ſchöne Geſtalt, bleich, ſtarr, eine Leiche, die eine Hand auf die Todeswunde gedrückt, die andere ſtarr ausgeſtreckt. Nehmen Sie an, ich hätte ihm oder er mir etwas Wichtiges mitzutheilen gehabt, ſein Tod hätte es verhindert, aber unſere Seelen, unſer inneres Leben wäre noch in den Augenblicken des Scheidens, ſo zu ſagen, an einander gekettet geweſen; würden Sie mich für einen Betrüger halten, wenn es einen Moment in meinem Leben gäbe, wo ich den theuren Todten zu ſehen glaubte, oder wirklich ſähe, wie ich ihn in den Augenblicken geſehen, als ich unter den Cypreſſen an der Kirchhofsmauer zu Mendragen zum letzten Male die kalte Todtenhand gedruckt?"

„Nein! — Nein! — Ich würde nicht! — Ich ſelbſt" — ſtammelte der Baron mit faſt lallender Stimme. „Mir iſt übel — ſehr übel. Wo nur Mathilde bleibt!" —

Sein Ausſehen veränderte ſich in dieſem Augenblicke auffallend. Er ward todtenbleich und ſchien auf ſeinem Sitze zu ſchwanken. Breitenbach ſprang auf und wollte Jemand von der Dienerſchaft rufen; kaum aber hatte er ſich erhoben, als der Baron gleichfalls aufſprang. Sein Auge erglänzte wie in Fieberhitze.

„Was willſt Du?" ſchrie er mit der Stimme eines Beſeſſenen. „Schon jetzt? — Schon jetzt? Fort! Deine Zeit iſt noch nicht da!" — Mit den letzten Worten ſtürzte er der Länge nach zu Boden. — — —

Es war am andern Morgen, als der alte Jäger in das Zimmer Breitenbachs trat und ihm ſagte, daß Fräulein Mathilde im Auftrage des Barons ihn bitten ließe, das Gut, vorzüglich die Waldung, in Begleitung des Jägers zu beſichtigen. Nach erfolgter Rückkehr würde ſie ihn zur Mittagsmahlzeit erwarten. Auf Nachfrage, wie ſich der Baron befände? erzählte der Jäger, daß derſelbe, ſeitdem er geſtern Abend ohnmächtig geworden, bis nach Mitternacht in wildem Phantaſiren geblieben, daß nach dem Arzt geſendet worden, und dieſer die Krankheit des Barons für ein hitziges Fieber erklärt habe. Gegen Morgen habe der Kranke wieder Beſinnung erlangt, ſei aber außerordentlich matt. — Bei der Fußwanderung, welche Breitenbach unternahm, überzeugte er ſich, daß die Bewirthſchaftung des Gutes längere Zeit ſehr mangelhaft geführt worden und jetzt gänzlich vernachläſſigt ſei, daß daſſelbe aber in ſich gute Hülfsquellen habe, um mit Anwendung von Fleiß bei Zeiten wieder in einen guten Stand gebracht werden zu können. Den Forſt fand er weit über ſeine Erwartungen, und das Reſultat ſeiner Nachforſchungen war, daß, wenn der Baron nicht übertriebene Forderungen ſtelle, ein überaus vortheilhafter Kauf zu treffen ſei.

Wie der junge Mann zurückkam, fand er bereits Mathilden ſeiner harrend. Sie ſchien aufrichtig betrübt über die Krankheit des Onkels, die ſie, wie ſie ſagte, ſchon längſt im Anzuge erblickt hätte, und die jetzt plötzlich zum Ausbruche gekommen wäre. Die Theilnahme, die Sorgfalt, die ſie einem Manne bezeigte, von dem ſie, bei aller Mühwaltung, die ſie in ſeinem Hausweſen übernommen hatte, dennoch offenbar ſo wenig zart behandelt ward, nahm Breitenbach ungemein zum Vortheil des Mädchens ein. Er ſtellte im Stillen Vergleichungen zwiſchen Mathilden, in der er das treueſte Bild der ſtillen, ſorgenden, deutſchen Hausfrau erblickte, und den ſtolzen, müſſigen Spanierinnen, den eleganten leichten Franzöſinnen an, und der Vergleich fiel eben nicht zum Nachtheil des Mühmchens aus. Beide jungen Leute ſetzten ſich nun zur Tafel, und bald war ein Geſpräch im Gange, als ob ſie ſich ſchon ſeit Jahren gekannt hätten. Wenige Stunden, ſeit dem Augenblicke, daß ſie ſich zuerſt geſehen, waren hinreichend geweſen ſie zu befreunden; ein Umſtand, welcher, wie der junge Mann ſcherzend erwähnte, der Liebenswürdigkeit Mathildens, wie das Mädchen aber behauptete, lediglich der nahen Verwandtſchaft, und außerdem auch ein klein wenig den Schilderungen, die ſeine Schweſter von ihm entworfen, zuzuſchreiben war. So wie die jungen Leute bekannter mit einander geworden, ſprach Mathilde auch offen über die Lage und die Eigenthümlichkeiten des Barons. Sie that dies indeß mit einer Schonung, welche den jungen Mann die Sanftheit und das wohlwollende Gemüth Mathildens immer mehr ſchätzen lehrte. Das Mädchen leitete alles Unheil, was den Baron getroffen, aus dem Umſtande her, daß er, nach dem frühen Tode ſeiner Eltern, bald Beſitzer eines großen Vermögens geworden, und ſein Hang zum Reiſen, zu Abenteuern, zu Vergnügungen, beſonders aber eine ſehr lebhafte Phantaſie, ein unruhiger Charakter, in Verwickelungen aller Art, in Speculationen, in denen er Geſundheit und Vermögen aufgeopfert, und ein Spielball luſtiger Brüder geworden, gebracht. Aus Ueberſättigung im Lebensgenuß, aus dem Mißlingen vager Unternehmungen, aus dem Verdruß, den ſein Hang zu Sonderbarkeiten ihm zugezogen, beſonders aus dem Zuſammenſchwinden eines früher ſehr bedeutenden Vermögens, ſei endlich ein fortwährender Mißmuth, ein Hang zur Zurückgezogenheit, endlich eine Melancholie

entſtanden, vermöge welcher ſie manchmal eine gänzliche Verſtandeszerrüttung habe beſorgen müſſen. Zu dem letztern Gedanken ſei ſie beſonders ſeit etwa drei Jahren gelangt, als der Baron plötzlich ſeine Lebensweiſe dergeſtalt geändert, daß er faſt den ganzen Tag im Bette gelegen, dagegen die Nächte theils im Freien, theils in ſeinen, auf ausdrücklichem Befehl mit einer Menge Kerzen hell erleuchteten Zimmern zugebracht. Nachfragen, warum er dies thue, Vorſtellungen, daß dieſe Lebensweiſe ſeiner Geſundheit ſchaden müſſe, habe er ſtets ſehr übel aufgenomme oder gänzlich unbeantwortet gelaſſen. Erſt als
unter der Dienerſchaft das Gerede verbreitet, du
der Baron in ſeinen Zimmern allnächtlich lä
Jemand zu unterhalten ſcheine, und als kund
cherliche Gerüchte ſich deshalb in de ſich näher
gegeben, hätte ſie es für Pflicht ge ſie dann zur
davon zu unterrichten, und allerdi er ſich mit
Nachtszeit ſeine Stimme, unhört. — Von
Jemandem in Streit befa wiſſe, was oder
Breitenbach gefragt, ob foderte das Mädchen,
mit wem er geſprochen daß ſich wirklich eine
daß ſie Anfangs ge

Perſon, zu der er ſpräche, im Hauſe und bei ihm befände, ſie habe ſich aber überzeugt, daß dies nicht der Fall ſei; nähere Nachforſchungen anzuſtellen, habe ſie für unſchicklich und nachtheilig gehalten, und endlich, um der Neugier der Dienerſchaft und deren möglichen Vorwitz einen Damm zu ſetzen, dafür geſorgt, daß allnächtlich der Theil des Schloſſes, in welchem ſich die Zimmer des Barons befänden, von dem übrigen abgeſperrt würde, was ſich um ſo leichter in's Werk richten laſſen, als ohnehin Jener von jeher es ſehr übel vermerkt, wenn ſich Jemand, ohne von ihm Befehl zu haben, dort aufhielte. Mathilde bat endlich ihren Vetter, von dieſen ihm gemachten Mittheilungen durchaus gegen Niemand etwas zu erwähnen, da er der Einzige ſei, mit dem ſie bis jetzt davon geſprochen habe. Der junge Mann verſprach ihr das um ſo mehr, als, wie er ſagte, er ihr gleichfalls eine Mittheilung zu machen habe, die ſie beiderſeits nahe berühre. Mathilde war auf's Aeußerſte überraſcht, als ihr der Vetter die Umſtände, die dem Tode Starzinski's vorhergingen, erzählte. Sie war Anfangs geneigt, Alles für einen Scherz zu halten, bis Breitenbach das Document über die Schenkung des vergrabenen Schatzes aus dem Buſen zog, und der Erſtaunten hinreichte. Nachdem man über dieſen Gegenſtand Allerlei hin- und hergeſprochen, kamen die beiden jungen Leute überein, daß ſie ſich Abends, wenn die Dienerſchaft zu Bett gegangen, mit Hacke und Schaufel in den kleinen Garten begeben und dort nachgraben wollten; wiewohl Mathilde wiederholt behauptete, daß ſie es nur, weil der Vetter es ſo wünſche, als der Mühe lohnend betrachte, indem der Erfolg zeigen werde, daß ſie ſich eine unnütze Mühe gemacht. — Breitenbach fragte das Mädchen noch um die näheren Umſtände, die bei Starzinski's Flucht gewaltet. Sie gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie es wohl faſt als Gewißheit feſtſtehe, daß der Baron damals die Koſacken herbeigeholt. Sie ſchrieb dies auf ſeinen Franzoſenhaß und den Wunſch einen ihm unbequemen Gaſt, und deſſen Diener, der ſich dann und wann betrunken, und in dieſem Zuſtande mit den Leuten des Barons Händel geſucht habe, vom Halſe zu ſchaffen. Was dieſen Diener anlange, ſo ſei er von den Koſacken fortgeführt worden, und man habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Theils unter den Geſprächen zwiſchen den jungen Leuten, die immer mehr Intereſſe an einander fanden, theils unter häuslichen Geſchäften und Beſorgungen, welche Mathilden oft an das Bett des Kranken riefen, verging der Tag. Mathilde verſicherte dem Vetter, daß der Baron ſich mehrmals nach ihm erkundigt, und wiederholt den Wunſch geäußert habe, daß Breitenbach einige Zeit in ſeinem Hauſe verweilen möchte. Er habe hinzugefügt, daß er hoffe, Hinſichts des Gutsverkaufs, wenn der Vetter auf ſolchen einzugehen gedenke, Bedingungen ſtellen zu können, die dieſem jedenfalls annehmlich dünken würden. Letzterer willigte um ſo lieber in dieſes Begehren, als ihn ſeine liebenswürdige Verwandte immer mehr anzog, und er auch deutlich wahrnehmen konnte, daß deren Wünſche gleichfalls mit dem Verlangen des Oheims übereinſtimmten.

Der Abend war endlich herangekommen, der Mond ſtand bereits hoch am Himmel, die Dienerſchaft hatte ſich zur Ruhe begeben, als die beiden jungen Leute in das, dicht am Schloſſe gelegene, ſchmale Blumengärtchen traten. Breitenbach trug eine Hacke und ein Grabſcheit, welche Inſtru=

mente Mathilde auf Verlangen des Vetters herbeigeſchafft.

„Ich wüßte gar nicht, in welcher Situation ich mir ſo lächerlich vorkäme, als in der einer Schatzgräberin!“ ſagte das Mädchen leiſe kichernd. „Ueberdem haben wir noch nicht einmal alle Requiſiten, die zu einem anſtändigen Schatzgraben nöthig ſind, beiſammen. Uns fehlt, zum Beiſpiel, die Wünſchelruthe — ein äußerſt nöthiges Stück — und Sie dürfen ſich deshalb gar nicht wundern, wenn wir nichts finden, und der Schatz, wie die Leute ſagen: weiter gezogen iſt.“

„Spotten Sie immer!“ erwiederte Breitenbach lachend. „Oder vielmehr machen Sie ſich gefaßt, daß, wenn wir die Chatoulle nicht finden, ich Ihnen die Schuld beimeſſe. Wer Schätze finden will, muß vor allen Dingen an deren Vorhandenſein glauben. Komme ich durch Ihren Unglauben um mein Theil, ſo nehme ich Erſatz in Anſpruch, den Sie mir gewähren müſſen, da Sie mich Gläubigen durch ihren Unglauben darum gebracht haben. — Aber, wo iſt der Fleck, wo er liegt?“ fuhr der junge Mann ſcherzend fort, indem er rings umher ſah. —

Das Gärtchen war ganz ſo wie Starzinski es beſchrieben. Dicht zur Seite des mächtigen, runden, größtentheils mit Epheu bekleideten Eckthurms, befand ſich ein alter, krüppelhafter Birnbaum, der einen dürren Zweig in die Lüfte ſtreckte; die Laube, von der Starzinski geſprochen hatte, befand ſich an der Gartenmauer, zwiſchen beiden, auf einem runden Blumenſtück, ſproßte der weiße Roſenſtrauch. — Bedächtig trat Breitenbach in den Eingang der Laube.

„Es iſt richtig!“ ziſchelte er. „Wetterfahne, Birnbaum, Roſenſtock, alle Drei ſind in gerader Linie. — Dort ſchlage ich ein! — Beten Sie für das Gelingen unſeres Vorhabens, ſchöne Mitgenoſſin beim Schatzgraben, und möchte mir doch vergönnt ſein, noch recht viele Schätze des Lebens in Ihrer Gemeinſchaft zu heben!“

„Plaudern Sie nicht ſo viel! Der Schatz zieh fort! Er iſt gewiß ſchon wieder ein Paar Schritt weiter;“ ſagte Mathilde neckend.

„Wohl! Ich mache mich an's Werk!“ ri Breitenbach, und ſtieß die Schaufel zur Seite de Roſenſtocks in den Boden.

Der junge Mann grub längere Zeit, aber — kein Schatz wollte ſich finden.

„Ich verſuche es auf der andern Seite des Strauchs! Er kann den Schatz eben ſo gut rechts wie links vergraben haben."

Breitenbach grub und grub, aber es fand ſich nichts als lockere Gartenerde und einige Kieſel. —

„Sehen Sie wohl? Habe ich es nicht gleich geſagt? Es iſt nichts;" ſprach Mathilde.

„Bin ich nicht einfältig, die Erde rechts und links aufzuſchaufeln!" ſprach der junge Mann. „Iſt Laube, Baum und Roſenſtrauch in einer Linie, ſo iſt es mit der Chatoulle auch der Fall. Ich grabe zuerſt vor, dann hinter dem Strauche."

Breitenbach grub weiter. Er grub, daß ihm der Schweiß von der Stirn perlte, aber — keine Chatoulle war zu finden. Alles hacken, graben und wühlen war umſonſt. Kein Schatz war vorhanden. Die Ermüdung zwang ihn aufzuhören. —

„Habe ich nicht Recht gehabt? Sie ſehen, Sie finden nichts!" ſprach Mathilde zu dem Vetter.

„Es iſt doch ärgerlich. Aber — er kann keine Unwahrheit geredet haben;" ſprach der junge Mann kopfſchüttelnd.

„Gott weiß, was Starzinski vorgeſchwebt hat, er war ein wenig phantaſtiſch;" ſagte das Mädchen. „Liegt Ihnen denn der Schatz ſo am Herzen?"

„Ei nun! Fünftauſend Ducaten könnte ich ſchon brauchen;" verſetzte Breitenbach. „Bei alledem ärgere ich mich mehr Ihret- als meinetwegen."

„Sie meinen, weil ich arm bin?" ſagte Mathilde lächelnd. „Immerhin! Ich kann arbeiten. Meiner Zukunft wegen bangt mir nicht. Wer Luſt hat etwas zu thun und Gott vertraut, kann ruhig in die Zukunft blicken."

„Ja, gewiß, das können Sie, oder weibliches Verdienſt würde nicht mehr nach ſeinem Werthe geſchätzt;" verſetzte Breitenbach gerührt, indem er Mathildens Hand faßte, und an ſeine Lippen drückte.

„Hätten Sie mir nicht das Papier gezeigt, hätte Starzinski nicht wenige Minuten vor ſeinem Tode ſo ausführlich über die Schatzgeſchichte mit Ihnen geſprochen, ſo würde ich meinen, er hätte ſich einen Scherz erlaubt;" ſprach Mathilde nach kurzer Pauſe. „Die Sache iſt in der That ungemein räthſelhaft."

„Irgend eine Abſicht muß er gehabt haben;" ſprach Breitenbach nachdenkend. „Sich einen ſchlechten Spaß mit mir zu machen, dazu war er zu verſtändig, und ſelbſt in dieſem Falle würde er Zeit und Ort anders gewählt haben."

„Hätte er Ihre Verhältniſſe, Ihre Neigung zur Landwirthſchaft gekannt, hätte damals der Onkel ſchon das Gut verkaufen wollen, ſo könnte ich auf die Gedanken kommen, er hätte Sie dadurch veranlaſſen wollen, hierher zu reiſen, und Ihnen zum Ankauf Luſt zu machen;" meinte Mathilde. „Freilich," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „wäre es eine ganz abſonderliche Weiſe geweſen, Sie auf dieſe Art zum Gutsverkauf zu bewegen, indem er Ihnen von einem Schatze vorredete, den Sie hier aus der Erde graben ſollen. Man könnte ſagen, er hätte allegoriſch geſprochen und gemeint, Ihr Fleiß würde Sie hier einen Schatz im Grund und Boden finden laſſen."

„Ich glaube ſelbſt, ſchönes Mühmchen,“ ſagte Breitenbach, indem er von Neuem Mathildens Hand ergriff, und dieſe trotz ihrem Sträuben nicht wieder losließ, „Starzinski hat die Sache allegoriſch angedeutet. Finden Sie es nicht bedeutungsvoll, daß wir den Schatz gemeinſam heben ſollten?“

„Gar nicht!“ verſetzte Mathilde in einiger Verwirrung. „Der Birnbaum, die Laube, der Roſenſtock und ich, ſind nur die nothwendige Staffage, die er dem allegoriſchen Gemälde gegeben hat.“

„Aber der Schatz ſelbſt iſt dennoch da! Den laſſe ich mir nicht abdisputiren, und ich komme immer mehr hinter die wahre Meinung meines geſtorbenen Freundes!“ rief Breitenbach lebhaft. „Hören Sie mich an, und dann beſtreiten Sie meine Argumente. Starzinski kannte meinen, oft ausgeſprochenen Wunſch, nach Beendigung des Feldzugs mich in der Heimath mit der Landwirthſchaft zu beſchäftigen, wozu mir ein nicht übermäßiges, aber für eine genügſame Familie hinreichendes Vermögen die Mittel leiht.“

„Wohl! Damit ſtimme ich überein. Ich glaube ſelbſt, daß er dieſe Meinung dabei hatte, wenigſtens iſt ſie die einzige vernünftige;“ ſagte das Mädchen. „Wo aber bleibt der Schatz?“

„Auch dieſen kannte er und wußte deſſen ganzen Werth zu ſchätzen;“ fuhr der junge Mann fort. „Er wußte, daß ein ſolcher ſich hier, aber nicht außer, ſondern in den Mauern dieſes Hauſes befände, daß er nicht in Gold beſtehe, daß er aber Goldes werth ſei, und daß er, wenn ich ihn kennen lernte, das Glück meines Lebens machen würde.“

„Ich weiß nicht — ich errathe nicht, was Sie meinen können;“ ſprach das Mädchen ſtockend, aber das Zittern ihrer Hand ließ errathen, daß ſie die Worte des jungen Mannes wohl verſtanden habe.

„Ja, Mathilde,“ ſprach der Jüngling feurig, „Starzinski war ſo ſehr mein Freund, er achtete Sie ſo hoch, er verdankte Ihnen ſo viel, daß, wenn er ſich wenige Augenblicke vor ſeinem Scheiden eine Täuſchung erlaubte, wenn wirklich hier nie ein Schatz vergraben war, er nur dieſe Meinung haben konnte. Laſſen Sie uns das Andenken des Mannes, der uns gekannt und geliebt, welcher als beſtimmt annahm, daß wir mit einander glücklich werden, daß wir gemeinſam die Schätze des Lebens heben würden, dadurch ehren, daß wir die Andeutungen des edlen Toden zur Wirklichkeit erheben. Werden Sie meine Gefährtin für das Leben!"

Mathilde war keines Wortes mächtig. Sie drückte ſanft weinend ſeine Hand und lehnte ſich faſt einer Ohnmacht nahe an ſeine Schulter.

„Ich glaube, Vetter," ſagte ſie nach einer Weile, als ſie wieder Worte fand, die jedoch von Thränen unterbrochen wurden, „Sie geben in dieſen Augenblicken mehr den Gefühlen eines edlen Mitleids, als denen der Liebe Gehör. Sie wiſſen ich bin arm, blutarm, von Kindheit an gewöhnt, den Launen Anderer dienſtbar zu ſein. Starzinski hat Ihnen davon erzählt, vielleicht haben Sie es auch durch Ihre Schweſter erfahren. Eine Theilnahme dieſer Art darf nicht über die Wahl Ihrer Lebensgefährtin entſcheiden — "

„Nein! nein, Mathilde, Sie würdigen die Schätze, die Ihnen geworden, nicht nach ihrem wahren Werthe!" rief, die Sprechende unterbrechend, feurig der junge Mann. „Jener edle, demüthige, gottergebene Sinn, mit dem Sie, in ſo jungen Jahren, die Unbilden des Lebens ertragen, die Häuslichkeit, mit der Sie unter dieſen Umſtänden dennoch freudig walten, und die Sie bei Jedem, der Sie kennen lernt, geachtet und geliebt macht, das ſind Lebensgüter, das ſind hoch zu veranſchlagende Schätze, die Sie Ihrem Gatten zubringen. — O, willigen Sie ein! Werden Sie die Meinige, und morgen, wenn es das Befinden Ihres Onkels erlaubt, trete ich vor ſein Lager, und erkläre ſie für meine Braut. Sind ſeine Forderungen für das Gut nur irgend zu erfüllen, ſo walten Sie als Hausfrau in Kurzem freudig in dieſen Räumen, wo ſie ſo manche Stunde pflichttreu, aber in Trauer, gewaltet.“ —

Mathilde konnte den fortgeſetzten Bitten des jungen Mannes nicht widerſtehen. Ihre Freundin, Breitenbachs Schweſter, hatte ihn, noch ehe Mathilde ihn kennen lernte, mit ſo vortheilhaften Farben geſchildert, daß ſie ſchon früher von dem Unbekannten die beſte Meinung gehegt. Jetzt, bei näherer Bekanntſchaft, ſah ſie, daß die Freundin nicht zu viel geſagt; das Uebrige that die ſchnell aufkeimende Neigung für den Jüngling, den ſie, vermöge der, bei ihrer Bekanntwerdung waltenden Umſtände, nicht länger für einen Fremden halten konnte. Beide jungen Leute kamen überein, den Baron, ſobald deſſen Zuſtand es erlaube, von ihrer Neigung und den Plänen für ihre Zukunft in Kenntniß zu ſetzen, und ſie verließen das kleine Gärtchen froher und mit entzückterem Herzen, als wenn ſie wirklich den Schatz des Polen gefunden hätten. — —

Die Krankheit des Barons zog ſich inzwiſchen in die Länge, und Breitenbach konnte unter dieſen Umſtänden ihm von ſeinen und Mathildens Abſichten keine Kunde geben. Endlich ward das Fieber gehoben, aber die Krankheit hatte einen ſolchen Zuſtand allgemeiner Entkräftung herbeigeführt, daß der Arzt erklärte, wie an eine gänzliche Wiederherſtellung nicht zu denken ſei. Schon ſann Breitenbach auf eine Gelegenheit, mit dem Kranken von ſeinen Wünſchen, Hinſichts einer Verbindung mit Mathilden und den Ankauf des Gutes, zu ſprechen, als der Baron ihn eines Tages rufen ließ. Der Arzt hatte eben den Kranken verlaſſen. Breitenbach fand ihn im Bett und bis zum Gerippe abgezehrt. Ein Korb mit Briefſchaften, welche er geſondert zu haben ſchien, ſtand neben ſeinem Lager; auf dem mit Arzeneigläſern bedeckten Tiſche, befand ſich eine blecherne Chatoulle, deren Deckel mit einem Wappen geziert war.

„Setzen Sie ſich zu mir, Vetter;“ ſagte der Kranke, als der junge Mann zu ſeinem Lager trat, und ſich theilnehmend nach ſeinem Zuſtande erkundigte, mit hohler, von einem kurzen, trockenen Huſten von Zeit zu Zeit unterbrochener Stimme. „Die Zeit iſt koſtbar und ich habe nur wenige Tage noch zu leben.“

Der Jüngling ſprach einige allgemeine Troſtesworte.

„Was ſoll ich mich täuſchen!“ ſprach der Baron düſter. „Der Arzt beſtätigt eine Ueberzeugung, die ich ſchon ſeit längerer Zeit habe. Uebrigens fürchte ich nicht den Tod. Das Leben iſt fade, leer und unerſprießlich. Ich war oft in dem Falle, es freiwillig von mir werfen zu wollen, — beſonders in der letzten Zeit — hätte ich mich nur recht lebendig zu der Gewißheit erheben können, daß blos das Nichts, in aller ſeiner todten, ſtillen, aber großartigen Oede, hinter dem dunkeln, dichten Vorhang, an dem wir Alle ſo gern ziehen und reißen möchten, laure. Ich hatte einſt dieſen Glauben, er war zu einem Princip in mir erwachſen, aber ich bin darin wankend geworden.“

„Zu Ihrem Heil, wie ich mich überzeugt halte;“ ſprach Breitenbach ſanft.

„Meinen Sie?“ ſagte Jener mit düſterm, ſchmerzhaftem Lächeln. — „Laſſen wir dies bei Seite;“ fuhr er, von Zeit zu Zeit den ſich auf der Stirn zeigenden kalten Schweiß mit einem Tuche abwiſchend, fort. „Ich muß daran denken, mein Haus zu beſtellen, und Sie ſollen der Vollſtrecker meines letzten Willens ſein. Damit Sie dies aber ganz in meinem Sinne ſein können, finde ich es für nöthig, offen mit Ihnen über meine Vergangenheit zu ſprechen. Es iſt ſo Manches, von dem ich nicht wünſchte, daß es Jemand Anderes erführe, was wohl ſonſt der Fall ſein könnte, auch möchte ich gern für Mathildens Zukunft etwas thun; ich will, daß wenigſtens eine Seele auf dieſer Erde, ſich, wenn nicht liebend, doch ohne Haß, meiner erinnere, und ich glaube, ich habe gegen das Mädchen Manches gut zu machen. — Wie Sie vielleicht wiſſen werden," fuhr der Kranke nicht ohne Anſtrengung fort, „war ich einſt wohlhabend. Ich bin es nicht mehr. Reiſen, Lebensgenuß aller Art, verringerten in meiner Jugendzeit mein Vermögen, den Verluſt des größten Theils vollendeten Speculationen, wohl auch chemiſche Verſuche koſtſpieliger Art, die, wenn ſie geglückt wären, mir das daran Gewendete zehnfach erſetzt haben würden. In dem Thurme, deſſen Eingang in jenen Zimmern iſt, finden ſich Werkzeuge, Schriften, Bücher der verſchiedenſten Fächer, die dahin einſchlagen. Nur für den Eingeweihten ſind ſie von Werth, bei dem großen Haufen würden ſie nur Veranlaſſung zu unvernünftigen Muthmaßungen und unſinnigem Geſchwätze geben. Ich bitte daher, daß Sie, mit Ausnahme der Bücher, die ſich auf die Naturwiſſenſchaften beziehen, und die ich Sie von mir anzunehmen bitte, alles Uebrige verbrennen, vernichten, mit einem Worte jedem menſchlichen Auge entziehen. Mein Teſtament berechtigt Sie dazu, oder vielmehr, es weiſ't Sie durchaus darauf an. Mein bewegliches Habe bekommt Mathilde; eben ſo den Ueberſchuß, der, nach Abzug der Schulden, die auf dem Gute haften, von dem Kaufgelde, das bei der Subhaſtation, die ich verfügt habe, herauskommt, übrig bleibt. Kann das Gut früher zu dem Preiſe von ſechzigtauſend Thalern, den ich als Minimum beſtimme, veräußert werden, ſo unterbleibt die Subhaſtation.“

„Ich bin bereit es dafür anzunehmen;“ fiel Breitenbach ein.

„Wirklich? — Nun, das iſt mir lieb, es vereinfacht die Ausführung meiner Verfügungen;“ ſagte mit etwas erheitertem Blicke der Kranke. — „Jetzt muß ich Sie noch von einem Umſtande in Kenntniß ſetzen,“ fuhr er nach einer Pauſe, nach ſichtbarem innern Kampfe fort, „von einem Umſtande, der Ihnen vielleicht als eine Sonderbarkeit, als eine Abgeſchmacktheit, eine Blaſe, aufgeſtiegen im Gehirn eines Fieberkranken, erſcheinen dürfte, der aber nichtsdeſtoweniger eine unſelige Wahrheit iſt. Ich habe längere Zeit mit mir gerungen, ob ich über den Vorgang ein ewiges Stillſchweigen beachten, ob ich deſſen Gedächtniß mit in's Grab nehmen ſollte, Ich habe mich für das Gegentheil entſchieden. Am Eingange der dunkeln Kammer, welche nichts als das Lager von vier Bretern und zwei Bretchen enthält, denkt man anders, als man noch wenige Tage vorher gedacht hat. Hören Sie demnach! Wie Ihnen bekannt, kam jener Starzinski, den Sie gekannt, auf dem Rückwege aus dem ruſſiſchen Feldzuge krank in mein Haus. Mir war der Gaſt ein unangenehmer. Ich haßte Napoleon und die Franzoſen, denen ich, wenigſtens zum Theil, den Verluſt eines bedeutenden Theils meines Vermögens, das mir die Kriegsplackereien geraubt, zuzurechnen hatte. Auch ſeine Schooßkinder, die Polen, mochte ich nicht leiden. Mit einem Worte, der Aufenthalt eines ungebetenen Gaſtes, wie dieſer, war mir zuwider. Es ſtreiften die Koſacken bis diesſeits der Elbe; ich wünſchte ſehnlichſt, daß ein Trupp derſelben hierher kommen, und mich von der ungebetenen Geſellſchaft befreien mochte. Da ereignete ſich ein eigener Umſtand. In einer ſchlafloſen Nacht — ch habe ſie ſeitdem tauſendmal verwünſcht — ſehe h beim Schein des Mondes, welcher die Umge- nd bis zur Tageshelle erleuchtete, meinen Gaſt aus dem Fenſter des zu ebener Erde gelegenen Zimmers in den kleinen Garten ſteigen, der ſich von dort bis zum Eckthurme an der Mauer des Hauſes hinzieht. Neugierig was dies zu bedeuten habe, blicke ich unverwandten Auges auf ihn, und ſehe, daß er eine, dem Anſchein nach ziemlich ſchwere Chateulle, aus dem Zimmer hebt. Mit dieſer und einem Inſtrumente, das ich für eine Kohlenſchaufel hielt, näherte er ſich dem runden, kaum vier Schritt von dem Fenſter meines Schlafzimmers gelegenen Blumenſtücke, auf dem ein Roſenſtrauch ſteht, er gräbt hier ein Loch, in welches er das Käſtchen einſenkt, und dann die Grube wieder zuwirft. So wie er dies gethan, ebnet er die Oberfläche und ſteigt wieder in ſein Zimmer. Der Vorgang hatte mich ſo erregt, daß kein Schlaf dieſe Nacht in meine Augen kam. Ich dachte über denſelben nach. Daß Geld in dem Käſtchen ſein mußte, war klar. Wahrſcheinlich, ſo meinte ich, hatte er es aus Rußland mitgebracht. Bekanntlich hatten die Franzoſen auf ihrem Rückzuge beträchtliche Schätze zuſammengeplündert, die — alle Zeitungen waren ja voll davon — meiſtens den Koſacken in die Hände gefallen waren. Unſtreitig ſtammte der Inhalt des Käſtchens auch von daher; am wahrſcheinlichſten aus Moskau. Gewiß wollte der Pole das Geld, wegen eines möglichen Koſackenbeſuchs, auf kurze Zeit bei Seite bringen, und wenn dieſer nicht mehr zu befürchten war, wieder hervorholen und mit ſich nehmen. Ihn daran zu verhindern, das unrechtmäßige Gut, deſſen Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln war, auf dem Altar des Vaterlandes, zur Verwendung im Kampfe gegen die Franzoſen niederlegen, dieſer Gedanke ſchoß mir wie ein Blitz durch den Kopf. Eben ſo ſchnell faßte ich den Vorſatz, die Koſacken, welche im nächſten Städtchen waren, aufzuſuchen, und ſie zu veranlaſſen, mich von meinem Gaſte zu befreien, wobei ich jedoch es zur Bedingung machte, unter jeden Umſtänden ſeines Lebens zu ſchonen. Was ich mir vorgenommen, brachte ich in Ausführung. Die Ruſſen erſchienen, aber — noch heute kann ich mir nicht erklären, wie es zuging — der Pole entkam wie durch ein Wunder. Gewarnt konnte er nicht ſein. Es war, als wäre er von der Erde eingeſchluckt worden. Sein Diener, ein Trunkenbold, wurde gefangen, und ich hörte nichts weiter von ihm. In nächſter Nacht holte ich das Käſtchen aus ſeinem Verſteck. Zehntauſend Ducaten befanden ſich darin. Ich war hocherfreut. Ich wollte die ganze Summe ſogleich zuſammenpacken und an das Gouvernement zu Ausrüſtung von Freiwilligen ſenden, aber ich bedachte, daß es Aufſehen erregen, daß die Franzoſen, und mit ihnen Starzinski, wiederkehren, daß ich dann zur Verantwortung gezogen werden könnte; ich unterließ es alſo bis nach dem Uebergange der Alliirten über den Rhein. Als dieſer ſtattgefunden, ſandte ich tauſend Ducaten an das Ausrüſtungs-Comité; den Reſt — den Reſt —“ der Baron ſchlug den Blick zur Erde — „behielt ich. Es war ja feindliches Gut, ich befand mich damals in äußerſter Bedrängniß. Mit einem Worte, ich verwandte einen Theil, nur einen Theil in mein Gut. Die Noth drängte mich dazu. Der Reſt, etwa die Hälfte, iſt noch in meinen Händen. So kam das Spätjahr achtzehnhundertdreizehn heran.“

Der Baron ſchien von der Rede angegriffen, er ſchwieg eine Weile, und ſchien außerdem ſo beſchämt und verwirrt, daß ſich Breitenbach veranlaßt fand, ihn zu bitten, die Fortſetzung ſeiner Erzählung auf ein anderes Mal zu verſchieben.

„Nein, nein!“ rief der Kranke heftig, indem er ſeine Kräfte mit Anſtrengung zuſammenzuraffen ſchien. „Habe ich es über mich vermocht, zu ſagen was ich that, warum ſollte ich nicht auch ſagen was ich dafür litt. Wollen Sie mich für einen Verbrecher halten, ſo kann es mir auch gleich ſein, ob Sie mich, wenn Sie meinen fernern Worten keinen Glauben beimeſſen, für einen Wahnſinnigen anſehen.“ —

Dieſe Worte hatte der Baron mit rauhem Tone und rollenden Blicken geſprochen, jetzt fuhr er gemäßigter fort:

„Halten Sie Das, was ich Ihnen noch ferner mitzutheilen habe, für wirkliches Ereigniß, halten Sie es für Krankheit, Verrücktheit; gleich viel. Ich erzähle, was ſich begab, und überlaſſe Ihnen das Urtheil. — Es war in der Nacht des fünfundzwanzigſten Auguſts, des Jahres dreizehn, ich lag auf meinem Lager und konnte nicht ſchlafen, der Mond ſchien hell, ich dachte eben, ob wohl Starzinski je zurückkehren, ſein Eigenthum fordern könnte, und wie ich mich dann zu benehmen hätte? Ich war in dieſem Momente ſo wach, ſo Herr meiner Sinne, wie in dieſem Augenblicke. Was werden Sie ſagen, wenn ich beifüge, daß, als ich zufällig die Augen aufſchlage, und in das vom Monde hell beleuchtete Zimmer blicke, ich Starzinski, wie er leibte und lebte, in Uniform, eine Hand auf das Herz gedrückt, die andere ſtarr vor ſich hingeſtreckt, als ob er zu mir reden, etwas von mir fordern wolle, drei Schritte vor meinem Bette, ſehe? — Ich erhebe mich,“ fuhr der Baron, auf's Aeußerſte erregt, fort, „bei dieſem Anblicke ſogleich. Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. Ich faſſe meine Hand, meinen Kopf, ich richte mich auf, will mich überzeugen, ob ich wache oder träume. Ich ſpringe aus dem Bette. Die Geſtalt bleibt. Ich rufe: ‚Wer da?‘ Sie bleibt. — Wie wahnſinnig ſpringe ich nach einem Paar, an der Wand hängender, geladener Piſtolen, ich ziele, drücke ab. Die Geſtalt bleibt. — — Als auf den Knall zweier Schüſſe mein alter Diener in's Zimmer ſtürzt, zerfließt ſie vor meinen Augen wie Rauch.“

„Sie haben lebhaft geträumt;“ ſprach Breitenbach kopfſchüttelnd.

„Meinen Sie?“ ſprach der Baron mit ſchauerlichem Lächeln. „Ich glaube es auch. Ich glaubte es, als die Geſtalt die folgende Nacht wieder vor meinem Bette ſtand, ich glaubte es noch, als es zehnmal, zwanzigmal der Fall war, als ich ſchon in Gefahr war vor Angſt wahnſinnig zu werden. Als ich ſie aber hundertmal, ja jede Nacht dieſer drei Jahre, vor mir geſehen, als ich in den Zeitungen geleſen hatte, daß Starzinski gerade an dieſem fünfundzwanzigſten Auguſt gefallen war, Herr, da wußte ich, daß ich nicht geträumt.“

„Seltſam! — Sonderbar! — Eine Nervenverſtimmung —“ hob Breitenbach an.

„O, ſagen Sie doch, was Sie denken, und was ich und Jeder ſagen würde, der bei der Sache nicht ſelbſt betheiligt iſt, ſagen Sie: eine partielle Verrücktheit, und Sie ſind fertig!“ fiel der Baron mit einem grauſigen Lachen ein. — „Man hat es ſich in unſern Tagen ſehr bequem gemacht, die Empfindungen, die Gefühle, die Leiden Anderer, mit einem einfachen Worte unter einen Begriff zu bringen. Man zeigt damit, wie ſehr man auf der Höhe ſeiner Zeit ſteht, und wie man ſo hübſch hinweg iſt über Alles, was uns nicht ſelbſt betrifft. — Doch hören Sie weiter. Seit jenem Tage ſahe ich Nacht für Nacht was ich Ihnen erzählt, gleichviel ob ich auf meinem Lager lag oder nicht. Mochte mein Zimmer dunkel oder hell ſein, jene Geſtalt ſtand vor mir, und wich und wankte nicht. Schloß auch die äußerſte Ermattung meine müden Augen, ſo konnte ich doch gewiß ſein, daß beim Erwachen jene Geſtalt zuerſt wieder vor meinen Blicken ſtehen würde. Mein Gehirn kam faſt zum Gähren. Ich dachte nach, auf welche Weiſe ich mich von dieſem entſetzlichen Geſicht befreien wollte. Ich fragte die Erſcheinung, ich bat, ich flehte; keine Antwort. Ich vergrub das Käſtchen wieder an den Ort, wo ich es hervorgeholt. Es änderte nichts. Ich ſah jene Geſtalt allnächtlich, ſtill aber fordernd, drohend vor mir ſtehen. Meine Geſundheit ging dabei gänzlich zu Grunde. Ich fürchtete raſend zu werden. So bin ich dahin gekommen, wo Sie mich fanden. Das Maaß des

Entſetzens voll zu machen, ſah ich, was vorher zu dieſer Zeit nie der Fall geweſen, jene Schreckensgeſtalt ſogar vor mir, als Sie am Abende Ihrer Ankunft von Starzinski's Geſchick erzählten."

Breitenbach blickte, als der Kranke einige Augenblicke erſchöpft inne hielt, ſtill, und ohne ihm mit einem Worte zu widerſprechen, auf den Baron. Er ſah ein, daß er ihn nur ohne Noth aufreizen würde, aber keine Ruhe geben könne.

„Ich bitte Sie, Vetter," fuhr Jener endlich fort, „dieſes Käſtchen in Verwahrung zu nehmen, die Summe der zehntauſend Ducaten, ſo viel daran fehlt, von dem Kaufgelde des Gutes zu ergänzen, und ſich alle Mühe zu geben, die Erben Starzinski's, die Eigenthümer dieſes Käſtchens, zu erforſchen, und ihnen daſſelbe auf eine gute Weiſe zukommen zu laſſen."

„Nichts würde leichter ſein wie dieſes;" hob Breitenbach lächelnd an. „Indeß —"

„Kennen Sie ſolche? Wiſſen Sie etwas von der Sache?" fragte der Baron lebhaft.

„Iſt Ihnen die Handſchrift Starzinski's bekannt?“ ſagte Jener.

„Allerdings! Ich fand in ſeinem Zimmer mehrere Papiere von ſeiner Hand;“ entgegnete der Kranke.

„Dann können Sie vergleichen, und dies iſt mir beſonders erwünſcht;“ fiel Breitenbach ein, indem er ein Portefeuille aus dem Buſen zog, eine Schrift herausnahm und ſie dem Baron hinreichte. — „Hier, leſen Sie!“

„Wie? — Iſt's möglich?“ rief der Kranke mit Erſtaunen, als er ein Paar Zeilen geleſen hatte. „Sie, und Mathilde?“ —

Der Baron überlas die Schrift mehrmals von Anfang bis zum Ende.

„So ſoll ich noch an der Pforte des Grabes Ruhe finden!“ ſprach er mit erhobenen Augen, indem er die Schrift neben ſich legte. „Gott ſei gedankt! Ich fühle eine Beruhigung, die ich lange nicht gekannt.“

Der Baron wollte den Tag nicht vergehen laſſen, bevor er einer Gerichtsperſon die Ausfertigung der Kaufsangelegenheit übertragen. Nur mit Mühe konnte ihn Breitenbach überreden, bis zum folgenden Tage damit zu warten. Dieſer fand den Kranken ſchwach, aber ruhig. Zum erſten Mal ſeit langer Zeit, ſagte er, habe er ruhig ſchlafen können. Da er nichts von der ihn quälenden Erſcheinung ſagte, ſo mußte Breitenbach annehmen, daß er dieſe nicht erblickt, oder daß die Geiſtesſtörung, für welche der junge Mann das Ganze nahm, plötzlich nachgelaſſen habe.

Nur wenige Tage lebte der Baron noch. Breitenbach und Mathilde ſtanden an ſeinem Sterbelager. Weinend drückte das Mädchen dem Manne die Augen zu, über den ſie viel zu klagen gehabt, und der erſt zuletzt, durch die Sorge um ihre Zukunft, die trüben Stunden, die er ihr oft bereitet, wieder gut zu machen gewußt.

Das folgende Jahr fand Breitenbach und Mathilden als ein Paar glückliche Eheleute. Das faſt gänzlich heruntergekommene Gut gewann in Kurzem ein blühendes Anſehen, und Liebe, Fleiß und Ordnung, ließen ſie bald Schätze finden, dauernder und bedeutender als den, welchen ſie in jener Nacht gemeinſchaftlich zu heben geſucht. Freundlich ſegneten ſie das Andenken Starzinski's.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Zweiundzwanzigſter Band.

I. Julia Gonzaga.
II. Die Meergeuſen.

Leipzig, 1844.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Dritte Folge.

Achter Band.

Leipzig, 1844.
Verlag von Carl Focke.

[illegible]
[illegible]
18

Inhalt.

Seite

Julia Gonzaga 1

Die Meergeuſen . . . . 159.

Julia Gonzaga.

Erzählung.

— — „Straft denn Verbrechen
Auch durch Verbrechen ſich, und größ're Sünder

Byron.

Der friſche Seewind ſtrich vom Mittelmeere über die Wipfel der Johannisbrod- und Maſtirbäume, welche den Garten der Herberge zu Terracina ſchmückten, er trug den ſtrömenden Duft des blühenden Flieders bis hinauf zu dem Hügel, auf welchem die alte Palme emporragte, als zwei Damen unter dem Schatten der Bäume luſtwandelten und ihr eifriges Geſpräch nur dann und wann unterbrachen, um einen Blick auf das Meer zu werfen, auf welchem in weiter Ferne eine kleine Flottille von Fiſcherkähnen dahin ſegelte. Beide Damen waren in Reiſekleidern, beide jung und ſchön. Ihr Koſtum war das, in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, in Italien gewöhnliche.

„Ich bitte Dich, Julia, nicht dieſe Trauermiene!“ ſagte die eine der Damen zu ihrer Gefährtin,

in deren Auge eine Thräne glänzte, und indem ſ
deren ſchöne, elfenbeinweiße Hand in beide der ih
gen ſchloß. „Wer würde auch glauben, daß Jul
Gonzaga, die von Arioſto, Annibal Caro, Molza
die Dilettanten der Dichtkunſt gar nicht zu erwä
nen — in Sonetten und Canzonen gefeierte Schö
heit, die von einem Heere von Anbetern, als deſſ
Feldhauptmann ein kriegeriſcher Cardinal gilt, un
ſchwärmte Julia, die, vor acht Tagen einem
ſchönſten jungen Männer angetraute Gräfin v
Fondi, an dem Tage, an dem ſie in ihr ne
Reich einzieht, eine ſo trübe Miene machen könne

„Jeder würde es glauben,“ ſagte Julia
Vorwurf im Tone, und indem ihr ſchöngeſchnitten
ſchwimmendes Auge ernſt auf dem Antlitz der Freun
ruhte, „Jeder würde es glauben, welcher mich k
und bedächte, daß es Beatrice Grimaldi, die Sch
ſter Antonio's, iſt, die ſo ſprechen kann. —
Beatrice,“ ſetzte ſie mit einiger Heftigkeit hi
„ich muß Dich ſo ſehr lieben, wie ich Dich l
ich muß an Deine Liebe mehr noch wie an die
einer Schweſter glauben, um nicht irre an D
werden. — Schönheit! Gefeierte Schönheit!

bin feſt überzeugt, daß alle die Sänger, die Du nennſt, und die Laffen, die Du ungenannt gelaſſen haſt, Dich — und dies mit Recht — ſo wie noch zwanzig Mädchen und Frauen Roms, für eben ſo ſchön und noch zehnmal ſchöner halten, aber ſie brauchen eben eine Schönheit, die in der Mode iſt, oder die ſie in Mode bringen wollen. Dies iſt der Grund, welcher den Arioſto zu ſeinen Verſen begeiſterte; der Grund, welcher den kampfſüchtigen Hypolit von Eſte veranlaßt, ſich und den rothen Hut lächerlich zu machen; der Grund, der den ſonſt wackern, alten Cäſare Colonna beſtimmte, mich zu ſeiner Schwiegertochter zu erkieſen und Veſpaſiano zu zwingen, mich, gerade mich, zu wählen.“

„Zu zwingen?“ verſetzte Beatrice. „Du thuſt Dir und Deinem Gatten Unrecht.“

„O, ich bitte Dich, Beatrice, laß der Sache doch ihren rechten Namen;“ fuhr die Freundin mit Bitterkeit im Tone fort. „Warum etwas verſchleiern, wo die nackte Wahrheit in den ſchärfſten Umriſſen ſo durch den Schleier blickt? — Sagte Veſpaſiano nicht in ſeinem Briefe mit dürren Worten, daß er nur auf Befehl ſeines Vaters um meine

Hand anhielte? Dieſe Aufrichtigkeit, ſo ſehr ſie mich auch ſchmerzen mußte, iſt es indeſſen, die mir Hoffnung läßt, daß ich ihn vielleicht einſt achten, wenn auch nicht lieben lernen werde."

„Auch lieben wirſt Du ihn einſt!" fiel Beatric ein. „Veſpaſiano iſt nicht böſe von Natur — ſ verſichern Alle, die ihn näher kennen, — ſchlechtge wählter Umgang mit den Piccolomini, den Sciarr brachte ihn in übeln Ruf. Das Schlimmſte iſ ſeine Neigung zum Spiel; ein Laſter, dem übrigen faſt alle unſere jungen Männer vom Stande er geben ſind. Du biſt vielleicht beſtimmt, ihn da von zu heilen und überhaupt auf beſſere Wege z leiten."

„Kann ich es, ſo werde ich es thun, denn e iſt meine vor dem Altare feierlich angelobte Pflicht;" fiel die Gräfin ein. „Ich habe überdem," ſetzte ſ mit bitterem Lächeln hinzu, „dieſe Pflichten ja fre willig übernommen. Mein Oheim ließ mir die Wah Gräfin von Fondi oder Auguſtinernonne zu werde Daß aber Beatrice Grimaldi, die Schweſter Ant nie's, ſich alle Mühe giebt, mir meine Lage a glücklich und erwünſcht darzuſtellen, dies berechnete der gute Oheim gewiß nicht, obwohl er ſonſt Alles ſo gut zu berechnen verſteht.“

„Ich bin ſtolz darauf, daß er es nicht für möglich hält, und es dennoch ſo iſt;“ ſagte Beatrice, indem ſie Julien feſt in's Auge ſah, und ein ſchmerzlicher Zug ſich auf ihrem ſchönen Antlitz bemerkbar machte. „Du ſprichſt von Pflichten, Julia, von Pflichten, welche die Gattin übernommen. O, auch ich habe Pflichten übernommen. Wenn — Gott weiß es, ohne meine Schuld! — Du durch mich die Bekanntſchaft Antonio's, des armen Anführers eines Fähnleins päbſtlicher Söldner, gemacht, wenn Eure Herzen ſich zu einander fanden, ſo war es meine Pflicht, zu meinem Bruder zu ſagen: ‚Antonio, Du kannſt niemals der Gatte der erlauchten Verwandtin des Herzogs von Mantua werden!‘ die Freundin aber zu erinnern, was ſie ihrer Abkunft ſchuldig iſt. Die Pflicht gegen mich ſelbſt gebietet mir, auch den Schein zu vermeiden, als hätte ich mich zu der Unterhändlerin einer Liebſchaft, zwiſchen meinem Bruder und einem Mädchen von hohem Range, hergegeben.“

„Das iſt Eigenſucht, iſt Stolz“ — ſagte Julia ſtockend.

„O, ſprich doch weiter!“ fiel Beatrice ein. „Ja, es iſt Stolz,“ fuhr ſie fort, als die Freundin ſchwieg, „Stolz der Armen, Niedriggebornen, die ſich aber darum nicht für ſchlechter hält, weil ſie die Tochter eines armen Vaſallen des Herzogs von Mantua und die Schweſter eines unbedeutenden Ritters iſt. — Julia,“ ſprach ſie mit weicherem Tone, indem ſie die Hand der Freundin an's Herz drückte, „ich bitte Dich, ſiehe vor, nicht hinter Dich, denke Deiner beſchwornen Pflichten, lerne Deinen Gatten lieben und — meinen Bruder vergeſſen.“

Julia ſprach nicht, aber ſie drückte der Freundin die Hand, und ein Paar Thränen rollten über ihre blühende Wange.

„Vespaſiano iſt nicht ſchlimmer wie viele der jungen Männer Roms, die den erſten Familien angehören;“ fuhr Beatrice fort. „Bedenke, welches Verderbniß der Sitten in Rom, ja in dem ganzen Lande herrſcht. Ueberall liegen die Familien mit einander in Streit, das Schwert des Sohnes iſt gegen den Vater, der Dolch des Bruders gegen den Bruder gerichtet. Namen, wie Piccolomini und Sciarra, werden in Gemeinſchaft mit Namen von Böſewichtern, welche den friedlichen Kaufmann auf der Straße anfallen, Dörfer und Burgen plündern und anzünden, genannt; ja, Verbrechen dieſer Art ſcheinen bei der Jugend unſers Adels faſt zu den Vergnügungen zu gehören. In Rom zeigt man mit Fingern auf Söhne alter Familien, von denen man behauptet, daß das Geld, das ſie verpraſſen, aus dem Seckel des Krämers in die Hände von Banditen und aus dieſen in die Taſchen unſerer Marcheſen und Principes gewandert ſei. Sagt man nicht ſogar, die unglückliche Stadt Monteferino, die vor Kurzem auf Befehl des Pabſtes der Erde gleich gemacht, deren Boden umgepflügt und mit Salz beſtreut worden, weil ſie den Räuberbanden als Hauptſchlupfwinkel gedient, habe ſich dieſer Frechheit nur darum unterfangen, weil ihr von den bedeutendſten römiſchen Edlen, die bei jenen Gräueln betheiligt geweſen, Schutz zugeſagt geweſen ſein ſoll? Und erſt neulich behauptete Jemand in dem Hauſe des Cardinals Caraffa öffentlich: die afrikaniſchen Seeräuber, die jetzt an der Küſte ſolche Verwüſtungen anrichten und ſo dreiſt ſind, Raubzüge bis auf mehrere Miglien in's Innere des Landes zu unternehmen, müßten Einverſtändniſſe im Kirchenſtaat und im Königreich Neapel haben, weil ſie immer auf geſchickte Weiſe ihre Angriffspunkte zu wählen und die Orte, wo ſich Truppen befänden, zu vermeiden wüßten, auch nach einem Plane zu handeln ſchienen, den nur ein mit den Verhältniſſen des Feſtlandes bekannter Anführer entworfen haben könne. — Betrachtet man die meiſten jungen Edlen Roms, ſo kann man Veſpaſiano bei weitem nicht für den Schlimmſten halten. Was wirft man ihm vor? Leidenſchaft für das Spiel. Welcher von unſern vornehmen jungen Männern wäre nicht dem Spiel ergeben? Man behauptet, er lebe mit dem Vater in ſtetem Zerwürfniſſe. Mag ſein; aber der Gouverneur der Abruzzen iſt, wenn auch ein wackerer alter Degen, doch ein tauber Mann, der den erwachſenen Sohn, den Grafen von Fondi, immer noch wie einen Knaben behandeln will. Nein, nein! Ich ſehe das Uebel ganz wo anders, und es ſteht vielleicht in Deiner Gewalt, es zu bannen."

„Du machſt mich neugierig, Beatrice;“ ſprach Julia mit trübem Lächeln.

„Veſpaſiano iſt in ſchlechten Händen, er iſt verführt;“ ſagte Beatrice mit dem Tone der Ueberzeugung. „Erlöſe ihn von dem Dämon, der ihn in ſeinen Banden hält, und er iſt frei und gebeſſert.“ —

„Ich bekenne, daß ich Dich nicht verſtehe!“ ſagte die Gräfin.

„Er iſt verführt, und ſein Verführer heißt — Hettore Landelina!“ ſagte Beatrice lebhaft. „Mein Leben will ich auf dieſe Wahrheit laſſen.“

„Bei Gott!“ rief Julia heftig. „Ich weiß nicht, welche Veränderung heute mit Dir vorgegangen! Biſt Du noch meine edle, für alles Wahre, Gute erwärmte Beatrice, oder biſt Du es nicht? — Statt ein Verhältniß zu beklagen, durch welches mein Herz zerriſſen ward, wieſeſt Du mich vor wenig Minuten kalt auf Erfüllung erzwungener Pflichten, und jetzt verlaumdeſt Du einen Mann, der noch vor wenig Stunden erſt ſich für uns muthig in Gefahr ſtürzte, ſein Leben für uns auf's Spiel ſetzte.“

„Ich will es ihm ſo anrechnen; ich will glauben, es ſei ſo geweſen;" ſagte Beatrice kopfſchüttelnd. „Dennoch will mir bedünken, die drei Bewaffneten, welche an dem Waldſaume lauerten, auf welche der Ritter mit geſchwungenem Schwerte losſprengte, und die, als er in ihrer Nähe war, ſich ſo ſchnell in den Wald zurückzogen, ſeien eher friedliche Jäger oder bewaffnete Hirten geweſen, obwohl Landolina behauptet, daß uns Gefahr gedroht."

„Nun, bei Gott," ſagte die Gräfin trüb lächelnd, „das wußte ich nicht, daß Dein Widerwille gegen den Ritter ſo groß wäre, daß Du Dir ſelbſt, als nicht exiſtirend, einredeſt, was Du vor zwei Stunden mit eigenen Augen geſehen."

„Mag ſein, daß ich ihm hierbei Unrecht thue," ſprach lebhaft Beatrice, „aber mir wird immer ganz ſonderbar zu Muthe, wenn dieſer Menſch in meiner Nähe iſt. Es iſt mir dann, als ob es mich im Innerſten des Herzens fröre, als ob mir die Bruſt zuſammengeſchnürt würde. Höre einmal ſeine halblaute, ſtets lispelnde Sprache, ſeine ſanfte Redeweiſe, ſelbſt wenn es ſich um für ihn höchſt unangenehme Dinge handelt, ſeine duldenden Meinungen die Entſchuldigungen, die er für Alles und Jedes bei der Hand hat, und nun betrachte, wie ſeine Miene, ſein ganzes Aeußere Allem dieſen ſo entſchieden widerſpricht. Sieh in ſein lauerndes Auge, ſeine zuckenden Züge. Selbſt die krampfhaften, ſo oft wiederkehrenden Bewegungen ſeiner Hand zeigen deutlich, wie es fortwährend ſiedet und kocht, in dieſem von Schnee oder Raſen bedeckten Vulkan. — Und nun der Ausdruck ſeines Geſichts, ſein lahmer Fuß!“ fuhr Beatrice immer lebhafter fort. „Als er heute vor unſerm Aufbruche aus der Herberge ſo vor Dir ſtand, und mit der ſanfteſten Stimme Dir alle Schönheiten des Thales von Fondi malte, ſo fiel mir unwillkürlich und fortwährend der Gedanke ein: So muß der Verſucher ausgeſehen, mit dieſer Stimme muß er geſprochen haben, als er mit dem Herrn auf dem Berge ſtand und ſagte: ‚Dies Alles will ich Dir geben!‘“ —

Während die beiden Mädchen ſprachen, hatte ſich ein Bettler, der ein dunkles Kleid und einen langen Bart trug, zu einer Seitenthüre des Gartens herein- und nach und nach immer näher geſchlichen. Er blickte dabei fortwährend nach dem Eingange, trat endlich raſch auf die Damen zu, und indem er ſich plötzlich auf die Kniee warf, ergriff er Juliens Hand, riß ſich den falſchen Bart ab und rief aus: „Julia! Noch einmal mußte ich Euch ſehen!“—

„Wie? Antonio Grimaldi?“ ſagte Julia erſchrocken.

„Unſinniger! Raſender! So achteſt Du auf meine Bitten?“ rief Beatrice entſetzt.

„Bitte, was menſchlich, was zu erfüllen iſt!“ rief der Fremde, ein ſchöner junger Mann von einigen zwanzig Jahren, in höchſter Aufregung. — „Was thue ich, welches Verbrechen begehe ich denn, wenn ich Die, an welcher mein ganzes Herz, meine ganze Seele hängt, noch einmal ſehen will, ehe ich ſie auf ewig verliere?“

„Fort! Du mußt fort! Wir befinden uns unter den Augen eines Spähers. Jeden Augenblick kann er hier ſein, und Deine Unbeſonnenheit die größten Mißverſtändniſſe, ja namenloſes Unglück herbeiführen!“ rief Beatrice, den Bruder mit Gewalt emporreißend.

„Ich darf Euch nicht anhören, nicht länger ſehen, Antonio!“ ſagte Julia, indem ein Strom von

Thränen über ihre Wangen rieſelte. „Geht! Geht, ich bitte Euch; man könnte uns zuſammen ſehen, und welche Folgen könnte dies haben!“

„O, nur noch ein Wort! Ein armes, freundliches Wort, und dies“ — er riß ihr eine Schleife von dem Reiſekleide — „zum Andenken!“

„Lebt wohl! Lebt ewig wohl, und — vergeßt mich,“ ſagte Julia, ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckend.

„Gott, meine Ahnung! Dort kommt Landolina!“ ſagte plötzlich mit Entſetzen im Tone Beatrice. — „Bleib! Bleib, Antonio!“ ſetzte ſie raſch hinzu. „Verbirg den falſchen Bart! Es iſt nicht mehr Zeit, ihn zu befeſtigen.“

Aus einem nahen Seitengange trat jetzt ein ungefähr vierzigjähriger ſchwarz gekleideter Mann von Mittelgröße. Er war auf einem Fuße etwas lahm und nahte ſich deshalb nur langſam. Sein Geſicht trug höchſt charakteriſtiſche Züge und war im Ganzen des Ausdrucks, der darin lag, faſt dem eines Türken oder Griechen ähnlich. Dunkle Brauen beſchatteten zwei ſtechende, tief in ihren Höhlen liegende Augen, und ſie, ſo wie der kohlſchwarze

Knebelbart, ſtachen grell von der faſt leichenhaft bleichen Geſichtsfarbe ab. Die übrigens ſchön geformte Adlernaſe, die hohe, gänzliche kahle Stirn, die ſchwarzen Locken, die blos das Hinterhaupt deckten, vereinigten ſich mit dem Uebrigen, um der Erſcheinung des Mannes einen höchſt eigenthümlichen Stempel aufzudrücken.

So wie der Reiſebegleiter der Damen näher kam, trat der Jüngling ein Paar Schritte zurück. Wie es ſchien, hatte das Auge Landolina's ſchon länger auf ihm gehaftet, ein leichtes ſpöttiſches Lächeln ſpielte um den Mund des Letztern, und er ſagte kalt:

„Ihr habt ſehr viel von Eurem ehrwürdigen Anſehen verloren, mein Freund, ſeitdem Ihr den Bart ablegtet, den Ihr trugt, als Ihr in den Garten tratet.“

Der junge Mann und die Damen waren wie vom Donner gerührt. Beatrice ermannte ſich zuerſt.

„Erlaubt, Ritter,“ ſagte ſie, „daß ich Euch dieſen jungen Mann vorſtelle, ohne Euch ſeinen Namen zu nennen. Er kam, um mich noch einmal zu ſehen, wir lieben uns ſeit längerer Zeit; er iſt —“

„O, es bedarf nur einer Vergleichung der Züge,“ ſagte der Ritter mit ſpöttiſchem Lächeln, „um die allgemeine Meinung, daß Signor Antonio Grimaldi ſeiner ſchönen Schweſter ſehr ähnlich ſieht, ſogleich beim erſten Blick beſtätigen zu können. Und lieben? Wie ſollte die Schweſter den Bruder, und dieſer eine ſo reizende Schweſter nicht auf's zärtlichſte lieben?“

„Ihr werdet Euch wundern, Ritter, daß ich in dieſer Kleidung“ — ſtammelte Grimaldi in höchſter Verwirrung.

„Wundern? — Gar nicht!“ ſagte Jener, und das ſpöttiſche Lächeln nahm noch zu, während der Ton ſeiner Rede immer liſpelnder und freundlicher wurde. „Bin ich nicht auch jung geweſen! Wäre ich wohl der Mann, der eine unſchuldige Zuſammenkunft, ſelbſt — was hier ja nicht einmal der Fall iſt — ein verliebtes Stelldichein verderben und für die Theilnehmer Verlegenheiten bereiten ſollte? Die Santa Madonna ſollte mich davor bewahren! Das Feuer, was mich nicht brennt, begehre ich nicht zu löſchen, vielmehr wärme ich mich ſelbſt daran. Und daß Ihr in Verkleidung hier ſeid! **Per Dio!** Das

Warum? liegt ja auf der Hand. Ei, lieber Ritter, Ihr haltet mich für ein Biſchen allzu einfältig, wenn Ihr mir nicht zutrauet, daß ich dies zu durchſchauen fähig ſei! Ihr ſteht im Solde des heiligen Vaters, dürft ohne Erlaubniß Eurer Vorgeſetzten nicht die Stadt verlaſſen, hegt aber der Wunſch, von dem, was Ihr, und was Euch liebt — ich meine Eure reizende, liebenswürdige Schweſter — Abſchied zu nehmen, wollt' zugleich auch noch der Frau Gräfin zum letzten Male" — der Ritter betonte das Wort — „Eure Ehrfurcht bezeigen, und verkleidet Euch deshalb. Das Alles iſt ja ſo klar, ſo einfach, daß es ein Kind begreift."

„Ihr habt meine Abſicht ganz richtig gedeutet," ſagte Antonio; und ſeine Züge heiterten ſich auf, während die der Schweſter ganz ſichtlich tiefe Beſorgniß ausdrückten. „Eben deshalb bin ich überzeugt, daß Ihr zu Rom von meinem Ausfluge nach Terracina ſchweigen würdet, wenn Ihr wider dahin kämet."

„Zu Rom? Ganz gewiß;" verſetzte der Ritter mit der vorigen Miene. „Aber wie ich ſehe, wollt Ihr Euch ſchon entfernen. Wie ſehr muß ich bedauern, wenn ich in Eure Unterhaltung mit der Frau Gräfin — ich will ſagen mit Signora Beatrice — Störung gebracht. Da Ihr aber nun einmal aufzubrechen entſchloſſen ſeid, ſo wollte ich Euch doch rathen, daß Ihr wieder Euren Bart anlegtet; denn ſeht, lieber Ritter, die Sänftenführer haben Euch mit dem Bart in den Garten hineingehen ſehen, und wenn Ihr nun ohne denſelben wieder herauskämet, ſo würden ſie dies als eine Kurioſität betrachten, und es zu Fondi — denn ſie ſtehen in Dienſten des Herrn Grafen — wiedererzählen, vielleicht auch dies und das hinzuſetzen, und ſo könnte aus der höchſt unſchuldigen Sache ein Gerede entſtehen, das Dem, den es beträfe — ich meine Euch — am Ende unlieb wäre —"

„Ja, geht! Geht, Ritter Grimaldi!" fiel Julia, lebhaft bewegt, dem Vorigen in's Wort.

„Ich glaube," ſagte Beatrice raſch, „es könnte aus der, wie Signor Hettore richtig bemerkt, ſehr unſchuldigen Sache für meinen Bruder nichts Schlimmeres entſtehen, als etwa ein Paar Tage Haft. — Ich bin entſchloſſen, dem Grafen Veſpaſiano den

Fall mitzutheilen und ihn zu bitten, wenn dieſe Folgen eintreten, ſein Fürwort eintreten zu laſſen."

„Meint Ihr, Signora?" ſagte Hettore, indem eine düſtere Wolke, doch nur auf einen Augenblick, ſein Geſicht überflog, und indem er den rechten Arm, als wie von einem plötzlichen Schmerz erfaßt, krampfhaft bewegte. „Aber Ihr habt Recht!" ſetzte er mit einem halb ſpöttiſchen, halb ſchmeichelnden Tone hinzu. „O, Ihr ſeid klug, für Alles wißt Ihr Rath. Ja, Signor Antonio, folgt nur ſtets dem Rathe Eurer Schweſter; Ihr werdet dann ſtets am beſten fahren. Ich zweifle auch nicht, daß ſie ſich mit dem Grafen hinreichend zu verſtändigen wiſſen wird."

Grimaldi nahm jetzt mehr mit Blicken, wie mit einigen in Verwirrung hergeſtammelten Worten, von der Gräfin Abſchied, und während er den falſchen Bart im Fortgehen befeſtigte, und Beatrice den Bruder durch einen dunkeln Laubengang nach dem Seitenpförtchen des Gartens begleitete, blieb Landolina bei Julien zurück.

„Frau Gräfin," ſagte der Letztere jetzt in einem beſorgten Tone zu Julien, „ich überlaſſe es Eurem

Ermeſſen, ob Signora Beatrice gut daran thun würde, mit dem Herrn Grafen von dem eben ſtattgehabten Vorfalle zu ſprechen. Zu den vielen Eigenheiten Eures Gemahls — denn obwohl ſein treueſter Freund, kann ich ihn von dergleichen nicht frei ſprechen — gehört auch die einer gränzenloſen Eiferſucht. Es iſt lächerlich, aber wahr, daß manche junge Herren, und zwar die, welche gerade aus gewiſſen Gründen am nachſichtigſten ſein ſollten, als Ehemänner am eiferſüchtigſten ſind. Nun iſt mir nicht unbekannt, daß Graf Vespaſiano, weiß der Himmel durch wen, erfahren hat, als ob Ihr für Signor Grimaldi früher einige Neigung gefühlt. Dies geht ihn nun zwar nichts an; dies iſt vorbei, wenn es je der Fall geweſen — und ſelbſt wenn es noch wäre, könnte es Niemand tadeln, denn der Graf hat, aufrichtig geſagt, ſich bis jetzt eben nicht ſo benommen, um Eure Neigung zu gewinnen — aber ich kenne Vespaſiano. Ich rathe Euch, um Eurer Zukunft willen, Signora Beatrice abzuhalten, mit ihm von dem eben ſtattgefundenen Vorfalle zu ſprechen. Eure Freundin meint es gut, ſie iſt klug, aber ſie kennt die Menſchen nicht. Ich kenne

Veſpaſiano und alle ſeine Fehler — Schwächen, will ich ſagen, denn ich ſchätze ihn hoch — aber ich bin auch Euer Freund, Euer treueſter, redlichſter, Euch innig hochſchätzender Freund, und ich möchte Euch gern vor allem Kummer bewahren; vor allem unnöthigen wenigſtens, denn mancher andere dürfte nicht immer abzuwehren ſein.“

Die Anfangs ernſte Rede Landolina's ging nach und nach in einen ſo innigen, die Beſorgniſſe eines Freundes bezeichnenden Ton über, daß ſolcher auf Julia nicht ohne Wirkung bleiben konnte.

„Ich danke Euch, Ritter,“ ſagte ſie, Landolina freundlich die Hand reichend, „und ich halte mich überzeugt, daß die beſte Abſicht Euch mir einen Rath ertheilen läßt, den ich um ſo mehr zu befolgen gedenke, als er aus dem Munde der Erfahrung kommt.“

„Der ſchönſte, herrlichſte Dank wird für mich ſein, wenn ich ſehe, daß Ihr mich für einen Freund haltet und mir vertraut;“ ſagte Landolina, indem er die Hand der Gräfin an die Lippen führte. „Wie gern möchte ich Euch nützlich werden, Euch Freude bereiten, Eure Zukunft aufheitern helfen; dennoch glaube ich, daß das erſte Mittel dazu iſt, ganz offen gegen Euch zu ſein. Ich glaube überdies, daß ich es ſein darf, ohne einen Verrath an der Freundſchaft gegen Euren Gatten zu begehen. Graf Veſpaſiano iſt gut, herzensgut, ich liebe ihn von ganzer Seele, aber dies hält mich nicht ab, ſeine Fehler, ſeine Schwächen zu durchſchauen. Er iſt ein Mann voll von den ſonderbarſten Grillen und Launen. Ich rechne ihm dieſe übrigens nicht zu; ſie ſind die Frucht der ſtrengen Erziehung, die er genoß, und die ihn dahin brachte, daß, als er ſich etwas freier fühlte, er ſich in Dieſem und Jenem mehr gehen ließ, als er vielleicht geſollt. Die ſonderbarſten Widerſprüche finden ſich in ſeiner Handlungsweiſe. Bald umgiebt er ſich mit dem Schleier des Geheimniſſes, wo durchaus nichts zu verheimlichen iſt, oder wo es ſelbſt unklug erſcheint, etwas verheimlichen zu wollen, wo am Ende die Entdeckung, die Aufklärung Dem, der darüber nachdenken will, ziemlich nahe liegt. In dieſem Falle thut man gut, durchaus keine Neugierde zu zeigen, weil ihn dies ungemein aufzubringen im Stande iſt. Manchmal ſtellt er ſich wieder ſo offen, ſo unbefangen, daß man durchaus keine Nebenabſicht bei ihm vorausſetzen ſollte, demungeachtet muß man ſich in ſolchen Fällen bei ihm am meiſten in Acht nehmen; dies iſt im Grunde die einzige üble Seite ſeines Charakters, wenn es eine ſolche geben ſollte. Laßt Euch übrigens durch alle dieſe Sonderbarkeiten Vespaſiano's nicht anfechten. Handelt klug, handelt vorſichtig, und Ihr umſegelt alle Klippen, die Euch auf dem Meere Eures Glückes entgegenſtehen können. Kann ich Euch durch meinen treuen Rath nützlich werden, ſo geſchieht es mit Freuden. Wollt Ihr über Dies und Jenes, was Euch ſonderbar vorkommen dürfte — und dies wird allerdings manchmal der Fall ſein — eine Auskunft, ich ſchaffe ſie Euch. Eins aber bedinge ich mir aus. Was ich Euch ſage und vertraue, darf kein Zweiter wiſſen. Der Gattin Vespaſiano's darf ich offen die Geheimniſſe ihres Gemahls, ſelbſt gegen deſſen Willen mittheilen — wir beabſichtigen ja Beide dabei nur ſein Beſtes — erführe es ſonſt noch Jemand, ſo hätte ich einen Verrath an der Freundſchaft begangen, und dies würde ich mir nie vergeben."

„Seid verſichert, Ritter," ſagte Julia freundlich „daß ich Eure Güte erkenne, ſie nie mißbrauchen werde, und Ihr nie durch mich in Verlegenheit kommen ſollet. Niemand ſoll erfahren —"

„Auch Beatrice nicht!" fiel raſch Landolina ein. — „Glaubt übrigens nicht, daß ich ſie verkenne;" ſetzte er hinzu, als ihn Julia befremdet anſah. „Es giebt Niemand, der ihr mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie iſt ein herrliches Geſchöpf, eine Perle ihres Geſchlechts, und Ihr habt an ihr die treueſte Freundin; was Ihr indeß fehlt, iſt Menſchenkenntniß und Lebenserfahrung. Woher ſollte dieſe auch dem zwanzigjährigen Mädchen kommen? Unglücklicherweiſe hat ſie ein gewiſſes Selbſtvertrauen, das ſie um ſo leichter irre führen muß, als ſich die Umſtände nicht ſtets durch Feſthalten an gewiſſen moraliſchen Grundſätzen, die ſonſt ganz gut ſein mögen, beherrſchen laſſen. Man muß ſeine Handlungsweiſe nach den Regeln der Klugheit modeln, wiewohl ich gern zugebe, daß oft Fälle eintreten können, wo uns eine ſolche Klugheit zuwider iſt, ja ſelbſt ſträflich erſcheinen muß. So möchte ich zum Beiſpiel Veſpaſiano nicht ſagen, daß einige Räuber, in denen ich Einwohner eines Weilers, der zur Grafſchaft Fondi gehört, erkannte, Miene gemacht uns anzufallen, da ſie uns für Fremde hielten. Leicht gereizt, wie er iſt, würde er an ihnen blutige Rache nehmen. Gleichwohl hätten es die Strauchdiebe nicht beſſer um mich verdient, denn mein Arm, in welchem ich eine leichte Wunde durch einen Lanzenwurf empfing;" — er ſtreifte bei dieſen Worten den offenen Aermel auf, und zeigte, daß er den Arm verbunden hatte — „ſchmerzt mich in dieſem Augenblicke abſcheulich."

„Wie?" rief die Gräfin. „Ihr ſeid verwundet, und ſagtet nicht ein Wort?" —

„Lohnte es ſich wohl, von einer kleinen unbedeutenden Fleiſchwunde zu reden?" fiel der Ritter lächelnd ein. „Eigentlich hätt' ich es auch jetzt nicht thun ſollen, aber der Schmerz erinnerte mich ſo unwillkürlich daran."

„O, wie leid thut es mir" — rief Julia lebhaft.

„Bewahre!" unterbrach ſie Landolina lachend. „Mir iſt der kleine Unfall ſehr erfreulich, und auch Euch muß er lieb ſein, wenn ich nicht fürchten ſoll, daß Ihr mir das kleine Verdienſt, ein Paar arme Blutstropfen für Euch vergoſſen zu haben, mißgönnen wollet, während ich doch all' mein Herzblut für Euch mit Freuden hingeben wollte."

Der Ritter hatte die erſten Worte im Tone leichter Galanterie, die letzten in dem einer innigen Zuneigung geſprochen, jetzt ſetzte er raſch hinzu: „Ich bitte Euch, Gräfin, von der unbedeutenden Sache zu Niemand zu ſprechen; es würde mir wehe thun. Es giebt kleine Dienſte, die man profanirt, wenn man ſie erwähnt."

Gerührt reichte Julia dem Ritter nochmals die Hand. Da Beatrice ſich eben näherte, ſo machte Hettore der Gräfin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, und ſagte, indem er ſich entfernte, er wolle Anſtalten zur Weiterreiſe treffen.

„Ich habe," ſagte Beatrice mit mühſam errungener Faſſung, „meinem Bruder verſprechen müſſen, noch einmal, zum letzten Male Dich zu grüßen. Er verſprach mir dagegen, Dich niemals wiederzuſehen."

„Beatrice! Dieſe Härte?" ſagte die Gräfin, die Freundin ſchmerzlich anblickend.

„So muß es ſein!" verſetzte Beatrice feſt. „Jetzt verſprich mir, ſobald Du nach Fondi kommſt, Deinen Gemahl von Deiner Liebe zu Antonio, ſo wie, daß Du ihn zum letzten Male geſehen, zu unterrichten. Ich werde dann bezeugen, daß dieſe Zuſammenkunft wider Deinen Willen ſtatt fand.“

„Nimmermehr!“ rief die Gräfin erſchrocken. „Vespaſiano iſt eiferſüchtig. Zu welchen Mißhelligkeiten könnte dies führen! Es könnte ſelbſt für Antonio Gefahr daraus entſtehen.“

„Ich habe ihn bereits gewarnt, und ihm geſagt, daß ich Dir dieſen Rath ertheilen würde, da ich glaubte, daß Du für Deinen Gatten durchaus kein Geheimniß haben müßteſt,“ erwiederte Beatrice.

„Auf keinen Fall ſpreche ich mit Vespaſiano davon!“ rief Julia. „Soll ich meinem Gatten, gleich beim Eintritt in ſein Haus unangenehme Gefühle erregen? Iſt es nicht ohnehin traurig, daß unſere Verbindung wie ein Geſchäft, ohne daß ſich die Herzen zuſammenfanden, abgeſchloſſen wurde? Soll ich ihm ohne alle Noth, und wo ich feſt entſchloſſen bin, meine Pflichten zu erfüllen, Gelegenheit geben, dieſe Ehe ſchon am erſten Tage zu verwünſchen? Nein, Beatrice, Dein Rath mag gut gemeint ſein, aber klug iſt er nicht.“

„Das Rechte iſt nichts als recht, und fragt nicht ob es auch klug ſei;“ erwiederte Beatrice, der Freundin feſt in's Auge ſchauend. „Ich gebe Deinem Willen nach, ich rede Dir nicht weiter zu, nach meiner Meinung zu handeln, und wünſche nur, daß es nicht Landolina iſt, der Dich zu dieſer Handlungsweiſe beſtimmt hat.“

Die Freundin wollte noch weiter reden, aber, eben kam der Ritter den Gang herab, und zeigte mit ehrerbietig-freundlichem Tone an, daß die Mauleſel, welche die Sänften trugen, bereits angeſchirrt wären, und daß die Weiterreiſe beginnen könne. — — —

Fondi war in der Zeit, in welcher die Begebenheiten dieſer Erzählung ſpielen, ein großer, blühender Ort von wohlhabenden Einwohnern bewohnt. Die Kataſtrophe, welche es treffen ſollte, und von der es ſich bis heute noch nicht wieder erholen konnte, war noch nicht eingetreten. Die Stadt lag weithingedehnt in der Mitte einer Ebene, welche in der üppigſten, ſüdlichen Vegetation prangte. Fruchtgärten, in welchen Tauſende von goldglühenden Orangen aus dem dunklen Laube blickten, wo das Blatt der Feige ſich mit dem des Maulbeerbaums vermählte, und die armsſtarke Rebe des Weinſtocks ſich von Aſt zu Aſt ſchlang, zogen ſich bis an Hügel, deren Abhänge bis zum Gipfel hinauf mit einem Walde von Olivenbäumen bedeckt waren.

Es galt für eine der vielen Sonderbarkeiten des jungen Beſitzers der Grafſchaft, daß er nicht, wie ſeine Vorfahren, und wie es ſelbſt ſein Vater in früherer Zeit gethan, das mit fürſtlicher Pracht ausgeſtattete Schloß von Fondi bewohnte, ſondern ſich eine, auf einem Hügel gelegene, rings von Fichtenwald umgebene, im Verfall begriffene Burg zum Wohnſitze erkoren hatte. Die Einen behaupteten, es geſchähe aus Liebe zur Einſamkeit; dieſem widerſprach indeß Vespaſiano's wiederholter, monatelang dauernder Aufenthalt zu Rom, wo er die rauſchendſten Gelage junger Männer, beſonders Spielgeſellſchaften aufſuchte. Andere ſagten, die Liebe zur Jagd veranlaſſe ihn dazu; dennoch ſah man ihn höchſt ſelten dieſer Luſt obliegen. Da man keine offen liegende Urſache zu der eigenthümlichen Liebhaberei zu bemerken im Stande war, ſo ergingen ſich die Neugierigen in abentheuerlichen Vermuthungen, von denen die eine immer ſonderbarer als die andere war. Am meiſten wurden ſolche durch den Umſtand rege gehalten, daß, den Erzählungen der Bewohner der Umgegend nach, der Graf ganz beſonders den Aufenthalt in einem abgelegenen Thurme des Schloſſes, den außer ihm nur noch einige Vertraute betreten durften, liebte, und daß er in dieſem alle ſeine Nächte zubringe. Aengſtliche Gemüther ziſchelten ſich in's Ohr, daß er dort der Geiſterbannerei, und Gott weiß, welchen Zauberkünſten obliege, während Andere, welche die Sache mit munterem Sinne zu erwägen gewohnt waren, geradezu behaupteten, der Thurm ſei von einer Menge hübſcher Mädchen bewohnt, von denen der Graf einen ganzen Harem um ſich verſammelt habe. Im Grunde aber wußte Niemand weiter etwas Gewiſſes zu ſagen, als daß der alte geheimnißvolle Bau eine Lage habe, welche die ganze Gegend dominire, und daß man von deſſen Plateforme aus, nicht nur das Thal von Fondi, ſondern auch die ganze Küſtengegend überblicken, und bis in eine unbegränzte Ferne auf das Meer hinausſchauen könne.

Das Schloß, welches Graf Vespaſiano bewohnte, war übrigens ein ſehr merkwürdiges, altes Bauwerk,

oder vielmehr eine Gruppe von Gebäuden, die, o
wohl unter ſich zu einem Ganzen verbunden, a
den verſchiedenſten Zeiten ſtammten. Den neueſ
Theil derſelben, der zu der Wohnung der jung
Gräfin beſtimmt war, hatte der berühmte Pros
Colonna, welcher die Grafſchaft Fondi von de
Monarchen, ſeiner Dienſte wegen, zum Geſchenk
halten hatte, erbaut, und dieſer war ziemlich reg
mäßig und wohnlich. Ein großer Theil der übrig
Gebäude rührte aus der Zeit Karls von Anjo
welcher, wie es hieß, ſich der Jagd wegen, oft
dieſer Gegend aufgehalten haben ſollte, her.
Thurm nebſt einem an ihn ſtoßenden Gebäude,
dem er in der Höhe durch eine Brücke verbun
war, trug den Namen des ‚Normannenbaues.‘
ſtammte aus den älteſten Zeiten, und der Sage na
ſollte Wilhelm der Böſe ſeinen Neffen, den berüh
ten Tancred, in demſelben eine zeitlang gefan
gehalten, und ſonſt noch allerhand Uebelthaten,
ſich indeß nur als Sagen und Mährchen unter de
Volke fortpflanzten, darin verübt haben. Die
Umſtand trug beſonders dazu bei, das Geheimn
welches den ‚Normannenthurm‘, vermöge der ſ

derbaren Verliebe des jungen Beſitzers der Grafſchaft, umſchwebte, nur noch intereſſanter zu machen, und die früher angedeuteten Vermuthungen und aus dieſen entſtehenden Plaudereien, in der Gegend in Cours zu bringen. War aber das Aeußere des großen Baues unregelmäßig und verworren, ſo war das Innere faſt ein vollkommenes Labyrinth. Da alle Stockwerke von ungleicher Lage und Höhe waren, ſo mußte man oft, um nur die zunächſtliegenden Theile des Schloſſes zu erreichen, mehrere Treppen hinauf- und hinabſteigen, lange gerade Corridore, oder gekrümmte, winklige Gänge durchwandeln, und dennoch befand ſich der, welcher noch nicht lange den alten Bau bewohnt hatte, manchmal wieder unverhofft auf dem Punkte, von dem er ausgegangen war. — —

Auf Julia machte der Anblick des Schloſſes, als ſie ankam, einen eigenthümlichen Eindruck. Es war, als ob ihr etwas das Herz zuſammenpreßte, als ob ſie etwas Furchtbares, etwas Ungeheures dort erleben müßte. Dieſer Eindruck milderte ſich indeß, als ſie in den erſten Schloßhof einzog. Der Graf hatte Empfangsfeierlichkeiten, die ſich übrigens von denen, bei ſolchen Gelegenheiten üblichen, durch nichts Weſentliches unterſchieden, veranſtaltet. Eine Menge feſtlich gekleideter Einwohner der Grafſchaft empfingen ihre junge Gebieterin mit Muſik und Feſtgeſang, Reden wurden gehalten, Blumen geſtreut, die Gräfin von einer Auswahl ſchöner Mädchen bekränzt. Mit vieler Galanterie war Graf Veſpaſiano mehrere Miglien der jungen Gattin entgegen, und ſodann dicht neben ihrer Sänfte hergeritten, doch bewegte ſich ſeine Unterhaltung mehr in den Gränzen der Höflichkeit, als daß ſie auf Zärtlichkeit, oder auch nur ein herzliches Wohlwollen, gedeutet hätte. So wie die Empfangsfeierlichkeiten ihr Ende erreicht hatten, bot Veſpaſiano der Gemahlin den Arm, um ſie nach der ihr beſtimmten Wohnung zu führen. Dieſe war, wie bereits bemerkt, in dem regelmäßigſten und ſchönſten Theile des Schloſſes, und wenn man auch nicht behaupten konnte, daß der Graf ſich, wie andere junge Ehemänner, durch zärtliche Zuvorkommenheiten ausgezeichnet hätte, ſo mußte man doch zugeben, daß er die Wohnung auf die prachtvollſte, faſt königlich zu nennende Weiſe, hatte einrichten laſſen. Die Wände glänzten von Gold, Seide und den koſtbarſten Verzierungen, und es ſchien ihm Vergnügen zu machen, als ihm Julia verſicherte, daß es Niemand dem alten Schloſſe von außen anſehen würde, daß es ſolche glänzende, Alles was ſie noch geſehen übertreffende, Räume in ſich berge. Mit dem heitern Sinn der Jugend muſterte Julia alle die Schönheiten ihrer neuen Wohnung, ſie ward nicht müde Beatrice, welche indeß heute ungewöhnlich ernſt war, während der Graf ſich entfernt hatte, um den Damen Zeit zum Umkleiden zu gönnen, auf die geſchmackvolle Auswahl der Meubles, und aller der kleinen Nothwendigkeiten einer Frauentoilette, die ſich hier im Ueberfluß vorfanden, aufmerkſam zu machen, und es war ihr nicht unlieb, als endlich die Freundin ſich bei der Rückkehr des Grafen entfernte, da ſie, mit ihm allein, weit unbefangener, als in der Gegenwart der Schweſter des früher Geliebten, ihren Dank für alle die augenſcheinlichen Aufmerkſamkeiten ausſprechen zu können glaubte.

Der Graf hatte ſich feſtlich geſchmückt. Der dunkelviolettſammetne, mit Gold geſtickte Anzug hob die Geſtalt Vespaſiano's vortheilhaft hervor. Sein

Wuchs war über Mittelgröße und kraftvoll. Auf dem ſchönen Körper ſaß ein Römerhaupt. Das dunkle, gluthvolle Auge hatte indeß etwas Unſtetes, Wildes, faſt Scheues, und dies that den ſonſt ſchönen, regelmäßigen Zügen einigen Eintrag.

Der Graf ſchien beim Eintritt ſehr ernſt, und wie in tiefem Nachdenken befangen, doch änderte ſich der Ausdruck ſeines Geſichts, als ſein Blick auf Julia fiel und er bemerkte, daß deren Antlitz den Ausdruck der Zufriedenheit, ſelbſt der Fröhlichkeit, trug.

„Ich heiße Euch nochmals willkommen, Julia, in den Räumen, die Ihr als Hausfrau bewohnen werdet;" hob er an. „Mein aufrichtiger Wunſch iſt, daß es Euch nicht allzuſehr in dieſer Abgeſchiedenheit mißfalle."

„Mißfallen?" ſprach die Gräfin freundlich. „Iſt die Lage des Schloſſes ein wenig einſam, ſo iſt es doch eine Einſamkeit die mir ſehr zuſagt. Ich liebe das Land- und Waldleben, und freue mich ſchon im Voraus auf die Schatten des Forſtes, welcher die Umgebung bedeckt, und nach denen man ſich in der Nähe des ſumpfigen Mantua's und in den nackten Campagna vergebens umſieht. — Und dann dieſe Gemächer, wie hell, wie wohnlich, wie einladend ſind ſie! Man ſollte es dem alten Baue gar nicht zutrauen, daß er dergleichen aufzuweiſen hätte.“

„Sie ſind nicht alle ſo;“ ſagte der Graf, düſter lächelnd. „Die in jenem Theil des Gebäudes liegenden, ſind eng, finſter, winklich, aber ich habe mich dort einmal eingewohnt und ſie ſind mir lieb geworden.“

„Auch meinen Dank für alle die vorgefundenen Bequemlichkeiten, die Ausſchmückungen“ — hob Julia an.

„Er gebührt mehr Landolina als mir;“ fiel Jener ihr in's Wort. „Er hat Alles beſorgt. Ich verſtehe mich wenig auf Einrichtungen dieſer Art.“

Der Graf ſprach das Letztere mit verdüſtertem Blick. Es war als ob die Ideenverbindung, die er im Sinne trug, als er in's Zimmer trat, von Neuem wieder in ihm aufſtiege. Er ging nach der offenen Thür des Nebenzimmers, gleichſam als ob er ſich überzeugen wolle, daß dort kein Horcher laure, dann trat er der Gräfin näher.

„Wir ſind allein, Julia," ſagte er mit einer Stimme, die etwas Beklommenes hatte, „und ich glaube, es iſt gut, daß ich ſogleich die erſte Gelegenheit benutze, um mich gegen Euch über unſer Verhältniß auszuſprechen, mich auszuſprechen über eine Zukunft, die für uns Beide nur eine trübe ſein könnte, wenn wir nicht nach einem beſtimmten Plane, ich möchte ſagen, nach einem abgeſchloſſenen Uebereinkommen handeln. — Wir kennen uns bis jetzt ſo gut als gar nicht. Das Schickſal — wenn wir meinen Vater und Euren Oheim die Ehre anthun wollen, ihnen dieſe Benennung beizulegen — hat uns nach Laune oder Berechnung zuſammengewürfelt. Es iſt nicht meine Schuld, wenn ich Eure Vorzüge noch nicht in dem hohen Maaße ſchätzen lernen konnte, als ſie verdienen; es iſt nicht die Eure, wenn Ihr für den Mann, der Euch aufgedrungen wurde, nichts empfindet; ja ich kann Euch nur dankbar ſein, wenn Ihr nicht einen Widerwillen gegen den Aufgedrungenen faſſet, und dies um ſo mehr, als mir nicht unbekannt iſt, daß Euer Herz bereits gewählt hatte."

Julia erröthete bei den Worten des Grafen über und über. Sie wollte ſprechen, und vermochte es nicht.

„Ihr würdet Euch mit Unrecht dieſer Liebe ſchämen, oder ſie verläugnen;" fuhr Vespaſiano mit Ruhe fort. „Es wäre unverſtändig, wenn ich verlangen wollte, daß Ihr wegen eines Mannes, der nur durch fremden Willen der Eure ward, an den Ihr nur durch eine Form gebunden ſeid, eine Liebe, die Euch theuer geworden, die vielleicht die erſte war, mit einem Male aus dem Herzen reißen ſolltet; eben ſo wenig werdet Ihr vorausſetzen, daß ich mich einer Frau, die zwar geſetzlich meinen Namen trägt, deren Liebe aber einem andern Manne gehört, gleich ſo innig anſchließen könnte, als ob unſere Verbindung aus freier Wahl entſtanden, als ob unſere Herzen unſere Hände zuſammengeführt hätten. Demungeachtet zweifle ich keineswegs, daß unſere Ehe in Zukunft noch eine glückliche werden kann."

„Ich denke," ſagte die Gräfin mit gepreßtem Tone, „wenn wir uns näher kennen werden. — "

„Das iſt's! — Ihr ſprecht es aus!" fiel Vespaſiano haſtig ein. „Wir müſſen uns näher kennen lernen. Wir müſſen, obwohl Vermählte, eigentlich erſt unſere Bekanntſchaft machen, um uns näher zu kommen. Dazu gehört aber Zeit, und dieſe müſſen wir uns gewähren. Sie thut dann das Uebrige.“

„Ich werde mich ganz nach Eurem Willen richten! Beſorgt keine Zudringlichkeiten;“ verſetzte Julia, indem ihr Ton einige Empfindlichkeit anzeigte.

„Ich erlaubte mir dieſe Andeutungen, nur weil ich von einer Frau, deren Geiſt ihrer Schönheit gleichkommt, und deren Eigenſchaften unſere beſten Dichter zum Sange begeiſtern konnten, kaum ſo ſehr mißverſtanden zu werden fürchten durfte, daß ſie in meinen Worten etwas anders, als eine Entſchuldigung meiner ſelbſt, ſehen würde;“ ſprach Vespaſiano kalt und höflich. „Zudem meinte ich Euch Zeit laſſen zu müſſen, damit, zu meinem Gewinn, ein anderes Bild, das Euch die Seele füllte, nach und verbleichen möge.“

„Landolina hat Recht!“ dachte Julia. „Eiferſucht iſt ein Hauptzug ſeines Charakters.“

„Genehmigt Ihr es,“ fuhr Vespaſiano nach einer Pauſe fort, „ſo thue ich Euch hinſichts unſers Verhaltens einen Vorſchlag, der für uns, wenn nicht eine glückliche, doch gewiß eine ruhige Zukunft zur Folge hat. Laſſen wir vor der Welt unſer Benehmen gegen einander das von Vermählten, ſind wir allein das von Freunden ſein.“

„Euer Wille ſoll mir Geſetz ſein. Seid verſichert, Graf Vespaſiano, ich werde die mir von Euch vorgezeichnete Gränzlinie auf's Genaueſte inne halten;“ ſprach Julia mit Würde, aber indem ſie ſich im Innerſten tief verletzt fühlte.

„Ich denke,“ ſprach der Graf, als ob er von der Bereitwilligkeit Juliens erfreulich angeregt wäre, oder vielmehr, als ob er eine Laſt von der Seele geworfen hätte, „Ihr werdet Eure nächſte Zukunft in dieſem Hauſe nicht ſo unangenehm finden, als Ihr vielleicht meint. Ich erwarte nächſter Tage zahlreichen Beſuch. Mein Vater bereiſ't ſeine Provinz, und der kriegeriſche Cardinal von Eſte“ — der Graf lächelte auf eine ſonderbare Weiſe — „zieht bei Terracina ein Heer zuſammen, mit dem er ſich einſchiffen will, um den Barbaresken, beſonders dem Dey von Tunis, und Harriaden Barbaroſſa, dem Dey von Algier, zu Leibe zu gehen. Wie ich höre befinden ſich Arioſto und Molza bei dem Kirchenfürſten, welcher den Dienſt des Mars mit dem der Venus und den Geboten des Evangeliums ſo gut zu vereinigen weiß. Hyppolit von Eſte war, wie mir bekannt, ſtets einer der eifrigſten Verehrer Eures Geiſtes und Eurer Schönheit, und ſo habe ich ihn, nebſt jenen Dichtern, auf einige Tage in meine Waldeinſamkeit eingeladen. Auch der Adel aus der Gegend von Itri und Gaeta wird ſich einfinden, und ich werde mich freuen, wenn die ſchöne Wirthin des Hauſes nichts unterläßt, wodurch der Glanz deſſelben erhöhet und den Gäſten der Aufenthalt angenehm gemacht werden kann."

„Ich werde Euren Befehlen nachkommen," ſagte Julia, Vespaſiano ruhig anblickend, „um Hyppolit von Eſte, Eurem Vater und den Gäſten, ſo viel ich es im Stande bis, einige frohe Tage zu bereiten, ich geſtehe indeſſen ganz offen, daß ich mich nach der Zeit ſehne, wo die feſtlichen Tage vorbei ſein werden, und ich mich mit dieſem friedlichen, ſtillen Landſitz näher bekannt machen kann."

„Ich fürchte," ſagte der Graf, indem er tief aufſeufzte und ſeine Blicke düſterer wurden, „dies Schloß wird Euch bald ſehr einſam erſcheinen, und ſollte dies der Fall ſein, und Ihr wolltet das freundlichere zu Fondi zum Wohnſitze wählen, ſo dürftet Ihr nur befehlen. — Freilich,“ ſetzte er ſtockend hinzu, „würde ich Euch nicht dorthin begleiten können. Dies Haus und mein Palaſt zu Rom, ſind die einzigen Gebäude, wo ich mich wohl fühle.“

„Wo Ihr ſeid, wird für Eure Gattin ſtets der paſſendſte und auch der liebſte Aufenthalt ſein;“ verſetzte Julia, als der Graf ſchwieg, und eine Antwort zu erwarten ſchien.

„Und Eure Gegenwart wird mir ihn auch zu dem ſchönſten machen;“ fiel Vespaſiano mit Galanterie ein. „Freilich werdet Ihr mir auch einige Sonderbarkeiten und Schwächen — Landolina hat Euch gewiß geſagt, daß ich dergleichen habe — zu Gute halten müſſen. So habe ich zum Beiſpiel oft ein wahres Bedürfniß, allein zu ſein, ich ſehe es überhaupt nicht gern, wenn Jemand die Räume, wo ich ſtudire, von Arbeiten ausruhe, ſchlafe, beſucht und mich dort beunruhigt.“

„Von meiner Seite ſoll dies gewiß nicht geſchehen;“ ſagte die Gräfin gereizt. „Ohne Euren

Wunſch und Willen werde ich keinen Fuß über eine Schwelle ſetzen, von der Ihr nicht wünſcht, daß ich ſie überſchreite.“

Julia fürchtete, indem ſie dieſe Worte ſprach, den Grafen beleidigt zu haben, ſie meinte, er würde Empfindlichkeit zeigen, doch hoffte ſie auch in Geheim, er werde, wie vor wenig Momenten, durch eine Galanterie das, was in ſeinen Aeußerungen Verletzendes lag, wieder gut zu machen ſuchen. Zu ihrem Befremden täuſchte ſie ſich in beiden Vorausſetzungen.

„Ich bin Euch ſehr verbunden, daß Ihr ſo leicht in meine Wünſche eingeht;“ ſagte er flüchtig. „Ich wußte kaum, wie ich es wagen ſollte, Euch gegenüber eine Bitte auszuſprechen, die, ich fühle es wohl, etwas Ungeziemendes hat, die ich aber jetzt mit weniger ſchwerem Herzen anbringe, da ich mich überzeuge, daß Ihr ſie mit Güte aufnehmt, und auch die Wünſche, die Euch vielleicht als Grillen, als Sonderbarkeiten erſcheinen dürften, mit Nachſicht betrachtet. — Da wir,“ fuhr er lächelnd nach einer Pauſe fort, „über den Hauptvertrag einig ſind, ſo bedarf es nur noch einiger geheimer Zuſatzartikel über die Ausführung deſſelben, ſo wie — wie dies ja bei kontrahirenden Mächten herkömmlich — der Verſicherung, ſie für jeden Dritten, Fräulein Beatrice und Ritter Landolina ausgenommen, beſonders aber vor meinem Vater, geheim zu halten.“

„Ich halte es für die erſte Pflicht der Gattin, über Alles, was der Mann, deſſen Namen ſie trägt, ihr anvertraut, das unverbrüchlichſte Schweigen zu beobachten;“ ſagte die Gräfin.

„Ich erwartete nicht weniger von Euch,“ erwiederte Vespaſiano kalt-höflich. „Erlaubt mir deshalb einen Vorſchlag. — Dies Schloß beſteht aus drei Abtheilungen. Der Theil, in dem wir uns eben befinden, iſt zu Eurer uneingeſchränkten Beſtimmung. Ihr ſeid die Herrin und könnt darin nach Gefallen ändern oder ändern laſſen; ja es bedarf nur eines Winkes von Euch, und es geſchieht Alles, was Ihr nur wünſcht und wollt, und ich werde ohne Eure ausdrückliche Erlaubniß, nie die Schwelle überſchreiten, die in dieſe Abtheilung führt. Der mittlere Theil des Schloſſes — der Bau Karls von Anjou — gehört uns Beiden gemeinſchaftlich. Hier ſehen wir uns, hier empfangen wir unſere

Gäſte, hier leben wir zuſammen, bis Eins von uns ſich in die ihm reſervirte Abtheilung zurückzieht. Dieſe iſt für mich der ‚Normannenbau', und ich beſorge nicht, Euch zu mißfallen, wenn ich Euch bitte — —"

„Der Graf ſtockte, er ſchlug die Augen nieder, er ſchien um mildernde Ausdrücke verlegen.

„Daß ich niemals den Fuß dahin ſetze;" ergänzte Julia, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen.

„Das war es, was ich ſagen wollte!" fiel Vespaſiano ihr raſch in's Wort. — „Lacht mich immer aus, ſcheltet mich einen Sonderling," fuhr er mit ſichtlich erkünſtelter Luſtigkeit fort, „aber gebet zu, daß im Grunde dieſe Thorheit keine größere iſt als hundert andere, und daß ich am Ende vor hundert Thoren den Vortheil habe einzuſehen, daß ich einer bin."

„Ich ſehe ein," fuhr der Graf fort, nachdem er Julien eine zeitlang ſchweigend angeblickt, und in ihrer Miene etwas Befremdendes gefunden haben mochte, „daß ich Euch eigentlich eine genügende Auskunft über die Veranlaſſung meiner Bitte geben müßte. Konnte ich dies aber, ſo wäre ſie eben nicht mehr eine Grille und Thorheit, als die ich wünſche, daß Ihr ſie aufnehmen möget. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß Ihr derſelben keine beſondere Bedeutung beilegen, und," ſchloß er lächelnd, „mich nicht für eine Art Blaubart — ſo hieß ja, glaube ich, der Mann, von dem uns der deutſche Herr zu Rom neulich erzählte — halten werdet."

So ſchonend auch Graf Vespaſiano den Gegenſtand ſeiner Rede umkleidet, und mit ſo viel Höflichkeit er denſelben vorgetragen hatte, ſo war es doch nicht anders möglich, als daß Julia ſich dadurch tief verletzt fühlen mußte. Sie ſah in dem Ganzen nichts als den feſt eingewurzelten Widerwillen gegen eine Gattin, die ihm aufgedrungen war, und das Beſtreben, eine Feſſel, die ihm drückend erſchien, von vorn herein ſo viel als möglich aufzulockern, um ſie entweder ſo bald als thunlich wieder von ſich zu werfen, oder doch weniger ſchmerzlich zu empfinden.

„Es bedarf blos einer Andeutung, wo Ihr mich nicht zu ſehen wünſcht, um mich von dieſem Orte für immer fern zu halten;" verſetzte Julia endlich, nachdem ſie den Grafen ſtolz angeblickt. „Sind wir, wie Ihr ja ſelbſt bemerkt habt, durch das Schickſal zuſammengewürfelt worden, ſo ſind wir doch dadurch nicht verpflichtet, einander zur Laſt werden zu müſſen.“

„Ich bedaure,“ ſagte Vespaſiano düſter, „daß Ihr mich ſo ſehr mißverſtehet, um zu glauben, daß ich Euch abſichtlich verletzen wollte. Haltet Euch verſichert, Julia, daß dies mir nicht in den Sinn kommen konnte, obwohl ich gern zugebe, daß es leicht unbeſcheiden erſcheinen könne, wenn ich Euch Beſchränkungen in Vorſchlag bringe, bei denen ich am allermeiſten verliere, und dies dann obendrein als eine Grille darſtelle. Hätte ich Euch indeß geſagt, daß dieſe Bitte eine nothwendige ſei, daß ich ſie als von beſonderer Wichtigkeit für uns Beide halte, ſo würde ich Euch, wenn ich keinen Grund dazu angegeben, auf eine andere Weiſe verletzt haben. Seid aber überzeugt, daß ich ſie nur mit Widerſtreben ausgeſprochen, daß unter allen Dingen mich am wenigſten der Wunſch, nicht oft um Euch und in Eurer Nähe zu ſein, dazu veranlaßte, und erlaubt mir, indem ich Euch bitte, Euch recht viel in den Zimmern Karls von Anjou aufzuhalten, deutlich zu beweiſen, wie ſehr dieſer Gedanke mir fern geblieben ſei.“ —

Graf Veſpaſiano brach, als er dieſe Worte geſprochen, plötzlich von dieſem Gegenſtande ab. Er ſprach von Hettore Landolina, den er ſeinen beſten Freund nannte, und den er der Gräfin warm empfahl. Er rühmte den Verſtand und den Muth des Freundes und hob vor Allem die ſtete Bereitwilligkeit deſſelben, ſeinen Freunden zu dienen, ſich ſelbſt für ſie aufzuopfern, auf's Ausführlichſte hervor. Schließlich bat er die Gräfin, gegen Niemand den Inhalt des eben geführten Geſpräches zu erwähnen und gegen Beatricen den Schein anzunehmen, als ob die Einrichtungen, die er in Vorſchlag gebracht habe, mehr ein Werk ihres eigenen Entſchluſſes wäre, in welchen er, nur um ihren Wünſchen zu genügen, gewilligt hätte. — Der Eintritt der Freundin beendigte das Zwiegeſpräch.

Das Leben, welches Julia in den erſten Tagen ihrer Ehe führte, war freilich nicht das, welches eine junge Frau von ihren Vorzügen, ihrem Range zu erwarten berechtigt war, indeß war es weniger freudlos, als ſie gedacht. War ihr Verhältniß zu Vespaſiano auch nicht das einer Gattin, ſo konnte ſie doch nicht in Abrede ſtellen, daß der Graf ſie ſonſt mit allen Rückſichten, welche die conventionellen Formen und die Höflichkeit geboten, behandele, und daß ein Wink, ein Wort von ihr hinreiche, um ihn zu veranlaſſen, alle Wünſche, welche dieſes eigenthümliche Verhältniß nicht berührten, in Ausführung zu bringen. Der jungen Gräfin, welche nur die waldleere Lombardei, die wüſte Campagna Roms kennen gelernt hatte, waren die Gebirgswälder der Abruzzen, welche damals ſo dicht und wildreich waren, etwas Neues. Vespaſiano hatte ſeiner Gemahlin zu Ehren eine Jagd veranſtaltet. Kaum ſah er, daß Julia an dieſem Vergnügen einen lebhaften Gefallen zu finden ſchien, als er, obwohl er ſelbſt wenig Freude daran fand, Jagden auf Jagden folgen ließ, und die Gräfin bemerkte oder glaubte doch zu bemerken, daß, wenn ſie mit dem muntern Zelter auf Bergpfaden dahin galoppirte, oder kühn über im Wege befindliche Hinderniſſe mit ihrem muthigen Renner wegſetzte, ſein Auge mit Wohlgefallen auf ihr ruhe. Eben ſo ließ der Graf dem Wohlthätigkeitsſinne der Gräfin den weiteſten Spielraum, und obwohl er, ſonſt das Geld wie Spreu betrachtend und es mit vollen Händen wegwerfend, es nie der Mühe werth zu halten ſchien, durch Wohlthaten die Herzen ſeiner ärmern Unterſaſſen zu gewinnen, ſo ſetzte er doch, ſobald er ſah, daß es Julien Freude machte Unglückliche durch Almoſen zu unterſtützen, ihr ſogleich eine monatliche Summe aus, die ſo bedeutend war, daß ſie dem Hange der Gräfin zur Wohlthätigkeit in aller Weiſe genügen konnte. Eine andere Art angenehmer Zerſtreuung fand Julia an Spazierfahrten auf dem Meere. Sie hatte nie daran gedacht, dies Vergnügen zu genießen, weil es in jener Zeit ein ziemlich gefährliches war. Kleine Barbareskenſchiffe kreuzten fortwährend an den italieniſchen Küſten, und aus jener Periode rühren auch die jetzt größtentheils in Ruinen liegenden Thürme, die man von Diſtanz zu Diſtanz zwiſchen Oſtia und Terracina emporragen ſieht, und die damals zum Schutze gegen die Seeräuber erbaut wurden. Die Kühnheit der Algierer und Tuneſer war ſo groß, daß, trotzdem daß die neapolitaniſchen und römiſchen Küſten überall von Truppen überwacht waren, kleine Detaſchements der

Barbaresken, in abgelegenen Buchten, in ſtürmiſchen dunkeln Nächten an's Land ſtiegen und Ueberfälle einzelner Schlöſſer und Ortſchaften wagten, die in der Regel mit der größten Umſicht und Ortskenntniß in's Werk gerichtet wurden. Als daher der Graf eines Tages eine Spazierfahrt auf dem Meere vorſchlug, äußerte ſeine Gemahlin die größte Beſorgniß vor einer Räubergaleotte, die erſt des Tages vorher dicht an der Küſte geſehen worden war. Veſpaſiano lächelte indeß über dieſe Beſorgniß und ſagte ſcherzend: ſie könne überzeugt ſein, daß, wenn ſich jenes Schiff auch auf Schußweite befände, es nur das Aufpflanzen der Flagge des Grafen von Fondi bedürfen würde, um die Algierer mit allen Segeln forteilen zu ſehen. Als Julia ungläubig und erſtaunt ſchien, ſetzte ihr Landolina ſogleich auseinander, daß dies ganz natürlich ſei, da die Barbaresken erſt vor nicht langer Zeit auf hohem Meere von ihm unter dieſer Flagge eine derbe Lection empfangen hatten, und das Jagdſchiff des Grafen nicht nur wohlbewehrt, ſondern auch mit einer ſo tapfern als zahlreichen Bemannung verſehen ſei. Julia ſah auch in den nächſten Tagen, daß die Behauptung des Grafen auf Wahrheit beruhe, denn obwohl ſich ein fremdes Schiff auf hoher See befand, welches man als ein feindliches Segel bezeichnete, ſo machte dies doch nicht die geringſte Miene, ſich zu nähern, als die Jacht Vespaſiano's mit aufgehißter Flagge aus dem Hafen lief und längs der Küſte hin- und zurückfuhr. — Auch an den Tagen, wo keine Beluſtigungen ſtattfanden, war das Leben in dem alten Schloſſe nicht ohne Unterhaltung. Nicht blos bei Tafel, wo Vespaſiano nie zu fehlen pflegte, ſondern auch zu den verſchiedenſten Tageszeiten verſammelten ſich die Bewohner des Palaſtes in den Zimmern Karls von Anjou, und Julia wollte bemerken, daß nach der erſten Woche, in welcher freilich Vespaſiano bei ſeinen Unterredungen immer eine gewiſſe Förmlichkeit oder Befangenheit ſpüren ließ, der Graf ſich ſtets auf dieſem — ſo zu ſagen neutralen — Boden einfand, ſobald ihm kund geworden war, daß die Gräfin ſich dort befände. Seine Unterhaltung war dann munter und ungezwungen. Er ſprach von den Vergnügungen Roms und Neapels, welche er auf alle Weiſe rühmte, und dann ſtets mit einer gewiſſen Bitterkeit der Strenge ſeines Vaters erwähnte, der ihm die Freuden der Jugend, die er, wären ſie auch noch ſo unſchuldig, mit dem Namen: Ausſchweifungen, bezeichne, von jeher verkümmert habe. Dann und wann klagte er auch über deſſen Geiz, der ihm ein kärgliches Einkommen zugemeſſen und die Grafſchaft Fondi nur mit großen Beſchränkungen überlaſſen habe. Julia wollte ihn nicht verletzen, indem ſie hätte erwähnen können, daß die bedeutenden Summen, über die ſie ihn täglich mit großer Sorgloſigkeit verfügen ſah, augenſcheinlich das Gegentheil bezeugten, und ſie enthielt ſich deſſen um ſo mehr, als Landolina, obwohl er ſtets vorher eine Menge vortrefflicher Eigenſchaften des Grafen hervorhob, doch am Ende durchblicken ließ, daß die Unzufriedenheit des Vaters mit Veſpaſiano nur allzuwohl begründet geweſen, und daß er auch deſſen Verheirathung um ſo lebhafter betrieben, als er ihn dadurch von ſeiner ausſchweifenden zu einer geregeltern Lebensweiſe veranlaſſen wollen.

Was Julien im Allgemeinen auffiel, war der Umſtand, daß Landolina, wenn von ſeiner Freundſchaft zu Veſpaſiano die Rede war, und er deſſen

Vorzüge lange Zeit gerühmt, jedesmal darauf zurückkam, daß ein Freund demungeachtet nicht blind gegen die Fehler ſeines Freundes ſein müſſe, und er nun in Schilderungen überging, die wenigſtens zum Theil wieder aufhoben, was er früher Rühmliches geſagt. Julia ſetzte dies indeß immer auf Rechnung einer wahren Anhänglichkeit, die ihn eine vortheilhafte Aenderung des Charakters ſeines Freundes wünſchen laſſe, und ſie erwartete eine ſolche um ſo mehr, als ſie zu bemerken Gelegenheit hatte, daß Landolina einen großen Einfluß, eine Art Herrſchaft auf Veſpaſiano ausübe. Auf letztern Umſtand war ſie beſonders durch Beatrice aufmerkſam gemacht worden, welche übrigens einen eigenthümlichen Widerwillen gegen den Ritter kund gab. Dieſe Abneigung war ſo übertrieben, daß ſie Julien oft Veranlaſſung gab, die Freundin mit derſelben zu necken, und ſie that dies um ſo öfter, als ſie dieſen Widerwillen nicht theilte, und daher auch nicht begreifen konnte. Der Ritter war nämlich gegen beide Damen die Höflichkeit, die Zuvorkommenheit ſelbſt, wiewohl er beide ganz verſchieden behandelte. Gegen Beatrice ließ er, wiewohl ſie ihre Abneigung nicht verbarg, die ſich ſtets gleichbleibenden Formen der Achtung und Convenienz, gegen Julien die der größten Ehrfurcht blicken, doch ging letztere, wenn er mit der Gräfin allein war, nach und nach mehr in den Ausdruck einer ſo achtungsvollen als innigen Anhänglichkeit über. Er war dann ſehr beredt, ſprach viel von der Schönheit Juliens, declamirte die Canzonen Molza's, welche die Vorzüge der Gräfin feierten, und die er alle auswendig wußte, und ließ am Ende nicht undeutlich merken, daß bei ihrer Vermählung in ganz Italien von nichts anders, als von dem Glück Vespaſiano's, ein Weib von ſolchen Reizen ſein nennen zu können, und ſeinen Unwerth es zu beſitzen, geſprochen worden ſei. Daß die junge Frau unter ſolchen Umſtänden an des Ritters Unterhaltung viel Gefallen fand, war nicht zu verwundern, beſonders da dieſe von der des Grafen, welcher längere Zeit oft ſtill und wie in ſich verſunken da ſaß, vortheilhaft abſtach. Gab es auch manchmal Stunden, wo Vespaſiano die frohe Laune, die jungen Männern ſeines Alters gewöhnlich iſt, zeigte, ja wollte Julia manchmal bemerken, als ob er in ſeinen Reden eine gewiſſe Neigung gegen ſie kundgäbe, und die ſein Benehmen von dem früheren mehr und mehr unterſchied, ſo war er doch mitunter wieder ſo düſter, ſo ſchwermüthig, er blickte dann ſo ſcheu, ſo wild um ſich her, er ſchien ſo auffallend mit einer innern Angſt zu kämpfen, daß ſie der ſtrengen Beatrice nicht ganz Unrecht geben konnte, wenn dieſe behauptete, daß Vespaſiano wie das verkörperte böſe Gewiſſen ausſähe, und der Freundin nur dann widerſprach, wenn dieſe wie gewöhnlich hinzufügte, daß Landolina indeß noch deutlicher das Konterfei des Verſuchers darſtelle.

Etwas, was der Gräfin beſonders auffiel, war folgender Umſtand. Hatte Vespaſiano manchmal in froher Laune von den Vergnügungen Roms und Neapels geſprochen, hatte er von allerhand tollen Jugendſtreichen, die er mit dem Nepoten des Papſtes, welcher in dieſer Hinſicht berühmt oder vielmehr berüchtigt war, ausgeübt, geredet; hatte er Julien, was jetzt immer häufiger der Fall war, allerlei Artigkeiten geſagt, ihr kleine Aufmerkſamkeiten erwieſen, und war er nach und nach ſo heiter geworden, wie ihn Julia Anfangs nie geſehen, ſo veränderte ſich dieſe frohe Stimmung doch jedesmal, ſobald der

Abend herankam. Er ward dann immer einſilbiger, nachdenklicher, düſterer; er konnte, ohne zu ſprechen, Viertelſtunden lang vor ſich hinſtarren, oder gab Antworten, welche auf völlige Zerſtreutheit deuteten. Mit Landolina fand gerade das Gegentheil ſtatt. So wie Vespaſiano vergnügt und heiter erſchien, wenn er ſich in Galanterien gegen ſeine Gemahlin ergoß, ſchien der Ritter verdrießlich und übellaunig, ſtellten ſich dagegen bei dem Grafen jene düſtern Zuſtände ein, ſo ward der Ritter munterer, vergnügter; er war dann die Liebenswürdigkeit ſelbſt, Scherze folgten auf Scherze, und bald war er der allein Sprechende. So dauerte dies manchmal mehrere Stunden, bis Vespaſiano plötzlich unruhig und immer unruhiger zu werden begann, ſchweigend in dem Gemache auf- und abging, wohl auch über Uebelbefinden klagte, plötzlich mit einigen haſtigen Worten von den Damen Abſchied nahm und, gefolgt von Landolina, das Zimmer verließ.

Julia müßte keine Frau geweſen ſein, und nicht eine Spur von Neugier in ihr gewohnt haben, wenn ihr das ſonderbare Benehmen des Grafen — ganz abgerechnet, daß er ihr Gemahl war — nicht hätte auffallen und den Wunſch erzeugen ſollen, die Umſtände, die dieſem zum Grunde lagen, zu erfahren. Oft unterhielt ſie ſich mit Beatrice über dieſen Gegenſtand. Die Freundin wußte indeß darüber ſo wenig wie die Gräfin ſelbſt, und kam endlich immer auf die Behauptung zurück, daß Julia gut thun würde, ſich nicht darum zu bekümmern, da man die Geheimniſſe Anderer ehren müſſe, jedenfalls aber zu beſorgen ſtehe, daß bei den, von welchen die Rede war, keine erfreulichen Entdeckungen gemacht werden dürften, da Landelina dabei betheiligt erſcheine. Julia ſchalt gewöhnlich die Freundin wegen der ſo oft kundgegebenen Abneigung gegen den Ritter aus, beſchloß aber endlich, dieſen bei erſter ſchicklicher Gelegenheit geradezu über Veſpaſiano's Benehmen zu befragen, indem dieſes zu auffallend war, als daß es Landelina oder Veſpaſiano hätte befremden können, wenn ſich Julia bei dem Erſteren deshalb erkundigte. Eine ſolche Gelegenheit fand ſich auch ziemlich bald. Der Graf war eines Abends düſterer, zerſtreuter als je, er hatte in der Zerſtreuung ſogar das Gemach verlaſſen, ohne Julien ein Lebewohl zu ſagen, und war den Mittag des folgenden Tages nicht bei Tafel erſchienen, indem er ſich mit Unpäßlichkeit entſchuldigen ließ. Die Gräfin ergriff dieſe Umſtände als einen günſtigen Anknüpfungspunkt, um durch Landolina hinter das Geheimniß zu kommen. Auf einige hingeworfene Andeutungen ſchien der Ritter nicht eingehen zu wollen, und Julia ſah ſich am Ende genöthigt, ihn offen zu befragen. Landolina ſchien von dieſer Frage Anfangs ſehr erſchreckt, er zauderte ſich offen zu erklären, und meinte, er komme durch dieſelbe in die Nothwendigkeit, entweder Julien eine Unwahrheit zu ſagen, indem er ihr eine falſche Vorſtellung von einer Sache mache, welche, wie es ganz den Anſchein hätte, früher oder ſpäter auf ſie ſelbſt von dem nachtheiligſten Einfluſſe ſein müßte, wenn ſie ſich dieſem nicht entziehen könne, oder, wenn er ganz offen ſein wolle, den theuerſten Freund, den er auf der Welt habe, in ihren Augen auf eine Weiſe herabzuſetzen, daß ſolche nur den Umſtand, daß ſie auf Wahrheit gegründet ſei, als Entſchuldigung für ſich hätte. Schon war die Gräfin entſchloſſen, nicht mehr in den Ritter zu dringen — die Meinung Beatricens: daß man fremde Geheimniſſe ehren müſſe, fiel ihr ein — als plötzlich Hettore

Landolina, wie von äußerſter Erregung hingeriſſen, vor ihr auf die Kniee ſtürzte, und indem er, wieder aufſpringend, ihre Hand an die Lippen drückend und mit Küſſen bedeckend, ausrief: „Nein! Mag auch daraus entſtehen, was da wolle! Mögt Ihr mit Veſpaſiano davon reden, mag er den Verräther, den er mit Wohlthaten überhäufte, den treuloſen Freund, wie er geſchworen, wenn ſein Geheimniß je entdeckt wird, ſeiner gerechten Rache opfern, ich kann es nicht zugeben, daß das ſchönſte, edelſte Geſchöpf, das je in unſerem ſchönen Italien lebte, deſſen Reize unſere Dichter preiſen, dem jedes Männerherz entgegenſchlagen muß, dem ich gern tauſend Leben opfern, für das ich mit Freuden den letzten Blutstropfen hingeben würde, körperlich und geiſtig auf die elendeſte Weiſe zu Grunde gerichtet werden ſoll! — Ich muß mit Euch über Veſpaſiano's Zuſtand reden."

Die Gräfin war ſo erſchüttert, daß ſie kein Wort hervorbringen konnte. Die Angſt über das, was ſie hören ſollte, hatte ſie ganz betäubt. Gern hätte ſie die Bitte um Aufklärung des Geheimniſſes zurückgenommen, aber Landolina begann bereits ſeine Auseinanderſetzung. Alle die lächerlichen Sagen von magiſchen Künſten, wie von im ‚Normannenthurm' eingeſperrten Mädchen, ſagte er, ſeien ſo falſch, als abſurd. Das ganze Geheimniß ſei folgendes: Als Vespaſiano in Rom geweſen, ſei er in eine Verbindung junger, römiſcher Adligen, die ſich gemeinſam den gröbſten Ausſchweifungen ergeben, gerathen, und ſeine ſonſt feſte Geſundheit dadurch auf eine unheilbare Weiſe zerſtört worden. Alle ärztlichen Mittel hätten nichts dagegen vermocht. Endlich ſei man dahin gelangt, ein noch weiteres Vorſchreiten dieſes Zuſtandes aufzuhalten, aber plötzlich ſei ein neues Uebel eingetreten. Beinahe jeden Abend, und nachdem Vespaſiano ein längeres Uebelbefinden gefühlt, träten Convulſionen, deren Anblick kaum ein Menſch ohne Schauder ertragen könne, bei ihm ein. Hätten dieſe einige Zeit, manchmal nur wenige Minuten gedauert, dann ſtelle ſich ein Starrkrampf ein, in welchem er einer Leiche gleiche, nicht die mindeſte Empfindung zeige, und aus dem er gewöhnlich erſt am Morgen, manchmal ſelbſt erſt des Mittags des andern Tages, wie aus einem tiefen Schlafe, erwache. — Julia war von dieſer Entdeckung ungemein ergriffen. In welche Hände war ſie, ſonſt umſchwärmt von ſo vielen der ſchönſten jungen Männer von dem beſten Rufe, den feinſten Sitten, jetzt gerathen! Sollte ſie in Veſpaſiano mehr einen Gegenſtand des Mitleids oder des Abſcheus erblicken? Jetzt erſt, als ſie auch von der Zeit nichts Beſſeres zu erwarten hatte, nur in die trübſte Zukunft blicken durfte, fühlte ſie ſich wahrhaft unglücklich. — Landolina bemerkte ſogleich die Erſchütterung, in welche ſeine Mittheilung die Gräfin verſetzt hatte; er verwünſchte laut ſeine Uebereilung und verſicherte wiederholt, daß er nur eine Entſchuldigung dafür habe, an dem Freunde ein Verbrechen begangen zu haben, nämlich den heißen Wunſch, eine Frau, die, wie er bei der ſo augenſcheinlichen Annäherung Veſpaſiano's befürchten müſſe, am Rande des Verderbens ſtehe, von dem Untergange zu retten. Wären ſeine Beſorgniſſe nicht vorzüglich durch ſeine Gefühle für Julien hervorgerufen, ſo glaube er ſich der Anſicht hingeben zu müſſen, daß, wenn die Gräfin ihren Gemahl nur ein einzigesmal in dem geſchilderten Zuſtande erblicke, ſie ſich nicht würde enthalten können, ihm dies durch ihr Benehmen kund werden zu laſſen, und dies würde dann hinreichen — damit nicht die Wahrheit an's Licht komme — ihr Leben zu gefährden.

Julia ſchauderte bei dem Gedanken, daß ſie gezwungen ſei, jede Miene, jede Geberde, welche Vespaſiano's Argwohn rege machen könnte, zu überwachen, was ſie indeß, ſo wie daß ſie gegen Beatrice das tiefſte Schweigen beobachten wolle, dem Ritter verſprechen mußte. Erſt nach Mitternacht ſuchte ſie ihr einſames Lager, auf welchem ſie ſchlaflos den Morgen erwartete. — —

Kaum war dieſer angebrochen, die Gräfin hatte kaum ihre Toilette vollendet, als Vespaſiano ſie um eine Unterredung bitten ließ. Die Gräfin ließ ihn in ihr Zimmer einladen, und bald erſchien ihr Gemahl. Er war überaus angegriffen, ſein Blick war umdüſtert, ſeine Augenbrauen zuſammengezogen. So wie er ſich indeß ſeiner Gemahlin näherte, ward ſein Blick freundlicher, er gab ſich augenſcheinlich die größte Mühe, heiter zu erſcheinen. Wie er Julien mittheilte, ſollte ſich noch am nämlichen Tage das Haus mit Gäſten füllen.

„Die Weisheit, die Frömmigkeit, die Poeſie,“ ſagte er mit einem Lachen, das etwas wildes an ſich hatte, „wird auf einige Tage ſich in unſerer Einſamkeit mit großem Comitat einfinden, um über ein erſtaunliches Unternehmen zu berathſchlagen. Die Sapientia wird durch meinen Vater repräſentirt; ſie wird Mittel ausfindig machen, um einen frommen Helden, der ſich bereits in den Gefilden Pannoniens als tapferer Krieger und in den Zimmern der Damen als Pastor fido auszeichnete — ich meine den edlen Hyppolit von Eſte, der das Schwert und den Hirtenſtab gleich geſchickt zu handhaben weiß — in einem Kampfe gegen die Barbaresken mit Rath und That zu unterſtützen. Arioſto und Molza werden im Voraus den Plan entwerfen, wie die Heldenthaten des Kardinals würdig der Nachwelt zu überliefern ſeien. Oder, um mich einer einfachen, wenn auch des großen Unternehmens nicht würdigen Sprache zu bedienen, der Kardinal zieht ein Heer zuſammen, ſchifft ſich in einigen Tagen ein, und Neapel liefert zu dem Zuge allerlei Kriegsbedürfniſſe, wozu mein Vater, als Gouverneur der Abruzzen, beauftragt iſt.“

Vespaſiano ſprach noch längere Zeit in einem ſpöttelnden Tone von dem Unternehmen, das ihm augenſcheinlich höchſt unangenehm war, was die Gräfin auf das Mißverhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Vater, der nun mehrere Tage ſich als Gaſt hier aufhalten wollte, deuten mußte, und was der Graf endlich auch offen eingeſtand.

So wie die Rede auf die Einrichtungen kam, die zu einem würdigen Empfang der Gäſte getroffen werden müßten, erheiterte ſich die Stimmung des Grafen etwas mehr. Vespaſiano ſprach von glänzenden Feſten, von Anſtalten zu rauſchenden Vergnügungen, die, wenn ſie auch im Grunde überflüſſig wären, doch das Gute haben würden, ſeinem Vater zu zeigen, daß er, auch ohne ſeine Beihülfe anzuſprechen, Mittel aufzufinden wiſſe, das Leben zu genießen. Die Töne beider Saiten, die Vespaſiano anſchlug — ſowohl der ſpöttelnde, wie der leichtſinnige und eines Sohnes unwürdige — mißfielen der Gräfin ungemein, und ſo wie das Benehmen des Grafen, gegen ſie ſelbſt, ſie in der letzten Zeit mehr und mehr angezogen hatte, fühlte ſie ſich, zumal da ihr des Ritters Entdeckungen keinen Augenblick aus dem Sinn kamen, jetzt unwillkührlich davon abgeſtoßen und erkältet.

Ohne dies ihm indeß merken zu laſſen, ſagte ſie, daß ſie Alles thun werde, um ſeinen Wünſchen nachzukommen und die Gäſte würdig zu empfangen. —

Dieſe trafen noch an demſelben Tage ein. Das einſame Schloß konnte kaum die Fülle der Ankommenden aufnehmen, und Mehrere mußten — ſo wollte es Veſpaſiano, da er hartnäckig darauf beſtand, daß Niemand in den ‚Normannenbau' einquartirt würde — ſelbſt in Fondi untergebracht werden. Die Aufnahme der Gäſte war übrigens höchſt glänzend. Der Graf ſchaffte für Alles Rath, was nur ihren Aufenthalt angenehm machen konnte, und Julia machte die liebenswürdigſte Wirthin. Die Tage des Aufenthalts der Fremden vergingen überaus ſchnell. Heute war eine Jagd auf den Eber des Gebirges, morgen ein Fiſcherſtechen in dem nahen Golf, den dritten Tag hatte Hyppolit von Eſte ſein kleines Heer unter die Waffen treten laſſen, um es ſeinen Wirthen in allem kriegeriſchen Glanze — vor Allem aber ſich als Oberbefehlshaber deſſelben — zu zeigen. So verging eine ganze Woche. Die junge Gräfin war die Königin dieſer Feſte; Alles ſah auf die reizende Wirthin, Alles huldigte ihr. Der kriegeriſche Kardinal ſagte ihr nach ſeiner Gewohnheit tauſend Schmeicheleien, Arioſto und Molza courbettirten auf dem Pegaſus, indem ſie ganz nagelneue Canzonen und Sonnette ſchmiedeten, Veſpaſiano war heiterer wie gewöhnlich, und ſeine galanten Redensarten vermehrten ſich von Tag zu Tage. ſelbſt der alte, rauhe Gouverneur erſchöpfte ſich in allerhand Galanterien gegen ſeine reizende Schwiegertochter. Landolina war der Einzige, welcher ſchwieg, aber der Blick der Gräfin begegnete manchmal verſtohlen dem glühenden Auge des Ritters, welches die Reize der ſchönen Frau gierig zu verſchlingen ſchien. Endlich kam der Tag heran, an welchem ſich der Kardinal an Bord begeben ſollte. Veſpaſiano hatte, um ihn durch eine ungeahnete Feſtlichkeit zu überraſchen, eine Beleuchtung des Normannenthurms vorbereiten laſſen, und man konnte wirklich nichts Impoſanteres ſehen, als am Abend, der dem Tage der Abreiſe voranging, auf ein gegebenes Signal die Platforme des Thurmes, wie ein rieſiger, in den

Lüften ſchwebender Feuerkranz erſchien, während tauſend Kerzen in den Fenſtern des Schloſſes glänzten. Im Innern des großartigen Baues, und zwar in den Zimmern der Gräfin, ging es indeß nicht weniger feſtlich her. Es fand heute Abend der feierliche Abſchiedsſchmaus ſtatt, und Alles was nur zu erſinnen war, war aufgeboten worden, um dieſen ſo glänzend als möglich zu machen. Eben hatte man ſich von der Tafel erhoben, eine rauſchende Muſik erſcholl, Alles wogte durch einander. Zunächſt um Julien hatte ſich ein bunter Männer- und Frauenkreis gebildet. In der Mitte deſſelben ſtand ein Mann von etwa fünfzig Jahren, gelblicher Geſichtsfarbe, und von geiſtreichen Zügen, in ſchwarzem Sammetanzuge. Er recitirte, oder vielmehr, er ſprach halb, und halb ſang er, einen Abſchnitt aus dem „Orlando furioso.“ So wie er geendet hatte, ertönten laute Evviva's rings umher; nur eine laute, etwas weinſchwere Männerſtimme rief:

„Wo Teufel, Meiſter Ludwig, habt Ihr alles das närriſche Zeug hergenommen?“ —

Der, welcher dieſen Ausruf that, war ein Mann vom kräftigſten Mannesalter, mit einem runden, ſtark geröthetem Geſicht. Er trug einen violettſammetnen Reitanzug, auf welchem ſich aber ein ſcharlachrothes, nicht völlig bis auf die Ellenbogen reichendes Mäntelchen, ſo wie ein langer Degen mit großem Korbe, für Hieb und Stich, den jener Mann an der Seite trug, ſehr ſonderbar ausnahm. — Der Schwarze ließ einen ſpöttiſch-lächelnden Blick auf den Sprechenden fallen, und ſagte dann:

„Während Gott Mars Eure Reverenz (ſo titulirte man damals die Kardinäle) mit ſeinen Gaben ausrüſtete, würdigte Apoll Euren Diener eines vielleicht wüſten, aber doch nicht ganz ununterhaltenden Traumes, deſſen Inhalt dieſes narriſche Zeug iſt.“ —

„Der Teufel ſelber könnte nichts Drolligeres, Confuſeres aushecken, als ſo einem Poeten fortwährend im cranio herumſpukt!“ rief Hyppolit von Eſte — denn dies war der Kriegsmann im Pallium — mit lautem Lachen und ſchwerer Zunge.

„Soll es auch, will's Gott, nicht, Eure Reverenz!“ ſagte ein feiner, zierlicher Mann. „Und ich denke es würde immer noch ein großer Unterſchied ſein, zwiſchen dem was die Muſa, oder was Beelzebub ihren Jüngern in's Ohr flüſtern."

„Recht, Molza! Recht!" entgegnete luſtig der Kardinal. „Ihr ſeid ein Spasvogel. Ihr hättet mich auf meinem Seezuge begleiten ſollen. Wir hätten manchen guten Schwank zuſammen ausführen, und hinterher belachen können."

„Die Hauptaufgabe für einen Poeten bei dieſem Zuge würde wohl ſein, die Thaten Eurer Reverenz zu beſingen; ich aber bin ein ſchlechter Tyrtäus, ich bin blos ein armer Liebesſänger;" verſetzte Molza verbindlich.

„Es wäre eher etwas für Meſſer Ludovico!" ſagte Landolina ſarcaſtiſch. „Er hat eben gezeigt, wozu ihn Helden begeiſtern können."

„Ei was!" lärmte Hyppolit. „Er hat mich nicht nach Ungarn begleiten wollen. Per Bacco! Da war Ruhm und Gold und Stoff für ein Duzzend Heldengedichte zu holen, aber der gute Meiſter fürchtete das ſtrenge Klima, verließ mich und ging zu Alphonſo. Madonna! Ich denke in der wilden, gebirgigen Garfagnana, wohin ihn der Herzog zu

Stillung der Unruhen geſchickt, werden auch keine Zephyre geweht haben.“

Arioſto ließ das dunkle, klagende Auge, eine Weile ſchweigend auf dem Kardinal ruhen, dann ſagte er einfach:

„Der wahre Sänger ſingt wie der Vogel auf dem Zweige, ohne einen Gedanken an Ruhm und Geld; er ſingt weil er muß, indem er dem innern Drange folgt. Belohnen geſangliebende Fürſten den Dichter, ſo werden ſie damit ſich, nicht dem Sänger, ein Denkmal gründen. Mißbrauchte Herzog Alphons den Dichter, indem er ſeinem Diener einen Auftrag gab, den der letztere übrigens mit Erfolg ausführte, ſo hat er es bei ſich ſelbſt und ſeinem Ruhme zu verantworten. Ich klage nicht.“

„Ihr ſeid ein braver Mann, Herr! — Thut mir die Ehre an, mir Eure Hand zu reichen;“ ſagte ein Greis in dunkler Kleidung mit einer breiten, goldenen Ehrenkette um den Hals, und von harten, aber höchſt kriegeriſchen Zügen. Es war der Gouverneur der Provinz, der Vater Vespaſiano’s.

„Ich reiche Euch nicht die Fauſt,“ ſetzte er hinzu, indem er Arioſto derb die Hand ſchüttelte, „weil die Leute Euch ‚den Göttlichen‘ heißen, auch nicht weil Ihr ſchöne Verſe zu machen wißt, denn ich verſtehe von dergleichen nichts, ſondern weil ich in Euch den treuen Diener achte, der, obwohl um ſeinen Herrn wohlverdient, und nicht nach Verdienſt belohnt, dieſen nicht des Undankes anklagt, und weil Ihr, obwohl Ihr Gelegenheit hattet, Euch zu bereichern, arm bliebt, und kaum ſo viel erübrigtet, um Euch das kleine Häuschen zu Ferrara zu erbauen.“

„Ihr ſeid ſehr gütig, edler Graf;“ ſagte Arioſt, indem er freundlich die Hand des Alten ſchüttelte. „Ihr ſetzt indeß vielleicht manches auf Rechnung meiner Beſcheidenheit, was nur aus dem zufalligen Umſtande, daß ich wenig bedarf, entſpringt. Uebrigens muß der Dichter nicht viel beſitzen. Er iſt wie der Vogel, dem ein überflüſſiges, üppiges Futter den Geſang verdirbt. Auch iſt mein Neſtchen gar nicht unbequem, und ich habe, ich glaube mit Recht, deshalb folgende Inſchrift über die Thüre meines Hauſes ſetzen laſſen können:

‚**Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed** non Sordida, parta meo sed tamen aere domus.' —

„Ich habe Euren Vater noch gekannt, Meiſter;“ ſagte der alte Graf, indem ſeine Augen düſterer blickten. „Er war Richter bei dem Tribunal von Ferrara, und ich ſah' ihn oft bei dem Herzoge Hercules dem Erſten. Er hatte zehn Kinder, und unter dieſen einen Sohn wie Ihr. — O, es giebt — oder gab wenigſtens — glückliche Väter!“

Der alte Mann hatte ſeinen Blick auf Vespaſiano fallen laſſen; dieſer ſah kalt vor ſich hin, Landolina lächelte ſpöttiſch. Alles dies ſchnitt Julien in's Herz, ihre Abneigung gegen Vespaſiano nahm um ſo mehr zu, als Ton und Blick des alten Grafen deutlich merken ließen, wie tief der Kummer, Hinſichts der Aufführung des Sohnes, ihm in der Seele niſte. —

Das Geſpräch wandte ſich jetzt auf den bevorſtehenden Seezug des Kardinals. Letzterer ſchien den Erfolg als gewiß, und das ganze Unternehmen al leicht anzuſehen.

„Ich bin der Meinung,“ ſagte kopfſchütteln der alte Graf, „daß Ihr mehr zu thun haben wer det, als Ihr denkt. Hayreddin Barbaroſſa iſt über die Stärke Eurer Mannſchaft, die Größe der Schiffe, die Zahl derſelben, gewiß ſo gut wie wir ſelbſt unterrichtet, und wird demgemäß ſeine Vorkehrungen getroffen haben. Daß er aber von Allem Kunde hat, darüber kann nicht der allergeringſte Zweifel walten. Liefen aus den päbſtlichen oder unſern Häfen ein Paar Galeeren aus, ſo konnte man überzeugt ſein, daß ſie die Barbaresken entweder ſtärker oder gar nicht antreffen würden. Wurden Truppen an der Küſte vertheilt, um den nächtlichen Landungen zu wehren — denn überall konnte man doch nicht Thürme erbauen — ſo ſtanden ſolche gewiß an Punkten, wo der Feind nicht erſchien, während dieſer an Orten an's Land ſtieg, welche die Unſrigen erſt den Tag vorher verlaſſen hatten.“

„Und was ſchließen Eure Gnaden aus dieſem Umſtande?“ fragte Landolina kalt.

„Daß der Dey von Algier in unſerm Lande oder in den römiſchen Staaten Verbindungen unterhält, bei denen nicht blos Leute vom Pöbel, ſondern aus den höchſten Ständen betheiligt ſind;“ verſetzte der Graf. „Ja, es iſt ſchändlich, aber leider nur gewiß, daß ein Mann von Stande, ein Mann, welcher Gelegenheit hat, unſere Anſtalten kennen zu lernen, und ſie zu überſchauen, den Ungläubigen von Allem, was wir unternehmen, Kunde zukommen läßt.“

„Das iſt kaum denkbar!“ fiel einer der Gäſte ein. „Ein römiſcher oder neapolitaniſcher Edler kann ſich mit einem ſo ſcheußlichen Verbrechen nicht befleckt haben.“

„Nein, es iſt nicht möglich!“ ſetzte Vespaſiano haſtig hinzu.

„Warum nicht, edler Graf?“ ſagte Landolina kalt. „In allen Ständen giebt es Leute, die mit oder ohne ihre Schuld zu verzweifelten Thaten getrieben wurden. Ich halte deshalb die Meinung Eures verehrten Herrn Vaters für gar wohl begründet. Wie iſt es mit den Piccolomini, mit den Sciarra? Iſt etwa Straßenraub beſſer, als ein Einverſtändniß mit den Barbaresken? Ich ſehe keinen großen Unterſchied zwiſchen Beiden. Meiner Meinung nach liegt der letztere nur darin, daß Jene keinen Hehl aus der Sache machen, indem ſie wiſſen, daß, wenn man ihrer nicht mächtig wird, ſie am

Ende amneſtirt werden, und daß man bei dieſem gar nicht einmal weiß, wer der Schuldige iſt. Letzteres wird auch, wie es den Anſchein hat, noch lange der Fall ſein, da man wohl wenig Mittel beſitzen dürfte, hinter die Sache zu kommen.“

„Wer weiß!“ ſprach einer der Gäſte. „Zufolge der Proklamation des Herrn Oberbefehlshabers —“

„Eine Proklamation?“ ſagte Veſpaſiano aufmerkſam.

„Ich habe ſie erſt heute überall öffentlich verkündigen laſſen;“ ſprach der alte Graf. „Auf meinen Antrag verſprechen der König und der Pabſt Jedem, der eine Anzeige zu machen im Stande iſt, mittelſt welcher der Verbrecher ermittelt werden kann, zwanzigtauſend, dem aber, der ihn mit Beibringung der Beweiſe ſeines Vergehens todt oder lebendig überliefert, funfzigtauſend Goldliren, und wenn er ſelbſt dabei betheiligt geweſen, überdies völlige Amneſtie.“

„Funfzigtauſend Goldliren für den Kopf des Schuldigen?“ ſagte Landolina kalt. „Das iſt viel Geld. Schade, daß es nicht verdient werden wird!“

„Warum nicht?“ fragte der Gouverneur mit gerunzelter Stirn.

„Weil in dem vorzunehmenden Feldzuge Sr. Reverenz der Kardinal die Seeräuber mit Strumpf und Stiel ausrotten, und künftig das beſagte Verbrechen gar nicht mehr zu begehen ſein wird;“ erwiederte der Ritter in vorigem Tone.

„Gut geſagt! — Ich danke Euch für die freundliche Meinung, die Ihr von mir habt, und ich werde Euch vor meiner Abreiſe meinen Segen ertheilen;“ ſprach der Kirchenfürſt geſchmeichelt. — „Aber es iſt bald Mitternacht,“ ſetzte er hinzu, „ich muß an den Aufbruch denken, indem mit Tagesanbruch die Vorkehrungen zur Einſchiffung beginnen müſſen. Der ſämmtliche Proviant — Doch,“ unterbrach er ſich mit lärmender Luſtigkeit, „nachdem ich bereits für Einſchiffung des Proviants für mein Heer beſtens geſorgt, fällt mir ein, daß ich den beſten Theil meines eigenen vergeſſen habe. — Wie ſteht es, ſchöne Gräfin, um die verſprochenen Orangen? Ich glaube Euer Verſprechen, mir die prächtigen Früchte Eures Lieblingsbaumes, die wir geſtern ſo bewunderten, und von ſo vortrefflichem Geſchmacke fanden, auf die Reiſe mitzugeben, hat Euch bereits gereut?"

„Keineswegs, mein Fürſt!" verſetzte Julia lächelnd. „Vielmehr habe ich ſolche heute früh von dem Baume nehmen, und in einen Korb zur Reiſe verpacken laſſen, wie mir Ritter Hettore Landolina, der dabei und ſo gütig war, die Verpackung mit eigenen Händen zu übernehmen, bezeugen wird."

„Dann habe ich Euch um Verzeihung zu bitten, und dem Ritter, der überaus höflich iſt, meinen beſten Dank zu ſagen" — begann der Kardinal.

Landolina unterbrach ihn ſogleich.

„Nur unſere ſchöne Wirthin verdient Euren Dank, gnädiger Herr! Sie allein hat Alles beſorgt;" ſagte er verbindlich. „In ihrer Gegenwart ward das Obſt vom Baume genommen, in ihrer Gegenwart ward es verpackt, ihre ſchönen Hände ſuchten die edelſten Früchte aus, und entfernten die ſchlechtern. Ich that nicht mehr und nicht minder, als jeder Gärtnerburſche oder Lakai hätte thun können."

„Der Beſcheidene werde geehrt!" ſagte der Kardinal mit Salbung. „Ich werde Euch, zum Be-

weiſe meiner Achtung und Erkenntlichkeit, ein Schw
ſenden, welches ich in meinem Feldzuge gegen
Ungarn ſelbſt getragen habe.“

„Ich bin entzückt von der Gnade Eurer Re
renz!“ rief Landolina mit einem etwas übertrie
nen Enthuſiasmus. „Ich werde die werthvolle G
als mein koſtbarſtes Beſitzthum meinen Kindern u
Enkeln — wenn ich nämlich welche haben werde
vererben, und ſchätze dieſe Waffe eben ſo hoch,
wenn ich das berühmte Schwert des tapfern
land — hieß es nicht „Durandar‘, Meſſer Lud
co? — des großen Alexanders oder ſonſt eines
rühmten chriſtlichen oder unchriſtlichen Helden m
nennen könnte.“

Hyppolit von Eſte fand ſich außerordentlich d
den Vergleich mit Alexander und Roland geſch
chelt, doch ſagte er mit erkünſtelter Beſcheiden
daß ihm noch Vieles dazu fehle, um mit Alexa
dem Großen verglichen werden zu können —
zweiten Vergleich ließ er dahin geſtellt ſein —
der Ritter nur durch ſeine Güte und lebhafte P
taſie, die ihm auch ſo „närriſche Teufeleien‘,

die des Meſſer Ludovico Arioſto dem Letztern vorſpiegle, dazu gebracht worden ſei. — — —

So wie Mitternacht vorüber war, brach der Kardinal, begleitet von der Mehrzahl der Gäſte, welche faſt ſämmtlich Unterbefehlshaber in ſeinem Heere waren, auf. Auch Arioſto und Molza begleiteten ihn nach ſeinem Hauptquartiere. Der Erſtere ſollte die Nachricht der glücklich erfolgten Einſchiffung nach Ferrara bringen, der Zweite wollte ſolche durch ein Dutzend Sonnette und Canzonen verherrlichen, ſich ſelbſt aber durch den Augenſchein zu der Dichtung begeiſtern laſſen. — Der Gouverneur, der Vater Vespaſiano's, reiſ'te, nach einem kühlen Abſchiede von dem Sohne und einem überaus freundlichen von der ſchönen Schwiegertochter, mit Tagesanbruch nach Neapel zurück, und bald war das Waldſchloß, wo es einige Tage lang ſo luſtig und lärmvoll zugegangen war, ſtill und öde wie vorher. — —

Es war am Abend des Tages nach erfolgter Abreiſe der Gäſte, als Julia in ihrem Gemache lebhaft auf- und abging. Sie ſchien beſonders bewegt; dann, wie plötzlich zu einem Entſchluß gekommen, griff ſie nach einer Kugel, die ſie in ein metallenes Becken warf, und auf deren Schall ein Diener eintrat.

„Iſt Signora Beatrice zu Bett?“ fragte die Gräfin raſch den Eintretenden.

„Ich hörte die Kammerfrau ihr Zimmer verſchließen;“ erwiederte dieſer.

„Weißt Du, ob Ritter Landolina noch auf iſt?“ fragte ſie weiter.

„Er ſteht ſeit einer Viertelſtunde auf der Plateforme des Thurmes. Man hat ein Mohrenſchiff bemerkt, was Feuerſignale auf den Maſten trägt. Ritter Hettore ſcheint es zu beobachten.“

„Ich laſſe den Ritter bitten, mich auf einige Minuten zu beſuchen;“ ſprach Julia nach kurzem Beſinnen.

Der Diener ging. Die Gräfin begann von Neuem ihr Auf- und Abwandeln. Nach einiger Zeit trat Landolina ein.

„Verzeiht, Ritter, daß ich Euch nochmals rufen laſſe;“ ſprach Julia, auf einen Seſſel zeigend, und ſich zugleich auf einem andern niederlaſſend. „Als Vespaſiano mit Euch vor einer Stunde das Zimmer verließ, ſchien er ſehr unwohl. Ich wünſchte zu wiſſen, wie er ſich befindet."

„Uebel, ſehr übel;" ſagte Landolina, die Achſeln zuckend. „Ein überaus ſtarker Anfall ſeiner gewöhnlichen Krankheit. Ich fürchte, er wird vor morgen Abend das Bett nicht verlaſſen können."

„Die Zuſtände der Krankheit, denen mein Gemahl unterworfen iſt, ſcheinen ſehr viel Eigenthümliches zu haben, Signor;" ſagte Julia, den Ritter feſt anblickend. „Wie ging es doch zu, daß Vespaſiano die Tage über, an denen wir das Haus voll Gäſte hatten, ihnen nie unterworfen war, und daß ſie ſogleich eintreten, nun wir wieder allein ſind?"

„Es iſt in der That auffallend;" verſetzte Landolina kalt. „Ich habe mich ebenfalls darüber gewundert, und ich erkläre es mir nur durch die beſtändigen Anregungen und Zerſtreuungen, die ihn nicht an ſein Uebel denken ließen, was, wie die Aerzte ſagen, viel dazu beitragen ſoll es abzuhalten."

„Und jetzt, in dieſem Momente?" — fragte die Gräfin, den Ritter ſcharf beobachtend. „Sagtet Ihr nicht, daß Vespaſiano wieder einen überaus ſtarken Anfall zu erleiden habe?"

„Der Anfall iſt bereits vorüber. Er liegt ſchon in ſeinem gewöhnlichen Todtenſchlaf;" erwiederte der Ritter mit großer Ruhe.

„Was würdet Ihr aber antworten, Signor, wenn ich Euch ſagte, daß er vor einer Viertelſtunde im Walde geſehen worden?" fragte die Gräfin ſcharf.

„Ich würde antworten: Es iſt nicht wahr!" ſprach der Ritter mit Eiſeskälte. — „Es ſei denn," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß Euch Eure ſchönen Augen getäuſcht, und Ihr ihn ſelbſt zu begegnen gemeint hättet."

„Ich habe ihn nicht geſehen, wohl aber Jemand, dem ich wie meinen eignen Augen trauen kann;" ſagte Julia.

„Ah, meine ſchöne Feindin, Fräulein Beatrice;" ſprach Landolina ſpöttiſch lachend. „Der Streich iſt übrigens weniger fein angelegt, als ich ihrem Geiſte es zugetraut hätte."

„Nun wohl, Ritter;" ſagte die Gräfin feſt. „Allerdings iſt Beatrice bei einem Spaziergange, um den ſchönen Abend zu genießen, meinem Gemahl im Walde begegnet, und hat ihn, obwohl er ſich ſogleich das Geſicht mit dem Mantel, jedoch etwas zu ſpät, verhüllte, genau erkannt. Da ſie mir nicht verboten, es Euch zu ſagen, ſo bitte ich Euch deshalb um Aufklärung, denn Eins oder das Andere kann nur wahr ſein.“

„Erlaubt mir zuvor eine Frage, Gräfin;“ ſagte Landolina, und ſein Auge nahm einen ſehr düſtern Ausdruck an. „Habt Ihr dem Fräulein von Vespaſiano's Krankheit geſagt?“ —

„Nein!“ entgegnete die Gräfin mit dem Ausdrucke der Wahrheit. „Ich ehrte das fremde Geheimniß.“

„Ich konnte dies von Euch erwarten;“ ſprach der Ritter ſichtlich beruhigt. — „Da ich,“ fuhr er fort, „nicht vorausſetzen will, daß Signora Beatrice, obwohl — Gott weiß aus welchem Grunde! — mir feindlich geſinnt, mich abſichtlich habe verdächtigen wollen, ſo ſage ich blos: Sie hat ſich getäuſcht! — Ich würde dies ſagen, wenn das Fräulein mir gegenüber ſtünde und behauptete, Vespaſiano nicht nur geſehen, ſondern auch geſprochen zu haben.“

Julia ſchien erſtaunt. Sie ſchwieg eine Weil
dann ſprach ſie:

„Sagt ſelbſt, Ritter, wem ſoll ich glauben? Eu
oder einer Freundin, die ich kenne und liebe,
lange ich denken kann?“

„Keinem von Beiden;“ erwiederte Landolina m
Kälte. „Trauet Niemand als Euch ſelbſt. Beatri
kann ihre Abneigung gegen mich, mich ſelbſt ab
irgend ein Zweck zu den ſo entgegengeſetzten Behau
tungen bewogen haben.“

„Ich verſtehe Euch nicht;“ ſprach die Gräfin m
höchſtem Befremden.

„Die Sache ſoll ſogleich in’s Klare kommen
fuhr der Ritter ruhig fort. „Ihr ſollt mit Eu
Augen Euch überzeugen, wer Recht hat.“

Der Ritter ſchwieg einen Moment; dann,
ihn die Gräfin fragend anblickte, ſagte er lebhaft:

„Signora, wäre ich Beatricens Feind, haßte
ſie, wie ſie mich haßt, ſo hätte ich jetzt die be
Gelegenheit, ſie zu verdächtigen. Ich könnte d
Fräulein allerlei hinterliſtige Pläne unterlegen, wie
mir gewiß dergleichen Schuld giebt. Ich verac
eine ſolche Handlungsweiſe. Anſtatt zu ſagen,

Beatrice Euch täuſchen wollen, ſage ich blos, daß ſie ſich getäuſcht hat. Davon Euch Ueberzeugung zu ſchaffen, iſt ungemein leicht, doch geſtehe ich offen, daß ich es mit ſchwerem Herzen thue. Schon indem ich Euch von der Krankheit Eures Gatten Nachricht gab, brach ich dem Freunde die ihm ſchuldige Treue. Täglich klage ich mich deshalb an, aber täglich ſage ich mir, daß ich nicht anders handeln konnte. — Signora," rief er, und ſein Auge flammte, „es giebt Gefühle, die ſtärker ſind als die innigſte Freundſchaft. Wer ſolche nie empfunden, klage mich an, daß ich dem Freunde die Treue brach. That ich es aber, ſo will ich jetzt vor Der, für die ich es that, nicht als ein Lügner, als ein Ehrloſer ſtehen. Ihr ſollt den Unglücklichen, deſſen ganzes Herz, deſſen ganzer Sinn nur an Euch hängt, wenn Ihr auch ſeine Gefühle nicht zu erwiedern im Stande ſeid, nicht verachten, ſondern bemitleiden."

Julia erſchrak über ein Geſtändniß, welches Landolina in höchſter Erregung, und wie unwillkürlich, auszuſprechen ſchien. Ihre Verlegenheit war grenzenlos. Der Ritter ſchien dies zu bemerken.

„Verzeiht, Frau Gräfin,“ ſagte er, indem er mit Mühe Faſſung zu gewinnen ſuchte, „verzeiht, daß ich ein Wort ausſprach, daß nie über meine Lippen kommen mußte. Giebt es eine Entſchuldigung, daß ich mich ſo vergeſſen konnte, ſo iſt es die, daß ich meine Ehre befleckt glaubte, indem ich befürchten mußte, als ein Lügner vor Euch zu ſtehen. Rechnet es einem Unglücklichen nicht zu hart an, daß er ein Wort über die Lippen kommen ließ, das ſein ganzes Herz erfüllt. — Jetzt, Signora,“ fuhr er nach einer Pauſe gefaßter fort, „kann nur die Rede davon ſein, Euch ſelbſt entſcheiden zu laſſen, ob ich oder Beatrice die Wahrheit geredet. Ich bitte Euch, Euren Mantel umzunehmen und mir zu folgen.“

„Wohin,“ fragte Julia mit Befremden, „wollt Ihr mich führen?“

„In den Normannenbau;“ verſetzte der Ritter kalt.

„Und dort? — Was ſoll ich dort?“ fragte Jene.

„Euch überzeugen, wer die Wahrheit ſprach;“ antwortete Landolina.

„Veſpaſiano bat mich, dieſen Theil des Schloſſes nie zu betreten;“ ſagte die Gräfin zögernd.

„Ich nehme Alles auf mich, und wenn es mir das Leben koſten ſollte!“ rief der Ritter.

„Nein!“ rief Julia. „Meinetwegen dürft Ihr nicht in Gefahr kommen.“

„Nicht? — Nicht?“ rief der Ritter, indem er ſtürmiſch die Hand Juliens an ſeine Lippen drückte. „O, himmliſche, edle — Verzeiht;“ ſagte er verwirrt inne haltend. „Verzeiht! Ich beſtehe darauf mich zu rechtfertigen. Sind wir vorſichtig, und Ihr ſchweigt gegen Jedermann, ſo iſt auch keine Gefahr für mich vorhanden.“

Es bedurfte wenig weitern Zuredens von Seiten Landolina's, um die Gräfin für die Annahme ſeines Vorſchlags zu ſtimmen. Wären ſelbſt die Umſtände, welche der Ritter ihr über Veſpaſiano mitgetheilt hatte, nicht vorhanden geweſen, ſo intereſſirte ſie doch der geheimnißvolle Normannenthurm, den ſie nie betreten ſollte, überaus. Kaum funfzig Ellen von ihrem Wohnzimmer entfernt, und dieſem gerade gegenüber liegend, ragte er bei Tage ſo ſtill, ſo öde in die Lüfte. Er ſchien gänzlich unbewohnt, eine Art rieſigen Grabesdenkmals. Ganz anders war es bei Nacht. Manchmal ſchimmerte nur ein einziges, geheimnißvolles Lichtlein herüber, ein andermal ſtrahlten Kerzen in allen Abtheilungen, und eine Anzahl Menſchen ſchien dort verſammelt zu ſein, obwohl Julia wußte, daß außer Vespaſiano, Landolina und zwei vertrauten Dienern Niemand den Thurm, der zu ebener Erde keinen Eingang hatte, und mit dem Schloſſe nur, in der Höhe von mehr als zwanzig Ellen, durch eine Brücke zuſammenhing, betreten konnte, ohne alle Höfe des Schloſſes paſſiren und mithin von den Bewohnern des letztern bemerkt werden zu müſſen.

Nach wenigen Augenblicken, in welchen Landolina fortwährend in die Gräfin drang ihm zu folgen, warf ſie einen Mantel über die Schultern und reichte dem Ritter den Arm. Eine Kerze, die ſie nöthig glaubte, wies Landolina zurück. „Der Mond,“ meinte er, „leuchte hinlänglich, auch würden ſie die Kerze nur bis zum Eingang des Normannenbaues mitnehmen können, wenn ſie nicht in Gefahr kommen wollten, ſich zu verrathen.“ —

Julia und der Ritter hatten bald den Theil des Schloſſes, der der Gräfin zur Wohnung diente, und eben ſo geſchwind den andern, aus Karls von Anjou Zeit herrührenden, hinter ſich. Beide Abtheilungen waren der Gräfin hinlänglich bekannt, und Zimmer ſtieß hier an Zimmer. Jetzt aber ſtanden ſie plötzlich vor einer ſpitzbogigen, mit ſteinernem Schnörkelwerk verſehenen Pforte. Oft hatte Julia ſchon vor ihr geſtanden, und gern hätte ſie den geheimnißvollen Eingang überſchritten, wäre es auch nur, um zwanzig, dreißig Schritte weiter wandeln und das verbotene Innere betrachten zu können. Obgleich die Thüre oftmals offen ſtand, was jedoch nur der Fall war, wenn ſich der Graf daheim befand, ſo hatte ſie es theils aus Schaam, theils aus Furcht, ihn zu erzürnen, noch nie gewagt. Eben überſchritt ſie an Landolina's Arm die Schwelle, und ein Schauer, von dem ſie ſich nicht Rechenſchaft zu geben wußte, ob er mehr von Furcht oder Erwartung eines ungewöhnlichen Ereigniſſes erzeugt ſei, rieſelte ihr den Rücken herab. Beide wandelten jetzt in einem Theile des Gebäudes, das ſich von den beiden andern Abtheilungen gänzlich unterſchied. Bald aufwärts, bald eine Anzahl Stufen abwärts lief ein hin und wieder von andern Seitengängen durchſchnittener Korridor, deſſen Decke, obwohl gewölbt, doch äußerſt niedrig war. Manchmal kamen die Wandernden auch durch gewölbte Hallen, an deren Wänden Waffen aller Art, beſonders aber Lanzen, Schilde und gekrümmte Schwerter hingen. Der Bau war ſichtlich uralt, und das Ganze ein wahres Labyrinth, doch bemerkte Julia unwillkürlich, daß auf dem ganzen Wege, den ſie durchſchritten, ſie die kleinen viereckigen Fenſter, die das ſparſame Mondlicht hereinließen, ſtets zur rechten Hand hatten. So mochten die Wanderer etwa zehn oder zwölf Minuten fortgeſchritten ſein, als ſie plötzlich vor einer verſchloſſenen Thüre ſtanden. Landolina zog ſchweigend einen Schlüſſel aus der Taſche, ſtieß ihn in's Schloß und öffnete ſo leiſe, als ob er einen dahinter Schlafenden zu erwecken befürchtete, die Pforte. Julia ſah jetzt, daß ſie vor der Brücke ſtand, die aus dem Normannenbau in den geheimnißvollen Thurm führte. Auf den Wink des Ritters überſchritten ſie, auf den Zehen ſchleichend, die Brücke und traten in die offene Thüre des Thurmes. Hier faßte Landolina die Gräſin bei der Hand, und indem er ihr zuflüſterte: „Um Gotteswillen kein Geräuſch!“ führte er ſie in ein kleines Gemach, das wie das Vorzimmer eines andern ausſah, und wo, wie ſie durch einen Vorhang, durch welchen Licht ſchimmerte, bemerkte, allerhand Geräthſchaften und ein Bett ſtanden. Landolina führte die Gräfin jetzt leiſe an den Vorhang, deſſen einen Zipfel er vorſichtig und kaum eine Spanne breit emporhob. Julia ſah, daß ſie ſich vor einer Thüre befand, in deren Mitte ein paar runde Glasſcheiben, wie man ſolche in alten Kirchenfenſtern trifft, eingeſetzt waren. Neugierig blickte ſie auf des Ritters Wink in's Innere des Gemachs. — —

Der Anblick, den ſie hier hatte, überraſchte ſie außerordentlich. In einem wohnlich eingerichteten, faſt zirkelrunden Gemache ſtand ein Himmelbett, deſſen rothſeidene Vorhänge halb zurückgeſchlagen waren, und deren goldene Franzen in dem Lichte einer von der Decke herabhängenden Ampel funkelten. Auf dem gleichfalls mit rother Seide überzogenen Lager befand ſich todtenbleich, mit geſchloſſenen Augen — Graf Vespaſiano. — — —

Lange ſah die Gräfin durch die kleinen Scheiben. Eine Täuſchung war nicht möglich. Es war ihr Gemahl, den ſie vor ſich ſah. —

Nach ungefähr zwei Minuten drückte Landolina die Hand ſeiner Begleiterin, als ob er ihr ſagen wolle, daß es nun Zeit ſei umzukehren, und ließ gleich darauf den Vorhang herabfallen.

Leiſe wie ſie gekommen waren, traten Beide wieder den Rückweg an. — — —

„Urtheilt jetzt ſelbſt, ſchöne Frau," ſprach der Ritter, als Beide wieder in Juliens Zimmer angelangt waren, „urtheilt ſelbſt, wer Euch die Wahrheit geſagt, Beatrice oder ich. Ich wiederhole Euch, daß ich das Fräulein nicht verdächtigen will — wollte ich dies thun, ſo würde es mir in einer ganz andern Art nur allzuleicht werden — aber ich bitte Euch, künftig mehr einem Manne zu trauen, in deſſen Seele tauſend Zungen für Euch reden, und der nur dann glücklich ſein würde, wenn er Euch ſo glücklich weiß, als Ihr es zu ſein verdient. — Leider," ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „dürfte dies unter den obwaltenden Umſtänden noch lange nicht der Fall ſein."

Der Ritter küßte, ſo wie er die letzten Worte geſprochen, der Gräfin ehrfurchtsvoll die Hand und verließ ſodann das Zimmer. —

Der folgende Morgen fand Julien noch ſchlaflos auf ihrem Lager. Tauſend Gedanken waren ihr durch den Kopf geflogen, aber immer kam ſie darauf zurück, daß Landolina Recht und Beatrice Unrecht habe. Ihre Augen hatten ſie nicht täuſchen können. — Und dennoch! Hatte ihr Beatrice nicht ſo beſtimmt verſichert, daß ſie Vespaſiano genau erkannt, daß eine Verwechſelung der Perſon durchaus unmöglich ſei? Sollte Beatrice, welche ſie nie auf irgend einem Irrwege, nie auf der kleinſten Unwahrheit ertappt hatte, ſo klein geweſen ſein, abſichtlich eine ſolche zu erdenken, um einen Plan auszuführen, oder Landolina, den ſie haßte, wie ſie dies niemals Hehl gehabt, damit zu ſchaden? Jedenfalls beſchloß Julia, gänzlich von dem Vorfalle zu ſchweigen und der Zeit die Aufklärung des obwaltenden Geheimniſſes zu überlaſſen. Dies aber konnte ſie um ſo eher, als eine unvermuthete Begebenheit den eben geſchilderten Vorfall bald in den Hintergrund drängte. Schon am Abend des Tages, der zur Einſchiffung des Heeres des Kardinals beſtimmt war, langte zu Fondi die Nachricht an, daß ſolche habe ausgeſetzt werden müſſen. Hyppolit von Eſte war plötzlich tödtlich erkrankt. Die Urſache der Krankheit, ſo wie die nähern Umſtände wurden zwar geheim gehalten, doch wollte bald verlauten, daß ihm auf eine gänzlich unbekannte Weiſe, und von welcher auch nicht die geringſte Spur zu entdecken, Gift beigebracht worden wäre. Obwohl die Aerzte äußerten, daß Hoffnung da ſei, den Fürſten am Leben zu erhalten, ſo erklärten ſie doch mit Beſtimmtheit, daß ſelbſt in dieſem Falle an eine Abfahrt nicht zu denken ſei, und es Monate dauern könne, bis er die nöthigen Kräfte dazu erlange. — —

In dem Leben der Schloßbewohner gingen indeß im Aeußern keine Veränderungen vor. Es war jetzt einfacher, ja einſamer wie je. Das innere Verhältniß derſelben ſchien ſich jedoch anders wie früher geſtalten zu wollen. Vespaſiano brachte halbe Tage in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin zu. Sein ganzes Benehmen ſchien nach und nach ein anderes zu werden. Es war jetzt nichts weniger als kalt oder abſtoßend; ſeine Galanterien, an denen er es auch Anfangs nie ermangeln ließ, trugen das Gepräge des

Freundlichen, Herzlichen, welches die Convenienz allein ihnen zu geben niemals im Stande iſt. Wäre er von Anfang an ſo geweſen, ſo würde dies Benehmen auf Julia nicht ohne Eindruck geblieben ſein. Die Zeit würde das Bildniß des frühern Geliebten, wenn auch nicht verwiſcht, doch in den Hintergrund haben treten laſſen. Jetzt hatten die Entdeckungen Landolina's, ſelbſt der Zuſtand, den ſie mit eigenen Augen in dem Normannenthurme beobachtet, einen unbeſchreiblich widrigen Eindruck auf Julia gemacht. Sie zitterte bei der Annäherung eines Mannes, der ſelbſt von Vater und Freund als ein Verlorner, durch die furchtbarſten Ausſchweifungen zu Grunde Gerichteter betrachtet wurde, und erwiederte alle Beweiſe von vermehrtem Wohlwollen nur mit äußerſter Zurückhaltung, wozu ſie ſich um ſo mehr berechtigt glaubte, als Vespaſiano von Anfang an ihr das zwiſchen ihnen obwaltende Verhalten, als auf dieſe Weiſe begründet, vorgezeichnet hatte.

So wie aber die Annäherung des Grafen zuzunehmen, ſein Herz ſich Julien zuzuwenden ſchien, gaben deutliche Zeichen kund, daß das Verhältniß zwiſchen ihm und Landolina ſich nach und nach verſchlimmere. Beide ſprachen in Gegenwart der Gräfin wenig, und dann nur das Nothwendigſte mit einander. Geſchah es ja, ſo glaubte Julia in den Blicken Vespaſiano's eine Art Furcht, gepaart mit entſchiedenem Widerwillen, zu leſen. Der Ton, den Landolina jetzt ſtets gegen den Freund annahm, war höhniſch und ſpöttelnd oder, was noch öfter vorkam, herriſch und verächtlich. Als die Gräfin einſt nach einem bittern Wortwechſel zwiſchen Beiden den Ritter über die Gründe zu dieſem Verhalten fragte, erklärte Landolina geradezu, daß an die Stelle der frühern Freundſchaft und des Mitleids jetzt eine tiefe Verachtung getreten ſei, weil er ſich überzeuge, daß Vespaſiano nicht die mindeſte Hoffnung zu einer Sinnesänderung gebe, weil er bei ſeinen Ausflügen nach Rom — die jetzt mehrmals hintereinander ſtattfanden, ſich trotz aller Warnungen in Beziehung auf ſeine Geſundheit, trotz aller Erinnerungen an eine Gattin, welcher die Fußſohlen zu küſſen er unwürdig ſei, ſich fortwährend in einen Cloak von Ausſchweifungen ſtürze, die, beſonders die Spielſucht, der er mehr als jemals fröhne, ihn gänzlich zu Grunde richten müßten. — Das Verhältniß zwiſchen Beatrice und Landolina wurde gleichfalls immer herber, und Julia glaubte ſich überzeugt halten zu müſſen, daß das Unrecht auf Seite der Freundin ſei, da ſolche auch ganz gewöhnlichen Handlungen, ſelbſt Aeußerungen des Ritters, üble Motive unterlegte. Die Gräfin nahm gewöhnlich bei dergleichen Gelegenheiten für Landolina Parthei und erklärte der Freundin oftmals, daß ſie ihr Urtheil wegen Abneigung derſelben gegen Jenen für befangen halte. So kam es denn einſtmals dahin, daß, als von Vespaſiano's Reiſen nach Rom und ſeinen dortigen Verbindungen die Rede war, Beatrice geradezu behauptete, daß ſie Landolina für den Verführer des Grafen halte. Julia nahm heftig für den Ritter Parthei, die Freundin widerſprach eben ſo heftig, die Erſtere berief ſich auf etwas, was der Augenſchein ſie gelehrt, und ehe die Gräfin es gewollt, war das Geheimniß, das der Normannenthurm bewahrte, und Alles, was ſie dort geſehen, über ihre Lippen. — Um den Ritter zu ſchonen, hatte indeß Julia vorgegeben, daß ſie die Krankheitszufälle, auf die ſie durch das ängſtliche und ſchleunige Fortbegeben des

Grafen, wenn er einen Anfall herannahen fühle, zuerſt aufmerkſam geworden, durch deſſen zwar unbeſtimmte und undeutliche, jedoch eigene Reden zuerſt erfahren, und um ſich zu überzeugen, allein in den Normannenthurm gegangen ſei. Beatrice war erſtaunt über das, was ſie aus dem Munde der Freundin vernahm; aber ihr Erſtaunen wuchs noch, als es ſich darſtellte, daß Julia den Grafen mit eigenen Augen, faſt zu derſelben Zeit, wo ſie ihm im Walde begegnet war, in ſeinem krampfhaften Schlafe befangen, im Normannenthurm geſehen hatte. Ein Betrug, eine Sinnentäuſchung mußte hier vorgehen, dies war Beatricens hellem Verſtande klar.

„Laß uns nachforſchen, laß uns dem unglücklichen Geheimniß auf den Grund kommen!“ rief Beatrice aus, nachdem ſie längere Zeit nachgedacht. „Das unſelige Verhältniß, das zwiſchen Dir und Deinem Gatten herrſcht, und deſſen ganzes Elend ich erſt jetzt durchſchaue, kann nur dann ein beſſeres werden, wenn Du weißt, was wahr, und was Täuſchung iſt.“

„Du meinſt,“ ſprach Julia, indem ſie die Freundin lange fragend angeblickt, „ich ſolle offen mit Veſpaſiano darüber reden?"

„Es wäre das Beſte, und ich würde ſogleich dazu rathen, wenn man wüßte, ob er Dir offen die Wahrheit ſagen würde, oder vielmehr ob er Dir die Wahrheit ſagen kann;" erwiederte Beatrice nach einer Pauſe. „Es giebt indeß ein anderes Mittel. So gewiß als ich lebe, ſo gewiß bin ich überzeugt, Deinen Gatten an jenem Abende im Walde geſehen zu haben; Du behaupteſt, Du ſaheſt ihn im Normannenthurm. Eins kann nur wahr ſein. Entweder ich täuſchte mich, oder Du wurdeſt getäuſcht. Dies muß klar werden, wenn wir Beide bei einer ähnlichen Gelegenheit den Normannenthurm betreten könnten."

„Wie? Du wollteſt —" hob die Gräfin zögernd an.

„Warum nicht?" fiel Beatrice ein.

„Wir werden entdeckt!" ſagte Jene.

„Wir gehen hin, wenn Veſpaſiano und Landolina abweſend ſind!" ſprach Beatrice raſch. „Es finden ſich jedenfalls Spuren des Betrugs, durch den man Dich täuſchte; denn daß dies abſichtlich geſchah, darauf will ich das Leben laſſen."

„Du meinſt alſo —"

„Höre mich an!" ſprach das Fräulein lebhaft. „Als ich vor wenig Minuten Dich in dem Garten aufſuchte, begegnete ich Vespaſiano und Landolina in einem Laubengange. Sie ſchienen in einem heftigen Wortwechſel begriffen. Das Geſicht Deines Gemahls war von Anſtrengung der heftigen Rede geröthet, er geſtikulirte lebhaft. Wie es mir vorkam, war von einer Reiſe die Rede, denn ich hörte deutlich, daß Vespaſiano ſagte: ‚Wohlan, ich will Euch begleiten. Ich will mich mit Euch, mit Anbruch der Nacht, zu ihm begeben, aber blos um ihm zu ſagen, daß ich nicht einwillige.' Iſt es nun der Fall, daß die Reiſe unternommen würde, ſo ſchleichen wir uns in den Normannenbau — wie ich bemerkt habe, geht die Thüre von innen zu öffnen, und wir können ihn demnach, ſobald wir wollen, wieder verlaſſen — von dort aber gehen wir in den Thurm, deſſen Pforte gewöhnlich offen ſteht."

Eben wollte die Gräfin auf dieſen Vorſchlag antworten, als Landolina und bald nach ihm Vespaſiano eintraten. Der Letztere ſah verſtört aus, er ſprach wenig, und das, was er ſagte, ſchien auf eine gewaltſam unterdrückte Aufregung zu deuten. Was Julien beſonders auffiel, war, daß der Graf heute ungewöhnlich zärtlich gegen ſie war. Es war dies das erſtemal, daß er ſich in Gegenwart des Ritters ſo gegen ſie benahm, und es ſchien ihr um ſo mehr eine beſondere Abſicht dabei zum Grunde zu liegen, als er ſonſt im Beiſein Landolina's ſich ſtets in den Formen ſtrenger Etikette gehalten hatte. Auch des Ritters Benehmen kam der Gräfin heute auffallend vor. Anfangs lächelte er ſpöttiſch bei des Grafen Galanterien, aber von Sekunde zu Sekunde wurden ſeine Blicke düſterer und endlich finſter, wie die Nacht. Etwa eine Stunde mochten Beide bei der Gräfin verweilt haben, als Vespaſiano äußerte, daß er auf etwa vierundzwanzig Stunden eine Geſchäftsreiſe vornehmen wolle, und daß er noch vor Mitternacht dieſe antreten werde. Auf Juliens Frage: ob ihn der Ritter begleiten werde? antwortete er bejahend.

Kaum hatten beide Männer, nach einem ungemein herzlichen Abſchiede von Seiten Vespaſiano's, das Zimmer verlaſſen, als Beatrice heftig in die Freundin drang, Alles daran zu ſetzen, um in dieſer Nacht das Geheimniß des Normannenthurms zu erforſchen. Julia weigerte ſich lange Zeit. Sie ſtellte der Freundin alle üblen Folgen vor, die eine ſo unzeitige Neugier nach ſich ziehen könne. Beatrice beſtand aber um ſo heftiger auf ihrem Vorſchlage und ſetzte endlich hinzu, daß, wenn Julia ſie nicht begleiten wolle, ſie allein gehen und bei der Rückkehr des Grafen dieſem offen ſagen würde, was ſie gethan. Sie habe, ſagte ſie, dieſem nichts verſprochen, er ihr nichts anvertraut, und glaube nichts dabei zu wagen, wenn ſie dieſem offen erkläre, was ſie von Landolina halte. Nach langen Verhandlungen fand ſich endlich die Gräfin bereit, in die Wünſche Beatricens einzugehen, und beide Freundinnen warteten nur die Mitternacht ab, um ihren Vorſatz auszuführen. — —

Es mochte etwa ein Uhr Nachts ſein, das Lichtlein im Normannenthurm ſchimmerte ſtill und geheimnißvoll herüber, als die Frauen ſich auf den Weg machten. Es war beſchloſſen, kein Licht mitzunehmen, und dies war auch kaum nöthig, da der Mond, wenn auch dann und wann von Wolken verhüllt, ſeinen matten Strahl herniederſandte. Julia wußte überdies, daß, wenn ſie nur einmal die Thüre des Normannenbaues überſchritten hätten und den langen Korridor ſo verfolgten, daß ſie die Fenſter ſtets zur Rechten hätten, dieſer ſie, trotz des labyrinthiſchen Baues des Schloſſes, unfehlbar an Ort und Stelle gelangen laſſen würde. Es dauerte kurze Zeit, als die Zimmer Karls von Anjou hinter ihnen lagen, und ſie an der Pforte ſtanden, die ihnen den Eintritt in den Normannenbau öffnen ſollte. Schon fürchteten ſie dieſe verſchloſſen zu finden, aber auf einen herzhaften Druck der Hand gab ſie nach, und der vom Monde ſchwach erhellte, gekrümmte Korridor that ſich vor ihnen auf Unwillkürlich ſtockten die Schritte der Frauen. „Gehen wir zurück!“ flüſterte Julia. „Nimmermehr!“ entgegnete Beatrice und überſchritt zuerſt die Schwelle. — —

Schweigend und leiſe, Hand in Hand, gingen ſie vorwärts; ſie erlaubten ſich kaum zu athmen. Der Gang erſchien der Gräfin noch einmal ſo lang als früher, wo ſie ihn an der Seite des Ritters durcheilte. Jede hundert Schritt kamen ihr wie ein ungeheurer Raum vor, die Kniee wollten ihr — wie ſie glaubte, vor Anſtrengung vom Auf- und Abſteigen der kleinen Stiegen — zuſammenbrechen; es war die Angſt, welche ihren Einfluß ſo ſtark auf ſie ausübte. So hatten die Frauen mehrere Hallen, lange Säle und den dann wieder beginnenden, endloſen Korridor durchwandert, als ſie ſich in einem, nur von einem einzigen Fenſterchen ſchwach erhellten, Gemache befanden. Eben wollten ſie auch dieſes durchſchreiten, als ſie ganz in der Nähe ein paar Stimmen, in denen ſie die Vespaſiano's und Landolina's erkannten, ertönen hörten. — Wie ein geſcheuchtes Reh wollte Julia rückwärts ſpringen, und die Freundin mit ſich fortreißen, aber Beatrice hielt die Geängſtigte feſt. Die Stimmen ertönten aus einem dunkeln Seitengange, doch erklangen ſie dumpf; die Sprechenden mußten ſich in einem an dieſen anſtoßenden Zimmer befinden.

„Laß uns ſie belauſchen;" flüſterte Beatrice leiſe. „Der Weg nach dem Thurme iſt uns ohnehin durch den Umſtand, daß Vespaſiano und Landolina noch nicht abgereiſ't ſind, für jetzt verſperrt."

Julia antwortete nicht, aber ſie widerſetzte ſich auch nicht, als die Freundin ſie bei der Hand faßte und mit ſich fortzog. Leiſe ſchlichen Beide dem Klange der Stimmen nach.

Ungefähr funfzig oder ſechszig Schritte mochten ſie in dem ſchmalen, dunkeln Gange vorwärts gekommen ſein, als die gehörten Laute deutlicher wurden, und man bereits einzelne Worte unterſcheiden konnte; jetzt bogen die Wandelnden um eine Ecke, und ſogleich überzeugten ſie ſich, daß ſie ſich vor der Thüre eines Gemaches befanden, in welchem auf- und abgehend der Graf und der Ritter im heftigſten Wortwechſel befangen waren. Julien überfiel jetzt eine furchtbare Angſt, ſie wäre am liebſten wieder umgekehrt, aber die Freundin flößte ihr Muth ein, indem ſie ihr zuflüſterte, daß ſie den Rückzug frei hätten, und ſelbſt die Ecke, die ſie eben umſchritten hatten, ſie ſogleich den Blicken der Männer, wenn dieſe ſich plötzlich der Thüre nähern ſollten, entziehen würde, falls ſie jenen anzutreten genöthigt wären. Beide horchten jetzt aufmerkſam. Landelina's Stimme ertönte laut und drohend.

„Es ſteht Euch beſonders wohl an, Signor, plötzlich den Tugendhelden und den verliebten Ehemann zu ſpielen!" rief der Ritter mit furchtbarem Lachen. „Nachdem Ihr von dem Golde Hayreddin Barbaroſſa's jahrelang gepraßt, nachdem Ihr mit dieſem allein alle Eure Gelüſte befriedigt, meint Ihr, ihm den bedungenen Preis zu verweigern, aber, bei Ali und Abubekr — oder, wenn Ihr lieber wollt, bei San Kosmo und Damiano! — Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Ich bin der Narr nicht, der, nachdem er ſeinen Kopf für Euch zum Pfande eingeſetzt, dieſen, anſtatt des Euren, auf den Mauern der Kasbah von Algier aufſtecken laſſen wird."

„Ich bitte Dich nochmals, Hettore —" ſagte der Graf.

„Nennt mich nicht bei dem verfluchten Namen, den ich tragen muß, weil mein Gebieter es ſo will, und weil die Umſtände es noch verlangen, daß ich es thue!" rief Landolina wild. „Habe ich einſt ſo geheißen, als ich dem Sciarra diente, ſo heiße ich heute Kara Ali, und es iſt nicht Euer Knecht, der Diener und Genoſſe Eurer Abenteuer und Ausſchweifungen, der mit Euch ſpricht, ſondern der Bevollmächtigte des Dey's, der Euch in deſſen Namen auffordert, daß Ihr Eurem gegebenen Worte nachkommt."

„Ich kann nicht! Menſch, ich kann nicht!" rief Veſpaſiano, mit Verzweiflung im Tone.

„Ihr müßt! Bei der Kibla und dem Propheten! Ihr müßt, Graf Veſpaſiano!" rief Jener heftig. „Habt Ihr nicht dreimalhunderttauſend Scudi empfangen, und jetzt wollt Ihr die Auslieferung verweigern?"

„Ich will das Geld zurückzahlen! — Verwende Dich bei Hayreddin, daß er mir Friſt gewähre;" erwiederte Jener.

„Daß ich ein Narr wäre!" ſchrie Landolina. „Ich habe nicht Luſt, meinen Schädel auf dem Thore Bab Azoun bleichen zu laſſen. — Und zurückzahlen!" ſetzte er wild lachend hinzu. „Ich wäre doch neugierig zu wiſſen, wie Ihr dies anfangen wolltet!"

„Ich verpfände alle meine Güter" — hob Veſpaſiano an.

„Es borgt Euch Niemand einen Heller!" unterbrach ihn Landolina laut lachend. „Euer Vater hat hinlänglich bei der Uebergabe der Grafſchaft dafür geſorgt.“

„Zudem,“ ſagte Vespaſiano, „habe ich auf Koſten meiner Ehre, meines Gewiſſens, genug der Dienſte Deinem Herrn geleiſtet.“

„O, ich bitte Euch! Erheuchelt keine Gefühle, die Ihr nicht habt!“ ſprach verächtlich Landolina. „Wenn es darauf ankam, Euren Antheil von der Beute, die bei den Landungen gemacht wurde, in Empfang zu nehmen, habe ich niemals etwas an Euch bemerkt, was ſolchen Scrupeln ähnlich geweſen wäre.“

„Laſſe mir wenigſtens drei Monate Friſt! Bis dahin ſchaffe ich Rath, die dreimalhunderttauſend Scudi zurückzuzahlen;“ bat Vespaſiano.

„Nicht drei Tage laſſe ich Euch Friſt, und iſt Hayreddin kein Schwachkopf — was ihm übrigens Niemand nachſagen kann — ſo thut er es auch nicht!“ rief Landolina. „Sagt demnach rund und nett: wollt Ihr Euer Wort halten und Julien dem Abgeordneten Hayreddins überliefern, oder wollt Ihr es nicht?“

„Niemals geſchieht dies!“ unterbrach ihn Vespaſiano heftig. „Ich weiß zwar, daß Julia mich nie lieben wird, ich weiß auch, daß ich ihrer Liebe nicht werth bin, aber eher will ich auf die ſchmachvollſte Weiſe zu Grunde gehen, ehe ich ſie Euch überliefere. Habe ich mich von Dir in einem Augenblicke, wo ich wegen der erzwungenen Verlobung mit meinem Vater in Feindſchaft lebte, wo mich Geldmangel, durch Dich veranlaßt — denn ohne Dich hätte ich die Spielhäuſer Roms nicht kennen lernen — von allen Seiten drängte, wo ich in Julia Gonzaga, die Du mir als gefallſüchtig und von leichten Sitten geſchildert, nur ein liſtiges Weib, welches Gräfin von Fondi werden wollte, erblickte, bereden laſſen, die Aufgedrungene an Hayreddin zu überliefern, um mit ihr dem Sultan ein Geſchenk für ſeinen Harem zu machen, ſo verfluche ich jetzt, wo ich Julia näher kenne, wo ich weiß, daß ihr Geiſt ſo ſchön iſt wie ihre Geſtalt, den Gedanken, den nur ein Teufel ausdenken, und dem nur ein Wahnſinniger beiſtimmen konnte.“

„Ich danke Euch, Graf,“ fiel bei den letzten Worten Landolina mit höhniſchem Lachen ein, „ich danke Euch für den ſchmeichelhaften Vergleich, mit dem Ihr mich zu beehren geruht. Iſt es Euch indeß gefällig, das Gleichniß weiter durchzuführen, ſo bitte ich Euch nicht zu vergeſſen, daß der Contrahent, den Ihr ſo eben genannt habt, ſich noch niemals bei der Naſe herumführen ließ, und daß folglich auch ich dazu keine Luſt haben dürfte. — Wie es indeſſen ſcheint, kommen wir aber auf dieſe Weiſe nimmermehr zum Ziele;" ſprach der Ritter nach längerer Pauſe, mit auffallend ruhigem, von ſeinem frühern gänzlich abweichenden Tone. „Was nun auch erfolgen möge, ich habe Euch gewarnt. Hayreddin kreuzt vor dem Cap der Minerva. Ich begebe mich morgen mit Einbruch der Nacht an Bord ſeiner Galeere und melde ihm Eure Weigerung."

„Ich hoffe, wenn ich mit ſeinem Bevollmächtigten, Rais Huſſein, die verabredete Zuſammenkunft" — hob Vespaſiano an.

„Hofft auf nichts und thut was Ihr wollt;" fiel der Ritter ihm verächtlich in's Wort. „Huſſein wird Euch ſagen, was ich Euch ſage, nämlich daß Ihr

Euer Wort halten müßt. — Doch genug des Geſchwätzes; die Zeit drängt.“

„Wohlan, ſo wollen wir abreiſen;“ ſprach der Graf. „Verſchließe die Pforte des Normannenbaues gut, damit, wenn wir einige Tage außenbleiben, nicht am Ende die Neugier Beatricen oder mein Weib zu einem Beſuche deſſelben veranlaſſe.“

„Ich werde es thun, wiewohl es kaum nöthig iſt;“ verſetzte der Ritter ruhig. „Von Beute befindet ſich gegenwärtig nichts im Thurme, Euer wächſernes Konterfei, welches ich von dem franzöſiſchen Künſtler zu Rom fertigen ließ, und deſſen Anblick ich Julien an jenem Abende mit Eurer Bewilligung zeigte und ihr dabei ein Mährlein aufheftete, hat ſeine Pflicht gethan und befindet ſich wohlverwahrt in einer Rumpelkammer; den Eingang zu dem unterirdiſchen Gange, der in den Wald ausmündet, wo Euch Beatrice damals begegnete, findet Niemand.“

„So laß uns gehen!“ rief Vespaſiano. „Ich denke, Dein Herr und Meiſter wird billiger ſein als Du. Daß ich ihm Julien nicht ausliefere, iſt feſt beſchloſſen. Sein Geld ſoll er wieder haben. Iſt er nicht unbillig, ſo giebt er mir Friſt. Er weiß überdies, daß er dadurch nichts verlieren kann. Sobald mein Vater ſtirbt, bin ich Beſitzer eines bedeutenden Vermögens, und es wird mir leicht ſein, die dreimalhunderttauſend Scudi, die ich ihm ſchulde, zuſammenzubringen. Doch auch jetzt hoffe ich Rath ſchaffen zu können. Ueberdies nützte ihm eine Weigerung zu nichts. Er **muß** warten und auf meinen Vorſchlag eingehen, da er einſieht, daß er mich weder zu dem Einen noch zu dem Andern zwingen kann."

„Nun, bei Gott, Ihr ſprecht ja wie der beſte Banquerottirer, der je zu Padua in dem großen Rathsſaale auf dem bekannten Steine geſeſſen und ſeine Inſolvenz beſchworen hat!" rief Landolina mit lautem Hohngelächter. „Ihr redet von Rath ſchaffen und wißt, daß Euch Niemand einen Bajocco borgt; Ihr ſprecht, wie alle unſere liederlichen jungen Herren, von dem Tode des Vaters, aber dieſer ſieht gar nicht darnach aus, als ob er Luſt hätte, das Zeitliche zu geſegnen; endlich ſagt Ihr, daß Euer Gläubiger warten **muß**, aber Ihr vergeßt, daß

Hayreddin der Rothbart das Müſſen noch gar nicht gelernt hat."

„Wohlan," verſetzte Vespaſiano, indem er Feſtigkeit in den Ton zu legen ſuchte, „treibt er mich zum Aeußerſten, ſo wird er es lernen. — Wie wollte er es auch anfangen mich zu zwingen? Meine Verbindungen mit ihm veröffentlichen? Er hat nichts Schriftliches."

„Wenn aber," ſagte Landolina ruhig, „ein Zeuge gegen Euch aufträte und dieſe Verbindungen erwieſe?"

„Dieſer Zeuge könnteſt Du nur ſein, und dem wegen Mord aus Venedig verjagten Nobili, dem Anführer einer der Rotten Sciarra's, dem Renegaten, würde Niemand Glauben beimeſſen;" ſprach der Graf, und ſein Ton hatte etwas von Hohn und Verachtung.

„Nun ſage noch Jemand, daß Euer Vater Euch nicht das größte Unrecht thut, wenn er Euch unbeſonnen und leichtfertig nennt, während Ihr doch ein ganz ſchlauer Rechenmeiſter ſeid!" rief Landolina, und es war, als ob der Ton ſeiner Stimme vor verbiſſenem Grimme zitterte. „Wie es ſcheint, ſeid

Ihr ja auf Alles gerüſtet, habt Alles ganz fein überlegt; Euer Dringen, Euch bei Hayreddin Friſt zu verſchaffen, iſt daher auch wohl nur eine kleine Berechnung, die am Ende Gläubiger, Schuld und Unterhändler zuſammen abzufertigen ausgedacht ſein wird. Nun, nun, ich bin nicht der Mann, welcher kluge Pläne ſo leichthin tadelt; was aber den klugen Plan als ſolchen bezeichnet, iſt der kleine Umſtand, daß er auch glücklich *ausgeführt* wird, und dies iſt am Ende der ganze Unterſchied zwiſchen dieſem und einem dummen. Aus dieſem Grunde, Graf von Fondi, giebt Euch Der, den Ihr Euren ‚einzigen Freund', Euren ‚Helfer aus der Noth', ja irre ich nicht, als Ihr in größter Geldverlegenheit waret, und Euer Vater einen Befehl auswirken wollte, Euch einſperren zu laſſen, einſt Euren ‚Retter' nanntet, den letzten Rath, ehe er ſich für immer von Euch trennt, den Rath: zweimal zu überlegen, was Ihr thut. — Es mag Euch für den Augenblick ganz angenehm vorkommen, dreimalhunderttauſend Scudi mit einem Federſtriche loszuwerden — denn das iſt doch der Punkt, um den ſich das Ganze dreht — Ihr werdet auch nicht eben beſondere Gewiſſensbiſſe empfinden, wenn Ihr den ‚Freund‘, den ‚Helfer‘, den ‚Retter‘, der für Euch Bürge ward, dem rächenden Yatagan Hayreddins überliefert, ja Ihr könntet, wenn Euch einmal eine empfindſame Narrheit angekommen wäre, Euch ſelbſt für einen Augenblick einbilden, daß es in Eurer Macht ſtehe, Euer Leben zu ändern und an der Seite eines wegen ihrer Schönheit in ganz Italien berühmten Weibes, unter den Orangenbäumen Fondi's ein arkadiſches Leben zu führen; mit einem Worte: Ihr mögt Euren Plan ganz fein ausgeklügelt haben, aber Ihr vergeſſet, daß ſolche feine Planmacher oft einen Gegner gefunden haben, der dafür ſorgte, daß nichts daraus ward.“ —

Starke Tritte ertönten jetzt im Zimmer. Die Frauen glaubten, daß Landolina im Begriff ſei, nach der Thüre zu gehen, und raſch eilten ſie davon. — Wie mit Windeseile durchflogen die Freundinnen den Korridor. Sie wechſelten nicht eher ein Wort, bis ſie in dem Zimmer der Gräfin angekommen waren. Noch wie betäubt von dem, was ſie gehört hatte, warf ſich Julia auf ein Ruhebett, Thränen ſtrömten jetzt unaufhaltſam über ihre Wangen, ſie rang ſchluchzend die Hände. „In welche Hände bin ich gefallen!" rief ſie wiederholt und mit Verzweiflung im Tone. Beatrice ſuchte ſie nach Möglichkeit zu beruhigen. Der ſtärkere Geiſt, der helle Verſtand, der ihr inwohnte, ließ ſie die Lage der Dinge klar überſchauen. Vor Allem ſuchte ſie die Idee der Freundin, augenblickliche Flucht nach Mantua, um dort den Schutz des Herzogs anzuflehen, zu widerlegen. Sie bemerkte, daß ſie über das Gehörte keine Beweiſe beibringen könnten, ihre Ausſage allein aber nicht hinreichend zur Bekräftigung deſſelben erachtet werden würde. Sendete, ſchloß Beatrice, Juliens Oheim die Gräfin dann wieder zu ihrem Gatten zurück, wie dies bei ſeinem ſtrengen Sinne wohl zu erwarten ſei, ſo lägen die Folgen ihres Entſchluſſes außer den Grenzen jeder Berechnung.

Nachdem die Freundinnen lange berathſchlagt, was zu thun ſei, ward endlich feſtgeſetzt, daß man mit Tagesanbruch ſogleich einen Reitenden nach dem Hauptquartier des Kardinals, wo, wie man wußte, ſich ſeit einigen Tagen der Vater Vespaſiano's befand, ſenden und den Letztern um eine ſchleunige Unterredung bitten, in dieſer aber Alles offen mit theilen wolle. Julia bedung ſich blos noch von der Freundin aus, daß man den alten Grafen, wenn es nur möglich ſei, vorher zu einem Verſprechen, dem Sohne Verzeihung widerfahren zu laſſen, zu bewegen ſuchen wolle. —

Schlaflos fand der nächſte Morgen die beiden Frauen in dem Zimmer der Gräfin. Kurze Zeit, nachdem ſie den Normannenbau verlaſſen, hatte auch das Lichtlein im Thurme zu ſchimmern aufgehört, Alles bezeugte, daß Vespaſiano und ſein Begleiter bereits ihre Reiſe angetreten hatten. So wie der Morgen graute, ſendete Julia einen reitenden Boten mit einem Briefe an den alten Grafen ab. Der ganze Tag verging in der peinlichſten Unruhe. Julia zitterte vor dem Gedanken, daß Vespaſiano früher wie ſein Vater ankommen könne, und ſie fürchtete ihre Mienen nicht ſo beherrſchen zu können, um, dem Gatten gegenüber, nicht verrathen zu laſſen, was ihr Inneres bewege. Die Beſorgniſſe der Gräfin erwieſen ſich jedoch bald als ungegründet. Es ward Abend, und Vespaſiano war noch nicht zurück. Am andern Tag erhielt ſie durch den rückkehrenden Boten einige Zeilen von der Hand ihres Schwiegervaters, der ihr mittheilte, daß wichtige Umſtände ihn abhielten, zu Fondi eher als nach zwei Tagen einzutreffen, daß er aber vor Ablauf des dritten jedenfalls dort ankommen würde. Zu größtem Befremden der Frauen verfloß auch dieſe Friſt, ohne daß Vespaſiano und Landolina ſich wieder einfanden. Sie ſtellten allerhand Vermuthungen auf, ohne daß ſie einer oder der andern eine naheliegende Wahrſcheinlichkeit unterlegen konnten; darüber waren indeß Beide einig, daß etwas Wichtiges vorgefallen ſein müſſe, was ihre Rückkehr verzögere. Am Morgen des vierten Tages ertönte endlich Hufſchlag im Schloßhofe, und bald darauf trat der alte Graf in Juliens Zimmer. Seine Züge waren düſterer wie je.

„Ich bringe Euch eine Trauerbotſchaft, Tochter!“ ſagte er, nachdem er die Gräfin leicht auf die Stirn geküßt. „Einer Eurer feurigſten Verehrer und Freunde iſt geſtern verſchieden.“

„Wie?“ rief Julia überraſcht. „Hyppolit von Eſte —“

„Starb geſtern nach längeren Leiden! Die Einſchiffung der Truppen unterbleibt. Der Zug nach Tunis iſt aufgegeben.“

„Iſt es möglich? Der Kardinal? Der lebensfrohe, muntere Mann?“

„Iſt todt!“ fuhr der Gouverneur mit trüber Miene fort. — „Sein Tod,“ ſagte er nach einer Pauſe, „war überdies von ſonderbaren Umſtänden begleitet.“

„O, erzählt, verehrter Herr!“ ſagte Julia dringend. „Er war von jeher mein beſter Freund und Gönner.“

„Man ſagt, er ſei vergiftet worden!“ ſprach der Graf, finſter vor ſich hinſtarrend.

„Es wäre entſetzlich!“ rief die Gräfin.

„Ja, Tochter, es wäre entſetzlich, beſonders wenn meine Ahnung zur Gewißheit würde;“ ſagte der Alte. „Wie man ſich in's Ohr ſagt, ſoll er vom Genuſſe vergifteter Orangen, die er am Morgen nach der Heerſchau genoß, erkrankt ſein.“

„Unmöglich!“ rief die Gräfin. „Er ſchrieb mir an demſelben Tage, daß er ſich an den Orangen, die er von mir erhielt, nach den Anſtrengungen des heißen Tages erquickt habe.“

„Recht!“ ſagte der alte Graf. „Dieſe Orangen ſollen es geweſen ſein. — Könnt Ihr Euch auf die Perſonen entſinnen, durch deren Hände ſie gegangen?“

„Durch keines Menſchen Hand als durch die meinige!“ rief Julia. „So wie ſie von meinem Lieblingsbaume, und zwar in meiner Gegenwart, abgenommen wurden, habe ich ſie in mein Zimmer bringen, dort die ſchönſten für den Kardinal ausleſen und verpacken laſſen. Bei Allem war ich dabei.“

„Dann iſt es unmöglich! Es kann keine Vergiftung vorgefallen ſein;“ verſetzte der Gouverneur nach einigem Nachſinnen.

„Verzeiht, gnädiger Herr!“ fiel Beatrice plötzlich ein. „Ich will Niemand beſchuldigen, aber Julia vergißt, wer die Orangen ausgeleſen und verpackt hat.“

„Doch nicht der Ritter andolina?“ fragte raſch der Graf.

„Allerdings war es dieſer,“ ſagte Julia, „aber ich bin, während er die Orangen auslas und verpackte, ſtets zugegen geweſen.“

„Verzeiht!" ſagte Beatrice. „Als dem Ritter keiner der Körbe, die ich geholt, recht, ſondern bald zu klein, bald zu groß war, als wir uns Beide entfernten, um andere zu ſuchen, war der Ritter allein."

„Es ſind mir geſtern ſonderbare Dinge über dieſen Landolina hinterbracht worden;" ſagte der Graf. „Eine Galeere der Algierer kreuzte vorgeſtern den ganzen Tag in der Nähe der Küſte. Geſtern Abend meldete ein Landmann, daß er früh vor Tagesanbruch zwei Männern, welche einen dritten vermummten und, wie es ihm geſchienen habe, gefeſſelten geführt, an der Küſte begegnet ſei; Jene hätten ihn gezwungen, ſie zu einem Fiſcherboote zu begleiten und ihnen daſſelbe in See ſchaffen zu helfen. Darauf hätten die Fremden es beſtiegen und wären nach der Galeere der Barbaresken gerudert. Da der Landmann ſich oft Geſchäfte halber zu Fondi aufgehalten und dort mehrmals den Ritter Landolina geſehen habe, ſo ſei es ihm aufgefallen, daß einer der Fremden dem Ritter äußerſt ähnlich geſehen, wenn es dieſer nicht ſelbſt geweſen."

Beatrice blickte bei der Erzählung des Grafen

Julien ſo bedeutungsvoll an, daß es dem Sprechenden auffiel, und dieſer ſie fragte: ob ſie irgend eine Vermuthung mitzutheilen habe. Schon war das Fräulein im Begriff, dem Grafen zu entdecken, was ſie in Geſellſchaft Juliens an jenem Abende gehört und geſehen, als dem Gouverneur gemeldet ward, daß einer ſeiner Ritter angekommen ſei, der ihm eine Meldung zu machen habe. Auf Befehl des Grafen ward der Letztere vorgelaſſen. Es war ein junger, munterer Kriegsmann, welcher, nachdem er die Damen ehrfurchtsvoll begrüßt, folgende Meldung machte.

„Wie Euer Gnaden befohlen,“ ſagte er, „ſtreiften wir dieſen Morgen längs der Küſte und legten von der Gränze bei Terracina bis gegen Fondi überall kleine Hinterhalte, um, wenn ein Boot von der feindlichen Galeere, die ſich fortwährend der Küſte nahe hielt, nach dieſer ſegeln ſollte, die Darinſitzenden ſogleich aufzufangen. Es mochte etwa drei Stunden nach Sonnenaufgang ſein, als wir zu unſerm freudigen Erſtaunen zwei Böte von der Galeere nach dem Lande zuſteuern ſahen. Wir hielten uns verſteckt und bereiteten uns, die aus nicht mehr wie vier Menſchen beſtehende Bemannung beim Ausſteigen ſogleich in Empfang zu nehmen. Zu unſerem Erſtaunen hielten die Böte, auf etwa tauſend Ellen von der flachen Küſte entfernt, an. Sie hißten auf dem einen ſodann die rothe Mohrenflagge auf, entfalteten das Segel und ließen das Boot — in welchem wir ſpäter das Fiſcherboot, das ſie vorgeſtern fortgeführt, erkannten — ohne alle Bemannung von dem eben wehenden leichten Morgenwinde nach der Küſte treiben. Das Boot lag gewiß eine halbe Stunde ſchon am Strande, wir hielten uns noch ſtets verſteckt, da wir glaubten, das zweite Boot würde gleichfalls ſich nähern. Dies geſchah indeß nicht. Wir ſtürzten alſo aus dem Verſteck hervor, bemächtigten uns des am Ufer liegenden und wollten uns deſſen bedienen, um jenes zu verfolgen. So wie wir bemerkt wurden, ſuchte das feindliche Boot ſogleich das Weite, und da das Raubſchiff nicht fern von der Küſte lag, mußten wir unſern Vorſatz aufgeben. Wir verwunderten uns im erſten Augenblicke über die Euer Gnaden eben mitgetheilten, ſonderbaren Anſtalten des Feindes, als wir in dem Boote einen verſiegelten Korb und dieſen Beutel bemerkten. Letzterer enthält ein Schreiben, deſſen Aufſchrift an Euch gerichtet iſt. — Genehmigt Ihr es, ſo laſſe ich den Korb in's Zimmer bringen."

Der alte Graf nickte mit dem Haupte, und bald brachte ein Diener einen Korb von nicht bedeutender Größe in's Gemach. Der Gouverneur hatte indeß das rothſeidene Beutelchen, das ihm der Ritter übergeben hatte, geöffnet, er riß den ſeidenen Faden, mit dem der Brief umwunden war, aus dem Wachs und öffnete die Schrift. Letztere enthielt folgende Worte in italieniſcher Sprache:

‚El Hadſch Hair ed Din, der Diener Allahs und Emir der Gläubigen, an den Befehlshaber der Chriſtenhunde. — Du haſt einen Preis ausgeſetzt, um Nachricht zu erhalten, wer mein Kundſchafter ſei in Eurem Lande, und einen noch höhern für Den, der Dir todt oder lebendig meinen Verbündeten überliefert. Ich ſelbſt bin geſonnen, dieſen Preis zu verdienen. Oeffne daher den Korb, und Deine Wünſche werden in Erfüllung gehen.'

„Sonderbar!" ſagte düſter lächelnd der alte Graf, nachdem er halblaut die Schrift geleſen. „Dieſe

Hunde von Ungläubigen verrathen ihre beſten Freunde, wenn ſie Geld zu gewinnen hoffen können. — Ritter," ſetzte er hinzu, „ſeid ſo gut, nehmt Euren Dolch und öffnet damit den Korb."

„Nein! — Nein, edler Graf! Um Gotteswillen, thut es nicht!" rief plötzlich Beatrice, von einer furchtbaren Ahnung erfaßt.

„Was habt Ihr, Dame? — Was fällt Euch ein?" ſagte der Gouverneur, indem er das finſtere, von grauen Brauen beſchattete Auge verwundert auf das Fräulein richtete.

„Thut es nicht! Ich beſchwöre Euch! Ihr könntet eine entſetzliche Entdeckung machen!" rief Beatrice dringend.

„Gleichviel!" verſetzte der Alte feſt. „Oeffnet, Ritter! — Ich befehle es." —

Der Ritter löſ'te jetzt die Bänder, mit denen der Korb zugeknebelt war, und nahm den Deckel herab. Der Graf that einen Blick hinein und fuhr zurück, als ob er eine Schlange erblickt hätte. Plötzlich fing er an zu taumeln, und ehe ihn der Ritter und Beatrice in ihren Armen auffangen konnten, ſtürzte er ohnmächtig zu Boden.

Julia wollte eben in den Korb blicken, als Beatrice auf die Freundin zuſprang, ſie zurückſtieß und den Deckel auf den Korb warf.

„Fort!“ ſchrie ſie, mit von Entſetzen erfüllten Tönen. „Fort! Du kannſt dieſen Anblick nicht ertragen.“

Mit Anwendung von Gewalt wollten die Freundin und der Ritter die Gräfin in's Nebenzimmer bringen. Dieſe ſträubte ſich.

„Entſetzlich!“ rief Beatrice, indem ſie ſchaudernd nach dem Korbe blickte. „Vespaſiano's Haupt! O, meine Ahnung!“

Julia fiel beſinnungslos zur Erde. — — —

Der Schlag, welcher den alten Grafen getroffen hatte, war allzuhart geweſen. Ueber acht Tage blieb er in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, ohne, außer einem alten Diener, ein menſchliches Antlitz ſehen zu wollen. Als er ſich endlich einigermaßen erholt hatte, ſagte er Julien, daß er nach Neapel zurückkehren und alle Geſchäfte niederlegen werde. Fondi, ſetzte er hinzu, würde er niemals wiederſehen; er bäte indeß Julien dort zu verweilen, weil er die Verwaltung der Grafſchaft, die einſtens ihr gehören werde, keinen beſſern und treuern Händen anvertrauen könne. — —

Das Leben, welches jetzt die Frauen führten, war ſehr einſam. Der eben geſchilderte Vorfall hatte Julien allzuſehr erſchüttert, als daß ſie nicht hätte wünſchen ſollen, in der ländlichen Einſamkeit, die ihr lieb geworden, Zeit, ſich zu erholen, zu gewinnen. Obwohl ſie Veſpaſiano nie geliebt hatte, beklagte ſie dennoch aufrichtig ſein unglückſeliges Ende, welches, wie ſie nun wohl einſah, durch Landolina, ſeinen Verführer, ihm bereitet worden war. Der letztere war inzwiſchen gänzlich verſchollen, die Piratenſchiffe erſchienen ſeltener wie früher an der Küſte, der Heerhaufen des Kardinals war aufgelöſ't worden. Die Gräfin ſuchte ſich das einſame Leben, das ſie auf dem Waldſchloſſe führte, dadurch etwas angenehmer zu machen, daß ſie ſich die Verbeſſerung der Lage ihrer Unterthanen angelegen ſein ließ. Faſt täglich beſuchte ſie in Begleitung Beatricens die Hütten der Armen, wo ſie wie eine Troſt und Hülfe bringende Gottheit empfangen, und wie eine Heilige verehrt wurde. Man ſah die beiden Freundinnen oft auf den einſamſten, unbetretenſten Pfaden, wo ſie, in wohlthätiger Abſicht, entfernt wohnenden Leidenden zu Hülfe eilten. Begegnete ihnen ein Fremder, ſo konnte nur dieſer ſich wundern, unbeſchützte Frauen in einer Gegend, die in jener Zeit, wie in unſern Tagen, für eine der unſicherſten Gegenden Italiens galt, ſo allein anzutreffen; die Bewohner der Umgegend wußten, daß ſelbſt das herumſchweifende Raubgeſindel Scheu trug, die allgeliebte und verehrte Gräfin von Fondi anzutaſten. Dennoch ſtellten die Frauen nach einiger Zeit dieſe einſamen Spaziergänge ein. Es kam ihnen nämlich ein Gerücht zu Ohren, daß Unbekannte ſich zu Fondi nach dem Thun und Laſſen der Gräfin erkundigt hätten, daß fremde Geſichter in der Nähe des Waldſchloſſes geſehen worden wären, endlich wollte Jemand behaupten, dem Ritter Landolina, jedoch in einer fremden Tracht, zu Gaeta begegnet zu ſein. Hatte auch Julia keinen beſtimmten Grund, irgend einen Anſchlag gegen ihre Perſon zu beſorgen, ſo ſagte ihr doch eine inſtinktartige Furcht, daß die Nähe des Menſchen, welche Vespaſiano ſo verderblich geworden, auch für ſie ein Unheil im Gefolge haben könne, und dies war hinreichend, um vorſichtiger zu werden, ſelbſt wenn nicht, wie dies der Fall war, eine Unpäßlichkeit ſie auf längere Zeit an ihr Zimmer gefeſſelt hätte. Auf dieſe Weiſe mochten etwa acht bis neun Monate ſeit Vespaſiano's Tode vergangen ſein, ohne daß ſich in dem Leben der Schloßbewohnerinnen etwas Weſentliches verändert hätte; bald aber ſollte es anders werden.

Es war eine ſchöne, laue Sommernacht, Julia hatte ſich vom Lager erhoben und, faſt gänzlich entkleidet, an das offene Fenſter geſetzt. Der Mond erleuchtete die Gegend zur Tageshelle, und ein leichter Zephyr trug die Düfte der Orangenhaine von Fondi herüber bis in das dunkle Waldmeer, aus dem das alte Schloß in großartiger Einſamkeit aufragte. Beatrice ſchlief jetzt in dem Nebenzimmer, welches von dem der Gräfin nur durch einen ſeidenen Vorhang getrennt war. Julia fand einen großen Genuß in der ſtillen Betrachtung der mondhellen Gegend. Eine Waldlücke erlaubte hier einen Blick in das Thal von Fondi. Weit über die Wipfel der Föhren hinüber, ſchweifte der Blick der ſchönen Frau in der paradieſiſchen Aue und haftete an den glitzernden Lichtern der Stadt, von denen eins nach dem andern erloſch, als Mitternacht vorüber war. Jetzt betrachtete Julia den Normannenthurm, der, wie ein rieſiges Denkmal, dunkel und düſter, ihr zur Linken und nur in geringer Entfernung, in die Lüfte ragte. Sinnend haftete das Auge der Gräfin längere Zeit auf dem alten Baue, den ſeit Vespaſiano's Tode kein menſchlicher Fuß betreten hatte. Wie ein Traum zogen die Erlebniſſe ihrer kurzen, freudloſen Ehe vor Juliens innerem Auge vorüber. Sie ſah Vespaſiano, wie der junge, ſchöne, jugendkräftige Mann, von Stufe zu Stufe tiefer herabſteigend, endlich dem liſtigen, tückiſchen Verführer ganz anheimfiel und dann von dieſem in den gähnenden Abgrund des Verderbens hineingeſtoßen wurde, als er die letzte und vielleicht einzige Anſtrengung machte, ſich ſeinem Arme zu entreißen. Julia hatte dem Unglücklichen in dieſem Augenblicke Alles verziehen, Landolina allein erſchien ihr verabſcheuungswürdig. Lange Zeit unterhielt Julia dieſe Betrachtungen, ſie konnte das Fenſter immer noch nicht verlaſſen, ſie war zu geiſtig erregt. Während ſie bald auf die leiſen Athemzüge der Freundin, die aus dem Nebenzimmer tönten, bald auf das Zirpen einer Cicade, das aus dem

Garten heraufſchallte, lauſchte, fiel ihr Blick immer wieder auf den Thurm und die hier ſichtbare Seite des Normannenbaues, deſſen unregelmäßige Fenſter in langer, aber oft unterbrochener Reihe daherliefen. Plötzlich wollte es der Gräfin bedünken, als ſähe ſie in einem der Fenſter des Thurmes ein Lichtlein ſchimmern. Da jedoch, wie bereits bemerkt, ſeit Monaten Niemand in den Thurm gekommen war, ſo gab Julia bald dieſe Meinung auf und ſah in dem matten Strahl nichts als die Brechung des Mondſcheins, der auf die runden, beſtäubten Fenſterſcheiben fiel. Bald wurde die Gräfin indeß anderer Meinung. Nicht das frühere, ſondern ein anderes, ein Stockwerk höher liegendes Fenſter war jetzt erleuchtet, indeß verſchwand auch hier das Licht, um nach einiger Zeit an einer Ecke des Normannenbaues zu erſcheinen. Zum größten Erſtaunen Juliens bewegte ſich der Lichtſchimmer näher und näher. Bald war ein Fenſter des Korridors des Normannenbaues erhellt, bald verdunkelt. Es war durchaus keine Täuſchung, durch Brechung der Mondsſtrahlen veranlaßt, es war ein im Normannenbau herumwandelndes Licht.

Julien befiel, je länger ſie über dieſen Umſtand nachdachte, eine unbeſchreibliche Angſt. Sollte ſie die Freundin wecken, ihr das, was ſie bemerkt hatte, mittheilen, ſollte ſie ihre Dienſtleute rufen? Ungewiß was zu thun ſei, ging ſie in das Nebenzimmer, aber hier ſchlief Beatrice, bei dem matten Schimmer einer von der Decke herabhängenden Ampel, ſo ſanft, ſo friedlich, daß die Gräfin es für Unrecht hielt, ſie in dem erſten Schlummer zu ſtören. Julia kehrte daher wieder in das Gemach zurück, ſie ſah von Neuem aus dem Fenſter, Alles war ſo ſtill, ſo düſter wie früher, kein Schimmer von Licht im Normannenbau zu bemerken. Sie begann die Meinung zu faſſen, daß es dennoch der Mondſchein geweſen, deſſen Reflex ſie ſo zufällig in Furcht und Schrecken geſetzt. „Bin ich nicht ein Kind?“ ſprach ſie endlich halblaut zu ſich ſelbſt. „Bin ich nicht thöricht, mich vor einem Lichtſchimmer zu fürchten, während ich in einer ſichern Wohnung bin, und rings umher Alles ſo ſtill, ſo friedlich iſt?“

„Und dennoch,“ flüſterte plötzlich eine Stimme ihr in's Ohr, „würdet Ihr verloren ſein, wenn nicht ein Freund über Eure Sicherheit wachte.“

Julia ſchrak auf's Furchtbarſte zuſammen. Sie blickte um ſich; im Scheine des Mondes ſah ſie in — Landolina's Geſicht. Sie wollte um Hülfe rufen, die Stimme verſagte ihr. — —

War der Ritter ſo leiſe, ſo unvermerkt in's Zimmer getreten, war er, wie ein Geſpenſt der Nacht, der Erde entſtiegen, Julia wußte es nicht, die Sinne wollten ihr ſchwinden. Landolina ſchien dieſen Zuſtand zu bemerken.

„Faßt Euch, Julia, und gebt keinen Laut von Euch, oder Ihr ſeid verloren;“ ſagte er halblaut. „Von allen Bewohnern dieſes Schloſſes wird in weniger als einer Stunde kein einziger mehr unter den Lebendigen ſein. — Blickt dort hinab. Seht Ihr an jener Gartenecke die beiden dunkeln Geſtalten? Es ſind Algierer, Söldner Hayreddins Barbaroſſa. Das ganze Schloß iſt umſtellt. Ein einziger Stoß in dieſes Pfeifchen, und ſie ſtürmen. — Das Gerücht von Eurer Schönheit,“ fuhr Landolina nach kurzer Pauſe fort, „iſt ſeit längerer Zeit bis in die Levante gedrungen. Hayreddin beſchloß Euch fangen zu laſſen, um den Harem des Sultans mit Euch zu ſchmücken. Er ließ durch mich dem elenden Vespaſiano Anträge machen, Euch ihm auszuliefern; dieſer ging darauf ein und empfing den Preis. Später reuete ihn ſeine Zuſage, er dachte Hayreddin zu betrügen, aber der Verräther erndtete den Lohn ſeiner doppelten Verrätherei. Was nicht durch Liſt zu gewinnen war, beſchloß jetzt der Dey durch Gewalt in's Werk zu richten. Glücklicherweiſe vertraute er mir ſeinen Plan, das Schloß zu überfallen und Euch zu rauben. Ich brachte ihn dahin, mir den Oberbefehl anzuvertrauen. Jetzt ſind wir hier, und das Schloß iſt umſtellt; ein Entrinnen iſt unmöglich."

„Entſetzlicher! Wie? Ihr wolltet" — ſtammelte Julia.

„Euch rauben? Ja; aber nicht für Hayreddin!" rief Landolina mit Leidenſchaft. „Wie? Dieſe engelgleiche Geſtalt, die himmliſche Schönheit Juliens Gonzaga, ſollte dazu geſchaffen ſein, einem türkiſchen Wüſtling überliefert zu werden? Nimmermehr! — Es kann Euch nicht entgangen ſein," fuhr der Ritter fort, indem er den Schein mehrerer Ruhe annahm, „welchen Eindruck Ihr, ſo wie ich Euch das erſte Mal ſah, auf mein Herz gemacht. Ha, welche

Qual für mich, Euch als das Weib des elenden Vespaſiano's ſehen zu müſſen! Der Wunſch, Euch zu beſitzen, Euch mein zu nennen, war ſeitdem mein einziges Dichten und Trachten. Jetzt iſt der Augenblick, der meine Wünſche krönen ſoll, gekommen. Verſprecht mir, daß Ihr mein ſein wollet, und ich führe Euch durch den unterirdiſchen Gang, der in den Wald ausmündet, auf einem unbekannten Wege durch die Gebirge in die Gegend von Antrodocco. Dort iſt eine Höhle, die einigen meiner alten Bekannten — es ſind Flüchtlinge, Verwieſene — zum Zufluchtsorte dient. Von dort begeben wir uns durch Kalabrien nach Sicilien, wo ich das, was ich mir im Dienſte Hayreddins oder auf andere Weiſe erſparte, niedergelegt, dort laſſen wir uns unter fremden Namen nieder."

„Nimmermehr! Niemals werde ich Euer Weib! Nie lege ich mit Willen meine Hand in die Hand des Mörders Vespaſiano's!" rief die Gräfin mit Abſcheu.

„Ihr werdet es indeß dennoch thun, ſchöne Frau!" ſagte Landolina kalt und mit dem Julien von früher her wohlbekannten, ſpöttiſchen Tone, der einen heimlichen, verbiſſenen Grimm andeutete. „Wählt! Wählt ſogleich! Wollt Ihr die Odaliske des Sultans werden oder das Weib Landolina's?“

„Ich wähle nicht!“ ſprach Julia entſchloſſen. „Ich empfehle mich dem Beſchützer über den Wolken, aber ich wähle nicht.“

„Wohlan, ſo wähle ich!“ rief Landolina wild, indem er einen Dolch zog. „Du folgſt mir, Weib! — Eher zerbreche ich das koſtbare Gefäß, das der Zufall in meine Hand gab, ehe ein Anderer die Lippen daran kühle.“ —

Raſch ſtieß er jetzt in ein Pfeifchen, das er am Halſe hängend trug. Der ſchrille Ton ward von der Gartenecke her beantwortet. Mit Macht packte Landolina Julien am Arme, und faſt bewußtlos folgte ihm dieſe, als er ſie mehr aus dem Zimmer ſchleppte als führte. — —

Kaum hatte Julia die Thürſchwelle überſchritten, als ſie Beatricens Stimme vernahm. „Zu Hülfe! Zu Hülfe der Gräfin!“ tönte es aus deren Zimmer. Landolina ſtieß ein dumpfes: ‚Ha!‘ aus, er ſtand ſtill und griff wieder nach dem Dolche, den er erſt in die Scheide geſtoßen hatte. In dieſem Augenblick aber erſchallte vom Hofe herauf der Angriffsruf der Algierer, und einige Thüren begannen zu krachen.

„Fort, wenn Ihr nicht Hayreddins Beute werden wollet!“ rief Landolina heftig, indem er Julien ſtürmiſch mit ſich fortzog und eine auf dem Gange ſtehende Lampe ergriff.

Der Gräfin vergingen faſt die Sinne, doch ſchoß ihr endlich der Gedanke durch den Kopf, daß, wenn noch irgend eine Befreiung denkbar, dieſe eher aus den Händen Landolina's, wie aus denen der Barbaresken möglich werden könne. Sie ſträubte ſich deshalb weniger und folgte dem Ritter durch die Zimmer Karls von Anjou nach dem Normannenbau, deſſen langen Korridor die Fliehenden mehr durchflogen als durchwandelten. So wie Julia an der Seite des Ritters die kleine Brücke, die in den Thurm führte, überſchritt, that ſie einen Blick in den Hof hinab. Er wimmelte von beturbanten Geſtalten, welche ſich drängten durch die Fenſter in das Schloß zu ſteigen.

„Eilen wir, es iſt die höchſte Zeit!" ſagte Landolina, welcher aus dem verminderten Sträuben Juliens ſchloß, daß ſie ſich in ihr Schickſal ergeben habe.

Beide ſtiegen nun mehrere Thurmtreppen abwärts und befanden ſich endlich in einem gewölbten Gemache, aus welchem eine offen ſtehende Thüre in einen niedriger gewundenen Gang führte. Mehrere hundert, vielleicht gegen tauſend Schritt mochte Julia und ihr Begleiter in dem Gange fortgetappt ſein, als ſich Beide vor einer kleinen Fallthür befanden, zu welcher einige Stufen aufwärts führten. Landolina ſetzte hier die Lampe auf den Boden und ſtieg die Stufen aufwärts, um die Thüre zu öffnen.

„Verſchloſſen! Hölle und Teufel!" rief er heftig. „Aber ſie wird nachgeben;" ſetzte er hinzu und ſtemmte Rücken und Schultern dagegen.

Landolina hatte richtig gerechnet; nach einigen Anſtrengungen brach die Thüre krachend in Stücken, und die Fliehenden traten in's Freie. Julia bemerkte, daß der Gang in einer dichten Dornhecke, welche die Ranken des Weinſtocks durchzogen, ausmündete. Nur mit Mühe wanden ſie ſich hindurch und ſtanden bald in dem dunkeln Schatten einiger Pinien.

„Hundert Schritte links muß ein Waldpfad ſein, er führt uns in die Gebirge;“ ſagte Landolina. „Haben wir dieſe erreicht, ſo ſind wir geborgen. — Aber was iſt das? Bewegt ſich dort nicht etwas?“ ſetzte er raſch hinzu, indem er nach der Mündung des Ganges zeigte.

„Nein, es iſt nichts;“ ſagte er ruhiger, und indem er die Hand ſinken ließ, die bereits den Griff des Dolches gefaßt hatte. Ein furchtbares Geſchrei tönte jetzt von der Gegend des Schloſſes her. Man unterſchied deutlich den Allahruf der Algierer. „Fort, daß wir den Fuß des Gebirges erreichen!“ rief er lebhaft. „In weniger als drei Stunden befinden wir uns in der Höhle bei meinen alten Freunden und Verbündeten.“

Julia folgte ſchweigend ihrem Gefährten. Sie ſah, daß es für ſie durchaus kein Rettungsmittel gab, als den Schein anzunehmen, daß ſie ſich gänzlich ſeinem Willen füge. So ſehr ſie auch in ihrem Herzen Landolina verabſcheute, ſo war ihr doch ſo viel klar, daß ſie dieſen Abſcheu auf alle Weiſe verbergen und, um Zeit und Gelegenheit zur Flucht zu gewinnen, ihn nach und nach glauben machen müſſe, daß ſie ſich mit der Lage, in der ſie ſich befand, befreunden werde. So ſchwer es ihr auch ward, ließ ſie ſich dennoch mit Landolina in ein Geſpräch ein, indem ſie ihm bemerkbar machte, daß, da ſie nur mit einem leichten Nachtgewande bedeckt ſei, ſie vor Allem wünſchen müſſe, an irgend einen Ort zu gelangen, wo ſie ſich mit irgend einer Umhüllung verſehen könne. Dieſen Wunſch ſchlug indeß ihr Gefährte ſogleich ab. Sobald ſie an Ort und Stelle wären, ſagte er, würde ſie Alles finden, was zu ihrer Bequemlichkeit dienen könne, bis dahin müſſe ſich die Gräfin indeß gedulden, überdies wolle er ihre Sicherheit nicht in Gefahr bringen, da zu erwarten ſei, daß, wenn die Algierer ihre beiderſeitige Flucht merkten, ſie im erſten Augenblicke, und ehe man ſie zur Wiedereinſchiffung zwänge, in mehrern kleinen Partheien die Umgegend würden durchſtreifen laſſen.

So wie die Wandernden die erſten Schluchten des Gebirges erreicht hatten, ward Landolina auffallend ruhiger, und Julia ſchloß daraus, daß ihr

Gefährte ſich nun aus dem Bereiche einer möglicherweiſe ſtattfindenden Verfolgung glaube. Hatte er im Momente des Ueberfalls ſeine wahre Natur, wie Julia ſolche zuerſt in der belauſchten Unterredung mit Veſpaſiano erkannt, durchblicken laſſen, ſo nahm er jetzt wieder die milde, ſanfte Charakterlarve vor, welche die Gräfin ihn früher ſtets tragen geſehen. Er ſuchte keine ſeiner Vergehungen abzuleugnen, aber er führte ſtets die Gewalt der Umſtände, vorzüglich indeß die glühende Neigung für Julien, als die Veranlaſſung ſeines Benehmens gegen Veſpaſiano an. Ein unglückſeliger Leichtſinn, verſicherte er, habe ihn, als er Venedig verlaſſen, unter die Banden Sciarra's getrieben, ſpäter ſei er auf der See in die Hand der Algierer gefallen. Da er von Hayreddin gut behandelt worden, habe er, jedoch nur zum Schein, den Islam angenommen und ſei als deſſen Unterhändler bei Veſpaſiano, der die Sache wegen der nächtlichen Landungen der Barbaresken mit größter Bereitwilligkeit aufgenommen, aufgetreten. Das alte Schloß, vorzüglich der Normannenthurm, habe in jener Zeit theils zur Aufnahme der Beute, welche nicht ſchnell genug zu Schiffe gebracht werden können, theils zum Verſteck gelandeter Barbaresken gedient, und Vespaſiano ſei deshalb faſt in Verzweiflung gerathen, als ſein Vater ſo ernſtlich auf eine Verbindung mit Julia gedrungen. Noch ehe letztere vollzogen worden, ſei zwiſchen dem jungen Grafen und Hayreddin das Abkommen, ſie nach einigen Wochen, und wo es mit weniger Aufſehen geſchehen könne, als unmittelbar nach der Vermählung, an deſſen Bevollmächtigten auszuliefern, abgeſchloſſen worden, der erſte Anblick Juliens aber habe auf Landolina einen ſolchen tiefen Eindruck gemacht, daß er feſt beſchloſſen habe, ſich dieſem Vorhaben zu widerſetzen. Die aufkeimende Neigung Vespaſiano's zu Julia überging Landolina weislich, eben ſo wenig ließ er merken, daß er an dem Tode deſſelben eine Schuld trage, vielmehr gab er zu verſtehen, daß Vespaſiano den Dey durch allerhand Winkelzüge, und um ihm noch mehr Geld zu entlocken, hinzuhalten geſucht, dieſer ihn aber an Bord ſeiner Galeere gelockt und dort habe enthaupten laſſen. Wie Landolina noch hinzufügte, ſei er jetzt des unſteten Lebens herzlich ſatt, er habe ein anſehnliches Vermögen geſammelt, das er an verſchiedenen Stellen ſicher untergebracht, und denke, falls Julia ihm ihre freundliche Hand reiche, ſich mit der menſchlichen Geſellſchaft für immer auszuſöhnen. In Sicilien, ſchloß er, ſeien ſie als gänzlich Unbekannte für immer geborgen. Freund und Feind werden glauben, daß Julia bei Erſtürmung des Schloſſes umgekommen. Dies ſei um ſo gewiſſer, ſagte er, als die Algierer entſchloſſen geweſen wären, vor anzutretendem Rückzuge das Gebäude in Brand zu ſtecken, was bei dem ſich in dieſem Augenblicke immer mehr röthenden Himmel gewiß bereits geſchehen ſei.

Julia konnte nicht umhin, der von Landolina zuletzt geäußerten Vermuthung in ihrem Herzen Recht zu geben, als ſich in der That ein ſtarker Feuerſchein eben am Horizonte bemerkbar machte, ihre innere Angſt ſtieg aber um ſo mehr bei dem Gedanken, daß an eine Errettung aus den Händen Landolina's unter dieſen Umſtänden um ſo weniger zu denken ſei, und nur das Zuſammentreffen unerwarteter, günſtiger Umſtände oder die größte Liſt und Verſtellung von ihrer Seite ihr die Freiheit wiedergeben konnten. — —

Die Flüchtlinge mochten etwa drei Stunden Weges zurückgelegt haben, und der Morgen brach bereits an, als Landolina von dem immer mehr verſchwindenden Waldpfade abbog und ſeine Schritte quer durch Felſen und Geſtrüppe nach einer Gegend richtete, wo man das Rauſchen und Brauſen eines Waſſerfalles hörte. Auf einzelnen, in dem Flußbette eines eilig dahin ſchießenden Waldbachs liegenden Steinplatten paſſirten ſie den letztern und bogen nun in eine enge Schlucht, welche keinen Ausgang zu haben ſchien. So wie ſie indeß einen Felſenvorſprung, der, von vorn geſehen, die Schlucht zu ſchließen ſchien, umgangen hatten, befanden ſie ſich in einem kleinen, kaum hundert Schritt im Durchmeſſer haltenden Thale, oder vielmehr in einem Felſenkeſſel, in deſſen Hintergrunde man eine Höhle bemerkte, aus deren Eingang Rauch herauswirbelte und auf dieſe Weiſe die Anweſenheit von Menſchen bezeugte.

So wie Landolina und ſeine Begleiterin die Höhle betraten, erhoben ſich zwei Weiber von ſchmutzigem Anſehen, einige Kinder und ein, dem Anſcheine nach, kranker oder verwundeter alter Mann, voll Schreck, von einem aus Moos bereiteten Lager. Landolina rief ihnen indeß zu, daß er ein alter Bekannter ſei, und der Kranke erkannte ihn auch ſogleich als ſolchen. Nach mehreren Fragen vernahm man von den Anweſenden, daß die Mannſchaft — ſo drückten ſich die Frauen aus — zu einer Unternehmung ausgezogen wäre und vor Abend nicht wiederkehren würde. Julia war von der Anſtrengung des Ganges und der Angſt ungemein erſchöpft, ſie wies alle Anerbietungen von Nahrung oder Erfriſchungen zurück und bat blos, daß man ihr ein Plätzchen anweiſen möchte, wo ſie, wenn es möglich, eine Stunde ſchlummern wolle. So ermüdet ſie aber auch war, konnte ſie dennoch auf dem in einer Art Niſche unweit des Eingangs befindlichen Lager nicht ein Auge ſchließen, und obwohl ſie ſich ſtellte, als ob ſie entſchlummert ſei, ſo entging ihr dennoch kein Wort Landolina's, welches dieſer mit den Höhlenbewohnern wechſelte. Aus den geführten Geſprächen entnahm ſie, das Landolina ſich längere Zeit unter den Banden Sciarra's ſowohl als unter denen, welche in den Abruzzen ihr Weſen trieben, aufgehalten haben müſſe. Alle Namen der Anführer waren ihm bekannt, von allen ihren bedeutenderen Unternehmungen hatte er Kunde, und es war augenſcheinlich, daß nur ein Augenzeuge und Theilnehmer alle damit verbundenen Umſtände ſo genau kennen gelernt haben konnte. Auf ſeine Frage: wer die Bande, welche gegenwärtig die Höhle inne habe, befehlige? nannte der Kranke den Namen Michele Sarpi. Dies ſchien auf Landolina einen ſehr unangenehmen Eindruck zu machen, er ward ſogleich ungewöhnlich ſtill, verſiel augenſcheinlich in tiefes Nachdenken und warf, wie gelegentlich, die Bemerkung hin, daß, falls ſeine Begleiterin ſich hinlänglich erholt haben ſollte, er noch vor Anbruch der Nacht ſeinen Weg nach der Umgegend von Antrodocco, wo er Bekannte habe, fortzuſetzen gedenke. Wie ein Blitzſtrahl ſchoß Julien der Gedanke durch den Kopf, daß Landolina eine Urſache haben müſſe, ein Zuſammentreffen mit dem Anführer der Räuber zu meiden. Sie beſchloß dieſen Umſtand zu benutzen und auf irgend eine Weiſe die Fortſetzung der Reiſe zu verhindern. Vielleicht, ſo meinte ſie, könne es ihr gelingen, durch Verſprechungen von Belohnung und Amneſtie, die Räuber zu vermögen, ſie gegen Landolina in Schutz zu nehmen. Während Letzterer

Julien ſchlafend glaubte, wovon er ſich von Zeit zu Zeit zu überzeugen trachtete, indem er ſich ihrem Lager näherte und ſich wieder entfernte, entwarf Julia ihren Plan, den ſie, es koſte was es wolle, durchzuführen beſchloß. Obſchon ſie Hunger und Durſt zu empfinden anfing, verlängerte ſie ihren ſcheinbaren Schlaf bis Mittag; da ſie aber jetzt bemerkte, daß Landolina unruhig zu werden begann, ſtellte ſie ſich, als ob ſie plötzlich unter dem furchtbarſten Uebelbefinden erwache. Landolina that Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um ihr Hülfe zu ſchaffen, es ſchien ihm ungemein daran zu liegen, ſo bald es nur immer möglich ſei, die Höhle zu verlaſſen. Je augenſcheinlicher dies aber war, je mehr verdoppelte Julia ihr Stöhnen und Klagen und erklärte endlich, es ſei ihr durchaus unmöglich, ſich nur vom Lager zu erheben, viel weniger die Reiſe nur um eine Stunde Weges weit fortzuſetzen. Landolina ſuchte Julien nun, ſo viel er konnte, heimlich zuzureden, ihm, wenn auch nur in die nächſte einſame Hütte, wo ſie mehr Bequemlichkeit und Hülfe finden könnten, zu folgen, Julia beharrte aber nur um ſo feſter auf ihrem Vorſatz, indem ſie ſeinen

Bitten und ſelbſt Drohungen, die Verſicherung, es ſei ihr durchaus unmöglich das Lager zu verlaſſen, entgegenſetzte.

Auf dieſe Weiſe kam der Abend heran. Schon fürchtete Julia, daß die Höhlenbewohner ausbleiben, und Landolina ſie mit Anbruch des Tages zwingen werde, die Reiſe fortzuſetzen, als auf einmal Männertritte ertönten, und bald eine Anzahl Leute, deren Anſehen und Bewaffnung über ihr Gewerbe keinen Zweifel aufkommen ließen, in die Höhle traten. Es waren nervige, ſonnverbrannte Geſtalten, mit düſtern Geſichtern, denen der Stempel des Verbrechens aufgeprägt war. Sie ſtutzten, als ſie die während ihrer Abweſenheit angekommenen Gäſte bemerkten, aber bald trat ein Mann von ungefähr vierzig Jahren und herkuliſchem Bau, welcher der Anführer zu ſein ſchien, auf Landolina zu.

„Was Teufel! Seh' ich recht?" rief er aus. „Der Cavaliere Landolina, oder Hettere Scarpani, oder wie es dem Signor etwa gegenwärtig zu heißen beliebt, ſucht ſeine alten Gefährten wieder einmal auf! Ei Wetter! Es muß dem Herrn diesmal etwas heiß auf die Nägel gekommen ſein, daß er ſich dazu entſchloſſen hat.“

„Und warum denn, Du alter Spaßvogel?“ fiel Landolina, in den Ton des Räubers, wiewohl augenſcheinlich mit Widerwillen, eingehend, ihm in's Wort. „Wir ſind ja alte Freunde und Bekannte von der Zeit des Sciarra her, und da ſollte es dem braven Michele Sarpi nicht auffallen, daß ich ihn einmal auf ein Paar Stunden beſuche.“

„Per Baccho!“ ſchrie der Räuber lachend. „Alſo blos um meine ſchöne Augen willen bemüht ſich der Herr in die Gebirge? Ihr könnt es der Santa Madonna gar nicht genug verdanken, daß ſie Euch ſeit der Zeit, in welcher wir uns nicht geſehen haben, Euer Gedächtniß, das Euch ganz abhanden gekommen war, wieder geſchenkt hat. — Denkt Euch, Kerls,“ ſagte der Räuber, ſich zu ſeinen Gefährten wendend, „der Signor hatte zu Venedig ſeinem beſten Freunde beim Spiel einen Meſſerſtich zwiſchen die dritte und vierte Rippe verſetzt, er floh zu uns — zu den Leuten des Sciarra nämlich — und obwohl ich ihn, wenn's zum Gefecht kam, niemals große Heldenthaten verrichten ſehen, ſo hatte er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit im Kundſchaften, wo er bald in dieſer, bald in jener Geſtalt auftrat, unſerem Anführer ziemlich unentbehrlich gemacht. Als es mit der Herrlichkeit zu Ende war, und wir auseinander gingen, verſchwand der Signor, und es hieß, die Geldſäcke Sciarra's wären mit ihm verſchwunden. Ich und mehrere brave Kerls, die nichts zu beißen und zu brechen hatten, gingen — was wollte man weiter thun? — auf die Straße, wir wurden gefangen und in die Engelsburg geworfen. Da ſehen wir eines Tages dieſen Herrn in großem Pomp und Glanz auf der Brücke herumſtolziren, als wir eben mit der Karre und Schaufel uns zu vergnügen beſchäftigt ſind. Holla! denke ich, der alte Kamerad, obwohl er ſonſt ein ſchlechter Kerl iſt, wird Dich doch nicht ganz vergeſſen haben, und ich nähere mich ihm, um ihm ein paar Worte wegen Verwendung zu unſerer Befreiung zuzuflüſtern. Was denkt Ihr, was er that? Er kehrte mir den Rücken zu und ging davon."

„Was konnte ich in dieſem Augenblicke, wo fremde Augen auf uns gerichtet waren, thun?" ſprach Landolina achſelzuckend, als die Räuber unwillig mit dem Kolben der Flinte auf den Boden ſtießen.

„Späterhin habe ich mich für Euch verwendet, und Ihr wäret in Freiheit geſetzt worden, wenn Ihr nicht inzwiſchen entflohen wäret.“

„Schönen Dank für den guten Willen! Ich denke aber, ich habe beſſer gethan, nicht auf deſſen Wirkung zu warten;“ verſetzte der Räuber trocken. „Wie ſteht es aber jetzt mit Euch? Seid Ihr einmal auf dem Trockenen? Will es nicht recht gehen in den Paläſten der Großen, und denkt Ihr es wieder ein wenig im Walde und auf der Landſtraße zu verſuchen?“

„Keineswegs!“ verſetzte Landolina zögernd. „Ich denke fortan in Ruhe zu leben und bin auf einer Reiſe nach dem untern Kalabrien begriffen, wohin ich mein Weib zu führen gedenke.“

„Sein Weib? Diavolo!“ ſchrie einer der Räuber, welcher zu dem Lager Juliens getreten war, und dieſe aufmerkſam betrachtet hatte. „Die Signora iſt gewiß nicht ſein Weib, denn täuſchen mich meine Augen nicht, ſo iſt es die Gräfin von Fondi, von der es heute früh hieß, daß ſie die Algierer geraubt, oder daß ſie bei dem geſtrigen Angriff in den Flammen des Schloſſes umgekommen wäre. — Nein,

nein! Es iſt kein Zweifel;“ ſetzte er hinzu. „Ich habe die Gräfin oftmals geſehen, wenn ſie Geld oder Lebensmittel unter die Armen austheilte.“

„Lächerlich, höchſt lächerlich!“ rief Landolina mit frechem Lachen. „Auf, Weib!“ ſetzte er hinzu, indem er zu Juliens Lager ſprang und, indem er ihr einen furchtbaren Blick zuwarf, zugleich verſtohlen auf den in ſeinem Gürtel befindlichen Dolch zeigte. „Dieſe Leute wollen die Gräfin von Fondi in Dir finden. Tritt her und ſage ihnen, wer Du biſt.“

„Wohlan, das will ich!“ rief die Gräfin kühn, indem ſie ſchnell an die Seite des Anführers der Räuber trat. „Ich bin die Gräfin von Fondi und ſtelle mich unter Euren Schutz. Gewährt Ihr mir dieſen, ſo ſoll Euch ein gutes Löſegeld nicht entgehen.“

„Es thut mir leid, Euch aufrichtig ſagen zu müſſen, daß mein Weib von Zeit zu Zeit ein wenig verrückt iſt;“ ſprach Landolina kalt. „Der Hochmuthsteufel ſteckt ihr im Kopfe, und da nun Einer von einer Gräfin gefaſelt — der ſie übrigens, was ich nicht läugnen will, wirklich etwas ähnlich ſieht — ſo glaubt ſie, ſie ſei eine ſolche.“

„Elender!“ rief Julia heftig. „Deine Frechheit wird Dir zu nichts helfen. — Ich ſchwöre Euch," ſetzte ſie, zu den Räubern gewendet, hinzu, „ich ſchwöre Euch, ich bin Julia Gonzaga, Gräfin von Fondi. Dieſer Menſch zwang mich ihn zu begleiten, wenn ich nicht in die Hand der Algierer fallen wollte. Ob meine Rede wahr iſt, werdet Ihr ſogleich beurtheilen können, wenn Ihr den erſten beſten Einwohner von Fondi zur Stelle ſchaffen und ihn befragen wollet."

„Dummes Geſchwätz, was ſie ſagt!" fiel Landolina ihr raſch in's Wort. „Wenn Ihr der Närrin noch ein Weilchen zuhören wollet, ſo wird ſie ſich nicht mit der Gräfin begnügen, ſondern bald eine Fürſtin oder Königin ſein wollen."

„Sei's darum!" rief Michele Sarpi. „Wir wollen bald hinter die Sache kommen. Ich werde ein Paar meiner Leute nach Fondi ſenden und Jemand auffangen laſſen, von dem wir Aufklärung erhalten können."

„Und ich ſollte mich wegen einer entfernten Aehnlichkeit und dem Geplauder einer Geiſteskranken ſo lange hier aufhalten?" rief Landolina. „Nimmermehr geſchieht dies. Ich habe Eile nach Antrodocco zu kommen; ein Geſchäft von Wichtigkeit hängt davon ab."

„So gehe; aber dieſe bleibt einſtweilen hier;“ rief der Räuberhauptmann.

„Was? Ihr wollt mir mein Weib vorenthalten?“ ſchrie Landolina.

„Ich bin nicht ſein Weib! Ich ſchwöre es bei Gott und allen Heiligen!“ rief die Gräfin.

„Beſinne Dich! Bedenke, welche Folgen Deine unglückliche Narrheit für mich haben kann, und laß uns gehen;“ ſprach Landolina zu Julia.

„Ich bitte Euch, lieben Leute, wer Ihr auch ſein, und was Ihr begangen habet möget, gewährt mir Euren Schutz und rettet mich aus den Händen dieſes Menſchen!“ rief die Gräfin.

„Fort, Unſinnige!“ ſchrie Landolina wüthend, indem er Julien am Arme faßte und ſie nach dem Ausgange der Höhle ziehen wollte.

Eben machten Michele Sarpi und die Seinigen Miene, der Gräfin zu Hülfe zu kommen und Landolina mit Gewalt zurückzuhalten, als am Eingange der Höhle mehrere Stimmen, untermiſcht mit Waffengeklirr, ertönten.

„Zu den Waffen!“ rief Sarpi. „Wir ſind überfallen. Es ſind Soldaten.“

„Vorwärts! Ergreift ſie! Laßt Keinen entwiſchen;" ertönte eine Stimme am Eingange der Höhle.

Mit Angſtgeſchrei flüchtete Julia ſich in die Felſenniſche, wo ihr Lager befindlich war.

„Haltet Euch tapfer, Kameraden!" ſchrie der Anführer der Räuber. „Wehrt Euch bis auf den letzten Mann."

Ein wüthendes Gefecht begann jetzt. Schüſſe fielen von beiden Seiten. Mehrere Räuber wurden verwundet.

„Wehre Dich, Elender!" ſchrie Sarpi, als er bemerkte, daß Landolina ſich unbemerkt nach der Niſche, wo Julia, kaum ihrer Sinne mächtig, auf ihr Lager geſtürzt war, ſchleichen wollte. „Du willſt nicht? Ha, jetzt begreife ich! Du haſt uns verrathen! Nimm das zum Lohn!"

Mit den letzten Worten ſetzte er ihm die Flinte auf die Bruſt, das Feuer blitzte von der Lunte empor, und Landolina ſtürzte ſterbend zu Boden. — —

Die Soldaten, an Zahl dreimal ſtärker wie die Räuber, waren indeß bis in das Innere der Höhle gedrungen, und es blieb den Letzteren nichts weiter übrig als ſich zu ergeben.

„Wo iſt die Gräfin von Fondi?" rief plötzlich eine helle Stimme. „Ihr ſeid Alle des Todes, wenn Ihr ſie nur mit einer Miene beleidigt habt.“

„Antonio! — Antonio Grimaldi! Ihr ſeid hier? — O Gott, nun bin ich gerettet!“ rief Julia, ſich plötzlich bei dem Tone dieſer Stimme vom Lager aufraffend und hervorſtürzend.

„O Gott! Nun iſt Alles, Alles gut!“ rief jubelnd der Anführer der Soldaten, der Gräfin entgegeneilend. Bald indeß ſeiner Pflicht eingedenk, rief er ſeinen Soldaten zu: „Entwaffnet die Böſewichter und bindet ihnen die Hände auf den Rücken!“

Julia eilte durch ihr Vorwort ſich in's Mittel zu legen. Sie erzählte mit wenigen Worten, wie ſie in die Höhle gekommen, und daß ſie Michele Sarpi für den Schutz, den er ihr gewähren wollen, zu Dank verpflichtet ſei. Auf ihre Bitten verſprach Grimaldi die Gefangenen ungefeſſelt zu laſſen, und die Gräfin ſagte Sarpi und den Seinigen ihre Verwendung um Milderung der Strafe zu.

Ehe noch der Morgen anbrach, verließen Alle die Höhle, und der ganze Zug ſetzte ſich nach der nächſten Ortſchaft in Bewegung. Wie erſtaunte Julia, als ihr Beatrice hier plötzlich in die Arme flog.

Erſt jetzt vernahm ſie, daß ſie vorzüglich der Freundin ihre Befreiung verdanke. In dem Augenblicke, wo die Gräfin von Landolina mit Gewalt aus dem Zimmer geführt werden, hatte Beatrice, die eben erwacht war, durch ihren Hülferuf das ganze Schloß in Bewegung bringen wollen. Jetzt bemerkte ſie, daß daſſelbe bereits von den Algierern erſtürmt ſei, ſie rettete ſich durch den Normannenbau in den unterirdiſchen Gang und kam an deſſen Ausmündung in dem Momente an, wo Landolina äußerte, daß er die Gräfin nach der Höhle in der Gegend von Antrodocco führen wolle. So wie ſich Beatrice allein ſah, eilte ſie auf einem ihr bekannten Waldpfade nach der nächſten Ortſchaft, um Hülfe zur Rettung der Gräfin aufzubieten. Durch Zufall fand es ſich, daß Antonio Grimaldi mit einer Abtheilung Soldaten am vorigen Tage dort eingetroffen war. Einſehend, daß es ohnehin zu ſpät ſei, die Algierer auf ihrem Rückzuge zu überfallen, nahm er ſeine Truppenabtheilung und eilte, von einem kundigen Führer geleitet, in das Gebirge, um wo möglich die Gräfin zu retten; ein Vorſatz, den er ſo glücklich auszuführen Gelegenheit erhielt. — —

So wie Julia zurückkam, fand ſie nicht nur das alte Schloß, ſondern auch die Stadt Fondi in Ruinen. Eine große Menge Einwohner waren getödtet. Ihr erſtes Beſtreben war, die Leiden vieler unglücklicher Familien zu mildern. Sie that dies, ſo viel es in ihren Kräften lag, und fand darin ihre liebſte Beſchäftigung. Bald ward ſie als die größte Wohlthäterin ihrer Unterthanen verehrt. Der alte Graf liebte die Schwiegertochter zärtlich. Er betrachtete ſie, wie er ſagte, als ſein eigenes und einziges Kind, da die Vaterliebe für Vespaſiano nur allzuzeitig in ſeinem Herzen erloſchen ſei. Sie ward ſeine einzige Erbin. Viele Bewerber um die Hand Juliens ſtellten ſich ein. Sie vermählte ſich indeß niemals wieder. Selbſt Grimaldi weihete ſie nur eine zärtliche Freundſchaft. „Frühes Unglück,“ pflegte ſie zu ſagen, „habe ihr Herz ſo verödet, daß Liebe niemals wieder in ihm Platz finden könne.“ — Bei ihrem, noch in dem mittleren Lebensalter erfolgten Tode erbten Beatrice und ihr Bruder den größten Theil ihres bedeutenden Vermögens.

Die Meergeuſen.

Erzählung.

„Der Engel des Todes durchſchwebte die Luft
Und hauchte den Feind an mit tödtlichem Duft,
Und das Aug' der Schläfer war ſtarr und war kalt,
Das Herzblut, es hatte zuletzt nun gewallt.“

Byron

Der allgemeine Abſcheu, welcher ſich in Europa kund gab, die Verwünſchungen, die bei Nennung des Namens: Alba, ſelbſt aus dem Munde der eifrigſten Anhänger Spaniens ertönten, bewogen Philipp den Zweiten, jenen Unſeligen, der, wie er ſich rühmte, achtzehntauſend ſechshundert Menſchenleben auf dem Schaffot verbluten laſſen, aus den verheerten Niederlanden abzurufen. Die Abreiſe des Tyrannen war ſeinen Thaten angemeſſen. Obwohl mit zuſammengeraubten Schätzen beladen, hinterließ r zu Amſterdam und Brüſſel ungeheure Schulden nd führte ſo, indem er wie ein Dieb zur Nachtzeit ch entfernte, den ſprechenden Beweis, daß ſeine An- gen zum Gauner denen zum Henker, wenn auch icht gleich, doch wenigſtens nahe kämen. Welch' n entſetzliches Bild von Graus und Verödung boten jetzt die Niederlande dar! — Ruinen von Städten Dörfern, Schlöſſern, verheerte oder unangebaute Felder, bezeichneten die Wege, welche der Fürchterliche während der Tage ſeiner Macht genommen. Wie der Todesengel, war er durch dieſe, ſonſt ſo blühenden Gefilde hingeſchritten; unter ſeinem Tritte war jedes Leben, als wie vom Hauche des Windes der Wüſte berührt, verſchmachtet. — Don Ludwig de Zuniga y Requeſens, Großcomthur des Ordens von Malta, und bis dahin Statthalter von Mailand, war beſtimmt, den Dränger der Niederlande abzulöſen. Er galt für einen klugen, gerechten und menſchenfreundlichen Mann, und wirklich bewies er ſich als einen ſolchen, ſobald er den Fuß auf niederländiſchen Boden ſetzte. Der Blutrath Alba's, jenes Tribunal, zuſammengeſetzt aus ſpaniſchen und holländiſchen Lotterbuben, welche mit teufliſcher Bosheit, oder viehiſcher Stumpfheit, ſeit ſechs Jahren in Strömen das edelſte Blut vergoſſen, wurde von Requeſens aufgelöſ't. Der Präſident deſſelben, der ſcheußliche Vargas, den ſein eignes Vaterland, wegen einer an ſeiner Mündel verübten Gräuelthat, wie einen Verpeſteten ausgeſtoßen, eilte an der Seite ſeines

Beſchützers nach Spanien, dort für den frühern Gräuel Vergebung und für die ſpätern Schandthaten Belohnungen zu empfangen. Ihn begleiteten del Rio und de la Torre, ſeine unwürdigen Genoſſen. Ihre niederländiſchen Spießgeſellen, und unter dieſen Jakob Heſſels, jener graue Böſewicht, welcher, gewöhnlich ſchlafend den Sitzungen beiwohnend und, wenn die Reihe an ihn kam, ſeine Stimme mit dem Ausrufe: „ad patibulum! ad patibulum!“ (an den Galgen!) gebend, über die edelſten Leben abzuurtheln pflegte, verbargen ihre Schmach und ihr Verbrechen in den von den Spaniern beſetzten Waffenplätzen. Gern neigte Don Louis de Requeſens verſöhnenden Maßregeln ſein Ohr. Vorzüglich kamen dieſe aus dem Munde des Staatsraths Viglius van Zuichem ab Ayta, eines redlichen, verdienſtvollen Greiſes. Es war derſelbe einer der größten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, ein Freund des berühmten Erasmus von Rotterdam, und ſchon unter Karl dem Fünften hatte er die wichtigſten Aemter bekleidet. Die eifrigſte Anhänglichkeit an die Monarchie, das feſteſte Beharren im katholiſchen Glauben, machten ihn zu einer der vorzüglichſten Stützen der ſpaniſchen Herrſchaft in den Niederlanden; aber auch die Anhänger der Freiheit achteten ihn wegen ſeiner Redlichkeit und Milde. Hätte er von dem Schöpfer die Seelenſtärke ſeines Freundes Erasmus empfangen, hätte er es über ſich gewinnen können, muthig die Banden des Wahns zu brechen: ſo würde ſein Name genannt werden neben dem des großen Wilhelms, Hugo's de Groot und Oldenbarnevelds, er würde leuchten in der Geſchichte, und die Freiheit, welche er, troz ſeinem beſſern Wollen, unterdrücken half, würde ihm die Krone der Unſterblichkeit nicht vorenthalten haben. — Faſt alle Verwandten des Staatsrathes ſaßen im Rathe Oraniens, oder fochten in den Heeren der Freiheit. Veranlaſſung genug, um Verſöhnungsvorſchlägen Eingang zu verſchaffen, denen, bei der Ueberzeugung von Viglius' Redlichkeit und Requeſens' Milde, auch die eifrigſten Republikaner nicht mißtrauen konnten. Doch welcher Schöpfergeiſt hätte dazu gehört, um aus dem durch Alba's Wüthen erzeugten Chaos etwas Feſtes, Geregeltes zu geſtalten! Noch empörten die von jenem Tyrannen begangenen Gräuel alle Gemüther! Noch hatte jede Familie geliebte Todte zu beweinen! Noch irrten Tauſende ohne Obdach umher. — Konnte die Nation wohl einer Regierung trauen, die ſo unſägliches Unglück über jenes ſonſt ſo blühende Land gebracht? Zwar ward die Bildſäule, welche ſich Alba zu Antwerpen ſelbſt errichtet, niedergeriſſen, die drückende Steuer des zehnten und zwanzigſten Pfennigs abgeſchafft, — aber die fremden Truppen blieben in den Provinzen, die Waffen wurden nicht aus der Hand gelegt, die Proteſtanten zwar heimlicher, doch unausgeſetzt verfolgt, und ehe noch der Vorſchlag des Statthalters, die Stände zu einer Friedensunterhandlung zu berufen, in Berathung kam, entbrannte der Bürgerkrieg auf's Neue. — Schon früher hatte Don Friedrich de Toledo, der Sohn des Herzogs von Alba, als er gezwungen ward, die Belagerung von Alkmaar aufzuheben, den Feldherrn Francesco Valdes nach Nordholland entſendet, um Leiden, einen der beſten Waffenplätze der Gegner, anzugreifen, doch hatte die Erſcheinung des Grafen von Naſſau an der Maas es nöthig gemacht, ein großes Heer nach jener Gegend zu entſenden, und Leiden ward für einen Augenblick befreit. Jetzt aber, bei dem neuen Ausbruche des Bürgerkrieges, ward die Belagerung dieſer Stadt auf's Neue als nothwendig erkannt. Mit ſieben tauſend Spaniern, Deutſchen und Wallonen brach Valdes von Utrecht auf, und ſchon zu Ausgange des Mai's im Jahre 1574 entfalteten ſich die ſpaniſchen Fahnen zum zweiten Male vor der dem Untergange geweihten Stadt. —

An einem ſchönen Juliusmorgen des oben genannten Jahres hatte, in dem geräumigen Vorderzimmer eines zu Leiden, in der Rappenburger Straße, gelegenen Hauſes, die Familie des erſten Bürgermeiſters, Joſt van der Werft, ſich zum Frühſtück verſammelt. Die Morgenſonne erleuchtete freundlich das weite, mit gelben, altfränkiſchen Tapeten verzierte Gemach, der Morgenwind ſäuſelte kühlend durch die mächtigen Blätterkronen der, beide Seiten der Straße und des in der Mitte befindlichen Canals entlang laufenden Linden, aber unter den ſchönen Schattenbäumen wandelten bleiche, verhungerte Geſtalten, und die Hausfrau, ein ſchneeweiß, reinlich und ohne Pracht gekleidetes Mütterlein, zog, nachdem ſie einen Schmerzensblick auf die Straße geworfen, den runden Tiſch, auf welchem eine gewürzreiche Morgenſuppe in geräumiger Kanne dampfte, weiter in die Mitte des Zimmers. Schweigend nahm der Hausherr, ein kräftiger ſechzigjähriger Alter, von hoher Geſtalt, ſtarken Zügen und echt holländiſcher Nationalphyſiognomie, in einem weiten, dachsbeinigen Polſterſtuhle, zur Seite des Tiſches, Platz. Die kräftige Haltung des Mannes, das nur wenig ergraute Haupt- und Barthaar, der feſte muthige Blick gaben Kunde, daß die Regierung Leidens nicht in den Händen eines Schwächlings ruhe. Wirklich ſprach auch eine, an einer goldenen Kette unter der großen gefalteten Halskrauſe bis auf das ſchwarze Sammetwamms herabhängende Medaille für die Verdienſte ihres Trägers. Wahrſcheinlich war dieſelbe von den Ständen Hollands dem Bürgermeiſter verliehen worden; wenigſtens ließ der aufgerichtete Löwe, der den Stab mit der Freiheitsmütze und der Umſchrift: „haec libertatis ergo pugno pro patria," in den Klauen hielt, darauf ſchließen.

Außer dem Hausherrn und ſeiner Gattin befand ſich noch ein anderes Paar im Zimmer. Die Lebhaftigkeit des Geſprächs, in welchem es, in einer der Fenſterblenden ſtehend, befangen war, gab Kunde, daß die auf der Straße wandelnden Jammergeſtalten weniger von ihm, als von der Hausfrau bemerkt worden waren. Die eine Hälfte des gedachten Pärchens war eine ſchlanke Blondine von ungefähr achtzehn Jahren. Das goldige, unter einem Backenhäubchen hervorſehende Haar, die feine Haut, die üppigen Körperformen, ließen auf den erſten Anblick die Holländerin, die Geſammtheit ihrer Geſichtszüge, welche die des Alten und ſeiner Gattin in ſich vereinten, aber die Tochter des Hauſes erkennen. Im eifrigſten Geſpräche mit dem Mädchen befand ſich ein junger Mann in ſpaniſcher Kleidung. Der ſchwarze Lockenkopf, das blaſſe, ſcharfgeſchnittne Geſicht, die dunkelrothe Schärpe (die Farbe von Caſtilien) bezeugten, daß er der Nation der Beherrſcher des Landes angehöre. Hätte nicht ſchon der Schnitt der Kleidung erkennen laſſen, daß er ein Kriegsmann ſei, ſo würde der verwundete und, wie es ſchien, gänzlich gelähmte rechte Arm, den er in der Binde, am Nacken hängend, trug, dennoch darauf gedeutet haben. Die Züge des jungen Mannes, der Ton ſeiner nur wenig fremdartig accentuirten Rede, hatten etwas ungemein Anziehendes, Seelenvolles und ſchienen auch ihren Eindruck bei der eifrigen Zuhörerin eben nicht zu verfehlen.

„Sezt Euch zu mir, Don Gaetano!“ begann der Hausherr freundlich, doch mit tönender Baßſtimme. „Seze Dich, Mutter; auch Du, Virginie; beginnen wir den magern Imbiß. — Ihr, Herr Feind,“ fuhr er ſcherzhaft fort, „indem er eine Suppentaſſe von chineſiſchem Porzellan, auf welcher bunt gemalte Störche in allen Richtungen herumflogen, dem jungen Manne darreichte, Ihr werdet freilich die Koſt des Hauptquartiers Eures Bruders gewaltig vermiſſen!“ —

„Etwas vermiſſen?“ entgegnete freundlich der Spanier; „gefunden vielmehr,“ ſezte er hinzu, indem er den Blick an dem hocherröthenden Mädchen vorübergleiten ließ, „gefunden habe ich Manches, deſſen Andenken mir nicht entſchwinden wird, ſo lange noch ein Pulsſchlag mein Herz bewegt! Ja, Herr van der Werft,“ fuhr er einlenkend und ruhiger fort, „es mag wohl ein ſeltner Fund genannt werden, wenn der zum Tode verwundete Feind, der Bruder des feindlichen Feldherrn, deſſen Feuerſchlünde die belagerte Stadt fortwährend rings bedrohen, in dieſer eine Aufnahme findet, wie die iſt, welche Eure Menſchlichkeit und Milde mir angedeihen läßt.“

„Menſchenpflicht! Weiter nichts!“ ſprach ruhig der Hausherr, indem er ſeine Morgenſuppe ſchlürfte.

„Ihr habt,“ fuhr feurig der junge Mann, indem er die breite Hand des Bürgermeiſters ergriff, in ſeiner Rede fort, „Ihr habt nicht wie ein Menſch, ſondern wie ein rettender Engel an mir gehandelt! — Als ich, nach Erſtürmung unſerer Schanze vor dem Ruisberger Thore, erſchöpft vom Blutverluſte und faſt bewußtlos am Boden lag, als Eure engliſchen Söldner mit grimmiger Gier die Kleidungsſtücke mir von dem blutenden Leibe riſſen; als ſie mich, ſammt einem Haufen Verwundeter und Todter, über die Bruſtwehr in den Graben werfen wollten, da verdankte ich, und mancher Andere Euch allein unſere Rettung. Ihr werdet mir zwar erwiedern: Jeder, in deſſen Bruſt ein Menſchenherz ſchlägt, wird, wenn er es hindern kann, nicht Gräuel dieſer Art geſchehen laſſen, und Ihr mögt Recht haben; aber wie Viele hätten nicht geglaubt, damit der Pflicht der Menſchlichkeit Genüge geleiſtet zu haben! Wie Mancher der Geretteten wäre nicht ſpäter hülflos verſchmachtet! Ihr ruhtet nicht eher, bis Ihr auch dem Letzten unter uns Hülfe gebracht. Mich nahmt Ihr in das eigne Haus. Was Ihr und die Eurigen hier an mir gethan — ich zähle es Euch nicht auf, aber hier oder dort kann es Euch nicht unvergolten bleiben!“

„Nun, nun!“ entgegnete der Hausherr, nicht ohne ſichtbare Rührung in den ſtarken Zügen, „Ihr macht aus der Sache mehr, als ſie werth iſt. Ich denke immer: Auf Gott vertraut, brav eingehauen, und hinterher keinen Unterſchied gemacht, ob der Verwundete Freund oder Feind iſt. Uebrigens muß ich Euch frei geſtehen: ich hätte Euch, dieweil Ihr ein Spanier ſeid, nicht in mein Haus genommen, und — nichts für ungut — bis jetzt habe ich auch daſſelbe von Spaniern ſtets rein gehalten, aber — ich that es um Eures Bruders willen. Obwohl ein tapfrer und gefährlicher Feind der guten Sache, iſt er, dem Rufe nach, mitten unter Ungeheuern ein Menſch geblieben, weshalb er auch bei Alba eben nicht in Gnaden ſtand; er hat, wie allgemein bekannt, ſeine Hände von ungerechtem Gute, vom

Schweiße der Nation ſtets rein erhalten; man ſagt: der Oberſt Valdes ſei im Herzen kein Feind des Volks, nur ungern gehorche er den grauſamen Befehlen; auch heißt es, er ſei mit einer Holländerin verlobt. — Als ich Euch ſo hülflos, blutend auf der Erde liegen ſah, als ich Euren Namen dann vernommen, ſeht, Don Gaetano, da fiel mir dies Alles eben ein, und darum beſchloß ich, eine Ausnahme zu machen; ich dachte: der Bruder kann doch nicht gänzlich aus der Art geſchlagen ſein; ferner gegen unſere alte gute Sache zu kämpfen, wird ihm ſein lahmer Arm wohl auch nicht mehr erlauben — und ſo nahm ich Euch in meine Wohnung.“

„Ihr ſollt es nicht bereuen, Herr van der Werft!“ entgegnete warm der Jüngling. „Ihr wißt es wohl: keine Feſtung, und wäre ſie mit Ketten am Himmel aufgehangen, iſt uneinnehmbar. Könnte einſt ein Nothfall, wo ich Euch nützlich werden könnte —“

„Danke ſchön, Don Valdes!“ ſprach mit rauher Stimme, doch eben nicht unfreundlich, der Bürgermeiſter. „Ich nehme den guten Willen für die That. So weit aber ſind wir noch nicht, und ich vermeine, daß, ehe der alte Joſt zu Kreuze kriecht, Eurem Bruder in ſeinen Schanzen die Zeit ein wenig langſam vergehen dürfte. — Könnte ich nur aus Amſterdam ein paar dort ungenützt liegende Schiffsladungen Mehl in unſere Mauern zaubern, ſo ſollte mir, ob unſerer Vertheidigung, noch lange kein graues Härlein wachſen.“

„Und glaubt Ihr im Ernſte, Herr van der Werft,“ entgegnete lächelnd der junge Mann, „mit Eurer vom Mangel entkräfteten Bürgerſchaft, mit Euern wenigen engliſchen Söldlingen, denen jede Capitulation willkommen wäre, den Sturm, wenn ſolcher beabſichtigt werden ſollte, mit ſiegreichem Erfolge abzuſchlagen?“

„Warum nicht?“ erwiederte feſt der Alte. „Haben ſich nicht weniger feſte Orte noch längere Zeit gehalten?“

„Und was war die Folge?“ fragte Don Gaetano. „Hat ihr Untergang Eurer Sache denn genützt?“

„Wenn auch nicht unmittelbar,“ entgegnete warm der Alte; „doch durch ihr großes Beiſpiel. Die Namen: Antwerpen, Harlem, Alkmaar wird man nennen, ſo lange das alte Nordmeer an unſere Küſten brandet! — Und glaubt Ihr etwa, der ſpaniſche Wortbruch von Zütphen und Naarden ſei ſchon vergeſſen?" —

„Einen ſolchen," erwiederte Gaetano, „habt Ihr von meinem Bruder nicht zu fürchten. — Glaubt mir, Niemand kann ſo ſehr, wie er, Euer Volk verehren. Wie oft ſchon hörte ich ihn das harte Loos verwünſchen, das ihn beſtimmte, zum Untergange eines Landes mitzuwirken, das ihm ſeit Jahren theuer war. — Mein Bruder kam, ein Jüngling damals, mit dem Könige als Page in das Land. Als Philipp nach Spanien zurückging, ward Francesco als Lieutenant bei einem Fähnlein Reiter angeſtellt. Das Glück begünſtigte ihn; er ſtieg von Stufe zu Stufe. Ungern nur ward er ein Werkzeug der Unterdrückung. Die ruhige Kraft der Niederländer, ihr Heldenmuth im Leiden, ihr edler Widerſtand, pflegte er oft zu ſagen, habe ihn vom erſten Augenblicke an zu einem Bewunderer der Nation gemacht. Dieſelben Geſinnungen flößte er uns ein, mir und der Schweſter, als wir vor ſieben Jahren, nach dem Tode unſers Vaters, nach Brüſſel kamen. O, Ihr könnt kaum glauben, wie oft er jenen Alba verwünſchte, der den ſpaniſchen Namen bei dem Brudervolke ſo verhaßt gemacht.“

„Und dennoch,“ ſprach der Bürgermeiſter, „war Alba's Daſein eine nothwendige Bedingung für das regere Leben, für das Erſtarken des Phönix unſerer Freiheit. Roth iſt das Feuer, in welchem alles Kühne, wie glühendes Gold, geläutert werden muß. Requeſens hätte, wenn es keinen Alba gab, das Land beruhigt. Die ſpaniſchen Feſſeln würden lange noch auf den Niederlanden gelaſtet haben; ſo werden ſie davon befreit. — Laßt, Hauptmann Valdes, Euren Bruder dieſe Wälle ſtürmen; laßt die Mauern in Schutt und Trümmer fallen; laßt die Gebeine derer, die ſie vertheidigen, bis zu dem großen Tage der Vergeltung unter ihnen modern! Niederland wird frei, und ſeine Söhne werden ſagen: Leiden fiel nicht umſonſt!“

Die ſtarken Züge des Alten ſchienen ſich während ſeiner begeiſterten Rede zu veredeln, ja zu verklären. Gattin und Tochter weinten ſtill. Der Hauptmann beobachtete ein ehrfurchtsvolles Schweigen. — —

„Seht, Don Gaetano,“ ſprach der Bürgermeiſter nach langer Pauſe mit weicherer Stimme; „ich ürne nicht Eurer Nation. Sie wollte den durch lange Jahre des Beſitzes zum Eigenthume gewordenen Raub nicht fahren laſſen. Ich zürne nicht dem Könige. Das Stiefkind erlangt nur ſelten die Liebe, die Nachſicht, die es verdient. Ich zürne ſelbſt dem Alba nicht. Er iſt ein Werkzeug in der Hand des Höchſten, geſendet, um uns aus dem Schlafe des moraliſchen Todes, der Unkraft, aufzurütteln. Auch wird nicht bald ein Zweiter wie er erſcheinen. Ein Mann wie dieſer erſcheint vielleicht erſt als ein Vorläufer des großen Tages, an dem der höchſte Richter kommen wird, den Weitzen von der Spreu zu ſondern. Mein Zorn, als Menſch und Niederländer, ergießt ſich blos auf jene unwürdigen Söhne unſers Vaterlandes, die um Geld und Ehrenſtellen dem Moloch ſich verkauften. — Seht, Hauptmann Valdes, Ihr ſeid Gefangener; dennoch ſchmückt Ihr Euch mit jener dunkelrothen Schärpe, und Ihr thut Recht daran. Ihr wißt es, daß alle niederländiſchen Augen nur mit Haß auf dieſes Zeichen ſehen; Ihr befindet Euch in Feindes Hand; es iſt Euch ſelbſt nicht unbekannt, daß, beim öffentlichen Erſcheinen unter der rohen Menge, Ihr deshalb Mißhandlungen erdulden könntet; weshalb nun legt Ihr nicht dieſes Zeichen ab? — Deshalb thut Ihr es nicht: weil unverſchuldetes Unglück den Krieger nicht herabzuwürdigen im Stande iſt; deshalb tragt Ihr die Schärpe, weil ſie das Band iſt, das, mitten unter Feinden, fern von den Euren, Euch mit dem fernen Vaterlande verknüpft; Ihr ſchmückt Euch mit der rothen Farbe, weil ſie die Farbe Eures Landes iſt; und ich und jeder Redliche achtet Euch darum deſto höher. — Nun aber, Don Gaetano Valdes, mögt Ihr auch mit mir fühlen, was ich empfinde, wenn ich die Farbe der Unterdrückung, das Zeichen des allgemeinen Haſſes, auf der Bruſt des Niederländers erblicken muß. Ihr, ſage ich, müßt mit mir fühlen, was in mir vorgeht, was in der alten Bruſt mir kocht, wenn ich mein eignes Blut, den Sohn der Lieblingsſchweſter, den ich als Knabe mehr als mein eignes Kind geliebt, die rothe Schärpe, das Zeichen unſeres Todfeindes, ſich brüſtend um die Schulter ſchlingen ſehe."

„Ich bitte Euch, Vater," ſprach ſanft das Mädchen, „laßt dieſen Gegenſtand; er ſtimmt Euch immer tagelang ſo trübe."

„Ich bin," fuhr van der Werft, ohne von dem Bitten der Tochter ſich irren zu laſſen, fort, „ich bin Katholik, wie Ihr, und wenn ich auch von Inquiſition nichts hören mag und, eifriger als je ein Calviniſt, Granvella ſammt ſeinem rothen Hute zum Henker wünſche, ſo halte ich doch feſt am alten Glauben. Deſſenungeachtet würde mich Niemand toben hören, wenn Weib und Tochter, Kind und Kindeskind, ja Leiden ſammt und ſonders, proteſtantiſch würden, doch, daß der Sohn der Schweſter in den Reihen der Unterdrücker gegen die Freiheit der Niederlande kämpft, das trifft den alten Joſt zu hart."

„Ihr ſprecht," entgegnete der Spanier, „doch vom Hauptmann Ayta?"

„Ganz Recht!" erwiederte der Bürgermeiſter, indem er die porzellanene Schale mit Heftigkeit auf den Tiſch ſtieß; „von dieſem ſpreche ich. — Der Name Karl Viglius klingt ihm noch allzuniederländiſch; der zweite Name: von Ayta, klingt ſpaniſcher, darum läßt er ſich jetzt bei dieſem nennen."

„Da thuſt Du," ſprach das Mütterchen, das bis jetzt bekümmert geſchwiegen, „dem armen Karl doch Unrecht, Alter! — Seitdem Du, nach dem

Tode Deiner Schweſter — es werden gerade vierzehn Jahre ſein — den Knaben, dem Wunſche ſeines Oheims väterlicher Seits gemäß, nach Brüſſel ſendeteſt, haſt Du, ſo lange er an Dich ſchreiben durfte, nie von ihm einen andern Namen als jenen: Karl Viglius, geleſen. Auch wüßte ich nicht, daß ſein Ohm, der Staatsrath, je anders ſich genannt."

„Schweig, Alte, ſchweig!" rief ärgerlich der Bürgermeiſter. „Am Ende möchteſt Du mich überreden, der Junge — ich wollte ſagen: der Hauptmann Anta — ſei überhaupt kein Verräther."

„Allerdings, Alter, möchte ich das, und auch beweiſen!" entgegnete freundlich die Gattin, indem ſie die Hand des Vorigen in die ihre ſchloß. „Der arme Karl kam, ein kaum zwölfjähriger Knabe damals, in das Haus des Staatsraths Viglius. Du kannſt nicht läugnen, daß der Letztere bei Freund und Feind geachtet iſt. Wie oftmals haſt Du mir die große Gelehrſamkeit, die hohen Verdienſte des Alten angerühmt! Du weißt es, daß er der Einzige war, der ſich dem Alba zu widerſetzen wagte; daß er dem Grimmigen in's Geſicht geſagt: ſo müſſe man verfahren, wenn man den König auf immer um die Liebe der Niederländer und die Achtung Europa's bringen wolle. Selbſt ſeitdem Ihr Beide gänzlich mit einander zerfallen ſeid, habe ich Dich über des Staatsraths Redlichkeit nicht den geringſten Zweifel äußern hören. — Wie alſo, Alter, kannſt Du Dich noch wundern, daß Deines Neffen jugendliche Seele Geſinnungen aufgenommen, in denen ihm der Bruder ſeines verſtorbenen Vaters, ein glänzender Stern, auf ſeinem Lebenspfade leuchtet?"

„Still, Mutter, ſtill!" rief ärgerlich der Bürgermeiſter. „Du ſprichſt wie ein Weib; von ſolchen Dingen verſtehſt Du nichts. Der alte Viglius — ich billige nicht ſein Benehmen; er hätte an dem Lande halten ſollen — iſt wohl in einiger Hinſicht zu entſchuldigen. — Von Jugend auf im Dienſte des Kaiſers — des großen Vaters eines kleinen Sohnes — beehrt mit dem Vertrauen ſeines Herrn, die Sachen betrachtend mit der kalten Ueberlegung des Staatsmannes, konnte er wohl der Meinung ſein: man müſſe, um näher liegende Uebel zu vermeiden, die alten Ketten geduldig tragen. Auch wird wohl Niemand, und ich am wenigſten, das Zeugniß ihm verweigern, daß er geholfen, wo er konnte. Doch dieſer Jüngling — was könnte dieſem zur Entſchuldigung dienen? Aus ſchnöder Luſt nach Ehrenſtellen, um Sündenſold, um eine Gnadenkette — vielleicht geziert mit Alba's Bildniß — trägt er die Waffen gegen das Vaterland.“

„Verzeiht mir, edler Herr!“ ſprach Don Gaetano; „Ihr könntet Recht haben, wenn er der Einzige wäre; jedoch bedenkt, wie viele Niederländer auf unſerer Seite fechten; wie viele Männer von Rang und Stand. Ich nenne Euch nur: den Herzog von Arſchot, den Grafen von Aremberg, Philipp van Noirkarmes, Karl von Barlaimont, und ſo könnte ich Euch noch hundert nennen.“ —

„Und nenntet Ihr mir noch tauſend!“ rief der Bürgermeiſter heftig mit dem Stuhle rückend, „ſo würde ich dieſe Tauſende dennoch für Verräther halten! Ich würde, wenn alle Welt das Gegentheil behauptete, ſagen: das Vaterland, die Nation, iſt keine Sache, die einem Einzigen gehören kann! Mein Wahlſpruch wird bis zum Tode ſein: Erſt Niederland, dann Philipp, dann erſt Spanien!“ — —

„Verzeiht, liebwertheſter Herr Collega, wenn wir Euch ungelegen kommen ſollten!“ rief eine Stimme zur halbgeöffneten Thüre herein, und es erſchienen zwei ſchwarzgekleidete, ziemlich ältliche Männer. Die großen geſteiften Halskrauſen, die Gravität in ihrem Weſen und jene Anrede machten ſie als Mitglieder des Stadtrathes kenntlich. Bei alledem ſchienen ſie in der Achtung des Bürgermeiſters nicht eben zu hoch zu ſtehen, und der Empfang war ziemlich trocken.

„Seid mir willkommen, Herr Bürgermeiſter van der Kämp; auch Ihr, van Dahlum!“ ſprach der Alte mürriſch. „Ich hoffe, daß Euch etwas Gutes zu mir führt!“

„Vielleicht,“ entgegnete der zuerſt Angeredete, „kann etwas Gutes daraus entſtehen. Es iſt ein Parlamentair mit einer Stillſtandsflagge vor dem Ruisburger Thore erſchienen.“

„So hoffe ich,“ ſprach der Bürgermeiſter, „daß der Viertelsmeiſter, der dort befehligt, ihm eine Falkonettkugel über den Kopf wegſauſen laſſen wird, zum Zeichen, daß wir nichts mit ſpaniſchen Unterhändlern zu ſchaffen haben wollen.“

„Möchte wohl zu ſpät ſein, liebwertheſter Herr Collega!“ entgegnete der Vorige, ſich verlegen die

Hände reibend. „Wie ich ſehe, bringen ſie ihn eben die Straße herauf.“

„Und wer, beim Teufel, gab Befehl, ihn einzulaſſen?“ rief der Alte zornig.

„Ereifert Euch doch nicht ſo, mein werther Herr und Freund!“ ſprach kleinlaut der Vorige. „Ich befand mich eben am Thore und vermeinte —“

„Alſo Ihr, Herr van der Kämp?“ rief aufgebracht der Alte. „Ich hoffe, Ihr werdet vor den Zünften, welche mir den Oberbefehl, nach Bronkhorſts Tode, übertrugen, Euer Betragen zu rechtfertigen wiſſen. — — Jetzt freilich,“ ſetzte er ruhiger hinzu, „muß ich, damit der Feind nicht wiſſe: es herrſche Zwieſpalt in dem Rathe, den Boten vor mich laſſen.“

„Dürfte ich Euch bitten, Herr van der Werft,“ hob Don Gaetano aufſtehend an, „im Falle der Parlamentair eine Botſchaft von meinem Bruder, an mich gerichtet, hätte, ſolche gütigſt anzunehmen und nach Durchleſung mir zukommen laſſen zu wollen?“

„Bleibt hier, Don Valdes!“ rief der Alte; „bleibt in Gottes Namen hier. — Was der alte Joſt mit

Niederlands Feinden zu verhandeln hat, kann offenkundig werden vor Gott und Menſchen! Ein: ‚Nein!' iſt bald geſagt, und dringen, wenn es Gottes Fügung iſt, dereinſt die Spanier ſtürmend in die Stadt, ſo denke ich um meines alten Kopfes willen Eurem Bruder nicht durch Vorſtellungen beſonders viel Langeweile zu machen." — —

„Der ſpaniſche Offizier!" meldete ein Sergeant der Stadtmiliz, in's Zimmer tretend.

„Führt ihn herein!" entgegnete verdrießlich der alte Werft.

Die Thür öffnete ſich, und der Erwartete trat ein. Es war derſelbe ein junger Mann von hohem Wuchſe und ſtolzer Haltung. Dunkelbraune Locken, nach neueſter Mode damaliger Zeit in mehrere Zöpfe geflochten und unter dem geringelten Seitenhaare befeſtigt, umwallten das hochaufgerichtete Haupt. Die Züge des Fremden waren edel und kühn, doch augenſcheinlich niederländiſchen Stammes, obwohl man beim erſten Anblicke, dem Schnitte der Kleidung, dem ſpitzigen Bärtchen, der rothen Schärpe nach, auf einen Spanier hätte ſchließen ſollen. Der Anzug des jungen Mannes war gewählt, ja faſt geziert, zu nennen. Das Lederkoller, die Kriegskleidung damaliger Zeit und, außer an Schlachttagen, die Stelle des Harniſches vertretend, war eingefaßt mit goldenen Franſen, und Aermel, ſo wie die Unterkleider, mit ſeidenen Schlitzen, von roth und weißer Farbe, reich beſetzt. Von dem ſpitzigen, auf einer Seite aufgeſchlagenen Hute, den der junge Mann in ſeiner Hand hielt, blitzte als Agraffe ein goldner Anker, und drei von ihm zuſammengehaltene, mächtige Straußfedern ſchleiften faſt den Boden. — Die Erſcheinung des Fremden ſchien auf jedes einzelne Mitglied der Geſellſchaft einen bedeutenden, doch ſehr verſchiedenen Eindruck hervorzubringen. — Die Augen der beiden Rathsherren ruhten lauernd auf dem alten van der Werft; eben ſo hatten Mutter und Tochter, welche beim erſten Anblicke des Eintretenden betroffen aus ihren Seſſeln aufgefahren waren, die ihrigen ängſtlich auf denſelben gerichtet. Don Gaetano ſchien gleichfalls äußerſt überraſcht; am meiſten aber war dies bei dem Bürgermeiſter der Fall. In dem Augenblicke, als ſich die Thür öffnete, hatte er ſich erhoben und um mehrere Schritte derſelben genähert; es ſchien, als hielte er es angemeſſen, ſelbſt durch Bewillkommnung des Feindes, die Gaſtfreiheit des Hauſes zu bewähren. Doch in dem Momente, als der Fremde eintrat, als das Auge des Alten auf den Eintretenden fiel, blieb er erſchüttert ſtehen; ein mächtiges Gefühl ſchien ihn vom Scheitel bis zu der Sohle zu durchzucken. Die Röthe des Zornes überzog die würdevollen Züge des Alten; er warf einen durchbohrenden Blick auf van der Kamp; dann ging er, ohne den Fremden zu bewillkommnen, an ſeinen Platz zurück. Auch der Fremde ſchien heftig ergriffen. Es entſtand eine lange ängſtliche Pauſe. — Van der Werft brach zuerſt das bange Schweigen. —

„Was bringt Ihr mir, Hauptmann Don Karlos von Ayta?“ fragte er mit vor Zorn und Schmerz zitternder Stimme. —

„Iſt's möglich, Oheim? — Dieſer Empfang dem Sohne Eurer Schweſter!“ — rief erſchüttert der junge Mann.

„Kein Wort davon, wenn ich bitten darf!“ rief wild der Alte. „Ich möchte über dem ſpaniſchen Offizier gern den treuloſen Niederländer, der in den Mauern dieſer Stadt geboren ward, vergeſſen; ich möchte über den Geſetzen des Völkerrechts vergeſſen, daß Leiden das Halsrecht hat, und daß es die Pflicht des erſten Bürgermeiſters iſt, ſolches über einen Verräther zuſammen zu berufen."

„Ich bitte Euch, Oheim! nicht dieſen Ton!" rief im Innerſten empört der junge Mann. — „Wenn Ihr die Bande des Bluts nicht ehren wollt, ſo achtet wenigſtens die Sitte und das Recht. Noch niemals hat Jemand mit Karl Viglius in dieſem Tone geſprochen, und ſelbſt von Alba hätte ich ihn nicht geduldet."

„Wohl geſprochen!" rief mit wildem Lachen der Alte. „Jetzt trefft Ihr Eure Rolle. Jetzt beginnt die Schlange zu ziſchen!"

„Vater! ich bitte Euch!" rief Virginie, die Hand des Vorigen ergreifend.

„Es iſt der Sohn der Schweſter!" ſprach mit weicher Stimme die Gattin. — „Bedenke, wie oft Du ihn dereinſt auf Deinem Arme getragen, auf Deinem Knie geſchaukelt, Deinen Liebling ihn genannt."

„Alſo nicht ganz ein Fremdling bin ich in dieſem Hauſe!" rief gerührt der junge Krieger, die

Hände der Frauen wechſelsweiſe an ſeine Lippen drückend, indem zwei große Thränen über ſeine Wangen rollten. „Zwei Herzen giebt es noch, die an dem Armen, Verwaiſ'ten, Antheil nehmen! — Wohl hatte die ſterbende Mutter Recht, als ſie mit brechender Stimme ſagte: ‚Die Muhme Margarethe wird mich Dir erſetzen, Virginie wird Deine Schweſter ſein!‘“

Van der Werft ſchien erſchüttert; ſichtlich ſuchte er die ſich in ſeinem Innern erhebende Rührung zu bekämpfen.

„Oheim!“ ſprach mit weicher Stimme der junge Mann, indem er ſanft des Alten Hand ergriff; „Bruder meiner verewigten Mutter! ſeht mich nicht ſo mit Haſſes Augen an! — O, könnte ich Euch ſchildern, was ich empfand, als ich die Schwelle dieſes Hauſes überſchritt! — Ach, wie verſchwand in dieſem Augenblicke das Angedenken jedes harten Wortes, das Ihr nach Brüſſel mir geſchrieben! Wie lebhaft ſtand dagegen bei dem Erblicken der alten wohlbekannten Räume jede Erinnerung des Guten, das Ihr ſo vielfach mir erzeigt, jedes lieben Wörtleins, mit dem Ihr einſt den Knaben an Euch gekettet, vor der Seele! — Ach, Oheim! die Hand des Todes könnte mir nicht ſchmerzlicher, nicht kälter in das innerſte Leben greifen, als Eure Worte bei meinem Eintritte."

Die Worte des Jünglings ſchienen einen lebhaften Eindruck auf das Gemüth des Alten hervorzubringen. Es war als wolle er reden, als wolle er ſeine Hand aus der des jungen Mannes ziehen; doch ließ er ſie ihm und — ſchwieg.

„Oheim," fuhr Karl mit gerührter Stimme fort. „Mögt Ihr mir Eure Liebe entziehen, aber erlaubt mir doch, daß ich Euch lieben darf, Euch und die Euren! — Ach! ich bin nicht ſo ſtark wie Ihr, daß ich Empfindungen, die mit mir groß gewachſen, die ganz mit meiner Seele eins geworden, ſo ganz mit einem Male mir aus dem Buſen reißen könnte, weil Völkerzwiſt, weil Anſichten uns trennen. Euer feſter Sinn, Eure ruhigere Seele kann nicht begreifen, was in dem raſcher ſchlagenden Jugendherzen vorgeht, wenn theuere, geliebte Erinnerungen es bewegen. Seht, lieber Oheim! als ich vorhin die Straße heraufritt, als ich die alten, ſo wohl bekannten Gegenſtände wieder ſah, die bunten Brücken, die hohen Häuſer, die gothiſchen Giebelſpitzen, als die Blätter der alten Linden mich umſäuſelten; da hatte ich vergeſſen, daß ich mich in einer feindlichen Stadt befand, da war es mir, als müſſe ich die Treppe aufwärts eilen, als müſſe ich Euch in die Arme ſtürzen, als hätte ich den Vorwurf nur zu hören: daß ich ſo lange ausgeblieben.“

„Fühlſt Du das?“ entgegnete gerührt der Oheim. „Nicht ungeſtraft, nicht ohne innern Schmerz verletzt der Menſch Geſetze, die ihm, ein ewiges Recht, untilgbarer als auf Erz, in's Herz geſchrieben ſind. — Karl,“ ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu; „Karl! tritt zurück. — Noch iſt es Zeit. Stehe zu der Sache des unverjährbaren Rechts, der edlen Völkerfreiheit; und nicht einmal den Vorwurf: daß Du zu lange geblieben, ſollſt Du hören!“ —

„Ich kann nicht, Oheim! Ich kann nicht!“ rief ſchmerzbewegt der Jüngling. „O, hättet Ihr früher ſo väterlich zu mir geſprochen. Damals, ja damals war es Zeit! Doch jetzt iſt es nicht mehr möglich.“

„Warum nicht möglich?“ entgegnete van der Werft. „Du biſt ein freier Niederländer, und wenn auch Offizier des Königs, kann Dir der Feldherr nicht den Abſchied weigern, ſobald Du ihn verlangſt. Größere Männer, vornehmere als Du, Männer, welche unter dem großen Karl der Krone Spanien wichtige Dienſte leiſteten, fechten an der Seite Oraniens. — Siehe! die Zeit der blinden Wuth, ſie iſt, ſo Gott will, bereits vorüber. Beide Partheien beginnen ſich mit hellerem Auge zu betrachten; man fängt an gerecht zu werden. Niemand kann es Du verdenken, wenn Du offen und ehrlich auf die Seite des Vaterlandes trittſt. Zwar kannſt Du allerdings nicht hoffen, ſo ſchnell, wie auf jener Seite, auf unſerer Dein Glück zu gründen, doch ſo arm iſt das Vaterland noch nicht, daß es den würdigen Kämpfer ohne Belohnung ließe.“

„Verkennt mich nicht, mein Oheim!“ rief Viglius in ſichtbarer Bewegung. „Nicht Geld, nicht Ehrenſtellen ſind es, die ich auf jener Seite ſuche; eben ſo wenig bin ich fühllos gegen die Leiden der Niederlande; doch — trennen von jener Seite kann ich mich nicht; unauflöslich bin ich an ſie gebunden.“

„Dann,“ ſprach ruhig und kalt der Alte, „bitte ich Euch, mir den Gegenſtand Eurer Sendung zu eröffnen.“

„Er iſt,“ entgegnete nach einem Augenblicke ſchmerzlichen Schweigens der Jüngling, „in dieſem Schreiben enthalten.“

Mit feſter Hand eröffnete van der Werft den Brief, durchlas ihn aufmerkſam und näherte ſich einem Pulte, auf welchem er wenige Worte ſchrieb und dem jungen Manne das Blatt dann offen überreichte.

„Fistula dulce canit, dum volucrem decipit auceps!“ ſtand auf dem Blatte.

„Dieſer Vers,“ ſetzte van der Werft ruhig hinzu, „iſt Alles, was Leiden auf die Aufforderung des Oberſten Valdes zu antworten hat.“

„Oheim!“ ſprach Karl Viglius; „unmöglich kann ich glauben, daß dieſe Antwort Euer Ernſt ſei, und auch der Feldherr wird kaum ſeinen Augen trauen wollen. Ich bitte Euch, mißkennt nicht Eure Lage! — Seit lange, wir wiſſen es, wüthet ſchon der Mangel in der Stadt; auch werdet Ihr nicht läugnen wollen, daß wenigſtens die Hälfte der Bürger die Uebergabe wünſcht. Unmöglich könnt

Ihr glauben, daß Eure zerſchoſſenen Wälle, Eure verhungerte Mannſchaft, nur eine Stunde den tapferſten Kriegern Europa's widerſtehen können, wenn Oberſt Valdes den Sturm befiehlt. Stände nicht dieſer edle, großherzige Mann, ſtände Friedrich von Toledo vor Euren Thoren, glaubt Ihr, daß Ihr eine Aufforderung erhalten hättet? Würde Alba's Sohn Euch nicht die blutigſten, die erniedrigendſten Bedingungen vorgeſchrieben haben, blos um Euch zum tollkühnen Widerſtande aufzureizen, blos um Gelegenheit zu finden, die Gräuel von Zütphen zu wiederholen? — Wie ganz anders handelt Euer großmüthiger Widerſacher! Freier Abzug mit Hab' und Gut für die, welche Leiden verlaſſen wollen, für die Zurückbleibenden vollkommene Amneſtie, und Ihr — Ihr antwortet dem Edeln mit Spott und Hohn!"

„Verehrteſter Herr und Freund," hob van der Kamp, ſich die Hände reibend und zu dem Bürgermeiſter gewendet, an.

„Eure Meinung erbitte ich mir im verſammelten Rathe, den ich in einer Stunde zuſammenberufen will!" entgegnete der Alte kalt. „Ich verkenne nicht,“ ſprach er nach einer Pauſe zu Veglius gewendet, „die Großmuth Eures Generals. — Bei alledem hat der Niederländer hinlänglichen Grund, nicht eben auf ſpaniſche Verſicherungen zu trauen; doch auch geſetzt, es ſei Don Valdes mit ſeinem Vorſchlage Ernſt, wer bürgt für ſeine Truppen? Hat Alba mit ſeinen Galgen ſie im Zügel halten können? Nein! Nimmermehr vertraut der alte Jeſt, ſo lange ſich noch hundert Arme regen, ſo lange ein Biſſen verdorrtes Brod in dieſer Stadt vorhanden, Leiden der Großmuth des Feindes an! — Auch irrt Ihr Euch, wenn Ihr uns ſo gänzlich hülflos haltet. Rückt immer ſtürmend an; noch lebt der alte Gott! noch lebt Oranien! noch giebt es niederländiſche Herzen! — Habt Ihr ſonſt noch einen Auftrag?“

„Auf mein Bitten,“ entgegnete der Neffe, „erlaubte mir Oberſt Valdes, Eure Gattin und Tochter, wenn Ihr es wünſchen ſolltet, aus der Stadt zu führen.“

„Wollt Ihr gehen?“ fragte van der Werff mit einem getrübten Blick auf Beide.

„Nimmermehr!“ riefen die Frauen mit einem Munde.

„Ich dachte es wohl!“ ſprach mit weicher Stimme der Alte. „Auch weiß ich, daß jedes Dringen bei Eurer Liebe vergeblich wäre.“

„Meinen dritten Auftrag,“ ſprach Viglius, „ſehe ich bereits erledigt. Er lautete: ehrliche, anſtändige Haft für den Hauptmann Gaetano Valdes.“

„Grüßt meinen Bruder!“ rief der Genannte, „und ſagt ihm: möge jeder Verwundete, Gefangene ſo liebevoll behandelt werden.“

„Oheim!“ rief Viglius, in tiefſter Rührung beide Hände des van der Werft ergreifend. „Oheim! faſt iſt es mir unmöglich, ſo von Euch zu ſcheiden! Beſinnt Euch noch.“

„Nur der Zweifelnde,“ entgegnete der Alte, dem Neffen ſeine Hand entziehend, „kann ſich beſinnen. Ich kenne meine Pflicht und werde ihr genügen.“

„Gott iſt mein Zeuge!“ rief Viglius; „Gott iſt mein Zeuge, wie gern ich Euch nützlich werden, meine Liebe auf irgend eine Art beweiſen wollte! O, könntet Ihr mir etwas nennen!“

„Kannſt Du es vermeiden,“ ſprach van der Werft mit Rührung, „ſo kämpfe nicht gegen Deine Vaterſtadt.“

„Nie werde ich das!“ entgegnete der junge Mann. „Der Oberſt Valdes iſt großmüthig genug, dies von mir nicht zu fordern; auch habe ich mit der Belagerung nichts zu ſchaffen; ich befehlige die Ruderflottille auf dem harlemer Meer.“

„So laßt uns ſcheiden!“ ſprach der Alte.

„Wann werden wir uns wiederſehen!“ rief ſchmerzhaft der Jüngling.

„Dort!“ rief der Alte mit ſtarker Stimme, die Hand gen Himmel hebend. Die Frauen weinten. Der Jüngling ſtürzte nach ſtummem, erſchütterndem Abſchiede aus dem Zimmer. —

Es war in den Nachmittagsſtunden deſſelben Tages, als der ſpaniſche Befehlshaber, Oberſt Don Franceſco Valdes, an der Seite zweier jungen Damen, in einem Wäldchen, das den hintern Theil eines Gartens ausmachte, und der von dem vordern durch ein ziemlich geräumiges Luſthäuschen getrennt war, ſpazieren ging. Das Hauptquartier des Befehlshabers war das freundliche Haag, damals gewöhnlicher Gravenhagen genannt, und die Villa, in welcher wir ihn finden, war dicht vor dem genannten Orte, ſeitwärts der Straße nach Leiden hin, gelegen.

Das Aeußere Don Francesco's war ſtattlich, doch mehr kriegeriſch als ſchön zu nennen. Es war der Oberſt ein Mann im kräftigſten Lebensalter, von hohem Wuchſe und ſtarkem Baue. Züge, Gang und Haltung verkündeten den Spanier. Auf der breiten Bruſt des Mannes ruhte, gehalten von einer breiten, vielfach verſchlungenen Ordenskette, eine goldene Schaumünze, welche auf einer Seite die bekannten Züge Philipps des Zweiten, auf der andern aber die Thürme des Wappens von Caſtilien zeigte. Der Oberſt ſchien eben in einem ſcherzhaften, doch lebhaft geführten Streite mit einer ſeiner ſchönen Begleiterinnen begriffen, deren Perſönlichkeit für den Verfolg dieſer Erzählung zu bedeutend werden dürfte, um dieſelbe ganz übergehen zu können. Aurelie Stratenburg war eine lebhafte Brünette von einigen zwanzig Jahren. Glichen ihre Züge auch im Allgemeinen denen ihrer ältern Schweſter Anna, der Verlobten Don Francesco's, jener zweiten Dame, die der Oberſt am Arme führte, ſo war doch der Ausdruck, welcher ſich in dem Antlitze beider Schweſtern ausſprach, ſehr verſchieden. Aus Anna's ſanftem Auge leuchtete ein lieblicher, ſtill ſchwärmeriſcher Zauber, Weichheit und jungfräuliche Schüchternheit. Aureliens brennende Blicke, das Selbſtbewußte, Feſte in denſelben, der kecke Ausdruck der regelmäßigen Züge, der kleine, trotzig aufgeworfene Mund, Alles dies ſchien zu deuten, daß Männerliebe und Herrſchſucht nicht ohne Widerſtand des Sieges ſich erfreuen würden.

„Sagt was Ihr wollt, Aurelie!“ ſprach im neckenden Tone der Oberſt, und, wie es ſchien, befliſſen, den Streit noch weiter auszuſpinnen, „ſagt was Ihr wollt! Ihr vertheidigt nicht mit unbefangenem Herzen Euren Clienten.“

„Und wäre dies,“ entgegnete ärgerlich und nicht ohne etwas zu erröthen, das Fräulein; „wer wollte etwas dagegen haben? — Wahrhaftig! es fehlte blos, daß unſere ſpaniſchen Herren ein Tribunal errichteten, vor welchem wir jeden Abend die Gedanken, die uns des Tages über eingefallen, zu Protokoll bekennten.“

„Wäre gar ſo übel nicht!“ neckte der Oberſt weiter. „Ich ſuchte dann die Erlaubniß zu erhalten, die Gedanken meiner künftigen, gar überaus rebelliſch geſinnten Schwägerin zu erforſchen. — O!“ ſchloß er lachend; „o, hätte ich doch bereits heute dieſe Gewalt, ich dächte ſchon zu erfahren, welchen Platz der Hauptmann Viglius von Ayta in einem gewiſſen männerfeindlichen Herzen einnimmt!“

„Ich bekenne Euch dieſes,“ entgegnete Aurelie, um deren Mund ein ſpöttiſches Lächeln ſchwebte, „ohne daß Ihr zu den Proceduren der Herren Vargas, del Rio und wie die Edlen, womit uns Spanien beſchenkte, noch weiter heißen mögen, erſt ſchreiten dürft, ganz freiwillig und ohne Zwang! — Viglius, den ich wegen ſeiner Tapferkeit und adligen Sitte achten, doch als Niederländer, welcher ſein Vaterland zu Boden treten hilft, haſſen muß, ſteht in meinem Herzen auf jener Stufe, auf welcher Haß und Achtung ſich begegnen.“

„Alſo,“ rief neckend der Oberſt, „gerade mitten inne zwiſchen Beiden! Auf dem leeren Plätzchen, auf welchem ſich nichts, als etwa — die Liebe, feſtſetzen könnte?“

„Ich glaube, Don Francesco,“ ſprach Aurelie, das dunkle Auge ſtolz auf den Oberſten richtend, „daß es Euch nicht ſchaden könnte, etwas — ritterlicher von Frauenliebe zu denken. — Die meinige wird nimmer ſich einem Manne weihen, der in der Noth das Vaterland verläßt, noch Einem, der das letzte Fünkchen Freiheit von der Erde vertilgen hilft.“

Das Mädchen hatte die letzten Worte in einem unbeſchreiblich bittern Tone geſprochen, und der Oberſt ſchwieg betroffen. Während die kleine Geſellſchaft dem Luſthauſe zuwandelte, trat Viglius aus der Thür des letztern.

„Eure Sendung war umſonſt?“ rief der Oberſt Valdes ihm entgegen.

„Leider!“ entgegnete der Hauptmann, indem e den offenen Zettel, den van der Werft ihm zugeſtellt, überreichte. „Es ſcheint, die Gräuel ve Zütphen und Naarden haben jede Ausſicht zu friedlichen Verhandlungen verdüſtert.“

„Die Unglücklichen!“ ſprach Don Francesc indem er das Blatt in ſeiner Hand zuſammendrückte; „ſo bleibt uns nichts mehr übrig als Stur mit Tagesanbruch — Mein Bruder?" fragte er weiter.

„Er iſt im Hauſe meines Oheims!" entgegnete der Hauptmann. „Er bat mich, Euch zu ſagen, daß er ſich wohl befinde."

„Euer Oheim macht von der ihm gebotenen Begünſtigung keinen Gebrauch?" fragte Valdes weiter.

„Die Frauen wollten ihn nicht verlaſſen;" entgegnete Viglius.

Ein Bedienter kam in dieſem Augenblicke eiligſt den Gang herab.

„Eine Deputation der ſämmtlichen Regimenter," meldete er, „iſt im Palaſte. Sie bitten um Gehör. — Wie Oberſt Guevara ſagte, gedenken ſie, Euch ihre Wünſche zu Eurer Verlobung darzubringen."

„Dann, theure Anna," ſprach der Oberſt, „gewähret Ihr mir wohl den dringenden Wunſch, begünſtigt wohl die Eitelkeit, den alten Kriegsgefährten den Gegenſtand der Wahl, die mich ſo glücklich machte, zu zeigen."

„Wenn Ihr es wünſcht, Francesco!" entgegnete das Fräulein ſchüchtern; „doch werde ich entſetzlich linkiſch mich benehmen; ich ſtand noch nie vor ſolcher Menge ſpaniſcher Krieger; auch ſpreche ich nur mangelhaft die Sprache Eures Landes.“

„Auch ohne Worte,“ verſetzte der Oberſt mit ſpaniſcher Galanterie, „ſpricht Euer liebliches Antlitz zu allen Männerherzen! — Ihr, Hauptmann Arta,“ fuhr er, zu Viglius gewendet, fort, „habt wohl die Güte, zum Mahle hier zu bleiben? — Fräulein Aurelie!“ ſchloß er neckend; „theilt doch Eurem Landsmanne den Inhalt unſers vorigen Geſpräches mit!“

Raſch eilte nun der Oberſt, die Verlobte am Arme, der Villa zu.

Anfangs ſchien es, als wollte Aurele den Abgehenden folgen; dann beſann ſie ſich und ging an des Hauptmanns Seite, langſam und ſchweigend, den dunkeln Baumgang abwärts.

„Darf ich wohl,“ hob Viglius nach einer Pauſe an, „mich der Erlaubniß des Feldherrn bedienen und nach dem Inhalte Eures Geſpräches fragen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Aurele. „Wir ſprachen,“ ſetzte ſie mit einem feſten Blicke auf ihren

Begleiter hinzu, „von den Verpflichtungen jedes edlen Menſchen gegen ſein Vaterland.“

Viglius ſchwieg betroffen. Das Geſpräch ſtockte. Sie gingen ſchweigend weiter.

„Aurelie!“ hob nach langer Pauſe der Hauptmann an; „nur ſelten vergönnt die Pflicht des Dienſtes mir, auf einen Augenblick in Eurer Nähe zu weilen. Wir ſind allein. Würdet Ihr mir wohl eine Frage, an welcher meine Seelenruhe hängt, beantworten wollen?“

„Redet!“ entgegnete das Fräulein, den Hauptmann feſt in's Auge faſſend.

„Ihr kennt,“ ſprach Viglius, die Hand der Widerſtrebenden ergreifend, „ſeit lange ſchon die Geſinnungen, welche mein Herz erfüllen. — Als ich neulich, in einem der ſeltnen ſeligen Augenblicke, in denen Hoffnung und Vertrauen das öde Herz zu ihrer Wohnung machen, als, ſage ich, ich mich hinreißen ließ, Gefühle auszuſprechen, die, wenn auch zurückgewieſen, mindeſtens Schonung finden ſollten, was konnte Euch, deren Edelmuth ich ſeit Jahren kenne, was konnte die Geſpielin meiner Jugend, die Schweſter der ſanften Anna, Virginiens

Freundin, bewegen, Worten, Empfindungen, wie ſolche dem heißen Herzen, der glühenden Seele entſprungen, den kälteſten Hohn, den eiſigſten Spott entgegen zu ſetzen? Beantwortet mir,“ ſprach der Hauptmann mit vor Schmerz zitternder Stimme, „dieſe Frage; bei dem Andenken der entſchwundenen ſchönen Kindertage beſchwöre ich Euch darum!“

„Nehmt die Frage zurück, Hauptmann Ayta!“ entgegnete Aurelie in einer heftigen Bewegung, die ſich in allen Zügen des Mädchens ausſprach. „Nehmt ſie zurück! Ihr beſchwört den Schatten Samuels herauf!“

„So wenig alſo,“ rief Viglius, „gilt Euch meine Ruhe? So wenig die Erinnerung der ſchönen Jugendzeit?“

„Nun wohl! Ihr wollt es,“ erwiederte das Mädchen. „Erlaubt vorher mir aber eine andere Frage! Was führte Euch heute nach Leiden?“

„Der Auftrag meines Feldherrn;“ entgegnete Viglius verwirrt. „Er befahl mir, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern.“

„Und Ihr,“ ſprach heftig und mit blitzendem Auge das Mädchen, „Ihr gingt nicht lieber in den

Tod? Ihr verbargt nicht lieber Eure Schande im tiefſten Schooße der Erde? Ihr wagtet vor Euern Oheim, jenen kriegeriſchen Greis, zu treten, ihm zuzumuthen, die Fahne der Freiheit von den Thürmen Eurer, meiner Vaterſtadt zu reißen? Wie? Ihr wollt helfen, Brüſſels Schaffotte nach dem Marktplatze von Leiden zu verpflanzen? Vielleicht noch zuzuſehen, wenn das ehrwürdige Haupt des Bruders Eurer Mutter, des Mannes, der Euch gehegt, gepflegt, an ſeinem Buſen groß gezogen hat, dahin rollt in den Staub?“

„Ich bitte Euch, Aurelie, haltet ein!“ rief Viglius heftig erſchüttert.

„Ihr werdet mir entgegnen,“ fuhr Aurelie in mächtiger Aufregung fort, „Ihr werdet ſprechen: es iſt ein ſanfteres Regiment jetzt eingetreten. Wer aber, frage ich, bürgt dafür, daß Alba, oder ſonſt einer der Schergen des Tyrannen, nicht wiederkehre? Wer, wenn Leiden ſich den Spaniern ergiebt, kann Philipp zwingen, die Capitulation zu halten, die Requeſens bewilligt? Könnt Ihr die hingewürgten Edlen ſodann durch Klagen in's Leben rufen, Ihr, der zu ihrem Morde aus nichtigem

Ehrgeize, aus eitlem Haſchen nach Ehrenſtellen beigetragen?“

„Ich ſtaune,“ ſprach Viglius, „dies Alles aus Eurem Munde zu vernehmen, in einem Augenblicke zu vernehmen, wo ein ſpaniſcher Krieger Eure Schweſter den Gefährten als ſeine Verlobte vorſtellt.“

„Ich,“ ſprach das Mädchen mit ſtolzer Haltung, „bin nicht meine Schweſter! Die ſanfte Anna mit ihrem weichen Herzen bedarf des Stabes, der Stütze. Dennoch theile ich ihre Meinung nicht und habe die meinige nie verhehlt. Auch läßt die Liebe Anna's ſich noch entſchuldigen. Das Herz des Gatten iſt des Weibes Heimath, ſein Haus iſt ihre Welt. Mag Anna einſt dem Gatten nach Spanien folgen; wo dieſer lebt, iſt ſie daheim. Auch kann Don Valdes mit ruhigem Herzen die Pyrenäen heimkehrend überſchreiten. Kein Vorwurf iſt ihm zu machen. Er, ein geborner Spanier, kämpfte für König und Vaterland gegen die von Spanien abgefallenen Niederlande. Was auch für Gräuel auf dieſem Boden ſtatt gefunden, ſeine Hand iſt rein; rein führt er die Erwählte in ſein Vaterland; ſie kann in Freude und Ehrfurcht auf den geachteten

Gatten blicken. Wohin, Don Carlos von Avta, denkt Ihr dereinſt die Eurige zu führen?!“

Das Mädchen hatte die letzten Worte in einem Tone geſprochen, welcher dem Hauptmanne wie ein ſchneidendes Schwert durch die Seele drang. Er war nicht eines Wortes mächtig.

„Nehmt an, daß die Sache der Freiheit ſiege,“ fuhr heftig Aurelie fort; „wo iſt dann Eure Heimath, Euer Vaterland? Mag die Großmuth der Niederlande, mögen ſchützende Verträge Euch auf dieſem Boden dulden; würde der Abgefallene es wagen können, noch ferner ein Auge zu erheben? Wollt Ihr dem Heere nach Spanien folgen, ſo könnte ein kärglicher Sold, ein Pergament, eine Ehrenkette wohl Euch zu Theil werden, doch mißtrauiſch wird jedes ſpaniſche Auge auf dem Manne ruhen, der um ſchnöden Lohn ſein Vaterland bekämpfte. Sprecht, Hauptmann, nicht von denen, welche, ſo wie Ihr, unter ſpaniſchen Fahnen das Land der Freiheit in Feſſeln ſchlagen wollen; die Einen leitete ihr böſes Herz, die Andern Ehrgeiz, die Meiſten Schwäche. Ich nenne Euch Euren Oheim, den Staatsrath Viglius. Mit Stolz ſieht Eure Partei auf ihn. Er gilt für einen der wichtigſten Männer im Senate; er iſt die mächtigſte Stütze des Thrones und der Tiare in dieſem Lande; ſeine Redlichkeit ſteht über jedem Zweifel; dennoch hält nichts als Schwäche ihn auf jener Seite. Ihm iſt, wie Euch, die böſe Sache gerecht, weil ſie ihm Pflicht ſcheint. Seine Seele iſt nicht ſtark genug, die edle Sache, für welche Egmont, Hoorne und tauſend Helden ſchon verbluteten, für welche Oranien kämpft, mit Feuer zu ergreifen, und, glaubt es mir, die Geſchichte wird dem Manne, der, anſtatt zu prüfen, mit Kraft das wahr Erfundene zu vertheidigen, den breiten, bequemen Weg der ſogenannten Pflichterfüllung wandelt, den Kranz verſagen. Einſt, Hauptmann Arta, wird die Nachwelt zu Gericht ſitzen; König Philipp, Alba und deſſen Schergen werden als Beklagte vor ihrem Throne ſtehen, und Völkerſtimmen werden die Kläger ſein; ſeid Ihr der Meinung, daß die ſtrenge Richterin ſäumen werde, das Schuldig! über Jene auszuſprechen, die den heiligen Boden der Freiheit um Judaslohn verkauften?“

„Ich bin nicht fühllos,“ ſprach Viglius tief bewegt, „gegen die Klagen bei den Leiden unſeres Landes. Oftmals, wenn die begangenen Gräuel mich empörten, war ich entſchloſſen, dem Feldherrn meine Entlaſſung einzureichen; dann aber fiel mein Auge auch auf die Ausſchweifungen der andern Seite; ich bemerkte, wie Adel und Volk dem angeſtammten Herrſcher trotzten, wie Jedes dazu beitrug, das glimmende Feuer zur lodernden Flamme anzuſchüren, und beſchloß, den ebenen Weg der angewohnten Pflicht nicht zu verlaſſen.“

„Und wißt Ihr,“ entgegnete das Fräulein heftig, „wohin dieſer ebene Weg Euch führen kann? Er kann Euch zu einer Höhe leiten, auf welcher Ihr, ein geborner Vertheidiger des Vaterlandes, ein Warnungszeichen jedem Niederländer in der Geſchichte daſteht. Was wolltet Ihr erwiedern, wenn der Feldherr, Eure Kenntniß des Locals benutzend, beim morgenden Trauerſpiel Euch eine wichtige Stelle überträgt, die Stadt ſodann im Sturme übergeht, und nach Jahrhunderten die Geſchichte ſpricht: ‚Ein Niederländer, in Leiden ſelbſt geboren, richtete mit hölliſcher Umſicht die Feuerſchlünde der Spanier gegen ſeine Vaterſtadt; ſeinem Blutdurſte, ſeinem Ehrgeize erlagen die edlen Vertheidiger bis auf den Letzten, und unter dieſen ſein eigner Ohm. Gräuel, fürchterlicher als alle, die vorhergegangen, wurden in der mit Sturm genommenen Stadt verübt. Dieſer Niederländer hieß Viglius ab Ayta!“ — —

„Ihr ſezt Fälle, die unmöglich ſind,“ erwiderte der Hauptmann ſchaudernd. „Niemals forderte der edle Valdes etwas, ſolcher Unthat ähnlich, und auch diesmal wird er es nicht. Alles würde ich eher über mich ergehen laſſen, als in ein Verlangen wie dieſes willigen. — Aurelie!“ fuhr er nach einer Pauſe mit ſchmerzlicher Bitterkeit fort; „Aurelie, vielleicht täuſcht Ihr Euch ſelbſt, doch mich, mich täuſcht Ihr nicht! Ich will Euch glauben, daß Ihr mit ganzer Seele an der Sache des Landes hängt, doch dies iſt nicht der Grund allein, warum Ihr meine Bewerbungen zurückgewieſen, warum Ihr ſeit längerer Zeit dies Herz, das ſeit den Kinderjahren mit Liebe für Euch ſchlug, in Staub getreten. Ich kenne noch einen andern. Als Ihr, die ſpaniſche Sache verdammend, dennoch vorhin die Liebe Eurer Schweſter zu einem Spanier in Schutz nahmt, da fiel die Decke von meinen Augen! Glaubt Ihr, ich habe es nicht gemerkt, wie Don Guevara Euch ſeit Monden ſchon umſchwärmte? Ich hätte es nicht gefühlt, daß, wenn Ihr für den Jugendgeſpielen kaum einige arme Worte hattet, wenn Ihr meine Gegenwart zu meiden ſchient, der ſpaniſche Oberſt immer ein freundliches Wörtlein fand? Aurelie! Ihr ſprecht ja ſo häufig von Offenheit; warum ſeid Ihr hier nicht offen? Warum ſagt Ihr, anſtatt mich zu zertreten, nicht geradezu: Ich liebe Guevara und fühle nichts für Euch!“

Schweigend ließ das Fräulein in langer Pauſe das große dunkle Auge auf dem Jünglinge ruhen; dann ſprach Aurelie mit ruhigem Tone: „Schmerzhaft iſt es mir, den Jugendfreund haſſen zu müſſen; nur ungern möchte ich ihn verachten!“ und kehrte Viglius den Rücken.

Obgleich beide Sprechende ſich unbemerkt geglaubt hatten, war dies dennoch nicht der Fall. Während der Gegenſtand ihres Geſprächs ſie Alles um ſich her vergeſſen ließ, war ein ſpaniſcher Offizier aus dem Eingange des Luſthauſes getreten, hier einen Augenblick ſtehen geblieben, dann hatte er ſich in einen Seitengang gewendet, welcher nach einer Geisblattlaube führte, die nur durch eine dichte Buchenwand von den Sprechenden geſchieden war. Der Fremde war von mittlern Jahren, ſchwächlicher Statur und unangenehmen, doch nichts weniger als geiſtloſen Zügen. Wahrſcheinlich hatte er in dieſer Nähe, von Aurelien und Viglius unbemerkt, die letzte Hälfte ihres Geſpräches mit angehört, doch ſchien die unbefangene Miene, mit der er ihnen hart am Eingange des Pavillons entgegen trat, nicht hierauf zu deuten.

„Endlich alſo,“ ſprach der Spanier, „finde ich Euch, Fräulein Aurelie! auch Euch, Don Carlos Anta! Die Gäſte, welche der Feldherr zu ſeiner Verlobungsfeier geladen, ſind ſämmtlich bereits verſammelt; Aller Augen ſuchten die ſchöne Gäſtin des Hauptquartiers, und als Don Valdes mir aufgetragen, Euch zum Mahle zu führen, flog ich hierher mit Windeseile.“

„Ihr ſagt, das Mahl ſei ſchon bereit, Herr Feldzeugmeiſter?“ fragte Aurelie, den mit ſpaniſchen Grandezza und unter tiefer Verbeugung dargebotenen Arm des Spaniers annehmend. „Iſt es denn ſo ſpät?“

„Das eben nicht;“ erwiederte vorwärts ſchreitend der Gefragte. „Don Valdes denkt nach eingenommenem Mahle die Oberſten der Regimenter alle zu einem Kriegsrathe zu verſammeln, in dem die Unternehmung des morgenden Tages zur Sprache kommen ſoll. — Auch Ihr, Don Arta," ſprach der Spanier, zu Viglius gewendet, mit einem eigenthümlichen Lächeln, „werdet dabei ſein. Ich, als Befehlshaber des Geſchützes, habe längſt daran gedacht, wenn es dereinſt zum Sturme käme, mir Euch vom Feldherrn auszubitten; ich denke, Euch eine Rolle zuzutheilen, die Euren Namen im Laufe dieſes Krieges berühmt machen ſoll, und welche Leute Eurer Art am beſten auszuführen im Stande ſind."

„Entſchuldigt mich, Oberſt Guevara!" entgegnete Viglius, ſichtlich zuſammenſchreckend. „Der Dienſt der Ruderflottille —"

„Laßt mich nur ſorgen, werther Freund!" lächelte boshaft der Spanier. „Der Dienſt der Flotte wird ſchon beachtet werden; auch iſt der Auftrag, den ich Euch geben will, ſo recht für einen Seeoffizier, der Kunde von der Gelegenheit des Ortes hat, geeignet. Ihr werdet, wenn ſich Gelegenheit bietet Euch auszuzeichnen, dieſelbe nicht von Euch weiſen wollen.

Ganz abgeſehen von Eurer Pflicht, würde Euch dies die Ehre ſchon nicht erlauben. Doch laßt's nur gut ſein! Ich kenne ſchon den Grund von Eurer Weigerung; die niederländiſchen Herren in dem Heere machen es Alle ſo; ſie glauben, das Decorum beachten zu müſſen; man weiß dies ſchon. Auch pflegte Herzog Alba oft zu ſagen: wo ſpaniſche Herzen ſich erweichen ließen, da ſende ich meine niederländiſchen Freunde hin, und ich halte mich überzeugt, die ſchonen das Kind im Mutterleibe nicht! Gewiß, Don Ayta, gehört auch Ihr zu den ſtarken Seelen, die nichts erſchüttert."

Ohne den Hauptmann zum Worte kommen zu laſſen, fuhr mit der freundlichſten Miene der Spanier fort, die Schrauben der geiſtigen Folter, auf welche er Viglius geſpannt, immer heftiger anzuziehen. Gern hätte Letzterer dem Grimme, der in ſeinem Buſen kochte, Thür und Thor geöffnet, aber mit ruhiger Faſſung wußte Guevara, wenn ein Ausbruch zu befürchten war, den Dolchſtichen ſeiner Worte einige Lobeserhebungen, als lindernden Balſam, folgen zu laſſen; auch hielten die Banden der militairiſchen Subordination den Hauptmann in den

Schranken. In jener Zeit, wo Feldherren, die ganze Heere befehligten, nur den Titel eines Feldoberſten erhielten, war der Abſtand eines Befehlshabers über ein Fähnlein, welchen Rang Viglius ungefähr in der Landarmee bekleidet haben würde, noch allzugroß, als daß der Letztere es hätte wagen können, mißfällige Worte, die dem Munde des Commandirenden der Artillerie des Heeres etwa entſchlüpften, anders als mit Stillſchweigen hinzunehmen. Blaß vor Zorn, doch ohne ein Wort zu erwiedern, folgte der Hauptmann dem Oberſten und ſeiner ſchönen Begleiterin nach der Villa. Nur ſelten erhob er ſein Auge zu Aurelien; die Aufmerkſamkeit derſelben ließ ihn nicht zweifeln, daß keines der Worte Guevara's unbeachtet geblieben, obwohl das Mädchen mit keiner Sylbe an dem Geſpräche Theil nahm. So traten ſie in den Saal. Viglius war wie vernichtet.

Eine zahlreiche Geſellſchaft befand ſich im Speiſeſaale bereits verſammelt. Offiziere aller Waffengatgen, unter dieſen vorzüglich die Commandirenden der Regimenter hervorragend, wogten bunt durcheinander, und immer ſtatteten noch Neueintretende dem Oberſten Valdes und ſeiner Verlobten ihre Glückwünſche ab. Nur zwei oder drei Niederländer befanden ſich unter ihnen, und die Stacheln von Guevara's Worten wühlten auf's Neue in des Hauptmanns Bruſt, als er in dieſen allerdings ein Paar der verabſcheuteſten Schergen Alba's wiedererkannte. Endlich nahm Alles an der reich beſetzten und glänzend geſchmückten Tafel Platz. Francesco Valdes ſaß an der Mitte des Tiſches. Ihm zur Rechten befand ſich die Verlobte; zur Linken eine ältliche Anverwandte beider Mädchen. Seit der Belagerung Leidens hatten dieſe bei der im Haag wohnenden Muhme ihren Aufenthalt genommen, und gern theilte die Verwandte, die ohnehin nur von der Unterſtützung der reichen Erbinnen lebte, ſeitdem ihre kleine Wohnung mit denſelben. Aurelie ſaß, nach des Wirthes Anordnung, an Guevara's Seite. Da Viglius, als ſchon Alles Platz gefunden, noch immer wie ein Träumender in einer Fenſterblende lehnte, ſo blieb ihm nur der einzige noch offene Sitz, in der Mitte der beiden Niederländer, Aurelien ſchräg gegenüber. Schweigend nahm hier der Hauptmann Platz. Sehr einſylbig bewegte ſich anfangs das Geſpräch und größtentheils betraf es die Feier des heutigen Tages.

Alle Zungen prieſen das Glück des Oberſten, der, wie ein dicker Oberſtlieutenant der Reiterei bei der Madonna del Pilar von Saragoſſa ſchwor, den Niederlanden den einzigen Schatz, um welchen ſie ein Spanier beneiden könne, entführe. Die Galanterie des Befehlshabers, welche, vorzüglich von den Offizieren ſeines Regiments, als ungemein treffend und fein bemerkt gefunden wurde, entzündete nun die der Uebrigen auf ſolche Weiſe, daß längere Zeit ſtets eine Hyperbel die andere jagte, und man Guevara's Behauptung: „daß nun das alte Sprichwort von Sevilla's Wundern als erloſchen anzuſehen, indem daſſelbe in Spanien bei jedem Orte, wohin Donna Anna die Füße ſetzen würde, bald anzuwenden,‘ als eine der gelindeſten betrachten konnte. Kaum konnte Vigilius, bei dem Aufruhre in ſeinem Innern, es über ſich gewinnen, wenigſtens Anſtands halber, der Verlobten einen Glückwunſch herzuſtammeln. Er wünſchte ihr: daß es ihr bald gelingen möge, in dem ſchönen Spanien und an der Seite des geliebten Gatten ihr altes Vaterland zu vergeſſen! — Mit freundlicher Neigung des Hauptes und einem theilnehmenden Blicke dankte das Mädchen unſerm

Freunde. Guevara aber bemerkte mit einem ſpöttiſchen Lächeln: „er könne die Erfüllung dieſes Wunſches als um ſo leichter zur Ausführung kommend betrachten, da ihm mancher Niederländer bekannt ſei, welcher Holland vergeſſen habe, ohne jemals ſeinen Fuß auf fremden Boden zu ſetzen!“ Bald fingen die Becher an zu kreiſen, und freier bewegte ſich das Geſpräch. Vorzüglich drehte ſich daſſelbe um die Beſtürmung Leidens, welche als entſchieden für die Arbeit des morgenden Tages angeſehen wurde. Jeder trug nach dem Maße, wie etwa Mars oder Bacchus ihn regierte, ſeine Meinung mehr oder minder geräuſchvoll vor. Am wenigſten ſprach Don Francesco Valdes. Fräulein Anna ſchien von dem zu erwartenden blutigen Schauſpiele, welches Mehrere der Tiſchgenoſſen mit beſonderer Vorliebe auszumalen ſtrebten, ſo ungemein erſchüttert zu werden, daß es den Hauptmann bedünken wollte, als bemühe ſich das Mädchen, einige über die Wangen rollende Thränen zu verbergen, und ſichtlich ſuchte der Oberſt die Verlobte zu beruhigen. Auch Aurelie miſchte ſich wenig in die Unterhaltung, doch was ſie ſprach, zeigte von der ruhigſten Faſſung. Am häufigſten richtete ſie ihre Rede an ihren Tiſchnachbar, den Oberſten Guevara. Ganz unbefangen unterhielt ſie ſich mit dieſem über die Vorbereitungen zu der furchtbaren Unternehmung des folgenden Tages, und Viglius ſtaunte über die Richtigkeit ihrer, für das höchſte Intereſſe und die genaueſte Localkenntniß ſprechenden Bemerkungen. Unmöglich konnte der Jüngling das, was er hörte, mit Aureliens frühern Worten zuſammenreimen. — War es erkünſtelter Gleichmuth, war es Verſtellung, was aus dem Mädchen ſprach? — War jene Wärme, jener patriotiſche Enthuſiasmus, mit welchem ſie vor wenig Minuten zu ihm geſprochen, nur eine Maske, um ſeine Bewerbungen ein für allemal abzulehnen? Vielleicht gar ihre Neigung für Guevara darunter zu verbergen? — „Und ſie,“ dachte der Jüngling, und das Herz wollte ihm brechen, „ſie iſt es doch, deren Bild mich, wenn die auf Niederlands Boden begangenen Gräuel mich forttreiben wollten in Oraniens Lager, allein hier feſthielt! — Sie iſt es, aus deren Nähe mich weder die Mahnungen des Gewiſſens, noch die Stimme der Meinen, der Ruf des Vaterlandes, der Anblick der bedrängten Vaterſtadt fortreißen konnten! — Und wie ſie vor mir ſtand!‘ peinigte er ſich weiter; ‚wie ſie, das Bild eines zürnenden Cherubs, mich mit dem blitzenden Auge muſterte! Wie ſie mit flammenden, tief in das Mark des Lebens dringenden Worten mich zermalmte! — Und Alles dieſes alſo war nichts als Täuſchung! — Ha! wie mag ſie des Thoren lachen! wie tief ihn geſunken glauben, da ſie ſich nicht einmal die Mühe giebt, die Täuſchung zu bemänteln!‘ —

Immer lebendiger ward indeſſen das Geſpräch, immer lebhafter, lärmender tönten die Trinkſprüche, hurtiger kreiſ'ten die Becher. Auch der Hauptmann, ſonſt ein Feind jedes Trinkgelages, leerte den ſeinigen häufiger als gewöhnlich. Er glaubte, den Aufruhr in ſeinem Innern betäuben und der Stolzen, Falſchen gegenüber zeigen zu müſſen, die Wunde, ſo ſie ihm geſchlagen, ſei nicht ſo tief, als ſie in ihrem Triumphe etwa meinen könne. Aber der Geiſt der Fröhlichkeit, den er, ihm zu dienen, herbeizwingen wollte, wohnte ſo wenig im Becher als in ſeinem Herzen, und Guevara's Frage: welches Ereigniß ihn denn heute allein zu einem ſtummen Gaſte mache? verdarb ſeine Laune nur noch mehr. — End=

lich ward die Tafel aufgehoben. Die Offiziere der untern Grade zerſtreuten ſich, und eben wollte auch der Hauptmann nach ſeinem Hute greifen, als Don Franceſco Valdes die Commandeurs der Regimenter einlud, ihm zu einer Berathung in den Gartenpavillon zu folgen. „Auch Ihr, Hauptmann Ayta," ſchloß der Feldherr, „werdet uns begleiten; Eure anerkannte Tapferkeit und Geſchicklichkeit dürften gleichfalls in Anſpruch genommen werden!" —

Viglius war eben im Begriffe, dem Oberſten durch eine ſtumme Verbeugung zu antworten, da fiel ſein Auge auf Aurelien; es wollte den Jüngling bedünken, als ruhe das ihrige angſtvoll fragend, warnend auf ihm. — „Zerreiße die Banden, womit dich die Falſche noch immer umgarnt hält!" ſprach ſein erbittertes Herz: und — „Freudig, mein Feldherr," rief er mit erkünſtelter Munterkeit, „folge ich ſtets Eurem Rufe zur Pflichterfüllung!" — Das große Auge in Thränen ſchwimmend, eilte Aurelie aus dem Zimmer.

Die militäriſche Verſammlung trat in das Luſthaus, und Alle nahmen, von Don Franceſco Valdes eingeladen, im Kreiſe Platz. —

„Ihr Herren!“ hob der Feldherr an, „der Grund, welcher mich veranlaßte, die tapfern Führer des Heeres, welches die Gnade des Königs mir anvertraute, zu verſammeln, iſt die Berathſchlagung: ob wir Leiden mit Tagesanbruch ſtürmen, oder durch Verwandlung der Belagerung in eine Blokade durch Hunger zwingen ſollen. — An friedliche Uebergabe, auf welche ich faſt mit Sicherheit gerechnet hatte, iſt nicht zu denken, ſeitdem mir Hauptmann Avta dieſe Antwort zurückgebracht.“ — Er übergab Guevara ein Blatt Papier.

„Nun wahrhaftig!“ rief dieſer überlaut lachend, indem er daſſelbe im Kreiſe herumgehen ließ; „dieſe Spießbürger ſind toll geworden! — Auf den Knieen und mit Dankesthränen hätten ſie Bedingungen annehmen ſollen, die ihnen, wenn ich an Eurer Stelle geweſen wäre, wohl ſchwerlich geboten worden! — Bei alledem iſt es ſo beſſer. Klingt das Pfeifchen des Vogelſtellers, wie ſie ſagen, ihnen allzu ſüß, ſo dürfte der Ton der Trommeln und Trompeten, wenn ſie zum Sturme ſchmettern, den Pfahlbürgern herzhaft genug in die Ohren tönen.“

„Ob wir,“ fuhr Don Francesco weiter fort,

„auch ohne das Belagerungsheer im Rücken gefährdet zu ſehen, zu einem immerhin gewagten Unternehmen ſchreiten können, darüber erwarte ich Nachrichten, welche jedoch erſt mit Anbruch der Nacht hier anlangen dürften. Oranien hat, wie ich gewiß weiß, eine anſehnliche Macht bei Amſterdam verſammelt, und concentrirende Bewegungen ſind dort vorgenommen worden. Definitiv werde ich mich bei deren Eingange erſt entſcheiden.“

„Bei alledem wäre es gut,“ entgegnete Don Martin Avata, einer der Befehlshaber der Infanterie, „für den Fall des Sturmes einen feſten Plan zu faſſen.“

„Allerdings!“ entgegnete Don Valdes. „Alles muß darauf vorbereitet werden. Meine Meinung iſt, daß, falls die Nachrichten günſtig lauten, wir ſofort das Werk beginnen. Müßten wir indeß beſorgen, im Rücken angefallen zu werden; ſo nehmen wir Poſition gegen den anrückenden Feind und ſetzen eine ſtrenge Blokade fort. Oranien kann in wenigen Stunden hier ſein. Zugleich uns mit ihm zu ſchlagen und zu ſtürmen, ſind wir zu ſchwach, wenn er ſo ſtark iſt, wie man behauptet.“

„Das iſt auch meine Meinung!“ ſprach Don Avata. „Auch, glaube ich, fehlt es uns noch an Wurfgeſchütz, und eine gute Anzahl Kanoniere könnte uns nicht ſchaden.“

„Dafür, mein tapferer Freund,“ entgegnete Guevara lächelnd, „habe ich bereits geſorgt. — Auf meine Vorſtellung hat Don Francesco Befehl ertheilt, die Hälfte der Kanoniere der harlemer Flottille heranzuziehen und unter der Anführung des Hauptmanns Avta zu meiner Diſpoſition zu ſtellen. Mehrere Prähme, welche man wohl ſchwimmende Batterien nennen könnte, habe ich gleichfalls herrichten und mit ſo viel Schiffsgeſchütz, desgleichen mit einigen Mörſern beſpicken laſſen, daß ich mir getraue, Euch eine Fackel anzuzünden, die gar nicht übel zu Eurem Siege leuchten ſoll.“

„Verzeiht, mein Feldherr! verzeiht, Ihr Herren!“ ſprach Viglius in entſetzlicher Verwirrung, „wenn ich mit einer Bitte, die mich, den Unbedeutenden, betrifft, Eure Berathungen unterbreche. — Ich bitte Euch dringend, Don Francesco, das mir beſtimmte Commando einem Andern zu übertragen. Viel geübte Geſchützmeiſter ſind bei dem Corps. Jeder

Andere würde dieſen Poſten beſſer als ich verſehen. Ihr kennt die Gründe, die mich veranlaſſen, dieſe Bitte an Euch zu thun!“

„Ich kenne ſie nicht, Hauptmann Avila,“ verſetzte Valdes mit ſcharfem Ton, „und will ſie auch nicht kennen. — Was ſollte aus dem Dienſte des Königs werden, wenn jeder Subaltern es ſich einfallen ließe, Aufträge anzunehmen oder Befehle abzulehnen, wie ſolche eben ſeinen perſönlichen Verhältniſſen zuſagen möchten, oder nicht? — Von Eurer Flottille ſind die Seeleute, die hier erwartet werden; Schiffsgeſchütz, mit welchem der Landſoldat weniger umzugehen weiß, iſt auf den Prahmen. Ein Seeoffizier nur kann auf den halbverſchlämmten Canälen mit Vorſicht die ſchwimmenden Batterie'n leiten; Ihr ſeid der Einzige hier von dieſer Waffe und kennt des Orts Gelegenheit. Meint Ihr, daß ich um Eurer Verwandtſchaftsverhältniſſe willen, oder aus einer unzeitigen Nachſicht, das Leben tapferer Soldaten, die Ehre unſerer Waffen, des Königs Dienſt auf's Spiel ſetzen werde?“

Die Augen der ganzen Verſammlung ruhten auf dem Hauptmann. Die Spanier betrachteten ihn mit Verwunderung; Guevara lächelte boshaft; die beiden Niederländer zuckten die Achſeln und ziſchelten ſich in's Ohr. — Viglius ſchwieg betäubt.

Viel ward noch über den beabſichtigten Sturm unter den Anführern hin und her geredet. Jeder theilte ſeine Anſicht mit; doch hatten die wenigſten Meinungen den Beifall des Befehlshabers, weil, wie er meinte, bei Ermangelung einer praktikablen Breſche ein Erfolg nur mit ungeheurem Blutverluſte zu erkaufen ſei. — Guevara hatte bis jetzt geſchwiegen. Still vor ſich hinlächelnd hob er nur dann und wann die Punkte heraus, welche den eben beſprochenen Plan unausführbar machten, doch vergaß er niemals durch einige ſchmeichelhafte Worte die Kenntniſſe oder den Eifer des eben Sprechenden zu erheben. Endlich kam auch die Reihe zu ſprechen an ihn.

„Ihr Herren!“ hob er mit tiefer Verbeugung an, „als Befehlshaber des Geſchützes habe ich längſt mir einen Plan entworfen, welcher, ſo mangelhaft er iſt und ſo gern ich ſolchen des Feldherrn und Eurem beſſern Ermeſſen unterordne, mir ganz geeignet ſcheint, ohne viel Blutverluſt, und ſelbſt wenn auch

Oranien zum Entſatze ſchon auf dem Marſche wäre, die Stadt in wenigen Stunden in unſere Gewalt zu bringen. — Obſchon ich weiß, daß eine bedeutende Menge der Einwohner Leidens die Uebergabe wünſcht, obwohl mir auch nicht unbekannt, daß eine bedeutende Parthei im Rathe derſelben Meinung iſt: ſo kenne ich doch auch die Kraft des alten Knaben, der in der Stadt befehligt. So lange der alte Werft an ihrer Spitze ſteht, werden dieſe Käſehändler ſich immer noch gut genug vertheidigen, und Schade wäre es um jeden Tropfen ſpaniſchen Blutes, der in einem Sturme unnütz vergoſſen würde. — Werde ich, wie ich nicht zweifle, von meinen Untergebenen gehörig unterſtützt, ſo unterwerfe ich die Stadt durch kurzes Bombardement und ohne Sturm. — Ihr lächelt, Don Francesco, und ſchüttelt ungläubig das Haupt, aber hört mich erſt an, und Ihr werdet geſtehen müſſen, mein Plan ſei ziemlich ſicher angelegt. Wie Ihr wißt, kann man, des tiefen ſumpfigen Geländes willen, faſt nur von dieſer Seite mit ſchwerem Geſchütz der Feſtung nahen; auf der entgegengeſetzten, von Gouda her, iſt, wie bekannt, faſt Alles überſchwemmt, wozu der unaufhörliche

Regen beiträgt. Aus dieſem Grunde hat van der Werſt, wie ich durch meine Spione erfahren, die ſämmtlichen Pulvervorräthe in die Grüfte der dort gelegenen Aegidienkirche bringen laſſen. Obwohl dieſelbe nicht bombenfeſt, war er der Meinung, daß ſolche dort am beſten der Wirkung unſeres ſchweren Geſchützes entzogen wären. Der Transport des Pulvers geſchah überdies ſo vorſichtig, blos zur Nachtzeit, daß manchem der Bewohner Leidens dieſer Umſtand verborgen blieb. Hierauf nun gründe ich meinen Plan. — Auf dem großen Canale, der von der Seite von Voorburg herkommt, liegen die mit ſchwerem Geſchütz beſetzten Prahme. In der kleinen Schanze, dicht am Canale, ließ ich in Eil mehrere Oefen für glühende Kugeln raſch erbauen. — Merkt Ihr nun bald, worauf ich ziele? — — Sobald Don Valdes das Zeichen zum Angriffe giebt, gehen die ſchwimmenden, mit Bruſtwehren von Wollſäcken beſchützten Batterien den Canal hinab, legen bei der gedachten Schanze an und eröffnen, dort, wo alle Anſtalten getroffen, mit erſtem Tagesgrauen ein fürchterliches Feuer auf die Stadt. Die Mörſer werfen blos glühende Kugeln, alle gerichtet nach jener

Kirche, und hat dann nicht der Böſe die Rebellen in ſeinen beſondern Schutz genommen, ſo fliegt nach den erſten funfzig Schüſſen der Pulvervorrath, und mit ihm der vierte Theil von Leiden in die Luft.“

„Der Plan iſt nicht übel!“ rief Martin Arata.

„Man kann aber,“ meinte Don Joſe Zorraquin, „aus jener Schanze nicht die Aegidienkirche ſehen; ſehr hohe Häuſer liegen vor. Sehr ſchwer wird es für unſere Geſchützmeiſter ſein, die Richtung nicht zu verfehlen.“

„Laßt das nur meine Sorge ſein, mein wackerer Freund,“ entgegnete lächelnd Don Guevara; „auch dafür habe ich geſorgt, und meine Rechnung kann nicht fehlen, da ich den rechten Mann hierzu gefunden habe; dies iſt der Hauptmann Don Carlos Ayta. Er, gebürtig aus Leiden, kennt jeden Fleck, jedes Haus in dieſer Stadt. Von ſeiner Geſchicklichkeit im Bombenwerfen hat er ſchon Proben abgelegt. Darum bat ich den Feldherrn, den Hauptmann unter meinen Befehl zu ſtellen. Er wird die Prähme den Canal abwärts führen; er leitet in mei-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4
WACHSMANN,K.A.VON FN. 03068/017

nem Beiſein das Geſchütz. Es müßte ſchlimm ſein, wenn er nicht in weniger als einer Viertelſtunde den vierten Theil ſeiner Mitbürger gen Himmel ſendet. Laßt ihn nur machen und den Leidenern wird ſein Name in Andenken bleiben, wie der Romero's den Einwohnern von Zütphen. — Daß, wenn der Plan gelingt, die Stadt ſogleich die weiße Fahne aufgepflanzt, darf ich Euch wohl nicht erſt ſagen."

„Nimmermehr!" rief Viglius im Innerſten empört und von ſeinem Sitze aufſpringend; „nimmermehr vollführe ich dieſen Auftrag, der meinem Namen ewige Schande bringen, ihn zum Fluche der Niederländer machen müßte!" —

Alles erhob ſich; alle Blicke waren auf Viglius gerichtet.

„Mein iſt der Plan? — ich habe ihn erdacht!" — entgegnete Guevara mit höhniſch ſtolzem Blicke. „Wird er genehmigt, ſo führt Ihr aus, was ich befehlen werde."

„Nimmermehr!" rief der Hauptmann, immer heftiger werdend; „nie biete ich meine Hand zu Gräuelthaten dieſer Art!"

„Ei ſeht doch!“ ſprach Guevara, boshaft lachend. „Habt Ihr etwa, als Ihr zur Fahne ſchwurt, noch ein beſonderes Pactum gemacht? Etwa Euch vorbehalten, den Dienſt nach Gutdünken zu vollziehen, oder zu unterlaſſen?“

„Alles, was nicht wider Ehre und Gewiſſen iſt, vollziehe ich; doch nichts anderes!“ rief Viglius. „Gräuel dieſer Art kann der König nicht wollen.“

„Das iſt die Sprache des Rebellen!“ entgegnete Guevara.

„Ruhig!“ ſprach Don Francesco Valdes, näher zum Hauptmann tretend. — „Don Carlos Ayta!“ fuhr er mit ſtrengem Blicke fort; „der Dienſt erlaubt nicht dieſe Sprache gegen Euren Vorgeſetzten. — Don Guevara, eingedenk Eurer ſonſtigen Verdienſte, wird Euch Entſchuldigung Eures tadelnswerthen, dienſtwidrigen Benehmens verſtatten.“

Mit höhniſch ſtolzem Lächeln muſterte Guevara den Jüngling. Viglius ſchwieg empört.

„Ihr ſeht ja, Don Francesco!“ ſprach der Erſtere kalt, „der Herr hier hält jede Entſchuldigung für überflüſſig. — Dahin kommt es endlich mit der Subordination, wenn man Menſchen ſolchen Schlages noch länger im Heere duldet!“

„Welchen Schlages? Herr! ich frage Euch: welchen Schlages?“ rief Viglius höchſt erbittert.

„Solche,“ ſprach Guevara kalt, „von denen man nicht weiß, ob ſie Rebellen ſind, oder Königliche; ſolche, die nicht kalt, nicht warm ſind; die, ſo da befehlen wollen, ohne gehorchen gelernt zu haben; zweiächslerische Niederländer, die ſich mäſten von des Königs Gnade und ſeinem Solde, und in allen Taſchen Entſchuldigungen haben, wenn es gilt Dienſte zu leiſten zur Ehre Spaniens.“

„Dienſte ſolcher Art,“ rief der Hauptmann immer heftiger, „entehren Spanien! — Eine Stadt, die in wenig Tagen durch Hunger fallen muß, nutzlos zu vernichten, Unterthanen des Königs, von denen viele ihm noch eifrig zugethan, zu Hunderten in die Luft zu ſprengen, zu einem Plane dieſer Art bietet nur ein Verworfener die Hand, und nur ein Ungeheuer konnte ihn entwerfen!“

Ein heftiges Murmeln lief durch den Kreis der Offiziere. Valdes wollte ſprechen; doch in dieſem Augenblicke trat Guevara hart an Viglius.

„Mir das?" ſchrie er; „mir, Eurem Chef?— Ihr ſeid Arreſtant! Gebt mir Euer Schwert! —"

Nie hatte der Hauptmann noch Verhaft gelitten; bis jetzt hatte er es ſtets für unmöglich gehalten, daß ihn dergleichen treffen könne.— Die Ueberraſchung, jener Streit, vielleicht auch der, heut häufiger als ſonſt genoſſene Wein, ſteigerten ſeinen Zorn faſt bis zur Beſinnungsloſigkeit.

„Euch mein Schwert?" rief er wüthend. „Nimmermehr ſoll Eure Hand es beſudeln! — Dem Feldherrn will ich es übergeben!" — Grimmig riß er es vom Gehenke.

„Ich bin Euer Commandeur!" ſchrie Guevara. „Den Degen her!" — — Raſch griff er nach dem Letztern.

Wie ein Raſender faßte Viglius den Oberſten Guevara bei der Bruſt. Die Ordenskette deſſelben fiel zerriſſen zur Erde. Wüthend ſchleuderte Viglius den Degen in den Saal.

„Ergreift den Unſinnigen!" donnerte Valdes in den Lärm, und von allen Seiten drangen die Umſtehenden auf den Hauptmann ein; man trennte ihn von Guevara.

„Unglücklicher!" ſprach Valdes; „was habt Ihr begangen! Eine Kugel erwartet Euch!"

„Ihr Herren," ſprach kalt Guevara, „ſeid ſämmtlich Zeugen des Benehmens, ſo der Hauptmann Viglius von Ayta, ein ſonſt von mir ſehr geachteter Seeoffizier, ſich gegen mich erlaubte. Er hat nicht blos mit Worten, welche, als höchſt ſubordinationswidrig, die härteſte Strafe verdienten, ſich an mir, ſeinem Chef, vergangen, er hat ſich thätlich an mir vergriffen, die Kette des Alcantaraordens mir von der Bruſt geriſſen. Ich kann kaum ſagen, wie wehe es meinem Herzen thut, auf die Zuſammenberufung eines Kriegsgerichts zu dringen."

„Don Torrealta!" ſprach Oberſt Valdes zu einem jungen Offizier. „Bringt den Hauptmann nach einem Zimmer jenes Nebengebäudes und laßt durch einen Rottmeiſter und zwei Wallonen ihn bewachen!"

Der eben geſchilderte Auftritt begab ſich im Laufe ſo weniger Minuten, Alles war ſo raſch auf einander gefolgt, daß, als Viglius, der wie ein Träumender ſeinem Begleiter gefolgt war, auf ſeinem Zimmer ankam, er oft den bärtigen, mit gezogenem

Säbel wachhaltenden Reiter anſehen mußte, um ſich zu überzeugen, das Vorgefallene ſei kein Traum. Nur auf eifriges Dringen geſtattete der den Hauptmann begleitende Offizier, daß die Schildwache außerhalb der Thür aufgeſtellt werden dürfe, und ließ dann den Gefangenen allein. Längere Zeit verging, ehe es Viglius gelingen wollte, ruhig über ſein Schickſal nachzudenken, und erſt dann, als jene Erſchlaffung, welche gewöhnlich den heftigſten Gemüthserregungen folgt, eintrat, war er es im Stande. Langſam in dem weiten leeren, nur mit einem Stuhle und einem Tiſche verſehenen Gemache, ging er auf und ab. Alle die peinigenden Scenen des heutigen Tages zogen nochmals ſeinem geiſtigen Auge vorüber. Er ſah ſeinen Oheim mit der Ruhe des feſten Selbſtbewußtſeins, mitten in der von innern und äußern Feinden, Hunger und Seuchen bedrängten Stadt, im Kreiſe der Seinen, geliebt und liebend, und ſtolz verachtend die drohende Gefahr. Er ſah den tapfern Alten freundlich, ja väterlich auf den Gefangenen, den Spanier, den Bruder des feindlichen Feldherrn, blicken, und er, der Sohn der Schweſter, dereinſt der Liebling des kriegeriſchen

Greiſes, hatte wie ein Gerichteter vor ihm geſtanden; nicht offene Arme, nicht fröhlicher Händedruck hatten ihn, wie einſt, empfangen, nur Blicken des Mitleids war er beim Abſchiede begegnet! Was? fragte er ſich bitter, habe ich denn begangen? Bin ich nicht auf der Bahn der Ehre ſtets gewandelt? Was kann ſie ſo erheben über mich? Was ſie berechtigen, mich ſo von ſich zu ſtoßen? Und eine Stimme aus ſeines Buſens Tiefe antwortete ihm: es war das Gefühl des ewigen Rechts! Jene Empfindung, die ſich nicht täuſchen läßt durch hohle Worte, durch Ueberredung, glänzende Sophismen, die ſich nicht erkämpfen, erringen läßt, die mit uns lebt und ſtirbt, die eingeſchläfert, nur deſto lebendiger erwacht! Und Aurelie, die Freundin meiner Jugend, fuhr er, ſich quälend fort, ſie, die ich ſeit meinen Kinderjahren in meines Herzens Tiefen ſtets getragen, die ich verehrte wie eine Gottheit, um die ich nicht eher zu werben wagte, bis mein Name im Heere gekannt, geachtet wurde, auch ſie, ſie konnte mich ſo ſchmerzlich, ſo grauſam zu Boden treten! Und hatte ſie, ließ die vorige Stimme in ſeinem Innern ſich vernehmen, hatte Aurelie etwa unrecht, als ſie, die Tochter eines alten niederländiſchen Geſchlechts, beglückt mit Schönheit, Reichthum und Geiſtesſchätzen, berechtigt, unter den Edelſten ihres Landes zu wählen, die vernichtenden Worte ſprach: ‚Wohin wollt Ihr die Gattin führen? Ihr habt kein Vaterland!‘

„Vaterland!“ rief, aufſpringend von ſeinem Sitze, der Hauptmann; „muß dies Wort mich denn ewig mahnen? Iſt's nicht genug, daß weder Ruhm noch Ehrenketten, nicht Glück, nicht Beförderung mich erfreuten? O! nicht ungeſtraft verläßt, ja vergißt nur der Menſch das Vaterland!“

So quälte, ſo peinigte ſich Viglius fort und fort. Die Sonne war ſchon untergegangen, die Schatten verlängerten ſich, noch hatte Niemand nach ihm gefragt. Er konnte es ſich denken, daß ſeinetwegen Verhandlungen gepflogen, Beſchlüſſe gefaßt würden; das Reſultat derſelben beſchäftigte ihn ungemein. „Wird man mich dieſe Nacht noch vor meine Richter ſtellen?“ fragte er ſich; „vielleicht ſchon mit Tagesanbruch den Richterſpruch vollziehen? Wird man mich als Gefangenen nach Brüſſel ſchleppen?“ Betrachtungen dieſer Art ſtürmten unaufhörlich auf ihn ein.

Jeder Schritt des wachthabenden Soldaten erregte ſeine Aufmerkſamkeit, jedes Geräuſch ſteigerte ſeine Erwartung. Endlich dröhnten raſche Schritte den Corridor entlang. Der Offizier, welcher den Hauptmann hierher begleitet hatte, trat ein.

„Fröhliche Botſchaft, Don Carlos Ayta!“ rief der Ankommende. „Eure Sache nimmt eine beſſere Wendung! Sobald der Kriegsrath beendigt war, trug Don Francesco Eure Angelegenheit den Befehlshabern vor. ‚Zwar müßtet Ihr,‘ ſprach er, ‚ſtrenge Strafe leiden, aber die volle Strenge der Geſetze hier anzuwenden ſchiene ihm ungerecht.‘ Mit vielem Lobe erwähnte er Eurer geleiſteten Dienſte, dann Eurer Jugend, und wenn er auch, wie er meinte, Euer Benehmen nicht damit entſchuldigen wolle, ſo müßten dieſe Rückſichten doch die Strafe mildern. Auch habe der Feldzeugmeiſter, wie er mit eignen Ohren angehört, ſich während des Mahles gegen Euch einige Bemerkungen erlaubt, die nicht eben geeignet geweſen wären, von einem Manne von Ehre leicht vergeſſen zu werden. Nach langem Hin- und Herreden — und ich kann Euch verſichern, daß manchem von den Oberſten man es anſah, wie ſie dem Ränkeſchmiede es gönnten, daß Ihr ihm etwas an den Leib gerathen — nach langem Hin- und Herreden ward beſchloſſen, Euch die Wahl zu laſſen: ob Ihr bei Guevara Euch entſchuldigen und zwei Monat als ein Verhafteter auf Ehrenwort nach Alkmaar gehen, oder ob Ihr den Dienſt verlaſſen wolltet. Erſt wenn Ihr dieſe Nachſicht nicht erkennen und Euch zu keiner Wahl entſchließen würdet, ſoll von der Sache Notiz genommen, und dieſe einem Kriegsgerichte übergeben werden. So ein Thor aber werdet Ihr natürlich nun nicht ſein."

„Und was, Don Torrealta," ſprach ruhig lächelnd der Hauptmann, welcher ſchweigend bis dahin auf den Boden geblickt; „was meint Ihr, daß ich thun ſoll?"

„Wie könnt Ihr Euch noch einen Augenblick beſinnen?" rief lachend der Offizier. „Was ich und jeder der jüngern Offiziere thun würde, werdet Ihr gleichfalls thun! Euch bei dem ſonnenklaren Ausſpruche der Geſetze vor ein Kriegsgericht ſtellen zu laſſen, da müßtet Ihr toll geworden ſein. Daß Ihr, ein Hauptmann von einigen zwanzig Jahren, Befehlshaber einer Abtheilung der Flotte, der Neffe eines der mächtigſten Männer im Staate, Euren Abſchied fordern, allen glänzenden Ausſichten entſagen, in Brüſſel auf der Bärenhaut liegen, oder bei Oraniens Heere Euch über die Achſel anſehen laſſen ſolltet, iſt gleichfalls nicht zu denken. Man braucht deshalb alſo eben kein Oedipus zu ſein, um zu errathen, daß Ihr heut' Abend noch, der einmal hergebrachten Form zu genügen, dem miſerabeln Guevara einige leere Entſchuldigungen ſtammeln, morgen mit Tagesanbruch aber nach Alkmaar reiſen, dort zwei, eben nicht unangenehme Monden in Freud' und Ruhe verbringen, dann aber, lachenden Muthes und dem Tückebolde ein Schnippchen ſchlagend, rückkehren, und bei Eurer Geliebten, der ſchönen niederländiſchen Donna, auf's Neue Hahn im Korbe ſein werdet, denn geſteht es nur, was Jeder ohnehin weiß, Guevara hat darum einen Zahn auf Euch, weil Ihr ihm bei jener Dame im Wege ſteht."

„Wenn Ihr," entgegnete Viglius erröthend, „das Fräulein Stratenburg im Sinne habt, ſo iſt daſſelbe nicht meine Geliebte, wohl aber eine Dame, die ich achte und nur auf achtungsvolle Weiſe in meiner Gegenwart erwähnt wiſſen will. Deſſen ungeachtet dürftet Ihr, Don Torrealta," fuhr Viglius ruhig fort, „meinen Entſchluß nicht allzurichtig errathen haben."

„Jedenfalls muß ich Euch bitten," ſprach der Offizier, indem er zur Thür hinaus nach einem von einem Soldaten herbeigebrachten Schreibzeuge langte, „dem Feldherrn Eure Entſchließung ſchriftlich mitzutheilen, beſonders wenn Ihr, wie es ſcheint, noch Nebenbedingungen zu machen habt."

Viglius nahm ein Blatt Papier, auf welches er wenige Zeilen ſchrieb und es dann offen dem Spanier überreichte.

„Seid Ihr beſeſſen, Don Ayta?" rief der Offizier. „Ihr fordert Eure Entlaſſung? Mit einem Federzuge werft Ihr Rang, Glück und Ehrenſtellen von Euch? Bedenkt Euch! Es iſt unmöglich; Ihr dürft nicht aus dem Dienſte ſcheiden."

„Ich fürchte," ſprach der Hauptmann ſchmerzlich lächelnd, indem er das Papier zuſammenfaltete, „ich fürchte, ich bin ſchon zu lange darin geweſen!"

„Wie meint Ihr das?" fragte befremdet der Spanier.

„Laßt's gut ſein, Torrealta!" entgegnete freundlich der Hauptmann. „Befördert meine Erklärung zum Feldherrn und bittet in meinem Namen, mir baldmöglichſt den Abſchied auszufertigen. Daß er dazu ermächtigt, iſt mir bekannt. Der Boden brennt unter mir;" ſchloß er bitter. „Ich bin nicht gewohnt, Gefangener zu ſein!"

„Das ſeid Ihr nach dieſer Erklärung auch nicht mehr, Don Avta!" erwiederte der Andere. „Ich bin beauftragt, falls, wie zu vermuthen, Ihr eine Wahl treffen würdet, die Wache abgehen zu laſſen. Desgleichen werde ich für alle Bequemlichkeiten, die Ihr verlangen möget, ſorgen."

„Eine Decke zum Lager," ſprach der Hauptmann, „ein Glas Waſſer, ein Brod iſt Alles, was ich verlange. Doch meine Bitte, um Beſchleunigung der Sache, berückſichtigt Ihr aber vor Allem!"

„Da Ihr es durchaus ſo haben wollt!" entgegnete der Spanier kopfſchüttelnd und verließ mit freundlichem Händedruck das Zimmer.

Bald nach dem Abgange des Offiziers erſchien die Wache, belaſtet mit eine Menge Geräthſchaften;

ein kleines, doch ſchmackhaftes Abendbrod dampfte auf dem Tiſche; Wein blinkte in einer ſchöngeſchliffenen Flaſche, und der Rottmeiſter, nachdem er ſich nochmals nach des Hauptmanns Befehlen erkundigt, entfernte ſich mit ſeinen Untergebenen. Viglius war allein.

So einladend aber auch das kleine Mahl dem Hauptmanne winkte, ſo feurig auch der edle Xeres in der Flaſche leuchtete, es winkte und leuchtete vergebens. Jetzt erſt fühlte er ſich allein, getrennt von Allem, was ihn ſonſt mit ſo viel Liebe an Niederlands Boden gefeſſelt hatte. „Fort!“ rief er, „fort mit Tagesanbruch! Auf Englands oder Frankreichs Boden finde ich vielleicht ein anderes Vaterland!“

Es war beinahe Mitternacht. Die Kerzen waren tief herabgebrannt; ein düſteres Halbdunkel herrſchte im Zimmer. Viglius bemerkte es nicht. Verſunken in ſchmerzliche Betrachtungen ſaß er am Tiſche, das Haupt auf die Hand geſtützt. Da berührte leiſe etwas ſeine Schulter. Der Jüngling fuhr aus ſeinen Träumereien auf. Aurelie ſtand vor ihm.

„Iſt's möglich? Aurelie, Ihr?“ rief er aufſpringend, und indem er kaum ſeinen Augen traute.

„Ich komme Abſchied zu nehmen!“ entgegnete das Mädchen mit unausſprechlich ſanftem Ausdrucke.

„Ihr denket mein? Noch eine Seele giebt es, die Antheil an dem Ausgeſtoßenen nimmt?“ ſprach mit halb von Schmerz erſtickter Stimme der Jüngling.

„An wem ſollte ich wohl größern Antheil nehmen, als an dem Jugendfreunde?“ erwiederte Aurelie freundlich.

„Und Eure Härte ſeit langer Zeit?“ fragte ſchmerzlich bewegt der Hauptmann.

„Sie galt dem Feinde des Vaterlandes! Jetzt ſeid Ihr demſelben zurückgegeben.“

„Zurückgegeben?“ ſprach bitter lächelnd der Jüngling. „Sagtet Ihr nicht ſelbſt: ich hätte kein Vaterland? Das erſte Schiff bringt mich nach Frankreich oder England.“

„Wie? hör' ich recht?“ ſprach tiefbewegt Aurelie. „Der Sohn der Freiheit, der Nachkomme eines alten niederländiſchen Geſchlechts, der Träger eines in des Vaterlandes Annalen berühmten Namens will im Auslande den Glücksritter, den Abentheurer machen? Wie? Ihr, der tapfere, von Allen, die ihn kennen, hochgeachtete Krieger, wollt Eure Jugend, Eure Thatkraft ausländiſchen Fürſten für ſchnödes Gold verkaufen?"

„So will ich mich," ſprach Viglius, „zurückziehen in die Einſamkeit; dort will ich den Boden der Väter bauen und das Urtheil der Welt verlachen."

„Und weiter," ſprach Aurelie heftig, „ſoll das Vaterland nichts von Euch zu hoffen haben? Wie? ein Niederländer, gebildeten Geiſtes, edel, voll Sinn für Völkerfreiheit, ſollte die Hände müßig in den Schooß legen wollen, während das Vaterland, aus tauſend Wunden blutend, dennoch gegen den Unterdrücker kämpft? Rührt, erhebt Euch das Beiſpiel Eures Oheims, des heldenmüthigen Vertheidigers von Leiden, nicht? Er, der Katholik, kämpft muthig für die proteſtantiſche Gewiſſensfreiheit. Von Tag zu Tage rückt der Untergang ihm näher; doch nichts vermag, den ſtolzen Nacken ihm zu beugen. Ihr, der junge, in vollen Lebenskräften blühende Mann, wollt wie ein Schwächling entſagen, da Ihr, ein Starker, erſchaffen könntet?"

„Was ſoll ich thun?" fragte kopfſchüttelnd Viglius.

„Dahin Euch wenden,“ rief Aurelie feurig, „dahin, wo die Fahnen der Freiheit wehen! Wie? ſeid Ihr ein Sclave des Verhängniſſes, oder ſeid Ihr frei? Reißt Euer beſſeres Ich empor, wenn es in dieſem Sturme zu Boden ſinken will. Könnt Ihr erliegen, wenn Ihr das ſchöne Ziel, des Vaterlandes Rettung feſt in's Auge faßt? Freilich, ich kann es mir denken, giebt's Augenblicke im Menſchenleben, wo auch der Kräftige, der Starke, Edle ſein beſſeres Selbſt im Spiele der Wogen, auf dem Meere des Zufalls wähnt, dann aber nimmt er die letzte Kraft zuſammen, mit mächtigem Arme theilt er die Brandung, und ſo erreicht er feſten Grund. Ermannt Euch, Viglius, und werft ſie von Euch, die feige Reſignation! Stellt Euch auf den Platz, der Euch gebührt, neben die Beſten Eures Landes!“

„Soll ich,“ entgegnete der Hauptmann, „gegen die Truppen kämpfen, die ich ſonſt in den Kampf geführt? Soll ich gegen meinen geſetzlichen, wenn auch mißleiteten Herrſcher ſtreiten?“

„Es iſt mir,“ erwiederte Aurelie, „nicht unbekannt, daß nach altem Brauche im ſpaniſchen, wie im franzöſiſchen Heere, der Offizier nicht um ſeinen

Abſchied bittet, ſondern daß er ihn giebt; er thut es wie und wann er will. Dies habt Ihr heut gethan, und darum ſeid Ihr frei; fremd iſt Euch das ſpaniſche Heer; Ihr ſeid ein Niederländer, und Niemand hat einem ſolchen noch zum Verbrechen es gemacht, wenn er im Heere des Gegners Dienſte genommen. Für Eure zweite Bemerkung haben die Niederlande nur eine Antwort; ſie lautet: Philipp iſt nicht Souverain auf dieſem Boden; er herrſche, wie ſein Vater, nach den beſchworenen Verträgen; bricht er den Eid, ſo löſ't er auch die Bande des Unterthans.“

„Ich könnte es nicht ertragen,“ ſprach der Hauptmann nach einigem Sinnen, „wenn, angekommen bei Oranien, man Mißtrauen in mich ſetzte; dies aber würde man unſtreitig.“

„Ihr habt nicht unrecht!“ entgegnete Aurelie nach einer Pauſe. „Deſſen ungeachtet weiß ich dafür ein Mittel, das ſeine Wirkung auf Oraniens edle Seele nicht verfehlen könnte. Ich ſelbſt würde an den Fürſten ſchreiben, und dieſe Zeilen würden Euch legitimiren.“

„Ihr, Aurelie?" ſprach lächelnd und erſtaunt der Hauptmann.

„Ich!" entgegnete feſt das Mädchen. „Ich behaupte nichts, von deſſen Gewißheit ich nicht überzeugt bin. Viglius!" fuhr warm Aurelie fort; „Ihr ſeid ein Mann! Ha! wäre ich an Eurer Stelle! Könnte ich mein heißes Wollen in Thun verwandeln! Doch Ihr, Ihr könnt es. Blickt auf dies niederländiſche Volk, wie es ſo einfach iſt, ſo ſtill im Handeln und doch ſo edel, ſo voll Kraft! Seht, wie es jahrelang ſein Joch ſo ſtill getragen, und wie es, unentwürdigt durch lange Sclavenzeit, ſtolz ſeine Feſſeln brach und edel daſteht vor Europa's Augen. Welche Heldennamen zählt ſchon die Geſchichte dieſes Kampfes! Namen, die unvergänglich in den Annalen dieſes Landes glänzen werden! Geht! reihet den Euren jenen an! Oranien, ſo ſagt man überall, bereitet eine große Unternehmung. Das ſeeländiſche Hülfsgeſchwader unter Boiſot Wilhelmſon und Joſt de Moor verließ bereits Rotterdam. Leichte Schiffe dieſer Flotte ſollen recognoscirend bei Katwyk op Zee geſehen worden ſein. Auch in der Gegend der Gränze von Delft und Schieland will man Bewegungen wahrgenommen haben; eine Schanze in jener Gegend ward angegriffen, doch der Angriff abgeſchlagen. Man behauptet, ſie hätten einen Damm durchbrechen wollen.“

„In der Gegend von Delft und Schieland, ſagt Ihr?“ fragte Viglius mit großer Aufmerkſamkeit. „Das Unternehmen bezweckt den Entſatz von Leiden.“

„O, wäre dies der Fall!“ rief ſchwärmeriſch Aurelie. „O, würde die theure Vaterſtadt gerettet! Würde ſie durch Euch gerettet! Könnt' ich Euch einziehen ſehen in das befreite Leiden; ſehen, wie die Erlöſten, Freudenthränen weinend, ihren Errettern entgegen eilen! Wie glänzend hättet Ihr Alles wieder gut gemacht! Ich ſehe Euren alten ritterlichen Oheim, alle, alle die Euren, Euch freudetrunken entgegen eilen, höre ſie jubelnd Euch begrüßen, ſehe ihre Arme zum Empfange des lang Vermißten ausgebreitet! Mögt Ihr doch über die Schwärmerei lächeln;“ ſchloß endlich das Mädchen hoch erröthend, „es liegt im Herzen des Weibes, den Mann, der uns theuer iſt, alle Andern überragend, von Allen hochgeehrt zu wünſchen.“

„Darf ich,“ rief heftig der Jüngling, indem er

Aureliens Hand ergriff, „mir Eure Rede deuten, wie ſie das hoffende Herz mir auslegt?“

„Ich ſchäme mich,“ ſprach Aurelie tief bewegt, „meiner Gefühle nicht. Den Jugendfreund habe ich hochgeachtet, den Feind des Vaterlandes mußte ich haſſen, den Kämpfer für die Freiheit würde ich lieben!“

„Dann,“ rief entzückt, des Mädchens Hände an ſeine Lippen drückend, der Jüngling, „dann werde ich Euch erkämpfen, oder unter den Fahnen der Freiheit tapfer ſtreitend fallen! Ich bin entſchloſſen! Ich gehe zu Oranien!“

„Gott ſei gelobt!“ rief Aurelie in höchſter Bewegung. „Vigilius! es ſagt mir meine ahnungsvolle Seele, wir ſehen uns in Leiden wieder; Ihr werdet der Retter der Euren ſein!“

„Bezweckt Oranien, was ich denke,“ entgegnete in großer Bewegung der Hauptmann, „und ſtürmt Don Valdes binnen zwei Tagen nicht die Stadt: ſo würde ich Mittel finden, die zum Entſatze beitragen könnten.“

„So wißt Ihr es nicht?“ fragte raſch Aurelie. „Vom Sturme iſt keine Rede mehr. Die Bewegungen der rotterdamer Flotte erregten Beſorgniſſe bei dem Feldherrn; er fürchtet eine Landung. Heute, als er Anna's Betrübniß über die zu erwartenden Schrecken des morgenden Tages gewahrte, verſprach er mit echt ſpaniſcher Galanterie, die Beſtürmung auszuſetzen. Die Stadt, meinte er, müſſe in wenig Tagen durch Hunger fallen."

„Das würde der Fall ſein," entgegnete Viglius ſinnend, „wenn man nicht bald ihr zu Hülfe käme. Ein Mittel giebt es, ſie zu retten, doch ſind die Opfer, die es koſten würde, unermeßlich."

„Geht zu Oranien! ſchlagt es ihm vor!" rief heftig Aurelie. „Seine große Seele wird den Entwurf, je kühner er iſt, nur um ſo lieber dann ergreifen. Eilt morgen zu Valdes. Er ſtellt Euch Päſſe nach Brüſſel aus. Ihr wolltet Euch zu Eurem Oheim, dem Staatsrath Viglius, begeben, ſagt Ihr, und morgen Abend ſeid Ihr in Rotterdam; denn dort ſoll, wie man behauptet, Oranien angekommen ſein."

„Und mein Beglaubigungsſchreiben?" ſprach der Hauptmann lächelnd.

„Es kann Euch nützlicher werden, als Ihr denkt!" entgegnete das Mädchen, nach einer Feder greifend.

„Hier,“ ſprach Aurelie nach einer Pauſe, in welcher ſie einige Zeilen geſchrieben. „Hier nehmt! Doch nur in des Prinzen Hände gebt Ihr den Brief; bei ihm nur kann er etwas wirken.“

„Jetzt aber laßt uns ſcheiden!“ ſprach leiſe endlich das Mädchen. „Viglius! wann und wo werden wir uns wiederſehen?!“

„In unſerer Vaterſtadt, oder niemals!“ rief der Hauptmann. „Wenn ich falle, werdet Ihr mein gedenken?“

„Ihr werdet leben, hier oder dort!“ ſprach Aurelie mit Mühe einige Thränen unterdrückend.

„Und wenn wir uns auf dieſer Erde noch einmal wiederfinden ſollten?“ fragte der Hauptmann, das Mädchen bei beiden Händen faſſend; „werdet Ihr dann mein ſein?“

„Wort, Herz und Hand ſind Eins bei mir!“ entgegnete Aurelie feſt und ernſt. „Steht bei dem Lande, dann bin ich die Eure.“

Schweigend drückte der Hauptmann die Hände des Mädchens an ſeine Lippen. Mit raſchen Schritten eilte Aurelie den Corridor entlang und die Treppen abwärts.

Im Zimmer auf- und abgehend, Pläne faſſend und ſie verwerfend, durchwachte Viglius die Nacht. Kaum war die Sonne in Oſten aufgeſtiegen, als er zum Feldherrn ſich begab, ſeine Entlaſſung und Päſſe fordernd. Er fand Don Valdes ernſt, doch freundlich. In weniger als einer Stunde war das Geſchäft beendigt. Da es in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches war, daß Offiziere, ſelbſt von höhern Graden, je nachdem ihr Vortheil es erheiſchte, oft im Laufe deſſelben Feldzuges, den verſchiedenſten Parteien dienten, ſo würde es den Oberſten nicht ſehr befremdet haben, wenn auch der Hauptmann ihm offen den Vorſatz, ſich unter Oraniens Fahnen ſtellen zu wollen, dargelegt hätte. Ehe der Mittag herankam, befand ſich Viglius auf dem Wege nach Rotterdam.

Während dieſer Tage, es waren die letzten des Septembers, ſtieg die Noth in der belagerten Stadt auf's höchſte. Schon ſeit Wochen mangelte das Brot; nur Wöchnerinnen erhielten täglich ein halbes Pfund Zwieback. Die ärmere Klaſſe der Einwohner nährte ſich von Baumblättern, zerſchnittenem Leder, oder andern, theils unverdaulichen, theils ſchädlichen

Nahrungsmitteln. Pferde- oder Katzenfleiſch waren ſeltene Leckerbiſſen und nur auf den Tafeln der Reichen zu finden. Das Maaß des Jammers voll zu machen, raffte eine peſtartige Krankheit gegen ſechstauſend Menſchen dahin.

Der Mangel erzeugte indeß in der Beſatzung, welche, außer einigen wenigen Söldnern, blos aus Bürgern beſtand, von Tage zu Tage mehr Zwieſpalt, und viele geheime Anhänger der Spanier benutzten die Gelegenheit, einen Theil der Bürgerſchaft zur Widerſetzlichkeit gegen van der Werft aufzuregen.

Wir finden dieſen am zwei und zwanzigſten September früh mit Don Gaetano in freundlichem Geſpräche, in dem uns wohlbekannten Zimmer auf- und abgehend. Eifrig ſuchte der junge Mann den Bürgermeiſter zu bewegen, die weiße Fahne aufzupflanzen, und wiederholt bewies er ihm die Unmöglichkeit des gehofften Entſatzes.

„Laßt mich hinaus, edler Herr," ſchloß der Jüngling die lange Rede, „und ich ſtehe Euch dafür, mein Bruder bewilligt Euch die beſten Bedingungen."

„Und die raubgierigen Truppen," entgegnete der

Alte, „wählen, mißvergnügt wegen der unterſagten Plünderung, und wie ſie ſchon ſonſt gethan, einen Eletto, verhaften Euren Bruder, und unſer Schickſal iſt daſſelbe, als wenn die Stadt im Sturme übergeht.“

Schweigend zuckte der Spanier bei dem unwiderlegbaren Einwande die Achſeln.

Ein junger Mann von ſchönen, offenen, echt niederländiſchen Zügen trat haſtig in dieſem Augenblicke in's Zimmer.

„Was bringt Ihr mir ſo eilig, Viertelsmeiſter?“ rief van der Werft dem Eintretenden entgegen.

„Böſe Botſchaft, geſtrenger Herr!“ entgegnete der Gefragte. „Eine Rotte Taugenichtſe, funfzehn an der Zahl, faſt lauter bekannte ſchlechte Geſellen, drangen eben in's Rathhaus; ſie behaupten, Abgeordnete von dreihundert Bürgern zu ſein und fordern Lebensmittel, oder die Uebergabe der Stadt. Da ſie Euch nicht im Gerichtszimmer fanden, ſo forderten ſie den Bürgermeiſter van der Kamp auf, ſie hierher zu begleiten, und die Rotte kann jeden Augenblick hier ſein.“

„Mein Haus,“ ſprach ruhig van der Werft, indem er die Flügelthüren des Gemaches öffnete, „ſteht jedem Bürger offen."

„Deſſen ungeachtet, werther Herr," ſprach leiſe der Viertelsmeiſter, den Alten bei Seite führend, „bitte ich Euch, dem Geſindel nicht allzuſehr zu trauen. Die Meiſten von ihnen ſind ſpaniſch Geſinnte, und van der Kämp ſteht unter dieſen oben an."

„Seid ruhig, Freund!" entgegnete van der Werſt mit ruhigem Lächeln. „Sie wagen nichts; ich bin zu ſehr im Vortheil; ich habe ein gutes Gewiſſen."

„Auf jeden Fall ſorge ich für Eure Sicherheit!" ſprach beſorgt der junge Mann. „Ihr traut, bei Gott! den Elenden zu viel."

Kaum hatte der Viertelsmeiſter ſich entfernt, als ein verwirrtes Getöſe auf dem Heusflur hörbar wurde und bald darauf ein Haufen Menſchen von wüſtem, verwegenem Anſehen, der Bürgermeiſter van der Kämp mitten unter ihnen, in's Zimmer drangen. Ruhig trat van der Werſt ihnen entgegen.

„Was wollt Ihr, lieben Freunde und Mitbürger? Womit kann ich Euch dienen?" fragte ernſt, doch freundlich der Alte.

Die Ruhe des Greiſes ſchien den Haufen zu impeniren. Alles ſchwieg mäuschenſtill. Van der Kämp hob zuerſt zu ſprechen an.

„Es iſt, liebwertheſter Herr Collega," ſagte er, „eine Deputation der Bürgerſchaft, welche —"

„Brod verlangt, oder die Uebergabe der Stadt!" rief ein zerlumpter, mit einer Muskete bewaffneter Kerl, dicht an den Bürgermeiſter tretend.

„Brot," verſetzte ruhig der Alte, „habe ich blos für die Kranken und Kindbetterinnen, und die Stadt übergebe ich nicht dem Feinde."

„Ihr müßt, Herr!" ſchrie drohend der Vorige. „Eins oder das Andere müßt Ihr thun! Ihr freilich habt gut warten! Ihr habt zu eſſen, während wir Andern hungern!"

„Ich erlaube Euch, in meinem Hauſe Nachſuchung zu halten!" entgegnete noch immer gelaſſen der Bürgermeiſter. „Findet Ihr einen Biſſen Brod, oder andere Lebensmittel, ſo mache ich mich anheiſchig, die Stadt zu übergeben. Schon ſeit länger als vier Tagen ernähre ich mich und die Meinen von den Wurzeln und Kräutern meines Gartens."

„Sei dem wie ihm wolle," ſchrie ein Zweiter aus dem Haufen, „wir verlangen die Uebergabe! Euch und allen den Reichen bangt für Eure Schätze, darum wollt Ihr uns lieber Alle verhungern laſſen. Uns nimmt der Spanier nichts, wenn er auch einzieht.“

„Ja!“ brüllte der ganze Haufen; „das iſt der Grund der Weigerung!“

„Ich will nicht ſchuldig ſein an dem Tode ſo vieler Unglücklichen!“ hob van der Kämp zu ſprechen an; indem er einige Krokodillsthränen vergoß. „So leid es mir thut, mein werther Herr, ſo muß ich Euch doch ſagen, daß ich, gänzlich der Meinung dieſer edlen Bürger beipflichtend, nicht länger anſehe, daß Eure Hartnäckigkeit die Stadt in's Unglück ſtürze; deshalb erkenne ich nicht mehr Eure Befehle an, ſondern werde die Zünfte zur Berathung der Uebergabe zuſammenrufen.“

„Eidbrüchiger!“ rief zornig van der Werſt; „Ihr habt geſchworen, die Stadt bis zum letzten Hauche zu vertheidigen! Gebt mir Euer Schwert! Ich verhafte Euch im Namen der Provinzen!“

„Es thut mir leid, mein werther Herr,“ entgegnete van der Kämp, „daß ich, für dieſen vorhergeſehenen Fall, mir das Eure ausbitten muß. Ergreift den Gefangenen, Bürger!“

„Lieber todt!“ ſchrie der Alte, das Schwert entblößend. „Wer es wagt, der komme heran!“

„So ſchießt den Gefangenen nieder!“ rief van der Kämp, und zwei Böſewichter ſchlugen ihre Büchſen auf den Bürgermeiſter an.

Bis dieſen Augenblick hatte Don Gaetano ruhig den Auftritt angeſchaut, doch jetzt ſprang er voll Grimm, wie ein junger Löwe, mitten in den tobenden Haufen. Mit der linken Hand faßte er van der Kämp an der Kehle, mit der rechten ſetzte er ihm ein raſch aus dem Rocke gezogenes Stilet auf die Bruſt.

„Wage es, Ungeheuer!“ ſchrie er; „wage es, den Edlen ermorden zu laſſen, und ſo ſchwach auch dieſer Arm noch ſein mag, ſo hat er doch noch Kraft genug, Dir das Meſſer bis an den Heft in die Bruſt zu drücken. Zu Boden mit den Waffen!“ donnerte er der Menge zu; „oder ich bohre die Beſtie nieder! Kommt mein Bruder in die Stadt, ſo ſchwöre ich es, bei der Jungfrau und allen Heiligen! Ihr ſollt hängen, Einer wie der Andere!“

Der Haufen ſtand unſchlüſſig, faſt regungslos; nach und nach ſenkten ſich die Waffen. In dieſem

Augenblicke erhob ſich ein furchtbarer Lärm im Vorſaale. Athemlos ſtürzte der Viertelsmeiſter, eine Muskete in der Hand, herein; ihm folgte eine kleine Zahl bewaffneter Bürger.

„Gott ſei Dank, daß wir noch zurecht kommen!“ rief der junge Mann; „Freunde, umringt die rebelliſchen Schurken!“

„Zurück, Freunde!“ rief van der Werft den Eintretenden zu. „Laßt den elenden Wicht los, Don Gaetano! Mäßigt Euch, meine Mitbürger! Niemand rühre einen dieſer Armen, Mißleiteten an!“

Alles ſchwieg. Beide Haufen ſtanden betroffen. Ruhig ſtellte ſich van der Werft in die Mitte der Rebellen.

„Ich habe,“ ſprach er mit ruhigem Ernſte, „dem Vaterlande einen theuren Eid geſchworen, und dieſen werde ich treu und heilig halten. Hier ſtehe ich in Eurer Mitte. Wollt Ihr mich umbringen, ſo mögt Ihr es thun, und es iſt mir gleich, ob ich durch die Hand des Feindes oder durch die Eurige falle. Hier iſt mein Körper, theilt ihn unter Euch und ſättigt Euch davon, ſo weit er zureicht!“

Die Seelengröße des edlen Republikaners wirkte mit unwiderſtehlicher Kraft auf die Gemüther der rohen Menge. Zu Boden geſchmettert war der Trotz der feigen Schreier; ein großer Theil ſchlich ſtumm und beſchämt davon. Begeiſterung erfaßte die Anhänger der Freiheit. Mit Thränen im Auge und hocherhobener Hand trat ein Mann, dem ſilberweißes Haar den Scheitel deckte, aus ihrer Mitte.

„Ihr habt Recht, Herr van der Werft!“ rief er aus. „Wir Alle denken ſo wie Ihr. Noch haben wir einen linken Arm; den können wir verzehren, wenn uns hungert, denn nur den rechten brauchen wir zur Vertheidigung. Lieber übergeben wir die Stadt den Flammen und verlaſſen die rauchenden Trümmer, ehe wir die Tyrannei dieſer Henker erdulden!“

„Wir wollen mit Euch leben, mit Euch ſterben!“ rief der Haufen.

„Begebt Euch in Eure Wohnung, van der Kämp!“ hob der Alte zu dem Erbärmlichen an, welcher, ſeine Pläne ſcheitern ſehend, ſich heimlich davon zu ſchleichen ſuchte. „Vor mir ſeid Ihr ſicher; aber Oranien wird Euch richten, wenn er, ſo Gott will, als Sieger in dieſe Mauern zieht!“

Eben wollte die Menge den Bürgermeiſter van der Werft im Triumphe nach dem Rathhauſe begleiten, als Virginie durch eine Seitenthür faſt athemlos in's Zimmer ſtürzte.

„Seht! Vater, ſeht!" rief ſie, eine weiße Taube, deren Gefieder zum Theil mit Blut bedeckt war, hoch empor hebend.

„Endlich! Endlich!" ſprach hocherfreut der Alte. „Es iſt die letzte der gefiederten Boten, die ich, ehe die Stadt eingeſchloſſen wurde, nach Amſterdam geſendet, und richtig! da iſt auch der Brief!"

Während der Bürgermeiſter mit größter Vorſicht, mittelſt ſeines Dolches, einen unter dem Gefieder der Taube befindlichen, feſt zuſammengefalteten Zettel abzulöſen ſuchte, erzählte Virginie fröhlich alle Umſtände, welche ſich bei der Ankunft des niedlichen Boten zugetragen. „Ich ſah," ſprach ſie, „da ſeit geſtern das Schießen wieder einmal nachgelaſſen, aus dem Fenſter meines Giebelſtübchens. Das Neſtchen des armen Thierchens hier, in dem es, ehe es fortgeſendet worden, ſeit ein Paar Jahren gehauſ't, war leer, wie ſonſt. Eben will ich das Fenſter ſchließen, da fallen wohl zwanzig Flintenſchüſſe von der feindlichen Schanze, die man dort oben recht deutlich erblicken kann. Erſchrocken, obwohl ich weiß, daß mich in dieſer Entfernung keine Kugel treffen könnte, ſpringe ich in die Mitte des Zimmers; da auf einmal iſt es mir, als hörte ich in dem Taubenkörbchen, am obern Fenſterwinkel, etwas ſich bewegen; ich eile hin, und ſiehe da! es iſt unſer Täubchen. Wie es ſcheint, hatte es die Aufmerkſamkeit der Spanier erregt, denn in der Stadt iſt längſt kein Vogel mehr am Leben; ſie haben vermuthlich nach dem armen Thierchen geſchoſſen: ein Schenkel iſt entzwei.“

„Noch blinkt uns ein Hoffnungsſtrahl!“ hob van der Werft, nachdem er den kleinen Zettel ſtill geleſen, mit gerührter Stimme und einem Blick nach oben, an. „Bringt uns das Täubchen auch nicht den lang erſehnten Oelzweig, ſo iſt es doch der Bringer eines Lorbeerreiſes aus Oraniens Bürgerkrone, das uns der Held entſendet. Hört ſeine Stimme!“

‚Den Bürgern Leidens Ruhm und ewige Ehre!‘ las der Alte. ‚Ermüdet nicht! Noch lebt der alte

Gott! Rettung, gewiſſe Rettung bringt Euch der nächſte Nordweſt! Oranien.‘ — — —

„Freiheit oder Tod!“ riefen die Bürger, Hände und Waffen erhebend.

„Sucht dieſe Geſinnungen bei Euren Mitbürgern zu verbreiten!“ ſprach der Alte gerührt. „Ermuthigt ſie zum Ausharren; noch nie hat Oranien ſein Wort gebrochen.“

Mit freudigem Handdruck entließ er die Fröhlichen.

„Don Gaetano!“ hob nach langer Pauſe der Greis zu ſprechen an; „ich glaube nicht, daß eine niederländiſche Hand fähig geweſen, den Befehl des nichtswürdigen van der Kämp zu vollziehen; deſſen ungeachtet erkenne ich in vollem Maaße den Adel Eurer Geſinnungen. Erwartet keinen Dank, beſtehend in vielen und ſchönen Worten, doch ſeid verſichert, daß ich den Mann, der, obgleich Gefangener in dieſen Mauern, obgleich ein Spanier, ein Feind des Landes, auf ſolche Weiſe handelt, nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen weiß.“

„Was ich gethan,“ entgegnete der Jüngling, mit Wärme des Alten Hand ergreifend, „thäte jeder

Redliche in gleichem Falle, und es iſt kaum der Rede werth; doch Eins bitte ich Euch dringend: Haltet mich nicht ferner für einen Feind der Niederlande! Dies Land iſt mir befreundeter als mein Geburtsland; ſeit meiner Knabenzeit befinde ich mich darin und liebe es herzlich. Was Spanien mir gab, ich habe es abgetragen mit meinem Blute. Nicht aus Neigung wählte ich den Stand des Kriegers, und für die Zukunft erlaubt mir die Beſchaffenheit meiner Wunde ohnehin nicht mehr den Dienſt. Längſt iſt es daher bei mir beſchloſſen, welche Parthei auch das Feld behalten möge, niemals verlaſſe ich dies Land. Mein kleines Habe iſt hinreichend, mich überall zu nähren; ich bleibe hier und baue das Land!“

„So begrüße ich,“ ſprach van der Werft, den jungen Mann umarmend, „in dieſem Augenblicke den freien Bürger Hollands! Don Gaetano Valdes, Ihr ſeid kein Gefangener mehr!“

„Ihr gebt mir Viel und nehmt mir Alles!“ entgegnete in unausſprechlicher Rührung der junge Mann. „Ihr ſtoßt mich von Euch!“

„Wollt Ihr mit uns hungern?“ fragte ſchmerzlich lächelnd der Alte.

„Verhungern wenn es ſein muß!“ rief der Jüngling.

Betroffen ſah der Alte bald auf Don Gaetano, bald auf Virginien, welche laut ſchluchzend ſich nach dem Fenſter wandte.

„Bleibt!“ hob der Greis endlich nach langer Pauſe an; „und Gott möge Alles zum Beſten wenden!“

Während die Noth in der hartbedrängten Stadt den höchſten Gipfel erreichte, hatte der unſterbliche Oranien, dem das Schickſal der edlen Kämpfer ſo ſehr am Herzen lag, einen Plan entworfen, deſſen Ausführung allein ſchon hinreichend wäre, dieſem Fürſten einen Platz im Pantheon der Geſchichte anzuweiſen, wenn dies auch nur die einzige That geblieben, welche die Annalen der Niederlande von dem großen, ſo unendlich großen Manne zu erzählen hätten. Die Umgebung Leidens iſt, rings um die Stadt her, von einem Netze unzähliger Canäle durchſchnitten, das die Gewäſſer des Rheins, der Iſſel und der Maas mit der Nordſee verbindet. Obgleich die Stadt ſelbſt etwas höher als das ſie weiterhin umgebende Gelände liegt, ſo war doch dieſes Letztere, um der tiefen Lage willen, durch gigantiſche Dämme gegen den Drang der Wogen geſchützt, und jene mächtigen Bruſtwehren des Landes ſeit Jahrhunderten erhöht und erhalten worden. Dieſe, gegen die Wuth des Nordmeeres erbauten Schranken, ſo lautete der rieſenhafte, den Ständen vorgelegte Plan des Fürſten, ſollten nun durchſtochen, alle Schleuſen geöffnet, zehn Meilen Landes, welches der Fleiß der Väter dem Meere entriſſen, den Wogen wiedergegeben, und dieſe letztern gezwungen werden, eine ganze Flotte queer über das jetzt von Furchtbarkeit ſtrotzende Feſtland zum Entſatze der geängſtigten Stadt zu tragen. Mit einer Beredtſamkeit, dem ungeheuren Gedanken angemeſſen, legte der Fürſt ſeinen Plan den Ständen vor. Er verhehlte ihnen nicht, daß, nach vorläufiger Berechnung, der Verluſt an Früchten, Maierhöfen, Schleuſen, Dämmen nicht weniger als ſieben Tonnen Goldes betragen werde, ja, daß der Ausgang des ganzen, überaus combinirten und unſichern Unternehmens gewagt und zweifelhaft ſei, daß aber dieſes dennoch das einzige Mittel bleibe, die heldenmüthige Stadt aus der Gewalt des Feindes zu erretten. Niemand in der Verſammlung der Staaten vermochte der Beredtſamkeit des Mannes zu widerſtehen, der bei unzähligen Gelegenheiten ſchon bewieſen, bei ihm ſei Plan und Ausführung eins und daſſelbe. Einmüthig und in einem Sinne, der großen Alten der römiſchen Vorzeit würdig, beſchloſſen ſie, die Stadt um jeden Preis zu retten, und ſchnell ward Hand an's Werk gelegt. Nach Delft, Gouda, Rotterdam eilten raſche Boten mit den Befehlen, eine Menge Schiffe auszurüſten und in Bereitſchaft zu halten. Gegen zweihundert leichte Fahrzeuge, mit platten Dächern nach Galeerenart gebaut, wurden zuſammengebracht und mit Blendungen von doppelten Planken verſehen, die mit feuchten Säcken ausgefüttert wurden, um die Wirkung der Kanonen zu ſchwächen. Eine ſchwimmende Batterie, auf zwei zuſammengefügten Fahrzeugen ruhend und die „Arche von Delft“ genannt, war ringsum mit einer Bruſtwehr verſehen, mit Feuerſchlünden beſetzt und beſtimmt, den Paß über den Fluß Schie zu erzwingen. Zu der Maſſe der Armada ſtieß, auf dringendes Begehren Oraniens, das ſeeländiſche Hülfsgeſchwader unter Boiſot Wilhelmsſen und Joſt de Moor. Es führte hundert Feuerſchlünde und war mit achthundert Seeleuten bemannt. Bei Rotterdam lag die ganze Flotte vor Anker.

Kaum vereinigt, ging die Armada, ſobald die Dämme durchſtochen waren, unter Segel, aber nur nach unendlichen Beſchwerden, deren Beſchreibung die Geduld unſerer Leſer ermüden würde, gelangte ſie bis über den zoetermeeriſchen See und legte ſich, in der Entfernung mehrerer Stunden von der Stadt, auf einem breiten tiefen Waſſer, welches nach Zweeten läuft, vor Anker. — Weiter als bis hierher zu kommen, war unmöglich. Das Fahrwaſſer war überall zu ſeicht, die ganze Unternehmung ſchien zu ſcheitern. In voller Verzweiflung ſchrieb Boiſot an Oranien: „Nur Gott allein, welcher dem Waſſer gebieten kann, daß es ſteige, vermag hier zu helfen!“

Und er half, der ewige Helfer! Auf ſeinen Wink erhoben ſich die Wogen des Nordmeers. Sein Engel fuhr auf den tönenden Fittigen des ſtürmenden Nordweſts über die Waſſer, zur Hülfe der Unterdrückten. Die Wogen, aufgerührt im tiefſten

Grunde, bäumten ſich zu Häuſerhöhe. Stauend die Gewäſſer des Rheins, der Maas, der Iſſel und der Aa, wälzten ſie ſich wie Berge durch die Dammbrüche über das feſte Land. Ueberall, ſo weit das Auge reichte, erhoben ſich die Waſſer, dem Auge endlich nur eine milchweiße Schaumfläche, aus der die Gipfel der Bäume und Häuſer ragten, darbietend. Jetzt donnerten auf Befehl des Admirals alle Feuerſchlünde der Flotte, um den Belagerten das Zeichen zu geben, daß ſich die Retter nahten. Dumpf gab das Geſchütz von Leidens Wällen die Antwort zurück. Ein lautes: „Huſſah!“ ertönte, die Flagge mit dem Pfeilbündel flog am Hauptmaſte des Admiralſchiffes empor, und ein Kanonenſchuß vom Borde deſſelben befahl dem Vordertreffen, geführt von Schout by Nacht de Moor, die Anker zu heben. In wenig Augenblicken befand ſich die Flotte unter Segel.

Wir finden mit Sonnenaufgang des zweiten Octobers die mit nur wenig Segeln langſam und vorſichtig daher fahrende Flotte durch einen eben erſt durchſtochenen Damm in den Polder von Meerburg rückend. Ueberall ragten die Kronen einzelner Fruchtbäume oder Linden über die Fläche der Gewäſſer. Nur ein ziemlich ſchmaler, baumfreier Waſſerweg ſchlängelte ſich durch das Labyrinth, und auf dieſem, einem vormaligen Canale, ſegelte das Geſchwader. Dicht hinter einander, in einer langen Linie, fuhr Schiff an Schiff, eins das andere beinahe mit dem Boogſpriet am Spiegel berührend. Eine kleine Brigg von zwölf Kanonen ſchien indeß, zwei Kabeltaulängen vorausſegelnd, eine Ausnahme zu machen. Augenſcheinlich war das Schifflein der Wegweiſer der ganzen Flotte. An den Braſſen derſelben befanden ſich Leute, welche unaufhörlich lotheten. Die Ausrufungen: „zwei, drei, vier Faden!“ tönten fortwährend, und ein junger Mann, wahrſcheinlich der Befehlshaber der Brigg, rief dem nächſtfolgenden Schiffe, auf welchem eine Admiralsflagge wehte, durch das Sprachrohr das Ergebniß des Lothens, nebſt verſchiedenen Weiſungen zum Steuern, zu. Die lebendige Thätigkeit des jungen Mannes fiel ungemein in's Auge. Bald ſprang er vor bis zum Boogſpriet, den ſchmalen Waſſerweg überſchauend, bald war er am Back- und dann am Steuerbord, eben ſo geſchwind aber wieder auf dem Hinterdecke, ſeine Ausrufungen laut wiederholend.

Das zweite, in geringer Entfernung folgende, die Admiralsflagge tragende Schiff war ungleich größer und führte ſchwereres Geſchütz. Ziemlich bedeutend war die Anzahl der Matroſen, die auf dem Verdecke herumliefen, oder auf den Raaen und in dem Tauwerke ſtanden. Furchtbar war das Anſehen dieſer Leute. Faſt Alle trugen gräßliche Narben, als Denkzeichen der Schlachten, in denen ſie gefochten. Dieſem fehlte ein Bein, Jenem ein Arm, ein Dritter hatte nur ein Auge. Die Kleidung, die ſie auf dem Leibe trugen, war ungemein verſchieden und ſichtbarlich zum Theil aus ſpaniſcher Beute; nur in der Kopfbedeckung herrſchte eine gewiſſe Einförmigkeit. Ihre ſtruppigen Häupter deckten nämlich ungemein große, runde, kegelförmig zulaufende Hüte. Der breite Rand derſelben war auf einer Seite aufgeſchlagen, und dieſe Krämpe mit einem kleinen ſilbernen Halbmond verziert, auf dem man die Inſchrift: „Lieber türkiſch, als papiſtiſch!“ eingegraben fand.

Das Anſehen der Offiziere war wenig von dem ihrer Mannſchaft verſchieden. Faſt ſämmtlich waren es ältere Männer, und Züge, Sprache und Benehmen derſelben ließen ſchließen, daß weder Geburt noch Gunſt ihnen zu dem Range, den ſie bekleideten, verholfen habe.

Während die Armada mit nur wenig beigeſetzten Segeln langſam ihren Weg durch dieſes Waſſerlabyrinth verfolgte, gingen am Borde des Zeeduivels, ſo hieß das Schiff, welches, hinter der Brigg ſegelnd, die Admiralsflagge trug, zwei Männer langſam vom Vorder- nach dem Hinterdeck. Der Aeltere derſelben war ein Mann von ungefähr ſechszig Jahren. Er war von unterſetztem, ſtarkknochigem Baue. Die mit goldenen Franſen beſetzte Schärpe, die eben ſo verzierten weiten Stiefeln, der große, faltige, doch eben nicht allzureinliche Kragen von brüſſeler Spitzen, das reich geſtickte Wamms von lichtblauem, ziemlich verſchoſſenem Sammet, deuteten auf einen gewiſſen Rang, den man dem Alten beizulegen indeß wieder Anſtand nehmen mußte, wenn man deſſen Geſichtszüge und Manieren etwas aufmerkſamer betrachtete. Wirklich waren beide ungemein auffallend. Quer über das dunkelgebräunte

Geſicht lief eine blutrothe, faſt fingerbreite Schmarre. Der furchtbare Hieb, der ſie verurſacht hatte, war von dem rechten Auge an, die Naſe abwärts, bis zu dem linken Mundwinkel gegangen und hatte dort die Oberlippe getheilt. Nur wenig verhüllte der ſtarke graue Knebelbart die furchtbare Verletzung. Die Züge des Mannes waren plump und gemein; doch wären dieſelben, etwas erträglicher gemacht durch den freundlichen Blick der kleinen blauen Augen, im Ganzen weniger unangenehm erſchienen, hätte der Alte ſolche nicht durch fortwährendes Kauen eines gewaltigen Tabaksknäuels auf das Entſetzlichſte verzerrt. Der Begleiter des Seemanns war ein junger ſchlanker Mann von ungefähr dreißig Jahren. Seine Kleidung war ſchwarz, von feinem Tuche und nach der Mode damaliger Zeit.

„Nun, Herr Admiral!“ hob der Letztere an, „werdet Ihr bald Zutrauen faſſen? Ohne ihn wären wir ſchon zwanzig Mal ſitzen geblieben. Ich, obwohl hier geboren und erzogen, hätte Euch wenig Nutzen ſchaffen können. Die Gegend iſt durch die Waſſerfluth bis zum Unkenntlichwerden verändert.

Sich hier herauszufinden, dazu gehören Seemannskünſte!"

„Recht mögt Ihr haben; aber der Teufel traue!" entgegnete der Seemann, mit, vom Tabakkauen, ziemlich undeutlich gemachter Stimme.

„Ich wollte," fuhr Erſterer fort, „mit meinem Leben für ſeine Ehrlichkeit bürgen! Wir waren Schulkameraden, waren Freunde. Das vornehme Weſen in Brüſſel hat ihm den Kopf verdreht. Ihr wißt ja, der Staatsrath iſt ſein Oheim. Als er, das Werſt'ſche Haus verlaſſend, nach Brüſſel kam, war er ein Knabe noch. Was Wunder, daß Zureden, Ehrenſtellen und Ausſichten ihn zum ſpaniſchen Heere geführt! Wie Viele, die ſonſt dem Spanier dienten, fechten für die Provinzen!"

„Alles gut, Herr Rathsherr!" erwiederte kopfſchüttelnd der Alte, indem er ſich mit dem Arme auf eine Kanone lehnte. „In einer Stunde wiſſen wir, wie wir daran ſind. Ich will nicht läugnen, daß mein Zeeduivel, der, im Vorbeigehen geſagt, ſo lange ſeine Planken ſalziges Waſſer netzt, noch niemals eine ſo verfluchte Fahrt wie dieſe gemacht hat, daß, ſage ich, dieſer ohne den Jungen längſt feſtgefeſſen wäre, ja, ich geſtehe Euch zu, daß wir heute Nacht ohne ihn wohl zwanzig Schiffe verloren hätten; aber, Herr Waſtel, kann dies nicht Alles noch eine Falle ſein? Wie? Kann er uns nicht auf's Glatteis führen wollen, und dann erſt, wo an ein Umkehren nicht mehr zu denken iſt? Laßt uns nur erſt im Bereiche der ſpaniſchen Schanze ſein, laßt ihre Vierundzwanziger die Mäuler aufthun, dann wollen wir ſehen! Beginnt die Brigg, wie's recht iſt, auf Kanonenſchußweite zu braſſen, lothet ſie ſo ruhig fort wie jetzt, obſchon die eiſernen Bälle auf dem Waſſer tanzen, wirft ſie dann Anker und legt ſie queer, eine volle Lage auf die Señores ſpeiend, dann ſollt Ihr ſehen, wie der alte Joſt de Moor mit dem metallnen Orgelwerke des Zeeduivels den Baß zu der begonnenen Melodie bis zu dem Ende des Liedes brummen wird; doch denkt der Junge den Verräther zu ſpielen, legt er ſich unter die Kanonen der Schanze, dann — Gott ſoll mich verdammen, wenn vom Bord des Schiffes eher eine Kugel auf die Spanier fällt, bis ich die Rippen der Brigg einzeln auf dem Waſſer treiben ſehe!"

„Ihr ſeid auch allzuargwöhniſch, Herr Admiral!"

entgegnete der Rathsherr. „Ich, ein Bürger Leidens und Commiſſarius der Stadt, würde mich nicht für ihn verbürgen, wenn mir der allergeringſte Zweifel bliebe. Auch traut ihm der Fürſt ganz unbedingt.“

„Das iſt es eben, was mich wundert;“ verſetzte der Vorige. „Ich möchte wiſſen, wodurch es ihm gelungen, ſogleich das Zutrauen Oraniens zu erwerben.“

„Damit kann ich Euch dienen, Herr Admiral,“ entgegnete der junge Mann. „Nachdem er dem Prinzen ſeine Lage, den Streit, den er mit einem ſeiner Vorgeſetzten —“

„Schnickſchnack!“ rief der Alte. „Ein abgedroſchenes Mährlein! Er hat es mir auch erzählt, aber mich ſoll der Henker holen, wenn ich es glaube.“

„Nachdem,“ fuhr ruhig der Rathsherr fort, „er ihm dies Alles erzählt, übergab er dem Fürſten einen Brief von einer jungen Dame, die Oranien kennt und ungemein hochſchätzt, und die ſich mit Habe und Leben für den Hauptmann verbürgen will.“

„Ein Zeugniß von einem Mädel?“ ſchrie der Seemann mit einem Lachen, welches, in Gemein=

ſchaft mit dem in ſeiner linken Wange befindlichen Tabaksknäuel, ſeine Züge auf eine erſchreckliche Weiſe verzerrte. „Nun, nehmt's nicht übel, Herr Waſtel! wenn Ihr, ein junger Mann, auf ſolche Bürgſchaften etwas gebt, ſo ſoll es mich weiter nicht Wunder nehmen, daß aber der Fürſt — ha, ha, ha, — nun wenn der auf Zeugniſſe dieſer Art Beförderungen vornimmt, ſo werden die Fähndriche und Lieutenants bald mit ganzen Säcken voll angeſchritten kommen! Wir alten Meergeuſen dürften allein etwa nicht auf beſonderes Avancement zu rechnen haben.“

„Die Dame, von der die Rede iſt,“ verſetzte gereizt der junge Mann, „iſt eine patriotiſche Bürgerin Leidens. Sie, Beſitzerin einer halben Million, legte den dritten Theil des Geldes auf den Altar des Vaterlandes, als dieſes in höchſten Nöthen war. Das Geld, Herr Admiral, kam gerade zu rechter Zeit; es ward verwendet, um die Mannſchaft Eurer Flottenabtheilung zu bezahlen, die wegen rückſtändigen zehnmonatlichen Soldes auseinander laufen wollte. Dieſes Mädchen iſt die Braut des Hauptmanns. Ich habe dieſe Thatſachen aus dem

Munde des Fürſten. Niemand als er weiß von der edlen That der Dame. In ſeine Hände ward das Geld geliefert. Ihr ſeht, Herr Admiral,“ ſchloß der junge Mann mit ſcharfer Betonung, „daß, wenn Ihr Eure Mannſchaft noch beiſammen habt, Ihr jener Dame einige Anerkennung ihres Werthes und, ſollte ich meinen, auch gebührende Achtung ſchuldig ſeid.“

„Hat ſie das gethan?“ ſprach mit freundlichem Grinſen und großem Phlegma der Seemann. „Nun! ’s iſt hübſch von dem Mädel! dafür ſoll ſie auch einen Seemann haben. Geſcheidter aber wär’s geweſen, ſie hätte ſich ihren Zukünftigen unter meinen Meergeuſen ausgeſucht. — — Herr Rathsherr!“ ſprach nach einer Pauſe voll Nachdenkens der Alte; „ein Viertel meines Mißtrauens habt Ihr, oder eigentlich das ſchnackiſche Ding, das Mädel, weggeräumt, und wenn ich bedenke, daß auch ich einmal nahe daran geweſen, die ſpaniſche Flagge aufzupflanzen, ſo will ich auch das zweite Viertel deſſelben fahren laſſen; die ganze letzte Hälfte aber ſchwindet erſt, nachdem die Brigg eine volle Lage auf die Señores gegeben hat.“

„Ihr hättet einſt in ſpaniſche Dienſte treten wollen?“ fragte der Vorige.

„Wie ich Euch ſage!“ entgegnete der Admiral, den zerkauten Tabaksknäuel über Bord ſchleudernd und einen andern in den Mund ſtopfend. „Es war ganz nahe daran. Ich war damals Schiffer einer kleinen Brigg, fuhr zwiſchen Holland und England hin und her, und führte mit den Zollbeamten Krieg. Ich trieb ſo, was man —“

„Den Schmuggelhandel nennt!“ half ihm der Rathsherr ein.

„Ja! den Schmuggelhandel!“ ſprach ruhig der Admiral. „Nun lag ich gerade mit meiner Brigg in Vlieſſingen, als der Spectakel in den Provinzen losging. Halt! dachte ich; da iſt was Beſſeres zu thun, als ſchmuggeln! Flugs verwandelte ich mein Handelsfahrzeug in ein Kriegsſchiff. Ich hatte lauter verwegene Kerls am Bord; den Teufel hätte ich mit ihnen aus der Hölle treiben wollen! Sie hatten ſich an den Zollbeamten eingeübt. Alles war fertig; Alles. Nur darüber war ich noch nicht im Reinen: ob ich die Thürme von Caſtilien, oder den Bettelſack der Geuſen im Wimpel führen ſolle. Am liebſten hätten ich und meine Leute uns für den letzteren entſchieden, aber die Ausſichten waren noch gar zu ſchlecht. Endlich beſtimmte mich eine Art von Wunder doch noch für den Bettelſack.“

„Ein Wunder?“ fragte erſtaunt der junge Mann.

„Ja, ſo ein halbes;“ fuhr der Vorige fort. „Ich gehe, es war eines Sonntags früh, am Hafen hin und her; da höre ich zwei Matroſen ſich in's Ohr raunen, daß in einem Waarenmagazine, ſo ganz in der Nähe lag, der gottſelige Mann, der Domine Pauker, Ihr müßt ja von ihm gehört haben, eine Predigt halten würde. Du könnteſt ja auch hineingehen! dachte ich, und die Zeit wurde mir lang; ich gehe hinein. Seht, Herr Waſtel! ich kann Euch gar nicht ſagen, welchen Eindruck der Mann auf mich gemacht. Zuerſt bewies er Euch ganz klar, daß der Papſt der Antichriſt ſei, und nicht blos der Antichriſt allein, ſondern auch das Thier mit den neun Hörnern — oder hat es deren nur ſieben; ich will die Wahl haben! — Dann ſprach er: wie Alle, die den Antichriſt und ſeine Helfershelfer, die Spanier, bekämpfen würden, diesſeits und jenſeits einen überaus großen Lohn davon tragen müßten. Und wie er Euch das Alles ſo ſchön auseinander zu ſetzen wußte! Herr! ich kann Euch gar nicht ſagen, welch' einen Eindruck es auf mich gemacht; beſonders das: von dem Diesſeits!"

„Ich kann mir's denken!" bemerkte der Andere trocken.

„Nun ſeht, Herr Waſtel!" fuhr der Admiral fort. „Kaum auf dem Schiffe angekommen, war mein Entſchluß ſofort gefaßt; ich ſteche in See, hiſſe die Geuſenflagge auf, und denſelben Abend war ſchon ein von Corunna kommendes, mit Wein beladenes Schiff in unſern Händen. Die Mannſchaft ward über Bord geworfen, unter uns geſagt: ich habe mir ſpäter manchmal ein Gewiſſen daraus gemacht, aber es geſchah ſo in der erſten Begeiſterung, und die Nacht darauf hatte der Domine Pauker ein Faß Vino tinto in ſeinem Hauſe. Aber ſeht einmal! die Brigg dort hält in ihrem Laufe inne."

„Wendet! ſteuert leewärts!" rief in dieſem Augenblicke der junge Führer derſelben. Daß es Vigilius war, erriethen unſere Leſer gleich anfangs. „Ein

Theil des Dammes auf der Backbordſeite iſt, von den Fluthen unterwaſchen, in den Kanal geſtürzt und hat denſelben zur Hälfte ausgefüllt! Wendet! Wendet! ſonſt ſitzt Ihr feſt!“

Nur mit Mühe gelangte der Zeeduivel über die gefährliche Stelle. Von Schiffe zu Schiffe pflanzte ſich die Weiſung fort.

„Das war ein Stückchen von dem Glatteiſe,“ ſprach lächelnd der Rathsherr, als das Schiff wieder in ruhigem Laufe war, „von dem Glatteiſe, welches Ihr vorhin erwähntet, Herr Admiral! Dort, wenn ich mich nicht irre, ragt ſchon die Schanze von Soeterwoude wie ein Berg am Horizonte empor. Wäre Viglius ein Verräther, ſo ſetzte er alle Segel bei und eilte dahin. Zwanzig ſpaniſche Böte, mit kühner Mannſchaft beſetzt, brächten unter ſeiner Anführung in dieſer gefährlichen Enge unſere ganze Flotte in Verwirrung.“

„Nun! nun! verſteht mich recht, Herr Waſtel!“ brummte der Alte, indem er ſeine Blicke oft nach dem voranſegelnden Schifflein ſendete. „Vorſicht iſt einmal in allen Dingen nütze. Deſſen ungeachtet bin ich weit entfernt, zu behaupten, daß der Junge gerade ein ſchwarzer Verräther ſein muß; auch will ich Euch geſtehen, daß ich ihn, ſo auf meine Weiſe, mit verfänglichen Redensarten zu erforſchen getrachtet, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er hat die Probe gut beſtanden."

„Nun, wie machtet Ihr denn das?" fragte Waſtel lachend.

„O! Ihr traut es mir nicht zu?" rief gereizt der Alte. „Mich hintergeht man nicht ſo leicht. Ich bin ein alter Haifiſch! Nun, hört mich an. — — Als der Fürſt zu Rotterdam den Hauptmann in Eid und Pflicht genommen, verſammelte er die Admirale und Capitäne. Es war nämlich den Tag vor unſerer Abfahrt. Nachdem er den Viglius uns vorgeſtellt und ihm das Commando des Briggſchiffs überwieſen, legte er uns die Angriffspläne vor, erklärte uns die Rolle, die der neue Ankömmling dabei zu ſpielen hätte, und zog ſich endlich, nachdem die Audienz beendigt, in ſeine Zimmer zurück. Kaum wandte der Fürſt den Rücken, als der Hauptmann ſich dem Oberbefehlshaber, dem Boiſot, näherte und ſich mit zierlichen Worten in deſſen Gunſt empfahl. Der nun, Ihr wißt es ja, iſt auch ſo ein Hofmann und ſpeiſ'te ihn gleichfalls mit ſchönen Worten ab; dann trat der Viglius zu mir. Er ſprach nicht viel, aber was er ſprach, hatte Hand und Fuß; ich ſelber hätte nicht beſſer ſprechen können; von der Freiheit, zum Exempel, ſprach er und von Thatenfeuer, und daß er dem Vaterlande ſeine Schuld bezahlen wolle, und ſonſt noch ſo Verſchiedenes, was ich nicht ganz verſtanden habe, was aber ganz paſſabel klang. Als er aber nun geendigt hatte, da hob ich an zu ſprechen; da konnte er merken, wen er vor ſich habe, denn da ſuchte ich ihn gleich zu fangen."

„Ihr macht mich ganz neugierig!" lächelte der Rathsherr.

„Glaub's ſchon!" entgegnete der Admiral. „Auch ich war neugierig, wie ſich der Junge aus der Affaire ziehen würde. Nun hört: ‚Herr Viglius!' hob ich an, als er ſeine Rede geendet; ‚zwei Dinge ſind möglich! Die erſte dieſer Möglichkeiten iſt: Ihr ſeid ein ehrlicher Kerl! und in dieſem Falle werdet Ihr Lob, Ruhm und Ehre, auch großen Vortheil — ich dachte an das Diesſeits des Domine Pauker — davon tragen. Die zweite Möglichkeit — hier ſah ich ihn mit einem ſchlauen Blicke an und kniff ſo das linke Auge zu, ſeht! ungefähr ſo! — die zweite Möglichkeit aber,‘ ſprach ich, ‚wäre die: Ihr ſeid ein infamer Schurke, habt Alles, was Ihr jetzt ſagtet, blos in Euren verruchten Hals gelogen und wollt uns in's Verderben ſtürzen, in welchem Falle ich wünſche: daß Euch der Teufel nächſtens holen möge! Damit aber dieſem das Geſchäft nicht allzu ſchwer falle, verſichre ich Euch, daß, wenn ich das geringſte Zeichen von Verrätherei an Euch bemerke, ich keinen Anſtand nehmen werde, Euch ſammt der Brigg ſo ſchnell als möglich in den Grund zu bohren.‘“

„Eure verfänglichen Reden waren deutlich genug!“ rief Waſtel, aus vollem Halſe lachend.

„Ja! und doch wohl überlegt!“ entgegnete der Admiral mit ſchlauer Miene. „Seht! hätte er nun mir ſeine Ehrlichkeit betheuern, ſeine höflichen Mienen beibehalten wollen: ſo hätte mir Niemand ausgeredet, daß der Viglius ein Verräther ſei; eben ſo hätte ich meinen Sinn nicht ſehr geändert, wenn er ſich zum Ausderhautfahren geberdet hätte. Sein Benehmen dabei, ich kann's nicht läugnen, hat mir am allerbeſten gefallen.“

„Und dieſes war?“ fragte der Andere.

„Das eines ehrlichen Kerls;“ entgegnete de Moor. „Erſt ſchwieg er, mich mit feſtem Blicke in's Auge faſſend; dann trat er einen Schritt näher und ſprach mit ernſtem, doch beſcheidenem Tone: ‚Herr Admiral! Worte entſcheiden nichts, bei Euch und mir. Wenn die Flagge mit dem Pfeilbunde vor den geöffneten Thoren Leidens wehen wird, dann wird ſich's zeigen, ob Ihr Recht oder Unrecht hattet, mir zu mißtrauen. Laßt Euch nicht irren, daß viele der Matroſen auf dem mir anvertrauten Briggſchiffe dienen wollen; die Leute haben unter mir gefochten. Um Eines bitte ich Euch: vergeſſet nicht, daß ſicherer Sieg ſehr oft durch Mißtrauen zur Niederlage wurde, und haltet auf's feſteſte Euch überzeugt, daß, wenn durch eine Irrung, die Gott verhüte, ein Schuß von Eurem Schiffe auf meines fällt, ich augenblicklich mich an erſteres hängen und Feuer in die Pulverkammer meines Fahrzeugs werfen werde. Die Brigg und Euer Zeeduivel, Ihr und ich, wir fliegen dann gemeinſchaftlich in die Luft!‘ — — Seht! myn Herr Waſtel! dieſe Antwort hat mir ganz abſonderlich gefallen.“

„Deutlich war ſie gleichfalls!“ lachte der Rathsherr.

„Und ſo lieb ich's!“ rief der Admiral, ſich mit der breiten dunkelbraunen Hand an die Lende ſchlagend. „Ich fürchte den Teufel nicht, Herr, wenn ich nur weiß, wie ich mit ihm daran bin; aber das Scherwenzeln und Spintiſiren kann ich nicht leiden. Darum bin ich auch dem alten Ocean ſo gut; mit dem weiß man ſogleich, wie es gemeint iſt. Wetter noch einmal! als ich in meiner Jugend Cap Horn umfuhr, die thurmhohen ſchwarzen Felſen hineinſtarrten in die See, die Sturmwinde tobten, der Albatros flog, die Wellen wie Berge ſich gegen die ſchwarzen Mauern wälzten, und der Giſcht bis an den Wimpel ſpritzte! junger Mann! da pochte das Herz des kühnen Fahrers nicht heftiger als jetzt mir an die Rippen, doch weiß der Teufel! trete ich in den Palaſt der Staaten, auf Sammet und Seide, wandle ich auf gebohntem Fußboden: ſo fühle ich alle Pulsſchläge bis in die Fingerſpitzen. — — Aber jetzt, Herr Waſtel!“ rief mit freudigem Grinſen der alte Moor; „blickt einmal dorthin! Macht die Schanze nicht eine ganz ſtattliche Miene? Seht nun!“

ſchloß er; „geht in den Raum! Ihr ſeid jetzt überflüſſig; Euer Geſchäft iſt aus.“

„Keinesweges!“ erwiederte feſt der junge Mann; „vielmehr beginnt es erſt. Der Flotte, oder dem Heere durch meine Ortskenntniß zu nützen, ſendete mich Leiden, ehe es eingeſchloſſen ward, zum Fürſten, und meine Sendung werde ich treu vollführen. Ich bleibe auf dem Deck.“

„Nun! ganz wie Euch beliebt!“ entgegnete der Alte, die immer deutlicher zu überſchauende Schanze unverwandt betrachtend. „Der Menſch muß ſeinen Willen haben; ich war auch von jeher ganz curios auf Schauſpiele dieſer Art, obgleich das Entreegeld öfters ein Arm oder ein Bein iſt. Seht! jetzt iſt die Brigg ſchon im Bereiche ihrer Kanonen, und das ſind ſtattliche Burſche; wir werden ſie gleich reden hören. Da! Da! Seht Ihr wohl, wie es in der Schanze zu wimmeln beginnt? Sie machen ſich fertig. Aha! jetzt geht's los!“ — —

Die Schanze lag in dieſem Augenblicke auf Kanonenſchußweite von der Spitze des Geſchwaders. Zwiſchen ihr und letzterem befand ſich ein klarer

Waſſerſpiegel; die Bäume, welche rechts und links zur Seite des Kanals geſtanden, ſchienen weggeräumt. Deutlich konnte man die weiten Schießſcharten der Befeſtigung erkennen. Aus zweien derſelben ſtieg in dieſem Augenblicke ein leichtes Wölkchen empor; ein Dampfknäuel fuhr aus den Oeffnungen, und es erfolgten zwei Schläge des ſtärkſten Geſchützes.

Sauſend fuhren die Eiſenballen über die Fläche der Gewäſſer, fielen wenige Klaftern von der Gallion der Brigg in die Fluthen, und der Schaum ſpritzte empor.

„Hört Ihr ſie reden, Herr Waſtel?“ rief lachend der Admiral; „die Burſchen ſprechen einen verteufelten Baß! Aber, Hölle und Teufel!“ ſchrie er jetzt; „was ſoll das heißen? Die Brigg legt bei! Seht! ſie ſteht wie eingemauert. Vorwärts! Hauptmann! vorwärts!“ — —

Die Brigg rührte ſich nicht. Geſchäftig ging ihr Führer auf dem Vorderdecke umher.

„Seid Ihr des Teufels, uns hier im Feuer aufzuhalten?“ ſchrie der Admiral auf's Neue. „Was giebt's denn? Antwort, Herr!“

„Wendet, Jungens!“ ſchrie wüthend der Admiral, als keine Antwort erfolgte, und auf ſeinen Wink rief ein Trommelwirbel die Mannſchaft an das Geſchütz.

„Ich bitte Euch, übereilt Euch nicht!“ warnte Waſtel. „Seht, dort kommt der Hauptmann auf's Hinterdeck.“

„Sie haben,“ rief Viglius herüber, „den Canal mit Baumſtämmen verſtopft!“

„Alle Wetter!“ entgegnete de Moor; „ſo bleibt uns nichts übrig, als Böte auszuſetzen und die Schanze zu ſtürmen.“

„Das ſcheinen ſie eben zu wollen!“ entgegnete der Vorige; „darum ſparen ſie ihr Feuer; ſie bohren die Böte in den Grund, ehe dieſe die Schanze erreichen.“

„Verfluchter Streich!“ rief der Admiral; „dennoch bleibt uns nichts weiter übrig.“

„Noch ein Mittel giebt's;“ entgegnete Viglius. „An der Backbordſeite iſt ein Dammbruch; er ſcheint ihnen entgangen zu ſein, ſonſt hätten ſie ihn verſtopft. Kann ich meine Brigg hindurchzwängen, ſo denke ich jenſeits Fahrwaſſer zu finden.“

„Ja!“ rief Waſtel. „Zwei Faden wenigſtens; der Polder iſt tief.“

„Ich winde mich durch die Bäume,“ fuhr Viglius fort. „Setzt Böte aus! Laßt die Brigg bugſiren. Kann ich die Schanze umgehen, kann ich ſie in der Seite faſſen: ſo iſt ſie verloren; ich beſtreiche dann Bank und Bruſtwehr. Ihr unterhaltet ſie indeß mit Feuern.“

„Thue das, Junge!“ ſchrie hocherfreut der Admiral. „Thue das, und Du wirſt Ehre davon haben! An's Werk! Setzt Böte aus! Nehmt Waffen mit!“ — —

Unter lautem Jubelgeſchrei wurden die Befehle des Admirals ausgeführt. Mit großer Mühe und nicht ohne einige Mal auf den Grund zu ſtoßen, paſſirte die Brigg die Lücke des eingeſtürzten Dammes und verſchwand bald zwiſchen den Kronen der aus dem Waſſer ragenden Bäume. Jetzt begann das Admiralſchiff ſein Feuer auf die Schanze. Es war faſt gänzlich ohne Wirkung. Die Entfernung war zu beträchtlich, auch wurde das Schießen von Seiten der Spanier nur ſchwach erwiedert. Ein erfahrener Offizier — es war der Oberſt Guevara — commandirte in der äußerſt wichtigen Befeſtigung. Nur zu bald ſah er, daß die Gefahr ihm von einer ganz andern Seite drohe. So lange es von der Fronte aus möglich war, den Weg, welchen die Brigg zu nehmen hatte, zu beſchießen, regnete es Kugeln rings um dieſelbe. Die über die Gipfel der Bäume ragenden Maſten boten ein ſicheres Ziel, wenn auch das dichte Baumlabyrinth größtentheils das Schifflein ſelbſt verbarg. Endlich trat die Brigg, in der rechten Flanke der Schanze, aus dem ſie bis dahin verhüllenden Verſtecke in den offenen Waſſerſpiegel, und ein entſetzliches Kleingewehrfeuer der Spanier begann. Stolz, wie ein Schwan, und mit eben ſolcher Ruhe, durchſegelte das Schiff den kleinen Raum. Jeder ſpaniſche Flintenſchuß erreichte das Verdeck, auf welchem Viglius, ſeine Befehle ertheilend, auf- und abging. Jetzt fiel der Anker.

Stolz ſchwenkte ſich die Brigg am Kettenkabel. Sie legte queer. Die erſte Lage ward gegeben. Das Schiff erdröhnte bis in den Kiel.

Die Hoffnungen des Hauptmanns hatten ſich nur halb bewährt. Es war ihm zwar geglückt, die Schanze zu umſegeln, er hätte ſie in der Flanke oder gar im Rücken faſſen können, aber ſein erfahrener Gegner hatte während der Zeit, welche die Brigg, um ihren Weg zurückzulegen, gebraucht, durch vorräthige Schanzkörbe den unerwarteten Angriffspunkt hinlänglich ſchützen können. Bald zeigte es ſich, daß die Hoffnung des Hauptmanns, jene Schutzwehr, mittelſt des ſchwachen Geſchützes des Schiffleins zu zerſtören, eine eitle ſei. Der Verluſt an Menſchen auf der Brigg und in den Böten war beträchtlich. Die Spanier erhoben ein Triumphgeſchrei.

„Auf, tapfere Meergeuſen!“ rief jetzt der Hauptmann; „auf! folgt mir in die Böte! Wir ſtürmen mit dem Säbel in der Fauſt!“

Ein donnerndes Huſſah war die Antwort. Die Seeleute flogen in die Böte. Bald befanden ſie ſich am Fuße der Schanze.

Ein paniſcher Schreck hatte ſich indeß der Spanier bemächtigt. Sie waren bis auf den Damm, längs deſſen man zu der Befeſtigung gelangte, zurückgewichen, und letztere befand ſich bereits in der Gewalt der Geuſen. Nun aber gelang es Guevara, ſeine Mannſchaft zum Stehen zu bringen. Wüthend drangen auf's Neue die Spanier bis in die Mitte der Schanze vor, und es begann ein furchtbares Gemetzel. Das Schießen hörte bald gänzlich auf; man focht nur noch mit Schwert und Lanze. — — In dieſem Augenblicke gewahrte Guevara den Hauptmann.

„Dort,“ ſchrie er, „dort iſt der Verräther Avta! Nehmt Euer Feuergewehr und ſchießt auf den dort; auf den mit der orangenfarbenen Feder! Tauſend Piaſter dem, der ihn erlegt!“

Mehr als zwanzig Schüſſe fielen auf Viglius. Keiner traf. Raſch ſprangen die Spanier nach einem Pulverkaſten, den Deckel von dieſem reißend; ſie eilten, ſich mit Munition zu verſehen. Jeder wollte dem Andern zuvorkommen, die tauſend Piaſter zu verdienen.

„Mir ein Gewehr, Ihr ungeſchickten Schurken!“ rief Guevara, als er den Hauptmann unverletzt ſah. Haſtig entriß er einem nebenſtehenden Soldaten ein Gewehr und ſprang auf einen zweiten, noch geſchloſſenen Pulverkaſten, der zur Seite des geöffneten ſtand.

Ein furchtbarer Knall erſchütterte in dieſem Augenblicke das Bollwerk bis auf den Grund, und warf die Hälfte der Kämpfenden zur Erde. Ein dicker ſchwarzer Rauch, in deſſen Mitte eine Flamme zuckte, deckte die Spanier wie ein dunkler Mantel. In der Höhe von ungefähr zehn Fuß über der Dampfwolke ſchwebte Guevara in der Luft. Sein Haar flatterte im Winde, die Kleider brannten; krampfhaft ſchwenkte er noch das Gewehr. Stöhnend, in Zuckungen ſank er jetzt jenſeit der Böſchung der Schanze, abwärts und verſchwand in den über ihn zuſammenſchlagenden, von ſeinem Blute gerötheten Wellen.

Die furchtbare Exploſion beider, durch einen unbekannt gebliebenen Zufall in Brand gerathener Pulverkaſten endigte, wie mit einem Zauberſchlage, den entſetzlichen Kampf. Freund und Feind irrten betäubt durch einander. In Verwirrung flohen die Spanier aus der Schanze, und Niemand dachte daran, ſie zu verfolgen. In wenig Minuten wehte die Flagge der Provinzen über dem Bollwerke.

Es war Vormittags am vierten October, als das Geſchwader der Meergeuſen dicht vor den Thoren des befreiten Leidens in zwei langen Reihen in dem Vliet vor Anker lag. Alle Schiffe flaggten, die Raaen waren bemannt, die Ufer der Canäle, die Vlietbrücke, alle Dächer, Fenſter und Balcone wimmelten von fröhlichen Menſchen; in jedem Augenblicke erwartete man den Prinzen von Oranien. Eine Deputation der Bürgerſchaft, der Stadtrath, der alte Werft an der Spitze des letztern, harrten des Fürſten an der mit rothem Tuche belegten Landungsbrücke. Endlich begannen alle Glocken zu läuten, die Kanonen des Geſchwaders donnerten, und eine ſchön geſchmückte Jacht, welche langſam die von der Flotte gebildete Waſſerſtraße heraufkam, ward von dem ſchallenden Huſſah! der Matroſen begrüßt. Jetzt betrat der große Oranien das Land. Eine unausſprechliche Rührung zeigte ſich in dem edlen Antlitze, als er die blaſſen Leidensgeſichter der Menge von einem Freudenſtrahle erhellt ſah, als Greiſe ſchluchzend auf die Kniee ſtürzten, Männer Freudenthränen weinten, Mütter ihre Kinder hoch empor hoben, und Alles ſich drängte, die Hand, das Kleid, ja nur den Teppich, den der große Mann betreten, zu berühren. Ein rothes Sammetkiſſen, auf dem die Schlüſſel der Stadt lagen, in den Händen haltend, trat van der Werſt zum Fürſten. Er wollte eine Rede beginnen. Da gewahrte er die unendliche Rührung in dem Antlitze Oraniens, und die eigne überwältigte ihn; er verſtummte!

„Gnädiger Herr!“ ſprach der Alte endlich nach langer Pauſe mit zitternder Stimme; „nehmt die Schlüſſel der durch Euch geretteten Stadt! Ihr werdet leben, in dem Herzen jedes Niederländers, Ihr und das Andenken dieſer Stunde!“ — — Thränen erſtickten des Alten Worte.

„Bahaltet die Schlüſſel, tapferer Alter!“ entgegnete gerührt der Fürſt, indem er ſie leicht berührte; „nie führte ſie noch eine würdigere Hand. Euer Name wird nicht vergeſſen werden, wenn Holland ſeine Helden nennt! Auch Ihr, tapfere

Bürger, dies ſeid verſichert, werdet bald erfahren, wie die Provinzen ihre Kämpfer ehren."

„Eine Bitte, gnädiger Herr," ſprach van der Werft, „erlaubt ſich die Stadt durch meinen Mund. Möchtet Ihr geruhen, wenigſtens zwei Tage in unſerer Mitte zu verweilen!"

„Es iſt dies meine Abſicht;" entgegnete Oranien gnädig. „Manche Wunde iſt zu heilen; möchte ich dazu beitragen können!"

„Wir haben," fuhr der Alte fort, „ſo gut es die Umſtände erlauben, den Palaſt —"

„In Eurem Hauſe will ich wohnen, Werft!" unterbrach der Fürſt den Sprechenden. „In Eurem Hauſe wird mir am wohlſten ſein. Doch bringe ich noch zwei Gäſte mit, die Ihr gleichfalls mit aufnehmen müßt; einer von ihnen kommt morgen erſt, der zweite aber iſt ſchon da."

Oranien winkte mit der Hand. Aus der Menge der Admirale und Schiffscapitaine, die dem Fürſten gefolgt waren, trat Viglius.

„Hier!" ſprach der Fürſt; „hier iſt der Eine

Eurer Gäſte; Ihr dürft ihm die Aufnahme nicht verſagen."

„Iſt's möglich, Karl!" rief, ſeine Arme ausbreitend, der Alte; „Du fochteſt für Dein Vaterland?" — —

„Und aus dem Fundamente, alter Herr!" ſprach der Admiral de Moor, den Bürgermeiſter, der den Neffen umſchlungen hielt, aus Leibeskräften auf die Schulter ſchlagend. „Ich habe es mit angeſehen! Ich war immer dicht hinterher, ich und mein Zeeduivel. Ihr erlebt Ehre und Freude an Eurem Neffen, und wenn derſelbe für ſeine Tapferkeit nicht diesſeits und jenſeits belohnt wird, ſo wird an ihm ein frommer Mann, den ich nicht nennen will, zum Hundsfott!"

„Das Diesſeits übernehme ich!" ſprach lächelnd der Fürſt; „und wollt Ihr ſehen, auf welche Weiſe, ſo findet Euch morgen bei mir zum Mahle ein, alter Moor. Ich denke, die Ehre Eures ‚frommen Mannes' ſoll ſich bewähren."

Jubelnd begleiteten Leidens Bürger den großen

Oranien nach dem Hauſe ihres tapfern Bürgermeiſters.

Während der Ueberfluß, den die Proviantſchiffe unaufhörlich nach der Stadt brachten, unter die Darbenden vertheilt ward, jede Straße ſich zum Freudenſaale, jedes Schiffsdeck zum Tanzplatze geſtaltete, war auch der Jubel im Werft'ſchen Hauſe nicht gering. Die Muhme, dieſes fromme Mütterchen, welches den Hauptmann in ſeiner frühen Jugend wie ihren Sohn gehalten, Virginie, die ihn wie ein Bruder geliebt, flogen in des Jünglings geöffnete Arme. Auch Don Gaetano war hoch erfreut. Unendlich viel hatten Alle zu fragen, zu erzählen; die wunderbare Rettung Leidens dünkte ihnen noch wie ein Traum. Am wenigſten konnte ſich Viglius an dieſem Tage dem Oheim nahen. Stundenlang befand ſich derſelbe im Cabinet des Fürſten. Leiden hatte zu ſehr gelitten, als daß es nicht der vielfältigſten Mittel und Maaßregeln bedurft hätte, um die durch das erlittene Elend zu Boden geſchmetterte Stadt auf's Neue zu erheben. Am ſichtlichſten aber half jene Hand, deren Wink den ſtürmenden Nordweſt geboten hatte, die Wellen des Nordmeers aufzuregen. Ein furchtbares Ungewitter, von einem heftigen Südoſtwinde begleitet, trieb die Waſſer aus dem Lande in's Meer zurück, und da, wo noch vor wenig Tagen haushohe Wellen ſtolze Schiffe geſchaukelt, ſah man jetzt Land; ein Ereigniß, welches, wenn es ſich wenige Tage früher zugetragen, die Rettung der Stadt unmöglich gemacht haben würde.

Erſt am Abend des folgenden Tages hatte der Fürſt alle, das Wohl der Stadt betreffende Angelegenheiten geordnet. Im Namen des Adels und der Städte Hollands bot er zum Beweiſe der Anerkennung, welche Leidens Heldenmuth verdiente, den Bewohnern derſelben die Zollfreiheit oder die Errichtung einer hohen Schule an. Die hochſinnigen Bürger wählten die letztere. Die Befehlshaber der Flotte, der Bürgermeiſter und viele der tapferſten Bürger, erhielten je nach ihren Verdienſten goldne Ehrenketten. Auf den Schaumünzen, die an denſelben hingen, ſah man das Bild des Würgengels, die Spanier verfolgend. Eine Belohnung an Geld, die ihm geboten wurde, glaubte der alte Werff ablehnen zu müſſen. Er erbat ſich dafür die Begnadigung van der Kämps, in die der Fürſt nur ungern willigte, und der die Stadt räumen mußte.

Endlich hatte der Fürſt alle, das Wohl und die Erhaltung der heldenmüthigen Stadt bezweckenden Maaßregeln getroffen und trat nun wie ein väterlicher, längſt eingewohnter Freund in die Mitte der Familie ſeines tapfern Hauswirths. Freudig ſtellte dieſer dem großen Manne die Seinen vor. Mit jener Milde, die ſelbſt ſeine Feinde an ihm bewunderten, nahm Oranien den Hauptmann Don Gaetano Valdes auf. ‚Er freue ſich,‘ ſagte er, ‚in ihm einen neuen Bürger Hollands zu begrüßen, denn als einen ſolchen habe ihn van der Werft bereits bezeichnet.‘ Auch mit Viglius unterhielt ſich der Fürſt auf's gnädigſte.

Die Zeit des Mahles kam indeß heran, und die Admirale und viele Commandeurs der Flotte fanden ſich als Geladene ein. Unter ihnen war Joſt de Moor. Freundlich ſchmunzelnd hinterbrachte er dem Fürſten eine geheime Meldung. Augenſcheinlich bezog ſich dieſe auf Viglius, denn gleich darauf winkte Oranien den Hauptmann in die Mitte der Gäſte.

„Ich habe,“ hob der große Wilhelm von Oranien zu ſprechen an, „nicht eher öffentlich Euch im Namen der Provinzen meinen Dank ausdrücken wollen, bis ich dieſen auf eine Art bethätigen könnte, die Eurem Herzen, und auch dem meinigen, die belohnendſte erſcheinen wird. Kraft meines Amtes, als Statthalter, ernenne ich Euch, für die Dienſte, die Ihr bei der Befreiung Eurer Vaterſtadt geleiſtet, zum Capitain und Commandeur eines Kriegsſchiffs vom erſten Range; desgleichen ertheile ich Euch dieſe Ehrenkette. Als einem Mann aber, der an Eurem Geſchicke immer den warmſten Antheil nehmen wird, als Eurem Freunde, gereicht es mir zur Freude, Euch zu einer Belohnung Glück wünſchen zu können, die Euch mehr als Ketten und Ehrenſtellen gilt!“ Der Fürſt winkte mit der Hand; haſtig eilte Admiral de Meer in's Nebenzimmer und kam bald mit Aurelien am Arme zurück.

„Mein Fürſt! dieſe Gnade, dieſes Glück!“ ſtammelte Viglius.

„Daß ich,“ ſprach Oranien, die Hand des Mädchens ergreifend, „ſo bald dieſe Hand in die Eure legen kann, dieſen Einfall verdankt Ihr nicht mir. Es iſt der Admiral de Moor, der ihn gehabt. Schon geſtern, bald nach unſerm Einzuge, bat er mich um Erlaubniß, in eigener Perſon unſere ſchöne Patriotin aus dem Haag zu holen, und Ihr ſeht, mit welcher Schnelligkeit, mit welchem Freundeseifer er den Auftrag ausgeführt. Hauptmann Viglius!“ ſchloß der Fürſt; „es würde meinem Herzen wohl thun, Euch und Eure ſchöne Braut zum Altare zu geleiten, aber die Sorge für das Wohl des Vaterlandes geſtattet es nicht. Nur ſelten iſt es mir gegönnt, bei Scenen des Frohſinns und des Friedens zu verweilen. Noch heute Nacht verlaſſe ich Leiden. In acht Tagen folgt Ihr mir nach Amſterdam. Das Vaterland nimmt dann auf's Neue Eure Dienſte in Anſpruch.“

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß jene Tage den Liebenden wie eben ſo viele Stunden verflogen. Am vorletzten Tage jener ſeligen Woche legte der Prieſter auf immer ihre Hände in einander; aber nicht nur Viglius und Aurelie gelobten ſich am Altare ewige Treue; auch Don Gaetano und Virginie verbanden ſich zur Durchwanderung des Lebenspfades. Van der Werft fand in dem Spanier den Sohn, den ihm das Schickſal verſagt hatte. Mit freudigem Stolze blickte er bis an das Ende ſeines Lebens auf den allgemein geachteten ritterlichen Gatten der geliebten Tochter.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Dreiundzwanzigster Band.

I. Der neunte Thermidor.
II. Wieben-Peter.

Leipzig, 1846.
Verlag von Carl Focke.

[illegible]

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Vierte Folge.

Erſter Band.

Leipzig, 1846.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Inhalt.

Seite

Der neunte Thermidor 1

Wieben-Peter . . . . 145.

Der neunte Thermidor.

Erzählung.

„Mit Menſchenwage wägen
Den Weg des Menſchen die gerechten Götter.
Nach Einſicht richten ſie, nach treugeſuchter,
Nach heißerrung'ner, ernſtbefolgter Einſicht,
Wär' gleich die Einſicht irre.“ — —

Koſegarten.

Wenn, ſtehend auf dem Forum jener ewigen Stadt der ſieben Hügel, der Reiſende ſeine Blicke auf die Ruinen richtet, an welchen tauſende unſterblicher Erinnerungen haften, ſo fühlt er ſein Herz bei dem Gedanken ſich erweitern, daß er auf einem Punkte ſich befinde, mit welchem kein anderer der ganzen weiten Erde zu vergleichen. — Hier, wie in einem Brennſpiegel, concentrirt ſich Alles, was, durch die Nacht der Zeiten herüberſtrahlend, bis zu uns drang, an jedem Steine haftet der Gedanke und jeder Fußbreit Boden erſcheint uns als der Schauplatz unvergeßlicher That. —

Wie arm erblicken wir in dieſer Hinſicht den Boden der neueren Geſchichte! — Die Schauplätze merkwürdiger Thaten liegen vereinzelt in unſerm Welttheile ausgeſtreuet, und ſelten nur ſtößt der Reiſende auf einen Geſammtplatz weltgeſchichtlicher Begebenheiten.

Einen dieſer wenigen, und unter ihnen wohl den merkwürdigſten, finden wir in Paris in den Umgebungen der Tuilerien. Hier, von der ſüdöſtlichen Ecke des Louvre längs der Galerie des Muſeums nach dem Schloſſe wandelnd, erblicken wir das Fenſter, aus dem Karl der Neunte auf die unglücklichen Hugenotten ſchoß; wie geſcheuchtes Wild drängten die Unglückſeligen dieſe Straße herauf, einzeln erliegend den Schüſſen der hölliſchen Jäger, die, vom Fanatismus befangen, nicht wußten, daß ſie ihrerſeits wieder des Teufels Wildpret wären. — Wir ſehen, weiter unſern Weg verfolgend, jenes unermeßliche Gebäude, welches ein glücklicher Eroberer einſt mit den Kunſtwerken aller Länder füllte, und erblicken in einem ſeiner Säle den Ort, wohin der edle Heinrich gebracht wurde, als an der Ecke der Straße Ferronnière ihn Ravaillacs Mordfauſt traf. Den Carrouſſelplatz überſchreitend, befinden wir uns auf dem Platze, wo ein großer Feldherr den berühmten Phalanx, welcher wohl zu ſterben, doch ſich nicht zu ergeben gelernt, gemuſtert hatte, und treten durch den Siegesbogen, durch welchen Fürſten wie durch das caudiniſche Joch in jener Unglückszeit geſchritten und von dem die Roſſe des Lyſippos, längſt gewohnt dem Sieger nur zu folgen, mit deſſen Falle entflohen.

Im innern Hofe der Tuilerien angekommen, erblicken wir zur Rechten den Pavillon Marſan; hier wohnte im Jahre 1804 Papſt Pius der Siebente, und noch zeigt man das Fenſter, an dem der ehrwürdige Greis zu ſehen war, wenn Pöbelübermuth durch wildes Rufen den müden Alten zwang, dem Volke ſich zu zeigen. Zur Linken ſehen wir den Pavillon der Flora. In dieſem Zimmer wohnte jener glückliche Soldat, der, als er im Uebermuth die Krone der Kapetinger ſich auf das Haupt geſetzt, nicht ahnete, daß in wenig Jahren von der gegenüber liegenden Brücke feindliche Kanonen, welche noch den Tag vorher bei Iſſy ſiegreich gedonnert, ihren ehernen Mund gegen die Mauern dieſes Palaſtes richten würden.

Durch das mittlere Portal des Schloſſes nach der Gartenterraſſe ſchreitend, öffnet ſich unſern, die lange Baumallee hinabſchweifenden Blicken, jenſeit des mächtigen Gartens, der Platz Ludwigs des Fünfzehnten. Hier in deſſen Mitte ſtand einſt die Guillotine, unter welcher neben Ungeheuern auch ſo viel edle und ſchuldloſe Häupter fielen, daß der Boden nicht mehr im Stande war, das vergoſſene Blut einzuſaugen.

Stehend auf der Terraſſe der Feuillants und nach dem Platze Vendôme hinunter ſchauend, ſehen wir an der Ecke der Straße Rivoli den Platz, wo die berüchtigte Reitbahn ſtand, jenes unglückſelige Gebäude, welches bis zum zehnten Auguſt dem Nationalconvente zum Verſammlungsorte diente und neben wenigen Edlen ſo viel Ungeheuer in ſeine Mauern faßte, wie ſonſt kein anderes Gebäude der bewohnten Erde.

Indem wir uns im Geiſte in jene Schreckenszeit ſetzen, ſehen wir an einem fürchterlichen Tage den Auswurf der Vorſtädte Saint Antoine und Marceau, den in unſerer Zeit im Wahnſinn verſtorbenen Santerre an der Spitze, ſich in ſcheußlicher Wuth dieſe heut' ſo friedlichen Alleen aufwärts nach dem Schloſſe wälzen. Hier, wo jetzt Maſſen ſchöngeputzter Frauen, die Vorübergehenden muſternd, auf leichten Strohſtühlen Platz genommen, ſtellte damals Weſtermann ſeine Kanonen auf. Hunderte weiblicher Hyänen warfen ſich auf die Leichname der ermordeten treuen Schweizer und jener wenigen Edlen, die Gott und ihrer Sache vertrauend, mit dem Rufe: ‚Platz für den Adel Frankreichs!‘ dem Königsgeſchlechte ihrer Väter zu Hülfe eilten und ritterlich fielen in der Vertheidigung.

Feſthaltend jenen Zeitpunkt, laſſen wir für den Augenblick ab von der Ausmalung der Momente, die uns im Laufe dieſer Geſchichte nochmals vor Augen treten werden, und betrachten dafür den politiſchen Zuſtand Frankreichs am 10. Auguſt 1792.

Die Gährung in deſſen Hauptſtadt hatte damals bereits den höchſten Grad erreicht. Die unglückliche Flucht des Königs, die Kriegserklärungen Europa's hatten alle Gemüther von einem Fürſten abgewendet, welcher einer der gütigſten war, die je auf Frankreichs Thron geſeſſen. Die jacobiniſche Hyder erhob in dieſer Zeit ihr Haupt. Ihr war es nicht genug, die vielfach entwürdigte Krone zu zertrümmern, ſie wollte das Blut des Fürſten fließen ſehen. Getränkt mit dieſem, meinte ſie, müſſe dem franzöſiſchen

Boden der Baum der Freiheit raſch entkeimen, und darum beſchloß ſie den Untergang des alten, achthundertjährigen Geſchlechts der Herrſcher. Menſchen, deren Herkunft und Erziehung etwas Beſſeres hätten erwarten laſſen, machten, von Bosheit oder Leichtſinn dazu getrieben, es mehr und mehr ſich zum Geſchäft, die öffentliche Meinung der Hauptſtadt zu vergiften, und bald war nicht mehr von dringend nothwendig gewordenen Verbeſſerungen, ſondern von gänzlichem Umſturz der Verfaſſung die Rede.

Schon mehrere Tage vor jenem unheilvollen 10. Auguſt erfüllte die Hauptſtadt eine dumpfe Stille, wie ſolche großen Natur- und Weltbegebenheiten vorauszugehen pflegt, und jeder Bewohner derſelben erwartete Ereigniſſe, deren Wichtigkeit er ahnen konnte, ohne daß er im Stande war, ſich ſelbſt von dieſer Ahnung ein hinlänglich klares Gebilde zu geſtalten.

Wir verſetzen uns nun an jenem oft genannten Tage in das, in der Straße St. Honoré gelegene Haus eines Tiſchlers, deſſen erſtes Stockwerk die ſeit einigen Jahren vom Schlage getroffene Witwe Echafſeriaux bewohnte. In einem kleinen, nach der Straße zu gelegenen Zimmer, deſſen netter Aufputz, ſo wie das in einem Nebencabinet befindliche ſchwanenweiße Vorhangbette, jenes Gemach als das Boudoir einer Dame des Hauſes verkündete, treffen wir die Bewohnerin deſſelben, die Jüngere der beiden Nichten der obengenannten Witwe.

Clotilde Schaſſeriaux war ein Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Ohne ausgezeichnete Schönheit der Züge hatte das Antlitz Clotildens doch ungemein viel Anziehendes; es lag ein mildes, ſchwärmeriſches Träumen über daſſelbe ausgegoſſen, und dieſer Ausdruck, ſo wie das hellbraune Haar, die blauen Augen gaben dem Mädchen mehr das Anſehn einer Tochter Englands oder Deutſchlands als einer Pariſerin.

Im leichten, ſchneeweißen Hauskleide, die vollen Locken nur zum Theil von einem Spitzenhäubchen bedeckt, ſaß die ſchlanke, liebliche Geſtalt vor einem Tiſchchen, auf dem eine Guitarre lag; doch unbeachtet blieb das Inſtrument, und die großen blauen Augen des Mädchens, aus denen zwei Thränen perlten, waren unbeweglich auf ein Medaillon gerichtet, welches Clotilde ſo eben aus einem niedlichen Käſtchen von Ebenholz hervorgezogen hatte. Das

Bildchen zeigte das Antlitz eines ſchönen, jungen Mannes in reichgeſtickter Uniform, mit geiſtreichen Zügen und ſchwarzem Lockenhaar. — Lange betrachtete das Mädchen das kleine, in einen dicken Goldreif gefaßte Bild, dann zog Clotilde eine glänzend ſchwarze Locke aus dem Käſtchen, küßte dieſe und legte tief aufſeufzend ſolche neben das Gemälde.

Lange hatte ſie, anſcheinend in tiefen Schmerz verſunken, dageſeſſen, bald auf die Locke, bald auf das Bild geblickt, als ſie, von Gefühlen überwältigt, haſtig nach dem Inſtrumente griff und mit leiſer, bewegter Stimme folgenden Vers eines damals beliebten Liedes ſang: *

„Un tissu de ses cheveux,
C'est le seul bien, qui me reste!
Il devrait me rendre heureux,
Mais c'est un présent bien funeste!
Vivre loin de ses amours,
N'est-ce pas mourir tous les jours?!“ —

Eben hatte Clotilde den Geſang begonnen, als in der Thüre des offenen Cabinets eine junge Dame erſchien, deren Anzug verrieth, daß ſolche jetzt von einem Gange nach Hauſe kehre. Das Aeußere derſelben war bedeutend ſchöner als das Clotildens, doch mangelte den ſtolzen, regelmäßigen Zügen jener Ausdruck der Lieblichkeit, welcher das Antlitz der Vorigen ſo anziehend machte. Das feurige Auge, das dunkle Haar, die ſchmalen, ſchön gezeichneten Augenbraunen, die graziöſe, etwas kecke Haltung, ließ die Pariſerin der beſſern Cirkel nicht einen Augenblick verkennen.

Leiſe näherte ſich die Angekommene, im Rücken Clotildens, dem Platze, wo dieſe ſaß und betrachtete lange und unbemerkt das Medaillon, welches noch auf dem Tiſche lag. Kaum hatte das Mädchen den Geſang geendet und wollte das Bildchen und die Locke in das Käſtchen packen, als ſie die Angekommene gewahrte und heftig erſchrocken aufſprang.

„Das alſo," ſprach Jene, „iſt die Urſache Deiner ſtillen Trauer? Du liebſt, Clotilde?"

Weinend fiel das Mädchen der Schweſter um den Hals.

„Du liebſt, Clotilde!" fuhr die Erſtere im vorwurfsvollen Tone fort, „und Du, Du konnteſt es mir verſchweigen?"

„Ich wagte es nicht, theure Roſa!" antwortete

Clotilde ſchmerzhaft bewegt. „Ich wagte nicht zu ſprechen."

„Weil Du," ſprach Jene heftig, „einen Feind des Vaterlandes liebſt! Kein Freund des Volks trägt dieſes Kleid!"

„Niemand," verſetzte Clotilde warm, „ehrt mehr des Volkes Rechte als dieſer Mann; er liebt die Freiheit und haßt die Pöbelherrſchaft, und ſo wie er denkt jeder Gutgeſinnte."

„Das iſt die Sprache der Ariſtokratin!" rief Roſa heftig. „Du haſt in England, wo verſteckter, doch grimmiger als in andern Ländern die Ariſtokratie die wahre Freiheit höhnt, den falſchen Syrenengeſang vernommen. In den drei Jahren, in denen Du Frankreich nicht geſehen, hat Manches ſich hier geändert; es reifte die volle Saat des Böſen, doch jetzt ſchwingt der Genius der Freiheit und der Gleichheit die Sichel zu der Ernte."

„Auch Du alſo?" ſprach ſchmerzlich, doch liebevoll Clotilde, auf die Schweſter blickend. „Jetzt kann ich mir Deine Briefe deuten. Faſt buchſtäblich ſind dies die Worte unſers Hausgenoſſen, ſo wie ich ſolche geſtern aus ſeinem Munde ſchaudernd vernahm."

„Ich theile die Geſinnungen des edlen Mannes!" verſetzte Roſa feurig. „Der Champion der Freiheit, der edle Kämpfer für eine neue Aera erſcheint er mir. Ja, ich kann und will nicht leugnen, daß er es iſt, der ſtille, ruhige, beſonnene Mann, der durch ſeine, ſtets den rechten Punkt der Sache erfaſſenden Worte, mir dieſen Sinn für Menſchenrechte und Freiheit eingeflößt."

„Du liebſt ihn, Roſa?" ſprach Clotilde, ängſtlich der Schweſter Hand ergreifend.

„Wie täuſcheſt Du Dich!" erwiederte Roſa ſtolz. „Noch kannte ich keinen Mann, den ich der Liebe werth gefunden, einer Liebe, wie dieſes Herz ſie fordert und zu erwiedern im Stande iſt. Weil Du, Du Aermſte, Schwache, das liebekranke Herz an einen Mann gehangen, weil Du Geſinnungen aufgenommen, welche ich der Tochter Frankreichs nicht würdig halten kann, ſo meinſt Du, daß in dem meinigen gleichfalls Männerliebe wohnen müſſe, wenn ich die Meinungen eines edlen Mannes wiederhole. Doch," fuhr nach einer Pauſe Roſa ruhiger fort, „laſſen wir dieſen Streit, der unſere Schweſterherzen ſich entfremden könnte. Darf ich den Namen Deines Geliebten wiſſen?“

„Edmond de Saint Alphonſe;“ entgegnete Clotilde leiſe. —

„Ein Edelmann?“ fuhr Roſa auf. „Sein Amt?“ ſetzte ſie ruhiger hinzu.

„Er iſt,“ entgegnete Clotilde, „Attaché bei unſerer Geſandtſchaft in London; dort lernte ich ihn kennen. Jetzt iſt er zurückberufen, um ein Amt am Hofe anzutreten.“

„Unglückliche!“ rief die Schweſter, „wie konnteſt Du Dich ſo bethören? Wie konnteſt Du in einer Zeit, wo ſich die, beide Stände trennende Kluft noch immer mehr erweitert, an eine Verbindung denken?“

„Ich habe,“ ſprach Clotilde, den Nacken der Schweſter ſanft umſchlingend und leiſe an ihrem Halſe weinend, „ich habe an nichts gedacht als nur an unſere Liebe!“

„Iſt er jetzt hier?“ fragte Roſa raſch. „Kann ich ihn ſprechen?“

„Ich ſah ihn,“ entgegnete Clotilde, „heute Morgen in der Kirche von Notre Dame; wir ſprachen uns nur einen Augenblick. Edmond meinte, er müſſe gleich nach dem Schloſſe; man beſorge einen Angriff; es rotteten ſich Haufen in den Vorſtädten zuſammen."

Ein furchtbarer Lärm, der immer näher zu kommen ſchien, erhob ſich jetzt auf der Straße. Beide Mädchen eilten an das Fenſter. Ein ganz eigenthümlicher Anblick erwartete ſie hier. Alle Fenſter zu beiden Seiten der langen Straße waren beſetzt mit Menſchen, welche neugierig nach dem entgegengeſetzten Ende derſelben blickten, von dem herauf ſich unter wildem Rufen und Geſang, letzterer dann und wann von kriegeriſcher Muſik begleitet, ein Pöbelhaufen drängte. Furchtbare Geſtalten, wie ſolche in Schreckenstagen dieſer Art gleichſam der Erde entſteigen, und wenn der Gräuel vollbracht, in ihre finſtern Schlupfwinkel, der Gelegenheit zu neuem Gräuel harrend, ſich verkriechen, gab es in dem Haufen. Die Mehrzahl der ſchrecklichen Menge war mit Piken, eine bedeutende Anzahl jedoch auch mit den verſchiedenartigſten Inſtrumenten ihrer Handwerke, als Beile, Aexte und dergleichen, Wenige aber mit alten, roſtigen Musketen, zum Theil ſchlecht genug bewaffnet. Die rußigen Fäuſte und der lederne Schurz machte die Meiſten als Arbeiter aus den Vorſtädten Saint Marceau und Antoine kenntlich; doch bezeichneten die dunklen Geſichter, die wilden Blicke, vor Allem aber die rothe wollene Mütze, die an der Spitze der Rotte Einherziehenden als Provençalen. Es waren jene Marſeiller Banden, die der feurige Barbaroux aus ſeiner Vaterſtadt zum Umſturze des Königsthrones nach Paris gerufen. Mitten in dem Haufen ſah man furienartige Weiber, deren Mehrere, von Branntwein glühend, ſich an die beiden Kanonen von ungleichem Caliber, welche dem Menſchenknäuel vorangezogen wurden, geſpannt, und deren heiſere Stimmen man in dem hundertfältigen Rufe: ‚Vive la nation! à bas le tyran! — à bas Madame Veto!' — deutlich unterſchied.

Eben war die Spitze des Haufens vor dem Fenſter, aus dem die beiden Mädchen ſahen, angekommen, als der vor der Colonne zu Pferde daherziehende Anführer derſelben, ein dicker, koloſſaler Mann mit breitem nichtsſagendem Geſicht, das noch durch einen allzugroßen Mund und einige Warzen in deſſen Nähe widrig erſchien, ſein Roß parirte und Roſa'n, welche ihn als einen Bekannten grüßte, freundlich mit dem Säbel ſalutirte.

„Iſt Ihr Hausgenoſſe daheim?“ ertönte die Frage des Anführers aus dem Lärm.

„Nein, Bürgergeneral!“ rief Roſa abwärts. „Schon ſeit frühem Morgen iſt er im National-Convent!“

„Schade!“ rief der Fremde. „Ich hätte ihn gern geſprochen, ehe wir den Tyrannen und die Adels- und Schweizerbrut, die ihn vertheidigt, unter den Trümmern des Schloſſes begraben! — Adieu, ſchöne Republikanerin!“

„Vive la beauté! vivent les belles citoyennes!“ rief der Haufe und die Rotte zog vorbei.

„Wer war dieſer Mann?“ fragte Clotilde neugierig und ängſtlich.

„Der General Santerre!“ entgegnete Roſa.

„Santerre?“ verſetzte Clotilde. „Ich hörte noch niemals dieſen Namen unter denen der franzöſiſchen Generalität.“

„Es iſt,“ ſprach Roſa in einiger Verwirrung, „eigentlich ein Brauer aus der Vorſtadt Saint Antoine, und dieſe ernannte ihn zu ihrem Commandanten. — Aber höre!" ſetzte ſie raſch hinzu, „ertönt nicht die Sturmglocke von Notre Dame?"

„Ja wohl!" entgegnete Clotilde angſtvoll. „Höre nur! auch die von Saint Geneviève, und jetzt noch mehrere!"

Immer weiter verbreiteten ſich die traurigen Töne, und bald geſellte ſich zu ihnen das Rollen des Generalmarſches. Eine ängſtliche Stille von ungefähr einer halben Stunde folgte. Jetzt erhob ſich auf der Straße ein neuer Lärm, und eben wollte Roſa ſich nach der Urſache deſſelben erkundigen, als nach der Richtung der Tuilerien hin einige Kanonenſchüſſe krachten und ein heftiges Kleingewehrfeuer begann.

„Was geht denn vor?" rief Roſa auf die Straße hinab einer Nachbarin zu, die neugierig vor der gegenüber befindlichen Hausthür ſtand.

„Die Föderirten greifen das Schloß an!" rief Jene zurück. „Der König hat ſich mit ſeiner Familie entfernt und in den Schutz der Nationalverſammlung begeben. Dieſe ſoll eben ſeine Abſetzung ausgeſprochen haben. Da die Schweizer nicht die Tuilerien räumen wollen, ſo haben die Vorſtädter geſchworen, daß nichts, was athmet, in dieſen übrig bleiben ſoll.“

„Und Edmond iſt im Schloſſe!“ rief Clotilde zurück in die Mitte des Zimmers ſpringend, indem ſie verzweifelnd die Hände rang. „Die Wütheriche! ſie werden ihn ermorden! Roſa! ich bitte Dich, gieb mir meinen Mantel!“

„Clotilde, beſinne Dich!“ rief Jene, ihr den Weg nach dem Cabinette vertretend. „Sage doch um Gottes willen! was denkſt Du zu beginnen?“

„Mit ihm zu ſterben, wenn ich ihn nicht retten kann!“ rief Erſtere in Verzweiflung. „Wie könnte ich länger leben, wenn er ſtirbt! — Fort! halte mich nicht auf!“

„Nicht von der Stelle!“ entgegnete die Schweſter. „Du biſt ganz außer Dir! Du kannſt nur untergehen, ohne etwas zu ſeiner Rettung beizutragen!“

„Kein Wort mehr!“ ſchrie Clotilde. „Halte mich nicht auf! — ich ſtürze mich aus dem Fenſter!“

„Raſende!“ rief die Schweſter. „Du retteſt ihn nicht und ſtirbſt mit ihm!“

„Das iſt mein Wille!“ entgegnete Clotilde wild. „Beſſer, mit ihm ſterben als ohne ihn leben!“

Die Verzweifelnde am Arme faſſend, ſtarrte Roſa die Schweſter an. So war ihr dies ſonſt ſo ſanfte Geſchöpf noch nie erſchienen. Schon wollte Roſa um Hülfe rufen, da bedachte ſie, daß offene Gewalt doch in der Länge nicht im Stande ſei, Clotilden vor der Ausführung irgend eines verzweifelten Vorſatzes zu bewahren; ſie bedachte, daß gerade Ausbrüche ſolcher Art, wenn es bis dahin erſt gekommen, bei ſanfteren Seelen, ruhig leidenden Gemüth[illegible] bei weitem ſchwerer zu gewältigen ſind, als Seelenſtürme lebhafterer Charaktere, und Roſa's Entſchluß war ſchnell gefaßt.

„Ich werde Dich begleiten!“ ſprach feſt das Mädchen; „wo Du bleibſt, bleibe ich auch! Dein Schickſal iſt das meine!“

„Nein, nein! Du darfſt nicht!“ rief Clotilde.

„Es bleibt dabei!“ ſprach Roſa kalt. „Suchſt Du den Tod, ſo finde ich ihn gleichfalls!“ Ruhig warf das Mädchen den Mantel um.

Wie auf Sturmesflügeln eilten die beiden Schweſtern die Straße St. Honoré hinab und bogen dann rechts in eine Seitengaſſe, die ſich in die Straße Rivoli ausmündet. Längs der Terraſſe der Feuillants ſich durch die zahlloſen Menſchenmaſſen drängend, gelangten ſie endlich bis zu der Ecke der Straße Richelieu, von welcher ſich ein Blick auf den Carrouſſelplatz ihnen öffnete; doch welch' ein Anblick erwartete ſie hier! Zwei lange Gebäude, ehemals Wohnungen der bedeutendſten Hofbeamten, ſtanden in vollen Flammen; die im inneren Hofe der Tuilerien befindlichen Baracken der Schweizer boten nur noch einen glühenden Trümmerhaufen dar. Das Schloß war bis an's Dach geplündert, die koſtbarſten Meubles zerſchlagen und zu den Fenſtern hinausgeſtürzt. Große Haufen derſelben waren auf dem Carrouſſelplatze aufgethürmt. Die Plünderer hatten ſie angezündet und tanzten um dieſe Freudenfeuer, indem ſie ſich in den köſtlichen Weinen, die zum Theil aus ſilbernen Nachtgeſchirren getrunken wurden, berauſchend, die Marſeillaiſe brüllten. Den fürchterlichſten Anblick gewährte indeß das Schloß. Ueberall ſah man die Spuren der Kanonen- und Flintenkugeln. Alles, was in dem Schloſſe lebte, war erſchlagen. Der Schuhputzer wie der Ofenheizer hatten ſo wenig wie der erſte Kammerherr dem allgemeinen Morden entrinnen können. Auf allen Treppen, in allen Gängen rieſelte das Blut der Erſchlagenen, lagen Haufen von Leichnamen aufgethürmt. Weibliche Ungeheuer trugen triumphirend einzelne blutende Gliedmaßen im Gepränge umher.

Der ganze Carrouſſelplatz glich einem Höllenſchlunde, in welchem, bei dem falben Wiederſcheine der Flamme, Legionen Teufel ihre hölliſchen Feſte feiern.

Wir verlaſſen den Schauplatz des Schreckens und we[illegible] uns zu den beiden Schweſtern, die wir an der [illegible]e der Straße Richelieu wiederfinden.

Das Gedränge erlaubte ihnen nicht weiter vorwärts zu gelangen, und Roſa ſpähte nach allen Seiten, um wo möglich den General Santerre zu erblicken, durch den ſie Edmonds Rettung, wenn ſolche noch möglich wäre, zu bewirken hoffte.

Auf einmal erhob ſich unweit des Pavillon Marſan ein Getümmel. Ein kleiner Trupp entwaffneter Schweizer, kenntlich an den rothen Uniformen, ſtürzte mit Windeseile die Straße herab; wie eine Meute zur Jagd abgerichteter blutgieriger Panther, folgte ihnen mit furchtbarem Gebrüll eine Rotte

Mordgeſindel; mit jedem Schritte erlag einer der Fliehenden ſeinen Mördern, und auch der Letzte des Häufleins ſtürzte unweit der beiden Mädchen, von einem Pikenſtoße durchbohrt, zu Boden.

„Welche Verbrechen begeht man in Deinem Namen, o heilige Freiheit!“ rief Roſa, das große Auge gen Himmel richtend. „Himmelstochter! wirſt Du es auch vergelten?“

Clotilde hatte ſchaudernd ihr Geſicht am Buſen der Schweſter verborgen; jetzt ſah ſie auf und — ſank ohnmächtig mit dem Ausrufe: ‚Edmond!‘ [illegible] den Steinſitz vor der Thür des Hauſes.

Ein junger Mann von hohem, edlem Wuchſe, ſchwarzlockig und von ſchönen Zügen, gekleidet in einen dunkelblauen Frack, eilte die Straße abwärts. Ihn verfolgten zwei Pikenmänner und eine halbtrunkene Furie, deren Kleidung die Dame der Halle verkündete und die in der vom Blute der Gemordeten geröthheten Fauſt, an welcher zwei geraubte Brillanten blitzten, einen mächtigen Säbel ſchwang.

Mit Blitzesſchnelle ſprang Roſa in die Mitte der Straße, ergriff den Fliehenden am Arme und riß ihn auf die Steinbank an Clotildens Seite, ſich ſchützend vor Beide ſtellend.

Die Mörder ſtürmten jetzt heran.

„Zurück, Ungeheuer von einer Ariſtokratin!“ rief die Furie. „Du willſt den Sclaven des Tyrannen ſchützen? Nimm das zum Lohn!“ Wüthend ſchwang ſie das Mordgewehr.

„Ariſtokratin ſelbſt, wenn Du den Bürger verletzeſt!“ rief Roſa, dem Weibe in den Arm fallend und ihr den Säbel raſch entreißend. „Brave Marſeiller, rettet den Bürger! Ihr irret Euch, wenn Ihr ihn für einen Feind des Volkes haltet! Er iſt mein Vetter; ich bürge für ihn.“

„Und wer bürgt für Dich, Jüngferchen?“ rief ſchäumend die Furie.

„Robespierre, Danton und Santerre!“ entgegnete Roſa raſch. „Sie kennen meine Freiheitsliebe. Aber ſeht, hier kommt ein Volksrepräſentant, er mag entſcheiden.“

Ein junger Mann von lebhaft bewegten, nicht unedlen Zügen, eine mächtige dreifarbige Cokarde am Hute und eine dergleichen Schärpe, von der Schulter abwärts nach der Hüfte, über der dunklen Kleidung tragend, wollte eben vorübereilen, da rief Roſa mit lauter Stimme:

„Bürgerrepräſentant! hier will man einen Freund der Freiheit morden; ich ſtelle ihn unter Ihren Schutz."

Raſch warf der Jüngling einen brennenden Blick auf Roſa's, im edlen Eifer erglühendes Geſicht; er trat heran.

„Ich heiße Roſa Echaſſeriaux!" begann das Mädchen; „Santerre kennt mich und ſonſt auch mehrere Repräſentanten; ich bürge für meinen Vetter."

„Gebt den Verfolgten frei! ich befehle es Euch, ich, der Volksrepräſentant Renaud Dubois!" ſprach der junge Mann, unverwandt auf Roſa blickend, die in ihrer Hoheit und Schöne, zürnend auf das Geſindel blickend, einer Göttin des Olympos glich.

„Wir gehorchen nur den Befehlen von Barbaroux!" ſprachen mit einer Art zaghaften Trotzes die Marſeiller.

„Ei, ſieh' einmal!" ſchrie die Dame der Halle. „Der feine Herr will den Sclaven retten, weil das Jüngferchen ein Paar hübſche Augen hat. Mort de ma vie! das wollen wir doch ſehen!"

„Elende!“ rief Dubois, das Weib zurückſtoßend, indem er nach dem Säbel griff, den Roſa noch immer in der Hand hielt. Die Marſeiller fällten ihre Piken.

Während dieſer Scene, deren einzelne Momente mit Blitzesſchnelle auf einanderfolgten, an der Ecke der Straße Richelieu vorging, ſchritt ein mit der Repräſentantenſchärpe bekleideter Mann ruhig über die nur wenig Schritte von jenem Orte umherliegenden Leichname der Gemordeten und blieb endlich in geringer Entfernung von der Gruppe unſerer Bekannten ſtehen. Der Fremde war ein Mann von ſechs Fuß Höhe; ſeine Körperverhältniſſe erſchienen in jeder Hinſicht koloſſal. Die Züge des breiten Antlitzes drückten plumpe Kraft und dreiſtes Selbſtvertrauen aus; es war das Antlitz des über ſein Beutefeld wandelnden Löwen. — Mit finſterm Blicke, die Arme über einandergeſchlagen, und einer Miene wie die von Drydens geſpenſtiſchem Reiter, dem an Allem, was vorgegangen, nur bald genug geſchehen, ſtarrte er eine Zeitlang den Carrouſſelplatz abwärts, dann ſich wendend, wollte er eben die Straße Rivoli aufwärts ſchreiten, als er die drohende Stellung der

Marſeiller und ſeinen Collegen Dubois gewahrte. Feſten Schrittes zu der Gruppe tretend, entriß er wie ein leichtes Stäbchen der Hand des Einen die drohende Pike; mit einem einzigen Schlage der Fauſt in das Genick des Andern ſank dieſer vor ihm zu Boden, und nun, indem der Starke ſeinen Fuß auf die Bruſt des Niedergeſtürzten ſetzte, fragte er mit einer dumpfen Stimme, welche dem Rollen des entfernten Donners glich: „Dubois, was geht hier vor?"

„Es iſt abſcheulich!" rief der junge Mann. „Das Geſindel verfolgte dieſen Bürger, den die Dame ihren Vetter nennt, und ſich auf Dich und Robespierre beruft."

„Ach Gott ſei Dank, daß ich Sie treffe, Bürger Danton!" rief Roſa, Dubois unterbrechend. „Der junge Mann hier iſt mein Vetter Alphonſe, Clotildens, meiner Schweſter Bräutigam. Er glaubte das Schloß bereits erobert und wollte quer durch den Garten nach unſerer Wohnung eilen, da wurde er für einen der Vertheidiger gehalten."

„Ei, ſieh' da! Roſa Chaſſeriaux ganz in der Nähe des Kampfes!" entgegnete Danton mit einem

Lächeln, ſo weit deſſen Züge eines ſolchen fähig waren. „Daran erkenne ich unſere ſchöne Republikanerin aus der Straße Sainte Honoré! — Der junge Mann iſt frei!" ſetzte er, zu den zitternden Marſeillern gewendet, mit Donnerſtimme hinzu. „Du, Bürgerin!" ſprach er zu der Furie der Halle, „begleiteſt die Geſellſchaft bis zu ihrer Wohnung und haſteſt mit Deinem Kopfe für ihre Sicherheit. Ihr Andern geht in's Schloß! dort findet Ihr noch Arbeit."

„Verzeihe mir, Bürgerin, wenn ich Dich beleidigte!" ſprach die Megäre zu Roſa. „Und Du," hier wendete ſie ſich zu Edmond, „nimm dieſen Kuß zum Zeichen, wie es mich reuet, daß ich Dir Angſt gemacht."

„Ich werde Sie," ſprach Dubois, „da ohnehin mich keine traurige Pflicht hier feſthält, bis zu Ihrer Wohnung begleiten. Danton, ich danke Dir!"

„Schon gut!" entgegnete dieſer. „Schöne Bürgerin, auf Wiederſehn."

Eben wollte unſere Geſellſchaft den Heimweg antreten, als ein neuer furchtbarer Lärm die Straße füllte. Schäumend vor Wuth drängten ſich ein Paar Pikenmänner durch die Menſchenmaſſe.

„Macht Platz, Bürger!“ ſchrie einer der Wüthriche. „Die verdammten Krämer von Nationalgarden aus den Sectionen Filles de Saint Thomas und Butte des Moulins, die dort am Ende der Straße aufgeſtellt ſind, wollen einen Haufen Schweizer vor der Hand des Volkes ſchützen, aber gleich werden unſere Brüder hier ſein. Ihre Kartätſchenſchüſſe ſollen die bezwungenen Tyrannenſoldner ſammt ihren Helden, die Ritter von der Elle und der Pfefferbüchſe, zugleich vernichten.“

Noch ſchrie und tobte der Unhold, als der Sturmmarſch und das: „Ça ira!“ der Marſeiller vom Carrouſſelplatz daher brüllte, und bald erſchien eine Angriffscolonne, welcher zwei Kanonen vorangingen, im Eingange der Straße. Wie ein Schwarm Vögel ſtäubte die Menſchenmenge, die die Straße bis dahin verſperrt hielt, auseinander und man erblickte am andern Ende derſelben die ſich zur Vertheidigung rüſtenden Nationalgarden.

Bis dicht an den Platz, wo unſere Bekannten ſtanden, rückten die Marſeiller vor, und unter dem furchtbaren Rufe: „Vive la nation! à bas les aristocrats!“ machten ſie ſich zum Feuern fertig.

Aengſtlich drückten ſich die Mädchen an die Mauer, nachdem ihre Begleiter, Dubois und Edmond, vergeblich verſucht hatten, ihnen einen Weg längs der Colonne der Unholde zu bahnen.

„Seid ruhig,“ ſprach Danton feſt, „es wird nicht geſchoſſen werden.“

Mit ruhigem Schritte trat er mitten in die Straße dicht vor die Mündung der Geſchütze.

„Nur über meinen Leichnam geht Euer Weg!“ rief er mit ſeiner Donnerſtimme den ſtutzenden Marſeillern zu. „Erſt müſſen Eure Kugeln mich niederſtrecken, ehe ſie die Nationalgarden erreichen können!“

„Es lebe Danton, der brave Danton!“ ſchrien Einige.

„Zurück, Repräſentant!“ riefen Andere. „Die Sclaven müſſen ſterben!“

„Der König iſt abgeſetzt! das Volk iſt Souverain!“ rief Danton laut. „Ich, das Organ des Souverains, befehle Euch Ruhe.“

„Du,“ ſprach er zu einem der wüthendſten Anführer des Pöbels, „wirſt, unter der Bedeckung einer Section Deiner Colonne, die gefangenen Schweizer nach den Gefängniſſen des Luxembourgs begleiten —

ihre Häupter dürfen der Guillotine nicht entzogen werden."

„Recht!" riefen die Wüthriche, „Danton hat Recht! Sie ſollen nicht die Ehre haben, von unſerer Hand zu ſterben!"

„Folgt mit, Bürger!" ſprach der Letztere ruhig, und fort zog der Schwarm.

„Kommt, lieben Kinder!" ſprach luſtig jetzt die Megäre, die noch immer bei unſerer Geſellſchaft geblieben war. „Du, Bürger-Repräſentant, giebſt den beiden Jüngferchen den Arm und eröffneſt den Zug mit Deiner dreifarbigen Schärpe! ich, ich führe hier an meiner Linken den hübſchen Jungen, und mit dem Säbel decke ich Euch den Rücken; ſo ſieht das Ganze recht reſpectabel aus, und — mort de vinaigre! den will ich ſehen, der uns nicht aus dem Wege geht."

Unangefochten gelangten die Mädchen und ihre Begleiter in ihre Wohnung. Nur mit Mühe konnten ſie ſich der Umarmungen der Unholdin erwehren, welche unter Betheurungen ewiger Freundſchaft an der Hausthür Abſchied nahm. Die Männer begleiteten die Mädchen in ihre Wohnzimmer, und Dubeis bat um die Erlaubniß, auch in Zukunft ſeine Beſuche fortſetzen zu dürfen. Gern ward dieſe zugeſtanden. Roſa fühlte ſich von dem ganzen Weſen des ſchönen, jungen Mannes ungemein angezogen, auch glich die politiſche Denkweiſe deſſelben genau der ihrigen. Jung, reich, entſproſſen einer angeſehenen Familie des Bürgerſtandes, hatte er ſchon in ſeiner Vaterſtadt Orleans die damals tauſende feuriger Gemüther ergreifenden Grundſätze eines ſchwärmeriſchen Republikanismus eingeſogen. Erwählt zum Deputirten des dritten Standes ſeiner Provinz, eilte er nach Paris. Wer wollte mit dem jungen Manne rechten, wenn er mit einem Feuer, welches viel edle Herzen, ſelbſt in unſerm kältern Vaterlande, entzündet hatte, den Irrthum mit der Wahrheit zugleich ergriff? Die Gleichheit müſſe, ſo bedünkte es ihn, ſtets Hand in Hand mit Völkerfreiheit wandeln, nach Rouſſeau's contract social erklärte er ſich der Menſchheit unverjährbares Recht; das Königthum erſchien ihm nur als Tyrannei! — Wenn heute wir die Carricaturen des Heiligen beſſer zu erkennen glauben, wenn wir das Lächerliche vom Erhabenen ſtrenger geſchieden wähnen, ſo wollen wir uns indeſſen dennoch manchmal einer Zeit, und dies zwar unſerer Zeit, erinnern, in der man Jugendkraft mit Frechheit, Volksthum mit Deutſchthümelei, unſere ſchöne, kräftige Mutterſprache mit ſüßlich-faden, holprich verrenkten Phraſen, die edle Tracht der Väter mit polniſchem Bauerkittel, auf kurze Zeit verwechſeln konnte. Gelangt zu demüthiger Selbſterkenntniß, wollen wir uns dann aber mit dem Gedanken tröſten, daß alle ſolche vom Zeitgeiſte, wenn gleich oft unter heftigen Wehen geborene Mißgeſtaltungen, nur kurze Zeit zu leben haben, daß man, wenn dieſe Zeit vorüber, mit dem, was zurückgeblieben, nicht das mindeſte Lebensſchenkende und Erhaltende mehr zu beginnen im Stande iſt, und uns des Augenblickes erfreuen, in welchem wir, wer weiß wie bald, auch die vermorſchten Gerüſte des pietiſtiſchen, des proſelytenmachenden und des verketzernden Polichinells zuſammenbrechen ſehen werden. —

Nach einem lebhaften, größtentheils nur mit Roſa geführten Geſpräch, entfernte ſich Dubois. Edmond und die Mädchen waren allein.

„Was denken Sie jetzt zu beginnen, Herr von Saint Alphonſe?“ fragte Roſa mit finſterm Blicke.

„Ich will," entgegnete dieſer, „wo möglich mich in dieſer Nacht noch aus Paris und dann nach der Bretagne, zu meinem Vater, zu flüchten ſuchen; von dort begebe ich mich nach England."

„Um Gottes willen nicht!" rief Clotilde. „Wie wäre es möglich, ohne Bürgerkarte und Paß nur eine Stunde weit zu reiſen!"

„So will ich für's Erſte ſuchen, mich bei irgend einem Freunde zu verbergen!" antwortete Edmond.

„Auch dieſes geht nicht!" ſprach Clotilde. „Welcher Königlichgeſinnte würde es wagen, die eigene Gefahr noch zu vergrößern, indem er einen Vertheidiger des Schloſſes bei ſich verſteckte?"

„Ohnehin," ſprach Edmond nach einigem Beſinnen, „würde ich mich nie entſchließen können, der eignen Rettung wegen des Freundes Leben zu gefährden. Komme es, wie es will, ich verlaſſe Paris noch dieſe Nacht."

Roſa ging heftig im Zimmer auf und ab; finſter blickte ſie dann und wann auf Edmond, welcher die weinende Clotilde zu tröſten ſuchte. Freundlich nahte ſich Erſterer nun Roſa und faßte ſanft des

Mädchens Hand. „O blicken Sie, Schweſter meiner Clotilde," ſprach er mit Wehmuth, „nicht ſo finſter auf mich! Kaum kann ich wagen, Ihnen einen Dank zu ſagen, daß Sie mein Leben mir gerettet."

„Ich muß," ſprach Roſa heftig, ihre Hand aus der des Jünglings ziehend, „den Dank des Royaliſten, des Edelmanns, der meine Schweſter ſich erwählte, um bei dieſer die müßigen Stunden zu vertändeln, von mir weiſen, weil ich ihn nicht verdiene. Nicht der Feind des Volkes war es, den ich retten wollte; nein, Herr von Saint Alphonſe! dort die Verzweifelnde wollte ich erhalten, dies jammervolle Herz beſchirmen, daß es nicht breche! Sie ſehen," ſchloß ſie kalt, „ich will und ich verdiene keinen Dank!"

„Roſa!" rief Edmond, beide Hände ſich vor die Augen preſſend. „Roſa! Sie wagten für mich das eigene Leben und jetzt zermalmen Sie mich!"

„Als Sie," ſprach Roſa, Edmond ſtarr in das Auge blickend, „als Sie, Herr von Saint Alphonſe, das erſte Wort von Liebe zu meiner Schweſter ſprachen, was hatten Sie da für eine Abſicht?"

„Clotilde kennt ſie!“ entgegnete der Jüngling feurig. „Ich dachte ihr Herz und Hand zu reichen, und könnte ich durch dringendes Bitten die Einwilligung meines achtzigjährigen, freilich in den Vorurtheilen ſeiner Zeit befangenen Vaters nicht erhalten, ſo wollte ich als Sohn mich ihm nicht widerſetzen, und dann erſt mein Verſprechen löſen, wenn ich dereinſt Herr meines Willens bin. Clotilde,“ ſchloß er, „wird es bezeugen, daß dieſes meine Erklärung war.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Roſa auf's Neue im Zimmer auf und ab, dann, raſch vor Edmond tretend, ſprach ſie: „Herr von Saint Alphonſe! ich glaube, daß Sie es ehrlich meinen! Täuſchen Sie ſich indeſſen nicht, indem Sie glauben, daß ich die Liebe meiner Schweſter billigen oder mich mit Ihnen befreunden könne. Blos damit das ſchwache Rohr nicht von Neuem und zwar auf immer zuſammenbreche, gedenke ich Sie aus der Gefahr zu retten, die Ihnen droht, doch fordere ich Ihre ganz unbedingte Einwilligung in Alles, was ich Ihretwegen zu unternehmen für gut befinden werde.“

„Wenn es nicht gegen Grundſätze“ —

„Unbedingt,“ entgegnete Roſa, „muß ich Ihre Einwilligung haben, Herr von Saint Alphonſe. Hier iſt es nicht Zeit zu zaudern und Bedingungen zu machen; das Schwert des Damokles hängt über Ihrem Haupte! Die Vertheidiger des Schloſſes ſind außer dem Geſetz erklärt.“

„O willige ein, mein Edmond!“ rief Clotilde jammernd.

„Was ſoll aus dieſer werden, wenn Sie zu Grunde gehen?“ fragte Roſa mit finſterm Blicke. „Betrachten Sie die Unglückſelige. Sie ſind es, der ſie dahin gebracht!“

„Ich willige in Alles!“ rief Edmond, Clotilden an ſich preſſend.

„So hören Sie!“ begann Roſa. „Ich habe den Gedanken“ —

In dieſem Augenblicke tönten Männertritte im Vorſaale.

„Zu ſpät!“ rief Roſa. „Bejahen Sie nur Alles, was ich ſage, und laſſen Sie mich machen!“ Raſch eilte ſie nach der Thür.

„Darf ich meine ſchönen Nachbarinnen auf einige

Augenblicke ſtören?" tönte fragend eine etwas kreiſchende Männerſtimme zur Thür herein.

„Wer fühlte ſich nicht geehrt," entgegnete Roſa mit Enthuſiasmus dem eben Eintretenden, „den Erſten der Vertheidiger der Menſchenrechte, den eifrigſten Freund des Volkes in ſeiner Behauſung zu empfangen! Ja, Bürger! ſchon mehrmals vernahm ich, wie man uns um den Hausgenoſſen beneidete."

Mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln und faſt als einen Tribut, der ihm gebührte, nahm der Fremde Roſa's Begrüßung auf. Nach kurzer Verbeugung gegen Clotilden und Edmond, nahm derſelbe dann an Roſa's Seite auf dem Sopha Platz, und Letzterer hatte Zeit, die Perſon des Fremden hinlänglich zu betrachten. Er war ein Mann von einigen und dreißig Jahren, von mittler Größe und magerem, ſchwächlichem Körperbau. Das blaugraue, matte Auge, der ziemlich große Mund die ſchlaffen Züge des blaſſen Geſichts, verriethen keineswegs den Mann, als welchen Roſa's Enthuſiasmus den Fremden bezeichnet hatte. Der Anzug des Mannes erſchien, ganz gegen die Sitte der damaligen Demagogenhäupter, auf das ſorgfältigſte gewählt; kein Stäubchen ſah man auf dem glänzend ſchwarzen Fracke, über welchem die dreifarbige Schärpe, ſchön gefaltet, hing, dagegen war das ſorgfältig friſirte Haar bis zum Ueberſchwang gepudert. — In dem ſehr lebhaften Geſpräche, das der Fremde mit Roſa unterhielt und in dem er die näheren Umſtände der Abſetzung des Königs ihr erzählte, tönte ſeine Stimme rauh und kreiſchend, ſeine Züge erſchienen widrig, ja gewiſſermaßen katzenartig, ſeine Handbewegungen waren von einer häufig wiederkehrenden, krampfhaften Schwingung der rechten Hand begleitet, und die ganze Perſönlichkeit deſſelben ſprach Edmond auf's unangenehmſte an.

„Wiſſen Sie, mein Freund," hob Roſa an, „daß wir den Angriff der Tuilerien heut' mitgemacht? Ja? lächeln Sie nur immer! Hier unſer Vetter Alphonſe, Clotildens Bräutigam, welcher vor drei Tagen aus der Heimath angelangt, läßt ſich einfallen, einen Freund, den er im Schloſſe hat, zu beſuchen. — Als die Sturmglocke ertönt, verweigert man ihm den Ausgang; wir eilen ihn aufzuſuchen, und Danton nur hat er es zu verdanken, daß er mit dem Leben davon gekommen; der Repräſentant Dubois, deſſen Hilfe wir in Anſpruch nahmen, verſuchte vergebens ihn zu ſchützen.“

„Dubois war dort?“ entgegnete der Fremde mit einigem Erſtaunen, indem er ein kleines, roth eingebundenes Taſchenbuch aus dem Buſen zog, auf einer Liſte einen Namen mit Bleiſtift ausſtrich und dies Büchlein wieder in ſeine Bruſttaſche verbarg. „Ich glaubte,“ ſprach er mit ſpöttiſchem Lächeln, „Dubois könnte, wie alle dieſe Ritter der Theorie, die ſo lange nur Republikaner ſind, als Niemand dabei zu Schaden kommt, kein Menſchenblut fließen ſehen, und dies ſoll, wie ich höre, ſattſam der Fall geweſen ſein.“

„Es war entſetzlich!“ entgegnete Roſa. „Die ganze Hölle ſchien geöffnet!“

„Wirklich?“ entgegnete der Vorige, indem er die Berloques des Uhrbandes ſpielend durch die Finger gleiten ließ. „Ja, die Marſeiller haben gewiß nicht übel gearbeitet! Armes tugendhaftes Volk! welch eine geringe Rache iſt dieſes Alles für die erlittene Sclaverei!“

„Bald hätte ich, werther Herr und Freund,“

ſprach Roſa, „eine Bitte vergeſſen, die Sie durchaus gewähren müſſen."

„Sie iſt gewährt!" erwiederte Jener, „Roſa's Wünſche ſind für mich Befehle."

„Unſer Vetter," fuhr Roſa fort, „iſt völlig fremd hier; ohne Bekanntſchaft, ohne Sicherheitskarte iſt es gefährlich, jetzt in Paris zu weilen, doch muß er dies, weil er Anſtellung ſucht. Unſere Wohnung iſt beſchränkt, Sie haben im obern Stockwerk dieſes Hauſes ein leeres Zimmer übrig; wollten Sie ihm daſſelbe wohl überlaſſen und während ſeines Hierſeins ihm Ihren Schutz gewähren?"

Während Roſa's Rede hatte der Fremde Edmond ſcharf fixirt; es war als ob er ſich auf etwas beſinnen wolle.

„Mir iſt es," ſprach er nach einer Pauſe, „als hätte ich Sie ſchon früher irgendwo geſehen, Herr Alphonſe. Ihren Zügen nach ſind Sie ein Breton."

„Aus der Gegend von Nantes!" erwiederte Edmond, ſich verbeugend.

„Ihr Stand?" fragte Jener.

Edmond ſtutzte. Sich als Diplomaten zu erkennen gebend, hätte zugleich den Edelmann verrathen. „Ich ſtudirte!“ ſtammelte er endlich.

„Die Rechte!“ fiel Roſa ein. „Er iſt Candidat der Rechte und ſucht Anſtellung bei einem der Untertribunale.“

„Wo erhielten Sie Ihre erſte Bildung?“ fragte der Fremde.

„Auf dem Lyceum zu Arras!“ erwiederte Edmond vorſchnell.

„Zu Arras?“ ſprach der Vorige, indem ſein mattes Auge lebhafter wurde; es war als ob er plötzlich ſich beſänne. „Trieben Sie,“ fragte er nach einer Pauſe, „ſonſt etwa noch Nebenſtudien außer dem Studium der Rechte?“

„Staatswiſſenſchaft und lebende Sprachen beſchäftigten mich noch,“ erwiederte Edmond.

„Sie ſprechen engliſch? Waren vielleicht in England?“ fragte Jener, immer lebhafter werdend.

„Ich reiſ'te kurze Zeit in jenem Lande.“

„Herr Alphonſe!“ ſprach der Fremde, indem er aufſtand, „ich genehmige mit Vergnügen Ihre Wünſche. Sie beziehen heute noch das leere Zimmer in meiner Wohnung; Sie eſſen an meinem Tiſche;

an Geld wird es Ihnen niemals mangeln, mein Beutel iſt der Ihrige. Lieb würde es mir ſein, wenn Sie für's Erſte die Stelle eines Secretairs, ſo weit ich für Correſpondenz nach England eines ſolchen benöthigt bin, bei mir vertreten wollten; verſtehen wir uns, wie ich nicht zweifele, ſo ſorge ich dereinſt für eine Laufbahn, die Ihnen in jeder Hinſicht angemeſſen iſt. Einer Sicherheitskarte bedürfen Sie nicht. Mein Name iſt eine ſolche. Unter dieſer Aegide reiſen Sie mit Sicherheit vom Rhein bis zu den Pyrenäen, und wenn Sie früher bei Ludwig Capet Miniſter geweſen wären. Doch jetzt genug. Begleiten Sie mich auf mein Zimmer. Ich habe Ihnen Eins und das Andere zu eröffnen. Meine Damen!“ ſchloß er, „habe ich in einer Stunde das Vergnügen, Sie zum Thee bei mir zu ſehen? Sie dürfen kein Bedenken haben, es iſt noch eine Dame von der Geſellſchaft.“

Raſch faßte der Fremde Edmond unter den Arm, und ehe er nur noch ein Wort zu den Mädchen ſprechen konnte, führte er ihn aus dem Zimmer.

Dem jungen Manne war ganz ſonderbar zu Muthe. Er hatte ſich mit einem Gliede der gehaßten

Gegenpartei, mit einem Unbekannten, deſſen ganzes Weſen etwas Unheimliches, Widriges für ihn hatte, in eine Verbindung eingelaſſen, aus welcher er nicht mehr zurückzutreten im Stande war. Welcher Ausweg wäre ihm auch geblieben? Jeder Schritt außerhalb der Mauern dieſes Hauſes war für ihn ein Schritt zum Tode. Und was ſollte in dieſem Falle aus Clotilden werden? Konnte nicht die geringſte Unvorſichtigkeit von ſeiner Seite auch die Geliebte in Gefahr ſtürzen?

Betrachtungen ſolcher Art durchkreuzten Edmonds Kopf, indem er am Arme des Fremden die Treppe, die nach der Wohnung deſſelben in's obere Stockwerk des Hauſes führte, aufwärts ſtieg. Eine alte Aufwärterin empfing die Ankommenden im Wohnzimmer, und entfernte ſich, nachdem ſie, da es ſchon dunkel geworden, zwei angezündete Lichter auf den Tiſch geſetzt hatte. Edmond hatte Zeit, ſich in dem Zimmer umzuſehen, während ſein Begleiter einige auf dem Tiſche liegende Briefe erbrach und ſchnell durchlief. Der kleine Salon, in dem er ſich befand, erſchien auf's Eleganteſte meublirt und zeugte ſowohl für die Prachtliebe, als für die Sauberkeit des Bewohners. Kein

Stäubchen haftete an den beiden großen, von der Decke bis zur Erde reichenden Spiegeln, noch an den glänzend ſchwarzen, mit Carmoiſin-Atlas überzogenen Meubeln von Ebenholz. Faltige Vorhänge von ſchwerem Seidenzeuge, von goldenen Schnüren empor gehalten, ſchmückten die Fenſterblenden, und das Ganze würde Edmond ungemein geſchmackvoll erſchienen ſein, wenn nicht die Wandverzierungen des Zimmers mit dem guten Geſchmack in Widerſpruche geſtanden hätten. Hier ſah man nämlich ſechs bis acht Mal das Portrait des Zimmerbewohners wiederholt. Ueber dem eleganten Sopha erſchien ſein Bild in Oel als Knieſtück; rechts und links zu deſſen Seite en médaillon in ziemlich gelungenen Schwefelabgüſſen, unweit der Spiegel mehrere Male en miniature und Silhouette, und endlich in einer Zimmerecke als Marmorbüſte auf einem Tiſchchen ſtehend.

„Hier,“ ſprach Edmonds Begleiter, eine Nebenthüre öffnend, „iſt Ihr Wohnzimmer, Herr Alphonſe, neben dieſem Ihr Schlafcabinet; das, in welchem wir uns jetzt befinden, ſei unſer gemeinſchaftlicher Geſellſchafts- und Sprachſalon. Sie ſehen, es iſt Junggeſellenwirthſchaft und Alles etwas beſchränkt, doch wird

Edmond war ungemein betroffen; doch ſchnell ſich faſſend ſuchte er die Frage zu beantworten, ſo gut er konnte.

Mit einem ſonderbaren Lächeln Edmond fixirend, und ſo wie die Spinne der im Netze zappelnden Fliege ſich langſam bis zum tödtenden Sprunge nähert, ſo näherte der neue Gönner ſich dem Jünglinge.

„Recht gut und lichtvoll auseinandergeſetzt!“ ſprach er nachdem der Vorige die Darſtellung geendet hatte. „Doch, Herr Alphonſe, ein Rechtsgelehrter ſind Sie nicht. Sie würden die Kunſtausdrücke des Schlendrians nicht unbenutzt gelaſſen haben; glauben Sie dieſes einem Practicus vom Handwerk!“

„Darf ich,“ ſprach Edmond in voller Verwirrung, „um Ihren Namen bitten?“

„Laſſen Sie den!“ entgegnete der Vorige kalt, „er ſoll auf unſere Verbindung das Siegel drücken. Junger Mann!“ fuhr er nach einer Pauſe mit ſeinem gewöhnlichen ſardoniſchen Lächeln, unter häufiger werdenden convulſiviſchen Bewegungen des rechten Armes fort. „Sie haben ein Geheimniß. Ich pflege mich ſonſt nicht eben in Geheimniſſe zu drängen; in der Regel genügt es meinen Zwecken, zu wiſſen, daß die Leute dergleichen *haben*: hier aber iſt ein anderer Fall. Um zu *vertrauen*, müſſen wir zuerſt uns *trauen*! Auch zeige ich im Allgemeinen lieber die Krallen, als daß ich ſie verberge; darum," ſprach er mit ſtarker Stimme, „darum mögen Sie es wiſſen, Herr Edmond von Saint Alphonſe, daß Ihr Geheimniß und Ihr Leben in meiner Hand iſt! — Mein Name," ſetzte er hinzu, „iſt Robespierre!"

Voller Schrecken ſprang Edmond auf; kaum war er im Stande, das Beben ſeiner Glieder zu verbergen.

Mit lebhafterem Auge als gewöhnlich und ſichtbar ſich weidend an dem Eindruck, den die Nennung ſeines Namens auf den Jüngling machte, ſtand Robespierre vor demſelben; dann ſprach er in ſeinem gewöhnlichen kalten Tone: „Setzen Sie ſich und hören Sie mich an."

„Sie können denken, Herr von Saint Alphonſe!" ſagte er nach einer Pauſe, „daß nicht die ſchönen Augen Roſa's, ſo ſehr ich auch das Mädchen ſchätze, mich bewegen würden, einem Royaliſten, Edelmann, Diplomaten und muthmaßlichen Vertheidiger des Schloſſes Schutz zu verleihen, wenn ich nicht noch andere Gründe hätte. Der ſtärkſte derſelben iſt eine alte Verpflichtung gegen Ihren Vater, den Herrn von Saint Alphonſe auf Belcour. Ich war ein junger Advocat zu Arras, ohne Praxis, Geld und Ausſicht. Ihr Vater hatte einen wichtigen, höchſt verwickelten Proceß beim dortigen Tribunal. Vielleicht ſich ſcheuend vor dem Eigennutz, den Zögerungen der ältern Rechtsgelehrten, vertraute er mir die Führung des Handels an. Es gelang mir, die Sache glänzend durchzufechten und ich gründete mir damit einen Ruf. Von allen Seiten beſtürmten mich die Clienten; ich war der Liebling des Volks in jener Stadt und bald bei dem Beginnen der Revolution erwählt zum Deputirten des dritten Standes. Sie, Herr von Saint Alphonſe, ſah ich mehrmals bei Ihrem Vater, wenn er nach Arras kam; ich hörte oft in jener Zeit Ihre Talente rühmen und noch vor einigen Tagen lobte man in meiner Gegenwart Ihre Geſchicklichkeit als Diplomat. Heute erkannte ich Sie faſt auf den erſten Blick und denke durch den Ihnen verliehenen Schutz Ihrem Vater einen Gegendienſt zu erzeigen."

Robespierre ſchwieg hier eine Weile; es war als ob er eine Antwort erwartete; ehe aber Edmond aus ſeiner Verwirrung ſich erholen und auf dieſe vorbereiten konnte, fuhr Erſterer fort:

„Ich denke noch mehr zu thun, Herr von Saint Alphonſe, Alles kommt nur auf unſere Stellung zu einander an. Daß Sie nicht in London zurückgeblieben oder nach Deutſchland gegangen ſind, ſich an die ausgewanderte Schaar des Adels anzuſchließen, zeigt mir, daß Sie nicht die Grundſätze Jener theilen, die der Meinung ſind, daß man das Vaterland wie ein Paket ſich in die Taſche ſchieben könne, und dann in Koblenz nur herauszuziehen brauche, um ſich mitten in Frankreich zu befinden. Unſtreitig ſind Sie auch der Anſicht, daß man der beſtehenden Gewalt, wie ſolche auch immer ſei, ſich unterwerfen müſſe.“

„Der rechtmäßigen, allerdings!“ entgegnete Edmond.

„Was beſteht,“ entgegnete Robespierre kalt, „iſt immer rechtmäßig, beſonders wenn einige Jahre vergangen ſind. Es buhlten Könige um Cromwells Freundſchaft. Wir ſind,“ fuhr er immer lebhafter fort, „durch einen ſonderbaren Zufall, in ein auf einem wilden Meere ſegelndes, gemeinſames Schiff geſtiegen. Ich, der Capitain des Fahrzeuges, frage Sie nun: in welcher Eigenſchaft wollen Sie die Reiſe machen! — Fahren Sie als Reiſender, ſo ſind Sie zu nichts verpflichtet. Sie achten, ſo lange Sie auf dem Fahrzeuge ſich befinden, wie ſich von ſelbſt verſteht, des Schiffes Flagge. Sie leiſten, wenn es Ihrer Bequemlichkeit nicht widerſtrebt, wohl kleine Dienſte, doch ſolche nur, die Ihrem Gutbefinden nicht widerſprechen, und verlaſſen, wenn das Schwanken der Breter Ihnen nicht behagt und ein guter Landungsplatz ſich findet, auf immer dann das Fahrzeug. Der Schiffer ſetzt die Reiſe fort und hat quittirt. — Ein Blick jedoch des Reiſenden, verſtehen Sie wohl, mein Herr! — ein Blick nur in das Logbuch, ein Griff nur in das Segelwerk, und der Reiſende fliegt, und wäre er ein Rieſe, über Bord!“

Robespierre hatte dieſe Worte mit einer furchtbar wilden Miene geſprochen; beruhigter fuhr er dann fort:

„Sie können,“ ſprach er, „ſich im andern Falle als der Gehilfe des Schiffers an Bord begeben. Gemeinſam iſt dann das Ziel, der reiche Lohn. Sie können denken, Herr von Saint Alphonſe, daß die Meinung, die ich von Ihren Talenten habe, nicht gering iſt! Es lebt kein Anderer, dem Robeſpierre ein Anerbieten dieſer Art gethan! — Antworten Sie mir nicht!" ſchloß er. „Ueberlegen Sie ſich Alles, ehe Sie ſich beſtimmen!"

„Gehen Sie," ſprach er, nachdem er eine Weile ſchweigend im Zimmer auf und ab gewandelt, „gehen Sie jetzt zu den Damen und begleiten Sie ſolche in etwa einer Stunde hierher zum Thee. Ich erwarte jetzt verſchiedene Freunde, denen ich Sie ſodann als meinen Verwandten und Secretair und einen eifrigen Freund der Freiheit vorſtellen werde."

Edmond begab ſich zu den Mädchen. Jubelnd flog Clotilde ihm entgegen; auch Roſa war jetzt freundlicher. — Der Jüngling war faſt betäubt von Allem, was heute mit ihm vorgegangen. Vor wenig Stunden noch einer der eifrigſten Vertheidiger des Königs, ſah er ſich, nachdem er wunderbarer Weiſe den drohendſten Gefahren entgangen war, als Secretair und Schützling eines der gefürchtetſten Häupter der Jacobiner. Ein Mann, den er früher als einen Todfeind ſeiner Kaſte zu verabſcheuen gewöhnt geweſen war, trat freundlich, die Hand ihm reichend, als ſein Beſchützer ihm entgegen, er bot ihm Vereinigung, Freundſchaft, Gold und Ehrenſtellen! — Tauſend Gedanken durchkreuzten Edmonds Kopf; die verſchiedenartigſten Ideen erſchienen und verſchwanden; nur dieſe blieb: daß er, mit dankbarer Anerkennung des ihm verliehenen Schutzes, die ihm gegen ſeinen Beſchützer obliegenden Verpflichtungen treu erfüllen, doch auch lieber das Haupt zum Blocke tragen, als ſeine Hand zum Umſturze des Thrones ſeines Königs bieten wolle.

Die Stunde, nach deren Ablauf er die Damen zu Robespierre begleiten ſollte, war jetzt verfloſſen, und beide Mädchen begaben ſich in Edmonds Begleitung zu der Geſellſchaft. Dieſe hatte ſich indeſſen bereits verſammelt und bot einen ſo originellen Anblick dar, daß wir, ſelbſt auf die Gefahr, die Geduld des Leſers einer etwas harten Probe auszuſetzen, uns einer Schilderung derſelben nicht enthalten können.

Robespierre's Theegeſellſchaft hatte im Kreiſe um einen runden Mahagonytiſch, auf welchem einige ſilberne Armleuchter prangten, Platz genommen, und eine Dame war beſchäftigt den Thee zu bereiten. Dieſe Dame war die berüchtigte Demoiſelle de Chalabre. In früherer Jugend von vortheilhafter Geſichtsbildung, geiſtvollem Auge, ſchlankem Wuchſe, talentvoll, wohlerzogen, war ſie, die Tochter eines angeſehenen Hauſes, die reiche Erbin, der Gegenſtand der Wünſche vieler geachteten jungen Männer ihres Standes geweſen. Der Tod hatte ſie eines geliebten Bräutigams beraubt. Jetzt brach die Revolution aus und das Bedürfnis des jugendlichen Herzens, ſich einem Gegenſtande ganz zu weihen, riß ſie in die Ereigniſſe derſelben, und dieſer eine Gegenſtand erfüllte ihr Inneres dergeſtalt, daß ihre Verwandten den gänzlichen Verluſt ihres Verſtandes fürchteten. Nächte durchwachte ſie in Durchleſung von Marats Broſchüren, ſo wie in den Sitzungen der Jacobiner. Jede Weiblichkeit verſchwand; ſie ſprach nicht mehr, ſie heulte nur und geſticulirte wie eine Furie. Auch ihr Aeußeres hatte ſich verwandelt. Ihr Teint war braun und ſchmutzig, hager die ganze Geſtalt, ihre Haltung frech und grob. Wie Feuerkugeln rollten die rothen Augen in ihren Höhlen, die Muskeln ihres Mundes ahmten die krampfhaften Zuckungen

Robespierre's nach. — Zur Seite dieſes Weibes ſaß, in die Ecke des Sopha's gedrückt, ein Mann von mittlerem Alter. Der Krückenſtock in der dürren Hand; die mit Flanell umwundenen Füße, die oft vom Schmerz verzogenen Züge des blaſſen Antlitzes, deuteten auf einen hart an podagriſchen Beſchwerden Leidenden. Während er mit ſchwacher, von öfterem Huſten unterbrochener Stimme ſeiner Nachbarin eine Menge fader, die zierliche Zubereitung des Thee's betreffende Schmeicheleien ſagte, liebkoſ'te er unaufhörlich ein kleines Wachtelhündchen, welches er im Buſen verborgen hielt und erſt beim Eintritt unſerer Bekannten auf den Boden ſetzte. — Wer hätte in der abgezehrten Geſtalt einen der entſetzlichſten Blutmänner, den furchtbaren Couthon, erkennen können? — Zwei Geſtalten an ſeiner Seite waren von einer ganz beſondern, doch widrigen Originalität. Die eine derſelben, ein Mann von beiläufig vierzig Jahren, war faſt bis zum Skelett gedorrt. Das ſtechende Auge, der große Mund, die ſchmalen, kaum die wenigen Zähne bedeckenden Lippen, das ſtruppige Haar, um welches ſich ein Taſchentuch, faſt in der Form eines Turbans ſchlang, Alles dieſes zuſammengenommen hatte etwas überaus Abſtoßendes, Entſetzliches. Ein veilchenblauer ſeidener Ueberwurf, faſt von der Form eines Schlafrockes, verhüllte die klapperdürren Glieder, doch ließ er den nackten, abgemagerten Hals, die ſchmutzige Unterkleidung zur Genüge ſehen. Der Leſer möge in dieſem Bilde, wenn auch befremdet, einen der Lieblinge der franzöſiſchen Nation aus jenen Zeiten wiederfinden; dieſer Mann war — Marat! — Erblickte man in ſeinem Aeußern das leibhafte Bild des Hungers, ſo ſah man in dem Manne, mit dem er ſprach, einen Repräſentanten der Tollheit! Jede Muskel des an ſich nicht widrigen, einen deutſchen Urſprung verrathenden Geſichtes war in fortwährend oscillirender Bewegung. Unſtät rollte das wilde Auge von einer Seite zu der andern; beide Hände durchſägten in heftiger Bewegung die Luft. Wie groß mußte die Verwirrung der Gemüther in einer Zeit ſein, in der dieſer Raſende, ohne fürchten zu müſſen, nur als ein Gegenſtand der öffentlichen Verachtung zu erſcheinen, es wagen durfte, ſich auf der Tribune des Convents allein und vorzugsweiſe als den Beſchützer und Redner des Menſchengeſchlechtes zu erklären! — Dieſer Tollhäusler war der weſtphäliſche Baron Klotz, jetzt Anacharſis Cloots genannt! — Einige Schritte von den Uebrigen entfernt, horchten zwei junge Männer, in deren Einem von nicht ungefälligem Aeußern wir Robespierre's jüngern Bruder, in dem Andern aber unſern Bekannten, Dubois, erblicken, Dantons donnernder Rede. Der ältere Robespierre allein ſah ruhig mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln in das ihn umgebende Treiben und ſchlürfte ſeinen Thee, indeß er mit vieler Behaglichkeit den Weihrauch, welchen Demoiſelle de Chalabre ſeinem Patriotismus ſpendete, einzuathmen ſchien. —

Edmond und ſeine Begleiterinnen traten ein; alle Blicke wendeten ſich nach den Ankommenden.

„Hier ſtelle ich Euch," ſprach Robespierre, Edmonds Hand ergreifend, „meinen jungen Freund und Secretair, den Bürger Alphonſe vor! Der Patriotismus des jungen Mannes gleicht ſeinen Talenten!"

„Sie Glücklicher!" rief Fräulein Chalabre, „Ihnen iſt es vergönnt, ſtets in der Nähe dieſes großen Mannes zu weilen."

„Sei mir willkommen im Tempel der Freiheit und der Gleichheit!" ſchrie Anacharſis Cloots. „Ich umarme Dich im Namen des Menſchengeſchlechts!"

Edmond wußte nicht, ob er die angedrohte Liebkoſung des auf ihn zueilenden Verrückten aushalten, oder ihr zu entgehen ſuchen ſollte, als ein Zufall ihm aus der Verlegenheit half. Der Redner des Menſchengeſchlechts ſtieß nämlich mit einem Fuße ſo arg an Couthons podagriſches Bein und trat mit dem andern ſo heftig dem in der Stube fröſtelnd herumlaufenden Wachtelhündchen auf den Schwanz, daß Beide mit ihrem Zetergeſchrei das Zimmer füllten. Da der Schmerz des Thierchens ſich noch ſpäter als der des gichtiſchen Fußes beruhigte, ſo verbarg der Herr des Hündchens daſſelbe unter einigen Thränen und vielfachen Küſſen wieder in ſeinem Buſen.

Dantons Rieſengeſtalt ſchritt nun auf Edmond zu; freundlich eilte der Jüngling ihm entgegen. „Noch habe ich," ſprach er mit Wärme deſſen Hand ergreifend, „Ihnen für die Rettung meines Lebens nicht wie ich wollte, danken können; ſein Sie indeß verſichert, daß ich daſſelbe freudig daran ſetzen will, ſobald ich Gelegenheit finde, Ihnen einen Gegendienſt zu leiſten. Einſtweilen erlauben Sie mir die Verſicherung, daß Sie keinen Undankbaren ſich verpflichteten!"

„Ich weiſe Dein Verſprechen nicht von mir, Bürger!" ſprach Danton, das ſtarre Antlitz zum Lächeln zwingend. „Sitzt gleich mein Kopf um einen Schuh höher auf ſeinem Rumpfe als der Deine, ſo ſitzt er darum doch nicht feſter; ich werde Dich vielleicht noch einmal an Dein Verſprechen mahnen müſſen."

„Setze Dich zu mir, Bürger!" ſprach Marat zu Edmond, während er einen Stuhl zwiſchen den ſeinigen und den des Redners des Menſchengeſchlechtes ſchob, und die Mädchen auf dem Sopha neben Fräulein Chalabre Platz fanden. „Setze Dich an meine Seite, wir müſſen Bekannte werden; der Freund des edlen Robespierre iſt auch der meinige! — Wundere Dich nicht," fuhr er, die ausgedorrte Hand dem Jünglinge zum Drucke reichend, fort, „wenn Du mich, der die Einfachheit der Alten mit ihrem Republikanismus theilt, an heutigen Tagen in köſtlichen Gewändern einhergehen ſiehſt. Sobald Du den Grund dazu erkenneſt, wirſt Du nicht kleiner von mir denken."

Der Contraſt der Ausdrücke, mit dem Anblicke des ſchmutzigen, um den Kopf gehüllten Taſchentuches, der fleckigen Weſte, des abenteuerlichen Schlafrocks war ſo auffallend, daß der lebhafteſte, nach der Individualität eines Jeden ſich äußernde Eindruck nicht fehlen konnte. Robespierre ſah kalt lächelnd vor ſich hin, Dubois blickte verächtlich auf den Redenden, Roſa ſchien ſich zu ſchämen; Fräulein Chalabre indeß, ſo wie der Redner des Menſchengeſchlechts, ahnend, was nun kommen würde, klatſchten in die Hände. Nur Danton konnte ſich nicht beruhigen und erfüllte das Zimmer mit ſchallendem Gelächter.

„Du wirſt,“ ſprach Marat eifrig und gereizt zu Danton, „Dich Deines Lachens ſchämen, wenn ich Dir ſage, wie ich es für Pflicht halte, nicht blos im Herzen, nein! auch im Aeußern den heutigen Tag als einen Feſttag zu begehen! Ich trage dies Feſtgewand als Freudenzeichen über den Umſturz des Thrones des letzten Königs aus dem Stamme der Capetinger; nicht eher ſoll es wieder meinen Körper decken, als bis ich über ihn zu Gerichte ſitze. In dieſem Anzuge denke ich ſein Todesurtheil zu unterſchreiben.“

„Mir iſt der Tag,“ entgegnete Danton, „an welchem das Haupt von Louis Capet fallen wird, ein Tag wie jeder andere. Heute, als er ſich unter den Schutz der Nationalverſammlung begab, war eigentlich ſeine Todesſtunde. Uebrigens," ſetzte er, ruhig eine Taſſe Thee ſchlürfend, hinzu, „richtet ihn in Gottes Namen hin! Ein todter König, iſt noch nicht ein Menſch weniger in der Welt!"

„Entſetzlich! abſcheulich!" riefen Roſa, Clotilde, Dubois und Edmond mit einer Stimme.

Und auch wir, meine Leſer, rufen: Entſetzlich! abſcheulich! wenn wir bedenken, daß, obgleich der Raſen auf den Gräbern der Opfer und ihrer Mörder ſeit dieſer Zeit ſchon fünfzig Mal ergrünte, es dennoch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts Ungeheuer geben konnte, welche Grundſätze wie jene, die der Erzähler nicht mittels ſeiner Phantaſie Marat und Danton in den Mund gelegt, nein! mit hiſtoriſcher Treue nacherzählt, zu äußern im Stande waren. —

Robespierre ſchien dieſe Wendung des Geſpräches ungemein unwillkommen. Er blickte auf Edmond, um, was nicht ſchwer war, deſſen Empfindungen auf ſeinem Geſichte zu leſen, und ſuchte endlich eine andere Unterhaltung einzuleiten. Dies wollte ihm jedoch nicht ganz gelingen; zu ſehr ergriffen von dem Gegenſtande, kehrte das Geſpräch bald wieder zu dem Vorigen zurück.

„Ich bin,“ ſprach Dubois, „Republikaner mit ganzer Seele; meine Grundſätze, die Leiden meiner Familie machen mich dazu. Der Wohlſtand meines Hauſes ward vor Jahren ſchon durch das ſchändliche Finanzſyſtem des Abbé Terray untergraben, mein Vater endete in den Mauern der Baſtille, wohin ihn die Kabalen der elenden du Barry gebracht, doch bin ich weit entfernt, das Leben eines Königs als Sühnopfer dafür zu fordern.“

„Du kannſt Dich,“ entgegnete Marat, „nicht bis zu der Höhe aufſchwingen, auf der der ächte Republikaner ſtehen muß; ehe das Reich der Freiheit begründet iſt, müſſen noch wenigſtens dreimalhunderttauſend Köpfe ſpringen, und unter dieſen Capets Kopf zuerſt.“

„Ludwig iſt des Verbrechens der beleidigten Majeſtät des Volkes überwieſen!“ ſchrie Anacharſis Cloots. „Welche Strafe verdient ſein Verbrechen? — Ich antworte im Namen des Menſchengeſchlechts — den Tod!“

„Ich gehöre nicht,“ ſprach Danton finſter, „zu jenem Haufen von Staatsmännern, die nicht wiſſen, daß man mit dem überwundenen Zwingherrn nicht unterhandeln darf, denen nicht bekannt iſt, daß man Tyrannen nur am Kopfe trifft! — Ich theile Deine Meinung, Anacharſis!“

„Bin ich unter freien Männern, oder unter einer Mörderbande?!“ rief Renaud Dubois. „Was? Ihr wollt frei ſein, und wiſſet nicht gerecht zu ſein? — Geht! tödtet Ludwig, den ich als Fürſten haſſe und als Privatmann lieben könnte — vergießt ſein Blut! — und Ihr werdet einen Cromwell haben, welchem ein Karl der Zweite folgen wird!“

Obgleich Edmond, als eifriger Royaliſt, noch ſehr verſchiedener Meinung mit Dubois war, ſo erſchien ihm dieſer doch wie ein Heros, erhaben über das ihn umgebende Gezücht. Auch Roſa blickte mit lebhafter Theilnahme auf den in edlem Zorne erglühenden Jüngling, der mit dem flammenden Auge, den ſchwellenden Adern der Stirn, der unwillig zuckenden Oberlippe, dem vorwärts geſtreckten Arme, einem Abbilde des Fernhintreffers vom Belvedere nicht unähnlich war. — Edmond konnte ſich eines ſchallenden ‚Bravo!‘ nicht enthalten.

Robespierre, dem aus mehrern Gründen die Fortſetzung des Geſprächs ſo unangenehm als überflüſſig erſchien, nahm jetzt das Wort.

„Der Staatsmann,“ ſprach er kalt, „hat meiner Meinung nach zwei Dinge bei dieſer Angelegenheit im Auge zu behalten. Schuld oder Unſchuld, davon iſt in der Politik der Form nach nur die Rede. Wichtiger iſt die Frage: Nützlich oder unnütz? — Iſt Ludwigs Tod von Nutzen, ſo iſt er auch nothwendig nach politiſchem Grundſatz; iſt er unnütz, ſo iſt er mehr als ein Verbrechen, er iſt ein Fehler.“

„Nur mit dem Unterſchiede,“ ſprach Couthon, welcher ganz gleichgültig indeß ſein Hündchen mit Milchrahm und Zuckerbrod gefüttert — „daß das Gewiſſe beſſer als das Ungewiſſe iſt, und daß der Todte nicht beißen kann. Ach Gott!“ ſetzte er unter häufigem Huſten noch hinzu, „ach! dürfte man nur immer den Regungen eines gefühlvollen Herzens, einer ſanften Seele folgen, aber nur Ihnen, Mesdames, nur dem Geſchlechte, welches die Natur mit ihren ſanfteſten Gaben ſchmückte, iſt dieß erlaubt; der Mann, er iſt ein Knecht der Verhältniſſe.“

„Ein Herr derſelben vielmehr!“ verſetzte Dubois. „Die Baſtille half ich zertrümmern ohne Scheu; ich wollte den Cromwell ſehen, der mich lebend zum Schemel ſeiner Füße machen ſollte!“

„Brav!“ rief Danton, „auch meine Meinung! Darum verzeihe ich Dir die Mörderbande.“

„Du lieber Gott!“ ſprach Couthon, „wir ſind ja hier unter uns! ein Kreis von Freunden! man muß ſich von einem im Eifer entfallenen Worte nicht irren laſſen. Sieh!“ ſprach er mit boshaftem Lächeln auf ſeinen Nachbar ſchielend, „da iſt hier unſer Anacharſis. Halb Paris hält ihn für verrückt; deßhalb bleibt er dennoch der Redner des Menſchengeſchlechts!“

Höchſt wahrſcheinlich wäre dem Podagriſten, der gern ſeinen Witz auf Koſten des Anacharſis glänzen ließ, die Bemerkung übel bekommen, denn dieſer ballte ſchon die Fauſt, doch Danton gebot Ruhe, und forderte die Anweſenden auf, Fräulein Chalabre anzuhören, welche die ſämmtliche Geſellſchaft für den folgenden Tag zu einem Mahle einlud, ſo ſie derſelben auf ihrem Landhauſe zu geben dachte.

Die Anweſenden zerſtreuten ſich nun und Edmond kehrte, nachdem er die Damen hinabbegleitet hatte, zu Robespierre zurück. Er fand dieſen mit mißmuthiger Miene im Zimmer auf und abgehend.

„Was ſagen Sie," fragte Robespierre, ohne Edmond anzuſehen, „zu Ihren neuen Bekannten? — Wie gefallen Ihnen die neuen Römer?"

„Ich muß geſtehen, Bürger!" ſtammelte der Jüngling mit Achſelzucken —

„Laſſen Sie dieſen Titel!" unterbrach ihn Robespierre, „ich liebe ihn ſo wenig als das gleichmachende Du, durch welches die Canaille der Vorſtadt die großen Alten, die auf die Crapule mit Verachtung blicken würden, nachzuahmen denkt."

„Ich kann mir denken, Herr von Saint Alphonſe!" ſprach der Vorige, nachdem er mehrmal im Zimmer mit großen Schritten auf und abgegangen war, „welche Wahl Sie zwiſchen den beiden Vorſchlägen, ſo ich Ihnen vorhin gethan, getroffen haben mögen; beurtheilen Sie mich und meine Lage indeß nicht falſch. Jene Erbärmlichen, die ich verachte, ſind, wenn auch deſſen ſich nicht bewußt, doch nichts als Werkzeuge meiner Plane. — Jener Marat, dieſer heulende Wolf, er iſt ein Kettenhund, welcher den nur anfällt, auf den ihn ſein Meiſter hetzt. — Cloots, dieſer Halbverrückte, iſt äußerſt brauchbar, um als Apoſtel auf ärgere Narren als er ſelber iſt, zu wirken. — Dubois iſt ein Maulheld. — Jenen Couthon darf ich wohl Ihnen nicht erſt erwähnen. Hat die Blindſchleiche den vorgeſchriebenen Dienſt vollbracht, und iſt ſie bis dahin nicht von dem eigenen Gifte geborſten, ſo bedarf es ja nur eines wackern Tritts, um des Gezüchts ſich zu entledigen. — Danton ſcheint Ihnen zu imponiren, und wirklich glaubt er ſich einen Löwen! — Mir iſt er nichts als ein tüchtiger Schweißhund, den man füttern und ſchmeicheln, ſo lange er auf der rechten Fährte jagt, dann aber aufhängen muß, ſobald er dieſe nicht annehmen will. — Der Staatsmann — dies wiſſen Sie als Diplomat — kann nicht ängſtlich auf die Mittel zu ſeinem Zwecke ſchauen. Gilt das Goldſtück, welches aus der Hand des Betteljuden kam, wohl darum einen Heller weniger als das aus einem Königsſchatze? — Glauben Sie indeſſen nicht, mein Herr, ich wolle durch Künſte der Ueberredung mir einen Verbündeten aus Ihnen ſchaffen! Robespierre iſt ſich ſelbſt genug! Allein erreicht er am beſten das erwünſchte Ziel, den hohen Standpunkt, den er erklimmen will.“

„Ich glaube es,“ ſprach Edmond, mit Wärme ſeine Hand ergreifend, „ich glaube, daß dem ſtarken Geiſte, der Seele, welche nichts erſchüttert, es möglich würde, der Cromwell unſers Vaterlandes zu werden; es ähnelt unſere Zeit der ſeinen, nur die Motive der Begebenheiten ſind verſchieden. Doch — fliehen Sie die Verſuchung! O, es giebt eine ſchönere Rolle!“

„Nur die nicht eines Menk!“ rief Robespierre raſch. „Genug indeß, mein Herr von Saint Alphonſe! Sie wählen alſo die Rolle meines Schützlings. Wohlan! ſo hören Sie, welch ein Verhalten die Nothwendigkeit gebietet. Entſagen Sie, ſo lange Sie in meiner Nähe ſich befinden, jedem Gedanken an Politik. Dort iſt Ihr ſtilles Zimmer, Ihr Aſyl; leben Sie hier den Wiſſenſchaften. Erſcheinen Sie ſo wenig öffentlich als möglich. Den Royaliſten würden Sie durch eine Verbindung mit mir verhaßt, der Gegenpartei durch Mangel an Theilnahme nur verdächtig erſcheinen. Sind wir allein, erlaubt es Ihre Zeit, ſo wollen wir die Stunden traulich hier verplaudern. Aeußern Sie Alles, Alles, was Sie wollen, doch nur zu mir; Sie können es ohne Gefahr. Doch Edmond!" dies ſprach er mit ſtarker Stimme, „hüten Sie ſich vor allem Handeln, bevor ſie mich gefragt. Ein Griff in's Triebwerk meiner Maſchine, und unſer Vertrag iſt dann vernichtet und Sie mit ihm! Eben ſo wünſche ich, daß Sie mein Arbeitscabinet niemals betreten. Sie können," ſprach er lächelnd, „an das Mährchen vom Blaubart denken. Habe ich Beſuch, und ſolchen zwar, der Ihnen nicht gefällt, ſo ziehen Sie ſich in Ihr Zimmer zurück. Sie ſind ſodann für mich beſchäftigt, die Arbeit drängt, und ſo weiter. Vor Einem hätte ich," ſchloß er endlich, „Sie noch zu warnen; doch dies iſt wohl nicht einmal nöthig! Gegen Verrath habe ich drei ſtarke Garantien: Ihr Leben, das Clotildens und — die Schrecken meines Namens! — Schlafen Sie wohl, mein Freund!"

Schweigend nahm er ein Licht vom Tiſche und ging damit in ſein Cabinet. — —

Der anbrechende Tag fand Edmond noch ſchlaflos auf ſeinem Lager. — Welche Gründe waren es, die Robeſpierre's Handelsweiſe beſtimmten? — War dieſe ihm allein von dem Gefühl der Dankbarkeit vorgeſchrieben? — Hatte er Plane, zu deren Ausführung er den Jüngling brauchen wollte? — Und dieſe Plane — welche konnten es ſein, zu denen ſich nicht tauſend Hände ihm dargeboten hätten? — Alle dieſe Fragen beſchäftigten Edmond unaufhörlich. Er zitterte bei dem Anbruch jedes Tages, ſie im Laufe deſſelben auf eine furchtbare Weiſe beantwortet zu ſehen, und — er täuſchte ſich.

Robeſpierre's Benehmen blieb ſich gleich. Selten war er in ſeiner Wohnung, doch war er es, ſo eilte er zu Edmond. Hier plauderte, lachte, ſcherzte er, und wenn er auch in dem ihm eigenen ironiſchen Tone über des Jünglings ſchwärmeriſche Liebe zu Clotilden ſpöttelte, wenn er Gefühle, die dem Jünglinge ſo hoch, ſo heilig ſchienen, entnervende Schwachheiten nannte, ſo war es doch unverkennbar, daß Robeſpierre an dieſem Gegenſtande nur ſeinen Witz zu üben, doch Edmond damit nicht wehe zu thun ſuchte. Häufig drehete ſich die Unterhaltung um Gegenſtände der Phyſik. Hier entfaltete Robespierre ganz ungemeine Kenntniſſe, und es ſchien ihm nicht wenig zu ſchmeicheln, als Edmond eine Schrift „Ueber den Nutzen der erſt ſeit Kurzem allgemeiner bekannt gewordenen Blitzableiter“, die Robespierre vor einigen Jahren hatte drucken laſſen, für das Gediegenſte, was ihm über dieſen Gegenſtand zu Geſicht gekommen, ja für ein Meiſterſtück erklärte. Weniger ward zwiſchen Beiden über Politik, am wenigſten von den Begebenheiten des Tages geſprochen. Robespierre ſchien es zu verſchmähen, über dieſe Gegenſtände eine andere Meinung als ſeine eigene hören zu wollen, und es läßt ſich glauben, daß auch Edmond, ſo wenig als möglich, dieſe Saite zu berühren ſuchte. Nur ſelten las Edmond ein politiſches Blatt, faſt niemals den Moniteur, der alle im Nationalconvente gehaltenen Reden im Auszuge wiedergab. Schon darum vermied er es, weil er allemal, wenn es geſchah, Tage lang nicht Ruhe finden konnte. Die Gräuel der Tagsgeſchichte zerriſſen ſein Innerſtes, am fürchterlichſten aber war es ihm, ſich immer mehr zu überzeugen, daß Robespierre das Haupt der Schreckensmänner ſei, deren Joch ſo furchtbar auf Frankreich laſtete. Er konnte den wüthenden Jacobiner nicht mit dem Manne reimen, der Stunden lang ſo harmlos plauderte, und kam ſich dann als das Hündlein vor, das ein unſeliger Zufall in den Käfig des Löwen warf, welcher von demſelben darum nur das Zauſen ſeiner Mähne duldete, weil ihm bekannt war, daß er die Tatze nur zu erheben brauche, um das überläſtige Spielzeug zu vernichten. Daß nur ein Zufall ihn aus dieſer Lage retten konnte, dies wurde Edmond immer klarer, und er beſchloß, denſelben zu erwarten.

Monate vergingen, in welchen Edmond nur den Wiſſenſchaften und der Liebe lebte. Einen großen Theil der Tageszeit verbrachte er in ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Selten nur bat Robespierre den Jüngling, ihm einen Theil der Correſpondenz, welche er mit einigen Perſonen in England führte, abzunehmen, und ſtets betraf es nur die unverfänglichſten Gegenſtände. — Edmond verließ faſt nie das Haus. Die Abende, die er in Geſellſchaft der beiden Mädchen, in der Nähe ſeiner geliebten Clotilde zubrachte, waren die glücklichſten ſeines Lebens. Auch Dubois befand ſich oft in der Geſellſchaft; es war ganz ſichtbar, daß Roſa den jungen Mann auf das Lebhafteſte intereſſire. Beſpöttelte nun auch das Mädchen, mit aller Offenheit und Lebhaftigkeit der Franzöſin, die keineswegs verhehlte Leidenſchaft deſſelben, ſo gab es dennoch Augenblicke, in denen der muntere Spott, die in dem Herzen des Mädchens gleichfalls aufkeimende Neigung, nicht hinlänglich zu verdecken im Stande war. Dubois' Benehmen gegen Edmond war freundlich, doch abgemeſſen. Obgleich leidenſchaftlicher Republikaner, theilte er doch nur die Meinungen der wahren Freiheitsfreunde und hatte ſich, ſeit die Schreckensherrſchaft eingetreten, den Deputirten des Centrums angeſchloſſen, Männern, welche des Glaubens waren, daß für den Augenblick nichts Anderes zu thun ſei, als ruhig den Zeitpunkt abzuwarten, der die Möglichkeit darbieten könnte, endlich das drückende Joch von ſich zu werfen. Da Dubois in Edmond nur Robespierre's Secretair, nur den Vertrauten eines Mannes, der, an der Spitze der ſogenannten Bergpartei ſtehend, verachtungsvoll auf die Kröten des Sumpfes, wie die Männer des Centrums von ihm genannt wurden, herabſah, finden konnte, ſo war es leicht erklärlich, daß dies Verhältniß nicht dazu beitrug, die jungen Männer einander zu befreunden. Niemals war daher zwiſchen Beiden von den Begebenheiten des Tages die Rede, es ſei denn, daß Roſa mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit ſich über dieſe ausgeſprochen hätte. Auffallend ſchien ſich des Mädchens Meinung über Robespierre geändert zu haben. Der Enthuſiasmus, welcher Roſa ſonſt bei Nennung ſeines Namens ſchon aufregte, war ſeit längerer Zeit verſchwunden, und ehe noch die Herrſchaft des Terrorismus ihre größte Höhe erreichte, äußerte ſie eines Tages, daß Robespierre ihr bald als ein Held, bald als ein Böſewicht erſcheine. —

Von allen Bewohnern der Hauptſtadt war Edmond vielleicht derjenige, der, vermöge ſeiner ihm von der Nothwendigkeit gebotenen iſolirten Lage, die wenigſte Kunde von allen den großen Begebenheiten, welche Frankreich in ſeinen Grundveſten erſchütterten, genommen hatte. Von dem Tage an, an dem das Haupt eines Königs fiel, den einer der eifrigſten Freiheitsfreunde den ehrlichſten Mann in ſeinem Reiche nannte, häuften ſich die Gräuel von Tag zu Tage. Mörderbanden, theils Marſeiller, theils bewaffnete Banditen aus den Vorſtädten, erbrachen die

Gefängniſſe, in denen die edelſten Männer Frankreichs eingekerkert ſaßen. Hier bildeten die Böſewichter ein Revolutionsgericht und führten nach einer, von noch ärgeren Ungeheuern als ſie ſelbſt waren, gefertigten Liſte, die Unglücklichen einzeln vor das Mordtribunal. Nach wenigen, ſich blos auf die Identität der Perſon beziehenden Fragen, ertönte aus dem Munde des ſcheußlichen Präſidenten das Wort: „Elargissez!“ Der Gefangene ward in den Hof geführt und durch die fürchterliche Stille tönte nur das Klatſchen der Säbelhiebe, mit denen man dem Unglücklichen den Schädel ſpaltete. Während aber Scheuſale aus dem Haufen des Pöbels wie blutgierige Panther über die in den Kerkern aufbewahrten Schlachtopfer herfielen, trachteten die auf Befehl des Convents zuſammengetretenen Ausſchüſſe des öffentlichen Wohls und der allgemeinen Sicherheit, die Höhlen des Jammers mit neuen Opfern anzufüllen. Die auf dem Platze Ludwigs des Fünfzehnten aufgeſtellte Guillotine arbeitete unaufhörlich. Hier fielen die Häupter Marie Antoinettens und der Prinzeſſin Eliſabeth. Faſt jedes der bedeutendſten Geſchlechter Frankreichs hatte eins oder mehrere Mitglieder zu beweinen. Aus der einzigen Familie der Grafen von Brienne erlagen ſechszehn Individuen dem Mordbeile. Endlich fing es an, an royaliſtiſchen Schlachtopfern zu fehlen und nun verſchlang der Dämon der Revolution, gleich dem alten Saturn, die eigenen Kinder. Unter dem Meſſer der Guillotine vermiſchte ſich das Blut der edelſten Menſchen aller Stände mit dem der Böſewichter, welche von ihres Gleichen zum Blocke getrieben wurden. Jetzt machten weder Alter, Geſchlecht, Stand noch Geſinnung einen Unterſchied. Es fielen 22 Häupter von den Volksrepräſentanten, ſämmtlich der Partei der Gironde angehörig. Mit ihrem Blute vermiſchte ſich das von vierzehn jungen Mädchen aus Verdun; ihr Verbrechen war, daß ſie auf einem Balle getanzt, welchen die Preußen nach der Eroberung jener Stadt gegeben. Die Zahl der täglich unter dem Meſſer der Guillotine fallenden Häupter ſchwankte zwiſchen ſechszig bis achtzig, und beſchränkte ſich nur darum auf dieſe Anzahl, weil die Henker erklärten, nur dieſe beſtreiten zu können. — Endlich war der Boden nicht mehr im Stande, das auf der Schreckensſtelle vergoſſene Blut noch ferner einzuſaugen, und obgleich man mehrmals den Platz mit Sand und Erde überfuhr, ſo gerieth doch in der Hitze der Sommertage das gräßliche Gemiſch in eine faulige Gährung und ſeine fürchterlichen Ausdünſtungen nöthigten die Henker, die Köpfmaſchine an einer andern Stelle, dicht bei der Barrière du Trone, aufzuſchlagen.

So ſehr auch Edmond von allen Schreckensnachrichten des Tages ſich fern zu halten ſuchte, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß wenigſtens die Erzählungen der Hauptmomente ſein Ohr erreichten. Oft ſprach er dann mit Clotilden von der Möglichkeit einer Flucht; doch kaum gedacht, ward der Gedanke auch ſogleich verworfen. Wie wäre auch eine ſolche ausführbar geworden, da ſelbſt mehrere der geächteten Repräſentanten, welche in der Meinung ſich durch die Flucht zu retten, endlich genöthigt waren, auf der Landſtraße ihrem Leben durch Gift ein Ende zu machen, als Niemand ſich finden wollte, der den Flüchtigen ein Aſyl geboten hätte. So endeten Roland und Condorcet; die Körper Pethions und Buzots fand man faulend in einem Getreidefelde.

Alles zeugte in dieſer Zeit für ein Streben Robespierre's nach der Dictatur. Zwar war Marat bereits unter dem Rächerſtahl der Charlotte Corday gefallen, er, der unaufhörlich wiederholte: nur Robespierre ſei im Stande, die Zügel Frankreichs mit feſter Hand zu faſſen, aber die übrigen Häupter der Bergpartei ließen dieſe Worte noch fortwährend von der Tribune ſchallen. Danton war faſt der Einzige, der widerſprach, und ſo ward auch ſein Tod beſchloſſen.

Eine leichte Unpäßlichkeit hatte Edmond ſeit mehreren Tagen an ſein Bett gefeſſelt. Kaum geneſen, war ſeine erſte Ausflucht zu Clotilden. Ganz wider Gewohnheit hatte Robespierre nur wenige Augenblicke dieſen Morgen in Edmonds Zimmer ſich verweilt; er habe, meinte er, höchſt dringende Geſchäfte, und ſaß noch vertieft in Arbeit in ſeinem Cabinette, als der Jüngling die Treppe hinabſtieg. Freudig flog Clotilde ihm entgegen, und auch Roſa erkundigte ſich theilnehmend nach ſeinem Befinden, als Dubois eintrat und nach froſtiger Begrüßung Edmond nicht weiter zu bemerken ſchien.

„Sie ſind ja,“ ſprach Roſa, als Dubois mehrmals im Zimmer auf und abging, indem er nach der Uhr ſah, „ſo zerſtreut und ſcheinen ſo beeilt?“

„Ja wohl!“ entgegnete Dubois. „Danton ſteht heute vor dem Revolutionstribunal und hat mich in ſeiner Sache als Zeugen angerufen. Ich liebe den Jacobinerhäuptling eben nicht, doch ſcheint mir ein Zurücktreten aus elender Furcht nicht ganz verträglich mit der Ehre, ſelbſt wenn Andere, die ihm das Leben danken, mir ein ſolches Beiſpiel gäben.“

Die letzten Worte ſprach er mit einem verächtlichen Seitenblicke auf Edmond.

„Danton iſt verhaftet?“ rief der Jüngling, Dubois Aeußerung überhörend. „Ich habe ſeit einigen Tagen das Bett gehütet und höre davon ſo eben das erſte Wort.“

„Die Krankheit kommt Ihnen recht zu Statten, Herr Alphonſe!“ ſprach Dubois in einem höhniſchen, wegwerfenden Tone. „Sie giebt Ihnen einen vollgiltigen Grund, in Dantons Proceſſe nicht als Zeuge zu erſcheinen, wobei vielleicht wohl allerdings einige Gefahr mit unterlaufen mag. So gelangen Sie am beſten über dieſen Berg. Danton wird zwar eine fatale Miene machen, wenn er Sie nicht erſcheinen ſieht, da er in ſeiner Vertheidigung ſich vorzüglich auf Ihr Zeugniß ſtützt. — Doch, warum ſage ich Ihnen das; Sie haben ja die Papiere ſelbſt geleſen!".

„Nichts habe ich geleſen!" rief der Jüngling, „Nichts! Ich bitte, erklären Sie ſich, Herr Dubois."

„Das wird nicht ſchwer ſein!" — entgegnete Letzterer kalt. „In der Anklagacte verſchweigt man, wie ſich von ſelbſt verſteht, alle Verbrechen, an welchen die Erbärmlichen ſelbſt Theil genommen, und legt dagegen andere, voller Unſinn, ihm zur Laſt. Das Hauptvergehen, deſſen man ihn beſchuldigt, beſteht darin: daß er bei dem Gemetzel des zehnten Auguſt die Föderirten habe aufreizen wollen, auf die Nationalgarden zu feuern."

„Herr Gott!" rief Edmond, „und er allein war es, der jenes neue Verbrechen verhinderte! Er ſtellte ſelbſt ſich vor die Mündung des Geſchützes. Ueber ſeine Unſchuld in dieſer Angelegenheit kann gar kein Zweifel walten; die Sache trug ſich vor unſern und hundert Anderer Augen zu."

„Darum eben," entgegnete der Vorige, „beruft er ſich auf unſer Zeugniß, und ich, obwohl ich Danton haſſe, werde meiner eigenen Ehre wegen ihm nicht das meinige weigern und wenn ich morgen deßhalb den Kopf zum Blocke tragen ſollte.“

„Ich muß Sie bitten, Bürger!“ ſprach Edmond ernſt, „nicht kleiner von mir zu denken als ich es verdiene. — Ich ſetze Ihnen mein Ehrenwort zum Pfande, daß ich von Allem dieſen das erſte Wort ſo eben aus Ihrem Munde höre. Gedulden Sie ſich nur einen Augenblick. Robespierre iſt noch in ſeinem Cabinette; ich eile zu ihm, um die Ladung, welche während meiner Krankheit an ihn gelangt ſein muß, zu holen und begleite Sie dann ſogleich.“

Clotilde war ängſtlich bemüht, den Jüngling zurückzuhalten, auch Roſa machte Einwendungen, doch Edmond behauptete: es gälte einen Ehrenpunkt, und eilte die Treppe aufwärts.

Im Saale angekommen, klopfte er an die Thüre von Robespierre's Arbeitscabinet, doch Niemand ließ ſich hören. Laut rufte er mehrmals den Namen des Bewohners; Niemand erſchien. Eben wollte Edmond ſich entfernen, als er bemerkte, daß der Schlüſſel ſtecke. Zwar war dies öfters der Fall geweſen, wenn Robespierre ausgegangen, doch hatte er niemals es wagen wollen, wider deſſen Willen dieſes

Zimmer zu betreten. Heute war es ein anderer Fall. Dringend nöthig ſchien es ihm, ſich wegen des abzulegenden Zeugniſſes aus den betreffenden Papieren zu unterrichten; er wollte nicht, ohne ſeinem Beſchützer zuvor die nöthige Kunde zu geben, einen Schritt thun, den dieſer als zweideutig betrachten konnte. Robeſpierre war noch vor wenig Augenblicken im Cabinet geweſen; — ihm konnte unwohl geworden ſein! — Mechaniſch griff Edmond an das Thürſchloß und die Thüre ſprang auf. —

Robeſpierre war nicht im Zimmer. Aller Wahrſcheinlichkeit nach befand er ſich ſchon im Convent; Wichtiges mußte dieſen Tag dort vorgehen; die Eile, in der er ſeine Wohnung verlaſſen hatte, ſprach dafür. Der Jüngling konnte es ſich nicht verſagen, einen Blick im Zimmer umher zu werfen. Er hatte oft — er ſelbſt wußte nicht warum — etwas ganz Beſonderes hier erwartet; dies war keineswegs der Fall. Das ganze kleine Stübchen war ein Bild der Ordnung und Nettigkeit; ſonſt indeß wie jedes andere Arbeitscabinet beſchaffen. Eine Menge Actenſtücke waren in den glänzend gearbeiteten Repoſitorien aufgehäuft; jedes Einzelne hatte ſeine zierliche Aufſchrift, und das erſte, welches dem Jüngling in die Augen fiel, war ein Heft unter der Rubrik: ‚Dantons Proceß.‘ — Raſch griff Edmond nach den Papieren, und ſeine Vorladung befand ſich in dem Actenſtücke; es war demnach gewiß, daß Robespierre ſie ihm vorenthalten hatte. Mit feſter Hand nahm Edmond die Schrift aus dem Paquet und wollte eben die Thüre des Cabinets ergreifen, als er am Boden ein Papier bemerkte, welches darum ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog, weil es mit rother und ſchwarzer Dinte beſchrieben war. Einige große Dintenkleckſe ſchienen es dem Schreiber unbrauchbar gemacht zu haben. Die Schrift war von Robespierre's Hand und an den Bürger F. adreſſirt. Es war eine Liſte von vier und ſiebzig Namen in fortlaufenden Nummern; ſämmtliche Namen der vor einiger Zeit hingerichteten, eingekerkerten oder wieder freigelaſſenen Girondiſten. Edmond legte das Papier an den vorigen Ort und eilte zu den Uebrigen, nachdem er die Thüre des Cabinets verſchloſſen hatte.

„Ich bin bereit!“ ſprach er beim Eintreten zu Dubois.

„Verzeihen Sie mir, mein Freund!“ entgegnete dieſer, mit Wärme des Jünglings Hand ergreifend. „Vergeben Sie mir mein allzuraſches Urtheil und — bleiben Sie hier. — Die Lage, in der Sie ſich befinden, iſt mir durch einige Andeutungen aus Roſa's Munde — mein Wort bürgt Ihnen für deren Sicherheit — ſo ziemlich klar geworden. Sollte ein öffentliches Auftreten vor Gericht auch nicht, was doch leicht möglich iſt, Ihr Incognito enthüllen, ſo würde Robespierre niemals Ihnen dieſen Schritt verzeihen. — Haben Sie ihn geſprochen?“

„Nein!“ entgegnete Edmond, „er iſt ausgegangen; doch was Sie auch ſagen mögen —“

„Hören Sie mich, mein Freund!“ ſprach Dubois. „So wie Robespierre ſeine Gegner geſchlachtet hat, ſo ſchlachtet er auch die Genoſſen, ſobald ſie nicht mehr blindlings das Werkzeug ſeiner Hände bleiben wollen; Dantons Kopf muß fallen, weil er dem Dictator gefährlich dünkt und weil ſich der wüthende Jacobiner ſeit ſeiner Verheirathung zur Mäßigung neigt. Daß Robespierre Dantons Tod beſchloſſen, geht aus dem Umſtande ſchon hervor, daß er die Ladung des Tribunals Ihnen unterſchlagen.

Bleiben Sie alſo zurück, mein Freund! Sie werden Danton nicht das Leben retten. Auch ich — ich weiß es wohl — ich werde dies nicht im Stande ſein, doch ich bin Repräſentant! die Augen meiner Committenten ſehen auf mich und meine Ehre gebietet es; ich muß dem Rufe folgen."

„Glauben Sie," entgegnete Edmond ſtolz, „daß das Hülfsgeſchrei des Mannes, der das Leben mir gerettet, gleichviel ob er auch ſonſt ein Ungeheuer iſt, vergebens in meine Ohren tönen ſollte? daß die Söhne jener Männer, auf deren Thaten einſt Frankreich ſtolz war, nur einen Augenblick zweifelhaft wählen könnten zwiſchen Tod und ihrer Schande? — Nein, mein Herr! Zwar konnte Ihre Partei uns wohlerworbene Rechte rauben, die Wappenſchilder von den Gräbern unſerer Väter, die Gebeine derſelben aus ihren Särgen reißen, doch uns zwingen die eigne Hand zu unſerer Entehrung darzubieten, dahin hat ſie uns nicht bringen können, und von dieſer Seite würde ich jedes fernere Wort, wodurch Sie mich von der Befolgung des Geſetzes, das mir die Ehre vorſchreibt, abzuhalten dächten, betrachten müſſen."

Dubois verbeugte ſich beſchämt; Roſa ergriff feurig des Jünglings Hand. Clotilde weinte an ſeinem Halſe.

Mit ſchnellen Schritten eilten die beiden jungen Männer die Straße St. Honoré hinab und bald ſtanden ſie vor den Schranken des Revolutions-Tribunals, jenes ſcheußlichen Gerichtshofes, deſſen Name ſchon ein grimmiger Spott aller Gerechtigkeitspflege war. — Arm in Arm traten Beide in ein Zimmer, deſſen Hintergrund ein Haufen zerlumpten Pöbels, mit einer Abtheilung Gensd'armes vermiſcht, erfüllte. Um einen der Thür des Zimmers gegenüber aufgeſtellten Tiſch befanden ſich, zum Theil auf hölzernen Bänken ſitzend, die Richter und Geſchwornen; Männer, deren gefliſſentlich zur Schau geſtellte ſchmutzige Kleidung, der nachläſſig auf den Kopf geſtülpte runde Hut oder die rothwollene Mütze, die affectirte Rohheit in Stellung und Geberden, vortrefflich zu Geſichtern paßte, welche ſataniſche Argliſt oder Stumpfheit, oder ein Gemiſch von beiden zugleich verriethen. Auf einem Sims der Mauer, dicht hinter den Stuhle des Präſidenten, befand ſich das Bruſtbil des älteren Brutus. Das finſtere Auge des alte

Republikaners ſchien mit einem Ausdrucke der Verachtung auf das Mordgeſindel herabzuſchauen, welches hier, Angeſichts ſeines ehrwürdigen Bildes, ſo gräßlich mit Menſchenleben hauſ'te. Da die Angeklagten noch nicht erſchienen waren, ſo hatte Edmond, welcher mit ſeinem Begleiter in eine der Thüre nahe Fenſterblende getreten war, Zeit, das Ganze, in jeder Hinſicht ihm noch ſo neu, zu überſchauen.

„Wie heißt," fragte er leiſe ſeinen Begleiter, „der Präſident? Unwillkürlich deutet die Haltung und das Benehmen des Mannes, ſo ſehr er auch das des Pöbels zu affectiren ſucht, auf höhere Bildung; auch iſt in ſeinem von Leidenſchaften durchwühlten Antlitze ein gewiſſer Ausdruck von Geiſt ganz unverkennbar."

„Es iſt," entgegnete Dubois, „der ehemalige Marquis Saint Juſt."

„Und Jener?" fuhr Edmond leiſe fort, „der mit dem Actenbündel in der Hand? der Mann dort mit der Satans-Phyſiognomie?"

„Dies iſt," ſprach Dubois, „jenes Ungeheuer, gegen welches Clement, Ravaillac und Damien unſchuldige Kinder ſind! Es iſt Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger des Tribunals.“

Der Präſident hob jetzt, nachdem er einige Schriften eilig durchgeſehen, zu ſprechen an.

„Da iſt,“ wendete er ſich lachend an Fouquier-Tinville, „ein Brief von einem Cidevant, von einem verhungernden Ludwigsritter, de Fleuri heißt er. Er ſendet uns, weil einer ſeiner Anverwandten unter dem Raſirmeſſer der Nation gefallen, ein Schreiben, geſpickt mit Grobheiten aller Art. Da, Fouquier!“ ſchloß er lachend, „da! lies den Wiſch und nimm Dir Deinen Antheil!“

„Der Herr ſcheint Eile zu haben!“ entgegnete dieſer grinſend, nachdem er das Schreiben, welches die Verzweiflung dictirt, durchlaufen hatte. „Ich werde ſorgen, daß er bis morgen Abend bei dem hochadeligen Vetter ſich befinde.“

„Ah! ſiehe da, Dubois!“ rief jetzt der Präſident, durch die Repräſentantenſchärpe, die Edmonds Begleiter trug, aufmerkſam gemacht. „Du kommſt in Dantons Sache? Da hätteſt Du Dich wohl nicht erſt bemühen dürfen!“

„Ich erhielt die Ladung des Tribunals!" entgegnete Dubois.

„So will es die Form!" ſprach Fouquier. „Man merkt es an Deiner Umſtändlichkeit, daß Du den Ventrus angehörſt. (So nannte man die Deputirten des Centrums.) Wer aber iſt Dein Begleiter?"

„Ich heiße Alphonſe!" entgegnete Edmond, „und bin gleichfalls als Zeuge vorgeladen."

„Und Du erſcheinſt?" rief Saint Juſt betroffen. „Hat Robespierre ſeine Meinung geändert? Will er mit Danton ſich verſöhnen? Ich ſprach ihn doch vor weniger als einer Viertelſtunde!"

„Ueber Alles dieſes vermag ich keine Auskunft zu ertheilen!" verſetzte Edmond betroffen. „Ich erhielt die Nachricht von meiner Vorladung vor wenig Augenblicken."

„Es muß ein Irrthum ſein!" bemerkte Fouquier-Tinville. „Du ſcheinſt mir noch nicht recht in Uebung, mein junger Freund, und biſt ein wenig vorſchnell. Am beſten wäre es, Du beſprächſt Dich, ehe Du als Zeuge auftrittſt, vorher mit Robespierre."

„Laß ſein!" erwiederte Saint Juſt, indem er

Edmond ſcharf fixirte, „ich ſchreibe eben einige Zeilen an meinen würdigen Freund.“

Leiſe beſprach ſich der Präſident mit ſeinen Spießgeſellen, und es ſchien zwiſchen ihnen eine Meinungsverſchiedenheit zu walten; endlich faltete und adreſſirte er raſch ein Billet, gab es einem Gensd'armen zur Beſtellung und rief mit lauter Stimme: „Führt die Gefangenen vor!“

In wenig Augenblicken öffnete ſich die Thür und ſechs oder acht der Angeklagten traten ein. Danton war nicht unter ihnen.

„Entſetzlich!“ ſprach Dubois leiſe zu Edmond. „Ein Verfahren, wie dieſes, hat niemals in Frankreich Statt gefunden! Man mordete in den Zeiten der Bürgerkriege, aber man erheuchelte nicht Geſetzformen! Aus wie verſchiedenartigen Beſtandtheilen bilden dieſe Elenden die Hekatomben, die ſie dem Moloch ſchlachten!“

„Sind alle Dieſe Mitſchuldige Dantons?“ fragte Edmond.

„Bewahre!“ erwiederte Dubois. „Einige unter ihnen gehören gerade unter ſeine Ankläger und Feinde, wie zum Beiſpiel der kleine buckelige Mann dort;

es iſt der ehemalige Capuziner Chabot. — Iſt es auch," fuhr Dubois leiſe fort, „nicht zu leugnen, daß Alle mehr oder minder ihr Geſchick verdienen, ſo iſt es doch entſetzlich, daß ärgere Ungeheuer, als ſie ſelbſt, die Elenden nach geſetzlichen Formen ſchlachten."

„Ich dächte," ſprach Edmond, einen der Gefangenen in's Auge faſſend, „ich dächte, jenen Mann ſchon irgendwo geſehen zu haben."

„Leicht möglich!" entgegnete ſein Begleiter. „Vielleicht gar in den Tuilerien. Es iſt Fabre d'Eglantine, ein mittelmäßiger Dichter. Er ließ ſonſt keine Gelegenheit vorbei, den letzten König zu beſingen." —

„Und jener Mann in Uniform?" fragte Edmond. „Auch er kommt mir bekannt vor."

„Es iſt Weſtermann. Er commandirte die Angreifenden am zehnten Auguſt. — Der lange Mann dort mit dem ſchwärmeriſchen Auge," fuhr Dubois fort, „iſt der bekannte Camille Desmoulins; der ihm zur Seite, Lacroix, und der dort, Philippeaux."

Edmonds Begleiter wollte noch weiter ſprechen, doch eben öffnete ſich die Thüre und Danton ward hereingeführt. So wenig Richter und Geſchworene, desgleichen der den Hintergrund des Saales erfüllende Pöbelhaufen ſich beim Eintritte der Gefangenen in Plaudern, Lachen und Scherzen hatten ſtören laſſen, ſo ſehr ſchien Dantons Eintritt ihnen zu imponiren. Das Haupt empor gerichtet, Stolz in den harten Zügen, erſchien ſo ungebeugt wie ſonſt, die koloſſale Geſtalt in Mitte der begleitenden Gensd'armen. Eine Todtenſtille herrſchte im Saale umher. Die Blicke der Richter und Geſchworenen waren auf den Gefangenen geheftet, und dieſer muſterte ſie gleichfalls mit ſtolzem Auge. Es war der Blick des gefangenen Löwen, gerichtet auf die zur Hetze in die Arena getriebene Meute. — Eben ward er Fabre d'Eglantine gewahr; ſein finſteres Antlitz verzog ſich zu einem Lächeln, als er deſſen Niedergeſchlagenheit gewahrte, und er ſuchte durch einen Calembourg ihn zu erheitern.

„Muth, mein Freund!" ſprach er mit ſeiner rauhen Stimme. „Wir Alle treiben jetzt Dein Handwerk! Nous allons faire des vers!"

Einige Schritte vorwärts gehend, bemerkte er Dubois und ſeinen Begleiter.

„Du hier, Dubois?" ſprach er. „Auch Du, Alphonſe? — Nun, das iſt ſchön von Euch. Ich hatte es nicht gehofft. — Mögen wir fallen!“ rief er mit einem Blicke auf die Gefangenen. „Es wird das ſchwache Rohr zur Lanze, und endlich wird auch der Rächerarm ſich finden, der ſie zu führen weiß. — Doch jetzt zur Sache! Beginne Dein Werk, Saint Juſt!“

Der Präſident fragte mit ſchwankender Stimme nach Namen und Wohnung des Angeklagten.

„Ich heiße Danton!“ rief dieſer mit Donnertönen, „bin bekannt genug in den Annalen der Revolution! Meine Wohnung wird bald das Nichts ſein und mein Name im Pantheon!“

„Würden die Nichtswürdigen, die mich verleumden,“ fuhr er mit Begeiſterung fort, „es wagen, mich in's Angeſicht anzugreifen? — Bald werde ich ſie ſelbſt mit der Schande und Ehrloſigkeit bedecken, die ſie bezeichnen. Ich habe es geſagt und wiederhole es: mein Aufenthalt iſt bald das Nichts und mein Name im Pantheon! — Hier iſt mein Kopf; er haftet für Alles! — Das Leben iſt mir zur Laſt; ich ſehne mich davon befreit zu werden.“

Aengſtlich eilte der Präſident, einer Stimme Einhalt zu thun, die, wenn ſie ertönte, gewohnt war, die Phantaſie der exaltirten Zuhörer bis zur Begeiſterung zu entflammen. Er ermahnte den Angeklagten, bei der Sache zu bleiben, und dieſer ward nach und nach ruhiger, indem er in einer langen Rede die Rechtfertigung ſeiner ganzen revolutionairen Laufbahn unternahm. In Hinſicht ſeines Benehmens am 10. Auguſt berief er ſich auf Dubois und Edmond.

Während Danton ſeine Rede hielt, hatte Fouquier-Tinville ein Billet erhalten und nach Durchleſung auf den Tiſch gelegt.

Der Angeklagte hatte eben geendigt, und Edmond wollte vortreten ſein Zeugniß abzulegen, als Fouquier mit ſataniſchem Lächeln erklärte, daß der Convent ſo eben den Beſchluß erlaſſen hätte: daß die Angeklagten nur nach den ſchriftlichen Beweiſen, nicht aber nach den Ausſagen der Zeugen gerichtet, dieſe Letztern alſo nicht erſt vernommen werden ſollten.

Wie ein Donnerſchlag wirkte dieſe Nachricht auf die Gefangenen. Camille Desmoulins weinte, Weſtermann und Lacroix ſahen ſtarr zu Boden, Fabre d'Eglantine blickte ſchmerzvoll gen Himmel, nur Danton blieb unerſchüttert.

„Daran erkenne ich Robespierre!“ rief er aus. „Der feige Schurke! Auch er wird fallen! und ich bin der Einzige, der Macht genug gehabt hätte, ihn zu retten!“

„Ihr könnt abtreten, Bürger!“ ſprach Saint Juſt zu **Dubois** und **Edmond**.

„Ich danke Euch!“ rief Danton, Beiden die Hände ſchüttelnd. „Möge der Genius der Freiheit und Gleichheit den guten Willen Euch vergelten.“

Unſere Bekannten eilten, die Mörderhöhle zu verlaſſen, in welcher Ungeheuer zu Gericht ſaßen, denen die Mitwelt fluchte, und die die Nachwelt verachtet.

In der Straße St. Honoré angekommen, nahm **Dubois** mit einer Umarmung von **Edmond** Abſchied. Der Jüngling ſchien ihm theuer geworden, und eine Thräne ſtieg ihm in das Auge, als Edmond in der Thür des Hauſes verſchwand. Schon auf der Treppe hörte dieſer Robespierre heftig im Zimmer auf- und abgehen. — „Muth gefaßt!“ ſprach Edmond zu ſich ſelbſt und trat in den Salon. Mit ſchnellen Schritten ſtürzte Robespierre dem Eintretenden entgegen. So hatte er ihn nie geſehen! ſein ganzes Aeußere war verändert. Eine hohe

Röthe überzog das ſonſt ſo bleiche Geſicht; die krampfhaften Bewegungen des Armes ſchienen ſich dem ganzen Körper mitzutheilen. In der linken Hand trug er das Actenbündel, aus welchem Edmond die Ladung genommen hatte.

„Sie haben das Cabinet betreten? Sie wagten, dies Paket zu öffnen?“ ſchrie Robespierre ſchäumend.

„Ja, Bürger!“ antwortete Edmond gelaſſen, doch feſt. „Der Augenblick drängte; Sie waren ausgegangen; ich holte nur, was mein war und was Sie mir nicht hätten vorenthalten ſollen.“

„Sie waren Willens, für Danton zu zeugen?“ rief Jener in immer ſich ſteigernder Wuth.

„Hätte ich weniger thun können für den Mann, der das Leben mir gerettet?“ verſetzte Edmond. „Er hatte zum Zeugen mich gerufen! Die That, worüber er mich zum Zeugen rief, fand ſtatt vor meinen Augen. Die Anklage ſelbſt war eine grobe Lüge.“

„Und wußten Sie, ich frage: wußten Sie, daß ich es bin, der Danton ſtürzt? — Der niedrige Sclave wagte es, ſich gegen ſeinen Herrn und Meiſter zu empören; darum wird er vernichtet! — Antwort, Herr, bei Ihrem Leben!“

„Ich vermuthete es!" ſprach Edmond feſt.

„Und dennoch?" rief Robespierre wüthend. „Nun dann, beim Teufel!"

Er faßte den Griff der Cabinetsthür. Es war, als wolle er in daſſelbe eilen; — doch jetzt beſann er ſich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Wußten Clotilde und Roſa um Ihr Vorhaben?" fragte er in einem gemäßigteren Tone.

„Ich allein habe die That gethan!" entgegnete Edmond. „Die Grundſätze, die mich dazu bewogen, werde ich mit meinem Blute beſiegeln; ich habe mit der Muttermilch ſie eingeſogen. Die Meinung beider Damen, ſo hoch ich ſie auch ſchätze, würde mich nicht zu etwas ſtimmen können, was nicht mit jenen im Einklang wäre. Erlauben Sie mir daher, daß ich auf eine Frage, die nicht hierher gehört, ſchweige." —

Robespierre ging ſchweigend auf und ab, doch wollte es Edmond bedünken, als murmele er leiſe Roſa's Namen; er ſchien etwas mit Bedacht zu überlegen.

„Haben Sie," ſprach er endlich, „außer dem

Paket, aus dem Sie das Actenſtück entnahmen, noch ſonſt ein anderes geöffnet? — Antworten Sie mir mit Verbürgung Ihrer Ehre!"

„Es iſt das erſte Mal," erwiederte Edmond bitter, „daß ich auf eine Frage dieſer Art zu antworten genöthigt werde. — Ich habe nichts geleſen als die Ladung und ein mir auffallendes Papier, welches unnütz am Boden lag; es enthielt die Namen einer Anzahl Männer, die mir nur durch die Zeitungen bekannt geworden. Die Wahrheit verbürgt mein Ehrenwort."

Lange fixirten ſich Beide ſchweigend.

„Nun dann," ſprach Robespierre nach einer Pauſe, „ſo wollen wir Frieden machen!"

Mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln reichte er dem Jünglinge die Hand, indem er ihn zum Sitzen einlud.

„Um dieſen noch feſter zu begründen," entgegnete Edmond noch aufgeregt, „erlauben Sie mir die Bitte, mich unter Ihrem Schutze innerhalb Paris, doch außer dieſen Mauern, aufhalten zu dürfen. Das Mißtrauen, welches Sie ſo eben mir bezeigt, verpflichtet mich zu dem Geſuch."

„Der Sieger dictirt gewöhnlich die Bedingungen!“ entgegnete Robespierre lächelnd, doch mit einem ſtechenden Blick begleitend. „Auch wiſſen Sie ja als Diplomat, daß ſich die Frieden ſchließenden Mächte gern eine Zeitlang im Auge behalten. — Doch ernſthaft jetzt! Ich habe ein Anliegen; Sie ſollen mir einen Freundſchaftsdienſt erweiſen.“

„Ich?“ fragte Edmond voll Erſtaunen. Dieſer Uebergang überraſchte ihn ungemein.

„Ja, eben Sie!“ entgegnete der Vorige. „Hören Sie mich an. — Ich denke,“ fuhr er, ſich an Edmonds Seite auf das Sopha niederlaſſend, fort, „die Jünger Dantons, die auf ihn als den Apoſtel der Freiheit blickten, werden durch das Schickſal ihres Mohameds ein wenig eingeſchüchtert ſein. Darum iſt es Zeit, eine feſte Verwaltung zu organiſiren. Die Geſellſchaft will Garantieen, das Volk verlangt ſeine Götzen. Ich bin deshalb im Begriffe, einen Nationalcultus einzuführen, und nächſtens wird der Convent denſelben decretiren. Unmöglich werde ich dem allgemeinen Wunſche, mich an der Spitze der Verwaltung zu ſehen, noch länger widerſtreben können; ich werde die Zügel der Regierung ergreifen müſſen. Iſt dies der Fall, ſo hat es etwas Beruhigendes für die Menge, den Mann, auf welchen die Augen Aller gerichtet ſind, ſich friedlich in Familienverbindungen einrichten zu ſehen; darum bin ich entſchloſſen, mich zu vermählen. — Nun, mein Freund, errathen Sie den Gegenſtand meiner Wahl und was ich von Ihnen will?"

„Ich weiß in der That nicht," entgegnete Edmond betroffen.

„Sie ſehen ſo ängſtlich aus!" entgegnete Robespierre ſpöttiſch lächelnd. „Sie glauben vielleicht, ich würde verlangen, daß Sie zu meinen Gunſten auf Clotilden verzichten ſollen. Nein, das iſt's nicht. Sie ſollen bei Roſa meine Sache führen."

Edmond war ungemein erſchüttert. Robespierre ſchien es nicht zu bemerken.

„Nach Allem," fuhr Robespierre und zwar mit ſichtlicher Selbſtzufriedenheit fort, „nach Allem, was Roſa mir früher oft geäußert, glaube ich bei ihr nicht ungünſtige Geſinnungen für mich vorausſetzen zu dürfen; Sie wiſſen wohl, mein Freund, wenn Damen die Handelsweiſe oder die Talente eines Mannes loben, ſo kann gewöhnlich auch die Perſönlichkeit deſſelben auf eine günſtige Meinung rechnen, da ſie Perſon und Eigenſchaft faſt immer auf eine Linie ſetzen. Aus dieſem Grunde bedürfte es alſo eigentlich auch keiner Mittelsperſon. Indeſſen iſt Ihnen nicht unbekannt, daß Roſa Schwärmerin iſt. Sie haben das Mädchen oft behaupten hören: ſie würde niemals einem Manne die Hand reichen, es ſei denn, daß die ſeinige Frankreich die Freiheit gegeben habe. Das Ganze iſt zwar nur Grimaſſe, doch wenigſtens eine anſprechende, und ich, ich denke der Mann zu ſein, der Frankreich in ſeiner Hand hält. — Daß Sie dem Mädchen dies auseinanderſetzen, daß Sie die Bedenklichkeiten, welche die Phantaſie der Schwärmerin erzeugen könnte, zu beſeitigen ſuchen mögen, iſt meine Bitte. Aufrichtig, Freund! ich kenne die Weiber nicht! Lächerlich war mir von jeher der empfindſame Krimskrams, womit ich Andere wohl das ſchwache Geſchlecht umſchweben ſah; auch würden Sie ſich irren, wenn Sie hoffen ſollten, mich den verliebten Gecken ſpielen zu ſehen. Ich trage das Herz im Kopfe, wie es des Staatsmannes Pflicht iſt. Der Wunſch mich zu verheirathen, entſpringt im letztern. — Und warum gerade Roſa? werden Sie fragen. Ich antworte: des Mädchens Männerſeele, meinetwegen auch das Aeußere Roſa's ſpricht mich an; nun wiſſen Sie Alles."

„Ich hatte," fuhr er fort, nachdem er ein verſiegeltes Billet aus ſeinem Cabinet geholt, „ſchon geſtern dieſen Brief geſchrieben und wollte Sie bitten, ihn Roſa zu übergeben; Drang der Geſchäfte ließ es mich vergeſſen. Nehmen Sie ihn! Sie treiben," ſchloß er lächelnd, „in dieſer Angelegenheit gewiſſermaßen ein diplomatiſches Geſchäft. Gehen Sie jetzt, mein Freund!"

Edmond wankte beſtürzt aus dem Zimmer. — Daß Roſa den Antrag mit Abſcheu von ſich weiſen würde, war ihm klar, da er wußte, wie ſehr ſich ihre frühere Meinung von Robespierre geändert hatte. — Höchſt niedergeſchlagen trat der Jüngling in das Zimmer der Mädchen. Dubois war dort. Alle Drei eilten Edmond erwartungsvoll entgegen.

„Sie glauben nicht," ſprach Roſa auf Clotilden zeigend, „welche Mühe es uns gekoſtet, dieſe Verzweifelnde zu beruhigen. Schon ſah die Aermſte Sie verhaftet, und — in Wahrheit, auch uns war ſchon ein wenig bange. — Aber, mein Freund! was iſt Ihnen? Sie ſcheinen ſo betrübt!“

„Nicht meinetwegen!“ verſetzte Edmond. „Hier! leſen Sie.“ Er überreichte ihr das Billet.

„Von Robespierre?“ ſprach das Mädchen betroffen, den Brief erbrechend.

Eine hohe Röthe überflog Roſa's Antlitz, als ſie die erſten Zeilen geleſen hatte. Ihr Auge flammte; es ſchwollen die Adern der weißen Stirne; zornig zuckte der feingeſchnittene Mund. „Iſt's möglich?!“ rief ſie aufgebracht, das Billet zuſammengeknittert an die Erde ſchleudernd, indem ſie mit dem kleinen Fuße es niedertrat. „Iſt's möglich? Der Elende wagt um meine Hand zu werben? Er wagt es, die blutbeſpritzte Rechte mir zu bieten? Er, der es weiß, wie ſehr ich die Freiheit liebe und jede Unterdrückung haſſe. — Er läßt es ſich einfallen, mich an Worte zu mahnen, mit denen ich den Mann, in dem ich den Freund der Freiheit ſah, zu ehren glaubte! — Und welchen Ton erlaubt er ſich! — Es ſcheint, als ſollte ich es mir zur Ehre rechnen, daß er die Hand mir bietet. Es iſt der Ton, in welchem ein Sultan eine Sclavin für ſeinen Harem fordert. Ha!

wäre er hier, ich könnte ihm den Brief in's ſchnöde Antlitz werfen! Indeß ſoll meine Antwort die Verachtung. —"

„Um des Himmels Willen! mäßigen Sie ſich!" ſprach Edmond. „Uebereilte Hitze könnte Alles hier verderben."

„Was kann ich weiter thun?" fragte Roſa.

„Laſſen Sie das Ungeheuer hoffen!" ſprach Dubois, der den Brief vom Boden aufgenommen und durchgeleſen hatte. „Die Zeit der Rettung naht indeſſen; in wenig Tagen geſchieht ein entſcheidender Schlag."

„Das können Sie mir rathen!" entgegnete Roſa heftig. „Sie, Dubois, Sie ſind es, der mir dieſen Rath ertheilt! — Nun, wahrhaftig! heute mache ich ſaubere Entdeckungen!"

„Ich bin gleichfalls der Meinung unſeres Freundes!" entgegnete Edmond. „Nur ſo entfernen Sie die drohende Gefahr!"

„O thue es, Schweſter!" bat Clotilde.

„Nimmermehr!" rief Roſa. „Habt Ihr Euch verſchworen, mich herabzuwürdigen? — Ihnen, Dubois, verzeihe ich dieſen Verſchlag niemals!"

„Ich würde," entgegnete dieſer, Roſa's Hand an ſeine Lippen drückend, „niemals Ihrer edlen Seele Verſtellung zugemuthet haben; doch bleibt hier ein anderer Ausweg? — Iſt nicht Frankreich — es iſt fürchterlich, aber wahr! — iſt nicht ganz Frankreich gezwungen, Geſinnungen zu heucheln, die es verabſcheuet?"

„Und wenn ganz Frankreich ſich vor dem Tyrannen beugt," rief Roſa heftig, „ſo ſoll er ſehen, daß wenigſtens eine Seele in dem weiten Lande lebt, die ihn nicht fürchtet und ſich nicht beugen läßt! Darum kein Wort mehr! Ich ſchreibe ihm in dieſem Augenblicke und verſage ihm meine Hand. — Wenn ich den Haß und die Verachtung, die er mir einflößt, ihm verſchweige, ſo thue ich dies nicht meinet-, ſondern Euretwillen."

Alle dringenden Bitten der Anweſenden vermochten nichts gegen den feſten Sinn des Mädchens. — Roſa wies ohne Beleidigung, doch kalt den Antrag ab.

Es war ſchon ſpät, als Edmond auf ſein Zimmer zurückkehrte. Robespierre hatte ſich bereits zur Ruhe begeben. Unter Todesängſten durchwachte der Jüngling die lange Nacht. Beim Frühſtück übergab er unter einigen bedauernden Worten ihm Roſa's Billet. Mit freudigem Erſtaunen ſah der Jüngling ſeine Beſorgniſſe als unbegründete ſich erweiſen. Ruhig und bedächtig durchlas Robespierre den Brief vom Anfang bis zu Ende.

„Ein Korb in beſter Form!" begann er endlich, das Billet ruhig zuſammenfaltend. „Sie meint, wir paſſen nicht zu einander, und — ich denke, ſie hat nicht Unrecht. Des Mädchens ſtolzer Sinn könnte es leicht überreden, Einfluß auf mich zu gewinnen, am Ende gar mich beherrſchen zu wollen, und dann — wäre die Aermſte zu bedauern. — Mir ſcheint es zwar" — hier überlief er nochmals flüchtig das Billet — „als ſpreizte ſie ſich und wollte ſich am Ende dringend gebeten ſehen; doch ſcheint es auch wieder nicht ſo, denn die Gründe, welche ſie, als gegen unſere Verbindung ſprechend, anführt, ſind ganz auf den Verſtand baſirt, und ſolche finden ſtets bei mir gute Statt, ſo wenig ich auf die gemüthlichen Motive gebe. Mag alſo die Sache vor der Hand auf ſich beruhen. Das Ganze war eine flüchtige, wenn auch mir nicht unangemeſſen ſcheinende Idee. Doch halt — da fällt mir ein! Was meinen Sie, Edmond? wenn Roſa's Weigerung einen andern Grund, wenn etwa Dubois? — Wiſſen Sie etwas?“ rief er lebhaft, „Sie ſcheinen ja ſo betroffen.“ —

„Nicht das Geringſte!“ ſprach Edmond erſchüttert. „Nie äußerte Eins von Beiden etwas gegen mich.“

„Ich glaube es auch nicht!“ fuhr Robespierre ruhiger fort. „So ſtark auch Dubois in theoretiſchen Narrheiten befangen ſein mag, traue ich ihm doch nicht dieſe zu, ſo ſehr auf meinen Edelmuth zu bauen, um zu vermuthen daß ich in irgend Etwas, nach dem ich ſtrebe, einen Nebenbuhler dulden könnte. Sollte er indeß ſo kühn ſein? ſollte Roſa wirklich? — Aber,“ ſchloß er lachend, „iſt es nicht närriſch, mich wegen einer Mädchenlaune zu erhitzen? — Laſſen wir das Ganze! Sprechen wir von etwas Anderem. Da! leſen Sie!“ —

Ruhig zog der unbegreifliche Menſch eine Broſchüre aus dem Buſen, welche damals viel Aufſehen erregte und die, in jener Zeit noch ziemlich neue, Erfindung des Luftballons zum Gegenſtande hatte. — Mit einem Scharfſinne, welcher bewies, wie ſehr er in das Ganze der Sache eingedrungen war, ſprach Robespierre wohl eine Stunde lang über dieſen Gegenſtand, beleuchtete von allen Seiten die Vorzüge und Mängel deſſelben und verließ endlich mit den freundlichſten Worten den erſtaunten Jüngling. —

Mehrere Tage vergingen. Robespierre ſchien in dieſer Zeit ein milderes Syſtem adoptiren zu wollen, und das geängſtete Paris athmete freier. Staunend vernahm man aus dem Munde Couthons und Saint Juſt's, daß jetzt, nachdem durch die Bemühungen eines großen Mannes die Republik gerettet worden, die Mäßigung an die Stelle des Schreckens treten müſſe; um aber die Ruchloſigkeiten des Atheismus zu ſühnen, ſei es nöthig, die Organe deſſelben zu vernichten; und ſo ward Hebert, ein elender Pamphletiſt und Herausgeber des Blattes: ‚Le père Duchesne', ſammt ſeiner Partei, und unter dieſer auch der verrückte Redner des Menſchengeſchlechts, auf das Schaffot geſchickt.

Auf Robespierre's Antrag decretirte der Convent: das Daſein eines höchſten Weſens und die Unſterblichkeit der Seele. Feſte wurden zur Feier dieſes

Weſens angeordnet, und über die Thüren der durch den Vernunftgötzendienſt geſchändeten Kirchen die Formel: ‚La republique française reconnait un être suprême, et l'immortalité de l'ame' angeſchrieben. Zwar wurden, als die Religion ſpäter wieder in ihre Rechte trat, die unſinnigen Inſchriften überall ſorgfältig übertüncht, doch ſieht der aufmerkſame Reiſende wohl hier und da an Kirchen kleinerer Dörfer noch heute einzelne Buchſtaben derſelben durch die verhüllende Decke leuchten.

Das von Robespierre in dieſer Zeit gewählte Syſtem der Milde vermochte indeß nicht, die Gegner des Tyrannen zu täuſchen. Die Freunde Dantons konnten den Tod dieſes Herkules der Revolution noch nicht vergeſſen, und überzeugten ſich, daß der Dictator, wollte er ſich behaupten, auch ſie am Ende der Rache des Volks zum Opfer bringen würde. Sie konnten vorausſehen, daß der Convent mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen würde, ſich frei zu machen, und ſo näherte ſich eine bedeutende Maſſe der Bergpartei den Deputirten des Centrums. Collot d'Herbois, der Zerſtörer von Lyon, und Billaud Varennes, jener ſpäter in den brennenden

Wüſten Synamari's ſein Leben aushauchende Tiger. Beide ſonſt eifrige Anhänger des Tyrannen, ſtellten ſich an die Spitze der Abgefallenen und begannen mit Tallien und Barrere, den Führern der Partei der Ebene oder des Bauchs, zu unterhandeln.

„Könnt Ihr,“ fragte Billaud eines der Mitglieder der Letztern, „uns für den Bauch gut ſagen? Ich ſtehe für den Berg.“

„Ja!“ war die Antwort, „wenn Ihr die Stärkern ſeid!“

So nahete ſich der Tag des 27. Juli's, oder, nach der damaligen Zeitrechnung, der neunte Thermidor.

Mittag war bereits vorüber. Robespierre hatte faſt gar nicht gegeſſen, nur ſelten ein Wort geſprochen; er war ungewöhnlich ernſt. Vom frühen Morgen an hatte er in ſeinem Cabinette gearbeitet und verließ es nur dann und wann, um nach der Uhr zu ſehen, damit er die Stunde des Erſcheinens im Convente nicht verſäume. Edmond ging zu den Mädchen. Dubois trat bald nach ihm ein. Eine auffallende Unruhe zeigte ſich in deſſen ganzem Weſen; er antwortete einſylbig und zerſtreut.

„Ich habe lange mit mir gekämpft," ſprach er endlich, indem er zu Edmond und den Mädchen in eine Fenſterblende trat, „ob ich Ihnen das, was heute meine ganze Seele füllt, verſchweigen oder entdecken ſoll. Die Nothwendigkeit, einem möglichen Unheile vorzubeugen, beſtimmt mich für das Letztere. — Bedeutende Bewegungen werden heute, vielleicht erſt künftige Nacht, ſtatt finden. Mit Robespierre in einem Hauſe lebend, könnten Sie, wenn gewiſſe Plane zu glücklicher Ausführung gedeihen, leicht in Gefahr gerathen. Hier haben Sie eine Karte; — ſie iſt von Billaud, Collot und mir gezeichnet; ſie wird Sie ſchützen. Fallen wir, ſo vernichten Sie dieſelbe."

„Sagen Sie, Dubois!" rief Edmond, „was geht heute vor? — Sprechen Sie! Sie reden zu franzöſiſchen Herzen!"

„Warum ſollte ich auch nicht?" entgegnete Jener. „Hier lauert kein Verrath. — Nun wohl! So mögen Sie denn wiſſen, daß heute der Tyrann geſtürzt wird, oder ich und hundert andere Mitglieder des Nationalconvents morgen das Schaffot beſteigen werden."

„Alſo wirklich?“ rief Edmond. „Sie werden es wagen?“

„Nicht länger iſt mehr zu zaudern!“ erwiederte Dubois. „Faſt der ganze Berg hat ſich für uns erklärt; ſelbſt die vom Gipfel (la crête, wo die eifrigſten Jacobiner ſaßen)!“

„Endlich alſo,“ rief Roſa feurig, „endlich wird unſer edles Frankreich den Tag der Freiheit ſchauen!“

„Oder,“ ſprach Dubois düſter, „die ſchwerſten Feſſeln tragen!“

„Das iſt nicht möglich!“ rief entflammt das Mädchen. „Es iſt ein Gott! — Und,“ ſetzte ſie feſt hinzu, „Charlotte Corday gab nicht umſonſt ein Beiſpiel!“

„Roſa, keine Uebereilung!“ bat Dubois. „Doch meine Stunde ſchlägt! — Roſa!“ ſetzte er weich hinzu, „wenn ich falle — werden Sie mein gedenken?“

„Dich rächen!“ ſprach feſt das Mädchen. Edmond hörte zum erſten Mal das republikaniſche ‚Du‘ aus Roſa's Munde.

„Und wenn die gute Sache ſiegt?“ fragte Dubois feurig. „Dann — Roſa! dann!“

„Dann!“ ſprach ſie, die Hand dem jungen Manne bedeutungsvoll reichend. — Dubois drückte, Roſa umfaſſend, einen Kuß auf die ſchöne Stirn. Edmond und Clotilde umſchlangen die Gruppe.

Ein ſchallendes Gelächter ſchlug in dieſem Augenblicke durch die halbgeöffnete Thür an das Ohr der Erſchrockenen.

„Ich will nicht ſtören!“ rief eine weibliche Stimme. Es war die von Demoiſelle de Chalabre. Mit Blitzſchnelle ſtürzte Edmond der Megäre nach.

„Haben Sie gehört?“ rief er ganz außer ſich, indem er ſie noch auf der Treppe am Arme faßte. „Antwort! bei Ihrem Leben! — ich ermorde Sie!“

„Sind Sie toll geworden, Herr Alphonſe?“ rief die Chalabre, ſich heftig ſträubend. „Ich gehe zu Robespierre, höre ſprechen, vermuthe ihn dort und öffne die Thüre. Sagen Sie, was Sie von mir wollen?“ —

„Vergeben Sie!“ ſprach Edmond ſtammelnd „Sie wiſſen nicht — Ich bitte Sie dringend, nichts gegen Robespierre von dieſem Vorfalle zu erwähnen.“

„Warum denn nicht?“ rief Fräulein Chalabre, indem ſie die Thüre zu des Letztern Zimmer eröffnete. „Er ſoll mit mir darüber lachen!“

Mit dieſen Worten trat ſie ein. Edmond folgte unwillkürlich. Robespierre trat mit einer koſtbaren Taſſe, aus welcher er eben ſeinen Kaffee zu ſich genommen hatte und die er noch in der Hand hielt, dem Fräulein entgegen.

„Nun behaupte noch Jemand,“ rief Fräulein Chalabre lachend, „daß die Liebe nicht eine partielle Verrücktheit ſei! — Ich komme, Sie aufzuſuchen, da ich etwas Dringendes mit Ihnen zu verhandeln habe; in dem Zimmer Ihrer Hausgenoſſinnen höre ich ſprechen, vermuthe Sie dort und öffne die Thüre. Was erblicke ich? — ein Schauſpiel für Götter! — zwei Liebespaare. — Herr Alphonſe hielt Clotilden, Dubois Roſa umſchlungen! — Im Vorbeigehen geſagt, ich hätte den trockenen Dubois gar nicht für ſo zärtlich gehalten; er küßte Roſa. — Aber — denken Sie — nun kommt das Beſte. — Ich, in aller Beſcheidenheit, ſage, daß ich nicht ſtören will. Was thut Herr Alphonſe? — Wie ein Wüthender kommt er mir nachgelaufen, faßt mich beim Arm, daß alle Finger auf demſelben zu ſehen ſein müſſen, und droht am Ende, mich zu ermorden! — Warum dies Alles? — weil ich das unerhörte Myſterium geſchaut.“

Während der ganzen Rede der Chalabre fixirte Robespierre den Jüngling mit einem Blicke, der alles Blut ihm aus den Wangen trieb. — Auf Robespierre's Geſicht erſchienen nicht jene Zornſpuren, welche den Jüngling bei dem letzten Streite in Dantons Sache ſo in Schrecken ſetzten; doch dieſer Blick, er ſagte mehr als Alles. Es wollte Edmond bedünken, als ob ein eiskaltes Stilet ſich Bahn zu ſeinem Herzen mache, und er hörte kaum das Klingen der Scherben, in welche zerſchmettert die koſtbare Taſſe an die Erde flog. Betroffen ſah Fräulein Chalabre bald auf Robespierre, bald auf Edmond.

„Ich begreife nicht —“ ſprach ganz erſtaunt das Fräulein.

„Herr Alphonſe deſto beſſer!“ erwiederte Robespierre kalt, indem er die Schreibtafel aus dem Buſen zog, einige Zeilen mit Bleiſtift auf ein Blättchen ſchrieb, mit einer Oblate ſiegelte und der eintretenden Aufwärterin das Briefchen mit den Worten reichte: „An den Bürger Fouquier-Tinville; ich laſſe um Eile bitten!“

Edmond ermannte ſich und wollte ſprechen.

„Ich muß Sie bitten, Herr Alphonſe, uns einige Augenblicke zu verlaſſen!“ verſetzte Robespierre froſtig. „Ich habe mit Fräulein Chalabre etwas zu bereden.“

„Wollten Sie mich nicht bis in mein Zimmer begleiten, Bürger?“ ſprach dieſe zu Robespierre. „Es warten Ihrer dort einige Freunde.“

„Mit Vergnügen!“ entgegnete derſelbe, ſeinen Hut ergreifend. „Sie, Herr Alphonſe, werden es wohl übernehmen, Roſa meinen Glückwunſch darzubringen?“

Beide verließen das Zimmer. Edmond war wie vom Blitz getroffen.

„Fort!“ ſprach er nach einigen Augenblicken, in welchen er ſich ermannte. „Fort zu Dubois! Jetzt gehandelt, oder wir Alle ſind verloren!“

Dubois war nicht mehr bei den Mädchen. Er habe, ſagten dieſe, ſich nach dem Hotel de Ville, von dort aber nach der Nationalverſammlung begeben wollen. Edmond glaubte, Roſen und Clotilden die Gefahr verſchweigen zu müſſen und eilte Dubois nach. Keuchend verfolgte er den weiten Weg nach dem Hotel de Ville; Dubois war nicht mehr dort. In Seelenangſt ſuchte er den Freund in den Sälen des Convents; nirgends fand er ihn. So irrte er zwei Stunden in der Stadt umher. Ein Ort blieb übrig, Dubois Wohnung; ſie war verſchloſſen. — Eben wollte der Jüngling die Treppe abwärts ſteigen, als Dubois, in Schweiß gebadet, dieſe aufwärts ſtürzte. Edmond erkennend, faßte er ihn am Arme und zog ihn in das Zimmer.

„Wiſſen Sie,“ rief Dubois mit geiſterbleichem Geſicht, „wiſſen Sie ſchon das Fürchterliche?“

„Gott! Sie erſchrecken mich! Sollte Roſen, Clotilden irgend ein Unglück —?“ ſtammelte Edmond.

„Beide ſind verhaftet auf Befehl des Revolutionsgerichtes!“ rief Dubois. „Sie, Edmond, ſucht man auf! Sie ſollen ihr Schickſal theilen!“

„Ha! meine Ahnung!“ rief der Jüngling, ſich nur mit Mühe aufrecht haltend. „O! er iſt ſchnell, der Entſetzliche! — Aber wie ward Ihnen die Schreckensnachricht?“

„Ich ging,“ erzählte Dubois, „nach dem Hotel de Ville; dort angekommen, vermiſſe ich einige Papiere. Ich glaubte ſie bei den Frauen zurückgelaſſen zu haben, und eile nach der Straße Saint Honoré; weinend ſtürzt mir die alte Haushälterin entgegen; eben hatte man die Mädchen nach dem Luxembourg abgeführt. Roſa hatte nur noch ſo viel Zeit gehabt, der alten Dienerin zuzuflüſtern, daß ſie mich auffordern ſolle, Sie zu retten und mich um Roſa nicht zu bekümmern. Nie — hatte ſie geſagt — ſolle der Tyrann die Freude haben, ſie auf dem Schaffot zu erblicken!“

„Nein,“ rief Edmond, „das ſoll er nicht! Wir wollen fallen, doch nicht ungerächt! — Bald iſt es Abend; mein ganzes Aeußere iſt wenig bekannt in Paris. Ich dränge mich unter irgend einem Vorwande in den Sitzungsſaal und bohre den Tyrannen mitten im Convente nieder.“

„In der Mitte von Achthunderten?“ ſprach Dubois. „Und geſetzt, Ihr Vorſatz wäre ausführbar, ſo fielen Sie als Mörder, und die Frauen wären dennoch verloren, denn die Anhänger des Elenden führen fort, Frankreich zu zerfleiſchen. — Nein, Edmond, es gibt noch beſſere Mittel! Doch jetzt gilt es nicht blos rohe Kraft, jetzt gilt Beſonnenheit. Hören Sich mich an. Robespierre muß fallen! noch dieſe Nacht wird er geſtürzt, doch nicht durch Meuchelmord. Alle Vorkehrungen ſind getroffen. Sobald die Sitzung eröffnet iſt, klagen Dantons Freunde ihn an. Tallien wird den Kampf eröffnen. Seine Geliebte, die ſchöne Cabarrus, ſitzt im Kerker und über ihrem Haupte ſchwebt das Meſſer wie über den Häuptern Roſa's und Clotildens; darum wird er nicht wanken. Barrere Freron und ich, wir unterſtützen Tallien und es iſt kein Zweifel, daß es uns gelingen werde, die Deputirten der Ebene mit fortzureißen. Wird ein Verhaftsbefehl gegen Robespierre durchgeſetzt, ſo iſt es leicht, die muthigſten ſeiner Genoſſen gleichfalls feſtzunehmen, und es ſtürzt der Bau der Tyrannei in Trümmer. Mißglückt der Plan, ſo fallen wir insgeſammt!"

„Der Plan iſt kühn, doch gut!" entgegnete Edmond. „Werden aber die Trabanten des Tyrannen, welche gewöhnlich die Galerieen des Saales füllen, ihn ungeſtört verhaften laſſen?"

„Auch dafür iſt geſorgt!" erwiederte Dubois.

„Zwar iſt Robespierre beim Volk ſchon ſo verhaßt, daß es einer Vorkehrung kaum bedurfte, doch hat man für gut erachtet, eine Menge Einlaßkarten an gutgeſinnte Männer der wohlhabenderen Sectionen zu vertheilen."

„Dann," rief Edmond, „geſtatten Sie, daß ich mich an die wenigen Edlen, welche etwas für die Befreiung des Vaterlandes wagen wollen, anſchließen darf! Wie könnte ich gleich einem Verbrecher mich verbergen wollen, wenn es Frankreichs Rettung gilt! Durch einige Veränderung meiner Kleidung hoffe ich unerkannt zu bleiben, ich begebe mich auf eine der Galerieen, und denken nur zwanzig Männer ſo wie ich, ſo verhaften wir Robespierre mitten unter ſeinen Genoſſen!"

„Die Galerieen," ſprach Dubois, „bedürfen eines kühnen Führers, doch nein! Sie dürfen es nicht ſein! Man würde Sie erkennen — Ihr Untergang wäre unvermeidlich."

„Beſſer im edlen Kampfe für die Freiheit als wie ein fliehender Verbrecher fallen!" entgegnete Edmond, Dubois' Hand ergreifend. „Raſch! geben Sie mir eine Karte!"

„Nun denn, wohlan!“ ſprach Dubois, „Sieg oder Tod! Hier eine Einlaßkarte, und dort die Nationalgarden-Uniform, die ich in Orleans trug. Kann etwas Sie verbergen, ſo iſt es dieſer Rock, in welchem man Sie nicht ſuchen wird.“

Mit Haſt legte Edmond die militairiſche Kleidung an, und begab ſich, als der Abend niederſank, nach dem Sitzungsſaale des Convents. Leicht bewilligte ihm einer der wachhabenden Huiſſiers den Eintritt in die Galerie, welche, zum Theil mit Menſchen erfüllt, Edmond einen bequemen Platz bot Alles unbemerkt mit anzuſchauen.

Der Saal des National-Convents bot einen impoſanten Anblick dar. Gegen achthundert Volksrepräſentanten ſaßen auf amphitheatraliſch, in einem weiten Halbzirkel, ſich faſt bis zur Decke erhebenden Bänken, denen gegenüber die Rednerbühne ſtand. Die Wände waren mit den Nationalfarben, den Fasces der Republik und mehrern Büſten, unter welchen, zwiſchen denen von Cato und Brutus, auch die von Marat und Lepelletier St. Fargeau ſtanden, ausgeſchmückt. In der Mitte des Halbcirkels, der Tribune gegenüber, ſtand der Tiſch des Präſidenten und der der Secretaire. Collot d'Herbois nahm dieſen Tag den Lehnſtuhl ein.

Hätte es auch die ſchon begonnene Debatte nicht verrathen, ſo würde doch die drohende Stellung, welche die Gegner Robespierre's genommen, dieſem angedeutet haben, daß die Stunde des Angriffs jetzt geſchlagen. — Während die Bänke ſeiner Gegner, der Ebene und des Berges, dicht beſetzt, faſt wie die Reihen einer Sturmcolonne geſchloſſen, erſchienen, ſah man die Bank, auf welcher Robespierre ſaß, beinahe leer. Außer Couthon, Lebas, Saint Juſt, dem jüngern Robespierre, waren Wenige nur an ſeiner Seite. Das Ganze bildete ein Seitenſtück zu Catilina's Fall. —

Tallien hatte, als Edmond die Galerie betrat, die Anklagerede eben beendigt. Rauſchender Beifall erſcholl von allen Seiten Billaud Varennes betrat die Rednerbühne.

„Geſtern," rief er, „hat man in dem Klubb der Jacobiner die Abſicht zu Tage gelegt, den Nationalconvent zu ermorden!" Es entſtand eine allgemeine Bewegung des Erſtaunens. „Geſtern hörte ich die Schändlichen die abſcheulichſten Läſterungen gegen die Freunde der Freiheit ausſtoßen. Man bedrohete die Volksvertreter! Dort, auf dem Gipfel des Berges, erblicke ich einen jener Abſcheulichen!“

„Hinaus mit ihm! ſchleppt ihn hinaus!“ donnerten die Galerieen. — Er wurde ergriffen und aus dem Saale geſchleppt.

Die ſtürmiſche Bewegung der Galerieen erhöhte den Muth des Redners.

„Die Verſammlung,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „kann es ſich nicht verbergen, daß ſie von zwei Seiten gewürgt wird! Sie wird umkommen, wenn ſie ſchwach iſt!“

„Nein! nein!“ rief man von allen Seiten.

„Ich verlange das Wort!“ rief Robespierre.

„Billaud hat es!“ entgegnete Collot d'Herbois. „Ich verweigere es Dir.“

„Ihr werdet ſchaudern,“ fuhr Billaud fort, „wenn Ihr die Lage überblickt, in der Ihr Euch befindet! Ihr werdet Euch entſetzen, wenn Ihr erfahret, daß es einen Menſchen gibt, der, als die Rede davon war, die Deputirten in die Departements zu ſchicken, auf dem Verzeichniſſe der Achthundert nicht Zwanzig fand, die dieſer Sendung würdig wären! Der Schändliche, von dem ich ſpreche, iſt Robespierre!"

Wie das Brüllen eines Orkans erhob ſich der hundertfache Ruf: „Nieder! nieder mit dem Tyrannen!" in allen Ecken des Saales und mit tobendem Beifall wiederholten ihn die Gallerieen.

Dubois betrat jetzt die Rednerbühne. Mit einer Beredtſamkeit, mit einer Kühnheit, welche Edmond kaum in dem jungen Manne geahnt, ſprach Dubois in einer langen Rede zu den Herzen, wie zu dem Verſtande der Verſammlung. Er zeigte ihnen, daß jetzt die Zeit gekommen, wo alle Franzoſen, welche Meinung ſie auch theilen möchten, ſich vereinigen müßten, das ſchändlichſte Joch, das je auf Frankreich gelaſtet, abzuwerfen. Er legte der Verſammlung Beweiſe vor, daß Robespierre Aechtungsliſten entworfen habe, welche er an den öffentlichen Ankläger des Revolutionstribunals ſende, um Jeden, der ſeiner Herrſchaft widerſtrebe, hinzuopfern. Zum Schluſſe verlangte er die Verhaftung Robespierre's und ſeiner Schuldgenoſſen. —

Von Dubois' Mäßigung hatte Robespierre dieſen entſchiedenen Angriff am wenigſten erwartet. Wüthend ſtürzte er nach der Rednerbühne. Vergebens ſuchte er das Wort zu erhalten. Barrere ſprach und trug darauf an, den Chef der Nationalgarde, Henriot, zu verhaften, und den Maire von Paris für die Sicherheit der Verſammlung verantwortlich zu machen. Die Erklärung Barrere's, dieſes Führers der Partei des Centrums, entſchied die Niederlage Robespierre's. — Von allen Seiten des Saales ertönten die furchtbarſten Verwünſchungen gegen Robespierre. — Tallien ſchwang einen entblöſ'ten Dolch und ſchwor, daß wenn die Mitglieder des Convents nicht die Verhaftung des Tyrannen beſchließen ſollten, er dieſen in der Mitte der Verſammlung zu durchbohren entſchloſſen ſei.

Furchtbar war der Auftritt, der nun folgte. Bittend, ſchmeichelnd, drohend, tobend wandte Robespierre ſich bald an den Präſidenten, das Wort verlangend, bald an einzelne Mitglieder, flehend um einen Augenblick Gehör. „Gedenke, Billaud,“ rief er, „daß ich Dich geſchont als Danton fiel!“

„Beſchimpfe das Andenken des Starken nicht, indem Du ſeinen Namen nenneſt!“ erwiederte dieſer.

„Dich, Dubois,“ rief Robespierre, „konnte ich verderben, als Du in Dantons Proceſſe zeugen wollteſt!"

„Du haſt," entgegnete dieſer, „vor wenig Stunden mich ſchmerzlicher getroffen als durch ein Todesurtheil!"

Verzweiflungsvoll wandte ſich der Unglückſelige rechts und links, hier erinnernd an Wohlthaten, dort an Schonung; überall tobten Flüche und Verwünſchungen ihm entgegen. Vorzüglich zeichneten ſich die Deputirten des Berges, die Genoſſen ſeiner Schandthaten, in Schmähungen aus.

„Ihr ſeid Elende!" rief er mit immer matter werdender Stimme; jetzt breitete er die Arme gegen die Partei der Ebene, die er ſo oft ‚Kröten des Sumpfes' geſcholten, aus: „Wohlan," rief er, „ich wende mich an die Tugend!"

Ein finſteres Schweigen war die Antwort. — Bald brach die Bergpartei in neue Schmähungen aus.

„Präſident dieſer Mörderverſammlung! ich verlange zum letzten Male das Wort!" rief Robespierre mit einem Ausdrucke der Stimme, deren Ton nach Jahren Edmonds Inneres noch erſchütterte, und welcher dem letzten Gebrüll des zu Tode gehetzten

Tigers glich. — Das allgemeine Entſetzen erzeugte eine augenblickliche Stille, aber die übermäßige Anſtrengung hatte dem Unglücklichen die Sprache geraubt.

„Du wirſt nicht ſprechen!“ rief Billaud Barennes mit Donnertönen. „Das Blut Dantons fließt in Deinem Munde! es erſtickt Dich!“

„Es komme über ſein Haupt!“ wiederholte der Berg mit furchtbarem Geſchrei.

Der wüthende Tumult endete mit einem Verhaftsbefehle gegen Robespierre, deſſen Bruder, Couthon und Saint Juſt. Robespierre's Schwager, Lebas, verlangte mit feſter Stimme, deſſen Schickſal zu theilen, und ſein Wille geſchah. Der elende Couthon, ſein im Buſen ſich erwärmendes Hündchen mit Küſſen und Liebkoſungen bedeckend, fragte, wie es moglich ſei, ihm, dem Schwachen, Gelähmten, Kranken, Verbrechen ſchuld zu geben.

„Elender!“ rief Legendre, einer der Häupter der Bergpartei, „Elender! Du biſt ein Herkules im Begehen eines Verbrechens!“

Die Gensd'armes erhielten nun Befehl, Hand an die zu Verhaftenden zu legen, und Robespierre, welcher nur noch die Worte: „Die Schurken ſiegen!'' ſtammelte, ward nebſt ſeinen Genoſſen abgeführt.

Schnell verbreitete ſich die Nachricht von Robespierre's Verhaftung in Paris. Die Jacobiner verſammelten ſich und ſuchten die Vorſtädte ſo wie das Lager, welches man in der Ebene von Sablons errichtet hatte, aufzuwiegeln. Haufenweiſe rottete ſich die Hefe des Pöbels in den Straßen zuſammen und verlangte wüthend die Befreiung ſeines Abgottes. Henriot rief die Truppen unter die Waffen. Aus dem Sicherheitsausſchuſſe, wohin man Robespierre zuerſt gebracht, hatte man ihn nebſt ſeinen Genoſſen von einem Gefängniſſe zu dem andern geführt. Ueberall verweigerten die Kerkermeiſter die Aufnahme; ſo groß war noch der Schrecken des Namens des Gefallenen.

Auf einmal ertönte überall die Sturmglocke, der Maire Payan brachte eine bedeutende Macht zuſammen und jauchzend befreite dieſe Rotte die Gefangenen. Im Triumphe ward Robespierre nach dem Stadthauſe geführt, wo zweitauſend Mann, größtentheils Artilleriſten und Bewohner der Vorſtadt Saint Antoine, ihn mit Freudengeſchrei empfingen.

Trotz dieſer letzten Gunſt des Dämons, dem er diente, war Robespierre's Muth gebrochen. Bleich, und faſt bis zum Wahnſinn geängſtet, fiel er in die Arme eines der Mitglieder des Gemeinderaths, welches ihn mit den Worten: „Erhole Dich; Du biſt hier unter Deinen treueſten Freunden!“ nach dem Sitzungsſaale begleitete.

Während Alles dieſes vorging, debattirte der Convent über andere Gegenſtände. Jetzt erſcholl die Nachricht von Robespierre's Befreiung, und einen Augenblick war Alles ſtarr vor Schrecken. Bald aber nahm der Convent zu ſeiner Selbſterhaltung die kühne Stellung wieder an, die er bis dahin behauptet hatte.

„Bürger!“ rief Collot d'Herbois, „dies iſt der Augenblick, auf unſern Poſten zu ſterben!“

Amar, einer der Deputirten der Bergpartei, ſtürzte mit der Nachricht in den Saal, daß Henriot ſich auf dem Carrouſſelplatz befinde und zu dem Volke ſpreche.

„Ich trage darauf an,“ rief Dubois kühn, „den Rebellen vogelfrei zu erklären!“

Durch Acclamation und unter ſtürmiſchem Beifall ging der Antrag durch. Edmond ſtürzte, von wenigen Nationalgarden begleitet, zum Saale hinaus und bald wiederholten tauſend Stimmen ſeinen Ruf: „Verhaftet Henriot! der Convent erklärt ihn hors de la loi!“

Erſchrocken flüchtete ſich dieſer nach dem Stadthauſe und Edmond kehrte mit ſeinen Begleitern in den Sitzungsſaal zurück.

Dubois ſtand auf der Rednerbühne. Er verlangte, daß Barras zum Befehlshaber der Truppen ernannt und ſechs Repräſentanten ihm beigeordnet würden, die Ausſprüche der Nationalverſammlung zu vollſtrecken. Zum Schluſſe trug er auf die Achtserklärung Robespierre's und aller ſeiner Genoſſen an.

Rauſchender Beifall verkündigte die Annahme der Beſchlüſſe. Vor Allem ward Dubois und außer ihm Freron, Rovere, Leonard Bourdon, Ferraud und Bourdon von der Oiſe mit der Ausführung derſelben beauftragt.

„Die Augenblicke ſind koſtbar!“ rief Freron, als die Ausbrüche eines kühnen Enthuſiasmus für einige Augenblicke ſich geſtillt. „Bürger! kämpfen wir gegen die Rebellen! Wir wollen die Auslieferung der Verräther fordern, und wenn man ſich weigert, ſie unter den Trümmern des Gebäudes begraben!"

„Ja, Bürger!" rief Collot d'Herbois. „Ich lade meine Amtsgenoſſen ein, ungeſäumt aufzubrechen! Die Sonne darf nicht aufgehen, ehe die Häupter der Verſchwörer gefallen ſind."

„Wer würde das Loos der Volksvertreter nicht theilen wollen!" rief Edmond mit lauter Stimme den auf den Galerieen befindlichen Nationalgarden zu. „Auf, meine Freunde! an Euch wende ich mich! Nicht umſonſt tragt Ihr die Farben der Nation! Dies Kleid kann nur edle Herzen decken!"

„Wir folgen Dir, Bürger!" riefen die Galerieen wie aus einem Munde und die Colonne, an ihrer Spitze die Deputirten und Edmond, ſtürmten wie eine Windsbraut über den Carrouſſelplatz.

Es war drei Uhr Morgens, als die kühnen Streiter, gefolgt von einer Menge Gutgeſinnter, aus den Sectionen des Graviliers, des Arcis und des Lombards, einige Kanonen an der Spitze, unter dem blutrothen Glanze brennender Pechfackeln, welche die Gegend zur Tageshelle erleuchteten, vor dem Stadthauſe eintrafen. Eine Abtheilung Artilleriſten hatten ihre Stücke zum Schutze Robespierre's vor dem Eingange des Hauſes aufgepflanzt und harrte mit brennenden Lunten des Schlachtſignals. Kühn trat Dubois vor die Mündung des Geſchützes und verlas die Achtserklärung Robespierre's und aller derer, welche eine Hand zu deſſen Vertheidigung regen würden. Die Krieger waren erſchüttert und die Kanonen wurden gegen das Haus gewendet. Die Pöbelmenge ſtand wie verſteinert; es entſtand eine augenblickliche Stille; man ſchien von beiden Seiten ſich zu berathen.

„Bürger, der Sand verrinnt!“ ſprach Edmond leiſe zu Leonard Bourdon, indem er mit gezogenem Säbel an deſſen Seite trat.

„Du haſt Recht!“ rief dieſer laut. „Dubois halte mit den Nationalgarden die Menge hier in Ordnung und beginne das Kartätſchenfeuer, ſobald ſich eine Hand nur zur Vertheidigung der Verworfenen erhebt. — Du, Bürger!“ wandte er ſich zu Edmond, „ſcheinſt mir edel und kühn! Willſt Du nebſt Wenigen mich ſtürmend in das Innere begleiten?“

„Auf Leben und Tod!“ rief Edmond. „Wir folgen Euch!“ riefen Mehrere.

„Nun dann, wohlan!“ ertönte die Stimme Leonard Bourdons. „Im Namen der Freiheit und der Menſchheit!“

In jeder Fauſt ein Piſtol, den Säbel zwiſchen den Zähnen, ſtürmte Leonard Bourdon, Edmond an ſeiner Seite, die Stiege aufwärts. Zwanzig Kühne, größtentheils Gensd'armen und Nationalgarden, folgten. Heulend ſtürzte in den Gängen des Stadthauſes Alles vor den Eindringenden her; bald befanden ſie ſich vor der verſchloſſenen Thüre des Sitzungsſaales; mit einigen Fußſtößen ward dieſe geſprengt.

Ein furchtbarer Anblick wartete der Eintretenden in dem Gemache des Grauens und der Verzweiflung. — Nur wenige Schritte von der Thüre ſtand Lebas. Seine Wange war bleich, das glanzloſe Auge ſtier auf die Eindringenden geheftet, doch ſeine Haltung feſt. Mit ausgeſtrecktem Arme hielt er den Angreifenden ein geſpanntes Piſtol entgegen, doch ſchnell die Zahl derſelben überſchauend, ſetzte er die Mündung des Geſchoſſes ruhig an die eigene Stirn.

— Ein Druck des Fingers, ein Blitz von der Batterie und Hirn und Schädelſplitter flogen im Saale umher. — —

Am offenen Fenſter zur rechten Hand ſtand Pavan, Maire von Paris, und neben ihm der jüngere Robespierre. Mit lallender Zunge ſuchte der berauſchte Henriot die mangelhaften Sicherheitsmaßregeln zu entſchuldigen. „Elender!“ rief Pavan wild, „ſind das die Mittel, die Du zu liefern verſprochen haſt?“ und warf den wenig Widerſtrebenden aus dem Fenſter.

Der Erbärmliche hatte nicht das Glück, den Hals zu brechen. Mit zerſchmetterten Schenkeln kroch er in ein Kloak, wo er entdeckt und von Gensd'armen herausgezogen wurde.

Der jüngere Robespierre ſprang zum Fenſter hinaus und brach ein Bein und einen Arm.

Couthon ſchleppte ſich, nachdem er mehrere Meſſerſtiche ſich verſetzt, auf Händen und Füßen kriechend, in einen kleinen Keller. Hier entdeckte ihn ein Gensd'arme und dieſer ſchleifte den Unglücklichen an den Füßen die Treppe aufwärts.

In der Mitte des Zimmers ſtehend, flehte Saint

Juſt, nachdem das eigene Piſtol ihm zwei Mal verſagt, mit Verzweiflung in dem Tone der Stimme, die Unglücksgenoſſen an, ihm den Tod zu geben. — Niemand erhörte den Unglückſeligen. Coffinhal, Payan, Fleuriot ſtarrten regungslos zu Boden.

Leonard Bourdon, Edmond und ein Gensd'armen-Brigadier, Namens Meda, drangen nun an der Spitze der Angreifenden bis in die Mitte des Saales vor. —

„Dort!“ rief mit furchtbarer Stimme der Erſtere, „dort iſt das Ungeheuer!“

Edmonds Blicke richteten ſich nach dem bezeichneten Orte, der Blende des zweiten Fenſters. Hier ſtand Robespierre. — In der Hand ein Piſtol haltend, ſchien er unſchlüſſig, ob er die Waffe gegen ſich ſelbſt, oder gegen die Feinde richten ſolle.

Wüthend zielte der Gensd'arme mit einem großen Reiterpiſtol auf Robespierre.

„Tödte ihn nicht!“ rief Edmond, Meda am Arme ergreifend. — „Laß der Gerechtigkeit den Lauf!“

Aber ſchon blitzte es vom Schloſſe, die Kugel flog aus dem Rohre und der ganze Unterkiefer des

Unglückſeligen hing bis zur Bruſt herab. Die Kugel hatte beide Kinnladen zerſchmettert. Taumelnd ſank Robespierre zur Erde.

Laut aufſchreiend vor Entſetzen, riß Edmond ſich ein Tuch vom Halſe, kniete neben den Gefallenen, und verband die ſcheußliche Verletzung. Dann legte er mit Hilfe der Umſtehenden den Verwundeten auf einen Tiſch und ſchob ein kleines Schreibpult ihm unter das Haupt. —

Während Alles dieſes vorging, füllte der Saal ſich immer mehr mit Menſchen. Mehrere, welche Freunde oder Mitglieder ihrer Familien zu beweinen hatten, ſtürmten mit den entſetzlichſten Verwünſchungen nach dem Tiſche, auf welchem Robespierre lag. Nur die krampfhaft zitternde Hand, mit der er die zerſchmetterte Kinnlade unterſtützte, und das rollende Auge waren Zeichen, daß er noch lebe. Nur durch Bitten, vermiſcht mit Drohungen, konnte Edmond dahin gelangen, die Andringenden abzuhalten den halbtodten Tyrannen zu zerreißen. Endlich gelang es ihm, zwiſchen dem Tiſche und der Menſchenmenge einen leeren Raum zu erhalten. — Da trat auf einmal ein eisgrauer Alter aus der Maſſe.

„Junger Mann!“ ſprach er mit dumpfer, zitternder Stimme, „geſtatte mir, daß ich das Ungeheuer, welches mir den einzigen Sohn geraubt, in der Nähe betrachten darf. Es ſei die einzige Rache des lebensmüden Alten.“

Feierlich nahm der Greis aus der Hand einer der Umſtehenden eine Fackel und betrachtete bei deren Scheine lange und ſchweigend den Gefallenen, welcher, wie vom Glanze des Lichts geblendet, feſt die Augen ſchloß.

„Robespierre! es iſt ein Gott!“ ſprach endlich mit erhöheter Stimme der Alte, und verlor ſich unter der Menge, nachdem er die Fackel zurückgegeben.

Kaum hatte ſich das Gedränge vermindert, als Dubois hereintrat.

„Das Geſindel der Vorſtädte iſt zerſtreut;“ ſprach er zu Bourdon. „Zahlreiche Patrouillen der Nationalgarde durchſtreifen die Stadt und draußen auf dem Platze ſtehen zwei Bataillone in geſchloſſener Colonne, um den Zug der Gefangenen zu decken.“ Leiſe ſetzte er noch einige Worte hinzu.

„Schon gut!“ erwiederte Bourdon. „Beſorge

Deine Angelegenheit; ich hafte für das Weitere. Selbſt ihre Verbündeten im Höllenpfuhle ſollen mit die Gefangenen nicht entreißen! Gensd'armen!" rief er. „Knebelt die Elenden! Dieſen aber" — er zeigte auf Robespierre — „werft in einen Lehnſtuhl, und fort mit ihnen nach dem Saale des Convents."

Der Tag grauete, als Dubois und Edmond, Arm in Arm, nach dem Revolutions-Tribunale eilten, um einen Befreiungsbefehl für Roſa und Clotilden zu erhalten. Ihre Bemühung war umſonſt; Dumas, gegenwärtig Präſident des Gerichts, war vor wenig Augenblicken verhaftet werden. Fouquier Tinville und ſeine Mitgenoſſen waren bei der Nachricht von Robespierre's Fall entflohen.

„Eilen wir nach dem Sicherheitsausſchuſſe!" ſprach Dubois, „ich kenne Carnot, er wird meine Bitte erfüllen!"

Es war bereits früh um 7 Uhr, ehe es den beiden Freunden gelungen war, alle Hinderniſſe, welche ſich der Loslaſſung der Mädchen entgegenſtellten, zu überwinden. — Endlich hatten ſie das unſchätzbare Blatt, welches die Befreiung derſelben befahl, in den Händen, und jubelnd eilten ſie nach dem Gefängniſſe Luxembourg. Die Gefühle der Liebe, der Freiheit des gleichſam wiedergewonnenen Lebens, beflügelten die Schritte der jungen Männer; wie auf Flügeln des Windes eilten ſie die Straße hinab; da drängte eine unzählbare Volksmaſſe ſich ihnen entgegen. Mit wüthendem Geſchrei, unter tauſend Flüchen und Verwünſchungen umringte derſelbe Pöbel, welcher noch vor wenigen Tagen Robespierre wie einen Gott verehrte, die Unglückskarren, welche ſeinen Abgott mit noch ein und zwanzig Genoſſen zur Guillotine führten. Die Morgenſonne beſchien das bleiche, halb von dem blutigen Tuche bedeckte Geſicht. Nur ſelten ſchlug Robespierre das faſt erloſchene Auge auf. Jetzt fiel ſein Blick auf Edmond und Dubois. Der Unglückliche ſchien die Freunde zu erkennen; er ſchien zu ſeufzen und ſchloß die Augenlider. — Ein ſonderbares Schauſpiel erregte Edmonds Aufmerkſamkeit. — Eine Dame der Halle, in welcher er die, ihn am 10. Auguſt verfolgende Furie erkannte, tanzte vor und neben Robespierre's Karren her.

„Nichtswürdiger!“ ſchrie ſie, „Elender! der Du verflucht biſt von allen Gattinnen und allen Mütter tern! Dein Tod erhebt mein Herz, er macht mich freudetrunken!"

„Entſetzlich!" ſprach Edmond zu Dubois. „Erkennen Sie das weibliche Ungeheuer!"

„Wie ſollte ich nicht?" entgegnete Dubois ſchmerzlich. „So lohnt die Gunſt des Pöbels!"

Endlich war der cannibaliſche Zug vorüber und Nemeſis hatte bereits das Rächeramt vollendet, als die Freunde das Gefängnis Luxembourg betraten. — Der Kerkermeiſter wollte kaum ſeinen Augen trauen, als Dubois, den Befreiungsbefehl ihm überreichend, zugleich den Sturz des Schreckensſyſtems verkündigte.

„Eben hier, vor der Thüre des Gebäudes," erzählte der Gefangenwärter, „habe der Pöbel, Robespierre befreiend, ſeinen Götzen in vergangener Nacht wie im Triumphe davon geführt, und jetzt —!"

Nur nachdem der Alte einen ſeiner Untergebenen ausgeſendet und der Rückkehrende die Wahrheit des Vorganges in ſeinem ganzen Umfange beſtätigt, war er bereit, die beiden ſchönen Gefangenen auszuliefern.

„Wie groß," ſprach er, „wird ihre Freude ſein! Die Damen hörten das Jauchzen, unter welchem der

Pöbel Robeſpierre befreite, und die Aeltere ſchien ob dieſer Nachricht ganz zu verzweifeln. — Ich denke," fuhr er, einen langen Corridor den Freunden voranſchreitend, fort, „ich denke, die Damen werden nicht über mich zu klagen haben! Mich dauerte das junge Blut und darum räumte ich ihnen zwei nette Stübchen ein, die ſonſt gewöhnlich nicht zur Bewahrung der Gefangenen beſtimmt ſind. Aber hören Sie nur! — da ſingt die Eine das kleine Lied, welches der Marquis de Sillery (der Gemahl der Frau von Genlis) gedichtet, als er hier im Gefängniß war. Die jüngere der beiden Damen hörte es heute Nacht einen Gefangenen ſingen und bat mich darum."

„Es iſt Clotildens Stimme!" ſprach Edmond und wollte in's Zimmer ſtürmen.

„O, laſſen Sie ſie endigen!" bat Dubois. „Ich kenne den Klaggeſang. Wie groß wird ihr Entzücken ſein, wenn nach der letzten Strophe wir den Theueren die Befreiung verkündigen können!"

Wir glauben uns des Beifalls der Leſer verſichert halten zu können, wenn wir den Inhalt jenes Liedes — eines beſſern als wir ihnen je darzubieten im Stande wären, — mitzutheilen wagen. — Aus gleichem Grunde haben wir uns nicht erlaubt, die kalte Ueberſetzerhand an eine Reliquie zu legen, deren ſeelenvolle Worte gleichſam die letzten Seufzer der hingewürgten Edlen auszuhauchen ſcheinen.

Folgendes waren die Worte des Geſanges:

Calme nos alarmes
Prête-nous tes armes
Source des vrais biens,
Brise nos liens!
Entends les accens
De tes enfans
Dans les tourmens;
Ils souffrent, et leurs larmes
Sont leur seul encens!

Prends notre défense
Dieu de l’innocence
Près de toi toujours
Elle trouve secours.
Tu connais nos coeurs
Et les auteurs
De nos malheurs;
D’un sort qui t’offense
Détruis la rigueur.

Quand la tyrannie
Frappe notre vie

Fiers de notre sort
Méprisant la mort
Nous te bénissons!
Nous triomphons
Et nous savons
Qu'un jour la patrie
Vengera nos noms!

Kaum war der letzte Ton des Geſanges verhallt, als die Freunde in's Zimmer ſtürzten.

„Ja, Clotilde!" rief Edmond jubelnd, „der Retter über den Sternen hörte das Flehen der Unſchuld; er bricht Deine Bande!"

Jauchzend flog Clotilde dem Geliebten in die Arme. Mit wenigen Worten theilte ihr dieſer die näheren Umſtände ihrer Befreiung mit.

„Aber, mein Gott!" ſprach Dubois, „wo iſt Roſa?"

„Sie ſchläft im Nebenzimmer!" entgegnete Clotilde. „Die Arme hat furchtbar gelitten. Sie kennen ihren heftigen Charakter. Als heute Nacht die bewaffnete Menge Robespierre jubelnd befreite, als die Sturmglocken fortwährend ertönten, da wurde Roſa furchtbar ergriffen. Es gelang mir durchaus nicht, ſie zu beruhigen. Alle Tröſtungen beantwortete ſie nur mit Kopfſchütteln und ſchmerzlichem Lächeln; dann drückte ſie mich ſtürmiſch an ihre Bruſt und ging in's Nebenzimmer; ich wundere mich, wie ſie nach jener Aufregung ſo ſanft und lange ſchlafen kann."

„O wecken Sie Roſa!" bat Dubois. „Selbſt kein böſer Traum darf ſie noch ängſtigen."

Clotilde ging in's Kabinet. —

Noch überließen ſich die Freunde ihrem Entzücken, als ein lauter Schrei im Nebenzimmer ertönte. Geiſterbleich ſtürzte Clotilde herein. „Roſa!" ſtammelte ſie und ſank auf einen Stuhl.

„Was iſt mit Roſa?" ſchrie Dubois voll Entſetzen.

„Sie iſt todt!" jammerte Clotilde händeringend.

Wie wahnſinnig ſtürzte Dubois in's Kabinet. — Edmond folgte dem Freunde mit verhülltem Antlitz.

Die Schreckensbotſchaft war nur allzuwahr. — Blaß wie ein Marmorbild und auch ſo ſtarr lag Roſa angekleidet auf dem Ruhebette. Ein dicker, weißer Bodenſatz im Waſſerglaſe gab Kunde über Roſa's Todesart; ein Zettel von ihrer Hand erklärte, daß ſie freiwillig den Tod gewählt.

„Es ſiegt die Tyrannei!“ ſo ſchloß der kurze mit feſten Zügen geſchriebene und an die Schweſter gerichtete Brief. — „Ich kann Euch nicht ſterben ſehen; auch ſoll mich der Tyrann nicht ſchwach erblicken! Darum gehe ich Euch voran! — Kannſt Du Gelegenheit finden, ſo bitte Dubois, daß er ſich rette. Er war der Einzige, den ich geliebt, doch mehr als ihn liebte ich das Vaterland, darum ſoll Dubois mein vergeſſen! Das Herz des Weibes, das einſt die Hand ihm reicht, muß ganz ſein eigen ſein; nur ſo erreicht der Edle jenes Glück, das er ſo ſehr verdient und welches Roſa ihm nicht gewähren konnte!“ —

Wir unterlaſſen es, den Schmerz zu ſchildern, mit welchem Clotilde und die Freunde Roſa's Ueberreſte auf dem Friedhofe des Père la Chaiſe verſenken ſahen. Wochen vergingen in ſtiller Trauer. Schon überlegte Edmond, ob bei der immer feſter ſich geſtaltenden Lage der Dinge Clotildens Anblick wohl ſeinen Vater zur Einwilligung in eine Verbindung mit der Geliebten würde bewegen können — da rief ein Brief ihn an das Sterbebette des Greiſes. Edmond flog nach der Bretagne und kam nur eben noch ſchnell genug an, den Segen des Sterbenden zu empfangen. Der Alte ging in die Gruft der Väter.

Edmond nahm Beſitz von ſeinem Erbe. Nach einigen Monden war Clotilde Gattin des Glücklichen. Dubois beſuchte die Vermählten oft, doch niemals entſchloß er ſich zu einer Heirath; Roſa, verſicherte er, lebe allein und ewig in ſeinem Herzen.

Wieben-Peter.

Erzählung.

„Stolzer Aar des fernen Nordweſt,
Der Du in der Kralle den Blitz trägſt,
Deß rauſchende Schwingen den Ocean peitſchen,
Im Schrei Deiner Wuth,
Im Rauſchen Deiner mächtigen Flügel! —
Doch Du ſollſt beugen Dich, ſtolzer Beſieger der Wogen.“

W. Scott.

Hunderte fröhlicher, oder doch frohe Hoffnungen im Herzen tragender Menſchen, beſuchen alljährlich Deutſchlands „ultima Thule“, das, nur eine geringe Anzahl Meilen von dem Ausfluſſe der Elbe entfernte Helgoland. Auf pfeilſchnell heranjagenden Dampfſchiffen begrüßen ſie jubelnd den rothen, aus den Fluthen aufſteigenden Felſen, die im Sonnenſtrahl ſchneeweiß erglänzende Düne, in deren ſchäumender Brandung ſie ſich neues Leben, friſchere Kräfte zu holen denken. Der Anblick des von dem Nordmeer umfloſſenen Felſeneilandes hat dann für die Ankömmlinge etwas Stolzes, Stattliches, Feſtliches. Zierlich ragen der ſchlanke Leuchtthurm, die weiß und rothen Häuſer auf hoher, grünbegränzter Klippenwand, die große Flagge von England weht auf der Lootſenwache, roth, weiß und grüne Wimpel flattern auf Häuſern und Böten, Muſik ertönt vom Strande her, und ein buntes Gewimmel geputzter Menſchen ſtrömt zuſammen die Neuanlangenden zu begrüßen. Nur wenigen der Letztern möchte bei der fröhlichen Ankunft ein Bild in der Seele aufſteigen wie Helgoland war, als vergangene Jahrhunderte ihre Nebel über dieſe Gewäſſer breiteten. Nur gezwungen und mit Grauen, nahte in den älteſten Zeiten der furchtſame Küſtenfahrer dem, zweihundert Fuß über eine gefahrvolle, von Klippen erfüllte, ſtets unruhige See, ſich erhebenden, rothen, mit blauen Streifen durchzogenen Felſenblocke, in welchem er den mit Blut beſprützten, rieſenhaften Altar irgend einer grauenvollen Gottheit erblickte. Erzählungen der Väter, die auf die Enkel vererbt worden waren, hatten ihm mitgetheilt, daß hier einſt der düſtere Dienſt eines alten frieſiſchen Götzen, Namens ‚Foſete', begangen worden, und daß die kahle, von Stürmen umfegte Höhe, die dunkeln Höhlen und Klüfte in den Seiten des Felſens, Myſterien feiern geſehen, deren zauberhafte Gräuel dem chriſtlichen Schiffer noch immer Gefahr zu bringen im Stande wären. Nicht die Schrecken der Phantaſie geboten ſpäter, in der Zeit des Mittelalters, dem Seefahrer ſich von der Inſel fern zu halten, aber Seeräuber — ſogar Algierer — beunruhigten das deutſche Meer, und die Bewohner Helgolands ſtanden eben nicht im beſten Rufe. Zu Anfange des 15. Jahrhunderts ſollen die Piraten — ſo behauptete man wenigſtens — bei Einſiedlern, die in den Ruinen eines Kloſters der heiligen Urſula gewohnt, einen Zufluchtsort gefunden, und dieſen den zehnten Theil der Beute dargebracht haben; als die Inſel ſich, beſonders des Heringsfangs wegen, mehr bevölkerte, kamen die Bewohner in den Ruf, die Seeräuberei, wenn auch nicht ſelbſt zu treiben, ſie doch auf verſchiedene Weiſe zu begünſtigen. Zwar hatte ſchon Herzog Friedrich von Schleswig im Jahre 1490 ein Blockhaus auf der Inſel, aber die Beſatzung war ſchwach, und in der Zeit des Fauſtrechts hatte Raub zur See wie zu Lande wenig Unehrendes, der Stärkere triumphirte, der Unterliegende bezahlte mit dem Leben, man ſah in Vergängen ſolcher Art wenig mehr als einen gewöhnlichen Lauf des Krieges. Jene Zeit — das Jahr 1534 — iſt es, in welcher die Begebenheiten folgender Geſchichte ſpielen. — —

Die Sonne ſchien hell durch die gothiſchen Kirchenfenſter der Domkirche zu Ribe oder Ripen, einer alten Stadt, die damals zu Norder-Jütland gehörte. Zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, lagen auf den Knieen vor dem Hochaltare in ſtillem Gebet. Ein ältlicher Herr in ſchwarzem Pelzmantel ſtand einige Schritte hinter ihnen. Er hielt das abgenommene Barett andächtig in den magern Händen, und ſchien ſein Gebet mit denen der Damen zu vereinigen. Die jüngere der letzteren war etwa zwanzig Jahre alt und von auffallender Schönheit. Ihre Tracht deutete auf ein Mädchen vornehmen Standes. Ueber das dunkel-kaſtanienbraune Haar trug ſie eine Art Reiſekappe, die ſtark mit Perlen beſetzt war. Ein koſtbarer Gürtel umſchloß das ſeidene, die ſchöne Geſtalt auf's vortheilhafteſte zeigende Kleid. Während aber jene Drei vor dem Hochaltare ihre Andacht verrichteten, ſchritt ein Mann, deſſen Weſen etwas Auffallendes hatte, langſam den einen der beiden Seitengänge hinunter, indem er, leiſe ein Liedchen vor ſich hinſummend, die an der Wand angebrachten Leichenſteine, ſo wie mehrere freiſtehende Grabmäler betrachtete. Derſelbe mochte ungefähr vierzig Jahre zählen; er war von ſtarker, unterſetzter Figur. Seine Geſichtsfarbe war von Wind und Wetter geröthet, die Züge nicht unſchön, ſo viel der volle krauſe Bart, an den ſich die langen, rabenſchwarzen Locken anſchloſſen, davon ſehen ließ, doch hatten ſie den Ausdruck von etwas ungemein Wildem und Trotzigem, wozu beſonders der düſtere Blick des dunklen Auges beitrug, und das ſich auch in Gang, Haltung und jeder Bewegung des Mannes ausſprach! Von Andacht war bei demſelben nichts zu ſpüren, denn er ſchien es nicht für nöthig zu halten, den breiten, einkrempigen Hut mit rother Feder, den er etwas ſchief auf den ſchwarzen Locken trug, abzunehmen, und ſchlug wie mechaniſch den Tact zu dem Liedchen das er ſummte, mit dem großen Stulphandſchuh auf dem eiſernen Korbe des breiten Schwertes, das er über das dunkelbraunſammetne Wamms gegürtet hatte. Wie es ſchien, kümmerte er ſich weder um die Betenden, noch um den alten Sacriſtan, der ein paar Schritte hinter ihm ging, doch jetzt blieb er plötzlich vor einer marmornen Todtenkiſte ſtehen, und ſagte mit tiefer Baßſtimme zu ſeinem Begleiter:

„Wer liegt hier in dem bunten Steinkaſten?“ —

„Mit Verlaub, Herr,“ ſprach der Letztere, ſichtlich erfreut ſeine Dienſtfertigkeit zeigen zu können, mit jener eingelernten, leiernden Beredſamkeit, die dergleichen Leuten eigen iſt, „das iſt das Grabmal Sr. in Gott ruhenden königlichen Gnaden, Herrn Erichs des Dritten mit dem Beinamen ‚Lamm‘, welchen er wegen ſeiner großen Leutſeligkeit und Milde überkommen. Wie die lateiniſche Grabſchrift ſagt, die Euer Edeln hier angebracht ſehen, war derſelbe ein großer Beſchützer der Religion und ihrer Diener, er bereicherte Kirchen, ſtiftete Klöſter —“

„Er hätte etwas Beſſeres thun können!“ unterbrach der Fremde den Sprechenden.

„Demungeachtet aber,“ fuhr Jener in der auswendig gelernten Rede fort, „hatte er nichtsdeſtoweniger vor, nach und in ſeinem Eheſtande, große Neigung zum Frauenzimmer —“

„Dein Lamm gefällt mir!“ unterbrach ihn der Fremde lachend.

„Und derſelbe ward endlich ein Mönch im St.-Knudskloſter;“ ſchloß der Küſter.

„Wie, zum Henker! iſt ihm dieſes eingefallen?“

rief Jener, in ſeinem Lachen fortfahrend. „War etwa ein Nonnenkloſter in der Nähe?“

„Mit Verlaub, Euer Edeln, die Sache trug ſich auf eine ſonderbare Weiſe zu;“ ſagte der Küſter, erfreut, ſein Licht ferner leuchten laſſen zu können. „Ein Harfenſpieler beſaß die Gabe, in dem Herzen ſeiner Zuhörer alle Leidenſchaften, die er durch ſeine Muſik ausdrückte, rege machen zu können. Der König, der nicht daran glauben wollte, ließ ihn kommen, verhöhnte ihn vor den Anweſenden und befahl, daß er ein Stück von der größten Heftigkeit ſpielen ſolle. Lange weigerte ſich der Künſtler, endlich gehorchte er und ſpielte, aber ſein Spiel verſetzte den König in ſolche Wuth, daß er vom Leder zog, über die Anweſenden herfiel und vier davon niederſtach, ehe er von der That abgehalten werden konnte. Aus Reue über dieſelbe ward er ſpäter Mönch.“

„Ein munteres Lamm, bei St. Jürgen!“ rief lachend der Fremde. „Wenn Deine Lämmer von dieſer Art ſind, ſo möchte ich wohl Deine Wölfe kennen lernen.“

„Euer Edeln,“ ſprach der Küſter, ſich bemühend, den Fremden immer intereſſanter zu unterhalten, und indem er ihn zu einem andern Grabmale führte, „Euer Edeln ſehen hier das Grab König Chriſtophs des Erſten. Derſelbe war ein großer Wohlthäter der Geiſtlichkeit, deſſenungeachtet aber ward er von dem Chorherrn Arnefaſt zu Ribe mit Gift vergeben. Er ſtarb im Jahre der Gnade —“

Der Schall von Fußtritten unterbrach den Sprechenden. Es nahte ſich ein Mann in einem Mantel von grauem Tuch, der einen dicken Knotenſtock in der Hand trug, und deſſen geröthete Wangen und Naſe bezeugten, daß er geiſtigen Getränken eben nicht Feind ſei.

„Seid Ihr vielleicht der Hamburger Schiffer, deſſen Fahrzeug auf dem Fluſſe liegt?“ fragte er den Fremden mit etwas ſchwerer Zunge.

„Der Schiffskapitain Peter Dirks von Hamburg, wenn Euch dies zu behalten und Eurer Zunge es auszuſprechen nicht zu ſchwer werden ſollte;“ erwiederte der Gefragte ziemlich barſch.

„Es kommt mir gar nicht darauf an, Euch Kapitain zu nennen, wiewohl ich ſonſt immer ſchlichtweg: Schiffer zu ſagen pflege;" verſetzte Jener. „Ich bin der Aufſeher über die Baugefangenen." —

„Ich will Euch gleichfalls mit dieſem Titel bezeichnen, wiewohl ich, gleich Euch ein Liebhaber einfacher Rede, ſonſt Büttel ſagen würde;" unterbrach ihn Jener keck. „Was beliebt Euch, Herr Aufſeher?" —

„Es iſt da unter den Kerlen, die unter meiner Aufſicht am Hafendamme arbeiten, — eine rare Sammlung von Schelmen, wie ich Euch verſichern kann, — ein Helgoländer Namens Hendrick Jaspers, ein junges Blut, das wegen ein Bischen Seeraub oder dergleichen gefangen ſitzt, und nicht eben der Schlimmſte von der Geſellſchaft iſt. Dieſer hatte Euch erblickt, als Ihr zum geſtrengen Herrn Landvogt auf's Schloß gingt, und als er hörte, daß Ihr ein Hamburger Schiffer — Kapitain will ich ſagen — und beſtimmt wäret, Fräulein Brigitta nach Deutſchland hinüberzuführen, ſo kommt der Menſch auf mich zugeſtürzt: ‚Herr!' ſagte er, — und er konnte vor Bewegung kaum die Worte herausbringen — ‚nehmt dieſes Goldſtück, das ich bisher auf der Bruſt getragen, und das mein einziges und letztes iſt, von mir an, und geht dafür zu dem fremden Schiffer. Sagt ihm, daß, wenn er mich auch nicht kenne, er mir dagegen nicht unbekannt ſei, und daß ich ihn bäte, durch Bitte und Fürſprache bei dem Landvogt mir die Freiheit zu bewirken. Sagt ihm —'"

„Nichts thue ich!" unterbrach ihn der Fremde rauh. „Was gehen mich Eure Spitzbuben und Seeräuber an! Vor Allem die Helgoländer! Ein ſolcher wäre gerade der letzte, dem ich das Wort redete. Dieſe Leute ſind Jedermanns Freund, von dem ſie einen Gewinn zu hoffen haben, und verrathen Jedermann wieder, wenn es ihr Vortheil erheiſcht. Darum, Herr Büttel — ich will ſagen: Herr Aufſeher — bleibt mir mit Eurem Spitzbuben vom Leibe."

„Ei nun, mir iſt es auch recht, wenn Ihr nichts mit ihm zu ſchaffen haben wollt!" verſetzte Jener gemüthlich. „Ich ſagte es ihm auch zum Voraus, was Ihr antworten würdet, aber er wollte es ſich einmal nicht ausreden laſſen, daß Ihr ihm helfen würdet. ‚Sagt ihm,' ſprach er zum Abſchiede, ‚ich ließe ihn um Hülfe anflehen bei dem Blute, das zu Hamburg auf dem Grasbroock vergoſſen worden‘“ —

„Ei was! Dort iſt manch’ braver Kerl unter dem Henkerbeil gefallen; aber was geht dies mich an?“ unterbrach ihn der Schiffer.

„‚Bei dem Blute‘ — Wie ſagte er doch? — ‚bei dem Blute des ‚Feindes der Dänen‘, des ‚Vernichters der Engländer‘, des ‚Empfängers der Hamburger‘, des ‚Tödters der Holländer‘.“

Bei den letzten Reden des Gefangenaufſehers ward der Fremde ſehr aufmerkſam, ja es war, als ob er vor Ueberraſchung leicht zuſammenſchreckte.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er dann kalt, „was der Menſch damit meint, und ich ſchließe daraus, daß er mich verkannt und für Jemand Andern gehalten hat. Ich kann dem armen Teufel übrigens nicht helfen, befaſſe mich auch nicht mit ſeiner Sache, die mich nichts angeht. Ihr, Herr Aufſeher, könntet eigentlich das Beſte für ihn thun; ich meine nämlich, wenn Ihr es ſo einzurichten wüßtet, daß, wenn ich mit dem Fräulein zu Schiffe gehe, der arme Narr ſich wie zufällig am Ufer befände, ſich der Dame zu Füßen würfe, und ſie bei dem Glück ihrer Reiſe um Verwendung bei ihrem Vater, der ſie dann natürlich bis zum Boote geleiten wird, beſchwöre. Würde ich dann gefragt, ſo wollte ich — natürlich blos um Euch gefällig zu ſein — ſagen, daß mir der Menſch als ein Helgoländer, der als Lootſe mit dem Fahrwaſſer dort herum und am Ausfluß der Elbe bekannt iſt, vielleicht von Nutzen ſein könnte, und mich erbieten ihn mitzunehmen. Ich ſchlage Euch dies blos vor, weil mir dieſer Gedanke eben durch den Kopf ſchießt, und es iſt mir ganz einerlei was Ihr thut, doch bitte ich Euch, dem Menſchen zu ſagen, daß ich es mir ſehr verbitten müſſe, von ihm als ein Bekannter angeſehen zu werden; ich ſei der ehrliche Schiffskapitain Peter Dirks aus Hamburg, und er irre ſich in der Perſon."

„Gut, Herr! Ich will dem armen Narren Alles das ſagen, was Ihr mir eben mitgetheilt habt, und ich denke, Ihr bauet Euch eine Stufe in den Himmel, wenn Ihr den Burſchen aus Ketten und Banden helft."

„Gewiß, Euer Edeln," fügte der Küſter hinzu, „Eure Wohlthat wird nicht unbelohnt bleiben." —

„Und ſollte es auch durch eine Portion Ratzenpulver ſein!“ vollendete höhniſch lachend der Schiffer, indem er auf das Grabmal des vergifteten Fürſten zeigte. — „Doch da ſehe ich, daß der Landvogt und die Frauen endlich mit ihrer Andacht fertig ſind, was mir lieb iſt, denn der Wind könnte während des Betens und Pſalmodirens umſetzen, und ich hätte dann Noth aus dem Fluſſe herauszukommen.“

Mit den letzten Worten zog der Sprechende ein Geldſtück aus der Taſche ſeines Wammſes, warf es, ohne ein Wort zu ſagen, in die Mütze des Küſters, und ging dem Landvogt und den Damen entgegen.

„Das alſo,“ ſprach der Gefangenaufſeher, „iſt der Schiffer, der das gnädige Fräulein zu ihrer Baſe, die ſie vor ihrem Ende noch einmal ſehen, und zur Erbin einſetzen will, nach Deutſchland hinüberführen ſoll? Wie ſtolz der Mann thut! Man ſieht es ihm gleich an, daß er dem Hanſabunde angehört! Na, er iſt ein Hamburger, und: ‚Dickdubn myn Leven!‘ iſt das Symbolum! Geberdet ſich der Menſch nicht, als wäre er ein großer Admiral, und ſelbſt ſeine Leute, die mit dem Boote draußen am Ufer der Nips liegen, und auf ihn harren, ſind ſo barſch und einſylbig, als ob ſie Kavaliere, und nicht ſchmutzige Theerjacken eines lumpigen Schooners wären.“

„Ja, die Hamburger ſind jetzt oben drauf!“ fiel der Küſter Jenem in's Wort. „Seit ſie den Stortebecker, der ihnen ſo viel Noth machte, und wie ein Sturmwind hinter der rothen Flagge mit den weißen Thürmen her war, gefangen und hingerichtet haben, wiſſen ſie ſich vor Stolz kaum zu laſſen.“

„Hochmuth kommt manchmal vor dem Fall!“ ſprach kopfſchüttelnd der Andere. „Kam da vor einigen Tagen eine Snigge von Huſum, die Lebensmittel geladen hatte, und wo die Leute eidlich ausſagten, ſie hätten in der Nähe der Inſel Sylt ein zweimaſtiges Schiff mit ſchwarzer Flagge am Heckbalken, und einen Beſen auf dem Vordermaſt — Ihr wißt, das war die Manier Stortebeckers, der damit andeuten wollte, er gedenke die See zu fegen! — auf eine Seemeile von ſich geſehen, es habe Miene gemacht die Snigge zu jagen, und ſie wären deßhalb in das ſeichte Waſſer zwiſchen die Hallig und das Feſtland gegangen, wohin der Fremde ihnen nicht hätte folgen können.“

„Bah! Ich habe es auch gehört, aber es hat irgend ein Schiffer, der vielleicht einen Krug Meth über den Durſt getrunken, ſich mit den Leuten einen Spos machen und ſie ein Bischen ängſtigen wollen;" verſetzte der Küſter. „Seit Stortebecker todt iſt, hört man nichts mehr von den Seeräubern in der Nordſee. Sie haben ſich in alle Welt zerſtreut. Wie man ſagt, ſind ſie in die indiſchen Gewäſſer, wo ſie Genoſſen finden, gegangen."

„Dennoch will man," ſprach der Andere, „einen alten Genoſſen Stortebeckers, den Wieben-Peter, der ſo zu ſagen, deſſen rechte Hand war, auf dem Markte zu Tonningen geſehen haben."

„Laßt Euch doch nichts weiß machen!" fiel der Vorige ihm lachend in's Wort. „Dieſer Satan iſt bald nach der Gefangennehmung Stortebeckers, während eines Sturmes an der Küſte von Oſtfriesland, ſammt ſeinem Schiffe mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Das Wrack iſt unweit Emden angetrieben, und von vielen erkannt worden, da es die Figur eines Seeraben am Spiegel führte."

„Ei, ſo hat es vom Stortebecker auch oft geheißen, und doch kam er immer wieder zum Vorſchein!“ rief Jener. „Bald war er am Skager Rack geſcheitert, bald war ſein Schiff an der Witte Kliff bei Helgoland in tauſend Trümmer geborſten, und ehe man es ſich verſah, kreuzte er vor dem Ausfluſſe der Elbe oder der Eider.“

„Dennoch,“ ſagte der Küſter lachend, „ſcheiterte Der, dem die Klippen von Skagen und die von Helgoland nichts anhaben konnten, an einem kleinen Holzblock auf dem Feſtlande. — Aber kommt, Gevatter; der Landvogt hat bereits die Kirche verlaſſen, und wir wollen uns die Einſchiffung des Fräuleins mit anſehen.“ —

Als Beide am Ufer der Nips anlangten, hatte ſich zu gleichem Zwecke viel Volks bereits verſammelt. Weit draußen in der Mündung des Fluſſes lag der Schooner, welcher beſtimmt war, Fräulein Brigitta Löwendahl nach Deutſchland zu tragen. Die See ſchien vom vorigen Tage noch etwas bewegt, denn auf den dunkelgrünen Wogen ſah man eine Unzahl weißer Flecke, die eben ſo ſchnell entſtanden als wieder verſchwanden, um neuen Platz zu machen. Es waren dies die ſchäumenden Kämme der Rollwellen, die ſämmtlich aus Nordweſten kamen, und die ſich bei der eben erhebenden Brieſe eher noch vermehrten als verringerten. Da eben die Ebbe durchbrach, ſo war das Waſſer in der Mündung des Stroms gleichfalls ziemlich unruhig, der Schooner tanzte munter an dem Kabel, und ſeine ſich zierlich am Horizonte abzeichnenden Maſten und Raaen, ſchwankten hin und her. Am Ufer lag ein mit vier Ruderern bemanntes Boot. Die Leute waren Jeder mit einem Meſſer, das ſie an der rechten Hüfte am Gürtel in einer Scheide trugen, bewaffnet, ſahen finſter und mürriſch aus, und gaben auf die von Einem oder dem Andern aus der Volksmaſſe an ſie gerichteten Fragen, nur kurze und barſche, oder gar keine Antworten. Erſt als ſich der Landvogt mit den Damen und dem Schiffskapitain dem Ufer näherten, ſprangen die Matroſen, welche im Vordertheil des Bootes zuſammengekauert lagen, raſch empor, und griffen nach den Rudern. Man konnte in ihren ſich aufheiternden Mienen die Zufriedenheit mit der baldigen Abfahrt leſen.

Eben war die Geſellſchaft am Flußufer angekommen. Der Landvogt unterhielt ſich noch mit dem Kapitain, als Fräulein Brigitta ſich an ihre

Begleiterin, eine Perſon von etwa vierzig Jahren, wendete, und ihr leiſe und ängſtlich in's Ohr ziſchelte:

„Ich kann Dir kaum ſagen, welche Furcht ich vor dieſer Reiſe habe!“

„Aber warum denn, liebe Brita?“ erwiederte Jene lächelnd. „Die See iſt ein Bischen bewegt, aber der Wind nicht ungünſtig, in ein paar Tagen ſind wir an der oſtfrieſiſchen Küſte.“ —

„Ich weiß, es iſt kindiſch, dennoch ängſtige ich mich;“ verſetzte das Fräulein. „Ich will nicht ſagen, daß ich eine Ahnung habe, und doch iſt es mir, als ob uns etwas Entſetzliches, etwas Ungeheures, auf dieſer Reiſe begegnen würde.“

„Auf einer Ueberfahrt von zwei bis drei Tagen,“ erwiederte die Freundin lächelnd. „Iſt es Euch indeſſen ſo bang zu Muthe, ſo will ich es Eurem Vater ſagen —“

„Bei Leibe nicht!“ fiel das Fräulein ein. „Er würde von abgeſchmackter kindiſcher Furcht, oder von Mädchenlaunen reden, mir damit den Abſchied verbittern und Du als Aja würdeſt auch Dein Theil bekommen. Nein, Margaretha, wenn Du mich lieb haſt, ſo ſage kein Wort.“

Während die beiden Damen aber ſo mit einander ſprachen, entſtand in der Nähe ein Gedränge, und plötzlich warf ſich ein junger Mann, der ſich nur mit Mühe bis zu dem Fräulein Bahn gemacht, Brigitten zu Füßen. Der Jüngling war blond von Haar, und ein eben ſolcher, leicht geringelter Bart, ſchloß ſich zu beiden Seiten denen von Wind und Wetter gebräunten Wangen an. Die Züge des jungen Mannes waren ſtark, doch nicht unſchön; beſonders einnehmend aber war der Ausdruck, der in dem Blick der blauen Augen lebte. Es war ein Ausdruck von Feſtigkeit und eines entſchiedenen Muthes. Der gedrungene, muskelkräftige Körperbau, trug überdies nicht wenig dazu bei, die Vorausſetzung der eben genannten Eigenſchaften zu unterſtützen. Die Kleidung des Jünglings war die der Schiffer und Fiſcher an den frieſiſchen Küſten.

„Dame!“ rief der junge Mann, doch hatte der Ton ſeiner Stimme eher etwas Barſches als Flehendes. „Ich beſchwöre Euch bei dem glücklichen Ausgang Eurer Reiſe, daß Ihr Euch bei dem Landvogt für die Befreiung eines Unglücklichen aus ungerechter Haft verwenden wollet."

„Was unterſtehſt Du Dich, Elender?" rief entrüſtet der Landvogt, welcher ſo eben auf den ſtattfindenden Auftritt aufmerkſam wurde. „Was hat die Reiſe meiner Tochter mit dem Loos eines hängenswürdigen Seeräubers, wie Du einer biſt, zu ſchaffen? — Seht einmal die Frechheit dieſes Buben! Und ungerecht will er verhaftet ſein, ein Kerl, der den Strang verdient hätte!"

Der junge Mann erhob ſich raſch. Sein Auge blickte ernſt, faſt drohend auf den Freiherrn Löwendahl, der ihn zornig anſah, doch bald ſchien der Jüngling ſich zu beſinnen, er ſeufzte tief und ſprach:

„Verzeiht, Herr! Wem Schickſal und Menſchen ſo übel mitgeſpielt haben wie mir, der kann ſich wohl ungerecht mißhandelt glauben, wenn Ihr auch die Sache anders anſehen möget."

„Wahrhaftig," rief verächtlich lachend der Freiherr, „der Schelm möchte uns glauben machen, er habe ſchon ſo viel üble Schickſale erlebt, daß er aus purem Lebensüberdruß und Mißmuth unter die Piraten gegangen, und doch iſt er kaum etwas über zwanzig Jahre alt."

„O, Herr," ſprach der Burſche, und ſeine blauen Augen belebte ein unheimliches Feuer, „wer in ſo jungen Jahren von der Gewalt gelitten und Andere leiden ſehen, dem wäre wohl zu verzeihen, daß er ſich hinreißen ließ, ſelbſt Gewalt zu üben."

„Und war dies mit Dir denn der Fall, armer Menſch?" fragte Brigitta mit theilnehmendem Tone.

Der Gefangene warf einen ernſten Blick auf die Fragende, dann ſagte er weniger barſch:

„So iſt es, Dame! Ich hatte eine alte kranke Mutter auf Helgoland. Dieſer ein weniger ſorgenvolles Loos zu ſchaffen, verdingte ich mich als Schiffsjunge auf einem Bremer Fahrzeuge; wußte ich doch, daß während meiner Abweſenheit meine Schweſter die Mutter pflegen würde. Ich machte zwei Fahrten nach England und Spanien. Die ſauerverdienten Pfennige ließ ich bis zur Rückkehr in den Händen des Schiffers. Als wir von der zweiten Reiſe zurückkamen, und ich mein Geld forderte, läugnete er es mir ab, nannte mich einen Taugenichts, drohte mir mit einem Ende Schiffstau, und ich kam arm, wie ich gegangen, wieder auf die Inſel zurück. Ich fand nun die Mutter kränker, elender als je, dies hinderte mich wieder zur See zu gehen, denn die Schweſter war nicht im Stande, ſie zu ernähren. Groß und ſtark, wie ich inzwiſchen geworden, ernährte ich uns alle Drei mit Fiſcherei, ich verkaufte meine Fiſche nach Hamburg, und lernte dadurch die Mündung der Elbe auf's genaueſte kennen. Ich hatte von meinem Erwerb ein Boot angeſchafft, — ein ſchmuckes, nettes Ding, wie ich Euch verſichern kann! O, man baut nirgend ſolche Boote wie in Helgoland! — Da treffe ich eines Tages einen Engländer, der beim Auslaufen aus der Elbe vom widrigen Winde auf die Untiefe von Vogelſand getrieben worden, und bereits feſt ſaß. Er rief mich an, verſprach mir goldne Berge, wenn ich beim Flottwerden ihn wieder in's rechte Fahrwaſſer bringen, und bis in die hohe See lootſen wollte. Ich ergriff die Gelegenheit etwas zu verdienen mit Freuden, wir arbeiteten mit Anſtrengung aller Kräfte, die kommende Fluth machte uns endlich frei, ich brachte trotz des ſchlimmen Windes das Schiff in See; was war mein Lohn? — Nicht nur daß ich nichts erhielt, der Elende ließ mich in ein kleines, halbverfaultes Boot werfen, dagegen mein liebes, kleines, ſauer verdientes Bootchen auf ſein Deck hiſſen, und fort ſegelte er unter Hohnlachen!"

„Der Abſcheuliche!" ſagte mitleidig Fräulein Brigitta. „Glücklicherweiſe iſt eine ſolche Schändlichkeit ſelten —"

„Möchte dies ſein," unterbrach ſie der Burſche heftig, „mich hat ſie zu Grunde gerichtet, ich war ein Bettler, meine Mutter ſtarb in Mangel, und dies war, mich zur Rache, zum Wunſche nach Vergeltung aufzureizen, mehr als hinreichend. Ich ging unter die Piraten. — Das wüſte Leben mißfiel mir nur zu bald. Ich beſchloß, nach Helgoland heimzukehren, um mich dort wieder vom Fiſchfang zu ernähren; der Burgvogt aber nahm mich feſt und ſendete mich hierher. Hätte ich Mittel gehabt" — er machte die Bewegung des Geldzählens — „nachzuweiſen, ich ſei gar nicht bei den Gefährten Stortebeckers, ſondern etwa inzwiſchen in Deutſchland oder England geweſen, er hätte ſich wohl überzeugen laſſen."

„Schweig, frecher Bube!" fuhr der Freiherr den

Sprechenden an. „Ich kenne Euch Helgoländer! Geld von den Schiffern, die in Noth ſind, erpreſſen, noch lieber aber ſie ſtranden zu laſſen, um ſo mit irgend einem Anſchein von Recht Seeraub zu üben, das iſt Eure Sache. Nur ungern erkennet Ihr den Herzog von Schleswig als Herrn an, am liebſten aber wäret Ihr ganz frei und herrenlos. Die Burg und der Zoll ſind Euch ein Dorn im Auge, noch mehr aber die Aufſicht, die über Euch geführt wird.“

„Bei Gott, Herr, Ihr habt Recht, doch in einem andern Sinne als Ihr meint!“ rief mit Stolz in dem flammenden blauen Auge der junge Mann. „Mag der Herzog Zoll erheben, wenn er ein Recht dazu hat, aber zu Zwang oder Schutz bedürfen wir keiner Burg, und noch weniger einer Aufſicht. Wir wohnen auf öder Klippe, mitten in einem gefahrvollen Meere, umtoſ't von wüthender Brandung. Jeden Biſſen unſerer Nahrung müſſen wir der Tiefe des Oceans abringen, nie weiß das geängſtigte Weib, die harrenden Kleinen, ob der Gatte, der Vater, der auf ſchwachem Kiel am Morgen in die tobende See hinausfuhr, am Abend mit Beute zurückkehren, oder als halbzerſchmetterter Leichnam von den donnernden

Wogen an's Land geworfen werden wird. Wer ſich täglich bei Sonnenaufgang ſagen muß, daß es ſehr ungewiß ſei, ob er beim Sonnenuntergang nicht bereits vor ſeinem Richter ſtehe, der fragt ſich auch wohl: ob und was er ſich vorzuwerfen habe? und hält ſich fern von böſen Gedanken. — Nein, Herr, ich beſtreite Euch, daß wir Zwang und Aufſicht bedürfen! Kommt auf unſern Felſen, tretet in unſere Hütten, macht Euch bekannt mit unſerm Familienleben, und Ihr werdet ſagen müſſen, daß auf dieſer öden, im Meer gelegenen Klippe, mehr Sitte und Rechtlichkeit herrſcht, als in Euren ſchönausgeputzten Schlöſſern und Städten. Die Ueberzeugung von dieſer Wahrheit iſt es, die uns das Blut aufregt und das Herz empört, wenn man uns als zügellos oder ſtörriſch ausſchreit, und uns ohne Grund preſſen und beaufſichtigen will."

„Und die verweigerte Rettung, oder die ungeheuren Forderungen für Hülfe in Gefahr, die Art, wi Ihr das Strandrecht ausübt? — Spricht dergleiche auch für Eure Rechtlichkeit?" fragte der Freiherr unwillkürlich an dem Eifer des jungen Mannes Intereſſe nehmend.

„Wer kann ſagen, daß je ein Helgoländer verweigerte, ſich im Sturme dem Kiel ſeines Lootſenbootes anzuvertrauen, ſo lange ein ſolches See zu halten im Stande iſt?" rief ſtolz und trotzig der junge Mann. „Laßt den Sturm raſen, laßt eine Bö plötzlich herankommen, und Wellen wie Berge vor ſich hertreiben, laßt das Boot zwanzigmal zurückgeworfen werden, ich werde, ſo lange das Boot dem Steuer gehorcht, und das Ruder hält, mit gleichem Muthe immer von Neuem anſetzen, um dem Schiffe, das ein Nothzeichen am Maſte trägt, zu Hülfe zu kommen; habe ich aber Stundenlang mit dem Meere gekämpft, habe ich Haut und Haare für die Rettung des fremden Fahrzeugs darangeſetzt, ſtehe ich auf dem Deck des Letztern, und führe, mitten durch die tobende klippenvolle See, das Schiff mit Mann und Ladung in ſichern Port, dann beſtimme ich den Preis der Rettung, und Niemand ſoll taxiren, wie hoch ich mein Leben anſchlage." —

Der Ton, die Art, mit welcher der junge Mann dieſe Worte ſagte, kontraſtirten überaus mit den groben, ſelbſt theilweiſe zerriſſenen Kleidern, die den kräftigen jugendlichen Körper deckten, am meiſten mit der Lage, in der ſich der Jüngling befand. Es war etwas Stolzes, Trotziges, ja Herriſches in ihnen, und dies machte auf den ſonſt harten Freiherrn einen faſt komiſchen, ihn unwillkürlich zum Lächeln bewegenden Eindruck. Fräulein Brigitta, durch das freundlichere Ausſehen des Vaters zur Wiederholung ihrer Bitte ermuthigt, wendete ſich ſchmeichelnd an den Letztern.

„Väterchen,“ ſagte ſie freundlich, die runzliche Hand des Alten an ihre Lippen drückend, „iſt es in Eurer Macht, den armen jungen Menſchen begnadigen zu können, ohne den Herzog vorher um Erlaubniß zu fragen, ſo bitte ich daß Ihr es thut. Es iſt mir, als ob eine innere Stimme mir ſagte, daß dies zu einer glücklichen Beendigung meiner Reiſe beitragen würde.“

„Kennſt Du die Mündung der Weſer, und verſtehſt Du ein größeres Schiff zu ſteuern?“ fragte der Kapitain, der bis dahin geſchwiegen, den Gefangenen.

„Laßt uns in die Mündungen der Elbe, Weſer und Eider ſegeln, und ich will Euch jeden Augenblick ſagen, wie viel Fuß Waſſer Ihr unter dem

Kiele des Schooners habt;" erwiederte der Helgoländer. „Und ſteuern? Ich habe wohl größere Schiffe bei ſtürmendem Südweſt über das Süder- und Schulper-Rif, wo die Waſſertiefe faſt alle zwei Kabellängen zwiſchen fünf bis funfzehn Fuß wechſelt, bis zum Bollwerk unſerer Inſel gebracht."

„In dieſem Falle, Herr Freiherr," ſagte der Kapitain, „vereinige ich meine Fürſprache mit den Bitten des Fräuleins. Mein erſter Steuermann iſt ſeit einigen Tagen unwohl, und der Menſch wäre eine willkommene Ablöſung für den zweiten, dem der Dienſt doch ein wenig zu viel wird. Ich könnte dieſen Helgoländer nach beendigter Fahrt, auf der er uns nützlich werden dürfte, leicht von Hamburg aus auf ſeine Inſel zurückliefern, und dort bis zu Eurer oder des Herzogs Beſtimmung dem Burgvogt übergeben laſſen."

Der Freiherr ſchien ein paar Augenblicke über den Vorſchlag nachzudenken, dann ſagte er mit gleichgültigem Tone:

„Im Grunde überſchreite ich meine Befugniſſe, und dieſe Helgoländer ſind ein ſtörriges Volk, bei dem Strenge beſſer als Milde am Platze iſt; —

aber ſei's darum. Nehmt den Menſchen mit, und liefert ihn nach Beendigung der Reiſe an den Burgvogt mit der Bedeutung, daß er ihn bei dem geringſten Vergehen in Ketten und Banden legen und mir wieder zuſenden ſolle. — Hüte Dich, Burſche," ſetzte er, zu dem Jünglinge gewendet, rauh hinzu, „daß wir uns nicht noch einmal wiederſehen!" —

Während auf dieſe Weiſe über ſein Loos verhandelt wurde, ſah man in den Zügen des jungen Mannes nicht die mindeſte Bewegung; ſie blieben ruhig, ernſt, faſt finſter wie vorher. Als der Freiherr geendet hatte, wurde das Auge des Jünglings lebhafter, man konnte bemerken, daß etwas in der Seele des jungen Mannes vorgehe, dann ſagte er faſt kalt das einzige Wort: „Danke!" kehrte ſich um, ſtieg in das am Ufer liegende Boot, und ſetzte ſich ſo unbefangen neben das Steuer deſſelben, als ob er dieſen Platz nur wegen irgend einer Beſchäftigung auf ein paar Augenblicke verlaſſen gehabt. —

Brigitta war höchſt unangenehm überraſcht von dem Mangel an Dankbarkeit, oder vielmehr von der Fühlloſigkeit, die aus dem Betragen des jungen Menſchen hervorzugehen ſchien, auch ihrer Begleiterin ſchien dies aufzufallen, und Letztere ſagte halblaut und kopfſchüttelnd:

„Es iſt doch ſonderbar, mit welcher Ruhe, ja faſt Gleichgültigkeit dieſer Menſch, der ſein und der Seinigen Unglück ſo tief zu empfinden ſchien, ſeine Befreiung aufnimmt.“

Brigitta konnte kaum ein Zeichen des Mißfallens über das Benehmen des jungen Mannes verbergen. Sie fühlte ſich auf's Tiefſte verletzt, daß ein Menſch, der ihr allein ſeine Freiheit verdankte, nicht ein einziges armes Wort des Dankes, ja nicht einen Blick weiter auf ſie richtete. Faſt hätte es ſie gereuet, durch ihre Fürſprache den Gefangenen aus Ketten und Banden gerettet zu haben. Gänzlicher Mangel an Gefühl für den großen Dienſt, den ſie ihm geleiſtet, konnte es nicht ſein, was ihn abhielt, mindeſtens ein Dankeszeichen blicken zu laſſen, ihr Vater hatte alſo Recht, wenn er die Helgoländer als ſtörriſch und trotzig ſchilderte. Sie nahm ſich feſt vor, auf dem Schiffe kein Wort zu dieſem Menſchen zu ſprechen, und kehrte ihm auch jetzt unwillig und voll Verachtung den Rücken. —

Der Abſchied, den der Freiherr von der Tochter nahm, war ruhig und kurz. Der Alte ſagte, daß er Brigitten jedenfalls in Zeit von drei bis vier Wochen ſelbſt aus Deutſchland, wohin ihn Geſchäfte riefen, abholen würde. Dem Fräulein dagegen ſchien die Trennung ſehr ſchwer zu werden. Unter Thränen warf ſich das Mädchen mehrmals dem Vater an die Bruſt, und es bedurfte die Erinnerung des Kapitains, daß die günſtige Abfahrtszeit verrinnen könne, ehe ſie ſich aus den väterlichen Armen riß und in das Boot ſtieg. Mit ein paar Worten und vielen Verbeugungen verabſchiedete ſich auch jetzt der Schiffer von dem Landvogt, und kaum war er in's Boot geſtiegen, als letzteres vom Lande ſtieß, und mit einer ſolchen Schnelligkeit den Strom hinunter nach dem Schiffe zu gerudert wurde, als ob ein Sturmwind den Nachen triebe.

So wie das Boot ſich dem Schooner näherte, betrachtete Brigitta und ihre Begleiterin neugierig das Fahrzeug, das ſie nach dem Feſtlande bringen ſollte. Der Schooner war etwas länger als andere Fahrzeuge dieſer Art, dagegen war er ziemlich ſchmal, er lag tief im Waſſer, ſein Maſt- und Takelwerk war zierlich, und die Raaen breit wie die eines Kriegsſchiffs. Der äußere Anſtrich war ſchwarz, ohne alle weitere Verzierung, und ähnelt in dieſer Hinſicht etwas den ſpaniſchen Schiffen. Am Spiegel ſtand mit weißen Buchſtaben angeſchrieben: ‚Der Pfeil‘.

Da Brigitte nicht unbekannt mit den Gebräuchen der Seeleute bei Ankunft oder Abfahrt war, ſo bemerkte ſie, daß man mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit Alles für die letztere bereitet hatte. Das Kabeltau war gerade nur ſchlaff genug, um dem Andrang der Wogen widerſtehen zu können, ſonſt aber kurz geſpannt, um ſogleich im Stande zu ſein, den Anker zu heben. Jedes Segel war an ſeiner Stelle, und die Matroſen ſtanden an der Spille der Ankerwinde. Jetzt legte das Boot an der Seite des Schooners an, und Brigitta und ihre Begleiterin erhoben ſich, um auf der Leiter an Bord zu ſteigen. Da der Kapitain eben beſchäftigt war, der Letztern hinauf zu helfen, ſo ſah ſich das Fräulein nach Jemand um, dem ſie ihre Hand reichen könne. Mit Blitzesſchnelle ſprang der junge Helgoländer herbei, aber ſchnell reichte Brigitta die Hand einem alten Matroſen, und mit düſterm Blicke kehrte Jener wieder auf ſeinen Platz zurück. Endlich waren Alle an Bord, das

Boot ward auf das Deck gehißt, und mit einem kurzem Ausruf gab der Kapitain den Befehl den Anker zu heben. Unter dem taktmäßigen Tritte, und dem muntern Geſange, der bei dieſer Arbeit gewöhnlich iſt, bewerkſtelligten die Matroſen ihre Aufgabe. „Segel los!" rief jetzt Kapitain Dirks, und mit einer faſt fieberhaften Haſt vollzogen die Seeleute den Befehl. In wenigen Augenblicken waren mehrere Segel, von den Topſegeln bis zu den unteren geſpannt. Eine Wolke von Leinwand entfaltete ſich an beiden Maſten, ſie reichte rechts und links über Bord, wie die Flügel des Schwans von dem Körper abſtehen, wenn er ſein Gefieder ſchüttelt. Das Schiff hatte ohnehin ſchon das Vordertheil der Ausfahrt zugewendet, jetzt fühlte es den Druck der Segel, es bewegte ſich zuerſt langſam, dann ſchneller, und ſchoß zuletzt wie ein Renner, der dem Ziele zujagt, über die ſchäumende Waſſerfläche dahin.

So wie das Schiff im Segeln war, winkten Brigitta und ihre Begleiterin mit ihren Taſchentüchern den am Ufer Zurückbleibenden das letzte Lebewohl zu, aber bald entzog eine Krümmung des Fluſſes ſie ihren Blicken. Das Auge des Mädchens richtete ſich jetzt auf Kapitain Dirks, der mit Aufmerkſamkeit das Takelwerk vom Kopfe des Flaggenſtocks bis zum Verdeck herab betrachtete. Seine Miene kündete eine große Zufriedenheit mit dem Gange des Schooners an, und in der That, jeder Seemann hätte das Fahrzeug, mit ſeinem Tauwerk von wenig Gewicht und Umfang, der vollkommenen Schichtung, den wohlproportionirten Spieren, dem Ueberfluß an leichten Segeln, für einen ſehr wohlgebauten und gut aufgetakelten Schnellſegler halten müſſen. Ein Lächeln der Zufriedenheit ſpielte noch um die Lippen des Kapitains, als er ſich plötzlich zu den Damen wandte.

„Ich habe Euch, Fräulein,“ ſprach er zu Brigitten, „meine eigene Kajüte eingeräumt, und werde mich inzwiſchen im Raum bei meinen Leuten einrichten. — Iſt's gefällig mir zu folgen?“

Die Damen folgten ihm in die Kajüte, die ſie einfach, aber reinlich und bequem fanden. Eins indeß war ihnen beim Hinabſteigen aufgefallen. Sie hatten, bei einer offenen Thüre vorbeigehend, einen Blick in den Raum gethan. Mit Verwunderung bemerkten ſie weder Waarenballen noch ſonſt etwas das einer gewöhnlichen Schiffsladung geähnelt hätte, in demſelben, dagegen ſahen ſie mehrere Stück Geſchütze, ſo wie eine ziemliche Anzahl Flinten und Schwerter, welche letztere, in Gemeinſchaft ſonderbarer eiſerner Haken, längs den Wänden angebracht waren. So wie ſich die Damen ein wenig in ihrer neuen Wohnung eingerichtet, und einen alten Diener, den ſie mit ſich genommen, angewieſen hatten Dies und Jenes, das zu ihrer Bequemlichkeit diente, auszupacken, begaben ſie ſich gleich wieder auf das Verdeck. Sie betrachteten die ihnen für die Bemannung eines Schooners ſehr zahlreich erſcheinende Mannſchaft. Dieſelbe mochte wohl die Zahl von Dreißig überſteigen, und dies befremdete ſie um ſo mehr, als ſie bei der Abfahrt kaum acht oder zehn Matroſen auf dem Verdeck geſehen hatten. Die Mehrzahl der Leute waren kräftige, ſonnverbrannte Geſtalten, denen man zutrauen konnte, daß ſie mit dem Meere ſeit langer Zeit vertraut ſein möchten.

Der Schooner hatte inzwiſchen ſchon die Mündung des Fluſſes verlaſſen, man befand ſich jetzt in See, und dieſe war in ſtarker Bewegung. Der Wind hatte ſich noch mehr nach Nordweſten herumgedreht, die rollende Strömung trieb ziemlich hohe Wellen nach Südoſten.

„Wie es ſcheint,“ ſagte Brigitta zu Kapitain Dirks, der eben zu den Damen trat, „werden wir eine ſchnelle Ueberfahrt haben! Euer Schiff ſegelt ſehr raſch.“

„Allerdings! Recht geſchwind!“ erwiederte dieſer dem Anſchein nach ziemlich zerſtreut. — „Vorderdeck hoi!“ rief er plötzlich. „Beſchlagt jene Segel und braſſet die andern dichter beim Winde! Wir müſſen eilen ſchneller in's Freie zu kommen.“

„Das Schiff ſegelt Euch noch nicht ſchnell genug?“ ſprach das Mädchen befremdet. „Iſt denn der Wind ſo ungünſtig, daß Ihr die Nähe der Küſte fürchtet?“

„Das nicht! Das eben nicht!“ verſetzte der Kapitain; „aber er könnte ſich wieder nach Südweſten drehen — er wechſelt oft in dieſer Jahreszeit — und dann kreuzt auch manchmal ein däniſches Kriegsſchiff zwiſchen der Mündung der Nips und der Inſel Sylt —“

„Was kann uns das ſchaden? Dänemark iſt ja im Frieden mit dem Hanſabunde;" bemerkte Fräulein Magaretha, die Freundin und Aja Brigittens.

„Das wohl!" erwiederte der Kapitain. „Ich will aber keinen fremden Seemann, vorzüglich nicht dieſe Dänen, als Schnüffler auf meinem Deck oder in meinem Raum ſehen."

„Sollten ſie dies thun, das Schiff unterſuchen wollen?" ſprach Brigitta lächelnd.

„Was erlaubt ſich ein königlicher Seemann nicht?" ſprach höhniſch Kapitain Dirks. „Er hat ja jetzt im Frieden weiter nichts zu thun, als da oder dort an den Küſten zu lothen, und die Durchfahrten zu ſondiren, ſomit gewährt es ihm eine angenehme Abwechſelung, einen friedlichen Handelsſchiffer ein wenig quälen zu können. — Aber was gehen uns die däniſchen Kreuzer an!" ſetzte er leicht hinzu. „Ich denke, daß keiner von den Herren den Fuß auf das Verdeck des Schooners ſetzen wird, außer auf ſeine eigene Gefahr. Ueberdies bin ich zu ſtolz auf die ſchönen Paſſagiere, die unter meiner Flagge fahren, als daß ich ſie auch nur den unbeſcheidenen Blicken des Erſten Beſten, dem es einfiele, Schiff und Ladung beſichtigen zu wollen, ausſetzen ſollte."

Kapitain Dirks ergoß ſich nun in viele Galanterien, die aber ausſchließlich an Brigitten gerichtet waren. Es überraſchte das Fräulein nicht wenig, aus dem Munde des Seemanns eine Menge Artigkeiten zu hören, deren ſie ihn nach den wenigen kurzen und barſchen Reden, die ſie bis dahin von ihm vernommen, nicht fähig gehalten hätte. Obgleich gewöhnt an männliche Schmeicheleien, war es ihr doch nicht ganz gleichgültig zu bemerken, daß ſelbſt ein ſo rauher Seemann, wie Kapitain Dirks, an ihr ein lebhaftes Intereſſe nehme, und ſie fühlte ſich deshalb verpflichtet, ſeine Artigkeiten mit Freundlichkeit anzuhören; ein Umſtand, der Jenen veranlaßte ſolche nur noch zu vermehren. —

Das Geſpräch zwiſchen Beiden ward auf dem Hinterdeck unweit des Steuers geführt. Brigitta bemerkte, daß der junge Helgoländer das Steuerrad handhabte, und daß, wenn derſelbe auch den Blick faſt unausgeſetzt auf dem Kompaß und dem Vordertheil des Schiffes ruhen ließ, ihm dennoch kein Wort von der Unterredung entging, die an ſeiner Seite ſtatt fand. Auf dem Geſichte des jungen Mannes, welcher jetzt eine beſſere, wahrſcheinlich ihm von dem

Kapitain geſchenkte Kleidung trug, ruhte der frühere ſtarre, faſt melancholiſch zu nennende Ernſt; kein Zug ſeines Antlitzes verrieth eine innere, beſondere Bewegung. Der Kapitain war eben von einem ſeiner Leute abgerufen worden, Margaretha lehnte ſich über die Brüſtung des Schiffes, um den ſonderbaren Bewegungen eines bald auftauchenden, bald ſich wieder überſtürzenden, und in den dunkelgrünen Waſſerhügeln verſchwindenden Delphins zuzuſchauen, und Brigitta wollte ſich eben zu der Freundin begeben, als der junge Helgoländer, nachdem er einen lebhaften, faſt wilden Blick nach der Treppe geworfen, auf welcher Kapitain Dirks in den Raum hinabgeſtiegen war, ſich mit den Worten: „Mit Verlaub, Fräulein!" an das Mädchen wendete. Ueberraſcht kehrte ſich Letzteres um. Brigitta wollte nach ſeinem Begehren fragen, als der Helgoländer ein kurzes Meſſer mit ſchwarzem ſilberverzierten Griff, und eben ſolcher Scheide, aus einer Bruſttaſche zog, und indem er es dem Mädchen in die Hand drückte, haſtig ſagte:

„Ich bitte Euch, nehmt dies von mir als ein Andenken für Eure Fürſprache! Verbergt es, und verwahrt es wohl, Ihr könntet es nöthig haben."

Brigitta erſchrak heftig bei dieſen Worten. Unwillkürlich verbarg ſie das Meſſer, dann fragte ſie ſtammelnd:

„Was willſt Du damit ſagen? Droht uns Gefahr?“

„Allerdings!“ entgegnete der Helgoländer düſter.

„Und welche? — Sage Menſch, um Gotteswillen, welche?“ fuhr Brigitta heftig fort.

„Jetzt nicht! man könnte unſer Zwiegeſpräch bemerken;“ verſetzte Jener.

„Droht uns Gefahr von Außen, oder hier auf dem Schiffe? — Ich bitte Dich, beantworte mir das Eine!“

„Auf dem Schiffe;“ entgegnete Jener finſter. „Ich bitte Euch, Dame, fragt mich jetzt nicht weiter;“ ſetzte er dringend hinzu. — „Der Mann der dort an der Segelwand beſchäftigt iſt, blickt oft herüber, und es iſt ohnehin verboten, mit dem Steuermann zu reden. — Heute Abend werde ich verſuchen, Euch einen Augenblick in Eurer Kajüte zu ſprechen.“

Brigitta war ungemein von den Worten des jungen Mannes erſchüttert. Sie konnte unmöglich glauben, daß er aus bloßer Luſt ſie zu ängſtigen, ihr dieſe Mittheilungen gemacht hätte, — und dennoch — was ſollte ſie auf einer kurzen Ueberfahrt von einigen Tagen am Bord eines Hamburger Kauffahrers zu befürchten haben? Sie dachte eben darüber nach ob ſie mit ihrer Begleiterin, über das was ſie vernommen, ſprechen ſollte, als Kapitain Dirks wieder auf dem Verdeck erſchien. Er unterhielt ſich von Neuem mit Brigitta, er ſagte ihr wieder eine Menge der verſchiedenſten Artigkeiten, aber diesmal waren ſie weniger gewählt als früher, und es kam dem Fräulein vor, als ob der Seemann ſich in einiger Aufregung, die von etlichen Gläſern Wein herrühren mochte, befände. Eben ſann das Mädchen auf eine Weiſe, durch welche ſie ſich von ihm losmachen und, ohne ihn zu beleidigen, ſich in ihre Kajüte zurückziehen könnte, als von dem Vordermaſt ein Ruf ertönte.

„Ho! Ein Segel auf der Windſeite!“ rief der Matroſe, der wie es ſchien, der Beobachtung wegen, ſich auf einer der Raaen befand.

„Wirklich!“ ſagte der Kapitain, indem er ſich raſch umkehrte und längere Zeit in die Ferne blickte. „Der Nebel, der dort auf dem Meere liegt, hat es uns ſo lange verborgen, und es iſt nur wenige Seemeilen entfernt. — Du," ſagte er zu dem Helgoländer, indem er an das Steuerrad trat und die Hand daran legte, „ſteige einmal hinauf! Ihr Inſelbewohner habt ja dreimal ſchärfere Augen wie andere Leute. Betrachte das fremde Schiff, ſieh unter welchen Segeln es fährt, und welchen Cours es ſteuert."

Ruhig ging der junge Mann vom Steuer. Mit Blitzesſchnelle war er die Strickleiter hinauf, ſah etwa zwei Minuten in die Ferne, kam herab und ſagte dann mit ſeinem gewöhnlichen ruhigen Ernſt:

„Es iſt ein gutbetakeltes Schiff, fährt mit zwei einfach gereeften Bramſegeln, Unterſegeln, Klüver und Treiber, und ſteuert unſern Cours."

„Immerhin!" ſprach Kapitain Dirks, doch mehr wie vor ſich hin, während der Helgoländer wieder an's Steuer trat. „Vier, fünf Seemeilen ſind immer ein großer Vortheil, auch bei ſcharfer Jagd. — Wir wollen ein paar Striche ſüdwärts halten;" ſetzte er zu dem Steuernden gewendet hinzu.

Mit lauter ſcharfer Stimme gab der Kapitain Befehl zu wenden. Raſch ward das Manöver ausgeführt, und der Schooner fiel vom bisherigen Laufe ab, bald aber durchſchnitt er von Neuem die ſchäumenden Wogen, deren breite Furchen rechts und links zu Seiten des Schiffes hinrollten.

Kapitain Dirks hatte ſich eben wieder zu den Damen gewendet, als die vorige Stimme vom Maſte ertönte.

„He, Patron!“ (So nannte man damals meiſt die Schiffsbefehlshaber.) „Das fremde Schiff hat gleichfalls gewendet.“

„Es iſt wie ich dachte!“ ſprach der Kapitain, einen derben Seemannsfluch beifügend. „Der Herr ſoll ſich aber getäuſcht finden, und bald überzeugt werden, daß der ‚Pfeil‘ ſeinen Namen mit Recht führt. — Braſſet das Gick- und Gaffelſegel los!“ ſetzte er mit lauter Stimme hinzu. „Wir wollen einen Wettlauf halten.“

Der Seefahrer hatte nicht zu viel geſagt. Der ‚Pfeil‘ machte ſeinem Namen Ehre. Wie ein Renner ſchoß er durch die grünen Wogen, deren Schaum bis auf's Verdeck ſprützte, dahin. Während dem hatte ſich faſt die ſämmtliche Mannſchaft auf dem Verdeck verſammelt. Alle unterhielten ſich leiſe mit einander, und aus den Mienen und Geberden der Leute glaubte Brigitta ſchließen zu können, daß ihre Unterredung das fremde Schiff beträfe.

„Wie es ſcheint,“ ſagte das Fräulein zu dem Kapitain, „iſt Euch das Schiff dort bekannt?“

„Ich vermuthe, es iſt der Däne, welcher auf dieſer Höhe kreuzt;“ ſagte er verdrüßlich. „Wie ich bereits erwähnte, möchte ich ein Zuſammentreffen mit ihm vermeiden. Man hat ſtets allerlei Scheererei davon. — He!“ rief er ſeinen Leuten zu. „Der Fremde muß ſtark bemannt ſein, er hätte ſonſt, der Fluth trotzend, nicht ſo raſch wenden können. Bis jetzt haben wir auch noch keinen Vorſprung gewonnen, der Kerl dort iſt ein Scharfſegler. Wir wollen alle Segel ſpannen, und den Satan todtſegeln.“ —

Mit Haſt warfen ſich die Matroſen in das Tauwerk; man konnte deutlich bemerken, daß ihnen die Nachbarſchaft des fremden Schiffes nicht angenehmer war, wie ihrem Befehlshaber.

„Wollen die Damen ſich nicht lieber in ihre Kajüte begeben?“ fragte Kapitain Dirks, und es ſchien dem Fräulein, als ob ſein Ton rauher, und ſeine Stimmung verdrüßlicher geworden wäre. „Die Bewegung des Schiffes wird bei dieſer Strömung, und unter ſo vielen Segeln, unangenehmer und gewaltſamer werden.“

Dies war auch in der That der Fall. So wie das Fahrzeug den Druck ſo vieler ſich entfaltenden Segel fühlte, neigten ſich die Maſte auf die eine Seite, und es ſchien faſt auf dem Waſſer zu liegen, während auf der andern mehrere Fußbreit Wand ſich aus den Wellen erhob. Grüne Wogen, gekrönt von einem Kamme weißen Schaumes, ſchlugen von Zeit zu Zeit donnernd an den Bug des Schooners, das Schiff erdröhnte davon bis in den Kiel, und eine Wolke glitzernden Waſſerſtaubes fegte queer über das Deck bis weit in die See. Manchmal bäumte ſich auch eine Woge hoch am Vorderſteven empor, ſchlug klatſchend über die Brüſtung auf's Verdeck, und floß langſam wieder durch die Speigaten ab.

Faſt eine Stunde war man auf dieſe Weiſe fortgeſegelt. Die Mannſchaft ſtand gruppenweis, ſich ſtill unterredend oder nach dem fremden Schiffe hinausblickend. Der Kapitain ſah gleichfalls fortwährend nach jener Richtung, ſeine Blicke wurden düſterer und düſterer, und endlich finſter wie die

Nacht. Eben war der junge Helgoländer vom Steuer abgelöſ't worden, als ihn der Befehlshaber zu ſich winkte.

„Haſt Du zu Ripen etwas Näheres über das däniſche Schiff gehört, das auf dieſer Höhe kreuzt?“ fragte er verdrüßlich.

„Ja wohl, Patron;“ erwiederte Jener. „Fiſcher aus der Gegend haben es mehrmals angeſprochen. Es führt ſechzehn Kanonen, und eine auserleſene Mannſchaft.“

„Alſo noch einmal ſo ſtark an Geſchütz als wir;“ ſprach Kapitain Dirks. „Glaubſt Du, daß wir ihm den Vorſprung abgewinnen werden?“

„Aufrichtig geſtanden: nein, Herr!“ verſetzte kopfſchüttelnd der Inſulaner. „Wir ſegeln, daß ſich die Stengen biegen, er hat noch nicht einmal alle Tücher aufgeſpannt, die ſeine Maſten tragen können, ſtrenger können wir den Pfeil nicht gegen die Fluth treiben, ohne daß er Waſſer zieht; — ich will nicht Hendrick Jaspers heißen, oder in Zeit von zwei Stunden hören wir die Kanonen des Dänen zu uns reden.“

„Ich würde es darauf ankommen laſſen, trotz dem, daß er die doppelte Anzahl von Geſchützen führt," ſagte der Seemann, indem er nachdenkend mit großen Schritten auf dem Verdeck auf- und abging, „aber ich habe andere Pläne und muß daher jeden Kampf jetzt zu vermeiden ſuchen. — Höre, Hendrick!" ſetzte er nach einer Weile hinzu, indem er ihm vertraulich eine Hand auf die Schulter legte. „Wie Du mir erzählt, haſt Du eine Weile unter meinem Freunde, dem ‚rothen Jan' gedient. Der Alte war ein wackerer Kerl, ein Freund des Meeres und ein Feind Aller, die auf ihm ſchifften; ich denke Du haſt in ſeiner Schule etwas gelernt."

„Ich denke es auch;" erwiederte Hendrick trocken.

„Ich meine, Du ſeieſt keiner von den butterherzigen Kerlchen, welche für jede kühne That ein ganzes Jahr zur Ueberlegung haben müſſen; vielmehr halte ich Dich für eine jener ſtarken Seelen, die nie erbeben."

„Schießt los, Patron! Zielt nicht ſo lange!" fiel der Helgoländer ruhig ein, indem er die Hände in die Taſchen der weiten Beinkleider ſchob. „Sagt was Ihr thun wollt, und gefällt mir die Sache, ſo nehme ich Theil, wo nicht — ſo laſſe ich es bleiben."

„Du kennſt Eure kleine Klippe ganz genau, folglich auch die Burg und deren Gelegenheit?" fragte Jener.

Der Helgoländer lächelte einen Moment, und machte dann eine Bewegung, als ob er ſagen wollte, daß er die Frage für ſehr überflüſſig halte.

„Wie ſtark iſt die Beſatzung derſelben?" fragte Dirks weiter.

„Zwanzig bis dreißig Mann;" antwortete Hendrick.

„Iſt die Burg durch Ueberrumpelung oder Sturm zu nehmen?"

„Nein, dazu iſt ſie zu feſt, und der Komandant ein alter Kriegsmann;" erwiederte der Jüngling.

„Würden die Inſulaner den Befehlshaber unterſtützen, wenn ein Feind es verſuchte?" fragte der Vorige weiter.

„Nein, ſie würden ſich ruhig verhalten, wenn ſie wüßten, daß man es nicht auf ſie abgeſehen habe;" ſagte der Helgoländer. „Sie lieben die ſchleswigiſche Herrſchaft ſo wenig, wie den Zoll und die Zwingburg."

„Vielleicht böten ſie ſelbſt die Hand, dieſe zu brechen —"

Ein Kopfſchütteln des jungen Mannes ließ den Sprechenden ſeine Rede nicht vollenden.

„Dazu ſind ſie zu geſcheit. Sie würden bedenken, welchen Lohn es ihnen über kurz oder lang bringen würde.“

„Hendrick Jaspers,“ ſagte der Befehlshaber, den Jüngling am Arme in die Nähe des Fockmaſtes führend, „ich denke, Du biſt kein Verräther. Wäreſt Du einer — bei allen Haifiſchen des Oceans! — Du ſollteſt an jener Rahnocke hängen.“

„Herr,“ verſetzte der Helgoländer, indem er ſich von dem Arme des Kapitains losmachte und ihm mit düſterm Ernſt in's Auge blickte, „durch Drohungen iſt mit mir nichts auszurichten! Ich frage Euch Eure Geheimniſſe nicht ab. Glaubt Ihr ſolche bei mir gefährdet, ſo behaltet ſie für Euch.“

„Nein,“ ſprach Kapitain Dirks, „Du biſt der ehemalige Gefährte des bravſten Kerls, der je ſalziges Waſſer unter den Füßen hatte. Auf dem Schiffe des ‚rothen Jan‘ konnte es keinen Verräther geben, ſo wenig als eine Memme, deren Wangen erbleichten, wenn die ſchwarze Flagge an den Maſt genagelt ward. Ich will mich Dir ganz entdecken.“

„Wenn Ihr es für nöthig haltet, ſo thut es;" verſetzte Hendrick kalt. „Das heißt nämlich, wenn Ihr es Euretwegen thun wollt, denn was mich anbelangt, ſo bin ich eben nicht neugierig."

„Du mußt mir zur Ausführung meines Planes behülflich ſein, und iſt dies der Fall, ſo ſoll Dir ein tüchtiger Antheil an der Beute und der Platz des erſten Steuermanns auf dem ‚Pfeil' nicht entgehen!" ſprach der Seemann, die Hand auf die Schulter des Jünglings legend. „Wie Du weißt, hat die Hinrichtung Stortebeckers alle ſeine Gefährten auseinandergeſprengt. Ich ſelbſt hatte eine Reiſe in die neue Welt gemacht. Als ich vor einem Jahre wieder zurückkehrte, hörte ich, daß ſich ein braves Völkchen unter der ſchwarzen Flagge wieder zuſammengethan, und in der Nordſee bereits einige kühne Streiche ausgeführt habe. Ihre Schlupfwinkel waren die Arcaden, und die Inſel Skye an der Küſte von Nordſchottland. Ich ſuchte die wackern Kerle auf, ſie freuten ſich mich wieder zu ſehen, aber ihre Lage war erbärmlich. Die Plünderung eines Grönlandsfahrers, oder einiger armen Häringsfiſcher, war Alles, was ſie zu unternehmen wagten. Meine Erſcheinung brachte neues Leben in die tapfern Herzen, ſie wählten mich zu ihrem Anführer. Nun, ich will mich nicht rühmen, aber jeder brave Freibeuter, der je die Nordſee befuhr, weiß was er von mir zu halten hat. Drei Schooner, welche jetzt den weißen Todtenkopf in der Flagge führen, kreuzen in der Nordſee, wir machten einige werthvolle Priſen, aber was iſt das Alles! Die Zeit, wo jeder gut bemannte und bewehrte Indienfahrer die Flagge ſtrich, wenn der ſchwarze Wimpel am Bord unſerer Schiffe emporſtieg, wo Stortebecker zu gleicher Zeit ſeine Abſagebriefe an Holland, England, Dänemark und die Hanſa richtete, muß wiederkehren. Dies geſchieht aber nicht, wenn wir uns nicht eines feſten, wohlgelegenen, leicht zu vertheidigenden Punktes verſichern. Die Shetlandsinſeln hätten einige dieſer Eigenſchaften; aber ſie ſind zu entfernt; von allen übrigen Eilanden in der Nordſee — eins ausgenommen — kann gar nicht die Rede ſein, aber dieſes Eine iſt wie von der Natur für uns geſchaffen. Es iſt Helgoland."

„Was?" rief Hendrick erſtaunt. „Ihr wollt eine Inſel, nur wenige Stunden von den Mündungen der Elbe, Weſer und Eider, und welche mit einer feſten Burg verſehen, erobern und behaupten? — Selbſt Stortebecker hätte es nicht gewagt, ſo etwas zu unternehmen.“

„Er hätte es wagen ſollen, vielleicht wäre ſein Haupt dann nicht auf dem Schaffotte gefallen!“ rief Jener mit einem Feuer, das einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. „Laß einmal die Flagge mit dem Todtenkopf über dem Thore der ‚roden Berg‘, umkoſ't von einem unruhigen, klippenvollen Meere, wehen, laß mir vier Wochen Zeit, um das ohnehin gefährliche Fahrwaſſer, durch verſenkte Schiffe für Jeden, der dann mit dem unterirdiſchen Labyrinth nicht bekannt iſt, ganz unzugänglich zu machen, laß mich die Treppe, die auf den über hundert Fuß hohen Felſen führt — ich nehme den niedrigſten Punkt an — ſprengen, und ich lache über jeden Feind, der es unternehmen wollte, uns von dort zu vertreiben. — Ja,“ rief der Freibeuter wie begeiſtert, „iſt Helgoland unſer, dann ſind wir die Herren der Nordſee, und jedes Segel, das ſich auf ihr entfaltet, iſt uns tributair.“

Der junge Helgoländer, der in ernſtem Schweigen die Rede des Kapitains angehört, ſchüttelte, als der Sprechende einen Augenblick innehielt, wie ungläubig das Haupt, ein kaum bemerkbares Lächeln, das aber ſogleich wieder verſchwand, glitt durch ſeine Züge.

„Du ſtaunſt, Kamerad? Du lächelſt?“ fuhr der Seeräuber mit dem vorigen Feuer fort. „Mein Auge hat zu oft Schlachten geſchaut, meine Hand zu oft einen königlichen Wimpel vom Flaggenſtock geriſſen, als daß jenes in irgend einer Gefahr zucken, oder dieſe zittern ſollte. Wer ſeine Hand gegen Jedermann erhebt, muß vorausſetzen, daß Jedermanns Hand auch gegen ihn erhoben ſei. Noch mehr: Ich liebe die Gefahr; ſie iſt es, die mich erhebt, mich kräftigt, mein Blut raſcher durch die Adern treibt. Und dann, Kamerad, meinſt Du, daß, wenn wir unſern Feinden in die Hände fielen, unſer Loos ein anderes ſei, ob wir eine arme Fiſcherbarke oder einen Dreimaſter plündern, ob wir die Burg auf Deiner Inſel ſtürmen, oder eine Küſtenwächterhütte anzünden? So oder ſo, der Freibeuter ficht ſtets mit dem Strick um den Hals.“

„Mag ſein!“ verſetzte, kalt und ernſt wie immer der junge Mann. „Sagt mir aber, wie Ihr den

Plan, der mir unausführbar ſcheint, in's Werk richten willſt?"

„Mit weniger Schwierigkeit, als Du glauben magſt. Ehe ich den Gedanken faßte, die Inſel Helgoland zum Stützpunkt unſerer Unternehmungen zu machen, hatte ich eben einen Hamburger Schooner weggenommen. Da derſelbe nichts als Ballaſt führte, ließ ich die Mannſchaft, obwohl ſie ſich nicht wehrte, über Bord werfen. Wie ich die Papiere des Schiffers durchſuche, finde ich einen Brief des Landvogts Freiherrn Löwendahl, in welchem er Jemand in Hamburg beauftragt, ihm ein ſicheres Schiff zu ſchicken, das ſeine Tochter nach Deutſchland bringe; aus den übrigen erſehe ich, daß der Führer des Schooners, Peter Dirks, der Erwartete ſei. Wie ein Blitz fährt mir der Gedanke durch den Kopf, mittelſt jener Papiere ſelbſt die Rolle des Schiffers zu ſpielen, und das Mädchen abzuholen, zugleich fiel mir ein, dies als ein Mittel zu benutzen irgend einen kühnen Plan auszuführen, denn daß das Mädchen mein bleiben, oder nur gegen ein hohes Löſegeld wieder ausgeliefert werden müſſe, ſchien mir, als ſich von ſelbſt verſtehend, nur Nebenſache."

„Bei alledem ſehe ich nicht ein" — hob der Helgoländer an.

„Laß mich ausreden, und es wird Dir Alles klar werden;" unterbrach ihn Jener eifrig. „Wie ich darüber nachdenke, auf welche Weiſe ich am beſten den glücklichen Zufall benutzen könne, kam mir der Gedanke, mich, wenn das Fräulein in meiner Gewalt wäre, durch dieſes der Burg von Helgoland zu bemächtigen. Dies aber ſollte folgendergeſtalt geſchehen. Das Mädchen durfte durchaus nicht wiſſen, in welchen Händen es ſich befände, und Alles auf dem Schiffe ward ſo eingerichtet, daß — ein Weib wenigſtens — nicht Argwohn ſchöpfen könne. In der Nähe von Helgoland wollte ich mich unter irgend einem Vorwand der Inſel nahern, ich wollte bei ruhiger See, wie von ungefähr und aus Unkunde, auf dem Süderriff auffahren, und dann dem Kommandanten des Schloſſes wiſſen laſſen: Das Schiff habe Havarie erlitten, würde zwei bis drei Tage, um der Ausbeſſerung willen, an der Inſel verweilen, es habe die Tochter des Landvogts von Ripen an Bord, und ich bäte, ſolcher, der Bequemlichkeit wegen, bis zur Abfahrt ein Unterkommen in der Burg zu gönnen. Zugleich wollte ich ihm die Papiere, die meinen Auftrag bekunden, und einen offenen Zettel, den mir der Landvogt gegeben, für den Fall ich Helgoland berühre, mitſenden. An der Aufnahme des Fräuleins war und iſt nicht zu zweifeln, eben ſo wenig daran, daß der Schloßkommandant keinen Argwohn ſchöpfen kann. Sobald das Schiff landet, ſollen unter dem Vorwand, das Gepäck des Fräuleins auf die Burg zu bringen, einige tüchtige Kerls die Thorwache überwältigen, andere, die ihnen folgen, ſie unterſtützen, und die Fallgatter unbrauchbar machen, ich ſelbſt mit den Uebrigen ſogleich nachdringen. Mißlingt die Sache, ſo ziehen wir uns an Bord zurück, ſpannen die Segel und ſuchen das Weite. Nichts iſt dann verloren, als, was freilich im Gelingensfall von unermeßlichem Vortheil wäre, der Beſitz der Burg.“

„In Wahrheit,“ ſagte Hendrick nach einer Pauſe ruhigen Nachdenkens, „Euer Plan iſt verwegen, aber unausführbar iſt er nicht.“

„Nicht wahr?“ rief lebhaft der Seeräuber. „O, es war Alles auf's Beſte bedacht! Ehe ich nach Ripen ſegelte, ſchickte ich das eroberte Schiff nach der Küſte von Nordſchottland, um meine Leute zu beordern, an einem beſtimmten Tage ſich Helgoland zu nähern. Sähen ſie neben der Flagge von Schleswig — denn ich wollte dieſe nicht herabnehmen, um ein paar Tage Zeit zu meinen Vorkehrungen zu haben — auch die roth, weiß und grüne der Inſel auf dem Thurme der Burg aufgepflanzt, ſo ſolle dies ein Zeichen ſein, ſich dem Eiland zu nähern, wo nicht, möchten ſie ſich wieder nach der Höhe von Skye zurückziehen. — Der Tag, wo unſere Kameraden erſcheinen ſollen, iſt übermorgen, morgen könnte ich den Ueberfall verſuchen, da führt die Hölle jenen Dänen her! Dieſes verdammte Zuſammentreffen, wenn es auch meinen Plan nicht vernichtet, zwingt mich zu einer Verſchiebung deſſelben, denn geſetzt, wir gewinnen dem Dänen den Vorſprung ab, ſo verfolgt er uns doch die ganze Nacht hindurch, und kreuzt morgen im Südweſten von Helgoland, oder wir kommen mit ihm in's Gefecht, man hört dann den Donner des Geſchützes bis auf die Inſel, von der wir nur wenige Seemeilen entfernt ſind."

„Das letztere iſt bei dieſem Winde ſo gut wie gewiß;" ſprach Hendrick Jaspers beifällig.

„Auf die eine oder die andere Weiſe," fuhr der Kapitain fort, „bleibt mir für jetzt nichts übrig, als während der Nacht den Cours zu ändern, nach den engliſchen Küſten zu ſteuern, dort mitzunehmen was mir etwa in die Hand fällt, mich dann an den ſchottiſchen Küſten mit den Kameraden zu vereinigen, und meinen Plan in etwa vierzehn Tagen in Ausführung zu bringen."

„Und was denkt Ihr mit den beiden Frauenzimmern anzufangen?" fragte Hendrick in anſcheinend ganz gleichgültigem Tone.

„Wie ich Dir ſagte, bin ich Willens, mich des Fräuleins zur Ueberliſtung des Kommandanten zu bedienen. In der angegebenen Weiſe es zu thun, kann nur angehen, ſo lange das Mädchen nicht ahnet, wer ich bin. Vierundzwanzig Stunden läßt ſich eine Täuſchung allenfalls unterhalten, länger wäre es nicht möglich. Morgen ſage ich ihr, in weſſen Händen ſie iſt, und — daß ſie mein Weib werden muß. Gutwillig oder gezwungen muß ſie dann zur Ausführung meines Planes mitwirken."

Bei den letzten Worten des Piraten zeigte ſich ein faſt unwillkürliches Zucken in den Augenbrauen des jungen Helgoländers, ein flüchtiges Roth durchlief ſeine ernſten, ſtarren Züge, aber Beides verſchwand ſo ſchnell als es gekommen war.

„In der That,“ ſprach er nach einer Pauſe, in welcher er ſcharf nachzudenken ſchien, „Euer Plan iſt ſo gut eingefädelt, daß es faſt Schade iſt, daß er auf längere Zeit, in welcher dies oder das dazwiſchen kommen kann, verſchoben werden ſoll.“

„Nicht wahr?“ rief lebhaft der Kapitain. „Die Fauſt gäbe ich darum, wenn jenes Schiff uns nicht auf den Hals gekommen wäre, obwohl ich ſonſt den Kampf mit einem königlichen Fahrzeug nicht eben ſcheue.“

„Hm!“ warf flüchtig der junge Matroſe hin. „Ich wüßte wohl, wie man es anfangen könnte, dem Dänen dort eine Naſe zu drehen, und Euren Plan, trotz ſeiner Nähe, in Ausführung zu bringen.“

„Menſch, wenn Du das könnteſt!“ rief der Pirat, den jungen Mann lebhaft bei beiden Armen packend.

„Es wäre freilich ein Bischen gewagt!“ meinte Hendrick.

„Deſto beſſer! — Deſto beſſer!“ rief Jener, ſich die Hände reibend. „Sprich, ich bitte Dich! Gelingt Dein Plan, ſo ſteht das erſte zweimaſtige Schiff, das wir erbeuten, unter Deiner Führung.“

„Danke!“ ſprach trocken der junge Mann. „Ein Ruder, wohl auch ein Steuer, vermag ich trotz Einem zu handhaben, aber ein Schiff zu führen! — Jeder bleibe bei Dem, was er verſteht.“

„Nun, Dein Rath? Deine Meinung?“ rief ungeduldig der Kapitain.

„Der Däne iſt,“ ſprach ruhig der Helgoländer, indem er einen Blick auf das fremde Schiff und einen zweiten auf die Sonne warf, „jetzt etwa drei Seemeilen von uns, und in zwei Stunden ſinkt die Sonne in's Meer. Schon jetzt iſt unſer Gegner uns etwas voraus, bald wird er es noch mehr ſein, er wird ſich uns immer mehr nähern, und vor Einbruch der Nacht uns den Cours verlegt haben.“

„Bah! Windespfeifen was Du ſagſt! Jedes Kind könnte das wiſſen!“ fiel ärgerlich über getäuſchte Erwartung Jener ihm in die Rede.

„Alles kommt darauf an, uns den Gegner vom Halſe zu ſchaffen;“ ſagte Hendrick, ohne ſich irren zu laſſen. „An Eurer Stelle würde ich nach und nach, und mit ſo wenigem Aufſehen als möglich, die Segel vermindern, dem Dänen, der da glauben muß wir hätten vom allzuſtarken Treiben des Schooners einen Leck bekommen, dadurch nur noch mehr Vorſprung laſſen, auf der Höhe von Helgoland aber plötzlich wenden und nach Nordoſten ſteuern, indem ich die Inſel zur Rechten ließe. — Der Gegner würde viel Zeit brauchen, ehe er ſich aus der Nähe der gefahrvollen Inſel, der er, um uns den Weg zu verlegen, nahe gekommen ſein muß, fortarbeiten und uns von Neuem verfolgen kann."

„Das möchte ganz gut ſein, um für den Augenblick einem Gefecht auszuweichen; aber es iſt dann auch Alles;" verſetzte der Kapitain achſelzuckend. — „Zwei Dinge ſind möglich: Er verfolgt uns, oder er verfolgt uns nicht. Im erſten Falle haben wir morgen früh das Gefecht unweit des Ausfluſſes der Eider, wo uns noch mehr ſolcher Bluthunde auf den Hals kommen können, im zweiten kreuzt er zwiſchen Helgoland und Neuwerk und erwartet uns dort."

„Ja, und in dieſem nehmen wir inzwiſchen die Burg!" ſprach kalt der Matroſe, indem er die Arme übereinander legte.

„Schwierig, wenn wir uns von der Nordſeite und unvermerkt der Inſel nähern wollen;“ entgegnete der Pirat. „Das Meer dort iſt ein Klippenlabyrinth, ehe wir uns aus dieſem herausgewunden und unſern Plan ausgeführt haben, kann uns der Däne erblicken —“

„Und wir ihm, wenn wir weiter nichts wollten, auf demſelben Wege entgehen, den wir gekommen;“ unterbrach ihn Hendrick mit dem feſten Tone eines Mannes, der bereits Alles überlegt hat. „Er kann mit ſeinem ſchwereren Schiffe ſich nicht dort hinein wagen, er müßte Inſel, Düne und Wittekliff umſegeln, und ehe er dies vollbringt, wären wir längſt im Freien.“

„Wohl!“ ſprach nachdenkend der Pirat. „Das wäre der erſte Fall. Wie aber, wenn der zweite eintritt? Wenn er, ſobald er jetzt ſieht, daß wir wenden und nordoſt ſteuern, gleichfalls wendet und uns verfolgt?“

„So laufen wir vor ſeinem Angeſicht in die klippenvolle See im Nordoſten des Eilandes;“ verſetzte Hendrick. „Hier iſt an ein Verfolgen von ſeiner Seite nicht zu denken.“

„Nein, aber auch nicht an ein Hineinſegeln von unſerer!" rief der Pirat. „Es wäre ein Wahnſinn, bei einbrechender Nacht, und ziemlich bewegter See, ſich dort hineinzuwagen."

„In drei Stunden iſt der Mond herauf;" ſagte Hendrick ruhig. „Ich habe einiger elenden Dorſche oder Schellfiſche wegen, zwiſchen jenen Klippen, wo ich auf jede Klafterbreite den Grund kenne, ganze Nächte mit dem Meere gekämpft, und jetzt, wo es eine feſte Burg zu angeln gibt, wo ich meinen Kopf zum Pfande ſetzen will, daß der ‚Pfeil' mit Tagesanbruch bei dem Bollwerk des Vorlandes Anker werfen ſoll, wenn ich bis dahin am Steuer ſtehen darf, meint Ihr, daß die Sache ein ſo ungeheures Wageſtück ſei! — Nun immerhin! Thut was Ihr wollt. Mir kann Alles recht ſein. Ich greife eben ſo gern nach dem Enterhaken, wie nach den Staken des Steuerrades. Setzen wir alſo unſern Cours fort, und ſchlagen uns bei Sonnenuntergang mit dem Dänen."

„Du meinſt alſo in der That" — ſagte der Kapitain bedenklich.

„Ich meine," ſprach der Helgoländer in einem

Tone, in welchem etwas Geringſchätziges nicht zu verkennen war, „daß, wenn mein alter Patron, der ‚rothe Jan‘, in dieſem Augenblick an Eurer Stelle auf dem Hinterdeck des ‚Pfeils‘ ſtünde, er meinen Vorſchlag für kein ſo übermäßiges Wageſtück halten würde.“

„Hölle und Teufel!“ fuhr der Befehlshaber auf. „Was Jan wagte, das wage ich auch, aber —“

„Nun, ich glaub's ſchon!“ unterbrach ihn der Helgoländer, obwohl der Ton der Rede etwas dem Inhalte widerſprach. „Ich wollte Euch durch den Vergleich nicht beleidigen.“

„Du ſtehſt dafür, den ‚Pfeil‘ glücklich bis zum Bollwerk von Helgoland zu bringen, wenn Du am Steuer ſtehſt?“ fragte der Pirat, Jenen feſt in's Auge faſſend.

„Ich bringe ihn bis an den Strand, dort laſſe ich ihn auflaufen, damit es den Anſchein bedeutender Havarie habe. In zwei bis drei Stunden iſt er bei der Flut wieder flott, und bis dahin muß die Burg in unſerer Hand ſein.“

„Wohlan!“ ſprach der Kapitain nach einigem Nachdenken. „Ich gehe auf Deinen Vorſchlag ein. Geht Alles glücklich, ſo iſt auch Dein Glück gemacht.

findet durch Deine Schuld das Gegentheil ſtatt, ſo biſt Du verloren.“

„Ich verſpreche nichts, als was ich zu halten im Stande bin: den „Pfeil‘ nämlich bis vor das Bollwerk von Helgoland zu bringen;“ ſagte Hendrick kalt.

„Und dies iſt Alles, was ich verlange,“ ſprach der Pirat ihm die Hand ſchüttelnd. — „Wohlan, Kamerad, laß uns an's Werk gehen!“

Mit einigen kurzen Worten gab Kapitain Dirks den Befehl, einige Beiſegel des Schooners einzuziehen, und das Schiff verfolgte ſeinen Lauf weniger ſchnell. Kaum war dies von dem Gegner bemerkt worden, als dieſer den ſeinigen nur noch mehr beſchleunigte, um den Vorſprung zu gewinnen, der ihm nöthig war, wenn er dem „Pfeil‘ den Weg verlegen wollte. So wie ſich der däniſche Kreuzer in der Nähe des von ihm beabſichtigten Striches befand, befahl der Pirat aber plötzlich zu wenden. Schnell ward das Manöver ausgeführt, alle Segel von Neuem geſpannt, und mit der ſeinem Namen angemeſſenen Schnelligkeit flog der Schooner nach Nordoſt.

Auf einen Moment ſchien das ſo unerwartete

Manöver den Kreuzer ſtutzig zu machen. Es verging einige Zeit, bis der Befehlshaber des letztern einen Entſchluß gefaßt zu haben ſchien, dann wendete der Däne gleichfalls und begann ſeine Jagd in der neuen Richtung.

„Da haben wir ihn!“ rief Peter Dirks, mit finſterm Blicke nach dem Kreuzer ſchauend. „Bedenke jetzt wohl,“ ſetzte er zu Hendrick gewendet hinzu, „ob Du nicht mehr verſprochen haſt, als Du zu halten im Stande biſt. Wäre dies der Fall, ſo ſteure ich gegen Föhr, und wir ſchlagen uns mit dem Dänen bei Tagesanbruch. Scheitern wir auf den Seehundsklippen, ſo iſt ſelbſt Dein Leben noch kein Erſatz für das von dreißig braven Kerls.“

„Ich bitte Euch, droht nicht!“ ſprach der Helgoländer ruhig. „Auf mich machen Drohworte keinen Eindruck. Ich habe Euch einen Vorſchlag gethan, und ein Verſprechen gegeben. Es ſtand bei Euch, auf jenen Vorſchlag einzugehen oder nicht, und was das letzte anlangt, ſo bin ich, wenn ich es nicht ausführe, in Eurer Gewalt.“

Die Ruhe, mit welcher die Worte geſprochen wurden, ſchienen ihren Eindruck auf den Piraten nicht zu verfehlen. Er nickte beifällig und reichte dem jungen Manne die Hand.

Die Fahrt ward inzwiſchen mit der früheren Schnelligkeit fortgeſetzt, ja dieſe war noch größer wie zuvor, da die Richtung des Windes noch günſtiger war. Die Sonne war eben im Untergehen, und Helgoland lag etwa in der Entfernung dreier Seemeilen zur Rechten. Der Däne hatte alle Segel, ſo viel nur ſeine Maſten zu tragen im Stande waren, geſpannt, um den Schooner wenigſtens noch in der Dämmerung zu erreichen, oder ihm doch bei Mondenſchein nahe zu bleiben, aber bald überzeugte er ſich, daß es unmöglich ſei. Beide Schiffe waren noch mehr als eine Seemeile auseinander, der Mond ſtieg eben empor und die Dämmerung brach ein, als der Pfeil ſeinen Weg gerade nach Oſten nahm, während der Däne, um ſich aus der gefährlichen Nachbarſchaft der Inſel zu entfernen, gezwungen war, ſeine Fahrt mehr nach Norden zu richten. Auf der Höhe von Tönningen, oder Huſum, meinte er am folgenden Tage den Schooner zu finden. —

Obwohl der Vollmond am Himmel ſtand, ſo war dennoch die Nacht dunſtig und trübe, ein ſtarker

Nebel lag in der Ferne auf dem Meere. Hier und da brach ein heller Mondſtrahl durch das minder dichte Gewölk, und erhellte einzelne Stellen wie mit Kerzenſchein. Wenn der Mond ſich hinter dunklen Wolken verbarg, ſo ſtrahlte die von einem ſcharfen Weſtwind bewegte See lange Lichtſtreifen aus, die dem Waſſer eine ganz eigenthümliche Helle verliehen, welche im Kielwaſſer des Schooners beſonders ſtark war und hier einen bläulichen, phosphoriſchen Schimmer zeigte. Dies anſcheinend unnatürliche Licht auf den Kämmen der Wogen, im Gegenſatz mit der Düſterheit des Wolkenhimmels, gab der Scene etwas Magiſches, aber auch zugleich etwas Oedes und Wildes. —

„Gehe jetzt hinunter, Kamerad;" ſagte Kapitain Dirks endlich zu dem Helgoländer, der ſchweigend an der Brüſtung lehnend, manchmal einen Blick auf die Segel gerichtet, und wie in tiefem Nachdenken bis jetzt dageſtanden hatte. „Stärke Dich mit einem Stück Schwarzbrod und einem Glaſe ſchottiſchen Usquebaugh — aber nur mit einem — in einer Stunde etwa beginnt Dein Amt am Steuer. Bis dahin werde ich auf dem Deck bleiben."

Hendrick nickte, ohne ein Wort zu ſagen, mit dem Kopfe, und eilte ſchnell die Treppe in den Raum hinab. — —

In der Kajüte, in welcher Brigitta und ihre Begleiterin ſich aufhielten, brannte ein an der Decke ſchwebendes Lämpchen, und erleuchtete nur ſparſam das kleine Kabinet. Obwohl in der Wand zwei Kojen (Lagerſtätten) angebracht waren, ſo hatten ſich die Damen dennoch nicht zur Ruhe begeben. Sie ſaßen auf einer gepolſterten Ruhebank in leiſem Geſpräch.

„Ich ſage Dir, Margaretha,“ ſprach das Fräulein leiſe zu der Gefährtin, „es iſt auf dieſem Schiffe nicht Alles wie es ſein ſollte. Saheſt Du wohl etwas von Waaren —“

„Es ſegelt mit Ballaſt;“ unterbrach ſie die Freundin.

„Immerhin! Aber die ſtarke Bemannung? Und welche Geſtalten!“ fuhr Jene fort. „Dieſe Geſichter ſind wohl im Stande Furcht einzuflößen. Außerdem hat der Kapitain für mich etwas Unheimliches, Widerwärtiges. In Ripen ſprach er kein Wort zu mir, und jetzt überhäuft er mich mit plumpen Schmeicheleien, und zeigt eine Zudringlichkeit, die mir eben ſo unausſtehlich iſt, als ſie mir Angſt einflößt.“

„Wie Ihr nur ſo ſein könnt!“ ſagte Margaretha lächelnd. „Der Menſch iſt ein gewöhnlicher Seemann, und dieſe Leute ſind einmal nicht ſo gewandt und von ſolcher Courtoiſie, wie die Herren und Ritter am Hofe von Schleswig.“

„Möchte dies ſein, aber das Geſchenk des jungen Helgoländers und die Worte, mit denen er es mir gab — “

„Ich bleibe dabei, der Menſch wollte ſich blos wichtig machen, oder Euch Angſt einjagen;“ unterbrach die Freundin die Sprechende. „Wer wollte auch übrigens den Worten eines Taugenichts — denn ein ſolcher iſt er doch ohne Zweifel — ein beſonderes Gewicht beilegen? Uebrigens ſehe ich auch nicht ein, woher uns Gefahr kommen könnte. Ein Bekannter Eures Vaters ſendet dieſem einen ihm wohlbekannten Schiffer, dieſer weiſ't ſich als ſolcher durch ſeine Papiere und das ihm mitgegebene Schreiben aus, Euer Vater vertraut ihm die Tochter an. Es iſt ganz lächerlich, das geringſte Mißtrauen zu hegen — “

Margaretha wollte noch in ihrer Rede fortfahren, als ſich die Kajütenthüre leiſe öffnete und der Helgoländer, nachdem er erſt noch einen Blick nach außen geworfen hatte, in's Zimmer trat. Bedeutungsvoll legte er einen Finger auf den Mund, um jeder Befragung zuvorzukommen.

„Ich habe Euch einige Worte zu ſagen;“ ſprach er zu Brigitten, nachdem er Margaretha einen Moment ſtarr angeblickt.

„Meine Freundin darf Alles wiſſen;“ verſetzte das Mädchen.

„Wohl,“ verſetzte düſter der junge Mann, „obſchon ich Euch lieber allein geſprochen hätte. — Fräulein,“ ſetzte er hinzu, „Euch droht Gefahr. Gefahr für Ehre und Leben. Euch damit bekannt zu machen, noch mehr, Euch zu retten, dies iſt der Grund meines Kommens.“

„Hörſt Du Margaretha?“ rief Brigitta ängſtlich.

„Erkläre Dich deutlicher, Menſch, wenn wir Dir glauben ſollen;“ ſagte Margaretha, gefaßter wie die Freundin.

„Dazu iſt es nicht Zeit, ich darf und kann es nicht;“ erwiederte Jener.

„Da hörſt Du es!“ ſprach Margaretha auf

Däniſch zu der Freundin. „Der Menſch iſt ein Gauner.“

„Denkt von mir was Ihr wollt, Dame!“ ſagte der junge Mann mit Heftigkeit. „Das ſchnöde Wort, was Ihr ſo eben ausſprachet, ſoll mich nicht abhalten, dieſe ſchöne Unſchuld von einem ſchmählichen Untergange zu retten.“

Der Helgoländer ſprach die letzten Worte gleichfalls auf Däniſch, er blickte dabei auf Brigitten, und in ſeinem dunkelblauen Auge blitzte das Feuer des Muthes oder der Leidenſchaft.

„Nein!“ rief er nochmals, Brigitten anblickend, ſeine Wangen flammten und ſeine Hand war wie zum Schwur erhoben. „Hätte ich zehn Leben zu verlieren, ich wollte ſie alle daran ſetzen, ſo viel Güte, Anmuth und Schönheit zu beſchützen.“

Die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher der junge Menſch dieſe Worte ſprach, trug ein ſo offenes Gepräge ihres Urſprungs, man ſah, wie der Gedanke, der ihn belebte, ſeine Seele ſo ganz und gar erfüllte, daß Niemand, der ſeine Worte hörte, hätte zweifeln können, daß ſie von einer wichtigen Veranlaſſung hervorgerufen ſeien.

„So ſage uns wenigſtens, ob der Befehlshaber dieſes Schiffes wirklich jener Peter Dirks iſt, den ſeine Papiere als ſolchen bezeichnen;“ ſprach Margaretha.

„Er iſt es nicht;“ verſetzte der junge Mann.

Ein Schreckensausruf entfuhr dem Munde Brigittens. Aengſtlich winkte die Freundin dem Fräulein mit der Hand. —

„Ihr ſeht, Dame,“ ſprach der Helgoländer zu Margaretha gewendet mit düſterm Blicke, „daß es weder rathſam noch an der Zeit iſt, Euch ausführlich die Gefahr, die Euch bedroht, zu enthüllen. Nennte ich Euch den Namen des Mannes, in deſſen Gewalt Ihr Euch befindet, ſo wäre dies allein vielleicht hinreichend, die Kraft, die Ihr nöthig habt um zu Eurer Rettung mitwirken zu können, zu lähmen. — Das Schiff,“ ſprach er mit leiſer Stimme, „wird mit Anbruch des Tages bei Helgoland vor Anker gehen. Der Mann, welcher dieſes Schiff befehligt, wird von dem Befehlshaber der Burg verlangen, Euch ein paar Tage aufzunehmen, da der Schooner ausgebeſſert werden müſſe. Sollte er mich mit dieſer Botſchaft zu ihm ſenden, ſolltet Ihr ſehen, daß ich an's Land gehe, ehe Ihr ausgeſchifft werdet, ſo iſt Alles gut, Ihr habt Euch um nichts weiter zu kümmern und Eure Rettung wird dann leicht ſein, iſt dies aber nicht der Fall, dann iſt die Sache ſchwieriger und fordert die größte Entſchloſſenheit und Schnelligkeit.“

„Sprich was wir thun ſollen, und ich will Dir zeigen, daß es mir nicht an Muth fehlt!“ rief Brigitta.

„Wohl! In dieſem Falle müſſet Ihr Euch nebſt Eurer Begleiterin ſtets einige Schritte vor den Leuten, welche Euer Gepäck tragen, vorauszuhalten ſuchen. Dies wird beim Erſteigen der Treppe am beſten, und ohne Argwohn zu erregen, zu bewerkſtelligen ſein. So wie Ihr auf der Höhe angekommen ſeid, beſchleunigt Ihr Eure Schritte, ohne Euch durch einen Zuruf oder ſonſt etwas irren zu laſſen. Seid Ihr endlich etwa nur noch hundert Schritte vom Thore der Burg entfernt, ſo ſtürzt ſo raſch Ihr könnt hinein, und ruft der Beſatzung zu, augenblicklich mittelſt des Fallgatters das Thor zu ſchließen.“

Margarethe hatte während der Rede des jungen Mannes dieſen mit mißtrauiſchen Blicken betrachtet.

„Das was Du da ſagſt,“ ſprach ſie, „enthält faſt ſo viel Widerſprüche als Worte! Wie es ſcheint, willſt Du andeuten, daß uns auf dieſem Schiffe, und zwar von dem Manne, der daſſelbe befehligt, Gefahr drohe, und doch läſſeſt Du wieder durchblicken, daß letztere dann vorzüglich erſt vorhanden ſei, wenn wir den Fuß über die Schwelle einer Burg ſetzen, die dem Herzoge gehört und deren Befehlshaber ein bekannter alter und treuer Diener ſeines Herrn iſt.“

„So iſt es! Es iſt gerade ſo wie Ihr ſagt!“ erwiederte finſter der Helgoländer. „Dennoch mögt Ihr verſichert ſein, daß Ihr und dieſes holde, herrliche Weſen verloren ſeid, wenn Ihr nicht unbedingt meinem Rathe folgt.“

„Du kannſt nicht verlangen, daß wir Dir ſo unbedingt Vertrauen und Glauben ſchenken ſollen;“ ſagte Margaretha, den jungen Mann noch immer bedenklich anſehend.

„Nicht wahr,“ ſprach der Jüngling bitter, „dem Gefangenen, dem ehemaligen Seeräuber, iſt nichts Gutes zuzutrauen? Ihr meint: Wer einmal gefallen ſei, könne ſich nie mehr erheben?“

Durch die ſchönen männlichen Züge des Helgo=

länders zuckte bei dieſen Worten ganz unverkennbar ein tiefer Schmerz.

„Wohlan,“ ſagte er, indem ſein Geſicht die tiefſte Melancholie zeigte, „noch ein drittes Mittel giebt es zu Eurer Rettung! Laßt Euch Beide an's Land ſetzen, ich ſchleudre dann eine Lunte in die Pulverkammer. Seid verſichert, wenn Ihr das Schiff verlaſſen habt, ſo iſt Niemand mehr auf demſelben, der ein ſolches Schickſal nicht längſt verdient hätte.“

Der Ausdruck des Geſichts des Jünglings trug bei dieſen Worten das Gepräge von Wildheit und Verzweiflung.

„Nein!“ rief Brigitta, nachdem ſie ihn längere Zeit angeblickt, „ich traue Dir! Es iſt nicht möglich, daß Du mich tückiſch verrathen, oder auch nur ängſtigen könnteſt.“

„Ha!“ rief Hendrick, indem er enthuſiaſtiſch nach der Hand des Mädchens griff und ſie an ſeine Lippen drückte. „Ihr vertrauet mir, nein Ihr ſeid überzeugt, daß im Herzen meines Herzens kein anderer Gedanke lebt, als Euch zu retten oder mich für Eure Rettung aufzuopfern. Ihr werdet Euch wundern, wie der Geringe, der Arme, der Verbrecher, auf einmal ſich zu Eurem Beſchützer aufzuwerfen den Beſchluß faſſen konnte, und in der That, wenn ich darüber Auskunft geben ſollte, ich wüßte es ſelbſt nicht. Habe ich Euch doch kaum geſehen! Noch geſtern, ja noch heute, haßte ich alle Menſchen. Alle hatten mir ja ſtets Unrecht gethan. Und jetzt! Wie empfinde ich ſo anders! Daß Ihr mich durch Eure Fürſprache gerettet, iſt Etwas, es iſt Viel, aber es iſt nicht Alles. Als ich befreit das Deck des Schooners betrat, hatte ich das Gefühl nicht, das jetzt wie eine Flamme mein Gehirn, meine Adern durchzuckt, und welches immer wuchs und wuchs, je länger mein Auge auf Euch ruhte. Und mein Auge, Fräulein, hat auf Euch geruht, bis es nicht wieder weichen konnte, und überall wohin ich nur blicke, auf das Deck, in die See, in die Wolken, überall ſehe ich Euer Bild, und nur ein Gedanke, der Gedanke Euch zu retten, oder für Euch zu ſterben, erfüllt meine ganze Seele."

Die Bruſt des ſonſt ſo ernſten, ſtillen Jünglings arbeitete auf's heftigſte, als er dieſe Worte mit einer Haſt ausſprach, die ſeinem ruhigen Weſen ſonſt ſo fremd war, und wer ſein flammendes Auge ſah, hätte es für das eines Fieberkranken halten können. Jetzt hatte er ſeine Rede geendigt, er ſchien ſich zu beſinnen, ſeine Gedanken ſammeln zu wollen, wie mechaniſch fuhr er mit der Hand an die Stirn.

„Verzeiht, o verzeiht, Fräulein!“ ſagte er dann wie beſchäumt, indem er die Augen niederſchlug. „Ich bin ein roher, ungebildeter Schiffer. Das was ich ſagte, mag Euch wohl ungeſchickt und aberwitzig vorgekommen ſein, aber ich vermochte es nicht anders auszudrücken; meine Gedanken waren nur auf die Gefahr, in der Ihr ſchwebt, gerichtet, und dann begannen ſie ſich ſo zu verwirren, daß ich ſelbſt nicht mehr wußte, was ich ſprach.“

„Nimm mein Wort und meine Hand, guter Menſch,“ ſagte Brigitta, indem ſie ihre weiße Rechte in die harte gebräunte des Helgoländers legte, „daß wir Dir unbedingt vertrauen, und uns nach Deinen Worten richten wollen. Sind wir aber in Sicherheit, dann halte Dich überzeugt, daß Du für Deine Dienſte belohnt werden —“

„Nein! Nein, Fräulein! Keine Belohnung!“ fiel der Jüngling heftig ein. „Ich muß das Gefühl, Euch gerettet zu haben, oder für Euch geſtorben zu ſein, unverkümmert behalten dürfen. Jede Belohnung — ſo däucht es mir — könnte es nur ſchmälern, und meine Seele wieder in die Finſterniß zurückſtoßen, in der ſolche, ſeit ich mich auf das Raubſchiff einſt verdungen, geſchmachtet, und in die Euer Anblick und der Gedanke an Eure Rettung, wie ein Sonnenſtrahl gedrungen iſt.“

Ein ſtarkes Laufen auf dem Verdeck ließ den Jüngling ſeine weitere Rede nicht mehr vollenden, und er eilte ſchnell zur Thüre der Kajüte hinaus.

„Wo ſteckſt Du denn, Burſche?“ rief der Kapitain dem Helgoländer zu, als dieſer auf das Deck trat. „Ich habe Dich in allen Winkeln des Raumes ſuchen laſſen.“

„Deßhalb habt Ihr mich auch nicht gefunden!“ lachte Hendrick. „Ich hatte mich ein Bischen neben die Treppe gekauert, um ruhig mein Stückchen Bred zu eſſen, und war dabei richtig eingeſchlafen.“

„Wahrhaftig, jetzt wäre es Zeit zu ſchlafen!“ ſprach mürriſch der Pirat. „Der Däne hatte jeden Lappen Segeltuch, der an ſeinen Raaen Platz fand, aufgeſpannt, und erſt jetzt ſcheint er ſeine Jagd eingeſtellt zu haben, da der Nebel ſo auf dem Meere liegt. — Dieſer Nebel," ſchloß er düſter, indem er mit der Hand nach Oſten zeigte, „kann uns gefährlich werden. Wir ſind, meiner Meinung nach, gegenwärtig kaum drei Seemeilen von Helgoland. Haſt Du irgend eine Beſorgniß —"

„Laßt mich an's Steuer," unterbrach ihn kalt der Helgoländer. „Ich bringe Euch an Ort und Stelle. Mein Kopf iſt dafür Bürge. — Jetzt aber laßt die Segel vermindern, denn Vorſicht thut allerdings Noth."

Mit größter Ruhe griff der junge Mann in die Staken des Steuerrades, er ſprach kein Wort weiter, ſein Blick war bald auf den erleuchteten Kompaß, bald auf den Bogſpriet des Schiffes, deſſen Lauf nach Einziehung mehrerer Segel ſich immer mehr verminderte, gerichtet. So mochte die Fahrt etwa noch eine Stunde gedauert haben, als der junge Matroſe mit lauter Stimme rief: „Ein Mann auf's Vorderdeck und das Loth zur Hand!"

Kapitain Dirks eilte ſelbſt, begleitet von einem alten Matroſen, an den bezeichneten Ort. In wenigen Minuten erblickte man eine Stelle, wo das Waſſer unruhiger ſchien als ſonſt rings umher.

Eine lange Linie weißen Schaumes, welche, auf Momente von dunkeln Stellen unterbrochen, ſich immer wieder von Neuem bildete, zog ſich in der Entfernung eines halben Kanonenſchuſſes vom Schiffe bis in eine Gegend, wo ſie im Seenebel verſchwand.

„Lothet!" rief Hendrick jetzt mit ſtarker Stimme. „Funfzehn! — Zwölf! — Zehn!" rief der Matroſe in kurzen Intervallen.

Kaum hatte derſelbe die letzte Zahl ausgeſprochen, als der Helgoländer mit Kraft das Steuerrad um einige Spannen Breite herumdrehte. Der Schooner fiel von ſeinem Laufe ab, neigte ſich zierlich zur Seite, und in wenigen Minuten glitt das Schiff an einer Stelle vorbei, wo die See einem brodelnden Keſſel glich. Die Waſſer ſchienen hier wie von einem Ungeheuer der Tiefe bewegt, die Wellen bäumten ſich auf dieſem Punkte mehrere Klaftern empor, und der ſcharf aus Weſten wehende Wind jagte große Schaumflocken bis auf das Verdeck. —

Wie eine Statue, die Hand nachläſſig auf das Steuerrad gelegt, ſtand der Helgoländer neben dem letztern. Der Mond beleuchtete dann und wann ſein ſchönes männliches Geſicht, welches ein leiſes Sinnen oder Träumen ausdrückte. Plötzlich fuhr er aus dieſem auf.

„Lothet!" rief er auf's Neue.

Die vorige Scene wiederholte ſich, doch erſchien die kochende, tobende Stelle der See jetzt zur andern Seite des Schooners. — Noch eine halbe Stunde verging und das Schiff befand ſich, ſo weit das Auge im Mondſchein in den falben Seenebel hinausblicken konnte, mitten unter Stellen wie die eben geſchilderte. Wie ein dunkles, hier und da breiter werdendes, und ſich dann wieder ſchmal zuſammenziehendes Band, erſchien die Waſſerſtraße, die der Schooner nahm. Unruhig eilte Kapitain Dirks bald nach der Backbord-, bald nach der Steuerbordſeite, dann ſtand er wieder einige Minuten lang in der Nähe des Bogſpriets. Für den Piraten ſchien de Weg, den der Schooner nahm, etwas ungemei Beſorgliches zu haben, und faſt die ganze Bemannung hatte ſich auf dem Verdeck eingefunden. D Meiſten ſtanden an die Brüſtung des Schiffes g lehnt, und blickten auf die mächtigen Schaum- u Waſſerpyramiden, die manchmal ſelbſt in der N von Flintenſchußweite von dem wüthenden Eleme in die Luft getrieben wurden, und nur auf Momente zuſammenſtürzten, um dann wieder von Neuem zu erſtehen. Jetzt zeigte das Meer nicht mehr jene lange, weiße Streifen wie früher, es war vielmehr, ſo weit das Auge durch den Nebel dringen konnte, von ſchäumenden und tobenden Wirbeln, die hier ganz in einanderfloſſen, überſäet.

Kapitain Dirks ſchien immer unruhiger zu werden, und auch die Matroſen flüſterten ſich einander etwas leiſe in's Ohr, nur der Helgoländer ſtand ruhig wie immer am Steuerrade, und unter ſeiner Leitung glitt der ‚Pfeil', von den Fluthen getrieben, leicht einher, obwohl ſich rechts und links Abgründe zu eröffnen ſchienen, die das ſchwache Schiff zu verſchlingen drohten.

Ueber zwei Stunden dauerte die Fahrt auf dieſe Weiſe, und die Gefahr des Unterganges zwiſchen den zahlloſen blinden Klippen, auf denen ſich die See ſchäumend brach, war bald mehr, bald minder drohend geweſen. So wie die Gefahr des Scheiterns näher rückte, befand ſich Kapitain Dirks meiſt in der Nähe des Steuerrades, ſeine Mienen waren finſter wie die Nacht, und wild wie das den Schooner umgebende Meer, ſeine Rechte hielt eine der beiden Piſtolen, die er im Gürtel trug, feſt umklammert.

Lange Zeit war die Fahrt auf dieſe Weiſe fortgegangen, der Mond trat jetzt aus den Wolken, er erlaubte die Scene weiter als früher zu überſchauen. So weit das Auge trug, der nämliche Anblick, emporgetriebene Waſſergarben, in langen Linien dahinlaufende, ſchäumende Brandung, nur hier und da auf kurze Strecken ruhiges Fahrwaſſer.

„Kein Menſch,“ ſagte Peter Dirks mürriſch zu dem Helgoländer, als das Schiff auf kurze Zeit in minder gefährlicher Lage war, „kein Menſch bringt mich zum zweiten Male bei Nacht in dieſe Gegend! — Wie mir ſcheint, wäre es gut, mehr nach Süd zu halten, dort ſcheint das Fahrwaſſer freier.“

„Nein, das geht nicht,“ verſetzte der Helgoländer kalt. „Drehte ſich der Wind ſo, daß wir nur um einen Strich zu viel Steuerbord kämen, ſo wären wir verloren, da wir dann auf Untiefen ſitzen bleiben würden. Hütet Euch deshalb, Patron, die Halſen am Steuerbord zuzuſetzen.“

„Bringſt Du uns glücklich an Ort und Stelle, ſo will ich Dich loben!“ ſprach der Kapitain kopfſchüttelnd.

„Ich kenne meinen Weg, und vertraue meiner Hand!“ erwiederte Jener ruhig. „Denn Wind, Loth und Log laſſen uns hier im Stiche, hier kann nur das Auge rathen, aber — dort liegt Helgoland.“

Der Kapitain richtete ſein Auge raſch nach Süden, dann athmete er ſo tief auf, als ob ſich ein Centner ihm von der Bruſt wälze. Wirklich ſah man im Mondenſchein, der in dieſem Augenblicke äußerſt hell und klar war, die hohe Felſeninſel wie einen enormen Steinaltar über die Fläche der Gewäſſer emporragen. Immer langſamer und vorſichtiger ſteuerte der „Pfeil‘ nach Süden, immer näher kam man der Inſel, welche im Mondſchein nur um ſo koloſſaler und großartiger erſchien. Die letzten Klippen waren jetzt paſſirt, und ſchon hörte man das Rollen der Brandung, die — es war gerade zur Fluthzeit — ſich an dem felſigen Geſtade der Nordküſte brach.

„Macht den Anker bereit!“ rief freudig Peter Dirks, als der Schooner etwa nur auf Kanonenſchußweite von der Inſel entfernt war. „Das nenne ich ſteuern!“ ſetzte er hinzu, Hendrick die Hand reichend, der den Druck nur kurz erwiederte. „Du verdienteſt erſter Steuermann auf einem Dreimaſter zu werden! Das bläſ't und bläſ't, wir fahren in einem Klippenlabyrinth, wo Alles wie in einem Höllenrachen brauſet, gährt und ziſcht, und der Menſch ſteuert den Schooner, daß er ſich flink wie ein Tanzmeiſter durch alle dieſe Schlangenwege durchwindet! Sage mir wie es möglich iſt, Du Teufelskerl, daß Du jeden Zollbreit Grund, der unter dem Kiel des Schiffes iſt —"

Mit einer Art ironiſchen Lächelns hatte bis hierher der Helgoländer dem Kapitain zugehört, jetzt warf er einen flüchtigen Blick auf die Küſte, dann rief er plötzlich:

„Leute an die Braſſen! Herunter mit den Segeln!"

Ehe aber das Manöver ausgeführt werden konnte, ſtieß der Schooner dergeſtalt auf den Grund, daß alle Fugen des Gebäudes krachten, und die Maſten über Bord zu gehen drohten.

„Tod und Teufel! was iſt das?" rief wild der Kapitain. „Erſt ſo viel Kunſt, ja eine ſo ausgezeichnete Geſchicklichkeit im Steuern, und jetzt läßt uns der Kerl dicht an der Küſte auf den Grund laufen! Biſt Du denn plötzlich verrückt geworden?"

„Nehmt's nicht übel, Patron!" ſagte mit großem Phlegma der Helgoländer. „Ich hatte die Fluth nicht genau in Anſchlag gebracht, und das Lothen nicht für nöthig gehalten. Laßt's deßhalb gut ſein! Ein gutes Reitpferd ſtrauchelt nach wackerem Ritt manchmal noch an der Schwelle der Stallthür. Uebrigens hält der „Pfeil" wohl einen guten Stoß aus, und wird nicht leck geworden ſein. Auch liegt er unter dem Schutze der Inſel und die Hochfluth macht ihn wieder flott."

„Gnade Dir Gott, wenn er leck geworden!" erwiederte der Pirat mit düſterm Blick. „Am Ende tritt jetzt in der Wirklichkeit ein, was ich dem Kommandanten glauben machen wollte, nämlich, daß wir Havarie erlitten haben, und ſo wollen wir denn Anker werfen, und dann an das Ausſchiffen denken."

Der Schooner lag jetzt ziemlich nahe an der Nordoſtſeite des Vorlandes, welches ſich an die Baſis des großen, gegen zweihundert Fuß aus dem Meere aufſteigenden, gleichſeitigen Felſendreiecks anſchließt. Die nächſte Umgebung des Ankerplatzes wich ſehr von der in den ſpätern Zeiten ab. Eine Untiefe, welche man durchwaten konnte, die zur Zeit der tiefſten Ebbe ſogar bloßgelegt wurde, und dann eine Landenge bildete, verband Helgoland mit der gegenüberliegenden Sandinſel. Sie machte bis zum Jahre 1720 eine für Schiffe nicht zu überfahrende Scheidewand aus, und der Punkt, wo der ‚Pfeil' Anker geworfen hatte, und der in ſpätern Zeiten vorzüglich als Hafen für größere Schiffe benutzt ward, war für alle aus Süden kommende Schiffe völlig unzugänglich, nur im äußerſten Nothfall, da man, um hierher zu gelangen, eine gefährliche, klippenvolle See paſſirt haben mußte, lieſſen Fahrzeuge, die aus der Ferne kamen, in dieſen nordöſtlichen Hafen ein. Dem ‚Pfeil' gewährte er indeß eine ganz beſondere Sicherheit, denn wenn auch der däniſche Kreuzer oder ein anderer Feind in den Süderhafen eingelaufen wäre, ſo hätte er, jener Untiefe wegen, ſich dem Schooner nicht nähern können, falls er nicht die Inſel umſegeln und ſich auf dem Wege, den der ‚Pfeil' zurückgelegt, dieſem nähern wollte; ein Umſtand, der um ſo größeres Bedenken hätte erregen müſſen, als man beſorgen mußte, in jenem beengten Fährwaſſer von dem leichteren und flinkeren Gegner ſelbſt angegriffen zu werden.

Aber nicht blos Hafen und Vorland gaben in der Zeit, in welcher die geſchilderten Begebenheiten ſpielen, einen andern Anblick, ſondern auch mit dem Hochplateau war dies der Fall. Statt der bequemen Treppe von hundertunddreiundachtzig Stufen, die in unſern Zeiten einen pittoresken Zugang bildet, klebte damals eine Stiege von Holz und Steinblöcken an der ſenkrechten Felſenwand; das heute ſo weiß und roth in die Ferne ſchimmernde Städtchen, war in Haufen unordentlich durcheinander gewürfelter Fiſcherhütten, aus deren Mitte ſich ein ſteinernes Kirchlein erhob, aber am Nordende des Ortes, da wo jetzt ein kleines Lootſenwachthaus ſteht, das zum Andenken vergangener Zeiten den ſtolzen Namen ‚de rode Borg‘ führt, ragte Anfangs des ſechszehnten Jahrhunderts ein zwar nicht geräumiges, aber für jene Zeit ziemlich feſtes Schloß am Rande des Felſens in die Luft. Die ‚rothe Burg‘, wie man es nannte, weil es aus großen rothen Sandſteinblöcken erbaut war, war im Grunde nichts anders als ein mächtiger, viereckiger Thurm von mehreren Stockwerken, deſſen Platteform mit Zinnen gekrönt war; aber die Lage auf der Kante einer zweihundert Fuß über dem Meere gelegenen Felſenplatte, zu der nur ein einziger, leicht zerſtörbarer Zugang führte, das ewig unruhige, klippenvolle Meer, die Lage von Helgoland, nur wenige Meilen vom Ausfluß bedeutender Ströme entfernt, gaben dem Schloſſe eine Bedeutung, die es auf dem Feſtlande nicht gehabt hätte. Die ‚rothe Burg‘ war übrigens den Helgoländern wie den Piraten der Nordſee ein Dorn im Auge. Die erſteren ernährten ſich in jenen Zeiten beſonders vom Heringsfang, ſie exercirten überdies das Strandrecht auf eine nicht immer von der Moral zu billigende Weiſe, und konnten es daher unmöglich gern ſehen, daß ihr Gewinn durch Zoll und Geſchoß decimirt, die Erhebung von beiden aber durch die herzogliche Zwingburg beſchützt wurde. Den Seeräubern, die auf der Höhe der Weſer und Elbe kreuzten, entging dagegen manches Schiff, welches ſich unter den Schutz der Inſel flüchtete, auch pflegten die Fahrzeuge, die gegen die Piraten geſendet wurden, bei Gelegenheit hier ihre Station zu nehmen, oder ſich aus den Vorrathshäuſern der Bremer Kaufleute mit Dem was ihnen abging, und was hier ſtets von dieſen bereit gehalten ward, neu zu verſehen. —

Durch den Stoß, den der Schooner beim Auffahren erlitt, erſchreckt, waren die Damen auf's Verdeck geeilt. Sie trafen hier den Kapitain und ſämmtliche Mannſchaft.

„Laßt das Boot in See!“ ſprach der Erſtere. „Ein Mann ſoll mit dieſen Papieren ſich zu dem Kommandanten begeben, und dies, Hendrick Jaspers, ſollſt Du ſein. — — Doch nein! Nein! Das geht nicht. Der Kommandant kennt Dich.“

„Immerhin!“ ſprach der Helgoländer, der raſch zu ihm getreten war. „Ich weiß ſchon was ich zu ſagen habe.“

„Nein! Ein anderer!“ ſprach nach kurzem Bedenken der Pirat. „Du begleiteſt die Damen und das Gepäck hinauf. — Du dort, Erich, ſollſt mit den Papieren nach der Burg gehen!“

In ein paar Augenblicken war das Boot in See. Einige Ruderſchläge, und der Matroſe, welchem der Kapitain leiſe ein paar Worte, ehe Jener das Schiff verließ, in's Ohr geraunt, war am Lande, und bald ſah man ihn die Treppe [illegible] der Kommandant und [illegible] verſchwand. Während das Gepäck der Frauen auf das Deck gebracht wurde, und man die Rückkehr des Matroſen erwartete, röthete ſich die Himmelsgegend jenſeits der Sandinſel, und man konnte jetzt den Thurm der rothen Burg, auf welchem die Fahne von Schleswig wehte, deutlich erkennen. Wenige Minuten ſpäter ſah man den rückkehrenden Seemann eilig die Treppe herabſteigen, und bald war er an Bord.

„Alles gut!" ſprach er mit einem bedeutungsvollen Blicke auf den Kapitain. „Ritter Olaf Berenzen erwartet das Fräulein."

„Wohlan, acht Mann in's Boot!" rief raſch der Pirat. „Das Gepäck bringt gleichfalls hinein. — Ich folge Euch auf dem Fuße, und werde Euch noch einholen, ehe Ihr das Thor der Burg überſchritten habt;" ſchloß er, zu den Damen gewendet.

Wie von Arbeitseifer getrieben, war der Helgoländer bei den erſten Worten des Kapitains in's Boot geſprungen, ihm folgten die Damen, dann das Gepäck, und ſogleich ſtieß auch das Fahrzeug vom Schiffe ab und landete nach wenigen Augenblicken. Eben kehrte der Kahn nach dem Schooner zurück, als Hendrick einen der ſtärkſten Päcke ergriff, auf die Schulter nahm und, die Damen voran, der

Treppe ſo raſch zuwanderte, daß ihm die noch übrigen fünf Seeleute — zwei hatten das Boot nach dem Schiffe zurückgebracht — kaum folgen konnten. Schnell, und nur manchmal einen Blick nach dem Schiffe zurückwerfend, von wo Kapitain Dirks mit einer ſtarken Anzahl Matroſen eben dem Lande zuruderte, ſtieg der Jüngling die Treppe aufwärts, aber plötzlich warfen zwei ſeiner Gefährten den Ballen, den ſie trugen, zu Boden.

„Warte ein wenig, Kamerad! Wir müſſen ausruhen!“ rief Einer aus. „Iſt auch Deine helgoländiſche Lunge das Treppenſteigen gewohnt, ſo iſt das mit den unſern nicht der Fall!“

„Schwächlinge die Ihr ſeid!“ rief Hendrick lachend. „Wir ſind kaum das erſte Drittheil hinauf! Wer die beiden andern ohne zu ruhen hinaufſteigt, dem bezahle ich einen Krug Meth oder Usquebaugh, ſo ächt ſchottiſch, als er auf Helgoland nur zu haben iſt. — Nun vorwärts! Dort ſteigt eben der Kapitain an's Land.“

Das Steigen begann von Neuem, doch bald ward es langſamer als vorher, endlich erreichte man die Höhe. Ein Platz von etwa ſechshundert Schritt

Länge trennte die Ankommenden von dem Eingange der Burg.

„Ihr habt die Wette gewonnen, ich bezahle den Trunk!“ ſprach luſtig der Helgoländer. „Nun vorwärts nach der Burg!“

„Baſta, Kamerad!“ erwiederte ein alter Matroſe, indem er Hendrick ſcharf anblickte. „Der Kapitain hat befohlen ihn hier zu erwarten.“

„So könnten wir immer vorausgehen;“ ſprach Brigitta mit etwas zitterndem Tone der Stimme.

„Erlaubt, Dame, das kann nicht ſein! Es iſt gegen die Ordre, die mir der Kapitain gegeben hat.“

„Davon weiß ich nichts;“ ſprach Hendrick gleichmüthig. „Warum ſollten die Damen nicht vorausgehen können? — Wir folgen ihnen mit dem Gepäck.“

„Und ich ſage: Nein!“ ſagte Jener rauh. „Nicht eher, bis unſer Befehlshaber am Fuße der Treppe angelangt iſt. — Gedenkſt Du ſeine Ordre zu übertreten?“

„Ich muß es darauf wagen!“ ſagte der Helgoländer, indem er ſein Matroſenmeſſer zog. „Rettet Euch!“ rief er den Mädchen zu, ſich zwiſchen dieſe und ſeine Begleiter ſtellend. „Fort! Ich decke Eure Flucht.“

„Verrath! — Fangt ſie! — Nieder mit dem Verräther,“ rief Jener gleichfalls das Meſſer ziehend und auf den Helgoländer zuſtürzend, während die Mädchen, von zweien der Piraten verfolgt, ſchnell wie gejagte Rehe auf das Burgthor zuſtürzten.

„Ihr oder ich! — Ihr oder ich!“ ſchrie Hendrick, während die drei Uebrigen auf ihn eindrangen und er kaum ſo viel Zeit hatte, ſich an den oberſten Treppenpfeiler lehnend, den Rücken zu ſchützen. Wie ein Raſender vertheidigte er ſich gegen die Angreifenden. Er empfing mehrere, doch leichte Wunden, aber auch ſeine Gegner bluteten. Jetzt ertönte ein krachender Schlag von der Burg her. Es war das Fallgatter, welches herniederraſſelte. Der Jüngling warf einen Blick dorthin. Margaretha hatte ſich gerettet, aber Brigitta lag etwa funfzig Schritt vom Thore entfernt, ohnmächtig in den Armen ihrer Verfolger. — —

Wie ein gehetzter Edelhirſch mitten durch die ihn umgebende Meute ſtürzt, und im Fliehen ſich noch wüthend vertheidigt, ſo drang der Helgoländer durch ſeine Gegner, indem er einem der Piraten das Meſſer durch den Hals ſtieß. Es ſchien, als ob er Brigitten zu Hülfe eilen wollte, aber die beiden Piraten, welche die Ohnmächtige zurücktrugen, eilten ihm bereits mit gezogenen Meſſern entgegen, nachdem ſie das Mädchen ſchnell auf den Boden gelegt hatten, und er würde nun von allen ſeinen Gegnern in die Mitte genommen worden ſein, wenn er ſich nicht zu ſchleuniger Flucht gewendet hätte. Eben erſchien auch der Kapitain mit der Mannſchaft auf dem Kampfplatze, und durch das herabgelaſſene Fallgitter fielen einige Schüſſe. Ein Blick belehrte den Piraten von Allem was vorgefallen.

„Drauf!“ ſchrie er mit donnernder Stimme. „Fangt den Verräther! — Ich muß ihn haben, todt oder lebendig!“

Nicht nur die frühern Gegner, ſondern noch ein paar andere von dem Trupp, welcher den Kapitain begleitet hatte, ſtürzten hinter Hendrick her. Wie es ſchien, ſuchte dieſer ſeine Flucht dergeſtalt zu nehmen, daß er das von der Burg etwas getrennt liegende Dorf zu erreichen im Stande wäre, in welchem Falle es ihm leicht werden mußte, irgendwo einen Zufluchtsort zu finden. Dies ſchienen die ihn Verfolgenden aber um jeden Preis verhindern zu wollen, denn anſtatt heftig hinter ihm her zu eilen, war all' ihr Trachten darauf gerichtet, ihn von dem Orte abzuſchneiden, und ſie ſuchten ihn vielmehr nach der Nordweſtſpitze der Inſel hinzutreiben. Da hier das hohe Felſenplateau immer ſchmäler wird, und ſich zuletzt in einem zweihundert Fuß über dem Meere ſenkrecht abfallenden Felſengrat endigt, ſo wußten ſie, daß ihnen der Flüchtling nicht entgehen könne.

Mit Vorſicht und ihn nur langſam verfolgend, wie der Jäger das gehetzte und ermattete Edelwild nur langſam in das wenig entfernte Netz treibt, eilten ſechs Piraten hinter dem Jünglinge her. So oft dieſer auch durch Kreuz- und Querſprünge ſie zu täuſchen und zu verwirren trachtete, ſo gelang es ihm dennoch nicht, das Felſenplateau ward immer ſchmäler, und endlich ſah er ſich auf die äußerſte ſchmale Spitze getrieben, die in unſern Zeiten den Namen des „Nordhorns“ führt. Hier beträgt die Breite der Felſenplatte kaum vier Schritte. Wie eine Mauer ſenkt ſich der Felſen lothrecht in das Meer hinab, aus welchem, durch einen breiten Spalt von der Inſel getrennt, ein iſolirter Block von Thurmeshöhe, doch etwas niedriger als das Plateau des Eilandes, emporſteigt. Da die hier fortwährend tobende Brandung den Fuß des Felſens an mehreren Stellen durchbrochen hat, und der thurmartige Block, ſo zu ſagen, auf vier Säulen oder Füßen ruht, ſo hat man ihm in neuern Zeiten den Namen: „Der Hengſt“, oder: „Das Pferd“ beigelegt. Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts war die Geſtalt und der Umfang jenes Felſens indeß anders als in gegenwärtiger Zeit. Wie heute erhob er ſich zwar ſenkrecht, thurmartig, und von der Inſel durch einen Spalt getrennt, in die Luft, aber ſein Umfang war noch einmal ſo groß, und der trennende Raum, der gegenwärtig viele Klaftern beträgt, beſchränkte ſich damals auf eine Weite von ſechs bis acht Fuß. Seit jenen Zeiten haben Stürme und Wetter den Felsblock von ſeiner Erddecke entblößt und uneben gemacht, ſo daß es faſt unmöglich wäre, daß ein oder mehrere Menſchen auf ſeiner Spitze Platz nehmen könnten, wenn überhaupt ein Menſchenfuß dort Zugang fände, damals aber war die Oberfläche eben, mit Raſen begrünt, und aus den Seitenſpalten des mächtigen Blockes ragten hier und da ſparſames Geſträuch oder Wurzeln hervor. Etwas indeß haben die entſchwundenen Jahrhunderte nicht zu ändern vermocht; es iſt dies der ſchauerlich großartige Anblick des am Fuße des „Nordhorns' fortwährenden Wogenkampfs. Kochend und ſchäumend, bald donnernd, bald brüllend, bricht ſich die Brandung an der Inſelwand und jenem iſolirten Felſen, und haushoch ſpritzt der Schaum und Giſcht, wenn eine rollende Woge, wie von den Flügeln des Sturmes gejagt, durch jene Felſenſpalte rollt oder in ihr zerſchellt. Starke Nerven, ein ſicheres, an ſolchen Anblick gewöhntes Auge, gehören dazu, wenn der Beſchauer auf der äußerſten Spitze des „Nordhorns' ſtehend, und in den Wogenkampf, wo die über die Fluthen hinſtreifende Möve in einer Tiefe von zweihundert Fuß nicht größer als eine Schwalbe erſcheint, hinunterblickend, nicht vom Schwindel ergriffen werden ſoll. — —

Bis auf die äußerſte Spitze des Felſenplateaus getrieben, wendete ſich der Helgoländer gegen ſeine Verfolger, wie ſich der Hirſch vor dem Todeskampfe noch einmal muthvoll gegen die heranſtürzende Meute wendet. Seine Züge waren ernſt und unbeweglich wie immer, aber ſeine Augenbrauen waren düſter zuſammengezogen, und in der Hand trug er das blutige Matroſenmeſſer. Jubelnd, daß ihnen ihr Feind nun nicht mehr entgehen könne, eilten, gleichfalls mit geſchwungenen Meſſern, die Piraten auf ihn zu. Kaum noch zwanzig Schritte waren ſie von ihm entfernt, ſie drängten ſich auf die Platte, die kaum Raum für ſie enthielt, Jeder ſchien der Erſte ſein zu wollen, der für den geübten Verrath Rache nähme, da wendete plötzlich der Jüngling ihnen den Rücken, er nahm einen Anlauf und mit einem furchtbaren Satz überſprang er den breiten Spalt, der die Platte von dem einzelſtehenden, aus der Tiefe heraufragenden Felſen trennte. — Ein Ausruf des Erſtaunens erſcholl aus dem Munde der Verfolger, die es für unmöglich gehalten hatten, daß ihr Opfer ihnen, wenn auch nur für einen Augenblick, entrinnen könne. —

Während Hendrick ſich auf der Spitze des iſolirten Felſens befand, auf dem kleinen Raume hin- und herging und, ohne ſich ſcheinbar weiter um die Gegner zu bekümmern, ſeine Blicke wie prüfend in den Abgrund, der ſeinen Standpunkt von der lothrechten Inſelwand trennte, hinunterſendete, berathſchlagten ſich die Piraten leiſe was zu thun ſei. Sie zogen ſich endlich etwa hundert Schritte hinter einen kleinen Hügel zurück, und beſchloſſen, daß vier von ihnen hier im Hinterhalt bleiben und den Flüchtling beobachten, die andern beide aber nach einem Gewehr eilen ſollten, und daß ſie, wenn Hendrick ſich ihnen dann nicht ergeben würde, der Verfolgung durch einen wohlgerichteten Schuß ein Ende machen wollten. — —

Während dies indeß auf der Nordſpitze der Inſel vorging, hatte ſich die Scene in der Nähe der Burg gänzlich geändert. Ein Matroſe hatte dem Kapitain die Meldung gebracht, daß der Pfeil durch den Stoß, den er beim Landen erlitten habe, wirklich leck geworden ſei, und daß ſich bei der immer noch ſteigenden Fluth Waſſer im Raum ſammle. Der Pirat ſah allzuwohl ein, daß für den Augenblick nicht daran zu denken ſei, den Schooner flott zu machen und abzuſegeln, vielmehr Alles darauf ankomme, ſchnell einen feſten Punkt zu gewinnen, um den ferneren Ereigniſſen mit Ruhe entgegenſehen zu können. Einen ſolchen Punkt, von dem man ſich im Nothfall gegen einen Angriff vertheidigen konnte, gab es nur einen auf der Inſel; es war die in der Mitte des Orts gelegene, [illegible] einem eingezäunten Friedhofe umgebene Kirche. Das Gebäude, an deſſen Stelle in ſpätern Zeiten ein anderes, ſtattlicheres, getreten iſt, war nur klein, ohne Thurm, aber es hatte ſo ſtarke Mauern, daß ſolche im Nothfall ſelbſt dem Geſchütz auf einige Zeit hätten widerſtehen können. Die ſtarken Thüren, die ſchmalen, hochgelegenen Fenſter, der freie Raum rings umher, boten einem verzweifelten Muthe überdies nicht unbedeutende Abwehrmittel. Ehe die Bewohner der Inſel recht ahnen konnten was vorgehe, hatte Peter Dirks mit ſeinem Leuten von der Kirche Beſitz genommen. —

Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen ſein, als der größte Theil der Bewohner der Inſel, die der Kirche nahe gelegenen Gaſſen erfüllte. Alle harrten ängſtlich der Dinge, die da kommen ſollten, und die Gemeindevorſteher beriethen ſich, was zu thun ſei. Endlich beſchloſſen ſie, eine Deputation an den Befehlshaber der Piraten zu ſenden, um ſeine Abſichten zu vernehmen. Ein weißes Tuch, welches aus einem der Kirchenfenſter wehete, gab ihnen die Verſicherung freien Geleits. Drei Männer aus der Gemeinde nebſt dem Geiſtlichen, einem würdigen

Alten, traten in das Gotteshaus, wo ſie die Piraten bereits zur Vertheidigung vorbereitet fanden. Dieſe hatten aus Bänken und Brettern, Bankets an allen Fenſtern aufgerichtet. Man konnte bemerken, daß ſie bei einem Angriff ihr Leben theuer zu verkaufen gedächten. Brigitta befand ſich gleichfalls in dem Gotteshauſe. Todtenbleich, mit aufgelöſ'tem Haar, Verzweiflung in den blaſſen Zügen, ſaß ſie auf einer Stufe des Altars, und ſtarrte mit geſpenſtiſchem Auge vor ſich hin.

So wie die Deputation in die Kirche trat, ging der Befehlshaber der Piraten den Eintretenden einige Schritte entgegen.

„Es iſt mir lieb, daß Ihr, wie ich hoffe, in friedlicher Abſicht kommt!" ſagte er rauh. „Das heißt: Ich verſtändige mich gern und leicht, wenn es möglich iſt. Iſt dies nicht der Fall, ſo kommt ein Schiedsrichter" — er zeigte auf ein Gewehr, das einer ſeiner Leute in der Hand hatte — „immer noch zurecht. — Wahrſcheinlich wollt Ihr vor Allem über das: Wer? und: Wohin? unterrichtet ſein. Damit kann ich dienen: Ich heiße Wieben-Peter."

So wie der Pirat dieſen Namen ausſprach, ſchraken die Leute ſichtlich zuſammen und Brigitta bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen. Seit Stortebecker hingerichtet war, knüpften ſich an keinen Namen ſo viel Erzählungen von unerhörter Verwegenheit und Grauſamkeit, wie an dieſen. Dem Piraten ſchien es Vergnügen zu gewähren, als er bemerkte, welchen Eindruck ſeine Worte machten, und ſeine Züge durchflog ein grimmiges Lächeln.

„Ich hatte einen Plan," fuhr er fort, „einen Plan, zu welchem Ihr, wenn Ihr Kerls wäret wie Eure Väter waren, mir die Hand bieten müßtet, der aber durch Verrätherei geſcheitert iſt. Ich verlange jetzt nichts weiter, als daß Ihr mir drei bis vier Tage Zeit laßt, um ungeſtört mein Fahrzeug, das leck geworden iſt, ausbeſſern zu können. Ihr werdet mir während dieſer Zeit Lebensmittel gegen Bezahlung liefern. Leicht könnte ich mich aus den Vorräthen der Bremer damit verſehen, dies würde Euch aber vielleicht ſpäter allerlei Unannehmlichkeiten zuziehen, was nicht mein Wille iſt. Ich denke, es kann einſt eine Zeit kommen, wie die Zeit Eurer Väter war, und wo wir uns beiderſeits von Nutzen ſein könnten."

„Wie Ihr ſeht," fuhr der Pirat nach kurzer Pauſe fort, „habt Ihr von meiner Anweſenheit, wenn Ihr klug ſeid, nicht das Mindeſte zu beſorgen. Wehe Euch indeß, wenn Ihr es wagen ſolltet, mich anzugreifen! Ich würde in dieſem Falle mich nicht begnügen, mich auf's Aeußerſte zu vertheidigen, ich würde Eure Hütten ohne weiteres in Brand ſtecken, Euren Ort zu einem Aſchenhaufen machen, und wenn es mir nicht gelänge, mich bis zu dem Ufer, wo ich bereits zwei Eurer Schaluppen unter die Kanonen des Schooners habe bringen laſſen, durchzuſchlagen, und mich auf dieſen einzuſchiffen, jedenfalls mein Leben theuer verkaufen — Ihr wißt jetzt meinen Entſchluß," endigte der Pirat, „und ich erwarte Eure Antwort."

Obgleich in jener Zeit Helgoland gerade ganz beſonders bevölkert war, ja eine Chronik behauptet, daß ſich in dieſen Jahren gegen zweitauſend Menſchen dort mit dem Heringsfang beſchäftigt hätten, ſo iſt es dennoch ein hiſtoriſches Factum, daß es dem berüchtigten und äußerſt gefürchteten Seeräuber gelang, durch die Schrecken ſeines Namens, die zahlreiche Bevölkerung dergeſtalt einzuſchüchtern, daß Niemand wagte, eine Hand zu regen. Man ließ ihn und ſein Häuſlein nicht nur im ungeſtörten Beſitz der Kirche, und geſtattete ihm die freie Communication mit ſeinem Schiffe, ſondern jeder der Piraten konnte ſich nach Gefallen auf der ganzen Inſel frei umherbegeben.

Die Antwort der Behörden war demnach ganz dem Wunſche des Seeräuberchefs gemäß ausgefallen. Freundlich entließ er die Deputation, aber eine ſehr unerwartete Anzeige erregte ſeinen höchſten Zorn. Die Leute, welche Hendrick verfolgt hatten, kehrten unverrichteter Sache zurück. Sie erzählten, daß, während zwei von ihnen nach einem Gewehre gegangen, die Zurückgebliebenen aber nur auf einen Moment das Auge von dem Felſen gewendet hätten, ihr Gegner plötzlich verſchwunden ſei, und es bleibe nichts weiter übrig als anzunehmen, daß er, um nicht in ihre Hände zu fallen, den Tod in den Fluthen geſucht habe.

So wie die Deputation der Einwohner die Kirche verlaſſen hatte, ergriff der Pirat Brigitten bei der Hand.

„Folgt mir, Fräulein!“ ſagte er, indem er ſo viel Milde in den Ton ſeiner Stimme zu legen ſuchte, als ſein rauhes Organ deren fähig war.

Er führte Brigitten jetzt in die Sacriſtei, und indem er ſie nöthigte, ſich dort auf einen Stuhl niederzulaſſen, fuhr er fort:

„Als ich mich entſchloß, unter fremdem Namen mich Eurer zu bemächtigen, geſchah es, unſern Feinden zu zeigen, daß die Kühnheit Stortebeckers noch nicht von ſeinen Waffengefährten gewichen; außerdem dachte ich ein beträchtliches Löſegeld für Euch zu erhalten.“

„Beſtimmt den Preis!“ fiel Brigitta ihm dringend in die Rede. „Iſt es eine Möglichkeit, ſo wird mein Vater —“

„Meine Mannſchaft,“ unterbrach ſie der Seeräuber, „verweigert Eure Auslöſung, ſie fordert Eure Perſon als ein gemeinſames Eigenthum, und unſer Geſetz unterſtützt ihre Forderung.“

Das Mädchen ſprach kein Wort, aber es rang die Hände, und jeder Zug ſeines ſchönen Geſichts drückte Entſetzen und Verzweiflung aus.

„Ein Mittel giebt es, Euch zu retten;“ fuhr der Pirat nach längerer Pauſe fort. „Ich bitte Euch, daß Ihr mich ruhig anhört und dann entſcheidet. — Ich bin," ſprach er kalt, „ein Seeräuber, bin geächtet, und dieſer Kopf iſt dem Henkerbeil verfallen. Was habe ich gethan? Das was der kleinſte Rittersmann in Deutſchland ſich erlaubt. Zieht dort der Kaufmann auf der Landſtraße der Burg des Ritters vorüber, ſo fordert dieſer eine ſtarke Abgabe. Wohlan! Das thue ich auch. Meine Landſtraße iſt das Meer. — Weigert der Kaufmann den Schoß, ſo wirft ihn der Ritter nieder, bemächtigt ſich der Waare, und läßt den Widerſpenſtigen nur gegen ein Löſegeld frei. Eben ſo handle ich auch. — Man ſagt, wir beunruhigten und plünderten die Küſten, machten das Meer unſicher. Ich frage: Was thaten die alten Seekönige des Nordlandes anders? Und ſind nicht ihre Thaten gefeiert, bis auf dieſen Tag, in unſterblichen Liedern? — Ja, Brigitta, von meinen Knabenjahren an waren die alten Nordlandshelden meine Vorbilder! Nicht um Gold — durch Eiſen ſchnell gewonnen und eben ſo leicht verpraßt — durchzog ich an der Spitze einer Anzahl tapferer, vom Schickſal mißhandelter Männer das weite Meer; wie die alten Seehelden, wollte ich mir einen feſten Sitz erobern, und dort, nach thatkräftigem Leben, Stunden ſchöner Muße genießen. Ich ſtehe jetzt an dem Punkte der Ausführung meines Vorſatzes. Hoch oben im Norden, auf einer der Shetlandsinſeln, umtoſ't von einem klippenvollen Meere, liegt eine faſt uneinnehmbare, ſeit alten Zeiten nicht mehr bewohnte Burg. Dorthin gedenke ich mich, mit denen von meinen Leuten, die mir folgen wollen, zurückzuziehen. Ich habe Geld und Gut genug, um nicht nach mehrerem zu trachten. Ich denke dort in Ruhe zu genießen, was ich mit dem Schwert gewann, das letztere aber nur dann zu ziehen, wenn man mich angreifen; im Beſitz meines Zufluchtsorts ſtören wollte. Nicht gegen den ruhigen Schiffer ſoll meine Fauſt mehr erhoben ſein, ich will ſie nur erheben, um die Harpune gegen den Wallfiſch zu ſchleudern, oder die Keule gegen das Wallroß zu ſchwingen. Um aber dort der ungewohnten Ruhe nicht zu erliegen, bedarf ich eines Weſens, an dem mein Herz hängt, und welches ſie mit mir theile. Ihr, Brigitta, könntet dies Weſen ſein. Im erſten Moment, als ich Euch ſah, habt Ihr einen Eindruck auf mein Herz gemacht, den ich ſonſt nie empfunden. Ich ſage Euch dies einfach, offen, und ohne Schmuck der Rede. Glaubt übrigens nicht, daß ich um Gegenliebe wimmere oder flehe. Dieſe kann jedenfalls nur eine Frucht der Zukunft ſein. Ihr ſeht in mir gegenwärtig nur den verhaßten Räuber, und dies kann auch nicht anders ſein, ich kenne Euch erſt ſeit vierundzwanzig Stunden, und wenn ich Euch auch bedauern würde, wenn ich nach unſerm Brauch Euch meinen Leuten zur Beute überlaſſen müßte, ſo würde ich dies dennoch thun, wenn Ihr ein Anerbieten, was ich Euch machen will, nicht annähmet. Letzteres beſteht darin: daß Ihr als Weib mir die Hand reichet."

Das Mädchen war keines Wortes mächtig, alle ihre Glieder bebten. Einen Entſchluß zu faſſen, wäre ihr ohnehin unmöglich geweſen. Sie ſah ſich als die unglückliche Beute eines, oder einer ganzen Schaar von Ungeheuern.

„Zeit!" ſtammelte ſie endlich mit zitternden Lippen. „Wenn Ihr ein Menſch ſeid, ſo laßt mir Zeit!"

„Mein Leute ſind, ſobald ihnen etwas, was ſie ‚ihr Recht' nennen, entzogen werden ſoll, ſchwer im Zaum zu halten;" verſetzte der Räuber düſter.

„Indeß, ſei es darum! Vier Tage ſind nöthig, um den Schooner auszubeſſern. Faßt bis dahin Euren Entſchluß. Dies Gemach wird Euer Aufenthalt ſein, und keiner meiner Leute ſoll es gegen Euren Willen betreten. Am Morgen des fünften Tages ſegeln wir ab. Ihr reicht mir dann zuvor vor jenem Altare als Weib die Hand, oder ich überliefere Euch meinen Leuten.“

Brigitta wollte ſprechen, flehend erhob ſie ihre Hände.

„Verſchont mich mit unnützen Klagen!“ ſagte er kalt. „Ich bin nicht der Mann, den die Thränen eines Weibes — ſelbſt eines Weibes, das er liebt, — erſchüttern und ihn in ſeinem Entſchluſſe wankend machen können. So oder ſo, in wenigen Tagen iſt Euer Schickſal, und zwar durch Euch ſelbſt, entſchieden.“

Mit den letzten Worten entfernte ſich der Pirat aus der Sacriſtei. Brigitta warf ſich vor einem an der Wand hängenden Kruzifix zu Boden, und zerfloß in Thränen. —

Vier Tage vergingen. Während die Seeräuber beſchäftigt waren, den Schooner auszubeſſern, wandten ſich die Vorſteher der Gemeinde mehrmals an den Befehlshaber derſelben, um die Freilaſſung des Fräuleins gegen ein bedeutendes Löſegeld zu bewirken. Kalt ſchlug dieſer das Begehren ab, indem er ſie zuletzt warnte, ſich in Dinge einzulaſſen, die zu Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen und ſeinen Leuten führen könnten. Der Kommandant der „rothen Burg‘ that alles Mögliche, um eine Anzahl rüſtiger Männer zu bewegen, ſich mit ihm zum Angriff der Piraten zu vereinigen, aber dies war gleichfalls umſonſt. Die Inſulaner wußten nur zu wohl, daß, wenn es ihnen auch wirklich gelänge, die Freibeuter zu überwinden, dies doch nur mit großem Blutverluſt möglich ſein, und nichts ſie gegen die Rache ihrer Spießgeſellen, von denen die Nordſee damals nicht frei war, ſchützen würde. So kam der Morgen des fünften Tages heran. — —

Die Wolken, welche über das von einer friſchen Briſe bewegte Meer wie mächtige Nebelballen hinſtreiften, begannen ſich erſt im Oſten zu röthen, der ‚Pfeil‘ lag noch ruhig vor ſeinem Anker, aber die Fenſter des kleinen Kirchleins auf Helgoland waren hell erleuchtet. Der alte Geiſtliche des Orts ſtand in Amtskleidung vor dem Altare und blickte, ſein Ritual in der Hand, mit Wehmuth auf Brigitten, die faſt in Thränen zerfloß, während der Befehlshaber der Seeräuber, neben ihr ſtehend, ſich ruhig auf das an ſeiner Hüfte befindliche Schwert ſtützte, und ein Halbkreis der Piraten das Paar umſtand.

„Ich bitte Euch, Herr, beginnt Euer Amt!“ ſagte der Befehlshaber der Piraten zu dem alten Prieſter. „So es Euch beliebt, ſo macht es kurz, und ſprecht nichts, was nicht zur Sache gehört.“

„Das werde ich! Nur was zur Sache gehört, werde ich ſprechen;“ erwiederte der Geiſtliche mit Würde.

„Die Gottloſen,“ begann er mit erhöhter Stimme, „die Gottloſen grünen wie Gras, und die Uebelthäter blühen alle, bis ſie vertilgt werden immer und ewiglich! — Mit dieſen Worten des königlichen Sängers, wende ich mich an Dich, Du Geiſſel des Meeres, an Euch, die Ihr mich umſtehet, Ihr Verächter göttlicher und menſchlicher Geſetze —“

„Ha, was iſt das?“ rief wild der Seeräuber. „Thut was Eures Amtes iſt, und weiter nichts.“

„So thue ich, und nichts weiter!“ ſprach der

Greis, indem ſeine bleichen Züge das Roth des Eifers überſtieg. „Glaubt nicht, daß ich dies heilige Gewand, dies im Dienſte meines Herrn und Meiſters gebleichte Haar alſo ſchänden werde, daß ich einen Bund ſegnen ſollte, wo die Worte des Segens zu einem Fluche werden müßten. Blicke in jenes blaſſe Geſicht" — er zeigte auf Brigittens Antlitz, — „in jene Züge, in welchen ſich die Verzweiflung ausſpricht, und dann zweifle noch, daß dieſe ſtummen Klagen durch die Wolken dringen."

„Genug!" rief wild der Seeräuber. „Sagt, wollt Ihr die Trauung vollziehen oder nicht?"

„Niemals wird dies geſchehen!" rief mit ſtarker Stimme der Greis.

„Auch nicht wenn Dein Leben davon abhängt?" ſchrie der Vorige.

„Auch dann nicht!" entgegnete der Geiſtliche mit Würde. „Du kannſt mich tödten, Ihr Alle könnt Verbrechen auf Verbrechen häufen, aber bedenkt, daß einſt die Stunde kommen wird, wo Ihr für Eure Thaten Rechenſchaft geben müßt. Iſt denn auch jeder Keim des Beſſern nicht ganz in Eurer Seele ertödtet —"

„Schweigt!" rief der Pirat, den Alten unterbrechend und indem er die Hand an's Schwert legte. „Ich frage Euch zum letzten Mal, ob Ihr Euer Amt verrichten wollt?"

„Mein Amt iſt Dich zu ermahnen, Böſewicht, oder Dir die Strafgerichte des Himmels zu verkündigen!" ſprach der Geiſtliche mit Unerſchrockenheit.

Der Pirat wollte eben wie ein gereizter Tiger auf den Greis losfahren, als plötzlich ſich in der Entfernung eine furchtbare Exploſion vernehmen ließ. Die Fenſter der Kirche klirrten, es war, als ob das Dach zuſammenſtürzen wolle. —

„Hölle und Teufel, das iſt der Schooner! Das Schiff iſt in die Luft geflogen;" rief der Pirat entſetzt. „Geht! Eilt! Bringt mir Nachricht."

Ein gewaltiges Getümmel entſtand jetzt in der Kirche. Ein Mann ſtürzte zur Thüre hinein. Kleider und Haare trieften von Waſſer.

„Der Feind!" rief er. „Die Dithmarſen, wohl an hundert Mann ſtark, ſind gelandet, und werden gleich hier ſein. Ich hatte kaum Zeit, eine Lunte in die Pulverkammer zu legen und über Bord zu ſpringen."

„An Eure Poſten!" donnerte der Pirat. „Schließt die Thüren der Kirche."

Die Seeräuber erklommen die an den Fenſtern errichteten Bankets, und machten ſich ſchußfertig.

„Dort kommen ſie!" rief plötzlich Einer der Piraten. „Sie ſind dreifach ſtärker als wir. Eine weiße Fahne weht an ihrer Spitze.“

„Unterwerft Euch, Menſch!“ ſprach der Geiſtliche, zu dem Anführer der Seeräuber tretend. „Schonet Menſchenblut. Ich will hinaus, ich will für Euch unterhandeln.“

„Schweig, kindiſcher Alter!“ rief der Pirat, ſich auf eines der Gerüſte ſchwingend. „Was? der Verräther Hendrick an der Spitze der Feinde! Feuer! — Feuer auf die weiße Fahne!“ —

Aus dreißig Röhren blitzte es zu allen Fenſtern hinaus. Ein rollendes Gewehrfeuer antwortete von außen. Brigitta flüchtete ſich an die Seite des Geiſtlichen, als die Kugeln zu den Fenſtern hereinſchlugen, als Glasſplitter in der Kirche herumflogen und der Kalk von den Wänden herunterraſſelte. Mehrere Minuten dauerte der Kampf. Jetzt krachten Axthiebe gegen die Thüren, und in wenig Augenblicken ſtürzten dieſe praſſelnd zuſammen.

Eine Schaar Männer, gekleidet in die herzoglichen Farben, drang in die Kirche. Der Helgoländer war an ihrer Spitze.

„Ergebt Euch!“ rief er den Piraten zu. „Jedem der das Gewehr ſtreckt, wird das Leben geſchenkt!“

„Nieder mit dem Verräther! Schießt ihn nieder!

Wir wollen keine Gnade!" rief der Anführer der Seeräuber.

Mehrere der Eindringenden brannten ihre Gewehre auf den Rufenden ab. Er ſtürzte — aber zugleich ſtürzte auch Hendrick unter den Kugeln der Piraten.

Der Fall dieſer Beiden ſchien dem Kampfe Einhalt zu thun. Noch zwei oder drei der Räuber fielen von den Kugeln der Gegner, dann warfen ihre Gefährten die Gewehre weg und ergaben ſich.

Bis jetzt war Brigitta faſt mehr todt wie lebend geweſen. Eben fiel ihr Auge auf Hendrick, der von Blut überſtrömt, ſich am Boden krümmte. Wie außer ſich ſtürzte ſie auf ihn zu und warf ſich auf die Kniee nieder.

„Du ſtirbſt?" ſchrie ſie. „Mein Freund, mein Retter, mein Befreier!"

„Für Euch!" ſtammelte er leiſe — und war nicht mehr. — —

Die Räuber waren bereits in Ketten gelegt und an Bord zweier Schaluppen gebracht worden, um nach Tönningen geführt zu werden, als ſich der Befehlshaber der Söldner in der rothen Burg einfand, wohin ſich Brigitta begeben hatte. Er erzählte, daß Hendrick vor drei Tagen in einem kleinen offenen Boote in Tönningen angekommen ſei, und gemeldet habe, daß ſich der berüchtigte Pirat Wieben-Peter auf Helgoland, und das Fräulein von Löwendahl in ſeiner Gewalt befände. Der Helgoländer habe erzählt, daß er wie durch ein Wunder den Händen der Seeräuber entgangen ſei, indem er ſich von der Spitze eines iſolirten Felſens am hervorragenden Geſträuch bis in die See hinabgelaſſen, und, durch die Brandung ſchwimmend, das Boot, mit dem er angekommen ſei, erreicht habe. Anſtatt jeder Belohnung, wenn es gelänge, den gefürchteten Piraten zu fangen, habe er ſich ausbedungen, daß Jedem, der ſich ergäbe, das Leben geſchenkt werden möchte. Auf Befehl der Behörden ſeien ſogleich hundert Mann nach Helgoland eingeſchifft, und dem Landvogt von Ripen ſo eben von dem Ereigniß Nachricht gegeben worden. —

Obgleich der Kommandant der Inſel eine Schaluppe ſegelfertig machen ließ, um Brigitta und ihre Freundin nach der Heimath zurückzubringen, ſo verließ ſolche doch nicht eher die Inſel, bis ſie den Treuen, der für ſie in den Tod gegangen war, zu ſeiner Ruheſtätte begleitet und ſein Grab mit Blumen geſchmückt hatte. Bis an das Ende ihres Lebens gedachte ſie mit Anhänglichkeit und Rührung des früh Vollendeten.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.

Vierundzwanzigſter Band.

I. Louiſe von Montmorency.
II. Sotir.
III. Eſther.

Leipzig, 1846.
Verlag von Carl Focke.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Vierte Folge.

Zweiter Band.

Leipzig, 1846.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Seite

Louiſe von Montmorency 1

Sotir 99

Esther . . . . 207.

Louiſe von Montmorency.

Einer altfranzöſiſchen Sage
nacherzählt.

„Laßt doch den Keim verderben,
Es bleibt der ſchön're Flor!
Laßt doch die Larve ſterben,
Die Sylphe ſchlüpft hervor!
Laßt, laßt das Herz verweſen,
Geſundet und geneſen
Schwingt Pſyche ihre Flügel
Und ſteigt verklärt empor!“

Koſegarten.

Wenige Stunden von Bordeaux, und dicht am rechten Ufer der Garonne, ragen die gothiſchen Giebelſpitzen und der runde Wartthurm des alten Schloſſes von Cadillac über die Gipfel hoher Ulmen und edler Kaſtanienbäume. Melancholiſch ſpiegelt ſich das Bild des alten Baues in den ſtillen Fluthen des mächtigen Stromes, und auch das Innere der Burg bietet dem Reiſenden, der bis hierher von ſeinem Wege abirrt, nur einen Blick in Einſamkeit und Oede. Zwar ſind die Gemächer des alten Schloſſes noch bewohnbar, aber in den Höfen, wo Schwerter klirrten und edle Roſſe ſtampften, weidet ein träges Langohr im handhohen Graſe, und auf den Stiegen, in den Gängen, wo goldne Sporen tönten, klappert jetzt der Holzſchuh des bäueriſchen Beſitzers. Da, wo ſonſt die Rebe die Mauern überflocht und ſchwer belaſtet von dunkelblauer, ſüßer Frucht ſich um die nahe Ulme ſchlang, rankt jetzt der Epheu und läßt in wenigen, halb ausgewitterten Fenſterblenden dem Goldlack nur ſo viel Raum, um ſeine Wurzeln in die Fugen der Steine einzudrängen. Nur mit Mühe gelangt der Reiſende auf halbzerfallenen Stufen bis zu der Hälfte des alten Thurmes, aus deſſen Luken er dann die herrliche Garonne, die ſchöne Gegend überſchaut, doch kann er auf der morſchen Stiege ſich nicht bis zu der Plattforme wagen, welche, der ſchönen Ausſicht wegen, das Lieblingsplätzchen der Schloßbewohnerinnen zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts war. In jener Zeit gelangte man auf feſter, ſicherer Stiege bis zu des Thurmes Höhe, und höchlich fand die Mühe des Schauenden ſich belohnt. Gleich einem breiten Silberbande ſchlang ſich die majeſtätiſche Garonne durch die reiche Landſchaft, und ward nur hier und da von kleinen Wäldchen, in denen ſich die Ulme und Kaſtanie mit der immergrünen Eiche miſchte, kaum halb verdeckt. Jenſeits des Fluſſes, und dem Beſchauer gerade gegenüber, leuchteten die rothen Dächer des freundlichen Barſac aus einem Kranze ſchöner Rebenhügel, die von Schwärmen fröhlicher Winzer wimmelten, und die flatternden Segel ſtattlicher Schiffe, welche wie ſtolze Schwäne auf dem Spiegel des Fluſſes dicht an der Burg vorüber glitten, brachten ein munteres Leben in den Vorgrund. Auch die nächſte Umgebung des alten Schloſſes war nicht ohne Reiz. Sobald man die Brücke eines Ausfallpförtchens überſchritten hatte, trat man in ein, wiewohl beſchränktes, doch ſorgfältig unterhaltenes Blumengärtchen mit einigen Schattenlauben, und aus dieſen leitete, am Fuße angenehm gelegener Rebenhügel dicht vorüber, ein breiter Kiesgang den Fuß des Wandlers in ein Eichenwäldchen, an deſſen Ende eine kleine Capelle mit einem Marienbilde und immerwährend brennender Lampe lag. Zu jener Zeit ward dieſes Kirchlein mit ſeinem wunderthätigen Bilde von frommen Schiffern hoch verehrt, und gern entlud der fromme Kinderglaube des Herzens Aengſte zu den Füßen der sainte vierge de la rivière. — Aber auch in jenen frühen Zeiten hatten politiſche Stürme den Wohlſtand der Schloßbewohner von Cadillac ſchon ſtark erſchüttert. Die Wittwe des Ritters Guy de Valtravers, Seigneurs de Cadillac, eines eifrigen Anhängers der Ligue, welcher in den Kriegen des Glaubenskampfes ſein Leben und Vermögen aufgeopfert, lebte mit ihrer Tochter in Abgeſchiedenheit und Ruhe, von den Reſten des frühern Ueberfluſſes. Obwohl ſie die Fünfzig noch nicht überſchritten hatte, erſchien die Dame doch als eine Greiſin; denn lange Leiden hatten ihr Haar gebleicht und ihr Geſicht gefurcht. Den größten Theil des Tages widmete die eifrige Katholikin dem Abbeten des Roſenkranzes und frommen Bußübungen, und ſo war denn auch die Dame von Cadillac hochgeachtet in der Gegend wegen ihrer Frömmigkeit und Milde.

Da bei der Wiederkehr der Ruhe, ſeit Heinrichs des Vierten Thronbeſteigung, der Adel jener Gegend größtentheils am Hofe lebte, ſo hätte für die zwanzigjährige Clotilde, die Tochter jener Dame, der ſtete Aufenthalt in dieſer Abgeſchiedenheit höchſt drückend werden müſſen, wenn nicht Louiſe von Budos, die Tochter des verſtorbenen Vicomte von Portes, ein Mädchen von Clotildens Alter und deren Freundin, Verwandtin und Geſpielin, den Aufenthalt in dieſer Einſamkeit mit ihr theilte. Auch die Familie Budos hatte in den Stürmen jener Zeit gelitten, der Wohlſtand des Hauſes war verſchwunden, und dem letzten, weiblichen Sprößlinge deſſelben war nichts geblieben, als zwanzig Ahnen und der Ruhm der Väter. Selbſt Louiſens Zukunft ſchien in dieſem Augenblicke wenig heitere Ausſichten darzubieten, denn faſt ſchon in den Kinderjahren hatte ſich das Herz des Mädchens ihrem Vetter, dem Ritter Gautier de Sainte Marie, einem jungen Manne zugewendet, deſſen ganzes Eigenthum in ſeinem Ritterſchwerte nur beſtand, dem einzigen Mittel, ſich ein Glück zu gründen. Er war Vaſall des Connetable Heinrich von Montmorency, und eben am vorigen Tage zu Cadillac mit einem berühmten Aſtrologen eingetroffen, den er im Auftrage ſeines Lehnsherrn an den Hof der ſchönen Gabriele d'Etrées, damaligen Herzogin von Beaufort, geleiten ſollte.

Zu den Eigenheiten dieſer berühmten Geliebten des Königs Heinrich gehörte eine beſondere Neigung für Zeichendeuterei, damals ſogenannte geheime Wiſſenſchaften, und darum war die Nähe der gutmüthigen, aber wenig geiſtreichen Frau der Sammelplatz von einem Schwarme Gaukler, welche tiefer Kenntniſſe und Einſichten ſich rühmten. —

Wir finden an einem ſchönen Frühlingsmorgen die beiden Mädchen auf jener Plattforme des Thurmes, welche die ſchönſte Ausſicht in die reiche Gegend darbot. Obſchon an Alter ſich völlig gleich, erſchienen die beiden Freundinnen in ihrem Aeußern, welches den Charakter einer Jeden ſcharf ausſprach, doch ſehr verſchieden. Clotilde de Valtravers trug in ihren Zügen, welche von Reinheit der Seele und Herzensgüte zeugten, einen Ausdruck von Klarheit und Beſonnenheit, der ſich beſonders in dem Blicke des klugen, hellbraunen Auges kund gab; aus dem ganzen Weſen des Mädchens ſchimmerte ſtill leuchtende Freundlichkeit und eine anſpruchsloſe Grazie, welche einen deſto größern Zauber über die liebliche Geſtalt verbreitete. Ohne vorzüglich ſchön zu ſein, war das Geſicht Clotildens höchſt angenehm, und ſelbſt die vollen, braunen Locken, welche, nach der Mode damaliger Zeit, unter einem kleinen Spitzenhäubchen hervor ſich drängten, dienten dazu, das Intereſſe des freundlichen Antlitzes zu erhöhen. Weit blendender erſchien im erſten Anblick Louiſe de Budos. Das dunkle Haar, das blühende Auge der Tochter der Garenne, war gepaart mit Zügen regelmäßiger, faſt römiſcher Schönheit. Erinnerte auch die Hautfarbe an das Klima des weſtlichen Frankreichs, ſo ward doch dieſe wieder ſehr gehoben durch das ſanfte Roth der Wangen, das brennende der Lippen. Die hohe, ſchlanke Geſtalt des Mädchens hatte etwas Majeſtätiſches, und das Ganze trug den Ausdruck des Gebietens. Während Clotildens Auge, mit dem Ausdruck beſorgter Liebe, auf der Geſpielin ruhete, ſchien dieſe eifrig beſchäftigt mit dem Sticken einer weißen Ritterſchärpe; doch zeigte das öftere Innehalten, die raſchen Bewegungen der Hände beim Wiederanfange der Arbeit, eine gewaltſame, innere Gemüthsbewegung. —

„Das alſo iſt die Liebe!“ unterbrach Clotilde mit ſchmerzlich theilnehmender Stimme endlich die lange Pauſe. „Ich dachte mir ſolche immer als ein ſanftes, beſeligendes Gefühl, als ein ſchönes Schwelgen in ſeliger Ruhe, erhoben über Raum und Zeit! Und jetzt, nachdem Du Monate lang nach Deines Freundes Ankunft Dich geſehnt, nachdem Ihr die Monate berechnen könnet, welche nur noch zwiſchen Eurer immerwährenden Vereinigung liegen, nachdem Dein Bräutigam Nächte durchgereiſet, um einige

Tage zu erübrigen, ſitzeſt Du hier in heftiger Bewegung, zitternd vor Zorn und Verdruß, und Gautier ſtürmte wie ein Raſender an mir vorüber!“ — —

„Sage mir nur, was Ihr hattet?“ ſprach Clotilde nach kurzer Pauſe, während welcher ihre Freundin ohne Antwort, in heftiger Arbeit fortfuhr. „Ich weilte einige Augenblicke bei Meſſire la Broſſe, dem fremden Aſtrologen, welcher eben, nach Deinem ihm geſtern dringend geäußerten Verlangen, beſchäftigt war Dir und dem Ritter die Nativität zu ſtellen. Längere Zeit ſchon ſtand ich bei ihm in der Laube, ehe er mich gewahrte. Er fragte mich gleichfalls nach Tag und Stunde der Geburt, und obgleich ich, wie Du weißt, nicht viel auf ſolche Künſte halte, mochte ich ihm die Antwort doch nicht weigern, weil er ſo ehrlich ausſieht. In dieſem Augenblicke ging Ritter Gautier vor dem Eingange der Laube raſch vorüber. Ich trat ihm in den Weg, weil ich Dich ſuchte, und fragte nach Dir. Heftig faßte er mich am Arme, und mit einer von Zorn und Weinen faſt erſtickten Stimme ſprach er: ‚Ueberall, Fräulein, werdet Ihr ſie finden, wo es Gelegenheit giebt, das Herz mir zu zerreißen!‘ — Raſch eilte er nun in das

Mädchen. — Sprich doch etwas," ſetzte Clotilde noch hinzu; „es iſt gewiß ein Mißverſtändniß, das leicht zu heben iſt; Dein Schweigen kann mich ſo ängſtigen."

„Du willſt es wiſſen!" rief Louiſe heftig, indem ſie die Nadel in die Schärpe ſtieß, und letztere auf einen leeren Seſſel warf. „So ſei es dann! Warum ſollte ich mich auch ſcheuen, die Urſache des Zwiſtes zu erzählen; Du kennſt ja ſeinen lächerlichen Argwohn, ſeine Klagen über meinen ſogenannten Leichtſinn, meine Vergnügungsluſt und Gott weiß, was ſonſt noch. Am meiſten aber ärgere ich mich über mich ſelbſt, daß ich ſo kindiſch war, im frohen Muthe ihm die Begebenheiten beim letzten Ritterſpiele zu Bordeaux mitzutheilen."

„Waren dieſe denn ſo bedeutend?" fragte Clotilde. „Du haſt mir noch ſo wenig davon erzählt."

„Ich weiß es ſelbſt nicht, wie es gekommen iſt," erwiederte Louiſe in einiger Verwirrung. „Die Sache an ſich ſelbſt war unbedeutend. Wie Dir bekannt iſt, wurden wir Alle von dem Grafen von St. Aldegonde zu dem Kampfſpiele eingeladen; Du bliebſt zurück, weil Deine Mutter kränkelte; ich wollte, ich wäre gleichfalls fern geblieben, aber Du weißt es ſelbſt, wie dringend die Gräfin ſchrieb. Der Tag der Luſtbarkeit brach an. Die breite, ſchöne Straße, welche in der Nähe der Alleen von Tourny abwärts nach dem Hafen führt, war ſchön geſchmückt; man hatte ſie zum Kampfplatz auserſehen. Aus allen Fenſtern hingen koſtbare Teppiche, mit Lilien bekränzt, es flaggten die Schiffe des nahen Hafens, und auf den Gerüſten, mit Sammt belegt und an dem Ende der Straße aufgerichtet, waren die Damen der edelſten Geſchlechter dichtgedrängt verſammelt. Man konnte an Schmuck, an Prunk, an Glanz der Waffen nichts Schöneres ſehen. Ich ſaß zur Seite der Gräfin, und war ganz bezaubert. Der Kampfplatz war nicht einen Augenblick verlaſſen; es drängten die jungen Edlen der Gascogne, aus Languedoc und der Bretagne ſich zu dem Kampfe. Ein Wetteifer entſtand, wie ſelbſt die alten Herren noch keinen je geſehen zu haben verſicherten; ein Jeder glaubte, es dem Andern zuvorzuthun. Kein Wunder, daß es ſchwer ward, aus der Menge jener Tapfern die Würdigſten zu dem Empfang der Preiſe auszuwählen; doch endlich hatten die Kampfrichter dies ſchwierige Geſchäft beſeitigt, und eben ſollten die Trompeten die Beendigung des Spiels verkünden, als ein fremder, ganz unbekannter Ritter in die Schranken ſprengte, und mit der Lanze die Schilde Jener, ſo den Preis empfangen, raſch berührte. Aller Augen wandten ſich auf den Fremden. Er war in ſchwarzer Rüſtung, mit goldner Schärpe und herabgelaſſenem Viſir. Auf ſeinem Schilde ſah man ein Mohrenhaupt, doch die Deviſe des Schildes war verdeckt. Sehr lebhaft ward zwiſchen dem Grafen und den Richtern des Kampfes die Frage nun verhandelt: ob dem Fremden, da doch die Preiſe ſchon vertheilt, der Kampf vergönnet werden könnte. Endlich vereinigte man ſich dahin: daß, wenn der Unbekannte im Geheim dem Grafen ſeine Ebenbürtigkeit beweiſen, ſo wie auf die bereits erworbenen Preiſe keinen Anſpruch machen wolle, der Kampf ihm nicht verweigert werden könne. Mit edlem Anſtand ſtieg der Fremde jetzt vom Pferde, welches ein gleichfalls ſchwarz gekleideter Page hielt, und ging mit hoher, feſter Haltung in die Loge des Grafen Sainte Adelgonde. Hier ſprach er leiſe einige wenige Worte, und öffnete auf einen Augenblick nur das Viſir. Plötzlich verbeugte auf's Tiefſte ſich der Graf, und als er ehrfurchtsvoll den Fremden zu ſeinem Roſſe begleitete, rief er mit lauter Stimme: daß ſelbſt ein Bourbon es nimmer unter ſeiner Würde finden könne, dem ſchwarzen Ritter die Ehre des Kampfes zu vergönnen, und daß derſelbe, falls er Sieger bliebe, eine Schleiſe aus den Händen einer Dame, deren Wahl man ihm verſtatten möge, als das köſtlichſte der Siegeszeichen betrachten würde. Der Kampf begann; Dir ſolchen zu beſchreiben magſt Du mir erlaſſen; genug, der Unbekannte ſiegte im erſten und zweiten Rennen, ſein dritter Gegner aber ſenkte ehrfurchtsvoll die Lanze, den Stoß des Unbekannten mit voller Bruſt empfangend, womit er dann ſich als beſiegt bekannte. Während der Kampfespauſen hatte der fremde Ritter häufig in dem Kreiſe der Damen umhergeblickt; es war, als ſei der Sieg ihm keinen Augenblick ungewiß erſchienen. Am Längſten ſchien ſein Auge auf der Loge der Gräfin zu verweilen. Jetzt ward er als Sieger ausgerufen, und bald ſtieg er vom Pferde. Mit raſchem Schritt und ſtattlich-hoher Haltung erſtieg er die Treppe der Gallerie, auf deren Hälfte ihn der Graf empfing, zu dem er leiſe dann einige Worte ſprach. An der Hand des Grafen in die Loge tretend, ſprach er wenige Worte zu der Gräfin, indem er Gründe, die ihr Gemahl zu würdigen wiſſe, vorgab, welche ihm nicht erlaubten, vor der Verſammlung das Viſir zu öffnen. Schon als der Fremde ſich der Stiege näherte, fühlte ich eine unendliche Bewegung in meinem Innern; es war, als ob ein unbekanntes Etwas mir geböte, vor ihm zu fliehen. Faſt hörbar ſchlug mir das Herz bei ſeinem Eintritt, und mir ſelber kaum bewußt, trat ich nun in den Hintergrund der Loge. Kaum kann ich die Unruhe Dir beſchreiben, die ich empfand, da es mir vorkam, als ob der Fremde, während er mit der Gräfin ſprach, die Augen durch des Viſires Gitter fortwährend auf mir ruhen ließ, und ich flüchtete mich in den fernſten Winkel. Aber Clotilde! Wie ward mir erſt, als nun der Unbekannte mit feſtem Schritte auf mich zutrat, den Rücken gegen die Uebrigen gewendet, auf ein Knie ſich niederlaſſend, das Viſir in die Höhe ſtieß, und leiſe die Worte ſprach: „Wolltet Ihr, Dame, mit der Schleife, zu der die Kampfgeſetze mir Hoffnung machten, die Erlaubniß wohl verbinden, ſie ſtets zu Eurem Angedenken am Helm zu tragen?"

„Und Du, Louiſe," rief Clotilde, „Du ſprachſt doch nicht?"

„Was ich ſprach," entgegnete das Mädchen, „wußte ich ſelbſt im nächſten Augenblick nicht mehr; es war mir, als wollten mir die Sinne ſchwinden; ich ſtarrte faſt bewußtlos in das männlich ſchöne Antlitz des Unbekannten, und aus ſeinem hoheitblickenden Auge goſſen ſich Feuerſtröme in mein Inneres."

„Und der Fremde?" fragte Clotilde mit vorwurfsvollem Blicke.

„‚Wir ſehen uns wieder!' ſprach er leiſe, ſchloß das Viſir, verbeugte ſich und ſprengte nach wenig Augenblicken aus den Schranken."

„Und Alles dieſes," ſprach nun Clotilde, die Hände faltend, „haſt Du auch Gautier in dieſem Tone erzählt?"

„Was ſollte ich nicht?" entgegnete Louiſe heftig. „Bin ich denn etwa ſeine Sclavin? Er behauptete, gehört zu haben: es habe auf dem Turnier ein elender, nichtswürdiger Abenteurer die Rolle des Connetables Heinrich von Montmorency dargeſtellt, und ſich mit ſeinem Wappen geſchmückt; ich erzählte ihm dann den Vorgang; er ward darob nur immer wüthender, und ſo trennten wir uns im Zorne." —

„Ihr müßt Euch ſogleich verſöhnen!" entgegnete Clotilde. „Ihr ſeid Verlobte; unauflöslich verbunden für immerdar! Groll zwiſchen Solchen erwächſt zum böſen Wurme, der endlich ſich vom Herzblut nährt!"

„Beſonders," ſprach Louiſe düſter, und wie ſich ſelber unbewußt, „beſonders, wenn der Bund bereits mit Blut beſiegelt ward."

„Um Gotteswillen!" ſprach Clotilde, „erkläre Dich, Du ängſtigſt mich auf's Aeußerſte!"

„Dies wollte ich nicht!" entgegnete Louiſe, wie aus einem Traum erwachend. „Jede Angſt wäre hier überflüſſig. Meine Aeußerung bezog ſich auf einen frühern Vorgang, der im Grunde Dir kindiſch ſcheinen wird. Gautier war, wie Du weißt, von jeher eiferſüchtig. Er, damals Knappe noch bei meinem Vater, war einſt auf's Fürchterlichſte aufgebracht, weil ich, nach ſeiner Meinung, die Huldigungen junger Ritter, die mich bei einem Feſte umlagert hielten, nicht ſpröde genug zurückgewieſen. Ihn wieder zu beſänftigen, hatte ich den tollen Einfall, mit ſeinem Dolche mir den Arm zu ritzen, und dann in einigen Zeilen, geſchrieben mit meinem Blute, meine Liebe zu betheuern."

„Und Du," entgegnete Clotilde mit dem Ausdruck des Erſtaunens, „zögerſt noch einen Augenblick, zu ihm zu eilen, und ihm Verſöhnung anzubieten, gleichviel, ob er nun Unrecht habe oder Du? Du ſagteſt, Du ſeiſt nicht ſeine Sclavin, und haſt Dich durch die Bande eines Frevels an ihn gekettet! Du eilſt nicht, die Rache zu verſöhnen, und doch ſchleicht dieſe am Liebſten in den Fußtapfen der Schuld? — Fort! fort!" rief jetzt das Mädchen, die Freundin raſch am Arme faſſend; „Du mußt Dich augenblicklich mit ihm verſöhnen!" — —

Mit ſtürmiſcher Gewalt zog Clotilde die Freundin in den Garten. Wider Willen, und faſt ſich ſträubend, ſchien dieſe ihr zu folgen, auch befand ſich der Ritter nicht mehr hier.

„Ich eile ihn aufzuſuchen," ſprach Clotilde, ſich von den Vorſtellungen der Freundin nicht irren laſſend. „Sobald ich den Ritter gefunden habe, bringe ich ihn in die Laube zu Meſſire la Broſſe. Ich werde ihn ſchon begütigen. Du redeſt ihn freundlich an, und ſo verſöhnt Ihr Euch, ohne daß der verwünſchte Handel mit einem Worte noch erwähnt wird, das ohnehin nur zu neuem Zanke führen könnte.“ Lebhaft drängte Clotilde die Freundin nach der Laube, und verſchwand dann zwiſchen den Buchengängen.

In einem ſchattigen, von den Ranken des Weinſtockes dicht überſtrickten Pavillon, aus deſſen offnem Fenſter der Blick weit über die Garonne ſchweifte, ſaß vor einem kleinen Tiſchchen, in alterthümlichem Seſſel, der fremde Aſtrolog. Ungemein würde man ſich irren, wenn man ſich unter Meſſire la Breſſe einen Mann von finſterm Weſen, geheimnißvoller Miene, auffallender Kleidung, kurz ein Weſen dächte, wie ſolches uns in Mährchen und Erzählungen ſo oft erſcheint. An dem offen und freundlich ausſehenden Manne, von ſtarkem, knochigen Baue, im Reiteranzug, geziert mit weiten Stiefeln, langem Schwert, klirrenden Sporen, war nichts von Allem dieſen zu erblicken. Man würde ihn am Erſten für einen Anführer deutſcher Lanzenknechte gehalten haben, wenn nicht einige Dintenflecke in der vergelbten weißſeidenen Schärpe und der unordentlich umgeworfene Spitzenkragen, unter welchem eine dicke, goldene Gnadenkette verſah, ſo wie zwei ſtarke Folianten, und eine Unzahl wunderlicher Zeichnungen, bedeckt mit Zahlen und Scripturen, auf den Gelehrten gedeutet hätten. Die Züge des Aſtrologen fielen recht angenehm in's Auge; ſie zeugten von etwas Würdigem, und wurden durch das ſchneeweiße, kurzgeſchorne Haar, ſo wie auch durch den ſchwärmeriſchen, ſchwimmenden Blick des hellen, blauen Auges noch ungemein verſchönt. Ungeachtet ſeines gebleichten Hauptes ſchien der Fremde ſechszig Jahre noch nicht erreicht zu haben.

„Laßt Euch in Euren Berechnungen nicht ſtören, Meſſire!“ ſprach Louiſe, als ſie zu dem Fremden in die Laube trat, und ſchnell bemerkte, daß der Aſtrolog ein Papier, bedeckt mit Zeichnungen und Schrift, in eine Mappe ſchob. „Ich komme gewißlich Euch ungelegen!“

„Keinesweges, verehrtes Fräulein,“ entgegnete la Broſſe, indem er aufſtand, mit zierlicher, etwas pedantiſcher Verbeugung. „Dem Manne, der ſtets mit trockenen Berechnungen und todten Zahlen zu ſchaffen hat, will es ſehr angenehm bedünken, ſobald ein blühendes Leben vor ihn tritt, um ihm auf einige Augenblicke Erholung zu vergönnen von den Anſtrengungen der hohen, aber ſchweren Kunſt.“

„Ja,“ ſprach Louiſe, „ſchwer muß ſie ſein, die Kunſt des Aſtrologen! Mir wird ſchon ganz ſchwindlich bei dem Anſchauen jener Zirkel und Quadrate. Sagt mir doch, Meſſire, was bedeutet dort der grün gemalte Löwe, und dann der rothe Drache auf dieſer Zeichnung?“

„Es ſind dies Symbola,“ entgegnete der Aſtrolog, „ſo ſich beſonders auf die Kunſt beziehen, die Steine und Metalle zu verwandeln.“

„Und jene ſonderbaren Tafeln, mit den Abbildungen von Thieren und Menſchen?“

„Es iſt dies das Speculum astrologicum, der aſtrologiſche Spiegel, item der Spiegel der Aſpecten ſammt dem Schemate generali: desgleichen auch die Tafel der himmliſchen Häuſer; Alles dieſes iſt gewiſſermaßen das Abc, das erſte Erforderniß zur Stellung des Horoſkops.“

„Das möchte ich können!“ ſprach Louiſe munter. „Faſt wäre mir dieſe Kunſt noch lieber, als jene, die von der Verwandlung der Steine und Metalle handelt.“

„Iſt auch ſo ſchwer nicht!“ verſetzte Meſſire la Broſſe. „Es liegen bei der Aſtrologia gewiſſe Regeln ſchon zum Grunde, die der Adept in ſeiner Sphäre ſich ſelbſt erſt ſuchen muß. Seht, ſo zum Beiſpiel, um Euch einen kleinen Begriff zu machen: Man wollte einer Geburt, ſo da im Jahre 1630 am 13. Martio um 7 Uhr 30 Minuten geboren, ihr Thema aufrichten, ſo iſt erſtlich zu merken, daß die Aſtrologen nicht, wie die Politici, zu Mitternacht um 12 Uhr, ſondern zu Mittag den Tag anfangen, wie ſolches: Geneſis am erſten Capitel beſtätigt wird, allda man lieſet: Da ward es Abend, da ward es Morgen, der erſte Tag.' Muß dannenhero bei allen Geburten die gegebene Zeit zuerſt verändert und Hora politica in horam astrologicam verändert werden; nämlich die Stunde von Mitternacht 12 Uhr bis 12 Uhr des folgenden Mittags, da man nämlich dieſe Stunden dazu addiret. Die Stunden von Mittag aber bis Mitternacht dürfen nicht verändert werden, denn da zählen die Politici und Aſtrologi gleich. — Ihr ſeht, verehrtes Fräulein, der Eingang der Sache iſt ganz federleicht, aber nun kommt es freilich immer ſchwerer, denn bis jetzt haben wir erſt die wahre Stunde der Geburt."

„Ich bitte Euch, werther Meiſter," verſetzte Louiſe, ſich den Kopf mit beiden Händen haltend, „ich bitte Euch, mir das Uebrige zu erlaſſen; es iſt mir, als wüßte ich nach dieſem Eingang ſelbſt ſchon nicht mehr, wann, und ob ich auch wirklich geboren bin. — Aber," ſetzte ſie lachend noch hinzu, indem ſie zu der Thüre des Pavillons hinaus den Gang entlang ſah, „da kommt ſo eben der Ritter de Sainte Marie, den macht zu Eurem Schüler, den lehrt, das Horoſkop zu ſtellen; Ihr würdet dann zugleich Geduld ihm lehren."

Ritter Gautier trat in Begleitung Clotildens nun in die Laube. Er war ein junger Mann, von einem mehr intereſſanten, als vorzüglich ſchönen Aeußern. Das regelmäßige, doch allzublaſſe Antlitz beſchatteten dunkelſchwarze Locken, und gaben den feingeformten, doch, wie es ſchien, von Leidenſchaft häufig bewegten Zügen, einen noch düſterern Ausdruck. Ueber der zierlichen Kleidung, nach dem neueſten Pariſer Schnitte, trug er die weiße Schärpe; und mehrere goldene Ketten, an denen Ehrenmünzen mit König Heinrichs Bilde prangten, waren Zeuge, daß er in dieſen Kriegen kein unwürdiger Kämpe geweſen ſei. Mit einem Ausdrucke munterer Schalkheit, die aber das Künſtliche, Gemachte derſelben nicht gänzlich zu verbergen im Stande war, reichte Louiſe de Budos dem Eintretenden die Hand entgegen. Heftig ergriff der Ritter ſogleich dieſelbe und drückte ſie an ſeine Lippen, doch widerſprach das klagende, vorwurfsvolle Auge ſichtbar der zärtlichen Bewegung.

„Habt Ihr, Maitre la Breſſe,“ ſprach Ritter Gautier, „wie Ihr vorgeſtern uns zugeſagt, mir und dem Fräulein die Nativität geſtellt?“

„Die Tabula aspectuum,“ entgegnete der Aſtrologe, „habe ich zwar bereits entworfen, aber noch keinen Schluß gezogen, als welcher nicht ſo leichtlich zu fertigen. Inſonderheit muß ich bekennen, daß auch derſelbe mir niemals noch ſo ſchwer erſchienen, als gerade bei Eurem Horoscopo und dem des Fräuleins. — Seht, hier zum Beiſpiel,“ fuhr la Breſſe, indem er ein bunt bemaltes, mit Zahlen faſt erfülltes Blatt aus ſeiner Mappe zog, nun eifrig fort, „ſeht, Herr Ritter: das hier iſt Eure

Tafel. Hier ſteht nun: Capella im ſiebzehnten Grade im erſten Hauſe, bedeutet: Heimführung der Braut; hier aber, noch weit vorher, ſeht Ihr Caput Medusae, domo cadente, Stier im zweiten Hauſe; bedeutet ſonſt gewöhnlich: gewaltſam und ſchnellen Tod; dieweilen aber nicht anzunehmen, daß Ihr vorhero ſterben, nachhero aber Hochzeit machen ſolltet, ſo iſt es nöthig, bei den Auctoribus erſt nachzuſehen, was wohl bei dieſer ſonderbaren Conjunction ſonſt etwa zu vermeinen.“

„Nun wahrhaftig!“ rief Louiſe de Budos lachend; „da werdet Ihr, Meſſire, ſammt Euren Auctoribus, wie Ihr die dicken Poſtillen im pergamentnen Kleide nennet, Euch gar gewaltig mühen müſſen, Sinn in den Unſinn hineinzubringen.“

„Ein tiefer Sinn iſt drin verborgen, verehrtes Fräulein!“ erwiederte la Broſſe; „doch ſchwer iſt es, zu zeigen, wie der äußere Menſch, ſo weit derſelbe ſich von der Influenz der Sterne regieren läßt, ſowohl erkannt, als auch beurtheilt werden kann. — Seht,“ fuhr er fort, ein anderes Blatt ergreifend: „bei Eurer Tabula iſt es noch ſchwerer. Ihr folgt zum Beiſpiel, wie ſolches Cor leonis cum ascendente anzeigt, einem edlen großmüthigen Manne als ehelich Gemahl; und doch verlaßt Ihr, nach Cor scorpii im Gegenſchein, denſelben, um einem Todten nachzufolgen!“

„Ich läugne nicht,“ ſchloß nun der Aſtrolog, „daß dieſe ſo ſonderbare als ſeltne Conſtellation, mir heute bereits viel Kopfzerbrechen koſtet.“

„Abſcheulich!“ rief Louiſe im neckenden verſtellten Zorne, indem ſie dem Aſtrologen das Blättchen aus der Hand nahm und auf den Tiſch warf: „Ihr weicht ja ganz von Euren Kunſtgenoſſen ab. Dieſelben verkündigen der Herzogin von Beaufort den Thron, ein langes Leben, Gold die Fülle, und darum fällt auch von dem Letzteren nicht wenig für die Künſtler ab. Wenn Ihr auf dieſe Weiſe der ſchönen Geliebten unſers Königs ihre Zukunft verkünden wollet, ſo werdet ihr eben bei derſelben nicht ſehr in Gnade ſtehen.“

„Und eben auf dieſelbe Weiſe,“ erwiederte der Seher, „werde ich der Durchlauchtigen die Zukunft zu verkündigen mich genöthigt ſehen, dieweil die Tabula derſelben, ſo weit ich ſolche letztlich mir entwerfen, viel mit der Eurigen gemein hat. So zum Beiſpiel: endet Euer Lebenslauf mit dem der Herzogin in einem und demſelben Monat; doch werdet Ihr, ſo wie dieſe, zu hohen Würden vorher gelangen.“

„Alſo doch etwas Süßigkeit pflegt unter den Saft der Coloquinte Ihr zu miſchen!“ entgegnete Louiſe lachend. „Keinen Honig ſpendet Ihr wohl niemals?“

„Reicht ſolchen,“ ſprach la Broſſe mit Wärme, „wohl das Schickſal ganz unvermiſcht den Sterblichen? Und wäre dies wohl weiſe? Wie lange würde der verwöhnte Gaumen die fade Koſt vertragen? — Damit Ihr aber,“ ſprach er lächelnd, „mir nicht Schuld gebt, daß ich nur Uebles aus der Conſtellation der Sterne herauspunctire, ſollt Ihr ſehen, mit welcher Freude ich das Horoſkop Fräulein Clotildens bearbeitet habe.“

Der Aſtrolog holte jetzt aus ſeiner Mappe ein anderes Blatt, gefüllt mit Zeichnungen und Zahlen. „Seht,“ ſprach er dann, „mein theures Fräulein! dies hier iſt Eure Tabula. Der Schwan iſt Euer Sternbild. Stolz durchſegelte der Schöne, in der Stunde als Ihr geboren wurdet, den unermeßlichen Ocean des Himmels, und ſeine Sterne kulminirten.

Es leuchtete in vollem Glanze der goldne Gürtel Orionis, und ſeine Schulterſterne ſtrahlten in ſchönem Dreieck mit Eurem Sternbild. Es ward daſſelbe von keinem Maleſico beleidigt, denn der rothe Aldebaran war durch ſeinen Stand gefeſſelt, und wie ein ſanfter Mond erglänzte freundlich die weiße Betegeuze. — Ihr könnet freilich mich nicht verſtehen, Fräulein!“ fuhr der Seher fort; „indeß genüge es Euch zu wiſſen, daß die Sterne Euch günſtig ſind, und daß, ſo lange Ihr Euch der Gunſt derſelben nicht unwerth machet, Friede und Freude Euch auf Euren Tritten folgen. Ich pflege,“ ſchloß er endlich, „nach einem Brauch, den wir von alten Meiſtern überkommen, das Reſultat des Ganzen der Berechnung, gewöhnlich in einige Reime einzukleiden, deren Mängel Ihr dem alten Manne zu Gute halten möget.“ — Der Aſtrolog las nun von dem Papiere, auf welchem er Clotildens Nativität berechnet hatte, folgende zwei Verſe:

„Schön wie der Schwan durch Meereswogen ziehet,
Die Welle hebt ihn, doch ſie ſtürzt ihn nicht
Den ſchönen Segler; ſeinem Glanz entfliehet
Gewürm der Tiefe, denn es ſcheut das Licht;

Und wenn er ſich im Drang der Wellen mühet
Der edle Schwimmer, er ermüdet nicht;
So zieht die Unſchuld durch des Lebens Wogen,
Sie führt ein Lootſe, der noch nie getrogen.

Der Schwan, Dein Stern! ſein ſtiller Weg der Deine!
Zieh' hin, o Tochter, und verlaß ihn nie
Den edlen Pfad; die Kindliche, die Reine
Erreicht das Ziel; des Lebens Angſt und Müh
Darf ſie nicht ſchrecken; nimmer troſtlos weine,
Ein Auge, dem die Unſchuld Glanz verlieh.
So ſchiffe dann zum Ziel, ſo Dir beſchieden,
Mein edler Schwan, in reiner Bruſt den Frieden.“

Hoch erröthete die Jungfrau, während der Seher las, und leiſe, kaum hörbar, ſprach ſie, als er geendet hatte, einige Dankesworte.

„Die Sterne wären ungerecht,“ hob Ritter Gautier mit trübem Lächeln an, „wenn ihr Ausſpruch anders gelautet hätte. Es ſtrahlt ihr Glanz am hellſten aus Eurer reinen Seele.“

„Bei alledem,“ entgegnete Louiſe ſchnell erröthend, „ſcheint mir die Bahn, ſo Ihr Clotilden vorgezeichnet, nicht eben die freudenvollſte. Muß man, um gut und tugendhaft zu bleiben, denn blos langweilige Lebenspfade wandeln? Kann man dies nicht auch bleiben im Drang des regen Lebens? Bei Gott! ich kann mir etwas Erbärmlicheres kaum denken, als ſo zu vegetiren in den Mauern einer kleinen Veſte, während ein Tag ſo träge hinſchleicht als der andere. Wie oft habe ich die Männer ſchon beneidet. — Weit offen liegt vor ihnen der breite Pfad des Lebens. Seine tauſend Verzweigungen öffnen ſich ihrer Wahl. Der Kühne dringt unaufhaltſam vorwärts, er ſpottet jeder Schranke, und ehe er es ſelbſt gewahr wird, hat er das Ziel erreicht."

„Und findet," ſprach la Broſſe, „er ſich an dieſem dann auch glücklicher, nämlich weiſer?"

„Ich dächte," hob Ritter Gautier, welcher, während Louiſens Rede, das Mädchen mit trüben ſchmerzlichen Blicken betrachtet hatte, an, „ich dächte wir ließen den gelehrten Meiſter nun allein. Schon lange raubten wir ihm ſeine Zeit, und es ſind nur wenig Stunden bis zum Abend."

„Ja bis dahin, Meſſire," ſprach Louiſe lachend, „muß unſer Sprüchlein fertig ſein! Mit ſchönen Vermahnungen aber und moraliſchen Sentenzen, mein edler Meiſter, dürft Ihr mir nicht kommen, dieweil der Ritter de Sainte Marie mich bis zum Ueberſchwang mit dieſen zu vergnügen pflegt; dagegen aber bitte ich um eine tüchtige und möglichſt klare Prophezeihung.“

Die Sonne war eben im Untergehen, als die Hausgenoſſen, doch ohne den Aſtrologen, in einem kleinen Saale verſammelt waren, welcher der Familie zum gewöhnlichen Vereinigungspunkte diente. Die Decke deſſelben war gewölbt und da wo ſich die gothiſch geſchnörkelten Bogen kreuzten, war ein ſteinernes Wappenſchild als Zierde angebracht. In den Vertiefungen der Fenſter ſah man ſtarke hölzerne Sitze, ſämmtlich vom Alter dunkel gebräunt und reich verziert mit Schnitzwerk, welches allegoriſche Figuren darſtellte, deren Umriſſe und Formen eben nicht zu den gelungenſten gerechnet werden konnten. Faſt alle waren eifrig beſchäftigt, das Wappen von Valtravers empor zu halten oder mit Blumen zu bekränzen. Die Meubles der kleinen Halle, vorzüglich die Stühle und der runde gewaltige Tiſch in ihrer Mitte, erſchienen anſtändig doch prachtlos; am meiſten imponirten aber die beiden ſchön gemalten Fenſter. Zu beiden Seiten eines mächtigen Wappens zogen ſich in denſelben zwei Reihen runder, bunter

Scheiben abwärts. Sie zeigten, in eben ſo vielen Medaillons, Darſtellungen bibliſcher Geſchichten, auf goldigem Grunde ſchön gemalt; eine Fülle von ſmaragdgrünem Laubwerk durchſchlängelte den Zwiſchenraum und ſchloß das große Wappen des Mittelſtückes ein. Hier ſtrahlten drei bunte Straußenfedern vom goldnen Helm, und unter dieſem ſprengte ein mächtiger ſchwarzer Eber quer durch das glänzend grüne Feld. Ein weißes durch die Helmdecken ſich hinſchlängelndes Band, enthielt den Wahlſpruch des Hauſes Valtravers: ‚le champ c'est ma maison.‘ In der Mitte des zweiten Fenſters ſah man das Wappen der Familie Budos; denn eng verſchwägert waren die Burgherren von Cadillac mit den Vicomtes des Portes Hier glänzte, wie eine Tafel von Rubin, das ſtrahlend rothe Schild, ſo wie in deſſen Mitte wieder ein goldnes Thor, mit aufgezogmem Gatter, und der Inſchrift: ‚toujours ouverte!‘ — Die Abendſonne ſtrahlte ſo eben durch die bunten Scheiben, und die Darſtellungen der letzteren brannten in einem zauberiſchen Lichte, auf dem glänzend grauen Gypseſtrich des Bodens. In einem der hölzernen Seſſel, in der Vertiefung eines Fenſters, ſaß die Hausfrau, die Witwe des Ritters de Valtravers. Obwohl ſie noch nicht weit über die Mitte der Jahre hinaus war, erſchien ſie doch bei Weitem älter. Lange Leiden, anhaltende Krankheit, gaben ihren Zügen einen Anſtrich von Starrheit und Ertödtung. Das erloſchne Auge war auf ein kleines Büchlein gerichtet, in dem ſie zu leſen ſchien, und ihre Finger hielten einen, ſchön mit Perlenmutter eingelegten Roſenkranz. Da die übrigen Anweſenden eine ziemlich laute Unterhaltung führten, ohne eine Störung der Beterin hervorzubringen, ſo ward es deutlich, daß dieſe Letztere tief in die gewohnte Beſchäftigung verſunken ſei.

„Noch immer,“ ſprach Ritter Gautier, „iſt unſer Aſtrolog mit ſeinen Berechnungen nicht zu Ende, und doch möchte der alte Mann ſich Ruhe gönnen; wir brechen auf in erſter Frühe, und morgen müſſen wir Perigeux noch erreichen.“

„Wahrſcheinlich,“ ſprach Louiſe, „quält er ſich noch immer mit ſeinen Auctoribus; ſo nannte er ja wohl die dicken Bücher? — Wenigſtens,“ fügte ſie noch leicht hinzu, „wird er das Geld, um welches ſeine Zunftgenoſſen die ſchöne Gabriele bringen, im Schweiße ſeines Angeſichts verdienen.“

„Ich möchte,“ ſprach Clotilde, „den Alten, mit dem treuen, offnen, ehrlichen Auge, nicht mit der Schaar gemeiner Gaukler und Zeichendeuter wegwerfend betrachten. Zum wenigſten betrügt er ſich allein, indem er dunkeln Regeln ſolcher, an ſich hohlen, markloſen Künſte folget, und nichtige Berechnungen auf dieſe gründet. Deſſenungeachtet fühle ich mich unwillkürlich durch ſein treues, redliches Weſen angezogen.“

„Du haſt auch,“ entgegnete Louiſe, indem ein etwas höhniſches Lächeln um ihre Lippen ſpielte, „Dich über ihn nicht zu beklagen. Hat er Dir nicht Friede und Freude prophezeiet? — Friede!“ fuhr das Mädchen nun ſpottend fort, „wo fände ſich wohl ein tieferer, als zu Burg Cadillac? Erblickſt Du nicht durch Zufall dort in der Capelle einen ſchmutzigen Bootsmann, ſo ſtört in Deiner Ruhe Dich jahrelang kein fremd Geſicht. Und Freude? Ach, überſchwängliche! Während der Burgherr von Cadillac dort in dem Walde mit den wilden Kaninchen und Haſen Krieg führt, füttert die geſchäftige Hausfrau das Federvieh, vorausgeſetzt, daß die Verſorgung der zarten Kindlein, ſolche zu jener idylliſchen Beſchäftigung erſt kommen läßt.“ Jetzt ließen ſich ſchwere Tritte im Vorſaal hören, und der Aſtrolog trat ein. Mit tiefer Verbeugung nahte er ſich der Hausfrau, ſprach mit derſelben wenige leiſe Worte, welche auf deren Befinden ſich bezogen, und nahm dann, nachdem er wegen der Störung ihrer Andacht ſich entſchuldigt, im Kreiſe der jugendlichen Geſellſchaft Platz.

„Nun, werther Meiſter,“ ſprach Louiſe lachend. „Was ſagen Eure Auctoribus?“

„Auctores,“ verbeſſerte der Aſtrolog.

„Mir Alles eins!“ entgegnete Louiſe. „Auctores oder Auctoribus. Ich meine, was der grüne Löwe, desgleichen der rothe Drache, über meine Zukunft Euch anvertrauen? Denn ich will hoffen, daß Ihr Euer gegebenes Wort ſofort nun löſet.“

„Und doch,“ entgegnete der Meiſter, „wollte ich eben Euch erſuchen, deſſelben mich geneigteſt zu entbinden.“

„Wahrhaftig!“ rief das Mädchen. „Das wäre mir eben recht! — Nichts da, Meſſire! Keine Winkelzüge. Ich glaube gar, Ihr habt am Ende die Berechnung noch gar nicht angefangen.“

„Ihr würdet,“ entgegnete la Broſſe, „mit ſolchem Argwohn mir Unrecht thun, mein hochverehrtes Fräulein. Ich habe Eure Tafel, ſo wie des Ritters de Sainte Marie gefertiget, wie gewöhnlich; dennoch —“

„Dennoch?“

„Iſt das Reſultat mir nicht ganz klar geworden. Es herrſchte in Eurer Conſtellation ein ſonderbares Dunkel, welches gar wohl geeignet wäre einen Fehl, ſelbſt in den Augen geübter Meiſter, zu entſchuldigen.“

„Ihr macht mich ſelbſt ganz neugierig, Meſſire!“ ſprach Ritter Gautier, „und ich kann darum nur die Bitte des Fräuleins, das Reſultat uns mitzutheilen, unterſtützen.“

„So erlaubt mir,“ entgegnete la Broſſe, indem er eine Rolle aus dem Buſen zog, „daß dies bei Jedem insbeſondere ſchriftlich und im Geheim geſchehe.“

„Abgeſchlagen!“ rief Louiſe, indem ſie dem Alten die Rolle aus der Hand nahm. „Ich bin auf Gautiers Schickſal faſt begieriger als auf mein eignes. — Da leſ't, Meſſire!“

„Ihr wollt es,“ entgegnete der Seher. „So mögt Ihr dann nicht vergeſſen, daß, was ich leſe, nicht mein Ausſpruch iſt, ſondern der der Sterne. Dies, Fräulein, ſagt Eure Tafel:

Herrſchend die Triebe
Feſſellos, frei!
Heftig in Liebe,
Dennoch nicht treu.

Strahlend im Glanze
Der Macht wirſt Du gehn,
Doch Dich im Kranze
Der Freude nicht ſehn.

Folgſt einem Schatten
Hin zu der Gruft,
Der von des Gatten
Seite Dich ruft."

„Ihr ſeid ein Unglücksrabe, Meiſter!" ſprach Louiſe, „und abgerechnet den verheißnen Glanz, verkündigt Ihr mir nichts, als Schlimmes. Die Vorwürfe im erſten Verſe aber will ich großmüthig Euch verzeihen, ſelbſt ohne ſolche Gautiers Mittheilung zuzuſchreiben."

„Zweifelt lieber an meinem Wiſſen, Fräulein, als an meiner Redlichkeit!" ſprach mit Ernſt la Broſſe, „und Ihr, Herr Ritter, vergönnet mir Euer

Sprüchlein zu verſchweigen, dieweil es mir ſelbſt zu dunkel, ja zu verworren klingt."

„Keineswegs," ſprach Gautier. „Ich beſtehe darauf nur um ſo feſter."

„Ich folge Eurem Willen," ſprach la Broſſe, und begann ſodann zu leſen:

„Treu Deiner Pflicht, der Treu'ſte der Vaſallen,
Ziehſt Du das Schwert, doch gegen Deinen Herrn.
Dir iſt beſtimmt, von ſeiner Hand zu fallen;
Du ſtirbſt durch ihn, und dennoch ſtirbſt Du gern.
Dein höchſtes Gut, das Liebſte Dir von Allen,
Er raubt es Dir, doch Du, von Rache fern,
Willſt vor dem Schmerze, den Du ſelbſt erfahren,
Im Tode doch den Gegner noch bewahren!"

„Wenn die Sterne," ſprach lächelnd der Ritter de Sainte Marie, „irgend einen Zweifel an der Untrüglichkeit ihrer Ausſprüche geſtatten, ſo möchte ich denſelben mir wohl erlauben. Durch's Schwert zu fallen, iſt allerdings dem Kriegsmann kein unerwartetes Loos, und er fände ſo leicht wohl auch kein ſchöneres, jedoch daß ich mein Schwert, ſo immer nur zur Seite des edlen Heinrich von Montmorency blitzte, einſt gegen den tapfern Connetable, den hochverehrten Lehnsherrn, ziehen ſollte, iſt rein unmöglich. Und er, der edle Heinrich, der ſelbſt einſt in der Schlacht das Leben mir gerettet, der obgleich tief gebeugt noch von dem Verluſt der Gattin, vor wenig Monden ſo feurig mir verſprach, in Kurzem an den Hof zu reiſen und dort um die erledigte Commandantenſtelle des Schloſſes zu Toulouſe für mich zu werben, er könnte mir etwas rauben wollen? Nein, Meſſire! dasmal haben ſich die Sterne, oder Ihr wohl ſelber Euch, ſtark verrechnet."

„Ich wünſche," ſprach der Aſtrolog, freundlich des Ritters Hand ergreifend, „der Fehler möge auf meiner Seite ſein, und hoffe es auch, denn ewig blöde bleibt das Auge des Sterblichen. Nur ſchwer blickt dieſes durch der Zukunft Nebel, während jene Tauſende, in nie umwölkter Klarheit, von ihrem hohen Dome in das wirre Getreibe der Menſchen herniederſchauen. Darum, lieber Ritter, und Ihr mein Fräulein, möget dem alten Manne vergeben, wenn der Ausſpruch, den ſeine Kunſt ihm in den Mund legt, nicht mit dem Euren, und gewißlich auch in dieſem Falle, nicht mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmt."

Bis zur ſpäten Nachtzeit blieb die Geſellſchaft noch beiſammen. Gautier erzählte viel aus ſeinem kriegsbewegten Leben. Er erzählte, wie nach dem Tode von Louiſens Vater, des Vicomte Jacques des Portes, er von dem Connetable nach ſeiner erſten Waffenthat den Ritterſchlag empfangen, wie in den Kriegen der Ligue er mehrere gute Dienſte ſeinem Lehnsherrn erweiſen können, und wie dann dieſer ihn perſönlich aus großer Gefahr gerettet. Er ſprach ferner von der Großmuth des Connetable, dieſem Erbtheil der Familie Montmorency, und wie ſolcher in dieſer Tugend ſich immer ſo königlich erwieſen. Er ſagte, daß die Kenntniß von der unbegränzten Freigebigkeit deſſelben, ihn bisher ſtets abgehalten, den edlen Lehnsherrn von ſeiner eigenen bedrängten Lage und der Verbindung mit Louiſen zu unterrichten, und eben aus dieſem Grunde er blos deſſen Vorwort zu Erlangung einer einträglichen Stelle in Anſpruch genommen habe. Von den Mädchen darum befragt, ſchilderte er nun das Aeußere des Connetable, und wunderbarer Weiſe fand Louiſe in der Zeichnung die Züge des Ritters mit dem Mohrenhaupte wieder, doch hütete ſie ſich ſorgfältig, dieſer Aehnlichkeit zu erwähnen. So verlief der Abend unter mannigfachen Geſprächen, an welchen die Hausfrau, allein nur ſelten und in abgebrochenen Worten, Theil nahm. Das Mißverſtändniß zwiſchen den beiden Liebenden, ſo an dieſem Tage beſtanden hatte, war endlich in den ruhig werdenden Gemüthern gleichfalls ausgeglichen worden, doch war Louiſens Flatterſinn, ſo wie ihre Nichtachtung eines häuslich ſtillen Lebens, dem Ritter nie ſo klar geworden, als eben heute. Auch Louiſens Neigung für den Ritter, durch die längere Zeit ihres beſtehenden Verhältniſſes bereits weniger feurig, ward durch das Mißverſtändniß noch mehr herabgeſtimmt, und unwillkürlich ſtellte ſie in ihrem Innern Vergleichungen zwiſchen dem Aeußern Gautiers und jenes Fremden an, deſſen hohe majeſtätiſche Geſtalt und ausgezeichnet ſchönen Züge das Bild des Ritters de Sainte Marie nur immer mehr verdunkelten. — Der zur Abreiſe beſtimmte Morgen brach endlich an. Die Trennung, welche ſonſt den Liebenden ſo unendlich ſchwer geworden, war es diesmal weniger als ſonſt, doch ſuchten Beide die innere Kälte unter einer Menge zärtlicher Betheurungen zu verſtecken, indem ſie, unzufrieden mit ſich ſelbſt, dem Herzen abzuringen ſuchten, was es ſonſt freiwillig im Uebermaß geſpendet.

So zogen Gautier und la Broſſe, von den Mädchen bis zu der Fähre, die an dem Ufer der Garonne ihrer harrte, noch geleitet, ihres Weges, ſchwammen langſam, von den Frauen mit wehenden Taſchentüchern noch begrüßt, und dieſen Gruß erwiedernd, an's andere Ufer, und verſchwanden endlich zwiſchen Barſacs grünenden Rebenhügeln. — —

Wochen vergingen. — Durch nichts ward die gewohnte Einſamkeit zu Burg Cadillac unterbrochen, und nur ſelten erſchien ein Brief von Gautier. Kam endlich aber einer, ſo ſprach derſelbe wohl des Ritters Hoffnung aus, die Commandantenſtelle zu erlangen, doch niemals ohne den Beiſatz, daß er blos den Wunſch um Louiſens willen hege, indem er wiſſe, daß ſolche in dem geräuſchvollen Toulouſe ſich mehr an ihrem Platze, als in der Einſamkeit der väterlichen Burg des Ritters, in den Vorgebirgen der Pyrenäen gelegen, befinden würde. Je häufiger Gautiers Briefe Vorwürfe dieſer Art enthielten, je heftiger brach Louiſe gegen die Freundin in Klagen aus. Mochte dieſe auch widerſprechen, des Ritters vieljährige Treue ſchildern, jenem Vorwurf andere Bewegungsgründe unterlegen, die Geſpielin ſah in den Worten Gautiers nur den mürriſchen Hausherrn, der künftig ſie jeder Lebensfreude berauben, oder dieſe ſo lange zu vergällen ſuchen werde, bis ſie von ſelbſt ſich dann entſchlöſſe, ein freudenloſes Leben in den beſchneiten Pyrenäen zu vertrauern. Nur mit Mühe konnte Clotilde es verhüten, daß Louiſens heftige Gemüthsart ſich nicht in bittern Worten in den ſchriftlichen Antworten der Freundin ausſprach, doch konnte ſie nicht verhindern, daß in eben dieſen Briefen eine leicht bemerkbare Kälte ſich kund gab, welche neue Vorwürfe und Klagen von Gautiers Seite nach ſich zog. —

Eben jenen ſchmerzlichen Gegenſtand in eifrigem Geſpräch verhandelnd, ſaßen beide Mädchen auf ihrem Lieblingsplätzchen, der Platteform der alten Burg, als die Fähre von Barſac auf der ſpiegelglatten Garonne herüber ſchwamm. Zwei Ritter, in ſchöner, wie Silber im Sonnenſtrahl erglänzenden Rüſtung, ſtanden in dem Prahm, die ſchnaubenden Roſſe feſt an dem beſchäumten Zügel haltend. Die Aufmerkſamkeit der Reiter war gänzlich auf die ſcheuen Thiere gerichtet, denn bei jedem heftig ertönenden Ruderſchlage, drehten die Roſſe ſich im Kreiſe, ſchnarchten mit den weit geöffneten Nüſtern und ſtampften ſchallend auf des Schiffleins Bohlen. Jetzt erblickten die Mädchen die fremden Reiter.

„Ob es Gautier ſein mag?“ ſprach Clotilde.

„Gewiß nicht!“ entgegnete Louiſe.

„Wer weiß,“ ſprach Erſtere. „Komm hinab. Wie es ſcheint, gilt unſerm Hauſe der Beſuch der Fremden, und meine Mutter iſt allein.“

Der Prahm war nun gelandet, und beide Reiter beſtiegen ihre Roſſe, den Steinweg aufwärts ziehend, und als ſie die Nähe des Thurmes paſſirten, ſich tief verbeugend.

„Du kennſt die Ritter?“ ſprach befremdet nun Clotilde, als ſie beim Gegengruße das Geſicht der Freundin wie von Scharlach überzogen ſah.

„Es iſt der Ritter vom Mohrenhaupte!“ antwortete Louiſe faſt bewußtlos.

„Geh' nicht hinab! ich bitte Dich!“ rief Clotilde, indem eine angſtvolle Ahnung ſie durchzuckte. „Laß mich allein gehen.“

„Du biſt wohl kindiſch?“ entgegnete Louiſe, und ſchritt ſchnell die Stufen abwärts, mit raſchem Schritte in das Zimmer der Hausfrau eilend.

Ein alter Diener trat eben in den Saal.

„Der Ritter Henri de Damville, Baron und Bannerherr," meldete der Alte, „hält nebſt einem Begleiter vor dem Thor, und ſendet dieſen Brief zu ſeiner Beglaubigung, indem er um Einlaß bittet."

„Die Herren ſind willkommen," entgegnete die Dame, und öffnete den Brief, indem der Diener hinausging.

‚Ihr werdet, Madame,' ſchrieb der Gouverneur von Bordeaux, Graf St. Adelgonde, ‚Seiner Majeſtät, welche ich nächſtens hier erwarte, einen großen Dienſt erweiſen, wenn Ihr dem Baron Damville, nebſt ſeinem Begleiter, dem ſchweizeriſchen Ritter Willibald am Rhyn, einige Tage Aufenthalt auf Eurem Landſitze vergönnen wollet. Es wünſcht der König, in wichtigen Angelegenheiten, die Herren im Geheim zu ſprechen. Hier zu Bordeaux, ſo wie auf meinem Landhauſe, würde deren Gegenwart Aufſehn erregen; darum bitte ich Euch um eine Gefälligkeit, ſo Seine Majeſtät ſehr gnädig vermerken werden.'

Die Dame hatte eben den Brief geleſen, als beide Fremde ins Zimmer traten. — Stürmiſch pochte

Louiſens Herz; ſie hatte recht geſehen, es war der Baron Damville, jener Mohrenritter. Obſchon von reifem Mannsalter, hatte der Fremde in ſeinem Aeußern noch manchen Schmuck der Jugend. Das ſchwarze Lockenhaar, das große blitzende Auge, die friſche Farbe, ließen kaum erkennen, daß derſelbe ſchon in der Mitte des Lebens ſtehe. Seine hohe Geſtalt, das vollkommene Ebenmaß der kräftigen Glieder, ſein ſtolzer Gang, gaben ihm etwas Stattliches, Gebietendes; man ſah, er ſei gewohnt nur zu befehlen. Leuchtete aber aus dem großen gebietenden Auge ein Strahl von ſtolzem Selbſtbewußtſein, ſo ward doch dieſer von der Anmuth ſeiner Mienen, der Gefälligkeit ſeiner Geberden, wieder gemäßigt, und man ſah augenblicklich, daß, wenn er gewohnt ſei, als Herr ſich zu betrachten, er als ein gütiger von ſeinen Untergebenen angeſehen werden müſſe. Sein Aeußeres war einfach aber koſtbar. Ueber der blanken, mit Silber eingelegten Rüſtung trug er eine reich mit goldner Stickerei verzierte Schärpe, und in der Mitte des ganz aus Silber geformten Schildes ſah man ein Mohrenhaupt. Im Rande des Schildes glänzte im blauen Email die Inſchrift: **j'ai mon more ainsi!** Drei handbreite, ſtarke, goldne Ketten hingen von dem ſtolzen Nacken die Bruſt herab.

Sein junger Begleiter war ein ſchöner, blondgelockter Jüngling, in erſter Lebensblüthe, und das helle blaue Auge, wie die Geſichtsform, verkündigten den Sohn der Alpen.

„Mes Dames!“ ſprach der Baron, indem er anmuthig gegen die Frauen ſich verneigte, „kaum wollte ich es wagen, die edle Ruhe Ihres ſo ſchönen Aufenthaltes zu ſtören, aber die Verſicherungen des Grafen Sainte Adelgonde gaben mir Muth. Auch fühle ich mich nicht fremd mehr in dem Hauſe eines tapfern Kampfgenoſſen aus der Schlacht von Dreux! — Ja, Madame, in einem ſehr verhängnißvollen Augenblicke, den ich, und“ — ſetzte er leicht hinzu — „vielleicht auch Frankreich, ſo bald noch nicht vergeſſen werden, wehte das Banner des tapfern Ebers von Valtravers mir dicht zur Seite. Auch,“ fuhr er, ſich gegen Louiſen verbeugend, fort, „empfing das gaſtlich geöffnete goldne Thor der Budes, treu ſeinem Wahlſpruch, früher ſchon den Fremdling, doch werden Sie, mein Fräulein, deſſen ſich nicht mehr erinnern.“

Eine dunkle Erinnerung aus Kinderzeit durchzuckte Louiſens Seele. Es war ihr, als habe ſie den hohen Fremden, einen ſchönen Jüngling damals, mit mächtigem Gefolge in ihres Vaters Hallen einziehen ſehen.

„Der tapfere Streiter für den heiligen Glauben,“ entgegnete die Hausfrau, ſichtlich geſchmeichelt, „iſt ſtets willkommen zu Cadillac. Wäre Ritter Guy am Leben, ſo würde der heutige Tag ein Tag des Feſtes und der Freude ſein; doch mögt Ihr, Meſſire, überzeugt Euch halten, daß, wenn auch unſere Freude ſtiller, ſie doch nicht weniger herzlich iſt.“

„Sehr oft,“ fuhr dann die Hausfrau, nachdem die Fremden auf ihre Einladung im Kreiſe der Geſellſchaft Platz genommen, fort, „ſehr oft erinnerte mein ſeliger Gatte ſich des Tages von Dreux; er wiederholte öfters die Erzählung, wie er an jenem Tage beinah dem Condé unterlegen wäre, wenn nicht Heinrich von Montmorency zu ſeiner Hülfe zeitig herbeigeeilt, und dieſem es endlich gelungen wäre, den mächtigen Feind zu überwältigen und zum Gefangenen zu machen. — Aber, Meſſire,“ ſprach nun die Dame, „wenn ich nicht irre, ſo gleicht Euer Wappenſchild ſehr dem der Montmorency's, und es führen dieſe auch denſelben Wahlſpruch; wenigſtens dächte ich, eine ſich auf Letzteren beziehende Geſchichte von meinem ſeligen Gatten einſt gehört zu haben."

„Ganz recht!" erwiederte der Baron, nicht ohne einige Verwirrung: „wir führen daſſelbe Wappen und ſind von einem Stamme, der dann ſpäter in mehrere Aeſte ſich verzweigt. Der erſte Damville begleitete Karl Martell nach Poitiers, wo der König die Mauren ſchlug, die Frankreich überſchwemmten. Obgleich faſt Knabe noch, erlegte er einen rieſigen Heiden, deſſen Haupt er mit den Worten unſers Wahlſpruchs dem Könige zu Füßen legte, und darob den Ritterſchlag und die Benennung: Montmorency empfing."

„Ja wohl!" entgegnete die Dame. „Auf eben dieſe Weiſe erzählte es ſtets mein Gatte. — Ihr kanntet den Ritter Guy?"

„O, ſehr genau!" erwiederte der Fremde. „Ich ehrte ihn wie einen väterlichen Freund. Es jammerte das ganze Heer, als er gefallen war, und der Duc de Mayenne legte den eignen lorbeerbekränzten Degen auf den Sarg des Tapfern. — Glücklich, Madame, daß jene ſtürmiſchen Zeiten vorüber ſind! Die Kinder Frankreichs trennt nicht mehr Verſchiedenheit des Glaubens! Unter dem weißen Banner Heinrichs von Navarra zieht brüderlich der Hugenotte neben dem Katholiken. Es ſieht das ſchmerzerfüllte Auge nicht mehr die weißen Fahnen zugleich auf Freundes und Feindes Seite wehen, und es bedarf nur des Entfaltens der heiligen Oriflamme, auf daß Bann und Arrierbann Frankreichs ſeinem geliebten Führer folge."

Während dieſer Worte, bei welchen des Fremden ſchönes Auge wie begeiſtert glänzte, ruhten Louiſens Blicke fortwährend auf dem Sprechenden. So ehrfurchtgebietend und doch dabei ſo freundlich und ſo milde, war ihr noch nie ein Mann erſchienen. Sie verglich die ruhige Würde dieſes Fremden mit dem heftigen Weſen, der häufig düſtern übeln Laune Gautiers, und das Bild des Letztern trat ſehr in den Hintergrund. Nur mit Widerwillen gegen dieſen konnte ſie daran gedenken, daß er den Fremden, und blos nach Hörenſagen, einen nichtswürdigen Abenteurer genannt, der auf dem Turnier ein fremdes

Wappen ſich angemaßt, und unwillkürlich begann ſie in Vergleichungen ſich zu erſchöpfen, die alle, mehr oder minder, zum Nachtheil des Verlobten ausfallen mußten.

Die Hausfrau beurlaubte ſich jetzt auf einige Zeit, um, wie ſie ſagte, einige, wenn auch ärmliche Vorkehrungen zu der Bewirthung der werthen Gäſte zu bewirken, und den Mädchen blieb nun die Unterhaltung der Fremden überlaſſen. Es ward dann ein Spaziergang längs den ſchattigen Ufern des Fluſſes vorgeſchlagen, und da die ſchmalen Dämme nur zu Zweien zu gehen geſtatteten, ſo fand es ſich nur um ſo ungeſuchter, daß der Baron Louiſens und Ritter Willibald Clotildens unzertrennlicher Begleiter ward. Auch in den folgenden Tagen war dies ſtets der Fall. Der Baron hatte ſich längere Zeit an den Höfen zu Madrid und Paris aufgehalten, und die Schilderung glänzender Feſte, denen er dort beigewohnt, die Beſchreibungen des Luxus jener Zeiten, verſchafften ihm eine ſtets aufmerkſame Hörerin. Nur allzuſehr gewöhnte ſich das Mädchen an den Fremden, und die lebhafteſte Freude ſtrahlte aus ihren Augen, als die Nachricht kam, daß ſich die Ankunft des Königs zu Bordeaux noch um länger als eine Woche verzögern dürfte. Der Graf Sainte Adelgonde ſelbſt war der Ueberbringer jener Botſchaft, und Louiſens Meinung von dem Baron ſtieg immer höher, als ſie ſah mit welcher Hochachtung derſelbe von dem Gouverneur behandelt wurde. Mit größter Aufmerkſamkeit und in der ehrfurchtsvollſten Stellung ſprach der Letztere ſtets zu dem Fremden, und einigemal entfuhr ihm in der Lebhaftigkeit der Rede der Titel: „Monſeigneur!“ Sichtlich war der Fremde von höherem Range, als er die Schloßbewohner glauben laſſen wollte, und auch die koſtbaren Geräthſchaften und Kleider, mit welchen ein alter Diener bald nach der Ankunft der Fremden auf dem Schloſſe eintraf, ließen auf ungewöhnlichen Reichthum ſchließen. — Auch Willibald und Clotilde fanden ſich bald mehr und mehr. Mit größter Theilnahme hing Clotildens Auge an den Lippen des ſchönen Jünglings, wenn er erzählte von ſeiner großen, herrlichen Heimath. Im Geiſte begleitete ſie ihn durch die glücklichen Thäler, auf die ſonnigen Matten, bis an die Grenzen des ewigen Eiſes; ſie ſah mit ihm die Alpen glühen, Abgründe gähnen, die Lavinen ſtürzen; ſie begleitete ihn angſtvoll in Heinrichs Schlachten, ſah die bunten ſchweizeriſchen Banner an der Seite der weißen Fahnen zum Kampfe wehen, hörte den Schlachtruf des Stiers von Uri! — — Theilnehmend hörte ſie dann, wie er ſich ſehne aus dem wüſten Kriegestreiben, um das Schwert zur Pflugſchar zu verwandeln, ſei es nun in ſeinen heimathlichen Thälern, oder an den ſonnigen Ufern des Cher und der Garonne, und in der jungfräulichen Bruſt entſtanden Wünſche, es reihten ſich Combinationen dann zu Bildern, wie ſolche das junge Herz erfüllen in ſchönen, unvergeßlichen Lebenstagen. — Mehrere Briefe Gautiers langten an in dieſer Zeit; ſie waren vorwurfsvoller faſt als jemals. Heftig beklagte ſich der Unzufriedene, daß Louiſe ſeit ſeiner Abreiſe die empfangenen Schreiben kalt oder gar nicht beantworte. Er wiederholte bis zum Uebermaße die gewöhnlichen Beſchuldigungen des Leichtſinns und der Unbeſtändigkeit, und um ſo heftiger beantwortete das Mädchen ſeine Klagen, als ſie weniger als ſonſt ſich freiſprechen konnte von eigner Schuld. Mehr und mehr erkaltete die Neigung für Gautier in ihrem Herzen, und bald ſah ſie in dem

Bande, was ſie für immer an dieſen knüpfen ſollte, nur die drückendſte Feſſel. Clotilden konnte die Entzweiung der Verlobten nicht lange verborgen bleiben. Sie wendete alle Kräfte an, um die Freundin von dem Unrecht, welches dieſe Gautier gethan, zu überzeugen, jedoch vergebens. Mit Schrecken ſah ſie das Bild des Ritters in Louiſens Herzen von Tage zu Tage immer mehr erbleichen, und die Ahnung, daß die Freundin ihre Neigung dem Fremden zugewendet, ward faſt zur Gewißheit, als dieſe ihr erzählte: ſie ſei Willens, dem Ritter die Auflöſung eines Bündniſſes vorzuſchlagen, welches unter den beſtehenden Verhältniſſen, Beide nur immer unglücklicher machen müſſe. Mit aller Kraft der Freundſchaft widerſprach Clotilde Louiſens Vorſatz. Sie rief alle Erinnerungen der Kinderjahre ihr zurück; ſie zeigte ihr, wie Gautier ſeit langer Zeit ſo treu an ihr gehangen, wie er keine Mühe, keine Gefahr geſcheut, ihr dauerndes Glück zu gründen; ſie erinnerte Louiſen, wie dieſe ſelbſt in jener Verbindung ſonſt ihr einziges Lebensglück gefunden, mit welcher ſchwärmeriſchen Leidenſchaft ſie von dem Augenblick geſprochen, welcher die Krone auf den ſo mühſam geführten Bau des Glücks einſt ſetzen würde. — Alles war umſonſt! Mit düſterm Schweigen hörte Louiſe Clotildens Rede, und verſicherte dann: der Ritter ſei es, welcher durch gehäufte, auf Nichts gegründete Beſchuldigungen ein Band zerreißen wolle, das ihm läſtig zu werden längſt angefangen habe, und daß die eigene Achtung ihr befehle, Gautier in der Erfüllung ſeines Wunſches zuvor zu kommen. — Noch immer hoffte Clotilde auf eine Sinnesänderung der Freundin, doch bald ſank dieſe Hoffnung, als Louiſe in der Gegenwart des Fremden, in welcher Clotilde ihrer Freundin als einer Längſtverlobten Erwähnung that, der Angabe auf das Entſchiedenſte widerſprach, und jenes Verhältniß, als ein gänzlich und für immer aufgehobenes, darzuſtellen ſuchte. Deſſelben Tages noch theilte Louiſe Clotilden die Abſchrift eines Briefes mit, in welchem ſie von Gautier auf immer Abſchied nahm, und beſchwor die Freundin dringend, nie wieder mit einem Worte dieſen Gegenſtand zu berühren, weil jedes derſelben ihr nur Qual bereiten, doch den gefaßten Entſchluß niemals ändern könne. — Louiſens Verhältniß zu dem Baron ward täglich inniger. Mit aller Heftigkeit ihres Charakters, verſchlang ſie jedes ſeiner Worte und ſchien bald nur für ihn zu leben. War der Fremde auf einige Stunden nur entfernt, was um ſo häufiger geſchah, als er öftere Zuſammenkünfte mit dem Gouverneur auf deſſen Landſitz hatte, ſo war Louiſe trüb und düſter geſtimmt, ſie erſchien dann ſtill und in ſich ſelbſt verſunken, und verließ nicht eher das Plätzchen auf der Höhe der Platteform des Thurmes, bis die Fähre von Barſac den Erſehnten an das diesſeitige Ufer trug. Bald bemerkte Clotilde, daß es zwiſchen Louiſen und dem Baron zu Erklärungen gekommen ſei, deren Inhalt ſie um ſo weniger zu erforſchen trachtete, als eine unbeſchreiblich düſtere Ahnung ihr nichts als Unglück für ihre Freundin aus dieſem Verhältniß zu prophezeihen ſchien. Eben ſo ſorgfältig ſuchte Louiſe jede Erörterung dieſes Gegenſtandes zu vermeiden und nur ſelten und auch dann nur auf wenige Augenblicke blieb ſie mit Clotilden allein. Endlich traf zu Burg Cadillac die Nachricht ein: daß in zwei Tagen der König zu Bordeaux ankommen würde, und geruhet habe, den Baron, ſammt deſſen Begleiter nach Libourne zu beſcheiden. Wie ein Donnerſchlag wirkte dieſe Nachricht auf Louiſen. Sie ſchwamm in Thränen, ſobald ſie mit Clotilden ſich allein ſah; ſie rang die Hände, wenn die Freundin um eine Erklärung bat; doch gänzlich der Heftigkeit ihres Gemüthes getreu, trockneten ſich Louiſens Zähren und es leuchtete das ſchöne Auge, ſobald der Fremde dann hinzutrat, und freundliche, faſt zärtliche Worte an ſie richtete.

Wir finden an dem Abende des Tages, an welchem der Baron den Befehl zur Abreiſe erhielt, denſelben mit Louiſen auf einem Spaziergange längs den Ufern der Garonne. Die Sonne war eben im Untergehen, und eine liebliche Kühlung wehte unter den grünen Domen, welche durch die Aeſte mächtiger Waldeichen gebildet wurden. Dicht unter der Burg lag eine Flotille bunt bewimpelter Schiffe feſtgeankert, und deren muntere Führer, wackere Gascogner, tanzten friſch zum Klange der baskiſchen Schellentrommel. Raſch ſchritten unſere Spazierende dem Getümmel vorüber, doch Ritter Willibald, der ihnen nachgeeilt, erklärte, hier Fräulein Clotilden erwarten und indeß ein Schauſpiel genießen zu wollen, das ihm neu ſei. Zwar verhallte der Schellenklang ſchon in der Ferne, doch ertönten noch dumpf die ſtärkſten Schläge des Tambourins, als der Baron mit ſeiner ſchönen Begleiterin bei jener Capelle angekommen, welche am Ende des Wäldchens gelegen, und das gewöhnliche Ziel des Spaziergangs war. Das Kirchlein war ſtets geöffnet; es brannte hier eine ewige Lampe, und obwohl der alte Diener, welcher die letztere zu unterhalten hatte, im Schloſſe wohnte, ſo war die Heiligkeit des Ortes doch ein hinlänglicher Schutz, um die wenigen Dinge von Werth vor Frevlerhänden zu bewahren. Beide Spazierende ſtanden auf einer kleinen Terraſſe, dicht an des Kirchleins Seite; ſie bildeten eine intereſſante Gruppe. Zärtlich lehnte ſich das Mädchen an die Schulter des hohen, ſtattlichen Begleiters, das ſchöne, dunkle, ſchwärmeriſche Auge zu ihm emporgerichtet. Liebend blickte der ſchöne Mann auf die Begleiterin herab. Es ſpiegelte der rothe Schimmer der untergegangenen Sonne ſich in der glänzenden Rüſtung, welche der Baron ſeit einem Morgenritte nicht abgelegt, und der kräftige, ſtahlgepanzerte Arm umſchlang Louiſens ſchönen Wuchs. Die mächtigen, ſchwarzen und rothen Federn des blitzenden Helmes miſchten ſich mit des Mädchens Rabenlocken, als der ſchöne Mann ſich raſch nun niederbeugend, ſchnell einen Kuß auf Louiſens Stirn drückte.

„Alſo gänzlich, gänzlich frei?“ ſprach er mit zärtlicher Stimme.

„Gänzlich!“ erwiederte das Mädchen. „Niemals werde ich Gautiers Gattin.“

„Nur unter dieſer Vorausſetzung,“ fuhr der Baron dann fort, „wagte ich auch, Euch meine Hand zu bieten. Ich achte ſonſt den Ritter de Sainte Marie, wegen ſeiner Tapferkeit und adeligen Sitte, und niemals hätte ich es über mich gewinnen können, ihm in den Angelegenheiten ſeines Herzens in den Weg zu treten. — Mein Verhältniß zu dem Ritter werde ich Euch eröffnen, ſobald ich übermorgen von Libourne zurückgekehrt; auch hindert mich, wie ich bereits geſagt, der Drang der Umſtände bis dahin, Euch eine nähere Erklärung über meinen eignen Rang und Stand zu geben; doch mögt Ihr wiſſen, daß beide über jenem ſind, in welchem ich bis jetzt mich hier gezeigt.“

„An Eurer Seite,“ entgegnete Louiſe mit ſchwärmeriſchem Ausdruck, „habe ich noch nie an Rang und Stand gedacht! — Ihr allein ſeid es, den ſich mein Herz erwählt!" —

„Wollt Ihr," ſprach der Baron mit Feuer, „dieſe Verſicherung, zum Zeichen unſeres Bundes, zu den Füßen der heiligen Jungfrau wiederholen, und meinen Schwur dafür zum Austauſch nehmen?"

„Ja," rief Louiſe ſchwärmeriſch. „Kommt! Heinrich! kommt zu den Füßen der Heiligen und Reinen!"

Beide eilten, Arm in Arm geſchlungen, in die Capelle. —

Obwohl nur dürftig verziert in ſeinem Innern, bot doch das Kirchlein einen recht gemüthlich wohlthuenden Anblick dar. Zwei dichte Reihen alter, etwas plumper Betſtühle, von faſt ſchwarzbrauner Farbe, ließen in ihrer Mitte nur einen, nicht allzubreiten Gang, auf dem man ſich dem einzigen Altare nahen konnte. Auf einem eiſernen Geſtelle ſah man die Reſte niedergebrannter kleiner Kerzen, ſo frommer Glaube dem Gnadenbilde angezündet, und eine Menge Weihgeſchenke, nach den Verhältniſſen des Gebers, entweder aus Silber oder Wachs geformt, verzierten die Seiten des Altars. Die meiſten derſelben ſtellten Glieder des menſchlichen Körpers dar, doch ſah man auch wohl kleine ſilberne Kähne oder Schifflein. Von ausgezeichneter Schönheit war das Bild auf dem Altare. Mit zum Himmel gerichtetem Blick, das göttliche Kind auf ihrem Arme tragend, umſchwärmt von Engelgruppen, ſtand die Mutter aller Gnaden auf dem in den Wolken ſchwebenden Erdball, den eine Schlange umringelte. Der ſchöngeformte Fuß trat auf das Haupt des giftigen Wurmes, und der ſinnige Blick des Gotteskindes ruhete unſchuldsvoll auf einem bunten Schifflein, welches es ſpielend in den Händen hielt. Das bald heraufflammende, bald gänzlich ſich verdüſternde Licht der ewigen Lampe, verlieh dem Bilde bald eine ſtrahlende, oft wieder eine nur wenig dämmernde Beleuchtung, und durch die tiefe Stille drohnte der Sporenklang der Schritte des Barons Damville und brach ſich in der Kuppel des Gewölbes. Louiſe und ihr Begleiter ſanken ſchweigend und mit dem Kreuze ſich bezeichnend nun vor dem Altare auf die Kniee, und ſprachen leiſe ein kurzes Gebet ſtill vor ſich hin.

„Ich verſpreche Euch,“ hob dann der Baron nach einer Pauſe an, indem er aufſtand; „ich verſpreche, Fräulein Louiſe de Budos, Euch von dieſem Augenblicke als meine Verlobte zu betrachten, und dann, ſobald der Dienſt des Königs es verſtattet, Euch heimzuführen als mein ehelich Gemahl, desgleichen Euch zu lieben und werth zu halten, und ſchwöre dieſes bei Gott und Ritterehre! — Ihr theilet meine Geſinnungen?"

„So wahr als Gott mir helfe!" ſprach Louiſe und ſank an ſeine Bruſt. —

In dieſem Augenblicke tönten klirrende Tritte vor der Thür und ein Geharniſchter ſtürzte mit bloßem Schwerte in die Capelle. — Mit einem lauten Schrei ſank Louiſe ohnmächtig auf die Stufen des Altars nieder, und der Baron, raſch vor das Fräulein tretend, ſchlug das Viſir herab und zog ſein Schwert.

„Nichtswürdiger Räuber!" brüllte der Unbekannte durch das Gitter ſeines Helmes, dem Baron entgegen ſtürzend.

„Räuber ſelbſt!" rief Letzterer, den Schwertſtreich des Fremden ſogleich erwiedernd.

Hell ſchallte wiederholter Schwertſchlag durch die Capelle und immer wüthender drang der Fremde vorwärts. Gewichtige Hiebe fielen auf jeder Seite, und ſtarke Funken glitten an dem Stahle abwärts. Der Baron Damville war ſeinem Gegner an Leibesſtärke überlegen und trachtete deshalb, denſelben wo möglich zu entwaffen, doch machte die Wuth des Letztern dieſen Vorſatz unausführbar. Immer mehr verlängerte ſich der Kampf und der Gedanke an das wie todt am Boden liegende Mädchen, gebot nun dem Baron, alle ſeine Kraft zu der Beſiegung des Gegners aufzubieten. — Auf einmal ertönte vor des Kirchleins Pforte ein lautes Halt! Es war der Ritter Willibald, welcher mit Clotilden herbeigekommen. Faſt noch wüthender durch dieſes Hinderniß geworden, faßte der Unbekannte das Schwert mit beiden Händen zu einem gewaltigen Hiebe; da drang die Klinge des Barons durch eine Panzeröffnung in des Fremden Seite, und dröhnend ſtürzte der Unbekannte nun zu Boden.

„Um Gotteswillen, was giebt es hier?“ rief Willibald mit Clotilden zu dem Altare eilend. Jammernd nahm das Fräulein Louiſen in ihre Arme, während ihr Begleiter dem Fremden den Helm vom Haupte riß.

„Gautier, Ihr!“ ſchrie der Baron, indem er ſich zu dem verwundeten Unbekannten herniederbeugte und ſeinen eignen Helm, ſo wie das Schwert weit von ſich ſchleuderte. „Um Gotteswillen, was ſoll dies heißen?“

„Ihr ſeid es, Heinrich von Montmorency?“ — ſprach Gautier, denn dieſer war es, mit matter Stimme: „Ihr, mein edler Lehnsherr? — O Gott! la Broſſe, Dein Wort geht furchtbar in Erfüllung!“ —

Unaufhaltſam quoll das Blut aus Gautiers Seite und ein Tuch, welches Clotilde von ihrem Nacken riß und das Gautier ſich auf die Wunde drückte, vermochte nur wenig es zu ſtillen. Louiſe gab jetzt einige Lebenszeichen, und Ritter Willibald, welcher ſchreckliche Entwickelungen des Vorgangs ahnete, nahm das Fräulein in ſeine Arme, um ſolches nach dem Schloſſe zu bringen und Hülfe herbeizuführen.

„Ein furchtbares Geſchick,“ ſprach jetzt der Ritter, mühſam und nicht ohne Hülfe vom Boden ſich erhebend, „waltet über uns Beide, Meſſire Connetable! Darum laſſet uns nicht rechten, mein edler Lehnsherr! Ihr, dies weiß ich, könnt nur ſchuldlos ſein. Was Louiſe an mir verſchuldet haben mag, wird einſt der Ewige richten!“ — —

Mit Mühe nur ward es Heinrich und Clotilden möglich, den Ritter eine Strecke zu geleiten. Zum Glück erſchien dann Willibald mit Hülfe. Er ſagte, daß Louiſe ſich bereits erholt, daß man aber für gut gehalten, ihr noch das Nähere des Vorgangs zu verbergen. — Der Ritter de Sainte Marie ward auf ein bequemes Lager gebracht; jedoch erklärte der bald zu ſeiner Hülfe herbeigerufene Arzt, daß Heilung ganz unmöglich ſei, und Gautier nur wenige Stunden noch zu leben habe.

Die Hausfrau erfuhr die nähern Umſtände des ſchrecklichen Vorgangs nicht. Ein heftiger Sturz mit dem Roſſe, ſagte man ihr, gefährde Gautiers Leben, und man habe nur wenig Hoffnung noch. Louiſe ward dann ſchonend von Allem unterrichtet, was die Ohnmacht ſie ſelbſt zu ſehen verhindert hatte. Sie jammerte, ſie rang die Hände, ſie klagte ſich als Gautiers Mörderin an, und — beruhigte ſich dann eben ſo ſchnell, als der Connetable ſchmerzerfüllt erklärte, daß alles dieſes Unglück nur ihm allein zur Laſt zu legen wäre, indem daſſelbe aus jenem Verbergen ſeines Namens und Standes entſpringe, eine Vorſicht, welche freilich der Befehl des Königs und die Veranlaſſung ſeines Hierſeins gebieteriſch gefordert hätten. Da er den folgenden Tag den König zu ſehen hoffe, ſo ſei es nicht mehr nöthig, ein Geheimniß aus der letzteren zu machen; er habe nämlich, als Gouverneur von Languedoc, denſelben von Verbindungen zu unterrichten verpflichtet ſich gefühlt, welche ehemalige eifrige Liguiſten immer noch mit Spanien unterhielten, desgleichen mit ſeinem königlichen Herrn über die Mittel, dieſen vorzubeugen, ſich beſprechen und ihm vorſchlagen wollen, eine ſtarke Beſatzung Schweizer in die Grenzfeſtungen zu legen, worüber dem Ritter Willibald am Rhyn der Oberbefehl zu übertragen wäre. Sein Erſcheinen auf dem Turniere zu Bordeaux erklärte der Connetable dahin: wie damals das Trauerjahr nach dem Ableben ſeiner Gemahlin noch nicht vollendet geweſen, und daß er dieſerhalb, ſo wie um aus den oben angeführten Gründen mit dem Gouverneur ganz im Geheim zu ſprechen, ſich nicht zu erkennen geben können. —

Clotilde, welche nebſt Willibald die Wartung des Ritters de Sainte Marie übernommen, trat jetzt ein, und meldete, daß der Kranke dringend den Connetable und Louiſen zu ſprechen wünſche; ſie habe, ſetzte ſie hinzu, ſich alle Mühe gegeben, Gautier von dieſem Wunſche abzubringen, dieſer aber beſtehe darauf und ſage, er ſei verſöhnt, und wolle die, die er im Leben ſo heiß geliebt, noch einmal ſehen, bevor er ſterbe.

Leichenblaß und zitternd trat Louiſe, in Begleitung des Connetables und Clotildens, in das Gemach, in welchem Gautier in leichter Kleidung auf einem Ruhebette lag. Er drückte Clotildens blutiges Tuch fortwährend an ſeine wunde Seite, obgleich ein kunſtreicher Verband die Blutung längſt geſtillt, und ſeine Bewegungen ſo wie das ſichtlich entflammte Auge, deuteten auf die Gegenwart eines heftigen Fiebers. Schweigend betrachtete er eine Zeitlang die Eintretenden, dann ſprach er mit matter Stimme: „Tretet näher, mein Lehnsherr! Auch Ihr, Fräulein von Budos! — Ihr wiſſet,“ fuhr der Kranke, ſich mit Mühe etwas aufrichtend, fort; „Ihr wiſſet, Heinrich von Montmorency, wie es ſeit Jahren mein einziger Gedanke ſtets geweſen, das viele Gute zu vergelten, ſo Ihr an mir gethan. Ihr habt mir nicht allein das Leben in der Schlacht gerettet, Ihr waret mir von Anbeginn ein gütiger Herr; Ihr habet ſtets wie einen Bruder mich behandelt. Darum, ſo wahr ich in wenig Augenblicken vor dem ewigen Richter treten werde, wohnt in meinem Innern nicht eine Spur von Groll, und feierlich ſpreche ich Euch los von aller Schuld an meinem Tode. — Nachdem ich dieſes Euch verſichert, habe ich nur eine Frage noch zu thun: wie iſt Euer Verhältniß zu dem Fräulein?"

„Wenig Augenblicke zuvor, ehe das Unglück ſich ereignete, verſprach ich vor dem Altare Gottes, ſie als meine Verlobte zu betrachten," antwortete Heinrich.

„So haltet Euer Verſprechen, Connetable!" entgegnete der Kranke mit einem Schmerzensblick auf Louiſen. — „An dem Rande des Jenſeits ſieht das Auge heller! Louiſe von Budos hätte in den Mauern von Sainte Marie kein Glück gefunden, möge der Palaſt des Connetables eine Glückliche bewahren. — Louiſe!" ſprach er mit immer ſchwächerer Stimme, „ich hatte Euch heiß geliebt! Ich mache auch jetzt Euch keinen Vorwurf! Wir paßten nicht für einander; dies iſt es Alles! Wenn aber," fuhr Gautier mit ſtärkerer Stimme in aufflammender Fieberhitze fort; „wenn aber, Fräulein, Eure eigne Ruhe, Euer Glück, ja meine Ruhe im Grabe ſelbſt Werth für Euch haben, ſo laßt mein Unglück Euch eine Lehre ſein! Verſöhnt den Richter in Eurem Innern durch treue, redliche Befolgung Eurer Pflichten, durch wandelloſe Liebe zu dieſem Manne, der ſie ſo ſehr verdient. — Fräulein von Budos!“ ſetzte der Kranke mit aller Anſtrengung der wunden Bruſt hinzu, indem in dieſem Augenblicke eine geiſterhafte Bläſſe ſein Antlitz überzog, „Fräulein von Budos! könntet Ihr noch einmal eine theuer beſchworne Pflicht vergeſſen, ſo würde in dieſem Augenblicke meine Geſtalt, die Unbill rächend, vor Eure Seele treten und Rechenſchaft fordern wegen meines vergoſſenen Blutes und der verletzten Treue.“

Louiſe war einer Ohnmacht nahe und ihre Kniee wankten.

„Clotilde!“ ſprach der Kranke mit ſanfterer Stimme; „leſet dieſen Zettel!“ er zog einen ſolchen aus ſeinem Buſen. „Ihr werdet denſelben in den Sarg mir legen, und bis dahin ihn treulich aufbewahren.“

Mit Schrecken las Clotilde die wenigen Zeilen. Es waren jene, die Louiſe mit ihrem Blute einſt geſchrieben, und in denen ſie Gautier Treue bis über das Grab hinaus verſprach. Sorgfältig verbarg das Mädchen dieſelben vor dem Blick der Freundin.

Gautier wurde ſichtlich ſchwächer. Sprachlos drückte er die Hand des Connetables an ſeine Bruſt und winkte den Mädchen ein Lebewohl. — Wenig Augenblicke, als dieſe das Zimmer verlaſſen hatten, war er verſchieden.

So tief Louiſe auch im erſten Augenblicke von Gautiers Tode erſchüttert war, ſo ſehr ſie zweifelte, je wieder Seelenruhe zu gewinnen, ſo bald erloſch doch des Ritters Bild nach wenig Wochen, und alle Empfindungen des Mädchens vereinigten ſich in dem Gedanken an den Beſitz des heißgeliebten Mannes, den Zufall und Natur ſo reich geſchmückt mit allen Lebensgütern. Endlich vergingen die wenigen, und doch für Louiſen ſo unendlich langen Wochen, bis zu dem Tage, welcher mit Heinrich ſie vereinigte, und auch Clotilde ward an demſelben mit Willibald verbunden. Mit königlicher Pracht und würdig des Ranges eines Sohnes des berühmten Anne de Montmorency, ward zu Schloß Cadillac die Hochzeit vollzogen, und wenig Tage nachher bewunderte ganz Paris die ſchöne Gemahlin des Reichsconnetables Henri de Damville, Seigneur de Montmorency. —

Louiſe ſchwamm in einem Meer von Freude! Nur wenig Tage an dem galanten Hofe Heinrichs des Vierten zu verleben, auf einige Zeit die herrliche, glanzvolle Hauptſtadt Frankreichs zu bewohnen, dies war von jeher der liebſte, der ſehnſuchtsvollſte ihrer Jugendträume, und wie ſchön war dieſer nun verwirklicht! — Am Arme des in männlicher Schöne ſtrahlenden mächtigen Gatten ſchritt ſie durch die Zimmer des königlichen Louvres. Alle Wachen ſalutirten; die geſchmeidigen Nacken der Höflinge beugten ſich; und alle männlichen Augen ſahen voll Bewunderung, die weiblichen voll Neid, auf dieſes glänzend ſchöne Paar! — — Von allen Seiten drängten die Damen der edelſten Geſchlechter ſich um Louiſen, ſie erſchöpften ſich in Freundſchaftsbezeugungen, und die junge Gemahlin des Connetable war erſtaunt, am Hofe ſo viele, und wie ſie hörte, ſo nahe Verwandte des Hauſes des Portes zu finden, von denen ſie bis jetzt nicht einmal die Namen noch vernommen. Alle dieſe Damen waren, ihren Verſicherungen zufolge, die wärmſten Freundinnen Louiſens; ſie fanden jedes ihrer Worte geiſtreich, und ſelbſt die kleinſten Provincialismen von den Ufern der Garonne waren in ihrem Munde ganz allerliebſt. Sprachen nun auch manchmal die Züge der Lobenden das Gegentheil der Worte aus, ſo verzieh Louiſe den Freundinnen um ſo leichter, da, wie ſie wußte, es ja den Frauen im Allgemeinen etwas ſauer wird und dennoch nie vollkommen gelingen will, ein Individuum des eigenen Geſchlechts zu loben; auch ſprach ſich ja die günſtige Meinung des ganzen Hofes ſo unbezweifelt aus, daß ſie, zu bald nur, ſelbſt nicht mehr den allergeringſten Zweifel in die ihr beigelegten Eigenſchaften ſetzte. Daß die kalte, beſonnene Clotilde ihr unter ſolchen Umſtänden als eine läſtige Sittenpredigerin erſcheinen mußte, läßt ſich leicht erachten, und Louiſe glaubte an derſelben einen kleinen Neid über die der Gattin des Connetable gewidmeten Huldigungen zu erkennen. Am allermeiſten dachte ſie dieſen zu bemerken, als einſt der König mit einem: „Ventre saint gris!“, ſeinem Lieblingsſchwure, ihrem Gatten betheuerte, daß, wenn er gewußt, wie dieſer der Garonne eine ſolche Perle zu entwenden vorgehabt, er dann ſein Herrenrecht in der Gascogne zu behaupten getrachtet haben würde. Louiſe vertheidigte des Königs Aeußerung, welche Clotilde unköniglich und unzart fand, mit dem der Freundin gemachten Vorwurf, daß dieſe mit ihrem kleinſtädtiſchen, provinciellen Sinne den leichten Ton des Hofes nicht zu würdigen wiſſe. Man würde ſich indeß irren, wenn man glauben wollte, daß Louiſens Wohlbefinden, in der ihr Anfangs ſo freudenvoll erſchienenen Sphäre, lange rein und ungetrübt geweſen. Nicht ſelten begegnete ſie, bei ihren beſtgemeinteſten Aeußerungen, ſpöttiſchen Seitenblicken, und häufig hatte ſie Gelegenheit, über das Emporkommen der ſchönen Gabriele d'Etrées, damaligen Herzogin von Beaufort, Bemerkungen zu hören, welche ſichtlich nur darum hingeworfen wurden, um ihre eigene, ſchnelle und glänzende Erhebung mit der der Herzogin in Parallele zu ſtellen. Vorzüglich nahmen dieſe hämiſchen Neckereien zu, als politiſche Verhältniſſe ihren Gatten nöthigten, längere Zeit in ſeinem Gouvernement zu verweilen; ohnehin war dieſes zu häufig nur der Fall, und obgleich Heinrich in zärtlicher Aufmerkſamkeit gegen ſeine Gattin ſtets ſich gleich blieb, ſo nahmen die Geſchäfte ſeines hohen Poſtens doch ſeine Zeit zu ſehr in Anſpruch, als daß er während der ſtets nur ſehr kurzen Anweſenheit in Frankreichs Hauptſtadt, ſeine Gattin häufiger, als täglich nur wenige Augenblicke, hätte ſehen können. Ein Jahr war nun auf dieſe Weiſe verfloſſen. Louiſens liebſter Wunſch, die Hoffnung, ſich des Mutterſegens erfreuen zu können, ging nicht in Erfüllung, und die Getäuſchte fühlte darum ſelbſt mitten im Getümmel des ſo rauſchend lebendigen Hofes eine gewiſſe Einſamkeit und Oede. Dieſe zu verſcheuchen, verſammelte Louiſe häufig glänzende Cirkel in ihrem Palaſte, und da in jener Zeit die Herzogin von Beaufort ſich der ſchönen Gattin des Connetables anzuſchließen ſchien, ſo beehrte ſelbſt der König dieſe Geſellſchaften nicht ſelten mit ſeiner Gegenwart. Clotilde folgte jetzt ihrem Gatten, welcher Commandant von Perpignan geworden, nach dem ſchönen Weſten. Louiſe zerfloß in Thränen bei der Trennung, denn obgleich die Jugendfreundin manchmal ihr als eine läſtige Mahnerin erſchien, ſo war ihr ſolche ſeit langen Jahren doch zu theuer geworden, als daß ſie hoffen durfte, je deren Stelle erſetzt zu ſehen. Doch ſchien endlich das Schickſal dieſe Gunſt noch Louiſen zu gewähren. Marie d'Aſſelineau, eine junge Verwandte von ihr, nahm Clotildens Stelle ein. Eine unbeſiegbare Fröhlichkeit, hervorgerufen durch natürliche

Güte und einigen Leichtſinn, gepaart mit Oberflächlichkeit, ließ dieſes Mädchen Louiſen als eine recht angenehme Geſellſchafterin erſcheinen, und jene Charakterähnlichkeit machte ſie derſelben bald unentbehrlich. Wirklich hing Marie mit warmer Liebe an der Gattin des Connetable, und hocherfreut in ihrem Innern hinterbrachte ſie der Freundin jede Aeußerung, welche zu deren Gunſten aus dem Munde der bedeutendern Perſonen des Hofes erſchollen, und oft auf weitem Umwege erſt zu Marien gelangt war. In demſelben Maße aber, wie jedes der Freundin geſpendete Lob Mariens Herz erfreute, eben ſo erbitterte daſſelbe jeder Tadel, und mit Beharrlichkeit verfolgte ſie dann denſelben bis zu der Quelle, von welcher er ausgegangen. Mit Erſtaunen fanden dann beide Freundinnen, daß die Louiſen ungünſtigen Aeußerungen in den meiſten Fällen von der Herzogin von Beaufort hergekommen, und ihnen eine Art Eiferſucht oder Mißgunſt über das zuvorkommende Benehmen des Königs gegen die Gattin des Connetables zu Grunde liege. Wirklich war dieſes Letztere faſt auffallend zu nennen. Die viele und beſondere Aufmerkſamkeit, welche der König ſowohl am Hofe, als bei den Feſten der Herzogin der Gattin des Connetables ſchenkte, hatte längſt die ſcharfen Blicke der Hofleute auf ſich gezogen, doch nirgends fiel die ritterliche Galanterie des Königs, womit derſelbe Louiſen zu jener Zeit umſchwärmte, ſo ſehr in's Auge, als bei den Banketen, welche deſſen Liebling, der Florentiner Zamet, gab. Es war derſelbe, bei deſſen Feſte ſpäter die ſchöne Gabriele einen frühen und grauſenvollen Tod fand. Obwohl gutmüthig von Natur, hatte doch die Herzogin von Beaufort, was auch einige gleichzeitige Schriftſteller darüber ſagen mögen, nur ſehr beſchränkte Geiſtesgaben. Vorzüglich bewies ſie dies in jener Zeit, als ſie, vor der Scheidung Heinrichs von Margaretha von Valois, ſich Hoffnung machte, den Thron von Frankreich zu beſteigen. Die Beſchützermiene, welche ſie gegen die mächtigſten Perſonen des Hofes annahm, die lächerliche Anmaßung, mit welcher ſie der Gemahlin des großen Sülly Erlaubniß gab, zu jeder Tageszeit zu ihr zu kommen, ſobald ſie die Krone der Königinnen tragen würde, eine Aeußerung, welche nur allzugeſchwind ſich am Hofe verbreitete, Alles dieſes war ganz geeignet, der ſonſt gutmeinenden Frau eine Menge Widerſacher zuzuziehen, und auch die

Gattin des Connetable ſtand auf dieſer Seite. Rechtmäßige Gattin eines der mächtigſten Männer des franzöſiſchen Reiches, und an Geiſt und Schönheit der Herzogin überlegen, trat ſie am Hofe zu ſchnell nur als die Rivalin der Letztern auf, und als die Galanterie des Königs, die Aufmerkſamkeit, mit welcher er Louiſen beachtete, zugleich auch die der Höflinge verdoppelte, brach die Feindſchaft beider Frauen in volle Flammen aus. Alle Aeußerungen der Herzogin, welche Marie d'Aſſelineau, Louiſens Freundin, in Erfahrung brachte, und welche auf dem Wege von Mund zu Mund noch einige Zuſätze erhielten, erfuhr die Gattin des Connetables augenblicklich. Nur allzubald entſtand in deren leidenſchaftlich bewegtem Innern der Gedanke, ſich zu rächen, und welche Rache konnte die Herzogin ſchneller und empfindlicher verwunden, als wenn Louiſe ſich den Anſchein gäbe, die Huldigungen des Königs anzunehmen? Obwohl dem edlen Gatten mit Liebe zugethan und jeden Gedanken an Untreue mit Abſcheu von ſich ſtoßend, war der Connetable doch allzuhäufig fern, er lebte zu ſehr nur den mannigfaltigen Pflichten, als daß die ruhige, beſonnene Liebe Heinrichs dem heftigen Sinne Louiſens hätte genügen können. In Mitten des bewegten Treibens des glänzenden Hofes fühlte ſie eine Herzensleere, vermöge welcher ihr das drängende Leben öde nur erſchien, und die ſie auszufüllen ſtrebte. Konnte Louiſe nun bei regem Sinne für Männerſchönheit, für die Vorzüge des ſtärkeren Geſchlechts, gleichgültig für die Huldigungen bleiben, die ihr ein König weihte? Und welch' ein König? Er, der liebenswürdigſte Mann ſeiner Zeit, der Edelſte der Fürſten, die je auf Frankreichs Thron geſeſſen; und traf nicht das Schmeichelhafte jener Huldigungen, und die Gelegenheit ſich an der Uebermüthigen zu rächen, ſo ſchön zuſammen? — Es hieße die Geduld der Leſer ermüden, wenn wir Veranlaſſungen ſuchen wollten, um Begebenheiten noch mehr zu motiviren, welche leider nur allzuhäufig des Lebens reges Treiben vor unſere Augen bringt! —

So oft Louiſens Gatte ſeine nächſtens bevorſtehende Ankunft meldete, ſo oft widerrief dann ſein zweites Schreiben jene Meldung, beſondere Aufträge des Königs, dringend und eigenhändig ihm ertheilt, hielten, wie er ſchrieb, ihn von der Hauptſtadt fern; ſie auszuſchlagen war unmöglich, da jeder neue Auftrag von einer neuen Wohlthat oder Ehrenbezeugung, von Seiten des Königs, begleitet wurde. — Auch die Aufmerkſamkeit deſſelben für die Gattin des Connetables mehrte ſich von Tag zu Tage, und ſo wie die Galanterie des Königs ſichtbarer wurde, wurden die Bücklinge der Höflinge immer tiefer, ihr Benehmen gegen Louiſen ſtets unterwürfiger, die Blicke der Herzogin von Beaufort ſtechender. Da die Gelegenheiten, bei welchen ſich der König mit der Gemahlin des Connetables unterhielt, immer häufiger kamen, ſo wich die anfängliche Schüchternheit, in welcher ſich Louiſe in deſſen Nähe befangen fühlte, bald dem herzgewinnenden Weſen eines Königs, dem alle Frauenherzen ſeines Hofes entgegenſchlugen, und Louiſe fühlte ſich bald am glücklichſten in ſeiner Nähe. — So rückte das Oſterfeſt des Jahres fünfzehnhundert und neunundneunzig heran, und mit ihm der Tag, welcher Louiſens Geſchick auf eine Art entſcheiden ſollte, daß ſelbſt der große Sully deſſen in ſeinen Memoiren als einer Merkwürdigkeit gedenkt. —

Der Connetable Heinrich von Montmorency hatte eben das blaue Band des Ordens vom heiligen Geiſte erhalten, eine Auszeichnung, welche bis dahin ihm noch gefehlt. Da der Dienſt des Königs denſelben im Languedoc zurückhielt, ſo lag es der Gemahlin des Connetables ab, die Glückwünſche des Hofes an einem feierlich dazu beſtimmten Tage zu empfangen, und Jeder drängte ſich um ſo eifriger hinzu, als es bekannt ward, daß ſelbſt der König dabei erſcheinen würde. — Der Abend des feierlichen Tages kam heran, und die Straße Croix des petits champs, unfern des Louvres, erſchien faſt bis zur Tageshelle erleuchtet von den Tauſenden buntfarbiger Lampen, welche das Hotel Montmorenci ſchmückten. Allegoriſche Gemälde, Sinnſprüche und Embleme, ſämmtlich den Ruhm des Hauſes Bourbon verkündigend, flackerten in bundfarbigem Feuer und ſtrahlten weithin durch die Nacht; am einfachſten aber, und doch vielleicht am ſinnigſten und ſchönſten, nahm ſich das Mohrenhaupt, das Wappenbild der Montmorency's, aus. Es war umgeben von einem Kranze transparenter Lilien, welche mit ihrem weißen, ſanften Lichte, wie eben ſo viele Monde, das in den Kämpfen Frankreichs ſo wohlbekannte, ruhmgekränzte Schild erleuchteten. Die ganze Straße war gedrängt voll Sänften, die damaligen Stellvertreter unſerer Equipagen, und nur ſelten nahte langſam in ihrer Mitte, ein ungeheurer ſchwerfälliger Wagen, deſſen Decke eine aufrechtſtehende, vergoldete Figur von allegoriſcher Bedeutung, am häufigſten aber eine Gruppe pausbäckiger Amoretten krönte. Dem ſchöngeſchmückten Aeußern angemeſſen, war auch das Innere des glanzvollen Palaſtes. Die Menge hellbrennender Kerzen, welche lange Corridore, weitläufige Zimmerreihen erleuchteten, blendete faſt das Auge. Schon wogte in den prachtvollen Salons eine Maſſe ſchön geputzter Herren und Frauen, und immer rief noch ein rieſengroßer, mit langem, ſilbernem Stabe und bunten Bändern geſchmückter Schweizer mit ſchallender Stimme Namen neu Eintretender ab. Alle Kommende begaben ſich bei ihrem Eintritte nach dem obern Theil des Saales, wo die Gemahlin des Connetables neben der Herzogin von Beaufort auf ſchön verziertem Sopha thronte; hier ſprachen ſie einige Glückwünſchungsworte, und verloren ſich dann in der bunten Menge. Beide genannten Damen waren eben in einem ſehr einſylbigen, von langen Pauſen unterbrochenen Geſpräch begriffen, als der Schweizer, ſeinen Stab erhebend, den Namen und die Titel des Marquis von Rosny ausrief; es nahte der edle Sülly, ſeine Gemahlin am

Arme führend. Ehrerbietig machte die gedrängte Maſſe der Anweſenden dem Hochverdienten Platz. Louiſe erhob ſich, führte die Marquiſin mit achtungsvollen Worten an die Seite der Herzogin von Beaufort und wendete ſich dann zu dem Miniſter. — Sülly's Aeußeres war ganz geeignet, die Ehrfurcht einzuflößen, welche der mächtige Staatsmann, der geprüfte Freund des Königs, der größte Miniſter welchen Frankreich, vielleicht Europa, je gehabt, ſo ſehr verdiente. War ſchon die ſtattliche Haltung, die kräftige Geſtalt hinreichend, aufs Aeußerſte zu imponiren, ſo war dies mit den edlen, geiſtreichen Zügen im gleichen Maß der Fall. Die tiefe, beſonnene Ruhe dieſer Züge, der helle, durchdringende Blick des Adlerauges, welcher dem Gegenüberſtehenden den Grund der Seele zu durchſchauen ſchien, erſchütterten Jeden, der es wagen wollte, dem Menſchenkenner gegenüber eine fremdartige Larve vorzunehmen. Stets hatte Louiſe den großen Mann theilnehmend und freundlich nur gefunden; heute war er ungewöhnlich ernſt und feierlich. „Madame," ſprach er, „ſchon damals, als Euer Gemahl und ich in jenen unſeligen Kriegen uns feindlich gegenüberſtanden, habe ich den edlen Montmorency hochgeachtet;

heute iſt er mein Freund. Ich freue mich der Ehren, welche es Seiner Majeſtät gefällt, auf ſein verdientes Haupt zu häufen; die edle Gattin des Entfernten wird, wie die Ehre des edlen Hauſes, ſo auch die Theilnahme des Freundes zu würdigen wiſſen."

Sülly betonte die letzten Worte ſeiner Anrede mit einem Ausdrucke und begleitete dieſen mit einem Blicke, welcher bezeugte, daß er noch einen andern tiefern Sinn in ſeine Worte legte; dann wandte er ſich zu der Herzogin von Beaufort.

Jetzt gewahrte Louiſe in der Tiefe einer Fenſterblende einen alten Bekannten; es war la Broſſe, gegenwärtig erſter Aſtrolog der Herzogin von Beaufort. Nur ſelten konnte ſich die ſchöne Gabriele von ihren Zeichendeutern trennen, und Sülly ſagt in ſeinen Memoiren, daß gewöhnlich ein ganzer Schwarm derſelben ſie begleitete. Die anerkannte Redlichkeit la Broſſe's öffnete demſelben den Zutritt in die höhern Cirkel, und darum hatte der Alte, welcher das muntre Treiben des Hofes zu ſchauen liebte, auch heute ſich hier eingefunden.

„Tretet näher, Meſſire!" ſprach Louiſe, dem

Alten die weiße Hand zum Kuſſe reichend. „Ich ſollte zwar eigentlich ein wenig mit Euch zürnen, daß Ihr, dereinſt ein Gaſtfreund auf Cadillac, ſo lange mir fern geblieben, deſſenungeachtet will ich es Euch vergeben, da ich bedenke, daß Euer Blick mehr auf das Ueberirdiſche, als auf das niedere Treiben um Euch her gerichtet iſt."

„Es beliebt Euch, mit Eurem Knechte zu ſcherzen," erwiederte der Seher mit trübem Lächeln; „dieweil Euch wohlbekannt, daß ich die Cirkel, wo Freude und Frohſinn walten, nicht eben fliehe und haſſe. Bei alle dem will ich nicht läugnen, daß das Studium jenes, über unſern Häuptern aufgerollten, ewigen Buches, die Enträthſelung ſeiner goldnen Chiffern, meine Zeit am meiſten in Anſpruch nimmt."

„Und doch gedenke ich," entgegnete Louiſe lächelnd, „von dieſer nächſtens ein Stündchen Euch zu rauben; ich möchte noch einmal eine Frage an die Sterne richten."

„Ich habe," ſprach der Aſtrolog leiſe und feierlich, „die Frage, ſo Ihr im Sinne habt, gewagt in Eurem Namen. Mir ward zur Antwort: ‚Traue dem Herzen nicht, und hüte Dich vor Blumen: in ihrem glänzenden Kelche ruht ein Inſekt mit tödtlich giftigem Stachel!‘“

Eben wollte Louiſe, höchſt befremdet, nach der Bedeutung des dunklen Ausſpruchs fragen, als eine unruhige Bewegung den Saal durchlief. Raſch wurden die Flügelthüren aufgeriſſen, und: „Platz dem König!“ erſcholl der Ruf. In wenig Augenblicken trat Heinrich ein. Er war in Weiß gekleidet. Von ſeiner linken Schulter hing ein mit Hermelin, ſo wie auch mit dem Sterne des Ordens vom heiligen Geiſt verziertes, hellblaues Sammetmäntelchen. Die edle Haltung, die Grazie ſeines Ganges, die hohe Milde und Freundlichkeit ſeiner Züge verkündigten den König, dem alle franzöſiſchen Herzen entgegenflogen. Ein ſtarkes Gefolge begleitete den Fürſten. — Im erſten Augenblicke, als die Nachricht von der Ankunft des Königs den Saal durchlief, war die Gemahlin des Connetables nach der Thür geeilt, um an der Treppe den Herrſcher Frankreichs zu empfangen. Mit einigen Worten, in welchen der König mehr ſeine Neigung für Louiſen ausſprach, als der Veranlaſſung des feſtlichen Tages dachte, bot er derſelben ſeine Hand, und führte, nach Sitte damaliger Zeit die Dame nur bei den äußerſten Spitzen der Finger faſſend, die Gattin des Connetables auf ihren Platz zurück. Er ſelbſt ließ ſich zur Seite der Herzogin von Beaufort auf einen Lehnſtuhl nieder, doch unterhielt er ſich weniger mit dieſer, als mit Sülly, den er an ſeine Seite rief. Da Jeder am Hofe wußte, wie ſehr dem König jedweder Zwang zuwider war, ſo begann nun die Unterhaltung wieder lebhaft und allgemein zu werden, und die ſchöne Wirthin, begleitet von Marien, durcheilte die weiten Zimmer, um die in zahlloſer Menge vorhandenen Erfriſchungen zu ordnen.

Bald erhoben ſich in der Nähe der hohen Gäſte geſchmackvolle Buffets; ſie trugen die ſeltenſten Früchte und waren reich verziert mit Blumen, wie ſolche nur die Kunſt in dieſer Jahreszeit hervorzurufen im Stande war. Wie eine der Grazien durchſchwebte die ſchöne Wirthin die in den Salons vertheilten Gruppen, ihre zahlreichen Gäſte zum Genuſſe ladend, und hoch ſchlug ihr das Herz bei jeder Aeußerung, welche die geſchmackvolle Anordnung des Ganzen rühmte. Am lauteſten jedoch ertönte Louiſens Lob aus des

Monarchen Munde, und nur mit Mühe ſtimmte die Herzogin in Aeußerungen ein, denen ihre Mienen ſo ſichtlich widerſprachen. Zu wiederholten Malen erhob ſich nun der König, indem er die weiten Säle durchwanderte, an Dieſen oder Jenen eine Frage richtend, und es wollte Louiſen dann bedünken, als ſuche ſie der König allein und unbemerkt zu ſprechen. So ſehr ihr Herz ſie antrieb, die Gelegenheit nicht zu vermeiden, — denn liebenswürdiger als heute, war der Monarch ihr nie erſchienen, ſo ſah ſie doch Aller Augen zu ſehr auf ſich gerichtet, und wich darum dem Könige überall ſchnell und ehrerbietig aus. Heinrich kehrte endlich auf ſeinen Platz zurück, und auch Louiſe ließ ſich zur Seite der Marquiſe von Rosny nieder.

„Es iſt doch ſonderbar," ſprach der König lächelnd, indem er mit einem Lilienſtrauße, den er aus einer Vaſe genommen, tändelte, — „es iſt doch ſonderbar, daß es dem Fürſten, für den es der Mittel ſo viele giebt, die verdienteſten Männer des Reiches zu belohnen, daß es, ſage ich, dieſem weit ſchwerer wird, Schönheit und Anmuth würdig auszuzeichnen. Die Liebeshöfe der Provence ſind zu früh erloſchen, und wir haben ſeit jener ſchönen alten Zeit nichts Neues erfinden können, was deren Stelle vertreten möchte. — Aber" — ſetzte lachend Heinrich noch hinzu — „hört, lieber Rosny! mir fällt ein guter Gedanke ein! Ich denke einen weiblichen Orden zu errichten, de l'amour etwa oder de la beauté, das Zeichen ein Maltheſerkreuz, mit einer Roſe oder Lilie; Ihr werdet dagegen nichts einzuwenden haben, da Eure Kaſſe, welche Ihr ſonſt bis auf den Tod vertheidigt, dabei nicht angegriffen wird!"

„Doch, Sire!" entgegnete Sülly lächelnd. „Schon gegen das Ordenszeichen muß ich proteſtiren. Eure Majeſtät geruhten von einem Maltheſerkreuz zu ſprechen; dies könnte die Mitglieder des neuen Ordens nur allzuleicht an jene Pflicht des Ordens von Malta: de faire la guerre aux infidèles, erinnern, und dann wäre der Ordensſtifter ſelbſt nicht vor einer Verſchwörung ſicher!"

„Ventre saint gris!" rief lachend der Monarch, „der Grund war gut; er läßt ſich hören. Alſo fort mit dem Kreuz! wir wählen die Roſe oder die Lilie allein, als Ordenszeichen.“

„Dann,“ ſprach ſcherzend die Marquiſe, „dann Sire, kommen wir ältern Frauen, deren Schönheitsmangel uns keinen Anſpruch auf jenen Orden giebt, noch mit der Bitte ein: das Ordenszeichen nicht von Gold noch Silber, ſondern ſo zu wählen, wie die Natur es ſchuf. Das Zeichen verwelkt dann mit der Schönheit.“

„Die Anmuth,“ ſprach der König huldvoll, „verwelkt niemals, jedoch wird freilich die Schönheit der Jugendblüthe zu leicht mit dieſer wohl verwechſelt. Aber,“ ſetzte er fröhlich nun hinzu; „was hindert mich, auf dieſe Weiſe den Orden auch augenblicklich zu vertheilen? Hier Herzogin!“ rief er, indem er eine Lilie von dem Stengel löſ'te, „hier nehmen Sie, Marquiſe! ſein Sie nicht ungerecht gegen ſich ſelbſt. Hier Madame de Montmorency!“

Der König theilte ſeine Lilien an die ſämmtlichen Damen des Kreiſes aus. Auch Louiſe erhielt eine, und war ſo eben beſchäftigt, ſolche in der Gegend des Herzens zu befeſtigen, als ſie mit höchſter Ueberraſchung in deren Kelche ein kleines, feſt zuſammen gefaltetes Billet erblickte; ſichtlich hatte der König die Gelegenheit benutzt, ihr dieſes zuzuſtellen. Eine Zurückgabe, ohne Aufſehen zu erregen, war unmöglich; hoch erröthend verbarg ſie es in ihrem Handſchuh. —

Louiſe vermochte kaum in Gegenwart des Königs noch ein Auge aufzuſchlagen; ihr ganzes Inneres war in Aufruhr. Ungeleſen das Blatt vernichten, war ihr erſter Gedanke. Aber er blickte ja ſo bittend und ſo freundlich! Es konnte ja etwas ganz Unſchuldiges, ja ganz Gleichgültiges ſein, und zeigte die Empfängerin, durch voreilige Vernichtung des Billets, in dieſem Falle nicht eine kleinſtädtiſche Beſorgniß, welche ſie in den Augen des Königs lächerlich machen mußte? Würde überhaupt irgend eine der Damen des franzöſiſchen Hofes ein Briefchen von des geliebten Heinrichs Hand ſo ungeleſen vernichtet haben? Und dann am Ende, wer wußte es denn, daß ſie es wirklich geleſen hatte? Sie durfte das Billet ja nur nicht beantworten, ſo ſprach ſich die Verneinung deutlich aus! — Dieſe und tauſend andere Reflexionen erfüllten Louiſens Seele bis zu dem Weggange des Königs, der bald auch für die übrige Geſellſchaft das Signal des Aufbruchs ward. Louiſe begleitete den geliebten Fürſten bis zur Treppe, und hier blickte dieſer ſie nochmals ſo bedeutungsvoll und zärtlich an, daß ſie nicht umhin konnte, bei ihrer Rückkehr zur Geſellſchaft, in einem der leer gewordnen Nebenzimmer den Zettel ſchnell zu öffnen. „Unmöglich,“ ſchrieb der König, „wird es dem Herzen, das, wie Ihr wiſſen müſſet, ſo lange ſchon und ſo heiß Euch liebt, noch länger den Wunſch zu bergen, zu Euren Füßen jene Empfindungen mündlich zu wiederholen. Würdet Ihr, theure Louiſe, Eurem Ritter es wohl verſagen, wenn er um wenige Augenblicke Gehör Euch bittet? — Nein, Ihr werdet, Ihr könnet nicht ſo ſchmerzlich den betrüben, welcher ſo ſehr Euch liebt. Gebt dem vertrauten Pagen, welcher nach dem Abgang der Gäſte an Eurer Thüre warten wird, ein abgeriſſenes Stückchen dieſes Zettels, und Ihr beglückt, ja Ihr beſeligt damit den treuen Ritter, welcher morgen mit Sonnenaufgang in der letzten Grotte des Parks von Neuilly Eurer harren wird, um fern von dem Gewühl der Hauptſtadt, und ohne die mindeſte Beſorgniß vor Entdeckung, Euch zu ſagen, wie ſehr Euch liebet Euer Heinrich.‘

Manche unſerer ſchönen Leſerinnen dürfte die Bewerbung des Monarchen um die Liebe der Gattin eines der mächtigſten Männer ſeines Reiches, beſonders aber die Art derſelben, etwas vorſchnell finden, deſſenungeachtet ſtimmt dieſe gänzlich mit den Sitten jener Tage. Das Beiſpiel der Königin Margarethe — Heinrichs Gemahlin, und der ſchönſten der Frauen ihrer Zeit — die ränkevolle, ſchamloſe Politik Catharinens, ja Heinrichs Schwäche in dieſem Punkte ſelbſt, hatten die Bande ehelicher Treue und Sittlichkeit an Frankreichs Hofe dergeſtalt gelockert, daß man ganz allgemein in einer Untreue dieſer Art nur eine kleine, vorübergehende Intrigue, ſo wie die Theilnehmerin ſelbſt beneidenswürdig fand.

Auch bei Louiſen hatten dieſe Geſinnungen ſeit ihrem Aufenthalt am Hofe Eingang gefunden, und weit entfernt, im Schreiben Heinrichs einen Mangel an Achtung, eine Beleidigung ihrer Würde zu erblicken, fühlte ſie ſich geſchmeichelt, obwohl ſie feſt entſchloſſen war, den Antrag unbeachtet vorübergehen zu laſſen. Schnell eilte endlich die Gattin des Connetables in den Saal, wo eben die Herzogin Anſtalten zum Aufbruch machte. — Wie lächerlich erſchien Louiſen in dieſem Augenblicke die Protectionsmiene der Gegnerin, mit welcher dieſe ihr verſicherte, daß ſie ſtets Louiſens und ihres Gatten bei dem Könige zum Beſten gedenken wolle. — Endlich leerten ſich die Säle, und außer Marien blieben nur noch drei Freundinnen zurück. —

„Saht Ihr wohl, theure Montmorency,“ ſprach eine derſelben, die Marquiſin de la Lezardiere, „ſaht Ihr wohl, wie heute die Herzogin Euch ſtets bewachte? Es war ganz lächerlich, wie bei jedem Worte, welches der König an Euch richtete, bei jeder Sylbe, mit der er lobend Euch erwähnte, ihr Aerger zunahm.“

„Und ſpaßhaft war es,“ fiel eine zweite Anweſende ein, „wie ſie ſich Mühe gab, ganz unbeſorgt zu ſcheinen, während ihre innere Angſt ſie faſt verzehrte; ja ſie ſtimmte ſogar in der Verzweiflung in Euer Lob noch ein.“

„Gänzlich," ſprach Marie, „aber wollte es ihr doch nicht gelingen."

„Wie ſo?" fragte Louiſe. „Hörteſt Du etwas?"

„Nur ſo viel," entgegnete die Gefragte, „daß die Herzogin zur Marquiſe von Rosny etwas von gascogniſchem Dialekte ſprach."

„Da wir, meine theure Freundin," hob jetzt Madame de la Lezardiere, ſeelenvergnügt in den Freudenwein einen Tropfen Wermuth miſchen zu können, an, „da wir wohl Beide hinlänglich die Stärke der Freundſchaftsbande kennen, welche ſeit längerer Zeit uns an einander knüpfen, ſo glaube ich bei Euch, theure Montmorency, nichts zu wagen, wenn ich Euch ſage, wie ſehr es mich indignirte, als die Herzogin, indem der König Eure Euch ſo allerliebſt anſtehende Geſchäftigkeit pries, leiſe zu mir ſagte: ſie ſähe nichts darin, als die Gewohnheit Eurer Jugendzeit, dergleichen niedere Dienſte zu verrichten."

„Wirklich!" rief Louiſe, auf's ſchmerzlichſte ergriffen. „Sagte die Falſche dies!"

„Ja,“ ſprach die Vorige mit vielem Gleichmuth. „Auch ſetzte ſie noch hinzu: es ſei ganz ſichtlich, wie Ihr auf den König Eindruck zu machen hofftet; es werde Euch aber nicht gelingen.“

„Nicht?“ rief Louiſe bitter lachend; „nicht? — Doch Ihr verzeiht wohl, meine Damen, wenn ich auf einige Augenblicke Euch verlaſſe. Eine dringende Beſorgung — ich werde Eure werthe Geſellſchaft nur um ſo ungeſtörter dann genießen.“ —

„Mir das?“ ſprach Louiſe zu ſich ſelbſt im Nebenzimmer, indem Thränen des Zorns ihre ſchönen Wangen herab liefen. „Mir das! der Gattin des Connetables! Und ſie! wer iſt ſie denn, dieſe Gabriele d'Etrees? Stammt ſie etwa aus edlerem Blute als das meine iſt? Und dieſe Sicherheit? Ein Wort aus dieſem Munde und ſie ſoll zittern, die verblühte Schönheit! — Und,“ fuhr Louiſe nach kurzem Beſinnen fort, „was hindert mich denn dies Wort zu ſprechen? — Würde irgend eine Frau des Hofes an meiner Stelle noch Anſtand nehmen? Warum ſollte ich nicht einige Worte anhören dürfen, in denen Jede ſich überglücklich fühlen würde? — Es ſei!" ſchloß ſie endlich mit feſtem Tone; „dieſe ſtolze Herzogin ſoll fühlen, daß ich ihr furchtbar werden kann!" —

Raſch eilte nun Louiſe aus der Thür, vor welcher ein Page in unbekannter Livree ſich tief vor ihr verneigte. Schnell erröthend riß Louiſe eine Ecke von dem königlichen Billet, und drückte ſolche dem Wartenden in die Hand. — Mit Blitzesſchnelle eilte dieſer die Treppe abwärts.

Die Gattin des Connetables kehrte nun zu ihren Freundinnen zurück, und die Schwachheiten der Herzogin von Beaufort gaben einen ſo reichlichen Stoff zur Unterhaltung, daß die Geſellſchaft erſt dann ſich trennte, als die Glocke Mitternacht verkündet hatte. — Kaum war indeß der letzte Schlag derſelben verhallt, als ſich eine Begebenheit ereignete, welche an ſich ſelbſt ſehr wunderbar, in jener Zeit ein ſo allgemeines Aufſehen erregte, daß wir nicht umhin können, ausdrücklich zu verſichern, ſolche mehreren altfranzöſiſchen Gewährsmännern treu nacherzählt zu haben;

auch erwähnt Sülly im zehnten Buche ſeiner Memoiren des Vorgangs auf ähnliche Weiſe. — Eben ging nämlich die Gemahlin des Connetables mit Marien im Saale noch auf und ab, indem ſie der Freundin mittheilte, wie ſie geſonnen ſei, mit Tagesanbruch eine Spazierfahrt ohne weitere Begleitung zu unternehmen, als eine Kammerfrau mit allem Ausdruck des Schreckens in dem Antlitz eintrat, und folgende ſeltſame Meldung machte: ‚Es ſei,‘ ſagte die Dienerin, ‚als ſie ſo eben in dem Cabinet der Herrin einige Zurüſtungen zu deren Schlafengehen gemacht, ein Unbekannter von grauenhaftem Aeußern eingetreten; derſelbe habe in wenig Worten den Wunſch geäußert, die Gattin des Connetables wegen einer Sache von Wichtigkeit zu ſprechen. Als nun die Dienerin nach ſeinem Namen ihn gefragt, habe der Fremde ſchweigend und gebieteriſch auf die Thür gewieſen.‘

„Und wie ſah der Fremde aus?“ fragte ängſtlich Marie d'Aſſelineau.

„Er hat,“ entgegnete die Kammerfrau, „das Anſehen eines Mannes von Stande; gekleidet iſt er in ſchwarzen Sammet, mit weißer Schärpe und goldner

Stickerei. Sein Antlitz iſt todtenbleich und gleichet faſt jenem einer Leiche, indem er die tiefliegenden Augen beinahe gänzlich geſchloſſen hält; wie mir ſcheint, iſt er verwundet, denn er drückt unaufhörlich ein blutiges Tuch an ſeine rechte Seite. In der linken Hand hatte der Fremde einen Zettel, der, wenn ich recht ſah, mit rother Schrift beſchrieben war."

Bei jedem Zuge des grauenhaften Fremden, den ſich Louiſe immer genauer beſchreiben ließ, ſah man ſie mehr und mehr erblaſſen, und nur mit Mühe konnte ſie die Bitte ſtammeln, daß Marie den Fremden für ein anderes Mal beſcheiden möchte. — In wenig Augenblicken kam das Fräulein faſt ſtarr vor Schreck zurück. —

„Ich fürchtete mich ganz entſetzlich," hob Marie nach einigen bangen Augenblicken an, „und wollte deßhalb Euren treuen Godefroi mit mir nehmen, doch wie erſtaunte ich, als ich im Dienſtſalon alles in tiefem, todtähnlichen Schlafe fand! Mir blieb nun keine Wahl; ich eilte in Euer Cabinet, und winſelnd floh Euer Schooßhund in's Vorzimmer zurück, als ich die Thüre öffnete. Der Fremde ſtan in des Zimmers Mitte, und hielt mir dieſen Zettel hier entgegen: ‚Gebt dieſes Eurer Gebieterin!‘ ſprach er in ernſtem doch nicht zornigem Tone. ‚Sie wird daraus erſehen, daß ich ſie zu fordern wohl berechtigt bin. Käme ſie nicht — ſo würde ich ſie aufſuchen müſſen.‘“

„Gieb! Gieb!“ rief Louiſe nach einem Blicke auf das Billet, und eilte aus dem Zimmer.

Was Louiſe in ihrem Cabinet geſehen? — Dies hat kein Sterblicher erkundet. Sanft weinend kehrte ſie nach wenig Augenblicken in das Zimmer zurück. Sie fiel der Freundin um den Hals, und indem ſie, wie ſie ſagte, für immer Abſchied von ihr nehmen müſſe, bat ſie Marien, den Connetable zu verſichern: daß, obwohl das glühende Herz ſie oftmals irren laſſen, ſeine Gattin dennoch niemals ihres Heinrichs hohen Werth verkannt, und daß ſie mit einem Herzen voll Liebe für ihn aus dieſem Leben ſcheide.

Lächelnd alle Fragen, wie alle Tröſtungen der Freundin von ſich weiſend, ſtarb Louiſe am Abend des dritten Tages. „Gautier kommt, mich abzuholen in das Leben.“ Dies war die letzte zuſammenhängende Rede der Sterbenden; ihr letztes Wort der Name Heinrich von Montmorency.

Sotir.

Erzählung.

„Blutroth ſteigt die Sonn' empor,
Ueber des Olympos Höhen." —

Rhigas.

Der dritte Oſterfeiertag des Jahres achtzehnhunderteinundzwanzig war erſchienen; der bunteſte, belebteſte Feſttag der Griechen auf dem Feſtlande wie auf den Inſeln. Die ſtets ſo ſtille und einſame Schlucht, wo ſonſt nur das Geplätſcher des kaſtaliſchen Quells ſich mit dem Geſchrei des über den Trümmern von Delphi ſchwebenden Adlers miſchte, ertönte heute von dem Geſang und dem Zitterſpiel der Bewohner von Kaſtri und Chryſo, die in Menge zuſammengeſtrömt waren, ein fröhliches Feſt zu feiern. Zwar laſtete noch das Joch auf dem Nacken der Griechen, aber ſie trugen ihn dennoch höher als ſonſt, denn es war ihnen eine Kunde zugekommen, die ihnen bis in das innerſte Mark gedrungen war, die jede Faſer ihres Herzens auf ahnungsreiche Weiſe erbeben machte. Wo heute ein Grieche dem andern den Oſtergruß: ‚Chriſt iſt erſtanden!‘ zurief, und die Antwort: ‚Er iſt wahrhaftig auferſtanden!‘ zurück empfing, da blitzte ein Feuer in den dunklen Augen, als ob die Grüßenden den Ruf: ‚Auch unſere Freiheit wird erſtehen! Sie wird wahrhaftig auferſtehen!‘ dem frommen Gruße hätten hinzufügen wollen. Die Landleute hätten, um ſich zu dem, was da kommen ſollte, zu begeiſtern, keinen ſchönern, erinnerungsreichern Platz für ihr einfaches Feſt in ihrem ganzen Vaterlande aufſuchen können. Jeder Fußbreit war heiliger Boden. Hier glänzte einſt Delphi, der Edelſtein von Phokis, und der Fleck, wo die Landleute gruppenweiſe gelagert waren, der ſechs Minuten lange Raum von der Kirche der Panagia bis zum Rande des Quells, war, ſo zu ſagen, der Licht- und Brennpunkt desſelben. Die Kirche mit ihren Nebengebäuden, umgeben von rieſigen Oelbäumen, von denen einige vielleicht noch die Pythia in ihren Schatten wandeln geſehen, liegt auf einer Terraſſenmauer, den Trümmern des Gymnaſiums. Die Ausſicht iſt romantiſch. Das Auge blickt gerade gegenüber in den Eingang einer Höhle im Berge Kirphis, der mit dem Parnaß das Thal von Delphi einſchließt. Es iſt dieſelbe, wo einſt das Ungeheuer Lamia hauſ'te, welches von Eurybates erſchlagen ward. Die in der Schlucht des Pleiſtos liegenden Felſentrümmer ſind die nämlichen, welche auf das Heer des Xerxes ſtürzten, oder die Horden des Brennus von der Plünderung Delphi's zurückſchreckten. Ach! nicht immer vertheidigte Apoll ſo mächtig ſeine Schätze. Nero entführte fünfhundert Bildſäulen dem Heiligthume, und die Phokienſer raubten ſo viel Gold und Silber, daß der Werth des eingeſchmolzenen zehntauſend Talente (15 Millionen Thaler) betrug. — Steigt man von der Höhe herab, ſo befindet man ſich bald an der kaſtaliſchen Quelle, unter der tiefen Schlucht, welche von den berühmten Felſen, der Naupleia und Hyampeia, von denen der Parnaß die Bezeichnung (biceps Parnassus) empfing, und von deren letzten Aeſop herabgeſtürzt wurde, gebildet wird. Noch ſtürzt, wie damals, das kriſtallklare Waſſer in das weite Baſſin, [illegible] die matten Glieder der nach dem heiligen Delphi [illegible] pythiſchen Pilger aufnahm, aber auf den hinzuführenden, in den Fels gemeißelten Stufen, klettern nur Ziegen, welche die aus den Steinritzen ſproſſenden Bergkräuter abweiden; die

Wurzeln des Epheu haben die architectoniſchen Zierrathen, womit alte Bildner den Felſen ſchmückten, abgenagt, und ſelbſt die letzte Platane, die Urenkelin der von Agamemnon gepflanzten, iſt im Sterben. Findet der Pilger aber auch nicht mehr den Erdſpalt, über welchem der Dreifuß ſtand, von dem der Pythia begeiſterte Sprüche ertönten, hat die Quelle Kaſſotis den Namen des heiligen Nicolaos angenommen, iſt die Grotte, in welcher die Hoheprieſterin Apolls ſich badete, zu einer Kapelle St. Johannis geworden, liegen die Umhegungen der Quelle Kerná, der Porticus, in dem ſich die Gemälde des Polygnotos befanden, das Stadium unter den hohen phädrianiſchen Felſen, und mit ihm ſo viele hehre Tempel und Denkmäler in Trümmern, ſo blüht über die Ruinen dennoch ein unzerſtörbares Leben. Noch ſtrömt wie damals der ſchimmernde Cytiſcus, der Lentiscus, der Arbutus ſeine Wohlgerüche aus, noch blüht die weiße Roſe in den Felsſpalten, noch rauſcht der heilige Lorbeer über den Gräbern. — Die Bewohner von Kaſtri und Chryſó, — wenige Arbeiter, die im Dienſte eines vornehmen Türken antike Säulen zu Bauſtücken zerſägten, ausgenommen — waren an dem heutigen Tage nichts weniger als zu traurigen Erinnerungen geſtimmt. In zahlreichen Gruppen tummelten ſich luſtige Menſchen umher; ſelbſt Säuglinge befanden ſich in Wiegen, aus Stricken und einer Decke, die an Baumäſten aufgehängt waren, bei dem Feſte. In der Mitte jedes Häufleins war eine Decke ausgebreitet. Bretchen lagen auf dieſer, und waren mit Myrthenzweigen und Pappelblättern beſtreut. Sie bildeten, ſo zu ſagen, das Tiſchtuch, denn ein am Holzſpieße gebratenes bekränztes Lamm und eine Menge Brodſchnitte lagen darauf. Der Sinn für das Schöne, der die Altvordern der Lagernden belebte, that auch hier ſich kund. Hier ſtand auf dem Bretertiſch ein Töpfchen mit einem Strauß von Feldblumen, dort war ein Bäumchen aufgepflanzt, an das man Roſen, einzeln oder in Kränzen, befeſtigt hatte, an einem dritten Platze beſtreuten Kinder die ganze Lagerſtätte mit Blumen und Blüthen. Alle Anweſende trugen heute ihre ſchönſte Kleidung. Die faltigen Röcke der Frauen und Mädchen waren mitunter von Seidenzeug, die tuchenen Mieder geſtickt oder mit Treſſen beſetzt, die Männer trugen heute weite Hemdärmel aus Leinen und Seide, in Streifen gewebt, die Jacken waren künſtlich ausgenäht. Wer die fröhlichen Leute den Vorübergehenden mit dem Rücken der Hand zuwinken, die bunte hölzerne Flaſche mit geharztem Wein ihnen entgegenhalten ſah, wer ihr fröhliches: ‚Daß Du lebeſt!' ertönen hörte, hätte nicht geglaubt, ſich in der Mitte bis auf's Blut gepeinigter Sclaven zu befinden. Die fröhlichen Zurufe galten vorzüglich einem bildſchönen Jünglinge von einigen zwanzig Jahren, und einem jungen Mädchen von gleichem Alter, welche der Kleidung nach der reicheren Klaſſe anzugehören ſchienen, und die jedoch mehr als Zuſchauer, wie als Theilnehmer an dem Feſte die Reihen durchwandelten. Das Mädchen war äußerſt ſchön. Auf dem dunkeln, langherabhängenden, mit Blumen verzierten Haare trug ſie das kleine moreotiſche Feß mit ſilberner Quaſte. Das weiße Kleid ließ Körperformen ſehen, die der Zeit, wo noch Apollo's Tempel auf Delphi's heiligem Boden ſtand, keine Schande gemacht haben würden. Beide junge Leute waren Verwandte, und beſtimmt, einſt ein Paar zu werden. Kirilla war die einzige Tochter eines Landeigenthümers aus der

Nähe, deſſen Wittwe noch lebte, doch altersſchwach und krank war; Sotirios Anagnoſtis war der jüngſte und geliebteſte ſeiner zwei Neffen, von denen der ältere ſich, wie es hieß, in Smyrna befand. Noch vor dem vor Kurzem erfolgten Tode, hatte der Vater des Mädchens beſtimmt, daß nach Ablauf des Trauerjahres die Hochzeit ſtattfinden ſolle. Die Einwilligung der Tochter ward vorausgeſetzt, die des Neffen, der vorzüglich von der Güte des Oheims lebte und deſſen Wirthſchaftsangelegenheiten beſorgte, als ſich von ſelbſt verſtehend angenommen. Die jungen Leute ſchienen bei den verſammelten Landleuten ſehr beliebt zu ſein. Ueberall tönte ihnen das fröhliche: „Zyto!“ derſelben entgegen. — Während das Feſt aber in vollem Gange war, kam ein kleiner Reitertrupp, der eine von Maulthieren getragene Sänfte umgab, den Weg heraufgezogen. Bald hielt derſelbe an, ein alter vornehmer Türke ſtieg vom Roſſe, eine verſchleierte Dame aus der Sänfte, und Beide gingen, von Sclaven umgeben, nach einem Hügel, wo man das ganze Menſchengewühl überſehen konnte, und wo ſie ſich auf ausgebreiteten Teppichen niederließen. Ein jüngerer Mann, auf einem prächtig angeſchirrten Pferde, hatte ſich vorher von dem Trupp getrennt. Er ſprengte zu den Steine ſägenden Arbeitern. Seine Geſtalt wie ſein Geſicht waren ſchön zu nennen, doch gaben die beiden abwärtslaufenden Falten, an welche ſich die zuſammengezogenen Augenbrauen ſchloſſen, dem letztern den Ausdruck von Grauſamkeit und Wildheit. Die Arbeiter bemerkten ſeine Ankunft erſt, als er dicht neben ihnen den ſchäumenden Rappen parirte. Sie hatten ſich eben aus einer gefüllten Tzitza (hölzernen Flaſche), die ihnen eine mitleidige Geſellſchaft geſpendet, gütlich gethan, und ſaßen müßig auf den Steinen.

„Arbeitet, Hunde!“ donnerte der junge Türke ihnen zu.

Erſchrocken ſprangen ſie auf. Nur Einer, welcher der Luſtigmacher, oder vom Traubenſaft etwas aufgeregt zu ſein ſchien, rief munter:

„Arbeitet, Hunde? — Gut, Effendi! Aber ſage auch einmal: Eßt, Hunde.“

„Arbeitet und hungert!“ erwiederte der Türke mit einer ſo grauſamen Kälte in ſeinen Zügen, daß dem jungen Griechenpaare, das eben in der Nähe war, ein Schauder durch die Gebeine rieſelte. —

Ruhig wandte der junge Mann ſein Pferd und ritt nach dem Hügel.

„Es war Mahmud, der Sohn Kiamil Bey's!“ ſagte Sotirios zu ſeiner Gefährtin. „Der Alte war Deinem Vater ſtets ſehr gewogen, und es wäre wohl angemeſſen, wenn wir gingen ihn zu begrüßen.“

„Gern,“ erwiederte Kirilla, „aber — ich fürchte mich entſetzlich.“

„Ei warum denn?“ erwiederte der Jüngling. „Kiamil ſteht in dem Rufe eines wohlwollenden Mannes. Er iſt ganz das Gegentheil ſeines Sohnes.“

Eben trat ein Sclave zu den Arbeitern.

„Ihr ſollt Feiertag haben!“ rief er, indem er zugleich ein paar Geldſtücke auf einen Bauſtein warf. „Der Herr ſendet Euch dies um Euch die Kehle auszuſpülen und den Magen zu füllen.“

„Sagte ich es nicht? Der Alte iſt ein guter Mann;“ ſprach Sotirios. „Komm, Kirilla! Laß uns zu ihm gehen.“

Während die Arbeiter über die unerwartete Milde jubelten, ſtieg das junge Paar den Hügel hinauf.

„Siehe da, Sotirios Anagnoſtis, und die kleine Kirilla!“ rief der greiſe Türke, ein Mann mit wei=

ßem Bart und einem wahren Partriarchengeſicht, indem er den Ankommenden die gerunzelte Hand zum Kuſſe entgegenſtreckte. „Ich habe Dich nicht mehr wiedergeſehen, Kirilla, ſeitdem mir Dein Vater das Stück Land, worauf der alte Thurm ſteht, abkaufte. Du warſt damals ſo klein" — er hielt die Hand eine Elle über den Boden — „und ich nahm Dich auf den Arm, weshalb Du zu weinen anfingſt. Damals waren noch ruhige Zeiten! — Nun, Allah wird Alles zum Beſten wenden! — Jetzt biſt Du groß und hübſch geworden. Maſchallah! Möge Dein Glück im Steigen ſein!"

Sotirios hatte ſich indeſſen Mahmud genaht, um auch dieſem die Hand zu küſſen. Verächtlich winkte abwehrend der junge Türke.

„Komm, Kirilla," ſprach der Alte weiter, „ſetze Dich zu meiner Tochter! Thue es! Fürchte Dich nicht! Ich befehle es. — Sittah, plaudere mit ihr! Du biſt ein gutes Kind, und ſie wird auch eins ſein; ſie hatte einen Vater, der ein braver Mann war, und den ich hielt wie einen Freund."

Düſter und verächtlich lächelte Mahmud bei den letzten Worten. Kirilla ließ ſich neben der jungen

Türkin nieder, welche aber ſo dicht in lange Schleier gehüllt war, daß man nur ein ſchönes, dunkles Augenpaar ſehen konnte. Beide Mädchen ſprachen leiſe miteinander.

„Du hätteſt mich längſt einmal beſuchen ſollen, Sotirios!" ſagte Kiamil mit väterlichem Tone weiter. „Ich habe Deinen Oheim ſehr geſchätzt. Wir dachten, wenn wir beiſammen waren, nicht an den Unterſchied des Glaubens. Warum hätten wir es auch thun ſollen! Allah kerim! Sagt nicht der heilige Koran ſelbſt: ‚Gewiß, Iſſa der Sohn Mirjams iſt ein Geſandter Gottes, iſt Gottes menſchgewordenes Wort, iſt Gottes Geiſt. Glaubt an ihn.'"

„Erlaube, Herr!" fiel Mahmud haſtig ein. „Er ſagt indeß ferner: ‚Aber ſagt nicht: es ſind drei Götter. Enthaltet Euch dieſer Redensart, es wird beſſer für Euch ſein.'"

„So iſt es!" ſprach, mit dem Kopfe nickend, der Greis. „Unſer Weg iſt der gerade, richtige. Allah akbar! Aber andere Wege, die Gott vorgezeichnet, führen gleichfalls zum Ziele. Heißt es nicht in dem heiligen, durch den Propheten, deſſen Andenken geſegnet ſei, von dem Himmel herabgebrachten Buche: ‚Einem jeden Volke haben wir eine Religion gegeben, einen offenen Weg. Hätte es Gott beliebt, ſo hätte er aus Euch, Ihr Völker alle, ein Volk gemacht. So hat er Euch aber durch verſchiedene Geſetze von einander unterſchieden, um eines Jeden Gehorſam gegen das ihm offenbarte Geſetz zu prüfen. Gehet alſo Jeder auf ſeiner Bahn vorwärts, und ſuchet Euch an guten Werken zu übertreffen. Alle werdet Ihr einſt zu Gott zurückkehren, und dann wird er Euch über die Dinge aufklären, über welche ſich Eure Gedanken nicht haben vereinigen können.‘ — Doch ſage mir, Sotiries, wo iſt Phranzis, Dein Verwandter, den Dein Oheim mit Dir zugleich erzog, und der einige Jahre älter war als Du?"

„Kyrie, ich kann es in der That nicht ſagen! Sein Aufenthalt iſt mir jetzt unbekannt!" erwiederte der Jüngling unbefangen. „Er haßte das ruhige Landleben, ward Seemann, und führte ein kleines Schiff, das einem Kaufmann aus Hydra gehörte, und der Korinthen und Wein von Santorin durch ihn nach Smyrna ſandte. Seit dieſer Zeit haben wir nichts von ihm vernommen."

„Aber ich!“ fiel Mahmud mit einem finſtern Blicke und rauhem Tone ein. „Seine Ladung beſteht nicht mehr aus Wein und Korinthen, ſondern aus Säbeln und Flinten. Die Schurken von Spetzá haben Schiffe ausgerüſtet, zwei der Raubſchiffe kreuzen vor Galaxidi, und eines davon befehligt Dein ſauberer Vetter.“

„In der That, Effendi, es iſt das erſte Wort von ihm was ich höre,“ verſetzte Sotirios mit dem Tone der Wahrheit.

„Möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich!“ ſprach Mahmud mit Verachtung. „Das iſt indeſſen einerlei. Nächſtens wird der Kapudan Paſcha mit einer mächtigen Flotte vor Hydra erſcheinen und weit und breit das Meer fegen. Der tapfere Omer Brione aber iſt bereits auf dem Wege, um hier den Verräthern, die nur auf den Wink zum Ausbruch der Rebellion harren, die Schärfe des Säbels, oder die Spitze des Pfahles koſten zu laſſen.“

„Ich glaube nicht, mein Sohn,“ ſagte Kiamil, „daß unſere Rajas ſo böſe ſind, wie Du meinſt, und daß ſie ſo Arges im Schilde führen. Warum ſollten ſie auch? Haben ſie es denn ſchlimmer wie ſonſt? Keltern ſie nicht ungeſtört ihren Wein, leſen ſie nicht ruhig ihre Oliven? Ich glaube nicht an die Gerüchte vom Aufruhr, erzeugt durch Klephtenwerk, wie es von je in den Gebirgen und an den Küſten getrieben wurde.“

„O, dieſe Räubereien ſind es nicht, die dergleichen verkünden!“ rief Mahmud. „Dreißig, vierzig Köpfe über den Thoren von Tripolitza aufgepflanzt, ſind hinreichend, das feige Volk — Allah möge es verwerfen! — auf ein Jahr im Zaum zu halten. — Du,“ ſagte er zu Sotirios, „kennſt Du ein Lied, welches mit den Worten anfängt: ‚Deute Kaidon tou Elenon,‘ oder ſo etwa?“

„In der That, Herr,“ ſprach der Jüngling etwas verwirrt, „ich habe es ſingen hören.“

„Als ich geſtern in Salona war,“ fuhr der junge Türke fort, „ſaß, des Feiertags wegen, das faule Volk zu Haufen vor dem Thore. Einer brüllte jenes Lied, und die Andern brüllten es nach, und dann tanzten ſie, wie das ihre ſchändliche Gewohnheit iſt. Der aber, der das Lied ihnen vorbrüllte, ſah mich mit einem ſehr frechen Blicke an, daß ich ſchon Luſt hatte, ihn zu Boden zu reiten, wenn der feige Schurke nicht ſchnell meine Abſicht errathen hätte, und wie ein Haſe über einen Zaun geſprungen wäre.“

„Was war aber denn Böſes dabei, daß die Leute ſangen?“ ſprach Kiamil Bey lächelnd.

„Das iſt das Böſe dabei, o Herr!“ rief Mahmud, indem er kaum einen Ausbruch von Heftigkeit zurückhalten konnte, „daß dieſe Ungläubigen das, was ſie nicht zu ſagen wagen, im Geſang ausſprechen! Jedes Wort dieſer Geſänge verkündigt ihre böſen Gedanken, ihre verruchten Pläne. Dazu kommt, daß dieſe ſchändlichen Lieder von einem weit frechern Inhalt ſind als je. Wie war es erſt geſtern. Deine Milde hatte den alten Hirten Paiſios, welcher die jungen Kamele ſo unverantwortlich vernachläſſigt, daß zwei davon in den Abgrund geſtürzt waren, und den ich zu hundert Hieben auf die Fußſohlen verurtheilt und ein Ohr hatte abſchneiden laſſen, begnadigt. Geſtern ritt ich vor ihm vorüber, und kaum hat er ſich von ſeiner Begrüßung erhoben, als er Verwünſchungen hinter mir her ſingt.“

„Die Strafe war ſehr hart. Aber Verwünſchungen — Hatteſt Du auch recht gehört?“ fragte der Alte.

„Kenne ich nicht das Ziſchen der Otter?“ ſagte Mahmud mit dem Ausdrucke des bitterſten Haſſes. „Und ich ſollte nicht den Ausdruck des böſen Willens jenes alten Schurken bemerkt haben? — Wie war es doch? — Ja, jetzt beſinne ich mich.“

‚Se gnorizo — se gnorizo —
Di auto se talanizo
Kai se klaio, düstüche!‘

‚Ja Dich kenn' ich! — Ja Dich kenn' ich!
Darum immer Dich verfluch' ich,
Und wein' über Deine That.‘

„Verzeihe, Effendi!“ fiel Sotirios beſcheiden ein. „Es iſt dies eine Strophe aus einem größeren Gedicht, welches der Alte zufällig gehört, im Gedächtniß behalten und gewiß eben ſo zufällig geſungen hat.“

„Ja, zufällig, wie der Scorpion ſeinen Stachel in die Ferſe drückt, die nicht werth gehalten ihn vorher zu zertreten;“ erwiederte Mahmud mit Verachtung. — „Bei Allah! Dieſe Ungläubigen ſind mit Blindheit geſchlagen, daß ſie nicht erkennen, wohin ihr böſes Treiben ſie führen muß. Da verſammeln ſie ſich wie Diebe in der Nacht, ſie verſchwören ſich und faſſen Pläne, aber ſie ſollen doch wagen, bei Tage wie Männer uns entgegenzutreten, und ſchon der Athem unſers Mundes wird ſie verjagen."

„Es iſt nicht zu leugnen," ſagte Kiamil ſanft, „daß Treuloſe umherſchleichen und das Volk aufzuhetzen ſuchen, aber Allah und ſein Prophet werden ihre Pläne zunichte machen. Das Schlimmſte dabei iſt, daß durch dieſes Treiben ein paar Tauſend Albaneſer in's Land gerufen werden. Dieſe ſind ſchwer im Zaum zu halten, und laſſen ſich leicht Unordnungen zu Schulden kommen. Auch in Salona werden Truppen erwartet. Sollteſt Du beunruhigt werden, Sotirios, ſo wende Dich nur an mich. Du biſt unter meinem Schutz. Kommen Albaneſer nach Salona, ſo iſt es beſſer, Du ſendeſt Kirilla zu mir. Sie mag dann bei meiner Tochter bleiben, bis die Zeit der Unruhe vorüber iſt. Du ſelbſt wirſt gut thun, wenn Du Dich in den alten Thurm zurückziehſt, und dort Niemand Einlaß geſtatteſt. Deine Heerden kannſt Du auf meinen Grund und Boden ſenden; ſie gelten dann ſo lange für die meinigen, bis die Truppen fort ſind."

„O Herr!" rief der Jüngling ergriffen. „So viele Gnade —"

„Kann ich weniger thun für den Neffen meines alten Freundes Anagnoſtis und die kleine Kirilla?" ſagte lächelnd der Greis.

Mit ſichtbarem Mißfallen hatte Mahmud die Rede des Vaters angehört, wiewohl ihm die, bei den Türken ſo eingewurzelte Ehrfurcht vor den Aeltern, keine Bemerkung erlaubte. Als jedoch Kiamil Kirilla's Namen nannte, richtete ſich das Auge des jungen Türken auf das Mädchen, das er, wie es ſchien, bis dahin gänzlich überſehen hatte. Er wendete ferner nicht einen Blick von ihr und ſagte dann mit milderem Tone:

„Allerdings möchte es nöthig werden, den Rajas, wenn Du ſie einmal in Deinen Schutz nehmen willſt, den Aufenthalt auf Deinem Eigenthume zu geſtatten. Sie würden dann für Deine Dienſtleute gelten. Die Albaneſen Omer Brione's haben ſich, in der Gegend der Grenze von Rum Ili beſonders, allerlei Gewaltthätigkeiten gegen das weibliche Geſchlecht erlaubt.“

„Gewiß, das will ich;“ verſetzte Kiamil. „Sagt nicht ſelbſt der Prophet: Seid barmherzig und gnädig gegen die Schwachen! Und ſo mache Dir keine Sorge, Sotirios. Sollte es unruhig in der Gegend werden, ſo ſende Deine Schweſter zu mir. Bei meinen Augen! Sie ſoll gut aufgehoben ſein. Verlege bald — vielleicht morgen ſchon — Deinen Aufenthalt in den alten Thurm. Er iſt feſt, Du biſt vor dem erſten Anlauf geſchützt, und er kann von meinem Hauſe aus geſehen werden. Pflanze, wenn man Einlaß begehrt, eine rothe Fahne auf und ich werde Dir ſogleich Hülfe ſenden.“

„O Kyrie, wie gnädig Du biſt!“ rief Sotirios, die Hand des Alten dankbar an ſeine Lippen drückend. „Sei verſichert, daß ich dieſe Gnade nie vergeſſen, vielmehr Alles, was in meinen Kräften ſtehen wird, thun werde, mich ihrer würdig zu bezeigen. Schon morgen wollen wir den alten Thurm beziehen, und thut es Noth, ſo ſende ich Kirilla in Deinen Schutz.“

Die Unterhaltung dauerte noch einige Zeit. Kiamil ſprach noch viel und herzlich mit den jungen Leuten, auch Mahmud ſchien gütiger als anfangs, und Kirilla mußte der jungen Türkin ungemein gefallen haben, denn dieſe ließ die Hand des Mädchens nicht mehr aus der ihrigen. Der Abendwind flüſterte bereits in den Zweigen des Lorbeers und den Blättern der Eichen, die Landleute zogen ſingend die Terraſſen nach Kaſtri hinauf, als Kiamil winkte die Roſſe herbeizuführen, und Sotirios und Kirilla freundlich entließ.

„Sende mich nicht zu Kiamil;" ſagte das Mädchen zu dem Verwandten, als die beiden jungen Leute nach Hauſe gingen. „Sende mich nicht, es geſchehe was da wolle. Der Alte iſt gnädig, aber ich fürchte mich vor dem Sohne. Sahſt Du nicht mit welchen Augen er mich anſah? Mit recht häßlichen Augen! Nein, ich gehe nicht hin, ſo ſehr mir Sittah auch gefällt. Der Rath, in den Thurm zu ziehen, aber iſt gut. Der Thurm iſt feſt. Wir können uns in ihm vertheidigen. — Du lächelſt, Sotirios, weil ich wir ſage? O, Du kennſt mich noch nicht; ich habe Muth. Ich hörte neulich, daß die Weiber von Suli, als ſich die Männer mit ihren Feinden geſchlagen, jenen zu Hülfe gekommen wären, und Steine auf die Türken geworfen hätten. Was eine Suliotin kann, würde ich auch können."

„Sie thaten es aus Liebe für dieſe" — hob der Jüngling an.

„Vielmehr aus Pflicht!" unterbrach ihn das Mädchen. „Und," fuhr ſie unbefangen fort, „ich werde ja einmal Deine Frau, wie es der Vater beſtimmt hat, und da iſt es ja auch meine Pflicht, Dich zu lieben und, wenn es nöthig wäre, zu vertheidigen."

„Ich denke die Panagia wird verhüten, daß dies nöthig werde;" ſagte der Jüngling lächelnd.

„Warum ſoll ſie es verhüten, Sotirios? Sage mir das;" verſetzte Kirilla lebhaft. „Wenn die Leute in Suli und der Maina ſich die Türken vom Halſe zu halten im Stande ſind, warum ſollten wir es nicht auch können, oder doch verſuchen? Wäre es aber, warum ſollte ich nicht mit fechten dürfen? Du lächelſt? Du wirſt mich noch böſe machen. Ueberhaupt gefällt es mir gar nicht von Dir, daß Du nicht wie Phranzis, der immer von der Befreiung des Vaterlandes redete, von einer beſſern Zukunft träumſt." —

„Mit Recht ſagſt Du: träumſt, Kirilla!" ſprach der Jüngling kopfſchüttelnd. „Ich denke, dieſe Zukunft iſt nichts als ein Traum.“

„Ich könnte faſt böſe werden, wenn ich Dich ſo reden höre!“ rief das Mädchen. „Der Vater dachte wie Du, und darum hatte er Dich lieb und zog Dich dem Vetter vor. Du biſt ſchön, Sotirios. Sehr ſchön. Alle Mädchen in der Gegend ſagen es. Und den Schwerttanz tanzeſt Du auch ganz vortrefflich; aber was hilft das Tanzen, wenn das Schwert nicht gebraucht wird! Phranzis war nicht halb ſo ſchön als Du, aber wenn er von der Befreiung des Vaterlandes ſprach, und von den Dreihundert, die da drüben bei Lutraki, oder da herum, unter der Anführuug eines gewiſſen Leonidas gegen die Türken freudig bis zum letzten Pulsſchlage gekämpft haben, kam er mir immer äußerſt hübſch vor.“

„Du ſprichſt ſo oft von Phranzis“ — hob Sotirios an.

„Warum ſollte ich nicht von ihm ſprechen?“ fiel Kirilla unbefangen ein. „Iſt er nicht unſer Verwandter? Sind wir nicht mit ihm auferzogen? Meinte er es nicht immer gut mit mir? — Weißt Du noch, Sotirios, wie ich das ſchöne Gefäß, das in einem alten Grabe gefunden worden war, und das der Vater ſo hoch hielt, weil er es an einen engliſchen oder ruſſiſchen Mylord theuer zu verkaufen dachte, aus Unachtſamkeit zerbrochen hatte? Wir waren Alle ſo in Angſt, ich weinte, und Du auch, da wir wußten daß der Vater ganz außer ſich vor Zorn gerathen und mich ſtrafen würde; nur Phranzis weinte nicht. Ohne uns ein Wort zu ſagen, ging er zum Vater, und gab ſich als Unheilsſtifter an, und als er eine tüchtige Tracht Schläge empfangen, kam er zu uns, und ſagte was er gethan habe. Wir waren Kinder damals, aber ich habe es Phranzis nie vergeſſen, und es wäre auch undankbar, wenn ich es thäte.“

„Gewiß;“ verſetzte Sotirios. „Phranzis war ſtets etwas rauh und wild, und ſang Klephtenlieder, weshalb Dein Vater ihm weniger geneigt war, aber ſein Herz war gut. Ich erinnere mich übrigens jenes Tages ſehr genau, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nicht ſelbſt den Einfall hatte, die Sache auf mich zu nehmen. Ich dachte ſtets nur daran, beim Vater für Dich zu bitten.“ —

Unter Geſprächen dieſer Art waren die jungen

Leute zu Hauſe angekommen. Nicht weit von ihrer Wohnung ſtand der alte Thurm, von welchem Kiamil geredet hatte. Sie theilten der kranken Mutter Kirilla's den Rath des Türken mit, und dieſe willigte ſehr gern in den Umzug, da die Gerüchte von der bevorſtehenden Ankunft der türkiſchen Truppen zu Salona ſie ſchon längere Zeit ſehr beunruhigt hatten. Am folgenden Tage ſchon ward Hand an's Werk gelegt, und ehe der Abend da war, waren die einfachen Habſeligkeiten der Familie bereits in den neuen Aufenthaltsort geſchafft. Der Thurm war ein dreiſtöckiges, altes Bauwerk aus der Byzantiner Zeit. Er war auf einem Hügel gelegen, der ziemlich ſteil und kahl war, an deſſem Fuße aber dichte Hecken von Arbutus, Cercis, vor allem Myrthenbüſche, beladen mit blauen Beeren, in üppiger Fülle prangten. Das Auge ſchweifte über Thalgründe, die ſich mannigfach verſchlangen, bis zu dem, wie ein ſtählerner Schild in der Ferne erglänzenden, kriſſäiſchen Meerbuſen hinüber. Von der Platteform des Thurmes erblickte man eine ſtattliche weiße Häuſermaſſe, umgeben von ſchönen dichtbelaubten Bäumen; es war die, etwa eine Stunde entfernte Villa Kiamil

Bey's. Der Eingang des Thurms war eine enge Pforte, hinter welcher überdies noch ein eiſernes Fallgatter ſich befand, das ſchnell niedergelaſſen werden konnte. Im inneren Raume waren die Stockwerke durch kuppelförmige Gewölbe, durch die ſich eine Treppe in Schneckenform hinaufwand, gebildet. Neben den wenigen, unregelmäßig angebrachten Fenſtern, befanden ſich zu beiden Seiten ſchmale lange Schießſcharten. Eben ſolche waren zu beiden Seiten der Pforte angebracht. Gegen einen Angriff, der nicht von Geſchütz unterſtützt war, ſchien der Thurm ziemlich geſichert, und die Erſteigung auf Leitern konnten wenige Vertheidiger deſſelben leicht abwehren. Der Rath Kiamils war mithin in jeder Hinſicht ein guter geweſen. So beſchränkt der Raum im Innern war, ſo war er doch nicht ganz unwohnlich. Die Wände der Gemächer waren mit kleinen, weißen, ziegelförmig behauenen Marmorſtückchen ausgelegt, und auch die Fenſterſtöcke von gleichem Material. Einen großen Mangel hatte der Thurm indeß. Er hatte weder einen Brunnen noch eine Ciſterne. Ein klarer Quell, in der Entfernung von etwa zweihundert Schritt, war das einzige Waſſer in der Nähe. —

Es war am Abende des folgenden Tages, und die Dämmerung längſt eingetreten; Sotirios und Kirilla befanden ſich noch im erſten Stockwerke des Thurmes während die kranke Mutter im zweiten Stock, die wenigen Dienſtleute im Erdgeſchoß ſich bereits zur Ruhe begeben hatten. Eben wollte Kirilla der Mutter nachfolgen, als ein kleiner Kieſelſtein an das Fenſter flog, und ein leiſes Pfeifen außerhalb des Thurmes ertönte.

„Bei der Panagia, das iſt Phranzis!“ rief Kirilla lebhaft aufſpringend. „So pflegte er ſich ſtets anzukündigen, wenn er ſpät zu Hauſe kehrte und den Vater zu beunruhigen fürchtete.“

Wie der Blitz war das Mädchen zur Thür hinaus. In wenigen Augenblicken war ſie wieder zurück, begleitet von einem jungen Manne, von weniger ſchönem als höchſt kriegeriſchem Anſehn. Seine Figur war derb und unterſetzt. Auf dem Kopfe trug er das griechiſche rothe Feß mit langer blauer Quaſte. Sein Geſicht war von Wind und Wetter geröthet. Die geſtickte Scharlachjacke, wie die weiße Fuſtanella, waren mehr umgeworfen, als ſorgfältig angelegt. Eine angeſtrengte Reiſe ſchien ſie in Unordnung gebracht zu haben. Ein krummer Türkenſäbel in ſilberner Scheide von koſtbarer Arbeit, hing an einem dicken, rothſeidnen Strang, der von dem ſtarken Nacken über die halbentblößte Bruſt des jungen Mannes herablief, an ſeiner Seite.

„Daß Du lebeſt, Sotirios!“ rief der Eintretende mit kräftig volltönender Stimme, indem er den Jüngling umarmte.

„Willkommen, Phranzis!“ rief Letzterer, die Begrüßung erwiedernd. „Wir haben geſtern und heute viel von Dir geſprochen, und ahneten nicht, daß Du ſelbſt kommen würdeſt. Mahmud, der Sohn Kiamil Bey's, hat geäußert, daß Du ein Schiff befehligſt und vor Galaxidi kreuzteſt.“

„Hat er von mir gehört?“ rief Phranzis mit wilder Luſtigkeit. „Nun, der junge Herr ſoll bald noch mehr hören, und vielleicht ſelbſt meine Bekanntſchaft machen. — Ja, Kinder, es iſt ein nettes Ding, der Miſtick, den ich befehlige; der beſte Segler unter den zwanzig, die der brave Jakumakis Tombazis kommandirt, und welche die Flagge mit dem Kreuze am Maſte führen.“

„Wie?“ rief Sotirios erſchrocken. „Alſo der Krieg —“

„Hat begonnen!“ fiel Phranzis jubelnd ihm in die Rede. „Spezzä hat ſich für frei erklärt, und binnen wenig Tagen folgen Hydra und Pſara nach. Brander werden ausgerüſtet, um die in Kurzem zu erwartende türkiſche Flotte anzugreifen und zu verbrennen, ich denke indeß dies würde auch ohne ſie zu bewerkſtelligen ſein. Ich habe nämlich vorgeſtern Nachts in der Bay von Galaridi einen kleinen Verſuch gemacht, ein mit Kriegsvorrath beladenes Fahrzeug der Türken verbrannt und ein anderes in die Luft geſprengt“

„Das haſt Du gut gemacht, Phranzis!“ rief Kirilla, in die kleinen Hände ſchlagend, während Sotirios erſchreckend daſtand.

„Nicht wahr, meine Taube?“ rief der Seemann lachend. „Ha, Du hätteſt ſehen ſollen, wie entſetzt die ſtolzen Osmannlis über Bord ſprangen, als ſie beim falben Mondlicht den kleinen Miſtick mit der Kreuzesflagge und aufgeriſſenen Kanonenlucken unter vollen Segeln und auf Piſtolenſchußweite an ihrer Seite ſahen, und ſogleich die Kugeln in den Rumpf ihres Schiffes einſchlugen. Es verging nicht eine halbe Stunde, bis daſſelbe vom Deck bis zur Maſtſpitze in Flammen ſtand, und ein zweites unter Donnergekrach in die Luft ſprang."

„Herrlich! — Herrlich!" rief Kirilla ganz entzückt. — „Siehe Phranzis," ſetzte ſie lachend hinzu, „jetzt iſt Dein Vorſatz, ein Klephte werden zu wollen, faſt in Erfüllung gegangen. Du biſt ein Klephte zur See."

„Gewiß, Täubchen!" fiel lachend der Seemann ein. „Weißt Du noch, wie Du immer ſo ſtill ſchaudernd zuhörteſt, wenn ich das Lied ‚von den vierzig Räubern' zur Zither ſang?"

„Ob ich es weiß!" rief Kirilla enthuſiaſtiſch. „Worte und Melodie kommen mir nie aus dem Sinne, ſo ſchauerlich ſchön ſind ſie. — ‚Es ſaßen,' declamirte ſie, ‚vierzig Räuber auf dem Olymp, vierzig kalte Nächte; an ihren Leibern faulten die Wämſer voll ſchwarzen Blutes. O! O! Nacht und Mond!' — Siehſt Du, daß ich es nicht vergeſſen habe?"

„Richtig, mein Seelchen! Aber glaube mir, ich habe gleichfalls nichts vergeſſen was Dich betrifft;"

verſetzte Phranzis, mit einem trüben Blick das Mädchen einen Moment betrachtend. — „Doch jetzt nichts, was mich angeht! Die Zeit drängt. Erfahre jetzt weshalb ich kam. — Den zwanzigſten dieſes Monats iſt der Aufſtand in der Maina ausgebrochen. Türken, die nach Tripolitza zogen, wurden niedergemacht, ein Aga aus Lala gefangen genommen. Am zweiundzwanzigſten drangen Mauromichalis, Kolokotronis, Nikitas, Anagnoſtaras, von allen Seiten in Kalamata ein. Die Türken ergaben ſich dem Petro Bei. Sie wurden nach der Maina abgeführt, aber die meiſten ‚hat der Mond gefreſſen.‘“

„Wie? ſie wurden zur Nachtszeit ermordet?“ fragte Sotirios erſchrocken.

„Die meiſten,“ erwiederte Phranzis. „Ein paniſcher Schrecken überfiel unſere Tyrannen weit und breit. Mehr als zweitauſend Türken, waffenfähige Männer in feſten Thürmen, mit Pulver und Blei wohlverſehen, verließen in blinder Haſt die Gebirge Lakedaimons, und flohen nach Tripolitza, als ſich zufällig einige Kanonenſchüſſe von joniſchen Schiffen an der Küſte von Marathoniſi hören ließen. Elias Mauromichalis hat die Türken von Phanari geſchlagen, und ſie gezwungen, ſich in das Kaſtell von Karytana zu werfen, und der fromme Biſchof Theodoretus von Breſtheni iſt mit ſechszehnhundert Lakedaimoniern und Agiopetriten auf dem Marſch nach Berveni. In der heutigen Nacht beginnt der Ausbruch des Aufſtandes in dieſer Gegend. In Salona, Livadia und Theben wird er zugleich beginnen. Da aber in erſterem Orte türkiſche Beſatzung ſich befindet, ſo muß dieſe zuvor weggelockt werden, und dies iſt der Auftrag der mir geworden."

„O!" rief Kirilla freudig, „ſie konnten ihn keinem Beſſern geben als Dir."

„Ich wollte dennoch lieber ein türkiſches Schiff entern;" verſetzte Phranzis. „Er iſt mir zu leicht und dabei wenig erfreulich. — Ich bin," fuhr er fort, „mit einem kleinen Häuflein von funfzig tapfern Männern heimlich gelandet, wir haben uns in Schluchten und auf ungebahnten Pfaden herangeſchlichen! meine Genoſſen lagern dort unten in der Oelbaumpflanzung. Zwei meiner Leute ſind nach Kaſtri und Chriſo gegangen, um noch einige Genoſſen zuzuführen, und ich komme um Dich, Sotirios, zu bitten, daß Du Deine Diener und Hirten zu mir ſtoßen läſſeſt, denn mein Haufen iſt ein wenig ſchwach, da wir dreifache Uebermacht gegen uns haben werden. Ich würde Dich ſelbſt auffordern, Theil zu nehmen, aber Kirilla darf nicht unbeſchützt bleiben, auch möchte ich Dich nicht mit Verantwortlichkeit belaſten." —

„Verantwortlichkeit?" fiel Kirilla lebhaft ein. „Wer kann an Verantwortlichkeit denken, wenn das ganze Vaterland ſich erhebt gegen ſeine Bedränger! Gewiß, Sotirios wird Dich begleiten. Ich kann mich ſelbſt beſchützen."

„In der That," fiel Sotirios ein, „wenn Alle kämpfen, kann ich nicht zurückbleiben, ſo ſehr ich mich auch um Kirilla ängſten werde. — Wohin iſt das Unternehmen gerichtet?"

„Um die Türken aus Salona zu locken, ſo wie den Schiffen ein Zeichen zum Landen und den Verbündeten ein Signal zu geben, daß der Ausbruch ſtattgefunden, ward beſchloſſen, daß ich mich mit meinem Haufen nach dem Landſitz des reichen und mächtigen Kiamil Bey begeben, die Türken niederhauen, den Beſitzer gefangen nehmen und die Gebäude in Brand ſtecken ſoll."

„Agios Petros möge uns dafür bewahren!" rief Sotirios, indem er heftig zuſammenſchrak.

„Wie? den edlen, wackern, mildgeſinnten Greis wollteſt Du im Schlafe überfallen, ſein Eigenthum vernichten? Weißt Du nicht, daß er und unſer Oheim ſtets Freunde waren?" ſprach Kirilla.

„Ich weiß es," erwiederte Phranzis, „und das iſt's eben, was mir die Sache zuwider macht. Indeß, das Vaterland ruft, ich habe Befehl von Tombazis, meinem Vorgeſetzten, und ich darf deshalb nicht meine eigenen Gefühle berückſichtigen."

„Erſt vor zwei Tagen," ſprach Sotirios, „bot er uns auf's Wohlwollendſte ſeinen Schutz an; er rieth uns in dieſen Thurm zu ziehen; er wollte Kirilla, bei ſich zeigender Gefahr, in ſein Haus nehmen, unſere Heerden für ſein Eigenthum erklären." —

„Dies erſchwert mir meinen Auftrag," ſagte der Vorige, „aber ich muß den Befehl des Navarchen ausführen, und wäre er gegen meinen Bruder gerichtet."

„Ich kann Dich gegen einen Mann, der der Freund unſeres Hauſes iſt, der unſer Schutz, unſer

Retter ſein wollte, nicht in den Kampf begleiten!“ rief Sotirios erregt.

„Dies haſt Du mit Deinem Gewiſſen abzumachen. Ich bin Niemandes Richter, aber ich erkenne auch Niemand als den meinigen;“ verſetzte Phranzis. „Uebrigens iſt es mir perſönlich lieb, wenn Du zu Kirilla's Schutz zurückbleibſt.“

„Ich erlaube auch den Dienern und Hirten nicht, Dich zu begleiten, um einen rechtlichen Mann im Schlafe zu überfallen;“ rief Jener immer heftiger.

„Schweig, Sotirios!“ rief Phranzis, indem er den Arm gebieteriſch gegen den Verwandten ausſtreckte. „Beflecke Deine Seele nicht, Hellene, indem Du, die Bedeutung Deines Namens verläugnend, nicht der Erlöſer (Sotir) Deines Vaterlandes werden, und auch Andere abhalten willſt, deſſen Feſſeln zu brechen! — Uebrigens werden Deine Leute, ſelbſt gegen Deinen Willen, mir folgen,“ ſetzte er ruhiger hinzu, indem er einige Papiere aus dem Wamſe zog. „Hier iſt der Aufruf der Mitglieder der Hetairia, und hier der Bannfluch des Erzbiſchofs Germanos von Patras und ſieben frommer Archimandriten, geſchleudert gegen Jeden, der ihm nicht Folge leiſtet.“

Sotirios faltete verſtummend die Hände, als er einen Blick auf die Schriften geworfen. Kirilla ergriff bewegt die Hand des Sprechenden.

„Phranzis,“ ſagte ſie, ihn bittend anſehend, „tödte nicht den alten Mann im heiligen Schlaf. Du würdeſt hinfort nicht mehr ſchlafen, und ich Dich nicht mehr lieb haben können.“

„Sehe ich aus wie ein Mörder?“ rief der Grieche heftig, indem er ſich ſtolz aufrichtete. „Vertheidigt er ſich nicht, ſo ſoll mir jedes Haar auf dem Haupte des Greiſes heilig ſein, und ſelbſt im Kampfe will ich ihn zu ſchonen ſuchen. Mehr aber, Kirilla, verlange nicht, Du würdeſt ſonſt von mir Verrath begehren.“

„Dennoch muß ich noch Eins von Dir erbitten;“ ſprach das Mädchen dringend. „Schütze Sittah, wenn ſie in die Hand der Deinen fällt.“

„Führen wir Krieg mit Weibern?“ erwiederte Jener. „Wer würde ihr ein Leides thun! — Doch jetzt kein Wort weiter. Die Meinigen harren. Gieb Deinen Leuten Waffen, Sotirios. Wir müſſen fort. Jeder Augenblick iſt koſtbar.“

Mit ſichtbarem Widerwillen holte der junge Mann

Schwerter und Flinten aus einer Kiſte, in welcher ſie unter Kleidern und allerlei Geräthſchaften verborgen lagen. Phranzis war indeſſen in das untere Stockwerk gegangen, und machte die Diener und Hirten, welche dort auf ihrem Lager ruhten, mit dem Stande der Dinge bekannt. Ein froher Ausruf aus Aller Munde beantwortete die Aufforderung, und in wenig Augenblicken waren ſie zum Aufbruch fertig. Eben hatten ſie ſich in Marſch geſetzt. Phranzis wollte Abſchied nehmen. Kirilla war auf's Heftigſte bewegt.

„Phranzis, denke an Gott!“ rief ſie ſeine Hand ergreifend.

„An Gott und an Dich!“ erwiederte er im heftigſten Ausbruch des Gefühls. — „Schütze ſie, Sotirios, oder Du biſt nicht werth ein Mann zu heißen!“ ſetzte er mit halberſtickter Stimme hinzu, und ſtürmte den Gefährten nach. —

„Ich glaube, ich hätte ihn begleiten ſollen;“ ſagte Sotirios, ſich die Stirne reibend. „Und dennoch — wenn mir der ehrwürdige Alte entgegengetreten wäre, mich einen Undankbaren genannt hätte, das Schwert wäre meinen Händen entfallen.“

„Dreifache Uebermacht!“ ſagte Kirilla wie vor ſich hin, und die Rede des Jünglings gänzlich überhörend. „Wenn er dem Säbel des wilden Mahmud erläge, es wäre mein Tod.“

„Du nimmſt überaus warmen Antheil an Phranzis;“ ſprach Sotirios ein wenig betroffen.

„Ei natürlich!“ erwiederte das Mädchen mit Wärme. „Wer ſollte an dem edlen und tapfern Manne, dem hochherzigen Kämpfer für Hellas' Befreiung, nicht den lebendigſten Antheil nehmen? Iſt der wackere Phranzis nicht unſer Verwandter, unſer Jugendgeſpiele? Und welchen Ruhm er ſich ſchon erworben hat! Zwei türkiſche Schiffe vernichtet! Das iſt nichts Geringes. — Aber komm! Komm auf die Platteform des Thurmes! Die Nacht iſt ſo ſtill. Man muß Alles hören können, was weit und breit vorgeht.“ —

Die jungen Leute ſtiegen hinauf. Alles war ſtill, nur eine Nachtigall ſchmetterte in dem Arbutusgeſträuch am Fuße des alten Baues, und mehrere andere ließen in der Ferne ihr Lied erſchallen. Kirilla und ihr Verlobter ſaßen Arm in Arm auf der Mauerbrüſtung, in ſtillem Geſpräch. Laue Lüfte trugen den Duft, welchen die Myrthen und Ciſten, die Crocus und kleinen wilden Hyacinthen in den Schluchten des heiligen Delphi aushauchten, nach der Höhe des Thurmes hinauf. Der Mond ſtand nicht am Himmel, aber die Nacht war ſternhell, und man konnte die mächtigen, dunklen Maſſen des Parnaſſos ſich am Horizonte abzeichnen ſehen. So kam Mitternacht herbei. Mehrmals horchten die jungen Leute, ob man kein Schießen in der Ferne vernähme, aber wenn auch Sotirios behauptete, daß ein Schall, eine Bewegung in der Luft ſei, ſo widerſprach ihm doch das Mädchen. Plötzlich ſprang Kirilla auf.

„Dort!“ rief ſie. „Dort!“

Sie deutete nach der Gegend von Chryſö.

„Es iſt ein Stern, der heraufſteigt!“ ſprach Sotirios, ebenfalls nach jener Richtung blickend. „Aber nein! — Kein Stern. Es iſt Feuer. Die Wohnung Kiamil Bey's ſteht in Flammen.“

Der leuchtende Punkt hatte ſich in wenig Augenblicken um das Dreifache vergrößert. Er verbreitete eine ſtrahlende Helle um ſich her. Sie nahm von Secunde zu Secunde zu. Bald ſchlug eine flatternde Lohe empor, und der Himmel begann ſich zu röthen. —

In Zeit von einer halben Stunde war die Gegend weit und breit erleuchtet. Man ſah die Gipfel der Felſen im Pleiſtosthale, die Ruinen von Kypariſſos auf einem vorſpringenden Hügel bei Arachova, in falbem Lichte erglänzen, der Waſſernebel, der ſich aus der heiligen Schlucht bis zu den Spitzen der Naupleia und Hyampeia erhob, ſtrahlte in einer röthlichen, halb durchſichtigen, magiſchen Helle. —

Wie es ſchien waren die Flammen, welche in dem Eigenthume Kiamils wütheten, das Signal, das alle Griechen Rumeliens weit und breit zum Kampfe aufrief. Auf vielen Punkten des Gebirges, in der Nähe von Davlia, bis da, wo am Rande der Hochebene des Parnaß, im Dunkel der Nadelwaldung, das in der Kriegsgeſchichte berühmt gewordene Kloſter Jeruſalem liegt, ſo wie längs der Küſte und wieder aufwärts, bis zu denen auf hohem Felskegel gelegenen Ruinen von Panopeus, ſtiegen nach und nach einzelne kleine Signalfeuer auf, ſie verkündeten die Wiedergeburt des in dreihundertjähriger Sklaverei verſunkenen Hellas. — Kirilla konnte ihre laute Freude, ihre glühende Theilnahme nicht länger zurückhalten. Schnell verſchwand ſie von der Platteform des Thurmes, und bald erſchien ſie mit einem Reiſigbündel und einer Lampe in den Händen.

„Was willſt Du beginnen, Kirilla?“ rief der Jüngling überraſcht.

„Das!“ rief das Mädchen, indem es die dürren Olivenreiſer über die Flamme hielt. „Man ſoll nicht ſagen, daß jene Flammen hier keinen Wiederſchein gefunden hätten.“

Sotirios ſchien durch Kopfſchütteln die That zu tadeln.

„Du mißbilligſt meine Handlung!“ ſprach Kirilla bewegt.

„Ich glaube, daß Du unnütz eine Gefahr hervorrufſt!“ verſetzte Sotirios.

„Ha!“ rief Kirilla, „wenn jeder Hellene ſo bedenklich wäre, dann bliebe das Vaterland auf ewig in Ketten!“

„Und wird die Freiheit werth ſein, was ſie koſtet?“ fragte Jener bitter lächelnd. „Denke an die Wuth und an die Stärke der Gegner, denke an ihre ſeit dreihundert Jahren geübte, und — in ihren Augen wenigſtens — zu einem Recht verjährte Herrſchaft.“

„Nein!“ rief Kirilla lebhaft ergriffen. „So müßte kein Hellene reden! So würde Phranzis nicht ſprechen, und wenn er den Handſchar des Türken bereits im Nacken fühlte. O, in welchem Glanze erſcheint mir der Edle in dieſem Augenblicke, wo er vielleicht mit der furchtbarſten Uebermacht unſerer Dränger zu kämpfen hat. Geh, Sotirios! Du magſt vielleicht tapfer genug ſein, um Deinen Leib und Haus und Hof zu ſchützen, aber der Sotir (Erlöſer) Deines Vaterlandes kannſt Du niemals werden.“ —

Wie eine junge Pythia ſtand die ſchöne Geſtalt, als ſie dieſe Worte ſprach. Sie ſtreckte lebhaft die Hand nach der Gegend aus, wo Phranzis kämpfte. Die auflodernde Flamme beleuchtete die begeiſterten Züge ihres ſchönen Geſichts.

Sotirios fühlte ſich äußerſt ſchmerzlich von der Rede Kirilla's berührt. War auch die Liebe, die er zu der Verlobten trug und die er von dieſer forderte, gleichſam nur die zweier Geſchwiſter, da mehr die Verfügungen des Oheims, als die Gefühle des Herzens über die Zukunft der jungen Leute beſtimmt hatten, ſo war ihm doch oft der Gedanke aufgeſtiegen, daß, wenn der Alte dem Mädchen freie Wahl gelaſſen hätte, dieſes ſich vielleicht eher für Phranzis als für ihn beſtimmt haben würde, und dieſer Gedanke hatte ihn ſtets ſehr traurig gemacht. So lebhaft wie heute hatte er ihn indeß noch nie empfunden, ſo freudeſtrahlend, wie bei der Ankunft des Vetters, hatte er Kirilla's Züge noch nie erblickt; was ihn aber am empfindlichſten ſchmerzte, war der offene, und von dem Mädchen ſonſt noch niemals ausgeſprochene Vergleich zwiſchen ihm und Phranzis. Mußte er ſich auch geſtehen, daß er dieſem an Unternehmungsgeiſt nachſtehe, daß ſeine Gefühle für die Befreiung des Vaterlandes weniger lebhaft wären, ſo ſagte er ſich doch, daß vorzüglich die Sorge für den Schutz und das Eigenthum der Verlobten es ſeien, die ihn zur Unthätigkeit verdammten, und daß in dieſen Beziehungen ihm Kirilla Unrecht thue, indem ſie dies nicht in Anſchlag bringe.

Sotirios hing längere Zeit ſchweigend dieſen Gedanken nach; die des Mädchens waren bei dem Kampfe, der ihre ganze Seele erfüllte, und als Beide ihre Unterredung wieder aufnahmen, war ſolche ſehr kalt und gemeſſen. —

Der Tag fing bereits an zu grauen, die Feuer ſchimmerten weniger glänzend durch den Morgennebel, der ſich aus dem Pleiſtosthal erhob, als eine weiße Geſtalt am Rande des Olivenhains erſchien, und mit matten, ſchwankenden Schritten den Weg nach dem Hügel nahm, auf welchem der Thurm gelegen war. So wie ſie näher kam, konnte man ihr Geſicht erkennen. Es war eine Brünette von feinen aber ernſten Zügen. Sie hatte einen Shawl als Turban um das Haupt gewunden. Der Hals war entblößt, ein rothſammetnes, mit Treſſen beſetztes Leibchen, und ein weißes Kleid, deckten den ſchönen ſchlanken Körper.

Jetzt war die Fremde am Fuße des Thurms angekommen. Bittend ſtreckte ſie die Hände nach der Platteform empor.

„Oeffne, Kirilla! Gewähre mir Schutz, wenn Du ein menſchliches Herz haſt!“ rief ſie mit matter Stimme.

„Um Gottes Willen! Es iſt Sittah!“ rief das Mädchen, und eilte, von Sotirios begleitet, die Treppe hinab.

„Gott ſei gelobt, daß Du Dich zu uns gerettet!“ rief Kirilla, die junge Türkin in die Arme ſchließend.

„Wo iſt Dein Vater?“ fragte Sotirios.

„O Allah!“ rief Sittah. „Er iſt todt. Er fiel unter den Säbeln Eurer Landsleute.“

„Und Dein Bruder?“ fragte Jener weiter.

„Ich weiß es nicht! Ich hatte nur ſo viel Zeit, mich von dem Lager zu erheben, und zur Thüre hinaus zu ſtürzen. Im Hofraum lag mein greiſer Vater mit geſpaltenem Haupte. Ich eilte wie wahnſinnig dem Walde zu.“

Zahlloſe Thränen erſtickten die Stimme des Mädchens, das in ſeinem Schmerz noch ſchöner wie ſonſt erſchien. Noch niemals hatte Sotirios eine Türkin der höhern Stände von Angeſicht geſchaut. Die Flucht hatte Sittah gehindert, daſſelbe mit einem Schleier zu verhüllen. Mit ſo viel Theilnahme als Neugier blickte der junge Grieche auf die Türkin, und dieſe erſchien ihm von faſt überirdiſcher Schönheit. Er ſowohl wie Kirilla, ſuchten den ſchönen Flüchtling, ſo viel in ihren Kräften ſtand, zu beruhigen. Es ward beſchloſſen, vor der Hand vor Allen geheim zu halten, daß es die Tochter Kiamils ſei, die in dem Thurm eine Zuflucht gefunden. Sotirios ſtellte dem Mädchen vor, daß, wenn die

Sache der Freiheit die Oberhand behielte, man ſehr leicht eine ſo vornehme Türkin als Geiſſel betrachten, und ſolche nur gegen ein großes Löſegeld oder unter ſonſtigen harten Bedingungen ihren Verwandten ausliefern würde, ſiegten die Türken, ſo würde ſich leicht Gelegenheit finden, Sittah auf ſichere Weiſe zu dem Bruder, wenn dieſer noch am Leben ſei, ſonſt aber zu andern Mitgliedern ihrer Familie zu bringen. Einſtweilen ſolle ſie der Dienerſchaft als eine Verwandte gelten, die ſich wegen der Unruhen aus Salona zu ihnen geflüchtet habe. Um dies wahrſcheinlicher zu machen, ſuchte Kirilla Kleider hervor, welche ſie ſelten getragen hatte, und die ihren Leuten unbekannt waren. In Kurzem war Sittah in eine Griechin umgewandelt. —

Von der zurückkehrenden Dienerſchaft hörte man den Verlauf des Gefechts. Kiamil und faſt alle die Seinigen waren gefallen. Von Mahmud blieb es ungewiß, ob er entkommen, da überall in den Zimmern und Höfen gekämpft, und die ſämmtlichen Gebäude in einen glühenden Aſchenhaufen, der die Gebeine der Gefallenen deckte, verwandelt worden waren. —

Der unter Phranzis' Anführung ſtatt gefundene Angriff war das Signal zur Erhebung von ganz Attika geweſen. Nicht nur, daß die Bewohner von Salona, Livadia und Theben ſich erhoben, und die Türken in die, über die beiden erſten Orte gelegenen Kaſtelle drängten, auch Galaxidi rüſtete ſich und ſendete Schiffe gegen den Feind. Die Erhebung von Athen vollendete das Werk. Am fünfundzwanzigſten April wurden die Türken gezwungen, ſich in die Akropolis zurückzuziehen. Hier wurden ſie durch drei Batterien, welche ihre Gegner mit Hülfe der Hydrioten, Keoten und Kephalonier auf der Höhe des Denkmals des Philopappos, ſo wie bei den Reſten der Tempel des Jupiters und des Bacchus errichteten, bedroht, und man erwartete täglich die Uebergabe, da die Lebensmittel ihnen zu fehlen anfingen. —

Unſere Bekannten im alten Thurme hatten ſich indeß immer mehr mit Sittah befreundet. Kirilla that alles Mögliche, um die traurige Stimmung der jungen Türkin aufzuheitern. Letztere gewann die Griechin ungemein lieb, wenn auch die Lebendigkeit derſelben nicht die Freude, welche ſie über die Fortſchritte des Befreiungskampfes, von dem täglich neue und ſtets günſtige Nachrichten einliefen, bemeiſtern konnte, und ſie dadurch die Freundin oft verletzte. Die Mädchen waren fortwährend beiſammen, und plauderten ſtundenlang. Sotirios war meiſt ein ſtummer Zuhörer des Geſprächs. Nur ſelten wagte er ein Wort an Siitah zu richten. Eines Theils flößte ihm der Rang der vornehmen Türkin, trotz des jetzt vernichteten Glückes ihres Hauſes, und die ſeit der Kindheit angewöhnte Unterwürfigkeit gegen die Beherrſcher des Landes, einen gewiſſen Reſpect ein, theils trug ihre außerordentliche Schönheit dazu bei, in ihr eine Art höheren Weſens zu erblicken, und er näherte ſich ihr dabei immer nur mit einer gewiſſen Scheu. Die Schüchternheit des jungen Mannes ſchien dagegen auf Sittah einen vortheilhaften Eindruck zu machen. Sie lernte zum erſtenmal einen Mann kennen, der, ganz im Gegentheil der Sitten der Osmanlis, in einem Mädchen mehr als eine Sclavin, eine nur der Luſt dienende Untergebene zu finden ſchien. So wie ſie die erſte Scheu überwunden hatte, redete ſie oft und gern mit Sotirios, und da ſie ſah, daß er höchſt aufmerkſam auf alle ihre kleine Bedürfniſſe war, daß es ihm eine ganz ſichtliche Freude machte, wenn er irgend einen ihrer Wünſche erfüllen konnte, ſo wendete ſie ſich meiſtens an ihn, wenn ſie irgend eine kleine Dienſtleiſtung begehrte. Obwohl Kirilla abſichtlich der Freundin verſchwieg, daß Phranzis die Kriegerſchaar, welche die Wohnung Kiamils angegriffen, befehligt hatte, ſo erwähnte ſie dennoch oft des Abweſenden gegen Sittah, und ſie fand dazu um ſo mehr Gelegenheit, als oft von den tapfern Thaten des Verwandten eine glorreiche Kunde kam. Vor wenig Tagen hatte man erſt erfahren, daß Phranzis mit fünf ſpezziotiſchen Kreuzern eine türkiſche Korvette und eine mit Feldkanonen und Pulver beladene Kriegsbrigg genommen, und ſchon brachte man wieder die Kunde, daß er zwei türkiſche Schiffe bei Agion Oros auf den Strand gejagt, und verbrannt habe. Kirilla jubelte ſtets ſo laut, wenn günſtige Nachrichten von Phranzis einliefen, daß Sittah bei ſolcher Gelegenheit ſie in Gegenwart von Sotiries ganz unbefangen fragte: Ob der Seemann, von dem ſie ſpräche, ihr Geliebter, oder gar ihr Bräutigam ſei, denn nur die Liebe könne eine ſolche lebhafte Theilnahme hervorrufen.' Das einfache, augenſcheinlich ganz unabſichtliche Wort der jungen Türkin, fiel wie ein Blitzſtrahl in die Seele der beiden Verlobten. Sittah hatte einer dunkeln Vorſtellung, die in Beider Seele lebte, Worte geliehen, die ſie ſich ſelbſt nicht auszuſprechen, ja nicht einmal zu durchdenken getraut hätten. Zum erſtenmal verglich Kirilla ihren Verlobten mit Phranzis, und der Vergleich fiel ungleich zum Vortheil des Letztern aus, zum erſtenmal fragte ſich Sotirios: ob er wohl an der Seite eines Weibes, das ihn mehr auf Antrieb des Vaters, als aus eigener Neigung gewählt, glücklich ſein werde? – Die Vorwürfe, die ſich die jungen Leute in ihrem Herzen über dieſe Vorſtellungen machten, indem ſie das beſtehende Bündniß als ein bereits abgeſchloſſenes betrachteten, trug keineswegs dazu bei, ſie ſich wieder näher zu bringen; es entſtand vielmehr eine Art Scheu, die ſie abhielt, ſo wie ſie ſonſt gethan, ſich unbefangen über ihre Zukunft mit einander zu unterhalten. Kirilla nahm ſich fortan in Acht, ihre Theilnahme an den Thaten Phranzis ſo laut wie früher kund zu geben, aber ſie dachte deshalb nicht weniger als ſonſt an ihn; Sotirios widmete alle Aufmerkſamkeit, die er früher der Verlobten geweiht, der jungen Türkin, die ihm als das Ideal aller weiblichen Vollkommenheiten erſchien. Es konnte kaum der Fall ſein, daß die Hingebung des Jünglings, der auf jede ihrer Mienen, auf jedes ihrer Worte lauſchte, der den Inhalt derſelben, den kleinſten Wunſch im Voraus zu errathen ſuchte, auf Sittah ohne Eindruck geblieben wäre. Sie unterhielt ſich immer vorzugsweiſe mit Sotirios, und die ehrfurchtsvolle Scheu, die der Jüngling früher vor ihr gehabt, verſchwand nach und nach. Je mehr er Sittah kennen lernte, je höher ſtieg ſeine Bewunderung, er fand in ihr ein Ideal aller Vollkommenheiten, ſein Enthuſiasmus ließ ihn dies ſelbſt gegen Kirilla ausſprechen, und dieſe neckte ihn nicht wenig, als er, da einſt von den ſchönen Händen Sittahs die Rede war, und dieſe bedauerte, daß ein kleines rothes Maal den Zeigefinger ihrer linken Hand verunziere, auf's Heftigſte behauptete, daß die Schönheit dieſer Hand eben dadurch bedeutend erhöht würde. —

Die jungen Leute hatten auf dieſe Weiſe mehrere Monate zugebracht. Es war damals eine Art Waſfenruhe in der Provinz eingetreten. Phranzis kreuzte im Golf von Galaridi; er hatte mehrmals Grüße an Kirilla, ſo wie werthvolle türkiſche Beuteſtücke geſendet, aber einen Beſuch bei den Verwandten abzuſtatten, war ihm durch den Drang der Umſtände unmöglich geworden. Von Mahmud verlautete nichts. Nach Einigen war er bei dem nächtlichen Angriffe getödtet worden, nach Andern entkommen. Eine Gewißheit konnte nicht erlangt werden, da die Körper der Gefallenen ſämmtlich unter den Trümmern der Gebäude begraben, oder durch das Feuer bis zum Unkenntlichwerden entſtellt waren. Nach Smyrna, wo ſich Verwandten Sittahs befanden, war geſchrieben worden, aber man hatte keine Antwort empfangen und der Brief war wahrſcheinlich nicht an ſeine Beſtimmung gelangt. So kam der Julimonat heran.

Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht, daß der Paſcha Omer Brione mit dreitauſend Mann ſich nähere. Die Griechen, die ſich ihm in Liatani entgegengeſtellt, hatten ihn nur ſo lange aufhalten können, daß Frauen und Kinder Zeit hatten, ſich nach Salamis zu retten. War auch ſein Marſch vorzüglich auf Athen gerichtet, ſo war es dennoch möglich daß ein Streifcorps der Türken auch die Gegend von Delphi berühren könne, um vielleicht das Kaſtell von Salona, das in die Hände der Griechen gefallen war, wieder zu nehmen, und es war Zeit Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Mit dieſen beſchäftigte ſich Sotirios ſogleich, und zwar mit ſolchem Eifer, daß es Kirilla ihm kaum zugetraut hätte. Pulver ward angeſchafft, Kugeln gegoſſen, Patronen verfertigt, und alle Einrichtungen getroffen, um die Mannſchaft, welche nicht die, für den Fall feindlicher Annäherung, in entfernte Gebirgsſchluchten zu treibenden Heerden begleiten mußten, jeden Augenblick in dem alten Thurme verſammeln zu können. Nur wenig Tage vergingen, als plötzlich die Nachricht einging, daß eine Schaar Albaneſen von dem Corps Omer Paſcha's zu Salona angelangt, und ein Theil davon nächſter Tage in der Nähe von Caſtri zu erwarten ſei, um an den Bewohnern der Umgegend, welche an der Zerſtörung des Eigenthums Kiamils Theil hatten, Rache zu nehmen. Dies Gerücht verbreitete den größten Schreck in der Umgegend. Hatten auch nur wenige der Landleute an der Seite Phranzis' und der Seinen gefochten, ſo hatten doch die meiſien das, was dem Brande entgangen war, vorzüglich die Viehheerden, geraubt. Da die Dienerſchaft der beiden Verlobten ſogar am Gefechte Theil genommen, ſo ließ ſich erwarten, daß dieſer Umſtand nicht ohne Folgen bleiben würde, und unſere Bekannten berathſchlagten was zu thun ſei. Kirilla ſtimmte für ruhiges Abwarten des Kommenden, und Sotirios ſchloß ſich dieſer Meinung an. Für den erſten Anlauf, meinten Beide, ſchütze ſie der Thurm hinlänglich; nur dem Geſchütz würde er nicht widerſtehen können. Sittah meinte indeß, es würde beſſer ſein, wenn ſich Sotirios nach Salena begäbe, und dort dem Befehlshaber der Türken anzeigte, daß ſich die Tochter Kiamils in den Schutz unſerer Bekannten begeben habe. Sie verlange, ſollte Sotirios erklären, die Schonung des Eigenthums ihrer Beſchützer, bei denen ſie, bis Nachricht von Smyrna einträfe, bleiben würde, und ſei bereit, dieſe Angabe Angeſichts eines Abgeordneten des türkiſchen Befehlshabers zu beſtätigen. Es ließ ſich nicht läugnen, daß dieſer Vorſchlag ungemein klug ausgedacht ſchien. Es war kaum zu zweifeln, daß die Türken bei dem Range und Anſehen, das Kiamil gehabt, gern auf den Wunſch der Tochter Rückſicht nehmen und ihn gewähren würden; war dies aber der Fall, ſo genoſſen die Beſchützer Sittahs auf längere Zeit einen Schutz, indem die junge Türkin verſprach, die Familie nicht eher zu verlaſſen, bis ſie über deren Loos ganz ohne Sorge ſein könne. Kirilla trieb den jungen Mann dazu an, ſich ſchon des folgenden Tages auf den Weg nach Salona zu machen, als man vernahm, daß ein kleines türkiſches Corps in der Gegend des Dorfes Vardana ein Lager bezogen habe. Der Tag war kaum angebrochen, als Sotirios ſeine Reiſe antreten wollte; es befremdete ihn, daß Sittah bereits wach war und ihn an der Thüre des alten Thurmes erwartete. Wie ſie ſagte, hatte ſie die Nacht faſt fortwährend wachend zugebracht, da ein böſer Traum ſie gleich nach dem Einſchlafen geängſtet habe. Der Gedanke, daß ſie dem jungen Manne den Rath zu der Reiſe gegeben, und ihm auf dieſer irgend ein Unfall zuſtoßen könne, hätte ihre Angſt noch mehr erhöht, und dies ſei der Grund, warum ſie ihn vor der Abreiſe noch einmal ſprechen und ihn bitten wolle, daß er es ſich noch reiflich überlegen möge, ob es auch wirklich rathſam ſei die Reiſe anzutreten. „Sie würde,‘ ſetzte ſie hinzu, „untröſtlich ſein, wenn ſie durch ihren Vorſchlag den Jüngling in eine Gefahr gebracht, vor der ihm, wenigſtens für den Augenblick, der feſte Thurm ein ſicherer Schutz geweſen wäre.‘ Sotirios war entzückt über die Theilnahme des Mädchens. Er verſicherte hundertmal, daß er nichts fürchte, daß ihm nichts Uebles begegnen könne, da er wiſſe, welchen Antheil Sittah an ſeinem Geſchick nähme. Lange ſah ihm das Mädchen nach, bis der Gebirgspfad, den er wandelte, ſich unter dem Schatten einiger Platanen verlor, und ihn ſo ihren Blicken entzog. —

So fröhlich auch anfangs die Stimmung des Jünglings war, ſo ward ſie doch bald ernſter, als ihm in einer, von den Ufern des Waldbachs Platania bewäſſerten Schlucht, da wo einiges alte Gemäuer an den Verſammlungsort der phokiſchen Städte erinnert, einige Flüchtlinge entgegenkamen, und ihm jammernd mittheilten, daß die Türken das unglückliche Dorf Bardana den Flammen geopfert und die Einwohner meiſtentheils niedergemetzelt hätten. ‚Ein junger vornehmer Türke, ein wahrer Wüthrich,‘ ſetzten ſie hinzu, ‚befehlige die Albaneſen, und er habe geſchworen, daß er das Land weit und breit zur Wüſte machen wolle." — Eine Mittheilung dieſer Art konnte nicht ohne Eindruck auf die Seele des jungen Mannes bleiben; dazu kam die düſter romantiſche Umgebung des Pfades wo er ſich befand. Er wandelte durch eine, von großen Platanen beſchattete Schlucht, die ſich zwiſchen dem Parnaß und einem langen Bergrücken hinzog und nach einem merkwürdigen Orte leitete. Es war dies der berühmte Kreuzweg, wo die Straßen von Ambryſſus, Lebadea und Daulis zuſammentreffen, und wo Oedipus ſeinen Vater Lajus erſchlug. Bei den alten Mauerreſten, welche die Tradition zugleich als das Grabmal des unglücklichem Sohnes bezeichnet, hielt Sotirios unwillkürlich an. Eine Angſt, der er nicht Meiſter werden konnte, überfiel ihn. Sollte er vorwärts gehen, oder zurückkehren? Plötzlich tönte Hufſchlag in der Nähe. Es war ein Trupp irregulairer karamaniſcher Reiterei.

„Ein Griechenhund! — Nieder mit ihm! Es iſt einer der Mordbrenner aus Kaſtri," rief der Anführer, den brauſenden langbemähnten Apfelſchimmel den ſchneidenden Bügel in die Seite drückend und auf Sotirios losjagend.

Mit der den Griechen eigenthümlichen Behendigkeit ſprang der Jüngling auf einen Felſenblock, von dieſem auf einen zweiten und dritten, und bald befand er ſich hoch über den Häuptern der Reiter. Wüthend riſſen dieſe die langen Flinten von der Schulter.

„Laßt ſein!“ rief der Chef des Trupps. „Der Dſchauer will reden. Er winkt mit dem Feß. Vielleicht will er uns eine gute Beute nachweiſen, und dann ſoll dem Hunde das Leben geſchenkt ſein und er noch obendrein einen Lohn haben.“

„So iſt es, Herr!“ rief Sotirios herab. „Die Mittheilung aber, die ich zu machen habe, iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß ich ſie nur dem Kommandanten des Lagers, das ich dort durch die Bäume blinken ſehe, eröffnen kann. — Wie heißt Euer Befehlshaber?“

„Mahmud Aga, der Sohn des Kiamil Bey!“ erwiederte der Karamanier. „Iſt es aber nichts Beſonders, was Du ihm zu hinterbringen haſt, ſo mache Dich auf einen warmen Empfang gefaßt. Ich habe keinen Griechen aus ſeinem Zelte kommen ſehen, der noch über ſeine Naſe und Ohren zu verfügen gehabt hätte, wenn ein ſolcher überhaupt den Kopf auf dem Rumpfe behielt.“

„Wohl iſt es etwas Wichtiges, und Mahmud Aga wird darüber entzückt ſein!“ rief Sotirios. „Es iſt ein wahres Glück, daß er es iſt, der das Lager befehligt. Ich bringe ihm Nachricht von ſeiner Schweſter, die ſich in mein Haus geflüchtet hat, als das Eigenthum Kiamils zerſtört ward.“

„Bei Allah! Du biſt ein Glückskind!“ rief Jener erſtaunt. „Du wirſt höchlich willkommen ſein. Mahmud hat einen Preis darauf geſetzt, wer ihm Auskunft über das Geſchick der Schweſter bringen könnte. — Aber was zögerſt Du? Steige herab. — Bei meinem Bart! Dieſe Ungläubigen ſind ſo dumm als feig! Glaubt der Menſch daß der Ueberbringer einer ſo wichtigen Botſchaft etwas zu beſorgen habe! — Steige herab, Grieche, ich ſchwöre Dir bei den vierzigtauſend Propheten, daß ich Dich wohlbehalten in das Zelt Mahmud Aga’s geleiten will.“

Mit leichterem Herzen ſtieg Sotirios von den Felſen herab, und wanderte nun beſchwingten Schrittes neben dem, dem Lager zueilenden Reitertrupp. Auf einer Anhöhe, zur Seite der noch rauchenden Ruinen von Bardana, zogen ſich zwei ziemlich lange Zeltreihen dahin, zwiſchen denen ſich ein großes Gewühl von

Menſchen bewegte. Der laute Jubel wildausſehender Albaneſen, die mit Beutepäcken beladen daherzogen, und eine Anzahl unglücklicher Griechen, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren, vor ſich hertrieben, ward durch das Gewieher karamaniſcher und theſſaliſcher Roſſe, die mit den Vorderfüßen an Zeltpflöcke befeſtigt waren, ſo wie durch das Gebrüll der zum Niederknieen beim Auf- und Abladen gezwungenen Kameele, bis zum unglaublichſten Lärm geſteigert. In der Mitte der Zelthaufen zeichnete ſich eines der leinenen Häuſer vor den andern aus. Mehrere bunte Fähnchen weheten vor dem Eingange, und auf der Spitze die rothe Fahne mit dem Halbmond. Ehe Sotirios mit ſeinen Begleitern indeß bis dahin gelangte, bemerkte er einen Gegenſtand, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich ſchon erregt haben würde, wenn auch nicht einer der Karamanlis mit einer ſataniſch lächelnden Miene ihn darauf aufmerkſam gemacht hätte. An einer, zwiſchen zwei Platanen ausgeſpannten Leine, flatterten formloſe Figuren, die beſonders durch langherabhängende Haarbüſchel oder Mähnen auffielen. Man hätte ſie für bemähnte Pferdezierrathen, oder menſchliche Kopfbedeckungen halten können. Erſt in der Entfernung von kaum zwanzig Schritt erkannte Sotirios was er ſah, und ſein Entſetzen war im Augenblick ſo groß, daß er faſt die Beſinnung verlor. Er hatte wohl ſchon früher von den, von den Türken verübten Gräuelthaten reden hören, aber noch nie etwas dem Aehnliches geſehen. Das was er erblickte, waren die Kopfs- und Geſichtshäute eben ſo vieler, Menſchenhäupter, die man nach Entfernung des Schädels eingeſalzen, plattgedrückt und zum Trocknen aufgehangen hatte, um in dieſem Zuſtande als Siegeszeichen nach Conſtantinopel geſendet zu werden. — Mit ſchwankenden Schritten, und kaum wiſſend wo er war, ging er mit dem Anführer der Karamanier, welcher vom Pferde geſtiegen, dem Zelte Mahmud Aga's zu. —

Der junge Türke ſchien auf einem Divan im Hintergrunde des Zeltes zu ſchlummern. Wie ein Raubthier aus ſeinem Lager fuhr er beim Eintreten der Beiden auf.

„Was ſchleppſt Du mir das Gezücht in mein Zelt, Xarif?" ſchrie er dem Karamanier entgegen. „Iſt Dein Säbel ſchartig geworden, daß Du nicht ohne mich mit ihm fertig werden kannſt? — Aber was ſeh' ich? — Sotirios? — Beim Propheten, Du kommſt mir gelegen! Ja, Aarif, Du haſt Recht! Für dieſen Verräther, gegen den mein Vater ſo gnädig war, den er ſchützen, deſſen Heerden er für die ſeinen erklären wollte, und der dennoch ſeine verruchte Hand gegen das ehrwürdige weiße Haupt Kiamils erhob, iſt der Säbel nicht genug, für ihn iſt der Pfahl kaum hinreichend."

„Verzeihe, Herr," verſetzte Sotirios zitternd, „Du täuſcheſt Dich gänzlich. Ich war nicht bei dem nächtlichen Angriff —"

„Nein, Du Hund, dazu warſt Du zu feig, Du ſendeteſt blos Deine Leute, unter der Anführung Deines ſaubern Vetters!" ſchrie Mahmud.

„Ich konnte es nicht hindern, daß ſie mit ihm zogen;" verſetzte Sotirios noch immer bebend. „Ich kann Dir den beſten Beweis liefern, daß ich nichts Arges gegen Deinen edlen, ehrwürdigen Vater im Sinne gehabt, und bin eben hier um Dir davon Zeugniß zu geben. Deine Schweſter Sittah iſt in mein Haus geflüchtet —"

„Und Du haſt ſie den Empörern ausgeliefert!" unterbrach ihn Mahmud. „Sie iſt verkauft, entehrt?"

„Sie befindet ſich wohlbehalten unter meinem Dache!“ verſetzte der Jüngling. „Sie nahm meinen Schutz in Anſpruch, Kirilla gab ihr Kleider, wir machten meinen Leuten glauben, ſie ſei unſere Verwandte.“

Mahmud ſtutzte. Er ſchien eine Weile nachzudenken, dann ſagte er in ruhigerem Tone:

„Warum haſt Du Sittah nicht gleich mitgebracht?“

„Ich erfuhr erſt vor wenigen Augenblicken, daß Du Dich in unſerer Nähe befändeſt;“ erwiederte der Jüngling mit dem Tone der Wahrheit.

„Wohl, ich werde meine Schweſter ſogleich abholen laſſen, Du bleibſt indeſſen in meinem Lager;“ verſetzte Mahmud nach kurzem Nachdenken, mit einer auffallenden, und deshalb mit ſeinem wilden Geſichtsausdrucke ſehr kontraſtirenden Freundlichkeit.

„Entſchuldige, Herr!“ ſagte Sotirios beſcheiden. „Ich fürchte, die Meinigen würden Sittah nicht ziehen laſſen, wenn ich nicht ſelbſt zurückkehrte. Sende deshalb Jemand mit mir, der Deiner Schweſter Deinen Willen kund thun, und ihr zum Schutz auf dem Herwege dienen kann.“

„Ich wollte,“ ſagte Mahmud düſter, „noch heute mein Lager in die Nähe von Kaſtri verlegen. Ich beſchließe jetzt, es in der Nähe des Thurmes, den Du bewohneſt, aufzuſchlagen. Sobald ich dort angekommen bin, hole ich Sittah ab. Morgen übergiebſt Du mir den Thurm und meine Schweſter.“

„Den Thurm?“ entgegnete Sotirios erſchrocken.

„Allerdings;“ verſetzte Mahmud; „der Paſcha von Salonik hat befohlen, alle Thürme im Lande zu zerſtören, und nur die davon auszunehmen, in welche wir Beſatzungen legen müſſen, um die Ruhe zu erhalten. Der Deinige wird zu den letztern gehören.“

„Ich denke, Herr,“ ſagte Sotirios zögernd, „Du wirſt in Betracht, daß Deine Schweſter in meinem Hauſe Schutz gefunden, mir und den Meinigen ſolchen gleichfalls gewähren —“

„Gewiß! Dir und den Deinen ſoll werden was Euch gebührt;“ fiel Mahmud ihm in die Rede.

„Und mir dies beim Koran betheuern;“ vollendete der Jüngling.

„Hund von einem Ungläubigen, was unterſtehſt

Du Dich?“ fuhr Mahmud mit aller ihm eigenthümlichen Wildheit auf, doch mäßigte er ſich ſogleich wieder. — „Beruhige Dich, Sotirios;“ ſagte er lächelnd, als er bemerkte, daß der junge Mann an allen Gliedern zitterte. „Wir ſind dieſe Sprache aus dem Munde der Griechen noch nicht gewohnt geworden, und ſelbſt Kiamil, mein Vater, — ſein Andenken ſei geſegnet — ſo mild er war, würde dieſe Zumuthung übel aufgenommen haben. Sage meiner Schweſter indeß, daß ſie ſich bereit halte von mir morgen mit Tagesanbruch abgeholt zu werden, um einſtweilen nach Salona zu gehen. Nach ein paar Stunden werde ich mit dem Lager aufbrechen, und mit Sonnenuntergang wird es in der Nähe Deines Thurmes aufgeſchlagen ſein.“

„Verzeihe, Herr!“ ſagte Sotirios demüthig. „Ich denke, Du wirſt meine Bitte nicht unbeſcheiden finden — ich möchte gern Kirilla und meinen Leuten beruhigende Nachrichten mitbringen — und ſo bitte ich Dich denn, um Deines edeln Vaters Kiamil willen, daß Du mir bei deſſen Andenken Deinen Schutz gegen alle Unbill zuſicherſt, oder mir den Thurm, gegen das Verſprechen, ihn keinem Bewaffneten, wer er immer ſei, zu öffnen, ferner als Wohnung überläſſeſt.“

„Das letztere geht nicht!“ fiel Mahmud haſtig und mit gerunzelter Stirn ihm in die Rede. „Und das Erſtere — Haſt Du meine Schweſter nicht geſchützt? Was bedarf es alſo Betheuerungen, wo ſich Alles von ſelbſt verſteht? Ueberdies bleibe ich für längere Zeit in dieſer Gegend, um die Küſte vor den Landungen der ſpezziotiſchen Räuber zu ſchützen. Wer möchte Dich alſo zu beläſtigen wagen, gleichviel, ob Du in dem Thurme oder in Deinem gewöhnlichen Hauſe Dich befindeſt? — Doch genug für jetzt. Eile zurück. Grüße Sittah. Morgen früh erſcheine ich vor Deiner Wohnung.“ —

Die erſte Empfindung des Jünglings, wie er das türkiſche Lager hinter ſich hatte, war der, als ob er der Höhle eines Löwen entronnen wäre, gleichzuſetzen, bald aber konnte er ſich ernſten Beſorgniſſen nicht erwehren. So wie er zu Hauſe angekommen war, theilte er den Mädchen die gemachten Erfahrungen mit. Sittah fuhr freudig empor, als ſie vernahm, daß Mahmud am Leben und in der Nähe ſei; im Verlaufe der Erzählung, bei welcher Sotirios erſten Empfang im Zelte gänzlich überging, aber drückte ihre Miene tiefe Beſorgniß und Nachdenken aus.

„Ich muß,“ ſagte ſie, als Sotirios geendet hatte, „ganz offen mit Euch ſprechen. Von den vielen edlen Eigenſchaften meines Vaters iſt manche, vorzüglich ſein Muth, auf Mahmud übergegangen, aber die Milde des herrlichen Greiſes iſt nicht unter ihnen. Noch mehr: Der Vater warf ihm ſelbſt Grauſamkeit vor, und daß er Eure Nation tödtlich haßt, weiß ich aus ſeinem eigenen Munde. Wie Du erzählſt, hat Mahmud Dir nicht ſeinen Schutz ausdrücklich zugeſichert. Ohne eine ausdrückliche Betheuerung aber wäre es durchaus gefährlich. Dich und Kirilla ſeinen Händen zu überliefern. Ich darf wohl kaum erwähnen, daß ich Alles anwenden würde, um meinen Bruder günſtig für Euch zu ſtimmen, aber Ihr kennt unſere Sitten — ſelbſt die Euren kommen in dieſem Punkte ja den unſern gleich — Mahmud iſt jetzt das Haupt unſerer Familie, er iſt mein Herr, ich muß ihm gehorchen, und die Gewalt welche irgend Jemand, den Vater ausgenommen, auf ihn auszuüben im Stande war, iſt ſtets gering geweſen. Ich geſtehe daher ganz offen, daß ich

Eure Sicherheit für ſo lange gefährdet halte, bis Mahmud Euch dieſelbe beim Koran oder dem Grabe des Vaters betheuert hat."

„Er wird es nicht thun;" verſetzte Sotirios.

„Du müßteſt mit ihm ſprechen, ehe Du uns verläſſeſt;" ſprach Kirilla zu der Türkin.

„Gern will ich das;" fiel dieſe ein. „Wie ich meinen Bruder kenne, würde dies indeß wenig helfen. Er giebt nur dann nach, wenn er muß. Bitten haben nie etwas über ihn vermocht. Meiner Meinung nach giebt es nur ein einziges Mittel."

„Und dieſes wäre?" fragte Sotirios.

„Liefere mich nicht eher aus, bis er Dir auf den Koran Schutz zugeſchworen hat;" ſagte Sittah.

„Wie?" rief Kirilla erſtaunt. „Du ſelbſt kannſt dieſes rathen?"

„Es würde ſeinen Zorn auf's Höchſte entflammen;" ſprach der Jüngling.

„Ich weiß es;" fiel Sittah ein. „Dennoch iſt es die einzige Weiſe mit Mahmud zu unterhandeln. — Aufrichtig geſagt, nach dem was Sotirios erzählte, halte ich Euer Eigenthum und Freiheit, ja ſelbſt Euer Leben gefährdet. Ehe dies aber der Fall ſein ſoll, ehe Sotirios — und Du, Kirilla — in Gefahr kommen, ehe mag jede über mich ergehen."

„Gefahr für Dich?" rief Sotirios mit einem Feuer, das ihm ſonſt nicht eigen war. „Nimmermehr! Wenn der Thurm angegriffen würde, wenn Du in Gefahr kämeſt, ich möchte nicht leben! — Ich will mich Mahmud überliefern, wenn er Kirilla Freiheit und Schutz zuſagt."

„Wie? Denkſt Du, daß ich beide um dieſen Preis annehmen würde?" rief Kirilla lebhaft. „Aber warum denn es auf Mahmuds Gnade ankommen laſſen? Laſſen wir Sittah zu dem Bruder gehen, bleiben wir in dem Thurme, vertheidigen wir ihn, wenn man uns angreift! Kanonen haben die Türken nicht, was wollen ſie uns alſo thun? Iſt die Noth am Aergſten, ſo pflanzen wir neben dem griechiſchen Kreuze eine ſchwarze Flagge auf. Man würde dieſe im Golfe von Galaridi ſehen können, und der tapfere Phranzis — mir ſagt dies eine innere Stimme — würde uns durch eine Landung zu Hülfe kommen, wenn überhaupt Menſchenhülfe möglich wäre. — O," ſetzte ſie leuchtenden Blickes hinzu, „als er fortging, flüſterte er mir dieſes Mittel zu, und ich wette daß der edle Held mit dem Auge des Seeadlers jeden Morgen bei Aufgang der Sonne nach der Höhe unſers Thurmes blickt.“

Unter Geſprächen dieſer Art ging der Tag vorüber, aber die Sonne war noch nicht unter dem Horizonte, als man von der Höhe des Thurmes einzelne Trupps der Karamanier über die Höhen daher jagen ſah. Bald folgte auch der ganze Troß des Lagers mit ſeinen Kameelen und andern Laſtthieren, welche die Zelte und Lagergeräthſchaften trugen. Am Rande des Olivenwäldchens bildete ſich die kleine Zeltſtadt und mit Schmerz ſahen Sotirios und Kirilla die alten Bäume, welche Vater Anagnoſtis als Jüngling gepflanzt, in den Flammen der Lagerfeuer praſſeln. Dem jungen Griechen ſchien dies ein Zeichen von um ſo ſchlimmerer Vorbedeutung, als Mahmud wußte, weſſen Eigenthum dieſes Wäldchen, und wie werthvoll es für den Beſitzer ſei, und er beſchloß, doppelte Vorſicht anzuwenden, ehe er den Thurm und ſeine Bewohner in die Hände der Türken liefere. Während der Nacht erſchien der Himmel an verſchiedenen Stellen geröthet; ein deutliches Zeichen von dem Racheeifer der Feinde. —

Kaum war der Morgen angebrochen, als Sotirios gemeldet wurde, daß ein kleiner Trupp Türken, vom Lager aus, dem Thurme zuzögen. Der junge Mann hatte mit ſeinen Dienern die ganze Nacht gearbeitet, um Waſſer aus einer benachbarten Quelle, ſo wie Vorräthe, die noch in dem gewöhnlichen Wohnhauſe aufgeſpeichert lagen, in den Thurm ſchaffen, und die Heerden in die abgelegenſten Schluchten des Parnaß treiben zu laſſen. Er war bereit Mahmud zu empfangen. Bald überzeugte er ſich, daß dieſer ſich an der Spitze der Reiter befände. Eben ſaß der Türke vom Roſſe ab, ließ die Begleiter zurück und winkte mit einem Tuche. Sotirios wollte den Thurm verlaſſen um ihm entgegen zu gehen, als Kirilla darauf beſtand, den Jüngling zu begleiten.

„Ich würde mit Euch gehen,“ ſagte Sittah, „aber ich kenne meinen Bruder. Sagt ihm, daß Ihr mich als Geiſſel betrachtet, bis er Euch Sicherheit zuſchwört; dies vermag mehr als Eure und meine Bitten.“

Die jungen Leute waren bald den Türken gegenüber. Mahmud war mit Säbel und Piſtolen bewaffnet, aber auch Sotirios hatte ein geladenes Gewehr in der Hand.

„Nun, Sotirios, wo haſt Du meine Schweſter?“ fragte Mahmud haſtig.

„Dort iſt ſie, Herr!“ ſagte der junge Grieche, auf die Höhe des Thurmes zeigend, wo Sittah eben erſchien.

„Wohl! ich danke Dir daß Du ihr Schutz gewährteſt. Sie ſoll noch heute nach Salona abgehen. — Du, Mädchen,“ ſprach Mahmud zu Kirilla, die er von Anfang an unverwandten Blickes betrachtet hatte, „könnteſt ſie begleiten.“

„Entſchuldige, Herr, meine Anweſenheit iſt daheim von Nöthen;“ verſetzte dieſe kalt.

„Mir auch recht,“ erwiederte Mahmud boshaft lächelnd. — „Rufe jetzt meine Schweſter, Sotirios; ſie ſoll mich nach dem Lager begleiten. Du wirſt wahrſcheinlich Deinen Hausrath bereits haben nach Deiner Wohnung bringen laſſen. Iſt dies noch nicht der Fall geweſen, ſo ſorge daß es ſogleich geſchieht, ich will ſodann den Thurm durch meine Leute beſetzen laſſen, und werde ſelbſt meine Wohnung in ihm nehmen.“

„Beides, Herr, ſoll augenblicklich geſchehen,“ ſagte Sotirios beſcheiden, „doch vorher ſei ſo gnädig die Bitte zu erfüllen, die ich Dir geſtern vorgetragen.“

„Welche? — Ach, die Zuſicherung des Schutzes Deines Eigenthums;“ verſetzte Mahmud leicht. „Nun wohl, ich verſichere ihn Dir.“

„Verzeihe, Herr,“ ſagte der Jüngling zögernd, „aber dies genügt mir nicht. Ich muß Dich bitten, mir Sicherheit für Kirilla, mich und meine Diener, ſo wie für unſer Eigenthum auf den Koran, oder beim Grabe Kiamil Bey's zuzuſchwören.“

„Ei, was fällt Dir ein! So viel Umſtände um ſo geringe Sache!“ rief Mahmud mit gezwungenem Gelächter. „Mein Wort iſt doppelt hinreichend. — Du denkſt, ich habe Böſes mit Dir im Sinne? Nicht das allermindeſte.“

„Um ſo eher, Herr, kannſt Du alſo den Eid leiſten!“ verſetzte der Grieche mit Ruhe.

„Ich will aber nicht!“ verſetzte Mahmud rauh. „Und — bei meines Vaters Bart! — ſelbſt der Paſcha von Theſſalonich würde mich nicht zu etwas bewegen können, was ich nicht will.“

„So würde,“ fiel Kirilla ein, „Sittah ſo lange zu unſerm Schutz bei uns verweilen müſſen, bis jede Gefahr vorüber.“

„Als Geißel vermuthlich!“ rief Mahmud wild lachend. „Bei Allah! Mädchen, Du gefällſt mir. Du würdeſt dem Harem eines Veziers keine Schande machen, ſo hübſch wie Du biſt, und wie ich ſehe auch ſo keck. Es würde Dir nicht ſchwer fallen die Kadun (Dame) zu ſpielen.“

„Da iſt nichts Keckes dabei, Effendi!“ verſetzte Kirilla beherzt. „Entweder Du leiſteſt den Eid, oder Sittah bleibt bei uns.“

„In der That, Herr,“ fuhr Sotirios, durch den Muth des Mädchens angefeuert, fort, „ſchwörſt Du uns nicht Sicherheit zu, ſo bleibt Deine Schweſter in unſern Händen.“

„Was?“ ſchrie Mahmud, indem alle ſeine natürliche Wildheit zum Ausbruch kam. „Weil ein Weib, deſſen Worte kein Gewicht haben, ſich erdreiſtete eine freche Forderung zu machen, ſo meinſt Du, elender Sclave, es Dir gleichfalls erlauben zu können? — Nimm dies zum Lohne!“

Mit Blitzesſchnelle riß er ein Piſtol aus dem

Gürtel, richtete es auf Sotirios und drückte los. Unfehlbar würde er ihn zu Boden geſtreckt haben, aber Kirilla hatte jede Bewegung des Türken beobachtet, und ſo gab ſie ihm in dem Moment des Abfeuerns einen Schlag auf den Arm, wodurch die Kugel eine andere Richtung erhielt.

„Dein Leben iſt in meiner Hand!“ rief jetzt Sotirios heftig, indem er den Hahn ſeiner Flinte ſpannte und ſie an den Backen brachte.

„Nein! — Nein!“ — rief Kirilla. „Zurück! Fort in den Thurm!“

Mit Gewalt packte ſie den Jüngling am Arme und riß ihn zurück. Beide eilten nach dem Thurme. Die Karamanier, welche Mahmud begleitet hatten, warfen ſich ſchnell auf die Roſſe und jagten heran. Ein heftiges Flintenfeuer vom Thurme empfing ſie. Nur wenige Augenblicke hielten ſie Stand, dann entfernten ſie ſich, nebſt Mahmud, unter heftigen Verwünſchungen.

Nicht eine Viertelſtunde verging, als ein Reiter erſchien, und einen Wurfſpieß, an welchem ein Blatt Papier flatterte, in die Nähe des Thurmes ſchleuderte. Der Zettel enthielt eine Aufforderung die weiße

Fahne aufzupflanzen, und machte die Vertheidiger des Thurmes für jedes Haar auf Sittahs Haupte verantwortlich. Für den Fall ſchleuniger Uebergabe wollte Mahmud für Sotirios und Kirilla freien Abzug nach Galaxidi bis auf die ſpezziotiſchen Schiffe gewähren. Von Schutz für die Diener und das Eigenthum war keine Rede.

So wie als Antwort eine Flagge mit dem griechiſchen weißen Kreuze im blauen Felde auf der Höhe des Thurmes aufgezogen ward, that ſich ſogleich die Wuth des Türken kund. Tauſende von Axthieben tönten aus dem Olivenwäldchen herüber, und bald ſank einer der alten Oelbäume nach dem andern. In Zeit von wenigen Stunden war Alles nur ein einziger wüſter, undurchdringlicher Verhack. Dieſes Werk der Zerſtörung war indeß bei weitem noch nicht Alles. Ehe es Abend ward, ſtieg eine mächtige Rauchſäule hinter einem nahgelegenen Hügel auf. Die Wohnung, in welcher Kirilla geboren war, in welcher Anagnoſtis, der Freund Kiamil Bey's, lange Jahre glücklich verlebt hatte, ſank, von dem Sohne des Letztern in Brand geſteckt, in Aſche zuſammen. —

Schon am folgenden Morgen konnte man vom

Thurm aus bemerken, daß Mahmud alle Anſtalten getroffen hatte, ſich in Kurzem deſſelben auf eine ſo einfache, als für ſeine Schweſter gefahrloſe Weiſe zu bemächtigen. Außerhalb Schußweite lagerten kleine Haufen, die den alten Bau beobachteten, und durch die enge Verbindung dieſer Poſtenkette ward jede Kommunication nach Außen unmöglich gemacht. Der ſtärkſte und nächſte dieſer Vorpoſten war unweit der, von dem Thurme etwa zweihundert Schritt entfernten Quelle aufgeſtellt. Die Quelle ſelbſt zu beſetzen, hatten die Türken nicht gewagt, da die Flinten der Griechen ſo weit, und wohl noch weiter trugen, demungeachtet war es für die Letztern nicht möglich, ſich von dort her einen Waſſervorrath von noch ſo geringer Bedeutung zu verſchaffen, vielmehr war ihnen dieſes Bedürfniß gänzlich abgeſchnitten. Man ſah, daß Mahmud die ſchwache Seite des Feindes ſehr genau zu beurtheilen gewußt, und berechnet hatte daß ſich der Thurm, wegen baldigen Waſſermangels, nur kurze Zeit halten könne. Dieſe ruhig abzuwarten, ſtand um ſo mehr in ſeiner Gewalt, als es abzuſehen war daß er mit ſeinem Korps, zu Abhaltung einer Landung kleiner Trupps, lange noch in der Gegend ſtationirt bleiben würde. Einzelne Flintenſchüſſe, die nach den Vorpoſten oder von dieſen nach dem Thurme gerichtet waren, ſobald ſich Jemand auf der Platteform des Letztern zeigte, abgerechnet, fand eine Art Waffenruhe ſtatt. Mahmud ſendete keine Aufforderung, weil er jeden Augenblick Uebergabsanträge erwartete, die Griechen aber waren froh, von den Türken nicht weſentlicher beunruhigt zu werden. Die jungen Leute lebten indeß wie drei Geſchwiſter mit einander. So oft auch Sittah angeboten wurde, ſich ohne alle Bedingungen zu dem Bruder zu begeben, ſchlug ſie dies dennoch jedesmal aus. Sie ſagte, daß ihr die Rückkehr unmöglich gemacht werden und ſie nicht hoffen könne, den Bruder, nach dem was vorgefallen zu bewegen, den Griechen freien Abzug zu geſtatten. So lange ſie bei ihnen ſei, würde Mahmud es nicht wagen, Maßregeln zu ergreifen, die ihren gemeinſam Untergang herbeiführen könnten, zum Beiſpiel zu verſuchen Kanonen, zu Beſchießung des Thurmes, aus Salona kommen zu laſſen.

In dem Verhältniß zwiſchen den Verlobten, ſo wie in ihrem ganzen Benehmen, war inzwiſchen eine auffallende Veränderung eingetreten. War es auch nicht zu verwundern, daß von der Vollziehung ihrer Verbindung zu einer Zeit, wo das Leben Beider jeden Augenblick gefährdet war, die Mutter aber, von Kirilla gepflegt, das Krankenlager nicht einen Augenblick mehr verließ, nicht die Rede ſein konnte, ſo ſchien es doch, als ob Sotirios und ſeine Verlobte es abſichtlich vermieden, auch nur im Entfernteſten das Geſpräch darauf zu bringen. Wer die Bemühung um die Perſon der jungen Türkin von Seiten des Jünglings erblickt, wer die Beſorgniſſe Kirilla's, ſobald man entfernten Kanonendonner von der See her vernahm, angehört, hätte der Meinung werden müſſen, daß die Herzen der Verlobten bei weitem weniger einander, als ganz andern Perſonen zugewendet ſeien. —

Ein Tag nach dem andern verging indeß, ohne daß in dem Verhältniß der Belagerten und ihrer Gegner eine Aenderung eingetreten wäre. Von außen her drohte den Erſten keine augenblickliche Gefahr, aber ſie begann ſich im Innern zu zeigen. Das Waſſer, was man in Fäſſern aufbewahrt hatte, ward von der Hitze untrinkbar, und drohte bald gänzlich zu fehlen. Wein war in Ueberfluß vorhanden, aber ſich mit dem ſtarken Traubenſaft den Durſt zu löſchen, war unmöglich, und würde, da der Drang zum Trinken dadurch nur geſteigert werden mußte, bald eine fortwährende Trunkenheit der Mannſchaft, die zu den größten Ausſchweifungen aufreizen konnte, herbeigeführt haben. Das faule Waſſer ward alſo, ſo gut es anging, mit Zuſatz von Wein genießbar gemacht. Am meiſten litt Sittah dabei. Wein zu genießen, war ihr von dem ſtreng religiöſen Vater von Kindheit an als etwas Abſcheuliches geſchildert worden, dennoch war ihr Ekel vor dem übelriechenden, verdorbenen Waſſer ſo groß, daß ſie faſt keinen Tropfen mehr über die Lippen bringen konnte. Sie klagte zwar nicht über den brennenden Durſt, den ſie empfand, aber der Widerwille den ſie fühlte, wenn ſie das ekelhafte, faulige Waſſer, vom Drang zum Trinken getrieben, an die Lippen brachte, und mit Schauder wieder wegſetzte, ſagte mehr als Alles. Sotirios litt unendlich bei dieſem Anblick. Er und Kirilla beſchworen das Mädchen, ſich zu Mahmud zu begeben, und ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen, aber alle Bitten vermochten nichts über Sittah. Jetzt konnte der junge Grieche nicht länger die Leiden eines Weſens anſchauen, das, ſeinen Empfindungen nach, das Schönſte und Edelſte war, das er je mit Augen erblickt. Er erwartete mit Ungeduld die nächſte Nacht, denn dieſe wollte er benutzen, um Sittah einen friſchen Trunk zu verſchaffen, und wenn er ihn hätte mit ſeinem Herzblute bezahlen ſollen.

Seine Hoffnung, dies bewerkſtelligen zu können, war um ſo größer, als er ſich der Quelle im Dunkeln, unter dem Schutze einiger Myrthen- und Arbutusſträucher, unbemerkt zu nähern, und mit einem einzelnen Waſſergefäß, welches für Sittah auf mehrere Tage hingereicht hätte, eben ſo ſchnell nach dem Thurme zurückzueilen dachte. So lange der Mond am Himmel ſtand, beobachtete Sotirios in nächſter Nacht die Türken, und es erfreute ihn nicht wenig, als er an dem mehr und mehr erlöſchenden Wachtfeuer des Poſtens, der von der Quelle etwa zweihundert Schritt entfernt war, mit Zuverſicht ſchließen zu können glaubte, daß ſein Plan ganz unfehlbar gelingen müſſe. Kaum hatte ſich die blaſſe, nächtliche Leuchte hinter den Gebirgen herabgeſenkt, als der Jüngling, in einer Hand die Flinte, in der andern einen Waſſerkrug, aus dem Thurme ſchlich, und einem Paar der tüchtigſten ſeiner Diener die Bewachung der Pforte empfahl. Langſam, gebückt und vorſichtig kroch er faſt mehr als er ging der Quelle zu, indem er dann und wann durch die Zweige der Myrthen einen Blick nach dem nahen Poſten der Türken warf. Alles war ruhig, weit und breit eine Todtenſtille; er glaubte ſogar, bei dem Scheine der dann und wann aufflackernden Brände, das Häuflein wachthaltender Türken, um das Feuer gelagert, tief ſchlafend zu erblicken. Jetzt hatte er die Quelle erreicht. Er konnte es ſich nicht verſagen, einen friſchen Trunk zu thun. Es war ein Genuß, den er nun ſchon längere Zeit entbehrt hatte. Kaum aber hatte er das Gefäß an die Lippen gebracht, als er ſich plötzlich von ein paar kräftigen Fäuſten im Genick gepackt und zu Boden geriſſen fühlte. Er erblickte im ſpärlichen Widerſchein der Lagerflamme zwei rieſige Karamanier neben ſich. Der Eine hatte ſich bereits der Flinte bemächtigt, der Andere drückte ihm die Kehle zu, um ihn am Schreien zu verhindern. Nach ein paar Augenblicken fühlte er ſeine Hände geknebelt.

So wie ſeine Widerſacher ihn emporgeriſſen, um ihn fortzuſchleppen, rief Sotirios um Hülfe, allein ſein Ruf brachte nicht allein die Diener an der Thurmpforte, ſondern auch den Lagerpoſten in Aufruhr; die Türken, die den letztern ausmachten, ſtürzten herbei und nahmen im Augenblick Sotirios in ihre Mitte. Jubelnd ſchleppten ſie ihn dem Lager Mahmuds zu. —

Da die Karamanier nicht wußten, welchen Fang ſie gethan hatten, und der junge Grieche ſich nicht verrieth, ſo wurde er erſt nach Tagesanbruch nach Mahmuds Zelt geführt.

„Maſchallah!“ rief dieſer, vor Freude von dem Divan auffahrend. „Du biſt es ſelbſt! Nun das freut mich. Beim Propheten! Du ſollſt Erfahrungen machen, welche wenigſtens zum Theil die Gräuel, die Ihr Euch erlaubt, aufwiegen ſollen. — Vor Allem werde ich ſogleich einen meiner Leute nach dem Thurme ſenden. Gieb ihm ein Zeichen mit, daß ihm Sittah ſogleich ausgeliefert werde.“

„Niemand wird ſie zurückhalten, ſobald ſie den Thurm verlaſſen will;“ verſetzte Sotirios ſeufzend.

„Sobald dies geſchehen,“ fuhr Mahmud mit grimmiger Freude fort, „muß der Thurm mir überliefert werden. Was mit Dir und Allen, die darin ſind, geſchehen ſoll, werde ich nachher beſtimmen. — Heda, Aarif!“ ſchrie er zum Zelte hinaus, und ſogleich trat ein Anführer der Karamanlis ein. „Du wirſt nach dem Thurme gehen meine Schweſter abholen, und den Ungläubigen ſagen, daß ſie in einer Stunde das Gebäude verlaſſen. Sotirios, ſage ihnen, laſſe ſie dazu auffordern.“

„Entſchuldige, Herr!“ ſagte der Jüngling feſt; „die Meinigen werden der Aufforderung nicht folgen, wenn ſie ſolche nicht aus meinem Munde hören, und ich ſpreche den Befehl nur dann aus, wenn Du uns Allen freien Abzug zuſicherſt.“

„Was?“ ſchrie Mahmud grimmig. „Ziſcht die Schlange noch, wenn ihr der Fuß ſchon auf dem Haupte ſteht? Unbedingt mußt Du den Thurm übergeben. Was ich dann thue, wird von mir abhängen.“

„Ehe ich dies nicht weiß, und Du mir nicht zuſchwöreſt — “ hob Sotirios an.

„Wohlan, ungläubiger Hund, Du ſollſt es wiſſen!“ unterbrach ihn Mahmud wüthend. „Dich beſtimme ich für den Pfahl, Deine Leute für das Schwert, und die Tochter des Anagnoſtis für meinen Harem. Deines Befehls zur Uebergabe aber bedarf es nicht, und für ein Beglaubigungszeichen meines Abgeordneten werde ich ſorgen.“

Mit Blitzesſchnelle riß Mahmud den Handſchar aus dem Gürtel, drückte die rechte Hand des Jüng=

lings an einen Zeltpfahl, und hieb ihm mit einem Zuge den Zeigefinger von derſelben.

„Hier, Aarif!“ ſchrie er dem Karamanier zu, indem er dieſem das blutende Glied zuſchleuderte, „bringe dies den Ungläubigen, fordere ſie auf, und wenn ſie ſich nicht ergeben, ſo ſage ihnen, daß ich ihnen vor Sonnenuntergang den Kopf dieſes Elenden zuſenden werde.“

So furchtbar auch der Schmerz war, den der Jüngling empfand, ſo ſuchte er ihn doch zu unterdrücken, kein Laut der Klage kam über ſeine Lippen, ſtumm wickelte er die verſtümmelte Hand in einen Zipfel ſeiner Fuſtanella.

„Folge mir!“ ſagte jetzt Mahmud düſter. „Ich habe ein Geſchäft für Dich, bis Antwort da iſt.“

Sotirios ging hinter Mahmud her. Seufzend blickte er nach dem Thurme, während der Karamanier ſich auf ein Roß warf und dem alten Baue zujagte. Nicht weit von dem Zelte des Befehlshabers war eine Hütte von abgehauenen Olivenäſten errichtet. Rauch wirbelte durch die Decke. Auf den erſten Anblick hätte man eine Feldküche zu erblicken gemeint, doch ſchienen ein paar Karamanlis, die mit der Lanze in der Fauſt vor der Thüre Wache hielten, dem zu widerſprechen. So wie Beide eingetreten waren, erblickte Sotirios einen, über einem Kohlenfeuer brodelnden Keſſel, in welchen ein an Hand und Fuß gefeſſelter alter griechiſcher Prieſter große Wachsſtücke warf, welche nach und nach zerſchmelzen. Gegen drei Dutzend, etwa zwei Spannen hohe und anderthalb Spannen breite, ſehr dichtgeflochtene, mit Deckeln verſehene leere Körbe, waren in einem Winkel der Hütte aufgehäuft, in einer andern Ecke — ein Haufe friſch abgeſchlagener Menſchenhäupter.

Sotirios erbebte bei dem Anblick. Sein Blut ſchien ihm in den Adern zu gerinnen, die Sinne wollten ihm ſchwinden, da brachte ihn die Stimme Mahmuds wieder zu ſich.

„Laß ſein!“ rief der Türke dem alten Prieſter zu. „Du wirſt jetzt abgelöſ't! — Bereite Dich!“

„Kyrie eleiſon!“ rief der alte Grieche, kniete nieder, ſchlug ein Kreuz und beugte das Haupt.

Wie ein Blitz war der Säbel Mahmuds aus der Scheide. Sotirios ſchwamm es vor den Augen. Er ſah nichts als ein glänzendes Zucken in der Luft, und das gleich darauf am Boden hinrollende, weiße

Haupt des Alten. — Mit einem Winke der Hand gebot Mahmud den am Eingange ſtehenden Schildwachen, den Körper des Getödteten hinauszuſchaffen. Mit düſterm Blicke wandte er ſich an Sotirios.

„Dort ſind ſechsunddreißig Körbe, und da fünfunddreißig Köpfe;“ ſagte er kalt. „In jeden Korb legſt Du einen Kopf, und übergießeſt ihn mit geſchmolzenem Wachs. Die Körbe werden gefüllt bis zum Rande. Einer bleibt übrig! er iſt beſtimmt Dein eigenes Haupt aufzunehmen.“

Nachdem Mahmud noch einen Blick, in welchem ſich Wuth, Haß und Verachtung ſpiegelte, auf Sotirios geworfen, ſchritt er zur Hütte hinaus. —

Der Jüngling war wie vom Donner gerührt. Er taumelte und mußte ſich an einen Pfahl lehnen, um nicht zu Boden zu fallen. Erſt die Fauſt eines der beiden Karamanlis konnte ihn zum Bewußtſein bringen.

„Beginne Dein Geſchäft,“ donnerte ihm der wilde Karamanier zu.

„Nein! Lieber todt!“ rief Sotirios ſchaudernd.

„Denke an den Pfahl! Es iſt ein ſchauderhafter Tod am Pfahle zu ſterben;“ ſagte Jener. „Gehorchſt

Du, ſo wird Mahmud Aga gnädig ſein, und Dich blos enthaupten laſſen."

Mit Entſetzen ging der Jüngling an das furchtbare Werk. — —

Als dies aber der Fall war, hatten Kirilla und Sittah bereits die Schreckensbotſchaft erhalten. Während der Karamanier im Erdgeſchoß des Thurmes auf Antwort harrte, berathſchlagten die Mädchen was zu thun ſei. Sittah ſchien noch mehr ergriffen als Kirilla. Ihr ſchönes Geſicht glühte, alle Pulſe ſchienen zu beben.

„Ich ſage Dir, Kirilla," rief ſie heftig, „ich kenne meinen Bruder! Bitten vermögen nicht das Geringſte über ihn. Sie würden vielleicht gerade das Gegentheil bewirken. Laſſe mich frei, laſſe mich ihm zu Füßen werfen, ihn um Sotirios' Leben anflehen, und ſei verſichert, daß der Aermſte in einer Viertelſtunde auf das martervollſte hingerichtet wird. — Er muß aber gerettet werden! Er muß! Der Unglückliche iſt für mich in den Tod gegangen. Um mir einen Trunk Waſſer zu bringen, hat er ſich der Gefahr, der er erlegen, ausgeſetzt. Bei Deinem und meinem Gott! Wird Sotirios hingerichtet, ſo ſtürze ich mich von der Höhe des Thurmes herab.“

Sittah war in einer ſolchen Aufregung, daß jedes Glied ihres ſchönen Körpers zitterte. Kirilla betrachtete ſchweigend die Sprechende.

„Was aber meinſt Du, daß wir thun ſollen, um ihn zu retten?“

„Ich würde ſagen: Laß uns bei Nachtzeit einen Ausfall thun — ich ſelbſt will mich an Deine Seite ſtellen, und Dich gegen meine Landsleute mit meinem Körper decken; — aber was ſind Zwanzig gegen Tauſend! — Es giebt nur ein Mittel. Du mußt Mahmud hinzuhalten, und Hülfe von Außen zu erlangen ſuchen. Du ſagſt ſtets, Dein Verwandter Phranzis, habe ſein Auge auf den Thurm gerichtet. Gieb ihm ein Zeichen, daß er das Lager angreife; vielleicht gelingt es Sotiries in der Verwirrung zu entfliehen.“

„Wird aber Mahmud ihn ſo lange ſchonen?“ fragte Kirilla.

„Ja! Das iſt's! Hieran liegt Alles!“ verſetzte Jene, die Hand an die Stirn drückend und längere Zeit nachdenkend. — „Ich hab's!“ rief ſie plötzlich, und ihr Auge leuchtete. „Verſprich mir, Mahmuß die Antwort zu geben, die ich Dir ſagen werde, und kann Sotirios gerettet werden, ſo wird er es durch dieſe.“

„Gern!“ rief Kirilla freudig. „Du biſt klug, Du kennſt Deinen Bruder; ich willige in Alles.“

„Gut!“ verſetzte Sittah. „So warte ein wenig, ich bin gleich wieder hier. Ich hole etwas, was Du meinem Bruder zuſenden ſollſt und was auf ihn nicht ohne Einfluß bleiben wird.“

Mit den letzten Worten ging Sittah zur Thür hinaus, und es dauerte faſt eine Viertelſtunde, ehe ſie wieder zurückkehrte. Als dies endlich der Fall war, ſah ſie ſo blaß und verſtört aus, daß es Kirilla nicht unbemerkt bleiben konnte. Der Fuß der jungen Türkin ſchwankte, ſie ſchien vor Froſt zu ſchaudern, denn ſie hatte ein großes Tuch um die Schultern geſchlungen.

„Mein Gott, was iſt Dir? Du biſt krank?“ rief ihr die Freundin entgegen.

„Nichts! Eine Ohnmacht. Sie iſt vorüber;“ verſetzte Sittah matt. „Doch höre jetzt! Nimm hier dieſen Shawl“ — ſie zog einen feſt zuſammengewundenen, mit einer Schnur umſchlungenen Shawl unter dem Tuche hervor — „und laſſe Mahmud ſagen: ‚Nur gegen Sicherheit für Sotirios, Dich und alle Uebrigen, würdeſt Du den Thurm übergeben. Alles aber, was er über Sotirios verhänge, würde auf ganz gleiche Weiſe an Sittah vollzogen werden. Zu ſeiner Ueberzeugung ſendeteſt Du ihm dies als Zeichen.‘“

„Einen Shawl? Sonderbar;“ ſagte Kirilla kopfſchüttelnd.

„Er wird es ſchon verſtehen! Dies ſei verſichert,“ erwiederte Sittah. — „Aber geh jetzt! Fertige den Boten ab. Ich will mich nach meinem Lager begeben; mir iſt ſehr übel.“

Kirilla ging zur Thüre hinaus, und bald darauf ſah man den Karamanier dem Lager zujagen.

„Nun, Aarif, was bringſt Du für Botſchaft? Wo iſt Sittah?“ rief Mahmud ſeinem in's Zelt tretenden Abgeſandten entgegen.

„Du wirſt Dich verwundern, Herr!“ erwiederte der Karamanier. „Das Griechenmädchen, welches den Thurm befehligt, führet den Befehl wie ein Mann.“

„Was?“ rief der Türke heftig. „Sie hält meine Schweſter zurück?“

„Die Griechin war ganz trotzig, ſie ſchien nichts weniger als gebeugt;“ verſetzte Jener. „Als ich die Auslieferung Deiner Schweſter verlangte, erwiederte ſie, daß Sittah nicht eher den Thurm verlaſſen und dieſer Dir übergeben werden würde, bis Du Allen, die darin wären, ſo wie dem Gefangenen, Leben und Sicherheit auf den heiligen Koran zugeſchworen hätteſt.“

„Die Unſinnige!“ ſagte Mahmud lachend. „Aber dieſer Trotz könnte mir faſt gefallen. Bei meinen Augen! Das Mädchen iſt ganz für mich geſchaffen. Sie ſoll es in meinem Harem nicht übel haben. Doch ſprich: was ſagte ſie, als Du ihr den Finger des Ungläubigen übergabſt?“

„Sie veränderte keine Miene;“ verſetzte der Karamanier. „Allah ſcheint dieſem Mädchen große Kraft verliehen zu haben.“

„Ich will verſuchen, wie weit ſie reicht!“ ſprach Mahmud düſter. — „Höre, Aarif! Laß unweit der Quelle, einen guten Flintenſchuß vom Thurm entfernt, einen ſpitzen Pfahl aufrichten, und eine Tafel mit der Inſchrift: ‚für Sotirios!‘ daneben aufſtellen. Was gilt's, in einer Stunde weht die weiße Fahne vom Thurme? Iſt's nicht der Fall, ſo mache ich morgen die Drohung wahr.“

„Davor wollte ich Dich warnen, Herr!“ fiel Jener ein. „Als ich fortreiten wollte, ſagte die Griechin mit ernſtem Tone zu mir: ‚Verſichere dem, der Dich geſandt hat, daß Alles, was er an Sotirios verüben könnte, auf ganz gleiche Weiſe ſeine Schweſter treffen ſoll. Dies aber gieb ihm zum Zeichen der Wahrheit meiner Worte.‘ Dabei übergab ſie mir dieſen Shawl.“

„Lächerlich! Sie würde es nicht wagen ein Haupthaar Sittahs zu verletzen;“ verſetzte Mahmud verächtlich. „Aber was ſoll dies Tuch? Zeige her.“ —

Er löſ'te die Schnur, die den Shawl umſchlang, mit ſeinem Dolche, wickelte das Tuch auseinander, und fuhr plötzlich mit Entſetzen zurück.

„Ha! Was iſt das? — Ein Finger! — Der Finger meiner Schweſter? — Ja, er iſt's! Ich kenne ihn an dem rothen Maale, das er trägt.“

Ein entſetzlicher Ausbruch von Wuth folgte jetzt. Mit tauſend der furchtbarſten Verwünſchungen zählte Mahmud die Martern auf, welche er Sotirios, und Allen die den Thurm bewohnten, anthun wolle, aber Aarif erinnerte ihn ſtets, daß Sittah in der Gewalt der Ungläubigen, und daß nach dem was er gehört, und Mahmud jetzt mit eigenen Augen ſchaue, gar nicht zu zweifeln ſei, daß dieſelben, wenn Sotirios das geringſte Leid widerführe, ihre Drohung in Ausführung bringen würden.

„Die Verzweiflung giebt dieſen Dſchaurs die Kraft Alles zu wagen!“ ſchloß der Karamanier. „Sie wiſſen, daß ſie, gleichviel ob ſie ſich ergeben oder nicht, dennoch am Ende Alle verloren ſind, und ſo verſuchen ſie jedes Mittel das in ihrer Gewalt iſt. Ihr Trotz iſt der Trotz des Tollen, des gänzlich Raſenden. Da ſiehe ſelbſt,“ ſetzte er hinzu, indem er nach der Thür des Zeltes zeigte, von wo man eine freie Ausſicht nach dem Thurme hatte, „ſo eben ziehen ſie zum Zeichen, daß ſie auf Alles gefaßt ſind, eine ſchwarze Flagge zur Seite der Fahne der Empörung auf.“

Mahmud knirſchte mit den Zähnen, ballte drohend die Fauſt, dann warf er ſich wüthend auf [illegible] Divan und rief: „Ich will allein ſein!“ — —

Um eben dieſe Zeit ſaß Kirilla an dem Lager Sittahs, welche ein heftiges Fieber überfallen hatte. Stirn und Wangen der Kranken glühten. Es dauerte nicht lange, als ſich ein fortwährendes Irrereden einſtellte. Jedes Wort, was die Kranke ſprach, bezog ſich auf Sotirios. Bald ſah ſie ihn an ihrer Seite, und dann ergoß ſich ihr ſchöner Mund in den zärtlichſten, ſchmeichelhafteſten Reden, bald erblickte ſie ihn in Gefahr, und dann war es kaum möglich, die Kranke, die ihm zu Hülfe eilen wollte, auf dem Lager zu erhalten. Erſt bei den Anſtrengungen, die durch die Unruhe der Kranken herbeigeführt wurden, bemerkte Kirilla, daß die linke Hand der jungen Türkin verbunden ſei, daß ſich aber der Verband zu löſen beginne. Da ihr keine Verletzung bekannt worden, es aber vielleicht nöthig war, den Verband auf's Neue zu befeſtigen, ſo nahm ſie mit Vorſicht das mit Blut befleckte Tuch ab, welches das verwundete Glied umhüllte. Mit Schrecken und Erſtaunen ſah ſie jetzt — daß der Zeigefinger der linken Hand fehlte. Sprachlos blickte Kirilla längere Zeit auf die Kranke, ſie ſchien in tiefes Nachdenken zu verſinken, dann bereitete ſie einen Umſchlag von heilkräftigen Subſtanzen, und verband von Neuem das verletzte Glied. —

Eine große Schwäche, ein langer, aber wie es ſchien, wohlthätiger Schlaf, hatten ſich nach und nach eingeſtellt. Blaß und matt lag Sittah auf dem Lager, als ſie zuerſt wieder die Augen aufſchlug. Kirilla ſaß neben ihr. Eben wollte die Kranke zu der Freundin ſprechen, als ein Blick auf die verletzte Hand ſie belehrte, daß dieſe von Allem unterrichtet ſei. Eine Purpurröthe überfloh Sittahs ſchönes Geſicht, das ſie in die Kiſſen des Lagers zu bergen ſuchte.

„Du weißt!“ — ſtammelte ſie endlich — „es gab kein anderes Mittel. — Ich kenne Mahmud. — Konnte ich weniger für Den thun, der um einiger Tropfen Waſſers willen für mich in den Tod gegangen?“

„Laß uns aufrichtig ſein, Sittah!“ ſagte Kirilla leiſe, indem ſie die Hand der jungen Türkin in die ihrige ſchloß, „Du liebſt Sotirios.“

„Ich? — Nein! — Nein! — Es iſt ja unmöglich. Er iſt ein Chriſt und, wie ich neulich aus einigen Aeußerungen ſchloß, zu Deinem Gatten beſtimmt.“

„Mein Gatte? — Nein! — Gewiß nicht;“ verſetzte Kirilla verworren. „Ich, ich achte ihn. Ich liebe ihn auch, aber — wie einen Bruder. Seit einer Stunde iſt mir klar geworden, daß ich nie ſein Weib werden kann.“

Kirilla wollte noch weiter ſprechen, als die Thüre geöffnet ward und ein Diener hereintrat.

„Kyria!“ ſagte er zu dem Mädchen. „Zwei ſpezziotiſche Schiffe, die man von der Höhe des Thurmes deutlich erblicken kann, kreuzen dicht an der Küſte. Sie haben neben der Kreuzesfahne noch eine ſchwarze Flagge aufgepflanzt, und eines davon feuerte ſechs Kanonenſchüſſe ab, obwohl kein Feind in der Nähe zu ſehen iſt, dem ſie hätten gelten können.“

„Das iſt Phranzis! Meine ganze Seele ſagt es mir, daß er ſich in der Nähe befindet;“ rief Kirilla aufſpringend. „Eine ſchwarze Flagge? — Er will damit ſagen, daß es uns gelte. — Sechs Schüſſe? War es nicht ſo? — Sechs Stunden nach Sonnenuntergang will er uns Hülfe bringen. — Geſchwind, Demetrios, zünde ein Holzbündel auf der Platteform des Thurmes an! Laß Rauch aufſteigen. Er wird es bemerken, und erkennen, daß ich ihn verſtanden habe. Doch warte! Ich komme ſelbſt. Ich muß das Schiff ſehen, auf welchem ſich Phranzis befindet.“

In heftigſter Erregung ſtürmte Kirilla zur Thür hinaus.

Die folgende Nacht erſchien. Es war eine jener Nächte, deren Reize ſich nur empfinden, nicht beſchreiben laſſen. Kirilla brachte ſeit Sonnenuntergang ihre Zeit auf der Platteform des Thurmes zu. So lange, bis es dunkelte, war das Auge des Mädchens auf zwei kleine Schiffe gerichtet, die unweit der Küſte kreuzten; ſelbſt als es dunkler und dunkler wurde, ſtarrte ihr Auge noch nach jener Richtung. Der Mond ſtand dieſe Nacht nicht am Himmel, aber die Sterne ſtrahlten in einer Helle, wie man ſolche nur in den Ländern des Aufgangs erblickt. Der Lagerlärm verhallte nach und nach die Wachtfeuer verglimmten mehr und mehr, und hätte nicht von Zeit zu Zeit der Zuruf der Schildwachen ertönt, ſo hätte man ſich in der Zeit des tiefſten Friedens wähnen können. Während Kirilla ſtill und ſinnend auf einem Mauervorſprung, dicht an einer Zinne der Bruſtwehr ſaß, trat plötzlich Sittah aus der Fallthür, die auf die Platteform des Thurmes führte.

„Wie?“ ſagte die Griechin überraſcht. „Du fühlſt Dich ſtark genug das Lager zu verlaſſen? Du hätteſt der Ruhe noch genießen ſollen.“

„Schlafen?“ erwiederte Sittah ſchmerzlich. „Du hoffeſt auf Hülfe von außen, mein Bruder iſt alſo in Gefahr, und Sotirios in Ketten.“

Kirilla wollte eben etwas erwiedern als plötzlich ein praſſelndes Gewehrfeuer ſich von der Seite des Lagers her erhob, und der furchtbarſte Kriegslärm erfolgte. Ein Gemiſch von Menſchenſtimmen und Flintenſchüſſen erſchallte, und ſteigerte ſich von Minute zu Minute. Es war gewiß, das Lager war angegriffen worden. Jetzt erhob ſich eine Flamme in dem Verhack, der aus den umgehauenen Olivenbäumen ſich gebildet hatte, der Seewind, der ſich zu erheben begann, fachte ſie immer mehr an, ſie ward zu einem Gluthmeer, und bald ſtand auch das türkiſche Lager in Flammen. Das Feuer erleuchtete die Gegend bis zur Tageshelle. Obwohl man vom Thurme aus nichts Deutliches zu unterſcheiden vermochte, ſo ſah man doch ein Kampfgewühl, welches in und um das Lager her, in einzelnen Gruppen auf's Heftigſte wüthete. Faſt eine Stunde hatte das Gefecht ſo fort getobt, als es ſich zu entfernen ſchien, und das Gewehrfeuer weniger rollend wurde; endlich fielen nur noch einzelne Schüſſe.

Die Stille, welche hierauf eintrat, hatte für die

Thurmbewohner etwas Beängſtigendes. Wer war Sieger geblieben, die Griechen oder die Türken? Eines war ſo gut möglich wie das Andere, denn die Entfernung des Gefechts, das Aufhören des Feuerns bewies nur, daß ein Theil in die Flucht geſchlagen war und von dem andern verfolgt wurde. Plötzlich ertönte eine ſtarke Stimme am Fuße des Thurmes; es ward Einlaß begehrt.

„Oeffnet! — Oeffnet! — Es iſt Phranzis;“ rief Kirilla jubelnd. Die Mädchen, gefolgt von einem Theile der Mannſchaft, eilten ihm entgegen. Ein zehnfaches: „Chaire!“ (Willkommen) ertönte dem Ankömmlinge.

„Die Panagia ſei gelobt! Du haſt uns gerettet und biſt unverletzt!“ rief Kirilla, indem ſie ihn freudig bei den Händen faßte.

„Wo iſt Sotirios?“ rief Sittah ängſtlich.

„Er verfolgt die Türken an der Spitze eines Theiles meiner Mannſchaft; ich traf ihn in Feſſeln. Der Brave! Heute war er ganz anders als ich ihn ſonſt gekannt. Wie ein junger Löwe focht er, als ich ihm ein Schwert gegeben hatte.“

„Und Mahmud? Was iſt aus Mahmud geworden?“ fragte die Türkin weiter.

Phranzis ſah Kirilla fragend an.

„Es iſt ſeine Schweſter;“ bemerkte dieſe.

„Dann,“ ſagte Jener lächelnd, „kann ich Dir eine Nachricht bringen, die Du eine gute nennen wirſt, wenn gleich ich nicht ſie als eine ſolche anzuſehen im Stande bin. Er focht tapfer, aber die Karamanli's thaten es ihm nicht gleich. Wir ſchlugen ſie in die Flucht, hieben einen Theil nieder, und mit dem Reſte hat er ſich in die Schluchten des Parnaſſos geworfen. — Wahrſcheinlich,“ fuhr Phranzis zu Kirilla gewendet fort, „werden die Türken ſich dort von ihrem Schreck erholen, ſich ſammeln, und wenn ſie ſehen, daß meine ganze Mannſchaft nicht über zweihundert Mann beträgt, uns angreifen. Es iſt deshalb nöthig, daß, ehe der Tag anbricht, Ihr alle den Thurm verlaſſet, und mit mir auf die Schiffe gehet. Ich bring' Euch nach Spezzia, und ſorge für Euer Unterkommen.“

Der junge Seemann ſetzte ihnen auseinander — was Allen ohnehin genugſam einleuchtete — daß der

Thurm wegen Waſſermangel nicht lange haltbar ſei, bei Beſchießung aus ein paar Stücken Geſchütz ſich aber ohne weiteres ergeben müſſe. Ohnehin ſei eine neue Einſchließung gewiß, da der Punkt für die Feinde von einiger militairiſcher Wichtigkeit wäre, und ſie nicht eher ruhen würden, bis er ihnen in die Hände fiele. Auf einen zweiten Entſatz aber ſei nicht zu hoffen, da Phranzis binnen zwei Tagen zu dem Geſchwader von Kanaris ſtoßen müſſe, welches dem Kapudan Paſcha entgegen gehen werde.

Phranzis drang nun in die Thurmbewohner, alle Habſeligkeiten einzupacken. Eine Schaar ſeiner Leute würde bald erſcheinen, um Alles von Werth nach den Schiffen zu ſchaffen. Sobald der Thurm geräumt ſei, werde er eine Tonne Pulver in einen der Keller bringen, und durch eine daran gelegte Lunte denſelben in die Luft ſprengen laſſen, damit ihn die Türken nicht als Poſition zu benutzen im Stande wären.

Kirilla und ihre Mannſchaft ſahen nur allzuwohl ein, daß weiter kein Rettungsmittel bleibe.

Alles, was von Werth war, wurde eingepackt, und für die kranke Mutter des Mädchens ein Tragſtuhl bereitet, um, ſobald die Mannſchaft ihre Vorbereitungen geendet, Alles nach den Schiffen ſchaffen zu laſſen.

Schon waren Alle zum Abmarſch bereit, als Sotirios plötzlich in den Thurm trat.

„Sittah!“ rief er, das Mädchen erblickend, indem er ſich ihr zu Füßen warf und ihre verſtümmelte Hand mit Thränen benetzte. „Sittah, was haſt Du für mich gethan! — O, leugne es nicht!“ fuhr er heftig erregt fort. „Als Mahmud mir wüthend erklärte, daß Kirilla ihm einen Deiner Finger zugeſendet und mit Deinem Tode habe drohen laſſen, da ſagte mir mein Herz: Das hat Kirilla nicht vermocht, freiwillig hat Sittah ſich für mich geopfert.“

„Dein Herz hat Dich nicht getäuſcht;“ fiel Kirilla gerühret ein. „Nimmermehr, und wenn Dein und mein Leben auf dem Spiel geſtanden hätte, wäre ich dies im Stande geweſen.“

Verwirrt und beſtürzt erhob ſich Sotirios um Kirilla zu begrüßen, Phranzis unterbrach bald ſeine Rede.

„Wir müſſen fort! Der Tag beginnt zu grauen, jede Minute iſt koſtbar;“ hob er an. „Gewahren die Türken unſern Abmarſch, ſo verfolgen ſie uns, und wir, mit Gepäck beladen, ſind im Nachtheil. — Du,“ ſagte er zu Sittah gewendet, „wirſt uns nach Spezzia begleiten müſſen. Dort beſtimme ſelbſt, wohin Du Dich begeben willſt. Ich ſtehe mit meinem Leben und meiner Ehre für Deine Sicherheit.“

In kurzer Zeit ſetzte ſich Alles in Marſch. Phranzis ließ das vorräthige Pulver in ein Gewölbe bringen, legte eine Lunte daran und verſchloß die Thür des Letztern. Bei dem Olivenwäldchen ſammelte ſich der ganze Trupp, und wanderte in möglichſt militairiſcher Ordnung der Küſte zu.

Eben hatte man einen Bergrücken erreicht, wo man den alten Thurm zum letzten Male ſehen konnte. „Ha!“ rief Sotirios. „Seht hin! die Türken haben ihn in Beſitz genommen. Eine rothe Fahne weht auf den Zinnen.“

„Verdammt!“ ſprach Phranzis unwillig. „Die Lunte muß verlöſcht ſein. Ich hatte zwar einen möglichſt langen Zeitraum bis zum Auffliegen berechnet, damit der Feind nicht daraus auf unſern Abmarſch —“

Ein furchtbares Krachen in der Ferne unterbrach in dieſem Augenblick ſeine Rede. Alle blickten nach dem Thurme — er war verſchwunden.

Der Marſch ward nun, um einer Verfolgung zu entgehen, möglichſt beſchleunigt. Eben ruderte das letzte Boot mit den Eingeſchifften dem Miſtick zu, den Phranzis kommandirte, als die Karamanli's die Berge herab nach dem Ufer zujagten und die langen Flinten abfeuerten. Ihre Kugeln thaten keinen Schaden, in wenig Minuten gingen die Schiffe nach Spezzia unter Segel. — —

Die erſten Tage vergingen unter Einrichtungen, bei welchen Sotiries Alles anwendete, um Sittah, welcher unter den, ihrem Volke ſo feindlich geſinnten Griechen Angſt ward, zu beruhigen. Man überlegte, ob man Mahmud Nachricht zukommen laſſen ſollte, daß die Schweſter am Leben ſei, oder ob man den Verwandten in Smyrna ihren gegenwärtigen Aufenthalt anzeigen ſolle. Plötzlich kam eine Botſchaft aus Galaxidi, welche auf Spezzia viel Freude erregte, obwohl ſie Sittah in Trauer verſenkte, ſie brachte die Nachricht, daß Mahmud, der Sohn Kiamil Bey's, in einem Thurme, den er bei dem Abzuge der Griechen beſetzt, durch den auffliegenden Pulvervorrath mit einem Theile ſeiner Mannſchaft um's Leben gekommen ſei. Sittah, obwohl mit dem Bruder wegen deſſen düſterer, grauſamer Gemüthsart ſonſt wenig befreundet, betrauerte ihn aufrichtig.

Weinend rief ſie aus, als ſie dieſe Nachricht hörte: „Jetzt ſtehe ich ganz allein! Wer wird mich ſchützen?“

„Dieſer!“ ſprach Kirilla, indem ſie Sotirios bei der Hand faßte und dieſe in die verſtümmelte Sittah's legte. „Gieb ihm Deine Hand, Sittah! Dieſe Hände gehören in einander.“ —

„Verſtehe ich recht?“ rief Sotirios zögernd und erröthend. „Wie? Du wollteſt —“

„Hältſt Du es für möglich, daß wir uns angehören können?“ fragte Kirilla ihn feſt anblickend.

„Nein! — Du gehörſt Phranzis! — Nur er paßt für Dich;“ ſtammelte der Jüngling. „Er hat uns gerettet. Ich trage meinen Namen mit Unrecht. Er iſt unſer Sotir (Erlöſer).“ — —

Auf einem Vorgebirge zu Spezzia, das ſonſt einen Tempel Poſeidons trug, ſteht eine kleine Kapelle. In dieſer legte Sittah wenige Tage ſpäter ihr Gelübde als Chriſtin und als Gattin des jungen Griechen ab. Kirilla ward kurze Zeit darauf mit Phranzis verbunden.

Eſther.

Erzählung.

„Die Palm' iſt glücklicher im Lande,
Als Jakobs arm Geſchlecht,
Denn wo ſie ſchlug der Wurzel Bande,
Blieb ihr der Heimath Recht.“

Byron.

„Ich bitte Euch, Rabbi, leſet dieſen Vers noch einmal!“ Es war die ſchönſte aller Jüdinnen, die dieſe Worte an einen faſt neunzigjährigen Greis richtete, welcher das Buch Eſther aufgeſchlagen vor ſich liegen hatte, und daraus mit lauter, eintöniger Stimme vorlas. Der Alte war der, wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Weisheit im ganzen Polenlande berühmte Rabbine Joſſe ben Joſchua aus Miechow, und er war auf vielfältige Bitte der angeſehenſten Iſraeliten nach der Königsſtadt Krakow gekommen, um dort durch ſeine Gegenwart das Purimsfeſt zu verherrlichen. Der Greis hatte das Anſehn eines Patriarchen, wie ſolchen die Schrift ſchildert. Seine Züge waren ſtreng und würdevoll, und man würde ſie vielleicht haben hart nennen können, wenn nicht der Blick des Auges ihren Ausdruck gemildert hätte

Der bis zum Gürtel reichende, ſilberweiße Bart hing über ein ebenfalls ſchneeweißes Gewand von feinem Wollenzeuge herab. Dies zeichnete ihn von den andern Mitgliedern der Geſellſchaft, die ſeiner Vorleſung zuhörten, aus, denn alle dieſe trugen ſchwarze, und heute zur Ehre des angeſehenen Gaſtes, ſogar ſeidene, feſtanſchließende Talare. Unter den Anweſenden, die in der Behauſung der Wittwe Nathan, der Verwandten des Rabbi, verſammelt waren, fielen zwei junge Perſonen ganz beſonders auf. Die eine war das bereits erwähnte junge Mädchen, eine Nichte der Wittwe, und in ganz Krakow nur unter dem Namen der ‚ſchönen Eſther' bekannt. Mit Recht kam dem Mädchen dieſer Name zu, aber nicht ihre Schönheit allein, ſondern etwas beſonders Anziehendes, das dem Ausdrucke der feinen, ernſten Züge, der hohen, majeſtätiſchen Geſtalt beiwohnte, lenkte alle Blicke auf ſie, ſobald ſie ſich nur irgendwo ſehen ließ. Die Wittwe Nathan liebte es, mit der ſchönen Nichte ein wenig zu prunken, denn einestheils wußte ſie, daß ihr Sohn Elieſer das Mädchen leidenſchaftlich liebte, und ſie ſah in ihr bereits die künftige Schwiegertochter, um welche eine Menge junger Iſraeliten zu Krakow bis jetzt vergebens gefreit, anderntheils war Eſther eine ziemlich wohlhabende Erbin, und deren Umſtände geſtatteten es, daß ſie an Feſt- und Sabathtagen in einem Putz erſchien, deſſen Glanz auf die Verwandte mit zurückſtrahlte. Dies war auch an dem heutigen Tage der Fall, und als das Mädchen mit einer Art Schleier auf dem Haupte, in einem mit Treſſen beſetzten Kleide, mit Perlen geſchmückt, einen Federfächer in der Hand, mit einem Worte höchſt geſchmackvoll gekleidet, erſchien, freute ſich die Wittwe über die Maßen in den Gedanken, daß ihre Nichte und künftige Schwiegertochter, von der heute ganz beſonders zahlreichen und angeſehenen Verſammlung noch mehr als gewöhnlich bewundert werden würde. So reizend aber auch Eſther war, ſo hatte die Wittwe dennoch nicht ganz Unrecht, wenn ſie manchmal gegen ihre Bekannten behauptete, daß ihr Sohn Elieſer in Beziehung auf das Aeußere für das Mädchen ein ungemein paſſender Bräutigam, und das künftige Ehepaar das ſchönſte in ganz Krakow ſein würde.

Nirgends ſo wie in Polen tritt der ganze Habitus der iſraelitiſchen Nation auf das Allerverſchiedenſte hervor, ja man könnte ſogar behaupten, daß es unter den polniſchen Juden nur zweierlei Phyſiognomien, eine ſchöne und eine häßliche, eine anziehende und eine abſtoßende gebe. Der junge Elieſer hatte die erſte von beiden. Das Oval ſeines regelmäßigen Geſichts, welches in den Farben einer unverdorbenen Jugend blühete, zeigte ſehr ſchöne Züge, und dieſe würden beſonders wegen dem Ernſt, der in ihnen ausgedrückt war, der ſtillen Trauer, dem Schmerz, der ſich vorzüglich in der Nähe des Mundes bemerklich machte, den dunkelbraunen Locken, die ſich von dem Scheitel herab rechts und links dem dünnen gekräuſelten Bart anſchloſſen, einem Maler kein übles Modell zu einem Chriſtuskopf gegeben haben. Sein Auge war unverwandt auf Eſther gerichtet, deren Antlitz eine ungemeine Theilnahme an dem was der Rabbi geleſen hatte, ausdrückte.

„Ich bitte Euch, Herr, wiederholet dieſen Vers!" rief das Mädchen noch einmal, als der Greis ſein Auge ſchweigend auf ihr ruhen ließ.

„Gedenke nicht," las jetzt der Alte, „gedenke nicht, daß Du Dein Leben erretteſt, weil Du im Hauſe des Königs biſt vor allen Juden. Denn wo

Du wirſt zu dieſer Zeit ſchweigen, ſo wird eine Hülfe und eine Errettung aus einem andern Ort den Juden entſtehen, und Du und Deines Vaters Haus werden umkommen. Und wer weiß, ob Du um dieſer Zeit willen zum Königreich gekommen biſt.“

Eſther hatte ſich, als der Alte dieſe Worte las, halb von ihrem Sitze erhoben, ihr Leib ſchien vorwärts gebeugt, es war, als ob ſie ſich beſtrebe, keine Sylbe verloren gehen zu laſſen. So wie der Rabbi weiter las, fiel ſie in ein tiefes Sinnen, ſie ſchien für alles Folgende weiter keine Aufmerkſamkeit zu haben, und fuhr, als Jener den Deckel des Buches klappend zuſchlug, wie aus einem Traume empor.

„Verzeiht, Herr!“ ſagte ſie plötzlich mit vorigem Eifer. „Ganz Polenland verehrt Euch als den Weiſeſten unter den Weiſen, und Euer Ruf erſtreckt ſich über Flüſſe und Länder bis an das Meer. Entſchuldigt deshalb, wenn ein unverſtändiges Mädchen Euch einige Fragen vorlegt, die ihm bei dem Leſen des heiligen Buches noch ſtets eingefallen ſind.“

„Sprich, meine Tochter, und ich will Dir antworten und Deine Zweifel löſen;“ verſetzte der Greis.

„Als Eſther nach dem Gebot des Ahasveros nach Suſa gebracht wurde, hätte ſie da nicht lieber ſterben, als das Weib des ungläubigen Königs werden ſollen? — Dennoch ergab ſie ſich ihm, ja ſie verleugnete ſogar ihr Volk und ihre Abkunft, weil Mardachai, ihr Vormund, dies ſo geboten hatte. War dies nicht Sünde?“

„Hätte Mardachai,“ ſagte der Alte, „bei dieſem Gebote nur an das Glück und die Größe ſeiner Mündel gedacht, hätte Eſther gleiche Gedanken gehabt, ſo hätten ſie eine ſchwere Sünde begangen, aber ihre Zeit war wie die unſrige, eine Zeit der Qual, das Volk, das der Ewige als das auserwählte bezeichnete, beugte ſeinen Nacken unter das Joch der Gojim, wie wir den unſrigen beugen müſſen, und beide handelten als Rüſtzeuge des Herrn der Herren, der ſie gewürdigt hatte, die Brüder von dem Tode zu erretten.“

„So meint Ihr,“ ſagte Eſther, „daß, wenn dieſer Fall ſich in unſerer Zeit ereignete, eine Tochter unſeres Volkes ohne Verſündigung ſo handeln könnte wie Jene handelte?“

„Es wäre ſogar ihre Pflicht ſo zu handeln, wenn es zum Vortheil unſers Volkes gereichte;" entgegnete der Rabbi. „Auch ſind Verheirathungen zwiſchen den Königen Iſraels und den Töchtern der Gojim häufig vorgekommen."

„Wenn aber," fragte Eſther weiter, „jenes Mädchen, von dem das heilige Buch handelt, von einem Manne geliebt worden, und ſie nur die Wahl gehabt, entweder das Verhältniß aufzulöſen, oder den Vortheil, die Hülfe, die ſie ihrem unterdrückten Volke bringen können, unerfüllt zu laſſen?"

„Das Große geht vor das Kleine, das Ganze iſt mehr als der Theil! — Sie mußte in dieſem Falle dies Verhältniß aufheben und all' ihr Trachten auf das Wohl ihres Volkes gerichtet ſein;" entgegnete der Greis. „Ich freue mich, meine Tochter," ſetzte er nach einiger Zeit, in welcher die Anweſenden die Fragende, wegen des Eifers den ſie zeigte, wohlgefällig betrachteten, freundlich hinzu, „daß Deine Gedanken gerichtet ſind auf eine Vorzeit, wo die Tochter Zions ihren Platz fanden auf dem Throne der Könige, und die Söhne Iſraels neben den Stühlen der Gewaltigen. In unſern Tagen ſehen wir nichts als Gewaltthat und Unterdrückung, und die Tage die wir erleben, werden ſchlimmer und ſchlimmer. Noch vor wenigen Jahren meinten Manche unter uns, daß es bald beſſer ſtehen würde um unſer Volk in dieſem Lande, denn König Kaſimir iſt milden Sinnes und uns nicht abgeneigt. Er gab manche Verordnungen, die uns zum Nutzen gereichten, viele Iſraeliten aus Preußen und Schleſien zogen nach Polen, und es begann für uns eine beſſere Zeit. Wäre es auf den Sinn des Königs allein angekommen, ſo würde Iſrael das Haupt haben mehr und mehr erheben und den gebeugten Nacken aufrichten können, aber Kaſimir iſt ſchwach, die Königin war eine harte Frau, ſie haßte uns, und die Gewaltthaten begannen von Neuem. Als der König die widerwärtige Gemüthsart ſeiner Gemahlin, ihre böſen Launen, nicht länger ertragen konnte, als die Ehe getrennt ward, da begannen wir auf's Neue zu hoffen, aber wir ahneten nicht, daß oft das Schlimmere hinter dem Schlimmen, das Böſere hinter dem Böſen kommt. König Kaſimir hatte ſein Herz an die Böhmin Rokieziana von Kopidlo gehangen, und dieſes Weib beherrſcht ihn ganz und gar. Es war ihr nicht genug, daß die Königin Adelheid, nachdem Kaſimir ihre eiferſüchtigen Launen nicht mehr ertragen konnte, verſtoßen, und von ihrem Vater, dem Landgrafen von Heſſen, aus Schloß Czarnowicz nach Hauſe geholt wurde, Rokicziana verlangte, daß der König ſich mit ihr, und zwar durch den Biſchof von Krakow trauen laſſen ſollte.“

„Dennoch,“ fiel Einer der Anweſenden ein, „behauptet man, die Trauung ſei nur zum Scheine geſchehen. Einige ſagen, der Abt von Tyniec habe für ſchweres Geld die Rolle des Biſchofs, den das Fräulein nie zuvor geſehen, dargeſtellt, Andere behaupten, ein entlaufener Mönch aus Podolien habe es gethan.“

„Jedenfalls iſt dieſe Verbindung eine neue Geiſſel für uns geworden, ein Haken in unſerer Naſe, ein Stachel in unſerer Ferſe;“ ſagte der Rabbi. „Rokicziana haßt unſer Volk. Von ihr kommen alle die neu aufgelegten Steuern und Erpreſſungen, zu denen der König ſonſt nie ſeine Zuſtimmung gegeben haben würde. Ja, meine Brüder,“ ſchloß der Alte ſchmerzlich, „die Zeiten des Ahasveros ſind auf's Neue erſchienen, eine ſtolze Vaſthi ſetzt ihren Fuß auf den Nacken des Volkes Gottes; von wannen aber wird uns der Ewige die Erretterin, die Eſther, ſenden?“ —

„Er wird ſie ſenden wenn es Zeit iſt,“ rief wie in Begeiſterung das Mädchen. „Wie? Lebt denn Jehovah nicht mehr, der da thronte auf Moria im Allerheiligſten über der Lade des ewigen Bundes? Iſt er nicht mehr der Mächtige, der Starke, deſſen Wink die Waſſer aufthürmte, während ſein Volk durch's Meer zog; deſſen Hand die Wellenberge über die Häupter der Dränger ſtürzte, und der da vertilgte den Pharao und die Gewaltigen Aegyptens?“

„Die Zeit der Wunder iſt vorüber;“ ſagte düſter Einer der Anweſenden. „Ich kehrte vor Kurzem aus dem Lande unſerer Väter zurück, wohin ich meinen alten Ohm, der dort zu ſterben begehrte, begleitet hatte. Ich hörte den Iman zum Gebet rufen, und der Thurm der Moſchee, von der er rief, ſtand auf dem Unterbau des Tempels; ich wandelte auf der heiligen Zion, und ich ſah den Pflug des Arabers Furchen ziehen auf der Stelle, wo ſich einſt die Paläſte der Könige von Iſrael und Juda erhoben; ich zog den Jordan aufwärts bis zu dem See, der von der Harfe den Namen führt: er zeigte noch die alten Ufer, aber eine Todtenſtille herrſchte an ihnen, die Winde bewegten die Wellen wie ſonſt, aber ſie füllten kein Segel mehr auf dem einſamen Spiegel des Sees von Genezareth.“

„Du ſagſt, die Zeit der Wunder ſei vorüber?“ rief Eſther, die nur mit Mühe bis dahin geſchwiegen. „Ich nenne Dir eins, das größer iſt als alle. Tempel können ſtürzen, der Pflug kann den Grundſtein des Königspalaſtes herauswühlen, Esdrelons Ebene, die Ufer von Tiberias können veröden, Alles was Menſchen hervorbrachten, kann untergehen; aber haben namenloſe Qualen, Tyrannei aller Art, Mord, Krieg' Verderben, ein Volk vertilgen können, das zahlreich wie der Sand des Meeres, wie die Sterne am Firmament, trotz Tod und Unterdrückung, ſich faſt über den ganzen Erdball ausbreitete, treu ſeinen Sitten, ſeinen Ueberlieferungen, ſeinem Glauben und ſeinem Gott?“ —

Wie eine Begeiſterte ſtand Eſther unter den Anweſenden. Sie hatte die Augen und den rechten Arm gen Himmel erhoben, ihre Wangen brannten vom Feuer der Rede.

„Iſt dies kein Wunder, ſo giebt es keins, ſo hat es nie eins gegeben!“ fuhr Eſther fort. „Wo ſind die Todfeinde des auserwählten Volkes, einſt ſo mächtig und zahlreich? Wo ſind ſie hin, jene kriege-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53068-4

WACHSMANN,K.A.VON FN. 03069/018

riſchen Amalekiter, jene Streiter aus Moab, jene Philiſterſchwärme, jene ſtolzen Fürſten des korn- und eichenreichen Baſan? Was iſt aus den Aſſyrern, den Tyrannen Iſraels, geworden? Verdient jenes Häuflein, das der Peitſche des türkiſchen Soldaten folgt, der elende Kopte, noch den Namen eines Abkömmlings der Pharaonen, während das von den Stürmen der Zeit umhergeworfene Schiff Iſraels ſeit tauſend Jahren mit den Wogen kämpfte, und nicht untergegangen iſt mitten in toſender Brandung? — Geht! Geht! Es iſt kleingläubig zu meinen, daß die Hand, die dem Meere gebot ſich zu theilen, die jene Warnungsworte an die Wand Belſazars ſchrieb, erlahmt ſei, und uns, wenn es Noth thut, nicht Schutz verleihen ſollte."

In dem Augenblicke, in welchem Eſther ihre Rede geendigt hatte, öffnete ſich die Thüre, und ein alter Iſraelit, der bei ſeinen Glaubensgenoſſen in Anſehn zu ſtehen ſchien, da ſich bei ſeinem Eintritte Alle, den Rabbi Joſſe ausgenommen, erhoben, trat in's Zimmer. Er war Einer der Aelteſten der Judenſchaft zu Krakow, trug ein Blatt mit einem großen Siegel in der Hand, und ſeine Miene zeigte große Niedergeſchlagenheit. Schweigend überreichte er dem Rabbi das Blatt. Der Alte warf einen Blick hinein, dann legte er entſetzt die Schrift auf die Tafel.

„So iſt es dennoch wahr, was wir längere Zeit als ein Gerücht, von leichtfertigen oder bösgeſinnten Leuten erſonnen, nicht glauben wollten;“ ſagte er dann. „Dieſer Befehl des Königs verbannt jeden Juden, der nicht in Polen geboren oder mit ausdrücklicher Erlaubniß deſſelben in's Land gezogen iſt, und beſtraft das ‚heimliche und ſchändliche Einſchleichen‘, wie es der Befehl bezeichnet, überdies mit der Einziehung des dritten Theils des Eigenthums der Verwieſenen.“

Mehrere Anweſende verhüllten vor Schreck das Geſicht, andere ergriffen ihr Gewand und thaten einen Riß in daſſelbe.

„Und mehr als ſechstauſend unſerer Glaubensgenoſſen ſind ſeit dem Beginn der Regierung des Königs aus Deutſchland nach Polen gezogen, da man Kaſimir für einen wohlwollenden, unſerm Volke geneigten Fürſten hielt;“ ſagte Der, welcher die Schrift gebracht hatte.

„Und er iſt es auch!" fiel heftig Einer der Anweſenden ein. „Dies iſt nur das Werk des ſchändlichen Weibes, das ihn beherrſcht."

„Man müßte ſuchen, ſie durch Geſchenke zu gewinnen;" ſagte bedächtig ein Zweiter.

„O!" rief Jener, „ſie würde das Geld nehmen, und hinterher würde es heißen, der König ſei nicht zu bewegen geweſen."

„Wir ſollten uns," verſetzte ein Dritter, „durch den Woywoden von Krakow, oder den von Plozk, die wir durch eine Geldſumme zu gewinnen ſuchen müßten, an den König wenden und eine Audienz begehren."

„Dies hilft uns nichts!" fiel ein Vierter ein. „Ein feierliches Gehör ſucht Rokicziana auf alle Fälle zu hintertreiben. Könnten wir nur den König auf irgend eine Weiſe eine Denkſchrift in die Hände bringen."

„Rein unmöglich!" fiel ihm der Erſte in's Wort. „Wer ſoll ſie übergeben? Einer der Woywoden, Staroſten und Kaſtellane thut es nicht, weil er, wenn er ſich mit unſerer Sache befaßt, ſeiner Würde dadurch etwas zu vergeben glaubte, einer der Unterbeamten aber würde es aus Furcht vor Rokiczianen nicht wagen.“

„Ein Mittel gäbe es,“ ſagte Einer der Anweſenden, der bis jetzt geſchwiegen, „aber Dem, der es ausführt, iſt, wenn es fehlſchlägt, der Strang gewiß. Es müßte eine Denkſchrift aufgeſetzt werden, welche alle die Gewaltſtreiche, die ſich jene gottloſe Böhmin nicht nur gegen uns, ſondern auch gegen die Nochrim (Nichtjuden) erlaubte, mit den glühendſten Farben ſchilderte. Alles müßte ſo klar, ſo eindringlich wie möglich dargeſtellt, die Thatſachen und Perſonen genannt werden. Dann müßte Einer aus unſern Glaubensgenoſſen bei dem Könige, und zwar angeblich in einer Privatſache, Gehör begehren. Man würde dies als unbedeutend und herkömmlich bewilligen. Dieſe Gelegenheit erfaſſend, überreichte man die Denkſchrift.“

„Und meinſt Du,“ ſagte ſchmerzlich lächelnd der Rabbi, „daß irgend Jemand in ganz Polenland dies unternehmen werde?“

„Keiner; — Keiner!“ riefen zehn Stimmen zugleich. „Wer ſich dies erlaubte, wäre ein Mann des Todes.“

„Nein," ſagte der Rabbi, „Niemand kann dies wagen. Wir können auf Niemand bauen wie auf Den, welchen der königliche Sänger anrief als er ſagte: ‚Schaffe uns Beiſtand in der Noth, denn Menſchenhülfe iſt kein nütze.'" —

„Warum fahret Ihr nicht fort, Rabbi?" rief Eſther plötzlich, wie von einem ergreifenden Gedanken überwältigt. „Warum gedenket Ihr nicht des Inhalts des folgenden Verſes, der mir wie Poſaunenſchall durch die Seele dringt? — Was? Iſt auch der oberſte Ausleger des Geſetzes ſo kleinmüthig geworden, um jene mächtige Stimme gefliſſentlich zu überhören? Wohlan, ſo laßt mich, das ſchwache Mädchen, Euch Männern zurufen: ‚Mit Gott wollen wir Thaten thun. Er wird unſere Feinde untertreten.'"

Eſther hatte, als ſie dieſe Worte ſprach, ganz das Anſehn einer gottbegeiſterten Prophetin. Arme und Augen waren gen Himmel erhoben, ihre Wangen brannten, ihr ſchönes Auge ſtrahlte wie in einem überirdiſchen Feuer. Alle Anweſenden waren ſo betroffen, daß eine Pauſe von mehreren Minuten entſtand. Rabbi Joſſe nahm zuerſt das Wort.

„Es iſt ſchön von Dir, meine Tochter,“ ſagte er, „daß Du Dich für das Wohl Deines Stammes allen Gefahren ausſetzen willſt, aber zu dem was Du thun willſt, gehören die Kräfte eines Mannes.“

„O, ich bitte Euch!“ fiel das Mädchen ein und um ihren Mund zuckte ein Lächeln, das etwas von Verachtung hatte. „Die Männer die ich um mich ſehe, werden thun was die Männer zu Suſa thaten, als ‚ein großes Klagen war, und viele faſteten, weinten, trugen Leid, lagen in Säcken und in der Aſche.‘ — Nun wohlan, wenn Ihr nicht den Muth jenes Mädchens habet, ſo habt wenigſtens die Klugheit deſſen, der ſie zum Könige ſendete.“

Viel wurde über den Vorſchlag Eſthers geſprochen, und derſelbe von allen Seiten als erfolglos bekämpft. Nur zwei Perſonen hatten bis jetzt geſchwiegen. Die eine derſelben war die Hausherrin, denn in ihrem Kopfe kämpfte der Gedanke an die ungeheure Ehre, daß ihre Nichte eine Audienz beim Könige haben ſollte, mit dem an die mögliche Gefahr; die zweite ſchweigende Perſon war Elieſer. Unter Erröthen fing jetzt der junge Mann zu ſprechen an.

„Ich glaube,“ ſagte er, „Niemand in ganz Krakow, ja vielleicht in der ganzen Welt, würde unglücklicher ſein als ich, wenn Eſther etwas Böſes widerführe. Wer aber ſollte ihr etwas Schlimmes anthun können, ihr, die ſo gottergeben iſt, ſo edel, ſo klug und ſo ſchön! — Steht Eſther nicht in ganz Krakow in dem Rufe des tugendhafteſten Mädchens unſerer Nation, und ſind die vornehmen Pane, die faſt täglich in unſer Haus kommen, um in der Weinſtube ein Glas Ungar zu trinken, nicht ſo höflich gegen ſie, wie ſie nur gegen eine Edeldame ſein können? Wenn man Einen von dieſen vielleicht vermögen könnte, ſie unter ſeinen Schutz zu nehmen und ihr beim König eine Audienz auszuwirken, ſo dürfte es wohl für ſie keine Gefahr haben, überdies müßten wir alle die Bittſchrift unterzeichnen.“

„Recht! Du haſt Recht!“ fiel Eſther mit großer Lebhaftigkeit ein. „Da iſt Herr Stanislaw Krzycki, Staroſt von Wilna, ferner der dicke Woywode von Troki, der immer ſo ſcherzhaft iſt, der Großkanzler Peter Pac von Lithauen, alle dieſe Herren ſind gerade in unſerer Stadt anweſend, ſie beſuchen täglich unſer Haus um einen Krug oder zwei, Oedenburger oder Ruſter als Morgentrunk zu ſich zu nehmen. Dieſe alſo —"

„Ei freilich," unterbrach die Wittwe Nathan, um das Licht ihres Glanzes nun auch von einer andern Seite ſtrahlen zu laſſen, die Sprechende, „alle dieſe gnädigen Herren ſind uns ſehr gewogen. Warum ſollten ſie auch nicht! Mein Ungar iſt beſſer als all' die Roſinenbrühe, die in Krakow als ächter Oedenburger Ausbruch verkauft wird. Alle Welt kann das bezeugen, und vor Allem Sr. Gnaden der Woywode von Krakow ſelbſt, denn der koſtet alle Sorten in der Stadt und in den Vorſtädten durch, weil er, wie er ſagt, für das Wohlbefinden der Einwohner verantwortlich iſt, und ſich die eigene Ueberzeugung hierin zu einer Art Gewiſſensſache macht. Wie war es neulich? Kam da der gute Herr ganz unwohl in's Zimmer. ‚Matka,' ſagte er zu mir, ‚da drüben im goldnen Stiefel haben ſie eine ſündliche Brühe, die ſie mir als ächten Tokayer aufkomplimentirten und wovon mir ganz ſchlecht geworden iſt. Hole mir ein Krüglein aus dem alten Faſſe rechts vom Eingange' — der gnädige Herr iſt nämlich ganz bekannt in meinem Keller — ‚ich muß meinen Magen wieder in's Gleichgewicht bringen, und habe überhaupt heute zum Frühſtück noch nichts genoſſen, als jenen ſchlechten Wein, ein Dutzend harte Eier, und ein paar Teller Sauerkrautſuppe.' Kaum hatte der gnädige Herr den Krug Tokayer getrunken oder waren es zwei; — ich will die Wahl haben — ſo befand er ſich wieder ſo wohl wie ein Fiſch im Waſſer."

„Hm, Ihr habt da einen Gedanken in mir aufgeregt, aus dem ſich etwas machen läßt;" ſagte der Vorſteher der Judenſchaft. „Der Herr Woywode iſt mir ſehr gewogen, da ich, wie Ihr wißt, ſein Factor bin und ihm Alles beſorge, was er zu ſeinem Hausſtande braucht, dabei iſt er ein wenig geradezu und dringt durch. Wenn dieſer uns verſpricht, der Eſther eine Audienz zu verſchaffen, ſo hält er es auch, denn er iſt nicht gewohnt, daß ihm der König etwas abſchlägt." —

Während man noch über den in Rede ſtehenden Gegenſtand deliberirte, kam ein jüdiſcher Diener und weitläufiger Verwandter der Hausherrin, welcher Kellner, Küper, Hausknecht, kurz das Factotum der Wittwe Nathan war, in's Zimmer geſtürzt.

„Kommt herüber! Ich ſage Euch, kommt herüber in die Schenkſtube!“ rief er der Wirthin zu. „Das ganze Zimmer iſt voll Herren Edelleute! Gottes Wunder! Es muß etwas Großes vorgehen. Sie ſcheinen über etwas Wichtiges berathſchlagen zu wollen, denn ſie warfen gleich alle andern Gäſte zur Thüre hinaus, und fragten nach vier oder fünferlei Weinſorten.“

„Gleich, Schmuel! Gleich komme ich!“ erwiederte die Wirthin, indem ſie aufſprang. „Heute, denke ich, wird's luſtig zugehen in der Weinſtube. Höre Schmuel! Siehe, daß Du auf eine gute Art die beſten Geſchirre von altem Venediger Glaſe vom Schenktiſche wegbringen kannſt, denn heute würde, wenn die Berathſchlagung wichtig iſt und lange dauert, nicht viel davon ganz bleiben; was aber ohnehin etwas lückenhaft und beſchädigt iſt, kannſt Du ſtehen laſſen. Und höre! Das Faß mit dem Ofner, der ein ſehr guter Wein iſt, von dem aber der Staroſt von Petrikow, der immer etwas zu tadeln hat, neulich behauptete, daß er einen Stich habe, laß herauf ſchroten, daß es zur Hand iſt. — Ihr aber, lieben Freunde,“ ſagte ſie zur Geſellſchaft, „ſeid ſo gut, wenn Ihr fortgeht, Euch der Hinterthüre zu bedienen, damit Euch Niemand ſieht, denn wenn die Herren Edelleute einmal im Berathſchlagen ſind, ſo iſt's in meinem Hauſe wie auf dem Reichstage, und Niemand ſeines Lebens ſicher.“

Die Geſellſchaft ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Einer ſchlich ſich nach dem andern zur Hinterthüre hinaus, nur Rabbi Joſſe hielt es unter ſeiner Würde, und ward von Elieſer und Eſther mit allen Zeichen der Ehrfurcht bis auf die Straße begleitet.

„Nun, Kinderchen, hört mich an!“ ſagte Frau Nathan, als die Letztern wieder zurückkehrten. „Ich hoffe, Ihr werdet mich unterſtützen, denn es giebt heute einen doppelten Gewinn. Du, Elieſer, ſiehe darauf, daß kein Krug nur einen Augenblick leer bleibt, Du, Eſtherchen, ſei freundlich gegen die Herren. Ich weiß wohl, daß Du nicht gern im Zimmer biſt, wenn die gnädigen Herren Pane zechen und lärmen, aber heute iſt es ein Anderes. Fürchte Dich auch nicht, wenn ſie die Säbel etwa herausziehen und auf einander losgehen ſollten; es iſt nicht ſo ſchlimm gemeint wie es ausſieht. Ueberhaupt hat ein Frauenzimmer — zumal ein hübſches — von unſern Herren

Edelleuten durchaus nichts zu befürchten, denn höflich und artig gegen ein Frauenzimmer ſind ſie immer, auch wenn ſie ein wenig angeſtochen ſind. Höchſtens geben ſie ihm einen Kuß, und davon iſt bis jetzt noch keins geſtorben.“

„Glaubt Ihr, Muhme, daß ich mich fürchte?“ ſagte Eſther lächelnd. „Furcht vor Menſchen iſt etwas, das mir unbekannt iſt. Wer Jehovah fürchtet, braucht Menſchen nicht zu fürchten! — Uebrigens würde ich Euch gebeten haben auf meinem Zimmer bleiben zu dürfen, da es aber möglich wäre, daß ſich eine Gelegenheit fände die Herren zu bitten, mir eine Audienz beim Könige zu verſchaffen —“

„So wollteſt Du es wirklich wagen?“ ſagte die Wittwe etwas betroffen, doch nicht unfreundlich.

„Und warum ſollte ich nicht?“ erwiederte Eſther ruhig. „Der, welcher das Herz des Ahasveros lenkte, kann auch das Herz des Königs bewegen, ſich unſerer Noth zu erbarmen; ja, eine innere Stimme ſagt mir, daß es ſo ſein wird. — O,“ rief ſie wie entzückt, „könnte ich wie jene Eſther des alten Bundes die Wohlthäterin unſers Volkes werden! Aber wenn dies auch nicht der Fall ſein ſollte, ſo iſt ſchon die

Hoffnung, es werden zu können, mehr als ein Leben werth.“

Frau Nathan wollte noch etwas erwiedern, aber ſie wurde in dieſem Augenblicke von dem Diener mit dem Bemerken abgerufen, daß die Berathung der gnädigen Herren im beſten Gange und ein halber Eimer Ruſter, wie ein ditto Oedenburger, demzufolge bereits conſumirt wären. Nachdem die Wittwe ihre Nichte ermahnt hatte baldig nachzufolgen, eilte ſie zur Thüre hinaus. Eben wollte Eſther dieſer Weiſung Folge leiſten, als ein ältlicher Mann in Reiſekleidern, ein unſcheinbares Käſtchen von Holz unter dem Arm, in's Zimmer trat. Die Mütze mit Gebräm von Fuchspelz, die langen, glänzenden, wohlgeringelten Peyſaki (Seitenlocken) bezeichneten den Juden aus Brody.

„Iſt Frau Nathan zu Hauſe? Ich möchte ſie ſprechen;“ hob er an, ſich im Gemache umblickend.

„Sie iſt beſchäftigt und kann durchaus nicht abkommen, denn die ganze Weinſtube iſt voll gnädiger Herren!“ verſetzte das Mädchen. „Habt Ihr aber etwas abzugeben, ſo thut es ohne weiteres; ich bin ihre Nichte Eſther.“

„Hm, ich hätte ſie am liebſten ſelbſt geſprochen;" verſetzte der Fremde nach kurzem Beſinnen. „Iſt es aber einmal nicht anders, ſo kann ich die Sache auch mit Jungfer Eſterka abmachen, denn ich habe zum Warten keine Zeit, und außer ein paar Knoblauchszwiebeln und ein Stückchen Schwarzbrod, heute den ganzen Tag noch nichts über die Lippen gebracht. Nun hat aber mein Kamerad in der Garküche für uns beide ein Gericht Loktſches (Nudeln) beſtellt, und ſind ſie fertig und ich nicht da, ſo bin ich drum, denn der Kerl frißt wie der König Koreſch (Cyrus)."

„Und Euer Geſchäft?" fragte Eſther lächelnd.

„Iſt geſchwind abgemacht! — Mir wurde in Groß-Wroclaw (Breslau) dies Käſtchen übergeben, um es hierher mitzunehmen, und es bei der Weinſchenkin Nathan abzuſetzen. Hier wird es von Jemand abgeholt werden."

„Aber von wem?" fragte Eſther, das Käſtchen von allen Seiten betrachtend. „Es iſt keine Aufſchrift daran."

„Ja, das ſagte ich dem Abſender auch, der aber erwiederte: Er dürfe keine Aufſchrift daraufſetzen. Es bedürfe auch keiner, denn es würde ſich Jemand bei der Wittwe Nathan einfinden und ſagen: ‚Gebt mir das Käſtchen aus Groß-Wroclaw!‘ und das ſolle das Zeichen ſein.“

„Sonderbar!“ rief Eſther, das Käſtchen neugierig anblickend.

„Ja, Jungfer Eſterka, ich wollte mich Anfangs auch gar nicht mit der Sache einlaſſen, aber der Abſender lachte mich aus;“ fuhr der Fremde fort. ‚Nehmt es immer mit,‘ ſprach er, ‚es iſt nichts darin was treſen (unrein) wäre!‘ und dabei drückte er mir ein ſilbernes Rad (ein Geldſtück) in die Hand. Dies aber kam mir ganz gelegen, denn ich bin ein armer Kerl und ſtecke im Dalles (Armuth).“

Mit den letzten Worten ſtellte er den kleinen Kaſten auf den Tiſch, grüßte abſchiednehmend und ging zur Thüre hinaus.

„Kurios! — Aeußerſt kurios!“ ſagte Eſther mit aller Neugier eines Mädchens, und indem ſie das Käſtchen, da es im Zimmer bereits zu dunkeln begann, nach dem Fenſter trug. „Was doch darin ſein mag? — Es klappert nicht!“ ſprach ſie, indem ſie es ein wenig ſchüttelte. „Es iſt auch ſo leicht; faſt als ob es leer wäre. Das kann aber doch nicht der Fall ſein. Einen leeren Kaſten ſchickt Niemand ſo weit. — Ich möchte wohl hinein ſehen, aber der Kaſten iſt vernagelt. Freilich nur mit einem einzigen Nagel, da der Deckel zum Schieben eingerichtet iſt. Aber den Nagel herausziehen und hineingucken. — Pfui! Wie ich nur auf den Gedanken kommen kann! — Bei alledem iſt es doch äußerſt ſonderbar, auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe das Käſtchen herzuſchicken. — Käme es an eine recht neugierige Perſon, die ſähe hinein. Ich glaube, die Muhme thäte es ſelbſt, wenn ich mit ihr davon ſpräche.“ —

Während Eſther dies Selbſtgeſpräch hielt, wendete ſie den Kaſten nach allen Seiten, ſie ſchüttelte ihn hin und her, plötzlich glitt er ihr aus der Hand und fiel mit großem Gepolter zur Erde.

„Gott's Leben, was habe ich da angerichtet!“ rief Eſther erſchrocken, indem ſie das Käſtchen aufhob. „Ach! Ach!“ ſetzte ſie noch erſchreckener hinzu; „der Schieber iſt offen, der Nagel iſt heraus gefallen. Eine erſchreckliche Geſchichte!“

Sie bückte ſich, um den Nagel zu ſuchen, fand ihn glücklich und wollte den Deckel wieder befeſtigen.

„Ob nur etwas zerbrochen ſein mag?“ fragte ſie ſich ängſtlich, indem ſie leiſe den Kaſten hin und her bewegte. — „Es klappert nichts! Gott ſei Dank. — Demungeachtet könnte etwas in Unordnung gekommen ſein, und es wäre gut, wenn ich es wieder in Ordnung brächte, ja es iſt, ſo zu ſagen, meine Pflicht. — Verloren geht ja auch nichts, wenn ich es anſehe; was iſt denn alſo für ein Unglück dabei? — Ich thue es ohne Weiteres, und Alles ſoll bald wieder in Ordnung ſein.“

Die letzten Worte ſprach Eſther mit dem Tone der Entſchloſſenheit aus, und zugleich öffnete ſie den Deckel des Kaſtens. Kaum aber hatte ſie einen Blick hineingeworfen, als ſie haſtig ein paar Schritte zurückſprang. — „Ein Thier! — Ein Thier!“ rief ſie erſchrocken, „Herr Gott, wenn es nur nicht davon läuft — Aber nein! Es rührt ſich nicht. Es iſt todt! Mauſetodt! — Gewiß eine große Seltenheit! — Was es für lange Haare hat! — Locken, gerade wie ein Menſch! — Am Ende iſt es gar kein Thier! Ich muß es einmal ein Bischen herausnehmen; ich kann es ja gleich wieder hineinlegen.“

Mit zwei Fingern, äußerſt vorſichtig, faßte ſie das Wunderding, und brachte endlich eine ſchöne, wohlgelockte blonde, doch mehr in's Röthliche ſpielende — Perrücke heraus.

Man würde ſich freilich ſehr täuſchen, wenn man meinen ſollte, daß dieſer Hauptſchmuck ſo künſtlich und geſchmackvoll wie die Perrücken unſerer Tage gefertigt geweſen wäre, indeſſen war er doch ſo gemacht, daß man wohl der Meinung ſein konnte, daß Die, welche ihn trug — denn es war eine Damenperrücke — mit einem ſchönen, natürlichen Rothblond, welches damals beſonders ſchön gefunden ward, von der Natur begabt worden ſei.

„Gott's Wunder! Das Ding iſt doch äußerſt ſonderbar. Was es wohl ſein mag?“ ſprach Eſther ſinnend und die Perrücke von allen Seiten betrachtend. — „Ah, jetzt geht mir ein Licht auf! Erzählte nicht neulich der junge Caſtellaniec (Kaſtellansſohn) von Pultusk, der ſonſt für einen Windbeutel gilt, er habe in dem Lande Italien vornehme Damen gekannt, die falſche Haare mit langen Locken, welche gerade wie natürliche ausgeſehen, auf dem Haupte getragen, um ihre Kahlheit zu verbergen. Gewiß iſt es auch ein ‚gemachtes Haar‘! So nannte er es ja wohl? 'S iſt erſtaunlich, auf was die

Leute kommen, wenn es gilt, ihre natürliche Häßlichkeit zu verbergen."

Faſt eine halbe Stunde lang betrachtete Eſther die Perrücke in lautem Selbſtgeſpräch, ehe ſie ſolche wieder in den Kaſten legte und dieſen mit dem Nagel verſchloß. —

Erſt ſeit wenig Minuten war ſie mit dieſer Beſchäftigung fertig geworden, als ſich die Thüre öffnete und eine Geſtalt, in einen faltigen Mantel gekleidet, in's Zimmer trat. Sie hatte die Kapuze des Mantels über das Haupt gezogen, und dieſer Umſtand, ſo wie die Dunkelheit des Gemachs, erlaubten dem Mädchen nicht zu unterſcheiden, ob ein Mann oder ein Weib unter der Hülle verborgen ſei. Bald fragte indeß eine weibliche, und wie es Eſther vorkam etwas verſtellte Stimme:

„Biſt Du die Wittwe Nathan?"

„Ich bin es nicht! Ich bin deren Nichte. — Was begehrt Ihr?" erwiederte die Gefragte.

„Nichts von Dir!" ſagte Jene mit hartem Tone. „Hole Deine Verwandte."

„Das iſt unmöglich;" ſprach Eſther beſcheiden. „Sie iſt eben beſchäftigt."

„Hole ſie augenblicklich, Mädchen!“ rief die Fremde heftig. „Ich muß ſie ſogleich ſprechen. — Nun, Jüdin? wirſt Du gehorchen?“

„Ich darf meine Verwandte nicht abrufen;“ verſetzte Eſther gereizt. „Die Weinſtube iſt voll Edelleute, und die Wirthin kann folglich nicht abkommen Geht indeß mit mir; ich will Euch zu ihr bringen.“

„Das kann nicht ſein!“ rief Jene raſch. „Hier muß ich ſie ſprechen. — Doch vielleicht kannſt Du mir Auskunft geben. Hat nicht ein Fremder ein hölzernes Käſtchen hier gelaſſen, welches abgeholt werden ſoll? Ich komme es zu holen.“

„Allerdings iſt ein Käſtchen hier;“ ſprach Eſther zögernd.

„So gieb es!“ rief die Fremde, und eilte nach dem Tiſche, wo ihr ſo eben der Kaſten in die Augen fiel.

„Mit Verlaub!“ ſprach Eſther, ſich vor den Tiſch ſtellend.

Da die Fremde dicht vor dem Mädchen ſtand, ſo war es, ungeachtet der Dämmerung, möglich, deren Züge einigermaßen zu erkennen. Sie waren ſehr ſchön und regelmäßig, die Geſichtsfarbe ein wenig blaß, der Ausdruck des Ganzen aber war wegen des Stolzes und der Härte deſſelben ſo abſtoßend, daß Eſther faſt unwillkürlich zuſammenſchreckte.

„Da Ihr kommt das Käſtchen abzuholen,“ ſagte Eſther beſcheiden, „ſo werdet Ihr auch wiſſen, daß dabei ein beſonderes Zeichen nöthig iſt, und es mir folglich nicht verargen, daß ich dieſes fordern muß.“

„Ich lobe Deine Vorſicht!“ ſprach Jene lächelnd und mit milderm Tone als früher. — „Wohlan!“ ſetzte ſie lauter hinzu: „Gebt mir das Käſtchen aus Groß-Wroclaw!“

So wie die Fremde dieſe Worte geſprochen hatte, trat Eſther vom Tiſche zurück und deutete auf den Kaſten. Haſtig griff die Fremde darnach, ſie nahm den Kaſten unter den Mantel, warf ein Stück Geld auf den Tiſch, und verließ ohne ein Abſchiedswort das Zimmer.

„Sonderbar!“ — ſagte das Mädchen kopfſchüttelnd. „Mir iſt, als hätte ich dieſe Perſon ſchon ſonſt wo geſehen. — Ganz gewiß! Dieſe Züge ſind mir bekannt. Niemand, der ſie einmal geſehen hat, wird ſie vergeſſen und dennoch — dennoch — Wer ſie wohl ſein mag? Sie warf Geld auf den Tiſch.

Ich will es Schmuel ſchenken. Wäre nur der arme Mann aus Brody noch hier; dem käme es zu. Aber was? — Ein Dukaten! — Die Fremde muß eine vornehme Perſon ſein. Ich will doch mit der Muhme davon ſprechen.“ —

Eben ertönte draußen deren kreiſchende Stimme. „Eſtherleben! Eſterka!“ ſchrie ſie aus vollem Halſe.

Wie der Blitz eilte Eſther aus der Thüre.

„Komm! — Komm!“ rief die Wittwe ganz athemlos. „Heute ſind die Berathungen der gnädigen Herren von ganz beſonderer Wichtigkeit. Ich müßte mehr als zwei Hände haben, um nur die leeren Krüge recht ſchnell wieder füllen zu können, und obwohl ich mein Möglichſtes thue, ſo hat mir der einäugige Staroſt von Kaminiec Podolski — wie heißt er doch? — wegen zu großer Saumſeligkeit, wie er ſagte, einen leeren Krug auf den Rücken geworfen.“

Eſther eilte, ſo ſchnell es ihr möglich war, der Verwandtin beizuſtehen.

In der Weinſtube, die ein ziemlich geräumiges Gemach war, ging es äußerſt lebhaft her. Mehrere alte Herren mit grauen, kurz geſchornen Haaren und großen weißen Knebelbärten, in reich mit Zobel beſetzten Pelzen, ſaßen an der Tafel, welche von Wein triefte. Jüngere Männer umſtanden ſie, oder bildeten Gruppen in andern Theilen des Zimmers. Die Meiſten von ihnen hatten ſchöne, geiſtreiche Geſichter; Einige hätten Modelle vollkommener männlicher Schöne genannt werden können.

Der Staroſt von Kaminiec, über deſſen Lebhaftigkeit ſich die Wittwe früher beklagt, ein weinglühender Alter, ſchien ganz beſonderes aufgeregt zu ſein.

„Ich ſag' Euch, Herr Landfähnrich,“ rief er einem andern Alten zu, der ihm gegenüber ſaß, „es iſt aus mit der Republik, wenn es ſo fort geht! Lauter ausländiſche Teufelei! Lauter deutſches Weſen! — Schenk' ein, Alte! Du ſtehſt mir dafür, daß dieſe Sorte nicht ausgeſoffen wird! Was Du übrig haſt, nehme ich zum Nachttrunk auf den Heimweg mit. — Ich ſag' Euch, die verdammten Deutſchen verderben uns den König, der ſonſt ein braver Mann iſt.“

„Auch meine Meinung, Herr Wohlthäter!“ (Mosci Dobrodzieju!) erwiederte Jener, ſeinen Becher austrinkend und ihn ſtark auf den Tiſch ſtoßend. „Als er die Adelheid — die etwas von meiner ſeligen Frau hatte — wegen ihres ſauerköpfigen Weſens nach Hauſe geſendet, meinte man es würde beſſer werden. Nicht daran zu denken, die Deutſchen ſpielen immer noch eine Rolle.“

„Es ſoll aber aufhören!“ rief ein überaus dicker Herr, der Kaſtellan von Bielsk, dazwiſchen. „Laßt nur den nächſten Landtag ſtattfinden! So wahr ich Gott liebe! (Jac Boga Kocham!) Ich will meinen Mund aufthun, daß Jemand die Ohren klingen ſollen!“

„Und jetzt die neue Schererei der Juden!“ rief der Woywode von Pultusk. „„Es ſind zu viel im Lande!‘ heißt es. Sapperment, warum hat man ſie erſt hereingelaſſen? — ‚Sie betrügen!‘ Alle Wetter, ich will keinen Namen nennen, aber andere Leute betrügen auch.“

„Recht, Herr von Pultusk!“ ſchrie ein Anderer, der bis jetzt geſchwiegen. „Und wenn ich mich betrügen laſſen will, ſo geht dies Niemand etwas an! Ich bin ein polniſcher Edelmann und kann mich betrügen laſſen, wo und von wem ich Luſt habe. Beſtiehlt mich mein Factor, gut, ſo prügele ich ihn, aber Niemand hat ſich drein zu mengen.“

„Ganz richtig, mein Herr Wohlthäter!“ ſagte ein junger Mann, der zuhörend hinter deſſen Stuhle geſtanden hatte. „Bin ich von meinem Factor betrogen worden, habe ich ihn deshalb ausgeprügelt, ſo wird er mich vielleicht künftig eben ſo ſehr, oder noch mehr, wenn auch vorſichtiger, beſtehlen, aber verklagen wird er mich nicht. — Da gebe ich aber neulich einem deutſchen Händler ein paar Kantſchubhiebe, weil er mich übertheuert hatte, und ich kann Euch kaum ſagen, welchen Verdruß ich deshalb gehabt.“

„Wir können,“ ſprach der Woywode von Krakow, nachdem er bedächtig ſeinen Becher ausgetrunken und ihn von Neuem gefüllt, „ohne Juden gar nicht exiſtiren! — Wer ſoll denn Handel treiben? Wer für alle Bedürfniſſe ſorgen? Könnt Ihr es als Edelmann? Kann es der Bauer? Giebt es außer dieſen beiden Ständen noch einen dritten, der es übernehmen könnte? — Nun alſo! Meine Meinung iſt: Die Juden kann der Pole ſo wenig entbehren wie das Sauerkraut — und das will viel ſagen.“

„Richtig!“ rief der ganze Kreis. „Sie ſind unentbehrlich.“

„Der Herr Kaſtellanice hat vorhin ſehr gut die Juden und die Deutſchen einander gegenüber geſtellt;“

fuhr der Woywode von Pultusk eifrig fort. „Nimmermehr werde ich mich mit dem deutſchen Weſen befreunden, während ich auf's Haar weiß, wie ich mit dem jüdiſchen Factor umzugehen habe. Handele ich mit einem deutſchen Kaufmanne, ſo werde ich entweder gar nicht mit ihm fertig, oder die Galle tritt mir in's Blut, was mir mit meinem Factor nie paſſirt, denn er weiß ſchon, wie weit er mit mir gehen kann, und ich weiß es auch. Hab' ich kein Geld in der Kaſſe, aber mein Getreide ſteht gut, meine Stutereien ſind vollzählig, ſo ſchicke ich zu meinem Factor, ich ſage: ‚Schaffe Geld! Ich brauche tauſend Ducaten; Du erhältſt auf Sanct Juſchu ſo und ſo viel Korſez Waizen oder ſo und ſo viel Pferde.‘ Der Jude ſchreit, ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen, er ſchwört daß er kein Geld habe, ich greife nach dem Kantſchuh, er bietet mir die Hälfte, ich gebe ihm ein halb Dutzend Hiebe, er ſetzt zu, ich laſſe nach — das heißt an der Forderung — und in ein paar Augenblicken ſind wir um zwei Drittheil der Summe einig. Alles dieſes geht nicht an mit den deutſchen Händlern. Mit dieſen läßt ſich auf eine ſo vernünftige Art kein Geſchäft verhandeln. Man weiß niemals wie man mit ihnen daran iſt. Ueberhaupt — hol' der Henker die Deutſchen!"

‚Jak Swiat Swiatem
Nigdy Polak z Niemcem Bratem.'

‚So lange die Welt noch Welt iſt,
Der Pole den Deutſchen nie als Bruder küßt!'

ſchrie ein vom Wein ſchon etwas bemeiſtertier alter Staroſt. „Ich habe dies ſchon einmal dem Vater Herrn Kaſimirs, dem König Wladislaw Ellenlang (er hieß ſo weil er ſo klein war), der auch eime Vorliebe für ſie hatte, in's Geſicht geſagt. Seh' ich einen am Hofe, ſo iſt es mir immer zu Muthe, als wolle meine Karabella (Säbel) in der Scheide lebendig werden."

„Recht! — Recht!" rief der Woywode von Krakow, bei dem der Wein ebenfalls zu wirken begann. „Pereant die Deutſchen! Vivant die Juden!!"

„Wir laſſen ſie uns nicht nehmen!" fiel Jener noch lärmender wie früher ein. „Der König hat auch gar kein Recht ſie fortzujagen, und ich behalte die meinigen, und ſollte ich ſie mit meinem Sarras (von zaraz, gleich, weil der Säbel leicht aus der Scheide fährt) vertheidigen."

„Erlaubt, wohlgeborne Herren!“ ſagte ein Alter von würdigem Anſehn, der bis jetzt geſchwiegen. „Obwohl ich des Königs Oheim bin, ſo tadle ich dennoch Manches, was in letzter Zeit vorgekommen, und zwar dies um ſo mehr, als ich weiß, daß nicht der König, ſondern der Dämon von Weib, der ihn ſo in der Gewalt hat, an Allem Schuld iſt. Laßt von Seiten der Juden dem Herrn eine Bittſchrift überreichen, die ihm alle Bedrückungen, denen ſie in letzter Zeit ausgeſetzt waren, aufzählt, wir wollen die Bitten der Leute dann unterſtützen, und ich denke, Sr. Gnaden wird auf das Wort Wladislaws Piaſt, das ſich gleichfalls ziemlich laut vernehmen laſſen wird, einiges Gewicht legen.“

„Gut geſprochen, Herr Fürſt von Dabryn!“ rief der von Pultusk. „Ihr ſeid zwar weiter nichts als wie Unſereiner, und der König, den wir gewählt, iſt auch nur der Erſte unter ſeines Gleichen, aber Ihr ſeid ein braver Mann, und ſo ſoll es geſchehen wie Ihr ſagt! Sapperment! Ich will nicht hoffen, daß wo Ihr, ich und die wohlgebornen Herren alle: ‚Ja‘ geſagt haben, Jemand ‚Nein‘ ſagen ſoll.“

Während die letzten Reden geführt wurden, war

Eſther zur Seite der Wirthin in's Zimmer getreten. Aufmerkſam hörte ſie an was geſprochen wurde, dann trat ſie raſch zu dem Woywoden von Krakow, und indem ſie ſich bückte als wolle ſie ſeine Kniee umfaſſen, ſagte ſie ruhig:

„Wäre es mir wohl vergönnt, zu den wohlgebornen gnädigen Herren ein paar Worte zu ſprechen?“

„Siehe da, Eſterka! — Die ſchöne Eſterka!“ — rief eine Anzahl der Umſtehenden.

„Du biſt eine Blume zu Saron und eine Roſe im Thal!“ deklamirte lachend ein junger Kaſtellaniec.

„Das hübſcheſte Mädchen in Krakow! — Die ſchöne Milodruſchka da drüben im „goldnen Stiefel‘ nicht ausgenommen;“ rief ein Anderer.

„Wärſt Du ein Fräulein,“ ſchrie ein Dritter, „ſo tränke ich aus Deinem Schuh Deine Geſundheit, und Trotz Dem, der mir nicht Beſcheid thäte! So aber begnüge ich mich mit einem Kuſſe.“

„Baſta, Herr von Zarnowiec!“ rief der Woywode. „Ich geſtatte nicht, daß Jemand die Eſterka gegen ihren Willen umarmt, und habe erſt neulich einen jungen Krakowzyk, der es dennoch that, einſperren laſſen."

Jener wollte eben etwas erwiedern, als Eſther deſſen Hand faßte und ſie leicht an die Lippen führte.

„Ich bitte Euch, fangt keinen Streit jetzt an!" lispelte ſie.

„Ich trinke Deine Geſundheit — und ſchweige, aber blos weil Du es haben willſt;" erwiederte er, ſich beruhigend.

„Wie ich höre, haben die gnädigen Herren es für angemeſſen gefunden, daß unſere Leute eine Bittſchrift bei Sr. königlichen Gnaden einreichen möchten!" ſagte das Mädchen. „Eben dieſen Gedanken hatten die Aelteſten unſerer Gemeine, aber keiner wagte die Bittſchrift zu überreichen. Da bot ich mich dazu an, und mein Vorſchlag ward genehmigt."

„Was?" rief der Woywode erſtaunt. „Du? Ein Mädchen? — Ein toller Einfall."

„Nein, ein geſcheuter!" rief der Fürſt von Dabrow. „Ein Einfall, der gar nicht klüger ſein kann. Mein Vetter, der König, iſt nicht leicht im Stande, ein paar hübſchen Augen etwas abzuſchlagen; thäte er es dennoch, ſo hätte wenigſtens die

Ueberbringerin der Bittſchrift nichts zu befürchten, während, wenn es ein Mann wäre, der Ausgang ein ganz anderer ſein könnte.“

„Das iſt auch meine Meinung!“ rief der Kaſtellan von Bielsk. „Kein Pole wird einem hübſchen Mädchen irgend eine Beleidigung anthun, und der König, der ein braver Edelmann iſt, am wenigſten.“

„Ich fürchte mich nicht! Mich ſchützt Gott;“ verſetzte Eſther ruhig. „Wichtiger iſt wie ich zu einer Audienz gelange.“

„Die müßt Ihr der Eſterka verſchaffen, hochgeborner Fürſt!“ rief der Woywode von Krakow, ſich an Wladislaw Piaſt wendend.

„Dobrze! (Gut!) Ich will es thun, wenn Ihr Alle die Bittſchrift unterſtützt;“ entgegnete dieſer. „Und wißt Ihr wie wir es anfangen? Wir wollen dabei ſein, wenn Eſterka ſie übergiebt, und das ſoll künftige Woche am Namenstage des Königs geſchehen. Ohnehin iſt es da eine alte Gewohnheit, daß der Herr an dieſem Tage jedem Bittenden Gehör verleiht.“

„Richtig! So fangen wir es an!“ ſchrie der Staroſt von Pultusk. „Da iſt Rokicziana vielleicht ſelbſt zugegen, und die platzt vor Aerger, wenn ſie

Jemand ſieht, der hübſcher iſt als ſie. — Ich kann," ſetzte er hinzu, indem er ſein Glas auf den Tiſch ſtieß, „dies Weib, das auf alles Polniſche ſo verächtlich herabſieht und ſo höhniſche Geſichter ſchneidet, nun einmal nicht leiden."

„Pereat Rokicziana! Vivat Eſterka!" rief der Woywode von Plotzk.

„Bei Sanct Juſchu! Ihr regt da bei mir eine Idee an;" ſagte der Fürſt von Dabryn leiſe zu dem Vorigen. „Eine Idee, über die es werth iſt nachzudenken, und über die ich — aber hier nicht — mit Euch ſprechen muß. Ich bitte Euch morgen früh für mich auf ein Stündchen zu Hauſe zu ſein."

„O, ich weiß ſchon, wo Ihr hinaus wollt!" verſetzte Jener pfiffig ein Auge zukneifend, und ihn dabei von der Seite anblickend. „Laßt mich nur machen! Ich reite morgen mit dem Herrn auf die Eberjagd; da kommt denn das Geſpräch auf Dies und Jenes, und er ſoll erfahren, daß Eſterka das ſchönſte Mädchen in ganz Polen iſt."

„Und ich ſage ihm übermorgen, daß ſie ihm eine Bittſchrift überreichen werde, deren Inhalt mir nicht bekannt ſei;" fiel der Fürſt ein. „Aber ſprechen wir morgen davon. Was wir allein ausgedacht, wollen wir auch allein auszuführen trachten.“

Lange dauerte noch das Trinkgelag in dem Hauſe der Wittwe Nathan. Die jüngeren Polen erſchöpften ſich in allerlei zierlichen und galanten Redensarten, und obwohl bei dem Einen oder dem Andern der Wein ſeine Wirkung äußerte, ſo verhinderte doch der, dem polniſchen Adel angeborne ritterliche Sinn, jede Verletzung des Anſtandes gegen das Mädchen. Mitternacht war bereits vorüber, ehe die Letzten der Anweſenden nach Hauſe fuhren, gingen oder getragen wurden.

Eine Woche ſpäter erſchien der Sanct Kaſimirstag, der Namenstag des Königs. Mit einer faſt aſiatiſchen Pracht zogen nach abgehaltener Meſſe die polniſchen Magnaten, Jeder umgeben von einer glänzenden Suite ſeiner Klienten vom niedern Adel, Alle zu Pferde, den Hügel hinan, auf welchem die alte Königsburg thronte. Die Roſſe, deren Mähnen faſt an die Erde ſtreiften, waren über und über bedeckt mit koſtbaren Schabracken, Tieger- und Pantherfellen. Ueberall ſchimmerten Stickereien, ſilberne Ketten, Zobelpelzwerk, Sammet und Seide. Vor der Thüre.

wie in den Gängen der Burg, war ein Gedränge, verurſacht von dem Gefolge der Woywoden, Stareſten und Herren. Viele der Diener trugen die Wappenfarben ihrer Brodherren, und obwohl ſie nur Stallmeiſter- oder Lakaidienſte verrichteten, ſo traten ſie dennoch nicht weniger ſtolz als Jene auf. Jeder trug ſeinen Säbel auf der rechten Seite, ein Beweis, daß er zur Slachta (dem niedern Adel) gehörte, und ſein Geſicht ſchien zu ſagen: „Ich darf blos mein „Ich will nicht!“ (Nie poz wolam!) auf dem Reichstage ausrufen um dieſen aufzulöſen, und bin eben ſo adelig als der König, wenn auch nicht ſo reich.“

Die Gratulationscour — wie man ſich in unſern Tagen ausdrücken würde — hatte bereits im Thronſaal begonnen. Der König, ein ſchöner Mann im mittleren Lebensalter, von heiterem, wohlwollendem Geſichtsausdruck, in goldbrokatnem, mit Zobel beſetztem Nationalkleide, eine Mütze mit einer koſtbaren Reiherfeder auf dem Haupte, ſtand unter einem Baldachin und beſprach ſich freundlich mit einem Kreiſe der angeſehenſten Edelleute, der ihn umgab. Es waren meiſtens alte Herren mit kahlen oder glattgeſchorenen Köpfen, deren Anzüge aber nichtsdeſtoweniger von

Edelſteinen und Stickereien ſchimmerten. Die Unterredung hatte durchaus nichts Gezwungenes. Obwohl die Redensarten der Magnaten mit Unterwürfigkeitsformeln geſpickt waren, ſo deutete doch die Unbefangenheit und Munterkeit des Wechſelgeſprächs mehr auf eine bloße Unterhaltung, wie auf eine Audienz. Etwas Auffallendes war es, daß unter allen anweſenden Männern ſich auch eine Dame, und zwar nur eine einzige, befand. Sie ſtand zwei oder drei Schritte ſeitwärts hinter dem Könige und zwar noch unter dem Baldachin. Ihr Geſicht war bleich, ihre Züge ſtolz und kalt, aber Jeder hätte ihr den Ruhm einer Schönheit erſten Ranges zugeſtehen müſſen. Sie trug ein ſchwarzes Sammetkleid von deutſchem Schnitt mit hohem Spitzenkragen, über welchen ihre langen, etwas in's Röthliche ſpielenden, blonden Locken, ſich auf die volle, halbenthüllte Bruſt herabringelten. Die Dame ſchien äußerſt aufmerkſam auf j[illegible] Wort, was der König mit den Anweſenden ſprach. Wendete ſich einer der nebenſtehenden Herren an ſie, um ihr leiſe einige verbindliche Worte zu ſagen, ſo ſchien ſie ihm nur wenig Gehör zu ſchenken, und ihr ruhiges, einer Marmorbüſte gleiches Geſicht, verrieth nicht den geringſten Ausdruck einer wohl- oder übelwollenden Empfindung.

Die Audienz ſchien geendigt, und der König trat zwei oder drei Schritte unter den Baldachin zurück, als ſich der Woywode von Krakow ihm näherte und nach einer tiefen Verbeugung ſprach:

„Es befindet ſich eine Bittende im Vorſaal. Es iſt zwar nur eine Jüdin, aber ich habe ihr Hoffnung gemacht, daß Euer Gnaden nach altem Brauch, wie ſolcher an heutigem Tage von uralter Zeit herkömmlich, geruhen möchten, ihr zu erlauben, ſich Euch zu Füßen werfen zu dürfen.“

„Eine Jüdin?“ ſagte die Dame, welche ſeitwärts des Königs ſtand, halblaut, doch ſo, daß es der König hören konnte. „Eine ſonderbare Zumuthung, ſolchem Geſchöpf königliches Gehör zu gewähren.“

„Mein Ahn, König Piaſt, ſaß öfters vor der Thür ſeines Hauſes, um ſelbſt Bettlern Audienz zu geſtatten;“ ſprach der Fürſt von Dabrow.

„Das iſt lange her!“ erwiederte Jene ſpöttiſch lächelnd.

„In Polen gilt das Alte, wie in Deutſchland das Neue!“ erwiederte der Fürſt giftig.

„Die Bittende iſt ein Weib, und Ihr, Herr Woywode, habt ſie empfohlen; Beides iſt hinreichend, um ihr Gehör zu gewähren;“ fiel der König mit wohlwollendem Tone ein, indem er einem Beamten winkte ſie einzuführen.

Ein paar Augenblicke darauf trat Eſther in's Gemach. Ihre Schönheit, unterſtützt von einem ungemein geſchmackvoll gewählten Anzug, war heute ſtrahlend zu nennen. Wirklich war der Eindruck, den ihre Erſcheinung auf die Verſammlung machte, ein ergreifender. Ein leiſes Gemurmel lief durch den Saal, als ſie mit dem Anſtand einer Königin heranſchritt.

Hoheit, gepaart mit dem Ausdruck einer feſten Entſchloſſenheit thronte in den ſchönen Zügen. Ihr Auge war weder zagend noch niedergeſchlagen, es blickte faſt noch feuriger als ſonſt, ihre Wange färbte eine noch höhere Glut. Jeder der Anweſenden geſtand ſich, nie eine erhabenere, ſtolzere Schönheit geſehen zu haben, ja alle ſchienen ſo von ihrem Anblick betroffen, daß, als Eſther bereits vor dem Baldachin ſtand, noch Niemand ihr die Perſon des Monarchen bezeichnet hatte.

„Stehe ich vor dem Könige?" ſagte jetzt das Mädchen, indem es ſich rings in dem von Juwelen ſchimmernden Kreiſe der Magnaten umblickte.

Der Woywode machte ſie auf den Fürſten aufmerkſam.

So wie das Auge Eſthers auf Kaſimir fiel, ſank ſie ihm ſprachlos zu Füßen, indem ſie nach polniſcher Sitte ſein Knie berührte, dann erhob ſie ſich und überreichte ihm eine Bittſchrift. Es dauerte mehrere Sekunden, ehe ſie der König nahm. Schon in dem Moment, wo Eſther in's Zimmer getreten war, hatte ſein Auge auf ihr gehaftet, es ſchien an die ſchöne Geſtalt wie feſtgebannt, alle Gedanken des Fürſten in dieſem Anblicke wie concentrirt. Es dauerte längere Zeit, ehe er dem Kanzler, welcher neben ihm ſtand, befahl, die Bittſchrift vorzuleſen.

Die letztere war im ehrerbietigſten Tone abgefaßt. Die Unterzeichneten erklärten gleich im Eingange, daß nur die Ueberzeugung, daß es ihnen nicht gelingen würde, ihre Klagen bis vor den Thron des Monarchen zu bringen, ſie hätte auf den Gedanken kommen laſſen, das Verzeichniß derſelben durch ein Mädchen ihres Stammes, das ſich freiwillig dazu erboten, an den Stufen deſſelben niederlegen zu laſſen. Die Bittenden führten die Begünſtigungen an, deren ſie ſich vom König Wladislaw, ſo wie von Kaſimir ſelbſt zu erfreuen gehabt, ſie ſchilderten ihre Dankbarkeit und das Vertrauen, zu welchem ſie die Gnade beider Regenten berechtigt hätte, endlich aber auch ihren Schmerz, wie in den letzten Jahren die meiſten Privilegien ihnen wieder entzogen worden, und an deren Stelle Bedrückungen getreten wären, die ſie nicht verſchuldet zu haben glaubten.

Bis hierher war die Bittſchrift frei von jeder Anklage eines einzelnen Individuums. Sie ſchilderte ganz einfach Thatſachen, die Jedermann bekannt waren, doch zuletzt gab ſie zu verſtehen, daß, wenn auch die iſraelitiſchen Unterthanen des Königs von der Huld des Monarchen nichts als Gutes zu hoffen hätten, es dennoch eine Perſon gäbe, die ſie als ihren Todfeind zu betrachten längſt gewohnt wären, und von welcher gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden ſie befürchten müßten.

So wie dieſe Stelle verleſen wurde, richteten ſich alle Augen auf die Dame, die in der Nähe des Königs ſtand. In den meiſten leuchtete Neugier, in vielen bitterer Haß. Das blaſſe Geſicht der Dame begann ſich bei dieſer Scene plötzlich zu röthen, ihr Auge flammte, dann erbleichte ſie wieder, ihre Lippen zuckten, ſie ſchien mit einem plötzlichen Entſchluſſe zu kämpfen. Auf einmal trat ſie dicht neben den Monarchen.

„Wie es ſcheint,“ ſagte ſie mit vor unterdrücktem Zorn bebender Stimme, „ſoll nach vorhergegangener Verabredung ein Schauſpiel gegeben werden. Man muß geſtehen, Ort, Tag und Klägerin, ſind mit ſo viel Bedacht als Zartheit gewählt. — Möge die Letztere nun aber auch dem Könige den Widerſacher nennen, gegen den die Klage gerichtet iſt.“

Kaum waren dieſe Worte über ihre Lippen, als ſich Eſther ſtolz wie eine Fürſtin aufrichtete, ihr Auge ſtarr auf die Sprechende heftete, und die Hand gegen ſie ausſtreckte.

„Du biſt es ſelbſt, Rekicziana von Kepidlo, die ich anklage!“ rief ſie aus. „Du biſt die Drängerin meines unglücklichen Volkes! Du biſt Die, welche die Herzen der Unterthanen dem Könige entfremdet! — Wenn jetzt wie damals, als die Söhne des Kummers ihre Harfen an den Weiden des Stromes aufhingen, unſere Thränen fließen, wenn unſere Klagen ertönen, wie die Klagen unſerer Väter unter der Glutſonne der Wüſte und auf dem röthlichen Sande Arabiens ertönten, ſo biſt Du es, die jene fließen, und dieſe erſchallen macht! — Du lächelſt? Du verhöhnſt die Arme, welche wagt ihre Stimme zu erheben? O, lächle und höhne nur, und ſei verſichert, daß, wenn Deine Liſt, Deine Grauſamkeit, uns aus dieſem Lande vertreiben ſollte, uns Der, welcher vor Iſraels Heeren als Wolken- und Feuerſäule voranzog, in der Nacht der Trübſal nicht verlaſſen wird. Noch aber bleibt uns unſer Glaube an unſere Unſchuld, an den König und an Gott."

Der König ſchien ſprechen zu wollen, aber Rokicziana fiel mit vor Wuth bebender Stimme ihm in's Wort.

„Ich bitte Ew. Gnaden," rief ſie, „dieſer Elenden anzubefehlen auf der Stelle nachzuweiſen, welche Bedrückungen ich mir gegen das verworfene Volk, dem ſie angehört, erlaubt habe, und wenn ſie dies nicht im Stande iſt, ſie auf's Strengſte zu beſtrafen."

„O, rufe nur die Rache herauf! Sie ſchleicht ohnehin in den Fußtapfen der Sünde;" erwiederte Eſther, indem ſie ein Papier aus den Falten ihrer Schärpe zog und es dem Kanzler hinreichte. „Hier iſt ein Verzeichniß aller Summen, die ſie den in dieſem Papier Genannten bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwand abgepreßt. Und hätte ſie nur noch ihr Wort, den Unglücklichen dafür ihren Schutz zu gewähren, gelöſ't! Aber dies Wort war Lüge. Sie iſt falſch! Alles an ihr iſt falſch! Selbſt das Haar auf ihrem Haupte iſt es! Dieſe goldnen Locken ſind Todtenhaare; künſtlich zuſammengefügt, um das kahle Haupt zu verdecken!" —

So wie Eſther dieſe Worte ausgeſprochen hatte, erhob ſich ein leiſes Gemurmel im Kreiſe der Umſtehenden. Es ſchien anzudeuten, daß die Magnaten meinten, Eſther ſei in ihren Beſchuldigungen zu weit gegangen. So nahm es auch der König.

„Schweige, Mädchen!" ſagte er ernſt. „Solche Beſchuldigungen —"

Die Rede des Königs ward durch einen Auftritt eigenthümlicher Art unterbrochen.

So wie nämlich Eſther die letzten Worte über die Lippen hatte gleiten laſſen, ging die Bläſſe Rokiezianens in ein dunkles Roth, dann in's Erdfahle über, krampfhaft ballten ſich ihre Hände, ſie ſchwankte und ſtürzte plötzlich unter Konvulſionen zu Boden. Mehrere Magnaten eilten ihr beizuſtehen, man drängte ſich um ſie, aber in dieſem Drange blieb eine der langen Locken der Dame an den Brillantverzierungen des Kleides eines der Edelleute hängen, und als dieſer ſich, ohne es zu gewahren, emporrichtete, zog er der Liegenden die künſtliche Haarhaube, die ſie trug, vom Haupte. Dieſer Anblick, der in unſern Tagen die Scene vielleicht in's Lächerliche verkehrt haben würde, machte damals durch die begleitenden Umſtände einen ganz anderen Eindruck. Das Haupt des Fräuleins war faſt gänzlich kahl, nur hier und da von kurzen, dünnen, röthlichen Haaren bedeckt, und eine Art Flechten, die ſich auf mehreren Stellen zeigten, machten den Anblick äußerſt widerwärtig.

Dieſe Ueberraſchung brachte bei allen Anweſenden den tiefſten Eindruck hervor.

„Bringt ſie fort!" ſagte der König beſtürzt, indem er einigen Dienern winkte. „Tragt Sorge für ſie."

„Herr!" rief Eſther jetzt in äußerſter Beſtürzung.

„Dies habe ich nicht gewollt! Ich habe klagen, aber ſie nicht beſchimpfen wollen. Ihr Hohn reizte mich, einen Umſtand zu berühren, der nur zufällig zu meiner Kunde kam, und den ich ſonſt würde verſchwiegen haben."

So wie die Ruhe in der Verſammlung wieder hergeſtellt war, verlas der Kanzler die Angaben der einzelnen Erpreſſungen, die ſich Rokicziana erlaubt hatte, und dieſe waren ſo zahlreich und die Wahrheit ſo augenſcheinlich, daß der König, als Jener geendigt hatte, von den obwaltenden Umſtänden äußerſt ergriffen war.

„Sage Denen, die Dich geſendet haben," ſprach er, „daß Alles auf's Genaueſte unterſucht werden wird, und daß, wenn es ſich ihren Vorſtellungen gemäß verhält, ſie nicht nur ihr Recht, ſondern auch Entſchädigung für ihre Verluſte erhalten werden. Dir, mein Kind, danke ich, daß Du mir Gelegenheit verſchaffteſt, ein Unrecht, das in meinem Namen begangen wurde, wieder gut zu machen." —

Kaum war die Audienz beendigt, als ſich die Nachricht von dem was vorgefallen war, in der ganzen Königsſtadt mit den abentheuerlichſten Zuſätzen und Ausſchmückungen verbreitete. Die Einen behaupteten, Rokicziana habe im Bunde mit dem Satan geſtanden, und von dieſem Zuſage erhalten gehabt, ſo lange den König zu beherrſchen, als das künſtliche Haar, welches ihr der Böſe als Talisman gegeben, nicht von ihrem Haupte kommen werde. So wie ſie daſſelbe verloren, ſei der Kontrahent in eigener Perſon erſchienen, um die ihm Verfallene in Empfang zu nehmen, was auch in Mitte der Verſammlung ohne Weiteres ſtatt gefunden habe. Andere ſagten, die Böhmin ſei eine Zauberin, von Natur häßlich und ungeſtaltet, doch habe ſie ſich, bis auf das kahle Haupt, jede beliebige Schönheit beilegen können; jetzt da ihre Zauberkünſte entdeckt werden, werde der Scheiterhaufen der Lohn ihres verruchten Treibens ſein. Einige Wenige ſchnitten ein gar pfiffiges Geſicht, meinten, der König ſei der Geliebten, welche immer mehr verblühe, hinlänglich überdrüſſig, habe ihr mit Willen letztere Zeit große Macht gelaſſen, und der ganze Auftritt ſei eine zwiſchen ihm und ſeinem Ohm Wladislaw Piaſt verabredete Komödie, um Rokiczianen, deren Herrſchſucht ihm läſtig, mit einem Male los zu werden. Darüber aber war ganz Krakow einig, daß denſelben Tag keine Abendtafel, wie an dem Feſttage ſonſt gewohnlich, gehalten worden, der König in ſeinen Zimmern jeden Zutritt unterſagt, und man nur zur ſpäten Abendzeit den Fürſten von Dabryn und den Woywoden, dicht in Mäntel gehüllt, durch eine Hinterpforte in das Schloß gehen ſehen. —

Es war am Abende eines der nächſten Tage, als in dem Putzſtübchen der Wittwe Nathan, der Rabbine Joſſe, ſo wie der Vorſteher der Judenſchaft von Krakow beiſammen waren, und Jemand zu erwarten ſchienen. Die Herrin des Hauſes war äußerſt geſchäftig, einige Krüge und Becher von alterthümlicher Arbeit und von gediegenem Silber auf eine möglichſt in die Augen fallende Weiſe auf dem Tiſche bereit zu ſtellen. „Ich ſage Euch, werther Herr,“ ſprach ſie zu dem Vorſteher, „es muß etwas Wichtiges im Werke ſein, denn als der Herr Woywode vor zwei Stunden mit dem Pan Skarzewsky hier war, um ſeinen Veſpertrunk einzunehmen, nahm er mich auf die Seite und ſagte: ‚Alte, wenn heute Abend Einer der Edelleute in der Weinſtube nach mir frägt, ſo ſagſt Du, ich ſei über Land geritten.

Du läſſeſt indeß das Hinterpförtchen offen und beſtelleſt mir um zehn Uhr den Vorſteher Eurer Nation und den Rabbi aus Miechow, mit denen ich etwas zu ſprechen habe. Auch Deine Nichte muß anweſend ſein. Ich habe mit dieſen Dreien zu reden, und werde mich um jene Zeit bei Dir einfinden.' Aus allem dieſem ſchließe ich, daß es auf die überreichte Bittſchrift Bezug hat.“

„Der gnädige Herr Woywode!“ rief Eſther in's Zimmer tretend mit halblauter Stimme.

Der Gemeldete folgte ihr auf dem Fuße.

„Eure Sachen ſtehen gut!“ ſagte er vergnügt, während der Vorſteher der Judenſchaft demüthig ſein Knie berührte und Rabbi Joſſe ſich von ſeinem Sitze erhob. „Der König hat Rokiezianen noch nicht vor ſich gelaſſen, vielmehr ihr auf mein Dringen und den Rath des Herrn von Dabryn geboten, ſich bis zu ihrer Geneſung — denn ſie will todtkrank ſein — auf ihr drei Stunden von hier im Walde gelegenes Schloß zu begeben. Jetzt muß die Zeit wahrgenommen werden, um ſie zum Lande hinaus zu ſpediren, denn ihre Gewalt über den König iſt ſo groß, daß, ſieht er ſie einmal, ſie trotz Kahlkopf und

Flechten wieder die Herrin und Meiſterin ſpielt wie zuvor. Was dann Euch Allen, die die Schrift unterzeichnet haben, bevorſteht? um dies zu errathen, dürft Ihr eben nicht lauter Daniele ſein.“

„Beim Gott der Heerſchaaren, wir wären Alle verloren!“ ſagte Rabbi Joſſe.

„Es war ein verzweifelter Einfall von dem Mädchen, der wegen der Haare! — Ja, Eſterka, es hieß die Tigerkatze beim Schweiſe zerren; aber im Grunde iſt es gut, daß es ſo gekommen iſt, denn das bringt die Sache zur Entſcheidung. — Aber höre, Alte! Fülle mir einen Becher mit gutem Ruſter, und zwar vom Beſten im Keller, denn heute gilt es, einen vernünftigen Beſchluß zu faſſen. — Nun hört mich an! Ich will Euch ſagen, was der Herr von Dabryn und ich ausgedacht haben, um zum Zwecke zu gelangen. Vor Allem kommt es auf Zweierlei an. Das Eine iſt, dem Herrn das Bild des Fräuleins von Kopidlo aus dem Kopfe, und das Zweite, ihm ein anderes dafür hinein zu bringen. Glücklicher Weiſe iſt das Letztere ſchon darin; es iſt Deines, hübſche Eſterka.“

„O, gnädiger Herr, wie könnt Ihr nur ſo etwas ſagen!“ ſprach das Mädchen, indem ein glühendes Roth ihre ſchönen Züge übergoß.

„Nun, was iſt's da weiter! Alles in Züchten und Ehren! Bei der ſchwarzen Mutter Gottes von Czenſtochau! Ich ſehe nicht ein, warum Du nicht dem Könige gefallen ſollteſt, Du gefällſt ja uns andern Edelleuten eben auch!“ rief der Woywode, indem er Eſther in die Wange knipp. — „Aber im Ernſt: Des Königs Gnaden ſpricht fortwährend von Dir. Er nannte Dich das ſchönſte Mädchen, was er je geſehen, und erkundigte ſich nach Allem ſo umſtändlich, daß man wohl bemerken konnte, daß er ſich in Gedanken viel mit Dir beſchäftigt hatte.“

„Die Zuneigung Sr. Gnaden muß ſchon im Blute ſtecken!“ rief jetzt die Wittwe Nathan, von Erinnerungsfreude alter Zeiten ſtrahlend. „Wie war es mit Sr. Gnaden, dem König Wladislaw Ellenlang! Stets wenn er mit ſeinem Jagdgefolge vor unſerer Thüre vorbeiritt, nickte er mir freundlich zu, ja ich entſinne mich, daß er eines Tages ſcherzhafterweiſe meinen Mann, der ſein Weinlieferant war, gefragt hat: Wie es zugehe, daß ich immer dicker —

ich war nämlich etwas fleiſchig — und dieſer immer dürrer werde?"

„Ach, das iſt eine alte Geſchichte und ſchon lange her!" rief der Woywode. „Hört jetzt weiter! — Da der König gern wiſſen wollte, welche Bewandtniß es mit der Kahlheit des Fräuleins von Kopidlo eigentlich habe, und wie Du denn dahinter gekommen, auch der König meinte, daß über die wichtigſten Klagepunkte der übergebenen Bittſchrift nähere Beweiſe geliefert werden müßten, er aber keine gerichtliche Unterſuchung gegen Rokiczianen einleiten laſſen wolle, ſo ſchlug ihm der Fürſt von Dabyn vor, daß Diejenigen Eurer Nation, welchen das Fräulein unter verſchiedenen Vorwänden Geld abgepreßt, ſich darüber vor dem Vorſteher ſchriftlich erklären ſollten, dieſe Documente aber dann von Eſther, welche ja auch die Bittſchrift dem Könige zu übergeben unternommen, Sr. Gnaden perſönlich überreicht werden möchten."

„Gott unſerer Väter!" rief Eſther zuſammenſchreckend. „Ich ſollte den König noch einmal ſehen! Nein, das iſt unmöglich."

„Warum denn, Täubchen?" fiel die Wittwe ihr in's Wort. „Ich denke, Du biſt ein Mädel, das ſich überall ſehen laſſen kann, zur Tags- und Nachtszeit; überdem iſt's ja eine große Ehre. — Und fürchten wirſt Du Dich doch nicht! So lange man hübſch iſt, braucht man ſich vor keinem Manne in der Welt zu fürchten. Wenn König Wladislaw vorbeigeritten kam, ſtellte ich mich ſtets getroſt in die Hausthür und habe mich nicht ein Biſchen gefürchtet, und ich entſinne mich, daß, als er einſt mir ſcherzhafterweiſe zurief: ‚Guten Tag, Dicke!‘ ich ihm ganz dreiſt: ‚Schönen Dank, gnädiger Herr Wohlthäter!‘ erwiedert habe.“

„Würde es aber nicht Aufſehen erregen“ — hob Eſther an.

„Dafür iſt geſorgt;“ unterbrach ſie der Woywode. „Sr. Gnaden wird ſich nebſt mir morgen Abend in der Dämmerung nach meinem Gartenhauſe vor dem Thore begeben. Um dieſe Zeit kommſt Du dahin.“

„Verzeihen Euer Gnaden! Ich komme nicht ohne einen Begleiter;“ fiel ihm Eſther in's Wort.

„O, Du haſt nichts zu fürchten, Eſterka!“ ſagte lächelnd der Woywode. „Ich bin da, und der König iſt ein braver Edelmann.“

„Gott ſoll mich behüten, an der Rechtlichkeit des Königs zu zweifeln!“ ſagte das Mädchen mit Wärme. „Man darf den Herrn nur anſehen, um ihn hochzuachten und lieb zu haben. Dieſe edlen Züge, der wohlwollende Blick des blauen Auges, die milde, zum Herzen tönende Stimme! Nein, ich traue ihm nichts Böſes zu, und fürchte mich durchaus nicht, aber es iſt doch einmal unſchicklich, daß ein Mädchen in der Dunkelheit und ſo allein vor das Thor geht.“

„Nun ſo nimm einen Begleiter mit;“ verſetzte der Woywode. — „Aber wen?“ fügte er nachdenkend hinzu. „Einer meiner Leute darf es nicht ſein. Ein bekannter Mann aus der Judenſchaft auch nicht. Der Herr will, daß das ſtrengſte Geheimniß beobachtet werde. Er will deshalb mit mir ohne weitere Begleitung als einen treuen Diener ſpazieren reiten, und dann wie zufällig bei meinem Gartenhauſe abſteigen.“

„Ich weiß was ich thue!“ rief Eſther, die ſchönen runden Hände zuſammenſchlagend. „Ich nehme Elieſer mit. Er iſt der Einzige, dem ich die Geſchichte wegen der unglücklichen Haarhaube erzählt habe, ſo wie ſie ſich ereignet hatte, er kann alſo nöthigenfalls die Wahrheit bezeugen. Brav und muthvoll iſt er auch, und könnte alſo mein Begleiter und mein Beſchützer ſein."

„Gut! Gut, Eſterka!" rief der Woywode vergnügt. „So wird und muß Alles gehen. — Ich ſage Dir, Kindchen, Du wirſt es nicht bereuen, den Rath des alten Woywoden befolgt zu haben. Du biſt vielleicht zu großen Dingen auserleſen."

„Zu guten hoffe ich, gnädiger Herr;" ſagte das Mädchen, ihn mit der Hoheit der Unſchuld anblickend. „O, möchte ich doch beſtimmt ſein, meinem unterdrückten Volke einen Dienſt leiſten zu können, wie glücklich würde ich mich achten."

„Der Gott Iſraels iſt oft in dem Schwachen mächtig geweſen, warum ſollte er ſich nicht auch in Dir verherrlichen wollen?" fiel Rabbi Joſſe ein. „Er war es ja, der jene Eſther des alten Bundes erhob, und die ſtolze Vaſthi erniedrigte."

„Es bleibt dabei!" rief der Woywode, indem er haſtig den Reſt des Weins aus dem Kruge trank. „Morgen Abend ſieben Uhr in meinem Gartenhauſe. — Und Du, Alte, ſtelle mir dieſe Sorte bei Seite; ſie iſt von der Art, wie ich ſie gerne habe. Schenke indeß vor der Hand Niemand aus dieſem Fäßchen, beſonders nicht den Staroſten von Pſkow oder Minsk, die eben hier ſind, denn kommen dieſe erſt auf den Geſchmack, ſo iſt es ausgetrunken, ehe man die Hand umwendet.“ —

Mit Kopfnicken gegen die Verſammlung warf der Alte die Czapka auf das faſt kahle Haupt, und verließ durch das Hinterpförtchen das Haus. — —

Am zweiten Tage nachher, war die ganze iſraelitiſche Bevölkerung der polniſchen Königsſtadt in Bewegung. Alles ſtrömte nach dem Hauſe der Wittwe Nathan. Aber auch dichte Gruppen chriſtlicher Einwohner, die nur dann und wann einem der Edelleute, die ſich gewöhnlich um dieſe Zeit des Morgentrunks wegen dahin zu begeben pflegten, Platz machten, nahmen die Straße ein. Etwas Wichtiges mußte vorgefallen ſein, ſo viel war gewiß, aber das Nähere war noch unbekannt. Endlich verbreitete ſich das Gerücht unter den Maſſen: Eſther, die ſchöne und reiche Nichte der Wittwe Nathan, ſei am Abende des vorigen Tages plötzlich verſchwunden, und Niemand wiſſe, was aus dem Mädchen geworden. Bald beſtätigte ſich dies Gerücht. Man hatte mehrere Iſraeliten geſprochen, welche jammernd und wehklagend verſicherten, die Perle von Zion, die Roſe des Thales Saron, ſei geraubt, vielleicht gar ermordet; über die näheren Umſtände, wie ſich das Unglück zugetragen, aber hatte Niemand Auskunft geben können oder wollen. Der Woywode — ſo erzählte man ferner — habe einen unerhörten Schwur gethan, nämlich den, daß nicht eher ein Trunk alter Ungar über ſeine Lippen kommen ſolle, bis man wiſſe was aus Eſther geworden. Was die umlaufenden Meinungen über den Vorfall noch widerſprechender und verworrener machte, war der Umſtand, daß man Elieſer, den Sohn der Wittwe Nathan, mit verbundenem Haupte, und todtenbleich hatte am Fenſter ſtehen ſehen, woraus man ſchloß, daß dieſer vielleicht mit den Räubern im Handgemenge geweſen und dabei verwundet worden ſei. Das Unglück, deſſen Nebenumſtände indeß der Bevölkerung Krakows ein Geheimniß blieben, hatte ſich folgendergeſtalt ereignet.

Eſther war in Begleitung Elieſers, ſo wie die Dämmerung eingetreten, nach dem Gartenhauſe des Woywoden gegangen. Der König, ſo wie der Beſitzer des Hauſes waren bereits anweſend, und Erſterer hatte das Mädchen überaus gnädig empfangen. Nachdem Kaſimir ſie dazu aufgefordert, hatte Eſther auf die einfachſte Art erzählt, wie ihr das Geheimniß wegen des ſeltſamen Hauptſchmucks des Fräuleins von Kopidlo kund geworden, ſodann aber die Documente, welche ſich auf die Erpreſſungen, die Rokicziana verübt, bezogen, übergeben. Lange Zeit hatte ſich der König mit Eſther unterhalten. Der Verſtand, die Liebenswürdigkeit, die Unſchuld, die aus den Reden des Mädchens leuchteten, hatten den für Frauenreize ohnehin viel Sinn habenden Fürſten dergeſtalt angezogen, daß er ſich gar nicht von demſelben losreißen konnte, und das Geſpräch ſo verlängerte, daß ſich der Woywode genöthigt ſah, ihm in dieſer Beziehung leiſe einige Worte zuzuflüſtern. Aber auch Eſther durchſtrömten bei dieſer Unterredung Gefühle, wie ſie ſolche in ihrem Leben noch nie empfunden. Jedes Wort des männlich ſchönen, ritterlichen Fürſten drang ihr in's Herz. Ihr brennendes Auge ruhte leuchtend auf dem ſeinigen, ihr war bei ſeiner Rede, bei ſeinem Anblick ſo wohl, ſo wonnig, daß ſie hätte für ihn und zu ſeinen Füßen in dieſem Augenblicke mit Freuden ſterben können. Wie trunken verließ ſie das Gemach, als der König ſie mit der Bemerkung entließ, daß er jetzt erſt wiſſe, welche Perle ſeine Reſidenz in ihrem Schooße berge, und daß er dieſe Kenntniß nicht unbenutzt zu laſſen gedenke. So wie Eſther wieder an Eliesers Seite war, erzählte ſie ihm im Rauſche der Freude jedes Wort, was König Kaſimir geſagt und was ſie darauf erwiedert, und ergoß ſich ſodann in glutvolle Schilderungen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Königs. Der junge Iſraelit hörte Eſthers Reden ſchweigend, und nur dann und wann tief aufſeufzend an, und erwiederte endlich, als ihn das Mädchen im Taumel der Freude fragte: „Warum er ſo ſchweigſam ſei, und was er zu dem Allen meine?“ mit gepreßter Stimme: „Ich meine, daß Du ſehr glücklich biſt, und ich ſehr unglücklich!“ — Unter ſolchem Geſpräch waren die beiden jungen Leute in die Nähe des Pförtchens gekommen, durch welches ſie die Stadt verlaſſen hatten, und auch wieder heimzukehren gedachten. Es war eine einſame Gegend; zwiſchen verfallenen Gartenzäunen und Hecken führte ein Pfad, der einen Kreuzweg durchſchnitt. Auf letzterem ſtanden zwei Männer in Mäntel gehüllt. Die jungen Leute wollten eben bei ihnen vorübergehen, als die Fremden ihnen den Weg vertraten. „Seid

Ihr die Nichte der Wittwe Nathan?“ fragte der Eine mit rauhem Tone. Kaum war das: ‚Ja!‘ über Eſthers Lippen, als ihr plötzlich ein Mantel über das Haupt geworfen wurde, und ſie ſich von zwei kräftigen Armen ergriffen fühlte. Sie ſuchte ſich augenblicklich, wiewohl umſonſt, der Hülle zu entwinden, ſie wollte um Hülfe rufen, ihren Begleiter erfaſſen, aber ſie vernahm in dieſem Moment einige ſchallende Schläge, denen zuerſt ein lautes Wehgeſchrei, dann ein dumpfes Wimmern Elieſers folgte. In dieſem Augenblicke verlor Eſther das Bewußtſein, ſie ward ohnmächtig und erwachte erſt wieder zwiſchen vier Mauern in dichter Finſterniß, in einer dumpfen und feuchten Atmoſphäre, die ihr empfinden ließ, daß ſie ſich in einem Kerker oder Keller befinden müſſe. —

Einige Stunden waren auf dieſe Weiſe vergangen, das Mädchen erhob ſich von dem Boden, auf dem es lag, es tappte umher, und bald überzeugte es ſich, daß das Gemach nur etwa ſechs Schritte breit, eben ſo lang und wahrſcheinlich ein unterirdiſches Verließ ſei. Das Entſetzen, ſich, getrennt von den Ihrigen, an ſolchem Schreckensorte, vielleicht einem langſamen Hungertode preisgegeben, zu befinden, überfiel Eſther zuerſt in einer ſolchen Stärke, daß ſie auf die Kniee ſtürzte und bitterlich zu weinen anhob, bald aber ſtärkte ſie das Vertrauen, die Gottergebenheit, die einen Hauptzug ihres Charakters ausmachten. „Nein!“ rief ſie aus, „es lebt noch der alte Gott, der ſtarke Retter, der den Daniel einſt in der Löwengrube vor den Rachen der Ungeheuer ſchützte; er kann, er wird mich nicht verlaſſen!“

Mehrere Stunden mochten auf ſolche Weiſe vergangen ſein, als Eſther die Tritte einiger Menſchen vor der Thüre des Kerkers vernahm.

„Gehe,“ ſagte eine weibliche Stimme, die das Mädchen ſchon früher irgendwo gehört zu haben meinte, „gehe und halte zwei geſattelte Pferde bereit, Du aber hole eine Hacke und eine Schaufel, und erwarte mich vor der Thüre des Verließes.“

Eine Minute ſpäter klirrten Schlüſſel, die Thüre des Kerkers ward geöffnet, und eine ſchwarz gekleidete Frauensperſon trat, mit einer brennenden Lampe in der Hand, in das Gemach. Mit Schrecken erkannte Eſther in den bleichen Zügen der Hereintretenden die des Fräuleins von Kopidlo. Das Aeußere der hohen ſchwarzen Geſtalt, welche ein weißes Tuch um den

Kopf gewunden trug, der Ausdruck des blaſſen, wie in Marmor gehauenen Geſichts, verliehen Rokiczianen etwas Grauenvolles, Geiſterhaftes. Ruhig ſetzte die Eintretende die Leuchte auf den Mauervorſprung, und trat dann zu dem Mädchen.

„Du biſt in meiner Gewalt, Jüdin;“ ſagte ſie mit einem durchbohrenden Blicke. „Du befindeſt Dich hundert Ellen unter der Erde, und an einem Orte, wo Niemand Dich aufſuchen, ja nur vermuthen wird.“

„Ihr werdet mit mir verfahren nach dem Willen Jehovahs, ohne deſſen Zulaſſen kein Haar auf dem Haupte eines Menſchen noch je verletzt wurde;“ erwiederte das Mädchen mit Ergebung.

„Du haſt mich beſchimpft, haſt mich tödtlich beleidigt, mich, vor deren Blick die Großen dieſes Landes zittern;“ fuhr Jene fort. — „Es kommt nur auf meinen Entſchluß an, ob Du in dieſem Kerker einen langſamen Hungertod ſterben ſollſt. Niemand würde darum wiſſen als jener Molch, der dort an der Mauer fortſchleicht.“

„Einer würde darum wiſſen, Er, vor dem jedes nächtliche Geheimniß klarer iſt als der helle Tag;

ein unſterbliches Auge würde meine Leiden ſehen, ein erbarmungsvolles Ohr die Klagen der Unſchuld vernehmen!" rief Eſther, die Hand gen Himmel erhebend.

„Der Unſchuld?" fiel Rokicziana ihr heftig in's Wort. „Elende Ränkemacherin, die Du es unternahmſt, mich verdrängen zu wollen! Oder hat Deine Einfalt Dich nur zum Werkzeuge fremder Pläne gemacht?"

„Was ich that," ſagte Eſther feſt, „that ich aus freiem Willen und nach eigenem Ermeſſen. Ich erbot mich, die Klagen meines Volkes, das Ihr bedrängtet, zu den Füßen des Königs niederzulegen."

Das Fräulein ſchwieg eine Weile. Es war als ob es etwas Wichtiges überlegte.

„Ich glaube," ſagte Rokicziana endlich mit ruhigerem Tone, „Du biſt nur das unverſtändige, gemißbrauchte Werkzeug Derer, die mich ſtürzen wollen, und die ich verlache und verachte. Obwohl Du mein Mitleid nicht verdienſt, ſo jammert mich dennoch Deine Einfalt. Du biſt noch ſo jung, und ſollſt im Frühling des Lebens ſterben; dennoch wirſt Du einſehen, daß ich Dich nicht ſchonen kann, daß ich Dich vernichten **muß**, wenn Du nicht wieder gut machſt, was Du gegen mich verbrochen. Du ſagſt, ich habe Dein Volk bedrückt; nun wohl, der König iſt Herr und Richter, er mag unterſuchen, ich werde Rede ſtehen. Was aber that ich Dir, daß Du mich öffentlich beſchimpfteſt, das Geheimniß eines Uebels, einer unverſchuldeten Krankheit offenbarteſt, und mich, die ich Dir perſönlich nie etwas zu Leide gethan, dadurch zu Grunde richten wollteſt?"

„Ich Euch zu Grunde richten?" ſprach Eſther verwirrt. „Bei Gott, dies war nicht meine Abſicht! — Ich haßte Euch, dies iſt wahr; ich haßte Euch, als die Unterdrückerin meines Volkes, ich klagte Euch an, aber Euch zu beſchimpfen lag nicht in meiner Abſicht."

„Und doch thateſt Du es!" ſagte das Fräulein. — „Siehe, Mädchen," ſetzte ſie mit einem milden Tone der Stimme, dem aber die Härte ihrer Züge widerſprach, hinzu, „ich glaube, daß Du mir durch Offenbarung jenes Geheimniſſes nicht ſchaden wollteſt, dennoch haſt Du mich dadurch zu Grunde gerichtet. Du meinſt fromm zu ſein, führſt Sprüche der Schrift im Munde, und dennoch vergaßeſt Du das Wort des Weiſen, der da ſagt: ‚Wer Heimlichkeiten offenbaret, mit dem iſt es aus.‘“

„Wahrhaftig,“ verſetzte Eſther beſtürzt, „ich glaube, ich habe Euch damit auf eine unüberlegte Weiſe Böſes zugefügt, und ich wollte viel darum geben, wenn ich es ungeſchehen machen könnte.“

„Dies,“ ſagte das Fräulein von Kopidlo auf vorige Weiſe, „iſt nun freilich nicht möglich, doch ſtände es wohl in Deiner Gewalt, das Uebel, was Du angerichtet, wenigſtens zum Theil wieder gut zu machen.“

„Inſofern es die, durch mich unvorſichtigerweiſe ſtattgefundene Enthüllung Eures Uebels betrifft, bin ich gern dazu bereit, wiewohl ich nicht weiß, wie dieſes anzufangen iſt;“ verſetzte Eſther. „Was jedoch die, in der übergebenen Bittſchrift enthaltenen Beſchwerden anlangt —“

„Ueber dieſe wird der König entſcheiden, ſie kümmern mich wenig;“ unterbrach ſie Rokieziana.

„Dann ſagt mir nur was ich thun ſoll, und wenn es nicht gegen mein Gewiſſen iſt —“

„Du warſt nicht ſo gewiſſenhaft, als Du ein fremdes Geheimniß verletzteſt;“ fiel Jene ihr mit ſcharfem Tone in's Wort. „Möge indeß das Vergangene vergeſſen ſein, wenn Du gut machſt was Du verſchuldeteſt. Noch mehr, ich will Dein Glück machen, will Dich in eine Lage verſetzen, die Dir nichts zu wünſchen übrig laſſen wird. Du biſt jung, biſt ſchön, ſehr ſchön Der Neid würde dies zugeben müſſen. Was nützt Dir aber alle Schönheit, ſo lange man weiß, daß Du einem Volke angehörſt, das mit dem Stempel der Verwerfung bezeichnet iſt? Wärſt Du eine Chriſtin, ſo würde Deine Schönheit Dein Glück machen. — Wohlan, höre meinen Vorſchlag an! Niemand weiß, wo Du geblieben; Niemand wird Dich aufſuchen. Nimm die Taufe, verſchwinde hier und tritt in Böhmen, fern an der Grenze des Bayerlandes, auf meinen Gütern, als eine Verwandte von mir auf. Nichts ſoll Dir dort mangeln —“

„Kein Wort davon!“ unterbrach Eſther die Sprechende. „Niemals werde ich den alten Glauben Jehovahs verläugnen.“

„Thörichte! Verblendete!“ rief das Fräulein von Kopidlo mit düſterm Blick. „Du, eine elende Jüdin, wagſt eine Ehre, ein Glück, das Du nie ahnen können, leichtſinnig zurückzuſtoßen? Mag es indeß ſein. Bleibe bei Deinem Glauben, aber vor Allem bedenke, daß Du dieſen Kerker nur lebendig verläſſeſt, wenn Du in meine Pläne eingehſt. Widerſtehſt Du, ſo werden ſie ohne Dich in's Werk gerichtet werden, und Du verhungerſt zwiſchen dieſen Mauern."

„Meinen Gott verläugne ich nicht;" ſprach Eſther, an die Schrecken des Hungertodes denkend, mit bebender Stimme. „Was ich aber ſonſt thun ſoll, das ſagt mir, und iſt es eine Möglichkeit —"

„Es iſt etwas Leichtes, kaum der Rede werth;" verſetzte Rokicziana. — „Zwei Ehrgeizige, Wladislaw Piaſt und der Woywode von Krakow, ſtehen an der Spitze meiner Feinde; ſie haben Dich, ohne Dein Wiſſen, zum Werkzeuge ihrer Pläne gemacht. Deine Schönheit ſollte der Köder ſein den König zu fangen, und mich zu ſtürzen. Die Klagen Deiner Nation waren nur ein Mittel, Dich vor das Angeſicht des ſchwachen Fürſten zu bringen; wie über dieſe entſchieden wurde, war ihnen gleichgültig. Sie alſo müſſen fallen, oder ich. Die Ränkemacher aber ſollen ſich in ihren eigenen Schlingen fangen, und dazu ſollſt Du mir behülflich ſein. Thuſt Du es, ſo verſpreche ich

Dir, daß König Kaſimir die letzten Verordnungen, die Deiner Nation ſo drückend vorkommen, zurücknehmen ſoll."

Die Sprechende hielt eine Weile inne. Wie es ſchien, nahm ſie das Schweigen Eſthers für eine Art Zuſtimmung, und fuhr dann in ihrer Rede fort.

„Du könnteſt freilich nicht in Krakow bleiben," ſagte ſie, „aber dies thut nichts. Du ſollſt auf einem meiner Schlöſſer in Böhmen leben, und dort Gott nach der Weiſe Deines Volkes dienen können. Nichts würde Dir mangeln. Ich würde auch in der Entfernung für die Erfüllung aller Deiner Wünſche ſorgen."

„Und was verlangt Ihr, das ich thun ſoll?" fragte Eſther von Luſt zum Leben, wie von den Schrecken des Kerkers und des Todes zugleich angeregt.

„Du erklärſt Angeſichts dreier rittermäßigen Leute, daß der Fürſt von Dabryn und der Woywode von Krakow Dich bewogen, in einen Kräuterwein, den ich von Deiner Verwandtin habe holen laſſen, eine Eſſenz zu ſchütten, welche Ausſatz und Ausfallen der Haare verurſachen ſollte. Dies hätteſt Du aus Haß gegen mich, und weil ſie mich als eine Verfolgerin der Juden bezeichnet, auch gethan, und dadurch wärſt Du im Beſitz des Geheimniſſes Hinſichts der falſchen Locken geweſen, welches Du gleichfalls auf ihr Verlangen vor dem ganzen Hofe enthüllt. Später habe Dein Gewiſſen Dir weder Tag noch Nacht Ruhe gelaſſen, Du hätteſt Dich gedrungen gefühlt, mir die Unthat zu entdecken und meine Verzeihung zu erflehen. Ich werde ſpäter erklären, daß ich, von Deiner Reue und Verzweiflung gerührt, Dir die Mittel zur Flucht verſchafft und dieſe begünſtigt hätte.“

„Nimmermehr geſchieht dieſes!“ rief Eſther heftig. „Wie? Ich ſollte vor ehrbaren Leuten eine Lüge erklären? Männer, die mir wohl wollen, in's Verderben ſtürzen? Ehe ich dies thue —“

„Stirbſt Du lieber den Hungertod;“ vollendete Rokieziana kalt. „Wahrſcheinlich ſchmeichelſt Du Dir, ich würde meine Drohung nicht ausführen. Ich erwiedere Dir darauf: daß ich Dich vernichten muß, wenn ich mit Sicherheit den Kampf mit meinen Feinden beſtehen will. Du meinſt vielleicht ein Zufall werde Dich retten? Ein ſolcher iſt unmöglich. Meine Getreuen hatten mir von der Audienz, die Du beim

König haben ſollteſt, Kunde verſchafft, ſie verlegten Dir den Rückweg, Dein Begleiter ward niedergehauen, und Du befindeſt Dich mitten im Walde, in einem Kerker, hundert Ellen unter der Erde. Niemand weiß Deinen Aufenthalt, und Niemand als Der, welcher Deinen Leib einſcharrt, wird ihn erfahren. Du hoffſt vielleicht auf ein Wunder, aber die Zeit der Wunder iſt vorüber. Glaube auch nicht, daß die Qualen des Hungertodes leicht ſind. Du wirſt heulen vor Verzweiflung und mit den Zähnen Dir das Fleiſch von den Armen reißen. — Beſinne Dich, Mädchen, beſinne Dich!“ ſetzte ſie rauh hinzu. „Verlaſſe ich Dich, ſo kehre ich nicht mehr wieder; dieſe Nacht noch muß ich in Krakow ſein, denn Niemand darf meine Abweſenheit bemerken. Der Schlüſſel zu dieſem Verließe begleitet mich, eben ſo Die, welche Dich hierher gebracht. Niemand ahnet die Gegenwart einer lebendigen Seele in dieſem Kerker, kein Rufen, und wenn Du Deine Stimme verdreifachen könnteſt, dringt zu Jemandes Ohr, der einzige alte Bewohner des Schloſſes iſt taub, er vernimmt nicht das Schreien des Hähers, der in den Kronen der alten Eichen niſtet, nicht den heiſern Laut des Wolſes, der zur Nachtzeit auf der verfallenen Zugbrücke heult.“

„Nein,“ rief Eſther, indem ſie eine Hand auf die Bruſt legte und die andere gen Himmel erhob, „ich werde nicht eine Lüge ſagen, Unſchuldige in's Unglück ſtürzen, und gegen den Herrn meinen Gott ſündigen! — Thut mit mir nach Eurem Wohlgefallen, ich bin in Eurer Gewalt. Will mich Jehovah erretten, ſo kann und wird er es thun, denn er iſt ein ſtarker, ein mächtiger Gott. Ihr ſagt, daß Niemand meine Klagen hören, meine Leiden ſehen werde. Stehet es aber nicht geſchrieben: ‚Der, der das Ohr gepflanzet hat, ſollte Der nicht hören? Der, der das Auge gemacht hat, ſollte Der nicht ſehen?‘ Darum antworte ich Euch auf Euer Dräuen mit den Worten des königlichen Sängers: ‚Der Herr iſt mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menſchen thun?‘“

„Ich könnte Dir durch eine That Deine Frage beantworten;“ erwiederte Rokieziana mit ſchaurigem Tone, indem ſie aus den Falten ihres Kleides einen Dolch zog, ihn dem Mädchen vor das Geſicht hielt und dann wieder verbarg. „Ich hatte wirklich die

Abſicht, als ich in dieſen Kerker trat, die Beleidigung, die Du mir angethan, mit eigener Hand in Deinem Blute abzuwaſchen. Hacke und Schaufel, welche bereit liegen, würden jede Spur von dem, was geſchehen, für immer verdeckt haben. Ich habe meine Meinung geändert; Du ſollſt ſelbſt über Dein Schickſal entſcheiden. Willige in meine Forderung, mache gut was Du an mir verſchuldet, und ich will glühende Kohlen auf Dein Haupt häufen, will Deine Wohlthäterin werden. Bleibſt Du aber bei Deiner Weigerung, verharrſt Du auf der Seite meiner Feinde, ſo muß ich Dich vernichten um mich ſelbſt zu retten, und den Blitzſtrahl auf das Haupt Derer lenken, die mich zu vernichten dachten. — Jetzt wähle! Der Sand verrinnt. Dein Blut komme über Dein Haupt!"

So wie das Fräulein von Kopidlo die letzten Worte geſprochen hatte, nahm Eſther eine bittende Miene an, ſie ſtreckte die Arme gegen ſie aus, doch ſchnell ſchien ſie ſich zu ermannen.

„Nein!" rief ſie aus. „Ich ſündige nicht aus Furcht vor dem Tode, und ich entehre mich nicht durch Bitten ob Eures Drohens! Ihr werdet mit mir verfahren wie es der Herr zulaſſen wird. Möget Ihr immer glauben, mein Leben ſei wie eine Seifenblaſe in Eurer Hand, dennoch iſt meine Zuverſicht eine andere als Eure Zuverſicht. Heißet es nicht in einem ewigen Pſalm: ‚Der Gottloſe lauert auf den Gerechten und gedenket ihn zu tödten, aber der Herr läßt ihn nicht in ſeinen Händen, und verdammet ihn nicht, wenn er verurtheilet wird.‘“

„Wohlan, Du Verrückte, ſo empfange das Loos, das Du Dir bereitet haſt!“ rief wüthend Rokiczana, indem ſie nach der Lampe eilte und das Thürſchloß des Kerkers ergriff. „Stirb! Verhungere! Verzweifle!“

„Ich werde ſterben, wenn es der Wille Jehovahs iſt,“ verſetzte Eſther mit Ergebung, „aber verzweifeln werde ich nicht, denn ich ſterbe im Vertrauen auf den Herrn meinen Gott!“

Eben wollte Rokiczana aus der Thüre eilen und dieſe hinter ſich zuſchlagen, als ein Getümmel auf der Treppe laut wurde. Männertritte erſchallten, Sporen und Säbelſcheiden klirrten.

„Wo iſt ſie?“ rief plötzlich eine Männerſtimme. „Elende, Ihr haftet mir für jedes Haar auf ihrem Haupte!“

Rokieziana war von dem Laute dieſer Stimme ſo betäubt, daß ſie die Lampe fallen ließ und dieſe erloſch. Bald aber glänzte Fackellicht am Eingange. Zwei Männer, denen mehrere Bewaffnete folgten, erſchienen. Es waren der Fürſt von Dabryn und — der König.

Lebhaft warf Letzterer das Auge im Gemach umher. Er erblickte Eſther und Rokieziana.

„Ihr habt Euch erlaubt, eine meiner Unterthaninnen auf offener Straße überfallen zu laſſen und in einen Kerker zu werfen?" ſagte er heftig.

„Ich beſorgte," erwiederte die Angeredete keck, „daß das lügneriſche Werkzeug meiner Feinde entfliehen könnte, bis man mir ſie gegenüberſtellte. Ich wollte ſie bis zum Tage der Unterſuchung ſicher bewahren."

„Herr!" rief Eſther, welche jetzt erſt zur Beſinnung kam, da ihr Alles wie ein Traum erſchien. „Schützt mich! Rettet mich vor den Qualen des Hungertodes!"

„Wie?" rief der König zornig, ſich zu Rokiezianen wendend. „Dieſe Unthat habt Ihr Euch erlauben wollen? — Herr Fürſt von Dabryn!" ſagte er dann zu ſeinem Begleiter. „Ihr werdet die Güte haben, das Fräulein von Kopidlo ſicher über die Grenze nach Böhmen geleiten zu laſſen. Ich möchte nicht in dem Falle ſein, ſie wegen Raub, Mißhandlung und beabſichtigten Mord vor Gericht zu ſtellen.“

„Nicht? Wirklich nicht?“ rief Rokieziana mit dem Lachen der Wuth und Verzweiflung. „Es iſt viel Gnade von Euch, das Weib, das Ihr geliebt, blos wie eine herumſchweifende Landſtreicherin über die Grenze zu jagen, anſtatt ihr ohne weiteres das Haupt abſchlagen zu laſſen. Nun, ich danke Euch dafür, und möget Ihr — was ja doch der ganze Zweck des verabredeten Schauſpiels iſt, reichlichen Erſatz finden in den Armen dieſer — Jüdin.“

„Erlaubt, Dame, daß ich Euch auf Euer Zimmer begleite!“ ſprach Wladislaw Piaſt, Rokiezianen den Arm bietend. „Dort werdet Ihr bis zum Augenblick der Abreiſe verweilen.“

Mit einem Blicke voll Wuth auf den König ſtürmte das Fräulein aus der Thüre. — — —

Die Schrecken und Aengſte dieſer Nacht hatten auf Eſther ſo furchtbar eingewirkt, daß ſie, als ſie in Begleitung des Königs nach Krakow zurückkehren wollte, dies nicht zu thun im Stande war. Krämpfe, welche ihr Leben zu bedrohen ſchienen, ſtellten ſich ein, und des Tages darauf brach ein ſo heftiges Fieber aus, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Die Wittwe Nathan, der man mittheilte, wo ihre Nichte ſich befände, erſchien nun ſelbſt auf dem Waldſchloſſe, um die Verwandte zu pflegen. Faſt täglich in dieſer Zeit kam der König, um ſich, wie er ſagte, in eigener Perſon nach dem Befinden der ſchönen Kranken zu erkundigen. Die Wittwe war ganz aufgelöſ't in Entzücken über die große Ehre, und als Eſther wieder außer Lebensgefahr war, drang Jene heftig in die Nichte, dem Fürſten, der ſo gnädig gegen ſie ſei und ſchon mehrmals gefragt habe: ob er die Kranke ſehen könne? perſönlich ihren Dank abzuſtatten. Eſther war kaum eines Wortes mächtig als ſie den Monarchen wiederſah, aber König Kaſimirs Perſönlichkeit, die im Umgang mit Frauen eine ſehr einnehmende, liebenswürdige war, gab ihr Muth, und bald gewöhnte ſie ſich daran, den Fürſten täglich zu ſehen. Der König, ohnehin galant und verliebt wie nur irgend ein Rittersmann jener Zeit, hatte ſeiner raſch auflodernden Neigung für die ſchöne Iſraelitin gar kein Hehl. Ganze Tage brachte er auf dem Waldſchloſſe in Unterhaltung mit derſelben zu, und ſchied immer überraſchter von dem Verſtande, immer erfreuter über die Frömmigkeit und Unſchuld des Mädchens, aber — auch immer verliebter. Auch auf Eſther hatte ſchon beim erſten Anblick der ſchöne, ritterliche Kaſimir den größten Eindruck gemacht, dieſer befeſtigte ſich immer mehr, und ehe es ſich Eſther recht bewußt ward, liebte ſie den König ſo leidenſchaftlich wie er ſie. Jetzt kam endlich der Tag heran, wo Eſther das alte Waldſchloß verlaſſen ſollte, um der Verwandtin in die Stadt zu folgen. Eſther ſchwamm am Vorabende dieſes Tages in Thränen. Sie ſagte es ſich, daß morgen der letzte Tag ſein würde, wo ſie den König würde ſprechen können, und wie unglücklich ſie ſich dann fühlen werde. In dieſen Thränen der Liebe, und verſchönt durch ſie, überraſchte ſie der König. Er hätte nicht ſo geübt im Umgange mit Frauen ſein müſſen, um die Urſache derſelben zu errathen, und bald erfolgte von beiden Seiten eine Erklärung, in welcher Eſther alle die unſchuldigen Gefühle, die ihre Seele erfüllten, ausſprach. Mit Entzücken vernahm Kaſimir aus dem Munde des

Mädchens das Geſtändniß ihrer Liebe; er erwiederte es auf's Leidenſchaftlichſte, und ſchloß endlich damit, daß er Eſther das Waldſchloß ſchenkte, das zuerſt ihr Kerker werden ſollte, und deſſen abgeſchiedene Lage ihr ſpäter ſo wohl gefiel. Eine Bedingung ſtellte er nur dabei auf, nämlich die, daß er die ſchöne Bewohnerin ſo oft beſuchen dürfe als er wolle. Die Wittwe Nathan war nicht wenig überraſcht, als ſie aus dem Munde des Fürſten die Nachricht, daß Eſther die Eigenthümerin des Schloſſes geworden, erfuhr. Ihre Lebenserfahrungen ließen ſie an dieſes Gnadengeſchenk noch allerhand bedenkliche Meinungen knüpfen, welche jedoch dadurch beſeitigt wurden, daß ihr der König vorſchlug, bei ihrer Nichte den Aufenthalt zu nehmen, ihre Geſchäfte aber ihrem Sohn, dem er noch einige vortheilhafte Privilegien ertheilen wolle, zu übergeben.

Ungeheures Aufſehen erregte das, was in dieſen Tagen vorgefallen war, in Krakow. Die Gewaltthat, welche ſich Rekicziana gegen Eſther erlaubt hatte, war ganz geeignet, den Haß gegen ſie noch zu vermehren. Um ſo größer war die Freude, als man vernahm, daß ſie aus dem Lande verbannt worden ſei, und dieſer Umſtand trug viel dazu bei, um den Eindruck, den die Nachricht von der neuen Neigung des Königs hervorbrachte, günſtiger zu geſtalten, als ſonſt es vielleicht der Fall geweſen. Die Großen des Landes meinten, daß die Liebe des Königs zu einer ſchönen Iſraelitin, ſo wie der Einfluß, den Letztere erlangen könne, ein weniger gefährlicher ſein werde, als wenn dieſe auf eine Perſon vornehmen Standes gefallen wäre. Der Umſtand, daß es überdies ganz in ihrer Hand lag, ſobald ſie es für nöthig fänden, mit religiöſen Bedenken einzuſchreiten, und der Sache damit ein Ende zu machen, erſchien ihnen als eine hinlängliche Garantie. Die Judenſchaft Polens war über die Wahl Kaſimirs hocherfreut. Nicht nur die ſogleich zurückgenommenen drückenden Verordnungen, ſagten ihnen, daß ihnen eine glücklichere Zukunft blühe, ſondern ſie ſahen auch in Eſther eine mächtige Vertreterin ihrer Intereſſen, ja es bedurfte nicht einmal einer Hinweiſung des Rabbi Joſſe auf die große Aehnlichkeit der Schickſale Eſthers mit denen ihrer Namensſchweſter, um jeden Scrupel zu beſeitigen. Nur eine lebende Seele in ganz Krakow gab es, die von der ſich verbreitenden Neuigkeit bis in den Tod betrübt war. Es war Elieſer. Der Jüngling hatte Eſther ſtill, und mehr als eine höher ſtehende Gottheit, aber dennoch aus voller Seele geliebt. Jetzt hörte er aus dem Munde der Mutter, daß ſie für immer für ihn verloren ſei. „Ach,“ rief er unter einem Strome heißer Thränen, „ich wußte es längſt! Ich wußte, daß ſie niemals mein Weib werden würde; aber ich liebte ſie doch ſo ſehr!“

Die Judenſchaft Polens hatte ſich über die Vortheile, welche ihnen die Liebe des Königs zu Eſther gewähren würde, nicht getäuſcht. In der That datirt ſich von jener Zeit her die Ausbreitung der jüdiſchen Nation in Polen, und das innige Verwachſen derſelben mit dem ganzen polniſchen Volksleben. Auch eine Menge neuer, zum Theil höchſt ſonderbarer Privilegien wurden ihnen zu Theil. Ein eigenes „jüdiſches Recht‘ ſchützte ihnen Leib und Gut, Fürſprecher („Advocatos‘) wurden ihnen geſetzt, die ihnen rathen, helfen, und ohne Verdacht bleiben ſollten; hatten ſie unter ſich Klage, ſo wurden ſie von ihren Aelteſten allein gerichtet, ſie wurden von ſchimpflichen Abzeichen, die ſie ſonſt tragen mußten, z. B. einen hornartig gekrümmten Hut, ein Rad auf der Bruſt, oder einen gelben Lappen auf der Schulter, befreit. Zog einer im Zorn gegen einen Chriſten das Meſſer, ſo bezahlte er blos ein Pfund Pfeffer, und hatte damit ſein Vergehen gebüßt. Die Zölle wurden ihnen erlaſſen, und Königs-Geleit bis zehn Meilen über die Grenze gewährt. Viele dieſer Freiheiten erlangten ſie, durch Kaſimirs Vermittelung, auch bei den Piaſtiſchen Fürſten Schleſiens, und die Menge der Juden in Oberſchleſien datirt aus eben dieſen Zeiten.

Die Liebe Kaſimirs zu der ſchönen Eſther war eine höchſt leidenſchaftliche, und, was noch mehr zu bewundern war, eine anhaltende. Sie dauerte eine ganze Anzahl Jahre. Die Beſcheidenheit der ſchönen Jüdin, die Zurückgezogenheit derſelben, da Hunderte in Krakow lebten, welche ſie niemals ſahen, da ſie das Waldſchloß, wo ſie lebte, faſt nie verließ; ihre Wohlthätigkeit, Alles zuſammengenommen, machte ſie bei der polniſchen Nation beliebt. Die Juden aber ſchätzten ſie vorzüglich, weil ſie dem alten moſaiſchen Glauben treu anhing, worüber die Hiſtoriker alle einig ſind, ja man geht ſogar ſo weit, zu behaupten, wie Eſther darauf beſtanden, und der

König ſie ſo ſehr geliebt, daß er zugegeben habe, daß ein paar Kinder, die er mit ihr erzeugt, in dem jüdiſchen Glauben auferzogen werden ſollten; ein Factum, dem aber jede Begründung ermangelt.

Nachdem Kaſimir und Eſther eine Reihe Jahre ihrer Liebe gelebt, ward Jene von einer langen und ſchmerzlichen Krankheit befallen. Der König war untröſtlich, er verbrachte ganze Tage am Lager der Geliebten, aber er konnte nicht verhindern, daß das Leben, welches das Licht des ſeinen war, nicht endlich dennoch verloſch. Die letzten Worte Eſthers waren ein Gebet für den König und ihr Volk. Sie ward, ihren Wünſchen gemäß, auf dem Kirchhofe der Juden zu Krakow beerdigt. Ein Stein mit einer einfachen hebräiſchen Inſchrift deckte ihr Grab.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

In demſelben Verlage erſchien:

Frauen-Anmuth.

Ein Album

für Freunde des Schönen.

Zweite, vermehrte Auflage in 12 Stahlſtichen.

(**Schöne weibliche Portraits**, nach Grevedon ꝛc., aus den „Lilien“ 1839 bis 1844.)

Elegant gebunden, à 2¾ Thlr.
Sauber brochirt, à 2½ Thlr.

☞ Es iſt dies jedenfalls eines der **ſchönſten, reichhaltigſten** und **billigſten** Stahlſtichwerke, in dieſem Genre; wovon man ſich durch die Anſicht deſſelben leicht überzeugen kann.

☞ **Beſondere Blätter daraus werden — bei freier Wahl — je zu 6 (weniger nicht) für 15 Ngr. abgelaſſen.**

Inhalt.

Seite
Ein gefallener Stern 1
Die Einſiedelei del Parral . . . 203.

Ein gefallener Stern.

Erzählung.

„Ich ſuchte den Tempel, ich ſuchte mein Haus,
Und vergaß daß ich wandert' als Sklave heraus,
Sah die Gluth nur, die praſſelnd Dein Heil'ges verzehrt,
Und die Hand, der, gefeſſelt, die Rache verwehrt.“ —

Byron.

Amalrich, König von Jeruſalem, war im neununddreißigſten Jahre ſeines Alters in's Grab geſunken. Obgleich ſeine Regierung durch keine beſondern Unfälle ausgezeichnet geweſen war, ſo hatte der König dennoch, von Seiten ſeiner unruhigen und intriguirenden Vaſallen, viel Kummer erlebt. Balduin der Vierte, ein Jüngling von angenehmem Aeußern und guten Geiſtesgaben, aber bald von einer unheilbaren Krankheit, deren Weſen nicht erforſcht werden konnte, ergriffen, folgte ſeinem Vater auf den Thron. Die Fortſchritte des Uebels, das zwei Jahre nach der Thronbeſteigung des jungen Fürſten, ihm bereits den Gebrauch eines Arms geraubt und eine Seite gelähmt hatte, ließ dem König das Bedürfniß treuer Rathgeber, die ihn eines Theils der Regierungslaſten überheben möchten, fühlen, doch nur ungern und auf wiederholtes Dringen des Volkes und der mächtigen Barone willigte er ein, daß für dringende Fälle Graf Raimund von Tripolis, jedoch unter der höhern Autorität des Monarchen, ernannt ward. Das Gefühl des jungen Fürſten war durch dieſe, faſt abgezwungene Ernennung tief verletzt worden. Der König liebte den Grafen nicht, denn obwohl dieſer als ein Mann von Tapferkeit, vielem Wiſſen, Erfahrung, die in den Feſſeln der Ungläubigen noch mehr gereift, bekannt, außerdem aber mächtig und reich war, ſo war doch Liſt und Sucht zur Intrigue ihm nicht abzuſprechen. Es konnte nicht fehlen, daß in einem Feudalſtaate wie dieſer, an einem Hofe, wo der Thron auf die Ritterlanzen der Barone, deren feſte Burgen von allen Bergen ragten, gegründet war, ſich bald zwei Partheien, die eine für den König, die zweite für den Reichsverweſer oder eigentlich für den Adel bildeten, welche ſich wechſelsweiſe auf's Bitterſte haßten und befehdeten. Auf der Seite des Reichsverweſers befand ſich die Mehrzahl der Barone, und unſtreitig war dieſe Parthei an Macht die bedeutendſte, an Liſt aber ward ſie von der andern übertroffen. An der Spitze der letztern befand ſich die kluge Gräſin Agnes, wie König Amalrichs geſchiedene Gemahlin immer genannt wurde, weil ſie noch bei Lebzeiten des Königs den Grafen Rainald von Sidon geheirathet und ſich auch wieder von ihm getrennt hatte; ſo wie die Prinzeſſin Sybille, die Schweſter König Balduins, Wittwe von Wilhelm Langſchwert, Markgrafen von Montferrat, die bald nach dem Tode des Gatten einen Knaben geboren, der als der präſumtive Thronfolger angeſehen ward. Der öffentliche Beiſtand und Rathgeber der beiden Frauen war Joscelin von Courtenay, Reichsſeneſchal und Bruder der Gräſin Agnes, ihre Macht aber ſtützten ſie auf den Beiſtand der Templer und Johanniter, und außer dieſen auf den Rath und die Hülfe des Legaten Heraclius. — Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in einem Reiche, an deſſen Hofe ſo viele feindliche Elemente durcheinander kreißten, in einem Lande wo die Großen des Reichs ſich auf ihren Felſenburgen als eben ſo viele Könige anſahen, und dem Monarchen, der nicht hinlängliche Macht hatte ihren Ehrgeiz im Zaum zu halten, nur ſo lange gehorchten als es ihnen gefällig war, alle öffentliche Angelegenheiten ſo geführt wurden, daß es eben keines Wahrſagergeiſtes bedurfte um voraus zu wiſſen, daß das Reich Gottfrieds von Bouillon ſich ſeinem Ende nahe. —

In einem Hauſe am Abhange des Bezethahügels, von wo man einen freien Blick über Jeruſalem bis weit in das Kedronthal hinein hatte, ſaß der junge Ritter Guido von Luſignan und blickte, einen offenen Brief in der Hand, ſinnend bald in den letztern, bald über die von der Abendſonne überſtrahlte heilige Stadt. Der junge Mann galt unbedingt für den ſchönſten Mann im Chriſtenheere, und ſelbſt Saladin hatte nach der Schlacht von Belfort, als Guido wegen Auslöſung der Gefangenen zu ihm geſendet worden war, bei ſeinem Anblicke ganz erſtaunt ausgerufen: „Bei Allah! Dieſer Ungläubige iſt ſehr ſchön! Es hat Allah gefallen, ſeine Gaben nicht blos den Gläubigen zu ſpenden.“ Körperſchönheit war indeß das Hauptbeſitzthum, deſſen ſich der Jüngling zu rühmen hatte. Zwar war er von uraltem, edlem Geſchlechte, — ſein Vater Hugo von Luſignan und la Marche hatte ſeinen Namen neuerdings bei der Niederlage Nureddins im Thale von Balbek berühmt gemacht, — aber die Geiſtesgaben des jungen Mannes ſtanden nicht ſo hoch als ſeine Schönheit, außerdem war er wenig begütert, und Beides war hinreichend, daß er nicht ſo an Anſehen im Heere und am Hofe hervorragte, als es ſonſt wohl der Fall geweſen ſein würde. — Noch blickte Guido in tiefem Sinnen auf die vom letzten Abendſtrahl erleuchteten Höhen des Oelbergs und des Zion, während die Schatten der Nacht ſich bereits immer mehr über die Hügel Acra und Moria breiteten, und die kleinen Häuſer, die in der Tiefe des Tyropäons lagen, im Dunkel der Nacht verſchwanden, als ſich die Thüre des Zimmers öffnete und ein langer magerer Mann, ein Vierziger, gekleidet in die Tracht des Tempelordens, hereintrat. Die Geſichtsfarbe deſſelben war äußerſt dunkel, und dies ſo wie die gekrümmte Naſe, die ſtechenden, wild blickenden Augen, die ſchneeweißen etwas langen Zähne, und der ganze Geſichtsſchnitt gaben ſeiner Phyſiognomie mehr ein orientaliſches wie ein europäiſches Anſehen.

„Ach, Ritter Ivo!“ rief Guido bei ſeinem Anblick, wie es ſchien, nicht unangenehm überraſcht.

„Das iſt ſchön von Euch, daß Ihr mich in meiner einſamen Klauſe zur Abendzeit heimſucht. Ich befinde mich gerade in einer Stimmung, wo ein aufheiterndes Geſpräch mir Noth thut."

„Damit kann ich dienen!" rief der Templer lachend, und in einem Dialecte, dem man anhören konnte, daß das Abendland nicht ſeine Heimath ſei. — „Ich komme eben aus einer Geſellſchaft, wo es äußerſt luſtig herging. — Aber," ſetzte er hinzu, indem er ſich auf eine Ruhebank warf, „habt Ihr etwa einen Becher Sorbet zur Hand, ſo rückt heraus damit, denn die Zunge klebt mir am Gaumen, und dennoch muß ich heute, bei der Abendtafel meines Meiſters, mich geberden als wäre der Wein ein Brechmittel, und das halbſalzige Waſſer aus dem Brunnen Siloa edler Nectar."

Guido erhob ſich lächelnd, und rief einem Knappen, der bald darauf einen Krug und zwei Becher brachte.

„Ich begleitete," erzählte der Templer, nachdem er einen Trunk gethan, mit ſpöttiſchem Lächeln, „den hohen Meiſter in den Reichsrath, welcher gehalten wurde. Ein wichtiger Gegenſtand ſollte berathen werden, faſt alle Barone waren beiſammen. — Hört Guido! Habt Ihr jemals eine Judenſchule beſucht? Nicht? Schade darum! Ihr hättet Euch ſonſt ein gutes Bild von der Reichsverſammlung machen können. — Da war der Graf von Tripolis; dieſer ſprach noch am geſcheidteſten. Er hatte einen Plan, mit dem er jedoch nicht recht herausrücken wollte, weil er zu groß war, um in den kleinen Köpfen Platz zu finden, und zu klug als daß man ihn angenommen hätte. Dagegen die Andern! Balian von Ibelin ſprach von den Rechten des Thronfolgers, Rainald von Chatillon von Beutezügen, Boemund wollte Saladin nicht beleidigt wiſſen, Roger du Moulin der Johannitermeiſter ſchrie von des Ordens Rechten, Gerhard von Riderfort, mein hoher Vorgeſetzter, that wie er immer zu thun pflegt, er lächelte und zuckte erſt die rechte dann die linke Schulter, ſagte Dieſem ein: ‚Ja‘, dem Andern ein: ‚Nein‘ in's Ohr, und gab auf's Beſte zu verſtehen, was ohnehin ein Jeder weiß, daß der ihn hat, der ihn am Beſten bezahlen wird.“ —

„Aber ſagt mir, Guido, was Euch fehlt!“ rief Ritter Ivo, ſeine Blicke ſtarr auf den Jüngling richtend. „Ich bin eben im beſten Zuge Euch zu erzählen, wie wir Alle auf einem unterhöhlten Boden uns luſtig machen, uns katzbalgen, und wie der Anfang des Endes immer näher rückt, Ihr aber hört mich nicht und blickt fortwährend auf jenen Brief. Ich kann mir denken was darin ſteht! Es wird ein Mahnbrief ſein aus Ptolemais oder Joppe. Wer zum Henker! aber wird ſich deshalb trübe Gedanken machen! Denkt doch daran wie alle die Herren und Fürſten, die hier verſammelt ſind, ſich blos darüber grämen, daß ihnen Niemand weiter etwas borgen will, daß aber keiner von ihnen um das Bezahlen bereits gemachter Schulden ſich nur ein graues Härlein wachſen läßt."

„Schulden," ſagte Guido mit trübem Lächeln, „ſind es nicht die mich drücken."

„Stürzt Euer altes Neſt — wie heißt es doch? Da in der Nähe vom Schloß Belvoir — etwa zuſammen, und Ihr habt kein Geld es wieder aufzubauen?" fragte Ivo gemächlich den Becher ausſchlürfend. — „Laßt den Bettel zuſammenſtürzen. In zwei, drei Jahren befindet er ſich doch in den Händen Saladins."

„Haltet Ihr denn Geld für ein ſo großes Gut, daß deſſen Mangel ſo viel Kummer machen könnte?" fragte Guido.

„Ja, junger Herr," rief Ivo und ſein ſonſt ſo ſpöttiſches Lächeln machte einer finſtern, faſt grimmigen Miene Platz, „es iſt daſſelbe eins von den drei zufälligen Dingen, mit deren einem oder zweien ein geſcheidter Kopf Wunderdinge ausrichten kann, die aber, wenn ſie alle drei bei einem Sterblichen zuſammentreffen, eben ſo viel unwiderſtehliche Talismane werden, und ſeinem Willen Alles unterwerfen. Mir hat das Schickſal alle drei verſagt. Beſäße ich eins von dieſen Gütern, noch heute würfe ich den weißen Lappen mit dem rothen Kreuze" — er packte mit der Fauſt den Templermantel — „dem Meiſter vor die Füße. Mit dieſem Einen wollte ich viel zuwege bringen. Ihr beſitzt zwei dieſer Kleinode, ſie nützen Euch nichts, denn Ihr wißt ſie nicht zu gebrauchen und das iſt eben der Fluch, der an ihrem Beſitze haftet."

„Ihr macht mich ganz neugierig, Ivo;" ſprach Guido lachend. „Nennt mir doch dieſe koſtbaren Güter."

„Die drei Talismane, durch die der Kluge Alles erringen kann,“ rief der Templer, indem er den Jüngling im Eifer der Rede heftig am Arme faßte, „ſind: Geburt, Schönheit und Reichthum.“

„Was das Letzte anlangt, ſo mögt Ihr nicht Unrecht haben;“ ſagte Guido nach längerer Pauſe. „Reichthum iſt ein großer Vorzug.“ —

„Nicht größer als jene andern!“ unterbrach ihn Ivo heftig. „Ihr ſchätzt die Erſtern nur gering, weil Ihr ſie beſitzt, und darum unter dem ihnen anklebenden Banne ſteht: daß Ihr ſie nicht zu benutzen wißt. — Der Reichthum, wenn Ihr ihn beſäßet, würde Euch eben ſo wenig helfen. Ich an Eurer Stelle, ohne reich zu ſein, wäre König von Jeruſalem.“

Guido lachte laut auf. Der Templer runzelte finſter die Stirn.

„Daß Ihr lachen könnt, iſt ein Beweis für meine frühere Behauptung!“ ſprach er düſter. „Ihr kommt mir vor wie ein Kind, dem ein wohlwollender Zauberer eine Handvoll Diamanten ſchenkt, und welches die werthvollen Steine auf dem Spielplatz liegen läßt, weil es deren Glanz überdrüſſig geworden.“

„Und Ihr ſeid ein Zauberer? Nicht wahr?“ rief Guido noch lauter lachend. „Denn nur ein ſolcher könnte verheißen Unmöglichkeiten möglich zu machen.“

„Was Euch eine Unmöglichkeit dünkt, iſt für mich keine;“ erwiederte Ivo feſt. „Ich wiederhole Euch: An Eurer Stelle wäre die Krone Jeruſalems mein. Noch mehr: Ich, der arme Templer, der nach der Ordensregel ſelbſt willenlos ſein ſoll, ich, der Sohn eines unbekannten armeniſchen Edlen, der kaum Vater und Mutter kannte, wollte mich verbürgen, die Krone dieſes Reichs auf Euer Haupt zu ſetzen, wenn — wenn Ihr ein Mann wäret.“

„Ritter Ivo,“ ſagte der Jüngling ernſt, „ich denke Ihr ſeid nicht gekommen, mich zum Gegenſtande Eurer Scherze oder Beleidigungen zu machen.“

„Ich ſcherze nicht, und eben ſo wenig bin ich geſonnen Euch zu beleidigen;“ ſagte der Templer kalt. „Ich zweifle nicht an Eurem Muthe. Der Sohn Hugo's des Braunen, des Kämpfers von Balbek kann kein Feigling ſein. Bei Alledem muß ich Euch ſagen, daß ich den bloßen Muth ſehr gering anſchlage. Er kann das Eigenthum jedes Troßbuben ſein, und wenn die Leute es bewundern, wie Rainald von Chatillon mit zwanzig oder dreißig Reitern unter ſeinem gewöhnlichen Feldrufe: ‚Bei Gottes Helmmütze! Greift an!‘ (Par la greve de Dieu!) auf hundert Feinde losſtürzt, ſo kann ich nur die Achſeln zucken. Meiner Meinung nach verdient nur der den Namen: Mann, der im Kampfe mit dem Schickſal gerade auf das Ziel, das er ſich ſelbſt geſetzt, ohne rechts oder links zu blicken losſteuert, und als Sieger aus dieſem Kampfe hervorgeht.“

„Der Erfolg alſo“ — hob Guido an.

„Ja, der Erfolg;“ unterbrach ihn Ivo. „Der Erfolg entſcheidet über die That. Das große Unternehmen gelingt ſtets.“

„Auch durch ſolche zufällige Mittel, wie die, ſo Ihr vorhin genannt?“ entgegnete der Jüngling kopfſchüttelnd.

„Das Mittel, durch das etwas Großes vollbracht wird, iſt allein das wahre!“ rief der Templer. „Wollt Ihr ein Mittel, durch welches ein armer Rittersmann zu einer Königskrone gelangt, ein kleines nennen?“

„Ich ſehe in dem, was Ihr da ſagt, nichts als einen Scherz, wenn auch einen ziemlich wunderlichen;" ſprach Guido faſt verdrießlich.

„Und ich ſage Euch," ſprach der Templer aufſtehend und beide Hände auf des Jünglings Schultern legend, „ich ſage Euch, Guido von Luſignan, ſo wahr Ihr lebet und ſo wahr meine Seele lebt: Ihr ſollt die Krone von Jeruſalem auf Eurem Haupte tragen, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollet. — Blickt dort hinaus auf die ſchlummernde Stadt!" ſetzte er mit ſtarker Stimme hinzu, indem er den Arm nach dem offenen Fenſter ausſtreckte. „Dort in der Grabeskirche ſoll man Euch die würdigſte Krone der Chriſtenheit aufſetzen, und dort auf der Höhe des Zions ſoll Euer Königsbanner wehen! Sollte Euch dies nicht genug dünken, um es wenigſtens zu verſuchen — ein Mann zu ſein?"

„Bei Gott, ich weiß nicht ob ich träume oder wache!" rief der Jüngling von der Rede des Templers wunderbar ergriffen. „Alles was Ihr da ſagt, klingt wie ein Mährlein mir in's Ohr, und dennoch ſprecht Ihr ganz als wie im Ernſt."

„Wie oft ſoll ich Euch noch ſagen: Es iſt mein Ernſt!" rief Jener. — „Ich habe nun einmal eine

Neigung zu Euch. Ich will Euch groß, geehrt und glücklich machen. Ich ſehe Euch im Beſitz von Eigenſchaften, dazu zu gelangen, ohne daß Ihr dieſe Eigenſchaften anzuwenden wüßtet. — Glaubt mir," ſetzte er höhniſch lächelnd hinzu, „hätte ich dieſe Güter, ich dächte nicht an Euch; ich habe ſie aber nicht, und ſo will ich ſie Euch verwerthen helfen. — Freilich iſt eine Bedingung dabei."

„Und dieſe iſt?" fragte Guido.

„Dies Alles," ſagte der Templer, indem er auf die Stadt zeigte, über der eben der Mond emporſtieg, „das Erbe der Könige des alten Bundes, ſoll Euer ſein, wenn Ihr mir verſprechet, ſtets unbedingt meinem Rathe zu folgen!"

Noch immer auf's Eigenthümlichſte erregt blickte Guido ſtarr auf den Templer. Der Mond erhellte nur unvollkommen das Zimmer, aber der Jüngling konnte das unheimliche Funkeln des Auges des neben ihm befindlichen dunkeln Mannes deutlich erkennen, und dies, wie der höhniſche Ausdruck ſeiner Züge, der nach der ſchlafenden Königsſtadt ausgeſtreckte Arm, ſo wie der Inhalt der Rede erinnerten Guido unwillkürlich an die Worte des Verſuchers: ‚Das Alles will ich Dir geben, ſo Du niederfällſt und mich anbeteſt!"

Verwirrt ſtammelte daher der Jüngling:

„Gern will ich Euch dies Verſprechen geben, aber ich hoffe Ihr verlangt nichts was gegen Gott ſei oder die Ehre meines Hauſes."

„Ich bin Templer und Ritter, und darin liegt die Erledigung Eurer Beſorgniſſe;" erwiederte Ivo düſter. — „Aber mich dünkt, Meſſire," ſetzte er mit unbeſchreiblichem Hohne hinzu, „wenn man Boemund, Balian von Ibelin, oder einem andern der Großen dieſes Reichs den Vorſchlag machte, die Krone deſſelben anzunehmen, ſo würden ſie weniger bedenklich ſein."

„Verzeiht Freund! Ich habe Euch nicht durch Verdacht kränken wollen, und ich fühle, daß ich Euren Spott verdiene;" ſprach Guido beſchämt. „Uebrigens vertraue ich Euch unbedingt."

„Wohlan, ſo iſt unſer Pact geſchloſſen!" ſagte der Templer. „Was ich Euch verſpreche, werde ich halten. Das Gleiche hoffe ich von Euch, hoffe es aber nicht nur bis Ihr das geworden, wozu ich Euch machen werde, ſondern auch über dieſe Zeit hinaus, und bis ich Euch ſelbſt Eures Wortes entbinde. — Damit wir indeß," ſetzte er kalt und mit ſchneidendem Tone hinzu, „in einer Zeit und Lage, wo es unpaſſend wäre über die Auslegung des Vertrags uns zu ſtreiten, nicht in Zwiſt gerathen, ſo ſage ich Euch ein für alle Mal: So gewiß ich der Mann bin Euch zu erheben, ſo gewiß bin ich auch der, der die Macht hat Euch zu ſtürzen. — Doch genug, wir ſind einig! Morgen beginnen wir mit den Vorbereitungen zu unſerm Werke. Ihr betretet da die Schwelle zum Thor der Ehren."

„Und was ſoll ich thun?" fragte der junge Mann.

„Hört mich an!" ſagte Ivo, indem er den Jüngling bei der Hand faßte. „Uebermorgen iſt Verſammlung des Adels. Man wird über die Wiedervermählung der Prinzeſſin Sybille berathen. Jeder der Heereshäupter hat ſein Plänchen. Aber — kennt Ihr die Fürſtin?"

„Von Anſehen! Sie iſt eine ſchöne Frau;" verſetzte Guido.

„Nicht wahr?" ſprach Ivo lebhaft. „Nun das ſchöne, glühende, lebensluſtige Weib, ſoll verſchachert werden. Jeder der Barone, falls er nicht ſelbſt als Bewerber auftreten kann, hat bereits einen Freier bei der Hand. Die meiſten Ausſichten haben die Söhne Roberts von Bethune, die von Philipp Grafen von Flandern unterſtützt werden, da er dafür die Beſitzthümer ihres Vaters in ſeinem Lande an ſich zu bringen hofft. Milo von Planey hat einen Vetter, Boemund einen Freund, der Graf von Tripolis gar einen Verwandten Saladins im Rückhalt."

„Was?" rief Guido lachend. „Einen Saracenen?" —

„Der Vorſchlag," ſprach Ivo kalt, „iſt zu verſtändig als daß er durchdringen ſollte. Dennoch wird es in wenig Jahren dahin kommen, daß man dem Kaliphen die Auswahl unter den Fürſtentöchtern des Kreuzheeres anbieten, und ſich glücklich ſchätzen wird, wenn dieſer ſie für ſeine Verwandten annimmt. Doch laſſen wir dies jetzt. Uebermorgen, wie geſagt, iſt große Berathſchlagung. Jeder denkt nur an ſich und ſeinen Plan, Niemand an Sybillens Recht ſich einen Gatten ſelbſt zu wählen. Niemand wird für die Fürſtin ſprechen. Da tretet Ihr als der Vertheidiger der Rechte des ſchönen Weibes auf."

„Ich? Wo denkt Ihr hin!" rief Guido. „Ich der Unbedeutende, Unbeachtete, ſollte auftreten, allen Fürſten und Herren widerſprechen. Man würde es für Eitelkeit, für Anmaßung halten."

„Das würde man," fiel Ivo ein, „wenn Ihr nur im Mindeſten Ungewißheit, oder gar Schüchternheit zeigtet. — Ihr nennt Euch unbedeutend? Das ſeid Ihr nicht, denn Ihr habt zwei jener Eigenſchaften, zwei von jenen dreien, die zu Allem berechtigen: — Ihr ſeid von edler Geburt, und ſeid ſchön. — Ihr ſagt daß Ihr unbeachtet ſeid. Deſto beſſer! Kennte man Euch, ſo wüßte man Eure Pläne, wie Eure Kräfte ſie durchzuführen, zu beurtheilen. Die Welt taxirt den Unbekannten gern zu hoch oder zu niedrig. Beides iſt ein Vortheil für Den, der dieſe Werthſchätzung zu benutzen weiß."

„Und wenn man die Anmaßung des Unbekannten lächerlich machte, ſie höhniſch zurückwieſe?" wandte Guido ein.

„So ſetzt Ihr dreifachen Hohn dagegen!" rief Ivo lebhaft. „Ihr nehmt auf Niemand Rückſicht als auf den König, den Patriarchen und beide Orden. Daß Ihr für die Schönheit und Tugend Sybillens

— der Templer lachte — „begeiſtert ſeid, daß dieſe es ſind, die Euch für ihre weiblichen Rechte zu ſtreiten aufgerufen haben, verſteht ſich natürlich ganz von ſelbſt.“

„Und wozu,“ ſagte Guido kopfſchüttelnd, „ſoll dies Alles führen? Meint Ihr, daß ſich die Barone, von denen, wie Ihr ſagt, Jeder ſeinen Plan hat, von mir überzeugen laſſen werden?“

„Nein!“ erwiederte Ivo trocken. „Ich glaube nicht daß Einer unter ihnen iſt, dem man dieſe Einfalt zutrauen könnte. Darauf iſt es aber auch nicht abgeſehen.“

„Nun, ſo begreife ich nicht, warum ich mich lächerlich machen ſoll!“ rief der Jüngling verdrießlich.

„Um einſt König von Jeruſalem zu werden;“ verſetzte kalt der Templer.

„Ach, das iſt Euer Scherz!“ rief unmuthig der junge Mann.

„Ich ſcherze niemals!“ ſprach der Templer, indem er mit düſtern Blicken den Jüngling anſah. „Ihr kennt mich zwar noch nicht lange, aber doch hinreichend um zu wiſſen, daß ich nicht der Mann bin der es liebt, ſeine Zeit ſo zu vergeuden. Ueberdem haben wir im Ernſt ein Abkommen getroffen — wenigſtens ich ſehe die Sache von dieſer Seite an — und ſo bitte ich, Meſſire, ſie gleichfalls ſo zu betrachten. Ihr werdet in Kurzem beurtheilen können, ob ich Der bin, der mehr verſpricht als er zu halten denkt.“

„Sagt mir aber nur“ — begann Guido wieder.

„Nichts ſage ich Euch;“ unterbrach ihn Ivo. „Unbedingt, ſo lautet unſer Pact, müßt Ihr meinem Rathe folgen. — Nun hört weiter. In der übermorgenden Verſammlung, der der König und die Fürſtinnen perſönlich beiwohnen werden, laßt Ihr alle Große ruhig ihre Gründe darlegen, Ihr ſagt nicht ein Wort bis Alle geſprochen haben, dann tretet Ihr auf. Keck aber mit Ruhe erklärt Ihr dann, daß Ihr in Eurem und aller Gleichgeſinnten Namen gegen Alles proteſtirt — einzig den höchſten Willen des Königs ausgenommen — was der freien Wahl der Prinzeſſin einen Zwang anthun könnte. Ihr ſagt, daß Ihr in jeder Einmiſchung von Seiten der Barone eine Verletzung der Rechte der Krone, wie der Rechte der Fürſtin als Frau, als Schweſter des Monarchen, und als Mutter des Thronfolgers, ſehen müßtet, und daß Ihr zu ihrem Schutze die Macht der Kirche in der Perſon des Patriarchen, die Orden der Templer und Johanniter, ſo wie aller gleichgeſinnten Mitglieder des Adels anriefet. Laßt Eure Rede kurz, aber in ſtarken, begeiſterten Ausdrücken gehalten ſein, und verlaßt nach den letzten Worten trotzig den Saal."

„Wahrhaftig!" rief Guido von dem Verſchlage lebhaft angeregt. „Es iſt keine kleine Aufgabe, die Ihr mir ſtellet."

„Aber eine ſchöne!" verſetzte der Templer. „Sollte ſich ein junger Rittersmann nicht geſchmeichelt fühlen, den Paladin eines ſchönen, liebeglühenden, und deshalb gewiß nicht allzuſpröden Weibes zu machen?"

„Gewiß; — Gewiß!" rief Guido entzückt. „Ich thue es, Ivo! Ich würde es ſelbſt thun, wenn ich Euch auch nicht mein Wort gegeben hätte, Euch unbedingt zu folgen, und weiter nicht der geringſte Vortheil dabei wäre. — Und der König und die Prinzeſſin werden gegenwärtig ſein! Saget Ihr nicht ſo?"

„So iſt's;" verſetzte Ivo.

„Iſt Sybille liebenswürdig?" fragte der junge Mann.

„Sie iſt ſo liebenswürdig als ſchön," entgegnete der Templer. „Sie näher kennen zu lernen und nicht zu lieben iſt unmöglich.“

„Mir würde es dennoch möglich ſein!“ verſetzte Guido ſeufzend, und indem er unwillkürlich auf das auf der Tafel liegende Schreiben blickte.

„So liebt Ihr ſchon? Ihr ſeid durch irgend ein Weib gefeſſelt?“ fragte der Templer wie auf's Unangenehmſte überraſcht.

„Ich liebe — das Andenken einer Todten!“ entgegnete Guido, indem eine Thräne unwillkürlich ſeine Wimpern näßte.

„Erzählt! — Erzählt!“ rief Ivo lebhaft. „Ich nehme an Allem Antheil was Euch begegnet. — Hat dieſer Brief auf Eure Neigung Bezug?“

„Allerdings!“ erwiederte Guido kummervoll. „Er enthält die letzten Nachrichten über ein Weſen, das mir theuer war. — Die Beſitzungen meines Vaters,“ fuhr der Jüngling fort, „gränzten an das Beſitzthum Guillaumes de Chateaublanc, der bei ſeinem Tode eine Wittwe und zwei Kinder, Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen hinterlaſſen hatte. Meine Mutter war die Freundin jener Dame, ich, obgleich mehrere Jahre älter, der Spielgefährte der Kinder. Die letztern waren ſchön und glichen ſich, wie dies bei Zwillingen wohl vorzukommen pflegt, auf ein Haar. Wir liebten uns wie Geſchwiſter, und es war ein Lieblingsgedanke beider Mütter, daß Klotilde und ich einſt ein Paar werden ſollten. Wir waren mit dieſem Gedanken aufgewachſen und er war in uns erſtarkt, ja, ſo zu ſagen, zu etwas ganz Sicherem, bereits Entſchiedenem geworden. Wie ich Euch ſchon früher erzählte, begleitete ich den Grafen von Touloufe in's Morgenland, wo mein Vater die beiden Burgen, die Ihr kennt, als Lehnsmann des Grafen beſaß. Klotilde wuchs indeß zur Jungfrau heran, ihr Bruder Klotar begab ſich an den Hof des Grafen von Nevers, das Waffenhandwerk zu erlernen. Mein Vater und meine Mutter waren indeß geſtorben. Es fand ſich daß deren Güter übermäßig verſchuldet waren. Der Graf von Toulouſe übernahm ſie für eine Summe, die ihm erlaubte mir noch etwas herauszuzahlen, damit ich wenigſtens im Stande ſei, mein geringes Erbe im Morgenlande zu erhalten. Durch Briefe war ich ſtets mit Klotilden in Verbindung geblieben. Wir liebten uns, ohne uns eigentlich zu kennen; wir hatten uns ja nur als Kinder geſehen. Vor ungefähr einem

Jahre erhalte ich die Nachricht, deß Klotilde ſich zu der Gräſin von Champagne, die mit ihrem Gemahle bereits nach dem heiligen Lande unterweges ſei, als Ehrenfräulein begeben, und mit dem erſten Fahrzeuge, das von Toulon abginge, einſchiffen werde. Hier hofften wir uns wieder zu begegnen, uns endlich für immer zu vereinigen. — Heute erhalte ich einen Brief aus Famagoſta, daß ‚der Falke‘, ſo hieß das Schiff, auf welchem ſich Klotilde, ihrem letzten Briefe zufolge, einzuſchiffen geſonnen war, an der Küſte von Cypern mit Mann und Maus in einem heftigen Sturme untergegangen ſei.“ — Das Geſicht des Templers, beim Beginne der Erzählung düſter und verdrießlich, erheiterte ſich gegen das Ende derſelben immer mehr.

„Ein trauriger Zufall,“ ſagte er nach einer Pauſe, „aber es ſcheint ein Fingerzeig des Schickſals, daß eine Liebe die ſich aus den Kinderjahren, oder beſſer zu ſagen aus kindiſchen Neigungen datirte, nicht beſtimmt war Euch zu beglücken. Das Letzte wäre wohl ohnehin zu bezweifeln geweſen. Empfindungen dieſer Art ſind ihrer ruhigen ſanften Natur nach, nicht geeignet das ewig unruhige, verlangende Menſchenherz auszufüllen. Ihr mögt Euch das Leben an Klotildens Seite manchmal mit recht ſchönen Farben ausgemalt haben, aber es wäre noch die Frage, ob die Wirklichkeit demſelben nicht eine ganz andere Färbung aufgetragen hätte. Wie Ihr ſagt, habt Ihr Euch ja nur als Kinder geſehen."

„Allerdings! Aber Klotildens Bild ſtand ſtets lebhaft vor meiner Seele. Und dann, wie leidenſchaftlich, mit welcher Schwärmerei hing das Mädchen an meinem Andenken! Jeder Buchſtabe ihrer Briefe war ein Zeugniß einer innig liebenden Seele. Sie ſchien als Kind, und als ich ſie verließ, ihren Jahren vorausgeeilt zu ſein."

„Hin iſt hin, verloren iſt verloren!" ſprach Ivo düſter. „Blickt auf mich. Vom erſten Augenblicke meines Daſeins an ſtand ich allein. Mich liebte Niemand. Vielleicht nicht einmal meine Mutter, der meine Geburt nach längerem Siechbette den Tod brachte. Mein Herz hängt an nichts, etwa den Ruhm ausgenommen. Weiberliebe hat mich nie gerührt. Sie iſt mir aber auch" — er lachte, und ſein Lachen hatte etwas Grimmiges — „eben nicht oft in den Weg getreten. Dies iſt natürlich. Die Natur verſagte mir das was den Weibern gefällt. Mit Euch iſt es ein Anderes. Sie überſchüttete Euch mit ihren Gaben, und ihr wäret ein Thor, wenn Ihr ſie Euch nicht zu Nutze machen wolltet. Hier aber, an einem Hofe wo zwei Frauen, beide für Männerſchönheit eben nicht unempfindlich, die Sonnen ſind um die ſich Alles bewegt, iſt der Platz wo Ihr Euer Glück machen könnt, nein machen werdet, wenn Ihr meinen Rath durch die That unterſtützt. Mein Rath aber iſt, daß Ihr Eure erſte Liebe vergeſſet, und daß Ihr bei einer zweiten mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen liebet. Glaubt mir: Nur Der, welcher bei Weiberliebe ſich den Kopf frei zu halten vermochte, iſt durch Weiberliebe etwas geworden." —

Es war bereits Mitternacht voruber als der Templer das Haus verließ und, dicht in ſeinen Mantel gehüllt, durch mehrere enge, ſich bergauf windende Gäßchen wandelte, bis ihn endlich ein kleines für ihn offen gehaltenes Pförtchen des Tempelhofes aufnahm. —

Am frühen Morgen des folgenden Tages ſaß die Prinzeſſin Sybille an einem offenen Fenſter ihres Zimmers, vor dem eine Straße vorbeilief, die nach der Area des Tempels führte. Die Fürſtin war eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit. Die vollendeten Formen ihres Körpers wurden nur durch den Glanz ihres Auges, ihres Haares und die Roſen der Wangen übertroffen. Der Ausdruck ihrer Züge deutete auf Sinn für Lebensgenuß, und allerdings ward ihr dieſer in hohem Maße zugeſchrieben. Der Ruf beſchuldigte Sybillen daß ſie, den Männern im Allgemeinen nicht abgeneigt, ſchon bei dem Leben ihres Gemahls, allerlei Liebesabentheuer gehabt habe, und auch als Wittwe ſich nicht unempfindlich für Männerſchönheit zeige. Bei Alledem wußte man nichts Beſtimmtes, was ihr zur Laſt gelegt werden konnte, zu bezeichnen, nur war ſo viel gewiß, daß die Fürſtin, von Natur lebhaft und ſich leicht von dem Moment fortreißen laſſend, weniger als ſie ſollte auf die hohe Stellung, die ſie inne hatte, Rückſicht nahm. Dies ſollte, ſo behauptete man wenigſtens, der Grund ſein, warum auch König Balduin mehr als bisher, eine Wiederverheirathung der Schweſter betrieb. Früher hatte man das Gegentheil vorausgeſetzt, denn eine Neigung, trotz ſeiner Kränklichkeit Alles ſelbſt zu beſtimmen und zu leiten, eine Art Eiferſucht gegen Jeden, deſſen Thatkraft dem königlichen Anſehen Eintrag thun konnte, mithin ein

Widerwille gegen einen Schweſtermann, den er jedenfalls eine Art Anſehen oder Macht zugeſtehen mußte, gehörte zu den Schwächen des ſonſt viele gute Eigenſchaften beſitzenden Fürſten. —

Wie es ſchien, erwartete die Prinzeſſin Jemand, denn ſie blickte fortwährend aus dem Fenſter, oder nach der Thür, bis plötzlich der Templer Ivo gemeldet ward.

„Endlich kommt Ihr!" rief ſie dem Eintretenden zu, ihm zugleich die üppige, volle, weiße Hand wie zum Gruße entgegenſtreckend.

„Ich denke, Madame," ſagte Ivo, indem er das Knie beugte und die Hand der Fürſtin küßte, „daß der Meiſter mir den Bruch des Ordensgelübdes, indem ich die ſchönſte Hand im ganzen Morgenlande an die Lippen drücke, um ſo eher vergeben muß, als er allein Schuld iſt, daß ich mich nicht früher einfand."

„‚Halb geiſtlich, halb weltlich, und treulos wie ein Templer!' Heißt nicht ſo das Sprüchwort?" verſetzte die Prinzeſſin, indem ſie ihm lachend und muthwillig auf die Hand ſchlug. „Ich möchte Euch aber lieber halb Templer halb Saracene nennen, und weiß auch nicht, ob ich Euch auch nur halb trauen darf.“

„Laßt lieber den halben Templer weg,“ ſprach Ivo in den Scherz eingehend, „und haltet mich für einen ganzen Saracenen, in der Bewunderung weiblicher Schönheit, vor Allem aber ganz für Euren treueſten Diener.“

„Nun, was habt Ihr bei Eurem Meiſter ausgerichtet?“ fragte die Fürſtin, indem ihre Miene ernſter ward.

„Alles und nichts, Madame;“ erwiederte Ivo. „Er will Eure Anſprüche unterſtützen, ſobald ſich Jemand als Vertheidiger derſelben erhebt, aber er will nicht zuerſt als dieſer auftreten, weil er, wie er ſagt, dem Orden, dem die Barone feindlich geſinnt ſind, dadurch nur noch mehrere und erbitterte Feinde zuziehen würde.“

„Gerade ſo ſpricht Roger du Moulin, und es iſt wunderbar, wie Tempel- und Johannitermeiſter, wie beide Orden, die ſich ſonſt ſo von Herzem haſſen, in meiner Sache ſo einverſtanden ſind!“ rief unwillig die Fürſtin. „Es iſt alſo beſchloſſene Sache, ich ſoll an den Meiſtbietenden verſchachert werden.“

„Das verhüte Gott!“ rief Ivo. „Dann müßte im ganzen Orient kein Herz für Schönheit und Liebe ſchlagen. Es kann nicht fehlen, es muß ſich Jemand finden, der Euch ſeinen Arm anbietet, und iſt dies der Fall, dann finden ſich Mehrere, und endlich verſprochenermaßen Kirche und beide Orden.“

„So wißt Ihr vielleicht Jemand? — Ich bitte Euch, Ritter, ſeid nur ein einziges Mal offen, nicht ſo geheimnißvoll, wie es ſtets Eure Art iſt.“

„Ich weiß Niemand, Madame, von dem ich es mit Gewißheit vorausſetzen könnte;“ ſagte Ivo ruhig. „Dennoch, meine ich, kann Euch ein Vertheidiger Eurer Rechte nicht fehlen, wenn Ihr einmal auf meinen frühern Vorſchlag nicht zurückkommen wollet.“

„Sagt mir nur, Ritter Ivo, wie Ihr auf den raſenden Gedanken gekommen ſeid, daß ich dem Fürſten Adel, dem Bruder des Sultans, als Weib die Hand reichen ſoll!“ rief Sybille unwillig. „Der König, die Kirche, die Barone, die Orden, Alle würden ſich widerſetzen, wenn ich auch närriſch genug wäre, mich für meine Lebenszeit in das Frauengemach eines Saracenenfürſten einſperren zu laſſen.“

„Der König — ja;“ erwiederte Ivo kalt. „Er würde ſich nicht zu der Größe des Gedankens erheben können. Die Kirche müßte — natürlich ſchon der Form wegen — proteſtiren. Der Adel wäre halb für, halb gegen die Sache. Der vernünftige Theil, den Grafen von Tripolis, ſo wie alle Ruheliebenden und Reichen an der Spitze, wäre dafür, die Verſchwender und Beuteluſtigen, mit Rainald von Chatillon, natürlich dagegen. Tempel und Hospital proteſtirten öffentlich, und unterſtützten Euch heimlich."

„Und wenn Alle ‚Ja'! ſagten, ſo ſpräche ich ‚Nein'!" rief Sybille. „Komme was da komme! Zum zweiten Male laſſe ich mich nicht verhandeln. — Aber ſeht einmal, Ivo!" ſetzte die Prinzeſſin raſch hinzu. „Wer iſt der ſchöne junge Mann, der eben vorbei reitet? — Ich entſinne mich, ihn bereits ein paar Mal am Hofe, doch immer nur in der Entfernung, geſehen zu haben."

„Kennt Ihr ihn nicht, Madame?" ſprach der Templer mit dem gleichgültigſten Tone. „Dennoch iſt er einer Eurer größten Bewunderer, ja ſeine Begeiſterung für Euch iſt ſo zu ſagen ſprichwörtlich geworden. Ich wette, auch in dieſem Augenblicke führt ihn blos der Wunſch Euch zu ſehen dieſes Weges."

„Und ſein Name?“ fragte die Fürſtin lebhaft.

„Guido von Luſignan, der Sohn Hugo's des Braunen. Er gilt für den ſchönſten Mann im Heere, und iſt dabei von großer Tapferkeit und guten Geiſtesgaben. Die letztern entdeckt man erſt bei näherer Bekanntſchaft, denn eine übermäßige Beſcheidenheit, die ich faſt Schüchternheit nennen möchte, hindert ihn ſich einem Fremden mitzutheilen.“

„Dieſe hat ihn wohl auch ſtets gehindert ſich mir zu nahen;“ verſetzte Sybille mit lebhaftem Antheil. „Der junge Mann fiel mir auf wegen ſeiner ausgezeichneten Schönheit.“

„Er hat eine Menge Vorzüge, die ihn vor allen unſern jungen Herren auszeichnen, Reichthum ausgenommen;“ ſagte Ivo, doch in einem Tone, als ob er von einer ihm völlig gleichgültigen Perſon ſpräche. „Seine Verehrung für Euch hat ihm bereits allerhand Neckereien von Seiten unſerer jungen Rittersleute zugezogen, und erſt neulich war ich dabei, als einige luſtige Kumpane ihn ſo in Harniſch brachten, daß er ſeinen Handſchuh mitten in den Saal warf und mit Jedem eine Lanze brechen wollte, der da behaupten würde, daß irgend eine Frau im ganzen Morgenlande die Prinzeſſin Sybille an Schönheit überträfe."

„Geht! Geht! Ihr wollt mir da etwas aufheſten;" rief die Fürſtin, aber die Art wie ſie dies ſagte, zeigte nicht von Ungläubigkeit. — „Bei Alledem," ſprach die Fürſtin lachend, „will ich mir einen Scherz mit dem jungen Manne machen; ich will ihn nächſtens anreden, und das wird ihn in Verlegenheit bringen. — Doch jetzt zu etwas Ernſtem. Was räth mir der Tempelmeiſter, wenn man ſich einigen und mir Jemand beſtimmt als Gatten aufdringen wollte?"

„Bedenkzeit zu verlangen, wie es das Herkommen fordert, und zwar — um Zeit zu gewinnen;" verſetzte Ivo achſelzuckend. „Ich meine indeß, dies heißt Zeit — verlieren."

„Und Euer Rath?" fragte Sybille den Ritter fixirend.

„Ich habe bei Euer Gnaden kein Glück im Rathgeben;" verſetzte Ivo froſtig. „Meinen erſten Vorſchlag nanntet Ihr raſend, einen zweiten würdet Ihr abgeſchmackt nennen."

„O, ich bitte Euch!" ſprach die Prinzeſſin verdrießlich. „Jetzt iſt es nicht an der Zeit, den Beleidigten zu ſpielen."

„In der That, gnädige Frau," erwiederte Ivo kalt. „Der Rath, den ich Euch gab, ſchien mir der einzig mögliche, folglich der beſte."

„Kein Wort mehr von einer Verbindung mit dem Saracenenfürſten!" rief Sybille heftig. „Denkt auf etwas Anderes; was es immer ſei, ich will es thun. — Wahrhaftig," ſetzte ſie nach einer Pauſe halb verdrießlich, halb muthwillig hinzu, „da der berechnende Gerhard von Riderfort, und ſein ſchlauer Vertrauter, rathlos ſcheinen, ſo möchte man wünſchen, daß die Alte von Endor noch lebte, und die Tagereiſe bis dahin ſollte mich nicht reuen, ſie um Rath zu fragen!"

„Das können Euer Gnaden näher haben!" ſagte Ivo lächelnd, und wie in den Scherz eingehend. „Draußen am Abhange des ‚Berges des böſen Rathes' wohnt ein Anachoret, der der Hexe von Endor den Rang ſtreitig macht, und zwar ohne die alten Judenkönige aus den Gräbern zu rufen."

„Habt Ihr auch von dem Menſchen reden hören?" fragte Sybille neugierig. „Die Gräfinnen von Champagne und von Courtenay erzählten mir Wunderdinge. Ich habe ſie geneckt, daß ſie ſich ſo zum Beſten haben und von einem Betrüger auslachen ließen."

„Euer Gnaden haben Unrecht gethan;" ſprach Ivo mit Beſtimmtheit und Kälte. „Der Mann iſt kein Betrüger."

„Wie?" rief die Prinzeſſin vor Erſtaunen die Hände zuſammenſchlagend. „Wäre es möglich! Ivo der Niemandem vertraut, der Templer, deſſen Orden — ſo ſagen wenigſtens die Leute — ſelbſt den Lehren der Kirche nicht Glauben ſchenkt, vertraut einem wahrſagenden Betrüger?"

„Ich vertraue," ſagte Ivo kalt, „als Menſch und als Templer auf das, wovon ich Beweiſe habe, und von dem Wiſſen dieſes Mannes habe ich ſie erhalten."

„In der That? Ihr habt ihn befragt?" rief die Prinzeſſin mit dem Ausdrucke höchſter Neugier.

„Allerdings!" erwiederte Ivo ruhig. „Ich frug ihn, jedoch nur um Vergangenes. Was könnte mich auch die Zukunft kümmern! Für Den, welcher den

Mantel mit dem rothen Kreuze trägt, unter dem alle Wünſche erſterben, iſt ſie ja doch abgeſchloſſen! — Wie ich Euch einſt ſagte, Madame, verlor ich meine Eltern in frühеſter Kindheit. Immer ſehnte ich mich etwas über meine Herkunft, meine Jugend zu wiſſen; deshalb ging ich zu jenem ſonderbaren Manne. — Als ich zu ihm ging, hielt ich ihn noch für einen Betrüger, oder Wahnſinnigen, als ich zurückkam, war ich vom Gegentheil überzeugt."

„Wirklich? — Iſt's möglich?" rief Sybille.

„Er ſagte mir was Niemand als ich ſelber wiſſen konnte, und dies galt mir als Beweis für die Wahrheit des Uebrigen;" ſprach der Ritter.

„Ivo, ich muß den Menſchen kennen lernen!" rief die Prinzeſſin mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit. „Denkt nicht etwa, daß er mir rathen ſoll, was ich in meinen Angelegenheiten zu thun habe. Bewahre! Ein Rath der nicht auf die Unterſtützung von hundert Lanzen gegründet iſt, würde mir wenig frommen. Ich will mich überzeugen, ob die Damen die von dem Manne ſprechen, und vorzüglich Ivo, der kluge Ivo, ſich wirklich zum Narren halten ließen. Ich will dem Manne auch ein paar Fragen aus meinem Leben vorlegen, und wenn er dieſe zu beantworten weiß, ſo will ich ihn loben! Ihr, Ritter, müßt mir den Menſchen zur Stelle ſchaffen.“

„Nicht daran zu denken, Madame!“ rief der Templer. „Der Mann bewohnt eine Höhle, ein Grab. Dieſes verläßt er niemals. Das Volk, das ihn für einen Heiligen hält, bringt ihm die Lebensmittel. Euer Gnaden müſſen ſich ſelbſt zu ihm begeben.“

„Das würde Aufſehen machen;“ fiel die Prinzeſſin bedenklich ein.

„Natürlich verkleidet!“ ſagte Ivo. „Ueberhaupt müßtet Ihr ihm nicht ſagen wer Ihr ſeid, wenn Ihr Euch überzeugen wollet ob er ein Betrüger iſt oder nicht. Da er ſeinen Aufenthalt nie verläßt, ſo iſt es dann überhaupt unmöglich daß Ihr erkannt werdet; er kann Euch noch nie geſehen haben.“

„Wollet Ihr mich begleiten, Ritter?“ fragte die Prinzeſſin, Ivo fixirend.

„Ich würde Euer Gnaden rathen, weder mich noch irgend Jemand, den der Alte früher geſehen haben kann, zum Begleiter zu wählen;“ ſprach der Templer unbefangen. „Das Beſte wäre mit einer vertrauten Dienerin, der ſelbſt unterwegs nicht geſagt würde, was Ihr vorhättet, zu ihm zu gehen. Sein Aufenthalt iſt nicht eine Viertelſtunde vom Thore entfernt. Euer Gnaden können nicht fehlen. Ihr gehet zum Thore von Bethlehem hinaus, haltet Euch ſogleich links und wählet den Fußſteig, der durch das Thal Dephaim führet. In der Nähe des Blutackers, oder Hackeldama, wie er wohl auch genannt wird, windet ſich der Pfad den Abhang aufwärts. Dort ſehet Ihr die Eingänge mehrerer Grabhöhlen. Eine der größten iſt durch eine Inſchrift in griechiſcher Sprache bezeichnet. Sie wird Euch ſogleich in die Augen fallen. Dies iſt die, welche der Anachoret bewohnt."

„In Wahrheit," ſagte Sybille lachend, „ich hätte große Luſt das Abentheuer zu beſtehen. Die Damen am Hofe und in der Stadt, die mir oft dergleichen zuſchreiben, obwohl ich nicht im Traume daran gedacht, und ſie vorkommenden Falles weniger bedenklich wären, würden dieſes, wenn es auch entdeckt würde, mir wohl verzeihen."

„Eine Entdeckung," ſprach Ivo ruhig, „iſt unmöglich, wenn Ihr eine Zeit wählet wo der König beſchäftigt iſt, und Ihr mithin frei über die Eurige beſtimmen könnt. Heute Abend zum Beiſpiel. Mein Meiſter iſt zum König geladen, und Ihr dürft alſo keine Störung befürchten. Der Alte, von dem die Rede iſt, iſt ohnehin halbblind, eine Erkennung unmöglich. Eure Dienerin könntet Ihr überdies am Eingange ſeiner Wohnung zurücklaſſen.“

„Ich will es mir überlegen; vielleicht thue ich es;“ ſagte die Prinzeſſin lachend. „Geſchähe es auch nur um Euch und die Gräfin von Champagne, wegen Eurer Leichtgläubigkeit, foppen zu können. — Doch genug von dem Scherze! Sagt dem Tempelmeiſter, daß ich in der morgenden Verſammlung meine Freunde würde kennen lernen. Tritt Niemand auf, meine Rechte als Frau, als Mutter des künftigen Königs, in Schutz zu nehmen, ſo werde ich mich ſelbſt vor den willkürlichen Beſtimmungen jenes rohen anmaßenden Adels zu ſchützen wiſſen, dann aber möge Gerhard von Riderfort ſich verſichert halten, daß ich für künftige Fälle bei Anliegen, die er durch mich an meinen Bruder, wie dies ſchon ſo oft der Fall geweſen, zu bringen gedenkt, meine Unterſtützung nach der, die er mir in dieſer Sache gewährte, genau abmeſſen werde.“

„Es kann nicht fehlen, Madame! So viel Schönheit und Liebenswürdigkeit blieb noch nie ohne einen Vertheidiger;“ verſetzte Ivo galant. „Tritt aber nur Einer auf, ſo könnt Ihr auf die Unterſtützung des Tempels rechnen. Der Orden des Hoſpitals, ſo unzuverläßig Roger du Moulin auch ſein mag, und ſo bitter er uns haßt, wird ſich anſchließen ſobald der Anſtoß gegeben iſt.“

Nach nur noch kurzem Geſpräch entließ die Fürſtin den Ritter. —

Es war am Abend des nämlichen Tages, als zwei Frauen, dicht in den weiß und grau geſtreiften arabiſchen Mantel bis über das Haupt verhüllt, aus dem ‚Thore des Vielgeliebten‘ (Bab el Chalil), welches nach Bethlehem führt, heraustraten, und dicht am Abhange der Stadtmauer den Fußſteig einſchlugen, der in das Thal Rephaim, oder wie es auch wohl ſonſt genannt ward, ‚das Thal der Leichen‘ führt. Die Felswand zur Linken, auf welcher ſich die Stadtmauer fortzieht, war ſo ſteil und hoch daß man von unten aus weder etwas von der Stadt erblicken, noch von dort aus geſehen werden konnte. Ueberdies hielten ſich die beiden Wandernden meiſt im Schatten der, in dem Thale hin und wieder zerſtreut ſtehenden Oelbäume. Es war eine Todtenſtille rings umher. Kein Vogel zwitſcherte, keine Grille zirpte, nur von ferne tönte der Hufſchlag der Roſſe einiger Reiter, die von der Höhe des Gihon her den Weg nach der Stadt trabten. Die Frauen hatten eben den „untern Teich", ein von koloſſalen Blöcken zur Zeit der jüdiſchen Herrſchaft erbautes, indeß ſpäter faſt ſtets trocken liegendes Baſſin, erreicht, als Eine von beiden die Andere am Arm faßte und ihr in's Ohr ziſchelte:

„Dort, gnädige Frau, die röthliche Anhöhe, die ſich ſo allgemach aufwärts zieht, und auf der Ihr das lange viereckige Haus ſeht, welches eine Höhle deckt, in der die Pilger begraben werden, iſt Hakeldama."

„Und jene Löcher im Felſen zur Seite ſind die Höhlengräber?" verſetzte die Andere, indem ſie den verhüllenden Schleier vom Geſicht zog, und nun die Züge Sybillens zum Vorſchein kamen. — „Bleibe hier, Iſolde;" ſetzte ſie nach kurzem Beſinnen hinzu. „Er-

Der Schritt Sybillens ſchien ſich, ſo wie ſie näher kam, immer mehr zu verkürzen, ſie blieb einige Mal wie unſchlüſſig oder nachdenkend ſtehen, doch plötzlich hüllte ſie ſich dichter in den Mantel und ging raſch auf das Grabmal zu. Noch war ſie einige Schritte vom Eingange entfernt, als eine ſonderbare Figur heraustrat. Es war ein Greis, barfüßig, und in einen Anzug von Thierfellen gekleidet. Er war ſo mager, daß die Haut über die Knochen eines Skeletts geſpannt ſchien. Seine Augen ſchienen beinahe gänzlich erloſchen. Die wenigen Haare, die ſich um den halbnackten Schädel ringelten, waren verworren, und dies, ſo wie der Anzug und die orientaliſchen, einen Ausdruck von Wildheit tragenden Züge, gaben dem Manne das Anſehen eines Wahnſinnigen. Er betrachtete Sybillen faſt eine Minute lang ohne ein Wort zu ſprechen, und die Prinzeſſin war von dem Anblick gleichfalls ſo betroffen, daß auch ſie nicht ein Wort hervorbringen konnte. Endlich ſchien der Letztern die Faſſung wiederzukehren, und ſie ſagte, indem ſie die Hand des Alten zu ergreifen ſuchte:

„Verzeiht, frommer Vater, daß eine Frau ge-

geringen Standes zu ſo ungewöhnlicher Stunde —"

Der Alte unterbrach ſie ſogleich:

„Was führt die Fürſtin zur Nachtzeit zu dem Bewohner der Gräber?" fragte er mit hohler Stimme.

Sybille war wie vom Blitze getroffen. Es wäre ihr nicht möglich geweſen nur einen Laut hervorzubringen, ſo ſehr war ſie betroffen ſich erkannt zu ſehen. Wie es ſchien bedurfte der Alte keiner Antwort.

„Ihr kamet," ſagte er hart, „um mich zu prüfen und mein zu ſpotten, wenn ich in der Prüfung nicht beſtände. — Nun ſo fragt doch, Fürſtin, nennt mir was ich aus Eurer Vergangenheit Euch mittheilen ſoll, und ſeid verſichert, daß Ihr das, was Euer Gewiſſen Euch in trüben Stunden zuflüſtert, laut ausgeſprochen hören werdet; dann gehet, Fürſtin, und lachet des Grabbewohners beim Klange der Pfeifen und Cymbeln in Euren glänzenden Sälen."

Sybille war von dieſer unerwarteten Anrede ſo überraſcht, oder vielmehr ſo erſchrecken, daß es ihr nicht möglich geweſen wäre, an den grauſenhaften

Redner nur die genaſte Frage zu richten und ſie ſich weit von dannen wünſchte.

„Nun?“ fuhr er nach einer Pauſe mit der vorigen Härte fort. „Beginnt Eure Prüfung, und dann lacht mit Euren Schranzen über den Wahnſinnigen oder den Betrüger.“

„Verzeihe, Vater!“ erwiederte die Prinzeſſin ſtammelnd. „Wenn Du in den Herzen der Menſchen leſen kannſt, ſo wuſt Du auch wiſſen, daß ich vorhatte, mir Deinen Rath —“

„Rath?“ unterbrach ſie höhniſch der Anachoret. „Habt Ihr an dem Rathe der Templer, der Hospitaliter und des Legaten noch nicht genug? Wollt Ihr vielleicht von mir erfahren, ob Ihr gut thätet den Sultan Adel, oder einen andern Verwandten Saladins zu heirathen? Und hat die Fürſtin Sybille ſchon jemals gutem Rathe gefolgt?“

Die Ueberraſchung, oder vielmehr das Entſetzen, daß einem Fremden eine Verhandlung bekannt war, welche ſie vor Jedermann verborgen glaubte, und die, wenn ſie bekannt ward, viel Verdruß erregen konnte, erſchütterte die Prinzeſſin auf's Aeußerſte

„Menſch,“ ſagte ſie ungemein ergriffen und mit zitterndem Tone, „wer Du auch biſt, ein Heiliger, oder der Prieſter eines Dämons, da Du Alles weißt, ſo weißt Du auch daß ich in Noth bin, und eines Rathes dringend bedarf. Rathe mir, was ich in der Angelegenheit, die mich bedrängt, thun ſoll, und es ſoll geſchehen; nur das Weib eines Saracenen werde ich nicht.“

„Die Natur des Schwachen fordert, daß er ſich an den Starken anſchließe. Ihr ſeid ſchwach, und der Starke wird ſich finden;“ verſetzte der Greis weniger rauh.

„Man wird mir nicht Zeit laſſen, man wird mich — vielleicht ſchon morgen — drängen einen Gatten zu wählen. Was ſoll ich thun?“

„Wählt Euren Beſchützer;“ entgegnete der Alte.

„Wird man es aber geſtatten?“ fragte Sybille.

„Die Liebe iſt ſtark, ſie blickt nicht rechts noch links, und triumphirt am Ende;“ ſagte Jener feſt. — „Sybille,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „Eure erſte Ehe war unglücklich, die zweite würde Euch in's Verderben ſtürzen, wenn Euch nicht die Hand der Liebe geleitete.“

„So meinſt Du," ſagte die Fürſtin lebhaft, „ich ſolle bei meiner Wahl nur mein Herz zu Rathe ziehen?"

„Wählt den der Euch liebt, dieſe Wahl wird die beſte ſein;" erwiederte zögernd der Greis. — „Ihr habt," ſetzte er nach einer Weile in dem frühern harten und bittern Tone hinzu, „zwar nicht die Alte von Endor befragt, und ich Euch nicht den Schatten Samuels heraufgerufen, haltet Euch indeß verſichert, daß wenn Ihr, wie es in Eurer Art iſt nicht auf weiſen Rath höret, Ihr die Folgen tragen werdet."

Der Anachoret machte bei den letzten Worten eine Bewegung mit der Hand, welche anzudeuten ſchien, daß er die Unterredung abgebrochen zu ſehen wünſchte, und Sybille, betroffen über die Weiſe wie er der Seherin erwähnte und eine dunkle Drohung daran knüpfte, begab ſich nach einigen Dankesworten auf den Rückweg. — —

Der folgende Morgen fand Jeruſalem in großer Unruhe. Ueberall, in der Nähe der königlichen Burg, auf dem Platze vor dem Thurme der Piſamo, dem alten Pſephinos, im Burghauſe der Templer, ſah man Gewappnete, ja Roger du Moulin muſterte ſeine Ordensmacht ſo geräuſchvoll in der Nähe der Grabeskirche, an welche die Wohnung der Hospitaliter ſtieß, er ließ ſelbſt während des Gottesdienſtes ſo laut die Heerpauken ſchlagen, daß der Patriarch, mit dem der Meiſter des Hospitals ohnehin in ſtetem Zwiſt lebte, ſich beim Könige beſchwerte. Um Mittag begann die Rathsverſammlung in der großen Halle der Königsburg. Alle Fürſten und Barone des Reichs waren zugegen. Die Gräfin Agnes und die Prinzeſſin Sybille waren noch nicht anweſend. Der König wollte die Letztere erſt dann in die Verſammlung rufen laſſen, wenn man zu einem feſten Beſchluſſe gekommen ſei, um nun auch die Meinung der Fürſtin vernehmen zu können. Die Verſammlung war ſo zahlreich, daß der weite Saal die Anweſenden nicht alle zu faſſen im Stande war, da die Fürſten und die Großmeiſter beider Orden noch einige Begleiter mitgebracht hatten. Ivo war in dem Gefolge Gerhards von Riderfort, eines alten, liſtig ausſehenden Mannes gekommen; Guido hatte ſich auf den Rath ſeines Freundes, des Templers, mit mehreren jüngern Männern, den Rittern des Königs, die um den Thron gruppirt waren, angeſchloſſen, und dieſer Umſtand ihm einen freundlichen Blick Balduins zugezogen. An der Gruppirung der Anweſenden konnte man ihre Sympathien oder Abneigungen errathen. In der Nähe des Throns, welchen der König, ein ſchöner aber todtenbleicher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, einnahm, befanden ſich, außer dem Hofſtaat, der Legat Heraclius, mehrere Biſchöfe, die Templer, und eine Anzahl jüngerer Ritter, die nach dem Morgenlande gekommen waren, ihr Glück zu machen. Von ihnen abgeſondert ſtanden, von Kopf bis zum Fuße gerüſtet, die Barone, den Fürſten von Sidon, Balian von Ibelin, den Bruder des letzten, den Herrn von Ramla, ſo wie Rainald von Chatillon, einen ſonnverbrannten, wild ausſehenden Alten, an der Spitze. Zwiſchen beiden ſich ziemlich feindlich anblickenden Partheien, befanden ſich einige wenige Männer, aber ſie waren es, welche ein beſonderes Gewicht in die Waagſchale der Parthei, welcher ſie ſich zuneigten, zu werfen im Stande waren. Einer derſelben war der Graf Raimund von Tripolis. Er galt für tapfer, mächtig und äußerſt klug, dagegen war die eiferſüchtige Abneigung des

Königs gegen ihn allgemein bekannt. Nur ſelten kam er nach Jeruſalem, und auch heute trug er zum Zeichen, daß er eigentlich nur zur Feier des bevorſtehenden Oſterfeſtes nach der heiligen Stadt komme, ein kleines Pilgermäntelchen über der Rüſtung. Ihm zur Seite ſtand Boemund von Antiochien, ein gleichfalls ſehr mächtiger Mann. Wie man ſagte kam er nach Jeruſalem, weil er ſich in ein Mädchen niederer Abkunft verliebt hatte, und ſeine Gemahlin Theodora, die Nichte des griechiſchen Kaiſers, zu verſtoßen gedachte, um ſich mit Jener vermählen zu können. Um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, bedurfte er die Unterſtützung des Königs und des Legaten. Roger du Moulin mit den Rittern des Hoſpitals hielt ſich gleichfalls abgeſondert. Seinem ungemeſſenen Stolze gefiel es ſtets wo möglich: ‚Nein‘ zu ſagen, wo Andere: ‚Ja‘ geſagt hatten, und ſo wählte er dieſe Stellung, um ſeinen Widerſpruch da, wo er am meiſten mißfallen könnte, beſonders bei der Meinung der Templer, die er von Herzen haßte, oder bei der des Patriarchen anzubringen.

So wie die Anweſenden verſammelt waren, eröffnete der Kanzler Milo von Plancy ihnen im

Namen des Königs, daß in Beziehung auf das zarte Alter des präſumtiven Thronfolgers, ſo wie die Kränklichkeit des jungen Prinzen und des Königs, der Letztere von mehreren der Fürſten und Herren angegangen worden ſei, ſeine Schweſter, die Mutter des Thronfolgers, zu veranlaſſen, zu einer neuen Ehe zu ſchreiten, damit die Krone des heiligen Landes dem regierenden Hauſe geſichert bleibe. „Der Monarch," fuhr der Redner fort, „erkenne die gute Meinung und hege ſelbſt gleiche Anſichten, doch wolle er, ehe er etwas in dieſer Angelegenheit beſtimme, zuvor die Bemerkungen ſeiner getreuen Lehnsleute und Vaſallen nochmals vernehmen, und er fordere ſie deshalb auf, frei ihre Meinungen zu äußern."

Die Rede Milo's, obwohl er als der Rathgeber der Gräfin Agnes den Meiſten äußerſt verhaßt, und als ein Mann voll Intriguenſucht bekannt war, wurde von den Anweſenden unter allgemeinem Beifallsgemurmel angehört, da Jeder den Wunſch, daß Sybille ſich vermählen möchte, theilte. Um ſo veränderter erſchien die Stimmung, als man zu erörtern begann: ‚Ob es für das Reich vortheilhafter ſei, wenn die Prinzeſſin einen auswärtigen

Fürſten, oder einen der unverheiratheten mächtigen Barone wähle?“ In der That war dies ein Punkt von der höchſten Wichtigkeit. Die Krankheit des Königs hatte fortwährend zugenommen, ſein vielleicht binnen Jahresfriſt ſchon zu erwartender Tod ſtand in Ausſicht, der Thronfolger war ein vierjähriger Knabe und gleichfalls kränklich, die Hand Sybillens konnte allein ein unbeſtrittenes Recht auf die Staatsverwaltung geben, mit dieſer erhielt der Gewählte vielleicht einſt die Krone ſelbſt. Es bedurfte kaum ſo vieler Gründe, um die größte Veranlaſſung zu Einleitung der verſchiedenſten Pläne zu geben. Ein großer Theil des Adels wünſchte einem auswärtigen Fürſten die Hand Sybillens zuzuwenden, weil er ſolche Niemandem aus ſeiner Mitte vergönnen mochte; auch der König neigte ſich ſolcher Anſicht zu, er ſcheute die Anmaßung eines ſtolzen Vaſallen, die dadurch nur noch mehr beſtärkt werden würde. Raimund von Tripolis, dem dadurch die bis jetzt in Händen gehabte Macht als Stellvertreter des Königs geraubt wurde, war gleichfalls dagegen, ſie an Jemand, der unter ihm ſtand, zu überlaſſen. Balian von Ibelin, Rainald Garnier Fürſt von Sidon, Joscelin von

Courtenay, Balduin von Rama, Alle mehr oder minder mit einander verſchwägert, und der Erſte ſogar ſeit Kurzem mit der verwittweten Königin Maria, der zweiten Gemahlin Amalrichs vermählt, unſtreitig die mächtigſte Adelsfamilie im ganzen Morgenlande, wünſchten dagegen daß ſich Sybille ihren Gatten aus den Reichen des Adels wähle, und glaubten dann ſicher zu ſein, daß die Wahl auf einen der Ihrigen fallen würde. Sie hatten der Fürſtin gegen Zuſicherung der letztern Bedingung auch bereits ihre Unterſtützung antragen laſſen, und es war kein Zweifel, daß ſie im Stande geweſen wären, im Nothfall ſolche ſelbſt gegen den Willen des Königs durchzuſetzen, wenn ſie Sybillens Zuſtimmung erhalten hätten. Hatte zu Anfang die Berathung mit dem Anſchein von Ruhe begonnen, ſo ward ſie jetzt äußerſt ſtürmiſch, ſobald die Partheiintereſſen in Frage kamen. Die Männer der Kirche, beſonders der Biſchof Wilhelm von Tyrus, ſo wie der von Cäſarea, ſtellten die Anſicht auf, daß die Wahl eines auswärtigen Fürſten, ſchon wegen der Unterſtützung der heiligen Sache, für die man ſtreite, und bei der man die Theilnahme des Abendlandes nicht entbehren könne, wünſchenswerth ſei. Mit Hohn entgegnete Balian von Ibelin, daß man von dort nichts leichter als ſchöne Verſprechungen, nichts ſchwerer als wirklichen Beiſtand, erhalten könne. Dadurch gereizt entgegnete der Graf von Champagne, daß wenn man dort ſo genau als an Ort und Stelle die Lage der Dinge im Morgenlande kennte, man ſelbſt mit Verſprechungen, die doch am Ende gehalten werden müßten, weniger ſchnell bei der Hand ſein würde, und er gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß die von dem Grafen von Flandern empfohlenen Bewerber, die Söhne Roberts von Bethune (gewöhnlich ‚Advocatus de Bethune‘ genannt), nach Kenntniß des Standes der Sachen, eben nicht allzueifrig ſich in ihren Bewerbungen gezeigt hätten. Daß ſich die Animoſität nur um ſo mehr ſteigerte, als ſolche Bemerkungen gefallen waren, läßt ſich leicht ermeſſen, und bei der Derbheit der damaligen Sitten, that auch ſelbſt die Gegenwart des Königs, der übrigens die Zwietracht unter den Vaſallen nicht ungern ſah, der Heftigkeit der Berathung, die zuletzt in wildes Gezänk ausartete, keinen Eintrag. Ein Lärm unglaublicher Art brach jetzt los. Der Legat Heraclius wollte ihn durch ſein Anſehen beſchwichtigen, aber Balduin von Rama ſagte ihm trocken, daß ſein Lebenswandel ihn nicht berechtige, hier ſo keck das Wort zu führen. Der Graf von Tripolis ſuchte zwar den Zornigen zu beſchwichtigen, und die Partheien zu ruhigerer Berathung zu ſtimmen, aber der Großmeiſter der Templer, der ihn bitter haßte, weil er eigentlich ſeinetwegen den Ordensmantel genommen hatte, da ihm der Graf früher bei ſeinen Bewerbungen um die Erbin von Butron im Wege ſtand, murmelte, düſter und Jenem hörbar, vor ſich hin: „Der Wolfspelz ſcheint doch überall durch!“ und dies verſtimmte den Grafen dergeſtalt, daß er augenblicklich ſeine Rede unterbrach. Durch Auftritte dieſer Art ward die Berathung zuletzt zu einem wüſten Toben. Der Klerus drohte mit Kirchenſtrafen, der Adel mit Gewalt des Schwertes. Roger du Moulin blickte verächtlich, Gerhard von Riderfort höhniſch in dies Treiben, und Rainald von Chatillon, der, trotz ſeiner Stentorſtimme, nicht zum Sprechen gelangen konnte, biß vor Wuth in ſeinen Mantel. Während der Tumult ſo den höchſten Gipfel erreichte, ſendete der König nach den Fürſtinnen. Er ſah ein, daß man, dem Anſcheine nach, zu keinem Reſultate gelange, und hoffte daß die Gegenwart der Damen die Streitenden mehr in Schranken halten werde. Milo von Plancy verkündete zugleich laut, daß der König beſchloſſen habe, der Prinzeſſin Sybille in Gegenwart der Barone mitzutheilen, welche Anſichten von den verſchiedenen Partheien aufgeſtellt worden ſeien, und die Fürſtin aufzufordern ſolche zu erwägen. Eben hatte der Sprechende geendet, als Ivo bedeutungsvoll Guido anblickte. Sogleich trat dieſer mit einer tiefen Verbeugung vor den Thron des Königs, und bat um die Gunſt, in ſeinem und dem Namen mehrerer Mitglieder der Ritterſchaft, einige Bemerkungen zu machen. Die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete ſich ſofort auf den Jüngling. Jedermann erwartete etwas ganz Beſonderes, indem ſich Niemand die Kühnheit erklären konnte, mit der ein junger, für ziemlich unbedeutend gehaltener Rittersmann, ſich getraute einer bereits völlig geſcheiterten Verhandlung eine andere Wendung geben zu wollen. Alles ward ſtill, und die Neugier ſpannte ſich immer mehr. In einem Vortrage der gut geordnet war, an dem aber Ivo wohl den meiſten Theil haben mochte, gab Guido die große

Bedeutung der Vermählung der Prinzeſſin zu, aber er beſtritt ſowohl den auswärtigen Fürſten, wie dem Adel des Reichs das Recht, darauf einzuwirken, und zeigte daß dies nur zu Zwietracht und Verwirrung führe. Niemand als der König und die Prinzeſſin ſelbſt, behauptete er, hätten das Recht über dieſen Punkt zu entſcheiden, und er bewies aus Beiſpielen, welcher Nachtheil in frühern Jahren, durch Eingriffe der Partheien, für das Reich entſtanden wären. Außerdem, ſagte er, ſtünden die Anſichten und die auf ſolche gegründeten unausgeſprochenen Erwartungen, die überdies von Jedem gekannt ſeien, ſich ſo entgegen, daß es vollkommen unmöglich ſei, ſich über die Sache zu vereinigen. —

Dies Argument war unſtreitig das ſchlagendſte von Allen. Jeder ſah es nur allzugut ein, Jeder wußte was die eigene oder die Gegenparthei beabſichtige, aber Niemand wagte auszuſprechen was der junge Mann ſo unbefangen äußerte. Gleichfalls leuchtete den Meiſten ein, daß der einzige Ausweg aus dem Labyrinthe nur der ſein könnte, den Guido eben vorſchlug, nämlich: Alles dem Könige und der Prinzeſſin allein zu überlaſſen. Dieſer Vorſchlag wurde noch acceptabler, als Jeder ſich Rechnung machte, durch heimliche Einwirkung zu erlangen, was ſeinem öffentlichen Dringen verſagt blieb. Nachdem die Verſammlung den jungen Mann bis dahin ruhig angehört, beeiferte ſich Guido auseinander zu ſetzen, daß die Prinzeſſin auch als Frau unveräußerliche Rechte habe, die Niemand beeinträchtigen dürfe. Seine Rede ſchwang ſich dabei bis zu einer Art Begeiſterung auf, die ſich noch ſteigerte, als er bemerkte daß die Prinzeſſin und die Gräfin Agnes eben in die Verſammlung getreten waren. Je mehr Guido ſprach, je feuriger, je ergreifender war ſeine Rede, und nicht nur die Worte, ſondern ſelbſt die außerordentliche Schönheit des jungen Redners machten auf die Verſammelten einen großen Eindruck. Am meiſten indeß ward Sybille ſelbſt davon ergriffen. Sie war unwillkührlich am Eingange des Saals ſtehen geblieben, und wendete kein Auge von dem Sprecher, der ihre Sache ſo glühend vertheidigte. Jetzt in höchſter Ekſtaſe ſtreckte Guido ſeine Hand gegen die Prinzeſſin aus.

„Blickt dorthin, Meſſires!“ rief er begeiſtert. „Können ſo viel Anmuth, ſo viel Liebenswürdigkeit, ſo viel Schönheit, der Gegenſtand kalter Männerberathungen ſein? Welchen Vorzug gäbe es, ſei es Macht, ſei es Geld, um Güter aufzuwiegen, die nicht erworben, nur verſchenkt werden können, und die den Beſitzer jener ſchönen Hand, jenes edlen Herzens, einem König gleich ſtellen würden, wenn auch dieſe Stirn kein Diadem umſchlöſſe! — Ihr ſeid Ritter, Ihr ſeid franzöſiſcher Abkunft! Gäbe es Einen unter uns, der beiden Eigenſchaften ſo untreu werden könnte, um die Huldigungen zu vergeſſen, die er der Schönheit, und dem Adel der Frauen, ſchuldig iſt?“ —

Ein Beifallsſturm brach unter der jungen, anweſenden Ritterſchaft los, als Guido geendet hatte, und auch die unter den Baronen, die ihm am liebſten das Schwert durch den Leib gerannt hätten, ſtimmten ein, da ſie in der Nähe Sybillens ſtanden, und dieſe auf ſolche Weiſe für ihre Pläne geneigt zu machen dachten.

So wie Guido geendet hatte, näherte ſich Sybille dem Throne, und dort mit der Gräfin Agnes zur Linken des Königs Platz nehmend, ſagte ſie, einen freundlichen Blick auf Guido werfend, daß ſie den ganzen Werth der Vertheidigung ihrer Rechte erkenne, daß ſie jedoch auch die Richtigkeit der Bemerkungen der Barone, daß ſie den Wittwenſchleier der Wohlfahrt des Reiches zum Opfer bringen müſſe, einſehe. Sie habe demzufolge ſowohl die Auszeichnung, daß mehrere der auswärtigen Fürſten um ihre Hand geworben, wie die Vorzüge und Verdienſte der Barone, dieſer Säulen, auf welche ſich der Thron des heiligen Landes ſtütze, wohl erwogen, und werde ihre Wünſche in dieſen Beziehungen nächſter Tage der Weisheit des Königs zur Erwägung und Entſcheidung vorlegen.

So wie der König die Verſammlung entließ, und ſich in Begleitung der Prinzeſſin und der Gräfin Agnes in ſeine Gemächer zurückzog, richtete Erſtere nochmals ihre Blicke auf Guido. Die ſchönen feurigen Augen ruheten ſo lange und ſo ausdrucksvoll auf dem Jünglinge, daß dieſer betroffen die ſeinigen zu Boden ſchlug und ſie erſt wieder erhob, als Sybille bereits die Halle verlaſſen hatte. —

„Seht mich an!“ rief Ivo lachend, als er am Abende deſſelben Tages zu Guido in's Zimmer trat. „Sehe ich aus wie ein Liebesbote? Und doch bin ich einer. Maſchallah! — würde Boemund ſagen, welcher in Antiochien immer mehr zum Saracenen wird, — Euer Glück iſt im Steigen! Ja, ja, ſeht mich nur immer mit Verwunderung an! Ihr ſeid ein Glückskind, ſeid geliebt, von einer Fürſtin geliebt, und auf Euch kommt es nun an, das Eiſen zu ſchmieden weil es glüht!“

„Wie? Sollte Sybille wirklich — Nein, es iſt nicht möglich!“ rief Guido lebhaft und auf's Höchſte überraſcht.

„Soll ich es Euch etwa, wie Rainald von Chatillon, bei Gottes Helmmütze beſchwören?“ rief Ivo. „Ich bin von der Prinzeſſin beauftragt Euch zu ihr einzuladen, damit ſie für das edle Feuer, womit Ihr ihre Sache geführt, — denkt nur! ſo lauteten ihre Worte, — Euch perſönlich danken könne.“

„Und darauf gründet Ihr Eure Meinung? Dies iſt Alles?“ ſagte Guido etwas enttäuſcht.

„Was?“ rief Ivo. „Iſt dies nicht genug? — Nun wahrhaftig, junger Herr, Ihr wißt Euren Werth zu taxiren! Meint Ihr etwa, daß Euch die Fürſtin in dieſem Neſte aufſuchen, Euch eine Liebeserklärung machen, und ſchließlich die Bitte vortragen ſolle, daß Ihr ſo gütig ſein möchtet ſie zu heirathen?"

„Heirathen? Wer denkt daran! Ich weiß nicht wie Ihr auf dieſe Weiſe ſcherzen möget" — hob Guido an.

„Scherzen?" unterbrach ihn der Templer. „Wer zum Henker ſcherzt denn? Meintet Ihr als ich Euch verſprach für Euer Glück zu ſorgen, wenn Ihr Euch unbedingt meiner Führung überließet, daß ich mich beſchäftigen würde für Eure Schäferſtunden, ſei es mit Prinzeſſinnen oder mit Judenmädchen, auf die unſere jungen Leute ſo toll ſind, zu ſorgen? Wahrhaftig, das wäre mir eine erwünſchte Aufgabe! Ihr ſeid jung und ſchön, das iſt hinreichend und dazu braucht Ihr keines Vormundes; aber um Sybillens Gemahl und Reichsverweſer zu werden, wenn der König ſtirbt, — heute ſah er wieder recht gebrechlich aus. Meint Ihr nicht auch? — dazu bin ich nöthig, denn ohne mich bleibet Ihr zeitlebens Herr Guido von Luſignan ſchlechtweg."

„In der That, Eure Reden ſind mir unbegreiflich!" rief Guido.

„Es ſcheint allerdings, daß Euch das Begreifen manchmal nicht übertrieben leicht wird!“ ſagte Jvo trocken. „Ich muß demnach Euch ganz einfach Eure Anweiſungen geben. — Ihr begebt Euch, Meſſire, alſo heute Abend nach Sonnenuntergang, und zwar erſt wenn es dunkelt, zur Prinzeſſin, bei der Ihr Euch unter Eurem Namen anmelden laſſet. Ihr werdet ſie allein treffen. Ohne ſie zu Worte kommen zu laſſen, werfet Ihr Euch ihr zu Füßen, Ihr bittet ſie um Entſchuldigung, daß Ihr es gewagt dem Drange Eures Herzens zu folgen, und in Gegenwart des ganzen Hofes der Reize zu erwähnen, die auf Euer Herz einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht. — Ihr könnt dies ungefähr auf die Weiſe wie heute in der Verſammlung vortragen. Es hörte ſich ganz gut an, und man konnte wirklich der Meinung ſein Ihr dächtet ſo. — Nun aber ſteigert Ihr Eure Begeiſterung noch ſo gut Ihr könnt, und laßt die feurigſte Liebeserklärung folgen.“

„Unmöglich! Sie würde erzürnt ſein;“ rief Guido.

„Bewahre! Es iſt nicht das erſte Mal, daß ſie dergleichen anhört;“ verſetzte der Templer kalt. „Ueberdies giebt es kein Beiſpiel, daß eine Frau eine Liebeſerklärung von einem Manne, der weder alt noch häßlich, ſehr übel aufgenommen hätte. — Auf dieſe Gefahr wollte ich es ſelbſt wagen, obwohl nichts weiter dabei herauskäme."

„Sie würde mich für einen Unbeſonnenen, für einen tollen Schwärmer halten!" ſagte Guido.

„Möglich daß dies der Fall iſt;" erwiederte Ivo ruhig. „Es iſt ſogar wahrſcheinlich. Ich habe ihr bereits geſagt, daß Ihr zum Raſendwerden in ſie verliebt ſeid."

„Seid Ihr beſeſſen?" rief der Jüngling erſchrocken.

„Beinahe möchte ich es glauben, indem ich ſo hartnäckig mir vorgenommen Euer Glück zu machen, obwohl Ihr Euch ein wenig unbeholfen dabei benehmt!" erwiederte Jener. „Das Weitere," ſetzte er ſonderbar lächelnd hinzu, „wird ſich dann wohl von ſelbſt ergeben, und ich denke, falls ein Mann von Eurem Alter und Eurem Aeußern, einem ſolchen Weibe gegenüber, nur einen Funken Menſchenverſtand behält, — allenfalls geht es auch ohne dieſen — ſo bedarf er wohl keines Rathgebers. Wollt Ihr indeß dennoch einen Rath, ſo ſage ich Euch: Vergeßt ihren Rang, und ſehet nur das ſchöne Weib."

„Ihr meint alſo wirklich, wie es möglich ſei, daß ſie mir als Weib ihre Hand reiche?“ fragte Guido ſich noch immer von ſeinem Erſtaunen nicht erholen könnend.

„Dies iſt ſo gut als gewiß, wenn Ihr Euch bei der heutigen Zuſammenkunft nicht ganz übertrieben ungeſchickt benehmt;“ erwiederte Ivo. „Ich habe bereits durchblicken laſſen, daß dies der Gedanke Eurer Tage, der Traum Eurer Nächte ſei, daß Ihr dies Glück zwar kaum als erreichbar hieltet, daß es aber, wenn Ihr es erreichtet, Euch zum Gott machen würde. — O, Ihr glaubt nicht,“ fuhr der Templer lachend fort, „in welchem Licht ich Euch konterfeit habe. Verliebt habe ich Euch geſchildert wie Suleiman den Saracenen, und an mir liegt es nicht, wenn ſie nicht heute noch Eure Zuleika werden ſollte. Tapfer nannte ich Euch wie Ruſtan, und ich erzählte ihr Heldenthaten, daß ich über meine eigene Unverſchämtheit faſt erröthet wäre. Ich ſagte ihr, daß unſere junge Ritterſchaft Euch nur den ‚Roland des Heeres‘ nenne.“

„Um Gotteswillen! Dies habt Ihr gethan?“ ſprach Guido erſchrocken. „Wenn ſie mit Jemand darüber ſpricht —“

„So hält ſie ihn für einen Neidhammel, wenn er nicht aus eben dieſem Tone pfeift; im ſchlimmſten Falle bin ich der Lügner, und die Freundſchaft hat mich verblendet;" fiel Ivo ein. — „Noch eins!" fuhr er nach einer Weile fort. „Seht wie weit Ihr mit ihr gelangen könnt, ſprecht aber kein Wort vom Heirathen. Sie muß glauben, daß Ihr dies Stück für unerreichbar haltet. Aeußert Sie indeß ein Wort, das darauf Bezug hat, dann fahrt zu, laßt alle Segel der Begeiſterung los, zwingt ſie zu einer Erklärung, und ſteuert das Schifflein der Liebe ſo zwiſchen Untiefen und Klippen, daß es weder mehr vorwärts noch rückwärts kann, und ſich ſeinem Führer ohne alle Bedingungen überlaſſen muß. — O Gott!" ſagte Ivo, indem er grimmig mit der Hand auf den Tiſch ſchlug. „Wäre ich doch an Eurer Stelle! Binnen dreimal vierundzwanzig Stunden ſtünde ich mit ihr am Traualtar."

„Aber der König! Was würde dieſer dazu ſagen?" fragte Guido bedenklich.

„Anfänglich ‚Nein' ſpäter ‚Ja' und zuletzt wird es ihn freuen beiden Partheien der Barone auf eine gute Weiſe einen Poſſen ſpielen zu können," erwiederte Ivo leicht. „Uebrigens habt auch Ihr eine ſtarke Parthei im Staate.“

„Wer? — Ich?“ fragte der Jüngling verwundert.

„Freilich;“ entgegnete der Templer. „Erſtlich den Legaten. Ich weiß ſo Dies und Das von ihm, was er nicht bekannt werden laſſen darf, auch haßt er die Barone, und die auswärtigen Bewerber haben ſich zurückgezogen. Ferner habt Ihr beide Orden, wie ſie Jeder hat, von dem ſie etwas zu hoffen haben, und bei Euch würde dies der Fall ſein, während ſie bei den Baronen vom Gegentheil überzeugt ſind. Die Zahl derer aber, die in's Morgenland kommen ihr Glück zu machen, ſind natürlich auch unbedingt auf Eurer Seite, denn ſie ſehen Euch halb und halb für Ihresgleichen an.“

„Eines habt Ihr noch vergeſſen, wenn Ihr dies Bedenken auch ſonderbar finden ſolltet;“ ſprach Guido ſeufzend. — „Klotilde!“

„Die Ertrunkene?“ rief der Templer lachend. „Ja bei allen Göttern, denen der weiſe Salomo da drüben auf dem Berge des Aergerniſſes Opfer gebracht hat! Dieſe wäre mir nicht im Traume eingefallen.“

„Ich erwähnte ſie auch nur,“ ſprach Guido wie beſchämt, „weil ihr liebes Bild mir mit einem Male und unwillkürlich vor die Seele trat.“

„War das der Fall? — Nun das ſchadet nichts;“ verſetzte der Templer, gemächlich gähnend, und ſich auf dem Seſſel ausſtreckend. „Gegen das Andenken an Eine, die im Meere liegt, wird Prinzeſſin Sybille nichts einzuwenden haben, nur bei einer Lebendigen würde ſie, wie ich ſie kenne, keinen Scherz verſtehen. — Doch die Erinnerung an die frühere Geliebte war wohl blos Euer Spaß, oder thatet Ihr es vielleicht um des Decorums halber? Iſt Letzteres der Fall, ſo will ich Euch darüber ein Zeugniß ausſtellen.“

„Spottet nur!“ erwiederte Guido ſchmerzlich. „Ich hatte Klotilden ſehr lieb; aber freilich — ſie iſt dahin.“

„Ja,“ ſprach ſpöttiſch der Ritter, „ſie iſt dahin, und Eure Heirath mit der Prinzeſſin iſt auch dahin, wenn Ihr heute noch mehr ſolche Betrachtungen anſtellt! — Ei zum Henker, Guido, ſeid ein Mann, und kein liebeſiecher Schäfer, wenn es den Beſitz des blühendſten Weibes im ganzen Morgenlande, und vielleicht den einer Krone gilt!“

„Mir ſcheint es, Ihr häufet da Pläne auf Pläne —“ hob Guido faſt mißmuthig an.

„Die alle gelingen werden, wenn Ihr ſie nicht ſelbſt verderbet;“ fiel der Templer ein. „Balduin der Vierte iſt ſo gut als eine Leiche, und der kränkliche Prinz, der ihm auf dem Throne folgt, wird auch bei Zeiten eine ſein. Doch das findet ſich. — Mit einem Worte,“ ſetzte er aufſtehend hinzu, „Ihr wißt jetzt was Ihr zu thun habt. Benehmt Euch klug oder vielmehr kühn, denn den Kühnen verläßt das Glück noch ſeltener als den Klugen. Ich muß jetzt fort, muß in's Kapitel. Gerhard von Montthery nimmt heute den Templermantel. Das iſt auch ſo ein Liebesſchwärmer der die Braut verloren, aber Geld hat, und einen ſolchen hält Gerhard von Riderfort feſt wie der Seeadler die Möve.“

Mit den letzten Worten und einem Winke der Hand ging Ivo zur Thür hinaus. — — —

Es war ungefähr vier Wochen ſpäter, als in der Wohnung Rainalds von Chatillon mehrere Häupter der Barone in Berathung waren. Letztere fand beim Becher ſtatt, und der champagnerartige Wein, wie ſolcher in der Nähe Jeruſalems wächſt, ſchien ſeine Wirkung nicht zu verfehlen.

„Trinkt, Meſſire Balian, trinkt!“ ſchrie der

Wirth. „Spült Euch den Aerger hinter. Ich ſage Euch: Guido von Luſignan iſt der Verlobte Sybillens!“

„Und ich ſage: Es iſt nicht wahr!“ rief Jener gleichfalls vom Weine erhitzt. „Wer iſt denn dieſes Ritterlein? — Ihr ſagt: er ſei von altem Adel. Immerhin. Er hat aber nichts, und iſt nichts. Ich mache ihn nicht zum Kaſtellan auf einer meiner Burgen.“

„Es wird mich gar nicht wundern, wenn es ſo kommen ſollte;“ ſagte mit unzufriedenem Lächeln der Graf von Tripolis. „Bei der Zwietracht die hier herrſcht, und auf die ich nicht gerechnet hatte als ich herkam —“

„Ihr kamt gerade zur ungelegenen Zeit, Meſſire!“ unterbrach ihn Balduin von Ramla, vom Weine angeregt. „Ja, Graf Raimund, ich ſage es gerade heraus! Der König der todtkrank iſt, der ſich ganz in der Gewalt der Gräfin Agnes, des Legaten, Milo's von Plancy und der Templer befindet, meinte: [illegible] und Boemund von Antiochien wäret gekommen, um ihn zur Abdankung zu zwingen; Euer zahlreiches Gefolge beſtätigte ihn in dem Argwohn, und ſo giebt er lieber ſeine Einwilligung zur Erhebung eines unbedeutenden Ritters, den er leicht im Gehorſam zu erhalten hofft.“

„Er hat Recht! Par la greve de Dieu! Balduin hat Recht;“ ſchrie Rainald von Chatillon. „Ihr habt uns das Spiel verdorben, Meſſire! Ohne Euch würde die Prinzeſſin gewiß meinen Vetter den braven Baron Gui de Chatellerault gewählt haben.“

„Einen Einäugigen? Wo denkt Ihr hin!“ wendete Graf Raimund ein.

„Ja, oder den wackeren Humbert d'Ibelin auf Rochenoir;“ fiel Balian ein.

„Einen Mann mit weißem Haar? Die Prinzeſſin Sybille?“ ſagte der Vorige achſelzuckend. — „Aber da kommt der Meiſter des Hospitals! Er wird uns Auskunft geben.“

Roger du Moulin, ein Mann von hoher Geſtalt, deſſen Helmfedern faſt die Decke des Zimmers berührten, trat eben ein. Seine Miene zeigte Unzufriedenheit und ungemeſſenen Stolz, aber ſeine Züge waren edel und höchſt kriegeriſch.

„Nun, Meſſire vom Hospital, wie ſteht die Sache?“ rief ihm erwartungsvoll der Graf von Tripolis entgegen.

„Wie wird es ſtehen!“ entgegnete der Hospitaliter. „Sie heirathet den Luſignan. — So eben werden die Herolde die Proklamation ausrufen. Die Reiſigen des Königs ſtehen unter den Waffen, und die Thore ſind geſperrt.“

„Hölle und Teufel!“ ſchrie Rainald. „So wären wir ſo gut wie gefangen.“

„Das wollen wir ſehen!“ rief Balian von Ibelin. „Ich habe dreißig meiner Lehensleute in der Stadt.“

„Ja, das wollen wir ſehen!“ riefen Mehrere von der Familie des Vorigen. „Wir ſind gegen zweihundert Mann ſtark.“

„Bemühet Euch nicht, Ihr würdet erdrückt!“ ſagte kalt der Meiſter vom Spital. „Auch die vom Tempel ſind unter Waffen, und harren des Königs Befehl.“

„Das ſieht Gerhard von Riderfort ähnlich!“ rief mit ſtillem Grimme der Graf von Tripolis.

„Wenn auch!“ ſchrie Rainald heftig. „Wir fechten Einer gegen Drei, wenn Ihr Hospitaliter Euch für uns erklärt.“

„Ich? — Ich thue es nicht! — Habt Ihr mir die beiden Burgen am todten Meer abtreten wollen?“ verſetzte Roger du Moulin kalt. — „Warum ſollte ich auch? Mir gelten Eure Bewerber nicht mehr als jener Luſignan.“

„Was? Der Menſch kann einſt unſer König werden;“ ſprach der Graf.

„Mag er doch! Der Unbedeutende iſt mir immer noch lieber als Einer der, ſeines Anhangs wegen, ſich etwas beſonderes dünkt;“ erwiederte Jener ruhig.

„Ich hätte ſtolzer Euch geglaubt, Roger du Moulin;“ ſprach Balian von Ibelin. „Ihr wolltet, in dieſem Falle, einem ſolchen Ritterlein den Lehnseid leiſten?“

„Heirathet er die Prinzeſſin, ſo wird er Pair, und als ſolcher leiſte ich, der Pair dem Pair des Reiches, dem Manne meines Gleichen, mit gebogenem Knie den Huldigungseid,“ verſetzte der Hospitaliter ruhig. — „Glaubt mir, Meſſire von Ibelin, Roger du Moulin weiß zu unterſcheiden was ſeiner Würde ziemt, und was nicht!“

„Wie es ſcheint macht Ihr alſo mit dem Tempel diesmal gemeine Sache;“ verſetzte Graf Raimund giftig.

„Der Orden vom Spital iſt ſich ſelbſt genug. Er ſchließt ſich an Niemand an, und hat nur die eigene Würde im Auge;" antwortete Roger du Moulin. „Für jetzt gebietet ihm dieſe die Ruhe in Jeruſalem aufrecht zu erhalten, weil es Oſterzeit iſt. Wer einen Kampf begönne, würde uns gegen ſich finden."

„Nun dann wiſſen wir wenigſtens woran wir ſind;" verſetzte der Graf mit Hohn. „Mein Geſchäft zu Jeruſalem iſt beendet, und ich werde mich auf den Rückweg begeben, ſobald die Thore offen ſind. Ich bin nicht geſonnen einen Hochzeitgaſt bei der Vermählung des Herrn Guido von Luſignan abzugeben, aber — ſeid verſichert, Meſſire vom Hospital, daß ich Euch den Streich nicht vergeſſe."

„Wir Alle," rief zornig Balian von Ibelin, „werden den heutigen Tag in gutem Andenken behalten!"

Stürmiſch verließen die Ritter den Saal. Rainald von Chatillon vermochte ſie nicht zurückzuhalten.

„Wer iſt Euch lieber: ein kecker Jüngling oder ein alter Tollkopf?" fragte mit ſtolzem Hohnlachen Roger du Moulin den Hausherrn. „Ich bin für den Erſteren, darum leihe ich meine Unterſtützung dem Luſignan. Er iſt mir immer noch lieber als Einer der tauſend Vettern Balians, welche glauben daß auf ihren Lanzenſpitzen das Gewölbe des Himmels ruhe."

„So viel frage ich nach dem Einen, und ſo viel nach dem Andern!“ ſagte der wilde Rainald, indem er ein Schnippchen ſchlug. „Meinetwegen mag Guido der Gemahl der Prinzeſſin und Reichsverweſer ſein, aber — par Dieu! — er ſoll eine harte Nuß zu knacken bekommen, wenn er meinen Beutezügen, die ich von Burg Karrak aus, trotz allen Waffenſtillſtänden, in's Saracenenland fortſetzen werde, etwas in den Weg zu legen gedenkt!“

Beiſtimmend ihm zunickend, und als ob er ſagen wolle, daß er eben eine ſolche Meinung von der Autorität des künftigen Reichsverweſers habe, verließ der Meiſter vom Hospital das Zimmer. —

Es war einige Tage ſpäter, als die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung war, das ſchönſte Brautpaar des Abend- und Morgenlandes, aus der Kirche des heiligen Grabes, wo es eben durch den Legaten Heraclius getraut worden war, der königlichen Burg zuziehen zu ſehen. Der Zug war glänzend. Trompeter und Pauker in reichen Kleidern eröffneten ihn, dann kam eine Schaar Turkopolen, die leichte Reiterei der Templer. Gerhard von Riderfort und Roger du Moulin, mit den Rittern vom Tempel und Hoſpital, umgaben das Brautpaar und die Trauzeugen, unter denen die Gräfin Agnes und Milo von Plancy vorzüglich zu bemerken waren. Der Anblick des neuen Ehepaares war ſtrahlend. Sybillens Schönheit überglänzte Purpur, Hermelin und Diamanten, mit denen ſie, und der herrliche Zelter den ſie ritt, bedeckt waren. Wie ein Apoll erſchien Guido ihr zur Seite. Der kohlſchwarze Hengſt der ihn trug, ſchien ſtolz auf den ſchönen Reiter. Er wieherte laut und ſchüttelte von Zeit zu Zeit die dichte Mähne, die den ſchlanken Hals bedeckte. Wo der Zug vorüberkam ertönte, beim Anblick des reizenden Paares, ein lebhaftes Beifallsgemurmel, das bald in ein lautes Freudengeſchrei überging. So wie der Zug vor der Königsburg angekommen war, ſprang Guido vom Pferde um Sybillen vom Zelter zu heben. Kaum war dies geſchehen, und der Ritter hatte ſeiner Gemahlin den Arm gereicht, um ſie die Treppe, die zum Eingange des Palaſtes führte, hinauf zu geleiten, als dicht zur Seite deſſelben ein lauter Schrei ertönte.

„Was giebts?“ fragte Guido ſtillſtehend.

„Ein junger Pilger iſt in dem Gedränge ohnmächtig geworden;“ antwortete Jemand von den Umſtehenden.

„Ein hübſcher junger Menſch!“ ſprach die Prinzeſſin hinblickend. „Seid ſo gut ihm beizuſtehen, Ihr Herren vom Spital.“

Während zwei Hospitaliter ſich in den Knäuel drängten, blickte auch Guido hin. Eben ſchlug der kranke Jüngling die Augen auf.

„Herr meines Lebens!“ rief Guido in höchſter Ueberraſchung. — „Erlaubt Madame! Ich muß den Jüngling ſprechen;“ ſetzte er hinzu, indem er, Sybillen am Arme, zu ihm trat. — „Wie heißeſt Du, junger Pilger?“

„Ich — heiße Klotar;“ entgegnete ſtammelnd der Jüngling, welcher von äußerſt lieblicher Geſichtsbildung, und etwa zwanzig Jahre alt war. Sein Auge war ſtarr auf Guido gerichtet, lange dunkle Locken erhöhten die Weiße des bleichen Geſichts.

„Klotar? — Doch nicht Klotar von Chateaublanc?“ fragte Guido raſch.

„Derſelbe, Meſſire;“ antwortete mit ſchwacher, zitternder Stimme der Jüngling.

„Alſo der Bruder Klotildens, die im Meere umkam?“

Der Pilger war, wie es ſchien, keiner Antwort mächtig. Er nickte blos bejahend, und griff, als ob er ſich feſthalten wolle, nach dem Geländer der Treppe.

„Erhole Dich, mein Freund;“ ſagte Guido nach augenblicklichem Beſinnen. „Beſuche mich heute Abend. Ich muß Dich ſprechen.“

Freundlich dem Fremden zunickend, und nachdem er ſeiner Gemahlin den Arm geboten, dieſer etwas leiſe mittheilend, ſtieg Guido die Palaſttreppe empor. — —

Es war am Abende des folgenden Tages. Guido legte eben ſeine Prachtkleidung ab, und ein leichtes Hauskleid an, das ſeine ſchönen männlichen Formen nur noch vortheilhafter erſcheinen ließ, als ſich die Thüre des Zimmers öffnete, und Ivo leiſe, faſt unhörbar wie es in ſeiner Art war, in's Zimmer trat. Guido eilte freudig auf ihn zu, ihm beide Hände zum Gruße entgegenſtreckend. Der Templer ſchien ungewöhnlich ernſt.

„Endlich kommt Ihr, mein theurer, theurer

Freund!“ rief Guido lebhaft. „Am geſtrigen Abend beim Feſte, heute bei der Glückwünſchungsverſammlung, hat Euch mein Auge überall geſucht und nirgends gefunden. Sagt mir, wo Ihr geblieben ſeid?“

„In meiner Zelle;“ entgegnete der Templer kalt. „Ich tauge nicht zu Feſten und Freudenbezeigungen.“

„Diesmal aber hättet Ihr eine Ausnahme machen müſſen!“ rief Guido warm. „Ohne Euch hätte dies Feſt nimmermehr ſtattgefunden.“

„Fühlt Ihr dies? — Seid Ihr von dieſem Gefühl durchdrungen?“ ſprach Ivo ſich hoch aufrichtend, und mit einer Art Härte im Tone. „Guido von Luſignan,“ ſetzte er ernſt hinzu, „Ihr ſeid geſtiegen, ſeid durch mich geſtiegen und werdet noch höher ſteigen. Ihr werdet bald Reichsverweſer und einſt König ſein. Es könnte eine Zeit kommen, wo es ſich nicht ſchicken würde Euch an Das zu erinnern, was ich für Euch gethan. Möget Ihr dann nicht vergeſſen, daß ich es war, der Euch erhoben —“

„Nimmer! — In meinem Leben, niemals!“ unterbrach ihn Guido, die Hand betheurend auf die Bruſt legend.

„Und," fuhr der Templer fort, ohne, wie es ſchien, auf Guido's Betheurung zu achten, „deſſen eingedenk ſein, was Ihr dagegen mir zugeſagt."

„Ihr ſeid mein Freund, mein Wohlthäter! Blindlings folge ich Eurem Rathe! Wie könnte ich je vergeſſen was ich aus Eurer Hand empfangen!"

„Man findet den Gedanken oft drückend, Wohlthaten empfangen zu haben, dieſe erſcheinen als eben ſo viele Schulden, und jeder Schuldner ſolcher Art haßt ſeinen Gläubiger. Dies liegt in der Jämmerlichkeit der Menſchennatur. Gebt einem Hunde ein Stück Fleiſch, und nehmt ihm den abgenagten Knochen; er wird Euch nach der Hand ſchnappen. Der Hund und der Menſch ſind erbärmliche Geſchöpfe."

Der Templer ſprach dieſe Worte mit dem Ausdrucke unausſprechlicher Verachtung. Guido ſah ihn betroffen an.

„Der Menſch," fuhr Ivo düſter fort, „ſteht in ſo fern noch unter dem Thiere, daß er für manche Dinge ein äußerſt ſchwaches Gedächtniß hat, und es iſt deshalb manchmal nöthig dem letztern zu Hülfe zu kommen. Da indeß, wie geſagt, ſpäterhin dies nicht mehr paſſend ſein würde, ſo ſage ich Euch heute ein für allemal: So gewiß ich der Mann war Euch zu erheben, ſo gewiß wäre ich der Mann Euch zu ſtürzen, wenn Ihr je unſern Pact vergäßet. — Deutet meine Worte nicht übler als ſie gemeint ſind;" fuhr der Templer nach einer Pauſe in ſeiner Rede fort. „Heute könnt Ihr ſie noch anhören, ohne Euch durch ſie beleidigt zu fühlen. Gegen Guido von Luſignan kann ich noch offen ausſprechen was ich denke, dem Reichsverweſer darf ich es nur andeuten, gegen den König muß ich ſchweigen. Wehe aber dem Reichsverweſer, dreimal wehe dem Könige, wenn er vergäße was Guido von Luſignan gelobt hat."

„Ich kann mir gar nicht klar machen, welche böſe Laune Euch bethört;" ſagte Guido verwundert. „Seid verſichert, daß ich Euch für meinen beſten, für meinen einzigen Freund anſehe, und daß Ihr alſo auch mein einziger Rathgeber ſein ſollt. Ueberdies — weiß ich nicht daß die Barone mich haſſen müſſen? Kenne ich nicht den Legaten, ſo wie die beiden Ordensmeiſter? Weiß ich nicht daß Jeder von ihnen nur nach ſeinen ſelbſtſüchtigen Plänen handelt, während ich bei Euch den Rath eines erprobten, edeln, uneigennützigen Freundes finde?"

Während Guido dieſe Worte ſprach, trat der junge Pilger von geſtern, jedoch in Pagenkleidung, in's Zimmer. Das Aeußere deſſelben war ſehr anmuthig. Das Haar fiel in langen Locken bis auf den Nacken herab. Ein Sammetmäntelchen hing nachläſſig auf der Schulter, doch ſo, daß es den ſchlanken Wuchs, den der knappanliegende, aus Wamms und Unterkleidern von weißer Seide beſtehende Anzug, noch mehr hervorhob, nicht beeinträchtigte. Der Page brachte einige Geräthſchaften, beſonders ein auf einem Tiſche befindliches Blumenkörbchen in Ordnung, dann entfernte er ſich wieder ſo ſtill als er gekommen war.

„Wer war der junge Menſch?" fragte Ivo raſch als Jener das Zimmer verlaſſen hatte.

„Denkt nur, welcher Zufall gewaltet hat!" erwiederte Guido lebhaft. „Er iſt der Bruder Klotildens, Klotar von Chateaublanc. — Der Zufall wollte es, daß er einen Vetter des Grafen von Nevers auf Befehl ſeines Herrn nach dem heiligen Lande begleiten ſollte, und daß er auf dem Schiffe ſeine Schweſter fand. Wie Ihr bereits wißt, ſcheiterte das Unglücksſchiff in der Nähe von Cypern, und Klotar war unter den Wenigen die ſich retteten. Nachdem er lange in Famagoſta krank gelegen, beſchloß er, da ſein Herr gleichfalls umgekommen, als Pilger nach Joppe überzuſchiffen, und nachdem er eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt gemacht haben würde, wieder nach Frankreich heimzukehren. Geſtern erblickte ich ihn, die täuſchende Aehnlichkeit mit Klotilden fiel mir auf, ich rief ihn zu mir und nahm ihn in meine Dienſte.“

Der Page war inzwiſchen wieder in's Zimmer getreten und hatte es bald darauf auf's Neue verlaſſen.

„Ich denke,“ fuhr Guido fort, indem er ihm freundlich nachblickte, „ich werde im Stande ſein dem jungen Menſchen einen Theil deſſen zu erſetzen, was wir beide durch den Tod ſeiner Schweſter verloren. — Ach wie erinnert ſein Anblick mich an Klotilden, der er, einige kleine Peckennarben abgerechnet, ſo gänzlich gleicht! — Seines längeren Siechthums wegen iſt er noch etwas leidend und ſchwach, und ich hatte eigentlich vor, ihn als Page, ſpäter vielleicht als Stallmeiſter und Ehrenritter, bei meiner Gemahlin anzuſtellen, aber er erklärte ſich ſogleich dagegen. ‚Das Waffenhandwerk‘, rief er mit einer Lebhaftigkeit, die faſt leidenſchaftlich genannt werden konnte, ‚ſei es an dem er vor Allem hänge. Mich wolle er in Kampf und Tod begleiten, aber auch nur mir allein dienen. Wolle ich ihn nicht bei meiner Perſon anſtellen, ſo kehre er wieder nach Frankreich zurück.'"

„Ihr hättet ihn ziehen laſſen ſollen!" ſagte Ivo mit gerunzelter Stirn.

„Wie? Den Bruder Klotildens? Einen Jüngling, der gewiß einer meiner treueſten Diener ſein wird?"

„Wenn auch!" ſprach Jener verdrießlich. „Es taugt nicht Erinnerungen aus dem vorigen Leben mit ſich herumzuſchleppen, wenn man in ein neues zu treten unternommen hat. Solche Anknüpfungsfäden an die Vergangenheit werden für die Gegenwart zu bindenden Stricken. Ueberdem — ſagtet Ihr nicht einſt Ihr ſeiet Spielkameraden geweſen? — Er wird ſich Freiheiten, die zuletzt zu Frechheiten werden, herausnehmen —"

„Unmöglich!" fiel Guido ein. „Wir ſpielten wohl als Kinder zuſammen, aber dies iſt lange her, er kam zeitig aus dem Hauſe der Mutter, ich war fünf bis ſechs Jahre älter als er, und überdies mehr mit der Schweſter als ihm befreundet."

„Dies mag Alles ſein, aber Ihr habt Euch eine Laſt aufgeladen!“ verſetzte Ivo. „Der junge Menſch hat überdies Geſichtszüge, die mir fatal ſein könnten. Ich, an Eurer Stelle, ſorgte anderweitig für ihn, aber ich entfernte ihn bei guter Gelegenheit.“

„Ihr ſeid heute bei ſehr übler Laune, Freund Ivo;“ ſagte Guido lächelnd, doch im Innern von der Hartnäckigkeit des Templers unangenehm berührt. „Wäre dies nicht der Fall, ſo würdet Ihr nicht verlangen, daß ich einen jungen Menſchen der mir theuer iſt, und dem ich in den Knabenjahren innig befreundet war, darum fortjagen ſoll, weil — ſeine Geſichtszüge Euch unangenehm ſind.“

„Thut was Ihr wollt, aber Ihr werdet wegen ihm viel Verdruß erleben;“ erwiederte Ivo mißlaunig. „Doch ſchweigen wir von dieſer Kleinigkeit. — Wißt Ihr ſchon, daß Saladin gegen die Beſitzungen Raimunds von Tripolis und Boemunds von Antiochien vorgerückt iſt, und daß ſeine leichte Reiterei bereits deren Gebiet verwüſtet?“

„Wirklich?“ rief Guido lebhaft. „Dann will ich noch heute mit dem Könige reden, und ihn bitten daß er einen Heertheil zur Unterſtützung dorthin ſendet, und mir den Oberbefehl übertrage.“

„Euren perſönlichen Feinden, Euren Gegnern,
wollt Ihr zu Hülfe kommen! In der That ſehr edel,
aber ſehr einfältig;“ ſagte Ivo. „Das wäre die rechte
Art Reichsverweſer zu werden, beſonders jetzt, wo ſeit
einigen Tagen die Krankheit des Königs ſich auf eine
faſt wunderbare Weiſe vermindert hat! Ihr kennt
wohl nicht die Art und Weiſe Sr. Gnaden, ſobald
ſein Uebel etwas nachläßt, Alles ſelbſt thun und an-
ordnen zu wollen? Sendete er jetzt ein Heer nach
Tarablus, — ich brauche immer die ſaraceniſchen
Benennungen, in meiner Heimath findet man ſie ge-
läufiger, — was gilt's, er würde ſich an die Spitze
ſtellen wollen! Darum kein Wort davon. Laßt Rai-
mund und Boemund ſich aus der Klemme ziehen ſo
gut ſie können. Mit dem Letzten wird Saladin —
er weiß wohl warum — ohnehin nicht ſo gar übel
umſpringen, und was den Erſten anbelangt, der iſt
wie eine Katze; werft ſie wie Ihr wollt, ſie kommt
immer wieder auf die Füße.“

„Ihr meint alſo —“

„Daß Ihr ſowohl ſelbſt, als auch durch die Gräfin

Agnes und Eure Gemahlin Alles thun ſollt, um den König abzuhalten, wenn er von ſelbſt auf den Gedanken käme, ſeinen und Euern Feinden Beiſtand zu ſenden;" verſetzte der Templer mit großer Lebhaftigkeit. „Seht Ihr denn nicht ein, daß der König Euch erſt dann zum Reichsverweſer ernennen wird, wenn er nicht ſelbſt im Stande iſt in's Feld zu rücken, was er aber thut wenn es auch nur auf einer Tragbahre möglich wäre? Ein ſolcher Zeitpunkt muß abgewartet werden, und er ſoll und wird ſich finden. Geſetzt aber, er ſendete Euch auch jetzt gegen den Sultan, ſo wären zwei Dinge möglich; entweder Ihr ſchlüget ihn, oder Ihr würdet geſchlagen. Im erſten Falle würde die Eiferſucht des Königs erregt, und er wäre weit davon entfernt Euer Anſehen und Macht vermehren zu wollen, im zweiten könnte er es nicht, wenn er auch dazu geneigt wäre. Glaubt mir, nur die Noth kann ihn dazu bringen Euch den Befehl über das Heer zu übertragen, und dieſe Noth wird ſich finden."

Längere Zeit ſprach Ivo noch über dieſen Gegenſtand mit Guido, er ſtellte ihm vor, daß weder Balian noch deſſen Anhang, eben ſo wenig auch die beiden Orden, ſich ſonderlich um die Noth der beiden mächtigen Vaſallen bekümmerten, daß es jenen vielmehr lieb ſei, wenn ſie durch den Sultan gedemüthigt würden, und daß ſelbſt der König von dem politiſchen Blicke Guido's eine gute Meinung gewinnen werde, wenn er ihm riethe, mit einer Unterſtützung zweier Männer, deren Ehrgeiz und Anmaßung ihm bereits viel Noth gemacht, nicht eben allzuſchnell bei der Hand zu ſein. —

In der Berathung, welche an demſelben Abend bei dem Könige ſtatt fand, und zu der blos die Gräfin Agnes, Joscelin von Courtenay, und die Meiſter beider Orden, zugezogen wurden, beeilte ſich Guido die Meinung Ivo's als die ſeinige darzulegen, und er war nicht wenig überraſcht, als ſie von allen Seiten höchſt beifällig aufgenommen ward. Guido gab natürlich nicht die wahren Gründe an, welche eine Unterſtützung ihm und den Anweſenden unräthlich erſcheinen ließen, er ſprach blos von dem Waffenſtillſtand, den, allem Anſcheine nach, die beiden Vaſallen verletzt hätten, und weshalb Saladin gewiſſermaßen gezwungen worden ſei das Vergeltungsrecht auszuüben, er ſprach von dem Befinden des Königs, das jetzt, wo ſo koſtbare Ausſichten zur Geneſung ſich eröffneten, nicht gefährdet werden dürfte, und erndtete zuletzt nicht nur eine Menge Lobſprüche wegen ſeiner Weisheit, ſondern Einige von den Anweſenden begannen von dem Verſtande und dem Tact des jungen Mannes eine Vorſtellung zu faſſen, die ſie früher nicht gehabt hatten.

Zufolge des Rathes, den Guido gegeben hatte, wurden die beiden Barone ohne Unterſtützung gelaſſen. Die Templer, den Beſitzungen Raimunds durch feſte Burgen in der Nähe von Paneas benachbart, ſchloſſen ſich in dieſe ein, und nur die Tapferkeit der Bürger von Tortaſa, welche, nachdem der Sultan durch eine Flotte ſelbſt die Inſel Ruad genommen hatte, noch tapfer ihre Mauern vertheidigten, ſo wie der Mangel an Lebensmitteln, durch die herrſchende Dürre verurſacht, retteten den Grafen von Tripolis vor gänzlichem Untergange. Da nun auch Roger du Moulin, faſt wie zum Hohn, mit den Hospitalitern nach den nicht bedrohten Gränzen gen Süden gezogen war, ſo blieb Raimund und Boemund nichts weiter übrig, als mit Saladin einen Vergleich zu treffen, durch den ihre Macht auf's Aeußerſte geſchwächt ward. Es war nicht zu verwundern, daß der Graf von Tripolis durch den an ihm begangenen Verrath, denn als einen ſolchen bezeichnete er es, daß er auf eine ſo ſchmähliche Weiſe im Stich gelaſſen worden, auf's Aeußerſte erbittert ward. Laut beſchwerte er ſich über die Ränkeſchmiede, die, wie er ſagte, den König umgäben. Dies kam ſeinen Gegnern überaus gelegen. Die Gräfin Agnes, nichts ſo ſehr fürchtend, als den Grafen auf's Neue Einfluß gewinnen zu ſehen, verſtärkte ihre Parthei durch Rainald von Chatillon, dem die Verbindung ſeines Stiefſohns mit einer Verwandtin der Gräfin in Ausſicht geſtellt ward, und ſo ward eine Reiſe des Grafen, der nach längerer Abweſenheit ſeine Güter in Galiläa beſuchen wollte, benutzt, um zu verſuchen den einzigen Mann von Kraft und Talent, welcher im Stande geweſen wäre das Königreich von dem immer mehr ſich nähernden Untergange zu retten, zu verderben. Der König ward nämlich dazu vermocht, dem Grafen von Tripolis, als einem Feinde des Vaterlandes, den Eintritt in's Reich zu unterſagen. Er ward ſo zu ſagen geächtet, und wieder war es Guido der, auf den Antrieb Ivo's, am allermeiſten zu der Verbannung ei=

nes Mannes beitrug, den er als einen Nebenbuhler bei der Stelle des Reichsverweſers zu fürchten hatte. Der Hauptſtreich den Ivo zu führen gedacht, ging indeſſen, wenn auch nur zum Theile, fehl. Seine Abſicht war geweſen Raimund zu offener Empörung zu reizen. Zu klug um in die ihm gelegte Schlinge zu gehen, verhielt ſich der Graf im Bewußtſein ſeiner Unſchuld ganz ruhig und wartete es ab, bis die über ſolche Behandlung empörten Gemüther der Barone eine feierliche Genugthuung verlangen würden. Dies geſchah auch in Kurzem und der König konnte ihrem ungeſtümen Drängen nicht Widerſtand leiſten. Er nahm den Befehl der Verbannung zurück, aber er haßte fortan den Grafen nur um ſo ſtärker, und hatte den Vorſatz, denſelben bei vermehrter Krankheit nie wieder als ſeinen Stellvertreter an die Spitze des Heeres und der Geſchäfte zu ſtellen, um ſo weniger Hehl. Die Nothwendigkeit an einen ſolchen zu denken, ward indeß von Tage zu Tage dringender. Der Waffenſtillſtand mit dem Sultan lief in Kurzem ab, und von allen Seiten trafen Nachrichten ein, daß ſich Saladin zu einem Feldzuge rüſte. Nachdem der König mit den Baronen Rath gehalten, ward beſchloſſen, daß das Heer bei dem Quell von Saffuri ein Lager beziehen ſolle. Von dort aus konnte man ſchnell nach jedem bedrohten Punkte der Gränze gelangen, und hatte überdies, wenn man dort von Saladin angegriffen werden ſollte, ein überaus günſtiges Terrain, um das Schickſal von Paläſtina durch eine Schlacht zu entſcheiden. Die Prinzeſſin Sybille, als ſie hörte daß ihr Gemahl mit dem Heere in's Feld rücken würde, war untröſtlich. Sie liebte Guido mit einer Leidenſchaft, wie man nur im Oriente zu lieben im Stande iſt, und die Liebe der Fürſtin war, wie überhaupt die Liebe der Frauen jenes Landes, nicht eben ätheriſcher Natur. Sie liebte Guido weil er der ſchönſte Mann im Lande, vielleicht der ſchönſte ſeiner Zeit war, und der Beſitz deſſelben dünkte ihr der Gipfel des Glückes. Der Gedanke auf einige Zeit von ihm getrennt zu ſein, war ihr unerträglich, und als der Tag des Aufbruchs des Heeres nahte, war ſie vor Schmerz dem Wahnſinn nahe. Auch Guido liebte Sybillen, aber es war nicht jene Jugendliebe, die ihn mit tauſend zarten Banden ſelbſt jenſeits des Meeres an ein Weſen gefeſſelt gehalten hatte, das er als Knabe ſchon geliebt, und an das er durch den Anblick Klotars täglich, ja ſtündlich erinnert ward. Die Aehnlichkeit des Pagen mit der geſtorbenen Schweſter, ward Guido in der That faſt zu einer Art von Qual. Jede Miene, jede Bewegung, ja ſelbſt der Laut der Stimme erinnerte ihn an die geliebte Todte. Dieſerhalb, vorzüglich aber weil Sybille und Ivo eine beſondere Abneigung gegen den Pagen blicken ließen, ſtieg in Guido's Seele manchmal der Gedanke auf, daß es wohl im Grunde beſſer geweſen wäre, wenn er Ivo's Rath, für den jungen Menſchen zu ſorgen, aber ihn nicht bei ſeiner Perſon anzuſtellen, befolgt hätte. In der That mußte er zugeben daß ſeine Gemahlin nicht Unrecht habe, wenn ſie den Pagen launenhaft, mürriſch und wenig achtſam in ſeinem Dienſte ſchalt. Stundenlang konnte Klotar einſam in einem Winkel ſtehen und vor ſich hinblicken, ohne von dem, was um ihn vorging, Notiz zu nehmen. Befahl ihm die Fürſtin etwas, ſo verrichtete er den ihm aufgetragenen Dienſt langſam, mechaniſch, ſelbſt mit ſcheinbarer Unluſt, und nur wenn ihm Guido etwas auftrug, veränderte ſich ſein Weſen. Dann aber erſchien der träge, träumeriſche Knabe plötzlich als ein ganz Anderer.

Er flog um das ihm aufgetragene Geſchäft auszurichten, und jeder Zug ſeines, dann einen ganz andern Ausdruck annehmenden Geſichts, ſchien darzuthun, wie freudig er den Befehl vollziehe. Es bedurfte kaum einer Bemerkung Sybillens um Guido auf dieſen Umſtand aufmerkſam zu machen, und ob er es auch beſtritt, wenn ſeine Gemahlin behauptete, daß Klotar dadurch vorſätzlich bemerklich machen wolle, daß er der Meinung ſei, nur Guido's Befehlen Folge leiſten zu müſſen, ſo war er doch im Herzen ſelbſt dieſer Anſicht. Oft tadelte er daher dieſes Benehmen des Pagen, und wies ihn mit ernſten Worten an, die Befehle der Fürſtin eben ſo, ja noch eifriger wie die ſeinigen, zu vollziehen. Der junge Menſch ſchlug in ſolchen Fällen die Augen nieder, verſprach mit wenigen Worten dieſer Anweiſung in Zukunft nachkommen zu wollen, aber Guido mußte ſeiner Gemahlin Recht geben, wenn ſie behauptete, daß die Zurechtweiſung fruchtlos geblieben ſei. Mehr noch wie gegen Sybillen, fehlte Klotar im dem Benehmen gegen den Templer. Obwohl er wußte daß Ivo ein vertrauter Freund ſeines Herrn ſei, ſo beachtete er doch kaum die Formen, die ein

Diener einem ſolchen ſchuldig iſt, und Guido fand ſich manchmal genöthigt ihm ſein Benehmen mit ſcharfen Worten vorzuhalten.

Es war zwei Tage vor dem Aufbruche des Heeres nach dem Lager von Saffuri, als der Templer raſch zu Guido in's Zimmer trat.

„Neuigkeiten, die trefflichſten die ich Euch bringen kann!“ rief er aus. „So eben komme ich von der Gräfin Agnes. Der König hat Euch zum Grafen von Joppe und Askalon ernannt. Am Tage des Abmarſches wird die Ernennung dem Heere bekannt gemacht werden.“

„In der That, Ihr überraſcht mich!“ rief Guido doch erfreut.

„Jetzt geht es raſch auf das ‚Alter ego‘ los!“ rief Ivo. „Dieſe Ernennung mußte vorhergehen, damit der Sprung den Baronen nicht zu groß ſchien. — Nun aber ſchmiedet das Eiſen, das ich in Gluth gebracht! Wie Ihr wißt, hat der König bereits ein Auge verloren, die rechte Seite iſt völlig gelähmt, und er muß ſich nach dem Lager tragen laſſen, da ein Sitzen zu Pferde durchaus unmöglich iſt.“

„Und unter dieſen Umſtänden beſteht er durchaus darauf den Feldzug mitzumachen?“ fragte Guido erſtaunt.

„Ihr kennt ihn ja!“ ſprach Ivo achſelzuckend. „Er will, wie er ſagt, da er nichts mehr durch ſeinen Arm vermag, bis auf die letzte Minute dem Vaterlande durch ſeinen Rath nützlich werden! Im Grunde dauert mich der Mann manchmal. Er hat noch ein paar Blutstropfen von Gottfried von Bouillon in den Adern. Immerhin! Auch ſein Mitziehen iſt unſerm Plane nützlich. Nur die höchſte Noth kann ihn dazu bringen noch einmal einen Stellvertreter zu ernennen. — Doch vergeſſen wir nicht das Nöthigſte!“ fuhr der Templer fort, indem er eine Schrift hervorzog. „Dies müßt Ihr bewilligen und beſchwören, wenn die Barone Euch als Reichsverweſer anerkennen ſollen.“

„Wie?“ rief Guido, indem er einen Blick auf das Papier warf. „Dies iſt ja eine vollkommene Verſplitterung der Gränzlehen! Die Veſten im Gor und an der Gränze von Baſan den Baronen, die ſie nicht einmal mit Nachdruck vertheidigen können, da ihre übrigen Beſitzungen ſo entfernt ſind? Belcourt dem Tempel, und Makaba, die ſchöne ſtarke Veſte am todten Meer, dem Hospital?"

„Ja," ſagte Ivo kalt, „ich gab Roger du Moulin zu verſtehen, daß Ihr nur ungern die letztgenannte Burg aufgeben würdet, aber was iſt zu thun? Jener Wolf hat nun einmal einen weiten Rachen, und der Biſſen, der ihn ſtopfen ſoll, muß deshalb von Umfang ſein."

„Bedrnkt doch! Es hieße dem Lande einen entſchiedenen Nachtheil zufügen;" verſetzte Guido.

„Es muß aber geſchehen, wenn Ihr Reichsverweſer werden wollt;" entgegnete Ivo mit vielem Phlegma. „Die Barone und die Orden willigen ſonſt nicht ein, und ſie wären Narren wenn ſie es thäten. — Glaubt Ihr denn, Meſſire," ſetzte er mit auffallendem Hohn hinzu, „daß ſie aus Freundſchaft für Euch, Eurer Erhebung ruhig zuſehen, und um Eurer ſchönen Augen willen Euch zum Oberbefehlshaber machen werden? Umſonſt iſt der Tod! Und Ihr ſeid — äußerſt unſchuldig, wenn Ihr eine andere Meinung habt."

Da Gido ſchwieg, ſo nahm der Templer dies als eine ſtillſchweigende Einwilligung.

„Bring Dinte, Page!" ſagte er zu Klotar, der eben eingetreten war, aber unbeweglich ſtehen blieb und auf ſeinen Herrn blickte. Guido winkte ihm den Befehl zu vollziehen.

„Die Barone verlangten noch außerdem, Ihr ſolltet den Vertrag feierlich beſchwören;" fuhr Ivo nachdenklich fort. „Dies könnte indeß, wenn es vor Zeugen geſchähe, dem Könige zu Ohren kommen, und allerlei Verdruß erregen. Ich denke ſie werden ſich beruhigen, wenn ich ihnen ſage, Ihr hättet den Eid in meine Hand geleiſtet."

Der Page hatte inzwiſchen das Schreibzeug gebracht. Er warf ein paar Blicke auf das, auf dem Tiſche liegende Pergament, plötzlich ſchien das Schreibzeug in ſeiner Hand zu ſchwanken, es entfiel der letzten und ein Strom von Dinte floß auf das Pergament.

„Hölle und Teufel! Ihr ſeid —" Die letzten Worte ſtockten in dem Munde des Templers, und er ſah, ohne weiter zu ſprechen, den Pagen mit einem durchbohrenden Blicke an.

„Welche Ungeſchicklichkeit!" rief Guido voll Verdruß. „Gehe ſogleich auf Dein Zimmer, und verlaſſe es nicht eher bis ich es befehle.“

Ohne ein Wort zu ſagen, küßte der Page einen Zipfel des Mantels ſeines Herrn, und ging zur Thür hinaus.

„Schafft den Buben fort! Er iſt ein Verräther. Er hat es mit Vorſatz gethan;“ rief der Templer als Jener das Zimmer verlaſſen hatte.

„Ungeſchickt! Nichts weiter;“ verſetzte Guido mißmuthig. „Was konnte er dabei beabſichtigen? Es iſt ja nichts verloren als ein Blatt Pergament. Laßt es nochmals abſchreiben, und ſendet mir es morgen. Ich will es dann unterzeichnen.“

„Ich hätte Luſt geradezu von Euch zu fordern, daß Ihr den Menſchen entferntet,“ hob Ivo düſter an, „indeß Ihr würdet ſagen —“

„Daß Ihr mich wie einen Knaben behandelt;“ ergänzte Guido höchſt verdrießlich. „Ihr ſeid klug, Ivo, aber dieſe Klugheit macht Euch gegen Jedermann ſo argwöhniſch, daß Ihr meint —“

„Daß Jedermann ein Schurke iſt, wenn eine Leidenſchaft und die Gelegenheit ſie zu befriedigen in's Spiel kommen;“ ſprach froſtig der Templer. „Behaltet den Buben meinetwegen, und möge mein Argwohn ſich nicht rechtfertigen."

Nach kurzem Wortwechſel verließ Ivo das Gemach. Guido verſprach ihm beim Weggehen das Document zu vollziehen, ſobald er es in Händen haben würde.

Der Vorfall war übrigens Guido äußerſt unangenehm geweſen, und dies zwar um ſo mehr, als auch ihm es geſchienen, als ob Klotar die Schrift mit Vorſatz habe verderben wollen.

„That er es aus Abneigung gegen Ivo," ſagte er zu ſich, „und dies iſt noch der beſſere Fall, ſo iſt es eine knabenhafte Laune, die Beſtrafung verdient, iſt dies nicht ſo, ſo hat Ivo Recht, es mußte dann ein Plan zum Grunde liegen, und dieſem muß ich auf die Spur zu kommen ſuchen."

Der Ritter ging nach der Thür, und befahl einen Diener den Pagen zu rufen. Nach kurzer Zeit trat dieſer in's Zimmer. Sein Anſehen war ruhig und keineswegs niedergeſchlagen.

„Ich habe Dir bereits mehrmals anempfohlen in Deinem Dienſte aufmerkſamer zu ſein, ſo wie dem Ritter Ivo, einem Manne der mein Freund iſt, größere Achtung zu bezeigen, und Du biſt dieſer

Weiſung nicht nachgekommen;“ ſprach Guido ſtreng. „Es ſollte mir leid thun, wenn Du auch dieſe letzte Warnung überhörteſt. Ich würde Dich von meiner Perſon entfernen müſſen.“

Klotar ward bei den letzten Worten todtenbleich. Sein Antlitz glich dem eines Geſtorbenen Der Ritter bemerkte den Eindruck, den ſeine Worte auf die Seele des jungen Menſchen zu machen ſchienen.

„Ich denke,“ ſagte er ſanfter, „Du wirſt Dir dieſe Warnung zur Lehre dienen laſſen, und hoffe Du haſt mich nicht abſichtlich betrüben wollen.“

„Nein! — Nein, beim lebendigen Gott!“ rief der Jüngling die Hände wie betheurend bis über ſein Haupt erhebend, und während eine helle Röthe ſein bleiches Geſicht überflog.

„Dennoch,“ ſprach Guido, „ſchien es mir als handelteſt Du mit Abſicht ſo.“

„Ja,“ rief der Jüngling, „ich that es mit Vorſatz, aber — ich that es zu Eurem Beſten. — Ich will Alles ſagen, Meſſire,“ fuhr er lebhaft fort, „und Gott ſei mein Zeuge, daß mein Vorſatz gut war! Es geſchah weil ich den Ritter für einen Mann halte, der eine böſe Abſicht hat, und Euch in's Verderben ſtürzen will."

„Unſinn! Der Ritter iſt ein wackerer Mann und mein beſter Freund;" verſetzte Guido unwillig.

„Meſſire," rief der Jüngling lebhaft ergriffen, „ſehe ich dieſen Menſchen neben Euch, ſo iſt es mir immer als ſähe ich einen Teufel, der um Eure Seele mit Euch handeln wolle —"

„Genug! Ich verbiete Dir noch ein Wort von dem Ritter zu ſagen, das gegen die Achtung iſt, die Du ihm ſchuldig biſt;" ſprach Guido ſtreng.

„Ach," rief Klotar die Hände faltend, „es iſt mir immer ſo Angſt, wenn ich den dunkeln Mann bei Euch ſehe. Er blickt immer ſo kalt, ſo höhniſch auf Euch —"

„Das iſt nun einmal ſo in ſeiner Art. Er mag viel trübe Erfahrungen gemacht haben, und liebt allerdings die Menſchen nicht, was er auch nicht Hehl hat. — Wenn Du indeß ſonſt nichts Uebles von ihm weißt —"

„Etwas weiß ich, Meſſire, das vielleicht an ſich unſchuldig iſt, aber das mich dennoch verzüglich veranlaßte jene Schrift zu verderben. Ich wollte Euch nämlich vorher und ehe Ihr unterſchriebt, von etwas in Kenntniß ſetzen, das ich geſtern ſah, und wußte kein anderes Mittel als die Schrift zu vernichten. Ihr hättet, ſo dachte ich, dann Zeit zu überlegen ob Ihr unterſchreiben ſollet oder nicht. — Ich ging," erzählte Klotar, „geſtern als Ihr auswärts waret, im Thale Ben Hinnom nach dem „Berge des böſen Rathes" zu, um von dort die heilige Stadt zu überſchauen. Unweit der Stätte, die Hakeldama heißt, ſind einige Grabhöhlen. Ich trete in den Eingang einer derſelben, und bemerke auf der Felswand einige alte, halb verlöſchte Gemälde. Während ich dieſe betrachte, höre ich außerhalb der Höhle ein Geſpräch zweier Menſchen, das in ſaraceniſcher Mundart geführt wurde, und in welchem der Name: Saladin mehrmals vorkam. Die Stimme des Einen ſchien mir bekannt, dennoch wollte ich mich nicht bemerkbar machen, da ich allein und es faſt Abend war. Ich trat alſo hinter einen Felſenvorſprung, wo ich überblicken konnte was außen vorging, ohne daß ich ſelbſt geſehen werden konnte. Zu meiner Verwunderung ſah ich hier den Ritter Ivo, der ſich mit einem Greiſe unterhielt, der in Thierfelle und ziemlich abentheuerlich gekleidet war.“

„Da iſt nichts Wunderbares dabei!“ fiel Guido lächelnd ein. „Jener Greis iſt der Anachoret, der eines der Gräber bewohnt, und wie Ivo aus Armenien gebürtig iſt. Ich habe den Mann gleichfalls ſchon geſehen, und es iſt nichts weniger als auffallend, daß der Ritter mit dieſem Manne ſich über ihr gemeinſames Vaterland in ſaraceniſcher Sprache unterhält.“

„Dies würde mir auch nicht aufgefallen ſein,“ ſagte Klotar, „und ich habe in der That zuerſt wieder daran gedacht als ich jenes Pergament erblickte. Ritter Ivo hatte das nämliche in der Hand als er mit dem Eremiten ſprach, — ich erkannte es vorhin ſogleich an der Art wie es zuſammen gelegt war — und es war ganz augenſcheinlich, daß der Inhalt der Gegenſtand des Geſpräches war, denn der Ritter zeigte mehrmals auf einige Stellen in demſelben.“

„In der That, ſehr ſonderbar;“ verſetzte Guido befremdet. — „Vielleicht haſt Du Dich indeß getäuſcht —“

„Gewiß nicht, Meſſire!“ rief der Page lebhaft. „Ich lebe und ſterbe darauf, daß es daſſelbe Blatt